Amor vor Gerichte

eine Nouvelle
aus den Götter-Annalen.

1772.

ZueignungsSchrift

an

Mademoiſelle ******

zu

* * * * *

Ihnen, meine ſchöne Demoiſelle, weihe ich dieſe Beſchäftigung meiner Muſe. Ihre Augen, aus denen der Sohn der Paphide ſo oft ſiegte, und auf die Himen ſtolz iſt, daß ſie bald in ſeinem Reiche glänzen ſollen, mögen die Beſchützer meiner kleinen Erzehlung ſeyn; ich kenne keine beſſere SchutzGöttinnen! — Wie glücklich und wie ſtolz würde ich mich fühlen, wenn Sie meine Kühnheit mir zu verzeihen geruhten, wenn Sie meine Arbeit Ihres Beifalls, Ihres Lächelns würdigten! — ich verlange keinen höhern Ruhm! — —

Sie ſehn, die Beſtimmung meiner Erzehlung hängt völlig von Ihnen ab; wollen Sie aber meinen Bitten unerhörbar bleiben, wollen Sie die Verwegenheit rächen, in unſern liederreichen Zeiten, einem ſolchen Dinge Ihren Nahmen vorgeſezt zu haben; ſo muß ich mich freilich meinem betrübten Schikſale unterwerfen; aber alsdenn wird es noch eine Art eines traurigen Troſtes für mich ſeyn, wenn ich meine Schrift zu Papilloten umgeſchaffen, an Ihren ſchönen Haaren vergehn, und mich wenigſtens ſo, des ſchönſten Todes eines Schriftſtellers ſterben ſehe. — —

Ihr Freunde! die ihr meiner Geige
Ein aufmerkſames Ohr verleiht,
Wenn, voll von Hippokrenens Neige
Sie euch ſo manches Mährgen ſchreit; —
Vernehmt das neue Abentheuer,
Wovon, bei leztrer Himmels Feyer,
Die Nachricht meine Muſe ſtahl. —

Als jüngſt die Eiferſucht einmahl
Die Frau des Donner Gottes plagte,
Der es verdroß, daß ihr Gemahl
Sich nicht mit ihr allein behagte,
Und oft entfernt von ihren Schoos
Nach andern hübſchen Nymphen jagte:
So lud ſie auf ihr Sommer Schloß
Den Preiß der keuſcheſten Göttinnen
Durch Kammer Fräulein Iris ein,
Die auch zur Conferenz erſchienen.
Allein die Aſſemblee war klein;
Denn in Olymp, wie hier auf Erden;
Soll ächte Keuſchheit ſelten ſeyn,
Und iſt die Nachricht falſch, ſo werden
Mesdames, gütigſt mir's verzeihn.

Der Kaffe war kaum abgetragen,
So fieng die Dame ihre Klagen,

Zevs Sünden-Litanei, ſchon an;
Wie er als Büffel oder Schwan,
Des Ehſtands Reinigkeit verletzet
Und mit Griſetten ſich ergötzet;
Wie ſie vor ihn kein Talisman,
Kein Thurm, kein — Reifrok ſchützen kann;
Ja, wie er ganz allein erſt heute
Im Ueberrok, von ihrer Seite,
(Gewiß auf neue Buhlerei)
Zur Unterwelt geſchlichen ſey? —
„Zwar dächte ich, wie manche dencken
„(Ich nenne eben keine nicht,)
„So würde mich dies wenig kräncken,
„Allein ich ehre meine Pflicht: —
Sie ſprach's; es konnte ſich der Zähren
Der keuſche Zirkel kaum erwehren:
Die eine wedelt ſich, die andre zieht
Das weiße Schnupftuch vor; zu tröſten
Sind ſie mitleidig zwar bemüht;

Doch Mutter Veſta traf's am beſten,
Denn, wie das Einmahl eins ſo klar
Thut ſie gleich a priori dar,
Daß nur der Knabe, den Cithere
Dem Mann im vierten Mond gebahr,
Des Götter-Fürſten Sinn verkehre;
Verweilen bringe hier Gefahr;
Das Uebel aus dem Grund zu heben,
Müß man ſogleich mit guten Fug
Ihn dem Gerichte übergeben. —

Man folgt ſofort dem weiſen Spruch;
Zum Richter ward der Gott der Reben
Zum Sekretair Apoll gewählt. —
Doch wer ſoll ihn gefangen nehmen?
Die Pallas, der's an Muth nie fehlt,
Will ſich zu dieſen Amt bequemen:
Sie eilt, nimt ihren Feder-Huth,
Den Amazonen-Rock und Degen,

Man ſah mit Mienen voller Gluth
Sie ihren Küraß ſich anlegen;
Nun greift ſie nach den Reiſeſtab,
Und wandert zu der Erd hinab.

Gott Cipripor, dem unterdeßen
Für unſrer Damen bös Ermeßen
Kein guter Freund die Warnung gab,
Scherzt unbeſorget auf und nieder,
Giebt Liebſten die Geliebte wieder,
Wirft Treuen und wirft Spröde nieder,
Und geht ſowohl bei Nacht als Tag,
Ganz öffentlich der Nahrung nach. —
Doch Pallas, die von Stell zu Stelle,
Ihm unermüdet nachgeſpürt,
Erhaſcht ihn, da in eine Zelle,
Die ein recht frommes Mönchen ziert,
Er eben einen Pater führt. —

Ein Gran Verſäumniß that hier Schaden
Und es war um den Fang geſchehn,
Denn in den Herzen der Beaten
Iſt Amor ſelten auszuſpähn.

Doch nunmehr kann er nicht entgehn;
Miß Pallas hällt ihn — beim Gefieder,
Dem Armen beben alle Glieder
Er fragt, er fleht, was er verſehn?
Doch daran will ſie ſich nicht kehren,
Und Waffen fehlen ſich zu wehren;
Denn ach! ſein Bogen und ſein Pfeil
Wird leider gleich dem Feind zu Theil.
Er wagt's und ſtreubt ſich zwar bisweilen,
Allein mit ſeiner BogenSchnur
Peitſcht Pallas ihn zum ſchnellen Eilen,
Ihn, den mit Blumen Cränzen nur

Zum Scherz die Venus ſchlug, und Nymphen
Aus Amathonts und Gnidens Flur.
Den guten Gott ſo zu beſchimpfen!
Minerven ſicht kein Mitleid an,
Sie trabt mit ihm nun Himmel an.

Gemach ruft hier mit finſtrer Stirne
Freund Duns aus ſeiner Gruft hervor,
Herr Autor, ihm ſpukt's im Gehirne,
Und länger leih' ich nicht mein Ohr,
Wozu wird er ſich noch erfrechen,
Er der es ſchon ganz kühnlich wagt,
Und ſelbſt die Weisheit, welch Verbrechen!
Zum Häſcher und — zum Büttel macht. —
Beim Ehren-Wulſt der Quintagnone,
Beim lincken Huf des Pegaſus!
Wenn ich hier dichte, ſo belohne
Mein Mädgen mich mit keinem Kuß:

Ich lehr' ja nur, was das Gerüchte
Vertraulich mir ins Ohr geraunt;
Kann ich dafür, wenn die Geſchichte
Ihr, wie ein ſchöner Gaul, anſtaunt? —
Das Impromptu von eurer Phraſe,
Freund Duns, iſt eine Seifen-Blaſe! —

Wer leiht mir nun die Harmonie
Der Wielands, oder die Magie
Von Oeſers Pinſel, euch zu mahlen,
Die Ankunft von dem ſeltnen Paar;
Den Knaben mit dem langen Haar;
Der jezt aus Furcht kaum konnte lallen,
Vor kurzen noch ſo ſchrecklich war;
Und ſeine Häicherin zur Seite
Im reichen Amazonen Kleide. —
Auch mahlt ich gern des HimmelsFreude; —

Wie die ihn zwikt, und die ihn ſchlug,
Und jede ſchalt und jede frug.
Allein ich ſchweige und begleite
Wohin die laute Schaar ihn führt;
Zum Saal, der wie es ſich gebührt,
Mit Flaſchenfuttern ausgeziert!
Wein giebt dem Richter neue Kräfte
Und Licht dem dunckelſten Geſchäfte.

O edler Brauch! dem keiner gleich
Du blühteſt jüngſt im deutſchen Reich
Zentgrafen, Schöpſen, Aſeßoren,
Wenn ſie durch ſchwerer Sprüche Zahl,
Faſt Einſicht und Verſtand verlohren,
Ertrancken ſie aus dem Pocal. —
Dann fieng die Weisheit an zu glänzen,
Dann ſprach man richtiger Sentenzen,

Partheien wurden ehr vereint;
O edler Brauch, wo biſt du blieben!
Der war des Vaterlandes Feind,
Der dich aus dem Gericht vertrieben.

Im Saale, dem Verhör geweiht,
Sind die Partheien nun erſchienen;
Schon las man in der Richter Mienen
Den Ausſpruch der Partheilichkeit:
Es iſt auch keine Kleinigkeit,
Mit ſolchen ſchönen Klägerinnen
Zu rechten nach der Billigkeit,
Denckt euch einmal die Pierinnen
Noch jung und ſchön um dieſe Zeit,
Die Juno ſelbſt, die Charitinnen,
Und Amors Gegenwart dazu,
Und ſagt, hat da das Herz wohl Ruh? —

Als Iris endlich angekommen,
Die ein Packetchen Billets doux
Statt der Beweiße mitgenommen,
So ward der Gott alsbald vernommen.

Erzitternd, bleich, wie Täubchen zahm
Sah man ihn vor Gerichte ſtehen;
So bebte er, als auf ſein Flehen,
Der Greis von Tejos ihn aufnahm! —
Gern will er alles eingeſtehen,
Und fängt nun die Erzehlung an. —
Was er für ungeheuren Schaden
Der Erde-Bürgern angethan:
Wie manchen jezt die Teufel braten,
Um Dinge, die er angerathen;

Von dem verliebten Paare an
Das einſt im Helleſpont entſchlaffen,
(Weil Er zu arm war einen Kahn,
Sie ein Laternchen anzuſchaffen)
Bis zu Molierens Dom Juan. —
Ihm ſey der Hirt wie Ihro Gnaden,
Freigeiſter, Heuchler und Prälaten,
Der Heil'ge wie der Tartar-Chan,
Die Kirche, wie Redouten Nächte —
Wo nur das andere Geſchlechte
Sich ſehn läßt — alles unterthan:
Er herrſch' bei Birons Patagonen
Wie bei den Franzen und Wallonen!
Oft hab' um ihn der Krieg verheert,
Oft Himens Diener er gehörnet,
Die Hageſtolzen angekörnet,
Und Ahnenfolgen leicht zerſtört:

Aus Poltrons hab' er tapfre Ritter,
Auch Dichter, Spieler auf der Cither,
Viel Weiſe, — Narren mehr gemacht:
Unmöglichkeiten, Wunderwerke,
Durch ſeines Bogens Zauber-Stärke
In Augenblicken leicht vollbracht. —

Doch alles dieſes bleibt verſchwiegen,
Und, glaubt es, ſonder meine Schuld,
Ich muß mich nach den Zeiten ſchmiegen;
Beſäßt ihr gleich des Schachs Geduld
Und ich Scheherezadens Lunge,
So würde doch was Amors Zunge
Gezwungen dem Gericht bekannt,
Von mir nicht wieder hergenannt,
Und könnt ich ſeinem Biographen

Zu Folianten Stoff verſchaffen,
Als Dichter bin ich auch galant;
Aus Ehrfurcht für das Frauenzimmer
Erfahret ihr es von mir nimmer. —

Ihr aber, die ihr euch nicht ſcheut
Des Orpheus Schickſal zu erwerben
Und ſo, wie er zerfleiſcht zu ſterben!
Sezt euch und ſchreibt bei guter Zeit,
Was die Chronique ſcandaleuſe
Von eurem Städtchen euch darbeut,
Fein klein auf dieſes Blattes Blöße! —

Was er im Himmel einſt verricht.
Das will Cupido nun erzehlen.
Ich werde, ſpricht er, nichts verhehlen,
Herr Schreiber, thut nur eure Pflicht;
Dann fragt der Kläger ihr Gewiſſen
Sie werden euch geſtehen müſſen,
Daß jezt die Wahrheit aus mir ſpricht.

Ein Donner klang dies in den Ohren
Von jeder, die zugegen war;
Man ſah die Angſt an allen klar,
Sie glauben ihren Ruf verlohren,
Denn unter der ſo keuſchen Schaar,

War niemand nicht, der ſich von innen
So züchtig fühlt als ſeine Mienen. —
Frau Jupiterin — wer dächte das?
Ja Pallas ſelbſt wird Leichenblaß;
Blaß Bachus — wie ein Advocate,
Dem, in verſammelten Senate
Der Gegner ein Geſetz anführt
Und er nicht weiß, was der citirt, —
Aus Angſt kaut Phoebus an der Feder
Und Flora nimmt ſich Schnupftoback. —
Den Rath, der Quaal, worin er ſtack,
Schnell zu entziehn, ſchreit Veſta Zeter!

Spricht viel von Irrthum und Betrug,
Daß man aus Eile ſich vergangen,
Der Gott ſey rein, man ſey nicht klug
Die Unſchuld länger zu belangen. —
Nun röthen ſich der Damen Wangen
Und fröhlich rufen ſie, er ſey
Von aller Unterſuchung frey!

So ſchnell nimt Weiber Wuth ein Ende: —
Dem ſchmeichelt man nunmehr aus Noth,
Dem man den Untergang gedroht,
Giebt ihm Confect, ſtreicht ihm die Hände;

Selbſt Juno läßt von ihrer Höh
Und bittet ihn zu den Soupee. —

Doch Freunde eh' wir weiter gehen
Laßt in parentheſi uns ſehen,
Was ſich auf unſern Rund begab,
Als man ſo ſchnell nach jenen Höhen
Citherens Söhnchen holte ab. —

Die Scherze und die Tändeleien;
Der jungen Zärtlichkeiten Heer
Verkrochen ſich in Wüſteneien,
Man ſahe keine Freuden mehr.

Sie war'n des Liebes-Gotts Geſährten,
Und ſie befürchteten, wie er
Von Pallas weggeraubt zu werden.
Die Langeweile, der Verdruß,
Die Schwermuth kam an ihre Stelle,
Mit ihr ein böſer Genius,
Der Häßlichſte, der je der Hölle
Zur Peſt der Sterblichen entſtieg:
Ein Monſter, bleich und abgezehret,
Es führt mit der Natur nun Krieg,
Und ward in Sodom einſt verehret. —

Doch was ihr mir gewiß verneint,
Was euch gelogen, unter allen
So ich biſher gereimet, ſcheint;
Kein Mädgen ſuchte zu gefallen,
Der Trieb dazu war eingeſchneit;
Man liebte blos aus Höflichkeit
Und etwan zum Vertreib der Zeit.
Ihr, die ihr auf die Liebe ſchmähet,
Wenn euch der Stoiciſmus blähet,
Verlaßt den finſtern Wahn, erkennt,
Wie ſehr der Irrthum euch verblendt,

Seht, Amor fehlt nur Augenblicke
Und Millionen Uebel drohn,
Die Welt kehrt in ihr Nichts zurücke;
So nöthig iſt Paphidens Sohn!

Sir Jupiter, der unterdeßen
In irgend einem Paradies
Bemüht bei Nymphgens zu vergeſſen,
Was ſeine Frau ihn leiden lies;
Dem fiel es ein, aus unſern Gründen
Sich oben wieder einzufinden.

Wie ſtaunt er nicht da vom Merkur,
Vielleicht von ſeiner Pompadour,
Von Heben, er das Ding erfuhr!
Er ſchwur beim Styx ein ſolch Verbrechen
Aufs allerſchrecklichſte zu rächen,
Der Juno Frevel ſey zu groß;
Er ſchwur zum ſteten Angedencken
Ihr gleich den güldenen Amboß
Zum zweitenmale anzuhencken.
Zwar bittet ſie Vulcan noch los,

Allein ſie darf in hundert Tagen
Sich nicht zu ſeinen Sofa wagen;
Die Pallas muſte ins Exil,
Apollo wieder Heerden weiden,
Und Bachus, was ihm ſehr misfiel,
Den Schenktiſch und die Tafel meiden.

So rächt Herr Zevs des Amors Schmach;
Doch dieſer rächet ſich noch nach:

Er kann den Streich noch nicht vergeſſen
Noch jezt gehäßig den Proceſſen,
Hat oft, eh' man es inne wird,
Er ſchon das Tribunal verwirrt.

SCHREIBEN
über ein
DESSERT

Ein Pendant
zu den
Deviſen für Deutſchlands Gelehrte

Mit
Anmerkungen
von
einem Dritten heraus gegeben.

1773.

Mein Freund

halten Sie mein Schreiben nicht etwa für einen Traum, wie in den *Gottſchediſchen* Iahrzehnten, in den Wochenblättern gewöhnlich geträumet wurde, oder für ein Ding, das *Boileaus* Gaſtmahl ähnlen ſoll, und wo *Naſidenii* Gerichte noch einmahl gekocht würden — nein, mein Freund, mein Schreiben enthält Wahrheiten, und beim *ieniſchen Beobachter!* Ihre Freude wird ſehr groſs ſein, wenn Sie hören werden, daſs Ihr Wunſch in der *Vorrede* zu den Deviſen wirklich in Erfüllung gegangen iſt. Wie? werden Sie ausrufen, giebt es ſolche geſchmakvolle Gaſtereien, ſolche Patronen des Genies in meinem Vaterlande? — o ſachte mein Herr! derienige, deſſen Deſſert ich Ihnen iezt ſchreibe, war wahrhaftig kein Mäcen: über den Werth einer Schnepfen-Wurſt, konnt' er vernünfteln, aber nicht über den Preis eines Gedichts. Zwar eben deſswegen konnt' er Mäcen ſein, doch er war es nicht. Sein Koch, den er mit Erfindung von Neuigkeiten eben ſo ſehr zu plagen pflegte, als weiland *Graf Gotter* den ſeinigen, fand Ihr Buch in einem Laden, und entſchloſs ſich, den Innhalt ſeinem Titul gemäſs anzuwenden. — Hier könnt' ich, wenn ich ein *Poë.* wäre, mit vieler Wahrſcheinlichkeit, die berühmteſte Fee oder den geſchikteſten Geiſt des Gabalis heraufzaubern, um den Koch den Teig und die Bildergen, denen er jede Deviſe vertraute, unſichtbarer Weiſe machen zu helfen, denn in der Folge werden Sie ſehn, daſs dieſe Figuren, ſo treſlich zu jedem Autor, der in ihnen klebte, paſsten, als wenn wirklich ein ſchwarzes Stäbgen im Spiel, oder der Koch ein Kunſtrichter geweſen wäre. Allein das war er nicht, ob man gleich unter dieſen Herrn *) Leute von allen Profeſſionen antrift, er hatte ein zu vernünftiges Anſehn dazu, daſs ihn gleich

---

*) Ich erinnere mich einen kunſtrichterten, und in der Recenſenten Geſellſchaft zu * * aufgedungenen *Schuſtergeſellen* geſehn zu haben — o mores!

frei ſprach, und nur das Verhängnis, das ſchon manchem tollen Zufall das Daſein gegeben, hatte dieſen geſcheiden Streich geſpielt. Ich werde die Gäſte nicht herzählen, es war das Gaſtmahl eines Groſsen, und die Geſellſchaft folglich ohngefehr ſo gewählt wie auf *Wilhelminens* Hochzeit. Eben deswegen übergehe ich auch die Geſpräche, ihr Witz mögte Ihnen Gähnen oder Kopfweh verurſachen. Alſo gleich zum Deſſert. — Eine groſse Schüſſel voll *Deviſen* — Ich nahm einige, mit der Mine voll Langeweile, vor der ich Linderung in irgend einem Vers *à la Hudemann* oder *Wiedeburg* *) zu finden hoſte, aber wie erſtaunt' ich! ich fand in einer *Larve*, die Deviſe vor **) *Gottern*, treffend,

wem

---

*) Als eine Anecdote dieſes ieniſchen ſchönen Geiſtes kan ich hier anführen, daſs er einſt *Gnome*, das Geſchöpf des *Gabalis*, vor *Gnomon* ein Richtſchnur, erklärte.

**) Man hat einige Schauſpiele von ihm in Weimar wem ſeine Neigung zum Theater, zum Tanz, und zur Bekanntſchaft mit Schauſpielern, bekannt iſt.

Wie freu' ich mich über die Entdeckung! ich verſahe mich ſogleich mit allen Deviſen, die übrig waren. Hätte ich ſechsmahl die *Sammlungen* der *B[illegible]urgiſchen Geſellſchaft* durchleſen ſolln, ſo würde ich ehe dieſe herculiſche Arbeit unternommen haben, als von dem Gaſtmahl weggeblieben ſein. Ich ſteckte meine Deviſen ein, und horchte nur auf die Geſpräche. Der Wirth hatte einen *Salamander* zerknittet und fand den *Wieland* darinne: Ein andrer fand *Iacobi* *) in einem *Brief* worauf 1000 Küſſe ſtanden, und erinnerte ſich,

---

mit Beifall aufgeführt. Er ſcheint vor die Bühne zu arbeiten, von Natur beſtimmet zu ſein.

*) Ich muſs übrigens dieſen Dichter zugeſtehn, daſs der Scharfſinn und die Gratie, der Wohlklang der in ſeinen Werken obgleich nicht in allen, herrſcht, ihm des Lobes der Zukunft vergewiſſert.

daſs er ihn zu *Lauchſtedt* mit einem H * * auf den Haarbeutel gemahlt, herumgehn geſehn. *Kretſchman* war in einem Dinge, das einem Stück *Flittergold* glich, *Gleim* aber in einer *Waſſerflaſche*, vermuthlich weil ſeine leztern Poëſien ſo wenig geiſtreich ſind. Ein Frauenzimmer, die einen *Schornſteinfeger* öfnete, fand *Baldingern*; man hätte dieſes auf ſeinen Anzug, oder auf ſeine ewige *Biographien*, worinne er allen Wuſt, den er nur von ſeinen Helden erbetteln kan, zuſammen ſammelt, auslegen können; Eine *Schnürbruſt*, die ſie zugleich aufbrach, enthielt den *Clodius*. *Boje* ſtack in einem *Kornblumen-Büſchel*, ich deutete dieſes auf ſeinen *Almanach*, vielleicht konnte man es auch entfernter, auf eine gewiſſe Geſellſchaft junger Dichter in *Göttingen* denken, die ſich den *Bund**) nennet, und wovon er ein Vorſteher.

---

*) Eine Verſammlung junger Genies, die ihrem Va-

Michaelis war ein *Dintenfaſs*, das bald ausgetunket ſchien: Wahrhaftig ohne dieſes, würde er längſt *Keplers* Schickſal erlebt haben. *Riedel* ſtak in einer *Chaiſe*, vielleicht konnte dieſes auf ſeine ewige*) Reiſe nach *Wien* zielen; Daſs aber *Schirach* in einem *Bierkrug* war, gefiel allen, die ihn kannten, ſehr wohl. Man lachte auch nicht wenig, den *Nicolai* in einen *Bienenſtock*, ſo wie die ſogenannte *deutſche Sapho* in einer *Uhr* und

---

terlande einſt Ehre bringen werden. Der Herr Amtman *Bürger* wird es nicht übel nehmen, daſs ich ſeiner hier, als eines unſrer gebildeſten Dichter gedenke. Das *Dörfgen* im *Göttingiſchen Muſen-Almanach* von 1772. welches *Wieland* ſelbſt, gemacht zu haben, gewünſchet haben ſoll, iſt von ihm.

*) Als man ihn lange in *Wien* glaubte, hielt er ſich noch in *Erfurt* auf; die Urſachen ſind den Bürgern leztrer *Stadt* bekannt. Man kann mit Wahrheit von ihm ſagen, daſs ſein Geiſt *ſchöpfriſch* iſt: ihm würde, wie ich aus ſeinem Umgange weiſs, ieder Zweck zu erreichen, leicht fallen, den er ſich vorſezt.

Gözzen in einem *) *Sanbenit* zu entdecken: Ein Hauptmann hatte dieſes Trio gezogen. Aber that mein Wertheſter das Ohngefehr bei dieſer Austheilung Unrecht? — *Nicolais* Bibliothek, ſo enge ſie auch vor ihre weiten Gränzen iſt, iſt doch gewiſs dieienige, wo man die wenigſten erkauften Urtheile, und daher den meiſten Honig oder Nutzen für Deutſchland antrift, obgleich derjenige, der einen von ſeinen Iüngern ſtört, eben ſo gewiſs beſtändig geſtochen wird, als in den **) andren iournaliſtiſchen Weſpenneſtern.

---

*) Eine Kleidung, die denen von der Inquiſition Verdammten bei ihren Aufzügen angezogen wird.

**) Iſt er von der *Halliſchen*, *Berliniſchen*, oder *Lemgoiſchen* Fabrick, oder iſt er neutral? Dieſe nöthige Fragen werden voraus geſchickt, wenn ein armer Autor, Lob oder Tadel zu empfangen, vor Gericht der heutigen Critick ſteht: Man kann in der That iezt gar nicht mehr den Cenſuren trauen, ieder Leſer richte ſelbſt.

Was die *Karſchin* anlangt, ſo iſt ihre Muſe in der That eine Automate, die im Anfang, da ſie aufgezogen war, ihre Sachen gut machte, da aber zulezt die Triebfedern erſchlappen, ſo wünſcht man mannichmahl, ſie wäre bei ihren Kühen geblieben. Und *) *Gözze?* der Intolerante der Vernunft, der wird gewiſs den Koch in Bann thun, ihm einen ſolchen antichriſtiſchen Habit angezogen zu haben, ob gleich zur Ruhe aller ehrlichen Männer man in die Litanei mit einſchlieſsen ſollte, daſs ſein unruhiger verfolgender Geiſt beim nächſten moraliſchen *Auto da fé*, hinlänglich mit Ruthen geſtrichen würde. — — Den epigrammatiſchen *) *Käſtner*, von dem zu wünſchen wäre, daſs er mannichmahl ſeinen Witz nicht mit alzuſchmutzigen Zweideutigkeiten beſudelte, in eine *Biene*, und *Dreiern* deſſen liebenswürdige Schatte ſelbſt noch da

---

*) Als eine Tänzerin im vorigen Iahr zu Weimar ſtarb, ſchrieben, wie mir verſichert worden, einige Spaſsvögel einen ſehr erbaulichen Brief an dieſen Eifrer, worinne ſie erdichteten, daſs ihr Tod auf der Bühne geſchehen, und ſolches als ein Kennzeichen der Strafgerichte Gottes über die üppigen Schauſpieler auslegten. Gözze wollte eben Gebrauch von dieſer Lüge machen, als er zu ſeinem Glück den geſpielten Streich erfuhr.

Wo raſche Gluthen heulen,

die Teufel und alle Verdammte zum Lachen bewegen

---

*) Ein Geſchichtgen von ihm. Er hatte ein Sinngedicht auf einen *Abbé* gemacht, dieſer bat ihn zu Gaſte, der witzige Kopf machte ſogleich folgendes Epigramme:

Mein Sinngedicht fand der Abbé recht fein,
Und lude mich davor zum Eſſen ein;
O wiſst ein König ſo zu leben!
Der ſollte mir gewiſs ein Iahr zu eſſen geben.

Mögte doch iemand ſeine Epigrammen ſammlen, und ohne Caſtrirung dem Publico mittheilen, dies könnte Hr. Prof *Diez* am leichteſten. Hrn. *Käſtner* werden dieſe Art Gedichte ſo leicht zu verfertigen, daſs man mir bei meiner Anweſenheit in *Göttingen* verſicherte, er mache ſie meiſtens früh, während, daſs er ſich wüſche.

wegen ſoll, in einem *Silen* zu verbergen, war gewiſs auch wohl angebracht, ſo wie ein deutſcher *Bentlei*, vor *Weiſsen*, *Wittenberg*, und den *Wichmännern*, keine beſsre Verkleiſterungen hätte erſinnen können, als die ihrigen warn. Der erſte beſaſs den *pithiſchen Dreifus*, ſeine Bibliotheck, ihre billigen Urtheile, wo freilich der Tadel zu ſparſam iſt, bringen Germanien wie ſeine anmuthige Schriften Ruhm; *Wittenberg* als *Nachtwächter*, der vor ſeinen Groſchen iedem ſein Liedlein ſingt, und die Anticriticker als *Creſinſſens* einſame *Poſaune* warn ſehr treflich ausgetheilt. — Mein Brief wird zu lang, ſonſt wollt' ich Ihnen, lieber Freund, noch eine Menge Deviſen hererzehlen, auf die ich mich beſinne; aber ein Paar davon muſs ich Ihnen doch bekannt machen, die ich zu mir geſteckt hatte: *Schmid* in *Gieſsen* war darunter, er ſtack ſehr ſäuberlich in einem *Blaſebalg*; ſo unnütz dieſer ohne Wind iſt, ſo unnütz würde iener ſein, wenn er nicht Leute fände, die für ihn dächten, ihm ſeine *Anthologien* und *Almanache* zuſammenſtoppeln hülfen, und ihm ſo zu einer neuen Art der Schriftſtellerei den Weg bahnten: Ihre *Deviſe* auf ihn war daher ſehr gut. Mögte er nur mit mehr Kopf und weniger Cabale und Rachſucht wenigſtens ſeine Urtheile in ſeinem Almanach abfaſſen! — *Zachariae* mit einer *Geige* mit *zerſprungnen Saiten*, ſchien ſo viel zu ſagen; der Mann reimt ſo lange noch eine Spalte in ſeiner Feder iſt, aber hört er denn den Uebelton nie? — — Hier ſchlieſs' ich; ich dancke Ihnen aber zuvor, vor das unendliche Vergnügen, das mir Ihr Einfall verurſacht hat, ich habe nie beſſer verdaut, und bin nie fröhliger von einem Groſsen weggegangen, als bei dieſer Gelegenheit: Sie müſſen Ihre Deviſen fortſetzen: Einige zum Anfang wüſste ich; ich will Sie Ihnen doch zum Spas mittheilen:

S. H. EWALD,

Oſſians und Ramlers groſser Nachahmer.

Er wird die hohe frohe Weisheit lehren,
Die Schönheit der Natur, ſie überall
Im ſeelenvollen Harfenſchall!

* * *

UNZER,

ein ſchöner Geiſt in Wernigerode.

Sanft tönen gleich den Silberglöckgen
Auf Nankings ſtrahlenreichen Thurm
Von bunten Porcellan, die Lieder,
Die ſeine muntre Leier ſingt.

* * *

REICHARD,

Ein junger Autor in Gotha.

O du den ſeine Glut mit raſchen
Empfindungen, zu leicht betrügt,
Steh ab!

[Als ein Nota bene vor den Becker oder Verfertiger ſolcher Bildergen, zu irgend einem *Magiſter-Schmaus*, mercke ich hier an, daſs er in dieſen Schriftſteller in eine *Feile* klebe: denn ſeine Gedichte bedürfen derſelben ſehr.]

* * *

DRESSLER,

ſo ein ſchlechter Dichter, als guter Muſicus.

Aus deiner Harfe ſchnitze
Dir Claves! —

◆

Doch ich höre ſchon auf, mein Spas mögte zu weitläuftig werden; aber verbergen *) Sie ia meinen Brief; denn ſo wahr, *Wüſtemann* ein Schmierer iſt, Orpheus Schickſal würde an mir erneuert werden, wenn man erführe, daſs ihn geſchrieben hätte

Ihr

Freund. —

---

*) Ich geſtehe, daſs da ich dieſen Brief drucken laſſe, erweiſe ich dem Verfaſſer einen ſchlimmen Poſſen: allein, wenn man ihn wegen einer wahren Erzehlung miſshandeln ſollte, ſo tröſte er ſich damit, den *Deviſen* ging es nicht beſſer, von dieſen, — wie nennt ſie die Vorrede? — *polygraphiſchen Taglöhnern!* Warum ſollte man nicht den guten Geſchmack rächen? —

Né parmi les romains je perirais pour eux!
VOLTAIRE.

Y b
1893

Der
Hügel
bei
Kindleben

ein Geſang

von

H. A. Reichard.

Nebſt einem Liede
unter der daſigen Linde geſungen
durch Herrn * *

1773.

BIBLIOTHECA
PONICKAVIANA

HALLE
(SAALE)

Der Hügel bei Kindleben.*

---

*) Eine wüſte Kirche ohnweit Gotha, in einer ſehr ſchönen Gegend.

A 2

Sonnigt war der Tag,
Die Lüfte voll Duft,
Die Glieder friſch, die Seele friſch,
Rund um mich ein frohes Gemiſch,
Mädgens, wie die Erlen ſo ſchlank,
Die Buſen voll, und Jugend und Glut
Im raſchen, hüpfenden Blut;
Tanz war ihr Gang,
Ihre Stimme Geſang,
Ihr Aug' ein Blitz! — —
O welch ein Tag, o welch ein Sitz!
Am hundertjährigen Stamm
Der Linde, die ſchattenreich,
In ihr weites Gewölb' uns nahm! —

Hier Wieſen, dort Wälder,
Rings Lerchenvolle Felder,
Durchſchollen vom Geräuſche der Jagd,
Von Hauſen ländlicher Hütten,
Und ihren blaulichen Thürmen umragt.
O hätten dieſen Tag nur zu leben,
Mir die Götter das Daſein gegeben,
So würde, hätt' ich ihn gelebt,
Hinüber in der Geiſter Gefild
Zufrieden mein Schatte doch ſchweben.

Und Lilla wär da! — wo Lilla iſt,
Da ſcheinet die Sonne mir heller,
Da pochen die Adern mir ſchneller,
Neben mir und um mir iſt,
Lauter Himmel, lauter Licht,
Alles roſenfarben wie Ihr Geſicht! —
Ich lag
Zu Ihren Füſſen und fühlte
Den ganzen ſeeligen Tag:
Ich ſahe meine Lilla, ſchmachtend Sie mich,
Da irrten unſre Seelen und ſuchten ſich;
Wonneſaugend hing
Die meine am Frühling Ihrer Wangen,
Wie Bienen an Aepfelblüthen hangen,
Wie an Blumen der Schmetterling:
Jeder unſrer Blicke ſprach
Des Herzens Empfindungen nach.

Schnell entflamte mein Blut,
Mein Buſen ward Glut,

Ich ſchaute die Linde, den Hügel,
Da ward ich entzückt,
Auf der Begeiſterung Flügel,
In die geweſenen Zeiten entrückt. — —

Wandelt ſanft ihr Töne
Die Harfe herab,
Lilla, meine Schöne
Hör auf dieſe Töne,
Sie wandeln herab! — —

Dazumahl, als hinter Halmen
Hier noch nicht das Heimgen ſang,
Als durch dichte Eichenwälder
Noch des Adlers Stimm' erklang,
Wenn er ſich zum hohen Neſte,
Aus den Wolken niederſchwang;
Da war's als der Pracht der Städte,
Sich ein edles Paar entriß;
Liebe ſchuf die öde Gegend
Zu dem ſchönſten Paradies:
Hier, von allem Gram und Zwange,
Vom vergangnen Schmerz befreyt,
Lebten ſie ſich ganz. die Wüſte
Heiligt' ihre Zärtlichkeit.

O gewiß ein würdig Paar!
Gleich an Liebe, gleich an Reize —
Wie die Dein', o Lilla, war.

Adelheitens reine Seele,
Braun wie Dein's ihr Lockenhaar:
Feuer glüht in Blick und Buſen,
Deinem gleich; der Buſen Preiß; —
Schlank war ihr Geliebter, männlich,
Raſch, wie eine Felſengeiß;
Edele Gefühle drangen
Tief in ihn; ihr Friederich
Liebte warm und treu wie Täubgen,
Wie ich, holde Lilla, Dich!

Seegnend war wie Mayenthau
Jeder Schritt in ihrem Leben,
Blumenreicher als die Au'
Jede Stund', und ihre Liebe
Immer heiſſer, nimmer lau;
Hell entſchlüpften ihre Jahre
Wie der kleine Wieſenbach,
Nur zu neuer Wonne, küßten
Jeden Morgen ſie ſich wach. —
Einſtens ſchwinden unſre Tage
Süſſes Mädgen, auch ſo ſchön,
Wenn wir endlich an dem Ziele,
Aller meiner Wünſche ſtehn!

Doch es hat der Kummer hie,
Wie der Tod auch ſeine Stunde;
Schnell verſtimmt die Harmonie
Ihres Lebens, Adelheits,
Sie verſchied, erblich, ach! wie

Eine Blüth' im Morgenfroſte! —
Troſtlos klagt der Gatte, ruft
Ihren Geiſt in ihre Leiche,
Sich den Tod bey ihrer Gruft;
In die Schatten dieſer Linde
Von ihr ſelbſt gepflanzt, gepflegt,
Hat er unter Thränengüſſen
Den erwelkten Reiz gelegt.

Nur mit Himmel nun vertraut,
Ward von ihm aus frommen Eifer,
Ein Capellchen dort erbaut;
Kummervoll laſ' er hier Meſſe
We[illegible]e Seele ſeiner Braut;
Bi[illegible]erzehrt von Harm und Sehnſucht,
Im Geruch der Heiligkeit,
Er verſtarb; es ruht ſein Leichnam
Hier bey ſeiner Adelheit; — —
Hörſt du Lilla ihre Geiſter,
Flüſtern mit den Laub herab,
Freu'n ſich, daß ich ihrer Liebe
Dieſe Harfengriffe gab!

Und nun, o ſtille dieſe Thränen,
Sie gehn mir an das Herz,
Lilla, ſanfteſte der Schönen,
Wie ehrt die Erblaßten Dein Schmerz! —

Ach! meine Traute, einſt komt auch ein Tag,
Den keine Gewalt zu ſcheuchen vermag,
Der, wenn wir viele Jahre verküßt,
Unſere Glieder,
Unter den kühlenden Raſen verſchließt;
Dann müſſe keiner den andern beweinen,
Ach! keiner des andern Abſchied ſehn,
Uns müß' Ein Tod vereinen,
Ueber unſren Staub Ein Grab ſich erhöhn!

Lied
unter der Linde
geſungen.

I Götter, ohne Liebe
Iſt das Leben Nacht;
Werden die Gedanken
Traurig hingedacht!

Auf die Erde heftet
Sich der trübe Blick;
Schaut hinweg vom Frühling
Auf ſich ſelbſt zurück!

Und die arme Seele
Leidet groſe Noth;
Unter Angſt und Schmerzen
Wünſcht ſie ſich den Tod!

Aber wen die Liebe
Milder angeblickt;
Wen ein zartes Mädgen
An den Buſen drückt;

Den durchſtrömet ſchneller
Blut ſein klopfend Herz;
Froh iſt ſeine Seele
Und ſein Leben Scherz;

Ihn vergnügt kein Reichthum,
An des Mädgens Bruſt
Dünkt er ſich ein König,
Fühlt er ſchönre Luſt.

So ein Götterleben
Lebt mein Werdomar,
Er und ſeine Schöne
Sind ein glücklich Paar!

Von drey Huldgöttinnen
Iſt die Jüngſte Sie;
Ihre Roſenlippen
Tönen Harmonie;

Ach! und unterm Schleyer
Wallt ein Buſen auf!
Lilienweiß und mitten
Junge Rösgen drauf.

Ihre Füße gleiten
Sanft im Tanz dahin;
Gleiten leicht, wie Zephyr
Ueber Blumen hin.

Schön ſind Ihre Schweſtern; —
Wenn Sie mit Ihr gehn
Arm in Arm geſchlungen
Sind Sie Grazien.

Schalkhaft und verſtohlen
Blickt die Eine hin
Nach des Lieblings Wangen,
Die wie Roſen blühn;

Und verheelt die Liebe
Die Ihr Blick entdeckt,
Wenn das Sonnenhüthgen
Gleich Ihr Aug verſteckt.

Und der Schweſtern Dritte
Gleichet Venus, iſt
Pſyche, die Cupido
Einſtens wachgeküßt;

Iſt wie Mutter Eva,
Die in Eden ſtand,
Als noch nicht der Schleyer
Ihren Leib umwand.

Ihre Lieder ſäuſeln
Wie der Weſte Schaar;
Wie die braune Myrthe
Glänzt Ihr Lockenhaar.

4/6 1893

Minna! heißt Ihr Name,
Den der Jüngling liebt,
Dem Sie einſt die Herrſchaft
Ihres Herzens giebt.

Hört Ihr mich Ihr Mädgen?
Kommt und lagert Euch;
Schmücket Eure Hüthgen
Mit dem Eichenzweig!

Eure Zauberſtimmen
Sind ein ſüſſer Klang;
Singet ins Gebüſche
Einen Rundgeſang!

Singt: ſchön iſt die Liebe! —
Wie ein Sommertag
Iſt des Jünglings Leben,
Der der Liebe pflag!

Aber ſchwer und öde
Wie die Winternacht,
Wenn ihm keines Mädgens
Stralend Auge lacht! —

Reichard, Hnr. Aug., Ottocar

LAUNEN

UND

EINFAELLE.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Gotha,
Bei Carl Wilhelm Ettinger
1773.

~~573 cf.~~
52350
E. H. Germ. ~~4730~~

DEM

HERRN

KANZELEI-DIRECTOR

GOECKINGK

ZU

ELLRICH

GEWIDMET.

LAUNEN

UND

EINFAELLE.

I.

Die Leſer.

Mich dünckt, die Leſer ſind die Schönen,
Um deren Gunſt wir Scriblers fröhnen.
Offt theilt ein Autor manchen Strauſs,
Fleuretten, Schmeicheleien aus,
Umſonſt! ſie zeihn ihm kein Vergehen;

Denn Weh' ihm, wenn ſein Witz nicht
gnügt,
Wenn ſie ein Fehlergen ausſpähen!
Es wird mit Ungeſtüm gerügt,
Sie werden es zum Patagon erhöhen,
Wenn's gleich wie Sonnenſtaub verfliegt.
Schnell zählt man ihn zum Clubb der
Thoren,
Schwört, daſs er ſonder Regeln ſchreibt,
Und krönet ihn mit — Eſels-Ohren.

Ein ieder, den ſein Autor-Demon
treibt,
Ergebe ſich dem kläglichen Schickſal von
allen!
Ihr aber, Tadler, rathet nun,
Was ſoll ein armer Autor thun,
Zu gleicher Zeit ſo vielen Schönen zu
gefallen? —

II.

An einen Wizling.

Du willſt ein Wizling ſein,
Und quälſt uns mit Geſchwätze:
Mach' ia dir zum Geſetze,
Zu reden nur gemein,
Du wirſt erträglich ſein.

III.

Laura.

Jüngſt klagt' ich LAVREN meinen Schmerz
Und flehte zärtlich um ihr Herz
Und bat, ſie mögt' erhörbar ſein: —
Da ſchenkte ſie dir wohl ihr Herz? —
Ja Freund, ſie gab mir einen Stein.

IV.

Auf Dunſens Lied.

O du, die jeder liebt, ſobald er dich erblickt!
Von deinem Reiz, Clarisse, ganz durchdrungen,
Der bis zum Gott mich jüngſt entzückt,
Hätt' ich dir gern ein Minnelied geſungen,
Dein Aug' erweckte mir Begeiſterungen;
Allein ich wagt' es nicht durch meiner Cither Schrein
Der Schönen Schönſte zu entweihn:
Ein andrer, wünſcht' ich, ſoll der Ewigkeiten,
Der Nachwelt Lob, Clarisse, dir bereiten.
Nun aber Meister Duns dich ſingt,
Und ihm ſo ſchlecht ſein Lied gelingt,
Nun bet' ich brünſtig, allmächt'ge Cithere!
Mach' iezt zu deines Ebenbildes Ehre,
Von Dunſens Reim Clarissen frei,

Und ſoll er ja die Huldin ſingen,
So ſtärcke gütig ihm die Schwalben-Schwingen,
Er flieg den Dichter-Sumpf vorbei!

V.

An einen ohne Noth Eiferſüchtigen.

Der Traum von deinem Hirne
Müſs' in Erfüllung gehn,
Zur Strafe, deine Stirne
Ein Hörner-Paar erhöhn.

VI.

Matz.

Die ganze dumme Zunft
Der Haſſer von Vernunft,
Von Witz und von Apoll,
Peitſcht, Freund, dein klein Gedicht;

Matz wird darüber toll,
Zwar nannteſt du ihn nicht,
Doch ſeiner Dunsheit voll,
Kennt Matz ſich gar zu wohl!

VII.

Die geſchminckte Dame.

Wie, lobſt du Tryllen nicht?
Sieh' einmahl ihr Geſicht,
Das lauter Reizung ſtrahlt: —
Nun! ſie iſt ſchön gemahlt.

VIII.

Auf Herrn Bauſens Kupferſtich der Madame Koch.

Welch' eine Reizgeſtalt, welch' ein Geſicht,
Voll tiefen unausſprechlichen Gefühls!
Es bricht durch ſeines Grames Dämmerung.

Gewiſs, dein Herz, Barbar, zwar ſiebenfach
Von alten Haſs und langer Wuth geſtählt,
Doch ach! gebrochen wär's bei dieſem Blick,
So warm! der überzeugend Schonung fleht,
Gebrochen, bei dem Anſchaun dieſer Bruſt,
Die Sorg' und Seufzer reizend höher ſchwelln,
Schön, wie der Buſen jener Göttin, den
Der fabelhafte Gürtel trägt, es werth,
Daſs **Baus'** ihn ſtach, der Ewigkeit bewahrt!

IX.

Klage.

Zörnt nicht, wenn ich zu eurem Rauſchen, ihr Gebüſche,
Zu deinem Rieſeln, kleiner Bach,
Jezt minnegliche Klagen miſche;

Mitleidig murmel' Echo nach!
Denn Cidli mit den ſchönen Buſen,
Hört nicht auf meiner Liebe Schwur,
Und dir nur angenehme Flur,
Darf ich's vertrauen und den Muſen!

X.

Die Wahrheit.

Zum Dencken nimmt man nicht die Frau!
Schreit Marsias mit ſpitzigem Geſicht;
Wahr iſt's; wie ſein Chirurgus, ſpricht,
Nahm er die ſeine nur zur Schau.

XI.

Der Schwärmer.

Im Paradieſe kann Tartüff nicht ſein,
Sollt' er zum Wohl der Welt nun einſt
erblaſſen;
Denn lies ihn Peter auch hinein,

So wird er es doch gleich verlaſſen;
Dort darf man nicht den Nächſten haſſen,
Nicht heucheln und der Unſchuld dräun,
Man lebt einträchtiglich zuſammen;
Viel lieber läſt er ſich verdammen.

XII.

Auf ebendenſelben.

Es flattert ſeine ſchwatze Seele
Hinunter auf den Weg der Hölle,
Doch Satan öfnet nicht das Thor,
Er hütet ſich für heuchleriſchen Schwätzern,
Schiebt, rief er, alle Riegel vor,
Du würdeſt mir die Teufel ſelbſt verketzern.

Wär' ach! der arme Mann an Leben,
Er lies ſich ein RESPONSVM geben!

XIII.

Ugolino.

Auch du, Befreier Piſens, fällſt
Ein Opfer prieſterlicher Wuth?
Stets Gheradesca, ſelbſt im Tode,
Erliegſt du dieſen Martern nicht,
Die nahmenlos dein Herz zerwühl'n,
Ach! Martern mehr als Tod und Hölle!
Rings um ihn ſchmachten ſeine Söhn'
Die Männer! die ſein Geiſt beſeelt,
Sein groſſes keimendes Geſchlechte;
Wie um den väterlichen Berg,
Des Thales Ruhm, geſuncken nun,
Zerſchmettert ſeine Cedern liegen! —
Weh' uns, mehr Ruggieri gibt's,
Mehr Diener ausgeſuchter Wuth,
Geſchüzt von Wahn und Aberglauben;
Die Gräber ſind ihr Heiligthum,
Ihr liebſter Weirauch Toden-Moder.

XIV.

Auf einen Kritikaſter.

Mich trifft der Spott von Frantzen,
Und ſein Verhöhnen nicht,
Es hat die Eigenſchafft der Wanzen,
Stinckt ärger als es ſticht.

XV.

Auf einen andern.

„Nichts iſt erbärmlicher als dein Gedicht“, ſo ſprach,
Der ſtrenge MIRSILVS; o dächt' er reiflich nach,
Was iſt erbärmlicher als wie ſein Almanach?

XVI.

Die ſchöne Dumme.

Dein künftger Mann ſei nur Geſicht
Sonſt nimt er dich nicht.

XVII.

An Zeliden

in ein Exemplar der *Caprices de l'Amour.*

La Roche, die an Geiſt dir gleich geweſen,
Schrieb dieſes Buch, dem ihre Sternheim weicht,
Und daſs es ſeinen ganzen Werth erreicht,
Sollſt du es nun, Zelide, leſen.

XVIII.

Auf einige Dunſe.

Ihr, die Geburt ſo würdiglich verband,
Schmäht immer fort, und keift euch noch zu Tode,
Mich wundert's nicht, denn vom Verſtand
War Dummheit ſtets der Antipode.

XIX.

XIX.

Die Gratien - Klage.

Daſs ich ſie Gratie genannt,
Will Lesbia gerichtlich rügen:
Sie thut auch recht, denn, wie bekannt,
Soll man den Nächſten nicht belügen.

XX.

An Herrn Ewald,

bey der ſcheelen Kritick eines Rechenmeiſters.

Dich trifft Erſtaunen, ich aber fühle keins,
Sein *non plus ultra* war ſtets das Einmal eins.

XXI.

Der Schwermüthige.

Bald fühl' ich nie empfundne Ruh,
Bald drückt des Todes Hand mir Müden,
Dem hier nur Ungemach beſchieden,
Wohlthätig dieſe Augen zu.
Nichts gebe, Pilgrim, dir zu leſen,
Wen dieſe Gruft verſchleußt,
Ich ſchlummre hier verkannt, vergeſſen,
Mit Freud' und Schmerz zugleich verwayſt.

Zerſtäub' auch du mit deiner Hülle
In dieſer tiefen Toden-Stille,
Verfolgter, ſtets gekränckter Geiſt,
Damit nach Jahren voller Zähren,
Wenn du aus deinem Kerker ſchwebſt,
Nicht etwan in den höhern Sphären,
Du neuer Qual entgegen lebſt.

XXII.

An Eulalien.

Laſs uns der Minne Glück berauſchen,
Laſs unſre Herzen uns vertauſchen!
Dir weiht ſich meine Zärtlichkeit,
O wär' auch deine mir geweiht! — —
Zwar ging's hier nach Vollkommenheit und Werthe,
So weiſs ich, daſs man mehr von mir begehrte,
Doch rechnet man die Liebe mit,
So ſind wir quit.

XXIII.

An ebendieſelbe,

als ſie Timon lobte.

Es muſs dein ſanftes Saitenſpiel
Dich über Amphion erheben;

Er gab nur Tigern ein Gefühl,
Nur Steinen Leben,
Du aber haſt es Timons Bruſt gegeben.

XXIV.

Auf meine Geliebte.

Parodie.

Von Ihren ſanften Reiz durchdrungen,
Iſt mir auf Sie kein Minnelied gelungen,
Sie ward *geliebt*, und nicht *beſungen!*

XXV.

Auflöſung.

Die Frage, warum Raps ſo falſch und ſchwärmend denckt,
Hab ich gleich aufgelöſt, und ihren Preiſs gewonnen;

Es lehrte ja ſein Lied, womit er uns gekränckt,
Er wolle nächſtens ſich in Phillis Schimmer ſonnen,
Und ſonnte ſich zu ſehr, da ward ſein Hirn verſengt.

XXVI.

Ueberſetzung.

„Mein Buch bewundern alle Schönen!“
So überſetzeſt du ihr Gähnen?

XXVII.

An eine Häſsliche.

Du zörnſt, wenn man dich häſslich nennt,
So zörneſt du auch wohl,
Wenn man vom Feuer ſagt, es brennt,
Vom Majus, er ſei toll.

XXVIII.

Anecdote.

Jüngſt ſprach ein Fürſt zu ſeinen Kammerherrn,
O, können ſie mir ſagen,
Iſt das Solſtitium paſsirt?—
Gar gern,
Erwiederte der Preiſs der Kammerherrn,
Ich will ſogleich die Schildwacht fragen.

XXIX.

Der Streit.

Im dunckeln ſtritt' ich mit Belinden,
Ob Dudeldum, ob Dudeldei
Der gröſste Trilierſchläger ſei?
Und wiche nicht vor ihren Gründen;
Gewiſs mich doch zu überwinden,
Rief ſie erboſt, bringt Licht, Johan!

Licht kam,— ſie ſah mich lächelnd an,
Ich ſie: ich weiſs nicht wie mir war,
Genung, gleich war mir's ſternenklar,
Was ſie geſagt, ſei recht und wahr.

XXX.

Die Göttinnen des Dichter Bav's.

Daſs Dichter Bav die Carolinen,
Die Julgen, Doriliſsen, Phrynen,
Und kurz, das ganze A B C
Der Schönen ſeiner Bruſt vergötterte,
Das kann ich nicht für tadelnswerth erkennen,
Er konnte ſie ja nicht mehr, ***Jungfern***, nennen.

XXXI.

Auf einen beſchwerlichen Lauteniſten.

„Was drängt er ſich, der böſe Lauteniſt?"—

Er fühlt, daſs er entbehrlich iſt,
Drum drängt er ſo, daſs man ihn nicht
vergiſst.

XXXII.

Die Auferſtehung.

Als Paſtor HIENTZ jüngſt ſeinen Bauern
Der Auferſtehung Lehr' ertheilt,
Sind alle froh, nur GRETE heult.
Dem Pfarrer wunderte dies Trauern,
Sie war ſeit ihrem Witwenſtand
Mit dem Vergnügen nur bekannt,
Und mancher bäuriſcher Amant
Half ihr den todten HANS bedauern;
Ehrwürdig geht er hin, und fragt,
Und ſchluchzend hat ſie ihm geklagt:
Wie wird mir's armen Weibe gehen,
Soll HANS dereinſten auferſtehen!

XXXIII.

Beweis wider die Lehre vom Ohngefehr.

Ein blindes Ohngefehr, das dieſe Welt
regieret,
Räum' ich jezt keinem Lehrer ein,
Es muſs ein andres Weſen ſein,
Das mit den Menſchen ſpielt, und ſein
Verhängniſs führet;
Beweis davon, iſt **Bav**'s Geſchlecht:
Wie wär es ſonſten zu ergründen,
Daſs jeden Zweig wir hier gleich ſchlecht,
Und alle Dunſerein auf einem Haufen
finden?

XXXIV.

Schilderung.

Von mehr als einer Göttin
Biſt du das Ebenbild,

Dumm wie die PROSERPINE,
Und wie PAPHIDE mild.

XXXV.

An Zeliden,

als ſie ſang.

Beſchützet von der Harmonie,
Stieg ORPHEVS in das Land der Schatten,
Und bat um den verlohrnen Gatten,
Ihm gab mitleidig Pluto ſie:

Doch, wär' *ihr* Blick den deinen gleich,
Wie deiner *ſein* Geſang geweſen,
Wir würden jezt ſtatt deſſen leſen: —
Sie blieben *beid'* in Pluto's Reich.

XXXVI.

Autor Fritz.

Das iſt ein Mann, der Autor Fritz!
Es knarren durch ihn ſtündlich Preſſen,

Die Katalogen aller Meſſen
Erzehlen uns von ſeinem Witz,
Und die, die ſeine Wercke leſen,
Erſtaunt, daſs er Verleger fand,
Beſeufzen gähnend den Verſtand,
Von ſeiner ſchöpferiſchen Hand,
So flinck wie keine noch geweſen;
Bald iſt's Gemahl, bald Wuſt, bald Skizz'—
Das iſt ein Mann, der Autor Fritz!

XXXVII.

Buſſe.

Im Frühling nur, wenn mit den Blumen von neuen
Die Freuden und die Liebe entſtehn,
Dann Freund, o dann nur, iſt es ſchön
In fröhligen Einſiedeleien,
Wo keine Verſtöhrer uns jemals ausſpähn,
Mit artigen Einſiedlerinnen
Durch Büſſung Ablas zu verdienen:

Da mögt' ich ſelbſt Einſiedler ſein:
Mit wem nun ſchlieſſeſt du dich ein,
Der Jugend Sünden abzubüſſen?

Ich mögte Liesgen drum begrüſſen,
Denn mehr als Toden-Kopf und Bein
Wird dieſe mir *Memento mori*, ſein!

XXXVIII.

An einen Schmierer in Mſpt.

Du ſprichſt, „die Gerſtenberg' und Gleime
„Verdunkelten leicht meine Reime,
„Wär' ein Verleger nur ſchon da" —
Und das verhüt' Apollo ja!

XXXIX.

In eine Muſarion geſchrieben.

O wie bezaubernd iſt nicht ſie,
Der Gratien Philoſophie,

Sie rührt aus einem ſchönen Munde;
Dreimal beglückt iſt PHANIAS,
Daſs er der Stoa Lehr vergás,
Für Menſchen iſt ſie nicht, für Hunde!

XL.

Das Täubgen auf einen Pettſchaft.

Es ſtarb Paphidens Taube,
Genährt von ihrem Kuſs,
Gewärmt an ihren Buſen,
Durch Amors Bogenſchuſs.

Der Göttin Schmerz zu lindern,
Grub hier in dieſen Stein
Ein meiſterhafter Künſtler
Des Lieblings Bildniſs ein.

Sie trug im Leben Grüſſe
Citherens Buhlern hin,
Nun iſt von meiner Liebe
Sie die Bewahrerin.

XLI.

An Eulalien,

als ſie auf der Redoute tanzte.

Es war die ſchlancke Terpſicore
Verſchwunden aus dem Muſenchore;
Apollo eilt, um überall
Ihr nachzuſpühren, ſuchte lange,
Dem armen Sir ward treflich bange!
Doch heute ſah er dich auf unſern Carneval,
Und glaubte froh, was er geſucht, zu finden;
Nun mögen, ſprach er, meine Zweifel ſchwinden,
Mich wunderts nicht, wenn ſie um ſo ein Feſt,
Die Schweſtern all' und meinen Sitz verläſst.

XLII.

An Zeliden,

von dem Verfaſſer der Naivetaten;
in ein Exemplar derſelben.

Nie wünſcht' ich ſo berühmt als Sachſens Schwan zu werden,
Der Kenner Beifall werde mein!
Auch euch verſchmäh' ich laut, ihr Göttinnen der Erden,
Die ſeinem Staube Lieder weihn,
Doch war ich ganz Gefühl, von dir gelobt zu werden,
Und ganz Begeiſterung, von dir geküſst zu ſein.

XLIII.

Antwort auf voriges.

Du wirſt berühmter noch als Sachſens Schwäne werden,

Der

Schon iſt der Kenner Beifall dein;
Wie, hörſt du nicht die Göttinnen der Erden,
Die deinem Ruhme Lieder weihn?
Doch, wirſt du erſt von meiner einſt geküſſet werden,
Wie klein wird um dies Glück dir aller Nachruhm ſein!

XLIV.

Johann, des Barden, *Heirath.*

Johann, ein neuer Sänger Teuts, ging auf die Freite,
Miſs Galla wählt' er ſich zu ſeiner Adelheite;
O Wahl, die ſeiner Einſicht Ehre macht!
Sie iſt nicht zephirlich, nein, grob von Haut und Knochen,
Und recht zur Bardenfrau hervorgebracht:

Zwar ihre Fauſt ficht nun in keiner Schlacht,
Allein durch ſie wird nach der Hochzeit Nacht,
Herrmann und Thor gewiſs am Schmierer Hans gerochen.

XLV.

Der Trunckenbold.

Ein Trunckenbold, geplagt vom Zipperlein,
Bat ſeinen Arzt, ihn davon zu befrein.
Ja, ſpricht Cliſtier, allein ihr müſst verſprechen,
In Jahr und Tag zu trincken keinen Wein;
Der Krancke ſchwört, nie das Verbot zu brechen.

Cliſtier geht fort; zu ſeinem beſten Faſs
Sezt ſich der Podagriſt, fängt an zu zechen,
Nie ſoff er noch in ſolchen Uebermaas.
Man holt den Arzt, der kommt und ſchwört, er ſincke,
Tränck' er ſo fort, noch heut' ins Grab; — Ihr lügt,
Ruft jener, dem der Wein zur Zirbeldrüſe fliegt,
Ihr Blinder! ſeht ihr nicht, indem ich trincke,
Daſs meines Uebels Quell verſiegt?

XLVI.

Tröſtung.

Es geht dereinſten deine Seele nicht verlohren,
Sie kommt, wenn Peter grauſam iſt,
Und ihr die Himmels-Thür verſchlieſst,
Gewiſs in Arioſts Elyſium der Thoren.

XLVII.

Portrait.

Was weiſs der tumme LONGVS nicht?
Er buchſtabiret, ja er dicht,
Kann wacker brittiſch radebrechen,
Und galliſch wie die Eulen ſprechen;
Von mancher Kunſt in *us* und *um*
Iſt er das Wort-Compendium,
Nie pflegt er ihren Geiſt zu faſſen:
Ihn fühlt das Pflaſter aller Gaſſen,
Ihm iſt kein Menſch hienieden gleich,
Denn BÖHM und EVLENSPIEGEL ſchlafen
Schon längſt im Grab; im thierſchen Reich
Kann man ihm nur Conſorten ſchaffen,
Den Langohr nemlich, und die Affen!

XLVIII.

An einen Gothen.

Den David w[illegible] du uns ſchön,
Wie er beim Agag ras't, agiren;
Du muſst auf Tollheit dich verſtehn,
Dies kann man täglich an dir ſpüren.

XLIX.

Der ungeſtaltete Matz.

Weil mir zu ſchaden Matz nicht ſäumt,
Und neulich gar auf mich gereimt,
So will ich mich recht bitter rächen,
Meil ſoll mir ihn in Kupfer ſtechen;
Gleich hab' ich ihn der ganzen Welt
Hohn und Gelächter blos geſtellt.

L.

Inpromptu
auf einen Selbſtmörder,

welcher noch vor ſeinem Tod ſchrieb: „Mein Kelch
„war bis zum Ueberflieſſen gefüllt, und er hat
„ſich in die Ewigkeit ergoſſen."

Es ſchrieb mein Freund, Crispin, der
ſich erſchoſſen:
Mein voller Wermuths-Kelch
Hat in die Ewigkeit ſich nun ergoſſen;
Allein ſein Kelch war nicht gefüllt,
Und niemals wär' er übergefloſſen,
Hätt' ihn der Tropf nicht ſelbſten begoſſen.

LI.

An Lilla,

bey Bombaſtens Liebeserklarung.

Wenn ich mit Dir zu ſcherzen pflag,
So pflegte Deinen Zorn dies anzufachen;

Wie rächſt Du nun BOMBASTENS Schmach,
Die er Dir that? denck einmal nach,
Zu Deiner Hälſte will der Narr Sich machen!

LII.

An ebendieſelbe.

als Longus ſich in ſie verliebte.

Wie, LONGVS träget auch Dein Joch?
Wie, kann ihn Deine Schönheit rühren?
Mich wunderts, daſs bei ihm man noch
Kann *lucida intervalla* ſpüren.

LIII.

Auf einen Kirchengänger.

Zur Kirche ſieht man dich mit ſchnellen Schritten eilen,
Auf ſchönen Buſens dort die Augen zu verweilen;

Ich finde den Gebrauch recht wunderſchön,
So wirſt du ſtets den Himmel offen ſehn.

LIV.

Mein beſter Einfall.

Als nach den beſten Stück in dieſem Buch,
Ich ohnlängſt meinen Satir frug,
Antwortete der Schalck behende,
Dein beſter Einfall war das— ENDE.

ENDE.

18, 442

Olla Potrida.

1778.

Erſter Band.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

SCHOOL DIG

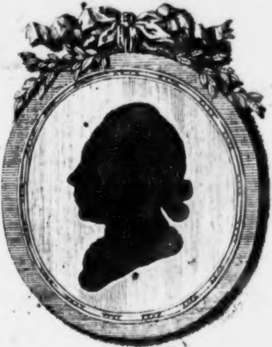
RS.
TS.

Olla Potrida.

1778.

Erſter Vierteljahrgang.

Januar, Februar, März.



LENZ.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

[illegible]

BIBL.
[illegible] RS.
[illegible]

[illegible]

I.

Gedichte.

1.

An Herrn von Türkheim am Tage ſeiner Vermählung, eine Epiſtel von H. L. Wagner.

(ungedruckt.)

Geſchätzter Freund! noch ſtell ich mir
Die Knabenſcenen, die ich ehmals froh mit Dir
In Deinem Haus, auf Deinem Landgut ſpielte,
Bey denen ich nie Reu, nie Unmuth fühlte,
Als wären ſie erſt heute wahr,
Rückdenkend im Gedächtniß dar.

Noch ſeh ich uns in unſern freyen Stunden —
Zu ſchnell, ach! ſind ſie nur verſchwunden! —
Für Frankreich bald, und bald für Preuſſen
Das blanke Schwerdt, die blankre Zähne weiſen;
Zwar war nun jenes freylich nicht von Eiſen,
Allein von Holz auch nur, verſilbert, wie es war,
Traf's ſeinen Mann doch auf ein Haar:
Und ſo, wie mir die Schlacht bey Minden
Kopiert, wird keiner in Kupfer ſie finden.

Und wenn wir dann aus Liebe zum Veſperbrod
Und den ſchönen Pfirſchen, die purpurroth
Zum Brechen reif am bunten Spalier hiengen,
Matt und lech zu Deiner guten Mama giengen,
Und Sie dann mit der Ihr eignen Grazie —
Gleich einer alles beglückenden Fee —
Für'n Hunger Brod und Obſt, zum Ueberfluß Gelee
Von Himbeern oder Johannstrauben gemacht,
Schmeichelnd uns darreichte — wie ward da gelacht!
Wie muthig ſprangen,
Wie ſorglos ſangen
Wir nicht die glückliche Stunde vorbey!
Und eilten geſtärkt dann wieder aufs neu
A pas redoublés zu unſern Soldaten,
Panduren, Koſacken, Huſaren, Kroaten
Von Karten und Bley, zwar ſchlecht nur gemalt,
Doch theuer und baar in guter Münze bezahlt:
Verfolgten uns da mit doppelter Hitz;
Beſtürmten Prag, den Muſenſitz,
Bey's Perlenpulvers täuſchendem Blitz
Getrieben aus ſchwerem papiernem Geſchütz;
Und hätten ſelbſt im Spaſſen
Für unſern Lieblingsheld das Leben gelaſſen.

Der Frieden kam, und mit ihm traten
Wir auch zugleich die letzten Knabenſchuh
Noch eben aus: Nun ſanfte Ruh
Ihr weyland brave Kam'raden,
Halb krumm und lahmgeſchoßne Soldaten!
Hiemit entlaſſen wir euch ſämmtlich in Gnaden.

(Etliche zu kühn ausgemalte Züge machten hier die Weglaſſung einiger Verſe nothwendig, die aus Verſehn bereits abgedruckt waren.)

Dem Jüngling mußten edlere Ergötzen
Die Stelle der verworfnen Spiel' erſetzen:

Und ſchnell erwarb die Schauſpielkunſt
Mit ihrem Reiz ſich unſre volle Gunſt.
Noch denk ich Dich mit Deinem Feuerblick
Als Roms Befreyer mir zurück:
Noch ſeh ich wild als Mahomet Dich wüten,
Und als Auguſt die Hand dem Cinna bieten —
Wie ſchnell und froh uns damals, zwiſchen Pflicht
Und Scherz getheilt, die Jugendjahr' entſchlüpften,
Wie leicht wir über jede Hinderniß weghüpften,
Dies, Freund, berühr ich nicht!
Weil welke Roſen keinen Wohlgeruch mehr düften,
Und ſtatt die fixe Luft zu beſſern, ſie vergiften. —
Auch könnt ich hier noch viel von Philantrop,
Akademie und andern guten Dingen ſagen,
Zu deren Gründung Du — verzeih dies kleine Lob —
Als Jüngling ſchon ſehr viel — das meiſte beygetragen:
Doch wer nicht ſprechen darf, wie er will,
Thut beſſer, er ſchweigt vom Ganzen ſtill:
So darf kein Theil ſich über ihn beklagen!

Mich hieß indeß mein guter Genius —
Für den ich endlich immer am Schluß
Von jedem Akt ihn doch erkennen muß —
In frühſter Jugend ſchon nach Teutſchland wandern:
Kaum war ich zurück, ſo führt auf der andern
Seite der Deine nach Frankreich Dich hin,
Ließ Dichs der Quer und der Läng nach durchziehn:
So durchkreuzte ein widrigs Geſchick
Durch öftre Trennung der erſten Freundſchaft Glück:
So wuchſen wir auf verſchiedenen Wegen
Unſerm jetzigen Stand und dem Mannsalter entgegen,
Sammelten Kenntniſſe, mit denſelben dem Staat
Zu nützen, als Rathsglied Du, und ich — als Advocat.

Was aber keiner von uns geträumt hat,
Und was — Dir wenigſtens — vergebens

Noch erſt vor einiger Zeit
Wie ſchwärzſte Zigeunerinn prophezeyt
Hätt' — iſt, daß die zwote Period Deines Lebens
In Frankfurt Dir aufkeimen würde:
Daß hier die ſanfte Bürde
Des Ehſtands Deiner harrete
Und daß ich an Deinem Vermählungstag hier
Mit dieſer Epiſtel oder Geſchmier
Dich zu ſekkiren Gelegenheit erſäh!

Glückzu indeß! ein unverhofter Fang ;
Iſt doppelt ſchätzbar; lebenslang
Muß Dich Dein heutiger ergötzen;
Er Dich, Du Ihn tagtäglich höher ſchätzen!
So werdet Ihr noch in den ſpätſten Jahren
Euch ſeyn, was Eure Eltern ſich ſtets waren;
So werdet Ihr noch in den ſpätſten Jahren
An Söhn und Töchtern ſelbſt erfahren,
Wie hoch der Eltern Herz ſich hebt,
Wenns einen Tag, wie dieſen, erlebt!

2.

Lied.

(ungedruckt.)

Lebhaft hab' ich's oft empfunden:
    Alles, alles iſt ein Traum;
Einſam oft in ernſten Stunden
    Unter dem entlaubten Baum. *)
Noch auf jedem meiner Schritte
    Folgt mir die Empfindung nach. —
Folgt mir zu des Armen Hütte,
    Folgt mir in Palläſte nach. —
Die Empfindung ernſter Stunden
    Unter dem entlaubten Baum,
Die ich lebhaft oft empfunden:
    Alles, alles iſt ein Traum.

Schöner

---

*) Man erinnre ſich des Liedes: Oft vom ſüßen Blüthenduft ꝛc. im Berliniſchen litterariſchen Wochenblatt. S. 653. im Jahrgange von 1777.

Schöner Frühling meiner Liebe,
O daß ich dich je gekannt!
O daß je mit Blumenkränzen
Schmeichelnd mich die Lieb' umwand! —
Schnell entfloh die heitre Stille,
Mich umrauſchte Sturm der Nacht. —

O Empfindung ernſter Stunden,
Unter dem entlaubten Baum,
Stärker ſtets von mir empfunden:
Alles, alles iſt ein Traum!

H.

3.

An die Mahler.

Die ihr nach reitzenden Modelen
Fernhin zum Tyberſtrande reiſt,
Wollt ihr des Pinſels Reitz beſeelen,
Seht, hier iſt Schönheit — hier iſt Geiſt.
Ihr dürft euch nicht ſo weit bemühen,
Der Schönheit Urbild auszuſpähn,
Auch in den deutſchen Gallerien
Entzückt ihr Reitz. Wollt ihr ſie ſehn?
Schaut her! — Die Anmuth in den Mienen,
Im Munde Witz — ein jeder Blick
Ein Pfeil. — Wer kennt nicht Carolinen,
Der Schönheit holdes Meiſterſtück,
Und jene ſüße Zaubereyen,
Womit uns ihr Talent entzückt.
Die ſchöne Kunſt, uns zu zerſtreuen,
Hat keiner Gauſſin ſo geglückt.
Die Scherze flattern ihr zur Seiten,
Wenn die Muſik zum Tanz ſie führt,
Und alle Grazien begleiten
Den Gang, der eine Göttin ziert;
Und läßt ſie ihre Stimm erſchallen
Zur Flöte ſüßen Zauberklang,
Dann ſchweigt das Chor der Nachtigallen,
Und horcht entzückt auf den Geſang.

Ihr findt in ihr das Bild der Jugend
Vom hohen Götterreitz geſchmückt,
Kommt, ſeht in ihr das Bild der Tugend
Tief in dem Herzen eingedrückt,
Glückſelig, wer an ihrem Buſen
Vom guten Gott gefeſſelt liegt,
Der wird von Grazien und Muſen
Im Arm der Wolluſt eingewiegt.

Ungedruckt.

4.

Auf meinem Spatziergang.

am 29. November 1777.

(ungedruckt.)

Die ihr ſo öde vor mir da liegt,
Seyd ihr's, Gefilde!
Die ihr mir einſt ſo reitzend
Entgegen lächeltet? — Ihr Auen!
Mit falben Halmen erſtorbnen Grüns
Bedeckt, ſeyd ihr es auch, an denen
Mein Auge oft ſich weidete? —
Seyd ihr es, kahle, blätterloſe Bäume,
Die ihr vor wenig Monden
Zu freundſchaftlichen Schatten
Euch wölbtet? —
Durch deren dichtbelaubte Zweige
Der Mond ſo freundlich, ſo vertraut
Auf mich, im Stillen wandelnden,
Hernieder flimmerte? —
Ihr Weiden! dort am Rand des Bachs,
In deren Kühle ich ſo oft dem leiſen Liſpeln
Der Silberwellen
Mir ſelbſt gelaſſen, lauſchte —
Seyd ihr es auch? —
Ach! eure Blätter hat
Der Nord herabgedört —
Da brauſet er über die raſſelnden Halmen
Der einſtens grünenden Saaten
Schauervoll einher — —

Still wieder Alles,
Wie um die Hügel der Entſchlafnen — — —
Nicht todt iſt die Natur,
Sie ſchlummert nur; wird ſchöner einſt im Lenz
Erwachen,
Im Sommer herrlich glänzen — denn im Herbſt
Unmerklich wieder in den Schlummer ſinken,
Den ſie im Winter ſchlummert. —
Stets Wechſel, und doch immer Einerley,
Seitdem aus Nichts
Dieß Alles ward. — So auch die Tage
Der Sterblichen —
Wie mannichfaltig — und wie Einerley!
Entſtehn — und wenig Augenblicke wallen —
Dann Todt. — — O Ewigkeit!
Nur ohne Wechſel!
Ganz einerley
Von himmliſcher Wonne,
Von Gottesbetrachten,
Von Gotteserheben
Der Seeligen!
Wann nimmſt du mich auf!

5.

Liebe.

Durch ſtürmende Fluten,
Durch Meere von Gluten,
Bricht Liebe ſich Bahn.
Steigt, lachend der Blitze,
Zum donnernden Sitze
Der Götter hinan.

Laßt Berge zerſplittern,
Und Welten erzittern,
Sie bleibet in Ruh;
Und eilet durch Schlünde
Zerberſtender Gründe
Dem Buſenfreund zu.

Und hat ſie gefunden,
Dann fühlt ſie die Wunden
Des Jammers nicht mehr.
Für einen der Küſſe,
Dünkt Folter ihr ſüße,
Und Sterben nicht ſchwer.

Aus dem Alchymiſt, Operette von Meißner.

6.

Romanze.

Es ritt ein Ritter wohl übers Feld,
Er hatte kein'n Freund, kein Gut, kein Geld,
Sein Schweſterlein war hübſch und fein.
„Ach Schweſterlein! ich ſage dir Adje,
„Ich ſehe dich ja nimmermehr,
„Ich reite weg in ein fremdes Land,
„Reich du mir deine weiße Hand!
Adje! Adje! Adje!

Ich ſah, mein ſchönſtes Brüderlein,
Ein buntig, artig Vögelein,
Es hüpfte im Wacholderbaum.
Ich warf's mit meinem Ringelein,
Es nahm ihn in ſein Schnäbelein,
Und flog weg in dem Walde fort;
Mein Ringelein war ewig fort.
Adje! Adje! Adje!

„Schließ du dein Schloß wohl feſte zu,
„Halt dich fein ſtill in guter Ruh.
„Laß niemand in dein Kämmerlein!
„Der Ritter mit dem ſchwarzen Pferd
„Hat dich zumalen lieb und werth,
„Nimm dich vor ihm gar wohl in Acht!
„Mannich Mägdlein hat er zu Fall gebracht.
Adje! Adje! Adje!

Das Mägdlein weinte bitterlich,
Der Bruder ſah noch hinter ſich,
Und grüßte ſie noch einmal ſchön.

Da ging ſie in ihr Kämmerlein,
Und konnte da nicht frölich ſeyn.
Den Ritter mit dem ſchwarzen Pferd
Hätt' ſie vor allen lieb und werth.
Adje! Adje! Adje!

Der Ritter mit dem ſchwarzen Roß
Hätt' Güter und viel Reichthum groß.
Er käms zum Jungfräulein zart.
Er kame oft um Mitternacht,
Und gienge, wann der Tag anbrach.
Er führt ſie in ſein Schlöſſelein
Zum anderen Jungfräulein fein.
Adje! Adje! Adje!

Sie kam dahin in ſchwarzer Nacht.
Sie ſah, daß er zu Fall gebracht
Viel edele Jungfrauen zart.
Sie nahm wohl einen kühlen Wein,
Und goß ein ſchnödes Gift hinein,
Und trunks dem ſchwarzen Ritter zu.
Es giengen beyden die Aeugelein zu.
Adje! Adje! Adje!

Sie begruben den Ritter im Schloſſe fein,
Das Mägdlein indey ein Brünnelein.
Sie ſchläft da im kühlen Graß.
Um Mitternacht da wandelt ſie umher,
Am Mondeſchein, dann ſeufzet ſie ſo ſehr.
Sie wandelt da im weiſigen Kleid,
Und klaget da dem Wald ihr Leid.
Adje! Adje! Adje!

Der edle Bruder eilt herein
Bey dieſem klaren Brünnelein,
Und ſah' es, ſein Schweſterlein zart.
Was machſt du, mein Schweſterlein allhier?
Du ſeufzeſt ſo, was fehlt dann dir?
„Ich hab' den Ritter in ſchwarzer Nacht,
„Und mich mit böſem Gift umgebracht.
Adje! Adje! Adje!

Wie Nebel in dem weiten Raum
Flog auf das Mägdlein durch den Baum.
Man ſah' ſie wohl nimmermehr.
Ins Kloſter gieng der Rittersmann,
Und fing ein frommes Leben an.
Da betete er fürs Schweſterlein,
Auf daß ſie möchte ſeelig ſeyn.
Adje! Adje! Adje!

Aus Heinrich Stillings Jugend.

II.

Dramatiſche Aufſätze.

Die letzten Tage des jungen Olban.

Nach Dorat von H.

(ungedruckt.)

Vorrede.

Sieh hier die Verirrungen, die Leiden empfindſamer Herzen. Lies, unempfindliche Seele — und verdamme!

Erſter Tag,

Der Schauplatz iſt im Hauſe des Hauptmanns.

Lali, in einem Saale vor dem Flügel ſitzend, den zwey Lichter erleuchten, der Organiſt Solſa unterrichtet ſie.

Scene I.

Lali. Solſa.

Lali.

Gott! der Hauptmann kömmt nicht wieder!

Solſa.

Er kann nicht lange mehr ausbleiben — Noch einmal dieſe Stelle, noch einmal! .... Fühlen Sie wohl alles, was ſie ſagt?

Lali.

Kali ſeufzend.

Sie iſt traurig.

Solfa.

Weiter nichts? . . . . (er ſpielt ſie) welche Töne . . . . welche Harmonie . . . . Dieſe Aushaltung . . . . Fühlen Sie nicht, im innerſten der Seele, eine Unruhe, eine Traurigkeit, vermiſcht mit Hoffnung? (er ſpielt die Stelle noch einmal) Hören Sie einmal dieſen Fall, dieſen Schluß — er leiſtet völlig Genüge. . . .

Kali (lächelnd)

Was Sie nicht alles in einigen Noten finden!

Solfa.

Ha! was findet man nicht darinnen? — Spielen Sie einmal dieſe Aufſteigung in halben Tönen! fühlen Sie nicht, daß ſie die Seele erweitert, ſie vorbereitet auf die Bewegung, die nun folgt? . . . . . Nun, was halten Sie von dieſer Arie? . . . .

Kali.

Sie rührt mich, ſie gefällt mir.

Solfa.

Das glaub' ich wohl. Sie ſind jung und ein Frauenzimmer. Das Herz behält ſeine Rechte. . . . Ha! es lebe das Frauenzimmer! Gefühl und alles, was ſich darauf bezieht, iſt ſein Eigenthum; man redet mit den Männern; ihm aber muß man ſingen. . . . Mamſell, ich bin Frankreich durchreiſet, ehe ich mich hier in dieſer Stadt lebendig begraben habe. Ich hab' ihr Vaterland geſehn, wo man ſich noch der Lieder der Troubadours erinnert, und des Petrarchs. Sie beſangen ihre Geliebten, und die Muſik beſeelte ihren Geſang. Haben Sie das Grab des Petrarchs und der ſchönen Magalone geſehn? —

Kali.

Noch in der Wiege verließ ich mein Vaterland. Aus dem Innern von Langedoc flohen meine Aeltern nach

England, wo ſie Schutz und Gewiſſensfreyheit fanden. Briſtol iſt das Vaterland, welches ich kenne. Hier fand mich der großmüthige Hauptmann Birk als eine Wayſe, und nahm mich zu ſeiner Tochter an.

Solſa.

Das ſchadet nichts: in Ihren Adern fließt noch ihr vaterländiſches Blut. — Sie werden noch eine vortreffliche Schülerin . . . .

Scene II.

Birk kömmt mit Sinval herein. Lali. Solſa.

Birk.

Da bring' ich ihn.

Lali ſteht vom Flügel auf.

Ach, Sinval! Sie ſind heute ſehr lange ausgeweſen. Es iſt ſchon zwey Stunden Nacht.

Birk.

Was für ein ewiger Spatziergänger ſind Sie denn auch! Ich hab's gern, wenn man thätig iſt; aber alle Tage zwey Meilen in den Bergen und in den Wäldern herumzuſchwärmen, und müde und naß zurückzukommen! . . . . und wo zum T. . . hat er denn heut geſteckt? . . . . Ha! da ſtehſt du nun nachdenkend, traurig . . . . zum Henker! keine ſolche Poſſen! du biſt wie ein Kind . . . . Thätig muß man ſeyn; ja, aber mit Endzweck. Schwärmſt du ſo gerne umher, mach's wie ich's gemacht habe. Die Welt iſt groß . . . fort! aufs Meer — nach Indien.

Lali.

Nach Indien? Wollten Sie ſich ſo weit von uns entfernen? —

Birk.

Da wirſt du lernen, über alles Dich hinauszuſetzen. Nichts beſſers als die See, um einen jungen Menſchen zu bilden.

Solſa.

Herr Sinval verſtehen keine Muſik?

Sinval.

Sonſt; aber ich hab' Alles vergeſſen.

Birk.

Er bekümmert ſich um nichts; weder um ſich, noch um andere ... Der Undankbare! ſprach er nicht davon, uns zu verlaſſen?

Lali.

Uns zu verlaſſen?

Sinval.

Ich bin Ihnen zur Laſt.

Birk.

Wenn du's wäreſt, könnt ich dir's nicht ſagen? — Ich weiß nicht, wer du biſt — Doch ja, ich weiß, du biſt ein braver Junge; ... ein ehrlicher Junge .... und wär nicht deine Schwermuth .... Ich will ſie vertreiben. Dank ſey dem Himmel, der mich in dieſem Dorf dich finden ließ, und mir ein Haus gab, das ich mit dir theilen kann. Eine Tochter hatte ich, (er zeigt auf Lali) ich brauchte noch einen Sohn. (er nimmt ihn bey der Hand) Gefunden!

Sinval.

Ich bin der Welt nichts mehr.

Lali.

Nichts!

Birk.

Nichts! .... und woran liegt die Schuld, als an deiner verwünſchten Phantaſie? .... Komm, bleib bey uns. Du biſt noch nicht eingerichtet. Hier wirſt du's ſeyn. Hier findeſt du Ruhe, Freyheit, Freundſchaft! Thor der du biſt! was braucht's mehr? Doch nichts mehr davon. ... (zu Solſa) Nun? die Kleine nimmt zu? .....

zu? ..... Hab's Mädchen lieb, wenden Sie allen Fleiß an, hier Solfa; ich bitte Sie, aber vor allen Dingen keine ſolche ſchmachtende Arien mehr, wie neulich, ſie iſt ſo ſchon traurig genug. .... Bin ich doch ganz durſtig geworden über der Jagd nach dieſem Original. Kommt — einen Trunk noch vor dem Abendeſſen! Mit mir, Herr Solfa! .... Das wär' drollig, wenn ein Muſikus zurück bliebe .... und du, Sinval. ...

Sinval.

Verſchonen Sie mich gütigſt; Sie wiſſen, ich trinke wenig.

Birk.

Daß dich ... über die alte Frau!

Scene III.

Lali. Sinval.

Lali.

Sinval! warum ſo traurig heute? .... immer mehr der Geſellſchaft entfremdet, immer ſchüchterner .... Sie ſchweigen? .... Sind wir nicht Ihre Freunde? ....

Sinval.

Mein Herz iſt verſchloſſen, Lali! da wohnt der Gram. Wenn ich gegen die Welt ein Fremdling bin, ſo ſchreiben Sie's nur der äußerſten Empfindſamkeit zu. Ich habe dieſe kaltſinnige, boshafte Welt geſehn; hab' ſelbſt den äußern Schein eines Zutrauens verloren, und ſo gar gegen Sie mich nicht wieder daran gewöhnen können; Ich hab' ſie geſehen, dieſe Welt, die mich zurückſtieß, als mein Herz auf meinen Lippen ſchwebte, gedrängt von dem Bedürfniß, ſich dahin zu geben ..... Was fand ich? — Kalte Seelen, Seelen, die mich nicht verſtehen konnten. Nirgends Eindruck des Herzens, nirgends Geiſtesſchwung, nichts, was Verhältniß mit mir gehabt hätte. Nur bey Ihnen fand ich Herzen, aber ſie ſind zu empfindlich, um durch Entdeckung meiner Leiden an ihnen zu nagen. . . . Doch hab' ich eine Tröſterin — die Betrachtung der Natur. Heut war mir meine Wanderung nothwendig, ſie hat mich beruhigt — Ich bin der Natur in ihrem erhabenen Gang gefolgt — Auf der Spitze meines abgeſonderten Felſens, dem Himmel näher, betrachtete ich dieſe ruhigen Geſtirne, die unſre Väter ſahen, als wir noch nicht waren, und die künftige Geſchlechter ſehen werden, wenn von uns nichts mehr übrig iſt . . . . nicht einmal eine Erinnerung mehr übrig iſt. . . . Entzückt ſchwang ich mich auf zu dieſen zahlloſen Sphären . . . . mein Geiſt berauſchte ſich in den erhabenen Betrachtungen, vergaß die Leiden, die Kleinigkeiten dieſer Welt, vergaß Alles.

Lali.

Auch mich . . . auch uns?

Sinval.

Wie iſt das möglich . . . Lali? Aber was hilfts, ihr Bild unter die finſtern Geſtalten meiner Phantaſie zu miſchen? — Beſſer iſt's, daß ich vergeſſe, was mich auf dieſer Welt umgiebt, wo ich nicht lange mehr leben werde. Der Tod iſt in dieſem Herzen, wie ſollen es die ſanften Empfindungen des Lebens ſtillen? Mit Schrecken wende ich den Blick von dieſer Erde ab, wo ein Daſeyn von zwey und zwanzig Jahren mir nichts als eine Reihe von Leiden, von unbeſchreiblichen Leiden war, die mit mir in die Nacht des Grabes hinabſinken ſollen.

Lali.

Sinval! . . . . (bey Seite) er weiß nicht, wie ſehr er mich betrübt.

Sinval.

Was ſind nun weiter die Leidenſchaften der Welt für mich? Nur marternde Erinnerungen rufen mein Herz zu ihr zurück.

Lali.

Sie ſehen nur ihre eigene Leiden, Sinval. Aber blicken Sie um ſich her, — auf die, welche ſich bemühen, Ihnen dieſes Leben zu verſüßen, das Sie verachten, und das Ihr Glück machen kann? . . . Wollen Sie ihnen ihren Lohn entziehn?

Sinval.

Ihre Sorgfalt, ihr Mitleid — Lali! — — Ich leide noch mehr dabey. Es iſt zu ſpät, großmüthige Seelen, es iſt zu ſpät! Ich ſag' es noch einmal, Ich bin der Welt nichts mehr.

Lali.

Wie, Liebloſer! haben diejenigen kein Recht auf Sie, die um Sie ſind, die Sie lieben? . . . Fragen Sie den guten Hauptmann, fragen Sie Lali, ob Sie der Welt nichts ſind — — Sind Sie dieſen nicht alles? . . .

Sinval tiefſeufzend.

Lali! — Sie haben ein Herz — hüten Sie ſich vor Verbindungen, ſie machen das Leben unglücklich.

Lali.

Man muß alſo hart und undankbar ſeyn! . . . Sie weinen, Sinval? . . . O! um derentwillen, die Sie lieben, weg mit dieſen finſtern Gedanken.

Sinval zeigt aufs Herz.

Jahre von Gram haben ſie hier eingegraben, ſie ſind unauslöſchlich — Laſſen Sie mich, Lali! laſſen Sie mich —

(geht ab.)

Scene IV.

Lali allein.

Sinval! . . . . er iſt fort! . . . . ſtößt mich von ſich . . . . will mich nicht verſtehen — ganz ſeinem Schwermuth

Raube . .

Raub. . . . Armer! was ſind ſeine Leiden? Er hat geliebt, gewiß, liebt noch — und nicht mich. . . Ach! hab' ich genug gethan?. . . haben meine Augen genug geſagt?. . . . o! nur zuviel, und ich erröthe. Könnt' er an mich denken, an die arme Wayſe, die nicht in ſeinem Glauben erzogen iſt? Nur eine Unglückliche ſieht er in mir, die der Zorn ſeines Gottes verfolgt . . . . Gott! großer Gott! zeig mir den Weg . . . Unruhe, Empörung in dieſem Herzen! — Da find ich nur Sinval. Zitternd folge ich dieſem geliebten Führer — hab' ſonſt keinen. . . . Gott! du läſſeſt ihn katholiſch ſeyn, Gott! du kannſt ihn nicht getäuſchet haben!

(Hier ſieht man einen Mißionär in ſeiner Zelle Er liebt Lali heimlich, und fühlt, daß ſein Eifer, ſie zu bekehren, nichts anders als eine Eingebung ſeiner Liebe iſt. Plötzlich verwandelt ſich die Bühne in einen Saal.)

Scene V.

Birk und Lali.

Birk.

Nun, was giebt's? Nun, was bedeuten dieſe Traurigkeit, dieſe Thränen?. . . Närriſches Geſchlecht der Weiber!. . . wär' ich doch noch auf meinem Schiffe! da ſäh' ich all das nicht, oder ließ ſie da im Schiffsboden nach Belieben auswimmern. (ſanfter) Kind Lali, liebe gute Lali! hab' ich je mich als Vater gegen dich gezeigt, dich als meine Tochter erzogen, hab' ich dich je geliebt — weiß Gott, ob's wahr iſt! hör, liebe Lali, laß mich nicht in dieſer quälenden Ungewißheit . . . .

Lali.

O mein Vater! Sie ſind es . . . .

Birk.

Ja, ich bins — Nur eine Gefälligkeit für meine Sorgfalt durch viele Jahre . . . Rede . . . Nun, immer noch Thränen . . . Willſt du vor Kummer ſterben, wie der unglückliche Sinval, den der Himmel . . . ſeit dem er hier iſt, bekömmſt du ſeine Krankheit auch. Was zum Henker geht das dich an, wenn er ein Narr iſt, und vor Gram auszehrt . . . Gottlob! er will fort . . . Freylich geht mirs auch wieder nahe . . .

Lali ganz in Thränen.

Mein Vater . . .

Birk.

Immer noch! — Mag er doch reiſen, der Seeräuber! Aber du, mein Kind, mach's nicht ſo, wie er. Rede. Warum ſo niedergeſchlagen? hab' ich dich je verdrüßlich gemacht? hab' ich dich jemals gezwungen! dir etwas abgeſchlagen? Als ich dich zu mir nahm, ſagt' ich zu mir: die Katholiken haben ihre Familie verfolgt, haben ſie aus ihrem Vaterlande verjagt, ſind Schuld, daß ihr Vater vor Kummer geſtorben iſt. Ich bin ein Katholik, will das Alles wieder gut machen . . . Du lebſt auch nach Gutbefinden. Hab' ich dich wohl jemals gehindert, deine elende hugenottiſchen Prediger zu hören? . . . Freylich ſäh ich's lieber, du wäreſt katholiſch . . . Aber, Kind, was willſt du?

Lali.

Werfen Sie mir die Religion nicht vor, mein Vater, die ich bisher bekannte . . . Es war ein Irrthum . . . ich will ihn abſchwören . . . (ſeufzend) Sinval iſt katholiſch, Sie ſind es, ich will es auch ſeyn.

Birk erfreut.

Geduld! Geduld! laß mich das auseinander wickeln . . . Sinval . . . ich . . . du katholiſch, du! deine verdammte Ketzerey abſchwören . . . Ich muß dich umarmen, Kind! Dacht' ichs doch, Gott würd' es nicht zugeben, daß du verdammt würdeſt, wie alle dieſe ungläubige Hunde . . .

Du! katholiſch! Das iſt alſo ein Meiſterſtück von dem verzweifelten Mißionär da! der Hund! — Wollen eins zuſammen trinken . . . Doch hab ich den Kerl niemals leiden können, was auch unſer Pfarrer ſagt . . . Das wird ein Feſt werden! . . . Aber, aber du katholiſch! — Sollt' mans denken? Das macht mich um zehn Jahr jünger. (er läuft fort, kommt aber wieder) Doch hör' einmahl, Lali, hätte dich etwa Sinval bekehrt? . . . liebteſt du ihn etwa? . . . Bin ich nicht ein alter Narr! — Du liebſt ihn. Geſteh' mir's nur, ſags, du liebſt ihn . . .

Lali.

O nein, vergeben Sie . . .

Birk.

Ja, ja, du liebſt ihn . . . Nun, hohl mich der T . . . wenn man aus euch Mädgen klug werden kann . . . Lieben . . . und wen? . . . einen großen Narren, der, ich weiß nicht wie, hieher gekommen iſt, um alles um ſich her mit ſeinem Spleen anzuſtecken . . . Doch ein guter Junge . . . Man wird erfahren, wer er iſt, und Sie ſollen ihn haben, Mamſell, Sie ſollen ihn haben.

Lali.

O mein Vater!

Birk.

Und weiter hab' ich nichts damit zu ſchaffen, Sie ſollen ihn haben . . . Du biſt alſo völlig gewiß, daß er dich liebt? daß er dich wohl haben mögte? . . . Nun ja, das würde ſich ſchicken, dich nicht zu lieben! — — Aber dennoch, wer hätte das denken ſollen? — Nun wundre ich mich nicht mehr, wenn man katholiſch wird . . . Gut war's noch für dich, nicht wahr? daß er kein Türke oder kein Heyde iſt . . . Sollſt ihn haben. Lieber wollt' ich dich dem T . . . geben, als dich immer ſo weinen ſehen . . . Aber ſich in den Laffen da zu vernarren, der nicht ein Späßgen macht, der vielleicht niemals eine Pfeife Toback geraucht, noch ein Schiff geſehn hat, ohne Vermögen, ohne Stand, der nichts thut, als ſeufzen . . . O nun wiſſen wir, wie wir mit den Thrängen daran ſind. Man ſieht ſich, liebt ſich, ſpielt das Turteltäubgen, verbirgt ſeinen kleinen Roman, und früh oder ſpät muß man ſich doch an den Papa wenden, um das Alles in Ordnung zu bringen — — Wenn geſchieht die Abſchwörung?

Lali.

Ich fang erſt an, mich zu unterrichten.

Birk.

O! das iſt das geringſte. Hurtig abgeſchworen, hurtig. Aber ſtill, wenn meine Nichte kömmt, ſoll ſie beym Feſte ſeyn. Wie ſich die Leute wundern werden . . . Aber wo iſt nun der Phantaſt Sinval? Ich wette, er ſchweift im Felde herum, um Mücken zu haſchen. Zehn Guineen gäb' ich dem, der ihn jetzt herbrächte.

Scene VI.

Birk. Lali. Solſa.

Birk zu Solſa.

Ja! jetzt giebt's ganz etwas anders als Klavierſtunden. Still! Lali ſchwört ihren Glauben ab. (er umarmt Solſa) Freuen Sie ſich, Mann! Lali iſt katholiſch, oder wird's doch bald . . . und dann eine Frau. (er hüpft) Ich werde noch närriſch drüber. (geht und kömmt wieder) Her mit mir, Freund Solſa, her mit mir. Wollen den Träumer Sinval aufſuchen, den Mädgenverführer. Fort mit mir. (geht ab.)

Scene VII.

Lali. Solſa.

Solſa.

Ich dacht' es wohl, Mamſel. Die Frucht von meinem Unterricht. Man kann kein guter Tonkünſtler und ein

Ketzer zugleich ſeyn. Ich will auf ihre Hochzeit eine Arie, eine Meſſe machen, die Engel ſollen hernieder ſteigen, die Harmonie zu hören.

(geht ab.)

Scene VIII.

Lali allein.

Ach! mein Herz kann ſich noch nicht der Hoffnung öffnen. Sinval hat gewiß geliebt, liebt noch . . . und kann mich nicht lieben — Der Schmerz wird mich tödten — aber wenigſtens in ſeinen Armen.

(geht ab.)

Scene IX.

Ein Garten.

Birk und Sinval.

Birk.

Haſt du mich recht verſtanden? meine Tochter Lali und mein Vermögen . . . du liebſt ſie . . .

Sinval.

Lali iſt liebenswürdig, aber . . .

Birk.

Ich irre mich niemals. Ich mögte wohl ſehen, daß du ſie nicht liebteſt, wenn ich dich glücklicher machen will, als du's verdienſt.

Sinval.

Mehr, als mir's zu ſeyn vergönnt iſt.

Birk.

Hör', Sinval, keine ſolche Antwort mehr. Sieh, lieber wollt' ich ganz allein ein Schiff ſteuern, das von allen zwey und dreyßig Winden getrieben würde, als einen ſolchen Starrkopf lenken. Nun, magſt ſie lieben oder nicht, willſt du ſie? oder willſt du ſie nicht? Ein junges artiges Mädgen von guter Familie, obgleich nicht von der meinigen, die dich liebt, die die Liebe verzehrt, die dir zu gefallen Jüdin Wiedertäuferin u. ſ. w. würde ... Nun, willſt du ſie vor meinen Augen vor Gram umkommen laſſen .... Geh' zum T... woll'n nicht mehr davon reden.

Sinval.

Gott! bin ich genug geprüft?

Birk ſich zwingend.

Er antwortet nicht ... Hör', Sinval, rede aus Mitleid, antworte, ich bitte dich.

Sinval.

Großmüthiger Freund! Ihnen näher anzugehören, Ihnen alles zu verdanken, würde für mich das höchſte Gut ſeyn. Aber iſt das möglich? Ich habe geliebt, beweine einen unerſetzlichen Verluſt; kann ich ein Herz, das ganz mit dem Bilde einer andern erfüllt iſt, kann ich das Lali geben? Das Leben iſt mir verhaßt, kann ich den Schmerz, der mich verzehrt, in ihre Umarmungen mit bringen? Ich bin ein Unglücklicher, furchtbar ſchon, wenn ich mich nur nähere. Lali iſt liebenswürdig, aber was ſoll ihr geben? mein Herz ... mein Leben ... alles was ich habe ... gehört mir nicht mehr.

Birk.

Wo haſt du alles geleſen? Es mag recht ſchön ſeyn, aber ich, der ich niemals geleſen habe, ſag' dir, daß ich ſolche ſeichte Gründe nicht gern habe. Bis zur Abſchwörung mag's noch gehen; Du wirſt dich anders beſinnen, hoff' ich ... wo nicht, Sinval ... ich bin ein Mann von Ehre. (will abgehen.)

Sinval (hält ihn zurück.)

Herr Hauptmann, weder Zeit noch Friſt, noch Drohungen können meine Geſinnungen ändern. Reden Sie: Sie tragen mir Lali an, kennen Sie mich?

Birk.

Was liegt daran? Du biſt ein Menſch; was mach' ich mir aus Stand und Geburt ... du biſt arm, ich war's auch; du biſt nicht vornehm? Ich bin gemeiner Soldat geweſen. — Du biſt unglücklich geweſen? — Umarme mich, Freund, wir ſind Brüder, ich war's auch, und werd' es ſeyn, wenn du's ausſchlägſt, mir anzugehören, wenn du meine Lali verachteſt.

Sinval.

Großmüthiger, würdiger Mann! jemehr Sie mir Vertrauen zeigen, je weniger darf ich es mißbrauchen. Hören Sie mich ... Wie? wenn ich ein entehrter Mann wäre? ...

Birk.

Entehrt! Nein unmöglich. Blos dies Geſtändniß könnt' es beweiſen, das du's nicht biſt.

Sinval.

Doch bin ich's. Lernen Sie den Elenden kennen, den Sie aufgenommen haben. Der Dolch der Gerechtigkeit hängt drohend über meinem Haupte.

Birk.

Du ein Verbrecher!

Sinval.

Ein unglücklicher Zweykampf forderte die Rache der Geſetze gegen mich auf. Gehen Sie nach der Neuſtadt, und fragen Sie da nach dem Verbrechen des elenden Olban. Da werden Sie's von des Henkers Hand eingegraben finden, in das Holz der Entehrung ... Wenig Tage hab' ich noch zu leben, ich kann Ihnen mein Herz entſchließen. Voll von einer glühenden Leidenſchaft, die ich noch im Buſen nähre, zog ich den Degen, um eine angebetete Geliebte zu rächen. Ich mußte mit zwey Feinden fechten, ein Freund lieh mir ſeinen Arm, unſre Gegner büßten ihre Verwegenheit mit dem Leben, und wir den Muth, der ſie niederſtieß, mit unſrer Ehre. Zwey Jahr ſchweiften wir umher, verbannt und flüchtig dorten bald in Wäldern, fochten wieder unter angenommenen Namen bey verſchiedenen Armeen von Elend und Verzweiflung gebeugt. Ich habe dieſen großmüthigen Freund verloren, er unterlag der Laſt des Elendes. Fern von dem Orte, wo ſeine Aſche ruht, wüthend, troſtlos, hab' ich's gewagt, mich noch einmal meiner Geliebten wieder zu nähern, und den Gegenden, die meinem Herzen werth ſind. Aber ich weiß nichts von dem Schickſal meiner Geliebten. Ich habe geſchrieben, gewagt, ihre Wohnung zu entdecken; Keine Antwort; ich glaub', ſie iſt im Kloſter. Ohne einigen Troſt wank' ich alſo langſam dem Grabe zu, das meine Schande in ſich verſchließen wird. — Liebſter Birk! Sehen Sie, das iſt der Mann, dem Sie Laſt beſtimmten. Heute erröthet er vor ſeinem Wohlthäter. Aber ich will mir dieſe Schaam erſparen. Sie ſollen mich nicht wieder ſehen.

Birk.

Halt! junger Mann! du, vor mir erröthen! Rechneſt du mich unter die niederträchtigen Seelen, die dich verurtheilt haben? Nein, meiner Treu, du biſt über die Achtung und die Ehre dieſer Welt erhaben. Glaub' es meinem Herzen; nie hat es mich in Abſicht auf die Ehre betrogen, du fochteſt für die Ehre deiner Geliebten, und haſt geſiegt. Vermögen alle Geſetze der Welt dir die Achtung des Hauptmanns und aller braven Leute zu entziehn? Schande auf die, welche dich verachten, die dich verbannt haben. Glaub mir, junger Mann! ſie verdammen dich, weil ſie dir nicht nachahmen können. Komm, dein Herz iſt des meinen werth, komm, wir wollen einer eiteln Beſtrafung trotzen . . . Sieh' da, dieſer Arm ſoll's herunterreißen, und das ſoll die ſchönſte That in meinem Leben ſeyn . . . Nein, laß ſie, ſie mag ein Denkmal ihrer Schande bleiben. Wär' ich an deiner Stelle, ſo wünſcht' ich gehängt zu ſeyn, zum Schimpf der ganzen Welt. Freund! noch nicht alles haſt du verloren, hier ſind Herzen, die wohl der übrigen Welt werth ſind. Ich . . . Lali . . .

Sinval.

Ach! . . . ich kann ſie nicht annehmen. Soll ich das Band zerreißen, das mich feſſelt? — Dann verdient' ich nicht ihre Achtung.

Birk.

Unſinniger! und die du liebſt, iſt ſie's werth? . . .

Sinval.

Sie liebte mich. Werden Sie ihr Beſchützer! . . . Nina war's.

Birk.

Meine Nichte?

Sinval.

Sie, deren Schickſal Ihnen unbekannt iſt . . . Sie zwangen mich, mein Stillſchweigen zu brechen.

Birk.

Wenn ſie aber nun untreu wäre?

Sinval.

Könnte ſie's ſeyn?

Birk.

Was weiß ich? . . . Der arme Hauptmann weiß nichts von ſeiner Familie, der T. . . weiß mehr davon . . . wenn ſie's aber wäre.

Sinval.

Unmöglich!

Birk.

Biſt du nicht ſchon wieder da, mit deinen Einbildungen? — Aber noch einmal, wenn ſie's wäre, würdeſt du ſie vergeſſen?

Sinval.

Ich würde mich bemühen.

Birk.

Umarme mich, armer Betrogner. Sie iſt verheyrathet.

Sinval (faßt ihn bey der Schulter.)

Verheyrathet? . . . Bedenken Sie's? . . .

Birk.

Verheyrathet ſeit einem Monat, während deiner letzten Abweſenheit.

Sinval außer ſich.

Verheyrathet! . . .

Birk.

Heißt das, ſie vergeſſen? Heißt das, mir Wort halten?

Sinval niedergeſchlagen.

Verheyrathet! . . . (er bleibt ohne Bewegung ſtehen.)

Birk.

Nun? giebt das nicht wieder eine Tragödie? Der T. . .! was kann dir das verſchlagen, da du eine andere haſt? Friſch! verſprich mir, ſie zu vergeſſen . . . Oh! nein, das wird er nicht thun. (er ſchlägt ſich an die Stirne) Ich unglücklicher Mann! warum hab' ichs geſagt? Da ſteht er nun, nachdem ich alle Vorſicht gebraucht, ihn vorzubereiten, da ſteht er troſtlos da, wie ein Verdammter. Sinval! Sinval! . . . willſt du mir nicht antworten . . . Er iſt todt . . . der Böſewicht! . . . wie ſoll ich's ihm nun beybringen, daß ſie kömmt? Sinval! . . . er hört mich nicht . . . Ich will's der ganzen Welt ſagen, endlich wird er's doch auch erfahren.

(geht ab.)

Scene X.

Sinval allein.

Verheyrathet! . . . Sie lebt für einen andern, die Treuloſe! denkt nicht mehr, daß ich ihr alles aufgeopfert habe — —

habe — — Immer nun dieſes vogelfreye Haupt den Henkern hingeſtreckt! . . . Nina in den Armen eines andern! — Alles ſtößt mich von der Welt zurück; ſagt mir, daß ich ſie verlaſſen ſoll . . . Nina! Nina! . . . nicht mehr mein! . . . wird's nicht mehr ſeyn! . . . Wo dieſes Herz hinlegen? — Wo eine Zuflucht finden? — Alles iſt aus. Ich ſeh' um mich her, und die Welt iſt mir eine Einöde . . . Tod! . . . ich muß ihn erwarten . . . ihn ſuchen in den tiefſten Höhlen, an Orten, wo mich das Auge der Sterblichen nicht wieder finden wird. O Gott! dein Arm ſenkte ſich ſchwer herab, auf meine ſchwache Jugend. Es iſt Zeit, den letzten Weg einzuſchlagen, den du mir zeigſt . . . Reich mir, reich mir den Kelch, er iſt bitter, aber ich muß ihn leeren.

Zweyter Tag.

Scene I.

Lali. Der Mißionär in ſeiner Zelle.

Lali unruhig.

Sie, die Sie mich zum Himmel leiten, ſtützen Sie mein ſchwaches Herz. Eine Leidenſchaft bringt mich ihm näher, die er mir ohne Zweifel zu meinem ewigen Glücke einflößt . . . Die Liebe allein treibt mich, eine neue Bahn zu ſuchen. Dieſe iſt, ſagt man, dem Throne meines Gottes näher, ich folg' ihr. Gebe Gott, daß ich ſie bald nun um ſeinetwillen gehe! Ich fürchte, zittre, er möchte zürnen, daß die Liebe allein mein Führer iſt. Ha! warum gab er mir dieſe unglückſelige Liebe? . . . Alles ſchreckt mich . . . Am Ende der ſüſſen Verirrungen dieſes Lebens ewige Martern! Entſetzlich!

Mißionär.

Sanfte, ſchüchterne Seele! Sehen Sie in dieſem Gott nur einen zärtlichen Vater, der zufrieden iſt, wenn ſeine Kinder ſich beſtreben, die vorgeſchriebene Bahn zu wandeln, und ihre Schwäche geringe Abweichungen liebreich vergiebt. Wann ich vom Predigſtuhl herab erſchrocknen Seelen einen furchtbaren Gott ſchildere, den Gott der Rache, den Gott Iſrael, Stürme vor ihm her, der mit Donnerſchlägen den Abgrund unter unſern Füßen aufdeckt — Lali, dann red' ich zu harten Herzen, die keiner andern Empfindung als der Furcht fähig ſind. Nein, dieſer Gott, der Sie zu ſich ruft, iſt nicht grauſam. Nicht blos zu unſrer Quaal gab er unſern Herzen das himmliſche Geſchenk, Empfindſamkeit. Wann uns zuweilen unſre Neigung auf Blumenpfade abführt, ſo werden wir durch die verborgenen Dornen genug geſtraft, und wir ſinken in ſeinen tröſtenden Schoos zurück, um da blos ſeine Barmherzigkeit zu ſchmecken.

(er geht zu ihr mit einer aufrichtigern Mine.)

Lali.

Wie Sie mein Herz, mein ſeufzendes Herz aufrichten! Bleiben Sie ſtets ſein Führer. Ich liebe Siwal.

Mißionär (tritt ernſthaft zurück.)

Zuviel Liebe für ihn würde eine Abirrung ſeyn, Sie zur Vergeſſenheit Ihrer Pflichten führen. Und wär' er auch Ihr Gemahl, ſo müßten Sie Ihre Zärtlichkeit mäßigen, um nicht ſtrafbar zu werden.

Lali.

So wird mich dann der Himmel wegen der brennenden Liebe ſtrafen, die in allen meinen Sinnen tobt? Wie? dieſes Herz glüht, ſtrebt empor, ſucht ihn ... und er, er zaudert noch, in meine Arme zu fliegen ... iſt traurig, aber nicht wegen mir ... O mein Vater! —

Wann ich bey den Unempfindlichkeiten für meine heiße Liebe keine Gegenliebe ſehe, ſehe, daß er ſie von ſich zurück ſtößt . . . Ja, in Verzweiflung würd' ich von Liebe glühend an den erſten Gegenſtand, den ich fände, mich haften — mein Herz muß einen haben — würde den erſten Empfindlichen um ein Herz bitten, um ein Herz, das lieben könnte, mich in ſeine Arme werfen, und dann ſterben aus Verzweiflung, daß er nicht Sinval war.

Miſſionär.

Gott! welches Herz zur Liebe gegen dich!

Scene II.

Birk und Solſa im Saal.

Birk.

(führt Solſa bey der Hand herein)

Die Sache iſt dringend, ſehr dringend, ein Entſchluß muß gefaßt werden. Sie . . . Sie — kömmt — und wie ſoll man's Sinval ſagen? wie ihn vorbereiten? — guten Rath, Solſa, guten Rath . . .

Solſa.

Aber Sie, Herr Hauptmann, was denken Sie?

Birk.

Je, zum Henker, wenn ich was dächte, würde ich Sie um Ihre Meynung fragen? — Guten Rath, Solſa . . . Wie? Wenn ich erſt Lali einen Wink gäbe? Gut! dann wär nichts als Unruhe, Thränen, und ich kann das verwünſchte Gewinſel da nicht leiden . . . Halt! ich komm' auf einen Einfall, einen herrlichen Einfall. Hauptmann Birk iſt nicht der Mann, der's wie ein Schüler anfängt. Ich werde Sinval auf die Seite nehmen, und ihn ganz fein vorbereiten. Ich werde ſo, ohne mir was merken zu laſſen, ſo zu ihm ſagen:

(mit feſter Stimme.) Junger Mann, entferne dich auf einige Tage, deine Nina kömmt mit ihrem Mann.

Solſa.

Aber finden Sie das nicht ſehr übereilt? ... Wann Sie erſt ...

Birk.

Still! Er mag zum Henker gehn! ... Ich muß mir da den Kopf anſtrengen! ... Nun, ſind Sie todt? — Ich wette, Sie wiſſen nicht ein Wörtchen von dem, was ich ſage ... Ich hab's gern, wenn man mich anhört — verſtehen Sie?

(er ſchüttelt ihn).

Solſa.

Ja, ja, ich denke ...

Birk.

Sie ſollen aber nicht denken. Wir ſind in der That beyde recht einfältig, daß wir uns wegen der Phantaſten da den Kopf zerbrechen. Sie haben ſich gefangen, ſie mögen ſich auch herauswickeln. Bleib ich deswegen nicht Hauptmann Birk, es mag auch kommen, wie es wolle? ... Ich bin ſehr gutherzig, daß ich mich um alles das bekümmere ... Sie wird kommen, ... und denn mag's gehen wie's will.

(geht ab.)

Solſa.

Wenn ich getraut hätte, ihm zu ſagen ... Bah! er verſteht nichts von Muſik ... Eine Symphonie zu rechter Zeit würde alles gut machen; aber man muß Seele und Gehör haben. (ab.)

Scene. III.

Birk und Lali im Garten. Nina und Serci kommen.

Birk.

Ha! da ſeyd ihr! ſchon ſo bald.

Nina verwundert.

Sind Sie böſe, uns zu ſehen?

Birk.

Wie du nun gleich die Sache nimmſt! Nichts weniger! … aber ich wollte einen Arm drum geben, wenn ihr ſpäter gekommen wäret; ich wollte erſt gewiſſe Einrichtungen treffen, jemanden zuvor ſprechen. Aber nein! da iſt Madame wie ein Kanonenſchuß auf mein Bord! … Nichts mehr von Einrichtungen! Ja, nun muß ich dir doch ſagen, ſollteſt du noch ſo ein trauriges Geſichtgen machen, erſchrick nicht … und du, Lali, ſey ruhig. (Sinval tritt herein.) Da iſt mein Seele der andre auch — Nun vergleicht euch ſelber, ich menge mich nicht mehr darein.

Scene IV.

Sinval. Die Vorigen.

Sinval.

(wird Nina gewahr, und ſchreyt auf)

Nina! (er bleibt wie vernichtet ſtehen.)

Nina.

Olban!

Kali.

Olban. …

Birk.

Ja doch, Olban. Das hatt' ich wohl vorhergeſehn, aber warum begegnet ſie ihm auch, ohne mir vorher davon zu ſagen.

(er geht in einen Winkel mit niedergeſchlagenen Armen.)

Sinval ſtürzt auf Nina zu.

Ja, ja, hier iſt er, dieſer Olban, deſſen Waffen glücklich genug waren, dich wegen einer Beleidigung zu rächen; dieſer Olban, der ein Opfer der Geſetze, von der Erinnerung an dich verfolgt, elend, flüchtig, ohne Namen, zehn Jahr ſchon herumſchweift, nichts mehr auf der Welt hat, als dieſen edeln Freund .... Ich will dir nicht das Elend, die Verzweiflung zweyer Jahre malen, nicht meine Leiden und die Leiche meines Freundes zeigen. Ich will dich nicht auf die Schlachtfelder führen, unter die Schrecken dieſer Gefechte, wo ich den Tod ſuchte, und nur Wunden fand ... Du ſollſt nicht meinen Freund ſehen, der mir, der dir ſeinen Arm lieh, in mein Unglück und in meine Verbannung verwickelt, ſterbend zu meinen Füßen, mehr vor Ermattung, vor Schmerz, als an ſeinen Wunden hülflos, ohne Erleichterung, ohne Troſt außer meinen Thränen, am Rand der Grube, die ich ihm grub — Nur deinen Liebhaber ſollſt du ſehen, nur den, den du liebteſt, und der dich anbetete. — Hier iſt der Unglückliche, dem du Treue ſchwurſt ... und da (er zeigt auf Serci im Ton des Vorwurfs) iſt dein Gemahl! Serci! Serci! was that ich dir? ... Den Tod, o Himmel, den Tod! ...

Serci läuft zu ihm.

Freund, uns gehört er.

Birk.

(der nach und nach erweicht werden, kann's nicht länger aushalten, und eilt auf Sinval los, ihm zu umarmen.)

Ihnen, bey Gott! Ihnen; aber hier (er zeigt auf Lali) iſt deine Rache.

Sinval.

Halten Sie ein! zwingen Sie ſie nicht zu erröthen.

Nina.

Olban! Olban! ich bin nicht ſtrafbar; zwey Jahre voll Thränen, in der dunkelſten Einſamkeit, mögen für mich zeugen. Unbarmherziger! du verdammſt mich, hältſt mich für untreu! Du weißt nicht mehr, welche Anſprüche du auf mein Herz hatteſt?

Sinval.

Ach! Nina! es dachte nicht mehr daran. (er geht zu Lali, die in ſtummer Betrübniß da ſteht) Lali! Lali! . . . Sie kennen nun den Unglückſeligen, der war Ihnen beſtimmt. Ich wär ein Ungeheuer geweſen, wenn ich eingewilliget hätte. Edle, gefühlvolle Seele! leben Sie zum Glück denjenigen, die um Sie ſind. Hab' ich Sie unglücklich gemacht, ſo ſehen Sie, ob Sie an mir gerächt ſind.

(Lali wird ſchlechter)

Birk.

Ungeheuer! er wird ſie noch umbringen . . . Sie iſt ohnmächtig — — todt . . . zu Hülfe! — — Da ſteht ihr alle, wie Bildſäulen . . . was geht mich euer Gezänke an — — Jetzt iſt's auch Zeit, daß ihr winſelt, wenn meine Lali ſtirbt — Lali! Lali! erhohl' dich, liebe Lali . . . Er ſoll dich heyrathen, oder ich ſchieß ihm's Gehirn aus dem Kopfe heraus.

(er nimmt Lali in Arm, und führt ſie fort.)

Scene V.

Nina. Sinval. Serci.

Nina.

Olban!

Sinval.

Ich bin's nicht mehr. Olban ward für Sie unglücklich und entehrt . . . Sinval iſt nun unglücklich. Er muß Olban vergeſſen, für Verbrechen wird er's halten, zu leben . . . Nina! Serci! ihr habt meinen Untergang geſchworen!

Serci.

Schlagen Sie uns nicht ganz darnieder! Noch einmal! wir ſind nicht ſtrafbar. Man hat uns hintergangen.

Sinval.

Nichts mehr davon.

Nina.

Verzeih', Olban, unſrer Leichtgläubigkeit . . . Wie konnt' ich dich für treulos halten? . . . Und doch that ich's; legte mir Feſſeln an, die ſtrenge Aeltern mir aufdrungen, als das einzige Mittel, aus der Einſamkeit zu kommen, aus der ich nie gekommen wäre, hätte ich deine Treue gewußt. Doch es ſey, räche dich. Vergiß, vergiß uns, ſchlag dein Glück nicht aus.

Sinval.

Am Rand des Grabes wird ſich nicht erſt meine Liebe ändern.

Nina.

Hör, Grauſamer! zum letztenmal deine Nina . . . . Sey glücklich . . .

Sinval bebend.

Halt ein! halt ein! dieſer Name, dieſe Seufzer, dieſer Blick, das all iſt nicht mehr für uns . . . Ich muß, ich muß dich vergeſſen. (Sie geht auf ihn zu, und er ruft hitzig) Kann ich's — Ach! Nina! du biſt es noch. (er fällt ihr zu Füßen.)

Nina tritt zurück.

Sinval! du ſchweifſt aus!

Sinval ſteht beſtürzt auf.

Welche Kälte ſchlich ſich in mein Herz. (mit leiſer Stimme) Es iſt aus mit mir — — — (laut) Serci! Vergieb! — zu lang hab' ich ſie angehört — Dieß Herz ſoll für ſeine Empfindlichkeit, für ſeine Erinnerungen beſtraft werden . . . Lebt glücklich! Nina! . . . ich bin nicht mehr dein. (er zieht einen Ring vom Finger) Da, nimm ihn zurück, dieſes Pfand deiner Zärtlichkeit und meiner

Treue! Als du mir ihn gabſt, ſchwur ich dir, nicht eher als im Tode woll't ich ihn ablegen. Nina.

Nina.

Du erſchreckſt mich.

Sinval.

Laß mich, Nina, mein Zuſtand iſt ſchrecklich.

Serci.

Sinval!

Nina.

Welche fürchterliche Ahndung! — Olban!

Sinval.

Wenn ich noch einige Rechte auf dich habe, Nina, (er faßt ihr Hand, und giebt ſie Serci) ſo geb' ich ſie ihm. Lieb' mich in ihm! Freunde! laßt mich, erbarmt euch … laßt mich allein.

Serci geht mit Nina ab.

Wir müſſen auf ihn Achtung geben.

Scene VI.

Sinval allein.

Dein Urtheil iſt geſprochen, armes Herz! Ich ſehe ſie nicht wieder, dieſe Gegenden, noch diejenigen, die mir lieb waren. Nina! Nina! das glühende Bild, das in meinem Buſen ſich erhielt, die flüchtigen Freuden, die lange Qualen, die Erinnerung dreyer ſtürmiſcher Jahre, das all ſteht auf einmal vor meiner Seele. Schreckliches Gefühl! das letzte Abſterben eines matten Herzens, das nun bald erlöſchen wird. — Vergebens ſuchte ich die Empörung dieſes Herzens zu dämpfen. Stets würde ich den unauslöſchlichen heiligen Eindruck meiner Liebe darinnen wieder finden — — So düſter, ſo öde alles rings um mich! Nur noch ein Schritt! — Leb' wohl, Nina! Leb' wohl! mein Herz ſchlägt noch für dich mit ängſtlichen ſtürmiſchen Schlägen; aber bald kömmt der, der der letzte iſt . . . .

(ab.)

Scene VII.

Birk. Nina. Serci im Saal.

Birk.

Nun immer Thränen, Aechzen . . . Ich mag das nicht (er beſänftiget ſich) Liebe Nichte! ſchone mich: Sieh' meine grauen Haare.

Nina.

Beſter Oheim!

Birk.

Beſter Oheim! (zu Serci) Rede, was machſt du hier? — was fällt dir ein, ihr Mann zu ſeyn? Noch einmal. Ich mach' mir nichts draus . . . Lali wird vor Gram ſterben; deſto ſchlimmer; deine Frau wird auszehren; mag's doch. Ich ſchiff mich ein auf die erſte Galeere, und dann flott! flott!

Serci.

(ſtürzt ſich auf Nina zu, die noch immer weint, und ihn von ſich entfernt.)

Nina! Nina! dieſer Schmerz war nur im erſten Augenblick verzeihlich; jetzt beleidigt er mich. Haſt du gar keine Pflicht gegen deinen Gemahl? Sieh mein Herz, du zerreißeſt es. Ich beklag' dich, ſuch' deinen Gram zu zerſtreuen, warum ſtößeſt du mich aus deinen Armen zurück? — Oder bin ich nicht mehr dein Freund?

Nina.

Wieder ein gutes Herz, das ich unglücklich mache. Vergieb, vergieb mir, oder ſtoß mir einen Dolch ins Herz.

Birk außer ſich und ſchluchzend.

Tauſend Höllenteufel! Ich muß auch weinen, wie dieſe Unglücklichen da! Das iſt mir nicht begegnet in vierzig Jahren, daß ich auf der See herumſchwärme. (er will ſich zurückhalten) Ach! hört auf, hört auf, um Gottes und aller Heiligen willen. (er bricht aus in Thränen) Ach! Unglückliche! (er nimmt ſeinen Stock) Ich will euch lernen, mich ſo zum Weinen zu bringen. (er weint) Iſt das die Ehrfurcht, die man einem Oheim von ſiebenzig Jahren ſchuldig iſt . . . (er läuft zu Nina) Komm Nina, umarme mich, Nina, tröſte mich. Wollen meine Lali ſuchen, ſie geſchwind katholiſch machen, und wenigſtens ihre Seele retten, und dann uns allen den Kopf zuerſt in den Rhein ſtürzen.

(alle ab)

Scene VIII.

Lali und Solſa im Garten.

Lali mit einem Briefe in der Hand.

Er hat Ihnen dieſen Brief gegeben: . . . er iſt fort . . ., fort . . ., Leſen Sie (giebt ihm den Brief) Leſen Sie. Ich hab' ſo viel geweint, daß ich nicht ſehen kann.

Solſa.

Warum wollen ſie Ihrem Schmerz Nahrung geben? werfen Sie dieſen unglücklichen Brief weg, der die Harmonie Ihrer Sinnen ſtört. Warum machten Sie ihn auf? Er war nicht an Sie gerichtet.

Lali.

Leſen Sie, ſag' ich, leſen Sie.

(ſie lehnt ſich an einen Baum, und bedeckt mit den Händen ihr Geſicht.)

Solſa lieſt.

„Müde der Welt, wo ich nichts als Unglück erfuhr „und verurſachte, hab' ich einen Entſchluß gefaßt, den

„die Umſtände und mein Schmerz nothwendig machten.
„Ich fliehe Sie — werde Sie nicht wieder ſehen.

Lali entreißt ihm den Brief.

Halt ein, Unglücklicher! . . . Nein.

Solfa.

Mamſell!

Lali bittend.

Leſen Sie. Es iſt meine letzte Freude.

Solfa lieſt.

„Seyd ruhig! ſeyd glücklich! lebt wohl, Alle, die
„ihr mir werth waret, großmüthige Wohlthäter, edle
„Freunde! — lebt wohl! — Nina! Lali!

Lali entreißt ihm den Brief.

Nicht weiter! — Ein ſchrecklicher Brief! Verzweiflung hat er in meine Seele gebracht! . . . Warum las ich ihn. (ſie zerreißt ihn) Was mach' ich? (ſie lieſt die Stücken auf und küßt ſie) Ach! dieſe Züge, dieſe traurige Züge, ſind von Sinvals Hand, ſie ſollen nie wieder von meinem Herzen. (Sie ſteckt ſie in ihren Buſen) Sinval iſt fort — wohin? — er iſt fort . . . (ſie ſinkt weinend auf eine Raſenbank) In Gram wird ſich mein Leben verzehrend erlöſchen. (ſie fällt Solfa zu Füßen) Um Gotteswillen! ſuchen Sie ihn, oder helfen Sie mir ſterben. (ſie richtet ſich auf Birk und Nani treten herein.)

Scene IX.

Birk. Nina. Vorige.

Birk.

Ha! da iſt ſie. Wo ſoll man ihn finden? Meine Lali, meine Tochter.

Lali.

(ohne ihm zu antworten, läuft zu Nina.)

Sag' mir, was hatteſt du für ein Geheimniß, ſeine Liebe zu gewinnen? ſag' mir's! Dich betete er an, (weinend) und mich Unglückliche . . .

Nina.

Liebe Lali, man erkundigt ſich . . . Seeri iſt dieſen Augenblick fort . . man ſucht ihn.

Lali.

Man ſucht ihn! . . . haben ſie mein Herz, um ihn zu ſuchen? (ſie weint) Weine doch, Nina, weine wie ich? Du zwingſt dich, mir Hoffnung zu machen, und haſt den Tod im Herzen. (ſie läuft zu Selſa) Laufen Sie auch, ſuchen Sie ihn zu finden, ſuchen Sie. . . .

Birk.

Und wenn es glückte, würde er zurückkommen?

Lali außer ſich.

Ach! ſagen Sie mir, ſagen Sie mir, daß er wiederkommen wird. (ſie läuft weinend zu Nina) Warum haſt du ihn auch geliebt, Nina? . . . Ich würde dich haſſen, wärſt du nicht eben ſo unglücklich als ich.

Birk zu Selſa.

Nun, laufen Sie, ſagen Sie ihm: Ein ehrlicher Mann vergiftet nicht das Herz derjenigen, die ihn lieben. Sagen Sie ihm . . . Nein, ſagen Sie ihm nichts. Der Seeräuber! — eine Kugel ihm durch den Kopf gejagt! und dann zeigen Sie uns ſein Kleid mit ſeinem Blut gefärbt, damit wir in Verzweiflung ſterben. Freund! der arme Hauptmann hat mit Türken und Chriſten gekämpft; ſeine Feinde thaten ihm nichts. Und die er liebt, die graben ihm ſeine Grube.

(ab)

Scene X.

Lali allein.

Was ſoll ich thun? — wo bin ich? — wie wird ſich das enden? — In den Schooß eines Gottes will ich mich werfen, ihn fragen, warum er dieſe Liebe in meine Seele goß, dieſe Leidenſchaft, die nichts ſtillen kann, will zu ihm rufen. Gott! gieb mir Sinval! — Sinval! — oder den Tod! — —

Scene XI.

(Hütte in einem Fichtenwald. Nacht. Mitten in der Hütte ein großes Feuer, davon der Rauch durchs Dach hinausgeht. Eine alte und eine junge Frau am Fenſter ſitzend.)

Tochter.

Sie kommen nicht wieder.

Mutter.

Warum biſt du heut ſo unruhig? Du weißt ja, daß ſie niemals eher wiederkommen.

Tochter.

Aber die zwey Häſcher, die heut Morgens umherſtrichen . . .

Mutter.

Es ſind ihrer drey, und gut bewafnet, dein Bruder, dein Vater und Fritz.

Tochter.

Aber Fritz iſt zuerſt ausgegangen, er geht immer allein; ich bin ſo unruhig, er iſt gar zu verwegen. Ach! ich will's ihm ſagen, daß er ſich nicht mehr ſo auf die Landſtraßen wagen ſoll.

Scene XII.

Vorige. Der Vater und der Sohn gehen quer durch die Hütte.

Mutter.

Horch . . . die Thür' geht auf . . .

Vater.

Zurück, ihr Weiber, zurück.

Sohn.

Fritz folgt ihm auf dem Fuße nach . . . ich glaub', er kömmt herein. . .

Vater.

Er iſt bewafnet, hat einen grünen Rock an, Vielleicht ein Häſcher. — Still! verſteckt! die erſte Bewegung, die er mit ſeinem Gewehr macht, ſchießt. (ſie verſtecken ſich. Sinval tritt ein, mit Piſtolen im Gürtel. Im Augenblick, da er daran greift, geſchehen zwey Flintenſchüſſe; und einer trift ihm am Arm.)

Sinval ruhig.

Verfehlt! . . . . Alſo bin ich hier unter Mördern.

Fritz tritt ein, die Piſtole in der Hand.

's wurde geſchoſſen.

Vater.

(kömmt mit dem Sohn aus ſeinem Schlupfwinkel hervor, und läuft auf Sinval los.)

Wer biſt du? du? daß du dein Leben nicht vertheidigſt, und nicht einmal zitterſt?

Sinval.

Ich haſſe das Leben, und verlor das Recht, es zu vertheidigen.

Fritz erkennt Sinval.

Halt! Freunde! halt! thut ihm nichts; er iſts. (er ſieht den blutenden Arm.) Er iſt bleßirt — verbindet ihn — er iſt bleßirt.

Sinval.

Laß meine Wunde ſeyn . . . Und wer biſt du, daß du dich meiner annimmſt?

Fritz.

Kennt ihr mich nicht mehr? Erinnert ihr euch nicht des Unglücklichen, der vor zwey Jahren in den Rhein fiel, und den ihr herauszogt?

Sinval.

Das warſt du?

Fritz.

O! ich vergeß euch niemals; auch nicht die liebe junge Dame, die bey euch war.

Sinval.

Ha! Nina! So verfolgt mich denn dein Andenken allenthalben. Unter Böſewichtern in einer Räuberhütte hör' ich deinen Namen zum letztenmale nennen — (zu Fritz) Unglücklicher! So wendeſt du alſo das Leben an, das ich dir gerettet habe?

Vater.

Was ſoll man aber machen, wenn man nichts hat?

Sinval.

Sterben.

Fritz ruft.

Hanne! Hanne! kommt, pflegt den Mann da.

Sinval.

Ich brauche nichts. Ich glaubte bey ehrlichen Leuten eine Zuflucht zu finden, ich hab' mich geirrt; ich geh' wieder. (er ſteckt ſeine Piſtolen wieder an, und giebt ihnen ſein Geld) Da, Elende! das iſt all mein Vermögen; wenn euch doch dieſe Hülfe einige Verbrechen erſparte! lebt wohl! hab' ich noch weit bis zu dem wüſten Schloß Honak?

Fritz.

Noch eine Meile, zum Sterben lang. Ihr müßt durch das Thal durch und durch den ganzen Wald hinaufklettern. Da giebt's keine Bahn.

(Sinval ab.)

Tochter.

Sein Arm blutet ſtark; warum will er ſich nicht verbinden laſſen? Wird nicht weit laufen.

Dritter Tag.

Scene I.

Nina. Serci im Saal.

Serci kalt.

Nein, keine Nachricht, vielleicht iſt Solſa glücklicher.

Nina.

Keine Nachricht! — — Wo iſt er jetzt? — wo wird er ein Leben enden, das ich vergiftete? ... Ich hab' ihn zu Grunde gerichtet. Du haſt ihn gekannt, Serci, vor zwey Jahren, als er mich liebte, (mit einem leiſen Seufzer) als ich ihn liebte. Du haſt ihn gekannt, den guten Jüngling, freymüthig, offenherzig, warm in der Freundſchaft, in der Liebe treu, und heute ...

Serci.

Er iſt es, der dich zu Grunde gerichtet hat, der mich zu Grunde richtet, er, der Urheber unſrer Thränen; er, der unſre Bande trennt.

Nina.

Serci! du beklagteſt mich ſonſt, jetzt verdammeſt du mich. Mein Gram und deine Vorwürfe — ach! zu viel für mein Herz . . . Wär' es unempfindlich, was könnt' es jemals für einen Werth für dich haben?

Serci.

Du mißbrauchſt das Zutrauen des meinigen. Nina! ich hab' dich beklagt, dich getröſtet. Aber je weniger ich an meine Rechte denke, deſto mehr ſollteſt du dich daran erinnern.

Nina.

Und worinnen beſtehen dieſe? in dem Beſitz meiner Hand, die man dir gegeben hat? in dem Beſitz meines Herzens? Ach! du wußteſt meine Liebe, wußteſt, daß ich dir nicht geben konnte, dieſes Herz, das mir nicht mehr gehörte. Ich liebte in dir einen Freund, willſt du aufhören, es zu ſeyn? Soll ich alle meinen Schmerz in meine Bruſt verſchlieſſen? Serci! Ich hab' mich nie verſtellen können. Laß mich nicht ganz allein, ganz allein und troſtlos. Vielleicht denk ich einſtens bloß an den, der meine Leiden mildert. . . . Einſtens lebe ich nur für dich . . .

(ſie reicht ihm die Arme.)

Serci.

Deinen Gram theilen, hieße ihn nähren. Hab' ich mich über das Schickſal, oder hab' ich mich über dich zu beklagen? — Du wirſts beſſer, als ich fühlen und wiſſen, an wem es liegt, daß ſich mein Herz verſchließt.

Scene II.

Birk kömmt wild herein, in Trauer; in düſtern Tone.

Gottlob! ich kann nun immer die Trauer für meine ganze Familie anlegen. Keine Tochter, keine Nichte mehr! Alles hat Sinval geraubt. (wird Nina und Serci gewahr) Wer ſeyd ihr andern? (zu Nina) geh' mit Laſt . . .

lauſt

lauft beyde eurem Sinval nach . . . nennt ihn Oheim, Vetter, Mann . . . ich, ich bin nichts mehr; bin der arme alte Birk, der mit grauen Haaren in dieſes Dorf zurückkam, wo er niemand haben wird, der ihm die Augen zudrücke.

Nina.

Wer? Sie?

Birk.

Die arme Lali! Gott weiß, was der elende Sinval ihr angezaubert hat . . . Ja gewiß angezaubert, natürlich iſt das nicht. Seht ſie einmal; ſchlimmer als jemals! da ſitzt ſie, ſpricht kein Wort, weint, fällt auf die Knie . . . verzweifelt . . . Sie ſtirbt noch in der erſten Viertelſtunde, und noch dazu ohne zu beichten! (er weint)

Serci.

Beruhigen Sie ſich, das Uebel iſt nicht unheilbar, Lali kann wieder beſſer werden.

Birk.

Ja doch, beſſer, es läßt ſich ſehr dazu an, wenn ſie austrocknet, wenn ſie herumſchleicht, wie eine Verdammte.

(alle ab.)

Scene III.

Sinval.

(in einem finſtern Fichtenwalde, ohne Hut, die Haare ins Geſicht hängend, den Rock in Unordnung, zwey Piſtolen im Gürtel.)

Wie alles ſo einſam um mich iſt. Ich hör' nur das entfernte Brüllen reißender Thiere, die ſich bald von meinem Leichnam nähren werden. — In ſo einer Einöde, wie dieſe, hab' ich die Leiche meines Freundes eingeſcharrt; Lange ſaß ich an ſeiner Grube und weinte.

Aber auf meinem wird niemand weinen. Nina! Lali! ihr wißt nicht, wo dieſer unglückliche Sinval iſt . . . Sollt's auch niemals erfahren. (Pauſe) Mein Körper wird ſchwach; meine Augen verlöſchen in . . . Thränen; finſter wird's in meiner Seele. Gott! ich muß alſo ſterben! Allenthalben wiederhallt's: Ich muß ſterben! Aber, welches Herz bebt nicht vor dem entſetzlichen Abgrund zurück? . . . (er ſetzt ſich an den Fuß eines Baums) Lang hab' ich den Himmel nicht geſehn; der dichte Schatten dieſer Bäume verbirgt mir ihn . . . Meine Füße ſind zerriſſen, meine Wunde erſchöpft mich . . . Werd' ich noch Kraft haben, auf dieſen Hügel zu klimmen? . . . Hinkriechen will ich. Ich werde das liebe Licht des Tages ſehen . . . und meine Augen werden ſich dann auf ewig ſchließen. (er bedeckt ſich das Haupt, und ſeufzet dumpf.)

(Die Bühne verwandelt ſich in die Zelle des Mißionärs. Er geſteht ſeine Liebe Lali, die ihn mit Abſchen von ſich ſtößt. Nach dieſer Scene erſcheint Sinval wieder auf dem wüſten Schloße Henak, auf dem Gipfel eines Felſen. Er lehnt ſich auf eine eingeſtürzte Mauer; ſein Kleid iſt zerriſſen; ohne Hut; die Haare ins Geſicht hängend, mit gebrochener Stimme, aber die ruhige Stimme eines entſchloſſenen Mannes, der voll von ſeinem Vorhaben ſeinen letzten Geſang zum Himmel erhebt.)

Meine Stunde iſt gekommen. Die Natur wird mir verſchwinden, und meine Augen werden nicht ſehen den Untergang dieſer Sonne, die ſo glänzend über meinen letzten Tag aufging . . . . Liebe! Sieh hier mein letztes Opfer. Mit einem geheimen Vergnügen betrachte ich noch einmal dieſen Horizont, dieſe Hügel, die mir Nina's Wohnung verbergen. Weiter hin liegt die meiſtens glückliche Stadt, die unſre Liebe entſtehen ſah. Der Morgennebel umhüllt die fernen Berge, wo die Aſche meines Freundes ruht. Ich werd' alſo nicht mehr zu ſeinem Grabe gehn. Vereint ſahn wir unſre Jugend verfließen, vereint lebten wir unſre Jahre, und nun ... Der Traum iſt entflohn. Noch ein Augenblick, und ich lieg auf dieſem Boden, kalt, empfindungslos, wie er. Schon flattert über meinem Haupte der Vogel, der mein Herz verzehren wird! Ihr Trümmern! Sitz der öden Verwüſtung, nehmt meinen ächzenden Geiſt auf. Hier haben ohne Zweifel viele gelebt. Sie ſind nicht mehr; ich folge ihnen. O Nina! wie dein Bild jetzt vor meiner Seele ſteht, in dieſem letzten Augenblick, unverändert, ſo glänzend, wie's ſich in den goldnen Tagen unſrer Liebe da eingrub. Mit allen ihren Zaubereyen gleitet die Erinnerung unſrer Freuden noch einmal vor meinen Augen vorüber — Zum letztenmale. . . . O Gott! der du meinen Arm lenkſt, nimm mich auf, nach einer Verbannung von zwey und zwanzig Jahren, in deinen Schoos. Die Bande ſind nicht mehr, die mich an die Welt feſſelten. Sie riſſen, und das wie ein Wind, die Welt zu verlaſſen — Ich danke dir, daß du mir die Kraft dazu gabſt. Nimm den Unglücklichen auf in Gnaden, der in deine Vaterarme flieht. (auf den Knien mit aufgehobenen Händen) Von dem Gipfel dieſes Felſens herab ſag' ich dir Lebewohl, Erde, die ich bewohnte. Von hier wird mein Geiſt, ein leichter Hauch, zum Himmel empor ſteigen. Lebt wohl, Geliebte! die ihr meine Leiden theiltet! Leb wohl, Nina! (bey dieſem Namen ſtockt er) Geiſt meines Freundes aus dem Grabe, ruf mich, reich mir die Arme! . . Leb' wohl! (ein Schuß.)

(Scene zwiſchen dem Mißionär, Lali und Nina; bange Ahndungen. Der Mißionär redet vom Himmel, ſie denken nur an ihre Liebe. Birk tritt herein.)

Letzter Auftritt.

Birk. Serci. Vorige.

Birk.

(zieht zwey Piſtolen aus der Taſche / und legt ſie auf den Tiſch.)

Bringt euch um . . . oder tröſtet euch . . . Einval iſt todt.

(Nina wird ohnmächtig, Lali ſpringt nach den Piſtolen. Serci hält ſie zurück, und nimmt ſie weg.)

Serci zu Birk erſchrocken.

Was thaten Sie? — — (er läuft zu Nina)

Lali.

Er iſt todt!

Nina.

Er iſt todt!

Birk knöpft ſich auf.

Da iſt eine Wunde . . . hier eine . . . da noch eine . . . zwey . . . drey . . . tiefe Wunden! ſie ſind geheilt; aber (er zeigt aufs Herz) hier iſt eine, hier . . . Armer Birk! und die heilt niemals.

* * *

III.

Auszüge.

Oedidis oder Maheinis Reiſe von Raietea gegen den Südpol.

(Aus Cooks neuer Reiſe um die Welt.)

Kurz vor der Abreiſe von Raietea kam zu dem jüngern Herrn Forſter ein ausnehmend wohl gebildeter Jüngling von ſiebenzehn Jahren, deſſen Geſichtsfarbe und Leibesgeſtalt verriethen, daß er von einer vornehmern Claſſe des Volks ſeyn müſſe, Namens Oedidi, und äußerte den Wunſch, daß man ihn mit nach England nehmen möchte. Man glaubte anfangs nicht, daß es ſein Ernſt ſeyn könne, das glückliche Leben, welches die Leute ſeines Ranges auf dieſer Inſul führen, zu verlaſſen, lächelte über ſeinen Vorſatz, und ſtellte ihm alle die unangenehmen Zufälle vor, welche er von der Härte des Climas, welches man beſuchen wollte, und von der ſchlechten Schifskoſt zu gewarten hätte. Allein er blieb ſeinem Entſchluſſe treu, und ſelbſt viele ſeiner Freunde von der Inſel baten, daß man ihn auf das Schif nehmen möge. Er ward dem Capitain Cook vorgeſtellt, und dieſer genehmigte das Geſuch. Alle Freunde Oedidis kamen am Tage der Abreiſe am Bord, brachten ihm Zeuge und Proviſion in großer Menge, und nahmen unter Ströhmen von Thränen von ihm und den Engländern Abſchied. Er litt gleich anfangs von der Seekrankheit ungemein, weil er der Bewegung des großen Schiffes nicht gewohnt war. Er erzählte unterdeſſen, als man bey der Inſel Barabora vorbeyfuhr, daß er dort gebohren, und mit dem Könige

Oponi, der Taha und Raietea erobert hätte, nahe verwandt, ſein Name eigentlich Maheini ſey, er aber ſelbigen mit einem Freunde auf Eimao verwechſelt habe, und nun deſſen Namen Oedidi führe. Eine gute Portion rohen Meerſchweinfleiſches, welches er in kleine Stücke zertheilt, und ſtatt der Sauce in Meerwaſſer getunkt, verzehrte, befreyeten ihn bald von der Seekrankheit. Er aß dazu einige Stücke von der fermentirten Brodfrucht als ein Opfer für die Gottheit zurück, und ſprach dabey einige Worte, welches ein kurzes Gebet enthielten.

Auf den freundſchaftlichen Inſeln wird zwar eben die Sprache geredet, welche in den Societätsinſeln, Maheinis Vaterlande, üblich iſt, aber in einen andern Dialekt. Maheini, der vielleicht nie auf die Verſchiedenheit der Dialekte gedacht haben mochte, behauptete, es ſey eine ganz andere Sprache, verſtand auch eher nichts davon, als bis die Engländer ihn von der Verſchiedenheit der Ausſprache unterrichtet hatten, wagte darauf, die Sprache zu verſtehen, und verſtand ſie mit einmal ziemlich gut. Die Inſel Mittelburg gefiel ihm außerordentlich wohl, und er bemerkte auf einer Seite die geringe Quantität an Brodfrucht, Schweinen, Hunden und Geflügel eben ſo ſchnell, als den Ueberfluß an Zuckerrohr und der berauſchenden Pfefferwurzel. Er handelte mit großem Eifer allerhand Putzwerk ein, daß von rothen Federn gemacht war, und behauptete mit vieler Heftigkeit, daß dieſe einen ganz außerordentlichen Werth auf Taheite hätten, dergeſtalt, daß man für zwey bis drey Finger breit davon das fetteſte Schwein kaufen könne.

Auf dem waldigten Neuſeeland bewunderte Maheini vorzüglich die Menge, den ſchönen Geſang, und die ſchöne Farbe der Vögel. Man ſchoß verſchiedene davon. Er bat ſich aus, auch einmal ſchießen zu dürfen, und traf ſeinen Vogel auf den erſten Schuß. — Die Sinne aller

Nationen ſcheinen faſt in eben dem Grade ſchärfer zu ſeyn, als dieſe weniger policirt ſind. Das Frauenzimmer auf Neuſeeland gefiel ihm zwar gar nicht, in Vergleichung mit ſeinen ſchönen Landesmänninnen, er nahm aber doch vorlieb mit dem, was man haben konnte. Er bezeugte oft ſein herzliches Mitleiden mit dem in Vergleichung mit ſeinem Vaterlande elenden Zuſtande von Neuſeeland, und rechnete eine große Menge Sachen her, die ſie nicht kannten. Er gieng immer mit ans Ufer, und half treulich europäiſche Gartenfrüchte, zum Beſten der Eingebohrnen, pflanzen und ſäen. Die ihm unbekannte Landſprache lernte er doch eher, als die Engländer. Hier hatte man das ſchreckliche Schauſpiel, daß von den Inſulanern am Bord Menſchenfleiſch von ihren erſchlagenen Feinden gefreſſen ward. Der Eindruck, welchen die Scene auf die Reiſenden machte, war ſehr verſchieden. Einige Matroſen ſchienen kaum ungeneigt zu ſeyn, mit zu eſſen, und hatten witzige Einfälle dabey, andere hätten die Freſſer aus dummen Eifer gern erſchoſſen, andern war es, als wenn ſie ein Brechpulver genommen, die übrigen bedauerten die Handlung als eine Herabwürdigung der menſchlichen Natur. Der empfindungsvolle Maheini war für Erſtaunen und Erſchrecken auſſer ſich.

Er wandte ſeine Augen von dieſen unnatürlichen Schauſpiele, und lief in die Cajüte, um ſich dort den Bewegungen ſeines Herzens zu überlaſſen.

Man fand ihn da in Thränen gebadet, ſein Blick ſprach zugleich Mitleid und Unmuth, und vornehmlich dachte er auf die unglücklichen Aeltern des Gefreſſenen. Sein menſchliches, mit den wärmſten Empfindungen der geſelligen Zuneigung gegen alle ſeine Mitgeſchöpfe erfülltes Herz war ſo tief gerührt, daß er in einigen Stunden nicht wieder ruhig werden konnte, wie er denn auch nachmals nie ohne große Bewegung von dieſer Sache ſprechen hörte. —

Unterm 61°. Süderbreite hat man Hagel und Schnee. Von beyden hatte Maheini niemals nichts gehört oder geſehen. Kleine weiße Steine, die von Himmel fielen, und nachmals ihm in der Hand zerſchmolzen, waren für ihn vollkommene Wunderdinge. Man ſuchte zwar dieſes Phänomen ihm zu erklären, aber es iſt nicht wahrſcheinlich, daß er einen ſehr richtigen Begriff davon erhalten. Ueber einen ſtarken Schneefall erſtaunte er noch mehr, und ſagte nach langer Ueberlegung und Unterſuchung, er wolle den Schnee, wenn er wieder nach Hauſe käme, einen weißen Regen nennen. Am meiſten erſtaunte er, als er ein großes Eißfeld erblickte. Er hielte es für Land, und glaubte nicht eher, daß es gefrornes Waſſer ſey, bis man ihn durch Verſuche davon überzeugte. Gleichwol ſagte er, wolle er es bey ſeiner Rückkehr weißes Land nennen.

Er hatte ſchon auf Neuſeeland eine Anzahl kleiner ſchlanker Zweige zuſammen gebunden, und dieſer bediente er ſich ſtatt eines Journals bey jeder Inſel, bey welcher er vorbeyfuhr, oder worauf man landete, ſonderte er einen kleinen Zweig ab, und daran erinnerte er ſich deren Namen in eben der Ordnung, als wenn er ſie geſehen hätte, vollkommen richtig. Er fragte oft, bey wie vielen Ländern man vorbeykomme, wenn man nach England reiſe, und machte davon ein beſonderes Bund Zweige, welches er alle Tage mit großer Sorgfalt ſtudierte.

Die Reiſe fing an, ihm eben ſo unangenehm zu werden, als die Kälte und die geſalzenen Speiſen ihm ſchon zuwider waren. Sein vornehmſter Zeitvertreib war, die rothen Federn, welche auf den zu Tonga-Tobboo erkauften Tanzſchürzen ſaßen, davon zu trennen, und ſie mit Cocosnußbaſt in Büſcheln von acht oder zehn Stück zu binden. Die übrige Zeit brachte er größtentheils auf dem Verdecke zu, beſuchte die Officiere und Schiffsbediente, und wärmte ſich am Feuer in des Capitains Cabinette. Während dieſer Zeit war er denn der taheitiſche Sprachmeiſter auf dem Schiffe.

Auf einer der liebefreundlichen Marqueſasinſeln ward ein Mann, der eben die Liberos terribiles nebſt der peinlichen Halsgerichtsordnung nicht kannte, erſchoſſen, weil er eine eiſerne Klammer wegnehmen wollte. Maheini brach in Thränen aus, als er erfuhr, daß ein Menſch den andern wegen einer ſo nichtswürdigen Urſache tödten könne. Ganz etwas unbegreifliches war es für ihn, als im Sommer in der hohen ſüdlichen Breite es nicht Nacht wurde. Die Erzählung von Tage ohne Nächte meinte er würden ſeine Landsleute nimmer glauben.

Keiner war begieriger, nach Taheiti zu kommen, als er. Er war noch nicht da geweſen, wuſte aber, daß dies die gröſste und mächtigſte in demjenigen Archipelagus von Inſeln ſey, worin ſeine väterliche Inſel auch lag. Er hatte eine große Menge Merkwürdigkeiten und Seltenheiten geſammelt, und ſahe wohl, daß ihm dieſes auf dem brillanten Taheiti ein großes Gewicht geben würde. Er war auch wohl überzeugt, daß die vielen und neuen Ideen, welche er ſich bey Beſuchung der entfernten und unbekannten Länder erworben, ihn dort zu einen höchſtmerkwürdigen Mann machen würden. Dieſe Hofnung, von jedermann geſchmeichelt und geſchätzt zu werden, wie auch ſich durch den vertraulichen Umgang mit den Engländern und den Gebrauch des Feuergewehrs hervorzuthun, machte ihn unendliches Vergnügen. Alles dieſes ward noch erhöhet durch die freudige Ideen, wie er durch ſeinen Einfluß ſeinen Reiſegefährden nützlich ſeyn wollte, die er alle mit der innigſten Zuneigung liebte, und von ihnen wiederum ſehr hoch geſchätzet ward.

Bey der Ankunft war er den beyden erſten Taheitiern, die an das Schif kamen, präſentirt; dieſe zogen nach

Landesſitte ihre beſten Oberkleider ab, und warfen ſie ihm um, wofür er ihnen ſeine Seltenheiten zeigte, und einige rothe Federn ſchenkte, die außerordentlich freudig aufgenommen wurden. Durch den Handel mit rothen Federn, die allhier die höchſten Koſtbarkeiten waren, ward nachher das Schiff, wie Maheini vorausgeſagt hatte, überflüßig verproviantirt.

Maheini ward bald ein ſo angeſehener und beliebter Mann auf der Inſel, daß die vormalige Königin Oberea ihn einſt auf die Nacht zu ſich bitten ließ, auf welche Ehre er nicht wenig ſtolz war. Er verheyrathete ſich auch nachmals mit der Tochter eines Chefs. Weil aber die Mariage nicht behörig declariret war, ſo hatten die Gelehrten unter den Engländern keine Gelegenheit, die Trauungsceremonie mit anzuſehen. Er kam unerwartet mit ſeiner Frau in das Schiff. Sie war ſehr jung, klein und nicht ſonderlich ſchön, konnte vortreflich um Präſente betteln, und erhielt auch eine große Menge, welches ſie der Freundſchaft, die jedermann für Maheini fühlte, zu danken hatte. Er wollte ſich nun zu Taheiti niederlaſſen, wo ihm ſeine Freunde Land, Haus und Eigenthum geſchenkt hatten, wo er in eine anſehnliche Familie geheyrathet, vom Könige ſelbſt geſchätzt, und von allen Volk geehret wurde. Einer von ſeinen Freunden hatte ihm ſogar einen Bedienten geſchenkt, der ihn allenthalben begleitete, und alle ſeine Befehle ausführte. Die Idee, nach England zu gehen, war verſchwunden, und er war an Taheiti gefeſſelt, durch eben das, was uns an unſer Vaterland feſſelt, durch die Liebe. — Sehr oft ward ſeinen Erzehlungen nicht geglaubt, man erkundigte ſich bey den Engländern nach der Wahrheit; aber die Tage ohne Nächte glaubte man auch ihrer Beſtätigung ohnerachtet nicht. Einige machten ſogar witzige und luſtige Satyren auf dieſe vermeynte Aufſchneidereyen, eben) wie die witzigen Köpfe in Europa, die dann auch gemeiniglich nicht viel wiſſen.

Maheini war noch mit den Engländern nach Raietea hinüber gereiſt, um über ſeine Ländereyen alldort zu diſponiren. Es verſteht ſich, daß er ſeine Reiſegefährten in ſeine Wohnung einladete; wo dann ein Schwein, wie gewöhnlich, verzehrt ward.

Und nun war der Abſchiedstag da! Maheini kam mit allen ſeinen Freunden an Bord. Alle Inſulaner weinten. Aber des armen Maheinis ganzes Herz ward zerriſſen vom Gram über den Abſchied von ſeinen Reiſegefährten. Er lief von einer Cajüte in die andere, umarmte einen jeden, und war nicht im Stande, ein Wort zu ſprechen. Seine Thränen, ſeine Seufzer, ſeine Blicke waren über alle Beſchreibung beredt. Das Schiff ſegelte ſchon; er ſtieg in ſein Boot, die übrigen Inſulaner ſetzten ſich, er allein ſtand aufrecht. Er blickte dann auf das Schiff, dann ſenkte er ſein Haupt nieder, und verhüllte es in ſeine Kleidung. So ſtand er, und machte den Geſtus der Umarmung, ſo lange man ihn ſehen konnte.

IV.

Abhandlungen vermiſchter Aufſätze.

1.

Major Georg Washingtons Tagebuch.

[*) Ebelings amerikaniſche Bibliothek.]

Mittwoch den 31. Oct. 1753.

Ich erhielt von Sr. Excellenz Herrn Robert Dimridie, Statthalter von Virginien, den Auftrag, dem Befehlshaber

---

*) General Washington zieht jetzt die Augen von ganz Europa auf ſich, und ſo dürfte vielleicht unſern Leſern ſein Tagebuch von 1753, als er an den Befehlshaber der franzöſiſchen Truppen am Ohio vom Virginiſchen Statthalter geſandt ward, nicht unwillkommen ſeyn.

D. H.

der franzöſiſchen Truppen am Ohio einen Brief zu überbringen, und trat noch an eben dem Tage die Reiſe an. Am folgenden kam ich nach Friedrichsburg, wo ich Herrn Jacob Vanbraam dahin vermochte, mein Dollmetſcher im Franzöſiſchen zu ſeyn, und gieng mit ihm weiter nach Alexandria, wo wir uns mit dem Nöthigen verſahen. Von hier kamen wir nach Wincheſter, wo wir Gepäcke, Pferde u. ſ. w. erhielten, und reiſten auf dem neuen Wege nach dem Willsfluſſe, welchen wir den 14. November erreichten.

Hier bewog ich Herrn Giſt, uns weiter zu führen, und miethete vier andere Bediente, Barnaby Curia, und Johann Makquire, indiſche Kaufleute, nebſt Heinrich Steeward, und Wilhelm Jenkins, mit welchen ich den folgenden Tag die Einwohner verließ.

Der heftige Regen und der in großer Menge gefallene Schnee hielt uns ab, Herrn Fraziers, eines indiſchen Kaufmannes Wohnung, an dem Ausfluſſe des Turtlekfluſſes in den Monongahela eher als am Donnerſtage, den 22ſten, zu erreichen. Hier erfuhren wir, daß vor etlichen Tagen Boten an die Handelsleute unterwärts am Strome geſchickt wären, ihnen von dem Tode des franzöſiſchen Generals, und der Rückkehr des größten Theils der franzöſiſchen Armee in die Winterquartiere Nachricht zu geben.

Wir konnten nicht, ohne mit unſern Pferden zu ſchwimmen, über das Waſſer kommen. Dieß nöthigte uns, einen Kanoe von Frazier zu miethen, und Heinrich Steeward, nebſt Barnaby Curia mit unſerm Gepäcke den Monongahela herunter zu ſchicken, die unſrer an dem Ausfluſſe deſſelben in den Ohio, etwa zehn Meilen davon, erwarten, und dann über den *) Alligany ſetzen ſollten.

Da ich etwas eher, als der Kanoe herunter kam, ſo brachte ich einige Zeit damit zu, die Ströme und die

Landenge zu unterſuchen, welche mir eine ſehr günſtige Lage zu einem Forte zu haben ſcheint, da beyde Ströme völlig davon beſtrichen werden können. Das Erdreich an der Spitze iſt zwanzig bis fünf und zwanzig Fuß über der Fläche des Waſſers erhaben, und mit einer beträchtlichen Strecke flachen, mit Zimmerhölz verſehenen Landes umgeben, das ſehr gut bebauet werden könnte. Die Flüſſe ſind jeder eine Viertelmeile oder etwas mehr breit, und vereinigen ſich hier faſt in rechten Winkeln; der Aligany erſtreckt ſich N. O., und der Monongahela S. O. Jener fließt ſehr geſchwind und reißend, dieſer iſt tief und ruhig ohne merklichen Fall.

Etwa zwey Meilen von hier, an der Südoſtſeite des Fluſſes, wo die Ohiohandlungsgeſellſchaft ein Fort errichten wollte, lebt Schingiß, König der Dalawaren. Wir gingen zu ihm, und luden ihn zur Rathsverſammlung in Loggstown ein.

Da ich geſtern die Lage der Landengen ziemlich aufmerkſam beobachtet hatte, ſo bewog mich meine Neugierde, auch dieſen Platz zu unterſuchen. Seine Lage iſt zur Vertheidigung lange nicht ſo gut, und vermißt viele andere Vortheile. Denn ein Fort auf der Landſpitze würde in Abſicht auf den Ohio eben ſo gut liegen, und den Monongahela völlig beſtreichen können, der bis an unſre Pflanzungen reicht, und da er tief iſt, und ruhig fließt, ſich ſehr gut zur Waſſerfahrt ſchickt. Außerdem würde ein Fort auf der Landſpitze weit weniger zu bauen koſten.

Der andere Platz unterhalb am Fluße iſt zwar von Natur zur Vertheidigung gegen das Waſſer hin ſehr geſchickt; aber da der Hügel, worauf das Fort angelegt werden müßte, ungefähr eine Viertelmeile lang iſt, und allmählig gegen das Land zu abhängt, ſo würde es ſchwer und ſehr koſtbar ſeyn, hinreichende Feſtungswerke aufzuführen. — Die ganze Fläche des Hügels müßte eingenommen, die Seite am Abhange ſehr hoch gemacht, oder der Hügel ſelbſt abgeſchnitten werden; ſonſt könnte der Feind ſelbſt in dieſer Entfernung Batterien anlegen, ohne einem einzigen Schuſſe vom Fort ausgeſetzt zu ſeyn.

Schingiß begleitete uns nach Loggstown, wo wir während der Dämmerung ankamen, fünf und zwanzig Tage nach meiner Abreiſe von Williamsburg. Wir reißten über verſchiednes ſehr gutes und ſchlechtes Land, um hieher zu kommen.

So wie ich in die Stadt kam, ging ich zu Monokatoocha, da der Halbkönig in ſeiner Jagdhütte am kleinen Bieberfluſſe etwa funfzehn Meilen davon war, und gab ihm durch Daviſon, meinen indiſchen Dollmetſcher, Nachricht, daß ich an den franzöſiſchen General geſchickt würde, und Befehl hätte, zu den Sachems der ſechs Nationen zu gehen, um ihnen dieß kund zu thun. Ich gab ihm eine Schnur Wampum, *) und eine Rolle Taback, mit der Bitte, an den Halbkönig und andre Sachems zu ſchicken, welches er mir den folgenden Tag durch einen Boten zu thun verſprach. — Ich nöthigte ihn und die andern Männer von Anſehn, die gegenwärtig waren, in mein Zelt, wo ſie etwa eine Stunde blieben.

Nach meinen genauſten Beobachtungen liegt Herrn Giſſs neue Pflanzung, bey welcher wir vorbey kamen, etwa ſiebenzig Meilen W. N. W. vom Willsfluſſe; bis Sehanapins oder den Landzungen N. W. ſind funfzig Meilen, und von hier bis Loggstown faſt ganz weſtwärts, rechnet man noch etliche zwanzig, ſo daß die ganze Entfernung von unſern äußerſten Pflanzungen ſich ungefähr auf 135 oder 140 Meilen beläuft.

Den 25ſten kamen vier Franzoſen nach der Stadt, die nebſt ſechs andern von einer Compagnie entlaufen waren, welche zu Kuskuskas an der Mündung dieſes Fluſſes lag. Sie waren von Neuorleans hundert Mann ſtark mit acht

Kanoe=

Kanoeladungen Vorrath dorthin geſchickt, wo ſie eben ſo viel Mannſchaft aus den Forts an dieſer Seite des Erikſee, die ſie weiter aufwärts bedecken ſollten, anzutreffen glaubten, die aber noch nicht angekommen waren, als ſie wegliefen.

Ich erkundigte mich nach der Lage der Franzoſen am Mißißippi, ihrer Anzahl, und ihren neuerbauten Feſtungen. Nach ihrer Angabe hatten ſie vier Forts zwiſchen Neuorleans und den ſchwarzen Inſeln, in jedem etwa fünf und dreißig bis vierzig Mann, und etliche kleine Stücke. Zu Neuorleans waren fünf und dreißig Compagnien von vierzig Mann, und ein ziemlich ſtarkes Fort mit acht Stücken auf Lavetten, auf den ſchwarzen Inſeln aber verſchiedene Compagnien und ein Fort mit ſechs Stücken. Die ſchwarzen Inſeln liegen etwa 130 Meilen oberhalb der Mündung des Ohio und 350 über Neuorleans. Ich erfuhr ferner von ihnen, daß ſie ein kleines Fort von Pfahlwerk am Ohio, bey der Mündung der Obaiſch etwa ſechzig Meilen vom Mißißippi hätten. Der Obaiſch *) entſpringt an der weſtlichen Seite des Erikfluſſes, und erhält die Gemeinſchaft zwiſchen den Franzoſen am Mißißippi und an den Seen. Dieſe Deſerteurs kamen mit einem indiſchen Kaufmann Brown von der untern Schanooh Stadt, und giengen nach Philadelphia.

Gegen drey Uhr des Nachmittags kam der Halbkönig nach der Stadt. Ich ging zu ihm, und bat ihn nebſt Daviſon insgeheim nach meinem Zelte. Ich erſuchte ihn, mir einige Umſtände von ſeiner Reiſe zum franzöſiſchen Befehlshaber und ſeiner dortigen Aufnahme zu erzählen. Auf meine Frage, nach den Wegen und der Weite, ſagte er mir, daß der nächſte und ebenſte Weg jetzt unbrauchbar wäre, da er über viele große und ſchlammigte Savannen lieſe; daß wir über Venango müßten, und bey ſtarken

Tagereiſen das nächſte Fort nicht unter fünf bis ſechs Tagen erreichen würden. Wie er ins Fort gekommen wäre, ſo hätte ihn der vorige Befehlshaber mit einer ſehr finſtern Mine empfangen, und ganz kurz nach ſeinen Geſchäften gefragt: worauf er in folgender Rede geantwortet hätte.

„Väter, ich komme, euch eure eignen Reden, und was euer eigner Mund ſprach, zu wiederholen. Väter, in vorigen Tagen ſetztet ihr ein ſilbernes Becken mit einem Biberſchinken vor uns, und batet alle Nationen, davon zu eſſen; in Friede und Ueberfluß zu eſſen, und ſich nicht ungebürlich gegen einander zu betragen. Sollte irgend jemand als ein Friedensſtöhrer gefunden werden, ſo lege ich am Rande der Schüſſel eine Ruthe bey, ihn damit zu züchtigen; und ſollte ich, euer Vater, in meinen alten Tagen närriſch werden, ſo gebraucht ſie mir ſo gut als bey irgend einem andern.“

„Jetzt, Väter, ſeyd ihr die Friedensſtöhrer in dieſem Lande, da ihr kommt, und eure Städte bauet, und es uns wider unſer Wiſſen und mit Gewalt wegnehmet.“

„Väter, vor langer Zeit zündeten wir ein Feuer an, an einem Orte, Montreal genannt, wo wir euch zurückzubleiben baten, und nicht in unſer Land vorzudringen. Jetzt verlange ich von euch, euch nach dieſem Orte zurückzuziehn; denn wiſſet, Väter, daß es unſer und nicht euer Land iſt.“

„Väter, ich bitte euch, hört mich höflich an; wo nicht, ſo müſſen wir die Ruthe gebrauchen, die für die Unruhigen niedergelegt iſt. Wäret ihr auf eine friedliche Art, wie unſre Brüder, die Engländer, gekommen, ſo würden wir nicht gegen euren Handel mit uns geweſen ſeyn: aber zu kommen, Väter, und Häuſer auf unſerm Lande zu bauen, und es mit Gewalt zu nehmen, iſt ein Verfahren, das wir nie erlauben können.“

„Väter, ihr und die Engländer ſeyd beyde Weiſe: wir leben in dem Lande zwiſchen euch; daher gehört es keinem von euch beyden. Sondern das große Weſen über uns gab es uns zum Wohnplatze; daher, Väter, bitte ich euch, euch zu entfernen, ſo wie ich unſre Brüder, die Engländer, gebeten habe: denn ich will euch mir nicht auf den Leib kommen laſſen. Ich gebe dieß euch beyden zur Probe auf, um zu ſehen, welche uns am meiſten achten: und auf deren Seite werden wir uns ſchlagen, und Gutes und Böſes mit ihnen theilen. Unſre Brüder, die Engländer, haben dies gehört, und jetzt komme ich, es euch zu ſagen; denn ich fürchte mich gar nicht, euch aus dieſem Lande zu treiben.“

Dieß war der weſentliche Inhalt ſeiner Rede an dem General, der ihm folgende Antwort darauf gab.

„Jetzt, mein Kind, habe ich eure Rede gehört; ihr ſpracht zuerſt, nun iſt die Reihe an mir, zu ſprechen. Wo iſt mein Wampum, den ihr wegnahmt, mit den Zeichen von Städten darin? Dieſen Wampum kenne ich nicht, mit dem ihr mich aus dem Lande treiben wollt. Aber redet nur nicht, ich will euch nicht hören. Ich fürchte mich nicht vor Fliegen und Mücken, denn ihnen ſind die Indier gleich. Ich ſage, den Fluß hinab will ich gehen, und daran bauen, wie mir befohlen iſt. Wäre der Strom zugedammt, ſo habe ich Stärke genug, ihn aufzureißen, und alle, die ſich mir widerſetzen, nebſt ihren Bundesgenoſſen unter meine Füße zu treten, denn meine Völker ſind wie der Sand an der Seeküſte. Daher nehmt euren Wampum, ich werfe ihn euch hin. Kind, ihr redet närriſch, ihr ſagt, dieß Land gehöre euch; nicht ein Finger breit davon iſt euer. Ich ſah dieß Land eher als ihr, ehe ihr mit den Schannoahs kriegtet. Unſere Waffen führten uns den Fluß hinab, und nahmen Beſitz davon. Es iſt mein Land, und ich will es haben, laß, wer will, dagegen aufſtehen, und ſprechen. Ich will mit den Engländern kaufen und verkaufen (höhniſch). Wenn Leute ſich von mir regieren laſſen, ſo können ſie Höflichkeit erwarten, ſonſt nicht.“

Der Halbkönig erkundigte ſich nach zwey Engländern, die gefangen genommen waren, und erhielt dieſe Antwort: „Kind, ihr haltet es für ſehr ungerecht, daß ich dieſe Leute zu Venango gefangen genommen habe. Bekümmert euch nicht darum: wir führten ſie nach Kanada, um von ihnen zu erfahren, was die Engländer in Virginien vorhätten.“

Ich erfuhr von ihm, daß die Franzoſen zwey Forts, eins am Erikſee, und das andre am Franzoſenfluſſe, nah an einem kleinen See, etwa funfzehn Meilen von einander, erbauet hätten, mit einem großen Fahrwege zwiſchen beyden. Beyde ſind nach einerley Muſter gebauet, aber von verſchiedner Größe; das an dem See iſt das größte. Er gab mir einen Plan davon, den er ſelbſt gezeichnet hatte. Die Indier erkundigten ſich ſehr umſtändlich nach ihren Brüdern im Gefängniſſe zu Karolina.

Sie fragten, was für ein Knabe von der ſüdlichen Linie gefangen wäre; denn ſie hatten gehört, daß etliche franzöſiſche Indier einen weißen Jungen bey der Kuskuska-Stadt vorbey gegen die Seen zugeführt hätten.

Den 26ſten. Wir kamen im Rath in dem Lanzenhauſe gegen neun Uhr zuſammen, wo ich dieſe Rede an ſie hielt.

„Brüder, ich habe euch auf Befehl eures Bruders, des Statthalters in Virginien, zu Rathe verſammlet, euch zu benachrichtigen, daß ich abgeſchickt bin, ſo geſchwind, als möglich, dem franzöſiſchen Befehlshaber einen Brief einzuhändigen, der für die Engländer und euch, ihre Freunde und Bundesgenoſſen, ſehr wichtig iſt.“

„Brüder, euer Bruder, der Stadthalter, verlangt von mir, zu euch, den Sachems der Nation zu gehn, euch Nachricht davon zu geben, um euch um euren Rath und Beyſtand zu bitten, um auf dem nächſten und beſten Wege zu den Franzoſen zu gelangen. Ihr ſeht, Brüder, ſo weit bin ich auf meiner Reiſe gekommen."

„Se. Excellenz verlangten ferner von mir, von euch mir etliche junge Männer zu Wegweiſern auszubitten, die uns Vorrath auf unſrer Reiſe verſchaffen, und uns zur Bedeckung gegen die franzöſiſchen Indier dienen könnten, welche die Axt gegen uns aufgehoben haben. Ich ſage dieß euch vorzüglich, Brüder, weil Se. Excellenz, unſer Stadthalter, euch als Freund und Bundsgenoſſen anſieht. Er ſchätzt euch ſehr hoch, und dieß zu beſtätigen, gebe ich euch dieſe Schnur Wampum."

Da ſie meine Rede überlegt hatten, ſo trat der Halbkönig auf, und ſprach:

„Jetzt, meine Brüder, antworte ich euch auf dasjenige, was unſer Bruder, der Statthalter, von uns verlangt hat."

„Ich verlaſſe mich auf euch, wie es die Pflicht eines Bruders iſt, da ihr ſagt, daß wir Brüder und Ein Volk ſind. Wir wollen unſer Herz in unſre Hand nehmen, und mit unſern Vätern, den Franzoſen, über ihre Rede gegen mich ſprechen; ihr aber könnt euch darauf verlaſſen, daß wir euch beſchützen werden."

„Brüder, da ihr mich um Rath fraget, ſo hoffe ich, ihr werdet mir folgen, und warten, bis ich euch Geſellſchaft verſchaffen kann. Das franzöſiſche Sprachgeſchenk iſt nicht hier, ich muß es aus meiner Jagdhütte holen. Auch ſind die Leute, die ich nach Hauſe befehligt habe, noch nicht angekommen, und werden darzu noch wohl drey Tage brauchen. So lange, Brüder, muß ich euch bitten zu warten."

„Ich bin willens, euch eine Bedeckung von Shanoahs, Mingos und Dalawaren zu geben, damit unſre Brüder die Liebe und Treue ſehn, mit der wir ihnen zugethan ſind.“

Da ich Befehl hatte, ſo ſehr als möglich zu eilen, und hier ſehr ungern verweilte, ſo dankte ich ihm zwar auf die verbindlichſte Weiſe, ſagte ihm aber zugleich, daß mein Geſchäſte unmöglich dieſen Aufſchub erlaubte. Es gefiel ihm nicht, daß ich vor der Zeit, die er mir beſtimmt hatte, weiter gehen wollte, und verſicherte mich, daß er nie uns ohne Bedeckung reiſen laſſen würde, da uns ein Zufall betreffen könnte, der nachher ihn verdächtig machen würde. Ohnehin wäre dieß keine gleichgültige Sache, und verdiente gehörige Ueberlegung. Denn ich denke jetzt, ſagte er, das franzöſiſche Sprachgehenk zu übergeben, und die Shannoahs und Dalawaren eben dahin zu bringen. Hierauf gab er König Schingiß, der eben gegenwärtig war, Befehl, den Mittwoch Abend uns mit dem Wampum zu begleiten; und zwey Männer ihrer Nation mußten ſich fertig machen, den andern Morgen mit uns zu gehn. Da ich ſahe, daß ich, ohne ſie ſehr zu beleidigen, nicht wegkommen konnte, ſo ließ ich es mir gefallen, zu warten.

Ich gab ihnen eine Schnur Wampum zurück, die ich bey Herrn Frazier fand, und welche ſie an den Statthalter mit der Nachricht geſchickt hatten, daß drey Nationen franzöſiſcher Indier, die Chippoways, Ottaways und Orundacks, die Axt gegen uns aufgehoben hätten. Ich bate ſie, ihre damalige Rede zu wiederholen, welches ſie aber verſchoben, bis ſie mit den Anführern der Dalawaren und Shannoahs ſich zu Rathe verſammlen würden.

Den 27ſten wurden Läufer ſehr früh zu den Anführern der Shannoahs geſchickt. Der Halbkönig machte ſich ſelbſt auf, das franzöſiſche Sprachgehenk aus ſeiner Jagdhütte zu hohlen.

Den 28ſten gegen Abend kam er mit Monokatoocha und zwey andern Sachems nach meinem Zelte. Da ſie das Anſuchen des Herrn Statthalters, uns Begleitung zu geben, verwilligt hätten, ſo wünſchten ſie ſehr, mein Geſchäfte bey den Franzoſen zu wiſſen. Ich hatte dieſe Frage längſt erwartet, und mich daher auf eine hinreichende Antwort gefaßt gemacht, die dann auch ihre Neugierde etwas befriedigte.

Monokatoocha ſagte mir, ein Indier von Venango hätte die Nachricht gebracht, daß die Franzoſen die Mingos, Dalawaren u. ſ. w. dorthin berufen hätten. Sie hätten ihnen zu verſtehen gegeben, ihre Abſicht wäre geweſen, den Fluß noch dieſen Herbſt herabzugehn, aber da der Winter herannahte, nöthigte ſie die Kälte, ſich in die Winterquartiere zu begeben. Den nächſten Frühling könnten ſie ſie aber gewiß in weit größerer Anzahl wieder erwarten. Sie bäten ſie daher, ruhig zu ſeyn, und ſich in nichts zu miſchen, wenn ſie ſich nicht ſie mit ihrer ganzen Macht auf den Hals ziehn wollten: denn ſie würden die Engländer, die ſich ihnen vermuthlich widerſetzen würden, drey Jahre bekriegen, und in dieſer Zeit gewiß überwältigen. Sollten ja aber die Engländer ihnen gleich ſeyn, ſo würden ſie ſich mit denſelben verbinden, ſie alle zu vertilgen, und das Land unter ſich zu vertheilen. Ob ſie gleich ihren General und etliche Gemeine verloren hätten, ſo wären doch noch genug zurück, ſie zu verſtärken, und zu Meiſtern vom Ohio zu machen.

Dieſe Rede hielt Kapitain Joamaire, ihr Hauptdollmetſcher, an ſie; er war zu Venango in Beſatzung, und ein angeſehner Mann in der Armee.

Den 29ſten kam Monokatoocha mit dem Halbkönig ſehr früh zu mir, und baten mich, noch einen Tag zu verziehen. Denn ungeachtet aller möglichen Mühe, die ſie ſich gegeben hatten, ſo hatten die Anführer der Shannoahs den verlangten Wampum noch nicht gebracht; ſie würden aber gewiß auf den Abend eintreffen. Sollten ſie aber dann noch nicht damit kommen, ſo würden ſie uns nicht länger aufhalten, ſondern ihn uns nachſchicken. Da ich ſie ſo dringend in ihrem Verlangen ſahe, und wußte, daß ein Wampum zurückgeben, ſich von aller Verbindlichkeit losſagen hieße; und daß ſie dadurch aller Anhänglichkeit an die Franzoſen entſagten, ſo willigte ich zu bleiben. Da ich ohnehin dafür hielt, einen Tag länger zu warten, würde nicht ſo ſchädlich ſeyn, als ſie zu einem ſo entſcheidenden Zeitpunkte zu beleidigen. Sie ſagten mir ferner, daß Schingiß ſeine Leute nicht nach Hauſe kriegen könnte, und durch ſeiner Frauen Krankheit abgehalten würde, ſelbſt zu kommen. (Vielleicht war die Furcht vor den Franzoſen Schuld daran) Das Wampum ſeiner Nation wäre bey Kuſtalog, einem ihrer Anführer zu Venango.

Den Abend ſpät kamen ſie wieder, und ſagten mir, daß die Shawnoahs noch nicht gekommen wären, daß dieß aber unſre Reiſe nicht verzögern würde. Er ſagte mir die Rede vor, die Jeskakake, einer ihrer alten Anführer, an die Franzoſen halten würde; er ſollte dabey das Sprachgehenk zurückgeben, welches der vorige Befehlshaber verlangt hatte. Die Rede war wenig von der unterſchieden, die er ſelbſt gehalten hatte.

Er gab dieſen Anführer eine Schnur Wampum, die König Schingiß geſchickt hatte, um ſie den Franzoſen zurückgeben zu laſſen.

Ferner gab er ihm eine große Schnur ſchwarzen und weißen Wampum, die gleich an die ſechs Nationen geſchickt werden ſollten, wenn die Franzoſen ſich bey dieſer Aufforderung weigern ſollten, das Land zu räumen. Es war das dritte und letztemal. Jeskakake hatte nach ſeinem Range das Recht, ſie zu übergeben.

Den 30ſten. Vorigen Abend verſammleten ſich die Großen des Volks auf ihrem Rathhauſe, um ſich weiter über unſre Reiſe zu berathſchlagen, und zu beſtimmen, wer mit uns gehn ſollte. Ihr Entſchluß war, uns drey ihrer Anführer und einen ihrer beſten Jäger zur Bedeckung mitzugeben. Die Urſache, warum ſie nicht mehr mitſchickten, nach dem, was am 26ſten im Rathe vorgeſchlagen war, wäre, daß eine größere Anzahl den Franzoſen den Verdacht erwecken könnte, ſie giengen auf etwas ſchlimmes aus, und dieß könnte ihren Leuten üble Begegnung zuziehen. Aber ich glaube, ihre Jäger wollten eigentlich nicht nach Hauſe kommen.

Wir brachen ungefähr gegen neun Uhr mit dem Halbkönig Jeskakate Whitethunder und dem Jäger auf, und reißten auf dem Wege nach Venango, wo wir den 4ten December ankamen. Uns ſtieß nichts merkwürdiges auf, als daß wir beſtändig ſchlechtes Wetter hatten.

Venango iſt eine alte indiſche Stadt, an der Mündung des Franzoſenfluſſes am Ohio, und liegt ſechzig Meilen nordwärts von Loggstown, aber wir reißten über ſiebenzig Meilen bis dahin.

Wir fanden die franzöſiſchen Fahnen auf einem Hauſe aufgeſteckt, aus dem ſie Herrn Frazier, einen engliſchen Unterthanen, vertrieben hatten. Ich ging ſogleich dahin, um den Aufenthalt des Befehlshabers zu erfahren. Es waren drey Officiere da, und einer, Hauptmann Jomaire, ſagte mir, daß er das Kommando am Ohio hätte: daß aber ein Staabsofficier im nächſten Fort wäre, von dem ich meine Antwort holen müßte. Er nöthigte uns zum Abendeſſen, und begegnete uns mit ſehr viel Gefälligkeit. Der Wein, von dem ſie eine ziemliche Menge zu ſich nahmen, verbannte bald alle Zurückhaltung, die ſie anfänglich in ihrem Umgange zeigten, und erlaubte ihnen, ihre Geſinnungen freyer heraus zu ſagen.

Ihre förmliche Abſicht war, ſich den Ohio zuzueignen. Denn ob ſie gleich wüßten, daß die Engländer zwey Mann gegen einen ins Feld ſtellen konnten, ſo wären doch ihre Bewegungen viel zu langſam und ſchläfrig, um ihren Unternehmungen irgend zuvorzukommen. Sie behaupteten, durch die Entdeckung, die ein gewiſſer la Selle vor etwa ſechzig Jahren gemacht haben ſollte, ein unſtreitiges Recht auf dieſen Fluß zu haben. Ihre Truppen wären jetzt hieher geſchickt, um uns zu verhindern, uns an dieſem Strome niederzulaſſen, wozu ſchon etliche unſrer Familien ſich in Bewegung geſetzt hätten. Nach den ſicherſten Nachrichten, die ich erhalten konnte, waren funfzehnhundert diſſeits des Sees Ontario geweſen. Aber nach dem Tode ihres Generals waren ſie bis auf ſechshundert oder ſiebenhundert Mann zurückberufen, die zur Beſatzung in vier Forts blieben, wovon das erſte an dem Franzoſenfluſſe, bey einem kleinen See etwa ſechzig Meilen N. N. W. von Venango liegt. Das zweyte, worin ſie ihren meiſten Vorrath haben, liegt funfzehn Meilen davon am Erikſee. Von hier bis an den Trageplatz bey den Waſſerfällen des Erikſee, wo ſie ein kleines Fort haben, ſind hundert und zwanzig Meilen; hier legen ſie ihre Güter nieder, die von Montreal kommen, woher ſie allen ihren Vorrath erhalten. Das letzte Fort iſt zwanzig Meilen davon am Ontarioſee. Zwiſchen dieſem Forte und Montreal ſind drey andre, wovon das erſte dem engliſchen Fort Oswego faſt gegenüber liegt. Von dem Fort am Erikſee bis Montreal ſind ſechshundert Meilen; und dieſe kann man bey guten Wetter in Barken oder großen Fahrzeugen, mit denen ſie gerade über den See ſtechen können, innerhalb vier Wochen zurücklegen. Aber in Kanoen erfordert es wohl ſechs Wochen, weil ſie ſich dann immer am Ufer halten müſſen.

Den 5ten regnete es den ganzen Tag ſehr heftig, und dieß verhinderte unſre Reiſe. Hauptmann Jomaire ſchickte zum Halbkönige, da er eben gehört hatte, daß er mit uns gekommen wäre. Er ſchien ſehr darüber betroffen zu ſeyn, daß ich ihn nicht von ſelbſt mitgebracht hätte. Ich entſchuldigte es, ſo gut ich konnte, weil ich geglaubt hätte, ſeine Geſellſchaft würde ihm unangenehm geweſen ſeyn, da er von den Indiern überhaupt ſehr nachtheilig geſprochen hätte. Ich hatte aber einen andern Bewegungsgrund, ihnnicht in ihre Geſellſchaft zu bringen, da ich wußte, daß er ihre Sprache verſtand, und ſonſt viel Einfluß unter den Indiern hatte. Er hatte neulich alle mögliche Mühe angewandt, ſie auf franzöſiſche Seite zu ziehen, wozu ich ihm aber jede Gelegenheit zu benehmen ſuchte. Wie ſie hereinkamen, ſo bezeigte man viel Vergnügen, ſie zu ſehen. Er wunderte ſich, wie ſie hätten ſo nahe bey ihm ſeyn können, ohne ihn zu beſuchen. Er machte ihnen verſchiedne kleine Geſchenke, und bediente ſich des Brandteweins ſo ſchnell, daß ſie bald zu dem Geſchäfte, um deſſentwillen ſie hergekommen waren, untüchtig gemacht wurden, ungeachtet ich ſie vorher gewarnt hatte.

Den 6ten kam der Halbkönig ganz nüchtern nach meinem Zelte, und beſtand darauf, daß ich warten, und dasjenige mit anhören ſollte, was er den Franzoſen zu ſagen hätte. Ich hätte ihn gerne davon abgehalten, bis er zum Oberbefehlshaber käme; aber ich konnte es nicht durchſetzen. Er ſagte mir, es wäre ein Rathfeuer angemacht, wo alle ihre Geſchäfte mit dieſem Volke abgehandelt werden ſollten. Der Indier ihre Sachen waren gänzlich dem Herrn Jomaire aufgetragen. Da ich begierig war, den Ausgang hievon zu wiſſen, ſo willigte ich darein, zu bleiben; meine Pferde ſchickte ich aber etwas voraus nach dem Franzoſenfluſſe, um dort übergeſetzt zu werden, womit es ſich, wie ich wußte, bis an die Nacht verziehen würde.

Ungefähr gegen zehn Uhr kamen ſie im Rathe zuſammen. Der König ſprach faſt eben ſo, wie er vorher beym General gethan hatte. Er wollte das franzöſiſche Sprachgehenk, welches vorher gefordert ward, zurückgeben. Herr Jomaire aber weigerte ſich, es anzunehmen. Er bat ihn, es an den Befehlshaber im Fort zu bringen.

Den 7^{ten} kam Herr Laforie, franzöſiſcher Proviantverwalter mit drey Soldaten herüber, uns zu begleiten. Wir fanden es ſehr ſchwer, die Indier heute fortzukriegen; da man alle mögliche Kunſtſtücke anwandte, ſie abzuhalten, mit mir zu gehen. Ich hatte geſtern Abend Daviſon, den indiſchen Dollmetſcher, zurückgelaſſen, und ihm ſtrenge anbefohlen, ſie nicht aus den Augen zu laſſen, da ich ſie doch nicht in mein Zelt bringen konnte: denn ſie hatten mit Kuſtaloga zu ſprechen, hauptſächlich um zu erfahren, warum er das franzöſiſche Gehenk, welches er in Bewahrung hätte, nicht zurückgäbe. Heute war ich aber gezwungen, Herrn Giſt hinzuſchicken, der ſie denn endlich durch vieles Ueberreden zurückbrachte.

Um eilf Uhr machten wir uns nach dem Fort auf den Weg, wo wir des häufigen Regens und Schnees wegen erſt am 11^{ten} ankamen. Wir mußten über viele Moräſte und Sümpfe, da wir ſo wenig mit Waten, als auf Flößen über den Fluß kommen konnten, indem das Waſſer ſehr hoch und reißend war.

Wir kamen durch ziemlich viel gutes Land auf unſerm Wege von Venango, und über etliche ſehr fruchtbare Wieſen, wovon eine über vier Meilen lang, und an etlichen Stellen ſehr breit war.

Den 12^{ten} machte ich mich früh fertig, dem Befehlshaber meine Aufwartung zu machen. Der zweyte Offizier nach ihm empfing mich, und führte mich zu ihm. Ich gab ihm von meinen Geſchäften Nachricht, und zeigte meine Beſtallung nebſt dem Briefe. Er bat mich, beydes zu behalten, bis Herr Hauptmann Riparti aus dem nächſten Forte käme, zu dem er geſchickt hätte, und den er ſtündlich erwartete.

Dieſer Befehlshaber war Ritter von Ludwigsorden, und hieß Le Gardeur de St. Pierre. Er war ein Mann etwas bey Jahren, und hatte ein ſehr ſoldatiſches Anſehen. Er war gleich nach dem Tode des Generals hergeſchickt, das Kommando zu übernehmen, und ſieben Tage vor mir angekommen.

Um zwey Uhr traf der Herr ein, zu dem geſchickt war; ich übergab meinen Brief, womit ſie in ein beſonders Zimmer gingen, ihn zu überſetzen, denn der Capitain verſtand etwas Engliſch. Wie ſie damit fertig waren, ſo bat mich der Befehlshaber, hereinzukommen, und meinen Dollmetſcher mitzubringen, um den Brief nachzuſehen und zu verbeſſern, welches er auch that.

Den 13ten entfernten ſich die vornehmſten Officiere, Kriegsrath zu halten. Dieß gab mir Gelegenheit, die Abtheilungen des Forts zu beobachten, und etliche andre Anmerkungen zu machen. Es liegt auf der ſüdlichen oder weſtlichen Landzunge des Franzoſenfluſſes nahe am Waſſer. Es iſt von dem Fluſſe und einem Arme deſſelben, der eine Inſel macht, faſt ganz umgeben. Vier Häuſer machen die Seiten aus, die Bollwerke ſind von großen eingerammelten Pfählen, die etwa zwölf Fuß aus der Erde hervorſtehn, mit zugeſpitzten Enden. Sie haben Schießſcharten für Stücke, und Schießlöcher für das kleine Gewehr. Auf jedem Bollwerk waren ſechs Stück aufgeführt, und ein Vierpfünder ſtand vor dem Thore. In dem Bollwerke ſind ein Wachthaus, des Arztes Wohnung, und des Kommendantens beſonders Vorrathshaus, und um dieſe herum Plattformen für die Kanonen und Soldaten. Außerhalb dem Forte waren etliche Barraken, worin ſich die Soldaten aufhielten, wovon einige mit Rinden, andre aber mit Brettern, die gröſstentheils aus ganzen Stämmen geſchnitten zu ſeyn ſchienen, bedeckt waren. Es gab hier noch verſchiedne andre Gebäude, als Ställe, Schmieden u. ſ. w.

Ich konnte keine genaue Nachricht von der Stärke der Beſatzung erhalten. Nach meiner Schätzung belief ſie ſich auf hundert Gemeine, ohne die Officiere, deren ziemlich viele hier waren. Ich gab meinen Leuten Befehl, die Kanoes zu zählen, welche ſie aufs Land gezogen hatten, und worauf ſie ihre Truppen im Frühjahr hinabſchiffen wollten. Sie zählten funfzig von Birken und hundert und ſiebzig von Fichten: ohne verſchiedene andre, die ſchon zugehauen waren, und bald fertig gemacht werden konnten.

Den 14ten. Da der Schnee beſtändig zunahm, und unſre Pferde täglich ſchwächer wurden, ſo ſchickte ich ſie ohne Ladung mit Barnaby Kurrie und zwey andern nach Venango, die dort auf uns warten ſollten, wenn es Anſchein hätte, daß der Fluß zufrieren würde. Sonſt ſollten ſie nach Schinapins Town an den Landzungen des Ohios gehen, und warten, bis wir über den Aligany kämen. Ich ſelbſt wollte zu Waſſer gehn, da uns etliche Kanoes angeboten waren.

Da ich fand, daß verſchiedne Anſchläge gemacht waren, das Geſchäfte der Indier zu verzögern, und ſie abzuhalten, mit mir zurückzukehren; ſo gab ich mir alle mögliche Mühe, ihre Abſichten zu hintertreiben, und die Indier zu Ausführung ihres Vorhabens zu bewegen. Sie verlangten daher, dieſen Abend vorgelaſſen zu werden, welches ihnen endlich insgeheim bey dem Befehlshaber und etlichen andern Officieren erlaubt ward. Der Halbkönig ſagte mir, er hätte dem Kommendanten den Wampum zurückgeben wollen, der ihn aber nicht annahm, ſondern ihnen viele Freundſchaftsverſprechungen that.

Er wollte in Frieden mit ihnen leben, und freundſchaftlich mit ihnen handeln, und zum Beweis etliche Waaren nach Loggstown ſchicken. Vermuthlich um unſre herumſtreifenden Kaufleute aufzufangen, da ein Officier, wie ich heimlich erfuhr, mit ihnen gehn ſollte. Ich fragte den Kommendanten, mit welchem Rechte er verſchiedene Engländer gefangen genommen hätte. Er antwortete mir, das Land gehörte ihnen, und kein Engländer hätte ein Recht, auf dieſen Gewäſſern zu handeln. Er hätte Befehl, alle, die es am Ohio thäten anzuhalten. Dieß beſtätigte meine eben geäußerte Meynung.

Ich fragte Hauptmann Riparti nach dem Jungen, der hier vorbey geführt war, da dieß eben in der Zwiſchenzeit nach dem Tode des Generals bis zur Ankunft des jetzigen Oberbefehlshabers; da er das Kommando hatte, geſchahe. Er geſtand, es wäre ein Junge vorbeygeführt, und die Indier hätten zwey oder drey abgeſtreifte Kopfhäute von Weißen bey ſich gehabt, (die Indier zu Venango gaben mir acht an) er gab aber vor, er hätte den Ort, woher der Junge geweſen wäre, und alle beſondre Umſtände vergeſſen, ohngeachtet er ihn etliche Stunden befragt hätte, wie ſie ihn vorbeyführten. Ich erkundigte mich ferner, was ſie mit Johann Trotter und Jacob Mackklan, zwey penſylvaniſche Kaufleute, gemacht hätten, die ſie mit allen ihren Waaren aufgehoben hätten. Sie wären, wie ſie ſagten, nach Kanada geſchickt geweſen, aber jetzt nach Hauſe zurückgekehrt.

Dieſen Abend erhielt ich die Antwort auf Sr. Excellenz des Herrn Statthalters Brief von dem Oberbefehlshaber.

Den 15ten ließ er eine große Menge gebranntes Waſſer und andern Vorrath auf unſre Kanoes bringen, und ſchien äußerſt gefällig zu ſeyn, ob er gleich jedes Kunſtſtück anwandte, die Indier mit uns zu verunreinigen, um ſie zu verhindern, mit uns zu gehen. Geſchenke, Belohnungen, und was ſonſt nur auszufinden war, ward von ihm und ſeinen Officieren angewandt. — Ich kann nicht ſagen, daß ich in meinem Leben ſo viel Bekümmerniß, als dießmal, ausgeſtanden habe. Ich ſahe, daß jede Liſt, die das fruchtbarſte Gehirn erfinden konnte, angewandt ward, den Halbkönig auf ihre Seite zu ziehn. Ihn hier zurückzulaſſen, hieß ihnen alle erwünſchte Gelegenheit dazu geben. — Ich ging daher zu ihm, und ſuchte ihn auf die dringendſte Art zu bewegen, mit mir zu gehn. Er ſagte mir, der Kommendant wollte ihn vor morgen nicht fortlaſſen. Ich ging daher zu dem Befehlshaber, und verlangte von ihm, ihr Geſchäfte zu Ende zu bringen; und beſchwerte mich über üble Begegnung. Denn ſie zurückzuhalten, da ſie einen Theil meiner Bedeckung ausmachten, hieße mich zurückhalten. Er verſprach mir, dieß nicht zu thun, ſondern meine Reiſe ſo ſehr, als er könnte, zu beſchleunigen. Er verſicherte, er hielte ſie nicht auf, und wüßte nicht einmal die Urſache ihrer Verzögerung, die ich aber bald entdeckte. Denn er hatte ihnen verſprochen, ihnen ein Geſchenk von Gewehren zu machen, wenn ſie bis morgen bleiben würden. Da mich die Indier ſehr quälten, noch dieſen Tag auf ſie zu warten, ſo willigte ich darein, wie ſie mir verſprachen, daß ſie morgen nichts verhindern ſollte, mit mir zu gehn.

Den 16ten. Die Franzoſen waren nicht träge, die Indier auch heute noch durch neue Erfindungen zurückzuhalten. Aber da ſie ihrem Verſprechen gemäß verbunden waren, ihnen die Geſchenke zu geben, ſo verſuchten ſie die Kraft des gebrannten Waſſers, und ich zweifle keinesweges, daß dieſe zu irgend einer andern Zeit ihre Wirkung gethan haben würden: aber ich beſtand bey dem König ſo feſt auf ſein Wort, daß er ſich zurückhielt, und mit uns aufbrach, wie er verſprochen hatte.

Den Fluß herab hatten wir eine ſehr langwierige und ermüdende Reiſe. Verſchiedenemal liefen wir Gefahr, an den Felſen zu ſcheitern; und oft mußten wir ausſteigen, und alle unſre Kräfte anſtrengen, um über die ſeichten Stellen zu kommen, wobey wir oft eine halbe Stunde und länger im Waſſer bleiben mußten. An einer Stelle hat ſich das Eis feſtgeſetzt, und uns den Weg zu Waſſer verſperrt. Wir mußten daher unſer Kanoe über eine Landenge auf eine Viertelmeile weit ſchleppen. Wir erreichten Venango erſt am 22ſten, und trafen unſre Pferde dort an.

Der Fluß läuft außerordentlich gekrümmt, nach den Umwegen, die man nehmen muß, zu rechnen, muß die Weite zwiſchen dem Fort und Venango ſich auf hundert und dreyßig Meilen belaufen.

Den 23ſten. Wie ich meine Sachen fertig hatte, ſo ſchickte ich zum Halbkönige, um zu erfahren, ob er mit uns, oder zu Waſſer gehen würde. Er ſagte, Whitethunder hätte ſich ſehr verdorben, daß er wirklich krank, und nicht im Stande wäre, weiter zu gehen. Er wäre daher gezwungen, ihn in einem Kanoe hinabzufahren. Da ich fand, daß er die Abſicht hatte, hier einen oder zwey Tage zu verweilen, und verſichert ward, daß Herr Jomaire kein Mittel verſäumen würde, ihn gegen die Engländer aufzubringen, wie er ſchon vorher gezeigt hatte; ſo warnete ich ihn, ſich vor ſeinen Schmeicheleyen äußerſt in acht zu nehmen. Er bat, ich möchte mich beruhigen, denn er kennte die Franzoſen zu gut, um ſich von ihnen einnehmen zu laſſen; und ob er gleich nicht mit uns gehn könnte, ſo würde er ſich doch bemühen, Joſeph Kampbell auf den Landzungen einzuholen, und mir durch ihn einen Auftrag an den Statthalter zu geben. Er wollte mir den jungen Jäger zu Begleitung mitgeben, um uns mit Vorrath zu verſehen, wenn wir welchen brauchen ſollten.

Unſre Pferde waren jetzt ſo ſchwach und abgemattet, und unſer Gepäcke ſo ſchwer, da wir uns mit allem, was wir auf unſre Reiſe brauchten, verſehen mußten, daß wir ſehr zweifelten, ob ſie es aushalten würden. Wir gaben alſo, die Führer ausgenommen, die reiten mußten, unſre Pferde zum Gepäcke her. Ich zog ein indiſches Kleid zum gehn an, und ging mit ihnen, bis ich ſahe, daß es gar keinen Anſchein hätte, daß ſie zu irgend gehöriger Zeit nach Hauſe kommen würden. Die Pferde wurden mit jedem Tage abgematteter, die Kälte nahm ſehr ſchnell zu, und die Wege wurden durch den tiefen Schnee, der beſtändig gefror, immer ſchlechter. Da ich ſehr ungeduldig war, zurückzukommen, um beym Statthalter Bericht von meinem Verfahren abzuſtatten, ſo entſchloß ich mich, meine Reiſe auf dem nächſten Wege durchs Gehölze zu Fuß fortzuſetzen. Ich gab Herrn Vanbraam die Aufſicht über das Gepäcke, und hinterließ ihm Geld und Anweiſungen, ſich und die Pferde von Stelle zu Stelle mit dem, was ſie nöthig hatten, zu verſehen, damit ſie geſchwind und bequem fortkämen.

Ich nahm meine nothwendigſten Papiere zu mir, zog meine Kleider aus, und einen Jagdrock dafür an.

Den 26ſten machte ich mich mit einer Flinte in der Hand, und einem Packe, in dem meine Papiere und mein Vorrath war, auf dem Rücken, nebſt Herrn Giſt, der auf eben die Art ausgerüſtet war, auf den Weg. Den folgenden Tag, da wir eben bey einem Platze, der Murderingtown hieß, vorbeykamen, wo wir den Fußſteig verlaſſen, und gerade durchs Land auf Schenopinstown zu wollten, ſtießen wir auf einen Trupp franzöſiſcher Indier, die hier auf uns lauerten. Einer von feuerte in einer Entfernung von funfzehn Schritten auf Herrn Giſt, verfehlte ihn aber zum Glücke. Wir nahmen dieſen Kerl gefangen, und behielten ihn bis um neun Uhr des Abends bey uns, da wir ihn frey lieſſen. Die ganze übrige Nacht gingen wir unaufhörlich, um ihnen ſo weit vorzukommen, daß ſie uns den folgenden Tag nicht wieder einholen könnten. Denn wir waren gewiß, daß ſie unſrer Spur folgen würden, ſo bald es Tag würde. Den folgenden Tag marſchirten wir, bis es ganz dunkel ward, und kamen an den Fluß, etwa zwey Meilen über Schannapins. Wir glaubten den Fluß zugefroren zu finden, er war es aber nur ungefähr funfzig Ellen (grads) von jedem Ufer. Das Eis war vermuthlich vorher aufgebrochen, denn es trieb häufig herum.

Wir konnten nicht anders, als auf einem Floſſe überkommen. Wir machten uns alſo mit einem armſeligen Beile an die Arbeit, und wurden eben mit Untergang der Sonne damit fertig. Dieß war eine Arbeit von einem ganzen Tage. Wir ließen es ins Waſſer, ſetzten uns darauf, und ſtießen vom Ufer. Wir waren kaum halb hinüber, ſo wurden wir mit Eis beſetzt, ſo daß wir jeden Augenblick mit unſerm Floß zu ſinken und umzukommen dachten. Ich ſetzte meinen Stacken an, um den Floß aufzuhalten. Aber der reißende Strom warf ihn mit ſolcher Heftigkeit auf die Stange, daß ſie mich auf zehn Fuß weit ins Waſſer warf. Zum Glück ergriff ich einen Balken vom Floſſe. Mit aller unſrer Mühe konnten wir unſern Floß ſo wenig an das eine als das andre Ufer bringen; wir waren daher genöthiget, wie wir nahe an einer Inſel waren, ihn zu verlaſſen, und ans Land zu gehn.

Die Kälte war ſo heftig, daß Herrn Giſt die Finger und etliche Zehen erfroren. Das Waſſer hatte ſich ſo zugeſetzt, daß wir keine Schwierigkeit fanden, über das Eis von der Inſel zu kommen. Den Morgen gingen wir zum Herrn Frazier. Hier trafen wir zwanzig Krieger an, die ſüdwärts in den Krieg gegangen waren:

wie ſie aber an eine Stelle auf dem Gipfel des großen Kunnawey kamen, ſo fanden ſie ſieben Leute getödtet und geſchunden, wovon alle, eine Frau ausgenommen, ſehr lichtes Haar hatten. Aus Furcht, die Einwohner möchten ſie für Urheber dieſes Mords halten, und über ſie herfallen, kehrten ſie eilfertigſt zurück. Die Körper lagen ums Haus herum, und waren von Schweinen ſehr zerriſſen und zerfreſſen. An den zurückgelaſſenen Zeichen ſahen ſie, daß die Thäter franzöſiſche Indier von der Nation der Ottoway geweſen waren.

Da wir hier Pferde nehmen wollten, und dieſe nicht ſo bald herbeygeſchaft werden konnten, ſo ging ich etwa drey Meilen aufwärts zur Mündung des Yaughyaughgane, die Königin Allignippa zu beſuchen, die ſehr betroffen geweſen war, daß wir bey unſrer Reiſe nach dem Forte nicht zu ihr gekommen wären. Ich ſchenkte ihr einen Jagdrock, und eine Flaſche Rum; welche letztere ihr bey weitem der angenehmſte Theil des Geſchenks war.

Dienſtags den erſten Jenner verließen wir Herrn Fraziers Haus, und kam den 2ten nach Herrn Giſts Wohnung am Mochongahela, wo ich mir ein Pferd und Pferdezeug kaufte. Den 6ten trafen wir ſiebzehn Pferde mit Materialien und andern Vorrath zur Erbauung eines Forts auf den Landzungen des Ohios an, und den folgenden Tag ſtießen wir auf etliche Familien, die ſich dort niederlaſſen wollten. Heute kamen wir an den Willsfluß, nach einer äußerſt ermüdenden Reiſe, woran das ſehr ſchlechte Wetter ſchuld war. Vom 1ſten bis den 15ten December regnete und ſchneyete es, einen Tag ausgenommen, unaufhörlich, und auf der ganzen Reiſe hatten wir anhaltend kaltes, naſſes Wetter, wodurch unſer Auffenthalt ſehr unbequem ward: vorzüglich wie wir unſer Zelt verlaſſen hatten, welches uns doch noch etwas gegen die rauhe Witterung ſchützte.

Den 11ten kam ich nach Belvoir, wo ich mich einen Tag ausruhete. Von hier ging ich nach Williamsburg, wo ich am 16ten ankam. Ich machte Sr. Excellenz dem Herrn Statthalter meine Aufwartung, den Brief des franzöſiſchen Befehlshabers zu überreichen, und ihm von dem Erfolg meines Verfahrens Rechenſchaft zu geben. Dieß hoffe ich durch Ueberreichung meines Tagebuchs thun zu dürfen, da es das merkwürdigſte von dem enthält, was mir auf meiner Reiſe begegnete.

Ich ſchmeichele mir, daß dasjenige, was ich anführe, hinreichend ſeyn wird, mir Ewr. Excellenz Beyfall zu verſchaffen, denn dieß war meine Abſicht, wie ich die Reiſe antrat, und meine Hauptbemühung während derſelben.

In dieſer Hofnung habe ich das unſchätzbare Vergnügen zu beharren

Ew. Excellenz

unterthänig gehorſamſter Diener,
G. Washington.

2.

Etwas von den Wiedertäufern.

Aus einer Rede gehalten in der Leſegeſellſchaft zu Colmar.

(Baſeler Ephemeriden.)

Ich freue mich immer, ſo oft ich einen Wiedertäufer ſehe; ſey's nun wegen der Aehnlichkeit, die dieſe Leute in meinen Gedanken mit den Erzvätern der heiligen Schrift haben, oder ſey's, um ihres ſonſtigen ehrwürdigen Anſehens willen, das faſt jeder hat: ich freue mich, wie geſagt, immer, wenn ich einen ſehe, und denke vorzüglich mein Lebenlang daran, wie ich ſogar vor einigen Jahren in einer Wiedertäuferverſammlung geführt wurde, wie es mir darin ſo herzlich wohl war, und was ich da geſehn, gehört, empfunden und bewundert habe.

Ich beſuchte einen Freund zu M*** im obern Elſaſſe, und während, daß wir ſo in Geſprächen beyeinander ſaſſen, trat ein Wiedertäufer herein, der ſchon lange vorher im Hauſe bekannt war, mit der Bitte, wir möchten doch jetzt mit ihm auf einen gewiſſen Hof kommen, um da der Hochzeitfeyer eines ſeiner Glaubensgenoſſen beyzuwohnen. Wir thatens.

Wir wurden von unſern Begleiter in ein großes länglichtes Zimmer geführt, das uns gleich außerordentlich in die Augen fiel. Auf beyden Seiten der Länge nach ſtunden weiß gedeckte Tiſche, und oben in einer Ecke das Brautbett, wovon das Holz, die Umhänge und der ganze Ueberzug ſo weiß, ſo ſchneeweiß waren, als alles, was ich noch weißes in meinem Leben geſehn habe. Die Bänke und der Boden waren mit Kalk ebenfalls weiß gerieben, ſo, daß wir uns alle über die Reinlichkeit und den unſchuldigen ländlichen Geſchmack dieſer wackern Leute inniglich freuten. Oben, dem Brautbette gegen über, ſaß ein ehrwürdiger, alter Greis, noch voll Feuer und Leben in den Augen. Ich und mein Freund ſaſſen weiter unten. Als nun die zum Gottesdienſte beſtimmte Stunde geſchlagen hatte, trat allmächtig die ganze wiedertäuferiſche Gemeinde herein.

Da ſah ich nun mit Herzensfreude, wie ſich Alt und Jung zum ehrwürdigen alten Vater hinzudrängte, um ihm die zitternde Hand zu küſſen. Er ſelbſt gab ſeine Hand, mit gewiß majeſtätiſchen Gefühl her, lächelte der ankommenden ſchönen Jugend beyderley Geſchlechts ſeinen geſegneten Dank zu, und nannte zur ſüßen Belohnung des Wohlverhaltens von einigen den Namen. Zuletzt kam auch das Brautpaar: der Greis ſtund auf, legte ſeine Hände auf beyde Köpfe, ſah ſtarr gen Himmel, und eine Thräne der Andacht und des Seegens floß ihm die weißen Wangen herunter — Gütiger Gott im Himmel, dacht' ich, wenn dieſer Blick und dies Gebet nicht erhört und geſeegnet werden, ſo wird es wahrlich keines!

Das Brautpaar ſetzte ſich, eins gegen das andre nieder: und der Alte fing einen Geſang an, worein alſobald die ganze Gemeinde ſtimmte. Nach Endigung deſſelben ſtund der Alte wieder auf, und — predigte, ja, liebe Freunde, er predigte, und das ſo rührend, allfaßlich, und der Gemeinde und uns ſo erbaulich und ſo aus dem innerſten Marke ſeines Herzens heraus, daß jeder Zuhörer Freudenthränen vergießen und ausrufen und bekennen mußte: dieß iſt wahrlich ein frommer Mann!

Nein, nein, ich kanns nicht ſo hinſchreiben, was er ſagte. Vielleicht wärs fremden Ohren nur Stoff zum Spötteln, und manchen ſchiens kaum der Mühe werth, geſagt zu werden — doch was liegt daran? ich ſags ihnen, wertheſte Herren, die Gefühle der Einfalt und Herzens genung haben, die ſchöne Menſchheit, wo ſie ſie finden, zu verehren.

Der alte liebe Mann predigte — und ſein Predigen dauerte wenigſtens anderthalb Stunden. Seine Stimme und ſein Ausdruck war freylich nicht die Weiſe der Gelehrten: alles wurde in der ehrlichen, herzrührenden Altſchweizerſprache, mit gefühlvoller Würde geſagt, und mir gefiels, ich geſtehe es, um ſo herzlicher. “Ihr „lieben Leute, fing er an, und ſahe vorzüglich auf uns „Fremde, laßt euch nicht befremden, das ſchlechte „Zimmer, in dem wir Gott anrufen. Ich gehe allemal „mit Ehrerbietung vor den ſogenannten Kirchen vorbey, „weil ichs fühle, daß es Gott gewidmete Gebäude ſind.

„Aber, aber, ſo ſetzt er mit zufriedenen Lächeln hinzu — aber meiner geringen und einfältigen Meinung nach, weiß ich auf Gottes weiten Erdboden keinen beſſern Ort, Gott anzubeten, als — das Zimmer da," in welchem ich rede. Hier ſteht das Bett, darin verleiht uns der liebe Herre Gott Ruhe und Schlaf: dort ſtehen die gedeckten Tiſche, auf denſelben ſchenkt er uns Eſſen und Trinken. Giebts größere Wohlthaten Gottes auf Erden, Brüder, liebe Brüder, giebts größere, als Schlaf und Nahrung, und wo — wo läßt ſichs am beſten dafür danken, als da, wo man es mit Geſundheit mit einander genießt? Du gutes Bett, — ſo fuhr er voll liebenswürdiger Begeiſterung fort, — ich kann dich nicht anſehen, ohne an Gott zu gedenken, und auch euch, ihr Tiſche, nicht, ohne den Geber des Eſſens und Trinkens innerlich Dank zu ſagen. — Danket, Brüder, liebe Brüder, danket alle, alle, mit mir. Gott verſchmäht des dankbaren Lobgeſang nicht, er ſegnet uns weiter. — Danket! danket! danket!

In einem Athem ſang nun der Alte wieder vor, die Gemeinde ſang mit — auch ich ſah in meines Nachbars Buch hinein, ſang mit, und fühlte unausſprechliche Freuden.

Nachdem dieß vorbey war, ging die Predigt erſt recht an, der alte fromme Greis ſtund wieder auf, redete vorzüglich zu dem Hochzeitpaar, und ſagte denſelben gleich anfangs, daß er ihm kein beſſeres und dauerhafteres Hochzeitgeſchenke zu geben wüßte, als wenn er mit ihnen von vorne an die heilige Schrift, als das Buch aller Bücher in Einfalt durchginge. Hier fing er nun von der Schöpfung Adams an, bis auf die letzten Zeiten der Apoſtel, erzählte allemal das merkwürdigſte, und vorzüglich machte er uns auf die troſtvolle, unmittelbare Vorſehung Gottes aufmerkſam. Da gings, da wurde das lang geprüfte erfahrungsvolle Herz beredter, da tränkten ſich Gefühle an Gefühle, Dankſagungen an Dankſagungen, bis ſich endlich der fromme Greis mit Worten und Gedanken in der Unbegreiflichkeit Gottes verlor, nichts mehr ſagte — nur Dankensthränen vergoß. —

Es iſt wahr, er machte hier und da eigene Betrachtungen, die nicht allemal wahr waren: doch mit allen erbauete er ſo ſehr ſeine Gemeinde, daß keiner das Auge, das thränende Auge von ihnen wegwand. Unter andern gehört folgendes darzu, das mir bey all dem ſehr merkwürdig war. Der Greis warf nemlich gleich im Anfange die Frage auf, warum doch der liebe Herr Gott die Eva aus einer Rippe des Adams gemacht habe? und ſagte: „Gott nahm die Frau nicht aus dem Kopfe des Mannes, „damit ſie nicht über den Mann herrſchen ſollte. Er „nahm ſie nicht aus den Ferſen des Mannes, damit der „Mann die Frau nicht mit Füßen treten ſollte, ſondern „der gute Gott nahm ſie aus derjenigen Rippe des „Mannes, die dem Herzen am nächſten iſt, damit beyde „einander herzlich lieben, einander alle Herzensangelegenheiten ſagen, und ein Herz und ein Leib ſeyn ſollten.

Auf dieſe oder eine ähnliche Art redete der Alte oft, das iſt wahr. Aber auch dieſe Art war nicht ohne wichtige Vortheile. Jedermann weiß, wie oft in Geſellſchaften über die Ribbe Adams ſo witzelnd geſtritten und geſpöttelt wird, aber ich zweifle ſehr, ob ein Zuhörer dieſes ſchneeweißen frommen Predigers eines ſolchen Witzes fähig ſeyn würde. Der ernſthafte ganz väterlich liebreiche Ton des Greiſen verbreitete über alles, was er ſagte, ein ſo feſtes Beglaubigungsſiegel, daß wir Fremde ſogar, während daß er redete, ihm Beyfall geben mußten. So predigte er, dann fing er dazwiſchen allemal an, wieder vorzuſingen, oder zuweilen zu ſeinem Nachbar zu ſagen:

Michel, oder wie er hieß, was ſagſt du darzu? daß der es alles bekräftigte, zuweilen auch einige Anmerkungen hinzufügte, und den ehrwürdigen Alten wieder fortreden hieß.

Endlich war nun die Predigt aus, man ſang wieder, und nach dem Geſange bedeckte ein jeder mit den Händen ſein Angeſicht, und legte ſo ſitzend den Kopf auf die Knie, der Alte aber richtete ſeine Augen und die gefalteten Hände gen Himmel, und betete laut vor. Und o allwiſſender Gott! wie hat mich dies innige Herzensgebet entzückt, hingeriſſen in den glüenden Feuersſtrom ſeiner Andacht, und hinauf gezogen, von der Erde hinauf in den Himmel! Das naſſe vor Freuden weinende Auge des Greiſen — ſeine wie vor nähern Gegenwart Gottes halb ſtammelnde zitternde Lippe — die kindlich bittende Mine im grauen Haare — die feyerliche Stille, alles, alles riß und zog uns hin zum Vater aller Menſchen, und alle Seelen in der Verſammlung waren — Ein Gebet.

Dieß Gebet dauerte, doch — das kann ich wahrlich nicht ſagen, wie lang es dauerte, weil mirs ſo feyerlich wichtig geworden war, daß ich Uhr und Bemerkung der Zeit, als ob ich ganz Geiſt geweſen wäre, darüber vergeſſen hatte. Das weiß ich noch, das nach Endigung des Gebets Braut und Bräutigam gefragt wurden, ob eins Luſt nach dem andern hätte, und da mans auf beyden Seiten mit Ja beantwortet hätte, ſo ſagte der Alte: So gebt nun einander die Hände — und tatſchet, nachdem auch dieſes geſchehen war, ſprach er ferner: Was Gott zuſammen gefüget hat, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden. Und hierauf betete man wieder, aber ganz kurz.

Schon wurde Käs, Butter und Brod als ihr erſter Gang auf die Tiſche geſtellt, und ich und mein Freund wollten abtreten. Allein der ehrliche Alte nahm uns bey der Hand, und wollte uns mit den Worten an den Tiſch führen: Wer bey ihnen Gott lobt, der muß auch bey ihnen eſſen und trinken. Es that mir und meinem Freunde leid, daß es uns Zeit und Umſtände nicht erlaubten: vorzüglich der traurigen Mine wegen, die unſere abſchlägliche Antwort bey dem gaſtfreyen Greiſe verurſachte, und dann auch wegen der fernern Seelenwonne, die uns ein längerer Umgang mit dieſen braven Leuten unſtreitig gewährt hätte. Man hat uns geſagt, daß wenn ſie auch zehnerley Speiſen an hochzeitlichen Tagen auftrügen, ſie die Zwiſchenzeit von einer Speiſe zur andern mit einer Strophe aus einem geiſtlichen Geſange ausfüllten, und daß dieß all ihre Hochzeitmuſik wäre. Wir nahmen aber, wie geſagt, vorher Abſchied, und gingen wieder nach M***, aber gewiß gebeſſerter, zurücke.

3.

Ueber die Thierſprache.

Eine Vorleſung.

(Gothaiſches Magazin.)

Daß man nicht allen Thieren die Sprache abſprechen könne, iſt wohl heut zu Tage eine unwiderſprechliche Wahrheit. Aber die Frage, worin der Vorzug der menſchlichen vor der Thierſprache beſtehe, möchte vielleicht ſchwerer zu beantworten ſeyn. Die gewöhnlichſte Antwort darauf iſt dieſe: die menſchliche ſey articulirt, die thieriſche nicht. Schon Homer ſoll dieſen Unterſchied behauptet haben. Und die Ausleger rühmen ihn deswegen ausdrücklich, daß er für die Menſchen ein vortrefliches Beywort erfunden, indem er ſie häufig μέροπας ἀνθρώπους, d. i. Menſchen, die ihre Stimme abtheilen können, nennt. Man ſpricht folglich den Thieren die Fähigkeit oder Geſchicklichkeit, ihre Töne abzutheilen, ab.

Ganz und uneingeſchränkt kann dieſes unmöglich zu verſtehen ſeyn, weil dieſem die tägliche Erfahrung offenbar widerſpricht, die uns lehret, daß die Thiere ihre Töne ſehr mannichfaltig abtheilen. Es muß alſo von einzelnen Tönen zu verſtehen ſeyn, und ſo viel heiſſen ſollen: Die Töne der Thiere laſſen ſich nicht, wie die menſchlichen Worte, in Sylben und Buchſtaben auflöſen.

Aber auch dieſer Satz kann einen doppelten Verſtand haben. Er kann bedeuten: Die thieriſchen Töne ſind ihrer Natur nach in Sylben und Buchſtaben unauflösbar. Er kann aber auch bedeuten: Die Menſchen wiſſen nicht, wie ſie die thieriſchen Töne in die ihnen bekannten Sylben und Buchſtaben auflöſen ſollen. Nimmt man die letzte Bedeutung als wahr an, ſo folgt daraus nichts weniger, als ein Vorzug der menſchlichen Sprache vor der thieriſchen. Es folgt daraus nur ſo viel: Die Menſchen verſtehen die Thierſprache nicht, welches ihnen eher als den Thieren zur Schande gereichet; die Thierſprache aber ſo wenig unter die menſchliche erniedriget, als die feinſte Compoſition einer Arie, von der Sangweiſe eines Gaſſenhauers deswegen verdunkelt wird, weil ſie dem Ohre eines Unverſtändigen weniger als letzterer gefällt.

Soll alſo die menſchliche vor der Thierſprache darinn einen wahren Vorzug haben, daß jene artikulirt, und dieſe es nicht iſt; ſo muß die erſte Bedeutung ſtatt finden; d. i. man muß behaupten, die thieriſchen Töne ſind ihrer Natur nach in Sylben und Buchſtaben unauflösbar.

Und in dieſem Verſtande möchte wohl Homer, und alle, die ſeiner Meynung beypflichten, dieſe Sache genommen haben. Ohnlängſt wurde ich zufälliger Weiſe veranlaßt, darüber nachzudenken, und da kam es mir vor, als wenn ſich Homer nebſt allen ſeinen Nachfolgern darinn geirret hätte. Ob ich mich aber nicht vielmehr ſelbſt geirret, hoffe ich von Ihnen, meine Herren, zu erfahren, wenn Sie die Unterſuchung dieſer Sache einer kleinen Aufmerkſamkeit würdigen wollen.

Meine Zweifel gründen ſich auf die bekannte Erfahrung, durch die ſie auch veranlaſſet worden, daß man bey einem Geſang, deſſen Text unbekannt iſt, ſehr öfters keine Wörter, geſchweige Buchſtaben und Sylben unterſcheiden kann, ſo lange man den Text nicht weiß; ſo bald aber dieſer bekannt wird, ſogleich die Wörter, Sylben und Buchſtaben deutlich zu hören glaubet. Ich ſage mit Fleiß glaubet, weil es nur ein Trugſchluß zu ſeyn ſcheinet, wenn man wirklich behaupten wollte, man höre nach bekannt gewordnem Texte beſſer, als vorher. Ein geſundes Ohr kann ja von dem Texte keine mehrere Kräfte zu hören erhalten; ſondern, wie ſich das Auge betrügt, wenn es einen geraden Stab im Waſſer krumm zu ſehen glaubt; ſo beträgt ſich, meines Erachtens, auch das Ohr, wenn es, nach bekannt gewordenem Texte, Sylben, Buchſtaben und Wörter zu hören glaubt, da es vorher nur Töne empfunden hatte. Das Ohr fährt fort, bloße Töne zu hören, das Bewußtſeyn der Wörter, Sylben und Buchſtaben aber ſetzt die letzteren blos hinzu. Eben ſo geht es bey der Anhörung unbekannter und beſonders der den bekannten unähnlichen Sprachen. Man höre z. E. einen Polen, Unger u. ſ. w. ſprechen, ohne ſeine Sprache zu kennen; man wird weder Wörter noch Sylben, noch Buchſtaben unterſcheiden können, wenn ſie nicht etwa zufälliger Weiſe mit den uns bekannten Wörtern, Sylben und Buchſtaben in unſerer Sprache übereinkommen. Ja ſogar die blos verſchiedene Ausſprache auch in bekannten Sprachen, macht alle Sylben und Buchſtaben theils ganz unkenntlich, theils undeutlich, wenn ſie von der angewohnten Ausſprache merklich abweichet, beſonders wenn die Worte etwas hurtig ausgeſprochen werden. Ich könnte mich hier auf die jüdiſche Ausſprache des Hebräiſchen berufen, die auch Kennern der hebräiſchen Sprache, eben dieſe Sprache unverſtändlich macht, ohne Sylben und Buchſtaben zu ändern. Aber ich will ein allgemein bekannteres Beyſpiel anführen. Reden nicht unſere Thüringer Waldleute eben das Teutſch, das wir reden? und gleichwol verſteht man ſie nicht, ohne ihrer Sprache gewohnt zu ſeyn.

Es fehlt mir hier zwar an einiger Erfahrung, ich hoffe aber nicht zu irren, wenn ich vermuthe, es werden ſich in der teutſchen Thüringer Waldſprache Töne finden, in welchen ein ungeübtes Ohr weder Sylben noch Buchſtaben unterſcheiden kann. Reden dieſe Leute alſo etwa die Thierſprache in unartikulirten tönen?

Es giebt auch, wie aus Reiſebeſchreibungen allgemein bekannt iſt, Sprachen, zu deren Ausſprache die uns geläufigen Buchſtaben nicht hinlänglich ſind, und deren Rede deswegen von den Reiſenden mit der Sprache gewiſſer Thiere, z. E. der Truthähne, verglichen worden, um nur ihren Landsleuten davon einen Begriff zu machen.

Endlich ſo können auch meines Wiſſens einige Töne der Thiere, durch gewiſſe muſikaliſche Inſtrumente ausgedrückt werden. Folglich müſſen ſie auch durch Noten ausgedrückt werden können. Folglich müſſen ſie können geſchrieben werden, und wenn ſie geſchrieben worden, wird ſich nicht jeder Kenner der Noten, ſo bald er ſie zu Geſichte bekommt, alle Namen der Noten dazu denken, und wenn er es vor gut findet, einen andern vorleſen können? Eine Sprache aber, die ſich leſen und ſchreiben läßt, ſollte das wohl eine unartikulirte Sprache ſeyn? Eben ſo wenig, ſollt ich denken, als die Muſik, wenn ſie regelmäßig iſt, nicht unartikulirt ſeyn kann.

Muſik iſt doch aber keine Sprache, wird man vielleicht einwenden. Sie iſt es bey Menſchen nicht, das gebe ich zu. Kann ſie es aber deswegen nicht bey Thieren ſeyn? Laſſen ſich etwa mit Takten, die aus einzelnen Noten zuſammen verbunden ſind, weniger Begriffe verbinden, als mit Wörtern, die aus Sylben und Buchſtaben zuſammengeſetzt worden? Cicero ſagt wenigſtens, es komme keine Muſik einer wohlgeſetzten Rede, die von der feinſten Ausſprache unterſtützt werde, gleich, und ich ſchmeichle mir, daß, wenn ich nur einige muſikaliſche Kenntniſſe beſäße, mir es nicht ſchwer werden ſollte, dieſen Satz durch einen bündigen Beweis zu erhärten. Man hat ja hier zu Lande eine ſehr bekannte Geſchichte, daß ein geſchickter Orgelſpieler, mit dem ihm zuhörenden aber unerkannt ſeyn wollenden berühmten Bach, blos durch Hülfe der Orgel geſprochen, indem er die Töne bach künſtlich in ſein Spielen einzuweben gewußt, auch von dieſem großen Muſiker gleich verſtanden worden. Woran fehlt es alſo, daß wir die Töne der Thiere nicht artikuliren, nicht in Wörter, Sylben und Buchſtaben auflöſen können? Wahrſcheinlicher Weiſe nicht an der Natur der thieriſchen Töne, die dieſes unmöglich mache; ſondern an unſrer Unwiſſenheit, oder vielmehr blos an dem Namen, die wir ihnen geben ſollten oder könnten. Wäre ich bey vogedachter Gelegenheit in des großen Bachs Geſellſchaft geweſen, ich hätte mir nicht träumen laſſen, daß die Orgel ſeinen Namen ausſpräche. Wäre er aber deswegen weniger ausgeſprochen worden? oder hätte ich nicht eben das gehört, was Bach hörte?

Ehe ich ſchließe, muß ich noch um Erlaubniß bitten, eine einzige Frage hinzuſetzen zu dürfen, die vielleicht ein bloßer Beweis meiner Unwiſſenheit in der Muſik iſt, die mir aber ſehr erheblich zu ſeyn ſcheinet. Es iſt folgende: Sollte es nicht möglich und der Mühe werth ſeyn, zu unterſuchen, ob ſich die thieriſchen Töne, die ſich mit den uns bekannten Buchſtaben, nicht ausdrucken laſſen, etwa durch die ſchon bekannten, oder andere dazu zu erfindenden Noten ſchreiben und folglich auch leſen ließen? Wäre dieſes möglich, ſo würde ich, meines Theils, gar nicht zweifeln, daß man auch die Thierſprache in artikulirte Töne zergliedern, ſie genauer beſtimmen, und in ungleich mehreren Fällen, als bisher möglich geweſen, verſtehen lernen könnte.

Ss.

4.

Die Lotto durch eine Thatſache bekämpfet.

(Baſeler Ephemeriden.)

Ein vernünftiger braver Landmann hat ſchon lange mit Betrübniß geſehen, wie unter der großen Zahl der unſinnigen Lotterieſpieler einer ſeiner Anverwandten die Wuth des Spiels ſo weit getrieben, daß er den letzten Einſatz mit dem Verkaufe ſeines letzten Stück Betts beſtritten, worüber ſein Weib, in deren Abweſenheit alles Hausgeräthe verſpielet worden, von Sinnen kam, und er aus Furcht für die nahe Einforderung des Zinſes flüchtig werden mußte. Dieſer Mann hatte ſieben Jahr geſpielt, und nie einen Thaler gewonnen.

Ein anderer ſeiner Anverwandten, der ſonſt von jeher den Ruf eines rechtſchaffenen Mannes behauptet, hatte ſich von der unſeligen Leidenſchaft des Spiels ſo hinreißen laſſen, daß er nicht nur alle ſein Vermögen und das Vermögen ſeiner Kinder von Mutterſeite, ſondern auch das ihm anvertraute Geld anderer unmündigen Kinder verſpielt hatte. Er konnte es nicht länger verhehlen: er wurd unglücklich, und ſtarb elendiglich an einem ſchleichenden Fieber. Er hatte fünf Jahre unaufhörlich fortgeſpielt, und in der Zeit zwey Amben von etlichen Thalern gewonnen.

Ein dritter war ſelbſt das lebendige Beyſpiel deren, wie wenig der wirkliche Gewinnſt Leuten nütze, die nie gelernt, mit mehrern Gelde umzugehen, als wie ſie täglich verdienen können. Er gewann, nachdem er ſechs Jahre vergeblich eingeſetzet hatte, tauſend Thaler, und glaubte ſich eine Sproße des Glücks. Er fing an ſeine häusliche Einrichtung zu verlaſſen, ſein Vergnügen, das er ſonſt darinnen gefunden, dann und wann an hohen Feſttagen ein Glas Wein zu trinken, wurde zur herrſchenden Neigung und bald zur Leidenſchaft. Der Wein wurde alle Sonntage, und endlich alle Tage getrunken. Sein Weib und Kinder vertauſchten ihre geſunde Brodſuppen des Morgens mit ſchädlichem Caffeegetränk. Eben ſo ging es mit den Speiſen. Auch genoſſen ſie Wein, Caffee und Braten beſſer in der Geſellſchaft der luſtigen Nachbarn und beym geſchwätzigen Lobe ihrer Weiber, die wurden alſo oft eingeladen. Ein Knecht verrichtete die Arbeit, die ſonſt der Wirth beſorgte, eine Magd die Arbeit des Weibes. Es wurde alſo natürlicher Weiſe nicht halb ſo viel gethan, als vorher, obgleich zwey Leute mehr ernährt und bezahlt wurden. Bey dieſer Lebensart wurde endlich fortgefahren, in der Lotterie zu ſpielen, und zwar mit verdoppeltem Einſatz, um ein großes Capital zu gewinnen, das auf Lebenszeit ſo ausreichte. War es alſo zu verwundern, daß im andern Jahre von den tauſend Thalern nichts mehr übrig war? Allein nun war es nicht ſo leicht, zur vorigen Lebensart überzugehen. Man war der Arbeit entwöhnt, und der beſſern oder vielmehr überflüßigen und ungeſunden Nahrung gewohnt worden. Man war auch hochmüthig geworden, und ſchämte ſich, wieder herabzuſtimmen. Auch ließ ſich das Spiel in der Lotterie nun nicht ſo leicht unterlaſſen. Der Einfältige glaubte vielmehr wider alle Klugheit zu handeln, wenn er nun wieder zum erſten niedrigen Einſatz zurückkehren ſollte, da einmal ſchon ſo viel verloren war: ja er verdoppelte den ſchon verdoppelten Satz von neuen. Dazu aber mußte ſchon Geld geborgt werden. Eben ſo wurde die ganze verbeſſerte Wirthſchaft auf Credit fortgeſetzt. Anfänglich fehlte dieſes nicht, denn jedermann wußte, daß er von dem gewonnenen Gelde dem Amtmann funfzig Thaler geliehen hatte: es wurde ihnen alſo leicht, von höhern ausſtehenden Zinſen gleichmäßig zu reden. Sonſt hatte der Mann nicht geborgt, und nicht gelogen. Im dritten Jahre aber fehlte auch der Credit. Nun ſaß der Mann mit zwölfhundert Thaler Schulden, es wollte keine Ambe kommen, vielweniger eine Quaterne. Die Gläubiger drangen auf Bezahlung, pfändeten ihn aus, und er um der öffentlichen Schande und dem Gefängniß zu entgehn, ſtürzte ſich in den Fluß, und ertrank. Sein Weib und ſeine Kinder, ihrer Wohnung, ihrer Kleidung, ihres guten Namens beraubt, gehen noch auf dem Lande herum betteln. Alles dieſes konnte die Leute nicht vom unſinnigen Lotterieſpiel abbringen, ſie wußten, daß dieſer ſeit zehn Jahren der einzige in der ganzen Gegend war, der etwas Anſehnliches gewonnen hatte, dafür kannten ſie einige Hundert, die durchs Lotterieſpiel gänzlich zu Grunde gerichtet worden. Sie ſahen auch, wie wenig jenem das gewonnene Geld geholfen, wie es ihm vielmehr träge, wollüſtig, verſchwenderiſch, lügenhaft, ungerecht, ja zuletzt raſend und zum Mörder ſeiner ſelbſt gemacht. Allein jeder glaubte, eben ſo glücklich im Gewinnſt, und klüger in der Anwendung deſſelben zu ſeyn; und ſo ſpielten alle fort, und gewannen alle nichts.

Das hatte jener brave Mann ſchon ſeit zehn Jahren ſo mit angeſehn, hatte täglich ſeinen Bekannten und Freunden die vernünftigſten Vorſtellungen gethan, es ihnen zu beweiſen geſucht, wie ſehr der Vortheil auf der Lotterie iſt, und wie nothwendig der Verluſt der Einſetzer erfolgen müſſe, wie unvernünftig es ſey, ſicheres in Händen habendes Geld für unſichern Gewinn hinzugeben, vorzüglich vor den, der jeden Groſchen mit ſeiner Hände Werk ſauer verdiene, wie die Einrichtung und Haushaltung jedes ordentlichen Wirths ſo beſchaffen ſeyn müſſe, daß ihm der Verluſt eines Thalers in ſeiner Haushaltung Unordnung anrichten müſſe, dahingegen der Gewinnſt von zwanzig Thalern keine weſentliche Verbeſſerung in derſelben hervorbringen kann, und hundert Gründe mehr, aber vergeblich. Er ſtellte es dem Amtmann vor, wie das in ſeinem Amte ſo häufig gewordene Lotterieſpiel die einige Urſache ſey, daß ihm die Bauern und Wirthe den Zins ſo unordentlich abträgen, und daß er ſo oft Auspfändungen vornehmen müſſe, wobey dennoch ſo viele Rückſtände blieben, daß der Amtmann ſelbſt daher ſeine Pacht nicht ordentlich abtragen könnte, und zuletzt gar nicht würde bezahlen können, daß der König auf die Art weit mehr verlöre, als er durch die Lotterie gewönne. Er wäre alſo verpflichtet, dem König darüber Vorſtellungen zu thun. Auch das war vergeblich. Der Amtmann wartete ſelbſt mit einer Angſt, die ſchon an Verzweiflung grenzte, auf eine — Quaterne, die ihn aus dem nahen Unglück, und aus der nahen Schande reißen ſollte, in die ihn das Lotterieſpiel ſchon hereingezogen hatte. Er ſendete ſonſt, ehe eine Lotterie im Lande war, wohl zwey tauſend Thaler jährlich für Waaren aus den Fabriken, für Wein, Caffee, Toback und andern zum Ueberfluß gehörigen Dinge nach der Stadt; jetzt lebte er ſchon zwey Jahre eingeſchränkt, wie einer ſeiner Bauern.

Endlich fiel jener kluge Mann auf ein Mittel, den einfältigen Leuten das, was er ihnen ſchon lange erklärt und bewieſen hatte, in einem Beyſpiele ſinnlich vorzuſtellen.

Am Abend des letzten Erndtetages, da der größte Theil der Einwohner aller umliegenden Dörfer auf dem Hofe vor dem Amthauſe verſammlet war, und ſich mit allerley Spielen beluſtigte, brachte er das Lotterieſpiel mit Nüſſen auf. Er hatte einen Sack voll Nüſſe beſorgt, und theilte ſie unter die Spielenden aus: jedem tauſend Nüſſe. Er, der den Lotteriehalter vorſtellte, nahm zur Auszahlung der Gewinnſte einige tauſend Nüſſe. Die Lotterie wurde völlig nach Art der Landeslotterie gehalten, und nach den Regeln des Spiels aufs redlichſte behandelt: das ſahen alle. Man ſetzte nun, und es währte nicht lange, ſo waren faſt alle Nüſſe der Spielenden in der Caſſe des Lotteriehalters. Alle erſtaunten, ſahen jetzt deutlich ein, in was für ein Spiel ſie bisher muthwilliger Weiſe ihr Geld verlohren hatten, und verſchworen ſich untereinander, nie wieder in die Lotterie zu ſetzen, und den allgemein für einen Schelm zu halten, der ſein Verſprechen bräche.

Ich bin gewiß, daß die weitere Bekanntmachung und Ausübung dieſes Beyſpiels ſehr viele von der unſeeligen Spielſucht heilen kann.

Iſt es aber nicht traurig, daß in unſern erleuchteten, und wie man ſagt, menſchenfreundlichen Zeiten ein ſolches blutſaugendes Ungeheuer nicht ausgerottet wird. Es fehlt uns nicht an weiſen und klugen Fürſten, die auch ihr Volk lieben, und dieſe können noch immer den Verluſt ihres Volks, und ihren wahrhaftig eignen Verluſt ſo gelaſſen anſehen. Es fehlt aber nur an der Vorſtellung, an der überzeugenden Vorſtellung bey den Großen, denn ſie kennen weder das kleine Detail von dem Wohlſtande ihres Volks, noch ſelbſt das Detail ihrer Einkünfte genau genug. Und zu jener Vorſtellung ſollte ſich kein edler Rath der Großen finden? Man ſagt, ſo lange in den benachbarten Staaten Lotterien ſind, müſſen wir auch welche haben, damit das Geld nicht aus dem Lande gehe. Man verbiete den Einſatz in auswärtige Lotterien nur ernſtlich, und belege alle Einſammlung zu denſelben mit den Strafen und der Schande des Diebſtahls, und es wird gewiß unterbleiben, und die Nachbaren werden dem Beyſpiel eines weiſen Fürſten gewiß bald folgen, und das Volk wird nicht über Deſpotismus ſchreyen, wenn man bey dem Verbote die Gründe deſſelben klar und ausführlich angiebt. Und iſt, ſo lange noch andere Lotterien da ſind, eine Uebertretung des Verbots zu befürchten, ſo kann es doch nur von reichen Leuten geſchehen. Bey dieſen iſt aber ſelten die Lotterieſpielſucht eine ſo heftige Leidenſchaft, und ſie bedürfen des Gewinnſtes nicht. Genug, um heimliche, ehrloſe Wege zu ſuchen. Iſt dieſes nicht, ſo hält ſie doch die Furcht deſto ſtärker zurück: denn ihr Verluſt bey Entdeckung ihres Vergehens iſt in demſelben Maße größer, in welchen ſie reicher ſind, und ſich daher ehrenvoller dünken. Der Bürger und der Landmann ſind indeſſen völlig durch ein ſolches Verboth geſichert.

Größtentheils haben dieſe Leute noch zu viel geſunde Vernunft, um mit Mühe ihr Unglück zu ſuchen: Und ihre Arbeit, die ihn alsdann den Tag wieder zu kurz machen wird, und ihre mäßige Nahrung ſichern ſie genugſam für heftige Begierden, wenn nur nicht Aushängetafeln und Zeitungsnachrichten ſie von den Werkſtätten und dem Pfluge ſprengten. Möchten doch edle Räthe ihren Fürſten eine ſolche Vorſtellung mit allem dem Nachdruck thun, deſſen ſie fähig iſt.

5.

Konrad von Sponnheim und Freyda von Lunwich.

Aus dem vierzehnten Jahrhundert.

(Hamburger Adreß - Komptoir - Nachrichten.)

Nacht

vom dritten bis vierten May.

Konrad, des ernſten Baldrichs Sohn, lag hingeworfen an den Grabhügeln eines frommen Bauern, um ruhiger zu träumen. Der Mond wandelte das Gewölbe hinan, und troff von Strahlen; unter ihm ſchwommen die Wolken, und ſchwommen glänzender davon. Konrad lächelte, und dachte an Freyda:

> „Sieh, da ſchweben die Ritter um Freydà, und haſchen jeden Wink ihres Auges, und fliegen, den Wunſch ihres Herzens einzuholen. Aber ihr Diener, ihr einziger iſt Konrad — all dein Lebelang? nicht, Freyda!“ —

Er warf den Schild vors Geſicht, ſtemmte die Lanze gegen den nächſten Grabhügel, und verſank in Phantaſeyen. In blendendem Weiß ſchimmerte der Kirchthurm vom Hügel weit über das Blachfeld hinab; die Mauer der Kirche beſchatteten dichte Tannen, in deren Wipſeln die Nacht liſpelte, die Schläfer des Grabes zum ruhigen Luſtwandeln zu wecken. Da nun ſchloſſen ſich Wolke an Wolke, als zum Reihentanz, um die Fürſtin der Nacht her. Eine ſchwere Wolke ſank, zog dem Monde vorüber, und Schatten fiel, gleich einem ſchmalen Eylande, über den Hügel der Kirche. Konrad (an der Oeffnung des

Tannengewölbes, die über die Ebne hinab gen Lunwich ſah,) ward aufgeſchreckt vom Dunkel, das ihm plötzlich unter dem Schild fuhr, warf den Schild und die Linke zur Seiten hin, hub die Lanze, und ſah zum Gewölke hinauf, das ihm das Antlitz der Fürſtin verdeckte.

„So ſchnell, und ich ward es nicht gewahr? — Freyda, wenn du ſo mir genommen würdeſt?“ — Konrad ſprang auf, fing im Schilde den Thränenbruch, und ſtürzte wieder hin ins Knie, und redete laut:

„Iſt dein Engel herab gekommen, wie der Strahl der Sonne, der niederfährt und zurückfliegt? — Laß mich den Gedanken des Verluſtes fortdenken, mir ſelber den Werth des Beſitzes zu ſteigern! — Freyda, wenn deine Geſpielen herunterkämen, und dich zurückholten? Freyda, würdeſt du dann dort oben nicht bitten für mich, daß das Würmgen nicht länger hinge am Sandkorn? — Stirb dann nur, Freyda! ſtirb leicht und allgemach, wie das Lied der Nachtigall erſtirbt im Echo! Siehe da wäre unſere Liebe ohne Hinderniß, wie der Flug des Vogels in den Lüften, da wäre und käme immer dein harter Bruder, und wenn er käme, wären wir nicht größer und freyer als Er? *) — Mir deucht, die Gefilde des Himmels liegen unter mir, unter meinem Blicke! Unermeßlich ſind ſie, und unermüdbar unſer Flug; Freyda, laß uns ſterben! Warum iſt ſie jetzt nicht, wo ich bin? Warum küßt ſie mir nicht die Thränen vom träufelnden Auge? O dann würd' ich der Wonne nicht denken, die unſer wartet! Morgen, Freyda, morgen werd ich

---

*) Anton, Freydas Bruder, hatte vom Vater über ſie das Führamt geerbt. Aber, leider! hatte Konrad, wegen einiger Siege über ihn in Ritterſpielen ſeinen Haß.

> ich der Wonne nicht denken, die meiner wartet, aber, werde mit Dank denken des Himmels, der in deinem Auge mir ſtrahlt! — Mich ſchauderte? Huſch, ein raſcher Gedanke. Vorbey, wie das Wölkgen dem Monde! Hm, ich ſinne, ſinne — Freyda, o ſtirb nicht, lange noch nicht! — — Freyda, morgen hier, ſo zur Mondenzeit! Was alles habe ich dir zu ſagen!“

Das Gewölke zog vorüber, Mondenlicht floß herab auf Konrad, und der junge Ritter ſprang auf, und warf ſich wieder hin, wie vor. Horch, da begang die Nachtigall ihre Klage.

> „Warum ſing ich nicht auch ein Lied?“

Er hörte nicht mehr die Nacht liſpeln in den Tannenwipfeln, er hörte nicht mehr die Seufzer der Sängerin am Hügel herauf, Konrad ſang. Bumm! der letzte Schlag von Zwölfe ſcholl noch herunter vom Kirchthurm. Ein grauer Dampf hub ſich aus den Gräbern und Hügeln, und floß mit kalten Schauern über den Ritter hinab in die Ebene. Die Schwermuth verlor ſich in Angſt und Erwartung, wie das Gewölke, allenthalben gleich eben am Aetherrunde, beym nächſten Windſtoß zur hängenden Wolke zuſammen ſinkt. Huſch, die Mondenhelle war von der Ebene abgeſtreift, der Himmel rundum überzogen! Huſch, das Tannendunkel ward ſchwärzer und ſchwärzer, und die weißen Geſtalten ſchwebten dar, gleich den hängenden Sternen der mondloſen Nacht!

> „Dort! — aus dem Beinhauſe! — Hu! Lunwichs Ahnen! — Keiner, der weilte und antwortete? — Wie ſeine Scheitel ſchwarzkraus Haar umwölbt! Ueber dem Auge büſchigte Augenbraunen! Quillt aus ſeinem Schwerdte der Bach vom Blut? Das iſt Wolfgang von Lunwich, der die Raubritter bekriegte! Hu! der kannte die Liebe nie!“

Konrad wandte ſich, und ſah übers Blachfeld. Seine Beine zitterten, die ſonſt Schilder zerſtampften, wie junges Eis im Bache. Kälte floß ihm am Nacken hinab. Die Blicke gerannen im Auge. Aber die Geiſter ſchwanden durchs andere Thor auf der Dorfſeite den Hügel hinunter.

„Wars knechtiſche Furcht, Konrad? Ich wiſche den Schweiß von der Stirne, und leſe keine Schmach mehr darinn. Seht, wenn ſie zurückkommen, will ich die Urväter grüßen: aber nicht fragen — Wie, lebt deine Liebe? gleicht ſie dem Saamen im guten Lande, der aufwächſt ohne Hinderniß, und gedeyht?“ — Mein Herz pocht, daß ich die Antwort nicht höre? Nein, ſo will ich ſie nicht fragen! —

He, dort blinkt herüber von Lunwich der einſame Stern einer Kerze, Freyda, ſchreibſt du in ihrem Schimmer meine und unſere Geſchichte? —

Bumm! Bumm! Wozu das Todtengeläute? Soll ich einen prophezeyenden Leichenzug ſehn? — Dort unten ſchwebts und ſchimmerts! Näher, immer näher! — Wahrhaftig, grad her die Straße von Lunwich! — Freyda, Freyda, ſtirb nicht! Brennt die Kerze noch? Brennt! Freyda, erliſch nicht! Ich ſchwimme in Gluth, die mich voll umſtrömt! — Himmel, die freyherrliche Trauerkutſche! Kriechend, wie eina Schnecke! Schwarze Ritter hinten! Wenn es Anton wäre?... Das Gewölke vorhin zog vorüber.... Wenn es Anton wäre? Stirb nur, Anton, ohne daß ich dich morde! Stirb nur! — — Näher, näher doch! daß die Halme unter euren Füßen zu glüenden, ſpornenden Kohlen würden. Die Ungeduld wird mir die Stirne ſprengen! Näher doch! — Ha, da ſtehts! — Der Ritter ſpringt herab. O! das iſt Anton! — Der Sarg! Freyda!“ —

Zur Seiten hin ins Tannendunkel ſtürzte der junge Ritter, wie die Schildkröte, die der Adler von der Wolke herab an den Felſen zerſchmettert, wie die Gemſe, die der mächtige Sturm in die Kluft ſchleudert. Konrad ſtürzte hin, und ſahe nicht mehr den Sarg hinauf tragen, ſah nicht mehr den Sarg ſenken ins Grabgewölbe, und den Stein darüber decken, und über den Stein die ſchwarzen Ritter ſchreiten mit dumpfen Tritte. Konrad lag tod, bis die Thurmglocke ihn aufſchreckte, und die Geiſterſtunde vorüber war.

Nacht

vom vierten bis fünften May.

Konrad und Freyda.

Freyda.

(ſchleicht von der Dorfſeite den Hügel herauf, und überraſchte Konrad, der ungeduldig an der andern Seite auf und und nieder geht.)

Sieh, Konrad, einen frühzeitigen Geiſt!

Konrad. Biſt du es? (umarmt ſie gierig) meine Freyda! Noch kein Geiſt? Hab ich würklich noch Kraft ſo viel, dich zu umarmen? (ſinkt mit ihr an einen Grabhügel) meine Freyda! (küßt ſie unzählig)

Freyda. Wie du mich liebſt, Holder! Soll ich dich ſtrafen, daß du ſo nicht immer mich liebſt? — Faſt — — Warum zittern dir die Hände? Wie die Wimpern fliegen! Dein Geſicht ſo blaß! jetzt, da ſelbſt der einſame Mond erglüht? Sag, Konrad, war deine Liebe zu heftig?

Konrad. Das Zittern der Ueberraſchung!

Freyda. Kam ich dir unerwartet?

Konrad. Nein! — und doch, wie dem Starrenden in der Ferne ein Irrlicht hinter die Kirche ſchwebt, und wieder hervor! — Freyda, weißt du das Ende meiner

Liebe, wie den Anfang? Glaubſt du, daß ich dich je minder oder mehr liebe? Meine Freyda, biſt du meine Freyda, wie ich dich liebe! So will ich dich decken, daß der ſchwebende Geyer dich nicht ſieht! Laß ihn kommen, ich will ihm ſeine Senſe zerbrechen, dem Gerippe, ach, der ich wohl ehe die junge Linde am Wege zerbrach zur Nothwehr. Ha, zerbrechen will ich ſie ihm, wie dürres Reißig, will mit ſeinen Gebeinen die Geiſter fortklappern, will. —

Freyda. Huſch, Lieber, bin ich dir nicht da? Denkſt du den Tod doch mit einer Heftigkeit, als hätt er dich zum Zweykampf gefordert!

Konrad. Das hat er! (fährt und ſtürzt ſchaudernd zuſammen — ſeelloſe Pauſe — ſtarrt Freyda an.)

Freyda. Frißt ein Gift an deinem Körper, oder ein Schrecken an deiner Seele? Konrad, Lieber, glaubſt du den Tod in der Nähe? — Ich werde ſchier traurig, und bin doch bey dir, und ſehe dich ſo ſelten, wie die Sonne den Mond. Sag, was iſt dir, und höre auf, ſo zu ſeyn! Eh die Sonne den Mond bleicht, muß ich heim.

Konrad. (fährt auf) Iſt nicht der Engel Heymath im Himmel?

Freyda. Warum haſt du Geheimniſſe für mich, und unverſtändliche Worte? Soll ich morgen in meiner öden Kammer den Kopf ſtützen und ſinnen, und den Tag verleben, wie die Nachtigall im Dunkel des Buſches? Sag, Lieber, was iſt dir? O ich kann innig beten, und ich will beten für dich; mein Bruder läßt mich einſam, und weiß nicht, wie ich nur dich denke. Und Konrad — wenn wir hier zuſammen beteten? — Sag, was iſt dir, daß wir zuſammen beten!

Konrad. Ja, daß wir zuſammen beten, (mit einem mildernden Thränenbruch) Engel, wie du mich heilſt, nur ausweinen laß mich! —

Freyda. Konrad, iſt nicht in einer hellen Mondnacht die ganze Natur heiliger? Wie ein Dom iſt mir alles, zur Nachtzeit erleuchtet, indem die Stille jeden unheiligen Gedanken tödtet, und nur die einſame Nonne ſingt! Küſſe die heilige Stille, Konrad? Sollten wir hier trauren?

Konrad. Engel, du willſt meinen Schmerz ableiten! O, was alles verlier ich an dir!

Freyda. Konrad, nie wirſt du mich verlieren! — Was iſt dir, Lieber? Sollteſt du den Speer ſchwingen, und mich laſſen, um Heldenruhm?

Konrad. Nein! (drückt ſie immer inniger an ſich) O was alles verlier ich an dir! (es raſſelt im Buſche) Horch, heh! Mein Speer! Freyda verbirg dich hinter mich, daß die Schlange nicht dich erſchrecke! — Da iſt ſie! da! da! (er ſchlägt mit dem Speer eine Nachtigall, die durch die Blätter ſchlüpft) Ha, war es keines von dem Zeuge des Todes, das in allen Winkeln der weiten Erde in tauſend Thiergeſtalten lauſcht, und tückiſch mit uns ſtreitet? Freyda, noch hab ich dein Leben!

Freyda. Wild, bis zum Tode kraftlos, dann wieder wild? — Konrad, Konrad! — Sieh nur den lächelnden Mond an! Er verbirgt ſein Antlitz nicht, wir ſind ſicher. — Aber du liebſt mich nicht. Wahrlich ich mag nicht anders denken, als dich! Warum biſt du ſo? und kannſt doch in meinem Schooße ruhn, und in meinem Geſpräche deinen ſchrecklichen Traum vergeſſen. Liebſt du mich, Konrad?

Konrad. (wirft ſein Speer, und ſinkt an ihre Seite) Zähle meine Küſſe und meine Thränen! Liebſt du mich, Freyda?

Freyda. Zähle die Freuden, die ich aus deinem Auge geſogen. Konrad, ich liebe dich!

Konrad. Unendlich?

Freyda. Unendlich!

Konrad. Wird eine Liebe ſeyn, wie unſre?

Freyda. Eben deswegen iſt unſere Liebe unaufhörlich!

Konrad. Wirſt du dort keinen Seraph lieben?

Freyda. Ja, Lieber, wenn du ein Seraph wirſt!

Konrad. Ach, hienieden iſt unſere Liebe, wie zween Bäche, die ſich neben einander fortſchlängeln, nur dann und wann ſich berühren, und endlich im Strome ſich ganz zuſammen finden? — Schwöre, Freyda! Einen Schwur in der Nähe des Allgütigen, in deſſen belebenden Athem die winkenden Welten ſchwimmen. Freyda, ſchwöre es zu halten, wenn wir dem Allgütigen näher fliegen! Mich dort zu lieben, unter dem Seraphim und den alten Sponheimen, und allen Helden und Seeligen der Vorzeit!

Freyda. Ich ſchwör es, und ſchwur es, da dein erſter Blick meine Seele traf!

Konrad. Nun ſo wiſſe dann! — Hm, zu raſch: es ſchaudert über mich weg, mich däucht, die ganze Ebene hinunter. Wie alles ſchwebt und flattert, Mond und Häuſer und Bäume! —

Freyda. Die ſchwebenden Thränen trink ich dir vom Auge! Nun?

Konrad. Es ſey, ich kann nicht eher dein und dieſer Nacht mich freun, bis ichs dir ſage! — Freyda ....

Freyda. Nun?

Konrad..... Fühlteſt du nicht, wie der Tod über die Ebene heraufhauchte, kalt und wehend, daß ſich die Wipfel zuſammenbogen, und das Halmfeld von Oſten gen Weſten zuſammenſchauerte? ....

Freyda. Lieber Konrad!

Konrad. Freyda, (drückt ſie heftig an ſich) Freyda, (ſchaudernd und ſtarr) du — du — du (leiſe und wehmüthig) ſollt ſterben!

Freyda. Konrad! Armer! Freyda ſoll ſterben, und du — ?

Konrad. Leben: wandeln in der Wüſte des ſchmachtenden Grams, bis ich verdurſte. Dein weißblau Auge da ſoll mich nicht ſanft durchwärmen.

Freyda. Soll? Soll? willſt du Träume in Kobolde wandeln?

Konrad. Ach, wärs ein Traum! Ich wiſchte ihn von meinem Auge, und ſäh an dir meinen Irrthum! Aber ich ſehe jetzt, wie ich geſtern ſah. Ich ſah hier vom Hügel den Leichenzug von Lunwich herkriechen, ſah Anton abſpringen, und den Sarg heraus nehmen! Deinen, Freyda!

Freyda. Meinen?

Konrad. O, dieß Seelenauge ſoll todt und kalt liegen unter ſeiner Decke, wie der ſpiegelnde Bach unter dem Eiſe. — Ach, wie die liebe Freyda ganz unter dem Grabſteine?

Freyda. Meinen? Holder Prophet! Dir fiel vom Himmel der Lichtſtrahl ins Auge, durch den Vorhang des Gegenwärtigen zu ſehn, eine Scene meiner Zukunft zu ſehn? Aus deinem Munde kömmts mir, wie die Morgenröthe aus Oſten! Deine Ueberzeugung iſt mirgegenwärtige Gewißheit. Dort ſeyn, bey Hans von Lunwich und Margaretha und Gundel *) und Marthe und — oh! Konrad, wie werden wir glücklich ſeyn!

Konrad. Werde ich bey dir ſeyn?

Freyda. Konrad, Harter! (an ſeine Bruſt ſinkend) warum zogſt du mich mitten im Wurfe zurück? Wie ich dich liebe, mein Konrad! Vom Fluge zum Himmel ſinke ich zurück — und du — ? hältſt mich?

Konrad. Nur bis ich mit dir fliege! (bittend)

---

*) Kunigunde.

Freyda. Ach, Holder, mir iſt kein Geſicht deiner Zukunft worden, und doch iſt meine Seele nimmer los von dem Gedanken an dich! Wer weiß, wie lange —

Konrad. Glaubſt du, daß ich lange in der Wüſte wandeln werde?

Freyda. Und ich ohne dich lange im Thale des Todes? Aber ſieh! der Himmel trennt uns nicht.

Konrad. Ich will ein Mönch werden. -- Wie war ich ſo glücklich, als ich noch in der Welt war, bald fern, bald nahe dir; bald in deinen Augen nach Freuden ſuchte, bald in Phantaſeyen von dir! Freyda, wie war ich ſo glücklich! Dein Auge iſt der Brennſpiegel deiner Seele. Er ſoll zerbrochen werden, ſeine Sonne erlöſchen? — Wenn dieſe Nacht....

Freyda. Wenn ſie die letzte irrdiſche wäre? — Konrad, warum iſt ſie uns noch geworden?

Konrad. Engel, daß dein ich mich freue!

Freyda. Daß dein ich mich freue!

Konrad. Nun dann, Freyda! du ſtirbſt nicht.

Freyda. Nicht ſo, Beſter, Einziger! Wie werden wir ſo glücklich ſeyn, wenn eine Erinnerung der ſchönſten Mondnacht uns ſeyn wird, wie der Schatten, der von uns ſchwindet, wenn wir uns nach ihm umkehren. Einſt? Einſt? Bald!

Konrad. Dich ſchaudert in meinem Arme?

Freyda. Freyda iſt wohl! Mir iſt, als würdeſt ſo du mein Seraph zum Himmel!

Konrad. Tauſend Küſſe für den Gedanken. Freyda, denke nicht mehr daran! Noch ſind uns die Erinnerungen ſüßer, als die Vorgedanken! Sieh, ich wollte dich morgen gerne laſſen, wie ſonſt: ich will mich berauſchen in Erinnerungen.

Freyda. Starker Konrad, ward dir nicht der Blick, den Leichenzug zu ſehn? Sahſt du mich nicht kommen, als ſähſt du einen Geiſt? ſehe mich ſo auch weggehn.

Konrad. Sprichſt du prophetiſch?

Freyda. Weißt du, wann ich ſterbe?

Konrad. Wann?

Freyda. Mein Bruder weiß es. Als mich ſchauderte vorhin, fuhr mir die Ahndung in die Seele; ſie wächſt, wächſt, wird Gewißheit —

Konrad. Anton? Ha, Freyda, ich will nach dir leben?

Freyda. Er hat mich vergiftet.

Konrad. Ha, Freyda, ich will nach dir leben?

Freyda. Du willſt ein Mönch werden, Konrad?

Konrad. Hu! du wirfſt mir ein Bild vor die Seele, wie Gott der Sonne die Finſterniß vorführt. Ich entwinde mich dem Gedanken. Sey ruhig, beſte Freyda! Er iſt dein und mein Bruder. Sey ruhig, beſte Freyda. Sollteſt du nicht ſterbend bitten für deinen Feind!

Freyda. Lieber, er ſetzt mich in Sicherheit vor ſeiner Feindſchaft, und dort kann ich für ihn bitten.

Konrad. Engel! — Vergieb mir den dämmernden, böſen Gedanken! — Bete, und lehre auch mich — Ich denke ſo kurz, ſo ſchwach, ſo wenig! — Immer iſt es doch ſchrecklich, in reines, unſchuldiges Blut ſein eignes teufliſches zu ſchütten — O, wenn nur nicht der Schreck der plötzlichen Ahndung den rinnenden Gift ſpornt! — Wie iſt dir, Freyda?

Freyda. Wohl.

Konrad. Wohl? — Mir nicht! — Dir iſt nicht wohl. Deine Gebeine zittern, wie der See unter dem rollenden Sturm! Das Lebende in dir wird vom ſtrömenden Blute weggeſpült, wie die Wolke, die der Stoßwind an die Felſenſpitze warf. Freyda, ſoll Anton nicht das Gift aus deinem unſchuldigen Blute trinken? Ich will ihn herſchleppen, die Geiſter will ich aufbieten um Mitternacht, und will ihn herſchleppen. —

Freyda. Konrad, willſt du mich tödten, eh die Stunde da iſt?

Konrad. Hu! das traf — du ſpielſt mit meiner Seele. — Freyda, ich glaube, daß mir Leben und Kraft zuwächſt, wie es dir entriſſen wird. Wie war ich vorhin ſo ruhig, und jetzt? — Wie bin ich jetzt ſo ſtark, und vorhin? —

Freyda. Werde ſo wieder! Einmal habe ich meinen Flug bekommen, Dank ſey meinem Bruder! Aber du, Konrad, wirf dich nicht in den Staub, klimme mindeſtens den Felſen hinan, und ſiehe mir nach! — Willſt du mit mir knieen?

Konrad. Ich will, bete mir vor.

Freyda. „Gütiger, Allmächtiger, ich danke dir für alle Freuden meines Lebens; ich danke dir, daß du mich ſo früh unter deine heiligern Kinder aufnimmſt! Erbarme dich Konrads, wie meiner!“

Konrad. Erbarme dich Konrads!

Freyda. „Soll unſere Liebe getrennt ſeyn, Allgütiger? Unſere Liebe iſt mackellos; ich kann an ſie zurückdenken. Soll Konrad lange ohne mich ſeyn?“

Konrad. Laß Konrad nicht lange ohne Freyda ſeyn!

Freyda. (ſinkt kraftlos an den Hügel zurück) Ich bin ſchon ſo ruhig.

Konrad. Ich werde es.

Freyda. — „Himmel, löſche in Antons Seele die glimmende Hölle!“ —

Konrad. Engel! — „Laß ihn erwachen, als hätte er es im Nachtwandel gethan!“ — Das Seufzen ſammlet die ausgebrochenen Winde der Seele! Ich mag Anton nicht ſchaden!

Freyda. Beſter, Einziger, du machſt mich überſchwenglich froh! Ich laſſe dich nur auf eine Weile!

Konrad. Wer iſt froher, du, oder ich?

Freyda. Wie werden wir uns wiederſehn, ſo froh!

Konrad. Wie lange werden wir uns freuen?

Freyda. Willkommen ſey uns die Trennung!

Konrad. Fühlſt du Schmerzen? Fühlſt du den Tod im Herzen anpochen? Freyda, deine Augen kreiſen, deine Finger klemmen! O Himmel, ſey bey mir! Iſt das der Tod?

Freyda. Willſt du ſeufzen, Konrad?

Konrad. Ich will. Sey ruhig, beſte Freyda! Ich will. Kann der Tod meine ſchöne, ſchöne Freyda martern? zerſtören? — Höre, was ich geſtern bat, laß ſie ſanft erſterben, wie das Lied der Nachtigall. Höre! höre!

Freyda. Ich fühle keine Schmerzen mehr; meine Schmerzen wühlen unten im Staube.

Konrad. Entflieht deine Seele ſchon? ſchon? Stirb wohl und ſanft! Lebe wohl! Lebe wohl, Freyda!

Freyda. Lebe wohl! ſeufze! —

Konrad. O ſie iſt dein!

Es ſey Verdienſt um den Leſer, daß ich hier ihm es überlaſſe, Konrads Gefühlen und Gedanken nachzuſpüren! Konrad konnte ſeine Freyda nicht laſſen. Am Morgen überfiel ihn Anton, der ſeine Schweſter vermißt hatte, mit Wehr und Mannſchaft, und erſchlug ihn, gleichſam im Grimme, gleichſam als den Mörder der Freyda. Weint nur wenige Thränen um Konrad und Freyda; aber freut euch ihres ewigen Glücks!

V.

Naturgeſchichte.

Etwas von den ſavoyiſchen Eisbergen.

(Brandenburger Beyträge.)

Die Eisgebirge in Savoyen beſtehen aus einem Zuſammenhange vergletſcherter Gegenden, die zwiſchen den Gebirgen ein ſechs und mehr Stunden langes Eisthal einſchließt, welches ſich an verſchiedenen Orten durch prächtige Eisſchründe oder Gletſcher in niedere Thäler ausleeret. Wir haben verſchiedene Beſchreibungen einzelner Theile derſelben. Herr Bourrit hat eine umſtändliche Nachricht von dieſer Eisgegend gegeben, und ſelbige mit ſchönen Vorſtellungen in Kupfern begleitet. Die hauptſächlichſten dieſer Gletſcher ſind: der Gletſcher des Boſſons, des Pelerins, des Bois oder des Montanverts, der Gletſcher de Taliſre, de l'Argentiere, du Tour und der Gletſcher de Buet.

Den letztern hat Herr de Luc beſchrieben, und wir werden unſern Leſern daraus einige merkwürdige Nachrichten auszugsweiſe mittheilen.

Die Lauinen ſind überhaupt hier eine eben ſo fürchterliche Erſcheinung, als in der Schweiz und an andern Eisgegenden. „Der Schnee," ſagt Herr de Luc, „er „mag nun in ſeinem natürlichen Falle oder durch die „Winde zuſammen gehäuft ſeyn, wird manchmal an ſol„chen Orten aufgehalten, da er ſich durch nichts anders „erhält, als weil ſich die erſte Schicht deſſelben an die „Unebenheiten derjenigen Körper, auf die er gefallen,

„ feſtgeſetzt, und denn die auf ſie fallenden Schichten ſich
„ mit dem erſten vereinigt haben. Aufmerkſame Beobachter
„ haben ſchon in den Ebenen ſelbſt Aufhäufungen
„ dieſer Art geſehen, welche bey dem erſten Anblick jedermann
„ in Erſtaunen ſetzten. So lange die Schneeſchicht
„ nicht zu dick iſt, oder nichts ſeinen Zuſammenhang
„ hindert; ſo wirkt die Kraft des letztern mehr als ſeine
„ Schwere, und die Maſſe bleibt unbeweglich. Wenn
„ dieſe aber zu groß wird, oder eine andere Urſach die
„ Verbindung der Theile unter ſich ſchwächt; ſo ſtürzt
„ auf einmal alles mit einander über den Haufen.

„ Die Schwächung des Zuſammenhangs der Schneemaſſe
„ kann beſonders von zwoen Urſachen herrühren.
„ Die erſte wirkt nur im Frühling, und iſt die gemeinſte.
„ Wenn in dieſer Jahrszeit die Luft wieder erwärmt
„ wird, ſo fängt der Schnee an zu ſchmelzen, das Waſſer,
„ ſo davon abtrift, löſet nach und nach die Bande los,
„ die dieſe Maſſe auf die Erde feſthielten. Oder wenn
„ der Schnee auf den Trümmern der herabgeſtürzten
„ Felſen ruhet, ſo wird bey einem ſehr großen Anwachs
„ der Schneemaſſe der Grund ſelbſt bewegt; inſonderheit
„ wenn dieſe Felſenſtücken aus Schiefer und andern blätterichen
„ Steinarten beſtehen, die über einander wegglitſchen,
„ wenn das Schneewaſſer zwiſchen denſelben
„ eindringt.

„ Eine andere Urſach des Falles dieſer ungeheuren
„ Schneelaſten iſt im Gegentheil die groſſe Kälte. Es
„ geſchicht alsdann, daß der ſtarke Froſt die äſtigen
„ Theile des Schnees zerbricht, und ſie in einen feinen
„ Staub verwandelt, deſſen Theilchen glatt und hart ſind.
„ Die Bande des Zuſammenhangs ſind alsdenn getrennt,
„ und die ganze Laſt ſtürzt hinunter.

„ Eine der gemeinſten Veranlaſſungen dieſes Sturzes
„ iſt ein friſch gefallener Schnee. Er vergrößert das
„ Gewicht,

„Gewicht, und zerſtört dadurch ebenfalls den Zuſammen-
„hang. Auch die Winde tragen dazu bey, und manch-
„mal, wenn der Zuſammenhang der Schneetheile ſchon
„auf einen gewiſſen Grad geſchwächt iſt, kann die ge-
„ringſte Urſach den gänzlichen Fall befördern. Die Be-
„wohner der Alpen ſtehen in den feſten Gedanken, daß
„der Ton der Schellen ihrer Mauleſel oft ſolches bewir-
„ken könne, und aus dieſem Grunde nehmen ſie ihnen
„im Frühlinge jederzeit die Schellen ab. Wenn ſich die
„Lauinen in ſolchen Gegenden, wo ſie jährlich zu fallen
„gewohnt ſind, über die gewöhnliche Zeit aufhalten, ſo
„ſuchen die Anwohner ſie durch den Knall abgefeuerter
„Gewehre herabzulocken.

„An Bergen von mittlerer Höhe, wie die Kette
„der Jurten iſt, verurſachen die Lauinen ſelten großen
„Schaden: denn dergleichen Berge haben keine kahle
„Oberflächen, die hierzu groß genug wären, da ſie bey-
„nahe überall durch Felder, Gräben und Wälder zer-
„theilet ſind. Ueberdies fängt daſelbſt der Schnee viel
„ſpäter an zu fallen, als auf den hohen Bergen, er
„ſchmilzt auch oft vor dem Winter, und ſtets eher im
„Frühling, ſo daß von ihm nie große Maſſen gebildet
„werden können. In den höhern Gegenden der Alpen
„hingegen ſchneyet es ſchon im September und oft im
„Auguſt. Der Schnee ſchmilzet nicht eher, als im
„May, und auf dieſe Weiſe werden oft unermeßliche
„Laſten von Schneelagen aufeinander gehäuft, die durch
„ihren Fall ein entſetzliches Getöſe verurſachen.

„Man verſichert, daß die Lauinen auf ihrem Wege
„einen Druck der Luft verurſachen. Ich habe oft auf
„den Alpen von den fürchterlichſten Verwüſtungen erzäh-
„len hören, welche durch dieſe Art von Sturmwind
„verurſacht worden, der demjenigen gleich iſt, den das
„plötzliche Herunterfallen verdickter Wolken erzeugt.

„Aber noch niemals hatte ich ſo ſtarke durch ſie gemachte Veränderungen geſehen, als diejenigen, ſo man „uns einige Jahre nach dieſer unſerer erſten Reiſe auf „dem Berge Sixt gezeigt hat.

„Die Weide des Communs liegt unten an einem „ſehr jähen Abhange, der aus herunter gefallenem Schutt „der obern Felſen entſtanden. Dieſer Abhang und die „auf ihm ſtehenden Felſen machen eine ſehr weit ausgebreitete Erhöhung aus, welche über dreytauſend Fuß „ſenkrecht beträgt. Faſt dieſe ganze Oberfläche wird mit „Schnee bedeckt, der daſelbſt durch die Winde aufgehäufet wird. Wenn die Dicke deſſelben nicht ſehr beträchtlich iſt, ſo ſchmilzt er nach und nach, ohne herabzuſtürzen, weg. Aber im Winter des Jahres 1769 „und 1770 fiel eine ſo große Menge Schnee, daß ſeine „Laſt, als die Kälte die Theile deſſelben in Staub verwandelt hatte, ſich auf einmal über die Weide des „Communs ausgoß, und dieſelbe dermaßen mit Schnee „bedeckte, daß er über den weiter unten gelegenen Abhang hinab floß. Die Wirkung der durch dieſen Fall „der Schneelaſten zuſammen gepreßten Luft war ſo entſetzlich, daß der Sturmwind ſich durch den an der „abhängigen Seite des Berges ſtehenden Tannen- und „Büchenwald einen Weg durchbrach, und auf ſelbigen „nicht einen einzigen Baum ſtehen ließ. Er hemmte „den Lauf des Giffre, der ſonſt ins Thal fließt, und „riß auf der entgegengeſetzten Seite eine große Menge „Bäume und Hütten nieder, die viel feſter gebauet waren, als jene, welche auf der Weide des Communs „von den Lauinen zertrümmert und bedeckt wurden.“

Nach vielen vergeblichen Verſuchen gelang es dem Herrn de Luc endlich den Gipfel des Glaciere de Buet, dieſes merkwürdigen Eisberges, zu beſteigen. „Wir „ſahen, fährt er fort, auf einmal die unermeßliche Kette

„der Alpen in einer Ausdehnung von mehr als funfzig Stunden. Wir mochten hinblicken, wohin wir wollten, ſo ſahen wir den ganzen Geſichtskreis mit Bergen bedeckt, und gegen Abend ſetzte nur die Dichtigkeit der Luft demſelben ſeine Gränzen: denn wir würden genug über den dreyzehn bis vierzehn Stunden von uns entfernten Juraſſus erhoben geweſen ſeyn, um die jenſeits gelegenen Ebenen von Franche-Comté und Burgund entdecken zu können, wenn die Luft heller geweſen wäre. Gegen Südweſt konnten wir auf dem Mont-Cenis, und gegen Nordoſt wahrſcheinlicher Weiſe bis zum St. Gotthard ſehen. Wir beherrſchten um vieles alle Thäler der Alpen, und nur wenige Spitzen erhoben ſich über uns.

„In dieſem ungemein großen Umkreiſe, in dem die Berge aufeinander gehäuft waren, konnten wir keine Ebene entdecken, als einen kleinen Winkel gegen Weſten, in deſſen Mitte Genf lag. Gegen Nordoſt öffnete ſich das breite Thal, durch welches die Rhone fließt, beynahe von einem Ende zum andern, von da, wo ſie von den Felſen ſtürzt, bis nach Sitten, der Hauptſtadt des Walliſerlandes, die von unſerm Orte etwa neun bis zehn Stunden entfernt iſt. Das übrige alles ſtrotzte von Bergen.

„Sowohl die einzelnen Theile dieſer Ausſicht, als das Ganze, würden auch in dem kälteſten Geblüte Verwunderung erregt haben. Ein einziger Blick auf die unermeßliche Menge von Eis und Schnee, die die Alpen bedecket, kann den Zuſchauer von der Fortdauer der Rhone, des Rheins, des Po und der Donau verſichern. Man ſieht gleich ein, daß daſelbſt die Behältniſſe ſind, welche vielen und trockenen Jahren genugſames Waſſer verſchaffen können.„ Ohne in tiefe Berechnungen uns einzulaſſen, verglichen wir die Ausflüſſe dieſer Ströme mit

„ ihrem Urſprunge. In der ganzen Strecke, in der wir „ die Rhone ſahen, ſchien ſie uns wegen der Entfernung „ nur ein Bach zu ſeyn, und eben dieſe Entfernung ver„ minderte in unſern Augen die Unermeßlichkeiten der „ erſtaunlichen Eislagen, von denen ſie herabfloß, im min„ deſten nicht. Viel näher, und nur in der Entfernung „ von einer Stunde, hatten wir den Urſprung der Arve „ vor uns. Die verſchiedenen Ströme, welche dieſen Fluß „ bilden, kamen uns nur als kleine Bächlein vor, wenn „ wir ſie mit den mit Eiſe ausgefüllten Thälern vergli„ chen, aus welchen ſie entſprangen. Der Mont blanc „ allein, welcher ſich weit über dieſe Thäler erhob, ſchien „ allein, auf eine ſehr lange Zeit einem Fluſſe den Lauf „ geben zu können, ſo ſehr war er vom Fuße bis zum „ Gipfel, in einem ungeheuren Umfange, mit Eiſe beladen.

„ Dieſe Seite der Ausſicht ſtellte uns das deutlichſte „ Gemählde des Winters vor. Allenthalben unermeßliche „ Laſten von Eis, aus welchen ſich kahle Felſen kegelför„ mig in eine Höhe von drey bis viertauſend Fuß erho„ ben: dahingegen an andern Orten die Berge uns in der „ größten Mannigfaltigkeit zeigten, was ſie immer her„ vorzubringen vermögend ſind. Selbſt an dem Fuße die„ ſer Maſſen lachten uns grüne Weiden und Kornfelder „ — Wir bemerkten an verſchiedenen Orten unter uns, „ daß die Eisrinde wenigſtens ſechzig Fuß dick ſeyn müſſe. „ Sie bekleidete mit bald größern, bald kleinern Vor„ ſprüngen dieſe ganze Seite des Gipfels, deſſen Oberflä„ che ſehr weit ausgedehnt und auch mit Eiſe bedeckt war.“

Es herrſchte auf demſelben eine kalte Luft mit heftigem Winde begleitet, ſo daß dadurch Herr de Luc völlig außer Stande geſetzt wurde, Verſuche mit ſiedendem Waſſer auf ſelbigem vorzunehmen. Er mußte ſich deswegen mit dem Verſuche des Barometers begnügen, welcher ſich bey neunzehn Zoll und ſechs Linien erhielt, und fand aus

Vergleichung dieſer Beobachtung mit derjenigen, welche zu gleicher Zeit in Genf gemacht worden, daß die Höhe dieſes Gipfels 8229 Fuß über den See, oder 9355 Fuß über das mittelländiſche Meer erhaben ſey.

„Von eben dieſem Gipfel, ſagt Herr de Luc weiter, nahmen wir an dem von uns nur zwo Stunden entfernten Mont blanc eine Horizontallinie, die uns nachhero gedienet hat, von den Gegenden von Genf her ſeine Höhe zu meſſen: da wir denn gefunden, daß er noch 4990 Fuß höher als unſer Gipfel, und alſo 14345 Fuß über das mittelländiſche Meer erhaben ſey. Wir konnten dieſen erſtaunenswürdigen Berg nicht genug betrachten, deſſen rieſenförmige Geſtalt ſich über alle andere erhob. Die Decke von Eis, die ihn überall, von ſeinem Fuße an, im Thale vor Chamouny, bis auf ſeinen Gipfel bekleidet, iſt an einigen Orten einem bewegten Meere ähnlich, an andern hingegen ſtellt ſie zerſtörte Thürme und Schlöſſer vor, die durch tiefe Spalten gleichſam voneinander geriſſen ſind: noch an andern geht das Eis über ſpitzige Felſen hervor, und an dieſen Orten kann man die Dicke deſſelben ſehen, die uns an fünf bis ſechshundert Fuß zu betragen ſchien.

„Wir konnten es auf dem Gipfel des Glacier de Buet nur Dreyviertelſtunden aushalten, und ſtiegen, nachdem wir unſere Beobachtungen gemacht, wieder hinab. Der ganze obere Theil des Berges beſteht aus Schiefer, in deſſen Spalten wir ganze Neſter von Quarz, unter wunderbaren Geſtalten, und eine kleine Mutter von ſehr reinen Bergkryſtall fanden.

„Außerdem daß die Hitze des Sommers eine beträchtliche Menge des Eiſes in Waſſer auflöſet, ſo ſchmelzet auch die innere Wärme der Erde, auch mitten im Winter, auf dem Grunde etwas davon weg. Aber dieſes Eis erneuert ſich alle Jahr auf ſeiner Oberfläche, und

„ wächſet dannenhero der Gletſcher an Dicke und Ausdehnung. Da aber daſſelbe nicht an allen Orten gleich wegſchmilzt, ſo geſchieht es wahrſcheinlicher Weiſe, daß ein „großer Theil der Maſſe, welche nicht mehr von der Erde „unterſtützt wird, auf einmal einſtürzt; und daher erkläre „ich die Spalten, die ſowohl in der Länge und Breite, „als auch in der Tiefe unermeßlich ſind, und mit einem „erſchrecklichen Getöſe gebildet werden.

„ Der Anwachs aller Gletſcher auf den Alpen iſt wohl „außer allem Zweifel geſetzt. Eben ihr Daſeyn iſt ein „Beweis, daß die Menge des Schnees, welche viele Jahrhunderte hindurch im Winter gefallen, größer geweſen, „als die, welche den Sommer über weggeſchmolzen. Nun „aber iſt nicht allein dieſe Urſach noch gegenwärtig wirklich vorhanden; ſondern auch die Kälte, welche durch „dieſe Laſten von Eis verurſacht wird, muß ſie immer vergrößern; wodurch denn auf der einen Seite mehr „Schnee gewonnen, und auf der andern weniger verlohren wird."

Endlich führt Herr de Luc an, daß zu ſeiner größten Verwunderung er den Unterſchied der Dichtigkeit der Luft in der Ebene und auf dem Gipfel des Eisberges, nicht anders als mittelſt ſeiner Inſtrumente bemerken können. Keine Uebelkeiten, keine unangenehme Empfindungen gaben ihm zu erkennen, daß die Luft auf dem Berge beynahe ein Drittheil dünner ſey, als auf der Ebene. In Peru verhält es ſich ganz anders. Faſt alle Reiſende, welche über die Gebirge dieſes Landes gehen, werden mit einer tödlichen Erſtickung und mit Blutbrechen befallen. Dieß iſt indeſſen der ungleich größern Höhe, oder einer beſondern Beſchaffenheit der Luft, oder vielleicht beyden miteinander zuzuſchreiben.

VI.

Oekonomie.

1.

Unterricht, wie die grüne oder ſogenannte ſchwarze Seife bey der Wäſche zu gebrauchen.

(Leipziger Intelligenzblatt 1778.)

Zu einer Quantität Wäſche, wozu gewöhnlichermaßen acht Pfund weiße oder ordinaire Seife ſonſt gebraucht wird, nimmt man vier Pfund grüne Seife; und verfährt damit folgendergeſtalt.

Man läßt in einem Keſſel neun Eimer weiches, flieſſendes, oder Regenwaſſer, worunter ein Eimer Waſchlauge vom Seifenſieder gegoſſen wird, kochen. Sodann werden zwey Pfund der grünen Seife in eine Brühgelte gethan, und von dem kochenden Waſſer aus dem Keſſel ein Eimer darauf gegoſſen, welches zuſammen in der Brühgelte mit einem großen Querl dermaſſen durchgearbeitet werden muß, bis ſich die Seife in dem Waſſer völlig aufgelöſet hat, und die Brühgelte über die Hälfte mit weiſſen Schaum angefüllet worden. Dieſe aufgelöſete und durchgearbeitete Seife und Schaum wird aus der Brühgelte in den Keſſel zu dem übrigen kochenden Waſſer gegoſſen, und mit einem Querl untereinander gerührt, bis die ganze Quantität wie Milch ausſieht. Hierauf wird die Wäſche in die Wanne gelegt, und von dem präparirten Seifenſude aus dem Keſſel zwey Eimer darüber gegoſſen. Die Wäſche wird alsdenn nur gerieben, und gewöhnlichermaßen durchgewaſchen. Befinden ſich etwa in der Wäſche üble Flecke, ſo thut man auf einen Teller ein halb Pfund Seife, und ſtreichet auf den Fleck, ſo nicht heraus gehen will, etwa einer großen Erbſe gleich, grüne Seife, und wäſchet es durch, worauf der Fleck verſchwinden wird. Iſt nun das Seifenwaſſer von der Unreinigkeit der Wäſche ſehr ſchwarz und kothig geworden, ſo muß ſolches aus der Wanne ab- und weg-, dagegen wieder zwey Eimer ſiedendes Seifenwaſſer aus dem Keſſel darauf gegoſſen, und ſolchergeſtalt fortgefahren werden, bis die geſamte Wäſche das erſtemal durchgewaſchen worden iſt. Wenn nun das im Keſſel befindliche und zurecht gemachte Seifenwaſſer verbraucht worden, ſo muß auf gleiche Maße, wie oben gedacht, wieder angefangen, das Seifenwaſſer auf gleiche Weiſe wieder zurecht gemacht, hingegen aber die zum erſtenmale durchgewaſchene Wäſche aus der Wanne in die Brühgelte geworfen, das ſiedende Seifenwaſſer aus dem Keſſel darauf gegoſſen und eingebrühet, alsdenn aber zum zweitenmal ſolches aus der Brühe gewaſchen werden. Endlich wird der Keſſel, weil er noch heiß, wieder voll Waſſer, ohne Seife und Lauge, gegoſſen, und heiß gemacht, alsdenn gießt man zu dem heißen Waſſer in die Wanne die Hälfte kalt Waſſer untereinander, und läutert und ſpület daraus die Wäſche. Wenn man ſolchergeſtalt zu Werke gehet, ſo wird ſich ergeben, daß

1) die Wäſche reiner und weißer, als von der gewöhnlichen weißen Seife werden, daß man

2) mit vier Pfund grüner Seife mehr als mit acht Pfund weißer Seife ausrichten können, daß

3) zwey Weiber mit grüner Seife mehr und geſchwinder, als vier Weiber mit weißer Seife zu waſchen im Stande ſind, daß

4) die grüne Seife wohlfeiler, als die ordinaire Seife, davon erſterer in Fäſſen das Pfund einen Groſchen zehn Pfennige, und von letzterer das Pfund drey Groſchen koſtet, zu ſtehen kommt, daß

5) die grüne Seife, wenn ſie von uns aus Oel fabriciert wird, keinen üblen Geruch in der Wäſche zurückläſſet; welches an der ausländiſchen grünen Seife, welche aus altem Fiſchthrane und Thrangriſen verfertiget worden, getadelt wird. Daß ſolches

6) bey Leinwandbleichen, Tuch-, Cattun-, Strumpf- und Zeugfabriken mit großem Vortheil gebraucht werden kann.

2.

Wirthſchaftliche Bemerkungen eines Sachſen über die Schäfereyen, Wieſen, Dünger, Pflügen ꝛc.

(Ebendaher.)

I) Der Centner unſrer Wolle wurde 1774. für 46 bis 50 Gulden unſers Geldes bezahlt, alſo 25 Rthlr. 13 Gr. 4 Pf. bis 24 Rthlr. 18 Gr. 8 Pf. in Sächſiſchem Gelde.

Da nach dem Kriege die wollene Waaren nicht ſtark abgingen, ſo würde der Preiß weit niedriger geweſen ſeyn, woferne nicht in den letztern ſo naſſen Jahren viele unſerer Schaafe an der Lungenfäule gefallen wären.

Im Jahre 1771. und 1772. konnten viele Weiden nur mit der Hälfte, einige gar nicht mit Schaafen beſchlagen werden. Angrenzende ausländiſche Ortſchaften boten ihre Sommerweide, für die man ſonſt hundert und mehr Gulden jährlich bezahlte, umſonſt an, nur damit ihre Aecker dem Pferchdünger genießen könnten, auf welchen in Schwaben, beſonders zu Lein- Kraut- und Hanf-Bau mehr, als er verdient, gehalten wird. Wir haben Oerter, da zu Vermehrung der Communcaſſe alle vier Wochen die Pferchnächte verkauft werden, und zwar eine Nacht, wo vier bis fünfhundert Stück Schaafe den Pferch machen, welcher zweymal in der Nacht verändert wird, für einen bis drey Gulden. In den meiſten Oertern des Landes hat die Commun die Weidgerechtigkeit, und verpachtet die Schaafweide ohne Pferch für hundert und mehr Gulden an einen, der Schaafe hält. Dieſer muß die Weide mit einer beſtimmten Anzahl Schaafe beſchlagen, ſie muß um des Pferchs willen complet ſeyn. Wir haben vier herrſchaftliche beſtellte Landzahlmeiſter, welche das Land durchreiſen, und neben dem, daß ſie viſitiren, ob kein angeſtecktes Schaaf geweidet wird, beſonders Acht geben, daß eine Weide nicht über die beſtimmte Anzahl Schaafe hat. Den Schäfern iſt zwar befohlen, dem Landmann keinen Schaden an Feldfrüchten zu thun, allein es geſchiehet doch öfters. Die Braache kann um der Schaafweide willen nicht behörig benutzet werden, die man ſonſt mit Klee beſäen könnte. Einige unſern Communen haben dahero die Augen geöfnet, und dem Pachter der Schaafweide für die Hälfte des Pachtgeldes die Hälfte der Schaafe zu erhalten erlaubt, aber auch nur die Hälfte der Braache zur Weide überlaſſen. Seitdem der Kleebau ſtärker getrieben wird, hält zum Exempel nur das Amt M.... ein Drittheil Rindvieh mehr, und düngt mit deſſen Miſt ſeine Felder ſicherer und dauerhafter, als durch den Pferch der Schaafe.

II) Von meinen Erfahrungen, die Verbeſſerung der Wieſen und Vermehrung des Düngers betreffend, kann ich dieſe als zuverläßig beyfügen.

1) Ich ließ eine Beſoldungswieſe von drey Morgen, die ich zu genießen habe, vor vier Jahren, um der Fegerlinge (Graiten, die Larven von dem Mayenkäfer) willen, im Herbſte umbrechen, welche von jenen ſo verderbt wär, daß alles, was Gras genennt wird, verdorben war. An Heu gewann ich wenig, und Grumt gar nichts. Dieſe Wieſe war, wie andre, von mehr als 200 Morgen, die im Thale dabey liegen, ſchon über 300 Jahre eine Wieſe. Bey dem Umackern im Herbſte war der heraufgebrachte Boden, in welchen ſich jene lange Zeit hindurch ſo viele Fettigkeit des Düngers hinabgeſenkt hatte, ſo ſchwarz und ſo gut, als die Erde eines Miſtbeets. Man ſteckt ſonſt bey uns in dergleichen ungebrochene Wieſen die Erdbirnen (potatos) mit dem beſten Erfolg, und kann vom erſten Morgen einen groſſen Ertrag von ſechzig bis achtzig unſerer Scheffel erhalten, wie ich von einem Achtel Morgen ungebrochenen Kleefeldes drey und ſechzig Simmri erndtete, und einer meiner Freunde, Pfarrer N°°°, aus ein und einem halben Viertel eines Morgens einer alten abgängigen Wieſe, vierzig Scheffel, im folgenden Jahre giebt es etwan Zweydrittel des Erdbirnenertrags vom vorigen Jahre. Die Nähe des Waldes und der wilden Schweine, vor welchen ich durch einen eigenen Hüter das Stück allzutheuer hätte bewahren müſſen, geſtattet mir das nicht. Ich ließ dahero den Platz mit Sommerdinkel und etwas mit Hanf und Flachs beſäen, und ſogleich unter den Sommerdinkel Kleeſaamen ſäen, der nach der Erndte ſich gut zeigte. Im folgenden Frühlinge wollte ich auch noch das franzöſiſche Raygras ſäen; allein eine Reiſe zu einem kranken Freund, von dem ich erſt in der Mitte des Mays zurückkam, verhinderte mich. Denn nach meiner Zurückkunſt ſahe ich den ganzen Platz, der mitten unter andern Wieſen liegt, mit dem ſchönſten Wieſengraſe, das

ſchon faſt einen Schuh hoch war, bewachſen; Von der Zeit an habe ich eine Wieſe, welche, ungeachtet ich ſie indeſſen nie, als vorigen Winter gedüngt, auch nicht, wie andere, gewäſſert habe, mir noch ſo viel Futter als ſonſt gab, und die ergiebigſte im ganzen Thale iſt. Seitdem brechen andere in der Gegend ihre Wieſen, wenn ſie ſolche ein Jahr lang nicht ganz entbehren können, Stückweiſe um, pflanzen das erſte Jahr Erdbirnen, daß der Boden in den Bau kommt, und die Raſenſtücke zerrotten, und im zweyten Jahre beſäen ſie ſelbige mit Klee und Raygras. Ich halte dieſe Verbeſſerung für die gründlichſte. Ich habe im ökonomiſchen Calender im Jahr 1773 beſchrieben, wie Herr Bernhard aus Eckern durch Klee und Raygras ſich Wieſen gemacht, und ich habe dasjenige, was darinnen ſteht, ſelbſt in Augenſchein genommen. Eine zweyte, aber viel unvollkommenere Verbeſſerung wird es ſeyn, wenn man im Herbſte oder bald im Frühlinge mit einer eiſernen Ege die Erde öfnete, guten Grasſaamen ausſtreuete, und mit der mit Dornen umwundenen Ege, an welcher hinten noch ein Dornſtrauch angebunden iſt, den Saamen hinunter in die von der eiſern Ege gemachten Gräbgen brächte. Es iſt bewundernswerth, daß auf Wieſen, welche mit Gips beſtreuet werden, ſich eine Menge ſchöner Klee zeugt, ungeachtet man dort je keinen geſehen, noch dahin geſäet hat. In dieſem Betracht verdient der Gips wenigſtens ein- bis zweymal auf eine Wieſe geſtreuet zu werden.

2) In der bekannten Zürcher Abhandlung kommen meines Erachtens die bewährteſten Arten, den Dünger zu vermehren, vor. Unſere Landesleute ſind hierinnen ſehr nachläßig, in dem Canton Zürch hingegen iſt man von vielen Jahren her ſehr fleißig und erfahren. Was im ökonomiſchen Calender vom Jahr 1772. Seite 54 ſteht, hat einige Meilen von hier ein Beſitzer des Pulverdünger-

hofes ſchon ſeit vielen Jahren mit dem beſten Erfolg geübet. Man kann den Dünger, wodurch ich hier Miſt und andere gefaulte Dinge, als den beſten Dünger verſtehe, ſowol durch trockene als naſſe Wege vermehren. a) Die trockenen Dünger vermehret man, wenn man durch beygemiſchten Zuſatz des Harns und Koths der Thiere, Stroh, Laub, nicht zu Futter taugliche Gewächſe, Schilf, Rohr, Zweige der Nadelhölzer, und dergleichen, zur Fäulniß befördert, aber die Fäulniß nicht ſo weit gehen läßt, daß jene Dinge in Erde zerfallen. Im oben angeführten Orte, Seite 54. kommt etwas von dem hieher erforderlichen Verhalten, wie auch in den Zürcher Abhandlungen, und vorzüglich in Hirzels philoſophiſchen Bauer, der ein wahres Original iſt, vor. Einige bey uns haben hier citirte Arten ausgeübt, und ſonderlich auch zu Düngung der Weinberge, Gruben beym Weinberge angelegt, und dahin geführten Miſt Schichtweiſe mit Erde und Raſenſtücken bedeckt, und ſo alles zuſammen faulen laſſen, bis ſie nach dem Herbſte (denn Düngen im Frühlinge oder Sommer hat ihnen ſchon ſehr geſchadet) zwiſchen zwey Reihen Rebenſtöcke einen etwa einen Schuh tiefen Graben eröfnet, jenen Dünger hineingebracht, ſo den Regen und Schnee in gelinden Gegenden bis in dem December, überhaupt bis zu ſtarkem Froſt ausgeſetzt offen liegen laſſen, und ſodann erſt zugedeckt. Man verhütet aber ſorgfältig, daß ja der Miſt nirgends die im Boden ſteckende Theile des Weinſtocks unmittelbar berühre, welche mit Erde bedeckt bleiben müſſen. Wer keinen Dünger hat, macht doch ſolche Gräben, und fängt darinn die Kraft der Luft und des Regens auf. Die Wirkung auf die Weinſtöcke iſt ſehr vortheilhaft, und beſonders werden alte und ſchwache Stöcke ſehr hierdurch geſtärket. b) Durch naſſe Wege habe ich den Dünger in etlichen Jahren ſehr gut vermehrt, nachdem ich dieſe Weiſe von einem gebohrnen Zürcher P . . . W . . . zu Pinache erlernet, und durch die Zürcher Abhandlungen noch weiter unterrichtet wurde. In dem ökonomiſchen Calender 1772. Seite 51. ſtehet die Beſchreibung. Ich laſſe ein Faß, oder anderes hölzernes Gefäß dort, wo ich düngen will, in den Boden eingraben. Man trägt um des üblen Geruchs willen in einer Butte, die mit einem Deckel verſchloſſen wird, Menſchenkoth hinein.

Zu einem Kübel Menſchenkoth wird auf dem Felde ein Kübel ſiedend Waſſer gemacht, und zugegoſſen, man rührt alles um, ſchüttet noch vier bis fünf Kübel voll ander Waſſer dazu, deckt es zu, rührt es alle Tage einmal, und brauchet es nach vierzehn Tagen. Ich vermehre alſo einen Kübel auf acht Kübel. Menſchenkoth iſt freylich das beſte, dahero ich dem Cloack einen Trog unterſtelle, der alles wohl auffaßt, doch läßt ſich eben ſo der aus den Ställen kommende Viehurin und Koth gebrauchen. Ich dünge meine Küchengarten nicht anders, als daß ich die in die Länder geſetzte Pflanzen damit begießen laſſe, und erhalte auf dieſe Art vorzüglich gutes Wachsthum derſelben. Obiger Herr P . . . W . . . verbeſſerte das Erdreich ſeines Küchengartens, welcher gelber Letten (Thon) war, als er im Frühling beym Umſchoren (Umgraben) jenes Düngwaſſer in die Gräben, die man mit der Schore (Spate) machte, gießen ließ. Es wurde ein guter milder ſchwarzer Boden. Er hatte am Hauſe einen Grasegarten, den er zur grünen Stallfütterung abgraſt. Sobald ein Plätzgen abgemähet worden, wird es ſogleich mit dieſem Waſſer beſchüttet, und trägt ſodann bald wieder halb Mann hohes Gras. Statt des Düngens mit Miſt ließe ich heuer eine Wieſe im Frühling mit ſolchem Waſſer begießen, und gab einem Mann zwanzig Kreuzer vor den Eymer des Waſſers.

(Er mußte den Koth abholen, das Waſſer bereiten und herumſchütteln.) Die Wieſe trieb viel gutes Gras, und hatte einen Vorzug vor allen mit Miſt gedüngten. Ich ließ heuer Hanf auf ein Land ſäen, welches nach dem Umbrechen des Klees ſchon zwey Jahr hintereinander Erdbirnen getragen, ohne bisher gedüngt zu werden. Ich ließ, als der Hanf aufgegangen war, den Platz mit dieſem Waſſer beſchütten, ſo weit ich mit dem Waſſer reichte, wo das Waſſer hinkam, iſt der Hanf ſchön und ſechs Schuh hoch, am andern Theil aber dieſes Platzes kaum eine Elle hoch. Ich würde die Würkung noch vermehret haben, wenn ich nicht durch Mangel des Menſchenkothes wäre gehindert worden, dieſen Platz nach dem Beſäen zu begießen. Um Zürch herum ſind Aecker, welche alle Jahre tragen, und mit nichts als dieſem Düngwaſſer, zur Zeit, wenn der erſte Schnee fällt, auf die jungen Saaten beſchüttet werden. Das geſchiehet von vielen Jahren her, und erhält die Aecker in ſo gutem Stande, daß ein Morgen 1200 Floren gilt. Außer mir haben auf mein Anrathen mehrere Landesleute dieſen Dünger mit dem beſten Erfolge auf Krautäckern, Wieſen u. ſ. w. gebraucht. Im künftigen Jahre, ſo ich lebe, will ich ihnen auch in den Weinbergen verſuchen. In jene Gräben, wovon ich oben rede, taucht er gewiß, im Frühling aber ließ ich oben am Kopfe eine kleine Grube machen, und eins bis zwey Maas zu jedem Stocke einſchütten, und ſogleich die Grube zudecken, um die Wurzel zu ſtärkern Trieb zu bringen. Ich würde es aber erſt nach Anfang des Maymonaths thun, um nicht durch Beſchleunigung des Wachsthums den Stock den Frühlingsfröſten bloß zu ſtellen.

Im ökonomiſchen Calender 1774 lege ich eine Aufgabe vor, deren Auflöſung ich mir folgendergeſtalt zu geben getraue. In der hieſigen Gegend dauern in den meiſten

Jahrgängen die guten Tage bis Johannis, da Regen eintreten und anhalten, die gerade dahin fallende Traubenblüte verderben, und verurſachen, daß oft kaum Eindrittel der Trauben am Stocke bleibt. Heuer hatten wir vor der Blüte eine Menge Trauben, dergleichen wir in dieſem Jahrhundert nie hatten. Viele Trauben waren vor der Blüte einen Schuh lang. Die Blüte fiel aber, wie die Heuerndte, in anhaltendes kühles Regenwetter, und kaum würde die Hälfte der Trauben bleiben, welche aber doch noch eine ziemlich reichliche Weinerndte verſpricht. Die Erfahrung giebt deutlich, daß die Weinſtöcke, welche einen guten Trieb haben, vor andern blühen, und daher vornemlich junge Weinberge, fett gehaltene, und ſolche, deren Stäbe nicht zu viel Holz haben.

Ich glaube dahero nicht zu fehlen, wenn ich ſie, wie oben geſagt, dünge, beym Beſchneiden nicht viel Tragholz laſſe, z. E. ſtatt der Bägen nur Zapfen ſchneide u. ſ. w. und die Mittel brauche, den Stock geſund zu erhalten, und alte Stöcke durch Einlegung der Ruthe zu verjüngen. Mich dünkt, ſo ſollte der Weinſtock acht bis vierzehn Tage eher zur Blüte zu bringen ſeyn, welches auch in kältern Gegenden in Abſicht auf die Zeitigung der Trauben wichtiger wäre. Noch muß ich hinzufügen, daß 1) mein Freund, der in Pinache, ſich der Lage ſeines Hauſes ſo bedient, daß Viehurin, und was im Kloack von Menſchen abgeht, in einem gemeinſchaftlichen Kaſten zuſammenkommt, und beydes ſich miteinander vermiſcht, ſich verbeſſert. Von dort aus ſchöpft man einen Kübel voll zu ſechs bis ſieben Kübel voll gemein Waſſer, und läßt es, wie oben gemeldet, in einem andern Gefäße vergähren. 2) Wo man wäſſern kann, läßt man das Düngwaſſer in den Wäſſerungsgräben u. ſ. w. über den Platz laufen und ſich ausbreiten, vermeidet alſo das mühſame Beſchütten. 3) Das Beſchütten ganzer Plätze geſchiehet mit einem kleinem a) Schöpfkübel insgemein, b) oder auch durch ein auf einem Karn liegendes Faß, das einen Zapfen hat, welchen man öfnet, und das Waſſer in einem dort angemachten Korb laufen läßt, durch den es ſich vertheilt, c) oder man hat dort einen Schlauch, den jemand während dem Ausfließen des Waſſers regieret.

III) Die Beantwortung der übrigen vier mir vorgelegten Fragen gebe ich nach meiner geringen Einſicht folgendermaßen:

Ad 1) Der Weitzen, oder bey uns, wo faſt nur Dinkel allein gebauet wird, die Winterfrucht, als Rockendinkel, und an einigen Orten Wintergerſtenfelder, werden in der Braache, des Sommers gedünget, nachdem ſie zweymal gepflüget worden, und nun bis zur wirklichen Saat meiſtens nur noch einmal geackert werden. Die Art zu düngen iſt bey unſern Leuten meiſtens ſo nachläßig, als ſie insgemein auch bey der Zubereitung des Düngers ſind. Sie führen, wenn ſie nach dem Braachen und Rauhfelchen gute Muſe haben, den Miſt auf das Feld, und laſſen ihn in mäßigen Haufen liegen, bis ſie gute Zeit vor dem dritten Pflügen ihn über die Fläche des Ackers zu breiten bekommen, da ſie ihn ſodann unterpflügen. Der Fehler iſt gedoppelt. Um dieſe Zeit können ſie keinen andern als friſchen, noch nicht gefaulten Miſt ausführen, indem mit Anfang des Frühlings die Miſtſtätte leer geworden, nachdem ſie den Winter über mit Miſt ihre Wieſen bis in den Frühling hin überführet, und ihre Küchengarten, und Hanfländer und Flachsäcker gedüngt haben. Hernach zieht Luft und Sonne u. ſ. w. die Kraft des Düngers auf den Haufen, und noch mehr bey dem gebreiteten aus, ſo daß der hernach untergepflügte wenig wirket. Der Augenſchein giebt es, wenn man im folgenden Sommer ein Feld, das Wintergetraide träget, überſiehet, und findet, daß an den Orten allein, wo die

Haufen lagen, die Frucht vorzüglich ſchöner, als dorten iſt, wohin nur der ausgebreitete Miſt kam. Die Vernünftigſten unſrer Leute düngen daher mit augenſcheinlich gutem Erfolge alſo: Sie bringen den älteſten, nemlich gehörig gefaulten Miſt, den ſie haben, im Herbſt ſpät auf die Aecker, beſonders die, ſo ſie recht gut zu Kraut und Hanf und frühern Flachs und Erdbirnen gebrauchen wollen, und zwar kurz vor dem Stürzen, breiten ihn aus, und pflügen ihn längſtens den darauf folgenden Tag beym Stürzen hinter dem Pflug in die Furchen, da ihn ſodann die folgende Furche mit Erde bedeckt. Den Winter über zerrottet und fault er, und zeigt im folgenden Frühling und Sommer ſeine Wirkung recht gut. Können ſie aus Mangel des Düngers, oder der Zeit u. ſ. w. beym Stürzen es nicht im Herbſte thun, ſo thun ſie das alles im Winter oder Frühling, ſobald ſie nur immer können. Aecker, welche den Sommer über leer gelaſſen und gebraacht werden, düngen gute Hauswirthe auf eben die Art, wenn ſie Miſt genug zu der Zeit haben, welches aber ſelten ſich zuträgt. Müſſen ſie nur mit dem Sommermiſte düngen, ſo ſorgen ſie den Sommer über für die genugſame Fäulung deſſelben, führen ihn nach dem Raubfelchen (nach dem zweyten Pflügen) oder wenn ſie nur dreymal vor der Saat pflügen können, nach dem Braachen, auf das Feld, und pflügen ihn unverzüglich ein. Man hütet ſich, daß man im folgenden Pflügen ihn nicht heraus an die Oberfläche, wo er verdorrete, aber auch nicht zu tief hinabbringt, da er nicht bald genug faulte, und die Getraidewurzeln ihn nicht erreichten. Selten kann der um dieſe Zeit untergepflügte Miſt ſo weit noch vor Winter faulen, daß der keimende und aufgegangene Saamen vor Winters von ihm viele Kraft bekäme, ſondern er zerrottet erſt im folgenden Winter und Sommer, daher auch ſeine Wirkung noch den Sommerfrüchten im zweyten Jahre nach der Braache zu Theil wird. Unfehlbar hat auch das, daß bey einem ſolchen Düngen der Miſt im erſten Jahre erſt anfangen kann zu wirken, und im zweyten erſt ſeine Wirkung vollenden kann, dieſe Düngungsart der Braachfelder eingeführt. Man hatte erſt wieder um Johannis Miſt im Hofe, man hatte nie ſo viel, daß man Winter- und Sommerfeld, nebſt Wieſen u. ſ. w. hätte düngen, man beſorgt alſo zuförderſt die Wieſen, die zur Nahrung und Kleidung ſo unentbehrlicher Küchengärten, Kraut- und Hanfäcker, und wünſchte das Fruchtfeld nur alle drey Jahre düngen zu dürfen. Dazu iſt keine Düngungsart tauglicher, als jene im Sommer des Braachjahres. Darneben konnte man auch mit der Arbeit nicht fertig werden, mußte ſie alſo vertheilen, und auf das Braachfeld den Dünger zur Zeit zwiſchen zwey Arten des Pflügens führen, da man Muſe dazu hat. Mich dünkt alſo, daß das Herbſtdüngen für das künftige Winterfeld und eben ein ſolches Herbſtdüngen für das Sommerfeld das vorzüglichſte ſey, wenn es die vorgemeldeten Umſtände verſtatten, dabey werden Zweydrittel der Quantität, die im Braachjahre faſt ganz gegeben wird für das Winterfeld und Eindrittel für das Sommerfeld genug ſeyn, weil doch von jenen Zweydrittel noch Kraft in den Boden iſt. Ueberhaupt zeigt nunmehr die Erfahrung bey uns, daß die Braache nicht ſo nützlich und nöthig iſt, als man behauptet. Wir bauen in die Braache, die aber im Herbſte zuvor, oder bald im Frühling gedüngt wird, Erdbirnen, deren Bearbeitung den Acker rein und locker erhalten, düngen ihn wieder nach den Erdbirnen mit alten Miſt, und ſäen noch Winterfrucht hinein. Beſonders taugt auch der Rübſen hierzu, der mit jährlicher Düngung drey bis vier Jahr hintereinander, oder Winterfrucht geſäet wird, indem nach der Rübſenerndte der Acker ſogleich gedüngt und zur Winterfrucht noch gehörig bearbeitet wird. Wer im Herbſt den künftigen Braachacker düngt, ſorgt im Braachmonat deſtomehr dafür, daß das Unkraut nicht die Kraft des Düngers raube.

Ad 2) Führt man den Strohdünger im oder vor dem Winter in großen Haufen auf das Feld, ſo werden von Regen und Schnee dieſe ziemlich tief über die Oberfläche hinein ausgelaugt, ſie gefrieren öfters, thauen auf, und ſo dann die Ausdünſtung ſehr ſtark wird, gehen die wirkſamen flüchtigen Theile fort. Was ablauft, das geht, wenn der Boden noch gefroren iſt, hinweg, wo nur ein wenig abhängiges Feld iſt. Der Schaden iſt deſto weniger erheblich, je höher dieſe Haufen ſind, und alſo je kleiner ihre Oberfläche und je weniger tief hinein der Haufen gefrieret. Auf Feldern iſt das Unterpflügen das Mittel, dem allen auszuweichen. Wieſen düngt man am beſten bald im Herbſte, breitet den Dünger ſogleich aus, nachdem die eiſerne Ege oder Sechpflug vorher kleine Gräbgen geriſſen. Den ausgeſtreuten Miſt ſtreicht man ſogleich mit der Buſchege und Dornſtrauch in die Gräbgen hinein. Das läßt ſich auch früh im Frühling bey offenem Boden thun, nachdem der Miſt kurz zuvor bey gefrornen Boden dahin geführet worden.

Ad 3) Aus No. 1. iſt erſichtlich, daß aus mehreren von der Düngungsart herrührenden Urſachen auf etlichen gleich bedüngten Aeckern nicht gleich gut Getraide ſtehen könne, und daß das Verſenken beym Unterpflügen nicht die einige Urſache ſey, wie es auch bey uns die Landwirthe angeben.

Ich ſetze voraus, daß in der Bearbeitung des Feldes, in den Säen, in einem Fehler des Bodens, die Urſache nicht liege, ſondern nur im Düngen, und daß man auch die Art des Miſtes, z. E. für einen hitzigen

Boden, Pferdemiſt nicht unrecht gewählet habe. Das vorausgeſetzt, kann der Mangel der gehörigen Wirkung des Miſts von folgenden Urſachen kommen: Man kann einen Miſt haben, der faſt lauter Stroh und ſehr unkräftig iſt, oder noch friſch iſt, und mit ſeiner Schärfe, wenn er kurz vor dem Säen unterpflügt wird, die Keimen und Wurzeln beſchädiget, daß das Getraide davon kränkelt, oder der Miſt kann durch langes Liegen auf dem Felde vor dem Unterpflügen, oder durch ſchlechte Behandlung im Hofe, Saſt und Kraft verloren haben, oder, er kann nach dem Unterpflügen zur Zeit der trocknen Witterung, in einem heißen oder leichten Boden, der die zum Faulen nöthige Feuchtigkeit nicht hat, oder nicht behält, beſonders bey einer nachfolgenden anhaltenden Dürre nicht faulen, bis zur Saat u. ſ. w. welches auch geſchiehet, wenn er nicht vor dem Einpflügen den rechten Grad der angefangenen Fäulniß erhalten, und dieſer ihm beybehalten worden iſt, bis zum Unterpflügen, und noch dazu ſehr ſtrohig iſt, oder ein zur Fäulniß weniger als andere Stroharten geneigtes Stroh hat, desgleichen, wenn er zum Exempel bey dem Rauhfelgen untergepflügt wird, trocken Wetter folgt, und man beym Glattfelgen ihn wenigſtens größtentheils ſo unvorſichtig an die Oberfläche herauf bringt, daß er nicht fault, und ſeine Kräfte durch Ausdünſtung in die Luft ſich verlieren.

Wenn nun einer einen oder mehrere dieſer Fehler begeht, ſeine Nachbarn aber vorſichtiger, wenigſtens glücklicher ſie vermieden haben, ſo wird ſein Getraide nicht ſo gut, als derſelben ihres ſtehen, ob ſie ſchon gleiche Lage und gleichen Miſt empfingen. Das Verſenken iſt aber doch eine wahre Urſach des mislungenen Düngens, indem die Erde, deren Theilgen der Miſt ſeine Kraft mitgetheilt hat, tiefer hinabgebracht wird, als daß ſie die Getraidewurzeln, die meiſtens nur zwey höchſtens drey Zoll tief hinab ſtehen, erreichen können. Es entſtehet, wenn man in den folgenden Pflügungen eher, als in den erſten ackert, und beym Pflügen zur Saat nicht den Miſt wieder an die Oberfläche nahe herauf bringt, daß der Saamen wenigſtens ſeine Wurzeln im gedüngten Boden finde, z. E. unſere vier Pflügungen des Braachackers ſind ein Braachen, zwey Rauh- drey Glattfelgen, vier zur Saatpflügen. Wer beym Rauhfelgen den Miſt unterpflügt, bringt ihn beym Glattfelgen wieder herauf, und beym Saatpflügen wieder hinab, verſenkt ihn alſo, wenn er tief, z. E. ſechs bis acht Zoll tief, zur Saat pflüget. Daher ackern unſere Leute nach dem Unterpflügen des Miſtes entweder noch ein oder dreymal, wenn ſie tief pflügen, um dem Verſenken auszuweichen. Wer aber nur zwey bis drey Zoll tief pflüget, hat nicht leicht Gefahr des Verſenkens. Das beobachtet man allemal, daß man in allen folgenden Bearbeitungen nie tiefer, als bey der erſten Bearbeitung gehet. Leidet es der untere Boden, und man will tiefer pflügen, ſo geſchiehet es beym Braachen, und die alsdann angenommene Tiefe bleibet unverändert, bis zur wirklichen Saat. Was Seite 24. der Zürcher Abhandlung von Zubereitung u. ſ. w. des Düngers ſteht, thun unſere Leute oft. Ihr Dünger iſt um Georgi alle, erſt zur Braache haben ſie wieder geſammlet, und düngen damit ein Stück, beym Rauhfelgen mit dem, was ſie indeſſen ſammeln, wieder etwas, und beym Glattfelgen wieder. Sie befinden ſich wohl dabey, wenn der letzte Dünger nicht zu viel Schärfe hat. Das hat man noch nie verſucht, einerley Stück ſo zu düngen, daß man von dem ganzen der Felde ſonſt gehörigen Quantität Eindrittel beym Braachen-, Eindrittel beym Rauh-, Eindrittel beym Glattfelgen unterpflügete. Ich vermuthe, es würde, wenn man Einviertel von dem Braachen, etwa beym Stürzen im Herbſte, Einviertel beym Bragchen, Einviertel beym Rauhfelgen u. ſ. w. einackerte, für die Winter- und Sommerfrüchte nicht unnützlich ſeyn. Es kann aber auch der Dünger ohne Schuld des Bauern verſinken, wenn der untere Boden, der unter der geackerten Erde liegt, nicht feſt bleibet. Aber auch in dieſem Falle kann er verſinken, wenn der obere Boden leicht iſt, viel Näſſe kommt, und dieſe Erde auslaugt, und in dem untern Boden ſich hineinziehet. Dieſem wußte ich nicht zu begegnen, außer etwa durch Düngen mit wohlgefaultem Miſte beym Pflügen zur Saat, da man, wo die Winterfrucht umgeackert wird, auf den ausgebreiteten Dünger den Saamen hinſtreute, oder durch den oben beſchriebenen naſſen Dünger, den man gleich nach dem Säen hinſchüttete.

Ad 4) Man verhütet bey uns, um eben der angezeigten Urſachen willen, auf alle nur mögliche Weiſe das Pflügen des Ackers in der Näſſe, ſo daß es nie als bey dem unerfahrenſten Landwirthe vorkommt. So ſehr fürchten unſere Landesleute dieſen Schaden, daß ſie in den letzten naſſen Jahren lieber einige Braachäcker, die ſie hätten in der Näſſe zur Saat pflügen müſſen, unbeſäet den Winter über ließen, und im folgenden Frühling Sommergetraide und Erdbirnen darein ſäeten, weil der Schaden im Boden ſich oft im folgenden Jahre noch äußert. Mir ſind ſonſt keine in der Erfahrung gegründete Regeln bekannt, als dieſe, daß man 1) in der Näſſe niemals pflüge, beſonders wenn Wind und Luft zugleich rauh ſind, oder Näſſe und Dürre, Kälte und große Hitze, zu der Zeit ſchnell miteinander abwechſeln, und daß man 2) wenn es geſchehen, und Schaden daraus entſtanden iſt, den Acker, wo man kann, durch öfteres zur rechten Zeit vorzunehmendes Pflügen, Egen, Zerſchlagen der Klöße mit der Haue, hernach mürbe mache, und Gewächſe, die man behackt, Erdbirnen und dergleichen darinne pflanze. 3) Das Unkraut tilget man durch den Anbau der jetztbemeldeten zu behackenden Früchte, und wenn man Getraide ſäet, durch das Egen mit der leichten Ege, wenn die Pflanzen etwa drey bis vier Zoll hoch ſind. Dieſes nennt man bey uns das Striefen der Früchte, welches unſere Leute, beſonders bey dem Sommergetraide, Hafer u. ſ. w. von langen Zeiten her, aber gegen Abend, vornehmen. Es iſt gerade das, was Herr Probſt Lüders in ſeiner vierten Ackerregel unter dem Namen Lüften des Bodens, ſo ſehr empfiehlt, und bey uns in unſrer Gegend eine alte, bewährt befundene, Gewohnheit iſt.

VII.

Anekdoten.

Folgende beyde Anekdoten ſind aus einem der älteren Theile des Büſchingiſchen Magazins.

Als der Herr Bertholdi zu Wien für Kurfürſt Friedrich III. zu Brandenburg um den Königstitel handelte, und die Sache ſehr hart hielt, wurde ihm in Ziffern geſchrieben, er ſollte den P. Wolf vornemlich evitiren: der Canzelliſt hatte es aber verſehen, und für die Ziffer, evitiren, eine andere geſetzt, welche employiren bedeutet. Er folgte dem Befehl, ob er ihn gleich etwas befremdete, und bat den P. Wolf nunmehr um ſeine Vermittlung. Dieſem kam es ebenfalls ſehr ſeltſam vor, nahm es aber wohl auf, und ſagte: »

„Ich bin der Sache allezeit zuwider geweſen, weil ich aber ſehe, daß der Kurfürſt das Vertrauen zu mir hat, ſo will ich ihm zeigen, daß er es nicht vergeblich gethan, hat.“ Von der Zeit an hat er die Sache ſo gefördert, daß man glaubt, ſie würde ohne ihn nicht geglückt ſeyn.

Als 1701. aus dem verbeſſerten Calender eilf Tage geworfen, und der Monat Februar um ſoviel gekürzet worden, ward dem König Friedrich I. von Preußen der Vorſchlag gethan, ob nicht ſolches bey den Beſoldungsauszahlungen nützlich zu beobachten, und an dem Quartal der neunte Theil zurückzubehalten wäre, die Kammer könne da ein anſehnliches gewinnen ꝛc. Der König, nachdem er ſich ein wenig beſonnen, ſagte: „Ich begehre nicht, daß mich meine Leute ſchikaniren, und ſo will ich es ihnen auch nicht thun.“

Nach der Schlacht von Azincourt verbot Heinrich V. König von England, allen ſeinen Unterthanen, Wein ohne Waſſer zu trinken. Man behauptet, daß Selbſtmord und Lebenseckel nicht ehe bey den Britten einriß, als bis die zu große Theurung des Weins ihnen ſeinen Gebrauch größtentheils unterſagte.

Bey einer öffentlichen Feyerlichkeit zu London beſtimmte ein Friedensrichter demjenigen einen goldenen Ring zur Belohnung, der die beſten Geſichter ſchneiden würde. Ein von der Sonne geſchwärzter Franzoſe, dem das Ohngefähr bey dem Orte des Wettſtreits vorbeyführte, war der erſte, der den Kampf antrat. Da ihn die Natur ſchon ſehr heßlich gemacht hatte, ſo glaubte er den Sieg mit leichter Mühe davon tragen zu können. Er wurde auf einen hohen Tiſch geſtellt, wo ihn jedermann ſehen konnte, und arbeitete mit ſeinen Muskeln ſo gut, daß die Londner ſchon zu fürchten anfingen, ein Ausländer möchte, o Schande! die Palme erhalten. Allein nach einer ſtrengen Unterſuchung fand man, daß er nur in der Buffa-Gattung vortreflich ſey. Der zweyte Kämpfer verſtand die Kunſt Geſichter zu ſchneiden aus dem Grunde, ſonderlich excellirte er in dem Traurigen und Ernſthaften. Er machte es auch ſo ſchön, daß ein halb Dutzend ſchwangere Weiber ſich, für Schrecken, eine unzeitige Niederkunft zuzogen. Zum Unglück entdeckte man, daß er ein Jakobit ſey, und ſo jagte man ihn vom Kampfplatz. Nach ihm trat ein Bauer auf, den Mutter Natur mit einem ſehr langen Kinne begabt hatte, und der ein ſo gräßliches Geſicht ſchnitt, daß jeder Zug eine andere Verzuckung ſchien. Man wollte ihm eben den Preiß zuerkennen, als ihm ſeine Gegner bewieſen, daß er ſich durch einen ſauern Holzapfel geholfen habe, den er noch bey ſich trug. Sogleich behandelten ihn die Zuſchauer als einen Betrüger. Nun war noch der vierte übrig, ein Schuhflicker, der ganz neue Geſichter, und mit ſo viel Genie zu ſchneiden wußte, daß die ganze Verſammlung ihn einmüthig für den Sieger ausſchrie. Noch mehr, eine junge Bäuerin, um deren Liebe er ſich nun ſchon fünf Jahre umſonſt bewarb, wurde von der Kraft und Schönheit ſeiner Grimaſſen ſo ſehr gerührt, daß ſie ihm die Woche darauf ihre Hand gab.

VIII.

Briefe.

1.

Schreiben Chriſtian Freyherrn von Wolf an Herrn von Haller.

[*) Aus den Brieſen deutſcher Gelehrten an H. v. H.]

Es hat mir ein Studioſus im Namen Euer Wohlgebohrnen eine deutſche Ueberſetzung von einer Widerlegung derjenigen, die an allen zweifeln, mit Dero Vorrede, überreicht. Ich habe dieſes als ein Zeichen Dero Gewogenheit mit beſondern Vergnügen angenommen, und da ich verſichert bin, daß man aus demjenigen, was aus Ihrer Feder fließet, jederzeit lernen kann; ſo habe auch mit der größten Begierde die Vorrede durchgeleſen. Sie iſt recht nach dem Zuſtande unſrer Zeiten eingerichtet, und dienet nicht allein zu Ueberzeugung der Zweifler, ſondern auch derer, welche mit der größten Verwegenheit die Gottloſigkeit und Untugenden lehren. Euer Wohlgebohrnen ſind dieſe Leute beſſer bekannt, als daß ich nöthig hätte, von ihren verkehrten und verderblichen Lehren etwas anzuführen. Es haben zwar nicht alle einerley Grad der Unverſchämtheit, allein ihre moraliſche Sätze von der Glückſeligkeit des Menſchen laufen doch

---

*) Wir werden aus dieſer Sammlung noch mehr einrücken. Gegenwärtigen Brief eines der größten deutſchen Weltweiſen ſchien uns durch ſeinen Innhalt zu merkwürdig, um nicht den Anfang zu machen.

d. H.

endlich auf eines hinaus, wie hoch ſie auch von Ueberſetzern geprieſen werden. Ich weiß auch nicht, ob ich dazu mit diejenigen rechnen ſoll, welche die vielen Gründe der Weltweisheit umſtoßen, und ſie aus einer Quelle herleiten wollen, darinnen ſie nicht zu ſuchen ſind. Wer hätte vor dieſem ſich wohl träumen laſſen, man müßte die erſten Begriffe unſrer Erkänntniß aus der Mechanik herleiten? Ich wollte vielmehr ſagen, man könne aus Betrachtungen ſeiner ſelbſt dieſelben herholen, und halte davor, es würde ſolches nicht ohne Nutzen geſchehen, weil ſie dadurch zu gemeineren Gebrauch könnten fortgepflanzet werden, da bekanntermaßen vielfältig in den Urtheilen der Menſchen wider dieſelbe gehandelt worden iſt. Ich habe niemalen Luſt zu Streitigkeiten gehabt, am allerwenigſten aber, wo ich einer Perſon ſo nahe treten ſollte. Die gegenwärtigen Zeiten aber würden mich auf dieſen Entſchluß bringen, wenn ich auch noch ſo große Luſt daran hätte. Verachtung kann ich leicht ertragen, und dieſes ungeachtet, das Gute auch an denen liebreich und gebührend loben, die auf meine Verkleinerung ſich befleißigen. Allein Euer Wohlgebohrnen erkennen zu Genüge, daß die Verachtung ſich unterweilen weiter erſtrecken kann, und beſondere Vorſichtigkeit erfordert. Man will nun die Sittenlehre vor keinen Theil der Weltweisheit mehr erkennen, und ich wollte wünſchen, daß die Gelehrten ſich mehr darauf legten, ſondern durch ihre Aufführung bey hohen Perſonen und bey Hofleuten in mehrere Achtung kommen, und die Gelehrten ſelbſt einander nicht ihre Glückſeligkeit ſtöhren, anders nicht zu gedenken, was auf Univerſitäten, welche der Tempel der Wiſſenſchaften, Gelehrſamkeit und Tugend ſeyn ſollen, daran es Euer Wohlgebohrnen an Erfahrung nicht fehlen wird. Mir iſt es ein groß Vergnügen, daß ich Gelegenheit bekommen, Euer Wohlgebohrnen meine Hochachtung, die ich jederzeit vor Dero wertheſte Perſon gehabt, in dieſen Zeilen zu bezeigen, der ich ohne die geringſte Veränderung derſelben Lebenslang verharren werde ꝛc.

Halle, den 24. October 1751.

2.

Schreiben Herrn Hofraths Käſtner an Herrn von Murr.

(Aus Murrs Journal.)

Mit der Beſchämung, die ein Gelehrter empfindet, der etwas hat beſſer wiſſen wollen, als ein Frauenzimmer, und es nicht beſſer gewußt hat — welche Beſchämung kann größer ſeyn! muß ich der witzigen Verfaſſerin der Raffeade meinen Tadel wegen der Mohren abbitten. Die Araber heißen Mohren in alten Büchern, in Ritterbüchern, und Reiſebeſchreibungen, wie ich nachdem erinnert worden, und ſolches leicht ſelbſt hätte wiſſen können. Wegen der Sylbe in Britannus will ich Ewr. — auch gern recht geben; obwohl noch zweifelhaft ſeyn könnte, ob ſich von Brito auf Britannus ſchließen läßt, von welchem letztern Sie mir keine Autorität überſchrieben haben. Wenn Ewr. — bedenken, wie wenig Zeit mir andere Arbeiten zu Recenſionen, die doch in Menge von mir gefordert werden, laſſen, ſo werden ſolche Uebereilungen leicht Vergebung erhalten. Ewr. — haben ſich des Mylius mehr angenommen, als ich ſelbſt gethan hätte. Die Nachrichten von ihm im Zufriedenen, Stück 43. werden nicht allen Leuten gefallen. Ohne

Zweifel iſt man mit ihm wegen Weigerung des Geldes zu ſtreng verfahren. Auf der andern Seite aber war er auch durch Eigenwillen und üble Wirthſchaft daran Schuld. Anſtatt von Berlin gleich nach Göttingen zu gehen, wo der Herr von Haller im Begriffe war abzureiſen, kam er nach Leipzig, und hielte ſich da wohl vier Wochen auf. Er bekam da eine Geſchwulſt im Backen, und heftige Zahnſchmerzen, womit ich ihn, als einen guten Anfang für einen, der nach Amerika reiſen will, ſehr aufzog. Er erklärte auch, daß er die Reiſe nach ſeinem Gutdenken einrichten würde, ohne ſich um des Herrn von Hallers Vorſchriften ſehr zu bekümmern. Dieſes war ſeinem Charakter gemäß. Denn als er noch in Leipzig ſtudirte, und ſehr arm war, gab ihm manchmal einer oder der andere aus Mitleiden die Stube frey. Alsdenn aber mußte er Herr auf der Stube ſeyn, und nicht der, der ſie ihm gab. Da er nun mehr Geld in die Hände bekam, als er je geſehen hatte, mochte er theils einige alte Schulden zu bezahlen haben, theils auch nicht überrechnen, wie weit das gehen könnte, und vielleicht ſich zu ſehr auf Verſprechungen, auf die man nie ſo ſehr bauen ſollte, verlaſſen. Ich habe von ſeinem Begleiter, Herrn Dick, ſeine Reiſebeſchreibung im Manuſcript erhalten, darinnen viel merkwürdige Nachrichten, auch manchmal ſehr freye Urtheile ſtehen; wie wir dann beſtändig einen Briefwechſel miteinander führten; der nicht für alle Leute zu ſehen taugte. Als er in Berlin war, bekam ich von ihm ordentlich die Chronique ſcandaleuſe der daſigen Gelehrten. Zu Greenwich hatte er einmal mit Bradley eine Sonnenfinſterniß obſerviren wollen, dabey ſich des Aſtronoms Tochter befunden; es war aber meiſtens trübe geweſen, worüber er ein Sinngedicht gemacht.

Beob-

Beobachtung der Sonnenfinſterniß den 26. Oct. 1753. zu Greenwich.

„Der Anfang — eins — drey — fünfthalb Zoll
„Geſehn, dictirt und aufgeſchrieben —
„Der Himmel wird von Wolken voll,
„Wo ſeyd ihr, Sonn und Mond! geblieben?
„Nichts mehr — — Ich laß es gern geſchehen:
„Mich ließen ohne Wolk und Neider
„Der ſchönen Bradley leichte Kleider
„Zwo angenehm're Sphären ſehn.“

Ich antwortete ihm aber darauf:

Doch kannſt du, Freund! uns von der Bradley Sphären
Mehr nicht, als Bradley ſelbſt von Sonn und Monde, lehren:
Dem Auge nur ſind ſie bekannt,
Und viel zu hoch für deine Hand.

Wir haben einen ſehr luſtigen Briefwechſel ſtets unterhalten, und ich habe meine Briefe an ihn wiederbekommen, welches mir lieb iſt, weil wir ziemlich frey ſchrieben. Einſt ſchrieb ich ihm:

Freund, da dich unſerm Blick des Beulters Höh entzog,
Geſchah's, daß man von dir, wie von dem Berge, log,
Man ließ ſogar mit dir den lichten Galgen prangen,
Doch was erſäufen ſoll, das wird wohl nicht gehangen.

Er antwortete:

„Man ſagte dir, daß man mich an dem Galgen wüßte,
„Doch, Freund, dein Troſt war der, daß ich erſaufen müßte.
„Wenn man dir einſt die Poſt von dieſem Tode bringt,
„So glaub es nicht, weil mich ein Ireſes verſchlingt.
„Und ſchreibt man dieß von mir, ſo ſtell auch dieß in Zweifel,
„Und tröſte dich, und ſprich: O nein! ihn holt der Teufel.“

Der Gedanke Ihrer Grabſchrift auf ihn, und ihr Ausdruck, ſind beyde ſehr edel. Wenn ſie aber wäre verfertiget worden, ſo hätte zur Ehre unſers Vaterlandes müſſen erwähnet werden, daß ein Deutſcher ſie einem Deutſchen ſetzen laſſen.

Für das Ueberſandte von Hanſchen ſtatte verbundenſt Dank ab. Die Arten und Regeln der Syllogiſmen laſſen ſich freylich auf verſchiedene Art aus den Combinationen herleiten; es iſt aber kaum zu rathen, daß jemand viel Zeit auf ſolche Unterſuchung wendet, da jetzt die Syllogiſmen in ſo wenigem Gebrauche ſind, ob es wohl allezeit angenehm iſt, die verſchiedenen Arten derſelben zu überzählen. Herr Lambert iſt ein Schweizer, unſer vormaliger gelehrter Mitbürger, zu reden mit den hieſigen gelehrten Anzeigen. Er hat vieles, beſonders Mathematiſches, geſchrieben. Sein neues Organon iſt nun in einem dicken Bande heraus, und ich glaube kaum, daß er Hanſchens Organon kennt, denn er ſchreibt mehr aus Speculation, als aus Beleſenheit. Hanſch hat ſehr tiefe Einſichten gehabt, und Ewr. — werden vermuthlich durch eine Ausgabe oder wenigſtens durch eine Anzeige ſeiner Handſchriften den Wiſſenſchaften einen beträchtlichen Dienſt erweiſen.

Wenn ich durch mein ſo langes Verzögern nicht völlig die Hoffnung zur Ehre des Briefwechſels mit Ewr. — verlohren habe, ſo werde ich mich künftig zu beſſern ſuchen. Ich verharre ꝛc.

Göttingen, den 3. May 1765.

IX.

Biographie.

Madam Geoffrin.

Wenn die Wirkſamkeit der Tugend im Mittelſtande den gewöhnlichen Kreis überſchritt; wenn ſie aus der Dunkelheit hervorging, und ſich eine Art von Reich erſchuf; wenn eine anſehnliche Geſellſchaft eine große Stadt, wenn Fremde ſelbſt, ihr den Tribut der Ehrfurcht und Achtung nicht verſagen konnten; ſo hat ſie ein Recht auf öffentliche Lobſprüche, und man freut ſich, die Freundſchaft an ihren Grabſtein eine beſcheidene Inſchrift ſetzen, und ſie bemüht zu ſehn, ein Andenken und Muſter zu verewigen, die ſo theuer und der Nachahmung ſo würdig waren. Dies iſt der Fall, bey Madam Geoffrin, deren Biographie ich hier nach den Zügen ſchildern will, welche die H. H. d'Alembert und Merellet in ihren Denkſchriften, voll warmen Gefühls, und unter dem Stempel der Wahrheit entwarfen.

Wenn es wahr iſt, daß die Erziehung einen Einfluß auf unſern Verſtand und unſern Karakter hat, ſo kann man das Bild der Madam Geoffrin ſchon in der Beſchreibung erkennen, die ſie einigen ihrer Freunde von der Weiſe machte, wie ſie erzogen worden war. Hier iſt das Fragment eines ihrer Briefe an die jetzige Kayſerin von Rußland, über dieſen Gegenſtand. „Ich verlor, ſchreibt ſie, meinen Vater und meine Mutter in der Wiege. Ich wurde von einer alten Grosmutter erzogen, die vielen Verſtand und einen aufgereimten Kopf beſaß. Sie hatte ſehr wenig Unterweiſung empfangen, aber ihr Geiſt war ſo aufgeklärt, gewandt und thätig, daß er ſie niemals verließ, und ihr immer die Stelle der Gelehrſamkeit erſetzen half. Sie wußte ſo angenehm von Dingen zu ſchwatzen, die ſie nicht verſtand, daß niemand wünſchte, daß ſie ſie beſſer verſtehn möchte, und war ihre Unwiſſenheit gar zu ſichtbar, ſo zog ſie ſich auf eine ſcherzende Art heraus, die den Pedanten verwirrte, der ſie hatte beſchämen wollen. Sie war mit ihrem Loos ſo zufrieden, daß ſie Gelehrſamkeit für eine Sache anſahe, der ein Frauenzimmer ſehr gut entbehren könnte. Ich habe ihrer, ſagte ſie, ſo gut entbehret, daß ich niemals ihre Nothwendigkeit geſpürt habe. Iſt meine Enkelin dumm, ſo wird ſie Gelehrſamkeit nur zuverſichtlich und unerträglich machen; hat ſie aber Verſtand und Empfindung, ſo wird ſie mir nachahmen, und durch Geſchicklichkeit und Gefühl erſetzen, was ſie nicht weiß, oder das lernen, wozu ſie das meiſte Geſchick fühlt, und es alsdenn recht geſchwind lernen. Dieſen Grundſätzen zu Folge mußte ich in meiner Kindheit weiter nichts als leſen lernen, aber ich mußte recht viel leſen. Sie lehrte mich denken, indem ſie mich über alles urtheilen ließ; ſie lehrte mich die Menſchen kennen, indem ich ihr ſagen mußte, was ich von ihnen dachte, indem ſie mir ihr eigenes Urtheil hinzuſetzte. Sie foderte Rechenſchaft von allen meinen Handlungen, allen meinen Empfindungen, und ſie beſſerte ſie auf eine ſo gute Art, und mit ſo viel Sanftmuth, daß ich ihr niemals das geringſte ſelbſt von meinen Gedanken verhehlt habe. Mein Inneres lag ſo offen vor ihr da, als mein Aeußerliches. Meine Erziehung war ununterbrochen. Ich kam niemals von der Seite meiner Grosmutter, und alles, was ich ſah, war für mich ein Unterricht. Sie ſagte, Lehrmeiſter würden mich nur um meine Zeit bringen, und ſie hielt mir keinen einzigen. Sie haßte den gekünſtelten Anſtand der Tanzmeiſter, und begnügte ſich an dem, den uns die Natur giebt, wenn ſie uns gut gebaut hat. Sie liebte die Inſtrumentalmuſik nicht, weil ſie fand, daß viele Inſtrumente zuſammen ein zu großes Getöſe machen, und daß ein einziges nicht viel bedeuten will; aber ſie war eine Freundin von ſingen, doch allein und ohne Begleitung, und ſie würde mich haben ſingen lehren laſſen, wenn ich Stimme gehabt hätte. Sie behauptete, daß unter allen natürlichen Talenten dieſes das einzige wäre, welches einer Anleitung bedürfte; da ſie aber an mir keine andere Eigenſchaften zu bearbeiten fand, als denken und empfinden, ſo begnügte ſie ſich, auch nur meine Gedanken und Empfindungen zu leiten, und ich bin, wie meine Grosmutter, ſehr zufrieden mit meinem Looſe.“ In der That hat wohl keine Erziehung einen ausgezeichneteren Erfolg gehabt, als dieſe. Man fand in Madam Geoffrin die nach dieſen Grundſätzen, dieſen Beyſpielen, gebildete Schülerin. Grosmutter und Enkelin ſchienen einerley Wendung, einerley Karakter des Geiſtes zu haben, und ſonderlich dieſe Worte: „Sie hatte ſehr wenig Unterweiſung empfangen, aber ihr Geiſt war ſo aufgeklärt, gewandt und thätig, daß er ſie niemals verließ, und ihr immer die Stelle der Gelehrſamkeit erſetzen half:“ ſind das treue Gemälde von Madam Geoffrin. Die herrſchenden Eigenſchaften ihres Geiſtes waren, das Natürliche, die Richtigkeit, die Feinheit, und manchmal die Grazie. Dieſe Richtigkeit ihres Geiſtes verrieth ſich auch in ihren Urtheilen, und in der Zurückhaltung, mit der ſie ſie fällte; denn niemals ſprach ſie von etwas, das ſie nicht verſtand. Sie zeigte ſich ferner in der Ordnung, die in ihrem Hausweſen, in ihren Angelegenheiten, und in dem ganzen Syſtem ihres Lebens ſich blicken ließ. Man fühlte, wenn man ſie ſah, daß alles in und um ihr in ſeiner Stelle und in Ruhe war. Sie beſaß Einſicht, aber blos die Einſicht des erſten Augenblicks; denn ihr Karakter, und das Ungewohnte der Application erlaubte ihr keine ſtarke und anhaltende Aufmerkſamkeit. Auch verbarg ſie ſich dieſe Art von Faulheit des Geiſtes nicht. „Mit meinem Geiſt, pflegte ſie zu ſagen, iſts wie mit meinen Beinen; ich gehe gerne auf ebener Erde ſpatzieren, aber ich klettere nie auf Berge, um das Vergnügen zu haben, wenn ich oben bin, ſagen zu können, ich habe den und den Berg beſtiegen.“ Sie konnte auch die Kinder nicht leiden, die vor den Jahren klug werden, und aus denen man Wunder macht, die aber oft, wenn ſie erwachſen ſind, ſehr mittelmäßige Leute abgeben. Sie empfand, ſagte ſie, eine ſehr unangenehme Empfindung, wenn ſie ſich vorſtellte, wie viel Mühe es dem armen Kinde gekoſtet haben müſſe, um ſich über den natürlichen Flug ſeines Alters hinauszuſchwingen. Da ſie ſich ſelbſt ſo genau zu beurtheilen wußte, ſo gerieth ſie niemals auf den Einfall, Schriftſtellerin zu werden. Als einige ihrer Freunde eines Tages ſehr in ſie drangen, daß ſie eine Nachricht von ihrem Leben aufſetzen möchte, ſo verſprach ſie es endlich, und beſchied ſie einige Tage darauf zu ſich, um ihnen den Anfang vorzuleſen. Hier iſt er.

Memoires der Madam Geoffrin in ſechs Duodezbänden.

Vorrede.

„Der Wahrheit meines Karakters, dem Natürlichen „meines Geiſtes, der Einfachheit und Verſchiedenheit „meines Geſchmacks, verdanke ich das Glück, das mich „in allen Vorfällen meines Lebens begleitet hat. Wie „ſüß iſts für mich, in ſeine Auftritte mich zurückzuſetzen, „und wie reitzend, zu denken, daß ich mich mir ſelber „enthüllen werde.“

„Für mich wird dieſes Werck das ſeyn, was gewöhnlich für uns Frauenzimmer große Entwürfe von Nähtereyen oder Stückereyen ſind: die Wahl des Deſſeins „vergnügt uns, die Ausführung beſchäftigt uns einige „Zeit, wir arbeiten wenig daran, wir krigen's ſatt, und „laſſen's liegen.“ Und das war das ganze Werk.

Die Grazie und Anmuth ihres Geiſtes breitete ſich beſonders über ihre Briefe und Geſpräche aus: die erſten waren mehr ſimpel als leicht, die Schreibart gedrungen und deutlich, die Gedanken richtig, und ihre Wendung original; ſie brauchte aber Zeit, um ſie zu ſchreiben.

Ihre Unterhaltung beym Tete-a-Tete war ſanft und munter. Sie beſaß im vorzüglichen Grade jene Kunſt, jene ſo einnehmende Gefälligkeit, die Leute mit denen ſie ſprach, auf Gegenſtände zu bringen, die ſie intereßiren konnten, und ſie dann ununterbrochen fortſchwatzen zu laſſen. So ging es einmal dem Abt Soudet-Priere. Dieſer Biedermann war zuweilen ziemlich langweilig. An einem Winterabend als er Madam Geoffrin bey guter Zeit beſuchte, und ſie vorausſah, daß ſie ſeiner ſobald nicht los werden würde, brachte ſie ihn auf Materien, wovon er ſehr gut zu ſprechen wußte. Beym Weggehen ſagte Madam Geoffrin zu ihm: „Herr Abt, Sie haben mich heute fürtreflich unterhalten.“ — „Ich war nur das Inſtrument, auf welchem Sie gut ſpielten,“ erwiederte dieſer.

In zahlreicherer Geſellſchaft ſprach ſie wenig, und begnügte ſich, mit Antheil zu zuhören. Selten redete ſie viel hintereinander weg, ausgenommen wenn ſie erzehlte, oder wenn ſie eine lebhafte Empfindung entwickeln wollte, welche die Converſation in ihr erweckt hatte. Ihre Erzehlungen waren gemeiniglich fürtrefliche Schilderungen der Karakter ſolcher Perſonen, die ſie kannte. Es herrſchte darinn ein lebhafter und origineller Ton, der ſchwer zu kopiren war. Sie ſagte von den Schwätzern: „Ich komme ſo ziemlich mit ihnen zu recht, wenn es welche von den Schwätzern ſchlechtweg ſind, die nichts thun als plaudern, und die nicht verlangen, daß man ihnen antworte. Mein Freund Fontenelle, der ihnen, wie ich, verzeiht, ſagt, daß ſie ſeine Bruſt ausruhen laſſen, aber mir thun ſie noch ein ander Gutes: ihr unbedeutendes Geſchwirre iſt für mich, was das Läuten der Glocken iſt, das nicht am Denken hindert, und oft dazu einladet.“ Nur Schwätzer von Prätenſion, die glauben, daß ſie in der Welt blos da ſind, damit man ihnen

ihnen zuhörte, und bey denen die Nothdurft des Plauderns ein Bedürfniß der Eitelkeit geworden iſt, waren ihr unausſtehlich: und doch nahm ſie ſich in Acht, daß ſie es nicht inne wurden. „Ich wollte, ſagte ſie von einen unter ihnen, daß Gott die Barmherzigkeit für mich hätte, und mich, ohne daß er wüßte, taub machte, wenn er mit mir ſpräche. Er würde ſchwatzen und ſchwatzen, und glauben, daß ich ihm zuhörte, und wir würden alle beyde zufrieden ſeyn.“ Nie war ſie pikanter und hitziger, als wenn ſie mit ihren Freunden kiff, ihre Bewegungen und Ausdrücke waren alsdenn ſo original, und mahlten mit ſo vieler Wahrheit, daß man unmöglich böſe werden konnte, und der ausgeſchmälte Freund der erſte war, der darüber lachte, und ſie nur noch mehr lieb gewann.

Ich habe geſagt, daß ſie wenig Unterricht empfangen hatte; alle ihre Kenntniſſe beſtanden in denen, die ſich ein guter Kopf in Geſellſchaft durch Aufmerkſamkeit und Beobachtung ſammeln kann. Künſtler und Gelehrte waren ihr willkommen, und ſie liebte ſie. Die Unwiſſenheit der Madam Geoffrin war alſo eine liebenswürdige Unwiſſenheit, ohne Halsſtarrigkeit, die ſich gern unterrichten läßt, und die man nicht mit der erlangten Unwiſſenheit verwechſeln muß, der einzigen, die unſre Verachtung verdient. Sie gefiel ſich, und gefiel ſelbſt im Umgang mit gelehrten Perſonen, man verließ ſie nie, ohne nicht von der Feinheit und Leichtigkeit ihres Geiſtes bezaubert zu ſeyn.

Waren die ſpekulativiſchen Erkenntniſſe der Madam Geoffrin unbekannt, ſo beſaß ſie dagegen in einem ſehr hohen Grade die wichtigſte unter allen, weil ſie die üblichſte iſt, die Kenntniß der Menſchen. Sie war ſtolz darauf, ſie rühmte ſich ihrer öffentlich, und man verzieh es ihr, weil ſie ſich blos Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Sie ſchrieb von Warſchau an Herrn Marmontel:

„Nachbar, ich bin entzückt über Ihren guten Erfolg: ich wollte herzlich gern den meinigen dafür vertauſchen, aber für nichts in der Welt gäbe ich die tiefe Kenntniß hin, die ich von den Menſchen beſitze. Was Sie mir von ° * ° melden, verſichert mich, daß meine Wiſſenſchaft darinn vollkommen iſt.“ Um eben die Zeit ſchrieb ſie auch an Herrn d'Alembert: „Ich fühle, daß ich genug Menſchen und Dinge geſehen haben werde. Ich habe einen guten Vorrath von Vergleichungen und Ueberlegungen auf meine übrige Lebenszeit geſammelt.“ Vielleicht kannte ſie das Menſchengeſchlecht, überhaupt genommen, weniger, als nach ſeinen einzelnen Theilen, aber ſie hatte aus ihren Bemerkungen eine gewiſſe Anzahl von Facit's gezogen, und dieſe in Maximen gebracht, die ſie ihren Freunden oft wiederhohlte. Hier ſind einige davon.

„Haushälteriſch ſeyn iſt die Quelle der Unabhängig„keit und Freygebigkeit.“

„Man muß kein Gras auf dem Wege der Freund„ſchaft wachſen laſſen.“

Dieſe beyde Maximen ſtanden auf ihren Jetton's gegraben.

„Drey Dinge ſchmeißen die Pariſerin zum Fenſter „hinaus, ihre Zeit, ihre Geſundheit und ihr Geld.“

„Das beſte Mittel, bey andern keine Langeweile zu „haben, iſt, wenn man mit ihnen von ihnen ſelbſt „ſpricht; man hat zugleich den Vortheil, daß ihnen „alsdann auch die Zeit bey uns nicht lang wird.“

„Man muß niemals Perſonen von Anſehen um etwas „bitten, als bis man gewiß iſt, es zu erhalten.“

„Unter allen Arten, ſich Unglückliche verbindlich zu „machen, iſt die bequemſte die, ihnen ſelbſt das Gute „zu thun, das wir für ſie von andern zu erlangen ſuchen „ſollten.“

„Man muß niemals Leuten rathen, die des Raths bedürfen, nie denen Vorwürfe machen, die Vorwürfe verdienen, nie die aufzuheitern ſuchen, die ſich ennuyren.“

„Man muß niemals ſeine angegriffene Freunde von der Seite vertheidigen, von der man ſie anklagt, ſondern von der guten Seite, die ihnen nicht ſtreitig gemacht wird.“

„Man muß Leute, die man liebt und ſchätzt, nur überhaupt und nicht detailweiſe loben.“

Manchem werden vielleicht dieſe Sätze paradox vorkommen, aber wer Madam Geoffrin ſie erklären hörte, wird ſie gewiß voll Geiſt und Wahrheit finden.

Die Kenntniß der Menſchen, die ſo oft zur Menſchenfeindſchaft führt, und uns abhält, uns thätig mit dem Glück unſrer Mitbürger zu beſchäftigen, hatte nie dieſe Wirkung auf das Herz der Madam Geffrin hervorgebracht. Sie beſaß jene Nachſicht, die uns, wo nicht mit dem Laſter, doch mit der menſchlichen Schwäche ausſöhnt, und die zum Denkſpruch ſich jenen ſo ſimpeln und wahren Vers des Hierophanten in der Olympia wählt.

Helas! tous les humains ont beſoin de clémence!

Wohlthun war die ſtete Beſchäftigung ihres Lebens. Sie ausüben war für ſie zur täglichen Nothwendigkeit geworden. Ihre Bedienten bemerkten, daß ſie allezeit früher als gewöhnlich aufſtand, wenn ſie ein Geſchenk zu geben, oder jemanden zu helfen hatte.

Titus comptoit les jours vous comptez les momens,

ſagte ein Dichter von ihr, und er hatte Recht. Ohngeachtet ſie manchmal mit ihrer gewöhnlichen Naivetät von ihrer Wohlthätigkeit überhaupt ſprach, ſo verbarg ſie doch ſorgfältig das Weſentliche ihrer guten Handlungen, und ließ im eigentlichen Verſtande „der linken Hand nicht wiſſen, was die rechte gab.“ Sie führte hierüber oft einen morgenländiſchen Spruch an, den ſie ſogar hatte abſchreiben, und in Rahmen aufhängen laſſen. „Wenn du Gutes thuſt, ſo wirf's ins Meer, und wenn's die Fiſche verſchlingen, ſo wird ſich Gott ſeiner erinnern.“ Sonderlich bey ihren Freunden, und bey den Gelehrten, die ihre Geſellſchaft ausmachten, befriedigte ſie dasjenige, was ſie ihre gebende Laune nannte. Sie beſuchte ſie oft blos in der Abſicht. Sie gab auf die Meublirung ihrer Zimmer Acht, unterſuchte, ob dieſen oder jenen was fehlte, eine Wanduhr, ein Schreibtiſch u. ſ. w., oder ob da oder dort noch eine nützlich Meuble anzubringen ſey, und hatte ſie ſo was entdeckt, ſo ruhte ſie nicht eher, als bis ſie ihre Geſchenke gegeben hatte, und es wurde für ſie eine eben ſo drückende Laſt, als einem andern eine drückende Schuldforderung ſeyn würde. Dabey gab ſie allezeit mit der größten Uneigennützigkeit. Sie erzürnte ſich im Ernſt, wenn man Geſchenke durch Geſchenke erwiedern wollte, und ſagte, man ſuche ihr nur ihr Vergnügen zu verderben. Als ſie Warſchau verließ, gab ihr der König von Polen ſein Bildniß, das mit Diamanten von ſehr hohen Werth beſetzt war. Sie ſchlug die Diamanten hartnäckig aus, und empfing es nur mit einer ſimpeln Einfaſſung. Sie war gezwungen geweſen, ein Porcellanſervice von der Kayſerin-Königin, und ſehr ſchönes Pelzwerk von der Kayſerin von Rußland anzunehmen. „Es ſind recht ſchöne Geſchenke, ſagte ſie, und ſolcher Kayſerinnen würdig, aber mir ſind ſie völlig überflüßig, denn ich trage kein Pelzwerk, und ich werde mich dieſes Porcellans in meinem Leben nicht bedienen. Ich bin wie der Hahn im **la Fontaine**, der eine Perle findet; das kleinſte Gerſtenkorn wäre mir lieber.“ Ein großer Theil ihrer weſentlichſten und beträchtlichſten Wohlthaten ſind unbekannt geblieben, und werden es vielleicht beſtändig bleiben; andere ſind durch ein Ohngefehr errathen worden, und wieder andere konnten nicht verheimlicht werden, weil ſie unter den Augen des Publikums vorgingen. Vorzüglich war ſie eine Wohlthäterin der Gelehrten. Sie ſetzte im Jahr 1760. dem Herrn d'Alembert, deſſen Glücksumſtände damals unter dem Mittelmäßigen und ein Vorwurf für ſein Vaterland waren, ein Einkommen von 600 Livres aus, und fügte nachher noch 1300 Livres Leibrenten hinzu, deren er nach ihrem Tode genießen ſollte. Auf ihrem Todbette ſtellte ſie ihm drey Verſchreibungen aus, die zuſammen 400 Livres jährlich betrugen, und die zu Werken der Gutthätigkeit beſtimmt ſind, die ſie ſelbſt vorgeſchrieben hat. Als Herr Thomas durch einen Zufall an den Augen zur Arbeit untüchtig gemacht wurde, ergriff Madam Geoffrin die Gelegenheit, ihn zur Annahme einer Leibrente von 1200 Livres zu bewegen, um, wie ſie ſagte, die Koſten ſeiner Krankheit beſtreiten, und den Schaden der unterlaſſenen Arbeit erſetzen zu können. Sie legte in der Folge noch 6000 Livres hinzu; und alle dieſe Wohlthaten wurden mit einer Erkenntlichkeit angenommen, die eben ſo edel als die Freygebigkeit war, von der ſie die Freundſchaft empfing. Herr Merellet bekam 1200 Livres an Leibrenten; ſie wendete zum Beſten der Mamſell de l'Eſpinaſſe, die ihre ſeltene Eigenſchaften des Geiſtes und der Seele eines beſſern Schickſals würdig machten, den größten Theil des Geldes an, das ſie aus den drey ſchönen Gemälden des Vanloo gelöſet hatte, die ſie an die Kayſerin von Rußland verkaufte. Madam Geoffrin liebte die l'Eſpinaſſe zärtlich, obgleich zwiſchen ihren beyden Karaktern ſich ein ſehr merklicher Kontraſt befand.

Madam Geoffrin liebte die Ruhe und Nachſicht, ihre Freundin hingegen war in einer beſtändigen aufbrauſenden Bewegung, und die Heftigkeit ſelber. Unterdeſſen hatte ſich zwiſchen dieſen beyden Damen eine ſehr warme und zärtliche Freundſchaft gegründet, die beyden zur Ehre gereichte. Auf dem langen und ſchmerzhaften Krankenlager, das Mamſell de l'Eſpinaſſe ihren Freunden entriß, bezeugte ſie oft, wie ſüß es ihr ſey, Madam Geoffrin auf der Bahn des Todes voranzugehen.

Herr von Mairan hatte Madam Geoffrin zu ſeiner Univerſalerbin ohne Bedingungen, ohne Fideicommiß, ohne Einſchränkung eingeſetzt. Nie hat ein ſterbender Freund mehr Vertrauen gezeigt, und nie hat man einem ſolchen Vertrauen mehr Ehre gemacht. Sie ſchrieb zuerſt an ſeine Verwandte, um ſie zu fragen, ob ſie etwas gegen die letzten Willensmeynungen des Herrn von Mairan einzuwenden hätten: ſie antworteten ihr, daß ſie ſie für geſetzmäßig und gerecht erklärten, und daß ſie mit dem Vermächtniſſe ſchalten könnte, wie ſie wollte. Kraft dieſer Vollmacht theilte ſie die ganze Verlaſſenſchaft aus, die ſich über 50000 Thaler belief. Sie belohnte die Bedienten reichlich, ſie gab 50000 Franken einem alten Freunde des Herrn von Mairan, und verſchiedene Summen ſeinen Verwandten ꝛc. „Gottlob! „ſagte ſie einmal zu einem Freunde, endlich bin ich „dieſen Morgen mit der Vertheilung der Verlaſſenſchaft „unſers armen Mairan fertig geworden; dies Geld „embarraßirte mich.“

Als Herr von Voltaire ſich mit den Angelegenheiten der unglücklichen Familie Sirven beſchäftigte, ſchrieb er auch an Madam Geoffrin, die ſich damals zu Warſchau befand. Sein Brief und ihre Antwort machen beyden zuviel Ehre, als daß ich ſie hier nicht einrücken ſollte.

Schreiben des Herrn von Voltaire an Madam Geoffrin den 5. Julius 1766.

„Madam, Sie ſind bey einem Könige, der unter „allen Königen allein ſeine Krone ſeinen Verdienſten zu „danken hat: Ihre Reiſe macht ihnen allen beyden Ehre. „Hätte es meine Geſundheit erlaubt, ſo wäre ich auf „den Weg zu Ihnen gekommen, um Sie zu bitten, in „Ihrem Gefolge reiſen zu dürfen. Ich kann dem Könige „und Ihnen nicht beſſer meinen Hof machen, Madame, „als wenn ich Ihnen eine gute Handlung vorſchläge; „geruhen Sie, dieſe kleine Beylage dem Könige leſen zu „laſſen, und ſelbſt zu leſen."

„Die, welche die Sirven unterſtützen, und ſich „ihrer Sache annehmen, bedürfen des Beyſtands geehrter „und theurer Namen. Wir verlangen nur unſre Liſte „durch jene Namen geziert zu ſehen, die das Publikum „anfeuern: die kleinſte Beyſteuer iſt uns genug. Der „Ruhm, die Unſchuld zu ſchützen, iſt hundertfältig ſo „viel werth, als die Gabe. Die Sache, die es betrift, „intereßirt das menſchliche Geſchlecht, und in ſeinem „Namen, Madame, wende ich mich an Sie. Ihnen „werden wir die Ehre, Ihnen die Freunde danken, zu „ſehen, wie ein guter und großer König der Unſchuld „wider einen Dorfrichter beyſtehet, und das ſeinige zur „Ausrottung des entſetzlichſten Aberglaubens beyträgt."

Antwort der Madam Geoffrin.

Warſchau, den 25. Julius.

„Sogleich wie ich Ihren Brief empfing, ſchickte ich „ihn, nebſt den Beylagen, an den König. Seine „Majeſtät thaten mir die Ehre, mir auf der Stelle das „Billet zu ſchreiben, das ich hier in der Urſchrift beylege."

Billet des Königs.

„Ich habe in dem Briefe, den Ihnen Voltaire „geſchrieben hat, die Urſache wahrzunehmen geglaubt, warum er ſich an die Freundſchaft zum „Beſten der Gerechtigkeit wendet. Wenn ich die „Bildſäule der Freundſchaft zu machen hätte, ſo „würde ich ihr Ihre Züge geben. Dieſe Gottheit „iſt die Mutter der Wohlthätigkeit, Sie ſind die „meinige ſeit langer Zeit, und ihr Sohn würde „es Ihnen nicht abſchlagen, wenn auch, was „Voltaire verlangt, mir nicht ſo ſehr zur Ehre „gereichte.“

„Da ich Ihnen, mein Herr, dieſes zu verdanken habe, „ſo bringe ich es Ihnen zum Opfer. S. M. ließen mir „ſagen, daß wir die Brochüre zuſammen leſen wollten. „S. M. haben ſie mir vorgeleſen, und da der König „eben ſo gut lieſt, als Sie ſchreiben, ſo haben der Leſer „und der Verfaſſer mir einen der herrlichſten Abende „hinbringen helfen. S. M. ſind von dem Zuſtande der „Unglücklichen, für die Sie ſich intereßiren, auf das „innigſte gerührt geweſen, und haben mir aus Ihrer „Taſche 200 Dukaten für ſie gegeben. Der König „ſeufzte, als er an die Stelle Ihres Briefes kam, wo „Sie zu bedauern ſcheinen, daß Sie mich nicht haben „begleiten können. Sie haben Könige geſehen? Nun, „gut? Die Seele, das Herz, der Geiſt und die Annehmlichkeiten von dieſem, würden für ihre Philoſophie und „Menſchlichkeit ein intereſſantes, rührendes, angenehmes, und vielleicht neues Schauſpiel geweſen ſeyn.“

Wir übergehen das übrige dieſes Briefs, an deſſen Schluß ſie Herrn von Voltaire noch Nachricht giebt, daß ſie im Oktober ihm das Allmoſen des Königs, und „das Scherflein der Wittwe“ zuſtellen würde.

Madam Geoffrin hatte zwey Arten der Gutthätigkeit, die ſich ſelten vereinigt finden. Eine, die, ſo zu ſagen, jährlich und regelmäßig, die andere, die täglich und von dem Augenblicke abhängend war; und wo es nicht an Gelegenheit fehlte, ſie in Ausübung zu ſetzen. Sie theilte verſchiedene kleine Penſionen für Erziehung von Kindern, an alte abgedankte Bediente u. ſ. w. aus. Der Sonntag, der Tag, an dem ſie nie Geſellſchaft annahm, war zu Abzählung und Verſendung dieſer kleinen Pakets beſtimmt, und ſelten verging ein Tag, den ſie nicht durch eine gute Handlung bemerkte. Hier ſind ein paar Beyſpiele.

Sie hatte bey dem berühmten Bruchardon zwey marmorne Vaſen beſtellt, die ihr von zwey Arbeitern überbracht wurden, der eine Deckel war zerbrochen. „Ach, Madame, ſagten die Arbeiter, unſer Kamerad, dem dies Unglück begegnete, iſt darüber ſo außer ſich, daß er ſich nicht unterſtanden hat, Ihnen vor Augen zu kommen, und wenn es unſer Herr erfährt, ſo wird er ihn fortjagen, und der Mann hat eine Frau und vier Kinder.“ Gut, gut, er ſoll ohne Sorgen ſeyn, antwortete Madam Geoffrin, ich werde keinem Menſchen ein Wort davon ſagen. Als die Leute fort waren, dachte ſie bey ſich ſelber: „der arme Schelm hat wohl viel Unruhe, viel Angſt deswegen ausgeſtanden, ich muß ihn dafür entſchädigen;“ und hierauf ſchickte ſie ihm zwölf Livres, und den beyden andern, die das Wort für ihn geredet hatten, drey Livres ins Haus.

Man zeigte ihr, wie ſchlecht ſie von ihrer Milchfrau bedient wurde. „Ich weiß es wohl, antwortete ſie, „aber ich kann ſie nicht abdanken.“ — „Und warum „nicht, Madam?“ — „Weil ich ihr zwey Kühe „gegeben habe.“ — Man fand die Urſache ſehr beſonders. „Nun ja, fuhr ſie fort, ſie verkaufte Milch an

„meiner Thüre: meine Leute ſagten mir, ſie wäre voll
„Verzweiflung, daß ſie ihre Kuh eingebüßt hätte, und
„weil ſie mir das etwas ſpät ſagten, ſo gab ich ihr zwey
„Kühe, eine, um die verlorne zu erſetzen, und die
„andere, um ſie über den Kummer zu tröſten, den ſie
„die acht Tage über gelitten hatte: ſie ſehn alſo, ich
„kann die Milchfrau nicht abdanken.“ Dieſe beyden
Züge der Gutheit rührten Mamſell de l'Eſpinaſſe ſo
ſehr, daß ſie auf den Einfall kam, zwey kleine Kapitel
daraus, zu Steven's empfindſamer Reiſe, zu verfertigen.

Das ſonderbarſte bey ihrem gutthätigen Karakter war,
ihr Abſcheu für alle Dankſagungen: ich will mich durch
meine Hände bezahlen, pflegte ſie zu ſagen; ſie predigte
daher oft das Lob der Undankbarkeit, und geſtand laut,
ſie liebe die Undankbaren.

„Der Dankbare, ſagte ſie, erzählt aller Welt, daß
„er von euch eine Wohlthat empfangen hat. Alle die es
„hören, fangen dabey an, es euch zu verdenken, daß
„ihr nicht ſie oder ihre Freunde zu Gegenſtänden eurer
„Gutthätigkeit wählet, und nehmen ſich vor, euch
„nächſtens dazu die Gelegenheit zu geben. Hierdurch
„wird man manchmal in die Nothwendigkeit geſetzt,
„entweder unangenehme, abſchlägliche Antworten zu
„ertheilen, oder ſeine Wohlthaten übel anzuwenden.
„Auch zieht man ſich nicht ſelten, indem man andre
„verbindet, den Tadel ſelbſt der unintereſſirteſten Leute
„zu: die Wohlthat hätte können beſſer angewandt werden,
„ſagt man; oder man fällt über die Perſon her,
„die es empfangen hat, und wundert ſich, wie ſie ſo
„wenig Edelmuth beſitzen, und es nehmen konnte.
„Allen dieſen Unannehmlichkeiten weicht man aus, wenn
„man Undankbare verbindet: eure gute That bleibt im
„Dunkeln: ihr genießt ihrer allein: niemand ſchmälert
„ihr Verdienſt: niemand ſagt, daß ſie übel angewandt
„ſey;

„ſey; niemand plagt euch um neue: Alſo thue ich recht, „die Undankbaren zu lieben.“

Unter den Gelehrten und Künſtlern, die den beſtändigen Umgang der Madam Geoffrin ausmachten, zählte man, ohne hier die Lebenden zu rechnen, deren Verzeichniß gar zu weitläuftig werden würde, die H. H. Fontenelle, Monteſquieu, Abt de St. Pierre, Mairan, Hume, Algarotti, Helvetius, Maupertuis, Graf Caylus, Mariette, Bouchardon, Vanloo, kurz alles, was ſich in den Fächern der Künſte und Gelahrheit auszeichnete. Perſonen vom erſten Rang ſuchten ihre Geſellſchaft, und ihre Anzahl iſt zu beträchtlich, als daß man ſie alle herſetzen könnte. Der regierende König von Polen nannte ſie nur ſeine Mutter. Die Kayſerin von Rußland ſchrieb ihr eine Menge Briefe, voll der ſchmeichelhafteſten Beweiſe ihrer Hochachtung und Liebe. Die Freymüthigkeit, mit der ihr Madam Geoffrin bey einer kützlichen Gelegenheit antwortete, zog eine Erkältung und die Unterbrechung dieſes Briefwechſels nach ſich. Madam Geoffrin ſchickte, ohne daß es verlangt wurde, alle Briefe zurück, und behielt nicht einmal eine Abſchrift: eine Art von Opfer, wie es eine erhabene Seele allein fähig iſt, und wie es die Eitelkeit nie fähig geweſen ſeyn würde. Die Kayſerin Königin und der Kayſer empfingen ſie bey ihrer Durchreiſe durch Wien, als ſie aus Polen zurückkam, mit der größten Achtung. Der Kayſer beſuchte ſie auf ſeiner letzten Reiſe nach Paris, ob ſie ſich gleich damals ſeit vielen Monaten in einem ſehr ſchmerzlichen Zuſtande befand, der alle Kräfte ihrer Seele erſchöpfte. Man kann zu dieſen Perſonen noch den jetzt regierenden König von Schweden, und faſt alle deutſche Fürſten hinzuſetzen, die Frankreich bereiſet haben.

Madam Geoffrin ließ frühzeitig ſchon ihr Gefallen an dem Umgang mit Gelehrten blicken. Sie hatte bey der Frau von Tencin einen Theil der berühmteſten der damaligen Zeit kennen lernen, und erbte dieſen ſchönen Theil der Verlaſſenſchaft der Frau von Tencin. Fontenelle, Monteſquieu, Marian ꝛc. machten ſichs zur Gewohnheit, ſich einen Tag in der Woche bey ihr zu verſammlen; des Mittwochs gab ſie den Gelehrten des Mittags zu ſpeiſen, und alle Abende ſtand ihr Haus denen offen, die einer ſolchen Geſellſchaft und einer ſolchen Ehre würdig waren. Sie beobachtete darinn eine ſo genaue Ordnung, daß ſie Paris nur höchſt ſelten verließ, und zu der zur Geſellſchaft beſtimmten Stunde pünktlich zu Hauſe war. Die Künſtler fanden ſich auch bey ihr ein. Sie intereßirte ſich für den guten Erfolg ihrer Arbeiten, beſuchte ſie in ihrer Werkſtatt, und verſchafte ihnen Gelegenheit, ihre Geſchicklichkeit zu zeigen. Ihr Zimmer war mit ihren Meiſterſtücken geziert. Schildereyen von Vanloo, Greuze, Vernet, Vien, Grenee, Robert, Köpfe von St. Moine ꝛc. Meublen und Bronzen im beſten Geſchmack; alles verkündigte da die Liebe zu den Künſten und Künſtlern. Die beſtimmte Zeit der Zuſammenkunſt der Künſtler war Donnerſtag. Wenn jemand ein Gemälde oder ein anderes Kunſtwerk kaufen wollte, ſo ſchickte man es an dieſem Tage zur Madam Geoffrin, und die Meiſter in der Kunſt fällten ſein Urtheil. Herr Mariette brachte gewöhnlich eine große Anzahl von Zeichnungen der größten Meiſter mit dahin, welche hernach die anſehnliche und koſtbare Sammlung ausmachten, die er nach ſeinem Tode hinterlaſſen hat. Die Liebhaber und andre Perſonen von Stande, die den Zutritt zu dieſer Geſellſchaft erhielten, lernten hier die Künſtler perſönlich kennen, und entſchloſſen ſich, leichter ihre Talente in Thätigkeit zu ſetzen. Man kann mit Grund behaupten, daß die Geoffrinſche Donnerſtage zu der Verfertigung des größten

Theils der Gemälde der neuen franzöſiſchen Schule beygetragen haben, welche jetzt die Zierden der europäiſchen Kabinette ſind.

Nicht allein alles, was in Paris Anſpruch auf Geſchmack und guten Umgang machte, verſammlete ſich bey Madam Geoffrin, ſondern auch alle Fremde, welche ihre Geſchäfte oder ihre Liebe zu den Wiſſenſchaften und Künſten, und einer guten Geſellſchaft in dieſe Hauptſtadt ruften. Die Geſandten und Miniſters der Höfe, die fremden Gelehrte, die vornehmen Reiſenden, alle wetteiferten um den Zutritt in ein Haus, wo ſie mit einer edlen Gaſtfreyheit empfangen werden, und die ſchätzbarſten und bekannteſten Genies aus allen Fächern der Wiſſenſchaften und Künſte, und eine große Anzahl Perſonen vom erſten Range, verſammlet fanden. Alles dieſes bildete ein Ganzes von einer Geſellſchaft, die einzig in ihrer Art war, und die vielleicht nie wieder zuſammenkommen wird.

Ordnung, Reinlichkeit, guter Geſchmack und Bequemlichkeit machten auch ihr Haus von außen angenehm. Ihr Zimmer hatte etwas von ihrem Karakter; etwas Beſonders, ohne deswegen ins Seltſame zu fallen, und etwas Geſuchtes, das jedoch die Simplicität nicht ausſchloß.

Jedermann ward von ihr mit Höflichkeit und mit einem toleranten und liebenswürdigen Weſen empfangen, das ihre große Kenntniß, die ſie von der Welt beſaß, nach jedes Neigung und Karakter anzupaſſen wußte, ohne ſich dabey was von ihrer Freymüthigkeit und Offenherzigkeit zu vergeben. Wenn ſie ja eine Leidenſchaft hatte, ſo war es gewiß keine unmäßige Sucht, berühmt zu ſeyn, wie man ihr hat aufbürden wollen, und wie man heimtückiſch ihre polniſche Reiſe auslegte; nein, es war ein Verlangen, ſich Achtung und Ehre zu erwerben, ein

Verlangen, das gewiß das edelſte unter allen Arten des Ehrgeizes iſt, und nothwendig Verdienſt und Tugenden vorausſetzt, wenn man darin glücklich ſeyn will.

Madam Geoffrin war im Jahr 1699 gebohren, und ſtarb 1777.

Ich will ihre Biographie mit einem Zuge ſchließen, der allein beweiſen würde, daß ſie weſentliche Vorzüge und Verdienſte beſaß: Sie ward verleumdet, gehaßt, beneidt. — Aber

> Quid virtus & quid ſapientia poſſit
> Utile propoſuit nobis exemplar.
>
> HORAT.

X.

Theatraliſche Nachrichten.

1.

Deutſche. *)

Berlin. Herr und Madame Rennſchüb, geweſene Reinwald, Herr Berger und Madam Vinck und Herr Sartory, letzterer auf eine, ihm nicht viel Ehre bringende Weiſe, haben die Geſellſchaft des Herrn Döbbelin verlaſſen. Die Grazien, ein Vorſpiel von Madam Hempeln, geb. Karſchin, der Verfaſſerin des ehrlichen Schweitzers, das im Februar bey einer feyerlichen Gelegenheit gegeben wurde, hat vielen Beyfall erhalten.

---

*) Die Verfaſſer werden nur ſehr wenig zu dieſem Artikel aus dem Theaterkalender oder Theaterjournal entlehnen, da beyde zu bekannt ſind. Man kann alſo dieſen Artikel immer als ungedruckt betrachten.

Breslau. Nach einem ſich verbreitenden Gerüchte hat Herr Schmelz die erſte Wäſeriſche Truppe übernommen.

Weimar. Auf dem hieſigen Privattheater, wo auch vor kurzem der Weſtindier gegeben ward, wurde im Februar ein neues Stück vom Herrn Göthe aufgeführt, das mit Ballets, Geſängen ꝛc. untermiſcht war, und wovon das in der neunten Nummer der Litteratur- und Theaterzeitung befindliche Monodrama, Proſerpina, einen Theil ausmacht. Die Lilla eben deſſelben Verfaſſers, wovon Geſänge im Theaterkalender 1778. und dem Maymonat der Olla Potrida befindlich ſind, wird nächſtens mit einigen Veränderungen wieder auf die Bühne kommen.

2.

Ausländiſche.

Paris. Glucks Oper, Armide, wird, trotz der Kabale, die ſich dagegen ſträubt, mit großem Beyfall wiederhohlt. Den 16. Jänner hatte ſie ſchon 25 Vorſtellungen ausgehalten. Die Picciniſten, Lulliſten, Rameauiſten eifern noch immer dawider. Man hat den Devin de Village des Rouſſeau, und den Akt von Myrtil und Lycoris wieder auf die Bühne gebracht. Herr de Visme, einer der Direktoren, verſpricht der Perſon, die ein Subjekt ausfindig machen würde, das muſikaliſch genug wäre, um gleich bey ſeiner Ankunft debutiren, und den Beyfall des Publikums in einer oder mehreren Rollen drey Monate durch behaupten könne, ein Gehalt von 200 Livres aus die Operncaſſe zahlbar.

Irene oder Alexis Corpmere, ein neues Trauerſpiel von Voltaire, der ſich gegenwärtig ſelbſt in Paris befindet, um es im franzöſiſchen Schauſpielhauſe aufführen zu laſſen, macht die Aufmerkſamkeit der ganzen Hauptſtadt rege. Bald wird man auf ihn jenen ſchönen Vers des **Corneille** anwenden können.

Tel Sophocle à cent ans charmoit encore Athenes.

Armide iſt auf dem italiäniſchen Theater durch l'Opéra de Province parodirt worden, eine Parodie voll Laune, Geiſt und attiſchem Salze, die aber mehr die Misbräuche der Opervorſtellungen, als **Armiden** trift. Ihre Verfaſſer ſind dieſelben, die ſich ſchon durch die Parodie von Alceſte ſo viel Ruhm erworben haben. Hier ſind einige Couplets daraus, die vorzüglich beklatſcht worden ſind, und deren Satyre wir, auch der Beherzigung aller deutſchen Sänger und Sängerinnen, beſtens empfohlen haben wollen.

Acteurs en chef, ſans nul remord,
Bravez les loix de Polymnie.
Le gout ſans doute a toujours tort,
Puiſque le gout defend qu'on crie,
Voici le mot: ſongez-y bien:
Crier eſt tout, chanter n'eſt rien.

Chœur.

Voici le mot: ſongeons-y bien:
Crier eſt tout, chanter n'eſt rien.

Au Chœur.

Pour vous, vos rôles ſont aiſés,
Adoſſez-vous à la couliſſe,
Et répétés, les bras croiſés,
Ce qu'a dit l'acteur ou l'actrice.
Qu'on chante mal, qu'on chante bien,
Quand c'eſt en chœur on n'entend rien.

Chœur.

Qu'on chante mal &c.

Aux Danſeuſes.

Et vous, Mesdames, n'allez pas
Suivre exactement Terpſicore.
Entre nous, croyez qu'un faux pas
A vos talens ajoute encore.
Quand Vénus danſe ou mal ou bien,
Vénus eſt belle, on ne dit rien.

London. Zu Drury=Lane hat man eine neue komiſche Oper, Quaker's Wedding, die Hochzeit des Quackers, von Herrn Dibdin gegeben. Die Fabel des kleinen Stücks iſt ſehr ſimpel.

Miß More hat zu Covent=Garden, Percy, ein neues Trauerſpiel, vorſtellen laſſen, wovon der Stoff aus der Gabriele de Vergy genommen iſt. Aber ſtatt des Herzens des armen Coucy, das der franzöſiſchen Gabriele in ſeinem Blute vorgeſetzt wird, und ſo vielen Pariſerinnen Ohnmachten und Vapeurs verurſachte, prangt hier Douglas, der Mann der Elwina, der engliſchen Gabriele, blos vor ihren Augen mit der Schärpe, die ſie ihrem Geliebten, dem Percy, ehemals geſchenkt hatte. Dieſe Milderung iſt auf einem Theater merkwürdig, wo Grauſamkeiten von jener Art ſonſt eine ſehr gewöhnliche Sache ſind, und macht zugleich dem Geſchmack der Miß More viel Ehre.

XI.

Kunſtnachrichten.

1.

Deutſchland.

Die neue Ueberſetzung des Kandide, die ſo vortreflich gerathen iſt, daß ſie ſich als Original leſen läßt, iſt vom Herrn Chodowiecki mit fünf ſchönen Kupfern geſchmückt; das erſte ſtellt die Donnerſtrunkiſche Familie vor, der der Märtyrer der beſten Welt, Herr Magiſter Panglos, die wichtige Wahrheit eben vordemonſtrirt, daß die Naſen gemacht worden, Brillen zu tragen. Das zweyte iſt Kandide, wie er nach der Spaniſchen Wandſcene vom alten Baron mit A . . . tritten zum Schloß hinausgejagt wird, indeſſen Fräulein Gundchen noch in einer Ohnmacht die ſüßen Augenblicke durchzuträumen ſcheint. Das dritte führt uns bey dem Gouverneur von Buenosayres ein, wie Se. Excellenz mit dem langen Namen, Kandiden befiehlt, zu ſeiner Kompagnie zu gehn. Kandide ſieht wie angedonnert; das Fräulein iſt voll banger Erwartung der Dinge, und die Alte prüft mit tiefſpähendem Blick den Gouverneur. Das vierte, die Pharaoſcene bey der Marquiſe. Das fünfte, Kandide unter den Lappländern. Alle dieſe Stiche führen den Chodowieckiſchen Stempel des Meiſterhaften. Auf dem Titelblatte befindet ſich das wohlgetroffene Bildniß des alten Weiſen von Ferney.

Heinrich Stillings Jugend trägt auch ein Titelkupfer von eben dieſem Künſtler. Herr Paſtor Stollbein im Sorgſtuhl, wie er dem jungen Stilling ſich vorleſen läßt; daneben der alte, ehrwürdige Vater Eberhard und ſein Sohn. Eine herrliche Gruppe voll Ausdruck und Wahrheit.

2.

Frankreich.

L'amour dédié au beau ſexe, nach einem Gemälde des Greuſe, von Henriquez geſtochen.

Corps de garde hollandois, von Maleuvre nach Gottfried Schalcken.

Portrait de Louis-François de Bourbon, Prince de Conti, Grand-Prieur de France, né à Paris le 15 Aout 1717 mort le 2 Aout 1776.

Des héros de ſon ſang il ſoutint tout l'éclat,
Mécène des ſavans, idole du ſoldat,
Il protegea les arts, il défendit le trône.
Favori d'Apollon, de Thémis, de Bellonne,
Ferme, juſte, profond, politique guerrier,
Son front eſt couronné d'un immortel laurier.

Das Gemälde iſt von Tellier, der Stich von Romanet.

Die mediciniſche Facultät zu Paris hat auf den Herrn Sigault, wegen ſeiner beym Gebähren entdeckten neuen und glücklichen Hülfsmethode eine Münze ſchlagen laſſen, wo auf der einen Seite das Datum der Erfindung, der erſte December 1768. und auf der andern der Tag ſteht, wo ſie bey der Frau Souchet, einer ausgewachſenen Weibsperſon, die vorher viermal unglücklich niedergekommen war, mit dem beſten Erfolg in Ausübung gebracht worden iſt. Der 1. Oktober 1777.

Herr Rault, Emailleur der künſtlichen Augen, iſt zu Paris geſtorben. Er hat die H. H. Augon, Vater und Sohn, allein in dem Beſitz ſeines ſo ſchätzbaren Geheimniſſes gelaſſen.

XII.

XII.

Miſcellanien.

I.

Etwas über den fürchterlichen Cometen, welcher, einem allgemeinen Gerücht zufolge, um die Zeit des erſten Aprils unſere Erde abholen wird, von G. C. Lichtenberg.

(Göttinger Anzeigen.)

Einige Perſonen von nicht geringer Einſicht, namentlich verſchiedene Ackerleute und Taglöhner in- und außerhalb der Stadt, die ſich in den Feyerſtunden, und zuweilen auch außer denſelben, mit Zeitungleſen und Aſtronomie beſchäftigen, haben in dieſen Tagen angefangen, den bekannten Schluß von Cometen auf Krieg nicht ungeſchickt umzudrehen, und erwarten jetzt, da die Kayſerlichen immer tiefer in Bayern eindringen, einen Cometen von ſchrecklicher Größe. Ja ich habe ſogar vernommen, daß ſie ſich, wie es klugen Hausvätern zukömmt, bereits durch rühmlichſte Vernachläßigung ihrer Arbeit, und ſchleunige Aufzehrung ihres kleinen Vorraths zu einem gehörigen Empfang deſſelben hier und da vorbereiten. Es iſt nicht zu läugnen, daß der letztere Schluß ziemlich richtig iſt; denn ſollte ein Comet an unſere Erde anrennen, ſo ſehe ich ſelbſt nicht ein, was wir nöthig hätten, zu ſäen und zu pflanzen, oder Dinge, die wir jetzt ſchon gerne äßen, auf die Zeit aufzuſparen, da wir ſie nicht mehr genießen können. Wahrſcheinlicher Weiſe nemlich würde durch Ueberſchwemmung alsdann eine ſo große Confuſion in unſern Aeckern, Gartlande und Gärten entſtehen, daß die im Jahr 1774. vor dem Gröner Thor, eine wahrhafte Kleinigkeit dagegen ſeyn müßte. Allein dieſes alles zugegeben, ſo ſteckt, dünkt mich, in der Umwendung eines an ſich ſchon etwas gewagten Schluſſes ein ſehr ſubtiler Irrthum. Denn daß die Cometen immer Krieg oder große Begebenheiten ankündigen, iſt noch gar nicht mit der Schärfe bewieſen, daß man andere Schlüſſe ſicher darauf bauen könnte. Ich habe nachgerechnet, und gefunden, daß ſie faſt noch öfter Frieden als Krieg bedeuten, ja, wenn ſie auch zuweilen Krieg und Unfälle verkündigen, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß ſie es, wie die liederlichen Nachtwächter die Stunden, wie gewöhnlich, viel zu ſpät thun. Als daher der König von Preußen im Jahr 1756. in Sachſen einrückte, ſo kam der dazu gehörige Comet erſt drey Jahre hinten drein, ſo, daß es ließ, als käme er mehr, um ſelbſt Erkundigung einzuziehen, als uns zu belehren. Auch der große Comet, der uns die Nachricht bringen ſollte, daß der Blitz unſern Storkhausthurm treffen würde, kam erſt, wie der Thurm ſchon abgetragen war. Was aber am ſonderbarſten iſt, ſo kam im Jahr 1770. im Sommer, einmal des Nachts ein Comet, den ich ſelbſt beobachtet habe, unſerer Erde ſo nahe, daß es ausſah, als wollte er uns mehr etwas im Vertrauen ſagen, als aus der Ferne verkündigen, und dieſen verſchlieſen die Leute, und es krähte kein Hahn darnach. Freylich könnten die Gegner ſagen — — — Doch es iſt mir unmöglich, den Scherz auch nur Eine Zeile weiter zu treiben. Scherz fließt ſelten gut, wenn das Herz des wahrhafteſten Mitleids gegen diejenigen voll iſt, die er treffen ſoll. Das Gerücht von Annäherung eines Cometen, wodurch nicht wenig rechtſchaffene Leute irre gemacht worden ſind, verdient eine ernſtliche Unterſuchung, zumal da die abergläubiſche Furcht ſogar kürzlich des Herrn Hofrath Käſtners Nahmen und Anſehen einzumiſchen geſucht, und dadurch, wie es nicht anders ſeyn konnte, ſelbſt Leute ſtutzen gemacht hat, die Anfangs über die ganze Träumerey gelacht haben. Ich habe des Herrn Hofraths ausdrückliche Erlaubniß zu erklären, wie ſich die Sache verhält, und die Urkunde, auf die ſich alles gründet, jetzt in meinen Händen. Ich halte es daher für meine Pflicht, den Furchtſamen unter unſern Mitbürgern alles deutlich auseinander zu ſetzen, und lebe der ſichern Hofnung, daß ſie am Ende, wenn ſie dieſes Blatt weglegen, auch alle Furcht ablegen werden, die ihnen Aberglaube und Mißverſtändniß eingejagt hat. Schon im December vorigen Jahrs erhielt Herr Hofrath Käſtner einen Brief von dem jüngern Herrn Euler, worinn er ihm, mitten unter andern gelehrten Neuigkeiten, auch meldet: Herr Prof. Lexell in Petersburg, ein bekannter großer Rechner, habe gefunden, daß der Comet, den ich ebenfalls hier im Jahr 1771 beobachtet, und eine Nachricht davon in den gelehrten Anzeigen gegeben habe, im Jahr 1780 wieder erſcheinen werde. Er ſetzt nemlich ſeine Umlaufszeit auf ſechstehalb Jahr. Nun bedenke man einmal, daß dieſer Comet erſt im Jahr 1780, und nicht den erſten April dieſes Jahrs erwartet wird; ferner, daß wenn Herrn Lexells Rechnung richtig iſt, dieſer Comet ſeinen Umlauf, ſeit die Welt ſteht, ſchon tauſendmal, das iſt, zweytauſendmal öfter als Jupiter, und faſt ſechstauſendmal öfter als Saturn, vollendet habe, ohne uns zu ſchaden, und uns alſo, von den Händen des Allmächtigen in unſer Syſtem eingeflochten, vermuthlich in tauſend andern Umläufen noch nicht ſchaden wird und kann; und endlich daß dieſer Comet, als ich ihn im Jahr 1771 ſah, daß ihn ſehr wenige Menſchen mit bloßen Augen ſehen, und ich ſelbſt bey etwas Mondlicht kaum durch ſtarke Vergrößerer habe finden können. Dieſes iſt kurz die

Urſache des ganzen Lärmens. Da alſo die tiefſinnigſten Aſtronomen nichts von einem nahen, am allerwenigſten von einem gefährlichen Cometen wiſſen, wer will es denn wiſſen? Die Schäfer und die Propheten vielleicht? —

Ich weiß es wohl, daß ſich der mehr räſonnirende Aberglaube ſchon mit dem Satz zu tragen gelernt hat: Cometen könnten doch unſere Erde in ihrem Laufe ſtören. Es iſt wahr; aber vielleicht weiß der räſonnirende Aberglaube noch nicht einmal, daß der Mond, Jupiter und Venus unſere Erde mehr ſtören, als alle Cometen bisher zuſammengenommen. Dieſe Störungen ſind in gewiſſem Betracht ſo ſtark, daß man, ohne ſie zu erwägen, nicht einmal eine Sonnenfinſterniß berechnen kann. Störung iſt ein Wort, welches unſer eingeſchränkter Verſtand, bey Anwendung der allgemeinſten Geſetze auf beſondere Fälle, zu gebrauchen für nöthig erachtet hat. Vor Gott ſtören ſich die Planeten und Cometen nicht, ſie bewegen ſich nach eben ſo ſcharfbeſtimmten Geſetzen, als jene einfachen ſind, die wir geſtört nennen. Eine Menge ſich einander anziehender Körper kann ſich freylich nicht ſo bewegen, als uns die Rechnung von einem einzelnen, der um einen anziehenden Punkt bewegt, lehrt; Saturn ſoll, wenn die Beobachtungen, worauf man ſich ſtützt, richtig ſind, eine Veränderung in ſeinem Umlauf erlitten haben. Allein was iſt alles das? Sie ſind ſeiner Natur vermuthlich angemeſſen. Seine große Entfernung von der Sonne an einer Stelle, wo die Gränzſtreitigkeiten freylich häufiger ſeyn mögen als bey uns, erfordert dieſes. In Verhältniß gegen ſeine große Laufbahn ſind ſie kleiner, als die des kleinen Mondes, die aller menſchlicher Fleiß noch nicht der Rechnung hat unterwerfen können. Und iſt eine Veränderung, die man im Umlauf des Saturns bemerkt, wunderbarer, als ſein Ring oder ſeine fünf Monde?

Alle dieſe ſcheinbaren Unregelmäßigkeiten folgen einer Regel, die wir noch nicht kennen, die aber künftige Zeiten ausmachen werden. — — Weiter, wenn wir unſere Erde nur allein kennten, und keinen andern Planeten, ſo wollte ich noch eine Furcht vor Abholung einigermaßen gelten laſſen, aber wir ſehen außer unſerer Erde noch funfzehn Planeten, die alle ſo ungeſtört dahin rollen, wie wir, kein einziger iſt, ſo weit ſich die Beobachtung erſtreckt, weggeführt, oder durch einen Stoß genöthiget worden, ſich in einer Schneckenlinie dem Mittelpunkt ſeiner Bahn entweder zu nähern, oder ſich von demſelben zu entfernen. Aber Whiſton hat doch geſagt, die Sündfluth ſey hauptſächlich durch einen Cometen entſtanden. Das iſt wahr. Allein Whiſton wußte weit weniger als wir. Sein Roman iſt ſinnreich und angenehm geſchrieben; aber der von Aladins wunderthätiger Lampe in der Tauſend und einer Nacht, dünkt mich, iſt angenehmer. Wir ſtehen allerdings in den Händen eines unbegreiflichen aber auch allgütigen Gottes, der freylich, ſo wie ihm alles möglich iſt, uns auch durch einen Cometen abfordern könnte, aber daß er es thun wird, iſt nicht um ein Haar mehr wahrſcheinlich, als daß er unſere Stadt durch ein Erdbeben verſchlingen läßt.

Ich kann dieſen Aufſatz nicht würdiger ſchließen, als mit einer Betrachtung, die Herr Hofrath Käſtner nicht blos angeſtellt haben ſoll, ſondern wirklich angeſtellt hat, und die alles enthält, was die Aſtronomie von dem künftigen Schickſale unſerer Erde bis jetzt weiß. Die Stelle ſteht in ſeinem philoſophiſchen Gedichte von den Cometen, und empfiehlt ſich durch die erhabenen Wahrheiten, die ſie bey ſo viel Kürze enthält, eben ſo ſehr dem Verſtand, als ſie ſich durch Harmonie dem Gedächtniß einprägt. Ich empfehle ſie daher allen meinen Leſern, als das kräftigſte

Verwahrungsmittel gegen Cometenfurcht zur ernſtlichen Beherzigung.

Der Menſch iſt nicht der Zweck von Millionen Sternen,
Die er theils kaum erkennt, theils nie wird kennen lernen;
Und daß ein Ländchen nur ſein künftig Unglück ſieht,
Schickt Gott nicht eine Welt, die dort am Himmel glüht.

2.

Die altdeutſchen und die altgriechiſchen Mädchen.

(Magazin für Frauenzimmer.)

1. Das altdeutſche Mädchen.

In jenen fernen Zeiten, wo weder Waaren noch Sitten der Ausländer zu uns über den Rhein durften, wo Milch und geſunde Gartenfrüchte, friſches pfeilſchnelles Blut in den Adern erhielten, vor Ablauf von elf oder zwölf Jahrhunderten, wo man ſich nicht aus der Ferne Köch' und Köchinnen, Friſeurs und Galanteriehändler zu verſchreiben nöthig hatte, wo Tapferkeit und Biederheit nicht bloßer blauer Dunſt waren, fand ſich auch unter den Töchtern Treuherzigkeit und Zucht.

Eingezogen, verſchloſſen, von Thieren oder Dienerinnen behütet, und unter den wachſamſten Mutteraugen bewahrten die jungen Dirnen aufs heiligſte die jungfräulichſte Roſe, und viele von ihnen ließen ſie nie brechen.

Aluilde, Sywards, des Gothiſchen Königs Tochter, war von der Wiege an ſo verſchämt, daß ſie ſich nie entſchleiert ſehen ließ. Ihr Vater ſperrte ſie ein, und gab ihr eine Otter und eine Schlange, um ſie aufzuziehen, als beſtändige Keuſchheitswächter, um ſie zu behalten. Die Liebhaber dieſer Zeit mußten gar lange zappeln, ehe ſie das Jawort bekamen. Die Jungfrauen ſahen bey ihnen damals nicht darauf, ob ſie Geld und Gut hatten, oder ein fein Geſichtchen, ſondern ob ſie weſentliche Verdienſte beſaßen, und zumal darauf, ob ſie tapferes Muthes waren. Ein benarbtes Antlitz, eine ſtrenge Mannsgeberde, ein feſtknochigter Leichnam nahm ſie mehr ein, als ein Körper, der vom beſten griechiſchen Künſtler geformet ſchien; viele dem Feinde abgejagte Beute und andere Beweiſe einer Gefahren trotzenden Seele beſtimmten ſie weit eher zur Wahl, als alle Geſchenk und Koſtbarkeiten. Da keine Mutter dem Willen der Töchter Gebiß anlegte, ſie ihre Hand verſchenken konnten, wem ſie wollten, ſo konnt's gar nicht anders kommen, als daß ſie ihren Männern ſtets treu, hold und gewärtig blieben, ihnen in allen Gefahren zur Seite waren.

Ihre Zucht äußerte ſich auch in ihrer Tracht, die die anſtändigſte von der Welt war, und dabey zugleich die zierlichſte. Selbſt die Römerinnen beneideten ſie dieſerhalb, und ahmten ihnen dieſes und jenes daraus nach. Zum Beyſpiel der Haarſchmuck der alten teutſchen Mädchen, der ſich durch ſeine ungemeine Natürlichkeit ſo ſehr auszeichnete, war lange Zeit eine Lieblingstracht in Rom. Schnürleiber ſcheinen ſie auch zwar gehabt zu haben, allein dieſe waren gewiß dem Körperbau angemeſſener, der Geſundheit zuträglicher. Auch gabs Leute bey ihnen, die ihnen bey ihrem Anzuge behülflich zu ſeyn, verſtanden, doch brauchten daran nicht ſo viel Hände zu arbeiten, wie in unſern Tagen. In Geſellſchaft liebten ſie das Zierliche, und in ihrer Eingezogenheit das Wohlfeile; Pracht und Verſchwendung überließen ſie den Römerinnen, Uebertriebenheit haßten ſie, und ausländiſche Kleidertrachten durften ſich nicht zu ihnen herüberwagen. Beyſpiele von Veränderungen in ihrem Anzuge ſind höchſt ſelten bey ihnen anzutreffen. Die Männertracht ward in folgenden Zeiten den Weibern ſogar als eine Strafe zuerkannt.

Die ausgegrabene Urnen mögen die Liebe der Teutſchen zum Schmuck noch ſo ſehr beweiſen, ſie ſind eben ſo gültige Zeugniſſe, daß ihre Zucht und Sparſamkeit ihren jetzigen Enkelinnen noch beſtändig zum Muſter dienen ſollten.

2. Das altgriechiſche Mädchen.

Lucian ſchildert ihre Toilette meiſterlich, es ſey mir erlaubt, ſein Gemälde abzukopiren.

Nichts liegt unſern griechiſchen Damen mehr am Herzen, „läßt er den Weiberhaſſer ſagen,“ als der Putz und die Pracht, weil ſie durch denſelben ihre Häßlichkeit verſtecken wollen. Möcht es doch einem von uns gefallen, ſie am frühen Morgen, wenn ſie ſich aus ihrem Bette erhoben haben, zu überraſchen; — ſo wird er vor ihnen mehr, als vor den häßlichſten Thieren zurückfahren. Sie ſuchen indeſſen einen ihnen ſo nachtheiligen Anblick zu verhüten. Ein Chor von Mädchen und abgelebten Matronen muß ſie umringen, um ihre unglücklichen Geſichter mit allen Arten von Schminke zu färben. Weit entfernt mit dem Aufgange der Sonne nützliche und ernſthafte Beſchäftigungen zu ergreifen, bereiten ſie erſt ihre Schminke, und ſetzen das Hochrothe mit der Fleiſchfarbe zuſammen. Feyerlicher kann kein Feſt, langwieriger keine Veranſtaltung zu den ehrwürdigſten Myſterien ſeyn, als die, welche ſie zwiſchen ihren Anputz machen. Ein Theil von Aufwärterinnen muß ſilberne Becken, ein anderer Gießkannen und Spiegel bereit halten, oder herbeyſchleppen. Eine unüberſehbare Menge von Käſtchen und Büchſen enthält die unſeligen Gegenmittel ihrer Häßlichkeit. In einigen liegen verborgene Kräfte, welche die Zähne verſchönern, in andern iſt Schwärze für die Augenbraunen aufbewahrt, hierzu kommen noch in unſern Tagen die blauen Adern, wobey der blaue Zwirn faſt niemals ſeinen Dienſt verſaget. Die meiſte Sorgfalt wird auf den Bau der Haare verwandt, einige vertilgen die natürliche Farbe ihrer Haare gänzlich, und färben ſie wie Schaafswolle mit einem glänzenden Roth. Andre zwingen freylich keine andre Farben hinein, ſie kaufen aber dagegen faſt mit dem ganzen Vermögen ihres Ehegatten die köſtlichſten Salben, daß man glauben ſollte, Arabiens Wohlgerüche flößen von ihrem Haupte herab. Brennende Eiſen müſſen ihrem Haar eine erkünſtelte Kräuſe geben.

Die größte Gewalt wenden ſie an, um ſie bis an die Augenbraunen zu ziehen, ſo daß vor die Stirn nur ein kleiner Zwiſchenraum offen bleibt. Hinten hingegen wallen die Locken ſtolz den Nacken hinab.

„Die vielfärbigen Schuhe“ (dieß paßt auch auf unſre Damen,) ſo enge, daß ſie das Fleiſch zuſammenpreſſen müſſen, ſind ihr Zierrath, und durchſcheinende leichte Kleider laſſen die aufgeſchwollene Bruſt ſich in die Höhe thürmen, und zeigen ſo viele andere Theile des Körpers, daß es ihnen gar leichtes Spiel ſeyn müßte, ganz nackend zu erſcheinen. Ihre Ohren beſchweren ſie mit den koſtbarſten Steinen, welche viele Talente werth ſind. Finger und Arme beladen ſie mit goldenen Zierrathen, die wie die Drachen gearbeitet ſind, um ihren ganzen Kopf windet ſich ein Kranz, in welchen indiſche Steine gleich dem Geſtirne des Himmels glänzen. (Jetzt vertreten **Cocurs** und **Bonnets** ihre Stelle) „Ein eben ſo koſtbarer, vielleicht noch prächtigerer Schmuck läßt ſich vom Halſe die Bruſt herab. Das unſelige Gold ſteigt von dem Scheitel bis zu den Spitzen der Füße hinab, weil alles, was entblößt iſt, mit Gold eingefaßt wird.“

„Wenn ſie nun den ganzen Leib mit falſchen erborgten Schönheiten bedeckt haben, ſo ſetzen ſie auf ihre unverſchämten Wangen noch eine rothe Schminke, damit die eckelhafte, ſchwülſtige Weiße ihrer Haut doch etwas belebt werde.“

„In dieſem Putze beſuchen ſie die Feſte oder verdächtigen Myſterien von Göttern, deren Namen die Männer nicht einmal kennen, oder ſie verderben ihre Geſundheit durch wollüſtige Bäder, oder durch Ueberfüllung mit den ausgeſuchteſten Leckerbiſſen, welche die unerſättliche Sinnlichkeit erfunden hat.“ — — —

XIII.

Fragmente.

Aus den Menſchenfreuden. Frankfurt und Leipzig 1778. 8. *)

Man willigt in chriſtlichen Ländern nicht gern in jede Eheſcheidung, willigte man doch auch eben ſo ungern in jede Eheverbindung! Wären die Augen der Richter doch eben ſo ſcharfſehend auf dieſe, als auf jene! Iſt doch wahrlich wohl der Mühe werth, das Holz vom Feuer wegzutragen, wenns Feuer Schaden thut; und hie und da auf der Erde eine Hölle weniger zu machen! Eine glückliche Ehe bewürken, und eine unglückliche rückgängig machen helfen, iſt mehr Ehre, als ein Paar Leute von Tiſch und Bette ſcheiden, ihnen das Beſaamen verbieten, und dadurch in ihren Herzen den Saamen ewiger Zwietracht ſtreuen.

Spotte beym Trinken der Tugend nicht; Mache den Jüngling nicht roth, der gegen dir über ſitzt, und nur ein

---

*) Eins von den wenigen guten Büchern, die uns für die Menge der ſchlechten entſchädigen.

d. H.

ein Glas trank. Kontrahire nicht Schulden durch Wein; Schließ in Geſellſchaft, durch ihn gereitzt, deines Herzens Geheimniſſe nicht auf. Berauſche dich nicht, bis zur Betäubung hin. Dieß iſt Menſchenſchimpf! Trink ihn heute ſo, daß er dir Morgen wieder ſchmecke. — Glaubſt du, daß er dazu da ſey, dich zum Geck im Umgange, zum Müßiggänger beym Bau der Menſchenwohlfarth, zum verführenden Beyſpiel für andere zu machen; ſo denkſt du irrig, verwandelſt Gottes Seegen in Fluch, nimmſt den Dolch, welcher dir gegeben ward, dich gegen deine Leiden zu wahren, und ſtichſt ihn dem Wohlthäter durchs Herz — Ha! dem Wohlthäter durchs Herz. — —

Daß der Morgenländer die Nacht haßt — und willſt dus nicht glauben, Freund, frage nur Herdern — daß er Bild, Simbol und Gleichniß, wenn er ſein größeſtes Elend beſchreiben will, von ihr hernimmt, hab' ich immer an ihn auszuſetzen gefunden. Eine ſchöne Nacht, denk ich, iſt wenigſtens beynahe eben ſo ſchön, als ein ſchöner Tag. Nicht, als meint ich, daß man ſie am Trink- oder Spieltiſch, oder unter ewigen Menuetten und Polonoiſen mit und ohne Maſquen hinbringe. Wers will, der thu's, ich wills ihm nicht wehren. Ich bringe zuweilen ſo eine Nacht lieber mit Gloſſen hin, und freue mich, daß es Menſchengloſſen ſind. — Wenn ich eine ſchwüle Luft den Tag hindurch eingeathmet habe, und ein unaufhörlich blendender Strahl meine Augen geſchwächt hat: ſo iſts doch eine vortrefliche Erholung, wenn die Nacht mich in ihre Schatten aufnimmt, eine kühlere Luft mir zuweht, und Blut und Auge erfriſcht. Es iſt mir, als pflanzte ſie mir allenthalben Bäume und Lauben, und ſchlüge mir Zelter auf, unter welchen ich meine Kräfte wieder ſammlen, und zur künftigen Tagsarbeit

arbeit geſchickt machen ſollte. Ich habe der Natur in meinem Leben manch ehrlichmal ſchon für Licht und Wärme gedankt, aber denn dank ich ihr auch für Dämmerung und Kühle. Seh' ich nur den freundlichen Mond, und hie und da ein Sternchen, weht mich nur dann und wann ein wärmender Südwind an: ſo habe ich genung. Breitet euch aus, denk' ich denn, ihr Dunkelheiten der Nacht, und ſeyd Segen und Erquickung für meine Brüder und für mich! —

Wie ſegn' ich euch, Brüder! und wohntet ihr im abgelegenſten Winkel der Welt, denen ein Fürſt zu Theil ward, welcher ſo ſeinen Unterthanen Gott in ſichtbarer Geſtalt iſt! Ich betrachte euch als Leute, die zwo Sonnen haben, deren eine an jedem Abend, und die andere — nie untergeht. Ihr ſeyd die Glücklichen, unter denen Ruhe und Fleiß, Nahrung und Wiſſenſchaft, Weisheit und Tugend blühen! Bleibts! Bleibts lange! — Kein unerwarteter Tod raube euch den Edeln zu früh! Kein innerer Gram mache ihn träge, an eurem Wohl zu arbeiten! Kein Böſewicht leite von euch ſein Herz ab! —

Und wüßt ichs, daß unter einem Baum, welchen ich pflanzte, nach einem halben Jahrhundert noch ein junges Menſchenpaar ſich ſetzte, einander ſeine Leiden klagte, wechſelſeitig ſich umſchlänge, und wechſelſeitig Lippen zum Kuß der Liebe ſuchte: ſo wollt ich gleich alle meine Roſenſtöcke und Lilien um den Baum herſetzen, wollte keine Blume davon abpflücken, ſondern ſie jährlich abblühen, und Blatt für Blatt davor niederfallen laſſen, damit die Erde, auf welcher ſie einmal ſäßen, nichts wäre, als zerſtäubte Lilien und Roſenblätter! — Oder wüßt ichs, daß ein jeder Jüngling, und ein tugendhaftes Mädchen ſich nach eben ſo langer Zeit unter dieſem Baum; wie von ohngefähr, träfen, einander zum erſtenmal daſelbſt ſähen, ſich kennen und ſchätzen lernten, dauernde Bande knüpften, und denn die Jahre ihrer Liebe von dem Augenblick des Findens von dem Baum an zählten — welche unausſprechliche Wonne für mich! Ich würde ſofort mit Ehrerbietung den Baum anſehen, und ſo oft ich ihm vorüberginge, denken: Breite deine Aeſte recht ſimmetriſch aus; du ſollſt einmal ein Paar glückliche Menſchen machen. —

O Brüder! pflanzt Bäume auf Erden! pflanzt ſie für euch, und für den Nachkommen! — Und dürftet ihr weiter nichts erwarten, als dieß, daß zehn Jahre hernach, wenn ihr keinen Vogel mehr ſingen höret, noch ein Finkenpaar auf einem von ihnen niſtete: So müßte der Gedanke beym Austritt aus dem Leben noch Wonne für euch ſeyn, daß ihr — nach zehn Jahren einer Finke noch Platz zum Neſt verſchaft hättet. —

Glaubt nicht, Freunde, daß Vaterlandsliebe euch das Umſehen auf Erden verbiethe, und euch aufs ganzen Daſeynszeit, wie die Malve, an die Stäte binde, wo ihr hervortratet! Weiſe und edel handelt ein Jüngling, welcher, wenns ihm ſein Schickſal verſtattet, einen Theil ſeiner erſten Jahre darauf verwendet, unterm Monde umherzureiſen, und Welt und Menſchen kennen zu lernen! Mit den edelſten Kenntniſſen bereichert, muthig und Gefahren des Lebens zu überwinden, abgehärtet, wird er nach vollendeter Tour ins Vaterland zurückkehren, und dann einer ſeiner nützlichſten Bürger ſeyn! — Als ein

Weiſer die Erde bereiſen — hab ich mir immer als ein würdiges, anmuthvolles Geſchäfte gedacht. In früher Jugend las ich die Bemerkungen ſchon mit innerer Wolluſt, welche einige meiner Brüder bey ihren Wanderungen auf unſerm Planeten geſammlet hatten, und ob mir mein Geſchick gleich die Freude verſagt hat, ihre Fußtapfen aufzuſuchen, ſo reiſe ich doch mit jedem Edeln, von dem ich höre, daß er ſeinen Marſch antritt, in Gedanken mit, und warte begierig auf jede Entdeckung, welche er unterwegs machen wird. — In der Suite des Grafen von Falkenſtein bin ich auf ſeiner Reiſe ungeſehen von Anfang bis zu Ende geweſen. —

XIV.

PIECES FUGITIVES.

A mon eſtomac.

Mechant & pareſſeux valet,
Serviteur incongediable,
Qu'il faut les printems mettre au lait,
Lutin caché, deſpote, ou diable
Je veux enfin te parler net.

L'ambition n'eſt point mon fait,
Avec ce faſte qui l'accable,
Son train, ſa tour & ſon hochet,
La fortune eſt trop mépriſable,

La gloire eſt un colifichet
Trop envie, pour être aimable. . .
Il eſt clair que, d'après cela
Mon grand plaiſir eſt d'être à table,
J'en voulois vite arriver là,
Et mon but eſt très raiſonnable.

C'eſt-là que la gaité jaillit
Avec la mouſſe du Champagne;
Le verre en main, Caton ſourit
Et Socrate bat la campagne.
Voyons quelle eſt l'affliction
Qui, par le tems enracinée,
Puiſſe tenir contre un flacon
De Vougeot ou de Romanée!

Eh ſi de gloire on eſt tenté
Et que ſes ardeurs ſoient trop vives,
On peut, avec de la ſanté
Tenir un coin dans nos archives.
N'eut-il pas au hazard jetté
Vingt bagatelles fugitives.
Chapelle auroit été cité,
Il eſt une immortalité
Qui n'appartient qu'aux bons convives.
Ce gros jouffu d'abbé Courtin
Aſſez peu ferme ſur la rime,
A ſon bureau mince écrivain.
Dans un repas étoit ſublime:
Chaulieu l'a dit dans un quatrain.

Dieux! tariſſez l'eau d'Hipocrène,
Bien digne du ſacre vallon!
Bachus, l'imagination
Nait de la liqueur Souveraine,
Et ma foi! l'aine de Silène
Vaut le Pegaſe d'Apollon.

Quoiqu'il en ſoit, de mon epître
Objet indomptable & malin,
Toi, mon ennemi clandeſtin,
Et que j'accuſe à plus d'un titre,
Toi, que je veux flechir enfin,
Traitons: pour clauſe, je m'engage,
Car j'ai les goûts accommodans,
A l'envoyer des mers friends,
De très-vieux nectar pour breuvage.
Tous les jours, faiſant pour le mieux,
J'aurai de l'ordre & du courage:
Mais toi, digne malheureux;
Et ne me faiſ pas, ſi tu peux,
Payer tous les frais du meſſage.

Que diable! à la fin, je ſuis las
D'aller t'amadouant ſans ceſſe;
Je renverrai, dans tout les cas,
Mon médecin, dans tous les cas,
Mon médecin & mon aneſſe,
Puis, après, tu t'arrangeras.
D'ailleurs, quand tu me fais le guerre,
Mon moral même eſt demonté.

J'ai de l'humeur, de la colère,
D'après ta moindre hoſtilité.
Moi qui ſuis loin de vouloir nuire,
Enclin alors à megarer,
Aiguillonné par la Satire,
Je ſuis plus lent pour admirer,
Et j'oublirois preſque de rire.
L'hiver paſſe, dans mes chagrins,
Armé d'une ſombre marotte,
J'ai penſé, comme Don Quichotte,
Livrer bataille à des moulins.

Quand tu vas mal, maudit organe
Fut ce Horace, Homère ou Buffon,
Il n'eſt rien que l'on ne condamne,
Il n'eſt plus d'écrit qui ſoit bon.
Naguere encore, grâce à la gêne,
Où tu m'as mis à tout propos,
J'ai penſé hair des rivaux,
Qui n'en valoient pas trop la peine.

Ah! c'eſt trop m'impoſer la loi;
Et ton déſordre enfin m'ennuie,
Je veux être bien avec toi,
Pour être mieux avec Lesbie;
Je veux l'adorer ſur ta foi,
Et plus gaiment pouſſer la vie.
Vuidons, il eſt encor tems,
Nos querelles que je deteſte.

Il s'agit de ſervir céans
Bacchus & l'Amour, que j'atteſte;
Fais ton metier pendant cent ans, . . .
Je veux bien me charger du reſte.

Par Mr. Dorat.

EPITAPHE.

Ci git, qui but, chanta, joua,
Des vers & de l'amour ſentit la double ivreſſe,
De mille voluptés doucement s'enivra,
Sans rien oter à la délicateſſe.
Bravant le ſort contraire, au ſien toujours ſoumis,
Il n'eut que le regret de ne pouvoir ſans ceſſe
Faire du bien à ſes amis,
Et du plaiſir à ſa maitreſſe.

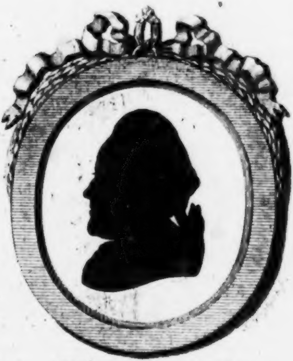
Par Mr. le Comte de Viermes.

Olla Potrida.

1778.

Zweyter Vierteljahrgang.

April, May, Juny.



ZIMMERMANN.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Gedichte.

**) An eine Freundinn. *)

Duftende Blumen ſprieſſen
Unter deinen Tritten hervor,
Und ein freudiges Chor
Nachtigallen begrüßen
Mit verliebten Liedern dich.
Ueberall Balſamduft!
Ueberall ſchaukeln ſich
Schmetterlinge dich zu ſehen
Auf den Blumen; die Luft,
Iſt Silber, ſtilleres Wehen
Belebet die frohe Natur,
Wolluſt athmet die Flur! —
Mit trunknem Feuerblick
Sieht jeder Jüngling nach dir,
Und ſchaudert freudig zurück:

Die

---

*) Nota. Das Zeichen **) bedeutet, daß das Gedicht, Aufſatz, Ueberſetzung, Anekdote, wovor es ſteht, hier zum erſtenmal gedruckt erſcheint.

Die güldne Harfe ſinkt mir
Aus der bebenden Hand,
Und im Wonnegefühl,
Und im Taumel der Seel' empfand
Ich ihr Entſinken nicht,
Nicht, wie ſie im Roſenbuſch fiel! — —
Ha! wie flammt mein Geſicht,
Wie rauſcht der Lorbeer ums Haar!
Zitternd, wie zum Altar
Der Gottheit, naht ich mich dir! — —
Freundinn, erſcheinet hier
Eine Göttin, die Leben,
Und Wonne und freudiges Beben,
Und Staunen und Ambraduft,
Und ſilbernen Glanz, in die Luſt,
Und heiligen Schauer ausgießt:
Mit ſolcher Wonne begrüßt
Sie, die frohe Natur,
Sie, die wartende Flur,
Sie „der Nachtigallen Lied„
Sie, das Wehen der Weſte nicht:
Freudiger duftend, blüht
Das Hyacinthenbeet,
Blau wie dein Aug, ihr nicht!

(eingeſchickt.)

**) Der Traum.

Du ſchönes Bild, das vor mir ſtand,
Als ich im Garten träumte,
Den Krokus in das Haar mir wand,
Der um mein Lager keimte:
Wohin, wohin biſt du entflohn,

Noch wallt mir, ſüße Dirne,
Der Liebesgötter beſter Thron,
Dein Buſen vor der Stirne.

Nun ſuch ich dich mit Harm erfüllt,
Bald bey des Dorfes Linden,
Bald in der Stadt, geliebtes Bild,
Und kann dich nirgends finden:
Ich wandle, wann die Sonne ſticht,
Wann's ſtürmet oder regnet,
Und ſchaue jeder ins Geſicht,
Die meinem Blick begegnet.

Hier irr' ich Armer für und für
Durch Dörfer und durch Städtchen,
Und muſtre an der Kirchenthür
Des Sontags alle Mädchen
Nach jedem Fenſter blick ich hin,
Wo nur ein Halstuch wehet,
Und habe doch dich Lieblingin,
Noch nirgends ausgeſpähet.

O lächelndes Fantom der Nacht,
Komm mit den Engels⸗Minen,
Und in der leichten Schäfertracht,
Worin du mir erſchienen:
Bring mit die runde, weiſſe Hand,
Die mir das Herz geſtohlen;
Das rothe, ſeidne Buſenband;
Das Sträuschen von Violen;

Dein großes, blaues Augenpaar,
Woraus ein Engel blickte;
Die Stirne, die ſo freundlich war,
Und guten Abend nickte:

Den Mund, das kleine Paradies,
Die kleinen Wangengrübchen,
Wo ſich der Himmel offen wies:
Bring alles mit, mein Liebchen!

(eingeſchickt.)

Einſamkeit.

O Einſamkeit, du beſte meiner Freuden,
Nur dich ſuch ich:
Du nur, du biſt, auch in den herbſten Leiden,
Ein Troſt für mich.
Bey dir kann ich den Gram recht überdenken,
Der oft ein fühlend Herze quält,
Und den man Freunden auch, ſie nicht zu kränken,
Aus wahrer Zärtlichkeit verhehlt.

Im tiefſten Hayn, bey Philomelens Tönen,
Da find' ich Ruh;
Sie iſt allein die Zeuginn ſtiller Thränen,
Sieht ihnen zu.
Sie klagt mit uns, als fühlte ſie den Kummer,
Der tief in unſer Herz ſich gräbt;
Sie lockt uns denn zu einem ſanften Schlummer,
Nach dem wir oft umſonſt geſtrebt.

Hier fühlen wir's die Quelle mancher Leiden,
Ein zärtlichs Herz,
Und das uns dennoch giebt die ſanftſten Freuden,
Selbſt in dem Schmerz.
Dies Herz macht uns die Einſamkeit werther,
Als allen Glanz, der Fürſten ſchmückt,
Wo man ſich ſelber denkt, und ungeſtörter
Für ſich nur lebt, in ſich beglückt.

Ja, Einſamkeit, du biſt ein Bild der Stille,
Die dann mir winkt,
Wenn durch des Todes Hand einſt dieſe Hülle
Zum Staube ſinkt.
So ſtill, wie Alles, was mich jetzt umgiebet,
Wird meines Grabes Nacht einſt ſeyn,
Nur meine Freundinn, die mich zärtlich liebet,
Wird mir noch eine Thräne weihn.

Von einem Frauenzimmer.

**) Als einige Damen eine Buchdruckerey beſuchten.

Hier, Theure! ſehen Sie die Preſſe,
Das Zauberding, das Guttenberg erfand:
Uns bringt es Geld bey jeder Meſſe,
Und manchem dummen Kopf Verſtand:
Ja, Gönnerin! wie, wenn ſie uns nicht hätten,
Wie öde wär's auf Ihren Teiletten?

Geſänge aus Lilla, einem Schauſpiel*) von Göthe, aufgeführt auf dem Privattheater zu Weimar, 1777.

An Herzogin Louiſe.

Was wir vermögen
Bringen wir

---

*) Es wurde an dem Geburtstage der Herzogin aufgeführt; dieſe Geſänge werden unſern Leſern ſehr willkommen ſeyn.

d. H.

An dem geliebten Tage Dir
Entgegen
Du fühlſt, daß bey dem Unvermögen,
Und unter der Zaubermummerey,
Doch guter Wille und Wahrheit ſey.

Zweyter Aufzug.

Chor der Feen.

Mit leiſem Geflüſter
Ihr luſtigen Geſchwiſter
Zum grünenden Saal.
Der Mond bricht die Fichten,
Und unſern Geſichten
Erſcheinen die Lichten,
Die Sternlein im Thal.

Fee Almaide.

Sey nicht beklommen,
Sey uns willkommen,
Trauriger Sterblicher,
Weide dich hier.

Wir in der Hülle
Nächtlicher Stille
Weihen
Den Reihen.
Lieben die Sterblichen,
Keine verderblichen
Götter ſind wir.

Sey nicht beklommen,
Sey uns willkommen!

Fee Almaide.

Wer biſt du, ſeltner Mann,
Dem wirthliches Beginnen
Nichts abgewinnen kann?

Du wanderſt alleine
Beſchränkt iſt dein Glück,
Enthälſt dich vom Weine,
Und fliehſt der Wirthin Blick.

Fee Almaide.

Entehrſt mein Gebot!
Und ſoll dir vergeben?
Geh' ende dein Leben
In ſtreitender Noth.

Und wenn in Ungewittern
Dein Herz vergebens fleht,
Dann fühle mit Zittern
Das Glück, das du verſchmäht.

Dritter Akt.

Fee Sonna.

Feige Gedanken
Bängliches Schwanken,
Aengſtliches Zagen,
Weibiſches Klagen
wendet kein Elend,
Macht nicht frey.

Allen Gewalten
Trutz ſich erhalten,
Nimmer ſich beugen,
Kräftig ſich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbey.

Chor der Feen.

Wir helfen gerne,
Sind nimmer ferne,
Sind immer nah.

Rufen die Armen
Unſer Erbarmen,
Gleich ſind wir da.

Fee Sonna.

Gerne, gerne,
Sie iſt nicht ferne,
Nur geduldig, es ſoll geſchehn,
Sollſt ihre liebe Hand fleißig ſehn,
Wir, die wir, daß wir das Schickſaal hören,
Schwören,
Hier im Walde
Balde
Machſt du die Geliebte frey.
Sey nicht bang, nicht trübe,
Liebe
Löſt die Zauberey.

Chor.

Gerne, gerne u. ſ. w.

Fee Sonna.

Auf aus der Ruh! Auf aus der Ruh!
Höret, die Freundinnen rufen euch zu.
Horchet dem Sange,
Schlaft nicht ſo lange.

Chor.

Auf aus der Ruh! Auf aus der Ruh!
Höret, die Freundinnen rufen euch zu.

Inwendig.

Laßt uns die Ruh! Laßt uns die Ruh!
Liebliche Freundinnen, ſingt uns dazu.

Euer Getöne
Wieget ſo ſchöne.
Laßt uns die Ruh! Laßt uns die Ruh!
Liebliche Freundinnen, ſingt uns dazu.

Fee Sonna.

Auf aus der Ruh! Auf aus der Ruh!
Höret die Freundinnen rufen euch zu.

Chor.

Spinnet dann! Spinnet dann!
Immer geſchwinder
Endet das Tagwerk,
Ihr lieblichen Kinder.

Fee Sonna.

Freudig im Spinnen,
Eilig zerrinnen
Euch die bezauberten
Ledigen Stunden.
Ach ſind ſo leichte
Nicht wiedergefunden.

Chor.

Spinnet dann! Spinnet dann!
Immer geſchwinder,
Endet das Tagwerk,
Ihr lieblichen Kinder.

Chor zum Tanze.

So tanzet und ſpringet
In Reihen und Kranz,
Die liebliche Jugend
Die zieret der Tanz.
Am Rocken zu ſitzen
Und ſpinnen ſo brav,

Das Tagwerk zu enden,
Das bringt euch den Schlaf.

Drum tanzet und ſpringet,
Erfriſcht euch das Blut,
Dem traurigen Helden
Gebt Hofnung und Muth.

Chor.

Nichts müſſ' dich ſchrecken
Alles erwecken
Zu mächtigen Thaten
Den ſinkenden Muth,
Dir wirds gerathen
Sieg wirſt du prangen,
Glücklich erlangen
Dir die Geliebte,
Das göttliche Gut.

Vierter Akt.

Chor.

Nimm ſie zurück!
Die guten Geiſter geben
Dir dein Leben,
Dir all dein Glück.
Sey du auch uns gegeben
Zu neuen Leben
In unſern Arm zurück.

Eine Stimme.

Empfinde dich in ihren Küſſen,
Und glaub' an deiner Liebe Glück!
Was Lieb' und Phantaſie entriſſen,
Giebt Lieb' und Phantaſie zurück.

Andre Stimme.

Sie überſtand die Todesleiden,
Du haſt vergebens dich gequält;
Zu allen unſern Wonnefreuden
Haſt du uns nur allein gefehlt.

Chor.

Nimm ſie zurück!
Die guten Geiſter geben
Dir dein Leben,
Dir all dein Glück.

Sey du auch uns gegeben
Zu neuem Leben
In unſern Arm zurück.

Schluß = Chor.

Weg mit den zitternden
Alles verbitternden
Zweifeln von hier;
Nur die verbündete
Ewig begründete
Wonne ſey dir.

Lebet ihr Seeligen,
So die unzähligen
Tage der Luſt,
Voll, des entronnenen,
Wieder gewonnenen
Glückes die Bruſt.

II.

Dramatiſche Aufſätze.

**) Die Freyer.

oder

Worauf verfällt ein Frauenzimmer nicht!

Ein Luſtſpiel in einem Akt.

Perſonen.

Der alte Obriſte von Wieſen, außer Dienſten.
Baroneſſe von Kalkſtein, ſeine Nichte.
Graf Reitbahn.
Baron von Lally.
Baron von Danner.
Graf Eſchen.
Liſette, der Baroneſſe Kammerfrau.
Jacob, ein alter Bedienter.

Die Scene geht auf einem Landgute nicht weit von Wien vor.
Die Bühne iſt ein Saal.

Scene I.

Der Obriſte ſitzt und lieſt; Jacob kommt herein mit einem Brief in der Hand.

Obriſter.

Was giebts?

Jacob. Ein Laufer hat dieſen Brief aus Wien gebracht.

Obriſt. Wenn ich ihn werde geleſen haben, ſo will ich in Park gehn, die Hitze muß nunmehr ziemlich vorbey ſeyn. (munter) Ich habe mich noch nicht ſo wohl befunden.

(Jacob bleibt im Hintergrunde der Bühne. der Obriſte lieſt den Brief mit Unruhe.)

Mein lieber Obriſter!

„Eben iſt bey der Frau Baroneſſe von Karlſtein ein Auftritt vorgefallen, der ihre Unbeſonnenheit aufs höchſte treibt. Als eine Folge dieſer Ausſchweifung wird ſie in zwey Stunden Sie auf dem Landhauſe überraſchen. Ich ſetze mich zu Pferde, um ihr zu folgen; und werde die Ehre haben, Ihnen mündlich die ganze unglaubliche Geſchichte zu erzehlen.

Ihr Freund

Graf Eſchen. „

(Nach dem er geleſen, geht er mit groſſen Schritten auf und ab.) Sie wird mich noch zu Tode ärgern.

Jacob. (hinter ihm. furchtſam) Ihro Gnaden.

Obriſt. (Im Auf- und Abgehen.) Baroneſſe! Baroneſſe!

Jacob. (mit Antheil.) Wie? ſollte die Baroneſſe an alle dem Kummer ſchuld ſeyn?

Obriſt. Ich geſtehe dir, Jacob, ich bin ihrentwegen in der größten Unruhe. Meine Geſundheit zwang mich, ſie zu verlaſſen, und auf einige Zeit mich auf dieß Landhaus zu begeben; ſie verſprach mir, unverzüglich nachzufolgen — und doch bleibt ſie nun ſchon vier Wochen in der Stadt zurück, wo mich, trotz ihres guten Herzens, ihr Hang zu Eroberungen, ihre Launen, ihre ſeltſamen Einfälle, in ſteter Sorge über ſie laſſen.

Jacob. O gnädiger Herr, wenns weiter nichts als das iſt, ſo geben ſie ſich zufrieden. Das Alter wird ſie ſchon zurecht brin[illegible] Eine junge zwanzigjährige Wittwe!

— Lie:

— Lieber Gott! Die Frau Baroneſſe weis ja noch nicht einmal recht, was ſie will; die liebe Jugend —

Obriſt. (unterbrechend) Wollte der Himmel, guter Jacob, deine Profezeyungen träfen ein: Aber der Antheil, den du an allem nimmſt, was mich angeht, macht dich blind — Erſt den Augenblick erhalte ich einen Brief von einem Freunde, der mich zu einer neuen Thorheit von meiner Nichte vorbereitet.

Jacob. Sie wird ſich beſſern, gnädiger Herr glauben Sie mir; ſie wird ſich beſſern. Die Frau Baroneſſe hat freylich manchmal gar wunderliche Einfälle; aber es reut ſie auch gleich wieder, und ſie gäbe hernach, ich weis nicht wie viel, darum, wenn's nicht geſchehen wäre. — — Sie macht gern Eroberungen: — je nun, das iſt ihr zu verzeihen; — eine junge, liebenswürdige Dame; — ihre Jahre bringen es ja ſo mit ſich; und im Grunde hat ſie einen vortreflichen Karakter, und ſie von ganzem Herzen lieb.

Obriſt. Und ich, Jacob, würde mein Antheil wohl ſo lebhaft ſeyn, wenn ſie mir weniger theuer wäre? Hat der Tod ihres erſten Mannes ſie nicht ganz zu ihrer eigenen Herrin gemacht? — O wie ſehr wünſchte ich, daß ſie ſich zu einer zweyten Heyrath entſchlieſſen möchte. Der Graf Eſchen, eben der, der mir alleweil geſchrieben hat, ein junger Mann, der in Anſehn ſteht, und deſſen Glücksumſtände dem ihrigen gleich ſind, bete ſie an. Aber der iſt ihr viel zu vernünftig, den mag ſie nicht.

Jacob. Freylich wäre das die beſte Wahl, die ſie treffen könnte.

Obriſt. Und das iſt eben für ſie ein Grund mehr, um es nicht zu thun. — Was will ſie, zum Exempel, mit alle den jungen Leuten anfangen, die ſie überall hinter ſich herſchleppt? Mit Lally, dem Wollüſtling, der gewiß nicht die beſten Abſichten mit ihr hat — Mit Reitbahn, dem Verſchwender, dem blos ihr Vermögen in die Augen ſticht, um es in Pferden zu verthun, wie er das ſeinige verthan hat — Mit Danner, dem Haſenfuß, der ſich Marquis nennen läßt, ſeitdem er aus Paris zurück iſt, und der ihr zwar nur die Cour macht, um ihr die Cour zu machen, der aber doch bey alledem dem Eſchen ſchadet. Jacob, Jacob, ſoll einem da der Kopf nicht warm werden. (lieſt von neuem im Brief.)

Jacob. Verzweifeln Sie nicht, gnädiger Herr, verzweifeln Sie nicht, es wird ſchon gut werden.

Obriſt. In zwey Stunden, ſchreibt Eſchen, würde ſie hier ſeyn. — Wie wünſche, wie fürchte ich ihre Ankunft!

Jacob. Ich glaube, es kommt was im Hof gefahren.

Obriſt. Hurtig, laufe: ich bin für niemand zu Hauſe.

Jacob. (durch ein Fenſter ſehend) Es iſt der Phaeton der Frau Baroneſſe — Aber ich ſehe ſie nicht, es ſitzt blos Liſette darinne —

Obriſt. (freudig) Vielleicht hat ſich die Sache geändert.

Jacob. (immer noch am Fenſter) Nein, ich habe mich geirrt; da iſt die Frau Baroneſſe im Reitkleide: ſie iſt geritten.

Obriſt. Was wird ſie nun angeſtellt haben; lieber Jacob, ich habe traurige Ahndungen — Sie kommt!

Scene II.

Baroreſſe. Liſette. Vorige.

Baroneſſe.

(kömmt zur rechten Thüre der Bühne herein, und läuft auf den Obriſten zu, ihn zu umarmen.)

Guten Tag, lieber Onkel, Sie ſehn mich ſo vergnügt, ſo entzücket! Sie müſſen meine Freude theilen!

Obriſt. Gern, meine Nichte, aber zuvor möchte ich auch wiſſen, was ſie verurſacht.

Baroneſſe. Endlich, lieber Onkel, bin ich Ihre gehorſame Nichte; Sie haben ſo vielmals in mich gedrungen, mich wieder zu verheyrathen —

Obriſt. Nun?

Baroneſſe. Daß ich jetzt ernſtlich Willens bin, mich dazu zu entſchließen, oder vielmehr — mich ſchon entſchloſſen habe — Ja, ich heyrathe.

Obriſt. Und darf man fragen, wer der Glückliche iſt?

Baroneſſe. (kalt) Das weis ich ſelber noch nicht.

Obriſt. Wie, du verheyratheſt dich, und weiſt nicht, an wen? Wenn wirſt du es denn wiſſen.

Baroneſſe. (kalt) In einer halben Stunde vielleicht.

Obriſt. Waß heißt das?

Baroneſſe. (zu Liſette) Liſette, du haſt doch beſtellt, daß man genau Acht giebt, wer der Erſte iſt.

Liſette. Ja, gnädige Frau.

Baroneſſe. Und der Kranz?

Liſette. Der Kutſcher wartet damit im Hof auf den Ueberwinder.

Baroneſſe. Gut, ſo iſt alles in Ordnung.

Obriſt. Das ſind für mich lauter Räthſel; Nichte, willſt du wohl die Gnade haben, ſie mir zu erklären?

Baroneſſe. (munter) Lieber Onkel, Sie erinnern ſich doch der Wettrennen, die jetzt in Frankreich ſo ſehr Mode ſind, und wovon alle Zeitungen voll ſtehn?

Obriſt. Aber ſage mir, was haben die Wettrennen in Paris mit deiner Heyrath zu ſchaffen?

Baroneſſe. Eine kleine Geduld? Sie erinnern ſich alſo dieſer Wettrennen?

Obriſt. Nun ja!

Baroneſſe. Gut, vor drey Stunden erinnerte ich mich ihrer auch, ſehr a propos.

Obriſt. (bey Seite) Ich bin wie auf Kohlen — (laut) Ich verſtehe dich noch immer nicht.

Baroneſſe. Reitbahn, Lally, Eſchen, Danner, waren alle viere bey mir. Jeder drang in mich, ihn glücklich zu machen; ich wußte nicht, wie ich mich heraushelfen ſollte; als ich auf einmal einen herrlichen Einfall bekam! Meine Herren, ſagte ich zu ihnen, ſie ſind alle gleich liebenswürdig, und ich wüßte nicht, welchen ich dem andern vorziehen ſollte. Ich müßte eines Glücklichen wegen drey Mißvergnügte machen, und ſeine Nebenbuhler würden mich mit Recht der Undankbarkeit beſchuldigen können. Hören ſie, ich weis ein Mittel, wie ſich keiner über mich beklagen kann. Sie kennen mein Landhaus, zwey Stunden von hier, wo mein Onkel ſich alleweil aufhält; laſſen ſie uns heute daſelbſt zu Abend eſſen. Ich reiſe mit meinem Mädchen voraus. Sie, meine Herren, verſammlen ſich unverzüglich zu Pferde vor dem Thore; ſetzen ſich alle zu gleicher Zeit in Galopp, und derjenige, der zuerſt ankommt, erhält meine Hand. Die zurückbleiben, können mir alsdenn keinen Vorwurf machen; ſie haben die Schuld allein ihren Pferden zu geben; kommen ſie aber alle viere zuſammen an, ſo wird ſich auch ſchon ein Mittel ausſindig machen laſſen, das die Sache entſcheidet. — Die ganze Verſammlung war entzückt über meinen Vorſchlag, und gab ihm ſeinen ganzen Beyfall, nur der weiſe Eſchen nicht. Unterdeſſen iſt er doch auch zu Pferde geſtiegen, und ich wette, lieber Onkel, der Herr Philoſoph galloppirt jetzt ſo gut, wie die andern! — Wie gefällt Ihnen mein Einfall, iſt er nicht allerliebſt?

Obriſt. Thöricht, Frau Nichte, der thörichſte, den du je gehabt haſt.

Baroneſſe. Aber, Sie ſchmälen auch immer, Herr Onkel: bald bin ich Ihnen zu koket; bald — nicht recht geſcheid.

Obriſt. Habe ich etwa Unrecht? — Deine Hand hängt alſo von der größern oder mindern Dauer eines Pferdes ab?

Baroneſſe. Wäre es beſſer, wenn ſie der Preiß des größern oder geringern Reichthums eines Liebhabers wär?

Obriſt. Ein ſchöner Vergleich — und wenn dich das Ohngefähr dem Reitbahn zuſchlüge? — — Sieh, welcher Abgrund ſich unter deinen Füßen öffnet! Mit deinem näriſchen Einfall haſt du dich dem Unglücke und vielleicht der Schande Preiß gegeben.

Baroneſſe. (zitternd) Was ſagen Sie, mein Onkel?

Obriſt. Glaube mir, dein Mann wird der erſte ſeyn, der dir deine Unbeſonnenheit, der er doch ſein Glück zu danken hat, vorrücken, und ſie zum Vorwand ſeiner Kränkungen brauchen wird. Deine Klagen ſind alsdenn vergebens, die Welt ſpottet nur deines Elends, und lacht über deine Thräne.

Baroneſſe. Mein Onkel!

Obriſt. Oder verläßt du dich auf die Hülfe der Geſetze? — Glaubſt du, daß ſolche Verbindungen eben ſo ſchnell getrennt als geſchloſſen ſind?

Baroneſſe. Lieber Onkel, ich bitte Sie —

Obriſt. Eine tröſtliche Zukunft! ein herrliche Ausſicht! — Deine Güter in den Händen eines Verſchwenders

ders und ſeiner Schuldner, du ſelbſt allen Demüthigungen und Schrecken des Mangels ausgeſetzt, und Graf Reitbahn beſchäftigt — —

Baroneſſe. (etwas ärgerlich) Aber Sie nehmen auch immer an, das es Reitbahn ſeyn wird.

Obriſt. Und wenn er es nicht iſt? Läufſt du bey einem Lally, einem Danner, weniger Gefahr? Was bleibt dir unter dieſem ſeinen Triumviriat übrig, als die Wahl der Narrheit?

Baroneſſe. Sie haben Recht — ich fühle es — ich habe eine Uebereilung begangen.

Obriſt. Es freut mich, daß du es geſtehſt.

Baroneſſe. (munter) Aber die Folgen können noch immer verhindert werden,

Obriſt. Und wie?

Baron. Sie wiſſen, ich habe dieſen Herren nichts verſprochen, wenn ſie zu gleicher Zeit einträfen, und das iſt leicht möglich — — (munter) alle viere kann ich ſie doch nicht heyrathen?

Obriſt. Jetzt iſt es auch Zeit zu ſcherzen! — nicht die Furcht vor einer lächerlichen Heyrath iſt es, was mich beunruhigt. Ein ſo unbeſonnenes Verſprechen kann weder dein Herz noch deine Hand binden; Aber wenn nun dieſe junge Herren hereinſtürmen; wenn der Ueberwinder ſich des Rechts bedient, das du ihm über deine Perſon eingeräumt haſt; wenn er dich auffodert, Wort zu halten. — Wie dann? — Was willſt du ihm antworten? — Und ich, was ſoll ich für eine Rolle dabey ſpielen? — Rede ſage ich, wie ſoll ich mich betragen?

Baroneſſe. (niedergeſchlagen) Ich weis es nicht.

Obriſt. Die Glückſeligkeit ſeines Lebens auf die Güte eines Pferdes ankommen zu laſſen — Sind das deine Freyer? — (zärtlich) Ein Onkel, der dich liebt! — ſeine Vorſtellungen, ſeine Zärtlichkeit, gelten bey dir nichts? Nichte!

Baroneſſe. Stille, lieber Onkel, ſtille mit den Vorwürfen, ich geſtehe ja meinen Fehler ein! Laſſen Sie uns lieber nachdenken, wie wir ſeinen Folgen vorbeugen. Liſette, du biſt ja ſonſt ſo erfinderiſch an Ausflüchten; weiſt du kein Mittel, wie ich mich aus dieſem verwirten Handel ziehen könnte?

Liſette. (tritt näher) Nein, gnädige Frau, wahrhaftig, da ſeh ich kein ander Mittel, als daß Sie Ihre Zuflucht zu dem Kopfweh nehmen, das Ihnen ſchon ſo treffliche Dienſte bey verdrießlichen Beſuchen geleiſtet hat. Wenigſtens gewinnen wir ſo einen Tag Zeit zur Ueberlegung, und ein Tag, das iſt ſchon viel für ein Frauenzimmer.

Baroneſſe. Du haſt recht: Ich bin nicht wohl; nichts iſt natürlicher; folglich bin ich auch nicht ſichtbar; und das iſt wieder in der Ordnung.

Obriſt. Aber was werden die jungen Leute dazu ſagen?

Baroneſſe. Was ſie wollen; was bekümmerts mich? — Im Gegentheil, es wird mir Spaß machen, wenn ich in meinem Nebenzimmer zuhören kann, wie ſie ihren Zorn über mich auslaſſen.

Obriſt. Ein ſchönes Vergnügen!

Baroneſſe. Oder — wenn ich gar beym Soupee zugegen ſeyn könnte, ohne daß ſie mich kennten? (ihm ſchmeichelnd) Lieber Onkel, bitte, bitte! wie fang ich das an?

Obriſt. Haſt du den Verſtand verloren?

Baroneſſe. (lebhaft) Ich hab's! ich hab's! o das iſt ſo luſtig als möglich! (zu Jacob) Jacob, meines Onkels Huſar ſoll herauf kommen.

Jacob. Er iſt nicht mehr hier, gnädige Frau: Es war nicht viel an ihm, deswegen hat ihn der Herr geſtern wieder zu ſeinen Eltern geſchickt.

Baroneſſe. (mit Antheil) Wie, Sie haben dem armen Burſchen den Abſchied gegeben?

Obriſt. Ja, und es thut mir leid, ich verlor ihn ungern. Er glich dir, meine liebe Nichte, er hatte viel Aehnliches mit dir.

Baroneſſe. (die Hände küſſend) Guter beſter Onkel!

Jacob. Es iſt nichts mehr von ihm da, als ſeine Uniform.

Baroneſſe. (lebhaft) O, daß mir die gleich auf mein Zimmer gebracht wird!

Obriſt. Was willſt du aber damit machen?

Baroneſſe. Das iſt eben mein Geheimniß, lieber Obriſter: erlauben Sie daß ich ſchweige.

Obriſt. Du wirſt doch nicht —

Baroneſſe. Ich habe eine Unbeſonnenheit begangen, ich will ſie wieder gut machen. — (zu Jacob) Sage meinen Rittern, ich befände mich nicht wohl, ich hätte bey meiner Ankunft ein ſo heftiges Kopfweh bekommen, daß ich das Zimmer hüten müßte.

Jacob. Ja, gnädige Frau.

Baroneſſe. Liſette ſoll ſie nachher in meinem Namen bitten, da zu bleiben, und mit meinem Onkel zu ſoupiren.

Obriſt. Ich, Nichte, allein unter dem Schwarm?

Baroneſſe. Aber mir zu gefallen, lieber Onkel mir (ſchmeichelnd) — Keine finſtre Stirn — ich verſpreche Ihnen, wir wollen hernach was rechts lachen.

Obriſt. (erzwungen lachend) Vielleicht! (ernſthaft) Nichte, ich wünſche von Herzen, daß dieſe tolle Begebenheit, und was du alleweile im Sinn haſt, dich klüger machen, und in Zukunft vor ſolchen Thorheiten warnen möge.

Baroneſſe. Ja, mein Onkel. (muthwillig) O mein Kopf, mein Kopf, er thut mir ſchon ganz entſetzlich weh! Komm, Liſette, führe mich. (ab durch die Mittelthür)

Scene III.

Obriſter. Jacob.

Obriſter.

Du ſiehſt, guter Jacob, mit was für einer Frau wir zu thun haben. Der Himmel weis, was noch daraus werden wird. — Ich möchte nur wiſſen, was ſie vor hat, und wie ſie ihren Fehler zu verbeſſern denkt. Ich fürchte immer, das Hülfsmittel iſt ſchlimmer als das Uebel — Was in aller Welt kann ihr die Huſarenuniform helfen? — Ich geſtehe, ich begreife nicht das geringſte von dem ganzen Handel, und faſt reut es mich. —

Jacob. Und ich habe die beſte Hofnung, die gnädige Frau hat viel Verſtand und —

(Man hört in der Ferne Reitbahn ſchreyn, holla ho! hopp, hopp)

Obriſt. Was iſt das für ein Lerm?

Jacob. Der Held der Cavalcade, der Sieger vom Wettrennen wird angekommen ſeyn.

Obriſt. Wenn es Graf Eſchen wäre.

Jacob. (Sieht durchs Fenſter) Nein er iſt es nicht.

Obriſt. (ungeduldig) Nu, wer iſt es denn?

Jacob. (Guckt) Es iſt — Es iſt der Graf Reitbahn.

Obriſt. Da haben wir's! Gerechter Himmel, in was für Hände wäre die Baroneſſe gefallen! (zu Jacob) Ich will ihn empfangen. Lauf zur Baroneſſe, und ſieh, ob du ihr wo nützlich ſeyn kannſt; nimm deine Abrede mit Liſetten, und ſchärf beſonders allen Bedienten ein, reinen Mund zu halten. (Jacob geht fort, er ruft ihn zurück) Sieh' ob du den Graf Eſchen ſprechen kannſt, und bitte ihn, in mein Kabinet zu kommen; ſobald es mir möglich iſt, will ich ihn dort aufſuchen.

Jacob. Ja, Herr Obriſter. (ab)

Scene IV.

Obriſter. Graf Reitbahn als Jockey *) gekleidet, und einen Myrthenkranz am Arm.

Reitbahn.

Guten Tag, alter ehrlicher Degenknopf — umarme mich — noch einmal — und noch einmal — Wo iſt deine Nichte? Weiſt du, daß ſie jetzt mein iſt? Das muß ich geſtehen, meine Schecke, iſt das deliciöſeſte Thier, das ich kenne — Du weißt doch, wie ich ihn bekommen habe? Es war der fünfte — ach du mußt davon gehört haben, ſie haben ſo gar eine Comödie daraus gemacht — Bravo! Bravo! das heißt geritten! Ventre à terre!

---

*) Jokeys, Name, den man in England den Reitknechten giebt, die die Wettläufer bey dem Wettrennen reiten. Sie ſind gemeiniglich in kurzen Reitweſten, runden ledernen Hüthen oder Capps, und kleinen Halbſtiefeln gekleidet.

die andern ſind noch auf funfzig Schritt zurück? — Nun deine Nichte iſt mein — Das wußte ich vorher, ich kenne meinen Carl, einen ſolchen Läufer giebts nicht mehr auf der weiten Erde; über Graben ſetzt er, als ob das Donnerwetter hinüberſchlüge — Ich habe eine Frau dafür hingegeben, nun gewinne ich eine andre damit. — A propos, wie befindeſt du dich? Du warſt ja aus Wien verſchwunden, wie ein Dieb in der Nacht — Aber warum ſagſt du kein Wort? Siehſt du nicht gerne, daß ich dein Neffe werde?

Obriſt. Graf, biſt du nicht geſcheid? Sage mir nur, was du willſt? Du ſchwatzeſt mir da von meiner Nichte, von Pferden, von einer Frau, die du gewonnen haſt — was iſt denn das für ein Miſchmaſch durcheinander? — Rede deutlicher, wenn du haben willſt, daß man dir antworten ſoll.

Reitbahn. Wie, du weißt alſo nicht —

Obriſt. Und was?

Reitbahn. Ich will dir alles ſagen. Deine ſchöne Nichte —

Obriſt. Eben iſt ſie angekommen.

Reitbahn. So! Aber — ich ſehe ſie ja nicht, wo iſt ſie denn?

Obriſt. Sie befand ſich nicht wohl, und hat ſich gleich bey ihrer Ankunft niedergelegt.

Reitbahn. Ohne dir zu ſagen, was uns hieherſprengt?

Obriſt. Nicht ein Wort.

Reitbahn. Deſto beſſer; ſo ſollſt du's von mir erfahren. Sie war ungewiß, welchen von uns dreyen ſie zum Mann wählen ſollte, Lally'n, Dannern, oder mich. Sie beſchloß alſo, dieſe Kleinigkeit unſern Pferden zu überlaſſen — O, es iſt eine allerliebſte Frau, deine Nichte, wir ſind recht für einander geſchaffen; ſie ſitzt zu Pferde, wie ein Schatz! — Sie ſagte uns alſo, daß wir alle zu gleicher Zeit ausreiten ſollten, und daß ſie dem, der zuerſt hier ſeyn würde, ihre Hand geben wollte. Ich bin der erſte, alſo — bin ich dein Neffe. Ha! ha! ha!

Obriſt. (mit einem verſtellten Erſtaunen) Redeſt du auch im Ernſt.

Reitbahn. Sieh dieſen Myrtenkranz, den man mir feyerlichſt überreicht hat. Es iſt das Zeichen meines Triumphs, das Pfand meines Glücks! Ha! ha! ha! — Aber wo bleiben meine Kammeraden; ſollte einer mit ſeiner Mähre den Hals geſtürzt haben?

Obriſt. Reitbahn, du ſpaßeſt! ohnmöglich kenn ich ſo was von meiner Nichte glauben.

Reitbahn. Zum Teufel, wenn du's nicht glauben willſt, ſo ſollſt du gleich den Beweis davon auf den betrübten Geſichtern meiner Nebenbuhler leſen.

(Man hört in der Coulisse rufen: Reitbahn, he, Reitbahn!)

Hörſt du ſie?

Obriſt. Graf, ich bitte tauſendmal um Vergebung, aber ich muß den Augenblick zu meiner Nichte; ich bitte dich, bleib hier, und leiſte einſtweilen den Herren Geſellſchaft.

Reitbahn. Herzlichgern, Herr Onkel.

Obriſt. (bey Seite im Abgehn) Ich will Eſchen aufſuchen. (zur Mittelthüre ab.)

Scene V.

Graf Reitbahn. Baron Lally. Baron Danner, ebnfalls als Jokeys gekleidet.

Reitbahn.

Willkommen, meine Freunde, willkommen! Nun geſteh, Lally, daß ich der beſte Reiter bin, den du noch geſehn haſt.

Lally. Ja, deine Schecke! —

Danner. Mein Butor von Reitknecht hat nicht nachgeſehn, ob die Eiſen feſt lagen: ich will ihn zu Tode prügeln laſſen, wenn ich nach Hauſe komme. Peſte ſouit du coguin!

Reitbahn. (ſpottend) Armer Markis, alſo am Eiſen lag's — Aber ich bitte um Gnade für deinen Stallmeiſter.

Danner. Was Graf Eſchen betrift, der reitet comme un Philoſophe, er iſt erſt alleweile arrivirt, aber wir haben es für unſre Schuldigkeit gehalten, auf ihn zu warten, um dir en corps unſern Glückwunſch abſtatten zu können.

Reitbahn. Ich danke euch, meine Freunde, ich danke euch; ſo wackere Reuter überwunden zu haben, vergrößert die Ehre meines Siegs? Aber wo ſteckt denn der Eſchen?

Lally. Er iſt bey dem Obriſten. Wie wir abſtiegen, kam Jacob und ſagte ihm, ſein Herr wollte ihm ſprechen.

Reitbahn. (ſpottend) Ein unglücklicher Liebhaber hat immer ein paar Geheimniſſe ins Ohr zu raunen!

Danner. Er und der Obriſte ſind recht für einander geſchaffen.

Lally. Ich glaube, ſie könnten hundert Jahre beyeinander bleiben, ohne daß ihnen einfiele, dies ehrwürdige Tête à tête zu unterbrechen.

Reitbahn. Höre, Lally, den Eſchen gebe ich dir Preiß; aber um unſrer Freundſchaft willen! verfahre ſäuberlicher mit dem Onkel der Baroneſſe! — Denn ich hoffe doch, daß du keine Anſprüche mehr auf ſie machſt — du trittſt ſie mir ab — nicht wahr?

Lally. Du thatſt ſehr geſcheid, daß du den beyden Laſtwagen nicht begegneteſt, die mir eine Virtelſtunde von hier den Weg verſperrten, und ohne die ich gewiß ehe da geweſen ſeyn würde, als du.

Reitbahn. Warum haſt du es auch nicht austrommeln oder die Policey davon benachrichtigen laſſen, damit dir nichts im Weg gekommen wäre.

Lally. Spötter!

Danner. Ich laß euch ſchwatzen, aber ohne die verfluchten Nägel, die an dem Vordereiſen meines Pferdes fehlten, hätte ich die Baroneſſe gewiß gewonnen! Als ich in Paris war, habe ich ſechs Lieues mit dem Gaul gemacht, ehe mein Gegner 20000 Punkte aufs Papier tippen konnte. Die Wette machte erſtaunlichen bruit, es wurde ſogar au petit lever davon geſprochen, und —

Reitbahn. Genug die Baroneſſe iſt meine, und ich habe ſie ehrlich und redlich gewonnen.

Lally. Ich cedire dir alle meine Rechte.

Reitbahn. Wie großmüthig!

Danner. Aber wo iſt deine Frau, daß wir dich ihr en céremonie präſentiren können?

Reitbahn. Meine Frau?

Danner. Ja, deine Frau, die Baroneſſe von Karlſtein. Wie er ſich anſtellt?

Lally. Er ſpielt ſchon denn Mann!

Reitbahn Sie iſt nicht wohl — ihr Kopfweh. —

Lally. O da ſteckt gewiß ein neuer Eigenſinn dahinter.

Danner. Je le parierais ſur ma tête, ich wollte darauf ſchwören.

Reitbahn. Was brauchts da viel Redens — Kommt, wir wollen die Baroneſſe in ihrem Zimmer beſuchen. Auf den Fuß, auf dem wir miteinander ſtehn, ſcheint mir's ganz unumgänglich nothwendig zu ſeyn. — Was meint ihr?

Danner. Du haſt recht; Allons!

Lally. Hier kommt Liſette, die kann der Waffenherold ſeyn!

Scene VI.

Liſetet. Vorige.

Liſette.

Meine Herren, die gnädige Frau läßt Ihnen durch mich ihre Entſchuldigungen machen. Eine Krankheit beraubet ſie des Vergnügens Ihrer Geſellſchaft. Sie hat mir zugleich aufgetragen, Sie zu bitten, daß Sie ſie unendlich verbinden würden, wenn Sie ein wenig im Garten gehen wollten; Sie machen ihr mit Ihrem Geſchrey den Kopf ganz wüſte. Uebrigens hofft ſie, daß ihre Kopfweh Sie, meine Herren, nicht abhalten wird, hier mit dem Herrn Obriſten zu ſoupiren. Wenn's ihr möglich iſt, und ſie ſich etwas beſſer befindet, wird ſie bey Tiſche erſcheinen.

Reitbahn. Gut, gut! Es iſt Mondſchein, wir können bey Nacht zurückreiten — weis die Baroneſſe, daß ich ihr Sieger bin?

Liſette. Ja, Herr Graf, ich hab es ihr gleich geſagt.

Lally. (tändelt mit ihr) es iſt ein vortrefliches Mädchen, die Jungfer Liſette, bey meiner Ehre, — ein Mädchen zum küſſen — wie ihr das alles ſo gut ſteht. Ich muß ſie umarmen.

Liſette. (tritt zurück) Laſſen Sie mich, Herr Baron, ich gehöre nicht mit zum Wettrennen.

Reitbahn. Kommt, meine Freunde, wir wollen den Befehlen unſrer Gebieterin gehorchen, und im Garten gehn.

Danner. C'eſt bien dit!

Lally. Der Abend iſt vortreflich.

Reitbahn. Liſette, wenn du den Eſchen ſiehſt, ſo ſage ihm, er ſoll nachkommen.

Liſette. Ich werde es ausrichten.

(Alle gehen durch die Thüre linker Hand ab, welches die Gartenſeite iſt.)

Scene VII.

Liſette allein.

Die gnädige Frau hat ſie nur gern ein wenig vor dem Soupe entfernen wollen. Ich will ihr nun Nachricht geben wie mein Auftrag gelungen iſt. — Wahrhaftig, das iſt ein ſchöner Tag für die gnädige Frau — Was für ein ſeltſamer Karakter! — Mir iſt noch keine Dame vorgekommen wie die! — Ich glaubte, ſie würde vor Freuden närriſch werden, als ſie ſich als Huſar gekleidet ſah. — Sie brennt für Ungeduld, ihrem Onkel bey der Tafel aufzuwarten. Aber ich fürchte immer, unſere Ritter werden ſie troz ihre Verkleidung erkennen.

Scene VIII.

Liſette. Obriſt. Graf Eſchen im Frack; ſie kommen zur Mittelthüre herein.

Obriſt (zu Liſette.)

Wo ſind die Herren?

Liſette. Spatzieren gegangen, und laſſen den Herrn Grafen bitten, nachzukommen.

Obriſt. ſchon gut, laß uns allein.

(Liſette zur Mittelthüre ab.)

Scene IX.

Obriſter. Graf Eſchen.

Obriſt.

Lieber Graf, was ſind das für Leute! — Ich beklage meine Nichte, in ſolche Hände gefallen zu ſeyn.

Eſchen. Es iſt wahr ſie ſind ein wenig ausgelaſſen.

Obriſt. Sagen Sie verrückt. Sich aller Welt in dem Aufzuge zur Schau zu ſtellen! In der Kleidung eines engliſchen Reitknechts herumzulaufen — und Sie, Eſchen, ſind Sie wohl vernünftiger oder klüger geweſen? Ach, mein Freund, wie haben Sie dieſe tolle Cavalcade mitmachen können?

Eſchen. Was ſoll ich Ihnen antworten, Herr Obriſter. Dieſer Einfall der Baroneſſe erſchreckte mich; Sie wiſſen, ich liebe ſie aufrichtig —

Obriſt. Ja, das weis ich, und ich wünſchte, ihre Hand hienge von mir ab; aber meine wunderliche Nichte ſieht ihr Glück nicht ein.

Eſchen. Herr Obriſter, die Freundſchaft, die Sie für mich haben, verblendet Sie.

Obriſt. Beſter Graf. Das größte Glück, das einer leichtſinnigen Frau begegnen kann, iſt, in die Hände eines rechtſchaffenen Mannes zu fallen, der ſie um ihr ſelbſt willen liebt; und —

Eſchen. Ach mein Freund, Sie kennen mein Herz. Ich geſtehe, ich fürchtete, dieſer kleine Muthwille — Verzeihen Sie mir den Ausdruck.

Obriſt. O ſie könnten noch einen weit härtern brauchen.

Eſchen. Ich habe mich, wie die andern, zu Pferde geſetzt, und bin hieher gerennt, blos um ſie nicht aus den Augen zu verlieren.

Obriſt. Möchte ſie einſt meine Nichte für alle die Sorgen belohnen, die ſie Ihnen verurſacht.

Eſchen. Obriſter, ich glaube, ich könnte ihre Hand ausſchlagen, wenn ich ſie nicht ihrem Herzen zu verdanken haben ſollte.

Scene X.

Vorige. Baroneſſe (als Huſar gekleidet.)

Baroneſſe (kommt eiligſt, mit der Mütze in der Hand zur Mittelthüre herein.)

Ach, Eſchen iſt bey ihm — ich muß ſie ein bischen behorchen. (Sie geht zurück, und horcht in der Thür, die halb offen bleibt.)

Obriſt. Wahrhaftig, mein Freund, wenn ich es überlege, ſo kann ich mich nicht genug wundern, daß die unaufhörliche Thorheiten meiner Nichte Ihre Liebe nicht erkältet haben.

Eſchen. Mein lieber Obriſter, ich kenne die Baroneſſe; ſie iſt nur leichtſinnig; alle dieſe Grillen, alle dieſe kleinen Streiche, die Ihnen ſo viel Kummer machen, kommen nicht aus ihrem Herzen, Der Wirbel der groſſen Welt reißt ſie fort. Und wo iſt das Frauenzimmer, das an ihrer Stelle ihm widerſtehn könnte? Jung, ſchön, reich, von allen unſern jungen Herren fetirt und geſchmeichelt; ſagen Sie Selbſt, wie iſt es möglich, daß ſie nicht verführet werde.

Baroneſſe. (in der Thür vor ſich) Was hör ich ſie ſprechen von mir.

Obriſt. Sie wollen ihren Eigenſinn und ihre Thorheiten vertheidigen, Sie nehmen ſie in Ihren Schutz?

Eſchen. Nein, ich vertheidige ſie nicht; ich kenne ihre Fehler, und beklage ſie. Aber ich ſuche ſie ſelbſt bey mir zu entſchuldigen. Verzeihen Sie, ich liebe die Baroneſſe — zärtlich liebe ich ſie, ſo zärtlich, als man lieben kann. Jeder Augenblick vermehrt meine Liebe und meine Verzweiflung — Was iſt zu machen — ich will warten, bis die Zeit eine Bekehrung würket, die alle ihre Vorſtellungen nicht haben fruchten können.

Obriſt, Ja, leider, haben ſie nichts gefruchtet! Vergebens macht ich ihr begreiflich, wie nothwendig es ſey, ſich einen vernünftigen Mann auszuſuchen, der ihr Führer ſeyn, und ihr die Auftritte erſparen könnte, die ihre Unbedachtſamkeit täglich erneuerte — Es half nichts; ich nannte ſo gar Sie —

Eſchen. Grauſamer Freund, was haben Sie gemacht? Sie haben mir dienen wollen, und haben ſie gewiß nur noch ſtärker von mir entfernt. — In ihrem Alter verderben Vorſtellungen mehr, als ſie beſſern. — Sie wird nun in mir nicht den zärtlichen und nachſichtsvollen Liebhaber, der ich bin, ſondern nun den gebietriſchen Ehemann erblicken, der ſeine Gefährtin zur Sklaven erniedrigt, und ihr alle die Vergnügung raube, die ihre Jugend fordern könnte.

Obriſt. In der That, ich glaube, Sie würden mir die Baroneſſe verderben, (lachend) wenn ſie es nicht ſchon wäre.

Baroneſſe. (im Hintergrunde) Wie man mich demüthigt — Ich muß das Geſpräch unterbrechen. (ſetzt ihre Huſarenmütze auf, und nähert ſich) Herr Obriſter!

Obriſt. (erkennt die Baroneſſe: leiſe zu ihr) Was ſeh ich, welche neue Thorheit!

(Die Baroneſſe giebt ihm ein Zeichen zu ſchweigen)

(laut und böſe) was wollt Ihr?

Baroneſſe. (verwirrt) Ich ſoll — dem Herrn — Grafen — ſagen — daß man — ihn im Garten erwartet.

Obriſt. (heftig) Packt Euch Eurer Wege (bey Seite) Wenn man ſie erkennte. (laut) Habt ihr gehört? Fort!

(Die Baroneſſe tritt wieder in den Hintergrund der Bühne)

Eſchen. Herr Obriſter, warum erzürnen Sie Sich ſo gegen den jungen Burſchen?

Obriſt. (erzürnt, indem er die Baroneſſe erblickt) Es iſt ein Taugenichts, der mir nichts als Aerger macht. (Die Baroneſſe geht hinaus. Obriſter vor ſich) Was muß ſie nur damit wollen. (zu Eſchen) Herr Graf, wenn man Sie im Garten erwartet, ſo will ich Sie nicht aufhalten. (bey Seite) Ich muß ſie ſprechen. (zu Eſchen) Ich habe noch einige Anſtalten zu machen, verzeihen Sie, Herr Graf, wenn ich Sie nicht begleiten kann.

Eſchen. Aber was fehlt Ihnen? — Sie ſcheinen auf einmal ſo unruhig — wahrhaftig, Sie machen, daß ich Ihretwegen beſorgt bin.

Obriſt. Mir fehlt nichts, mein Freund, in der That, nichts — Ich möchte nur einen Augenblick allein ſeyn — verzeihen Sie —

Eſchen. Ich will gleich die Geſellſchaft aufſuchen — aber da kommen die Herren ſchon.

Obriſt. (vor ſich) Was ſoll ich nun anfangen?

Scene XI.

Graf Reitbahn. Baron Lally. Baron Danner. Jacob. Vorige.

Sie kommen zur linken Thür, als der Gartenſeite, herein.

Reitbahn.

Plaudert Ihr denn noch immer zuſammen? — Wahrhaftig, ich glaube, Ihr könntet ein ganz Sekulum durchſchwatzen, ohne daß Ihr es gewahr würdet.

Eſchen. Eben wollten wir Euch aufſuchen.

Obriſt. Meine Herren, wie hat Ihnen Ihr Spaziergang gefallen! (bey Seite) Wenn ich nur die Baroneſſe geſprochen hatte!

Reitbahn. Herr, Obriſter, die Bosketts, die Gänge, die grünen Kabinette, das iſt alles ganz ſchön. Unterdeſſen bin ich doch willens, es ausreißen zu laſſen, und einen Garten anzulegen, wie ich ihn in England geſehn habe; ich weis mir nichts Hübſchers, als Ruinen!

Lally. Was mir am meiſten gefällt, das ſind die glücklichen Formen von gewiſſen Statuen, die ich wahrgenommen habe. Die Draperien ſind ſo durchſichtig als möglich, und die Nuditäten —

Obriſt. Man erkennt gleich den Dilettanten, Herr Baron. (bey Seite) Könnte ich ihnen nur entwiſchen!

Danner. Wie wäre es, meine Herren, wenn wir ein Whiſt machten?

Obriſt. Ich glaube, daß wir gleich zu Tiſch gehn werden. (ruft) Jacob, Jacob! (Jacob kommt) Speiſen wir bald.

Jacob. Wenn Sie befehlen! Es iſt alles fertig.

Obriſt. So laßt auftragen! (vor ſich) Das iſt gut, ſo werde ich ihrer auf dem übrigen Abend los.

Reitbahn. (zu Jacob) Wo bleibt die Baroneſſe, wird ſie nicht ſichtbar ſeyn?

Jacob. Beym Deßert, Herr Graf!

Oberiſt. (heimlich zu Jacob) Wo iſt ſie? Jacob macht ihm ein Zeichen, und er ſieht ſie als Huſar an der Spitze der Bedienten.) (bey Seite) Gott, da iſt ſie! (Er nähert ſich ihr, und während, daß er mit ihr ſpricht, wird die gedeckte Tafel hereingebracht, und rangirt.)

Letzte Scene.

Vorige. die Baroneſſe als Huſar. Bediente

Obriſt,

(der ſich der Baroneſſe nähert mit einem verweiſenden Tone.)

Iſt das die Art, eine Thorheit wieder gut zu machen, daß man eine neue begeht! Fort!

Baroneſſe. Still, keinen Lärm; ich bitte Sie, laſſen Sie mich bey Tiſche eine Zuhörerin abgeben.

Obriſt. Geh auf Dein Zimmer, ſag ich dir!

Baroneſſe. Lieber Onkel, mehr Klugheit, mehr Mäßigung! — Ich habe es mir nun einmal im Kopf geſetzt: — Sie müſſen, Onkel, Sie mögen wollen oder nicht —

Obriſt. (zur Baroneſſe) Die ſchöne Rolle, die ich ſpie len werde! Aber das iſt das letztemal! Das ſchwöre ich Dir. (vor ſich) Das geſcheideſte iſt, ich gebe nach, es iſt doch einmal nicht zu ändern. (kommt wieder zur Geſellſchaft. Munter) Friſch, meine Herren, laſſen Sie uns Platz nehmen; an einem ſo ſchönen Tage, wie der heutige, muß Zwang und Traurigkeit von unſrer Tafel verbannt ſeyn: Freyheit und Freude ſey die Loſung! Graf Reitbahn, Du biſt der Held des Feſtes, Dir kommts zu, die Honneurs vom Hauſe zu machen.

Reitbahn. Und das von Rechtswegen. Mein lieber Obriſter, Dein Platz iſt oben an der Tafel, Lally kommt Dir zur Seite, und ich will mich in die Mitte, zwiſchen Weisheit und Thorheit, zwiſchen Eſchen und Freund Dannern ſetzen.

(Sie ſetzen ſich; die Baroneſſe wartet hinter dem Stuhl des Obriſten auf.)

Lally. Luſtig, Ihr Freunde, hübſch aufgeräumt! Die Baroneſſe hat uns vielleicht mit ihrem Kopfweh einen Streich ſpielen wollen — Aber wir wollen es uns wohl ſchmecken laſſen, das iſt die beſte Sache!

Danner. Oui, mes amis, ſoubons gaîment!

Obriſt. (zu Reitbahn) Graf, das haſt Du geſcheidt gemacht, daß Du die Wette gewonnen haſt. Ich glaube, ſie kommt Dir ſehr zu rechter Zeit. Unter uns, Deine Sachen ſtehn nicht auf dem beſten Fuße.

Reitbahn. (verwirrt) Es iſt wahr, mein Haushofmeiſter macht mir alle Morgen den Kopf mit ſolchen Miſeren warm!

Obriſt. So freut's mich, daß meine Nichte Dich davon befreyen wird. Das Ungefähr ſorgt beſſer für ſie, als ſie wohl denkt. Zu trinken! (Das zu trinken ſagt der Obriſte zur Baroneſſe, die hinter ſeinem Stuhl aufwartet. Es iſt ein ſpöttiſcher Wink, um ihr die verſchiedne Diſcurſe der Geſellſchaft fühlen zu machen. Da er es ſehr oft wiederholt, ſo ſezt ihn dieſes in die Nothwendigkeit, viel zu trinken, deswegen iſt er gegen Ende des Soupees ein wenig berauſcht.]

Danner. Schade, daß die Baroneſſe nicht zwey zugleich heyrathen kann; ſie iſt reich genug dazu.

Eſchen. Ich zweifle, ob die Gläubiger unſers ehrlichen Grafens (auf Reitbahn zeigend) drein willigen würden, wenn auch er ſo gefällig ſeyn wollte.

Lally. Verdienſt genug für die Baroneſſe, daß ſie Leute, wie uns, bey ihrem Glanz erhalten kann. Wie Teufel! könnte ſie ihr Vermögen beſſer anbringen?

Reitbahn. (heimlich zu Lally) Stille doch!

Obriſt. (munter) Meine Herren, ich bedanke mich im Namen meiner Nichte. Was Henker, Reitbahn, ſie wird alſo die Ehre haben, ein paar Dutzend Gläubiger vom Bettelſtab zu erretten? — Aber ich denke immer, ſtatt zwey Männer, wie der Herr Baron Danner ſehr wohl geſagt hat, wirſt Du ihr ein Vierzig heyrathen laſſen. Den Sattler, den Riemer, den Wagner, den Hufſchmidt, ein halb Schock Roßhändler — zu trinken! (man lacht)

Eſchen. Was mich betrift, Obriſter, mich, der ich noch ganz nach der alten Welt und ohne Schulden bin, mir ſollte es ſehr leid thun, wenn das Vermögen der Baroneſſe von Karlſtein für andere verſchleudert werden ſollte. Ich wünſchte ſie wäre weniger reich, ich wollte ihr mit Freuden Alles, was ich habe, zu Füßen legen. Ich verlange nur ihr Herz, und das iſt das ſchönſte Hochzeitgeſchenk, daß ſie mir mitbringen könnte!

Obriſt. Zu trinken!

Reitbahn. Eſchen, das war ſchön geſagt!

Danner. Er redet wie ein Drama!

Lally. Die Seele von weyland Grandiſon dem Groſſen iſt ganz in ihn gefahren. Was? es giebt noch

Leute wie er, und man ſchreibt keine Romane in zwanzig Bänden mehr, Bey meiner Ehre, ſie würden gewiß Abgang finden. (man lacht)

Danner. Sage mir, Lally, was wirſt du nun mit deiner petite maitreſſe anfangen?

Lally. Du meynſt die Camargo? Ich muß dir geſtehen, ich bin alle der kleinen Intriguen ſatt; ſie ruiniren die ſtärkſten Geſundheiten.

Danner. Alſo ihr den Abſchied geben? — weißt du wohl, daß ich ſeit dreyen Tagen ſehr gut bey ihr ſtehe; & ſi je n'étois pas homme à procédés —

Reitbahn. Das iſt luſtig, ihr Herren! Sie hat uns alſo alle drey gefeſſelt — und konnte doch ſo unſchuldig thun, wie ein Täubchen — die zwey Rothfüchſe, und die neue Pirutſche ſind ein Geſchenk von mir. Ich hielte ſie für das ehrlichſte Mädchen —

Lally. (unterbrechend) Ehrliches Mädchen! — Biſt Du närriſch?

Eſchen. Wie?

Obriſt. Er hat Recht — (halb gegen die Baroneſſe gekehrt) Die meiſten Damen ſind eitel, oder kokett, aber doch ſo unbeſonnen, daß man ſie dafür halten ſollte. Zu trinken! (Die Baroneſſe iſt ganz beſchämt, und bleibt an ihrer Stelle)

Reithbahn. (heimlich zu den andern) Der Alte wird luſtig. Es wäre ein Streich, wenn wir ihn ein wenig benebeln könnten. (in einem harten Ton zur Baroneſſe) Hört Ihr nicht? zu trinken für den Obriſten!

Obriſt. (luſtig) Ja, ja, zu trinken!

Eſchen. Herr Obriſter, ich begreife nicht, wie Sie dieſen Herren Recht geben können. Ich für mein Theil, ich behaupte öffentlich, daß es Frauenzimmer, und ſelbſt in ſehr groſſer Anzahl, giebt, die Achtung und Ehrfurcht verdienen, der Schein betrügt, und die, die am leichtſinnigſten oder ausgelaſſenſten ſcheinen, ſind oft im Grunde die vernünftigſten.

Obriſt. Zu trinken!

Reitbahn. (zu Eſchen) Freund, läßt du das drucken (Man lacht, man trinkt, der Wein fängt an, ſich der Gäſte zu bemeiſtern.)

Obriſt. (heimlich zur Baroneſſe, während daß die andern trinken) Du ſiehſt, mit was für Leuten Dus zu thun hatteſt.

Baroneſſe. (heimlich) Die Nichtswürdigen — Wie wenig gleicht ihnen Eſchen.

Reitbahn. (heimlich zu den andern) Der Obriſte fängt an, den Wein zu fehlen.

Danner. (eben ſo) Wir werden bien dupes ſeyn, wenn wir uns länger geniren wollten.

Lally. (eben ſo) Ich thu es gewiß nicht.

Reitbahn. (heimlich) Wir müſſen ihm vollends den Reſt geben. (laut) Ihr Herren, Ihr habt mir noch nicht die Geſundheit meiner Frau zugebracht.

Danner. Du haſt recht, und es iſt von unſrer Seite impardonnable!

Reitbahn. Nun friſch, es lebe die Baroneſſe! Stoß an, Obriſter — Lally mag ich es gar nicht anbieten, der iſt viel zu aufgebracht!

Lally. Auf Cavaliers-Parole, nicht im geringſten! (läßt ſich zu trinken geben, und trinkt. Zu Reitbahn, nachdem er getrunken) Graf, ſey nicht zu ſtolz auf Deinem Triumph, Du möchteſt ſehr wenige finden, die dich darum beneiden.

Obriſt. (aufziehend) Freylich, was büßt wohl der Herr Baron dabey ein?

Danner. Ein fettes Heyrathsgut, — iſt das nichts?

Lally. Ja, wenn nur die Heyrath nicht wäre.

Obriſt. Freilich, und mit wem? Mit einer ausgelaſſnen, grillenfängeriſchen Närrin!

Lally. (ſagt gravitätiſch folgendes aus einer Tragödie her) Arbaz? Du nannteſt ſie bey Namen!

Reitbahn. Wenn's weiter nichts als das iſt, was Dich verhindert, den Verluſt des Sieges zu bedauren, ſo haſt Du Unrecht, ich geſtehe, der Obriſte hat die Baroneſſe juſt ſo geſchildert, wie ſie iſt, aber Männer, wie ich, die wiſſen ſolche Weiber ſchon zu dreßiren.

Obriſt. Daß heiß ich doch einen Mann — O, zu trinken!

Baroneſſe. (während daß ſie es ihm herreicht, heimlich) Aber mich deucht, Herr Onkel, Sie trinken ein Bischen viel.

Obriſt. (heimlich und munter) Das thut nichts, es geſchieht zu Deinem Beſten.

Danner. (heimlich zu Reitbahn) Der Obriſte iſt ſchon à moitié gris!

Reitbahn. (heimlich) Deſto beſſer, wir wollen unſern Spaß mit ihm haben. (laut zu Eſchen) Aber Lally dauert mich immer mehr; ſo ſchnell um die Geliebte zu kommen!

Lally. Spotte nur, ſpotte!

Reitbahn. (haſtig) Der Teufel, daß ich das vergeſſen habe! Geſchwind, eingeſchenkt! — Auf die Geſundheit meiner Schecke! Wahrhaftig, das arme Thier verdient, daß wir auf ihr Wohlehrgehn trinken! (Singt aus Bürgers Leonore.)

Zur rechten und zur linken Hand
Vorbey vor meinen Blicken.
Wie flogen Anger, Heyd und Land,
Wie donnerten die Brücken!

Siehſt Du, Eſchen, Du biſt nicht allein gelehrt, ich leſe auch zuweilen ſo eine Schnurpfeiferey mit unter. Aber a propos! — wie Teufel heißt doch das Ding — das ſoll mein Handbuch werden: das Pferd, worauf der König von Preußen reitet: Wetter was für ein Gaul! Wie das geht! wie weyland meine Schnippe! Chodowiecky iſt ein ganzer Kerl!

Lally. Höre, Reitbahn, ich habe Dir einen Vorſchlag zu thun, willſt Du die Baroneſſe noch einmal dran wagen?

Reitbahn. Va, es gilt, Paroli au même.

Obriſt. (zur Baroneſſe, aus vollem Halſe lachend) Ha, ha! zu trinken, zu trinken; ich vergehe für Durſt!

Eſchen. Das halt ich nicht aus — Meine Herren, Sie ſcheinen zu vergeſſen, daß Sie in der Baroneſſe Hauſe ſind, und daß Sie mit Ihrem Onkel ſpeiſen. Verdient ſie ſo behandelt zu werden?

Reitbahn. Was geht Dich's an? Es iſt mir doch wohl erlaubt, die Honneurs von meiner Frau zu machen?

Danner. Es iſt Don Quichottes des Zweyten, der Eſchen.

Eſchen. Herr Obriſter, Sie ſollten Mitleiden mit dieſen jungen Herren haben, die nicht mehr wiſſen, was ſie reden, und uns aufziehn laſſen.

Obriſt. Warum? Es macht mir Spaß.

Lally. (heimlich zu Reitbahn) Der Alte iſt ganz weg!

Eſchen. Herr Obriſter, das macht Ihnen Spaß? — Ich bewundre Ihre Gelaſſenheit.

Obriſt. Wenn nun vollends meine Nichte zugegen wäre, und alles mit anhörte!

Lally. A propos von Ihrer Nichte! Wiſſen Sie wohl, Obriſter, was mich ſeit einer Viertelſtunde beſchäftigt? Jemehr ich dieſen Huſar anſehe, jemehr finde ich, daß er ihrer lieben Nichte ähnlich ſieht!

Obriſt. Finden Sie das, Baron?

Danner. (nimmt ein Fernglaß und ſieht die Baroneſſe an) Wahrhaftig! mais c'eſt ſingulier! — Er gleicht ihr, man kann nicht mehr! — wie heißt Du?

(Die Baroneſſe ſchweigt.)

Reitbahn. Haſt Du keinen Namen?

Obriſt. Zum Teufel ja, aber ſagen kann er ihn nicht.

Lally. Warum nicht?

Obriſt. Weil — weil — weil ſein Name Sie alle von der Tafel jagen würde!

Reitbahn. Lächerlich! Rede, wie heißt Du?

(Die Baroneſſe dreht ſich weg.)

Obriſt. (zur Baroneſſe) Rede, oder ich thu's.

Baroneſſe. (laut und munter) Bemühen Sie Sich nicht, Herr Onkel!

Lally. ⎫
Danner. ⎬ **Onkel.**
Reitbahn. ⎭

Eſchen. Die Baroneſſe!

Obriſt. Hab ich ich es nicht geſagt, daß er Sie von der Tafel treiben würde. — Ja, meine Herren, das iſt meine Nichte. — (lacht) Ha, ha, ha! wie gefällt Ihnen mein Huſar?

Danner. Obriſter, wenn Sie ihm jemals ſeinen Abſchied geben, ſo nehm ich ihn in meine Dienſte.

Baroneſſe. (nimmt ihre Mütze ab) meine Herren, ich bin Ihre Schuldnerin, und ich will meine Schuld bezahlen. — Herr Graf Reitbahn, ich muß Ihnen ſagen, daß niemand ſchwerer zu dreßiren iſt, als ich; ich will Ihnen alſo keine vergebliche Mühe machen. — Noch eins; mein Compliment an Ihro Gläubiger! — was Sie anbetrift, meine Herren Barons, Ihnen lag viel zu wenig an meiner Perſon, als daß ich Ihnen zu kondoliren brauchen ſollte; — — Und überdieß, Sie haben ja die Camargo —

Obriſt. Bravo, Nichte, Bravo — Aber Eſchen?

Baroneſſe. Ich erröthe vor ihm — Möchte er meine Hand ſeines edlen Karakters würdig finden!

Eſchen. (wirft ſich ihr zu Fuß) O Baroneſſe, Sie machen mich zum glücklichſten Menſchen!

Baroneſſe. Lieber Graf, Sie verlangten nur mein Herz? — Seyn Sie verſichert, daß es von nun an ewig das ihrige iſt!

Reitbahn. (zu den andern) Wir ſind hier überflüſſig; kommt!

Lally. (ſpöttiſch) Wie ſtehts, Reitbahn? Dir Deinen ſauren Gewinnt ſo vor der Naſe wegzufiſchen! (lacht) Ha, ha, ha! —

Baroneſſe. C'eſt a nous de rire! Ha, ha, ha! Der drolligſte Streich!

Reitbahn. Gute Nacht, Eſchen!

Obriſt. Bleiben Sie doch hier, es iſt Mitternacht, und Ihre Pferde ſind müde!

Danner. Herr Bräutigam, Serviteur trés humble! Adieu, ſchöne Braut, Ha, ha, ha! (ab mit Lally und Reitbahn, die lachen; Danner ſingt.)

Un peu d'amour, un peu de ſoin,
Mênent ſouvent un coeur fort loin!

Obriſt. Nun, das gieng beſſer als ich gedacht habe. Ich bin ſo vergnügt! — Umarmt mich, meine Kinder! Euer Glück iſt das meinige! Aber mir iſt der Kopf ganz ſchwindlich, ich muß gehn.

Baroneſſe. (zum Obriſten) Sie ſollen gewiß nicht wieder Urſach haben, mit mir zu ſchmälen. (liebkoſend) Und mein guter Eſchen auch nicht!

Eſchen. (ihr die Hand voll Zärtlichkeit küſſend) Einzige! Beſte! Sie ſind mir Welt und Alles!

(Der Vorhang fällt.)

III.

Auszüge.

*) Geſetzbuch der Kalmucken.

[Pallas Sammlungen hiſtoriſcher Nachrichten von den mongoliſchen Völkerſchaften ꝛc.]

Glück und Heil aus der Höhe!

Zu den Füßen der Burchanen, Schacktſchamuniß und Sunkabai bringet Ehre und Anbetung! zu den Füßen der zwey Patriarchen des Tibetiſchen Reichs bringet Dankſagung!

Namen

---

*) Dies Geſetzbuch iſt voller Merkwürdigkeiten, und dieſes hat den Herausgeber bewogen, es hier einzuſchalten. Es

laſ-

Namen der Chane, Taiſchen und Nojonen, welche dieſes Geſetzbuch bekräftiget haben.

(Folgen nun die Namen.)

Obgenannte Fürſten der vierundvierzig mongoliſchen und ördtſchen Stämme haben dieſes Geſetzbuch einmüthig bekannt gemacht. im Tümmerlu-Jahre und deſſen mittelſten Herbſtmonats fünſten guten Tage.

Diejenige Fürſten, welche in unſerm Lande den Frieden ſtören, einander bekriegen, einen großen Aimack oder ganzen Nutück niedermachen und berauben, ſollen von den übrigen ördtſchen Fürſten vereint angegriffen, und zu Paaren getrieben, ihr Fürſtenthum eingezogen und unter die übrigen ganz vertheilt werden. Den Verbrecher aber ſoll man leben und nackend und bloß frey laſſen, ſein Eigenthum mag zur Hälfte den Beleidigten, und von der andern Hälfte ein Viertheil denen Mongolen, und das andre denen Oerêt zu Theil werden.

Diejenigen, welche einander an den Grenzen beunruhigen, und kleine Aimacks oder Chottans zerſtören, ohne eben einen öffentlichen Krieg zu führen, die ſollen das Geraubte zurück, und zur Buße hundert Panzer, hundert Kameele, tauſend Pferde, und wenns Fürſten ſind, fünf, gemeine aber ein Stück ihrer beſten Sachen hergeben, Dieſe Strafgaben ſollen denen richtenden Fürſten jedes Stammes zukommen; die in ſolchen Unruhen aber von einem

Fürſten

---

laſſen ſich ſo viel Schlüſſe daraus für den Philoſophen abziehn, ſo viel Vergleichungen anſtellen, daß wir jedem unſrer Leſer rathen, es ganz durchleſen, ſollt er auch dann und wann auf Stellen ſtoßen, die etwas langweilig ſind; die folgenden entſchädigen ihn gewiß.

Fürſten zum andern übergelaufnen Menſchen ſollen wieder zurückgegeben werden. — Die Choitbatut, von der mongoliſchen Parthey ſollen bey den Mongolen, die von der örötſchen Parthey bey den Oerôt verblieben, und alle Verwandte jeder Parthey ſollen gegenſeitig zurückgegeben, auch die Ueberläufer (Zoktui); von den Oerôt wieder ausgeliefert werden.

Wer in unſerm Reich einen ausbrechenden Krieg nicht zeitig entdeckt, und hernach überführet werden kann, daß er vorhin darum gewuſt, ſoll als ein Feind beſtraft werden. — Diejenigen Fürſten, welche von Ausbruch eines Kriegs benachrichtiget, ihr Volk dennoch nicht zuſammenziehn, und ſich beym gemeinſchaftlichen Heer einfinden, ſollen hundert Panzer, hundert Kameele, tauſend Pferde zur Strafe geben.

Wer Geiſtlichen und Lahmen Schaden thut, oder ihre Aimacke plündert, ſoll um hundert Panzer, hundert Kameele und tauſend Pferde geſtraft werden, und das geraubte Gut doppelt, vor ſchlechte Dinge gutes, vor halbe ganzes wiedergeben.

Welcher Fürſt ſich verdächtig macht, Leute oder Gut verheelt zu haben, deſſen Buſſe ſoll in hundert Panzern, hundert Kameelen und tauſend Pferden beſtehen. Wer irgend eine Aenderung in den Geſetzen macht, ſoll, wenns ein groſſer Fürſt, zehn Kameele und hundert Pferde, wenns einer, wie Mergen Daitſching oder Schüker, fünf Kameele und funfzig Pferde, der geringſten einer ein Kameel und dreymal neun Stück Vieh zur Strafe erlegen.

Wenn edle oder Vornehme in den Aimacks Unruhe anſtiften, ſoll man ſelbige um ein Kameel, nebſt noch zwanzig Stück Vieh ſtrafen.

Fürſten, die ſich im Kriege ſchlecht halten, oder gar aus Feigheit die Flucht ergreifen, ſollen zur Strafe hundert Panzer, hundert Kameele, funfzig Familien Unterthanen, und tauſend Pferde abgeben. Von kleinen Fürſten ſoll man nur zehn Panzer, zehn Kameele, eben ſo viel Familien und hundert Pferde, von Saißanen, Sargatſchi und andern Anführern drey Sklaven drey Gezelte und dreyßig Pferde nehmen, und Kriegsanführern ſoll überdies der Panzer abgenommen, und ſie im Weiberrock herumgeführet werden. Die Erketen und Uſoen ſind, verwirken durch Feigheit eine Familie Unterthanen, einen Panzer und acht Stück Vieh, Panzerträger ihren Harniſch und vier Pferde, gemeine ihren ſchlechten Panzer und drey Pferde, noch ärmere zwey Pferde, und die geringſten ihren Bogen, Pfeiltaſche und Reitpferd — Wer ſich auch nur zu ſpät beym Treffen eingefunden, ſoll im Weiberrock herumgeführet werden.

Wer einen Fürſten aus feindlichen Händen errettet, der ſoll in der Ulus deſſelben Darchan ſeyn, wer aber den Fürſten im Gemenge verläßt, ſoll getödtet und ſeine Haabe Preiß gegeben werden. Wer Saißanen oder Sargatſchiner aus der Gefangenſchaft frey macht, wird wie der Befreyer eines Fürſten belohnet. Man muß aber dem der ſich einen ſolchen befreyt zu haben rühmt, wenn es auch der Befreyte beſtätigen ſollte, nicht ohne gültige Zeugen glauben, ſo wenig, als die Beſchuldigung eines, der ſeinen Fürſten im Stich gelaſſen haben ſoll.

Wer einen feindlichen Haufen ſieht, und nicht Anzeige davon thut, deſſen Haabe ſoll geplündert, und er mit den Seinigen zu Sklaven gemacht werden. Sieht er nur eine kleine Parthey, und verſchweigt es, ſo hat er die Hälfte des Seinigen verwirkt. Wenn Lerm wird, ſoll ein jeder, der es vernimmt, ſogleich bewaffnet dem

Hoflager ſeines Fürſten zueilen, bey Strafe, alle ſeine Haabe und ſeine Freyheit zu verlieren. — Wird eine Horde von Feinden überfallen und geplündert, und eine andere Parthey macht ſich auf, und entreißt den Feinden ihren Raub, ſo ſoll die Hälfte davon den alten Beſitzern, die andre den Errettern eigen ſeyn, und die Angehörige derer, die im Verfolgen ihr Leben einbüßen, ſollen eine Vergütigung erhalten, ja wenn gleich nichts vom Vieh zurück erobert worden, ſoll doch der verwäiſten Familie eine Perſon erſetzt werden. Wer aber von einem Ueberfall hört, und nicht zu Hülfe eilt, und den Feind verfolgt, der ſoll, wenns ein Vornehmer, die Hälfte ſeines Vermögens, ein mittelmäßiger neun Stück, und ein geringer fünf Stück Vieh verlieren.

Ein für allemal ſollen in unſerm Reiche drey Fälle feſtgeſetzt ſeyn, in welchen ſich niemand weigern ſoll, unentgeltlich Poſtpferde zu geben, erſtlich, den Geſandten und Boten, welche in Sachen der Geiſtlichkeit und Religion ausgeſandt werden; zweitens, denjenigen, welche in Angelegenheiten der Fürſten reiſen, und drittens denen, welche einen Krieg oder feindlichen Ueberfall ihrem Fürſten bekannt zu machen, nach dem Hoflager eilen. Wer in dieſen drey Fällen einer Stafette friſche Pferde verſagt, ſoll zur Strafe neun mal neun, oder 81 Stück Vieh geben.

Wer hohen Geiſtlichen Händel macht, oder ſie ſchimpft, ſoll ebenfalls neunfach neun Stück Vieh erlegen. Wer geringere Geiſtliche, und ſonderlich Lehrer (Bakſchi) ſchimpft und antaſtet, giebt zur Strafe fünfmal neun Stück; für Beleidigungen, die geiſtlichen Schülern (Manſhiki) und Nonnen angethan werden, fünf Stück; betrift aber die Sache einen Mönch, oder Einſiedler, ſo gilt es ein Pferd. Kommt es in dergleichen Fällen gar zu Thätlichkeiten, ſo muß die Buße nach Befinden der Umſtände vergrößert werden. Wer einen geweyhten Prieſter an ſeiner Würde verletzt, verwirkt die Hälfte ſeines Vermögens. Wer einen, der den Geiſtlichen Stand verlaſſen, und in die Ehe getreten iſt, verſpottet, ſoll ein Pferd einbüßen, ſind Thätlichkeiten begangen worden, ſo ſey dieſe Strafe doppelt. Wer als Stafette das Pferd eines Geiſtlichen reitet, ſoll eine Kuh hergeben, hat er ein geweyhtes Pferd geritten, ſo verliert er ein Pferd. Hat aber der Damall (Pferdebeſorger) es ihm gegeben, ſo fällt die Strafe auf dieſen. Entſchuldiget ſich die Stafette mit der Unwiſſenheit, ſo lege ſelbiger einen Eid desfalls ab. Wenn eine Stafette einen groſſen Fürſten geſchimpft hat, ſo nimm neun Stück, für Beſchimpfung eines geringen Fürſten fünf Stück Vieh von ihm. Vergreift er ſich ſo gar an ſelbigen, ſo wird die Strafe dreyfach. Schlägt er einen Uſde'n, oder Vorgeſetzten heftig, ſo gilt es neun Stück Vieh, etwas minder fünf Stück, für bloßes Schimpfen ein Pferd und ein Schaaf.

Ein jeder Fürſt oder Saiſan, der, auf ſeinen Reichthum ſtolz, in Worthändeln, Geringere ſchlägt, ſoll neun, und wenn die Schläge gefährlich ſind, fünfmal neun Stück Vieh büßen. Und ſo nach Befinden der Umſtände und den Rang der Perſonen, auch mehr und weniger.

Diejenigen, welche in Dienſten und Geſchäften ihres Fürſten verfahren müſſen, ſollen von Niemand auf keine Weiſe Beleidigung dulden, ſondern Gewalt dagegen brauchen, ja ſollte in dergleichen Schlägereyen ein fürſtlicher Bedienter einen Unterthan ſogar zu tode ſchlagen, ſo ſoll er darüber zu keiner Verantwortung gezogen werden; bleibt es nur beym Handgemenge, und der fürſtliche Beamte zieht den Kürzern, ſo ſoll ihm der beleidigende Theil neun Stück zur Ehrenerſetzung geben.

Wer aus Scherz oder Leichtſinn auf eines andern Vaters oder Mutter Kopf und Leben flucht, ſoll ein Pferd verlieren. Wer ſich unter fälſchlichem Vorgeben der Staffettenpferde bedienet, ſoll ein gutes Stück Vieh geben. Wer ſich in eigenen Geſchäften unter falſchem Vorwand der Stafeetenfreyheit bedienet, ohne dazu berechtigt zu ſeyn, ſoll als einer, der den landesherrlichen Einkünften Abbruch thut, angeſehen, und um neun Stück Vieh, oder auch mit funfzig Prügelſchlägen, und um fünf Stück Vieh beſtraft werden. Die Stafetten, welche weit verſchickt werden, ſollen, wo ſie zur Nacht einkehren, freye Herberge und ein Schaaf zur Bewirthung genießen, welcher aber mehr verlangt, wird ſtrafbar. Richtet ein Bote mit Vorſatz ein Stafettenpferd zu Grunde, ſo ſoll er ein Stück Vieh dagegen zur Strafe entrichten; eben ſo, wer einer Stafette Herberge und freye Bewirthung zu geben ſich weigert. Wer aber mit Gewalt bey einer kinderloſen Wittwe Herberge nimmt, ſoll im Weiberrock herum geführt werden, es ſey denn, daß er gültige Urſachen angeben kann. Wer ſich in dergleichen Fällen rechtfertigen will, von dem iſt ein Eid zu nehmen.

Wer die zum Hauptlager des Fürſten beſtimmte Hütung mit ſeinem Vieh verdirbt, ſoll ein Kameel und neun Stück ander Vieh erlegen, kann er aber ſeine Unwiſſenheit betheuern, ſo ſoll ihm kein Unrecht wiederfahren. Wer von des Fürſten Einkünfte etwas entwendet, oder an ſich zu bringen ſucht, ſoll neunmal neun Stück Vieh einbüßen.

Wer ſich mit ſeinem Lehrmeiſter, Vater oder Mutter in Handgemenge einläßt, und unverſchämt aufführt, ſoll dreymal neun, in mäßigen Vergehungen zweymal neun, der auch nur neun Stück Vieh verwirkt haben. Wenn ſich eine Schwiegertochter gegen den Schwiegervater zur Wehre ſetzt, ſo ſoll das Gericht dreymal neun Stück von ihr nehmen, unterſteht ſie ſich gar, die Schwiegermutter zu ſchlagen, ſo gehören dafür, noch über die erſtgedachte Buße, dreyßig, zwanzig, oder wenigſtens zehn Schläge mit der Peitſche.

Wenn ein Vater ſeine Schwiegerkinder in guter Abſicht und zur Zucht allenfalls prügelt, das hat nichts zu ſagen. Schlägt er ſie aber blos aus Wildheit, ohne hinlängliche Urſach, ſo ſoll er neun Stück, eine Schwiegermutter aber im ähnlichen Fall zweymal neun Stück Vieh geben. Setzen ſich Kinder gegen ihre Eltern zur Wehre, ſo ſoll derjenige, der es ſieht, ſie vor den Fürſten bringen und anklagen. Sind ſie ſchon groß und verſtändig, ſo ſey ihre Strafe die ganze Bewafnung eines Kriegsmanns von ihrem Stande, und neun Stück Vieh, dazu ſoll man ſie ganz von ihren Eltern ſcheiden und trennen. Würde aber ein Vater in Züchtigung ſeines Sohnes ſo weit gehen, daß dieſer ihm darüber das Leben nähme, ſo ſoll dem Vatermörder, außer ſeinem Leben, alles genommen werden. In andern ähnlichen Fällen, da das Weib unglücklicherweiſe den Mann erſchlägt, oder ein Weib das andere, ſoll nach Befinden der Umſtände gerichtet, und dem Thäter im ſtrengſten Fall Naſen, Augen und Ohren verſtümmelt, und ſie zur Sklavin hingegeben werden. Für den Todſchlag einer verſtoßenen Frau beträgt die Buße fünfmal neun Stück Vieh, für eine Sklavin nur drey Stück.

Ihr Väter! gebt euren Söhnen ihr Erbtheil nach Gebühr! Wenn nachmals der Vater verarmt, ſoll er das Recht haben, ſich das fünfte Stück von dem Vieh ſeiner Kinder wider zuzueignen.

Wenn ein vornehmer Mann ſeine Tochter verheyrathet, der ſoll am Verlobungsgabe (Inſa) dreißig Kameele, oder andere Koſtbarkeiten, funfzig Pferde und vierhundert Schaafe nehmen, dagegen ſoll er den Werth an Ausſteuer erſetzen, doch nach eigenem Gutbefinden des Vaters. Saißanen über Hundert ſollen für ihre Töchter nehmen fünf Kameele, fünfundzwanzig Pferde, eben ſo viel Kühe und vierzig Schaafe, dagegen ſoll die Tochter zur Ausſteuer bekommen zehn Stück genähete Kleider, und eben ſo viel ungenähete, nebſt vollkommenen Reutzeug, Hausgeräth, Brautkleid, zwey Reitpferden und zwey Kameelen. Giebt der Brautvater der Tochter einen Knecht oder Magd mit, oder iſt die Ausſteuer ſonſt von Werth, ſo unterbleiben die Kameele. Geringere Saißanen ſollen für die Tochter nehmen vier Kameele, zwanzig Pferde, zwanzig Kühe, dreißig Schaafe dagegen ſoll die Ausſteuer aus fünf genähten und fünf ungenähten Kleidern, einem Pferde, einem Kameel und Hausgeräth nach Billigkeit beſtehen. Ein wohlhabender Gemeiner ſoll für die Tochter nehmen funfzehn Pferde und Kühe, drey Kameele, zwanzig Schaafe, zur Ausſteuer aber ſoll ein Pferd, ein Kameel, vier genähte, acht ungenähte Kleider und Geräthe nach Vermögen gegeben werden. Ein Geringer ſoll zur Brautgabe höchſtens zehn Pferde und Kühe, und funfzehn Schaafe verlangen, und die Tochter mit einem Pferde, Kleid, Reitzeug, und hinlänglichem Hausgeräth ausſtatten.

Wenn eine Jungfer ihr vierzehntes Jahr zurückgelegt hat, iſt ſie ſchon zu verheirathen, unter dieſem Alter aber darf ſie nur verlobt werden. Giebt ſie der Vater früher aus, ſo ſoll ſie von dem Mann genommen,

men, und einem andern jungen Menſchen unentgeldlich gegeben werden. Zur Hochzeit ſoll ein Saißan drey Stück groß Vieh und vier Schaafe ſchlachten dürfen. Die Aufſeher über vierzig (Damitſchi) ſollen, bey Strafe von zwey Kameelen, fünf Pferde und zehn Schaafe, darauf ſehen, daß jährlich vier neue Paar zuſammen gebracht werden, von zehn Familien je ein Paar. Man ſoll dabey ſorgen, daß die Brautgabe richtig nach dem feſtgeſetzten Verhältnis entrichtet werde, die andern ſollen einem unvermögenden Bräutigam mit Vieh zu Hülfe kommen, und dagegen irgend ein Stück aus der Morgengabe nehmen.

Auch iſt dem Aufſeher über vierzig hierdurch anbefohlen, jährlich unter ihren Leuten zwey neue Panzerſtücke machen zu laſſen, um die Zahl der wohlbewafneten zu vermehren. Welcher Damürſchi hierin nachläßig iſt ſoll um Kameele und Schaafe geſtraft werden.

Wann eine verlobte Jungfer in ihrem zwanzigſten Jahre vom Bräutigam noch nicht abgeholet iſt, ſo laſſe man ſelbige dreymal durch den Brautwerber anbieten. Nimmt ſie der Bräutigam dennoch nicht, ſo ſoll es der Vater dem Fürſten melden, welcher der Tochter einen andern Mann geben wird, und die ſchon empfangene Brautgabe mag der Vater behalten. Verfährt er aber ohne Vorwiſſen des Fürſten, ſo muß er nicht nur das vom erſten Bräutigam empfangene zurück geben, ſondern auch noch dazu neunmal neun Stück Vieh als eine Buſſe erlegen. — Wann eine Jungfer während der Hochzeitszurüſtungen ſtirbt, ſoll die Brautgabe ihrem Vater verbleiben, ſtirbt ſie aber vor den Anſtalten, ſo mögen die beyderſeitigen Eltern, wegen der ſchon empfangenen Brautgabe ſich theilen und vergleichen. In ſothaner Theilung der Gaben ſoll ein Helm gegen ein Kameel, oder neun Stück andern Viehes, ein Paar Armſchienen, fünf Stück Vieh, eine Flinte fünf Stück Vieh, ein Panzer nebſt Helm und Armſchienen zehnmal neun Stück Vieh, ein guter Säbel neun, ein ſchlechter fünf Stück Vieh, eine Lanze drey Stück Vieh, Bogen und Pfeiltaſche dreymal neun Stück Vieh gerechnet werden, und ſo auch bey Strafgaben.

Wer eine Heirath rückgängig zu machen ſucht, oder die verlobte Tochter nicht herausgeben will, ſoll nach Befinden an Vieh geſtraft werden. Die Eltern der Braut ſollen eydlich verſichern, daß ihre Tochter noch rein (d. i. nicht ſchwanger) ſey. Beweiſt ſichs nach der Hochzeit und Ausſtattung, daß ſie vorher von einem andern ſchwanger geworden: ſo ſoll der junge Mann von den Schwiegereltern die zuerkannte Vergütung an Vieh nehmen. Kann aber bewieſen werden, daß der junge Mann ſelbſt vor der Ausſtattung geſchäftig geweſen, ſo ſoll er an die Schwiegereltern eine kleine Buße nach Vermögen leiſten.

Für die Ausſtattung eines angenommenen Kindes ſollen die Pflegeltern gänzlich ſorgen. — Wer ein Mädchen entführt, ſoll, wenn ſie vornehm, ſieben Kameele, für eine mittelmäßige fünf, und für die geringſte ein Kameel erlegen. Wer bey einer fremden Horde eine Zeitlang gelebt hat, und wieder wegziehen will, darf von dem daſelbſt gewonnenen nur die Hälfte mitnehmen.

Wenn eines Hund toll und nicht zeitig auf die Seite geſchaft wird, ſo daß derſelbe einen Menſchen gefährlich beißt: ſo ſoll der Herr des Hundes den Verwandten desjenigen, welcher von dem Biß hat ſterben müſſen, zur Strafe und Entſchädigung den fünften Theil von allem Vieh geben, — So ein toller Menſch jemand umbringt, deſſen Verwandte ſollen die Hälfte des

Viehes, welches dem Tollen gehört, zu ſich nehmen. — Wer einen Feind, der ihm den Tod gedroht, überwinden und tödten kann, hat keine Strafe zu befürchten. Wird ein Menſch in einer Gegend, wo Leute wohnen, in einem Thal, oder ſonſt verborgenen Ort erſchlagen gefunden oder ſtürzt jemand in eine aufgegrabene Grube, und kömmt um: ſo ſollen die Leute der Gegend, wo der Todte gefunden worden, oder wer die unglückliche Grube gegraben hat, den nachgebliebenen Anverwandten des Verunglückten ein Kameel und neun Stück Vieh vergüten. Befinden ſich aber in der Nähe keine Leute, ſondern nur weidendes Vieh, ſo mögen die Verwandten von ſolchem Vieh zur Vergütung nehmen. — So ein Vieh das andre umbringt oder beſchädigt, dafür kann keine Genugthuung verlangt werden. Wenn auch ein wüthender Hengſt oder Bullochs einen Menſchen oder ein Vieh umbringt, darüber können die nächſtwohnenden Leute nicht zur Rechenſchaft gezogen werden.

Wer im berauſchten Muth eine fremde Hütte auf irgend eine unflätige Art verunreinigt, kann darüber nicht beſtraft werden. Wer aber im Trunk jemand erſchlägt, ſoll fünfmal neun Stück Vieh erlegen. Wenn einer nüchtern zum Mörder wird, dem nehmet ſein Weib, Wehrwaffen und alle Habe, und wenn er zur Genugthuung nicht reich genug iſt, ſo laßt den Verwandten des Getödeten von ſeiner künftig zu erwerbenden Haabe, ſogar von ſeinen Erben die gehörige Schuldzahlung nach und nach leiſten.

Wer im Gefechte einen gepanzerten Feind tödtet, dem gehört der Panzer, dem, der ihn zunächſt unterſtützet, laſſe man zwiſchen dem Helm und Armſchienen wählen. Der dritte Mann nehme, was er bekommen kann. Eben das Verhältniß gilt von der Beute eines unbepanzerten. So aber jemand im Getümmel einem andern die gerechte Beute abnehmen will, dem erſchieſt das Pferd unterm Leibe, nehmt ihm alle Beute, die ihm zukam, und noch neun Stück Vieh. — Wer einen feigen und unbepanzerten Menſchen ertretet, der ſoll von dieſem, wenn ers hat, zwey Pferde und ein Stück Waffen nehmen, hilft jemand einen tapfern und wohlgerüſteten aus dem Gedränge, der kann auf irgend ein theures Stück aus der Beute und acht Stück groß Vieh Anſpruch machen. Wer ins Gefechte mit Erlaubnis des Fürſten geht, und umkommt, deſſen Verwandte bekommen gleiche Belohnung; wer aber ohne Befehl gefochten, deſſen Nachgebliebene können nur auf ein theures Stück aus der Beute Anſpruch machen.

Wer im Kriege aus Verſehen jemand von ſeiner Parthei ertödtet, der vergüte deſſen Nachgebliebenen den Verluſt mit neun Stück Vieh. Finden ſich aber Zeugen, daß er dabey nicht ſchuldlos geweſen, ſo ſoll er dreymal ſo viel geben. — Erſchießt jemand auf der Jagd aus Verſehen, ſtatt eines Wildes, einen Menſchen, oder verwundet ihn ſo, das er ſterben muß, ſo ſoll den Anverwandten zur Vergütung von des Thäters Eigenthum die Hälfte zu Theil werden. Die volle Vergütung für einen getödteten Menſchen ſoll nach dem Geſetz ſeyn: eine völlige Bepanzerung und Waffen für einen Mann, nebſt neunmal neun Stück Vieh. — Für Beraubung einiger Gliedmaßen iſt nach deren Gebrauch und Werth zu vergüten: Für den Daumen zweymal neun Stück, für einen Mittelfinger neun Stück, für die nächſten zu fünf Stück, und für den kleinen drey Stück Vieh; für tiefere Fleiſchwunden fünf Stück, für ſolche, da die Kleider kaum vom Pfeil durchdrungen ſind, ein Pferd. — Erſchießt einer bey ähnlichen Gelegenheiten

ein

des andern Pferd, ſo muß er zu dem Aas noch ein Pferd, und will der Eigenthümer das Aas nicht, ein beſſeres Pferd geben.

Wenn an einem Ort, den man verläßt, aus Urſach, weil die Feuer nicht wohl gelöſcht worden, ein Steppenbrand entſteht, und jemand anders löſcht ihn noch bey Zeiten, dem giebt die ſchuldige Dorfſchaft ein Schaaf dafür. Wer einen Menſchen aus Waſſer- oder Feuersnoth errettet, ſoll fünf Stück Vieh zur Belohnung haben. Wer über ſolcher Hülfleiſtung ſelbſt ſein Leben zuſetzt, deſſen Verwandte ſollen von denen, die er hat retten wollen, Wehr, Panzer und Waffen für einen Mann, nebſt neun Stück Vieh bekommen. — Wer aus Feuer und Waſſersnoth, nur Hausgeräth oder Sklaven rettet, ſoll für einen Knecht, Panzer oder Filzhüte ein Pferd, und wenn Hausgeräthe dabey iſt, noch eine Kuh erhalten. — Wer eine Viehheerde vom Steppenfeuer errettet, ſoll von jeden Eigenthümer, wann deſſen Antheil an der Heerde groß iſt, zwey, von der geringern Zahl aber ein Stück Vieh jeder Art zur Belohnung heiſchen. — Wer aber aus Feindſchaft Steppenbrände angelegt hat, ſoll aufs härteſte beſtraft werden.

Wer ein Kameel ſtiehlt, ſoll zur Strafe funfzehnmal neun Stück Vieh büßen, für einen Hengſt aus der Heerde zehnmal neun Stück, für eine Stute achtmal neun Stück, für eine Kuh, Füllen oder Schaaf ſechsmal neun Stück. Davon bekömmt der Eigenthümer des Geſtohlnen das Seinige gedoppelt wieder, der Ueberſchuß fällt dem Fürſten anheim. So oft einer im Diebſtahl betreten wird, ſoll er von neuen aufs ſtrengſte beſtraft werden. Für Vieh, welches nach dem Zaganſara (Hornungsſchein) geſtohlen iſt, ſoll auch die Frucht im Leibe, jede mit einem Pferde, vergütet werden. Giebt ein überführter Dieb die zuerkannte Strafe nicht gutwillig, ſo fordre man Gerichtsleute vom Fürſten, da denn der Schuldige die Strafe doppelt wird erlegen müſſen. — Vergleicht ſich jemand mit einem Dieb ohne Klage, und es kömmt heraus, ſo treibt der Fürſt nachmals doch ein Antheil ein, und der Beſitzer erhält den doppelten Erſatz des Geſtohlnen nicht, den er ſonſt zu hoffen gehabt hätte. Fordert jemand mehr zurück, als ihm geſtohlen worden, ſo ſoll er die Hälfte des zu Erſtattenden gleichfalls verluſtig ſeyn.

Wenn die Diebsſpur ganz bis zu einer Wohnung führt, ſo muß deren Inhaber dafür haften. Sind aber keine Nebenumſtände und Zeugen zur Bekräftigung des Argwohns vorhanden, ſo mögen die Richter nach Befinden urtheilen. Spähet man der Spur nur bis zu einem Aimack nach, ohne die Dorfſchaft oder Wohnung beſtimmen zu können, ſo ſoll der Saiſſan deſſelben nach gehörigem Forſchen ſchwören, daß er von dem Diebſtahl nichts wiſſe, und ihn nicht hege. Einen Dieb ſollen deſſen Nachbarn ſelbſt angeben, die ſein Betragen und Vieh genau zu kennen Gelegenheit haben. Die Aufſeher über zehn Familien ſollen darüber den Saiſſanen und dieſe dem Fürſten Berichte abſtatten. Und welcher Oberaufſeher nicht redlich hierinn handelt, dem ſoll eine ganze Panzierung mit Wapen und neun Stück Vieh abgenommen werden.

Wann ein Schuldner ſeine Schuld zur gehörigen Zeit nicht entrichten will, oder nicht bezahlen kann, ſo mahne ihn dreymal, und melde es darauf ſeinem Vorgeſetzten. Falls er auch auf deſſen Befehl nicht zahlte, ſo ſoll er ein Pferd verwirkt haben. — Wer ſich hingegen eigenmächtig an ſeinem Schuldner mit Gewaltthätigkeiten vergeht, ſoll ſeines Rechts verluſtig ſeyn, und würde jemand ſeinen Schuldner zur Nachtzeit überfallen, ſo ſoll er außer dem Ver-

luſt

laſt der Anforderung noch eine Buße von neun Stück Vieh ſeine Strafe ſeyn.

Unter fremde Heerden verirrtes Vieh ſoll drey Tage lang frey und verſchont bleiben, in welcher Zeit derjenige, welcher ein ſolches Stück bey ſich bemerkt, es bekannt zu machen hat. Alsdenn ſoll ihm erlaubt ſeyn, wenn es Pferde ſind, auf ſelbigen auszureiten. Wer aber ein ſolches Thier nutzt, ohne es vorher bekannt gemacht zu haben, wird um ein dreyjähriges Pferd geſtraft. Sollte jemand verirrtes Vieh mit ſeinem eigenen Zeichen (Tamga) brennen, deſſen Strafe ſey von neun Stück Vieh, hat er aber vorhero die Anzeige gehörig gethan, ſo iſt er nicht ſtraffällig. Verlaufnes Vieh ſoll vor allen Dingen dem Schulunga gezeigt werden, damit dieſer, wenn die Viehſucher kommen, davon Anzeige zu thun wiſſe. Wer viel Vieh auffängt, ſoll es ſeinem Aufſeher oder den Viehſuchern angeben, thut ers nicht, ſo mag man zur Strafe noch einmal ſo viel von ihm nehmen, leugnet ers aber, ſo ſoll er noch neun Stück Vieh darüber geben. Giebt jemand verlaufnes Vieh an andre ab, um es zu verheelen, deſſen Buße ſey dreymal neun Stück Vieh.

Wenn jemand mit einer verheyratheten Frau Ehebruch treibt, und es iſt mit Einwilligung der Frau geſchehen, ſo ſoll der Thäter fünf, und das Weib vier Stück Vieh an die Richter geben. Iſt das Weib gezwungen worden, ſo giebt der Thäter beyde Strafen. Wer ſich bey einer Sklavin betreten läßt, muß dem Herrn der Sklavin ein Pferd geben. Geſchieht aber dergleichen mit Einwilligung, ohne daß Klagen daraus entſtehen, ſo hat das nichts auf ſich. — Wer eine Jungfer zum Beyſchlaf zwingt, der giebt, wenns zur Klage kommt, zweymal neun Stück Vieh. Hat aber die Jungfer eingewilligt, und die Verwandten bringen desfalls Klage an, ſo kann der Thäler doch um neun Stück Vieh beſtraft werden. — Wird jemand in Beſtialität mit einem fremden Vieh betroffen, der ſoll dem Beſitzer des Viehes fünf Stück Vieh zur Strafe ſtellen, und das beſchmitzte für ſich nehmen. — So jemand ein fremdes, von wilden Thieren, oder ſonſt getödtetes Vieh aufnimmt, und unangezeigt verzehrt, muß er zwey Stück dafür erſtatten.

Wenn zwey mit einander hadern, ſo mag ſich niemand dareln mengen, ſtünde jemand dem einen bey, und der andre würde überwältigt und unverſehens erſchlagen, ſo ſollen beyde die Panzierung und Waffen eines Mannes, und neun Stück Vieh zur Strafe geben. So viel ſich nur in zweyer Händel miſchen, ſo viel Pferde ſollen zur Buße genommen werden. — Wer ein tödlich Gewehr wider einen andern zieht, ſoll deſſelben verluſtig ſeyn — So ſich zween in Händel mit tödlichem Gewehr einlaſſen, und einer wird gefährlich verwundet, ſo ſoll der Sieger, je nachdem die Wunde gefährlich iſt, fünfmal neun Stück Vieh oder weniger, ja für die geringſte Verwundung wenigſtens ein Pferd zur Strafe geben. — Wer jemand mit Prügeln und Steinen gefährlich behandelt, giebt zur Strafe Panzierung, Waffen und neun Stück Vieh. Wer mit der Peitſche oder Fauſt jemand übel begegnet, kann um fünf Stück Vieh gepfändet werden. Wer in Händeln eines andern Rock zerreißt, giebt zur Strafe ein Füllen, wer einem den Haarquaſt ausreißt iſt um fünf Stück Vieh zu beſtrafen, wer einem den Bart rauft, büßt ein Pferd und ein Schaaf ein. Wer jemand ins Geſicht ſpeit, mit Erde oder Koth wirft, giebt ein Pferd. Schlägt jemand ſeinen Widerſacher über den Kopf, oder ſucht ihn vom Pferde zu reißen, ſo verwirkt er ein Pferd, und wäre von obigen mehr als eins geſchehen, ein Pferd und zwey Schaafe, die gelindeſte Strafe in ſolchen Fällen iſt

[illegible]

vor Geringe ein Schaaf mit einem Lamm. — Wer aber einem Weibe den Quaſt von der Mütze, oder gar die Haarflechten ausreißt, der giebt zur Strafe neun Stück Vieh. Wer eine ſchwangere Perſon in Liebeshändeln überwältigt, und den Abgang einer unzeitigen Frucht verurſacht, ſoll ſo vielmal neun Stück Vieh Buße erlegen, als die Frucht Monate alt war. — Wer einer Jungfer an die Brüſte, oder ſonſt an unziemliche Orte greift, ſie küßt oder betaſtet, der ſoll, wenns darüber zur Klage kommt, von ſeinem Ankläger öffentlich an ſeinen heimlichen Theil einen Schneller leiden. Dieſe Strafe aber bezieht ſich nur auf Mädchen über zehn Jahr, bey jüngern ſteht keine Strafe auf obige Vergehungen.

Wenn bey Spiel und Balgereyen aus Leichtſinn jemand ſo beſchädigt wird, daß er nachmals an den Folgen ſtirbt, ſo ſoll ein jeder, der dabey geweſen, ein Pferd zur Strafe geben. Betrifft das Unglück einen vornehmen Mann, ſo ſoll von allen, die Antheil daran gehabt, noch eine vollſtändige Bepanzerung und Waffnung geſtellt werden. Wenn zwey miteinander im Spiel balgen, und einer kömmt unglücklicher Weiſe zu tödlicher Verletzung, ſo verwirkt er andre neun Stück Vieh, und dreymal neun Stück, wenn er die That zu verbergen geſucht hat. Beſchädigt einer dem andern im Spiel am Auge, Zahn oder Gliedern, und der Schade kann geheilet werden, ſo iſt die That vergeben, bleibt aber der Fehler unheilbar, ſo iſt die Strafe fünf Stück Vieh.

So jemand einen Uebelthäter mit Pferden durchhälfe, der ſoll um ſiebenmal neun Stück Vieh ſtraffällig ſeyn, und um dreymal neun Stück, wer einen anſehnlichen Diebſtahl verhehlt hat. Für den allergeringſten aber ſoll der Hehler zum mindeſten ein Schaaf ſtellen.

Von den Gütern deſſen, der während eines wichtigen Proceſſes ſtirbt, ſoll ans Gericht eine Bepanzerung, Wehr und Waffen, nebſt neun Stück Vieh geliefert werden. Stirbt ein Dieb vor dem Urtheil, von deſſen Verlaſſenſchaft fallen dreymal neun Stück Vieh ans Gericht. — Bey wem unangezeigt verlaufenes Vieh ſtirbt, aus deſſen Heerde ſoll das verlorne Stück erſetzt werden, hat er aber gehörige Anzeige davon gethan, ſo iſt er von aller weitern Verantwortung frey. — Wer ein Wild, daß er nicht ſelbſt erlegt, ſich zueignet, ſoll es dem rechten Eigenthümer wieder zu erſetzen gehalten ſeyn. Stellt jemand ein Selbſtgeſchoß auf, und thut der ganzen Nachbarſchaft davon Anzeige, ſo kann, wenn auch ein Menſch dadurch verunglückt, von ihm nicht mehr, als höchſtens ein gutes Kleidungsſtück genommen werden. Fällt ein Vieh dadurch, ſo iſt es zu erſetzen. Kann man aber jemand überführen, daß er es vorſetzlich auf einen Menſchen geſtellt, ſo ſey die Strafe dreymal neun Stück Vieh, und kann der Verwundete geheilt werden, ſo muß er ihn bis zur Geneſung mit Schaafen füttern, und ihm ein Pferd geben. Kömmt ein vornehmer Mann dadurch vorſetzlich ums Leben, ſo ſoll der Thäter geſtürmt, und aller Haabe beraubet werden.

Wer mehr als zehn Stück Schaafvieh, unter welchen ein Wolf mordet, gerettet hat, ſoll zum Lohn ein geſundes, nebſt den getödteten erhalten, ſind es weniniger, als zehn Schaafe, ſo gehören ihm fünf Pfeile. Wer ein getödtetes Schaaf heimlich zu ſich nimmt, verwirkt ein dreyjährig Stück Vieh. Wer ein vor Ermattung eingeſunknes Kameel aus dem Koth zieht, ſoll zur Belohnung ein dreyjähriges Stück Vieh haben. Bey Pferden iſt in ähnlichen Fällen die Belohnung ein Schaaf, für eine Kuh fünf Pfeile. Wer einen Menſchen aus

Mörderhänden rettet, oder einem ganz Verirrten oder Verhungerten zurecht hilft, ſoll ſo viel, als dieſer ihm nur geben kann, zum Lohn haben. — Die geringſte Belohnung eines Arztes, wenn ihm auch vorher nichts geboten worden, nach geheilter Krankheit ein Pferd. — Wer einen fern von ſeiner Heymath befindlichen, der ſein Pferd auf der Jagd, oder im Krieg verloren, und zu Fuß nicht zu den Seinigen kommen kann, mit einem Pferd aushilft, hat noch eins dazu zu empfangen.

Wer von einem verurtheilten Widerſacher mehr als die aufgelegte Strafe heiſcht, oder ihm gar drohet, ſoll ſein Recht verlieren. Kann ein Verurtheilter aus Armuth die Strafe nicht erlegen, und ſein Aufſeher bekräftigt ſein Unvermögen eidlich, ſo ſoll derſelbe dem Widerſacher zum Sklaven hingegeben werden bis er für die aufgelegte Strafe gebüßet.

Wer einem Durſtigen einen Trunk Milch verſagt, ſoll um ein Schaaf ſtraffällig ſeyn. Wer einem Nachbar den Milchbrandtewein mit Gewalt abnimmt, und austrinkt, giebt ein geſatteltes Pferd zur Strafe. — Wer im Zorn eines andern Wohnung beſchädigt, verwirkt ein Pferd. — Wer im Bezirk des Feuerplatzes eines Fürſten einen Pfahl in die Erde ſchlägt, ſoll um ſechsmal neun Stück Vieh geſtraft werden, denn es iſt ein Begriff in des Fürſten Gewalt. Ein gemeiner Menſch verwirkt dadurch wenigſtens neun Stück Vieh.

Wer aus Leichtſinn ein Vieh tödtet, ſoll es erſetzen, und ein Pferd zur Strafe geben. Wer unſchuldig einer Dieberey beſchuldigt und verurtheilt worden, nachmals aber ſeine Unſchuld darthun kann, ſoll vom Kläger den doppelten Erſatz der Buße zurücknehmen. Falls ein Viehdieb, um ſeinen Streich zu verheelen, Miſt, Knochen und dergleichen von dem geſtohlnen Vieh in ein fremdes Dorf überbrächte der ſoll, wenn er entdeckt wird, dann Auſſeher des beleidigten Dorfes neun Stück Vieh geben. — Wenn im Winter die Schneeſpur von geſtohlnen Vieh nach einem Dorfe leitet, ſo ſoll, wenn der Schulunga gleich die Unſchuld ſeiner Leute beſchwören will, wenn keine andre Unſchuldsbeweiſe vorhanden, das ganze Dorf für den Diebſtahl haſten, und jeder Einwohner ein Pferd zur Strafe liefern. Wenn ſich von einer Räuberrotte jemand abſondert, und von ſeiner Bande gerichtliche Anzeige thut, ſo ſoll er ſtraflos ſeyn, und geſchützt, ſeine Buße aber den Mitſchuldigen auferlegt werden. Würde ihn jemand darüber mißhandeln, deſſen Strafe ſoll eine volle Panzierung und Zurüſtung und neun Stück Vieh ſeyn.

Eine Stafette, die ſich auf erhaltnen Befehl nicht gleich aufmacht, verwirkt irgend ein theures Stück und acht Stück Vieh. Denen Stafetten laſſet Reitpferde ohne Händel zukommen, wer ſich weigert, ſoll zwey für eins geben. Ihr Stafetten, wenn ihr ausgeſchickt ſeyd, ſo betrinkt euch nicht in Brandtewein, ſonſt wird man euch um fünf Stück Vieh ſtrafen. Nur allein beym Fürſten habt ihr Erlaubniß zu trinken.

Wer einen aufgenommenen Ueberläufer von fremden Volk erſchlägt, giebt zur Strafe fünfmal neun Stück Vieh. Wer aber einen Ueberläufer zum Fürſten bringt, bekömmt für den Mann ein Pferd zur Belohnung. Wer einen ſolchen, wenn er von neuen entläuft, ertapt und zurück bringt, kann von deſſen Pferd, Waffen, Reitzeug und Kleidern, ja von aller Haabe, bis auf die Knechte und das Leben, die Hälfte für ſich nehmen. — Wer ein verſtoſſenes Weib nehmen will, ſoll, wenn ſie ſchön iſt, ein theures Stück und acht Stück Vieh, um eine mittelmäſſige fünf Stück, um eine häßliche ein Pferd dem vorigen

Mann entrichten. — Das Zeugniß eines Knechts gilt in allen Rechtsfällen nur alsdann, wenn es ſehr einleuchtend iſt.

Wer einen andern auf der Jagd das Wild verſcheucht, oder gar wegſchießt, der ſoll als ein Viehdieb, oder nach den Umſtänden, um ein Pferd, Schaaf oder fünf Pfeile geſtraft werden. Wer ein angeſchoſſenes Wild auffängt, und verheelt, ſoll, wenns verrathen wird, fünf Stück Vieh geben. — Wer die von Jägern abgeſchoßne Pfeile für ſich aufſucht, und zurück zu geben weigert, verwirkt ein Pferd. — Wer einen (gelernten Stoßvogel, mit Leder an den Füßen, fängt und tödtet, deſſen Strafe iſt die nemliche.

Bey allen Klagen, ſie ſeyn von welcher Art ſie wollen, ſoll der Ankläger den neunten Theil der auferlegten Strafe empfangen.

Wer Kleinigkeiten, die nicht unterm Schloß verwahret werden können, als Sattelzeug, Meſſer, Beil, Feuerſtahl, Scheere, Hammer, Stricke, kleine Kleiderſtücke, und dergleichen ſtiehlt, ſoll nach dem Urtheil die Finger einer Hand verlieren. Will er ſich davon loskaufen, ſo zahle er für jeden Finger zwey große, fünf mittlere, und drey kleine Stück Vieh. — Für den allerkleinſten Diebſtahl, als Zwirn, ſchlecht Geräth, und dergleichen iſt die Strafe ein Schaaf mit dem Lamm, oder aufs mindeſte eine Ziege mit dem Böcklein.

Wer eine Sache anhängig macht, und nicht hinlänglich beweiſen kann, ſoll die Proceßkoſten ſelbſt tragen. Wer in ſeinem Hauſe den Gerichtsboten (Eltſchi) nicht gehörige Nachſuchung thun läßt, verliert den Proceß, es ſey denn, daß keine Zeugen darüber wären, und der Vorgeſetzte des Beklagten über deſſen Unſchuld den Eid ablegte.

Wer einen Zauberer oder Zauberin zu ſich ruft, und zaubern läßt, deſſen Reitpferd und das Pferd des Zauberers ſoll der Angeber haben. Wer es verſchweigt, oder gar der Zauberey beywohnet, verwirkt ſein eigenes Reitpferd. — Ein Zauberer, der jemand etwas angethan, ſoll um fünf Stück Vieh beſtraft werden. Wenn er jemand mit Thieren, die in Zaubereyen erſcheinen, als rothen Enten, Lerchen und Hunden, erſchreckt, ſo iſt ſeine Strafe ein Pferd. Mit gemeinen Schlangen, außer der bunten Gebürgſchlange, jemand Gauckeley vorzumachen, wird zum mindeſten mit Verluſt zweyer Pfeile, oder eines Meſſers gerüget.

(Der Schluß im Juny.)

IV.

Abhandlungen.

Vermiſchte Aufſäze.

1.

) Briefe des Grafen von *, an die Dücheſſe von ***, während des Feldzugs in Italien von 1701. *)

Erſter Brief.

Mayland den 1. Jänner 1771.

Ich gehorche Ihrem Befehl, Madam, und ſchreibe Ihnen. Ich weis zwar nicht eigentlich, was ich

Ihnen

---

*) Die Ueberſetzung dieſer Briefe erſcheint hier zum erſtenmal gedruckt. Das Original iſt aus der Monatſchrift ne-

nem

Ihnen ſagen will, aber mein Brief wird doch lang werden, weil Sie es ſo befehlen.

Ich habe S. K. H. geſehen; die Beweiſe Ihres Andenkens ſind Sr. Hoheit ſehr rührend geweſen. Er liebt Sie, Madam, wie ein Vater, der weis, wie ſehr ſeine Tochter ſeiner Zueignung würdig iſt. Ihre Frau Mutter ward gerührt, als ſie von Ihnen ſprach, und ich war es gleichfals. Sie findet ein Vergnügen daran, ſich die größten Kleinigkeiten von Ihrer Kindheit zu erinnern. Alle ſind ihrem Herzen gegenwärtig, und kommen unaufhörlich in ihren Geſprächen vor. Sie erträgt ihre Schwangerſchaft auf die beſte Art von der Welt: Sie können leicht denken, wie viel Fragen man mir in Anſehung Ihrer gethan hat: ich habe ſo gut darauf geantwortet, als ich gekonnt habe. Ueber das, was ich wußte, drückte ich mich bejahend aus, aber wie ſollte ich mir bey Dingen heraushelfen, die ich entweder nicht weis, oder nicht wiſſen darf? Zum Exempel, man zankt recht ernſtlich mit mir, daß Sie ſich nicht in eben dem Zuſtande, wie Ihre Frau Mutter, befinden, und man möchte mich gerne deswegen zur Rede ſetzen. Ich kann

---

nommen, die Herr Dorat zu Paris beſorgt, und die unſern Leſern noch mehrere unterhaltende Aufſätze liefern ſoll. Des Grafen Briefe werden ihnen eine ſehr angenehme Lektüre verſchaffen; ſie ſind voll pikanter Erzehlungen, und voll von jenen Schilderungen der Sitten, die man zu allen Zeiten, und im Jahr 1778. ſo gern als damals lieſt. Die Schreibart iſt munter, und man findet jenen Ton des Umgangs, jene Blume der Galanterie darinn, die den Franzoſen ſo eigen iſt. Kurz der Ton des alten Franzöſiſchen Hofs iſt getreulich beybehalten.

d. H.

kann nichts weiter da thun, als ſchweigen, und durch Minen und Wünſche antworten. Es hängt blos von Ihnen ab, Madame, ob ich in Zukunft mich beſſer ausdrücken ſoll. Ihre Frau Mutter, die das Datum auf ein Haar weis, hat mir befohlen, Ihnen zu ſchreiben, daß, um ihr gleich zu werden, Sie gegen Anfang des künftigen Februars matte Augen und die Kolik haben müſſen. Ich weis vielleicht, nicht, was ich ſage, aber ich gehorche.

Ihre Schweſter, auf die Sie mir ſo genau Achtung zu geben empfahlen, iſt ohngefehr von dem Wuchs, wie Sie damals, als ich das Glück hatte, Sie das erſtemal zu ſehn, und Sie mir die Ehre anthaten, mich für einen Deutſchen zu halten. Ihr Teint wird beynahe ſo ſchön, wie der Ihrige ſeyn; ihre Augen haben dieſelbe Farbe, aber ſie ſind klein, und nicht ſo funkelnd; ſie hat was von Ihnen in dem Untertheil des Geſichts, allein Ihren Lippen fehlt jenes zauberiſche Kolorit****das ich aus Ehrfurcht nicht zu beſchreiben wage, das ich aber nie, nie vergeſſen kann. Ihr Kopf iſt auch nicht Ihr Kopf; mit Einem Wort, ihre Augen haben gut machen, ſie werden ſich nie ſo auf- und niederſchlagen können, wie die Ihrigen. Uebrigens ſoll dieſe Prinzeſſin ſehr ſanftmüthig, und leicht zu bedienen ſeyn, wenig oder keine Laune haben. Ich, meines Theils, wenn ich mein Urtheil ſagen darf, ich finde ſie recht zu einer Königinn von Spanien gemacht, und ich glaube, daß ihr der Vorſchlag nicht mißfallen würde. Der Pater B[illegible]re war ſehr krank, als ich durch Turin ging. Ich ſchickte hin, und ließ ihm von ihnen viel Komplimente ſagen. Er antwortete voll Ehrfurcht und Dankbarkeit, und meldete mir, daß er in ſein Gebet zu Gott für Ihre Erhaltung, auch allezeit Ihre Fruchtbarkeit herzbrünſtiglich einſchlöſſe, ſe, daß ſie aber, wie ihm ſchiene, ziemlich lange ausblie be, welches er jedoch mehr der Ohnmacht ſeiner Gebete, als irgend einem kleinen Eigenſinn von Ihrer Seite, Schuld geben wollte.

Ich habe mich ſo wenig zu Turin aufgehalten, daß ich Ihnen tauſend Sachen nicht ſchreiben kann, die ich bey mehrerer Zeit daſelbſt ausgeſpürt haben würde ***** Ich wünſchte ſehr, daß mein hieſiger Aufenthalt, der länger dauern wird, als ich glaubte, mir Gelegenheit verſchafte, hier einige Befehle von Ihnen ausrichten zu können. Ich kann Ihnen, Madame, nichts weiter anbieten, als meinen guten Willen; ich ſage Ihnen nichts von meinem Herzen, denn ich würde gar zu vortheilhaft davon reden, weil es eine Sache iſt, die Ihnen zugehört, und ich, außer meiner tiefen Ehrfurcht, meiner treuen Ergebenheit und Schuldigkeit, noch etwas in mir fühle, daß ſich nicht ausdrücken läßt, und das mich, Madam, mehr als jemand in der Welt berechtigt zu Ihrem ꝛc

Zweyter Brief.

Mayland den fünften Jänner 1701.

Ich fahre fort, Madam, Ihnen zu gehorſamen. Da die Reiſen die Menſchen bilden, und da Sie ſehr richtig geſchloſſen haben, daß ich in meinem Alter davon profitiren würde, ſo folgen hier meine Bemerkungen.

Ich bin in einer Stadt, die dreyzehn Thore, zweymal hunderttauſend Seelen, und mehr denn dreytauſend Kutſchen hat. Franz der erſte, und Heinrich der zweyte, die Meiſter davon waren, haben einen Kanal graben laſſen, der ſein Waſſer aus dem Teſin, ſechs Meilen von Mayland, empfängt. Die Ufer dieſes Kanals ſind von Benſatoro an, wo er anfängt, mit Luſthäuſern, Gärten und prächtigen Pallåſten eingefaßt, und eben dieſer Kanal, der ziemlich große Barken trägt, läuft queer durch die Stadt, verſorgt ihre Gräben, und fällt wieder in den Teſin.

Sie würden Sich ſehr wundern, und Ihre Kutſcher noch mehr, wenn Sie hier Wagen die Menge anträfen, wovon kein einziger in Trott kömmt, noch jemals in Trott gekommen iſt. Sie ſchleichen im langſamen Schritt dahin. Obgleich die Straßen ziemlich enge ſind, ſo macht doch dieſes ſchöne Phlegma, bey dem man niemals Eile hat, daß alles ohne die geringſte Verwirrung abläuft. Man macht Platz, man grüßt ſich, und rennt nicht aneinander. Der Corſo gewährt einen eben ſo ruhigen Anblick. Die mit Damen und Mannsperſonen angefüllte Kutſchen rangiren ſich auf dem Domplatz, der Hauptkirche gegenüber, und bleiben ſo fünf oder ſechs Stunden beyſammen, ohne daß ſich eine rührt. Die galanten Herren laufen zu Fuß herum, und plaudern an den Kutſchenſchlägen mit den Frauenzimmern, aber man ſieht mit Einem Blick ein tauſend elende Karoſſen, die ſo wenig von ihrem Platz wandern, als ob es Gränzſäulen wären. Und hierinn beſteht das große Vergnügen, die große Diſtinktion, kurz die Geſellſchaft, und was man den Corſo nennt.

Das Aeußere des Pallaſtes iſt nicht ſchön, aber das Innere iſt ſehr geziert. Es giebt hier zweyhundert Häuſer, wovon das geringſte eine Folge von achtzehn bis zwanzig Zimmer, Zierrathen ohne Ende, ungeheuere lange Gemäldegallerien, und ein Volk von Bedienten hat, die faſt eben ſo müßig ſind, wie ihre Herren. Der, oder die, die man beſuchen will, befindet ſich allezeit in dem allerletzten Kabinette. Ueberlegen Sie nun, Madame, wenn ich täglich nur zehn Viſiten gebe, und bey jeder Thüre eines

Zimmers nur ſechs Reverenzen mache, überlegen Sie, oder laſſen Sie von einer ihrer Damen, welche die ſtärkſte Rechenmeiſterin iſt, ausrechnen, wie oft ihr allergehorſamſter Diener den Tag über ſeinen Rücken biegen muß, ohne noch die Verbeugungen bey Hofe dazu zu zählen. Hof heißt man hier Folgendes. Herr und Frau von V. Statthalter und Statthalterin dieſes Staats, wohnen in einem Pallaſte, der, ohne Widerrede, weit größer iſt, als das Palais royal. Des Abends werden zwey ſehr große, rothmeublirte Zimmer, die aneinander ſtoßen, ſtark erleuchtet. Das eine heißt das Zimmer des Thronhimmels, das andere, das Bettzimmer. In der That ſind auch der Thronhimmel und das Bette ſo prächtig, als nur Meublen der Art ſeyn können. In dieſen beyden Gemächern, die von undenklichen Zeiten her der Langeweile des Ceremoniels geweiht waren, wird mit großer Sorgfalt, was man von Stühlen nur auftreiben kann, in Ordnung geſtellt. Sie ſind einander alle gleich, und ſtehen alle in gerader Linie, und wie bey einer Predigt; die erſte, zweyte, dritte Reihe. Es wird nur ſo viel Platz dazwiſchen gelaſſen, daß man zur Noth durchkommen kann.

Gegen ſechs Uhr fangen die Damen an, ſich einzuſtellen. Sie kommen herein, nehmen ihren Platz ein, und jeder orientirt ſich, wie ſichs gehört. Alle Damen ſind en corps, ſehr gerade, ſehr gezwungen, ſehr geputzt. Die Frau Statthalterin erſcheint, und das giebt denn allezeit, wie natürlich, einen großen Aufſtand. Es wird darauf eine mittelmäßige Parthie L'Hombre geſpielt, und nach dem Spiele haben dieſe Damen, deren nicht weniger als zwey oder dreyhundert ſind, Standhaftigkeit genug, bis zehn Uhr auszuhalten. Man giebt Chocolade, Thee, Kaffee, Gefrornes, herum, und daß heißt eine Converſazione. Ich vergaß einen ſchönen Umſtand, Weil nur ein Kamin vorhanden iſt, und die Zimmer ziemlich kalt ſind, auch wegen des Ab- und Zugehens der Mannsperſonen die Thüren beſtändig offen bleiben müſſen, ſo hat jede Dame ihr Wärmſtübchen. Die Damen von Stande, die hier eine ziemlich große Anzahl ausmachen, gehen Franzöſiſch, das gemeine Volk aber ſpaniſch gekleidet. Ich werde die Ehre haben, Madam, Ihnen die Kirchen, die größtentheils bewundernswürdige Denkmäler ſind, und die Nonnenklöſter zu beſchreiben, wo täglich die feinſte Galanterie getrieben wird. Ein Gebrauch, der allen unſern jungen Frauenzimmern in Frankreich höchlich mißfallen würde, iſt, daß ſich nicht eine in ihrem väterlichen Hauſe befindet. Keine Mutter kann hier ihre Tochter zum Vorwand brauchen, um auf Bälle oder in Aſſembleen zu gehen. Die armen Kinder ſtecken alle in Klöſter, bis man ſie verheirathet. Doch ich mißbrauche Ihre Geduld, und eile, Madam ꝛc.

Dritter Brief.

Mayland den 11. Jänner 1701.

Ich habe mich anheiſchig gemacht, Madam, mit Ihnen in ſehr viele Details zu gehen, aber ſo viel Verſchiedenheit ſich auch in den Sitten, den Manieren und Komplexion finden mag, ſo macht doch die Gewohnheit und der glatte Ton, daß man faſt allenthalben Einerley thut und denkt. Unterdeſſen bin ich überzeugt, Madam, wer kalkuliren wollte oder könnte, auf wieviele und mancherley Weiſen, die ſich doch alle auf einerley Grund herumdrehen, die Menſchen Mittel und Wege gefunden haben, ſich lächerlich zu machen, dem würde es an Zahlen fehlen. Zum Exempel, die Wärmſtübchen; in Frankreich würden ſie unausſtehlich ſcheinen; und hier iſt es die ſimpelſte Sache von der Welt, die täglich geſchieht, ohne daß jemand was dagegen einzuwenden hat. Alle Frauenzimmer führen welche, und ſtellen ſie unter ihre Füße oder Röcke. Damen, die die Pracht lieben, haben ſie von Silber, und tragen ſie am Arme, wie einen kleinen Kuffer. Die galantern Frauenzimmer pflegen auch wol wohlriechendes Räucherwerk in ihr Wärmſtübchen zu werfen. Ich geſtehe, dieſes iſt für mich eine neue Art von Weyrauchſtreuen, die ich um ſoweniger begreife, da die meiſten Unterhoſen tragen. Damen von der erſten grandezza haben den Winter über welche von ſchwarzen Sammet; die andern von Pinchinat; ich habe ſie nicht mit meinen Augen geſehen, aber ich verſichere Sie, daß dem ſo iſt. Ueberhaupt dürfte es nicht ſehr rathſam ſeyn, dieſen Damen allzunahe zu kommen, denn ſie führen alle einen kleinen Dolch im Planſchet, und, auf dem Nothfall, noch einen andern in der Taſche. Was die Mannsperſonen betrift, ſo ſind wenige, die nicht ein paar Piſtolen zu ſich ſtecken ſollten, wenn ſie ausgehn. Sie ſehn, Madame, das Alles zuſammen macht eine Geſellſchaft aus, die nicht vergißt, auf ihrer Hut zu ſeyn.

Ich hatte die Ehre, Ihnen zu ſchreiben, daß, vom ſechſten Jahre an, kein Mädchen in ihrer Eltern Haus bleibt, ſondern daß ſie in Klöſter geſteckt werden, und nicht ehe heraus kommen, als bis der Ehekontrakt unterſchrieben iſt. Geräth eine auf den Einfall, Nonne zu werden, ſo verordnen die Geſetze, daß ſie, vor ihrer Einkleidung, ein oder zwey Jahre mit aller möglichen Freyheit in der Welt zubringe, auf die Bälle, den Corſo, in die Oper, in die Schauſpiele, kurz, allenthalben hingehe, wo weltliche Zerſtreuungen die frommen Gedanken vertreiben können. Die Sprachgitter werden mehr von den Mannsperſonen beſucht, als Privathäuſer, ſo daß viel Frauenzimmer ſich, aus Hang zur Libertinage, einkleiden laſſen.

Die Kirchen ſind hier ſehr ſchön und zahlreich, die Domkirche, die zugleich die Erzbiſchöfliche iſt, übertrift an Größe die Kirche Unſrer lieben Frauen zu Paris. Sie iſt ganz von Marmor: von innen iſt ſie fertig, aber von außen nicht. Es ſind zehntauſend Thaler zu ihrer Erhaltung und Vervollkommung ausgeſetzt: ſo lange die zehntauſend Thaler reichen, wird daran gearbeitet. Ich übertreibe nicht, wenn ich ſage, daß mehr als dreyhundert marmorne Statuen außen herumſtehn: die innere Verzierungen ſind auch ſehr prächtig. Die Kapelle des heil. Karls iſt nicht ſehr groß, rund und unter der Erde. In der Mitte iſt eine Oeffnung mit Balkons, ſo daß man oben in der Kirche die Meſſe hören kann, die unten in der Kapelle geleſen wird, und den ganzen Leichnam des heil. Karls in ſeinem Behältniſſe ſieht. Er lebte ungefehr vor 150 Jahren, war Biſchof zu Mayland und Kardinal. Das Haus Boromeo, aus dem er abſtammte, iſt eben ſo alt als berühmt: die älteſten von dieſem Hauſe ſind Ritter des goldnen Vließes, und bekleiden einen ſehr anſehnlichen Rang unter dem hieſigen Adel. Dieſe Kapelle iſt ganz mit ſchwarzen Marmor, und mit großen, runden, viereckigten und ovalen Silberplatten belegt. Man ſieht darauf viele Figuren, die in ziemlich erhabenen Basreliefs die verſchiednen Geheimniſſe unſers Glaubens vorſtellen. Alle Wunder, die der Vermittelung des Heiligen zugeſchrieben werden, kommen hier auch mit vor, und eine Menge ſilberne Lampen erleuchten alle ſo gut, daß dem Blick nichts entgeht. Der Kaſten für die Reliquie des Heiligen ſteht unter dem Altar, iſt wenigſtens ſechs Fuß lang, und ganz von

Bergkriſtall ſo rein und ſchön, als man es nur ſehen kann. Die Stücken ſind ſymmetriſch zuſammengefügt, und hie und da in ſchmale Silberſtreifen gefaßt, ſo daß man durch das Kriſtall den ganzen Körper in ſeiner Pontificalkleidung, die Biſchofsmütze auf dem Kopf, mit gefaltnen Händen und entblößtem Geſicht liegen ſieht. Die Züge ſind noch ſehr kenntlich, und die Herren von Boromeo, in deren Familie die großen Naſen erblich ſind, haben augenſcheinlich etwas Aehnlichkeit mit ihm.

Vierter Brief.

Pavia den 28. Jänner 1701.

Ich habe nicht die Ehre gehabt, Madam, Ihnen mit den beyden letzten Courieren zu ſchreiben. Das Herz iſt ein ſehr unfolgſames Geſchöpf, das ſich nicht ſo leicht regieren läßt, wenn es etwas in eine zu lebhafte Bewegung geſetzt hat, und ich geſtehe Ihnen, der Tod des armen von Lorbezieux hat das meinige mit ſo traurigen und ſchmerzlichen Vorſtellungen erfüllt, daß ich lieber meinen Kummer ſtillſchweigend ertragen, als Sie Selbſt habe mit betrübt machen wollen. Ich that eine Reiſe nach den Gränzen des venezianiſchen Gebiets, das an das Kayſerliche ſtößt, und gehe jetzt den königlichen Truppen entgegen, die zu *** landen.

Ich bin durch Bergamo, der Hauptſtadt einer kleinen Provinz, gekommen, wo faſt das ganze Volk Komödiant iſt: oder wenigſtens beſtändig tanzt. Weyland Harlekin war daher. Jedermann ſpielt hier auf der Zitter. Es iſt eine Sage im Lande, daß in den alten Fehdezeiten eine gewaltige Schlacht zwiſchen dieſem Volk und ſeinen Nachbarn vorfiel, und daß man den Tag nach dem Treffen auf der Wahlſtatt 12000 Zittern unter den Todten fand.

Man ſtelle ſich gar nicht vor, mit welcher Vorſicht ein jeder hier für die Sicherheit ſeines Lebens wacht. Ich kam ſehr ſpät nach Verona, einer großen Stadt im Venetianiſchen. Da ich früh wieder wegreiſen wollte, ſo ſchickte ich nach einem Kaufmann, um einige Edelſteine von ihm zu handeln, die bey mir beſtellt waren. Es war Abends um acht Uhr. Der Kaufmann machte anfänglich einige Schwierigkeit; endlich überwog die Begierde zum Verkaufen ſeinen Abſcheu vor dem Ausgehen. Er zog in den Gaſthof, wo ich logirte, mit allen möglichen Off- und Defenſivwaffen ein, und brachte noch drey Laternen, zwey Handelsdiener, die wie er gerüſtet waren, und einen Mönch mit. Aber Herr, frug ich ihn, was können Sie um dieſe Zeit, und in einer polizirten Stadt fürchten? — Alles! antwortete er. — Und der Mönch, fuhr ich fort, was ſoll der? — Mich beichten hören, wenn mir etwa ein Unglück begegnete.

Ich bin bey dem Prinzen von V*** geweſen, deſſen ganzes Land nicht ſo groß iſt, wie mancher Park. Sein Kanzler bekomplimentirte mich mit dem Degen an der Seite, einer großen Piſtole im Gürtel, und einem langen Schreibzeuge, an deſſen Ende das große Siegel des Prinzen ſeines Herrn hing.

Diesmal um nicht beſchwerlich zu fallen, werde ich ganz kurz mit der Verſicherung ſchließen, daß ich ꝛc.

Fünfter Brief.

Mayland den 4. Februar 1701.

Ich bin zweymal auf dem Ball geweſen, Madam, und ich werde mich bemühen, Ihnen ſo gut die Beſchreibung davon zu machen, als es gehen will. Denken Sie ſich einen ungeheueren Saal mit fünf bis ſechshundert Frauenzimenzimmern, worunter nicht eine iſt, die ſich für häßlich oder älter als zwanzig Jahre hält. Jedes Geſicht trägt wenigſtens eilf Schönpfläſterchen von allerhand Größe. Die meiſten ſtellen Figuren aus dem Thierkreiſe, Sterne, Sonne, Blumen und halbe Monde vor. Die Kleider glänzen von Gold und Edelſteinen, und das Ganze macht ein zimlich prächtiges Schauſpiel aus. Die Damen, die tanzen, ſind in der erſten Reihe, und die andern und die Mannsperſonen, die nicht tanzen, in der zweyten.

Es iſt hier nicht gebräuchlich, mit dem Frauenzimmer, mit dem man ſchon getanzt hat, noch einmal zu tanzen, ſondern mitten im Ballſaal ſpaziert ein Ceremonienmeiſter, mit dem ſchönſten Phlegma von der Welt, herum, und macht, mit dem Stock in der Hand, wie ein Major, eine Verbeugung gegen den Herrn und gegen die Dame, die er haben will, daß ſie tanzen ſollen. Alles das hängt ſo ganz von ihm ab, daß einer, der mit der oder der Dame tanzen wollte, ſich zehn Jahre vergebens alle Mühe von der Welt geben, und doch nicht zu ſeinem Zweck gelangen würde, wenn er nicht die Einwilligung des Herrn mit dem Stock hat.

Der Favorittanz iſt eine Courante von vierundzwanzigen, die ich vielleicht viel Mühe haben werde, Ihnen deutlich zu beſchreiben; ich wills verſuchen. Der Herr mit dem Stock macht ſeinen Reverenz an zwölf Damen, und an eben ſo viel Herren: er bemerkt und zeigt mit dem Finger jedem Herrn die Dame, die er nehmen ſoll: wenn dieſes geſchehen iſt, ſo fangen ſie zwey und zwey, wie in Prozeßion, zu marſchiren an. Man macht ſo dreymal die Tour vom Saal, wobey man die Freyheit hat, ſich nach ſeiner Dame neigen, und einander ins Ohr flüſtern zu können. Sobald der Umgang geendigt iſt, machen die beyden erſten, welche anführen, ihren Knix in der Mitte, und treten wieder an ihre Plätze; die andern thun ein gleiches. Hierauf fängt die Courante an. Die zwölf Herren tanzen mit den zwölf Damen, und durch einen Miſchmaſch von Figuren, und indem ſie, wie auf der Bahn, eine Art von Schub, halb Trott, halb Schritt machen, kommt jeder zuletzt wieder zu ſeinem Frauenzimmer. Dieſer Tanz, der über eine ſtarke Viertelſtunde dauert, ſchließt mit dem Umgange, mit dem er angefangen hatte.

Die Damen hier, wenn ſie tanzen, halten nicht die Hände an den Seiten des Kleids, ſondern ſie haben ſie vorne, ich weis nicht warum, und ungefehr einen Finger breit voneinander entfernt; mit dem Daumen und dem erſten Finger faſſen ſie den Rock, den ſie etwas heben, und mit den übrigen drey Fingern formiren ſie eine Art von Fächer. Weiße Handſchuh ſind niemals gebräuchlich; es giebt Hände, die ſie in ſechs Wochen nicht gewechſelt haben. Verzeihen Sie, Madam, wenn ich meine Erzehlung für diesmal abbreche, und bin ꝛc.

Sechster Brief.

Mayland den .... Februar 1701.

Jezt, Madam, ſind wir in der Charwoche, und gute Nacht! Schönpfläſterchen, Ball und Courante. In den letzten Tagen des Karnevals hat man in einem Nonnenkloſter eine Oper geſpielt, welche die Ankunft der Königin Thaleſtris vorſtellte, der Dame, die ſo weit herkam, um Gnade vor Alexanders Augen zu finden. Die Amazonenkönigin war eine große Nonne, und ihre Tracht halb kriegeriſch, halb ländlich: acht und zwanzig in Edelknaben gekleidete Frauenzimmer machten ihr Gefolge aus, und viere davon trugen ſo eherbietig als möglich die Schleppe der Prinzeßin, eine Schleppe, die, wie von Rechtswegen, ſo lang war, daß die vier Pagen ſich oft darein verwickelten, und groſſe Mühe hatten, ſich wieder herauszufinden. Das war der erſte Unfall; die übrigen ſind nicht weniger tragiſch.

Als die Nonne, welche den Alexander machte, der Königinn entgegen kommen wollte, that die letzte, durch den Fehler ihres Pagen, einen falſchen Schritt, worüber Alexander ſo erſchrack, daß er in der Beſtürzung zwey Stufen ſeines Thrones für eine hielt, und zu den Füſſen der Thaleſtris ſtürzte, die ihrer Seits das Gleichgewicht vollends verlor, und auf den Helden in einer Poſitur fiel, die für die Zuſchauer nicht ſehr erbaulich war. Die Königinn, voller Wuth, gab, was bey ſolchen Feyerlichkeiten eben nicht ſehr gebräuchlich ſeyn mag, dem Pagen, den ſie für den Urheber ihres Purzelbaums hielt, in der erſten Hitze eine derbe Ohrfeige. Alexander hatte ſich bey ſeinem Fall ein Bischen geritzet; aber nun kam eine andre Kataſtrophe. Hephäſtion nahm ſo warmen Antheil an Alexanders Liebe, und gerieth in ſo heftige Bewegungen für ſeinem Herrn, daß ein ſehr weſentlicher Knopf von ſeiner Kleidung abſprang, und einen der unerwartetſten Theatercoups veranlaßte. Zum Unglück war der geiſtliche Hephäſtion römiſch gekleidet, und hatte die Beinkleider vergeſſen, von denen ich Ihnen neulich ſchrieb. Alle dieſe Begebenheiten zuſammengenommen, machten, daß die Gravität der Vorſtellung, troz dem ehrwürdigen Orte des Schauplatzes, eine groſſe Störung erlitt.

Das Stück wurde jedoch ausgeſpielt, nachdem alles wieder in ſeine Ordnung gebracht worden war. Allein es koſtete Mühe, den Faden des Intreſſe wieder anzuknüpfen. Hephäſtion ſonderlich konnte nicht erſcheinen, ohne daß man nicht an ſeinen Knopf dachte, und die Verwirrung, in der er ſich jederzeit befand, trug noch mehr bey, ſein Mißgeſchick in friſchem Andenken zu erhalten. Ich habe die Ehre ꝛc.

Siebenter Brief.

Mayland, den 25. Februar, 1701.

Heute, Madam, werde ich Sie mit nichts als mit Ideen unterhalten, die den Umſtänden angemeſſen ſind. Ich habe eben den Leichenpomp geſehn, womit der Tod von dem verſtorbenen König von Spanien morgen begangen werden ſoll. Die ganze Kirche iſt ſchwarz überzogen, mit weißen, feſtonsweiſe aufgemachten Schärpen, die eine unendliche Menge von vergoldeten Cartouchen, Deviſen und Bildern der Vorfahren der Spaniſchen Könige tragen, wovon einige zu Pferd, andre zu Fuß, andre in Büſte ſind. Innſchriften erklären, was dieſes oder jenes vorſtellt. Alles verräth zugleich Trauer und Pracht. Mitten in der Kirche iſt die Vorſtellung des Leichnams. Es geht bis faſt ans Gewölbe hinan, und mehr denn tauſend Kerzen und Bildſäulen umgeben es, die alle den Schmerz in ſeinen verſchiedenen Attitüden ausdrücken. Die Eitelkeit der Lebendigen erſcheint in allem dieſen mehr, als die Nichtigkeit der Toten.

Um bey traurigen Vorſtellungen zu bleiben, will ich Ihnen das Schickſal der armen Markiſe von C . . melden, die des Lebens müde ward, und ohne Leidenſchaft, ohne Fieber, ohne Mann aus dem Fenſter eines zweyten Stockwerks herzhaft in die Gaſſe ſprang.

Es wird auch noch ſtark von einer andern Begebenheit geſprochen, die kürzlich einer Frau von Stande zu

geſtoß

geſtoßen iſt; und an Seltſamkeit das Ende der Markiſe übertrifft. Dieſe Frau war erſtaunlich reich, aber eben ſo geizig. Ihre Tochter wurde krank; der Arzt verordnete ihr eine Arzeney, die viel koſtete. Die Tochter konnte ſich nicht entſchlieſſen, ſie zu nehmen; die Mutter, damit die theure Arzeney nicht umkommen mögte, verſchluckte ſie, ungeachtet ſie ſich vollkommen wohl und geſund befand, und mußte daran ſterben. Niemand beklagt ſie. Ich erzehle Ihnen dieſe Geſchichte blos, um meinen Brief minder tragiſch ſchlieſſen zu können. Es iſt ſehr gut, wenn man von Zeit zu Zeit durch die Leidenſchaft ſelbſt geſtraft wird, die man zu ſeinen Abgott gemacht hat. Ich bin ꝛc.

(Der Schluß dieſer Briefe im Juny.)

2.

Die kleine Welt mitten in der groſſen.

(Hannöveriſches Magazin.)

Kein einziger aufmerkſamer Blick auf die Natur läßt den denkenden Forſcher ganz unbelohnt. Herz und Verſtand findet dabey allemal ſeine Nahrung; es ſey nun, daß er daraus Anlaß zur Erweiterung ſeiner Einſichten, oder Gelegenheit zur Bewunderung des Schöpfers, oder Stoff zu vernünftigen und weiſen Endſchließungen, oder alles zugleich, hernimmt. Auch das kriechende glänzende Würmchen in der Felsritze; auch das zerbrochene Stückchen Muſchelſchale in einem zerſpaltenen Steine; auch der zarte Keim einer Pflanze, erfüllt dem philoſophiſchen Verehrer der Wahrheit mit lehrreichen Gedanken, die freylich nicht in das Herz des niedrigen Hirten kommen, der an den Bergen weidet, und mit der Natur zwar weit bekannter ſeyn könnte, doch aber nicht eher ſtaunt, als bis Blitz und Donner durch die Lüfte tönen. In einem ſchattigen Hayne, der aber erleuchtet genung war zur Warnehmung von tauſend Wundern der Natur, erblickte ich von ohngefähr ein Blatt, auf welchem ein kleiner Minirwurm ſeine krummen Schlangenlinien in merkwürdigen Figuren herumgezogen hatte. Ich brach das Blatt ab, hielt es gegen den hellen Himmel, und ſah noch den kleinen Einſiedler darinnen arbeiten; unbekümmert, ob er in Händen war, deren geringſter Druck ſeine ganze Wohnung, nebſt ihm ſelbſt, hätte zerſtören können. So iſt denn das, dachte ich, deine kleine Welt, in welcher du geboren biſt, in welcher du lebſt, in welcher du dich nährſt, und deinen Naturtrieben nachgehſt, bis die Zeit deiner Verwandlung kommt. Iſts möglich, daß zween Häute eines dünnen Blattes, einen Reichthum für eine Creatur in ſich faſſen können, die gleichwol, wer weis, wie viel bewundernswürdige Organen hat? einen Reichthum, von dem ſie kaum den funfzigſten Theil braucht, ihr Daſeyn auf verſchiedene Tage zu erhalten? Ich will dich nicht wegwerfen, unbeträchtliches Thierchen! Wenn mir irgend einmal ein Unzufriedner aufſtößt, dann will ich dich hervorholen, und ſeinem mürriſchen Herzen dem Gebäude vorhalten. Vielleicht iſt ein unmerkliches Würmchen im Stande, den zu beſchämen, den erhabenere Lehren oft nicht rühren können.

Aber bey dem allen, wie viel kleine Welten mögen nicht in der groſſen ſeyn? Nur dieſer Buſch, funfzig Schritt im Umkreiſe genommen, was für eine abwechſelnde Mannigfaltigkeit von Geſchöpfen, was für eine Ordnung und Zuſammenhang bey dieſer Mannigfaltigkeit,

tigkeit, was für eine Menge von Mitteln, Zwecken und Abſichten, was für ein Bezirk voll Wunder des Herrn! Von dieſer Eiche, die ihr Haupt ſo ſtolz emporhebt, bis herunter zu dem zarteſten Kräutchen, das unter ihrem Schatten wächſt, welche Zahl von Gewächſen! Und alle dieſe Gewächſe wieder bevölkert mit ſo mancherley lebendigen Geſchöpfen, unter welchen vielleicht einigen die Weite einer Handbreit wie uns meilenlange Entfernungen vorkommen. Wie viel Republiken von Thierchen mögen in dieſem Gebüſche wohnen, und daſelbſt den Zirkel ihrer Beſtimmung durchleben! Ihr gefiederten Sänger des Waldes, ſeyd ihr Fremdlinge oder ſeyd ihr Bürger dieſes Hayns? Bürger ſeyd ihr; denn eben dieſer Buſch, der das Neſt eurer Jungen überſchattet, war auch der Ort eurer Geburt; hier die hohe Schule, auf welcher ihr angelehrt wurdet zu allen euren Kenntniſſen; auf dieſen Zweigen locktet ihr eure Gatten, und in dieſem mooſigten Baume hieltet ihr euer Nachtlager; an dieſem Bache ſtilletet ihr euern Durſt, und von dieſem herabfallenden Saamen euern Hunger — bis endlich vielleicht nach drey Sommern und zween Wintern ein mächtiger Jäger, oder ein krummſchnablichter Geyer eurem unſchuldigen Leben ein Ende, und eben dadurch wieder euren Nachkommen Platz macht. Wie viel groſſe Revolutionen in euern Staaten, ihr Erdbewohner im eigentlichen Verſtande, die ihr unter meinen Füſſen herumkriecht! Ein Ameiſenhaufe mag noch ſo künſtlich eingerichtet ſeyn, ein ſchlauer Vogel kann bald eine ſchreckliche Verwüſtung in demſelben anrichten, oder die Hand die eure Cocons aufſucht, um die ſchlagende Nachtigall in dem vergoldeten Käfig jener vornehmen Dame zu füttern. Gott, was ſind in Deinen Augen die mächtigſten menſchlichen Staaten dieſer Welt anders als Ameiſenhaufen, wenn ſie es noch ſind! Freylich höher geachtet; ebler bereitet; herrlicher beſtimmt; aber in der Gröſſe — nur wie ein Bienenſchwarm mit ſeinen Zellen. Und der kriechende Wurm will ſich doch erſt brüſten gegen ſeinen Schöpfer, und ſtolz ſeyn auf ſein Bischen Chaos, das ſeine Hände nicht einmal bereitet haben.

Ich kam in meinen Garten, und fand eine buntfärbige Schnecke. Ich ſuchte weiter, und traf in einem Umfange von wenig Schritten noch zehn andere an. Ich unterſuchte einige Maulwurfshügel, und fand in denſelben drey bis vier ganz kleine Gehäuſe von eben dieſer Art Schalenthieren. Ich verglich die Gröſſe dieſes Platzes mit der ganzen Gröſſe meines Gartens, und das Reſultat dieſer Vergleichung war, daß mehr als etliche tauſend Schnecken allein in dieſem Bezirke wohnten. Nun ward ich aufmerkſam auf die übrigen lebendigen Geſchöpfe, die ſich in dieſem unmerklichen Raume des Erdbodens aufhielten. Ich traf auf einen Zwergapfelbaume vier Arten Raupen an. Wie leicht würde ich noch zwanzig andere Gattungen haben können zuſammen finden, wenn ich alle Bäume genau zu unterſuchen wäre im Stande geweſen. Merkwürdige Creaturen! Bücher können von euch wunderbaren Inſecten, von eurer ganzen Oeconomie, von euern Farben, euern Organen, eurer Lebensart, euern Geſpinnſten, euern Schmetterlingen — geſchrieben werden, und ſind auch davon geſchrieben. Ich ging weiter, und ein ämſiger Goldkäfer begegnete mir, der eine kleine Beute nach ſeiner Wohnung trug. Ich ſpürte in der Erde ſeinem Aufenthalte weiter nach; allein ich fand ihn nicht, wol aber die Larve eines Maykäfers. Ich fand Erdſpinnen von einer blendenden rothen Farbe; ich fand kleine Würmer, deren wunderbarer Bau mein Auge in Erſtaunen ſetzte. Gott! wie voll mag dieſer Erdboden von den Geſchöpfen Deiner Hände ſeyn! Ich brach einen Zweig von einem Roſenſtrauche, und erblickte eine ganze Republik Blattläuſe, deren Erzeugungsgeſchäfft eine ſo wichtige Ausnahme von den gewöhnlichen Regeln der Natur macht. Ich ſpionirte in den Ritzen der Baumrinden, und zählte in einer allein fünf beſondere Arten Würmer. Ich haſchte einen Schmetterling, der eben auf einer Blume im Graſe ſeine Flügel entfaltete, und hundert Bienen, die ihre nicht weit von hier gelegenen Stöcke verlaſſen hatten, ſummten um die blühenden Bäume herum. Mücken ſchwärmten in Schaaren mir zur Seite; Weſpen und Horniſſen, Fliegen und Ichneumons, und wer weis, was noch mehr, belebte die Lüfte. Ich kam vor einer grünen Hecke vorbey, und fand in derſelben ein Neſt eines kleinen Vogels, und die Mutter noch auf den Eyern ſitzend. — O welch eine unerforſchliche Menge von lebendigen Weſen, von groſſen und kleinen, von ſchönen und häßlichen, fliegenden und kriechenden, ſchädlichen und unſchädlichen Geſchöpfen allein in dieſem Garten! Welche Veränderung in ihren Geſtalten; welcher Unterſchied in ihren Farben; welche Abwechſelung in ihren Nahrungsmitteln. Was für Trägheit bey dieſen und Schnelligkeit bey jenen! Was für beſondre Naturtriebe! Was für Arbeitſamkeit! Was für unaufhörliche Bewegung! Kunſt in ihren Arbeiten; Verſchlagenheit und Vorſicht gegen ihre Feinde. Hier herrſchten Kriege unter einzelnen Individuis; dort unter ganzen Nationen. Hier Freybeuter, die manchen Unſchuldigen überliſteten; dort Starke, die den Wehrloſen überwältigten. Ein Reich grenzte immer an das andre, und was war denn der ganze Garten anders, als eine kleine Welt in der groſſen?

Man ſagt, der Menſch ſelbſt ſey eine kleine Welt, und der hatte nicht Unrecht, der dieſen Gedanken zuerſt erzeugte. Lauter mikrokoſmiſche Auftritte in der Natur, in den Handlungen, in den Verhältniſſen eines jeden einzelnen Menſchen. Tag und Nacht, Licht und Finſterniß wechſelt in ſeinen Schickſalen ab, wie in der groſſen Welt, und geſchieht's nicht allemal mit einer ſolchen periodiſchen Richtigkeit, als gewöhnlich, giebts doch auch Länder, die länger Tag oder länger Nacht, als andre, haben. Ebbe und Fluth in allen Unternehmungen der Sterblichen. In ihrem Verſtande — zuweilen weiche Seichtigkeit; zuweilen welcher Schwung, der höher noch als H . . . . fliegt. In ihren Leidenſchaften, — dann ſanfte Stille; dann brauſender Sturm. In ihren Lebensgeiſtern — heute ein langſamer ſchwacher Puls; morgen eine Fiberhitze, die bis zum Raſen ſteigt. Königreiche erheben ſich, und gehen wieder unter, und eben ſo wechſelt die Herrſchaft menſchlicher Wünſche und Begierden. In der blühenden Jugend regiert Luſt, Freude und Wohlleben. Das Alter ſtürzt das Reich, und ſetzt finſtre Sorgen, Unmuth und Unzufriedenheit auf den Thron. So wie ſich das Syſtem ganzer Völkerſchaften ändert; ſo ändert ſich auch das Syſtem einzelner Menſchen. Teutſchland war zu der Barden und Druiden Zeiten noch wild genung, um barbariſch genannt zu werden; jetzt iſt es ein glänzender Edelſtein in der Krone von Europa. So brillirt oft ein Menſch in ſeinem funfzigſten Jahre, der in ſeinem zwanzigſten noch wenig Hoffnung von ſich gab. In Newtons Kopfe war es in ſeinem 14- oder 15ten Jahre doch nur noch Dämmerung, was in ſeinem vierzigſten ein blendendes Licht wurde. Und ſo wie hochgeſtiegne Staaten wieder fallen; ſo kann ebenderſelbe kluge Geiſt im achtzigſten Jahre wieder kindiſch werden, der jetzt ſo viel Licht von ſich ſtrahlt. Sage ich unrecht, daß ein jeder Menſch eine kleine Welt voll guter und böſer Auftritte [illegible]

[illegible]

glücklicher und unglücklicher Abwechſelungen ſey, bis der Kreislauf zu Ende geht, und das Uhrwerk ſtille ſteht. Armer Gedanke! Was ſoll's denn nun, wenn ich mich auch als eine kleine Welt betrachte? Nein, reichhaltiger Gedanke! Stoff genung zu wichtigen Ueberlegungen. Kann die Welt beſtehen, wenn ſie nicht gehörig regiert wird? Kann ein Schiff ſeine Fahrt glücklich fortſetzen, wenn es keinen geſchickten Steuermann, keinen Compaß, keinen klugen Befehlshaber hat? Kann ſich ein Reich erhalten, wenn es keine oder ſchlechte Geſetze, keine oder übel beſetzte Veſtungen, keine oder unweiſe Regenten hat? Abſtrahire dir hieraus ſelbſt die Regeln, Menſch, wenn deine Monarchie ſoll gut regiert werden! Ariadne's Faden in dein Labyrinth; einen Lykurgus in dein Conſeil; einen geſchickten Stuermann an dein Ruder; einen weiſen, tapfern, und doch moderaten Cunctator auf deinen Thron, wenn deine Staaten beſtehen ſollen.

Aber die mikroſkopiſche Welt, mit welcher ſich die neuern Naturforſcher ſo viel beſchäfftigen, — nun das iſt wol eine rechte kleine mitten in der groſſen; eine Welt, die unſern Vätern beynahe ganz verborgen war, bis man in Süden und Norden, und ſelbſt im Herzen von Teutſchland, durch ein ganz kleines Linſenglas unermeßliche Wunder Gottes entdeckte. Ich ging vor einem Teiche vorüber. Was der gegen den Ocean! und doch eine Welt mit tauſend lebendigen Geſchöpfen angefüllt, die in dieſem naſſen Elemente ihre Nahrung ſuchen, ihren Naturtrieben folgen, ſich begatten und fortpflanzen, Krieg führen und Friede machen, krank und wieder geſund werden. — Ich ſchöpfe ein Glas voll Waſſer aus dieſem Teiche. Was das gegen die ganze Waſſerverſammlung! und doch eine Welt mit, wer weis, wie vielen wunderbaren Geſchöpfen. Ich ſah Waſſerflöhe und

Waſſerkäfer, Waſſerwanzen und Waſſermücken, Larven zu künftigen geflügelten Inſekten und Würmer in Gehäuſen, die ſie mit ſich herumſchleppten. Sie lebten in dieſem Glaſe ſo frey, ſo zufrieden, als ob es eine ganze Welt für ſie geweſen wäre. Ich nahm einen Tropfen von dieſem Waſſer, und hin unter's Vergrößrungsglas. Was war ein Tropfen gegen das ganze Gefäß! und doch eine kleine Welt voll Creaturen. Ich will es den Kennern überlaſſen, ſie alle zu nennen, die Thierchen, die oft in einem Tropfen, wie in einem Meere, herumſchwimmen. Vorticellen und Kugelthiere, und wie ſonſt noch heiſſen mögen. Nur das einzige will ich ſagen: Uumerkbare Puncte wurden, unter dieſem Glaſe, Thiere mit ſeltſamen Organen, und neben ihnen paßirten doch zuweilen wieder ſo kleine vorbey, daß die erſten gegen dieſelben Rieſen zu ſeyn ſchienen. Unermeßlicher Schöpfer, wie iſt Deine Welt ſo unbegrenzt, ſowohl die groſſe, als auch die kleinſte unter den kleinen! Wüßten wir weiter nichts von Deinen Werken, als die ſonderbare Oeconomie der kleinſten Thierchen, die Reaumür und Bonnet, Lyonet und Trembley, und mehr andre erforſcht, und beſchrieben haben, müßten wir nicht ſchon alsdann erſtauneu über Deine Gröſſe im Kleinen. Aber noch weiter von einer Grenze zur andern; von dem faſt unſichtbaren Polypen bis zu dem Kracken; von dem Waſſerfloh bis zu dem Wallfiſch; von der Milbe bis zum Elephanten; von der Venus bis zum Saturnus; von dem Standpuncte, wo ich itzt ſtehe, bis zum äuſſerſten Fixſterne, — o wie ſchwindelt der Verſtand, wenn er es wagt, dieſe Sphäre zu überdenken.

Denn in der That iſt dieſe ganze Erde, mit allen ihren Gebirgen und Hügeln, Meeren und Flüſſen, Wäldern und Ebenen, groſſen und kleinen Reichen, Landarmeen und ſchwimmenden Flotten, Städten und Dörfern

Pallä

Palläſten und Hütten, Diamanten und Backſteinen, nur eine ſehr, ſehr kleine Welt gegen die groſſe, die das ganze Univerſum ausmacht. Wie viel ſolcher Erden müſſen zuſammengeſetzt werden, ehe nur Eine Sonne daraus wird? Es iſt wahr, ſechs groſſe Planeten, unter denen gleichwol unſere ſo viele Cubicmeilen groſſe Tellus nur ein mittlerer Bruder iſt, drehen ſich um die Sonne; zehn bekannte, und wer weis ob nicht noch unbekannte, kleinere Kugeln drehen ſich wieder um dieſe groſſen; alle voll Creaturen, alle voll Wunder der Natur! Erſtaunender Umfang dieſes einzigen Sonnenſyſtems! Und doch, wenn ich an der Stelle des nächſten Fixſterns ſtünde, was würde ich von dem allen gewahr werden? — Ein Sternchen, vielleicht nur von der zwoten Gröſſe. Was iſt nun dieſer nächſte Fixſtern? — wieder eine ſolche Welt. Und der darauf folgende? — wieder eine ſolche Welt. Und der tauſendſte? — wieder eine ſolche Welt. Und die Milchſtraße? — Unzähliche ſolche Welten. Und jenſeit der Milchſtraſſe? Weiter hinaus, wo ich auch unſere Sonne und den nächſten Fixſtern nicht mehr erblicke? — Ich weis es nicht. Nur das weis ich, das unſere groſſe Welt, wie wir ſie uns einbilden, gegen dieſe ſo viel gröſſere verſchwindet, und das eine Ewigkeit kaum hinlänglich ſeyn wird, alles das zu lernen, zu faſſen, und näher zu ſtudiren, was dis allgemeine Ganze in ſich enthält. Staub vom Staube! Stolzer, der du dich in deiner Einbildung oft ſo ſehr vergröſſerſt! Vergleiche nun deine Gröſſe mit dieſer, und lege dann dieſen Spiegel nicht ohne anbetende Demüthigung aus den Händen.

3.

Geſchichte der Bianca.

(Hannöveriſches Magazin.)

Gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hielt ſich ein junger Florentiner, Thomas Buonaventuri, der von guter Familie, aber arm war, bey einem Kaufmann in Venedig, ſeinem Landsmann, auf. Dem Hauſe, wo dieſer wohnte, gegenüber war die Hinterthür der Wohnung eines Venedigers vom Adel, Bartolemeo Capello. In dieſem Hauſe war ein junges Frauenzimmer von ausnehmender Schönheit, Namens Bianca. Sie wurde zwar ſtrenge bewacht; dennoch entdeckte ſie Buonaventuri bald, denn ſie ſtand manchmal am Fenſter. Zu einem nähern Zutritt durfte er ſich nun zwar keine Hoffnung machen; indeſſen that er alles, was er konnte, ihr Vergnügen zu machen, und ſeine Neigung an den Tag zu legen. Er war jung und liebenswürdig; es dauerte nicht lange, ſo war er ihr nicht mehr gleichgültig; und kurz, nach manchen Unterhandlungen, fanden die beyden Liebenden endlich Mittel, ihre Wünſche zu erfüllen. Bianca ermangelte nicht, alle Abende ſpät, wenn jedermann zu Bette war, vermittelſt der kleinen Hinterthür ihres Hauſes, die ſie auf der Klinke ſtehen ließ, nach Buonaventuri's Zimmer in des Kaufmanns Hauſe zu ſchleichen; und ging dann, ohne von einer Seele bemerkt zu werden, allemal vor Tage wieder zurück.

Nachdem ſie dieſes Spiel ſchon eine ziemliche Zeit getrieben hatte, wurde ſie, wie es zu gehen pflegt, durch Gewohnheit dreiſter, und da ſie einſtens länger wie gewöhnlich bey ihrem Liebhaber verweilt hatte; ſo trug ſichs ungefähr zu, das ein Beckerjunge, der den Teig aus dem Nachbarhauſe holen wollte, bemerkte, daß die kleine Hinterthür offen ſtand. Weil er nun nicht anders meynte, als daß ſolches aus Verſehen geſchehen ſey: ſo ſchloß er ſie zu.

Kurz darauf kam die junge Dame, und fand die Thür verſchloſſen; Eilte in groſſer Beſtürzung nach dem Hauſe zurück, woher ſie gekommen war; klopfte leiſe an, ward von ihrem Liebhaber eingelaſſen, und erzählte ihm den ganzen häßlichen Vorfall. Erkenntlichkeit ſowohl als Liebe bewogen dieſen zu einen ſchnellen Endſchluß; ihrer Sicherheit mußte alles aufgeopfert werden. Er verließ auf der Stelle das Haus; miethete ſich mit der Bianca bey einem andern Florentiner ein, nnd hielt ſich nach Möglichkeit verborgen; bis ſich eine gute Gelegenheit zeigte, nach Florenz zu entweichen.

In Florenz hatte er ein kleines Haus an der Via larga bey S. Marco, einem Nonnenkloſter gegenüber. Hier hielten ſie ſich wiederum eine Zeitlang ſehr verborgen, aus Furcht einiger Nachjagden von Venedig aus.

Der damalige Großherzog von Toſcana war Franz Maria, Coſmus des I. Sohn, Vater der Marie von Medicis. Er hatte zur Gemahlinn Johanna von Oeſterreich, Kaiſer Ferdinands Tochter, verwittwete Königinn von Ungarn; eine ſehr würdige Prinzeßinn; die aber ſchon ihre Jahre hatte. Daher geſchah es denn nicht ſelten, daß der Großherzog manchmal andere Frauenzimmer ihr vorzog. Einer ſeiner Hofleute, der eine Gemahlinn hatte, die ſich eben ſo dienſtfertig zu machen wußte, wie er, pflegte gewöhnlich in dergleichen Liebeshändeln ſeines Herrn den Vertrauten zu ſpielen.

Bianca mochte ſich verborgen halten, wie ſie wollte: ſo hörte man doch bald in Florenz von der ſchönen Venetianerinn reden, die neulich angekommen; und das Gerücht von ihren Abentheuern ſowohl, als von ihrer Schönheit, wozu noch ihre gefliſſentliche Eingezogenheit kam; alles das reizte den Großherzog ſehr, ſie zu ſehen. Alle Tage ging er mit Fleiß vor ihrem Fenſter vorbey; und weil doch ihr einziger lieber Zeitvertreib war, im Fenſter zu ſtehen; ſo währte es nicht lange, daß ſeine Neugier befriedigt wurde. Sie war halb verſchleyert; aber der Großherzog hatte genung geſehen, um ſterblich in ſie verliebt zu werden.

Der Vertraute, welcher ſeines Herrn unüberwindliche Leidenſchaft bald gemerkt hatte, ſann nun mit demſelben in die Wette auf Mittel, ſie zu befriedigen. Seine ähnlichdenkende Gemahlinn wurde gebührlich zu Rathe gezogen. Das bisherige harte Schickſal der Bianca, und ihre trüben Ausſichten für die Zukunft, gaben der würdigen Dame die ſchönſte Gelegenheit, der Bianca unter der Hand merken zu laſſen, man habe ihr wichtige Dinge zu entdecken; und ſie deswegen zu Gaſte zu bitten. Buonaventuri hatte einen langen Kampf mit ſich ſelber auszuſtehen, ob er zugeben ſollte, daß Bianca die Einladung annähme? Doch, der hohe Rang der Hofdame, und dann ſeine eignen hülfsbedürftigen Umſtände, halfen endlich alle ſeine Bedenklichkeiten beſiegen. Bianca ging, und ward mit der ſchmeichelhafteſten Höflichkeit, bis zur Zärtlichkeit, aufgenommen. Man ließ ſich ihre Geſchichte erzählen: man hörte ſie mit der innigſten Rührung, wenigſtens dem Schein nach, an; man that ihr die liebreichſten Anerbietungen: man überhäufte ſie mit Gunſtbezeugungen; Geſchenke wurden ihr angeboten, beynahe aufgedrungen.

Sehr zufrieden mit dieſem erſten Verſuche, ſchmeichelte ſich der Großherzog ſchon, bey einem zweyten Verſuche ſelbſt gegenwärtig ſeyn zu dürfen. Bald [illegible] die Hofdame die Bianca abermal ein: man begegnete ihr wiederum mit der größten Hochachtung und Zärtlichkeit; und nach wiederholten Bezeugungen des Mitleidens und vielen Lobſprüchen auf ihre Schönheit, fragte man ſie, ob ſie nicht wünſchte, dem Großherzog ihre Aufwartung zu machen? Er für ſeine Perſon, trüge groſſes Verlangen, in ihre Bekanntſchaft zu kommen, ſeitdem er ſchon Gelegenheit gefunden, ſie zu ſehen und zu bewundern. Bianca hatte entweder nicht Standhaftigkeit oder nicht Tugend genung, dieſer neuen Anerbietung auszuweichen. Sie ſuchte zwar Anfangs dieſelbe abzulehnen; aber ſie that es mit Augen — wie ihre ſchlaue Verſührerinn bald merkte — die nur wünſchten, weiter genöthigt zu werden. Denſelben Augenblick mußte denn alſo der Großherzog ſelbſt verabredetermaßen ins Zimmer treten, wie von ungefähr. Bianca fand ſich von ſeiner Perſon, von ſeinen feurigen Lobſprüchen, von ſeinen freygebigen Anerbietungen ausnehmend eingenommen. Die Viſiten wurden wiederholt, man wurde unvermerkt mit einander vertraut: einige Geſchenke, die ſie nicht ausſchlagen durfte, da ſie von ihres Herrn Händen kamen, halfen dem Großherzog ſich den Weg bahnen; und ihr Mann — hielt es am Ende auch nicht rathſam, eine Verbindung zu ſtören, die allemal vortheilhaft war, und vielleicht unſchuldig ſeyn konnte. — Der Großherzog war nun gar nicht der Mann darnach, auf ſo gutem Wege ſtehen zu bleiben: Beförderungen des Ehemanns mußten ihm behülflich ſeyn, der Bianca Gunſt zu gewinnen; und daß ichs kurz mache, er erreichte endlich das Ziel ſeiner Wünſche, zu ſo vollkommner allerſeitiger Zufriedenheit der verſchiedenen Partheyen; daß Er und Bianca, und Buonaventuri zuletzt ſo vollkommen ineinander ſchloſſen, wie ein gleichſeitiges Dreyeck. Der Ehemann wußte ſich gar bald in ſeine neue Situation zum Erſtaunen ſchön zu finden; er miethete ſich nebſt ſeinem ſchönen Weibe ein beßres Haus; und machte alle Tage neue vornehme Bekanntſchaften, bey Hofe und unter dem Adel. Aber eben dieſes ſchnelle Glück war größer, als es der Ladendiener ertragen konnte; er wurde, wie gewöhnlich, übermüthig; fing an gegen die Vornehmſten, und ſo gar gegen den Großherzog ſelbſt, ſich trotzig aufzuführen; und machte ſich dadurch ſo viel Feinde, daß man ihn endlich einſtens auf der Straſſe anfiel (es iſt in Italien) und ermordete.

Wer war froher als der Großherzog und Bianca? Dieſe legte nun vollends ihre noch übrigen kleinen Reſte von Sittſamkeit und Eingezogenheit gänzlich ab, und zeigte ſich ſchon öffentlich in glänzender Pracht.

Johanna, die rechtmäßige Gemahlinn des Großherzogs, ſuchte zwar äuſſerlich ihren gerechten Gram über ihres Gemahls Betragen, und ihre Eiferſucht gegen die Nebenbuhlerinn möglichſt zu verbergen; aber ſie konnte doch nicht umhin, ſich es zu Gemüthe zu ziehen; ſie ärgerte ſich innerlich, legte ſich hin und ſtarb.

Der Tod der Herzoginn eröffnete der ſtolzen Bianca neue glänzende Ausſichten. Des Großherzogs Herz war einmal in ihrer Hand; er mußte thun, was ſie wollte; und nun bot ſie alle ihre Künſte auf, ihn dahin zu bringen, daß er ſich förmlich mit ihr vermählte. Vergebens legte ſich des Großherzogs Bruder, Cardinal **Ferdinand von Medicis**, der in Ermanglungsfall männlicher Deſcendenz, nächſter Erbfolger war, ihr in den Weg; es glückte ihr dennoch, ihre Abſicht zu erreichen; [illegible] Bianca ward in kurzer Zeit **Großherzoginn** von **Toſcana**.

Es währte nicht lange, ſo wünſchte ſie doch [illegible] ihren Gemahl nunmehr mit einem Prinzen [illegible] können, der dereinſt ſein Thronfolger würde. Sie ließ in den Kirchen für ſich bitten; ließ Meſſe leſen; ließ Zeichendeuter und Segenſprecher holen; Alles umſonſt! Sie beſchloß alſo endlich, damit ſie doch ihren Willen hätte, ſich ſchwanger zu ſtellen, und dann ein fremdes Kind unterzuſchieben. So, dachte ſie, hätte ſie doch wenigſtens die Ehre davon. Ein Baarfüßermönch aus dem Kloſter von Ogni Santi wurde durch Beſtechung leicht bewogen, die Ausführung über ſich zu nehmen. Nun fing die Großherzoginn an, unbäßlich zu werden: ſie hatte unbeſchreibliche Gelüſte: ſie klagte über Zahnweh, Uebelkeiten, Ekel, Magendrücken, u. ſ. f. Sie hütete das Zimmer, und endlich das Bette: ſie nahm die Cour deshalben an, und Niemand war froher darüber als der Großherzog ſelbſt.

Als nun, ihrer Rechnung nach, die Zeit ihrer Entbindung da ſeyn mußte, machte ſie einſtens zu Mitternacht plötzlich Lerm; weckte ihre Bedienten; klagte über die erſten Wehen, und befahl mit größter Ungeduld, ihren Beichtvater (jenen Baarfüßer) zu rufen.

Der Kardinal, dem ſeiner Schwiegerinn Argliſt nicht unbekannt war, hatte ſie längſtens ſo ſcharf bewachen laſſen, daß er ihren ganzen Anſchlag wol wußte. Sobald er demnach erfuhr, daß nach dem Beichtvater geſchickt ſey, verfügte er ſich in das Vorzimmer der Großherzoginn; ging daſelbſt auf und nieder, und las ſein Brevier. Kaum hörte ihn die Großherzoginn, ſo ließ ſie ihm herausſagen: ſie bäte ihn um Gottesaillen, ſich zu entfernen, indem es ihr unauſtehlich wäre, daß eine Mannsperſon in ihren gegenwärtigen Umſtänden daſelbſt zugegen ſey. Der Kardinal verſetzte ganz trocken: Laßt Ihre Hoheit ſich um ihre Sachen bekümmern; ich bekümmere mich um meine, und las ungeſtöret in ſeinem Brevier fort. Nun kam abgeredetermaßen auch der Beichtvater. Sobald er erſchien, flog der Kardinal mit offnen Armen ihm entgegen: Willkommen, willkommen, Ehrwürdiger lieber Vater! Die Großherzoginn hat Wehen, und iſt Ihres Beyſtandes ſehr benöthigt. Mit dieſen Worten ſchloß er ihn feſt in ſeine Arme, und ward dadurch eines kleinen, artigen, friſchgebornen Kindes gewahr, welches der gute Pater in ſeinem Buſen verſteckt hatte. Er nahm es ihm weg, und rief aus, ſo laut, daß es ſelbſt die Großherzoginn, in dem anſtoßenden Zimmer hören konnte: Gott ſey gedankt! Die Großherzoginn iſt glücklich von einem wohlgeſtalten Prinzen entbunden; und zeigte ſodann den Kleinen allen Umſtehenden.

Die durch dieſen ſchlimmen Streich bis zur Raſerey erbitterte Großherzoginn beſchloß, ſich an dem Kardinal auf die grauſamſte Weiſe, es möchte koſten was es wollte, zu rächen. Und bald mußte ihr der Großherzog ſelbſt, deſſen Neigung gegen ſie dennoch immer dieſelbe blieb, Gelegenheit dazu geben.

Sie machten, einſt alle drey, eine Luſtreiſe nach Poggio a Caino, und ſpeiſeten zuſammen. Nun aß der Kardinal nichts lieber als Mandelſuppe: die Großherzoginn ließ alſo eine Mandelſuppe für ihn machen, die vergiftet war; und ſolche zur Tafel bringen. Der Kardinal hatte allenthalben ſeine Spionen, ſo daß er auch dieſen Anſchlag ſchon vorher wußte, ehe die Mandelſuppe kam. Er ſetzte ſich gleich wohl ordentlich zu Tiſche; wollte aber [illegible] von der Mandelſuppe, ſo ſehr ihn auch die Großherz[illegible] mit aller Höflichkeit dazu nöthigte, nichts nehmen. Nu[illegible] ſagte der Großherzog, wenn denn der Kardinal gar ni[illegible] davon eſſen will, ſo will ich. Und nahm ſofort [illegible] auf ſeinen Teller (Hier wird man ſich die Situation [illegible] Großherzoginn ſo ungefähr denken können!). Dieſe [illegible] nun nicht mehr verhindern konnte, daß er aß, ohne ihren ſchwarzen Anſchlag ganz zu verrathen, ſah vor Augen, daß ſie doch verloren ſey; nahm alſo, um der Rache ihres Schwagers gewiß zu entgehen, das übrige von der vergifteten Mandelſuppe alle zu ſich. Sie und Er ſtarben darauf, beyde an einem Tage, nemlich den 21ſten Oktober 1587. Der Kardinal aber ſuccedirte, unter dem Namen **Ferdinand** I., und hat bis 1608 regieret.

Dieſe Erzählung, die aus einem Manuſkript genommen ſeyn ſoll, ſtimmt zwar nicht völlig mit der Hiſtorie überein; denn **Moreri** ſagt, **Franciskus Maria** habe allerdings einen rechtmäſſigen Sohn aus der zweyten Ehe gehabt, mit Namen **Antonius** von **Medicis**, welcher bis 1621 gelebt.

Indeſſen iſt doch wiederum gewiß, und für dieſe Erzählung dieſes: daß wirklich kein Sohn des Großherzogs **Franz Maria**, ſondern Niemand anders, als eben dieſer Kardinal **Ferdinand**, zur Succeſſion gekommen iſt; welches doch kaum begreiflich, wenn wirklich ein legitimer Prinz dageweſen wäre. Ferner ſtimmt auch der Umſtand ein, daß nach demſelben Schriftſteller beyde an einem Tage, nemlich den neunten Oktober, geſtorben ſeyn ſollen.

E.

V.

Naturgeſchichte.

Abhandlung vom Baumfreſſer.

an Herrn Prof. Sp. in M.

von

M. G. C. B.

(Schwäbiſches Magazin.)

LUCRET.

Non adeo affecta eſt aetas, affaetaque tellus
Jamque ammalia parva creat, que cuncta creavit
Saecla, deditque ſerarum ingentia corpora partu.

Ich würde mich weitläuftig entſchuldigen müſſen, daß ich eine ſo unbedeutende Schrift an Sie richte, wann ich nicht wüßte, daß auch die geringſten Naturbegebenheiten ſchon ihrer Aufmerkſamkeit würdig geweſen wären. Es iſt immer ein Glück, wann die Unterſuchung der Natur von Ihrem Geiſt abhängt,* weil Sie auch da Licht verbreiten, wo ſonſt alles dunkel iſt. Daher wünſcht ich nichts ſo ſehr, als wann auch meine Gedanken vom Baumfreſſer würdig wären, von Ihnen mit Aufmerkſamkeit geleſen zu werden, und ihren Beyfall zu erhalten. Sie ſind das Produkt einiger Beobachtungen, die ich dieſen Frühling angeſtellt habe, [illegible] waren deſto anhaltender und ſorgfältiger, je trauriger [illegible] Anblick des groſſen Schadens war, welchen heuer [illegible]

Bäume von dem Freſſer gelitten haben. Ich will zuerſt die Beobachtungen anführen, ehe ich Schlüſſe daraus auf den Urſprung des Freſſers machen werde.

Meine Beobachtungen fiengen gleich bey der entſtandenen großen Kälte in der Mitte des Aprils an, und wurden bis zur völligen Entwicklung des Freſſers fortgeſetzt. Es wird hernach zu meinen Schlüſſen aus den Beobachtungen nöthig ſeyn, daß ich zuerſt anzeige, wie weit eine jede Gattung von Bäumen mitten in der Kälte vorgerückt gewesen. Der Kirſchbaum, der immer der früheſte iſt, hatte ſich damals ſchon ganz entwickelt, die Blüthe war geöffnet, und die Stiele hatten ſchon ihre ganze Größe. Man ſah ſchon die Frucht in der Blüthe, ob ſie ſchon noch ſehr klein war. Der Birn- und Zwetſchgenbaum waren beynahe in eben dem Grad des Wachsthums; ihre Blüthe ſtund völlig offen. Hingegen der Apfelbaum, der nach allen ſeinen Gattungen immer ſpäter iſt, als alle übrige Bäume, die wir haben, zeigte kaum etwas von ſeiner Blüthe; die Stiele, worauf der Apfel ſtehen muß, hatten noch nicht die gehörige Stärke und Länge; und das ſogenannte Bärhäutlein war noch nicht abgefallen. Einige Tage nach der Kälte, weil ſich die Folgen derſelben erſt zeigen, wann das Wetter gelinder wird, durchſuchte ich alle dieſe Arten von Bäumen. Nur an wenigen Orten und einigen Aeſten ſah man die weiſſe Blüthe des Kirſchbaums, wie die Blüthe einer welkenden weiſſen Roſe; die Farbe war ein wenig gelb; einige ſchon merkliche Kirſchen in der Blüthe waren ſchwarz. Ich glaube aber nicht, daß dieß eine Folge der Kälte geweſen; ſondern ich ſchreibe es allein der Menge der Kirſchen zu, die in der Blüthe auf den Bäumen ſtunden, da die übrigen einigen den Saft genommen hatten; dann eben ſo, wie bey trockener Witterung immer mehr von der Blüthe abfällt, weil nicht hinlänglicher Saft zur Ernährung aller da iſt, iſt es leicht geſchehen, daß viele Baumfrüchte ſchon in ihrer Blüthe verderben. Geſetzt aber, meine Muthmaſſung ſey falſch, ſo iſt doch gewiß, daß die Kälte nicht alle Kirſchen verderbt hat. In gleichem Zuſtand war der Birn- und Zwetſchgenbaum.

Mit dem Apfelbaum hatte es eine andere Beſchaffenheit. Ich eröffnete die Blüthe, die ſchon am ſichtbarſten von allen übrigen war, und die ganze Knoſpe, in welcher mehr als nur ein Stiel eingehüllt war. In der Blüthe bemerkte ich immer einen ganz kleinen Wurm, der ziemlich weiß ausſah, und ſich damals bey dem Berühren noch wenig bewegte. Die Blüthe ſelbſt war mit einem Kleber zugeſchloſſen. Weil aber eine Knoſpe mehr als nur einen Stiel treibt, ſo legte ich alle Stiele auseinander, die ebenfalls durch einen Kleber zuſammenhingen. Ja ich fand ganz kleine Häuflein von einem weiſſen Kleber, die ſich um die Stiele, an dem Laub, und innerhalb der Blüthe in dem Grübchen des Apfels angeſetzt hatten. Es war faſt anzuſehn, wie eine Wand an einem feuchten Ort, wenn die groſſe Kälte im Winter nachläßt, und hernach Eistheile an der Oberfläche zeuget. Es hatten ſich in dieſem Kleber noch nicht alle Thierchen gebildet, ſondern nur einige hatten ein vollkommnes Leben, die aber keine Würme und Raupen, ſondern meines Erachtens Blattläuſe waren; andre aber traf ich in ihrem wirklichen Entſtehen an, indem dieſe noch im Kleber halb verborgen lagen; ich konnte nicht genau entſcheiden, ob es Würmer oder Blattläuſe werden ſollten, wie die, welche ſchon aus dem Kleber ſich entwickelt hatten. Bey dem Anſchauen dieſer klebrigten Materie fiel mir der Gedanke des Herrn von Leibnitz ein, der zugleich die Vorſtellung meines Auges vollkommen erſchüt-

terte

tert. Da dieſer große Philoſoph behauptet, daß in der ganzen Natur nichts ödes, ſondern alles lebendig ſey; ſo führt er in ſeiner Monadologie ein Beyſpiel an, um die lebendige, aber an ſich meiſtens todtſcheinende Natur, den Sinnen dadurch begreiflich zu machen. Man ſoll, ſagte er, in einer gewiſſen Entfernung in einen mit Waſſer angefüllten Teich ſchauen, wo eine Menge von Fiſchen wimmelt; in einer weiten Entfernung werde man glauben, daß ſich nichts daſelbſt bewege, hingegen ſobald man dem Teich näher komme, ſo werde die Bewegung der Fiſche merklicher ſeyn. So nun, will er ſagen, uns in einem gewiſſen Stand ein mit Fiſchen angefüllter Teich todt und leblos vorkommt, hingegen bey einer andern Lage unſers Auges wirklich zu leben ſcheint, eben ſo könne man durch Vernunft auch die Sinnen überzeugen, daß alle leblos ſcheinende Materie doch leben könne, und wirklich lebe. Dies iſt Leibnitzens Begriff von der Materie, wenn er uns den Widerſpruch erklären will, den die Sinnen darinnen zu finden glauben. So wurde ich von der klebrichten Materie in der Knoſpe des Baums getäuſcht, denn ſo will ich es nennen, weil ich hier nicht ſtreite, ob Leibnitzens Begriff von ſeiner lebendigen Materie richtig iſt oder nicht, ich erkläre dadurch nur meine Empfindung, die ich durchs Aug gehabt habe.

Daß ich aber auf den obigen Kleber wieder zurückkomme, ſo fand ich ihn durch den Sinn des Geſchmacks ganz ſüße, als ich ihn auf die Zunge nahm; nach dem Gefühl aber waren nicht nur die kleinen Häufchen dieſer Materie klebricht, ſondern die ganze Knoſpe ließ ſich zäh und klebricht, gerade wie ein Honigtropfen fühlen; die Stiele, worauf die Blüthen ſtunden, waren von innen, wenn ſie abgebrochen wurden, ganz bräunlicht.

So, waren die Umſtände acht Tage nach der Kälte, ich ſetzte die Beobachtungen weiter fort, und erkundigte mich nach dem zunehmenden Wachsthum der Würmer, nach ihrer Anzahl, nach ihrer Geſtalt, und nach dem Ort, wo ſie ſich aufhielten. Offenbar vergröſſerte ſich der Anfangs kleine Wurm, der zuletzt ſo groß wurde, als die Raupen die das Kohlkraut ſo heftig beſchädigen. In einer Blüthe traf ich nie mehr als eine Raupe an. Wie die Raupen nach Farbe unterſchieden waren, ſo unterſchieden ſie ſich vielleicht nach der Gattung. Einige fallen in das Schwarze, dieſe haben viele Füße, ſind lebhaft und beweglich, ſobald man ſie berührt; andre ſehn gerade wie die Kohlraupen aus; der Grund iſt weiß; ſie ſind aber zugleich mit ſchwarzen Strichen umwunden, haben dichtere Füße, als die erſten, und ſind etwas träger, wenn ſie angerührt werden. Uebrigens will ich nicht behaupten, daß ſie nach der Gattung verſchieden ſind; vielleicht iſt die eine älter, als die andre, und vielleicht hat die eine noch nicht die Verwandlungen (Metaſchematismos) durchgegangen, als wie die andre. Ein einziger Tag oder eine Woche kann ſolche veränderliche Thiere ſehr verändern, die der Pöbel für andre Thiere hält, wenn ſie doch immer dieſelbigen Thiere in ihrer organiſchen Natur bleiben. Ein Metaſchematismus beſteht nicht in der weſentlichen Verändrung der urſprünglichen organiſchen Natur, ſondern er iſt nur eine ſtufenweiſe unter mancherley Geſtalten erſcheinende Entwicklung der urſprünglichen organiſchen Natur eines Thieres; wie wenn aus einer gewiſſen Raupe ein Papilion wird, deſſen Flügel ſchon in dem erſten Keim der Raupe enthalten waren.

Ich fand in der Folge der Zeit, daß ſich die Knoſpe, und beſonders das Laub, weiter entwickelte; aber den Stiel, worauf die Blüthe ſtund, ſah ich nicht merklich gröſſer werden. Den offenbaren Wachsthum des Laubes konnte ich daran am beſten merken, daß faſt alle Blätter in der Mitte eingebogen, hingegen an der obern Spitze des Blatts durch ein Gewebe angeheftet waren, ſo, daß man oft den Finger zwiſchen zwey Blättern durchſchieben konnte; das Gewebe war oft ſo dicht, daß man es mit einigem Widerſtand zerreiſſen mußte. So häufig man ſolche Raupen auf dem Apfelbaum ſehen konnte, ſo wenig ſchien es, daß ſolche auch auf dem Kirſchen- und Zwetſchgenbaum wären; und eben, weil ich dieſe für ganz rein hielt, erkundigte ich mich nicht viel nach denſelbigen, bis die Neſter der Raupen auch von fern auf denſelben ſichtbar wurden. Dieß befremdete mich ſehr, und machte mich in meiner Erklärung des Freſſers faſt zweifelhaft; allein nachher beſtätigte mich dieſe Erſcheinung noch mehr darinnen. Auf dem Kirſchbaum und Zwetſchgenbaum waren die Raupenneſter nicht ſo häufig, ſondern ein einziger Aſt hatte kaum ein einziges; ich unterſuchte die Stelle derſelbigen ſehr genau, und fand, daß ſich auf dieſen Bäumen die Raupen gerade an den ſpäteſten Blüthen angeſetzt hatten; die ganze junge Knospe und ſogar die Bärhäutlein lagen in dem Gewebe der Raupen; hingegen an ſolchen Zweigen, die unter der Kälte ſchon groß waren, ſahe man nicht ein einziges Raupenneſt. Ich bitte dieſes wohl zu bemerken, weil ich mich in der Folge noch mehr darauf berufen werde. Jetzt muß ich nur noch etwas von dem Schaden, dem Gewebe und der Vermehrung dieſer Thiere reden. Sie freſſen das Laub der Bäume oft ſehr, daß ſie nichts als die Rippe der Blätter übrig laſſen; es iſt ein ſchädliches Thier, daß es nicht aus Hunger, ſondern aus bloßer Wolluſt zu verderben, frißt; dieß war an den Kirſchen am ſichtbarſten; da ſie ſchon ſehr groß waren, und man ſchon glaubte, ſie wären frey von dem Verderben, ſo konnte man doch die meiſten angefreſſen ſehen; ſie hatten kleine

Löcher, und der noch weiche Kern war dahin, ſo daß die meiſten bey der Hoffnung, dem Freſſer zu entfliehen, abfielen. Das Gewebe der Raupen ſchien etwas verſchieden. Das innere Gewebe war dichter und gröber, als daß äußre, welches dem Gewebe einer Spinne völlig gleicht; das mir weniger wunderbar vorkommt, weil ich oft einen ſolchen Wurm abſchüttelte, der ſich an einem Faden hielt, und ſich an demſelbigen, wie eine Spinne wieder an das Blatt erheben konnte. Ich bin auch der Meynung, daß ſich dieſe Raupen bald nach ihrer Geburt vermehren, aber erſt, nachdem ſich die ältern in einem Gewebe eingehüllt hatten; da konnte man ſie oft zu Hunderten zählen, und zwar in ſolcher Geſtalt, daß die kleinen Raupen in dem Neſte an Größe von andern ſehr verſchieden waren, die ſich auf den Aeſten auſſer dem Neſt aufhalten; ich ſehe alſo diejenigen für die Alten an, welche man auſſer dem Spinngewebe antrift, und vielleicht für ihre Jungen Futter holen.

Ich glaube auf dieſe Art richtig und vollſtändig beobachtet zu haben. Nun iſt aber die Hauptſache zu unterſuchen übrig; nemlich die Frage: Wie entſteht der Baumfreſſer? Dieſe Frage will ich nach obigen Beobachtungen beantworten, und ſodann auch ein Urtheil über die Meinungen andrer davon fällen, ſo viel mir derſelbigen bekannt ſind.

Der Freſſer kommt in manchen Jahren gar nicht, und wenn er da iſt, ſo findet man ihn nicht gleich häufig auf allen Arten von Obſtbäumen. Beydes iſt in der Erfahrung gegründet, und beziehet ſich auf die Erſcheinungen, die in dieſem Jahr erfolgt ſind. Es kommt daher auf zwey Fälle an, wenn der Freſſer kommen ſoll. Fürs erſte auf die Witterung, und beſonders die Kälte im Frühling, und hernach auf einen gewiſſen Grad des

Wachsthums der Blüthe und Entwicklung der Knoſpe, und wird es kalt, ſo leidet das Obſt nichts von der Kälte. Kommt aber der Froſt, wenn das Obſt ſchon verblühet hat, oder doch ganz in der offnen Blüthe ſtehet, und es leidet Schaden durch Kälte, ſo muß die Kälte im Frühling auſſerordentlich groß geweſen ſeyn, denn je größer und ſtärker ſchon die Frucht des Obſts geworden iſt, deſto weniger Gefahr drohet ihr die Kälte. Aber es iſt ein gewiſſer Grad des Aufwachſens bey dem Obſt, wo es leicht durch Kälte ſeinen Untergang findet. Man konnte das heuer genau beobachten. Die Kirſchen, die Birn waren ſchon unter der Kälte in voller Blüthe, und doch ſchadete ihnen die Kälte wenig, da der Apfelbaum, der unter der Kälte ſich erſt entwickeln wollte, heftig dadurch beſchädigt wurde. Und eben dieſen Zuſtand, wo das Obſt eben ſich entwickeln will, wo man ſchon kleine Stiele ſieht, wo die Blüthe ſchon ſichtbar, aber dennoch noch zugeſchloſſen iſt, nenne ich den gewiſſen Grad des Wachsthums, bey welchem mit Vereinigung der Kälte der Freſſer entſtehet.

Zur Beſtätigung deſſen, was ich hier ſage, führ ich noch den Umſtand an, den ich ſchon oben geſagt habe. Ich beobachtete auch Raupen auf dem Birn- und Kirſchenbaum, aber in viel geringerer Anzahl, als auf dem Apfelbaum; ich fand ſie auf noch ganz zarten Zweigen, wie ich es oben dargethan habe. Es iſt jedermann bekannt, daß ein jeder Baum ſehr ungleich blühet; wenn die Blüthe an vielen Orten ganz offen iſt, ſo ſieht in andern Orten die Blüthe noch in der Knoſpe. Nun war die Blüthe des Kirſchen- und Birnbaums, welche Raupen herfürgebracht hat, ohne Zweifel in dem gewieſenen Grad des Wachsthums, den ich oben zum Entſtehen des Freſſers erfordert habe, als die Kälte einfiel.

Ein

Hingegen andre Kirſchen und Birnen, die damals ſchon über dieſen Grad der Entwicklung gekommen waren, blieben von der Kälte unverſehrt. Ich glaube, hier noch nichts unwahrſcheinliches geſchloſſen zu haben. Inzwiſchen weiß ich auch, daß damit noch weniges ausgemacht iſt, indem man erſt noch fordern kann, zu zeigen, wie durch die Kälte bey dieſem gewiſſen Grad des Wachsthums die Raupen entſprungen ſeyn.

Hier muß ich um Erlaubniß bitten, zu einer Hypotheſe fliehen zu dürfen, die ich um ſo mehr erhalten werde, jemehr man hypothetiſche Sätze bey der Unterſuchung der Natur gebrauchte, weil uns dieſe nicht ſo ganz frey unter [illegible] Mantel ſchauen läßt. Die Hypotheſe ſoll dieſe ſeyn; Indem ſich die Blüthe entwickelt, und auf dem obigen gewieſenen Grad des Wachsthums iſt, ſo gehört ein ſtarker Zufluß des Safts dazu, vielleicht ſo ſtark, daß er auch wie Schweiß aus dem Keim des Obſtes dringt, und ſich etwas davon an die Blätter hängt, die den Keim umgeben. Ich nehme dieß nur als eine Hypotheſe an, das viele für ausgemacht halten, wenigſtens lehrt die Erfahrung, daß eine jede neu hervorſproßende Knoſpe einen zähen Kleber hat, den man mit den Fingern fühlen kann. Bey jungen Kirſchbäumen iſt es beſonders merklich. Ueberhaupt iſt jede Zeugung mit einigem Unrath und Nebentheilen verknüpft, die eigentlich nicht zum erzeugten Weſen gehören. Man bemerkte dies beſonders im Thierreich. Ich will dieſen Gedanken nicht weiter führen, ich ſetze ihn nur zur Erläuterung des obigen hin, daß ſich der Keim des Obſtes in einem gewiſſen Nebenſaft bereitet, welcher vergehet, ſo bald die Zubereitung des Keims und ſeine Entwicklung fertig iſt. Dieß iſt alles, was ich nur alle Hypotheſe annehme! ich brauche es aber nothwendig zu meiner

ner weitern Erklärung, weil ich aus dieſem Nebenſaft die Raupen entſtehen laſſen will.

Aus dem Saft der Bäume entſteht nicht nothwendig eine Raupe, ſonſt müßte ſich der Freſſer alle Jahre zeigen, das wider die Erfahrung iſt. Aber der Saft kann durch etwas in ſolche Umſtände gebracht werden, daß ſich darinn Raupen zeugen können. Daß aller Saame ſich nicht in jedem Zuſtand entwickelt, iſt unwiderſprechliche Erfahrung. Ich will beym ſichtbarſten Beyſpiel bleiben, und nur des Saamens der Thiere gedenken, wenn er nicht in das Thier vom weiblichen Geſchlecht kommt, ſo entwickelt er ſich nicht, und geht verloren. Man wende dieß auf den Saft der Bäume an, und ſtelle ſich einen Zuſtand deſſelben vor, indem der Inſektenſaame, der urſprünglich in dem Saft iſt, ſich entwickeln kann, ſo hat man den wahrſcheinlichen Urſprung des Freſſers gefunden. Wie wird aber der Saft des Baums in ſolchen Zuſtand geſetzt? Ich antwortete: durch die Kälte; da gefrieret der Nebenſaft, oder er wird verändert, und alterirt, (dies Wort will ich hier nur gebrauchen, weil ich die Art des gefrornen Safts nicht ganz beſtimmen kann) und zwar ſo verändert, wie ich es oben in meinen Beobachtungen beſchrieben habe, wo ich ſagte, daß innerhalb der Knoſpe Häuſchen von zäher Materie geweſen, die wie eine gefrorne Wand ausgeſehn haben. Dieſes iſt nun wahrſcheinlich der Zuſtand, wo ſich der Inſektenſaame zeugen kann. Dergleichen Erſcheinungen haben wir noch mehr. Der Käſe muß faulen, ehe Würmer darinn wachſen und das Fleiſch zeugt auch nicht unter allen Umſtänden Inſekten. Eben ſo iſt es mit dem Saft der Bäume. Und nun hätten wir, ſo zu ſagen, das Bett der Raupen gefunden, in welchem ſie geboren werden.

Wo nehmen wir aber den Saamen der Raupen her? Da iſt nichts leichter. Man muß nur etwas hindichten, wo nichts wirklich iſt, ſagte der gedrängte Hoffman. So mache ich es nicht, wenn ich ſage, daß die Raupen aus der Präformation ihres Saamens entſtehen. Es iſt eine ganz nützliche und oft unentbehrliche Regel in der Logik, daß man, um die Wahrheit zu finden, den Ungrund des gegenſeitigen Satzes zeigen ſoll. Dieß ſoll auch unſrer Weg zur Erfindung des Raupenſaamens ſeyn. Es iſt wohl kein Begriff mehr unphiloſophiſch, ja ich darf ſagen, mehr unvernünftig, als der Begriff vieler alten und noch einiger neuen Gelehrten; welche eine generationem aequivocam behaupten, und ſagen, daß Thiere und Pflanzen gar wohl von ſich ſelbſten aus jeder rohen Materie erzeugt werden können. **Reimarus** in ſeinem Buch von den vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion hat die Ungereimtheit dieſes Gedankens ganz gut gezeigt, und uns dabey beſſer geſagt, was die Zeugung nicht ſey, als was ſie ſey. Ich bitte um Vergebung, wann ich hier dieſem Buch zu nahe trete, von dem ich mit Herrn Kant gleich urtheile, daß darinn eine ſchöne Vernunft mit vieler Deutlichkeit rede. Sein Haupteinwurf wider die generationem aequivocam gehet dahin, wann er pag. 118. ſagt: „Es kommt auf die zwo Fragen an: Einmal, ob „es in Betrachtung des Schlamms eine innere Möglichkeit habe, daß daraus ein Thier werden könne? Zweytens, ob es in Betrachtung der Sonnenwärme und der „darzu kommenden ungefähren Gährung eine äußere Möglichkeit habe, daß dadurch ein Thier aus dem Schlamm „entſtehe?“

Nun ſagt **Reimarus** weiter auf die erſte Frage:

„Was die innre Möglichkeit betrift, ſo müßte alles, „was zum Thier gehört, nicht allein das Körperliche, ſondern

„dern auch, was wir zu ſeiner Seele rechnen, im Schlamm „enthalten ſeyn; Fleiſch, Knochen, Sehnen, Haut, Klauen, Haare, Federn ꝛc. Nun enthält aber der Schlamm „und eine Erde nicht alle Beſtandtheile eines thieriſchen Kör„pers.“ So wahr es iſt, was **Reimarus** ſagt, ſo bleibt doch immer noch dieſes zu ſagen übrig, daß man freylich in der rohen Materie noch keine Knochen, keine Sehnen, keine Haare ſehe, aber vielleicht verwandeln ſich erſt die Theile der Materie in ſolche Theile eines Thiers. Dieß iſt ſchon Beruhigung und Ueberzeugung für Philoſophen, wie **La Mettrie** iſt. Dieſe wollen nicht weiter unterrichtet ſeyn. Ich will hier alſo nur einen noch ganz unverdauten Gedanken von dem Entſtehen organiſcher Naturen anführen. Die vortrefliche Schrift des Herrn **Prof. Kant** von dem **einzig möglichen Beweisgrund des Daſeyns Gottes** giebt dem Leſer reiche Gelegenheit, alles nach allgemeinen mechaniſchen Geſetzen in der ganzen Natur zu erklären, weil dieſer Philoſoph nichts Widriges für den Beweis des Daſeyns Gottes, von der ganzen mechaniſchen Natur erwartet, indem ſein ganzer Beweis ſchlechterdings ontologiſch iſt. Dieß läßt ihn alſo alles ruhig aus mechaniſchen Geſetzen erklären; ja er äuſſert oft den Wunſch, wann man nur alles aus allgemeinen Naturgeſetzen erklären könnte. Ich will es mit dem Organiſmus verſuchen, ob nicht auch da ſich allgemeine Geſetze anwenden laſſen. Es iſt zwar ausgemacht, daß ſich die erſte Wurzel organiſcher Naturen nicht, aus den Naturgeſetzen erklären läßt; dieſe kommt ohne Zweifel aus der unmittelbaren Schöpfershand. Doch ſoll man nicht daran zweifeln, die Vergrößrung und den Wachsthum der organiſchen Naturen aus allgemeinen Geſetzen zu erklären. Die Wurzel und der erſte Keim des Organiſmus ſey alſo von dem Schöpfer herfürgebracht. Dieſer Keim muß ſchon Leben und Bewegung haben, der er muß daß im kleinen ſeyn, was offenbare lebendige

Naturen im großen ſind, ſonſt ſehe ich nicht, wie etwas lebendig werden kann. Dieſer erſte lebendige Keim, er ſey ſo klein als er wolle, muß nach aller Erfahrung mit andrer Materie verbunden ſeyn, er muß ſelbſten ſchon aus urſprünglichen Theilen beſtehen. Wäre nun nach dieſen Vorausſetzungen das Wachsthum organiſcher Naturen nicht ſo zu erklären, daß man ſagte: der erſte organiſche Keim ſtoße immer ſolche neben ſich liegende, zu ihm ſelbſt aber noch nicht gehörige Theile, zurück, die entweder nach der Größe oder Figur noch nicht zu ihm taugen, und mache durch das Zurückſtoßen ſolcher untauglichen Theile andern tauglichern Platz, die ſich zu ſeinem erſten Keim beſſer ſchicken, und daß dieſes Zurückſtoßen immer fortwähre, bis ſich alle Theile der um den Keim liegenden Materie an die Wurzel geheftet haben? Ich frage aber hier nur, und erkenne, daß noch viele Schwierigkeiten übrig ſind.

Die andre Frage widerſpricht den gegenſeitigen Satz noch beſſer. Pag. 120. heißt es: „Die äußere Möglichkeit einer ſolchen Erzeugung iſt eben ſo wenig in der Natur vorhanden. Denn wenn wir bedenken, daß die Beſtandtheile eines thieriſchen Körpers, die etwa im Schlamm oder in fauler Materie ſtecken können, theils viel zu mangelhaft und zu wenig, theils zu überflüßig und zu viel, theils in gänzlicher Unordnung ſind: ſo iſt ja wohl offenbar, daß keine Wärme oder Gährung vermögend ſey, Theile des thieriſchen Körpers, die in den Schlamm fehlen, von hundert entlegenen Orten in gemeſſenem Verhältniß hineinzutragen, oder die überflüßige hinauszuſchaffen, oder auch die dienlich- ſie in Ordnung und in die gehörige Stelle und Verbindung zu bringen; vielweniger ihnen Leben, Empfindung, Vorſtellung und andre höhere Kräfte einzuprägen.“

Das iſt freylich ganz unmöglich, weil in der Würkung immer mehr enthalten wäre, als in der Urſache. Unordnung wäre auf dieſe Art die Mutter der Ordnung. Mangel des Lebens und der Empfindung würde der nächſte Weg zum Leben und zur Empfindung ſeyn. Wer kann aber ſolche Schlüſſe ertragen.

Von **Reimarus** Erklärung des Urſprungs der Inſekten wird weiter unten geredet werden; ich komme zuvor wieder auf die obige Frage: wo wir den Saamen der Inſekten und andere Thiere hernehmen? Denn in Saamen muß ein Thier ſeyn, wenn ein Thier entſtehen ſoll. Ich halte keine andre Antwort für möglich, als daß der Saame der Thiere in derjenigen Materie ſey, in welcher er wirklich erzeugt wird. Wachſen Würmer aus dem faulen Fleiſch, aus dem Saft der Bäume, ſo iſt nothwendig, daß der Saame dieſer Thiere wirklich darinnen iſt. Man ſieht leicht, daß ich hier aus **Leibnizens** Mund rede, wann er Theod. §. 90. nach der Lateiniſchen Ueberſetzung ſagt: „Cum organicorum corporum animatorum formatio ſecundum naturae ordinem explicari non poſſe videatur, niſi praeformatio jam tum organica ponatur, inde intuli, id, quod nos generationem vocamus animalis, nihil aliud eſſe, quam tranſformationem & augmentationem.„ Hier iſt der ſchöne Begriff, den **Leibniz** überhaupt vom Leben und Tod äußert, bey dem das Leben eine Auswicklung, der Tod aber wieder eine Einwicklung iſt. Die Auswicklung beſteht in der Augmentation des organiſchen Saamens durch neuhinzugekommene Materie; die Einwicklung aber wäre das Abfallen der hinzugekommenen Theile von dem perennirenden und unveränderlichen Theil des Organiſmus. Von dieſen urſprünglichen Saamen muß ich aber noch zwey Stücke erinnern. Vors erſte, daß derſelbige Keim weder mit bloßen noch bewafneten Augen geſehen werden kann. Ich will die Bemerkungen eines Büffons, Löwenheks, Ledermüllers und andrer in ihrem ganzen Werthe laſſen; ſie ſollen meinetwegen recht geſehn und beobachtet haben, wiewol Reimarus auch dieſes aus ihren Erzählungen ſelbſt und aus ihren Widerſprüchen nicht für ausgemacht richtig hält; aber ich glaube deswegen nicht, daß ſie in dem Anblick ſolcher ſich bewegenden und klein gebildeten Thiere ſchon die erſten Keime der Natur geſehn haben. Ohne Zweifel ſtecken dieſe geſehene Saamenthierchen noch in einer tauſendfachen Schaale, worunter erſt der allerletzte Keim, verborgen liegt; ohne Zweifel hatten dieſe Thierchen, als ſie geſehn wurden, ſchon vielfache Einwicklungen ausgeſtanden. Reimarus urtheilt eben ſo S. 104. „Wie wollte auch irgend ein Menſch die Kräfte „der Dinge, welche an ſich was Geiſtiges ſind, und zu„mal Kräfte, welche in den kleinſten Urſtoffen, Atomen „oder Monaden ſtecken, und deren unmittelbare Art zu „wirken, oder die erſte Zuſammenfügung der allerklein„ſten Körperchen mit Mikroſkopiis ſehn können? das iſt „noch alles viel zu grob, was wir durch Mikroſkopia „ſehn.„ Fürs zweyte bemerke ich von dieſem Saamen, daß er ſich nicht immer, nicht unter allen Umſtänden entwickelt, ſondern vielleicht tauſend Keime deſſelbigen unſichtbar bleiben. So kann alſo Raupenſaamen in allen Bäumen ſeyn, und ſich doch nicht entwickeln, wenn nicht der Saft des Baums in den gehörigen Zuſtand kommt, der der Entwicklung dieſer Thierchen günſtig iſt. Ich brauche hier die Worte des Bonanni, die Reimarus aus Wrißbergs Obſerv. de Animalculis infuſoriis anführt. Dieſer ſagt: „daß ohne Luft „eine urſprüngliche Erzeugung von Thierchen unmöglich „ſey. Ja daß nicht einmal eine jede Luft, ſondern ein

„ Aer debitus aptusque ad naſcendum, vegetandum & conſervandum darzu erfordert werde. „ Wie **Reimarus** dieſe Worte verſtehet, und wie ich ſie zu meinen obigen Sätzen gebrauchen kann, wird in der Folge gezeigt werden.

Je mehrere Umſtände ſich aus einem angenommenen Satz erklären laſſen, deſto annehmungswürdiger iſt die Hypotheſe. Wenn man daher fragt, woher das Gewebe des Freſſers auf den Bäumen komme, ſo kann ich darauf eine beruhigende Antwort geben. Es iſt aber nach obiger Beſchreibung dieſes Gewebes ein Unterſchied zu machen; das äußere Gewebe iſt ſelbſt von den Raupen geſponnen, denn dieſe Eigenſchaft haben ſie gewiß; allein das innere deſſelben kommt wahrſcheinlich nicht von den Raupen ſelbſt. Ich habe dazu zwey Gründe; einmal, weil das innere Gewebe viel gröber iſt, als das äußere. Hernach ſchließe ich es daraus, weil ſolche ſtarke Blätter noch in daſſelbe gewebt ſind, daß ich nicht begreifen kann, wie eine kleine Raupe ſo ſtarke Blätter durch ihre zarten Faden miteinander hat vereinigen können. Man ſehe wieder dasjenige nach, was ich oben von dieſem Gewebe geſagt habe. Mich dünkt das innere Gewebe der Raupen natürlich entſtanden zu ſeyn. Der Kleber in den Knoſpen iſt ohne Zweifel nicht viel von dem Harz der Bäume verſchieden, daß ſich beſonders an dem Kirſchbaum zeigt, ſo daß man von demſelben große Stücke eines verdickten Harzes abreißen kann. Nimmt man nun dieſes verdickte Harz, und befeuchtet es mit Speichel, ſo kann man von vielen Fäden aus demſelbigen ein ganzes Gewebe machen. Ein ſolches Harz iſt auch das innere Gewebe der Raupen. Der klebrichte Saft wird nach und nach durch die Luft ſo bereitet, daß die Feuchtigkeit herausgezogen wird, und nichts als der Faden übrig bleibt, den viele als ein Produkt einer Spinne anſehn. Dieſe klebrichte Materie war ſchon da, als die Blätter noch klein und zart waren; in der Folge aber wuchs das an der Spitze befeſtigte Blatt von unten herauf, und weil es ſich oben nicht von dem Kleber losmachen konnte, ſo mußte es ſich in der Mitte auswärts biegen, und krumm werden; welches man wirklich ſo an den Bäumen beobachten kann.

Nun fließt die Antwort leicht aus dem bisher geſagten, wenn man frägt: Was eigentlich der Freſſer dem Obſt ſchade? Er iſt nicht der erſte Grund des Verderbens der Bäume, ſondern nur als eine nothwendige Folge der Kälte anzuſehen, die ohne den Freſſer das meiſte Obſt würde verderbt haben. So haben heuer die Aepfel ihren Untergang lediglich der Kälte zuzuſchreiben; ſie fielen bald nach dem Froſt ab. Aber dem Kirſchbaum hat der Freſſer mehr geſchadet, als die Kälte. Der Froſt zeigte auch einige Raupen auf dem Kirſchbaum, wie ich das oben angezeigt habe; was daher von den Kirſchen durch die Kälte verſchont blieb, das hat noch der Freſſer verderbt, indem dieſes verderbliche Thier überall auf dem Baum herumgekrochen, und die noch unverſehrte Kirſchen ſo gefährlich verwundet hat, daß ſie wegen dieſer Wunden verwelken und abfallen mußten. Man ſieht zugleich aus dieſen Sätzen, daß alle Vorkehrungsmittel gegen den Freſſer vergeblich und unnöthig ſind; vergeblich, weil die Raupen nicht durch Zeugung ſich von einem Jahr zum andern fortpflanzen; unnöthig aber, weil der Schaden auch ohne die Raupen erfolgt wäre, und die Kälte das größte Verderben des Obſtes iſt. Man freut ſich zwar darüber, wenn es bey dem Daſeyn des Freſſers ſtarke Regen giebt, in der Hoffnung, der Regen werde die Raupen von den Bäumen wegnehmen. Allein dieſe Freude iſt eitel; weil die Raupen ſo feſt an den Blättern kleben, wo ſie ſich mit ihren vier Hinterfüßen an den Stiel des Blattes hängen, daß ſie ungern durch Berührung mit dem Finger weichen.

Endlich lege ich dieſen Gedanken vom Freſſer keinen ſo großen Werth bey, das ich alles vor ganz erwieſen hielte; denn dazu gehört noch mehr. Aber doch können ſie vielleicht andern Gelegenheit geben, die Sache weiter zu unterſuchen, und mehr darüber nachzudenken. Beſonders wünſchte ich, daß ein fleißiger Naturforſcher eine beruhigendere Hypotheſe vom Freſſer aufſtellte, die uns mehr Hofnung machte, ſeinem Verderben zu begegnen, und das Obſt von ſeinem gierigen Munde zu retten. Denen die den Urſprung des Freſſers nicht nur auf Schlüſſe, ſondern auch auf Erfahrung und Beobachtung gründen wollen, will ich folgende Sätze darlegen, auf die man zu merken hat.

1) Zeigt ſich der Freſſer, auch wenn keine ſpäte Kälte im Früling einfällt?

2) Entdeckt man keine Raupen, ehe noch eine Kälte im Früling kommt?

3) Giebt es keinen Jahrgang, wo nicht einige Gattungen von Bäumen von dem Freſſer ganz verſchont bleiben?

4) Iſt der Grad des Wachsthums, den ich oben angegeben habe, immer nöthig, wenn bey einfallender Kälte der Freſſer entſtehen ſollte? oder kommt der Freſſer auch, wenn die Bäume noch unter oder über dem obigen Grad des Wachsthums ſind?

Je nachdem die Erfahrung dieſe Fragen beantwortet, um ſo viel wahrſcheinlicher oder unwahrſcheinlicher wird meine Hypotheſe vom Baumfreſſer.

Ich rede noch etwas von den Meinungen, welche mir bisher bekannt ſind. Die Sprache des Pöbels verdient gar keine Aufmerkſamkeit, wenn man ihn ſagen hört, die Bäume ſeyn vertuſcht, weil in dieſen Worten nichts als ein leerer Ton iſt.

Andre ſchreiben es einem böſen Honigthau zu; ohne Zweifel kommt dieſer Gedanke daher, weil man den Kleber auf den Bäumen wahrnehmen kann; von einem Honigthau haben die meiſten eben ſo falſche Begriffe, wie von den Waſſerthau auf den Kräutern des Feldes; jener fällt ſo wenig, als dieſer; ſondern es iſt wahrſcheinlich eine Ergießung des innern Safts, der zu gewiſſen Zeiten durch die Blätter dringt. Noch weniger aber können aus dieſem Thau Raupen entſtehen, weil man ſie niemals daraus entſtehen ſiehet. Die Haſelnußſtaude iſt dem Honigthau am meiſten ausgeſetzt, und doch findet man keine Raupen auf dem Haſelnußbaum.

Die beſte und natürlichſte Meinung vom Freſſer wäre dieſe, wenn man die Raupen von alten Raupen herleiten könnte, ſo, daß ſich die Raupenneſter von einer Zeit zur andern erhielten, und hernach im Früling andere ihres gleichen erzeugten; da hätten wir den natürlichen Weg der Erzeugung, und alles Fragen vom Freſſer hörte auf einmal auf. Allein dagegen ſtreitet die Erfahrung offenbar. Man hat noch nie gefunden, daß Raupen nach dem Winter, ehe die Bäume in die Blüthe gefallen ſind, übrig geblieben wären, wo man ſie doch ſehen müßte, wenn ſie ſich auch noch im Winter erhielten. Ferner würde aus dieſer Vorausſetzung folgen, daß der Freſſer alle Jahr kommen, und die Bäume verderben müßte; welches wider alle bisherige Erfahrung iſt.

Ich komme endlich noch auf die Meinung des Reimarus, die er vom Urſprung der Inſekten hat. Sie iſt in dem ſchon angeführten Buch S. 105. zu finden. Nachdem er daſelbſt die Worte des Bonanni angeführt hatte, welcher ſagt, daß aër debitus aptusque ad naſcendum & vegetandum erfordert werde, ſo bedient ſich Reimarus dieſer Worte zu ſeiner Hypotheſe, wenn er gleich zu dieſen Worten hinſetzt, und ſagt: „Welches ich nicht anderſt verſtehen kann, als daß die „Luft mit fremden Partikeln müſſe geſchwängert ſeyn, „ſo wie eben derſelbe mit dem Regenwaſſer die Menge „Thierchen hervorbringen konnte.„ Unter dieſen Partikeln, mit welchen die Luft geſchwängert ſeyn müſſe, verſteht Reimarus einen überall herumfliegenden Thierſaamen, wenn er ſich dießfalls S. 108. ganz deutlich erklärt: „können unſichtbare Saamen von Schimmelpflanzen durch die Luft überall ausgeſtreut werden, und „ſich in einer dienlichen Materie geſchwind entwickeln, „warum können nicht auch eben ſo kleine unſichtbare „Thierchen ſeyn, deren Eyer die Luft, wie einen Saamenſtaub, allerwärts hinträgt? Es wäre im Pflanzenreich unrichtig geſchloſſen: Ich ſehe nicht, ich begreife „nicht, wie hier ein Schimmelſaamen hätte herkommen „können, alſo giebt es doch auch zuweilen Pflanzen, die „ohne Mutter und Saamen entſtehen. Eben ſo würde „aber auch zu voreilig geſchloſſen ſeyn: Ich ſehe, ich begreife nicht wie ein Thierey in der Luft hat herumfliegen, und in dieſe Materie kommen können; alſo „giebt es doch auch einige Thierchen, welche wider die „allgemeine Ordnung ohne Mutter und Saamen durch „bloße Fäulung aus roher Materie gebildet werden.„ Was die erſte Stelle des Reimarus anbetrift, ſo hat er wohl unrecht, wenn er die angeführten Worte Wrinsbergs zu ſeiner Meinung zwingen will. Ich glaube nicht, daß Wrinsberg unter der zum Zeugen tauglichen Luft eine mit fremden Partikeln oder Thierſaamen geſchwänſchwängerte Luſt verſteht; ſondern er fordert dieſe gehörige Luſt blos zur Gährung der Materie, damit ſich in derſelbigen Inſeckten entwickeln können. Weinsberg erklärt ſich ja ſelbſt, was er unter dieſen zum Zeugen tauglichen Luſt verſteht; S. 105. nemlich eine mäßige Wärme, welche die Gährung und Fäulnis befördert. Ich will es nicht weiter ausführen, wie dieſe Worte mit meinen Gedanken vom Freſſer genau übereinkommen.

Was iſt nun aber von dem Raupenſaamen in der Luſt zu halten? **Reimarus** kann ſeine Wirklichkeit nicht ſo gut beweiſen, als ich ſie verneinen kann. Sein ganzer Beweis beſteht darinn, das man keinen beſſern Platz wiſſe, aus dem der Raupenſaame genommen werden könne, als aus der Luſt. Mich dünkt aber, daß dieſer Ort der unſchicklichſte ſey, und zwar vers erſte deswegen, weil ſich andre Inſekten in dem Fleiſch, andre in gewiſſen kothigten Materien, andre auf den Bäumen, und noch überdieß in jeglicher dieſer Materien faſt immer einerley Gattung von Inſekten befinden. Kamen ſie alſo durch die Luſt dahin, ſo ſehe ich nicht ein, warum nicht auch öfters Raupen, wie ſie auf den Bäumen ſind, in dem faulen Fleiſch angetroffen werden, und ſo umgekehrt. Ich ſehe ferner keinen Grund, warum die Luſt immer einerley Inſekten in eine Materie führte. Daß aber insbeſondere der Raupenſaame auf den Bäumen nicht durch die Luſt hingebracht ſeyn kann, erhellet aus mehr als Einem Grund. Wenn die Luſt den Saamen hinführet, ſo müßten alle Jahre Raupen auf den Bäumen wachſen, das aller Erfahrung widerſpricht. Allein ich kann es auch aus der Beſchaffenheit ihrer Wohnung abnehmen, daß ſie unmöglich von außen hineingebracht werden konnten. So genau ich auch in der Blüthe, die wie durch einen Kleber zugeſchloſſen war, einen Eingang der darinn enthaltenen Raupe ſuchte, ſo konnte ich doch nirgends ein Loch finden, durch das ſie könnte gekommen ſeyn. Daß nun meine Hypotheſe vom Baumfreſſer wahrſcheinlicher iſt, als alle bisher angeführte, darf ich faſt mit Zuverſicht behaupten; ob es aber keine wahrſcheinlichere, als die meinige giebt, weis ich nicht.

VI.

Oekonomie.

Ueber die Pflanzung und dem Gebrauch der Neſſeln.

(Baſeler Ephemeriden der Menſchheit.)

Gegen dem Ende des Auguſtmonats ſammlet man die Saamenkörner von der großen brennenden Neſſel. Man ſchneidet zu dieſem Ende den Stamm ab, und läßt ihn verdorren. Der Saame fällt ſodann von ſelbſt heraus. Er gleichet den Rübſaamen. Man hat nicht nöthig ihn von ſeiner Hülſe abzuſondern. Man ſäet ihn ſo, dann den ganzen Herbſtmonat hindurch.

Man kann auch im Herbſt und Weinmenate Stämme von den Neſſeln nehmen, ſie voneinander reißen, die äußerſten Enden davon abſchneiden, und ſie wieder ſetzen. Man muß ungefähr einen halben Zoll von dem Stamm daran laſſen. Man ſetzet ſie hierauf in geraden Reihen, ſo tief, als ſie geweſen waren zimlich nahe beyeinander, und befeſtigt ſie mit etwas Erde, damit die Wurzeln aufrecht ſtehen bleiben.

Der Vortheil iſt derſelbige bey Pflanzung der Neſſeln, wie bey Säung derſelben, nur mit dem Unterſchied, daß diejenigen, welche vom Saamen kommen, im erſten Sommer nach der Ausſaat nicht geſchnitten werden können, da es hingegen die verſetzten im erſten Sommer darauf bereits thun. Der Saamen und die Stämme von andern Neſſeln, als von der großen brennenden, taugen nichts, weil ſie in dem zwoten oder dritten Jahre wieder ausgehen. Dieſe hingegen ſind dauerhaft, und ſie bringen immer neue Stämme, ohne daß man nöthig habe, ſie zu verſetzen, wenn ſie einmal recht verſetzt worden ſind.

Die Neſſeln kommen in allen hohen Oertern wohl fort, auch auf den Bergen, zwiſchen den Steinen und andern Oertern, welche der Sonne ausgeſetzt ſind; und wie es ſehr koſtbar iſt, ſteinigtes und bergigtes Erdreich zu pflanzen, ſo iſt es für den Bau der Neſſeln genug, an die Oerter, wo man ſie pflanzen will, ein wenig ſchwarze Erde zu bringen, und ſie ungefehr zween Zoll hoch damit zu bedecken, ohne daß man nöthig habe, die Erde darunter umzugraben. Man ſäet oder pflanzet die Neſſeln in dieſe Erde.

Aller Orten wo die Neſſeln von ſelbſt wachſen, und wo ſie ihre Blätter fallen laſſen, ohne daß man ſie einſammle, bringt die Pflanze aus eigner Kraft jährlich neue Stämme hervor, und das Erdreich wird ſogar dadurch verbeſſert. Aber wenn man ſie dreymal des Jahres abhauen wird, ſo iſt es ganz natürlich, daß man alsdann ſie wieder düngen müſſe. Aber an Orten, wo der Dünger nicht im Ueberfluß vorhanden iſt, würde es ſchädlich ſeyn, ihn anderm Lande wegzunehmen. Man iſt folglich auf ein Mittel bedacht geweſen, ſich ſonſt zu helfen, und man hat gefunden, daß die kleinen Zweige und Blätter von den Erlen, wenn man ſie im Herbſt ſammlet, und vier oder fünf Zoll hoch auf das mit Neſſeln beſäete oder bepflanzte Land ſtreuet, und darauf verfaulen läßt, die gleiche Wirkung thun, wie der Viehmiſt. In Ermanglung der Erlen können jedes andre Laub, und alle andre Zweige, inſonderheit die von Tannen und Gniſt, ſo wie auch alles Stroh dieſelbigen Dinſte thun. Man bedeckt die Neſſelpflanzungen alle drey Jahre mit Erlenlaub und Zweigen, in den andern Jahren kann man dazu andre Zweige, als von Wachholder, von Fichten, von Tannen, und altes Stroh gebrauchen. Auf dieſe Weiſe werden ohne andern Dung die Pflanzungen ſehr wohl fortkommen.

Die von Saamen gezogenen Neſſeln ſollen nur im zweyten Jahr abgehauen werden. Die von verſetzten Wurzeln können im erſten Sommer nach ihrer Verſetzung dreymal geſchnitten werden, in der Mitte des Brachmonats, des Heumonats und des Auguſtmonats, und ſo immer in jedem folgenden Jahre. Man kann auch zu gleicher Zeit die ſelbſtgewachſenen Neſſeln einſammlen, die man bisher faſt nirgendwo genützt hat.

Wenn man die Neſſeln auf die obengedachte Weiſe geſammelt hat, ſo frißt ſie das Vieh leicht und mit Luſt, wenn man ſie entweder anſtatt des Heues unter dem Stroh miſcht, oder wenn man ſie mit warmen Waſſer begießt, ſie die Nacht über darinnen ſtehn läßt, des folgenden Tages dem Vieh dieſe Tränke giebt, welches eine braune Farbe, und ſo, wie die damit begoſſenen Neſſeln, einen dem Vieh ſehr angenehmen Geſchmack bekömmt. Alle Arten von Vieh lieben die Neſſeln, wenn man ſie nur zu rechter Zeit einſammelt.

Die Kühe denen man viel Neſſeln zu freſſen giebt, geben Milch im Ueberfluß, dieſe Milch giebt viel Rohm.

Die daraus verfertigte Butter hat einen angenehmen Geſchmack, und bekömmt mitten im Winter eine eben ſo gelbe Farbe, als im Sommer. Das mit Neſſeln genährte Vieh iſt ſehr geſund, wird fett, nimmt an Fleiſche zu, iſt keinen Krankheiten unterworfen, und die Erfahrung hat bewieſen, daß es niemals von den Seuchen angegriffen worden.

Das Vieh frißt die Neſſeln nicht gern. Das iſt von den freywillig gewachſenen Neſſeln wahr, wenn man ſie bis im Herbſtmonate ſtehn läßt. Sie werden alsdann zu rauh, und mit Würmern, Ungeziefern und Spinnen bedeckt. Es iſt natürlich, daß alsdann das Vieh einen Widerwillen ob einer ſolchen Nahrung verſpüren, und ſogar, daß ſie ihm ſchädlich ſeyn ſoll. Das nemliche geſchieht mit allen andern Pflanzen. Wenn man ſie zu lange ſtehen läßt, ſo frißt ſie das Vieh nicht mehr gern, indem ſie den Geſchmack und ihre Kraft verloren haben. Wenn man ſie aber zu rechter Zeit ſammlet, ſo frißt das Vieh ſie gern, und befindet ſich wohl dabey.

Die Neſſeln ſind eine rutairende Pflanze, ſie können alſo das Vieh zuvieler Feuchtigkeiten berauben und es mager machen.

Eine beſtändige Erfahrung hat das Gegentheil bewieſen, und gezeigt, das in gewiſſen Gegenden von Schweden, wo man ſeit Menſchengedenken das Vieh mit dieſer Pflanzung genährt hat, deſſelbe ſich dabey wohl befunden habe, das in dieſen Gegenden das Vieh niemals von Krankheiten angegriffen worden ſey, nicht einmal vom Durchlaufe, welcher ſich in andern Provinzen faſt alle Jahr äußert.

*) Man

1) Man kann zu dieſem Baue alle ſteinigte und bergigte Boden gebrauchen, die ſonſt untauglich ſind, und ſie zu vortreflichen Weiden für das Vieh machen.

2) Jeder Morgen giebt nach den gemachten Erfahrungen achtzehn Fuhren Futter.

3) Dieſe Pflanze dauert die Kälte und die ſchlimme Witterung aus; ſie kömmt immer wieder von den Wurzeln, und man braucht ſie nicht mehr als einmal zu ſäen oder zu ſetzen.

4) Sie kömmt in allen Jahren gleich gut, und iſt keiner Unfruchtbarkeit unterworfen, wenn man nur darauf ſiehet, daß der Boden nicht zu ſehr von dem Vieh zertreten werde, weil dieſes den Wurzeln ſchaden würde.

5) Der Dung, den man zu dieſen Pflanzungen gebraucht, wird andern Gewächſen nicht entzogen, und dieſes giebt den Neſſeln einen Vorzug von den übrigen künſtlichen Grasarten.

6) Der Gebrauch der Neſſeln giebt ſogar Hofnung das Vieh vor verſchiedenen Krankheiten zu verwahren. In dieſer Abſicht haben viele ſchwediſche Landwirthe ſeit langem die Neſſeln gebraucht, obwol die meiſten, von Vorurtheilen eingenommen, ſie als ein ſchädliches Unkraut anſehen.

Wenn alſo der große Nutzen der Neſſeln bekannt gemacht, und aus der Dunkelheit gezogen wird, wenn wolgeſinnte Perſonen Hand ans Werk gelegt haben, um ſich durch die Erfahrung von dem Bau und von den Vortheilen dieſer Pflanze zu belehren, ſo ſcheint jeder kluge Landwirth durch ſeine Pflicht aufgefordert, ſich auf dieſem Bau zu legen, welcher weder die Mühe noch die Unkoſten andrer künſtlichen Wieſen erheiſcht, und deren Ertrag in allen Rückſichten ſo nützlich iſt. Sie giebt ein Futter, das geſünder iſt, als das beſte Heu. Sie wird dem Futtermangel vorbeugen, der ſich ſo oft in dem Königreiche äußert. Sie verwahrt wider die Seuche, und derjenige, welcher, nachdem er dieſe Nachricht geleſen haben wird, ſich noch weigern wird, Neſſeln zu pflanzen, ſoll ſich nicht mehr weder über den Mangel an Futter, noch über die Viehſeuche beklagen, weil die Vorſehung uns Mittel gegeben hat, ihnen zuvorzukommen, und weil es durch die Erfahrung erwieſen iſt, daß alles Vieh, welches mit dieſer Pflanze ernähret worden iſt, von keiner Krankheit befallen, und von keiner Seuche angeſteckt worden iſt.

VII.

Anekdoten.

Karl XII. hielt den alten Graf Meyerfeld, welcher zur Vollziehung ſeiner Heyrath nach Stockholm reiſen wollte, von einem Tage zum andern auf, unter dem Vorwande, daß er ihm Briefe an ſeine Schweſter, der Prinzeßin Ulrika Eleonora, mitgeben wollte; an deren Statt er, nach langem Warten, ein Papier erhielt, worauf der König einen mit Hörnern gezierten Kopf gekritzelt hatte, welches er ihm lächelnd zuſtellte, und dazu ſagte: dieſes wäre ſeine Abfertigung. Es hat indeſſen die Prophezeyung ſich nicht beſtätigt, indem die Gräfinn Meyerfeld, ob ſie gleich, als ſie ſich vermählte, noch ſehr jung war, dennoch jederzit den Ruhm einer ſehr tugendhaften Dame behauptet hat, und erſt vor Kurzem geſtorben iſt.

Ein Reiſender beſuchte Voltairens Schloß zu Ferney, und wurde ſehr gut empfangen. Dieß gefiel ihm ſo wohl, daß er den andern Tag zu erkennen gab, er ſey entſchloſſen, ſechs Wochen an einem ſo vortreflichen Orte zu bleiben. „Sie wollen, antwortete ihm lachend der berühmte Dichter, es nicht wie Don Quichotte machen; der hielt die Wirthshäuſer für Schlöſſer, und Sie halten die Schlöſſer für Wirthshäuſer.„

Herr Duclos, Sekretair der franzöſiſchen Akademie, badete ſich in der Seine, als eine junge, hübſche Dame, die ſpatzieren fuhr, von ihrem Kutſcher nah' am Ufer umgeworfen wurde. Der Phaeton lag das unterſte zu oberſt gekehrt, die Dame auf der einen Seite im Koth, die Bedienten auf der andern. Herr Duclos ſprang ſogleich aus dem Waſſer, und kam ihr zu, ſo wie er war, in naturalibus zu Hülfe. Die junge Dame war darüber nicht wenig verlegen, aber er, ohne ſich's merken zu laſſen, bot ihr die Hand, und bat nur tauſendmal um Vergebung, „daß er keine Handſchuhe anhabe.„

Lafontaine wollte gern die Köpfe der alten Philoſophen in Bronze beſitzen, und ließ daran arbeiten. Eines Tages kam er zur Frau von Sabliere, und Kummer und Unmuth ſaß auf ſeinem Geſichte. „Ach! welch' ein Unglück, Madame, rief er, welch' ein Unglück!„ Man frug, und erkundigte ſich, was ihm begenet ſey, umſonſt; endlich drang man ſo ſehr in ihm, daß er ſein Stillſchweigen brechen mußte. „Sie wiſſen, Madam, ſagte er, daß unſre Philoſophen im Ofen ſtaken; alles ging nach Wunſch — aber heute! denken Sie nur! Sokrates iſt geborſten; nun iſt alles aus!„

Das Leichenbegängniß des Cromwell koſtete 100000 Thaler. Man trank allein für 35000 Thaler Wein von allen Sorten.

Der Aldermann Bober, ein alter Wollüſtling, der ſonderlich dem andern Geſchlechte ſehr gewogen war, wurde einmal in ſeinem Bette von einem ſeiner Freunde, einem Parlamentsgliede, überraſcht, den zwar ſeine Bedienten, unter dem Vorwande, daß der Aldermann ſehr heftige Podagraſchmerzen habe, abgewieſen hatten, der aber, weil die Sache keinen Aufſchub litte, demungeachtet in das Zimmer ſeines Freundes gedrungen war. Er merkte an den ſorgfältig zugezogenen Vorhängen des Bettes, und der Beſtürzung des Aldermanns, daß hier ein Geheimniß verborgen ſeyn müſſe, und als er ſeine Augen überall herumwandern ließ, ſo entdeckte er einen allerliebſten kleinen Frauenzimmerſchuh unter dem Bette. „Ich freue mich, redete er hierauf ſeinen Freund an, daß ſie ſich beſſer befinden, als man Sie mir beſchrieben hatte. „ — „ Ach, erwiederte Bober, ich ſtehe gewaltig viel an meinen Füßen aus. „ — „ Das wundert mich nicht, antwortete jener, da Sie ſo enge Schuhe tragen, „und zugleich überreichte er ihm den aufgehobenen Damenſchuh. Der Aldermann mußte lachen, gab ſeinem Freund Recht, und verſprach ihm, ſie inskünftige weiter machen zu laſſen.

Der große Conde beſuchte einen Beſeſſenen in Bourgogne, von dem damals viel Lärm's war. Er zog etwas aus ſeiner Taſche, that als ob es ein Reliquienkäſtchen wäre, und legte es, in der Hand behaltend, auf den Kopf des Beſeſſenen, der ſogleich tauſend Ausſchweifungen zu begehn anfing. Hierauf zog der Prinz ſeine Hand zurück, und wies ihm, daß die angebliche Reliquie weiter nichts als ſeine Uhr geweſen wäre. Der Beſeſſene, der ſich ſo angeführt ſah, wollte auf den Prinzen losfallen: aber dieſer zeigte ihm ſeinen Stock, und ſagte: „Herr Teufel, wenn du mir zu nahe kommſt, ſo will ich dich durchprügeln, daß dir die Luſt vergehn ſoll.“ Dieſe Drohung erſchreckte den Herrn Teufel ſo ſehr, daß er ſich gern ſtill und ruhig verhielt.

VIII.

Briefe.

(ungedruckte. *)

1.

Schreiben des Herrn von Voltaire an die Gräfinn von Vidampierre.

Madame!

Ich befürchte, Ihre Adreſſe verloren zu haben, aber nie werde ich das Andenken der Gütigkeiten, womit Sie mich beehren, und der edlen Geſinnungen verlieren, die ich in Ihrem Briefe bewunderte. Ich bin wegen der Sache des ... nun auſſer Sorgen, da Sie ihn beſchützen: Sie ſtammen aus einem Blute, dem die ſchönen Wiſſenſchaften und die Philoſophie ewig verbunden ſeyn werden. .. Es ſcheint, daß die Zeiten der Anituſſe vorüber-ſind; und niemand wird mehr darzu beytragen, daß die geſunde Vernunft emporkomme, als Sie,

---

*) die Ueberſetzung.

Sie, Madam, denn wie man mir ſagt, ſo ſchmücken Sie ſie mit allen den Grazien aus, die ſie ihres Sieges verſichern können. Die Menſchen werden nur von Meinungen regiert, und dieſe Meinungen hängen von der kleinen Zahl Perſonen ab, die Ihnen gleichen. Die Reize und die Stärke des Geiſtes dieſer Perſonen lenken das Publikum, ohne daß dieſes es beynahe gewahr wird. Ich behaupte, daß drey oder vier Damen, wie Sie, hinlänglich ſind, um eine Nation beſſer und liebenswürdiger zu machen. Ich fühle, wie viele Gewalt Ihr Brief über mich haben würde, wenn man in meinem Alter noch einer Reform fähig wäre.

Ferney den 15. May 1776.

Der alte Kranke von Ferney.

2.

Antwort der Gräfinn.

Ihr lieber Brief hat auf mich dieſelbe Wirkung gemacht, die das erſte Billet-doux Ludewig XIV. auf die berufene Maintenon hervorbrachte; ihre Beſcheidenheit verſchwand, und ſie glaubte ſich nun würdig des Thrones. Sie ſchwatzen mir von Ihrem Alter; aber wenn man Ihr Genie und ihre Seele hat, ſo hat man kein Alter. Der Verfaſſer des Mahomets, der Histoire générale und der Henriade, iſt immer in ſeinem Frühlinge. Ich nur werde älter, indem ich dieſe Schriften der Unſterblichkeit leſe. Wir tauſchen alsdann die Rollen: ich bin Tithon, und Sie ſind Aurore...........

Die letzte Unterredung, die ich zu Paris mit unſerm verehrungswürdigen Philoſophen gehalten habe, betraftraf ganz allein den großen Mann zu Ferney. Er weinte vor Rührung bey der Erinnerung Ihrer Wohlthaten. Es war nichts Studirtes in ſeiner Dankbarkeit, und ſie war deswegen nicht weniger erhaben . . . Ich für meine Perſon, habe noch ein beſonderes Intereſſe dabey, Ihnen mein Herz in ſeinen Angelegenheiten zu öfnen. Ich bin ſo ſtolz, mir zu ſchmeicheln, daß Sie mich mit noch einer Antwort beehren werden. Was wollen Sie machen? Ich gleiche hierin den jungen Mädchen auf Otaheite, die ſo viel Vergnügen dabey finden, ihre Jungferſchaft zu verlieren, daß ſie ſie gern alle Tage noch einmal verlieren möchten.

Nancy den 30. May 1776.

3.

Schreiben des jetzigen Königs von Schweden an den Herrn Sedaine.

Herr Sedaine! ich habe wieder mit eben dem Vergnügen, eben dem Antheil Ihr Drama, Maillard, geleſen, das Sie mir geſchickt haben. Die patriotiſchen Grundſätze, von denen es voll iſt, können nicht anders, als die auf das lebhafteſte rühren, die wiſſen, was das Wort, Vaterland, ſagen will; beſonders aber die, welche das Ihrige ſo nah dem beweinenswürdigen Zuſtande ſahn, worinn ſich Frankreich zu den Zeiten des Maillard und Karl des V. befand. Die ſchrecklichen und pathetiſchen Gemälde in Ihrem Stücke von den bürgerlichen Unruhen müſſen auf ſie die größte Wirkung hervorbringen. Die heroiſche Tugend des Maillard, die der Treuloſigkeit ſeines Rivals entgegengeſetzt iſt, hat meine Seele erhoben, und mir alle das Vergnügen gemacht, das ich von einem Trauerſpiele erwarte. Dieſen Eindruck machte Ihr Stück ſchon auf mich, als ich es das erſtemal zu Paris leſen hörte, und es hat ihn ſeitdem immer hervorgebracht. Ich habe meinem Geſandten befohlen, Ihnen zu bezeigen, wie ſehr es mich freut, daß Sie mir Ihr Manuſkript haben ſchicken wollen. Ich bitte Gott, mein Herr Sedaine, daß er Sie in ſeine heilige Obhut nehme.

Stockholm den 28. November 1775.

Guſtav.

4.

Schreiben der Madame Caminer an Herrn Mercier.

Sie werden Sich nicht wundern, mein Herr, einen Brief von einer Perſon zu empfangen, die Sie nicht kennen, wenn ich Ihnen ſage, daß es diejenige iſt, die Sie unter allen am meiſten ſchätzt. Dies ſind meine Anſprüche, mein Herr, und ſollten ſie mir nicht ein Recht geben können, Ihnen zu bezeigen, wie ſehr ich Ihre Talente bewundre? Ich würde mich jedoch dieſes Rechts nicht mit ſo vieler Freyheit bedient haben, wenn nicht damit noch ein andres verbunden geweſen wäre, nemlich ſelbſt Ihnen zu melden, daß ich es wagte, Ihren Deſerteur, dies Meiſterſtück von Plan und Empfindung, in unſre Sprache zu überſetzen, und daß der Beyfall womit man ſie beehrt hat, und wovon unſre Schauſpielſäle dreyundzwanzig Tage hintereinander ertönt haben, die Belohnung meiner Arbeit geweſen ſind, die einzige, die ich verlangte, und die ich mir zum voraus verſprechen konnte. Zwar habe ich den Tod des Deſerteurs weglaſſen müſſen, worauf doch eigentlich der Plan des ganzen Stücks hinausläuft, allein dieß raubt Ihnen nichts von Ihren Lobſprüchen, und klagt allein uns Welſche an. Ich habe mir ſchon oft das Vergnügen gemacht, die Empfindſamkeit meiner Landsleute, durch andre Stücke von dieſer Art zu proben, die ich ihnen in der Ueberſetzung lieferte, allein ich habe nur zu ſehr durch andre Beyſpiele einſehn gelernt, daß ſie an ein trauriges ſchwarzes Ende zu gewöhnen, ein zu ſchweres Unternehmen ſey, und daß man nur nach und nach ſich ſchmeicheln darf, ihnen dieſen Abſcheu zu benehmen. Verzeihen Sie mir alſo, mein Herr, eine Freyheit, wozu ich wider meinen Willen gezwungen war, und die ich dadurch wieder gut zu machen ſuchen werde, daß ich meine Ueberſetzung ganz, und Ihrem vortreflichen Original völlig getreu abdrucken laſſe. Darf ich Sie um Ihre übrige Arbeiten bitten, die mir Herr von Blackford hat kennen lehren, und worunter eins ſonderlich, Jenneval oder der franzöſiſche Barnevelt, bereits ſeit langer Zeit der Gegenſtand meiner Nachforſchungen iſt? Sie ſind bis ietzt fruchtlos geweſen, allein ich hoffe, ſie ſollen es nicht länger mehr ſeyn, ſobald Sie erfahren, daß Sie ſich allen Italienern verbinden, wenn Sie ihnen ſo ſchöne Geſchenke machen. Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

IX.

Biographie.

**) Le Kain.

Heinrich Ludwig Le Kain ſtarb den 8. Februar dieſes Jahrs an einem Entzündungsfieber, das ſo ſchnell überhand nahm, daß man die Nachricht von ſeiner Krankheit und die von ſeinem Tode faſt zu gleicher Zeit erfuhr. Er war 49 Jahr alt. Er beſtieg das Theater zum erſtenmal 1751. in der Rolle des Titus, im Trauerſpiele Brutus, und betrat es zum letztenmal in der Adelaide du Gueſclin. Die erſten Verſuche und die letzten Anſtrengungen ſeines Talents gehörten alſo dem Herr von Voltaire. Es ſchien als hätte die Natur den pathetiſcheſten Schauſpieler für den tragiſcheſten der Dichter hervorgebracht, und zu eben der Zeit, als Herr von Voltaire dem Trauerſpiel einen Grad von Stärke gab, den es vor ihm nicht gehabt hatte, fand auch dieſer eben ſo glückliche als außerordentliche Mann einen Akteur, der die Kunſt der Deklamation zu einer Höhe von Energie und Wärme trieb, wie ſie vorher unbekannt geweſen war, und wie man ſie vielleicht nicht wiederſehn wird. Jenes tiefe Gefühl des Trauerſpiels, jener ſo frappante Ausdruck von allen Leidenſchaften, deſſen Wahrheit nie die Angemeſſenheiten der Kunſt oder die Würde der Bühne überſchritt, war das vorzügliche Talent des Schauſpielers, den Paris jetzt beweint, der Grund zu allen ſeinen Triumphen, und ſelbſt Perſonen, die das alte franzöſiſche Theater noch kennen, geſtehen, daß niemand mit ihm hierinn verglichen werden kann. Es hatte dieſe gleich glücklich und gleich ſeltne Empfindſamkeit nöthig, und alle die Schwierigkeiten zu überwinden, die ſich ihm in dem dem Anfang ſeiner Laufbahn entgegen ſtellten, und das zu erſetzen, was ihm von der Seite der äußerlichen Vortheile und den natürlichen Gaben abging. Man warf ihm, wenn er auftrat, die Fehler ſeiner Geſtalt und Stimme vor, und hier kam Kunſt und Arbeit ihm zu Hülfe. Er gewöhnte ſich, ſeiner Geſichtsbildung und ſeinen Zügen einen lebhaften und marquirten Ausdruck zu geben, der das Unangenehme darinn verſchwinden machte. Er wußte ſein von Natur etwas ſchwerfälliges Organ zu zähmen, und es zu jener Leichtigkeit im Sprechen zu gewöhnen, die in ruhigen, gemäßigten Augenblicken der Aktion nöthig iſt: denn ſobald es ſeine Rolle verſtattete, wurde ſeine Stimme, indem er in Leidenſchaft gerieth, intereſſant, und ihr Ton der Unglücklichen Liebe, der Rache, der Eiferſucht, der Wuth, der Verzweiflung, drang bis in das Innerre des Herzens: es war kein troknes Geſchrey, kein widriges Geheulle, es waren Töne der Klage, wei ſie der Schmerz in ſeiner Heſtigkeit auspreßt, Seufzer, wie die, die man mit ſo vieler Rührung noch von ihm im Vendome gehört hat wenn er ſagte:

Vous avez mis la mort dans ce coeur outragé!

Nur Er kannte alle dieſe große Wirkungen, und ſo gelang es ihm, nicht allein die Fehler ſeines Geſichts vergeſſen zu machen, ſondern auch eine ſolche Täuſchung hervorzubringen, daß nichts gewöhnlicher war, als Frauenzimmer, wenn ſie ihn als Orosmann oder Tancrede ſahn, ausrufen zu hören: Wie ſchön er iſt! Ein Ausruf, der ihnen Ehre machte, und der beweiſet, daß in den Augen von Frauenzimmern, die den Werth der Liebe kennen, die wahre Schönheit der Mannsperſonen nur in der Empfindſamkeit ſeiner Seele beſteht, und daß der ſchönſte unter allen derjenige iſt, der recht zu lieben weis.

Gleich im Anfange, und lange vorher, ehe er dieſe Vollkommenheit, die mühſame Frucht der Zeit und des Studinms, erlangt hate, warfen die unwiderſtehbaren Eindrücke ſeines Spiels die Bemühungen des Haſſes und Neides zu Boden, und triumphirten über die Hinderniſſe alle, die man ihm in Weg ſtellte. Man weis, daß ſein Debüt, das 17 Monate dauerte, eben ſo mühſam als glänzend war. Da ihn der Beyfall desjenigen

Theils des Publikums unterſtützte, das nur ſeines Vergnügens wegen ins Schauſpiel kommt, und alle Langeweile haßt, ſo fand er ſich im Stand, den Schutz des Parterre den Cabalen der Couliſſen, den Intriguen zu Verſailles, und ſelbſt dem Widerwillen und den Kritiken der erſten Ranglogen entgegenzuſetzen. Jederman ſprach übel von dem neuen Akteur, und jederman eilte, ihn zu ſehn, und ſo bald er erſchien, nahm das Händegeklatſche kein Ende. Erſt nachdem er bey Hofe die Rolle des Orosmann geſpielt hatte, ward der Befehl zu ſeiner Aufnahme ausgefertigt. Er verdankte ſie dem Beyfalle Ludwigs XV. Man hatte ſich alle Mühe gegeben, dieſen Herrn, der einen ſehr richtigen Geiſt, und guten natürlichen Geſchmack beſaß, wider ihn einzunehmen. Nach geendigter Vorſtellung wunderte er ſich, daß man ſo ſchlecht von dieſem Akteur rede. Er hat mich weinen gemacht, ſagte er, mich, der ich ſelten weine! Auf dieſe Worte des Königs ward er angenommen.

Daß er frühzeitig dem erſten Inſtinkt des Talents, das ihm fürs Theater beſtimmte, nachgab, daß er, um ſich ſeiner herſchenden Neigung zu überlaſſen, dem geehrten und einträglichen Gewerbe ſeiner Vorfahren entſagte, daran war Herr von Voltaire ſchuld, der ihn dazu aufmunterte, und es iſt eine Verbindlichkeit mehr, die wir dieſem großen Mann verdanken. Freylich war es ein Glück, daß die Natur dem Dichter ein für ihn ſo koſtbares Talent darbot, allein es blieb noch immer Verdienſt genug auf ſeiner Seite, es in ſeinem Keim zu entdecken. Der Verfaſſer der Zaire hatte in ſeinem Hauſe, rue traverſière, ein Theater, wo er zuweilen ſeine Stücke zur Probe vorſtellen ließ. Einer, Namens Mandron, ein Tapezierer, der gern Trauerſpiele ſpielte, brachte den jungen Lekain mit zum Herrn von Voltaire.

BIBL. UNIV. LIPS.

taire. Dieſer vortrefliche Richter enthüllte gar bald das wahre Talent unter allen den Fehlern der Unerfahrenheit. Er gab ihm häufigen Unterricht, und um ſich ſeines Fortgangs noch mehr zu verſichern, ließ er ihn in ſeinem Hauſe wohnen. Nie war ein Akteur in einer erlauchtern Schule, und nie gerieth eine Lehre beſſer. Der junge Schüler ſpielte hintereinander vor ſeinem Meiſter Seide und Mahomet. Herr von Voltaire verſicherte öfters, daß einer von den Augenblicken wo man für die Zukunft die größte Idee von ſeinem Zögling bekommen mußte, der war, wie er im fünften Akt des Mahomets jene erhabnen Worte ausſprach: Il eſt donc des remords! Le Kain ſelbſt geſtand, daß er damals eine ſo glückliche und wahre Empfindung gehabt hätte, die ihm ſeit dem nie wieder ſo gelungen wäre. Bald darauf betrat er das groſſe franzöſiſche Theater, und die Rolle des Seide war eine von den erſten, die er ſpielte, und auch eine von denen, die ihm am beſten glückten.

Er liebte ſeine Kunſt ſo ſehr, als man lieben kann, und wendete alles auf ſie; Zeit, Fleiß, Geld, nichts wurde geſpart. Er iſt der erſte geweſen, der das wahre Coſtume im Anzuge beobachtet hat. Er zeichnete ſeine Kleider ſelber, und entzog ſich alles gern, um nur der Theatergarderobbe die Koſten erſparen zu helfen, und das zu einer Zeit, wo ſein Gehalt noch ſehr mittelmäßig war. Ihm und Mamſell Clarion verdankt man die Einführung des Coſtume auf der franzöſiſchen Bühne.

Ueberzeugt, daß das Talent den Eifer im Dienſt nicht ausſchließt, und daß dieſer Eifer ſelbſt das Talent noch zu erheben dient, ſpielte Le Kain in einem Zeitraume von vierzehn Tagen, die angreifendſten und mühſamſten Rollen dreymal die Woche zu Paris, und zwey mal zu Verſailles. Dieſe Arbeit hielt ihn nicht ab, auch noch kleine Rollen im Schauſpiel zu übernehmen, wenn er ſich nöthig glaubte. Man hat Le Kain den Gifflot in den trois couſines, und einen von den Porteurs in den précieuſes ridicules machen ſehn. Zwar erlaubte ihm ſeine geſchwächte Geſundheit, die letzten zehn Jahre her, nicht mehr, ſo fortzuarbeiten. Seine Rollen griffen ihn mehr oder weniger nach dem Maaß des Gefühls an, das er hineinlegte. Sein Ausdruck war nicht blos die Wirkung der Organen, es war die Marter einer tieferſchütterten Seele, die innerlich noch mehr ausſtand, als ſie äußerlich zeigte; ſein Geſchrey, ſeine Thränen waren wirkliche Leiden; das finſtere und ſchreckliche Feuer ſeiner Blicke; der große Zug auf ſeiner Stirne; die Zuſammenziehung aller ſeiner Muskeln; das Beben der Lippen; alles verrieth ein Herz, das zu voll war, das einer Ausſchüttung bedurfte, und das ſich ausſchüttete, ohne ſich zu erleichtern. Man hörte den Aufruhr des innern Sturms, und wenn er das Theater verließ, ſo ſah man ihn, wie die Pythia des Alterthums, noch von dem Gott beſeſſen, der in ſeiner Bruſt gewütet hatte. Er brauchte einige Zeit, um zu ſich ſelber zu kommen, alle die Schreckbilder zu entfernen, und ſich von dem Eindruck des Trauerſpiels loszureißen.

Und doch wachte er, mitten unter dieſer ſo vollkommnen Täuſchung, über alle die Nebendinge, die er auf der Bühne um ſich her nöthig hatte, und ließ kein einziges aus der Acht. An jenes coup d'oeil gewöhnt, das alles lenkt, vergaß er die Kunſt nicht, indem er ſich ſelbſt vergaß. Die Theatergehülfen, die Machiniſten, die Wachen, gehorchten ſeiner Stimme; und wer hat jemals die Scene beſſer ausgefüllt? Wer hat mit mehrerem Adel die verſchiednen Stellungen der Hoheit, der Drohung, des

Stolzes, zu zeichnen gewußt? wer hat die Wirkung der theatraliſchen Perſpektive beſſer genutzt, als Er!

Ein anhaltendes und tiefnachgedachtes Studium nährte und befeſtigte ſeine große Talente, die er nach funfzehn Jahren bis zur wunderbarſten Vollkommenheit fortführte. Er bearbeitete unaufhörlich ſeine Rollen, und hatte in den Wiſſenſchaften und der Geſchichte, die auf ſeine Kunſt ſich beziehende Kenntniſſe geſchöpft. Er liebte die Dichtkunſt, und nie hat man ihn Verſe verſtümmeln oder verunſtalten ſehn, wie ſo viele andre thun, die nicht überlegen, wie ſchimpflich eine ſolche Unwiſſenheit für Menſchen iſt, deren Handwerk es mit ſich bringt, beſtändig Verſe herzuſagen. Er war weit von dem nur zu gemeinen Irrthum entfernt, der einige Schauſpieler überredt, daß man die Details vernachläßigen muß, um das Ganze gelten zu machen, und den Dichter zerfleiſchen, um das Stück gut zu ſpielen. Nichts gieng in ſeinem Spiele verloren, und Melpomene brauchte keine Vorwürfe unter die Ausdrücke ihrer Dankbarkeit zu miſchen.

Voll von den Meiſterſtücken der franzöſiſchen Genies, gab es wenig Schauſpielſtücke, wo er nicht jeden Augenblick zwey oder drey Rollen hätte ſpielen können. Man hat ihn den Chatillon in der Zaire, den Theramene im Phädon, und den Pirithous in der Ariadne machen ſehn; Beyſpiele, die man denen nicht genug einſchärfen kann, die aus einer übelverſtandnen Eitelkeit ſich weigern würden, zum Beſten eines Stücks oder aus Gefälligkeit für den Autor eine Rolle anzunehmen, die nicht in ihr angewieſenes Fach gehört, als ob man von ſeinem Talente was verlöre, wenn man einen Augenblick dieſer Gefälligkeit nachgebe.

Le Kain war in Geſellſchaft ſehr ſimpel: ſeine Unterhaltung war voller Verſtand, und ſeine Beurtheiluntreffend, ſelbſt bey Dingen, die nicht in ſein Studium einſchlugen. Ein richtiger Verſtand war der Karakter ſeines Geiſtes; es miſchte ſich manchmal etwas Munterkeit darunter, aber größtentheils ſpürte man an ihm die Schwermuth, die der Grund und die Nahrung jener Leidenſchaften iſt, die er in eben der Stärke empfand, mit der er ſie zu ſchildern wußte.

Man geſtand ihm gern in der Welt den Grad von Achtung zu, den man der Größe ſeiner Talente ſchuldig war, die alles um ihn her veredelte, und die Vorurtheile zu ſchweigen zwang. Ein ſchlechter oder mittelmäſſiger Schauſpieler iſt nur Schauſpieler, aber ein Mann, wie Le Kain, Garrick, Brockmann, ein Akteur von dem Range iſt ein groſſer Künſtler.

Ein Kriegsmann ſtieß eines Tages gegen Le Kain die verächtlichſten und ſchimpflichſten Reden wider die Schauſpieler aus, ſprach von ihren Beſoldungen, ihren Glücksumſtänden, den reichlichen Belohnungen, die ihrer erwarteten, unterdeſſen daß er, ein Soldat, nach langen und beſchwerlichen Dienſten, ſich mit einer elenden Penſion abſpeiſen laſſen müßte. Le Kain, der ihn ruhig hatte ausreden laſſen, gab die eben ſo edle als vernünftige Antwort darauf: Wie, mein Herr, rechnen Sie für nichts das Recht, das ſie zu haben glauben, mir das alles ins Geſicht ſagen zu dürfen?

Die franzöſiſche Bühne hat einen ſehr empfindlichen Verluſt gemacht. Dieſe für das Trauerſpiel und jedes hohe, tiefe Gefühl, geſchaffne Seele wird ſobald nicht wiederkommen. Voltaire wird fragen; wo iſt Vendome, wo iſt Tancrede? und das Publikum wird antworten: wo iſt Le Kain?

Es iſt zu Paris gebräuchlich, die nächſtfolgenden Vorſtellungen zwiſchen den beyden Stücken anzuſagen. **Dauverval** erſchien dazu. Das Parterr, das an dieſem Tage noch nicht wußte, ob **Le Kain** tod oder lebendig ſey, ſchrie einmüthig: „Was macht Le Kain?“ **Dauverval** kündigte das nächſte Stück an, und wie er kaum geendigt hatte, wiederholte das Parterr. „Was macht Le Kain?“ — **Dauverval** trat vor, und ſagte: „Leider, er iſt tod!“ — „Schlimm genug! Schlimm genug!„ war das allgemeine Geſchrey, und eine traurige Stille im ganzen Hauſe folgte nach. Es war der ſchuldige Tribut des Schmerzens, den das Publikum dem gefühlten Verluſte ſeines Lieblings bezahlte.

X.

Theatraliſche Nachrichten.

1.

Deutſche.

(ungedruckt.)

Berlin. Herr **Brockmann** hat hier dem **Hamlet** mit der Treflichkeit, der Wahrheit, und Einſicht geſpielt, die das Gerücht von dieſem Schauſpieler, und dieſer ſeiner Meiſterrolle, ſchon längſt verbreitete. Auch war der Beyfall allgemein, und nur ein Ruf: er iſt des Vaterlands **Garrick**! Er hat ſich noch in mehrern Rollen, als den Tellheim, den Hauptmann Abſolut ꝛc. als groſſer Schauſpieler gezeigt. Chodowiecky hat ihn in zwey Kupferblätblättern, zur hieſigen Literatur- und Theaterzeitung, einmal, wenn er bey der Mutter iſt, und den Geiſt ſieht, und das zweytemal, in dem Geſpräche mit der Ophelia; „In ein Nonnenkloſter geh!„ mit Chodowieckiſcher Stärke geſtochen, und Abramſon eine Medaille auf ihn geſchlagen, die erſte, deren ſich das Deutſche Schauſpiel rühmt. Von noch einem treflichen Hamletſpieler, Herrn Böck auf dem Hoftheater zu Gotha, werden wir die Leſer im Juni nach der Schilderung unterhalten, die davon im Reichspoſtreuter durch einen Unbekannten gegeben worden iſt.

Königsberg. So beliebt und vorzüglich ſich die Schuchſche Geſellſchaft bey Lebzeiten des alten Schuch ſeit ihrer Stiftung von 1741 bey jedem Theaterfreunde erhielt; weil er bemühet war, außer guten Schauſpielern und Tänzern, eine jede Klaſſe von Zuſchauern im vollkommenſten Grade, mit nicht uneben gewählten Stücken zu befriedigen, ſo viel Hofnung zu Erhaltung dieſes Ruhms ſein Sohn Franz, der nach ſeinem Tode die Direktion übernahm: ſo ſehr iſt indeſſen der Ruhm und der Beyfall dieſer alten Geſellſchaft ſeit acht Jahren gefallen. Die üble Haushaltung des Franz Schuch veranlaßte nach ſeinem Tode den Ausbruch eines Konkurſes, der indeſſen durch mitleidiges Gefühl der Schuchſchen Gläubiger zwar geſtopft ward, doch aber Urſach zu dem jetzigen Verfall geweſen ſeyn mag. Es war natürlich, daß die Bedürfniſſe der Geſellſchaft eingeſchränkt werden mußten. Hinfolglich verlor der Zuſchauer unendlich. Seit 1771 kehrte die Schuchſche Geſellſchaft aus Schleſien wieder zurück. Sie erhielt anfänglich Beyfall, weil ſie aus vielen Perſonen beſtand,

ſtand, die Stücke folglich mit ziemlich guter Wahl beſetzt werden konnten, und mit einigen Ballets verſehn waren, die, wenn ſie ſchon kaum eine Kopie der bey dieſer Geſellſchaft ehemals gegebenen Balets waren, doch die Leere ausfüllten, und Abwechslung gewährten. Die Hoffnung, in dieſer verjüngten Geſellſchaft die Vollkommenheit der vorigen wieder aufleben zu ſehn, dauerte indeſſen nicht lange; indem allgemach einer nach dem andern von den Akteurs abging, die ſchlechten mit dem Ausſcheiden anfingen, und ihnen zuletzt die guten nachfolgten. Man hatte ſich ſchon an das richtige Spiel und den, dem Vortrage gemäß, modificirten Ausdruck eines gewiſſen Strödels gewöhnt, welcher außer einer natürlichen unreinen Stimme und angewöhnter gebognen Stellung, den Liebhaber und die prinzlichen Rollen, auch in Operetten die oberſten Perſonen mit ziemlichen Beyfall ſpielte, und der Vollkommenheit nahe war. Auf einmal vermißte man indeſſen ihn mit ſeiner Frau, die die vornehmſte Opernſängerin war, und ſich in der Gräfin Orſina hervor gethan hatte, indem ſie den Schuchſchen Theater abdankten, und ſich zum Rigaſchen verfügten. Bald darauf hörten alle Ballette auf, indem der Ballmeiſter Starcke dem Strödelſchen Beyſpiel folgte; und würde, wenn nicht die damalige Springerin, nachher verſtorbne Ackermann, durch ihr natürliches Spiel in unſchuldigen Rollen, als z. B. in der Perſon der Clary, der jungen Indianerin, der Eugenie ſich die Herzen der Zuſchauer eigen gemacht, Herr Schmidt nicht durch ſeine jederzeit paſſende Aktion und richtige Deklamation Aufmerkſamkeit unterhalten hätte, vielleicht der Schauplatz immer leer geblieben ſeyn. Im Jahre 1773 erhielt indeſſen die Geſellſchaft durch die Ankunft des Herrn Barzanti nebſt der nachher in Elbing verſtorbenen Madam Merſchy einen ſehr guten Zuwachs. Beyde verſorgen das Publikum mit guten Ballets, die, im Grunde genommen, freylich wohl ſchon bey der Anweſenheit der Döbbelinſchen Truppe im Jahr 1770 geſehen waren, jedoch aber gefielen, weil ſie Veränderung verſchaften, und man der beſtändigen Wiederholung des Scheerenſchleifers, Freyers, ſtummen Schönheit und Herzog Michel überdrüßig war. Herr Barzanti that ſich überdem in komiſchen Rollen, beſonders in Operetten, hervor, und Madam Merſchy vergnügte das Publikum auſſerhalb der Ballets mit einer guten Vorſtellung einer zweyten Geliebten, wobey ſie noch den Operetten durch eine ſanfte Stimme mehr Beyfall gab. Endlich mußte, zum Leidweſen aller Theaterfreunde, die Madam Ackermann im Jahr 1774 ſterben, welcher im Jahr 1775 Madam Merſchy nachfolgte. Beyde unentbehrliche Rollen blieben bis jetzt unbeſetzt. Indeſſen hatten ſich ſeit 1773 die jetzt verehligte Madam Stegemann, geborne Lintzen, welche anfänglich blos für Ballette und Tanz ſich zu beſtimmen ſchien, und nur dann und wann in kleinen unbedeutenden Nebenrollen, als Gretchen in der Jagd, oder Roſe in den Werbern auftrat, auf das komiſche und tragiſche Spiel, und ſelbſt die Operetten in der Stille gelegt. Sie überraſchte auf einmal 1774 in der Rolle der Louiſe im Deſerteur den Zuſchauer, der vorher nicht gedacht hatte, daß dieſe Geſellſchaft aus ihren eignen Mitteln ſich wieder aushelfen würde. Sie allein mußte daher auch nach dem Tode der Ackermann in alle ihre Rollen mit übernehmen, und war, bis zu der Zeit, da ſie mit ihrem Mann nach dem ſächſiſchgothaiſchen Theater ging, diejenige Perſon, welch die erſte Geliebte ſpielte, tagtäglich im Hauptſtück und Nachſpiele Rollen übernehmen mußte, und nebenan auch im Ballet tanzte.

Noch hatte im Jahr 1773 durch das Engagement des Herrn Stegemann und Ackermann die Geſellſchaft einen nicht geringen Vortheil erhalten. Was ſonſt Herr Schilpach das Komiſche übertrieb, wußte Herr Stegemann zu lindern, und wurde daher ſein Verdienſt um das Theater nicht minder groß, wie ſein Verdienſt um die Muſik. Sein muſikaliſches Genie lieferte verſchiedne Operetten, worinn er zum Theil ſelbſt Rollen übernahm, und konnte die Geſellſchaft daher zwiefach auf Beyfall und Ruhm rechnen Herr Ackermann wählte hauptſächlich Opern zu ſeinem Hauptfach, nebenan kopirte er Herrn Schmidt, deſſen Rollen er auch, in des letztern einjährigen Abweſenheit, übernahm, mit viel Eigenliebe und groſſes Geſchrey aber durchſpielte. Herr Barzanti fand vor gut, nach dem Tode der Madam Merſchy nach Warſchau zu gehn. Wiederum mußte alſo das Schuchiſche Theater die Ballete aufgeben, um ſo mehr, als der zweyte Tänzer, Herr Schilpach nebſt ſeiner Frau, die jetzo manche Rollen, wie z. E. Clary im Deſerteur, ziemlich vollkommen ſpielte, vom Theater abging. Endlich langte Herr Woltini, nebſt Frau und Bruder von der Wäſeriſchen Truppe an, übernahm die Ballette, lieferte aber bloſſe einförmige Tänze unter groſſem Titel, ohne zu bedenken, daß das Weſentliche eines Ballets in Geſchichte beſteht. Den Abgang des Herrn und Madam Stegemann hat ein gewiſſer Wenzel nebſt ſeiner Frau erſetzt, Anfänger, die noch nicht einſt Hofnung geben können.

Es muß ſich alſo der Zuſchauer damit begnügen, daß er, wie ſchon aus Nothdurft geſchehen, künftig Madame Schuch wider alle Natur in der Rolle der Louiſe oder Fräulein Goſchenbach in die abgedankten Officier, der Sophia im Hausvater, der Eleonora in der ſtummen Schönheit u. d. mit ihrem Alter nicht übereinkommenden Rollen zum Mißvergnügen ſieht, weil ihre Schwägerinn, wegen ſtarker Affektation gar nicht gefällt, eine gewiſſe Wernerin ihrer theaterwidrigen Larve und Körper halben keine Geliebtinnen, wohl aber alte Mütter zur Noth aberoriret, ihre Tochter noch zu jung iſt, und eine gewiſſe Siegenſtin blos ein wenig regelmäßig tanzet, Mad. Ackermann aber, ihrer Jugend ungeachtet, zu ſehr Anfängerin iſt, als daß ſie eine ſolche Ausflucht wagen könnte und dörfte.

Riga und Petersburg. (Raiſonnirendes Verzeichniß einiger daſelbſt aufgeführten Stücke.) Der Ball, vom Schauſpieler Müller in Wien, — ſoll eine Satyre auf die Burlesken ſeyn, unter die es doch ſelbſt gehört. In Wien mags zu ſeiner Zeit nützlich geweſen ſeyn; Satyre und Karaktere waren dort paſſend. Aber in Riga, wo man Hanswurſt und Burlesken nicht mehr kennt, hätte man dieſes Stück nicht wählen ſollen. Auch zeigte ſich dies bey der Vorſtellung. Herr Sauerweid hatte die Ehre, ſich als Graf Laps in einen Hanswurſt zu verkleiden. Da er den Wolfspelz abwarf, und in der Maske hervorſprang, bewillkommte ihn das Parterre mit einem klatſchenden Beifall; aber 's ſchwieg mauſeſtille bey der bald drauf folgenden Satyre auf die Liebhaber dieſes Narren.

Die Komödie aus dem Stegreife. Auch dieſes Stück bewies, wie ſehr lokale Umſtände den

Ton der Aufführung beſtimmen müſſen. Herr **Hübler**, der den Liebhaber machte, wollte dieſe Rolle durchaus prodierend machen. In Leipzig ging dies an, wo man die kleinen teſpiſchen Dorftruppen aus dem Reiche mit ihrer Sprache und Unſchicklichkeiten nachäffen, ſie vielleicht beſſern konnte. Aber in Riga ward er mißverſtanden, und man wußte nicht, wem die Parodie galt.

Der gutherzige Murrkopf, von Goldoni; eine Nachahmung des alten Bramble in Klinkers Reiſen. Es gefiel. Herr **Engelmeyer** machte den Murrkopf vortreflich.

Der Edelknabe, von Engel. Wie ſehr hat mich hier Herr **Gantner**, ein ſonſt ſo guter Schauſpieler, geärgert. Da ſtund er vom Ruhebette auf, nicht der warme, wohlthätige, freundliche verſtändige, menſchenfreundliche Fürſt in Jagdkleidern. — Der alte Akteur Gantner wars! in einem alten Schlafrocke, einer alten, ſchmutzigen, zerzauſten Perucke, den Tags vorher aufgeführten Murrkopf nachahmend, und wie viele feine Schönheiten er entwiſchen lies! — Zuletzt, um dies Stück — verzeihs ihm, Göttin der feinen Gefühle! — im Tumulte zu ſchließen, eine ganze, vortrefliche Scene wegzulaſſen, die ich faſt herſagen möchte, von den Worten an: gehen Sie, Madam, und ſehen Sie, wo Ihr Kind bleibt, u. ſ. w. — Naſerümpfen und Hohngelächter dem Verſtümmler einer der ſchönſten Geburten unſrer Schauſpielmuſe! — Den Knaben machte Mademoiſelle **Mendin**, und die Mutter Madam **Hindebergin**, beyde ſehr gut, Herr **Maier**, als Kapitain, Herr **Witthauſen**, als Fähndrich, Herr **Hindeberg**, als Direktor, wären nicht an ihren Stellen.

Der Deſerteur, eine Operette. Herr Hübler und ſeine Frau; Herr Strödel und ſeine Frau, Herr Maier (Rudolf); Herr Sauerweid (Lukas) — alles war an ſeiner Stelle, und ſpielte vortreflich.

Der Weſtindier, ein Luſtſpiel von Kumberland. Herr Gantner, den Stockwell gut. Madam Sauerweid machte die Lady Rusport vortreflich, wie ſie überhaupt alte Buhlerinnen ſehr gut ſpielt; Herr Hindeberg den Kapitain Dudley meiſterhaft, und mit anſtändiger Würde. Herr Engelmeier den Major, ganz im wahren Ton eines alten harten Kriegsmannes; wir haben ihn ſchon, als Korporal in der Minna, als den tüchtigſten Mann für dieſe Art Rollen kennen gelernt. Herr Sauerweid den Weſtindier unverbeſſerlich. Seine erſte Erſcheinung, Ton der Stimme, Gang, Kleidung, alles entſprach ſeiner Rolle vortreflich. Raſch, weder auf ſeine böſe noch gute Handlungen ſehr achtſam, hitzig vor der Stirne, aber eben ſo bald wieder beſänftigt. War es in andern Rollen Verdienſt, heftige Ausbrüche der Leidenſchaft durch ſein Spiel vorzubereiten; ſo war es hier charakteriſtiſch, ſchnell von einem aufs andre überzugehen, nirgends anhaltend Theil zu nehmen. Alles erfüllte Herr Sauerweid; ſoviel Natur legte er in ſein Spiel, daß es ſelbſt ſeinen Bekannten ſchwer ward ihren ſchwermüthigen, phlegmatiſchen Freund wiederzuerkennen.

Emilia Galotti, ein Trauerſpiel von Leßing. Blatt und Eichel der Bühne, die auf dieſem Probierſtein ächt befunden wird! — Im Ganzen übertraf die Vorſtellung unſre Erwartung. Herr Strödel ſpielte den Prinzen meiſtens gut; oft nicht frey nicht warm genug. Im erſten Monolog that er uns nicht Genüge. Der Anfang dieſes Meiſterſtücks will durchaus vom Spiel des Akteurs unterſtützt und gehoben ſeyn. Wenn dieſer nicht unter den abgeriſſenen Reden, unter den auf die Handlung des Stücks ſich nicht beziehenden Geſchäften überall die Leidenſchaft, die ihn beunruhigt, die Liebe, die, ohne ſein Wiſſen, ſeine ganze Seele erfüllt hat, durchſchimmern läßt; wenn ihm der Zuſchauer nicht anmerkt, ſeine Gedanken ſeyn bey Emilien, ſo wird ſein Spiel nicht aufmerkſam machen; der Zuſchauer nimmt nur inſofern Antheil dran, als es Handlung iſt; aber ihn ſchaudert nicht für die wachſende Leidenſchaft. Herr Strödel wußte zu wenig die Meiſterzüge des Dichters zu nutzen: Eine Emilia: — aber eine Emilia Burneschi u. ſ. w. — Erhöheter Ton der Stimme, oder Verzuckung der Miene will es hier nicht machen. — Herr Gantner den Maler Konti, etwas ſchielend. Statt Würde des Künſtlers, der ſich ſeiner Größe bewuſt iſt, verkleinerte er durch ſein Spiel den Prinzen. Auch Herrn Strödels war ein Theil des Fehlers. — Herr Sauerweid den Marinelli ſehr gut. Unvergleichlich traf er den Ton des Hofmanns, der freymüthig ſcheinen will, wenn in ſeinem Herzen Argliſt lodert. Wie er ſich ſelbſt und andern das Gefühl ſeiner Kleinheit zu entreißen ſucht. Die zehnte Scene des zweiten Aufzugs ward meiſterhaft geſpielt. Bey der erſten Vorſtellung verdarb die Madam Hindebergin, die die Gräfin Orſina völlig im unrechten Lichte vorſtellte, in etwas ſein Spiel. Im dritten Auftritt des vierten Aufzuges bey dem ſchauervollen Gelächter der Gräfin lachte das Parterre laut mit; ſo ſchielend war das Spiel der Madame Hindebergin. Statt der verliebten, wütenden, vor

Liebe wahnſinnigen, ſich unterdrückt und verachtetfühlende Gräfin, wars eine jetzt raſende, jetzt ſich luſtigmachende Dame. Aber ſie fühlte bald den ganzen Schimpf dieſes unzeitigen Gelächters, und beſſerte ihr Spiel bey der nächſten Vorſtellung. Herr Hindeberg den alten Odoardo unvergleichlich. Die drey meiſterhaften Monologen, und ſeine ſteigende Wuth; alles meiſterhaft. Emilia; wir dürfen nur die Madam Hüblerin nennnen; ſie that der ſtrengſten Kritik Genüge. — Aber daß die Madam Engelmeyern durch Ton, Anſtand, Kälte, da ſie die Tochter hat, und Grenadiergeſchrey, da ſie ſie verloren hatte, die ſchöne Rolle der Mutter verdarb, — das vergeben ihr die Grazien, die dies Stück für ſchlechte Spieler bewahren.

Dresden. Das hieſige teutſche Theater, von deren Mitglieder man in der Literatur- und Theaterzeitung eine ſehr unterhaltende Karakteriſtik findet, und das Anfangs durch den Unwillen einiger Schauſpieler über die Bondiniſche, und nicht Kurfürſtliche, Direktion, einen Stoß zu befürchten ſchien, befindet ſich alleweile in dem beſten Zuſtande, und erwartet an Herrn Schütz aus Hamburg wieder einen ſo treflichen Schauſpieler, als Reinicke iſt, der größtentheils die Direktion beſorgt, und der auch als Hamlet allgemein gefiel.

Deſſau. Das vierte Stück des Theaterjournals giebt uns einen ſehr wohlgeſchriebenen Aufſatz über das hieſige Privattheater, das zu Aktricen Damen aus der Stadt, und zu Akteurs verſchiedene Herren in Bedienung, und Lehrer am Philantropin hat. Wir empfehlen jeden, dieſen intereſſanten Aufſatz zu leſen, und führen nur daraus an, daß Mamſell Riedhard auf jedem Theater als große Aktrice und Sängerin auftreten könnte. Es ſind ihr auch bereits von vielen Orten verſchiedene vortheilhafte Anerbietungen gemacht worden, die ſie aber alle ausgeſchlagen hat.

2.

Ausländiſche.

Paris. Sedaine hat im italieniſchen Schauſpielhauſe ein Luſtſpiel mit Geſängen, in drey Akten, Felix ou l'enfant trouvé, aufführen laſſen, wo die Muſik von Monſigny iſt. Es kommt eine Scene darinn vor, die in teutſcher Sprache ſeyn ſoll, aber eigentlich ein teutſches Kauderwelſch iſt Der Beyfall war ſehr mittelmäßig, ohngeachtet einige Freunde des Verfaſſers dieſes Singſpiel nächſt dem Deſerteur ſetzen.

Neron, Bayard, Vendome, Tancrede, lauter Rollen von Le Kain, haben die Bewunderung von Paris auf ſich gezogen. Roland, die Muſik von Piccini, die Umarbeitung von Marmontel, ſetzt die Gluckiſten, Lulliſten ꝛc. in Bewegung; die erſte Vorſtellung war ſehr tumultariſch. Ein vermiſchtes Geſchrey von Bravo Piccini! und Paix donc - la, Paix! das es unmöglich war, nur den fünften Theil zu verſtehn.

London. Der Barbier von Sevillien des Beaumarchais iſt unter dem Titel: the Barber of Seville, or the School for Raker auf das Haymarket-Theater gebracht worden. Da der engliſche Ueberſetzer ſich mit dieſem Stück dieſelbe Freyheit genommen hatte, die ſich unſre heutigen teutſchen Ueberſetzer mit ihren Originalen nehmen, nur mit dem Unterſchiede, daß die Verbeſſerungen der letztern oft zu jener ihrer Vervollkommnung gereichen: ſo hat das Parterr, das davon nicht unterrichtet war, die ſchlechte Aufnahme des Stücks geradezu auf die Rechnung des Beaumarchais geſchoben, und wunderte ſich, wie man eine Poſſe, wie dieſe, auf die franzöſiſche Bühne hätte bringen können. Die Auftritte ſind durcheinander geworfen, in drey geſchmolzen, die Namen verändert, (z. E. Figar heißt hier Lazarillo) und weil der Graf nicht recht die Zeit hat, ſich am Ende des zweyten Akts umzukleiden: ſo hat Herr Colmann ein Matroſenballet angehängt, das dem Zuſchauer verkündigt, der Graf Almavira müſſe ſich anziehn.

Der Sturm, von Shakeſpear, iſt kürzlich wieder auf dem Drurylane-Theater aufgeführt worden: Miß Field, eine junge Aktrice von vieler Hoffnung glänzte darinn als Ariel. Die neue Farce, All the world's a Stage, mißfiel gänzlich. Wir erinnern uns, bereits in den erſten Gothaiſchen Theatercalendern, die Ankündigung einer Umarbeitung des Sturm's für die Deutſche Bühne geleſen zu haben, warum verzieht ſie?

Muſtapha und Zeangir, ein Trauerſpiel von Champfort, erhält in Paris denſelben Beyfall, den es zu Verſailles beym Hof davongetragen. Wie weit Herr Champfort dem Weißiſchen Muſtapha und Zeangir beſtohlen oder genutzet, überlaſſen wir den Kunſtrichtern.

Florenz. Seit einiger Zeit ſtellt man auf der Bühne del Cocomero, ein komiſches Drama, il Curioſo indiſcretto vor, wozu Herr Anfoßi die Muſik verfertigte. Die erſte Sängerin, Sgra. Marianna Santoro behauptet darinn den groſſen Ruhm, den ſie ſich erworben hat.

Livorno. Das Trauerſpiel des **Herrn de Gamerra,** il conte D. Ferdinand d'Herrera hat auf der hieſigen Bühne denſelben Beyfall erhalten, den es auf den übrigen welſchen Theatern davon trug. Der Zulauf war auſſerordentlich.

XI.

Kunſtnachrichten.

1.

Teutſchland.

Herr **Chodowiecky** hat dieſes Jahr vier Kalender mit ſeinen Kupferſtichen gezieret, den **Berliner,** den **Göttinger,** den **Gothaiſchen** und **Lauenburgiſchen.** Unter dieſen zeichnen ſich der Göttinger und **Gothaiſche** am vorzüglichſten aus. Der erſte iſt im ſchildernden Geſchmack, und voll herrlicher Karakteriſtiken: der zweyte enthält die Geſchichte des Paſtor Greß, aus **Hermes** Roman: **Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen;** Leben und Ausdruck herrſcht durch alle zwölf Blätter.

Wien. Durch unterſchiedliche Verſuche in muſaiſchen Arbeiten iſt man nun dahin gekommen, daß man auch allhier eine Art von **Muſaik** zu verfertigen im Stande iſt, welche lange ſchon bey den Florentinern üblich war, und unter dem Namen Scagenola bekannt iſt. Sie beſteht in marmorartigen Platten, worinn verſchiedene Blumen Einfaſſungen, Naturalien, Plane, Vögel und Spiele eingetragen werden. Dieſe Platten, welche bey weitem nicht ſo ſchwer ſind, als die wahren Marmorplatten, ſind für allerley Arten Tiſche zu gebrauchen; und da ihre Größe, ſo wie auch ihre Geſtalt, nach Belieben beſtimmt, und die Farben nach den Tapeten der Zimmer eingerichtet werden können: ſo verſpricht man ſich von einem hohen Publikum Beyfall und Unterſtützung. Der wichtigſte Vortheil leuchtet für ſich in die Augen, und beſteht hierinn, daß man einer ſchon alten und abgenutzten Platte durch Abziehen das Anſehen einer ganz neuen wieder ſchaffen kann. Bereits fertige Tiſche und Platten kann jederman im Stahrembergiſchen Freyhaus auf der Wieden, die erſte Treppe hinauf über dem Töpfer ſehen: indem ſich des Töpfers Wohnung ſogleich beym Eintritt in das Haus verräth, oder leicht zu erfragen iſt; können ſich Liebhaber bey demſelben wegen des Orts näher erkundigen. Ohne weitere Erinnerung ſieht man leicht ein, da dieſe Arbeit ungleich leichter iſt, als jene der ächten und eigentlichen Muſaik: ſo ſind auch die fertigen Platten, oder die ein Liebhaber nach ſeinem Geſchmack beſtimmen wollte, um ſehr billige Preiſe zu haben.

2.

Frankreich.

Le repos, 14 Zoll hoch, 10 Zoll breit, von **Bervic** nach dem Originalgemälde des **Lepicie** geſtochen. Ein Greis, deſſen Haupt auf eine von ſeinen Händen geeſtützt liegt. Neben ihm ſchläft ſein Kind. Die beyden Figuren, ſonderlich der Kopf des Greiſes, haben Studium und das Ganze iſt mit Einſicht gezeichnet.

Le gateau des Rois, von Flipart nach den Originalgemälde des Greuſe.

Honni ſoit qui mal y voit, 15 Zoll hoch, 10 ½ Zoll breit, von Hubert nach Careme geſtochen. Ein junger Menſch hält auf ſeinen Knien einen Korb mit Kirſchen, und an dem ausgeſtreckten Zeigefinger zwey an ihren zuſammengewachſenen Stielen hängende Kirſchen. Es iſt der Pendant zu dem Stiche Honni ſoit qui mal y penſe.

Le chemin de la fortune, 17 Zoll hoch, 14 Zoll breit, von Bovez-Major nach dem Oringinalgemälde des Boudouin. Eine Mutter ſtellt ihre junge Tochter einem Baletmeiſter vor. Dieſer ſcheint über das Bein der angehenden Tänzerin ganz entzückt, und ſie iſt nunmehr ſchon ſo gut als angenommen. Ein Muſikus, der vor einem Flügel ſteht, ſcheint auch der neuen Schülerinn Terpſicorens ſeinen Beyfall zuzuwinken.

Les couſeuſes, 21 Zoll breit, 17 Zoll hoch, von Beauvarlet nach Guido, gehört unter die vorzüglichſten Beauvarletſchen Stiche.

Mademoiſelle Hemery hat eine Folge von Kupferſtichen, auf Röthel-Zeichnungsart, herausgegeben. Vier Platten mit verſchiedenen Köpfen; zwey alte Männerköpfe; ein Kopf eines jungen Mädchens nach Greuze; ein Kopf von Sankt Michael, nach Guido; der Lehrer und ſein Schüler; ein ſchlafender Frauenzimmerkopf.

La recompenſe inattendue, les Plaiſirs nocturnes: zwey Stiche, 10 Zoll hoch, 7 Zoll breit, der Stich von Chevery, die Zeichnung von Momot. Die Gegenſtände ſind aus dem Arioſt genommen.

XII.

Miſcellanien.

I.

Freymuths Vertheidigung des vereheligten Solvatenſtandes

Wenn wahr iſt, (woran ich noch keinen Augenblick gezweifelt habe) daß Bevölkerung mächtige Monarchen und groſſe Fürſten macht: ſo kann ich gegen der mehreſten Menſchen Meynung die Verehligung des Soldaten vertheidigen, und durch lebendige Exempel und eigene Erfahrung Beweis führen. An Menſchen iſt in Teutſchland noch kein Ueberfluß, ſonſt würde nicht erſchwert werden, Völker nach Amerika zu ſchicken, ſpürte man nicht damals bey uns merklich die ſchädliche Entvölkerung, als dieſes Land mit der niedrigſten und geringſten Gattung unſrer dahin gegangenen Einwohner bevölkert wurde, damals ſchon konnte nicht Einhalt genug gethan werden, und wie wird es nach geendigtem Krieg ausſehn, da in dieſem ſo viele Menſchen dort zu ſcheitern gehn, wieviel wird man wieder darauf ſetzen und verwenden, um es mit Einwohnern zu beſetzen. Nach eines gewiſſen Schriftſtellers Ausrechnung ſtirbt der dreiſſigſte Theil Menſchen alle Jahr auf dem Krankenbette im ganzen gerechnet, kaum werden wieder ſoviel geboren.

Hier ſind blutige Kriege, Seuchen und Krankheiten welche ſo viele auf einmal wegraffen, nicht gerechnet.

Wann die Menge Menſchen bey groſſer Monarchen Armeen, bey unſern Zeiten auf den höchſten Grad vermehret werden, unverehlicht bleiben, woher ſoll Bevölkerung entſtehen?

Friedrich der Große weis, für was es gut iſt, dem Soldaten das Heyrathen nicht zu verwehren, in ſeinen Städten ſind Soldatenweiber und Kinder die Beförderung und Anhülfe der Fabriken, ſie haben keinen Mangel, und der König ſowohl, als das Publikum, keinen Schaden an ihnen mit dem Soldatenſohn wird ein Bauerſohn oder Handwerksburſch geſpart, und ſo rekrutirt ſich dieſe groſſe Armee größtentheils in ſich ſelbſten.

Der rechtſchaffne geheyrathete Soldat hält das Laſter für ſeinen Feind, der ledige kann es wegen dem allzuvielen Anlaß und Gelegenheit kaum vermeiden, er kommt auſſer Uebung aller Arbeit, im hohen Alter kann er ſich mit keiner mehr ernähren, und wird zur Laſt.

Wo ſolche Anſtalten ſind, daß Soldatenweiber und Kinder Arbeit und Verdienſt haben, welches doch jedem Herrn ohne ſeinem Schaden etwas leichtes zu bewürken iſt, da kann ich die Urſache nicht finden, warum man vor dem verehlichten Soldatenſtand Abſcheu haben ſolle.

2

**) Schutzſchrift für die Schwalben.

Es thut mir in der Seele weh, wenn ich die Hitze ſehe, mit der einige Jäger, um ihre Geſchicklichkeit im Schieſſen zu beweiſen, dieſe Vögel ausrotten, die nicht allein ganz unſchädlich, ſondern ſelbſt ſehr nützlich ſind.

Sie ſind die geſchwornen Feinde des Ungeziefers, und verzehren deren eine unſägliche Menge. Sie ſind die Wohlthäter der Menſchen, die ihnen ihre Wohlthat doch ſo ſchlecht vergelten, und reinigen die Saat, die Pflanzen und das Obſt von einer Menge Schnacken, Fliegen, Raupen und anderm ſchädlichen Gewürme. Zu Navarra verbot ein Fürſt aufs nachdrücklichſte die Verfolgung der Schwalben, weil er fand, daß man blos ihnen den Vortheil zu danken hat, daſelbſt am Fluſſe ſpatziren gehn zu können, ohne von den Schnacken gequält zu werden. Seit der Epoche dieſes Verbots, betrachten die Schwalben das Schloß dieſes Prinzen als ein Aſyl, wohin ſie ſich zu vielen Tauſenden begeben, und dem ganzen Canton Fruchtbarkeit und Sicherheit vor allen fliegenden Inſekten mitbringen. Es iſt ausgemacht, daß die Geſtade der Flüſſe, Bäche und anderer Gewäſſer, wo die Jäger ihre Geſchicklichkeit an dieſen gutthätigen Thieren üben, weit mehr von dem Ungeziefer leiden müſſen, und daß die benachbarten Pflanzgärten weniger fruchtbar, und die Früchte häufiger wurmſtichig werden, kurz daß die Strafe dieſer Grauſamkeit auf dem Fuße nachfolgt.

Jacob Rouſſeau hat mit ſeiner gewöhnlichen Leutſeeligkeit eben dieſe Vertheidigung ſchuldloſer Geſchöpfe kürzlich in einem franzöſiſchem Blatte unternommen, und ich freue mich, mich darinn an ihn anſchließen zu können.

3.

Vom Nutzen der Tagebücher.

(Stettiniſcher Schauplatz.)

Das Tagebuch, deſſen Nutzen ich eben beſchreiben will, iſt nicht das Journal des Kaufmanns, oder des

Oekonomen, über Ausgabe und Einnahme, über die Abwechslungen der Witterung, und das Steigen und Fallen der Getreidepreiſe, auch nicht das Regiſter des neugierigen Politikers, über die Veränderungen in der bürgerlichen Welt, ſondern es iſt eine tägliche Prüfung unſers Verhaltens, eine wahre ungeheuchelte Beſchreibung alles deſſen, was wir an jedem Tage unſers Lebens thun, und wie wir es thun, und eine genaue Aufzeichnung aller unſrer Begegniſſe.

Ein ſolches Verzeichniß unſrer täglichen Handlungen und Begegniſſe hat, außer andern wichtigen Vortheilen, einen ſo großen und mannichfaltigen moraliſchen Nutzen, daß ich es unſern Jugendlehrern nicht anders, als für einen Beweis ihrer armſeligen Menſchenkenntniß, anrechnen kann, wenn ſie über dieſen Punkt entweder gänzlich ſchweigen, oder ihn doch nur obenhin, und gleichſam im Vorbeygehn, behandeln. —

Da mir der Raum alle Weitläufigkeit verſagt, ſo will ich mich blos auf einen zweyfachen Nutzen des Tagebuchs einſchränken, der ſchon wichtig genug iſt, um es der Aufmerkſamkeit aller Vernünftigen werth zu machen.

Der erſte Nutzen iſt dieſer: Es lernt uns auf eine vorzügliche Weiſe unſer eignes Herz kennen, und bringt uns eben dadurch von unſern Fehlern zurück. —

Wenn ohne Selbſterkenntniß keine Tugend ſtatt findet, wenn ſie der erſte weſentliche Schritt zur Ausbeſſerung des Herzens iſt Wer wollte nicht ſchon von dieſer Seite den Werth meiner Forderung anerkennen? Verſehn mit der Gabe zu beobachten, und gerüſtet mit dem kräftigen Vorſatz, täglich rechtſchaffener zu werden, (zwey weſentliche Erforderniſſe zur Selbſtprüfung) wie könnte ich anders, als die herrlichſten Früchte erwarten? Doch wir wollen die Gründe hören, woraus dieſer erſte Nutzen entſteht. Sobald ich mir ernſtlich vorgenommen habe, an jedem Abend meines Lebens alle meine Handlungen und Begegniſſe in ein Buch zu tragen: ſo bringt mir dieſes ſchon eine angeſtrengte Aufmerkſamkeit auf mein ganzes Verhalten ab. Ich leugne hiermit keinesweges, daß es möglich ſey, auch wenn man dieſen Vorſatz nicht hat, ſich dennoch ſelbſt beobachten zu können, nur nicht in dem Maaße, als es hier geſchieht. Wer kennt nicht die Menge der Zerſtreuungen und Zufälle, die unſer Auge nur gar zu bald von uns abziehen, und auf ſich heften? Ein einziger Anſtoß übler Laune, eine Krankheit, ein unvermutheter Beſuch, eine muntere Geſellſchaft, eine Reiſe iſt alsdenn ſchon vermögend, uns von unſerm Vorhaben abzuführen, und die ganze Reihe unſerer Selbſtbeobachtungen zu unterbrechen. Aber wenn wir es uns einmal zu einem unverbrüchlichen Geſetz gemacht haben, uns ſelbſt von unſerem Thun und Laſſen Rechenſchaft zu geben, und dem Wege unſers Schickſals nachzuſpüren, dann mögen wir uns befinden, wo wir wollen, zu Hauſe, oder auf Reiſen, beym Gottesdienſt, oder in Geſellſchaft, beym Lombertiſch, oder in der Arbeitsſtube; unſer Gemüth ſey heiter oder trübe, unſer Leib ſtark oder ſchwach; der prüfende Geiſt merkt ohn Unterlaß auf alles, was von außen und innenher auf ihn würkt, damit er es am Ende des Tages wieder aus dem Gedächtniß hervorrufen, und mit der Treue eines Geſchichtſchreibers niederſchreiben könne. Hieraus folgt dann zweytens, daß nicht nur die Quellen oder Bewegungsgründe meiner Handlungen mit leichterer Mühe aufgedeckt erſcheinen müſſen, ſondern auch der Grad des Einfluſſes, den die Umſtände, unter welchen ſie ſich zutrugen, auf ſie gehabt haben, mit vieler Gewißheit erkannt werden könne. Um deſto verſtändlicher und gemeinnütziger zu werden: ſo will ich dieſen Punkt blos durch Exempel aus meinem eigenen Tagebuch erläutern. Wer es kann, der tadle mich deswegen. Warum ſollte ich nicht ein offenes Bekenntniß meiner Fehler ablegen, wenn ich die ſüße Beruhigung fühle, Gutes dadurch zu ſtiften?

Der 8te September 1776. — Ich war zu Nachmittag und Abend bey dem Herrn R... gebethen. Es war auſſer mir keiner, als ein Prediger und ein Kaufmann da. Der Spieltiſch wurde geſetzt, und der Wirth forderte mich auf, eine Karte zu nennen. Was ſolls werden? frug ich. Quadrille, antwortete der Wirth. — „Sie würden mir einen Gefallen thun, wenn Sie l'Hombre ſpielten, ich bin ein ſchlechter Spieler.“ — Nach einigem Widerſtreben ſetzte ich mich endlich, und wir ſpielten Quadrille. Es geſchah, was ich heimlich befürchtet hatte. Aus Mangel der Uebung war es nothwendig, daß ich einen Fehler über den andern machte, und ich konnt' es meinen Mitſpielern anſehen, wie ſie dieſe Fehler auf Rechnung meines Verſtandes brachten. Zwey davon gaben ihre Freude über meine Unwiſſenheit (oder vielmehr Dummheit, wie ſie glaubten) durch ein lautes Gelächter zu erkennen, der dritte aber verbarg ſeinen Spott unter einer gewiſſen mitleidiglächelnden Mine, die mich beynahe auſſer aller Faſſung brachte. Hier war meine Philoſophie zu Ende. Meine Eigenliebe war verletzt, und ich war ſchwach genung, darüber mich in böſe Laune bringen zu laſſen. Mein Stolz fand indeſſen bald Mittel, ſich heimlich an meinen Geſellſchaftern zu rächen. Die Narren, dacht' ich, die Fertigkeit ohne Uebung fordern! — Und gleichwol hatten ſie doch auch ſo ganz unrecht nicht, wenn ſie glaubten, daß die Gewinnſucht das ſtärkſte Triebrad der Aufmerkſamkeit und der Ueberlegung ſeyn müſſe, weil ſie es bey tauſend Menſchen würklich iſt. und woraus ſollten ſie denn mich für den einzigen unter den Tauſenden erkennen, der das Widerſpiel hält? Warum ſpielte ich mit Leuten, von denen ich gewiß war, daß ſie mich an Geſchicklichkeit weit überträfen? Warum widerſtand ich nicht den Bitten, und lehnte das Spiel ganz von mir ab? Ich hätte ja dadurch keine Pflicht der Geſellſchaft verletzt, weil die andern drey auch ohne mich würden geſpielt haben? — Aber alsdann wär' ich vielleicht in die ſchreckliche Langeweile verſunken, denn mit der Frau des Hauſes konnte ich mich nicht unterhalten, weil ſie die Geſchäfte der Küche beſorgte. — Die Langeweile wäre mir ſo gefährlich nicht geweſen, als der Schade, der mir durch das Spiel zugewachſen iſt. Zwar der Verluſt des Geldes iſt gering, nur einen Thaler; doch hätte ich nicht ſo leicht zehne verlieren können? — Vors erſte habe ich, in Abſicht auf wahre Ehre, gegen mich ſelbſt geſündigt. Iſts nicht Pflicht, ſo viel als möglich, bey jedermann eine gute Meynung von ſich zu erhalten? Und doch gab ich der Geſellſchaft Gelegenheit, mich wenigſtens ſo lange, bis ſie von dem Gegentheil überzeugt wird, für einen Dummkopf zu halten? — Und dann, die üble Laune, in die ich mich dadurch ſetzte, — wenn ſie nicht einem böſen Einfluß auf den Körper gehabt hat, ſo hat ſie doch die Summe der unzufriednen Stunden meines Lebens vermehrt. — Ich Thor, der ich die Fröhligkeit und den geſunden Muth ſchon ſo lange ſtudirt habe! —

Der 11te September 1774. (den Tag nachher aufgeſetzt) Heut Abend war ich zur Hochzeit bey dem Kaufmann C. . . . Bey Tiſche kam ich bey . . . . l zu ſitzen, ein Mann von ſehr drolligter Laune, aber ein ſtarker Trinker. Ich war ungemein fröhliches Muths. . . . . l trank mir brav zu. Ich verließ mich auf meine Verdauungskraft, und that immer Beſcheid. Wir ſcherzten und lachten ken dergeſtalt, daß es bis zur Luſtigkeit ausartete. — Ich fühlte noch nicht die Uebermacht des Weins, ſo daß ich mit meinem Nachbar vier Bouteillen ausleerte. Nun merkte ich allmählig, daß ich einen kleinen Rauſch hatte, aber ich glaubte nichts weniger, als mich um den Gebrauch meiner Leibes- und Seelenkräfte getrunken zu haben. — Wir ſtanden endlich vom Tiſche auf, und nun fühlte ich leider zu ſpät, was ich gemacht hatte. — Man bat mich, den Flügel zu ſpielen, aber es wollte mit den Fingern gar nicht fort. Ich verſuchte zu tanzen, auch dieß vermocht' ich nicht ohne Verwirrung. Es ward Punſch gegeben, und dieſer machte mich wieder etwas nüchtern, ſo, daß ich allein, und ohne zu taumeln, nach Hauſe kehren konnte.

Der 12te. Heut bin ich den ganzen Tag über krank geweſen, hab' aus Mangel der Kräfte die nöthigſten Arbeiten verſäumen müſſen. — Jetzt empfinde die Folgen meiner geſtrigen Unmäßigkeit. — Geſtern Abend war ich unfähig, den Quellen meiner Handlungen nachzuſpühren, vielleicht kann ich jetzt. — Ich hätte weit weniger getrunken, wenn ich bey einem andern als ....l zu ſitzen gekommen wäre; denn dieſer forcirte mich dazu, aber auf eine ſehr ungezwungne und ſcherzhafte Weiſe, ſo daß ich ſeine Abſicht, mich untern Tiſch zu trinken, unmöglich errathen konnte. Auch war es ein ordentlicher Tag, ein Tag zu lauter Freuden beſtimmt, es war Hochzeit. Die Weine waren köſtlich, und reizten den Gaumen. Die Geſellſchaft beſtand mehrentheils aus bekannten und guten Freunden, die ſich nichts übel nehmen, wenigſtens war keiner da, dem ich wegen ſeines Standes eine ſtrenge Zurückhaltung in meinen Sitten ſchuldig geweſen wäre. — Dieß alles ſieht einer Entſchuldigung ſehr ähnlich. — Aber ich kannte doch gleichwol dieſen

....l a's einem Held im Trinken, und ſetzte mich bey ihm! Wie viele Ueberlegung gehörte dazu, um die Gefahr zu erkennen, in welche mich ſeine Nachbarſchaft ſetzen würde? — Der Tag gab mir freylich ein Recht, die Freude einen Grad höher zu ſtimmen, und alſo auch ein Glas mehr zu trinken, als ſonſt, aber mich um den Gebrauch meiner Kräfte zu trinken, dazu giebt kein Tag in der Welt ein Recht. Hatte doch keiner in der ganzen Geſellſchaft ſo über ſein Maaß getrunken, als ich. Und gleichwol hatten ſie weder ſchlechtern Wein, noch auch geringern Anlaß zur Freude. — 'Ja, ja, guter Wilhelm, du biſt ſtrafwürdig, ſo ſehr dich auch die Umſtände zu entſchuldigen ſcheinen. Die Quelle dieſer That iſt nicht rein. — Was anders, als eine auſſerordentliche Liebe zum Wein, und das abſcheuliche Point d'honneur, recht viel vertragen zu können, verſührte dich zu dieſer dich ſo beſchimpfenden und deinem Körper ſo nachtheiligen Handlung?

Der 15te Februar 1776. des Morgens kriegte ich von der Gräſin L... den Befehl, ihr um 10. Uhr aufzuwarten. Nun war ich wegen meines Friſeurs in groſſer Verlegenheit, denn gewöhnlich kömmt er erſt um eilf Uhr zu mir. Ich ließ ihn in der Eile bey vielen ſeiner Kunden aufſuchen, aber er war nirgends anzutreffen. Dieß machte mich im höchſten Grad ungeduldig, und brachte mich dergeſtalt auf, daß ich auf meiner Stube fluchte und tobte. Nach einem andern Friſeur wollte ich nicht ſchicken, weil ich befürchtete, von keinem andern ſo gut gemacht zu werden, als von meinem eigenen. Endlich kam er. Ich ſchmälte gewaltig. Er ſchwieg eine ganze Weile, als wenn er ſich würklich ſchuldig befunden hätte.

Nachdem ich aufgehört hatte, ſo konnte er endlich ſeinen verbiſſenen Unwillen nicht länger bergen. „Ich hätte nimmermehr geglaubt, daß Sie gegen einen Menſchen ſo auffahren könnten, der Sie doch wider Willen beleidigt hat! Woher konnt ichs denn wiſſen, daß Sie zu der Gräfin L... kommen ſollten? Ich habe Sie immer für ſo ſanftmüthig angeſehen, aber" — Dieſer Vorwurf drang mir ſo ſehr ans Herz, daß ich mir alle Gewalt anthun mußte, um ihm meine Uebereilung nicht förmlich wieder abzubitten. — Es war wol ſo nothwendig nicht, die Gräfin zu ſehn, und zu ſprechen! Warum ließ ich mich nicht entſchuldigen? — Ihre Ungnade? Freylich hatte ich keinen triſtigen Grund zur Entſchuldigung, und die Lügen haſſe ich von ganzem Herzen. — Aber ich hätte doch nach einem andern Friſeur ſchicken ſollen, wenn ich auch weit ſchlechter accommodirt geworden wäre, als ſonſt. — Eitler, weibiſcher Menſch! um eine Friſur zu zürnen! unſchuldigen Leuten aufn Leib zu raſen. —

Der 3te Juni 1771. Ich fuhr in einer groſſen Geſellſchaft, worunter auch die Demoiſelle Z... war, zu Waſſer nach F... ſpazieren; das Mädchen zog mich an. Ich fühlte in F... alles, was Scherz und offne Freundſchaft gewähren kann; aber die Z... blieb immer die herrſchende Empfindung in meiner Seele. — Selbſt die lachende Natur war mir gleichgültig, wenn ich dieſem Mädchen in das ſchalkhafte feurige Auge ſah. Ich fühlte mich, wenn ich bey ihr ſaß, wenn ich den ſüßen Ton ihrer Stimme hörte, wenn ich meine Hand um die ihre geſchlungen hatte, ſo ſelig! — In der ganzen Geſellſchaft herrſchte fröhlicher Muth und komiſche Laune — Verzeihen Sie, meine Herren, fing der Prediger L... an, indem er ein Papier aus der Taſche zog, daß ich mich dieſes glücklichen Tages zu meinem Vortheil bediene. Die Menſchen ſind bey keiner Stimmung der Seele ſo geſchickt, wohlzuthun, als bey derjenigen, worin wir uns eben befinden. Eine arme, vater- und mutterloſe Waiſe, von ſehr gutem Herkommen und vorzüglichen Talenten, hat ſich meiner Vorſorge empfohlen. — Und nun las er uns eine Vorſtellung von dem Schickſale dieſes jungen Menſchen vor, die ſehr herzrührend war. Es wurden Beyträge geſammelt, und die meiſten gaben einen oder zwey Thaler. Der Major S..., der Geheimerath W..., die mir gerade gegen über ſaßen, legte jeder einen Dukaten auf. — Ich bin begierig, zu ſehen, wer unter allen das mitleidigſte Herz beſitzt, flüſterte die Z... mir ins Ohr. — Der Teller kam endlich auch zu mir. Ich hatte ohngefehr fünf oder ſechs Thaler zu mir geſteckt, die ſchüttete ich ohne alle Zögerung und ungezählt auf, und ich glaube, ich hätte noch dreymal ſoviel gegeben, wenn ich mehr bey mir gehabt hätte. — Dieß erregte bey vielen Aufmerkſamkeit, einige lobten mich ſogar ganz laut. Mein Mädchen gab mir darüber einen Blick, in welchem mehr Lob war, als in der ganzen Rede des Plinius auf den Trajan. — — Die Handlung ſelbſt iſt gut, aber wird ſie auch noch ſo gut bleiben, wenn ich die Quelle derſelben unterſuche, und die Umſtände wegnehme, die mich dazu beſtimmten? Schwerlich! — Es iſt wahr, ich würde dieſem Verlaſſenen unter allen Umſtänden, auch ſelbſt dann, wenn ich die Vorſtellung von ſeinem Unglück ganz alleine auf meiner Stube geleſen hätte, etwas geſchenkt haben; dieſes verſchafft meinem Herzen die beruhigende Freude. Aber vielleicht wär' es dann nicht einmal die Hälfte geweſen; — Jetzt war ich trunken von Freude, und der Affect leidet keine Einwendungen, welche die kältere Vernunft ſonſt dem beſten Herzen zu machen pflegt. Ich nahm den leiſen Wink des Mädchens für einen Befehl an, und ſahe den Triumph vorher, den ich mir in meinem Herzen dadurch erwarb. — Auch war vielleicht die nahe Gegenwart des Geheimenraths und des Majors, an deren Achtung mir ſo viel gelegen iſt, ein nicht ganz unbedeutendes Vehikulum zu dieſer That. —

XIII.

Fragmente.

1.

Aus Miſtreß Kindersley Briefen auf einer Reiſe nach Oſtindien von 1764 bis 1768.

Was mich am herzlichſten (zu Santa-Cruz) verlangte zu ſehen, das war ein Nonnenkloſter. Ein Nonnenkloſter, meynt' ich, müſste ein reizender Ort ſeyn, wenigſtens von Anſehn. Dahin begeben ſich die jungen Schönen, entſagen den Freuden, den Sorgen und den Eitelkeiten der Welt. Sie verbringen ihre Tage in gottesfürchtiger Andacht, im Lobe ihres Schöpfers, in jungfräulicher Unſchuld, ihren unverfälſchten Witz üben ſie an ſchönen und leichten Handarbeiten, und ruhen und erquicken ſich in den ſchattichen Lauben ihrer paradiſiſchen Gärten.

Da man wußte, daß ſie auf alle Freuden des Lebens, die aus der Erfüllung zärtlicher Pflichten der Freundſchaft und Liebe entſpringen, Verzicht gethan haben, ſo war es politiſche Klugheit, darauf zu ſinnen, ihren einſamen Aufenthalt ſo angenehm zu machen, daß er ihnen kein Kerker ſcheinen möchte.

Meine Einbildung dergeſtalt angefüllt mit den Bildern von geräumigen Gärten, prächtigen Gebäuden und ſchönen Jungfräuleinen, wie ſchrecklich ſahe ich mich betrogen, da ich die Gebäude armſelig, ſchmuzig und eng, und die Nonnen alt und kümmerlich fand. Sie ſprachen ſehr höflich mit uns durch Gegitter, und ſchenkten uns ein paar unbedeutende Blumen von ihrem 'eignen Machwerk.

Wir fanden eine Engländerinn unter den Nonnen, die das Dollmetſcheramt verrichtete, freylich nicht mit der größten Geſchicklichkeit, weil ſie ganz jung hieher gekommen und nun ſchon alt geworden iſt, ohne Gelegenheit zu haben, ihre Mutterſprache zu üben, und ſolche alſo ziemlich vergeſſen hatte. — Sie wollte es nicht geſagt wiſſen, daß jemals eine Nonne ihr Kloſtergelübde bereuet haben könnte; und als einige von unſern Engländern ihr das nicht zu glauben ſchienen, ſagte ſie die merkwürdigen Worte: „Nein, nein, ſie dürfen es nicht bereuen.“ Kurz ſie gab ſich für glücklich aus in ihren Umſtänden. Mit wie viel Aufrichtigkeit, mag ich nicht entſcheiden.

Nach dem, was ich von ihr vernahm, iſt wenig Unterſchied unter der Lebensart einer Nonne, uud eines jungen Mädchens in einer Penſionsſchule; und die Aebtißin iſt eine Art von Gouvernante. Sie ſind gebunden, alles pünctlich auf den Glockenſchlag zu verrichten, Aufſtehn, Zubettegehn, Gebet, Mahlzeiten u. ſ. w. ihre Geſellſchaft, womit ſie eingeſperrt leben, iſt und bleibt dieſelbe, ſie ſey ihnen gefällig oder zuwider; und das zwar mit dem troſtloſen Bewußtſeyn, nichts könne ſie ſcheiden, es ſey denn der bittre Tod.

Das Frauenzimmer auf Teneriffa führet das eingezogenſte Leben, das man ſich nur denken kann. Sehr ſelten kommen ſie anders aus ihren Häuſern, als zur Kirche, und ſelbſt dahin wagt ſich kein junges Mädchen anders, alz in Begleitung eines bejahrten Frauenzimmers. Bey Tage geht keine aus, ohne Falje oder Schleyer. Dieſe Falje iſt gerade daſſelbe, als ob zwey Frauenzimmerröcke von ſchwarzem Serge aneinander genähet wären. Der eine dient als Oberrock, und der andre wird über den Kopf gezogen, daß alſo das Frauenzimmer ganz davon bedeckt iſt, ausgenommen ein wenig über einem Auge, welches frey gelaſſen wird, damit ſie doch wenigſtens ihren Weg finden können.

Ungeachtet ihres eingezogenen Lebens aber ſind doch die Sennora's auf Teneriffa von der angenehmſten Lebhaftigkeit, welches ihren Mangel an Schönheit reichlich erſetzt, und ſie ſehr lobenswürdig macht. Ihre lebhaften ſchwarzen Augen ſind voll Ausdruck ihres Temperaments, die meiſten haben langes ſchwarzes Haar, welches ſie zuſammenbinden, und im Zopf auf den Rücken ihängen laſſen, ohne übrigem Kopfputz. Ihre Geſichtsfarbe iſt ziemlich dunkel, und ihre Züge eben nicht einnehmend. — Ihre Kleidung beſteht aus einem Corſet und Rock, mit ſehr ſteifem Schnürleibe, und dennoch ſieht man keine Verwachſene darunter. Sie tragen Ohrringe, Armbänder und Halskreuze. Von Juwelen haben ſie die Emeralden und orientaliſchen Perlen am liebſten. Sie parfümiren ſich ſtark, und einige ſchminken ſich auch.

Auſſer der erwehnten Verordnung, die Nonnen betreffend, hat der König von Spanien noch eine herausgehen laſſen, welche ebenfalls das weibliche Geſchlecht angeht. Nemlich es ſoll ſich in Madrid, ſobald es dunkel

kel geworden, kein Frauenzimmer mehr mit der Falſe auf der Gaſſe finden laſſen. Die Neigung zu Intriguen, wofür die Spanierinnen immer berühmt geweſen ſind, hat dieſe Verordnung nöthig gemacht. Nun iſt das hieſige Frauenzimmer zwar nicht unter dieſem Geſetze begriffen, allein ſie befolgen es dennoch als eine neue Mode, und tragen daher, wenn ſie beym Mondenſchein ſpatzieren gehn, (welches die eigentliche Zeit dazu iſt) einen kleinen Mantel.

Wenn man durch die Gaſſen *) geht, ſieht man Männer, Weiber und Kinder haufenweiſe ſo unbeweglich als Bildſäulen vor den Thüren ſitzen, und ihre Abneigung vor aller Bewegung geht ſo weit, daß, wenn ſie ſelbſt oder ihre Kinder in Gefahr ſind, überritten oder überfahren zu werden, ſie ſo wenig ſelbſt eher aus dem Wege rücken, oder eine Hand ausſtrecken mögen, ihre Kinder zu ſich zu ziehen, bis auf den Augenblick der größten Gefahr, und alsdann auch keinen Zoll breit weiter, als ſie hoch nöthigerweiſe müſſen, und das mit einer ſo verdrüßlichen Miene, welche ganz deutlich beweiſet, wie ſehr es ihnen zuwider iſt, Hand oder Fuß zu regen.

Müßige Ruhe iſt ihr größtes Behagen, und über nichts können die Indianer ſich mehr wundern, als wenn ſie ſehen, daß die Europäer Gefallen an Leibesbewegungen finden, und erſtaunen, zu ſehn, daß Leute ſpazieren gehen, welche hübſch ſtill ſitzen könnten.

Ein vornehmer Muſelmann, der zu einer Luſtbarkeit bey einem Engländer eingeladen war, wobey auch getanzt wurde, ſagte mit treuherzigem Ernſte, er wundre ſich ſehr

---

*) Die V. ſchreibt in einer Stadt in Indoſtan. d. Ü.

ſehr, wie ſich die engländſchen Damen und Herren ſelbſt der Mühe unterziehen möchten, zu tanzen, da es ihnen doch gewiß nicht an Leuten fehlen könnte, die ihnen was vortanzten. Sie finden dieſe Anmerkung vielleicht ſonderbar genug, aber ſie war bey alledem ſo unnatürlich nicht, und wird demjenigen auch gar nicht wunderlich vorkommen, welcher täglich wahrnehmen kann, was für Wirkung das Clima thut.

Ich werde jetzt von dem Lermen, was ein Fakir macht, beluſtigt und beläſtigt. Seine Mutter ward unter einem groſſen Baume, nahe beym Walde dieſer Feſtung im Bette des Ganges, begraben, und der andächtige Fakir that ein Gelübde, in ſeinem Leben die Stelle nicht zu verlaſſen. Sobald nur bekannt war, daß er dieſen Endſchluß gefaßt hätte, war er gar nicht mehr in Gefahr, zu verhungern, indem ihm das ſchwache Volk, welches ihn als einen Heiligen zu betrachten begann, alles Benöthigte zuſchleppte. Er hatte ſich noch nicht lange unter dem Baume aufgehalten, als die Regenzeit eintrat, und als der Fluß anwuchs, und bis zu ihm hinanſtieg, war er gezwungen, auf den Baum zu klettern, und hier hält er ſich, vermittelſt eines kleinen Stückchen Brets, daß er an die oberſten Zweyge befeſtigt hat, und auf welchem er ſitzt, mit vieler Mühe über dem Waſſer, und ſteht ohne Dach und Fach, und faſt ohne Kleidung, alles Ungemach des ſchweren Regenwetters aus.

Es iſt zum Erſtaunen, mit welcher Entſchloſſenheit dieſe Fakirs die Gelübde halten, die ſie einmal gethan haben. So wie die Gefahr ſich vergröſſert, ſo vergröſſert ſich ihr Ruhm. Er iſt umringt mit Böten, die ihm Lebensmittel bringen, und mit ſolchen Leuten, die entweder ihre Neugierde befriedigen wollen, einen ſo heiligen Mann zu ſehen, oder die ſich ſeinem Gebete empfehlen wollen.

Selbſt die ſchönſten unter dem mahumedaniſchen Frauenzimmern (in Indien) haben eine unangenehme Geſichtsfarbe. Die hellfarbigſten darunter ſind mehr gelb, als weiß, durch jemehr Tinten ſie ſich vom Schwarzen entfernen, je höher ſchätzt man ſie. Eine Schönheit, die bey ihnen einen hohen Werth hat, iſt, langgeſpaltete Augen und lange Augenbraunen, welche übrigens faſt allen natürlich ſind, allein man ſcheidet doch den Mädchen, als jungen Kindern, oft die Haut aus den Augenwinkeln, damit ſie länger werden, und mehr Raum zum Spielen bekommen ſollen. Man muß bekennen, daß ſie mit ihren rollenden Augen zuweilen etwas mehr als ſchelmiſche Ueppigkeit ausdrücken. Das aber bey Seite geſetzt, ſo beſitzt das morgenländiſche Frauenzimmer ſo viele Schönheit in ſeinen langen ſchwarzen Augen, Augenbraunen und langen ſchwarzen Wimpern, daß ſie nicht ihres gleichen haben würden, wenn ſie dabey eine ſchöne roth und weiß durchſcheinende Haut hätten.

Durchgängig faſt ſind ſie klein und zart von Wuchs. Schiefe und Bucklichte kennt man gar nicht unter ihnen, und man ſagt, daß ihre ſchwarze Haut im Betaſten ungemein ſanft ſeyn ſoll.

Die Kleidung, welche nicht wie in Europa, nach dem, was man Mode nennt, einer ewigen Verändrung unterworfen, ſondern beſtändig iſt, beſteht in ein Paar nicht ſehr weiten langen Hoſen, von Seiden-Gold- oder Silberſtoff, eine Art von Oberkleid, Jemden genannt, meiſtentheils von feinen Mußelin mit Seide, Gold oder Silber geſtickt. Die Jemden hat enge Ermel, die bis auf die Handknöchel gehn, und das Leibchen iſt ſo kurz, daß es kaum bis unter die Arme reicht, das Hemde iſt weit, reichlich gefaltet, und hängt bis auf die Erde. Es iſt eine ungemein leichte Kleidung, und deckt kaum die Blößſen, das Clima erfodert aber alles, was kühl erhalten kann; und überdem kommen ſie niemals mehr als einem Manne vors Geſicht. Ihr langes ſchwarzes Haar iſt über der Stirn geſcheitelt, glatt und ſchlicht gekämmt, und hängt hinten nieder. Gemeiniglich werfen ſie ein Stück Schawe oder Silberflor über ſich, welches eine Art von Falje oder Mantel macht. Der Schmuck, den ſie tragen, iſt gemeiniglich ſehr köſtlich. Ihr Hals iſt geziert mit langen Schnuren Perlen, die mit Rubinen, Emeralden u. ſ. w. untermiſcht ſind. Die Steine ſind oft roh und mit durchgebohrten Löchern, um ſie wie Perlen aufzureihen. Sie haben auch gleichfalls gefaßte Juwelen, als Hals- und Armſchmuck u. ſ. w. Die Einfaſſung iſt durchgängig plump, und die Steine ein Gemiſch von guten und ſchlechten; überdem verderben ſie gar häufig die ſchönſten Diamanten dadurch, daß ſie ſolche in flache Scherben ſpalten, ehe ſie dieſelben faſſen. Ihre Ohrringe ſind gemeiniglich ein Bündel bloßer Perlen, welches ungemein gut läßt. Sie tragen Ringe an den Fingern und Zehen, und eigentlich tragen nur die Weiber von den niedrigen Stämmen Ringe in den Naſen.

Das morgenländiſche Frauenzimmer iſt nicht ſo fremde in den Künſten, welche den Körper verſchönern, ſie waſchen ihr Haar und Augbraunen mit einem Blatte, welches ſie glänzendſchwarz macht, und bedienen ſich eines ſchwarzen Pulvers, welches ſie mit einem kleinen Meſſer in die Augen bringen, es bleibt auf den untern Wimpern liegen, und macht, wie man ſagt, die Augen ſehr lebhaft. Sie färben ſich die Nägel an den Fingern und Zehen mit Roth, und mahlen ſich die Flächen der Hände, und die Fußſohlen.

Ihr vornehmſtes Thun und Laſſen beſteht im Baden, ihren Hucker zu ſchmauchen, und ihre Mädchen nach einer Art von Trommel tanzen zu ſehen, welche andre Mädchen dazu ſchlagen. Denn eine Mannsperſon darf nicht innerhalb der Mauern der Zanannahs kommen. Alles, was die Mädchen nicht verrichten können, iſt das Geſchäfft der Verſchnittenen.

Wenn die Frauen aus der Zanannah gehen, welches nur ſehr ſelten geſchieht, ſo ſitzen ſie in verdeckten Fuhrwerken, Hackries genannt, welche von Ochſen gezogen, und mit dichten Vorhängen vermacht werden, oder auch mit bedeckten Duhlies, ein Ding, das etwas ähnliches von einem Trageſeſſel hat, daß es unmöglich iſt, die Perſon zu ſehen, die darin ſitzt, und höchſtnöthig iſt es, ſich darin vorzuſehn, denn die Eiferſucht der Mahomedaner überſteigt alle Gränzen, und es mögte einer Frau, die ſich vor einem Fremden, beſonders von einem Ungläubigen, ſehen ließe, nichts geringers koſten, als ihr Leben.

Das eingeſperrte Leben kann für dieſe Weiber für kein Unglück gehalten werden, da ſie beſtändig dazu gewöhnt ſind, und darzu würde es ſie bis zu dem allergeringſten Pöbel herabſetzen, wenn ſie öffentlich erſchienen. Manche darunter ſind ſchon in ihrer Kindheit von ihren Aeltern verheyrathet worden, und die meiſten der übrigen ſind ſchon als ganz jung gekauft, und in die Zanannahs gebracht, und auf dieſe Weiſe wiſſen ſie von der Welt wenig mehr, als was ſie um ſich her ſehen.

2. Aus

2.

Aus Adams erſtem Erwachen,

vom Maler Müller.

So lief ein Blick, ein Staunen mit dem erſten Tag dahin, die Sonne war bereits tief hinuntergeſunken, im Feuerſchimmer glühten nun ober mir die Zedern, die Gebirge rauchten um mich her, und brannten in Glut aneinander, ich vergaß mich ganz an der Schönheit dieſes herrlichen Schauſpiels, jetzt ſchien mir ein neues Leben aufzugehn, die Schöpfung um mich her ſtand umgewandelt in neuer Pracht. — Die Vögel flogen geröthet im Schimmer, ich fühlte ſelbſt die Glut auf meiner Stirne, als ich nun den Hügel hinunterging, wie Offenbarung der Zukunft lag um mich die Welt — ich wußte nicht, daß nun bald der Tag ſich neige, Finſterniß über mich zum erſtenmale hereinbreche — — Finſterniß war mir unbekannt.

Aber die Sonne ging unter, die Abendröthe ſchloß den niedern Himmel, leiſe Dämmerung ſank über die Welt.

Da ſtand ich, es ward ſo anders um mich; Veränderung fühlt ich überall, die Meerungeheuer, die ans Ufer herauſkamen am Mittage, ihr Spiel unter den Erdthieren zu treiben, oder im Rohr zu ſchlafen, ſammelten ſich ſchon auf, ließen nun, den Sand mit ihren ſchweren Bäuchen furchend, ſich wieder in die Fluten, und ſchwammen einſam davon. Nun regt ſich alles Gethier der Erde, der Luft, die Vögel flogen nun alle auf, die Waldthiere verſammleten ſich, zogen heerdenweiſe den kühlen Bächen zu, tanzen und badeten, verlieſen ſich nach und nach in die Geſträuche davon. Das ſah ich all an, wußte nicht, wie mir geſchah. — Es dämmerte ſtärker, es wird ſtiller um mich her, ich ſtand mit den Augen zum Himmel, fragend, wo iſt'hin die Sonne? das Licht der Welt? Ich ſehe, fühl's ja nicht mehr, wo iſt hin die ſchöne, ſchöne Sonne? Traurig gab mein Herz Antwort: Geflohen iſt die ſchöne Sonne, geflohen das Licht der Welt, geflohen die Freude des Menſchen! — Und ſiehe, grau und braun beſaumte Wolken der Nacht breiteten ſich weit auseinander, überzogen den ganzen niedern Himmel — Mir ahndet durch alle meine Nerven tieſe Veränderung, ich ſtreckte den Hals aus mit empor gerichtetem Haupte, dem neuen Wunder zu begegnen. — Aber die Veränderung ging ſchneller, kühler ſtieß jetzt der Wind vom Walde her, kälter immer der Himmel ward, und düſtrer und ſtiller unter ihm die Erde, alles war weg. — Die Thiere des Feldes hatten ſich ſchon verlauſen, ſich ſchon zur Ruhe gelaſſen, alle Vögel der Luſt, die Fiſche ſchlugen auf Fluten nicht mehr — immer ſchwerer und ſchwerer ſank Nacht herunter, loſch und verloſch aller Glanz der Dämmerung über mir gar — Schweigen fuhr nieder von den Gipfeln der Berge, Trauer bedeckte die Hayne — da ſchlug laut mein Herz, da fragt ich in mir ſelbſt, einſam ſtand ich, aber ſchwärzere Finſterniß umhüllte mich nun ganz, begrub mich nun ganz, begrub die Schöpfung um mich her — da war alles verſunken dem Auge, dem Herzen, nur mein Ohr lebte noch, es faßte das Raſcheln im Baum, des Stromes Fall, der Thiere fernen Tritt im Walde, das Geſäuſel der Nachtvögel durch die Luft über mir — Was iſt das? was ſoll das? — Jetzt fuhren mir die feuchten Haare am Nacken — Angſt überfiel meine Seele in dieſer ſchwarzen Nacht — Ach Herr, mein Gott, wie wird mir! Wende dein Licht, daß der Mann von Erde nicht in ſchwerer Finſterniß verſinket

Trau=

Traurend ſaß ich nieder auf die Erde, und die Tropfen rollten ietzt über meine Wangen.

Die Finſterniß aber ward dichter, banger meine Seele — da weint ich über die verſunkene Schöpfung, da weint ich, daß ſie ſo ſchön war.

Soll ſie denn ſo ganz wieder verſinken? Ich auch wieder verſinken mit ihr? — Ach Gott und Schöpfer! ſoll verſinken Dein herrliches, ſchönes Werk?

Wilde Wogen umfaſſen, umſchweben mich, verdrängen mich! — Wer war ich, ehe Du mich erweckt, o Gott mein Schöpfer! — ſchwerere Nacht lag auf mir, als jetzt, da ich noch zu Dir ſpreche!

Ach der ſchönen Schöpfung! ſoll die ſo ganz verſinken, verſink ich auch wieder dahin?

Du rufſt mir ins Leben — wars nicht Liebe zu mir, nicht ewige Liebe von Dir?

Nein, Du kannſt ſo mich nicht laſſen wieder vergehn — Du hemmteſt dann lange mein inneres Wallen zu Dir, zögſt mich nicht näher in Banden der Liebe, und Finſterniß wäre mir dann lieber als Licht.

Auf Dich harre ich, Du hörſt, fühlſt mich im Dunkeln, Du biſt allmächtig an Kraft zu ſchaffen mir neues Licht!

Ich hör, ich fühle ſchon Wehn vom Othem, der über mich ausgeht — ach heiliger, ewiger Gott! was ſiehet mein ſtaunender Blick!

Und ich ſahe nun auf, ſiehe hoch über mir am Himmel brachen alle Lichter hervor — Tauſend und tauſend in zahlloſer Menge, wie Körner von des Säemanns Hand fallen, ſanken die nun ſchaarweiſe über mir hin durch die Nacht — Sterne voll Schönheit und Liebe, die da brannten in ſeliger Klarheit und ſandten in heiliger Ordnung ihre Strahlen über die Welt — Lange ſtaunt ich hinauf, mich umfaßt ſeeliges Schweigen, Taumel der Wonne, Glauben und Ruhe — Ach mit einem Blick wie nahe da meinem Schöpfer! wie nahe dem Quell der Liebe, aus dem mir nun alles fleußt.

Liebes Weib — liebe Kinder, ſeht, ich walle nun gleich wieder im Erzehlen hinüber — Edens fromme, ſchauerhafte Gefühle umfaſſen mich noch einmal ſo ganz — ſchön iſt die Klarheit der Nacht, lieblicher dann auf der Aue zu weilen, des Schöpfers Lob ſteigt einem wie eine Flamme übers Herz empor, dann ſich der Mund ergießet in frommen lindernden Geſängen, dann alles um uns her Ruhe und Seligkeit wird.

Mit geöfneten Augen beſchauete ich nun die ganze himmliſche Pracht, damals ſahe ich noch Sterne ſchimmern, die Ihr jetzt vergebens am Himmel ſucht, den holden Paradiesſtern, der mitten am Himmel voll reiner Unſchuld ſtand, o Eva! wir wiſſen es, wenn er ſich verlor, wie er mitleidig den Gefallenen nachblickte, dann auch immer in Wolken ſein traurendes Antlitz verbarg. Auch ſah ich jetzt deinen Stern, mein lieber Abel, ſelig aufloderud, ſo wie Du ſelbſten, dann Deine fromme Melboe, Dich gefällige Triza, und Kains, meines Erſtgebohrnen, trotzig Geſtirn. Adam und Eva flimmerten vertraulich nebeneinander, zwar alle namenlos damals, doch herrlichfunkelnd in ſtolzer Klarheit zu mir, auch heller ſah ich nun die Sternbahn über mir aufgehn, wo Millionen Funken einander durchbrennen, und den baren Bogen am hohen Himmel halten. Es iſt die

Straße vor heiligen Engeln bewandert, die theils ſingen in holder Liebe, und trugen auf ſanften Geflügel Kraft und Fülle des Lebens, und Ahndung himmliſcher Freuden, auch ſüßen Frieden und ſeelige Träume den Menſchen. Sie haben alle gar die Reinheit der Liebe, raſten im hohen Berufe nicht aus, bis ſie vollbracht, was ſie ſollen, dann ſteigen ſie frohlockend wieder die höhere Stufen hinan — Sie ſind die Wächter der Nacht beſtellt, — die Hüter der Unſchuld, ſie ſiehen an heiligen Stäben, umfaſſen der Klarheit ewigen Quell.

Tauſend und tauſend und tauſend Flammen brannten nun, und entzündeten einander, durchleuchteten die Nacht, da ward lieblich die Finſterniß, aber der Mond war nicht am Himmel zu ſehen.

Wunder beladen ſank meine Stirne, aber Gott faßte mich in ſeine Armen auf, ſchloß meine müde Sinnen zur Ruhe; da lag ich ausgeſtreckt im kühlen Graſe, und ſanfter, erquickender Schlummer breitete ſich zum erſtenmal über mich aus.

Nicht weit von der Laube ſtand der rauhe Kain auf einem Steine; wild ſtieß er den Stab auf die Erde, und blickt durch die Nacht nach ſeinem Sterne. Wo biſt du? Kain! Kain! trotzig Geſtirn — Ha! ſchön funkelſt du dort oben, ſchöner als alle andre, du flimmerteſt liebreich, trügſt du nur Kains Namen nicht — Kain! Kain! finſter überall — — Ha! wie lange Melboe jetzt bleibt — Verwünſcht die Schwätzerin! die Träumerin! wo ſie jetzt bleibt — wo ſie jetzt ſitzt, zu liebeln mit dem Laffen, dem ſchönen zartlockigten Bruder — Uh! — Geh aus der Nacht! aus der

Nacht, ſchöner Stern — du biſt Kain — dich wird der Himmel ausſtoßen, wie mich die Erde! Kain iſt verſtoßen überall — — Hinunter, Verbannter, herunter, ich will dich aufnehmen, wohn bey mir, bey mir im kühlenWalde — Melboe! Melboe! Melboe! wo bleibſt du? Iſt mein Nacken braun, die Sonne hat mich verbrannt im Felde — iſt meine Stimme ſo rauh? Ha! iſt Kraft auch in meinem Gebein — Melboe komm! komm! komm! — die Ferſe brennt mich — ich verglühe, in Ungeduld verglühe ich — komm, oder ich kehre zurück in den Wald, meinen Grimm auszulaſſen am Eber — Ha! ſie kommt nicht — kommt ſie denn gar nicht? — — Schwarz iſt die Nacht, ſchwarz mein Mädchen, dunkel der Bergquell, dunkel ihr Auge — Verbleiben im kühlen Walde will ich. So Kain allein — mit dir wohnen im kühlen Walde das warme Jahr, das kalte Jahr — Ha! dort kommt ſie endlich einmal — O! daß ein Sturm mir ſie herunterjagte — Hu! mein Zorn braußt ihr entgegen, entgegen der Langſamen, der Zaudernden — Woher du? kehre heim, ſchwätz dich vor ſatt — was verlangſt du bey Kain! — kenne dich nicht! will nichts um dich wiſſen — allein will ich bleiben, allein in ſchwarzer Nacht — du biſt meine Geliebte, ſchwarzbraune Nacht — Melboe läßt Kain verſchmachten!

XIV.

PIECES FUGITIVES. *)

VOYAGE

DE BOURGOGNE.

*A M***.* **)

A toi, mon camarade au Parnaſſe, à Cythère,
A Verſailles comme à Paris.
Camarade enrôlé ſous la triple banniere
Du Dieu qui verſe la lumiere,
Et de Bellone et de Cypris.
A toi galant miſſionnaire,
Liber-

---

*) Die fliegenden Blätter und Gedichte, woran Frankreich ſo reichhaltig iſt, kommen in die Hände weniger Teutſchen, und wie viele ſind nicht darunter, die, im eigentlichen Verſtande, geleſen zu werden verdienen? Die Olla Potrida wird eine Auswahl davon jedesmal als Anhang liefern, für diesmal theilt man hier den Anfang der Voyage de Bourgogne, der niedlichen Reiſe des Herrn Bertin, die gewiß allen Leſern gefallen wird, mit.
d. H.

) M* étoit à l'isle de Bourbon, lorsque cette petite bagatelle lui fut addreſſée.

Libertin envoyé, par notre aimable cour,
Chez les bons habitans d'une rive étrangère,
Pour les convertir à l'amour,
Pour leur prêcher la bonne chere
Et leur apprendre, quelque jour,
L'art de jouir, qu'ils ne connaiſſent guere.

A bord d'un gros vaiſſeau, qu'on nomme le volant,
Qui cingle vers Melun, ou les côtes d'Auxerre,
Au fond d'un autre obſcur, qu'un ſeul rayon éclaire,
La gaité ſur le front et l'oeil étincellant,
Je vais de tes amis tracer l'itinéraire;
Commençons par tremper notre plume légère,
Dans les flots écumeux d'un nectar pétillant.

Nous avons appereilé aujourd' hui *) de la rade du Port Saint Paul, ton frere, la G.., et moi. Nous avons avec nous, le nègre *Lazare*, frippon ſuivant l'armée. Nous faiſons route pour la Bourgogne, où le plaiſir de la chaſſe nous appelle; je ne ſçais ſi la travérſe ſera longue, mais il vente bon frais.

Les Zéphirs ont enflé nos voiles frémiſſantes,
La rive fuit à nos regards,
Le vaiſſeau vôle, et fend les ondes écumantes,
Et déja de Paris, décroiſſent les remparts.

Si nous les perdons de vue nous en ſommes bien dédomagés par le ſpectacle charmant des
bords

---

*) 15 Septembre 1774.

borps de la Seine. Je ne connais point de plus agréable payſage & ſi j'avais mes crayons, je ne manquerais pas de le deſſiner.

Là, c'eſt un fertil coteau
Baigné des premiers pleurs de la naiſſante aurore,
Où, d'énormes raiſins, que la pourpre colore,
Font ployer mollement le flexible rameau,
Là, des arbres taillés, là, des bois ſans culture,
Ici, le ſommet d'un Château,
Plus loin, le toit fumeux d'une cabane obſcure
Deſcendent ſur les flots ſe peindre en mignature;
Et ſur les bords de ce tableau
Toujours mouvant, toujours nouveau
Que déroule, à mes yeux, la ſuperbe nature,
J'apperçoit encore un troupeau
Broutant les fleurs et la verdure,
Tandis que ſon berger, penché vers l'onde pure,
S'abreuve, à deux genoux, dans le creux d'un chapeau.

Il faut, mon cher ami, je te donne une idée de la cage ou nous ſommes enfermés. L'entrepont eſt occupé par des Moines, des catins, des ſoldats, des nourices & des payſans; & je crois être à bord de ces navires, chargés d'animaux pour Saint Domingue, ou pour la Louiſiane. Le tillac eſt ambarraſſé de cordages, & d'ailleurs le tems ne nous permet pas de nous y promener. On n'a pour reſſource, que ſix eſpèces de cahutes, enviées, & ſollicitées, comme un gros bénéfice; graces à nos cocardes, nous en avons obtenu une en dépit d'un tapageur, Curé de ſon métier,

tier, qui l'aſſiégeait depuis matines, nous y avons donné l'hoſpitalité à deux femmes, l'une vieille, l'autre aſſez jeune. Celle-ci eſt eſcortée d'un homme qui eſt à coup ſûr, ſon amant ou ſon mari: je ne peux pas encore prononcer. Ceci, par exemple, mérite bien d'être écrit a cinq mille lieues; car il eſt rare de ne pas diſtinguer ces animaux-là du premier coup d'oeil. Juſqu'à préſent, ces Dames ne nous ont rien fourni d'intéreſſant. Donnons leur le tems de ſe reconnaître; nous y reviendrons, ſi elles en méritent la peine. J'abandonne la plume pour obſerver encore mon modèle, et pour mieux aſſortir le couleurs, qui ſeront néceſſairement bigarées dans la copie, comme elles le ſont dans l'original.

Le vent eſt toujour nord-oueſt. Il parait décidé que le jeune Dieu de Délos ne nous montrera point d'aujourd'hui ſa blonde chevelure. Plus amoureux qu'à l'ordinaire, il ne veut pas abandonner encore le lit de Thétis. J'en fais mon compliment à la Déeſſe, et ne puis me réſoudre à gronder ſon amant, à ſa place j'en ferais tout autant. Cependant il fait froid, et il tombe de tems en tems une pluie très-fine, qui m'a obligé deux fois de deſcendre du gaillard, pour me replonger dans la cabanne. Le Soleil ne paraiſſant point, nous n'avons pas pu prendre hauteur. Sur les neuf heures, nous eûmes connaiſſance de Choiſy.

Sous ces ombrages ſolitaires,
Au fond de ces boſquets fleuris,

Qu'a

Qu'à ſouvent quittés et repris
L'eſſain des voluptés légères,
On voit encor quelques débris
Du temple, où l'on ſçait dans Paris
Qu'autrefois la belle Cypris
Eut ſes trépieds et ſes myſtères.
C'eſt-là, qu'entouré des Amours
Dont il fut l'apôtre fidèle,
Le deſſervant de la chapelle,
Gentil Bernard, dans ſes beaux jours *)
Inſtruiſait, dit-on, ſa Bergère
Mettait l'art d'Ovide en chanſons,
Et le ſoir, couronné de lierre,
Etait payé de ſes leçons.
Dans les bras de ſon Ecoliere.

Nous fûmes tentés de viſiter les ruines du Temple, & d'y faire un petit pélerinage: mais il s'éleva tout à coup un vent de terre qui repouſſa notre vaiſſeau au large. Nous déjeunâmes, en fuyant de Choiſy, avec des tartelettes, que les naturels du pays apporterent à bord; nous y joignîmes de beaux raiſins colorés, d'excellentes poires de crézane, & unn bouteille de mon vieux vin de Sainte-Marie.

Le mauvais tems continue: nous ſommes raſſemblés dans la cabanne. Ton frere lit *la confeſſion* charmante du Comte de **, La G.. le Roman comique, & moi, je te griffonne, comme je

---

*) Il était Sécrétaire du Cabinet de Choiſy.

puis, ſur mes genoux, cette épitre, interrompue ſouvent par les chanſons a boire de quelques compagnons yvrognes, La plus jeune de nos femmes ouvre ſes grands yeux noirs, pour me voir écrire, & me prend ſans doute pour le diable; pui chemin faiſant, ajoûte un nouveau chapitre à ſon grimoire. L'autre eſt occupée depuis deux heures à eſſuyer & à vanter, ſans qu'on l'écoute, certain tableau poudreux dont elle doit décorer ſon ſallon de campagne, & qui repréſente, à peu près, une Bergere dans un bocage. Pour l'empêcher de tarir ſur les éloges, nous lui avons perſuadé, en notre qualité de connaiſſeurs, que la tête etait de Rubens, la gorge du Carrache, les bras de Michel-Ange & les draperies de Scipion l'Africain.

Tu ris peut-être, mon cher ami, de voir ainſi les jeunes diſciples de Chaulieu, avides de tout voir et de tout connaître, quitter cette agréable maiſon du Marais, s'arracher à leur doux train de vie, et choiſiſſant de préférence l'équipage de Scuderi, ſe faire un amuſement de ce qui ſerait le ſuplice des autres homes. Que nous voudrions te poſſéder ici! toi, qu'un deſtin jaloux promene ſur les mers, aimable ſucceſſeur d'Ovide, exilé comme lui parmi les Gêtes. Que nous regrettons ta gaité ſage, ta douce Philoſophie! nos diſputes ſur le ſel attique qui n'en étaient point dépourvues, et le plaiſir que nous goûtions à t'entendre, lorſqu'aſſis à table parmi nous, les portes fermées, et le front couronné de roſes.

Tu chantais tour-à tour,
L'art d'aimer, l'art de plaire
Et Corine et Glycère
Et le vin et l'amour!

Je jette un coup d'oeil dans l'entrepont. J'apperçois, à la même place, le même Moine buvant avec la même ardeur, mais non pas de la même bouteille. Son cerveau me parait déja bien offuſqué de la vapeur des raiſins d'Orléans. Le Céleſtin n'avait pas beſoin de cette ſeconde enveloppe; ſon ame avait aſſez de peine à percer le crâne dur et rond, dont elle eſt encroûtée. Les laquais jouent, les mariniers jurent et le Céleſtin boit encore.

Sur les deux heures après midi, nous doublâmes le Cap de Corbeil. Nous vimes, en paſſant, à l'aide des lunettes, les ſuperbes magaſins où l'on entaſſait, ci devant, les grains mouillées et mélangés, pour la commodité du public. Cet aſpect nous rappella naturellement les petites proviſions que nous avions faites. Le Conſeil s'aſſembla et il fut décidé que nous dinerions. Je ſuis bien aiſe de te dire que ce point fut diſcuté avec la même importance que lorſqu'il s'agit, dans un coup de vent, de relacher à *Rio-janeiro*.

Une planche ſur nos genoux
Voila notre table dreſſée;
Pardeſſus, la feuille de choux
Tient lieu de nappe damaſſée
D'abord, un énorme paté
Préſente ſes flancs redoutables,
Bien et duement empaqueté

Dans un long diſcour ſur les fables
Et dans l'Ode à ſa Majeſté.
Ce paté fut cuit par le Sage,
Par ce patiſſier ſi vanté
Dont le beau nom ſera chanté
Par les gourmands du dernier age,
Si mes rimes ont l'avantage
D'aller à l'immortalité.

A nos yeux cependant, *Lazare* le découvre,
L'honneur du premier coup eſt longtems diſputé,
Mais P . . . s'en ſaiſit, d'un bras précipité
Sous ſon acier tranchant, il le preſſe, l'entrouvre,
Et voila par la brêche, un fauxbourg emporté.
Auſſitôt nous crions, victoire!
Les fronts rayonnent de gaité,
Et pour célébrer notre gloire,
On fait jaillir les flots d'un nectar velouté
Qu'aux preſſoirs d'Haut-brion, l'on foule exprès pour boire,
A l'ouverture d'un pâté,
Déja, d'un oeil avide on ſonde, l'on regarde
Cher ami quel plaiſir nouveau!
Là, diſparait une poularde
Sous deux couches de godiveau;
Ici, le timide perdreau
Se tapit, par inſtinct, ſous ſa coëffe de barde,
Pour eviter encore ou tromper le couteau.

Mais rien n'échappe à notre appétit indomptable. Dépourvûs de fourchettes, j'imagine qu'on aurait pu trés-plaiſamment nous peindre, preſſant du pouce une cuiſſe ou une aile de poulet, ſur un morceau de pain taillé en ſorme d'aſſiête, nos ſpectateurs devaient bien s' aumuſer de notre figure. Nous ne Penſions certainement Point à eux : le Pâté nous occupait trop ſérieuſement.

La garniture eſt dévorée,
On fouille dans tous ſes recoins ;
On mine les contours de ſa croûte dorée,
Si l'on a beaucoup bû, l'on n'a pas mangé moins.
Enfin j'entends gémir la cloiſon qui chancelle
Les murs épais ſont renverſés,
Les débris tombent diſperſés,
L'édifice s'écroule, ô diſgrace mortelle !
Nos jeux et nos plaiſirs, avec lui ſont paſſés :

Comme je finis cet article de mon Journal, j'apprends qu'il eſt auſſi queſtion d'un pâté dans le voyage de Chapelle & de Bachaumont, que je n'ai point lû depuis longtems. Je ſuis bien perſuadé que leurs vers valent mieux que les miens, mais je doute fort que leur pâté fut auſſi bon que le nôtre, & voilà préciſément ce dont je ſuis très jaloux. L'eſſentiel eſt d'en avoir un cuit par le Sage, de le menger avec appetit & de le digérer inſolemment : après cela :

Le vous pour l'exprimer, arrive comme il peut,

Depuis trois heures, les vents ont changé, & les nuages ſe ſont diſſipés. Je ne croyais pas que le ſoir d'un jour auſſi riſte, dût être auſſi beau.

Déja dans nos riches campagnes,
Tous les objets ſont ranimés,

Le ſoleil dore les montagnes,
Et briſe, dans les flots, ſes rayons enflamés.
Plein d'une ardeur impatiente.
Ce Dieu, glacé par les frimats,
Va dans les bras de ſon amante,
Réchauffer juſqu'au jour, ſes membres délicats,
Secouant leur criniere humide,
Ses dociles courſies, par ſa voix avertis,
S'élancent et d'un pas rapide
Précipitent ſon char au Palais de Thétis.

A propos de courſieurs, j' ai oublié de te dire que nous en avions quatre aſſez vigoureux pour nous trainer. Ils tirent le long du rivage, une corde attachée au grand mât et ce ſont là nos vents les plus favorables. La galiote prend ordinairement ſes zéphirs dans le Limouſin. Cette manoeuvre groteſque m'offre de tems en temps un ſpectacle digne du pinceau de Vernet. Les chevaux s'arrêtent quelquefois, la corde traine et diſparait ſous les flots. Qu'un coup de fouet alors ſillonne leurs flancs poudreux et les remette au grand trót:

La corde vole et court ſur l'onde jailliſſante, comme le feu ſur une trainée de poudre; et vous la voyez ſe tendre en fremiſſant. Cette peinture eſt d'une grande vérité et je voudrais bien que le tems me permit de la mettre en vers auſſi exacts que la proſe peut l'être; mais j'en ſuis détourné par un objet plus riant et plus facile.

Un eſſain léger d'hirondelles,
Raſant la ſurface de l'eau,
L'effleure obliquement du ſommet de ſes ailes,

Se releve, et s'envôle aux branches d'un ormeau.
Aux beaux jours du Printems, ſous ſon feuillage antique,
Le rendez-vous fut indiqué:
On vient tenir, au jour marqué,
Les états de la république,
On décide que les frimats
Ne tarderont point à paraitre;
La Peuplade s'exile en de plus doux climats,
Et quitte, en gémiſſant, les champs qui l'ont vû naitre
Vers les ſables brûlans, où s'impriment tes pas
Ami, l'oiſeau prudent s'envolera peut-être;
Il verra ce beau ciel, ces vallons fortunés
De pêches, de citrons, en tout tems couronnés.
Toi-même, il te verra ſous un palmier ſauvage,
Laiſſant couler pour moi les plus aimables vers.
Il te verrait dans ſon paſſage! —
Mon coeur eſt agité de mouvement divers;
Je le ſuis encor dans les airs,
Et voudrais être du voyage!

Le reſte de la ſoirée ne nous offrit rien d'intéreſſant. Nous nous promenâmes ſur le tillac, jusqu'au ſouper, qui fut aſſez frugal, parce que nous étions bourrelés de remords d'eſtomac. Vers minuit vous eſſayames de dormir, mais cela nous fut impoſſible. Nuit affreuſe, nuit épouvantable, qui me donnera des pinceaux, pour te peindre des plus noires couleurs? Les hommes & les femmes étendus pêle-mêle ſur des bancs, dans l'entrepont, les Dragons, jurant & buvant tour-à-tour, et entremêlant pieuſement les pſeaumes de David aux Cantiques de Grécourt. Morphee n'a répandu ſes pavots:

que ſur les yvrognes, il a dédaigné la cabane des honnêttes gens; & puis, dites en beauy vers bucoliques, que ce Dieu deſcend dans les cabannes, eſcorté des ſonges aimables, & de l'oubli plus aimable encore de nes peines & de nos ennuis. Enfin ſur les quatre heures du matin, un cric: *terre ſur l'avant.*

O toi qui du naufrage
Préſervas nos beaux jours;
Toi, qui dans un nuage
Fis briller ton préſage
Et réglas notre cours;
Sur ces bords ſolitaires,
Souris à nos myſteres,
O Reine des Amours!

Les flambeaux étincellent
Sous des myrthes fleuris;
Déja les vins ruiſſelent;
Les convives chancellent,
On unvoque Cypris,
Et du creux des vallées,
Les forêts ébranlées
Répondent à nos cris.

(Der Schluß folgt im Monat July.)

Olla Potrida.

1778.

Zweiter Band.

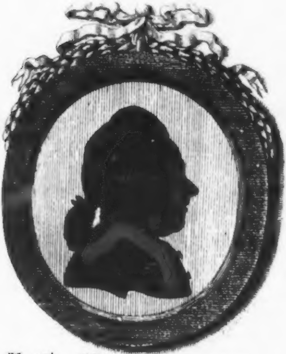
Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

Olla Potrida.

1778.

Dritter Vierteljahrgang.

Juli, Auguſt, September.



F. G. KLOPSTOCK.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

I.

Gedichte.

1.

Anmuthige und züchtige Hiſtoria
von dem
ſchönen Ritter Engelhard,
eines edlen Ritters-Sohn aus Lyſabon,
und der
ſchönen Gertraud,
einer Königs-Tochter von Neapolis.
Zum Nutz und Kurzweil
wohlehrbarer Frauen und Jungfrauen
in Reime geſetzt und ans Licht geſtellt
durch
Amadeum Leon.

Erſter Sang.

Wie der König von Neapolis durch die Freyherrn und Edlen des Landes einſt ein groß Turnier verſchrieb, und wie auch Ritter Engelhardt dahin auf die

Bahn zog, Ritterſpiel zu üben, und als ein Fremder und Unbekannter alle lediglich abſtach, drob ihn der König gar ehrlich und gnädig empfangen thät.

Es war einsmahl zu Lyſabon
Ein adelicher Rittersſohn,
Genannt der ſchöne Engelhardt,
Des Nam im Land gar rühmlich ward.

Der König von Neapolis,
Der Zeit ein großer Turnier verhieß:
Da kamen tapfre Rittersleut
Aus allen Landen weit und breit.

Da kam auch Ritter Engelhardt:
Und alles ſtaunt ob ſeiner Art,
Dann unterm ganzen Rittershauf
Zog er gar ſchön und köſtlich auf.

Man frug, wer wohl der Ritter ſey,
So thürmiſch und ſo ſchön dabey:
Doch ſeinen Nam und Edelſtand
Hielt er wohl fremd und unbekannt.

Nun rannt und loff man auf die Schau,
Der König ſelbſt, ſamt ſeiner Frau,
Auch Edele des Landes viel
Beſahn das hohe Ritterſpiel.

Der Herold trat die Bahn hinaus,
Und rief zum erſtenmal: Heraus!
Heraus, wer Lanzen brechen kann!
Heraus, der wag ſich auf die Bahn!

Kühn trabt hervor auf eisgraun Roß,
Mit Lanz und Schild gar ſtattlich groß,
Der ſchöne Ritter Engelhardt:
Und alles ſtaunt und alles harrt.

Hold war des Ritters Angeſicht,
Und klar, wies frühe Morgenlicht:
Drum man ihn auch durch alle Land
Die Blume aller Schönheit nannt.

Ein blanke Böckelhaub er führt,
Mit blauen Federbuſch geziert;
Gar rein und lauter war ſein Schild,
Sein Panzerrock gar ſchön verguldt.

Er ſchwung auch eine Lanze ſcharf,
Die Manchen kühn zu Boden warf,
Ob der er ward gar weit und breit
Berühmt von ſeiner Mannlichkeit.

Stolz zog gen ihn Herr Leopold,
Sein raſcher Schimmel flammt vor Gold,
Vor Gold flammt Schwerdt, und Helm und Spieß,
Er drob der guldne Ritter hieß.

Helllaut ertönete nun ſchon
Trompetenſchall und Pauckenton,
Blies Löwenmuth und Siegesluſt
Glorreich in aller Helden Bruſt.

Und ha! nun rannte Mann und Roß
Grimmſchnaubend aufeinander los.
Es bidmete bey ihrem Lauf
Der Boden allgewaltig auf.

Die Lanzen klungen ſcharf und hell:
Und hui! als wie der Bliz ſo ſchnell
Herr Engelhard vom Roß ihn ſtach,
Daß ihm die Lanze mitten brach.

Der Herold trat die Bahn hinaus,
Und rief zum zweytenmal: Heraus!
Heraus, wer Lanzen brechen kann,
Heraus, der wag ſich auf die Bahn!

Beherzt trabt aus dem Ritterchor
Der zwote Rittersmann hervor,
Genannt der edle Leonhardt:
Ein Prinz aus hohem Stamm er ward.

Und wieder rannte Mann und Roß
Grimmſchnaubend auseinander los.
Es bidmete bey ihrem Lauf
Der Boden allgewaltig auf.

Die Lanzen klungen ſcharf und hell:
Und hui! als wie der Bliz, ſo ſchnell
Flog Leonhardt vom Gaul herab,
Und brach den rechten Arm ſich ab.

Der Herold trat die Bahn hinaus,
Und rief zum drittenmal: Heraus!
Heraus, wer Lanzen brechen kann,
Heraus, der wag ſich auf die Bahn!

Raſch trabt der dritte Rittersmann,
Auf einem hohen Rapp heran,
Georg der Eiſerne genannt,
Und Muth und Wuth im Aug ihm brannt.

Und abermal rannt Mann und Roß
Grimmſchnaubend auseinander los.
Es bidmete bey ihrem Lauf
Der Boden allgewaltig auf.

Die Lanzen klungen ſcharf und hell:
Und hui! als wie der Bliz, ſo ſchnell
Stürzt Engelhardt wohl Mann und Pferd,
Gewaltig tümmelnd an die Erd.

Und allen rannt er'n Preiß nun ab,
Und ſtieß ſie mannlich roßherab,
Des wundert ſich der König ſehr,
Erzeigt ihm groſe Gnad und Ehr.

Wollt wiſſen gern ſein Nam und Stamm,
Von wannen auch der Ritter kam.
Doch er hielt ſeinen Nam und Stand
Vor männiglich ganz unbekannt.

Ein Jubel groß das Spiel vollbracht,
Und die geſamte Rittersmacht
Ritt baß in ſeine Herberg ein,
Doch mochten ſie faſt zornig ſeyn.

Sie ſprachen viel und mancherley,
Wer doch wohl ſolcher Ritter ſey.
Jedoch bedunket jeden wohl,
Sein Stamm gar hoch und ehrenvoll.

Zwoter Sang.

Wie alle Frauen und Jungfrauen Herrn **Engelhardt** von wegen ſeiner Mannlichkeit und übertreflichen Schöne liebgewannen, auch die edle Jungfrau **Gertraud**, des Königs Tochter, gar ehrſam und heimlich Liebſchaft mit ihm pflog, ſolches aber ihr Herr Vater, der König, alsbald kund wurd, und ſie in ein Kloſter thät, alsdann Ritter **Engelhardt**, als ein frommer Pilgersmann von dannen zog, ins gelobte Land, darinnen er viel guter Werk übt um Gotteswillen, lang darnach aber wieder zu Neapolis anlangt, allwo er den Tod ſeiner lieben **Gertraud** erfuhr, und ſich von einem hohen Felſen ins Meer ſtürzt.

Der König gab der Kurzweil viel,
Schier alle Sonntag Ritterſpiel,
Herr Engelhardt mit ſeiner Lanz
Errannt allwahl den Ehrenkranz.

Sein Ruhm gar hoch im Land erſchell,
Faſt jeder Ort davon ward voll.
Ihn hätten alle Damen hold,
Verehrten ihm viel Ring von Gold.

Ja auch den jungen Rittersmann
Die edle Gertraud lieb gewann,
Des Königs einzig Töchterlein,
Ein wunderſchönes Jungfräulein.

In ganz Neapolis umher,
Ward hochbelobt ihr Zier und Ehr.
Viel edle Ritter warben ſchon
Um ſie und ihre Königskron.

Ihr Aeuglein keuſch zur Erd gewandt,
Bot ſie doch keinem Herz und Hand.
Der ſchöne Ritter Engelhard
Allein jezt nur ihr Alles ward.

Und Engelhardt ward ihr nicht gram:
Sie kamen heimlich oft zuſamm;
Er küßt ihr's Händlein mild und rund,
Sie ihm den roſenfarben Mund.

„Herzallerliebſtes Lieb! nur dir
„Will ich getreu ſeyn für und für.
„Willt du mir einig und allein
„Auch treu bis an dein Ende ſeyn?“

„Ach allerſchönſtes Lieb! nur dir
„Brennt dieſes Herze für und für:
„Ich will durch Trübſal, Angſt und Pein
„Dir treu bis an mein Ende ſeyn.“

So ſchworen die Herzliebſten zwey
Vielmahl und ewig ſich die Treu,
Umhalſten ſich und herzten ſich,
Und liebten ſich gar inniglich.

Auch hätten ſies wohl abgeredt,
Allzeit an jedem Samſtag ſpät,
Alsbald die Stern am Himmel ſtehn,
Im Königsgarten ſich zu ſehn.

Gar bald der König das erfuhr,
Er lärmt und ſchalt, und ſchrie und ſchwur;
Dann er war gar ein ſtrenger Herr,
Auf ſeiner Tochter Zucht und Ehr.

Er ſperrt das arme Jungfräulein
Viel zornig in ein Kloſter ein.
Nun klagt ſie Tag und Nacht und weint
Um ihren lieben Herzensfreund.

„Ach Vater! biſt ſo ſtreng und hart!
„O weh! O weh! mein Engelhardt!
„Hältſt mich nicht mehr im Liebesarm,
„Und drückſt mich an dein Herz ſo warm.

„Erbarm, erbarm dich, lieber Gott,
„Doch aller meiner Quaal und Noth!
„Nimm mich aus dieſer Höllenpein
„In deinen Himmelsgarten ein.“

Alſo klagt ſie wohl früh und ſpät,
Sand auch manch brünſtiges Gebet,
In ihrem trüben Traurensſinn,
Um ihren Tod zum Himmel hin.

Indeß ließ Ritter Engelhardt
Sich wachſen einen langen Bart,
Und wandelte, voll Herzensleid,
Hinweg in einem Pilgerkleid.

Und zog in ſolchem Bußgewand
Gar ſchön in das gelobte Land,
Und wand nun all ſein Sinn und Herz
In frommer Demuth himmelwärts.

Er ließ ein Gotteshaus erbaun,
Genannt: zu unſrer lieben Fraun,
Für krank und Arme allzumahl.
Darneben auch ein klein Spital.

Wirkt auch des Guten vielerley,
Stund liebreich den Bedrängten bey,
Und übt allda wohl lange Zeit
Gar ſtrenge Buß und Frömmigkeit.

Und aller Orten ſprach man ſchier
Ob ſeiner hohen Tugendzier:
Auch wurd in ſelber Gegend dort
Sein Kirchlein bald ein Wallfahrtsort.

Doch ſeiner Gertraud Quaal und Noth
Erbarmte ſich der liebe Gott,
Auf ihrem harten Sterbebett
Sie mit dem Tod ſchon ringen thät.

„Ach, Engelhardt! herzliebſter mein!
„Mein Herz bleibt noch im Tode dein!“
Dieß noch die arme Jungfrau ſprach,
Alsdann ihr Herz im Scheiden brach.

Und ſo nun kam der Tag im Jahr,
Da ihre Seel verſchieden war,
Singt von dem Thurm die Eul gar bang
Den düſtern, dumpfen Todtenſang.

Da rauſcht's im Kloſter auf und ab,
Und ſchleicht den Keller tief hinab,
Und drunten weint's und heult's vor Graus,
Und bläſt das Licht den Nonnen aus.

Vom Ritter hört man lang kein Wort,
Und viele Jahre gingen fort,
Als lang darnach der fromme Mann
Kam wieder zu Neapel an.

Und wie er Gertrauds Tod nun hört,
Sein Herz ſich faſt im Leib umkehrt,
Er weint und eilt ſchnell an ihr Grab,
Und härmt drey bittre Nächt ſich ab.

Drauf in der dritten finſtern Nacht,
Rief er: Wohlan! es ſey vollbracht!
Stieg einen ſteilen Berg hinan,
Und kletterte felsauf, felsan.

Und als er hoch am Felſen ſtund,
Hui! ſtürzt er ſich in Meeresſchlund,
Und ſtürzend ſchrie er: „Traute mein!
„Mein Herz bleibt auch im Tode dein!“

(Aus dem Wieneriſchen Muſenalmanach
von 1778.)

2.

An Göthe,

nach der erſten Vorſtellung ſeines Schauſpiels: **Lilla.**

(ungedruckt.)

Hab' Dank für Dein entzückend Spiel,
Das uns mit Staunen überfiel,
Wo Doktor *) einen Zauberkreis
Durch Dein allmächtiges Geheis
Um alle unſre Sinnen wand,
Und Herz und Seele magiſch band;
Wo die Natur und Zauberey,
Durch aller Künſte Täuſcherey,
Durch Sang und Tanz und Feerey,
Ohn' unſer Thun, und unſer Wiſſen,
Uns im Triumphe mit ſich riſſen.
Du haſt uns dieſe ſeelge Stunden,
Die Augenblicken gleich verſchwunden,

---

*) Eine Perſon in dem Schauſpiel.

Der abgenützten Erd' entrückt,
Uns in Elyſium entzückt,
Und uns mit Götterluſt beglückt.
Selbſt Orpheus eiferſüchtig blickt
Auf Dich, als einen Halbgott, nieder,
Weil jener durch die Macht der Lieder
Nur Thier' und Wälder überwand,
Da Göthe Menſchenſeelen band.
Fahr fort, erhabner Genius,
Der wie ein andrer Proteus
So mannichfaltig ſich geſtaltet,
Mit Allmacht auf der Bühne waltet,
Uns ſolche Schöpfungen zu ſchenken,
Die uns mit Götterwonne tränken.
So ſteigt mit Dir ganz Deutſchlands Ruhm,
Und dieſe Werktagswelt wird zum Elyſium.

3.

Für Storger und Marktſchreyer.

In einem Dorf – (wo's eigentlich gelegen,
Iſt ungewiß, und mag auch meinetwegen
Noch lange zweifelhaftig ſeyn:
Genug es lag – hierin ſtimmt alles überein,
Es lag – ſo zwiſchen Phrat und Rhein,)
In dieſem Dorf geſchah, was oft pflegt zu geſchehen:
Die Kirchenuhr, ſie war ſchon ziemlich alt,
Gieng jezt bald zu geſchwind, zu langſam bald,
Und blieb oft Stundenlang gar ſtille ſtehen.
Unwichtig war der Fehler nur:
Ein Rädchen hatte ſich verbogen,
Und, wie man mir erzählt, war in die Uhr
Ein wenig Näſſ' und Staub geflogen.

Man kommt zuſammen, und es wird
Mit vielem Witz deliberirt,
Und pro und contra diſputirt.
Man fraget lang, was doch bey ſo bewandten Sachen
Mit der gelähmten Uhr zu machen?
Der klügre und der kleinre Theil –
(Denn ſo, wie man bisher erfahren,
War ſchon von Anbeginn ſeit ſechsmal tauſend Jahren
Der klügre ſtets der kleinre Theil,)
Der klügre Theil alſo will nach dem Künſtler ſchicken,
Der, ſagten ſie, wird ſchon das Ding in Ordnung rücken.
Ey was! fiel hier Hänns Ueberzwerg darein,
Seyd ihr geſcheidt, ſo laßt die Poſſen ſeyn!
Mein Seel! ihr ſollt es wohl erfahren –
Und wiß't ihr was? die Koſten könnt ihr ſparen:
Gevatter Eiſenſchlag, der Schmidt, das iſt ein Mann,
Der zehnmal mehr als ſo ein Künſtler kann:
Den Karſt zu ſpitzen, Gäule zu beſchlagen,
Das Pfluggeſchirr, und alles – Sapperment!
Verſteht er aus dem Fundament:
Was wollt ihr ihm das Geld vertragen?
So ſpricht Hanns Ueberzwerg. Man billigt ſeinen Rath,
Und bringt ihn auch ſogleich zur That.
Jobſt Eiſenſchlag erſcheint mit ſeinem ſchwerſten Hammer,
(Und ſchwerer hatt' in ſeiner Werkel-Kammer,
Ich wette drauf, ſelbſt Mulciber ihn nie,)
Er nimmt ſich weder Zeit noch Müh',
Des Uhrwerks Fehler einzuſehen;
Das, ſagt er, muß ich all verſtehen.
Und nun fängt er zu hämmern an,
Klopft hier und da – der ungeſcheidte Mann! –
Doch will es noch nicht gehn – er ſchläget immer härter
Und immer unbarmherz'ger drein: –
Und kurz, anſtatt ſein Arzt zu ſeyn,
Wird Meiſter Eiſenſchlag des armen Uhrwerks Mörder.

Wie es der Uhr ergieng, geht's manchem Patienten,
Der unter eines Stümpers Händen
So lang in Furcht und Hofnung ſteht,
Bis er zuletzt zur Ruhe geht.

(Darmſtädter Landzeitung.)

4.

God Save the King,

ein Engliſches Volkslied.

(ungedruckt.)

Der groſe König leb',
Der ädle Georg leb',
Der König leb'!
Mit Lorbeern froh bekränzt,
Von Ruhm und Ehr' umglänzt,
Herrſch' er noch lang beglückt.
Der König leb'!

Sey du, o Gott! ſein Schutz,
Daß ſeiner Feinde Trutz
In Nichts zerfall'.
Vernicht', was ihre Liſt
Schlau gegen Den beſchließt,
Der unſre Hofnung iſt.
Erhalt' uns all.

O Herr! Dich bitten wir
Geſegnet ſtets von Dir,
Erhalte ihn.
Der Bürger, der ihn ehrt,
Die Freyheit ſey ihm werth,
Und ſo ſing' jeder froh:
Der König leb'!

Wie Freund den Freund umſchließt,
An ſeinem Buſen küßt,
Seh' er noch lang.
So herrſche Er — — und frey,
Ihr Britten, bleibt Ihm treu,
Und ſingt vereint: Hußa!
Der König leb'!

(Nach einer Kompoſition von Händel.)

H.

5.

Lied.

Nach dem Engliſchen: Tender Virgins Shun deceivers &c.

(ungedruckt.)

Liebe Mädchen! flieht Betrüger,
Die euch liſtig Weyhrauch ſtreun;
Bald, ach! nehmen ſie, als Sieger,
Allzuſichre Herzen ein.

Tändeln Stutzer euch zur Seiten,
O da nehmet eurer wahr!
Denn Verderben lauſcht von weiten,
Und ihr Lächeln droht Gefahr.

Treu, zu groß für Schmeicheleyen,
Ganz voll warmer Zärtlichkeit,
Eines ſolchen ſich zu freuen — —
Mädchen, das iſt Seeligkeit!

H.

6. Die

6.

Die beyden Roſen.

(ungedruckt.)

Liſe, die die Liebesſorgen
Ihres Schäfers wohl empfand,
Gab ihm einen ſchönen Morgen
Eine Roſ' aus ihrer Hand:
Ungekünſtelt Roth bedeckte
Ihr verſchämt Geſicht dabey,
Und der Glückliche entdeckte
Jetzt ſtatt einer Roſe zwey.

Aus den Händen ſeiner Trauten
Nahm er da den ſchönen Strauß,
Und entzückt rief er mit lauten
Liebevollen Seufzern aus:
Wie die Roſe, die ich habe,
Mich beglückt und mich beehrt;
Wohl mir, wenn durch Amors Gabe
Auch die andre mein gehört.

M.

7.

Das Mädchen im Schauſpielhauſe.

(ungedruckt.)

Weit umher gelagert hatten
Viele deutſche Schönen ſich,
Männerherzen zu bekriegen,
Ausgerüſtet, und zu ſiegen,
Wo der Streiter nur zu gerne wich.

Hoch erhob ſich das Geflüſter,
Wie am Abend Fliegenſchwarm,
Scherzten, lachten, wollten ſehen,
Wußten ſchalkhaft ſich zu drehen,
Und dem Jüngling wurd bald kalt, bald warm.

Die mit ihrem Kennerblicke
Zog ein Kritikergeſicht,
Quälte ſich, nach Witz zu haſchen,
Sprach von angenehmem Ueberraſchen,
Aber überraſchte keinen nicht.

Nur Amonne unter allen
Ihrer Reize unbewußt,
Sah nicht, wie die Blicke weilten,
Aller Seufzer zu ihr eilten,
Ihr entgegenſchwoll des Jünglings Bruſt.

Namenloſen Reiz entdeckte
Jedes Aug, das auf ſie ruht;
So ſprach Gott der Herr: Es werde,
Und er ſah die neugeſchafne Erde,
Und wohin er ſah, war alles gut.

War es ſtolzer Wahn, der immer
Gern vor meiner Seele ſtand,
Oder Ahndung, daß der trunken
In der Liebe Meer verſunken,
Gnade ach! vor Deinen Augen fand?

Wahrheit oder Irthum! fliegen
Soll das Blätchen zu ihr hin,
Glücklichſter von allen Tagen,
Kann mein guter Genius ihr ſagen,
O daß ich der Liebe Sänger bin.

M.

8.

Tibull's dritte Elegie des erſten Buchs.

(ungedruckt.)

So werdet ihr dann, du Meßala, und deine Gefährten, ohne mich durch die Aegäiſchen Wellen gehn! O daß ihr meiner eingedenk bliebet! Mich hält Phaucia ſiech in fremden Ländern zurück! Halte ein, ſchwarzer Tod, ich bitte, mit deinen gierigen Händen! Halte, ſchwarzer Tod, doch ein! Ich habe hier keine Mutter, die die verbrannten Gebeine in den trauernden Buſen ſammle, keine Schweſter, die der Aſche aſſyriſche Wohlgerüche mittheile, und an dem Grabe mit fliegenden Haaren weine! Hier iſt nirgends keine Delia, die, ehe ſie mich aus der Stadt entließ, zuvor alle Götter befragt haben ſoll. Dreymal nahm ſie das heilige Loos dem Knaben ab; ihr brachte der Knabe unzweifelhafte Vorbedeutungen vom Scheidewege heim. Alles verhieß Rückkehr; dennoch ward ſie nie abgeſchreckt, zu weinen, und nach meinem Wege hinzublicken. Ich ſelbſt, nachdem ich ihr ſchon Aufträge gethan, ſuchte, ein ängſtlicher Tröſter, noch immer zögernden Verzug. Ich nannte die Vögel als Vorwand, oder ſchreckliche Vorzeichen, oder ſagte, der heilige Tag des Saturn habe mich gehalten. O wie oft, wenn ich ſchon die Reiſe begann, ſagte ich, der an der Thüre geſtoßne Fuß habe mir ein trauriges Zeichen gegeben. Niemand wage es, wider Willen Amors, von hinnen zu gehn, oder fühle, daß er einen Gott zum Trotz ausgereiſt ſey! Was hilft mir nun deine Iſis, Delia, was hilft mir das Ey, das unter deiner Hand ſo oft ertönte? Was nutzt es, daß du, heilig das Opfer zu feyern, dich rein wuſcheſt, und, noch erinnre ich mir es, im reinen Bette allein lagſt? Jetzt, Göttinn, jetzt ſtehe mir bey, (denn, daß du heilen könneſt, bezeugen jene vielen Gemälde in deinen Tempeln) damit meine Delia, wenn ſie nun ihr Gelübde bezahlt, in Leinwand gekleidet, vor der heiligen Thüre ſitze, und, zweymal des Tags, mit aufgelöſten Haaren, hervorſtechend unter dem Phariſchen Haufen, lobſingen müſſe! Mir aber glücke es, die väterlichen Penaten zu ehren, und dem alten Lar wieder den monatlichen Weihrauch darzubringen! Wie herrlich lebten die Sterblichen unter dem König Saturn, ehe noch der Erdkreis ſich in weite Wege aufſchloß! Noch hatt' die Fichte nicht den blauen Wellen Hohn geſprochen, noch kein ausgebreitetes Seegel den Winden übergeben. Noch hatte nicht der in unbekannten Landen umherſchweifende Schiffer gewinnſüchtig das Schiff mit ausländiſchen Waaren belaſtet. Damals beugte ſich kein ſtarker Stier unter das Joch, da nagte kein Roß den Zaum mit gebändigtem Gebiß. Kein Haus hatte Thüren; es war in die Felder kein Stein eingegraben, der die Fluren durch gewiſſe Gränzen beſchränkte. Die Eiche ſelbſt gab Honig, und die Schaafe brachten den Sorgefreyen ſelbſt Euter voll Milch. Da war keine Schlacht, kein Hader, kein Krieg; der grauſame Künſtler hatte noch nicht mit unmenſchlicher Kunſt das Eiſen gebildet: Jetzt, unter Jupiters Herrſchaft, giebt es ſtets Mord und Wunden, jetzt iſt das Meer, jetzt ſind tauſend Wege zum Tod. Schone, Vater! Mich ängſten nicht Meineide, kein ruchloſes Wort, das ich gegen die heiligen Götter geſagt. Habe ich aber ſchon jetzt die beſtimmten Jahre vollendet, ſo laß über meinen Gebeinen einen Stein mit der Inſchrift ſtehn: Hier liegt Tibull, vom grauſamen Tode hingeraft, indem er dem Meßala zu Land und Waſſer folgte! Mich aber wird, mich, der ich ſtets dem zarten Amor willfahrte, Venus ſelbſt in die elyſiſchen Gefilde geleiten. Da leben Reihetänze und

Geſänge, und die umherirrenden Vögel laſſen aus zarten Kehlen ſüſſe Lieder ertönen. Ungebaute Flur bringt Kaſia, und in allen Gefilden blüht die wohlthätige Erde von duftenden Roſen. Hier ſpielt ein Chor von Jünglingen mit Mädchen vermiſcht, und die Liebe befeuert unaufhörliche Gefechte. Da wohnt jeder Liebende, den der räuberiſche Tod überraſchte, und trägt Myrthenkränze im ſchönen Haar. Aber der Sitz der Ruchloſen liegt in tiefer Nacht verborgen; um ihn her rauſchen ſchwarze Ströme, Tiſiphone, um deren Haupt wilde Schlangen ſtatt der Haare ſich ſträuben, tobt, und der ruchloſe Haufen flieht hier und dorthin. Im Eingange ziſcht der ſchwarze Cerberus mit Schlangenzungen, und wacht vor dem ehernen Thor. Da werden die ſtrafbaren Glieder des Irion, der ſich erfrecht, Hand an Juno'n zu legen, auf ſchnellem Rade umgewälzt, und der durch neun Hufen ausgeſtreckte Tityus weidet mit ſchwarzen Eingeweiden die gierigen Vögel. Da iſt Tantalus, und umher Seen, aber das Waſſer täuſcht den heftigen Durſt, indem er ſchon trinken will; da iſt das Geſchlecht des Danaus, das die Gottheit der Venus beleidigt, und trägt Lethäiſches Waſſer in hohle Fäſſer. Da möge ſeyn, wer meine Liebe gekränkt, und mir langen Kriegsdienſt gewünſcht hat! Aber du, bitte ich, bleibe keuſch! Immer ſitze bey dir eine emſige Alte, die Beſchützerin der heiligen Schamhaftigkeit! Sie erzähle dir Geſchichtchen, und beim Licht ziehe ſie lange Fäden vom vollem Rocken! Um euch her laſſe das mit ſchwerer Arbeit beſchäftigte Mädchen, allmählich müde, die Arbeit ſchlummernd hinſinken! Dann will ich plötzlich kommen, und niemand ſoll mich zuvor melden, ſondern es müſſe ſcheinen, als werd' ich vom Himmel geſandt! Dann laufe mir, ſo wie Du ſeyn wirſt, Delia, mit zerſtreutem langen Haar und bloßen Füßen entgegen! Das wünſch ich! Den heitern Tag bringe uns Aurora mit roſenrothen Pferden!

II.

Dramatiſche Aufſätze.

Tinian.

(ungedruckt.)

Haide und Nacht.

Zumbla.

Iſts tod, das Menſchengeſchlecht? wo bin ich? wo irr' ich Verbannter? wohin nach dem langen Sturme? Eilt, eilt, Wolken! Vorüber! Vorüber! Seht nicht herab zur Erde.

So leer um mich; ſo ſchaudernd der Abend! Mond! Kömmſt du aus dem Meere von Oſten? Hüll dein blaſſes, freudloſes Licht in der Mitternacht Antlitz, im Schooſe zerſtörter Orionen.

O Fräulein, ſieh Deinen Verbannten! Du, o Du! edel von Bau, wie der Zeder, ſanftſchreckend Dein Blick, wie der goldne Bliz am Saume des Himmels! Dein Auge wie ein Tag der Liebe, Dein Mund, o die Roſe im Vollmond iſt nagendes, zehrendes Verderben ſchöne Schlange. Dein Schatten verfolgt mich, wie Schatten der Erſchlagenen! Hörts, Brüder, hörts, ſie iſt mir entriſſen, das Mädchen von Aldo! mein Mädchen! mir, dem Rüſtigen, der oft ſein Schwert in die Hüften der Starken tauchte, und die Seele ſtürzte mit ſchäumendem

Blut zur Stunde heraus. Tinian, hörts Brüder, Tinian im Kleide der Freundſchaft raubte ſie mir, und läßt mir die Schande, zu leben. Hörts — — ſie hören nicht!

Schläfſt du, Zumbla? foltre, foltre dich mit herrlichen Träumen, die dein waches Nachdenken zum Zinſe geträumter Freuden durchgeißeln.

O ich liebte die ſchöne Tochter der Albo, wie die Seele zum Athmen, und ſie? und die Erſcheinung? wars nicht im Taumel der Hölle, daß der Gedanke wuchs?

Du weinſt der Liebe blutiger Engel hinter die krauſen Wolken? Weine! einſt wirſt Du vergebens jammerweinen über Zumblas Aſchenkruge, und ſagen zum Tod: Erwürger! dahin fiel die Frucht zum kernloſen Saamen für künftige Liebe.

Tinian, ſie iſt Dein! Es ſey ſo! ſträflicher Fechter, ihr Haß iſt Dein Loos; ſie wird Dir Geſpenſter geben; traurige Miſchung!

Auf, Retter! Ha die Helden der Vorzeit ſind alle zu Staube geſcheitert im unaufhörlichen Sturme der Zeit; alle an Deine Ufer geſtreut, Annlza, vom ſäuſelnden Winde der Mitternacht; und die verherrlichte Schatten ziehn über Deines Buſens ſiedende Wogen ſo feſtlich, als ſonſt in der Halle der Burg.

Der Burg? meiner Burg? ſel'ge geſtorbene Tagen, die über Dich ſchienen im geileſten Drange der Zeit! Burg! Burg! ich bin der lezte von Zumblas Väter, und du verlaſſen von Heldengetümmel, der Räuber Siz; Kein mögender Held mehr wandert in deine Thürme, und ſieget im Antliz ſtreitbarer Frauen, und küſſet die braunen hangenden Locken der Schönſten, wie ich Gangſt ihre küſſe, und ſie mich liebte — mich? wo, ſchwärmende Selbſtliebe, wo irrt dein ſteigender Fittig?

Anniza! Zeuge erhabner Thaten, hörſt Du den Jammer, und fließeſt gelaſſen? gelaſſen beym Sturz der Tage des Ruhms, oft trunken von Blut der Feinde, daß Deine Dämme geborſten? Was klag' ich dem tauben, leichtſinnigen Wandrer auf Wogen? Keichend eilt er vorüber, der Klage nicht achtend.

Du floheſt, Zeit der Liebe, du floheſt, wie die nächtliche Wolke verfolgt vom Orkan im Sturz eines Augenblicks Mond und Sterne, und Himmel vorbeyrauſcht.

O Anniza, die Tage ſind von ehedem, öfne den Buſen, ich ſchließe meine Leiden in Dir, und wenn mein Schatten des Wandrers Klagen zur Liebe hörte, wird er ſchüchtern zum Fremdling ſagen: Folge mir nach.

> Wozu ſoll noch ein Leben, das mir zur Wolluſt war, an Gangis Buſen war, mir ſchäzbar ſeyn?
>
> Da wo die Helden ſchweben in neblichter Geſtalt, will ich den Aufenthalt der Liebe weih'n.

Gangis. (aus den Gebüſchen) Zumbla!

Zumbla. Geiſt meines Bruders quäle mich nicht in weiblicher Stimme.

Gangis. Zumbla, ich, nicht Deines erſchlagenen Bruders Geiſt. Entronnen vom Schloſſe des Falſchen forſcht' ich durch Dorne Dein Klagen. Sieh! meine Füſſe, das träufelnde Blut.

Zumbla. Liebe Verwegne, laß daß ich küſſe die Wunden der Liebe, ſauge das Blut.

Gangis. Mich nennſt Du verwegen? Kennſt Du die Liebe? Der Räuber liegt in dem weichlichen Pflaume der Mägde der Burg, der Thräne, die mir vom Auge zu Dir rollte, lachend. Mein Zumbla! — Liebſt Du mich Arme?

Zumbla. Hätt' ich der Erde Geweide, ich gäbe ſie hin, und theilte den Apfel, den Schweiß, und Sorgſalt gebar. Reich mir die Lippen, den glühenden Buſen.

Aber wie ſoll ich, Geliebte, Dich ſchützen für Tinians Grimme? Ich habe keine Waffen. Er wird Dich verfolgen, und in lockren Sand die Tritte des göttlichen Fußes kennen, ſo kenntbar für alle an Schönheit.

Gangis. Wir wollen wandern zum Vater von Albo, und ſagen dem mögenden Helden mit ſilbernen Locken: Vater, ſieh Deine Tochter! Denn werd' ich ſeine Knie benetzen, und bitten: O Vater, gib mir ein Schwert, daß Zumbla den Räuber hinſtrecke in Staub.

Schon ſchickt ich die Bothen zum Vater; Gehet, ſagt' ich den wartenden Bothen, Haß in den Buſen für Tinian, und drängender Eifer zum Reiſen, gehet, und ſaget dem Alten die Leiden, die mein ſind. Am Ufer Annizas will ich die Antwort des Helden der Vorzeit vernehmen, eilet! Da giengen die Treuen von dannen, Rach auf der narbichten Stirne, im finſtern Auge die Schadenfreude. Ihre Roſſe huben die flüchtigen Hufe, und ſtürzten wie ein Gedanke von Gegend auf Gegend, dem folgenden Auge nicht ſichtbar.

Zumbla. Aber wo bleiben ſie? Schon eilet der Mond in die See; ſchon ſteigen die Sterne dem Auge kaum merklich in den ſich entfärbenden Vorgrund, den künftigen Morgen gebärend.

Gangis. Mich dünkt, ich höre die Roſſe. Jenſeits des Ufers bricht zweymal ihr Wiehern. Sie kommen.

Bothe. Fräulein von Albo!

Gangis. Wo haſt Du das Schwert?

Bothe. Verleih' mir die Rede, o Fräulein! Ich eilte nach Deinen Befehlen zum Helden. Er ſaß in der Halle. Die Freude floß ihm vom Antlitz. Er ſah auf die Wände von Nusbaum, bewundernd die Siege im Holze geſchnitzt, die ſein Arm errungen, noch einmal. Schau, ſprach er, die Thaten von Albo des Jünglings, und ſehe den Greiſen, da kamen die Mädchen des Herrn, und ſtrichen mit Fellen von Böcken die narbichte Schultern, und lachten die hämiſche Freude. Dann begann ich zu reden die Worte: Vater von Albo verleih' mir die Rede. Mich ſendet das Fräulein zu bitten Dein Schwert, der falſche Tinian hat Zumbla im Kleide der Freundſchaft entriſſen das Schwert, und ihn durch rüſtige Knechte vom Schloſſe verbannt; er ſchwelgt am Buſen der Mägde, und achtet der Thräne von Gangis nicht. Sie flohe aus Ufer Annizas zu Zumbla, und bittet Dein Schwert.

Da hub ſich der Alte voll Unmuth vom Seſſel der Ahnen, und langte das Blitzenähnliche Schwert von der zierlich geſchnittenen Säule, dann ſprach er, ſage meiner Tochter, daß ich zum Kampf mich rüſte. Ein jugendlich Feuer beſtieg die Wangen. Ich eilte in Freuden von dannen, und bat zu den Schatten der Helden, den Vater von Albo zu ſchützen.

Gangis. Sieh, Zumbla, welcher Vater! Ach, hemme die Triebe, ich ſterbe für Liebe, zu eng iſt mein Herz.

Zumbla. O Zumbla, welcher Vater, wie ſoll ichs dem Helden von Albo vergelten? zu eng iſt mein Herz.

Gangis. Komm! laß uns die ſilbernen Haare mit ſtrömender

mender Liebe benezen. Doch! Könnt' in der Bürde der Jahre Wut ihn verletzen, und ſpalten den ſtählernen Schild.

Zumbla. Der Frevler der Eide? er büſſe, nein, ich werde des Zärtlichen Jahre für Tinians Grimme bewahren, erlieg ich, o Gangis, ſo küſſe mein fließendes Bild.

Gangis. Nein Götter, und gütige Schatten werden ſich ſenken aufs Schwert, und lenken den ſiegenden Streich.

Zumbla. Schon ahnd' ich die warnende Schatten; in kläglichen Tönen hör' ich mich nennen im Schattenreich.

Gangis. Zumbla! wohin Dein Mut, und die Stärke, die glühend im Buſen Dir lag?

Zumbla. Noch glüht ſie, wie ehemals, und ſehne den eiſernen Kampf, doch die Ahndung — die blies mir ein Schatten in's Herz, unſtörbar, wie Bilder verfloſſener Stunden der Luſt. O keine Furcht iſt kenntbar der Seele von Zumbla. Fremde, und arm, Gangis, verkroch ſie fern vom Fechter, wie der Schatten des Zeders vom Gipfel. Du ſahſt mich in Kämpfen, und wageſt den Vorwurf. O Tage des Ruhms begraben im Schlummer der Gedächtniß.

Was ſoll das Stampfen? Sind's Roſſe? Eil, Bothe, forſche den Wandrer.

Gangis. Was wollen die Schatten um mich? Sie ſchweben im ſchüchternen Klageton, und gießen mir Schrecken in's Herz.

Bothe. Tinian! fliehet.

(verbergen ſich zwiſchen Felſen.)

Tinian. (zu ſeinen Knechten) Verfolgt den Bothen von Albo; hier ſtand er, und rufte im Schrecken, Tinian! und flohe nach Weſten. Und ihr, ihr forſchet die Klüften.

Knecht. Herr, hier hallen Stimmen ob Menſchen, oder Schatten, ich kenne ſie nicht.

Tinian. Zieh Dein Schwert, und forſche ſie ferner.

Zumbla. Mißgönnſt Du den Auffenthalt mir? Wandre zur Burg.

Tinian. Ich fordre das Fräulein von Albo.

Zumbla. Von mir?

Tinian. Wie, Du leugneſt ſie? Wem ſind dieſe Tritte?

Zumkla. Wie ſoll ich kennen die Schritte von Tauſend?

Tinian. Und der Bothe? wem looſte ſein Rufen?

Zumbla. Mir. Was ſuchſt Du nun? Kampf? O gieb mir die Waffen, denn Dein Blut ſoll färben der Haide Geſträuch, und keuchend die Seele entfliehn,

Tinian. Verworfner! willſt Du verſuchen dies Schwert!

Gangis. Halt, ſchändlicher Fechter!

Tinian. Falſche, Du wageſt Dein Antlitz zu zeigen? Spalten will ich den Buſen, und Dein Herz den Hunden zum Fraße bereiten. Du haſt gebrochen den Eid, um den ich mein Erbe in Norden verließ.

Gangis. Wie ſoll die Tochter des Helden den kriechenden Räuber mit Liebe begegnen? Dir ſchwören?

Knecht. Der Vater von Albo forſchet nach Dir, Tinian, die blaulichte Büſche, die ſchnell in den Strahlen der Sonne ſich wiegen, bedecken die rüſtigen Knechte.

Tinian. Bin ich verrathen? Eile zum thörichten Alten, und ſage, er möchte nach Albo zurücke gehen. Ich räche die Schande der Tochter. Weinen ſoll er die Thräne dem ſiegenden Auge ein Fremdling.

Kämpſe nun, Zumbla, und koſte mein Schwerd, und wenn Dein blutiger Schatten die Haiden durchheult, da will mich freuen, wie am Liede des treflichſten Sängers, beginne Dein Klegen! (erſticht ihn.)

Gangis. Tinian!

Zumbla. Ich danke Dir die Wohlthat. Gangis, Liebe! —

Tinian. Was willſt Du, Schöne von Albo? warum Dein Rufen ſo gräßlich? Sieh, wie Dein Zumbla die Stimme verlor, ſich wälzet in ſchönen Blut. Er will Dich noch ſehen, ſein großes Auge ſchließt ſich; reich ihm die Lippen.

Gangis. Mein Zumbla! tod! tod! erwache, und ruſe mir ab die Seele, daß ich ſchwebe mit Dir im ſtillen Glanze des Monds, und Weſte die Aſche von Gangis mit Deiner verwehen.

Tinian. Edles Fräulein, war das Dein Geliebter? Die blühende Wange dahin! Soll ich ihn ſtrafen den Thäter?

Gangis. O mein Zumbla! ja ſtraf ihn, den Thäter!

Knechte. Tinian! fliehe, der Vater von Albo iſt hier.

Tinian. Das iſt der Thäter!

(erſticht ſie und flieht.)

Gangis. O wie ſüß! noch ſo einen, noch einen! mein Blut, Zumbla's Blut, wie vertraut! Dank Tinian! Hörſt Du nicht mehr, Zumbla? — ſiehſt Du nicht. Sieh! Deines Mädchen Blut. Vater! Vater! Heute um Mitternacht komm' ich und Zumbla an Deine Stätte. Zumbla! — o er hört nicht — Sieh, ſieh! ich komme. (ſtirbt.)

III.

Auszüge.

Surat und ſeine Einwohner.

(Aus Niebuhrs Reiſebeſchreibung 2ter Band.)

Der Nabob oder Stadthalter und andre vornehme Bediente zu Surat ſind alle Mohammedaner. Es ſcheint aber, daß ſie bey weitem nicht ſo eifrig ſind, als ihre Glaubensgenoſſen in Egypten und der Türkey. Z. E. ein abgeſetzter Nabob hatte einen großen Hund bey ſich auf dem Sofa liegen, und machte ihm viele Liebkoſungen, da hingegen die Türken und Araber ſich ſchon für unrein halten, wenn dies Thier nur ihre Kleider berührt, die indiſchen Mohammedaner leihen Geld auf Zinſen, ſie ſchämen ſich auch eben nicht, öffentlich Wein und andre ſtarke Getränke zu trinken. Alle Vornehme in ganz Indien reden nicht nur die perſiſche Sprache, ſondern bedienen ſich derſelben auch in ihren Briefen. Das Perſiſche iſt daher gleichſam die Hofſprache in allen den Provinzen, die von Mohammedanern regiert werden.

Die Mohammedaner von mittlern und geringen Stande aber bedienen ſich des Alphabets der Indier, und unter ihnen findet man alſo vermuthlich nur wenige, die Perſiſch reden.

Am 2ten April des Abends um 10 Uhr ließ der Nabob es dem Engliſchen Direkteur, Herrn **Hodges**, wiſſen, daß man den Neumond geſehn hätte, und ihn bitten, daß das Ende des Ramadans, und alſo der Anfang des Feſtes Beiram durch Kanonen vom Kaſtell bekannt gemacht werden möchte.' Dies geſchieht in allen Mohammedaniſchen Feſtungen, und zwar deswegen, damit die Einwohner ſich zum Feſte vorbereiten, denn da man hier keinen Kalender hat, und nicht ein jeder nach dem Neumond ſehn, oder ſich bey dem Kadi erkundigen kann, deſſen Pflicht es eigentlich iſt, zu dieſer Zeit darnach ſehen, und es dem Gouverneur wiſſen zu laſſen, ſo iſt es faſt eine Nothwendigkeit, es dem Publiko auf eine ſolche Art bekannt zu machen, wenn es aufhören kann, zu faſten. Weil die Engländer ſich des Mogols Nabob von Kaſtell nennen, und alle Vortheile genießen, die damit verbunden ſind, ſo hätten ſie den mohammedaniſchen Einwohnern von Surat auch leicht ſo viel Achtung bezeigen, und es ihnen andeuten können, daß der folgende Tag ein Feſttag ſeyn würde. Allein Herr **Hodges** ließ dem Nabob wiſſen, daß er ſo ſpät nicht kanoniren laſſen könnte, daß aber ſeiner Seits an dem folgenden Tage alles zum Feſte bereit ſeyn ſollte. Nemlich, daß ein Engliſcher Kaufmann als Nabob vom Kaſtell mit einer Menge Soldaten der Proceßion nach dem Geberplatz außerhalb der Stadt beywohnen, und daß nachher die beſtimmte Anzahl Kanonen gelöſet werden ſollte. Ich ſah nur ihre Zurückkunft, und dies geſchah in folgender Ordnung.

Ganz voran fuhr eine Menge bürgerliche Perſonen in Häkkris, einem kleinen und leichten Fuhrwerk mit zwey Rädern. Der Herr ſitzt in demſelben, oder vielmehr oben drauf mit untergeſchlagnen Beinen und auf Kiſſen. Sein Sitz iſt oben und hinter dem Rücken bedeckt, und gemeiniglich hängen an den übrigen dreyen Seiten Gardinen. Der Kutſcher hat ſeinen Platz vorne, auf einer breiten Deichſel von vielen Bamboröhren. Eine ſolche Häkkri wird von zwey großen Ochſen gezogen, deren Hörner eine lange Spitze von Meßing oder Silber haben. Uns Europäern gefällt dieſes Ochſenfuhrwerk anfänglich nicht, und ich ſelbſt habe mich darüber auf der Reiſe von Damus nach Surat ſchon beklagt. Allein die Maſchine, worauf ich fuhr, war nicht ſo bequem eingerichtet, ſondern auf der Achſe ſtand nur ein großer Kaſten, in welchem der Bauer ſonſt Lebensmittel zur Stadt zu bringen pflegte; weil ich und meine Reiſegefährten alle auf europäiſch gekleidet waren, ſo konnten wir nicht wohl mit untergeſchlagnen Beinen in den Kaſten ſitzen, ſondern muſten uns auf dem Rande deſſelben herumſetzen, und wenn der Staub uns auf dieſe Reiſe ſo ſehr beſchwerlich war, ſo war die Urſache davon, daß das Land damals ſehr dürre war, und man eben an dieſem Tage keinen Wind verſpürte, der den Staub von uns weggeweht hätte. Die Indier finden ihre Stadthäkkris ſehr bequem, und ſie ſind auch eben ſo gut, als unſre Kariole oder andre Fuhrwerke mit zween Rädern. Nur laufen die Ochſen nicht ſo gut als Pferde. Indeß bezahlt man hier für ein Paar große weiße Ochſen wohl 600 Rupee, (400 Rthlr.) und ſelbſt die Europäer zu Bombay haben ſie noch vor wenig Jahren bisweilen vor Kutſchen gebraucht. Sie haben, ſo wie das Hornvieh in Arabien, einen großen Klumpen Fett auf den Rücken über den Vorderbeinen.

Nach den Häkkris folgte die Proceßion im eigentlichen Verſtande. Voraus gingen Muſikanten mit den bey den Türken gebräuchlichen Feldinſtrumenten. Einige hatten auch Trompeten, fünf bis ſechs Fuß lang, deren Ton dem Geſchrey der Thiere ſehr ähnlich iſt. Ich erinnre mich nicht mehr, ob bey denſelben auch ein Herold war, der die Ankunft des Nabob's anzeigte, vermuthe es aber, denn ich hörte nachher, daß dies zu Surat nicht nur gebräuchlich ſey, wenn der Nabob ausreitet, ſondern auch, wenn der Direkteur von einer europäiſchen Handlungsgeſellſchaft ausfährt oder reitet. Wenn z. E. der Engliſche Direkteur auf der Straße erſcheint, ſo ruft ſein Herold in der indiſchen Sprache: Macht Platz, es kömmt Herr N. N., des Mogols Admiral und ſein Nabob von dem Kaſtell zu Surat, der Direkteur der Engliſchen oſtindiſchen Handlungsgeſellſchaft in dieſer Stadt u. ſ. f. *)

Nach den erſten Muſikanten folgten ſechs kleine Kanonen, ein Officier der Artillerie zu Pferde, und einige Kanonier mit kleinen Fahnen auf einen Elephanten. Hierauf eine Menge Vornehme auf ſchönen arabiſchen und perſiſchen Pferden, (wovon einige, ſo wie die weißen Ochſen vor den Häkkirs, mit **Henne** bemalt waren,) mit einigen Kompagnien Soldaten und Feldmuſik voraus.

Dann folgte der Engliſche Kaufmann, als Nabob vom Kaſtell, zu Pferde, und in europäiſcher Kleidung. Er hatte an jeder Seite einen Bedienten mit einen großen Fliegenwedel, und auch einige Kompagnien Soldaten mit indiſcher Muſik vor ſich gehen. Dieſe Soldaten hatten europäiſche Flinten, die Soldaten des Nababs hatten Flinten mit Lunten.

Nach-

---

*) Aehnliche Indiſche Ceremonien werden in der 88ſten von der **Tauſend und eine Nacht** beſchrieben.

Nachher ſah man verſchiedne koſtbare Palanquins, welche die Vornehme, die ſelbſt zu Pferde waren, zur Pracht ledig tragen ließen. Sowohl Europäer als vornehme Indier bedienen ſich derſelben ſtatt unſerer Kutſchen und Tragſeſſeln, ſowohl in der Stadt als auf Reiſen. Ihre Figur ſieht man auf der XIII. Tabelle. A. iſt ein Sommerpalanquin. Ueber demſelben liegt gemeiniglich eine große Gardine, die denjenigen, der ſich tragen läßt, gegen die Sonne ſchützt. Ich habe ſelbige nicht gezeichnet, um die übrigen Stücke deſto beſſer andeuten zu können. Man ſieht daraus, daß ein Palanquin nichts weiter iſt, als ein kleines Ruhebett an ein dickes Bamborohr befeſtigt, das von vier Kerln getragen wird. An den beyden Enden des Bambo, und oben auf demſelben ſieht man große Köpfe mit geſchlagnem Silber bedeckt; die vier Füße ſind von eben dem Metall, und ſo auch die Einfaſſung der großen ſeidnen Quaſten. Die Matratze und der Polſter ſind mit ſchönem ſeidnen Zeuge überzogen; kurz, man findet Palanquins, wovon einer einige hundert ja wohl bis tauſend Rthlr. koſtet. Darüber wird der Leſer ſich nicht ſehr wundern, wenn ich noch hinzuſetze, daß allein das Rohr über den Palanquin des Stadthalters zu Bombay, wegen ſeiner proportionirten Dicke und ſchönen Krümmung, 1000 Rupees ($666\frac{2}{3}$ Rthlr.) gekoſtet hat, *) in der Regenzeit hängt man ein Dach von Kokusnußblättern, mit Leinewand gefüttert, über eine ſolche Palanquine. (Fig. B.) Dies wird an der einen Seite ganz in die Höhe ge-

---

*) Dieſer Gouverneur ſetzt ſich auf einen prächtigen Lehnſtuhl in ſeinem Palanquin. Er unterſcheidet ſich alſo dadurch von andern Europäern, und den Indiern, die ſich legen, doch zweifle ich, ob einer ſitzend ſo bequem getragen werden könne, als liegend.

ſchlagen, wenn ſich einer hineinlegen will. Es iſt aber an jeder Seite ein kleines Fenſter, damit man friſche Luft ſchöpfen, und die Vorbeygehenden ſehen kann. Die Palanquins der indiſchen Weiber ſehen einem viereckigen Kaſten ähnlich. Dieſer wird an einer graden Stange getragen, und iſt überhaupt ſo ſchlecht, daß er kaum verdient, bemerkt zu werden. Zudem ſahe man in dieſer Proceßion weder Winter- noch Weiberpalanquins.

Nach den Palanquins folgten die Bedienten des Nabobs mit vielen von den Vornehmſten zu Surat, auch mit Soldaten und Muſik vorauf. Endlich kam der Nabob ſelbſt auf einem ſehr großen und mit Henne bemalten Elephanten. Er ſaß mit kreuzweiß unterſchlagenen Beinen auf einem prächtigen Sitz oder Thron, mit einer Decke über ſich, die auf vier kleinen Pfeilern ruhete. Vor und hinter ihm ſaßen Bediente mit Fliegenwedeln, und der Treiber ſaß auf dem Hals des Elephanten. Der Nabob warf nach beyden Seiten, wie man es nannte, ſilberne Blumen unter den Pöbel. Allein dieſe Freygebigkeit war nicht ſo groß, als man vielleicht glauben möchte. Eine ſolche Blume iſt nichts weiter, als ein kleines Stück Silberblech, an dem einen Ende einigemal eingeſchnitten, und dann krumm gebogen, und etwa ein Lübſchilling werth. Hinter dem Nabob folgt ein lediger Elephant, hierauf noch einer mit einem Paucker, und zuletzt ein ſehr magres Kameel. Nach geendigter Proceßion ging jeder Sunnit nach Hauſe, und that ſich an dieſem Tag etwas zu gut.

Die Schüten haben nicht nur zu Bombay, ſondern auch zu Surat ſo viele Freyheit, daß ſie ſogar das Feſt Hößeins öffentlich feyern, und Proceßionen halten, welches ihnen in den türkiſchen und arabiſchen Städten gewiß nicht erlaubt werden würde.

Von Indiern, oder den Anhängern der Bramanen iſt zu Surat eine große Menge. Die Bainanen, als gute Rechenmeiſter und fleißige Haushalter, werden oft Steuereinnehmer, Pächter und Zollbediente bey den Mohammedanern. Sie ſind gleichſam geborne Kaufleute, und haben den Handel von Indien dergeſtalt in ihrer Gewalt, daß faſt alle fremde Nationen genöthigt ſind, ſich ihrer als Mäckler zu bedienen. Aber die hieſigen europäiſchen Kaufleute ſind auch beſſer mit ihnen zufrieden, als die zu Konſtantinopel und Kahiro, wo Juden Mäckler ſind. Es iſt in Indien nicht ſelten, daß Europäer faſt ihr ganzes Vermögen einem Bainanen anvertrauen, und man hört oft Beyſpiele von der Treue und Redlichkeit dieſer Heiden, die einen in Erſtaunen ſetzen. Die indiſchen Kaufleute, wenn ſie auch einige Tonnen Goldes beſitzen, kleiden ſich, nach europäiſcher Art zu reden, doch nur ſchlecht, nemlich in weißen Kattun. Sie tragen Beinkleider, oder auch nur ein großes herunterhängendes Tuch um die Hüfte gewickelt, und darüber eine lange Kleidung, die oben eng iſt, und unten, ſo wie die europäiſchen Weiberröcke, viele Falten hat. Die Ermel in dieſem Kleide ſind ſehr lang, aber eng, und über die Hand zurückgeſchoben. Um die Hüfte haben ſie einen Gürtel, ihre Pantoffeln ſind groß, und ſtehen vorne krumm aufwärts, wie unſre Schrittſchuh, oder die Schuh der Finnlappen. In den Ohren tragen ſie große goldne Ringe, und die reichen Kaufleute hängen auch wohl in jedes Ohr eine große ächte Perle. Die Figur ihres Turbans, das Meſſer, das ſie vor den Leib tragen, kurz, die ganze Kleidung der Indier iſt von der Kleidung der Araber, Türken und Perſer verſchieden, aber auch für das Klima ſehr bequem. Die armen Indier gehen, ſo wie die Armen in allen heißen Ländern, meiſtens ganz nackend. Sie haben nur einen Gürtel, und wohl nur einen Strick um die Hüfte mit einem ſchmalen Stück Leinwand zwiſchen den Beinen, ſo wie die Leute, welche den Palanquin tragen. Nur haben letztre eine beſondre Art kleiner Mützen, die man als eine Livrey anſehn kann. *) Die übrigen gemeinen Indier haben einen Turban. Wenn es regnet, trägt der indiſche Bauer einen Mantel von Palmen- oder Kocusnußblättern. Dies iſt ohne Zweifel der Rock der Indier, den **Herodotus** im dritten Buch §. 93. beſchreibt.

Die Weiber der Indier vom niedrigen Stande tragen ein großes Tuch von rothgeſtreifter Leinewand um die Hüfte gebunden, und das eine zwiſchen den Beinen ſo aufgezogen, daß es kurzen und weiten Beinkleidern ähnlich ſieht. Auch haben ſie ein großes Tuch um den Leib gewickelt, und über den Kopf geſchlagen. Dieſe Weiber der Heiden haben keine lange hangende Brüſte, wie die Mohammedanerinnen. Sie tragen ſie nemlich in Futteralen von proportionirter Größe in einen kleinen Wams mit halben Ermeln, das blos die Bruſt, und weder den Rücken noch den Unterleib bedeckt. Dies Kleidungsſtück ſoll die Brüſte ſo wohl erhalten, daß viele Europäerinnen, die nach Indien kommen, ſich ſelbiges anſchaffen, ſo wie ſie den Indianerinnen auch in dem Punkt der Reinlichkeit nachahmen müſſen, wenn ſie die Liebe ihrer Männer nicht verlieren wollen. Die Weiber der Indier ſind nicht weniger arbeitſam als ihre Männer. Ich habe zu Bombay viele geſehn, die Holz trugen,

---

*) Den Europäerinnen, welche nach Indien kommen, mag der Anblick von dieſen nackenden Leuten anfänglich wohl ſehr befremden, allein ſie gewöhnen ſich bald dazu, ſich auch von ihnen tragen zu laſſen. Zu Hauſe iſt unter andern auch die Pflicht dieſer Leute, die Zimmer rein zu halten.

gen, und alſo ihr Brod ſchwer verdienten, und doch viel Silber, Gold und Steine am Leibe hatten. Aber alles beſteht in Ringen, wovon auch ihre Kinder, ja Kindeskinder Nutzen haben können. Sie tragen z. E. in einem Naſeloch einen Ring mit einem Stein, eben ſolche Ringe in dem ganzen Rande des Ohrs, Ringe über den Fingern und über den Zähen, und große Ringe über die Fußknöchel und Arme. Sieht man dagegen eine Mohammedanerin, ſo iſt dieſe, ſo wie die in Arabien und der Türkey, ganz bedeckt, und Weiber, die Fremden nicht ihr Angeſicht, ja kaum die Hände zeigen dürfen, können nicht viel außer ihrem Hauſe verdienen.

Den Verſamlungen der Indier an ihren Feſttagen habe ich nur ein einzigsmal beygewohnt, und dies zu Loheia in Arabien. Hier ſaßen zwölf bis dreyzehn Banianen in einem Kreiſe. Jeder von ihnen hatte ein paar metallne Teller, oder eine kleine Trommel. Wenn einer von ihnen eine Strophe in der indiſchen Sprache geſungen hatte, ſo wiederholten alle übrige eben dieſelben Worte, und ließen dabey ihre Inſtrumente hören. Ich war in der Geſellſchaft eines Mohammedaners, und da ich merkte, daß wir den Banianen eben nicht willkommen waren, ſo entfernte ich mich wieder in weniger als in einer Viertelſtunde, um ſie in ihrer Andacht nicht zu ſtöhren.

Alle Verrichtungen eines Bramanen als Geiſtlichen ſind mir nicht bekannt worden. Wenn aber einem Hindu ein Kind geboren wird, ſo muß ein Braman gleich nach aſtrologiſchen Regeln beſtimmen: ob es in einer glücklichen oder unglücklichen Stunde in die Welt gekommen iſt, und wenn er dies verrichtet hat, ſo hängt er dem Knaben einen dünnen Strick über die Schulter, welches Kennzeichen ſeiner Nation er denn zeitlebens trägt. Dieſe Gewohnheit ſcheint ſehr alt zu ſeyn, denn man findet ſchon unter den Figuren in der Pagode auf der Inſel Elephanta ſehr viele, die einen ſolchen Strick über den Schultern haben. Wenn ein Banian ſein Kind verheyrathen will, wofür er oft ſorgt, wenn es nur ſechs bis acht Jahr alt iſt, ſo muß auch ein Braman die Zeit beſtimmen, wenn der Vater um die Braut werben, und wenn die Hochzeit ſeyn ſoll. Unterdeß bleiben die Kinder noch bey ihren Eltern, bis ſie mannbar werden. Dann müſſen auch die Bramanen die Feſttage beſtimmen, und ſie dem Volke vorher bekannt machen. *) Jeder Banian muß ſich des Morgens, wenn er ſich gewaſchen und gebadet hat, von einem Bramanen gleichſam ein Siegel vor den Kopf drücken laſſen. Dies iſt die Verrichtung ihrer gemeinen Prieſter. Ich ſah an einem Morgen eine ganze Reihe derſelben nahe bey dem Kaſtell am Fluſſe ſitzen, wo eine Menge Weiber und Mädchen hinkamen, um ſich zu baden, und ihr Morgengebet zu halten. Jedes gab die reinen Kleider, die ſie den Tag tragen wollten, an einen dieſer Prieſter, und ging dann in den Fluß. Nachher verwechſelte ſie ihre naſſe Kleider mit den trocknen öffentlich an dem Ufer, welches aber mit ſolcher Geſchicklichkeit geſchieht, daß auch der aufmerkſamſte Beobachter von dem, was bedeckt ſeyn ſoll, doch nichts zu ſehn bekömmt. Der Braman tunkte darauf ſeinen Daum in eine rothe Farbe, und drückte dem Mädchen gleichſam ein Siegel vor die Stirn, und ſie zeichnete ihn auch, aber nur ſehr wenig, denn ſonſt würde dieſem bald der ganze Vorderkopf beſchmiert worden ſeyn. Zuletzt nimmt die

---

*) Von ihrer Kenntniß in der Aſtronomie und Wahrſagerkunſt iſt ſchon in der Beſchreibung von Arabien S. 118. geredet.

die Perſon, welche gezeichnet, oder für den Tag gleichſam geheiligt worden iſt, die Farbeſchachtel in der Hand, hält ein kurzes Gebet, giebt dem Prieſter eine oder mehrere Hände voll Reis, und geht mit ihren naſſen Kleidern in der Hand wieder nach Hauſe. Einige nehmen auch wohl einen Topf voll Flußwaſſer mit zurück, um ihren Favoritbaum zu tränken, oder es zu einem andern Gebrauch anzuwenden.

Meines Wiſſens haben die Indier zu Surat kein Hoſpital für Menſchen, aber ein großes Hoſpital für Thiere. Wenn andre Religionsverwandte ihnen ein altes oder krankes Pferd, eine Kuh, oder ein anderes Thier überlaſſen wollen, ſo nehmen ſie es gern auf, und verpflegen es bis es vor Alter oder Krankheit ſtirbt. Ich ſah hier eine ſehr große gelähmte und blinde Landſchildkröte, welche man über 125 Jahr alt zu ſeyn glaubte. *) Lahmes Hornvieh, Schafe, Caninchen, Hüner, Tauben u. d. g. waren hier in Menge, und bey dem Hoſpital iſt ein Arzt, der davor ſorgen muß, daß das Vieh wohl gepflegt wi[illegible]

Unter den Indiern giebt es oft Leute, die freywillig grauſame Marter übernehmen, in der Meinung, dadurch Gott gefälliger zu werden, als andre. Einige ſollen ſich mit dem Kopf unterwärts lebendig begraben laſſen. Einer that ein Gelübde, in einem Bauer, die Hände gefalten, in die Höhe haltend, zwanzig Jahre in freyer Luft zu ſitzen, ſich nachher zu einer Pagode in der Gegend von Dahli tragen, und daſelbſt den Kopf abſä-

---

*) In dem Kaſtell zu Bombay war auch eine Schildkröte, von der man ſagte, daß die Engländer ſie hier ſchon gefunden hätten, als ſie dieſe Inſul von den Portugieſen erhielten.

abſägen zu laſſen. Er hat auch würklich viele Jahre in ſeinem Bauer vor einem Garten außerhalb Surate geſeſſen, war aber nicht lange vor meiner Ankunft in dieſer Stadt und vor dem Verlauf der erwähnten zwanzig Jahre geſtorben. Weil er ſich gar nicht rührte, ſo waren ſeine Glieder in der Stellung, wie er ſich einmal geſetzt hatte, gleichſam angewachſen. In den letzten Jahren hat er kein Wort mehr geſprochen, und beſtändig auf eine Stelle vor ſich niedergeſehen, und da ihm in ſeinem Bauer niemals die Nägel und die Haare abgeſchnitten worden, ſo kann man ſich vorſtellen, daß er ſcheuslich ausgeſehn haben mag. An Aufwärtern, welche glaubten, durch den Dienſt, den ſie dieſen vermeinten Heilgen erzeigten, auch eine Heiligkeit zu erlangen, oder die vielleicht nur von den reichlichen Almoſen, die man an ihrem Herrn brachte, bequem leben wollten, hat es ihm niemals gefehlt. Ein andrer hatte das Gelübde gethan, daß er beſtändig einen Arm in die Höhe halten wollte, und dieſe Uebung ſoll er viele Jahre getrieben haben. Noch ein andrer glaubte Gott dadurch einen Dienſt zu erzeigen, weil er beſtändig eine ſchwere Kette mit einem Stein trüge. Ein Weib ſoll ihre Natur nach und nach ſo zum Faſten gewöhnt haben, daß ſie innerhalb vierzig Tagen nichts genoſſen habe, als täglich ein wenig reines Waſſer. Kurz, das Faſten und die Kaſteyungen der chriſtlichen Mönche iſt nur eine Kleinigkeit in Vergleichung mit dem, was ſich gewiſſe Indier auflegen.

Man findet bey den **Hindu** auch zwey Orden heiliger Bettler oder Pilgrimme, die man **Pargais** und **Guſſeins** nennet. Dieſe ſind geſchworne Feinde. Beyde reiſen bewafnet, und bisweilen bey Tauſenden; und wenn ſie ſich irgendwo begegnen, ſo geht es ſelten ohne eine blutige Schlacht ab. Vor einigen Jahren lagerte ſich die eine Parthey dieſer prätendirten heiligen Heiden während einiger

ger Monate nahe bey Surat. Die Regierung ſchien ſich zu fürchten, und ließ täglich nur eine kleine Anzahl von ihnen in die Stadt kommen, um Lebensmittel und andre Nothwendigkeiten zu kaufen.

Es fehlet in dieſer Stadt auch nicht an **Fakirs**. Dieſe ſitzen gern bey einem Grabe, oder unter einem Baum, und haben große Töpfe bey ſich ſtehen, die ihnen alte Weiber, in der Meinung, Gott dadurch einen Dienſt zu thun, mit Waſſer angefüllt halten. Mit dieſem Waſſer ſind ſie ſehr freygebig. Sie ſegnen alle Vorübergehende, und machen bisweilen vortrefliche Wünſche, ſowohl an Europäer und andere Religionsverwandte, als an ihre eigne Glaubensgenoſſen. Aber dieſe Fakirs ſind auch unverſchämte Bettler. Sie ſetzen ſich bisweilen vor einem Hauſe nieder, und laſſen ſich nicht überreden, von da wegzugehen, bis ihnen die Summe, welche ſie verlangen, entweder ganz, oder ſo viel, als ſie mit dem Eigenthümer einig werden können, bezahlt worden iſt. Die Policey miſcht ſich in ihre Forderungen nicht. Jeder ſucht daher, ſie ſobald als möglich zu befriedigen, um von ihren Geſchrey befreyet zu werden.

Parſi findet man zu Surat eine große Anzahl. Sie ſind gute Kaufleute, fleißige Handwerker und gute Bediente. Auch ſind hier Armenier, einige wenige Georgier und Juden, und ziemlich viele indiſche Katholiken. Letztere nennt man Portugieſen, und ihre Sprache, welche ſo ſchlecht iſt, daß die von Europa kommende Portugieſen ſie faſt erſt lernen müſſen, iſt die Lingua franca in Indien, ſo wie ein ſchlechtes Italiäniſch die allgemeine Sprache der Europäer in der Levante.

Die Mohammedaner zu Surat fangen ihren Tag von Sonnen-Untergang an, ſo wie die Araber und

Türken. Aber ſie rechnen nicht nach Stunden, ſondern, ſo wie die alten Einwohner dieſes Landes, nach **Poa'r, Garri, Poll** und **Wipoll**. Tag und Nacht werden in acht Poar oder ſechzig Garri eingetheilt; eine Garri hat wiederum ſechzig Poll, und ein Poll ſechzig Wipoll. Zur Beſtimmung der Zeit einer Garri bedienen ſich die Indier einer Waſſeruhr. *) Die, welche ich ſah, war eine kupferne und unten runde Taſſe, von der Figur unſerer Tümler, unten mit einem Loch, wodurch das Waſſer ſo ſtark hinein drang, daß ſie nach meiner Uhr in 23 Minuten voll ward und zu Boden ſank Wenn 60 Garri 24 Stunden ausmachen, ſo ſollte die Taſſe erſt nach 24 Minuten zu Boden ſinken. Man hatte aber wohl aus der Erfahrung bemerkt, daß der Uhrwärter nicht allezeit genau aufpaßt, und die zu Boden geſunkne Taſſe gleich wieder auf's Waſſer ſetzt, und daher das Loch, wo das Waſſer hineindringen ſoll, etwas zu groß gemacht. Die Glocke der Indier iſt eine dicke runde kupferne Scheibe, etwa 2½ Fuß im Durchmeſſer. Dieſe wird aufgehangen, und bey jeder Garri, d. i. jedesmal, wenn die Waſſeruhr zu Boden ſinkt, mit einem hölzernen Hammer geſchlagen. Wenn 8 Poar 60 Garri ausmachen, ſo iſt jede Poar 7½ Garri. Aber ſo genau nimmt man es in der bürgerlichen Rechnung nicht. Man rechnet auf die erſte und dritte Poar 7. und auf die zweyte und vierte Poar 8 Garri. Wenn ein ganzer Poar verfloſſen iſt, und die 7 oder 8 Garri geſchlagen worden ſind, ſo ſchlägt man die Anzahl Poar noch langſam nach, aber nur bis vier, ſo wie unſre Uhren nur bis zwölf ſchlagen. Des Morgens wird wieder mit einem Poar angefangen. Zu Surat rechnet man 32 Garri auf den längſten, und 78 Garri auf den kürzeſten Tag.

---

*) Dieſe Waſſeruhr iſt auch noch in Siam gebräuchlich. Voyage d'Ovington Tom I. 290. Ich erinnre mich, irgendwo geleſen zu haben, daß die alten Perſer eine Schüſſel auf das Waſſer ſetzten, die erſt nach drey Stunden zu Boden ſank, und daß alsdann die Zeit durch Trommel und Trompeten bekannt gemacht ward. Es ſcheint alſo, daß ſelbige nach Poar gerechnet haben, wie noch jetzt die Indier. Die Poll und Wipoll werden vermuthlich nur von Bramanen zu aſtronomiſchen und aſtrologiſchen Rechnungen gebraucht.

Ich habe dieſe Waſſeruhr und Glocke in dem Hauſe eines abgeſetzten Nabobs geſehn, wo es nicht an europäiſchen Wand- und Taſchenuhren fehlte. Sie ſind alſo aus alter Gewohnheit, und vielleicht auch nur zum Staat beybehalten worden, denn man ſagte, daß Perſonen vom großen Range dieſe Glocke bey Proceßionen auf der Straße vor ſich hertragen laſſen, ſich aber alsdann ſtatt der Waſſeruhr einer Sanduhr bedienen. Thurmuhren findet man hier ſo wenig als in der Türkey und Arabien.

Unter den Gärten zu Surat iſt beſonders derjenige merkwürdig, den der S. 58. erwehnte Teck beg khan hat anlegen und bauen laſſen, und dieſem Nabob 5 Lack Rupees (ohngefähr 333000 Rthlr.) gekoſtet haben ſoll. In den vielen Gebäuden dieſes Gartens findet man verſchiedne große Zimmer, die an der einen Seite ganz offen ſind, und des mehreren Schattens wegen ein weit hervorſtehendes Dach haben. Hier ſind koſtbare Bäder, ein Waſſerfall und verſchiedne Teiche mit Springbrunnen, welches alles in dieſem Himmelsſtrich ſehr bequem iſt. Aber der Weg von dem Haupteingange nach dem Hauptgebäude iſt ſo ſchmal, krumm, und mit ſo vielen kleinen Thüren verſehen, daß einer ſich daſelbſt leicht bey hellem Tage verirren könnte. Die Gänge zwiſchen den übrigen Gebäuden ſind eben ſo ſchmal und krumm, vermuthlich weil der Bauherr ſich dadurch für einen unvermutheten Ueberfall in Sicherheit ſetzen wollte. Außer den erwehnten großen Zimmern ſind die übrigen alle ſehr klein. Die Wege im Garten und viele Plätze vor den Gebäuden ſind ganz mit Eſtrich belegt. Aber dieſer koſtbare Garten mit ſeinen nach indiſcher Art prächtigen Gebäuden wird nur ſchlecht unterhalten. Die hieſigen Mohammedaner denken eben ſo, wie die Türken und Araber. Sie ſelbſt bauen gern große Palläſte, um ſich einen Namen zu machen, ſie wenden aber nicht gern viel Geld an, um das Gebäude eines andern im guten Stande zu erhalten.

Um dem Leſer einen deutlichen Begriff von der Anlage dieſes Gartens zu geben, habe ich von allen Haupttheilen deſſelben einen Grundriß entworfen. *) 1) Iſt das Hauptgebäude drey Stockwerk hoch, und oben mit einer Terraſſe. 2) Ein großer Altan oben auf der Gartenmauer. 3) Seitengebäude von einem Stockwerk, jedes mit einem offnen Diwan (Verſammlungszimmer) und vielen kleinen Kammern. 4) Verſchiedne große und kleine Waſſerbehältniſſe mit Springbrunnen. 5) Wege und Plätze, die alle mit Eſtrich belegt ſind. 6) Die innere Wache unten in dem Gebäude, und über derſelben Wohnzimmer. 7) und 8) Ganz eingeſchloßne Harems, oder Wohnungen für zwey Gemahlinnen des Eigenthümers,

---

*) Note. Im Niebuhrſchen Original befindet ſich ein Riß, worauf ſich dieſes beziehet: da er aber zur Erläuterung nicht unumgänglich nothwendig iſt, ſo hat man ihn weggelaſſen.

d. H.

mers, mit Gärten und Springbrunnen. Alles auf einem höhern Grunde, als der Hauptgarten; vermuthlich, damit man nicht leicht von außen hinein ſehn könne. Dieſe Quartiere ſind ſo angelegt, daß jede der beyden Gemahlinnen alle Bequemlichkeiten zu einer eignen Haushaltung haben, und ihre viele Aufwärterinnen und Sclavinnen ſo logiren kann, daß ſie mit den übrigen gar keine Verbindung haben. In dem Quartier 8, wo vielleicht die größte Favoritin wohnte, iſt ein ſehr prächtiges Bad mit geſchliffenen Spiegelgläſern, welche hier überaus koſtbar ſind, in den Fenſtern. Dies Bad pflegte der alte Nabob fleißig zu beſuchen, und ſich in demſelben von lauter ſchönen und nackten Frauenzimmer aufwarten zu laſſen, die ſich alle nur erſinnliche Mühe geben mußten, um das in ihm ſchon erloſchne Feuer wieder anzuzünden. 9) Ein Gebäude, zwey Stockwerk hoch, mit großen offnen Diwans, und vielen kleinen Kammern. 10. Ein niedriges Gebäude mit verſchiedenen offnen Diwans. Auch dies iſt zu einem Harem eingerichtet. An beyden Seiten und an der Mauer des Gartens ſind kleine Zimmer für die Aufwärterinnen und Sclavinnen derjenigen Gemahlin, welcher der Eigenthümer ihre Wohnung in dieſem abgeſonderten Quartier anzuweiſen pflegte. 11) Ein ſehr weitläuftiges Gebäude von einem Stockwerk, mit verſchiedenen offnen Diwans, Bädern und vielen kleinen Kammern. In dieſem Quartier pflegte Teck beg khan ſeine Gäſte zu bewirthen, und auch Rathsverſammlungen zu halten. 12) Kleine Gebäude an einem Waſſerfall. 13) Zwey bogenweis durchgebrochne Mauern. 14) Ein großes Thor mit verſchiednen Wohnungen für die Wache. Dies liegt außerhalb dem Garten; in der eigentlichen Gartenmauer ſind nur kleine Pforten. 15) Drey Brunnen, aus welchem das Waſſer vermittelſt eines Paternoſterwerks durch Ochſen in die Höhe gebracht, in Behältniſſe geſchüttet, und von da nach den Springbrunnen und andern Waſſerkünſten geleitet wird.

Unter den Gärten der Europäer iſt der Garten der holländiſchen Nation der ſchönſte. Er hat eine überaus angenehme Lage dicht am Fluſſe **Tappi**. Die Europäer haben zu Surat auch ihre eigne Todtenäcker, und auf denſelben einige Grabmäler, die von einem Reiſenden geſehn zu werden verdienen. Das gröſte Monument auf den Todtenacker der Engländer iſt ein Gebäude über vierzig Fuß hoch, mit einem ſchönen Gewölbe, und an zween Ecken mit Thürmen. In demſelben liegen zwey Brüder, **Chriſtopher** und **Georg Oxinden** begraben. Erſterer ſtarb 1659. zu Surat, und letzterer, welcher Gouverneur zu Bombay war, ſtarb 1669. Unter dem koſtbarſten Grabmal auf den Todtenacker der Holländer liegt **Hendrich Adrian** Baron **Röhden zu Drachenſtein**. Dieſer Herr ward von der niederländiſchen oſtindiſchen Handlungsgeſellſchaft nach Surat geſandt, um die Haushaltung ihrer daſigen Bedienten zu unterſuchen, hatte aber eben das Schickſal, was ſchon andere, die in eben dieſer Abſicht nach Indien gekommen waren, gehabt hatten. Er ſtarb 1697. auf dem Wege von Batavia nach Surat, und ward hier prächtig begraben.

Mein Auffenthalt in dieſer Stadt war zu kurz, als daß ich davon einen Grundriß hätte entwerfen können. Zudem iſt eine ſolche Arbeit bey den Europäern in Indien viel gefährlicher, als bey Türken und Arabern.

Ein Friſeur, der im letzten Kriege mit andern Franzoſen als ein Kriegsgefangner nach Bombay gebracht ward, und, wie eine engliſcher Officier mich verſicherte, gar nicht zeichnen konnte, aber die Unvorſichtigkeit hatte, ſeine Papilloten mit einer Bleyfeder auf dem Wall auszukramen, ward von der hieſigen Regierung als ein Spion nach St. Helena geſandt. Zu meiner Zeit kam ein **Gasconier** nach Bombay, der ſein Schiff an die Engländer verkaufte, und das Geld in kurzer Zeit verzehrte. Dieſer prahlte ſehr viel von der Fertigkeit, mit welcher er Grundriſſe von Feſtungen entwerfen könnte, und er mochte auch wohl geſagt haben, daß er darum hier nicht aus ſeinem Zimmer gehn dürfte, weil er in einem hohen Hauſe nicht weit vom Wall wohnte. Dies gab Gelegenheit, daß der Eigner des Hauſes Befehl erhielt, den Gasconier nicht länger in ſeinem Hauſe wohnen zu laſſen. Indeß ward ihm nicht verboten, auf dem Wall überall herumzugehn; denn daß man dadurch beſſer einen Grundriß von einer Feſtung entwerfen kann, als wenn man in einem hohen Hauſe die Stadt und einen Theil des Walls überſieht, das war dem Gouverneur vielleicht unbekannt. Ueberhaupt aber hatten die Engländer von dieſem Menſchen wohl nichts zu fürchten. Zu Mochha hörte ich, daß die Holländer zu **Batavia** einen arabiſchen Kaufmann aus Jamen deswegen, weil er die Neugierigkeit gehabt hatte, die Länge und Dicke einer großen Kanone zu meſſen, einige Jahre ins Gefängniß geſetzt hätten ꝛc.

* * *

IV.

Abhandlungen.

Vermiſchte Aufſätze.

1.

) Schluß der Briefe des Grafen von * an die Dücheſſe von ***, während des Feldzugs in Italien von 1701.

überſetzt von R—d.

(ungedruckt.)

Achter Brief.

Mayland den 1. May 1701.

Ich habe, Madam, mit der tiefſten Ehrfurcht, und mit einer der Gröſſe der Wohlthat angemeſſenen Rührung, den Brief erbrochen, womit Sie mich zu beehren geruhten. Ich habe ihn tauſendmal geleſen, ich weiß ihn auswendig, ich thue nichts als ihn aufmachen, zumachen, und wieder aufmachen, kurz, ich gehe damit um, wie mit einer Sache, die mir das allertheuerſte und koſtbarſte auf der Welt iſt. Dieſe Gewogenheit muntert mich noch mehr zu einem Briefwechſel auf, den ich nur, Ihnen zu gefallen, unternahm, und worinn ich noch immer nicht glücklich zu ſeyn befürchte.

Dem ſey wie ihm wolle, Madam, genug, ich ſetze das Tageregiſter von meinen Wanderungen fort, und melde Ihnen, daß mich mein Dienſt gezwungen hat, eine Reiſe nach Venedig zu thun. Seit zehn Tagen ſtreiche ich herum, wie ein Zigeuner, und ich wende den erſten Stillſtand, den ich mache, dazu an, Ihnen tauſend Dinge zu berichten, die ſich meinem Gedächtniß erſt ſo wieder vorſtellen, wie ich ſie hinſchreibe. Unterdeſſen bitte ich immer, meiner Herumirrungen wegen, um Vergebung. Sie ſind ſie einem alten Diener ſchuldig, den Sie übrigens ausſchelten können, ſo viel und ſo oft, als es Ihnen beliebt.

Zur Sache!

Ich verließ Mayland in einem abſcheulichen Wetter, und meine Abenteuer fangen erſt bey dem Laco di Gardia an. Hier hielt mein Poſtillion auf einmal ſtille, ſtieg ab, küßte den Boden, fing an zu beten, und ermahnte mich ſehr ernſthaft, ora pro nobis, auf ſeine Litaneyen zu antworten. Ich läugne nicht, dieſe plötzliche Andacht nahm mich etwas Wunder, und ich frug nach der Urſache. Er belehrte mich hierauf, ſo oft in der benachbarten Stadt das Ave Maria angeſchlagen würde, ſo oft fingen die Einwohner des Sees und die Reiſenden an zu beten; thäten ſie's aber nicht, ſo ſtrafte ſie die **Madonna del Lago** auf der Stelle, und zwar auf das ſchrecklichſte. Zu der Zeit, fuhr er fort, als dieſer See und die umliegenden Gegenden noch einen eignen Staat ausmachten, empfand es die Königin einer Inſel, bey einer Abendſpatzierfarth, ſehr übel, daß ihre Schiffer, als man das Ave anſchlug, ſtatt zu rudern, zu beten anfingen. Sie ließ ſie prügeln, und in dem Augenblick ging das Schiff mit Mann und Maus zu Grunde.

Ich ſetzte, der Madonna del Lago zum Poſſen, meine Reiſe fort, und es begegnete mir bis Vincenza nichts Außerordentliches. Als ich in dieſe Stadt kam, krigte ein Pferd von meiner Poſtchaiſe Händel mit einem Pferde des Podeſta's, der ſpatzieren fuhr. Seine Gravität ſchien durch dieſes Gezänke von ſeinen und meinen Roſſen etwas aus ihrer Lage gekommen zu ſeyn, aber in der Folge wurde es die meinige noch weit mehr. Unterweges bemerkte ich, daß mein Bart ungeheuer ſtark war. Um dieſem Uebel abzuhelfen, ſtieg ich in einem Gaſthofe ab, und ſchickte nach einem Barbier.

Ich zog während der Zeit meinen Schlafrock an, und harrte mit Schmerzen auf ſeine Ankunft. Aber, wie groß war mein Erſtaunen, als ich zwey Mannsperſonen in mein Zimmer treten ſah, wovon jeder mit einem Muſketen, einem Paar Piſtolen, und einem großen Säbel gerüſtet war. Das Aergerniß, das mein Pferd gegeben hatte, fiel mir ſogleich ein; ich wußte nicht, was ich von der Erſcheinung denken ſollte, und meine Furcht verſchwand nicht ehe, als bis das Barbierbecken zum Vorſchein kam: meine beyden Eiſenfreſſer legten nun ihre Schießprügel auf den Tiſch, und es fand ſich, daß das eine der Barbier und der andre ſein Geſelle war. Ich ſtellte ihnen ganz demüthig vor, daß ſo vieles Rüſtzeug gar nicht nöthig wäre, um einen armen Durchreiſenden den Bart abzunehmen; allein ſie verſicherten mich mit einem Ernſt, der zum Todlachen war, daß man nicht genug auf ſeiner Hut ſeyn könne, und ſo raſirte mich mein Eiſenfreſſer mit dem Schwerdt an der Seite, ohne im mindeſten darinn nachgeben zu wollen.

Ich langte zu Venedig an, das gar nicht einer andern Stadt ähnlich ſieht; es ſcheint, wie Sie wiſſen, Madam, aus dem Meere gekommen zu ſeyn. Alle Straſſen beſtehn aus Waſſer. Man fährt in Booten darauf, und dieſe Boote ſind ſchwarz gemalt. Es giebt ihrer wenigſtens 30000, die alle überein ſind; nur die Geſandten, und die Neuverheyratheten dürfen, und zwar letztere im erſten Jahre ihres Eheſtandes, vergoldete haben. Man kann ſich die Stille, die Faulheit und Freyheit, die in dieſer Stadt herrſcht, nicht vorſtellen. Die Palläſte und Kirchen ſind äußerſt prächtig. Die Wohnung des Doge iſt ungeheuer. Der St. Markusplatz frappirt durch das Beſondre der Gebäude, des Hafens und des Portals der Kirche, und durch den Miſchmaſch von Menſchen aus allen Völkerſchaften, die man hier antrift. Ich habe keine Frauenzimmer geſehn. Die Hübſchen ſind eingeſperrt, und die, zu denen man gehen kann, und deren Anzahl nicht klein iſt, haben eben nicht den alleranziehendſten Ruf. Ich bin ꝛc.

Neunter Brief.

Mantua den 9. April 1701.

Der geſtrige Tag, Madam, war ein großer Tag für die Sache des Königs in Italien. Ich zog mit 6000 Mann in Mantua ein, und hatte meine erſte Audienz beym Herzog. Er empfing mich mit einem Degen unter dem Arm, der ohngefähr achthalb Schuhe lang war. Ihre ganze Toillette, nur Ihr Spiegel nicht, hätte Platz in dem Stichblatte dieſes Degens gehabt, worinn ſeine Handſchuh, zwey Schnupftücher, verſchiedne Doſen, Uhren, Schnallen, kurz ein ganzer Kram lag. Unter dem andern Arm trug er einen kleinen grauen Hut, mit einer langen ſchwarzen Feder. Uebrigens iſt er der beſte, höflichſte und obligeanteſte Prinz von der Welt. Die Herzogin iſt eine ſehr artige und gnädige Dame, aber ſie hat die allerälteſte und allerabſcheulichſte Ehrendame, die man ſich nur denken kann. Dieſes Mütterchen iſt achtzig Jahr alt, und ihr Geſicht hundert. Es iſt ein herumwandelndes Gerippe, und das ſich, was Sie Mühe haben werden zu glauben, noch einfallen läßt, zu kokettiren. Sie iſt in Haaren aufgeſetzt, die, wie Sie leicht denken können, nicht ihr eigen ſind, die ſie aber ſorgfältig mit Gummi auf die runzlichſte von allen Stirnen klebt, die je meine Augen kränkten. Sie geht halb franzöſiſch, halb ſpaniſch gekleidet, und iſt in einer Tracht ſo lächerlich, wie in der andern. Es befanden ſich in dem Gefolge der Herzogin noch ein dreißig andre Frauenzimmer, die ein Bischen beſſer angezogen, und minder eckelhafter waren, als ihre hölliſche Hofmeiſterin: aber ich kann mich noch immer nicht an die Schönpfläſterchen gewöhnen, womit ihre Geſichter überzogen ſind. Dieſe unglaubliche Schönpfläſterchen ſtellen ganze Jagden, Kutſchen, Wälder und Bäume vor. Ich bemerkte unter andern ein ziemlich hübſches Frauenzimmer, das à la grande maniere aufgeſetzt war: ſie hatte deren zwey aufgelegt, eins an der linken Seite der Naſe, in Geſtalt eines Herzens, und das andre am Augenwinkel in Form eines Pfeils. Man gab mir das größte und wunderbarſte Soupee, das jemals exiſtirt hat. Ich fand Corianden in einer Potage, und Schokolate in einem gebratenen Huhne.

Unſre Truppen zogen ſo ſpät ein, daß ich nicht wieder hinaus konnte: aber dieſen Morgen war das erſte, was mir vor dem Pallaſt in die Augen fiel, ein Franzoſe, der bereits auf einem Faſſe Platz genommen hatte, und mich an der Ecke einer Straſſe aus vollem Halſe abrief. Dieſer Frühſänger war ſo gütig, mir die ſchönen Reimleins mitzutheilen, woran er ſich, mir zu

Ehren, heiſch ſchrie. Ich habe ſie abſchreiben laſſen, und ich ſchicke ſie Ihnen hier nebſt der Melodie. Ich bin ſtolz genug zu glauben, daß Sie vielleicht ſelbſt ſie ſingen werden, ſollten Sie es auch nur thun, um ſich über den Helden und ſeine Panegyriker aufzuhalten.

Zehnter Brief.

Caſtiglione den 23. April 1701.

Ich habe noch eine Reiſe nach Mantua gethan, Madam, und da gings ganz anders zu, als das erſtemal. Der Herzog kam uns entgegen; er ritte einen Iſabellen, und hatte vierundzwanzig Laufer um ſich. Man weiß ſchon, was das für Leute ſind, die Herren Laufer in Italien: ein Kamiſol, kurze taffetne Hoſen, kleiner Hut; und immer vorweg, welches ſo gut ein Verdienſt iſt, wie jedes andre. Der Herzog trug einen braunen Wams, mit ſtählernen Olivenknöpfen, ſo groß wie die kleinen Eyer, einen grauen Hut mit einem Knopf von derſelben Art, eine große ſchwarze Hutfeder rings herum, und eine blonde Perrucke, noch kürzer als die von einem reformirten Prediger. An den Händen hatte er hirſchlederne Handſchuhe, die bald bis an den Ellbogen reichten, und ſtatt des Halstuches eine große, mit Gold geſtickte Steinquerque: an dem Mußelin war Striefenweiſe eine Spitze von point de Veniſe angeſetzt, die beynahe ſechs Finger breit war. Was mir aber beſonders in die Augen fiel, und was ſogar die Ernſthaftigkeit des Marſchalls von *** aus ihrer Faſſung zu bringen ſchien, das war die Art, mit der dieſer Prinz ſich mit Piſtolen verſehn hatte. In jeder Halfter ſtacken drey, und weil er niemals ausreitet, ohne zwey Halftern an jeder Seite zu führen, ſo betrug die ganze Anzahl

zahl, nach der Ausrechnung, ein volles Dutzend. Seinen Aufzug bey Seite geſetzt, iſt es ein Fürſt von vielem Verſtande, und deſſen Seele noch an Schönheit das Sonderbare ſeines Aeußerlichen übertrift. Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie ſehr er dem Monarchen ergeben iſt, deſſen Unterthan zu ſeyn ich ſtolz bin. Als ich von ihm Abſchied nahm, ſagte er, indem er mich ſo herzlich umarmte, daß es mich bis ins Innerſte rührte, er habe auf Niemanden in der Welt Vertrauen, als auf den König und auf die heil. Jungfrau. Ich konnte mich über dieſe Theilung nicht beklagen, und that entzückt über ſein Geſtändniß. Das iſt alles, was meine Zeitung heute Neues enthält, ich füge nur noch die Verſicherung hinzu, daß ich ꝛc.

Eilfter Brief.

Den 1. May 1701.

Seine Heiligkeit, Madam, hat ſeine Reuterey, die zehn oder zwölf Stunden von hier liegt, gemuſtert. Die mehreſten von ihren Befehlshabern haben die Tonſur, und ſtatt der Halsbinde ein Krägelchen. Sie tragen alte lederne Koller, die ihnen die venetianiſchen Juden verkauft haben, und die noch aus den letzten italiäniſchen Kriegen herſtammen mögen. An dieſen Kollern hängt ein ſpaniſcher Degen, beynahe ſieben Fuß lang. Jedes Pferd von dieſen Herrn hat die Mähnen und den Schweif mit Bandſchleifen von verſchiednen Farben aufgebunden. Die Schärpen der Officiers ſind mit kreuzweiſe gelegten ſilbernen Schlüſſeln und mit Trophäen von Biſchofsmützen und Biſchofsſtäben geſtickt. Da der Pabſt ſeine alten, treuen Truppen der Gefahr des Kriegs nicht ausſetzen wollte, ohne zu wiſſen, ob es auch mit ihrem guten Willen geſchehe, ſo ließ er ihnen in ſeinem Namen bekannt machen, daß diejenigen, die einen Abſcheu vor den Todſchlag an ihren Nächſten, oder an ihren eigenen Perſonen hätten, nicht zu marſchiren brauchten, ſondern daß Seine Heiligkeit ſie auf halben Sold bey ſich behalten würde. Von 800 Reutern, denen man dieſen Vorſchlag that, entſchloſſen ſich nur 25 in den Krieg zu gehn, die übrigen zogen den Auffenthalt in der Reſidenz vor, und das Verdienſt, menſchlich zu ſeyn.

Jedes Regiment hat einen Feldprediger, der den Officiers Weihwaſſer reicht, wenn ſie zu Pferde ſteigen. Vor vier Tagen wurden zu Ferrara die Standarten mit ſo vielen Feyerlichkeiten geweiht, daß die Beſchreibung davon ein ganzes Buch einnehmen würde. Da dieſe ganze Reuterey mit übelzugerittenen Pferden verſehn iſt, ſo hätte die Unbeſonnenheit des Vice-Legaten bald die größte Unordnung angerichtet. Er ritte eine Mauleſelin, deren Reize die meiſten Roſſe dieſer Herren in Feuer und Flammen ſetzten; ein ſolches Aergerniß war noch nie erhört worden. Der Stallmeiſter des Vice-Legaten wollte ſeinem Herrn zu Hülfe kommen, bekam aber an dem Kopf einen Schlag von einem Pferde, das ſich auf ſeinen Hinterbeinen in die Höhe gerichtet hatte, um die Mauleſelin zu verführen. Alle Pferde von der Schwadron waren im Begriffe, einem ſo böſen Beyſpiel zu folgen, und ohne einen erſchrecklichen Unfall, der jedermann zwang, ſich wegzubegeben, würde dieſe Begebenheit gewiß Folgen gehabt haben. Ich ſchenke Ihnen die Schlüſſe und Auslegungen von dem allen, und bin ꝛc.

Zwölfter Brief.

Im Lager zu Rigole' am Adice'. Den 16. May 1701.

Ich ſchicke Ihnen hier, Madam, ein kleines Buch, das eine ſehr große Oper enthält, die zu Mayland geſpielt wurde. Sie iſt dem Könige gewidmet, wie Sie aus dem Prolog erſehen können; vielleicht werden Sie alſo aus Neugier dieſen Prolog leſen; denn was die Klagen der wohlehrbaren und züchtigen Andromacha betrift, ſo zweifle ich, ob Ihnen, ſo beſchäftigt, wie Sie ſind, die Luſt anwandeln dürfte, jene Augen darauf zu werfen, die ich kenne, und die ganz andre Dinge zu thun haben.

Da ich alleweile keine andre Neuigkeiten zu ſchreiben weiß, und da ich Sie überhaupt in dem Geſchmack der kriegeriſchen Details unterhalten möchte, ſo erlauben Sie mir, Madam, daß ich Ihnen noch ein paar Worte von den päbſtlichen Truppen ſagen darf.

Die Subordination wird eben nicht zum Beſten bey ihnen beobachtet. Vor einigen Tagen rebellirte wegen einer Streitigkeit die Reuterey, und trieb's ſo arg, daß ein Rietmeiſter von ſeiner Schwadron gemißhandelt wurde. Sie riſſen ihm die Perucke ab. Der Rittmeiſter wollte den Degen ziehn, allein zum Unglück hatte er ſich in die Degenſchleiſe und das Stockband verwickelt. Ein wildes Pferd traf ihn hierauf mit dem Huf an den Stiefel, der, weil er nicht von gebrannten Leder war, den Schlag nicht aushielt. Es entſtand ein groſſer Lärm. Der Major meldete es dem Vice-Legaten. Dieſer eilte mit Sbirren herbey. Die Aufrührer flohen in eine Kirche, und da die große Kirchenthüre offen ſtand, ſo hatten ſie die Indecenz, hineinzureiten; ſie thaten noch mehr, ſie ließen ihre Pferde ſtehn, und flüchteten ſich in's innre Kloſter. Die Pferde, die keine Herren mehr hatten, und ſich ſelber überlaſſen waren, ſingen an, einander zu beißen, zu ſchlagen, zu wiehern. Der Nuntius erſchien, und befahl, daß man die Schuldigen in Verhaſt nehmen ſollte, ohne dabey die mindeſte Rückſicht auf die Kirchenfreyheiten zu nehmen. Die Sbirren, aus Aberglauben, weigerten ſich, zu gehorchen. Während daß man darüber ſtritt, ließen die Mönche die Aufrührer zu einer andern Thüre hinaus, und ſie flüchteten in eine zweyte Kirche. Unterdeſſen durchſuchte der Vice-Legat die erſte, und fand nichts. Er drohte den Mönchen, die Mönche blieben ihm nichts ſchuldig. Endlich nach vielem Zanken und Streiten gab man, um einen Anfang zu machen, als einen Erſatz, dem Rittmeiſter ſeine Perucke wieder, und ſchafte, ſo gut es gehn wollte, die Pferde aus der Kirche, die man nun wieder von friſchen weihen will. Die Sache iſt an dem Pabſt berichtet worden, und man erwartet ſeine Befehle, wie die Verbrecher beſtraſt werden ſollen. Ich bin ꝛc.

Dreyzehnter Brief.

Im Lager zu Rigale den 30. May 1701.

Sie glauben vielleicht, Madam, weil wir im Kriege ſind, daß wir kein Frauenzimmer zu ſehn bekommen: aber ich bitte um Vergebung, wir haben welche geſehn, und zwar Frauenzimmer, die ſich ſo ſehr durch ihre Geburt als ihre Figur auszeichneten, und ſo gut coeſſirt, und ſo gut chauſſirt waren, als je eine Dame coeſſirt oder chauſſirt geweſen iſt.

Die Herren von B***, L***, G*** und andre ſchrieben mir von Verona, und fragten an, ob ihre Damen, ihre Geſellſchaft und ihre Perſon im Lager willkommen ſeyn würden, und ob ſie des Mittags meine Gäſte ſeyn könnten. Auf ſo ſüße Worte antwortete ich durch noch ſüßere; und den andern Morgen langten vier ſechsſpännige Kutſchen mit Damen, einige von ihren Männer in leichten Chaiſen, viel Stutzer zu Pferde und in den Schlägen, bey unſern Vorpoſten an, wo der Prinz von V. ſie bewillkommen, und ins Lager bringen ließ. Nachdem alles wohl in Augenſchein genommen, wohl belorgnirt und beguckt worden war, ſo fand ſich's, daß die Gräfin von B*** und die Marquiſe von L*** ſich den Apfel ſtreitig machten. Die eine trug ein Kleid mit weißen Grund und allen Arten von Blumen, und einen kurzen Rock, auf venetianiſch: ſie war in Haaren aufgeſetzt, die mit Edelſteinen beſäet waren. In der Mitte ſtack ein großer Brillant, der aus einem einzigen Diamanten beſtand, und ſtatt daß unſre Damen in Frankreich, wenn ſie ein Kreuz tragen, es am Hals befeſtigen, ſo befand ſich das ihrige über dem Brillanten. Sie hielt nachläßig ein Rohr in der Hand, deſſen Band ebenfalls mit Diamanten von der größten Schönheit glänzte: Sie hatte kein Roth aufgelegt, aber die ſchönſte Haut, die man ſehen kann, roſenfarbne Lippen, wunderſchöne Zähne, und die ſichtlichſte Begierde zu gefallen. Die Marquiſe war weit reicher, aber nicht mit mehrerm Geſchmack gekleidet. Sie trug eine Schärpe, von einer Art von Goldnetz. An ihren Ohren hingen groſe Perlen, und ſie war en battant l'œil coeffirt. Dies Negligee, wo man übrigens alle Arbeit der Toilette, und alles Studium der Koketterie entdeckte, ſtand ihr zum Entzücken. Die übrigen Damen waren zwar alle auch ganz artig geputzt, aber ſie ſchienen es entweder mit weniger Geſchmack zu ſeyn, oder wußten ihren Anzug weniger zu unterſtützen. Keine einzige ſprach franzöſiſch, aber ſie verſtanden es faſt alle. Was die Männer, Leute von ſehr gewöhnlichen Schlag betrift, ſo waren wir der Meynung, daß ſie am geſcheideſten thäten, wenn ſie entweder ihre Weiber weniger zeigten, oder mit ihrer Perſon ſelbſt weniger freygebig wären. Unſre junge Obriſten und Officiere, für die es ein großer Tag war, füllten unſre Zimmer und Zelte, aber nach dem Dinee geſteh ich Ihnen, Madam, daß ich mich in einer ſehr großen Erſchöpfung von Unterhaltung befand, die mir und der Geſellſchaft gleich unangenehm fiel. Zum Glück verſicherte einer von den jungen Leuten, die ſich in dem Gefolge unſrer Schönen befanden, daß ſie ſängen. Ich ergriff mit beyden Händen dieſe Gelegenheit, mich vom Sprechen zu befreyn, und ſie ſangen mit dem größten Anſtand und den ſchönſten Stimmen von der Welt ſo viel und ſo oft als wir wollten. Als das Singen vorbey war, drohte unſerer Cotterie eine neue Langeweile, allein ich zog mich aus dem Handel, indem ich ſie tanzen ließ. Sie können nicht glauben, Madam, wie ſehr man mir für dieſes Hülfsmittel Dank wußte. Es blieb kein Tanz unverſucht; Menuet, Deutſch, Venetianiſch, Baurentänze, und das alles mit einer Richtigkeit, mit einer Leichtigkeit, und einem air von Aufgeräumtheit, das mich entzückte. Ich habe in meinem Leben keine beſſere Tänzerinnen geſehn. Beym erſten Violinenſtrich ſchienen ſie ſich zu verwandeln, und auf jedem Geſichte war kein Zug, der nicht die Trunkenheit der Freude ausgedrückt hätte. Sie waren ganz Feuer, ganz Leben! Man konnte ſein eigen Wort nicht verſtehn! Ich lachte von Grund des Herzens darüber, und fand es weit weniger **embarraſſant**, zu lachen als zu ſchwatzen. Nach dem

Tanz beſahen ſie das Lager, und nach dem Spatziergang ſchickten wir ſie recht erfriſcht, recht munter und luſtig zurück. Bald wären ſie ſogar des Nachts da geblieben, und ich glaube, ohne die Männer, die finſtre Geſichter zu machen, und die Wichtigkeit eines ſchleunigen Aufbruchs zu fühlen anfingen, würden ſie vielleicht noch bey uns ſeyn, ſo wenig hatten ſie unſre kriegeriſche Manieren erſchreckt. Ich bin ꝛc.

Vierzehnter Brief.

Im Lager zu Goyto, am Mincio, den 28. Sept. 1701.

Ich erhalte den Augenblick, Madam, einen Brief von meinen Korreſpondenten zu Bergamo, worinn er mir folgendes ſchreibt. Vor einigen Tagen brachte der Vater eines hübſchen Mädchens in Erfahrung, daß eine deutſche Parthey ſeine Tochter aufheben wolle. Er entdeckte zugleich, daß der Anführer dieſes Trupps ein Officier ſey, der den vorigen Winter ihren Anbeter machte, und mit dem ſie ſich zu verſtehen ſchien. Er ging zu ihm hin, und vermittelſt fünfhundert Thaler, die er ihm baar hinzählte, beredete er ihn, ſein Vorhaben aufzugeben, wenigſtens that der Officier ſo. Allein zwey Stunden darauf mochte ihm einfallen, daß, da er nun einmal im Beſitz des Geldes ſey, der Beſitz des Mädchens ſein gutes Glück noch mehr vermehren würde: er kam alſo zurück, und entführte ſie. Der Vater, ganz außer ſich über das Verfahren, ſetzte ſogleich nach, und tödtete mit einem Flintenſchuß ſeine Tochter, und mit dem andern den Entführer.

Sollte meine Tochter, über deren Aufführung zu wachen Sie auf ſich genommen haben, etwa lorgnirt werden, oder ſelbſt gern lorgniren, ſo vergeſſen Sie nicht, Madam, dieſes Beyſpiel zu beherzigen, und niemals ohne eine gute Büchſe auszugehn. Ich bin ꝛc.

Funfzehnter Brief.

Lager zu Go[illegible]to am Mincio den 21. Oktober 1701.

Wo ich mich recht erinnere, Madam, ſo habe ich Ihnen von einer alten Meerkatze geſchrieben, die Ehren-Dame bey der Frau Herzogin, und Hofmeiſterin ihrer Ehren-Fräuleins iſt, denn es iſt viel Ehre bey allen dieſen.

Dieſer gehaubte Teufel wurde vor einigen Tagen gewahr, daß Fräulein von Sp***, ein ſehr hübſches Mädchen, aus Scherz eine gewiſſe ſchwarze, mit gelben Bändern geſchmückte Perucke aufgeſetzt hatte, worinn ſie bey einem Gallatag am Hofe prangen wollte, und die ſie deswegen heute aufs ſorgfältigſte zurecht machen ließ. Sie ſah wohl, daß man blos ſeinen Spott mit ihr trieb, fiel alſo über die arme Sp*** her, und ſchlug ſie. Die übrigen liefen herzu, befreyten ihre Freundin aus den Händen der Duegna, und in der Hitze des Streits erwiſchte die Haarnadel von einer dieſer Fräuleins das Bischen Haut, das der Alten Geſicht bedeckt, und verſetzte ihr zwiſchen der längſten aller Naſen, und der größten aller Ohren, die je auf der Welt geweſen ſind, eine ungeheure Schmarre. Dieſes ging des Morgens vor, und das Anſehn der Frau Herzogin ſtillte den Tumult: alles begab ſich auseinander mit Befehl, des Abends bey der Aſſemblee zu erſcheinen, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Zur gewöhnlichen Stunde trat die Hofmeiſterin im großen Staat an der Spitze ihrer handfeſten Fräuleins, in das Aſſemblee-Zimmer, und hatte mit großem Fleiß ihre lange Schmarre, unter einem Schönpfläſterchen von gleicher Größe, zu verbergen geſucht. Jedermann wünſchte ihr Glück, und die Herzogin, die ſich ſtellte, als ob ſie ſie ſelber tröſten wollte, foderte ein Licht, um die Bleſſur recht in der Nähe zu betrachten. Eine von ihren Damen nahm den Leuchter, und hielt ihn zum Unglück ſo knapp an die Coeffüre, daß eine Locke Feuer fing; ſogleich fuhren zwey kleine Schwärmer mit groſſem Gepraſſel heraus. Urtheilen Sie, Madam, ob das Schrecken allgemein war! Sie hätten alle die Damen aufſpringen, davonlaufen, und kreiſchen hören ſollen. Man rief überlaut, die Alte und ihre Perucke wäre behext. Wütend und außer ſich wußte ſie kein anderes Rettungsmittel, als ihren ganzen Kopfputz geſchwinde auf die Erde zu werfen; zwey neue Schwärmer gingen nun los, und ſteckten das gelbe Band an. Sie hatte alle mögliche Mühe, das Feuer zu löſchen; ſie befand ſich allein, und wie eine Opern-Hexe über und über brennend in der Mitte des Saals. Man hatte ihre Haare mit Schiespulver gepudert, welches einen unausſtehlichen Geſtank und Rauch verbreitete. Zum größten Unglück war das Feuerwerk ſo künſtlich vertheilt, daß ſelbſt unter dem Rocke verſchiedne kleine Petarden losgingen, und ſie zum erſtenmal in ihrem Leben ſpringen machten. Es war das lächerlichſte Schauſpiel, das man ſich nur vorſtellen kann. Die arme Sp***, ganz beſchämt und verwirrt, geſtand, der ganze Auftritt hätte eigentlich in ihrem Zimmer vor ſich gehn ſollen, weil aber ihre Hofmeiſterin, die nichts thäte, als ſie plagen und ſchlagen, aus großer Eile, bald in der Aſſemblee zu ſeyn, die Perucke, ohne was zu merken, aufgeſetzt hätte, ſo wäre ihr dieſes Unglück in Gegenwart Ihro Durchlaucht begegnet. Sie hat die Herzogin deswegen um Vergebung, weinte ein Bischen, und bekam pro forma Stubenarreſt. Ich bin ꝛc.

Letzter Brief.

Mantua den 27. November 1701.

Vor einigen Tagen, Madam, brachte mich mein Dienſt zu dem Prinzen von B***. Ein ziemlich großes Landgut, das iſt ungefähr, was man ſeine Staaten nennet; ſein Schloß ſcheint der Wohnſitz irgend eines reichen Edelmanns in der Provinz zu ſeyn. Der Ober-Thürſteher, den man an dem Eingange antrift, iſt ein Bär unter der Aufſicht eines alten Mohren, mit einem eisgrauen Kopf und Bart. Da man meine Ankunft wußte, und mich für einen Mann von größerer Wichtigkeit hielt, als ich bin, ſo waren alle Bediente auf den Beinen.

Ich fand zuerſt ſechs Schweizer in der Liverey, die mich mit Hellebarden aus den Zeiten des Königs Davids, durch einen Hof begleiteten, der kein Ende nahm. Am Fuß einer Treppe, die in eine Art von Vorhof führte, machte mir der erſte Kammerdiener einen ſo gewaltigen und langen Bückling, daß ich die Treppe ſchon hinauf war, ehe er ſich noch in die Höhe gerichtet hatte, mein Sohn, der mir von weitem folgte, bildete ſich ſogar ein, er habe die fallende Sucht bekommen. Ich trat nunmehr in den erſten, oder den ſogenannten Gardeſaal. In der That waren ihrer auch wenigſtens ein zwanzig darinn; ſie hatten den Karabiner geſchultert, und Hüte mit ſo breiten Treſſen auf, daß der ganze Hut, bis da, wo der Kopf dieſer Herren darinn ſtack, davon überzogen war. Den zweyten Saal ſchmückten ſechzehn Läuſer, in weißen Kamiſölern, Liverey-Beinkleidern, platten Schuhen, Federbüſchen auf den Mützen, die bey ihrer Unthätigkeit recht einfältig ausſahn. Hierauf folgte eine Art von Vorgemach, wo ich acht Pagen, von ziemlich gutem Anſehn, mit ihrem Hofmeiſter an der Spitze, bemerkte. Ich vergaß, Ihnen zu ſagen, daß, die Garde ausgenommen, die ſteif und gerade da ſtand, alle die übrigen Bedienten, welche in Reihen nach der Gröſſe geſtellt, und bis zum ungeduldig machen höflich waren, ſich wechſelsweiſe mit einer Ordnung und einer Genauigkeit bückten und aufrichteten, daß ich darauf ſchwören möchte, ſie wären vorher exercirt worden. Endlich, Madam, trat ich in ein großes Zimmer, wo mich der ganze Hof des Prinzen erwartete: Bücklinge zur Rechten, Bücklinge zur Linken; es waren ſo viele Menſchen da, daß ich glaube, man hatte, Gott verzeih mir's! Hofleute gemiethet. Als ich durch dieſe Reihe von Zimmern durch war, öfnete man eine Thür, und in dem zweyten, dritten oder vierten Vorgemach (denn ich geſtehe Ihnen, ich zähle ſie nicht mehr) erblickte ich einem Thronhimmel, einen umgekehrten Seſſel, und keine lebendige Seele mehr, als einen andern Bücklingsmacher, welches der Kanzler des Prinzen war. Er ſagte mir, daß Seine Excellenz in Verzweiflung wären, daß ſie mir nicht hätten entgegen kommen können, weil ſie ſich unbaß befänden. In der That traf ich auch fünf oder ſechs Zimmer weiter den Prinzen in ſeinem Bette an. Ich habe nachher erfahren, daß er dieſes allezeit zu thun pflegt, um das Zeremoniel zu vermeiden. Vielleicht lag er gar geſtiefelt und geſpornt darinn, denn er war noch denſelben Tag ausgeritten. Ich mache Ihnen keine Beſchreibung von unſerer Unterredung. Wir ſprachen zwey Stunden, ohne zu reden. Was mir an der Meublirung des Zimmers auffiel, waren ſiebenundzwanzig Pendülen oder Schlaguhren, und einunddreißig mit Taback gefüllte Doſen, die um ihn herumſtanden, ob er gleich niemals welchen ſchnupfte.

Nach geendigtem Beſuch, der ſehr kurz geweſen ſeyn würde, wenn er mich nicht zwanzigmal zu bleiben genöthigt hätte, fand ich beym Weggehn dieſelben Leute in derſelben Ordnung, dieſelben Höflichkeiten, und ſonderlich dieſelben Bücklinge wieder. Wahrhaftig, ich glaube, ſogar der Bär würde ſeinen wunderſchönen Krazfuß gemacht haben, wenn er darum gebeten worden wäre.

Bey meiner Nachhauſekunft erſtaunte ich nicht wenig, als in meiner Wohnung, die eine Meile vom Pallaſt entfernt lag, eine Art von Ceremonienmeiſter eintraf, der mir im Namen ſeines Herrn dreißig Liverey-Bediente präſentirte, die in einem Saal aufgeſtellt waren, und folgendes Geſchenk trugen.

Zwey Kälber.
Vierundzwanzig Haſen.
Zwölf Zuckerbrodte.
Funfzig Hüner.
Zwölf Kapaunen.
Acht Faſanen.
Sechs Dutzend Lerchen.
Zwey große Parmeſan-Käſe.
Zwey Schüſſeln mit Trüffeln.
Achtzehn Knackwürſte.
Neun welſche Hähne.
Zwölf Flaſchen ſchlechten Wein's.
Zwey Fäßchen Senf.
Ein Korb mit Cichorien-Wurzeln.

Zwölf Cervelat-
und ſechs Blutwürſte von Boulogne.

Ich zweifle, Madam, ob Sie je in ihrem Leben von einem ſolchen Geſchenk gehört haben. Ich bin ꝛc.

2.

Hat das Clima, oder die Regierungsform, einen größern Einfluß in den verſchiedenen Charakter der Völker?

Eine Abhandlung von D—r.

Schon die Alten hielten es für einen der Aufmerkſamkeit würdigen Gegenſtand, den Triebfedern nachzuſpüren, und ſie auszuforſchen, die einen ſo verſchiedenen Charakter unter den Völkern hervorbringen mögen. Doch weit mehr noch iſt von den Neuern darüber geſtritten worden, ob der Grund dieſes Unterſchiedes im Clima, oder in der Regierungsform, allein zu ſuchen ſey. Die Schriftſteller des Alterthums, die zur Ehre menſchlicher Kenntniſſe mehr dachten, und weniger dogmatiſch ſchrieben, haben dieſen Streitpunkt unentſchieden gelaſſen, und uns dafür lieber feingedachte Bemerkungen zu einem zukünftigen Ganzen liefern wollen. *)

Die Autoren der neuern Zeit hingegen, weit zuverſichtlicher auf ihre Wiſſenſchaft, wollten bald den Himmels-

---

*) Unter denen Alten vorzüglich **Hippokrates, Polybius, Vitruvius** und **Strabo**.

melsſtrich, bald der Regierungsform **alles allein** zuſchreiben; und ſo entſtunden Partheyen, die in mächtigen Federkriegen pro aris & focis zu kämpfen ſchienen. **Machiavelli**, und nach ihm **David Hume**, waren für die Regierungsform, ſo wie **Bodin**, **Dubos** und **Monteſquieux** auf die Seite des Clima traten. *) Wir wollen uns, um den Leſer weder für den einen, noch für den andern Theil einzunehmen, aller Machtſprüche enthalten: auch nicht, aus Liebe zur Hypotheſe, in Unterſuchung und richtiger Vorſtellung beyderſeitiger Gründe, etwas fehlen laſſen. Die Wahrheit lieget, wie immer, auch hier in der Mitten. Statt alſo uns für die eine oder für die andre Parthey zu erklären, werden wir beyde zu vereinigen ſuchen, da jede Meinung Gründe für ſich hat.

Das Clima ſowohl als die Regierung form bildet den Charakter des Volks; allein der Einfluß der Regierungsform iſt nicht dauerhaft — äußert ſich nicht immer und beſtändig — wenn der Einfluß des Himmelsſtriches unvergänglich bleibt.

Dies Axiom, ſo wir feſtzuſetzen wagen, wird aber auch Ausnahmen unterworfen ſeyn, nachdem ein Land von der Hand der Natur, oder des Menſchen, Revolutionen erlitten hat, die wir zu ſeiner Zeit berichtigen wollen. Und daher läßt ſich der verſchiedene **Nationalcharakter**, theils aus innern oder **phyſikaliſchen**, theils aus **äußern** oder **moraliſchen** Urſachen erklären. Jenes beſtimmt der Himmelsſtrich; dieſes thut die Regierungsform, und was dahin gehöret.

---

*) Monteſquieux voit tout dans le climat! Hieher gehören auch noch Huart, Chardin, Fontenelle und Winkelmann, die alle dem Clima anhingen.

Unſere Abhandlung zerfällt alſo von ſelbſt in vier Abſchnitte: wo wir im erſten, vom Einfluſſe des Clima; im zweiten, von den Ausnahmen und Nebenumſtänden beym Himmelsſtriche; im dritten, von der Regierungsform; und im vierten endlich, von der Vereinigung beider Quellen reden werden, aus den der Nationalcharakter hervorgeht.

I. Einfluß des Clima auf den Charakter der Völker.

— licet videre acutiora ingenia, & ad intelligendum aptiora eorum, qui terras incolant eas, in quibus aër ſit purus, ac tenuis, quam illorum, qui utantur craſſo caelo, atque concreto.

Cic. *de nat. deor.* *L.* 2.

Durch den Einfluß des Himmelsſtriches verſtehen wir die Würkung der verſchiedenen Lage der Länder, der beſondern Witterung und Nahrung in denſelben, in die Bildung der Einwohner, ſo wie in ihre Denkungsart. Das erſtere fällt in die Sinne, und wir ſehen, daß jede Nation von der andern durch eigne Geſichtszüge ſich erkennen laſſe. Dieſe Verſchiedenheit und Mannichfaltigkeit nimmt nach Graden zu, nachdem Völker ſehr weit voneinander entfernt liegen; eben ſo wie dieſe Mannichfaltigkeit in den Ländern ſelbſt ſtatt finden muß. Die Zunge des Nordländers iſt weniger ſchnell und geläufig, als die des Südländers: daher kömmt auch die Verſchiedenheit der Sprache. Ferner denkt der Menſch in warmen Ländern lebhafter, als der, ſo in kältern Regionen wohnt. — Die feinere oder gröbere Organiſation, ſo den ſittlichen Charakter eines Volkes feſtſetzt, iſt nicht die Frucht eines jeden Himmelsſtriches: die Natur

tur der Elemente, ſo den Körper bildet, Waſſer, Luft und Nahrung, die ihn umgiebt und erhält, ſind ihm auf verſchiedene Art vortheilhaft oder nachtheilig.

So ſind Schwäche des Leibes, Trägheit des Geiſtes, und Mangel der Leidenſchaft, Früchte des **hohen** Nordens: Kleinmüthigkeit, Erſchlappung der Seele und Ruhe, die Frucht des Südens; und die glückliche Vermiſchung aller Leibes- und Seelenkräfte der Preis des gemäßigten Himmelsſtriches. Hier finden wir alſo die Vollkommenheit und Regelmäßigkeit in allen organiſchen Körpern, und hier erkennen wir das Meiſterſtück der Natur, ſo wie alles Erſchaffenen, in ſeiner Hoheit. Was dieſe Linie überſchreitet, wird unvollkommen, und nahe dem Pol, ſo wie unter der Linie endlich gar ungeſtalt. Man ſtelle, in Gedanken, einen edlen **Georgier** zwiſchen einen **Neger** und einen **Lappen**, und wen wird dieſe Gruppe nicht vom Erhabnen zum Belachenswerthen ſchwankend machen. — Denn allzugroße Hitze, und allzuſtrenge Kälte ſind Extreme, und bringen auf Körper und Geiſt gleiche Würkungen hervor *) — je-

---

*) Der Verfaſſer der Geſchichte des menſchlichen Verſtandes ſagt S. 70. wo er von der Größe und Stärke der Völker in Norden ſpricht: — „Doch machen die Völker, welche ſehr weit gegen Norden wohnen, z. E. die Lappen, eine Ausnahme ꝛc.“ — Mir deucht, es ſey keine Ausnahme, ſondern vielmehr Regel und Geſetz, daß jemehr man ſich den beiden Polen nähert, nach phyſikaliſchen Geſetzen, alles, ſowohl im Thier- als Pflanzenreich, kleiner und ſchwächer werden muß. — Eben ſo drückt ſich Herr Flegel weiter oben S. 52. etwas unbeſtimmt aus, wenn er ſagt: daß die mathematiſche Eintheilung der Erde in 24 unterſchiedene Himmelsſtriche ganz unfruchtbar ſey, und

nes erſchöpft die Lebensgeiſter, dieſes erſtarret ſie gleichſam — ſie machen kalt und bedachtſam im Handeln.

Gemäßigte Hitze, und ein gewiſſer Grad von Kälte, ſtärkt und erweckt die Seele zur Thätigkeit, und giebt Feuer und Lebhaftigkeit zum Handeln. Darum finden wir Trägheit beym Schwarzen und beym Samojeden, und Munterkeit beym Franzoſen.

Bevor wir alſo in den individuellen Charakter der Völker weiter vorrücken, wollen wir vorher den unbezweifelten Einfluß des Clima in andere Dinge betrachten, die uns unmittelbar oder mittelbar angehen, und verwandt ſind. Niemand wird an dem mächtigen Einfluſſe des Clima auf uns mehr zweifeln, der auf die Veränderungen acht hat, die ſolches in dem Thier- und Pflanzenreich hervorbringt. Die Kälte und Wärme, die Schwere und Leichtigkeit der Luft äußert ſich in denſelben auf ganz verſchiedene Weiſe. Jede Pflanze, jedes Thier will ſeinen eigenen Boden haben, und verſchlimmert ſich, wenn es in einen entgegengeſetzten Himmelsſtrich verſetzt wird. So können aus Rieſen Zwerge werden, wenn ſie aus ihrer Heimath in einen fremden Boden gebracht werden. Der Wunderbaum (Rhicinus) wächſt

---

nicht in Betrachtung gezogen werden könne ꝛc. — Wir müſſen ja eine Baſis haben, um darauf zu bauen: denn, daß Nebenumſtände vorkommen, auf die wir zugleich mit zu ſehen haben, macht ein Ding noch nicht ganz unfruchtbar — oder die Ausnahme müßte die Regel aufheben wollen? Doch dazu läßts der Autor nicht kommen, und er ſucht ſeinen Satz gleich darauf wieder einzuſchränken. Das ſcheint mit wenigſtens Mangel der Präciſion zu ſeyn, und ich habe dieſe Bemerkung nur darum gemacht, weil ich ſo etwas bey einem unſrer Denker fand.

wächſt im nördlichen Afrika zur Größe eines Baumes, wie unſere Linden; deſſen Schatten die Einwohner von **Algier** ſo ſehr lieben, daß ſie ihn vor allen andern Bäumen zu Alleen ziehen. Und eben derſelbe höret auf bey uns ein Baum zu ſeyn, und verändert ſeine Natur dergeſtalt, daß er bis zum Sommergewächs (planta annua) ausartet. Wem iſt unbekannt, daß alle europäiſche Thiere, die ſeit den Spaniern nach Amerika verſetzt worden ſind, von ihrer Größe und Stärke verlohren haben; ja, daß ſelbſt die Abkömmlinge der erſten Spanier in der neuen Welt *) jetzt den Italiänern an Leib und Seele vollkommen gleich geworden ſind. Eben dieſes wiederfährt auch den Mohren bey uns, die nach einigen Zeugungen, gleich den Europäern, weiß werden. Doch wir dürfen nicht übers Meer gehen, um dergleichen Veränderungen zu erfahren. Die **franzöſiſchen Flüchtlinge**, die der Religion wegen im vorigen Jahrhundert auch in Teutſchland eine Schutzſtätte ſuchten, ſind noch wenig kenntlich, und nach der dritten Generation Teutſche worden. **) So ſind auch die **teutſchen Coloniſten**, die in dieſem Jahrhundert ins Innre des rußiſchen Reichs verſetzt worden ſind, ſchon ausgeartet, daß man ſie bald mit den alten Einwohnern vermengen wird. ***)

Die

---

*) Meſtizen und Mulatten.

**) Ich verſtehe hier diejenigen Refugies, ſo aus dem ſüdlichen Theile Frankreichs zu uns kamen; denn von dem Theile, ſo mit uns gränzt, kann ſolches, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht gelten.

***) Nach dem Zeugniſſe eines neuern Reiſenden. Seine eigne Worte ſind: „Man ſollte kaum denken, daß ſchon die erſte Generation ſo ausarten können; die zweyte und ſol-

Die Menſchen ſind, wie die Pflanzen, die die Natur des Bodens annehmen, auf welchen ſie verſetzt werden — ſagte **Cyrus** zu den Perſern: und nichts iſt wahrer, als der Ausſpruch dieſes großen Königs. Die Erfahrung aller Zeiten ſpricht dafür, daß Völker, die aus einen Himmelsſtrich in den andern wanderten, auch die Natur des neuen Landes annahmen: daß nördliche Völker nach Süden gepflanzt, in der Folgezeit den Eingebornen gleich wurden. So wurden tapfre **Macedonier**, in den Gefilden Alexandriens und Babyloniens, weibiſch; ſie hörten mit dem Sohne, mit dem Enkel auf, Griechen zu ſeyn, und wurden Afrikaner und Aſiater, ſo wie in unſern Tagen **Spanier** und **Portugieſen** in beiden Indien ausgeartet, und Amerikaner worden ſind. Die **Türken**, urſprünglich ein tatariſches Volk, ſind in Europa das nicht mehr, was ſie einſt in Oberaſien waren.

Der Boden bringt Einwohner hervor, ſo ihm gleichen; die Rauhigkeit des Clima von Nordaſien und von der größern Hälfte Europens mögen hier zeugen. Die beſtändige Veränderung der Winde, die Abwechſelung in der Temperatur der Luft, der Uebergang von Kälte und Wärme, erſchüttern Blut und Nerven, und reizen die Lebensgeiſter, ohne ſie je in Unthätigkeit fallen zu laſſen.

Dieſe unaufhörliche Veränderungen ſetzen die Seele ſowohl, als den Körper in Thätigkeit, und nichts giebt dem Menſchen einen männlichern und feſtern Charakter, als Bewegung und Arbeit. — Hingegen ſind die Jahreszeiten im untern Theile Aſiens immer dieſelben, und ſo

ſind

---

folgende wird ſchwerlich jemand von den hieſigen Bauersleuten unterſcheiden." S. Georgi Bemerkungen einer Reiſe im rußiſchen Reiche von 1772–75.

ſind auch ihre Bewohner von gemäßigtern und ſanftern Sitten. Dies macht ſie zärtlich und wenig zum Krieg geſchickt; denn das Gefühl von Wolluſt ſtößt der Seele eine Art von Entkräftung ein. — So lieben die Völker Nordens Freyheit und Krieg; die ſüdlichen Nationen ſind Sklaven und furchtſam; die in gemäßigten Regionen erkennen das Anſehn der Vernunft und der Geſetze; die unter einem Feuerhimmel wohnen, ſind dem Enthuſiasmus und der Schwärmerey ergeben. — Daher wurde der Süden immer ein Raub des Nordens, und ſo oft unterjocht; daher athmet der Geiſt der Freyheit, der Aufgeklärtheit und des Geſchmacks in Europa, wenn die ſchönere Hälfte von Aſien Sklaverey beengt, und Aberglauben drückt. Hier giebts Republiken, dort nur Deſpotismus.

So das Land, ſo das Volk! ſey es auch immer einheimiſch geweſen, oder einheimiſch gemacht worden. Wer erkennt, im Ganzen genommen, nicht noch heut zu Tage die Völker, ſo wie ſie uns **Cäſar**, **Tacitus**, **Juſtin** u. a. vor vielen Jahrhunderten bezeichnet haben? Wer findet nicht noch die Verſchlagenheit des **Römers**, die Redlichkeit und Tapferkeit des **Germanen**; den Muth und die Gelehrigkeit, die Höflichkeit und den Leichtſinn des **Galliers**; die Liebe zur Freyheit des **Britten**, und die Verſchwiegenheit und Treue des **Hiſpaniers** — in den Italiäner, Teutſchen, Franzoſen, Engländer und Franzoſen wieder? *)

---

*) *Juſtinus* L. 44. Jul. Cæſar L. 3. L. 7. Unter andern ſagt erſterer im 2ten Kap. von der Verſchwiegenheit des Spaniers: Saepe tormentis pro ſilentio rerum creditarum immortui; adeo illis fortior taciturnitatis cura, quam vitae.

II. Ausnahmen und Nebenumſtände beym Himmelsſtrich.

Doch dieſer Einfluß des Clima leidet auch Ausnahmen, oder vielmehr nur Scheinwiderſprüche, die aus den Veränderungen unſers Erdballs erklärt werden können, da derſelbe, nach den unveränderlichen Geſetzen der Natur, **beſtändigen**, bald langſamen, bald geſchwinden Revolutionen unterworfen iſt, und ſeyn muß. Dies führt uns zum zweyten Abſchnitt unſrer Abhandlung. Und dieſe Abänderungen liegen theils in der **allgewaltigen Hand** der Natur, theils in der **künſtlichen Hand** des Menſchen. Die Ausnahmen, ſo von der Natur abhängen, ſind wieder **ordentliche** und **außerordentliche**. So kann durch dieſe, welche wir **große Revolutionen** nennen wollen, ein Land ſeine ganze Geſtalt verlieren: Erdbeben, Feuerſpeyende Berge, Ueberſchwemmungen und Erdfälle, werden einen ganz andern Boden, und eine neue Atmoſphäre hervorbringen. — Zu den **ordentlichen** Ausnahmen der Natur beym Clima gehört die **verſchiedne Lage** der Länder, und hauptſächlich die **Höhe des Landes**: Denn ob es von Meere begränzt, oder wieder mit Land umgeben iſt; ob der Boden hoch und bergicht; mehr oder weniger Cultur hat; die Thäler, die Winde, die mancherley Erdarten, und die verſchiedne Grade des Erdfeuers, bringen mancherley Veränderungen in der Fruchtbarkeit des Landes und der Witterung hervor. — Die Ausnahmen, ſo den Menſchen zum Urheber haben, dahin gehört hauptſächlich die **Cultur**. Denn der Fleiß des Menſchen kann allerdings ein Land fruchtbarer, geſünder und milder machen; oder das Gegentheil bewürken, wenn durch Vernachläßigung er ſeine Hand wieder davon abzieht. Da die großen oder außerordentlichen **Revolutionen** der Natur außer unſern Horizont liegen, und von der Cultur im folgenden Abſchnitte geredet werden wird, ſo können wir uns hier blos auf die **ordentlichen Ausnahmen** beym Clima einlaſſen.

Bey Berechnung der Länder, die unter gleichem Grad der Breite liegen, würde man einen falſchen Schluß machen, daß ſie auch allezeit gleichen Himmelsſtrich haben müſſen. Das Clima beſtimmt nicht allein **die Breite und die Länge**, (latitudo & longitudo) ſondern, welches wohl zu merken, auch die **Höhe.** (altitudo) — **Quito** in Amerika liegt faſt unter der Linie, und doch findet man hier, ſtatt eines Feuerhimmels, den man hier hoffen dürfte, eine ſehr gemäßigte Luft, und es herrſcht dafür ein ewiger Frühling daſelbſt. Dieſes beruht auf ſeinen hohen Boden, wozu noch die Nachbarſchaft der Eisgebürge und des Meeres das Seine beyträgt. *) Aus eben dem Grunde iſt die **Schweiz**, im Ganzen genommen, kälter, denn **Pohlen.** In Siberien, zwiſchen den 55. und 60. Grad nördlicher Breite, iſt eine größere Kälte, als zu **Tornea** in Bothnien, ſo unter den 65. Grad liegt. **Peking** gegen Morgen, und **Liſſabon** gegen Abend, liegen beyde unter gleichem Grad der nördlichen Breite; beyde haben hohe angrenzende Meere, und wer weiß nicht, daß es am erſten Orte (der doch nur um einen Grad nördlicher liegt) Eis gefriert, welches ein Wunder in Liſſabon ſeyn würde. Hier vereinigen ſich mehrere Urſachen, um ſolches zu erklären. Denn ſo hat man angemerkt, daß die Länder gegen Morgen kälter ſind, als die gegen Abend, und welches der Fall hier iſt. Ferner das angrenzende nördliche Aſien, das des hohen Bodens, und des Salpetergrundes wegen, für ſo kalt erklärt wird; *) und endlich der ſchlechte Anbau deſſelben, oder vielmehr der Mangel der Cultur des rußiſchen Aſiens und der freyen Tartarey gegen Abend. Wir ſehn hieraus, daß außer der Höhe des Landes es auch noch auf Nebenumſtände ankomme, ſo wir mit noch einigen Beyſpielen erläutern wollen.

---

*) Die Cordilleras de les andos.

So die Winde. Dieſe nehmen die Eigenſchaft der Länder an, durch welche ſie wehen. Dasjenige Amerika, ſo mit Europa unter gleicher Breite liegt, iſt weit kälter, da die Nordwinde faſt das ganze Jahr über die mit Schnee bedeckte Gebürge blaſen. Die veränderlichen Winde machen an verſchiednen Orten des feſten Landes und der Inſeln, zu einer und eben derſelben Zeit, Winter und Sommer, ob ſie gleich unter einerley Breite liegen. So in der indiſchen Halbinſel, die von dem Gebürge **Gate** von Norden nach Süden durchſchnitten wird, auf der Küſte von **Koromandel** Sommer, wenn es auf der **Malabariſchen** Winter iſt.

So das Waſſer. Es macht ein Land gemäßigter, als es ſonſt ſeyn würde. **England** iſt ein auffallendes Beyſpiel, denn es hat einen ſehr gemäßigten Winter. Eben dies gilt verhältnißmäßig von Schottland, das ſonſt, ſeiner Lage nach, weit kälter ſeyn müſte. So hat auch **Norwegen**, weil es wie jene an dem großen Weltmeer gelegen, **an ſeinen Küſten gemeiniglich** einen gelindern Winter, als ſelbſt Teutſchland.

---

*) Der Salpeter und andre Salze verhindern, daß das inwendige Feur der Erde nicht auf die Theile in der Atmoſphäre würken kann.

Auch der Grund und Boden, oder das Erdreich (terra), macht ein Land bald wärmer, bald kälter, nachdem es mehr Schwefel oder Salpeter in ſich enthält, nachdem der Boden ſandig oder moraſtig befunden wird u. d. Daher hilft der Salpetergrund in **China** und in **Siberien** die Kälte vermehren, ſo wie der Schwefelboden zur Wärme von Italien mit beytragen hilft.

Zuletzt endlich **die Cultur**, oder die Abweſenheit derſelben. **Neu-Brittanien** (Nova Brittania) liegt in gleicher Norderbreite mit dem nördlichen Theile Teutſchlands, und gleichwol iſt jenes Land eins der rauheſten und gar keines Ackerbaus fähig. Worin kann hier wohl der Grund vorzüglich anders liegen, als im Mangel der Cultur dieſes ganzen neuen Welttheils, der jetzt erſt gleichſam aus ſeiner Schöpfung hervorzuſteigen ſcheint. Aber müſſen wir nicht erſtaunen, wenn wir von dem **Feuerlande** (terra del fulgo) in der **Magellaniſchen Straſſe** beym **Cook** finden: daß, da er mitten im Sommer in dieſer Gegend (welches unſer December iſt) anlangte, gleichwol ein entſetzlicher Schnee fiel, daß einige von ſeiner Schiffsgeſellſchaft vor Kälte ſtarben. *) Und dieſes Land liegt doch nur in den 54. und 55. Grad ſüdlicher Breite. Woher mag es wohl kommen, daß die Kälte gegen den Süderpol weit früher angeht, und heftiger würkt, als gegen den Nordpol? —

Alle dieſe Verändrungen, die Lage, Wind, Waſſer, Boden u. ſ. w. und auf das Land hervorbringen, müſſen folglich auf ihre Einwohner zurück fallen. Quito muſte, dem Himmelsſtrich nach, eine Wüſte ſeyn, und wurde durch die beſondre Lage ein Paradies. So wie alſo die Natur mit dem Lande ſpielte, und ein Eden hervorgehn hieß, ſo ſind auch ihre Bewohner dieſer Gegenden würdig. Unter allen Amerikanern ſind ſie am ſchönſten gebildet, ſie ſind tapfer, leutſelig, und gefällig im Umgange und von guten Sitten. Das Feuerland,*) obgleich noch in der gemäßigten Zone, hat gleichwol das traurige Anſehn, und die fürchterliche Kälte unter dem Pol: und eben ſo iſt der armſelige Hauſe auf ſelbigen für einen Auswurf der Natur anzuſehn. Ungeſtaltet und empfindungslos führen ſie gleichſam ein pflanzenartiges Leben.

---

*) S. die Reiſen der Engländer nach dem Südſee.

Gelegentlich gehen wir hier der Beantwortung einiger Einwürfe entgegen, die, obgleich nur entfernt, hieher gezogen werden können. Man frägt nemlich: **wie kann Muth und Tapferkeit die Frucht des Clima seyn, da wir ſie in ein und eben dem Lande, obgleich zu verſchiednen Zeiten, ſteigen und fallen ſehen?** — Ein Eichbaum trägt nicht alle Jahr Frucht, und dennoch kann er Eicheln tragen. Ein verwildeter Acker, der Jahrelang unbearbeitet lag, giebt nicht ſogleich wieder eine volle Aerndte. Eben ſo wird ein ſonſt tapfres Volk, das lange die Ruhe des Friedens genoß, nicht in der erſten Schlacht, nicht im erſten Feldzuge Wunder der Tapferkeit thun. Wozu Beweiſe, da die Geſchichte voll davon iſt. Hier kann alſo die Regierungsform ihre Macht äußern, doch nur im Aufhalten der Fähigkeiten: ſie kann den Muth nach ihren Abſichten erſticken, oder erwecken, aber niemals ſchaffen. — Ein andrer Einwurf, den wir zu beantworten haben, iſt: ein und eben das Volk, äußert in ein und eben dem Lande, doch zu verſchiednen Zeiten, **einen ganz entgegengeſetzten Charakter: Egypter,**

---

*) Terra del fuëgo in Südamerika.

ker, Griechen, Römer waren ehemals die Bewunderung der Welt, und ſind jetzt die Verachtung derſelben. — Zugegeben die Außenſeite, der Glanz dieſer Völker, da ſie jetzt in Dunkelheit wohnen; aber wir finden bey ihnen noch immer die Grundlage ihrer Ahnherren: die Melancholie des **Egypters**, den Witz des **Griechen**, und die Liſt des **Römers**. *) So ſcheint nur die Regierungsform ein Volk umgeſchaffen zu haben, die Griechen unter dem türkiſchen Zepter. Wahr iſts, der Geiſt der Freyheit iſt in ihnen erſtickt, oder was ich lieber ſagen wollte, ſchläft in ihnen; **) allein im Weſentlichen finden wir noch immer den Charakter der alten Griechen: Empfindſamkeit der Seele, Feinheit der Sitten, und Munterkeit des Geiſtes. Der Deſpotismus ließ ihrer Würkſamkeit nichts übrig, als den Handel, und auch in dieſer Laufbahn des Geiſtes ſind ſie groß worden, übertreffen alle andre Völker, und ſind die erſten und einzigen Kaufleute der Levante.

So gewiß bleibt das **Phyſikaliſche** die Grundlage im Charakter eines Volks, die keine Regierungsform, keine Cultur nie auslöſchen wird. Denn ſo war der

---

*) Auch die Liebe zur Freyheit iſt in Letztern nicht erſtorben. Ein neuer teutſcher Reiſender ſagt daher von ihnen: „ich kenne zu Florenz Edelleute, die das Fenſter ſo geſchwind zumachen, als wenn plötzlich ein Hagelwetter oder Sturmwind entſteht, wenn ihr Grosfürſt vorbeyfährt.“ — Daher auch der Italiäner Hang zur Satyre, Liebe zur Unabhängigkeit, und Haß gegen alles Dienen der Großen.

**) Doch der Trieb zur Unabhängigkeit iſt auch noch nicht überall verſchwunden. Wer kennt nicht die Mainotten? Nachkommen der Lacedämonier, die von den Türken noch nicht haben unterjocht werden können.

Teutſche zu Tacitus Zeiten kriegriſch, tapfer, ernſthaft, und dem Trunk ergeben — alles allgemeine Züge der nördlichen Völker — und er iſt's noch jetzt. Eben ſo iſt der Franzoſe noch immer luſtig, eitel, leichtſinnig, und liebt das Spiel; noch eben ſo kühn im Angriff, als geſchwind im Fliehen, und der Strapatzen nicht mehr gewohnt, als der Gallier. Der Engländer noch eben ſo unternehmend, tiefdenkend und edel, unruhig und freyheitsvoll, als der Britte. *) — Freyheit war immer die Loſung in den **Abendländern**, ſo wie Unterwürfigkeit und Knechtſchaft das Panir der **Morgenländer**; und noch jetzt iſt der Europäer dem Aſiaten an Stärke überlegen. — Stets wird ein lachender Himmelsſtrich ſanfte und gefällige Sitten, ein wärmers Gefühl, und feinere Geiſter hervorrufen: ſo wie ein kalter Himmel mit aller Cultur, bey allen Vortheilen von Künſten und Wiſſenſchaften, in den Einwohnern etwas Störrigkeit in den Sitten, mehr wahres als erhöhtes Gefühl, und eher verſtändige als feine Köpfe hervorbringen wird. So iſt bis jetzt noch Italien und die Abendländer vorzüglich der Auffenthalt der ſchönen Künſte geblieben, ſo wie dem Norden die Philoſophie günſtiger geweſen iſt.

III. Einfluß der Regierungsform ꝛc. in den Charakter der Völker.

Bisher ſahen wir, was Natur vermag; jetzt wollen wir die Kräfte der Kunſt meſſen — oder mit andern Worten: wir wollen uns bemühen, den Einfluß der Regierungsform zu zeigen, nachdem wir den Einfluß des

---

*) Corn, Tacitus de moribus Germanor, Jul. Cæſar in Commentar, de bello gallico.

Clima auf den Charakter der Völker bewieſen haben. Denn ſo ſehr und ſo hauptſächlich das Phyſikaliſche die Denkungs- und Gemüthsart eines Volks beſtimmt, ſo wird es doch nicht wenig durch das Moraliſche modificirt. Regierungsform, Cultur, Fortgang und Entwickelung des Seelenvermögens thun nicht geringen Eintrag. Man ſehe, was **Cultur** vermag. Was war der nördliche Theil Europens noch vor tauſend Jahren? — Das ganze Land nur ein zuſammenhängender Wald, von Sümpfen und Moräſten durchſchnitten; und ſeine Einwohner? — ein rohes, wildes, unbiegſames Volk, das einzig und allein vom Raube und von der Jagd lebte, und deſſen einzige Handthierung der Krieg war. Und was wurde es, nachdem es anfing, ſich auf den Ackerbau zu legen, und ſeitdem Cultur von Künſten und Wiſſenſchaften bey ihm durchdrang, und dieſe feſten Fuß faßten. Wie ſollte **Tacitus** wieder aufſtehen, und **Teutſchland**, welches er ſo furchtbar und ſchrecklich ſchildert, wieder ſehen. *) Gewiß, er würde ſeinen eignen Augen nicht trauen, da paradiſiſche Gegenden zu erblicken, wo er ehemals nichts, als Wüſteneyen und undurchdringliche Wälder ſah; und eben den Boden, den vordem Seen und Moräſte deckten, in einen fruchtbaren Garten umgeſchaffen zu finden. — So wie ſich alſo die Natur des Bodens ändert, ſo muß ſich auch nach ihm der Charakter der Nation umbilden: Teutſchland iſt daher nicht mehr, was es zu Tacitus Zeiten war; und die Sitten der Einwohner ſind ſanfter geworden, ſo wie ſein Grund und Boden milder geworden iſt.

---

*) In ſeinem Buche, von der Lage und den Sitten der Teutſchen: Quis, Aſia aut Africa aut Italia relicta, Germaniam peteret? informem terris aſperam coelo, triſtem cultu aſpectuque, niſi ſi patria ſit. — Und in einer andern Stelle: Terra etſi aliquanto ſpecie differt, in univerſum tamen aut ſylvis horrida, aut paludibus foeda; humidior qua Gallias, ventoſior qua Noricum ac Pannoniam aſpicit.

England, jetzt die reichſte und fruchtbarſte Inſel der Welt, ſchätzte einſt **Cäſar** kaum einer Eroberung des ſtolzen Roms würdig.

So wie der Geiſt der Cultur ein Land verbeſſert, ſo verſchlimmert es ſich, wenn er daſſelbe nicht mehr beſeelet. Das geſegnete **Paläſtina** und das kornreiche **Egypten** ſind aus Mangel der Cultur beyde zur Wüſte worden; jenes bedeckt jetzt ein nackter Fels, ſo wie dieſes arabiſche Sandmeere eingeſchloſſen haben; ein Schickſal, das den ganzen ſchönen Theil der alt berühmten Welt betrift. Was iſt **Kleinaſien**, was **Nordafrika**, die Kornkammer des alten Roms, was der **Pontus Euxinus** u. ſ. w. — größtentheils unermeßliche Sandflächen, ein Spiel der Winde, die an prächtige Trümmern ſchlagen. Und ihre Einwohner? Freylich, niedergeſchlagen durch Deſpotismus und Barbarey; aber noch immer jedes Volk kenntlich genug im Privatleben, um es nicht mit ſeinen Ueberwindern zu vermengen.

Cultur und Anbauung vermag viel, doch ſetzt ihr der Himmelsſtrich Grenzen. **Petersburg** wird nie einen Weinſtock zur Reife bringen, und **Berlin** nie einen Palmbaum Früchte tragen ſehn. Der **Süden** und der **Norden** liefern Korn; aber an den glücklichen Ufern des **Nils**, und in den geſegneten Auen **Siciliens**, trägt der Acker faſt ohne Mühe funfzigfältig, wenn der **Schwede** mit allen Fleiße des Nordländers kaum zehnfältige Frucht aus ſeinem kalten Boden erzwingen kann.

Ein Volk nimmt die Eindrücke an, die man ihm giebt, ſo wie Thiere und Gewächſe dem Unterricht und der Wartung entſprechen, die man bey ihnen anwendet. Zugeſtanden alſo, daß durch Cultur aus einem wilden Pflaumbaum ein Baum von beſſerer Frucht werden kann, ſo wird doch nie aus einem ſolchen ein Pfirſichbaum werden. So wird der ſchwerfällige Ruſſe nie zum leichten Franzoſen gemodelt, und dieſer nie die Natur des Moskowiten annehmen, wenn jeder in ſeiner Heymath bleibt. — Doch thut nach Umſtänden das Pfropfen auch hier ſeine Dienſte. Die **neuen Perſer** ſind urſprünglich Mogolen oder Tatarn, und alſo häßlich: ſeit zweyhundert Jahren haben ſie ihr Blut mit ſchönen Circaßierinnen und Georgianerinnen vermiſcht, und ſind ſchöner worden. Dieſe haben dennoch durch Kunſt beſchleunigt, was die Natur des Landes, das ſie nun bewohnen, eben ſo gewiß, obgleich langſamer würde bewerkſtelligt haben. Das Anſehn der Geſetze, die Macht der Religion, und die erſten Eindrücke der Erziehung zu erläutern, kennen wir ein Volk, das ſich bey ſeinen Gebräuchen ſchon Jahrtauſende erhalten, kein eigenthümliches Land mehr bewohnt, ſondern in allen Reichen der Welt zerſtreut leben muß — die **Juden!** Alle leben nach einerley Geſetz, und alle werden von uns mit gleicher Streng und Härte behandelt. Dürfen wir uns alſo wundern, daß auch das Reſultat von ihnen in allen Ländern eben daſſelbe ſeyn müſſe? Stolz, Geiz und Betrug ſind Grundzüge ihres Charakters: der erſte, eine Folge **ihres Geſetzes**, Geiz und Betrug die nothwendige Folge der Unterdrückung unſerer Geſetze, die ihrem Geiſte keine andre Ausflucht verſtatten, als den Wucher und Gewinn. Dennoch, wie verſchieden, wie mannichfaltig die Modifikation des Charakters der jüdiſchen Nation, in entgegengeſetzten Weltgegenden. Wer unterſcheidet nicht den aſiatiſchen Juden von dem europäiſchen? Wie edel und offen iſt der Jude einer freyen Republik,*) und wie ſchmutzig und kriechend der Sklave einer Anarchie. **)

Je weniger ein Land Revolutionen gehabt, in den Künſten des Krieges und des Friedens keine oder geringe Veränderungen erlitten — deſto ähnlicher iſt ſich das Volk in ſeinen Charakter geblieben.

Die **Araber**, die **Tatarn** ziehen noch in Horden umher, und ſind in Sitten und Gebräuchen noch eben die Völker, ſo wie ſie uns vor Jahrtauſenden von den Geſchichtſchreibern gezeichnet worden ſind.

Hingegen wird die veränderte Regierungsform einem Volke eine ganz andre Form und Geſtalt geben. So ſind die **Holländer** nicht mehr ſo kriegeriſch, als ihre Vorfahren, ſeitdem der Geiſt der Geſetze und der erworbne Hang der Nation allein den Handel beſeelt: ſeitdem die Cultur ihre Wälder in Wieſen und Aecker umgeſchaffen hat, ſie nicht mehr der Jagd nachgehn, und nun der Fiſchfang das Wildpret erſetzt.

So gewiß würken moraliſche Urſachen, als Erziehung, Geſetzgebung, Aufmunterung durch Belohnung und Strafen u. ſ. w. Doch man höre. Ein Volk kann wohl gebeſſert, aber nie umgeſchaffen werden. Die Geſetze können demſelben eine Zeitlang eine beſtimmte Richtung geben, die es aber in der Länge nicht aushalten wird, d. h es wird ſobald wieder in ſeinen erſten Zuſtand zurückfallen, als die Macht der Geſetze ihren Einfluß verlieren. Kein Volk des Alterthums kann hiervon einen lebhaftern Beweis geben, als die **Lacedämonier**.

---

*) Holland. **) Pohlen.

Sparta wollte ein ganz kriegriſcher Staat ſeyn, und es war, was es ſeyn wollte: allein, ſobald die Stimme **Lykurgs** nicht mehr gehört wurde, fiel auch die Stadt in ihre Ohnmacht zurück. Der geiſtreiche Himmel **Athens**, und die dummmachende Luft **Thebens** ſind in der Geſchichte bekannt, *) und man erſtaune, was die Macht des Beyſpiels und der Ermunterung eines einzigen Mannes vermag. Theben, ſonſt ein ſchläfriger, unthätiger Staat, wird plötzlich durch den Ruf eines edlen Mitbürgers aus ſeinen Schlummer erweckt.

Bis auf den **Epaminondas** hatte Theben keinen Stolz gehabt, wie Sparta und Athen, unter den Griechen eine erhabne Rolle zu ſpielen: und der Glanz eines einzigen Mannes war hinreichend, ſeiner Stadt die Ehre zu verſchaffen, die Erſten in Griechenland genannt zu werden. Aber wer weiß nicht auch, daß mit ſeinen Tode ſich dieſer Enthuſiasmus verlor, und dieſer Staat wieder vergeſſen wurde?

Bisher ſahen wir, was Geſetze, Regierungsform in den Geiſt einer Nation bewürken; laßt uns nun noch ſehn, was Religion und Erziehung vermag. Jene äuſſert ihren Einfluß vorzüglich auf die Denkungsart, ſowie dieſe auf die Gemüthsart der Bürger. Welche Revolutionen hat nicht die **chriſtliche Religion**, ſeit ihrer Stiftung in den Ländern, wo ſie ſich ausgebreitet, gemacht. Da ſie noch neu war, wurde alles vom Enthuſiasmus hingeriſſen, für ſie zu ſterben. — Die Empörungen, oder ſogenannte Verfolgungen der erſten Jahrhunderte ſind bekannt. Da ihr **erſter Prieſter** *) ſich reich und mächtig gemacht hatte, fand er dieſes Werkzeug geſchickt, ſein Anſehn durch politiſche Mittel noch mehr zu erweitern: dies iſt die Zeit der **Kreuzzüge**. Ein abtrünniger Prieſter **) läßt einen Strahl von Licht auf den dummen Haufen fallen, der in Finſterniſſe gehüllet, ohnmächtig zu Boden lag. Ein neuer Enthuſiasmus befällt es, ein großer Theil will die Feſſeln von ſich werfen, und vertauſcht nur die Bande. Wer denkt hiebey nicht an die **Reformation** mit ihren ewigen Kriegen?

---

*) Aber beide lagen ja nicht weit voneinander, faſt beyſammen unter gleicher Breite. Wir wiſſen aber, daß das Clima noch von Nebenumſtänden, wie hier der Fall iſt, determinirt wird. Athen lag gegen Mittag, und hatte mit ſeiner umliegenden Gegend einen hohen Boden; da hingegen Theben gegen Mitternacht im Grunde, von Bergen eingeſchloſſen, gebauet war. Erſteres umgab alſo ein heiterer Himmel, da die Winde ungehindert freyen Zugang hatten: letzteres hingegen eine von Dunſten angefüllte Luft, ſo die Winde nicht zerſtreuen konnten. Nun aber beſtätigt die Erfahrung aller Länder, den Einfluß der Luft auf die Lebhaftigkeit oder Trägheit des Geiſtes.

Ueberhaupt müſſen wir eingeſtehn, daß die Religion Jeſu den Geiſt der Niedrigkeit und der Duldſamkeit gegen die Obern unter dem Volke eingeführt hat. Wie wollte man ſonſt, von einer Seite, die drückende Laſt erklären, womit die Fürſten, beſonders in dieſen Jahrhunderten, die Unterthanen belegen? —

Die Religion äußert auch ihren Einfluß in Künſte und Wiſſenſchaften. Wie ſehr begünſtigte ſie die Begriffe des Schönen bey der alten geſitteten Welt, wo die Religion die Bildſäule zum Gott adelte!

Und ſehn wir nicht in unſern Tagen in Ländern den ſchönen Künſten weihen, die der Glaube zu mehre-

rer

---

*) Der Pabſt. **) Luther.

rer Verherrlichung der Kirche eingeführt hat? Aber auch hier zeigt ſich das Clima in ſeiner Stärke, das der Künſte in einem Lande vortheilhafter iſt, als in dem andern. So einleuchtend iſt überall das Uebergewicht des Himmelsſtrichs, und nur inſofern vermag Religion u. d. mehr oder weniger, nachdem derſelbe die Forderung begünſtigt. Die alten Skandinarier fochten mit verdoppeltem Muth fürs Vaterland, der großen Verheißungen wegen, ſo ihnen ihre Götter nach dem Leben dafür gewährten. *) Eben ſo kann man die ſchnellen Eroberungen der Türken ehemals erklären. **) Allein man predige eben dieſe Lehre dem Neger oder dem Lappen, und welchen Erfolg werden wir uns verſprechen dürfen? —

Das geſittete Europa hat ſo gewiß den Preis in Künſten und Wiſſenſchaften, als es den Rang in Regierungsform, Handel ꝛc. für den übrigen Welttheilen hat. Doch macht auch hier die Religion noch einigen Unterſchied. Denn ſo ſind die katholiſchen Länder gröſſer und berühmter in den ſchönen Künſten, ſo wie die proteſtantiſche Gegenden ſich durch Phyſik und Philoſophie einen größern Denkungskreis erworben haben. Der Geiſt der Religion iſt hier freyer, und wird im Denken durch keine Bande gefeſſelt. Dort hingegen, um den Menſchen gleichſam fürs Denken ſchadlos zu halten, ſucht man mehr der Sinnlichkeit zu ſchmeicheln — und ſo leihet die Religion der Malerey, Bildhauer- und

---

*) Odin verſprach den im Schlachtfelde Gebliebnen Bier aus dem Hirnſchädel der Feinde zu trinken.

**) Die liebenswürdigen Houris, die Muhammed ſeinen Gläubigen im Koran verſpricht.

Baukunſt ſelbſt die Hand, dieſe verſchwiſterten Künſte zum Gipfel der Vollkommenheit zu bringen.

Nicht weniger hat die Erziehung den gröſten Einfluß auf die Verbeſſerung eines Volks, denn nachdem ſie befolgt oder vernachläßigt wird, macht ſie den Menſchen geſittet und artig, oder nicht. Wie verſchieden würkt ſie auf die Lebensart derſelben, je nachdem die Erziehung frey oder ſklaviſch genoſſen wird, und jene wiederum entweder in der einſamen Zelle, oder beym Filettiſch der Damen gegeben wird. Und iſt nicht vielleicht eben daher der Türke traurig, der Italiäner eigenſinnig, der Britte ernſthaft, und der Franzoſe munter und edeldreuſt im Umgang? Wem ſind in der Geſchichte die Beyſpiele ganzer Völker unbekannt, der Arkadier, der Perſer: erſtre wurden durch die Muſik ſanft gemacht; ſo wie letztre ſich durch eine ernſte und ſtrenge Erziehung zur Tapferkeit gewöhnten, und unter einen Cyrus die Sieger der alten Welt wurden.

Freylich äußert die Regierungsform ihren Einfluß auf die Völker. So ſind Chineſer, und diejenigen Tatarn, ſo mit jenen unter einen Himmelsſtrich liegen, voneinander unterſchieden, und haben einen ganz entgegengeſetzten Charakter — aber natürliche Folgen der Unabhängigkeit bey dieſen, ſo wie der Unterthänigkeit bey erſtern. Daher iſt der Chineſe ſteif in ſeinen Sitten, furchtſam im Kriege, und betrügriſch im Handel, wenn der Tatar freymüthig, tapfer und edel iſt. Und wo finden wir den veränderten Geiſt der Geſetze im hellern Lichte, als in unſerm Vaterlande, das ſo vielen Modifikationen unterworfen iſt? Woher hat dieſes Volk mehr Muth, als das benachbarte? warum iſt dieſes ehrlich und treuherzig, und jenes falſch und betrügriſch? —

Je nachdem eine Provinz den Ackerbau treibt, oder mehr vom Handel lebt; dieſes Land ganz und gar deſpotiſch regiert wird, und andre nicht; die mächtigen Fürſten unter ihnen den Krieg lieben, wenn die kleinern ihr Heil im Frieden ſuchen. — So iſt die Ehrlichkeit des **Thüringer**, die Höflichkeit des **Sachſen**, der Fleiß des **Schwaben**, und die Trägheit des **Märker's**, unter uns zum Sprichwort worden.

IV. Rekapitulation und Ueberſehung des Ganzen.

Beym Schluſſe meiner Abhandlung wünſche ich nichts mehr, nichts weniger zu ſagen, als ich glaube im Vorhergehenden ausgeführt zu haben. Wir ſahn bey Unterſuchung des ſittlichen Charakters der verſchiednen Völker den Einfluß des Clima; wir müſſen auch hiebey die Macht der Regierungsform und Geſetze erkennen. Es ſtießen uns auf unſerm Wege Ausnahmen wieder den Himmelsſtrich auf, die wir zu berichtigen ſuchen müſſen, und die wir am Ende nur für Scheinwiderſprüche erklären konnten.

Wir erkannten, daß das Clima **immerwährend**, die Regierungsform hingegen nur **dauernd** würke; daß Letztre ihren Einfluß mehr oder weniger äußre, nachdem ſolche erſtern mehr oder weniger angemeſſen ſey: daß Himmelsſtrich, Luft und Nahrung, ſo wie auf Thiere und Pflanzen, alſo auch auf den Menſchen unauslöſchliche Merkmale geſtatten — ſo wie dieſe Merkmale und Kennzeichen ſich verändern, und verſchwinden, die von Regierung, Religion und Erziehung abhängen. Dieſes ſchloß uns die Zweifel auf, warum Völker einen Theil ihres Charakters verloren, und die größre Hälfte behalten haben. So erkennt man noch in unſern Tagen den unüberwindlichen

Römer in ſeinen Nachkommen, denn noch iſt Größe der Seele, der Grund ſeines Charakters, obgleich unter Schwäche verborgen. Oſchmanen haben Griechen und Egypter entkräftet, aber die Grundlage ihres Charakters nicht zerſtören können. **Regierungsform** kann ein Volk blühend und berühmt machen; die **Geſetze**, wenn ſie belohnend und beſtrafend zugleich ſind, den Muth zu edlen Thaten erwecken; **Religion** das Band der Geſellſchaft feſter knüpfen, und der Tugend Stätigkeit geben; ſo wie zum grenzenloſen Enthuſiasmus führen, und den Geiſt in Armuth und Duldſamkeit ſchlagen. **Zucht** und **Erziehung** den erſten Keim der Tugenden in uns legen, die Sitten ſanfter und zum Umgange gefällig bilden; **Cultur** endlich den Boden verbeſſern, das Land verſchönern, und die Einwohner reich machen. Alle dies kann die Regierungsform und ihre Begleiterinnen. — Aber keine Geſetze werden je die Kaltblütigkeit des Holländers, die Lebhaftigkeit des Franzoſen, den Kaltſinn des Nordländers, und das Feuer des Morgenländers aufheben können; nie wird die Regierung die Stärke und Tapferkeit der Abendländer, oder die Schwäche und Ohnmacht der Mittagsländer unterdrücken; nie wird die Erziehung den geiſtreichen Kopf eines Griechen einem Einwohner von Nova-Zembla aufſetzen können: — und nie wird der aufgeklärte Geiſt der Religion bis zu den Lappen dringen.

3.

Fragmente über den Buchhandel;

von

Linguet:

*) im Auszuge.

Je mehr in unſern Zeiten Gelehrte und Verleger über die neue Art von öffentlichen Diebſtahl klagen, denen ſie ſich durch die häufige, in gewiſſen Ländern ſogar autoriſirte, Nachdrücke ausgeſetzt ſehn; je mehr dagegen in Avertiſſements, Zeitungen und eignen Büchern geſchrien, geeifert, und den Unweſen — nicht geſteuert wird: je mehr glaube ich, keine unnöthige Arbeit übernommen zu haben, wenn ich hier die Feder eines Fremden zu Hülfe nehme, der nicht allein unter den geſchickteſten Rechtsgelehrten Frankreichs, ſondern auch ſelbſt unter den merkwürdigſten Genie's unſres Zeitalters, einen anſehnlichen Platz behauptet. Er hat in No. XVII. ſeiner vortrefflichen Annales politiques, civiles & littéraires du dix huitième ſiecle, Bemerkungen über den Buchhandel eingeſtreut, die mit der ihm eignen Stärke abgefaßt ſind, und wovon ich hier das ausziehen und überſetzen will, was für unſer Vaterland anwendbar iſt.

R.

Das

---

*) Da dieſes zum Druck ſchon abgeſchickt war, erhält der H. eine beſonders gedruckte Ueberſetzung des ganzen Linguetſchen Aufſatzes. Seine Leſer müſſen alſo den gegenwärtigen noch mehr für das, was er iſt, einen freyen Auszug halten.

Das Patent, das einen Fabrikanten berechtigt, ein Stück Tuch allein zu verfertigen, und das, um welches ſich der Schriftſteller bemüht, um ſich ſo des Rechts zu verſichern, ſein Werk allein **drucken** zu dürfen, nennt man mit einerley Namen, **Privilegium**. Daraus hat man gefolgert, daß beyde einerley Natur hätten, und daß man ſie nach einerley Regeln meſſen müſſe. Nichts iſt unterdeſſen verſchiedner, als eben dieſes; und der Nachtheil, der aus dieſer Verwirrung für die Litteratur entſpringt, gehört auf die lange Liſte von Uebeln, die ihren Urſprung den **Equivoquen** zu danken haben.

Dächten alle Menſchen billig, ſo bedürfte man keine Privilegien, ſelbſt in den Künſten nicht. Man würde alsdann keinen Bürger finden, der, um einer nützlichen Erfindung zu genießen, nicht gern dem Erfinder ſeinen Dank bezeigen, und ihm, wenigſtens aus Erkenntlichkeit, den Tribut zollen ſollte, der ihm zur Entſchädigung für die Mühe und Koſten gebühret, wovon ſeine Erfindung die Frucht war. Aber da dieſe Empfindung der ſchlichten Gerechtigkeit in allen menſchlichen Geſellſchaften faſt immer der Habſucht weichen muß, ſo iſt man gezwungen geweſen, in den Künſten den Privatperſonen, die ſich darinn neue Wege bahnen, dasjenige zuzuſtehen, was man **Privilegium** nennt; das heißt: die Macht, während einer beſtimmten Zeit verhindern zu können, daß niemand, ohne ihre Erlaubniß, dieſe Wege wandle. Aber hat dieſes Wort, oder kann es im **Buchhandel** dieſelbe Bedeutung haben? Bringt es da eben die Wirkung hervor? Als man dem einzigen **Vanrobais** in einem gewiſſen Bezirk das einzige Recht gab, allein die Tücher verfertigen zu dürfen, die dieſen Namen ſo berühmt gemacht haben, ſo raubte man jedem, der geſchickte Finger und ſchöne Wolle zu ſeiner Diſpoſition hatte, das Recht, das er von der Natur beſitzt, ſie ſpinnen, färben, und ein Gewebe daraus weben zu können, das ſich ſanft angreifen läßt, und angenehm ins Auge fällt. Man opferte der Indüſtrie eines Privatmannes die von einer ganzen Provinz auf.

Aber wenn man einem **Racine**, einem **La Fontaine** die ausſchließende Gewalt ertheilt, die Kopien von ihren Meiſterſtücken ſoviel vervielfältigen zu dürfen, als ſie wollen, ſo thut man gewiß hierin keinem Menſchen zu nahe. Dieſe ausſchließende Gewalt verhinderte den **Pradon** nicht, ſeine Phädren auf die Bühne zu bringen, ſo wie ſie **La Motte** nicht verhindert haben würde, einen Wolf und ein Lamm auf ſeine Art miteinander ſchwatzen zu laſſen, wenn's dem beliebt hätte. Was hier verboten wird, iſt alſo eigentlich nicht, um mich ſo auszudrücken, „Tuch zu machen, wie **Racine** und **La Fontaine**,“ ſondern das von ihnen gemachte Tuch zu nehmen, und es ohne ihren Antheil, und ohne es ihnen zu bezahlen, zu verkaufen. Der erſte, auffallende und entſcheidende Unterſchied, und welcher die Buchhändler-Privilegien in eine, von allen den übrigen abgeſonderte, Klaſſe verſetzt. Weiter! Ein geſchickter Mechanikus kann eine noch nicht bekannte Maſchine erfinden, oder ein einſichtsvoller Manufakturiſt auf ſeinen Stühlen eine neue Art Tuch herausbringen; aber deswegen können beyde nicht gleich den Grad der Vollkommenheit erlangt haben. Verbindet man nun zu den erſten Ideen, die ihre Hand leiteten, noch neue Einſichten, ſo werden die Erfindungen weit nützlicher. Alſo hindert das Privilegium, das die Mitbewerbſchaft ausſchließt, den Fortgang der Künſte. Ich laſſe es gelten, daß man ſie anfangs aus Nothwendigkeit, um dem Erfinder eine Belohnung zu ſichern, zugeſtehe, allein dieſe Feſſeln können und dürfen nicht ewig ſeyn: Zeit und Politik zerbrechen ſie bald wieder; und eine augenblikliche Sklaverey macht der erſprießlichern Unabhängigkeit Platz?

Iſt es in der Litteratur eben ſo?

Ein Werk verläßt das Gehirn ſeines Verfaſſers in der möglichſten Vollkommenheit, oder wenn es ja einiger Grade der Verbeſſerung fähig iſt, ſo darf es ſolche nur aus väterlichen Händen empfangen. Es bleibt darinn nothwendig auf dem Punkt ſtehn, wo die Macht, die ihm das Daſeyn gab, es gelaſſen hat. Das Publikum wünſcht gewiß, daß Boileau's Gedicht, le Lutrin, noch beſſer ſeyn möchte; aber würde es leiden, daß eine andre, und wäre es auch eine Meiſterhand, ſich unterſtünde, es zu ändern, und daß man eine neue Ausgabe mit fremden Zuſätzen davon veranſtaltete? Nein, gewiß nicht: Die Einſchränkung, die in eine einzige Hand das Recht concentrirt, den Lutrin, ſo wie er iſt, zu drucken, iſt alſo dem Fortgange der Dichtkunſt nicht ſo nachtheilig, wie dem Fortgange der Indüſtrie das Verbot ſeyn würde, ein neues Muſter, oder eine alleweile verfertigte Maſchine nachzumachen oder zu verbeſſern.

Das iſt noch nicht alles. Um eine Maſchine oder einen Stoff nachzumachen, braucht man Zeit und einige Geſchicklichkeit. Die Kopiſten in dieſer Gattung können unmöglich ganz und gar van Talent entblößte Menſchen ſeyn: man muß da entweder das Geheimniß des Künſtlers errathen, oder mit einer ſkrupulöſen Genauigkeit alle die Abmeſſungen und Ausrechnungen einſehen und befolgen, denen er ſich unterworfen hat. Dieſe Untreue, die eine beſondre Art von Genie erfordert, und deren Beſchäftigungen ſo mühſam ſind, iſt nicht jedermanns Ding. Ueberdies kann auch der Trieb, ſie zu wagen, nur aus dem vergewiſſerten guten Erfolg desjenigen Gegenſtandes entſtehen, der ihn erregt. Wenn er Statt findet, ſo hat der Erfinder ſeine Belohnung durch den Ruhm, den ihm ſein gelungner Anſchlag erwerben wird, entweder ſchon empfangen, oder iſt ſicher, ihn zu erhalten. Endlich das Publikum, das durch dieſen Ruhm ſelbſt von allen unterrichtet iſt, wird ſich allezeit lieber an den erſten Erfinder wenden, von dem es ſich mit Recht ſchmeicheln darf, beſſer bedient zu werden, als ſich der Diſcretion eines Kopiſten überlaſſen wollen, auf dem es gar kein Vertrauen haben kann. Hiedurch können die Privilegien in den Künſten weniger nothwendig, oder die Bevortheilungen, die ſie verhindern, mehr zu entſchuldigen ſcheinen. Doch ich frage hier wieder, wie zuvor: Iſt es eben ſo in der Litteratur?

Wenn ein Autor ſein Werk dem Publikum übergiebt, ſo überliefert er ſich ihm ohne Rückhalt und Einſchränkung. Die nach ſeinen Gedanken, und der Art, wie ſie vorgetragen ſind, begierige Leſer finden ſie eben ſo gut in der unrechtmäßigen Auflage, als in der mit ſeiner Bewilligung gedruckten, getreuen Kopie. Eine ungeheure Anzahl von Abdrücken ſind in einem Augenblick, mit bewundernswürdiger Schnelligkeit, ausgeſtreut. Hingegen wenn ein Artiſt, wer er auch ſey, dem menſchlichen Geſchlechte ein Geſchenk mit einer Erfindung macht, die ſeine Arbeiten erleichtert, oder ihm Bequemlichkeit verſchaft, ſo erſchöpft er ſich nicht auf einmal, eine Menge Modelle davon zu verfertigen. Derjenige, der ſich ſeine Ideen zueignet, indem er ſie anderswo ausführt, beraubt ihn, wenn man will, eines wahrſcheinlichen Gewinn's, aber ſetzt ihn nicht einem gewiſſen Ruin aus; er verhindert ihn, zu gewinnen, aber er verurſacht ihm keinen würklichen Verluſt. Statt daß beym Buchhandel ein Autor, oder der, welcher auf ſeinen Treu und

Glauben die Ausgabe eines Werks gewagt hat, nothwendig gleich damit anfängt, viel Geld hineinzuſtecken. Es iſt ein materieller, koſtbarer Aufwand, dem man ſich vor allen Dingen unterziehen muß, ohne, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, den geiſtigen Aufwand der Handſchrift ſelbſt zu rechnen. Wieder eine neue weſentliche Abweichung, die das, was man **Bücher-Privilegium** nennt, mit den Verboten, die eben denſelben Namen bey andern Dingen führen, nicht zu vergleichen erlaubt.

Was iſt nun aber ein Bücher-Privilegium? Es iſt eine, unter öffentlicher Autorität, geſchehene Anerkennung des Eigenthumsrechts eines Autors, oder deſſen, dem er es abgetreten hat. Wenn ein Urtheil einem Privatmanne eine Erbſchaft zuſpricht, oder ein öffentlicher Beamter im Contrakt die Abtretungs-Erklärung eines Eigenthümers niederſchreibt, ſo iſt es nicht der Richter oder der Notarius, die das Recht geben; ſie heiligen nur in der Perſon der einen von beyden Partheyen die Authenticität eines Rechts, das ſchon vorher da war. Und eben ſo iſt es auch mit den Privilegien beſchaffen, wovon hier die Rede iſt. Sie beſtätigen, daß dieſes oder jenes Individuum würklich der Verfaſſer von dem oder dem Werke ſey, oder daß ein andres Individuum die Rechte des erſten an ſich gebracht habe. Der Fürſt iſt der mächtige und bewafnete Zeuge, der, indem er dieſe Entſtehung oder dieſen Vertrag bekräftigt, ſich zugleich anheiſchig macht, ſie zu vertheidigen. Das Privilegium iſt das Siegel, die Garantie eines friedlichen Beſitzes, nicht aber die Quelle dieſes Beſitzes. Wenn es den mindeſten Einfluß auf das Eigenthum hätte; wenn ein Schriftſteller, nachdem er ſein Werk geboren hat, nur erſt durch die Inveſtitur einer fremden Hand würklich der Herr davon würde, und ſeinen Vater-Titel nicht dem Fleiße ſeines Geiſtes, ſondern dem Pergamente verdankte, das ihn bekannt macht, ſo wäre Talent ein ſehr betrübtes Geſchenk, das Schlechteſte von allen. Indem es, dem Schein nach, den Menſchen über die Menſchheit erhöbe, ſo entzöge es ihm in der That ſeine einfachſten Vorrechte. Der Schuſter, der ohne Einrede der erkannte Eigenthümer des Schuh's iſt, dem er nichts weiter als die Geſtalt gab, würde von den Geſetzen weit günſtiger behandelt werden, als ein Corneille oder Racine, die bey jedem neuen Fluge ihres Genie's erſt einer neuen Formalität bedürften, um ihre Rechte gültig zu machen.

Daher der Satz: Das Privilegium giebt dem Verfaſſer nichts: Es verſichert ihn nur des Schutzes, den die Regierung allen Klaſſen der geſellſchaftlichen Hierarchie ſchuldig iſt. Es iſt ein Damm wider die Einbrüche, und nicht ein Geſchenk.

Wenn dieſer Satz einmal feſtgeſetzt iſt, ſo läßt ſich ſehr leicht einſehn, was eigentlich ein Privilegium in Abſicht auf den Buchhändler ſey. Die Rechte des Repräſentanten können nicht ausgebreiteter, nicht heiliger ſeyn, als des urſprünglichen Eigenthümers ſeine: aber ſie können auch eben ſo wenig mehr eingeſchränkt werden. Als Kaufmann würde der Buchhändler keine, oder wenigſtens nur die haben, die der Handel über die im Umlauf gebrachte Waaren einräume: aber als Agent, als Bevollmächtigter, Mittelsperſon eines Schriftſtellers, zwiſchen ihm und dem Publikum, als Depoſitor, oder den Vorrechten des erſten für ein gewiſſes Kaufprätium freywillig ſubſtituirter Käufer, tritt er vollkommen und rechtmäßig in ſeine Stelle ein, und ihm ſein Eigenthum ſtreitig machen, heißt des erſten ſeines verkennen. Dies ſind Grundſätze, wider deren Evidenz ſich nichts vorbringen läßt. Sie ſind in England, Holland, der Schweiz und allenthalben heilig und angenommen, wo die Thätigkeit der Preſſen eine direkte Intervention der Regierung nöthig gemacht hat, um ihrem Gange die nöthige Richtung und Ordnung zu geben, und den räubriſchen Beſitznehmungen zu ſteuern, die ſich in der Litteratur, wie in allen Arten des Eigenthums, einſchleichen würden.

Da ein Buchhändler-Privilegium nur die Anerkennung eines vorhergeweſenen Eigenthums iſt, ſo kann es dieſes nicht einſchränken. Wenn das Eigenthum in dem Augenblick unzweifelhaft und gewiß war, wo das Privilegium ſeinen Anfang nahm, warum ſollte es aufhören, wenn dieſes erliſcht? Dem Beſitz und Genuß von der Erneuerung des Titels abhängig machen, hieße, ſich verbinden, dieſe Erneuerung nie abzuſchlagen.

Der Fürſt iſt ohne Streit Herr, dem Druck eines Werks, das ihm gefährlich ſcheint, zu verbieten. Die Verſagung der Autoriſirung, die Unterdrückung des Buches ſelbſt und des Eigenthums des Verfaſſers, iſt alsdenn eine ſeinem Verbrechen zukommende Strafe. Es iſt ein ſchädliches Weſen, das man in der Geburt erſtickt, ein Verbrecher, den man tödtet, um die Geſellſchaft vor dem Schaden [illegible] verwahren, den er ihr zufügen könnte.

Aber wenn das Werk einmal das Licht geſehn hat, wenn ſein nützliches, oder, wenn man will, gleichgültiges Daſeyn dem Staate nicht zur Laſt iſt, ſo giebt es keine Macht in der Welt, die das Recht hätte, ihm dieſes Daſeyn zu rauben, ohne nicht die Grundgeſetze aller menſchlichen Verbindungen auf das gröblichſte zu verletzen. Ein Privilegium darf niemals aufhören, oder muß immer ſich erneuern, weil das Eigenthum, das ihm zur Grundlage dient, nicht verlöſchen kann.

Wenn es ein geheiligtes, ungezweifeltes Eigenthumsrecht giebt, ſo iſt es gewiß dasjenige, das einem Verfaſſer an ſeinem Werke zuſteht. Es iſt nicht, wie die übrigen, ein durch Tauſch oder Kauf an ſich gebrachtes Gut, deſſen, gewiſſen Formalitäten unterworfener, Beſitz zuweilen ſchwankend ſeyn, oder gar aufgehoben werden kann: Die Verfertigung eines Buchs, was für eins es auch ſey, iſt eine wahre Schöpfung, die Handſchrift iſt ein Theil von ſeiner Subſtanz, die der Schriftſteller äuſſerlich vorweiſet. Ihm ſteht nun frey, ſein Recht davon, entweder ſelbſt auszuüben, oder es für einen Preiß, der ihn für die Abtretung entſchädigt, an den dritten zu veräußern. Dieſer dritte iſt der **Buchhändler**; ein Kaufmann, der ſtatt ſein Geld in der Bank aufzuheben, oder in dem Handel mit phyſiſchen Bedürfniſſen zu ſtecken, ſich auf die Befriedigung der Bedürfniſſe des Geiſtes legt. Mit dem Vertrauen eines Gelehrten beehrt, oder ſeinen Rechten ſubſtituirt, bringt er die Produkte dieſes Gelehrten in Handel und Wandel. Er nimmt die Mühe des Abſatzes über ſich, und wendet dabey nicht allein allen ſeinen Fleiß, ſondern auch ſein Vermögen und ſeine Einſichten an, zwey Artikel, ohne die der Handel mit Büchern nicht beſſer als jeder andre geräth.

Im Buchhandel giebt es kein Monopolium. **Monopolium**, nach ſeiner Etymologie, bedeutet Alleinverkauf, und ohne Zweifel kann in dieſem Verſtande, wenn das litterariſche Eigenthum reſpektirt wird, beym Buchhandel kein Monopolium auf die Art ſtatt finden, wie es in den Weingärten von Hoy, **St. Emilion** und **Tokay** ſtatt findet. Die Eigenthümer dieſer Weinberge, denen Natur das ausſchließliche Privilegium des Nektars, den ſie bauen, zugeſtand, gehören unter die Zahl dieſer Monopoliſten; und doch fällt es niemand ein, um ihre Weine beſſern Kaufes zu haben, die Nachbarn zu berechtigen, auf ihrem Grund und Boden die Leſe zu halten.

Sie verkaufen allein, weil ſie allein kaufen.

In der Litteratur iſt es derſelbe Fall; doch ohne dem Unterſchied zu nahe zu treten, den es zwiſchen einer guten Flaſche Wein und einem guten Buch giebt; eine Art von Vergleichung, wo letzteres zu kurz kommen dürfte. Dieſes Monopolium iſt in der Natur gegründet, und es hat gewiß nichts Verhaßtes an ſich. Ein Fremder wird niemals ſich einfallen laſſen, ſich der Ausgabe eines Werks ganz zu bemächtigen, oder wenn er es thut, ſo befindet er ſich in dem Fall, von dem wir oben ſprachen. Er hat alle Rechte des wahren und einzigen Eigenthümers an ſich gebracht; er iſt eben ſo wenig zu tadeln, als der Kaufmann, der die Weinleſe von **Romanet** oder **Clos-Vougeau** pachtete. Aber, ſagt man, die Gewißheit, der einzige Verkäufer dieſer köſtlichen Waare zu ſeyn, wird ihn habſüchtig und deſpotiſch machen; das Publikum wird darunter leiden, und von ihm geſchätzt werden: ein gutes Buch gehört der Nation; man muß es ihr ſo wohlfeilen Kaufs, als möglich, ſchaffen. In der That, der Buchhändler iſt doch übel daran: er iſt ein unglücklicher Centaur, dem man weder Brod noch Hafer geben will, weil jenes nicht die Nahrung des Roſſes, und dieſes nicht die Nahrung des Menſchen iſt. Wie hart!

Unſtreitig iſt es gut, daß der Bücherpreiß nicht ungeheuer ſey. Man mag nun die Bücher als Gegenſtände des Luxus, oder als Dinge, die ihren Nutzen haben, betrachten, ſo iſt es in beyden Fällen nothwendig, daß zwiſchen ihrem weſentlichen und ihrem Kaufwerth eine

gewiſ

gewiſſe Proportion obwalte. Doch ein Monopolium iſt nur alsdann furchtbar und einträglich, wenn es dabey auf den Lebensunterhalt des Volks ankommt, nicht aber, wenn es nur die Bedürfniſſe des Geiſtes, und die Wolluſt der Seele betrift. Man braucht alle Tage Brodt. Die Mahlzeit von geſtern ſchließt die von heute nicht aus. Der Hunger von übermorgen wird durch den morgenden Ueberfluß nicht geſättigt, und was ihn ſtillt, kann nicht von Haus zu Haus den Hunger verjagen, ohne was von ſeiner Subſtanz zu verlieren. Derjenige alſo, der allein ſich Meiſter von den Kornböden eines Landes gemacht hat, iſt ſicher, daß die Noth ihre Zuflucht zu ihm nehmen muß, wenn er auch gleich den Preiß noch ſo hoch ſteigert. Iſt es in der Litteratur eben ſo? Iſt die Begierde, ein Buch zu haben, immer ſo dringend, daß der Preiß kein Hinderniß wird? Es iſt wahr, es giebt einige müßige Reiche, bey denen jede Begierde zur Leidenſchaft wird, und die das Gold zum Fenſter hinauswerfen, um nur in ihrem Genuß nicht aufgehalten zu werden; allein dieſe Arten der Ausſchweifungen, ſonderlich in Sachen des Witzes, ſind ſelten. Und überhaupt, iſt ein Buch zu theuer, ſo nimmt man ſeine Zuflucht zum Leihen. Dieſer wohlfeile Umlauf tilgt die Neugier, und tödtet den Abſatz.

Das ungeheure Glück, das gewiſſe Werke machen, fällt auf: man vergleicht die ſchnelle, und dem Anſchein nach unermeßliche Einnahme mit dem erſten Aufwande, und macht auf der Stelle dem ganzen Buchhandel den Prozeß. Man hält ihn für überführt und überwieſen, daß er zuviel Reichthümer verſchlucke. Man drückt die Augen über die Seltenheit und die wenige Dauer zu, die bey allen dieſen obwaltet. Man vergißt, daß neben der Wiege, die eine (von dieſen glücklichen Schriften eine) ſo geſegnete Exiſtenz gab, ſich zwanzig Abgründe befinden, worinn die minder begünſtigten Werke, und die Glücksumſtände der Familien begraben liegen, die ſich über ihr Leben, über ihre Geburt, ohne Hofnung, ohne Erſatz, zu Grunde richteten.

Es giebt kein Gewerbe, wo beträchtlichere Vorſchüſſe geſchehn müſſen, und wo die Einkünfte langſamer kommen, wo ſie ſelbſt ungewiſſer, und die Unternehmungen gewagter ſind, als beym Buchhandel. Der Manufakturiſt, der ein neues Muſter auf ſeinem Stuhl verfertigt, fabricirt anfangs nur wenig Stücke davon. Er befrägt erſtlich den Geſchmack des Publikums und ſeiner Correſpondenten. Er folgt den Rathſchlägen, die ſie ihm geben, und arbeitet nun ohne Riſico. Er richtet ſich darinn nach den Verſchreibungen und Aufträgen, die er erhält, und der Anzahl der Verſendungen: er läuft weiter keine Gefahr, als daß ſeine Schuldner inſolvent werden können. Und nie werden ſich die Waaren in ſeinem Lager zu einer ſo unnützen und todten Maſſe aufhäufen, wie die Makulatur der Buchläden. Der Buchhändler allein hat dieſe beyde Klippen beſtändig zu fürchten. Er iſt noch mehr der Gefahr blosgeſtellt, ſich durch die Stockung des Verkaufs ruinirt zu ſehn, als durch die Einbuße, die mit einem geſchwinden Abſatz unzertrennlich verbunden iſt. Er kann ſich beym Publikum nicht Raths erhohlen; er kann ſeine Vorſchüſſe nicht nach dem Debit abmeſſen, den er vorausſieht; entweder er muß eine ganze Auflage oder nichts unternehmen. Er mag auch noch ſo ſicher gehn wollen, und die Güte der Handſchriften, die man ihm anvertraut, noch ſo ſehr von Kunſtverſtändigen prüfen laſſen, ſo zeigt doch die tägliche Erfahrung, daß man ſich hierin erſtaunt irren kann. Die Bücher ſind, wie alle andre Dinge, einer eigenſinnigen Fatalität unterworfen, die nicht immer den Ausſchlag nach dem wahren Gehalt abmißt.

— Et habent ſua fata libelli.

4.

Bemerkungen über den Karakter, öffentliche und Privat-Verfaſſung, Sitten, Gebräuche und Beſchäftigungen der amerikaniſchen Indianer.

(ungedruckt.)

Durch das ganze feſte Land und in den entlegenſten Wäldern findet man Fußtapfen von der alten kriegeriſchen Verfaſſung der Indianer. Oefters ſtößt man auf große von Erde aufgeworfne Schanzen, die entweder wie ein Zirkel oder ein länglichtes Viereck geſtaltet, und mit einer ſtarken Bruſtwehr ringsum verſehn ſind, die in einiger Entfernung davon abſtehet, und von der im innern Raum zwiſchen dem Wall und der Bruſtwehr ausgegrabnen Erde aufgeworfen worden. Dieſes waren ihre feſten Plätze zur Sicherheit wider ihre Feinde. In verſchiednen Gegenden liegen drey oder vier derſelben ſo nahe nebeneinander, daß den Garniſonen kein Feind, der zwiſchen ihnen durchpaſſiren wollte, entwiſchen konnte. Sie waren meiſtens in niedrigen Gegenden aufgerichtet; und einige ſogar, nach der Sage der Indianer, mit großen Bäumen bedeckt.

Die Indianer ſind alle gleich; den einzigen Vorzug, den ſie erlangen können, müſſen ſie durch erhabne Tugenden, Beredſamkeit oder Tapferkeit erwerben. Ein Krieger nimmt für eine vollbrachte tugendhafte und heroiſche That nie eine Belohnung an. Sie zeigen ein ausnehmendes Vergnügen in Befolgung ihrer natürlichen Geſetze. Der Befehlshaber belohnt die Würdigen mit Ehrentiteln, nach Verhältniß ihrer Verdienſte im Sprechen, oder der Anzahl der feindlichen Schädel, die ſie mit nach Hauſe bringen. Alle ihre Wünſche ſind befriedigt, wenn ſie das ſchreyende Blut gerächt, ſich durch kriegriſche Thaten veredelt, ihr trauerndes Land aufgeheitert, und die Herzen der Jünglinge zu dem Geiſte der Nacheiferung, das geliebte Volk vor Gefahr zu ſchützen, und das ihrem Lande zugefügte Unrecht zu rächen, entflammt haben. Die Pflicht der Krieger iſt, einen jeden zu beſchützen, und keinen, auch nicht den geringſten, zu beunruhigen oder zu beleidigen. Wenn ſie ſich deſſen unterfingen, würden ſie für dieſe Verwegenheit theuer büſſen müſſen. Jeder Krieger ſchätzt ſeine Ehre und ſeine Vaterlandsliebe höher als ſein Leben, und er würde eher die ausgeſuchteſten Martern erdulden, als ihnen entſagen. Deſertion im Kriege iſt unter den Amerikanern noch nie gehört worden; denn ſie ſtreiten nicht, wie die Schweitzer, für Sold, ſondern für Schwanenfederkränze.

Die Indianer ſind gar nicht geneigt, widereinander Krieg zu führen, wenn ſie nicht von den unter ihnen befindlichen Engliſchen Kaufleuten dazu angereitzt werden. So lange ſie ſich ſelbſt überlaſſen bleiben, erwägen ſie mit der größten Genauigkeit und Vorſicht alle Folgen, die der Krieg nach ſich ziehen kann. Sollte einer ihrer jungen Krieger aus Uebereilung oder im Affekt den Friedensvortrag verletzen; ſo pflegt der beleidigende Theil durch einige neutrale Indianer eine freundſchaftliche Geſandſchaft an die beleidigte Parthey zu ſchicken, die ſie bitten muß, eine gleiche Genugthuung von ihnen anzunehmen, und ihre Freundſchaft gegen ſie fortzuſetzen. Hiebey laſſen ſie ſie zugleich verſichern, daß die raſche, unfreundſchaftliche Handlung nicht mit ihrem Willen geſchehen, ſondern vielmehr von den Häuptern der ganzen Nation gemißbilliget worden ſey. Wird der Vorſchlag angenommen, ſo wird der Schade dadurch erſetzt, daß man entweder einen von den Beleidigern aus einer ſchwachen Familie aufopfert, oder einen unglücklichen Gefangnen, der einem zu Grunde gehenden Stamme einverleibt geweſen, tödtet. Wenn eine Perſon von Anſehn umgebracht worden iſt, ſo nimmt der beleidigte Theil unmittelbar, und ſo wie er es ſelbſt für gut befindet, Genugthuung, und ſchickt auf gleiche Weiſe eine Geſandſchaft an die Perſon des Beleidigers, ſie zu benachrichtigen, daß, da ſie das ſchreyende Blut mit gleichem Blute getilgt, und dadurch dem Geiſte ihres geliebten Verwandten die Ruhe wieder gegeben hätten, ſie nun nichts mehr wünſchten, als den Bund der Freundſchaft mit ihnen fortzuſetzen, und die Kette der Freundſchaft, nach ihrer geliebten Sprache, vor dem Roſt zu verwahren. Wenn ſie aber Krieg beſchloſſen haben, ſo bedienen ſie ſich des Ausdrucks: Mattle, Mattle, d. i. es iſt beſchloſſen, ſie ſind gewogen und leicht befunden worden. In dieſem Fall gehn ſie folgendermaßen zu Werke:

Ein Kriegsoberſter kündigt an, daß er Willens ſey, den allgemeinen Feind, den er Kraft der Uebereinſtimmung der ganzen Völkerſchaft für einen ſolchen erklärt, anzugreifen. Er ſchlägt ſodann dreymal um ſein Winterhaus herum eine Trommel; ſein Geſicht iſt blutroth überſtrichen, und mit breiten ſchwarzen Streifen bemalt. Dies iſt das große Signal zu Blut und Tod. Unmittelbar darauf bewafnet ſich eine hinlängliche Anzahl von Kriegern, und andre Perſonen, gemeiniglich aus der Familie des Ermordeten, und jeder verſieht ſich mit einem kleinen Sack voll geröſteten Kornmehls, zu ſeinem Proviant. Dann gehn ſie nach dem vorerwähnten Winterhauſe, und trinken daſelbſt ein warmes Dekokt von ihren angeblich heiligen Kräutern und Wurzeln, drey Tage und Nächte lang, und nehmen zuweilen ſonſt gar keine andre Erfriſchungen zu ſich. Dieſes thun ſie, um die Gottheit zu bewegen, ſie zu beſchützen, und aus der bevorſtehenden Gefahr zu erretten. Wenn ſie ſich eines guten Erfolgs verſichert glauben, nehmen ſie während der Zeit, da ſie ſich heiligen, nicht die geringſte Speiſe, ſetzen ſich auch nicht eher, als nach Sonnenuntergang, nieder. So lang' ihre Expedition dauert, dürfen ſie ſich auch an keinen Baum anlehnen, darunter oder auf die Erde ſetzen, ſie mögen von dem Marſch noch ſo ſehr abgemattet ſeyn. Nur auf ſolchen Felſen oder umgefallnen Bäumen, worauf ſie ihre Kriegslade ſetzen, iſt ihnen erlaubt, zu ſitzen. Eben ſo wenig dürfen ſie während ihres Kriegszugs, um ſich wieder zu erholen, Raſttag halten, und Rehe oder Bären erlegen, um ſie zur Speiſe zu zubereiten. Je enthaltſamer ſie ſind, deſto zuverſichtlicher rechnen ſie auf einen glücklichen Ausgang ihres Kriegs. Um ſich deſſen noch mehr zu vergewiſſern, bewachen einige alte Kriegsleute die erſt kürzlich zum Krieg eingeweihten Jünglinge, um ſie von unheiligen Handlungen und von der Entheiligung der gottesdienſtlichen Feſttäge, wodurch ſie dem ausmarſchirenden Lager Unglück zuziehen können, abzuhalten. Nach Vollendung ihrer Faſten und Reinigungen brechen ſie zur geſetzten Zeit auf, das Wetter mag gut oder ſchlimm ſeyn; ein jeder ſchießt ſein Gewehr ab, und erhebt das Kriegsgeſchrey. Der Anführer der Truppen ſtellt ſich an ihre

Spitze, und führt die angeblich heilige Lade. Er fängt hierauf den furchtbaren feyerlichen Geſang an, den ſie bey keiner andern als dieſer Gelegenheit zu ſingen pflegen. Die andern folgen ihm in einer Reihe, und drey bis vier Schritte voneinander entfernt, Mann hinter Mann, nach, und ſtimmen je zuweilen das kriegriſche Whu Whup an, um den Geſang des Anführers noch durchdringender zu machen. So rücken ſie fort, bis ſie ihre Freunde nicht mehr ſehn und hören können. Sobald ſie in die Wälder treten, ſind ſie alle ſtill, und beobachten beſtändig auf ihren Marſch das tiefſte Stillſchweigen, damit ſie genau hören können, ob Gefahr vorhanden iſt. Ihre kleinen, ſchwarzen, ſcharfſichtigen Luchsaugen fahren umher, und ſie klettern wie Katzen auf die Bäume, um den Feind auszuſpähen. So gehn ſie fort, ſo lange ihnen alles guten Fortgang verkündigt. Wenn ihnen aber böſe Träume Unglück weißagen, ſo gehorchen ſie der vorgeblich göttlichen Eingebung, und kehren wieder nach Hauſe um, ohne ſich der Ungelegenheit eines Verweiſes auszuſetzen. Sie halten dafür, daß ihre Bereitwilligkeit, dem Vaterlande zu dienen, nicht von ihren eignen Kenntniſſen oder Wünſchen abhänge, ſondern ſich immer nach dem Antriebe der Gottheit richten müſſe.

Jeder Kriegsbefehlshaber erwählt ſich einen berühmten Krieger, der ihm und das ganze Corps bedienen muß. Er heißt Etiſſu oder der Diener. Alles was ſie während ihrer Reiſe eſſen und trinken, reicht er ihnen, nach einer ſtrengen Vorſchrift der Mäßigkeit und Enthaltſamkeit, mit eigner Hand. Obgleich ein jeder alle ſeine Bedürfniſſe in einer Rehhaut eingewickelt auf ſeinem Rücken trägt, ſo ſind ſie dennoch in ihren heiligen Kriegsgebräuchen ſo abergläubiſch, daß ſich keiner unterſteht, etwas davon zu genießen, wenn er auch von dem ſchärfſten Hunger oder brennendſten Durſt dazu angetrieben würde. Sie ſind mit der geringen Portion, die ihnen der heilige Diener mit ſparſamer Hand darreicht, zufrieden.

Gemeiniglich beſteht ein ſolches Corps, das in den Krieg zieht, nur aus zwanzig bis vierzig Mann, weil, wenn ſie zahlreicher wären, ſie von ihren Feinden leichter ausgekundſchaftet werden würden. Wenn aber die kriegenden Völkerſchaften aneinander grenzen, ſo pflegt der angreifende Theil dieſe Anzahl zu verſtärken, damit der Angriff mit mehrerer Sicherheit und gutem Erfolg geſchehn könne; denn ihre Kriegskunſt beſteht hauptſächlich in Ueberfällen, und im Fall es ihnen mißlingt, verlaſſen ſie ſich auf die Schnelligkeit ihrer Füſſe, die ſie bald wieder in ihr Land zurückbringen. Geht eine geringere Mannſchaft zu Felde, ſo richten ſie ihren Marſch ſo ein, daß ſie allemal einen Moraſt mit dichtem Buſchwerk, worunter ſie ihre Zuflucht nehmen können, zur Seite haben, weil eine weit ſtärkere Anzahl von Feinden ſie ſchwerlich dahin verfolgen wird, ſo lange ſie den Verluſt nur eines einzigen Mannes vernünftigerweiſe vermuthen können. Wenn ſie aufs Jagdgebiet ihrer Feinde kommen, ſo verfahren ſie mit der größten Vorſicht und Klugheit. Sie theilen ſich ſo, daß ein jeder das Signal, wodurch der andre die Stelle, wo er ſich befindet, anzeigt, hören kann. Dieſes Signal beſteht in der Nachahmung des Geſangs der Vögel, die in dieſer Gegend einheimiſch ſind. Auch den Schall und die Stimmen aller vierfüßigen Thiere und des wilden Geflügels in den amerikaniſchen Wäldern können ſie vollkommen nachmachen. Nach dieſer Art zu reiſen, laſſen ſie gemeiniglich den Weg, den ſie im Lager verabredet haben, hundert Yärds zur Seite liegen. Wenn es der Anführer

führer am rathſamſten hält, gegen den Feind fortzurücken, ſo ſchickt er ein Paar der beſten Renner aus, um ſich nahe bey den feindlichen Dörfern in Hinterhalt zu legen. Oefters befeſtigen ſie breite Hufe von Büffeln und Bärentatzen an ihre Füße, um den Feind zu betrügen, und ſie ſind im Stande, ganze Meilen nacheinander alle die Krümmungen dieſer Thiere mit größter Kunſt nachzuahmen. Weil aber auch die feindliche Parthey ſehr vorſichtig und verſchlagen zu Werk geht, ſo ſind dergleichen Betrügereyen öfters übel angeſchlagen. Manchmal geht eine zahlreiche Mannſchaft [illegible] drey verſchiednen Reihen, wenn ſie den Feind überliſten wollen. Jeder hebt ſeine Füße im Fortſchreiten hoch, und geht auf den Spitzen der Zähen, um das Gras nicht nieder zu treten, und eine jede Reihe tritt in die Fußtapfen ihres Vordermanns; zuletzt beſchließt ein rieſenmäßiger Mann bey jeder Reihe, und macht die Fußtapfen wieder mit ſeinen Füßen eben. Haben ſie Nachricht, daß ſie von dem Feinde in einer ſo weiten Entfernung von ſeinem Lande, daß ſie durch die Anzahl deſſelben nicht überwältigt werden können, verfolgt werden, ſo poſtiren ſie ſich an der vortheilhafteſten Stelle in der Form eines halben Monds, und lauern Tag und Nacht, bis der Feind hineinrennt, in welchem Fall der Sieg gemeiniglich gewonnen iſt.

Wenn ſie auf ihren Jagdfeldern oder in ihren entlegenen Wäldern Fußtapfen vom Feinde entdecken, ſo muß man über die Vorſicht und Liſt erſtaunen, deren ſie ſich ſowohl zu ihrer Sicherheit als auch dem Feinde Vortheile abzugewinnen, bedienen. Wenn nur wenige in den Krieg gegangen ſind, ſo kriechen ſie am Tage Wölfen gleich durch Dickige und Moräſte, klimmen dann und wann auf Bäume, laufen auf die Gipfel der Hügel, um Rauch vom Feuer zu entdecken, oder den Knall der Flinte zu hören;

und wenn ſie quer durch die offnen Wälder kreutzen, ſteht immer einer hinter einen Baum, und ſieht ſich allenthalben um, bis die übrigen ungefähr hundert Yärds weit fortgerückt ſind. Sie gehn gern über umgeworfne Bäume hin, und nehmen krumme Wege, bis ſie ſich wieder in den Moraſt begeben können, um ihre Fußtapfen zu verbergen, und eine Verfolgung zu vermeiden.

Wenn die angreifende Parthey ſich durch die Wälder verbreitet, um ihre Beute aufzuſuchen, und entweder friſche Fußtapfen oder Feinde anſichtig wird, ſo geben ſie ſich untereinander ſogleich das Kriegegeſchrey, und ziehen ihre Flügel gegen das Centrum zuſammen. Entdecken ſie Fußtapfen, ſo gehn ſie ihnen nach, und umringen den Verfolgten gemeiniglich durch ihr der Katzen ähnliches Kriechen, und überfallen ihn, wenn er nicht bewacht iſt. Oefters mißlingen ihnen aber dergleichen Verſuche; denn die Indianer ſind durchgängig ſo außerordentlich vorſichtig, daß, wenn ihrer drey in den Wäldern ſind, ſie ſich vor allen Dingen einen bequemen Platz zu ihrer Vertheidigung ausſuchen, und ſich immer in einem Dreyeck, Rücken gegen Rücken, niederſetzen, um einen Ueberfall zu vermeiden. Wenn ſich aber beyde Partheyen einander entdecken, und finden, daß ſie ſich beyde keinen Vortheil abgewinnen können, ſo geben ſie ſich einander ſelbſt zu erkennen, und ſchreyen ſich alle Grauſamkeiten, die ſie jemals gegeneinander verübt haben, in beleidigenden, praleriſchen Ausdrücken zu; z. B. ſie wären jetzt hier, dieſe Beleidigungen zu rächen, und die Wunde auf immer unheilbar zu machen; ſie wären ihre bitterſten Feinde, und verachteten ſowohl ihre Freundſchaft als Feindſchaft. Sogleich werfen ſie ihr Gepäck ab, kleiden ſich ganz nackt aus, und malen ihre Geſichter und Brüſte blutroth mit untermiſchten ſchwarzen

Strei

Streifen. Ein jeder verbirgt ſich gleich nach dem gegebnen Kriegsgeſchrey hinter einen Baum, oder in einer Höhlung des Bodens, wo ſie am ſicherſten zu ſeyn glauben. Die Anführer beyder Partheyen blaſen hierauf die kleine Pfeife, die ſie zu dieſem Endzweck mitgenommen haben, als das letzte Signal zum Angriff. Nun beginnt die heiße Arbeit, die Flinten werden abgefeuert, die Kugeln fliegen, die Sehnen der ſtarken von Hiccorynußholz verfertigten Bogen ſchwirren, die befiederten Pfeile ſauſen, der ſpitzige Wurfſpieß wirft zu Boden, wo er hinfliegt, und der wohlabgezielte Tomohawk tödtet und verwundet. Das durchdringende wiederhallende Getümmel des Kriegs, und der Todesgeſang betäubt das Ohr, wüthend verfolgt jeder ſeinen Feind von Baum zu Baum; alle beſtreben ſich, einander zu umringen und zu ergreifen; ein ſterbender Feind verwickelt ſich in die gehäßigen Arme eines andern, und jede Parthey ſtrebt verzweifelt, ihre Todten und Verwundeten vom Scalpiren zu erretten, und Schädel ihrer Gegner zu erbeuten. Der Streit erneuert ſich, aber die hitzigen Anfälle hören auf, da ihnen ihr vorſichtiger Geiſt ſtets unterſagt, ſich in ein allgemeines Handgemeng einzulaſſen. Nun ziehen ſie ſich zurück, ſtellen ſich in mancherley Figuren in Ordnung, bis ſie ihre Todten und Verwundeten in's Geſicht bekommen. Dann legen ſie ſich mit dem ganzen Körper auf die Erde nieder, laden ihre Gewehre, feuern im Stehn hinter den Bäumen hervor, und ſpringen in einem krummen Laufe fort, um ſich wieder zu erholen; und dieſes dauert ſo lange, bis ſich der beflügelte Sieg von ſelbſt für eine Parthey erklärt. — Die Ueberwundene flüchten in ein ſumpfiges Dickig, als ihrem einzigen Zufluchtsort. Iſt aber einer von ihnen entweder unbewafnet oder leicht verwundet, ſo nehmen ihnen die ſchnellen Verfolger gefangen, erſchießen ihn nicht, ſondern ſparen ſein Leben zu einem grauſamern Tod auf. Wenn die Sieger wieder auf das Schlachtfeld zurückkommen, fangen ſie mit wahnſinnigem Entzücken an, die Unglücklichen, die durch ihre Waffen und Gewalt fielen, auf die unmenſchlichſte Art zu zerſtücken. Iſt der Sieg nahe bey ihrer Heymath gewonnen worden, ſo nimmt einer dieſes, der andre jenes Glied als ein Siegeszeichen mit ſich. Ihre erſte Bemühung aber iſt allemal, die Hirnſchalenhaut abzutrennen. Alle beeifern ſich dergeſtalt um die Wette, ſich einander in Anſehung dieſes Ehrenpunkts den Vorrang abzugewinnen, daß ſie ſich ſelbſt öfters in ihrem Unternehmen hinderlich ſind. Sie ergreifen den Kopf der verwundeten oder getödteten Perſon, treten mit einem Fuß auf den Nacken, faſſen mit einer Hand das Haar, das ſie feſt herumwickeln, und ziehn es, ſo ſehr ſie können; mit der andern Hand nehmen ſie ihr langes ſcharfes Meſſer aus der an der Bruſt hängenden Scheide, machen damit einen Einſchnitt rings um die Hirnſchale, und ſtreifen, mittelſt einiger geſchickten Schnitte, die Haut ſamt den Haaren ab. Dieſe Operation verrichten ſie in zwey Minuten. Sobald es die Zeit verſtattet, binden ſie dieſe Siegstrophäen mit Baſt oder Sehnen von Hirſchen über einen kleinen Reif, um ſie vor der Fäulniß zu bewahren, und bemalen den inwendigen Theil der Schädelhaut und den Reif rings herum mit rother Farbe, als ihrem Emblem des Bluts.

Nun ſind ſie für diesmal geſättigt, und kehren nach Hauſe zurück; und weil ſie der Meynung ſind, daß ſie durch vergoßnes Menſchenblut unrein würden, ſo ſäumen ſie nicht, die dreytägigen Faſten zu halten, und ſich wieder durch den Kriegsbefehlshaber, als einen Prieſter des Kriegs, reinigen zu laſſen. So lange ſie unrein ſind, greifen ſie den Feind nicht an, wenn ſie gleich die beſte

Gelegenheit hätten, ihn ganz zu vernichten, und ſie erhalten wegen dieſes religiöſen Betragens Lob und Beyfall von ihren Landsleuten. Sie haben kein Wort, welches das **Kriegsglück** ausdrückt. Sie ſchreiben vielmehr den unglücklichen Ausgang hauptſächlich der Unreinigkeit des Befehlshabers zu; und wenn dieſer einzige von ſeinen Kriegern durch den Feind eingebüßt hat, ſo muß er für dieſen angeblichen Fehler entweder mit ſeinem Leben büſſen, oder er wird dadurch degradirt, daß man ihn ſeine Trommel, Kriegspfeife und kriegriſchen Ehrentitel nimmt, und ihn wieder den Namen, den er als Knabe führte, beylegt, von welchem er nun von neuem wieder aufwärts ſteigen muß. Dieſes Strafgeſetz trägt ſehr viel dazu bey, daß ihre Anführer äußerſt behutſam zu Werke gehn, und keine kühnen und verwegnen Unternehmungen wagen: ſie ſind auch gewöhnlich mit zwey bis drey Schädelhäuten und einem Gefangnen zufrieden. Die Unglücklichen, die ihnen im Krieg in die Hände fallen, werden gemeiniglich dem qualenvollſten Tode geweiht. Die Umſtände davon ſind folgende.

Wenn eine Parthey aus dem Kriege und in das Angeſicht ihres Dorfs kömmt, ſo geht der Anführer voran, und die Krieger gehn alle in einer einzigen graden Linie hinter ihm her, ſo daß je zwiſchen zweyen ein Paar Yärds Raum bleibt, um dadurch ihren triumphirenden Einzug ein deſto größres Anſehn zu geben. Haben ſie keinen glücklichen Erfolg gehabt, oder einige Krieger verlohren, ſo kommen ſie ganz in der Stille; ſind ſie aber glücklich geweſen, und alle davon gekommen, ſo machen ſie das indianiſche Pelotonfeuer ein, zwey und drey auf einmal, ſchreyen dazu, und ſchmähen und ſchimpfen ihre Gefangnen. Sie lagern ſich alle Nächte nahe bey ihrem Dorfe auf einen großen viereckigten Platz, der zu dieſer Abſicht in der Mitte mit einem hohen Pfahl, woran ſie ihre Gefangnen binden, bezeichnet iſt. Den folgenden Tag gehn ſie in einem ſehr feyerlichen Aufzug zum Hauſe ihres Anführers, bleiben aber außerhalb deſſelben, und ſtellen ſich um ſeine rothgemahlte Feldſtange, bis ſie das Schickſal ihrer Gefangnen beſchloſſen haben. Iſt einer von dieſen ſo glücklich, ſich loszumachen, und in das Haus des Archimagus oder in ein Zufluchtsdorf zu entrinnen, ſo iſt er, nach einem alten Herkommen, von der Feuermarter befreyt. Diejenigen Gefangnen, die ein hohes Alter und Ehrenſtellen im Krieg erlangt haben, ſöhnen ſich durch die Feuerprobe wieder mit dem Blute aus, das ſie ve[illegible]ſſen haben. Die jungen Gefangnen bleiben am Le[illegible], wenn ſie nicht während der Zeit, daß die Krieger ſich wegen ihrer gethanen Kriegsverrichtungen heiligen, geweihet werden. Iſt aber Letzteres der Fall, ſo werden ſie verurtheilt, ſo ſterben ſie, einer nach dem andern, an dem Pfahl. Die Sieger ziehn ihre Gefangnen nackt aus, und binden ein Paar Maccaſeenen von Bärfellen, mit dem ſchwarzharigten Theil auswärts, an ihre Füſſe; andre befeſtigen mit einer Weinrebe einen Feuerbrand an den Pfahl über ihre Köpfe. Dieſe beyden Dinge ſind die Kennzeichen, woran ſie ihr Urtheil erkennen können. Ihre Beſtrafung bleibt allemal den Weibern überlaſſen, und dieſe laſſen ſich auch, aus falſchen Erziehungsgrundſätzen, in dieſer Verrichtung nicht träg finden, ſondern vollenden ſie zur völligen Zufriedenheit der Zuſchauer. Ein jedes Weib macht ſich vor dieſer fürchterlichen Luſtbarkeit einen langen Bündel von trocknen Rohr, oder der innern Schale von Pechtannen zurecht, und damit ſchlagen ſie und ihre Kinder auf dieſe unglücklichen Opfer, wenn ſie zum Pfahle geführt werden, auf die unbarmherzigſte Weiſe los.

Wenn das Todeszeichen gegeben iſt, werden die Zubereitungen zu einen noch tragiſchern Auftritt gemacht. Die Schlachtopfer werden an ihren Armen feſtgebunden, um den Hals ſchlingt man ihnen eine ſtarke Weinrebe, die an der Spitze des Pfahls ſo befeſtigt iſt, daß die Gebundnen daran funfzehn Yärds lang rings herumgehn können. Auf den Kopf legen ſie ihnen zähen Leim, um den Schädel vor dem flammenden Feuerbrande zu bewahren. Unausſprechliche Freude läuft nun durch die frohlockenden Haufen der Zuſchauer, und der ganze Kreiß iſt voll unbarmherziger weiblicher Henker. Der leidende Krieger iſt demungeachtet nicht kleinmüthig; mit triumphirender, männlicher Stimme ſingt er den Kriegsgeſang, und mit muthiger Verachtung tritt er den raſſelnden mit Kieſeln gefüllten Kürbis mit Füſſen, und trotzt ſelbſt dem Tode. Die Weiber thun jetzt mit ihren Bränden einen wüthenden Anfall, und die Leiden des Unglücklichen werden bald ſo peinigend, daß er mit der grimmigſten Wuth, den Weinrebenſtrick hinter ſich herſchleppend, fortrennt, und alles, was ihm vorkömmt, mit größter Verachtung niederſtößt, beißt und tritt. Der Kreis füllet ſich wieder. Sie fallen ihn von allen Seiten an; er flieht an den Pfahl zurück, um ſich vor den Flammen zu retten, aber die Flammen verfolgen ihn. Dann bricht er mit erneuerter Wuth, mit knirſchenden Zähnen, mit funkelnden Augäpfeln durch den geſchloßnen Zirkel, und wagt alles, wozu ihn der höchſte Muth, die wüthendſte Raſerey, und die äußerſte Verzweiflung antreibt. Nach einiger Zeit ergreift das Feuer ſeine zärtern Theile; dann gießen ſie eine Menge kaltes Waſſer über ihn, und verſtatten ihm auszuruhn, bis er ſeine Lebensgeiſter wieder geſammelt hat, und im Stande iſt, neue Qualen zu erdulden. Denn werden die nemlichen Grauſamkeiten wiederholt, und ſo lange fortgeſetzt, bis er zu Boden fällt, und gegen alle Schmerzen unempfindlich wird. Nun wird er auf die vorbeſchriebne Weiſe ſcalpirt, in Stücken zerhauen, und alle äußre Gliedmaßen, ſogar die Schaamglieder nicht ausgenommen, in einen ſchandbaren und wilden Triumph fortgetragen.

Niemand äuſſert das geringſte Mitleid mit dieſen Schlachtopfern. Die Weiber ſingen mit religiöſer Freude, während daß ſie ſie martern, und lautes Gelächter ſchallt durch die gedrängten Haufen, beſonders wenn ſich der Unglückliche vor dem Tode fürchtet. Iſt er aber ein tapfrer Krieger, ſo ſtellt er ſich kühn und hart, und verändert ſein Geſicht nicht. So lang, als er kann, ſchreyt er, und bravirt ſeine Feinde durch eine Beſchreibung ſeiner kriegriſchen gegen ſie verrichteten Heldenthaten, und der Heldenthaten ſeiner Nation, und bedroht ſie mit ihrer Rache. Aehnliche Beyſpiele von weiblicher Unempfindlichkeit gegen Martern giebt es in Liſſabon und andern Städten, wo zärtliche Frauenzimmer durch blutdürſtige Pfaffen, die ihnen täuſchende Religionsſätze beybringen, in Medeen verwandelt werden, und mit Wonnegefühl die Märtyrer, die in einem teufliſchen Triumph zum Scheiterhaufen geführt werden, und mit langſamen Martern den Tod leiden, anſehn können.

Wenn das Trauerſpiel vollendet iſt, ziehn ſie im Triumph und mit dem entſetzlichſten Geräuſch in das benachbarte Dorf ein. Hier ſchneiden ſie die Hirnſchalenhäute in Stücken, hängen dieſe an verſchiednen Zweigen grünblättrichter Fichten auf, und befeſtigen ſie an den Spitzen des zirkelförmigen Winterhauſes ihrer verſtorbnen Freunde. Ehe dieſes geſchehn, halten ſie ihren Tod (wenn ſie von den Feinden umgebracht worden ſind) noch nicht für gerächt; und ihre Geiſter werden durch dieſe Ceremonie, wie ſie glauben, in den Stand geſetzt, in ihrem Mittelauffenthalt, aber ihnen unbekannten Ruheplatz, überzugehn, bis ſie, nach Verlauf einer gewiſſen Zeit, wieder zurückkehren, um ihr Leben in derjenigen Gegend, die ihnen während ihres erſten Hierſeyns am liebſten war, zuzubringen. Dieſe gottesdienſtliche Pflicht vollziehn ſie mit großer Feyerlichkeit, in Begleitung eines langen Zugs frölicher Weiber, die mit ſanfter Stimme ihren dankbaren Siegsgeſang an Yo He Wah ſingen, indeß die beglückten Krieger dem Geber des Siegs in ehrerbietigen Tönen, worunter ſie das Geſchrey des Todes miſchen, lobſingen. Sie tanzen drey Tage und Nächte hindurch, und freuen ſich des Siegs in der göttlichen Gegenwart, und des Glücks, die Geiſter ihrer geliebten getödteten Verwandten von den Dachtraufen ihrer Häuſer fortſenden zu können, wo ſie ſich, wie ſie glauben, gleich nach ihrem Tode aufhalten, und in den ſchreckenvollen Tönen: Koo-Koo-Koo, gleich dem geängſteten Vogel der Nacht im drückenden Winter, jammern. In ihren Tänzen ahmen ſie alle krumme Wendungen wilder Katzen nach, deren ſie ſich bedienen, wenn ſie auf der Erde hinkriechen, um den Feind zu überfallen, oder ihr wölfiſches Betragen, wenn ſie mit Sicherheit tödten können; oder das ganze Handgemenge, wenn ſie nicht durch Ueberfall angreifen können.

Zur Zeit ihrer Luſtbarkeiten beſtimmen ſie einen gewiſſen Tag zur Bekränzung der Krieger; denn dieſe können bey einem alten Titel nicht geſund und leicht ſchlafen, ſo lange man ihnen einen neuen oder höhern zu geben ſchuldig iſt. An dieſem langgewünſchten Tage erſcheinen ſie alle auf dem Paradefeld zierlich und frölich. Ihre Kriegstrommeln werden geſchlagen, ſie ſchminken ſich roth, und das junge Volk tanzt und macht ſich luſtig

Jeder in Erwartung ſtehende Krieger trägt an dieſem Tage rothgefärbte Rehhaut-Maccaſeenen, ſein Leib iſt mit Bärenfett beſtrichen; um ſeine beyden Lenden hängen glattgemachte Otternfelle, rings um den Hals trägt er einen Kragen von ſchönen Schwanenfedern, und ſein Geſicht iſt mit allen Farben des Regenbogens bemahlt. Nun erſcheinen zwey alte Magi, mit ſo viel weiſſen Stäben und Kränzen in den Händen, als Krieger zu neuen Ehrenſtellen erhoben werden ſollen. Jeder hält eine lange Rede mit großer Heftigkeit des Ausdrucks, worinn ſie hauptſächlich ihre ſtrenge Beobachtung des Geſetzes der Reinigung rühmen, während daß ſie die heilige Kriegslade begleiteten, wodurch der oberſte Gebieter bewogen worden ſey, ihnen den Sieg zu verleihen; und muntern ſodann die übrigen auf, in ihrem Durſte nach Ehre zu verharren, und hierin ihre tapfern Vorfahren, die edelmüthig in der Vertheidigung ihres Vaterlands ſtarben, nachzuahmen. Nach dem Beſchluß der Reden ruft einer von den Magis dreymal mit lauter Stimme einen von den Kriegern bey ſeinem neuen Namen oder Kriegstitel auf, und hält den weiſſen Kranz und das Zepter oder den Stab in die Höhe. Dieſer antwortet ſodann frölich, und läuft jauchzend dreymal um ihn herum. Einer von den alten beliebten Männern ſetzt ihm hierauf den weiſſen Kranz auf das Haupt, und giebt ihm den Stab in die Hand, worauf er denn mit einem Freudengeſchrey wieder nach ſeiner vorigen Stelle zurückkehrt. Auf gleiche Weiſe verfahren ſie mit den übrigen Kriegern, die erhoben werden ſollen, und ſchließen dieſe Ceremonie mit der Ermahnung an ſie: **Erinnert euch, was ihr ſeyd!** Dieſe Ermahnung zielt auf die Pflichten ihres ruhmvollen Berufs, beſtändig nach dem kriegriſchen Ruhm zu trachten, und ihre Tapferkeit und die Wohlfahrt ihres Landes mehr als ihr eignes Leben zu lieben.

ſtehen. Der Kranz iſt von langen Schwanenfedern gemacht, die rings um die Schläfe laufen, und es iſt eine Menge weißer Pflaumfedern hineingeflochten, damit er leicht aufſitzen und ſchöner ausſehn ſoll.

Die Indianer ſind dem Spiel ſehr ergeben, und wagen öfters ihre ganze Haabſeligkeit. Das Ballſpiel iſt ihr Lieblingsſpiel, und weil eine ſo heftige Leibesbewegung damit verknüpft iſt, ſo ſcheint es urſprünglich für ein ſo hartes, ſtarkes und geſchicktes Volk, als ſie ſind, und die alten Spartaner waren, erfunden zu ſeyn. Der Ball iſt aus einem Stück abgeſchabter Rehhaut gemacht, befeuchtet, mit Rehhaaren ausgeſtopft, und mit Rehdarmſaiten ſtark durchnähet. Die Ballſtöcke ſind ungefähr zwey Fuß lang; das untere Ende gleicht einigermaſſen der Figur einer flachen Hand, und iſt mit Thierhautriemen durchflochten. Auf dieſe legen ſie den Ball, und ſchleudern ihn eine große Strecke weit, wenn er nicht während des Fliegens von einem von der Gegenparthey aufgefangen wird. Das Ziel iſt etwa fünfhundert Yärds lang. Beym Anfang und Ende des Spielplatzes ſtecken ſie zwey lange krumme Pfähle in den Boden, die drey Yärds über dem Ziel, aber in einer ſchrägen Richtung voneinander abſtehn. Die Parthey, welche den Ball über dieſelbe hinwegſchlägt, zählt eins; wenn er aber unter denſelben bleibt, ſo wird er wieder zurückgeworfen, und wie gewöhnlich damit geſpielt. Die ſpielenden Perſonen ſind auf beyden Seiten einander in der Zahl gleich. Zu Anfange eines jeden Spiels werfen ſie den Ball in einer graden Linie zwiſchen den beyden Zielen dergeſtalt in die Höhe, daß er grad über dem Mittelpunkt des Spielplatzes die höchſte Höhe erreicht. Sie ſind in dieſer männlichen Uebung ſo außerordentlich erfahren, daß der Ball zwiſchen den Zielen durch die Gewalt der Ballſtöcke von einen Ziel zum andern geſchlagen wird, ohne auf die Erde zu fallen, denn ſie dürfen ihn nicht mit den Händen auffangen. Man muß erſtaunen, wenn man ſieht, wie ſchnell er fliegt, wenn er von einem ſchnellfüßigen Verfolger fortgeſchlagen wird. Wird einer von einem Gegner aufgehalten, ſo giebt dieſem die Furcht des andern, von dem Ballſtock geſchlagen zu werden, gemeiniglich Gelegenheit, ihn vielleicht hundert Yärds weit zu treiben; allein zuweilen ſpringt der andre Gegner von hinten zu in die Höhe, und ſchlägt den Ball durch einen plötzlichen Schlag zu Boden. Es iſt ſehr ungewöhnlich, ſie bey irgend einer Art von Spiel boshaft handeln zu ſehn, nicht einmal in dieſem heftigen Spiele, wobey ſo leicht Verdrieslichkeiten entſtehn können.

Die Indianer hatten vor dieſem Steinäxte, die den Meißeln unſrer Schmiede oder Schlöſſer ähnlich waren. Sie wiegen ein bis drey Pfund, und ſind von einer Art Kieſelſtein gemacht; um den eingekerbten Griff ſind zwey oder drey zähe, etwa zwey Fuß lange Zweige von Hikorybaum gewickelt. Mit dieſer einfachen und leicht zu machenden Erfindung tödteten ſie die Bäume, indem ſie die Rinde damit durchhieben, und verbrannten ſie, wenn ſie entweder durch Entkräftung umfielen, oder ganz dürr geworden waren. Mit dieſen Bäumen unterhalten ſie beſtändig ihr jährliches heiliges Feuer, und halten es für geſetzwidrig, und als eine Urſache vieles Unglücks, ſogar das Küchenfeuer mit Waſſer auszulöſchen. Durch die erwähnte Art, die Bäume und Wälder auszurotten, gewinnen die genügſamen Einwohner mit der Zeit taugliche Felder. Ihre Sage behauptet, ſie hätten nie zerſtreut in den amerikaniſchen Wäldern gelebt, wie Araber oder herumſtreifende Tatarn; denn ſie baueten ſich Häuſer von den Zweigen und Baumrinden zu ihrem Sommeraufenthalt, und warme mit ſanftem, trocknen Graſe vermiſchte Leimmauern gegen den Froſt des Winters, ſo wie ſie noch jetzt zu bauen pflegen. Jetzt, da ihre Anpflanzungen heiter zu werden anfangen, ſchälen ſie nur das große Zimmerholz, hauen die jungen Stämmchen und das Unterholz nieder, und verbrennen ſie in Haufen. Die Sprößlinge, die an den Wurzeln hervorwachſen, hauen ſie am Stumpfe ab, und ſtecken ſie in Brand, um die Wurzeln zu tödten, bis ſie mit der Zeit völlig ihre Kraft verlieren. Ob dieſe Art, die Holzländer zu reinigen, einem Fremden gleich langſam vorkammen möchte, ſo iſt ſie doch für dieſe Leute die geſchwindeſte, die ſie unter ihren Umſtänden wählen können; da eine gemeine Hakke und eine kleine Axt ihr ganzes Werkzeug iſt, deſſen ſie ſich zur Ausrottung und Anpflanzung bedienen.

An jedem Hauſe liegt ein kleines Feld; und ſobald das Frühjahr es erlaubt, pflanzen ſie eine Menge großer und kleiner Bohnen, Erbſen, und eine kleinere Sorte indianiſches Korn, das gemeiniglich in zwey Monaten reif wird; die Engländer nennen es das Sechswochenkorn. Rings um dieſen kleinen Meyerhof ſtecken ſie Pfähle in die Erde, und binden oben und unten Querſtangen von lange Hikkorynußbäume oder weiſſen Eichenſtämmchen in gehöriger Entfernung daran feſt, um die Pferde davon abzuhalten. Ihre großen Felder liegen ganz offen, ohne alle Umzäunung, und ſie glauben, daß dieſes den beſten Regeln der Oekonomie gemäß ſey, weil ſie auf dieſe Art aller Orten, wo ſie das beſte Land fänden, und wo es ihrer Bequemlichkeit am gemäßeſten ſey, anbauen und pflanzen könnten, ohne ihre Zeit mit Einſchließungen und Umzäunungen vergeblich zuzubringen. Damit indeſſen das Vieh von der Zeit der Anpflanzung bis zur Erndte keinen Schaden anrichte, feſſeln die Weider die Pferde mit zähen Seilen von Baſt, und ſperren die Schweine in Ställe ein; die Männer hingegen bringen dieſe Zeit mit Tödtung des Wilds, oder mit Streifereyen gegen ihre Feinde zu, und ſetzen dadurch ihre Weiber und Kinder und Felder in Sicherheit.

Die meiſten Indianer fangen ihre Auſſenfelder zu beſtellen an, wenn die wilde Frucht ſo reif iſt, daß die Vögel herabkommen, die Körner aufzuleſen. Dieſes iſt ihre allgemeine Regel, und geſchieht zu Anfang des Mays. Unter verſchiednen indianiſchen Nationen iſt die Gewohnheit, daß ein ganzes Dorf auf einmal an die Arbeit geht. Zu dem Ende ermahnt ein alter Befehlshaber vorher die Einwohner, ſich fertig zu halten, um auf dem beſtimmten Tag mit dem Säen und Pflanzen den Anfang zu machen. Beym Anbruch dieſes Tags geht einer auf Befehl auf eine Anhöhe, und ruft laut: „Daß das neue Jahr herangenahet ſey, und daß die, die eſſen wollten, auch arbeiten müßten, hingegen der, der nicht arbeiten wolle, zu gewarten habe, in die durch das alte Herkommen beſtimmte Strafe verurtheilt, oder aus dem Dorfe verjagt zu werden, indem ſie nicht gemeynt wären, für einen geſunden faulen Verſchwender zu ſchwitzen.“ Zu dieſer Zeit ſieht man viele Kriegsbefehlshaber gemeinſchaftlich mit dem übrigen Volke arbeiten. Etwa eine Stunde nach Sonnenaufgang gehn ſie auf das Feld, das zuerſt das Loos getroffen hat, und greifen die Arbeit mit großer Munterkeit an. Zuweilen beluſtigt ein Redner die Arbeiter mit Scherzen und luſtigen alten Erzählungen, ſingt ihnen allerley angenehme, wilde Geſänge vor, ſchlägt auch wohl mit einem Stock, den er in ſeiner rechten Hand hält, auf einem mit einem angefeuchteten und wohl ausgeſpannten Rehfell überzognen Topf, und ſo gehn ſie von Feld zu Feld, bis ſie den Saamen ganz ausgeſäet haben.

Korn iſt ihr hauptſächlichſtes Produkt, und worauf ſie ſich am meiſten verlaſſen müſſen. Sie haben dreyerley Gattungen deſſelben. Der einen iſt ſchon gedacht worden. Die zweyte iſt gelb und ſteinig; ſie nennen es Hammonykorn. Die dritte Art iſt die größte, hat einen ſehr weißen und ſanften Kern, und heißt **Brodkorn.** Im Julius, wenn die Kaſtanien und die Kornähren grün und voll ſind, laſſen ſie die erſtern halb kochen, und nehmen die Schalen ab; und wenn die milchichten angeſchwollnen langen Reihen der letztern abgeſchnitten worden, zerſtoßen ſie die Weiber in einem groſſen hölzernen Mörſel, der an der Oefnung weit iſt, und nach dem Boden zu immer enger wird. Hierauf knäten ſie beyde untereinander, wickeln den Teig in grüne Kornblätter (cornblades) von verſchiedner Größe, ungefähr einen Zoll dick, zuſammen, und kochen es wohl, wie ſie es mit jeder Art von Saamenſpeiſen zu thun pflegen. Dieſe Art Brod iſt für ihren Geſchmack ſehr verführeriſch, und ſie halten es für ihren beſten Leckerbiſſen. Sie haben noch eine andre Art von gekochtem Brod, das mit Bohnen oder Patalos vermiſcht iſt. Sie kochen das weiche Korn ſo lange, bis es zu ſieden anfängt, und zerreiben es ſehr fein. Ihre Erfindung erſtreckt ſich nicht über den Gebrauch einer Art von Milch. Wenn das Mehl herumgerührt, und durch die Sonnenhitze oder das Feuer gedörrt worden iſt, ſieben ſie daſſelbe durch Siebe von verſchiedner Größe, die ſehr künſtlich aus dünnen oder feinern Rohrſpähnen geflochten ſind. Die dünnen mit Bärenfett vermiſchten Kuchen wurden vor dieſem auf dünnen, breiten über das Feuer gelegten Steinen, oder auf breiten aus Erde gemachten Schüſſeln gebacken. Jetzt bedienen ſie ſich aber der Keſſel. Wenn ſie große Laibbrode backen wollen, machen ſie auf dem Heerde ein ſtarkes loderndes Feuer von kurzen dünnen

Holzſpähnen. Wenn dieſe zu Kohlen gebrannt ſind, ſcharren ſie ſie ſorgfältig auf beyde Seiten, und kehren die zurückgebliebne Aſche weg. Hierauf legen ſie ihr wohlgeknätetes Brod, nachdem es zuvor in heißes Waſſer eingetunkt worden, auf den heißen Platz, bedecken es mit einem irdnen Deckel, und legen die heiße Aſche und glüenden Kohlen oben drauf. Dieſe Art zu backen iſt ſo rein und wirkſam, als in einem Ofen. Wenn ſie das Brod herausnehmen, waſchen ſie es mit warmen Waſſer ab, und es wird ſogleich feſt, und ſehr weiß. Es iſt ſehr geſund und wohlſchmeckend, ausgenommen dem verdorbnen Gaumen eines Epikuräers. Außer verſchiednen Sorten von Bohnen und Erbſen pflanzen ſie auch eine Gattung kleinen Tabacks, den die Franzoſen und Engländer nicht beſitzen. Die Weiber pflanzen auch Kürbiſſe und verſchiedne Gattungen Melonen, in abgeſonderten und eine ziemliche Strecke vom Dorfe liegenden Feldern, wo jeder Eigenthümer ein hohes Gerüſt aufbaut, um dieſe Anpflanzungen, die ihnen ſehr am Herzen liegen, zu überſehen und bewachen zu laſſen. Die Wache iſt gewöhnlich die Schuldigkeit der alten Weiber. Wenn die Kürbiſſe reif ſind, ſo zerſchneiden ſie ſolche in lange runde Schnitte, die ſie braten oder bey langſamer Hitze trocknen. Und wenn ſie die größre Sorte von Patato's halb gekocht haben, trocknen ſie dieſelben ebenfalls an einem mäßigen Feuer, und eſſen ſie im Frühling mit ihrem lieben Bärenfett vermiſcht. Sobald die größre Sorte des Korns volle Aehren bekommen hat, kochen ſie ſolches halb, und trocknen es entweder an der Sonne, oder an einem gelinden Feuer. Sie kochen es an Wildpret oder andern ungeſalznen Fleiſche. Sie haben mehrentheils ſehr gutes Getreyde, welches der Fruchtbarkeit des Bodens zuzuſchreiben iſt, ungeachtet ſie das Unkraut öfters über das Korn hinwachſen laſſen, und den

Saamen ſo dicht ſäen, daß das Land ganz verſtopft wird. Sie ſäen ihr Korn in graden Reihen, legen fünf bis ſechs Körner in Löcher, die zwey Zoll voneinander abſtehn. Dieſe bedecken ſie mit Erde in Geſtalt eines kleinen Hügels. Jede Reihe iſt von der andern einen Yärd lang abgeſondert, und in den leeren Zwiſchenraum ſtecken ſie Kürbiſſe, Waſſermelonen, Eibiſchwurzeln, Sonnenblumen und verſchiedne Arten von Bohnen und Erbſen, welche beyde letztre ſehr ſtark wachſen.

E — d.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

V.

Naturgeſchichte.

Vacat.

VI.

Anekdoten.

**) Michel Angelo, der Bataillen-Maler, ſo genannt, weil er hauptſächlich in Bataille-Stücken excellirte, gehört unter die vorzüglichen Meiſter der welſchen Schule; ſeine letzten Arbeiten werden am meiſten geſchätzt, ſonderlich aber ſeine Gemälde von der Quelle l'aqua acetoſa. Man erzählt zu Rom, daß ihm folgendes dazu Gelegenheit gegeben habe. Es war zu ſeiner Zeit zu Rom ein Ochſe von ungeheurer Größe und Dicke. Jedermann intreßirte ſich für die Erhaltung eines ſo außerordentlichen Thieres. Nach Verlauf einiger Zeit wurde es von einer unbekannten Krankheit befallen, die es zuſehends auszehrte. Man gab ihm Arzney, ſie ſchlug aber nicht an. Endlich kam man auf den Einfall, ihn auf die Weide zu bringen, und wählte dazu eine Wieſe nicht weit von Rom, ungefähr zwey Stunden von der Porta del Popolo. Kaum waren drey Tage verſtrichen, als das Thier ſeine vorige Stärke und Geſundheit wieder erhielt. Jedermann war begierig, zu erfahren, welche Kräuter dieſes bewerkſtelligt hätten, und man entdeckte, daß eine Waſſerquelle, die er zu ſeiner Tränke gewählt hatte, und die ein natürliches und heilſames Purgiermittel bey ſich führte, ſeine Geneſung gewirkt habe. Pabſt Alexander VII. ließ ſie ſogleich mit Marmor bekleiden, und ihr Ruf verbreitete ſich bald durch die italiäniſche Provinzen. Im Julius, Auguſt und September finden ſich hier eine Menge Perſonen ein, die dies Waſſer brauchen. Michel Angelo hat den Augenblick gewählt, wo der Zuſammenlauf am ſtärkſten iſt. Die Anekdote, die man eben geleſen hat, iſt darauf vorgeſtellt, und 130 bis 40 menſchliche Figuren, wovon einige 8, 10 bis 12 Zoll hoch ſind, und die verſchiednen Völkerſchaften abbilden, formiren eine ſehr anmuthige Gruppe. Das Gemälde iſt fünf Fuß neun Zoll breit, und vier Fuß einen Zoll hoch.

Ein Menſch, den viele Schulden drückten, bat einen Fürſten um tauſend Thaler. Das iſt zu viel, ſprach dieſer, das kann ich nicht. So bitte ich denn nur um

Einen, fuhr dieſer fort. Das iſt zu wenig, war die Antwort, das würde mir zu ſchimpflich ſeyn, und ſo mußte er ohne Geld fortgehn.

Die Regenten der kleinen Staaten, welche den Strich von Oberſchwaben, längſt dem Schwarzwalde hin, bewohnen, herrſchen öfters wie die Nabobs in Indien. Sie haben ihren Hofſtaat, ihre Armeen, ihre Veziere, und ihre Serails. Man erzählt von einem derſelben, welcher ſeit mehr denn funfzig Jahren tod iſt, und deſſen Land ſehr menſchenlos war, daß er einen Thurm baute, der aus 22 Zimmern beſtund. Jedes von dieſen Zimmern wurde von einem Mädchen bewohnt. Wenn der Sultan geneigt war, ſich ein Vergnügen zu machen, ſo ließ er alle 22 Favoritinnen in einen Saal zuſammenkommen, und theilte ihnen ein Tarokſpiel aus. Die, welche den Paccat traf, erhielt den Dienſt, und die zween höchſten Matadors hatten die Anwartſchaft auf ſelbige Nacht. Hiebey ließ es der Fürſt nicht bewenden. Um die Politik eines morgenländiſchen Serails deſto genauer zu erreichen, verheyrathete er die Töchter, ſo er mit dieſen Mädchen erzeugte, an die Baſchen, die Beamten ſeines Landes. In kurzer Zeit wurde der Staat von ſeinem eignen Blute bevölkert. Der Fürſt konnte ſich am Ende ſeiner Regierung mit Recht ein Vater ſeiner Unterthanen nennen.

Vor einigen Jahren beſuchte ein junger, franzöſiſcher Duc, auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland, den Karlsruher Hof. Dieſer Herr war mit der Deutſchen Sprache und den vornehmſten Schriftſtellern unſrer Nation bekannt. Nichts deſtoweniger behauptete er hartnäckig, daß die Deutſchen keinen Namen aufzuweiſen hätten, welcher mit den berühmten Genies der franzöſiſchen Nation in dieſem oder jenem Falle verglichen werden könnte. Die Marggräfin beſaß die Großmuth, ſich ihrer Landsleute anzunehmen. Der Streit wurde lebhaft. Endlich foderte die Prinzeßin den Dûc auf, ihr die Namen von ſechs Franzöſiſchen Genies zu geben, die er für unvergleichbar hielte. Der Dûc nahm eine Karte, und ſchrieb darauf:

Descartes,
Fontenelle,
Moliere,
Büffon,
Montesquieu,
Greſſet.

Die Marggräfin ergriff den Bleyſtift, und ſetzte gegenüber:

Leibnitz,
Haller,
Leſſing,
Gmelin,
Grotius,
Gleim.

Hierauf erſuchte der Dûc, welcher über das Deſi betroffen ſchien, die Prinzeßin, die Aufforderung umzuwenden. Er erhielt folgende Namen:

Kopernikus,
Friedrich Wilhelm II.
Luther,
Haſſe,
Winkelmann,
Klopſtock.

Der Dûc küßte die Karte, und erklärte ſich für überwunden.

VII.

Briefe.

1.

Schreiben des Herrn von Voltaire an Herrn Petrini, Verfaſſer einer neuen, welſchen Ueberſetzung der Dichtkunſt des Horaz.

(ungedruckt.)

Ich habe immer geglaubt, mein Herr, daß die Barbaren alles in der Dichtkunſt des Horaz eben ſo über den Hauſen geworfen hätten, wie ſie Rom über den Hauſen warfen, und aus dieſer Urſach zog ich Boileau dem Flaccus vor, weil er regelmäßiger iſt. Aber nunmehr erkläre ich mich für den Verfaſſer der Dichtkunſt in terzine. Sie haben eben das gethan, was die Päbſte thaten: Sie haben Rom aufgebaut. Ich danke Ihnen, mein Herr, und bin ꝛc.

Ferney den 25. September 1777.

2.

Schreiben des Herrn von Voltaire an den Herrn Meſſance, Steuer-Einnehmer zu St. Etienne-en-Forez, der ihm ſeine Ausrechnungen von den Wahrſcheinlichkeiten der Lebensdauer zugeſchickt hatte.

(ungedruckt.)

Ferney.

Ich habe mein Conto in *) Livres, Sols und Deniers erhalten, das Sie, mein Herr, die Geduld zu machen, und die Gütigkeit mir zuzuſchicken gehabt haben. Ich bewundre Ihre Scharfſichtigkeit, und unterwerfe mich meinem Urtheil ohne Murren. Jedermann ſtirbt in Einem Alter, denn, iſt man einmal dahin gekommen, ſo iſt es vollkommen gleichgültig, ob man 20 Stunden oder 20000 Jahrhunderte gelevt hat. Ohne Zweifel hatte der Abt Terray unſre Nichtigkeit vor Augen, als er ſeine Leibrenten ſtiftete. Ich habe zu dem Haupte meines Bettes meine Schlußrechnung hinlegen laſſen, wodurch Sie mich Ihnen ſo ſehr verbunden haben. Nichts iſt geſchickter, mich über das Elend dieſes Lebens zu tröſten, als der beſtändige Gedanke, daß alles Zero iſt. Etwas ſehr Reelles aber iſt die ſtrenge Richtigkeit Ihrer Arbeit, ihr Nutzen und die Erkenntlichkeit, die ich Ihnen ſchuldig bin. Dies ſind die Geſinnungen, mit denen ich die Ehre ꝛc.

VIII.

---

*) Thaler, Groſchen, Pfenge würde der Deutſche ſagen.

VIII.

Biographie.

Marquis von Pezai;

von R — d.

(ungedruckt.)

Es war der Bruder einer Dame, die ſich ſowohl durch die Reizungen ihrer Perſon, als die Annehmlichkeiten ihres Geiſtes auszeichnete. Er legte ſich Anfangs auf die Wiſſenſchaften, und wurde ein genauer Freund des Herrn **Dorat**, deſſen Manier er ſtudierte und annahm. Da er die Kriegsdienſte zu einer Zeit antrat, wo ein langer und tiefer Frieden herrſchte, ſo konnte er eben keine ſehr ſchnelle Beförderung hoffen. Allein zum Glück für ihn ſuchte man einen jungen Officier, der Kenntniſſe und Annehmlichkeiten beſäße, um dem jetzigen Könige, dem damaligen Dauphin, die Grundſätze der Taktik beyzubringen. Der Glücksſtern des Herrn **von Pezai** ließ die Wahl auf ihn fallen.

Als der Monarch den Thron beſtieg, ſo theilte er ſein Vertrauen; und er genoß es deſto ungeſtörter, da er zwiſchen den beyden Partheyen, die den Hof trennten, ſich inne zu halten wußte, beyden ſeine Dankbarkeit für ſeine Erhebung zollte, und gar nicht darauf zu denken ſchien, wie er ſich von der Nothwendigkeit ihres Schutzes befreyen könnte. Er verrieth nur einen gemäßigten Ehrgeiz, und beunruhigte alſo nicht. Er ſchien ſich blos auf Gnadenbezeugungen in klingender Münze einzuſchränken, und erhielt deren ſehr beträchtliche.

Unterdeſſen wurde doch ſein Einfluß in die öffentlichen Angelegenheiten immer merklicher, wenn es wahr iſt, was man ſagt, daß er es geweſen ſey, der Herrn **Necker** zur Verwaltung der Finanzen vorgeſchlagen, und ihm die Befreyung von einem Oberaufſeher ausgewirkt habe. Dieſes ſoll ſogar die Urſache ſeines Unglücks geweſen ſeyn; denn weil er einen Miniſter gemacht hatte, ſo glaubte er auch einen ſtürzen zu können: er verſuchte es, und es ging nicht. Hierdurch zog er ſich nothwendig einen Feind, und nicht allein dieſen, ſondern noch mehrere zu, weil nunmehr alle die, die im Beſitz von einigen Anſehn waren, aufmerkſam wurden, und ihn als einen Rival betrachteten, auf deſſen Unternehmungen ſie gemeinſchaftlich Acht zu geben hätten. In dieſem Zeitpunkt von Gunſt und Eiferſucht, die beyde im Keimen waren, glaubte er den Dienſt eines Amts verſehen zu müſſen, das ausdrücklich für ihn erſt geſchaffen worden war; nemlich das **General-Inſpektor-Amt über die Verwahrung der Küſten.** Er reiſete in die Seeſtädte, unterſuchte die Oerter, ging in alle Details ein, und das alles mit mehr Sorgfalt und Pünktlichkeit, als man von einem Menſchen hätte erwarten ſollen, der ſo plötzlich von dem Umgange mit den Muſen unter die Schliche und Intriguen der Höfe verſetzt worden war. Er hatte ein Circularſchreiben des Finanz-Miniſters vorausgehn laſſen, worin ihn dieſer ſeinen **vertrauten Freund** nannte, und allen Perſonen, die mit der Regie zu thun hatten, empfahl, ohne Rückſicht darinn mit ihm zu communiciren.

Man kann denken, mit welchem Eifer, mit welcher Verehrung ein ſo angekündigter Mann auf ſeiner Reiſe empfangen wurde. Unterdeſſen misbrauchte er es nicht, und zeigte den ehrerbietigen Bewohnern der Provinzen in ſich mehr einen liebenswürdigen, nach Unterricht begierigen Menſchen, als einen von ſeinem Credit trunkenen Günſtling. Unglücklicherweiſe hielt ein Intendant, der Befehl hatte, zu einer beſtimmten Zeit zu erſcheinen, nicht für nöthig, pünktlich zu gehorchen. Der General-Inſpektor nahm es übel; er ſchrieb einen beleidigenden Brief voll Drohungen. Der Intendant begab ſich nach Hofe, klagte, und fand Gehör. Der Blitz traf den neuen Phaeton in der Mitte ſeiner Laufbahn, und ein Befehl zwang ihn, ſich auf das Landgut zu retiriren, von dem er den Namen führte: Hier ſtarb er in der Blüthe ſeines Lebens, und vermuthlich aus Verdruß. Dieſer leuchtet wenigſtens nur zu ſehr aus einem Gedichte, l'homme ſenſible dans la capitale, hervor, das er daſelbſt verfertigte, und das zwar Ruhe und Ergebenheit predigen ſollte, aber überall den Schmerz und die Niedergeſchlagenheit hervorblicken ließ. Es ſind ſchöne Verſe darin, z. E. welch' ein Ausdruck, und welch' eine Wahrheit im folgenden:

Quand l'arbitre ſuprême enfante le génie
De ſon propre ouvrage étonné,
Il le lance, à regret, ſur la mer de la vie;
Et ſur ſon noble front, de flamme environné,

Il écrit: *ſois illuſtre & ſois infortuné!*

Gloire, amour, amitié, vous êtes des menſonges;
Tous vos tourmens ſont vrais; vos faveurs ſont des ſonges.

Der Marquis de Pezai nahm unter den Franzöſiſchen Dichtern einen ſehr anſehnlichen Rang ein, und ſein Andenken wird der Nachwelt, wenn ſie ſeine niedlichen Kleinigkeiten lieſt, immer geheiligt bleiben. Seine Zélie au bain gehört unter die größern Gedichte; er gab auch die Campagnes de M. le Maréchal de Maillebois heraus; ſeine übrigen Gedichte ſind in den Franzöſiſchen Muſenalmanachen und Journalen zerſtreut; ihr Karakter iſt Leichtigkeit, Ton der großen Welt, Reichthum an neuen, aus der Natur gegriffenen, Bildern, und Wolluſtathmende Schilderungen. Hier iſt eins ſeiner letzten Gedichte, das weniger bekannt iſt.

Les quatre parties du jour.

Le Matin.

Je vais donc voir lever l'aurore!
Par degrés l'Olympe ſe dore.
Que l'air eſt pur! quelle fraîcheur!
Chaque bouton ſe change en fleur;
Qu'il eſt doux de la voir éclore!
Ah! qu'il eſt doux de la cueillir!
Qui . . . Mais il faut, il faut encore
Qu'Amour nous donne à qui l'offrir.

Le Midi.

Mais le ſoleil, du ſein de l'onde,
Renaît pour éclairer le monde.
Quel vif éclat à ſon retour,
Vient marquer les progrès du jour!
Pour offrir un abri plus ſombre
Les rameaux ſemblent ſe croiſer.
Oui . Mais hélas! que faire à l'ombre,
S'il faut tout ſeul y repoſer?

Le Soir.

Sur l'aride ſein des campagnes
L'ombre deſcend de nos montagnes.
Après un beau jour, quel eſpoir
De voir encor naître un beau ſoir!
La pudeur la décence auſtere
S'effarouchent pendant le jour;
Mais la beaute la plus ſévere,
Le ſoir, compoſe avec l'amour.

La Nuit.

Sous un azur ſemé d'étoiles
Enfin la nuit étend ſes voiles.
S'il faut aimer pendant le jour,
Que ſeroit la nuit ſans l'amour?
En vain un ſommeil ſalutaire
Suſpend le cours de nos ennuis:
Ah! pour laiſſer la vie entiere. . .
Prends, amour, prends encor les nuits!

Hier iſt noch ein allerliebſter Geſang auf die Marſeillerinnen, wovon ich die Muſik, nach Pezai's Kompoſition, hier beydrucken laſſe.

Les Marſeilloiſes.

Ma foi, vive Marſeille,
O le charmant pays!
C'eſt la qu'on vous réveille
Les amans endormis. *bis.*
C'eſt une pétulance,
On y vit tout le jour,
Tout le ſoir on y danſe,
La nuit on fait l'amour. *bis.*

Allons, vîte en cadence,
J'entends le galoubet.

Déja le bal commence,
Déja le rond eſt fait. *bis.*
Voyez moi ces fillettes,
Sautant, riant toujours,
Ah! comme elles ſont faites!
Que leurs jupons ſont courts! *bis.*

Pour danſer à Marſeille
Ne mettez point de gants:
La maman les conſeille,
Amour, tu les défends. *bis.*
Grace à ta vive flamme,
A ton flambeau divin,
Ici l'on trouve une ame
Dès qu'on ſerre une main. *bis.*

Es iſt zu hoffen, wenn das Gerüchte von der Ungnade des verſtorbnen Dichters verſchollen ſeyn wird, daß einer ſeiner Freunde — vielleicht Herr **Dorat** — ſeine Gedichte ſammelt, und ſie der Nachwelt und ſeinem Zeitalter aufbewahrt. Er hat eine Menge Manuſcripte hinterlaſſen, worunter ſich auch ein weitläuftiges Werk, les Soirées provençales, befindet. Ich rücke ein Fragment davon ein, und beſchließe damit die Biographie des liebenswürdigen Sängers:

Abſchied von der Provence

an Frau von ***

Ich verlaſſe die ſchöne Provence; ich eile jetzt mit der größten Geſchwindigkeit durch Länder, die ich erſt Schritt für Schritt bereiſete. Dank den Einrichtungen der vervollkommeten Geſellſchaft, Dank den leichten, allenthalben geordneten, Communicationen, überſpring ich in wenig Stunden eine Menge der Grade, die unſre Kugel theilen. Jeder iſt von dem alles belebenden Geſtirne mit einem andern Eindruck bemerkt. Die Poſt, jene der Liebe ſo würdige Erfindung, die die Freundſchaft nährt, der Handel genießt, die Politik misbraucht, und die Begierde nach Unterricht unterſtützt; dieſe verſtattet, ſo zu ſagen, dem Reiſenden an Einem Morgen zweyer Jahrszeiten zugleich zu genießen, und, gewiſſermaßen, in Einem Tage den ganzen Zirkel der Jahrszeiten zu durchlaufen. Der Menſch lebt wenig Augenblicke; er hat wenigſtens viel auf einmal leben wollen.

Was glauben Sie, das man fühlt, wenn man ſich von dieſen geſeegneten Gegenden entfernt, von dem Himmel, der die Wolken nicht kennt, von den Oertern, wo die Sonne keinen Tag untergeht, ohne nicht den Bebauern der Erde gelächelt zu haben, dem einzigen Punkte in Frankreich, wo ſich das Mährchen vom ewigen Frühling realiſirt findet? Hier bedeckt der Einfluß der nähern Sonne den Boden mit Gewächſen, die andern Gegenden fremd ſind. Hier kochen die ſenkrechtere Stralen dieſes wohlthätigen Geſtirns den edelſten Balſam in den Adern aller Pflanzen. Kann man ein Klima verlaſſen, wo das himmliſche, elementariſche Feuer, indem es ſeine Wärme über alle Naturreiche ausbreitet, den Früchten neuen Wohlgeſchmack, den Mineralien reichere Gehalte, dem Blute einen lebhaftern Umlauf, dem Gehirne mehr Gedanken, den Sinnen mehr Begierden, dem Herzen mehr Empfindungen giebt, alle Körper zum Genuſſe vollkommner umſchaft, Thätigkeit zum National-Privilegium, Fröhlichkeit zum Erbtheil macht, und jedem Individuo den Flammentrieb zur Wolluſt einhaucht.

O, meine Freundin! der Himmel, der für Sie die Annehmlichkeiten, und für Ihr Herz die Empfindſamkeit ſchuf, ſchuf auch die Wahrheit für Ihre Seele, und jetzt ſollen Sie ſie von einem Reiſenden hören, ſo verſchrien auch ſonſt die Reiſenden in dieſem Punkte ſind.

Gezwungen ſag ich dem Geſtade der See, und den hyeriſchen Orangenhaynen das Lebewohl, aus deren Schatten ich mich losreiße; den aromatiſchen Gefilden, die ihre Wohlgerüche unter meinen Tritten ausduften, den immergrünen Olivenwäldern, den Feigenbäumen, die ihre Aeſte mit ihren köſtlichen Früchten beladen, nach mir beugen! — dem mittäglichen Frankreich! Schon iſt Toulon, jenes auffallende Bild der Größe unſers Monarchen, vor meinen Blicken nicht mehr. Marſeille, der Auffenthalt der muthwilligen Freude, und leider auch der Ungezähmtheit, verſteckt ſich hinter verbrannten Gebirgen: Aix erſcheint; kaum bewundern wir ſeinen ſtolzen, mit drey Fontainen gezierten Lauf, und ſchon ſind auch die Ebnen des Comtat verſchwunden. Wir entdecken die Ufer der Rhone. Bey der Annäherung eines großen Fluſſes verändert ſich die Natur des Landes. Die Schnelligkeit ſeiner Gewäſſer verbreitet eine kühlere Luft; gemäßigt von einem immer reinern Himmel, und der immer gegenwärtigen Sonne. Hier verdanken wir einer fehlerhaften Richtung des Wegs die Verlängrung unſrer ſchönen Augenblicke. Dieſer Abweg verſchlägt uns einige Zeit nach Languedoc; der Sommer kommt wieder; aber wir gehn über die Rhone; der Winter iſt da, die Bezauberung iſt vernichtet.

Schon zeigt ſich das glänzende Gewölbe des Himmels nur Stückweiſe; dunkle Maſſen verbergen hie und da den ſanften Schimmer, an den ſich das Auge gewöhnt hatte. Die mit Dünſten umgebne Gegenſtände erlauben dem Blicke nicht mehr das Detail ihrer Formen zu entwickeln. Nebel ſinken, zur Pein des Reiſenden, herab, und bald greifen ihn Ströme von Regen auf den Wegen an, die ſie unbrauchbar machten. Aber nirgends zeigt ſich die ewige Weisheit, welche die Welt regiert, im ſtärkern Glanze, als in der Vertheilung im Großen vom Böſen und Guten. Ohne Widerwillen ſetz ich meinen Weg durch die kothigten Felder fort. Warum ſoll die Einbildungskraft bey dem Anblick des Reifs und Schneegeſtöbers erkalten? Wir wollen getroſt dem Winter entgegengehn, und auch da noch Freuden hoffen.

Der **Provenceſche** Himmel ſetzt in Erſtaunen; man bewundert — und wird ihn überdrüßig. Unter dieſem ſo reinen Azur ermüdet der harte und finſtre Anſtrich der Landſchaft endlich das Auge; und keiner unſrer Sinnen ermüdet ſich, ohne daß nicht die Seele in eben dem Maaſſe darunter leidet. Dieſe dürre und ununterbrochne Schattirung von ſeltenen, auf unfruchtbaren Hügeln zerſtreuten, Gewächſen; ein, ſelbſt in der Erndtezeit, nackter Boden; Wirbel von brennenden Staube, mindern den Werth der Lavendel-Gerüche. Das Pittoreſke jener kahlen Berge fing an, meinen Blick zu betrüben: und ich denke, ohne Schmerz, an die bloßen Olivenwälder zurück, wo ſo wenig Vögel ſingen, und ſo wenig Liebende ſich im Schatten lagern könnten!

Die Orangen-Hayne ſind ſchön; aber glauben Sie mir, meine Freundin, man iſt froh, die großen Bäume wieder zu finden, die ſich in tiefen Seen ſpiegeln, oder die Ufer der zahlreichen Bäche der andern Provinzen unſers Vaterlandes überwölben. Wenn man unſre breiten Kaſtanienbäume, unſre [illegible] Linden, unſre ländliche Ulmen, unſre ſtolze Eichen, unſre Pappeln mit dem Pyramidenſtamm, und unſre majeſtätiſchen Ahornen, mit allen den platten Flächen der mittäglichen Küſten vergleichet; wenn man ſieht, wie ſelbſt in dem Augenblick, wo der Herbſt alle Blätter herabgeſtört hat, ihre bloßen Zweige mehr Schatten geben, als alle Bäume der Provence mit ihrem ewigen Laube: o, dann ſteigt ein Gedanke der Dankbarkeit zu dem Weſen empor, das dieſe prächtige Lauben ründete; und wir beneiden jene nicht mehr. Trotz des herunterſtrömenden Regens hält man ſtille. Man tritt an den Fuß dieſer jahrhundertalten Stämme, die man nicht umſpannen kann. Man denkt ſich die Ackersleute und Schäfer, die Schutz unter dieſen heiligen Schattengewölben wider die Sonne des Auguſts finden: man fühlt ein tröſtliches Vertrauen auf die Kräfte dieſer unerſchöpflichen Erde, in deren Schoos ſich die tiefen Wurzeln ſchlängeln. Dies Phänomen ſcheint uns zu verkündigen, welche Schätze von Nahrungsſaft ſie noch für die Erndten aufbewahrt, die unſern Hunger ſtillen ſollen. Und nun ſeegnet man den Regen, der ſie tränkt, den Schnee, der ihre Wärme concentrirt, und ſöhnt ſich aus mit dem Winter.

Ich geſtehe, es war für mich eine unbeſchreibliche Freude, als ich Lyon näher kam, und unſre ſchwarzen und hohlen Furchen, unſre von kräftigen Dünger geſchwängerte Felder, und die überall mit Schichten fruchtbarer Erde überzogene Ebnen wieder erblickte. Welches Vergnügen, ſie von dem Pflugſchaar durchwühlen, die Saat hineinſtreuen, und dann mit der Egge den Boden lockerer machen zu ſehn, der bald hundertfältig alle die Mühe belohnen wird. Hier verſchwindet das Haupt des Schnitters unter dem wallenden Getreyde, und die Hörner des Rinds unter den fetten Triften. Wie viel Bäume! wie viel Früchte! wie viel Heerden! wie viel Schätze! welcher Reichthum an Unterhalt für den Menſchen und die Thiere, die ihm dienen! Welch' ein Ueberfluß an Milch in allen Ställen! — Und in jener ſo berühmten Provence findet man kaum auf der Tafel des Reichen dieſe ſo natürliche, ſo heilſame und erfriſchende Nahrung. Manche geheime Schlupfwinkel für die Liebe verbergen dieſe buſchichten Thäler! Und wo würde man in der Provence jene gränzenloſe Wieſen antreffen, oder ein Raſenplätzchen, um ſich darauf zu lagern? Dort kennt man nicht dieſe dichte Maſſen von Grün, die das Auge ſo erquicken, und zum Glück der Liebenden, und zur Erholung des Ackermanns da ſind! — Unausſprechbar iſt die Empfindung, die mich bey dem Anblick des erſten Waldes durchdrang. Welch' ein prächtiger Schmuck der Erde, welch' ein Geſchenk der göttlichen Herrlichkeit! Nein, das lachende Mährchen von den Dryaden, oder das große Gedicht von Dodonen würde gewiß nicht im Schatten eines traurigen Olivenbaums ausgeheckt! Zwar, es iſt ein angenehmer Blick, wenn man einige Hufen mit Bergamotten angefüllt ſieht, die zugleich blühen und Früchte tragen; aber ein weit wunderbareres Schauſpiel ſind jene ungeheure, mit dicken Wäldern bedeckte Strecken, wo die Holzaxt ſchallt, das Reh ſpringt, der Hirſch ſchreyt, und der Menſch träumt.

Ihr Bürger der Erde, wenn ihr euch um was beneiden wollt, ſo beneidet euch um Tugenden oder um die Gabe, das zu genieſſen, was ihr habt. In der Natur iſt alles gut, alles kontraſtirt, alles iſt verſchieden. Unſre Empfindungen, die Quellen unſrer Freuden, gewinnen durch dieſe Verſchiedenheit. Man muß eben ſo wenig beſtändig Gärten als Wüſten ſehn. Ein Tag ohne Ende würde unſre Augen angreifen, eine ewige Nacht uns um ihren Gebrauch bringen. Wie gerecht iſt der Himmel! wie vorſichtig! Ich ſpähe gern, ſo weit es die Gränzen meines Verſtandes erlauben, den Schlüſſen ſeiner

ner unendlichen Weisheit nach. Die Unterſuchung der väterlichen Sorgfalt der Vorſehung iſt für den Menſchen ein köſtliches Studium; nichts gleicht und nichts vermag dem Zauber ſolcher Meditationen zu gleichen. Unter dem Schein eines Uebels entdeckt der Menſch, der denkt, eine Wohlthat, und was kann einem Sklaven wohl angenehmer ſeyn, als daß ſein Herr ſo gutthätig iſt?

Indem ich einige Provinzen durchſtrich, traf ich mancherley Verſchiedenheiten an. In Einem Tage konnte ich ſehn und vergleichen. Hier fand ich Hecken und Citronenbäume, die das Geſtade balſamirten; dort weitläufige Wälder von Eichen und Erlen, und ich ſagte zu mir ſelber: Hier ſind die Abweichungen, hier iſt das Equivalent; der Himmel hat alles vorhergeſehn, der Himmel iſt gerecht.

Wenn ich von dem Punkt, den ich ſah, in Gedanken zu dem Unermeßlichen von dem, was iſt, fortgehe; wenn ich meine Augen zu den fünf Zonen der Sphäre erhebe; ſo erblicke ich den Lappländer, der unter einem Schnee, der niemals ſchmilzt, erſtarrt; ich ſehe den Afrikaner, matt und abgemergelt, und in einem Backofen geröſtet, der unaufhörlich glüht. Ich frage mich alsdenn, was ſie für die gemäßigte Luft entſchädigt, die der mäßſige Siameſer in ſich zieht, wenn er im Schatten der Palmen wollüſtig ſeine Mangouſten verzehrt? .... Was entſchädigt ſie, meine Freundinn? .... Ihre Weiber, die ihr Aſyl verſchönern; ihre Kinder, die ihnen von dem brennenden Sande, oder den Eisfeldern zulächeln; ihre Mütter, die ſie ſäugen; ihre alten Eltern, die nicht ſterben werden, ohne ſie noch einmal in ihre Arme zu drücken; ihre Landsleute, die einerley Sprache mit ihnen reden, einerley Bildung mit ihnen haben, und deren

Herzen dem Gefühl und der Dankbarkeit offen ſtehn, jene ſüße Gewohnheit der Oerter, die uns geboren werden ſahn, die uns gut oder ſchlecht ernährten, aber die uns beym Leben erhielten; der Anblick des väterlichen Himmels, jener unwiderſtehlicher Zauber, der in allen Sprachen der Erde das heilige Wort, **Vaterland**, geſchaffen hat, und der, ſelbſt bey Tyrannen, nie einen Menſchen erlaubte, ohne Ehrfurcht den Namen ſeines Landes auszuſprechen, es ohne Schmerz zu verlaſſen, oder ohne Freudenthränen wieder zu betreten. Und hierinn beſteht jene große Kunſt der Natur, jene Harmonie des Schöpfers, jenes Geheimniß der Vorſehung, das macht, daß man im gefrornen Labrador, oder unter den heißen Wendezirkeln eben ſo gut lebt, als an den Ufern Heſperiens, oder in jenen bezauberten Ebenen.

Ja hier, hier werde ich meine vielgeliebten Schweſtern wieder umarmen, hier meine Freunde wiederſehn, hier die Geſpielen meiner Kindheit wieder finden: hier wohnen meine Feinde, an denen ich mich rächen will, indem ich ihnen Gutes thue; hier werden die Arme von der, die ich liebe, ſich öfnen, um mich zu empfangen, ihre Augen, um mich zu ſuchen, ihre Lippen, um mir alles, alles zu ſagen; und hier, nur hier, ſollen die ſchönen Tage und die Fabel vom ewigen Frühling aufhören für mich Träume zu ſeyn.

* * *

IX.

*) Kunſtnachrichten.

1.

Deutſche.

Auerbach. Das Vorurtheil für das Ausländiſche macht uns gegen das, was wir im Lande ſelbſt haben, oft ſo blind, daß wir es gar nicht der Mühe werth achten, uns darnach umzuſehn. Wie lange iſt's ſchon, daß man die ungeheure Steine Egyptens anſtaunt, und ihre Feine bewundert, und corpulente Bände mit ihrer Beſchreibung anfüllt, und kaum ſeit einem halben Sekulum weiß man, daß es in der Gegend des Rheins auch Steine giebt, die der Bearbeitung des Künſtlers werth ſind. Neuerlich hat ein Pfälzer eine Entdeckung gemacht, welche die unbedingten Anbeter des Ausländiſchen beſchämen muß. Die Säulen und andre Kunſtwerke des Alterthums zu Rom und andern Städten Italiens, die man bisher als egyptiſche und afrikaniſche ꝛc. Produkte bewunderte, ſind zum Theil, vielleicht größtentheils, von den Römern aus Deutſchland hergeholt worden. Die in der Nähe von hier auf dem Felsberg liegende Rieſenſäule zeigt es deutlich, ſie liegt noch auf der Stelle, wo ſie die arbeitſamen Römer aus einem Felſen von Kornſtein ausgehauen haben, und wenn man ſie mit den Italieniſchen Säulen, beſonders mit denjenigen, die nachher Kaiſer Karl der Große von Ravenna zu Auszierung ſeines Pallaſts nach Nieder-Ingelheim hat bringen laſſen, und die noch ungeachtet im Schloß zu Heidelberg an einem Brunnen ſtehen, zuſammenhält, ſo ſieht man, daß es der nemliche Kornſtein, daß er von dem nemlichen Gebürg iſt. Die Säulen, die man vor einigen Jahren bey Trier fand, und als eine große Seltenheit nach Mannheim ſchickte, ſind von eben dem Stoff; andre merkwürdige Alterthümer im daſigen Kabinet, die aus Italien dahin ſind gebracht worden, ſind höchſtwahrſcheinlich von eben dem Felsberg. Wenn man in ſeiner Heimath ſo aufmerkſam wäre, als man es auf Reiſen zu ſeyn pflegt, man würde unſtreitig mehrere ſolche Entdeckungen machen, und ein Handel mit raren Steinen nach Italien könnte für unſre Gegend mit der Zeit einträglich werden. Es iſt zum wenigſten gewiß, daß ein großer Theil der geſchnittnen Steinen, die in Italien für orientaliſche verkauft werden, nichts anders, als Agate und Onyche der Rheingegend ſind.

---

*) Der Herausgeber hat folgenden Brief erhalten: „Erlauben Sie einen Ihrer Abonnenten, Ihnen vorzuſtellen, daß, da wir für das Theater eigne Zeitungen, eigne Journale, eigne Almanache haben, die, wie Sie ſelbſt in Ihrer May-Note ſagen, in jedermanns Händen ſind, daß Ihre theatraliſchen Nachrichten, ſelbſt die ungedruckten, immer nur ſpäte Wiederholungen ſeyn müſſen, und zu weiter nichts dienen, als nützlichen Dingen den Raum wegnehmen. Ich dächte, Sie machten es lieber, wie Hr. Hofrath Meuſel, der ſie von ſeiner Kunſtzeitung ganz ausſchließt.“ – In der Hofnung, daß mehrere Intereſſenten dem Vorſchlag des Ungenannten beypflichten, hat der Herausgeber den theatraliſchen Artikel für beſtändig weggelaſſen.

Düſſeldorf. Die Erſcheinung des Engels, welcher Joſeph den göttlichen Befehl im Schlafe bringt, mit Mutter und Kind nach Egypten zu entfliehn, auf einem 6 Schuh hohen, 4 Schuh 6 Zoll breiten Gemälde, haben wir vor kurzem von der Meiſterhand des Herrn **Krahe**, Direktors der kurfürſtlichen Akademie zu Düſſeldorf, erhalten. Wenn die Mahlerey die Darſtellung der Empfindungen des Künſtlers iſt: ſo war die Empfindung, ſo war die Seele des Künſtlers, während ſeine Hand dieſe Darſtellung aufs Tuch warf, himmliſch; denn himmliſch iſt die Darſtellung, himmliſch der Ausdruck.

Die Hauptfigur iſt Maria mit ihrem göttlichen Kinde im Vorgrunde mit einem einfallenden großen Lichte beleuchtet; ihre Kleidung iſt ein weiſſes in vielen kleinen Falten liegendes Unterkleid, von welchem man aber nur den rechten Ermel, nebſt dem, was über die Bruſt herliegt, und unten nicht viel mehr als den Saum zu ſehn bekömmt, denn das Uebrige iſt mit einem blauen Mantel, unter deſſen edeln groſſen Falten man die ganze ſchöne Figur verräth, bedeckt. Das Haar iſt in ſeiner natürlichen Schönheit, ohne alle die Kräuſelungen der Franzöſiſchen Maler, die nicht recht Natur, und nicht recht Kunſt ſind, und die man, im eigentlichſten Sinne, Malerlocken nennen dürfte. Vom Haupte herunter hängt ein Theil eines leichten weiß und grünlich ſchielenden Schleiers, der über den Hals, und von da mit ſeinem äußerſten Ende auf das Kind herfällt. Ihre Stellung iſt ſitzend, in ihren Armen, die auf ein vor ihr ſtehendes, mit einem graugrünen Teppich behängtes Tiſchchen gelehnt ſind, hält ſie das Kind, das mit den Füßen vorwärts ganz in Verkürzung iſt. Von ihrem Geſichte ſieht man die rechte Hälfte, ſie ſchlummert, und in ihren Zügen iſt jugendliche, mehr als menſchliche Schönheit, untermiſcht mit mütterlicher, ſorgender Liebe — Liebe der Mutter eines Kindes, das ſie als ihr Kind liebt, und als ihren Gott anbetet, iſt mitten in den Schlummer gedacht und gemalt. Das Kind iſt, bis auf den Theil, welcher vom Schleyer der Mutter bedeckt iſt, nackend; die Arme liegen in kindlichruhiger Unſchuld über die Bruſt her, und der Kopf iſt ſo gedreht, als wär es an der Mutter Bruſt eingeſchlafen, und unter den beyden Figuren iſt der höchſte Grad von Einſtimmung (harmonie).

Joſeph iſt im Hintergrunde, ſitzend, das Haupt, welches entblößt iſt, auf dem rechten Arm geſtützt; doch, da er aufmerkſam auf das Geſicht des Engels in dem Augenblick erwachen will, fängt die Stirn eben an, ihre Stütze zu verlaſſen; die linke Hand, die ſich hinter den vordern Figuren verſchlüpft, ſcheint nach der Stellung des Arms auf einem Tiſche um ein Buch herumzuliegen, über deſſen Leſung der Heilige in ernſthaften Betrachtungen eingeſchlafen ſeyn könnte. Das Gewand iſt durchbrochen gelb.

Von dem Engel ſieht man nichts, als den ganz geiſtigen obern Leib, und ein eben ſo geiſtiges leichtes Gewand, das Uebrige iſt in dünnes Gewölk verhüllet. Die linke Hand legt er in der Stellung eines warnenden Freundes auf die Schultern Joſeph's, und in der rechten mit ausgeſtrecktem Zeigefinger (dem Bande, das die ganze Handlung zuſammenknüpft) ſo wie in dem jugendlichen, liebvollen Ernſte des Geſichtes iſt der Karakter eines göttlichen Bothſchafters. Dieſe zwey Figuren ſind von einem oben einfallenden himmliſchen Glanze beleuchtet. Haltung, Farbe und Beleuchtung ſind meiſterhaft.

Freunde! wenn Reizbarkeit in den Falten eurer Herzen iſt — gehet hin, und ſehet an! Ihr werdet dem Künſtler, der euer Gefühl zu erheben gewußt hat, ihr werdet dem Freunde, der euch zum Künſtler hinwies, danken.

Berlin. Herr **Chodowiecky** hat zu zwey neuen Romanen, **Reizenſtein** und **Karl von Burgheim** zu jedem zwey Kupfer gezeichnet. Das erſte Kupfer im **Reizenſtein** ſtellt **Louiſen** und das Kind ihrer Liebe vor, wie **Schröder** ihr in die Arme fliegt, und ihr die angenehme Neuigkeit bringt, daß ſie nun auch vor der Welt Mann und Frau ſind: in der Ferne ſteht die ehrwürdige Geſtalt des Paters, der mit dem liebenden Paar die Ceremonie der Kirche vornehmen ſoll. Das zweyte Kupfer malt **Fickchens** angenehme Ueberraſchung, wie **Reizenſtein** bey **Schrödern** und ſeiner Frau unvermuthet hereintritt; das Ganze iſt ſo ausdrucksvoll wie möglich. Im **Karl von Burgheim** hat das erſte Kupfer die Koffeeſcene in der Pfarre zum Gegenſtand, das Fräulein mit dem Knaben auf dem Schoos, unwiſſend daß es das Kind ihres Bruders iſt; Einfalt und Ehrlichkeit ſizt auf dem Geſichte des Pfarrers, die Frau Pfarrin aber ſcheint eine von den alten Beguinen, die mit jeder Taſſe Koffee einen guten Namen hinunterſchlurfen, und von Geklätſche und böſen Leumund leben. Das zweyte iſt **Blumberg** als Bettler, wie er **Emilien** beſucht. **Meil** hat die erſten, und **Geyſer** die beyden lezten geſtochen. Die vortrefliche Folge von zwölf Kupferplatten, die Herr **Chodowiecky** aus Triſtram Shandy lieferte, zergliedern wir hier nicht, ſondern verweiſen unſre Leſer auf die Anzeige, welche die **Litteratur- und Theater-Zeitung** mit ſo viel Einſicht davon gegeben hat.

Herr **Chodowiecki** hat auch wieder verſchiedne Kalender mit ſeiner Kunſt bereichert; den Berliner, Göttingiſchen und Lauenburgiſchen. Der Inhalt des Berliner iſt aus dem Hamlet genommen, und die Kopfſtücke im Göttingiſchen und Lauenburgiſchen müſſen wegen ihrer Genauigkeit und den artigen Geſichtern der Damen, die man für ſo viel Kopien lebender Schönheiten halten ſollte, ein ſehr angenehmes Geſchenk für das ſchöne Geſchlecht abgeben. Ausdruck und Wahl der Göttingiſchen Monatskupfer iſt herrlich.

Hr. J. W. Meil hat zu dem erſten Band der **Bibliothek der Romane** ein ſehr ſchönes Frontiſpiz, das Pfaugelübde der alten Ritter, geſtochen. Stich und Erfindung machen ihm Ehre, ſo wie die artige Titel-Vignette: ein angelehnter Schild, mit der Innſchrift, **Religion und Minne**, daneben eine gebrochne Lanze und ein Helm.

Nürnberg. Unſer geſchickter Künſtler, Hr. **Hilpert**, hat nach dem Chodowieckiſchen Kupferſtich das Bild Sr. Majeſtät des Königs von Preuſſen zu Pferde, in Zinn, und mit Farben illuminirt, auf das treffendſte und ähnlichſte gegoſſen. Eben ſo gut iſt ihm der zinnerne Abguß des Weiſen von Ferney gerathen, wo der alte Dichter in ſeinem Schlafpelz, und mit allen ſeinen Zügen, erſcheint.

Ebenderſelbe hat nun auch das Bildniß des Kaiſers zu Pferde nach Originalzeichnungen in Zinn geliefert. Der Monarch iſt ſehr wohl getroffen, ſo wie das Bildniß des Feldmarſchalls Laſcy, in Zinn und Medaillonform.

Weimar. Hr. Krauſe hat zu der Probe der neuen Bertuchſchen Ausgabe des Hans Sachs einen Stich in Doppeldruckmanier, der **Narrenfreſſer**, geliefert, der eben falls zur Probe der übrigen dient, und ſich durch ſeine Güte empfiehlt.

Mannheim. Der Kabinetsmaler, Herr **Müller**, den Deutſchland als einen großen Dichter kennt, iſt durch die Unterſtützung des Kuhrfürſten in Stand geſetzt worden, in Italien ſeine wahre maleriſche Talente gänzlich auszubilden. Kenner und Kunſtfreunde wiſſen, daß Deutſchland wegen der Richtigkeit des Umriſſes und der Warheit des Karakters in der Thiermalerey einen andern **Roos** an ihm würde erhalten haben. Aber ſein innrer Trieb, den Zeit und Umſtände ehemals unterdrückten, hat ihn jetzt bey beſſerer Muſe zu der hiſtoriſchen Malerey hingeleitet, und ſeit einiger Zeit arbeitet er in dem hieſigen vortreflichen Antikenſaal unermüdet, um dieſe Meiſterſtücke des alten Griechenlands und Roms innigſt zu ſtudiren.

2.

Ausländiſche.

Paris. Kupferſtiche. Le Soldat en ſemeſtre und le négociant ambulant; jeder dieſer Kupferſtiche iſt 11 Zoll breit und 10 Zoll hoch, und von **Ingruf** dem jüngern nach **Freudebergers** Original-Zeichnungen geſtochen. Ein Soldat erzählt ſeiner Familie die Thaten, die er gethan hat, oder von denen er Zeuge war. Ein Bildkrämer zeigt einer Mutter und ihren Kindern die Bilder, die ſie am meiſten intreßiren können.

La femme bleſſée, 13 Zoll breit, 10 Zoll hoch; auf Röthelart von **Demarteau** nach **Prince** gearbeitet.

Recueil de tous les coſtumes des ordres religieux & militaires. Der erſte Heft dieſes wichtigen Werks iſt endlich erſchienen. Es enthält, ſtatt zwölf, funfzehn Platten; man wird von Monat zu Monat damit fortfahren. Herr **Bar** iſt der Herausgeber und Verfaſſer.

Apollon & Marſias, nach dem Gemälde, das Karl Vanloo zu ſeiner Aufnahme in der Pariſer Akademie 1735 malte; von Simon Karl Miger, zu ſeiner Aufnahme in dieſelbe Akademie, 1778 geſtochen.

Le billet doux, 16 Zoll hoch, 12 Zoll breit, von **Delaunay** nach Laverenice: Ein junger Menſch, um einer Demoiſell ein Billet-doux unvermerkt geben zu können, beſchäftigt ſeiner Mutter mit einem Notenpapier. Dieſer Stich iſt der Pendant zum coucher de la mariée, von eben dem Künſtler.

Schon ſeit einiger Zeit kommen monatsweiſe Hefte heraus, die illuminirt, und in groß Folio-Format den richtigſten Abriß der neumodiſcheſten Herren und Damentrachten, Friſuren, Coeffüren ꝛc. ꝛc. ꝛc. enthalten, und für alle Nachttiſche und Coeffeurs ein unentbehrliches Handbuch ausmachen. Sogar die Modenfarben der Kleidungen ſind beybehalten, und man kann ſich auch in den Kleiderbeſetzungen vollkommen darnach richten.

Rom. Im Pallaſt Barberini bewundert man ein ausgeſtelltes Gemälde des Ritter **Mengs**, Andromeda und Perſeus, das derſelbe für einen Engländer verfertigt hat. Es iſt 12 römiſche Palmen hoch, und 6 breit.

X.

Miſcellanien.

1.

Geſchichte des Bergs Sankt-Michael in Frankreich, eins von den Staats-Gefängniſſen des Königreichs.

(Aus Wraxall's letzterer Reiſe durch Frankreich vom Jahr 1775. überſetzt von R – d.)

Der Berg Sankt-Michael iſt von Granville ungefähr zwölf Meilen entfernt; der Weg geht längſt dem Ufer hin, welches ihn ſehr angenehm macht. Ich kam Vormittags zu einem Dörfchen, Namens Gent, das vom Berge noch eine Stunde entfernt iſt, und weil er mitten unter Sandbänken liegt, die man nur bey Ebbe paßiren kann, ſo muß man ſich hier nothwendig mit einem Wegweiſer verſehn. Ein wunderbarer Felſen! Die Natur hat ihn von der einen Seite durch jähe und faſt ſenkrechte Abhänge auf das beſte befeſtigt, ſo daß weder Muth noch Geſchicklichkeit hier was auszurichten vermögen, und der ganze übrige Theil iſt mit Wällen umgeben, die durch Thürme, in Geſtalt eines halben Mondes, vertheidigt werden, die zwar altvätriſch, aber doch durch ihre Lage ſo feſt ſind, daß ſie jedem Angriffe Troz bieten können. Am Fuße des Berges fängt eine Gaſſe, oder vielmehr ein kleines Dorf an, das ſich um den Berg bis zu einer beträchtlichen Höhe fortſchlängelt. Oberhalb dieſes Dörfchens ſieht man die Behältniſſe für die Staatsgefangnen und noch andre Wohnungen. Auf dem Gipfel ſelbſt erhebt ſich die Abtey, die einen ungeheuern Raum einnimmt, und eben ſo merkwürdig durch die Feſtigkeit ihrer Bauart, als durch ihren Umfang iſt. In dieſer hohen und bloßgeſtellten Lage widerſtand ſie nun ſchon viele Jahrhunderte den Stürmen. Ich brachte den ganzen Nachmittag mit Beſichtigung der verſchiednen Theile dieſes Gebäudes zu, und da die Perſon, die mich herumführte, meine Neugier nicht genug befriedigen zu können glaubte, ſo iſt faſt kein Zimmer oder anderes Gemach, das ich nicht geſehn haben ſollte.

Der Ritterſaal erinnerte mich an den zu Marienburg in Preußen: er iſt eben ſo geräumlich, aber in einem noch weit wildern und barbariſchern Geſchmack, weil er viele Jahrhunderte vor jenem gebaut worden iſt. Hier pflegten die Ritter des heil. Michaels ſich bey wichtigen Gelegenheiten feyerlich zu verſammeln. Sie waren die Vertheidiger und Bewahrer dieſes Bergs und dieſer Abtey, ſo wie die Tempelherren und St. Johanniter die Beſchützer des heil. Grabes waren. In der einen Ecke iſt der Erzengel Michael, der Patron des Ordens, abgebildet. **Ludwig XI** ſchlug in dieſem Saal die erſten Ritter des heil. Michaels, und bekleidete ſie mit dem Zeichen der Ritterwürde. Wir gingen durch viele kleine Kammern in eine lange Gallerie, wo mein Führer eine kleine Pforte aufſchloß, und mich durch eine ſchmale und ſehr dunkle Oeffnung, und eine zweyte Thüre, in ein Zimmer oder vielmehr Kerker brachte; denn dieſe letzte Benennung ſchickte ſich beſſer für dies Loch, als die erſte. In der Mitte war ein Käfig von ſehr

ſtar-

ſtarken hölzernen Latten: die Thüre hatte zehn oder zwölf Fuß in der Dicke. Ich begab mich hinein; er hielt zwölf bis vierzehn Fuß in's Gevierte, und war beynahe dreißig Fuß hoch. Hier wurden in den erſten Jahrhunderten viele Unglückliche eingeſperrt, deren Namen nunmehr vergeſſen ſind. Gegen Ende des letzten Jahrhunderts hatte ein holländiſcher Zeitungsſchreiber die Verwegenheit, einige Satyren auf die Maintenon und Ludwig XIV. drucken zu laſſen. Er wurde aufgehoben, und hieher gebracht. Man ſchloß ihn in dieſen Käfig ein, wo er noch 23 Jahr lebte, und ſtarb. Man verſtattete ihm nicht das geringſte Inſtrument, womit er ſich hätte ſchaden können; endlich fand er Mittel, einen Nagel aus dem Holzwerke zu ziehn, womit er auf die Latten ſeines Käfigs gewiſſe Lilien und Wappen grub, worin ſein ganzer Zeitvertreib beſtand. Ich habe ſie geſehn, und ob ſie gleich mit einem ſo groben Werkzeuge verfertigt ſind, ſo waren ſie doch recht gut gezeichnet.

Die unterirrdiſchen Behältniſſe, ſagte mein Führer, ſind in ſo großer Menge, daß wir ſie ſelbſt nicht kennen. Es giebt gewiſſe Gefängniſſe, die man „die Vergeſſenen“ nennt, worein man vor dieſem die Uebelthäter zu ſperren pflegte, die ſich ſehr grober Verbrechen ſchuldig gemacht hatten. Man gab ihnen ein Brodt und etwas Wein mit, und vergaß ſie hernach völlig; ſie ſtarben für Hunger in den tiefen und finſtern Gewölbern des Felſens. Dieſe unmenſchliche Strafe iſt jedoch ſeit dem letzten Jahrhunderte nicht wieder ausgeübt worden.

Wir ſetzten unſern Weg in der Abtey fort; ich kam in ein anderes Zimmer. In der Erde war eine Art von Fenſter, und zwiſchen dieſem Fenſter und der Mauer des Gebäudes eine Oefnung oder Loch, faſt hundert Fuß in ſchnurgrader Linie tief, und unten ein andres Fenſter, das nach dem Meere zu ging. Man nennt es das Loch des **Montgommery**. Die Geſchichte davon iſt folgende. **Heinrich II.** König von Frankreich, wurde 1559 unglücklicher Weiſe in einem Turnier durch den Grafen von **Montgommery** getödtet. Es war des Grafen Abſicht nicht geweſen, die Lanze gegen ſeinen Herrn zu heben; allein er wurde, wider ſeinen Willen, durch einen ausdrücklichen Befehl des Königs, dazu gezwungen. Er war ein Hugonotte, und dem Pariſer Blutbad entgangen. Man ſchickte ihn gegen das königliche Heer in der Normandie, und die Königin Eliſabeth von England unterſtützte ihn mit Geld und Waffen. Nachdem er ſeine Burg in dieſer letzten Provinz verloren hatte, ſo flüchtete er ſich auf den Felſen **Tombelaine**. Dies iſt ein andrer Berg, der dem Berg **Sankt-Michael** gleich kommt, faſt eben ſo hoch, und nur dreyviertel Meilen von jenem entfernt iſt. Damals ſtand eine Feſte darauf, die man nachher verwüſtete, ſo daß man jetzt nicht die geringſte Spur mehr davon wahrnimmt. Aus dieſem Schloß, dem man nicht anders, als wenn ſich das Meer zurückzog, beykommen konnte, that er unaufhörliche Einfälle ins flache Land, und ſtreifte auf den Feind, der ihn nicht anzugreifen wagte. Er ſchlug Geld, brandſchatzte die ganze umliegende Gegend, und machte ſich überall furchtbar. Es kam ihm auch in Sinn, ſich des Sankt-Michael-Bergs zu bemeiſtern, und er fand wirklich Mittel, einen Mönch der Abtey auf ſeine Seite zu bringen, der ihm verſprach, ein Tuch zum Zeichen des Angriffs fliegen zu laſſen. Der Mönch gab auch das Signal, verrieth ihn aber, und bewafnete alle ſeine Kameraden, die **Montgommery's** Ankunft erwarteten. Dieſer erſchien mit funfzig auserleſenen Soldaten, und voll Verzweiflung, nichts ausrichten zu können, gingen ſie über die Sandbänke, legten Leitern an, und ſtiegen einer nach dem andern hinauf; ſo wie einer hinaufkam, ſtürzte man ihn ſtillſchweigend in die Tiefe. **Montgommery**, welcher der letzte war, entdeckte endlich die Treuloſigkeit, und rettete ſich mit zwey der Seinigen nach **Tombelaine**. Man hebt die Leitern und eiſernen Hacken noch mit großer Sorgfalt auf, deren man ſich bey dieſer Gelegenheit bediente. Im Jahr 1574 wurde dieſer Graf **Montgommery** vom Marſchall von **Matignon** belagert, und gefangen nach **Domfront** in der Normandie geführt. Katharine von Medicis, die ihn haßte, weil er die unſchuldige Urſache des Todes ihres Mannes geweſen war, ließ ihn auf der Stelle hinrichten.

Ich habe mich lange in der Kirche aufgehalten, und ſie voller Merkwürdigkeiten gefunden. Sie wird von neun, ungeheuer dicken Pfeilern getragen. Ich habe ſie nicht gemeſſen, allein ſoviel mir die Dunkelheit des Ortes zu bemerken verſtattete, mochte jeder fünfundzwanzig Fuß im Umfang haben. Außer dieſen giebt es noch zwey andere weit kleinere, welche die Mitte der Kirche ſtützen, auf der der Thurm ſteht. Wenn man ſeine entſetzliche Maße, und die Natur ſeiner Lage betrachtet, ſo muß man geſtehn, daß alles ſo maßiv ſeyn mußte, um dies gewaltige Gebäude halten zu können. Man ſollte ſchwören, daß ſie gemacht wären, um die Verheerungen der Zeit, und den Einſturz der Natur zu überleben. Aber ehe ich die Kirche beſchreibe, muß ich erſt erzählen, was zu ihrer Erbauung Anlaß gab.

Unter der Regierung **Childebert II.** lebte ein Biſchof von Avranches, der heil. Aubert genannt, den der

Erzengel St. Michael mit einer Erſcheinung beehrte, und ihm befahl, auf dem Gipfel dieſes Felſens eine Kirche zu bauen. St. Aubert hielt die Erſcheinung anfangs für einen Traum, allein der Engel kam zum zweytenmal wieder, und da ihm eben ſo wenig Gehorſam geleiſtet wurde, ſo ſtellte er ſich zum drittenmal ein, und machte mit ſeinem Daumen ein Loch in den Hirnſchädel des Biſchofs, um ein Andenken davon in ſein Gedächtniß zu geben. Ich habe dieſen Schädel im Kirchenſchatz geſehn; er iſt in einem kleinen, goldnen Reliquien-Käſtchen eingefaßt: oben iſt ein Glas, wodurch man den Schädel nach Belieben betrachten kann. Das Loch hat juſt die Größe des Daumens, der ihn gemacht haben ſoll. Bey dieſem empfindlichen Zeichen des göttlichen Willens ſtand der Biſchof nicht länger an, und ließ auf der Spitze des Felſens die kleine Kirche bauen, die ihm war anbefohlen worden. Die Geſchichte ſagt, daß es Richard III. Herzog von Normandie war, der 966 an der Abtey anfing, und daß ſie unter Wilhelm dem Großen 1070. fertig wurde, ungeachtet die verſchiednen, aufeinander gefolgten Aebte ſehr viel andre Veränderungen darinn vorgenommen hätten. Der Schatz beſitzt einen Ueberfluß an Reliquien, worunter es welche von ſehr hohem Werth giebt. Man ſieht hier einen ſchönen kryſtallnen Kopf von Karl VI. von Frankreich, der meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Sie haben auch einen Arm von Eduard, dem Bekenner, und noch einen andern vom heiligen Richard, König von England; eine dicke goldne Muſchel, die viele Pfunde wiegt, und die ein Geſchenk des Herzogs Richards bey Stiftung der Abtey iſt, verdient auch bemerkt zu werden.

In der Mitte des Chors hängt ein Stein, der Ludwig XI. bey der Belagerung von Beſancon auf den Kopf fiel, ohne ihm den mindeſten Schaden zuzufügen. Der Stein wiegt wenigſtens zehn Pfund. Ludwig XI. war bey aller ſeiner Grauſamkeit ſehr andächtig. Er that ſehr öfters Wallfahrten nach St. Michael. Er ließ den Stein im Chor an einer Kette aufhängen, und wieß gewiſſe Einkünfte auf Ländereyen an, um Meſſen dafür zum Andenken der großen Gefahr zu leſen, der er entgangen war.

Das Refektorium, die Säle, die Zellen ſind oder waren wenigſtens alle ſehr geräumlich und ſchön: es würde aber eine beträchtliche Summe Gelds koſten, um alles in Stand zu erhalten, oder auszubeſſern, was durch die Länge der Zeit ſchadhaft geworden iſt. Einer der ſtärkſten Thürme iſt geborſten, und droht einzuſtürzen; es iſt zu befürchten, daß dieſer Einſturz bald erfolgen, und einen großen Theil der benachbarten Gebäude mit in ſeinen ungeheuern Fall verwickeln wird. Der König hat über die anſehnlichen Einkünfte der Abtey diſponirt. Ein Prior iſt an die Stelle des Abts gekommen, und die Anzahl der Mönche iſt von dreißigen auf vierzehn herabgeſetzt worden. Man betrachtet es jetzt als ein Staatsgefängniß. Erſt vor ſechs Tagen hatte es einen Gefangnen, der bereits zehn Monate geſeſſen, geglückt, zu entwiſchen. Man zeigte mir die Stelle, wo er ſich an einen Seil hinuntergelaſſen hatte; es war eine ſchnurgrade Höhe von beynah hundert Fuß; er paßirte bey niedrigen Waſſer die Sandbänke, und ſchifte ſich wahrſcheinlich nach Jerſey oder England ein, denn man hat ſeitdem nichts weiter von ihm gehört.

Einige Zimmer ſind für Unglückliche von einer noch bedauernswürdigen Klaſſe, ich meyne die Narren, beſtimmt. Es giebt ihrer verſchiedne von vornehmen Range ge in der Abtey, und einer von ihnen redete mich mit vielem Anſtande und vieler Höflichkeit an. Er ſchien über funfzig hinaus zu ſeyn. Er trug ein ziemlich unſauberes Kleid, und an einem von den Knöpfen hing ein St. Michaelskreuz, das ſehr wunderlich mit Bändern angeknüpft war. Seine obwohl bleiche und ſchwermüthige Geſtalt hatte doch etwas Edles, Auffallendes und Intreſſantes: ſeine Haare waren ſehr ſchwarz, hier und da vom Alter graugefärbt, und wallten über die Schultern herab; und doch herrſchte in ſeiner ganzen Perſon eine gewiſſe Würde. Er iſt ganz ſtill, und richtet ſich genau nach der hier eingeführten Art zu leben. Man nimmt hier blos Narren von Stande auf.

Ich bildete mir ein, daß die Zeit der Wallfahrten in Europa vorüber wäre, und daß man ſich begnügte, die Heiligen ſeiner Heymath zu verehren, allein ich kann verſichern, daß die Anzahl der Pilgrimme, die jährlich ihre Gelübden auf dem St. Michaelsberg erfüllen, ſich auf die acht oder zehntauſend beläuft. Es ſind meiſtens Bauern, Handwerker oder Arbeiter von niedrigen Profeſſionen, allein es giebt ſelbſt viele von Adel, die dieſe Wallfahrt aus Andacht thun. Ich habe wenigſtens ſechſe von dieſen Herren geſehn, als ich mich hier befand. Das kleine Dorf iſt manchmal ſo voll Menſchen, daß man kein Bette bekommen kann. Der Anzug dieſer Pilger ſtimmt vollkommen mit der Vorſtellung überein, die uns unſre alten Balladen davon geben. Ihre Hüthe ſind ganz mit Muſcheln bedeckt und eingefaßt, und auf dem Deckel tragen ſie eine kleine goldne Krone, mit einem Kreuz darauf. Ein Band kreuzt ſich auf dieſelbe Art auf ihrer Bruſt, und ihre Kleider ſind ganz mit kleinen Bildchens beſäet, die den heil. Michael vorſtellen, wie er über dem Teufel ſiegt. Ich frug ſie, woher ſie kämen? aus Champagne, war die Antwort;

einer Provinz, die ziemlich weit entfernt iſt. Ich that noch mehr Fragen an ſie, und ſie wären mir gern gefolgt, als ich in die Spitze des Glockenthurms ſtieg, allein mein Führer, der des Anblicks dieſer Pilger gewohnt war, ſtieß ſie zurück, und ſagte: „Geht, und betet den heil. Michael an, ſo viel als ihr wollt, aber ich bin nicht dazu da, ſolchem ſchlechten Volk zum Wegweiſer zu dienen.“ Die armen Pilger entfernten ſich ſtillſchweigend. Am Fuß des Berge, ganz nah an den Wellen, iſt eine ſehr ſchöne Quelle ſüßen Waſſers, da aber der Feind, im Fall einer Belagerung, ſich derſelben ſehr leicht bemächtigen könnte, ſo hat man in dem Felſen eine Ciſterne gegraben, die das ganze Gebäude verſehn kann, und bey zwölfhundert Tonnen Waſſers halten ſoll. Zwar, eine Belagerung wäre hier eine wahre Narrheit. Hundert Leute können ſich gegen zehntauſend Mann und die größte Flotte wehren, und, geſetzt auch, man nähme das Neſt ein, ſo würde doch nicht der mindeſte Vortheil daraus entſpringen. Das Dorf ſelbſt iſt eben ſo merkwürdig, als die übrigen Theile des Berges. Ich bin überzeugt, daß man hier Häuſer antrift, die fünf oder ſechshundert Jahre ſtehn; ich habe nicht eins geſehn, das nicht unter Ludwig XI. gebaut ſeyn ſollte. Zu Friedenszeiten wohnen in der Abtey und im Dorfe nicht über 180 Menſchen: eine aus der Bürgerſchaft ausgezogne Miliz verſieht die Wache, und hat Acht, daß kein Gefangner entwiſche. Zu Kriegszeiten beſteht die Beſatzung aus fünf bis ſechshundert Soldaten, und man hat mir verſichern wollen, daß an verſchiednen Orten die Zimmer ſo weitläuftig und zahlreich wären, daß hier bis 13000 Mann beherbergt werden könnten. Man handelt in dem Dörfchen mit kleinen Legenden-Büchern, die ich alle in der vergeblichen Hofnung kaufte, einige hiſtoriſche Anekdoten von den hauptſächlichſten Begebenheiten, und beträchtlichſten ausgehaltenen Belagerungen darin zu finden;

allein der heil. Michael und heil. Aubert ſind die einzigen Helden dieſer Chroniken. Gern hätte ich in den Archiven der Abtey geſtört, allein es iſt nicht erlaubt: ſonſt müßte man hier Nachrichten die Menge antreffen.

Im Jahr 1090 belagerten **Robert**, Herzog von Normandie, und **Wilhelm Rufus**, lange Zeit ihren Bruder **Heinrich** auf dem St. Michaelsberg. Vermuthlich waren ſie Herren vom Fuße des Felſens, denn ſonſt wäre es ganz unmöglich geweſen. **Heinrichen** fehlte es an Waſſer, und er war auf dem Punkt, die Feſtung zu übergeben, die auf keine andre Art gezwungen werden konnte, als **Robert**, ſeinem edlen und gütigen Karakter gemäß, ihm einige Ohmen Wein ſchenkte, die ihn in den Stand ſetzten, die Belagerung noch länger auszuhalten. **Rufus** warf Herzog **Roberten** dies Betragen vor: wie, antwortete dieſer, ſollen wir zugeben, daß unſer Bruder an Durſt ſterbe? .... Und was war in der Folge des wackern Fürſten Belohnung? Acht und zwanzig Jahre Gefängniß in den unterirrdiſchen Kerkern des Schloſſes **Cardif**, wo er ſtarb.

2.

Liebe.

(ungedruckt.)

Die Viertelſtunde vorher.

Phaon.

Wie ſanft, wie zärtlich Deine Blicke ſind! wie ſie in meine Seele dringen! Schlage Deine großen Augen auf, ſieh' mich an, liebe Iſaura.

Iſaura.

Ich kann Dich nicht mehr anſehn, ich kann nicht, Phaon; aber Du weißt alles, was meine Blicke ſagen würden.

Phaon.

Gieb mir Deine Hand, theures Mädchen; laß mich ſie in meine drücken.

Iſaura.

Nimm meine Hand, nimm ſie; ich fürchte ſie Dir zu geben; .... ich würde den Druck bis in mein Herz fühlen.

Phaon.

Gieb mir Deinen Mund, daß ich ihn auf meinen hefte!

Iſaura.

Phaon! Phaon! .... Warum ſuchen Deine Lippen die meinigen? Aber was ſoll ich machen? Wenn ich ſie wegwende, ſo kann ich Dir nicht mehr ſo nahe ſagen, wie ſehr ich Dich liebe.

Phaon.

Unſre Seelen werden ſich auf unſern Lippen finden, und in Eine zerfließen! — — Ein ſüßer Schauer .... wird Dir ſagen, was ſie nicht mehr ausſprechen können.

Iſaura.

Kann ich Dir was abſchlagen? — Wo bin ich? wo biſt Du, Phaon! ... Schließe mich in Deine Arme. Wie, ich ſelbſt, ich ziehe Dich an mich, ich drücke Dich an meinen Buſen, an mein Herz, an Deinen Buſen, an Dein Herz! .... und Deine ſtarre, feurige Blicke .... Phaon, Phaon, was willſt Du? ....

Phaon ſchwieg, aber nie hatte ihn Iſaura beſſer verſtanden. . . .

Die Viertelſtunde nachher.

Phaon.

Ach, laß mich zu Deinen Füßen! . . . ich ſehe Dich beſſer; es iſt die Stellung des Glücklichen . . . . Wie ſchön Du biſt! Aber, warum ſcheinſt Du mir reizender, als ſonſt? Warum athmet alles, was Dich umgiebt, ein ſtärkeres Entzücken? . . . Iſaura . . . einzige Iſaura! . . . weil mein Herz näher dem Deinigen war!

Iſaura.

Und warum klopfen mir die Adern beym bloßen Ton Deiner Stimme ſchneller? Warum bezaubern Deine Blicke allein meine Seele, und entdecken mir die Deinige? Ach, Phaon, beſter Phaon!

Phaon.

Lehne Dich an mich; ſchmiege Dich in meine Arme; laß mich Deinen Athem einſaugen; laß unſre Seufzer ſich vermiſchen! . . . . Hauche mir Leben ein . . . Ich will Deine Haare küſſen, und ſie wieder in Locken rollen . . . . Mit wie viel Freude ich ſie zerſtört habe!

Iſaura.

Laß, Liebſter, laß! . . . . Du unterbrichſt meinen Zauber. Blicke mich an, ſtarr an; lies in meinen Augen meine Seele. Phaon, guter Phaon, Du ſagſt nichts? . . . Aber, was könnteſt Du auch ſagen? ich würde Dir die Worte vom Munde küſſen.

Phaon.

Ach, könnte ich noch einmal auf Deinem ſterben!

3.

Klagelied
über den Tod meines Pierots.

Nicht, um mich der Welt als einen Poeten zu zeigen,
Denn ach! nie hauchte mich Phöbus väterlich an!
Nicht, um lügnerlichkriechend Deiner Familie zu ſchmeicheln;
Denn Deine Mutter iſt todt, den Vater kannte ich niemals,
Und Dein Geſchwiſter, wo ſind die?
Sorgſam, daß ſich Dein Herz zwiſchen mir und zufäll'gen Weibern
Theilen möchte, ließ ich, eh Dich die Wolluſt berauſcht,
Durch die gefeſſelte Hand des freundlichen Rendsburger Sclaven,
Dir auch noch den Quell künftiger Kinder entziehn.
Nur Deiner redlichen Freundſchaft und ungeheuchelten Treue
Seufz' ich mit thränendem Blick würdige Lobſprüche nach!
Viele beſchämteſt Du, mit welchen das Blut mich verknüpfte,
Mehrere, mit denen mich Neigung und Zufall verband.
Schriftlich und mündlich verſprach ihr Herz mir ewige Freundſchaft:
Du lebſt keine fünf Jahr, und überlebteſt ſie doch!
Bliebeſt mein Freund, und rühmteſt es Dich nie! Ehrlicher Pierot!
Du biſt dahin! Einſam vollend ich jezt ſchlaflos die Nächte,
Nicht vor Dieben beſorgt, welche mein Reichthum anlockt!
Nicht von Wolluſt entbrannt, noch geweckt von quälenden Sorgen,
Die der betrogne Gläubger mir aufsucht:
Nein, nur Deiner gewohnt! Oft ſpielte Dein Scherz mich in Schlummer:
Wenn mein widrig Geſchick Thränen den Augen entpreßt.
Wenn melancholiſcher Tiefſinn traurig ſich meiner bemächtigt:

Sprangſt Du liebkoſend an mich, leckteſt mir freundlich die Hand.
Neue Betrachtungen ſchöpfte der Geiſt! Vom Zuſtand des Weiſen:
Ruhig bey niedrigem Glück ſah ich das Bildniß in Dir!
Mäßig war Deine Koſt; Dich kräzte kein reicher Gebieter!
Sitzend und tanzend erbetteltest Du den trockenen Biſſen
Schwarzen Brods; dankbar gabſt Du ein Pfötchen dafür.
Kochte des Sonntags einmal die Wirthin Suppe und Knochen:
Lauſchend horchteſt Du bis es zum zwölftenmal ſchlug.
Winſelnd ſahſt Du mich an, Dein Magen verkündigte Mittag,
Schäckernd biſſ'ſt Du den Fuß, ging ich zu langſam an Tiſch.
Solch Commando hält nicht mehr der ſiegende Preuſſe,
Wenn er für Friederichs Wohl flüchtge Franzoſen verfolgt:
Als Dein Hunger den größten Teller voll Suppe und Knochen,
Horchend: **Allons!** und **Setzab!** bald hitzig anfiel, bald ſtehn ließ!
Wenn Du geſättiget warſt: erſchnappteſt Du luſtig die Bürſte,
Hielteſt ſie mir vor, ich warf ſie weg, Du holteſt ſie wieder,
Bis Du vom Springen ermat't ſchläfrig Dein Lager bekrochſt.
Doch auch ſchlafend erwarteteſt Du mit wachſamen Ohren,
Wenn mein Pfeiffen Dich rief. Schleunig warſt Du bey mir.
Schlief ich: ſo trauteſt Du niemals dem ſich nahenden Freunde,
Knurrend verkündigteſt Du's. Eifriger bellteſt Du laut,
Wenn bey nächtlichen Stunden Fremde dem Hauſe ſich nahten. . . .
Hundert und achtzig Meilen biſt Du mit mir gereiſet,
Und bey jeder Gefahr wagt'ſt Du Dein Leben für mich.
Spührend lieſſt Du voraus, mußt' ich bey finſteren Nächten
Einſam mit gleitenden Füſſen furchtbare Gegenden reiſen;
Zeitig warnteſt Du mich, war es nicht ſicher zu gehn;
Und Dein weiſſes Fell war mein Wegweiſer im Dunkeln. . .
Wen ich liebte, den liebteſt auch Du! Mit zärtlicher Treue
Dankteſt Du der Sorgfalt, die mir Dein Krankſeyn verurſacht.

Du lebſt keine fünf Jahr, Du ſchönſter Liebling Dianens!
Und das Hundegeſchmeiß erreicht ſein ſpäteſtes Alter! . . .
Sauft Ihr, Ihr Parcen? oder beſtimmt es ein blindes Verhängniß:
Daß Euer Spinnen ſo oft unſer Murren erregt?
Würgt Ihr auch unter den Hunden ſo dumm als unter den Menſchen?
Narren, Böſewichter und Schelme verſchoneſt Du, ſchneidende Parce,
Und den redlichen Mann, den Menſchenfreund läſſeſt Du ſterben! . . .
Doch ihr Klagen hört auf! Weint nicht mehr bey den Gebeinen
Meines getreueſten Hunds; Er wird, was ich vielleicht
Bald werden muß: Aſche und Staub! die Nahrung der Würmer! . . .
Aber die edlere Seele, würdig der längeren Dauer!
Schwebe auf Dünſten von Braten, bis der Kreislauf der Dinge
Sie zum Leben zurückbringt.
Glücklich und länger belebe ſie dann den Körper des Hundes,
Der vorm ſchleichenden Feinde die Unſchuld ſchlafender Schönen
Und ihre Tugend bewacht! . . . Sein abgezogenes Fell
Kühle noch lange den Fuß, der dem Nothleidenden beyſpringt;
Oder erwärme die Hand, die dem Unglücklichen hilft!

Nachrede.

Dieſer vortrefliche Hund erblickte das Licht der Welt, nachdem er ſchon neun Tage blind auf derſelben gelebt hatte, zu Celle im Hannövriſchen, den 13. November 1754. und ſtarb in Hamburg den 7. July 1759. Nachmittags um zwey Uhr an einer auszehrenden Bruſtkrankheit und Fieber, welche ihm durch Gift oder ſympathetiſche Alfanzereyen der Menſchen beygebracht waren, oder die er ſich vielleicht ſelbſt durch Erhitzung zugezogen hatte. Er war der Erſtgeborne ſeiner Mutter, von der Race der Hühnerhunde. Jedermann, der ihn ſahe, bewunderte ſeine Geſchicklichkeit, ſeine Klugheit, ſeinen Gehorſam und ſeine Schönheit.

Martini.

XI.

Fragmente.

Anmerkungen für Fremde, die in Frankreich reiſen.

(Aus Thickneſſes Reiſen durch Frankreich.)

Wenn ihr mit Extrapoſt reiſet, und an die Stadt oder Flecken kommt, wo ihr die Nacht über zu bleiben gedenkt, ſo fragt dem Poſtknecht nach dem beſten Wirthshaus, geht aber niemals dahin, wenn noch ein anderes an dem Ort iſt. — Erkundigt euch zum voraus nach allen Gaſthöfen. Wenn ihr euch nach der Empfehlung des Poſtknechts richtet, ſo giebt ihm der Wirth zwey oder drey Livres, die ihr des andern Morgens wieder bezahlen müßt. Ich weiß nur eine Herberge zwiſchen Marſeille und Paris, wo dieſes nicht beſtändig gebräuchlich iſt, und das iſt zu Vermanton, fünf Meilen von Auxerre, wo jeder Reiſende an Herrn

Brunier im heil. Nikolas einen beſcheidenen Wirth findet, gut bewirthet und nicht überſetzt wird, folglich fährt kein Poſtknecht dahin, wenn ers vermeiden kann.

Wenn ihr eure eigne Pferde nehmet, ſo müßt ihr für Stirn Riemen und Halftern ſorgen, die Franzöſiſchen Ställe liefern dergleichen niemals; euer Bedienter muß dahin ſehn, daß der Stallknecht ſie nicht ſo feſt zuſammenſchnallt, daß die Pferde keinen vollen Biſſen nehmen können: denn das thun ſie gewöhnlich, um das Heu zu erſparen.

Falls der Stallknecht, wenn er die Pferde anſchirren will, die Halfter nicht gehörig aufgerollt bringt, ſo ſollte man ihm nichts geben, denn ſie ſind dazu ſo beſtändig gewohnt, daß ſie es nicht vergeſſen können, auſſer in Hofnung, daß ihr es auch vergeſſen werdet.

Befehlt eurem Bedienten, daß er nicht allein darauf ſieht, daß die Pferde geſchwemmt werden, und Futter bekommen, ſondern, daß er auch dabey ſtehn bleibt, ſo lange ſie freſſen. Dies iſt oft in England und in Frankreich immer nöthig.

Wenn ihr an einem öffentlichen Tiſch ſpeiſet, ſo könnt ihr nicht überſetzt werden, denn der Preis iſt beſtimmt. Wenn ihr aber auf eurem Zimmer zu eſſen verlangt, ſo müßt ihr nothwendig mit eurem Wirthe die Mahlzeit ſo behandeln, als wenn ihr mit einem herumlaufenden Juden um eine goldne Uhr handelt: denn eines Franzöſiſchen Gaſtwirths Ehre und Gewiſſen müßt ihr mit dem eines Handelsjuden auf gleichen Fuß ſchätzen, und es iſt ſehr merkwürdig, daß die Wirthe in Frankreich die einzigen ſind, die einen Fremden mit kalter Gleichgültigkeit empfangen, und ihr habt Urſach, da am behutſamhutſamſten zu ſeyn, wo man ſich am gleichgültigſten bezeigt.

Sorgt dafür, daß eure Bett-Tücher wol gelüftet werden, ſonſt werdet ihr ſie nicht nur feucht, ſondern völlig naß bekommen. — Die Franzoſen halten überhaupt naſſe oder feuchte Bett-Tücher nicht für gefährlich, wenigſtens bin ich gewiß, daß es die Franzöſiſchen Wirthe nicht thun.

Junge Leute, die nach Frankreich reiſen, die Sprache zu lernen, ſollen billig immer an dem öffentlichen Tiſche ſpeiſen. Insgemein findet man einen Officier oder einen Prieſter an demſelben, oder wenn auch nur Leute vom Mittelſtande da ſind, ſo werden ſie doch einem Fremden alle Arten von Achtung und Vorzüglichkeit erweiſen.

Es iſt nöthig, eure eigne Kiſſen bey euch zu führen. In einigen Gaſthöfen findet ihr welche, aber in Dörfern und Flecken ſind keine zu haben.

In den Weinländern ſetzt der Wirth an dem öffentlichen Tiſch allemal gemeinen Wein mit auf, ſo wie bey uns das gemeine Bier. Man bezahlt für den Wein nie beſonders, man müßte denn beſſern als den Landwein verlangen. Wenn ihr aber beſſern verlangt, ſo fragt erſt nach dem Preiß, ehe ihr ihn trinket.

Wenn ihr feine kammertuchne Taſchentücher u. d. g. waſchen laßt, ſo ſorgt dafür, daß ſie nicht um ein paar Zoll kürzer werden, wenn die Wäſcherin Streifen für ihre Nachthauben gebraucht. Sie ſehn dieſes als ein kleines Douceur vom Mylord Anglois an, dazu ſie ein Recht zu haben glauben, weil er unſtreitig ſehr reich iſt, und folglich von den Armen geplündert werden muß.

Wenn ihr von einer Sache aufrichtige Nachricht haben wollt, ſo befragt euch bey einem franzöſiſchem Officier oder Prieſter, nur daß ſie über vierzig ſind, überhaupt aber vermeidet alle Bekanntſchaft mit beyden, wenn ſie unter dreißig ſind.

Wenn ihr an einem Ort einige Zeit zu bleiben gedenkt, ſo ſeyd ſehr behutſam, mit wem ihr Bekanntſchaft macht, denn es finden ſich immer viele dienſtfertige, zudringliche Franzoſen und engliſche Abentheuer, die euch eure Dienſte anbiethen, und von denen es ſchwer fallen wird, euch loszumachen, wenn ihr angenehmere Geſellſchaft gefunden habt. — Franzoſen, die wirklich vom Stande ſind, ſind ſehr vorſichtig, und werden nicht auf den erſten Anblick in euch verliebt, aber ein Betrüger, der Abſichten auf euch hat, wird alle Arten der Schmeicheley anwenden, um ſich euch zum Mittagseſſen aufzudringen, oder was er ſonſt bekommen kann, und iſt bey euch, ehe ihr aufgeſtanden, und wenn ihr ſchon im Bette ſeyd.

Wenn an einem Ort ein Curioſitäten- Münzen- oder Gemählde-Kabinet zu beſehn iſt, ſo macht euch nie ein Bedenken, dem Beſitzer eine Karte zu ſenden, und euch die Erlaubniß zu erbitten, es zu beſichtigen. Ein ſolches Geſuch iſt einem Franzoſen ſehr ſchmeichelhaft, und er giebt niemals eine abſchlägige Antwort, und überdem erwerbt ihr euch wahrſcheinlicher Weiſe eine ſchätzbare Bekanntſchaft. — Dergleichen Sammlungen werden gemeiniglich von Männern, die Verſtand und Weltweisheit beſitzen, veranſtaltet, und mehrentheils macht der Sammler ſelbſt den angenehmſten Theil ſeines Cabinets aus.

Nehmt alſo einen Grundſatz an, der ſo veränderlich iſt, als die Geſetze der Meder und Perſer, daß wenn ihr zu Paris, Lyon, oder in einer andern groſſen Stadt zum Abendeſſen eingeladen werdet, wo vor der Mahlzeit ein kleines unbedeutendes Spiel angefangen wird, daß man nach Tiſche ein großes Spiel in's Auge hat, und euch zu rupfen gedenkt. Erinnert euch immer an die Lehre, die Lord Cheſterfield ſeinem Sohn gab. „Wenn ihr mit Männern ſpielt, ſo wiſſet mit wem, und iſt es mit Frauenzimmern, um was ihr ſpielt. Und glaubt euch nicht ſicher, weil ihr von euren Landsleuten mit am Tiſche findet, wenn's auch Lords und Ladies ſind. Ein Londner Spieler würde bey einer Pariſer Parthey kein Glück machen.

Die Kleidung iſt für jedermann in Frankreich eine weſentliche und höchſt wichtige Sache. Ein Franzos kommt nicht zum Vorſchein, ehe ſein Haar friſirt und gepudert iſt, wenn auch ſein übriger Anzug noch ſo nachläßig iſt. — Da ich mich dieſer Ceremonie nicht alle Tage unterwerfen konnte, ſo beſchrieb mich der Bediente eines Herrn von Stande zu Marſeille, bey dem ich oft einen Beſuch ablegte, wie er meinen Namen vergeſſen hatte, als den Herrn, deſſen Haar ſtets ſchlecht friſirt ſey. — Es iſt etwas Thörichtes um die Kleidung, ſpricht Lord Cheſterfield, und doch iſt es etwas Thörichtes, nicht gut gekleidet zu ſeyn.

Ihr könnet nirgend in einem Hauskleide oder Frack, oder ohne Haarbeutel zu Mittage ſpeiſen, oder einen Beſuch nach Tiſch ablegen. Mit den Haaren en queue, oder einem kleinen Kragen auf dem Kleide erſcheinen, würde für eine unverzeihliche Freyheit gehalten werden. — Kriegsleute haben in der Kleidung in Frankreich einen Vorzug vor allen andern, mit einer Uniform kann man in allen Geſellſchaften mit oder ohne Haarbeutel erſcheinen. Aus vielen Urſachen iſt dies in Frankreich die bequemſte Kleidung für einen Fremden.

Es iſt in Frankreich nicht gewöhnlich, bey Tiſche Geſundheiten auszubringen, noch nach Tiſche Wein zu trinken. Mit dem Nachtiſch wird der Wein zugleich mit weggenommen — eine vortrefliche Gewohnheit, die werth wäre, von allen Nationen beobachtet zu werden.

Man thut nicht wohl, wenn man ſich in Frankreich mit geringen Leuten, oder auch nur Perſonen vom Mittelſtande, in andere, als durchaus nöthige Unterredungen einläßt. Denn ſie machen ſich die geringſte Herablaſſung eines Fremden zu nutze, eine Menge unverſchämter Fragen ergehen zu laſſen, und wenn ſie höflich beantwortet werden, daraus den Schluß zu ziehen, daß ſie eures gleichen ſind. Nachdenken und Beſcheidenheit findet man nur bey Leuten vom Stande. — Frey und ungezwungen iſt die Etiquette des Landes. Aber einige Arten dieſer freyen und ungezwungnen Aufführung ſind Fremden, beſonders ſchönen Engländern, höchſt anſtößig.

Wenn Perſonen von Lebensart einen Fremden ſchmeicheln, ſo richten ſie ihre Schmeicheley ſelten auf den Gegenſtand, dem ſie ein Compliment machen wollen, ſondern an einen ihrer Landsleute. Z. E. Welche bonne grace die Engländer haben! raunt einer dem andern laut genug ins Ohr, daß es die ganze Geſellſchaft hören kann, die ihm allen Beyfall zuwinken. Doch lieben ſie in ihren Herzen die Engländer nicht vorzüglich vor allen andern Nationen, und machen daher den Schluß, daß ſie von den Engländern auch nicht in ihren Herzen geliebt werden.

Kein Gentleman, kein Prieſter, kein Diener oder Magd, klopfen vorher an, ehe ſie in das Schlafgemach oder Zimmer eines Herrn oder einer Dame hineingehen. — Der Briefträger öfnet die Thür, einen Brief zu bringen, der Capuziner, Allmoſen zu bitten, und einen Gentleman, euch zu beſuchen. Ihr könnt nicht allein bleiben, wenn ihr nicht die Thüre abſchließt oder verriegelt, und wenn Leute vom Mittelſtande ſich erſt in Beſitz eures Gemachs geſetzt haben, ſo hält es ſchwer, ſie zu vertreiben, beſonders wenn ihr ein Fremder ſeyd.

Ich glaube nicht, daß es auf der Welt ſo neugierige und forſchſüchtige Menſchen giebt, als die geringen Leute in Frankreich. Ihr größtes Vergnügen ſcheinen ſie am Geräuſch zu haben. Ein zerlumpter Junge darf nur die Trommel ſchlagen, oder auf der Trompete blaſen, ſo verſammeln ſich alle, die es hören, in der größten Geſchwindigkeit und ungeduldigſten Neubegierde um ihn. — Wenn mein Affe als Poſtknecht in einer rothen mit Silber beſetzten Jacke auf dem Pferde ſaß, ſo mußte ich ihn abſteigen laſſen, wenn ich in eine nur mittelmäßige Stadt kam. Das Volk verſammelte ſich zu Moret, drey Meilen von Fontainebleau, wie ich nur einen Augenblick ſtill hielt, ein Brod zu kaufen, ſo ſchnell um mich, daß ich gewiß glaube, daß alle Männer, Weiber und Kinder, die Kranken und Alten ausgenommen, meinem Stallknecht die Aufwartung machten, alle waren ungemein vergnügt, keiner bewies ſich im geringſten grob gegen ihn. Ich beſorge, kein Franzoſe würde unter ähnlichen Umſtänden ſo angenehm durch eine Landſtadt in England haben paßiren können.

Nie reichen die Franzoſen, wenn man ſie des Morgens oder Nachmittags beſucht, Caffe, Thee, oder Erfriſchungen, außer bey beſondern Gelegenheiten.

Wenn das Wetter kalt, das Kaminfeuer ſchwach, und die Geſellſchaft groß iſt, ſo hält ein junger Franzoſe den ganzen Cirkel ab, Nutzen von der Wärme zu haben, indem er ſich grade vor das Feuer hinpflanzt, den Degen recht artig über das linke Knie legt, und wenn ihm die ganze Geſellſchaft zum Teufel wünſcht, ſich ſchmeichelt, daß die Damen ſeine Schenkel bewundern. Wenn er nun ſeine Eitelkeit befriedigt hat, oder völlig warm iſt, ſetzt er ſich, oder geht bey Seit, und ein andrer nimmt ſeinen Platz ein. Dieſe abſcheulich ſchlechte Lebensart habe ich von einigen vollkommenen jungen Gecken zwey ganzer Stunden lang in ungemein kaltem Wetter fortreiben ſehn. Dieſe Gewohnheit hat ſich ſeit kurzem auch in England eingeſchlichen.

Eiferſucht kennt man in Frankreich kaum. Nach der Geburt des erſten Kindes ſtellt ſich gemeiniglich die Gleichgültigkeit ein. Mann und Frau haben ihre beſondere Bekannte, und gehen ihren beſondern Zeitvertreiben nach, ohne durch häusliche Zänkereyen beunruhigt zu werden. Wenn ſie des Abends zuſammen kommen, ſo ſind ſie vollkommen gut aufgeräumt und höflich gegen einander. — Wenn eine Engliſche Ehefrau hinter die Schule geht, ſo wird ſie bald verſtoßen; nicht ſo bey den Franzoſen. Sie behalten den äußern Schein und den gehörigen Wohlſtand bey, indem ſie ſich ſelten an einen Mann beſonders hängen. Am Nachttiſche nehmen ſie Beſuche von ihren männlichen Bekannten an, und derjenige muß ſehr ſcharfſichtig ſeyn, der es ausfindig machen kann, wem ſie den Vorzug geben. — — Im ſüdlichen Frankreich ſind die Weiber in der That durchgehends ſehr frey und ungezwungen.

In Frankreich werden ſelten Mädchen verführt. Männer, die Liebeshändeln nachgehen, machen ſich an verheyrathete Weiber. Auf die Verführung eines jungen Mädchen ſteht die Todesſtrafe, und wenn ſie fallen, geſchiehet es gemeiniglich in die Arme ihres Beichtvaters — und das wird ſelten entdeckt. Die Ohrenbeichte ſtiftet viel Gutes, aber auch ſehr viel Böſes. Wenn der Beichtvater und das Beichtkind beyde jung ſind, ſo läßt er ſie nicht nur ihre ſündlichen Handlungen, ſondern auch ihre ſündlichen Gedanken beichten, und ich fürchte, er weiß mehr, als ſeine Klugheit mit Anſtand losſprechen kann; ja das Beichtkind iſt nicht allemal außer Gefahr, wenn auch der Beichtvater alt iſt.

Nie müßt ihr einen Franzoſen nach ſeinem Alter fragen. Keine Frage kann ihn mehr beleidigen, er wird euch niemals deutlich darauf antworten, geſetzt auch, daß er eine höfliche Antwort giebt. — — **Ludwig XV.** pflegte jeden, der um ihn war, um ſein Alter zu befragen. Ein König darf ſich eine ſolche Freyheit herausnehmen, aber auch von ihm bleibt ſie immer empfindlich. — **Ludwig XIV.** ſagte zu dem Grafen von **Grammont**: „Ich weiß Ihr Alter. Der vier und achtzigjährige Biſchof von Sorlis hat mir die Epoche angegeben, daß ſie zuſammen in einer Klaſſe ſtudirt hätten.“ — „Der Biſchof giebt ſie nicht richtig an, erwiederte der Graf, denn wir haben beyde niemals ſtudirt“

dirt.“ — Ehe ich wußte, wie ſehr ein Franzoſe durch eine ſolche Frage ſich beleidigt hielt, empfing ich manche zweydeutige Antwort, z. E. O, mein Himmel! ſo alt wie die Stadt; oder, ich dancke Gott, ich befinde mich wohl u. ſ. w.

Ein neuer Franzöſiſcher Schriftſteller ſpricht: Die Franzöſiſche Sprache ſey keiner Wortſpiele fähig. Die Wortſpiele, ſchreibt er, ſind dem Geiſte und ſeiner Sprache nicht angemeſſen, als welche gravitätiſch und ernſthaft iſt. Es kann wohl ſeyn: dann ſind aber die Sprachen und Menſchen ſo verſchieden, daß ich ganz andere Gedanken davon gehegt habe — und folgende ſchöne Probe der Ernſthaftigkeit ihrer Sprache mag meine Anmerkung einigermaßen rechtfertigen:

> Un ſeul eſt frappé, & tous ſont delivrés. Dieu frappe ſon fils innocent, pour l'amour des hommes coupables, & pardonne aux hommes coupables, pour l'amour de ſon fils innocent.

Alle Engliſche Frauenzimmer geben eben ſowohl als die von andern Nationen Frankreich vor ihrem Vaterlande den Vorzug, weil ſie in ihren Handlungen dort weniger gezwungen ſind, als ſie es in England ſind, (ſollte ich nicht vielmehr ſagen, waren?) Inzwiſchen ſollten keine Engländer, die junge und ſchöne Weiber haben, wenn ihnen ihre Aufführung nicht gleichgültig iſt, eine Reiſe mit ihnen nach Paris thun, und wenn's auch nur auf ſechs Wochen wäre. Sie muß wahrhaftig gut und klug ſeyn, wenn ihr Verſtand nicht in den ſechs Wochen angeſteckt, und ihre Sitten verdorben werden, und dies geſchieht noch dazu von ihrem eigenen Geſchlechte, welches ihre gefährlichſte Geſellſchaft iſt. Eine Franzöſin iſt ſo ſehr geſchickt, einer Engländerin eine Geringſchätzung der ehelichen Treue durch Spotten beyzubringen, als die verheyratheten Engländerinnen durchgehends die Kunſt verſtehen, in der erſten Schwangerſchaft einander zu bereden, ſich von einem Accoucheur helfen zu laſſen — und beyde haben einerley Bewegungsgrund, nemlich zu thun, wie ihnen gethan worden, und das ganze Geſchlecht zu einer Gleichheit zu bringen.

Die Franzoſen wollen es nicht zugeben, daß es ſo ſchwer ſey, ihre Sprache rein auszuſprechen, als die engliſche, und vielleicht haben ſie recht, denn wie oft finden wir Engländer, die vollkommen gut Franzöſiſch reden. Wie ſelten aber hören wir einen Franzoſen Engliſch ſprechen, ohne daß ihnen die Ausſprache verräth. Nicht ſo die Spanier. Ich habe mit zween Spaniern geredet, die nie zwanzig Meilen von Barcellona geweſen waren, und vollkommen gut Engliſch redeten. Sollte wohl ein Franzoſe, der das Engliſche nicht gut pronunciren kann, meine Meynung verſtehen, wenn ich ſage: theſun is an hour high? Sollte er nicht glauben, ich ſagte: theſun is in our eye?

Wenn ihr mit einem Gaſtwirth, wo ihr Nachtquartier nehmen wollt, um den Preiß handelt, ſo vergeßt nicht Betten, Zimmer und alles Nöthige mit einzuſchließen, ſonſt berechnet er euch jedes beſonders.

Es iſt nicht zu leugnen, daß der Gaſthof von England des Herrn Deſſein zu Calais der vornehmſte und beſte Gaſthof in Frankreich iſt, ſo wie er der erſte iſt, in welchem Fremde von Stande gemeiniglich abtreten. Deſſein iſt der Leckvogel, und ſollte billig von der Franzöſiſchen Regierung einen Gehalt haben, von der Engliſchen kann er jährlich auf ein gutes Verdienſt rechnen.

In Grenzſtädten und wo Beſatzungen liegen, haben ſie das Recht, eure Bagage durchzuſuchen, aber gebt dem Beamten nur ein vier und zwanzig Solsſtück, und verſichert ihn, daß ihr kein Kaufmann, ſondern Standesperſon ſeyd, ſo werdet ihr ohne Verweilen mit fortkommen.

Die mit Extrapoſt reiſen, thun wohl, daß ſie, ehe ſie ausreiſen, das Geld für die Pferde auf eine Poſt, anderthalb Poſten und zwey Poſten in kleine Päckchen abzählen, und zu jedem hinzuthun, was ſie den Poſtknechten geben wollen, denen, königlichen Befehl zufolge, fünf Sols für eine Poſt gebührt. Betragen ſie ſich ſchlecht, ſo muß man ihnen nicht mehr geben, ſind ſie aber höflich, ſo iſt zehn bis zwölf Sols für die Poſt hinlänglich. Wenn der Reiſende dieſe Packete nicht vorher zurecht gemacht und überſchrieben hat, ſo kann er, beſonders wenn er das Geld nicht genau kennt, es in der Zeit, daß die Pferde gewechſelt werden, vor der Menge der Bettler nicht zählen, die den Wagen umgeben, und ſich nicht abweiſen laſſen.

Wenn Leute von Stande, die nach dem feſten Lande reiſen wollen, oder von dannen zurückkommen, an Peter Secter Eſq. zu Dover ſchreiben, ſo finden ſie an ihm einen bemittelten und rechtſchafnen Mann, auf den ſie ſich verlaſſen können.

Kränkliche oder bejahrte Perſonen, die nach Frankreich, Spanien oder Italien reiſen, müſſen nicht vergeſſen, unter dem Hemde ein cattunes oder feines flanellen Bruſttuch zu tragen. So ſeltſam dieſe Vorſicht zu ſeyn ſcheint, ſo iſt ſie doch in Süd-Frankreich nöthiger, als in England. Im vorigen May war es an der Seite der Gaſſen, die die Sonne beſchien, ſo heiß, und an der andern, die im Schatten lag, ſo kalt, daß es nicht auszuſtehn war. In heißen Himmelsgegenden iſt die Luft ſchärfer und durchdringender, als in kalten. Wenn in Madrid des Nachts ein todter Hund auf die Gaſſe geworfen wird, ſo iſt nach vier und zwanzig Stunden von der ſtrengen Luft alles Fleiſch von den Knochen gezehrt.

XII.

PIECES FUGITIVES.

FIN

du Voyage de Bourgogne.

Après s'avoir acquitté ainſi nos vœux dans le port de Montereau, chacun ſe fit, avec ſa ſerviette, un bonnet de nuit dans le goût de la Farre, & nous nous livrâmes au ſommeil, étendus ſur des chaiſes autour de la table.

Ce doux repos ne dura gueres; nous fûmes réveillés en ſurſaut par un grand bruit à

la porte, & nous vîmes entrer en même-tems un homme ſec & décharné, à l'œil cave, au front chauve, affublé d'un habit noir boutonné juſqu'à la ceinture, & flottant audeſſous du jarrêt. Meſſieurs, dit-il, après s'être incliné profondément, Meſſieurs....

Moi, les yeux fermés à demi,
Sans écouter le perſonnage,
Sur un coude mal affermi
Laiſſant retomber mon viſage,
Je lui dis, encore endormi:
Par eau, vous arrivez, je gage:
Dépoſez-là votre bagage,
Bon ſoir, couchez-vous, mon ami,
Demain nous rirons du voyage.

Il ne s'agit pas de cela, Meſſieurs: je ſuis, *Vadius Vaſſius.* A ce nom, je me frottai les paupiéres, & je le regardai en face, ſans ſçavoir ſi je veillais, ou ſi je rêvais encore. Pardonnez, ajoûta-t-il, à mon empreſſement; mais il ne ſera pas dit que vous aurez ſéjourné dans cette Ville, ſans que j'aye eu le bonheur de vous poſſéder; je raſſemble ici près, dans une maiſon agréable & commode, l'élite des jeunes Auteurs qui, ſur mes pas, abandonnent, au printems, la Capitale pour venir dans ces lieux étudier la nature. Jaloux de vos ſuffrages, ils vous attendent dans mon laboratoire: tous leurs tréſors vous ſont ouverts; venez, & nous vous régalerons d'une héroïde admirable.

Le commencement de la période nous avoit fait rire; mais la fin nous parut trop ſérieuſe. Nous nous regardâmes tous avec des yeux de colere & en fronçant le ſourcil; puis reprenant tout à coup un viſage ſerein; on lui repréſenta, d'une commune voix, que malgré nos deſirs, il nous était impoſſible de nous arrêter, que nos voitures étaient déja prêtes & que nous étions attendus plus loin. Mais le perfide avait tout prévu. Sans ſe payer de nos excuſes, il vôle, demande main-forte, & dans l'inſtant, nons nous trouvons tous enveloppés par ſa brigade Littéraire, tous, juſqu'à *Lazare* qu'ils prirent dans la mêlée pour un connaiſſeur. On nous ſaiſit; on nous entraîne & déja la ſéance eſt ouverte.

On voit là raſſemblés les plus rares eſprits,
Maint Auteur par le coche, arrivé dans Paris,
Editeurs d'Almanachs, ou dont la plume obſcure
Tous les mois, d'une énigme, enrichit le mercure.
L'un d'eux, nonchalamment, ſur un coude appuyé,
Etale à nos regards un rouleau déployé,
Touſſe & crache trois fois, puis nous demande grace;
Lit le titre des vers; puis donne la Préface;
Nous peint de ſa beauté la taille & le ſouris:
Puis, entonne aigrement un bouquet pour Iris,
Que l'amour, comme on ſçait, a cueilli pour ſa fête,
Et dont la triſte odeur déja monte à la tête.

Vadius d'applaudir & de s'écrier; que de fineſſe dans ce trait là! que de gaité dans celui ci! quelle fraicheur! quelle harmonie! Voila bien le *molle atque facetum!*

L'Auteur, ſous les lauriers, courbait un front modeſte,
Et compoſant ſa voix, ſon regard & ſon geſte,
Semblait encor ſe plaindre à ſes pâles rivaux,
Du talent malheureux qui trouble leur repos.

Pour nous, conſentant très volontiers qu'on le plaçât à côté d'Horace, pourvu qu'on nous laiſſât ſortir, nous nous précipitâmes dans l'eſcalier, l'un ſur l'autre, au riſque de nous caſſer vingt fois le cou, & continuâmes notre route, promettant bien aux Dieux de ne plus voyager par la galiotte d'Auxerre, pour nous inſtruire, & de ne paſſer déſormais que de nuit à Montreau.

Nous arrivâmes ſur les cinq heures du ſoir à *Brunoy*. Nous trouvâmes à la porte du Château une vingtaine de payſans armés de carabines antiques & rouillées, qui n'avaient point vû le jour depuis nos guerres civiles. Dès qu'ils nous virent paraître, ils ſe rangerent en bataille, ayant le Concierge & le Garde-chaſſe à leur tête, & nous ſaluerent d'une triple décharge de mouſqueterie. Le Seigneur nous attendait ſur le perron du veſtibule. Il nous reçut avec cette politeſſe franche & libre que tu lui connais, & après tous les complimens ordinaires, nous joignimes les Dames, qui, la ligne en main aſſiſes le long du canal, prenaient le plaiſir de la pêche. Elles jetterent un cri en nous voyant, & nous firent deux ou trois queſtions, ſans attendre la réponſe, & puis, cinq ou ſix autres :

Sur les importantes querelles
Du Ruſſe & du fier Ottoman,
Sur le ſcandale de nos belles
Et les intrigues du moment,
Sur nos profondes bagatelles,
Nos modes, & le Parlement
Qui paſſe & qui revient comme elles.

Nous allions les ſatisfaire, & leur donner même le répertoire des pièces tombées, qu'elles ne nous demandaient pas, lorſqu'un objet nouveau vint les diſtraire, & bientôt le ſoleil ſe couchant à travers les arbres, & l'air devenu plus froid, nous avertirent de regagner le ſallon, où nous reçumes un bon nombre de viſites & de complimens.

D'abord, Monſieur le Sénéchal,
A l'air capable, au maintien ſage,
Suivi du Procureur Fiſcal
Et des notables du village,
Vint au manoir Seigneurial,
Nous ennuyer, ſelon l'uſage.

Il fallut nous mordre les cinq doigts pour nous empêcher de rire de ſa harangue & pour ne pas lui éclater au nez. La ſçene heureuſement changea tout à coup. Les plus jolies filles du canton, proprement vêtues, nous offrirent toutes les fleurs & tous les fruits de l'automne, étalés dans des corbeilles, & ſe retirerent, en rougiſſant, très-contentes & de nous & d'elles, c'eſt-à-dire, applaudies & embraſſées.

Enfin les parties étaient arrangées, & l'on ſe mettait au jeu, lorſqu'on annonça le Curé qui a toujours beaucoup de peine à arriver, même le dernier.

Ce Paſteur, à bon droit, gouteux,
Et s'en accuſant avec grace,
Eſt un de ces reclus heureux
Qui n'ayant point reçus des Cieux
Le talent & le goût d'Horace,
Plus frais que lui, digérant mieux,
Buvant le champagne à la glace,
Arrondiſſent leur ſainteté
Au fond d'un riche bénéfice,
Et ſans entendre leur office
Gagnent gaiement l'éternité.

On continua de jouer, ou pour mieux dire, on fit enrager le bon Curé juſqu'au ſouper. On lui fit croire enſuite que la guerre était déclarée, & qu'il était fort queſtion de lui dans le conclave. On ſe livra à toutes les folies d'une imagination échauffée par la malvoiſie. On rit beaucoup, tout le monde fut aimable, & vers minuit, on ſe ſépara en formant des projets pour le lendemain.

Se mettre au lit & à table de bonne heure, en ſortir le plus tard, qu'il nous eſt poſſible, nous promener, & ne rien faire, voilà le doux emploi du tems, voila notre unique occupation depuis que nous ſommes à Branay, & dieu ſçait, ſi j'en eus jamais d'autres! Parmi les Divinités qui embelliſſent ces paiſibles retraites, on diſtingue Madame de***, à ſa taille élégante, à ſa longue chevelure, mais ſurtout à l'eſprit dont ſon œil étincelle: & c'était préciſément la ſeule qui ne fut pas initiée dans nos myſtères. Soit par légéreté, ſoit par caprice, ſoit que l'extrême deſir que nous lui témoignions de les lui révéler, combattit celui qu'elle avait elle-même d'y être admiſe, elle affectait pour eux la plus grande irrévérence. On avait eſſaye pluſieurs fois à Paris de la perſuader: le moyen, je m'en rapporte à nos Docteurs, le moyen de convertir un incrédule qui vous déconcerte par un bon mot? Comme je lui donnais le bras au retour de la chaſſe, je ſaiſis le moment où ſon âme me parût plus mélancolique & l'allée plus ſombre. Eh bien, Madame, lui dis-je avec douceur, il eſt donc décidé que vous ne ſerez jamais des notres? A propos, me répondit-elle, mais cela pourrait bien artriver, ſans qu'on pût me le reprocher. Vous exigez tant de qualités! — Vous les avez toutes — non, point du tout, on dit qu'il faut faire,... — Ce que vous avez fait juſqu'ici, il faut plaire & cela vous eſt trop facile. Je ne vous parle point d'y joindre un ſentiment plus doux. Il ſemble incompatible avec la gaité imperturbable que je vous connais, & d'ailleurs, nous n'en ſommes point là.

Repréſentez-vous, Madame, une douzaine de jeunes Militaires, dont le plus âgé ne compte pas encore cinq luſtres, tranſplanté la plûpart, d'un autre hémiſphère, unis entre eux, par la plus tendre amitié, paſſionnés pour tous les Arts & pour tous les talens, faiſant de la Muſique, griffonnant quelquefois des vers; pareſſeux, délicats & voluptueux, par excellence: paſſant l'hyver à Paris & la belle ſaiſon dans leur délicieuſe vallée de *Feuillancour*. L'un & l'autre azile eſt nommé par eux, *la cazarne*. C'eſt là, qu'aimant & buvant tour-à-tour, ils mettent en pratique les leçons d'Ariſtipe, & d'Epicure. Enfin, Madame, qu'on appelle cette ſociété charmante l'Ordre de la Cacerne ou de Feuillancour; le titre n'y fait rien, la choſe eſt tout: c'eſt toujours l'ordre qui diſpenſe le bonheur & les autres ne promettent que la gloire.

Tout le monde alors ſe joignit à moi & l'on acheva de décider Madame de * * *, qui balançoit encore. Tout fut ordonné dans l'inſtant pour ſa réception. La cérémonie ſe fit avec toute la pompe que ces circonſtances permettaient, le trône était préparé au fond d'une longue galerie, ſoutenue par des colonnes de verdure, où s'entortillait le chevreſeuille. Nous crûmes entrer dans le Temple même de la Divinité que nous révérons. Lorſque chacun eut pris ſon place, en ma qualité de Chancelier, je donnai l'accolade à la nouvelle Chevaliere, & lui dis, en lui remettant le Thyrſe & la Couronne:

Le chancelier de la cazerne
Qu'on vit fleurir chez les Latins,
Ovide, ainſi que le moderne,
Vous eut admiſe à ſes feſtins;
Vous euſſiez verſé le falerne
Aux plus aimables libertins.
Corine, croyez-moi, dont vous prenez la place,
Inſtruite par le Dieu du goût,
Paraiſſait, avec moins de grace
Tout ignorer, en ſçachant tout.
Oui, vous reçutes en partage
Sa beauté, ſon eſprit, & ſon humeur volage,
Ses talens enchanteurs & ſes défauts plus doux;
Elle fut peut-être, entre nous,
Pour les jeunes Romains plus facile & moins ſage,
Mais voila le ſeul avantage
Qu'au paralle, on lui donne ſur vous,

Je ne doute pas, mon cher ami, que ce petit événement ne ſoit pour toi, un des plus intéreſſans de notre voyage. Je ne te parle point du banquet qui l'a ſuivi & du feu d'artifice qui l'a couronné. Un feu d'artifice eſt peu de choſe, ſurtout auprès de celui qui roule, en ce moment ſur nos têtes, avec un fracas épouvantable. Le ſilence & l'obſcurité de la nuit rendent encore plus horribles la lueur des éclairs & le bruit de la foudre. Je entends d'ici les cris de nos Dames, qui tremblantes dans leurs lits, conjurent les Dieux de reſpecter leurs graces & leur jeuneſſe:

Pour moi que rien n'ébranle & qui d'une ame égale
Regarde les enfers & la barque fatale,
Je t'écris en riant, d'un ſtyle pareſſeux.
Et ſouvent un bon mot étincelle en mes jeux.

Cependant le vent redouble, & je crains bien qu'il ne nous empêche de repoſer, cette nuit. C'eſt un malheur, par exemple, contre lequel je me ſens moins affermi & dont je me affermi & dont je me conſolerai plus difficilement. Je donne à tous les diables Eole, ſon antre & les poſſédés qu'elle renferme.

Dans mon foyer, l'un en grondant murmure,
Tel que l'airain vomiſſant un boulet;
L'autre de loin me friſant le collet,
En ſifre aigu, fait ſiffler ma ſerrure;
Le vent glacé qui traine les hivers
Bat mes volets & fait trembler la vitre;
Le vent plus fier qui ſoulève les mers
Si j'abbandonne un moment mon pupitre,

En tournoyant emporte mon épître,
Et mon eſprit, & ma proſe & mes vers.

Tout cela m'avertit de finir. Adieu, mon cher ami, reviens bien vite à la cazerne, & puiſſes-tu, dégoûté des voyages, n'en faire plus qu'un, mais éternel, de Paris à Feuillancour & de Feuillancour à Paris!

Ils naîtront ces paiſibles jours,
Jours conſacrés à la pareſſe
Et dont la ſœur de la ſageſſe,
La molle inſouciance embellira le cours
Plus de clairons, ni de tambours
Dont le ſon guerrier nous éveille;
Plus de leſtes brigands, aux uniformes courts,
Qui viennent, au galop, le bonnet ſur l'oreille.
De nos vaſtes pâtés échancrer les contours,
Et boire la liqueur vermeille
Que nous avons mis en bouteille
Pour de plus fins gourmets que Meſſieurs les Pandours!

F I N.

VERS

inſcrits dans un Jardin, ſur une eſpéce de petit Mauſolée.

Ce n'eſt point une froide cendre
Qui repoſe ſous ces cyprès:
Helas! pour un uſage auſſi triſte & plus tendre
Je viens de les planter exprès.
Je veux, dans ce ſombre boçage,
Que ce lugubre monument,
Me rapelle à chaque moment
Le ſouvenir d'une volage. . . .
Elle eſt morte pour ſon amant.

A MADAME TH**.

pour l'engager à ne plus veiller la nuit.

Non, non, ne veillez pas,
Reſſemblez à la roſe:
C'eſt la nuit qui repoſe,
Sa fraicheur, ſes appas,
Dormez toute la nuit;
Vous ſerez toujours belle,
Et pour être immortelle,
Couchez-vous à minuit.

Par feu M. Greſſet.

INPROMPTU

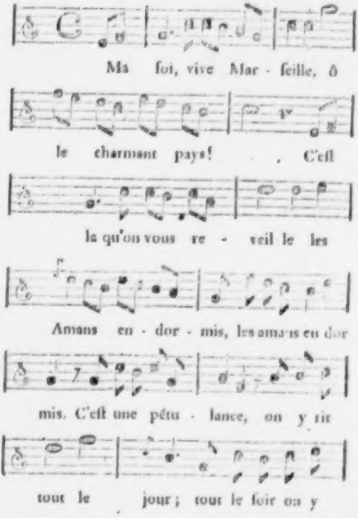
ſur les lettres ſecrettes de l'Auteur, imprimées en Hollande.

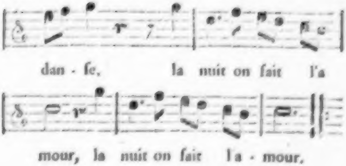
Voici donc mes lettres ſecrettes
Si ſecrettes que, pour lecteur
Elles n'ont que leur imprimeur
Et ces Meſſieurs qui les ont faites.

Par M. de Voltaire.

AIR

AIR
des Marſeilloiſes.


Ma foi, vive Mar - ſeille, ô
le charmant pays! . C'eſt
la qu'on vous re - veil le les
Amans en - dor - mis, les amans en dor
mis. C'eſt une pétu - lance, on y rit
tout le jour; tout le ſoir on y


dan - ſe, la nuit on ſait l'a
mour, la nuit on ſait l'a - mour.

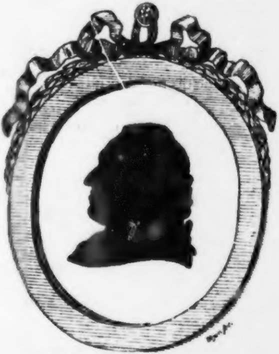
Nachricht.

Der Herausgeber der Olla Potrida, aufmerkſam, ſeiner Schrift immer mehr die Vollkommenheit zu geben, der ſie ſich mit ihrem Anfange nicht nähern, ſondern ſie nur erſt mit jeder Stufe ihrer Fortſchreitung erreichen kann, hat die Erinnerungen verſchiedner billigen Beurtheilungen genutzt, und dieſes Journal, das urſprünglich zum Geiſt der verſchiedenen periodiſchen Deutſchen Schriften beſtimmt war, in den **Geiſt** der ausländiſchen Journale, und in einer Sammlung von ungedruckten eigenen Aufſätzen und Ueberſetzungen verwandelt. Die Rubricken, **Auszüge**, **Fragmente**, *Pieces fugitives*, werden allein in Zukunft, ihrer Natur nach, ſchon anderswo gedruckte Sachen enthalten; der Inhalt aller übrigen Rubriken aber wird hier zum erſtenmal gedruckt erſcheinen. Die Rubrik, **Naturgeſchichte**, liefert ebenfalls nur ungedruckte Abhandlungen. Beyträge werden mit Vergnügen angenommen, und an die **Weverſche** Buchhandlung eingeſandt.

Olla Potrida.

1778.

Vierter Vierteljahrgang.
Oktober, November, December.



BASEDOW.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

Vorbericht des Herausgebers

Nach dem neuen Plan der Olla, da ſie, die Auszüge und Fragmente allein aufgenommen, lauter ungedruckte Aufſätze, Gedichte und Ueberſetzungen enthält, wäre es überflüßig geweſen, das „ungedruckt,“ der zeitherigen Gewohnheit gemäß, jedesmal bey jedem Artikel anzuzeigen, da dieſes nun von allen gilt, und die Olla nicht ſowol den Geiſt der inländiſchen, als der ausländiſchen Journale faſſen ſoll.

I.

Gedichte.

1.

Wunſch und Nichtwunſch.

Nicht daß die Zahl meiner Tage
Sich Neſtors Tagen verſchwiſtre,
Bis, längſt entfallen dem Staate,
Dem hülfsbedürftigen Bruder,
Und jeder geſelligen Wonne
Ich mehr dem Odem, als Leben entſage;
    Bitt' ich von dir,
Allmächt'ger mit tönender Wage
    Des Lebens und Tods.

Nicht, daß im ſchwelgenden Taumel
Von Lippe zu Lippe, von Buſen zu Buſen,
    Sich winde mein Mund,
    Und roſigte Mädchen
Mir Tugend opfern in flüchtiger Glut
Zu ſpät von quälender Reu' umdornt;
    Fleh' ich von dir,
Der du mit zärtlichem Feuer
    Entglühteſt mein Blut.

Nicht, daß an praſſender Tafel
Mein Mittag und Abend entflöhe;
Nicht, daß mir halbmännliche Kehlen
Verſcheuchten den Schlummer, verſüßten die Langweil;
Nicht, daß ich von Perſiſcher Trägheit erſchlaft,
  Geſättigt mit Eckel,
  Der Wünſch' entbehre;
  Bitt' ich von dir,
Allwaltendes Schickſaal, das Menſchen
  Zum Streben
Im Schweis ihres Antlizes ſchuf.

Nicht, daß von Oſt zu Weſten, von Nord zu Süden,
Getragen auf Flügeln des Ruhms
Hinſtröme mein Name, wie Wogenſturz,
Und Neuton (entthront ſeiner Ehre,
Der Erſt' an Weisheit zu ſeyn,
Von allen Adamiſchen Enkeln)
Mir reiche den Lorbeer mit williger Hand;
  Wünſcht' ich mir je,
Urſtof des Lichts und der Kentniß,
Dem menſchliche Weisheit geminderte Thorheit
  Nur ſcheinen muß.

Doch daß nicht im Lenz meiner Jahre
Ein Wurm meine Knoſpe zernage;
Daß frey vom drückenden Kummer,
Um Nahrung des künftigen Tags,
Mein bleibe des Mittelſtands Ruhe;
Daß freudig mein Auge durchblicke
Des Irrthums trügende Nebel;
Und oft die ſilberne Leyer
Verſcheuche den düſtern Gram;
Und daß — ach! daß eine mir ähnlich
An zarter Empfindung, an glüender Liebe,
Mir ſchling' um Nacken den marmornen Arm;

Das ſleh' ich, und ſleh' umſonſt!
Das harr' ich, und harre vergebens!
Und neze mit Thränen mein Lager,
Daß einſam, – ach einſam! mein Morgen entflohn,
Mein Mittag ſchon ſengt, und baldiges Dunkel
Vielleicht meinen Abend verdrängt.

Meißner.

2.

Die Nacht.

Schöner ſenkte auf die Erde,
Sich die Nacht noch nicht herab,
Wenn ſie nach des Tags Beſchwerde
Der Natur Erquickung gab.
O mein Herz fühlt ganz die Pracht
Dieſer ſchönen, heitern Nacht.

Sanftes, ſchauervolles Schweigen
Deckt die ſchlummernde Natur,
Kaum noch hörbar in den Sträuchen
Kühlt der Weſte Hauch die Flur.
Leiſe ſchleicht durch friſches Grün
Murmelnd jener Bach dahin.

Wie in ſeiner Silberwellen
Sich das Bild des Mondes malt,
Wie das Dunkel zu erhellen,
Sanft ſein Licht herniederſtrahlt:
Wie erfriſcht der Seegensthau,
In ihm ſchimmernd, dieſe Au.

Blumen, die ſich jezt enthüllen,
Oefnen ſich mit ſüſſem Duft;

Friſche

Friſche Wohlgerüche füllen
Labend, ſtärkend ganz die Luft.
Wolluſtvoll fühl ich die Pracht
Dieſer ſchönen, heitern Nacht.

Wie in glänzend Blau gekleidet,
Still und heiter wie die Flut,
Jezt der Himmel ausgebreitet
Auf erfriſchten Fluren ruht;
Wie ſo ſchön des Mondes Licht
Flimmernd durch die Sträuche bricht.

Hoch in unermeßner Ferne,
Wo das Auge ſich verliert,
Glänzen zahlenloſe Sterne,
Nie aus ihrer Bahn verirrt.
Welten ſinds, wie dieſe Welt,
Wo mich Gottes Huld erhält.

Welche tiefe, heilge Stille
Schwebet jezt auf der Natur,
Schöner ſchloß in ihre Hülle
Keine Nacht noch ie die Flur.
O mein Herz fühlt ganz die Pracht
Dieſer ſchönen, heitern Nacht.

Doch vielleicht zum leztenmale
Sank ſie mir ſo ſchön herab,
Mit der Sonnen erſten Strahle
Deckt vielleicht mich ſchon das Grab.
Doch es ſey, die Nacht entflieht,
Und ein ewger Morgen glüht.

3.

Das Mägdlein im Bette.

Ballade.

Es ſchlich 'mal zu ein'm Mägdlein fein
Ein Jüngling ſich's in Kämmerlein
Zur Stunde der Geſpenſter ein;
Heyſa! Heyſa!
Schon war er ihrem Bettlein nah,
Als ſie im Mondglanz ihn erſah,
Und bangend rief: „Wer iſt denn da?“
Trallala!

„Schrey nicht ſo, liebes Jungfräulein!
„S' iſt der getreue Buhle Dein,
„Getrieben von der Liebe Pein;
Heyſa, Heyſa!
„Dein bin ich ganz, ſey wieder mein!
„Thu's Deckchen auf, und nimm mich ein!
„Und laß uns ſtille Lieb' erfreun.“
Trallala.

„Hinweg von mir, Du Böſewicht!
„Zähl mich zu feilen Dirnen nicht!
„Ich kenne meines Standes Pflicht.
Heyſa, Heyſa!
„Was hat Dich jezt um Mitternacht,
„Wo Wolluſt nur und Tücke wacht,
„Ins Kämmerchen hieher gebracht!“ –
Trallala.

„Ich ſchwör' Dir's bey dem Leben mein,
„Die Glut, von der ich glüh', iſt rein,
„Will ewiglich der Deine ſeyn.“ –
Heyſa, Heyſa!

„Hinweg, Du Schalk, mit Unſchuldglanz!
„Du willſt mir rauben meinen Kranz,
„Willſt locken mich zum Wolluſttanz.“ —
Trallala.

„Und gäbſt Du, holde Siegerin,
„Mir auch Dein Herz und Kränzchen hin,
„Du hätteſt deſſen ſelbſt Gewinn;
Heyſa, Heyſa!
„Laß küſſen Deine weiße Bruſt!
„Laß trinken mich den Kelch der Luſt!
„Solch Glück iſt Göttern kaum bewußt.
Trallala.

„Wenn glühend mich Dein Arm umſchließt,
„Mein Leben in das Deine fließt,
„Und Erd' und Himmel Spielwerk iſt;
Heyſa, Heyſa!
„Wie wird von uns die ganze Nacht,
„Bis Morgenſtern und Tag erwacht,
„In Wonne ſonder Maas vollbracht.“ —
Trallala.

Und immer näher kam er ihr,
Und lauter ſchlug das Herzchen ihr,
Und ihre Tugend wankte ſchier;
Heyſa, Heyſa!
Doch ſchüchtern ſtockt das Herrelein;
Fragt zitternd: „Liebe, darf ich 'rein?“
Bis ſie halbzornig ausruft: „Nein!“
Trallala.

Wohl an der Kammer nächſten Wand
Der ſchlauen Mutter Bette ſtand,
Sie hört die Stimm' ihr wohlbekannt;
Heyſa, Heyſa!

Und ruft: „Louiſe, ſage mir!
Was rauſcht in Deiner Kammer hier?
Mir däucht, es ſpricht ein Mann mit Dir.
Trallala.

„Entflieh, ſchon iſt die Mutter wach!“
Schnell flieht er aus dem Schlafgemach;
Ihm ruft halblaut das Mädchen nach:
Heyſa, Heyſa!
„Thu künftig klüger Deine Pflicht!
„Und handle mehr, und ſchwaze nicht!
„Denn wer viel frägt, krigt viel Bericht.“
Trallala.

Meißner.

4.

An zwey Freunde

bey ihrer Trennung.

War nur darum, von unſerm Kuß' entflammet,
Eure Lippe voll Seele; lezt' uns darum,
In vertraulicher Laub' umſchlungen, Euer
Süſſes Geſchwäze:

Daß wir bitterer izt die Stunde fühlten,
Die aus unſrer Umarmung Euch hinwegreißt,
Euch auf ewig, auf ewig! (ſo gebeut's das
Schickſal!) hinwegreißt? –

Izt da traurige Wind' uns bald verkerkern,
Flieht Ihr, ferne von unſerm Kreis, zu * * *
Lauten Freuden zurück, und ihrer Bälle
Nächtlichem Prunke;

Hört das Schluchzen verlaßner Freund', ihr langes,
Unterbrochenes Lebewohl nicht: hört nur
Stets den freudigen Gruß des überraſchten,
Harrenden Mädchens!

V.

5.

Lally
an eine halbverblühte Roſe.

Süßes halbverblühtes Röschen!
Komm ich will dich pflücken für den Einen,
Den ich im Verborgnen lang geliebt;
Die dem blöden, liebeſiechen Mädchen
Liebe nicht für Liebe wiedergiebt.
Welke hin, mein liebes, blaſſes Röschen,
Welke langſam hin, an ſeinem Herzen
So wie ich von Sinval ungeliebt.

Süßes, halbverblühtes Röschen!
Lieblich in dem ſchönſten Purpurglanze,
Doch nicht lange haſt du hier geblüht.
So auch ſchwindet Lally, die für Sinval
Ach mit unvergoltner Liebe glüht.
Duft' ihm noch, mein liebes, blaſſes Röschen
Deinen letzten Duft an ſeinem Herzen
Sanftes Bild, des Mädchens das verblüht.

Dann mein liebes, blaßes Röschen!
Gießt ſich ihm die Ahndung in die Seele,
„Lally auch wird bald nun nicht mehr ſeyn.
Ach! er weiß es nicht, daß ich ihn liebte,
Doch der Freundin wird er Thränen weyhn.

Welke hin, mein liebes, blaßes Röschen,
Welke langſam hin, an ſeinem Herzen;
Die dich brach, wird bald nun nicht mehr ſeyn.

Nach dem Italiäniſchen des
Girolamo Preti.
S. deſſen Poeſie, Venez. 1651.

6.

An die Verwüſter meines Vaterlands *)

1778. Monat Juli.

Seyd auch ihr dem blutigen Tod' anheimgefallen!
Ihr vor allen
Des blutigen Todes werth!
Die ihr nicht, wie menſchliche Sieger,
Nicht, wie eines Kaiſers Krieger,
Räubern ähnlich, ein wehrloſes Land verheert,
Und mit Iroqueſen Sitten
Friedliche Hütten
Wütend zerſtört.

O daß jeder, der wie ihr die Waffen,
Zum Tödten geſchaffen,
Auf den Unbewehrten zückt,
Und der Armuth letzten Biſſen
Grauſam entrückt,
Büßen müßte, wie ihr büßen müſſen!

Mögt

---

*) Eine ſtreifende Rotte, die des Dichters Vaterland verheerte, abgeſchnitten und niedergehauen ward, veranlaßte dies Gedicht.

Mögt ihr doch in grauſen Schlachten
Eure Feinde zu vernichten trachten!
Nur der Landmann und der Bürger,
Menſchenwürger!
Iſt nicht euer Feind.
Wenn zu euch hinauf mit wundgerungnen Händen
Die Unſchuld weint,
Und um fern von ſich
Das fürchterlich
Blinkende Schwerdt zu wenden,
Ihrer Dürftigkeit
Letzte Haabe beut;
Fluch euch dann, Barbarenchor,
Die ihr aus der Hölle tiefſten Klüften empor-
Geſtiegen, nicht den Säugling,
Der Erbarmung ſtöhnt,
Nicht des Knabens ängſtlich Lallen
Mitleidig hört, und den, der zu Boden gefallen,
Noch im Tod mit Spottgelächter höhnt!

Aber Heil Dir, Heinrich, der als Feind,
Nie den Menſchenfreund
Von ſich abgelegt!
Der – ein milder Sieger! –
Nur gegen bewehrte Krieger
Seine Waffen trägt;
Der mit ſeinen Roſſen
Der Anger und der Saaten ſchont;
Der, nie zum Wohlthun verdroſſen,
Selbſt im Feinde die Heldentugend belohnt;
Der, wenn ſeinen Lorbeer Pfad
Der Sieg mit Blut geröthet hat,
Nicht dieſes Bluts ſich freut;
Sondern gern des Lebens Friſtung
Dem um Gnade Bittenden verleiht;

Und die Wunden, die ſein Schwerdt geſchlagen,
Unverweilt
Mit eignem Balſam heilt!

Heil Dir! Heil Dir! Von des Schickſaals Throne
Empfängt Dein Genius des Sieges Lorbeerkrone;
Dir huldigen erſchreckne Heere;
Dir werfen ihre blanken Speere
Die trozigen Phalangen hin;
Dich ſchreckt mit ſeinen trügriſchen Gebürgen
Kein feindliches Land;
Und ferngerufne Nationen *) zum Würgen
Wider Dich ausgeſandt
Flohn, den Säbel noch ungezückt,
Als ſie dein Auge von weitem erblickt.

Ja, flieht nur, flieht! – Durch ungerechte Sache,
Schwarz, wie die ſchwärzſte Mitternacht,
Und durch des Rächers Rache
Feige gemacht!
Doch lernt im Fliehen noch von euerm Ueberwinder,
Daß ſelbſt im Krieges Mordgeſchrey
Der Menſchheit Pflicht
Euch heilig ſey!
Und kämt ihr einſt zurück, ſo ſiegt gelinder!
Wo nicht,
So werdet wie eure hier gefallne Brüder
Des ſtrafenden Schwerdtes leichter Raub!
Jezt wenig Minuten gefürchtet; jezt wieder
Ein verächtlicher Staub.

Mß.

---

*) Die Regimenter Kaprara und Geisruck kamen tief aus Welſchland nach Gabel, um da ſich – gefangen zu ergeben.

7.

Auf einen jämmerlichen Kriegsſänger.

Was Sachſen für den Helden ** fühlt,
Das, ſprichſt Du, ſey in Deinem Lied zu leſen? –
O ho! verzeih dem Mann, der Sachſen beſſer kennt;
Noch nie iſt unſer Element
Waſſer geweſen.

Mß.

II.

Dramatiſche Aufſätze.

Die Ungetreuen.

Ein Luſtſpiel in Einem Aufzuge

von

Reichard

aus dem Franzöſiſchen des Barthe.

(Zum erſtenmal aufgeführt auf dem Hoftheater zu Gotha den 29. März 1776.)

Perſonen.

Dorimene, eine junge Wittwe.
Angelique, ihre Muhme.
Der Marquis von Valſain, Dorimenens Liebhaber.
Der Chevalier Dormilli, Angeliquens Liebhaber.
Mondor.

Die Scene iſt in Paris in Dorimenens Behauſung.

Erſter

Erſter Auftritt.

Valſain. Dormilli.

Valſain.

Ihre Liebe, Chevalier, iſt eine Raſerey!

Dormilli. Und die Ihrige, Marquis, nur eine Anwandlung von Zärtlichkeit!

Valſain. Sie lieben Angeliquen ein wenig zu heftig!

Dormilli. Und Sie Dorimenen ein wenig zu nachläſſig.

Valſain. Sie verurſachen der zärtlichſten Geliebten Kummer. Der Auftritt, den Sie geſtern mit ihr hatten, war ein Bischen zu weit getrieben. Angelique iſt darüber aufgebracht.

Dormilli. Was ſagen Sie mir da? Sie hat wohl große Urſach, böſe zu thun! Aber ſo ſind die Frauenzimmer. Haben ſie wohl jemals Unrecht? Wenn wir uns beklagen wollen, ſo wiſſen ſie es ſo fein zu drehn, daß wir zuletzt kommen, und ſie wegen ihres eignen Unrechts um Verzeihung bitten müſſen.

Valſain. Aber wollen Sie denn nie an die Tugend der Frauenzimmer glauben? Wahrhaftig, Sie gehn mit Ihrer Eiferſucht auch weiter, als erlaubt iſt —

Dormilli. Ich?

Valſain. Das heißt ſich von einer ſehr traurigen Seite bekannt machen. Man redt, oder beſſer zu ſagen, man lacht auch ſchon über Sie.

Dormilli. Wer? die ſüßen Herrchen, mit den geflügelten Herzen, die abgeſchmackten Witzlinge, die ihre

Schl-

Schönen und Freunde wie die Moden wechſeln? O dieſen erlaube ich zu lachen: Ein Herz, wie das meinige, muß ſie freilich in Erſtaunen ſetzen. Aber Sie, Sie lieben auf die rechte Art. Sie haben das ſchönſte, kalte Blut —

Valſain. Unſere Art zu lieben, geht freilich ſehr voneinander ab, und Leute zu tyranniſiren, war meine Sache nie. Aber unter äußerlicher Kälte kann oft ein gefühlvolles Herz verborgen liegen, und wahre Liebe muß überdieß immer mit Ehrfurcht verbunden ſeyn. Die Frauenzimmer, ich räume es ein, können vielleicht einen Hang zur Untreue haben —

Dormilli. Können vielleicht, das war gut geſagt.

Valſain. Aber ehe ich ſie dafür halten, oder gar für Verbrecherinnen in der Liebe erklären kann, verlange ich, ja ich, Beweiſe, die ſo klar als der Tag ſeyn müſſen —

Dormilli. Ich verſtehe Sie.

Valſain. Eiferſüchtige Liebe ſieht gar zu ſehr wie Haß aus. Laßt uns Blumenfeſſeln und keine Ketten wählen, und von der Liebe nur das Angenehme für uns behalten. Ich habe ihre Zärtlichkeit — andre haben ihre Wuth!

Dormilli. Das gebe ich zu, Sie ſind ſanftmüthig, ſo ſanftmüthig, daß Sie ruhig zuſehen würden, wie Dorimene gegen einen andern nicht grauſam wäre. Ja, wer weiß, Sie fänden wohl gar noch zuletzt die Sache luſtig. Das heiß ich lieben!

Valſain. (lachend.) Um Ihnen zu beweiſen, daß ich liebe, will ich eiferſüchtig, ſogar auf Mondor eiferſüchtig ſeyn!

Dormilli. Warum nicht? Dieſer Mondor iſt mir unausſtehlich!

Valſain. Das glaub ich, er iſt ſo gefährlich!

Dormilli. Sie lachen: aber ich ſehe, ich ſehe alles. Im Ernſt geſagt, Ihr Mondor tödtet mich!

Valſain. Ich merkte es wohl geſtern!

Dormilli. Seyn Sie verſichert, dieſer Menſch hat geheime Abſichten. Ich bin nicht eiferſüchtig, aber ich weiß, daß Mondor gegen uns was anſpinnt. Ja ich habe Dorimenen und ſo gar ihre Muhme (leiſe und erſchrocken) mit ihm lachen, auf eine Art lachen geſehn —

Valſain. Sie haben ihren Spaß mit ihm. Solche Originale beluſtigen ungemein! Er iſt reich, ſchäkerhaft, und Stutzer im funfzigſten Jahre; mit einem Bischen Witz verbindet er ſo viel Eitelkeit, daß er manchmal den Verſtand darüber verliert. Er glaubt, das ganze ſchöne Geſchlecht erobert zu haben, und verſchwendet Bälle, Luſtbarkeiten und Traktamente an die Damen: Seine thörigten Ausgaben —

Dormilli. Unterdeſſen glückt es ihm doch!

Valſain. Ja, bey den leichtſinnigen Schönen, bey denen, die in der Wahl ihrer Liebhaber nicht ſtrenge ſind, dieſe geben ſich zuweilen mit ihm ab, treiben mit ſeiner leichtglaubigen Eitelkeit ihr Spiel, und machen ſo das lächerlichſte Geſchöpf unter der Sonne aus ihm. Und Sie wollen nicht, daß man über ihn lachen ſoll?

Dormilli. O ich habe welche von Ihren geprieſenen Frauenzimmern, Ihren Tugendwundern gekannt. Manche Mannsperſon ſah ſich von dieſen Damen ausgeſpottet, die doch nachher — die guten Seelen, es giebt ſich alles zuletzt mit ihnen! Hören Sie, lieber Marquis; unſer Jahrhundert, unſre Sitten, unſre Ehemänner, unſre Liebhaber, unſre allerliebſten Fehler, jenes verwünſchte Geſchlecht, das ich haſſe und anbete, meine Geliebte, die mir jetzt noch treu iſt, aber mich vielleicht, ach! in kurzen verrathen wird — — Herr! Sie haben von alle dem keine Vorſtellung! Ich kann gar nicht begreifen, wie man noch heyrathen kann. Begreifen Sie es, Sie?

Valſain. O recht gut; aber, ich bitte Sie, mehr Ehrfurcht für das ſchöne Geſchlecht, oder ich breche mit Ihnen! Seine Tugenden gehören ihm eigen; und ſeine Fehler hat es von uns. Glauben Sie an dieſe Tugenden, und —

Dorwilli. (unterbrechend) Wie, wenn Angelique —

Valſain. Suchen Sie ſie bald wieder zu beſänftigen: geloben Sie ihr recht feierlich Sanftmuth und Gelaſſenheit an, daß Sie nie wieder der Untreue mit einem Wort gedenken wollen? Und dann — dann werden Sie es wohl wie gewöhnlich machen, und von allen denen Schwüren und Gelübten — keinen halten!

(Dorwilli wird den Mondor gewahr, und läuft fort, indem er ihn wild anſieht, und kaum grüßt. Mondor bleibt über dieſes Betragen verwundert ſtehn.)

Zweiter Auftritt

Valſain. Mondor.

Mondor. (lachend)

Was fehlt ihm denn? Er grüßte mich ja kaum. Wie kann der Mann noch Freunde behalten? Mit Ihnen ſtreitet er beſtändig, und mit mir zürnt er, mit mir!

Valſain. Es iſt wahr, eine Kleinigkeit kann ihn aufbringen; ſelten vertrage ich mich mit ihm.

Mondor. Wir beide würden weit beſſer mit einander ſympathiſiren.

Valſain. O Sie ſchmeicheln mir.

Mondor. (ein leichtes Air annehmend) Nein, nein. Aber ich beklage ſeine Narrheit. Er ſoll von der Eiferſucht angeſteckt ſeyn: er ſoll behaupten, daß ein Herz, das er erobert hat, ihm beſtändig angehören müſſe. In unſern Zeiten? In ſeinem Alter? Wo Teufel muß er denn gelebt haben? Wenn ihn ſein Mädchen verläßt; nun gut, iſt denn das ſo was entſetzliches? Eine Schöne rächt uns an der andern. Das iſt der Lauf der Dinge: man gefällt ſich, man liebt ſich, man betrügt einander, und die Frauenzimmer finden immer ihren Profit dabey. Heute verliere ich eine Eroberung, morgen mache ich zehn neue.

Valſain. (bey Seite) Ich muß mir eine Luſt mit dem Gecken machen. (laut) Wiſſen Sie wohl, daß er einen Verdacht auf Sie hat: daß er Sie fürchtet?

Mondor. Mich?

Valſain. Sie. Aber es iſt ſehr ſchmeichelhaft, die Laune eines Eiferſüchtigen rege gemacht zu haben.

Mondor. Ja, und ſpaßhaft. Aber glauben Sie wirklich, daß er mich zu fürchten hat?

Valſain. Warum nicht. Ich ſelbſt, ſo wenig es ſonſt meine Art iſt, ich ſelbſt würde es frey zugeſtehen, Ihnen ebenfalls die Ehre erweiſen, Sie zu haſſen.

Mondor. (mit einem beſcheidenen Air) O Herr Marquis —

Valſain. Die Aufwartungen, die Sie Dorimenen machen —

Mondor. (mit einem halb wichtigen, halb ſcherzenden Weſen) Sie zittern alſo auch?

Valſain. Und iſt vielleicht meine Furcht nicht gegründet? Zum Henker, wie fangen Sie es nur an, ſo viele Herzen zu erobern, und keines zu verlieren?

Mondor. Ich habe hundert Mittel dazu. Bald bringe ich die Eigenliebe in Feuer, und ſuche ſie zu reizen und zu ſchmeicheln, bald ſtelle ich mich, als ob ich flöhe, um die Spröde zahm zu machen. Ich bin traurig und luſtig, blöde und kühn, wie es die Umſtände erfodern. Und dann, ohne ſelbſt Anſpruch auf einen gar zu durchdringenden Verſtand zu machen, habe ich immer geglaubt, daß etwas Witz keine kleine Hülfe in Geſellſchaften iſt.

Valſain. Allerdings.

Mondor. Ein anderer Umſtand, der mir bey allen den Vorzügen, deren ich genieße, zu ſtatten kommt, iſt — ein ganz artiges Vermögen, und Geld, wie Sie wiſſen, iſt die gewaltige Triebfeder der menſchlichen Schwachheiten. Doch ich baue nicht auf meine nichtigen Reichthümer. Mein geſellſchaftliches Theater, meine Bälle, mein Landgut, mein Koch, der ſich einen gewiſſen Namen erworben hat, meine Feuerwerke, mein Hotel, von dem jedermann ſpricht, alles dieſes iſt nicht ich, ich weiß es, aber unterdeſſen, ſo blendet man die armen Sterblichen!

Valſain. Nun in der That, Sie zeigen ſich noch oben drein als Philoſoph? So vielen Verſtand mit ſo viel Beſcheidenheit zu vereinigen! Aber Ihre Gedanken

ſeinfangen an, einen hohen Schwung zu nehmen, und ich geſtehe es, davor hab ich mich gefürchtet: Leben Sie wohl, und ſchonen Sie meiner bey Ihren weit ausſehenden Anſchlägen! (ab)

Dritter Auftritt.

Mondor allein.

Ich halte ihn für meinen Freund, und ſeine Freymüthigkeit gefällt mir, unterdeſſen wollen wir ihm doch immer ſein Mädchen wegkapern. Sein Mädchen? ja, dabey bleibts nicht: zwey Herzen erobere ich auf einmal. — Der Herr Chevalier, und der Herr Marquis werden mir aufgeopfert, das iſt klar! Ich treibe meine Beſcheidenheit zu weit, wenn ich daran zweifeln wollte. Valſain iſt mit ſeiner Kälte auch gar nicht gemacht, das Herz einer Schönen zu feſſeln; ſo wenig wie Dormill mit ſeiner Hitze und eiferſüchtigen Grillen, die einer Geliebten ſo unausſtehlich ſind, und der lieben zukünftigen Frau ſo wenig tröſtliches verſprechen. Gut gemacht! Mit den Liebesbriefchen, die ich an beyde Schönen geſchrieben habe, wage ich auch nichts: ſie werden ſie ſich gewiß nicht einander weiſen. Sie lieben mich, und Liebe macht die Frauenzimmer verſchwiegen. Es wird bey alle dem ein intrikates Spiel werden! Zwey Schönen auf einmal! — Im Nothfall, wenns ſchief geht, bleibt mir immer das Ausleſen! Aber hier ſind ſie, ich will mich klüglich aus dem Staube machen, denn ich glaube, es iſt nicht rathſam, ſie bey einander zu ſprechen. (ab)

Vierter Auftritt.

Dorimene. Angelique.

Dorimene.

Was giebts denn? Sie lachen ja aus Herzensgrunde, ich habe Sie niemals ſo aufgeräumt geſehen.

Angelique. Ich erhalte eben einen ganz drollichten Brief.

Dorimene. Dieſen Augenblick bekam ich auch einen, deſſen Schreibart mich nicht weniger beluſtigte. Kann ich den Ihrigen ſehen? (Angelique giebt ihr den Brief) Aber der Spaß iſt nicht übel, Sie haben die Kopie, und ich das Original. (ſie giebt den ihrigen an Angeliquen)

Angelique. (ihn leſend) O das iſt luſtig, das iſt ein Streich von Mondor.

Dorimene. Alſo von des lieben Herrn Proſa? Ein verliebter Umlauf! — Wir müſſen gemeinſchaftliche Sache machen! Setzen Sie ſich hieher! (ſie zeigt auf einen Schreibetiſch)

Angelique. Warum?

Dorimene. Warum? Um den Narren zu ſtrafen. Und dann will ich — der Einfall iſt vortreflich. Dormil plagt Sie mit ſeinen eiferſüchtigen Grillen, Valſain fällt mir mit ſeinem froſtigen Weſen unerträglich: Ihr Liebhaber liebe zu ſehr, und der meinige zu wenig: beide geben ein paar Ehemänner ab, vor denen man ſich gleich ſtark in Acht zu nehmen hätte.

Angelique. Ja.

Dorimene. Ich weiß ein Mittel; aber es kommt dabey auf Verſtellung an. Antworten Sie auf das Billetdoux, und zwar recht zärtlich.

Angelique (lachend) Durch ein andres Billetdoux, nicht wahr?

Dorimene. Getroffen! Das iſt das rechte Mittel beide zu heilen. Wir wollen uns in Mondor verliebt ſtellen. Ihr Liebhaber wird alsdenn auf eine ſo lächerliche Art eiferſüchtig ſeyn, daß ſchon der bloſſe Name Mondor ihn roth machen wird, wenn ihm ja in Zukunft die Luſt wieder anwandeln ſollte. Valſain ſeiner Seits, wird unruhig werden, und die Möglichkeit einſehen lernen, daß man ihn troz allen ſeinen Verdienſten, verlaſſen könnte: Hurtig, hurtig, ſchreiben Sie!

Angelique. (nachdenkend) Sich in Mondor verliebt ſtellen?

Dorimene. Nun ja, um uns zu rächen!

Angelique. Und einen Eiferſüchtigen zu betrügen!

Dorimene. Um ihn deſto leichter beſſern zu können. Es iſt bisweilen gut, das zu kränken, was man liebt. Man heilt oft einen Fehler durch den Fehler ſelbſt. Keine Zeit verloren. (Angelique ſetzt ſich) Ich diktire, Sie ſchreiben! So!

Angelique. Aber er wird doch hernach nicht mehr eiferſüchtig ſeyn?

Dorimene. Nicht doch. (diktirt) Ich weiß nicht mein Herr, ob ich wohl thue, Ihnen zu antworten.

Angelique. Unrecht thue ich, das weiß ich.

Dorimene. (diktirt) Ich habe lange mit mir ſelbſt gekämpft.

Angelique. (wiederholt, was ſie geſchrieben hat) Gekämpft.

Dorimene. (diktirt) Aber ich bin ſo aufgebracht, gegen den Herrn Dormilli — —

Angelique. (indem ſie ſchreibt) Setzen Sie lieber gar verhaßt, ich wollte eins ſo gerne ſchreiben, als das andre.

Dorimene. Nun gut! ſo wollen wir es ändern. (diktirt) Ich werde vom Herrn Dormilli — ſo entſetzlich gequält.

Angelique. Das iſt noch härter: — Sie ſpotten meiner nur.

Dorimene. Sie haben mehr als hundertmal geſagt, daß er Sie quäle.

Angelique. Geſagt, ja, aber es zu ſchreiben!

Dorimene. Streichen Sie entſetzlich weg.

Angelique. (lebhaft) Eben that ichs.

Dorimene. (diktirt) In der That, es giebt Augenblicke, wo er mich ſo außer aller Faßung bringt.

Angelique. Das geht an!

Dorimene. (diktirt) Daß ich nicht weiß, wem ich ihn nicht verziehen würde!

Angelique. Ich werde in meinem Leben nicht ſo was hinſchreiben.

Dorimene. Kinderey!

Angelique. In meinem Leben nicht. Sie müſſen mir das zugeben, oder —

Dorimene. Aber was liegt denn an den Worten, wenn die Sache nur nicht an dem iſt?

Angelique. Ein artiges Billetdoux!

Dorimene. Nur ein Eiferſüchtiger oder ein Narr wird den wahren Sinn davon nicht errathen können!

Angelique. (die es vollends hinſchreibt) Sie bilden ſich alſo ein, daß Mondor uns glauben wird? Glauben, daß wir in ihn verliebt ſind?

Dorimene. Warum nicht? Glaubt ers nicht ſchon jezt? Und überdieß, die Mannsperſonen, ſie ſind eitel, ſehr eitel, — faſt ſo ſehr wie wir. Geben Sie das Billet her, ich will ſorgen, daß es richtig eingehändigt wird. Und dann — kein Erbarmen mit dem Chevalier, bleiben Sie unerbittlich, nutzen Sie den Augenblick. Fort, nun will ich dem Mondor auch ſchreiben, daß ich ihn liebe. (Angelique überläßt ihr den Platz am Schreibtiſche: Dorimene ſezt ſich) Wie ſie alle dreye angeführt werden ſollen! Das iſt ein Vergnügen, wenn man drey Mannsperſonen auf einmal einen Streich ſpielen kann!

Angelique. Mein Gott, wie könnte ich nun ſo einen Gefallen haben, andere Leute leiden zu ſehen — Still. Sie nähern ſich beyde. Valſain kommt zuerſt; Verbergen Sie das Papier!

Dorimene. (ſo laut, daß es Valſain hören kann) Sie halten ſich über mich auf, wie könnte ich eine Untreue begehen!

Fünfter Auftritt.

Valſain. Dormilli. Dorimene. Angelique.

Dormilli. (heimlich zu Valſain)

Sie ſchreibt!

Valſain. (kalt) Ich ſeh es.

Dormilli. (zu Angeliquen) Find ich Sie endlich? Sie fliehen mich, Grauſame!

Angelique. Wollen Sie etwan den Zank von neuem wieder anfangen? Ja, Sie haben recht, ich fliehe Sie!

Dormilli. Sie fliehen vergebens, ich werde Ihnen allenthalben folgen!

(Angelique begiebt ſich zu Dorimenen.)

Dorimene. (für ſich) Das iſt doch ein Liebhaber. wenn werde ich es dahin bringen, daß ihm der meinige gleicht. (zu Valſain) Ach! ſind Sie da, Herr Marquis?

Valſain. Wir ſind zuſammen gekommen, aber ich wagte es nicht, Sie in Ihrem Schreiben zu ſtören, Madam!

Dorimene. (ohne ihn anzuſehn und fortſchreibend:) Da thaten Sie recht: man muß diſcret ſeyn.

Dormilli. Diſcret? O Madam, Sie könnten in ſeiner Gegenwart an fünf oder ſechs ſeiner Rivale zugleich ſchreiben, und der gute Herr wird doch kein Mißtrauen in Sie ſetzen, ſondern mit Ihnen und ſich zufrieden ſeyn.

Dorimene. Alleweile ſchreibe ich ein Billetdoux.

Dormilli. Hören Sie, Valſain, ein Billetdoux!

Valſain. Wer weiß, vielleicht beſchäftigen Sie ſich —

Dorimene. Mit wem?

Valſain. Mit mir!

Dorimene. (bey Seite) Der Verräther! Noch ein Wort! (ſie ſchreibt mit vieler Hitze)

Valſain. Dieß Billet muß außerordentlich zärtlich ſeyn, denn ihre Augen glänzen von einem Feuer — Glücklich der, wer es leſen ſoll! (Dorimene legt den Brief zuſammen) Aber, Sie hören zu bald auf! Wenn das Herz diktiert, ſo können die Briefe nicht lang genug ſeyn.

Dorimene. (für ſich) Der Grauſame! er zieht mich auf! er könnte mich faſt dahin bringen, daß ich ein würkliches Billetdoux ſchriebe — (ſie ruft) Iſt niemand da? (ein Bedienter kömmt) Daß dieſes gleich beſtellt wird. (Bedienter ab.)

Valſain. Soll er es vielleicht zu mir tragen.

Dorimene. Zu Ihnen? Ja, mein Herr, laufen Sie nur, es in Empfang zu nehmen! (ab)

Valſain. (lächelnd) Ach, ich fühle die Größe des Glücks, womit Sie mir ſchmeicheln: ich eile! (ab)

Sechſter Auftritt.

Dormilli Angelique.

Dormilli.
(der Angeliquen zurückhält, welche Dorimenen nachfolgen will)

Nur einen Augenblick!

Angelique. Ich bin zu aufgebracht; halten Sie mich nicht zurück, mein Herr!

Dormilli. Kann es Ihnen mißfallen haben, daß ich Sie zu ſehr liebte?

Angelique. Alle die Reden ſind vergebens, mein Herr!

Dormilli. Immer mein Herr?

Angelique. Ich laße mich nicht wieder beſänftigen; Ich habe Ihnen zwanzigmal in der Hofnung vergeben, daß Sie ſich beſſern ſollten, aber zuletzt verliert man die Geduld. Geſtern noch hatte ich Ihnen kaum verziehen, als Sie gleich wieder mit mir den ſchönen Lärm anfingen, den ich nie vergeſſen werde.

Dormilli. Allein geſtehen Sie auch, Mamſell, daß ich geſtern — Ich warte ſehnſuchtsvoll auf Sie, Sie kommen! Sie ſind die ſchönſte in der ganzen Geſellſchaft: meine Augen ſehn nur Sie und Ihre Reizungen, aber ich, ich bin der einzige, der nicht von Ihnen bemerkt wird. Sie fangen an auf die witzigſte Art zu ſcherzen und zu plaudern, aber nicht mit mir, ſondern mit andern. Mondor klebt Ihnen an der Seite, ſchwazt Ihnen mit einem geheimnißvollen Weſen lauter abgeſchmacktes Zeug vor, verbirgt Sie aller übrigen Blicken, Sie denken gar nicht daran, wie unerträglich mir der Narr ſeyn muß. Man fällt endlich darauf, ein Whiſt zu machen, und er ſpielt an Ihrem Tiſche. Ich ſpiele an einem andern, weit von Ihnen entfernt und wie? Ich bin zerſtreut; ich verliere; ich mache einen Fehler nach dem andern; man zankt mit mir, man beklagt ſich über mich! und Sie wollen vor Lachen berſten; Sie und ihr Mondor! —

Angelique. Ich habe gelacht; ja. Aber war ich wohl die einzige?

Dormilli. Freylich, das glaube ich wohl: Kein Menſch liebt auch ſo, fühlt auch ſo wie ich, trägt das Herz im Buſen, das ich trage. Aber ich ſchweiſe freylich aus, weil ich verlangen kann, daß ein Frauenzimmer von dem verdammten Ehrgeitz frey ſeyn ſoll — aller Welt gefallen zu wollen.

Angelique. Die gewöhnliche Art, wie ſich jeder Eiferſüchtige rechtfertigt! Ja, und wenn es mir auch noch ſo theuer zu ſtehn kommen ſollte, ſo will ich mich doch ſuchen von Ihnen loszumachen. Ich bin es überdrüſſig, die Sklavin Ihrer wunderlichen Laune zu ſeyn. Ich kann für Sie nicht gehn, nicht ſitzen, nicht reden, nicht ſchweigen. Erhalte ich einen Brief, ſo hat ihn ein Rival geſchrieben: Tanze ich mit jemanden; ſo hängen Sie den Kopf. Bin ich geputzt, ſo ſoll ein andrer Liebhaber daran Schuld ſeyn. Erweiſe ich dem Mondor die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen, ſo zerbricht man für Zorn meinen Fächer. Nein, ich will hundertmal lieber von dem gleichgültigſten Herzen, als von einem Menſchen geliebt werden, in dem ich nur einen Tyrannen finden würde, wenn er mich heyrathen ſollte.

Dormilli. Einen Tyrannen! Niemals, wie können Sie ſo was fürchten? Werden Sie alsdenn nicht geſchworen haben, mir treu zu ſeyn?

Angelique. Ich fürchte, daß unſre Herzen nicht gemacht ſind, miteinander vereinigt zu werden.

Dormilli. Wäre nur meine närriſche Liebe nicht, wie wollte ich Sie haſſen! Aber Sie werden es noch dahin bringen, daß ich Julien liebe. Sie liebt mich, und Sie haben ihr bereits einen Vorzug in meinen Augen gegeben. Sie findet an mir die häßlichen Fehler nicht, die Sie ſo ſcharfſinnig an mir zu entdecken wiſſen. Weil ſie ein andres Herz hat, ſo ſieht ſie auch mit andern Augen.

Angelique. (empfindlich) Nun gut, mein Herr, fliegen Sie zu ihr, bewerben Sie ſich um ſie!

Dormilli. Ja, ich will Julien anbeten — lieben — ich will Ihnen gehorchen, Mamſell — Aber nennen Sie mir wenigſtens den, der mir Ihr Herz geraubt hat.

Angelique. Und warum wollen Sie ihn wiſſen?

Dormilli. Er zittre für ſein Leben!

Angelique. Himmel! fangen Sie ſchon wieder an zu raſen! O man muß Sie fliehen. (ab.)

Dormilli. (ihr nachfolgend) Fliehen Sie mich, ich bin es zufrieden: ich werde Sie nicht aufſuchen. Was kümmern mich, mein Rival, ſein Name, und ihre Körbe.

Siebenter Auftritt.

Dormilli allein.

Jetzt hätte ein Eiferſüchtiger rechte Urſach, es zu werden! Aber wer mag wohl dieſer Rival ſeyn? (Mondor kommt zum Vorſchein) Vielleicht ſeh' ich ihn dort — Ja, er iſt es gewiß. Er kommt mir auch heute juſt noch einmal ſo abgeſchmackt und zufrieden mit ſich ſelbſt vor, als ſonſt.

Ach=

Achter Auftritt.

Dormilli. Mondor.

Mondor (von ferne und für ſich.)

Gut! (laut, und mit einem triumphirenden Weſen) Immer ſo übel aufgeräumt? In den goldnen Alter der Eroberungen, wenn man liebt und glücklich liebt!

Dormilli. O ich weiß, daß Sie ein unvergleichlicher Spötter ſind, aber ich, der ich kein Freund davon bin, ich muß Ihnen ganz offenherzig herausſagen, Herr Mondor, daß Ihre Gegenwart hier — (ſich etwas beſänftigend) mir ſehr angenehm iſt. Unterdeſſen —

Mondor. (lachend) Glauben Sie doch, daß ich zu fürchten bin, und auf Angeliquen einige Abſichten haben könnte?

Dormilli. Ich bitte Sie, laſſen Sie uns einmal frey gegen einander reden. Sagen Sie mir zu meiner Belehrung, an welche wollen Sie ſich eigentlich machen?

Mondor. Die Frage iſt treuherzig! Aber Chevalier — wenn ich auch mich an keine machen will, ſo wird man —

Dormilli. Sich an Sie machen. Nun gut! und welche thut das?

Mondor. Sie würden es gewiß an meiner Stelle nicht ſagen!

Dormilli. Das kann ſeyn. (lachend und in dem Ton eines Menſchen, der auf Mondors Schwachheit zielt.) Aber Sie ſagen es, nicht wahr?

Mondor. In der That, wenn ich es thue, ſo geſchieht es nur, ich ſchwöre es Ihnen zu, um Sie zu beruhigen — Ich bin mitleidig, ich kann Sie nicht ſo leiden ſehn, und dann ſind ſie auch ſo dringend —

Dormilli. Zur Sache, ich bitte.

Mondor. Nu, wenn ich Sie denn davon unterrichten muß! (ſich an Dormilli's ängſtlicher Aufmerkſamkeit beluſtigend.) Aber, in der That, ſolche Sachen laſſen ſich nicht ſagen.

Dormilli. (mit Ungeduld, die er unter einem luſtigen Weſen zu verbergen ſucht.) Heut zu Tage ſagt man alles; nur zu!

Mondor. Zu viel Feuer, Chevalier, zu viel Feuer! Mäßigen Sie ſich doch ein Bischen. Wenn jemand hier über meine Aufwartungen unruhig zu werden Urſach hat, ſo ſind Sie es wahrhaftig noch nicht!

Dormilli. (freudig) Wie, mein Herr, Dorimene —

Mondor. (nachläßig) Aber ja!

Dormilli. Spaßen Sie?

Mondor. Je, nicht doch!

Dormilli. Auf Ehre?

Mondor. Auf Ehre! ich räche Sie für Valſain's Spott. Beluſtigen Sie ſich immer recht herzlich an ſeinem traurigen Abentheuer. Dorimenen's Geſchmack für mich iſt ſehr entſchieden, ſehr entſchieden, ſag ich!

Dormilli. Können Sie ſich aber nicht etwa in Ihrer Muthmaßung betrügen?

Mondor. Muthmaßung iſt nicht das rechte Wort hier. Wollen Sie Beweiſe? O zum Teufel, Sie ſehen mich auch ſehr harten Proben aus! Aber, wie kann man Ihnen auch was verſchwiegen halten. (er zieht eine Brieftaſche heraus) Unter gewiſſen Papieren hab ich hier — ein gewiſſes Billet. Muß ich es Ihnen denn gleich jetzt zeigen.

Dormilli. Wie Sie wollen, aber ich denke immer, Sie haben keins.

Mondor. Keins? da, leſen Sie. (Er hält ihm das Billet hin, Dormilli will es nehmen, Mondor aber hält es feſt. Dormilli lieſt begierig darin, unterdeſſen daß Mondor zu reden fortfährt.) Sie ſchreibt in einem ſcherzen Tone, unter dem ſie gern ihre Leidenſchaften verbergen möchte. Erſt kommt Scherz, dann Zärtlichkeit, dann der unglückliche Augenblick des Geſtändniſſes, dann Eiferſucht. Man zittert, uns zu verlieren; man wünſcht, uns beſtändig um ſich zu haben, und der Roman ſchließt mit einer verliebten Verzweiflung. (er lacht) Aber bewundern Sie nicht Valſain's unvergleichliche Blindheit? Sie waren wegen Angeliquen in Sorgen, daß ſie Geſchmack an mir gefunden haben möchte, und er, mit dem man bricht, der gute Marquis, iſt ſo unbekümmert, ſo ſicher!

Dormilli. Alſo hat ihn ſeine Geliebte betrogen! Das habe ich längſt vorhergeſehn, das prophezeyte ich unaufhörlich!

Mondor. Gewiß ſeitdem ſie mich kennen gelernt hatte?

Dormilli. Nein, lange vorher! Aber Angelique —

Mondor. Nun, gut?

Dormilli. (brätzke) Nun gut, ich glaube, daß ſie mich auch betrügt.

Mondor. Und ich! ich muthmaße es!

Dormilli Sie ſind ein artiger Tröſter!

Mondor. (fein) Unterdeſſen ſchwör ich Ihnen, daß an Ihrem Kummer, ohne Schmeicheley zu reden, niemand mehr Antheil nehmen kann, als ich! Aber leben Sie wohl, ich überlaſſe Sie Ihrem Nachdenken. Unglückliche Verliebte lieben die Einſamkeit! (ſingt im Abgehn die Melodie der zwey erſten Verſe aus Lottchen am Hofe)

Ach macht mir doch von ewger Treu
Nur nicht ſo viel Geſchrey.

Neunter Auftritt.

Dormilli allein.

Er ſingt! Er iſt glücklich! Man haßt ihn nicht, man liebt ihn, mich haßt man, und Valſain wird verrathen! Wenigſtens hat Angelique gewiß keine ſo lächerliche Wahl getroffen, wie Dorimene, ſo ſehr ſie ſich auch verſtellt. Wie wird mein armer Freund Valſain erſtaunen!

Zehnter Auftritt.

Dormilli. Valſain.

Dormilli (für ſich.)

Er ſcheint mir ganz niedergeſchlagen.

Valſain (für ſich.) Er kömmt mir ganz aufgebracht vor. (Sie ſehen ſich einige Zeit ſtillſchweigend an.)

Dormilli. Ich habe es Ihnen wohl hundertmal geſagt, ich kann aus dem Frauenzimmer nicht klug werden.

Valſain. Wahrhaftig, ich eben ſo wenig!

Dormilli. Was für Seelen, mein Freund!

Valſain. Und was für Köpfe, mein Beſter!

Dormilli. (für ſich, indem er ſich einige Schritte von Valſain entfernt.) Sollte er vielleicht ſchon etwas argwohnen?

Valſain. (für ſich, indem er ſich ebenfalls entfernt) Es iſt meine Pflicht, ihm alles zu entdecken, aber ich bin in Verlegenheit, wie?

Dormilli (für ſich) Wie fange ich nun das Ding an? (ſie nähern ſich einander wieder; laut) Hören Sie, ich muß Ihnen etwas offenbaren. Eben habe ich eine Unterredung mit Angeliquen gehabt. Ich kann mich gar nicht mehr in ſie ſchicken. Ich denke immer, Ihre liebenswürdige Wittwe hat ſie mir verdorben. Dieſe Dorimene iſt wenigſtens eine ganz beſondre Frau. Sind Sie ihrer auch gewiß verſichert?

Valſain. O vollkommen, vollkommen. auch nicht ein Gedanke — Doch Sie, wie ſtehn Sie mit Ihrer Schönen? Hören Sie mich an, lieber Freund, aber bleiben Sie gelaſſen. Ich denke jetzt, wie Sie. Ja, ich zweifle, unter uns geſagt, ob Sie Angelique liebt.

Dormilli. Das machen Sie gut! Sie bekümmern ſich um meines Herzens Angelegenheiten, und ſind wegen der Ihrigen ohne Sorgen?

Valſain. Wie ſo?

Dormilli. Können Sie mir zum Exempel wohl ſagen, daß Angelique jemanden liebt, — daß ſie an jemanden ſchreibt, und daß dieſer Jemand als ein beſcheidner und verſchwiegner Liebhaber Ihr Billet an jedermann herumträgt, ſo, daß Sie es ſelbſt geleſen haben?

Valſain. In Wahrheit, Sie ſetzen mich in Erſtaunen, ich unterſtand mich nicht, es Ihnen zu ſagen, aber, wie ich ſehe, wiſſen Sie bereits alles. Mondor, der uns für Feinde hält, und mir überdies noch die Ehre erzeigt, mich unter die Zahl ſeiner Freunde aufzunehmen, hat mir allerweil im Vertrauen dieſes Billet gewieſen, das Angelique an ihn, den Mondor, geſchrieben hat. Da Sie ſchon davon unterrichtet ſind, ſo wird die Sache weniger tragiſch, als ich mir Anfangs einbildete.

Dormilli. Was ſagen Sie?

Valſain. Ich habe es geleſen.

Dormilli Sie haben es geleſen?

Valſain. Zweymal; es machte mich ganz beſtürzt.

Dormilli. (mit verſtickter Stimme) Was hör' ich — iſt es möglich — Angelique untreu! — So iſt alſo mein Unglück gewiß! — Welch' ein Donnerſchlag! — Aber mein Entſchluß iſt gefaßt. Kommen Sie, Freund, wir wollen einander tröſten! Wir wollen klüger in Zukunft ſeyn, und dem Frauenzimmer auf ewig entſagen. Dieſe Parthie —

Valſain. Wäre zu übereilt. Man muß billig ſeyn. Meine iſt mir getreu, und ich beging ein Verbrechen, wenn ich —

Dormilli. (lebhaft) Getreu? O recht getreu? Lieben Sie nur immer! Mondor, über die Treue! hat hier noch vor kurzem — dieſe Damen ſind Meiſterinnen in der Kunſt der Verſtellung und des Eigenſinns. Glauben Sie, ich bin nicht der einzige, der verrathen wird, Ihre Schöne — Aber es wundert mich keinen Augenblick!

Valſain. (geſetzt) Was hat ſie denn gethan? laſſen Sie doch hören.

Dor=

Dormilli. Mondor, der würdige Gegenſtand Ihrer Wünſche, Mondor beſitzt ein Billet, das Dorimene an ihn geſchrieben hat, und das er jedermann zeigt. Sehn Sie, das hat ſie gethan!

Valſain. (für ſich) Was ſagt er da? zwey Billets von Mondor? (laut) Wiederholen Sie mir es noch einmal, Dorimene —

Dormilli. (ungeduldig) Ja, mein Herr!

Valſain. Hat alſo —

Dormilli. Ja, mein Herr.

Valſain. An Mondor —

Dormilli. Ja, mein Herr.

Valſain. Einen Brief —

Dormilli. (wüthend) Ja, ja, ja!

Valſain. (für ſich und immer mit kaltem Blute) Zwey Billets an Mondor? Das iſt gewiß ein bloßer Spaß.

Dormilli. Soll ich es noch einmal wiederholen?

Valſain. (lächelnd) Ich danke Ihnen für Ihre Gefälligkeit.

Dormilli. Nicht wahr, ich hatte großes Unrecht, daß ich das weibliche Geſchlecht der Unbeſtändigkeit beſchuldigte. Nein, ſie betrügen nicht, ach nein! Ihre Tugenden, wie ſie zu ſagen pflegen, ihre Tugenden gehören ihnen eigen, und die Fehler haben ſie von uns. Glauben Sie an ihre Tugenden. Ja, ich glaube daran!

Valſain. Ich gleichfalls.

Dormilli. An Angeliquens Tugend, wenn ſie den Mondor liebe?

Valſain. Mondor muß mit allen dieſen ſehr zufrieden ſeyn!

Dormilli. Eine vortrefliche Bemerkung.

Valſain. (lacht) Ich bin den Augenblick wieder bey Ihnen. (er will abgehn.)

Dormilli. Die Ihrige ſagte es Ihnen noch gar ins Geſicht, daß ſie ein Billetdoux ſchriebe: Aber Sie kann nichts aus der Faſſung bringen!

Valſain. Wenigſtens iſt ſie alſo aufrichtig! (will hinausgehn.)

Dormilli. (der ihn voll Wuth bey den Armen faßt) Wenigſtens kaltes, unempfindliches Geſchöpf, Herz von Eis, wenigſtens geſtehn Sie, daß Sie ſich in den Mondor gar nicht ſchicken können. Der Mann hat nichts eiligers zu thun, als Ihnen Angeliquen's Billet zu zeigen, und mir weißt er Dorimenen's ihres. Sagen Sie, iſt eine ſolche Aufführung wohl zu ertragen?

Valſain. Mondor iſt ein luſtiger Kopf, er mag gern einen Spaß haben!

Dormilli. (zu Valſain) Ach vortreflich! (zu ſich ſelbſt) Wer konnte glauben, daß Angelique in ihrem Alter, mit dieſem ſo freyen offnen Geſichte, dieſem naiven, ſanften Weſen — Ach warum hab' ich nicht Julien geliebt! — (zu Valſain) Sie haben alſo das ſchändliche Billet geleſen? Wiſſen Sie nicht mehr, was darin ſtand? Ich werde es ganz ruhig anhören können, ich ſchwöre es Ihnen. Bedienen Sie ſich der eignen Worte!

Valſain. Aber vielleicht giebt Mondor einmal eine Sammlung heraus, und alsdenn können Sie es ganz leſen.

Dormilli. Was für ein Freund? Was für ein Liebhaber! Das iſt um toll zu werden! — Aber ich will meinen Mann aufſuchen! (geht ab.)

Valſain. (beunruhigt) So vielen Lärmen, einer Kleinigkeit wegen! Bleiben Sie! Angelique iſt Ihnen getreu, ſie liebt den Mondor nicht.

Dormilli. (kommt zurück) Wie? was ſagen Sie?

Valſain. Daß man ſich zu gleicher Zeit über uns und über Mondor luſtig gemacht hat!

Dormilli. Wie, dieſe Billets? —

Valſain. Sind eben der Beweis, daß beyde Couſinen ſich miteinander verſtehn. Zwey Briefe auf einmal, und zwar beyde im ſcherzenden Ton geſchrieben! An Mondor — der ſie vorzeigt — Nun, denken Sie einmal nach!

Dormilli. (freudig) Wäre es möglich! — Wie — ich bitte — erklären Sie ſich deutlicher!

Valſain. Aber alles erklärt ſich ja von ſelbſt. Die eine iſt jung und ſchüchtern, die andre nur ſchadenfroh, nicht treulos! Sie berufen ſich auf ihre Briefe, und ich, ich berufe mich auf ihre Herzen. Ein Fat wird bey vielen gelitten werden, das räum ich ein, außer nur bey ihnen nicht.

Dormilli. (ihn voll Feuer umarmend) Sie geben mir das Leben wieder. Es iſt wahr, Angelique — O, ich wollte wetten, ſie liebt mich noch. In der That, Sie haben Recht. Es fällt mir allerweile hunderterley bey: es war nicht möglich, daß ſie mich verrathen konnte. Was bin ich für ein Thor geweſen, es zu glauben! Angelique führt mich alſo an? Nun gut, ich verzeihe es ihr. Sie gedachte uns beyden einen Streich zu ſpielen, aber man muß es fein anfangen, wenn man uns hintergehn will. Wir ſind zu ſchlau. — Ich lache jetzt von ganzem Herzen über ihre kleine Schelmerey!

Valſain. Darf ich mir jetzt eine Gefälligkeit von Ihnen ausbitten?

Dormilli. (voll der wärmſten Erkenntlichkeit) Ach, ich unterzeichne ſchon zum voraus alles, was Sie verlangen.

Valſain. Laſſen Sie Mondor am Leben!

Dormilli. (ausgelaſſen für Freude) Nun tödte ich ihn gewiß nicht.

Valſain. Ich ſuche Dorimenen auf, um mit meiner verſtellten Verzweiflung die Grauſamen zu beluſtigen. (er will fort.)

Dormilli. (ihn zurückhaltend) Aber ſind wir unſrer Sache auch recht gewiß? Glauben Sie es ſteif und feſt? Man muß nie etwas zu leicht glauben.

Valſain. Da höre man den Eiferſüchtigen!

Dormilli. Wir haben keine Beweiſe.

Valſain. (nachdenkend) Nun gut, ich will Ihnen welche ſchaffen. Es fällt mir alleweile eine Probe ein, aus der Sie ſehn werden, daß die ganze Intrique nur ein Spiegelfechten war, und die unſern Schönen überdies noch ein Bischen nahe gehn ſoll!

Dormilli. Nehmen Sie ſich indeſſen nur in Acht —

Valſain. Sie ſchwaches Geſchöpfe! Es geſchieht ja nur, um ſie zu überführen, (bey Seite) und ihnen unſre Schuld zu bezahlen.

Dormilli. Woran denken Sie?

Valſain. Wie ich Ihnen dienen ſoll! (ſcherzend) Ich zweifle ebenfalls, und will mich jetzt zu belehren ſuchen. Gehn Sie nur fort. (er will ihn aus dem Zimmer ſchaffen.)

Dormilli. (kommt zurück) Aber mein Freund, leſen Sie ja recht in ihren Augen und Minen!

Valſain. Ich verſpreche es Ihnen! (er ſtößt ihn immer weiter fort.)

Dormilli. Sie kommen doch nachher gleich zu mir?

Valſain. Gleich, Sie können ſich darauf verlaſſen.

Dormilli. (widerſtehend) Aber Sie müſſen —

Valſain. Fortgehn.

Dormilli. Schonen Sie Angeliquen wenigſtens, wenn Sie die Sache herausbaben.

Valſain. Aber ein betrübtes Frauenzimmer iſt noch einmal ſo reizend!

Dormilli. Was werden Sie anſtiften? Ich fürchte —

Valſain. Mäßigen Sie Ihre zärtliche Beſorgniß. Gehn Sie, ſag' ich, und hüten Sie ſich, ohne mich ſich hier blicken zu laſſen.

(Er bringt ihn endlich vom Theater weg. Aber einen Augenblick darauf kömmt Dormilli wieder herein, und ſchleicht ſich, ohne von Valſain bemerkt zu werden, in ein Kabinet.)

Eilfter Auftritt.

Valſain allein.

Was er für einen Lärm anfing! Aber mir ſelbſt iſt bey der Sache nicht ganz wohl zu Muthe geworden. Was, ich ſollte ſelbſt Zeuge geweſen ſeyn, wie Mondor uns auslachte, und ſeinen Nebenbuhler zu ſeinem Vertrauten umſchuf, und das alles, um ſich eine Luſt, und dieſen Damen einen Zeitvertreib zu machen? Nein, zum Henker, das iſt zuviel: man muß die Frauenzimmer nicht verwöhnen. Nichts iſt gefährlicher, als ihnen etwas ungeſtraft hingehen laſſen. Doch, zu grauſam wollen wir deswegen auch nicht ſeyn — Wir gutherzigen Geſchöpfe! (munter) Zwar, wer ein Frauenzimmer zur Verzweiflung bringt, rächt ſein Geſchlecht. Hier ſind ſie. Gut!

Zwölfter Auftritt.

Dorimene. Angelique. Valſain.

Dorimene (heimlich zu Angeliquen im Hintergrund der Bühne)

Er iſt niedergeſchlagen, Mondor wird geplaudert haben.

Angelique. (heimlich zu Dorimenen) Laſſen Sie uns ſehen!

Dorimene. (zu Valſain, der mit einem ſehr traurigen Weſen hin und hergeht) Wo wollen Sie hin, mein Herr?

Valſain. Ich weiß es nicht.

Dorimene. Ich bemerke eine Traurigkeit an Ihnen, die mich in Erſtaunen ſezt.

Valſain. (immer auf und ab gehend) Wer hätte ſich eine ſolche Treuloſigkeit einbilden ſollen! Erſtlich den Liebhaber an ſich zu locken, ſeine ganze Zärtlichkeit rege zu machen, ihm Herz und Hand zu verſprechen, und nachhero zu verrathen! Wie iſt es möglich, daß der Unglückliche es überleben kann!

Dorimene. Ich verdiene keinen ſo lebhaften Schmerz!

Valſain. (bleibt ſtehn) Ihre Unbeſtändigkeit geht mir auch ſehr nahe, aber wenn Sie erlauben, davon redete ich alleweile nicht, Madam. Ich dachte an meinen Freund, der alles auf der tragiſchen Seite nimmt. Gleich einem andern Roland von ſeiner Angelika verlaſſen, wüthend wie dieſer, aber des Mitleids würdiger, flucht er der Liebe und ſelbſt der Freundſchaft, Madam, er war ganz nahe daran den Verſtand zu verlieren, und es geſchah auch, wenn ich nicht geweſen wäre.

Dorimene. Sie ſind ſehr beſcheiden. Aber ſah es in Ihrem Kopfe ruhiger aus?

Valſain. Weit ruhiger. Deswegen verfiel ich auch auf ein Mittel — das er eben ſo leicht hätte finden können.

Angelique. (unruhig) Was für ein Mittel?

Valſain. Ein ſehr einfaches, das ſich von ſelbſt darbot. Sie wiſſen, er liebt Julien, die Sie kennen: Ein braunes, feuriges Mädchen!

Dorimene. (verſtellt ſich) Nu ja, er wird ſie lieben.

Valſain. Was das Mädchen anbetrift, ſo wollte ſie nicht gleich Feuer fangen —

Dorimene. (für ſich) Bravo!

Valſain. (gemächlich und langſam) Da ſie aber jung, zärtlich und hübſch iſt —

Dorimene. (mit Ungeduld) Jung, zärtlich! was weiter? er eilt zu ihr?

Valſain. Nein, ich, ich führte ihn hin. Er widerſetzte ſich zwar Anfangs, aber — ich habe ihn ſchon zu bewegen gewußt

Dorimene. (bey Seite) Das Ungeheuer!

Angelique. (bey Seite) O Gott!

Valſain. (zu Dorimenen) Es war in der That ein recht rührendes Schauſpiel. Hier mein getröſteter Freund, dort die entzückte Geliebte! Sie wollten ſich ſo vieles ſagen, und konnten doch kein Wort hervorbringen! Aber die Blicke! O alles, ſo gar ihre Verwirrung war redneriſch! (zu Angeliquen) Sie würden ſonderlich ihre Freude über Julien gehabt haben, ſie bezauberten mich beyde; ich bin noch ganz voll davon. (zu Dorimenen) Denn nichts vergnügt mehr, als jemanden glücklich zu ſehen. Wenigſtens geht es mir ſo. Endlich habe ich die Wahl ſeines Herzens beſtimmt. (zu Angeliquen) Sie werden ſich einander gewiß lieb behalten. (zu Dorimenen) Und was mich betrift, Madam, ich will noch ein Bischen warten. Vielleicht ſtoße ich auch einmal auf ein Frauenzimmer, das mich liebt. Hat doch Mondor, unſer zärtlicher Rival, ihrer zwey auf einmal gefunden. (Er bückt ſich ehrfurchtsvoll gegen beide, die ihm nicht danken. Er geht ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Angelique. Dorimene.

Dorimene. (nach einem langen Stillſchweigen, während deſſen ſie ſich nicht getraut hat, Angeliquen anzuſehn)

Was für ein Menſch! und ich liebte ihn!

Angelique. Ach, durch Sie bin ich in dieß Unglück gerathen! Aber, was das auch für ein Einfall war! Sie haben ihn ausgedacht! Sie haben mich zum Schreiben genöthigt! O ich muß geſtehn, ich bin Ihnen großen Dank für ihre ſcharfſinnige Rathſchläge ſchuldig! (Dormilli kommt aus dem Kabinette, wo man ihn hinein gehen ſah, und bleibt im Hintergrund der Bühne lauſchend ſtehn. Er thut von Zeit zu Zeit einige Schritte gegen Angeliquen.)

Dormilli. (heimlich) Laßt uns horchen.

Dorimene. Wer weiß, die Begebenheit iſt vielleicht glücklich für uns, wenigſtens ich wünſche mir Glück, ſie endlich kennen gelernt zu haben. O ſie verdienen nicht, daß man ſie beklagt. So waren alſo die feinen Herren beſchaffen? Das war alſo ihre Liebe?

Angelique. Sie ſind ungerecht!

Dorimene. Hätten Sie nicht wenigſtens aus Wohlſtand, ein oder zwey Tage lang den ſeufzenden Liebhaber ſpielen können? das, deucht mir, wäre doch nicht zu viel geweſen. Wie oft habe ich nicht Ihren Eiferſüchtigen zu ihren Füßen ſchwören hören, daß er ſterben würde, wenn Sie ihn verließen. Nun, was hindert ihm ihr Wort zu halten?

Angelique. Was ihn hindert? O Himmel!

Dorimene. Ja, dieſe Rolle hätte er ſpielen ſollen, und das war auch Valſains und jedes verlaßenen Liebhabers Rolle! Jezt müſſen wir uns mit Stolz waſnen. Verbergen Sie alſo Ihren Schmerz, weil es die Ehre befiehlt.

Angelique. Die Ehre? O die Ehre will, daß man keinen Menſchen betrügen ſoll!

Dormilli. (ſachte im Hintergrund der Bühne) Engel! (er nähert ſich ihr)

Angelique. Er liebte mich ſo ſehr! Aber ihre Abſicht war bloß, den kalten Valſain eiferſüchtig zu machen! O! ſelbſt dieſe Eiferſucht wird ihn Julien nur ſchäzbarer machen. Wo werde ich jemals wieder ein Herz wie das ſeinige finden! Könnte er nur die Verzweiflung ſehen, in der ich mich befinde. Könnte er — Ach, ich muß ihn ſeines Irrthums überführen!

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Dormilli.

Dormilli. (ſich zu ihren Füßen werfend)

Er iſt es ſchon! Er betet Sie an!

Angelique. Ach Dormilli!

Dormilli. Sie lieben ihn noch, und könnten an einem Herzen zweifeln, das nur für Sie ſchlägt? Entſcheiden Sie itzt über mein Schickſaal, über meine Hand, über mein Leben!

Dorimene. Der Verräther von Valſain!

Dormilli. Er ſah Ihren Kunſtgriff ein, und rächte ſich ein wenig.

Angelique. Und Sie waren ſein Mitſchuldiger?

Dormilli. O nein, nicht ganz und gar. Aber, welch ein glücklicher Irrthum! (zu Dorimenen) O ſchmälen Sie nicht mit ihm: ich habe ihm mein ganzes Glück zu danken, ohne ihn erfuhr ich nicht, was ich nun weiß; (zu Angeliquen) Ohne ihn ſchmeckte ich nicht, die Wonne dieſes zärtlichen Schmerzens. Aber, werden Sie mir es verzeihen?

Angelique. Sie haben gehört, was ich ſagte.

Dormilli. (voller Freuden) O und kein Wort von allen verloren.

Dorimene. (die Valſain kommen ſieht) Still!

Funfzehnter Auftritt.

Vorige. Valſain.

Valſain. (der wie einer der jemanden ſucht, herein kömmt.)

Hier iſt er. Wird er haben ſchweigen können? (Er nährt ſich mehr, und giebt eine Zeit Acht) O dieſe Damen wiſſen alles!

Dorimene. Endlich hab ich Ihren abſcheulichen Karakter entwickelt. Sie ſind der falſcheſte unter allen Menſchen —

Valſain. Das kann ſeyn, aber der hier iſt gewiß auch nicht beſſer. Man kann ſich in ſeiner Geſellſchaft nicht einmal recht nach Herzens Belieben rächen. Mein armer Chevalier, wie ſauer wird es Ihnen, ein Geheimniß zu bewahren! Inskünftige nehme ich Sie gewiß nicht wieder dazu!

Dormilli. Das bin ich wohl zufrieden.

Dorimene. Wie er ſich rechtfertigt!

Dormilli. (zu Angeliquen) Werden Sie es noch glauben? (zu Valſain) Heyrathe ich Julien? (zu Angeliquen) Zu Ihren Füßen! (er fällt vor ihr auf die Knie)

Sechzehnter Auftritt.

Vorige Mondor.

Mondor (lacht da er Dormilli knien ſieht)

Das iſt drollicht, meiner Treue. Der gute Chevalier, wie zärtlich er's meynt! Und Sie können ſo grauſam gegen ihn ſeyn, Mademoiſelle? (ſachte zu Valſain, welcher lacht) Sie lachen, Sie Spötter, daß er vor ſeiner Ungetreuen kniet, er liebt ſie noch immer, ob ich ſie gleich gefangen habe. (ſachte zu Dormilli, der auch lacht) Der arme Valſain, er glaubt ſich noch geliebt! (Dormilli und Valſain lachen über den Mondor, ohne ſich halten zu können) (Mondor für ſich) Gut, einer lacht über den andern! (er lacht auch mit.)

Valſain. Man lacht über Sie. (zu Dorimenen) Madam, damit er nicht daran zweifeln kann, ſo willigen Sie darein, meine Hand anzunehmen.

Dorimene. Sie frolocken, Verräther, aber das Herz iſt für Sie, und ich überlaſſe Ihnen gern die Ehre, beſſer betrügen zu können als ich.

Valſain. Sie müſſen uns einen bloſſen Spaß nicht zum Verbrechen auslegen. Ich war nicht eiferſüchtig, weil ich zu viel Ehrfurcht hatte, und mein Freund war es, weil er zu viel Liebe beſaß. Verzeihen Sie uns unſre Schwachheiten: An dieſem glücklichen Tage (auf Mondor deutend) ſey der Herr hier der einzige, der geſtraft wird.

Dormilli. (in dem ſpöttiſchen Tone) So triumphiret Mondor!

(Alle machen ihm ſpöttiſche Komplimente, und gehn lachend ab.)

Siebenzehnter Auftritt.

Mondor allein.

(nach einer Pauſe, wo er ſeine Verwirrung auf allen Seiten ausdrückt.)

Der Teufel mag aus den Weibern klug werden, ich verzweiſle daran!

III.

Auszüge.

Geſetzbuch der Kalmucken. *)

Beſchluß.

Wer unter zehn Tagen ein von Froſt getödtetes Stück Vieh zu ſich nimmt und iſſet, giebt zur Strafe ein dreyjähriges Pferd. Wer ein Kind oder Mädchen von einem wilden Pferde rettet, ſoll zur Belohnung wenigſtens ein Schaaf haben.

Wer eines angeſehenen Mannes Weib entführt, und bey ſich hält, deſſen Strafe iſt ein Kameel und neunmal neun Stück Vieh, und ſo nach dem Stande abnehmend, bis auf ein Kameel und dreymal neun Stück Vieh, welches für Entführung eines geringen Mannes Frau die Buße ſeyn ſoll. Kann man aber die Entlaufnen nicht wiederbekommen, ſo ſoll des Verführers Weib und Vermögen dem beleidigten Theil gegeben, oder die Brautgabe von den Verwandten der entführten Frau zurückgezahlt werden. Haben dieſe das Vermögen nicht, ſo mag der Fürſt entſcheiden.

Einen Pflegeſohn kann der Pfleger, wenn er ihn nicht mehr leiden mag, ganz kahl von ſich ſchicken. Allein

---

*) Der Anfang befindet ſich im zweyten Vierteljahr der Olla, und dieſes hier iſt ein Zuſatz zu den vorigen Geſetzen.

lein Pflegetöchter können nicht von der Pflegerin geſchieden werden. Wann ſie über zehn Jahr alt, ſo ſtatte ſie der Pflegevater gemeinſchaftlich mit dem rechten Vater aus, und theile auch mit dieſem die Brautgabe.

Nahe Verwandte können ſich untereinander nicht verſagen, ja wenn ſich auch Geſchwiſterkinder untereinander beſtehlen, die mögen ſich ſelbſt vergleichen.

Wenn verlornes Vieh aufgefangen und verkauft worden, ſo kann der Eigenthümer daſſelbe, wo er es findet, wieder zu ſich nehmen, und erlegt dem neuen Beſitzer nur die Hälfte des Preiſes. Wenn ſich verlaufnes Vieh über ein Jahr in einer fremden Heerde befunden, ehe ſich der Eigenthümer dazu findet, ſo muß dieſer die Hälfte des Werths demjenigen, der das Vieh gehütet, abgeben. Auch der junge Zuwachs, der in dieſer Zeit, durch Belegung fremder Beſchäler oder Bullen, gefallen, verbleibet dem Schutzherrn des Viehes, wenn ſich die Zahl nicht über zweymal neun Stück beläuft. Iſt ſie aber größer, ſo kann davon ein Theil mit dem Muttervieh abgefordert werden.

Der Galdan Chuntaidſchi Befehl iſt dieſer:

Gebietet denen Dämütſchi aller meiner Ottock, daß ſie ihre Leute in ſcharfe Aufſicht halten, und die Steuren zur rechter Zeit ohne Vernachläßigung einſammeln. Welcher Dämütſchi ſich in ſeinem Amt nicht wacker verhalten wird, dem ſoll der Proceß gemacht, und er nach Befinden mit Haab und Gut ganz heruntergebracht werden. Die älteſten Saiſſane derer Ottock ſollen die Dämütſchi in ſcharfe Aufſicht halten, und ihnen die Befehle bekannt machen, damit ſich dieſe mit der Unwiſſenheit nicht entſchuldigen können.

Befehlt auch allen Dämütſchi, daß ſie die Armen und Bedürftigen pflegen, und ſich ihrer annehmen. Sollte es ihnen an gnugſamen Mitteln fehlen, ſo ſollen ſie es dem älteſten Saiſſan in ihrem Ottock anzeigen, und von ihm die Mittel anweiſen laſſen; dieſe ſollen denn ohne Anſehn der Perſon die Nothleidenden verſorgen. Wiſſen aber auch die Saiſſanen zu ſolcher Verſorgung kein Mittel ausfindig zu machen, ſo ſoll es durch das höhere Gericht den Fürſten angezeigt werden.

Würden aber die alsdenn angewieſene Verpflegungsmittel nicht redlich an die Bedürftigen verwendet, ſo daß dieſe zu klagen Urſach hätten, ſo ſoll der Oberaufſeher darüber zur Rechenſchaft gezogen werden. Sollte gar ein Nothleidender hülflos umkommen, ſo ſoll es der Vorgeſetzte verantworten, und je nachdem er ſeiner ungewiſſenhaften Bosheit überführt werden kann, zur gebührenden Strafe gezogen werden.

Damit allen Diebereyen ſo viel möglich vorgebeuge werde, ſo ſoll je über zehn Familien ein Aufſeher (Achcha) verordnet werden, der von ſeinen Untergebnen die genaueſte Rechenſchaft zu geben ſchuldig iſt. Habt ihr Spur, daß Leute unter euch ſind, die mit Diebereyen umgehn, ſo thut darüber getreue Anzeige. Wer ſich darin einer Nachläſſigkeit ſchuldig macht, von deſſen Hand wird mans fordern. Die Diebe aber haltet in Verhaft. Wer zweymal eines Diebſtahls überführt und verurtheilt werden, und ſein altes Handwerk zum drittenmal ausübt, der ſoll Weib, Kind und alles Vermögen verlieren, und zum Sklaven hingegeben werden. — Ueberhaupt ſoll das Diebsgeſindel zuſammengethan, und in eignen Ottock formirt werden, der nach den Regeln andrer Aimacks unter der ſchärfſten Aufſicht ſtehn muß. Solche Uebelthäter ſollen überdem vor allem Volk geſcholten und geſchändet, und ihre böſe Thaten öffentlich bekannt gemacht werden; jeder ſoll Recht haben, ſie zu beſchimpfen. Niemand beklage ſie, ſondern ſage öffentlich, daß ſie nach Verdienſt leiden; So bin ich euch gewogen!

Bey allen und jeden Proceß ſoll kein Gericht außer den beſtätigten Richtern gelten. Welcher Richter eines unbilligen Urtheils dreymal überführt werden kann, ſoll ſein Amt verlieren, und welcher durch Verzögerung der Unterſuchung einen Dieb zu entkommen Gelegenheit oder gar dazu die Mittel an die Hand giebt, ſoll um die Hälfte ſeines Viehes beſtraft werden. — Wer eine gerichtliche Sache, die ihm ſelbſt auch gar nichts angeht, zum Beſten eines andern anhängig macht, ſoll zur Belohnung von den Strafgaben die Hälfte genießen.

Wer die Abgaben an den Fürſten nicht zur rechter Zeit entrichtet, von ſelbigem wird man ſie nachmals doppelt eintreiben. Wer aus ſeinem Aimack flüchtig wird, und in einem andern Schutz ſucht, ſoll als ein Widerſpenſtiger ausgeliefert werden, und ſeinem Aelteſten neun Stück Vieh zur Strafe geben. Wer den Ueberläufer an ſeinen Aimack zurückliefert, hat von dem Aelteſten des Dorfs ein Pferd, und von jedem Beywohner ein Schaaf zum Lohn zu gewarten. — Allem Alter und Stande Ruhe und Friede!

Des Galdan Chuntaidſchi fernerer Befehl.

Auch alle Rechtshändel zwiſchen dem Oelötſchen und Chottonſchen Volk (ſtädtiſchen Bucharen) ſollen genau geprüft werden. Wir wollen dieſen nun mit uns verwandten Geſchlecht ſein Recht als Verwandten wiederfahren laſſen, nie Unrecht mit Gerechtigkeit verwechſeln, und ihnen vorſetzlich nicht das geringſte Leid zufügen. Es ſoll mit ihnen völlig nach den alten Geſetzen verfahren und genau gerichtet werden. — Wir wollen Fremdlinge nicht unter uns als Sklaven verkaufen, und wer dergleichen ſieht, ſoll berechtigt ſeyn, Käufer und Verkäufer ſamt dem Löſegeld in Verhaft zu nehmen. Wer heimliche Leute verkauft oder kauft, von dem ſoll, wenn es erkannt wird, zur Strafe der doppelte Werth eingetrieben, und der Sklave frey gemacht werden. Wer zuvor Sklaven gehabt hat, ſoll ſie beſitzen, ihnen aber auch kein Unrecht wiederfahren laſſen. Kann aber ein Eigenthümer eines erbeuteten Sklaven ſich mit ſelbigem nicht vertragen, ſo ſoll er ihn lieber ganz nackend von ſich jagen, als verkaufen. — Eigentlich ſollen auch alle Buchariſche Chottons ihre Gerichte unter ſich ſelbſt hegen, nur die Kapitalſachen ſollen von uns entſchieden werden.

Neuerer Zuſatz zum Geſetzbuch, unter Bekräftigung ſechs großer Geiſtlichen herausgegeben.

Dem geiſt- und weltlichen Stande zur Verſchrift!

Die Geſetze der Geiſtlichkeit ſind dieſe, und ſind zur Erhaltung und Würde ihres ehrbaren Standes verfaſſet:

Sollten geweyhte Prieſter (**Gellong**) durch Beyſchlaf mit dem weiblichen Geſchlecht ihre Würde verletzen, und das Verbrechen wird offenbar, ſo ſoll zur Strafe ein Kameel an den **Thurrul** abgegeben werden. Wegen Brandtweintrinkens ſoll an den, der es geſehn, ein Pferd verfallen ſeyn. — Wenn ein **Gödſüll** (**Diacon**) eine Beyſchläferin hält, ſo ſoll er dem Churrul ein Pferd, und wegen Brandtweintrinkens ein Schaaf geben. Wenn aber **Mandſhi** (geiſtliche Schüler) wegen ſolcher Vergehungen angeklagt werden, ſo iſt die Strafe des größern Verbrechens nur ein Schaaf, für die Unenthaltſamkeit im Trinken aber fünf Kopeken werths. — Wer von dergleichen nicht ablaſſen will, den ſondre man ganz ab, und laſſe ihn in keinem Churrul erſcheinen, auch kein (Gürrüm) Litaney für Kranke oder abgeſchiedne Seelen verrichten, ſondern entſetze ihn des geiſtlichen Standes, und gebe ihn unter andre Unterthanen. — Und wer als ein Mitglied dieſes ehrwürdigen Standes ſich größerer Unkeuſchheit und Schändlichkeiten ſchuldig macht, ſoll unter das weltliche Geſetz und Gericht verfallen ſeyn.

Bey Zuziehung junger Leute im geiſtlichen Stande gebt auf allen Fähigkeiten und Vorzüge wohl Acht, nach Gaben und Würden belohnt, ehret und befördert würdige, kluge Leute. Kein Geiſtlicher ſoll ſich ohne den Orkündſchi befinden, läßt er ſich aber ohne dieſen Ornat ſehn, ſo ſoll ihm von dem Aelteſten des Churrul eine Strafe auferlegt werden.

Heiliget die drey Bettage jedes Monats mit Andacht, wer ſie entheiliget, ſoll ein Schaaf zur Strafe geben, oder den Werth von dreißig Kopeken und dabey drey Ohrfeigen ausſtehn, ein Armer giebt zehn Kopeken, und empfängt fünf Ohrfeigen. — Betet an den Bettagen, faſtet und leſet verdienſtvolle Bücher. Wer dagegen handelt, und von einem eifrigen Geiſtlichen mit Schlägen dafür gezüchtigt wird, der hat ſich nicht zu beſchweren.

Alle Söhne vornehmer Eltern ſollen in den mongoliſchen Unterricht gegeben werden. Welcher Vater ſeinen Sohn, oder einen ſeiner Söhne bis ins funfzehnte Jahr nicht dazu widmet, ſoll ein Pferd zur Strafe, und dazu ſeinen Sohn durchaus an den Bakſki (geiſtlichen Lehrer) in die Schule geben.

Wer ein Gerücht von Kriegsunruhen vernimmt, ſoll eiligſt den Fürſten davon benachrichtigen, und es überall be-

bekannt machen. Alle, welche die Nachricht hören, ſollen ſich alsdenn zugleich rüſten, und nach der Seite, da die Gefahr iſt, verſammeln. Wer es unterläßt, und zu Hauſe bleibt, ſoll, wenn er nicht gültige Hinderniſſe anführt, zweymal neun Stück Vieh zur Strafe geben. Wenn ein Aufgeboth zum Krieg ergeht, ſo ſoll derjenige, welcher ſich zur beſtimmten Zeit einzufinden verſäumt, nach dieſem Geſetz beſtraft werden, und wer vom Kriegsheer nachmals entflieht, und nach Hauſe kehrt, ſoll doppelter Strafe ſchuldig ſeyn. — Diejenigen, welche ſich im Krieg tapfer beweiſen, ſoll man vorziehn und nach ihren Thaten mit Ehrenbelohnungen aufmuntern.

Welcher Fürſt, ſeine Würde hintanſetzend, ſich in niederträchtige Händel mit ſeinen Unterthanen einläßt, hat ſichs ſelbſt zuzuſchreiben, wenn ſich jemand im Eifer an ſeiner Perſon ergreift und der Thäter kann deswegen nicht zur Strafe gefordert werden; der Fürſt ſoll ſein Anſehn nicht auf ſolche Weiſe ſelbſt in Gefahr ſtellen.

Ihr Richter ſollt die Proceſſe nicht vorſetzlich verlängern und aufhalten, wer deſſen ſchuldig befunden wird, ſoll ſeines Amts entſetzt, vor das Volk hinausgeführt und öffentlich verſpottet werden. — Verwickelt auch nicht unſchuldige Leute in Proceſſe, wer deſſen überführt werden kann, ſoll zehn Streiche leiden, und ein Pferd an das Fürſtliche Hoflager liefern.

Ein Dieb ſoll unter ſeinem Saißan und deſſen Gerichtsbarkeit verurtheilt werden. In ein anderes Gericht zu gehn ſoll keinesweges ſtatt finden, es ſey auch bey wem es wolle. Wer eines Diebes Parthey nimmt, ſoll vor allem Volk verſpottet werden. Der Dieb aber ſoll funfzig Prügel und einen ſchweren Klotz (Chongor adſirga) einen Monath lang am Halſe zu tragen bekommen: auch ſollen ihm Zeichen auf die Backen eingebrannt werden und man darf ihn nach Willkühr in die Krim, Kuban, oder wohin man will, verkaufen, nur muß es vorher an gehörigem Ort angezeigt werden. — Die Nachbarn eines berüchtigten Diebes ſollen auch mit büſſen, und zur Strafe ein Kameel an die Götzenhütte ſchenken, ihrer mag eine größere, oder geringe Zahl ſeyn. Denn ein Dieb kann ſeinen Nachbar nicht unbekannt bleiben. — Wer einen Diebſtahl, oder andre ſtrafbare Händel angiebt, ſoll einen Theil der Strafauflagen zur Belohnung haben. — Wer aber um den Diebſtahl gewußt hat, und ihn leugnet, ſoll, wenn er überführet iſt, funfzehn Schläge dulden und ein Kameel an das Hoflager, demjenigen aber, der ihn als Verheeler veroffenbaret hat, eine Kuh geben. — Wer einem Geſandten von Ruſſen, Kreym, Kuban, Zerkeſſen, Kirgiſen, oder andern Ausländern etwas ſtiehlt, ſoll aufs härteſte geſtraft, und dem Angeber ein Kameel zur Belohnung werden. Wollte ein Ankläger dem Vorurtheilen ſein Antheil nachmals aus Freundſchaft heimlich erlaſſen, ſo ſoll er, wenns bekannt wird, vor allem Volck fünf und zwanzig Streiche leiden und ſein Antheil wird für den Fürſten eingefordert werden. — Wer ſich ſtatt andrer einen Eyd abzulegen fürchtet, kann durch Erlegung einer guten Buße an den Fürſtlichen Hof davon frey kommen.

Wer Waaren, mehr als einen Rubel an Werth ſtiehlt, ſoll dem, der es entdeckt, ein Pferd, an die Götzenhütte ein Pferd, an den Fürſten ein Kameel, an jeden der Richter eine Kuh, an den Unterrichter (Jergatſchi) ein Pferd, an den Gerichtsboten ein Pferd, noch über die zuerkannte Strafe, erlegen.

Unter uns **Derbet** ſoll ein jeder die Ankunſt fremder Gäſte beym Dorfälteſten anzeigen, und ſelbige zum Uebernachten lieber nach Hauſe weiſen. Wer das zu thun vernachläßigt, ſoll allen Schaden allein tragen, der dem Fremden zugefügt wird, und ſo viel Stück Vieh, als wegkommen möchten, erſetzen, auch überdieß noch ein Pferd zur Strafe an das Hoflager liefern. Ja ſollte von des Fremdlings Gut gleich nichts verlohren gehn, ſo ſoll er doch davor, daß er ohne Anzeige Fremde bey ſich aufgenommen, ein Pferd büßen.

Im Gerichte fertige man diejenigen, welche ſich zu erſt einfinden, auch am erſten ab: wichtige Sachen ausgenommen, die zuvor ſchon dem Richter gemeldet ſind. Der Kläger und der Beklagte ſollen ſich jederzeit in Perſon vor Gericht ſtellen; hat der erſte keine gründliche Sache, ſo ſoll er die Gerichtsboten lohnen und alle gemachte Weitläuftigkeiten durch Boten abbeſtellen. — Befindet man, daß ein Gerichtsbote ſeinen Auftrag nicht ordentlich ausrichtet, ſondern auf die lange Bank ſchiebt, ſo ſoll er vor allen Volck ſechs Backenſtreiche empfangen und ſein Botenlohn einem andern Boten zugewendet werden. — Angeklagte müſſen ſich auf den beſtimmten Termin der nach dem Abſtand des Orts angeſetzt wird, unausbleiblich einſtellen. Wer den Termin verfehlt, hat ſein Recht verwirkt.

Wenn ein Dieb betreten wird, und, um zu entkommen, einen Menſchen verwundet, ſo ſoll er zur Strafe ein Sklave werden. Verwundet er nur ein Pferd, ſo iſt ein Kameel die Strafe. Entwiſcht der Dieb, ſo ſoll er, um von der Anklage loszukommen, mit dem Ankläger um die Wette Pfeile auf ein Ziel ſchießen und für jeden Fehlſchuß ein Pferd hergeben.

Vorſetzliche Mörder ſollen durchgängig ohne Gnade das Leben verlieren.

Wenn ſich Rotten zuſammenthun, um in Zarkaß, Kuban, Krim und bey den Kirgiſen zu rauben, ſo ſoll jedermann, der davon Kenntniß hat, ſie verfolgen, und umholen; wofür die Einbringer ſolcher Räuber reichlich belohnt werden ſollen. Iſt eine ſolche Bande wirklich auf Raub geweſen, ſo ſoll man ihr bey der Zurückkunft den Raub und die Reitpferde wegnehmen. Hat der Saiſſan darum gewußt, ſo muß er ein Kameel zur Strafe geben, oder ſich durch einen Eyd entlaſſen. — Wenn Unordnungen in einem Ainack vorgehn, ſo iſt die Schuld faſt allemal beym Saißan zu ſuchen; ein ſolcher muß abgeſetzt werden. — Kann ein Saißan beym Kriegsheer ſeinen Haufen nicht im Zaum halten, deſſen Kommando muß ſogleich einem andern gegeben werden. Und welcher Kriegsanführer erhebliche Fehler begeht, ſoll nachmals den Ruſſen zur Unterſuchung überliefert werden.

Ihr Männer tragt das Haar eures Haupts geflochten! Weiber geht in eurer Kleidung reicher und tragt keine weite Manuspelze! den Wittwen ſoll es allenfalls erlaubt ſeyn. — Ihr Menſchen gehorcht eurn Aufſehern! thun ſie euch aber Unrecht, ſo meldet es an den Fürſten, welcher ſie alsdenn richten laſſen wird. Wer die zum Hoflager beſtimmte Gegenden mit ſeinen Heerden abweidet und verderbt, ſoll ans Gericht ein Kameel und neun Stück Vieh entrichten. — Geringe Händel bringt vor eure Saiſanen; große Klagen allein gehören vor das Obergericht, und da treibts aufs äusserſte, bis zum glühenden Beil.

Sarwa manggalam!

IV. Ab-

IV.

Abhandlungen.

Vermiſchte Aufſätze.

I.

Begebenheiten des Baron von Rainville.

„Die Grundlage zu dieſer Erzählung, ſagt Herr Dorat im Journal des Dames, welche Empfindung, ſtarke Moral und kräftige Gemälde vereinigt, iſt von einer Franzöſiſchen Mamſell Faulques, aus Avignon gebürtig, die ſeit zwanzig Jahren in England lebt, und noch ſehr jung in der gelehrten Welt durch den Triumph der Freundſchaft, Abaßa und mehrere andere Werke ſich rühmlich bekannt gemacht hat. Das gegenwärtige iſt Engliſch geſchrieben, und von ihr ſelbſt ins Franzöſiſche überſetzt worden. Ich habe mir die Freyheit genommen, einige unumgänglich nöthige Veränderungen darinnen zu machen. Eine Entfernung von zwanzig Jahren kann die Schreibart in etwas verderben, ohne daß der innere Werth darunter leidet. Mamſell Faulques ſchrieb im Engliſchen ſo gut, daß ihre Schriften in dieſer Sprache klaßiſch geworden ſind und zum Unterricht der Jugend gebraucht werden. — Gegenwärtige Anekdote, die man in einigen Büchern, ganz unrichtig erzählt hat, erſcheint hier auf hiſtoriſche

„Fakta gegründet. Alle Umſtände derſelben ſind buchſtäblich wahr und dieſes vermehrt noch die warme Theilnehmung, ohne welche ſie nicht leicht jemand leſen wird.“

Ich hatte die Jahre durchlebt, in welchen die Leidenſchaften in uns ſtürmen, hatte mich bis zur Hälfte meiner Laufbahn von der Vernunft leiten laſſen, als ich gezwungen ward, oder doch ſo wähnte, ſie einem Vorurtheil, das mein Herz verdammte, zu unterwerfen. Eine Kleinigkeit, einige zu hitzige Worte machten, daß ich mich ſo weit vergaß. Ich ſchlug mich mit einem Manne, den ich liebte, ach! nur zu glücklich und flüchtete, in der Ungewißheit über ſein Schickſal, nach Frankreich.

Ueberzeugt, daß mein Gewiſſen mit Recht mich wegen meiner That anklagte, ſucht' ich es nicht in den Zerſtreuungen der Hauptſtadt einzuſchläfern, ſondern wählte eine kleine Landſtadt zu meinem Aufenthalt. Hier machte ich Bekanntſchaft mit einem Mann von Stande, der auf ſeinem Stammſchloß wohnte und daſelbſt Fremde mit der ädelſten Gaſtfreundſchaft aufnahm. Dieſer Herr, den ich den Baron von **Rainville** nennen will, hatte nur die Annehmlichkeiten jenes flüchtigen Karakters, den man den Franzoſen beylegt. Der ernſthafte Ton meiner Unterhaltung gefiel ihm und er nahm an der traurigen Lage meines Herzens Antheil, ob er gleich ſelbſt ein eifriger Anbeter jenes Abgöttes, der Ehre, war, dem ich meine Ruhe aufgeopfert hatte.

Lange drang er in mich, ſeine friedſame Wohnung mit ihm zu theilen; ich gab endlich nach und ſchmeckte in ſeinem Umgang alle Linderung meines Grams, deren ich fähig war. Täglich mehr von ſeiner menſchenfreundlichen Geſinnung und von ſeinem liebreichen Betragen bezaubert, fühlte ich mit ihm ſein Glück, daß auf feſtem Grunde zu ruhen ſchien, denn ſeine Nachbarn ſahn auf ihn mit Ehrfurcht, ſeine Unterthanen liebten ihn und ſein König, dem er mit Anſehn gedient hatte, ſchätzte ihn hoch. Im Innern ſeine Hauſes verkündigte alles die ganze Wonne häußlicher Glückſeeligkeit. Seine Gemahlin war ihm theuer, mehr noch durch vielfältige Tugenden als wegen ihrer Schönheit und zwey hofnungsvolle Söhne, der eine von zehn, der andre von fünf Jahren ließen ihn alle Freude erwarten, die nur das Herz eines Vaters empfinden kann.

Ich erhielt die Nachricht, daß mein Gegner wieder hergeſtellt ſey, nur das Vergnügen darüber konnte mir den Schmerz der Trennung von meinem neuen Freunde verſüßſen. Wir verſprachen uns wechſelsweiſe uns zu beſuchen, ſo bald es unſre Umſtände erlauben würden.

Ohngefähr zehn Jahre hernach zeigte ſich mir eine Gelegenheit, mein Verſprechen zu erfüllen. Aber wie ſehr erſtaunte ich nicht, als ich, dem Schloſſe Rainville, nahe die Hütten der Arbeiter, die es umgaben, dieſe einſtens lächelnde ländliche Wohnungen, in Trauer und Betrübniß fand, und auf den Geſichtern ihrer Eigenthümer, die ſonſt Fröhlichkeit röthete, jetzt die doppelte Verwüſtung von Elend und Kummer wahrnahm.

Voll von Unruh und bangen Ahndungen naht' ich mich zitternd dem Thore. Ein ehrwürdiger Prieſter, den ich als Hausprediger meines Freundes gekannt hatte, empfing mich und ſagte zu mir:

„Die ſchwere Hand des Schickſals oder vielmehr
„die gerechte Ausſprüche des Höchſten haben dieſen Ort,
„den Sie ſo reitzend geſehn haben, in einen Wohnplatz
„des Jammers verwandelt. Der Baron hat ſeine Ge-
„mahlin und ſeinen älteſten Sohn verloren. Mit lan-
„gen Zügen hat der bedaurenswürdige Vater, der un-

„glückſeelige Gatte aus dem Kelch der Leiden getrunken. „Er hat dieſen blendenden Schauplatz von Ueppigkeit „und Gröſſe mit einem einſamen Aufenthalt freywilliger „Armuth und Demüthigung vertauſcht; hat ſich in die „Abtey de la Trappe verſchloſſen, wo er durch eine „ſtrenge Buße darnach ſtrebt, wenigſtens den Antheil „an ewigem Heil wieder zu erlangen, den der Welt„menſch nur zu oft verſcherzt.“

„Sein jüngſter Sohn, jetzt ſein einziger Erbe, iſt „nach Paris geſchickt worden, um daſelbſt ſtandesmäßig „erzogen zu werden; da indeſſen wir, der treue Haus„hofmeiſter unſers geliebten Bußfertigen und ich, uns „bemühen, die Gaſtfreundſchaft in dieſer traurigen Woh„nung, wo ſie ſo lange eine anſtändige Freyſtadt fand, „ferner zu erhalten.“ Eine ſolche Veränderung, deren Urſache ich nicht erforſchen konnte, ſetzte mich in eine ſo quälende Ungewißheit, daß ich mich entſchloß, meinem Freund in ſeiner Einöde aufzuſuchen.

Niemals hab' ich in irgend einer menſchlichen Lebensart etwas leiden können, was einen Anſtrich von Sonderbaren hat; gleichwohl machte itzt die feyerliche Stille, welche ſchon das Aeuſſere dieſes berühmten Kloſters umſchwebte, einen ſolchen Eindruck auf mich, daß mir meine vormalige Meinung verdächtig zu werden anfing, und ich nahte mich dem Abte mit einer Ehrfurcht, die beym Anblick ſeiner Perſon gewiß nichts verlor.

Er nöthigte mich erſt, einige Erfriſchungen anzunehmen, und dann gab er mir auf meine Bitte zur Antwort: dieſer Zufluchtsort der Reue und Buße ſteht jederzeit denen offen, die ſeine Bewohner beſuchen wollen; denn die Strenge unſrer Ordensregel, der ſie ſich unterworfen haben, verträgt ſich ſo gut mit dem Vergnügnügen, ihre ehemaligen Vergehen abzubüßen, daß ein denkender Zuſchauer, der auch die traurigen Verirrungen eines ſtrafbaren Lebens kennt, nothwendig in ſich ſelbſt zurückkehren, und eine nicht ganz willkührliche Vergleichung anſtellen muß, welche für die ſchwachen und unglücklichen Sterblichen lehrreich ſeyn kann.

In dieſer Abſicht hat unſer Stifter, den tauſendfaches Ungemach unter den Stürmen des Lebens den ganzen Werth dieſes ruhigen und ſichern Hafens kennen gelernt hatte, jedermann einen freyen Zutritt in denſelben verſtattet, zugleich aber auch für die Erhaltung der Ruhe, deren man hier genießt, durch das Geſetz geſorgt, daß niemand zugelaſſen werden ſolle, er habe denn zuvor verſprochen, mit unſern Bußfertigen nicht zu reden, ſo lange ihre Andachtsübungen dauern, und der Sehnſucht der Freundſchaft oder dem Triebe der Neugierde bis zur Erholungsſtunde zu gebieten.

Ich ließ mir das gefallen, und ward in einen großen Garten geführt, der von den Klostergebäuden rings eingeſchloſſen war. Hier entdeckte ich bald unter bleichgelben, abgemergelten Geſtalten meinen lieben **Rainville**; er hatte aber eben ſo wenig Acht auf mich als ſeine Gefährten.

Mit verſchiedenen Arbeiten beſchäftigt, verrichteten ſie alle ihr Tagewerk in einem heiligen Schweigen und mit einer ſo tiefen Aufmerkſamkeit, daß ſie kaum einen Blick davon abwandten. Beym Schall einer Glocke ſchienen ſich ihre düſtern Stirnen, welche Trübſinn bewölkt hatte, aufzuheitern, welches mich auf die Vermuthung brachte, daß die Erholungsſtunde nicht mehr fern wäre, und ich folgte ihnen mit ungeduldiger Erwartung, ohne die geringſte Vorſtellung von dem rührenden Schauſpiel zu haben, welches ich ſehen ſollte.

Nachdem wir ohngefähr eine halbe Stunde durch einen Hayn von ſehr hohen Zypreſſen gegangen waren, kamen wir endlich auf einen Gottesacker von großem Umſang, wo offene Gräber den Menſchen ohn' Unterlaß an ſeine Verweſung erinnern. Einige Zeit ſtand ich da, in Nachdenken verſenkt. Nach einem kurzen feurigen Gebet, welches dieſe arme Bußfertige mit Thränen der Zerknirſchung und der Hofnung zu Gott erhoben, eilten die meiſten unter ihnen, von jenen Gräbern Beſitz zu nehmen. Einige fuhren fort, an ihrer Grube zu graben, da indeſſen andere, welche ſchon dieſe letzte Wohnungen der Menſchheit vollendet hatten, in ihrem finſtern Schooße einen Vorſchmack jener ewigen Ruhe ſuchten, der ſie in ihn nun bald entgegen zu ſchlummern hoften.

Sehnſucht nach dem Tode ſtrebte in allen ihren Handlungen, zuckte in jeder ihrer Mienen; zugleich aber lächelte in ihren häufigen Blicken gen Himmel ſo viel Geduld, ſo viel ſtille Dahingebung in die Fügungen des Alliebenden . . . . Es war ein rührender Anblick . . . Ich fühlte mich nicht ſtark genug, ihn länger zu ertragen. Mein Führer der's gewahr wurde, winkte mir, mich zu entfernen und führte mich in ſeine Zelle zurück, wo er mich meinen eigenen Betrachtungen überließ. Nicht lange, ſo trat Rainville herein. Düſtrer Ernſt herrſchte in ſeinem ganzen Anſtand; doch konnt er ſich nicht enthalten, mir wiederholte Merkmale ſeiner ehemaligen Liebe zu geben. Ich fragte ihn zärtlich nach ſeinem Umſtänden und er antwortete mir endlich!

„Mögte doch die entſetzliche Geſchichte, welche ich Ihnen erzählen will, denen zum Unterricht dienen, die falſche Grundſätze annahmen, und im Taumel ihrer Leidenſchaften dahin ſchwärmen; denn ich verlange nicht, daß Sie ſie geheim halten ſollen. Nur meinen Namen bitt' ich zu verſchweigen, und das um meines Sohnes willen.

„Sie wiſſen, fuhr **Rainville** fort, ich beſaß alle Vorzüge, welche in den Augen der Welt einen Werth haben, und vornehme Geburt ſchien mir eben nicht der geringſte derſelben zu ſeyn. Ich war verblendet. Dieſer Vorzug, den die Religion und ſelbſt ſchon die Vernunft ſo unbedeutend findet, ward die Quelle alles meines Unglücks. Er verleitete mich zu einem unmäßigen Stolz, dem verborgnen Urſprung des Jähzornes, auch einer ſchrecklichen Leidenſchaft, die man nicht früh genug bekämpfen kann, und die mich in einen Abgrund von Elend und Verbrechen geſtürzt hat. Für dieſe zu büßen, können die Vorwürſe meines Gewiſſens mich niemals genug foltern, noch meine Augen Thränen genug weinen.

„Bald nach unſrer Trennung bemerkte ich, daß einer meiner Pächter, der ſich rühmte, eine beßre Erziehung, als ſein Stand mit ſich brachte, empfangen zu haben, das Anſehn, welches ſie ihm über ſeines Gleichen verſchafte, dazu mißbrauchte, unter ihnen, vornämlich aber unter meinem Geſinde Zänkereyen anzuſtiften.

„Ich erkundigte mich, warum er ſo häufig auf mein Schloß käme, und man ſagte mir, daß er den Kammermädgen meiner Gemahlin die Cour machte. Ich befragte das Mädgen deswegen, ſie bezeigte aber

„ſo viel Abneigung gegen ihn, und dagegen ſo viel Luſt, „in ihrem Dienſt zu bleiben, daß ich den Pächter befahl, „nicht weiter an ſie zu denken, auch nicht eher „auf das Schloß zu kommen, als wenn es unumgängliche „nöthige Geſchäfte erforderten.

„Einige Tage hernach gieng ich zu ihm, um ihm „zu ſagen, wie's mit meinen Ländereyen gehalten werden „ſollte. Er hörte mich mürriſch an, und mißbilligte „kekk meine Abſichten. Verachtung war alles, was „eine ſolche Unverſchämtheit verdiente; ſtatt deren aber, „ließ ich mich von einem blinden Jähzorn dahin reißen; „ich glaubte, mein Stolz wäre dadurch gekränkt, „und erniedrigte mich ſo weit, daß ich einem Menſchen, „der von mir Schutz zu verlangen berechtiget war, einige „Schläge mit einem Rohre gab. Dieſes ſchien eine „Züchtigung zu ſeyn, eigentlich aber war es nichts „anders als eine Verletzung der Geſetzen der Menſchheit. „Er duldete ſie mit verſtellter Gelaſſenheit, doch „kaum hatte ich mich einige Schritte entfernt, als er „ſich mit der äußerſten Wuth auf mich ſtürzte, mich „zu Boden warf, mir das Rohr aus der Hand riß, „und die üble Begegnung, die er von mir empfangen „hatte, mir mit Wucher zurückgab.

„Nicht zufrieden mit dieſer Verwegenheit und beſorgt „wegen der Folgen einer Handlung, für die er „niemals Verzeihung hoffen durfte, drohte er mir ſogar, „das Leben zu nehmen. Was ſollte ich thun? „Keinen Degen hatte ich, und hätt' ich auch einen gehabt, „ſo wär' er mir doch ganz unnütz geweſen, denn „ich lag an der Erde unter der Laſt eines nervichten „Bauernlümmels, der mir mit beyden Knien auf der „Bruſt kniete, und mich mit der einen Hand feſt drückte, „da er indeſſen mit der andern etwas, mich damit

„umzubringen, zu ſuchen ſchien. Ich bat ihn, mich zu
„verſchonen. Er geſtand mir's zu, doch muſte ich ihm
„vorher verſprechen, mich niemals auf irgend eine Art
„wegen dieſer Beleidigung an ihm zu rächen.

„Hätt' ich damals die Sache aus dem richtigen
„Geſichtspunkte betrachtet, gewiß ich hätte mich nicht
„für beleidiget gehalten, indem ich der angreifende Theil
„war, und dieſen Menſchen zu einem Ausbruch von Jähzorn
„gereitzt hatte, der um ſo mehr Nachſicht verdiente,
„da ich ihm ſelbſt das Beyſpiel davon gegeben.
„So dacht' ich aber nicht, ſondern gieng beſchämt und
„mit verbißner Wuth nach Hauſe. Einige Tage lang
„überlegte ich nur, was ich im gegenwärtigen Falle thun
„könnte. Die ſchimpfliche Begegnung, die ich erfahren
„hatte, konnte niemals bekannt werden; keine Zeugen
„waren dabey geweſen, und der Bauer mußte wohl, wie
„ich gar nicht zweifelte, ſeines eigenen beſtens wegen
„davon ſchweigen. Aber jene innere Ueberzeugung, jenes
„geheime Murren meiner Eigenliebe, war das
„nicht genug?

„Ich bildete mir ein, der Adel meines Geſchlechts
„würde nicht nur in mir, ſondern auch in meinen
„Nachkommen durch jenen Schimpf herabgewürdigt
„bleiben, wenn ich nicht durch eine verhältnißmäßige
„Rache dieſe Makel auszutilgen ſuchte. Jetzt gab ich
„nur meiner Wuth Gehör. Doch hielt mich noch immer
„die Erinnerung an meinen Eyd zurück, ob ich
„gleich öfters an ſeiner Gültigkeit zweifelte.

„Dieſe ſchmerzhaften Gedanken quälten mich faſt
„bis zum Unſinn. Endlich fiel mir's ein, meine nächſten
„Verwandten und vertrauteſten Freunde zu mir zu
„bitten, ihnen meine verdrießliche Begebenheit zu entde-

„cken, und mich in allem nach ihrem Ausſpruch zu richten. Ihnen lag an der Erhaltung meiner Ehre, und folglich waren ſie die beſten Richter über meine jetzige Lage.

„Nach einer langen Unterſuchung verurtheilten ſie mich einſtimmig, mein Verſprechen zu erfüllen; ein Edelmann, ſetzten ſie hinzu, müßte niemals ſeinen Lehnsunterthanen übel begegnen, weil dieſer der ſchwächſte ſey, und die Schwäche mißbrauchen, um ſie zu unterdrücken, hieße nichts anders, als die Geſetze jener Empfindung übertreten, welche die Natur tief in das Herz eines jeden Menſchen, der ſich ſelbſt befragt, gepflanzt hat.

„Wir pflegen die Ehre mehr in der Meynung Anderer zu ſuchen, als in der Natur der Dinge, und ſelbſt in den Begriffen, die wir davon haben; die Entſcheidung meiner Freunde beruhigte mich alſo. Gleichwol wallte mein Zorn jedesmal beym Anblick jenes Menſchen wieder auf, und ich ſagte ihm daher zuletzt, daß es für ihn ſelbſt beſſer ſeyn würde, wenn er mein Gut freywillig verließe, und ſich eine andre Pachtung ſuchte.

„Er war in guten Umſtänden; es fehlte ihm auch nicht an Verſtand; er konnte leicht vermuthen, daß es mir, meines Verſprechens ungeachtet, unmöglich ſeyn würde, meine Rachbegierde zu erſticken, zu deren Befriedigung ich ſo mancherley Mittel in Händen hatte. Sein Entſchluß war alſo leicht gefaßt; er gab ſeinen Pacht auf, und ließ ſich in der Nachbarſchaft nieder. Durch ſeine Entfernung erlangte ich wieder meine vorige Ruhe, und bald dachte ich an dieſe ſeltſame Begebenheit gar nicht mehr.

„Vier Jahr ungefähr hernach, kam Kavallerie in die
„benachbarten Dörfer in's Winterquartier zu liegen. Ich
„habe von jeher eine große Neigung für den Soldaten-
„ſtand gehabt. Ich bat alſo die vornehmſten Offiziere
„zu mir, deren Höflichkeit und vernünftige Unterhaltung
„auch meiner Erwartung ſo gut entſprachen, daß uns
„die Zeit unter geſchmackvollen Ergötzungen und unſchul-
„digen Freuden dahin gleitete.

„In dieſem angenehmen Zuſtand befand ich mich,
„als ich ein Billet von unbekannter Hand in meinem
„Kabinette fand, welches eine kurze, trockne Warnung,
„auf die Aufführung meiner Frau Acht zu geben, ent-
„hielt. Eiferſucht hat niemals unter meine Schwachhei-
„ten gehört. Gleichwol gab man mir dieſe Warnung
„auf eine ſo wenig geſuchte Art, daß ſie einigen Ein-
„druck auf mich machte, der ſich aber, nachdem ich die
„Sache unterſucht hatte, gänzlich wieder verlor, ſo daß
„ich des Vorwurfs ungeachtet, den man mir in einem
„zweyten Billet machte, als blendete ich mich ſelbſt,
„und vernachläßigte meine Ehre, beydes dieſe Nachricht
„und die Vorſtellung verachtete.

„Zuletzt meldete man mir in einem weitläuftigern
„Briefe, der aber, eben ſo, wie die vorigen, nichts an-
„ders als mein Beſtes zur Abſicht zu haben ſchien:
„durch meine Schuld hätte das Uebel, das man mir
„vorhergeſagt, den höchſten Grad erreicht; meine Frau
„begnügte ſich nicht mehr mit kleinen Galanterien am
„Tage, ſondern ſie ließ alle Nacht ihren Liebhaber auf
„ihr Zimmer kommen.

„Eine ſo beſtimmte Anklage ſetzte mich in eine Wuth,
„die mich aller Beurtheilung unfähig machte. Meine
„Schande ſchien mir gewiß zu ſeyn, und in dieſem Au-

„genblick hätt' ich meiner gekränkten Ehre die blutigſten Opfer bringen können. Doch zwang ich mich, und nahm mir vor, abzuwarten, ob ich in der Nacht, die nicht weit mehr entfernt war, etwas in der Sache entdecken würde. Bald aber fiel mir's wieder ein, daß ich an den Schauplatz des Verbrechens nicht kommen könnte, ohn ein Geräuſch zu machen, und daß mir auf ſolche Art vielleicht meine Rache fehlſchlagen möchte. Ich hielt alſo für rathſamer, das Kammermädchen, von der ich oben ſagte, rufen zu laſſen.

„Sie kam unverzüglich, und fragte mich mit ruhiger, frölicher Miene, was ich befähle? — Was geht alle Nacht in dem Zimmer deiner Herrſchaft vor? fragt' ich ſie mit einem wüthenden Tone. Sie ſtellte ſich ſehr erſtaunt, und antwortete mit dem täuſchendſten Schein von Treuherzigkeit: Sind Sie denn nicht der, der die verborgne Treppe heraufkömmt, durch das Kabinet, worin ich ſchlafe, in das Zimmer der gnädigen Frau geht, und dann vor Tagesanbruch ſich wieder fortſchleicht? — — Nein, ſchrie ich, ganz außer mir, nein! das bin ich nicht. — Wohl, verſetzte ſie, Sie öfnen mir die Augen über verſchiedne Dinge, die ich genauer zu unterſuchen mich ſcheute. Alſo war meine Furcht ſo ſehr gegründet! Nach dieſer Ausrufung machte ſie mir eine lange Erzählung von den Vertraulichkeiten, die ſie zwiſchen meiner Frau und verſchiednen von den Offizieren wahrgenommen hätte, betheuerte aber dabey, daß ſie nicht errathen könnte, welcher von denſelben gegenwärtig bey ihr in Gnaden ſtünde, und verſprach mir endlich, mir's noch dieſe Nacht ausſpähen zu helfen.

„Kaum hatte mich meine Geſellſchaft, die ich dieſen Abend ſehr ſchlecht unterhielt, verlaſſen, ſo ging ich in

„das Kabinet. Das Kammermädchen erwartete mich.
„Ich war mit einem Dolch bewafnet, und glühte vor
„Begierde, zwey Verbrecher damit zu durchbohren. Jezt
„hört' ich ein Geräuſch in dem Zimmer meiner Frau. —
„Iſt er ſchon da, fragt' ich mit leiſer, zitternder Stim-
„me. Das Mädchen bat mich, nur einen Augenblick
„meinen Zorn zu mäßigen; ſie wollte nur einen Blick
„in das Zimmer werfen, um mich völlig überzeugen zu
„können. Er war es, ſagte ſie, als ſie ſehr beſtürzt
„wiederkam, der Obriſte vom Regimente war's! . . .
„Ich fürchte, er hat mich geſehn. Vermuthlich war
„er die andre Treppe heraufgekommen, mag aber nicht
„ſo recht getraut haben, und eilt nach ſeinem Zimmer
„zurück.

„Jezt konnt' ich mich nicht länger mäßigen; ich lief
„hinter meinem Feinde drein; in der Dunkelheit ver-
„mocht' ich nicht, ihn zu erkennen, doch folgt' ich ihm
„immer nach, über einen großen Hof hinüber, der den-
„jenigen Flügel des Schloſſes, welchen ich den Offizie-
„ren eingeräumt hatte, von dem abſonderte, den ich
„ſelbſt bewohnte. Ob ich gleich ſah, daß es unmöglich
„war, ihn zu erreichen, blieb ich dennoch auf meinem
„Vorſatz, mich auf der Stelle zu rächen, und wollte lie-
„ber ſeine Thüre aufbrechen, ſollt' es auch mein Leben
„koſten, als ihm noch eine Stunde das ſeinige gönnen.

„Es war ſehr finſter; mein Blut in einer ſchreckli-
„chen Wallung; ich fiel, und das hielt in dieſem Au-
„genblick die Würkung meines Zorns auf. Eine Men-
„ge von Vorſtellungen drängte ſich mir zu; meine Söh-
„ne entehrt, wenn das Verbrechen ihrer Mutter bekannt
„würde, ich ſelbſt von jedermann verabſcheut oder ein
„Gegenſtand eines kränkenden Mitleidens, das waren
„die erſten Folgen, die ich von einer unbedachtſamen

„Rache vor mir ſah; als ich aber weiter überlegte, wie
„ſchimpflich es für mich ſeyn würde, die Geſetze der
„Gaſtfreundſchaft durch die Ermordung meines Gaſtes
„in eben dem Hauſe, das ihm zur Freyſtatt dienen ſoll-
„te, zu verletzen, dann fühlt' ich die Nothwendigkeit,
„meine Rachſucht zu zähmen, und anſtatt weiter zu ge-
„hen, oder auch zurück nach dem Zimmer meiner Frau,
„ſchlüpft' ich ohne Geräuſch in das meinige.

„Hier faßt' ich einen Entſchluß, für den ich von
„den Menſchen mehr Nachſicht erwarten durfte, ob er
„gleich in den Augen des höchſten Weſens weit ſtraf-
„barer war, denn dieſes vergiebt zwar das erſte Auf-
„brauſen der Leidenſchaft, nicht aber Verbrechen, die
„mit kalter Ueberlegung verübt werden.

„Kaum war die Sonne aufgegangen, ſo begab ich
„mich zum Obriſten, gefaßt, zum Schein ruhig, aber
„feſt in meinem Vorſatz. Er empfing mich mit offner
„und heitrer Miene; ich hielt ſie für niederträchtige
„Verſtellung. Doch mogt' ich keine Erklärung mit ihm
„haben, vornemlich in meinem eignen Hauſe; ich bot
„ihm alſo einen Spatziergang an, und er war ſogleich
„dazu bereit. Unvermerkt führt' ich ihn an einen ab-
„gelegnen Ort; hier legt' ich plötzlich die Hand an den
„Degen, und ſchrie ihm zu: er ſollte ſich vertheidigen.
„Hierüber ſchien er ſehr erſtaunt zu ſeyn; aber zu be-
„herzt, um nur einen Augenblick anzuſtehn, antwortete
„er mit entſchloßnem Ton: Sie ſollen alle Genugthu-
„ung von mir haben, mein Herr, die Sie verlangen.
„Nach dem Kampf werden Sie mir wohl ſagen, was
„Sie beleidigte.

„O ihr ſchreckliche, unerforſchliche Ausſprüche des
„Himmels! warum ſetzte mich nicht gleich der erſte Stoß

„außer Stand, weiter zu fechten? Warum fand ich, „nach einer tiefen Wunde in die Seite, in der Wuth, „die mich entflammte, noch Kraft genug, das Herz eines Gegners zu durchboren, den ich ſo ungerecht angefallen hatte?

„Durch die Sorgfalt der Offiziere, denen ich meinen Zweykampf entdeckte, ohne ihnen doch die wahre „Veranlaſſung davon zu ſagen, ward der todte Leichnam „aufgehoben, und in der Stille begraben. Die Sache „blieb alſo geheim, und nichts hinderte die Heilung „meiner gefährlichen Wunde, hätte nicht der heftige Aufruhr in meiner Seele mein ganzes Blut entzündet.

„Umſonſt gab mir meine Frau die rührendſten Beweiſe ihrer Betrübniß über meinen Zufall; vergebens „pflegte ſie mich mit der zärtlichſten Bekümmerniß. Ich „glaubte, ihre Thränen flößen für ihren verlornen Liebhaber, und ihre Aufmerkſamkeit auf mich hielt ich für „neue Beleidigung, für fortdauernde Treuloſigkeit.

„In den Augen der Welt war meine Ehre gekränkt. Dieſe Vorſtellung quälte mich, und fachte meinen Zorn auf's neue an, ſo oft das Opfer, welches „jenes Vorurtheil heiſchte, mir nahe kam. Die Menſchlichkeit vermogte nichts über mich, aber der Stolz „vereinigte ſich mit ihr; ja, der Stolz war's, der mir „den Gedanken eingab, es ſey unter der Würde eines „wackern Mannes, das Leben eines wehrloſen Weibes „anzutaſten, und tiefe Verachtung ſey die einzige Züchtigung, die meine ſtrafbare Gattin verdient habe.

„Ein Entſchluß, der auf der Ebbe und Fluth der „Leidenſchaften umhergetrieben wird, iſt ſo ungewiß, daß „man ſich nicht wundern darf, wenn ich ſchon im folgenden Augenblick die Begnadigung, die ich zugeſtan-

„den hatte, wieder zurücknahm. Es fand ſich, daß „meine Frau hoch ſchwanger war; ſie hatte mir nichts „davon geſagt, und dieſe vermeynte Entdeckung erbitterte mich ſo ſehr, daß ich ihren Tod unwiderruflich beſchloß.

„Vergebens ſagte ſie mir mit einer Freymüthigkeit, „die mir allen Argwohn hätte benehmen können, ihr „Stillſchweigen in Abſicht auf ihre Schwangerſchaft „rührte bloß von der Beſorgniß her, ſie mögte meine „Unruhe dadurch vermehren und meine Geneſung verzögern. Ich ſuchte den Grund davon in den Vorwürfen ihres Gewiſſens über ihr Verbrechen und in „der Hoffnung, die ſie nährte, daß ich ihren Liebhaber „nicht lange überleben könnte.

„Die Ausſicht in die Zukunft, wo die heimliche „Frucht eines Ehebruchs in mein altes ädles Geſchlecht „ſich einſchleichen, ein ſolcher unrechtmäßiger Beſitzer „eines Theils der Erbſchaft meiner Söhne ſich bemächtigen würde, dieſe war es, die mich am meiſten zu „der entſetzlichen That drängte, die Sie ſchon vermuthen, „wegen der ich Sie ſchon beben ſehe. Aber ich habe „mich keines ſchuldloſen Lebens gerühmt, habe Sie vielmehr eine Erzählung ſo voll von gräßlichen Begebenheiten erwarten laſſen, daß ich, ohn' eine beſondere „Gnade des Himmels, unſinnig werden würde, wenn „ich mich ihrer erinnere.

„Soll ich ſie vollenden? .... Ich muß. Es iſt „eine Marter mehr, und keine iſt für mich zu viel.

„Ohne mich weiter auf Erläuterungen oder Vorwürfe einzulaſſen, bereitete ich ein kräftiges Gift und „miſcht' es unter ihre Speiſe; mit ihm ſchlich der „Tod durch jede Ader in das Herz meiner unglücklichen

„Gattin und des Kindes, das unter dem ihrigen athmete. Ich brauchte dabey ſo viel Vorſicht, daß ich weder für meine Ehre, noch für meine Sicherheit von Seiten der Gerechtigkeit etwas zu befürchten zu haben glaubte, wenig beſorgt wegen des ewigen Richters, deſſen Auge ſtets wachſam auf die Handlungen der Boshaften herabſieht.

„Ich verkannte mich ſelbſt ſo ſehr, daß ich im erſten Augenblick nichts von jenem Schauer empfand, der ſonſt den Böſewicht nach der That durchſchauert. Durch eine Reihe von Verbrechen abgehärtet, ſah' ich das meinige für nichts anders an, als für das Werk einer unwiderſtehlichen Nothwendigkeit. In dieſer fürchterlichen Ruhe, die ſchlimmer als Gewiſſensbiſſe iſt, lebte ich eine Zeitlang allein in meinem verödeten Hauſe, bis mein älteſter Sohn von Paris, wo er ſeine Studien geendiget hatte, zurück kam.

„Seine Gegenwart gab meinem Herzen, das für alle Empfindung erſtorben zu ſeyn ſchien, wieder einiges Leben. Bald aber verſchwand meine Hoffnung, beſſere Tage zu ſehn, in eine Nacht von Verzweiflung, die ewig gedauert haben würde, hätte mir nicht der Allgütige einen Strahl von Barmherzigkeit durch ihre Finſterniß ſchimmern laſſen.

„Eines Tages, als ich mich damit beſchäftigte, meinen Sohn zu unterrichten, nicht in jenen wahren Tugenden, auf die ſich unſer Glück gründet, ſondern in jenen falſchen Tugenden, die es untergraben, als ich ihn in jenen Grundſätzen von Ehre beſtärkte, denen ich meine Schande zuſchreiben mußte, und mein Elend, behändigte man mir einen Brief, den ein Bauer gebracht hatte. Ich öfnete ihn, und welchen Ein-

„druck er auf mich machte, mögen Sie aus den Folgen
„urtheilen. Kaum hatt' ich ihn mit den Augen durchlaufen,
„ſo drang eine Todeskälte durch alle meine
„Adern bis zu meinem Herzen, meine Augen wurden
„trübe, unter meinem Füßen ſchien der Boden zu
„ſchwinden. Ich fiel meinem erſchrocknen Sohn in
„die Arme, und gab lange keine Merkmale des Lebens
„von mir, als durch Verzuckungen, denen gleich, welche
„die Trennung des Leibes von der Seele begleiten.

„Endlich kam ich wieder zu mir; hob den Brief
„auf, der meinen kraftloſen Händen entſchlüpft war,
„und befahl meinen Leuten, mich mit meinem Sohn
„allein zu laſſen. Komm, ſagt' ich nun zu ihm, lies.
„Er that's zitternd und ich, mit geſenktem Haupt, geſchloßnen
„Augen und den Händen vor dem Mund um
„mein Geſchrey zu erſticken, hörte weinend zu, ſchauderte
„bey jedem Wort zuſammen, als ſtieß man mir
„mit ihm einen Dolch in die Bruſt.

„Doch ich quäle Sie zu lange. Hören Sie alſo:
„der Brief war von jenem Bauer, den ich mein Gut
„zu verlaſſen gezwungen hatte, und enthielt die Erzählung
„von einer unerhörten teufliſchen Bosheit.

„Der Böſewicht wünſchte ſich Glück wegen einer
„Rache, die er einen Triumph nennte, ſagte, ich wär'
„ein verblendeter, einfältiger Mann, der ſich ſo leicht
„hätte betrügen laſſen; aber hierdurch hätte die Freude,
„die er ſich von dem Erfolg ſeiner Liſt verſprochen, ſehr
„viel verloren. Meine Frau war unſchuldig; der Obriſte
„hatte mich niemals beleidiget; die Billets, die ich
„bekommen hatte, waren von eben der Hand, welche
„das gegenwärtige geſchrieben hatte. Durch Hülfe des
„Mädgens, welches zu Heyrathen ich ihn verhindert

„hab-

„hatte, und nachdem ſie meine Frau durch Opium eingeſchläfert,
„hatt' er ſich in ihrem Zimmer verſteckt.
„Er hätte ſich geſchmeichelt, fuhr er fort, mich nach
„und nach aufs Blutgerüſt zu führen, auf dem ich,
„wegen der Ermordung einer tugendhaften, unſchuldigen
„Gemahlin und wegen meines Zweykampfs mit einem
„vermeynten Rival, zu ſterben, nur zu würdig wäre,
„weil er aber keinen vollſtändigen Beweis von dieſen
„Verbrechen beybringen könnte, ſo müſte er die gänzliche
„Befriedigung ſeiner Rache meinen Gewiſſensbiſſen
„überlaſſen. Er wäre, ſetzte er hinzu, ſchon völlig ſicher
„gegen die Raſerey, in die mich ſein Brief ſtürzen
„müſte, denn er verließ in dieſem Augenblick Europa,
„und ſeegelte nach Indien.

„Faſt entſeelt ſchon bey der erſten Dämmerung dieſes
„ſchrecklichen Lichtes über mein Schickſal, kämpfte
„ich doch gegen den Todesſchmerz an, mit dem mich
„die trockne Erzählung ſo vieler gehäuften Bosheiten
„peinigte, denn ich ſah wohl, mein unverſöhnlicher
„Feind würde alles wagen, und wollte nicht, daß mein
„Sohn, durch falſche Nachrichten hintergangen, mich
„haßte und verachtete. Ich ſagte alſo zu ihm: Haſt
„du einige Zärtlichkeit gegen einen Vater, der dich
„liebt, ſo gönne mir jetzt deine ganze Aufmerkſamkeit.
„Dieſer Brief, den du ohne Zweifel mit Abſcheu geleſen
„haſt, muß dir nothwendig eine fürchterliche Vorſtellung
„von dem gemacht haben, was zwiſchen mir
„und deiner Mutter vorgegangen iſt, aber ich will den
„Schleyer aufdecken, der auf dieſem traurigen Geheimniſſe
„liegt, und du ſollſt mein Richter ſeyn. Wiſſe alſo,
„mein Sohn, während deiner Abweſenheit haben giftige
„Ausdünſtungen der Hölle den Urheber deiner Tage
„umnebelt; möge der Himmel ſie ſtets von dir entfernen.

„Jetzt erzählt' ich ihm alles, was Sie gehört haben,
„ohne mein Verbrechen zu vergrößern oder zu entſchuldigen
„und ſchloß mit den Worten: Sieh! das ſind
„die entſetzlichen Begebenheiten, die ich dir anvertrauen
„wollte; was ich jetzt erfahre, iſt noch quälender, du
„haſt's geleſen. Ich glaube nicht, daß ich einer ſolchen
„Entdeckung lang überleben werde; aber ich will, es koſte
„was es wolle, ſo viel als möglich in deinem Herzen
„gerechtfertiget ſeyn, in deinem Herzen, dem Einzigen,
„was einem unglückſeeligen Vater noch übrig iſt.

„Mein Sohn war erſt achtzehn Jahr alt; aber
„ſchon verband er reiſe Einſicht und ruhige Ueberlegung
„mit vielen andern vortreflichen Eigenſchaften. Er hatte
„mich angehört, ohne den Mund zu öfnen, oder die
„Augen aufzuheben. Die Hände kreuzweis auf die
„Bruſt gelegt, ſtand er vor mir; lange ſchon hatt' ich
„zu reden aufgehört, und immer noch ſtand er ſchweigend
„in dieſer Stellung. Ein Thränenguß ſtürzte ſich
„von ſeinen Wangen herab; ich ſah's, und die meinigen,
„von zu gewaltſamen Empfindungen bis jetzt zurückgehalten,
„floſſen nun doppelt ſtärker. Um ſie mit
„den Thränen meines Sohnes zu vermiſchen, lehnt' ich
„mein Haupt an das ſeinige, und ſtumm, ſchluchzend
„hauchten wir einer in die Seele des andern den
„Schmerz, der unſer Innerſtes erfüllte.

„Urplötzlich dacht' ich an den Bauer, der den Brief
„gebracht hatte, und auf meinen Befehl angehalten worden
„war, erfuhr aber nichts weſentliches durch ſeine
„Ausſage. Erſt vor drey Tagen hätte man ihm denſelben
„gegeben, und ihn verſprechen laſſen, den Brief
„nicht eher als eine Woche nach der Abreiſe der Perſon,
„die mir ſchrieb, zu beſtellen: da er aber in meiner
„Nachbarſchaft zu thun hätte, ſo hätt' er geglaubt,

dieſer Gelegenheit ſich bedienen zu können; überdies wär' er für eine ſo leichte Verrichtung reichlich belohnt worden.

„Er gab mir dieſe Erläuterungen mit ſo viel Freymüthigkeit, daß ich andere zu erhalten nicht hoffen durfte. Wozu ſollten ſie mir auch dienen? Was konnt' ich thun? dem Urheber meines Unglücks nachſetzen laſſen, ihn in die Hände der Gerechtigkeit liefern, hieß mein eignes Leben in Gefahr ſetzen, und, was noch weit trauriger war, meine Söhne entehren. Das Beſte ſchien mir alſo zu ſeyn, wenn ich den Bauer wieder entließ, ohn' einmal ihn weiter zu befragen.

„Unmittelbar darauf ging mein Sohn von mir. Ich glaubte, nach der heftigen Erſchütterung, die er erlitten hätte, bedürft' er einer Erholung, und in dieſem Gedanken ward ich noch mehr beſtärkt, als ich ihn rufen ließ, und man mir ſagte, daß er mit ſeinem Bedienten, der die Pferde in möglichſter Geſchwindigkeit geſattelt hätte, ausgeritten wäre. Die Nacht brach herein, und er kam nicht wieder; ich fing an, über ſeine Unempfindlichkeit zu klagen, indem er wohl wußte, daß ich in meinem gegenwärtigen Zuſtand Troſt nöthig hätte, den blos ſeine Gegenwart mir einzuflößen vermögte.

„Den folgenden Tag ließ ich ihn allenthalben ſuchen, aber umſonſt. In dem Gewirre von Gedanken, die ſich in meinem Gehirn durchkreuzten, erinnert' ich mich auch an die Tücke meines Feindes. Ich fürchtete, er mögte ſich nur ſo geſtellt haben, als entfernte er ſich, um eine bequeme Gelegenheit für eine neue Frevelthat abzulauſchen, und mein Sohn mögte ihm in die Hände gefallen ſeyn. Ich fürchtete . . . was

„fürchtete ich nicht alles! . . . Drey unermeßlich lange Wochen hindurch vermehrte jeder Augenblick meine Unruhe; allein keine meiner Muthmaßungen, keine von meiner Beſorgniſſen ſagte mir das Schreckliche zum voraus, das mir bevorſtand.

„Unter unausſprechlichen Martern hatt' ich dieſe ganze Zeit zugebracht, als ich mit der Poſt aus einer Grenzſtatt in Flandern einen Brief erhielt. Haſtig erbrach ich ihn, mit der ungeduldigen Begierde eines Mannes, der Licht über ſein Schickſal zu haben wünſcht. Er war von dem Kommandanten des Ortes. Dieſer alte Officier, der in meinen erſten Feldzügen mein Gefährte geweſen war, verſicherte mich darinnen, er ſey noch mein Freund; eben dieſes habe ihn bewogen, mir von der jetzigen Lage meines Sohnes Nachricht zu geben. Er lebt alſo noch! er lebt, rief ich aus; aber wie vom Donner gerührt ſtand ich da, ſinnlos, als ich weiter las, daß der verwegene unglückliche Jüngling auf der Landſtraße bey hellem Tage meinen flüchtigen Feind und ſeine Mitſchuldige umgebracht hätte; daß er unmittelbar darauf in Verhaft genommen und ins Gefängniß geworfen worden wäre; daß der Kommandant aus verſchiedenen Papieren, die man bey ihm gefunden, wahrgenommen, wer er wäre, und ihn im Kerker beſucht hatte.

„Ihr Sohn, fuhr mein Freund fort, hörte nicht ſobald, daß ich Ihr Freund wäre, als er ſich gegen mich völlig herausließ, welches weder er noch ſein Bedienter vorher gegen irgend jemanden hatte thun wollen, und mir alle Umſtände einer That entdeckte, die alle diejenigen in Erſtaunen ſetzt, welche den Adel und die Beruhigung in ſeinem ganzen Anſtand ſehen. Er wäre, ſagt' er zu mir, ohne Abſchied von Ihnen zu

„nehmen, zweyen Ungeheuern nachgeeilt, welche Sie ſo
„grauſam beleidigt hätten, in der Hoſnung, ſie mit Hülſe
„des Bedienten, der eben ſo entſchloſſen wäre, als er
„ſelbſt, auf Ihre Güter zurückzubringen, indem er ſie,
„die Piſtole ihnen ſtets auf die Bruſt gehalten, nur des
„Nachts zu gehn, und den Tag im Walde zu bleiben
„zwingen würde (denn aller Gefahr zum Trutz, wollt'
„er ſie Ihnen in die Hände liefern). Der Bauer hätte
„anfangs kriechend um Gnade gebeten, da er aber
„ſeine Abſicht gemerkt, ſich in Vertheidigungsſtand geſetzt;
„der Böſewicht wäre bewaſnet geweſen, und ſeine
„ruchloſe Gefährtin hätte die Arbeiter auf dem Felde
„herbeyzuſchreyen geſucht; glühend von gerechtem Zorn
„hätt' er alſo ſeine Piſtolen auf dieſe beyden Elenden
„abgeſchoſſen; doch reute ihn die That gar nicht, was
„ſie auch für Folgen haben möchte, weil er nichts gethan,
„was nicht die Ehre vorſchriebe, und ſein Gewiſſen
„billigte.

„Sie wiſſen, Lieber, ſetzte der Kommandant hinzu,
„die Geſetze verſtatten kein ſolches Mittel, ein Verbrechen
„zu beſchönigen, das ſeiner Natur nach einen ſo
„großen Einfluß auf die öffentliche Sicherheit hat. Sie
„müſſen alſo alles anwenden, für Ihren Sohn Gnade
„zu erhalten. Ich hab' es vermittelt, daß ſeine Beſtrafung
„verſchoben worden iſt, damit Sie Zeit gewinnen
„möchten, alle Ihre Gönner und alle Ihre Freunde zu
„ſeiner Rettung aufzubieten. Aber verlieren Sie keinen
„Augenblick, und möchte der Himmel Ihre Bemühungen
„ſegnen.

„Schon war ich auf dem Weg nach Verſailles,
„kaum zwey Minuten nachdem ich dieſen traurigen Brief
„geleſen hatte, und die ganze Reiſe über ruft' ich ohn'
„Unterlaß aus: Gerechter Himmel, ſtraf nicht einen Va-

„ter, der minder ſtrafbar iſt, als unglücklich durch den Tod ſeines Sohnes; ſein Sohn iſt unſchuldig.

„Mein Gebet ward nicht erhört, und wirklich mußte mir's eher den Zorn des höchſtens Weſens, vor dem ich meine Verbrechen noch zu entſchuldigen wagte, zuziehen, als ſeine Barmherzigkeit erflehn. Der König ſchlug mir meine Bitte gradezu ab, und ſterbend, durch Schmerz gleichſam vernichtet, ſchwankt' ich hin nach der Stadt, wo ich meinem Sohne das letzte ſchrecklichſte Lebewohl ſagen ſollte.

„Noch ſah ich einen Stral von Hofnung, und ging deswegen zu ſeinen Richtern; aber in ihren Augen las ich mein Urtheil, und mein edler Freund beſtätigte mir's. Binnen weniger als drey Tagen ſollten Unterſuchung, Endurtheil und Vollſtreckung deſſelben das Maas meiner Leiden voll machen.

„Ich ging zum Gefängniß mit einer Angſt, mit einer Beklemmung des Herzens, die ich nicht beſchreiben kann, denn ich glaubte, die natürliche Standhaftigkeit meines Sohnes hätte der Vorſtellung von ſeinem künftigen Schickſal unterlegen, und zitterte vor dem Gedanken, ihn tröſten zu müſſen, da ich ſelbſt von dem peinigendſten Schmerz zerriſſen wurde. Wie ſehr erſtaunt' ich aber, als ich in ſeinem Antlitz alle Merkmale der tiefſten Seelenruhe wahrnahm.

„Ich umarmte ihn, konnte nicht reden, hielt ihn lange umfaßt. Er erwiederte zärtlich Liebherzungen mit Liebherzungen, und bezeigte mir mit feſtem Ton und heiterer Stirne ſein Vergnügen mich wiederzuſehn. Ich konnte nicht begreifen, wie er ſo unempfindlich gegen ſein Unglück ſeyn könnte, bildete mir ein, er ſchmeichelte ſich mit einer eiteln Hofnung, hielt es für nö-

„thig, ihn aus dem Irrthum zu ziehn, und ſagte ihm „Theurer Sohn! . . . meine Thränen floſſen unaufhaltſam . . . theurer Sohn, wähnſt Du vielleicht, Du werdeſt Gnade erlangen? Hoffſt Du Menſchen zum Mitleid zu bewegen, die nicht das Innre unſrer Herzen beurtheilen, ſondern vom Schein irre geführt, aus Pflicht das Blut anderer vergießen?

„Er antwortete mir kaltſinnig, er wüßte, welche Strafe ſeiner wartete; der Tod hätte keine Schrecken für ihn, denn er verlör' ſein Leben deswegen, weil er die Vorſchriften der Natur und der Ehre befolgt hätte; einen Vater und eine Mutter zu rächen, die Welt von zwey Ungeheuern zu befreyen, ſey eine nothwendige Pflicht, nicht nur für einen Sohn, ſondern auch für jedes Mitglied der bürgerlichen Geſellſchaft; und mögten gleich ſeine Richter anders entſcheiden, ſo würde doch die innre Ueberzeugung, die er hätte, nach den Geſetzen der natürlichen Gerechtigkeit gehandelt zu haben, zu ſeiner Beruhigung hinreichend ſeyn.

„Aber Du wirſt ſterben! rief ich aus, und benetzte ihn mit Thränen; das Blutgerüſt wird ſchon aufgerichtet; binnen drey Tagen wird Dein Urtheil geſprochen.

„Ich geſteh's, antwortete er, mit eben der Heiterkeit, wie vorher, eh' Sie kamen, hab' ich dieſen ſchimpflichen Tod befürchtet, jetzt aber bin ich deswegen außer Sorgen. Sie können mich retten, mein Vater . . . mit einem zärtlichen Blick . . . von einer öffentlichen Beſchimpfung, Sie haben ein Mittel dazu, und gewiß werden Sie Ihrem Sohn Ihre Hülfe nicht verſagen. — Ich Dir helfen! glaubſt Du, daß ich's vermag — —

„Vergeben Sie mir, unterbrach er mich mit einem Seufzer, dem einzigen, der ihm entfahren iſt, vergeben Sie mir, wenn ich Sie an eine traurige Geſchichte erinnre. Unter allen andern möglichen Umſtänden würd' ich einen ſolchen Fehler nicht begehn; meine gegenwärtige Lage mag mich entſchuldigen. Können Sie nicht, um meine Ehre zu retten, dasjenige thun, was, Sie von einem unglücklichen Irrthum getäuſcht, die Ihrige zu rächen thaten? Können Sie mir nicht eben den Gift reichen, den Sie brauchten, um meine Mutter zu beſtrafen? . . .

„Gott weiß es, daß ich bey dieſen Worten weit mehr litte, als jemals bey irgend einer Begebenheit meines Lebens, das nichts anders als eine lange Reihe von Leiden war.

„O mein Sohn, ſchluchzte ich, vor Abſcheu bebend, und von Mitleid erweicht, o mein Sohn, kannſt Du Dir von einem Vater eine Hülfe von der Art versprechen?

„Ja, antwortete er mir, nur ihm kann ich mich vertrauen bey einer Gelegenheit, wo es eben ſo ſehr auf ſeine Ehre als auf die meinige ankömmt; ſchon wird das Blutgerüſt gebaut; mein Urtheil wird geſprochen werden, Schande wird mein Andenken verfolgen; kommen Sie ihr zuvor . . . . entſchließen Sie ſich.

„In tiefen Stillſchweigen ſaß ich da, hörte nur auf die gebieteriſche Stimme des Tyrannen, deſſen Rechte mein Sohn vertheidigte. Dieſe unbiegſame Ehre flüſterte mir zu: einige Stunden mehr von Leben, unter allen Schrecken einer ſchauervollen Erwartung dahingeächzet, können für Nichts geachtet werden gegen das Glück, der Entehrung zu entgehn. Aber ich ſelbſt ſoll-

„te meinen Sohn den Tod zubereiten! Ich ſelbſt ſollte mit eigner Hand ihm den Giftbecher reichen! Bey dem Gedanken empörte ſich mein Herz, und ich ſchauderte zuſammen. Kämpfend mit Vaterempfindungen und einem tyranniſchen Vorurtheil, gedrängt durch das ungeſtüme Bitten des Opfers, das ſich ſelbſt der Ehre dazu weyhte, und durch die Kürze der Zeit, die bis zur Aufopferung noch übrig war, aber auch wieder von einem geheimen, unwillkührlichen Abſcheu zurückgehalten, hätt' ich den harten Kampf nicht länger kämpfen können, wär' mir's nicht urplötzlich eingefallen, daß ich den tödtlichen Trank mit meinem Sohne theilen, und zugleich mit ihm ſterben könnte.

„Ich ſtand haſtig auf, umarmte ihn, und rief: es ſoll geſchehn, in einer Stunde vereinige ich mich mit Dir, und nichts ſoll uns wieder trennen.

„Mehr Zeit brauchte ich nicht, das Gift zu bereiten. Unbegreifliche Verblendung! Nicht einmal dacht' ich daran, wie ſchrecklich die That wäre, die ich begehen wollte, ſondern eilte wieder nach dem Gefängniß mit einigen Papieren in der Hand, um keinen Verdacht wegen meines Vorhabens zu erwecken.

„Beym Anblick des Glaſes, das den Gift enthielt, glänzte Freude in dem Antlitz meines Sohnes. Ha! rief er, laſſen Sie mich's betrachten, riß es mir ungeſtüm aus meinen zitternden Händen, und ſchlürfte ganz den tödlichen Trank ein; dann warf er ſich mir zu Füßen, und ſchrie: O! mein Vater! denken Sie nicht daran, auch zu ſterben, oder Sie haben alles, was ſie für die Ehre thaten, umſonſt gethan. Ohnfehlbar wird man die Urſache unſers Todes muthmaßen, wenn wir zugleich ſterben, und Sie wiſſen wohl, wer ſeinem

„Daſeyn ſelbſt ein Ende macht, deſſen Namen und deſ-
„ſen unglückliche Nachgelaſſenen belegen die Geſetze mit
„Ehrloſigkeit. Laſſen Sie mich alſo allein ſterben; behal-
„ten Sie ſtets eine zärtliche Erinnerung an einen Sohn,
„der Sie liebte; nehmen Sie ſein Opfer an, und recht-
„fertigen Sie ſein Andenken.

„Unbeweglich, mit thränenvollen Augen, ohn' ein
„Wort zu ſagen, drückt' ich ihn an mein Herz; bald
„aber bebte ich zuſammen bey der Stimme des Ker-
„kermeiſters, der hereintrat, um mir zu ſagen, daß es
„Zeit wäre, mich wegzubegeben. Mein Sohn fragte
„mich nun, ob ich ihm ſeine Bitte gewähren wollte. —
„Ja, war alles, was ich zu antworten vermogte. —
„Gut! ſagte er, ſo werd' ich mein Schickſal gelaſſen
„erwarten.

„Dieſe letzten Worte bey unſerm Abſchied dienten
„ſehr dazu, den Verdacht, welchen die traurige Bege-
„benheit des folgenden Tages gegen mich hätte erregen
„können, von mir abzulehnen. Ich war früh an der
„Thüre des Gefängniſſes, und da ſagte man mir, mein
„Sohn wär' in ſeinem Bette tod gefunden worden;
„die Wundärzte hätten keine Spur von Gewaltthätigkeit
„an ihm wahrgenommen, und alſo in ihrem Gutachten
„angegeben, daß er eines natürlichen Todes geſtorben
„wäre.

„So gut ich auch auf dieſe ſchreckliche Nachricht
„vorbereitet war, ſo hatte ich doch jetzt nicht Kraft ge-
„nug, ſie zu ertragen; ich ſank in eine lange Ohnmacht
„man verzweifelte zuletzt an meinem Leben; doch erholte
„ich mich wieder, und mein erſter Gedanke war, daß, da
„mein Sohn noch nicht zum Tode verurtheilt worden
„war, als er ſtarb, ich es wagen könnte, um ſeinen

„todten Leichnam zu bitten. Ich erhielt ihn durch das Anſehn des Kommandanten, der mir auch anrieth, ſchleunig nach Hofe zurückzukehren, und wo möglich, den Fortgang der Unterſuchung zu hemmen, die in Frankreich auch nach dem zufälligen Tode des Inquiſiten fortgeſetzt wird, damit ich hierdurch den Richtern allen Vorwurf erſparen, und meinen Namen von der Entehrung ſichern mögte.

„Das Letztere machte mich zittern; den Tod im Herzen tragend, mußte ich nach Verſailles reiſen, nachdem ich die koſtbaren Ueberbleibſel meines Sohnes in einen Sarg beygelegt, und Befehl gegeben hatte, ſie auf mein Schloß zu bringen, wo ſie in der Gruft unſrer Vorältern beygeſetzt werden ſollten.

„Der Miniſter nahm mich gütig auf, und bewilligte mir mein Geſuch, gab mir aber auch zu verſtehn, daß ihm das Gutachten der Wundärzte ſeinen Verdacht wegen des wahren Verlaufs der Sache nicht benähme, und ſagte mir ins Ohr, er könnte ſich nicht enthalten, einen Vater zu bedauern, den die Umſtände ſo aufs äuſerſte gedrängt zu haben ſchienen.

„Mehr, mein Schmerz als Rückſicht auf meine Sicherheit machte, daß ich nichts darauf antwortete; was konnte mich weiter an ein elendes Leben heften, welches mit jedem Augenblick mir eine drückendere Bürde ward.

„Ich kehrte zurück auf mein Schloß, wo ich drey Monate lang Tag und Nacht auf dem Grabe meines Sohnes hinjammerte, öfters vor Gram ſo abgemattet, daß man mich in einem Zuſtand von Fühlloſigkeit zu Bette bringen mußte. Indeſſen war dieſe Lage minder peinlich, als die Angſt und die Schrecken, die

„mich verfolgten, nachdem das Gefühl von meinem Verluſt ein wenig ſchwächer geworden war. Nicht einen Augenblick konnt' ich allein bleiben; beym geringſten Geräuſch durchfuhr mich ein Schauer; beym Anblick eines Schattens fiel ich in Ohnmachten mit Verzuckungen begleitet; die Geſellſchaft meiner beſten Freunde konnte mich nicht zerſtreuen, ohn' Unterlaß ſah meine Phantaſie ſchreckliche traurige Geſtalten; öfters unterbrach ich ihr Geſpräch durch mein Geſchrey und bebte ſchaudernd von ihnen hinweg, als wären es eben ſo viele Henker geweſen, die nach meinem Blute dürſteten. Sah ich meinen zweyten Sohn, ſo verdoppelte ſich meine finſtere Schwermuth; ſeine Gegenwart preßte mir jedesmal ſolche bittere, heiße, halb erſtickte Zähren aus, die den Drang des Herzens nicht erleichtern, bey denen vielmehr die ganze Laſt des Grams noch einmal ſo ſchwer auf ihm liegt.

„Ich war in dieſem bejammernswürdigen Zuſtand, immer noch taub der Stimme des Himmels, ob ſie gleich durch mein Gewiſſen laut zu mir ſprach, als ich nach mehrern ſchlafloſen Nächten in einem leichten Schlummer ſank, und in demſelben einen Traum oder eine Erſcheinung hatte, deren Erinnerung, zu meiner Strafe, mir ſtets gegenwärtig ſeyn wird.

„Die Schlünde der Hölle ſchienen vor mir aufzuberſten; da glaubt' ich alle Opfer meiner Leidenſchaften und meiner Vorurtheile zu ſehn, verdammt zu ewigen Martern; ich ſah ſie, erkannte ſie, hörte ihr Aechzen; ſie ruften mich mit Namen, klagten mich an, wegen ihrer unſäglichen Qualen, und drohten ſie auch mir. Soll ich hinzuſetzen, daß ich die Glut des Feuers, welches ſie verzehrte, an mir ſelbſt empfand! Der brennende Schmerz preßte mir ein wiederholtes, kralles

„Str

„Geſchrey aus, welches alle die, ſo bey mir wachten, erſchreckte.

„Ich hätte alles Gefühl für Religion verloren haben müſſen, hätte nicht dieſes fürchterliche Nachtbild ein heilſames Entſetzen in mir gewürkt, hätten meine falſchen Grundſätze noch länger meine Vernunft geblendet. Zwar, ſagt' ich zu mir ſelbſt, kann ich alles dieſes für nichts anders als für einen Traum halten, denn unmöglich verdient meine unſchuldige Frau und das Kind, das ſie unter ihrem Herzen trug, an dem Ort zu ſeyn, wo ich ſie ſah; zwar lehrt mich die Religion, die ich bekenne, daß ſelbſt mein unglücklicher Sohn, deſſen Verzweiflung nur zu willkührlich war, noch bey ſeinem letzten Seufzer durch aufrichtige Reue Vergebung erhalten haben kann; dennoch aber muß mich dieſer Traum auf die Wahrheiten zurückführen, die ich in meiner Kindheit lernte, und zu lange, zu lange vergeſſen habe.

„**Für mich** iſt das kein Traum, ſondern eine der koſtbarſten Gnadenbezeugungen, die der Höchſte einem verhärteten Böſewicht erzeigen kann. Die Unglücklichen, die ich ſah, mögen in jene Feuerſchlünde hinabgeſtürzt ſeyn oder nicht, ſo iſt es doch immer gewiß, daß ich ihnen nicht entweichen kann, wenn ich nicht meine Verbrechen abbüße.

„Ich faßte alſo den Entſchluß, in dieſes Bußhaus zu fliehn, wo ich durch nie verſiegende Thränen und durch die ſtrengſte Lebensart einige Stunden des Troſtes erlangt habe: aber Du, geliebte Gattin, und Du, mein Sohn! wo ſeyd Ihr? — Gott! Gott! nur die Gnade, mit dieſen theuren Opfern wieder vereinigt zu ſeyn! ....“

Bey dieſen Worten ſchwieg **Rainville**, und ſchmachtete in eine tiefe Schwermuth, in eine gänzliche Kraftloſigkeit dahin; man brachte ihn, aller Bewegung, aller Wärme beraubt, weit aus meinen Augen hinweg. Ich blieb eine ganze Stunde allein, unbeweglich von Erſtaunen, Abſcheu und Mitleid, bis der Abt zu mir kam, und mit mit heitrer Miene ſagte, mein Freund wäre dem Augenblick ſeiner Erlöſung nahe, ich könnte Zeuge davon ſeyn.

Ich winkte ihm mit dem Kopfe zu, daß ichs wollte; als ich aber gewahrte, daß wir den Weg nach dem Gottesacker nahmen, folgte ich nur zitternd meinem ehrwürdigen Führer. Ich machte mir ſelbſt Vorwürfe wegen des Todes meines Freundes, denn ich glaubte, meine Neugierde und die ſchnelle, heftige Erſchütterung bey der ſchauervollen Erzählung hätte ihn beſchleunigt.

Eben als wir hinkamen, rollte man den armen Rainville in ſeine Grube hinab. Man ſtellte mich an den Rand derſelben. Von da ſah ich ihn noch athmen, mit einer ſolchen gelaſſenen Freude, mit einer ſolchen himmliſchen Heiterkeit in ſeinem Antlitz, daß er ſchon in die Wohnung der Vollendeten aufgenommen zu ſeyn ſchien. Er ward mich gewahr, blickte mit einem Blick der innigſten Zärtlichkeit auf mich, hob die Augen auf gen Himmel, als wollt' er beten: Barmherzigkeit, Allgütiger! für mich und ihn! und .... ſein Geiſt hatte ſich zu Gott emporgeſchwungen. — — —

Von Mitleid und Betrübniß durchdrungen verlies ich nun dieſen traurigen Aufenthalt, aber niemals werd' ich das Schauſpiel, welches ich da ſah, vergeſſen. Bis zu meinem letzten Augenblick wird mir die Erinnerung davon überall nachfolgen. Es giebt Eindrücke, die keine Gewalt der Zeit auszutilgen vermag.

---

2. Be-

2.

Bemerkungen, in ein Exemplar der Reiſen um die Welt geſchrieben.

Worin der Krieg der Wilden von den Kriegen unter geſitteten Völkern unterſchieden ſey. (S. 18.)

> *Leur guerre eſt toute noble & genereuſe, & a autant d'excuſe & de beauté, que cette maladie humaine en peut recevoir.*
>
> Eſſ. de Montagne.

Der ganze Unterſchied des Krieges zwiſchen den Wilden und den kultivirten Völkern beſteht darin, daß er bey jenen gemeiniglich ein Bedürfniß bleibt, wenn er bey dieſen ſich zur Wiſſenſchaft erhebt. So hat der Wilde ſtets das Recht auf ſeiner Seite, wenn er ins Schlachtfeld tritt; und der Geſittete, der Länder verheeret, allein die Politik, die ihm alles erlaubt, wenn er nur will. Dort ficht Mann gegen Mann, und dieſe Tapferkeit iſt männlich: — Hier giebt es nur eherne Tapferkeit, die weniger menſchlich iſt; wo die Kunſt Werkzeuge erfunden hat, die Tauſende in einem Augenblick zermalmet. Jener Kriege ſind hitzig und grauſam, aber auch von kurzer Dauer: dieſer ihre weniger ſchrecklich, aber deſto peinigender, weil ſie langdauernd, und mit Klugheit geführt werden. — Dort ſind die Urſachen dringend und wichtig: hier zum öftern klein und geringfügig. —

In Wäldern endlich kennt man beym Friedensſchluſſe keine Formalitäten; in Städten iſt man voll davon.

Müſſen wir dann überall nur die Vernunft anklagen, und den Stand des Wilden über den des Geſitteten erheben; ſelbſt da, wo der Vorzug des Letztern über den Erſtern einleuchtend ſeyn ſollte. O Geſellſchaft, wozu nützeſt du uns, wenn du nur elend machen kannſt.

Betrachtung über die Schaam und über den Diebſtahl. (S. 24.)

La pudeur a ſa fauſſeté.

Dorat.

Pueri cum uſu rationis pudorem ediscunt; ante non magis agnoscunt quam belluae.

Bey den Otaheiten iſt die Schaam keine Tugend, und der Diebſtahl kein Laſter; wohl verſtanden nach unſern Begriffen. Denn wir würden ihnen groß Unrecht thun, ihnen ſolches als Verbrechen aufzubürden, da ſie es nur in Beziehung auf uns ſind. Wo die Begriffe von Eigenthum wegfallen, wo der Kreis von Bedürfniſſen noch eng zuſammengezogen iſt, wird dem Diebſtahl als Laſter ſein Weſen entzogen, und das Wort, als leerer Ton, bleibt allein übrig: — ſo wird dem Körper das Fleiſch genommen, und das nackte Skelet ſteht da. Eben ſo ungerecht würden wir verfahren, dieſem Volke, das in allen ſeinen Handlungen ein ſo richtiges Gefühl von Recht und Unrecht äußert, den Mangel der Schaam einem verdorbenen Herzen zuzuſchreiben. Faſt möchten wir uns auf die entgegengeſetzte Seite lenken, und das Entſtehen der Schaam vielmehr aus einem alten Herkommen und Gebräuchen zu erklären, als aus natürlichen Neigungen urſprünglich herzuleiten; und ſo die Schaam aus dem Regiſter der Tugenden ausſtreichen. Denn wäre ſie ein Naturtrieb, wie hätte ſie wohl bey den Otaheiten, einem Volke, bey dem die Sitten ſo rein und unverdorben ſind, ganz ausgerottet und unterdrückt werden können, daß gar keine Spur davon übrig geblieben ſeyn ſollte. Das Zeugniß andrer Völker, die ſich gleichfalls noch im Stande der Kindheit befinden, und wo ſich die Natur noch aller ihrer Rechte bewußt, durch keine Konterbande von willkührlichen Sitten verfälſcht worden, ſpricht auch dafür. Wie gern möchte ich ſie daher für einen Auswuchs, für die Frucht des kultivirten Menſchen halten; die gleichſam durch eine Inokulation vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt worden ſey.

Wie oft ſagt die Mutter zur Tochter: Kind, ſchäme dich! Wozu brauchten wir es denn erſt zu lernen, wenn es uns die Natur ſchon lehrte. Die Schaam, mit unpartheyiſchen Augen betrachtet, ſie ſey nun eine natürliche oder erworbne Neigung, ſcheint von ſehr zweydeutiger Natur zu ſeyn, und giebt den Nutzen nicht, den man ſich von ihr zu verſprechen glaubt. Sie fängt bey natürlichen Dingen an, und dieſe ſind doch nicht ſchändlich, und geht zu moraliſchen Handlungen über, und gebähret den Heuchler: ſo wird ſie im erſten Fall keine Tugend ſeyn, und im andern Fall gar zum Laſter ausarten. — So richtet übelverſtandne Schaam — und wer unterſcheidet ſie allemal gehörig? — mehr Schaden an, und verdirbt mehr rechtſchafne Herzen, als jede andre Leidenſchaft; und es werden aus Furcht für Tadel und Spott Laſter begangen. Der gutgeartete Jüngling thut ſich anfangs ſelbſt Zwang an, die Sitten der Welt mitzumachen, blos in der Abſicht, dem Lächerlichen zu entgehn; und die junge Schöne lernt verläumden, um in der Sprache der guten Lebensart nicht für unwiſſend gehalten zu werden. Und wie viele Laſter werden, aus falſcher Schaam, im Stillen begangen, daß, ſollten ſie jedesmal offenbar werden, die Blutgerüſte noch von mehrern Blute fließen müßten. —

Wozu ſollte ſich nun der Otaheite ſchämen, der ſich nicht nach eingebildeten Gütern mit ſeinen Brüdern mißt, und nie anderer Urtheil von ſeinem Werthe verlangt. Was ſoll dem die Schaam, der glücklich iſt, ſo glücklich, daß er es nur fühlt, nie davon ſpricht; ſo wie wir alle einſt in den Jahren der Kindheit glücklich waren.

So gewiß liegt in der Unwiſſenheit unſer Glück!

Die Schaam war alſo das Gefühl von der Verringerung unſrer Ehre, oder irgend etwas, das uns abgeht, nach dem Urtheil anderer. Sie bezeichnet im Geſicht die Schaamröthe, ſo wie der Neid ſich durch Bläſſe ausdrückt. Dieſer, die furchtbarſte Leidenſchaft, der teufliſchſte aller Affekten, iſt auch den Otaheiten fremd, weil er, wie die Schaam, die Frucht der geſitteten Welt ſeyn mag: alſo kein Geſchenk und Mitgabe des Menſchen, ſo wie er aus den Händen der Natur kommt. Wie hätte auch Mutter Natur ihre Kinder ſo ſehr verwahrloſen ſollen, da er unter allen Affekten blos auf Schaden geht, da alle übrige Affekten Gutes ſuchen. Die Liebe ſtrebt nach dem Beſitz eines Gutes; die Furcht ſucht Uebel zu entfernen; allein der Neid ſucht das Daſeyn ſeiner Mitgeſchöpfe zu erbittern. Und eben weil es uns unnatürlich iſt, finden wir ihn mit den ſcheußlichſten Farben gezeichnet, und peinigt ſeinen Beſitzer noch mehr, als er den Gegner ſchadet. — Warum liegt doch der Keim zu ſo hölliſchen Affekten in uns, wird entwickelt, und ſetzt Blüte an, ſobald die Menſchen in größern Geſellſchaften ſich eines höhern Grads von Kultur theilhaftig machen. Gott im Himmel, daß wir ſo gemacht ſeyn müſſen!

Nachdem ich meine Meynung über die Schaam geſagt, ſo laßt uns hören, was Alte und Neuere von ihr denken. Die Philoſophen ſagen: die Schaam beruhe auf das Urtheil andrer, das man erſt kennen muß, und dieſer Begrif, deucht mir, paßt ganz gut zu meinem Kommentar. Den Alten war ſie keine Tugend, ſondern nur eine Leidenſchaft, auf welcher, nach dem Urtheil eines Neuern, Tugend gepfropft werden kann. Eben dieſer ſcharfſinnige Beobachter ſagt weiter, daß dieſe Empfindung für ſich eben von keinem Werthe ſey, und nur eine gewiſſe Art von Luſt und Unluſt in ſich faſſe. Ihre Güte müſſe ſie erſt durch richtige und erweiterte Begriffe von dem Werthe menſchlicher Dinge und Handlungen erhalten; daher iſt ſie in der Kindheit des Menſchen von geringem Umfange, und bey verdorbnen Sitten von verkehrter Richtung. In dem erſten vollkommenſten Zuſtande pflegt die Empfindung der Schaam ſchwach zu ſeyn, und ſo wird ſie auch in einer Geſellſchaft, wo ſelbſtſüchtige Geſinnungen das moraliſche Gefühl verlöſchen. — Dieſem ſetze ich das Urtheil eines Denkers unter den Franzoſen entgegen, inſofern der Deutſche von mir abzugehn ſcheint. Mag auch gleich die Schaam, ſpricht er, dem menſchlichen Geſchlecht eigen ſeyn, ſo finden wir ſie doch von Natur nicht bey den Kindern. Sie wächſt und entſteht mit der Kenntniß des Böſen; und wie ſollten alſo Kinder, die dieſe Kenntniß weder haben, noch haben dürfen, die Empfindung davon als ihre Würkung verſtehen. Ihnen über Schaam und Wohlanſtändigkeit Vorleſungen halten, heißt, ihnen Dinge lehren, die ſchändlich und unanſtändig ſind; heißt, in ihnen ein geheimes Verlangen rege machen, dieſe Dinge ſelbſt zu kennen. Früh oder ſpät werden ſie ihren Zweck erreichen, und der erſte Funke, ſo die Einbildung berühret, ſetzt die Sinne in Wuth und Flammen. Wer auch nur erröthet, iſt ſchon ſtraffällig: die wahre Unſchuld weiß von keiner Schaam.

Die Leidenſchaften zeigen ſich wahr und offen bey einem nicht verfeinerten Volke. (S. 39.)

Je weniger der menſchliche Geiſt nach ſeinem geſammten Vermögen noch ausgebildet iſt; ſo lange noch die Summe der Fähigkeiten unentwickelt in uns ſchläft: deſto ſtärker und heftiger wirken die Leidenſchaften in uns. Leicht erweckt, aber auch bald wieder beſänftigt, iſt alles Natur in dem Menſchen.

Wie mächtig war der Ausdruck des Schmerzens und der Betrübniß in Otaheite, über den Verluſt eines Verwandten: Ja das bloße Andenken, die Erinnerung, gab oft nach Jahren der Wittwe den Seehundszahn in die Hand, um dem Andenken ihres Gemals mit ihrem eignen Blute ein Traueropfer zu bringen. — Wie lebhaft die Freude über das Wiederfinden eines alten Bekannten, und über die Errichtung einer Freundſchaft. Wallis hatte mehreremalen das Vergnügen, der Königin um ihn Freudenthränen vergießen zu ſehn; und bey ſeinem Abſchiede war ſie gar untröſtlich. Aber der Uebergang entgegengeſetzter Empfindungen geht auch weit leichter bey ihnen von ſtatten. So wird das über den todten Geliebten trauernde Mädchen, das in dieſer Stunde für Kummer und Schmerz in Blut ſchwimmt, in der folgenden einem andern jungen Manne vielleicht jede Gunſt bewilligen.

Die allgemeine Sprache der Welt iſt die Mienenſprache. (S. 47.)

Je ärmer die Wörterſprache, deſto reicher die Mienenſprache. Dieſe Sprache der Natur that den reiſenden Engländern vortrefliche Dienſte; denn ſie fanden, daß keine leichter und geſchwinder zu faſſen und zu erlernen, und keine im Ausdruck ſtärker ſey, als dieſe allgemeine Sprache der Völker. Daß ſie auch reich genug ſey, alle Bedürfniſſe des Lebens, ſich einander gegenſeitig verſtehen zu geben, erfuhren Fremde und Einheimiſche bald zu ihren großen Schaden. *)

Die Bedürfniſſe beſtimmen die Größe des Handels. (S. 75.)

Je mehr ein Volk Bedürfniſſe hat, um ſo mehr wird es auch den Handel lieben; ſo wie ein anderes, das deren wenige hat, gar keinen Handel treiben wird. **Europa**, obgleich an innern Naturgütern reich, braucht viel, oder glaubt wenigſtens viel zu bedürfen; daher iſt es die Königinn des Handels. **Nordaſien**, an Produkten durften arm, iſt mit wenigen zufrieden, und dieſes Wenige liefert der eigne Boden; es handelt daher gar nicht.

---

*) Siehe S. 13.

Vorzüge des wärmern Himmelsſtriches für einen kältern, in Abſicht der Reinlichkeit.

(S. 102.)

Größer iſt die Reinlichkeit und Sorge für den Körper in einem milden als unter einem rauhen Himmelsſtriche. Der Otaheite, die auf den Societätsinſeln, badeten ſich täglich zu verſchiedenenmalen, wechſelten nach der Witterung mit den Kleidern, und putzten ihr Haar, worin das Frauenzimmer eine große Kunſt beſaß. Auf der Inſel Saru ging es mit den körperlichen Ausleerungen bis zur Delikateſſe; weil man auch nicht einmal den Ort davon finden konnte. Von alle dem ſahe man nichts bey den Neuholländern. Das Frauenzimmer hatte hier nicht, wie dort zu Otaheite, das Haar mit Blumen durchwunden ꝛc.

Dr.

3.

Fortſetzung der Nachrichten von den amerikaniſchen Indianern,

von E — d.

(Siehe den vorigen Band, Seite 103.)

Sie haben eine große Menge Früchte, und trocknen diejenigen Arten, die es vertragen können. Zur

Herbſtzeit ſammlen ſie viele Hikkorynüſſe ein, die ſie mit einem runden Steine auf einem andern dicken und zu dieſer Abſicht etwas ausgehöhlten Steine zerſchlagen. Wenn ſie fein genug zermalmt ſind, vermiſchen ſie dieſes Mehl mit kaltem Waſſer in einem aus Thon gemachten Becken, worin die Schalen zu Boden ſinken; das übrige davon iſt eine dlichte, zähe, dicke, weiſſe Subſtanz, die die Kaufleute Hikkorymilch, und die Indianer das Fleiſch oder Fett der Hikkorynüſſe nennen, und die ſie zu ihrem Brode eſſen.

Man muß über die große Mannichfaltigkeit ihrer Gerüchte erſtaunen, die ſie von Wildpret, Korn, Bohnen, Erbſen, Patatoen, Kürbiſſen, getrockneten Früchten, Kräutern und Wurzeln zubereiten. Sie können mit ihren Gängen bey den Mahlzeiten eben ſo gut als die Engliſchen oder Franzöſiſchen Köche abwechſeln; ſie mögen auch ihre Gerichte auf eine Art zubereiten, wie ſie wollen, ſo ſind ſie einem geſunden Magen ſehr annehmlich.

Ihre alten Felder haben einen ſo groſſen Ueberfluß an Erdbeeren, die gröſſer ſind, als alle, die in irgend einem Theile von Europa wachſen; in einem Raume von zwey bis drey Yärds ins Gevierte kann man, wenn's die rechte Zeit iſt, einen ganzen Hut voll ſammlen. Sie haben eine Sorte wilder Patatoen, die in ihren fruchtbaren Unterländern von Südkarolina bis zum Miſſiſippi in Menge wachſen, und dienen ihnen zum Theil ſtatt des Brods, wenn ſie entweder in den Wäldern auf der Jagd ſind, oder es ihnen zu Hauſe an Getraide des vorhergehenden Sommers mangelt. Sie haben auch einen kleinen Weinſtock, der ſich gemeiniglich rings um die Waſſererlen ſchlingt, und die Schweine freſſen öfters von ſeinen Beeren. Ihre Oberfläche iſt uneben, ſie neigen ſich aber zu einer runden Figur. Sie ſind groß, haben einen ſtarken Kern, ſind wohlſchmeckend, und ſehr heilſam. In den Wäldern ſind ſie ein ſehr angenehmes Labſal. Hier wächſt auch ein langer Schwertel in ſeichten Teichen und am Rande laufender Waſſer, die ein immergrünes, breites, rundes Blatt haben, das da, wo es ſich mit dem Stengel vereinigt, ein wenig zackig iſt. Er hat nur ein einziges Blatt, das immer auf der Oberfläche des Waſſers ſchwimmt, und giebt eine Menge erfriſchender, kleiner Nüſſe, die ein wohlſchmeckendes und ihnen angenehmes Brod geben, wenn ſie mit indianiſchem Kornmehl vermiſcht werden. Er iſt eine Art Eibiſchwurzel, und wird für ein geſchwindes Heilungsmittel in Entzündungen gehalten, man mag es innerlich oder äußerlich brauchen. Im letztern Fall legt man das Blatt auf, und im erſtern macht man ein Dekokt davon, und trinkt es in ſtarken Portionen. Die Choktach ſchätzen dieſes Gewächs ſo hoch, daß ſie einer ihrer Hauptſtädte ſeinen Namen gegeben haben.

Die Indianer kennen eine große Menge Kräuter und Wurzeln, von welchen die Engländer nicht die geringſte Kenntniß haben. Wenn ein Indianer in die ungeheuern Wälder gejagt würde, und weiter nichts bey ſich hätte, als einen Tomohawk oder eine kleine Axt, ſo darf man demungeachtet nicht zweifeln, daß er an einem Ort fett werden würde, wo ein Wolf vor Hunger ſterben müßte. Er wird ſich bald, durch das Zuſammenreiben zweyer Stücken Holz, Feuer verſchaffen; wird ſich eine Hütte von Baumrinden errichten, irdne Geſchirre, Bogen und Pfeile verfertigen; er wird Wildpret, Fiſche, friſche Waſſerſchildkröten tödten, eine Menge mannichfaltiger Gewächſe ſammlen und im Ueberfluß leben. Vor dieſem machten ſie ihre Meſſer aus Kieſelſteinen oder Rohrſplittern; und zuweilen ſind ſie noch jetzt genöthigt, ſich derſelben zur Abdeckung wilder Thiere zu bedienen, wenn ſie auf der Jagd im Winter das Unglück haben, ihr Meſſer zu verlieren. Kein einziger Indianer ißt gleichwol irgend eine Gattung rohen Sallat; ſie halten ihn lediglich für eine Speiſe der Thiere. Ihr Geſchmack iſt dem Geſchmack der Kannibalen ſo ſehr entgegengeſetzt, daß ſie, zur Vertilgung des Bluts, das ihnen zu eſſen ein Greuel iſt, alle Arten von Fleiſch, deren ſie ſich zur Speiſe bedienen, ſehr ſauber reinigen. Eyer ſieden ſie ſo ſehr, daß ſie ganz blau ausſehn. Im Frühjahr eſſen ſie eine Menge ſchätzbarer grüner Waaren und Kräuter, womit die Natur ihre fruchtbaren und hochliegenden Gegenden reichlich verſehn hat. Wenige unter ihnen haben Gärten; und erſt ſeit kurzem haben ſie etwas Angelika oder Bauchwehwurzel gebaut; ſie gehören unter ihre Arzneygewächſe, und ſie nennen ſie **Look-ſooſhe**.

Jetzt will ich das häusliche Leben der Indianer und der unter ihnen wohnenden Kaufleute beſchreiben. Die Indianer bauen ſich auf eine leichte Art in Städten und Dörfern an. Die Häuſer rücken ſie nicht ſo nahe aneinander, daß ſie ſich beläſtigten, und doch auch nicht ſo weit auseinander, daß ſie ſich nicht auch gemeinſchaftlich vertheidigen könnten. Wenn die Nation, worunter Engliſche Kaufleute wohnen, mit den Franzoſen oder ihren rothen Bundsgenoſſen Krieg führt, ſo werden ihre Häuſer, wenn ſie es verlangen, in der Mitte der Stadt aufgerichtet, weil ſie daſelbſt ſicherer ſind. Haben ſie aber Friede, ſo bauen ſich die Indianer ſowohl als die Kaufleute wegen ihrer Viehheerden, in einer bequemen Entfernung voneinander an; beſonders die letztern, denn die indianiſche Jugend geht mit den jungen Schweinen, Feder- und anderm Vieh ſo gefährlich um, wie junge Wölfe oder Füchſe.

Die meiſten Indianer haben reinliche, ſaubre Wohnhäuſer, die in- und auswendig entweder mit verwitterten Auſterſchaalen, grobem Kalk, oder mit weißem mergelichten Thone weiß angeſtrichen werden. Eine jede indianiſche Nation, ſie mag von dem Seeufer noch ſo weit abliegen, hat eins von dieſen dreyen Materialien im Ueberfluß; und ſowol die Indianer als Kaufleute verſchönern ihre Sommerhäuſer mit dieſem weißfärbenden Waſſer. Von jenen beſitzt auch ein jeder ein Kornhaus, ein Haus für das Federvieh, und ein Wärmhaus oder eine Stube für den Winter; und auf gleiche Weiſe haben die Kaufleute abgeſonderte Niederlagen, wo ſie ſowol ihre eignen Waaren, als diejenigen, die ſie dafür eintauſchen, aufbewahren. Die Winterſtuben überlaſſen die Kaufleute ihrer jungen heranwachſenden Familie und deren Aufſehern, welchen letztern ſie freundlich, wie Brüder, begegnen, und ihre verſchiednen Gebäude ragen unter den indianiſchen wie Thürme oder Schlöſſer hervor.

Die arbeitſamen Kaufleute halten beſtändig eine Menge Schweine, die ſie in Hürden mehrentheils mit dem Unkraut der Felder, die ganze Zeit über, da das Getraide auf dem Felde ſteht, füttern. Sie beſitzen auch einige hundert Stück Geflügel, eine Menge Wildpret, getrocknetes Bären- und Büffelfleiſch, welſche Hühner, Enten, Gänſe und Tauben, die ganze Zeit über, wenn ſie fett und in Menge vorhanden ſind; denn die erſtern Sorten von Federvieh ſind im Sommer mager, und die andern halten ſich nur den Winter über in dieſen gemäßigten Klimaten auf, und kehren mit der Sonne gen Norden zu. Die Büffel ſind jetzt ſehr rar geworden, da die gedankenloſen, verwüſtenden Indianer ſehr viele von ihnen blos wegen der Zungen und Markknochen zu tödten pflegen, und das Uebrige den wilden

Thieren überlaſſen. Die Kaufleute machen gemeiniglich im Winter einen Vorrath von Bärenſpeck; die Indianer hingegen ziehn meiſtentheils nur ein dickes Stück Fett, das über dem Fleiſche liegt, ab; dieſes Fleiſch aber ſchneiden ſie in kleine Stückchen, legen es auf Schilf oder Sprößlinge von ſüſſen Hikkory oder Saſſafraß, und braten es langſam über dem Feuer. Das Fett ſchmelzen ſie zu einem klaren wohlſchmeckenden Oel, miſchen viel Saſſafraß und wilden Zimmt, über dem Feuer, darunter, und erhalten es von einem Winter bis zum andern, in großen irdenen Krügen, die in der Erde geſcharrt werden, friſch und rein. Dieſes Oel iſt leicht zu verdauen, und befördert das Wachsthum der Haare. Alle, die ſeine Eigenſchaft kennen, ziehn es einem jeden andern Oele, zu was für einen Gebrauch es auch geſchickt ſeyn mag, vor. Das ſanfte Florenz iſt in dieſem Betracht mit dem rauhen Amerika nicht zu vergleichen. Es hat Leute von ſehr zärtlichem Geſchmack gegeben, die bey ihrer Ankunft in das Land der Indianer ſo ſehr gegen das Bärenfleiſch eingenommen waren, daß ſie ſich heftig vermaßen, ſie würden lieber ein Stück gebraten Wolfsribbe, oder von einem andern Raubthiere eſſen, als eine eingeſalzne Ribbe von einem jungen Bären. Allein mit Hülfe eines guten Appetits, den ſie durch Arbeit und die Veränderung der Luft erhielten, kamen ſie doch ſo weit, daß ſie ein wenig koſten konnten; und gegenwärtig eſſen ſie mehr davon, als andre. Im Frühjahr iſt Bärenſpeck mit Kräutern, die in den Wäldern in Menge wachſen, ein Lieblingsgericht der Kaufleute.

Büffelfleiſch iſt weiter nichts als Rindfleiſch von einem dichtern, gröbern Kern, aber ſüßern Geſchmack. In dem nemlichen Verhältniß ſteht auch das Elennfleiſch mit dem Wildpret. Die Rehe ſind im Winter ſehr fett, und zwar wegen der großen Menge Kaſtanien und verſchiedener Sorten Eicheln, die die ungeheuern bedecken. Ungeachtet die meiſten Kaufleute, die in den entlegnen indianiſchen Ländern wohnen, zahmes Vieh haben, ſo bringen doch die Bedienten, die von ihnen zur Winterjagd ausgerüſtet werden, ihren Herrn eine große Menge fetter, gebratner Bruſtſtücke, Rücken und Zungen von wilden Büffeln und Rehen und eine Menge Bärenribben mit nach Hauſe. Dieſe werden aufgehangen, und nicht als eine tägliche Speiſe, ſondern nur zur Abwechſelung gegeſſen. Die Kaufleute ſammlen auch eine große Menge Schokolade, Koffee und Zucker, die ſie nebſt ihrem großen Ueberfluß an Vogeleyern, Früchten u. ſ. w. in den Stand ſetzen, Puddings, Paſteten, Pfannkuchen, und noch viel andre Arten ähnlicher Speiſen, in eben ſo großer Menge zu machen, als man ſie in den Engliſchen Kolonien antrift. Einige Indianer ziehn aus ſüſſem Maasholderbaum Zucker. Sie machen einen Einſchnitt, zapfen den Saft ab, und kochen ihn ſo lange, bis er eine gewiſſe Konſiſtenz erhält.

Ungeachtet die meiſten indianiſchen Nationen, wegen ihrer hohen Lage, gutes Waſſer haben, ſo trinken doch die Kaufleute nie welches zu Hauſe. Die Weiber ſtampfen ihr kieſelartiges Korn in Mörſeln, bis alle Spelzen davon abgeſondert ſind; und nachdem ſie es wohl durchgeſiebt und gewurſt haben, kochen ſie es in großen irdnen Töpfen ab. Dann ſeigen ſie den dünnſten Theil davon in einen Topf, vermiſchen es mit kaltem Waſſer, bis es flüßig genug zum Trinken iſt. Wenn es kalt getrunken wird, iſt dieſes Getränk ſehr angenehm und nahrhaft, und wird ſogar von ſtattlichen Ausländern getrunken. Die Indianer bedienen ſich ſtets ſtatt der Mühlen, Mörſer, und ſie hatten ſolche bereits, nebſt allen andern Bequemlichkeiten, als wir den Handel bey ihnen anfingen. Sie brannten ſehr vorſichtig einen großen Stamm bis zu einer gehörigen Gleiche und Länge ab, legten Feuer oben darauf und ringsherum naſſen mit Sand vermiſchten Kalk, um dieſem Geräthe eine ordentliche Form zu geben. Wenn das Feuer ausgelöſcht war, oder es die Umſtände erfoderten, hackten ſie das Inwendige mit ihren Steininſtrumenten aus, und fuhren mit dieſer langſamen Arbeit ſo lange fort, bis ſie die Maſchine für den beſtimmten Gebrauch zu Ende gebracht hatten.

Nunmehr will ich einen Begriff von der Art, wie ſie ihre Häuſer bauen geben, worinn ſie ſich und ihre Nahrung gegen die Veränderungen des Wetters ſchützen. Sie ſind Leute, die alles gern aufſchieben, und dafür bekannt, daß ſie das, was nur den geringſten Aufſchub verſtattet, von einer Zeit zur andern anſtehn laſſen. Dagegen ſind ſie, wenn es auf Blutvergießen und auf das Zurückkehren nach Hauſe ankömmt, unter allen Menſchen die geſchwindeſten und hurtigſten, deswegen ſagen auch die Kaufleute: “Die Indianer ſind niemal eilig, als wenn ihnen der Teufel im Hintern ſitzt.“ Dieſes Sprüchwort wird durch die Art, wie ſie ihre Häuſer bauen, vollkommen beſtätiget. Denn ſo lange ſie noch an die erkältenden Winde denken, und noch mit ihren geſchwärzten Winterfellen bedeckt ſind, gehn ſie gleich mit dem Eintritt des Frühlings aus, lange Schindeln und Zypreſſenrinden, zur Bedeckung ihrer Häuſer, abzuſchälen; aber ſo wie die Sonne näher herbeyrückt, nimmt auch ihre Arbeit in dieſer dazu günſtigen Jahrszeit gemeiniglich ab, und ſie pflegen zu ſagen: „Daß ſie zur Zeit der warmen Witterung entweder auf den Feldern mit Anpflanzen beſchäftiget wären, oder in den

Krieg gehen müßten, und daß es eine unnöthige und thörigte Arbeit ſey, in dem beſchwerlichen heißen Sommer Häuſer zu bauen; weil es ſtarkes Schwitzen verurſache;" welches die unangenehmſte und verdrießlichſte Sache iſt, die einem rothen Krieger von männlichen Grundſätzen begegnen kann. Aus dieſer Urſache hört man ſelten in ihren Ländern den Schall einer Axt, wenn man das Holzſpalten abrechnet, welches die Weiber zu ihrem Gebrauch täglich verrichten. Wenn es anfängt kalt zu werden, kehren ſie wieder an ihre Arbeit zurück, und die Noth treibt ſie nunmehr an, dasjenige zu vollenden, was ſie, wenn ſie zeitiger dafür geſorgt hätten, mit mehr Bequemlichkeit würden zu Stande gebracht haben. Bey Unternehmung eines Baues ſteht die ganze Stadt, und öfters die Nächſten von ihrem Stamme in den benachbarten Städten, den andern bey, weil ſie wohl wiſſen, daß viele Hände ein Werk leichter zu Stande bringen, welches einem einzigen den Muth benommen haben würde, es ſelbſt zu unternehmen. In einem einzigen Tage errichten und bekleiden ſie mit ihrem zähen mit dürrem Graſe vermiſchten Mörtel, und vollenden ganz ein gutes und bequemes Haus.

Zuerſt machen ſie die Ausmeſſungen von dem vorzunehmenden Bau, und einem jeden wird ſein beſtimmtes Tagewerk aufs genaueſte vorgeſchrieben. In wenig Stunden machen ſie die Zimmerhölzer aus den gefällten Bäumen: ein jedes Stück erhält ſein Zeichen, und wird in größter Geſchwindigkeit an ſeine Stelle gebracht und dergeſtalt befeſtiget, als wenn es gegen einen herannahenden Sturmwind geſichert werden ſollte. Ungeachtet dieſer übereilten Art zu bauen, ſind ihre Häuſer dennoch hübſch und bequem. Zu ihren Sommerhäuſern nehmen ſie gemeiniglich ſtarke Pfeiler von Pechtannen, die ſie feſt in die Erde rammeln, und ſie dauern einige Menſchenalter hindurch. Die trocknen amerikaniſchen Erbſenbäume (Locuſt) und Saſſafrasholz ſind ebenfalls ſehr dauerhaft. Die Pfeiler ſind von gleicher Höhe, und die Mauerlatten werden oben an denſelben eingezapft. Hierauf ſenken ſie einen ſtarken Pfoſten in den Mittelpunkt auf beyden Seiten des Giebels, und noch einen dergleichen in die Mitte des Hauſes, wo die Abtheilung gemacht werden ſoll, um den Gipfelbalken zu unterſtützen. An dieſen befeſtigen ſie die Sparren mit breiten Spähnen von weißen Eichen oder Hikkorybäumen, wenn ſie nicht ſolche lange junge Stämmchen dazu nehmen, die von einer Seite zur andern über das Dach hinreichen. Dieſe ſind in der Mitte mit Einkerbungen verſehn, eben ſo wie jene feſt gebunden, und liegen ſehr ſicher. Quer über dieſe Sparren legen ſie entweder geſpaltene Stämmchen, oder drey große Winterröhre zuſammen gebunden, in gehöriger Entfernung voneinander. Ueber die Mauerlatten auf beyden Seiten des Hauſes bringen ſie eine hinlängliche Anzahl ſtarker Haaken an, um die Dachtraufenbreter zu unterſtützen, und befeſtigen ein jedes derſelben ſowol an die Dachſparren als an die Mauerlatten mit den vorbeſchriebenen Bändern. Da der Pappelbaum ſehr weich iſt, ſo machen ſie davon mit ihren kleinen Aexten die Dachtraufenbreter. Nachdem ſie auf beyden Seiten des Hauſes eins auf die Haaken gelegt haben, ſo daß ſie auf beyden Ecken hervorragen und von der Mauer an, ein Vordach von der Breite eines Schuhes machen; ſo bedecken ſie dieſes Dachgeſtell mit langen Schindeln von Fichten oder Cypreſſen, die ſie geſchwind ſchneiden können, und bekränzen den Forſt mit Rinden von eben dieſen Bäumen, die ſie alle von gleicher Länge und Breite zubereiten. Um dieſe Bedeckung gegen die Gewalt der Sturmwinde zu ſichern, ziehen ſie eine genugſame Anzahl langer geſpaltner Stämmchen über dieſelbe, auf beyden Seiten, von einem Ende bis zum andern, und binden ſie am Ende der Latten feſt, hierauf legen ſie ſchwere Stangen darüber, die auf den Dachtraufenbretern ruhen, und zwar ſo, daß ſie gegen die Haaken, worauf dieſe liegen, ſtreben. Dieſe Stangen ragen auf beyden Seiten des Daches zwey Fuß hoch über den Gipfel hervor, ſo daß ſie ſich oben über einander kreuzen, und in dieſen obern Winkel der Stangen von beyden Seiten legen ſie eine andere ſchickliche lange Stange hinein, und binden daſelbſt oben ſowol als die Latten an die vorigen an; auf ſolche Weiſe wird dieſes Gebäude ein Kaſtell, deſſen Seiten und Giebel ſchußfrey ſind. In den Grenzörtern hauen ſie Schießlöcher in dieſe Sommerhäuſer, und verdecken ſie mit Leim, ſo daß ſie der Feind von außen nicht bemerken kann; inwendig ziehen ſie einen Ringel um dieſelben, und wenn ſie attaquirt werden, öffnen ſie ihre Schießlöcher im Augenblick, und wehren ſich. Die aber, welche ruhiger leben, richten ſich bequemer ein. Die Indianer verfertigen ihre Thüren jederzeit aus Pappelholz, weil ſein Stamm ſtark und leicht iſt, wenn er wohl ausgetrocknet worden, und weil er überdieß leicht gehauen werden kann. Sie hauen den Baum in gehöriger Länge ab, und ſpalten ihn mittelſt eines Schlägels und eines aus feſtem Holze gemachten Keils, nachdem ſie zuvor mit ihren kleinen Aexten einen Spalt gemacht haben. Oefters machen ſie eine Thür aus einem einzigen Brete, in der Breite. Wenn ſie aber zwey Breter erfodert, ſo befeſtigen ſie zwo bis drey Leiſten an der inwendigen Seite, in gehöriger Entfernung kreuzweiſe übereinander, und durchbohren eine jede davon mit einem Stück Flintenlauf, das zu dieſem Endzweck glühend gemacht und geſchlagen worden. Hierauf binden ſie ſie mit Riemen von abgeſchorner und feucht gemachter Büffelhaut mit den Bretern zuſammen, die, ſo wie ſie trocken werden, ſich feſt zuſammen ziehen; und dieſer Verband iſt ſo ſtark, als wenn dieſe Leiſten mit langen nach der gewöhnlichen Art umgeſchlagenen Nägeln befeſtiget wäre. Auf ſolche Weiſe vollenden ſie ihre Sommerhäuſer, ohne das geringſte eiſerne oder anderes Werkzeug, ausgenommen die kleine eiſerne Axt, die zuvor ein geſchärfter Stein war, und ein Meſſer, woraus deutlich erhellet, daß ſie ſehr erfinderiſch und fähig ſind, alle freyen Künſte und Wiſſenſchaften unter einer gehörigen Unterweiſung zu erlernen.

Weil die Kleidung der Indianer ſehr leicht iſt, ſo verſehen ſie ſich für den Winter mit Wärmhäuſern, die die Eigenſchaft haben, die Hitze zurückzuhalten und zurückzuwerfen, nach Art der holländiſchen Oefen. Um dieſe aufzubauen, ſenken ſie eine hinlängliche Anzahl ſtarker Zimmerhölzer, die wie eine Gabel geſtaltet ſind, in gehöriger Entfernung und in der Figur eines Zirkels in die Erde; ſie ſind alle von einerley Höhe, und ragen ungefähr fünf bis ſechs Fuß über die Oberfläche der Erde hervor. Ueber dieſe befeſtigen ſie große Stücke Kernholz von weißen Eichen, die von einer zähen und biegſamen Natur ſind, und durchflechten dieſen Zirkel von oben bis unten mit Stücken von dem nemlichen oder ähnlichen Zimmerholz. In der Mitte dieſes Gebäudes ſtecken ſie vier ſtarke Säulen von Fichtenholz, in einer viereckigten Form, ſehr tief in die Erde, machen oben Zapfenlöcher hinein, und legen eine Anzahl ſchwerer Balken darauf, die ineinander gefugt, und in einen Gipfel nach und nach zugerundet werden. Ueber dieſes Gerüſt bis zur Spitze hinauf legen ſie eine Anzahl langer trockner Stangen, die alle gehörig eingekerbt ſind, um die untern Pfoſten und die Mauerlatten feſtzuhalten; dann durchflechten ſie daſſelbe mit ihren geſpaltnen Stämmchen, und bekleiben es über und über ſechs bis ſieben Zoll dick mit zähem und mit verdorrtem Graſe vermiſchten Leimen. Wenn dieſer halb getrocknet iſt, decken ſie das Haus mit der längſten Grasart, die im Lande wächſt. Zuerſt legen ſie eine runde Reihe, legen ein geſpaltnes Stämmchen, das mit den verſchiednen Theilen der untern Stücke des Zimmerholzes gut verbunden iſt, oben darauf, ungefähr funfzehn Zoll unter der Trauſe; und verfahren auf gleiche Weiſe ringsherum, bis an die Spitze, wo gemeiniglich eine Stange befeſtigt iſt, die die Figur eines großen geſchnitzten Adlers trägt. Eine kleine Entfernung darunter ſind vier ſchwere Balken, kreuzweiß übereinander in einer viereckigten Form befeſtigt, um das Dach gegen die Winde zu ſichern. Die Thüre dieſes Winterpallaſtes iſt gemeiniglich gegen vier Fuß hoch, und ſo ſchmal, daß zwey Perſonen nicht nebeneinander durchgehn können. Der Eingang krümmet ſich, iſt ſechs bis ſieben Fuß breit, und ſoll ſie ſowohl gegen die Gewalt der kalten Winde als den anlaufenden Feind ſichern. Da ſie gewöhnlich auf Anhöhen bauen, ſo iſt die Haustenne öfters um einen Yärd tiefer als die Erde, die ihnen auf dieſe Weiſe ſtatt einer Bruſtwehr wider den Feind dient; und ein kleines Fenſter zum Herausſehn iſt mit der Oberfläche des außerhalb befindlichen Bodens gleich, wodurch ſie in den Stand geſetzt werden, einen heranſchleichenden Feind zu erforſchen. Da ſie keine Metalle haben, wodurch die Hitze zurückgeworfen werden kann, ſo machen die Weiber, ſobald die Sonne ihre erwärmende Kraft zu verlieren anfängt, ein groſſes Feuer von dürrem Holze, womit ſie ſich gemeiniglich nur von einem Tag bis zum andern verſehn, weil ſie um die Bedürfniſſe des künftigen Morgens unbekümmert ſind. Wenn das Feuer etwas über die Hälfte abgebrannt iſt, decken ſie die Aſche darüber, und ſo wie die Hitze abnimmt, ſtreichen ſie die Aſche mit einem langen Rohre, womit ein jedes ihrer Faulbetten oder breiten Sitze beſtändig verſehn iſt, oben ab; und dieſe Methode beobachten ſie von Zeit zu Zeit, wenn es nöthig iſt, bis das Feuer ausgeht, welches gemeiniglich gegen Tagsanbruch geſchieht. Während dem, daß das neue Feuer abbrennt, iſt das Haus, wegen Mangel an Fenſtern und Zugluft, mit einem heißen Rauchqualm erfüllt, und dieſe ganze Zeit über liegen ſie mit eingehüllten Köpfen auf ihren breiten Bettſtellen.

Das Innere ihrer Häuſer iſt mit artigen Faulbetten zum Liegen und Sitzen verſehn. Das Geſtell beſteht aus vier Gabeln von Zimmerholz, die eine gehörige Höhe haben, um dem Schwarm von Flöhen den Anfall zu erſchweren, als die nicht im Stande ſind, mit einem Sprung dieſe Höhe zu erreichen. Sie binden eine hinlängliche Menge Rohr von mittlerer Größe, in gehörigen Entfernungen mit feinen, weichen Eichenbaſt an drey oder vier Querſtangen, von der nemlichen Sorte, die ſie über dem Geſtelle befeſtigen, und darauf legen ſie ihre Matratzen, die aus langen Rohrſpähnen gemacht ſind. Ihre Bettdecken beſtehn in Häuten wilder Thiere, als Büffel, Panther, Bären, Elennthiere und Rehe, die ſie, mit den daran befindlichen Haaren, ſo ſanft als Sammt machen. Ihre Kinder männlichen Geſchlechts legen ſie auf Pantherhäute, weil ſie den Grundſatz in ihrer Erziehungskunſt haben, daß die Eigenſchaften aller natürlichen Dinge in diejenigen übergehn, die ſich derſelben täglich bedienen. Und da der Panther mit vielen Eigenſchaften begabt iſt, die die andern Thiere in den amerikaniſchen Wäldern nicht beſitzen, als: mit einem ſcharfen Geruch, Stärke, Verſchlaſchlagenheit und einer erſtaunlichen Geſchicklichkeit im Springen; ſo halten ſie ein ſolches Bett für das erſte und beſte Mittel, ihre Kinder zum Krieg zu erziehn. Bey ihren Töchtern beobachten ſie aber eine andre Erziehungsart. Dieſe legen ſie auf Felle junger Rehe oder Büffelkälber, weil dieſe Thiere ſchüchtern und furchtſam ſind. Iſt die Mutter kränklich, ſo ſäugt ihre nächſte Anverwandtin das Kind, aber nur ſo lange, bis jene wieder geſund iſt.

Ihre Stühle hauen ſie im Ganzen aus einem Stück Pappelholz, und ſie ſind von gehöriger Höhe und Form. Ihre Kiſten machen ſie aus Brettern, die mit Querleiſten mittelſt abgeſchabter und angefeuchteter Büffelhautriemen, zuſammengebunden werden. Ihr Hausrath beſteht in irdnen Töpfen, Trinkgeſchirren, Krügen u. ſ. w. von verſchiednen veralteten Arten. Ihre hölzerne Tiſche und Löffel, die aus Holz und Büffelhorn gemacht ſind, ſcheinen von einer etwas neuern Erfindung und jünger zu ſeyn; denn ſie ſind zierlicher gearbeitet, das Schnitzwerk der letztern iſt ungekünſtelt, und ſtellt Dinge dar, die in dem Umfange ihrer eignen Ideen liegen.

Eine jede Stadt hat ein großes Gebäude, welches, in Vergleichung mit den andern bereits beſchriebenen, das Berghaus genennet werden kann. Der einzige Unterſchied zwiſchen dieſem und dem Winterhauſe beſteht in ſeinem größern Umfange und in ſeiner Beſtimmung. Es iſt gemeiniglich auf einen Hügel erbauet, und die Oberhäupter des Volks halten darinn Berathſchlagungen über die öffentlichen Angelegenheiten und vergnügen ſich mit dem übrigen Volke durch Gaſtmale und Tänze. Es iſt mit ſeinen Ruhſtätten zum Sitzen und Liegen verſehen, die ungefähr ſieben Fuß breit und etwas länger ſind. Gegen die Wand zu ſind ſie etwas abhängig, damit die Perſonen,

nen, die darauf eingeſchlafen, nicht herabfallen. Ein jeder nimmt ſeinen Sitz nach ſeinem bekannten Verdienſte; und wenn ſich ein eingebildeter Thor einfallen läßt, ſich einer Zudringlichkeit ſchuldig zu machen, ſo wird er vor der ganzen Verſammlung mit der gröſten Schande an ſeinen Ort hingewieſen, und mit dem beißenſten Gelächter beſtraft.

Die Indianer machten vor dieſem ſehr artige Tapeten. Sie haben einen wilden Hanf, der auf dem offnen, fruchtbaren und gleichen Lande ungefähr ſechs Fuß hoch wächſt, und gemeiniglich im Julius reif wird. In den engliſchen Grenzkolonien wächſt er häufig. Wenn er zum Verarbeiten gut iſt, rauſen, röſten, brechen und klopfen ſie ihn; und die alten Weiber ſpinnen ihn ſodann am Spinnrocken mit hölzernen Maſchinen. Wenn der grobe Faden gemacht iſt, bringen ſie ihn auf einen Rahmen, der ins Gevierte etwa ſechs Fuß hält, und anſtatt eines Weberſchifs treiben ſie den Faden mit einem langen Rohre hindurch, in dem ein langer Riemen durch das Gewebe läuft, den ſie herausziehen, wenn ſie den Faden zweymal haben durchlaufen laſſen. Wenn ſie dieſe ſchwere Arbeit verrichtet haben, mahlen ſie jede Seite der Tapete mit mancherley Figuren von verſchiedenen Farben, die ihre fruchtbare Einbildungskraft erfindet; beſonders Figuren von Vögeln und wilden Thieren, die ihnen bekannt ſind, und ſogar Vorſtellungen ihrer eigenen geſellſchaftlichen und kriegeriſchen Beſchäftigungen. In einem ſolchen Gemälde iſt ein genaues Verhältniß und eine ſo ungezwungene freye Mannichfaltigkeit in der Zeichnung, daß ein neugieriges Auge es mit Verwunderung und Vergnügen betrachtet. Die Indianer ſollen vor undenklichen Jahren den Eintrag des Gewebes mit einem Schiff durchgeſchoſſen haben;

ſie haben auch ein paar Nadeln, die ſie ſo geſchickt zu führen wiſſen, daß ſie im Stande ſind, einigermaßen nach unſerer Art zu weben, damit eine Arbeit im kurzen zu vollenden. Dieſes wird durch ihre Methode, breite Kniegürtel, Leibgürtel, Schrotbeutel, breite Wehrgehänge, und dergleichen, die alle mit ſchönen Streifen und Würfeln gezieret ſind, hinlänglich beſtätiget. Ihre Art zu weben, gleichet wahrſcheinlich jener der öſtlichen Nationen in dem erſten jugendlichen Alter der Künſte und Wiſſenſchaften. Menſchen, die genöthiget ſind, ihre tägliche Nahrung in ungeheuern Wüſteneyen mit ihren Bogen und Pfeilen, durch das Einſammlen der Kräuter, Wurzeln und Nüſſe, zu gewinnen, werden gewiß an keine neuen Erfindungen gedacht, ſondern ſich vielmehr die erſten Bedürfniſſe des Lebens haben angelegen ſeyn laſſen; und gewiß werden ſie auch nicht eine beſchwerlichere Art ſich zu kleiden gewählt haben, wenn ſie eine leichtere und geſchwindere kannten. Wer nur das geringſte von den Indianern weiß, wird ſie einer ſolchen Sünde nicht beſchuldigen.

Die Weiber ſind die vornehmſten, wo nicht die einzigen Manufakturiſten. Die Männer glauben, dieſes Geſchäft würde ſie, wenn ſie es ſelbſt übernähmen, zu ſehr herabſetzen. Die Laſt des Hausweſens liegt auf den Weibern, ſo wie dieſes bey den teutſchen Amerikanern der Fall iſt. Im Winter ſammlen die Weiber Büffelhaare, eine Sorte grober, brauner, gekräuſelter Wolle. Wenn ſie dieſe ſo fein, als ſie können, geſponnen und zweydrätig gemacht haben, ſetzen ſie kleine Knöpfe von verſchiedenen Farben auf das Garn, wenn ſie es verarbeiten. Die Figuren, die ſie in dieſe Gewebe hineinarbeiten, ſind gemeiniglich einförmig, zuweilen machen ſie aber auch auf beyden Seiten verſchiedene. Die

Chohtah machen Schrotbeutel, die in und auswendig erhabene Arbeit haben. Sie verfertigen auch Bettdecken, von welſchen Hünerfedern, die ſie vom dem Halſe oder der Bruſt dieſes Vogels nehmen. Sie drehen das inwendige Ende der Federn, mit einem ſtarken doppelten Faden von Hanf, oder der inwendigen Schale des Maulbeerbaums, von der Dicke und Stärke eines groben Fadens, da die Fibern fein genug ſind, feſt zuſammen, und wirken ſie nach Art feiner Netze. Da die Federn lang und glänzend ſind, ſo iſt dieſe Art von Bettdecken nicht allein ſehr warm, ſondern ſieht auch gut aus.

Sie verfertigen ſehr ſchöne Steinpfeifen, und die Cheeraken unter allen Indianern die beſten, denn ihr bergichtes Land enthält allerley Sorten und Farben von Erde, die zu dieſem Gebrauch ſehr geſchickt ſind. Sie bilden ſie ſehr leicht mit ihren Tomohawks, und geben ihnen ſodann mit ihren Meſſern die letzte Form, wie man es verlangt. Dieſe Pfeifen ſind von einer ſehr weichen Beſchaffenheit, bis ſie ins Feuer gebracht und ausgebrannt werden, da ſie dann ſehr hart werden. Sie ſind oft eine völlige Spanne lang, und die Köpfe etwa halb ſo groß, als die an den engliſchen Pfeifen, der Vordertheil hat gemeiniglich eine ſcharfe zwey bis drey Finger breite und einen Viertelszoll dicke Spitze. Auf beyden Seiten des Kopfs ſchneiden ſie mit vieler Geſchicklichkeit und Mühe, nach der Länge verſchiedene Figuren ein: als, auf der einen Seite einen Büffel, auf der andern einen Panther, ein Kaninchen und einen Fuchs, und ſehr oft einen Mann und eine Frau ganz nackt. Ihre Schnitzwerke können in Rückſicht auf die Ehrbarkeit nicht ſehr empfohlen werden. Die Wilden arbeiten ſo langſam, daß ihre Künſtler zwey Monate lang mit ihrem Meſſer an einer Pfeife arbeiten, ehe ſie fertig werden. Die Pfeifenſtiele ſind gemeiniglich von weichem Holze gemacht, ungefähr zwey Fuß lang und einen Zoll dick. Sie werden in vier Stücke geſchnitten, und jedes derſelben ſo ausgehölt, daß die Oefnungen alle auf einander ſtoßen. Die jungen artigen Herren binden einen Bündel kleiner Schellen, verſchiedene Arten hübſcher Federn, und allerley dünngeſchlagene Stückchen von kupfernen Keſſeln, runde Rehhautriemen und eine rothgemahlte Hirnſchalenhaut daran, welches ſie für eine ſtolze, ſchätzbare und außerordentliche Zierrath halten. Nach ihren Grundſätzen macht eine ſolche Pfeife ihren Beſitzer zu einem großen Stutzer. Sie ſchnitzen oder mahlen hieroglyphiſche Figuren mit einer ſolchen Genauigkeit auf die Pfeifenröhre, daß alle kriegeriſche Thaten und der Volksſtamm des Eigenthümers, mit einer großen Menge anderer Umſtände vollkommen darauf vorgeſtellet ſind. Dieſes wird denjenigen fremd vorkommen, die mit der Geſchicklichkeit der alten Aegypter in dieſem Betracht und der Kenntniß der heutigen türkiſchen Stummen nicht bekannt ſind. Allein es hat dieſes ſeine Richtigkeit; und auf dem ganzen Erdboden hat es vielleicht noch kein durch Zeichen redender Stummer, noch in alten Zeiten einer von den Griechiſchen und Römiſchen Pantomimen in der Kunſt, wichtige und geringfügige Dinge durch verſchiedene Geſte, Bewegungen des Körpers und Ausdruck des Geſichts verſtändlich zu machen, ſo weit gebracht, als die amerikaniſchen Indianer; und ſie verſtehen ſich unter einander vollkommen wohl.

Sie verfertigen auch Kleiderwannen, die in Anſehung der Materialien die ſchönſten ſind, die man ſehen kann. Sie ſchneiden lange Sumpfröhre in lange, dünne, ſchmale Spähne oder Streifen, die ſie mit allerley

Farben färben, und behandeln ihre Arbeit ſo gut, daß ſowohl die innere als äußere Seite mit mancherley angenehmen Figuren bedeckt iſt. Es ſtecken mehrere Wannen in einander, und alle ſind am obern Rande in einer Breite von zwey Zoll ſo feſt zuſammen gearbeitet, daß man glauben ſollte, es wären ihrer zwey durch einen Kitt mit einander verbunden; die andern niedrigern Theile der Wannen ſtehen aber voneinander ab. Ein großes Neſt beſteht aus acht bis zehen Pfannen, die in einander ſtecken. Ihre Größe iſt verſchieden; gemeiniglich machen ſie aber den äußerſten Korb ungefähr einen Fuß hoch, anderthalb Fuß breit, und beynahe einen Yärd lang.

Vor dieſem wurden dieſe Wannen, die die Cherracken machten, ſogar in Südcarolina, der kultivirteſten unter allen engliſchen Kolonien, wegen ihrer Nutzbarkeit in der häuslichen Wirthſchaft, wegen ihrer Schönheit und Mannichfaltigkeit, ſo hoch geſchätzt, daß ein großes Neſt davon mehr als einen Moidore (eine Portugiſiſche Goldmünze, von ungefähr drey Dukaten an Werth) koſtete. Sie machen auch Töpfe von verſchiedener Größe, in welche zwey bis zehen Gallonen gehen. (eine Gallone enthält vier Maas.) Ferner irdene Waſſerkrüge, Trinkgeſchirre, Schüſſeln, Teller, Becken, und noch viel andere Gefäße, von ſo veralteter Form, daß es verdrießlich ſeyn würde, ſie zu beſchreiben, und unmöglich, ſie zu benennen. Ihre Methode, ſie zu glaſüren, beſteht darinn: Sie ſetzen ſie über ein großes Feuer von rauchendem Pechtannenholz, wovon ſie glatt, ſchwarz und feſt werden. Ihre Länderey haben einen Ueberfluß an Thon, der zu dieſem Gebrauche ſehr geſchickt iſt. und woraus man ſogar, vermöge der damit angeſtellten Verſuche, Porcellan machen kann.

Sie machen, vielleicht unter allen Völkern, die ſchönſten Bogen und die glätteſten Pfeile. Zur Spitze nehmen ſie entweder ausgehöhlte Bockshörnerſpitzen, oder welſche Hahnenſpornen, Stücke von Erz oder Kieſelſteine.

Kein Volk iſt im Gebrauch des Feuergewehrs und der Bogen und Pfeile geübter, als die Indianer. Sie können ihre Flinten nur mit einer kleinen Axt und einem Meſſer neu ſchäften, und die Flintenläufe machen ſie ſo gerade, daß ſie ſehr richtig ſchießen. Sie wechſeln auch die Schlöſſer mit andern um, die vorher bey ihnen nicht im Gebrauch geweſen ſind. Eine ſolche Arbeit koſtet aber dem rothen Künſtler beynahe zwey Monathe Zeit.

Sie ſind auch gute Sattler. Denn ſie können einen Sattel mit ihren gewöhnlichen Inſtrumenten verfertigen, ohne eine Art von Metall anzunehmen; aber die Form iſt ſo altväteriſch und ſchlecht, und den Satteln der holländiſchen Weſtindier ſo ſehr ähnlich, daß man verführet werden könnte zu glauben, ſie hätten mit dieſen letztern vor dieſem ihre Kunſt in einer und eben derſelben Schule erlernt. Sie nehmen eine Anzahl weiſſer Eichenbreter, ſchneiden Kerbe hinein, um Sattelhölzer daraus zu verfertigen. Dieſe beſtehen aus zwey Vorder- und zwey Hinderſtücken, die ungefähr drey Zoll unter dem oberſten Ende kreutzweiſe zuſammengefugt ſind. Dann nehmen ſie eine noch friſche Büffelhaut, die noch mit den Winterhaaren bedeckt iſt, und nachdem ſie ſolche gehörig über dieſes Geſtell gezogen, heften ſie ſie mit langen Riemen von eben dieſer Haut, ſo feſt und ſicher als nöthig iſt, an. Wenn die Haut ganz trocken geworden, ſo ſcheint dieſer Sattel alle Eigenſchaften eines Panzerſattels zu haben. Eine zurechtgemachte Bärenhaut dienet ihnen anſtatt eines Felleiſenküſſens, und vor dieſem war ihr Zaum weiter nichts, als ein Strick, der dem Pferde um den Hals gelegt wurde, und womit ſie das Pferd nach Gefallen lenken konnten. Die meiſten Choktahs bedienen ſich dieſer Art noch jetzt.

Es iſt ſonderbar, daß alle Indianer auf der rechten Seite auf das Pferd ſteigen. Sie behaupten, es ſey weit natürlicher und bequemer, den rechten Fuß in den Steigbügel zu ſetzen und zugleich mit der ſtärkſten Hand die Mähne zu faſſen, als ſich dazu der Entlegnern und entgegengeſetzten Hand und deſſelben Fußes, wie ſie beyde linke nennen, zu bedienen.

Die Regierungsform der Indianer überhaupt beſtehet in einer durch Bündniſſe geſchloſſenen Vereinigung der ganzen Geſellſchaft zu wechſelſeitiger Sicherheit. Sie haben keine Titel und Perſonen, als unſere Kaiſer, Könige u. ſ. w. ſind, und in keiner ihrer Sprachen ein Wort, das die Bedeutung derſelben ausdrückt. Ihr höchſter Titel in Kriegs- oder bürgerlichen Stande, bedeutet weiter nichts als einen Befehlshaber, ein Oberhaupt. Sie haben keine Wörter, womit ſie deſpotiſche Gewalt, unumſchränkte Monarchen, unterdrückte oder gehorchende Unterthanen anzeigen könnten. Sie können ſich auch von dieſen Dingen keinen andern Begriff machen, als dieſen, daß ſie ſchlimme Befehlshaber einer zahlreichen Familie ſind, die die übrigen zu Sklaven gemacht haben. Die Gewalt ihrer Oberhäupter iſt ein leerer Schall. Dieſe können weiter nichts thun, als das Volk durch die Macht eines guten Herzens und deutlicher, vernünftiger Vorſtellungen, oder durch einen guten Anſtrich von Beredſamkeit, den ſie den Dingen zu geben wiſſen, zu überreden, ihm etwas anzurathen, oder es von etwas abzuhalten; ſo daß es noch immer ſeiner überwiegenden Neigung folgen kann. Anerkanntes

Verdienſt allein giebt ihnen das Vorrecht eines Anſehns über die Geringern im Volke. Wenn eine die ganze Nation betreffende Sache in Berathſchlagung gezogen wird, ſo höret man jedem Hausvater in ſeinem Hauſe mit großer Hitze, kühner Zunge und der ungebundenſter Freymüthigkeit davon ſprechen. Ihre Stimmen haben bey ihre Wohlfahrt betreffenden öffentlichen Angelegenheiten ein großes Gewicht. Jede Stadt iſt von der andern unabhängig. Ihre Vereinigung beſteht nur durch ihre mit einander geſchloſſenen Freundſchaftsverträge. Ein halsſtarriger Kriegsanführer begeht zuweilen Feindſeligkeiten, oder macht für ſeine Stadt Frieden, ohne daß es der übrige Theil für gut befindet. Wenn ſie aber nicht ſtark genug ſind, ſo hüten ſie ſich ſehr, geringer Urſache halber und ohne allgemeine Einwilligung der Häupter einen Krieg anzufangen. Denn im Fall dieſer übel ausſchlagen ſollte, würde der übrige größere Theil ſeiner Ueberlegenheit wegen, ſie als Feinde beſtrafen können, weil ſie ihre Macht, die ſie nur zur Beförderung und Erhaltung der Wohlfahrt ihres Vaterlandes erhalten haben, mißbrauchten. In ihren Berathſchlagungen gehen ſie ſehr bedachtſam zu Werke, und geben einem fremden Abgeſandten niemals unmittelbar Antwort auf ſeinen Vortrag, ſondern laſſen erſt einige Nächte vorübergehen. Sie räſonniren ſehr ordentlich, und ungeachtet ſie öfters in ihren Meynungen ſehr voneinander abweichen, bleibt ihre Rede doch immer kalt und gutmüthig. Aus Achtung für die ſchweigende Verſammlung ſpricht der Redner beſtändig ſtehend, und fährt immer einer nach dem andern fort, bis alle Glieder ihre Meynung über den Entſcheidungspunkt vorgebracht haben. Dann ſetzen ſie ſich ſämtlich nieder, und faſſen über die Sache eine Entſchließung. Man hört nicht den mindeſten zornigen Ausdruck unter ihnen, und alle begegnen ſich mit der gröſten Artigkeit. In ihren ordentlichen Reden drücken ſie ihr Mißfallen über üble Dinge fein und anſtändig aus. Sie ſagen z. B. es ſey nicht gut, hübſch, oder löblich. Ueberhaupt iſt ihr ganzes Betragen in öffentlichen Angelegenheiten würdig, von manchem Richter und Advokaten nachgeahmt zu werden.

Ihre meiſten Einrichtungen ſind aus dem planen Naturgeſetze hergeleitet. Die Schule der Natur verachtet alle Spitzfindigkeiten der Kunſt, und lehret ſie das deutliche leichte Geſetz: begegne andern, wie du willſt, daß ſie dir begegnen ſollen. Wenn ſie im Stande ſind zu bezahlen, und ihr eigner Schade und Nachtheil dadurch nicht größer wird, als der Vortheil ihres Gläubigers, ſo entrichten ſie ihre ehrlich gemachten Schulden. Ob aber gleich keine Streitigkeit bey dergleichen Fällen unter ihnen vorfallen, ſo kommen doch, im Fall eine Unzufriedenheit entſteht, gleich nach deren Bekanntwerdung, der rothe Archimagus nebſt ſeinen alten, beliebten Männern zuſammen, und entſcheiden die Sache auf eine ſehr liebreiche Art, wodurch beyde Partheyen gänzlich miteinander wieder ausgeſöhnet werden. Sie haben keine Gewalt, wodurch ſie den Schuldner zur Bezahlung zwingen können; doch kann der Gläubiger ſich ſeines Guts oder Eigenthums ohne die geringſte Hinderniß wieder bemächtigen, und ſich ſelbſt befriedigen. Hat er dem Schuldner zuviel weggenommen, ſo ſchickt er den Ueberfluß durch einen ſeiner Anverwandten auf eine ſehr höfliche Art wieder an den Eigenthümer zurück. Dieſe Fälle ereignen ſich inzwiſchen ſehr ſelten; denn weil immer der eine den Karakter des andern kennt, ſo hüten ſie ſich ſehr einander zu erzürnen, weil es ſonſt mit der Zeit böſe Folgen nach ſich ziehen kann. Sie ſchelten oder zanken ſich nie, wenn ſie nüchtern ſind; ſie verbergen lieber ihre Feindſchaft, ſie mag noch ſo heftig ſeyn, und unterreden ſich in glatten, freundſchaftlichen Worten, und mit einem ſehr verbindlichen Betragen, wenn gleich der Haß in ihren Herzen ſitzt. Ueberhaupt ſind ſie in Bezahlung deſſen, was ſie einander zu geben ſchuldig ſind, ſehr pünktlich; hingegen aber ſeit dem Anfange der verderblichen Handelslizenzen ſehr ſorglos in Abtragung ihrer bey den engliſchen Kaufleuten gewirkten Schulden. Eine alte Schuld bedeutet nach einem ſprichwörtlichen Ausdrucke bey ihnen ſo viel, als Nichts.

Es giebt viele Verbrechen, deren ſich ihre Jugend ſchuldig macht, auf die unſere Geſetze eine harte Beſtrafung, die ihrigen aber nur einen ſpöttiſchen Scherz gelegt haben. Sie rühmen nemlich an dem Verbrecher die ſeinem Vergehen entgegengeſetzte Tugend vor einer großen Verſammlung. Hat er einen Diebſtahl begangen, ſo rühmen ſie ſeine ehrlichen Grundſätze; einen Krieger, der im Handgemenge verzagt und furchtſam geweſen iſt, preiſen ſie hoch wegen der Tapferkeit, die er bezeigt habe; dabey führen ſie die kleinſten Umſtände, die bey einer ſolchen Gelegenheit vorgefallen ſind, mit ſtarken, tiefverwundenden Stichelreden an. Man weiß Beyſpiele, daß ſie Verbrechen mit dieſen verſüßten Pfeilen ſo gut und geſchickt getroffen, daß ſie viel lieber unter Martern geſtorben wären, als ihre Schande durch eine nochmalige Begehung deſſelben Verbrechens erneuert hätten.

Vor dieſem war eine jede Stadt oder Dorf der Indianer verbunden, in Geſellſchaft miteinander zu arbeiten, wenn ſie ihre Felder beſtellen wollten, ungeachtet dieſelben durch beſondere Grenzzeichen voneinander abgeſondert ſind, und eines jeden Erndte beſonders eingeſammlet wird. Die Cheeraken und Muskoten beobachten dieſen alten Gebrauch noch jetzt, und iſt auch für ein ſo faules Volk ſehr nothwendig. Wer dawider handelt, muß eine größere oder geringere Schatzung entrichten, je nachdem er mehr oder weniger verabſäumet hat. Dieſe werden ihnen von beſonders hierzu beſtellten Beamten, die dieſe Schatzungen einheben müſſen, auferlegt, und dieſe verrichten ihr Amt auf das punktlichſte, ohne im geringſten gehindert zu werden, und ohne irgend eine Perſon, ſie ſey welche ſie wolle, davon auszunehmen. Sie ſind gleichfalls verbunden, bey Errichtung öffentlicher Gebäude ſämmtlich Hand anzulegen.

Man trift nicht das geringſte Merkmal eines alten Zwanggeſetzes unter ihnen an. Nach ihrem Zuſtande hatten ſie auch keines derſelben nöthig. Da ſie weder im Stande waren, noch darnach trachteten, etwas mehr als einen bloßen Lebensunterhalt zu erlangen, ſo konnten ſie ihren Nachbarn nicht über einen Biſſen Speiſe borgen; ſie gaben, aber doch ſehr freygebig, wenn ſie darum gebeten wurden. Die meiſten von ihnen beobachten dieſen Gaſtfreundſchaftlichen Gebrauch noch bis auf den heutigen Tag. Ihre Gewohnheit, allen ihren alten Proviant als unreine Speiſe wegzuwerfen, wenn die neue Erndte gefeyert wurde, trug viel dazu bey, dieſen Geiſt der Gaſtfreundſchaft unter ihnen zu unterhalten. Ihre Bedürfniſſe und tägliche Bemühungen in Aufſuchung nothwendiger Dinge erhält ſie ehrlich. Ihre Unwiſſenheit in den Freuden des Lebens half ihre Tugend erhalten. In ihrem vorigen einfachen Zuſtande war ihnen das deutliche Geſetz der Natur genug; da ſie aber von ihrer alten Simplicität ſehr ausarten, ſo müſſen ſie ohne Zweifel neue Geſetze bekommen, um ſie von neuen Verbrechen abzuhalten; nach der Gewohnheit anderer Völker, die ihre Geſetze, nach den Erforderniſſen der Zeit vervielfältigen und abändern.

V.
Naturgeſchichte.

Vacat.

VI.
Anekdoten.

Artur de Coße, Graf von Segondiny, der viele anſehnliche Aemter bekleidete, wurde auf Befehl der Catherina von Medicis, eines Verdacht wegen, 1574 in Verhaft genommen, und nach Vincennes gebracht, wo er beinahe ein Jahr blieb. Heinrich III. bot ihm bey ſeiner Freylaßung offene Briefe an, die ſeine Unſchuld bekräftigen ſollten, aber er gab zur Antwort: „Erlauben Sie, Sire, daß ich ſie ausſchlage: Ein Coße „darf nicht glauben, das ihn jemand hat für ſchuldig „halten können.“

Heinrich III. wollte einen Edelmann von Verdienſten, Carl de la Rochefoucaut, beym erſten Ritterſchlag 1578 zum Ritter des Heil. Geiſtes machen, und verlangte deswegen von ihm, daß er einen Aufſatz ſeiner geleiſteten Kriegsdienſte eingeben möchte: Der Edelmann that es. „Ich finde, ſagte der Fürſt zu ihm,

„hier nur die Belagerungen und Treffen, denen ihr „unter den Regierungen meines Vaters und Großvaters „beygewohnt habt. — Sire, antwortete jener, wir fochten damals wieder die Spanier und Engländer, wieder wen haben wir aber nachher gestritten? Was waren das für Schlachten, und wer waren unsere Feinde, zu St. Denis, Dreux, Jarnac, und Moncontour? Dort sah ich 80000 Franzoſen, in zwey Partheyen und unter den Befehlen der geſchickteſten und „wackerſten Heerführer Europens, auf einander losgehen „und ſich würgen! Kann man wohl den Mord ſeiner „Verwandte, ſeiner Freunde und Landsleute unter die „Zahl der geleiſteten Dienſte ſetzen?“ Der Fürſt bewunderte die Antwort, ſchlug ihn zum Ritter, und behielt immer eine vorzügliche Achtung für ihn.

Ludwig von Aſſas, Hauptmann unter dem Regiment **Auvergne**, ſtand im letzten Kriege im Oktober 1761 mit ſeinem Regiment zu **Cloſterfelden**; da er bey Nachtzeit, um das Terrain zu recognoſciren, voraus gegangen war, wurde er von den Engländern gefangen, die hier im Hinterhalt lagen um die franzöſiſche Armee zu überrumpeln. Ihre Grenadiere umringten ihn, und drohten ihn auf der Stelle zu erſtechen, wenn er den geringſten Lärm machte. Der **Ritter von Aſſas** ließ ſich durch die Gewißheit, ſein Leben in dem Augenblick zu verlieren, nicht abhalten, ſondern opferte es großmüthig der Rettung des Heeres auf: Er ſchrie ſo ſtark als er konnte: „Zu mir, **Auvergne**, hier ſind die Feinde,“ und in dem Augenblick wurde er auch mit Bajonetten erſtochen. Aber das Regiment **Auvergne** kam herbey, hielt den erſten Anfall aus, trieb ſie zurück, und trug viel zum glücklichen Ausſchlag bey. Der Kupferſtich auf dieſe merkwürdige Begebenheit wird unten vorkommen.

Man

Man weiß, daß in England jeder Beklagte zwölf Geſchworne von ſeinem Stand zu Richtern hat, deren Ausſpruch einſtimmig ſeyn muß, und die, damit die Entſcheidung ſich nicht zu ſehr in die Länge verziehe, ohne Eſſen und Trinken ſo lange eingeſchloſſen bleiben, bis ſie eines Sinnes ſind. Zwey Gentlemanns, die einige Meilen von London lebten, hatten in Gegenwart von Zeugen einen ſehr lebhaften Streit miteinander; der eine drohte dem andern, und ſetzte hinzu, daß ehe vier und zwanzig Stunden vergiengen, ihm ſein Betragen reuen ſolle. Gegen Abend wurde dieſer Edelmann erſchoſſen gefunden; der Verdacht fiel natürlich auf den, der die Drohungen gegen ihn ausgeſtoßen hatte. Man brachte ihn zu gefänglicher Haft, das Gericht wurde gehalten, es fanden ſich noch mehrere Beweiſe, und eilf Beyſitzer verdammten ihn zu Tode; allein der zwölfte beſtand hartnäckig darauf, nicht einzuwilligen, weil er ihn für unſchuldig hielte. Seine Kollegen baten ihn, Gründe anzuführen, warum er es glaubte; allein er ließ ſich nicht darauf ein, und beharrte bey ſeiner Meynung. Es war ſchon ſpät in der Nacht, und der Hunger pflegte die Richter baß; einer ſtand endlich auf, und erſuchte, daß es beſſer ſey, einen Schuldigen loszuſprechen, als eilf Unſchuldige verhungern zu laſſen; man fertigte alſo die Begnadigung aus, führte aber auch zugleich die Umſtände an, die das Gericht dazu gezwungen hätten. Das ganze Publikum war wider den einzigen Starrkopf; die Sache kam ſogar vor dem König, der ihn zu ſprechen verlangte; der Edelmann erſchien, und nachdem er ſich vom Könige das Wort geben laſſen, daß ſeine Aufrichtigkeit nicht von nachtheiligen Folgen für ihn ſeyn ſollte, ſo erzählte er dem Monarchen, daß als er im Dunkeln von der Jagd gekommen, und ſein Gewehr losgeſchoſſen, es unglücklicher Weiſe dieſen Edelmann, der hinter einem Buſch geſtanden, getödtet habe. „Da ich, fuhr er „fort, weder Zeugen meiner That noch meiner Unſchuld „hatte, ſo beſchloß ich, das Stillſchweigen zu beobachten; „aber als ich hörte, daß man einen Unſchuldigen anklagte, ſo wendete ich alles an, um einer von den Geſchwornen zu werden; feſt entſchloſſen, ehe zu verhungern, als den Beklagten umkommen zu laſſen.“ Der König hielt ſein Wort, und der Edelmann bekam ſeine Begnadigung.

Philipp III. König von Spanien, weinte bey dem Anblicke eines Auto da fe's, als er ſo viele Menſchen dabey hinrichten ſah; der Grosinquiſitor machte ihm eine Sünde daraus, und ängſtigte ihn dergeſtalt, daß der ſchwache König ſich zur Ader laſſen ließ, und ſein Blut dem Büttel gab, um es zur Verſöhnung Gottes, beym erſten Auto da fe, mit zu verbrennen.

Ein junges Bauermädchen ritte auf einem Eſel nach der Stadt **Mende** im Ländchen **Gevaudan**. Nicht weit von **St. Etienne du Valdoues** wurde der Eſel ſtättiſch, und warf ſeine Reiterin ab. Ein Bauer ſah dieſes; ſtatt aber dem Mädgen zu helfen, ſtieg er auf dem Eſel, und jagte auf und davon. Das arme Kind ſchrie und weinte, aber es half nichts, ſie muſte ihren Weg zu Fuß bis ins nächſte Dorf fortſetzen, wo ſie ihre Klage bey dem Richter anbrachte. Dieſer läßt den Dieb nachſetzen, und man erhaſcht ihn auch. Er behauptete aber unerſchrocken, der Eſel ſey ſein eigen. Beyde Partheyen ſchimpften ſich wacker, aber die Wahrheit konnte man nicht herauskriegen. Endlich beſinnt ſich die Bäuerinn auf ein Mittel: Sie thut ihre Schürze ab, bedeckt des Eſels Kopf damit, und ſagt zum Richter: „Mit Verlaub, Herr Richter, mein Eſel iſt einäugicht, befehlen Sie alſo dem Schelm da, daß er ſogleich und ohne Anſtoß ſagt, mit welchem Auge er „blind iſt: — Mit dem rechten!“ antwortete der Dieb. Hurtig nahm das Mädchen ihre Schürze weg, und ſchrie: „Ihr lügt, mein Eſel ſieht mit beyden gut!“ Und ſo befand ſich auch die Sache. Hierauf ſprach ihr der Richter den Eſel zu, und ließ den Dieb in Verwahrung bringen.

Der **Ritter von Boufflers**, der durch ſeine Briefe und Gedichte einen ſo anſehnlichen Rang unter Frankreichs Dichtern behauptet, machte bey H. **von Beſenval**, wo er eine Abhandlung vom Hunger verlas, ohnlängſt folgendes Quatrain aus dem Stegreiff.

De mon diſcours ſur la famine,
Qui mieux que Vous pourra juger,
Puiſqu'il fut fait dans votre cuiſine
Et dit dans votre ſalle à manger?

Eine gewiſſe Gräfin von Mannsfeld, gebohrne Gräfin von Lüchow, reiſete um das Jahr 1322 nach Lüchow, die Ihrigen zu beſuchen. Auf ihrem Wege durch die Lüneburger Heide, als ſie ſich am Ende eines gewiſſen Waldes befand, hörte ſie ein jämmerliches Geſchrey eines um Hülfe rufenden Menſchen. Sie ſtutzte, und befahl einem ihrer Bedienten, hinzulaufen, und nachzufragen. Aber ſie war zu mitleidig, zu warten, bis der Bediente wiederkäme, und ließ den Kutſcher grade auf den Ort zufahren, wo das Geſchrey herkam. Mit großem Erſtaunen erblickte ſie da einen alten, alten Greis, dem die Hände gebunden waren, und der jämmerlich ſchrie, daß es einem Stein erbarmen möchte, um ſein Leben bat. Neben demſelben aber ſah ſie einen andern Menſchen, der dabey ſtand, und beſchäftigt war, eine Gruft in der Erde zu machen. Erſchrocken über dieſen ſeltſamen Anblick, verlangte die gute Gräfin von dem jüngern Kerl zu wiſſen, was er mit dem alten Mann vorzunehmen Willens ſey? Der Bauer ließ ſich durch die Ankunft der Reiſenden in ſeiner Verrichtung nicht ſonderlich ſtören, grub fort, und antwortete: Der alte da, ſey ſein Vater, ſey aber nun ſteinalt, und kümmerlich, und gänzlich unvermögend geworden, ſich länger ſein Brodt ſelbſt zu verdienen; deswegen ſey er Willens, denſelben, weil er doch eine unnütze Laſt der Erde ſey, unter die Erde zu bringen, von der er gekommen ſey. — Die Gräfinn entſetzte ſich, wie leicht zu erachten, über dieſen unmenſchlichen Worten; ſtellte ihm ſeine gottloſe That in ihrem ganzen Umfange vor; belehrte ihn, wie ſie dem Worte Gottes grade zuwider ſey, als welches uns ſo nachdrücklich verböte, irgend eines Menſchen Leben zu verkürzen, geſchweige denn Vater und Mutter, die wir lieben und ehren ſollten, zu tödten! Zur Antwort ſah der Bauer ihr ſtarr in die Augen: Ja, gnädige Frau, das iſt alles wahr. Aber, was ſoll ich machen? Ich habe das ganze Haus voll Kinder, und muß ſauer, ſauer arbeiten, dieſe zu erhalten, und kaum bin ichs mit aller Macht vermögend. Nun! kann ich denn meinen kleinen Wichtern (er wollte weinen) das Brod vor dem Mund wegnehmen, und ſie verhungern laſſen, damit ichs dieſem Alten gäbe, deſſen längeres Leben doch nun weder uns, noch ihm ſelbſt mehr nütze iſt. Die Gräfin ſeufzte; da ſehet ihr, ſagte ſie, indem ſie ſich zu ihren Leuten wandte, da ſehet ihr das Elend dieſer armen Bauersleute! Welch eine Noth, welch ein Jammer! Sie müſſen ihre eigne Eltern umbringen, um nur ihren Kindern das Leben zu friſten. Aber die Groſſen und Reichen thun Sünde, wenn ſie ihr Herz vor dem Elend ihrer armen Unterthanen verſchließen, und anſtatt ihnen mildthätig zu helfen, ihnen ihre Noth durch Tyranney, Bedrückungen und unerſchwingliche Auflagen von Tag zu Tage nur noch unerträglicher machen. Mit dieſen Worten grif ſie in die Taſche, und gab dem Menſchen ein artiges Geld, mit dem nachdrücklichen Bedeuten, ſeines alten Vaters Leben zu ſchonen. Der Bauer dankte, und verſprach deutſch und ehrlich, ihn ſo lange zu erhalten, als das Geld reichen würde. Man wird ſchon denken, daß die Gräfin einen Nachſchuß zu geben verſprach, ſobald es nöthig ſeyn würde.

VII.

Briefe.

1.

An Herrn Brandes nach Berlin, aus Hamburg, den 31. März 1767. vom verſtorbenen Eckhof.

Werthgeſchätzter Herr und Freund!

Seyn Sie nicht ungehalten, mindſtens nicht unverſöhnlich; am allerwenigſten aber ſehen Sie es als ein Zeichen einer veränderten Neigung gegen Sie an, daß ich Ihre beyden letzten Briefe bis hieher unbeantwortet gelaſſen habe. Eines Theils iſt würklich der Mangel an Zeit, ſo lange das Agiren gewährt, Schuld daran geweſen, und hier darf ich Ihnen nur zu meiner Entſchuldigung, zwar nicht zu meinem Lobe, anführen, daß ich noch Briefe von den Herren Weiße, Schiebler und Ebeling aus Leipzig ſeit dem Januar unbeantwortet bey mir habe liegen laſſen müſſen; da wir ſeit Faſten bey der neuen Einrichtung von den künftigen neuen Stücken täglich Leſeproben gehalten haben. Andern Theils hat mich noch eine andre Verhindrung bey Ihnen davon abgehalten. Herr Secret. Löwe lieh mir Ihr Trauerſpiel denſelben Abend, als ich es bekommen hatte, ab. Beym Umziehen hatte er es verlegt, und auf wiederholtes Anfordern habe ich es erſt vor ein Paar Tagen wiederbekommen. Sie verlangten meine Gedanken davon zu wiſſen; was ſollte ich Ihnen von einem Stücke ſagen, wovon ich nichts als den Namen kannte? — Jetzt will ich erſt das Uebrige Ihrer Briefe kürzlich beantworten, und Ihnen alsdann hiervon aufrichtig meine Meinung entdecken. Ueber die verſchiednen Kritiken müſſen Sie ſich nicht entrüſten? Wer beurtheilt nicht jetzt das Theater und die Acteur! Hätten einige von der bisherigen Ackermanniſchen Geſellſchaft mehr Mäßigung dabey bewieſen, ſo würde der bekannte controverſirte Lerm, der Ihnen ohne Zweifel wiſſend ſeyn wird, wohl nimmermehr ſo groß geworden ſeyn. Jeder Zuſchauer hat das Recht, davon zu urtheilen, und ein jeder thut es nach ſeiner Einſicht. Die Schriftſteller und die klugen Geiſter maßen vermöge der ihrigen zur Schadloshaltung ihrer Mühe ſich ein Vorrecht dazu an, und haben es auch wirklich. Sie ſelbſt führen in Ihrer Vorrede drey würdige Schriftſteller namentlich, als Lehrmeiſter des Geſchmacks, der Acteurs und mit

Recht an, da Sie ohne Zweifel daſelbſt auf die Verdrängung des bey Ihrer Geſellſchaft bisher noch aufgetretenen Hanswurſtespielen, und das Ihrige dazu beyzutragen äußern. Ueberhaupt iſt jeder öffentliche Redner, folglich auch der Acteur der Beurtheilung aller ſeiner Zuhörer ausgeſetzt. Die Kritik iſt die Tochter der Beurtheilungskraft, deren Mann der Verſtand iſt; iſt es zu unſern galanten Zeiten ein Wunder, wenn auch ſie am Witze, und oft am boshaften Witze, einen Liebhaber, und leider! nicht ſelten einen erhörten Liebhaber erwählt? Die einzige Beruhigung dabey iſt, meiner Meinung nach, daß man ſich beſtrebe, einer Pflicht nach ſeinem Vermögen ein Genüge zu thun, und geruhig mit dem Apelles hinter dem Vorhange das Urtheil der Vorübergehenden anhört; den Schuh verändert, wenn ihn ein Schuſter tadelt. Und wenn er ſich weiter wagt, nicht gleich, weil man vom Publiko leben muß, mit jenen, das ne ſutor ꝛc. ausruft; ſondern in der Stille lächelt, und einen andern erwartet, dem die Structur und Beſchaffenheit der Wade gründlicher bekannt ſeyn kann, wenigſtens habe ich es beſtändig ſo gemacht. — Herr Jüngling, deſſen Sie erwähnen, war anfänglich von den jetzigen Entrepreneurs angenommen, und auf deren Fürſprache bis auf die Faſten vom Herrn Ackermann engagirt worden. Er iſt, wie man ſagt, mit den hier geſpielten Rollen, und das Publikum mit ihrer Ausführung, unzufrieden geweſen. Er hat ſich nach Maynz gewandt, wohin auch faſt alle unſre bisherigen Tänzer gegangen ſind. Herr Schulz und ſeine Schweſter ausgenommen, die nach Leipzig zu Herrn Koch gereiſet ſind. Madem. Schulz has mir von Ihnen und Herrn Stenzel ein Kompliment gebracht, und dem ich mein Gegenkompliment zu machen bitte; ich begnüge mich daran, zu wiſſen, daß es meinen Freunden wohlgeht.

Herr Mierk iſt ſchon ſeit Advent von hier, und zu Herrn Lippert gegangen. Man weiß jetzt nicht, wo ſich dieſer befindet. Sobald ich ſeinen Aufenthalt poſitiv erfahre, werde ich ihm die Nachricht von ſeinem Vater geben. Herr Secret. Dreyer iſt wieder hier; nach ſeiner Art, ſich auszudrücken, iſt über ihre ehemalige Differentia längſt Gras gewachſen. Ein Kompliment von ihm.

Was Ihre Miß Fanny anbetrift, ſo gefällt mir das Stück ſowohl der Anlage überhaupt, ſie ſey nun Idee oder Nachahmung, als der Ausführung nach ſehr wohl. Der Dialog iſt ungezwungen und dramatiſch. Einige Wiederholungen, die man Ihnen Schuld geben könnte, ſind Kleinigkeiten. Die zwo erſten Scenen können füglich bey der Vorſtellung wegbleiben, ohne der Einleitung den mindeſten Abbruch zu thun. Sie ſcheinen eine Nachahmung der zwo erſten aus der Miß Sara zu ſeyn; woſelbſt die zweyte mit dem Wirth auch beſtändig als überflüßig weggelaſſen worden. Dahingegen die erſte dort um ſo viel nöthiger iſt, weil das Daſeyn des Sir Sampſon dem Zuſchauern bekannt ſeyn, den handelnden Perſonen aber unwiſſend bleiben muß; hier hingegen die Ankunft der Verunglückten ohnedies ſogleich öffentlich bekannt wird. Der Karakter des William iſt der Natur ſchauernd und außerordentlich. Vielleicht haben Sie dies ſelbſt empfunden, und desfalls in Ihrem letzten Briefe geäußert, Sie hätten Engliſche und nicht Deutſche Karaktere und Leidenſchaften ſchildern wollen, und man ſolle es als aus dem Engliſchen überſetzt anſehn. Aber warum dies? Laſter ſind Laſter; jede Nation hat ihre Schandflecke; ſelbſt unter den ſo empfindungsvollen und zärtlichen Franzoſen hat man Ravillacs und Damiens geſehn. Ich nenne ihn aus folgender Urſach außerordenlich: Er hat die ungendhafteſten Aeltern, den rechtſchaffenſten Hofmeiſter; man findet nicht die geringſte Spur von einem verführeriſchen Umgang, noch daß ſich jemals auch nur ein Hang zur Bosheit vorher bey ihm geäußert habe. Die Uebernahme der Regierung macht ihn plötzlich, ohne anzufangen noch fortzuſchreiten, unmittelbar auf einmal zu dem unmenſchlichſten Böſewicht, und zeigt ſogleich, ohne Nahrung und Wachsthum, das größte Laſter in der vollkommenſten Reife. Kein Menſch wird auf einmal weder ganz tugendhaft noch ganz laſterhaft. Er geht ſtufenweiſe zu beyden Höhen hinauf. William iſt den erſten Weg geführt, und hat den andern bis zur Vollkommenheit erreicht, ohne daß jemand jemals das geringſte an ihm gemerkt hätte. Die Verſtellung, deren er ſich ein paarmal rühmt, überſteigt die menſchliche Klugheit; wenigſtens würde ſie den höchſten Grad derſelben bezeichnen. Bey der Auflöſung finde ich etwas Dunkles, und möchte wohl wiſſen, ob ſich dies bey der Vorſtellung nicht geäuſſert habe? Folgende Anmerkung mag Ihnen zu weitern Nachdenken darüber Anlas geben. Youngſter ſpricht durch das ganze Stück von Zuſammenverſchwörung; S. 107. ſagt er, daß ſeine Leute parat ſtehn. Bates, der den William aus Furcht heuchelt, und nicht ſein Freund iſt, führt ihn S. 108. vermuthlich dieſen entgegen, wo er noch nicht anders weiß, als daß ſein Vater todt iſt. Fanny hört S. 109. einen Streit; man muß denken, daß Youngſter ihn mit den Inſulanern anfällt, daß Bates ſeine Leute im Hinterhalt ihn umringen, und er gewiß todt oder gefangen ſey. Er erſcheint S. 110. nennt Bates einen Verräther; weiß, daß ſein Vater lebt, wer anders kann es ihm geſagt haben, als Bates, wie er auch S. 117. ſelbſt geſteht, und warum? ſo wie er ihm S. 116. geſagt hat, daß Fanny ſeine Schweſter iſt; dieſer William, der ſo vielen aufrühriſchen Unterthanen zu entgehn gewußt, wird, ohne Beyſtand, und ohne ſich zu wehren, natürlicherweiſe mit dem Degen in der Hand, nach der Lage der Umſtände, von dem verzweifelten Melton und der Zuſammenverſchwörung, noch wie er ihr entgangen, ermordet; und mit wem das Gefecht S. 109. geweſen iſt, wird mit keinem Worte weiter gedacht. Sehen Sie, dies ſind ungefähr die Gedanken, die mir bey Durchleſung deſſelben eingefallen ſind. Da Sie dieſelben wiederhohlt von mir gefordert haben: ſo ſchmeichle ich mir, Sie werden meine offenherzige Freymüthigkeit ſo auslegen, wie ich ſie verſtanden haben will, und wie ſie Freunde verſtehn. Die aufrichtige Freundſchaft iſt es, die mir dabey die Feder geführt hat, mit der ich beſtändig geweſen bin und ſtets ſeyn werde ꝛc.

2.

Schreiben des Hn. von Voltaire an Mamſell D**, Verfaſſerin des Gedichts, l'origine des graces, die ihm ein Exemplar davon geſchickt.

(ungedruckt.)

Mademoiſelle, Sie haben die Gütigkeit gehabt, mir ein Buch zu ſchicken, das, wie ich muthmaße, den Urſprung Ihres Hauſes enthält. Aber indem Sie zu dieſer Wohlthat noch die Gütigkeit hinzufügten, mir zu ſchreiben, vergaßen Sie mir zu melden, wo Sie wohnen. Ich habe nicht einmal, nachdem ich Ihren Urſprung mit ſo vielem Vergnügen geleſen habe, den Namen

men des Buchhändlers finden können, der es verkauft. Es war mir alſo unmöglich, ein Mittel ausfindig zu machen, Ihnen zu ſchreiben und zu danken. Herr de la Harpe, der ſich auf Grazie und Styl verſteht, ſagt mir eben, daß er ſo glücklich ſey, Sie zu kennen, und daß er es auf ſich nähme, zu Ihren Füßen die Dankbarkeit niederzulegen, von Ihrem ꝛc.

Paris. Voltaire.

VIII.

Biographie.

De la Condamine.

Wir geben unſern Leſern hier einen Auszug aus der Lobrede, die der H. **Marquis von Condorcet**, beſtändiger Sekretair der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, in einer ihrer öffentlichen Sitzungen, dem H. **de la Condamine** gehalten hat, eine Rede, die mit Recht als ein Meiſterſtück von Geſchmack und Geiſt ausgelegt wird.

Karl Maria de la Condamine, Mitglied der franzöſiſchen Akademie und der meiſten gelehrten Geſellſchaften in Europa, wurde zu Paris den 28. Januar 1701 geboren, und ſtarb daſelbſt im Monat Februar 1774. Schon in ſeiner zarteſten Jugend gab er bey verſchiedenen Gelegenheiten Merkmale von jener Herzhaftigkeit,

tigkeit, Thätigkeit und Sucht nach Kenntniſſen, die er in der Folge ſeines Lebens beſtändig entwickelt hat. Er nahm frühzeitig Kriegsdienſte, verließ ſie aber bald wieder, um ſich ganz den Wiſſenſchaften zu widmen. Er wurde 1730 in die Akademie aufgenommen. Nicht lange darauf that er eine Reiſe in die mittelländiſche See, und durchlief die Küſten von Afrika und Aſien. Nach ſeiner Rückkunft faßte er den kühnen Entwurf, unter der Linie einen Grad des Meridians, und einen Grad des Equators zu meſſen. Dieſer Vorſatz wurde vom Hof gutgeheißen, und Er ſammt den Herren **Bougue** und **Godin** ernannt, ihn auszuführen. Um alle die Schwierigkeiten zu überwinden, ſagt der **Marquis von Condorcet**, die mit der Ausführung eines ſo groſſen Unternehmens unumgänglich verbunden ſind, hatte man einen Mann nöthig, deſſen Thätigkeit mit den Hinderniſſen zunahm; der willig und bereit war, Glück, Leben und Geſundheit dem Fortgang ſeines Vorhabens aufzuopfern; der ſeine Kraft aus der natürlichen Stärke ſeiner Seele zog, und ſo alle Arten der Unerſchrockenheit in ſich vereinigte; der im Bewußtſeyn der Gröſſe ſeines Gegenſtandes und der Ehrfurcht, die alle Völker einem Manne ſchuldig ſind, welcher in Geſchäften gebraucht wird, die auf das Wohl der Menſchen abzwecken, ſich laut auf ſeine Rechte berufen mußte, ohne ſich durch etwas furchtſam machen oder abſchrecken zu laſſen. Ueberdieß mußte dieſer Mann mit ſo großen Eigenſchaften jene Allgemeinheit der Kenntniſſe verbinden, die allein einem Gelehrten die Achtung der Unwiſſenden zuwege bringen kann; ſein Geiſt mußte ein gewiſſes treffendes, natürliches Weſen, ja ſelbſt etwas Sonderliches an ſich haben, das Leuten aus allen Ländern und Staaten auffällt, er mußte endlich ſeinen Reden jene fortreißende Wärme zu geben wiſſen, die ſich die Neinungen und den Willen andrer unterwirft. Die Wahl mußte alſo den Herrn de la Condamine treffen. — Nach acht Jahren voll unglaublicher Arbeit und Mühe verließ er Peru. Er hat uns eine Geſchichte ſeiner Reiſe hinterlaſſen. Hier finden wir ihn in einem oft zierlichen, doch immer warmen, eignen und ſelbſt naiven Styl von den Gefahren reden, die er ausſtand, ohne daß es ihm einfällt, er habe hierzu Unerſchrockenheit nöthig gehabt. Wenn er von dem Zufall ſpricht, der ihn zweymal ohne Gefühl zu den Füßen ſeines Sectors niederwarf, ſo zeigt er blos eine Neugierde, die Urſache davon zu wiſſen. Er ſteigt von dem Rand des Schlunds eines Vulkans hernieder, und empfindet nichts als den Verdruß, von einem Gefährten begleitet geweſen zu ſeyn, der ihn hinderte, weiter zu dringen. Er verläßt endlich Peru voll Schmerz, daß er keinen Bogen des Equators mehr meſſen kann. — — So war die Reiſe beſchaffen, wo Herr de la Condamine ganzer zehn Jahre eine Herzhaſtigkeit bewies, die um ſo ſeltener iſt, weil er keine Augenzeugen hatte, und ihn weder Furcht noch Schande zur Unerſchrockenheit zwangen. Er mußte Gefährlichkeiten trotzen, die ſich unter einer fürchterlichen und neuen Geſtalt darſtellten, und ihn unterſtützte nicht einmal die Vorſtellung eines rühmlichen Todes. Er wußte zu gut, daß die Menſchen nur nach dem Ausgang urtheilen, und ſein Tod, in Wüſteneyen verborgen, auf ſein Andenken nur den Vorwurf einer tollen Verwegenheit bringen würde. — — Herr de la Condamine wartete zu Cayenne fünf ganze Monate auf ein Schiff aus Frankreich: Er hatte nichts mehr zu verrichten, und ſeine Herzhaſtigkeit verließ ihn. Zehn Jahre voll Mühſeligkeiten und Gefahren hatte er widerſtanden, aber fünf ruhige Monathe zu ertragen vermochte er nicht. Dieſe thätige Seele, die bis jetzt von der Hofnung, nüzlich zu ſeyn, und dem Gedanken des Ruhms emporgehalten worden war, fühlte nun nichts als den Schmerz mehr, alleine ein Daſeyn zu leben. Er verfiel in jenen Stand der Beklemmung, wo der Menſch das Bedürfniß zu empfinden ſpürt, alles, was ihn umgiebt, befrägt, und keine Antwort erhält; dann nur noch in ſeinen Erinnerungen lebt, und einzig mit Vorſtellung der Oerter beſchäftigt iſt, wo er zu leben und zu lieben anfieng; bitter empfindet er es, daß nur ein einziger Ort ſey, wo er hoffen kan, glücklich zu werden, und daß unüberwindliche Hinderniſſe ihn davon trennen. Der Verfaſſer bringt hierauf den Herrn **de la Condamine** nach Frankreich zurück, und nachdem er mit eben ſo vieler Einſicht als Feinheit und Unpartheiligkeit ſeinen Streit mit Herrn **Bouguer** auseinander geſetzt hat, ſo begleitet er ihn auf ſeine Reiſen durch Frankreich und England, und zeigt, mit welchem Eifer und mit welcher unerſchütterter Standhaftigkeit er die Vertheidigung des Blatterbelzens führte: Er ſchildert ihn uns endlich in ſeinen häuslichen Umſtänden, von der Zärtlichkeit und Sorgfalt einer liebenswürdigen, tugendhaften, gefühlvollen Gattin beglückt. Des Vertrauens und der Zärtlichkeit ihres Gemals gewiß, kamen jene Ausſtöße übler Laune, die bey einem Manne unvermeidlich waren, deſſen erſtaunende Thätigkeit immer von ſeinen ſchwächlichen Geſundheitsumſtänden gehindert wurden, der **Frau de la Condamine** nur als ein Unglück mehr vor, worüber ſie ihn tröſten müſſe. Sie hat, ſo lang und ſchwach auch immer ſein Alter geweſen, nie aufgehört, ihn mit der zärtlichſten Sorgfalt zu überhäufen, und zwar, ohne ſich dazu auffordern zu müſſen. Der Gedanke, daß ſie eine in mehr als einem Betracht heilige Pflicht erfülle, erhielt ihren Muth. Sie glaubte eine Schuld der Menſchheit abzutragen, indem ſie des Alters des H. de la Condamine pflegte. Herr de la Condorcet ſchließt hierauf mit folgendem Gemälde des Herrn de la Condamine.

Unfähig aller Eiferſucht, dann er war es ſelbſt nicht auf Herrn Bouguer, hatte Herr de la Condamine keine Feinde, oder glaubte wenigſtens keine zu haben. Er war muthig und beſtändig in ſeiner Freundſchaft, voll Dienſteifer gegen ſeine Freunde, und im Stande, ihnen manches Opfer zu bringen. Er weihte ſich den Sorgen der Freundſchaft mit der Leichtigkeit und Hitze, die man ſonſt gewöhnlich nur für Vergnügungen hat; Es ſchien, als wäre handeln ſein erſtes Bedürfniß. Unterdeſſen ſieht man doch, daß er nach Ruhe ſeufzete; er ſah ſie als das einzige wirkliche Gut des Lebens an, das nur ein Unſinniger der Ruhmſucht aufopfert; aber die Ruhe, die er beklagte, war ihm unausſtehlich. Wir können hie und da in unſer Leben einige Augenblicke Freude einweben, aber ein anhaltendes Glück iſt ein Hirngeſpinnſt. Handeln ermüdet uns; Ruhe quält uns: Es ſcheint, als hätte Natur uns nur die Wahl zwiſchen Mühſeeligkeiten und Langeweile gelaſſen. Unterdeſſen zeigt uns wenigſtens des Herrn de la Condamine Beyſpiel, daß Thätigkeit ein großes Gut iſt. Immer beſchäftigt, immer handelnd, blieb ihm keine Zeit, ſeine Uebel zu fühlen, und er war bey allen ſeinen Leiden nicht unglücklich. Selten beſitzt jemand große Eigenſchaften in dem hohen Grad, ohne nicht auch die Fehler beyzubehalten, die aus ihrer zu ſtarken Spannung entſtehn. Die Thätigkeit des Herrn de la Condamine gieng bis zur Ungeduld, und machte ihn oft ungeſtümer in ſeinem Betragen gegen die, welche nicht eben den Antheil an den Sachen nehmen konnten, die ihn beſchäftigten. Seine Neugier gränzte oft an Unbeſcheidenheit:

denheit: Sie war bey ihm wahre Leidenſchaft, der er, ohne es gewahr zu werden, gewiſſe im gemeinen Leben angenommene Wohlanſtändigkeiten aufopferte, die zu befolgen immer gut iſt, denen wir aber vielleicht zu viel Gewicht beylegen. Er war ungemein begierig nach Ruhm, aber er ſchien vorzüglich daran das zu lieben, was für andere eine Laſt iſt; den weitläuftigen Briefwechſel, die Beſuche! Er hatte es nöthig, ſeine Gedanken, Meinungen, Entwürfe bekannt zu machen, vielleicht wäre er ſelbſt ſehr misvergnügt geweſen, wenn ſich das Publikum lange nicht mit ihm beſchäftigt hätte: Er beantwortete alle Kritiken, und wurde von jedem Lob geſchmeichelt; ihm war jeder Beyfall, ſelbſt von verächtlichen Perſonen, willkommen. Es iſt dieß eine Schwachheit, die vielen Genies eigen iſt, die ſie aber durch ihren Durſt nach Ruhm nicht zu entſchuldigen vermögen: Denn eine ſolche Schwachheit kann übelgeſinnten Muth, ja öfters Macht geben, zu ſchaden. Seiner feurigen Seele und ſtarken Leibesbeſchaffenheit nach ſollte er den Vergnügungen anhängen, aber er hatte Muth genug, ihnen zu entſagen, um zehn Jahr in den Wildniſſen von Peru zu leben, welches beweiſet, daß ſeine vornehmſte Leidenſchaft in der edelſten aller Empfindungen beſtand, nemlich in dem Trieb, ſich durch Dienſte berühmt zu machen, die er dem menſchlichen Geſchlecht leiſtete.

IX.

Kunſtnachrichten.

Endlich hat die Akademie der Vierziger zu Paris Molierens Büſte in ihren Verſammlungsſaal aufgeſtellt, nachdem ſie ihm bey Lebzeiten (das Schickſal groſſer Menſchen) keinen Sitz darin erlaubt hatte. Zur Aufſchrift unter ſeiner Büſte waren eine Menge ſinnreiche Inſcriptionen von verſchiednen Gelehrten eingelaufen, die hier folgen.

I. Joanni-Baptiſtæ Pocquelin de Molière Academia Gallica, 1778.
Te vivo carui, tua me ſoletur imago.
II. Vivus defuit, mortuus, aderit.
III. Deerat adhuc.
IV. Serum referet, poſt fata, triumphum.
V. Honore ſaltem ſic fruatur poſthumo.
VI. Quid tam ſerus advenis?
VII. *Du moins après ſa mort il ſera parmi nous.*
VIII. *J. B. Pocquelin de Molière, Académicien après ſa mort.*
IX. *Molière, ſois ici, du moins après ta mort.*
X. *Il nous manque vivant, poſſédons ſon image.*
XI. *Rien ne manque à ſa gloire, il manquoit à la notre.*

Dieſe letztre Inſchrift, die Herrn Saurin zum Verfaſſer hat, hat die Akademie den andern vorgezogen: ſie läßt ſich in folgenden Deutſchen Vers bringen:

Nichts fehlet ſeinem Ruhm, doch unſerm fehlte Er!

Oliviers, der bereits des Dichters la Place Büſte ſehr glücklich verfertigt hat, hat nun auch des Pariſer Schauſpielers la Rive ſeine mit vieler Geſchicklichkeit geliefert.

Die Liebhaber der gipſernen Abgüſſe der Büſten großer Männer, eines Voltaire, Moliere, Rouſſeau, Shakeſpear, Sterne, Pope, Locke, Neuton, Garrick ꝛc. ꝛc. können ſie um ſehr billige Preiſe, und mit einem von Oeſer erfundnen Firniß überſtrichen, der ſie vor Staub- und Würmerfraß verwahrt, in der Roſtiſchen Niederlage in Leipzig erhalten.

Die Kunſt der Silhouetten iſt zur Fabrik geworden; man hat Silhouettenfabriken in Hannover und Leipzig, von unſern Schriftſtellern und den berühmteſten Einwohnern und Einwohnerinnen vieler Städte Deutſchlands.

Der jüngere Moreau hat Rouſſeau's Freunden ein ſehr angenehmes Geſchenk mit der Abbildung ſeines Grabmals, im Park zu Ermenonville, gemacht. Darunter gehören folgende Verſe von Guichard.

Grace aux ſoins d'un artiſte à nos cœurs précieux,
De l'urne qui contient ta cendre,
Rouſſeau, l'image eſt ſous nos yeux;
On ſent couler ſes pleurs, on ne peut ſ'en défendre,
Du génie & de la vertu,
Tel eſt l'irreſiſtible empire!
Pour toi, tous deux ont combattu,
Et nous ſaurons toujours te pleurer & te lire.

Die obenerzählte That des Ritters Aſſas *) macht den Inhalt eines ſehr ſchönen Kupferſtichs aus: Action du Chevalier d'Aſſas en Octobre 1760, près de Clostercamp, ſur le bas-Rhin, miſe ſous les yeux de Louis XVI. en Octobre 1777, par M. le Prince de Montbarcy, Miniſtre de la guerre, von Laurent, nach Caſanove. Rechter Hand kommen die Jäger von Auvergne auf das Rufen ihres Hauptmanns aus dem Walde; zwey Engliſche Grenadiere durchſtoßen ihn mit Bajonetten, die andern fliehn linker Hand des Gehölzes. Der Mond erhellt mit ſeinem blaſſen Schimmer die tragiſche Scene, und der Rauch von den Flintenſchüſſen der Franzoſen bedeckt einen Theil der Baumſtämme, und bildet einen Grund, auf welchem die Figuren der Hauptgruppe ſich ſehr gut heben.

La mort de Turenne, 23 Zoll breit, 18 Zoll hoch, von Chambars nach Palmieri. Die Leiche des Turenne liegt in einem Kreiſe von Kriegern, mit dem Kopf auf einer Trommel, und mit ſeinem Mantel bedeckt. Neben ihm drückt der Graf de Lorges, mit gen Himmel geſchlagnen Augen, gefaltenen Händen, und knieend den Verluſt aus, den Frankreich und das Heer durch dieſen Todesfall erlitten haben. Lord Hamilton deckt den Körper mit ſeinem Mantel zu, um den Soldaten den Tod ihres Generals zu verbergen; ihm hilft der Markis von Vaubrün, der einige Tage darauf bey dem ſchönen Rückzug blieb, den der Graf de Lorges mit der Armee machte. St. Hilaire, dem dieſelbe Kugel einen Theil des rechten Arms weggenommen hatte, wovon der Ueberreſt in der Binde iſt, befindet ſich hinter Türenne, von Offizieren geführt; er will den Hel-

den

---

*) Auf der 317. Seite leſe man zweymal Aſſas ſtatt Aſas.

den noch einmal ſehn. Zu ſeinen Füſſen liegt ſein Sohn, der über die tödliche Wunde ſeines Vaters weint: „Nicht „mich mußt Du beweinen, mein Sohn, ſagt Hilaire zu „ihm, ſondern den Verluſt, den Frankreich in dieſem „großen Mann gemacht hat!“ Dieſes pathetiſche und rührende Schauſpiel geht auf einer Anhöhe, und am Fuße des Baumes vor, von da **Türenne** die Stellung der Feinde beobachtet hatte. Man erhält dieſen Baum und ſein unbebautes Terrain noch, zum Andenken des großen Feldherrn. Reiſende Krieger beſuchen die Stätte mit Ehrfurcht.

Bauſe hat des Helden **Heinrich** Bildniß mit der ihm eignen Treflichkeit verfertigt, und ſeine Gelehrtenfolge nun auch mit dem Biedermanne, **Zollikofer**, vermehrt.

Unter die beſten Zeichnungen von **Oeſer**, und die beſten Stiche von **Geyſer**, gehört ein Opfer des Aeſkulaps, das ſich vor der Ode befindet, welche die Freymäurer-Loge Balduin zu Leipzig der Geneſung des regierenden Herzogs von Gotha geſungen hat. Ein herrlicher Geyſerſcher Stich iſt auch der **Brückner** vor dem Reichardſchen Theaterkalender von 1779.

Eckhofs Büſte von Gyps, vom Bildhauer **Eichler** zu Gotha, und ſein gipſernes Profil auf ſchwarzen Grund, in Berlin verfertigt, ſind wegen der großen Aehnlichkeit in allen Zügen des verſtorbnen Roſcius merkwürdig.

Artaria **und Compagnie** zu Wien haben nun auch die Scenen aus den Bergknappen geliefert; ſie empfehlen ſich durch ihre Sauberkeit. Bekanntlich hat der Gothaiſche Theaterkalender die erſten Verſuche und Nachahmungen der franzöſiſchen theatraliſchen Cartons in Deutſchland eingeführt.

Madam Rouſeul im Trauerſpiel Macbeth, iſt ein vortreflicher Stich des großen Chodowiecky, und befindet ſich vor dem erſten Theil der Litteratur-Zeitung von Berlin, vom gegenwärtigen Jahre.

Jupiter & Leda, von St. Aubin nach Veroneſo. Die Leidenſchaft in dem Kopf der Leda, und Ausdruck und Leben im Schwan, ſind treulich vom Gemälde in Griffel übergetragen; es iſt eins der vorzüglichſten Stücke, und würde ſchon allein vermögend ſeyn, dem St. Aubin den Ruhm zu erwerben, den er jetzt genießt. Ebenderſelbe Künſtler hat auch Crebillon's des Sohnes Bildniß nach Gaſtinel verfertigt.

X.

Miſcellanien.

1.

Merkwürdiger Zweykampf.

Franz von Vivonne, Herr von Chatrigneraie, und Gui von Chabot, Herr von Jarnac, dienten, einer in dem Hauſe des Dauphin, der andre in dem Hauſe des Herzogs von Orleans. Die Antipathie ihrer Herren hinderte ſie nicht ſehr, gute Freunde zu bleiben, und man kannte ſie nur unter dem Namen der Unzertrennlichen. Der ganze Hof wunderte ſich über den Aufwand des

Jarnac, und ſein Freund Chatrignèraie, dem ſeine ſchlechte Vermögensumſtände beſſer als jemanden bekannt waren, konnte ſich nicht enthalten, ihn zu fragen, woher er alle das Geld nähme? Jarnac vertraute ihm, daß er es von ſeiner Stiefmutter empfange, die er verführt habe. Chatrigneraie hatte die Schwachheit, dieſes abſcheuliche Geheimniß dem Dauphin zu geſtehn, und dieſer, aus einer unverzeihlichen Unbeſonnenheit, erzählte es weiter, ſo, daß es bald zu den Ohren von Jarnac's Vater kam. Er ſetzte ſeinen Sohn deswegen zur Rede, der ihn um die einzige Gnade bat, mit ihm nach Hof zu reiten, um Augenzeuge zu ſeyn, wie er ſeine Verläumder beſchämen wollte. Es geſchah, und als ſie in den Saal traten, wo der ganze Hof verſammelt war, ſchrie der junge Jarnac mit lauter Stimme: „daß der, der „geſagt habe, daß er einen ſträflichen Umgang mit ſeiner „Stiefmutter unterhalte, ein niederträchtiger Lügner ſey!“ Chatrigneraie, der zu dieſer Ausfoderung nicht ſtillſchweigen konnte, ohne ſich in den Augen ſeines Herrn zu erniedrigen, und des Dauphins Ehre aufs Spiel zu ſetzen, antwortete ſogleich, „daß Jarnac ſelbſt ſich gerühmt habe, was er jetzt mit ſo vielem Geräuſche leugnen wolle, und daß er ihn zwingen werde, es zu geſtehn!“ Die Sache wurde beym Gerichten anhängig, und weil man keine Beweiſe vor oder wider beybringen konnte, ſo fiel der Ausſpruch hinaus, daß es durch einen Zweykampf entſchieden werden müſſe. Franz I. regierte damals, und ſo ein ſtrenger Beobachter der Geſetze der Ehre er auch war, ſo betrachtete er doch dieſen Streit nur als eine jugendliche Uebereilung, und befahl beyden Partheyen, ruhig zu ſeyn. Aber das Publikum war weniger nachſichtig als der Fürſt; troz der Gunſt, in der Chatrigneraie bey ſeinem Herrn ſtand, floh ihn doch jedermann als einen ſolchen, der die Ehre der Damen angegriffen habe, und er durfte faſt in keiner Geſellſchaft mehr erſcheinen. Sobald der Dauphin den Thron beſtieg, lag ihnen ſein Günſtling an, die Anklage zu verfolgen. Jarnac antwortete durch einen Fehdebrief, den er öffentlich bekannt machte, und da beyde Theile nichts ſehnlicher wünſchten, als ſich zu meſſen, ſo willigte Heinrich II endlich um ſo mehr in den Zweykampf, weil kein Menſch zweifelte, das Chatrigneraie, einer der Handfeſteſten ſeiner Zeiten, ſeinen Gegner nicht ſogleich zu Boden ſtrecken würde. Der Kampfplatz wurde mit großem Gepränge zu St. Germain-en-Laye aufgeſchlagen, und der Connetable nebſt den Marſchällen von Frankreich, war Kampfrichter. Als die beyden Streiter auf dem Evangelium geſchworen, und die Herolde die erfoderlichen Proklamirungen gethan hatten, fielen ſie ſich wüthend mit dem Degen in der Fauſt an. Chatrigneraie verließ ſich auf ſeine Stärke, Jarnac auf ſeine Geſchicklichkeit, und eine Finte, die vollkommen gut ausſchlug. Er bedeckte ſeinen Kopf mit ſeinem Schilde, ſchien unter den Streichen ſeines Gegners zu erliegen, und brachte ihm zwey ſtarke Hiebe auf die Lenden Kniekehle bey, die geſtrekt war, und die man nicht beharniſcht hatte, um ihn nicht in ſeinen Bewegungen zu geniren. Wie groß war das Erſtaunen der Zuſchauer, als ſie den Kämpfer wanken, und dann niederſtürzen ſahen, den ſie als Sieger auszurufen glaubten. Der Eindruck war ſo ſtark, daß er ſich auf die Nachkunft fortgeflanzt hat, und man noch jeden ſchnellen und unvermutheten Angriff einen Jarnacsſtreich, coup de Jarnac, zu nennen pflegt. Dieſer ſetzte ſeinem Feinde, der zu ſeinen Füßen lag, den Degen auf die Gurgel, und rief ihm zu: „Gieb mir meine Ehre „wieder, und bitte Gott und den König um Gnade.“ Chatrigneraie von ſeinem Fall betäubt, blieb unbeweglich,

weglich, und antwortete nichts. Jarnac hatte das Recht, ihn zu tödten, und ſeinen Leichnam ſchimpflich aus den Schranken zu ſchleppen, allein er bediente ſich ſeines Sieges mit Mäßigung, er warf ſich vor dem Gerüſte nieder, auf dem der König war: „Sire, ſagte er zu „ihm, ich bin hinlänglich gerächt, wenn Sie mich unſchuldig glauben; ich überlaſſe Ihnen den Chatrigneraie, und bitte Sie, ihm nichts von dem allen zur „Laſt zu legen, was vorgefallen iſt; nur unſer Leichtſinn und unſre Unbeſonnenheit ſind an allen Schuld.“ Der König, der kaum ſeinen eignen Augen trauen konnte, ſchwieg, und Jarnac kehrte zu ſeinem Gegner zurücke, um, wo möglich, ein Geſtändniß von ihm zu erzwingen. Chatrigneraie hatte ſich indeſſen von ſeiner Ohnmacht etwas erhohlt, und ſtrengte, indem er ſich auf den Knien hob, ſeine letzte Kräfte an, um mit dem Dolch ſeinen Feind zu erreichen, aber er ſank zum zweytenmal ohnmächtig zurücke, und der Dolch fiel ihm aus den Händen. Vergebens beſchwor ihn Jarnac, der ihn mit jeder Minute ſchwächer werden ſah, bey den Rechten ihrer alten Freundſchaft, für ſein Leben zu ſorgen; vergebens ging er zum zweytenmale zum Könige, und beſchwor ihn, einen Mann zu retten, der dem Staate noch ſo wichtige Dienſte leiſten könnte: Das Geſtändniß koſtete bey dem zu viel. Endlich als Jarnac zum drittenmal kam, und Heinrich nun wohl überzeugt war, das Chatrigneraie beſiegt ſey, ſo brach er endlich ſein Stillſchweigen, und frug ihn: „Ueberlaßt ihr mir „ihn? — — Ja, Sire, antwortete Jarnac, wenn „Sie mich für einen Mann von Ehre halten! — „Ihr habt eure Schuldigkeit gethan, erwiederte der „Monarch, und eure Ehre iſt euch wiedergegeben.“ Man trug den Chatrigneraie fort, und ungeachtet er faſt alle ſein Blut verloren hatte, ſo zweifelten die Aerzte doch nicht an ſeine Wiederherſtellung, allein Chatrigneraie, der einige Stunden darauf ſeine Sinne wieder bekam, wollte ſein Leben nicht dem Mitleiden ſeines Feindes zu verdanken haben, riß ſein Verband ab, und ſtarb.

2.

Schreiben eines Egoiſten.

(Aus Dorat's Journal des Dames.)

Meine Glücksumſtände waren ſchlecht, als ich auf die Welt kam, allein ich kabalirte, und das von Rechtswegen, ſo lange als nöthig war, um ſie anſehnlicher zu machen, ohne dabey die mindeſte Blöße ſelbſt denen zu geben, von welcher ich abzuhangen ſchien. Bey allen meinen Unterhandlungen und Anſchlägen, die um ſo viel klüglicher ausgedacht waren, weil ich eine Art von Nachläßigkeit damit zu verbinden wußte, ging meine größte Sorge dahin, die, auf welche ich mich ſtützte, in der Meynung zu erhalten, die ſie von meinem Karakter und meinen Grundſätzen haben ſollten: denn ich kenne nichts ärgeres, als von Narren verachtet zu werden, die man nöthig hat. Nach meiner Meinung leitet der Egoismus geraden Wegs zum Anſehn, da es ein Uebel iſt beraubt zu ſeyn, und da jede Art von Uebel mir unerträglich fällt, ſo habe ich mich wohl gehütet, das geringſte zu thun, was dieſen köſtlichen Theil meines Daſeyns zu nahe treten könnte. Nach dieſer Verſicherung brauche ich wohl nicht erſt hinzuzuſetzen, daß ich niemals gekrochen habe. Ein Sterblicher, der kriecht, iſt, wo nicht der Dümmſte, doch ſicher der

Unglücklichſte von allen Menſchen. Oft habe ich die Sachen ſo zu drehen gewußt, daß die, denen ich alles ſchuldig war, mir noch ſelbſt da Verbindlichkeiten zu haben glaubten, wo ſie mir alles zugeſtanden. Man macht aus dem Menſchen alles, was man will, und man muß alles daraus machen, was unſerer Ruhe zuträglich ſeyn kann. Ich haſſe nicht, weil Haſſen eine Marter iſt; ich liebe wenig, weil Lieben gleichfalls eine iſt.

Heftige Gemüthsbewegungen behagen mir nicht. Ich habe Freunde, aber ich traue ihnen niemals. Ich nehme mich in acht, ſie nicht zu verlieren, aber ich bemühe mich auch nicht groß, ſie zu erhalten. Eine tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens hat mich vor Vorurtheil, Enthuſiasmus und Irrung geſichert. Es iſt mit den Freundſchaften, wie mit den ſchönen Tagen. Der kleinſte Windſtoß macht ſie trübe; man muß auf den Sturm gefaßt ſeyn, und unterdeſſen die Sonnenblicke genießen.

Wenn ich einen Verluſt leide, und er trifft weder meinen Stand, noch meine Glücksumſtände, ſo ſchmerzt er mich nicht; aber ich bin ein genauer Beobachter aller Geſetze des Wohlſtands und der guten Lebensart, die auf daſſelbe hinauskommen können. Nicht aus Falſchheit, nicht aus Scheinheiligkeit, ſondern aus Liebe meiner ſelbſt, und damit andre nichts zu reden haben.

Mancher, der die Achtung des Publikums hat, zu Rang und Ehrenſtellen gelangt, und wohl gar für einen eifrigen Bürger gilt, iſt weiter nichts als ein Egoiſte, der mehr Verſchlagenheit als ein anderer beſitzt. Die Menſchen ſind böſe, man muß ſich vor ihnen wahren; ſie ſind leichtgläubig, es iſt manchmal gut, ſie anzuführen; bloß, ihnen zu ſchaden, iſt verboten.

Reue, Gewiſſensbiſſe ſind mir unerträglich; ich verlange nur Genuß, und den verbittern jene. Ein ſüßes Pflanzenleben, ein ruhiges Ende, hierinn beſteht das ganze Geheimniß des Weiſeſeyns, wenigſten deſſen, das unſern Kräften angemeſſen iſt. Das andre prahlt mit Worten, ſpielt mit den kleinen Sättigungen des Stolzes, und bringt uns der Glückſeeligkeit um keinen Schritt näher. Ich lebe, das iſt der Natur ihre Sache, die meinige iſt, glücklich zu ſeyn; ich bin es, und ich verlange nichts weiter.

Leben Sie wohl, mein Herr, ich bin, nur in ſo fern als Sie zu meiner Zufriedenheit beytragen können, der Ihrige ꝛc.

N. S. Ich ſetze meinen Namen nicht hin, weil ich, im Fall man mir widerſpräche, weder beunruhigt noch compromittirt ſeyn will. Ich will lieber mein ganzes Leben durch Unrecht haben, als mich eine Minute derangiren, und Recht behalten.

3.

Beytrag zur Geſchichte des Aberglaubens.

Folgendes iſt die Kopie eines in unſerm achtzehnten Jahrhundert geſchriebenen Briefs, nebſt ſeiner Beylage, mit allen ſeinen orthographiſchen Schönheiten.

Inſonders Hochgeehrter Herr Vetter.

Weil ſein Advocat des Herrn Veter ſein Gemüthe ſo eingenommen, daß Er lieber gegen mir, und meine

Schwe

Schweſter den Proces fortſetzen will, als wird uns der liebe Got ferner Aſſiſtance leiſten, und wird die Sache wieder fortgeſetzet, ſo folget hiebey ein kleiner Entwurf, wie es ſoll 8 Tage nach meinen Tode ferner gehalten werden, da den der Richter aller Richter denjenigen der Unrecht hat, ſeinen Lohn in die Endes Urtheil abfaßen wird. Ich will doch ſo lange ich lebe, noch ein Freund von deßen Hauſe bleiben aber von der Sache ein Feind. Im übrigen befehle den Herrn Vetter und deßen Frau Liebſte und lieben Kinder in Gotes Schutz und verbleibe

des Herrn Vetter

DWDiener

*** den 31. July 1753. Jacob ***

vicarius & Medecini Practicus.

Citation und Einladung 8. Tage nach meinen Tode, an das höchſte und letzte Appellations Gericht, um als den die Endes Urtheil anzuhören, da den diejenigen ſo unrecht haben werden ihren verdienten Lohn von den Richter aller Richter empfangen werden.

Da nunmehro die Keyſerl. Commiſſion fruchtlos zerſchlagen, und der Herr Veter ***, alle von Joh. Hinrich *** nachgelaßene Güter in Poſſeſſion genommen, vielleicht auf Anrathen ſeines Advocaten ***, ſo haben ſie uns abermal in der 2ten Commiſſion einen chicanen Both gethan, da Er nun und ſein Advocat nur gedenken, die Sache nur ſo lange zu torquiren, daß ich und meine Schweſter darüber verſterben ſoll, weil ich nun nicht wiſſen kann, wie lange mich der liebe Got annoch in dieſem Jammerthal das Leben friſten wird, will ich nun ſo lange ich leben ſoll den

Proces gegen Ihnen beſtändig fortſetzen, bis ich aus dem Jammerthal ſcheiden werde, ſo wird der Hr. Veeter * * * mit ſeinen Advocaten * * *, Acht Tage nach meinem Tode von mir vor das allerhöchſte Gericht Gotes im Thal Joſaphat zu erſcheinen citiret, als auch die vorhergegangen ſo ich hier alle mit Nahmen nennen will, als erſtlich die alte * * *. Capitain Joh. * * * mit ſeiner Frauen, auch Joh. & Hinrich * * * wie auch den Herrn Veter * * * als jetziger Beſitzer des ungerechten Guts, ſo ſie meinen ſeel. Eltern und uns durch allerhand falſche Verdrehungen zurück behalten, und gewehrt, worüber ſie auch endlich nach und nach verſtorben, nunmehro alle mit einander vor das allerhöchſte Gericht im Thal Joſaphat erſcheinen ſollen da ich den mit meinen ſeel. Eltern und Bruder auch erſcheinen werde, vor den oberſten Richter, da ſoll denn die lezte Appellation geſchehen, und werden alsden diejenigen ſo ſich von den beſeßenen Ungerechten Guth genähret haben, ihr endes Urtheil anhören müſſen, und es wird alsdenn keine ſolche Verdrehung und Juriſtiſche Verſtellung nicht mehr ſtatt finden, und es wird der Richter alsden denenjenigen, ſo das Unrechte Guth ſo lange beſeßen haben, und annoch auf dieſe Stunde beſitzen, ihren verdienten Lohn, alsden genießen laſſen, doch ſoll der Herr Veter * * * ſeine Frau Liebſte, und deßen unmündiger Bruder hierzu nicht gerechnet werden, den die Kinder können nicht der Eltern ihre Mißethat tragen, wird nun der Herr Veter * * * nicht bey Zeiten als ein Chriſt ſich mit uns abfinden, ſo ſoll es alsden vor als nach bey der Citation ſo hierin geſtehen verbleiben, wornach er und der Advocat * * * ſich zu richten können. Den müſſen ſie alsden den zeitlichen Mammon ſo ſie mit Unrechte beſeßen, doch verlaßen, wornach Sie ſich zu richten haben, und es ſoll nach meinem Tode gewis und wahrhaftig als denn von mir geſchehen. *** den 27. Juny 1753.

Jacob ***
vicarius & Medicini Practicus.

4.

Zwey Gedichte.

Und.

Ein weicher Wagen, von ſechs raſchen
Pferden dahingerollt — Ich drinn, und zehnmal zehn
Nicht kleine Wechſel in der Taſchen.
O Freund! wie ſchön!
Weißt Du noch was hinzuzuſetzen? Und —
Ey freylich — und dabey geſund!

Ein prächtges Haus, von Gärten und von Teichen
Umringt; ein Wald- und Hufenreiches Gut,
Bezahlt und freybewohnt — Glück, ohne ſeines Gleichen!
Wie ſchlägt mein Blut!
Weißt Du noch was hinzuzuſetzen? Und —
Ey freylich — und dabey geſund!

Ein engliſch Weib, aus Lilien und Roſen
Für mich gebaut — vernünftig, zärtlich, treu.
In ihren Armen, Freund – O, Freund! kein Glück der Großen
Kommt dieſem bey.
Weißt Du noch was hinzuzuſetzen? Und —
Ey freylich — und dabey geſund!

Thron! Wolluſt! Ehre! Glück und Güter!
Ein einzges Und — folgt dieſes nicht auf euch,
Schlägt euren Werth zuſammen nieder.
Kein Menſch iſt reich;
Iſt froh; iſt glücklich; folgt nicht: und
O, großes Und! dabey geſund!

Allegorie.

Seſtinor des Fernando de Herrera.

Da war ich glücklich als mir ſeinen Schatten
Ein grüner Lorbeer gab, und ſeiner Zweige Kranz
Am Betis meine Stirn umwand.
Da tönte gleich des weiſſen Schwans Geſange
Hoch zu den Sternen hin ſein Ruhm;
Du warſt mein Zeuge, Wald, und du, Gebüſch.

Wald, der den Anfang meines Glückes ſah,
Hörte mein Lied, das Lied der frohen Zeiten,
Süß wie des Schwanes, wenn er ſtirbt;
Verſagt ſind mir des Lorbeers grüne Zweige,
In Jammer wandelt ſich der Ton der Freude,
Und Betis ſtaunet über meine Klagen.

Den Lorbeer ſuch ich, ſuch' am großen Betis,
Den mir ein dichter Wald verſchließt,
Kaum dringt durch ihn mein traurigee Geſang,
Umſonſt! verfloſſen iſt der Freude Zeit,
Es fliehen ſeine Zweige mich forthin,
Ich klage gleich dem Schwan.

Nie tönte der Geſang der Klage
Des ſüſſen Schwans in Betis Hallen ſo,
Als meiner um den Lorbeer und die Zweige,
Die mir der harte Wald verbeut.
Er tönt, er tönt von der Erinnerung Schmerzen
An jene Zeit, die nicht mehr iſt.

Der Freudige, der ſelbſt den großen Schwan
Im Betis neidiſch machte, iſt dahin.
Da alles gegen meine Hofnung kämpft,
So höre Betis Winſeln nur und Schmerz.
Den Himmel will ich gegen dich bewegen,
Wald, der des Lorbeers Zweige mir verſagt.

Ach! ſchon verſtumt mein zärtlicher Geſang,
Weil ſeiner Zweige keiner mich bekränzt;
Auf mich Verworfnen ſieht der finſtre Wald;
Es weint in meinen Schmerz der weiſſe Schwan,
Der ſich im ſtolzen Betis bettet;
Denn mich verläßt der Lorbeer und die Zeit.

Sie macht mich traurig. Lorbeer, Zweig', Geſang,
Ihr richtet mich nicht auf. Wehklage Betis Schwan!
Steh' hoch in Brand, o Wald!

M.

5.

Tageregiſter dererjenigen Ausgaben,

welche ein Einwohner der Stadt Augsburg, im Monat May 1715. in denen daſelbſt in und auſſer der Stadt befindlichen Wein- und Bierhäuſern gehabt hat. *)

Den 1. May. Ich ließ heute nebſt meinem Weibe zur Ader, weil das Wetter unvergleichlich ſchön war. Nach dem Eſſen gingen wir auf ein Glas Wein in die Froſchlache, **) und blieben daſelbſt bis vier Uhr. Die Zeche war kr. 53. Nach dieſem machten wir einen Spatziergang ums Thor, und aſſen zu Nacht. Es war noch lange Tag, und mein Weib klagte noch über Magendrücken, deswegen tranken wir noch ein Maas Wein auf dem Weberhaus, ***) die Zeche war kr. 30. Summa fl. 1. kr. 23.

Den 2. May. Dieſen Vormittag war nicht viel zu thun. Ich ging auf Meyers Kaffeehaus; mein Weib aber hatte ſonſt von ihren Nachbarinnen Beſuch. Auf dem Kaffeehauſe gefiel mirs nicht: bezahlte daher kr. 12. und ging hinaus zum Prinzen. *) Daſelbſt traf ich verſchiedne Bekannte an, blieb alſo bis gegen zwölf Uhr ſitzen, und verzehrte kr. 19. Nach dem Eſſen kommt eine Kutſche gefahren, welche vor meinem Hauſe ſtille hält; darin ſaßen mein Schwager mit ſeinem Weibe, welche mir, auf Anrathen meines Weibes, eine unverhofte Freude machen wollten. Weil wir nun alle Aderläßer waren, mußte ich mich in den Poſſen ſchicken, und mich aufs Jägerhäuschen **) ſchleppen laſſen. Aber beym Schlaffermoſt! hier hatte es ein anders Geſichte, als in den ordinairen Bierhäuſern, da man außer einer Wurſt, oder höchſtens einem Stücke Brätel und dergleichen Gattungen, ſonſt nichts bekömmt. Hier hingegen aber hieß es: Was befehlen meine Herren: Beliebts einen guten Fiſch, Krebſe, Kapaunen, Hechtlebern, Pfauenzungen ꝛc. Was beliebt Ihnen zu trinken: Elſaſſer, Würzburger, Rhein-Moſel-Neckar; rother Schaffhauſer; oder was für Weine ſind meine Herren ſonſt zu trinken gewohnt. Beliebts Vin de Schiras, Vin de Grec, d'Alicante, de Madere, die Herren befehlen nur. Ich beſtellte aber nur etliche Hühnchen, und ein Glas Neckarwein. Allein ich ſahe wol, daß man hier um einen Kreutzer nicht viel gute Worte gab, deswegen ließ ichs gehn, wie es wollte. Hierauf trug man auf, als wenn ich Hochzeit daſelbſt hielte. Die Weiber ließen ſichs zwar treflich ſchmecken, allein bey Zahlung der Zeche fiel die Freude in Brunnen. Jedoch mit fl. 13. kr. 43. war das ganze Weſen richtig gemacht, und konnten wir noch etliche Krebſe mit nach Hauſe nehmen. Es ging andern auch nicht beſſer. Denn viele, die mehr Appetit, als Geld gehabt, mußten einſtweilen ihre Uhr, Doſe, oder endlich auch noch das mit Silber beſchlagne Kirchenbuch dem Wirth in Verwahrung laſſen. Einige brachten auch ſogar mit Vorſatz Meubles dahin, um ſich davor luſtig zu machen. Dahero ſagte Crispinus zu ſeinem Weibe: O Käthe, wenn das Kopfenküſſen ſchon ſo gut ſchmeckt, wie wird erſt der Pfulgen ſchmecken! Ich kam alſo noch ſo mit einem blauen Auge davon. Denn fl. 13. kr. 43. iſt eben noch ſo paſſable für Leute, die ſich zur Ader gelaſſen, und mit der Kutſche kommen. Die Pferde freſſen auch etwas, ohne was der Kutſcher verzehrt, der wenigſtens ſeinen Braten, und etwa ein Maas Wein haben muß. Ich kann bey dergleichen Gelegenheiten nicht lauſen, beſonders wenn ich ſehe, daß ſich Leute nicht ſchlecht finden laſſen, die doch dieſes Vergnügens wegen ihre beſten Sachen verſetzen, oder dem Wirth aufzuheben geben. Er hatte in Wahrheit ſo viel Meubles und Geräthe beyſammen, daß er gar füglich einen Glückshafen damit hätte aufrichten können. Dieſes wäre in der That ein glücklicher Einfall für ihn geweſen; denn da hätte er auf beyden Seiten gewonnen. Wer verloren, deſſen Geld hätte er bereits gehabt; die Gewinner aber würden ihm ihren leichterworbnen Gewinn von ſelbſt wiedergebracht haben. Wenn ich nun alle Ausgaben dieſen Tag zuſammen nehme, ſo belaufen ſich ſelbige auf fl. 17. kr. 14. Denn wenn man heim kömmt, will man auch wieder etwas haben, und da iſt man erſt recht hungrig und durſtig.

---

*) Aus des ehrlichen Mannes Schreibekalender gezogen. Chroniken der Art beluſtigen oft die Leſer, und laſſen ſehr richtig auf die Sitten ihres Zeitalters ſchlieſſen. Dieſes Tageregiſter hat der Herausgeber aus einem alten, wenig bekannten Buche entlehnt.

d. H.

**) Ein Weinhaus im St. Ulrichskloſter.

***) Iſt der Weber Zunfthaus, wo auch ihre rohe Waare in Verwahrung liegt. Hier kann ein Biedermann ein Glas Wein haben.

---

*) Iſt ein ſchönes und luſtiges Wirthshaus, vor dem Gögginger Thore.

**) Iſt ein obrigkeitliches Forſthaus, auf welchem ein Forſtbedienter ſitzt, der aber zugleich Erlaubniß hat, Wirthſchaft zu treiben. Es liegt eine gute Stunde von der Stadt im Holze, mithin für Perſonen von Kondition eine angenehme Promenade.

Den 3. May. War Sonntag. Wir gingen in die Kirche, und nach derſelben ums Thor, und denn

aufs

anſs Beckenhaus auf ein gut Glas Wein, weil man ſich doch beym Aderlaſſen nicht genugſam in acht nehmen kann. Die Zeche war kr. 38. Den Nachmittag fuhren wir aus Hausſtetten. *) Wir wollten es zwar nur beym nächſten bewenden laſſen, allein der Wirth kehrte ſich an nichts, ſondern gab alles her, was er hatte. Wir verzehrten daher in aller Stille fl. 9. kr. 56. Denn außer uns war niemand ſonderliches von mittlern Leuten daſelbſt. Wir fuhren gegen Abend wieder nach Hauſe, und war ſowol ich als mein Beutel dieſes Schmauſens überdrüßig. Die übrigen Extraausgaben für dieſen Tag waren annoch fl. 1. kr. 27. Summa fl. 12. kr. 1.

Den 4. May. Extra für braun Bier, kr. 14. hl. 1.

Den 5. May. pr. 3 Maas Bier, 2 Brod, eine Wurſt, kr. 12. hl. 2. Im Rumpelſpiel verloren kr. 27. Summa kr. 39. hl. 2.

Den 6. May. pr. Arbeit, nach Oberhauſen verfertigt, und dafür eingenommen, fl. 5. kr. 11. Weil ich auf den Mann, dem die Sachen gehörten, über eine Stunde warten mußte, verzehrte ich im Biere und Brod kr. 11. Und nach dieſem, da ich die Zahlung empfangen, und der halbe Tag ſchon verdorben war, ging ich hinüber aufs Luginsland. **) Weil ich daſelbſt verſchiedne Bekannte antraf, blieb ich ſitzen bis Abends um zehn Uhr. Verzehrt kr. 19. hl. 4. auf dem Kegelplaz mit Partien verſpielt, fl. 1. kr. 9. Summa fl. 1. kr. 39. hl. 4.

---

*) Ein unweit der Stadt liegendes Dorf, wo ein wohleingerichtetes Wirthshaus befindlich, und worin man aufs beſte bedient wird.

**) Luginsland iſt ein innerhalb der Stadt, nächſt der ſogenannten ſchwediſchen Schanze, gelegener hoher Hügel, ſo mit Tiſchen und kleinen Lauberhütten verſehen, von da man den ſchönſten Proſpekt haben kann.

Den 7. May. War Himmelfarth. Nachmittags bey dem Prinzen verzehrt, kr. 33.

Den 8. May. pr. braun Bier extra kr. 14. hl. 4.

Den 9. May. pr. dito extra. NB. den ganzen Tag, kr. 16. hl. 4.

Den 10. May. War Sonntag Exaudi. Weil ich den Georgi Hauszins noch nicht bezahlt hatte, that mir mein Herr Gevatter die große Gefälligkeit, und lehnte mir fl. 36. Ich zinste dahero nach dem Mittageſſen. Mein Hausherr machte zwar ſaure Minen über mein ſpätes Zinſen, und gab mir verdriesliche Ermahnungen, dergleichen Leute aber haben gut ſchwatzen. Sie leben von ihren Renten, und wiſſen nicht, wie ſich ein ehrlicher Mann bey dieſen nahrloſen Zeiten, mit ſaurer Arbeit behelfen und durchreiſſen muß. Weil nun eine Ehre die andre werth iſt, machte ich des Nachmittags mit meinem Herrn Gevatter einen Spatziergang auf die ſieben Tiſche, *) und von dar aufs Jägerhäusgen. Ich mußte ſchon etwas thun, denn dergleichen Freunde braucht man immer. Doch kam ich ſelbigen Tag noch ſo mit fl. 3. kr. 59. davon.

Den 11. May. Heute verſchlung der Hund das Roß. **)

Den

---

*) Sieben Tiſche, wird ein im Gehölze vor der Stadt liegender angenehmer Plaz genennet, welcher mit hölzernen Tiſchen beſezet, und woſelbſt man Bier, Kaffee, Tabak ꝛc. haben, und ſich im Grünen ergötzen kann.

**) Dieſes Räthſel weiß ich nicht anders aufzulöſen; als daß

Den 12. bis 16. May. Extra, pr. Bier ꝛc. fl. 1. kr. 17.

Den 17. May. Am heiligen Pfingſtfeſt ging ich in meine Kirchen, und nach dieſem auf den Abend zu einem Glaſe Wein. Verzehrt, mit dem Weibe, kr. 57.

Den 18. May. Hingegen gings heute recht Kauderwelſch zu. Denn Morgens um fünf Uhr gingen wir auf die ſieben Tiſche ſpatzieren. Mein Weib ließ Kaffee geben; ich aber trank braun Bier, weil ſelbiges nach dem Zeugnis derer Herrn Medicorum Morgens ſehr geſund ſeyn ſolle. Allein bey dem Kegelſchieben trank ich in Gedanken ſo viel, daß mir ganz ſchwindlicht wurde. Doch war ich gleichwol überaus munter und aufgeräumt. Der Hammer nein! dachte ich, wie wirds erſt den Nachmittag ablaufen; denn ich wuſte wohl, daß wenn ich Morgens ſchon einen Brand hotte, hernach der ganze Tag verloren war. Gegen Mittag gingen wir heim. Ich konnte es aber vor Durſt nicht ausſtehen, trank dahero noch in der Stadt einen Krug weiß Bier. Alsdenn gingen wir zu Tiſche. Meine Kinder und Geſinde hatten ſchon zu eſſen angefangen, weil ſie glaubten, daß wir gar nicht nach Hauſe kommen würden, indem es bereits über ein Uhr war. Nach Tiſche legte ich mich eine Stunde aufs Bette, welches mich einigermaßen ermunterte. Hier überlegte ich, was den Nachmittag zu thun ſeyn möchte. Es ſchien, als wenn zwey Perſonen mit einander redeten, und ſich wechſelsweiſe widerſprächen, da ich doch nur allein war. Ich hörte ganz deutlich, wie mich eine Stimme warnte, von meinen Wegen, welche nicht die ſicherſten wären,

abzu-

---

daß vielleicht der Autor dieſer Bierkronik, einen rößl. Gulden, in dem Bierhauſe zum weiſen Hund, verthan hat.

abzugehen, und mich erinnerte, daß es in die Länge kein gut thun, ſondern ein ſchlechtes Ende nehmen würde.

Ich ſollte meine Geſundheit, mein Weib und Kinder, die ſelbſt verkürzte Nahrung, und andre davon abhangende Umſtände in Betrachtung ziehen u. ſ. w. Allein eine andre Einblaſung ſtellte mir dieſe Lebensart ſehr geringe, und als eine erlaubte Ergötzlichkeit vor. Es hieß eine Bürgerluſt; vermittelſt welcher man den, die ganze Woche, durch Arbeit, ermüdeten Leib und Gemüthe wieder erquicken müßte. Ob ich nun ſchon die erſte Stimme, als eine Warnung des guten Geiſtes erkannte, ſo folgte doch mein Wille der letztern Einblaſung, jedoch mit dem Vorſatze, die Freude zwar mit anzuſehn, gleichwol aber in Genießung und Theilnehmung derſelben, mich ſo viel möglich zu enthalten. Aber, o eitler Vorſatz! der ſich nur auf falſche Verurtheile gründet, und noch unter der Tyranney der Gewohnheit ſeufzet. Die Bande, die mich feſſelten, waren zu ſtark, daß ich ſelbige hätte zerbrechen können. Ich ließ mich dahero abermals von dem Strome meiner Begierden, dahinreißen. Ich ging auf das nahe gelegene Dorf Göggingen, um meine Schwermuth und Grillen zu vertreiben. Daſelbſt fand ich viele Bekannte, die ſich recht wohl ſeyn ließen, und treflich luſtig machten. Anfangs war ich ganz ſittſam, bis ich etliche Gläſer Wein im Kopfe ſpürte. Man lud mich zu einem Spiele ein, welches ich zwar anfangs ausſchlug, aber endlich doch mitmachte. In demſelben verlor ich in kurzer Zeit fl. 2. kr. 24. Mittlerweile kam auch mein Weib, Kinder nebſt einer Baſe, die ſich allem Anſehn nach auf meine Koſten luſtig machen wollten. Hierauf war der Tiſch gedeckt, und man beſetzte denſelben mit ſo viel Speiſen, als ob wir in dreyen Tagen nichts gegeſſen hätten. Endlich fingen wir auch an zu tanzen, und ich gelangte nach und nach wieder zu meiner vorigen Munterkeit, welcher, durch den unterſtützten Rauſch, die Ausgelaſſenheit folgte. Kurz! wir ſchmiſſen zuletzt die Gläſer an die Wand, welche der Wirth fleißig mit in die Zeche ſchrieb. Wie ich ſelbigen Tag nach Hauſe gekommen, weiß ich nicht, genug, daß mir mein Weib ſagte, daß wir für unſern Part allein fl. 6. kr. 59. bezahlt hätten; denn mehr hatten wir nicht bey uns; dieſes aber habe nicht klecken wollen, dahero wir unſerer Compagnie noch fl. 5. kr. 27. gut thun müſten, als welche für uns einsweilen den Reſt ausgeleget hätten. Dieſes war alſo der Pfingſtmontag, welcher mich wieder in allem fl. 14. kr. 50. gekoſtet. Der Wein und die Muſikanten verderben die Sache. Doch iſt es nur alle Jahr einmal Pfingſtmontag.

Den 19. May. Mir war von dem geſtrigen Geſchwärme der Kopf ſo wüſte, daß ich den ganzen Vormittag zu Bette liegen muſte. Gegen den Abend ging ich ein wenig aus dem Hauſe. Es war aber aller Appetit zum Trinken weg. Ich läpperte pur vor Langerweile drey Maaß braun Bier ein, bezahlte kr. 13. und legte mich frühzeitig zu Bette.

Den 20. May. Dieſen Vormittag fing ich an, ein wenig zu arbeiten, es wollte aber nirgends fort. Ich ging deswegen den Nachmittag in die Roſenau. *) Damit ich nicht etwa zu viel trinken, und mich wieder aufs neue verderben möchte, machte ich etliche Partien auf dem Billard mit, ging bey guter Zeit nach Hauſe, und bezahlte,

---

*) Iſt gerade vor der Stadt, wo die Bürger ſich im Schießen, mit dem Gewehr nach der Scheibe, exerciren.

zahlte, das, was ich auf dem Billard verloren, mit darzu gerechnet, kr. 59.

Den 21. bis 23. May. Die drey letztern Tage ging es in der Arbeit haarſcharf zu, denn ich war weit zurückgekommen, und man preßirte mich von allen Orten her. Extra pr. Bier, Frühſtück ꝛc. fl. 1. kr. 49.

Den 24. May. War Sonntag. Vormittag ging ich in die Kirche; den Nachmittag aber in den Schießgraben. *) Es waren verſchiedne wackre Leute daſelbſt, die ſich auf allerhand Art divertirten. Ich meines Orts hielt mich ganz eingezogen, und glaube ganz nicht über die Schnur gehauen zu haben. Denn Abends ging ich bey Zeiten nach Hauſe, und verzehrte allein kr. 27.

Den 25. May. War blauer Montag. Ein gewiſſer Umſtand machte, daß ich ſelbigen mit halten muſte. Es war noch ſo paſſable; doch das vertrakte Piqueten brachte mich um kr. 46. Da die Zeche im Biere allein kr. 19. machte.

Den 26. und 27. May. Dagegen blieb ich dieſe zwey Tage zu Hauſe, und arbeitete. Extra pr. Bier ꝛc. kr. 29. hl. 4.

Den 28. May. War Fronleichnamstag. Den Vormittag arbeitete man nichts, und der Nachmittag verſchlief ſich auch ſo weg. Ausgaben kr. 31.

Den 29. und 30. May. Extra pr. Bier, kr. 27. Den

---

*) Schießgraben iſt ein plaiſanter Platz, mit Bäumen und ein Paar Häuſern beſetzt, wo man Wirthſchaft treibt. Die Liebhaber vom Schießen pflegen ſich auch ordentlich mit dem Gewehr und Armbruſt daſelbſt zu ergötzen.

Den 31. May. Des Morgens in die Kirche, den Nachmittag auf das Dorf Pierſchen zum weißen Bier mit noch ein Paar guten Freunden, verzehrt kr. 13.

Summa Summarum des Monats May, fl. 60. kr. 57. hl. 6.

XI.

Fragmente.

Eduard Wortley.

Schreiben vom erlauchten Verfaſſer des Memorial d'un Mondain.

(Aus Weckherlins Chronologen.)

Der Ritter Montaigu iſt nicht zu Konſtantinopel geboren, wie man irrigerweiſe geglaubt hat. Es iſt eine falſche Meynung, welche vermuthlich aus dem Gerüchte entſprungen iſt, das ſich in ganz Europa verbreitete, als ob Mahomet V. Gunſtbezeugungen von der Lady Montaigu genoſſen hätte, während ſie ſich mit ihrem Gemal, welcher Abgeſandter bey der Pforte war, an dem Hofe dieſes Kaiſers befand.

Der Ritter Montaigu iſt zu London gebohren: und zwar, noch bevor ſeine Mutter die Reiſe nach der

Levante machte. Hier iſts, was er mir hierüber ſelbſt zuſchrieb. „Ich danke Ihnen für die ſchmeichelhaften „Vorurtheile, ſo Sie von mir fällen. Es iſt Wahres, „und es iſt Falſches in demjenigen, was Sie von mir „geſchrieben. — — — Ich bin nicht zu Konſtanti„nopel geboren. Meine Schweſter, die Lady Bute iſts, „welche allda geboren wurde .... Der verſtorbne Sul„tan konnte mich wohl leiden: aller er ſelbſt war um „zwey oder drey Jahre jünger noch als ich.“

In Anſehn ſeines Anhanges an die Griechiſche Kirche zu Smyrna, welchen man von dem Ritter Montagu vermuthete, ſchrieb er mir in ebendemſelben Briefe. „Die Anekdote von der Smyrnaer Kirche iſt falſch. Ich „habe mich während meines Aufenthalts in der Türkey „niemals an irgend einem Orte befunden, welcher einer „Religion geweihet iſt, die wider die Arithmetik fehlt.“

So ſtark auch die Leidenſchaft war, welche der Ritter Montaigu für das Frauenzimmer und die Reiſen fühlte, ſo hinderte ſie ihn doch nicht an der Kultur der Wiſſenſchaften, für welche er eine noch weit ſtärkere Leidenſchaft hatte.

Dieſe Leidenſchaft erzeugte ſich in ihm zu einer Zeit, und unter Umſtänden, wo die wenigſten Menſchen darauf denken: mitten im Geräuſche des Kriegs und in den Zerſtreuungen der Reiſen.

Der Ritter Montaigu diente bekanntlich unter dem verſtorbenen Herzog von Cumberland zu Felde. Er erwarb ſich Verdienſte ſowol bey der Armee, als in den Unterhandlungen, wozu ihn der Herzog brauchte. Die Zeit, welche ihm von dieſen Verrichtungen überblieb, wendete er zu den Studien, und öfters ſelbſt zu den tiefſinnigſten und verwickeltſten Erforſchungen an. Zu dieſer Zeit war es, wo er ſich die hebräiſche, die chaldäiſche, die arabiſche, die perſiſche Sprachen eigen machte, Sprachen, die er nachgehends mit eben derſelben Leichtigkeit redete, wie das Engliſche. Der Ritter Montaigu ſprach mit gleicher Stärke das Latein, das Griechiſche, das Wälſche, das Spaniſche, wie das Franzöſiſche und das Deutſche.

Der Biſchof Warburton gab das Buch, welches eben ſo ſehr wegen der darinn ausgebreiteten Gelehrſamkeit, als wegen der zweifelhaften Sätze berühmt iſt, ſo es enthält, ans Licht, als der Ritter Wortley Montaigu ganz in ſeinen Studien begriffen war. Man weiß, daß der Biſchof in dieſem Buche die Präminenz der chriſtlichen Religion durch gewiſſe Innſchriften beweiſen will, welche ſich am Fuße des Berges Sinai befinden ſollen.

Die Auslegungen des Doktor Warburtons wurden von einem Theile der Gelehrten beſtätigt, vom andern Theile angefochten. Der Streit ſchien weitläuftig zu werden, als der Ritter Montaigu auf den Einfall kam, an den bezeichneten Ort zu reiſen, und die Innſchriften zu unterſuchen.

In dieſer Abſicht beſtärkte er ſich in einer vollkommenen Kenntniß der alten und neuen morgenländiſchen Sprachen.

Sobald es Friede in Europa wurde, ſo nahm er Urlaub, ſetzte ſich zu Schiff, und reiſete nach Egypten.

Er ſchlug ſeine Wohnung in der Gegend des Berges Sinai auf. Von hier aus machte er zum öftern kleine Reiſen in Paläſtina herum; und da er die Erlaubniß hatte, nachgraben zu laſſen, ſo machte er die ſeltenſten und merkwürdigſten Entdeckungen. Er erklärte die beſagten Innſchriften auf eine Art, worüber keine Einwendung mehr übrig blieb.

Hier war es, wo der Ritter Montaigu jene merkwürdigen Münzen ausgrub, welche weniger an ſich ſelbſt, als wegen der Richtigkeit der Auslegung, die ihnen der Ritter Montaigu gab, berühmt ſind. Dieſe Auslegungen erwarben ihm ſo viel Ehre, daß ſich die königliche Geſellſchaft zu London, an welche er ſie ſchickte, beeiferte, ihn zu ihrem Mitglied aufzunehmen.

So ämſig der Ritter Montaigu ſich mit Aufgrabung der Alterthümer, mit Leſung und Erklärung geheimnißvoller Innſchriften, und mit Sammlung ſeltener Münzen beſchäftigte: noch weit ämſiger war er beſchäftiget, überall, wo er ſich in ſeinen Reiſen an einem Orte aufhielt, eine Sammlung ſchöner Mädchen beyzulegen, die er alle heyrathete, und wofür er die äuſſerſte Sorgfalt trug.

Wortley hatte eine entſchiedene Liebe zu den Gebräuchen, den Geſetzen und den Sitten der Morgenländer. Es war ihm alſo nicht genug, daß er überall, wo er wohnte, zu Konſtantinopel, zu Smirna, in Palläſtina ꝛc. zahlreiche Serails unterhielt; ſondern er kleidete ſich auch türkiſch, und lebte auf dieſe Art.

Man ſollte ſich vorſtellen, daß es ihn bey ſolchen Geſinnungen wenig Schwierigkeiten koſtete, die mahometaniſche Religion zu ergreifen. Unterdeſſen iſt dieſer letztere Punkt noch nicht vollkommen bewieſen. Er beruhet

ruhet auf dem Anſchein. Wahr iſts, daß der Ritter Montaigu ſich nicht allein in der Türkey nach der Mode der Muſelmänner trug; auf den mehrfältigen Reiſen, die er, beſonders gegen die letzten Jahre ſeines Lebens, nach Venedig machte, ſah man ihn niemals anders als mit dem Turban auf dem Haupt, einem orientaliſchen Rock und einem langen Bart.

Was dieß betrift, ſo ſchrieb er mir im Jahr 1775: „Sie reden vom Turban? Ja: ich liebe dieſe Tracht, und ich werde ſie in meinem Leben nicht ablegen. Wie, ſollte es nicht eben ſo gut ſeyn, als ein Pflaſter von Meel und Schmeer?

„Ich bin der Meinung, ſchrieb mir der Ritter Montaigu im nemlichen Briefe, daß die Innſchriften, ſo man im ſteinigten Arabien findet, ſämtlich zu entziffern wären; aber daß es ſich der Mühe nicht lohnet.“

Einige Monate ſpäter erhielt ich vom Ritter Wortley einen Brief. „Es iſt billig, daß man die Bemühung, die Welt von meiner Perſon zu unterrichten, mir ſelbſt überlaſſe. Ich werde es thun, ſobald ich es für nöthig finden werde. — — — Was die Folgen meiner Reiſe anbetrift, ſo bin ich niemand davon Rechenſchaft ſchuldig, als nur allein der Königlichen Geſellſchaft; welcher ich anzugehören die Ehre habe. Dieſer überſende ich zuweilen ein Blatt, und ich behalte niemals eine Abſchrift davon zurücke.“

Wortley hatte die Gewohnheit, ſeine Briefe mit dreyerley verſchiedenen arabiſchen Pettſchaften zu beſiegeln, welche gewiſſe Sentenzen im Alkoran enthielten.

Alle jetzt bemeldte Gewohnheiten waren es nicht allein, warum man den Ritter Montaigu zu Venedig im Verdacht hatte, daß er am türkiſchen Glauben hing. Seine außerordentlich ſeltſame Aufführung beſtätigte die Welt in der Meynung, daß er einer der laſterhafteſten Muſelmänner ſey.

Er hatte einen jungen Neger bey ſich. Die Art, auf welche er mit ihm lebte, war höchſt auffallend.

Alle Morgen ſtund Wortley vor Aufgang der Sonne auf. Er fing den Tag, wie ein wahrer Muſelmann mit häufigen Abwaſchungen, und mit Herſagung Gebether aus dem Alkoran, an. Eine Stunde ſpäter weckte er ſeinen jungen Neger, das ſcheußlichſte und unflätigſte Geſchöpf, welches das dürre Abyßinien jemals herfürbrachte. Sein Gebieter hielt ihm eine lange Anrede über den Vorzug und die Vortreflichkeit der mahometaniſchen Religion.

Während dieſer Rede hörte der Mohr, die Arme kreuzweiß auf die Bruſt gelegt, und mit der ehrerbietigſten Miene zu, ohne ein Wort zu reden.

Gegen zehn Uhr in der Frühe pflanzte ſich Wortley ſehr ernſthaft, auf türkiſche Art mit kreuzweiß übereinander gelegten Beinen, auf eine Sopha; und der Mohr ſtellte einen leeren Tiſch davor.

Bald darauf kam das Mittageſſen, welches Wortley mit tiefem Stillſchweigen verzehrte. Auf einem etwas niedrigern Polſter ſaß der Neger, und erwartete die übrigen Brocken.

Seine Tafel war immerzu frugal, und alle Speiſen, die der Alkoran für unrein erklärt, waren gänzlich davon verwieſen.

Die Zuneigung des Ritters zu dem Neger war ſo zärtlich, daß ihn die Venetianer öffentlich in Verdacht hatten, es wäre jener ſtrafbare Geſchmack, welcher die Griechen dem Anakreon vorwarfen. Das, was dieſe Meynung zu beſtätigen ſchien, war die mehr als natürliche Gefliſſenheit des jungen Mohren für ſeinen Herrn. Er lief ihm überall auf dem Fuß nach. Er verließ ihn niemals. Er bemühete ſich, beſtändig ſorgfältig zu ſeyn, den Doliman des Ritters in die Höhe zu halten.

Wortley ließ ſich am hellen Mittage, durch zween Gondolirer, mit brennenden Wachsfackeln vorleuchten, indem er ſpatzieren ging.

Man fand ihn zu keiner Stunde des Tages ohne die Tabackspfeiſe im Munde. Er rauchte eine Art Kraut, die dem Betal ähnlich war.

Oefters rauchte er aus der leeren Pfeiſe, indem er ein langes türkiſches Rohr an Mund hielt. So ſtark war die Kraft der Gewohnheit, welche die Muskeln an dieſe Bewegung erinnerte.

Er pflog mit niemand Umgang. Die Engländer, ſeine Landsleute, ſo ſich zu Venedig aufhielten, waren ihm eben ſo gleichgültig, wie die Wälſchen.

Für ſeinen Bart, den er lang zog, trug er die gröſte Sorgfalt. Dieß bewog ſelbſt ſeinen Neger, zu ſagen, daß man ſeinen Herrn in Arabien für einen Kleinmeiſter halte, weil er allzuſehr in die Schönheit und Schminke ſeines Barts verliebt ſey.

Die Frau von Roccolini iſt die einige Perſon, welche der Ritter Wortley ſeines Beſuchs würdigte. Dieſe Dame iſt eines der liebenswürdigſten Frauenzimmer wegen der Annehmlichkeiten ihres Geiſtes, wegen der Mannichfaltigkeiten ihrer Einſichten, und vornemlich wegen der ſeltenen Kenntniſſe, die ſie auf ihren merkwürdigen Reiſen ſammelte.

Die Frau von Roccolini bot dem Ritter Montaigu eine prächtige Wohnung in ihrem Pallaſte an.

Wortley nahm das Anerbieten an. Er zog mit ſeinem Neger ein. Binnen wenig Tagen war die zierlichſte Wohnung in den häßlichſten Stall verwandelt.

Die Frau von Roccolini war über die Unſäuberlichkeit ihres Gaſtes empfindlich. Sie ſah ſich genöthigt, Handwerksleute zu berufen, welche die Fußböden wieder ſäuberten, den Miſt austrugen, das Tafelwerk friſch vergoldeten, und die Meubles von dem unerträglichen Tabacksgeſtank reinigten, womit ſie inſektirt waren.

Der Mohr hatte die Fauteils und Buffets zu einem Gebrauche gemacht, wovon ſie gänzlich beſudelt waren.

Die Frau von Roccolini konnte ſich nicht enthalten, ſich bey dem Ritter über die außerordentliche Unſäuberlichkeit ſeines Lieblings zu beklagen. Wortley nahm ſeinen Sklaven trotzig in Schutz: er weigerte, ihn zu beſtrafen;

kraſen: er beſchwerte ſich, daß man ſo wenig Aufmerkſamkeit für ihn trüge, und verließ den Pallaſt.

Von nun an war der Ritter mit den Venetianern ſo unzufrieden, daß er beſchloß, mit gar niemand mehr Umgang zu haben. Er blieb nur noch eine kurze Zeit zu Venedig.

Alsdenn ſchiffte er ſich ein, und ſchlug ſeine Wohnung zu Roſette, 40. Meilen hinter Alexandria, auf.

Hier lebte er mit ſeiner letzten Frau, einer Gaſtwirthstochter aus Livorno, nachdem er ſie gezwungen hatte, eben die ſonderbare Religion anzunehmen, worinn er ſelbſt lebte, und von welcher er betheuerte, daß er darinn leben und ſterben wolle.

Nachdem ich alle Religionen kenne, ſagte Montaigu, ſo habe ich dieſer den Vorzug gegeben. — Man weiß nicht, ob er wirklich alle übrigen Religionen praktizirt hatte. So viel iſt richtig, daß er in der reformirten Kirche geboren, und von dieſer zur römiſchkatholiſchen übergetreten iſt.

Der Ritter Wortley lebte, wenigſtens dem Anſcheine nach, mit ſeinem Glück zufrieden. Seine Umſtände waren in der That nicht ſehr glänzend, wenn man ſie gegen diejenigen hält, in welchen er ſich befinden konnte, wenn er die unermeßlichen Reichthümer erlangt hätte, deren ihn ſein Vater enterbt hat.

Er war auf eine jährliche Rente von 6000 Piaſtern eingeſchränkt, die ihm Lady Bute, ſeine Schweſter, aus England überſendete; und 4000 Piaſter, welche ihm die Pforte alle Jahre auszahlen ließ.

Seine Lebensart zu Roſette war von derjenigen, die er zu Venedig geführt hatte, nicht viel unterſchieden. Er ging ſehr ſelten aus. Den ganzen Tag ſchloß er ſich mit ſeinem Neger ein, und brachte ihn mit Tabackrauchen, von Morgen bis auf den Abend, zu. Eben dieſelben Kiſten, welche ihm den Tag über zum Sitze gedient hatten, waren in der Nacht ſein Schlafbette.

Wortley beſaß einen außerordentlichen Hochmuth, und war zu gleicher Zeit der geizigſte und filzigſte unter allen Sterblichen.

Schon ſeit geraumen Jahren beſchäftigte er ſich ganz allein mit Auslegung eines arabiſchen Buchs, welches er unter ſeinen Augen ins Wälſche überſetzen ließ.

Er legte ſich ſehr früh nieder, und die Jahrszeit mochte ſeyn, welche ſie wollte, ſo ſtund er eine Stunde vor dem Tage auf.

Im allerſtrengſten Winter, ſo wie im glühendſten Sommer, wuſch ſich der Ritter Wortley, dem Geſetz Mahomets unabläßig getreu, mit eiskaltem Waſſer. Hierauf rieb er ſich den ganzen Leib mit Sand, von oben herunter gegen die Fußſpitze. Während dem hielt ſein Neger eine Schaale mit Waſſer in der Hand, und tröpfelte ihm aufs Haupt und im Bart.

Wenn dieſes Geſchäft vorbey war, ſo veränderte der Ritter die Function, und tröpfelte und wuſch ſeiner Seits den Neger.

Nach Endigung der ganzen andächtigen Ceremonie fiel Wortley auf ſeine Knie, mit dem Geſicht gegen die Sonne, und murmelte einige türkiſche Gebete, erhob ſich wieder, ging eine halbe Stunde ſpazieren, zündete ſeine Pfeife an, und trank Kaffee.

Hierin beſtund ſeine größte Ausgabe: Dann nichts war ſparſamer als ſeine Tafel. Eine Suppe von Rüben oder anderm Wurzelwerke, ein Stück Lämmerfleiſch, und ein ſehr elender Ragout, auf welchen etliche rohe Zwiebeln folgten, war ſeine ganze Mittagstafel. Drey bis vier Sardellen und ein Salat machten die Nachttafel. Uebrigens war kein anderes Getränke in ſeinem Hauſe bekannt, als das reine Waſſer.

Nichtsdeſtoweniger hatte der Ritter einen gewöhnlichen Gaſt. Es war ein türkiſcher Kaufmann, einer der allerandächtigſten Anhänger des Koran. Wortley lud ihn alle Wochen einmal zum Eſſen, und der Türk trug für ihn eine ſo unſinnige Ehrfurcht, als für Mahomet ſelbſt.

An dieſem Tage allein, welches gewöhnlich der Freytag war, ſchien Wortley ſeinen Geitz zu vergeſſen; er fügte der Tafel auf eine ſehr verſchwendriſche Art entweder eine Schöpſenkeule, oder einen Welſchen Hahn, oder eine Gans bey. Wahr iſts, daß die Ueberreſte ſehr fleißig zuſammengeleſen, und bis zum nächſten Sonntag aufbewahrt wurden.

Die ganze Dienerſchaft des Ritter Montaigu beſtund in einer ſehr häßlichen alten Hausmagd, welche zu gleicher Zeit die Dienſte der Köchin, des Haushofmeiſters, und des Kammerdieners verrichtete.

Die Ausgabe ſeines Hauſes war, am höchſten Galatage, auf ſechs Paoli ausgemeſſen.

Wortley hatte ſich ungefähr zwey Jahre zu Roſette aufgehalten, als ihm der Einfall einkam, wieder nach Venedig umzukehren. Er lebte auf die vorige ſonderbare Art, und er ſchränkte ſich ſo ſehr ein, daß ſelbſt ſeine Landsleute, welche ſich zu Venedig befanden, nichts von ihm erfuhren.

Dieſes veranlaßte die Muthmaßung, daß der Ritter Montaigu todt wäre, und ſeine Anverwandten machten wirklich einige Bewegung, ſich in ſeine Erbſchaft zu ſetzen.

Kaum erfuhr der Ritter etwas hievon, ſo beſchloß er, in Perſon nach England zu gehn. Er ſchrieb dieſen Entwurf einigen alten Freunden, die er zu London hatte, und trug ihnen auf, um die Hofnung ſeiner Anverwandten zu zernichten, daß ſie ihm, nach dem Bilde, ſo er ihnen mittheilte, eine Frau aufſuchen und bereit halten möchten. Sie ſollte nemlich jung, wohlgebaut, und wo möglich, ſchwangern Leibes ſeyn.

Dieſer Auftrag kam ſeinen Korreſpondenten ſo ſeltſam vor, daß ſie ihn würdig hielten, in die Zeitungen gedruckt zu werden. Es gelang über ihre Erwartung, verſchiedne junge Perſonen meldeten ſich an. Man erwählte diejenige, welche den vorgeſchriebnen Eigenſchaften am meiſten beyzukommen ſchien.

Man gab dem Ritter hievon Bericht. Er beſtätigte die Wahl, und beſtimmte den Tag zur Hochzeit.

Als er eben im Begriff war, von Venedig abzureiſen, und die Heyrath zu vollziehen, ſo ergriff ihn ein ſo heftiges Fieber, wovon er aller angewandten Arzneymittel ungeachtet in wenig Tagen ſtarb.

Die Venetianer, welche den Ritter Montaigu von keiner andern Seite kennen gelernt hatten, als durch ſeine außerordentliche Aufführung, und die ihn in der That für eine Art Narren hielten, erwieſen ſeiner Leiche wenig Ehre. Sie betrachteten ihn als einen Abtrünnigen von der ſeligmachenden Kirche: ſie begruben alſo ſeine Leiche ohne Umſtände an die Seite des Gottesackers bey den Eremiten.

Auf ſeinen Leichenſtein grub man in folgendem elendem venetianiſchen Jargon;

Col culo in zu cola ſo barba in ſu
In ſepolto nel chioſtro ai remitani
L' Anglo-Turco Baſtardo Montaigu
Accio ghe daga l' aqua ſanta i cani. *)

XII.

*) Laſſet uns inzwiſchen nicht vergeſſen, daß dieſer als ein Narr betrachtete Mann, wahre, ſeltene und nützliche Talente beſaß. Laſſet uns nicht vergeſſen, daß, außer den gelehrten Denkſchriften, die er der Königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu London zuſtellte, die Welt zwey hochſchätzbare Werke von ihm beſitzt: Ueber den Urſprung und Zerfall des Römiſchen Reichs; und, von den Urſachen der Erdbeben.

XII.

PIECES FUGITIVES.

1.

La queſtion indiſcrette.

Idylle.

Je dis un jour à mon amie,
Avant que Doris fût à moi,
Avant le bonheur de ma vie,
Quelqu'autre avoit-il eu ſa foi!

Je vois ma bergere qui compte
Gravement avec ſes dix doigts:
Le rouge au viſage me monte,
Je friſſonnois à chaque fois.

Ton calcul a de quoi confondre;
As-tu formé tant de liens
Paix! dit-elle, avant de repondre
Je m'amuſe à compter les tiens.

Par M. Leonard.

Epi-

2.

Epitre

à une jolie heritiere.

Votre nom, Signal des conquêtes
Victoire, eſt bien digne de Vous!
Mais, pour peindre ce que vous êtes,
C'eſt peu d'un nom, il les faut tous.
Oui, l'on doit vous nommer Aurore,
Vénus, Hébé, Minerve, Flore;
Et s'il eſt quelques noms plus doux,
On doit vous les donner encore.
Aucun de ces noms, j'en convien,
Quoique poétique & Sonore,
N'eſt orthodoxe, ni chretien:
Mais qui vous connoit vous adore
Et près de vous, tout eſt payen.
Dans vos goûts, dans votre entretien
On retrouve le tems d'Homère:
Vous êtes ce qu'on ne voit guère,
Fille d'eſprit, fille de bien
Philoſophe & bonne ouvrière,
Et, qui plus eſt, riche héritière;
Et moi, pauvret! je ne ſuis rien;
Je n'ai rien qu'un cœur debonnaire,
Des Madrigaux, quelque Chanſon
Pour l'Amour ou pour ma Bergère,
Effets d'ecriés; me dit-on,
Dans l'empire des père & mère.

Avec ce petit avoir - la
Je ſuis fou de vouloir vous plaire;
Jamais mon amour ne ſera
Préſentable devant Notaire,
C'eſt ce que me dit la raiſon:
Mais elle a beau dire & beau faire,
Mon cœur, en depit du ſermon,
Fait toujours ſon unique etude
De cet amour ſi dénigré:
Ah! c'eſt un peché d'habitude
Jamais je ne le detruirai.

Et puis, d'ailleurs, moi, je ſuis juſte;
J'entends raiſon ſur mes deſtins:
De l'Hymen, ſi le Sceptre auguſte
Exige de plus nobles mains,
Je lui laiſſe, humble Subalterne,
Son Sceptre, ſes flambeaux benir:
Trop heureux d'avoir la lanterne
Qu'Amour prête à ſes favoris.
Je n'ai point cette humeur jalouſe,
Ce gout mercantille & bourgeois,
Qui croit tout perdu, s'il n'epouſe:
Oh! c'etoit bon pour autrefois.
Autre fois j'etois aſſez bête,
Pour vouloir qu'on ne fut qu'à moi;
Ces mots de conſtance & de foi,
Ces grands mots me tournoient la tête,
Ma Nymphe eut - elle, comme vous,
Tous les dons du Ciel en partage,

J'aurois voulu, dans mon ménage,
À moi ſeul les poſſédes tous.
Mais à préſent je ſuis plus ſage:
Je permets qu'on prenne un epoux,
Et, ſi ce n'eſt pas aſſez même,
Se permets qu'on prenne un amant:
Cela n'empeche pas qu'on n'aime
Encor quelqu'autre ſurvenant.
Victoire, entre nous, je me doute
Que l'amant eſt deja choiſi:
Un jour vous aurez le mari,
Quant à moi, ſans croiſer leur route,
Je pretends vivre ſous vos loix,
En attendant, ma belle amie;
Qu'il vous prenne enfin fantaiſie
De m'honorer de votre choix.
Jeune & ſcrupuleuſe victoire
Gardez vous bien ſurtout de croire
Qu'on ne puiſſe avoir à la fois
Deux amours . . . rien n'eſt ſi facile:
Moi, qui vous parle, j'en ai trois,
Qui, courent encor par la Ville.

Avec deux yeux, deux mains, cinq ſens,
Eſt - ce un crime que deux penchants?
Eſt - ce un peché que deux careſſes?
Puiſque Salomon dans ſon tems
Fut ſage avec ſept cent maitreſſes
On peut l'être avec deux amans.

Par l'Auteur des Enfans du pauvre Diable.

3.

Le Cirque.

Jadis on ouvrit à Cythére
Un cirque en l'honneur de Venus
Et dans ces combats ingénus
L'amant & ſa jeune bergére
Briguoient, athlètes demi - nus
Le prix charmant de l'art de plaire.

A ces tournois voluptueux
L'Amour & l'Hymen préſidèrent,
Freres, rivaux & demidieux,
Vous jugés bien qu'ils les troublèrent.
L'Hymen s'arrogea, ſans façon
Le droit d'initier les Belles:
L'Amour; avec plus de raiſon
Voulut, paré de fleurs nouvelles
Donner la première leçon
D'un jeu qu'il inventa pour elles.

Le differend fut terminé
Dans un parlement d' Idalie;
Par Venus, il fut ordonné
À fille nubile & jolie,
Qu'au dieu d'Hymen, comme à l'ainé,
Le premier jour ſeroit donné:
Car telle etoit ſa fantaſie;
Mais que, pour prix de ſa beauté,
L'Amour, comme l'enfant gaté,
Eut tout le reſte de ſa vie.

Les grâces d'un malin ſouris,
Applaudirent à la déeſſe
Et cet édit, plein de ſageſſe
Qu'adopta l'univers ſurpris,
Bientôt, des murs de Sybaris,
Paſſa dans Rome & dans la Grèce,
Et gouverne aujourd'hui Paris.

Mais lorſqu'une vierge nouvelle,
O Venus, doit groſſir ta cour,
Suit - on bien une loi ſi belle?
N'eſt - il point de ſecret detour?
L'Hymen, comme on ſait n'a point d'aile
On en connoit deux à l'Amour.

Le fripon gagne de viteſſe,
Arrive avant l'aube du jour
Souffle a l'Hymen ſon droit d'aineſſe,
S'envole, & revient à ſon tour
L'orquà peine le Soleil baiſſe.

L'Hymen paroit, o douce erreur!
Aimable & fortune preſtige!
L'Hymen de force & de valeur,
Se croit fermement un prodige
Et penſe avoir cueilli la fleur
Qui ne tenoit plus ſur ſa tige.

Par M. Bertin.

4.

Imitation

d'une epigramme de Martial.

Bercé d'une vaine eſpérance
Tu dis que tu vivras demain
Poſthume: eh! ſur quelle aſſurance
Attens-tu ce jour incertain!
Il eſt trop tard! aujourd'hui même
Poſthume, le tems eſt bien cher,
Ah! crois-moi, le ſage ſuprême
Eſt celui qui vecut hier.

Par M. François de Neufchateau.

Regiſter

über die vier Stücke der Olla Potrida vom Jahr 1778. *)

Abhandlungen. Vermiſchte Aufſätze.

Major Georg Washingtons Tagebuch I. 64.
Etwas von den Wiedertäufern I 90.
Ueber die Thierſprache I. 96.
Das Lotto I 102.
Conrad von Spoyheim und Freyda I. 108.
Briefe des Grafen von *** an die Düchesse von *** während des Feldzugs in Italien von 1701. II. 266. III. 48.
Die kleine Welt, mitten in der großen II. 281.
Geſchichte der Bianka II. 290.
Hat das Clima oder die Regierungsform einen größern Einfluß in den verſchiedenen Karakter der Völker? III. 66.
Fragmente über den Buchhandel, von Linguet III 91.
Bemerkungen über den Karakter, öffentliche und Privatverfaſſung, Sitten, Gebräuche und Beſchäftigungen der amerikaniſchen Indianer III 103.
Begebenheiten des Baron von Rainville IV. 251.
Bemerkungen, in ein Exemplar der Reiſen um die Welt geſchrieben. IV 283.
Fortſetzung der Nachrichten von den amerikaniſchen Indianern IV. 290.

Anekdoten.

I. 148. II. 324. III. 125. IV. 316.

Aus

---

*) Die Römiſche Zahl bedeutet das Stück, und die Deutſche die Seite.

Auszüge.

Oedidis oder Maheinis Reiſe von Raietea gegen den Südpol I. 57.
Geſetzbuch der Kalmucken II. 244. IV. 241.
Surat und ſeine Einwohner III. 29.

Biographie.

Madam Geoffrin I. 157.
Le Kain II. 331.
Marquis von Pezai III. 131.
De la Condamine IV. 328.

Briefe.

Freyherr von Wolf an Herrn von Haller I. 151.
Herr Hofrath Käſtner an Herrn von Murr I. 153.
Schreiben des Herrn von Voltaire an die Gräfin von Vibampierre II. 327.
Antwort der Gräfin II. 328.
Schreiben des jetzigen Königs von Schweden an den Herrn Sedaine II. 329.
Schreiben der Madam Taminer an den Herrn Mercier II. 330.
Voltaire an Petrini III. 129.
Ebenderſelbe an Herrn Meſſance III. 130.
An Herrn Brandes nach Berlin, aus Hamburg, den 31. März 1761. vom verſtorbenen Eckhof IV. 3 2.
Schreiben des Herrn von Voltaire an Mamſell D**. IV. 327.

Dramatiſche Aufſätze.

Die letzten Tage des jungen Olban I. 14.
Die Freyer, ein Luſtſpiel in Einem Akt II 212.
Tinian III. 21.
Die Ungetreuen, ein Luſtſpiel in Einem Aufzuge IV. 206.

Fragmente.

Aus den Menſchenfreuden I. 195.
Aus Miſtreß Kindereley Briefen auf einer Reiſe nach Oſtindien von 1754 bis 1768. II. 365.

Aus Adams erſtem Erwachen II. 373.
Anmerkungen für Fremde, die in Frankreich reiſen III. 1.7.
Eduard Wortley, aus Weckherlins Chronologen IV. 339.

Gedichte.

An Herrn von Türkheim am Tage ſeiner Vermählung, eine Epiſtel von H. L. Wagner; Lied; An die Mahler; Auf meinen Spaziergang; Liebe; Romanze I. 3 — 14.
An eine Freundin; der Traum; Einſamkeit; Als einige Damen eine Buchdruckerey beſuchten; Geſänge aus Lilla II 202 2 3.
Anmuthige und züchtige Hiſtoria von dem ſchönen Ritter Engelhard; An Göthe; Für Storger und Marktſchreyer; Ein Engliſches Volkslied; Lied; die beyden Roſen; das Mädchen im Schauſpielhauſe; Tibull's dritte Elegie des erſten Buchs III 4 20.
Wunſch und Nichtwunſch; die Nacht; das Mägdlein im Bette; An zwey Freunde bey ihrer Trennung; Lally an eine halbverblühte Roſe; An die Verwüſter meines Vaterlands; Auf einen jämmerlichen Kriegsſänger IV. 195 — 206.

Kunſtnachrichten.

I. 180. II. 351. III 144. IV. 334.

Miſcellanien.

Etwas über einen fürchterlichen Kometen, vom Herrn Prof. Lichtenberg I. 182.
Das altdeutſche und altgriechiſche Mädchen I. 187.
Freymuths Vertheidigung des verehlichten Soldatenſtandes II. 354.
Schutzſchrift für die Schwalben II 355.
Vom Nutzen der Tagebücher II. 356.
Geſchichte des Bergs Sankt-Michael in Frankreich, eine von den Staatsgefängniſſen des Königreichs III. 152.
Liebe III. 161.
Klagelied über den Tod meines Pierrots III. 164.

Merkwürdiger Zweykampf IV. 338.
Schreiben eines Egoiſten IV. 342.
Beytrag zur Geſchichte des Aberglaubens IV. 344.
Zwey Gedichte: Und; Allegorie. IV. 347.
Tageregiſter eines Einwohners der Stadt Augsburg IV. 350.

Naturgeſchichte.

Etwas von den Savoyiſchen Eisgebürgen I. 122.
Abhandlung vom Baumfreſſer II. 298. III. & IV. Vacat.

Oekonomie.

Unterricht, wie die grüne oder ſogenannte ſchwarze Seife bey der Wäſche zu gebrauchen I. 130.
Wirthſchaftliche Bemerkungen eines Sachſen I. 133.
Ueber die Pflanzung und den Gebrauch der Neſſeln II. 319.
(Dieſer Artikel bleibt künftig weg.)

Theatraliſche Nachrichten.

Deutſche I. 176. II. 339.
Ausländiſche I. 177. II. 349.
(Dieſe Rubrik bleibt künftig auch weg.)

Pieces fugitives.

A mon eſtomac. Epitaphe I. 195 — 198.
Voyage de Bourgogne. A M***. II. 379 III. 179.
Vers inſcrits dans un Jardin &c. III. 190.
La queſtion indiſcrette; Epitre à une jolie heritiere; Le Cirque; Imitation d'une epigramme de Martial IV. 372 — 378.

Olla Potrida.

1779.

Erster Band.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

[illegible]

No. 1.

Olla Potrida.

1779.

Erſter Vierteljahrgang.

Berlin
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL. [illegible]

Innhalt.

Seite

Gedichte. 5.

Dramatiſche Aufſätze.

Nacht und Ohngefähr. Ein Luſtſpiel in Einem Akt. 13.

Auszüge.

Die Pyramiden. 52.

Abhandlungen. Vermiſchte Aufſätze.

1. Aglaura, oder die Fee vom Walde, eine Erzählung. 75.
2. Einige Umſtände bey dem Tode des Herrn Rouſſeau. 97.

Seite
3. Der Abentheurer aus China. Ein Roman. 102.

Naturgeſchichte.

Ueber die Nachtigall; Schreiben an eine Dame. 121.

Anekdoten. 125.

Briefe.

Billet von J. J. Rouſſeau an eine Demoiſelle, die ſich ein Schnürband von ſeiner Arbeit an ihrem Hochzeittag ausgebeten hatte. 129.

Biographie.

Händel, der Tonkünſtler. 130.

Kunſtnachrichten. 139.

Miſcellanien.

1. Reiſe der Madame Chevreau. 142.
2. Tyres Park. 148.

Seite

Fragmente.

Merkwürdige Nachricht von dem Königreich Thibet. In einem Schreiben von John Stewart an Sir John Pringle. 149.

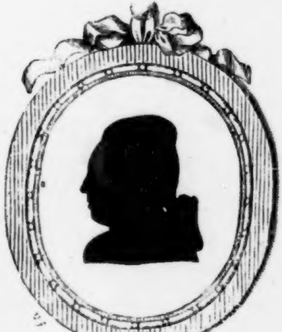
PIECES FUGITIVES. 166.

Olla Potrida.

1779.

Erſter Vierteljahrgang.

Januar, Februar, März.



ENGEL.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

[illegible]
V[illegible]RS.
[illegible]

I.

Gedichte.

1.

An eine Freundin 1778.

Glücklich, wer wie Du, im Schoße
Reiner, ſtiller Freuden lebt,
Die – wie eine junge Roſe,
Die der Morgenſonn' entgegen bebt, –
Liebevoll und ſanft dem Manne –
Früh entgegen eilt,
Sorgen, Freuden, Wonne, Kummer,
Alles traulich mit ihm theilt!
Der des Erdelebens Müden
Bey der Silberſaiten Klang,
Unter frölichem Geſang,
Wie die Nebel an der Sonne fliehen.
Die in edler Freunde Reihn
Unſers * * kann ſich freun.
Heil mir, daß ich Dich gefunden!
Daß ich ganz bey Dir empfunden,
Wie die Freundſchaft Himmelan
Ihre Kinder heben kann.

Ich — umhergeworfen,
Wie ein Schif im Ocean,
Sehe mit gerührtem Herzen
Deine ſtillen Freuden an!
Freu' mich aber mit Dir! — Mißgunſt kennet
Nie die warme Bruſt,
Und bey meiner Freunde Freuden
Fühl ich Engelluſt. —
Sonſt empfand' ich manche Stunden
Ganz der Liebe Seeligkeit,
Aber ach! ſie ſind geſchwunden
In den Schoos der Ewigkeit!
O ſo oft lag ich am Herzen
Eines Freunds mit heiterm Sinn,
Doch ihn riß ein Tag des Scheidens
Wieder von der Seite hin.
Immer hatt' ich wenig Stunden
Alles, was ich kaum gefunden,
Alles hatt' ich wie im Traum! —
Freundin, ach! erflehe mir vom Himmel
Einen Wünſcheleeren Sinn!
Fleh, daß wenn ich durchs Gewimmel
Großer Welt nun ausgeloſſen bin,
Ich ein ſüßes Weiblein finde,
Dir, geliebte Freundin! gleich:
O dann will ich froh und reich,
Soll es ſeyn, auch in der engſten Hütte,
Mich mit meinem Engel freun,
Täglich wird auf meine Tritte
Sie der Liebe Roſen ſtreun.
Sieh, ich dürſte nicht nach Ruhm und Ehre,
Seys der Fürſten Eigenthum!
Alles, was ich nur begehre,
Sey ein redlich Herz mein Ruhm:
Das mit Allen Alles theilet,
Tröſtend zu Betrübten eilet,

Und mit ganzer Innigkeit
Mit den Frölichen ſich freut.
Einen Freund an meine Seite
Wollſt mir auch erflehn,
Dann wird unter Wonn' und Freude
Meine Zeit, wie Deine, ſchön vergehn.

Wagenſeil.

2.

Lied 1777.

Ringsum, wo Gottes Sonne flammt,
Auf Bergen und in Klüften,
In Flur und Hain, in Wald und Thal,
In Tiefen und in Lüften,
Ringsum, ringsum in der Natur,
Fühlt ſich die kleinſte Kreatur
O Liebe! dir geſchaffen!

Auch [illegible] als ich geboren ward,
Blies an der Hauch der Liebe,
Mir ward ein warmes Herz zu Theil,
Voll reiner, treuer Triebe.
Doch einſam irr' ich noch umher,
Noch iſt die Schöpfung öd und leer,
Noch werd' ich nicht geliebet.

Ich weiß ein Mädchen, Engelrein,
Ihr wallt mein Herz entgegen,
Ich denk' an ſie, ſie iſt um mich,
Auf allen meinen Wegen.
Ach, iſt ſo treu, und fromm und gut,
Und edler Sinn, und froher Muth,
Strahlt aus den Feuerblicken.

O Liebe! laß aus ihrem Blick
Mich neue Wonne trinken;
Nur einmal noch, voll Seeligkeit
Ihr an den Buſen ſinken!
Und wenn der Mund nicht reden kann,
So höre ſie mein Stammeln an:
Ich will Dich ewig lieben!

O Gott, könnt' ich an ihrer Hand
Durchs Erdeleben gehen,
Für keinen andern Wunſch wollt' ich
Dann um Erfüllung flehen!
Dir dankte laut mein Freudenſang,
Dank tönte meiner Harfe Klang,
O guter Gott der Liebe!

Haſt jedem, der da Lieb empfand
Ein Weiblein auserkoren:
O ſprich in dies gedrängte Herz,
Sie ſey für mich geboren!
Ich will ihr treu auf ewig ſeyn,
Will mich mit ihr des Lebens freun,
Und o! von Herzen lieben.

Ich bin getroſt, und achte nicht
Des Lebens Noth und Plagen,
Die harte Laſt drückt nicht zu ſehr,
Mein Engel hilft ſie tragen.
Ob mir die Welt ein Kerker ſcheint —
Sie wird, wenns 's Weiblein redlich meynt,
Zum Himmel umgeſchaffen.

Wenn ihr ein Kind am Buſen liegt,
Wie werd ich dankend brennen!
Wenn ſies, voll mütterlicher Luſt,
Mich lehret Vater nennen.

Schwind alles Erdenglück dahin,
Wenn ich mit ihr nur glücklich bin,
Genug, — o Gott der Liebe!

Wagenſeil.

3.

An einen Freund, bey ſeiner Vermählung mit Mamſell Tiſchbein zu Caſſel

1778.

Mag doch, wer da will, auf Dichterbilder lauſchen,
Sylben gegen Sylben, Reim' um Reime tauſchen,
Recht methodiſch ſchön zu ſeyn.
Ich — zu voll von Deinem Glücke,
Treue — warme Lieb' in jedem Blicke,
Sieh' hier bin ich, Freund, in frohen Jubelreihn
Mitempfindender Deines Glücks zu ſeyn!
Welche Luſt! in Wonne trunknen Blicken
Lieb' um Liebe ſehn,
Süßes Staunen, ahnendes Entzücken
In verſchämten, halbgeſchloſsnen Augen ſtehn.
Du, mein Trauter, und Du, ſeine Beſte,
Welche Luſt! an Eurem Liebesfeſte
Hin mit Euch zu Eurem Brautaltare
Vollen Herzens gehn,
Freudenvolle — ungezählte Jahre
Im Gefolge Eurer Liebe ſehn!
Welch ein Leben! Luſt in Luſt verwebet,
Lächelnd, wie Ihr Reiz in allen Zügen lebet,
Denen ſeinen Geiſt Ihr Pinſel mitgetheilt;
O! Ihr Pinſel, *) deſſen Meiſterzügen

---

*) Man ſehe in einem der Deutſchen Merkure ein Wielandiſches Gedicht, an Mamſell Tiſchbein.

Selbſt, mit dankendem Vergnügen,
Unſrer Fürſtin Kennerauge weilt.
Welch ein Leben! welch Konzert von Freuden!
Schliche ſich auch mal ein halber Mißlaut ein,
O! den zaubert Ihrer Schweſter oftbelauſchte Laute,
Deiner ſüßen Töne innere Vertraute,
Wieder ins Allegro Eurer Freuden
Wie ſo leiſe – wie ſo ſchnell hinein.
Welch ein Leben! – – doch von Liebe trunken,
In Gefühlen neuer Luſt verſunken,
Sie für Dich, Du Ihr die ganze Welt!
O! wer könnte da auf matte Reime hören,
Dieſe Wonne – nein, beym Gott der Liebe, nein;
O! ſie iſt zu ſchön, zu engelrein,
Sünde wär' es, ſie zu ſtören.

4.

Stella.

Nicht immer wird der Stella Wange
So friſch, ſo voll wie heute blühn;
Nicht immer wird der Reiz in Aug' und Wuchs und Gange,
Der Männer Herzen an ſich ziehn:

Doch ewig werden Ihres Geiſtes Zaubereyen,
Und Ihr Verſtand, ſtets herrlicher,
Der Jugend Grazien erneuen,
Und Freuden ſchaffen um Ihr her.

Der Geiſt, bey dem man gern die Schmerzen,
Und gern des Lebens Laſt vergißt;
Und der gleich liebenswerth in ſeinen leichten Scherzen
Und kleinen Mädchen-Launen iſt.

Durch ihn wird Sie noch einſt im Winter Ihrer Jahre
Gewiß das gute Mädchen ſeyn
Und Herzen werden bis zur Baare
Sich Ihrem lieben Herzen weihn.

O ſeelig! wem mit Lieb' in Lächeln, Stimm' und Blicken
Ihr ganzes Seyn entgegenfliegt,
Wem Ihr Erröthen, Ihr Entzücken,
Ihr Alles ſagt: Du haſt geſiegt!

R — d.

5.

Als Julien ein Lied des Dichters mißfiel.

1776.

Schönſte, dieſes Liedchen dünkt
Dir nicht zärtlich gnug?
Hätteſt Du mich nur geſehn,
Als ich meine Harfe ſchlug! —

Ha! Du hätteſt meinen Gram
Süße, gewiß verziehn,
Und dem Sänger friſch're Kraft
Durch den Nektarkuß verliehn. —

Flügelſchnell war ich zu Dir,
Traute, hingeeilt;
Schneller, als der Maja Sohn
Dünſteleere Lüfte theilt.

Wollte beym Geſpräch mit Dir
Frölich-weiſe ſeyn;
Jüngling, fühlbar und geliebt,
Meines Lebens May mich freun.

Ha! da hatt' ein ganzes Heer
Stuzer Dich umringt:
Glänzend, wie der Bogen iſt,
Der in Wolken blinkt,

Und mit Farben ſiebenfach,
Fluren überſtralt;
Aber auch, wie jene nur
Mit erborgten Schimmer prahlt.

Falſcher Witz und Schmähſucht Gift
Floß aus aller Mund;
Mancher gute Name ſchwand,
Mancher wurde wund.

Aber jedes Wort von Dir,
Jedes noch ſo klein,
Hob der Schmeichler himmelan,
Um Dir werth zu ſeyn.

Traurend floh ich weit hinweg;
„Götter! (bat ich) Nein!
„Nein! laßt nie dies Natternheer
„Ihre Seel' entweyhn!

„Nie vergönn' dem Schmeichler ſie
„Ein geneigtes Ohr!
„Kenne, troz der Larve ſtets,
„Den geſchminkten Thor!“

Und dann grif ich mißmuthsvoll
In mein Saitenſpiel;
Sang dies Liedchen, welches Dir
Leider! nicht gefiel.

Doch ſoll künftig nie mein Lied
Harmonieleer ſeyn;
O ſo muß Dein Nektarkuß
Mich, nur mich erfreun!

Meißner.

6.

Beweis der Exiſtenz des Teufels an einen Eiferer.

Ja, Orthodox, es muß ein Teufel ſeyn!
Wer gäbe ſonſt Dir den Gedanken,
All' Deine Brüder zu verketzern, ein?

Meißner.

II.

Dramatiſche Aufſätze.

Nacht und Ohngefähr.

Ein Luſtſpiel in Einem Akt.

von R — d.

(Der Plan iſt von la Notte des Marcheſe Albergatti Capacelli genommen.)

Perſo-

Perſonen.

Präſident von Röhm, auf Reiſen.
Amalie, ſeine Tochter.
Friedrich, ſein Kammerdiener.
Baron Wallerhauſen, } auf Reiſen.
Herr von Thalheim, } auf Reiſen.
Hauptmann von Rheinberg.
Thomas, Kellner.

Die Handlung geht zu Maynz in einem angeſehenen Gaſthof vor.

Scene I.

(Ein meublirter Saal im Gaſthof; im Proſpekt eine Thüre, die zum Eingang dient, und zwey Fenſter mit Ausſicht in die Straße: Seitwärts zwo Thüren, eine der andern gegen über. Um zu den Fenſtern hinauszuſehn, muß man Stufen ſteigen.)

Wallerhauſen liegt in einem großen Lehnſtuhl, und hat die Füße auf einen kleinen Fußſchemel ruhend. **Thalheim** liegt gegen über, auf der andern Seite des Theaters, auf einem Kanapee. Bey Wallerhauſen ſteht ein brennendes Licht. Thalheim ſchläft ruhig.

Wallerhauſen (für ſich halb raſend.)

Kann ein Zuſtand ärger ſeyn als der meinige? — Mich zu verlieben, und doch den Muth nicht haben, meine Liebe zu geſtehen; es bis zur Nacht vor ihrer Abreiſe kommen zu laſſen; Gott! vierzehn Tage in einem Gaſthofe, unter einem Dache mit ihr zu wohnen, und nicht im Stande geweſen zu ſeyn, mich zu entdecken? — (ungeduldig.) Thalheim kann ſchlafen! der Glückliche! Er weiß nicht, was

Leidenſchaft iſt. (wirft ſich auf dem Lehnſtuhl hin und her) Zum Teufel! auch nicht eine Minute Ruhe? Wie viel Uhr mag es wohl ſeyn? (läßt ſeine Uhr repitiren) Zwo Stunden, und es iſt Tag. Ach! jeder Menſch, der eine unruhvolle Nacht hat, kann doch wenigſtens den Anbruch des Tages wünſchen, aber ich — ich darf ihn nicht einmal wünſchen, ich muß ihn fürchten: ſie wird dann abreiſen, wir werden uns trennen müſſen — — und Thalheim kann ſchlafen. Wenn er doch aufwachte! es würde mir leichter ums Herz werden, wenn ich mit ihm plaudern könnte. (ruft ihn mit leiſer Stimme) Thalheim! Thalheim! Er ſchläft veſt: lieber Freund! — — zum Henker, ich muß Geſellſchaft haben; vielleicht wenn ich ein Geräuſch mache — (ſtößt den Schemel um, auf dem er die Füße liegen hatte. Thalheim fährt etwas zuſammen, wendet ſich aber gleich auf der andern Seite und ſchläft fort. Mit Ungeduld), daß du ſchlafen mußeſt! (mit lauter Stimme) Thalheim, ich bitt' Sie um des Himmelswillen, Thalheim, ermuntern Sie ſich.

Thalheim. (ſchläfrig) Aber Sie wiſſen, daß mir den ganzen Tag nicht wohl iſt, wenn ich nicht genug geſchlafen habe, ich kriege Kopfwehe, bin zu nichts aufgelegt; laſſen Sie mich doch ruhen. (ſucht wieder einzuſchlafen.)

Wallerhauſen. (ſteht eilends auf, und ſtellt den umgeworfenen Stuhl wieder auf die Füße) Nein, nein, Sie ſollen mir gewiß nicht wieder einſchlafen. (geht und ſetzt ſich zu des Thalheims Füßen) Es iſt gleich Tag. Wir müſſen abreiſen, was nützt's alſo. —

Thalheim. (ſich ermunternd und mit Ungeduld) Was es nützt? Was es nützt? Wie Sie fragen können! wenn mein Schlaf Ihnen nicht nützt, ſo nützt er mir.

Wallerhauſen. Laſſen Sie uns ein wenig miteinander ſchwatzen.

Thalheim. Nun, gut! ſo wollen wir ſchwatzen!

Wallerhauſen. Nicht wahr, Freund, das waren ſchnelle vierzehn Tage! Nicht wahr?

Thalheim. (gähnend) Ja nun, es waren vierzehn Tage, gerade ſo wie ſie ſind! vierzehn Tage. (ich will wieder einſchlafen.)

Wallerhauſen (rüttelt ihm eiligſt) Aber, mein Gott, ſo ſchlafen Sie doch nicht wieder ein, ich bitte Sie.

Thalheim. (thut ſich Gewalt) Es iſt eine edle Sache um den Schlaf; aber wenns denn nicht anders ſeyn ſoll und muß, nun gut ſo wollen wir ſchwatzen (nimmt Toback) ich hoffe, daß die Augen offen bleiben ſollen.

Wallerhauſen (traurig) Noch zwo oder drey Stunden, und wir werden reiſen müſſen.

Thalheim. Gewiß.

Wallerhauſen Ach! aber das liebe Mägdchen hier.

Thalheim. Gewiß, Sie könnten mich lachen machen, Romanen, Komödienſtreiche. Gewiß!

Wallerhauſen. Ich ſchwöre Ihnen bey meiner Ehre, meine Worte gehen von Herzen, und —

Thalheim. Ich rede nicht von Ihren Worten. Ich rede von Ihren Handlungen. Haben Sie dem lieben Mägdchen, von dem Sie immer ſprechen, wohl das geringſte Geſtändniß gethan?

Wallerhauſen. Meine Blödigkeit war Schuld.

Thalheim. Eben dieſe Blödigkeit wird man nicht glauben. Gewiß nicht.

Wallerhauſen. (ungeduldig) Aber da dieß meine erſte Liebe iſt, ſo —

Thalheim. So wird man ſagen, daß Sie ſehr lange gewartet haben, ſich zu verlieben. Gewiß, das wird man ſagen. Gewiß!

Wallerhauſen. (noch ungeduldiger) Gewiß! gewiß! mit Ihren ewigen Gewiß; ich glaube Sie reden noch im Schlafe! wenn Sie mein Freund ſeyn wollen, ſo ſcherzen Sie jetzt nicht.

Thalheim. Nun, Sie ſollen das gewiß, nicht minder von mir hören. Ja, ich bin Ihr Freund und bereit, alles für Sie zu thun, aber ich fürchte, wir haben ſchon zu lange gewartet. Mit Anbruch des Tages reiſet der Präſident mit ſeiner Tochter nach England, auch wir müſſen unſere Reiſe nach Wien fortſetzen. Ich denke immer, Ihr Zaudern, Ihr Zaudern in Wien einzutreffen, wird Ihrem Proceſſe nicht wenig geſchadet haben.

Wallerhauſen. Ach was kümmert mich jetzt der Proceß.

Thalheim. Schön! wenn Sie ſich nicht darum bekümmern wollen, ſo brauche ich es noch weniger! es iſt Ihre Sache. Ich bin Ihnen zur Geſellſchaft hieher gereiſet. Ob wir nun reiſen, bleiben, umkehren, das iſt mir alles einerley! Ich werde Sie überall begleiten. Doch als Ihr Freund thut es mir wehe, zu ſehen, daß Sie ſo ſorglos —

Wallerhauſen. Nein, Freund, nein, glauben Sie nicht, daß ich ſo unverſtändig bin, eine ſo wichtige Angelegenheit auf die leichte Achſel zu nehmen — Sie wiſſen aber, daß ich in Wien einen Vetter habe, auf den ich mich vollkommen verlaſſen kann.

Thalheim. Verzeihen Sie, eigene Angelegenheiten von der Art beſorget man ſelbſt.

Wallerhauſen. Sie haben Recht, allein ich habe bey unſerer Ankunft einen Brief von meinem Vetter auf der Poſt gefunden, der die beſte Hofnung enthielt.

Thalheim. Und worin er Ihnen ſchrieb; daß Ihre Gegenwart in Wien höchſt nützlich ſeyn würde.

Wallerhauſen. Das iſt alles wahr! doch die Liebe! die Liebe! ach Sie können ſich den Eindruck nicht vorſtellen, den Amalie beym erſten Anblick auf mich gemacht hat — und ich habe ja auch meinen Vetter geſchrieben, daß ich ſeine Antwort hier erwarten wollte. Die Poſt kömmt. —

Thalheim. Morgen. Wir können die Briefe gleich holen laſſen, und uns dann auf den Weg machen. Amalie reiſet morgen in aller Frühe mit ihrem Vater auch ab. Sie nach London und wir nach Wien. Da heißts wohl recht: mit ſeiner Liebe zu den Antipoden reiſen.

Wallerhauſen. Leider! doch —

Thalheim. Sonderbar! vierzehn Tage ſtecken wir ſchon in dem verwünſchten Gaſthofe, warum haben Sie denn dem Fräulein Ihr Liebe nicht entdeckt?

Wallerhauſen. Weil ich nicht die Kühnheit hatte.

Thalheim. Was Kühnheit? Kühnheit. Da iſt keine Kühnheit nöthig. Sie iſt ledig, Sie ſind ledig. Sie iſt vom Stande, Sie ſind vom Stande! Ich wüßte nicht, was da weiter für Bedenken wäre, oder was man an einer Liebe zwiſchen zwo Perſonen von gleichem Verhältniße ausſetzen könnte. Allein ſo geht es gemeiniglich; der Anblick eines ledigen Frauenzimmers macht auch die herzhafteſten Männer verzagt, aber an eine Frau macht ſich alles; das drängt ſich, das ſeufzt, das ſchmeichelt! ſeltſam! gewiß ſehr ſeltſam! was wir nicht haben können, das wollen wir, und was wie haben könnten, wollen wie nicht! Hoho!

Wallerhauſen. Ja, ich ſehe ein, daß ich ſehr thörigt gehandelt habe, aber nun iſt es zu ſpät.

Thalheim. Warum haben ſie nicht wenigſtens mit ihrem vom Vater geſprochen. Er hat uns mit Höflichkeiten überhäuft.

Wallerhauſen. Alles wahr, aber ich geſtehe ich fürchtete mich vor ſeinem finſtern ernſthaftern Weſen, und die Worte vergiengen mir auf der Zunge, wenn ich von ſeiner Tochter anfangen wollte.

Thalheim. So hätten Sie mir es auftragen ſollen, ich hätte in Ihrem Namen mit ihm reden wollen.

Wallerhauſen. Sie ſind grauſam, daß Sie mir jetzt Vorwürfe machen, und mir die Mittel vorſpiegeln, die ich verfehlt habe. Aber die Verzweiflung giebt mir Muth, ich bin feſt entſchloſſen, dem theuren Mädchen meine Liebe zu entdecken, wenn ich nur den geringſten günſtigen Augenblick dazu finden kann.

Thalheim. Sie vergeſſen, daß wir alle morgen früh abreiſen.

Wallerhauſen. Ich hoffe unter dem Lärm vom Einpacken, Reiſeanſtalten und ſo weiter, ſoll ich eine günſtige Minute finden, wo ich mich meiner Geliebten zu Füßen werfen kann, und wenn nur ihr Herz nicht von einem Dritten eingenommen iſt. —

Thalheim. Das glaube ich nicht, denn aufrichtig zu ſagen, ſo habe ich nicht die mindeſte Spur gefunden, daß dieſe Dame nur einen Funken von einer Leidenſchaft nähre. Laſſen Sie uns alſo den glücklichen Augenblick ablauren. Aber, das ſage ich Ihnen, reden Sie wieder nicht, ſo rede ich. Giebt ſie uns Hofnung, dann Herz gefaßt und gleich zum Vater.

Wallerhauſen. Was hernach unſere entgegengeſetzte Reiſe betrift, da ſind leicht Mittel zu finden —

(Man hört einige Probegriffe auf Inſtrumenten unter den Fenſtern).

Was iſt das? Muſik! (betroffen).

Thalheim. Was anders? Muſik. (gleichgültig) Sind wir einmal ihrer Liebe verſichert, die Hinderniſſe der Reiſe werden leicht zu heben ſeyn. —
(die Muſik fängt an).

Wallerhauſen. Es wird unter den Saalfenſtern geſpielt, ich irre mich nicht! wahrhaftig unter dieſen Saalfenſtern. (mehr betroffen)

Thalheim. Ach ich dachte! es wird auf der Straße ſeyn! ein Ständchen!

Wallerhauſen. Ich habe doch andere Nächte keine gehört.

Thalheim. Die andern Nächte ſchliefen wir hinten in unſern Zimmern, aber dieſe Nacht wollten Sie ja durchaus haben, daß wir wie die wahren Dom Quichotte, geſtiefelt und geſpornt vor der Schwelle Ihrer Dame kampirten, und Kopfweh und allen Teufel —

(zwey Stimmen (von Rheinberg und von Fiſcher) fangen hinter dem Theater zu ſingen an, und werden von einigen Inſtrumenten begleitet).

Sich von der Geliebten trennen,
Alle ihre Reize kennen,
Und für ſich verlohren wiſſen,
Welch ein Schickſal! welch ein Schmerz!
Doch, o Tröſtung für den Kranken,
Unſere Treue ſoll nicht wanken,
Liebe trotz den Hinderniſſen,
Und noch hoffen kann dies Herz.

(Thalheim hört gleichgültig zu, Wallerhauſen mit Aufmerkſamkeit, Erſtaunung, und immer wachſender Gemüthsunruhe).

Thalheim. Was fehlt Ihnen? Hat ſie der Paſtorfido da draußen mit ſeinen Klagen angeſteckt?

Wallerhauſen. Ach Freund, ich fürchte. —

Thalheim. Und was?

Wallerhauſen. Dieß Ständchen — dieſe Arie. Ich wollte wetten —

(man hört in den Zimmern linker Hand ein Geräuſch). Hören Sie, Hören Sie, in dieſem Zimmer iſt jemand auf.

Thalheim. Wenn alle Leute dächten wie ich, ſo lägen alle Leute in ihren Betten.

Wallerhauſen. (indem das Geräuſch ſtärker wird). Das Geräuſch nimmt zu, und auch mein Verdacht. (ſpringt auf und ſteht horchend) Ich muß dahinter kommen, es koſte was es wolle. (läuft und löſcht das Licht aus).

Thalheim. Warum löſchen Sie das Licht aus.

Wallerhauſen. Damit wir deſto beſſer lauſchen können, wenn was vorgeht, denn niemand vermuthet uns jetzt im Saal.

Thalheim. (der nun auch aufſteht) Es wäre doch ein verwünſchter Streich, wenn Amalie —

Wallerhauſen. (der aus obigem Zimmer gehen hört, mit leiſer Stimme zu Thalheim) Still, ſtill, laſſen Sie uns horchen.

Scene II.

Amalie. (im Deshabiller tritt vor ſich greiffend, furchtſam heraus, und nähert ſich einem Fenſter) **Vorige.**

Amalie.

(für ſich) Mein armer Rheinberg, er iſt ſo traurig: — ich will ihm Muth einſprechen! (kömmt nach und nach zu dem Fenſter und ſieht hinaus. Indeſſen machen die andern Schauſpieler ein ſtummes Spiel, das auf dieſe Umſtände paſſet.

Wallerhauſen. (ſachte zu Thalheim) Sagte ich es nicht? O Verliebte betrügen ſich ſelten.

Thalheim. Sie haben Recht, allein ich erſtaune —

Wallerhauſen. Still, laſſen Sie uns horchen. —

Amalie. (am Fenſter) Wollen Sie mich durch Ihre Verzweiflung noch unglücklicher machen? bin ich es nicht ſchon genug? Erinnern Sie ſich was Romeo geſtern ſang: Hoff' und Liebe! Leben Sie wohl mein Romeo! (man muß annehmen, daß die Stimme desjenigen, der mit ihr von der Straſſe herauf redet, nur von ihr kann gehört werden, indem ſich Wallerhauſen und Thalheim dem Fenſter nicht zu nähern trauen, aus Furcht entdeckt zu werden.)

Wallerhauſen. (äuſerſt niedergeſchlagen, ſachte zu Thalheim) Ach alle meine Hofnungen ſind verlohren.

Thalheim. (ebenfals leiſe) Tröſten Sie ſich, wenigſtens ſind Sie doch nun aus der Ungewißheit.

Wallerhauſen. Ein ſchöner Troſt! — Stille!

Amalie. (ſtets nach der Straſſe redend) Rheinberg, wozu dieſe Ausſchweifung! Sie beleidigen mich! ich habe es Ihnen ja tauſendmal geſagt, daß die beyden Cavaliers die hier wohnen, nicht ſo wohl meine, als meines Vaters Freunde ſind, und ich wiederhole es Ihnen noch einmal, es hat keiner von ihnen jemals auch nur eine verliebte Sylbe mit mir geſprochen!

Wallerhauſen. (wie oben) O das iſt nur allzuwahr!

Thalheim. Sehen Sie, was es für eine Thorheit war zu ſchweigen. Hätten Sie geredet, wer weiß —

Amalie. (wie oben) Ja, ja, ich habe Ihnen den Baron Wallerhauſen gerühmt, ich habe geſagt, daß er angenehm gebildet iſt, gut zu ſprechen weiß, und im Umgange ſehr artig iſt, aber mein Herr Eiferſüchtiger! Ich habe Ihnen auch zugleich verſichert, daß er auf mein Herz nie den geringſten Eindruck gemacht hat, noch jemals machen wird, und daß ich an ihn nicht einmal im Schlafe gedacht habe.

Wallerhauſen. (Der im Anfange dieſer Rede gegen ſeinen Freund einige Zeichen ſeines Wohlgefallens geäuſſert hat, iſt bey der letzten Erklärung ganz betroffen).

Thalheim. (der ſeinen Freund in dieſem ſtummen Spiel unterſtützt hat) Haben Sie's gehört? Kommen Sie, nun können wir uns zu Bette legen!

Wallerhauſen. Sie ſind grauſam! o ich bitte Sie, ſpotten Sie nicht.

Thalheim. Aber da iſt doch nichts weiter zu machen!

Wallerhauſen. Still, ſtill, laſſen Sie uns das Ende mit anhören.

Amalie. (wie oben) Ich überlaſſe mich gänzlich Ihrer Führung; der Schritt iſt zwar kühn, doch ich kann Ihnen dieſe letzte Probe meiner Liebe nicht abſchlagen. Morgen reiſen wir (man hört in dem Zimmer, aus dem Amalie kam einiges Geräuſch) O Gott! ich höre jemand in meinem Zimmer, wenn es mein Vater wäre! — — ich muß, ich muß eilen, leben Sie wohl, mein Geliebter, mein Rheinsberg! Leben Sie wohl, ewig wohl. (geht eilends vom Fenſter, das ſie wieder zumacht, ſuchet die Thüre ihres Zimmers, findet ſie, und geht hinein, im Hineingehen, O Liebe ſteh uns bey!

Scene III.

Wallerhauſen. Thalheim betäubt und unbeweglich.

Wallerhauſen.

Nun was ſagen Sie?

Thalheim. Daß bey dem ſchönen Geſchlechte der Schein ganz entſetzlich trügt. Ich hätte geſchworen, daß dies Mädchen nicht einmal wüßte, was Liebe wäre, und doch giebt ſie ſchon Rendezvous, trotz der Ausgelernteſten. Wahrhaftig, ich glaube, die Kunſt zu Intriguen wird dem Frauenzimmer angeboren.

Wallerhauſen. Wenn wir nur hätten verſtehn können, was von der Straße heraufgeſprochen wurde.

Thalheim. Ich dächte, Sie hätten an dem genug, was Sie gehört haben.

Wallerhauſen. Ach, ja wohl! ja wohl! ich bin auſſer mir!

Thalheim. Ich beklage Sie, allein man muß ſich faſſen können; Sie ſind immer noch glücklich, ſo dem Verdruſſe entgangen zu ſeyn, ſich ein Körbchen zu holen, wie doch ſicher geſchehn ſeyn würde.

Wallerhauſen. Aber, wie hat dieß Liebesverſtändniß angefangen? Wie haben ſie es fortführen können? Wer iſt der glückliche Mann? wie heißt er? wer war bey ihm? lauter Dinge —

Thalheim. Lauter Dinge, die jetzt zu wiſſen nicht den Teufel nützen, da ſie überzeugt ſind, daß dieſe Eroberung für Sie unmöglich iſt. Morgen reiſen Sie ab, und damit iſts aus! —

Wallerhauſen. (der in Amaliens Zimmer ein Licht gewahr wird) Halt, ich ſehe Licht, es iſt Amalie — wir können ihr nicht mehr ausweichen.

Scene IV.

Amalie (voll Unruhe.) Vorige.

Amalie.

Ach! meine Herren, ſtehn Sie mir bey; eben wollte ich Sie aufſuchen. Ich hatte einen Augenblick mein

Zimmer verlaſſen, und fand bey meiner Rückkunft meinen Vater, der unter den Fenſtern Muſik gehört hatte, und mir Schuld gab, ich ſey ihr zu gefallen aufgeſtanden. Er wollte wiſſen, wer geſungen hätte. In der Angſt ſagte ich, Sie wären es geweſen. Allein er ſchien es nicht zu glauben, und ich fürchte, er zieht ſich jetzt an, um Sie ſelbſt zu ſprechen. Wenn Ihnen die Ehre einer Dame, die ſich Ihnen vertraut, lieb iſt, ſo unterſtützen Sie meine Erdichtung. Hier iſt die Arie, wenn er etwa darnach fragen ſollte. Sie ſollen alles hernach erfahren, ſchriftlich oder mündlich! Jetzt verlaſſe ich mich auf Ihre Klugheit und Ehre!

(Alles dieſes muß in größter Eil geſprochen werden, ſo daß beyde Herren nicht Zeit gewinnen können, dazwiſchen zu reden. Dieſe ſehn einer den andern mit Erſtaunen an. Amalie eilt in ihr Zimmer zurück, und die andern bleiben im Finſtern wie vorher.)

Wallerhauſen. Träum' ich, oder wach' ich?

Thalheim. Nein, nein, es war kein Traum; gewiß! Aber das Luſtigſte iſt, daß wir —

Wallerhauſen. Amaliens Kuppler ſeyn ſollen.

Thalheim. Ach, was Kuppler, Kuppler! wir ſind —

Wallerhauſen. Höll und Teufel!

Thalheim. Und was wollen Sie thun?

Wallerhauſen. Die Unverſchämte entlarven! Es ſoll ſie reuen —

Thalheim. Was ſoll ſie reuen? daß ſie ſich in uns betrogen hat? daß ſie ſich Leuten anvertraute, die das Vertrauen einer Dame in ſolchen Umſtänden nicht beſſer zu ſchätzen wußten? Schämen Sie ſich, mein Freund, und laſſen Sie uns handeln, wie es Männern von Ehre, wie es unſers Gleichen gebührt.

Wallerhauſen. Alſo ſoll ich —

Thalheim. Sie ſollen, wenn der Vater kömmt, dem Mädchen heraushelfen, und dann, ohne weitern Aufſchub, ſich in Ihre Chaiſe werfen, und zum Thore hinausjagen. Glauben Sie mir, der Proceß und Wien werden Sie ſchon genug beſchäftigen, und Ihnen die verliebten Grillen aus dem Kopf bringen! Gewiß!

Wallerhauſen. (der ſich Gewalt anthut) Ja, ja, Sie ſprechen ſehr wahr, aber mein Herz —

Thalheim. (der Licht gewahr wird) Ach man muß Herr über ſein Herz ſeyn! Sehen Sie, der Präſident kömmt, denken Sie an Ihre Ehre, und an die Rettung ſeiner Tochter.

Scene V.

Präſident (angekleidet, Licht in der Hand, ohne Hut, Stock und Degen.) **Vorige.**

Präſident (grüßt ſie ernſthaft aber vertraulich.)

Meine Herren, Ihr Diener!

Thalheim. Herr Präſident, Ihr Diener! (ganz frey)

Wallerhauſen. Unterthänigſter Diener! (gezwungen)

Präſident. Schon gekleidet, und ſchon ſo früh aus dem Zimmer? (mit natürlicher Ernſthaftigkeit)

Wallerhauſen. Ja, wir ſind die ganze Nacht auf — (will nach dem Kanapee und Stühlen weiſen.)

Thalheim. Wir ſind die ganze Nacht auf der Straſſe geweſen, der Nachtluft zu genieſſen. (ſachte zu Wallerhauſen) Denken Sie doch, was Sie reden!

Wallerhauſen. (verbiſſen) Ja, ja, ſpatzieren; in der Kühle. (bei Seite) Ich möchte berſten.

Präſident. Ich habe Muſik gehört.

Wallerhauſen. (ſchnell und mit verbißner Wuth) Ja, ja, Muſik, wir auch! wir auch!

Thalheim. (wie oben lächelnd) Und das ging ganz natürlich zu, denn wir waren es ſelbſt, die zum Spaß eine Weile ſangen.

Präſident. Bravo, bravo, das freuet mich, ſo waren Sie's?

Wallerhauſen. Ja es war ein Spaß. (für ſich) beſonders für mich.

Präſident. (für ſich) Ich traue nicht recht.

Thalheim. (für ſich) Ich befürchte, der Baron wird ſich verrathen.

Präſident. Und wer hat denn von Ihnen beyden geſpielt? Wir wohnen doch eine ziemliche Zeit zuſammen, und mir däucht, ich habe bey keinem noch ein Inſtrument geſehn.

Thalheim (für ſich) Verdammte Frage! Doch getroſt! (laut) Wir trafen unterwegs ein Paar Bekannte an, die vortreflich ſpielten. Nicht wahr, Baron!

Wallerhauſen. Ganz gewiß, ſie ſpielten zum Entzücken. (für ſich) Ich wollte, daß ich die verdammte Violine in tauſend Stücke werfen könnte!

Präſident (für ſich) Es kann ſeyn, daß ſie die Sänger geweſen ſind, aber der Text, der Text iſt mir verdächtig. (laut) Das Liedchen ſchien recht artig zu ſeyn, aber ich konnte nicht alles verſtehn; dürfte ich bitten —

Thalheim (zieht ſogleich das erhaltne Blatt heraus) O mit Vergnügen. Es iſt aus einer Operette, an der ich arbeite. (lieſt.)

Sich von der Geliebten trennen,
Alle ihre Reitze kennen,
Und für ſich verloren wiſſen,
Welch ein Schickſal! welch ein Schmerz!
Doch o Tröſtung für den Kranken.
Unſre Treue ſoll nicht wanken!
Liebe trotzt den Hinderniſſen,
Und noch hoffen kann dieß Herz.

Präſident. Recht artig und verliebt! (den Baron anſehend) Aber was fehlt dem Baron, daß er ſo wenig ſpricht?

Wallerhauſen. Nichts, Herr Präſident, aber das kann ich Ihnen ſagen —

Thalheim. Die Nachtluft hat ihm ein wenig geſchadet, er iſt nicht ſo daran gewöhnt, als ich.

Präſident. Und hernach das viele Gehn.

Thalheim. Freylich, und das Singen.

Wallerhauſen. Ja, ja, eben das Singen, das Singen hat mich ruinirt. (voller Wuth)

Präſident. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen als meinen Freunden, einen kleinen Argwohn entdecke. Ich habe eine Tochter — Sie war dieſe Nacht am Fenſter. — Sie verſtehn mich ſchon, ich dachte, es ſteckte jemand anders hinter der Nachtmuſik: nun ich aber weiß, daß Sie es waren, ſo bin ich ſchon wieder ruhig, und bitte um Vergebung, wenn ich Ihnen mit meinen Fragen beſchwerlich gefallen bin.

Thalheim. O im geringſten nicht, es freut uns, wenn wir Sie von Ihrer Unruhe befreuen konnten. Es iſt wahr, das Fräulein kam ans Fenſter. Nicht wahr, mein Freund? (zu Wallerhauſen)

Wallerhauſen. Ja, Sie kam ans Fenſter und ſprach —

Thalheim. Mit uns: Sie ſagte uns viel verbindliches, hörte eine kleine Weile zu, gieng aber gleich wieder auf ihr Zimmer.

(Wallerhauſen beiſſet ſich in die Lippen)

Präſident. Ich danke Ihnen; nun bin ich auſſer Sorgen, und will noch einige Augenblicke zu ſchlafen ſuchen, bis es vollends Tag wird. Meine Freunde, leben Sie wohl!

Wallerhauſen. Ich empfehle mich Ihnen.

Thalheim. Angenehme Ruhe.

Präſident. (kehrt indem er den einen Fuß auf die Thürſchwelle ſezt, wieder um) Noch eins, (geht wieder zu ihnen) Sie müſſen mir ganz aus dem Traume helfen.

Thalheim. Wir ſind bereit, befehlen Sie. (zu Wallerhauſen) Standhaft Freund!

Präſident. Es plagt mich noch ein kleiner Zweifel und Sie allein können mir ihn heben. Vielleicht ſuchten Sie mir nur einen Kummer zu erſparen, vielleicht wollten Sie den Fehler meiner Tochter bemänteln.

Thalheim. (zu Wallerh.) Was wird da herauskommen.

Wallerhauſen. (unwillig) Kann ich's wiſſen?

Präſident. Ich glaube alles was Sie mir von der Nachtmuſik geſagt haben. Allein die Stimmen — die Stimmen, verſtehen Sie, die ſcheinen mir nicht die Ihrigen geweſen zu ſeyn — vielleicht —

Thalheim. Sie begreifen ja wohl, daß die Stimme von einer Perſon, die ſingt, ſich verändert und ganz verſchieden iſt, von der Stimme mit der man gewöhnlich redet? Iſt's nicht wahr, Walherhauſen.

Wallerhauſen. Nein — ja, (für ſich) Ich weiß viel, was ich ſagen ſoll!

Präſident. Eine einzige Gnade. —

Thalheim. Befehlen Sie.

Präſident. Mein Verlangen iſt ſehr unbeſcheiden, ich geſtehe es, allein die Sache auch ſo küzlich — Wenn Sie die Gütigkeit hätten ein wenig zu ſingen.

Thalheim. (für ſich und verlegen) Der Teufel hole den Schlaukopf! das war ich mir nicht vermuthend. Ich kenne nicht eine Note!

Wallerhauſen. (wüthend zu Thalheim, heimlich) Ich will nur gerne ſehn, ob ich auch werde ſingen ſollen.

Präſident. Liebſter Freund, darf ich Sie um dieſe Gefälligkeit bitten? Meine Ruhe. —

Thalheim. Aber ohne Inſtrumente, ohne jemand der uns accompagnirt? es wird ja nicht klingen?

Präſident. Das thut nichts, wenn ich nur Ihre Stimmen höre, und mich überzeuge, daß es die nemlichen ſind. Ich bitte nochmals.

Thalheim. (heimlich zu Wallerhauſen) Kommen Sie, laſſen Sie uns den Roman ganz ausſpielen, der Dame als wahre irrende Ritter dienen.

Wallerhauſen. (knirſchend) Das heißt, wir wollen ſingen?

Thalheim. Ja.

Wallerhauſen. (ſachte) Er wird den Betrug merken.

Thalheim. (ſachte zu Wallerhauſen) Wer weiß! friſch gewagt. (laut) Nun Herr Präſident! wenn ſie durchaus darauf beſtehen.

Präſident. Unendlich werden Sie mich verbinden (für ſich) zu der Probe würden Sie es gewiß nicht haben kommen laſſen, wenn Sie befürchten müßten, von mir auf der Lüge ertappt zu werden.

(Währender Zeit da der Präſident mit ſich ſelbſt ſpricht, bemüht ſich Thalheim den Wallerhauſen zu bereden, daß er ſinge. Dieſer äuſerſt aufgebracht, will nicht. Endlich ſchleppt ihn Thalheim mit Gewalt bey dem Arm hervor).

Thalheim. Den Augenblick, Herr Präſident: allein, um Vergebung (räuſpert ſich) ich bin ſchlecht bey Stimme, und mein Freund noch ſchlechter.

Wallerhauſen. (zornig) O ſo wollte ich daß Gaſthöfe, Weiber und Muſik, beym Teufel wären!

Thalheim. (ſachte zu Wallerh.) Laſſen Sie uns doch wenigſtens nur anfangen, ich weiß der Alte hat kein Gehör, und verſteht nicht das geringſte von der Muſik.

Wallerhauſen. Nun ja, ja, ja, machen Sie nur einmal ein Ende!

Thalheim. Wollen Sie der erſte oder zweyte ſeyn.

Wallerhauſen. (höhniſch und verbittert) Sie wiſſen der erſte kann ich nicht mehr ſeyn, und zum zweyten bin ich zu ſtolz.

Thalheim. Ach das wird ſich ſchon geben. Nur Tackt gehalten. (nach einigen Grimaſſen ſich zum Singen zu bereiten, die Thalheim ganz natürlich, Wallerhauſen aber voll ſtiller Wuth macht, ſingen ſie auf gerade wohl, und detoniren abſcheulich.

Sich von den Geliebten trennen ꝛc.

Präſident. (unterbricht ſie nach einigen Tacten und bezeigt ſich gänzlich befriedigt) Genug, genug, ich muß Ihre Güte nicht mißbrauchen. Es ſind dieſelben Stimmen. Ich bin überzeugt, ich bin beruhigt. Meine Freunde wie ſehr danke ich Ihnen für Ihre Gefälligkeit (umarmt ſie) Ich habe meine Tochter Unrecht gethan. (für ſich, und ernſthaft ab).

Scene

Scene VI.

Thalheim. Wallerhauſen.

Thalheim.

(der nach kurzen Schweigen in Lachen ausbricht.

Da haben wirs! wir ſind zwey ſo vortreſliche Sänger, und wußtens nicht einmal!

Wallerhauſen. (zornig) Verrückt ſind wir! das iſt ausgemacht.

Thalheim. Wie ſo?

Wallerhauſen. Uns in Sachen zu miſchen, die uns nichts angehn: uns bey der Naſe herumführen zu laſſen! zu lügen! Und warum?

Thalheim. Um das Vertrauen einer Dame zu erwiedern, die Ruhe einer Tochter und eines Vaters zu erhalten, und einen Lärm zu verhindern, der die Sache nicht wieder gut gemacht hätte, und weiter nichts als traurige Folgen gehabt haben würde. Mit ſolchen Lügen baut man ſich eine Stufe im Himmel, pflegte mein alter Informator zu ſagen. Und gewiß unter zwey Uebeln muß man immer das kleinſte wählen, gewiß!

Wallerhauſen. (noch immer zornig) Kommen Sie mir wieder mit Ihrem Gewiß? — Das kleinſte Uebel, ſagen Sie? Nun, und weiter?

Thalheim. Wir wollen den Kellner wecken, die Pferde beſtellen laſſen, ſehn, ob keine Briefe für uns auf der Poſt ſind, bey dem Präſidenten und ſeiner Tochter uns beurlauben, und dann abreiſen.

Wallerhauſen. Der Rath iſt der beſte! Doch — Nein, es bleibt dabey. Verdammt will ich ſeyn, wenn ich mich jemals wieder verliebe.

(Sie tappen im Finſtern gegen die mittlere Thüre zu.)

Thalheim. (im Gehn) Recht ſo, mein Freund! laſſen Sie Mädchen Mädchen ſeyn!

Wallerhauſen. (bleibt auf einmal ſtehen und ſeufzt) Ach!

Thalheim. (betroffen) Was fehlt Ihnen?

Wallerhauſen. Geben Sie mir einmal das Blatt, worauf die Verſe an Amalien ſtehen.

Thalheim. Von Herzen gerne. Aber im Finſtern werden Sie ſie nicht leſen können.

Wallerhauſen. Nein, nein, leſen will ich ſie auch nicht. Nur her.

Thalheim. (ſucht in der Taſche) Ach, Sie wollen ſie vielleicht noch einmal ſingen?

Wallerhauſen. (mit äuſerſter Ungeduld) O zum Teufel auch —

Thalheim. Da, da!

Wallerhauſen. (nimmts und zerreißt es in Stücken) Sie ſollen zur Hölle fliegen. Dieſe verdammten Verſe, und verflucht ſey die Stunde, in der ich Sie gehört habe. (ſeufzet)

Thalheim. Machen Sie es nicht wie die Spieler, die ein Spiel Karten zerreiſſen, um ein friſches zu nehmen.

Wallerhauſen. O das iſt Thorheit; ein Spiel Karten gleicht dem andern.

Thalheim. Und ein Frauenzimmer dem andern. — (unter dieſen Geſprächen kommen ſie zur Mittelthüre)

Wallerhauſen. Halt, ich glaube es kommen Leute die Treppe herauf.

Thalheim. Mich denchts auch ſo.

Wallerhauſen. Um dieſe Stunde?

Thalheim. In einem Gaſthofe kommen zu allen Stunden Leute an.

Wallerhauſen. Aber ich habe doch weder eine Kutſche noch die Thorfahrt öfnen gehört. St! St! Sie kommen hieher.

Thalheim. (für ſich) Daß wir doch ſchon aus dieſer Stadt, oder doch wenigſtens aus dieſem Gaſthofe wären!

Scene VII.

Thomas, zwey Violinen unter dem Arme, und die beyden Herren von **Rheinberg** und **Fiſcher** an der Hand führend. **Vorige.**

Thomas.

(heimlich) Hier ſind wir im Vorſaal; des Nachts kömmt keine Seele hieher: halten Sie ſich ſtille. Mit Anbruch des Tages —

Fiſcher. (heimlich) Ich recommandire meine Violine, ich möchte nicht gern, daß ſie zerbrochen würde.

Thomas. Ach Ihre Violine iſt in guten Händen. Es wird nichts davon zerbrochen werden; wir wollen dem Himmel danken, wenn unſre Beine ganz bleiben.

Rheinberg. Und wer ſollte uns was thun?

Thomas. Ich habe Sie auf meine Gefahr hereingebracht, wenn uns der Herr Präſident anträfe!

Rheinberg. Ach, fürchte nichts!

Wallerhauſen. Hola! da haben wir unſere Nachtſchwärmer!

Thalheim. Wir ſind einmal im Feuer, wir müſſen nun aushalten: es wäre mir doch auch nicht lieb, wenn hier was vorgienge, daß —

(beyde Hand in Hand ſuchen ſich zu ſetzen, und ſetzen ſich, der eine auf den Stuhl, auf dem Wallerhauſen gelegen, der andere auf den Fußſchemel, der dabey ſteht. Dieſes geſchieht, nachdem Thomas die beyden andern auf das Kanapee geführt hat, worauf Thalheim zu Anfange des Stücks ſchlief.).

Thomas. (zu Rheinb. und Fiſcher) Da habe ich das Kanapee gefunden! Setzen Sie ſich, und warten Sie Ihr Glück ab. Können Sie das Fräulein noch vor Tage ſprechen, deſto beſſer, wo nicht, ſo will ich thun, wenn ich die Fenſter aufmache, als wenn Sie erſt gekommen wären, und nach einem Fremden fragten. So geht das Ding ganz natürlich zu.

Rheinberg. Und wenn reiſen den Wallerhauſen und der andere ab?

Thomas. Sie reiſen auch dieſen Morgen.

Rheinberg. So wollt ich, daß ſie der Teufel zuerſt fortführte!

Thomas. Ach wenn Sie ſie kennten, ſo würden Sie nicht ſo ſprechen; es ſind zwey recht artige Kavaliere, und ſo liberal!

Rheinberg. Für mich waren es zwey Plaggeiſter, die mir eine Hölle auf Erden machten.

Thalheim. (ſachte zu Wallerh.) Das iſt doch hübſch, wenn man ſeine Lobrede noch bey lebendigen Leibe hört.

Wallerhauſen. Mir iſts gar nicht ſpashaft!

(indeſſen kömmt Friedrich aus dem Cabinet des Präſidenten mit einem Brief in der Hand, und geht um ſich [illegible] in das Zimmer von Wallerh. und Thalheim.)

Thomas. Nun auf das längſte in einer halben Stunde bin ich wieder hier.

Rheinberg. Da, da, ich danke dir, nimm (giebt Geld.)

Thomas. Ich küße Ihnen die Hände.

Fiſcher. Pſt! Pſt! ich empfehle nochmals meine Violine.

Thomas. (lächelnd) Seyn Sie unbeſorgt, ich will ihr zu eſſen und zu trinken geben, und wenn Sie wollen, ins Bett legen. (ab)

Scene VIII.

Vorige hernach Friedrich.

Fiſcher.

(lachend) Was das für ein Narr iſt.

Rheinberg. Deſto beſſer für uns, denn wenn er klüger wäre, ſo hätte er uns nicht ſo leicht herein geholfen.

Friedrich. (kömmt wieder zurück und bleibt eine Weile mitten auf dem Theater ſtehn) Der Baron und ſein Freund ſind ausgeflogen, und ich ſollte einem oder dem andern dies Billet von meinem Fräulein zuſtellen. Wie mach ich es nun? Fort ſind ſie wohl noch nicht. Aber ich höre auch nichts. (geht tappend im Saal herum)

Wallerhauſen (zu Thalheim) Hören Sie! man geht.

Thalheim. Ja, gewiß ſuchen die beyden Amaliens Zimmer. Mir wäre es bey alledem leid, wenn Amaliens Ehre — (ſteht auf und bleibt auf den Zähen lauſchend ſtehen.)

Wallerhauſen. Da ſollte ſie das Donnerwetter! — (ſteht auch auf.)

Thalheim. Laſſen Sie uns gefaßt ſeyn, alles Böſe zu verhüten. (die Hand am Hirſchfänger)

Wallerhauſen (ebenfalls) An mir ſoll es gewiß nicht fehlen.

Rheinberg (zu Fiſchern, beyde aufgeſtanden) Es tappt jemand auf dem Saale herum.

Fiſcher. Ich hörte es ſchon lange, gewiß wird Thomas die Thüre nicht finden können.

Rheinberg. Das vermuthe ich auch!

Friedrich. Ich höre ein Geräuſch und ein Geflüſter, ohne Zweifel ſind es die, die ich ſuche. (räuſpert ſich einigemal)

Rheinberg. (räuſpert auch und nähert ſich ſammt dem Fiſcher.)

Wallerhauſen (zu Thalheim) Wenn das Amalie wäre? (zieht ganz)

Thalheim. So einen Streich kann ich nicht von ihr glauben. (zieht halb)

Wallerhauſen. O, ich halte Sie zu allem fähig (naht ſich etwas dem Geräuſch)

Friedrich. Sind Sie es?

Rheinberg. Ja, wir ſind es. (mit leiſer und verſtellter Stimme)

Friedrich. Gut! ich habe mich alſo nicht geirrt,

Thalheim. (zu Wallerh.) Das iſt eine Mannsſtimme.

Wallerhauſen. Ich glaube Friedrich iſts. (zu Thalheim)

Friedrich. Mein Fräulein läßt dem Herrn Baron von Wallerhauſen und Herrn von Thalheim vielmals danken, und weil Sie ſchwerlich ſo viel Zeit zu finden hofte, Sie mündlich ſprechen zu können, ſo ſchreibe ſie Ihnen hier, was Sie verſprochen gehabt. (giebt dem Rheinberg, der zuerſt darnach greift, das Billet) Gute Nacht, oder vielmehr guten Morgen. (geht nach dem Zimmer ſeiner Herrſchaft. Rheinberg i[illegible]iedergeſchlagen und Fiſcher voll Verwunderung.)

Thalheim. (zu Wallerh.) Haben Sie gehört?

Wallerhauſen. Ja, Amaliens Billet an uns, worin ſie uns vermuthlich ihre Liebesgeſchichte entdeckte, iſt in andere Hände gefallen. Meinethalben! wir wollen einſtecken und fortgehen. Ich kann es nicht mehr aushalten.

Thalheim. Sehr wohl, kommen Sie. (ſteckt den Hirſchfänger ein) Die Nacht iſt ſo bald vorüber, und Amalie wird gewiß nichts thun, das ſich nicht ſchickt; das bin ich gewiß. (gehn Hand in Hand nach der Mittelthür)

Rheinberg. (nach einem ſtummen Spiele) Ich bin wie vom Donner gerührt; ich merke, daß mich der verwünſchte Fremde, bis auf den letzten Augenblick foppt.

Fiſcher. So lange wir den Brief nicht geleſen haben, können Sie auch kein Urtheil fällen. (greift nach dem Blatt, und fühlt, daß es offen iſt) Aber das Billet, dencht mir, iſt offen, wir können es alſo hernach mit gutem Gewiſſen leſen.

(Wallerhauſen und Thalheim, indem Sie im Finſtern den Ausgang ſuchen, ſtoßen an die beyden andern, die ſich auch zuſammen halten.)

Rheinberg und Fiſcher. Wer da?

Wallerhauſen und Thalheim. Wer da?

Rheinberg. Ehrliche Leute!

Wallerhauſen. Ehrliche Leute ſchleichen nicht ſo bey Nachtzeit herein.

Rheinberg. Gaſthöfe ſtehen Jedermann offen —

Thalheim. Eben deswegen kömmt man nicht heimlich, wenn man nicht ſchlechte Abſichten hat.

Rheinberg. Aus was für einem Tone ſprechen Sie, mein Herr?

Wallerhauſen. Aus dem Tone, in dem ein Mann von Ehre ſprechen darf, der ſchlechte Streiche zu ahnden weiß.

Rheinberg. Ehrliche Leute brauchen niemand zu ſcheuen!

Thalheim. Ja, ehrliche Leute!

(Nach der erſten Zuſammentreffung haben ſie ſich wieder etwas auseinander entfernt, und ſo wie ſich der Streit erhitzt, alle Viere ihre Degen gezogen.)

Rheinberg. Sie würden kein ſo groſſes Maul haben, wenn wir im Freyen wären, und Sie die Macht nicht ſchützte.

Wallerhauſen. O im Freyen wollen wir gleich ſeyn, an uns ſoll es nicht fehlen.

Rheinberg. Wolan, kommen Sie herunter auf die Gaſſe.

Thalheim. Nur fort, ich fürchte keine Gefahr.

Fiſcher. Nicht ſo viel Worte gemacht.

Wallerhauſen. Gut, gut, wir wollen ſehen, ob Sie auch ſo fix mit der That ſind.

[während dieſes Geſprächs erheben ſich ſchon zuweilen die Stimmen, aber alle ſuchen ſich zu mäßigen, um keinen Auflauf zu machen: Sie wollen eben hinaus, als Thomas mit dem Licht kömmt.]

Scene IX.

Thomas, Vorige.

Thomas.

Was iſt das für ein Lärm? Bloße Degen!

Rheinberg. Laß uns hinaus.

Fiſcher. Halt uns nicht auf.

Wallerhauſen. Da hilft nichts!

Thalheim. Fort! was willſt du hier?

[Alle dieſe Reden müſſen mit Heftigkeit und ſehr ſchnell geſprochen werden.]

Thomas. Wollen Sie gleich ſtill ſeyn, ihre Degen einſtecken, und keinen Lärm machen, oder ich rufe mit einem Pfiff Leute von der Straße herauf, die ſchon Macht und Anſehen haben ſollen, Sie zu Raiſon zu bringen.

[Alle Viere ſcheuen ſich und ſchweigen.]

Sagen Sie, warum wollen Sie in einem Gaſthofe Händel miteinander anfangen? Es iſt ein Wunder, daß man das Lärmen nicht ſchon gehört hat? [wendet ſich an Wallerhauſen und Thalheim und deutet auf die andern.] Dieſe Herren, wenn Sie nicht wiſſen, ſind Herr Hauptmann von Rheinberg und Herr von Fiſcher hier aus der Stadt, und [zu Rheinberg und Fiſcher] dieſe der Herr Baron von Wallerhauſen und Herr von Thalheim, zwey Fremde die jetzt im Gaſthofe logiren. Ich glaube keinen ſo groſſen Fehler begangen zu haben, wenn ich die Liebe des Herrn Hauptmanns zu Fräulein Amalien begünſtigte, und dann führte ich ihn auch nicht in ihr Zimmer, ſondern in dieſen Saal, der für alle Gäſte offen ſteht.

Wallerhauſen. Ich habe alle Achtung für die Herren, aber ich fodre —

Rheinberg. Gleicher Achtung von unſerer Seite. Das widerſpricht Ihnen niemand, und worinn haben wir gefehlt?

Thalheim. Unſere Freundſchaft für den Herrn Präſidenten und ſeine Tochter verpflichtet uns, über ihre Ehre zu wachen.

Rheinberg. [bitter] Wir wiſſen ſchon was Sie für Freundſchaft für das Fräulein haben! und das gab Ihnen noch alles kein Recht uns ſo zu begegnen. Wenn Sie des Präſidenten Freunde ſind, ſo haben Sie keine Urſache ſich den Abſichten eines Liebhabers zu widerſetzen, deſſen einziger Wunſch iſt, ſeine Tochter zu heyrathen.

Wallerhauſen [mit Wuth] Zu heyrathen? — Blitz —

Thalheim. [heiml. zu Wallerh.] Thun Sie ſich Gewalt an, und verbergen Sie ihre Leidenſchaft. Meine Herren laſſen Sie uns allen Streit bey Seite ſetzen, und gelaſſen miteinander reden.

[Alle ſtecken die Degen ein.]

Rheinberg. Gut.

Thalheim. Ein Billet das an uns geſchickt worden. —

Rheinberg. Hier iſt es! es iſt aus Verſehen in unſere Hände gefallen. Verzeihe Sie, wenn Liebe und Eiferſucht mich dieſem Irrthume nicht gleich vorbeugen ließe. [giebt Wallerhauſen das Billet.]

Wallerhauſen. [verächtlich zu Thalheim] Leſen, leſen Sie es. [ſchlägt es aus.]

Thalheim. So will ich es laut leſen, denn ich glaube ſo wohl des Fräuleins als unſrer aller Ehre machen es nothwendig.

Rheinberg. Ich geſtehe es Ihnen, das iſt meine Meynung auch. [Thalheim will anfangen]

Thomas. Mit Erlaubniß! Es iſt bereits Tag, ich mache Ihnen die Fenſter auf, und gehe meiner Wege, ich kann nicht ſo mit dem Lichte, wie eine Bildſäule ewig da ſtehen. [macht die Fenſter auf, und zu gleicher Zeit wird das Theater wiederum völlig erleuchtet.]

Rheinberg. Schon gut.

Fiſcher. Ich recommandire nochmals meine Violine.

Thomas. Potz Violinen und kein Ende; ich habe es nicht vergeſſen! [ab]

Scene X.

Rheinber[illegible] Fiſcher. Wallerhauſen. Thalhei

Rheinberg.

[zu Thalheim] Wenn es Ihnen gefällig wäre?

Thalheim. Gleich. [lieſt. Rheinberg und Fiſch[illegible] ſehr aufmerkſam, Wallerhauſen erbittert, bezeigt keine R[illegible] de und giebt gar nicht Acht.] „Ihr edelmüthiges Betr[illegible]

„meine Herren, verdient meine ganze Dankbarkeit; aber „mit Recht erwarten Sie nun die Auflöſung meines Räthſels, das Ihnen ſo ſonderbar vorkommen muß. Gleich „den Abend nach unſerer Ankunft in dieſer Stadt, ward „ich mit meinem Vater zu einer ſehr alten Freundin von „ihm, der Generalmajorin von Rheinberg gebeten, wo ich „den Hauptmann, ihren Sohn, kennen lernte, der Eindruck, „den ich auf ihn machte, blieb mir nicht lange verborgen; „wir Frauenzimmer haben in ſolchen Dingen ſehr ſcharfe „Augen; aber — ſoll ich es Ihnen geſtehen — ich war „entzückt darüber, denn der Herr von Rheinberg war mir „nichts weniger als gleichgültig. Wir ſprachen uns hernach noch vielmals, theils in Aſſambleen, und auf Bällen, und theils durch Vermittelung des Thomas und unſeres Kammerdieners, die mein Geliebter gewonnen hatte. „Briefe, heimliche Unterredungen am Fenſter, alles gieng „gut von ſtatten. Dieſe Nacht brachte er mir eine Nachtmuſik, um mich dadurch ans Fenſter zu locken, weil er „über meine ſo nahe Abreiſe bekümmert war. Er hat mich „noch vor Tages Anbruch hier im Gaſthofe ſprechen wollen, allein ich zweifle, daß er es möglich macht — Aber „ich muß ſchließen, denn ich fürchte, ich möchte geſtört werden. Ihre ergebenſte Amalie von Röhm.“

Rheinberg. [fällt vor Freuden den Thalheim um den Hals, und küßt das Blatt] Ach mein Herr, was ich höre, macht mich zum Glücklichſten von allen Menſchen.

Thalheim. Auch wir freuen uns, daß Sie von der Redlichkeit unſrer Abſichten und der Liebe des Fräuleins überzeugt ſind, nicht wahr, mein Freund? [zu Wallerh. der ſeine Gemüthsunruhe zu verbergen ſucht] Ja, ja, nicht anderſt; ich bin für Freuden auſſer mir.

Wallerhauſen. [verbiſſen und hernach heimlich zu Thalheim] O machen Sie, daß wir fortkommen, oder ich zerplatze!

Rheinberg. Ach! meine Herren, da Sie ſchon ſo vielen Theil an meinem Schickſale nehmen, ſo laſſen Sie mich eine Bitte wagen, die die Heftigkeit meiner Leidenſchaft entſchuldigen wird.

Thalheim. Befehlen Sie nur; wir ſind bereit, alles für Sie zu thun, nicht wahr? [zu Wallerhauſen]

Wallerhauſen. [heimlich zu Thalh.] Verdammter Spötter!

Thalheim. (zu Wallerhauſen heimlich) Standhaft! Niemand läßt ſich hier was von Ihrer Liebe träumen: und alle Hofnung iſt doch nunmehr für Sie verloren! (laut zu Rheinberg) Reden Sie frey!

Rheinberg. (der unterdeſſen Worte zu ſuchen geſchienen hat) Ja, ich will reden, und frey reden! die Zeit iſt kurz und jeder Augenblick koſtbar! Wiſſen Sie alſo, meine Herren, daß ich Sie um Ihr Fürwort bey dem Präſidenten bitte: ich weiß, wie viel Sie über ihn vermögen. Ich habe noch niemals ſo viel Muth gehabt, ihm meine Abſichten entdecken zu können. Der feſte Entſchluß, den er bezeigte, ſeine Tochter erſt nach ſeiner Londoner Reiſe zu verheyrathen, ſchreckte mich und meine Mutter ab. Nun, da die Abreiſe meiner Geliebten vor der Thür iſt, möchte mir das Herz für Verzweiflung zerſpringen. Denn wenn ich ihr auch nachreiſete, wie ich gewiß thun werde, Himmel! was werde ich ausſtehen! Ich werde mich verbergen müſſen; ich werde ſie nur ſelten, und verſtohlner Weiſe ſprechen können, und erſt nach einer langen Reiſe --- Ach! ich halte es nicht aus!

Thalheim. Sie haben mein ganzes Mitleiden rege gemacht, ich bedaure Sie, und will Ihnen herzlich gerne dienen. Der Herr Präſident kennt Sie ſchon, folglich darf ich ihm Ihre Perſon nicht erſt empfehlen.

Fiſcher. Aber da wäre ich ja auch zu gebrauchen.

Waller⸗

Wallerhauſen. (für ſich erbittert) Gewiß mit ſeiner verdammten Fiedel!

Thalheim. Es kommt alſo jetzt blos darauf an, den Vater von ſeinem Vorſatz abzubringen, ſeine Tochter erſt nach ſeiner Londoner Reiſe zu verheyrathen?

Rheinberg. Ganz recht! O wie unendlich würden Sie mich verbinden!

Thalheim. Gut, gut! an uns ſoll es nicht liegen. Nicht wahr? (zu Wallerhauſen)

Wallerhauſen (wie oben) Gewiß nicht! (für ſich) Nun laufe ich davon, und ſollte ich zu Fuß nach Wien gehn.

Rheinberg. Aber erwägen Sie, daß keine Zeit zu verlieren iſt.

Thalheim. Ich weiß es; aber ich kenne auch den Präſidenten; was man von ihm oft mit wenig Worten erhalten kann, erhält man nicht, wenn man ihm auch ganze Tage in Ohren läge — Ich wollte wetten, er kömmt jetzt aus ſeinem Zimmer. — Fort, gehn Sie ins unſrige: ich will Sie ſchon rufen, wenn's nöthig ſeyn wird. [Rheinberg und Fiſcher gehn in Wallerhauſen und Thalheims Zimmer.]

Scene XI.

Wallerhauſen. Thalheim. Hernach der **Präſident** reiſefertig, dann **Thomas.**

Wallerhauſen.

Und das Spielgefechte, wie lange ſoll's noch währen?

Thalheim. So lange, bis die beyden Verliebten in Sicherheit ſind. Sehn Sie nicht ein, daß dieß das einzige Mittel iſt, mein Freund, Ihre Leidenſchaft, die niemals glücklich werden kann, bis auf die letzte Spur auszuwurzeln. Niemand weiß was davon, niemand ſoll auch was davon erfahren. Sie werden die Ehre haben, den, für einen großmüthigen und ſeltnen Menſchenfreund zu paſſiren. —

Wallerhauſen. Und über alle die Ehre den Verſtand verlieren! — Der Teufel hol Ihre Kälte! Sie haben gut ſchwatzen, Sie haben keinen Begriff, keinen Begriff von dem, was ich leide! (aufs Herz weiſend) Hier brennts! Hier!

Thalheim. Ach Thorheiten! — Der Präſident kömmt!

Präſident. Meine Freunde, Ihr Diener! (immer ernſthaft aber natürlich. Man ſieht von Zeit zu Zeit beyderſeitige Bediente aus ihren Zimmern mit Koffern und Felleiſen zur Mittelthür hinausgehn, auch Friedrich läßt ſich bisweilen ſehn, und ordnet an, und ein anderer Bedienter, der nicht redet, zeigt ſich an der Thüre des Zimmers von Wallerhauſen, und läßt die Sachen fortbringen.)

Thalheim. Herr Präſident, guten Morgen!

Wallerhauſen. Guten Morgen!

Präſident. Ich komme, mich Ihnen zu empfehlen.

Thalheim. Leider müſſen wir uns trennen!

Wallerhauſen. Leider!

Präſident. Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll, ich reiſe fort, allein Sie nehmen mein Herz mit. Ich wünſche nur Gelegenheit zu haben, Ihnen Beweiſe meiner Hochachtung und Erkenntlichkeit geben zu können!

Thalheim. (Nun iſt es Zeit.)

Wallerhauſen. Freylich, Großmuth! Ehre! (zu Thalheim mit Wuth.)

Thomas (kömmt.) Meine Herren, beyde Kutſchen ſind angeſpannt.

Wallerhauſen. O dem Himmel ſey Dank! Geſchwind ſchick auf die Poſt, und laß ſehn, ob Briefe an mich da ſind!

Präſident. Das Frühſtück!

Thomas. Sie ſollen gleich bedient ſeyn. (für ſich im Abgehn) Wo müſſen denn die andern ſtecken?

Thalheim. Wir ſind von Ihrer Gewogenheit überzeugt, und gewiß, was ich und mein Freund jezt von Ihnen aufs dringendſte bitten wollen, würden wir nicht zu bitten wagen, wenn wir nur im geringſten daran zweifelten, nicht wahr, Baron?

Wallerhauſen. Ja, ja! aber mich deucht, unſer Poſtillion bläßt ſchon!

Thalheim. Ach, er kann warten! er ſoll doppelt Trinkgeld haben!

Präſident. Es wird mich freuen, wenn Sie mich auf die Probe ſtellen wollen. Heraus mit der Sprache!

Thalheim. Jemand, der nicht Muth genug hat, ſich ſelbſt an Sie zu wenden, hat uns zu ſeinen Sprechern gewählt, und hoft ſo nicht vergebens zu bitten. Wir wollten es zwar anfangs von uns ablehnen, allein wir fürchteten, ſie möchten es als eine Beleidigung, als ein Mangel von Zutrauen auslegen.

Präſident. Allerdings, davor würde ich es auch genommen haben! Sie können ſich ſicher darauf verlaſſen, ich ſchlage Ihnen nichts ab, was in meiner Macht ſteht.

Thalheim. Geben Sie mir Ihre Hand darauf.

Präſident. Ich verſpreche es Ihnen auf mein Ehrenwort!

Thalheim. Baron, laſſen Sie ſich auch die Hand geben.

Wallerhauſen. Aber das iſt ja nicht nöthig!

Präſident. Nein, nein, es iſt mir vielmehr lieb, mich Ihnen recht genau verbunden zu wiſſen. Hier haben Sie meine Hand. (zu Wallerhauſen) Ich weiß, daß Sie nichts Unbilliges von mir begehren werden.

Wallerhauſen. (der ihm kaltſinnig die Hand giebt) Oh, ich ganz gewiß nicht. (für ſich) Das iſt zum raſend werden!

Thalheim. So hören Sie denn, wir ſind Freywerber von einem braven und wackern Mann, der in den Beſitz Ihrer liebenswürdigen Fräulein Tochter ſein ganzes Wohl und Weh geſezt hat! (Der Präſident bezeugt ſich überraſcht und als ob es ihm reuen wollte) Beunruhigen Sie ſich nicht, es ſoll Sie nicht reuen, ſich mit uns eingelaſſen zu haben. Der Kavalier hat alle gute Eigenſchaften, die ein Vater von ſeinem Schwiegerſohn nur wünſchen kann. Sie werden es ſelbſt geſtehn, wenn Sie ihn ſehn werden. Vielleicht kennen Sie ihn auch ſchon. Und was hernach Ihren Entſchluß betrift, Ihre Tochter vor der Londoner Reiſe nicht zu verheyrathen, ſo ſage ich Ihnen, daß unſer Freund bereit iſt, noch heute mit Ihnen nach England zu gehn, nur wünſchte er zuvor der Fräulein Hand verſichert zu ſeyn. Mit einem Wort, der Bräutigam iſt der Hauptmann von Rheinberg, der in unſerm Zimmer Ihre Antwort erwartet!

Präſident. Genug, genug. Gleich ſollen Sie ſie haben. (in ſein Zimmer ab.)

Scene XII.

Wallerhauſen. Thalheim. Hernach **Präſident** und **Amalie** in Reiſekleidern, ferner **Rheinberg, Fiſcher, Thomas.**

Wallerhauſen.

Da haben Sie die ſchönen Früchte von Ihren Einfällen; nun wird das gute Kind von ihrem Vater keinen kleinen Sturm auszuhalten haben.

Thalheim. Wahrhaftig, ich fürchte es ſelbſt. Doch da war kein andrer Rath, als kurz von Herzen weg zu reden.

Wallerhauſen. Hier kömmt er mit ſeiner Tochter. Um des Himmelswillen, laſſen Sie uns fort. (ängſtlich.)

Thalheim. Umgekehrt! eben jetzt müſſen wir bleiben.

Wallerhauſen (geht auf und nieder, ſuchet ſeine Blicke nicht auf Amalien zu richten, nebſt andern Bewegungen die Wuth und Verwirrung bezeichnen.)

Präſident. (mit ſeiner Tochter an die Hand) Meine Herren, hier bringe ich Ihnen in meiner Tochter die Braut Ihres Freundes!

Thalheim. Ach Herr Präſident, meine Dankbarkeit und des Baron's ſeine — (auf Wallerhauſen deutend)

Wallerhauſen. Oh! iſt überſchwenglich! (mit Ironie)

Präſident. Nein, nein, keine Dankſagung. Ich kenne und ſchätze den Herrn Hauptmann von Rheinberg, ſeine Mutter iſt meine älteſte und beſte Freundin. Gleich nach dem Frühſtücke wollen wir zu ihr gehen, und das übrige in Richtigkeit bringen, und nachher ohne weitern Verzug unſere Reiſe nach London fortſetzen.

Thalheim. Fürtreflich! Kommen Sie heraus meine Herren, kommen Sie heraus! (gegen ihr Zimmer)

Rheinberg. Hier ſind wir! (kommt mit Fiſchern)

Thalheim. Sie ſind glücklich! die Dame die Sie lieben, iſt die Ihrige.

Rheinberg. Iſt es ein Traum? Reden Sie wahr?

Präſident. Ja, ja, mein lieber Schwiegerſohn, ich gebe Ihnen meine Tochter, aber Sie müſſen uns nach London begleiten. Erſt ſoll meine Tochter andere Länder und Sitten ſehen, und ſich Weltkenntniß ſammeln; dieſen meinen Plan, hoffe ich, werden Sie ſelbſt billigen.

Rheinberg. Ich bin alles zufrieden —

Thalheim. Jezt gehn Sie in das Haus ihrer Mutter, dort die Ringe zu wechſeln, und dann, an der Seite der Geliebten nach England!

Rheinberg. Ich bin außer mir für Freuden! (umarmt alle) Theuerſter Vater! meine Amalie! Freunde! denen ich mein ganzes Glück zu danken habe! (Wallerhauſen nimmt es kalt an) Ach, es fehlt mir an Worten, die Regungen der Freude und Dankbarkeit auszudrücken, die ich empfinde!

Thalheim. Ich nehme an Ihrer Freude den lebhafteſten Antheil.

Fiſcher. Mein Entzücken gleicht dem Ihrigen.

Thalheim. (zu Wallerhauſen) Sagen Sie doch auch was.

Wallerhauſen. (verlegen) Ich freue mich unendlich.

Amalie. Sie wiſſen noch nicht, was Sie alles dieſen beyden Herren zu verdanken haben, ich werde es Ihnen unterwegens erzählen.

Rheinberg. Ich werde es mit Vergnügen hören.

Thomas. (läßt auf einen kleinen Tiſch Backwerk, Bouteillen und Gläſer bringen.)

Präſident. Laſſen Sie uns nun dem Magen eine kleine Stärkung geben, he, Kellner! mein Poſtillion ſoll wieder abſpannen, ich reiſe erſt Nachmittags.

Thomas. Gleich! (ab)

Fiſcher. Nun luſtig, wir wollen es uns ſchmecken laſſen!

Rheinberg. Niemanden kann es beſſer ſchmecken als mir.

Wallerhauſen. (für ſich) Das glaube ich; mir deſto ſchlechter!

Amalie. (heimlich zu Wallerhauſen und Thalheim) Leſen Sie in meinem Stillſchweigen — meinem Erröthen, die Dankbarkeit, von der mein Herz voll iſt!

(Wallerhauſen und Thalheim machen eine Verbeugung ohne zu reden.)

Thomas. (kömmt wieder und bringt Wallerhauſen einen Brief) Es war ſonſt kein Brief auf der Poſt als dieſer.

Wallerhauſen. Gieb her. (lieſt heimlich)

Thalheim. Ich wünſche, daß die Nachrichten gut ſeyn mögen! (indeſſen gehen alle zum Tiſche und eſſen)

Präſident. Das wünſch ich von Herzen.

Amalie. Ich gewiß auch.

Wallerhauſen. Ich danke Ihnen für Ihre Gütigkeit.

Rheinberg. Was betrift es?

Amalie. Einen Proceß, von welchem der Herr Baron Nachricht aus Wien erwartete.

Wallerhauſen. Der Proceß iſt gewonnen.

Rheinberg. Ich gratulire!
Fiſcher. Glück zu!
Präſident. Sie ſollen leben!
Amalie. Die gute Zeitung!
} zugleich und durcheinander geſagt.

Thalheim. Ich habe nicht nöthig zu reden, Sie kennen mich. (ſachte zu Wallerhauſen) Gutes Muths! Bedenken Sie, drey Tauſend Thaler mehr Einkommen, das iſt immer mehr werth als eine Braut!

Wallerhauſen. Mein Vetter ſchreibt, es wäre dem ohngeachtet gut, wenn ich nach Wien käme, um mich perſönlich bey denen zu bedanken, die ſich meiner Sache ſo eifrig angenommen haben!

Thalheim. Deſto beſſer, deſto beſſer, ſo kriegen wir doch Wien zu ſehen.

Präſident. (zu Thalheim und Wallerhauſen) Iſt Ihnen nicht gefällig was davon zu verſuchen? (bietet ihnen zu eſſen und zu trinken an.)

Thalheim. Kommen Sie, wir wollen zulangen!

Wallerhauſen. Ich habe keinen Hunger.

Thalheim. Eh! koſten Sie was! (giebt ihm was, Wallerhauſen iſt wider Willen)

Rheinberg. Wenn es der Geſellſchaft nicht zuwider wäre, ſo wollte ich ein Trinklied ſingen. Der zweyte Theil kann als Chor widerholt werden!

Fiſcher. Thomas!

Thomas (kömmt.) Ihro Gnaden!

Fiſcher. Meine Violine!

(Thomas holt ſie, kömmt gleich wieder zurück, und bleibt beym Aufwarten).

Präſident. Der Einfall konnte nicht beſſer ſeyn! da auch der Herr von Thalheim und der Herr Baron vortrefliche Sänger ſind. (ganz ernſthaft)

Wallerhauſen. (für ſich) O verdammt, da hat ihn nun der Teufel wieder beym Singen! ich ſinge gewiß nicht! (laut) Vergeben Sie, mein Poſtillon wartet bereits eine Stunde; ich kann nicht länger preſitiren!

Präſident. Ey, ſo dächte ich, wir brächen auch auf, und gingen zu der Frau Generalmajorin von Rheinberg!

Rheinberg. Und von da nach London!

Fiſcher. (der ſich die ganze Zeit über mit ſeiner Violine beſchäftigt, geſtimmt und probirt hat) Ja, nach London! ich begleite Sie, ich und meine Violine!

Thalheim. (zu Wallerhauſen) Kommen Sie, armer Schäfer, Entfernung iſt das Grab der Liebe! (laut) gnädiges Fräulein, Herr Präſident, meine Herren, wir empfehlen uns! Vielleicht ſehen wir uns auf der Retour!

Wallerhauſen. Ich empfehle mich zu Gnaden!

Amalie. Ich werde nie vergeſſen, was ich Ihnen ſchuldig bin!

Präſident. (umarmt ſie) Es wird mir ein wahres Vergnügen ſeyn, wenn ich höre, daß es Ihnen wohl geht!

Rheinberg. Wie ſehr ich Ihnen verbunden bin, wiſſen Sie ſelbſt am beſten!

Fiſcher. Ich harmonire vollkommen darinn mit meinem Freund! (Alle gehn unter Komplimenten ab, bis auf Thalheim und Wallerhauſen nicht; wie ſie weg ſind ſagt Thalheim.)

Thalheim. Ich geſtehe, die Begebenheiten dieſer Woche möchte ich wohl beſchrieben haben.

Wallerhauſen. Wiſſen Sie, was ich über die Beſchreibung ſetzen würde?

Thalheim. Nun?

Wallerhauſen. Traut den Mädchens nicht!

Thalheim. Nein, Freund, ſetzen Sie drüber: die Rechnung nicht ohne den Wirth gemacht!

Ende.

III.

Auszüge.

Die Pyramiden.

(Aus Nordens Reiſe nach Egypten.)

Ehe ich Cairo und ſeine umliegende Gegenden verlaſſe, kann ich nicht umhin, von den Denkmälern, welche ein Reiſender für die merkwürdigſten Gegenſtände ſeiner Neubegierde und Betrachtung in Egypten halten muß, zu reden. Ich meyne die **Pyramiden**, welche vor Zeiten unter die ſieben Wunderwerke der Welt gerechnet worden ſind, die man noch in unſern Tagen bewundert, und die man noch jetzo in der **Strecke** von **Cairo bis Meduun** antrift. Man findet dieſe prächtigen Denkmäler ſonſt nirgends, als in Egypten. Zwar hat man auch eine Pyramide zu Rom aufzuweiſen, welche **C. Ceſtius** zu ſeinem Grabmale hat errichten laſſen. Allein ſie iſt nur eine Nachahmung von den Egyptiſchen; und die kleinſte von denen, die man in Egypten findet, übertrift jene Römiſche weit an Größe. Daher verdient dieſe nicht, daß man ihrentwegen eine Ausnahme von dem allgemeinen Satze mache, und ſie hält uns auch nicht ab, zu ſagen, daß man nur in Egypten allein Pyramiden finde.

Ein andrer allgemeiner Satz iſt dieſer: In Egypten ſelbſt trift man nirgends, als in dem Striche zwiſchen

ſchen Cairo und Medunn, Pyramiden an. Es haben zwar einige Schriftſteller vorgegeben, daß ſie auch weiterhin in Oberegypten Pyramiden fänden, allein ſie ſind entweder durch falſche Nachrichten hintergangen worden, oder ſie haben aus eitelm Selbſtruhme den Vorſatz gehabt, zu verſtehn zu geben, als ob ſie auf ihrer Reiſe bis an ſolche Oerter gekommen wären, wo ſonſt noch niemand hingekommen iſt, und da was geſehn hätten, was ſonſt niemand entdeckt hat.

Es ſtehen aber die Pyramiden nicht auf den Ebenen, ſondern auf einem Felſen, an dem Fuße der hohen Gebirge, die nicht weit von dem Nilfluſſe abliegen, und mit ihm gleichſam in einer Länge fortlaufen, Egypten aber von Libyen unterſcheiden. Sie ſind alle in einerley Abſicht erbaut worden, daß ſie nämlich zu Grabmälern dienen ſollten. Allein ihre Bauart iſt ſowol in ihrem Inwendigen als Außenſeiten ungemein voneinander unterſchieden, man mag auf ihre Abtheilungen, oder Baumaterialien, oder Größe ſehn.

Einige von ihnen ſtehn offen, andre ſind zerſtört, und die meiſten von ihnen ſind verſchloſſen; keine einzige aber iſt unter ihnen, die nicht an einigen ihrer Theile beſchädigt wäre. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß ſie nicht alle zu gleicher Zeit haben können errichtet werden. Das war eine offenbare Unmöglichkeit, wenn man die ungeheure Menge von Baumaterialien, die dazu nothwendig erfordert wurden, bedenkt. Die Vollkommenheit, in welcher die letzten von ihnen erbauet worden ſind, weiſet dieſes gleichfalls aus, denn ſie übertreffen die erſten ſehr weit, ſowol was ihre Größe, als Pracht betrift. Alles, was man als gewiß zugeben kann, iſt dieſes, daß ihre Erbauung in die entfernteſten und älteſten Zeiten zu ſetzen iſt. Ja ſie muß noch weit vor die Zeiten der älteſten Geſchichtſchreiber, deren Schriften bis zu uns gekommen ſind, zurückgeſetzt werden. Was dieſe Schriftſteller von der Zeit, da die Pyramiden erbauet ſeyn ſollen, ſagen, das beruhet mehr auf fabelhaften mündlichen Ueberlieferungen, als auf wahrſcheinlichen Gründen. So viel iſt inzwiſchen gewiß, daß es bewundernswürdig bleibt, daß die Pyramiden noch heut zu Tage vorhanden ſind, ob man gleich den Zeitpunkt ihres Urſprungs nicht mehr weiß, und auch ſogar die erſten griechiſchen Weltweiſen, die nach Egypten gereiſet ſind, dieſen Zeitpunkt ſchon nicht mehr gewußt haben. Wollte man darauf verfallen, zu behaupten, daß die allerälteſten Pyramiden zu eben der Zeit müßten errichtet ſeyn, da der babyloniſche Thurm erbauet worden iſt, ſo würde man in dieſen Gedanken allzuweit ausſchweifen. Die Pyramiden aber würden doch wenigſtens den Vorzug haben, daß ſie noch heut zu Tage vorhanden ſind, dahingegen von jenem alten Thurme zu Babylon in unſern Zeiten kaum einige Spuren mehr übrig geblieben ſind.

Mir kömmt es wahrſcheinlich vor, daß der Urſprung der Pyramiden älter ſey, als die Hieroglyphen. Nach der Zeit, da die Perſer Egypten eroberten, hatte man keine Kenntniß mehr von dieſen Karakteren. Man muß daher den erſten Zeitraum, darin man angefangen hat, Pyramiden zu bauen, in ein ſo weit entferntes Alterthum zurückſetzen, daß es nach der gemeinen Zeitrechnung ſchwer fallen wird, die Zeit ihres Urſprungs zu beſtimmen. Wenn ich muthmaße, daß die Pyramiden, und auch ſogar die letzten davon, errichtet worden ſind, ehe die Hieroglyphen noch gebräuchlich waren, ſo behaupte ich dieſes nicht ohne Grund. Wer kann ſich wohl überreden, es zu glauben, daß die Egypter dieſe prächtige Denkmäler würden ohne die geringſte hieroglyphiſche Auf- und Inſchrift gelaſſen haben, wenn die Bilderſchrift ſchon bekannt geweſen wäre? Waren nicht dieſe Egypter, wie man aller Orten merken kann, faſt verſchwenderiſch mit ihren Hieroglyphen an allen ihren Gebäuden, die von irgend einer Erheblichkeit waren? Nun aber trift man weder inwendig noch auswendig an den Pyramiden, ja nicht einmal an den Ruinen der Tempel zu der zwoten und dritten Pyramide, einige Hieroglyphen an. Iſt das nicht ein Beweis, daß der Urſprung der Pyramiden älter ſey, als die Hieroglyphen, welche doch gleichwol als die erſten Zeichen der Schreibkunſt anzuſehn ſind, deren man ſich in Egypten bedient hat.

Unter dem gemeinen Volke, das jetzo in Egypten wohnt, geht eine durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzte Rede, daß vor Alters Rieſen in Egypten geweſen wären. Dieſe ſollen die Pyramiden, die großen Palläſte und die Tempel, welche noch jetzo eine Urſache unſerer Bewunderung bleiben, ohne viele Schwierigkeit erbauet haben. Dieſe Fabel aber iſt kaum einer Widerlegung werth. Es iſt augenſcheinlich und handgreiflich, daß ſie falſch ſey. Um aber alles, was zu ihrem Behufe geſagt werden möchte, auf einmal gänzlich niederzuſchlagen, ſo merke ich nur dieſes an, daß wenn das Land ehedem von Rieſen ſollte bevölkert geweſen ſeyn, der Eingang in die Hölen, woraus ſie die Steine zu dieſen Gebäuden hergeholt haben, weit größer und geräumlicher ſeyn müßte, als er wirklich iſt. So müßten ferner die Thüren und Thore an den Gebäuden, deren ich eben erwähnt habe, und die noch in unſern Zeiten vorhanden ſind, weit höher und breiter geweſen ſeyn, damit die Rieſen deſto leichter hinein und herausgehn können, und ſo würden auch endlich die Eingänge in die Pyramiden, die jetzo ſo enge ſind, daß kaum ein Mann unſerer Zeiten ſich, wenn er auf dem Bauche liegt, durchdrängen, und hineinkriechen kann, ſich auf keine Weiſe für Männer geſchickt haben, die, wie man vorgiebt, eine ſo rieſenmäßige Größe ſollen gehabt haben.

Außerdem aber kann uns von der Leibesgeſtalt und Größe der Menſchen damaliger Zeiten nichts einen richtigern Begrif machen, als die Urne, oder der Sarkophagus, den man in der letzten und größten Pyramide, welche der Stadt Cairo am näheſten iſt, ſiehet. Dieſer noch vorhandne und unwiderſprechliche Beweis vernichtet alle die ausſchweifende Begriffe, die man ſich von dieſen vermeynten Rieſen machen könnte. Er beſtimmt die Größe des Körpers desjenigen Prinzen, für welchen die Pyramide errichtet worden iſt. Der Eingang aber in dieſe Pyramide zeigt es an, daß die Arbeitsleute keine größere Leiber gehabt haben, als der Prinz, denn die Ein- und Ausgänge ſind kaum groß und räumlich genug für Menſchen von heut zu Tage gewöhnlicher Leibesgröße. Die vornehmſten Pyramiden ſtehn an der Oſt-Süd-Oſtſeite von Gize, einem Dorfe, daß an dem weſtlichen Ufer des Nils, wie ſchon erwähnt iſt, liegt. Da nun verſchiedene Schriftſteller behauptet haben, daß die Stadt Memphis auf der Stelle, wo dieſes Dorf iſt, vordem geſtanden habe, ſo iſt dieſes die Urſach, warum man dieſe Pyramiden die Pyramiden von Memphis nennt. Ihrer viere darunter ſind der Aufmerkſamkeit der Neubegierigen am würdigſten. Man ſieht zwar nicht weit davon noch ſieben oder acht andre, allein ſie ſind wie nichts in Vergleichung mit den vier erſten, beſonders ſeitdem ſie geöfnet, und faſt gänzlich umgeriſſen worden ſind. Die vier vornehmſten ſtehn faſt in einem geraden Viereck beyeinander, der Zwiſchenraum aber der eine von der andern beträgt etwa 400 Schritte. Ihre vier

Vorderſeiten ſtimmen genau mit den vier vornehmſten Himmelsgegenden, Mitternacht, Mittag, Morgen und Abend überein. Ich habe zwar Abzeichnungen von dieſen alten Denkmälern, nach zwo Ausſichten, gemacht. Als ich die eine verfertigte, war mein Standpunkt zu Atter-Ennabi, oder bey der großen Moſchee Deiretlin, von da ich abmaß. Die andre nahm ich auf von dem Standpunkte bey dem Hauſe des Kaimakan, in einer Entfernung einer Meile von den Pyramiden. Die zwo Pyramiden darunter, welche am meiſten gegen Norden ſtehn, ſind die größten, und 500 Fuß, in ſenkrechter gerader Linie, hoch. Die beyden übrigen ſind zwar viel kleiner, ſie haben aber doch was beſonders an ſich, warum man ſie unterſucht und bewundert hat.

Die Lage der Pyramiden mit ihrer daran ſtoßenden Gegend weiſet es aus, wie und auf was Art ſie auf Felſen, an dem Fuße der Gebirge, errichtet worden ſind. Der Felſen, worauf ſie ſtehen, iſt anfangs nicht durchgehends eben geweſen, man hat ihn aber durch Meiſſel und andere Werkzeuge eben gemacht, wie ich noch an verſchiedenen Stellen wahrgenommen habe. Dieſe durch Kunſt gemachte Ebene iſt an der Nord- und Oſtſeite etwas abhängig, und dieſes kam den Erbauern endlich dazu zu ſtatten, daß ſie verſchiedene breite Wege anlegen konnten, worauf ſie die zu den Pyramiden nöthigen Baumaterialien herzuführen konnten. Dieſe auf dem Felſen gemachte Ebene iſt etwa 50 ſenkrechte Fuß höher als die Oberfläche des Erdbodens, welcher allezeit von dem Nile überſchwemmet wird. In ihren Umfange aber beträgt ſie eine däniſche Meile. Obgleich dieſe Ebene ein aneinander hangender Felſengrund iſt, ſo iſt er doch faſt über und über mit leichtem und flüchtigem Sande bedeckt, den der Wind von den hohen daran ſtoßenden Gebirgen herwehet. Man findet in dieſem Sande eine große

Menge Muſchelſchalen, und verſteinerte Auſtern, welches darum deſto mehr zu bewundern iſt, weil der Nil niemals ſo hoch ſteiget, daß er dieſe Felſenebene überſtrömen könnte. Geſetzt aber auch, daß das ausgetretene Nilwaſſer bis dahin reichen ſollte, ſo könnte man doch die Urſache davon, daß Muſchelſchalen und Auſtern auf bemeldeter Felſenebene liegen, in dem Nile nicht ſuchen, weil dieſer Fluß in ſeinem Laufe durch das ganze Egyptenland keine Muſcheln und Auſtern mit ſich führet. Man möchte daher wohl die Frage aufwerfen: woher kommen denn dergleichen Schalen, die man auch ſo gar an den Pyramiden findet? Herr Scheuchzer würde, wie ich glaube, noch einige Schwierigkeiten finden, wenn er behaupten wollte, daß ſie noch Ueberbleibſel und Anzeigen einer allgemeinen Sündfluth wären. In dem Falle würde er genöthiget ſeyn zu ſagen, daß die Pyramiden ſo ſtark und ſo genugſam im Stande geweſen wären, ſich ſelbſt gegen eine ſo entſetzliche Ueberſchwemmung aufrecht zu erhalten. Würde er demnach das Wunder nicht allzuſehr übertreiben? Man findet in dieſer Gegend auch die berühmten Feuerſteine, welche ihrer ganz beſondern Farben wegen höher als Achat geſchätzt werden, und woraus man zu Cairo Tobacksdoſen und Meſſerſchalen verfertiget.

Unter dieſen großen Pyramiden iſt diejenige, die am meiſten gegen Norden ſtehet, die einzige, welche geöfnet worden iſt, und die erſte, auf welcher man zukömmt. Ich will daher den Anfang mit ihrer Beſchreibung machen und nachher unterſuchen, was an den übrigen das Merkwürdigſte iſt. Die Geſtalt dieſer Pyramide iſt ſchon bekannt gemacht. Es würde daher überflüßig ſeyn, wenn ich mich dabey aufhalten wollte. Ich bemerke daher nur beyläufig, daß ſie die allerfeſteſte Stellung hat, die man nur immer den anſehnlichſten Körper eines Gebäudes verſchaffen kann. Es wäre nicht möglich, ſie auf eine andere Art niederzureißen, wenn man nicht oben an der Spitze den Anfang mit Abbrechen machte. Sie ſtehet auf einem Grunde, der viel zu feſte iſt, als daß man ſie an ihrem unterſten Theile angreiſſen könnte. Wer dieſes unternehmen wollte, dem würde es eben ſo ſchwer fallen, ſie umzureißen, als es ſchwer und mühſam geweſen iſt, ſie aufzubauen.

Man muß ſehr nahe bey dieſer nördlichen Pyramide ſtehen, und, ſo zu reden, daß Maas ihrer Größe durch ſie ſelbſt nehmen, wenn man im Stande ſeyn will, den Umfang dieſes ungeheuren Gebäudes zu beurtheilen. Ihr Grund iſt, ſo wie bey allen übrigen, ſie mögen groß oder klein ſeyn, nicht durch die Kunſt gemacht. Die Natur hat den Grund dazu durch den Felſen dargebothen, welcher an ſich ſelbſt ſtark genug iſt, eine ſo unermeßliche ſchwere Laſt tragen zu können. Die auswendigen Seiten der Pyramide ſind vornemlich aus großen viereckigten Steinen gebauet, die aus den Felſen gehauen ſind, welche ſich längſt des Nils in einer Reihe erſtrecken, und worin man noch bis auf dieſen Tag die Höhlen ſiehet, woraus die Steine genommen ſind. Die Größe dieſer Steine iſt nicht gleich, alle aber haben die Geſtalt eines Prisma. Der Baumeiſter hat ſie alle ſo aushauen und ſchneiden laſſen, damit einer auf den andern gelegt werden, und es ausſehen möchte, als ob ſie alle auf und ineinander paſſeten. Man möchte denken, daß eine jede Reihe und Lage von Steinen eine Stufe rings um die Pyramide herum ausmachen und abgeben ſollte. Allein es verhält ſich doch wirklich nicht alſo. Der Baumeiſter hat ſein Augenmerk nur allein auf die pyramidaliſche Geſtalt gerichtet, ohne ſich um die Regelmäßigkeit der Stufen zu bekümmern.

Dieſe Steine ſind bey weitem nicht ſo hart, als man ſich einbilden möchte, wenn man bedenkt, daß ſie ſchon ſo lange Zeit da gelegen haben. Sie haben ihre Erhaltung dem daſigen Clima, oder der Himmelsgegend, welche dem Regen nicht oft unterworfen iſt, zu danken. Dieſes Vortheils ohngeachtet kann man es vornemlich an der Vorderſeite merken, daß ſie ausgeſpület und gemulmet ſind. Es fehlet alſo noch ſehr viel, daß dieſe Steine ſo hart ſeyn ſollten, als die im. bremeſchen Lande und in **Benthheim.** Ihre verſchiedene äußerliche Lagen ſind blos durch die eigene Schwere und nicht durch Kalk, oder eingeſtoßenes Bley, oder Krampen von irgend einem Metalle, mit einander dichte verbunden. Was aber den Bauch der Pyramiden betrift, ſo iſt er voll ungleicher und unregelmäßiger Steine, zu deren Verbindung man einem Mörtel, der in einer Vermiſchung von Kalk, Erde und Thon beſtehet, hat brauchen müſſen. Das kann man deutlich an dem Eintritte zu dem zweeten Gange in der erſten Pyramide ſehen, welcher mit Gewalt durchgebrochen iſt. Man trift nicht das geringſte Merkmal davon an, woraus man abnehmen könnte, daß ſie mit Marmor bekleidet geweſen wären. Einige Reiſende haben dieſes zwar daraus gemuthmaßet, daß ſie die Spitze der zwoten Pyramide mit Granit bekleidet gefunden haben; allein es iſt doch ſo wenig Wahrſcheinlichkeit desfalls vorhanden, daß man auf den Stufen der Pyramide nicht die geringſte Ueberbleibſel von Granit oder Marmor antrift, welche man doch unmöglich ſo gänzlich hätte wegnehmen können, daß nicht ein Stückgen davon ſollte zurückgeblieben ſeyn. Wahr iſt es, daß man um dieſe und andere Pyramiden herum eine große Menge kleiner Stücke von Granit und weißen Marmor noch findet. Allein das halte ich noch für keinen Beweis, daß die Pyramiden auch damit bekleidet geweſen wären. Solche Art von Steinen, Granit nämlich und Marmor, brauchte man inwendig an den Pyramiden und auswendig an den Tempeln. Es iſt daher natürlicher zu vermuthen, daß dieſe Ueberbleibſel entweder kleine Stückgen, die von den durchſchnittenen, und zu der inwendigen Pyramiden-Seite gebrauchten Marmor und Granitſteinen abgefallen ſind, oder Ueberbleibſel von den niedergeriſſenen Tempeln ſeyn müſſen, als daß man ſie für abgebrochene Stücke Marmor, womit die Pyramiden bekleidet geweſen wären, halten könnte. Diejenige Pyramide, welche ich jetzo eigentlich beſchreibe, ſtehet nur drey Secunden lang von Alt-Cairo ab. Wenn der Nil niedrig iſt, ſo nimmt man friſch Waſſer bey der Inſel Rodda zu ſich, und läßt ſich auf einer kleinen Barke bis nach Gize bringen. Von da ſind die Pyramiden nur einen Flintenſchuß weit entfernet, und dieſen Weg gehet man zu Fuße. Iſt aber das Nilwaſſer aufgelaufen und aufs höchſte geſtiegen, ſo ſteiget man gleich zu Alt-Cairo in ein Fahrzeug, und fährt ſo zu Waſſer bis an den Felſen, worauf die Pyramiden ſtehen. Der Eingang hinein iſt an der Nordſeite. An ihren vier Winkeln kann man leicht wahrnehmen, daß die niedrigen Steine ihre erſte Eck- und Grundſteine ſind. Außerdem aber hat der Wind von unten an bis an die Mitte einer jeden Seite einen großen Sandhaufen zuſammen gewehet, der an der Nordſeite ſo hoch wird, daß man mit Bequemlichkeit bis zu dem Eingange in die Pyramide hinauf gehen kann. Der Eingang ſo wohl in dieſe, als alle andere Pyramiden, hat man unter dem Gymatio (dem Geſimſe und Grundgeſtelle des Trageſteins gemacht, und zwar gegen 48 Fuß höher, als die Grundfläche iſt, ſo daß er ſich ein wenig mehr gegen Oſten, als gegen Weſten herabneiget. Um dieſen Eingang zu finden, hat man bis an die angezeigte Stelle ſchräg eingehauen. Der Architrab, oder der Hauptquerbalke des erſten Ganges, der ſich bey dieſer Oefnung anfängt,

fängt, ſchien vielleicht ein Portal anzuzeigen. Da man ihn aber durchhauen ließ, und nichts als ſolche Steine, die man zu dem Gebäude der Pyramide gebraucht hatte, dahinter fand, ſo ſtund man von dem Verſuche ab, eine andre Oeſnung zu ſuchen, als die, welche man ſchon gefunden hatte. Dieſe Oeſnung führet nachgerade zu fünf verſchiedenen Gängen, welche ob ſie gleich auf- und niederwärts, und zwar horizontal, fortgehen, ſich doch alle gegen Süden lenken, und endlich zu zwey Zimmern führen, davon eines unten, das andere aber in der Mitte der Pyramide iſt. Alle dieſe Gänge, den vierten ausgenommen, ſind von einer Größe, nämlich 3½ Fuß ins Gevierte breit. Sie ſind alle auf gleiche Art eingerichtet, und an ihren vier Seiten mit großen Steinen von weißen Marmor gefüttert, welche ſo glatt ſind, daß man darauf nicht würde fortgehen können, wenn man nicht ein Mittel erfunden hätte, darauf fortgehen zu können. Man hat nämlich von Schritt zu Schritt kleine Löcher eingehauen, worinn man die Füße ſetzen kann. Und dennoch koſtet es viel Mühe, vorwärts fortgehen zu können. Wer einen falſchen Tritt hier thut, der würde es nicht verhüten können, daß er zurückſchlüge, und bis an den Ort, wo er zu gehen angefangen hat, zurückgliſchte.

Man giebt vor, daß alle dieſe Gänge verſtopfet und mit großen Quaderſteinen, die man nach der Vollendung des ganzen Werks hineingebracht hätte, ausgefüllet geweſen wären. Wenigſtens iſt dieſes gewiß, daß das äußerſte Ende des zweeten Ganges verſperret geweſen iſt, denn man findet da noch zween große Quaderſteine von Marmor, welche die Gemeinſchaft zwiſchen dem zweeten und erſten Gange abſchneiden. Allein der Eingang iſt, die Wahrheit zu ſagen, nicht groß genug, daß ein Mann leicht durchkommen könnte, und noch weniger iſt er groß genug, daß eine Menge ſolcher groſſen Steine, als zur Ausfüllung der übrigen Gänge nöthig geweſen wäre, hätte können hinein gebracht werden.

Wenn man durch die beyden erſten Gänge durchgegangen iſt, ſo trift man einen Ruheplatz, und zu deſſen Rechten eine Oefnung zu einem kleinen Canale, oder Brunnen an, darinn man doch weiter nichts, als noch einen andern kleinen Ruheplatz und eine Menge Fledermäuſe findet. Wenn man da nun eine zierliche Unbequemlichkeit ausgeſtanden hat, ſo iſt daß dazu noch verdrüßlich, daß man nichts ſiehet, wie man aus dem Gange herauskommen kann, weil der Ausgang mit Sande verſtopfet iſt. Von dem erſten jetztgedachten Ruheplatze führet der dritte Gang zu einem Zimmer von mittelmäßiger Größe. Es liegt halb voll Steine, die aus einer Mauer zur rechten Hand genommen ſind, um da einen andern Gang zu eröfnen, an deſſen nicht weit entferntern Ende man eine Niſche, oder Aushöhlung in der Wand findet. Das gedachte Zimmer iſt ſpitz zugewölbet, und durchgehends mit Granit bekleidet, der Anfangs ſehr glatt und helle polirt geweſen ſeyn muß, jetzo aber von dem Dampfe der Fackeln, deren man ſich bedienen muß, wenn man dies Zimmer beſuchen will, ganz ſchwarz worden iſt.

Man muß auf eben dieſem Wege wieder zurückgehen, wenn [illegible] in den vierten Gang befeſtigen will. Er hat auf beyden Seiten aufwärts gehende Steigen, womit er gleichſam eingefaßet iſt. Der Gang ſelbſt iſt ſehr hoch und ſo gewölbt, wie ein ſpitzzugehender Bogen. Der fünfte Gang führet zu den oberſten Zimmer. Ehe man dahin kömmt, findet man mitten im Gange ein kleines Behältniß, das zwar etwas höher, aber nicht breiter, als der Gang iſt. Auf deſſen beyden Seiten findet man eine ausgehauene Oefnung in den Steinen, welche vermuthlich dazu beſtimmet war, daß man diejenigen Steine, womit man den Eingang in das Zimmer verſchließen wollte, da hineinzog und hinlegte. Dieſes Zimmer iſt, wie das vorige mit großen Granitſteinen bekleidet und belegt. In demſelben wird man an der linken Seite eine große Urne, oder eigentlich zu reden, einen Sarcophagum von Granitſteinen gewahr, der wie ein Parallelepipedum geſtaltet iſt, ſonſt aber keinen Zierrath an ſich hat. Alles, was man davon ſagen kann, iſt dieſes, daß dies Stück ſehr gut ausgehölt iſt, und wie eine Glocke klingt, wenn man mit einem Schlüſſel daran ſchlägt. An der Nordſeite des Sarcophagi entdeckt man ein ſehr tiefes Loch, das man gemacht hat, als man mit dem Gebäude der Pyramide ſchon fertig war. Man weiß die Urſach, warum es gemacht iſt, nicht anzugeben. Die Vermuthung hat inzwiſchen viele Wahrſcheinlichkeit für ſich, daß unter dem Zimmer eine Höhlung geweſen ſey, denn es ſcheint, daß, nachdem der Grund des Zimmers geſunken war, auch das Pflaſter des Fußbodens von ſelbſt geſunken ſey. Sonſt iſt in dieſem Zimmer nichts weiter zu ſehn, als zween kleine Gänge, einer gegen Norden, der andere aber gegen Süden. Es iſt nicht möglich, jetzo zu ſagen, wozu ſie gebraucht worden, und wie tief ſie hineingehn, weil ſie mit Steinen und andern Dingen angefüllt ſind, welche die neubegierigen Reiſenden hineingeworfen haben, um zu erfahren, wie weit ſie ſich erſtrecken.

Die drey übrigen Pyramiden ſtehn, wie geſagt, mit der erſten faſt in gleicher Linie, und ſind etwa 500 bis 600 Schritte voneinander entfernt. Diejenige, welche der erſten am nächſten ſteht, und die man insgemein die zwote nennt, ſcheint dem erſten Anblick nach höher als die erſte zu ſeyn. Allein das kömmt von ihrem Grund und Boden her, welcher etwas höher, als der Grund der erſten iſt. Uebrigens aber ſind ſie von gleicher Gröſſe, und auch ſonſt einander völlig gleich, doch mit dem einzigen Unterſchied, daß die zwote ſo feſt verſchloſſen iſt, daß man nicht das geringſte Merkmal an ihr findet, woraus man abnehmen könnte, daß ſie jemals geöfnet worden ſey. Ihre Spitze iſt an allen ihren vier Seiten mit Granitſteinen bekleidet, welche ſo genau zuſammen befeſtigt, und ſo glatt polirt ſind, daß es auch der kühnſte Menſch nicht wagen wird, hinaufzuſteigen. Da aber die Löcher in gleicher Entfernung voneinander eingehauen, und auch nicht hoch genug hinauf fortgeſetzt ſind, ſo muß ſich ein jeder, der etwa Luſt haben möchte, das Hinaufſteigen auf dieſe Pyramidenſpitze zu verſuchen, dieſe Luſt vergehn laſſen.

An der Oſtſeite ſieht man die Trümmern eines Tempels, deſſen Steine von ungeheurer Gröſſe ſind, und an der Weſtſeite iſt an dem Felſen, worauf die Pyramide ſteht, ein etwa 30 Fuß tiefer Graben eingehauen und ausgehölt worden. Und dieſes zeigt deutlich an, daß man ſich genöthigt gefunden, den Felſen um ſo viel niedriger zu machen, damit ein ebner Grundplatz daraus werden möchte. Die dritte Pyramide iſt 100 Fuß niedriger, als die beyden erſten, ſonſt aber iſt ſie ihnen, was die Bauart betrift, völlig gleich. Sie iſt ſo, wie die zwote, verſchloſſen, aber gar nicht mit andern Steinen bekleidet. Gegen Nordoſt zu liegt eine Menge groſſer Steine. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſie nicht zur Pyramide beſtimmt geweſen, ſondern zum Tempel gebraucht worden ſind. Dieſer Tempel liegt an der Oſtſeite dieſer

ſer Pyramide, an welcher Seite auch der zur zweyten gehörende Tempel lag. Der aber zur dritten gehört hat, iſt an ſeinen Trümmern noch eher zu unterſcheiden, als der, welcher zur zwoten gehörte. Die Steine, woraus er beſtanden hat, ſind gleichfalls ungemein groß, und man kann es noch merken, daß der Eingang dazu an deſſen Oſtſeite geweſen ſey. Die vierte Pyramide iſt noch 100 Fuß niedriger, als die dritte. Sie iſt gleichfalls unbekleidet, verſchloſſen, und den vorigen in der Bauart gleich. Sie hat aber keinen Tempel, wie die vorigen. Gleichwol aber hat ſie ein beſondres, bemerkenswürdiges Kennzeichen, und zwar dieſes, daß ſich oben auf ihrer Spitze ein einzelner großer Stein befindet, der ein Fußgeſtelle abgegeben zu haben ſcheint. Ueberdem ſteht ſie mit den übrigen nicht völlig in gerader Linie, ſondern etwas zur Seiten gegen Weſten.

Um dieſe vier großen Pyramiden ſtehn noch viele andre kleinere und größtentheils geöfnete Pyramiden. Ihrer drey ſtehn bey der erſten großen Pyramide gegen Oſten, zwey aber davon ſind ſo zu Grunde gerichtet, daß man in ihnen die Zimmer nicht einmal mehr unterſcheiden kann. Gegen Weſten bey der erſten Pyramide findet man noch ſehr viele andre, die aber gleichfalls alle niedergeriſſen ſind. Gerade gegen der zwoten großen Pyramide über ſtehn noch ihrer fünf oder ſechs, die auch alle geöfnet ſind. In einer davon habe ich einen viereckigten Brunnen, der 30 Fuß tief iſt, bemerkt. Das Uebrige aber iſt alles mit Sand und Steinen ausgefüllt.

Etwa 300 Schritte gegen Oſten, von der zwoten Pyramide, trift man den Kopf des großen Sphinx an, den ich abgezeichnet habe.

Ende

Endlich entdeckt man auch in der Nähe von dieſen Pyramiden einige Begräbnißgrotten. Auf einigen derſelben habe ich Hieroglyphen gefunden, welches zum Beweiſe dient, daß dieſe Grabmäler lange nach der Zeit, da die Pyramiden erbauet geweſen ſind, gemacht worden. Sie waren alle offen, und deſſen beraubt, was darinnen zur Verwahrung niedergelegt geweſen iſt. Ich ging in einige davon hinein, fand aber nichts darin, als die Hälfte von einem kleinen aus Töpfererde beſtehenden Götzenbilde, dergleichen man noch jetzo in groſſer Menge um und neben den Pyramiden bey Saccara antriſt, und zwar in dem Bezirke, den man das Land der Mumien nennet.

Wenn man ſich auf den Weg machen, und ſowol dieſe Pyramiden, als überhaupt alle Alterthümer Egyptens beſichtigen will, ſo muß man dieſe Reiſe im Winter, das iſt zu ſagen, von dem November an, bis in die Mitte des Aprils vornehmen. Dieſes iſt die bequemſte Jahreszeit dazu. Alsdann iſt das Land ganz trocken. Hingegen wenn der Nil im Sommer austritt, ſo kann man zu den meiſten Alterthümern nicht einmal gut hinkommen, weil es in dieſem Lande an kleinen Schiffen fehlt, worauf man bequem dahin fahren könnte, wohin man zu gehn willens iſt. Es iſt außerdem noch eine andre Urſache vorhanden, warum es im Sommer nicht nur ſchwer, ſondern auch gefährlich iſt, dieſe Alterthümer zu beſuchen, und die beſteht darin, daß die Araber in die[illegible] Jahreszeit von den Bergen herabkommen, und ſich neben dem Nilſtrome lagern. Da nun der Gerechtigkeit um die Zeit die Hände gebunden ſind, ſich mit ihnen abzugeben, ſo machen ſie ſich auch gar kein Bedenken daraus, die Fremden zu plündern.

Unternimmt man es aber im Winter, die Pyramiden zu beſuchen, ſo iſt es gut, wenn man ſich um eine mitreiſende Geſellſchaft bemüht, weil dadurch die Reiſe nicht nur angenehmer wird, ſondern man auch in den Stand geräth, alles und jedes deſto beſſer und genauer zu bemerken. Diejenigen, die ſchon vorher da geweſen ſind, muntern einen Fremden immer mehr auf, ihnen nachzuahmen, wenn ſie von der Sache ſich mit ihm unterreden. Sie leiſten ihm auch Beyſtand, alles genauer nachzuſuchen, als er thun würde, wenn er allein wäre. In der That muß man zuweilen die ungereimteſten Erzählungen mit anhören. Man hat aber allezeit Vortheil davon, wenn man an eine Perſon geräth, die geſchickt iſt, dasjenige, was erzählt wird, mit Beurtheilungskraft zu unterſcheiden.

Wenn man von **Cairo** abreiſet, ſo kann man den Weg nach den Pyramiden in einen oder zwey Tagen vollenden. Geſetzt, daß man zwey Tage auf dieſe Hinreiſe verwenden wollte, ſo miethet man Eſel zum Reiten, und bezahlt für einen jeden 11 **Parats**. Man nimmt hierauf den Weg durch die Stadt, und geht nachher über den Kanal, welcher zu dieſer Zeit trocken iſt. Hierauf reiſet man weiter durch die Inſel Rodda, wo man zur linken Hand, und zwar hinter dem Mokkias, in ein Schiff ſteiget, und die Eſel mit hinein nimmt. Bey dem Dorfe **Gize**, welches der Stadt **Cairo** gegen über liegt, tritt man wieder ans Land, hält ſich aber da nicht auf, ſondern reiſet eine Meile weiter, bis zu dem **Kaimakan**, in deſſen Hauſe man allezeit einige Zimmer zur Herberge antrift, und alſo bey ihm einkehren kann. Hier bleibet man die Nacht über, wiewohl unter keinen ſonderlichen Umſtänden; denn man findet da weder Betten, noch andere Bequemlichkeiten. Außerdem wird man noch von Wanzen geplagt. Doch eine Nacht geht bald vorüber, und man behilft ſich alſo ſo gut, als man kann. Des andern Tages begiebt man ſich, nachdem man für eine ſo elende Herberge und Bewirthung einen halben Ducaten (Zechine) bezahlet hat, frühmorgens auf den Weg nach den Pyramiden. Ehe man dahin kommt, muß man noch durch ein anderes kleines Dorf reiſen, bey welchem die Araber ihr Lager aufzuſchlagen pflegen. Man nimmt ein Paar dieſer Araber, welche eine Kenntniß von der Beſchaffenheit der Pyramiden haben, mit ſich, und reiſet ſo weiter, bis man an den Fuß der Berge, auf welchen die Pyramiden ſtehen, anlanget. Hier ſteigt man ab, und geht den übrigen Weg zu Fuße.

Iſt man dann bey dem Eingange in die erſte Pyramide angelanget, ſo thue man einige Piſtolenſchüſſe, um die Fledermäuſe zu verjagen. Hierauf laſſe man die beyden Araber zuerſt in die Pyramiden ſteigen, und den Sand wegreimen, womit der Gang faſt gänzlich verſtopfet iſt. Nach dieſen nöthigen Vorbereitungen iſt die Vorſicht eben ſo nöthig, daß man ſich bis auf das Hemde auskleidet, weil es in den Pyramiden immer unerträglich heiß zu ſeyn pfleget. In ſolcher Verfaſſung tritt man denn, mit einem Wachslichte in der Hand, in den Gang ein. Die Fackeln aber werden nicht eher angeſteckt, bis man in die Zimmer kömmt, weil zu befürchten ſtehet, daß ſie allzuviel Rauch und Dampf verurſachen möchten. Wenn man ans Ende der Gallerie, wo ein Weg mit Gewalt durchgebrochen iſt, kömmt, ſo findet man da eine Oefnung, die kaum ein und einen halben Fuß hoch und zwey Fuß breit iſt. Gleichwol muß man durch dieſe Oefnung hindurchkriechen. Die Reiſenden pflegen ſich dabey platt auf die Erde niederzulegen, und die beyden Araber, welche ſich vor ihnen hin durch die Oefnung begeben haben, faſſen ſie denn an beyden Beinen an, und ſchleppen ſie durch dieſen unbequemen Durchgang, über Sand und Staub hin. Zum Glücke iſt dieſer Durchgang nicht länger, als zwo Ellen, und wenn dieſes nicht wäre, ſo würde dieſe Mühſeeligkeit für einen, der nicht gewohnt iſt, ſich ſo ſchleppen zu laſſen, unerträglich ſeyn." Iſt man denn durch dieſen zwar kurzen, doch engen Gang durchgekommen, ſo trifft man gleich einen geräumlichen Platz an, wo man wieder Luft ſchöpfen, und ſich erholen kann. Und dieſes macht denn neuen Muth, durch den zweyten Gang, der aller Aufmerkſamkeit würdig iſt, zu gehen. Es iſt ſchon geſagt, daß die Gallerien, oder Gänge ſehr ſchlüpfrig ſind, zum Glück aber ſind Schritt vor Schritt runde Löcher eingehauen, welche machen, daß man noch bequem genug fortgehen kann, ob man ſich gleich beſtändig bücken muß. Am Ende des zweyten Ganges iſt ein Ruheplatz, und zu deſſen rechten Seite die Oefnung, durch welche man bis zu den Brunnen kömmt, doch nicht auf einer Treppe, ſondern vermittelſt einer ſenkrecht ſtehenden weiten Röhre, durch welche man faſt auf dieſe Art, wie die Schornſteinfeger in einem Schornſteine auf- und niederfahren, hinabkömmt. Am Ende des Ruheplatzes nimmt der dritte Gang, der zum unterſten Zimmer führet, ſeinen Anfang. Er gehet eben in einer geraden Linie fort. Vor dem Zimmer liegen einige Steine, welche den Zugang dazu etwas beſchwerlich machen. Doch kann man dieſe Schwierigkeit mit leichter Mühe überwinden.

Das Zimmer iſt inwendig gleichfalls ganz mit Steinen bedeckt. Wer ſich die Mühe nehmen wollte, es zu unterſuchen, wie und woher ſie dahin gekommen ſind, der würde ſich eben der Beſchwerlichkeit, ſo gezerret, und fortgeſchleppet zu werden, als bey dem Uebergange von der erſten Gallerie zur andern geſchehen mußte, blos ſtellen; denn es iſt auch hier eine gewaltſame durchbrochene enge Oefnung, durch welche es noch wenige zu kriechen gewagt haben. Die wenigen, welche die Neugierigkeit getrieben hat, hinein zu gehen, verſichern, daß ſich der Gang, wozu man durch dieſe

Oefnung kömmt, nicht weit erſtrecke, und weiter nichts, als eine Niſche, oder Vertiefung in der Wand, darin zu ſehen ſey. Hat man denn das unterſte Zimmer in Augenſchein genommen, ſo gehet man wieder zurück durch den geraden Gang, bis man an den Ruheplatz gelanget, welcher dem vierten Gange ſeinen ſcharfen Winkel benimmt, wodurch er mit dem zweiten verbunden iſt. Hier muß man aufwärts ſteigen, und ſeine Füße in einige Löcher ſetzen, die an beyden Seiten der Mauer eingehauen ſind. Auf die Art kömmt man zu dem vierten Gange, der weiter aufwärts gehet, man muß alſo da hinauf und fortkriechen. Ob er gleich zwanzig Fuß hoch iſt, und auf beyden Seiten ſich erhöhete ſteinerne Bänke befinden, ſo iſt er doch ſo ſteil und ſchlüpfrig, daß, wenn man die in den Fußboden eingehauene Löcher, die zur Erleichterung des Aufſteigens gemacht ſind, verfehlen ſollte, man zurückfallen, und aller angewandten Mühe und Kräfte ohngeachtet, nicht verhüten könnte, daß man nicht bis auf den Ruheplatz wieder zurückführe. Hat man dieſe Schwierigkeiten überſtiegen, ſo trift man am Ende des Ganges einen kleinen Abſatz an, wo man ſich hinſetzen und ausruhen kann. Alsdann aber gehet das Klettern von neuem an. Weil man aber gleich zu einer neuen Oefnung gelanget, wo man aufrechts ſtehen kann, ſo vergißt man die ausgeſtandene Mühe gleich, indem man ſich mit der Betrachtung eines kleinen Raumes beſchäftiget, der Anfangs zwar nur eine Hand breit weiter iſt, als der Gang ſelbſt, ſich aber in der Folge auf beyden Seiten immer mehr erweitert. Endlich aber muß man ſich noch einmal angreifen, und den übrigen fünften Gang durchgehen, der in gerader Linie zu dem oberſten großen Saale führet, den ich vorhin ſchon beſchrieben habe. Iſt man in dieſem Saale angelangt, ſo pfleget man einige Piſtolen loszuſchießen, um ſich an dem Knalle, der einem Donnerſchlag gleich kömmt, zu vergnügen. Weil aber nicht zu hoffen ſtehet, daß hier mehr, als andere ſchon angemerket haben, zu entdecken ſey, ſo nimmt man ſeinen Rückweg auf eben dem Wege, darauf man hergekommen iſt; man muß aber auch den Rückweg auf gleiche Art, wie den Herweg nehmen, und ſich gleicher Beſchwerlichkeiten wieder unterziehen, vornemlich, was die vielen Steine, und die Menge Sandes betrift, welche den Ein- und Ausgang beſchwerlich machen.

Sobald man aus der Pyramide wieder heraustritt, muß man ſeine Kleider wieder anlegen, und ſich warm halten. Man thut auch wohl, wenn man gleich ein Glas voll Brandtewein, oder ſonſt ein ſtarkes Getränke, zu ſich nimmt, um den Seitenſtechen, vorzubeugen, welches man ſonſt empfinden würde, wenn man ſich der ſchnellen Veränderung der Luft blos ſtellte, und aus einer großen Hitze in eine gemäßigtere Luft auf einmal käme. Hat man aber ſeine natürliche Leibeswärme wieder erlangt, ſo ſteigt man nachher auf die äußere Spitze der Pyramide, um von da das ringsumhergelegene Land zu überſehen. Dieſes iſt gewiß eine reizende und angenehme Ausſicht. An dieſer Spitze findet man eben ſo wohl, als bey dem Eingange in die Pyramiden und inwendig in ihren Zimmern, ſehr viele Namen derjenigen Perſonen angeſchrieben, oder vielmehr eingegraben, welche die Pyramiden zu verſchiedenen Zeiten beſucht, und die Abſicht dabey gehabt haben, der Nachkommenſchaft das Andenken an ihre Reiſen zu überliefern.

Nachdem man alſo die erſte Pyramide genau betrachtet hat, verläßt man ſie, und geht zur zweyten, mit ihrer Beſichtigung wird man, weil ſie niemals geöffnet worden iſt, bald fertig. Inzwiſchen kann man doch die

Trümmern des Tempels an ihrer Oſtſeite in Augenſchein nehmen. Und indem man unvermerkt weiter herab kömmt, erblickt man den Sphinx, deſſen ungeheure Größe die Aufmerkſamkeit eines Reiſenden an ſich ziehe. Man wird ſich dabey des Unwillens über diejenigen, ſo muthwillig geweſen ſind, die Naſe dieſes Sphinxs, zu beſchädigen und ſehr zu verſtellen, nicht enthalten können. Man wird aber auch nicht vergeſſen, die andern großen und kleinen Pyramiden mit den dabey befindlichen Grotten zu beſichtigen.

Sollte man auch weiter nichts hierum finden, daß die Neubegierde unterhielte und befriedigte, ſo darf man nur zu zwo alten Brücken gehen. Sie ſtehen nicht weit von Gize, und zwar dieſem Orte, nach dem Compaſſe zu reden, gegen Oſten ein Viertel nach Norden zu, und in Anſehung der Pyramiden gegen Norden ein Viertel nach Weſten zu. Sie ſind auf einer Ebene gebauet, die alle Jahre zur Zeit, wenn der Nil austritt, überſtrömet wird. Von den Bergen ſtehen ſie eine halbe Meile, und von der erſten Pyramide eben ſo weit ab. Die erſte dieſer Brücken erſtreckt ſich von Norden zu Süden, und die zwote von Oſten zu Weſten. Man verwundert ſich billig über ihre Lage in einem Striche Landes, der der Ueberſchwemmung nicht mehr, als andere Ebnen ausgeſetzt iſt. Es läßt ſich keine andere Urſache ihrer Anlegung als dieſe vorſtellen, daß an dieſer Stelle, wo ſie ſind, vor Zeiten ein Kanal muß vorhanden geweſen ſeyn. Ihre Bauart ſowohl, als die Aufſchriften, welche man davon lieſet, zeigen an, daß ſie ein Werk der Saracenen ſind. Diejenige, welche in einer Strecke von Norden nach Süden liegt, ruhet auf zehn Bogen, und iſt 241 Fuß lang, zwanzig Fuß aber und vier Zoll breit. Ihre Höhe von und über der Erdfläche beträgt zwey und zwanzig Fuß. Sie ſind aus großen Quaderſteinen, die denen zu Bentheim an Feſtigkeit gleichen, gebauet. Beyde Brücken ſtehen 400 Schritte voneinander ab. Darneben iſt eine Mauer von Ziegelſteinen, nach Art eines ſteinernen Dammes, aufgeführt, die an jedem äußerſten Ende beyder Brücken ihren Anfang nimmt, aber doch nichts einſchränkt.

Wenn man denn die Unterſuchung aller dieſer Alterthümer geendigt hat, ſo geht man zurück nach der Stadt Cairo auf eben die Weiſe, wie man von da hergekommen war, doch ſo, daß man die Rückreiſe in einem Weg thut, ohne ſich unterweges wo aufzuhalten. Man wird hiebey allezeit die Vorſicht brauchen, einen Janitſcharen auf dieſer Reiſe mit ſich zu nehmen. Große Dienſte kann man ſich zwar von ihm nicht verſprechen; weil aber doch das gemeine Volk für einen Janitſcharen eine gewiſſe Achtung hat, ſo iſt deſſen Gegenwart einem Reiſenden wenigſtens dazu gut, daß er ſich nicht die Mühe nehmen darf, dem ihm begegnenden Pöbel aus dem Wege zu weichen. Man bezahlt ihm für dieſe Reiſe einen Fendoucli oder eine Zechine. Die Araber, welche die Reiſenden in die Pyramiden begleiten, halten ſich für reichlich bezahlt, wenn man einem jeden zwanzig Parate giebt. Demnach mögen die Koſten auf dieſer Reiſe überhaupt der ganzen Geſellſchaft etwa auf vier Zechinen zu ſtehen kommen. Hierin aber ſind die Lebensmittel nicht mit eingeſchloſſen, womit ſich einjeder zu verſehen, nicht unterlaſſen wird, denn es iſt ein bloßer Zufall, wenn man in den Dörfern, wo man durchreiſet, etwas mehr als Butter und Eyer antrift. Es gehet ganz gut an, daß man die Reiſe, wenn man Luſt dazu hat, in einem Tage vollende. Alsdann aber muß man früh Morgens von Cairo aufbrechen, und ſich unterweges nicht aufhalten. Man kann alsdann alles, was in und bey den Pyramiden zu ſehen iſt, ganz gemächlich beſichtigen, und doch des Abends zur rechten Zeit wieder zu Cairo anlangen. Die Reiſekoſten werden auch in dieſem

Falle kaum halb ſo viel betragen, als wenn man zwey Tage reiſt. Ich habe beydes verſucht, und habe mehr Vergnügen gehabt, wenn ich die Reiſe in einem Tage abthat, als da ich zween Tage darauf zubrachte. Bleibt denn nicht gleich ſo viel Zeit vor der Hand übrig, als wenn man zwey Tage darauf zubringt, ſo hat man doch hinlängliche Zeit, und ich wüßte nicht, was übrig bleiben könnte, das ein Reiſender nicht an einem Tage da beſichtigen könnte. Für meine Perſon würde ich lieber zweymal nach den Pyramiden reiſen, und auf jede Reiſe nur einen Tag verwenden, als zu einer Reiſe zween Tage beſtimmen.

IV.

Abhandlungen.

Vermiſchte Aufſätze.

1.

Aglaura, oder die Fee vom Walde, eine Erzählung.

Vorbericht.

Diese [illegible] Geſchichte befindet ſich, ſo wie wir glauben, nur im Manuſcripte; und der eigentliche Verfaſſer iſt uns unbekannt: Man ſagt, es ſey eine Ueberſetzung, doch ohne zu wiſſen, aus welcher Sprache. Unſere Muthmaſung gehet vielmehr dahin, daß es ein Geſellſchaftsſtück ſey, das irgend ein unglücklicher Liebhaber abgefaßt hat, um einer Dame zu beweiſen, daß er ihr ſtets anhangen würde, ſo hart ſie ihn auch immer behandeln möchte. Doch dem ſey wie ihm will, ſo halten wir dieſes Stück ſchlechterdings für neu; und daß es verdient, hier einen Platz zu finden.

Ich ging dieſer Tage in einen ſehr einſamen Wald ſpatzieren, wo ich in aller Freyheit meinen Träumen nachhing. Ohn' es zu merken, hatte ich mich in das dickſte Gehölze vertieft; ich kam von meiner Zerſtreuung zurück, und wollte den verlornen Weg wiederfinden; doch alle mein Suchen war umſonſt. Ich ſetze mich endlich, da meine Mühe vergeblich war, unter einen Baum, und werde eines Frauenzimmers von ſeltener Schönheit gewahr, das einen Wagen, von vier weißen Hirſchkühen gezogen, führet. Daſſelbe glich der Diana, wenn ſie die furchtſamen Thiere verfolget. Unausſprechlich war mein Erſtaunen, als ſich die Dame mir näherte. Durch welchen Zufall, fragte ich ſie, oder vielmehr, durch welch' eine Bezauberung bin ich ſo glücklich, eine ſo liebenswürdige Perſon in dieſem Gehölze zu finden. Wären wir noch, fuhr ich fort, in den Zeiten, wo ein einziger Schlag des Zauberſtabes Wunderdinge erſcheinen ließ — gewiß ich hielte Sie für eine der reizenden Feen, denen, den Menſchen wohlzuthun, das größte Vergnügen war. Wie, erwiederte ſie mir, wären Sie auch einer von denen, welche alle die Wunder, ſo man von uns erzählet, für lächerliche Geſchichten, und kindiſche Einbildung halten? Nach Ihrer Verwunderung zu urtheilen, ſollte man glauben, daß Sie wohl gar an dem, was Sie ſelbſt ſehn und hören, noch zweifeln, und es für Träume und Täuſchung halten. Von dieſem lächerlichen Vorurtheile will ich Sie heilen, und Ihnen die Urſach zeigen, warum die Wunder ſich nicht mehr, wie ehemals ereignen; und warum man nicht mehr in der Welt von uns ſpricht. Setzen Sie ſich neben mir; ich will Sie in meinen Pallaſt begleiten, und Ihnen dort in den groſſen Wahrheiten unterrichten, die Sie bisher als eitel Lügen betrachtet haben.

Der Fee gehorſam, reiſen wir ab, und kommen in wenig Augenblicken bey einem ſteilen Felſen, den ſie mit einem Schlage ihres Stabes berühret; er theilet ſich, und ich ſehe zwey weite goldne Thore, die ſich von ſelbſt öfnen. Wir gehn geſchwinder hindurch, als der Bliz, der die Wolken trennt; wir befinden uns in einer langen Pomeranzenallee, deren Gipfel in voller Blüte ſtunden: mitten hindurch floß ein mit Wohlgerüchen erfüllter Strom, von den Blumen, die beſtändig hineinfielen, und um ihr herum ſchlugen unzählige Vögel die ſüßeſte Muſik. Am Ende dieſer herrlichen Allee entdeckte man das von Criſtall erbaute Schloß, deſſen Glanz die Augen verblendete. Wir gingen über eine gediegene ſilberne Brücke, und traten in den Pallaſt, wo wir in eine Gallerie kamen, die mit koſtbaren Steinen von allen Farben gepflaſtert war; nachdem wir verſchiedne ausgeſchmückte Gemächer mit allem, was Kunſt und Pracht dem Auge Entzückendes darbieten können, geſchwind durchgangen waren: allein, was meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog, waren die Gemälde, die man noch nirgends ſo geſehn hat. Ich wurde gar nicht müde, und konnte mich nicht ſatt an ihnen ſehn. Die Gallerie beſtund aus Bildniſſen und Gemälden, ſo die Abentheuer der bekannteſten Feen vorſtellten, die Geſchichte des Königs Schaaf, des grünen Serpentin, des gelben Zwergs, die des Prinzen Schwätzer, der durch die Liebe geheilt wurde; und noch viele andre, alle ausnehmend ſchön.

Die Fee führte mich nun, nachdem wir den weitläuftigen und prächtigen Pallaſt durchgangen waren, in einem Saal, wo man eine herrliche Mahlzeit aufgetragen hatte. Junge und niedlichgekleidete Nymphen ſangen das Lob ihrer Herrſchaft, und die Schlachten wider die Magier, ihre geſchworne Feinde. Nach geendigter Mahlzeit verweilten wir in einem ſo reich geſchmückten Zimmer, als ich vorher noch nicht geſehn hatte; und die Fee ſetzte mir ſo lange zu, bis ich mich neben ſie niederließ.

Ich verſprach, fing ſie ihre Rede an, Dir zu entdecken, warum Ihr längſt keinen Beyſtand und keine Wohlthaten mehr von uns empfanget. So wiſſe dann, daß in den glücklichen Zeiten, die nicht mehr ſind, nur Ehre und Rechtſchaffenheit im Schwunge gingen. Erhielt einer eine Wohlthat, ſo war er ihrer auch ſtets eingedenk. Der Eigennutz, der niedre Geitz nach Gold, der jetzt die Welt beherrſcht, und die Menſchen ſo hart, ſo ungerecht, ſo eitel macht, hatte ſie noch nicht angeſteckt; und da war es uns Wonne, Seeligkeit, der Menſchen Nothdurft förderlich zu ſeyn. Denn die uns die Tugend mit Wärme zu lieben ſchienen, entdeckten wir ſelbſt die wichtigſten Geheimniſſe unſrer Kunſt. Sollteſt Du nicht von den ausnehmenden und wohlthuenden Würkungen unſers Zauberſtabs geleſen haben; wir unterließen nicht, denen, die ihr Vertrauen auf uns ſetzten, neue Bezauberungen durch ſelbige hervorzubringen, um ihnen zu gefallen, oder ihren Wünſchen zuvorzukommen. Aber mit der Zeit ſind ſie böſe geworden, da ſie uns haben trotzen, ſich uns gleich ſtellen, oder uns gar verachten wollen: ſie haben ihre Kräfte überſpannt; und mit Gewalt den Freygeiſt zu ſpielen, erklärten ſie für alte Weibermärchen, das, was ſie nicht verſtunden, und traten die reinſte und einleuchtenſte Wahrheit mit Füßen.

Wir wurden ihres Stolzes und ihrer Undankbarkeit endlich müde; doch uns zu klein, für ihre anmaßliche Beleidigungen Rache zu nehmen, überließen ſie ihrer thörichten Einbildung, und glaubten ſie dadurch ſattſam zu ſtrafen. Wir zogen uns in unſichtbare Palläſte zurück, doch denen nur, ſo der Zutritt zu uns verſagt iſt; und hier lachen wir ihrer Thorheiten, ohne uns weiter um ſie zu bekümmern.

An Dir aber bemerkte ich, daß Du ganz in Dich vertieft wareſt, und die Stille ſuchteſt. Deine traurige Mine zog mich an Dich; ich wurde durch Dich gerühret, und wenn Du mir offenherzig die Urſach Deiner Traurigkeit entdeckeſt, will ich aus Gunſt zu Dir, von unſerm allgemeinen Geſetz, eine Ausnahme machen: rede, ich kann gleich helfen ..... Ich bin außer mir, für ſo viele Güte, erwiederte ich — aber, wer kann wider Liebe? So liebeſt Du? Ach, wohl liebe ich, und eine Undankbare! Alle meine Bekümmerniß, mein Entzücken, meine Standhaftigkeit, meine Wünſche, meine Schwüre, nichts kann ſie feſſeln, nichts ſie beſiegen. Immer taub zu meinen Klagen; ſchon hundertmal verſuchte ichs, mich von ihr zu trennen, allein umſonſt, ich kann ſie nicht vergeſſen, ein einziger Blick von ihr, entzündet mich von neuen, und feſſelt mich zu ihren Füßen: ich ſehe ſie, und alle ihre Härte iſt vergeſſen, und alle mein Verdruß wird von der Liebe beſiegt. Wie betrübe es mich, erwiederte die Fee, daß Du bey ſo viel Liebe und Beſtändigkeit, das Schlachtopfer des Stolzes einer bloßen Sterblichen ſeyn ſollſt; aber das heißt zu viel Verdruß erdulden, und ich will trotz meinen Haß, den ich wieder Dein Geſchlecht gefaßt habe, Dich glücklich machen. Hierauf glaubte ich, die Fee würde mir ſogleich ihren Beyſtand durch einen Liebestrank anbieten, um meine Schöne zu meinen Gunſten zu erweichen. Schon dachte ich ihr dafür zu danken, als Aglaura (dieß war der Name der Fee) zu meinen Erſtaunen mir antrug, bey ihr zu bleiben. Hier mußt Du einer ununterbrochenen Glückſeeligkeit genießen, in einem ewigen Frühling Deine Tage durchwandeln: und Kummer, Krankheit und Alter ſind dieſem Orte fremd und unbekannt. Ein Vergnügen verfolgt das andre, ohne von ſeiner Neuheit zu verlieren, und die Ruhe hat hier eben ſo mächtige Reize, als der Genuß. Da haſt Du meine Hand! Dieſe Zudringlichkeit ſetzt Dich in Verwundrung, wie ich ſehe, aber Du weißt nicht, daß die Laſter, die die Menſchheit erniedrigen, ganz von uns ausgeſchloſſen ſind. Wir bekennen, ohne Erröthen, die Zärtlichkeit, ſo man uns einflößt, und die das Herz beym Anblicke von liebenswürdigen Gegenſtänden empfindet: doch zwingen wir die Neigung und Gegenliebe keineswegs. Ein freyes, ungeheucheltes Bekenntniß gefällt uns ſehr; aber eine abſchlägliche Antwort bringt uns nicht auf. Rede dann aus freyer Bruſt, und ſtimmt Deine Leidenſchaft nicht mit meinem Anerbieten überein, ſo fürcht' Aglauren nicht; vielmehr werde ich über Deine Blindheit trauren, und Dich wieder an Ort und Stelle bringen, wo ich Dich fand, oder wo es Dir ſonſt hinzugehn belieben wird. Rede nun ohne Anſtand .... Liebenswürdige Fee, ſagte ich, die Götter ſelbſt würden über ein Loos, wie Du mir's anbieteſt, auf mich eiferſüchtig werden; ich fühle ſeinen ganzen Werth: aber meine Liebe, ſo unglücklich ſie auch immer ſeyn mag, geht mir über alle Herrlichkeiten, deren je ein Sterblicher genießen kann. Verzeihet meiner Offenherzigkeit und meiner Schwachheit zugleich, ich kann nicht einen Augenblick leben, ohne an den Gegenſtand meiner Liebe zu denken.

Du dauerſt mich, verſetzte Aglaura, kenneſt die Uebel, die Dich bedrohen, und haſt nicht Stärke genug, der glücklichſte Sterbliche zu werden. Ich begreife nicht, wie ein bloſſes Geſchöpf . . . . Ich, erhabne Fee, ſolltet Ihr ſie kennen, würdet Ihr Euch nicht mehr wundern; noch nie ſahe man ſo vielen Reiz beyſammen. Zucht und Schaam leuchtet in ihrem ſchönen Auge, ein edler und gefälliger Anſtand, ein einnehmendes Betragen, nur ein Ton ihrer lieblichen, melodiſchen Stimme, und man muß ſie lieben. Ihr Geiſt übertrift noch die Schönheit, die die Natur über ihren Körper verbreitet. Wie ſchön, wie einnehmend iſt ſie! Mich entzückte ſie, und zog mich ganz in ſich, und ſo unempfindlich ſie zu meinen Wünſchen ſeyn mag, ſo ſcheint ſie mir noch hundertmal ſchöner, als ich verliebt bin. Welch ein Glück für mich, göttliche Aglaura, könnt' ich noch einſt ihre Zärtlichkeit verdienen! Vielleicht daß meine Standhaftigkeit, meine Beſorgniſſe, mein Beſtreben, ihr zu gefallen, vielleicht daß alles das ihr Herz erweichen kann, und ſie mir Gegenliebe ſchenkt. Armer Ritter, nahm Aglaura das Wort: haſt Du die Weiber nicht beſſer kennen lernen? Wenn man Mittel gefunden, Liebe einzuflößen, und doch nicht glücklich war, ſo wird man ihnen ſtets gleichgültig bleiben: alles, was ſie rühren könnte, mißfällt, Sorge, Zärtlichkeit, Aufwand, alles Dinge, die ſie beläſtigen, und ſie immer mehr und mehr von euch entfernen. Iſt noch ein Mittel, Gegenliebe zu erwecken, ſo würde es ſeyn, ihre Eiferſucht rege zu machen; der Vorzug, den man dann einer fremden Schönheit zu geben ſcheint, läßt die Eigenliebe der Verlaſſenen leiden; ſie läßt von ihrem Stolze und ihrer Verachtung nach: und ſieht man denn endlich, wie ſo wenige bey ihrer Wahl aus Ueberlegung handeln, oder ſich aus Dankbarkeit bewegen laſſen, wie viel begünſtigte Liebhaber müſſen demnach nicht ihr Glück dem Eigenſinne der Geliebten zu verdanken haben. Gewiß kömmt Dir für übertrieben vor, was ich Dir von den Weibern ſage; doch Du haſt ſie auch noch nicht genug kennen lernen. Wie Beyſpiele die Sache ſinnlicher machen, ſo will ich Dir die Geſchichte des Prinzen von der grünen Inſel erzählen: das wird Dich weit beſſer davon überführen, als alles, was ich ſonſt noch von ihnen ſagen könnte.

Geſchichte des Prinzen von der grünen Inſel.

Es giebt in Indien ein Eiland, die grüne Inſel genannt, darum, weil ſie mit Wieſen und immer grünen Bäumen beſetzt iſt. Der Winter iſt unter dieſen glücklichen Himmelsſtrich nicht zu merken; Blüte und Frucht wechſeln einander ununterbrochen ab. Die Einwohner ſind wohlgebildet, und von vollkommener Schönheit; leben in Ruhe und Frieden, und verachten allen Ruhm der Waffen; gleichwohl ſind ſie tapfer, wenn es darauf ankommt, ihr Eigenthum zu vertheidigen, oder die unterdrückte Bundesgenoſſen in Schutz zu nehmen. Einer meiner Verwandten regierte ehemals über dieſes Volk; ihm eine Lobrede hier halten, kann ich nicht, aber ſagen muß ich doch, daß ihm die Krone von dem verſammelten Volke einſtimmig zuerkannt wurde; denn ſo befiehlt das Landesgeſetz, daß nur Verdienſt und Tapferkeit die Krone verdiene. Der, von dem ich rede, wurde von ſeinem Volke angebetet; und er war in der That auch der Achtung würdig, in die er ſich bey ſeinen Unterthanen geſetzt; denn er vereinigte in ſich alle Tugenden, ſo die Menſchheit ehren. Dieſer große Prinz heirathete kurze Zeit nach der Krönung die Prinzeſſin Feliciane, die Tochter eines Königs, der ſein Lehnträger war. Nach einem Jahre hatte er einen Sohn von ihr. Ich wurde zur Königin geladen, ihr in den Wochen beyzuſtehen; ich eilte, daß ich zu ihr kam, noch von zween Feen, meinen Freundinnen, begleitet. Wir nannten den jungen Prinz, Almanſor, und ſtatteten ihn mit allen

Eigenſchaften und Tugenden aus, die ihn ſeinen Vater ähnlich machen konnten. Zehn Meilen von der grünen Inſel herrſchte ein andrer Prinz, der zu gleicher Zeit eine ſo ſchöne Tochter hatte, daß man ſie die Prinzeßin Tauſendſchön nannte. Sein Königreich hieß die Blumeninſel. Der König von der grünen Inſel hielt um die Prinzeßin für ſeinen Sohn an; ſie wurde ihm bewilligt, und reiſete ſogleich ab: denn es war die Gewohnheit, Kindern, die man für einander beſtimmte, auch eine gemeinſchaftliche Erziehung zu geben, damit ſie ſich beyde in ihren Neigungen deſto beſſer kennen lernten. Die Königin Feliciana faßte vom erſten Augenblick, als ſie ſie ſah, alle erdenkliche Zärtlichkeit für ſelbige, und nahm ihre Erziehung ſelbſt auf ſich. Ihre Sorgfalt blieb auch nicht unbelohnt. Tauſendſchon machte in allen, was ſie lernte, einen ausnehmenden Fortgang; ihr Geiſt war, in einem Alter von ſechs Jahren, ſo ſehr gebildet, als es nur Kinder von zwölf Jahren ſeyn können. Ihre Schönheit nahm mit dem Alter zu. Schade, daß ſie etwas zu gleichgültig und zu ſtolz war, doch mit den Jahren, hofte man, würde ſich ſolches wohl ändern. Der Prinz **Almanſor** hatte einen ganz entgegengeſetzten Karakter. Er war von einer Leutſeligkeit, die jedermann entzückte; er bezeugte ſeiner lieben Tauſendſchön alle Zuneigung, die man von einem großmüthigen und empfindlichen Herzen erwarten konnte. Er ſuchte ihr in allem, was ihr nur immer gefallen konnte, zuvorzukommen, und ſann täglich auf neue Ergötzlichkeiten. Es gefiel mir, ihm zu vergnügen, allerhand Spielzeug zuzuſtellen: bald waren es Puppen, die ſehr ſchön ſungen und tanzten, bald war es ein Hündchen, in eine Nußſchale eingeſchloſſen, ein andermal war es eine Kutſche von ſechs Pferden gezogen, die kleiner als Mäuſe waren. So lieb ihm auch dieſe Koſtbarkeiten ſeyn mochten, ſo verhielt er ſie doch nicht einen Augenblick, ſondern brachte ſie ſeiner Prinzeſſin. Aber alles umſonſt für den guten **Almanſor**; der Sinn und die ſtolze und verachtende Gemüthsart der **Tauſendſchön** wurde keineswegs durch alle ſeine Gefälligkeiten erweicht. Sie nahm ſeine Geſchenke, ſogar die, ſo ihr das meiſte Vergnügen machen konnten, mit einer ſolchen Gleichgültigkeit an, die den Prinz aufbringen muſte; ſie würdigte ihn nicht einmal einiger Aufmerkſamkeit, und ſahe ihn als einen Fremden an. Man ſtellte ihr mit jedem Tage vor, wie ſehr ſie dem Prinzen verpflichtet ſey, und da ſie doch einmal dazu beſtimmt wäre, ſeine Geliebte zu werden, ſo müſte ſie auch ihm zu gefallen ſuchen. Doch weder der gute Rath der Verwandten, noch die Bitten und das Beſtreben des Prinzen konnten ſie von ihrer Geſinnung abbringen. Gleichwol wuchs die Leidenſchaft vom **Almanſor** immer mehr und mehr gegen ſie. Kaum hatte er ſein ſechzehntes Jahr angetreten, als er ein Turnier bekannt machen ließ, in welchem er ſich erbot, gegen jedermann zu behaupten, daß **Tauſendſchön** die ſchönſte Perſon von der Welt ſey. Viel tapfre Ritter kamen aus allen Landen herbey, um gegen ihn die Schönheit ihrer Geliebten zu vertheidigen. Er überwand ſie alle; zuletzt kam einer an, der Abutaleb hieß, der Sohn des groſſen Magier's **Zabaim**, der grauſamer als alle ſeine Zunftgenoſſen waren: er hatte ſich eines weitläuftigen und mächtigen Reichs bemächtigt, und den rechtmäßigen Beherrſcher und ſeine ganze Nachkommenſchaft umgebracht. **Abutaleb**, der ſeinem Vater an Bosheit nichts nachgab, kam gar nicht in der Abſicht auf die **grüne Inſel**, um die Reize einer Prinzeſſin zu behaupten. Bis jetzt war er unempfindlich gegen alle Liebe geweſen: aber da er Luſt zu reiſen hatte, machte er ſich die Gelegenheit des Turniers zu Nutze. Kaum ſah er die

Prin=

Prinzeßin Tauſendſchön, ſo wurde er von ihrer Schönheit gerührt, und wurde ſterblich in ſie verliebt. Er wollte mit dem Prinzen fechten, doch nicht ſowol darum, ihn, was er behauptete, ſtreitig zu machen, als vielmehr ihn zu ſtrafen, weil er die Prinzeßin vor ihm geliebt habe, und ſich allein in deren Genuß für würdig hielt. Abutaleb war bey allen ſeinen ſchlechten Eigenſchaften doch tapfer; aber ſein Stolz übertraf noch ſeinen Muth. Er ging in den Platz, wo die Laufbahn war, und ſahe viele Ritter ſchon von Almanzor beſiegt. Dies freute ihn um ſo mehr, da er eine übertriebne Meynung von ſeiner Geſchicklichkeit und von ſeinem Muthe hatte. Die Gelegenheit, dieſen jungen Prinzen zu beſtreiten, kam ihm ſchon als ein rechter Glücksfall vor; er geht ihm mit vielen Anſtand entgegen, hält den erſten Stoß aus, ohne erſchüttert zu werden, wird aber beym wiederholten Angrif vom Almanſor aus dem Sattel gehoben. Kein Ritter unterſtand ſich weiter mehr, ſich mit dem Sieger zu meſſen. Der Prinz als Meiſter vom Platz eilte nun, ſeine Lanze zu den Füßen der Prinzeßin zu legen, die durch dieſe Ehre gerührt ſchien; doch es war nur ein Uebergang von Eitelkeit, und ihr Herz hatte keinen Theil daran. Abutaleb, durch ſeine Erniedrigung in Wuth gebracht, hatte ſich trotzig entfernt, und dachte auf Rache. Er ruft ſeinen Vater mit mächtiger Stimme: „Herr, ſpricht er zu ihm, jetzt eben bin ich von Almanzor überwunden worden, und ich bin gegen die ſchönſte Prinzeßin von Liebe entbrannt; ich flehe zu Eurer Macht, mich an jenen zu rächen, und dieſe zu beſitzen. Sie iſt an einen jungen Wagehals verſprochen, der ſie ganz innig liebt; gebt mir Mittel an die Hand, ſie zu entführen, und ſättige zu gleicher Zeit meine Liebe und meine Rache.“ Der Magier Zabaim billigte den Vorſchlag ſeines Abutaleb, und die Nacht deſſelbigen Tages, der für Tauſendſchön ſo glorreich geweſen war, wurde zu ihrer Entführung auserſehn.

Der Magier ſchläferte durch ſeine Bezauberungen die Wache des Pallaſts ein, ſo wie alles Frauenzimmer der Prinzeßin; ſie ſelbſt berührte er mit dem Stabe, damit ſie nicht erwachen konnte, und als er ſie darauf in einen Wagen geſetzt hatte, nahm er mit ihr und ſeinen Sohn den Weg nach dem Königreich **von den Gebürgen** (denn ſo hießen die Staaten, die dieſer furchtbare Zaubrer an ſich geriſſen hatte). Die Bezaubrung währte noch, als ſie in ihren Pallaſt ankamen: aber kaum hatte ihn **Tauſendſchön** betreten, als der grauſame Abutaleb eine geheime Macht fühlte, die ihn zwang, ſich von ihr zu entfernen. Dies war der bedeutende Ring, den ich ehemals der Prinzeßin gegeben hatte, da ich wußte, daß ſie ſo ſchrecklichen Widerwärtigkeiten ausgeſetzt ſeyn würde. Und dieſer Wunderring hatte eine doppelte Kraft, daß wer ihn trug, geſichert war, daß man auch nicht die kleinſte Gunſt, wider Willen, erzwingen konnte; und daß der Ring durch kein Mittel zu entwenden war.

Als nun der Prinz von dem Gebürge ſahe, daß eine unſichtbare Macht ſich ſeiner mit Furcht und Achtung für die Prinzeßin bemächtigte, entſchloß er ſich, in ein Nebenzimmer ſich zurückzuziehn, in Hofnung, daß ſie wieder erwachen ſollte. Wie **Tauſendſchön** die Augen aufthat, war ſie ſo ſehr außer ſich über den Ort, wo ſie ſich befand, daß ſie eine ganze Weile von ſich glaubte, ſie träume. Umſonſt rief ſie ihre Kammerfrauen, keine erſchien. Abutaleb ſtellte ſich endlich vor ſie, und ſagte: „Schöne und liebenswürdige Prinzeßin, erholen Sie ſich wiederum, und hören Sie auf, Perſonen zu rufen, die Sie nicht hören können. Geſtern waren Sie wol in dem Pallaſt des Königs von der grünen Inſel; aber heute ſchmücken Sie das Haus meines Vaters. Die Liebe hat mich vermocht, alle bezaubernde

Künſte aufzubieten, um Sie hieher zu ziehn; aber ich verlange nur durch Ihre Gütigkeit glücklich zu werden. Hier zu Ihren Füßen ſehen Sie den tiefgebeugten Liebhaber; die ganze weite Herrſchaft über die Gebürge gehört meinem Vater; nehmen Sie meine Hand, und ich theile dereinſt die Krone mit Ihnen; bedenken Sie, daß Ihr Glück von dem meinigen abhänge.

Dieſe Rede vollendete vollends Furcht und Entſetzen in das Herz der Tauſendſchön zu gießen; ſie antwortete nur durch Schreyen und Wehklagen, und bat, daß man ſie entweder auf der Stelle tödten, oder wieder an den Ort bringen möchte, woher man ſie entführet. Abutaleb verſuchte von neuem durch Erniedrigungen und Bitten, ſie zu erweichen, und ihr Herz zu gewinnen: Doch da ſie immer halsſtarrig blieb, fing er endlich an zu drohen. Allein nun brach Tauſendſchön in dieſe Worte aus: Ich ſchwöre Ihnen, daß ſo lange ich in dieſem ſcheußlichen Pallaſt wohnen muß, mein Haß gegen Sie mit jedem Augenblick zunehmen wird. Der harte Abutaleb konnte ſich nunmehr weder faſſen, noch ſeiner Wuth ein Gnüge thun; die Augen funkelten ihm, als er wegging, und dem grauſamen Zabaim von ſeinem neuen Verdruß Bericht erſtattete. Ich bat Euch, Vater, ſprach er, mich im Beſitz von Tauſendſchön zu ſehen, und jetzt beſchwöre ich Euch, mich an ihr zu rächen; möchte ſie doch Euer ganzer Zorn treffen; jemehr Ihr ſie kränken könnet, um ſo glücklicher werde ich mich preiſen. Der Erfolg entſprach ſeinen Wünſchen vollkommen: nie erdachte die Hölle eine Strafe, die der gleich kam, die der furchtbare Vater der Wuth ſeines Sohnes verſprach; und ich zittere ſchon bey der Erzählung davon.

Einmal im Jahr hob der Beherrſcher von dem Gebürge, auf dem ganzen Erdboden, den gröſten Theil von ſchönen Perſonen auf, die er habhaft werden konnte, zum Beſten einer magiſchen Operation, die er ſelbſt erfunden hatte. Viel andere Magier verſammelten ſich bey ihm. Nun ſuchte man unter ihnen die größte Schönheit heraus, und nachdem man ſie mit der Geſchwindigkeit eines Hirſches begabt hatte, überließen ſie die Grauſamen der Flucht ihrer Hunde. Dieſe verabſcheuungswürdige Jagd geſchahe beym Schein der Fackeln, weil ſie vielleicht den Glanz der Sonne und des Tages ſcheuten, ihre Schandthat zu erleuchten. Wenn nun das Frauenzimmer von den Hunden gefaßt worden, und in Stücken zerriſſen war, ſo verbrannte man die traurigen Reſte, und vermiſchte ihre Aſche mit der von giftigen Kräutern, die ſo ſchnell und ſchrecklich in ihrer Würkung waren, daß ſie in einem Augenblick, von dem einen Ende der Erde bis zum andern, eine Sündfluth von Jammer und Elend verbreiten konnten.

So war die Todesſtrafe beſchaffen, zu welcher **Zabaim** die unglückliche **Tauſendſchön** beſtimmte. Mitten in der Nacht ließ er ſeinen Sohn ſagen, daß er die Prinzeßin hetzen würde, und daß die Jagd um ein Uhr ihren Anfang nehme. **Abutaleb** hielt dafür, daß wenn er die Prinzeßin von dem ihr bevorſtehenden Schickſale benachrichtigte, ihr Muth wohl wanken würde. Aber **Tauſendſchön** entſetzte ſich ganz und gar nicht, und mit aller Gelaſſenheit, wie einer, der ſich gefaßt gemacht hat, verſicherte ſie ihn, daß alle grauſame Martern der nicht beykäme, ihn vor ſich zu ſehen. Er ging eben ſo erſtaunt als zornig von dannen, und ſuchte die Magier auf, in Hofnung, ſeine Wuth, durch das zu genießende Schauſpiel, zu beſänftigen. Bis auf den letzten Augenblick ſchmeichelte er ſich noch, daß die erſchrockene Prinzeßin ſich anders beſinnen würde, und dieſer Gedanke ergötzte ihn. **Tauſendſchön** war auch kaum allein, als die ſchrecklichſten Vorſtellungen ihren Kopf durchkreutzten, dazu das Bild des Todes, und das Furchtbare, das eine ſolche Strafe begleiten mag. Mitten in ihrer Angſt ſtellte ſich der zärtliche Almanzor ihrer Einbildungskraft dar. Sie erinnerte ſich ſeiner Geſchicklichkeit, ſeines Muths, und der Siege, die er ihrentwegen erfochten hatte. Das war das erſtemal, daß ſie nach ſeiner Gegenwart ein Verlangen trug; aber wie konnte ſie ihn vermuthen, da er ein Paar tauſend Meilen von ihr getrennt war? ..... Schon war es Mitternacht, und man hörte ſchon von weiten die Hörner ertönen, und die Hunde klaffen; überall ſahe man Zauberer ankommen, wie ſie die Lüfte durchſchnitten, dieſe auf Wagen von Geyern gezogen, andre auf Greifen ſitzen. Sobald ſie abgeſetzt hatten, ließ ſie Zabaim einen herrlichen Läufer beſteigen. Wie nun alle angekommen waren, ſo befahl er, das Schlachtopfer vorzuführen. Er ſelbſt, von ſeinem Sohne Abutaleb begleitet, wollte den Höllenhaufen anführen, ſeine vielen Jagdhunde gingen voraus, und unterm Blaſen von hundert Hörnern langten ſie in den ſchwarzen Wald an, wo die Prinzeſſin Tauſendſchön geſchlachtet werden ſollte.

Während dieſer abſcheulichen Zubereitungen war der Hof von der grünen Inſel in tiefer Trauer. Die Entführung der Prinzeſſin hatte alle Einwohner niedergeſchlagen; aber nichts glich der Verzweiflung des Prinzen Almanzor. Wohl hundertmal würde er ſich umgebracht haben, hätte nicht die Hofnung, ſie noch retten zu können, ihn wieder aufgerichtet. Zum Glück hatte ich an eben dem Tage eine verſtändige Taube an ihn abgeſchickt, um den Almanzor über ſeinen Sieg meine Freude zu bezeugen. Die Taube hatte die Entführung der Prinzeſſin vernommen, und ſtund keinen Augenblick an, Abutaleb für den Urheber dieſer Schandthat zu halten. Sie flog grade nach Zabaim ſeinen Pallaſt, wo ſie die Vorbereitung des Jagdfeſtes ſahe, und kam eiligſt zurück, mich von alle dem, was vorging, zu unterrichten. Ich ließ ſogleich meine Schwäne ſatteln, und reiſte nach der **grünen Inſel** ab, wo ich den unglücklichen und ganz troſtloſen Prinzen antraf. Er umarmte mein Knie, und wiederholte tauſendmal den Namen ſeiner lieben **Tauſendſchön**, und bat ſie unter Thränengüſſen von mir, ſo daß der wilde **Zabaim** ſelbſt vom Mitleid würde durchdrungen worden ſeyn. Ich tröſtete ihn, und verſprach zugleich, die Prinzeßin aus den Händen ihrer Henker zu reißen. Da, mein theurer **Almanzor**, iſt ein Degen; faſſen Sie die Schärfe mit der Hand, ſobald Sie die Staaten des Königs, ihres Vaters, aus den Augen haben. Dieſer hat die Kraft, Sie für aller Bezauberung zu ſchützen, und ſoll Sie an den Ort führen, wo die Prinzeßin iſt. Zugleich ließ ich **Almanzorn** auf meinen Schwanenwagen ſteigen, und er durchſchnitt die Luft ſo geſchwind wie der Blitz. Es war noch keine Viertelſtunde vergangen, ſo befand ſich der Prinz von der grünen Inſel über den ſchwarzen Wald. Die Schwäne ließen ſich in einer weiten von Bäumen umgebnen Ebne nieder, wo die Magier ſchon alle mit ihren Jagdhunden verſammelt waren. Die Prinzeßin kam jetzt eben an, und man machte ſich ſchon geſchickt, ihr die Kleider vom Leibe zu reißen, um ſie den gierigen Thieren Preis zu geben. Die Magier verwunderten ſich, mitten unter ihnen einen Unbekannten erſcheinen zu ſehn; ſie glaubten den Eintritt in ihren Kreis ganz unzugänglich gemacht zu haben, und wollten der Gewalt **Almanzor's** die Stärke ihrer Beſchwörungen entgegenſetzen, aber **Zabaim** erkannte bald, daß ſein Feind durch eine höhere Macht, als die ſeinige war, unterſtützt wurde; er berührte daher die Prinzeßin mit ſeinem Stabe, und im Augenblick ſtürzte ſie zu Boden. Auf ein zweytes Zeichen verſchwand die hölliſche Rotte. **Abutaleb**, der noch nicht in den Geheimniſſen ſeines Vaters eingeweyht war, konnte ſich weder unſichtbar machen, noch wie die übrigen zum Pallaſt durch die

Luft zurückkehren. Er blieb allein zurück; der verzweifelnde Almanzor hieb auf ihn ein, Zabaim's Sohn hielt wüthend Stand. Beyde verſetzten ſich ſchreckliche Schläge, aber Almanzor, durch Rache und Liebe geſtärkt, ſpaltete zuletzt den Kopf ſeines Gegners, und ſtreckte ihn zu ſeinen Füßen.

Kaum hatte der Strafbare das Leben verloren, als der unbeſiegbare Degen ſich wider Willen in der Hand des Sohnes der Feliciane bewegte; eiligſt beſtieg er den Wagen, leitete die Schwäne, und nach verſchiedenen Bewegungen mit dem Degen kam er mitten in ein ſchreckliches Gebürge, deſſen Gipfel ſich in den Wolken verlor. Am Abhange deſſelben erhob ſich ein weitläuftiges Gebäude, welches Zabaim angelegt hatte, um die geraubten Schönheiten darin aufzubewahren. Dieſes Schloß, deſſen Anblick Schrecken erregte, war von dunkelm Stahl, und von einem tiefen See umgeben, deſſen Waſſer ſchwarz und moraſtig war. An der Mauer waren die grauſamſten Martern abgebildet. Breite eiſerne Thore verſchloſſen den Eingang, und der edelmüthige Almanzor brauchte allen Muth, und alle ſeine Liebe, um nicht beym Anblick eines ſo ſchrecklichen Aufenthalts von Furcht überfallen zu werden. Unterdeſſen hatten die Schwäne über den See geſetzt, und Almanzor voll Ungeduld, die Prinzeßin zu befreyen, ſchwang ſich vom Wagen. Blos mit dem Degen in der Hand zerbrach er die furchtbare Pforten ſo leicht, als ob ſie von Glas geweſen wären. Zween abſcheuliche Löwen warfen ſich über ihn, und er tödtete ſie; zween Drachen, die jenen folgten, hatten ein gleiches Schickſal. Zuletzt führete ihn ein Mordgewehr in den Pallaſt des furchtbaren Zauberers. Er durchſtrich lange, dunkle und einſame Gänge, die ihn an den Eingang eines Gewölbes führeten, deſſen Tiefe bis zum Fuße des Berges ging.

Eine niedrige und enge Thür, die aber dick und von hundert eiſernen Riegeln durchflochten war, verſchloß den Weg, ſolche riß er mit eben der Leichtigkeit wie die erſtern auf, und ſtieg eine ſchwarze Marmortreppe hinunter, die ihn zum Gewölbe führte. Nun kam er zum Ort, wo **Tauſendſchön** war, und erkannte ſie durch den Schein eines Karfunkels, den er am Finger trug. Hier fand er ſie im tiefen Zauberſchlaf, denn **Zabaim** war gewohnt, die Schlachtopfer ſeiner teufliſchen Kunſt alſo zu bezaubern, aus Furcht, ſie möchten ſich aus Verzweiflung das Leben nehmen, oder wenigſtens von ihrer Schönheit verlieren. **Almanzor** berührte ſie mit dem Degen, und die Bezauberung war weg. Der entzückte Prinz, ſeine theure Prinzeßin wiederzuſehn, wirft ſich voll Liebe zu ihren Füßen, und will ihr erzählen, was er für ſie gethan hat. Aber auf einmal vergeht ihm die Sprache, und die Augen der Prinzeßin ſchließen ſich wiederum. Er fühlt, daß er ſich nicht bewegen kann, und merkt, daß ihm ſein Degen fehlt. Er ſucht ihn mit Blicken, und ſieht ihn nicht mehr. In ſeiner Liebe Trunkenheit war er ihm entwendet worden, und **Zabaim**, der, um ihn zu überraſchen, ſich unſichtbar gemacht, hatte ſich deſſelben bemächtigt. Schon empfand der Magier zum Theil den Gram, mit welchem er ſo viele Könige betrübt hatte, denn er erfuhr jetzt, daß ſein Sohn durch **Almanzor** umgekommen ſey. Doch da er ihn entwafnet ſahe, ſo wurde ſein Schmerz durch die Hofnung der Rache gemindert. Er gab ſich zu erkennen, und warf auf **Felicianens** Sohn einen Blick, furchtbarer als der Blitzſtrahl. „Unglücklicher, ſprach er zu ihm, mein Sohn iſt nicht mehr, und Deine Herzensbeherrſcherin lebt noch. Erwarte nicht, daß ich Dich jetzt tödte; meine Rache iſt nicht ſchnell, aber erſchrecklich; Deine und der Prinzeßin Strafe werden nur aufgeſchoben. Noch in dieſer Nacht wirſt Du ihr ſchrecklichſter Henker ſeyn. Rede nun, wenn Du Dich erdreuſt; rede, weil ich es nun will.“ „Ach, rief Almanzor, was wagſt Du mir vorherzuſagen? Du ſprichſt, ich ſollte meine Hand [illegible] das Blut der Prinzeßin tauchen, der ich bereit bin, mein Blut zu ihrer Vertheidigung gegen jedermann zu verſpritzen? Ach, erfinde, wenn Du kannſt, eine ſelbſt der Hölle unbekannte Marter, ich überlaſſe mich ganz Deiner Wuth, ſchone nur einer unſchuldigen Prinzeßin, länger leben zu bleiben.“ „Nein, verſetzte der Magier, meine Rache kann nur dann vollkommen ſeyn, wenn ich Dich dahin bringe, das, was Dir am liebſten auf der Welt iſt, mit eigner Hand aufzuopfern. Ich habe meine Freunde zu einer Verſammlung hier eingeladen, um ihnen dies neue Schauſpiel zu geben, Du ſollſt darin die ſchauderhafteſte Rolle ſpielen. Ach, wie reizend wird ſie für mich ſeyn.“

Ich hatte gleichſam Almanzor's Unglück vorausgeſehn, fuhr die Fee fort: denn Jugend und Liebe ſind fähig, oft unerſetzliche Fehltritte zu begehn, und die gemeiniglich unſre Ruhe ſtören, die wir unſer Leben hindurch würden haben genießen können. Die dem Prinzen von der grünen Inſel gegebne Hülfe befreyte mich nicht von aller Furcht; ich ahndete immer, daß der Prinzeßin und ihren Liebhaber irgend ein neues Unglück zuſtoßen möchte. Ich bot daher alle meine Kunſt und Wachſamkeit auf, um dahinter zu kommen, was man im Reiche der Gebürge wider die jungen Unglücklichen anſpinnen möchte. Ich ſah ſogleich in meinem magiſchen Spiegel, wie Almanzor'n der Degen ſeinen Händen entfiel, und in Zabaim's ſeine ging. Im Augenblick zerbrach mein Spiegel in tauſend Stücken, das nur dann zu geſchehn pflegt, wenn die Perſon, für die wir Sorge tragen, von den ſchrecklichſten Gefahren bedroht wird. Nun reiſete ich eiligſt ab, mit allen hinlänglich verſehn, was ich etwa brauchen könnte, und ohnerachtet aller Vorſicht, die der Magier genommen, ſein Schloß zu befeſtigen, weil er immer befürchtete, daß eine höhere Macht dem Prinzen und die Prinzeſſin zu Hülfe kommen könnte, öfnete ich mir ohne viele Mühe den Eingang dazu. So geſchwind wie ein Pfeil drang ich in die unterirdiſchen Gefängniſſe, ich machte, daß der Schlaf von der Prinzeſſin ging, und zerbrach den Zauber, der den Prinzen unbeweglich machte, und vom Mitleiden ergriffen, entzauberte ich alle die unglücklichen Schönheiten, die gleichſam in dieſen tiefen Gewölbern begraben lagen. Ich höre den Magier mit ſeiner Schaar ankommen, und nun erhob ich mich aus der Tiefe des Abgrundes, und erſchien in den Lüften mitten unter ihnen. Sobald ſie mich erblickten, nahmen alle die Flucht, denn ſie wußten, wie ſehr eine Fee ſie an Macht übertreffe. Zabaim allein wagte es, meine Gegenwart zu ertragen, und die Wuth brachte ihn ſoweit, daß er die Tollkühnheit hatte, mich anzugreifen. Wir nahmen unſre Zuflucht zum Feuer, denn Flammen ſind die gewöhnliche Waffen der Feen und Zauberer, wenn ſie aneinander gerathen. Er war bald in Aſche verwandelt, ob er gleich alle Kräfte ſeiner Kunſt aufbot.

Sobald des Tyrannen Tod bekannt worden war, kamen die Unterthanen haufenweiſe, und dankten mir, ſie von einem ſo hartnäckigen Fürſten befreyet zu haben. Sie baten mich demüthig, ihnen einen König zu geben; ich ſchlug ihnen Almanzoren vor, und ſie nahmen ihn einmüthig an. Nun fehlte ihm zu ſeinem Glück nichts mehr, als mit der Prinzeſſin Tauſendſchön verbunden zu ſeyn. Allein ſie dachte gar nicht daran, ihn für ſo viele Dienſte zu belohnen, vielmehr ſuchte ſie mich auf, und bat mich, ſie zum Könige, ihrem Vater, zu führen. „Soll ich aufrichtig ſeyn, ſagte ſie zu mir, ſo verſichre ich Sie, daß ich meinen großmüthigen Befreyer nicht lieben kann, ſo vielen Dank ich ihm auch ſchuldig bin. Sie wiſſen ja ſelbſt, daß unſer Herz mehr der Neigung, als der Pflicht, zu folgen pflegt.“ Ich wurde über die Kaltblütigkeit der Prinzeſſin ſo ſehr beſtürzt, daß ich an gar kein Mittel dachte, ſie von ihrem Vorhaben abzubringen, und ich verſprach ihr, ſie morgendes Tages nach ihrem Wunſche abreiſen zu laſſen. Von nun an bemühete ich mich, den Prinzen von einer ſo unglücklichen Leidenſchaft zu heilen; ich ließ ihn aus **Merlin's** Quelle Waſſer trinken, ohne ſolches zu argwohnen. Die Reitze der Prinzeſſin verlöſchten bald aus ſeinem Gedächtniß, und er vergaß ſogar, daß er ſie geliebt habe. Den andern Tag ließ ich die Prinzeſſin abreiſen, und verſicherte ſie, daß ſie es noch einmal, doch zu ſpät, bereuen ſollte, ſo undankbar geweſen zu ſeyn. Dies traf auch ein, ſo wie ich es vorher geſagt hatte: denn nachdem ſie unzählige Liebhaber abgewieſen hatte, wurde ſie zuletzt für einen Prinzen ihres Hofs eingenommen, der fern, ihre Zärtlichkeit mit ihr zu theilen, es ihr bitter empfinden ließ, daß ihre Zeit vorbey ſey, wo ſie hatte gefallen können. Dieſe ſtolze Prinzeſſin, die ſo viele Könige ſich zu ihren Füßen hatte beugen ſehn, und die ſich nun dahin gebracht ſahe, ſich ſelbſt anzubieten, ſtarb aus Verdruß, und bedauerte vergeblich tauſendmal den getreuen und beſtändigen Almanzor.

Ich ſetzte indeſſen alle die ſchönen Perſonen in Freyheit, die Zabaum aufgehoben hatte. Ich machte das Gebürge zum reizendſten Aufenthalt von der Welt; und an die Stelle des furchtbaren Schloſſes von Stahl, durch einen Schlag der Zauberruthe zerſtört, ließ ich einen prächtigen Pallaſt hervorgehn, den ich mit den Bildniſſen der ſchönſten Frauen, die auf der Welt waren, auszierte.

zierte. Dieſe reizende Gemäldeſammlung war ſo vollkommen und mannichfaltig, daß ſie die unempfindlichſte Seele auf ſich heften konnte. Hieher führete ich den neuen König der Gebürge, um zu verſuchen, die Leere auszufüllen, die das Vergeſſen der Prinzeßin in ſeinem Herzen gemacht hatte. Der Prinz ſahe ohne den geringſten Eindruck eine große Anzahl Gemälde; aber jetzt ſahe er das Bild der Königin der **beglückten Inſeln**, und empfand dieſelbe Bewegung, die der Anblick der Prinzeßin **Tauſendſchön** ihm ſo oft hatte wieder fühlen laſſen. Er wurde ſterblich in ſie verliebt. **Almanzor** ließ es ſich angelegen ſeyn, an ihren Hof zu gehn, und hofte die Königin noch ſchöner zu finden, als ſie im Bildniſſe erſchienen war. Er fand ſich auch in ſeiner Erwartung nicht betrogen, und eine gleiche Sympathie würkte zu ſeinen Vortheil ſo glücklich auf die Königin, daß ich nach wenigen Tagen die Beruhigung hatte, ihre Herzen vereinigt, und ihre Kronen verbunden zu ſehn.

So ſiehſt Du nun, ſprach die Fee zu mir, aus dieſer Erzählung, wie wenig Beſtändigkeit und Aufopferung über das Herz eines Weibes vermag, der man nicht gefält? Möchte doch dieſes Beyſpiel Dir nutzen: ach ziehe doch ein wahres Gut einer Liebe vor, die nur von traurigen Folgen für Dich ſeyn kann! — „Nein, göttliche Fee, erwiederte ich, nie werde ich **Almanzor'n** in ſeiner Veränderung nachahmen; vielleicht würde dieſer Prinz ſeinen Lohn doch zuletzt empfangen haben, wäre er es nicht müde geworden, ſich der ſchönen **Tauſendſchön** Dienſt zu werben; beſtändiger als er will ich auch glücklicher ſeyn. Herzen widerſtehen umſonſt, früh oder ſpät werden ſie wahrhaftigen Liebhabern zur Beute; aber welchen Preis auch meiner Liebe vorbehalten ſeyn mag, ſo fühle ich, daß ſie nur mit meinem Leben aufhören kann."

Aglaura urtheilte nach meiner Rede, daß nichts auf der Welt den Gegenſtand meiner Zärtlichkeit vergeſſen machen

chen könnte: und dachte ſie auch nicht mehr daran, mir alle die glänzenden Vortheile vor Augen zu legen, wodurch ſie meinen Wankelmuth belohnt hätte. Sie hielt dafür, daß von nun an alle Bemühung umſonſt ſeyn würde, und weit gefehlt, daß ſie darüber hätte Verdruß bezeigen ſollen, ſagte ſie mir vielmehr, daß ich mit aller Freyheit wieder dahin zurückkehren könnte, wo ich ihr aufgeſtoßen wäre. Zugleich wünſchte ſie mir, daß ich eben ſo glücklich ſeyn möchte, als ich ſtandhaft wäre. Ich empfahl mich ihr, mit der Verſicherung, daß ich ihrer Gütigkeit ewig eingedenk ſeyn würde. Ich ſetzte mich in einen Wagen, und in einem Augenblick befand ich mich wieder an eben den Ort im Walde, wo ich mich einige Stunden zuvor verirrt hatte. Ich machte mich nun auf der Stelle nach Hauſe. Meine erſte Sorge war, Sie von einer ſo ſonderbaren Begebenheit zu benachrichtigen, wobey ich Ihnen verſichre, daß es mir nie gereuen ſoll, Aglaurens Anerbieten ausgeſchlagen zu haben.

Man muthmaßt nicht unrecht, daß dieſe Erzählung ein Geſellſchaftsſtück ſeyn mag; es muß Beyfall gefunden haben, wenigſtens in dem Zirkel, für welchen es iſt verfertigt worden, und zweifelsohne auch bey der zarten, liebenswürdigen Perſon, welcher es beſonders zugeeignet war.

2.

Einige Umſtände bey dem Tode des Herrn Rouſſeau.

Gegen Ende des Maymonats nahm Herr Rouſſeau auf Bitte des Marquis de Girardin ſeinen Wohnſitz zu Ermenonville, dem Landſitz dieſes Grafen, woſelbſt er in einiger Entfernung von dem Schloß in einem artigen, kleinen Hauſe wohnte. Eine Allee von Bäumen und ein Gehölze war nicht weit von ſeiner Wohnung entfernt, täglich pflegte er dahin einige Stunden ſpazieren zu gehen, und Kräuter für ſein Herbarium zu ſamlen. — Die Umſtände ſeines Todes waren folgende.

Donnerſtag früh um fünf Uhr (als die gewöhnliche Stunde im Sommer) ſtieg Monſ. Rouſſeau allem Anſchein nach bey völliger Geſundheit auf, und machte einen Spaziergang mit ſeinem Zögling. *) Gegen ſieben Uhr kehrte er nach ſein Haus zurück, und erkundigte ſich, ob ſein Frühſtück fertig? da es aber noch nicht war, ſo ſagte er, er wolle noch einige Zeit in das kleine Gehölze gehn, man möchte ihn rufen, wann es Zeit wäre. — Es geſchahe, er ging nach ſeiner Wohnung, trank eine Taſſe Caffee, ging wieder aus, kam aber nach wenig Minuten wieder zurück. Um acht Uhr ging ſeine Frau hinunter, um die Rechnung eines Schnitters zu bezahlen, ſie war aber kaum hinunter gegangen, ſo hörte ſie die wehklagende Stimme des Herrn Rouſſeau. Sie eilte zu ihm hinauf aufs Zimmer, ſie fand ihn auf einem Stuhl ſitzend, mit einer fürchterlichen Mine, den Kopf in die Hand gelehnt. — Was fehlt Dir, mein Beſter, ſagte ſie zu ihm, iſt Dir nicht wohl? — Ich fühle, antwortete er, eine außerordentliche Angſt, und die heftigſten Schmerzen der Kolik. Madame Rouſſeau ging hierauf aus der Stube, als wenn ſie willens wäre, etwas zu ſuchen, und ſchickte alsbald auf das Schloß, um von der Krankheit ihres Mannes Nachricht zu geben. — Auf dieſe beunruhigende Neuigkeit eilte ſobald die Gräfin auf das geſchwindeſte zu der Hütte des Philoſophen, und um ihn nicht zu erſchrecken, ſagte ſie, ſie komme in der Abſicht, um ſich zu erkundigen, ob die Muſik die vorige Nacht vor dem Schloſſe wäre gemacht worden, die Herren oder Madam Rouſſeau in der

Ruhe

---

*) Ein Kind der Gräfin, von ohngefähr 10 Jahren, welches Herr Rouſſeau freywillig erzog.

Ruhe geſtöhret? — Mit völliger Gelaſſenheit antwortete hierauf der Weltweiſe: „Madame, ich weiß ſehr wohl, daß Sie keinesweges der Muſik wegen jetzt zu mir kommen; Ihre Gütigkeit rührt mich außerordentlich, aber ich befinde mich in der größten Verwirrung, und erbitte mirs alſo als eine Gefälligkeit von Ihnen, mich nebſt meiner geliebten Gattin auf einige Zeit allein zu laſſen, der ich jetzt noch viel Nothwendiges zu ſagen habe." — Madam de Girardin entfernte ſich alſo bald wieder. M. Rouſſeau bat hierauf ſeine Frau, die Thüre zu verſchließen, und ſich zu ihm zu ſetzen. Sie that es alsbald, ſetzte ſich neben ihn, und fragte, wie er ſich jetzt befände?

Rouſſeau. Ich werde kränker, — ich fühle eine zitternde Kälte, — einen Schauer über meinen ganzen Leib — Gieb mir Deine Hände, vielleicht können ſie mich wärmen, wie angenehm iſt mir dieſe ſanfte Wärme, aber ſchon fühle ich wieder die Schmerzen der Kolik, ſie ſind ganz durchdringend.

Mad. R. Sollte es nicht gut ſeyn, mein Theurer, etwas einzunehmen, um dieſer Schmerzen los zu werden?

Rouſſeau. Meine Beſte, öfne mir die Fenſter, damit ich nochmals das Vergnügen haben möge, dieſe grünen Felder zu ſehn. — Wie ſchön ſind ſie nicht, wie rein die Luft, — wie heiter der Himmel! — Welche Pracht und Annehmlichkeit iſt nicht in dem Anblick der Natur! —

Mad. R. Aber mein beſter Freund, warum machen denn alle dieſe Gegenſtände eben jetzo ſo einen beſonders ſtarken Eindruck auf Dich? —

Rouſſeau. Mein erſter Wunſch war es von jeher, meine Geliebte, daß es dem gütigen Weſen gefallen möchte, mich vor Dir von der Welt zu nehmen, mein Gebet iſt erhöret, und mein Wunſch wird bald erfüllt werden. Siehe die Sonne an, ſcheint nicht ihr lächelnder Anblick mich von hier abzurufen? Dort iſt mein Gott — Gott ſelbſt — der mir den Genuß ſeiner väterlichen Wohlthaten verſtatte, und mich zu jener ewigen und unveränderlichen Ruhe einlade, nach der ich mich ſchon ſo lange geſehnet. — Beſte Frau! weine nicht, Du haſt mich ja immer glücklich gewünſcht, und nun werde ich es bald würklich werden. — Verlaſſe mich nicht; niemand ſoll bey mir bleiben als Du, Du allein ſollſt mir meine Augen zudrücken.

Mad. R. Theureſter Beſter! Verbanne dieſe Befürchtungen, und erlaube mir, Dir etwas einzugeben — Ich glaube nicht, daß Deine Unpäßlichkeit von langer Dauer ſeyn wird.

Rouſſeau. Ich fühle einen Schmerz in meiner Bruſt, wie ſcharfe Nadeln durchbohrt er mich, und macht mir die heftigſten Schmerzen. — Habe ich Dir irgend jemals, meine Beſte, Unruhe oder Verdruß verurſacht, woran unſere eheliche Verbindung Schuld geweſen, ſo hoffe ich, Du wirſt mirs verzeihen.

Mad. R. Ach mein Geliebter! es iſt vielmehr meine Schuldigkeit, bey Dir um Vergebung zu bitten, für jeden unzufriedenen Augenblick, den Du um meinetwillen gehabt.

Rouſſeau. O welch ein Glück iſts doch, zu ſterben, wenn man nicht Urſache hat, ſich Vorwürfe oder Gewiſſensbiſſe zu machen! — Ewiges Weſen! Die Seele, die ich nun bald in deine Hände wieder zurückgeben werde, iſt noch jetzo ſo rein, ſo unſchuldig, als ſie war, da ſie von dir ausging; laß ſie Theil nehmen an deiner Glückſeeligkeit! — Der Graf und die Gräfin Girandie haben uns Beweiſe älterlicher Zärtlichkeit und Zuneigung genießen laſſen; ſage Ihnen, ich verehrte ihre Tugenden, und noch mit ſterbenden Athem dankte ich Ihnen für die erwieſene Gütigkeit und Freundſchaft. — Ich wünſche, Du mögeſt meinen Körper nach dem Tode öfnen, und eine genaue Erzählung von der Beſchaffenheit ſeiner verſchiedenen Theile aufſehen laſſen. — Sage dem Grafen, ich hoffe, er werde erlauben, daß ich in einen ſeiner Gärten begraben werde, an welchen Ort es ihm ſelbſt gefällig ſeyn mag.

Mad. R. In welche Bekümmerniß verſetzeſt Du mich, mein Beſter! Ich bitte Dich um der zärtlichen Liebe willen, die Du mir allemal verſichert, nimm etwas zu Dir.

Rouſſeau. Ich wills thun, weil Du es wünſcheſt — Ach! ich fühle in meinem Kopf eine ſeltſame Erſchütterung — einen Schlag — ich leide außerordentliche Schmerzen — Weſen aller Weſen — Gott! (hier hielt er einige Zeit ſeine Augen ganz unbeweglich gen Himmel gerichtet) Beſte Frau, laß mich Dich umfaſſen, und hilf mir ein wenig herumgehen.

Seine außerordentliche Entkräftung geſtattete ihm nicht, allein ſtehen zu können, Mad. R. war nicht im Stande, ihn aufrecht zu erhalten, er ſank allmälig zu Boden; nachdem er einige Zeit ganz unbeweglich war liegen geblieben, that er einen tiefen Seufzer, und ſtarb. —

Vier und zwanzig Stunden darauf wurde ſein Körper in Gegenwart vieler Perſonen geöffnet, und durch geſchickte Leute unterſucht, die Wundärzte verſicherten eidlich, daß alle Theile des Körpers noch geſund und unverletzt wären, und daß ein Schlagfluß die Urſache ſeines Todes geweſen, wovon untrügliche Kennzeichen in ſeinem Gehirn angetroffen worden.

Auf Befehl des Marquis de Girardin wurde ſein Körper einbalſamirt, in einem eichnen Sarg gelegt, der mit Zinn ausgefüttert war, und auf der Pappelinſel begraben, welche nunmehr den Namen Elyſium bekommen.

N.

2.

Der Abentheurer aus China:

Ein Roman.

1. Das Ohngefähr.

„— Nicht alle, mein Herr, nicht alle ſind ſo leichtſinnig, ſo voller Widerſprüche, als ſie nach Ihrer Schilderung ſeyn ſollen; man findet unter ihnen gute ſanfte liebenswürdige Geſchöpfe, die Sitten und Talente mit ausgezeichneten Reizen vereinigen. Ich ſelbſt habe Schweſtern, bey denen alle dieſe Vorzüge verbunden ſind. Vielleicht würde auch Ihnen ihre Bekanntſchaft nicht unangenehm ſeyn, aber vielleicht würden Sie nicht ohne Gefahr ſie kennen lernen."

In Kanton wars, in einem der beſten Chut-chu's *) wo dieſe Unterredung vorfiel, an einer Table d'hote, an der ein langgedienter obgleich noch junger Offizier den Vorſitz hatte. Ohngefähr eine Stunde vorher war ein Fremder ins Land geſtiegen, von jener Art Leute, die unter einer offenen Geſichtsbildung Betrügereyen und alle geſellſchaftliche Laſter verbergen; denn in Kanton giebt es ſo wie allenthalben Menſchen, Abentheurer und Spitzbuben.

Jener Offizier hatte im letztern Kriege funfzig Muſketiers kommandirt, und wußte eben nicht ſonderlich ſich ſelbſt zu lenken. Er hatte Bücher über die Kunſt, ſich zu Grund zu richten, die er niemals aufſchlug; aber er ſagte ſehr zierlich: ich ſtudire mein Metier, und beſitze eine Bibliothek von den beſten Schriftſtellern zuſammengeſetzt, hier finden Sie die Abhandlung über die Fortification von Vauban, die Reverien des Grafen von Sachſen; vortrefliche Bücher! O! ich halte viel auf Reverien und auf gute Bücher.

Außer-

---

*) Wirthshaus.

Außerdem wußte der Kriegsmann noch manche artige Sächelchen. Im Ringelrennen ſtach er ſehr artig den Ring ab; ſetzte mit bewundernswürdigem Anſtand ſein ganzes Vermögen auf ein Pique-As, ließ an jedem kleinen Finger ſehr vortheilhaft einen Ring blinken, und trug einen ſehr ſchönen Degen von Werth. Es kann gar nicht fehlen: mit allen dieſen Vorzügen ausgerüſtet muß man ein Mann von Talenten ſeyn.

Eine liebenswürdige Frau, die mit dem guten Ton der beſten Geſellſchaften in Kanton die mancherley Kleinigkeiten verband, welche einer Dame nach der Mode ſo nöthig ſind, die gern große Vermuthungen ſtiftete, und prächtige Titel bis zur Ausſchweifung liebte, war die Mutter dieſes Offiziers. Sie hatte ihn ſchlau mit einer reichen Erbin verheyrathet, und erſt kürzlich wars ihr durch ihre Geſchicklichkeit gelungen, einen Mandarin zu einer heimlichen Heyrath mit ihrer älteſten Tochter zu locken. Jezt waren dieſer zärtlichen gefälligen Mutter noch zwey Töchter übrig, welche das Schickſal ihrer älteſten Schweſter mit der ſchmeichelhafteſten Hofnung belebte. „Ein Mandarin in unſere Familie, ſagte die eine, berechtiget uns zu Anſprüchen in der Welt.“ Bald, ſagte die andere, werden wir Mandarins von der erſten Klaſſe zu unſern Füßen ſehen.

Der Neuangekommene hatte ſich mit dem Offizier ins Geſpräch eingelaſſen. Einige unverſtändliche Worte, und ſehr viele dreiſte Reden, die man ſo ganz verloren hinwirft, und die zu verſtehen geben, daß man mit den Erſten des Reichs auf einen ſehr guten Fuß lebte, hatten den Kommandeur von funfzig Muſketiers geblendet. „Wie glücklich wär' ich, ſagte er bey ſich ſelbſt, wenn ich dieſen Mandarin überreden könnte, meine Schweſter zu beſuchen!“

Man ſtand vom Tiſche auf; jeder von den Gäſten ging nach ſeinen Geſchäften zurück. Der Soupdar *) hatte ohne

---

*) Ohngefähr ſo viel als Hauptmann.

große Schwierigkeit den Mandarin überredet, den Sorbet bey ſeinen Schweſtern zu trinken, an die er durch einen Expreſſen ein Billet geſchickt hatte, mit den Worten: Ich bring' euch einen Mandarin; er iſt reich; bemüht euch, ihm zu gefallen.

Als ſie zu ſeiner Mutter kamen, präſentirte er den Lieblingsfremden unter dem prächtigen Namen Schouwia-Kan. Die Frau vom Hauſe bemühte ſich, in einem langen Schwall von Komplimenten alle die volltönende Modeworte zuſammen zu ſtoppeln, die durch den Gebrauch geweiht, und am Hofe zu Tonquin aufgenommen wären. — „Meine Töchter werden gleich die Ehre haben, Sie zu ſehen, ſagte die zärtliche Mutter. Den ganzen Morgen ſind ſie ganz entſetzlich ungeduldig geweſen. Die Koeffeuſe hat ſo lange auf ſich warten laſſen — Sie haben Beſuche von einem gewiſſen Anſehn ausgeſchlagen ... Wahrhaftig, lieber Sohn, Du hätteſt uns wohl von dem Beſuch Ihrer Gnaden *) Nachricht geben ſollen. —“

Endlich erſchienen in der Saalthüre zwo reizende Blondinen. Ihro Gnaden der Herr von Schouwia-Kan ſtehen mit einer angenommnen Sorgloſigkeit einen Fuß hinter den andern. Die Mutter führt ihn den Töchtern entgegen, und ſagt zu dieſen: „Ihro Gnaden haben uns überraſchen wollen, euer Bruder der Soupdar, bringt dieſelben zum Sorbet, und es wäre wol eine überflüßige Erinnerung, wenn ich euch ſage, daß ihr ſuchen müſſet, ſie zu unterhalten. Ein Glück für euch, wenn es euch gelingt, daß Ihro Gnaden andre Ergötzungen bey euch vergeſſen! Im Weggehn ziſchelte ſie Doliverten **) — ſo hieß die älteſte der beyden Schweſtern — leiſe in die Ohren: Es iſt ein Mandarin.

---

*) Im Chineſiſchen Sam-mi-Tana.

**) Doliverte bedeutet ſchöner als die Roſe.

„Wahrhaftig! rief der Mandarin mit einer Art von Enthuſiasmus, Sie ſind zum Anbeten ſchön, reizende Doliverte. Ich weis mirs ſelbſten Dank, daß ich das Erbieten Ihres Bruders annahm. — Darf ich hoffen, daß Sie meine Beſuche mit Vergnügen annehmen werden?... Sie ſind zu gütig, gnädiger Herr, verſetzte Doliverte, indem ſie zu erröthen ſich ſtellte, wir werden uns glücklich ſchätzen, wenn wir Ihnen einige Unterhaltung verſchaffen können.... Welche Beſcheidenheit! welche einnehmende Höflichkeit! Auf Ehre, lieber Soupdar, ich bin Ihnen unendlichen Dank ſchuldig: Sie haben mir da eine göttliche Bekanntſchaft verſchaft..... Aber, gnädiger Herr, wie ſind Sie denn mit meinem Bruder bekannt geworden?... Ha! fiel ihr der Soupdar ins Wort, das iſt einzig in ſeiner Art: Eine Unterredung, liebe Schweſter, blos das Ohngefähr."

2. Metaphyſik des ſchönen Geſchlechts.

„Ja, liebenswürdige Doliverte, antwortete der Mandarin, dem Ohngefähr dank' ich das Vergnügen, Ihnen aufwarten zu können; es führte mich in das Gasthaus, wo ich Ihren Bruder fand; es ließ eine Unterredung entſtehn, die immer intereſſant iſt, die Weiber waren der Gegenſtand davon; eben dieſes Ohngefähr gab mir einſtens einigen Grund, mich über ſie zu beklagen, und machte mich auf kurze Zeit zu ihrem Gegner; an Ihrem Bruder fanden ſie einen Vertheidiger, und bey Ihnen finden ſie eine Fürſprecherin, die mich auf zeitlebens mit ihnen wieder ausſöhnt. Endlich iſt das Ohngefähr.... Erlauben Sie mir, gnädiger Herr, daß ich Sie unterbreche, rief Doliverte; Sie ſchreiben dem Ohngefähr ſo viele Würkungen zu, welche dem Begriff, den wir uns von einer blinden Macht bilden müſſen, ſo entgegenſtehen, daß ich Sie nicht fortfahren laſſen kann. Ein Irrthum, in dem einmal angenommenen Sinn dieſes Wortes, hat von jeher eine unendliche Reihe von Fehlſchlüſſen hervorgebracht. Vielleicht kömmt es mir nicht zu, ſie zu berichtigen; aber ich will wenigſtens ſuchen, Ihnen darzuthun, daß es in unſerm Geſchlecht Ausnahmen, daß es vernünftige Weſen darunter giebt; und vielleicht, gnädiger Herr, finden Sie alsdenn, daß es für Ihr Glück nicht ſo ganz gleichgültig war, wenn Sie ſich über die Weiber beklagen mußten."

Das **Ohngefähr** iſt ein Wort ohne Sinn, von dem man keine richtige Definition geben kann, eben deswegen, weil man es allenthalben gebraucht. Ein ſehr ausgezeichnetes Ganzes, eine ganz beziehende Ordnung in der Kette von Folgedingen, ſehen Sie! das ſind die Mächte, die uns führen. Die Art, wie wir dasjenige wahrnehmen, was zur Beſtimmung unſers Vortheils beyträgt, ſehen Sie! das iſt es, was uns irre führt. Ganz augenſcheinlich ſind wir einer Nothwendigkeit unterworfen; das Wollen in uns iſt nur die Würkung einer Urſache: dieſe Urſache aber liegt in der Ordnung, welche macht, daß wir ſo oder anders wahrnehmen, ſo oder anders empfinden. Immer iſt unſer Vortheil der Grundtrieb unſrer Handlungen. Wenn wir größtentheils unglücklich ſind, ſo kömmt es daher, weil wir wider unſern wahren Vortheil verſtießen. Unſer Glück beginnt erſt in dem Augenblick, wo wir mit dem meiſten Scharfſinn einſehn, was ihm am gemäßeſten ſey. Hätte z. E. mein Bruder nicht bey Ihnen, gnädiger Herr, einen Widerſpruch gefunden, der ſeine Eitelkeit beleidigte, weil er Schweſtern hat, ſo hätte er ſich in keine Unterredung mit Ihnen eingelaſſen, wie er doch that, als er ſah, daß Sie mit ihm anderer Meynung waren. Wenn nun Sie nicht geglaubt hätten, daß es zu Ihrem Glück beytrüge, tugendhafte Weiber zu finden, ſo würden wir jetzo nicht das Vergnügen genießen, Sie bey uns zu ſehn. Aus allen dem läßt ſich leichtlich ſchließen, daß das Ohngefähr an der Unterredung zwiſchen Ihnen und meinem Bruder keinen Antheil hat. Vielmehr ſind die würkenden Urſachen derſelben anfangs die Gründe, die Sie hatten, ſich über unſer Geſchlecht zu beklagen, denn die Begierde, andre unter denſelben zu finden, die weniger leichtſinnig....

„Wie? reizende Dollverte, unterbrach ſie der Mandarin, Sie verbinden mit der verführeriſcheſten Schönheit auch allen Zauber der Beredſamkeit? Auf Ehre, Sie ſind zum Anbeten; die Philoſophie darf ſich nicht anmaßen, mehrere Anhänger zu gewinnen, als Sie ſelbſt ihr verſchaffen werden. Aber ſagen Sie mir doch, liebenswürdiges Mädchen, wie Sie Ihre Vorſtellungen mit der Religion vereinigen? Sicherlich lehrt Konfuzius dieſe Moral nicht.... Ich müßte zuerſt auf Ihr Kompliment antworten, wenn ich in eben dem Fall wäre, wie andre, die alle ihre gute Eigenſchaften ſich ſelbſt zuſchreiben; aber, Dank ſey es einigem Nachdenken! ich habe gelernt, was ich bin; von einem andern lerne ich alles, und nichts lernte ich von mir ſelbſt. Wenn mir Natur gute Geſundheit und andre untergeordnete Urſachen einige Reize ſchenkten, ſo fällt es in die Augen, daß ich ſie nicht von mir ſelbſt habe; und verſchafte mir das Leſen einige Gabe zu reden, ſo hab' ich ſie dem oder jenen Schriftſteller, oder ſonſt jemand zu danken. Uebrigens, gnädiger Herr, hab' ich von der Religion nichts, als das Aeußerliche, und mich dünkt, ich kann, ohne der Würde eines rechtſchaffenen Mädchens etwas zu vergeben, wie jener Heide ſagen: Ich diene weder Baal, noch dem Gott Iſrael. *) Auch wüßt ich nicht, warum ich

---

*) Aus Racinens Athalie.

verbunden ſeyn ſollte, Geſetze, Lehrſätze, Gebräuche anzunehmen, die ſich mit meiner Einſicht nicht vertragen. Ich bin gut und unverſtellt. Dieſe beyde Tugenden machen, daß ich aufrichtig rede, und gewiß bin, nichts Böſes zu thun. Ich verſpreche niemals anders, als bedingungsweiſe, weil ich nicht vorherſehn kann, ob die Verbindlichkeit, in die man mich verwickeln will, immerfort mit meinem wahren Vortheil übereiſtimmen wird. — — Aber, ſchöne Doliverte, wenn ich Ihnen nun mein Herz antrüge, und Sie um das Ihrige bäte, oder vielmehr, wenn nach einer längern Bekanntſchaft es mir glückte, Sie zu bewegen, daß Sie mir Ihre Hand ſchenkten? — Sie wiſſen wohl, von welcher Art die Zuſagen ſind, die man am Fuß der Altäre von ſich giebt.... Alsdenn, gnädiger Herr.... doch wir ſind ja ſo weit noch nicht; auch iſt der angenommene Fall nicht im mindeſten wahrſcheinlich; ich kann nicht vergeſſen, wer ich bin, das Schickſal hat Sie zu ſehr über mich erhoben.... Aber, liebe Doliverte, Tugend, Schönheit und Geiſt erhöhen Sie bis zu mir, und, ſchließ ich anders richtig aus dem, was Sie ſagten, ſo wär' es ſehr möglich, daß wir, Zeit und Stand ungeachtet, uns angehören könnten. Dieſer Zufall in dem Zuſammenhang des Lebens hängt eben ſo, wie das Uebrige, von der Art ab, wie wir die Dinge betrachten. Ich kann in den Banden, die uns vereinigen würden, Glückſeeligkeit wahrnehmen, und dann würde jede meiner Handlungen dahin ſtreben, Ihre Einwilligung zu erlangen.... Hätte ich das Glück, Sie länger zu kennen, gnädiger Herr, ſo würden Sie vielleicht weniger günſtig von mir denken. Gewöhnt, von allen Mannsperſonen einerley Ausdrücke zu hören, hab' ich mirs zur Gewohnheit gemacht, bey keinem von ihnen wahre Empfindung zu vermuthen. Man hat gegenwärtig die Liebe in Syſtem gebracht; man findet der zehn Vorſchriften, die Unſchuld zu verführen; Ovid hat mehr als einen Schüler erzogen; ſchon auf den Schulbänken lernt man eine tückiſche Kunſt, die man ſehr uneigentlich die Kunſt zu lieben nennt, da man ſie vielmehr die Kunſt zu betrügen nennen ſollte, wenn man die Sache auch noch von ihrer ſchönſten Seite anſieht. Es iſt unerhört, daß man ſo geneigt iſt, ſeinen wahren Vortheil zu verkennen, und daß täglich auch der liebenswürdigſte Mann nur darauf ſinnt, wie er mit wahrem Nachdruck über die Unglückliche ſiegen könne, welcher er Empfindungen, die er ſelbſt niemals billigte, einzureden ſucht. Ich geſtehe Ihnen, gnädiger Herr, daß ich niemals einem Manne mich ergeben werde, der mich nicht durch Erfahrung überzeugt hat, daß er nach meiner Art zu lieben weiß; nämlich ſo: daß er ſich bemüht, jeden Schmerz, jedes Ungemach, wenn er kann, von mir abzuwenden, und mir dagegen ſo viel Gutes, ſo viele Annehmlichkeiten zu verſchaffen, als es in ſeiner Macht ſtehen wird. Umgekehrt werden alle meine Handlungen dahin abzielen, dieſen Grundſatz gegen ihn zu befolgen. Immer aufmerkſam werd' ich nie etwas thun, was nicht mit meiner Erklärung der Liebe übereinſtimmt. Immer feſten Sinnes, weil ich Grundſätze habe, werd' ich den Mann, dem ich einmal gefiel, immer feſter an mich ziehn; nur auf ihn wird es ankommen, mich dahin zu bringen, daß ich niemals mich ändre..... Aber, Doliverte, fiel ihr der Mandarin haſtig ins Wort, Sie ſind warlich eine zu gute Philoſophin, um ſoviel Reiz zu beſitzen. Die Natur gab Ihnen zuviel Vorzüge über uns, und ich fange nun an einzuſehn, daß aus dem Umſtande, der mir das Vergnügen, Sie zu ſehn, verſchafte, mancherley Folgen entſtehn könnten, wenn Sie nicht allzubedenklich wären."

Während dieſes Geſprächs war der Soupdar beſchäftigt, einen ziemlich artigen Fuß mit Grazie hin und her zu wiegen und zu drehn, damit er ihn in dem vortheilhafteſten Lichte zeigen könnte. Die Gewohnheit, die er an ſich hatte, wenn er bey andern Damen war, ſich mit allen ſeinen Federn zu ſchmücken, hinderte ihn, zu bemerken, daß die Aufſicht bey ſeinen Schweſtern überflüßig wäre.

Indeſſen ward die Unterredung immer lebhafter zwiſchen dem Mandarin und Dolivetten, die niemals vergaß, ihn gnädiger Herr zu nennen. Schon war der Vertrag beynahe unterzeichnet; die Parteien hielten ſich bey den Händen; über Dolivettens Augen, mit dem muntern, feurigen Blick, verbreitete ſich jenes leichte Gewölke der Wolluſt, das Genuß weißaget; der Mandarin las in ihnen ſein nahes Glück, von der Hand des Verlangens gezeichnet; — ſo öfnet die Roſe Aurorens Thränen ihre weichen, ſanften Blätter; rings um ſie her duftet ſüßer Wohlgeruch; Zephir ſcherzt in ihrem Buſen, und entfaltet ihn; — Dolivette dachte nicht mehr an Philoſophie, noch an die Gegenwart des Soupdars und ihrer Schweſter. Heftig ſtieß ihr Buſen ein durchſichtiges Tuch zurück, das ſeinen Umriß und ſein ſchnelles Auf- und Niederwallen hindurch ſchimmern ließ. Der Mandarin, der eine ihrer Hände in den ſeinigen drückte, hatte ſie ſchon mit Küſſen bedeckt,; Dolivettens Mund wollte ohne Zweifel ihren Ueberwinder nennen — als die Thür aufging. Man brachte den Sorbet, und die Mutter trat herein um die Honneurs des Hauſes zu machen.

3. Häusliche Einrichtung. Schilderungen nach der Mode.

An einem kleinen Tiſch, wo angezündeter Weingeiſt klares Waſſer ſieden machte, das man nach Art der Groſſen und ohne ſelbſt recht zu wiſſen warum? als einen dunkelbraunen Ueberguß trinken wollte, ſah man eine von jener Art Weiber, deren gute Mine ſich überall hinſchickt. Ihr zur Rechten ſtand der kühne Mandarin noch erhitzt von einem zu früh unterbrochenen Auftritt; auf der andern Seite der Frau vom Hauſe der vielgeliebte Soupdar, der ſeine jüngere noch nachdenkende Schweſter an einem Zuckerkörbchen von feinem Porzelän die Verhältniſſe einer vortreflich gezeichneten Roſe bemerken ließ. Dolwerte verbeſſerte mit einer Art von ſehr gutausgedachter Verlegenheit einige kleine Unordnungen, die aus etwas zu heftigen Begierden entſtanden waren. Während dieſes Zwiſchenſpiels ſchenkte die gute, liebreiche Mutter mit mehr Anmuth, als man vor Alters Heben beylegte, einen lieblichduftenden Coffee ein, der mit großen Koſten von den Ufern des rothen Meers dahingebracht worden war.

Indeſſen daß die Geſellſchaft aus Langeweile ſich damit abgiebt, ein neues Bedürfniß zu befriedigen, eine traurige Frucht von Nachdenken und Studium, welches alle Bewohner dieſes Erdballs reitzt, die Summen ihrer Vergnügungen zu vermehren, indem ſie die Urſachen häufen, die dazu beytragen ſollten, machen wir uns das Vergnügen, die ganze anſehnliche Verſammlung zu ſchildern.

Die Präſidentin derſelben, die Seele der ganzen Geſellſchaft war Myredors, die Frau vom Hauſe, ein dickes Weibchen von gar züchtiger Geberde und Laune, die mit regelmäßigen und weiland einnehmenden Zügen ein blühendes Anſehn verband, welches noch würdig war, ſchöne Tage zu verkündigen. Jene ſo ſonderbare täuſchende Kunſt, die in Kanton ſo gut als in Europa unter dem Namen Andächteley bekannt iſt, hatte ſie ſeit langer Zeit gelehrt, jene liebreichſtrenge Sanftmuth zu lügen, mit welcher die Andächtigen an Andern ihre Schooßneigung zu tadeln pflegen. Es iſt ſo ſchmeichelhaft, zu jedermann zu ſagen: ich bin weiſe, tugendhaft, gottesfürchtig, beſuche fleiſſig die Kirche; wie viele Urſachen, ſich ganz auf mich zu verlaſſen, nur auf mein Wort, auf mein Verſprechen zu glauben! Dies ſind ungefähr die äuſſerſte Linien zu Myredorb's Karakter. Sie verband mit einer ſkrupulöſen Aufmerkſamkeit, groſſes Vermögen an ihre Familie zu bringen. Die liebreichſte tadelſüchtigſte Andächteley. Schon war es ihr gelungen, ihren Sohn, den Soupdar, mit einer reichen Erbin zu verheyrathen. Damals ſah ſie Vermögen als eine **würkende** Urſache von Glückſeeligkeit an. Einige Zeit hernach hatte ein geiſtreicher, liebenswürdiger Mandarin, der aber auch ſich ſeines Werthes bewußt war, und unter ſeine Ahnen alte Chane der Tatarn zählte, eine ihrer Töchter geheyrathet, und ſeitdem redete die gute, andächtige Myredorb von nichts als Mandarin und Prinzen und Chanen, ſprach ſie nicht anders als mit einem ſchwachen, kürmelnden Ton; die Worte ſtarben unverſtändlich auf ihren Lippen; ſie lachte mit Eleganz über die witzigen Einfälle des Chans vom Mogul, den ſie nie geſehn hatte, und ſchien alle Augenblick zu vergeſſen, daß ihr Mann weiter nichts war, als ein geringer Kadi, der ſchon lange her keinen Dienſt mehr that, übrigens aber kurz, dick, und von Metier etwas pferdeartig war, nur daß er Eſelsohren dem Kopf eines welſchen Hahnes angepaßt hatte.

Myredorb konnte unmöglich die glänzenden Eigenſchaften ihres würdigen Gemals entwiſſen; *) aber er war ihr Mann, ſeit dreyundzwanzig Jahren hatte er das Glück, durch die ſanfteſten Bande mit ihr vereint zu ſeyn. Braucht es wohl ſoviel Zeit, um ihrem lieben Gemal Eleganz und ſogar Verſtand beyzubringen? In Kanton wird wie in Europa Verſtand mit Golde aufgewogen; ein Schatzeinnehmer oder ein Generalpächter hat weit mehr als ein Baile, der auf Koſten ſeines Verlegers lebt, oder als der Bürger von Genſ, der verfolgt wird, weil er ſehr gute Sachen ſagt, und gute franzöſiſche Sophismen macht.

---

*) Ein altes Wort, das aber das franzöſiſche ignorer genau ausdrückt. Sollten wir es nicht wieder aufnehmen, da wir ſonſt das eine franzöſiſche durch mehrere Deutſche mehr umſchreiben als überſetzen müſſen?

A. d. U.

Dolivette war groß, ſchlank wie ein junges Rohr, und gemacht zum Ideal eines Malers. Zwey ſchöne, weitgeöfnete Augen, die im Aufwallen des Vergnügens zärtlich um ſich blickten, verriethen, wie theuer ihr es war. Zierlicher Wuchs, edler Gang, Anmuth bis in die äußerſten Fingerſpitzen; außer dieſen Annehmlichkeiten tauſend kleine Talente, viel Philoſophie, und wenig Richtigkeit im Denken; *) ſo ungefähr war Myredorb's älteſte Tochter. Man ſetze noch hinzu: ſehr viel Erfahrung im neunzehnten Jahre, und ſehr viel jener kleinen Galanterien, die bey den Mädchen das erſte glückliche Gefühl der Unſchuld abſtümpfen. Ein rüſtiger Bonze, den die Natur eine gute Geſundheit verliehen hatte, war Dolivertens Lehrer geweſen, und hatte ihr den erſten Unterricht in den Geheimniſſen der Liebe gegeben. Ein Manſouhouder **) war ihm gefolgt, und hatte einem Avaldart ***) Platz gemacht. Zwey Mandarine von der gelehrten Klaſſe hatten wechſelsweiſe dieſe längſtgewelkte Blume genoſſen, bis ſie von einem Chillagu Aga ****) verdrängt wurden. Nach allen dieſen Erfahrungen hatte Dolivette ſeit acht Tagen, da ſie nichts zu thun hatte, ſich entſchloſſen, das Gelübde der Keuſchheit abzulegen. Von welcher Würkſamkeit es geweſen ſey, kann man aus der guten

---

*) Conſéquence im Original. Giebt es im Deutſchen Ein Wort dafür? A. d. U.

**) Ein Titel, der das Recht in ſich ſchließt, 1000 Mann zu kommandiren.

***) Ein malabariſches Wort, welches Herr eines Dorfs bedeutet.

****) Schiffskapitain.

ten Geſinnung ſchließen, in der wir ſie gegen den Fremden ſahn, den ihr der Soupdar an eben dem Tage vorgeſtellt hatte.

Ein andrer der Liebe geweyhter Gegenſtand, deſſen unbefangnes Herz noch bey den erſten Erfahrungen ſtand, war eine aufmerkſame Zuſchauerin von allen, was ſich ſeit der Ankunft des Mandarins bis jetzo zugetragen. Doliſoul wars, die jüngere Schweſter der allzuliebenswürdigen Dolliverte. Man denke ſich eines jener verführeriſchen Weſen, deren Antheil es iſt, zu gefallen; bey dem die rührende Grazie der Jugend ſich zur Blüthe der Unſchuld und zum funkelnden Blick des Verlangens geſellt, ſo hatte man zwar nicht völlig Doliſoul's Bild; nähme man aber noch einen blaſſen Teint dazu, einen Mangel an Manieren, ſehr viel von jener kleinigkeitachtenden Aufmerkſamkeit, wenn das Wort Liebe auch nur wie verloren im Diskours vorkömmt; im Grund ſehr wenig Empfindung, aber ſehr viel dem Anſehn nach; ſo bekäme man ein Ganzes, das zwar ſeltſam genug, aber Dolivertens jüngerer Schweſter ſo ziemlich ähnlich wäre.

Die Chronique ſcandaleuſe von Kanton legt der reizenden Doliſoul etwas mehr Kenntniß bey, als ſie zu haben ſchien. Man verſicherte ſich öffentlich, ſie hätte ſich verſchiedne jener Freyheiten von der zärtlichen Art genommen, die Geſchmack verrathen, und zwar mit einem Bonzen, der ihr ſehr guten Unterricht in der Phyſik gegeben hätte. Indeſſen glaubt man dagegen verſichern zu können, daß die Medisance einigen Antheil an dieſem Gerücht gehabt habe.

Ich habe ſchon etwas vom Soupdar geſagt, und will nur noch einige Züge hinzuſetzen. Dieſer geliebte Bruder dreyer artiger Schweſtern war beynahe klein; ſein Wuchs war weder lang noch majeſtätiſch; aber er war gebildet . . . zum Malen ſchön. Seine Sprache war ſehr geſucht, und aus Gewohnheit redete er ſehr oft nur mit einſylbigen Wörtern.

Insbeſondere bewunderte man an ihm ſeinen Geſchmack im Anzug. Er war der erſte, ſagt man, der die großen Falten erfand, die jetzt die Adoniſſe von Kanton am Vordertheil ihrer Unterkleider tragen. Dieſe Falten waren koſtbar, wenn der Stoff reich war; aber ſie gaben bey den Damen Anlaß zu angenehmen Suppoſizionen, und dieſe hatten ein großes Verdienſt.

Noch eine Perſon und die Geſellſchaft, die jetzt bey Morzdorb den Sorbet trinkt, iſt alle gemalt. Dieſer Akteur war der Mandarin. Aber ich habe ſoviel von dieſem neuen Liebhaber Dolivertens zu ſagen, daß ich ein eignes Kapitel zu ſeinem Lobe beſtimme. Für jetzo ſeys genug zu bemerken, daß er von mittlerer Größe war, und etwas dicker, als gemeiniglich Mandarine zu ſeyn pflegen. Er war ſchwarzbraun, hatte eine ſchöne Naſe, feurige Augen, einen zärtlichen ungewiß umherſchweifenden Blick, wußte meiſtens nicht allzuwohl, wie er ſich aus gewiſſen Fragen loßwickeln wollte, aber er hatte ſich doch auf gut Glück als einen Mann angekündigt, der im letzten Kriege 400 Mann Kavallerie kommandirt hätte.

4. Digreßionen. Artiges Rezept für die Mädchen in Kanton, die's nicht länger ſeyn mögen.

Man hatte den Sorbet abgenommen; alle Sklaven Moredorb's waren bey dieſer Ceremonie erſchienen, und jeder von ihnen trug etwas von dem Sorbetgeräthe hinweg. Die vornehmſten Akteurs waren aufgeſtiegen, und plauderten zugleich von gleichgültigen Dingen, die ſie nicht recht verſtanden. Die Frau vom Hauſe ward gewahr, daß die Langeweile, dieſe Geißel des menſchlichen Geſchlechts, ſich in die Geſellſchaft einzuſchleichen begann, und ſchlug eine Partie Klinvokli *) vor, welches damals in den guten Geſellſchaften in Kanton das Modeſpiel war. Dolliverte präſentirte dem Mandarin die Looſe, damit er eins davon nähme, denn den andern nach der Reihe im Saal herum, und behielt das letzte für ſich. Man nahm Kiſſen, und ſetzte ſich, und Schonmin-Kan fing an, wie's gebräuchlich war. Doch vorher etwas vom Spiel ſelbſt und ſeinen Urſprung.

Ein Kaiſer von Japan war ſeit langer Zeit in eine ſo ſonderbare Art von ſchwermüthiger Langeweile (ennui) verfallen, daß ihm das Leben zur Laſt ward, und mußte man ihn binden, damit er es nicht ſelbſt abkürzen konnte. Faſt zehn Millionen ſeiner Unterthanen erſchöpften alle ihren Witz, dieſe Schwermuth zu verſcheuchen. Endlich nach anderthalb Jahren fruchtloſen Nachdenkens und Sorgen ließ ſich ein Schulmann, der ſtudiert, und vornemlich eine gute Philoſophie inne hatte, anmelden, als hätte er dieſe einzige Entdeckung gemacht. Alle, die bisher ihren Verſtand angeſtrengt hatten, ſahn jetzt auf den Schulkollegen; jedermann ſprach von ihm als von dem erſten Metaphyſiker im Reiche, und die Hofleute ermangelten nicht, ihn beym Kaiſer zu melden. Er ward gehohlt, mit vielem Gepränge vorgeſtellt, und erhielt die Erlaubniß, noch an eben dem Tage ſeinen Verſuch zu machen. Der geheime Rath ward zuſammengerufen; der Schulmann, der Kaiſer und der ganze Hof waren in demſelben. Nach einer kurzen Anrede ſchritt der Schulmann zu Werke.

Der Kaiſer ſaß mit allen ſeinen Hofleuten und Räthen an einer runden Tafel, die mit einem grünen Teppich belegt war. Der Schulmann zog einen Sack aus der Taſche, und aus dieſem zuerſt einen kleinen Stab ſo dick wie ein Pfeifenrohr, und anderthalb Fuß lang, an deſſen

---

*) Ein Spiel, deſſen Beſchreibung bald hierauf folgt.

deſſen einem Ende ſich ein kleines Häkchen befand; dann präſentirte er ſechzig kleine Stäbchen ſo dick und ſo lang als ein Schwefelhölzchen. Nachdem er die kleinen Stäbchen in ein Bündel zuſammengelegt hatte, ließ er den Kaiſer den Haken auf die Tafel geſtützt mit voller Hand anfaſſen, und ſchüttete die kleinen Stäbchen darauf hin, die zerſtreut hier und da herabfielen. Nichts Artigers, nichts ſo ſonderbar Ergötzendes, als der Fall der kleinen Stäbchen, die tauſend artige geometriſche Figuren bildeten! Auch konnte der Kaiſer und der ganze geheime Rath nicht umhin, in ein lautes Gelächter auszubrechen, welches auf einige Zeit das Stillſchweigen dieſer erhabnen Geſellſchaft unterbrach.

Die Stäbchen lagen nun zerſtreut da, und jetzt brauchte der Kaiſer, vom Schulmann angeführt, den Haken, um ſie eins nach dem andern aufzuheben, ohne die übrigen zu erſchüttern; denn in dieſem Fall hat man das Spiel verloren, und es geht fort auf einen andern. Man vermuthet, der Kaiſer ſey das erſtemal nicht ſonderlich geſchickt geweſen, obgleich Wiſſenſchaft den Kaiſern von Japan eingegoſſen iſt. In der Folge aber erlangte er eine ſolche Geſchicklichkeit in dem Stäbchenſpiel, welches zugleich die erwünſchte Wirkung hatte, und ihn völlig zurecht brachte, daß es das Kaiſerſpiel genennt wurde. Es ward der Zeitvertreib aller Großen des Reichs; alles ward nach dem Stäbchenſpiel gemodelt; man machte Tänze, die den Fall der Stäbchen vorſtellten. Der Schulmann hatte ſich einen unſterblichen Ruhm erworben; ſein Name ward in die Jahrbücher des Reichs eingetragen, und ſein Porträt auf der Gallerie aufgehängt, wo die Bildniſſe der großen Männer und der Erhalter des Staats aufgeſtellt waren.

Mit dieſem Spiel ergötzte ſich auch Moredoeb ſehr anſtändig in ihren müßigen Stunden; dieſes Spiel war es auch, das man dem Mandarin vorſchlug, und das er mit einer der Erfindung würdigen Artigkeit ſpielte. Dolliverte hingegen konnte ſich dem Vergnügen des Spiels nicht überlaſſen; ihr Blut war noch zu ſehr in Wallung. Sie verlor ſehr viel, und niemand fand das außerordentlich; alles wurde auf Rechnung der Philoſophie geſchrieben: ſo wahr iſt es, daß es zuweilen gut iſt, Philoſoph zu ſeyn!

Jeder Gebrauch in den Geſellſchaften zu Kanton hat ſeine Zeit, und ſo auch das Spiel. Man ſteht davon genau zu der Stunde auf, wo man es zu verlaſſen gewohnt iſt. Die Mutter ſagte den andern, man wäre bey der letzten Tour, und jedes ſtand auf, um andern Zeitvertreib zu ſuchen. Der Mandarin hatte den vor dem Sorbet nicht vergeſſen. Er näherte ſich Dolliverten, ſagte ihr, daß er nicht ohne ſie leben könne, und that ihr die artigſte Erklärung, die nur ein Großer thun kann.

Dolliverte wußte zu leben, und kannte alle kleine Förmlichkeiten der Gewohnheit. Sie ſchlug dem Mandarin eine Promenade vor, und er hütete ſich wohl, ſie abzulehnen. Da ſind denn unſre beyde Liebende in einem großen Garten, wo die Kunſt, im Wetteifer mit der Natur, tauſend erſtaunenswürdige Wunderdinge ſehn ließ. Lange, bedeckte Alleen bildeten hier durch hundertfache Irrwege ein Labyrint, aus dem man ſich nicht wieder herausfinden konnte, wenn man ſich einmal darin vertieft hatte. Dort ſah man antike Kolonnaden einen Tempel darſtellen, wo der Gott der Liebe thronte; Säulen und Tempel aber waren nichts anders, als Epheu, durch die ſanfte Wärme eines ewigen Frühlings genährt, und von der Hand eines geſchickten Gärtners in jene Formen geſchlungen; der Liebesgott war das Meiſterſtück eines neuern Phidias. Weiterhin blühten unzählige Blumen

men auf einem mit Geſchmack angelegten Beete, befriedigend fürs Auge zugleich und für den Geruch. Gruppen von Najaden goſſen ein klares, ſchimmerndes Waſſer aus, das hoch in die Luft getrieben im Staubregen wieder herabplätſcherte. In alle dieſe Anmuth miſchte der Geſang von tauſend Vögeln im Gebüſche eine Harmonie, die des erſten Weltalters würdig geweſen wäre, und ſich wenig für das Gegenwärtige ſchickte.

Ich hab es ſchon geſagt, im Garten war ein Labyrint, deſſen Anlage, deſſen Krümmungen und Irrgänge einen ſonderbaren Anblick darboten, der für Liebende ſehr anziehend ſeyn mußte. Man hatte die Waſſerkünſte und die Najaden mit flüchtigem Blick betrachtet; der Flor der Blumen, ihre reizende Nuancen, die in ſich zuſammenſchwammen, hatte man nur im Vorbeygehn bemerkt; beym Säulentempel hatte man nur einen kurzen Stillſtand gemacht; ſelbſt der Gott der Liebe, dem man Weyrauch zu ſtreun vor Begierde brannte, war nicht geachtet worden; dem Labyrint, nur dem Labyrint eilte man zu. Schon drangen beyde tiefer in den Irrgarten ein, als es Dolverten aus einem Geiſt von Zucht und Ehrbarkeit einfiel, zu erröthen, und dem Mandarin zu erinnern, daß ſie allein mit ihm wäre. — „Was würde man ſagen, hub ſie an, wenn man mich in dieſem Labyrint mit Ihnen allein ohne Führer vermuthete? In der That, gnädiger Herr, ich muß Sie ſehr hochſchätzen, daß ich ſo ohne alle Bedenklichkeit mit Ihnen hieher gegangen bin — doch kommen Sie zurück. — Nein, reizende Dolwerte, rief der Mandarin feurig, man kann Sie nicht lieben, ohne Sie zu verehren. Ihre Tugend iſt mir heilig . . . . Ich bete Sie an, liebe Sie, und werde nichts verſäumen, es Ihnen zu beweiſen.“ — Ein Seufzer war Dolvertens Antwort; ihre Augen entdeckten eine Bank, ihre Schritte führten

I.

Gedichte.

1.

An den Oberſten von B. beim Ausbruch des Kriegs wegen der freien Fahrt auf der Schelde.

Belehr mich, edler Mann, den ſtets an ſanften Banden
Die Göttin wahrer Weisheit führt,
Belehr mich, welch ein Geiſt die Menſchheit ſeit dem Stande
Der Unſchuld goldner Zeit regiert? —

Sieh, B*, und weine! ſieh! ſchon öffnen tauſend Schaaren
Von Brüdern wieder ſich Ein Grab;
Schon wieder ſinkt manch Volk, beſtimmt zu Wonnejahren
Durch Wechſelmord zum Staub hinab.

Ach! Sieh! des Kriegers Wuth hört nicht der Unſchuld Schreien!
Die Beute ſeiner frevlen Luſt,
Die er zum Laſter zwang, ſchuldloſer Mädchen Reihen
Stößt er den Blutſtahl in die Bruſt.

Verheerung, Hunger, Peſt führt toller Streiter Glieder,
Verzweiflung flieget ihnen vor;
Ihr Raſenden, wohin? wohin? Schont eure Brüder
Ach! ſchont! Doch taub iſt euer Ohr!

O! Wahnſinn, der euch täuſcht! Glaubt ihr, daß euren Scheitel
Des Frevels Hand mit Ruhm bekränzt? —
Wer Menſchen glücklich macht, nur der hofft nicht zu eitel,
Daß er im Buch der Zukunft glänzt.

Und, Edler! doch haſt du, von jeglicher Kamöne
Gelehrt, was Menſchen Glück erwirbt,
Der Zahl dich zugeſellt, die ſanfter Muſen Töne
Verſchmäht, vor der die Freude ſtirbt.

Doch wie? flog Smintheus ſelbſt nicht einſt aus höhren Sphären,
Und ſchien dem rauhen Hirten gleich?
Dem Gotte Dank! — Der Hirt, entglüht von ſeinen Lehren
Ward mild, wie er, an Wohlthun reich.

Grabner.

2.

An Haubold von Einſiedel.

Nach einem Geſpräch über Hoffnung und Genuß.

Schleußt dir, Glückſeliger! des Lebens Paradieſe
Die Liebe auf, zerreiß der Hoffnung Gängelband,
Von jeder Blüthe brich, von jeder Frucht genieße,
Die Rückkehr iſt verſagt zu dieſem Zauberland.

Doch wird dein zarter Trieb verſchmäht, irrſt du im Thale,
Wo die Verzweiflung hauſt: ſo nimm der Hoffnung Gleit,
Und trinke Labung, Muth, trink ſie aus voller Schaale,
Die dir, aus heitrem Quell, die Freundſchaft durch mich beut.

Grabner.

3.

An Gotter.

„Hier, Muſe, nimm den Scheidebrief,
„Nicht länger pflanz ich mehr in deinem Zaubergarten;
„Denn Kummerlohn läßt du dem Pflanzer nur erwarten!“ —
So rief ich jüngſt erzürnt, entſchlief
Sanft an der Trägheit welken Bruſt,
Da weckte Gotter mich, zog mich auf Blumenmatten,
Wo unter Amaranthen Schatten,
Mir jeder Athemzug den reinſten Strohm der Luft,
Und Götterbalſam goß in die erſchlaffte Bruſt,
Wo zwiſchen Roſen hin der Weisheit Bäche floſſen;
Und ſchnell, mit reuerfülltem Blick,
Nahm ich den Scheidebrief zurück;
Denn läßt die Muſe mir ein einzig Röschen ſproſſen,
Wie ſie zu Tauſenden, dir edler Gotter, blühn;
Bezahlt iſt jede Müh mit wucherndem Gewinn!
Ihr bötet mir umſonſt dafür die kahlen Pfänder
Von eines Königsgunſt, Amt, Stern und Ordensbänder;
Was jede Zone giebt umſonſt zum Vollgenuß,
Und Lina nur allein erhielt's für — Einen Kuß.

Grabner.

4.

An G. S*

Wem ſein freundlicher Genius
Das goldlockigte Haar ſchmückt mit dem duftenden
Kranze, den ihm die Muſe wand,
Der entzeucht ſich dem Arm mächtiger Liebe nicht! —
Freund, du flieheſt umſonſt, umſonſt
Dieſes ehrne Geſetz! — Sängſt du, Verwegener,
Einzig mächtigen Zauberreiz
Eines purpurnen Mund's, lockender Augen Glanz,
Einen Grazienwuchs, gepaart
Mit dem blühendſten Geiſt, ohne dafür zu glühn? —
Aber ſiehe! die Liebe ſchlang
Längſt ihr magiſches Band, ſiegend mit ſtarkem Arm,
Um den ſorgloſen Nacken dir,
Nahm dein Herz und geſellt's ſichren Trophäen bei!
Schmachtend ſuchet dein Blick umher,
Raſtet nimmer bis er findet die Zauberin.
Seufzer ſchwellen den Buſen dir,
Zitternd blickſt du nach ihr! Kurz! und du biſt der Sklav,
Der von Freiheit noch träumt, indeß
Seiner Ketten Geklirr ringsum die Ruh verſcheucht.

II.

Auszüge.

Ueber London.

Drei Dinge in London erregen beſonders die Bewunderung des Fremden am meiſten. Das erſte iſt die beſtändig wachſende Größe der Stadt. Nach einer Abweſenheit von zwölf Jahren fand ich eine Menge neuer Straßen und öffentlichen Plätze, vermißte dagegen die Spatziergänge und Gärten, an die ich mich noch mit Vergnügen erinnerte und die nun zur Stadt gezogen waren. Man kömmt nie an das Ende einer Straße, wo man nicht eine ganze Reihe neuer Häuſer ſieht, mit deren Erbauung man auch noch immer beſchäftiget iſt. Alles ſind ſchöne, artige Wohnungen, zwar nicht prächtig, aber in gutem Geſchmack gebaut, einander ſehr ähnlich und von gleicher Höhe. Die Straßen, die dadurch gebildet werden, ſind gerad und breit. Die Vorſtädte erſtrecken ſich viele Meilen weit. Dörfer ſind ſo viel als Theile der Hauptſtadt geworden, und man hört an Orten, wo man nicht lange vorher noch keine andere Beſchäftigung, als den Feldbau kannte, von Kaufläden, wo Gefrornes verkauft wird, von Bällen und Comödien. Im Ganzen kann ich ohne Großſprecherey behaupten, daß die Hauptſtadt von England in dieſen letzten zwölf Jahren wohl nicht viel weniger an Größe zugenommen haben mag, als die ganze Größe vom Haag beträgt. Wenn man nun bedenkt, wie theuer die Lebensmittel in London ſind, wie viel ſtärkere Abgaben daſelbſt, als an andern Orten bezahlt werden müſſen, wie viel koſtbarer es daſelbſt fällt neue Häuſer zu bauen, als alte zu kaufen; wenn man dieſe Zunahme mit andern Städten vergleicht, die ebenfalls zunehmen und dabei nicht vergißt, daß der Feldbau in dieſem Königreiche nicht minder blühend iſt, als in jedem andern Lande, daß alſo das Haupt in England nicht auf Koſten des übrigen Körpers vergrößert wird: dann kann man aus dieſer Vergrößerung der Hauptſtadt auch auf den erhöheten Wohlſtand des Landes den richtigen Schluß machen.

Das außerordentliche Gewühl von Menſchen in London iſt eine nothwendige Folge der Größe und der Menge von Menſchen, welche die Stadt bewohnen. Es bleibt aber dem ungeachtet für die Fremden ſo wunderbar, daß man Augenzeuge geweſen ſeyn muß, wenn man ſich einen Begriff davon machen will. Auch ſo viel iſt gewiß, daß man die große Menge Volks, auf den Straßen nur in einigen Theilen der Stadt, beſonders auf der Straße, die parallel mit der Themſe läuft und in einigen Quartieren der City ſieht, ſo wie auch etwas dabei auf die Tages- und Jahreszeit ankommt: man ſieht London in dieſer Hinſicht am beſten, wenn man es im May, zwiſchen zwölf und fünf Uhr durchwandelt. Nebſt den Lohnkutſchen, die immer angeſpannt hinter einander auf der Straße ſtehen, deren Zahl ſich auf mehr als tauſend beläuft, die alle numerirt ſind, und bei denen die Geſetze beſtimmt haben, was derjenige, der ſie miethet, für einen beſtimmten Abſtand zu bezahlen hat, nebſt dieſen, ſage ich, machen diejenigen, die wirklich fahren, die Equipagen von Privatperſonen, die Poſtwagen, die Trageſänften, die leichtern Fuhrwerke, die Reitpferde, die großen und ſchwer beladenen und mit zwei und acht Pferden beſpannten Karren, nebſt der unausſprechlichen Anzahl von Fußgängern eine ſolche Verwirrung, Vermengung und ein Drängen, daß man nichts deutlich unterſcheiden und kaum auf den Füßen ſtehen kann, und daß man zuweilen gezwungen wird, eine Viertelſtunde und noch länger in der Reihe der Kutſchen zu bleiben und ſtille zu halten, bis irgendwo wieder Lufft wird und man mit der Reihe wieder fortfahren kann. Daß dieſes alles bei ungewöhnlichen Gelegenheiten noch größer ſeyn muß, kann man ſich leicht vorſtellen.

Ein dritter Gegenſtand der Bewunderung ſind ohne Zweifel die Kramladen in dieſer großen Stadt, deren alle Vorſtellung übertreffende Anzahl man bewundern muß, und in denen der Reichthum und die Koſtbarkeit der Güter, die angenehme Ordnung, in welcher alles in halbrundem Zirkel, oder in halbem Viereck nach der Straße zu aufgeſtellt iſt, und die tägliche Erleuchtung des Abends, zu der man die neu erfundene Lampe ſchon ſehr braucht, eine ſehr angenehme Wirkung macht. *) Paris verliert in allen dieſen drei Hinſichten unendlich gegen London, in Hinſicht auf Vergrößerung, Volksmenge und die Kramladen, die in Paris von außen beinahe unſichtbar ſind.

Der Steinkohlendampf macht die Gebäude auſſenwendig ſchwarz, und auch das ſchönſte Gebäude behält,

---

*) In koſtbaren Galanteriewaaren, Juwelen und dergleichen zeichnen ſich beſonders die Gewölbe der Herren Jeffery und Gray aus.

beſonders wenn es in einer dicht gebauten Gegend der Stadt, z. B. in der City liegt, ſeine äußerliche Schönheit nicht lange, wovon man kein auffallenderes Beyſpiel, als die Paulskirche angeben kann. Man bauet hier auch meiſt mit gebackenen Steinen, und weiter nichts, als Häuſer in unzählicher Menge: nur wenige ſind mit einem Hofraume verſehen. Was das Schönhalten und Beleuchten der Straßen, die gehörige Hülfe bei Feuersgefahr (die ſich hier alle Tage ereignet und wovon man in andern Theilen der Stadt oft nichts vernimmt, bis einige Stunden nachher die Nachricht davon in den Zeitungsblättern kommt,) ſelbſt die Wachſamkeit in Hinſicht auf Diebe und Verbrecher und das Feſthalten derſelben betrift, ſo ſind die Policeianſtalten vortreflich. Bei allen heimlichen und öffentlichen Policeiwachen hat man es in London in der Kunſt Verbrechen zu verhüten noch ſo gar weit nicht gebracht. Man wird ſich manches ſchon aus dem erklären können, was ich oben von den Sitten geſagt habe und man kann ſich außerdem auch ſehr leicht vorſtellen, wie ſtark in einer ſo volkreichen und reichen Stadt die Verführung zum Verbrechen ſeyn möge. Die Bootsleute an der Themſe ſind beim Ueberfahren der Paſſagiers an dieſelbe Ordnung gebunden, als die Lohnkutſcher und Sänftenträger in den Gaſſen. Die Häuſer ſind faſt alle wegen Brandes und anderer Unglücksfälle aſſekurirt: wegen der verkehrten Einrichtung aber, daß nur für eine beſtimmte Zahl von Jahren gebauet wird, ſtürzen auch die Häuſer in London viel gewöhnlicher ein, als an andern Orten. Täglich bringt die Penny-Poſt für ein ſehr geringes Poſtgeld einigemal Briefe in alle Theile der Stadt und in die umliegende Gegend: wieder andere holen ebenfalls für einen ſehr geringen Preis die Briefe von den Häuſern ab, um ſie in das Generalpoſtkomtoir zu tragen. Eine vortrefliche Anordnung, ſo wohl in London, als im ganzen Königreiche, iſt es, daß keine Leiche begraben werden darf, ohne daß ſie zuvor unterſucht ſey, ob man nicht etwa Kennzeichen eines gewaltſamen Todes daran bemerke, in welchem Fall der Coroner geholt wird, der eine nähere Unterſuchung anſtellen muß. Daß man in einer Stadt, wie London iſt, alles vereint antrift, was man ſich zur Lebensnothdurft, zum Nutzen und zum Vergnügen nur wünſchen kann, brauche ich nicht zu erinnern. Man kann hier alles bekommen und der Geiſt findet täglich neue Unterhaltung. Ein Hof, fremde Miniſter, das Parliament, Gerichtshöfe, Soldaten, Kaufmannſchaft, eine Stadt, die ſo gut, als ein Seehafen iſt, Collegien von Wiſſenſchaften und Künſten, allerlei Vergnügungen, Mangel an Arbeiten für niemanden, der arbeiten will, mit einem Worte, alles trift man in London beiſammen an und nur der theure Preis der Lebensmittel und der große Abſtand der Wohnungen von einander miſchen zuweilen etwas Unangenehmes in dieſe Vergnügungen.

III.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

I.

Der Zehnte Auguſt.

Schreiben des Herrn Mallet du Pan an Herrn B.
Genf im September 1792.

Wie kann Ihnen, lieber Freund, über die Natur, den Zweck und die wahren Urſachen der letztern Schandthaten ein Zweifel übrig bleiben, durch welche die Tyrannen Frankreichs die Auflöſung der Monarchie vollendet haben. Alle Triebfedern dieſer Kataſtrophe wurden ſichtlich vor den Augen des Publikums in Bewegung gebracht; da war kein Hellblickender, der nicht eine Ahndung davon bei Entſtehung der zweiten Nationalverſammlung gehabt, und ſeit

zwei

ſie hin; ſie ſetzte ſich darauf neben dem Mandarin, der ihre Hände faßte, ſie an ſeinem Buſen drückte, und machte, daß ſie eben ſo im Innern bebte, wie ihr Buſentuch auf und nieder wallte. — „Gnädiger Herr, ſtammelte Doliverte mit dem Zittern, welches ein Vorbote des Verlangens iſt, ich kann mich nicht länger bey Ihnen in Gefahr ſetzen.... Sie dringend.... ich vielleicht ſchwach.... Wie? ſchöne Doliverte, Sie fürchten ſich vor mir? wollen mich fliehn? Vergaßen Sie, daß ich Sie anbete?“ — Schon hatte der Mandarin ihren wonnebebenden Lippen zwey Küſſe geraubt, ſchon ſchloß er ſie feſt in ſeine Arme; Doliverte ſtammelte nur noch einige unverſtändliche Worte; Trunkenheit des Entzückens ſchwamm in ihren ſchmachtenden, halbgebrochnen Augen; die ſterbende Tugend unterlag — — „Wahrhaftig! riefen zwo Stimmen, ein herrliches Rezept für artige Landmädchen! aber nur für diejenigen, die's nicht länger ſeyn mögen!“ — — Zwey Fremde warens, Spasvögel von Handwerk, die ſchon lang im Labyrinte herumgeirrt waren, um den Ausgang zu finden, und jetzt Doliverten mit dem Mandarin überraſchten. „Wahrhaftig, wiederholten ſie, ein herrliches Rezept für artige Landmädchen, aber nur für diejenigen, die's nicht länger ſeyn mögen!“ —

(Die Fortſetzung folgt.)

H.

V. Nazwei Monaten moraliſch davon überzeugt worden wäre. Der Kampf aller Laſter mit allen möglichen Niederträchtigkeiten und Feigheiten mußten nothwendig auf dieſe neue St. Bartholomäus Mordnacht hinauslaufen, die von einem Ausſchuß von Böſewichtern vorbereitet und durch den Auswurf der Natur vollzogen wurde.

Nach 2000 an wehrloſen ohne Rückſicht auf Geſchlecht oder Alter, verübten Meuchelmorden, nachdem ſie ihre gewöhnliche Grauſamkeit auf die ſcheußlichſte und raffinirtſte Weiſe an ihren Leichnamen geſättigt, die Straßen mit Ermordeten angefüllt, die Kerker mit Biedermännern bevölkert, den frevelhafteſten Deſpotismus, wie die Geſchichte noch kein Beiſpiel davon hatte, erſchöpft, und den König, den ſie 1789 den Wiederherſteller der Freiheit nannten, mit Kummer gedrängt, abgeſetzt, eingekerkert und mitten in ſeinen Leiden verſpottet hatten, ſorgten nun die Anführer dieſer wilden Thiere dafür die Geſchichte ihrer Trauerſpiele in Dunkel und Finſterniß zu hüllen.

Sie geſtatten nur denen das Recht, davon zu reden und zu ſchreiben, die ſelbſt die Theilhaber, die Akteurs dieſer Trauerſpiele waren, alle Journale und öffentliche Blätter, die einen Abſcheu vor dem Laſter bezeigten, ſind verbannt, ihre Preſſen ſind zerſchlagen und verbrannt, ihre Verfaſſer ſahen ſich gezwungen, vor dem Morddolch der herrſchenden Parthey zu flüchten, und in eben dem Augenblicke wo dieſe Horde der Wilden im Nahmen der Menſchenrechte ſengt und brennt und mordet, unterſagt ſie die Handhabung dieſer Menſchenrechte jedem, der nicht einer von ihren Dienern und Trabanten iſt. Sie hebt die Freiheit der Preſſe auf, ſie verletzt das Geheimniß der Briefe und vor ihren Angebern, Sbirren und Henkern zittert, war nur das leiſeſte Murren, oder die Wahrheit zu ſagen wagt.

Nachdem ſie ſich auf dieſe Weiſe des Stillſchweigens der königlich Geſinnten, der Konſtitutionsfreunde und der Neutralen verſichert, breitet ſie, keines Widerſpruchs gewiß ihre Lügen und ihren Gift aus, die Tribune dieſer verworfenen Verſammlung hat von dem Augenblicke an nicht aufgehört, Lug und Trug zu verbreiten, daher der Kunſtgriff, mit welchem ſie in ihrem Bezirk jene Menge von Miethlingen aufnehmen, und in ihren Addreſſen und blutdürſtigen Petitionen ihren Tribut von Falſchheiten und Erdichtungen und Unverſchämtheit zollen, in den geheimen Winkeln ihrer Ausſchüſſe werden die Berichte geſchmiedet, die Entdeckungen erfunden, die erdichteten Briefe untergeſchoben, und wenn es an Erfindungen fehlt, Sinn und Worte verdreht, den Briſſot's, den Gorſas, den Condorſet's, den Pasquillanten des Moniteurs iſt das Amt übertragen, dem Publikum die Dinge vorzulügen, die man ihm aufbürden will. Aus der Feder dieſer ehrlichen Männer, von welchen ein großer Theil vor der Revolution wegen ſchimpflicher Verbrechen, dem Strange oder den Galeeren entgangen iſt, erhalten wir nun die Annalen der neuen franzöſiſchen Wiedergeburt aufgezeichnet.

Sie begannen die Ausübung ihres Amtes, ſo wie Wortkrämer ihre Verſammlung unter dem Schutze einer Rotte von Mördern; das Panier der Philoſophie wohnte an ihren Piken von Menſchenſchädeln überſchattet; ſie predigen die Rechte der Natur, indem ſie ihre Mitbürger erwürgen; ſie thun noch mehr, den Grundſätzen ihrer praktiſchen Moral getreu, verleumden ſie noch das Andenken derer, die unter ihren Streichen fallen; ſie brandmarken die Opfer ihrer Bosheit mit den Nahmen von Verſchwornen und Verräthern, und ſuchen ſich vor dem Abſcheu, mit welchem ſie die Nachwelt und die Geſchichte heimſuchen wird, unter der Hülle von widerſinnigen

Mährchen zu retten, und ſich einen Anſtrich von Rechtfertigung zu geben.

Das iſt der Zweck, das die Abſicht bei allen den Berichten und Erzählungen, welche von Paris aus in alle Gegenden Europens verſandt werden ſind. Man beſchuldigt darinn den Hof einer Verſchwörung, die großmüthigen Schweizergarden des Angrifs und der Teuloſigkeit, man ſchildert darinn die Vertheidigung der Thuillerien als das Vorſpiel zu einer Kontrerevolution; man verſchweigt, man entſtellt die Hauptumſtände der Kataſtrophe und was vorher gieng oder darauf erfolgte und alle die Leichtgläubigen, welche die Geſchichte der Zeit in den Kaffehäuſern und Gruppen des Pallaſtes der Revolution ſtudieren, ſchreiben dieſe Legenden in der Welt umher und die Verſammlung, die gerne thun möchte, als glaube ſie daran, ſucht erſt den Erfolg ihrer Journalſchreiber und Lügenſchmiede abzuwarten, ehe ſie es wagte, in ihrem eigenen Nahmen mit einem Roman aufzutreten, welche des ganzen Schauſpiels und derjenigen würdig ſey, die dabei eine Rolle übernommen haben.

Es gehört nicht viel Beurtheilungskraft dazu, um einzuſehen, daß Leute, welche den Ravaillac canoniſiren und unter der Larve der Freiheit die Proſcription Roms zur Zeit ſeiner Ausartung und die Tyranney der Mamelucken wieder hervorrufen, ſich kein Gewiſſen daraus machen, das Publikum zu hintergehen. Eine Verleumdung koſtet ihnen ſo wenig, als ein Mord, der Dolch iſt über jeden aufgehoben, der es in der Hauptſtadt wagen würde, den Schleyer aufzudecken, hinter welchem ſie ihre Bubenſtücke verbergen wollen; und ſo koſtet es ihnen wenig Mühe ganz makelfrei und Lammfromm zu erſcheinen. Durch dieſes Mittel hoffen ſie die Wuth der Menge zu nähren, den ſchwankenden die Zweifel, den zahmern Jakobinern die Gewiſſensbiſſe, den wahren Konſtitutionsfreunden die Scrupel, den Armeen die Bewegungsgründe zum Abfall und den übrigen Nationen die Empfindungen zu benehmen, von welchen ſie ſolche durchdrungen ſehen.

Bei allen den blutigen Epochen der Revolution nehmen ſie zu dieſer ſchändlichen Politick ihre Zuflucht, um das Volk von Paris aufzuwiegeln, das ſo unerſchrocken in offene Thüren einzubrechen weiß, beredeten ſie es im Monat Julius 1789, daß der Hof die Stadt durch glühende Kugeln in Brand ſtecken, Weiber und Kinder erwürgen, den Bankerut erklären, die Nationalverſammlung hängen laſſen wollte. So dichteten ſie nach den mörderiſchen Verſuchen vom 5ten und 6ten Oktober dem Könige eine projektirte Flucht nach Mez und ſeinen Leibwachen die Aufſteckung anderer Kokarden an. Als gegen Ende des Februars 1791 die Ränke des Santerre und die Plane der verſammelten Vorſtädter, einige Edelleute in dem bedrohten Schloſſe der Thuillerien verſammelten, breitet man den Tag darauf die Sage von den Dolchrittern aus, die 200 an der Zahl, 30000 Nationalgarden ermorden und den König entführen ſollten. Als am 18ten April deſſelben Jahres ſich dieſer unglückliche Monarch den Gewaltthätigkeiten einer zügelloſen Soldateſke preiß gegeben ſah, die ihm die Spatzierfahrt nach Saint Cloud verſagte; erneuerte man das Mährchen von einer Flucht. Paſtoret, der Procureur Syndic des Departements hatte die unverſchämte Lügenfrechheit, das Geſindel durch die Furcht zu rechtfertigen, welches ihm die Schloßkapellane einflößten, und dem zu Folge blieb die erlauchte Verſammlung taub bei den Beſchwerden Sr. Majeſtät und giengen majeſtätiſch zur Ordnung des Tages über. Auf dieſe Art, und ſo oft es darauf ankam, ein Dekret mit Gewalt zu erzwingen, ſich von neuem an der königl. Familie zu vergreifen, oder das Joch der Geſetze durch Aufruhr abzuſchütteln, deckte man ſich mit dem Schilde erdichteter Verſchwörung; als man den

Herrn von Belsurce, von Beauſſet, von Voisin und von Pascalis ermordete, ſorgte man dafür, daß in den Taſchen dieſer unglücklichen Schlachtopfer ein Brief gefunden werde, der die Schuld auf ſie lade und die That ihrer Henker frei ſpreche.

Freilich kann jedes Volk durch dergleichen Poſſenſpiele hintergangen werden; allein die fanatiſche, anhaltende und faſt allgemeine Leichtgläubigkeit des Pöbels der Hauptſtadt, vermochte allein 4 ganze Jahre hinter einander dieſen Strom von groben und grauſamen Erdichtungen zu bekräftigen, worüber der geringſte Bauer aus den Gebirgen, verächtlich die Achſel gezuckt haben würde. Freilich, die Perſonen, die geneigt ſind, dieſen Erdichtungen ſo ſchnellen Glauben beizumeſſen und ſich doch dabei zu ſtellen, als ob ſie darüber ſeufzten, ſind im Grunde ihres Herzens ſelbſt geheime Theilnehmer an dieſen Umſturz der bürgerlichen Ordnung, und es mangelt ihnen blos an Gelegenheit oder an Muth, um öffentlich mit Hand anzulegen.

Hier liefere ich meinen Leſern eine Reihe von Thatſachen, wie ſie mir von unverwerflichen Zeugniſſen begleitet, mitgetheilt worden ſind; es iſt Wahrheit, nichts als Wahrheit, die ſchlichte nackte Wahrheit; ich laſſe alle Nebenumſtände weg, weil über einen großen Theil derſelben noch einige ſtärkere oder ſchwächere Ungewißheit ſchwebt, und ſchließe mich blos auf das ein, was die Strenge einer gerichtlichen Unterſuchung beſtätigen würde, und was die Treue der Geſchichte unſern Enkeln überliefern wird.

Man wird ſich anderer Vorgänge erinnern, welche Vorboten von dieſen Tagen der Trauer waren, der Desorganiſirung der öffentlichen Gewalt in der Hauptſtadt, der Zuſammenberufung aller Banditen des Reichs, der Bemühungen, die Schweizergarde zu entfernen, des ſchwärmeriſchen Geſchwätzes jener Deputationen von Brausköpfen, die ſeit einem Monat faſt täglich vor den Schranken erſchienen, um ihre vorgeſchriebenen Verwünſchungen gegen die Königin auszuſtoßen, der Anſchläge, und blutfarbenen Zeddel, womit man alle Gaſſenecken tapezirte, der Rede des Petion, die er im Nahmen der Pariſer Gemeine hielt, der Adreſſe, welche die Föderirten den folgenden Sonntag auf dem Marsfelde aufſetzten und der mannigfaltigen Vorbereitungen zu dem Sturm, durch welchen man, im Guten oder mit Gewalt, die Frage der Abſetzung des Königs beſtimmen und nach ſeinem Willen ertrotzen wollte.

Schon blos die Aufwerfung dieſer Frage, die bloße Erörterung dieſes Gegenſtandes war ein Verbrechen gegen die Konſtitution; denn da die Konſtitution die drei ausſchließlichen Fälle ausdrücklich beſtimmt und genannt hatte, welche die Entthronung des Königs nach ſich ziehen ſollten, (Weigerung des Königs, den konſtitutionsmäßigen Eyd zu ſchwören, Gegenwart des Königs an der Spitze einer feindlichen Armee, Verlaſſung des Königreichs) und da keiner von dieſen 3 Fällen vorhanden war, ſo konnte die Verſammlung nicht ohne einen willkührlichen Eingriff, deren neue ſchmieden, noch von der Spitzfündigkeit ihrer Redner die Uebertretung eines Grundgeſetzes abhangen laſſen. Dieſer neue Eingriff in die Kronenrechte ſtand ſehr natürlich mit der Abſetzung des Herrn la Fayette in Verbindung. Man fand ihn ſtraffällig, daß er endlich, obgleich ſo ſpät, die Erhaltung des Königs dem Intreſſe einer meineidigen Ligue vorgezogen habe, welche den National-Codex zerreiſſen wollte, und der Feldherr wurde dieſes Verbrechens förmlich angeklagt; aber dieſelbe Mehrheit, welche ihn von dieſer Anklage frei ſprach, lies den Urhebern und Beförderern des Entthronungsprojekts kein beſſeres Schickſal ahnen. Wir wurden auch beim Weggehen von dieſer Arena der Kämpfer, wo die Solone Frankreichs für 18 Franken täglich über das Schickſal des Reichs nach ihrer ſtärkern oder geringern Suade entſcheiden, die vornehmſten Mitglieder der rechten Seite, den gewöhnlichen Coadjutoren der Geſetzgebung Preiß gegeben. Viele von ihnen wurden erſchlagen und verwundet, und entrannen dem Tode nur unter Begünſtigung der Größe des Tumults. Noch denſelben Abend, es war der Mittwoch, ſetzten die Jakobiner in ihrer Höhle die Proſcriptionsliſte dieſer 400 Unverletzlichen auf. Sie wurde gedruckt, und den andern Morgen ausgetheilt. Sie diente dazu, den Durſt nach Blut in allen Vorſtädten zu erwecken. Paris war in allen Ecken mit den abſcheulichſten Anſchlagszeddeln bedeckt, wo dem Könige, dem la Fayette und der Mehrheit der Deputirten der Proceß gemacht wurde; gemiethete Ausrufer und Kinder, die man hier und da poſtirt hatte, ſchrien auf den Gaſſen: Abſetzung oder Tod! Der ganze Tag vergieng unter Gewaltthätigkeiten und Tumult von Seiten der von Breſt und Marſeille gekommenen Lotterbuben, die von den Häuptern der Municipalität ſelbſt aufgehetzt worden, um die Volksmenge in Gährung zu ſetzen, und die letzte Hand an ein Bubenſtück zu legen, das ſchon ſo lange vorbereitet war, und auf deſſen Ausführung ſo ſehnlich geharrt wurde.

An eben dem Tage, Donnerſtag den 10ten Auguſt ſollte in der Nationalverſammlung die Erörterung der Frage wegen der Abſetzung des Königs vorgenommen werden. Condorſet legte im Nahmen des Ausſchuſſes eine Art von vorgängigen Bericht ab und ſchloß mit dem Vorſchlage einer Adreſſe an das Volk über die Mittel ſeine Souverainität zu handhaben. Während er auf der Tribune ſchöne Redensarten auskramte, kommentirten die Aufwiegler des Pöbelgeſindels auf den Gaſſen und Plätzen die

Volksſchlüſſe dieſes treuloſen Akademikers auf eine weit klürere und wirkſamere Weiſe; ſie bekleideten das Pöbelgeſindel mit der Souverainität der Piken, ſcharfen Patronen, Stücken, und der Uebermacht der Menge. Der ganze Abend wurde dazu angewendet, alle Schenken, Kneipen, Weinhäuſer und die verworfenſten und heimlichſten Kloake des Laſters mit dem Gift des Aufruhrs zu verpeſten, bis endlich alle Hebel zu einem plötzlichen Anfall auf die Tuillerien in Bewegung geſetzt und alle Anſtalten ſorgfältig berechnet und getroffen waren, um das Bubenſtück, welches am 20ſten Junius unvollendet blieb, nicht wieder ſcheitern zu. laſſen.

Gegen Mitternacht verſammelten ſich die Sektionen und ſetzten die Municipalität ab; ſie ließen blos den Petions, den Manuels und einigen andern ihre Stellen, unter deren Panier dieſe Horden zum Mord und Blutvergießen ausziehen wollten. Commiſſarien, die man aus den Hefen der ſchändlichſten Ruheſtöhrer erwählt hatte, wurden zu proviſoriſchen Stellvertretern der abgeſetzten Municipalität ernennt. Der Bierbrauer Santerre erhielt das Generalat der Pariſer Nationalgarde ſtatt des Herrn Mandat, welcher vorher das Kommando führte. Dieſer letztere, der vorher Offizier unter der franzöſiſchen Garde geweſen war, und ſich, wie ſo viele andern zu dem Revolutionsſchwindel hatte fortreiſſen laſſen, ohne die Folgen davon zu überſehen, war aber ein eifriger Anhänger der monarchiſchen Regierungsform war, wurde nach der Verſammlung der Gemeine gebracht, und dort von den **Soldaten der Freiheit** angeklagt und ermordet.

Das Wort Section muß man hier nicht in dem Sinne nehmen, wie es vor dieſem genommen wurde; man muß ſich wohl hüten, dieſe Pöbelbanden mit jenen erſten populären Verſammlungen zu verwechſeln, die denſelben

Nahmen führten, und Paris im Jahr 1789 regierten. Schon ſeit langer Zeit wurden dieſe Conventikel der Zerrüttung und der Zwietracht von allen rechtlichen Bürgern, von klugen und friedlichen Menſchen, von Eigenthümern und Guthsbeſitzern und von den meiſten wahren Anhängern der Konſtitution nicht mehr beſucht. Die Aufhetzer, die trunkenen Proletarien, die Redner, vom Branntwein begeiſtert, die Schriftſteller und kleinen und großen Männer, die während der Revolution aus dem Schlamm emporgewachſen waren, wie Schwämme in einer regnichten Nacht aufſchießen, führten dort das Wort und den Scepter. Bei der Wahl des Gemeineprokurators Manuels hatten ſich in dieſem Frühjahre nicht mehr als 6000 Stimmengeber, an Aktif- und nicht Aktifbürgern eingefunden. Den Geiſt, der in dieſen Verſammlungen herrſchte, wo man alle Morgen und Abende das Staatsintreſſe des ganzen Reichs abwog und entſchied, ſchildert am beſten folgende Anekdote. Ein franzöſiſcher Exgardiſte, der in der Section der Minimen die Rednerbühne beſtiegen hatte, erbot ſich am Ende des Junius den König zu tödten, wenn er die Dekrete nicht ſanktioniren würde. Der Präſident wollte dieſen Böſewicht aus der Verſammlung weiſen; aber die ganze Section widerſetzte ſich und zwang den Präſidenten, ſelbſt den Saal zu verlaſſen.

Während dieſe königsmörderiſchen Conventikeln über das Schickſal des Monarchen und des Reichs entſchieden, ſetzten ſich die Föderirten, das Räuber- und Lumpengeſindel und ihre Hülfsgenoſſen von allen Seiten in Bewegung, die Vorſtädte St. Anton und St. Marceau ſpien den Abſchaum ihrer Bewohner aus. Die Sturmglocke rief alle Böſewichter auf, die Waffen zu ergreifen und 10 Stunden im Umkreis wurde dieſes Signal wiederhohlt. Es war bereits die beiden vorigen Tage an die benachbarten

Dörfer eine vorläufige Anzeige davon geſchehen; ſchon am Mittwoch, den 3ten Auguſt benachrichtigten die Bauern von Pré St. Gervais einen meiner Freunde, daß den 10ten der König enthront und Paris geplündert werden würde, und daß man ihnen zu dem Behuf am Dienſtag 300 Piken und Flinten eingehändigt habe.

Als die Sonne über der Hauptſtadt aufgieng, leuchtete ſie dem erſten Bubenſtück dieſes Tages; man trug durch die von Schrecken und ängſtlicher Ahndung erfüllten Gaſſen der Stadt die blutenden Köpfe einer Patrouille umher, welche von dieſen Kannibalen Rotten überraſcht und unter dem Vorwande ermordet worden war, daß ſie die rechte Parole nicht gegeben habe. Ihre Enthauptung erneuerte jene Triumphe, die ſeit 3 Jahren ein Lieblingsvergnügen der Pariſer geworden ſind, wo die Geſänge der Freude ſich zu den Flüchen und Schwüren der Wuth geſellten, und wo 10jährige Henker den Zuſchauern, die an ſolchen Scenen einen Gefallen finden, zerfleiſchte und entſtellte Ueberbleibſel der 10 erſten Opfer der Achtung vorzeigten.

Unter der Anführung der Mörder von Avignon und des ganzen Bagno von Breſt und Marſeille, zogen eine ungeheure Volksmenge nach dem Schloß zu. Die Landſtreicher und Räuber, die liederlichen Feddeln von Port au Bled, das durch Müßiggang und Faulheit noch tiefer geſunkene Bettelgeſindel, alle die ſchändlichen Miethlinge, welche die Anarchie ſeit 1789 beſoldete, der Auswurf der Clubs des Königreichs, den man durch die vorgebliche Föderation in Paris vereinigt hat, die Taglöhner von den benachbarten Dörfern, welche durch die Plünderungsſucht nach Paris gelockt worden, ein ſcheußliches Gemiſch von Weibern in Lumpen, von Ungeheuern in Menſchengeſtalt, von Sackträgern, Kohlhändlern, Feuereſſenkehrern, klei-

nern

V.

Naturgeſchichte.

Ueber die Nachtigall; Schreiben an eine Dame,

von R — d.

Die Nachtigall, der Vogel der Dichter, der in ihren Liedern lebt, und mit ihnen wetteifert, von deſſen Liebſchaft zur Roſe, alle Gedichte der Morgenländer voll ſind, war immer der Günſtling der Damen: er hängt in ihren Kabinetten, er empfängt ſeine Koſt aus ihren Händen, er theilt ihre Liebe, ihre Pflege, und ich bin gewiß, Sie würden Ihre Nachtigallen um keinen Preis in der Welt tauſchen. Um ſo mehr werden Sie mir verzeihen, wenn ich Ihnen hier eine kleine Skizze ihrer Natur entwerfe, und ſie mit Anmerkungen über ihre Wartung und Eigenſchaften begleite.

Einige Naturforſcher haben drey Gattungen der Nachtigallen angenommen; Bergnachtigallen, als die kleinſten; Feldnachtigallen, von mitlerer Größe; und Waſſernachtigallen, die ſich an Bächen aufhalten. Die letzten ſind die ſtärkſten und größten, und unermüdeſten im Singen, indem ihr Geſang nicht Monate dauert, wenn der andern ihrer mit dem dritten aufhört. Von der Treflichkeit des Geſangs dieſes kleinen unanſehnlichen Vogels (es giebt aber auch weiße Nachtigallen, und die Kaiſerin Agrippina hatte einen dergleichen) brauche ich Ihnen wohl nichts hinzuzuſetzen, er unterſcheidet alle Töne, geht nen in Brutuſſe verwandelten Krämern, kurz alle Laſter und Uebelthaten auf einen Haufen zuſammen gedrängt, machten das Heer dieſer Stifter der Republik aus, welche ihr Schwerdt und ihre Mordfackel gegen den letzten Zufluchtsort eines gutmüthigen und redlich geſinnten Monarchen gewendet hatten.

Bei dem Anblick der drohenden Gefahr ſchickte das Departement, deſſen Stimmung von der Municipalität ihrer ganz abwich, Herrn Röderer ihren Procureur sindic nach den Tuillerien. Dieſes verwaltende Korpus, das ohnmächtig und dem Pariſer Pöbel kaum dem Nahmen nach bekannt war, konnte der Räuberhorde nichts weiter entgegen ſetzen, als einen ſchüchternen guten Willen und eine Autorität, auf die Niemand etwas gab. Herr Röderer begab ſich zum König und der Tartüffe Petion verfügte ſich ebenfalls dahin, verlies aber bald darauf das Schloß und ließ blos zwei Mitglieder von der aufgehobenen Municipalität, die Herrn Boric et le Roux daſelbſt zurück. Er für ſeine Perſon hielt es für das beſte, ſich in ſein Haus zu verſchließen, und ſich da bewachen zu laſſen.

Unterdeſſen hatte ſich die geringe Macht, welche dem Anfall einigen Widerſtand thun konnte in den Höfen und im Garten verſammelt; ſie beſtand aus ohngefehr 800 Schweizergarden, einigen Bataillons von der Nationalgarde, von welchen nur zwey die petits Pères et Filles S. Thomas von der Heiligkeit ihrer Pflicht durchdrungen ſchienen, aus Gensdarmerie zu Fuß und zu Pferd, die den Faktionsmännern verkauft war, aus einigen Kanonen, die von Artilleriſten bedient wurden, welche ſich am 20ſten Junius durch ihr offenbares Einverſtändniß mit den Rettierern gebrandmarkt hatten, aus der Dienerſchaft beider Majeſtäten und aus einer kleinen Anzahl von Militärperſonen, die entſchloſſen waren für den König zu ſterben.

Das waren die ſchwachen Vertheidigungsanſtalten gegen 60000 Böſewichter, die unter dem Schutz der Municipalität und dem Vorſchub der Nationalverſammlung anrückten, eine große Anzahl ſchweres Geſchütz mit ſich führten, ihrer heimlichen Uebereinkunft mit dem größten Theil der Nationalmiliz vergewiſſert waren, und auf ihrem Zug den ſchwachmüthigen Haufen der friedlichen Bürger mit Furcht und Entmannung erfüllte, die zitternd kaum wagten, die Augen gegen dieſe Rebellen aufzuſchlagen.

Gegen 6 Uhr muſterte der König in den Höfen und dem Garten dieſe letzten traurigen Ueberreſte der öffentlichen Macht. Die Schweizergarden und ein paar Pelotons der Nationalgarde waren von einem Geiſte belebt, ſie gelobten ſich einander für ihren König zu ſterben. Bald darauf wimmelte der Carrouſel und ſeine Zugänge von den Meuchelmördern. Ihre Kolonnen brachen von allen Seiten ein, und gegen 8 Uhr war das ganze Schloß von ihnen umringt. Herr Röderer und die beiden Exmunicipalbeamten thaten, was ihnen das Geſetz und ihr Eid befahl. Sie ſtellten dem wilden Haufen vor, daß ihnen das Geſetz geböte, die Wohnung des Königs zu ſchonen und ſchlugen ihnen vor, zwanzig Deputirte aus ihren Mitteln zu ernennen, um in ihrem Nahmen dem Könige ihre Petition, daß er dem Thron entſagen möchte, zu überbringen; da ſie aber leider! nur zu gewiß waren, daß alle ihre Vorſtellungen fruchtlos bleiben würden, ſo riefen ſie den Truppen und ſonderlich den Schweizergarden, die ausdrücklichen Worte und Befehle dieſes konſtitutionellen Geſetzes ins Gedächtniß zurück. Ich fordere euch, redete ſie Herr Röderer an, im Nahmen des Geſetzes zur Vertheidigung und Beſchirmung des Hauſes auf, vor welchem ihr poſtiret ſeyd, das Geſetz berechtigt euch, euren Poſten zu behaupten, wenn ihr angegriffen werdet, wir verlangen euren gerechten und geſetzlichen Schutz. (Man leſe den Moniteur No. 225 unter dem Artikel Nationalverſammlung nach.) Den Tag vorher hatten die Schweizer gleichen Befehl, das Schloß zu vertheidigen, von den Generalkommendanten Herrn Mandat erhalten, der ihnen ſeiner Seits von Petion dem Maire, empfangen hatte.

Kaum hatte Herr Röderer ſeine Ermahnung an die Truppen gethan, ſo erhielt er die augenſcheinlichſten Beweiſe von der Verworfenheit und Verderbtheit dieſer Jakobinermiliz, die ſich Nationalgarde nennt. Dieſe auf dem Papiere ſo tapfern unüberwindliche Truppen zeigten ſich theils aus Feigheit, theils aus Verrätherey ganz im Einverſtändniſſe mit den angreifenden Rotten; die Kanoniere zogen in ſeiner Gegenwart die Ladungen aus ihren Kanonen, und dieſe geprieſenen **Bürgerſoldaten**, die ſo unzähligemal geſchworen hatten, die Konſtitution aufrecht zu halten und für das Geſetz zu ſterben, hatten es nun kein Hehl, daß ſie mit den bewaffneten Anhängern der Petions und Santerre's eines Sinnes wären, nur eine ſehr kleine geringe Anzahl blieb treu und ſtandhaft.

Da die drei Magiſtratsperſonen nur die ſchreckliche und gewiſſe Gefahr vor Augen ſahen, in welcher ſich der König und die königliche Familie befanden; ſo eilten ſie ins Schloß zurück und beſchworen ihn, mit ſeiner Gemahlinn und Kindern in die Nationalverſammlung zu flüchten, um ihr Leben zu retten. Es koſtete ihnen einige Mühe, bis ſie ihn überreden konnten, dieſe Maasregel der Nothwendigkeit zu ergreifen, und ſo verließ der König den Pallaſt, wo die Gewaltthätigkeiten der Pariſer ihn ſeit 3 Jahren eingeſperrt hielten und aus welchem nun neue Gewaltthätigkeiten derſelben Pariſer ihn auf ewig vertrieben. In Begleitung der Königin, des Dauphins, ſeiner Tochter und ſeiner Schweſter, begab ſich der unglückliche Fürſt zu den Mitverſchwornen ſeiner Mörder, um ſie um Rettung ſeines Lebens anzuflehen. Einige Perſonen von ſeinem Gefolge und 300 Schweizergarden machten ſeine Bedeckung bis an den Eingang des Verſammlungsſaals aus, und vertheilten ſich dann in der Nähe umher. Auf dieſem Wege hörten Ihre Majeſtäten alle Infamien gegen ſich ausſtoßen, welche die niedrigſte und verworfenſte Rohheit und Sittenloſigkeit nur ausdenken kann. Die großmüthigen Stellvertreter des franzöſiſchen Volks ſahe man bald darauf bemüht, es dem Lumpengeſindel in dergleichen edeln Geſinnungen gleich zu thun.

Einen Augenblick war dieſes Conſeil von Uſurpatoren, das durch die gänzliche Abweſenheit der rechten, gutgeſinnten Seite nur aus 280 Anweſenden beſtand, zwiſchen Angſt und Hoffnung getheilt geweſen; aber nunmehro machte es das Maas der Prüfungen ſeines Souverains im Unglück voll. Ohne Mitleiden, wie ohne Schaam zwang es Ludwig den XVI. den für die königliche Würde beſtimmten Seſſel zu verlaſſen, um ihn an die Schranken zu ſeiner traurenden Familie und von den Schranken in die Loge eines Journalſchreibers zu verweiſen, wo ſich ſeine Empfindlichkeit und ſein Ehrgefühl durch alle mögliche Arten von Kränkungen kreuzigt.

Unterdeſſen waren ſie noch nicht ganz von Ungewißheit und Furcht befreit. Der beunruhigte Bericht, den Herr Röderer abſtattete, ließ die Verſammlung ahnden, daß die Vertheidiger des Schloſſes ſich im Ernſt wehren würden; man ſchickte alſo in aller Eil eine Deputation an das Volk und Vertraute ſeiner Salvegarde das Leben der Bürger und die Sicherheit des Eigenthums an. In eben dem Augenblick hörte man Stückſchüſſe. Dieſe neuen Römer, die geſchworen hatten, auf ihren Sitzen zu ſterben, wurden bleich und blaß und verriethen die ängſtliche

Unruhe; das wiederhohlte Krachen des Muſketenfeuers beſtätigte den Angriff des Schloſſes. Redner und Deklamatoren, die noch von Wuth ſchäumten, und mit Blut und Staub bedeckt waren, erſchienen kurz darauf an den Schranken, um ihren Sieg das Blutbad der Belagerten und die Plünderung und den Brand des Schloſſes zu erzählen. Sogleich bemächtigte ſich Heiterkeit und Freude wieder von neuem der Verſammlung.

Und, was waren das für Ereigniſſe, welchen ſie die Wiederkehr einer ſo auffallenden Fröhlichkeit und Zufriedenheit verdankte? Ein Jahrhundert von Weisheit, Tugend und Gewiſſensbiſſen würde nicht im Stande ſeyn, ſo viele Bubenſtücke zu verſühnen. Die Spitze der Kolonnen der Rottierer, die unaufhörlich durch neue herzugeſtrömte Pöbelhaufen verſtärkt und von den Nationalgarden unterſtützt wurde, und welche die Mäßigung der Schweitzer, ſich blos vertheidigungsweiſe zu betragen, kühner und kühner machte, drang in die Höfe; ihre Konſtabler ſtanden mit brennenden Zündruthen bei dem aufgepflanzten Geſchütz und mit wildem Trotz befahlen ſie den Schweizergarden, die Waffen zu ſtrecken, und ihnen das Schloß zu überliefern. In den gemäßigtſten Ausdrücken weigerten ſich unſere unerſchrockenen Landsleute, dieſes zu thun und baten ſie von neuem nichts dergleichen von ihnen zu heiſchen, und einen Angriff einzuſtellen; ſie erſchöpften die Worte der Verſöhnung und die beredtſten Vorſtellungen, um dem Anfang eines Streits vorzubeugen, ſie erklärten ſtandhaft, daß ſie in Vertheidigung des Pallaſtes umkommen wollten, beſchworen die Belagerer, ſie nicht zu dieſem Schritt zu zwingen, und ſuchten ſie durch alle Zeichen der Bruderliebe zu beſänftigen. Der Ruf: **es lebe die Nation!** ertönte ſogar durch ihre Reihen.

Eitele Mäßigung! fruchtloſe Verſuche der Biederheit und Kriegszucht! Zur Antwort auf dieſe Worte des Friedens, löſten die Belagerer ihre Stücke auf das Schloß, und die Schweitzer, tödteten viere der letztern und hofften, ſie ohne Gefahr durch die Maſſe ihrer Menge zu vernichten. Als die Schweitzer ſahen, daß ihre letzte Stunde gekommen ſey, ſo erwiederten ſie aus dem Schloſſe den Angriff, der aus den Höfen auf ſie geſchah; ſie trieben die Rottierer zurück, und nahmen ihnen zwey Kanonen ab; 300 von den Miſſethätern von Breſt und Marſeille fielen todt oder verwundet unter ihren Streichen. Beym erſten Stückſchuß hatte die Nationalgarde feig und niederträchtig ihren Poſten und Dienſtkameraden verlaſſen, ein Theil warf die Waffen weg, ein anderer Theil bediente ſich ihrer, ſelbſt auf die Schweitzer zu feuern. Ihre Konſtabler richteten ihre Stücke gegen ſie, die Gensdarmerie hieb auf ſie ein, und alle dieſe Niederträchtigen, welche die Nationaluniform ſchänden, ſtanden dem Pöbelhaufen bei, und unterſtützten ſeinen Angriff. Die unerſchütterlichen Schweitzergarden, die ſich von allen Seiten umzingelt ſahen, behaupteten doch noch ihren Poſten im Pallaſt. Alle Zugänge waren eingenommen, und die Höfe ſtanden gedrängt voll Pöbelhaufen, die ſich dicht auf einander drängten und ſelbſt ſich die Außenzugänge verſperrten. Die Schweitzer, die ſich von allen Seiten übermannt ſahen, und ihre letzte Patronen verſchoſſen hatten, (jeder Mann hatte deren nur 8 in ſeiner Patrontaſche) zogen ſich in das Innere des Pallaſtes zurück, wo ſie einer nach dem andern auf das entſetzlichſte und grauſamſte ermordet wurden. Alle Zimmer und Gemächer waren voll von Rotten der Mörder, welche alle Winkel durchſuchten, und ohne Erbarmen niedermachten, was ihnen vorkam; das Morden erſtreckte ſich von den Dächern bis in die Keller. Die wenigen Nationalgarden, und Militärperſonen, welche Theil an der tapfern Vertheidigung der Schweitzer genommen, die ſämmtliche Dienerſchaft der königlichen Familie, ohne Rückſicht auf Alter und Geſchlecht, wurden erwürgt, ſelbſt die Kinder wurden nicht verſchont, man ſtürzte Weiber und Schweitzer lebendig von den Dächern in die Höfe hinab, im Garten und in den umliegenden Gegenden wüthete ein gleicher Mordgeiſt, die Flüchtigen wurden niedergeſchoſſen, mit Piken niedergeſtoßen, oder ihnen der Leib aufgeſchnitten. Die 300 Schweitzer, welche den König begleitet hatten, und in dem Garten und der Nähe des Verſammlungsſales geblieben waren, ſuchten ſich zu retten; aber alle, die man erwiſchen konnte, wurden getödtet, die Nationalkavallerie, die ihren Poſten bei dem pont Tournant genommen hatte, hieb alle die nieder, welche ſich in die eliſäiſchen Felder flüchten wollten, die 82 entwafnete Schweizergarden wurden nach dem Gemeinhauſe geſchleppt, unter dem Vorwand, daſelbſt verhört zu werden; aber als ſie da angekommen waren, gab man ſie dem Pöbel Preis, der ſich in dem Blute dieſer Unglücklichen badete. Alle wehrten ſich wie Löwen, viele riefen noch ſterbend: es lebe der König! Nicht einer fand eine Seele, die mitleidig genug geweſen wäre, oder einen Municipalbeamten, der ſo viel Gefühl von Ehre und Menſchlichkeit gehabt hätte, um einen Verſuch zu ihrem Beſten zu wagen.

Welch' ein Lohn für lange treu geleiſtete Dienſte! Während den 3 Revolutionsjahren war das Regiment der Schweizergarde unverpeſtet von der Zügelloſigkeit, die es umgab und ein Muſter an Kriegszucht, bedächtlichem Betragen und Gehorſam und Ergebenheit gegen die Geſetze und den König geblieben; nie hatte man es der geringſten Ausſchweifung oder Vergehens beſchuldigen können. Dieſe wackern Krieger, die ſich vom Pöbel ſehr oft beſchimpft und gemißhandelt ſehen muſten, trugen aus Liebe zur Er-

hal

haltung der Ruhe dieſe Beleidigungen, und zwangen ſelbſt ihre Widerſacher, ihre ſtolſche Kälte zu ehren und zu bewundern. Im letztern Winter ſetzte ſie ihre Einigkeit mit der neuen königl. Leibwache viele Bosheiten aus, verſchiedene wurden meuchelmörderiſch ermordet, andere verwundet und doch gelang es ihren Offizieren, ihren gerechten Unwillen zurück zu halten, und kein Aufſtand, kein Murren entſtand in ihren Kaſernen.

Ich kürze die gräßliche und treue Schilderung dieſes Blutbades ab, denn ich mag weder die Abſcheulichkeiten erzählen, die man an den todten Leichnamen ausübte, noch die Grauſamkeiten unnatürlicher ausgearteter Menſchen, welche die brutalen Leidenſchaften des natürlichen Hangs zur Zügelloſigkeit mit allen Folgen der Verderbniß, und der Zerrüttung der geſetzlichen Verordnungen vereinigen, und ſeit 3 Jahren Frankreich in eine mauriſche Wildniß verwandelt haben. Ich ſchweige von den Triumphgeſängen und den Trophäen dieſer Barbaren, wo die Wüthenden von beiden Geſchlechtern ſich um die zerfetzten Ueberbleibſel der Ermordeten ſtritten, und den ganzen Tag durch die Straßen und auf den Plätzen verſtümmelte Köpfe und noch zuckende Gliedmaßen von Menſchen herumtrugen; viele verwundete Schweizer wurden lebendig ins Feuer geworfen, und auf die Wuth des erſten Augenblicks folgte ein neuer Ausbruch überlegter ruhiger Grauſamkeit, welcher 48 Stunden anhielt, und mit kaltem Blute neue Mordthaten verübte. Alle die Schweizer, welche als Thürſteher in den verſchiedenen Palläſten und Hotels des Königs und der Großen angeſtellt waren, hatten gleiches Schickſal mit den großmüthigen Kriegern ihrer Nation. Die Häuſer der Privatperſonen wurden ſo wenig geſchont, als der Pallaſt; eine große Menge Perſonen von der Nationalgarde, viele gutgeſinnte und wehrloſe Bürger und viele Geſangene wurden auf den Plätzen und in ihren Häuſern niedergemetzelt.

Während das Blut im eigentlichen Verſtande in kleinen Bächen in den Höfen, unter den Begengängen und auf den Parquets der Tullerien floß, griff das Feuer der anſtoßenden Gebäude immer weiter um ſich und erreichte ſchon den Hauptflügel; das Schloß, das der Plünderung und Verwüſtung preiß gegeben war, glich einer Ruine. Meubeln, Tiſche, Bücher, Kleidungsſtücke, Wäſche, Betten wurden auf den Carrouſſelplatz geſchleppt, und dienten, das Freudenfeuer der Kannibalen zu unterhalten. Das Schloß wurde vom Keller an bis unter das Dach rein ausgeplündert; die koſtbarſten Effekten, die Schätze der Kunſt, alles wurde ein Raub des Pöbelhaufens, und doch begieng die Nationalverſammlung die lügneriſche Schmeicheley, die Uneigennützigkeit dieſer Plünderer zu preiſen, weil man ihr ein paar Louisd'or und zwei oder drei Stück von dem Tafelſervice wieder gebracht hatte.

Es iſt mir unmöglich, weder die Anzahl, noch ſelbſt die Nahmen der gefallenen Schlachtopfer anzugeben. Welcher redliche Mann hätte es wagen dürfen, ſich dieſen Todtenhaufen zu nähern. Die weinende Gattin, welche nach dem Leichnam ihres Gatten geforſcht, und der Vater, welcher ſeinen Sohn unter den Todten und Sterbenden geſucht hätte, würden ebenfalls unter dem Schwerdt dieſer Mörder gefallen ſeyn. Trunken von Blut und Wein tanzten ſie, ſangen ſie, lagerten ſie ſich, ja ſchliefen ſie ſogar auf den über einander gethürmten Todtenkörpern, bis der Befehl kam, ſie zu verbrennen und ſo dem Trauerſpiel ein Ende machte.

Es iſt mehr Muthmaßung als Gewißheit, wenn man die Zahl der von den 500 Mann ſtarken Schweizerwache Ermordeten über die Hälfte annimmt. Die Perſonen, die im Schloſſe ſelbſt umgekommen, kann man noch weniger weder beſtimmen, noch angeben, wer ſie geweſen ſind, denn jeder ſcheut ſich Erkundigung einzuziehen. Schmerz und Wehmuth werden als Verbrechen ausgelegt, und Tyranney hält Wache an den Thüren der Gräber.

Während ſeine Trabanten dieſe Gräber und die Gefängniſſe mit Opfern anfüllten, unterhielt der Großinquiſitor **Bazire**, eben dieſer Bazire, der durch die Losſprechung und Unterſuchung des Proceſſes des Parnier, deſſen verleumderiſcher Ankläger er geweſen war, des Lugs und Trugs überwieſen worden, unterhielt, ſage ich, dieſer Bazire, der ſich aus dem niedrigſten Pöbelhefen von Dijon bis zur Würde eines Stellvertreters der Nation empor geſchwungen hat, die erlauchte Nationalverſammlung von den gaſtfreien Tugenden des Pariſer Volks.

Sobald der Club, der heut zu Tage allein das ausmacht, das man die Keckheit hat, Nationalverſammlung zu nennen, wegen des Erfolgs ſeiner Bubenſtücke beruhigt war, beſchäftigte er ſich mit nichts weiter, als mit 3 Gegenſtänden; erſtlich ſich dem Vollgenuß ſeiner Glorie zu überlaſſen; zweitens, den König zu mißhandeln; und drittens, öffentlich bekannt machen zu laſſen, daß Frankreich von nun an eine Republik ſey. Ihre Dekrete und ihr neues Miniſterium waren alle ſchon zum voraus bereitet und ernannt, und brauchten nur aus dieſer Büchſe der Pandora ans Tageslicht gebracht zu werden. Einer von ihren Ausſchüſſen hatte nur die Mühe des Abſchreibens, und ſein Organ **Vergniaud** verlas auf der Tribune aus dem Stegreif die ganze lange Reihe von Artikeln und Sätzen, deren ſyſtematiſche Kombination ſchon allein hinreichend war, das Prämeditirte der ganzen Kataſtrophe zu entlarven.

bis zur vierten Oktave, und oft drüber, und iſt eben ſo wenig in Noten zu bringen, als nachzuahmen, obgleich das erſtere ein Gelehrter verſucht hat. Es wird wohl wenig Menſchen geben, die ſeine Harmonie nicht zum Entzücken hinreißen ſollte, oder die unglücklich genug ſind, in die Klaſſe jenes Mannes zu gehören, der den Geſang der Nachtigall ſo haßte, daß er alle Bäume und Büſche um ſeinem Landhauſe ausrotten ließ, um ſie deſto ſicherer zu entfernen. Kein Vogel iſt ſo eiferſüchtig, als die Nachtigallen; ſie zanken ſich um ihre Weibchens, wie um den Ruhm ihres Geſangs, und wenn von ungefähr zwey Männchen nahe beyſammen kommen ſo werden ſie ſich beißen, oder ſo lange im Geſange wetteifern, bis eins von ihnen, aus zu großer Anſtrengung, entkräftet oder todt zur Erde fällt. Die Nachtigall liebt die Stille und die Einſamkeit, und ſingt daher hauptſächlich zur Nacht: ſie iſt die Sängerin des Frühlings, wo ihr Geſang am herrlichſten iſt, und ſcheut die Kälte, weswegen ſie im Winter, mit andern Streichvögeln, uns verläßt, und ſich verbirgt. Sie hat einen natürlichen Abſcheu vor dem Adler, dem Sperber und den Schlangen, und meidet den Nordwind. Sie niſtet gemeiniglich in der Gegend eines Hügels oder hellen Bachs, und ſucht ſich ſonderlich Orte aus, wo ein Wiederhall iſt, und wo ſie ihr Weibchen, wenn es auf dem Neſte ſitzt, und die Vorübergehenden und die Thiere hören können. Sie hat immer zwey oder drey ſolche Lieblingsörter, wohin ſie ſich ſetzt, um zu ſingen; und es iſt ein untrügliches Kennzeichen, daß ſie aufhören werde zu ſchlagen, wenn man ſie dieſe Oerter verlaſſen ſieht. Die Nachtigall baut ihr Neſt ziemlich niedrig und in Sträuchen; es iſt länglicht und tief, und meiſtentheils aus dürrem Eichenlaub ohne Federn, oder andre Verbindung zuſammengeſetzt. In warmen Ländern legt ſie viermal, bey uns aber höchſtens

Was den König und ſeine Familie betraf, ſo vermag keine Feder und keine Sprache das Schreckliche ihrer Lage in ihrer ganzen Kraft zu ſchildern, oder die Empfindungen darzuſtellen, welche die Seele eines an der Ehre ſeines Monarchen noch treuen theilnehmenden Franzoſen, bei dieſem Gedanken peinigen müſſen. Die Nationalverſammlung, die ihren Monarchen an den Pranger der Schmach und Kränkung zur Schau geſtellt hatte, ließ dieſem nur zu gütigen Fürſten, dieſem zärtlichen Gatten, dieſem unglücklichen Vater alle Leiden empfinden, die ein Menſch nur empfinden kann, ſetzte ihn in ſeiner Gegenwart ab, ließ ihn zwei ganze Tage und zwei Nächte in dem Bezirk ihres Verſammlungsſaals weilen, um daſelbſt alle Beſchimpfungen ihrer Redner, ihrer Gallerien, ihrer vom Blut noch triefenden Miethlinge mit eigenen Augen und Ohren ſehen und hören zu müſſen, in ſeiner Gegenwart brachte Petion dieſem Senat der Willkühr die Verſicherung, daß das immer gutmüthige, immer gerechte Volk (das heißt, die Mörder und Räuber der Hauptſtadt) die Verſammlung ſegne, und verlange, daß das Geſetz ohne Unterſchied alle Schuldigen ſtrafe. Chabot, jener Excapuziner und Senator, der aus Rovergne ſeiner Provinz, wegen Nothzucht, Raub und Mord, hatte flüchten müſſen, ſprach: von Schandthaten des Hofs, und von dem Schwerdt des Geſetzes, das alle Häupter der Verbrecher, ſelbſt derer, die auf dem Thron ſäßen, mähen müſſe. Und ſo werfen ſich Böſewichter, für welche in einem policirten Staat ſelbſt die nachſichtsvollſte Gerechtigkeit nur Strafen und Züchtigungen gehabt haben würde, zu Richtern der Schande oder Tugend auf und ertheilten Strafen und Belohnungen; der König ertrug alle dieſe Drangſale mit derſelben Heiterkeit, die er am 20ſten Junius gezeigt hatte.

Als ſie ihn zur Gnüge mit Galle und Wermuth getränkt, und ihre Inſolenz an ihm geſättigt hatten, erlaubten ſie endlich am dritten Tage dem König und ſeiner Familie in der Canceley neben Danton, dem neuen Siegelbewahrer von Frankreich auf der Erde zu ſchlafen. Hierauf beſchäftigten ſie ſich mit der Wahl der verſchiedenen Grüfte, wo ſie den Nachkommen Heinrichs des IV. und die erhabene Tochter der Cäſaren begraben wollten: einer von den Thürmen der Priorey des Tempelhofs bekam den Vorzug. Unter den Gewölbern dieſes Donjons verſchloſſen ſie den König, von welchem dieſe unwürdige Nation, ihre erſten Stellvertreter und ihre mißgebrauchte Freiheit erhielt, den König, der für ſie that, was Trajan und Antonin nie gewagt haben würden zu thun, den König, den ſie, zum Lohn ſeiner Wohlthaten die Krone ſeiner Väter raubten, aus ſeinem ſpoliirten Pallaſt jagten, mit allen Gegenſtänden ſeiner Liebe eines tauſendfachen Todes ſterben ließen, ihn unter dem Geleit von den Piken, die noch von dem Blute ſeiner treuen Diener gefärbt waren, in einen Kerker ſchleppten, und den Abſcheulichkeiten eines hölliſchen Pöbels preiß geben, der unter der Anführung des Manuels, eines öffentlichen Eſcrocs ſtand, aus welchem die Philoſophen der Section die erſte Magiſtratsperſon ihrer Gemeine gemacht haben. Hätte Ludwig XVI. die Seele Heinrichs des VIII. gehabt, ſo würde dieſer verworfene Hauſe empörter Sclaven zu den Füßen ſeiner Diener kriechen, und die Hand ſeiner Henker küſſen.

Man wird ſich aus der Geſchichte erinnern, daß nach der St. Bartholomäus-Mordnacht die Räthe Carls des IX. den Admiral Colligny und die ermordeten Proteſtanten einer Verſchwörung gegen den Staat beſchuldigten. Das Blutbad der Katholiken in Irland wurde mit einem gleichen Mährchen verhüllt, und ſo ſuchte man in jedem Zeitalter

alter nach vollbrachter That durch kühne Erdichtungen öffentliche unleugbare Greuel zu rechtfertigen, an welchen das wiedergebohrne Frankreich einen ſo reichlichen Beitrag geliefert hat. Kein Wunder alſo, daß die Nationalverſammlung ihre Zuflucht zu dieſem abgenutzten Kunſtgriff nimmt. Die Verſchwornen ſind's, welche die Verſchwörung ſcheitern machten, die in die Acht Erklärten, welche die in die Acht Erklärer mit dem Untergang bedrohten und der Abſchaum von Böſewichtern war Retter des Vaterlands. Es hält freilich nicht ſchwer, beim niedrigen Pöbel dergleichen grobe und widerſinnige Fabeln in Credit zu ſetzen, wenn diejenigen, welche ſie enthüllen können, zwiſchen dem Beil der Tyranney und dem Dolch der Mörder mitten inne ſtehen; wenn das Schrecken alle Lippen ſchließt und ſie ſich nur zu Lug und Trug zu öffnen wagen; wenn die Schuldigen ſelbſt die Zeugen und die, welche die Miſſethat befahlen, und dabei gewannen, die Richter ſind, und wenn das Recht des Stärkern von unerbittlichen Deſpoten ausgeübt, der Kundmachung der Wahrheit jeden Ausweg verdämmt.

Cartouche und der Räuberhauptmann Roland pflegten ſich auch dieſer Art Procedur zu bedienen. Sie wählten ſich, wie die Nationalverſammlung ein paar der abgefeimteſten von ihrer Bande, um ihnen Rechenſchaft von den Gefangenen abzulegen, die ſie geplündert hatten, und man kann leicht glauben, daß es ihnen nie an Beweiſen und Rechtfertigung fehlte.

Man braucht nur den Codex der neuen franzöſiſchen Geſetze aufzuſchlagen, um zu zeigen, daß das Betragen der Schweitzergarde vollkommen geſetzmäßig war. Kraft dreier durch kein anderes widerrufener Geſetze, waren ſie verpflichtet, ſich bis zum letzten Augenblick zu wehren. Eins von dieſen Geſetzen legt ihnen auf, ſich eidlich anheiſchig zu machen, die Conſtitution aufrecht zu erhalten und die Nation und den König zu vertheidigen; außer dieſem Eide mußte die Leibwache des Königs noch einen beſondern ſchwören, der dieſe Verbindlichkeit noch weit ſpecieller und ſonderlich für die Schweitzer machte, die durch ihre Capitulation und Verträge dazu aufgefordert wurden. Ein zweites Geſetz beſtimmte ausdrücklich die regulirte und bürgerliche Militz zu Hütherin der Perſonen und des Eigenthums. Ein drittes Geſetz berechtigte ſie, ihren Poſten gegen jeden Angriff zu vertheidigen und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. In allen dieſen Fällen war alſo der angreifende Theil Uebertreter der Geſetze und in einer ſtrafbaren That begriffen, denn nicht allein die Geſetzgebung hat ihn dafür erkannt, ſondern auch die Rechte des Menſchen billigten den Widerſtand gegen Unterdrückung, ſo wie das ältere Naturrecht ſchon vor dieſer neumodiſchen Charte jedem Menſchen das Recht gab, ſich gegen Räuber und Mörder zur Wehre zu ſetzen; hätte alſo die bürgerliche Obrigkeit auch nicht die Schweitzergarden aufgefordert, die Wohnung des Monarchen zu vertheidigen, ſo hätten ſie doch alle, Kraft dieſer 3 Geſetze, eher umkommen, als ihn verlaſſen müſſen, und wenn ſie erſteres nicht gethan, ſo würden ſie als Verräther ihrer Pflicht, Schande und Strafe verdient haben. Allein ſo geſellte ſich zu allen dieſen Berechtigungen zum Widerſtand auch noch eine förmliche Aufforderung dazu, denn im Augenblick des Angriffs des Schloſſes, machte der Procureur Syndic Röderer der Nationalverſammlung feierlich bekannt, daß er der Wache des Schloſſes den Befehl gegeben habe, es zu vertheidigen.

Acht Tage darauf ſah man die Nationalverſammlung oder ihre Inquiſitionsausſchüſſe, deren ausgeſprengte Erdichtungen und Romane, die durch dieſes Rödererſche Geſtändniß geradezu widerlegt wurden, zu den gewaltſamſten

Entſchlüſſen gegen dieſe Magiſtratsperſon ſchreiten und ihn als Mitſchuldigen der vorgeblichen Verſchwörung anklagen und ſeine Papiere verſiegeln. Entweder hatte man die Abſicht, ihn für ſeine Offenherzigkeit zu züchtigen, oder, was wahrſcheinlicher iſt, man wollte die Colliſion zwiſchen ſeinen Verfolgern und ihm verhüten, und ihm ein Mittel unter den Fuß geben, ſeine Meldung vom 10ten Auguſt zu entkräften; iſt dieſe letztere Muthmaßung wahr, ſo muß man geſtehen, daß er die Erwartungen ſeiner Bundsgenoſſen nicht getäuſcht hat.

In einem unverſtändlichen Miſchmaſch, das er Obſervations betitelt, bemüht er ſich von dem Vorwurfe von Rechtſchaffenheit ſich rein zu waſchen, womit man ihn brandmarkte; mit einer jeſuitiſchen Aufrichtigkeit verſicherte er, er habe zwar geredet, aber nicht requirirt; er habe geredet, um alle feindliche Requiſitionen zu verhüten, er habe zu den Nationalgarden und nicht zu den Schweitzern geredet, er habe im Hof, und nicht in den Gliedern geredet: dergleichen Ausflüchte und Verdrehungen, verrathen die Verlegenheit eines Mannes, der zwiſchen ſeinem Gewiſſen und ſeinem Intreſſe in der Klemme iſt, der im Geſicht gepfählter abgehauner Köpfe ſchreibt und zu den Füßen der Chaffauds ein Zeugniß ablegt. Wenn Jemanden noch ein Zweifel über die Gewißheit ſeiner Requiſition übrig bleiben könnte, ſo würde er den peremtoriſchen Beweis davon in dieſem Widerrufe leſen; aber was kümmern uns die Winkelzüge dieſes Sklaven, der iezt verſichert, daß ſein Herz ſtets für die Republik geſtimmt geweſen ſey; entweder log er in ſeinem erſten Bericht, oder er lügt in ſeinen Obſervationen. Er rechnet aber ſelbſt ſo wenig auf die Gültigkeit ſeines Widerrufs, daß er als ein Beweis gegen die Schweitzer das öffentliche Gerüchte anführt, welches ſie beſchuldiget, zuerſt geſchoſſen zu haben. Alle Welt, ſagt er ſehr naiv, ſtimmt darinn überein, das zu behaupten. Und wer iſt dieſe: alle Welt? Die Räuber und Mörder und ihre Anhetzer. Eine ſchöne Autorität! Das wäre eben ſo viel, als wenn Straßenräuber die Schuld von dem Verbrechen ihres Straßenraubs auf die Unglücklichen ſchieben wollten, die ſie ausgezogen und geplündert.

Aber die Nationalverſammlung und die Röderer's mögen ſich nicht ſchmeicheln, Europa durch ſolche Vorſpiegelungen und Windmachereyen zu hintergehen, noch iſt, Gott ſey Dank! ihre Gewalt noch nicht allmächtig, um den geſunden Menſchenverſtand des ganzen Menſchengeſchlechts durch Kerker und Dolche zu bannen. Welchem Blödſinnigen hoffen ſie wohl weiß zu machen, daß 7 bis 800 Menſchen, die mit Frau und Kindern in einem von allen Seiten offenen Schloß eingeſperrt ſtecken, von 50000 bewaffneten Raſenden bloquirt, von der Nationalgarde verlaſſen und verrathen, dem Feuer von 20 Kanonen ausgeſetzt ſind, und an der Spitze ihrer Angreifer die Municipalität, den Jacobinerclub und die Nationalverſammlung erblicken, daß dieſes Häuflein ſage ich, zuerſt die Feindſeligkeiten anfangen und ſo das Zeichen zu ihrem unvermeidlichen Tode geben würden. Man könnte es mir durch 10000 aufgeſtellte Zeugen beweiſen wollen, und ich würde es nicht glauben, weil ich nie an Dinge glauben werde, die moraliſch unmöglich ſind, und weil unſere tapfern Schweizer zu ihrem ewigen Ruhm bewieſen haben, daß ſie bei Verſtande waren.

Es würde überflüſſig ſeyn, wenn ich der Meinung meiner Leſer einen Fingerzeig geben wollte, was ſie von jenem Gewebe von Sagen und Fabeln des niedrigſten Pöbelhaufens, jenen Schenkenhiſtörchen, unverſchämten Beſchuldigungen und in den Thuillerien gefundenen Papierwiſchen zu halten haben, in welchen die Verſammlung und ihre Ränkeſchmiede einen Zuſammenhang, eine ſchreckliche Folge von Verſchwörungen auf Verſchwörungen zu entdecken glauben; um dieſen gefundenen Papieren die Glaubwürdigkeit von Urkunden zu geben, würden wahrhaftig andere Bürger nöthig ſeyn, als Männer, welche öffentlich ſich als Gottesleugner bekennen und groß darauf thun, daß ſie ſich von allen Feſſeln oder wie ſie es nennen, Vorurtheilen der Moralität frei gemacht haben. Jedem Unpartheyiſchen müſſen dieſe Verſtümmelungen und Auslaſſungen bei den vorgeleſenen Papieren, jene Bruchſtücke von Briefen ohne Unterſchrift; jene hämiſchen Commentarien über den Text, jene Unterdrückungen des Datums, jene Clubliſtenſprache, die man die Perſonen führen läßt, in deren Nahmen man dieſe Briefe ſchrieb, und jener gänzliche Mangel an Prüfung und Erörterung auffallen, welche die Charakteriſtik aller dieſer Entdeckungen und neumodiſchen Verſchwörungsbeweiſe ſind, womit die Nationalverſammlung die 83 Departements unterhält.

Einer von den Mitgliedern der Nationalverſammlung, ein gewiſſer Gohier, Prokurator zu Rennes, hatte in einer von den Sitzungen ſich anheiſchig gemacht, daß man die Briefe des Königs an die öſterreichiſchen Generale, die Antworten der letztern und die Beweiſe ihres wechſelſeitigen Einverſtändniſſes vorlegen würde. Bis jetzt hat er noch nicht Wort gehalten. Aber bis Gohier und ſeine Hülfsgenoſſen die Briefe- und Beweiſeverfälſcher ihre geſchmiedete Correſpondenz bekannt machen, gebe ich ihnen zum voraus das feierlichſte démenti, und unterſchreibe am Ende dieſes Briefes meinen Nahmen. Das Tückiſche und Hämiſche ſcheint überall durch; zwei Beiſpiele ſollen es beweiſen. Um der Lüge, daß nach Coblenz anſehnliche Geldremeſſen geſchehen wären, einen Schein von Wahrheit zu geben, hat die Nationalverſammlung ausgeſprengt, daß der König ſeinen Garden du Corps in Deutſchland ihren Sold habe reichen laſſen; und ein Brief und eine Note des Prinzen Poix an ſeine Majeſtät dienen zu Belegen.

Zuförderſt merke ich an, daß man ſorgfältig das Datum des Briefs und der Note weggelaſſen hat, damit man ſie deſto beſſer der Epoche anpaſſen könne, wo man dieſe beiden Schriften zu Beweiſen brauchen will. Der Prinz von Poix bittet den König, ihm ſeine Rechnung über die Ausgabe und Einnahme, wegen der 4 Compagnien der Garde du Corps bis incluſive den 1ten Julius 1791, abzunehmen; zu gleicher Zeit bittet er ſich Verhaltungsbefehle aus, was mit den Pferden und den Effekten des Corps angefangen werden ſolle, weil gegen Ende des laufenden Monats kein Offizier oder Gardiſt mehr in Dienſten Sr. Majeſtät ſeyn wird; am Schluſſe bittet er den König noch, ihn wiſſen zu laſſen, ob er aus beſonderer Gnade der Garde ihren Sold bis zum 1ten Jänner 1792 laſſen wolle. Die Machiavelliſten der Verſammlung und ihre Zeitungsſchreiber haben es über ſich genommen, die Antwort des Königs auf dieſe Anfrage ſelbſt aufzuſetzen, und mit frecher Stirne haben ſie ganz Frankreich verkündet, daß Se. Majeſtät zu Coblenz ſeine abgedankten Garden nach wie vor beſoldet habe. Ich bin überzeugt, daß Copien von der wahren Antwort des Königs bei dem Aufſatz des Prinzen von Poix gelegen haben, daß man ſie aber unterſchlug und vor dem Publiko verheimlichte, weil die Verleumdung alsdann zu klar geweſen wäre. Es iſt dieſes keine aus der Luft gegriffene Muthmaßung, ſondern meine Leſer werden ſelbſt davon überzeugt werden, wenn ich ihnen die Fakta vorlege, zu deren gerichtlichen Erweis ich jeden Augenblick erbötig bin. Es iſt notoriſch, ſo wohl in der konſtituirenden Verſammlung als zu Paris bekannt, daß nach den Mordtagen vom 5ten und 6ten October 1789 der König ſeinen Garde du Corps, ihren Sold ließ, bis ihr Schickſal endlich beſtimmt wäre. Troz der Wuth der konſtituirenden Geſetzgeber gegen den Thron, ehrten ſie doch dieſe Handlung der Gerechtigkeit und Dankbarkeit, gegen Diener, deren großmüthige Waffengefährten die Erhaltung Ihrer Majeſtäten mit ihrem Blute bezahlen. Die 4 Compagnien blieben in ihrem Dienſtzuſtande, ohne jedoch Dienſte zu thun; und das war ſo allgemein bekannt, daß ſie die Verſammlung im Monat Julius 1791 nach der Flucht des Königs und ohngeachtet der ſchönen Rede des Herrn von Bonnay, förmlich abdankte; vorher war nie die Rede von ihrer Abdankung geweſen. Als der König die Conſtitution annahm, wie man damit umgieng, ihm eine neue Leibwache zu errichten, konnte die alte nicht weiter fortbezahlt werden, weil dieſe Bezahlung ganz vergeblich und der Ruin der Civilliſte geweſen wäre; die meiſten von den Gardes du Corps, die in den Provinzen zerſtreut waren, verließen nach und nach das Königreich, um ſich zu Koblenz wieder zu vereinigen. Der König, ſah dieſe Verſammlung ſeiner Leibwache außer dem Königreiche nicht gern. Um dieſe Zeit überreichte der Prinz von Poix ſeine Rechnung, und verlangte weitere Verhaltungsbefehle. Und worinn beſtanden dieſe? Hier ſind ſie.

Gegen Ende des vergangenen Oktobers, als ich bei dem Marſchall von Mouchy ſpeiſte, nahm mich der Prinz von Poix nach Tafel bei Seite und theilte mir einen Brief mit, welchen er den Morgen von Herrn la Porte empfangen hatte. In dieſem Briefe ſchrieb ihm der Intendant der Civilliſte, daß das neue königliche Haus ſeine Dienſte antreten würde, und daß der König ſich alſo gezwungen ſände, ſo leid es ihm auch thue, ſeinen ehemaligen Gardes du Corps ihren Sold nicht ferner reichen zu laſſen, und daß die Zahlung mit dem erſten November aufhören würde; die Pferde, welche den Offizieren eigenthümlich zugehörten, ſollten ihnen wieder gegeben werden, ſo wie alle Effekten, welche das Privateigenthum der Garden wären. Ich überlas dieſen Brief zu zwei wiederholten Mahlen und ſtellte einige Betrachtungen über das traurige Schickſal dieſer wackern Krieger an, die um ihren Sold und ihren Dienſt kämen, weil ſie ihren Pflichten treu geweſen. Wenige Tage darauf beſtätigte der König mündlich ſeinem geweſenen Gardehauptmann dieſen Entſchluß, der auch auf das ſtrengſte befolgt wurde. Ein Offizier von der Compagnie Poix, der zu Paris geblieben war, und mit welchem ich in der engſten Freundſchaft lebte, hat mir wohl hundertmahl wiederhohlt, daß ſeine Leute kein Traktament mehr empfiengen; alle Gardes du Corps werden dieſes bezeugen müſſen, denn nicht allein bezahlt ſie der König nicht mehr, ſondern durch das Zuſammentreffen verſchiedener unangenehmen Umſtände konnten ſie auch das Traktament nicht ziehen, welches ihnen die Prinzen, die Brüder des Königs, angewieſen hatten. Die Deutſchen und Emigranten können bezeugen, wie kümmerlich ſie ſich den ganzen Winter durch beholfen haben, und zu welchen Aufopferungen ſie ſich entſchließen mußten. Um ſich einen Begriff zu machen, mit welcher Ungerechtigkeit die Unterdrücker von Paris in dieſem Augenblick den Prinzen von Poix verleumden, muß ich folgende Anekdote erzählen. Auf meiner letzten deutſchen Reiſe verſicherten mir Gardes du Corps, daß wenn der Sohn ihres alten Hauptmanns zu ihnen kommen würde, wie man ſagte, daß er willens wäre, ſo wollten ſie ihn in den Rhein werfen. Der Prinz Poix gehört zu der Minorität des Adelſtandes, welche 1789 von dem erzwungenen Verein zu dem Bürgerſtande übergieng; aber ſeit 1790 hat er die Verſammlung verlaſſen, und war wieder zu ſeinen Pflichten als treuer Diener des Königs zurückgekehrt.

ſtens dreymal Eyer: es ſind ihrer vier oder fünf, welche getüpfelt ſind, und aus denen, wie faſt bey allen Vögeln, mehr Männchen als Weibchen kommen. Und dieſen einſamen Vogel, der nur in Wäldern und an Bächen wohnt, der nur ſeine Gattin und ſeinen Geſang liebt, hat die Geduld und den tyranniſchen Fleiß der Menſchen, an den Auffenthalt der Städte, und an ihre Geſellſchaft zu gewöhnen gewußt. Ich will Sie hier nicht mit der Art der Jagd und des Fangs der Nachtigall unterhalten; ich liebe den Menſchen nicht, der zuerſt auf den Einfall kam, ſich die übergroße Neugier des kleinen Sängers zu Nutze zu machen, um ihn ſeine Freyheit zu rauben; die beſte Zeit zu dieſem Fang iſt übrigens im Monat April; je eher man ſie nach ihrem Strich fängt, je beſſer ſind ſie, weil ſie früher zu ſingen anfangen, und ſpäter aufhören. In der Hälfte des Mays, oder gar gegen das Ende gefangen, verlohnt ſich der Mühe nicht. Die Männchen ſtreichen immer voraus; man hält, um zu erkennen, ob eine Nachtigall ein Männchen oder Weibchen ſey, für das unzweydeutigſte Merkmal, einen kleinen Geſchwulſt, oder erhabene Röhre, die um zwey Linien über die Fläche der Haut, in der Gegend des Schwanzes, hervorragt. Es iſt Unbarmherzigkeit, die Nachtigallen ganz jung wegzufangen, ſie haben alsdenn die Alten nicht zu Lehrern im Singen, und lernen alſo nie den Nachtigallgeſang, ſondern bringen nichts als wilde Schläge hervor. Sie lernen zwar auch Arien, die man ihnen vorpfeift, und ein alter Schriftſteller erwähnt ſogar einiger, die reden konnten, allein Sie werden mit mir geſtehn, daß ihr natürlicher Geſang alle dieſe Künſteleyen übertrift. Eine Anzeige, daß eine Stubennachtigall bald ſingen werde, geben die großen blutigen Flecken, womit ihr Koth, der ſonſt eine weiße Farbe hat, vermiſcht iſt. Bey dem Käfig des

Vo-

Noch ein neuer Beweis, wie fruchtbar ſie in ihren Erfindungen ſind: Gorſas, **Moniteur** und die übrigen dienſtbaren Geiſter der neuen franzöſiſchen Politik haben auf Treue und Glauben des außerordentlichen Ausſchuſſes einen Aufſatz abdrucken laſſen, den ſie im Schreibepult der Königin gefunden haben wollten und der von der eigenen Hand dieſer Prinzeſſin (die wahrſcheinlich dieſen Herren ſehr genau bekannt war) geſchrieben ſeyn ſoll, ſie machten ſie unter der Aufſchrift: **Liſte der Perſonen von meiner Bekanntſchaft**, bekannt; ſie ermangelten nicht, hinzuzuſetzen, es ſey augenſcheinlich, daß dieſer Aufſatz an die Generalſtatthalterin die Erzherzogin Chriſtina gerichtet, und ein offenbarer Beweis des Schutzes ſey, welchen die Königin den Emigranten angedeihen laſſe. Aber ſo groß iſt die Unwiſſenheit dieſer Elenden, die größtentheils in den Caffee und Spielhäuſern aufgewachſen ſind, und ſo ſtark das Vertrauen, das ſie in die Leichtgläubigkeit ihres **guten Volks** ſetzen, daß die Unächtheit ihres Vorgebens ſogleich in die Augen ſpringt; denn dieſe Perſonen von der Königin Bekanntſchaft, die ſie, als Emigranten, der Erzherzogin empfiehlt, ſind der Herzog von **Choiſeuil**, der Paris ſeit ſeiner Loslaſung nach dem Vorfall zu Varenne nie verlaſſen hat, der Herzog von **Chatelet**, der nie ausgewandert iſt, der Graf **Broglio**, Sohn eines Vaters, zu deſſen Lebzeiten man nie von Revolution würde reden gehört haben, der aber Revolutionnair und nur erſt ſeit einigen Monaten bekehrt iſt, die Herren **d'Etrees** und **Aubeterre**, die ſeit langer Zeit todt ſind, die Herrn von **Montaſet**, drei Brüder, die ſchon vor der Revolution geſtorben, der Herr **d'Aumont**, einer von den Feldherren der Conſtitutionsarmee, Mamſell **de Beauveau**, die in dem Verzeichniſſe als Nonne aufgeführt wird, ob ſie gleich ſchon ſeit 10 Jahren Aebtiſſin von St. Antoine des Champs war.

Es iſt alſo klar, daß dieſes Verzeichniß von der Kaiſerin Königin Marie Thereſia iſt, und daß es ſich auf die erſten Zeiten des Aufenthalts der Königin von Frankreich bezieht; denn alle die darauf angegebenen Perſonen waren wirklich der Kaiſerin Königin bekannt und hatten Anſprüche auf ihre Empfehlung.

Aber ſo groß iſt die Aufrichtigkeit, ſo groß die Scharfſicht der neuen Platone, welche Europa ihrem Genie unterthan gemacht haben, und deren Tugenden beide Welten bewundern. Ich muß meine Leſer um Verzeihung wegen dieſes kindiſchen Details bitten; aber es giebt ein Zeugniß von der Bosheit der Regenten des Schickſals Frankreichs, wenn man ſo viel Niederträchtigkeit mit ſo viel Erbitterung verbunden ſieht, wenn man Leute erblickt, die ſo verworfen ſind, nicht nur Gift in die offenen Wunden ihres unglücklichen Monarchen zu gießen, ſondern auch ihre Zuflucht zu Waffen von der Art gegen ihren König und gegen ihre Königin zu nehmen, die in der Tiefe eines Thurms eingekerkert und der Freiheit ſich zu vertheidigen beraubt ſind, ſo regt ſich in der Seele tiefer Unwille und die Menſchlichkeit ruft den Geiſt der Rache an, um dieſen Schandfleck von der Nation wegzutilgen.

Wollte Gott! daß alle dieſe Schimären von Verſchwörungen gegründet geweſen wären, und daß dieſes erdichtete Einverſtändniß zwiſchen Coblenz und den Thuillerien zu Frankreichs Heil wirklich exiſtirt hätte! Aber die Betrüger, die ſeine Exiſtenz logen, wußten die wahre Beſchaffenheit nur zu gut. Hätte der König ſeine Flucht vollbracht, ſo würde er alles zum Wiederſtand gegen dieſe Rebellen aufgefordert und vereinigt haben; er hätte ſeinen Thron mit Kriegern umringt, und mit allen ächten Franzoſen dieſe uſurpirende willkührliche Verſammlung zerſtört und den Wunſch und Sinn der Conſtitution, indem er dieſes gethan, pünktlich befolgt haben, denn alsdenn hätte er die Trennung der Gewalten verwahrt, ſeine als unverbrüchlich dekretirte Rechte und die monarchiſche Regierungsform vertheidigt, welche die Conſtitution als die wahre Nationalregierungsform angenommen hatte; ſein Panier wäre das Panier der Freiheit und des Geſetzes geweſen, die jetzt unter den Eingriffen ſeiner Tyrannen ſeufzen und ſo hätte er vielleicht über die republikaniſche Farce der kühnen Häupter der herrſchenden Parthey geſiegt, die jetzt ſeine Würde, ſeine Perſon und ſeine Familie und das ganze Reich mißhandeln, deſſen Auflöſung ſie ſeit ſechs Monaten beſchleunigen. Allein dieſer Monarch, der mit unglaublicher Ergebung ſeit 3 Jahren, alles in der vergeblichen Hoffnung ertrug, dem Ausbruch einer innern Fehde zuvor zu kommen, deſſen Abſcheu vor Bürgerkrieg alle Entſchlüſſe und nachdrückliche Hülfsmittel lähmte, deren er ſich hätte bedienen können, deſſen Menſchlichkeit den Gedanken haßte, das Blut der ſtrafbarſten ſeiner Unterthanen zu vergießen, er, der einzige vielleicht in ſeinem ganzen Reiche, der von einem wahren Gemeingeiſt beſeelt wird, er leidet jetzt für ſeine Tugend. Welch ein Beiſpiel für die Könige! welch eine Lehre für alle Regierungsformen!

Seit langer Zeit war Ludwig der XVI. vertraut mit dem Tode, aber nicht mit ſeiner Lage, ob gleich dieß letztere viele ausgewanderte Franzoſen in der Welt ausſprengen, die ſelbſt ein Aſyl in der Fremde ſuchten, und ihren König der Feigherzigkeit beſchuldigen. Dieſe niedrigen abgeſchmackten Gerüchte finden täglich mehr Nachbeter. Die Jakobiner borgen ſie jetzt von ihren erſten Erfindern und Condorſet in ſeiner Chronick von Paris hat es übernommen, den König täglich durch Erzählung von allerhand kleinen Geſchichten ſein Eſſen, ſeinen Appetit im Gefängniſſe und ſeine Gleichgültigkeit betreffend zu verkleinern und lächerlich zu machen. Meßkünſtler des Unglücks! in deinem ganzen Leben entſtrömten deinen Augen nicht ſo viel Thränen, als täglich ſeit 3 Jahren die erlauchten Gefangenen vergoſſen haben, die zu dir ſagen könnten: **ehre das Unglück, wenn du es auch nicht beklagen willſt.** Der König war ſtets voll von dem traurigen Gedanken, daß ſein Leben dem Schwerdte der Revolution nicht entgehen würde, und er ſchrieb im Julius an ſeinen Beichtvater: beſuchen ſie mich, nie bin ich ihres tröſtenden Zuſpruches mehr bedürftig geweſen; unter den Menſchen iſt alles für mich zu Ende, ich hefte meine Blicke nur auf jene Welt.

Der Abbe **Sieyes** beſchäftigte ſich mit dem Plan zu einer Republik ſchon vor Zuſammenberufung und vor Eröffnung der Sitzungen der Stände. Weder er, noch ſeine Anhänger verlohren ſie nicht aus dem Geſichte; obgleich manche Umſtände eintraten, wo ſie es freilich für klüger hielten, ihren Plan zu verbergen. Man könnte auf dieſen Abbe-Sieyes Miltons Verſe anwenden:

Our labour muſt be to pervert that end,
And out of good still to find means of evil.

Haßſüchtig aus Temperament, neidiſch auf jedes Verdienſt, Feind von jedem, der nicht ſeine Creatur iſt, lenkt und leitet er alles unter dem Schein des Gegentheils von dem, was er thut; ſein Stolz leidet niemanden über ſich. Weil er nicht von Adel war, vernichtete er den Adel, als ſein Stand zu Grunde gerichtet wurde, warf er ſich zu ſeinem unverſöhnlichſten Verfolger auf und ihm wird keine Autorität widerſtehen, ſo lange er nicht in ihrem ganzen Alleinbeſitz iſt. Dieſer würdige Apoſtel der Gleichheit beſitzt die große Kunſt, das Ziel ſeines Zwecks zu erreichen, ohne ſelbſt als Handelnder aufzutreten, er verbirgt ſich dem

Publi

Publikum, zündet die Mienen im Verborgenen an und bereitet ſeine Schüler unvermerkt zu entfernten Unternehmungen vor, indem er von Tag zu Tag ihre Vernunft mehr irre leitet; nie empfieng ein Menſch in höherem Grade die Gabe, Böſes zu thun.

Alles, was ſie zuletzt vorgenommen haben, die Decrete, welche die proviſoriſche Republik gründen, ihr geheimer Rath, dem die ausübende Macht übertragen iſt, die Abſetzung des Königs, die Unterſuchung und Verurtheilung, womit man ihn bedroht, der Nationalconvent und die Zulaſſung der niedrigſten Klaſſen zum Wahlrecht und zum Deputirten Stand, alles dieſes ſchreibt ſich vom Julius 1791 her. Die Verſchwornen haben nur die Entwürfe von neuem zur Hand genommen, welche ſie nach der Flucht und Wiederkehr des Königs auszuführen geſucht, man darf nur ihre Anſchläge, Petitionen und Journale von jener Zeit leſen, und man wird finden, daß ſie die Originalausgabe der jetzigen ſind, die ſie wieder aufgefriſcht haben. La Fayette, Alexander Lameth und die Majorität der linken Seite der erſten Nationalverſammlung unterdrückten damals dieſe großen Plane durch die Macht der Bajonette im Marsfelde; aber ſie vermochten nicht, ſie ganz auszurotten. Nach einem kleinen Zwiſchenraum hoben ſie ihr Haupt von neuem empor. Die erſte Sitzung der zweiten Nationalverſammlung, die größtentheils aus dem Abſchaum der Clubs beſtand, erzeugte das Decret wegen des königlichen Stuhls, und lies lauter Angriffe auf die königliche Würde ahnden. Während beide Partheyen ſich noch einander das Gleichgewicht hielten, wurde der Krieg mit Pasquillen, Anſchlagzeddeln und Verleumdungen deſto hitziger geführt. Der König und die Königin wurden täglich ſelbſt unter ihren Fenſtern, unter den Gängen und auf den Treppen ihres Pallaſtes inſultirt und hatten nicht ſo viel Gewalt, dieſen privilegirten Beleidigern ihren Garten verſchließen zu dürfen. Von Woche zu Woche bekam dieſe Parthey mehr Anhänger, der conſtitutionsmäßige Monarch wurde weniger geſchont, als der geringſte Municipalitätsbediente, und es lag klar vor Augen, daß man ſo wenig mehr einen König der Franzoſen, als einen König von Frankreich haben wollte.

Man wußte daß Sieye, deſſen Lehrſatz Unterdrückung der Religion und Veränderung der Dynaſtie war, daß Condorſet, Briſſot, Vergniaud, Guadet heimlich daran arbeiteten, den König des öffentlichen Vertrauens unwürdig erklären zu laſſen, und ſich des Throns zu bemächtigen; ſchon hatten ſie dem Herzog von Braunſchweig die Oberbefehlshaberſtelle der Nationalarmeen und die Krone anbieten laſſen. Sie ſuchten in ihm mehr einen Vertheidiger, als einen Monarchen zu bekommen, denn ſie verlangten blos einen ſubalternen Statthalter; aber während ſie damit beſchäſtigt waren, den Uebergang zur unmittelbaren Republik nach und nach vorzubereiten, legten die Aufhetzer des Pöbels, die Santerre, Sillery, Robertspierre, die verſtärkten Jakobiner und die Föderirten ganz öffentlich und ohne die geringſte Scheu und Schonung Hand an's Werk.

Deleſſart wurde ins Gefängniß geſetzt, das Miniſterium abgedankt, Briſſot erklärte dem Hauſe Oeſterreich den Krieg, die Stellen im geheimen Rath des Monarchen wurden mit Perſonen beſetzt, die heimliche Mitverſchworne gegen die königliche Würde waren, und während die Roland, die Servan, die Claviere, den Weg zur Republik ebneten, riſſen die Jakobiner, die Mitglieder der Nationalverſammlung waren, die Conſtitution Stück vor Stück ein und errichteten täglich neue Batterien. Als der König ſich in ſeinem Gewiſſen verbunden fühlte, ſeine Sanctionen zweien von ihren Decreten zu verweigern, und ihre miniſte-

riellen

ziellen Mitarbeiter verabſchiedete; ſo ſchickten ſie ihm eine Armee von Banditen über den Hals, die in ſeinen Pallaſt einbrachen und ihm befahlen, die Miniſter zurück zu berufen und dem Rechte des Veto zu entſagen. Des Königs Standhaftigkeit und der Widerſtand des la Fayette entflammten ihre Wuth. Mit dem feſten Entſchluß, es ohne weitern Verzug durchzuſetzen, beobachteten ſie nun keine Mäßigung mehr. Sie hoben zuförderſt die conſtitutionsmäßige Leibwache des Königs auf, und arbeiteten nur daran die öffentliche Macht der Hauptſtadt immer mehr und mehr zu desorganiſiren. Sie verabſchiedeten ihren Generalſtab, ſie befreiten ſich von 3 in Sold ſtehenden Regimentern und verleibten ihre prätorianiſchen Soldaten, die ehemahligen franzöſiſchen Garden der Pariſer Miliz ein; ſie vergifteten letztere durch alle mögliche Verführungsmittel, ſie decretirten die Wegſchickung der Schweizergarde, unter dem Vorwand, die Hauptſtadt zu decken, beriefen ſie von allen Enden des Königreichs ihre Trabanten und Rauber dahin. So räumten ſie auf der einen Seite jedes Hinderniß aus dem Wege, welches den Umſturz der Conſtitution hätte verwehren können, und auf der andern Seite verſtärkten ſie ſich mit allen Böſewichtern, welche dieſen Umſturz bewirken konnten.

Sobald gegen die Mitte des Julius dieſes zweifache Werk vollbracht war, ſahe man eine Sündfluth von Adreſſen, Petitionen, Rednern aus dem Pöbelhaufen und gemietheten Schreiern erſcheinen, welche alle Schimpfwörter der franzöſiſchen Sprache gegen den Monarchen und die monarchiſche Regierung, gegen la Fayette und die conſtituirende Verſammlung, gegen die Feuillans und gegen die königlich Geſinnten erſchöpfte. Man ließ die Pariſer Sectionen über das Fundamentalgeſetz deliberiren. Den 3ten Auguſt erſchien Petion an der Spitze der Deputirten der Pariſer Gemeine, und ſagte der Nationalverſammlung in den Bart: **der Königsnahme ſey das Signal der Zwietracht, die Freiheit werde nicht auf feſten Füſzen ſtehen, ſo lange man einen König haben werde, Ludwig der XVI. berufe ſich unaufhörlich auf die Conſtitution, aber ſie die Pariſer beſtänden auf ſeine Abſetzung.** Den andern Tag den 4ten war die Reihe an den Föderirten. Sie erſchienen, und ſagten ihr Penſum her: **Die Geduld des Volks reißt, einen Augenblick entſagt es noch der Rache, ob vielleicht das Geſetz thun werde, was es ſonſt ſelbſt thun muß, wir verlangen die Abdankung des Königs, die Zuſammenberufung des Nationalkonvents und die und die Decrete.** Es waren die nehmlichen, welche den 10ten Auguſt bekannt gemacht worden ſind.

Man muß ein Dummkopf oder Schelm ſeyn, wenn man nicht die handgreifliche Verbindung aller dieſer Vorbereitungsmanövers mit dem Trauerſpiel vom 10ten Auguſt einſehen will. *) Alle Wirkungsurſachen liegen hier klar und unverhüllt vor Augen und die Beweiſe der Verſchwörung ſtehen in den Protokollen der Nationalverſammlung eingetragen. Als die Losſprechung des la Fayette durch 400 Stimmen die Verſchwornen befürchten ließ, daß dieſelbe Majorität ſich gegen die Abdankung des Königs erklären möchte; ſo beſchloß man es mit Gewalt durchzuſetzen und that den Sturm auf die Thuillerien.

---

*) Auch machen die Herren ſelbſt kein Geheimniß mehr daraus, denn Barbaroux ſagte am 31. October 1792 in dem Nationalconvent die merkwürdigen Worte: „Weder Marat noch Robertspierre waren zu Charenton, wo die Verſchwörung (Conſpiration) gegen den Hof, beſchloſſen war, die den 29 Julius ausgeführt werden ſollte, und erſt den 10ten Auguſt ſtatt hatte“ — Da haben wir ja das klare Geſtändniß von einen Theilnehmer! Ueberſ.

In dieſer Menſchenſchlachterei vom 10ten und 11ten haben dieſe Rächer der Menſchenrechte einen Vorwand zur grenzenloſeſten Tyranney zu finden gewußt, wechſelsweiſe von Wuth oder Furcht beſeelt, ahmen ſie den reißenden Thieren nach, welche um ihre Raubhöhle ſchleichen und die zerfleiſchen, welche ihren Schlupfwinkel ausſpähen, und ihm zu nahe kommen. Mit Hintenanſetzung aller Form Rechtens und auf den Trümmern der Geſetze, haben ſie das Reich der Republik mit Tödtung der individuellen Freiheit begonnen. Dieſe neuen Spartaner gründen ihre Herſchaft wie Roms Triumvirs, durch Angeber und Mörder, durch Verhaftbefehle und Todesurtheile, wer ihnen verdächtig iſt, iſt auch nicht unſchuldig. Die innere Wohnung des friedlichen Bürgers ſchützt ihn nicht mehr vor den Verfolgungen ihrer Trabanten; wer auf der Liſte der Geächteten angemerkt iſt, wird zu jeder Stunde des Tages und der Nacht weggeführt und eingeſperrt; die Gefängniſſe und Kirchen ſind mit Gefangenen vollgepfropft, niemand kann ſich mit der Gewißheit ſchlafen legen, morgen noch als freier Menſch zu erwachen: das öffentliche Gerüchte beſchuldigt die Tyrannen von Paris, daß ſie ſich ihrer Gefangenen insgeheim zu entleiben wiſſen, und verſchiedene ſehr glaubwürdige Unterſuchungen beſtätigen es, daß wirklich viele heimlich hingerichtet worden ſind. Wer dem Tod am erſten Mordtage entrann, ſtirbt nun auf dem Schaffot, Hinrichtungen unter dem Scheine des Rechts machen in dieſem Augenblicke die Liſte der öffentlichen Meuchelmorde vollſtändig, die neue Köpfmaſchine iſt permanent wie die Nationalverſammlung. Daß er Schriften gegen die Jakobiner drucken ließ und Intendant der Civilliſte war, koſtete de la Porte den Kopf, ein gewiſſer d'Anglemont, der dafür bekannt war, dem Bailly und **la Fayette** zum Spion gedient zu haben, hatte daſſelbe Schickſal; ein gleiches Loos erwartet noch viele andere, es ſind Blutſpiele, Feſttage, für dieſes geſunkene verworfene Volk, es begleitet die Märtirer mit Hohngelächter und Spott zum Blutgerüſte, es flucht ihnen in der Todesangſt, es zerfleiſcht und beſchimpft ihre Leichname und verweigert ihnen ein Grab.

Die Schriften und Pamphlets an die Jakobiner, die man bei Herrn **de la Porte** fand, und die man ihm Schuld gab, von der Civilliſte bezahlt zu haben, waren ſämmtlich im Sinn der **Feuillans**, d. h. im Sinn der Conſtitution geſchrieben. Ich ſodere jeden auf, eine einzige von dieſen Schriften anzugeben, welche dem Verfaſſer von Geſetz wegen eine Rüge hätte zuziehen können. Die Jakobiner rächen alſo nicht die Conſtitution, ſondern ihr eigenes Privatintereſſe, weil alle dieſe Schriften nur gegen ihre Eingriffe und Beeinträchtigungen gerichtet waren. Niemand zu Paris hätte es wagen dürfen, ächt ariſtokratiſche oder royaliſtiſche Blätter und Affichen in Paris öffentlich verbreiten und anſchlagen zu laſſen. Herr **de la Porte**, der Verwalter der Civilliſte, war ein arbeitſamer, rechtſchaffener und kluger Mann, der als Intendant des Seeweſens ſeinen Poſten ehrenvoll und ausgezeichnet vorgeſtanden hat, und deſſen Vorſichtigkeit zuweilen bis zur Furcht gieng; er war weit entfernt, den König oder ſich ſelbſt durch irgend ein Einverſtändniß mit Schriftſtellern zu compromittiren, die als Erzariſtokraten verſchrien waren. Eben ſo wenig nahm er Theil an Schriften gegen die Conſtitution. Er litt alſo den Tod, weil er ſich zur Vertheidigung des Königs **geſetzmäßiger** Mittel bedient hatte, und durch dieſe Anſchlagzeddel und Blätter, die Verleumdung und Vermeſſenheit der Jakobiner zu entlarven ſuchte.

Jeder

Vogels iſt das hölzerne Gitter dem eiſernen und meßingernen vorzuziehn, denn dieſes wird durch Grünſpan, jenes durch Roſt gefährlich. Den Boden beſtreue man mit dürrem Moos, welches die Füße des Vogels reinlicher erhält. Der Bauer, worin man die geblendete Nachtigall thut, iſt von den gewöhnlichen in der Größe unterſchieden. Dieſes Blenden iſt eine Grauſamkeit der Menſchen, um ſie länger ſingen zu machen; es geſchieht durch eine glüende Pfeifenröhre, die man den Augen des Thierchens nahe bringt, daß es die Augenlieder ſchließen muß. welche durch die hervordringende Thränen zuſammengelöthet werden. Man kann ihm das Geſicht wieder geben, wenn man mit dem Federmeſſer die Augen an dem Orte wieder öfnet, wo ſie zuſammengeleimt ſind, den man an den weißlichen Strich leicht erkennt. Die Nachläßigkeit des Geſindes in Wartung der Nachtigallen, wenn ihre Herren zu verreiſen gezwungen waren, hat die Erfindung eines Reiſebauers zuwege gebracht. Es iſt ein Futteral, in der Größe und Geſtalt eines holen Vogelleibes, inwendig mit einer kleinen ſeidnen Matratze gefüttert, die mit den feinſten Pflaumenfedern geſtopft iſt; Hierin wird der Vogel verſchloſſen, doch ſo, daß er darin weder zu eng noch zu weit iſt, durch angebrachte Löcher Luft erhält, und ſich den Schnabel nicht an dem Deckel abſtoßen kann. Die Nachtigall liebt Reinlichkeit und guten Geruch; das beſte Futter für ſie iſt ein Gemengſel von zwey Theilen geriebener Semmel und einem Theil hartgeſottener und kleingeriebener Hühnereyer. Zur Zeit des Singens kann man von beyden gleichviel nehmen. Hierzu giebt man ihr täglich ſechs bis zehn Mehlwürmer. Wird mit der Fütterung ordentlich verfahren, und ſie außer der Singezeit nicht zu ſtark gemäſtet, ſo kann die Nachtigall acht bis zehn Jahr leben. Kennzeichen der Geſundheit des Vogels ſind, Jeder Biedermann iſt dieſem Märtyrer Thränen ſchuldig, der ſein Leben muthvoll beſchloß und deſſen letzte Worte ein Wunſch waren, daß er das letzte Opfer der Volkswuth ſeyn möchte. Den folgenden Tag hatte Herr **du Rozoy**, der ſchätzbare Verfaſſer der Gazette de Paris, gleiches Schickſal, und duldete es mit unerſchütterlicher Unerſchrockenheit.

Paris gleicht Rom am Tage nach Silla's Mordthaten, man ſucht ſich einander auf, und wagt nicht, ſich einander zu nähern, Freunde und Bekannte begegnen einander, aber die Worte erſterben auf ihren erſtarrten Lippen, denn überall lauſchen und ſchleichen Aufpaſſer und Denuntianten. Tyranney wacht mit unerſchütterlicher Strenge an den Aus- und Eingängen, der freie Pariſer darf nicht über den Bezirk ſeiner Stadt ſchreiten, ſie iſt ſein Gefängniß und ſeine Unterdrücker, bereiten ſie zu einer Todtengruft. Dieſe erſte Züchtigung ſeiner ſtupiden Gleichgültigkeit trift ihn beim Anblick einer verlaufenen Bande von Vagabunden, die aus allen Provinzen zuſammenſtrömen und auf welche die Verſammlung ihr Vertrauen geſetzt hat. Mit einem Wort, dieſe prächtige Hauptſtadt, vorzeiten der Aufenthalt der Künſte und des Friedens, die das Genie mit ſeinen Meiſterſtücken ſchmückten, die durch ſo viele Talente verherrlicht wurde, die ſo blühend und ſo beneidet war, zeigt jetzt den Blicken nichts als umgeſtürzte Denkmäler, Blutgerüſte und weinende Gattinnen und Kinder im Trauergewande, der Würgengel des Todes ſpukt durch ihre öden verlaſſenen Gaſſen, man ſtößt auf fliehende oder bange Bewohner, die ſcheu und unſtet umher irren, das Henkerbeil erwartet da die Unſchuld, das Geſindel verſammelt ſich zum Raub und zur Plünderung wie der Raubvogel beim Aas und das ausgeartete Volk küßt die blutigen Ketten, die es ſich ſelbſt geſchmiedet hat.

Nicht ein Gefühl von Edelmuth miſchte ſich in dieſen Strohm von Abſcheulichkeiten; nicht eine herzhafte Handlung, nicht eine ehrenvolle That zeichnete ſich dabei aus, nie ſchien noch die menſchliche Natur ſo tief geſunken; Departement, Tribunale, Municipalitäten, Soldaten, Nationalgarden, alles beugt den Kopf unter das Joch. Sie, die noch den Tag vorher ſchworen, die Conſtitution aufrecht zu erhalten und für ſie zu ſterben, ſie geloben jetzt ein Gleiches derſelben Verſammlung, welche dieſe Conſtitution zu Grunde richtete.

Aber das war der nothwendige, unausbleibliche Ausgang, dieß die natürliche Folge jener ſo gelobprieſenen Revolution, jener Revolution vorgeblicher Freiheit, dieſe Conſtitution, das neue Evangelium des Menſchengeſchlechts, die nichts anders, als eine organiſirte Anarchie iſt, mußte nothwendig gleich nach ihrer Geburt fallen. Es war vorherzuſehen, daß Kataſtrophe auf Kataſtrophe folgen würde, denn wie konnte es anders ſeyn, da man die Geſetze und Einrichtungen von einigen Republiken entlehnt hatte, die eben in der Epoche ihres Verfalls, des Verderbniſſes waren. Der Souverainität des Volks hatte man keinen andern Zaum angelegt, als ſich ſelbſt, Aufruhr war das erſte Grundgeſetz des neuen Codex, und das Geſindel ſeine Stütze. Dahin wäre es alſo mit der Bewunderung dieſes Meiſterſtücks des Wahnſinns gekommen; alles trug dazu bei, der Egoiſmus der guten Pariſer, die in ihrer Opernloge ruhig harrten, das Morgen kommen könnte, die Gleichgültigkeit der europäiſchen Mächte bei den Fortſchritten der Revolution, die es ganz auf den Umſturz aller geſellſchaftlichen Ordnung abgeſehen hatte, Schwäche und falſche Sicherheit, kurz die unbegreiflichſte Gefühlloſigkeit, mit welcher Europa ſo viele Jahre hinter einander dieſen Ungerechtigkeiten, dieſen Plünderungen, dieſen Mordbrennereyen und Meuchelmorden zuſah.

Aber vor allem ſind diejenigen an den gegenwärtigen Unglücksfällen Schuld, die aus blindem Intereſſe, oder aus blinder Leidenſchaft die Hand zum Umſturz Frankreichs boten. Mögen ſie jetzt Gewiſſensbiſſe empfinden, mögen ſie es jetzt beklagen, es iſt doch zu ſpät. Wer kann die Blindheit der Capitaliſten und Reichen begreifen, die ſich darüber freuten, nicht mehr durch Ordensbänder verdunkelt zu werden, und ſich ſchon als die privilegirte Caſte betrachteten, ſich in den Raub der Clerisey theilten und ſeinem Unglück spotteten und den Kränkungen und Beeinträchtigungen des Monarchen ihren Beifall gaben, deſſen Rechtſchaffenheit am erſten Tag ſeiner Regierung alle mit dem Publikum eingegangene Verbindlichkeiten ſeines Vorgängers und alle ſeine Schulden übernahm. Die Unſinnigen, ſie ſahen nicht ein, daß ſo bald die erſten Klaſſen der Geſellſchaft nicht mehr zur Scheidewand der andern Stände dienen, auch bald die Eigenthümer und Wohlhabenden ihren Untergang in einer gleichen Kataſtrophe finden würden, daß man heute die Adelichen und Vornehmen und morgen die Krämer und Boutiqueninhaber hängen, nach Zernichtung der Ariſtokratie der Stände, die Ariſtokratie des Reichthums angreifen und von der Plünderung der Diplome und Adelsbriefe zur Plünderung der Geldkaſſen übergehen würde. Aber eben aus ſo falſchen und blinden Geſichtspunkten wuchs, gedeihte und pflanzte ſich dieſer zerſtörende Schwindel fort, der ohne Bürgerkrieg, ohne phyſiſchen Widerſtand gegen die herrſchenden Faktionen, die Nation in $3\frac{1}{2}$ Jahren durch 45000 Mordthaten brandmarkte, deren Liſte ſamt den Beweiſen und Belegen ich nächſtens bekannt machen werde, und unter welchen ſelbſt die Menſchenſchlachterey vom 10ten Auguſt und 2ten September nicht mit begriffen iſt.

Was die Begebenheiten vom 10ten Auguſt betrift, ſo wurden ſie durch jene Lieder von Ränkeſchmieden und Cabalen,

balen,

balenmachern beſchleunigt, welche den Thron belagerten und eine Art von Mittel zwiſchen den Emigranten und Jakobinern ausmachten. Sie fürchteten die Ausgewanderten, wie man ſich vor Leuten fürchtet, die man beleidigt, verfolgt, zu Grunde gerichtet hat, und in den Jakobinern fürchteten ſie gefährliche Nebenbuhler, deren Uebertreibungen den gemeinſchaftlichen Untergang befördern würden. Dieſe unglücklichen Feuillants, die eben ſo kurzſichtig in ihrem Plan, als ohnmächtig in den Mitteln waren, ſie auszuführen, dieſe Feuillants ſind es, welche den König, die Conſtitution und ihre Parthey ins Verderben geſtürzt haben, indem ſie beſtändige Zwiſte zwiſchen dem Jakobinern und dem königlichen Anſehen veranlaßten; letztere durch dieſen unbeſonnenen Kampf compromittirten, und ſo den König mit in den Haß verflochten, den ihnen die Jakobiner geſchworen hatten. Als die Chapelier, die Beaumetz, die Thourets, die Lameths u. ſ. w. ſich 1791 um die Wette ſtritten, wer das königliche Anſehen am beſten herabwürdigen könnte, als ſie dem Monarchen den Spottnahmen öffentlicher Beamte gaben, ſo ſagte ich ihnen vorher, daß unter einem König, der ſo von einer öffentlichen Verehrung und allen moraliſchen Mitteln der Furcht und des Gehorſams nackt und blos wäre, die gelähmte Conſtitution, ehe ein Jahr verſtreiche, nur ein Gegenſtand der Neugier für Antiquare und Geſchichtforſcher und das Reich die Beute der Stärkern ſeyn würde: aber ſie achteten nicht auf meine Prophezeihung, bis ſie der Erfolg gerechtfertigt hat.

Ich bin weit entfernt, ſie jetzt in ihrem Unglück verſchmähen oder verſpotten zu wollen. Die große Mehrheit der conſtituirenden Verſammlung verdient Achtung und ihre Verirrungen und Schwächen darf die Billigkeit nicht mit den Verſchwörungen und Schandthaten der andern vermengen.

mengen. Aber wie kann man den Finger der Vorſehung verkennen, oder nicht auf die Gerechtigkeit des Himmels hoffen, wenn man den Anführer, den erſten Hebel des Aufruhrs, den Kerkermeiſter des Königs, ihn deſſen Adjutant den unglücklichen Prinzen 1791 zu Varennes in Verhaft nehmen ließ; wenn man la Fayette gezwungen ſieht, unſtet und flüchtig umher zu irren, und in den Oeſterreichern großmüthigere Feinde zu erblicken, die edler an ihm handeln würden, als ſeine eigene Armee und ſeine alten Mitverſchwornen. Wenn Puzy, la Tour Maubourg, Tracy, die noch vor einem Jahr den Bouillier verfolgten, nun ſelbſt verfolgt in einem fremden Lande ihre Zuflucht nehmen mußten, wenn Barnabe, der den monarchiſchen Clubb, dem Mordmeſſer des Volks denuntiirte, und von ſeinem **vergifteten Brod** ſprach, jetzt zu Grenoble im Gefängniß ſchmachtet und vielleicht in der letzten Stunde ſeines Lebens ſeine eigene Worte wiederhohlen hört: **iſt denn dieſes vergoſſene Blut ſo rein?** Wenn der Anwald des Orleans, des Mirabeau und der Bubenſtücke der Verſailler Oktobernacht, wenn Chabrond von ſeinen Gehülfen eingekerkert und des Todes ſchuldig erklärt iſt, wenn Carl Lameth zu Barentin im Gefängniß ſitzt, er, der 1789 an der Spitze ſeiner Sbirren, den Herrn von Barentin in einem Kloſter in Verhaft nehmen wollte, ſo wird auch die Stunde der Rache für die Urheber der Abſcheulichkeiten vom 1792 ſchlagen, und von ihren eigenen Genoſſen und Mitſchuldigen verfolgt und gerichtet, wird die Welt ein auffallendes Beiſpiel in ihnen erblicken, daß die Gerechtigkeit des Himmels kein leerer Nahme iſt.

4.

Einige Züge aus der ältern und neuern ruſſiſchen Geſchichte.

Vorzeiten, wenn ein Großer in Rußland gefangen geſetzt oder nach Siberien verwieſen wurde, ſo theilten ſeine Sekretaire, Bediente, kurz alles, was zu ſeinem Hauſe gehörte, ſein Schickſal; ſobald man alſo die Ungnade oder den Unfall eines großen Herrn ahndete, ſo ſahe er ſich bald von jedermann verlaßen und allein in ſeinem Hauſe. Herr Emme, hatte ſeinen Bedienten Feodor mit Aufträgen aufs Land verſchickt, als er zur Strafe der Landesverweiſung verdammt wurde. Der Bediente war bei ſeiner Zurückkunft nicht wenig verwundert, den Pallaſt des Grafen Oſtermann, bei welchem ſein Herr Secretair war, ganz öde und menſchenleer zu finden, und fluchte und ſchmälte auf die Unbeſonnenheit ſeines Herrn, der verreiſe ohne ihm ein Wort davon zu ſagen, und ohne ihm zu hinterlaſſen, wohin? Zu gleicher Zeit nahm er ſich vor, ihn aufzuſuchen, in welchem Winkel er auch ſtecken möge. Er gieng in den Senat und fragte einen vertrauten Bekannten, ob er nicht wiſſe, wo Emme hingekommen ſey. Dein Herr, antwortete dieſer, wird nun bald in Siberien angekommen ſeyn. — Wie? er handelt ſo ſchlecht an mir, mich ſitzen zu laſſen, ohne mir das geringſte davon zu ſagen? Wiſſen ſie nicht wenigſtens, wo er ſich in Siberien aufhalten wird? — Ja, da und da. — Gut, ſo will ich alles verkaufen, was ich habe und zu ihm reiſen, und ihn recht auszanken. — Der Senator lachte und verſuchte, ihm ſein Vorhaben durch Gründe auszureden; aber dieſe Gründe halfen zu nichts, als ihn noch mehr darinne zu beſtärken; **ich muß ihm tüchtig den Kopf waſchen**, war die einzige Antwort, die er von ihm erhalten konnte. Ferdor verkaufte alle ſeine Habſeligkeiten, machte ſich mit einem kleinen Stück Gelde auf den Weg, und war ſo glücklich, in Sibirien anzulangen und ſeinen Herrn anzutreffen, dem er die bitterſten Vorwürſe machte. Es glückte Emmen ſo wenig als dem Senator, ihn zu überzeugen, daß er gezwungen geweſen ſey, nachzugeben und zu thun, was er nicht habe ändern können, und daß er ſich alſo nichts gegen ihn vorzuwerſen habe; als er aber ſahe, daß alle ſeine Entſchuldigungen nichts helfen wollten, ſo fragte er ihn endlich, was er nun in Sibirien machen wolle? — Schöne Frage! Bei ihnen bleiben und ſie bedienen. — Ich danke dir für deinen guten Willen, und für die Beſchwerlichkeiten, denen du dich meinetwegen unterzogen haſt; aber, Freund, mir iſt nur ſo und ſo viel täglich zu meinem Unterhalt feſtgeſetzt. — Laſſen ſie ſich das nicht kümmern, Herr, ich habe Geld mitgebracht, und ich will ihnen damit helfen, wenn es ihnen daran fehlt, und überdieß ſeyn ſie überzeugt, daß ſie nicht lange ſo in dem Zuſtand bleiben und wir werden eher wieder zurück gerufen werden, als ſie vielleicht denken. — Emme brauchte einige Tage darauf ein neues Kleid. Feodor wurde es gewahr; laſſen ſie mich nur machen, ſagte er, ich will den Schneider kommen laſſen. Er bezahlte das Kleid und verſicherte Emmen, daß es ihm in Zukunft weder an Kleidung noch Koſt, noch ſonſt etwas im geringſten gebrechen ſollte, nur mit der Bedingung, fuhr er fort, daß ſie einen Contrakt mit mir eingehen. — Herzlich gern, und worinn beſteht dieſer Contrakt? — Da ſie nicht lange mehr hier bleiben werden, wie ich ihnen verſprochen habe, und da ich feſt entſchloſſen bin, ſie ſo lange ich lebe, nicht zu verlaſſen; ſo müſſen ſie ſich anheiſchig machen, mir bei ihrer Rückkunft nach Petersburg bei jeder neuen Stelle, die ſie erhalten werden, 50 Rubeln an Lohn zuzulegen. — Der Handel wurde bald richtig, zu Papier gebracht und von beiden Theilen unterſchrieben. Einmahl fehlte es beiden,

den, dem Herrn und Diener an Geld. Dieſer meldete lachend dieſe Zeitung dem Emme, der darüber wie verſteinert wurde. — Laſſen ſie ſich das nicht anfechten, ſagte Feodor, der Tag unſerer Befreiung naht heran. — Wirklich giengen Feodors Prophezeihungen und ſchöne Hoffnung wider die Erwartung von beiden in Erfüllung, denn 4 Wochen nach dieſem letztern Vorfall lies ſich Eliſabeth das Verzeichniß der Exilirten und der Perſonen bringen, die ſich in ihrem Gefolge befanden. Sie erſchrak, als ſie eine ſo große Menge von Sekretairen, Freunden und Bedienten erblickte, welche mit den vornehmſten Perſonen des Hofs gleiche Strafe erdulden mußten. Was haben denn alle dieſe Leute gethan, fragte die Kaiſerin? — Nichts, antwortete man ihr, aber der und der war in Dienſten bei dem und dem, oder gerade bei ihm, als man ihn arretirte. — Aber ſo iſt es höchſt ungerecht, bemerkte die Kaiſerin ſehr richtig, daß man ihre Unſchuld weis, und doch noch nicht den Befehl zu ihrer Freilaſſung ausgefertiget hat.

Emme kam alſo mit ſeinem Bedienten nach St. Petersburg zurück. Emme wurde zum Aſſeſſor eines Kollegii ernannt und zuletzt Staatsrath und Auditor bei der Garde, ſo daß er 10 Ehrenpoſten nach einander bekleidete, welches dem Feodor 500 Rubeln über ſeinen gewöhnlichen Lohn eintrug. Emme bekam auch den St. Annenorden und Feodor forderte von neuem 50 Rubel; aber dieſesmahl glaubte ſein Herr, daß er ſie nicht ſchuldig wäre, weil es kein neues Amt, ſondern blos ein Ehrenzeichen ſey. Aber Feodor, der ſich niemahls durch Gründe abweiſen lies, drohte ihn vor Gericht zu belangen, wenn er ſich einfallen ließe, ihren Vertrag zu brechen. Emme, auf den die Anhänglichkeit ſeines Bedienten mehr Wirkung als ſeine Drohung machte, bewilligte ihm endlich auch dieſe Zulage. Emme wurde nun Präſident des Collegiums und geheimer Rath.

Der treue Feodor ſtarb lange vor ſeinem Herrn. Als er ſein Ende nahe fühlte, lies er einen Notar kommen, und diktirte ihm ſein Teſtament, worinne er ſeinen Herrn zum einzigen Erben einſetzte, weil er, wie er hinzufügte keine Erben und alles, was er beſitze, ihm zu verdanken habe. Auf dieſe Art bekam Emme alle das Geld wieder, das er ihm jährlich als Lohn gezahlt hatte, und das durch Feodors Sparſamkeit durch die hinzugekommenen Intreſſen noch anſehnlich vermehrt worden war. Seltenes und vielleicht einziges Beiſpiel der Treue und Ergebenheit bei einem ruſſiſchen Bedienten.

Emme hatte ſelten Urſache, dem Feodor etwas zu befehlen; dieſer wackere Diener wußte allen ſeinen Befehlen durch die pünktlichſte Aufmerkſamkeit zuvor zu kommen, mit welcher er alle Wünſche ſeines Herrn zu errathen ſuchte; nichts glich ſonderlich der Sorgfalt, mit welcher er für Emmens Geſundheit wachte. Alle Morgen ſtand er ſehr frühe auf, und ſein erſtes war, nachzuſehen, was für Wetter ſey; fand er die Witterung zu kalt oder zu feucht, ſo gieng er in ſeine Schlafkammer und ſagte zu ihm: Iwan Foedorowitſch, bleibt im Bette, ihr dürft heute nicht ins Collegium gehen, das Wetter iſt zu ſchlecht. Zuweilen gehorchte Emme; wenn ihn aber dringende Geſchäfte riefen, ſo mußte er alle ſeine Beredſamkeit und ſein ganzes Anſehen anwenden um den treuen Feodor zu bewegen, ihn ausgehen zu laſſen. Ihr habt genug gearbeitet, ſagte er oft zu ihm, überlaßt nunmehr es andern, für euch zu arbeiten, ihr werdet alt und ſchwach, ſorgt mehr für eure Geſundheit, ihr habt Kinder, die euer Hausweſen führen können, wo nicht, ſo will ich ſeine Führung über mich nehmen.

Einsmal wurde ich zu dem geheimen Rath Emme zu Gaſte gebeten; ich begab mich frühzeitig dahin, um der Unterhaltung mit dieſem kenntnißreichen Manne zu genießen,

ßen. Nach und nach kamen viele andere Herren an, die gleichfalls gebeten waren. Es iſt in Rußland Sitte, daß der Herr vom Hauſe oder einer von ſeinen Bedienten, ehe man ſich zu Tiſche ſetzt, Liqueure herumgeben läßt. Feodor kam, um den Liqueur zu bringen. Als er in den Saal trat, glitſchte er aus, fiel und zerbrach die Gläſer. Emme verwies ihm ſeine Unbeſonnenheit. Feodor hörte ihm ruhig mit kreuzweis gelegten Armen zu, bis er fertig mit keifen war, und antwortete: ſie haben auch gar keine Schonung mit ihrem alten Diener, ſie ſind im Stande, ihn wegen 9 elender Gläſer ſo auszuſchmälen, und ihm einen ſolchen Schimpf vor allen dieſen Herren anzuthun, ich wollte es noch hingehen laſſen, wenn ſie arm wären; aber wollen ſie ſich in den Ruf eines Geizhalſes bringen? Kann ſo ein Unfall nicht jedem begegnen? — Alle Gäſte, und Emme zuerſt, lachten herzlich über dieſen Verweis, denn auf einen ſo vertrauten Fuß pflegte Feodor mit ſeinem Herren zu leben; und dieſer, der ein Mann von ſchlichtem geſunden Verſtande war und ſeine langen Dienſte zu ſchätzen wußte, machte gern ein Auge über dieſe kleinen Freiheiten zu.

2.

Procoffei Demidoff, ein Kaufmann zu Moscau, hatte mit dem Talent ſich empor zu ſchwingen und ſein Glück zu machen nicht einmahl das wenige von Geſchliffenheit und Menſchlichkeit zu verbinden gewußt, welches ſein Zeitalter und ſeine Nation damahls beſaß. Faſt alle ſeine Handlungen führten das Gepräge von Narrheit oder Grauſamkeit. So groß war ſein Reichthum, daß er nicht einmahl ſagen oder ohngefähr überſchlagen konnte, wie viel er einzunehmen habe. Er beſaß viele Eiſen-, Kupfer-, Gold-

und

wenn er oft ſinge, ſich, ſonderlich auf dem Rücken, putze, recht munter iſt, die Flügel ſchüttelt, auf einem Beine ſchläft, und guten Appetit, und vorzüglich zu den Mehlwürmern hat. Vergeſſen Sie nicht, Ihre Nachtigallen im März mit ein Paar Spinnen, als eine Frühlingscur, zu bewirthen, und ſie alle Jahr wenigſtens ein paarmal in die Hand zu nehmen, um zu ſehn, ob ſie nicht zu fett oder zu mager ſind. Die Füße müſſen öfters gebadet, und die Krallen beſchnitten werden. Wider das Podagra und den Geſchwüren an Augen und Schnabel hilft friſche Butter als Salbe. Die gefährlichſte Krankheit iſt die fallende Sucht. Das beſte Mittel dagegen iſt, mit der Scheere ſogleich die hintere Kralle ganz nach dem Fleiſche abzuſchneiden, bis einige Tropfen Bluts darnach kommen, und hierauf die Füße in weißen Wein zu baden.

VI.

Anekdoten.

Als die Gräfin Renata von Bourbon den Herzog Anton von Lothringen zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts heyrathete, erließ ſie die Bauern des Dorfs Laxon, aus Erkenntlichkeit wegen eines ländlichen Feſts, das ſie ihr zu Ehren angeſtellt hatten, einer höchſt ſeltſamen und lächerlichen Servitut. Dieſe Bauern waren nemlich ſonſt gehalten, die erſte Hochzeitnacht ihres Fürſten das Waſſer eines Moraſts, der vor dem Schloſſe lag, zu peitſchen, um das Quacken der Fröſche zu verhüten. Dieſe Frohne war noch und Silberbergwerke, die er bearbeiten lies; er hatte ein Haus bauen laſſen, das jedermanns Bewunderung auf ſich zog. Es war über und über mit ſtarkem Eiſen bedeckt. Wenn in ſeiner Nachbarſchaft Feuer auskam, ſo machte er blos die Laden zu, die von gleichem Metalle waren, und gieng ruhig ſeinen Geſchäften nach. Innwendig war es prächtig ausmeublirt und er hatte ungeheure Summen darauf verwendet; und in dieſem weitläuftigen Gebäude ſah man ihn oft in der lächerlichſten und unanſtändigſten Bekleidung Trepp auf Trepp nieder wandern.

Einmahl fiel es ihm ein, alle Großen des Hofs zu Gäſte zu bitten. Den Tag vorher lies er Maurer und Tüncher kommen und befahl ihnen, alle Zimmer, den Speiſeſaal ausgenommen, zu weißen, und vor alle Thüren Gerüſte zu ſetzen. Als die Gäſte kamen, entſchuldigte ſich Demidoff bei ihnen, daß in ſeiner Abweſenheit ſein Tüncher auf den Einfall gekommen ſey, in ſeinem Hauſe arbeiten zu wollen, daß ſie genöthigt geweſen wären, ſich ſo oft bücken zu müſſen, um unter den Gerüſten weg zu kriechen, und in den Panquetſaal zu kommen. Ich weis nicht, wie die Gäſte in ihrem Herzen dieſe Entſchuldigung aufnahmen, und ob ſie ſich von dieſem Eulenſpiegelſtreich durch den prächtigen Schmauß entſchädigt fühlten, der aus den leckerſten und ſeltenſten Gerichten beſtand.

Er war von Natur freigebig, aber ſeine Freigebigkeit machte ihm ſelten Ehre, weil er ſie faſt immer unrecht anbrachte. Ein gewiſſer Möder, deſſen Vermögensumſtände ſehr zerrüttet waren, glaubte in Demidoff den Mann gefunden zu haben, der ihm wieder aufhelfen könne. Er ſuchte ihn zu Moſcau auf. Als ihn Demidof in ſein Haus kommen ſah, ſo ſtand er auf und gieng ihm entgegen; er war ohne Hoſen und blos mit einem Hemde von roher Leinwand bekleidet. Wer biſt du? — Ich heiße Möder. —

Wo-

Was haſt du für ein Gewerbe? — Ich bin ein Kaufmann und Mäckler. — Was führt dich hierher? — Die Begierde den Demidof zu ſehen und zu bewundern, von dem das Gerüchte ſo viele ſchöne Handlungen erzählt. — Wie biſt du nach Moſcau gekommen? — Mit der Schlittenpoſt. — Biſt du auch ein guter Reiter? (Méder war groß von Statur, hatte ein robuſtes Ausſehen) — Ja, Herr. — Du ſiehſt wenigſtens ſo aus, aber ich wünſchte eine Probe zu machen. — Das hängt nur von ihnen ab. — Gut, ſo krieche auf allen Vieren, und ich will der Reiter ſeyn. — Als Demidof ſich das Vergnügen gemacht hatte, ihn eine lange Zeit in ſeinem Hof und mitten im Schnee herum zu reiten, ſagte er zu ihm, du biſt mein Mann, komm mit mir herauf, du durſteſt oder hungerſt vielleicht. — Die Wahrheit zu geſtehen, mich durſtet mehr, als daß ich hungere. — Kannſt du gut trinken? Was trinkſt du? — Was die Leute wollen. — Wir wollen beim Punſch anfangen. — Demidof lies ſich ſeine ſchönſte Punſchbulle von ſächſiſchem Porzellain voll dieſes Getränkes kommen, und füllte dem Méder ein großes Glas. O, ſo pfleg' ich nicht zu trinken, erwieberte dieſer. — Nicht? . . . . Nun ſo trinke, wie du es gewohnt biſt. — Hierauf faßte Méder gravitätiſch die Punſchſchale, leerte ſie auf einem Zug und warf ſie mitten ins Zimmer hin, indem er aus allen Kräften rief: Hoch lebe Demidof! — Dem Cröſus gefiel dieſer bachiſche Einfall, er fiel ihm um den Hals und umarmte ihn zärtlich. Das hätt' ich nicht erwartet, ſchrie er mit einem kräftigen Fluch, daß mir vom Himmel ein Mann wie du beſchert wäre; du biſt recht zu meinem Glück geboren und nichts ſoll uns von einander trennen. Betrachte mich als deinen Bruder, und bin ich im Stande, etwas für dich zu thun, ſo fodere ecklich. — Méder ſchilderte ihm hierauf ſeine traurige Lage und ſezte hinzu, daß 40000 Rubel ihn wieder

der aufhelfen und in Stand ſetzen würden, wieder ein wohlhabender Mann zu werden. — Iſt's nicht mehr? antwortete Demidof, und zahlte ihm die 40000 Rubel auf der Stelle aus.

Einſtmalen nahm er ſich die Freiheit, die giftigſten Pasquille gegen die vornehmſten Perſonen des Hofes drucken und ausſtreuen zu laſſen. Man beſchwerte ſich darüber bei der Kaiſerin, welche Befehl gab, ſo viel Exemplare, als man davon auftreiben könnte, zu ſammeln und nach Moſkau zu ſchicken, wo ſie in Gegenwart des Verfaſſers, durch die Hand des Nachrichters, unter dem Galgen verbrannt werden ſollten. Als man dem Demidof Nachricht von dieſem Urtheil gab, erkundigte er ſich, an welchem Tage und zu welcher Stunde die Vollſtreckung geſchehen ſollte. **Vollzieht nur eure Befehle, ſagte er, an mir ſoll es gewiß nicht fehlen.** — Was für jeden andern ein Gegenſtand der Kränkung geweſen ſeyn würde, wurde für ihn ein Vergnügen. Er miethete alle Zimmer in der Gegend des Galgens lud die angeſehenſten Perſonen von Moſkau ein, der Ceremonie beizuwohnen und beſetzte ein Orcheſter mit Pauken und Trompeten, welche ihn und ſeine gebetene Geſellſchaft mit Muſik unterhalten mußten, während der Henker ſeine Schriften verbrannte.

Der Graf Panin, der die erſten Hofämter bekleidete, hatte der Kaiſerin die Perſon des Herrn Sabakin zum Senator beim Departement von Moſkau vorgeſchlagen. Demidof haßte den Sabakin tödtlich, und intereſſirte ſich überdieſes lebhaft für einen andern Candidaten zu der Stelle; es ſchmerzte ihn alſo bitterlich, daß Panin's Empfehlung die ſeinige aufgewogen hatte, und er rächte ſich durch folgende Paſquinade. Er ließ über der Thüre ſeines Hauſes ein Gemählde aufhängen, auf welchem zwei Perſonen abgemahlt waren, die eine trug eine altväteriſche Perucke und war überhaupt ganz ſo gekleidet, wie Panin ſich zu kleiden pflegte. Die andere Figur war einäugicht, und glich dem Herrn Sabakin ſo vollkommen, daß ihn jeder auf den erſten Blick erkennen mußte. Unten ſtand folgendes: Der Erzperuquenmachermeiſter Sabakin, der erſt vor kurzem von Paris zurück gekommen iſt, bietet ſeine Dienſte dem Publikum an, man wendet ſich an Herrn Panonin, aber die Silbe No war ſo mit Koth beklext, daß man beim erſten Blick Panin las. Dieſer Herr, der allgemein geliebt wurde, und geliebt zu werden verdiente, bezeigte nicht die geringſte Empfindlichkeit wegen dieſer Beſchimpfung; ihn mußte auch der allgemeine Unwille tröſten, den ganz Moſkau darob empfand. Aber die Kaiſerinn wurde zornig über Demidofs Kühnheit, und beſchloß, ihn nach aller Strenge ſtrafen zu laſſen. Allein Panin, der wohl einſah, daß dieſer Menſch nicht zu beſſern ſey, und daß ſeine Impertinenzen überhaupt niemanden ſchaden könnten, legte eine ſo nachdrückliche Fürbitte für ihn ein, daß ſich die Kaiſerinn an einem ſcharfen Verweis und dem Befehl begnügte, das Gemählde ſogleich abzunehmen.

Er ſpielte der Gräfin Romanzow, erſte Hofdame der Kaiſerinn, einen Streich, der äußerſt hart und ſtrafbar war. Dieſe Dame hatte ſchon bei verſchiedenen Banquiers 5000 Rubel vergeblich zu borgen geſucht, deren ſie höchſt benöthigt war. Sie beſchloß, ſich auch an Demidof zu wenden, ungeachtet ſie wohl einſah, was ſie bei einem ſolchen Original riſkirte. Sie ſchilderte ihm die Lage, in der ſie ſich befand, und lies ſich bis zu den demüthigſten Bitten herab. Demidof that, als ob er ſie nicht kenne, um das Recht zu haben, ſie deſto härter behandeln zu können; für Damen von ihrem Stande und Schlage, gab er zur Antwort, hab' ich kein Geld, denn wo ſoll ich klagen, wenn ſie nicht bezahlen, ſie ſetzen ſich über alles Recht und

Geſetze weg und Beelzebub würde dann nichts von ihnen herauskriegen können. — Die Gräfin hielt dieſe erſte Beleidigung geduldig aus, denn ſie befand ſich in ſehr dringender Noth; ſie legte ſich von neuen aufs Bitten und verſprach auf Ehre, ihn zur Verfallzeit pünktlich zu bezahlen. Demidof antwortete durch einen noch derbern Ausfall. Endlich vermochte ſie ſo viel Erniedrigung nicht mehr zu ertragen und wollte gehen. Hören ſie, ſagte er zu ihr, ich will ihnen den Gefallen wohl thun, aber nur unter einer Bedingung; ſie unterſchreiben einen Empfangſchein, wie ich ihn ſelbſt ausſtellen werde. — In der Noth macht man nicht viel Umſtände. Aber wie groß war die Kränkung der Gräfin Romanzow, als ſie ſich gezwungen ſah, einen Schein in folgenden Ausdrücken zu unterſchreiben. — Ich verſpreche, und verbinde mich bei meinem Ehrenwort, dem Herrn Kaufmann Demidof zu Moſkau binnen hier und einem Jahre die Summe von 5000 Rubeln zu bezahlen, die ich von beſagtem Kaufmanne baar empfangen habe. Sollte ich zur Verfallzeit nicht Wort halten, ſo bekenne ich hiermit vor der ganzen Welt, daß ich eine Erz-H . . . bin. — Nach Verlauf des Jahres giengen der unglücklichen Gräfin ihre Gelder nicht ein. Ihr Gläubiger lies ſich bei ihr melden, forderte ſeine Bezahlung und drohte. Alle Vorſtellungen, Bitten und Thränen wirkten nichts auf dieſe hartherzige Seele; die Gräfin war in Verzweifelung. Den nächſten Sonntag erſchien er bei Hofe, miſchte ſich unter die vornehmſten Herren, und lies einer Menge von ihnen den bewußten Empfangſchein leſen. Das laute Gelächter, das über dieſe Lektüre ausbrach, machte die Kaiſerinn aufmerkſam; aber als dieſe den Demidof unter den Lächern erblickte, und gleich einen neuen groben Streich von ihm vermuthete; ſo hielt ſie es für's klügſte, nicht gleich auf der Stelle Erkundigung von der Urſache dieſer lauten Freude einzuziehen. Der erſte Hofmann, an den ſie ſich nach einiger Zeit wendete, und ihm die Frage vorlegte, weigerte ſich Anfangs, ſie ihr zu beantworten; aber die Kaiſerinn drang in ihn, und ſobald ſie Demidofs Impertinenz erfuhr, ſchickte ſie ihm die 5000 Rubel und löſete den Schein ein. Mit der Prinzeſſin Gallizin machte er es ebenfalls nicht viel beſſer, und die Kaiſerinn mußte ebenfalls hier ins Mittel treten, und aus ihrer Schatulle bezahlen.

Die Häuſerbeſitzer in großen Städten geben den Truppen, die bei ihnen im Quartier liegen, Dach und Fach, Salz und Licht; die Vornehmen ſuchen ſich aber dieſe Laſt mittelſt eines Geſchenks vom Halſe zu ſchaffen, das ſie dem Polizeibeamten machen. Einesmal hatte Demidof vergeſſen, dieſes ſein Löſegeld zu bezahlen. Der Polizeibeamte ſeines Viertels, als er ſich um ſein Accidenz gebracht ſah, und glaubte, daß man mit einem ſolchen Manne eben nicht viel Umſtände machen müſſe, legte ihm einen ganzem Trupp Soldaten ins Haus. Der rachſüchtige Demidof empfieng ſie ſehr gut und bat zu gleicher Zeit den Polizeibeamten durch ein äußerſt höfliches Billet zu ſich zu Tiſche. Dieſer, der glaubte, daß Demidof ihm zugleich das Geld für die Befreiung von der Einquartierung bezahlen wolle, begab ſich vergnügt dahin. Demidof bewirthete ihn auf das prächtigſte, trank ihm aber ſo ſtark zu, daß er nicht mehr von ſeinen Sinnen wußte. In dieſem Zuſtand lies er ihm den Kopf ſcheeren, nackend ausziehen, über den ganzen Leib mit Honig beſtreichen und ſo in Federn wälzen; hierauf ſchloß man ihn in ein Zimmer ein, deſſen Meublen blos in einem Kanapee und einem großen Spiegel beſtanden. Den andern Morgen lauſchte Demidof vor der Thüre, um ſich an ſeinem Erwachen zu weiden; er genoß das grauſame Vergnügen, die Seufzer und das Jammergeſchrei des armen Polizeimeiſters zu hören, der ſich in einen Vogel verwandelt glaubte. Endlich machte Demidof die Thüre auf. Wie? rief er, du willſt ein Polizeybeamter ſeyn, der auf gute Ordnung ſehen ſoll, und du ſchleichſt dich ſelbſt in dieſem Aufzug in die Häuſer? Aber das ſoll dir übel bekommen, ich will meine Leute rufen, alles protokolliren laſſen, und dich der Polizey überliefern, damit du geſtraft wirſt, wie du es verdienſt. Der arme Beamte, der nicht wußte, zu welchem Heiligen er in der Noth ſeine Zuflucht nehmen ſollte, ergab ſich auf Gnade und Ungnade, er machte dem Demidof die demüthigſten Entſchuldigungen, ſtellte ihm vor, daß er durch ſeine Vergeſſenheit in Erlegung des Quartiergeldes ſelbſt Schuld an der Einquartierung der Soldaten ſey, und ſchwur ihm auf das heiligſte zu, daß, wenn er ihn gehen laſſen und ihm ſeine Kleider wieder geben wolle, er ihm gelobe, ſich bei allen Vorfällen erkenntlich dafür zu bezeigen, ihm nie wieder Soldaten ins Haus zu legen und die jetzigen unverzüglich wegzunehmen. Demidof lies ſich das alles ſchriftlich und unterſchrieben von ihm geben und hierauf in ein Bad und von da in ein Zimmer bringen, wo er eine andere vollſtändige Kleidung fand, denn Demidof, als er ihm den Kopf ſcheeren lies, hatte ihm zugleich das Maaß nehmen und unterdeſſen von Kopf bis zu den Füßen neu kleiden zu laſſen. Als der Offizier den Tag darauf zu ſeinem jovialiſchen Wirth kam, um ſich nochmahls bei ihm zu bedanken, beſchenkte er ihn mit 50000 Rubeln unter der einzigen Bedingung ſich dafür Güter zu kaufen.

Unter den Thorheiten, welche Demidofs übertriebene und prahleriſche Verſchwendung charakteriſiren, zeichnet ſich der Einfall aus, zu gleicher Zeit ein Comptoir zu St. Petersburg und eins zu Amſterdam errichten zu wollen. Er wendete 80000 Rubel auf die Anlegung dieſer beiden Comptoire und reiſte ſelbſt nach Amſterdam. Aber hier war ſein Comptoir durch die Schlauheit der Holländer bald zu Grunde gerichtet, und er brachte von ſeinen 40000 Rubeln nichts mit nach Petersburg und Moſkau zurück, als eine Ladung ausländiſcher Thiere, welche in dem veränderten Klima bald ihren Tod fanden.

Demidof war mit einem ſehr liebenswürdigen Frauenzimmer verheirathet, die aber vor Gram und Aerger über die ungeſchliffenen und tollen Begegnungen ihres Mannes ſtarb. Ihre Kinder, die er nichts weniger als lieb hatte that er unter das Garderegiment; er enterbte ſie nicht öffentlich, aber that ſein möglichſtes, um ſie um die reiche Ausbeute ſeiner Bergwerke zu betrügen. Er verkaufte durch den Kanal eines gewiſſen Gelagin, geheimen Raths und Cabinetsminiſters, vieles hinterliſtiger Weiſe davon, und dieſer Galagin lies ſich dieſe Dienſte theuer von ihm bezahlen, wie folgende Anekdote beweiſt. Demidof betrachtete einemal aufmerkſam einen Ring, welchen Gelagin am Finger hatte; er zog ihn vom Finger ab, als ob er ihn recht in der Nähe anſehen wollte, ſtellte ſich in demſelben Augenblick, als ob ihm ein dringendes Naturbedürfniß ankäme, lief auf das heimliche Gemach und warf den Ring hinein. Als er wieder ins Zimmer kam, ſagte er zu ihm, es iſt mir ein Unglück begegnet, ihr Ring . . . . aber ſeyn ſie ohne Sorgen, laſſen ſie mich nur wiſſen, was er ihnen gekoſtet hat. Der feine Hofmann nüzte den Zufall und ſchäzte den Ring doppelt ſo hoch, als er werth war. Demidof, der den Betrug wohl ahndete und den Ring, als er ihn aus dem heimlichen Gemach herausholen laſſen, taxiren lies und fand, daß er kaum die Hälfte ſo viel werth war, kaufte demohngeachtet einen andern von weit größerem Werthe und händigte ihn dem Miniſter ein, der ihn als einen billigen Erſatz ſeines Verluſtes annahm. So wußte ſich Demidof in die Gunſt des Gelagin einzuſchmeicheln und durch ſolche Mittel ſich einige Zeit darinnen zu erhalten. Aber troz der Fürſprache ſeines Beſchüzers wollte die Kaiſerin doch nicht in Demidofs Verlangen wegen der

Bergwerke willigen; und als letzterer ſeinen Plan nicht durchſetzen konnte, wurde er böſe, und zeigte an, daß Gelagin Beſtechungen und Geſchenke angenommen habe, worauf nach den ruſſiſchen Geſetzen ſehr harte Strafen geſetzt ſind. Nun waren der Beſchützer und ſein ehemahliger Client in offener Fehde mit einander begriffen, doch einige Herrn von Hofe ſuchten dieſe ſchmutzige Sache zu vermitteln und es gelang ihnen, den Demidof zu beſänftigen.

Dieſer Gelagin brach einige Zeit darauf das Bein als er im Scherze mit der bekannten Sängerinn Gabrieli tanzen wollte. Gabrieli war in Dienſten der Kaiſerin und erhielt die Feldmarſchalls Beſoldung von 7000 Rubeln. Sie war blos für die Oper angenommen, und ſo oft die Kaiſerin ſie rufen lies, um vor ihr im Zimmer zu ſingen, entſchuldigte ſie ſich immer mit einem Katharre oder andern Krankheit. Die eben ſo gnädige als hellſehende Monarchin beklagte ſich öfters über dieſe häufigen Katharre, die ſich immer pünktlich zu der Stunde einſtellten, wo ſie die Sängerin ſingen hören wollte. Wenn ich einen von meinen Feldmarſchallen rufen laſſe, ſagte ſie, ſo kommt er; und wenn ich nach der Gabrieli ſchicke, die ich eben ſo theuer bezahlen muß, ſo iſt ſie niemals gehorſam. — Dieſe Virtuoſin würde ſich jedoch früh oder ſpät durch ihr grillenhaftes und übermüthiges Betragen Unannehmlichkeiten zugezogen haben, wenn ſie nicht ſelbſt ihren Abſchied genommen und heimlich mit ihrem Galan, dem Hofmarſchall aus dem Reiche weg nach England gegangen wäre.

Eben dieſer geheime Rath und Cabinetsminiſter Gelagin war einer von denen, welcher ſich durch den bekannten Caglioſtro überliſten lies, der in Rußland auftrat, ehe er noch durch ſeinen Antheil an der Halsbandgeſchichte ſeinem Berüchtigtſeyn das Siegel aufgedrückt hatte. Er machte dem Gelogin weiß, als ob er im Beſitz des Geheimniſſes wäre, Gold zu machen, ein Geheimniß, das von Tag zu Tag ſeltener zu werden anfängt. Er überredete den Miniſter, daß er ihm dieſe myſtiſche Kunſt der Verwandlung der Metalle in kurzer Zeit, und ſehr wohlfeil lehren wolle. Vorher hatte er ſchon in Pohlen das nemliche dem Prinzen Poninsky aufgebürdet. Gelagin, zu ſeinem Unglück, war eben ſo leichtgläubig. Einer von ſeinen Sekretairen, ein Mann von vielem Kopf und Talenten, entlarvte aber bald den neuen Ankömmling und warnte ſeinem Herrn vor ihm als vor einem Betrüger und Charlatan; man braucht ihn nur einmal reden zu hören, ſagte dieſer kluge Mann, um gleich zu wiſſen, daß er ein Windbeutel iſt. Allein Gelagin glaubte mehr ſeinen Vorurtheilen, als dem weiſen Rath ſeines treuen Sekretairs, und lies ſich Tauſende von Rubeln in kurzer Zeit vom Caglioſtro abſchwatzen. Caglioſtro kam einſtmal in Gelagins Pallaſt, wo er zum Mittagsmahl eingeladen war; der Miniſter aber befand ſich noch bei Hofe und nur dieſer Sekretair war gegenwärtig. Caglioſtro redete ihn an, und erzählte ihm eine Menge Mährchen und Aufſchneidereien, die gar vortreflich und in den ſchönſten Ausdrücken erzählt, aber mit ſo vielen hiſtoriſchen und geographiſchen Schnitzern verbrämt waren, daß ihr Reiz ſogleich in den Augen jedes Mannes von Kenntniſſen verlor, weil niemand ſich gerne wiſſentlich durch Lügen hänſeln läßt. Der Sekretair ſagte auch endlich dem Caglioſtro ganz trocken ins Geſicht, er möchte ihn mit ſeinen Unwahrheiten verſchonen. Allein da dieſer fortfuhr, ihn mit einem Schnall von prächtigen Fabeln heimzuſuchen; ſo riß dem Sekretair endlich die Geduld, er begrüßte die Backen des Schwätzers ziemlich derb mit ſeiner rechten Hand und verlies den Saal. Caglioſtro führte bittere Beſchwerden darüber bei Gelagin, und dieſer gab ſeinem Secretair einen tüchtigen Verweis. Der Sekretair fertigte hierauf einen ſchriftlichen Aufſatz, worin er die lügenhaften Erdichtungen des Caglioſtro und die Unwahran mehr Orten gebräuchlich. Die Einwohner von Montureux müſſen z. B. dieſen Dienſt ihrem Herrn, dem Abe von Luxeuil, leiſten. Sie ſchlugen das Waſſer die ganze Nacht, und ſangen dazu: Pà, pà, renotte, pà, vecy M. l'Abbé de Luxeuil, que Dieu ga. Still, ſtill, Froſch, ſtill, es leb' der Herr Abe von Luxeuil, den Gott erhalt! Gewiß werden die Bauern von Montureux die Befreyung von dieſer Frohne, die ein ſo herrlicher Zug zum Gemälde der Mönche der damaligen Zeiten iſt, nicht ſo leichten Kaufs als die von Luxeu gehabt haben.

Als der ſchwediſche Admiral Bagge die däniſche Flotte geſchlagen hatte, ſtand ihm König Erich die Ehre eines triumphaliſchen Einzugs zu. Zuerſt kam der Admiral mit einer goldenen Kette um den Hals, und die Officiers, die in der Schlacht gefochten, in Goldſtoff gekleidet. Dann folgte der gefangne Befehlshaber des feindlichen Geſchwaders, Brockenhuſen, mit den übrigen Dänen, und vor ihnen her ging der Hofnarr Herkules, der auf einer Fiedel ſpielte.

Gegen das Jahr 1661 entſtand in Frankreich eine Sekte von einer ganz beſondern Art; ſie nannte ſich la compagnie des œuvres fortes, die Geſellſchaft der ſtarken Werke, und dieſe ſtarken Werke beſtanden darin, daß ſie ohne die geringſte Mäßigung jedermanns Handlungen, ſelbſt gekrönte Häupter nicht ausgenommen, tadelte und richtete. Sie wuchs ſehr anſehnlich, und es befanden ſich Leute von großem Stande und Rufe darunter. Mazarin ſchärfte Ludwig XIV. wenig Tage vor ſeinem Tode die Ausrottung einer Geſellſchaft ein, deren gefährliche Folgen für den Staat er ihm vorſtellte, aber erſt im Jahr 1676, als dieſe Sekte es immer ärger und ärger machte, dachte

der

wahrſcheinlichkeiten in ſeiner Lebensgeſchichte auf das deutlichſte enthüllte. Dieſer Aufſatz cirkulirte in Petersburg und kam bis vor die Augen der Kaiſerin, welche ſich von der Wahrheit des darinn bewieſenen durch angeſtellte Erkundigungen ſo gut überzeugte, daß ſie den myſtiſchen Geheimnißkrämer auf die Grenze bringen und aus dem Reich verweiſen lies.

3.

Ein gewiſſer Brockmann, wahrſcheinlich ein Deutſcher, hatte bei ſeinem Poſten als Sekretair des Verpflegungsamtes, große Reichthümer in Sibirien zuſammen geſammelt. Er kam nach St. Petersburg in der Abſicht zurück, ſich daſelbſt niederzulaſſen und durch freigebige Geſchenke ſich eine neue Ehrenſtelle zu erkaufen. Seine größten Hoffnungen gründete er auf eine Goldſtufe. Er wendete ſich mit dieſer Stufe zuerſt an den Präſidenten des Bergwerksdepartements, dann an den Baron von Korff, geweſenen Policeiaufſeher von Petersburg und nach und nach an viele andere, die ihn aber alle ſehr kalt empfiengen. Er gab den vornehmſten Mitgliedern der ſibiriſchen Canceley große Panquette und beſchenkte jeden beim Weggehen mit einem Stück ſineſiſchen Atlas. Doch dieſe Verſchwendung that gerade die entgegengeſetzte Wirkung von der, welche unſer neuer Amphitrio erwartete; ſeine Gäſte ſchloſſen daraus, daß ſeine vorige Stelle ſehr einträglich geweſen ſeyn müſſe, und nahmen ſich vor, ſie ihm wieder zu verſchaffen, um den Gewinn ihres neuen Clienten dereinſt mit ihm zu theilen.

Brokmann mußte alſo nach Sibirien zurück. Er war ſo ärgerlich über dieſen Ausgang ſeines Plans, daß er ſein Amt und ſeine Pflichten vernachläſſigte. Kurze Zeit nach ſeiner Ankunft bekam er den Auftrag, einige Befehle an einem Orte vollſtrecken zu laſſen, der von ſeinem gewöhnlichen Aufenthalt weit entfernt war. Er reiſte mit dem Geld, deſſen er dazu benöthigt war, ab, und das ihm aus der öffentlichen Caſſe vorgeſchoſſen worden war. Unterwegens traf er eine andere Reiſegeſellſchaft an, deren freie und luſtige Laune ihm außerordentlich wohl gefiel. Er machte mit ihnen Partie, ſpeiſte mit ihnen, betrank ſich, ſpielte ein hohes Spiel und verlor alle ſein Geld. Seine fröhlichen Zechgäſte glaubten, daß das Poſſenſpiel durch eine noch poſſenhaftere Knotenſchnürung gekrönt werden müſſe und beredeten ihn, er müſſe zuerſt ein Chriſt und dann ein Ruſſe werden, um ein recht glänzendes unerwartetes Glück zu machen. Es koſtete ihnen nicht viel Mühe ihn dazu zu bewegen. Man ließ einen ruſſiſchen Popen kommen, der ihn taufte und ihm ein Kreuz um den Hals band; und ſo war Brokmann in einer Stunde griechiſcher Chriſt, Ruſſe, betrunken und ruinirt geworden. Den andern Morgen, als er ausgeſchlafen hatte und das Kreuz an ſeinem Hals erblickte, fielen ihm alle die Auftritte von geſtern ein. Aus Schaam über eine ſolche Orgie, oder vielmehr aus Uebermaas von Aerger und Verzweifelung ſchickte er ſeinen Bedienten unter einem Vorwande aus und ſchnitt ſich den Hals ab. Er wurde in dem Wald von Selenginsk begraben; er hinterlies eine Frau und Kinder in den elendeſten Umſtänden.

(Die Fortſetzung folgt.)

4.

Merkur. Charon. Ein Schatten.

Char. Woher, Merkur, ſo früh? und zwar mit einem einzigen Schatten?

Merk. Ich habe Eile, Alter! Geſchwind ſetz mich über! Es giebt heute noch eine Schlacht am Scamander; wir werden Beide gegen Abend noch volle Arbeit bekommen!

Char. Nun, ſo hätteſt du den hagern Graukopf warten laſſen können, bis ein paar hundert braver Achäer dazugekommen wären. Es iſt wahrlich zu viel verlangt, für einen elenden Obelus den Nachen über den Styx zu ſetzen.

Merk. Kein Geſchwätz, alter Murrkopf! Geſchwind! den Nachen näher ans Ufer. Ich fahre ſelbſt mit über, um dieſes Schattens wegen mit Minos zu ſprechen.

Char. Nun, ſo ſteig ein! Setz dich in die Mitte, und leg das Bret unter die Füße; ſonſt haſt du den Schnupfen am Halſe, eh du dir's verſiehſt. Der Kahn wird nach gerade ſo leck, als ein Sieb. Aber wer iſt denn der Schatten, den du begleiteſt?

Merk. Es iſt Diagoras von Melos.

Char. Der Sohn des Telekles, der Gottesleugner?

Merk. Kein Anderer!

Char. Warte Bube! ich will dich mit meinem Ruder bewillkommen, ich will dich lehren Jupiters heilige Statue zertrümmern; um deine Suppe dabei zu kochen!

Merk. Sachte, nicht ſo hitzig, Alter! Jupiter ſelbſt hat dieſem Schatten ſeinen Schutz beim Styx gelobt, und mir aufgetragen, ihn dem Minos für Elyſium zu empfehlen.

Char. Bei allen Göttern! ſolch ein Räthſel habe ich nicht funden, ſeit ich mein Amt verwalte! — Die Götter nehmen ſich ihres größten Verächters als eines Schooßkinds an! Doch ſieh! wir ſind am Ufer! Bezahl, und ſteig aus!

Merkur. Diagoros. Minos.

Merk. Richter der Geiſter! ich ſoll dir dieſen Schatten als einen der Eliſäen Würdigen empfehlen. So iſt Jovis Wille, um jedem Mißverſtande zuvorzukommen.

Min. Wer iſt der Mann, deſſen ſich Jupiter ſo beſonders annimmt? Vermuthlich ein Prieſter des Orakels zu Dodona.

Merk. Ha! ha! Ich muß lachen über deine Vermuthung! Es iſt Diagoras, der Gottesleugner!

Min. Diagoras! Eilt, ihr Furien, eilt und ſchmiedet den Elenden dicht neben Prometheus, an den ſchrecklichſten Theil des Felſen. Kein Adler, die Harpyen ſollen ſeine verruchten Eingeweide täglich ſiebenmal zerreißen.

Merk. Beſänftge deinen Zorn, weiſer und gerechteſter Richter! Beſänftge ihn, und höre den Wunſch des Vaters der Götter. Er verlangt, daß du dem Schatten des Diagoras einen Platz in Elyſium verwilligeſt, einen Platz, wo ewige Roſen mit Schonkilien und Nelken blühen; wo ein murmelnder Bach zu ſanfter Ruhe ladet, und wo er unter Amarenthenlauben nach Wahrheit, die er in der Oberwelt vergebens ſuchte, forſchen kann.

Min. Unbegreiflich!

Merk. Nichts weniger, als das!

Min. So löſe mir denn dies Räthſel.

Merk. Wohl! Dieſer von dir ſo gehaßte Schatten war ein zärtlicher Freund, der weiſe Geſetzgeber der Matinäer, tinder, ein Wohlthäter der Menſchheit, ein Prieſter wahrer Tugend, der nichts unterließ, um dem Elend, das aus Pandorens unglücklichem Geſchenk entfloh, die Flügel zu kürzen: ſo — —

Min. Nun ich begreife, begreife ſchon. Aber ſage mir nur, menſchenfreundlicher Götterhaſſer, war deine Götterleugnung nicht blos ein Köder deiner Ruhmſucht, um die Aufmerkſamkeit der Welt zu angeln? — Ich begreife wenigſtens nicht, wie ein Mann, der die Pflichten gegen die Götter mit Füßen tritt, ein Mann ſeyn kann, der die Pflichten der Menſchheit erfüllt!

Diagoras. Warum nicht, Richter der Schatten? — Iſt es etwa dem ſchlichten Menſchenverſtande nicht faßbar, daß der Menſch, der allein ſteht, durchaus nicht glücklich ſeyn kann, daß er in Geſellſchaft leben muß, um nicht ſchon als Keim vom Elende erſtickt zu werden? Daß ohnedem ſein Geiſt außer der Geſellſchaft viel zu unthätig bleiben würde, um glücklich ſeyn zu können; da Glückſeligkeit nichts anders als glückliche Thätigkeit des Geiſtes iſt!

Min. Nun! was folgt daraus?

Diag. Daß der Menſch alles thun muß, was zur Erhaltung der bürgerlichen Geſellſchaft beiträgt!

Min. Weiter!

Diag. Und daß dieſer Beitrag nicht anders, als durch die möglich größte Anzahl edeler Handlungen gegen die einzelnen Menſchen geſchehen kann, daß er alſo gut ſein und die Pflichten der Menſchheit erfüllen muß, wenn er glücklich ſeyn will.

Min. Du haſt geirrt, aber ſo, wie nur ein weiſer und guter Mann irren kann. Ueberdieß, verzeiht dir Jupiter, ſo kann auch ich dir vergeben. Jenſeits, Merkur! jenſeits jenes Pommeranzenhains, ſuche du ſelbſt für dieſen

ſen philoſophiſchen Ungläubigen einen ſchicklichen Aufenthalt. In den Elyſäen mag er die Götter bewundern, deren Willen er in der Oberwelt erfüllt, ohne an ſie zu glauben.

J. Grabner.

5.

Merkwürdigkeiten um Neapel: von einem Reiſenden.

1) Reiſe auf den Veſuv.

Dieſer Berg, (von dem ein Franziskanermönch, zu einer engliſchen Dame ſehr wahr ſagte: „er ſpeit Geld für uns, „weil er ſo viel Fremde herbeilockt") dieſer Berg liegt 3 Stunden von Neapel, und 1. vom Meer. Dieſer erſte Ausbruch, deſſen man in der Geſchichte erwähnt findet, (von ſeinen Ausbrüchen in ältern Zeiten, war nur eine dunkele Sage, und faſt vergoſſene Spuren übrig geblieben) geſchah den 24 Auguſt, im Jahr 79 der chriſtlichen Zeitrechnung; er verſchüttete Herkulanum und Pompeji, und koſtete Plinius den Naturforſcher, der ſich zu nahe gewagt hatte, das Leben. Der Ausbruch im Jahr 472 war ſo ſchrecklich, daß man ſich ſelbſt zu Konſtantinopel davor fürchtete, und Kaiſer Leo dieſe Stadt verließ. Der im

August 1779 war ebenfalls außerordentlich. Man hat 3 Wege, welche auf den Veſuv führen. der eine nördlich auf der Seite von St. Sebaſtian und Somma; der zweite weſtlich, zu Roſina; der dritte öſtlich, auf der Seite von Ottojano. Der Roſinaweg iſt der beſuchteſte aber beſchwerlichſte. Man braucht von Roſina ohngefehr 3 Stunden bis auf die Spitze. Von Portici 2½ Stunde. Man reitet auf Maulthieren bis zur Platteform. Wenn man den Weg von St. Sebaſtian wählt, ſo fährt man bis dahin, und reitet dann auf Eſeln, bis zur Einſiedeley St. Salvatore, wozu man ohngefehr ¾ Stunden Zeit braucht. Der Einſiedler bewirthet die Fremden mit Wein, Obſt, und andern ſeinem Stande angemeſſenen Erfriſchungen. Wer ein beſſeres Traktament verlangt, muß es dahin ſchicken. Nun geht man zu Fuße 1 Stunde weiter, bis zu einem Abhange, den man zu erklettern anfängt. Ohngeachtet man nicht über 355 Toiſen zu ſteigen hat, ſo bringt man doch wohl eine Stunde damit zu, weil der Bimſteinkies der Sand und die Aſche unter den Füßen nachgiebt, und man zu rutſchen anfängt, und oft die Schuhſolen und Füße zerreißt oder verſengt, wenn man auf neue Lava tritt. Man hält ſich an den Gürteln und Stricken, der vorankriechenden Bauern (oder des gewöhnlichen Wegweiſers der Fremden, des Bartolomeo, beigenannt, der Cyclop des Veſuvs, ein neuer Reiſender empfiehlt den la Spagnuolo an), und läßt ſich ſo von ihnen fortziehen, oder man hilft ſich ſelbſt auf große Stöcke geſtüzt, fort, welches das beſte iſt. Nun gelangt man auf die Platteform des Veſuvs, die ſonſt der Gipfel des Bergs war, und jezt von einem kleinen Hügel, von 80 Fuß Höhe, und 200 Fuß Abhang, überragt wird, welcher in dem Ausbruch vom Jahr 1755 entſtand. Auf der Spitze dieſes Bergs trift man den Crater, oder Schlund des Vulkans an, welcher gewöhnlich brennt, oder ſeine Geſtalt ſo oft ändert, daß ſich deswegen nichts mit Gewißheit beſtimmen läßt. Uebrigens muß man ſich dieſe Reiſe nicht als allzugefährlich vorſtellen, denn Mrs. **Piozzi**, war mit einer Dame oben, welche ſogar ihr 4 jähriges Kind bei ſich hatte, und es an den Crater führte. Man leſe über die Produkte dieſes Vulkans nach: Saggio di Lithologia Veſuviana dal Cavaliere Gioeni. Napoli 1790. Man zählt 143 verſchiedene gedruckte Werke über dieſen Vulkan. Nach einer Bemerkung des Herrn von Salis, ſoll, bei Mittags- und Abendwinden, welche die Wellen gegen die Küſte treiben, der Veſuv jederzeit unruhig ſeyn. Man findet zu Portici und Neapel Buden, wo man die verſchiedenen Laven und Produkte des Veſuvs, feil hat.

2) Reiſe nach Päſtum.

Man zählt von Neapel bis dahin 55 italiäniſche Meilen, und in Zeit von 3 Tagen läßt ſich dieſe Tour bequem hin- und her machen. Winterszeit und im Frühjahr, geht man den erſten Tag bis Salerno, wo man übernachtet. Allein vom Junius bis Ende Oktobers, iſt die Luft dort, für Leute, welche nicht allda zu leben gewohnt ſind, äußerſt ſchädlich, und man kehrt in Vietri ein. Zur Zeit der Herbſtvilleggiatura, und der großen Meſſe zu Salerno, iſt dieſer Weg äußerſt belebt. Man kommt in der Nähe von Portici, Reſina, den verſchütteten Städten, Pompeja zur Linken, und Stabia zur Rechten, vorbei (ſo daß ſich mit dieſer Tour auch der Beſuch jener Merkwürdigkeiten vereinigen läßt) und tritt nun in das lange Thal von Nocera. Unterwegens beſucht man die alte Kirche St. Maria maggiore, ohne Zweifel ein Monument aus den erſten Zeiten der Chriſtenheit. Für Landſchaftsmaler ſind die Gegenden und Ausſichten von La Cava und von Vietri, auf den Salernitaniſchen Meerbuſen, äußerſt empfehlend. Hinter Salerwo paſſiret man den Fluß Salſa auf einer fliegenden Brücke. Die Menſchen, welche dieſe Ueberfahrt beſorgen, und meiſtens Uebelthäter ſind, die hier ihre Freiſtätte haben, ſcheinen mehr Schatten, als durch Blut beſeelte Weſen. So mishandelt ſie die ſchändliche Luft. Die Tepidi roſaria Paeſti des Ovids, exiſtiren nicht mehr, und Büffel und ſchwarze Schaafe weiden jetzt allda unter Diſteln und ſtinkenden Pfützen! Das Intereſſanteſte über die hohen, majeſtätiſchen Denkmäler von Paeſtum, iſt das Werk des P. Paoli: Rovine della citta di Peſto, detta ancora Poſſidonia. Roma. 1784. Zwei Tempel und noch ein Gebäude ſind die Hauptruinen. Man trift denſelben Abend zu Salerno oder Vietri wieder ein. Im Vorhof der Kathedralkirche zu Salerno, ziert eine antike Waſe von grauem Granit, einen Brunnen; auch findet man in der Halle, viele antike Särge mit Basreliefs. Und unter den Altargemälden ſind 2 ſehr ſchöne Bilder von **Andrea Sabbatini.**

3) Merkwürdigkeiten auf der Reiſe nach Pozzuoli, Bajae.

Die Grotta di Pozzuoli, oder Pauſilippo, 363 Toiſen lang, iſt die erſte Merkwürdigkeit. Das Grabmal des Virgil iſt die zweite. Ueber den Lorbeerbaum der es beſchatten ſoll, und über ſeine Exiſtenz oder nicht Exiſtenz, iſt vor einigen Jahren pro et contra geſtritten worden. In der Kirche Santa-Maria del Parto, das Grabmal des Dichters Sannazar. Man kann die Reiſe nach Pozzuoli zu Waſſer machen, allein ſie iſt auch angenehm, wenn man ſie zu Lande, über Solfataro, und den See Agnano zurücklegt. Das Camaldulenſer-Kloſter auf dem Berge, ſonſt, wegen der ſchönen Ausſicht, S. Salvadore a proſpetto, und jezt S. M.

ſcala coeli genannt. Die bekannte Grotta di Cani, die Solſatara, das Kapuciner-Kloſter, wo man neben dem Altar una ſtuffa empfindet, die ſo warm iſt, daß man die Wäſche dabei trocknet; in der Begräbniß-Kapelle zeigt man einige unverweſete Leichname. Man betritt nun die phlegräiſchen Gefilde. Unter den Alterthümern zu Pozzuoli, zeichnet ſich der Tempel des Serapis aus. Ferner Caligulas Brücke, das Amphitheater, die Ciſternen, die Colombaria, Ciceros vorgebliches Landhaus ꝛc. Man bietet zu Pozzuoli Münzen, geſchnittene Steine (die aber oft zu Neapel nachgemacht und falſch ſind) Stückchen Moſaik ꝛc. und andere gefundene Alterthumsreſte dem Fremden zum Verkauf. Dieſe Gegend und der Lacus Bajanus war der Liblingsaufenthalt der wollüſtigen römiſchen Großen, und jezt ſind dieſe Oerter öde und verlaſſen, und mit Ruinen ihrer vorigen Herrlichkeit bedeckt, und ſelbſt die Luft iſt verpeſtet. Monte nuovo iſt ein Hügel, der durch einen Vulkan, 1538, aus einem See emporſtieg, und den See, der ſonſt wegen ſeines Fiſchfangs berühmt war, vertrocknete und ausfüllte. Der See Averno. Die ſogenannten Bäder des Nero, oder vielmehr die Thermen von Bajae, die im Alterthum ſo berühmt waren. Die Hitze darinn, ſezt noch den ganzen Körper in Schweiß. Man muß ſich in die Gänge und Säle mit Behutſamkeit, wegen der Löcher und Verſchüttungen wagen. Die Ruinen des Venus-, des Mercur-, und des Dianatempels. Man läßt ſich auf den Schultern ſeiner Schiffer, wegen des ſumpfigen Bodens dahin tragen. Das ſogenannte Grabmal Agrippinens; es hat mehr das Anſehn eines Ueberreſtes eines Theaters. Die Cento Camerelle. Die Piſcina mirabile, ein Waſſerbehälter. Die Reſte des Theaters des Cucullus zu Miſena. Die ſüße Waſſerquelle mitten im Meer, man hält ſie für die Quelle von Domitians-Nymphentempel. Die Elyſäiſchen

Fel

der König an ihre Vertilgung, die unter Androhung einer ewigen Verbannung nach Canada ſo ernſtlich betrieben wurde, daß man in wenig Zeit nicht mehr davon reden hörte.

Folgende Geſchichte giebt einen Beweis, daß übernatürliche Begebenheiten, die durch Geſchichtſchreiber beſtätigt, und durch viele Augenzeugen bekräftigt ſind, oft ihren ganzen Nimbus durch eine gründliche Unterſuchung eingebüßt haben würden. Als Cardan zu Mayland war, verbreitete ſich auf einmal das Gerüchte, daß ſich ein Engel in der Luft ſehn ließe. Cardan lief auf den Markt, und ſah ihn ſelbſt, und mit ihm mehr denn zweytauſend Menſchen. Die Klügſten waren beſtürzt, und wußten nicht, was ſie von dem Wunder denken ſollten. Endlich kam ein geſchickter Naturkündiger, und bewies der Verſammlung, daß das, was ſie für eine Erſcheinung hielten, nichts weiter, als der Wiederſchein des ſteinernen Engels auf dem Glockenthurm von St. Gotthard wäre, der ſich, vermittelſt eines darauf gefallnen Sonnenſtrahls, in einer dicken Wolke abdrückte, und den Augen der Zuſchauer auf dieſelbe Art, wie die Bilderchen der magiſchen Laterne, darſtellte.

Als 1775 bey der Wiedereinſetzung des Parlaments die ganze Stadt Toulouſe ihre Freude wieder zu erkennen gab, wollten die Schuhputzer, die in den franzöſiſchen Städten eine Art von eigner Gilde ausmachen, und meiſtens arme Savoyarden ſind, nicht die Letzten ſeyn. Sie berathſchlagten ſich alſo, was zu thun wäre, fanden aber leider! ihre Kaſſe ſo arm, daß ſie nicht die mindeſte Unterſtützung davon hoffen konnten. Um aber doch etwas zu leiſten, wurden ſie einig 1) alle Fenſter einzuſchmeißen, die den Abend nach dem Einzug nicht erleuchtet ſeyn würden,

und

Felder. Das Mare morto, ſehr fiſchreich. Der See Fuſaro, oder der alte Acheron. Die Grotte der Cumäiſchen Sybille. Der Rieſentempel. Das Haus des Sylla. Das Grabmal Scipio's des Afrikaners, Torre di Patria, von dem einzigen übriggebliebenen Worte der Grabſchrift, genannt.

4) Merkwürdigkeiten auf der Reiſe nach Portici, Herculanum ꝛc.

Das Schloß zu Portici, und das berühmte Muſeum. Die Gärten des Schloſſes. Die Ruinen und Gebäude von Herculanum; leider iſt alles wieder verſchüttet worden, nur das Theater nicht. Die Ruinen von **Pompeja**; hier wandelt man in einer alten Stadt, zwiſchen den Reliquien der Vorwelt, zwiſchen Wohngebäuden, Theatern und Tempeln, wie ehemals die Griechen und Römer. Die Ruinen von **Stabia**; das Graben wird nicht hier fortgeſetzt. Die Inſel **Caprea**, durch Tibers Ausſchweifungen berühmt.

5) Das königl. Luſtſchloß Caſerta.

Es liegt in der Ebene, wo ſonſt das wollüſtige Capua lag, nahe an der Stadt Caſerta. Das Schloß iſt das prächtigſte, regelmäßigſte und weitläuftigſte von ganz Italien. Es iſt nach den Riſſen des Architekten Vanvitelli erbaut. Die Gärten entſprechen der Pracht und Größe des Ganzen, das Alterthum hat kein Werk, das den Aquädukt übertreffen ſollte. Seine Länge beträgt 27 ital. Meilen und 218 Palmen. Pallaſt und Aquädukt, koſteten 7 Millionen Dukaten oder ohngefehr ſo viele deutſche Conv. Thaler. Bei Grabung des großen Aquädukts, traf man 70 Fuß tief auf ein altes Be-

Begräbniß. Wie groß das Alterthum dieſes Begräbniſſes ſeyn mußte, kann man daraus ſchließen, daß vor 2000 Jahren, der Boden in demſelben Verhältniß wie jezt war. Wie viele Jahrhunderte wurden alſo erfordert, um das Thal 70 Fuß hoch aufzufüllen, (denn urſprünglich lagen dieſe Leichname wohl nicht über 20 Fuß unter der Erde.) Nahe bei **Caſerta** liegt die Kolonie **St. Leucio**, eine Fabrikenanſtalt, und zugleich ein praktiſcher, merkwürdiger Verſuch von Volkserziehung im Kleinen. Man leſe die Statuten und Nachrichten nach, welche der jetzige König von Sicilien davon eigenhändig aufgeſetzt hat, und die einen ſo ausgezeichneten Platz unter den Schriften der Volksregenten behaupten.

6) Reiſe nach der Inſel Iſchia.

Man rechnet von Neapel bis zur Stadt **Iſchia** 14 ital. Meilen. Im Sommer wird die Inſel wegen ihrer Bäder, und **Stuffa's** (warmer feuchter Erddünſte) häufig von Kranken beſucht. Schöne Ausſicht von Monte di Vico, und vom **Epopeo**, der ſo hoch als der Veſuv ſeyn ſoll. Die Inſel iſt ein volkaniſches Produkt, und reich an volkaniſchen Merkwürdigkeiten. Der Wein der hier wächſt iſt vortreflich. Die Inſel **Procida** nicht weit von **Iſchia**, iſt vielleicht die bevölkerteſte Inſel auf der Welt; denn ſie hat weniger als 1½ deutſche Meile im Umfang, und zählt 14000 Einwohner. (Siehe Marcards Reiſe nach der Inſel Iſchia in der Berliniſchen Monatsſchrift.)

7) Preiſe.

Ein franzöſiſcher neuer Reiſender, giebt folgende an. Für eine Tagreiſe nach **Pozzuoli** mit Inbegriff der Rendez vous, falls es nöthig iſt, der Rückreiſe und des Trinkgelds, 12, 13, höchſtens 14 Carlinen; dem **Cicerone**, den man dahin mitnimmt, auf den ganzen Tag, 6—7 Carlini. Ein Kahn das Innere des Meerbuſens zu beſchiffen, 12 Carl. Bei der Ausfahrt aber 24 bis 30. Läßt man ſich in die Sybyllengrotte tragen, und zu den Tempeln, die in Sümpfen ſtehn, ſo zahlt man jedesmal 1 Carl. Dem Wegweiſer, der mit einer Fackel bis ganz auf den Grund der Neroniſchen Bäder hinabſteigt, 3 Carl.; im Venus-Gemach 1 oder 1½ Carl.; im Amphitheater ½ Carl.; in der **Solfatora** 2 Carl., dem Menſchen, welcher zur Mündung führt, den Wiederhall hervorbringt, und die Alaun- und Schwefelwerke zeigt. Im Schwizbad **San-Germano** 1 Carl.; in der Hundsgrotte 2 Carl., derjenige, welcher den Schlüſſel hat, giebt auch den Hund zum Experiment. Für eine Kariole nach **Caſerta** (niedliche, kleine, vergoldete, pfeilſchnelle, einſpännige Wägelchen) 15 bis 16 Carl. Für eine Kariole zu **Caſerta**, um nach dem Aquäduкt zu fahren, 5 Carl.; dem Waſſeraufſeher 2 Carl.; dem Menſchen, der die Statuen im Pallaſte zeigt, 1, höchſtens 2 Carl.; im Theater 1 Carl.; dem, welcher im Pallaſt herumführt 1 Carl.; dem Aufſeher des Muſeums zu **Portici**, 8 bis 10 Carl.; dem Gemäldeinſpektor 4—5 Carl.; im königlichen Pallaſt 3, 4, oder 2 Carl, die Statüen und Säulen zu beſehen. Dem Invaliden, der den Schlüſſel zum Herculanum hat, und die Fremden mit einer Fackel hineinführt, 1 Carl. für die Stunde. (Der Schildlouisd'or gilt gewöhnlich 56 Carlini. Man thut wohl, ſeine Lebensmittel von Neapel nach **Pozzuoli** und **Caſerta** mitzunehmen.)

6.

Ueber die Ereigniſſe des 2ten Decembers in Frankfurt am Main, allen Menſchenfreunden von den Bürgern Frankfurts gewidmet. 1792.

Nicht genug, daß die Vorfälle vor dem gefahrvollen Adventsſonntage, den 2ten December, bei den **treueſten Berichten**, (ſ. das lichtvolle Blatt: **kurze und authentiſche Nachricht** von der Beſetzung der Reichsſtadt Frankfurt durch die fränkiſchen Truppen), die von der Stadt ins Publikum kamen, durch mancherlei nachtheilige Gerüchte entſtellt, die Maaßregeln der gewiſſenhafteſten Vorſichtigkeit verkannt, und die Anſtalten gegen die Ausbrüche des Pöbelunwillens über die geforderte Brandſchatzung getadelt, oder ganz mit Stillſchweigen übergegangen wurden; auch die **Sage** ſollte dieſen Schreckentag ſelbſt noch ſchrecklicher machen, und was ihre **gutmüthige Laune** nicht vermag — ſo viel ſie vermag — die **Zunge der Läſterung** vollenden. Der **Bürgerfreund** (XIII. St. Mainz am 7ten Dec.) ſpricht von den **Banditenſtreichen** der Frankfurter, will die zu **ſehr bekannte** Thatſache gar nicht erzählen, und ſieht voraus, daß in den **folgenden Jahrhunderten** darüber werde geſprochen und geſchrieben werden. Allerdings iſt die **Zeit** die beſte Richterinn zwiſchen **Wahrheit** und **Sage**; ſie wird auch über die große Angelegenheit unſerer Tage, über die wahren Begriffe von **Freiheit** und **Gleichheit**, entſcheiden, und ihr könnte **Frankfurt** ſeine Rechtfertigung ruhig überlaſſen, wenn die Augenblicke der **Erbitterung** nicht **augenblickliche Beruhigung** erheiſchten. Wuth war es des Feindes gegen den Feind, die an dieſem unvergeßlichen Tage Rache forderte. Der Deutſche fand auf vaterländiſchem Boden den Neufranken, der ihm bei **Verdün** Wunden ſchlug; und der Neufranke wollte ſeine Freiheit auf deutſchem Boden erkämpfen. Ueber die Gefallenen weint der Menſchenfreund. Es waren die erſten fürchterlichen Augenblicke, wo ſie ſich **ſahen und mordeten.** Aber eine ganze Stadt, ohne die Verhältniſſe, welche Streiter gegen einander erhitzen, könnte dieſe **Racheſcenen** mit Wohlgefallen bemerken, bedächtlich auf Mord und Todtſchlag ſinnen, Banditen ausſuchen, Tauſende derſelben, **in aller Stille,** zuſammen bringen, mit Dolchen bewaffnen, und indem ſie vor dem Franzöſiſchen Nationalconvent ihre Unſchuld documentirt, Franzöſiſche Bürger in ihren Mauern morden — faſſe, wer das faſſen kann! Womit hat Frankfurt Beſchuldigungen verdient, die kaum auf **Einen** Unmenſchen unter vielen **Millionen** Menſchen paſſen? Und doch ſollen ſich unter 40000 Einwohnern zehn bis zwölftauſend Mitgenoſſen eines hölliſchen Planes und ſeiner ſchauderhaften Ausführung in Frankfurt gefunden haben? An der Einäſcherung Magdeburg war **Ein** Mann Schuld. **Tilly** hat ſeinen Namen auf ewig geſchändet, und von dieſem Augenblick an iſt, nach der Bemerkung eines der erſten Schriftſteller, das **Kriegsglück** von ihm gewichen. Aber es würde ſich aus ſeinen Trümmern nicht ſo ſchön emporgehoben haben, wenn **Tauſende** ſeiner Einwohner **Einen Tilly** zu dieſen Greueln der Verwüſtung gereizt hätten „Nein, biederer Frankfurter, ſo führt man nicht Krieg!“ ſagt der **Kriegsbote** (N. XLI. Straßburg den 7ten December) und der biedere Frankfurter erwiederte: Ja, ſo führt man nicht Krieg! Unglück kann Städte in Schutthaufen verwandeln und glückliche Tage bringen ſie wieder empor; aber auf unſern Häuſern ſoll kein Fluch von Banditenſchaaren haften!

Alſo wenigſtens unwahrſcheinlich war die Sage, welche mehr als Verleumdung iſt, und die ſo oft wiederholt, ohne daß noch die Gewißheit einer ſo ſchändlichen That verbürgt war, endlich doch mit Unwillen an den fürchterlichen Grundſatz erinnert: **Nur immer verleumdet und wieder verleumdet, am Ende trift ein verleumdriſches Wort doch!** Statt irgend eines Zweifels gegen die Redlichkeit und **Unbefangenheit** der Zeugen, und ohne den **Wahrheitsfreund** vom **Nachrichter**, die **Sachdarſtellung** von den **Eingebungen der Rache**, und den **Beobachter vom Anekdotenhaſcher** zu unterſcheiden, werden Folgerungen auf Folgerungen gehäuſt. Der Magiſtrat ſoll das Bubenſtück nicht abgewendet und die Geiſtlichkeit den tollen, von der lutheriſchen Pfaffheit im Religionshaſſe genährten und dumm gemachten Haufen zur Raſerei vermuthlich ſelbſt verführt haben. Ohne nur im geringſten zu zweifeln — und dieß kann nicht oft genug geklagt werden — oder auf eine gründliche Unterſuchung der Thatſache zu dringen, rufen öffentliche Blätter ganz Europa zur Rache auf; nennen die Frankfurter Tyrannen, denen Menſchlichkeit ein Geſpött ſey, und verſichern, daß **Cuſtine** von dem Allmächtigen unterſtützt — ja, der richte die gerechte Sache! — ſeinen Schwur halten, und ſich fürchterlich rächen werde; ſprechen von Elenden, welche aufſtanden, einem ſclaviſchen Volke das Wort zu reden, als man ihm Contribution auflegte. **Elende thaten das?** — Wer ſchämt ſich nicht, dieſes Wort zu wiederholen, wenn er unter den Vertheidigern von Frankfurt die Namen **Gorani** und **Roland** ließt! Jener ſchließt ſein Geſuch an den Nationalconvent. :*) „Iſt es hinlänglich bewieſen, daß

---

*) Pétition à la convention nationale de France pour les habitans de la ville de Francfort-ſur-le-Mein par Joſeph Gorani Citoyen Français, le 6. Nov. 1792. und überſetzt: Geſuch an den franzöſiſchen Nationalconvent ꝛc.

„die Beſchuldigungen gegen Frankfurt keinen Grund haben, daß die Bürgerſchaft Achtung verdient, weil ſie edel genug unſer Bruderzeichen und unſer Almoſen nicht annahm, weil ſie mit Geldbeiträgen ihren Magiſtrat unterſtützte, weil derſelbe Magiſtrat durch ſeine kluge Vorſicht den Vorwürfen zuvorkam, die uns niederbeugen würden, wenn die Anhänglichkeit ſeiner Mitbürger, wenn ihr Widerſtand gegen Unterdrücker Blutvergießen veranlaßt hätte; noch mehr, verdienten die Merkmahle des Wohlwollens der Frankfurter Bürger gegen uns unſern Dank, unſere Erkenntlichkeit: o ſo müſſen auch wir aufs neue ihre Achtung, ihr Zutrauen, ihre Freundſchaft verdienen, und unſern Fehler zurück nehmen, der ihnen Kummer macht. Geſetzgeber, befehlen Sie die Wiederſtattung der bezahlten Summen! Dann hat der General **Cuſtine** ein neues Verdienſt um uns, wenn wir durch ihn Veranlaſſung erhalten, unſere Nationalredlichkeit und die Reinheit unſerer Moral zu erproben. Dieſe Probe der Gerechtigkeitsliebe wird die Zahl unſerer Feinde vermindern, uns neue Freunde machen, das Anſehen unſrer Conſtitution befeſtigen und uns den Beifall aller Menſchen von Geiſt und Herz erwerben.“ Und dieſer in ſeiner Antwort an den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten *) fragt nicht umſonſt: „Warum erklärte die Nation, ſo feierlich, auf alle Eroberungen Verzicht zu thun, Völkerrecht und Völkereigenthum unverletzt zu laſſen, und nur ihre Feinde, nur Volksunterdrücker zu bekriegen?“ ehe er die Be-

---

*) Réponſe du Miniſtre de l'Interiour au Miniſtre des affaires étrangères, relative aux reclamations de la ville de Francfort ſur le Mein du 18 Nov. 1792. l'an I. de la Rep. Françaiſe, und überſetzt: Antwortſchreiben des Miniſters des innern an den Miniſter der auswärtigen Angelegenhen Lebrun auf die Beſchwerden der Stadt Frankfurt am Main, vom 18. Nov. 1792.

Bemerkung macht: „Die Gerechtigkeitsliebe und die „Würde der Nation erheiſcht es, Frankfurth von der Brandſteuer loszuſprechen, die ihnen der tapfere **Cuſtine**, verleitet durch einen Eifer, den Niemand billigen kann, auferlegt hat.“ Dieſe Sprache voll Wahrheit und Kraft ſprächen **Elende**? Sie wären es, dieſe Sprecher, die ſich mit ihrer Vertheidigung der Stadt Frankfurt die Achtung der Männer von Verdienſt entzogen hätten, auch wenn jene den urſprünglichen Grundſätzen ihrer Neutralität nicht getreu geblieben wäre? Wirklich erſchiene alſo der Vertheidiger der Unſchuldigen als ein **Elender**, wenn der Vertheidigte in der Folge ſeine Unſchuld verläugnet? Aber wer kann der leidenſchaftlichen Sprache **Beſtimmtheit** geben, und im Eifer, alle nachtheilige Gerüchte zu verbreiten, konſequent handeln! Alſo kein Wort mehr über die **ſchmutzigen Seelen**, über den **Krämergeiſt**, über die **infernaliſche Begierde nach Geld**, welche keine **Menſchenliebe**, keine **Gerechtigkeit**, keine **Tugend** aufkommen läßt, und eben ſo wenig über die Apoſtrophe an Deutſchland: „Aber Deutſche fluchet Euern Frankfurter Landsleuten und ſtreichet ſie auf der Liſte Eurer Mitbewohner aus; „ſie dürfen nicht länger unter Euch genannt werden, ſo wie „General **Cuſtine** ſorgen wird, daß die Stelle, wo jetzt „Frankfurt ſteht, ein ſchauerlicher Schutthaufen, nur „Denkmahl der Grauſamkeit und Verrätherei, für die „lange Nachkommenſchaft ſeyn werde.*)“ Der **Ton** ſpricht für die **Sache**; und es iſt Zeit aus den **allgemeinen** Vorwürfen **beſtimmte** Beſchuldigungen auszuheben, Zeit — Declamationen und Drehungen, Wahrheiten und Thatſachen gegenüber zu ſtellen.

Die Mainzer Zeitung vom 6ten dieſes Monats hat einen eigenen Artikel:

Frank-

---

*) Worte aus dem Munde des Bürgerfreundes St. XIII. Mainz den 7. Dec. 1792. S. 63.

Frankfurter Adventsfeier, ein Gegenſtück zur Bartholomäusnacht und zu den Sicilianiſchen Veſpern.

Des Tageslichts wäre der Menſchenfeind unwerth, der die Auftritte jener ſchrecklichſten aller ſchrecklicher Nächte wieder an einem Tage erneuern könnte. Beſchuldigungen dieſer Art ſind nicht mehr Sache des Einſenders ohne Namen; der Ankläger muß ſich nennen und — **Daniel Stamm** nennt ſich.

Mann gegen Mann und Herz gegen Herz! Es bedarf keiner neuen Erbitterung, Menſchen gegen Menſchen und Bürger gegen Bürger aufzuwiegeln. Der Streit über die Rechte und den Genuß der Freiheit, wenn er einmal mit den Waſſen in der Hand geführt wird, iſt ohnehin der blutigſte. Warum ſollen noch die Auftritte blutiger werden durch Hinweiſungen auf eine Bartholomäusnacht, mit welcher der Adventsſonntag, bei ſeinen mannigfachen Gefahren, Gottlob! nicht die entfernteſte Aehnlichkeit hat. Doch zu den Beſchuldigungen:

„Den 28. November forderte der Preuſſiſche General
„**Kalkſtein** die Reichsſtadt Frankfurt zur Uebergabe auf
„und begehrte die dort liegenden Truppen zu Kriegsge-
„fangenen: Plötzlich ſtürmten die Einwohner dieſer
„Handelsſtadt die Straſſen auf und nieder. Es lebe
„der König von Preußen! Hinaus mit den Franzoſen!“

Wahr iſt es, die unvermuthete Erſcheinung eines preußiſchen Officiers hat auf die Menge in den Straßen ſo viel Eindruck gemacht, daß ſie den König laut ſegnete. Von Kriegsgefangenen wußte man damals noch nichts, und nun iſt es kein Geheimniß mehr, daß nicht von **Kriegsgefangenen**, ſondern von **freiem Abzuge** die Rede war. Mancher Unterthan des Königes mochte unter den vielen Handwerkspurſchen noch herzlicher: **Er lebe!** gerufen haben, ohne hinzuzuſetzen: Hinaus **mit den Franzoſen!**

Aber es ſey, daß ſogar einzelne Bürger — was nicht erwieſen iſt, und ſchwerlich erwieſen werden kann — die franzöſiſchen Truppen in dem Augenblicke wegwünſchten, der ſie lebhaſt an die bezahlte Brandſchatzung von einer Million Gulden und an die noch zu zahlende zweite Million erinnerte; macht ſie dieſer Wunſch zu Verbrechern?

Erinnert von ihren Mitbürgern an die Grundſätze, die man bisher allgemein befolgt habe, unterdrückten ſie ihre Gefühle, und im ſtillen Zuge kehrte der Offizier wieder zurück. Das iſt Thatſache, die zu der Frage berechtigt: **Iſt jener Vorwurf verletzter Pflichten, wenn er auch nicht einem Publikum von mehr als 40000 Menſchen gemacht würde, weil Hunderte davon auf der Straße Preuſſens König laut ſegneten, im Geiſt einer freien Nation?**

> „Die Garniſon glaubte ſich ſicher, ohne auch nur von ferne zu denken, daß man Verrätherei über ſie brütete. „Der 2te December als der erſte Adventsſonntag ward „zum Mordtage auserſehen.“

Abſichtlich erwähne ich der gehäſſigen Ausfälle nicht, durch welche ſich der Wahrheitsfreund faſt bei jeder **Stammiſchen** Beſchuldigung durcharbeiten muß; ſie gehören vor den **Richterſtuhl des Herzens und der ſchriftſtelleriſchen Sittlichkeit.** Zur Sache! Die Garniſon glaubte ſich ſicher. „Und ſie war es von Seiten der Bürgerſchaft um ſo viel mehr, je ſicherer die Stadt ſelbſt durch den General **Cuſtine** wurde.“ Er war es doch, der ſie durch den Magiſtrat ausdrücklich verſichern ließ, ſie habe nichts zu befürchten. Dieſe Verſicherung erhielt die Bürgerſchaft, obſchon die Garniſon einige Nächte unter dem Gewehr ſtand, furchtlos; die kirchlichen Verſammlungen wurden zahlreich beſucht, und ſelbſt bei der Annäherung der vereinten Armee dachte man noch an keine Kanonade. Daher die Verwirrung und der Schrecken bei dem Angriffe, daher und 2) allen Bürgern an dieſem feſtlichen Tage gratis die Schuhe zu putzen.

Unter den Inſtruktionen, die ein pfälziſcher Geſandte zu einer geheimen Verſchickung nach Paris im Jahr 1669 und 70 empfing, und die den Zuſtand des Finanz- und Kriegsweſens, Beobachtungen des königlichen Hofs und ſo weiter betrafen, befanden ſich auch folgende: „Er ſoll ſich erkundigen, und berichten, ob etwa zu Paris in Sterbehäuſern rothe damaſtne oder ſamtne Betten mit Zubehör wohlfeil und wie theuer zu kaufen wären? Soll er ſich erkundigen, ob und mit was für vornehmen Leuten unſers Sohnes Liebden converſire. Soll er Geheimen Rath Pauel von Ramingen erinnern, ob ſie nicht von dem guten, unverfälſchten Wein von Frontianac mit anhero bringen wollen, zumalen ihr Weg nicht weit davon fällt ꝛc.“ Der Geſandte ſchafte ſich zu Paris eine Trauerkleidung an, die folgendes koſtete.

	Rthlr.	Kr.
Tuch zum Kleid, 3 Ellen, à 6 Rthlr.	18.	,
Taft zu Camiſol, Rockfutter und Unterhoſen	10.	,
Dem Bandmacher für die Garnitur aufs Kleid und Zugehörung	8.	45.
Für einen Huth, 2 Franken	2.	60.
Für das Bandeter zum Kleid	7.	,
Für den Degen	15.	,
Für ein Hemd	5.	60.
Für ein paar ſeydne Strümpf	4.	,
Für die Perruque	30.	,
Für ein paar Handſchuh	1.	,
Für zwey paar Schuh	3.	30.
Schneider-Rechnung	6.	,
	19.	60.

Zum

daher das Erſtaunen des Rathes, der ſich in der dringendſten Gefahr erſt verſammeln und den Ausſchweifungen des Pöbels nicht früh genug Schranken ſetzen konnte, daher die Beſtürzung der Einwohner, deren Häuſer von den Kugeln litten und deren Leben in Gefahr kam. Alles Beweiſe, daß die Garniſon einen Ueberfall aber keine Verrätherei zu fürchten hatte.

„Plötzlich fielen die Einwohner Frankfurts, mit allen Arten von Mordinſtrumenten bewaffnet, heimtückiſch über die Vertheidiger der Freiheit her, warfen ſie mit mörderiſchen Schlägen hin, zerhaueten die Pferde an ihren Kanonen, zertrümmerten die Räder am Wagen, ſchoſſen aus den Fenſtern auf ſie und brachten einen Haufen von zweitauſend Franken zur Verzweiflung.

Aus officiellen Berichten ſind dieſe gehäuſten Vorwürfe nicht gezogen. Stamm verſichert ſelbſt, daß er nicht als Aide de Camp dieſen Aufſatz haben einrücken laſſen. Er will als Bürger die Wahrheit deſſelben beurkunden. Alſo

Wer beſchuldigt die Einwohner Frankfurts, daß ſie die franzöſiſchen Truppen überfallen;
Wer, daß ſie Mordinſtrumente und allerlei Arten derſelben gegen ſie gebraucht;
Wer, daß ſie die Vertheidiger der Freiheit mit Schlägen zu Boden geworfen;
Wer, daß ſie die Pferde vor den Kanonen zerhauen und die Räder an den Wagen zertrümmert;
Wer, daß ſie aus den Fenſtern geſchoſſen;
Wer, daß ſie die Franken zur Verzweiflung gebracht hätten?

Alle dieſe Fragen können nur Augenzeugen beantworten, und wer Abſcheulichkeiten dieſer Art ſah, ſpreche laut gegen dieſe ſchreiende Ungerechtigkeiten! Aber wozu dieſe Aufforderungen? Wir dürfen nur ſelbſt die Zeugen ſo mancher traurigen Vorfälle an dieſem Tage fragen, und ſie werden weniger von den Auftritten erzählen können, wodurch — nicht die **Bürger**, welche ſich und die Ihrigen nur in ihren Wohnungen gegen die öffentliche Gefahr ſicher glauben konnten — ſondern bloß Einwohner, die nichts zu verlieren hatten und Handwerkspurſche, die Gefahren dieſes Tages vermehrten, als von den mancherlei Beweiſen wahrer **Bürgertugenden**. Bürger waren es, die von ihren Wohnungen aus dieſe berufenen Theilnehmer an dem feindlichen Streite mit Unwillen abruſten, die Fliehenden vor dem erſten Sturm in Sicherheit brachten, und ihr eigenes Leben wagten, um ein fremdes zu retten. Oeffentliche Blätter haben ſchon die Namen ſolcher Wohlthäter genannt, und wie viele könnten ſie noch nennen? Alle die **Thatſachen**, welche den Menſchenfreund zu Thränen rühren, ſollten vergeſſen, und nur immer Sagen von der ſchändlichſten Art — warum glaubt doch der Menſch vom Menſchen das Böſe ſo gern? — erhalten und verbreitet werden? Sagen wie dieſe:

„Daß die Einwohner in Frankfurt die franzöſiſchen Truppen überfallen hätten?“ Ueberfallen? alſo planmäßig? Wie widerſprechend! Ganz Frankfurt iſt auf das Ehrenwort eines franzöſiſchen Heerführers ruhig,*) verſammelt ſich zahlreich zur öffentlichen Andacht und fürchtet nichts weniger als kriegeriſche Auftritte in der Stadt. Ein ſolches Publikum konnte die Abſicht haben die franzöſiſche Beſatzung zu überfallen, wo ſich jeder von dem allgemeinen

---

*) „Die Stadt Frankfurt ſoll auf jeden Fall vor aller Gefahr geſichert ſeyn.“ verſprach Cuſtine feierlichſt: Vergl. Authentiſche Nachricht vom Uebergang der Reichsſtadt Frankfurt aus franzöſiſchen Händen ꝛc. und den Brief des hieſigen Magiſtrats an den General Cuſtine mit der Antwort des letztern. Beides im Verlag der Varrentrapp und Wennerſchen Buchhandlung.

Schrecken erholen, und für ſein Eigenthum bei dem immer erneuerten Feuerlärmen ſorgen mußte?

„Aber Mordinſtrumente und allerlei Arten derſelben „hat man doch gegen ſie gebraucht?“ Unbegreiflich, daß ſich dieſe gallichte Verleumdung nur Einen Tag erhalten, und noch unbegreiflicher, daß ein franzöſiſcher Bürger, General **Cuſtine** ſelbſt,*) ein ſolches **Mordmeſſer** dem Nationalconvent vorlegen konnte. Sonſt glaubte man in ähn-

---

*) Im Moniteur vom 14. Dec. 1792. Hier ſeine eigenen Worte:

Moniteur No. 349. le 14 Dec. 1792.

Lettre du Général Cuſtine au préſident de la Conv. nat. — Mayence le 7. Dec.

Citoyen préſident, je ne puis diſſimuler à la Convention nationale l'inſigne trahiſon, qui a donné lieu à la réprise de Francfort, à l'aſſinat de nos frères d'armes; trois cents d'entre eux ſont tombés ſous les couteaux des aſſaſſins, en combattant glorieuſement pour la cauſe de la liberté,

J'envoie à la Convention nationale un de ces couteaux, pris dans les mains d'un de ces malheureux, et apporté par un ſoldat qui l'avoit arraché, et qui a trouvé le moyen d'échapper de Francfort au milieu du carnage. Les couteaux étoient du même modèle, près de dix milæ homme en etoient armés, 150 charpentiers, deſtinés à ouvrir le portes, étoient arrivés de Naſſau, appartenant au Land-

Schreiben des Generals Cuſtine an den Präſidenten des N. C. — Mainz den 7. Decb.

Bürger-Präſident! Ich kann dem N. C. die merkwürdige Verrätherei nicht verſchweigen, welche Urſache an die Wiedereinnahme Frankfurts und dem Meuchelmorde unſerer Waffenbruder war; drei Hunderte von ihnen ſind glorreich, für die Sache der Freiheit fechtend, durch das Meſſer der Meuchelmörder gefallen.

Ich überſchicke dem N. C. eines von den Meſſern, das ein Soldat überbrachte, der es einem dieſer Nichtswürdigen aus den Händen geriſſen, und Gelegenheit gefunden hatte, dem ſchrecklichen Gemetzel in Frankfurt zu entkommen. Die Meſſer waren alle von der nemlichen Form; beinahe 10000 Menſchen waren damit bewaffnet; 150 Zimmerleute von Naſſau, (offenbar Hanau) Unterthanen des Landgrafen, waren auf Schiffen angekommen, und ſollten dieähnlichen Fällen auf einmal ſeine Unſchuld bewieſen zu haben, wenn die Unmöglichkeit, ein Mordgewehr — eines von

Landgrave, dans deux bateaux, et le Sieur Vanhelden, qui commandoit Francfort, oſe dire, n'avoir point été inſtruit de cette arrivée, non plus que de la ſabrication et de l'arrivée de ces couteaux! Le Commandant oſe ſe vanter d'avoir fait ſon dévoir, et d'avoir reçu les éloges de ſes ennemis!

Et, dans une heure et demie, une ville qui a des foſſés remplis de douze pieds d'eau, larges de ſeize toiſes, a été emportée par le peu de ſoin qu'il avoit pris pour être informé d'avance de ce qui ſe tramoit ſur la ſureté de ſes poſtes.

J'aime à penſer, que le peuple a été plus aveuglé que criminel, et qu'accoutumé à courber ſous le joug des Autrichiens, il les a crus des géans.

Le Roi de Pruſſe, pour récompenſe, les a fait tous deſarmer et leur a fait défenſe de reſter dans les rues trois enſembles.

J'oſe recommander à l'humanité de la C. N. et du peuple Français les Deputés de Francfort; leur liberté, leur ſureté ſeront ma plus douce récompenſe. La journée du 2. Dec. a couté aux Pruſſiens et aux Heſ-

die Thore öffnen; und der Herr van Helden, Commandant von Frankfurt darf noch ſagen, er habe nichts von ihrer Ankunft, und eben ſo wenig von der Austheilung der Meſſer gewußt! Der Commandant darf ſich noch rühmen, ſeine Schuldigkeit gethan, und Lob von ſeinen Feinden erhalten zu haben!

So war in ein und einer halben Stunde eine Stadt erobert, deren Graben 12 Schuh tief Waſſer haben, und 16 Toiſen (8 Rh. Ruthen) breit ſind, weil der Commandant ſich's nicht hatte angelegen ſeyn laſſen, zu erfahren, was gegen ſeine Poſten angezettelt wurde. Ich will gerne glauben, daß das Volk mehr blind als boshaft war, und daß es, gewohnt ſich unter das Joch der Oeſterreicher (aber Oeſterreicher waren gar nicht bei den deutſchen Truppen!) zu beugen, ſie für Rieſen angeſehen hat. Der König von Preußen hat die Bürger zu ihrem Lohn, alle entwaffnen laſſen, und verboten, daß keine 3 beiſammen auf der Straße ſtehen ſollen. (Wer einen General mit ſolchen Unwahrheiten hintergehen konnte!)

Ich wage es, der Menſchenliebe des N. C. und der Nation die Deputirten der Stadt Frankfurt zu empfehlen; ihre Freiheit und Sicherheit werden meine ſüßeſte Belohnung ſeyn. Der 2. Dec. hat den Preuſſen und von zehn tauſenden — aufzuweiſen, bewieſen war. Anders iſt der Fall hier. Das **Unmögliche** wird möglich. Ein Mordmeſſer ſpricht, wer ſtaunt nicht, vor dem Nationalconvent für den **Banditengrimm** der frankfurtiſchen Einwohner. **Unerhört!** Abgezeichnet und von Stadt zu Stadt abgeſchickt werde dieß Denkmal — nicht der **Grauſamkeit** Frankfurts, ſondern — der elendeſten Ausflucht eines ſchändlichen **Ausreißers**. Er wollte — läßt ſich die Entſtehung dieſer ſchändlichen Beſchuldigung aus einer andern Urſache, als aus der ſchändlichſten erklären? — um jedem Vorwurf der Flucht auszuweichen, mit dem Mordmeſſer in der Hand beweiſen, daß man **vor Banditen fliehen müſſe**. So nur kann, im möglichen Falle der Hintergehung, ein Heerführer hintergangen werden. Ob es nöthig war Erkundigungen über die Wahrheit dieſer Ausſage von Sachkundigen einzuziehen, das Meſſer ſelbſt und die Beſchuldigung, daß mehr als zehn tauſend Menſchen mit ſolchen Dolchen in der Hand die franzöſiſchen Truppen angefallen hätten, etwas genauer zu unterſuchen — und der Zeit nach konnte man Unterſuchungen dieſer Art erwarten, da dieſer Bericht von der Einnahme Frankfurts d. 2. Dec. am 7. d. M. abgefaßt iſt —

Heſſois plus de 4200 hommes, ſelon l'appel remis au Roi de Pruſſe le 3. de ce mois. Nous avons perdu environ 300 de nos frères, nous avons eu de pris dans Francfort 1158 hommes y compris les employés de l'armée.

Il y a un grand nombre de bleſſés parmi eux, m'a dit un aide de camp du Roi de Pruſſe, que j'ai trouvé arrivant aux poſtes avancés, il m'a aſſuré qu'on en avoit le plus grand ſoin etc.

und Heſſen, nach der dem Könige am 3. d. übergebenen Liſte, 4200 Mann gekoſtet. (Auch dieſe Liſte muß untergeſchoben worden ſeyn!) Wir haben ohngefähr 300 unſerer Brüder verlohren, gefangen blieben in Frankfurt 1158 Mann, den Troß mitgerechnet. Unter ihnen ſind viele Verwundete, nach der Ausſage eines Aide de camp des Königs von Preuſſen, den ich bei den Vorpoſten angetroffen habe: er hat mich verſichert, daß man die größte Sorgfalt für ſie habe ꝛc.

über das **Unerhörte** der That, ehe man ſie **Einem** nachglauben, und als Wahrheit von **Zeitungen** in **Zeitungen** bringen konnte, Verhöre anzuſtellen, und eine Stadt, die noch keinen Verdacht einer **Banditenverſchwörung** auf ſich kommen ließ, bei ſo manchen Beweiſen des Gegentheils, die vielleicht Niemand beſſer, als dem franzöſiſchen General **Cuſtine** bekannt ſeyn konnten, nicht bloß auf das Vorzeigen eines **Einzigen** Mordmeſſers einer ſo ſchändlichen That anzuklagen — das alles liegt außer dem Kreiſe dieſer Unterſuchungen. Genug, es laſſen ſich doch mehrerer Tauſende dieſer Mordmeſſer nicht ſo ſchnell und ſo ganz im Stillen verfertigen, daß es ſchwer wäre, die **Beſteller** und **Käufer**, die **Verfertiger** und **Verkäufer**, die **Austheiller** und **Empfänger** auszuforſchen. Uns blieb bei den ſchändlichen Beſchuldigungen unſerer Kaufmannſchaft, als ob ſie falſche Aſſignaten hier verfertigt hätte, nichts übrig, als Preiſe von Werth dem Beweisführer zuzuerkennen; es geſchah. *) Eben ſo ſind nun auch für dieſe Anklage 24000 Livres dem zuerkannt, „der die Beſchuldigung eines Komplots gegen das Leben der franzöſiſchen Beſatzung und von deshalb verfertigten oder ausgetheilten Meſſern auf die hieſige Bürgerſchaft mit Wahrheit bringen würde.“ **) Sind wohl noch neue Preiſe nöthig, um die neue Unwahrheit, als Unwahrheit, anzukündigen, daß nicht einerlei Mordgewehr, ſondern verſchiedene Arten derſelben die Schrecken des 2. Decembers vermehrt hätten? Man hört ſchon Picken und Gabeln, Meule und Knittel, Säbel und Flinten in dem fürchterlichſten Einklang, und vergegenwärtigt ſich den Pöbelauflauf zu Paris am 20ſten Junius. Etwas, denkt ſelbſt der kaltblütige billige Leſer, muß denn doch an der Mordſcene wahr ſeyn, ſo beſtimmt ſind die Berichte, ſo laut ſpricht das gefundene Mordmeſſer für die That, und von ſo vielerlei Mordwerkzeugen iſt doch wenigſtens das gefundene nicht Erdichtung. Ach, was iſt die Geſchichte des grauen Alterthums, mit welcher Ehrfurcht müſſen wir ihre Zeugniſſe der Wahrheit anſtaunen, wenn es noch ſchwer hält, die Geſchichte **Eines Vormittags** nur einige Tage ſpäter gegen Entſtellungen in Schutz zu nehmen, und die Wahrheit, für welche tauſend biedere Bürger, als **Augenzeugen** ſprechen können, gegen einen Unbekannten, dem Angſt oder **Bosheit** vor ſeinem Heerführer ein ſchändliches Zeugniß abnöthigte, mit Erfolg zu vertheidigen!

---

*) In den hieſigen Zeitungen iſt die Aufforderungsſchrift eingerückt.

**) Authentiſche Nachricht ꝛc. S. 10.

„**Aber mit Schlägen wurden doch die Vertheidiger der Freiheit zu Boden geworfen; die Pferde vor den Kanonen zerhaut und die Räder an den Wagen zerſtümmelt; aus den Fenſtern geſchoſſen, und die franzöſiſche Garniſon zur Verzweiflung gebracht?**“

Auch das nicht. Wir dürfen uns hier wieder auf eine Schrift berufen, die von den nächſten Zeugen des kriegeriſchen Tages beglaubigt iſt, und das ganze Publikum, die franzöſiſche Garniſon ſelbſt und die ganze Bürgerſchaft, als Richter auffordert, die Wahrheit ihres Inhalts zu beſtätigen oder ihr zu widerſprechen. *) Ohne Behelfe und Eingelenke, ganz offen und wahr, iſt hier alles erzählt, und nun vergleiche der Wahrheitsfreund — nun vergleiche **Stamm** ſelbſt **) — ſeine Beſchuldigungen mit

---

*) Authentiſche Nachricht von dem Uebergang der Reichsſtadt Frankfurt aus franzöſiſchen Händen ꝛc. S. 5. u. ff.

) Ihm kann auch das Wort nicht gleichgültig ſeyn: An den Herrn **Stamm Aide de Camp des franzöſiſchen Herrn Generals **Cüſtine**, Frankfurt am Main, den 11. Dec. 1792. von einigen Bürgern zu Frankfurt.

dieſen Thatſachen: „Die Straßen waren zur Zeit der „Kanonade von Bürgern leer; nur in einigen Gegenden „verſammelten ſich Volkshaufen, meiſtens unbewaffnete „Handwerkspurſche. An den beiden Thorſtraßen nahmen „ſichs einige heraus, den franzöſiſchen Soldaten die Gewehre abzufordern, um — wie ſie ſagten — in der „Stadt Schaden zu verhüten. Gegen 40. wurden abgenommen, und abgeſchoſſen. Die meiſten gaben ſie gutwillig her; andere nicht ohne Gewalt: Auch ſollen von „ſolchen Purſchen einzelne Franzoſen gemißhandelt worden „ſeyn. In der ganzen Stadt herrſchte Ruhe und Ordnung. Man ſah mit jedem Augenblicke der Uebergabe „entgegen. Der General **van Helden** ließ es aber aufs „äußerſte kommen, und ſchien die Verwüſtung durch Kanonenkugeln und Haubitzgranaten nicht zu achten. Es ſollten noch zwei Feldſtücke nach dem neuen Thore abgeführt „werden; aber die Handwerkspurſche ſtellten ſich mit „großem Ungeſtüm in den Weg. Sie wandten die Pferde „um, führten die Feldſtücke eine halbe Straße weit zurück, „ſchnitten die Zugſtränge ab, ließen die Pferde laufen, „ſchlugen die Räder von den Laffeten ab, trugen ſie bei „ſeit, und ließen die Feldſtücke in der Straße ſtehen. — „Der franzöſiſche Trompeter wurde an das Neue Thor geſchickt. Einige Waghälſe von Handwerkspurſchen ſollen „ſich darauf in das Thorgewölbe geſchlichen und die Zugbrücke niedergelaſſen haben. Eben ſo ſollen ſie ſich beim „Allerheiligen-Thore zugedrängt, der Wache das Gewehr „abgenommen, einige Bürger, welche dieſem Unfug „ſteuern wollten, gröblich mißhandelt, den Eingang zum „innern Thorgewölbe aufgeſchlagen und durch die niedergelaſſene Zugbrücke den Ausgang mit Gewalt eröffnet haben. „Nun ſchwiegen die Kanonen, die heſſiſche Infanterie, die „Huſaren und leichte Reuterei ſtürmten durch die Stadt, „und auf einmal verwandelte ſich Furcht und Schrecken der Bürgerſchaft in Mitleiden und Sorgfalt für die von den Wällen gelaufenen Franzoſen. Es wird vielleicht keine Straße in Frankfurt ſeyn, wo nicht einzelne und mehrere Franzoſen, oft mit großer Gefahr, gerettet wurden. So fielen nur wenige als Opfer des zu lange gereitzten Schwerdtes, oder nach eigener Wahl; denn wirklich wählten einige lieber den Tod als Schonung der Feinde. So fanden ſich in allem nur ſieben Todtgebliebene und ohngefehr zehn Verwundete auf den Straßen; hingegen vier und dreißig auf den Wällen; ſo daß überhaupt nach der genauen Begräbnißliſte *) ein und vierzig Todte an dieſem Tage gefunden wurden, der bleſſirten heſſiſchen Offiziers zur Ehre, daß ſie alle Mittel angewandt haben, der Wuth ihrer Gemeinen Einhalt zu thun. Von Thätlichkeiten zwiſchen **Bürgern und Franzoſen** hat man aller angewandten Mühe ungeachtet noch nichts Zuverläßiges erfahren können. Mehrere ſind dem Criminalgericht übergeben worden und die Schuldigen werden ihrer Strafe nicht entgehen.“

Zeugniſſe, wie dieſe, verdienen **Prüfung** und ſollten doch ohne alle Prüfung gegen Ausſagen der Einzelnen, die vielleicht die Wahrheit nicht ſagen **konnten** oder **wollten**, wenigſtens **mißtrauiſch** machen. **Stamm** iſt ſchon als Mann von Ehre — wie ein Mann von Ehre aufgefordert werden muß — öffentlich aufgefordert worden, **ſeine Zeugen** — denn er ſah nicht mit eignen **Augen** — **dieſen** Zeugen entgegen zu ſtellen, **Sagen** gegen **Wahrheit**, und **Verleumdung** gegen **treue Sachdarſtellung** abzuwägen. Er höre den Ruf ſeines Herzens und die Stimme des Publikums! Es iſt unverantwortlich auch bloß **aus Mangel an Prüfung** Läſterungen

---

*) Die am Ende dieſer authentiſchen Nachricht hinlänglich beglaubigt beigefügt iſt.

gen zu verbreiten, und unverwortlicher da, wo für den Verleumder kaum die Furcht, und für die gute Sache alles ſpricht. Aber erſt die Folgen dieſer ſchändlichen Gerüchte? — Selbſt dem erſten Befehlshaber der franzöſiſchen Truppen am Rhein wußten ſie ſich ſo wichtig zu machen, daß ſie die Grundlage ſeines Berichts an den Nationalconvent ſind. Es iſt unter der Würde einer ganzen Nation und eines Heerführers, an einer Stadt ſich zu rächen, die nicht einmal angeklagt, ſondern nur verleumdet, nicht gehört, geſchweige einer ſchändlichen That überführt iſt. Aber wer hat Gewalt über den Pöbel, der jede Gelegenheit zu rauben und zu plündern willkommen heißt, und dazu den Vorwand der Rache ſo gerne benützt? Erſchallte doch anhaltend und ſchmetternd vor dem Pariſiſchen Grand hotel de Francfort meublé der Aufruf: la feuille du ſoir, qui contient le raport du Géneral Cuſtine de la priſe de Francfort par les Pruſſiens et le maſſacre de 1200 François par les traitres Francfortois et le grand couteau dont étoint armés 10000 bourgeois, *) der die würdigen Männer, welche für die gute Sache ihrer Vaterſtadt vor dem Nationalconvent ſprechen, der größten Gefahr, ohne die Vorſicht der Offizierwache, würde Preiß gegeben haben? Auf Frankfurt iſt gegenwärtig die Aufmerkſamkeit von ganz Deutſchland gerichtet, und indem ſeine Bürger als Muſter deutſcher Treue aufgeſtellt werden, ſollen ſie mit dem Namen „der Banditenwerber“ gebrandmarkt werden? Welche mögliche Folgen, welche Kränkungen und Sorgen, welche Verlegenheit und welcher

---

*) „Das Abendblatt enthält eine Nachricht des Generals „Cuſtine von der Wegnahme Frankfurts durch die Preuſ„ſen, und das Niedermetzeln von 1200 Franzoſen durch „die verrätheriſchen Frankfurter, und das große Meſſer, „womit 10000 Bürger bewaffnet waren.“

Zum Auffenthalte waren ihm mit Hin- und Herreiſe 16 Wochen beſtimmt, und zur Beſtreitung der Koſten 416 Thaler, die er aber zu berechnen hatte.

VII.

Briefe.

Billet von J. J. Rouſſeau an eine Demoiſelle, die ſich ein Schnürband *) von ſeiner Arbeit, an ihrem Hochzeittag ausgebeten hatte.

Hier, Mamſell, haben Sie das ſchöne Preſent, das Sie verlangten; iſt's zuviel, ſo wirthſchaften Sie gut damit, daß es bald ſeinen Gebrauch findet. Tragen Sie unter glücklichen Ausſichten dies Sinnbild des Bandes der Leiden und Liebe, womit Sie Ihren glücklichen Mann umwunden halten werden, und erinnern Sie ſich, daß ein Schnürband von der Hand tragen, welche die Pflichten der Mütter hinſchrieb, ſich verbindlich machen heißt, ſie zu erfüllen.

VIII.

---

*) Man weiß, daß dieſer große Philoſoph einſtmal genöthigt war, ſich ſeinen Lebensunterhalt mit Schnürbändermachen zu erwerben.

welcher **Schmerz** für den Unſchuldigen aus Einer Läſterung?

Alſo was ſchon ein **Straßburger** öffentliches Blatt *) zurücknahm, wird auch das **Mainziſche** zurücknehmen. **Stamm** muß es ja wiſſen, daß **van Helden** ſelbſt, mit ſo vielen ſeiner Offiziere nach ihren gedruckten Zeugniſſen, und nach einem Briefe vom 12. Dec. an den Präſidenten des Nationalconvents der verleumderiſchen Sage von einem **Banditenhaufen** widerſpricht, und daß zwei Briefe der Stadt Frankfurt an den General **Cuſtine** vom 9ten und 10ſten deſſelben Monats auf **Beweiſe** oder auf **Rechtfertigung** dringen. Immer empfindlich genug, auch bei den beſten Beweiſen der Unſchuld, gegen ſolche Gerüchte ein Publikum zu vertheidigen, dem man weder ſo viel **Bosheit** noch ſo viel **Unverſtand** zutrauen kann, **Mörder** gegen die Truppen einer Nation zu dingen, die mit Frankfurt in den wichtigſten Handlungsverhältniſſen ſteht. Darum kein Wort mehr zur Rechtfertigung.

Deutſchland kennt unſere Lage. Am Tage nach der Einnahme von Mainz durch franzöſiſche Truppen erhielt Frankfurt eine franzöſiſche Garniſon. Zwei Millionen Brandſchatzung forderte der General. Eine davon wurde bezahlt und die andere verſichert. Für die Zurückzahlung der erſten und für die Erlaſſung der **andern** arbeiten Abgeordnete beim Nationalconvent in Paris. Aufgehalten

---

*) „Der Kriegsbote“ in einem der neueſten Blätter: „Es ſind höchſtglaubwürdige Beweiſe da, daß der Frank„furter Bürger unſchuldig iſt. Einige aus der Hefe des „Volks haben unſern Feinden beigeſtanden — Cüſtine „hat eines von den Meſſern an den Nationalconvent ge„ſchickt, womit unſre Brüder ſollen ermordet worden „ſeyn; aber der Magiſtrat hat 24000 Liv. für den ausge„ſetzt, der zu beweiſen vermag, daß ein Komplot gegen „ſie exiſtirt habe. Ein ſtarker Irrthum ſcheint hier — „(und ich ſetze hinzu bei dem eingeſchickten Meſſer) „— vorzuwalten.

würde ihre Rechtsſache durch Sagen, aber die **Wahrheit** wird deſto vollkommener ſiegen. Unvergeßlich bleibt der Bürgerſchaft die Sorgfalt des Raths, und dieſem die Treue ſeiner Mitbürger. Alle ſprachen für **Einen**, und unſere Freiheit, auf die Pflichten des chriſtlichen Bürgers gegründet, blieb unerſchüttert. Unerſchüttert bleibt unſer Muth im Vertrauen auf die Vorſehung bei ſo manchen Gefahren, die uns aus dem Munde der Freien mit der **Zornwuth der Deſpoten** gedroht werden. Unmöglich können dieſe Drohungen, wenn auch die Rache keinen Widerſtand fände, in Erfüllung gehen, ohne an den Vorwurf, den neuerlich ein Mitglied des Nationalconvents macht, mit den ſchrecklichſten Folgen zu erinnern: **Monarchien will man ausrotten, aber Tyrannenlaſter beibehalten!**

IV. Na-

IV.

Naturgeſchichte.

Zur Ehrenrettung Conrad Geßners, über ſeine Meinung vom Adlerſtein.

Von D. F. A. A. Meyer in Göttingen.

Es gab eine Zeit, wo der Adlerſtein das größte Aufſehn erregte, wo man ſich über ſeine Generation ſo ſehr ſtritt, als man ſich kaum in unſern Tagen über die Entſtehung des Baſalts geſtritten hat. Das war die Zeit, wo man noch weniger von der Entſtehung der Steine wußte als man jetzt weiß, obgleich man wohl kühnere Hypotheſen darüber erdachte, als man jetzt, bei mehrerer chemiſcher und phyſiſcher Kenntniß der Dinge, erdenken wird, oder vielmehr erdenken darf.

Wir wiſſen wohl was der Adlerſtein iſt. Eine härtere Steinkruſte, die eine weichere Erdart umgiebt, und die gewöhnlich Kalk- oder Kalkocherartig iſt, ſo wie die weichere innere Erdart faſt immer mergelartig zu ſeyn pflegt.

Oft iſt dieſe innere Erdart ganz verwittert, die härtere Kruſte alſo hohl, oft nur zum Theil verwittert, was ſich durch das Geklapper verräth, das dieſe Maſſe hören läßt, wenn man den Stein bewegt. So hohle unverſehrte Kruſten trift man indeß ſelten an, ſeltner Adlerſteine die noch klappern, am meiſten findet man einzelne Stücke der harten zerfallnen Kruſten vor, mit Anſätzen von Belemniten, Trochiten u. ſ. w. Solche Stücke findet man häufig in den Schlüften am hieſigen Helmberge, hingegen nur ſelten Adlerſteine der beiden andern Arten.

Ganz anders aber mußte den Alten dieſer Adlerſtein vorkommen, beſonders die Art, in der ſie ein Geräuſch hörten, wenn ſie ſie bewegten. Dieſer wurden mancherlei beſondre Eigenſchaften zugeſchrieben, wahrſcheinlich blos dieſer Bewegung halber. Weil man, vielleicht durch irgend einem Zufall, in einem Adlerneſte einen ſolchen klappernden Stein fand, ſo mußte er natürlich, nach den Ideen der Alten, eine merkwürdige Rolle im Schickſal des Adlers ſpielen. Oder fanden ſie ihn, da er gleichſam belebt ſchien, vielleicht edel genug um dem Vogel Jupiters anzugehören? Dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß ſie die Entſtehung des Steins nicht kannten, weil ſie ihn im Neſt eines Vogels finden ließen. Etwas mehr als dieſe Nichtkenntniß der Natur der Steine veranlaßte ſie gewiß nicht, mehrere Steine im Leibe verſchiedener Thiere entſtehen zu laſſen, wie den Chryſolith, den Onyx u. ſ. w., worüber beſonders die Schriften des Albertus Magnus verglichen werden können.

Man glaubte in neuern Zeiten verſchiedentlich, daß Conrad Geßner gleichfalls zu den Naturforſchern gehöre, die ähnliche Grundſätze verbreiteten; eine Meinung, die ſich indeß leicht widerlegt, wenn man ſich die Mühe nimmt ſeine Schriften etwas genauer anzuſehn.

Er hat an zwei Orten ſich weitläuftig über den Adlerſtein erklärt; 1) im dritten Buch ſeiner Historia animalium, was die Naturgeſchichte der Vögel abhandelt, da wo er von der Naturgeſchichte des Adlers redet, S. 154 und 160 in der großen Frankfurter 1517 edirten Ausgabe. 2) In ſeiner Schrift de rerum foſſilium, lapidum et gemmarum natura zu Zürch 1565. S. 10.

Zuerſt führt er, ſeinem Plan gemäß im Ornithologiſchen Werke alles an, was man zu ſeiner Zeit von dieſem Stein wußte oder oft nur zu wiſſen glaubte. Plinius ſagt, dreierlei Adler ſchleppten dieſen Stein in ihr Neſt, der im Feuer nicht angegriffen würde. Beim Schütteln, bemerkt Dioscorides, läßt dieſer Stein einen Klang von ſich hören. Er ſollte nur an entfernten Orten, in Parthien im Euphrat, auf den Caucaſiſchen Gebürgen und am Ufer des Meers gefunden werden, weißer Farbe, und, wie Oppian will, von einem Geiſte (Spiritu) geſchwängert ſeyn, weswegen er auch einen Schall hören läßt, ſobald er bewegt wird; kochendem Waſſer benimmt er, wenn man ihn hinein legt, die Hitze. Man findet auch leere Adlerſteine. Die härteren nannte man nachher die Männchen, die weicheren die Weibchen; der Adler müſſe, um Junge zeugen zu können beide im Neſte haben, er zeuge auch deshalb nur immer zwei Junge. Man hatte vier Arten, die ſich durch ihr Vaterland, und die, in ihnen enthaltne Maſſe unterſchieden. So glaubte man vor und nach Plinius.

Anton Braſavola, ein Arzt zu Ferrara hatte ſchon mehrere Aufklärung in dieſem Stücke. Er beſchrieb zwey Arten, eine weiße marmorartige und eine andre ſchwarze, ſchwarzgraue oder aſchgraue. Er glaubte nicht, daß man dieſen Stein in den Adlerneſtern anträfe. In Apulien auf dem Garganusberge und an verſchiedenen Orten der Appeninen traf man ihn an. Man brachte ihn aus Armenia nach Alexandrien, und von da kam er nach Venedig. Man nahm allerhand abergläubiſche Handlungen damit vor, ſuchte durch ihn Diebſtähle zu entdecken u. ſ. w. Aus Indien laſſen ihn die meiſten alten Schriftſteller kommen, und alle glauben, er erleichtere dem Adler das Eyerlegen.

Gegen dieſe Meinung ſpricht Geßner nicht gerade zu, aber dieſes ſcheint er mehr aus Klugheit zu thun, um ſeine Zeitgenoſſen nicht zu widerlegen. Man müſſe, ſagt er S. 155, unterſuchen, ob die Hennen beſſer und leichter legten, wenn ſie einen eyförmigen Stein im Neſte hätten, das würde das Räthſel am beſten löſen. Ein Alter habe geſagt, es ſchütze die Eyer vor der Fäulniß, wenn man einen Adlerſtein dabei lege. Hieraus ſollte man faſt vermuthen, daß er der ältern Meinung beiträte, wenn er nicht S. 160 durchaus ſagte, der Adlerſtein werde vom Adler wohl nicht ins Neſt getragen, hineingelegt, ſondern mehr mit den andern Materialien des Neſtes verwickelt. Iſt dieſes nicht beinahe ein Geſtändniß, was er freilich der Zeitgenoſſen wegen nur dunkel äußern mußte, von der zufälligen Gegenwart des Adlerſteins im Adlerneſte? Mir kommt es vor, als hätte Geßner den Nachbetern der alten ſeiner Zeit ſagen wollen: „Es wundert mich nicht, daß ein Adlerſtein grade einmal im Adlerneſt gefunden iſt, wenn ihr ihn würklich da fandet, aber was beweiſet das mehr, man könnte ja wohl andre Steine da finden. Wenn eure Meinung wahr iſt, ſo muß jeder andre ovale Stein, dem Adler die nehmlichen Dienſte thun, und es bedarf dazu wahrlich des Adlerſteins gar nicht.“

Daß er würklich ſo vom Adlerſtein dachte, wird mir aus ſeiner Theorie von der Entſtehung des Adlerſteins noch deutlicher, die wahrlich ſo gut ausgeſonnen iſt, als man kaum in ähnlichen Fällen heutiges Tages Theorien von Entſtehung der Steine erſinnen würde. Er nimmt nemlich an eine weiche, aufgelöſte Erdmaſſe, verhärte nach und nach von außen. Die innere Theile bleiben erſt weich, verhärten nach und nach, ſo daß ein leerer Raum in der äußern Kruſte und daher hernach der Schall entſteht wenn man den Stein bewegt.

Seine Eintheilung der Adlerſteine, in dem Werke de foſſilium natura, in Rückſicht ihrer Größe, Form und Inhalt übergehe ich hier, da ſie für unſre Zeiten nichts neues mehr hat und der Hauptzweck dieſes Aufſatzes erfüllt iſt. Ich wollte nemlich nur zeigen, daß Conrad Geßner wenigſtens in dieſem Falle nicht den Vorwurf der Leichtgläubigkeit verdient, von dem man ihn ſonſt freilich wohl nicht immer freiſprechen kann.

V.

Biographie.

John Law.

(Ueberſetzt aus dem Eſprit des Journeaux. T. IX. Septembre 1792. p. 35. ſeq.)

John Law, einer der außerordentlichſten Köpfe neuerer Zeiten, war im April 1671 zu Edinburg geboren. Nach dem Tode ſeines Vaters, der daſelbſt Banquier war, gelangte er zum Beſitze eines artigen Landgutes, Namens Lauriſton. In ſeiner Jugend, deren Geſchichte übrigens ziemlich unbekannt iſt, ſoll er ſich mit gutem Erfolge auf die ſchönen Wiſſenſchaften geleget haben; indeſſen, da ſeine Neigung vorzüglich auf die izt ſo genannten Finanzwiſſenſchaften ging, ſo machte er ſich beſonders mit allem dem, was darauf Bezug hat, mit der Theorie der Banken, des Münzweſens, der Abgaben u. ſ. w. bekannt; und dieſe Kenntniſſe, die damals wenig ausgebildet und wenig bekannt waren, wurden die Grundlage ſeines nachmaligen Ruhms.

So trocken auch dem erſten Anſcheine nach die Unterſuchungen waren, mit denen er ſich beſchäftigte und die ihm einen beträchtlichen Theil ſeiner Zeit raubten; ſo vernachläßigte er doch nicht die Aufmerkſamkeit auf das Aeußere ſeiner Perſon. Die Natur hatte ihn mit einer ſolchen Schönheit und ſo außerordentlichen Vorzügen begabt, daß man ihn gewöhnlich nicht anders, als **den ſchönen Law** nannte.

Bei ſeiner Ankunft in London im J. 1694 verſchaffte ihm ſeine treffliche Geiſtes- und Körperbildung ſogleich den Zugang zu den vornehmſten Zirkeln, wo er die allgemeine Aufmerkſamkeit der Damen auf ſich zog, von denen er, wie man erzälet, außerordentlich begünſtigt wurde. Allein dieſes Glück, welches er bei dem Frauenzimmer machte, verwickelte ihn in unglückliche Händel mit einem gewiſſen Hrn. Wilſon, wozu die Schweſter des Grafen von Villiers, nachmals Gräfin von Orkney Veranlaßung gab. Es kam zum Zweikampf, und Law hatte des Unglück, ſeinen Gegner auf der Stelle zu tödten. Er wurde darauf in Verhaft genommen und nach Newgate gebracht. Da er keinen günſtigen Ausgang von der gegen ihn angeſtellten gerichtlichen Unterſuchung erwarten konnte, ſo hielt er's für's Beſte, zu entfliehen. Seine Flucht wurde glücklich ausgeführt, und man vermuthete, daß er ſich auf das feſte Land begeben hätte. Aller Wahrſcheinlichkeit nach kehrte er im J. 1700 nach Edinburg zurück; denn in dieſem Jahre ſcheint er ſeine **Vorſchläge und Gründe zur Errichtung eines Handlungskonſeils in Schottland** geſchrieben zu haben.

In dieſem Werke legte er dem Publikum einen Plan zur Belebung, Aufmunterung und Verbeſſerung des ſchottiſchen Handels und der Manufakturen vor, die durch eine Reihe mehrerer unglücklicher Umſtände, und vorzüglich durch die unglückliche Unternehmung auf Panama faſt vernichtet waren. Er ſchlug vor, vermittelſt einer Parlementsakte ein Handlungskonſeil zu errichten, welches alle Revenüen des Königs, alle Güter und Einkünfte der Biſchöfe, alle milde Stiftungen adminiſtriren, und von allem in dem Königreiche erzeugten Getreide und allem einländiſchen Malze den Zehnten, von allen Gerichtsſporteln den Zwanzigſten, von allen vererbten, vermachten und verkauften Gütern, und vielen andern Artikeln den Vierzigſten erheben ſollte. Dieſe großen Einkünfte ſollten ſeinem Plane nach, nach Abzug einer feſtgeſetzten jährlichen Summe für den König und zur Beſoldung der Glieder dieſes Conſeils, zur möglichſten Ausbreitung des ſchottiſchen Handels, Fiſchfangs und Gewerbes, zur Errichtung von Werkſtätten für Künſtler, zur Anſchaffung der den Künſtlern und Handwerkern unentbehrlichen Materialien, zur Unterſtützung und Ernährung der Armen, zum Einkauf und Verkauf des inländiſchen Getreides und der Manufakturarbeiten, zur Anlage und zur Unterhaltung der Landſtraßen und Seehäfen, und zu andern gemeinnützigen Unternehmungen verwandt werden. Er trug ferner darauf an, dieſes Conſeil zu bevollmächtigen, die ſo nachtheiligen Monopolien aufzuheben, gleichförmige Maaße und Gewicht einzuführen, muthwillige Banqueroutirer zu beſtrafen, ehrliche Debitoren, die ihr ganzes Vermögen den Gläubigern überlaßen hätten, zu unterſtützen und Bettler und Vagabonden feſtzuſetzen. Er ſchlug endlich vor, daß alle aus dem Reiche gehende Waaren eben ſo wohl als die aus der Fremde eingeführten rohen Materialien, die in den Manufakturen verarbeitet würden, eine Abgabe von 1 pro Cent entrichten, und alle andre aus dem Auslande eingeführten Artikel die bisher davon entrichteten Abgaben doppelt bezalen ſollten.

Law hoffte, daß durch die Bemühungen eines ſo mächtigen Conſeils, das ſo große Einkünfte in den Händen hatte,

VIII.

Biographie.

Händel, der Tonkünſtler:

von R — d.

Georg Friedrich Händel wurde zu Halle in Sachſen den 24. Februar 1684 geboren. Sein Vater war Arzt und Chirurgus dieſer Stadt. Er erhielt einen Ruf am Weißenfelſiſchen Hof, und nahm ſeinen Sohn mit dahin, der in ſein ſiebentes Jahr ging. Schon in dieſem zarten Alter hatte der junge Händel erſtaunliche Fortſchritte in der Muſik gethan, und keinen andern Lehrer darin gehabt, als ſeinen unwiderſtehlichen Hang zu dieſer Kunſt. Es giebt Menſchen, die mit dem Keim gewiſſer Talente geboren werden. Ein Funken, und das verborgne Feuer lodert auf! Die Natur allein ſagte zu Correggio, „ſey Maler!“ Sie machte Paſcaln zum Meßkünſtler, und Händeln zum Muſikus. Sein Vater, der ihn der Rechtsgelehrſamkeit beſtimmte, betrübte ſich über ſeines Sohnes tonkünſtleriſche Verdienſte, und verbannte jedes muſikaliſche Inſtrument aus ſeinem Hauſe. Allein dieſe Vorſicht war vergebens. Der junge Händel fand Mittel, ſich ein elendes Klavier zu verſchaffen, das er in einen Winkel ſeiner Wohnung verbarg, und worauf er des Nachts, wenn jedermann ſchlief, ſeine Fertigkeit übte. Am Weißenfelſiſchen Hof ging es jedoch ſeinem muſikaliſchen Geſchmack etwas beſſer. Man erlaubte ihm zuweilen die Orgel in der Kirche zu ſpielen, wenn

der

hatte, Schottlands Handel und Gewerbe ſchnell aus ihrer damaligen erbärmlichen Lage würde geriſſen werden; aber der höchſte Gerichtshof des Reichs betrachtete ſeine Projekte nicht aus einem ſo vortheilhaften Geſichtspunkte und gab folglich keine Einwilligung dazu.

Dieſes Werk, deſſen Werth ich unentſchieden laße, verſchaffte ihm die Bekanntſchaft des erſten Herzogs von Argyle des Marquis von Torn, des Lord Archibald Campbell, des Marquis von Tweedeln und andrer ſchottiſchen Großen.

Unter einem ſo mächtigen Schutze bewog man ihn, im J. 1705 dem Parlament einen Plan vorzulegen, um das Reich aus der Verwirrung zu reißen, worin es ſich aus Mangel an baarem Gelde befand. In der Abſicht gab er eine andre Schrift heraus, unter dem Titel: **Betrachtungen über Geld und Handel, nebſt einem Vorſchlage zur Vermehrung des baaren Geldes in Schottland.**

Der Gegenſtand dieſes Plans war folgender: Man ſolle Papiergeld ſchaffen und die liegenden Gründe des Staats dafür hypotheziren. Denn werde, bei einer ſolchen Sicherheit, eine Summe Papiergeldes, einer gleichen Summe ausgemünzten Goldes oder Silbers an Werth gleich kommen, ja ſelbſt dem Metalle vorgezogen werden, indem es nicht, wie das gemünzte Geld, durch die Cirkulation an ſeinem Werthe etwas verlieren würde.

So vielen Schein dieſes Projekt immer für ſich haben mogte; ſo hielt das Parlement es doch für kein ſchickliches Mittel, um der damaligen Verlegenheit ein Ende zu machen; aber der wahre Grund, warum man es erwarf, war, wie man ſagt, die Beſorgniß, es mögte dadurch das ganze Vermögen des Landes von der Regierung abhängig werden.

Als Law merkte, daß man in ſeinem Vaterlande an ſeinen Planen keinen Geſchmack fand, ſo ging er ins Ausland und begab ſich nach Holland, um ſich in dieſer großen Schule des Geld- und Finanzweſens auszubilden. Von da begab er ſich nach Brüſſel, wo ſeine tiefe Einſicht in den Kalkul zu ſeinem außerordentlichem Glücke im Spiele, wie man behauptet, viel beitrug.

In Paris ſann ſein Geiſt auf größere Entwürfe. Gleich nach ſeiner Ankunft überreichte er dem Mr. Desmarets, Generalkontrolleur der Finanzen unter Ludwig XIV. ein Projekt, das von dem Miniſter gebilligt, und dem Könige vorgelegt wurde. Statt das Projekt zu unterſuchen, fragte der König nur, ob Law ein Franzoſe und katholiſch wäre, und als er das Gegentheil hörte, ſagte er, daß er mit einem Fremden, der eine, von der in ſeinem Reiche herrſchenden, verſchiedene Religion bekenne, nichts zu ſchaffen haben wolle.

Law verließ nun Frankreichs Hauptſtadt im J. 1714. und gewann auf ſeinen weitern Reiſen beträchtliche Summen im Spiele, dem er ſehr ergeben war. Er ließ ſich dem König von Sardinien Viktor Amadeus vorſtellen, und theilte dieſem Fürſten einen Entwurf zur Vergrößerung ſeines Gebietes mit: aber der König weigerte ſich, ihn auszuführen, unter dem Vorwande: er ſei nicht mächtig genug, ein ſo großes Projekt zu realiſiren.

Nach Ludwigs XIV. Tode kehrte Law nach Paris zurück, und wußte das Zutrauen des Regenten in einem ſo hohen Grade zu gewinnen, daß er ihn nicht allein zu allen ſeinen Luſtparthieen zog, ſondern ihn auch zum Staatsrathe ernannte.

Die langen und verderblichen Kriege Ludwigs XIV. hatten der Nation eine ungeheure Schuldenlaſt aufgebürdet; ſie ſeufzte unter dem unerträglichen Drucke der Abgaben, welche die Bezahlung der Zinſen nothwendig machte.

Dadurch ſank im ganzen Reiche das Gewerbe, der innere Handel des Landes erlitt eine ſehr große Abnahme, Manufakturen, Seehandel und Schiffahrt geriethen in Stockung, Groß- und Kleinhändler verarmten, und Künſtler und Handwerker ſahen ſich beim Mangel an Arbeit genöthigt, das Reich zu verlaßen; kurz die Lage der Dinge war ſo verzweifelt, daß man im Staatsrathe mit einem Nationalbankerout, als dem einzigen Mittel, den Staat von ſeinen drückenden Schulden zu befreien, umging und ſelbſt dem Regenten Vorſchläge dazu that.

Letzterer war edel genug, ein ſolches Projekt zu verwerfen, und ſchlug einen billigern Weg ein; er errichtete nemlich eine Kommiſſion, welche die Anforderungen der Gläubiger des Staats unterſuchen mußte. Die Nationalſchulden wurden dadurch in eine Art von Ordnung gebracht und auf 2 Milliarden Livres Tournois, oder über 142 Millionen Pfund Sterling geſetzt.

Law ſchlug als ein Heilmittel gegen die Uebel, welche aus einer ſo ungeheuren Schuldenlaſt entſtanden, die Errichtung einer Bank vor, welche Papiergeld in Umlauf bringen ſollte, deſſen unveräußerliches Unterpfand alle liegenden Gründe, und alle Einkünfte des Königs ausmachen ſollten. Dies Projekt wurde gebilligt; doch da man die damaligen Umſtände nicht für günſtig hielt, ſo erhielt er blos ein Königliches Patent unterm 30. May 1716, welches ihn bevollmächtigte; in Geſellſchaft ſeines Bruders und einiger andern Aſſociirten eine Privatbank zu errichten. Ihr Fond beſtand in 1200 Aktien zu 5000 Livres, folglich in ungefähr 300000 Pfund Sterling.

Die Bank ſcheint unter den günſtigſten Ausſichten ihren Anfang genommen zu haben; denn ſie wurde nicht blos offenbar von dem Regenten begünſtigt, ſondern erwarb ſich auch ein allgemeines Zutrauen, weil ſie der damals in Frankreich herrſchenden Mode, den Preis des gemünzten Geldes nach der Willkühr des Monarchen zu verändern, einen Damm entgegen ſtellte. Den Würkungen eines ſo ſonderbaren und ungerechten Verfahrens wurde durch die neue Geſellſchaft, die ſich verpflichtete, das Papiergeld jedesmal mit baarem Gelde von eben dem innern Gehalte und Feinheit, als das gemünzte Geld an dem Tage der Ausſtellung des Papiers hatte, zu vertauſchen, vorgebeugt. Law's Papiere wurden in kurzer Zeit ſo beliebt, daß ſie Ein pro Cent mehr als das kourſirende baare Geld galten,. und daß ſie einen ſehr günſtigen Einfluß auf das Gewerbe und den Handel der Nation hatten.

Unterm 14. December 1718 wurde die Bank durch eine willkührliche Verordnung des Regenten, welcher in Betracht der großen Vortheile, die ſich dabei gewinnen ließen und des allgemeinen Beifalls, welches das Papiergeld fand, den Entſchluß faßte, ſie zum Vortheile der Regierung fortzuſetzen, aufgehoben.

Der Kredit dieſer Geſellſchaft war ſo ausgebreitet geweſen, daß damals die Summe des in Cirkulation geſetzten Papiergeldes ſich auf nicht weniger als 59 Millionen belief. Law wurde nun zum Generaldirektor der Bank ernannt; man errichtete korreſpondirende Büreaux zu Lyon, Tours, Rochelle, Orleans und Amiens; und die Königl. Papiere fanden einen eben ſo ausgebreiteten Kredit, als die der vorigen Bank; ungeachtet die letztern einen unveränderlich feſtgeſetzten Werth hatten, und die erſtern einer neuen Anordnung zufolge mit Silbermünze bezalet wurden, deren Preis täglich herabgeſetzet werden konnte. Im Februar 1719 wurde dieſe neue Bank mit der indiſchen Kompagnie vereinigt, und am 29. May belief ſich die Summe des zirkulirenden Papiergeldes auf 2,235,083,590 Livres, wofür die beiden vereinigten Kompagnien reſponſabel waren.

Es verdient bemerkt zu werden, daß Law bald nach der Errichtung und dem glücklichen Anfange der Generalbank anfing, das große und erſtaunende Projekt zu entwickeln, welches ganz Europa unter dem Namen des Miſſiſſippiprojekts kennet — ein Projekt, das, wenn es vollkommen hätte ausgeführt werden können, wahrſcheinlich Frankreich zu dem mächtigſten Staate der Welt würde gemacht haben.

Dieſer Plan hatte nichts geringeres zum Zwecke, als alle Privilegien, Güter und Beſitzungen aller Handlungskompagnien, die den Handel nach dem Auslande in Händen hatten, die großen Staatspachtungen, das Münzweſen, die Generaleinnahme der Königl. Revenüen, und das Eigenthum der Bank einer großen Geſellſchaft zu übertragen, die in dem Beſitze alles Handels, der Auflagen und der Königl. Einkünfte im Stande ſeyn ſollte, die Papiere der Bank nach Gutbefinden zu vervielfältigen, und ſelbſt eine das baare Geld zweifach oder dreifach überſteigende Menge Papiergeld in Umlauf zu ſetzen, und vermittelſt ihres unermeßlichen Fonds den ausländiſchen Handel und die Benutzung der Kolonien zu einer Höhe zu bringen, die durch kein andres Mittel zu erreichen war.

Dieſer ungeheure Plan, ein meiner Meinung nach eben ſo monſtröſes als unausführbares Monopol, wurde von dem Regenten genehmigt, welcher durch ein Patent eine abendländiſche Geſellſchaft (compagnie d'occident) errichtete, und ihr die ganze Provinz Louiſiana oder das Land am Miſſiſſippifluſſe überließ. Da man dieſen Theil von Amerika für ein an Gold- und Silberbergwerken ſehr reiches und äußerſt fruchtbares Land ausgab, ſo fanden die Aktien einen reißenden Abgang und die Spekulationswuth ſtieg ſo hoch, daß man ſelbſt die unbebauten Gegenden der Kolonie, die Quadratmeile zu 30000 Livres bezahlte.

Die abendländiſche Kompagnie, deren Direktor natürlicherweiſe Niemand anders als Law war, übernahm, ſeinem Entwurfe zufolge, den Tobakspacht, wofür ſie jährlich 2 Millionen mehr, als die vorigen Pächter bezalte: darauf nahm ſie der Senegalkompagnie ihren Freibrief und ihre Effekten, und verſchaffte ſich im May 1719 die Erlaubniß zum ausſchließenden Handel nach Oſtindien, China und dem Südmeere, nebſt den Beſitzungen der damals aufgehobnen Chineſiſchen und Indiſchen Handlungsgeſellſchaften, unter der Bedingung, die Schulden derſelben zu übernehmen, wodurch jede Aktie von 550 Livres auf 1000 Livres erhöhet wurde.

Am 15ten Julius des nemlichen Jahres ließ die abendländiſche Kompagnie, welche nun den Namen der indiſchen Kompagnie annahm, 50 Millionen ausmünzen; und am 27. Auguſt erhielt ſie den Pacht aller Staatsgüter, indem ſie jährlich 3,500,000 Livres mehr bezalte als die vormaligen Pächter. So vereinigte ſie in ſich nicht blos die auswärtige franzöſiſche Handlung und Beſitzungen, ſondern auch die Einhebung der Königl. Einkünfte, und verſprach eine jährliche Dividende von 200 Livres für die Aktien, wodurch der Preis derſelben auf 5000 Livres ſtieg. Da es nach einem ſcheinbaren Auszuge ihrer Rechnungen das Anſehen hatte, daß ſich ihre jährlichen Einkünfte auf mehr als 80,500,000 Pfund Sterlinge beliefen, und man ſich mit der Hoffnung ſchmeichelte, dieſe durch den ausländiſchen Handel noch in der Folge erhöhet zu ſehen, ſo bemächtigte ſich eine allgemeine Aktienwuth aller Bürgerklaſſen.

Dieſe Manie ging ſo weit, daß die ganze Nation, die Geiſtlichkeit, der Adel und Bürgerſtand, Staatsmänner und Prinzen, und ſelbſt die Damen, welche Geld hatten oder ſich zu verſchaffen wußten, Aktienhändler wurden, Aktien einkauften, und mit ſolcher Gier einander aufboten, daß im November 1719, nach einer Ebbe und Fluth der Preiſe, die Aktien mit 10000 Livres bezalet wurden, folglich zehnmal höher, als ihr urſprünglicher Werth war.

Law ſahe ſich auf einmal auf der ſchwindelnden Höhe einer beiſpielloſen Macht und eines großen Vermögens. Er war der Vertraute des Herzogs von Orleans, faſt angebetet von dem Volke, unaufhörlich umringt von Prinzen, Herzögen und Prälaten, die um ſeine Freundſchaft buhlten, und ſich durch ſeine Protektion geehrt glaubten. Seine Beſitzungen waren ſo anſehnlich, daß er 14 betitelte Landgüter als Eigenthum beſaß, zu welchen unter andern das Marquiſat von Roſny gehörte, welches ehemals Heinrichs IV. Miniſter und Freund, der große Sülly beſeſſen hatte. Ungefähr um dieſe Zeit erhielt er aus England Pardon wegen des Todes des Hrn. Wilſon, und Schottlands Hauptſtadt, ſtolz einen ſo großen Mann erzeugt zu haben, ließ ihm in einer goldnen Büchſe das Bürgerrecht überreichen.

Da er das einzige Hinderniß, das ihm bisher in dem Wege ſtand, zu den höchſten Ehrenſtellen des Staats zu gelangen, durch ſeinen Uebertritt zu katholiſchen Ritus weggeſchaffet hatte, ſo wurde er am 13ten Jan. 1720 Generalkontrolleur der Finanzen. Aber nachdem er einen ſo beneideten Poſten errungen hatte, wurde er ſelbſt ein Opfer des Neides der andern Miniſter, welche die Furchtſamkeit des Regenten benutzten, und ihn bewogen, den 21. May 1720 eine Verordnung ergehen zu laßen, die ganz gegen alle Grundſätze einer vernünftigen Polizey und trotz der feierlichſten Verſicherungen die Bankzeddel der Kompagnie auf die Hälfte ihres Werths und die Aktien auf 5000 Livres herabſetzte. Durch dieſe vermaledeite Operation, die gegen die Meinung und das Gutachten des Generalkontrolleur ſcheint vorgenommen zu ſeyn, wurde die Fabrikation des Papiergeldes vernichtet, und dieſe ungeheure Spekulation verſchwand gleich einer in der Luft platzenden Seifenblaſe. Das beſtürzte Volk gerieth in Wuth; man mußte, um Unordnungen zu verhüten, Truppen in der Hauptſtadt vertheilen; und das ehemals ſo geprieſene und geſuchte Papiergeld gerieth in einen ſolchen Mißkredit, daß man 100 Livres für einen Louisd'or in baarem Gelde hingab.

Die Wuth des Volks, ſtatt auf die Regierung, welche durch ihre Verordnung ſo vieles Unheil angerichtet hatte, ſich zu lenken, fiel blos auf den verwünſchten Urheber des Projekts, der die Nothwendigkeit Frankreich zu verlaßen, einſahe, und ſich beim Regenten eine Abſchiedsaudienz ausbat, worin er ihn ſo anredete: Gnädiger Herr, ich habe große Fehler begangen, ich geſtehe es, und ich habe ſie begangen, weil ich ein Menſch bin und jeder Menſch irren kann, aber weder Bosheit noch Schurkerey hat Theil daran. Sie werden nichts dergleichen in meinem Betragen finden. Er zog ſich am 10. Decbr. 1720. auf eines ſeiner Landgüter in der Gegend von Paris zurück, und entwich, durch Hülfe eines Paſſes von dem Herzog von Orleans und unter der Bedeckung eines Detaſchements von der Leibgarde zu Pferde des Herzogs von Bourbon nach Brüſſel. Sein Bruder wurde bald darauf in die Baſtille geſetzt. Seine großen Güter wurden eingezogen und von der Regierung konfiſcirt. — So wurde der Generalkontrolleur von dem Gipfel des Glanzes und des Reichthums in einen, wenigſtens vergleichungsweiſe dürftigen Zuſtand herabgeſtürzet, worin ihm nichts, als ſein ehemaliger Gehalt, den ihm die Freundſchaft des Herzogs von Orleans noch erhielt, übrig blieb.

Nachdem er ſich, in der Hoffnung, nach Frankreich zurückberufen zu werden, einige Zeit in der Hauptſtadt der öſtreichiſchen Niederlande aufgehalten hatte, ging er nach Rom, wo er dem damals ſo genannten alten Prätendenten aufwartete, von da nach Venedig und endlich einer Einladung des brittiſchen Miniſters zu Folge über Deutſchland nach Koppenhagen. Hier ſchiffte er ſich auf die Oſtſeeflotte, welche Sir John Norris kommandirte ein, und langte, als Paſſagier auf dem Admiralsſchiffe den 20. Oktbr.

1721 zu London an. Gleich nach ſeiner Ankunft wurde er Georg I. vorgeſtellet, und miethete ſich darauf ein Haus in Hannover-Square, wo er täglich von den erſten Standesperſonen Beſuche erhielt.

Da ſeine Ankunft bei den Anhängern der Whigsparthey Eiferſucht erregte, ſo ſtellte der Graf Coningby dem Oberhauſe die Gefahr vor, welche England von dem Aufenthalte eines Mannes zu befürchten hätte, der in einem benachbarten Lande ſo viel Unheil angerichtet, mit Hintenanſetzung der Treue, die er ſeinem natürlichen Souverain ſchuldig wäre, insgeheim die Freunde des Prätendenten begünſtiget, und was das ſchlimmſte ſey, ſeinen Gott verleugnet hätte um katholiſch zu werden, und trug bei der Kammer darauf an: ſie mögte ſich darüber Aufſchluß geben laßen, ob Sir John Norris Ordre erhalten hätte, Law nach England zu bringen.

Dieſe Affaire hatte keine Folgen, und den 28. Novbr. erſchien Law in Begleitung des Herzogs von Argyle, des Grafen von Hey und mehrerer ſeiner Freunde vor der Barre der Kingsbench und ließ daſelbſt den Pardon, den ihn der König wegen des im J. 1694 im Duelle getödteten Wilſon ertheilt hatte, anerkennen.

Im Jahr 1722 kehrte Law aufs feſte Land zurück, und endigte den Lauf ſeines unbeſtändigen Lebens im März 1729. zu Venedig, im 58ſten Jahre ſeine Alters.

Göttingen. G. Fr. Pf—e.

VI.

Roman.

Berloff.

Meiſt wahre Geſchichte.

Der Fürſt von S*** (kommt, die Maske in der Hand, zu einer Seitenthür herein.)

Berloff, (folgt ihm.) Ha, ſahſt Du ſie Berloff? ſahſt du den Engel, welche hohe Röthe ihr blendend weißes Angeſicht überzog, als ſie die Maske wieder aufhob?

Berloff. Wohl ſah ich es, da ich ſchon im Voraus wußte, daß es ſo kommen würde.

Fürſt. Wie, du wußteſt es, und woher?

Berloff. Weiß denn der Thäter nicht, wann die That geſchieht?

Fürſt. Berloff — wie, ich glaube Du wagteſt den Knoten zu löſen?

Berloff. Das that ich.

Fürſt. Du liebenswürdiger Verwegener, wie danke ich Dir. Du haſt mich Dir auf immer verpflichtet.

der Gottesdienſt geendigt war. Der Herzog, der ihn einmal von Ungefähr hörte, fand in ſeinem Spiel etwas, das ihm auffiel, und als er ſich nach dieſem Muſikus erkundigte, verwunderte er ſich nicht wenig, wie man ihm ein Kind von ſieben Jahren vorſtellte. Er lobte ſein Talent, und nahm es unter ſeinen Schutz. Er überführte den Vater, wie hart und widerſinnig es ſey, ſich einem ſo augenſcheinlichen Beruf widerſetzen zu wollen, da der Inſtinkt der Natur ſich keine Feſſeln anlegen ließe, und ſicher ein ſchlechter Rechtsgelehrter aus dem jungen Händel, ſtatt des großen Tonkünſtlers werden würde, den er verſpräche. Der Vater gab ſich, und nach einem Auffenthalte von etlichen Monaten kehrte der junge Händel nach Halle zu einem Organiſten, Namens Zachau, zurück, der in einigem Ruf ſtand. Händel war bald im Stand, die Stelle ſeines Lehrmeiſters zu bekleiden; er lernte unter ihm die Grundſätze der Harmonie, und nutzte ſeine Unterweiſungen ſo wohl, daß er im neunten Jahre bereits die Muſiken verfertigte, die in der Hauptkirche aufgeführt werden ſollten. Händels Eltern ſchickten ihn 1696 nach Berlin, wo er einen Verwandten hatte; die Oper dieſer Stadt war berühmt. Der König von Preußen, der Großvater des jetzigen, wendete ſehr viel darauf, und munterte durch ſeine Gnade und Freygebigkeit ihre Mitglieder auf. Buononcini und Attilio waren an der Spitze. Der erſte hatte mehr Genie für das Setzen, der andre für die Ausführung. Aber ihr Karakter war noch verſchiedner als ihre Talente. Buononcini war eitel und geringſchätzend; ſein Glück hatte ihn noch ſtolzer gemacht. Er ſah im jungen Händel nur ein Kind, und begegnete ihn mit ziemlicher Verachtung. Der Empfang des Attilio hingegen war gütig, und ſeinem ſanften und beſcheidnen Karakter angemeſſen. Er entdeckte die aufkeimenden Talente des jungen Menſchen, und ſuchte ſie zu pflegen, und mit ſeinem Rath zu unterſtützen; er behandelte ihn,

wie

Berloff. Würde ich es ſonſt gethan haben?

Fürſt. Alſo ahndeteſt du ſchon meine Liebe zu dieſem unbekannten Engel?

Berloff. O vielleicht früher, als Sie ſelbſt.

Fürſt. Und ich glaubte Dir jezt eine große Neuigkeit ſagen zu können. — Nun; und was weißt Du denn, und woher?

Berloff. Woher? Da müßte ich ja mit offenen Augen blind geweſen ſeyn, wenn ich nicht auf dem Spazierritte in der Allee bemerkt hätte, daß Sie dies Frauenzimmer nicht mit gewönlichen Augen anſahen; und gewiß, hätte Sie Ihre Begleitung nicht abgehalten, Sie würden ſie angeredet haben.

Fürſt. Wie richtig ſahſt Du, lieber Berloff, doch weißt du, wer ſie iſt, wie ſie heißt?

Berloff. Nein! ich gab mir alle Mühe ihren Stand und ihren Namen zu erforſchen, um, wenn Sie mich einſt Ihres Geheimniſſes würdig fänden, Ihnen gleich Rede ſtehen zu können.

Fürſt. O Freund, verzeihe mir meine Zurückhaltung, Du ſollſt ſehen. . . . Aber wie war es, was ſpähteſt Du aus?

Berloff. Meine Unterſuchungen waren fruchtlos; das Einzige weiß ich, daß ſie nicht hier zu Hauſe iſt.

Fürſt. Freilich wenig Troſt für einen Liebenden. Aber wo dann? O Berloff ich bitte, ich beſchwöre Dich, ſuche ſie auf.

Berloff war des Fürſten Freund; er war es durch Offenheit geworden. Der Fürſt hatte ſich einſt bei der Verfolgung eines Hirſches auf der Jagd von ſeinem Gefolge entfernt. Ganz ermüdet ging er auf eine Köhlerhütte zu, um ſich hier zu erfriſchen. Als er ſich ihr näherte, wurde er einen Jüngling gewahr, der am Fuße einer Eiche aufmerkſam in einem Buche las. Er ſtand bei Annäherung des Fürſten auf, grüßte ihn, führte ihn in die Strohhütte, und bot ihm Milch dar.

Fürſt. Sage mir doch, mein Sohn, was lieſeſt du da?

Jüngl. Eine vor kurzem erſchienene Abhandlung über die Freundſchaft, mein Herr.

Fürſt. Und was denkſt du davon?

Jüngl. Ach, ich finde, daß es ſehr ſüß ſeyn muß, einen Freund zu haben.

Fürſt. Hatteſt du nie einen Freund?

Jüngl. Nein, und könnte ich auch einen haben, ſo wüßte ich doch nicht, ob ich mich in eine ſolche Verbindung einlaßen würde, deren Pflichten ich mir nicht getraue zu erfüllen. Alle Menſchen, die ich bisher kannte, haben mich hintergangen.

Fürſt. Du würdeſt dich ſehr gut zu dem Freunde eines Fürſten ſchicken!

Jüngl. Das glaube ich gerade nicht, denn ich habe gehört, daß man dieſen immer ſchmeicheln muß, und das darf ein Freund nicht. Ich würde ihm vielmehr ſeine Fehler zeigen.

Fürſt. Nun, ſo ſei mein Freund, ich bin dein Fürſt.

Von dieſem Tage an war Berloff des Fürſten Vertrauter und Günſtling. — Er hatte alſo jezt den Auftrag bekommen, den Stand und Wohnort der ſchönen Unbekannten auszuſpähen. Er durchſtrich vier Wochen lang ohne Erfolg die umliegende Gegenden. Schon war er wieder auf dem Wege nach der Reſidenz zurück, als er wegen eines beſondern Zufalls genöthiget war, in einem Dorfe ſich einige Stunden aufzuhalten. Dem Wirthshauſe gegen über ſtand ein anſehnliches Haus, worin, wie er erfuhr, eine alte adliche Dame wohnte. Er ließ ſich bei ihr anmelden. Ein junges Frauenzimmer empfieng ihn, und führte ihn in die Stube, wo die alte Dame, ihre Mutter auch war.

Beim erſten Anblicke des Mädchens fand er auffallende Aehnlichkeit mit jener Unbekannten. Er wußte das Geſpräch bald auf die lezte Maskerade zu lenken, und erzählte, daß da einem Frauenzimmer, das man aber nicht kannte, die Maske entfallen ſey. Das Fräulein, Wilhelmine hieß es, wurde roth, lächelte, und ſtotterte ein „So!“ heraus. Berloff, nun gewiß überzeugt,, daß ſie es ſey, ließ ſich nicht weiter heraus, empfahl ſich ſo bald als möglich, um ſeinem Fürſten die erfreuliche Nachricht bringen zu können. Beim Abſchiede wurde er auch noch um baldige Wiederhohlung ſeines Beſuchs gebeten, welche er ſehr gern verſprach.

Welche Freude dieſe Nachricht bei dem Fürſten erregte, kann man ſich denken. Geh, lieber Berloff, ſagte er zwei Tage darauf, geh hin zu dem Engel, wirb in meinem Namen um ſie; wenn Du für mich ſprichſt, ſo kann es mir an einem glücklichen Erfolge nicht fehlen. Sage ihr, daß ich mich, ſobald ſie ihre Einwilligung giebt, mit ihr in Gegenwart ihrer Mutter und einiger andern Perſonen, denen ich mich anvertrauen darf, verbinden laßen werde. Doch müßte dies noch einige Zeit geheim bleiben; ich möchte meine Mutter zu ſehr wider mich aufbringen, da ſie gewiß glaubt, daß ich meine Kouſine heirathen werde, die, wie Du weißt, nichts weniger als von mir geliebt wird. Geh, lieber Berloff, mache mich glücklich!

Berloff, ganz Eifer für den Auftrag ſeines Freundes, eilte ſich deſſen ſo geſchwind als möglich zu entledigen. Er ſprach zuerſt mit Wilhelminens Mutter, ſuchte in ihr die Flamme des Ehrgeizes anzufachen, und das Verlangen in ihr zu erregen, ihre Tochter in einigen Wochen als Fürſtin auftreten zu ſehen. Er hatte nicht viel Beredſamkeit dabei nöthig; man begegnete ihm auf halbem Wege. Wilhelmine dachte aber nicht wie ihre Mutter, wenigſtens ſchien ſie nicht ſo zu denken; jungfräuliche Schaamhaftigkeit band ihre Zunge noch, und ihr Stillſchweigen ſagte diesmal wenigſtens „Nein“ zu dem Antrage. Verloff mußte vorerſt unverrichteter Sache wieder fortgehen. Sie fuhr bei ſeinen wiederholten Beſuchen fort, ihre wahren Geſinnungen zu verbergen. Endlich wurde Verloff ungeſtümer; er zeichnete ihr die Vortheile ſeines Antrags mit den lebhafteſten Farben, noch mehr aber den Fürſten ſelbſt; und da er glaubte, daß ſeine Beredſamkeit Wurzel geſchlagen habe, ſo drang er auf eine entſcheidende Antwort. — Wilhelmine ſeufzte und ſchwieg wieder. Endlich ſagte ſie zu ihm:

„Verloff, ſollte es wohl noch einen Menſchen geben, für den Sie mit ſolcher Wärme ſprächen, als für Ihren Fürſten?“

„Nein, Wilhelmine, auf dieſer Erde kenne ich keinen.“

„Und doch, fuhr ſie erröthend fort, giebt es einen Mann, für den Sie mit weit glücklicherem Erfolge ſprechen würden. Ich bin nicht für Ihren Fürſten geſchaffen; nie blendete mich Gold und Pracht. Sie, lieber Verloff, ſind nicht von hoher Geburt; aber Alles finde ich bei Ihnen vereint, was ich mir immer an dem Manne vereint wünſchte, dem ich einſt durch das Leben folgen ſoll. Ach warum ſind Sie es nicht, der meine Hand verlangt, Sie ſollten nicht einen Augenblick auf Antwort warten müſſen.“

„Wilhelmine, Schönſte ihres Geſchlechts, wohin wollen Sie mich verleiten, rief Verloff; ach, es bedarf deſſen nicht, um mich ins Verderben zu ſtürzen. Wie oft wollte ich ſchon zu Ihnen von Liebe reden, aber Dankbarkeit gegen meinen Wohlthäter, die Ruhe meines Freundes ſchrecken mich zurück. O wüßte er, welches Opfer ich ihm bringe, welchen Himmel ich verlaßen ſoll, — Wilhelmine, leben Sie wohl, ich muß fliehen, fliehen ſo weit als ich kann; aufſchlagen will ich meine Wohnung, wo die

Sonne kraftlos niederblickt, zwiſchen ewigen Eisgebürgen will ich ausruhen, und mein Unglück beweinen. Jezt, da ich noch die Kräfte dazu habe, will ich fort. Leben Sie glücklich!“

Er umarmte ſie, und eilte hinaus. Indem trat Wilhelminens Bruder, Ferdinand, herein. Er ahndete nicht ſobald, was hier vorgegangen ſeyn konnte, als er auch zum Fürſten eilte, und ihn mit ehrerbietiger Hitze fragte, ob er Verloff erlaubt habe, ſeiner Schweſter einen Heirathsantrag zu thun?

„Sind Sie Wilhelminens Bruder?“

„Ja.“

„Nun ſo kann ich Ihnen ſagen, daß er in meinem Namen um ſie hat werben müſſen.“

„So ſind Sie ſchändlich verrathen, gnädigſter Herr, denn eben fand' ich Verloff in den Armen meiner Schweſter.“

Mehr brauchte es nicht für den Fürſten. Verzweiflungsvoll ging er auf und ab. Seine Liebe zu Verloff war ſehr groß, und lange kämpfte Freundſchaft und Rache miteinander. Endlich ſiegte dieſe, und dämpfte den lezten Funken von Liebe zu Verloff. (Er klingelt.)

Bedienter. Euer Durchlaucht?

Fürſt. Man nehme ſogleich Verloff in Verhaft.

Bed. Euer Durchlaucht. . . .

Fürſt. Was?

Bed. Er iſt vor einer Stunde abgereiſt.

Fürſt. So ſetzet ihm nach; man muß ihn ſchaffen, es koſte was es wolle! aber lebendig, das rathe ich euch; und ich verſpreche dem eine anſehnliche Belohnung, der ihn mir liefert.

Bed. Sehr wohl. (ab.)

Fürſt. (allein.) So hätte ich denn Niemand mehr, den ich Freund nennen dürfte; ſo könnte ich mich keines Vertrauten mehr rühmen! Ach, Verloff, wie liebte ich dich, und — wie liebe ich dich noch jezt! Aber . . . nein, er war es nicht werth, der Heuchler, der Verräther! . . . Und doch, was iſt es, das ihn ſtrafbar macht? Iſt es nicht Liebe, das edelſte Gefühl vom Schöpfer in unſer Daſeyn verhaucht? Ach, dürfte ich Dich doch bei mir entſchuldigen! (ab.)

Es vergingen ſieben Tage, und der Fürſt bekam folgenden Brief:

H…, am 3. Auguſt 178..

Gnädigſter Herr!

„Fünfundachtzig Meilen trennen mich von Ihnen, und jezt denke ich den Armen Ihrer gerechten Rache entronnen zu ſeyn. Und weiter will ich nicht fliehen! — Wollte Gott, ich wäre geblieben, und hätte eine verdiente Strafe erlitten! — Ja, Fürſt, Ihr Bild iſt mir zu tief eingeprägt, — und dennoch konnte ich Sie hintergehen? Nein, es konnte nicht ſeyn. Liebte ich Sie nicht mit gränzenloſer Liebe? Mein halbes Daſeyn hätte ich hingegeben, um Ihnen eine vergnügte Stunde zu machen, und o, wie kam es, daß ich Sie ſo beleidigte? Warum übernahm ich das ſchlüpfrige Geſchäft, das Sie mir übertrugen? Indem mein Mund für **Sie** ſprach, müſſen meine Augen für **mich** geredet haben. Dies iſt mein ganzes Vergehen, Fürſt! Ich will Sie nicht hintergehen, ich will Ihnen bekennen, daß ich Sie eine Zeitlanng um Wilhelminens Liebe gebracht habe; aber ſein Sie nur ihr eigener

„Sachwalter; erſcheinen Sie nur vor Wilhelminen,
„und mein Andenken wird bei ihr bald verlöſchen.
„Leben Sie wohl, mein Fürſt, ſein Sie glücklich in
„den Armen Ihrer Wilhelmine; wenn ich höre,
„daß Sie es ſind, ſo wird das der einzige Troſt ſeyn,
„den ich noch hoffen darf. Vertilgen Sie jedes An-
„denken an mich aus Ihrem Herzen, ich bin es
„nicht werth, mich hier, wenn auch zum leztenmale.

Ihren
ehmaligen Freund zu nennen,

Berloff.

Der Fürſt zweifelte zwiſchen Verzeihung und Verdammung. Je mehr er den Brief durchlas, deſto weniger fand er Berloff ſtrafbar; die erſte aufwallende Hitze war auch vorüber, er beſchloß wirklich, ihm Alles zu verzeihen, und ihn wieder zurük kommen zu laßen.

Berloff hatte zwei Freunde, die durch ſeine Empfehlungen ſehr gut verſorgt waren; zu dieſen flüchtete er; hier glaubte er eine ſichere Freiſtadt zu finden, von hier aus hatte er auch ſeinen Brief an den Fürſten geſchrieben.

Dietrich, ſo hieß der Eine, empfing ſeinen Wohlthäter mit der innigſten Freude, und pflegte ſein auf das Beſte. Am andern Morgen kam er noch vor Tagesanbruch an Berloffs Bette und ſagte ihm, daß geſtern, gleich nach ſeiner Ankunft, ein Publikat an das Rathhaus geheftet worden wäre, worin er für einen Verräther erklärt, und 1000 Thaler auf ſeine Perſon geſezt wären. Ich will Dich nicht fragen, fuhr er fort, wie Du bei unſerm guten Fürſten in Ungnade gefallen biſt, aber ich muß glauben, daß man Dich hier kennt, wenigſtens wäre es möglich. Geſtern ſagte ich Dir abſichtlich nichts davon; ich glaubte Dich zu beunruhigen, und meine Freude, Dich wiederzuſehen, war auch zu groß. — Aber jezt, lieber Berloff, ſo gern ich Dich auf immer bei mir ſähe, muß ich Dich bitten, Dich zu retten. Mein beſtes Pferd wartet auf Dich.

Berloff wollte anfangs, daß Dieterich ihn ausliefere; da ſich dieſer aber widerſezte, gab er endlich nach, und flüchtete ſich zu ſeinem andern Freunde, Sindel, der einige Meilen weiter, nahe an der Gränze, wohnte. Dieſer empfing ihn mit noch größeren Freudenbezeugungen, und war ſo durchaus liebreich und gefällig, daß Berloff undankbar zu ſeyn glaubte, wenn er ihm nicht ſein Unglück erzählte. Er unterrichtete ihn von Allem, auch von dem Preiſe, der auf ſeinen Kopf geſezt war, und daß dies bald auch hier bekannt gemacht ſeyn würde. Berloff bemerkte wohl, daß Sindel nach dieſem Geſpräche ein anderes Betragen gegen ihn annahm, glaubte aber nichts weniger, als daß Verrätherei die Triebfeder davon ſey; bis er den Morgen darauf von ſechs bewaffneten Männern aufgeweckt wurde, die ihn feſſelten, in einen Wagen warfen, und mit ihm nach der Reſidenz des Fürſten fuhren.

Unterdeſſen erhielt Wilhelmine nicht ſo bald Nachricht von dem Befehle der Verhaftnehmung Berloffs, als ſie zum Fürſten eilte. Sie bat, ſie beſchwur, ſie weinte — nichts wollte fruchten, wäre nicht glücklicherweiſe ein Dritter herbeigekommen. — Sindel nemlich trat mit einer Miene voll von dem Bewußtſeyn einer edlen Handlung herein.

„Gnädigſter Herr, ſagte er, Sie ſehen hier einen Ihrer getreueſten Unterthanen vor ſich, dem die Pflichten gegen ſeinen Fürſten theurer als alle übrigen ſind. Berloff und ich wuchſen mit einander auf, wir lebten als Brüder, mit jedem Jahre wurden wir inniger; ſeiner Freundſchaft allein habe ich mein Alles zu danken. Vor kurzen kam er in mein Haus, ſuchte bei mir Schuz, und erzählte mir im Vertrau den Verluſt Ihrer Gnade. In jedem andern

Falle würde ihm mein Haus ein ſicheres Aſyl geweſen ſeyn, aber nur nicht in dieſem. Ihre Befehle waren mir heiliger als alles Uebrige. Ich ließ ihn gefangen nehmen, hierher bringen, und jezt erwartet er ſein Schickſal.“

Der Fürſt ſah Sindel einige Augenblicke ſtumm vor Erſtaunen an; endlich konnte er ſeinen Zorn nicht länger bergen.

„Ha Schlange, rief er, Auswurf der Erde, welcher Teufel flüſterte dir zu, daß, wenn du die Bande der Freundſchaft zerriſſeſt, du dir die Gunſt deines Fürſten verſchaffen würdeſt? Wer nicht die Pflichten der Freundſchaft hält, iſt auch jedes Bubenſtück gegen ſeinen Fürſten fähig. — Ergreift ihn, ſeine Wohnung ſei der tiefſte Kerker, worin noch nie ein Lichtſtrahl fiel.“

Bleich und zitternd ſtürzte Sindel zu des Fürſten Füßen nieder, und flehte um Gnade — aber man führte ihn weg.

Nun wurde Verloff herbeigeführt. Mit gelaßener Miene und klirrenden Ketten trat er herein.

„Komm in meine Arme, rief ihm der Fürſt entgegen! Verzeihe mir, daß mich meine Leidenſchaft im erſten Augenblicke hinriß; nichts ſoll mich wieder von dir trennen. Hier, (auf Wilhelminen zeigend) hier, nimm ſie hin, deine Wilhelmine, ſie iſt deiner werth; möchte ich doch einſt auch eine ihr ähnliche Gattin finden.“

Verloff bat noch für Sindel; allein der Fürſt blieb unerbittlich.

Friedrich Gottſchalk.

VII.

Miſcellaneen.

I.

Der Herbſt.

Wie? — ſie fliehen, die ſchönen Sommertage
Hin von uns? Wie, ſtöhnet ſchon die Klage:
„Ach ſie war ſo kurz, die ſchöne Zeit,
Deren ſich die ganze Schöpfung freut!“ —
Ja, ſie ſchwinden hin mit allen ihren Freuden,
Und es nahen ſich die vielen, langen Leiden,
Die der rauhe Winter mit ſich bringt,
Wenn er durch die Luft die weißen Flügel ſchwingt.

Dieſe Flur, wie liegt ſie ſo veraltet
Jetzt vor mir, die wonnig ausgeſchmückt
Noch vor kurzem war! — Die ſanfte Luft erkaltet,
Die mit Zephyrhauch' im Schatten uns beglückt
Und ſo mild den Wanderer erquickt.
Alles ändert jetzt die friſche Farbe,
Die ſo ſchön der Frühling reicht:
Gleicht der fahlen Schnittergarbe,

wie ſeinen Sohn. Zuletzt mußte ſelbſt Buononcini ihm Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Sein Ruf kam bis zu den Ohren des Königs, der Händeln hören wollte; er machte einen großen Eindruck auf ihn. Er überhäufte den jungen Menſchen mit Geſchenken, und ſchlug ihm vor, ihn nach Welſchland auf ſeine Koſten reiſen zu laſſen, und hernach in ſeine Dienſte zu nehmen. Händel lehnte dieſe Anerbietungen von ſich ab, und ging nach Halle zurück. Er hatte zwar einen großen Trieb, Italien zu ſehn, allein die Koſten der Reiſe waren ein unüberwindliches Hinderniß, und ſo begab er ſich nach Hamburg, wo die Oper nur von der Berliner übertroffen wurde. Während der Zeit ſtarb ſein Vater. Da er ſeiner Mutter zur Laſt zu ſeyn befürchtete, ſo gab er Unterweiſungen in der Muſik, und nahm eine Stelle im Orcheſter an. Seine Mutter ſchickte ihm zwar einige Zeit darauf eine Summe Geldes, allein er ſendete ſie unangegriffen zurück, und legte noch etwas von dem bey, was er ſich erſpart hatte. Ein ſchöner Zug von ſeinem Karakter und Herzen! — Händel wurde bald zum Anführer der Oper gewählt; er hatte zwar noch einen Tonkünſtler zum Nebenbuhler, allein das Uebergewicht ſeiner Talente trug den Sieg davon. Der Vorzug ärgerte ſeinen Mitwerber ſo ſehr, daß er Händeln beym Weggehn aus dem Orcheſter aufpaßte, und ihm einen ſo gewaltigen Degenſtich beybrachte, daß er ihn durchbohrt haben würde, wenn nicht zum Glück ein Muſikbuch, das er ſich unter dem Rock geknöpft, den Stoß aufgefangen hätte. Händel war funfzehn Jahr alt, als er ſeine erſte Oper, Almeria, ſchrieb, die dreißig Tage hintereinander geſpielt wurde. Florinda und Nerone folgten in Jahresfriſt darauf, und trugen gleichen Beyfall davon. Es befand ſich damals ein Bruder des toskaniſchen Großherzogs, Gaſton von Medicis, zu Hamburg. Dieſer Prinz wurde, nach jener angebornen Liebe für die Künſte, die ſeine Familie und ihren Namen ver-

Die das dürre Haupt zur Erde neigt.
Liſpelnd fällt das welke Blatt vom Zweige
Nieder zu der Erd', und in dem Silberteiche
Spiegelt ſich der Baum, von Blättern leer;
Aber ach! — er kennt ſich ſelbſt nicht mehr.
Grün Gewand umſchloß ſonſt ſeine Aeſte,
Leicht und lieblich wiegten ſich auf ihm die Weſte
Wo jezt rauhe Herbſtluft ſtürmiſch hauſt,
Die durch Klüft' und ſteile Felſen brauſt.

Dieſer Bach, der unter Erlenſchatten
Ruhig durch die blumenreichen Matten
Schlängelnd und mit Silberhelle floß,
Irrt jetzt trüb' und gänzlich ſchattenlos.
Dieſer Roſenſtrauch, der blätterlos und öde
Einſam jetzt am nackten Ufer ſteht,
Wo ſo kalt die Herbſtluft weht,
War der Ort, wo ſonſt Damötens Flöte
Wonne durch die langen Thäler goß,
Wann in die Natur der kühle Abend floß. —
Dort im Haine ſang uns Philomele
Götterluſt ins wonnetrunk'ne Herz,
Stimmte ganz zur Freude jede Seele,
Sie, die himmliſche, die holde Philomele,
Füllte mild die Bruſt mit Scherz.
Summend flog das Bienchen auf beblümte Matten,
Wo jetzt traurige Zeitloſen ſtehn:
Girrend ſchmiegte ſich das Täubchen an den Gatten
Unter Zweigen, wo jetzt Stürme wehn:
Alles lebte, alles lachte mild,
Alles trug der reinſten Freude Bild.

Aber, ach! erſtorben ſind die Fluren,
Die mit Pracht der Frühling ausgeſchmückt.

vom überhangenden Felſen ſich herab warf, und wo ſo ſchön in ſeinen ſtürzenden Tropfen der azurne Bogen des Himmels ſchwebte, da hat ihn die Natur in eine zackigte Eiswand verwandelt, woran langſam noch wenige Tropfen herabgleiten. Liſpelnd ſchlich er ſonſt dahin durch ſeine ihn beſchattenden Ufer: jetzt — Gott! ſtatt jenes harmoniſchen Liſpelns vernimmt das nach dieſem vergeblich lauſchende Ohr nichts, als das furchtbare Rauſchen der benachbarten Erlen, welches ein wilder Nord in ihren erſtorbenen, von Duft und Schnee gedruckten Aeſten erreget. Der ſonſt ſo angenehme Hain, ach! gänzlich iſt er ſeiner Zierde beraubt. Sonſt ſäuſelte ein ſanfter Zephyr in ſeinen ſchwankenden Wipfeln; jetzt hat ſich dieſer in eine ſcharfe Schneeluft verwandelt. Jetzt erquickt ihn kein ſtärkender Morgenthau, kein kühlender Sommerregen benetzt ſeine ſonſt anmuthigen Geſträuche. Statt deſſen erfüllt ihn ein wildes Schneegeſtöber, welches dem ſtarren Fuße des Wandrers den kleinen Pfad unbarmherzig verbirgt. Deine Geſträuche, einſame Gegend! die ſonſt ein liebliches Zwitſchern ihrer kleinen Bewohner belebt — wie liegen ſie jezt trauernd umher, wie ſo ſtille, ſtiller, als die ſchweigende Nacht des Grabes! Da, wo ſonſt Philomele mit ihrem bezaubernden Liede die Lüfte erfüllte, ertönet das widrige Geſchrei einer Nahrung ſuchenden Elſter: da, wo ſonſt die muntre Lerche beim erwachenden Morgen in die Lüfte emporſchwirrte, und ihr fröhliches Lied herabſang auf die bethaute Erde, flattert jetzt empor eine einſame Dohle.

Unmuthsvolles Auge! wann wirſt du dieſe erſtorbenen Gefilde wieder im lachenden Bilde des alles belebenden Frühlings erblicken? Traurig ſchauſt du umher, und erblickſt nichts, als öde Bergköpfe und dürre Gehölze. Faſt überall hat ſich das Bild des Todes mit tiefen Zügen vor deinen Blicken eingegraben. Du liebſt Abwechslung, und findeſt überall nichts, als verdrüßliche Einförmigkeit.

Doch, ſei ruhig! Nach langem Winter lächelt der ſüße Frühling mit doppelt heiterer Miene, wann wieder die alles belebende Kraft in die Adern der ganzen Natur dringt. Dieſe Schneemaſſen — nicht ewig bedecken ſie die ſonſt ſo luſtigen Gefilde; nicht ewig drückt das träge Eis die unter ſeiner Laſt dahinſchlüpfenden Wellen: nicht ewig werden die ſtillen Geſträuche des Geſanges ihrer muntern, unſchuldigen Bewohner beraubt ſeyn: nicht ewig wird die erſtarrte Erde in ihrem Schlummer liegen. Es kommt einſt die Zeit, die holde Zeit des göttlichen Lenzes, zur Stunde ihrer weislich abgemeſſnen Beſtimmung, auch wieder in dieſe Zone; und Himmelswonne gießt ſie dann in den Buſen der ganzen Natur. Dann ziehet der wärmere Strahl der wieder zu uns ſich kehrenden Sonne die Erſtarrung aus einem jeden Produkte der unendlichen Schöpfung: dann bricht der von ſeiner drückenden Laſt befreite Strom wieder unaufhaltſam durch ſeine beblümten Ufer dahin: dann umarmt das beſchattende Geisblatt wiederum die vertrauliche Laube: dann verbreiten die jungen neu beblümten Auen wieder ihre balſamiſchen Düfte durch den unermeßlichen Aether: dann liſpelt der kleine mit zitternden Pappeln bepflanzte Bach nichts als Wonnegefühle: dann lockt uns die bezaubernde Sängerin durch ihre göttlichen Melodien wieder in den beblätterten Hain: dann freuet ſich die ganze Schöpfung ihres frohen Wiedererwachens, und fühlt tauſendfältig die Güte ihres unendlichen Schöpfers. . .

R — mm.

3.

Kleine Erzählungen; von Herrn Johann Carl Tutenberg zu Göttingen, 1792.

1.

Das Mädchen in der Beichte.

Zu einem **Pater** — der, durch ſeine Frömmigkeit,
Im Kloſter ſelbſt und in der Gegend weit und breit,
Bei Hoch- und Niedrigen, in großer Achtung ſtand,
Und allenthalben Herz und Thüren offen fand —
Kam einſt, als er am frühen Morgen Beichte ſaß,
Ein junges **Mädchen**, ſchön, doch ganz von Thränen naß,
Und beichtete, voll Angſt und Reue, unverholen:
Sie habe jüngſt vom Anger Leinewand geſtohlen. . . .

Indem ſie nun den **Pater**, wegen dieſer That,
Bußfertig bang' ihn flehend, um Verzeihung bat,
Erbot ſie ſich zugleich, mit reuig frommen Blicken,
Durch einen Mann ihm all' die Leinewand zu ſchicken;
Wenn er — zu'r Schonung ihrer tiefgebeugten Ehre —
Nur ſo erbarmungsvoll, ſo gütig doch nur wäre,
Und es im Korb, den man am Abend bringen ſollte,
Dem vorigen Beſitzer wiedergeben wollte. . . .

Der **Pater** reichte ihr, zum Kuß, die Hände hin,
Und tröſtete die junge reu'ge Sünderinn;

Ertheilte ihr ſodann die Abſolution,
Und unſre Schöne gieng beruhiget davon. . . .

Wie nun im Kloſter d'rauf der frommen Brüder Schaar
Am Abend in dem Speiſeſaal' verſammlet war:
Verkündete ein Mann, durch Klingeln und durch Pochen,
Daß das, was Morgens früh die Beichtende verſprochen,
Ihr ungefärbter wahrſter Ernſt geweſen ſey.
Er brachte würklich auch bald einen Korb herbei,
Und ſetzte ehrfurchtsvoll ihn bei der Tafel nieder,
Verneigte ſich alsdann, und gieng ſtillſchweigend wieder. .

„Da ſeht Ihr (hub nun unſer fromme Pater an)
„Was Sanftmuth, Lieb' und Zuneigung, bewürken kann!
„Der große Korb — das wollet ihr euch merken —
„Verſchließt das ſchönſte unter allen meinen Werken. . . .“

Neugierig ſprang man auf, trat, vor Erwartung ſtumm,
Im Kreis um den geheimnißvollen Korb herum;
Der Pater öffnete ihn mit vergnügtem Sinne,
Und, ſiehe da! es lag ein — ſchlafend Kind darinne.

2.

Der Bauer und der aus Nordamerika zurückgekehrte Braunſchweigiſche Soldat.

Bauer.

Siehſt du das Nordlicht dort? . . . Es iſt ſehr ſtark! . . .

Soldat.

Das? . . . Wie Du ſchnackſt! . . . Ein wahrer Quark! . . .
Wie ich in **Boſton** war, da gieng es anderſt her.
Was Ihr im Kleinen ſeht, ſieht man dort groß und ſchwehr.
Dort ſah ich unter andern auch in Wintertagen
Ein Nordlicht brennen . . . ja . . . ich will nur wenig ſagen . . .
Allein es war ſo groß, daß es die Erde deckte,
Und ſelbſt den wildeſten **Amerikaner** ſchreckte;
Ganz **Boſton** war ſo ſehr darinn verſunken,
Daß ellendicke Feuerfunken
Durch ſeine weiten Straßen brauſten
Und uns um Kopf und Ohren ſauſten . . .
Das war ein Nordlicht groß und ſtark!
Dies da iſt — wie geſagt — ein purer wahrer Quark.

3.

Der betende Seeofficier.

Multa fiunt eadem, ſed aliter.
Quintilianus.

Als einſt, die **Britten** zu bekriegen,
Und ſie — will's Gott — auch zu beſiegen,
Ein junger Graf, als Seeſoldat,
Zum erſtenmal' ein Schiff betrat:

Geſchah es, daß auf ſeinen Wegen
Der Sturm, bei Bliz und Wetterſchlägen,
Das Schiff vom ſchweren Anker riß,
Und bald auf eine Sandbank ſchmiß.

Sein Leben rettet Jeder gerne.
Man ſuchte Hülfe nah' und ferne:
Allein umſonſt. Der Wogendrang
Weiſſagte ſchnellen Untergang.

Daß Schiffsvolk ſchrie .... Die Winde ſauſten ....
Das Thauwerk pfiff .... Die Donner brauſten ...
Nein! ſolchen Lärm hört in der That
Nicht leicht im Kampf ein Landſoldat! —

Wie Keiner nun ſich mehr verweilte,
Und Jeder bang' zum Beten eilte,
Und Wind, und Sturm, und Donnerſchlag,
Verweh'ten, was man betend ſprach:

Da ſah — **vernehmlicher** zu beten —
Man unſern Held an's **Sprachrohr** treten,
Wo er mit Worten voll und tief
Aus allen Leibeskräften rief:

„Sieh gnädig doch auf uns hernieder
„Und gieb uns unſern Aeltern wieder! —
„Erbarme Dich doch unſrer Noth!
„Erbarm Dich, lieber Herr und Gott!“

4.

Die Kinderlehre.

Als **Bav** in einer Kinderlehre,
„**Wie hoch der Sinai wohl wäre?**“
Die **Bauerjungen** einſtens fragte,
Und Keiner ihm die rechte Antwort ſagte:
Da ſtraft' er ſie — wie Küſter pflegen —
Mit Worten, Stößen, und mit Schlägen.
Als er ſich nun auch zu den **Mädchen** wandte,
Die er ſtets ſeine **ſüßen Kinder** nannte,
Und eben dieſe Frage that,
War auch die Antwort ſchon parat:
„**Das kann man eigentlich nicht wiſſen!**“
„Recht! — Man kann's eigentlich nicht wiſſen,
„Wie hoch der **Sinai** wol ſey! —
„Fiel das euch **Buben** denn nicht bey?“
Rief **Bav**, mit wieder munterm Sinn,
Den thränenvollen **Jungen** hin;
„So haben, was bei Eurer Dummheit ich gebüßet,
„Auch jedesmahl mir **meine Mädchen** noch verſüßet.“

5.

Der Held in der Schenke.

Im letzten blut'gen Türkenkriege
Hab' ich, bei manchem großen Siege,
Auch manchem Türken ein's gegeben,

Daß er in ſeinem ganzen Leben
— Von jenem grauſen Kriege voll —
Noch oft an mich gedenken ſoll!
Sprach ein **Huſar** am Sonntag in der Schenke
Zum Nachbar **Schulzen**: . . . Itzt gedenke
Ich noch mit Schaudern jener Heldenthat,
Die dieſer Säbel einſt verübet hat.

Als nämlich ich, nach einem heftigen Scharmützel
— Wo wir den Türken ihren Stolz und Kützel,
Mit mächt'gen derben Säbelhieben
Und unſerm Mordgewehr, vertrieben —
Auf meinem Pferde, das gewaltig rauchte,
Mich zu erholen, ſo mein Pfeifchen ſchmauchte:
Traf ich — geſchworen ſei's bei Roß und Mann! —
Noch auf dem Felde einen **Türkſchen Baſſa** an,
Der ganz von Gold und Silber ſtarrte;
Dem hieb ich, daß der Säbel ſchnarrte,
— So mir als dir nichts — flink und munter,
Auf einem Hieb, den **rechten Arm** herunter . . .

Dem hätt' ich lieber doch — fiel ihm der **Schulze**
ein —
Soll's ja einmahl gehauen ſeyn,
Statt ſeines Arms, der nicht viel nutzet,
So Hals als Kopf herabgeputzet. — —

Ha! — Seht mir doch den dummen Tropf!
Nimmt man denn nicht **nur dem** den Kopf,
— Rief unſer brave tapfere Soldat —
Der einen Kopf noch zu verlieren hat? . . .
Auf den Gedanken wär' ich ſicher auch gekommen:
Hätt' ihm ein **Andrer** nicht ſchon ſeinen **Kopf** genommen.

---

verewigt hat, von Händels Talenten gerührt, und fand Geſchmack an ſeiner Perſon. Da Händel nicht ganz mit dem italieniſchen Guſto zufrieden war, ſo wünſchte er, daß eine Reiſe dahin ihn mit ihrem Styl und Manier ausſöhnen möchte, und bot ihm edelmüthig ſeinen Beutel zur Beſtreitung des Aufwands an. Allein ſo begierig auch unſer junger Künſtler war, dies ſchöne Land, die Wiege und Schule der Künſte, zu ſehn, ſo wollte er doch nicht ſeinen Wunſch auf Koſten ſeiner Freiheit, und durch die Wohlthaten eines Groſen befriedigen. Er blieb noch einige Zeit zu Hamburg, und verließ es nach Verlauf von fünf Jahren, als ihm ſein Fleiß und ſeine Sparſamkeit in den Stand geſetzt hatten, eine italieniſche Reiſe aus eignen Mitteln unternehmen zu können.

Florenz war der erſte Ort, den er beſuchte; der toskaniſche Fürſt empfing ihn mit eben der Freundſchaft, wovon er ihm zu Hamburg Proben gegeben hatte. Der Grosherzog, der Künſte zu ehren, und Artiſten aufzumuntern wußte, begegnete ihm mit der Achtung und Vertraulichkeit, die einen hohen und freyen Geiſt mehr ſchmeicheln, als jede andre Belohnung. Händel verfertigte die Muſik zur Oper Rodrigo, und das Glück, das ſie, troz der Verſchiedenheit, machte, die ſich zwiſchen ſeiner Gattung Muſik, und derjenigen befinden mußte, an der die Ohren der Welſchen gewöhnt waren, übertraf ſelbſt ſeine Erwartung. Der Grosherzog beſchenkte ihn mit einem Beutel mit hundert Zechinen, und einem ſilbernen Service. Bey der Oper zu Florenz war eine Sängerin, Viktoria, die ihre Talente und Schönheit berühmt machten; der Grosherzog konnte ſie ſehr gut leiden, und dieſe Neigung war kein Geheimniß. Viktoria hatte ein zärtliches Herz: ſie fand Händeln liebenswürdiger, und geſtand es ihm. Händel blieb bey dieſem Geſtändniß nicht gleichgültig; er erwiederte es: aber die Liebe, die der Grosherzog für ihn hatte, ging ſo weit, daß die-

6.

Und — Alle wurden ſtumm!

oder

Die Fürſtin unter den Gelehrten.

Als eine **Fürſtin** einſt — die Wiſſenſchaften liebte,
Und ſich in Künſten und in Sprachen übte —
Um ihren eignen Geiſt zu bilden und zu nähren,
Und auch die Herren der Akademie zu ehren,
Auf den Gedanken fiel: in allerhöchſten Gnaden
Sie alizumal zu'r Abendtafel einzuladen;
Geſchah es, daß die Herren bei dem Weine,
— Als wären ſie nur unter ſich alleine —
Mit Lachen, Scherzen, und mit Diſcurſen,
Mit Streiten, Zanken, und mit Diſputiren,
So frei und laut zu werden bald begonnen,
Daß ſie ſich ſelbſt nicht mehr ſo recht verſtehen konnten.

Die **Fürſtin** nun — um ihren Zweck nicht zu verliehren,
Und ſich bei dieſem Klubb lehrreich zu amüſiren —
Schlug vor! die **Deutſche** Unterhaltung abzubrechen,
Und auch einmahl **lateiniſch** unter ſich zu ſprechen;
Zumahl, da juſt bei ihr — zu ihrer Freud' und Ehre —
Die Krone der Gelehrſamkeit verſammlet wäre,
Und ſie der alten **Römer** Sprache äußerſt liebe,
Auch ſich, von Zeit zu Zeit, mit Fleiß darinne übe:
Sie würde mithin — ſpräche man **latein** —
Gewiß nicht ſtumm, wie andre Damen, ſeyn.
Man mögte (fur ſie fort, mit ſehr gefäll'gem Lachen)
latein zu reden, nun ſogleich den Anfang machen.

So täubt kein Donnerſchlag des feigen Sünders Ohren,
Als dieſer Vorſchlag unſre Herren Profeſſoren! — —
So laut man vorher war, ſo herrſchte Knall und Fall
Nun allertiefſte Todtenſtille überall. . . .
Voll Staunen ſah die Fürſtin zwar im Kreis herum;
Doch Alle ſaßen, gleich den Marmorbüſten, ſtumm:
Bis ein Concert, das man am Schluß der Tafel machte,
Die Herren nach und nach zum Reden wieder brachte.

7.

Sappho, am Geſtade des Meeres.

— Nacht. —

Da bin ich . . . Ha! wie um mich alles wüſte . . .
Wie ſchaudervoll und todt die Flur hier iſt . . .
Der Nord brauſt tobend von des Meeres Küſte,
Und ſchreckt das Wild, das ſcheuch vorüberſchießt. . .

Von nah' und ferne hallt zu meinen Ohren
Das Mordgebrüll aus düſtern Wäldern her . . .
Hier ſcheinet jede Rettung mir verlohren . . .
Mein Herz erbebt . . . Ich athme bang und ſchwehr . . .

So peitſcht mich hin, in dieſe kalten Fluten . . .
So peitſchet mich zum Ocean hinab,
Gefühle, die dem Herzen nur zum bluten,
Die nur zum Wahnſinn die Natur mir gab . . .

Dem Phaon, Fluch und aller Götter Rache . . .
Der Liebe, Fluch . . . Fluch Allem um mich her . . .
Es heulet der Sturm . . . Der Donner kracht . . .
Ich lache . . .
Ein kühner Sprung . . . und Sappho (Im Hinabſtürzen)
— iſt nicht mehr.

4.

Philoſophiſche Frühlingsempfindungen.

Wenn durch des Waldes Nacht
Der Silbermond mir lacht,
Und mit der Sterne Schimmer,
Aus Finſternis nur Dämmrung macht;
Dann iſts mein Buſen, der da ſpricht:
Verzage nicht, verzage nicht!
Des Erdners Leiden währt nicht immer.
Wie hier der Mond die Finſternis
Wohlthätig und doch ſtark zerris,
So bahnt ſich durch Vergänglichkeit
Dein Geiſt den Weg zur Ewigkeit,
So reißt ſich Deine Seele
Aus ihrer Körperhöle,
Flieht Himmelan,
Wo ſie begann,
Verehrt im Chor der reinern Geiſter
Den unfehlbaren, ewgen Meiſter,
Der oft beſungen, oft mit Harfenſpiel beſchwirrt,
Von Sterblichen ſtets unbeſungen bleiben wird.

Wenn auf der grünen Flur
Das Auge der Natur
In Millionenfacher Pracht
Sich jede Perle Tau zum Spiegel macht,
Die neugebohrne Welt
Wolthätig wärmet und erhellt,
Und dann, was ſie gegeben,
Das ſchöpferiſche Leben
Durch aller Weſen Nerven bebt
Und jeden Sinn zur Freude hebt,
Dann lauſcht mein Herz mit heil'gem Drang
Dem allgemeinen Lobgeſang.
Voll hoher Luſt
Sucht meine Bruſt
Der Erde Druck ſich zu entheben,
Verſucht zum Aether aufzuſchweben
Erweitert ſich und ſtrebt, bis ſie zulezt beſchwert,
Von ihrer Schwäche Laſt zur Erde wiederkehrt.

Wenn auf des Berges Kron'
Ich wie von einem Thron
Tief unter meinem Gipfel
Der Bäume hohe Wipfel
Im neuem Laube ſeh',
Und ſich von meiner Höh'
Die Quelle mir nun zeiget,
Wie ſie zum Strome ſchleichet,
Ich am Gedanken hänge,
Wie ſo zahlloſe Waſſermenge
Von allen Enden zugeführt
Unaufgehalten ſich im Meer verliert;
Dann ruft im Nu
Mir Ahndung zu

Von allen dieſen Tropfen einſt noch ungebohren,
Geht durch die Wanderung kein einziger verlohren,
Von Anbeginn ſind ſie erkohren
Zu füllen mit, den See vom ew'gen Licht,
Wenn er dereinſt die Finſternis der Zeit durchbricht.

Joſeph Carl Winkler v. Mohrenfels.

5.

Laura und Alonzo, oder die Serenade.

Eine Spaniſche Novelle.*)

Erwache, denn vom Thau benäßt,
Harrt dein Geliebter an der Thür,
Von ſeiner Treue zeuge dir
Dein Lob, das nie ſein Herz verläßt.

Wohl über Feld und Berg und Thal,
Durch Buſch und Dornen eilt er hin
Und nimmer ruht ſein reger Sinn,
Flieht gleich oft Luna's ſanfter Strahl.

Der Mööre Dunſtbild ſchreckt ihn nicht,
Er eilt auf feuchten Pfaden fort,
Der Räuber Schaar droht ihm mit Mord,
Doch dünkt der Wald ihn hell und licht.

---

*) Das Original dieſer freien Bearbeitung ſteht im Univerſal Magazine for June 1792. S. 426.

Er ſchenkte dir ja ganz ſein Herz,
Wo fänden Furcht und Sorge Raum?
Dich denkt er wachend, dich im Traum,
Nur dich verliehren, nennt er Schmerz.

Wach Liebchen auf, der Liebe Stern
Ermuntert uns zum Hochgenuß
Die Herzen ſchmachten nach Erguß
Auch iſt der Lauſcher Ohr ja fern.

Sei ſchnell und öffne mir das Haus,
Vorüber eilt die graue Nacht,
Iſt erſt Auroren's Strahl erwacht,
So drängt er Hymens Luſt hinaus.

So ſang Alonzo, die Guitarre in der Rechten, unter Laura's einſamen Fenſter, im ſtillen Thal unfern Valenzia, fern von der Wohnung ſeines harten Vaters, um die Rechte eines Ehemanns bei ihr verſtohlen zu genießen, die er im nahen Kloſter erlangt hatte. Familienhaß trennte ihn von ſeiner Geliebten, der ſo ſtark war, daß Alonzo ſelbſt es nicht hatte wagen dürfen, Carlos, den Bruder ſeiner Laura, zum Vertrauten ſeiner Liebe zu wählen, obgleich er ihn wegen ſeines Edelmuths ſchätzte, und die Söhne nicht an dem Haſſe der Väter Theil nahmen.

Bei nächtlicher Weile kam er deswegen, nur von ſeiner Guitarre begleitet zur Wohnung der Geliebten. Mit dieſer deutete er ſeine Ankunft an.

Auch wartete Laura ſeiner am Fenſter, was ſie öffnete, als Alonzo geendet hatte. Er verbarg die Guitarre im Gebüſch, ſie ließ eine Strickleiter herab, und er eilte in die Arme der Liebe.

Oft ſchon waren ſie ſo, ohne Störung vereint geweſen, der Genuß ihres Glücks hatte ſie zu ſicher gemacht. Ihre Liebe ſollte ſich ſchrecklich enden.

Carlos kehrte am heutigen Abend früher als gewöhnlich von ſeiner Geliebten zurück, und findet Alonzo's Guitarre im Buſch, die zu ſchlecht verſteckt war.

Beſorgniß für die Ehre ſeiner Schweſter machte ihn wüthend. In der erſten Hitze beſchließt er in ihr Zimmer zu dringen, um ihren Verführer zu tödten. Bald aber tritt an die Stelle des Zorns Ueberlegung; die Tugend ſeiner Schweſter macht ihm Muth. Er will das Ende abwarten. Der grauende Tag muß bald ſeine Zweifel widerlegen oder vermehren.

Er harrte nicht lange. Am öſtlichen Himmel verkündete Aurora Phöbus Rückkehr, die Vögel begrüßten den jungen Tag, als Laura und Alonzo ſich ſtammelnd, trennten. Kaum berührte er den Boden, da wandte ſich Laura, um zu weinen.

Aber Carlos Stimme rief ſie bald zurück. „Steh Ehrloſe, ſchrie er, um deinem Geliebten, ein ewiges Lebewohl zu ſagen.“

Tief traf des Caſtilianers Stimme, tiefer ſein Dolch. Alonzo rang mit dem Tode.

Mein Gemahl, mein Gemahl! rief die erſchreckne Laura. Er ſtirbt durch die Hand des Bruders, waren Alonzo's letzte Worte; Carlos verſank in dumpfes Staunen.

Aber was iſt der Schrecken des reuigen Freundes, gegen die Qual der unglücklichen Wittwe! Der Friede ihrer Seele war geflohen auf ewig, umſonſt rief ihn die Freundſchaft zurück. Die Mauern des Kloſters hallten wieder von ihren Klagen, aber auch ſie konnten ſie nicht hemmen, in deinen Thälern Valenzia ſuchte ſie die Ruhe, die ihr das Kloſter verſagte! Von der Guitarre des Geliebten begleitet, hauchte ſie in kurzem ihre Seele in Klaggeſängen aus.

Bei der Felſenquelle am Wege, bezeichnet ein ſteinernes Crucifix ihren Grabhügel. Alonzo's Guitarre hängt in der Capelle daneben, hinter dem Altar der heiligen Veronica. Noch bewahren die Landleute der Gegend folgende Worte aus einem ihrer letzten Geſänge:

Oft tönten mir von deinen Saiten
Der Liebe ſanfte Klagen zu,
Jetzt mögen ſie zur ſtillen Ruh
Bei dem Geliebten mich bereiten.
O täuſchen mich nicht frohe Träume,
So werd' ich bald ihn wiederſehn,
Wie dünkt die Ausſicht mir ſo ſchön,
Sie drängt der Zeiten trübe Räume!

Daß ich ſo lange ſeiner harre!
Daß ſelbſt ſein Geiſt mir nicht erſcheint
Wenn, trübe Stunden durchgeweint,
Ich ſchneller greiſe zur Guitarre!
Was will ich denn? ihm will ich klagen,
Er hört des Saitenſpieles Laut,
Es ruft ihn ja zu ſeiner Braut
Und dieſer kann er nichts verſagen.

Du kommſt? Ich glaube dich zu ſehen,
Ja mein Alonzo du biſt hier,
Eil' nur voran, ich folge dir
Und werde nimmer von dir gehen.
Doch hüte dich, der Mörder Schaaren
Beneiden uns der Liebe Glück,
Ich werde gegen ihren Tück
Und ihre Dolche dich bewahren.

Du bluteſt Lieber? weh mir Armen,
Biſt du verwundet? nein, welch Glück,
Sieh nur ich hielt den Stoß zurück,
Und fleh' den Mörder um Erbarmen.
So komm, laß uns die Stäte fliehen,
Eh noch der Rächer folgen kann,
Ihm biet' ich meine Bruſt jezt an,
Um ihm die deine zu entziehen.

Was ſeh' ich! Ach man will uns trennen,
Das ſoll man nicht zum zweitenmahl,
Das kann man nicht; im Todesthal
Wird uns mein Bruder nicht erkennen.
Ich werde nimmer von der Seite
Des ewig theuren Gatten gehn,
Ich hab' ihn einmal nur geſehn,
Damit ich ewig ihn begleite.

F. A. A. Meyer.

6.

Reiſegeräthe.

1.

Reiſewagen.

Auf einer Reiſe iſt ein bequemer Reiſewagen, was im menſchlichen Leben eine bequeme Wohnung iſt. Es iſt aber nicht genug, daß man in einem Reiſewagen bequem ſitze, ſondern eine ſeiner Haupteigenſchaften muß ſeyn, daß er ſich bequem und leicht fortbringen laſſe. Die meiſten Reiſenden denken an das letzte Erforderniß nicht genug, wenn ſie einen Reiſewagen wählen, und ſetzen ſich dadurch weſentlichen Unbequemlichkeiten, z. B. Erforderniß mehrerer Pferde, (und auf einer großen Reiſe macht ein Pferd mehr, ſchon einen beträchtlichen Umſtand in Vermehrung der Koſten aus) langſameren Reiſen und dergleichen aus.

Bei einem Reiſewagen ſei das **Geſtelle** dauerhaft, aber leicht, die **Länge des Wagens** in gutem Verhältniſſe, und die **Vorderräder** hoch. Hohe Vorderräder erleichtern das ſchnelle Rollen des Wagens, da hingegen bei kleinen, die Axen in ausgefahrnen Gleiſen, und ſandigen und leimigen Boden, aufliegen und ſchleifen. Hängt der Wagen in **Federn**, ſo muß man ſolche mit ſtarken Bindfaden, oder kleinen Schnüren, umſpinnen laſſen, was den Federn ihre Schwungkraft nicht benimmt, und ihnen größere Haltbarkeit giebt. **Schwanenhälſe** ſind freilich in der Rückſicht bequem, daß die Räder des Vorderwagens ganz unterkriechen, und man alſo im Wenden nicht befürchten darf, daß der Wagen gehoben oder umgeworfen werde. Allein ſolche Schwanenhälſe, wenn ſie zerbrechen, oder ſpringen, welches leicht genug geſchieht, bringen den Reiſenden in großen Aufenthalt, weil man an manchen Orten, auf viele Meilen weit, keinen Arbeiter findet, der ſie repariren kann. Deswegen findet man auch an den meiſten engliſchen Reiſewagen nur **Längwieden** (Longe). Der Wagen kreckt dann freilich nur halb, allein man wendet auch nie auf einem Wege, wie auf einem-Teller. Auch kann man bei einer ſolchen Längwiede eine Sicherheitsvorſicht anbringen, im Fall der Runknagel zerbrechen ſollte. Damit alsdenn der Hinterwagen noch immer mit dem Vordern verbunden bleibe, und wenn z. B. das Acci-

dent

ſer Fürſt deswegen keinen Groll auf ihn warf, ſondern fortfuhr, ihn mit Gnade zu überhäufen. **Händel** hielt ſich ein Jahr zu Florenz auf, und reiſete zur Karnevalszeit nach Venedig. Er war incognito; doch ſein Talent verrieth ihn. Als er bey einer Maſkerade auf der Harfe ſpielte, rief **Scarlatti**, der ihn hörte, aus: „Nur der Sachſe, oder der Teufel kann ſo ſpielen!“ — **Händel** ließ in dieſer Stadt die Oper **Agrippina** aufführen, die ſiebenundzwanzigmal hintereinander gegeben wurde. Die Talente der ſchönen **Viktoria**, die ihm nach Venedig gefolgt war, trugen nicht wenig zu dieſer guten Aufnahme bey. **Händels** Ruf flog durch ganz Welſchland, und bereitete Rom auf ihn vor. Er wurde in dieſer letzten Stadt mit Entzücken und von allen Kennern, ſonderlich vom Kardinal **Ottoboni**, aufgenommen, der auf ſeine Koſten eine Kapelle hielt, die mit lauter geſchickten Leuten beſetzt war, an deren Spitze der berühmte **Corelli** ſtand. Auf des Kardinals Bitte ſetzte **Händel** eine Symphonie, deren Ausführung dieſen Muſikern ſchwer vorkam, weil ſie nur an italieniſche Muſik gewöhnt waren. **Corelli**, deſſen Sanftmuth und Beſcheidenheit ſeinen Talenten glichen, beklagte ſich ſelbſt über die Schwierigkeit einiger Paſſagen. **Händel** wieß ihm, wie er ſie ſpielen müſſe, und als es **Corelli** noch immer nicht recht traf, riß ihm jener, mit der Hitze und dem Stolz, die ſeinen Karakter zuweilen entſtellten, das Inſtrument aus den Händen, und ſpielte die Stelle vor. **Corelli**, der dieſes Beweiſes nicht erſt bedurfte, um von ſeiner Superiorität überzeugt zu ſeyn: antwortete mit unnachahmlicher Sanftmuth: Ma, caro Saſſone, queſta Muſica è nel Stylo Franceſe, di ch' io non m'intendo: „mein lieber Sachſe, dieſe Muſik iſt im franzöſiſchen Styl, den ich nicht verſtehe.“ **Händel** verband mit dem Genie der Tonſetzerkunſt das Talent, viele

Jndent ſich beim Hinauffahren einer Anhöhe ereignen ſollte, nicht zurückrolle, oder ſich überſchlage; ſo läßt man an dem Ende der Längwiede, und an dem hintern Ende der Deichſel, zwei Klammern, oder Ringe befeſtigen, und dadurch einen ſtarken Riemen ziehn, wodurch beide miteinander zuſammenhängen. **Eiſerne Axen** erhitzen ſich leicht, machen den Wagen ſchwer, und brechen, ſonderlich in ſtarker Kälte, und wenn das Eiſen ſpröde iſt. Hölzerne, gutbeſchlagene Axen ſind daher ungleich beſſer. Man verwahrt das Ablaufen der Räder am beſten durch Schrauben, entweder vorn an der Achſe angebracht, oder auf eine andere Art, ſo daß nemlich durch den Deckel des Vorſteckers noch ein Stab mit einer Schraube geht.

An vielen, ſonderlich in Deutſchland gebauten Wagen, befeſtigt man die Dreckdeckel, oder Vorſtecker, durch Riemen, welche an den Vorſtecker und die Achſe angeſchnallt, oder unten durch den Vorſtecker gezogen werden. In erſterem Falle iſt nichts gewöhnlicher, als daß ſie ſich durchreiben, oder daß man ſie in hohlen Wegen abreißet, und dann das Rad verliert, und im zweiten Falle, hat der Vorſtecker nicht Halt und Feſtigkeit genug, ſondern zieht ſich auf und ab. Man kann auch an einer Achſe dreierlei Arten von Geleiſe anbringen laſſen. Die Achſen müſſen nehmlich die Länge des breiten Geleiſes haben. Auf jeder Seite iſt ein beſonderes Stück Holz, das mit einem eiſernen Ring um die Achſe feſtgemacht iſt, und weggenommen werden kann. Nimmt man beide ab, ſo hat man das engſte Geleiß: ſetzt man eins auf, ſo hat man das mittlere; und ſetzt man beide auf, das breitere. In Deutſchland, wo die Geleiſenbreiten ſo oft wechſeln, iſt ſo etwas von Nutzen, in andern Ländern weniger.

Viele Reiſewagen ſind mit zwei Laternen verſehn. Eine einzige groſe, in der Mitte angebrachte Laterne, die ihren Schein zwiſchen den Pferden durch, und bis vor wirft, verrichtet dieſelben Dienſte. Liſcht bei zwei Laternen eine aus, ſo wird ſogar das Licht der andern zuweilen gefährlich, weil alsdenn der Schein nur die eine Seite trift, und der Poſtillion dadurch irre gemacht werden kann. Eine ſolche Mittellaterne muß zwei Halbkugeln haben, wovon die eine auswärts, die andere in den Wagen hineinleuchtet; will man ſchlafen, oder das Licht entbehren, ſo klappt man eine blecherne Kapſel darüber. Durch eben eine ſolche Kapſel ſchützt man auch die äußere Halbkugel der Laterne vor dem Zerbrechen oder Beſchmutzen, nemlich am Tage, oder wenn man ſie nicht braucht. In einigen Gegenden Deutſchlands ſind die Poſtillione und Pferde des Lichts ſolcher Laternen nicht gewohnt, und werden davon geblendet. Man thut dann beſſer, ſich ihrer nicht zu bedienen. Bei'm Sperren der Räder iſt ein **Hemmſchuh** beſſer als das gewöhnliche Sperren durch Ketten, oder Riemen, oder Stäbe; nicht allein heiſcht in manchen Ländern die Wegpolicey ausdrücklich den Gebrauch eines ſolchen Hemmſchuhs, ſondern das Rad leidet auch weit weniger dabei, und wird mehr geſchont. Eine kleine Winde, ein ſtarker Hammer, auf der einen Seite Hammer, auf der andern Beil, eine Kette, ein Runknagel und ein paar Schrauben in Vorrath, ſind im Nothfall äußerſt willkommen, wenn man unterwegens etwas zerbricht oder ſtecken bleibt, und kein Dorf oder bewohnter Ort in der Nähe ſind. Man kann alle dieſe letztern Dinge in einem kleinen Kaſten oder ledernen Beutel zuſammen verwahren.

Gewöhnlich ſind die Wagen vierräderigt. Zweyräderigte, ſogenannte Cabriolets, Hancards, oder Sedien, die ſo gut wie Chaiſen oder Kutſchkaſten verwahrt ſind, trift man in Frankreich, Italien, Spanien an. Sie rollen leichter und ſchneller als vierräderige, und die Poſten dieſer Länder ſind auch mehr daran gewöhnt.

Die vierräderigen kann man in Kutſchen und Chaiſen eintheilen. Unter den Kutſchen zeichnen ſich vorzüglich die coupirten engliſchen zweiſitzigen Wagen, wo aber auch 3 Perſonen im Fond Platz haben, oder die ſogenannten engliſchen Poſtchaiſen aus. Sie ſind am häufigſten im Gebrauch und ihrer Eleganz, Solidität und Leichtigkeit wegen, allgemein zu empfehlen. Sie werden aber jetzt nicht allein in England, ſondern faſt in allen Ländern Europens verfertigt, doch behalten die ächt Engliſchen immer den Vorzug. Bei dieſen Wagen iſt gemeiniglich an der Wand des Rückſitzes eine Art Mantelſack, oder länglichtes Behälter angebracht, das inwendig verſchloſſen und aufgemacht werden kann, und für Nachtſachen, Mäntel und dergleichen ein gutes Magazin abgiebt. Es verunſtaltet auch von außen den Kaſten nicht. Ein andrer Reiſewagen, der mit den engliſchen wetteifert, iſt Wiener Erfindung; die Batarde.

Sie iſt ganz nach engliſcher Theorie gebaut, und wegen ihrer Bequemlichkeit und Leichtheit, ſowohl zur Reiſe als auch in der Stadt, mit allgemeinem Beyfall aufgenommen worden. Sie iſt zwei- und dreiſitzig, wie ein engliſcher coupirter Wagen, allein am Vordertheil, unter den Vordergläſern, hat ſie einen Vorſprung, der ſowohl zum Kutſcher oder Bedientenſitz gebraucht werden kann, als auch von Innen zum Verſchließen eingerichtet iſt, und ein Magazin, oder geräumiges Behälter bildet, wohinein man ſeine Schatulle ſetzt, oder andre Dinge aus der Hand legt, und in Verwahrung bringt. Auf Verlangen kann auch ein Tiſch mit Reſſorts zum Auf- und Niederlaſſen da angebracht werden. Da auf Reiſen dergleichen Verſchlüſſe und Bequemlichkeiten zum Packen, äußerſt willkommen ſind, ſo hat in dem Stücke die Batarde, da ſie auch Kuffert, Vache ꝛc. ꝛc. wie ein anderer Wagen führt, in dem Stücke vor dem engliſchen Wagen etwas voraus. Der

Preiß einer ſolchen Batarde mit Vache, Schatulle, Tiſch, Kuffert, Magazin und allem Zubehör, iſt 450 bis 600 Gulden Wiener Courant.

Die gebräuchlichſten halbbedeckten Wagen oder Chaiſen auf Reiſen ſind 1) die mit ſteifen Verdeck, oder die ſogenannten Franzöſiſchen, und 2) die Wienerchaiſen, vermuthlich ſo genannt, weil ſie aus dem Oeſterreichiſchen abſtammen, in welchem Lande überhaupt Alles, was Fuhrwerk betrift, in vortreflichem Stande iſt. Die erſtern haben gewöhnlich kleine Seitenfenſter und werden durch hölzerne Jalouſien mit Gläſern von vorne verwahrt, auch kann eine Vache wegen des ſteifen Verdecks aufgepackt werden. Bei den Wienerchaiſen geht letzteres gemeiniglich nicht an, weil das Verdeck zum Niederlaſſen eingerichtet iſt. Der Kaſten ruht entweder auf der Vorderachſe und hängt nur hinten in Riemen, oder er hängt vorn und hinten in Riemen. Im letztern Fall iſt er bequemer, rollt aber nicht ſo leicht, wie im erſtern. Alle dieſe Chaiſen ſind vierſitzig; zwei Perſonen ſitzen vollkommen bedeckt, und zwei frey. Durch 4 mit Gewinden verſehene und mit Leder überzogene Stäbe, und durch drei lederne, dazwiſchen befeſtigte, mit 3 kleinen Glasſcheiben verſehene Mäntel, erhält auch der Rückſitz Schutz vor dem Wetter. Dieſe ganze Bedeckung kann abgenommen, zuſammengerollt, und zwiſchen dem Kutſcherſitze und Rückſitze angeſchnallt werden, wo ſie kaum zu bemerken iſt. Ein ſchon gebrauchter Wagen, (verſteht ſich, daß er nicht abgenutzt, und noch dauerhaft ſeyn muß) hat Vorzüge vor einem ganz neuen Wagen. Jener iſt ſchon erprobt und glatt gefahren. Ein neuer Wagen geht im Anfange immer ſtumpf.

In einigen Städten, die an der Grenze oder an ſolchen Paſſagen liegen, wo man entweder zu Waſſer ſeine Reiſe fortſetzt, oder, wie über den Cenis, ſeinen Wagen über hohen Berge transportiren muß, trift man immer einen Wagen zum Verkauf an, welche Reiſende entweder ſtehn ließen, oder ſich derſelben zu entledigen ſuchen, und die man oft um ſehr billige Preiſe erhalten kann. Z. B. zu Calais, Oſtende, Brüſſel, Geneve, Padua, Turin u. ſ. w. Zu Wien, London, Paris ꝛc. ꝛc. kann man auch täglich in den Affiches, Voitures de rencontre, zum Verkauf angetragen leſen.

2.

Kuffert.

Kurze und hohe Kufferte ſind beſſer als lange und flache, weil ſie auf alle Wagen paſſen. Der Kuffert muß mehr länglicht als viereckigt ſeyn, und der Deckel flach gewölbt. Man kann inwendig flache Böden, oder Einſätze von dünnen Bretern, mit Handhaben von Riemen, anbringen laſſen. Man hat alsdenn den Vortheil, daß man, z. B. wenn man etwas auspacken will, was unten liegt, nicht nöthig hat, das obere zu derangiren und wegzupacken, ſondern nur den obern Einſatz heraushebt. Im Deckel des Kufferts kann man auch zugleich ein **Hutfutteral** einſchneiden und anbringen laſſen.

Die Befeſtigung des Kufferts auf dem Wagen geſchieht am beſten durch **Aufſchrauben**. Die Schrauben können entweder an allen 4 Ecken des Kufferts angebracht, oder auch nur in der Mitte vom Vordertheil und vom Hintertheil des Kufferts placirt werden. Damit die Schraube durch das Rütteln und Stoßen des Wagens nicht locker werde und ablaufe, zieht man durch die Flügel der Schraube, wenn ſie feſtgedreht iſt, einen dünnen Riemen und windet dieſen wieder um den Stab, an welchem die Schraube läuft. Ein Kuffert kann auf ſolche Art weder verlohren noch abgeſchnitten werden, und man hängt nicht von der Nachläſſigkeit des Hausknechts oder ſeiner Bedienten ab, daß ſie die Stricke und Riemen, womit man die Kufferte nach der alten Art anzuſchnallen oder anzubinden pflegt, nicht gehörig anziehn und befeſtigen. Iſt der Kuffert voll gepackt, ſo legt man oben auf das Gepäcke 4 dünne handbreite Breter, von der Länge des Kufferts: dieſe Breter hängen durch darauf genagelte drei oder vier Queerriemen mit einander zuſammen, doch ſo, daß zwiſchen jedem Paar ein, der Breite des Kufferts angemeſſenes, leeres Spatium bleibt. Hierauf ſchnallt man die drei Paar auf dem Boden des Kufferts angenagelte Riemen, über dieſen Bretern zuſammen, und kann nun ſicher ſeyn, daß die gepackten Sachen weder gedruckt noch verſchoben werden, ſondern eine feſte Lage haben.

Glattes Rindsleder zu den Decken über die Kufferte, iſt weit beſſer, als die haarigten Bären- und Schweinshäute, in welche ſich nur der Staub ſetzt, und die bei Regenwetter zu lange naß bleiben, und das Waſſer nicht ablaufen laſſen.

Eine Vache iſt eine Art leichter und ſelten über 1 Fuß hoher Kuffert, oder Magazin von Leder, das die Größe des Wagens hat, auf deſſen Kaſtendeckel es oben angeſchnallt wird. Eine ſolche Vache iſt, ſonderlich für reiſende Damen, eine große und faſt unentbehrliche Bequemlichkeit. Man muß aber nur Kleider und leichte Sachen hineinpacken; denn Bücher, Wäſche, und dergleichen ſchwere Dinge, laſten nicht allein ſchwer auf den Federn, in welchen der Wagen hängt, die davon leicht zerbrechen, ſondern der Schwung des Wagens wird auch dadurch vermehrt, und er bekommt das Uebergewicht, und ſchmeißt um.

Läßt es die Bauart des Wagens zu, ſo placire man ſeinen Kuffert, mit der Wäſche und den ſchweren Sachen, verne, zwiſchen die Vorderräder; in die Vache thue man Kleider, Putz und dergleichen; den Bedientenbock verweiſe man hinter den Wagen, damit man die Ausſicht frei habe, und ſo wird man angenehm, bequem und ſicher, reiſen, und alle ſein Gepäcke bei ſich, haben.

3.

Reiſebette.

Es iſt eine große Bequemlichkeit ſein eigenes Bette bei ſich zu führen, weil man in Wirthshäuſern ſo oft der Gefahr ausgeſezt iſt, ſich in unreine oder inficirte Betten legen zu müſſen. Ein Reiſebette muß von Eiſen ſeyn, ſo daß ſich das Geſtelle ſchnell aus einander ſchrauben, und ohne einen zu großen Raum einzunehmen, zuſammen legen läßt. Eine Untermatratze, Bettlaylach, Kopfkiſſen und Decke, ſind hinreichend. Das Alles wird in einen Bettſack, von gutem Rindleder verwahrt, und auf dem Kuffert, oder hinten unter dem Bedientenbock aufgeſchnallt.

Da, zumahl in heißen Ländern, ein eigenes Bette nicht immer vor Ungeziefer ſchützt, indem es, während man ſchläft, von der Decke ſich herabfallen laſſen, oder an den Stäben hineinkriechen kann, ſo empfehle ich Reiſenden das leichte Mittel, deſſen Lady Craven ſich bediente. Die Füße ihres Bettes wurden in zinnerne Schaalen, oder blecherne Büchſen geſtellt, die mit Waſſer angefüllt waren. Ueber und um das Bette ſpannte man eine Zinzaliere, oder florenes Mückennetz, und ſo war ſie vor allen Arten beißenden und ſtechenden Gewürmes vollkommen geſichert.

Die Umſtände erlauben ihm oft nicht, ſein Reiſebette bei ſich zu führen; dann verſorge er ſich wenigſtens mit den Hirſchhäuten, die in der 8ten Sektion, der Obſervations générales et pratiques ſur les voyages, weitläuftig beſchrieben.

5.

Reiſechatoulle.

Man verwahrt in ſeiner Reiſechatoulle ſein Geld, ſeine Koſtbarkeiten, ſeine Briefſchaften und Wechſel. Man wähle alſo eine ſolche, welche zu dieſen verſchiedenen Hauperforderniſſen am beſten eingerichtet iſt. Schreibgeräthe iſt in den meiſten befindlich, und ebenfalls ein Erforderniß. In den Seitenwänden müſſen zwei kleine Schrauben angebracht ſeyn, die von innen geſchraubt werden, damit man die Schatoulle im Wagen oder im Zimmer aufſchrauben kann, wo es dem einem Dieb unmöglich iſt, ſie im erſten Anlauf wegzutragen. Bei einigen dieſer Schatoullen ſchlägt ſich der Deckel in Form eines Pults auf; andere enthalten außer den Fächern zu obigen Hauptnothwendigkeiten, noch eine Menge anderer Nebenbequemlichkeiten. In der Roſtſchen Kunſthandlung zu Leipzig, triſt man ſie von allen Arten, und ſo gut, wie in den größten Städten, zum Verkauf an.

5.

Reiſerouleau.

Selten hat man einen ſo bequemen Reiſewagen, oder ſo guten Weg, daß man den Kopf im Fahren anlegen und ſchlafen könne. Frei zu ſitzen und den Kopf hängen zu laſſen, iſt eben ſo unbequem. Beiden Unbequemlichkeiten hilft das Reiſerouleau ab. Dieſes iſt ein 3 Fuß langes, und 6 oder mehr Zoll im Durchmeſſer dickes Rouleau, von feinen, rauchgaaren, gelben-Schaafleder, mit ungeſchloſſenen Gänſefedern, jedoch nur ſo dicht geſtopft, daß es ſich noch bequem auf den Achſeln und den Hals herum legen, und vorn, durch die an beiden Enden ſtehenden, Elle langen Riemen, zuſammenknüpfen läßt, und alſo rund um den Kopf herum ein händehohes derbes Kiſſen formirt, auf welchem der Kopf von allen Seiten ruhen, und nie an den Seiten des Wagens anſchlagen kann. Will man nicht mehr ſchlafen, ſo bindet man es vom Halſe los, legt es über die Hüften, um den hohlen Rücken, und giebt ſich dadurch in demſelben eine Ausfütterung, die ſehr angenehm iſt. Kurz, ein ſolches Rouleau gewährt auf Reiſen nicht allein im Wagen allerhand Bequemlichkeiten, ſondern dient auch in den Gaſthöfen, wenn man die Betten nicht nach Wunſch findet, zu einem reinen Kopfkiſſen, wenn man es doppelt zuſammen legt.

6.

Reiſebecher und Kanne.

Da Gläſer auf Reiſen und im Felde ſo zerbrechlich ſind, ſo verfertigt man jetzt in England große, überaus ſauber gearbeitete Trinkbecher, von ſchönem bunten Horn und inwendig ziemlich ſtark mit Silber plattirt. Sie ſind ſchön und appetitlich zum Gebrauch. In Deutſchland trift man ſie zu Leipzig in der **Roſtſchen** Kunſthandlung, das Stück zu 4 bis 5 Reichsthaler, nach Verſchiedenheit der Größe an.

Die engliſchen **Kaffee- und Theekannen,** mit dem Balneo Mariae, wo man ſich ſelbſt ſeinen Kaffe, ſo gut wie ſeinen Thee, auf dem Zimmer machen kann, ſind allgemein bekannt, und auf Reiſen von noch weſentlicherem Nutzen, als im Hausgebrauch.

7.

Beſchreibung eines bequemen Filtrirtrichters, auf Reiſen zu gebrauchen.

Es iſt auf Reiſen keine geringe Beſchwerlichkeit, daß man nicht aller Orten reines Waſſer erlangen kann, abſonderlich in den heißen Sommermonaten, da daſſelbe aus Mangel der Bewegung von allerhand Würmern und deren Brut, auch von verfaulten Pflanzen verunreiniget iſt. Man wird daher oft vom Durſte genöthiget, mancherlei trübes und ſaures Bier zu trinken, wodurch man ſich aber leicht Koliken und andere übele Zufälle zuziehen kann. Bei dem Genuſſe des reinen Waſſers iſt man dieſem Uebel nicht ausgeſetzt, und in Ermangelung deſſelben iſt das unreine Waſſer, wenn es durch das Kochen von den darin enthaltenen Inſekten gereiniget iſt, dem ſchlechten Biere immer vorzuziehen. Wer ſich aber deswegen nicht aufhalten, und kaltes Waſſer trinken will, kann ſolches in einer kurzen

Inſtrumente in einer ſeltnen Vollkommenheit zu ſpielen. Auf der Orgel hatte er ſeinesgleichen nicht, und auf der Harfe kam ihm in Italien nur **Dominico Scarlatti** bey. Dieſe beyde berühmte Künſtler waren, was ihnen Ehre macht, **Herzensfreunde**. **Händel** ſprach von **Scarlatti** niemals anders, als mit Ehrfurcht, und **Scarlatti**, wenn man ihn lobte, nannte **Händeln**, und kreuzigte ſich. Kardinal **Pamphili**, in ſeinem Gedicht, il trionfo del tempo, verglich **Händeln** dem Orpheus. **Händel** war proteſtantiſch: man lag ihm zu Rom ſtark an, zur katholiſchen Lehre überzutreten, allein er weigerte ſich hartnäckig.

Nach einem ſechsjährigen Auffenthalt in Welſchland kehrte er in ſein Vaterland zurück. Er hielt ſich zu Hannover auf, wo der berühmte **Stephani**, den er zu Venedig ſehr genau gekannt hatte, Kapellmeiſter bey König Georg I. damals noch Kurfürſt von Hannover, war. Der Baron **Kilmanſegg** ſtellte **Händeln** dem Kurfürſten vor, der ihm einen Gehalt von tauſend Kronen anbieten ließ, wenn er an ſeinem Hofe bleiben wollte. **Händel** erwiederte, daß er dem Kurfürſten von der Pfalz einen Beſuch verſprochen, und dringende Einladungen von England erhalten habe. **Kilmanſegg** meldete es dem Kurfürſten, und dieſer ließ **Händeln** antworten, daß dieſer Gehalt ſeine Freiheit gar nicht binden ſollte, ſondern daß er ihn annehmen, und doch hingehn könne, wohin er wolle. Er bekam Urlaub auf ein Jahr. **Händel** nahm dieſe große Gnade mit dem Dank an, den ſie verdiente. **Stephani** legte bald nachher ſeine Stelle nieder, und **Händel** erhielt ſie; er reiſete hierauf nach Düſſeldorf zum pfälziſchen Kurfürſten, und von da nach England, wo er 1710 ankam.

Die welſche Muſik iſt immer die Muſik aller Nationen geweſen, die keine eigne hatten; die Engländer zen Zeit durchſeihen, und alſo die gröbſte Unreinigkeit davon abſondern. Dieſes geſchiehet am leichteſten durch ungeleimtes Papier, dergleichen zu den Zeitungen gebraucht wird, welches in die Röhre eines gemeinen Trichters mit einem Stocke feſt und dicht einen Zoll hoch eingedrückt wird. Den Trichter ſetzet man in den Hals einer Bouteille, doch ſo, daß er die Mündung derſelben nicht dicht zuſchließe, und gießet ihn voll Waſſer; alsdenn wird die äußere Luft das Waſſer durch das Papier in die Fläſche drücken, und die innere Luft aus der Flaſche heraus treiben.

Es gehet aber dieſe Reinigung durch einen reinen Schwamm, welcher keine Steine in ſich hat, und in einem kegelförmigen Trichter feſt zuſammen gedrücket iſt, geſchwinder und beſſer von ſtatten. Dieſer Trichter iſt leicht und bequem bei ſich zu führen, kann auch für ſehr geringe Koſten angeſchaft werden. Er wird aus weißem Blech gemacht, ſo, daß er 1 Fuß lang, in ſeiner obern Oeffnung 4 Zoll und in ſeiner untern Oeffnung 1 und dreiviertel Zoll weit, (das iſt in Lichten) bleibet. Der Rand der obern Oeffnung wird, um die Steifigkeit deſſelben zu vermehren über einen Ring von Drath geſchlagen. Unter dieſem Rande werden zween kleine herzförmige Ringe von Drath gegen einander über ſo befeſtiget, daß ſie ſich auf und nieder bewegen laſſen, deren Nutzen hernach ſoll gezeiget werden. Der Rand, der untern Oeffnung wird mit einem Hammer ausgetrieben, ſo, daß er einen kleinen Stab und Hohlkehle bekomme, und der Mündung eines weiten Zuckerglaſes gleiche. Unter dieſem Rande müſſen alsdenn zwei Löcher, eines gegen das andere gegen über eingebohret werden, wodurch man einen Faden queer über die untere Oeffnung ziehet, und am Rande befeſtiget, um den Schwamm zurück zu halten. In den Trichter preſſet man mit einem dicken abgeſtutzten Stocke einen feinen ausgekochten naſſen Schwamm, der ſo groß iſt, daß er zuſammen gedrücket zwei oder anderthalb Zoll von dem inwendigen Raume nahe an der untern Oeffnung einnimmt. Soll nun das Waſſer dadurch geſeihet werden: ſo ſchläget man einen kleinen Nagel, oder ſchraubet einen Pfropfenzieher, den man leicht bei ſich führen kann, nahe am Rande eines Tiſches ein, und hänget den Trichter vermittelſt des Ringes daran, welcher ſich unter dem obern Rande befindet. Alsdenn ſtecket man den Hals einer mit Waſſer angefüllten Bouteille in die obere Oeffnung, und läßt dieſelbe verkehrt ſo lange darauf ſtehen, bis das Waſſer durch den Schwamm tropfenweiſe gelaufen iſt, welches man in einem darunter geſetzten Glaſe auffängt. Nach vollendetem Gebrauch muß man den Schwamm nicht etliche Tage in dem Trichter ſtehen laſſen, ſondern ihn herausnehmen, und rein auswaſchen, ſonſt wird er ſtinkend, und giebt in der Folge dem durchgeſeiheten Waſſer einen übeln Geſchmack und Geruch. Falls der Schwamm unrein geworden wäre, ſo müßte man ihn in Waſſer kochen, bis die Unreinigkeit und der übele Geruch daraus gezogen iſt. Wenn man keinen guten Schwamm ſogleich bei der Hand hat, ſo binde man über die untere Oeffnung des Trichters Flanell gedoppelt, und ſtecke ein Stück ungeleimtes Papier in den Trichter, wie ich es vorher angewieſen habe. Man muß aber dahin ſehen, daß beide Theile rein und ohne übeln Geruch ſind. Soldaten können im Felde zu dieſem Endzweck einen Trichter von Filze anwenden, welcher aber oft wieder rein gewaſchen werden muß. Dafern auf dieſe Weiſe nicht alle kleinen Würmer aus dem Waſſer zu bringen wären; ſo müßte man daſſelbe aufkochen laſſen oder Citronenſaft und ein wenig Branntewein, oder ſtatt deſſen wenige Tropfen ſauren Vitriolſpiritus dazu gießen, um die noch vorhandenen Würmer völlig zu tödten.

Alsdenn wird man keinen Schaden davon bekommen, und den Durſt leicht damit ſtillen können.

8.

Einige vermiſchte Bemerkungen vom Packen und Gepäcke.

1) Je mehr man bei ſich führt, deſto koſtbarer iſt die Fracht, deſto leichter kommt man in Gefahr, wegen verbotener Artikel in Verantwortung zu gerathen, deſto länger wird man allenthalben aufgehalten, und deſto ſtärkere Rechnungen machen die Wirthe. Wer weite Reiſen macht, ſollte ſich daher immer, ſo wenig wie möglich, mit vielem Gepäcke beſchweren. Wer zu ſeiner Belehrung reiſet, von dem iſt überhaupt nicht zu erwarten, daß er in fremden Ländern durch eitele Pracht werde Aufſehen erregen wollen. Daher thut er ſehr wohl, ſich nicht mit einer überflüßigen Garderobe zu belaſten.

2) Papier und Schriften werden am beſten verwahrt, wenn man ſie recht dicht aufrollt, in hartes Papier wickelt, und auf jeder Rolle mit wenigen Worten ihren Inhalt notirt. Auch kann man ſie in eine feſte Brieftaſche thun, die mit Juchten überzogen iſt, welches Leder kein Waſſer durchdringen läßt, und auch durch ſeinen Geruch die Würmer abhält.

3) Man laſſe nie zwei Kufferte zugleich viſitiren: denn da man nur auf einen das Auge haben kann; ſo läuft man Gefahr, daß indeſſen der andere geplündert werde. Man kann leicht in Verantwortung gerathen,

wenn man verſiegelte Packete zur Beſtellung mitnimmt; denn außer, daß das in manchen Ländern verboten iſt, ſo können auch dieſe Packete ſelbſt verbotene Waaren enthalten. Ferner leide man nicht, daß der Bediente Kontrebande für ſich mitnehme, indem der Herr in ſolchen Fällen gewöhnlich die Schuld des Dieners büßen muß. Man erſpart ſich viele Verdrießlichkeiten, und weicht der Beſchwerde aus, auf jeder Station viſitirt zu werden, wenn man ſeinen Kuffert gleich auf der Grenze verſiegeln oder plombiren läßt.

4) Es iſt nicht rathſam, Bücher bei ſich im Kuffert zu führen, die in ſteife Pappe gebunden ſind, weil ſie die andern Sachen ſcheuern und verderben können. Man lege ſie, wenn ſie nicht anders anzubringen, wenigſtens ganz an den Boden, ſo feſt und unbeweglich wie möglich, und bedecke ſie mit ſtarkem Papier.

5) Folgende Dinge ſind dem Reiſenden zwar nicht unentbehrlich, doch theils zur Anſtellung von Beobachtungen, theils in anderer Rückſicht nützlich.

Ein Reißbeſteck, Papier und Tuſche.

Eine gute Uhr, oder time keeper, Zeitmeſſer.

Ein Kompaß.

Ein Thermometer.

Ein Barometer (die de Lucſchen und Roſenthalſchen ausdrücklich zur Reiſe eingerichteten, ſind bekannt).

General- und Specialkarten der Länder, die man beſuchen will, auf Leinwand gezogen und zuſammen gelegt.

Ein gutes Teleskop.

Eine Kamera obſcura von der Art, womit man Gegenden aufnimmt und zeichnet.

Wachslicht, Zunderbüchſe, Nachtriegel, die an alle Thüren paſſen: letzteres iſt ſehr nöthig.

In Anſehung der Piſtolen, die man zu ſeiner Vertheidigung bei ſich führt, iſt in den Obſervations générales ꝛc. ꝛc. Sektion 8. das nöthige angemerkt.

7.

Patriotiſcher Zuruf an die Preußen. Bei ihrem bevorſtehenden Feldzuge nach Weſtphalen im Monat December 1792.

Mel. Auf, auf! ihr Brüder, und ſeid ſtark ꝛc.

Auf, auf! zum Kampf fürs Vaterland!
Auf! Preußen, rüſtet euch!
Eilt, eilt zu eurer Brüder Schaar;
Der Feind iſt nah'; es dräut Gefahr
Dem König und dem Reich.

Fürs Vaterland zu ſtreiten jetzt
Ruft euch die heilge Pflicht.

Ein hoher Ruf der euch beſeelt,
Der euch zu Thaten reizt und ſtählt;
Schmach dem! dem Muth gebricht.

Dem Feigen Schmach und Schimpf und Hohn,
Der vor dem Feinde flieht!
Des Namens iſt er gar nicht werth,
Den er als Preuße führt. — Entehrt!
Wers Schwert zum Streit nicht zieht.

Auf! zeigt den kühnen Heldenſinn,
Den ihr ſonſt ſtets gezeigt.
Schon wächſt dem Feind zu hoch der Kamm;
Eu'r Muth nur iſt für ihn ein Damm,
Den er nicht überſteigt.

Seid eingedenk der Väter Ruhm,
Wenn ihr zum Schlachtfeld zieht.
Des großen **Friedrichs** Schutzgeiſt ſchwebt
Zur Seiten euch, der euch belebt,
Der eure Thaten ſieht.

Und **Friedrich Wilhelm** unter euch,
O ſeht den kühnen Held!
Wie würdig Preußens Fürſt zu ſeyn!
Wenn ſeinem Volk Gefahren dräun,
Iſt er der Erſt' im Feld.

Kein Ungemach ſchreckt ihn zurück
Gefahr' ſei noch ſo nah;
Ob unter ihm die Erde bebt,

Der Tod ſein hohes Haupt umſchwebt,
Wie Felſen ſteht er da!

Er trotzt der feindlichen Gewalt,
Auf euren Muth geſtützt,
Er ſcheut nicht ihrer Heere Macht;
Er geht voran, voran zur Schlacht,
Weil ihn eu'r Arm beſchützt.

Süß iſt der Tod fürs Vaterland!
Der Edle ſtirbt ihn gern.
Er wird beklagt, er wird beweint,
Bewundert ſelbſt vom kühnen Feind;
Lob tönt ihm nah und fern.

Drum **tapfre Preußen**, auf! zum Kampf!
Weil keck der Feind uns droht.
Ihr, die ihr ſtammt aus Brennenblut,
Zeigt euren alten Heldenmuth!
Es gilt Sieg oder Tod.

Gott gleite euch! Zieht muthig hin,
Wohin die Pflicht es will.
Wenn Blitz und Donner um euch kracht,
Denkt daß euch Gott beſchützt, bewacht;
Ruhm harret eu'r am Ziel.

Kehrt bald, als Sieger, bald zurück;
Bleibt menſchlich, wacker, gut.
Beſchützt das Land, das euch vertraut;
Wir freun uns dann, und jauchzen laut!
Und ſchwingen hoch den Hut.

Und laut dankt euch das Vaterland,
Preiſ't euren Heldenſinn;
Rühmt eure tapfern Thaten hoch;
Auch bei der ſpäten Nachwelt noch
Wird dann eu'r Ruhm ſtets blühn.

Victoria! ertönt das Lied
Dem Helden! — **Preußen**, hört!
Das hohe Lied! dem braven Mann,
Der auf der ſchönen Ehrenbahn
Als Sieger wiederkehrt.

Magdeburg. v. S.

Regiſter

der vier Stücke der Olla Potrida, vom Jahr 1792.

NB. Die Römiſche Ziffer bedeutet das Stück, und die Deutſche die Seite.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

Seite

Rückzug der Schweitzer von Meaux, am 29. September 1567. I. — — 20.
Die Königswürde, ein orientaliſcher Apolog. I. 35.
Nachrichten von den muſterhaften Armenanſtalten zu Würzburg. I. — — 38.
Fabeln. I. — — — 54
Duldung in Frankreich. I. — 57
Verſuch einer Beantwortung der Frage: Ob es zur wahren Freundſchaft nöthig ſey, kein Geheimniß zu behalten. I. — — 62.
Beiſpiel von Juriſtiſchen Scharfſinn und Witz. II. 33.
Deſpotismus und Demokratie. II. — 47.

Seite.

Der Jakobinerklub. II. — — 67.
Anweiſung zu einer kleinen Excurſion durch England, von London aus. II. — — 77.
Urſprung des Lombreſpiels, eine Hypotheſe. II. 81.
Der Jünger Schwedenborgs, oder die Zaubergeſtalt. III. 25.
Die Wunderquelle. III. — — 34.
Fortſetzung der Briefe eines Reiſenden über Rußland. III. — — 35.
Sitten der Einwohner am Senegal. III. 63.
Aus dem Schreiben eines Oeſterreichiſchen Huſarenoffiziers an Herrn * *. III. — 77.
Callimachus Hymnen. III. — — 79.
Schreiben eines Schweizers an den Herausgeber über den Pariſer 10. Auguſt. III. — 86.
Der Zehnte Auguſt. IV. — — 11.
Einige Züge aus der ältern und neuern Ruſſiſchen Geſchichte. IV. — — 58.
Merkur, Charon, ein Schatten. IV. — 75.
Merkwürdigkeiten um Neapel. IV. — 78.
Ueber die Ereigniſſe des 2ten Decembers in Frankfurt am Mayn. IV. — — 86.

Auszüge.

Schreiben des Herrn Doktor's Hoffmann zu Frankfurt am Mayn, an den Herausgeber. II. 13.
Ueber Mez. III. — — 11.
Ueber London. IV. — — 7.

nahmen die italieniſche Opern an, aber um der Unwiſſenheit des fremden Textes abzuhelfen, legten ſie engliſche Worte unter, und behielten die Muſik, welches bey dem gewaltigen Unterſchied beyder Idiomen große Widerſprüche hervorbringen mußte. Händels Ankunft zu London ſtellte die welſchen Opern auf der lyriſchen Bühne wieder her. Er ſetzte den Rinaldo, der ausnehmend gefiel. **Händel** mußte England nach einem jährigen Aufenthalt, überhäuft mit Lorbeern und Ehre, verlaſſen. Aber man ließ ihn verſprechen wiederzukommen. Er that es gegen das Ende des 1712ten Jahres, und ſetzte ein berühmtes Te Deum bey Gelegenheit des Utrechtiſchen Friedens, der damals geſchloſſen wurde. Der Adel wünſchte, daß Händel die Aufſicht über die Oper der Hay-Market Bühne übernehmen möchte; die Königin wünſchte es auch, und ſetzte **Händeln** einen lebenslänglichen Gehalt von 200 Pfund Sterling aus. Händel ließ ſich durch die vortheilhaften Londner Verſprechungen blenden, und vergaß, ſein Hannöveriſches Engagement zu erfüllen; er blieb in England.

Nach dem Tode der Königin im Jahr 1714 beſtieg der Kurfürſt von Hannover den Brittiſchen Thron. Händel, der die Undankbarkeit ſeines Betragens gegen dieſen Prinzen fühlte, wagte nicht, am Hof zu erſcheinen, allein ſein alter Freund, Kilmanſegg, ſuchte ihn wieder mit dem Könige auszuſöhnen. Der König beſchloß eine Luſtparthie auf der Themſe: Händel wurde davon benachrichtiget, und verfertigte für dieſes Feſt eine Muſik, die er mit aller möglichen Richtigkeit und Pracht aufführen ließ. Der König frug, wem er dieſe überraſchende Galanterie zu verdanken habe? Kilmanſegg nannte **Händeln**, und bat zugleich um die Erlaubniß, ihn als einen Schuldigen vorſtellen zu dürfen, der den begangenen Fehler auf das lebhafteſte erkennte, nicht zu entſchul-

Anekdoten.

Seite.

Anekdoten von dem berühmten jüdiſchen Banquier Abraham Hirſchel. I. — — 29.

Anekdoten und Thatſchen, wörtlich aus der Geſchichte der Franzöſiſchen Staatsumwälzung, und aus öffentlichen Pariſer Blättern und Verhandlungen geſammelt. I. — 105.

Anekdoten von dem Blutbade, den 2, 3, und 4ten September zu Paris. III. — 95.

Biographie.

Leben des Philoſophen Carneades. I. — 74.

Etwas über Clement Marot. II. — 85.

John Law. IV. — — 110.

Fragmente.

Die Lazaroni zu Neapel. I. — — 129.

Beitrag zur Lebensgeſchichte Friedrich des Großen. II. 152.

Für Reiſende zur See. III. — 140.

Gedichte.

An C * *. I. — — 1.

Lied beim Schluß der Feier. I. — 4.

Lob der Freundſchaft. I. — — 6.

Seite.
Elegie an den Tod. I. — — 126.
Empfindungen beim Einweihungsfeſte der Wiederherſtellung des Königl. Kadettenkorps zu Berlin. I. — — 134.
Die Trauung im Walde. II. — — 3.
Die Freundſchaft. II. — — 10.
Die Roſe am Grabe und Hesper. II. — 11.
Meine Grabſchrift. II. — — 12.
Kaiſer Heinrich's IV. Abſolution. II. — 48.
Zwei Gedichte an das Preußiſche Dragonerregiment von Normann. II. — — 122.
Maurerlied. II. — — — 129.
An die weinende Welly. II. — 131.
Bei Ueberſendung eines Damenſchildes, worauf Apollo abgebildet war. III. — — 3.
Gebet eines Indianers. III — — 6.
Lied. III. — — — 7.
An J. A. L. Seidenſtücker. III. — 9.
An den Obriſten von B. *. IV. — 3.
An Haubold von Einſiedel. IV. — — 4.
An Gotter. IV. — — — 5.
An G. S. IV. — — — 6.
Der Herbſt. IV. — — 132.
Frühlingsempfindungen. IV. — 145.
Laura und Alonzo. IV. — — 147.
Patriotiſcher Zuruf an die Preußen. Bei ihrem bevorſtehenden Feldzuge nach Weſtphalen im Monat December 1791. IV. — 167.

Luſtſpiel.

Seite.

Der Treſſbube, Luſtſpiel von C. A. Vulpius. I. 81.
Der graue Bruder, Luſtſpiel von F. A. A. Meyer. II. — — — 51.
Der Eichenkranz, von Iſland. III. — 41.

Miſcellaneen.

Beiträge zur Kenntniß des Spaniſchen Theaters. I. — — — 116.
Ein Schubartſcher Brief an einen Preuß. Officier. I. 123.
Der Weg zur Wahrheit. I. — — 126.
Ein paar Tönnchen für die neuen Jakob Böhm. I. 131.
Strohkranzrede. I. — — 136.
Anmerkungen der Brüder Iſrael Elias und Moſes Elias Reiß. II. — — 98.
Ueber Caglioſtros Maureriſche Verbindungen. II. 112.
Eine Geiſtererſcheinung. II. — — 127.
Der Engliſche Garten. III. — 98.
Zuſätze zu dem Nachtrag zu den Skizzen einer Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt. III. 104.
Ideen zu einer Geſchichte der heimlichen Gerichte in Weſtphalen. III. — — 135.
Der Winter. IV. — — 134.
Kleine Erzählungen. IV. — — 137.
Reiſegeräthe. IV. — — 151.

Naturgeſchichte.

Seite.
Anekdoten aus dem Thierreich, lehrreich für das Menſchengeſchlecht. I. — — 70.
Neue Beobachtungen über Taubſtumme. II. 107.
Veterinariſche Bemerkungen und Regeln für Perſonen, die mit eignen Pferden reiſen. III. 91.
Zur Ehrenrettung Conrad Geßners, über ſeine Meinung vom Adlerſtein. IV. — 105.

Roman.

Der Eremit. II. — — 87.
Berloff. IV. — — 122.

No. 1.

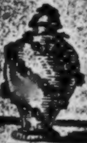
Olla Potrida.

1793.

Erſtes Stück.

Berlin,

in der Weverſchen Buchhandlung.



Inhalt [illegible]

Gedichte [illegible]

Auszüge.

Verbeneit von die Ein[illegible] an zweite Decembre 179[illegible] [illegible] sche Teutſch-Franzö[illegible] 5

Abhandlungen und vermiſchte [illegible]

1. Fortſetzung der Au[illegible] neuern ruſſiſchen [illegible] 10
2. Der Tiegelbau [illegible]
3. Fabeln [illegible]
4. Auerbachs [illegible] fuͤrt [illegible] Jacob[illegible]
5. Geſpräch [illegible] Mol[illegible]

Naturgeſchichte.

Nachricht von Herrn le [illegible] ralienkabinet.

Schauſpiel oder Roman.

Rikko, Ein Luſtſpiel [illegible] 2[illegible]

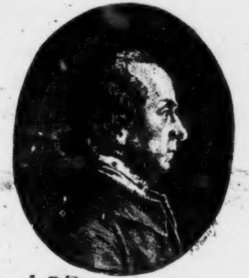
Miſcellaneen.

1. Fortſetzung der [illegible] der Einwohner am [illegible]
2. Abſchied vom [illegible]
3. Sendſchreiben [illegible] [illegible] des [illegible] Stamm.

Olla Potrida.

1793.

Erſtes Stück.



I.C.Pfenninger

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

digen wagte, aber für Verlangen brennte, ihn wieder gut zu machen. Der König verzieh Händeln, und fügte noch 200 Pfund zu ſeinem Gehalte hinzu; dieſer wurde in der Folge abermals mit 200 andern vermehrt, als er den Prinzeſſinnen Unterricht in der Muſik gab.

Händel wurde in England von Großen und Niedern geliebkoſet und geſucht. Er aß öfters mit **Pope** beym Grafen **Burlington.** **Pope,** der ein ſo feines Gehör für die Harmonie der Verſe hatte, fand doch nicht den mindeſten Geſchmack an der Muſik, aber er ſchätzte **Händeln** hoch, weil ihm ſein Freund **Arbuthnot** verſichert hatte: „Ihr „könnt Euch die höchſte Idee von ſeinen Talenten machen, „und ſeine Talente werden doch noch immer Eure Idee „übertreffen.“ Der Adel und der König ſelbſt unterſtützten ihn mit einer Unterzeichnung von 50000 Pfund Sterling (eine ungeheure Summe, die aber in England, dem Schutzlande der Künſte, leicht zuſammenzubringen war) gegen **Attilio** und **Buononcini**, die an der Spitze der welſchen Oper ſich befanden. Es wurde zu Hay-Market eine neue muſikaliſche Akademie unter dem Titel, der königlichen, errichtet, worüber **Händel** die Aufſicht bekam. Er ging nach **Dresden**, Sänger zu holen, und brachte **Seneſino** und **Duriſtanti** wieder nach England. Seine Gegenpartheyen mußten ihm das Feld laſſen, und neun Jahr ſtand er der Akademie mit dem glücklichſten Erfolg vor. Ein Streit zwiſchen ihm und **Seneſino**, und ein andrer zwiſchen **Fauſtina** und **Cuzzoni**, zerſtöreten dieſes rühmliche und vortrefliche Inſtitut. Uebertriebne Lobſprüche und verſchwenderiſche Freygebigkeit, das Verderben dieſer Art Leute, wo Uebermuth immer den Verdienſten die Waage hält, ſind ſchon die Urſache des Untergangs manches Unternehmens von der Art geweſen. Es ging alles auseinander. **Händel** wurde das Opfer: der Adel verzieh ihm ſeinen Eigenſinn nicht, und ließ den **Porpora** und **Farinelli** zu einer neuen Un-

I.

Gedichte.

1.

Grabſchrift auf ein junges Mädchen, nach Shenſtone.

Noch in der Knoſpe, war das Röschen ſchön,
Wir hoften es in voller Pracht zu ſehn,
Doch unentfaltet, nur durch Jugendreiz geſchmückt,
Hat dieſes Blümchen ſchon der Nord geknickt.

Beweint ihn nicht des Röschens frühen Tod,
Beweint die Hofnung nicht, die ſchön es bot.
Es durfte hier den Stürmen nicht entfliehn,
Um in den beſſern Zonen aufzublühn!

F. A. A. Meyer.

2.

An einen jungen Lorbeerbaum.

Vertrauen will ich dir allein den Namen,
Den niemand noch von mir erfuhr,

Nur dir, ſonſt keinem andern Baum der Flur.
Sie ſä'te in mein Herz der erſten Liebe Saamen,
Jüngſt ſah' ich ſie und wollte viel ihr ſagen,
Doch hemmte Furcht des Herzens bange Klagen.

Du kennſt die Liebe, kennſt der Liebe Leiden,
Einſt voller Sprödigkeit biſt du voll Milde jetzt
Wer ſo wie du ein Menſchenherz beſitzt,
Heißt den, der bleiben ſoll, verſtellt oft von ſich ſcheiden.
O hätt' Apollo deinen Sinn verſtanden,
Euch knüpften längſt der Liebe Blumenbanden!

Naht ſie ſich dir der ich mein Herz ergeben,
So mahne mild vom Sprödethun ſie ab,
Belehre ſie, dies ſey der Liebe Grab,
Ein Mädchen könne nie dem Schickſal widerſtreben.
Gewiß wird ſie dein hartes Loos dann ſchonen
Und mich mit holder Gegengunſt erfreuen.

F. A. A. Meyer.

3.

Hegeſiade. *)

An Er. W. Jakobs. 1783.

Freund, du zürneſt mir, daß ich lächelnd harre der Stunde,
Da des Lebens Fackel liſchet?
Sieh! ich ſchaue zurück auf den verblühten Frühling
Meiner ſchuldlos verlebeten Jugend.

Möge

---

*) Hegeſias πεισιθάνατος (der Redner des Todes) genannt, hatte es durch Berechnung des Guten und Böſen auf der Welt bey vielen ſeiner Schüler ſo weit gebracht, daß ſie ſich das Leben nahmen. König Ptolomäus in Egypten verbot ihm daher das Proſelyten machen gänzlich.

Wäge mit gleichem Gewicht die Stunden heiterer Freude,
Und die Tage düſteres Harmes;
Ach! da ſinket ſie tief des Harmes vollere Schaale!
Dennoch glüht dem Mann und dem Greiſe,
Schon ſie der Flügel des Glücks beſchirmet, die Sehnſucht im Buſen
Nach der ſchnellverrauſcheten Wonne,
Da die lieblichen Blumen der Jugend ihr Haupt noch umkränzten.
„Als ſie welkten“ (ſtöhnen ſie) flohn
Eilig die Freude, der Scherz und jedes beſſre Vergnügen!“
‚Auch gebeut die Vernunft mir, die Jahre
Dunkeler Zukunft nach der Vergangenheit Tagen zu würdgen
Und ich ſollte nicht lächeln der Stunde,
Da die Fackel des Lebens verliſchet? ihrer nicht harren,
Wie der Wandrer welcher im Dunkel,
Das kein Sternchen erhellt, auf ſchroffigten Felſen herumirrt,
Harret der goldgelocketen Eos?

II.

Auszüge.

Bekebeneit von die Einnam von Francfort an ſweite Decembre 1792. keſchrib von ehne Teutſch-Franſos. 1793.

Ik bin Franſos kebor, un kan die Teutſch nik rek,
Dok in ehn Campagnie ik aben dr viel ſprek

Von Mainſer Seitungsſchreib, wie dieſe at keſchrib,
Un at ſo viel kelogh, wie kaſſe kroſe Dib.

Sehn dauſigh von Bandit, ſo at die Schelm keſakt,
Die aben mit gros Meſſ die hon Franſos keſchlakt.
Du kroſe Lükener, wie kan du ihr beſteh?
Dan dren Onſefout ik ab viel ſu keſeh.

Ik war ſchon ſehen Dagh ſu Francfort einlogir,
Do ab ik wol keſeh, was in das Stat paſſir,
Das Burgher war ſufried, die Lanſemann content,
Ik ab nik maken ſeh ehn falſche mouvement.

Ehn Dagh ik ab keſeh die Leut at viel kelauf,
Ik denken was kibt do, un makt ehn Fenſtre auf,
Un aben wan ik fraght gleik von der Leut vernom,
As nit weit von das Stat die Preuß und Eß is
kom.

Kleik ik bin fort marchir, ſu ſeh ob auk is war,
Ik lauft ſu Lanſeman keſchwend auf die Rempart
Do ab ik sehn vor Stat die Houſar gallopir,
Un wie die Lanſeman m[illegible]e at ſcharmuſir.

Ernak is kom der Nakt, do war nit viel ſu ſeh,
Ik denkten nu will fort in meine Wirkaus keh.
Do aben ik vernom, die Preuß will ab das Stat,
Un wie die Commandant nit acceptiren at.

Der folkender ſwei Dagh ik ab dr un ſeh ſchies
In ehne kroſe Plas, wo die Dorf Bornehm is,
Do aben ſie ſick viel mit nander rum kejagh,
Dok nit ehn Menſch at denkt was kem die andre
Dagh.

Wan Sontagh Morken war ik bin in Kirken kang,
Un bin nit drin kewes ehn albe Stonde langh,
Do at ſchon in das Kirk ehn kroſe Lerm kegeb,
Von die Canonkeſchies der Fenſter at kebeb.

Kleik is der kanſer Volk von Kirk kelauf in Kas,
Do drt ik pi, pa, pu! ma foi war kehne Spas,
Keſchwend ik ſein marchir ſu dren was keh vor,
Ik kommen in ehn Kas, war nit weit von ehn Dohr.

Die Volk at makt Keſchrei: brenn ihr, brenn do, brenn dor,
Ik at nit vor kros Lerm verſteh der ſehnde Wort,
Franſos wollt nok keſchwend ſwei Canon tranſportir,
Do war Andwerk-Keſel die at nit las paſſir.

Sie makten kros Geſchrei, der Ding is nit ſu leit,
Das Stat werd kans verbren, wir wollen Seil abſchneit,
Un weil kros Canonade nok viel at fort kekrakt,
So ab mik weiter nok bis an die Dohr kemakt.

Ik war nok nit mal kans bis an der Dohr kekom,
Do at ik nok mehr Lerm un kros Keſchrei vernom.
Kar viel von jonge Volk is da ſuſam kewes,
Dok ik,ab nit keſeh ehn ehnſig kroſe Meſſ.

Kleik war mehr kros Keſchrei, die Dohr is wirklik auf,
Die Eß kom über Brück mit kroſe Sorn kelauf,
Do war die Volk ſu Fuß, Dragon un auk Houſar,
Wer nit keſeh nit klaub, wie kroſe Lerm do war.

Und do ik ab keſeh wie das Cavallerie
Is jaghen in das Stadt keſchwend wie Voghel flieh.
Wan das ik at keſeh kleik it ſein fort marchir,
Ik wollten kerne wiſſ, was nok in Stat paſſir.

Do war in alle Kas kelauf, kejagh, keflukt,
Un in das kanſer Stat at Eß Franſos keſukt,
Wan ſchen ik war Franſos, ik war dok nicht Soldat,
Ik ab nit find ehn Menſch, die mik beleidikt at.

In Stat ik ab keſeh, is laufen viel Franſos,
Un kleik is kommen Eß auf ſie wie Teufle los.
Mein kute Lanſeman war do in kroſe Nod,
Weil die erſürnd Houſar wollt maken alles dod.

Do is viel Burgher kom, at kuter Wort keleb,
Und ſakten is dok Menſch, man mus dok laſſen leb.
Do ik ab wieder nit keſeh ehn kroſe Meſſ,
Un was war dod kemakt, das makten Preuß und Eß.

Dok is nit viel Franſos um ſeine Leben kom,
Viel Burgher at makt auf und at in Auß kenom,
Bis Eß is fort kewee, dann is ſchwend fort marchir,
Un is word Priſonnier mit rekter kut manier.

Ernak der andre Dagh ik aben auk keſeh,
Daß viel von Burgher Leut is ſu Franſos ihnkeh,
Blesſirt at Emd bekom, Kelt Wein un auk ſu Es,
Un bey die Priſonniers is nemlik ſo kewes.

Ik will nit all erſehl, was ik nok kuts keſeh,
Das meine Lanſeman von Burgher is keſcheh.

Sie at Franſos keſukt, ſie at viel nakkefrat,
Un wann ſie at keſind, ſie at auk was kebrakt.

Das Mainſer Seitungsſchreib at Kiſt aus Blum keſog,
At wie die kroſe Schelm das albe Welt belog,
Un at ehn andre Schelm der Seitung dirigir,
So at die Teufle ſelbſt ſwei Schelm ſugleik regir.

Wann kroſe Lükner ſprek, do werd kemahl kros Meſſ,
Do wiſſen kleik der Leut is kroſe Schnit keweſſ.
Die Mainſer Seitungsſchreib is warlik nit keſcheid,
Sie at vor kanſe Welt ſehn dauſighmal keſchneid.

So wolt ehn kroſe Schelm kanſ Volk unklüklik mak,
Mit ſeine Calumnie is nit keringer Sak,
Wart nur die klug Convent von kroſe Nation,
Die keb Dir vor dein Lügh die Kalg kewis ſu Lon.

Du ſein wie Viper-Schlang, ſie at kefärlik Kifft,
Laß dir ſchab deine Sung, daß nit dik ſelbs betrifft,
Dok er keh ſo ins Welt, die Wolf freß kern der Lam,
Un du will freß dik Menſch, du ſeyn Hyenne Stamm.

III.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

I.

Fortſetzung der Züge aus der ältern und neuern ruſſiſchen Geſchichte.

4.

Ein gewiſſer Ulrich, der Richterhauptmann von Eſthland unter den Regierungen der Kayſerin Anna, Eliſabeth und Katharina II. geweſen war, galt für einen der angenehmſten und launigſten Geſellſchafter in Rußland; er wurde wegen der Originalität ſeiner Einfälle und ſeines Witzes in allen Geſellſchaften geſucht. Er hatte eine ungeheure große Naſe. Seine Stelle als Ritterhauptmann brachte ihn oft mit dem Grafen von Löwenthal dem Eroberer von Bergenopzoom und damaligen Statthalter von Reval in Verbindung. Bey einem Beſuch, welchen er dem Grafen machte, erſchrak eine franzöſiſche Dame, die ſich allein in dem Zimmer befand, wo er hereintrat, dergeſtalt über den Anblick dieſer ſeltenen Naſe, daß ſie laut ſchrie, und Nervenſchwäche bekam. Der Graf kam auf ihr Schreien in das Zimmer, und Ulrich, ohne ſich durch ſeine Ankunft oder den Zufall der Dame ſtören zu laſſen, öfnete die beiden Fenſter, ſtreckte die Hände gen Himmel und betete: Wir danken dir, o Gott, für die Gaben, die du uns gegeben haſt, und bitten dich, du welleſt uns deren noch größere angedeihen laſſen. Der Graf, der dieſe Dame ſehr liebte, und noch derbere Ausfälle von Ulrichs Spöttgeiſt fürchtete, that ſein möglichſtes um dem Ulrich ins Wort zu fallen und ſein Gebet abzukürzen. Doch dieſer ließ ſich darin nicht irre machen, bis er damit zu Ende war. Aber die Dame vermied es von nun an ſorgfältig, dieſer Sonderlingin von Naſe wieder zu begegnen.

Derſelbe Ulrich erhielt einsmals Beſuch von einem Eſthländiſchen Edelmann, Namens Lilienfeld, der ſelbſt der Hofmeiſter ſeines Sohnes ſeyn wollte, und eben im Begriff war, mit ihm auf Reiſen zu gehen. Nach tauſend Lehren, unbedeutenden Fragen, welche Ulrich ſehr raſch hinter einander und faſt ohne eine Antwort abzuwarten, an ihn that, machte er die Bemerkung, man müſſe zu einer Reiſe von der Länge und Dauer, wie er ſich vorgenommen habe, wahrſcheinlich mit einer anſehnlichen Summe Geldes verſehen ſeyn. Ich habe beynahe 30000 Rubel bey mir erwiederte Lilienfeld. Ulrich lud Vater und Sohn noch denſelben Abend zu ſich zu Gaſt, zu gleicher Zeit aber bat er die berüchtigſten Spieler von Reval. Nach dem Abendeſſen, wo reichlich dem Vater und Sohne auf eine glückliche Reiſe zugetrunken worden war, brachte man noch eine Spielparthie in Vorſchlag. Lilienfeld, dem es ſonderlich am Herzen lag, ſeinen Sohn in den Gebräuchen der großen Welt einzuweihen, nahm den Vorſchlag ſogleich an. Beyde ſetzten ſich alſo am Spieltiſch und verlohren außer ihrem Reiſegeld noch 6000 Rubel, worüber der Vater einen Wechſel ausſtellen mußte. Den Tag darauf ſtattete ihnen Ulrich in Begleitung einiger Freunde ſeinen Gegenbeſuch ab. Wie ſie vor das Zimmer von Lilienfeld kamen, hörten ſie einen großen Lärm, der immer größer und größer wurde, und aus der Wohnſtube der beyden Reiſenden ſelbſt zu kommen ſchien. Ulrich und ſeine Geſellſchaft horchten eine Zeitlang an der Thüre, endlich machten ſie ſie auf; aber wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie Vater und Sohn erblickten, die ſich ganz entkleidet hatten, und wie Kämpfer oder Ringer ihre natürlichen Kräfte an einander verſuchten. Sie erkundigten ſich was das bedeuten ſolle? Ach, ſagte der Vater, nach dem Unglück, das mich getroffen hat, in einem einzigen Abend von 10 Jahren Erſparniß, 30000 Rubel zu verlieren, die ich geſammelt hatte, um meinem Sohn die Vortheile des Reiſens zu verſchaffen, will ich mich blos auf kriegeriſche Uebungen einſchränken, die gleichfalls einen weſentlichen Theil der Erziehung eines Edelmanns ausmachen. Ich fange mit dem Ringen an, und das iſt heute die erſte Lection. Nun fieng Ulrich an, ohne Mitleiden mit dem Unglück ſeines betrogenen Landsmannes zu haben, ſein Spöttertalent an ihm zu üben, und hielt eine Viertelſtunde lange Rede, worin er Lilienfelds Talente, Kenntniſſe und ſein glorreiches Blut rühmte, das in den Adern des Königs Hiska gewallt hätte; ſonderlich ließ er ſich in weitläuftige Lobeserhebung ſeines durchdringenden Blicks heraus (Lilienfeld war einäugig), dem nichts entwiſchte und über jene väterliche Vorſorge, die keinem Fremdlinge ſeinen Sohn, den zarten Zweig ſeiner Hofnung habe anvertrauen, ſondern lieber ſelbſt das kitzliche und beſchwerliche Amt eines Hofmeiſters übernehmen wollen. Am Schluß wünſchte er dem Sohne Glück, in ſo gute Hände gefallen zu ſeyn, und ermahnte den Vater, ſo fortzufahren, wie er angefangen habe, indem er ihm feyerlich verſicherte, daß er ſo aus ſeinem Zöglinge den erfahrenſten Krieger und den vollkommenſten und gebildetſten Geſellſchafter ſeines Zeitalters ziehen würde.

---

ternehmung kommen. Alles Genie von **Händel** hielt es nicht gegen den Zauber des Farinelliſchen Geſangs aus. Der Aerger, ſich wegen eines Sängers verlaſſen zu ſehn, brachte ihn nicht allein um ſeine Geſundheit, ſondern ſogar um ſeinen Verſtand. Sein Geiſt litte ſehr, und ein Schlagfluß lähmte ihm den rechten Arm. Das Aachner Bad ſtellte ihn jedoch nach und nach wieder her, und 1736 ging er nach London zurück.

Er fing wieder mit Opern an. Die Zeit hatte das Andenken jener Streitigkeiten ausgelöſcht, und etwas Herablaſſung würde Alles wieder gut gemacht haben, allein das ließ ſein Stolz nicht zu. Seine Opern wurden wenig beſucht, und er mußte ſie einſtellen. Er führte darauf die **Oratorios** ein; eine Gattung Muſik, die nur in Welſchland bekannt war. Dieſe Neuheit fand, wie es immer geſchieht, große Widerſprüche. Man ließ den **Händelſchen Oratorien** nicht alle die Gerechtigkeit wiederfahren, die ſie verdienten, doch fuhr er fort, ſie bis 1741 zu geben. Seine zerrütteten Umſtände nöthigten ihn in dieſem Jahre, ſein Glück zu Dublin zu verſuchen. Er debütirte mit ſeinem Oratorio, **Meßias**, zum Beſten der daſigen Gefangenen. Dieſe edle Handlung, die durch die üble Lage, in der er ſich befand, noch mehr Werth erhielt, erwarb ihm die ganze Gunſt des Publikums, und die Achtung, die man für ſeinen Karakter daraus ſchöpfte, vermehrte noch die für ſeine Talente. Seine Umſtände verbeſſerten ſich, und nach neun Monate Aufenthalt in Irrland beſuchte er England von neuem, wo er die Gemüther mehr zu ſeinem Vortheil geſtimmt fand. Er fing an, ſeine **Oratorios** mit großem Beyfall zu geben. Sein **Meßias**, der ehedem eine ſo kalte Aufnahme gefunden hatte, wurde jetzt mit den größten Lobeserhebungen überhäuft, und das Lieblingsſtück des Publikums, ſo daß **Händel** beſchloß, es jähr-

5.

Peter III., als er nur noch Großfürſt war, mußte oft zu allerhand Mitteln ſeine Zuflucht nehmen, weil ſeine Tante, die Kayſerin Eliſabeth, ihn gar zu knapp hielt. Er brachte den größten Theil des Jahres zu Oranienburg zu, einem Luſtſchloſſe, das dem Fürſten Menzikoff gehört hatte, und von der Krone confiſcirt worden war, und womit Eliſabeth nach der Ungnade und dem Exil dieſes Herrn dem Großfürſten ein Geſchenk machte. Peter errichtete eine Menge Aemter und Bedienungen an ſeinem kleinen Hof, und verkaufte den Hollſteiniſchen St. Annenorden. Ein Liefländiſcher Edelmann, deſſen Finanzen in nicht beſſern Umſtänden waren, als des Großfürſten ſeine, nährte den heißen Wunſch, mit dieſem Orden ſich geziert zu ſehen. Er borgte zu Reval eine große Summe Geld und reiſte nach St. Petersburg. Er wendete ſich an Zeitz, den Geſchäftsmann des Großfürſten, und offenbahrte ihm die Urſache ſeiner Anherokunft. Man handelte und ſtritt ſich lange. Endlich wurde der Handel richtig und der Orden diesmal mit 6000 Rubeln bezahlt. Der Liefländer ſtolzierte nun in den Gaſſen von Petersburg mit ſeinem Band umher, und hätte gern der ganzen Welt bekannt machen mögen, daß er Ritter vom St. Annenorden ſey. Kurze Zeit darauf beſuchten ihn einige von ſeinen Landsleuten, die ſeine Vermögensumſtände recht gut kannten und wohl wußten, daß der Banquier, welcher die Summe zu Reval vorgeſchoſſen hatte, Inhaber zweyer Wechſel ſey, die ſchon mit Proteſt zurückgekommen wären. Der neugebackene Ritter unterhielt ſie in hochtrabenden Worten von ſeiner neuen Würde, und den damit verknüpften Ehrenſtellen. Ich hoffe, fuhr er fort, daß der Magiſtrat zu Reval bey meiner Nachhauſekunft ſich erinnern ſoll, was er mir ſchuldig iſt, und nicht ermangeln wird, mir eine Schildwache vor die Thüre zu ſetzen. Ganz ohnfehlbar, antworteten ſeine guten Freunde, man wird ihnen gewiß eine Schildwache geben, denn bey unſerer Abreiſe war ſchon die Rede davon. — Dieſe Antwort, die bloßer Spott war, traf völlig ein; denn kaum kam der St. Annenritter zu Reval an, ſo erhielt er Arreſt, und wurde nicht ehe losgelaſſen, bis er die beyden Wechſel bezahlt hatte.

Peter III. als Großfürſt pflegte auch, vielleicht aus übertriebener Reinlichkeit, vielleicht aus Verdruß über die genommene zu vertraute Freyheit, es höchſt ungnädig aufzunehmen, wenn jemand in ſeine Schnupftabacksdoſe griff und ſich Toback nahm; ſobald das geſchah, warf er die Doſe weg. Eine große Menge goldener Doſen ſind auf dieſe Art in den Wellen des Meeres begraben worden, welches den Garten von Oranienbaum beſpült.

6.

Die Dom- oder Hauptkirche zu Moſcau iſt ein altes Gebäude, das ſeit mehreren Jahren angefangen hat, ſich zu ſenken, und täglich tiefer und tiefer in die Erde ſinkt. Unter dem Pöbel geht die allgemeine Sage, die er nicht ermangelt, jedem Fremden mitzutheilen, daß in dem Augenblick, wo die oberſte Thürpfoſte mit dem Boden gleich ſeyn werde, auch das Ende der Welt, oder der jüngſte Tag eintreffen ſolle.

7.

Das Oſterfeſt iſt in Rußland allen Arten von Vergnügungen geweiht. Der gemeine Mann pflegt ſich ſonderlich in ſtarken Getränken zu berauſchen. Da die Faſtenzeit um Mitternacht ihr Ende nimmt, ſo pflegen einige Ruſſen in derſelben Stunde aufzuſtehen und ſich zu Tiſch zu ſetzen, wo ſie oft den ganzen Tag in Schmaus und Saus ſitzen bleiben. Die Bauern, oder Leibeigene überreichen allen Vornehmen und Edelleuten, welchen ſie begegnen Eyer und umarmen ſie. Der vornehmſte Herr von Hofe darf ein ſolches Ey oder eine ſolche Umarmung nicht ausſchlagen, und wäre es der ſchmutzigſte Bettler. Der Admiral Taliſin begab ſich einsmal ſehr geputzt nach dem kayſerlichen Pallaſt, wo Bal paré war. Einer von ſeinen Matroſen lief ihm nach und rief: Batuſchka! Batuſchka! Vater! Vater! Der Admiral blieb ſtehen; der Matroſe reichte ihm das Ey und ſagte: Chriſtus iſt auferſtanden. Ja, er iſt auferſtanden, antwortete der Admiral der Gewohnheit nach, indem er das Ey annahm und den Backen hinreichte. Aber in eben dem Augenblick wandelt dem Matroſen der Schlucken an, und er entladete ſich auf dem Balkleid und dem Ordensband des Admirals mit dem Ueberfluß ſeines Magens.

Nichts iſt in Rußland gewöhnlicher, als ſich, ſelbſt auf der Gaſſe zu umarmen. Damen vom erſten Stande küßt man blos die Hand; ziehen ſie ſolche zurück, ſo iſt das ein Zeichen, daß ſie die Erlaubniß geben, ſie auf die Backen zu küſſen. Dieſe Vertraulichkeit hört nur da auf, wo die Stände durch eine zu groſe Kluft von einander geſchieden werden. Alle Damen, die an Hof gehen, genießen die Ehre der Kayſerin die Hand zu küſſen, die ſie ihrerſeits auf den Backen küßt.

8.

Der Feldmarſchall Münnich war äuſſerſt jachzornig und unverſöhnlich, ſobald er ſich beleidigt glaubte, und leider! glaubte er das oft. Die Oeuvres de philoſophe bienfaiſant waren eben vor kurzem im Druck erſchienen, als er mich zu ſich zu Gaſte bat; eine Ehre, die ich gerne einem andern überlaſſen hätte, der ſich beſſer in die ſtolzen Launen dieſes alten Hofmannes zu ſchicken und zu ſchmiegen gewußt hätte. Während der Tafel, die lang und traurig war, redete er mich an, und fragte mich, ob ich dieſe Oeuvres geleſen hätte; als ich es bejahte, ſetzte er die Fragen fort, und wollte wiſſen, was ich von dem Buche hielte? Ich antwortete, es ſchien mir in ein ziemlich richtiges Detail der Lage Pohlens und ſeiner Staatsverfaſſung zu geben — Sie halten alſo große Stücke auf ſeinen Verfaſſer? erwiederte er — In der Beziehung, und aus dem eben erwähnten Geſichtspunkt betrachtet, halte ich viel auf ihn, gab ich zur Antwort — Er wurde über und über roth vor Zorn und rief halb von Sinnen: das Buch iſt das abſcheulichſte Buch, das es noch auf der Welt gegeben hat. Wie! ſo einen Feldherrn wie mich anzugreifen! iſt das nicht eine Schandthat, die den Tod verdient? Haben ſie die Vorrede geleſen? — Ich antwortete ganz erſchrocken: ich leſe nie Vorreden, ich hätte meine Meynung über den Inhalt des Buchs überhaupt geſagt — Aber von dem Augenblick an würdigte er mich keines Blicks mehr und kaum daß er die Lippen bewegte, als ich von ihm Abſchied nahm.

Seine Gäſte genoſſen an ſeiner Tafel ſehr wenig Freyheit, faſt gar keine. Er hatte die ſonderbare Grille, nichts ohne Zucker zu eſſen, ſelbſt das Sauerkraut nicht, und den noch ſonderbarern Eigenſinn, ſeine

Gäſte zu zwingen, ſich nach ſeinem Geſchmack zu richten. Er legte faſt beſtändig ſelbſt vor, der Zuckerſtreuer ſtand neben ihm und er gab keinen Teller weg, ohne ihn nicht ſo eingezuckert zu haben, als ob es für ihn ſelbſt geweſen wäre; ſaß er von einer Schüſſel zu weit entfernt, ſo daß ein anderer ſie vorlegen mußte, ſo gab er genau auf alle Acht, die davon erhielten, und zwang ſie in einem ziemlich herriſchen Ton, Zucker dazu zu nehmen; und niemand hätte das Herz, dem Befehl ungehorſam zu ſeyn.

Münnich war alt, als Katharina II. Eſthland und Liefland beſuchte. Sie bewilligte ihm die Gnade eines Beſuches zu Rocherwick 6 Stunden von Reval, wo Peter I. einen Hafen anlegen laſſen wollte, deſſen Ausführung ſeinen Nachfolgern aufbehalten war. Rocherwick iſt der Aufenthalt der Gatterſchnicks oder Uebelthäter, deren Anzahl ſeit Abſchaffung der Todesſtrafen ſich ſehr anſehnlich vermehrt hat, weil nun alle Verbrecher auf die Gatterka oder Galeere geſchickt werden. Münnich traf zum Empfang der Kaiſerin ſehr große und koſtbare Anſtalten; unter andern drolligen Einfällen ließ er auch alle ſeine Gatterſchnicks als Araber und Indianer kleiden, und vor Triumphwagen ſpannen, auf welchen die Kaiſerin und ihr Gefolge ſaßen. Dieſe Monarchin, die allen ſolchen Prunk haßt, hätte ſich gern ſo ſchnell als möglich in den Hafen begeben; allein erſt mußte ſie die Langeweile dieſes wunderlichen Ceremoniels aushalten. Als ſie die Arbeiten beſah, hatte ſie verſchiedene Kunſtverſtändige bey ſich, deren Rath und Meynung ſie einholte. Alle verſicherten, es ſey unmöglich, einen Hafen an dieſem Orte anzulegen, und führten ihre Gründe an: allein Münnich widerlegte ſie hitzig und behauptete gegen die allgemeine Stimme: auf der ganzen Welt ſchicke ſich kein Platz beſſer zur Erbauung eines Hafens, als dieſer. Die Kaiſerin ehrte ſein Alter und ſagte zu einigen Perſonen von ihrem Gefolge, es iſt Schade, daß dieſer große Mann ſeinen Ruhm überlebt.

Man findet in der Geſchichte eine Menge Beiſpiele, daß Perſonen ſelbſt zuerſt die Strafen ausgeſtanden haben, welche ſie neu erfunden hatten. Münnich gehört unter ihre Anzahl. Als ihn die Kaiſerin Eliſabeth nach Sibirien ins Elend ſchickte, befahl ſie, daß er daſelbſt in daſſelbe Haus geſperrt werden ſollte, welches er zu Pélim für Biron hatte bauen und mit Palliſaden umgeben laſſen. Münnich trank den Kelch der Bitterkeit bis auf die Hefen. Denn das Ohngefähr fügte es, daß er auf ſeinem Weg dahin demſelben Biron begegnete, deſſen Stelle er einnehmen ſollte. Wenn man ſich die Länge dieſer Reiſe vorſtellt, die durch Landſtriche geht, wo keine Heerſtraßen ſind, und wo faſt beſtändig Schnee liegt, ſo hat dieſer Zufall allerdings etwas eigenes. Birons und Münnichs Begleiter haben erzählt, daß beide unverwendet die Augen auf einander geheftet hatten, bis ſie ganz nahe an einander waren, und daß ſie alsdenn aufhörten, ſich einander anzuſehen, ohne daß einer von ihnen ein Wort geredet hätte.

Die Kaiſerin Eliſabeth erinnerte ſich des Münnichs in Sibirien, als eben ein großer Gallatag, und alle Großen ihres Hofs in Freude und Wohlleben bey ihr verſammelt waren. Ich wäre wohl neugierig zu wiſſen, ſagte ſie, was jetzt Graf Münnich macht. Sie rief einen Unterofficier, gab ihm eine Rolle Gold von 6000 Rubeln am Werth für Münnich, und einen Brief, worin ſie dem Grafen ſchreiben ließ, ſie hätte ſich ſeiner am Tage ſeines Feſtes erinnert, und da er es ohne Zweifel gefeyert haben würde; ſo ſchicke ſie ihm hier 6000 Rubel, damit er ſich auch ihrer erinnern und dieſe Summe nach ſeinem Wohlgefallen anwenden möge. Sie befahl dem Ueberbringer, genau auf alle ſeine Bewegungen und ſein Betragen Achtung zu geben, und es ihr treulich zu hinterbringen. Der Kourier händigte bey ſeiner Wiederkunft der Kaiſerin ein Antwortsſchreiben vom Grafen ein, das auf das ehrerbietigſte und in der vollkommenſten Ergebung in ſein Schickſal abgefaßt war. Er hinterbrachte zugleich der Kaiſerin, Münnich habe den Brief Sr. Majeſtät dem äuſſern Anſchein nach in großer Unterthänigkeit geleſen und ihm hierauf die Antwort nebſt einem Geſchenk von 1000 Rubeln als eine Vergütung für die gehabte beſchwerliche Reiſe zugeſtellt; 2000 andere Rubeln habe er unter ſein Geſinde in ſeiner Gegenwart ausgetheilt, und hinzugeſetzt, daß ſie dieſes Geſchenk der Freigebigkeit Sr. Majeſtät zu verdanken hätten, und alſo einen guten Gebrauch davon zu machen und es zu Begehung ihres Feſtes zu verwenden hätten; die übrigen 2000 Rubeln, habe er geſagt, wolle er als ein koſtbares Pfand der Gnade ſeiner Monarchin aufheben. — Das habe ich wohl geglaubt, ſagte ſie zu ihrem verſammelten Hofſtaat, daß Münnich einen ſolchen Gebrauch von meinem Geſchenke machen würde. In Wahrheit, ſetzte ſie hinzu, man muß geſtehen, daß er ſo groß im Unglück als im Glück iſt.

9.

Unter der Regierung der Kaiſerin Eliſabeth waren verſchiedene Große nicht wenig verwundert, daß ſie, ſo oft ſie von Hofe zurück kamen, Ringe, Uhren oder ſonſt etwas dergleichen vermißten. Anfangs gab die Monarchin auf die erſten Klagen der Art nicht ſehr Achtung, aber ſie wurden ſo oft wiederhohlt, daß ſie endlich einem Polizeybedienten auftrug, im Pallaſt zu bleiben und ein Auge auf die Urheber dieſer Diebſtähle zu haben. Demohngeachtet wurde ſo gut wie vorher geſtohlen. Endlich verdoppelte und verdreyfachte man die Auflaurer und erwiſchte einige junge Burſche auf der That, die man einmal in Verdacht hatte. Man ſetzte ſie ins Gefängniß und im Verhör entdeckten ſie eine große Anzahl ihrer Mitſchuldigen, die unter ſich eine Art von Geſellſchaft errichtet hatten, und die man gleichfalls in Verhaft nahm. Die Kaiſerin, als es ihr gemeldet wurde, gab Befehl, ſie vor ihr zu führen, weil ſie neugierig wäre, eine Probe von ihrer Geſchicklichkeit zu ſehen. Sie wurden alle an einen langen Strick befeſtigt und in dieſem Zuſtand an einem Gallatage nach Hofe gebracht. Man gab ihnen Erlaubniß, ihr Diebestalent glänzen zu laſſen; ſie baten, daß man ihnen ein wenig mehr Freiheit geben und ſie losbinden möchte, damit ſie ſich den Perſonen nähern und ſich mit ihnen in Unterredung einlaſſen könnten. Jeder von den Anweſenden war auf ſeiner Huth, weil keiner die Schande haben wollte, beſtohlen worden zu ſeyn, nachdem er vorher gewarnt worden wäre. Nach einem Verlauf von 10 Minuten wendete ſich einer von ihnen an die Kaiſerin, und erſuchte ſie, die Geſellſchaft zu fragen, ob ihnen nichts fehle; zu gleicher Zeit kramten ſie zu ihren Füßen eine große Menge Juwelen und Kleinodien aus, worunter jeder von den Anweſenden ein Stück von ſeinem Eigenthum erkannte. Eliſabeth konnte ſich nicht entbrechen, ihr Erſtaunen über ihre Fortſchritte in dieſer gefährlichen Kunſt zu erkennen zu geben; aber eben dieſe ſeltene Gewandheit beſtärkte ſie noch mehr in ihrem Vorſatz, ſie von der übrigen menſchlichen Geſellſchaft abzuſondern; ſie ſchickte ſie auf die Galeeren.

Während des Aufenthaltes Peters III. zu Moſcau, fuhr ein junger ruſſiſcher Geiſtlicher in einem Schlitten zu verſchiedenen Kaufleuten, um Tuch zu kaufen. Sein eigener Vater, der die Abſicht ſeines Sohnes wußte, ſtellte ſich mit zwey ſeiner Diebsgeſellen in eine Gaſſe, wo ſein Sohn durchkommen mußte. Sobald ſie den Schlitten von weiten erblickten, that der Vater, als ob er mit einem ſeiner Kameraden in einem heftigen Handgemenge begriffen ſey. Bey dieſem Anblick machte der gute Sohn halt und eilte ſeinem Vater zu Hülfe. Es gelang ihm, die beiden Kämpfer aus einander zu bringen, aber ſie fuhren noch immer fort, ſich zu ſchimpfen und zu bedrohen. Der Sohn erbot ſich zum Mittelsmann bey ihrem Streit; die beiden Partheyen nahmen es endlich an, und alle drey traten in ein benachbartes Haus, um ſich zu verſtändigen und die Sache zu ſchlichten. Der Vater fieng nun in einer langen Rede an, die Läſterungen alle her zu nennen, die ſein Kamerad gegen den heiligen Nicolas ausgeſtoßen habe, und wie ſehr er gekränkt und erbittert worden ſey, die Ehre eines ſo großen Heiligen angegriffen zu ſehen. Der Sohn redete ihm zu, verſöhnte ſie, gab ihnen ſeinen Segen und wollte ſeinen Weg fortſetzen. Aber während der Schlichtung des Streits hatte der dritte Kamerad ſich des Tuchs und ſogar des Schlittens und Pferds bemächtigt. Der arme Schiedsrichter fieng bitterlich zu weinen an; der Vater und ſein vorgeblicher Gegner trieben dieſe Schelmerey ſo weit, daß ſie über den Verluſt noch lauter ſchrien, als der Beraubte, und mit ihm aus allen Kräften dem Gange nacheilten, obgleich ſie wohl wußten, daß er längſt in Sicherheit war. Ich habe in der Folge erfahren, daß es der Polizey beſſer geglückt, und jedem von den Theilhabern volles Recht wiederfahren ſey.

Einſtmal, als man in der Feſtungskirche zu Petersburg, das Waſſer weyhete, verfügte ich mich mit einem Bekannten dahin, um die Ceremonie mit anzuſehen. Wir hatten noch keine halbe Stunde vor dem Hochaltar unſern Platz eingenommen, ſo wurden wir inne, er, daß ihm ſeine Doſe und ich, daß mir meine Uhr fehlte. Unſer erſtes war, die Leute um und neben uns ins Auge zu faſſen; aber wir wurden nichts als Knieende und Betende gewahr, deren Geſichter die innigſte Inbrunſt und Zerknirſchung verriethen. Ein andermal gieng ich vor derſelben Feſtung ſpatzieren. Ich war allein, doch plötzlich bemerkte ich vor mir die Bewegung eines Schattens, als ob ſich jemand hinter meinen Rücken befände. Ich kehrte mich um, und erblickte niemanden. Den Augenblick darauf kam derſelbe Schatten wieder zum Vorſchein, und mich wandelte dieſelbe Neugier an. Ich wurde einen jungen Menſchen gewahr, der vermuthlich das erſtemal, als ich ſeinen Schatten entdeckte und mich umdrehete ſich gleichfalls umgedreht und hinter meinen Rücken verſteckt hatte, und der jetzt eilends ſich entfernte und in der Hand die Trophee ſeiner Geſchicklichkeit ſchwenkte, welche ich als ich in meine Taſche griff, für mein Schnupftuch erkannte. Auf ſeiner Flucht verwendete er kein Auge von mir, und höhnte mich mit einer Luſtigkeit aus, die mich ſelbſt zum Lachen brachte.

10.

Der Geiſt der Raubſucht beſeelt nicht allein den ruſſiſchen Pöbel, ſondern auch oft die Großen und obrigkeitlichen Perſonen. Eine Geſchichte, die man ſich in Rußland beſtändig erzählt, iſt die Geſchichte von Schemekin's Urtheilsſpruch. Vor ſeinem Tribunal war ſchon ſeit geraumer Zeit eine Klage wegen eines Wechſels anhängig, deſſen Ausſteller ſein Freund war. Der Gläubiger, der über die Langſamkeit der Gerechtigkeitspflege ungeduldig wurde, ſuchte den Schemekin in der jährlich, blos zum Beſten des Findelhauſes, aufführen zu laſſen, einem Inſtitute, das noch in ſeiner Kindheit war, und ſich nur durch die Freygebigkeit der Privatperſonen erhielt. Dieſer neue, menſchenfreundliche, edelmüthige Zug tilgte vollends alle die widrigen Eindrücke, die von ſeinem vorigen ſtolzen Betragen bey einigen noch übrig geblieben waren. Er genoß nun eines ununterbrochnen Beyfalls, und unbeſtrittenen Ruhms, und die letzten Tage ſeines Lebens verbitterten blos körperliche Leiden. Im Jahr 1751 verlor er das Geſicht. Dieſes Unglück ſchlug ihn völlig nieder; ſeine Geſundheit nahm immer mehr ab, und nachdem er einige Jahre geſiecht hatte, ohne jedoch aufzuhören zu arbeiten, ſtarb er im Monat April 1759. Er wurde in der Abtey Weſtmünſter begraben, wo ihm der Doktor Praroe, Biſchof von Rocheſter, ein Denkmal ſetzen ließ.

IX.

Kunſtnachrichten.

Bey einem Nachgraben zu Tivoli, das auf Rechnung der apoſtoliſchen Kammer geſchieht, hat man einen Krokodill von ſchwarzem Marmor, ungefähr 4 Palmen lang, den Kopf eines Philoſophen, und einen Altar mit griechiſchen und lateiniſchen Innſchriften, gefunden.

In einem Garten zu Rom, der Kirche di St. Vitale gegenüber, grub man ebenfalls einen kleinen, weiſſen, marmornen Löwen, der zu einem Herkules, den man noch ſucht, gehört, und eine Venus aus, der aber die Arme und Beine fehlen.

Kanzley auf, und hatte ſich mit einem großen Sack bepacket, den er vor ihm niederſetzte. Der Statthalter maß dieſen Sack mit lüſternen Augen, er ſchien ihm dick und ziemlich wichtig; er empfieng den Klagenden freundlicher als gewöhnlich, und erſuchte ihn, mit ihm in die Gerichtsſtube zu kommen, weil er ſeinen Proceß auf der Stelle ſchlichten wolle. Der Gläubiger hockte ſeinen Sack auf und gieng mit dem Statthalter in die Seſſionsſtube, wo er ihn in einem Winkel hinſetzte. Schemekin trug den verſammelten Richtern die Wechſelklage vor und verurtheilte den Schuldner, das Kapital mit den Zinſen, von der Verfallzeit bis auf den heutigen Tag zu bezahlen. Kaum war dieſes Urtheil ausgefertigt, und dem Gläubiger die Abſchrift davon eingehändigt, ſo lud dieſer ſeinen Sack wieder auf, grüßte die Richter, wünſchte ihnen Glück und Segen, und gieng zur Thür hinaus. Schemekin, als er ihn fortgehen ſah, vergaß ſich ſo weit, daß er ihm nachlief und zu ihm ſagte: Aber lieber Freund, ich habe geglaubt, was ihr in dem Sack da habt, wäre für mich beſtimmt geweſen, um meine guten Dienſte zu vergelten, denn ich habe euch ja euren Proceß gewinnen laſſen — Ja, Herr Statthalter, erwiederte der andere, was ich darinne habe, war euch auch beſtimmt; aber, fuhr er fort, indem er ſeinen Sack auf die Erde warf und ausſchüttete, ſchaut einmal her, Steine ſind's, mit welchen ich euch den Kopf eingeſchlagen haben würde, wenn ihr mir länger nicht Recht hättet wiederfahren laſſen wollen; doch, das habt ihr gethan, nun trage ich meine Steine wieder fort. — Seit dieſer Geſchichte pflegen diejenigen, welche ſich über Verſagung der Gerechtigkeit zu beklagen haben, Schemekina-Soud zu rufen, um ihre Richter daran zu erinnern.

11.

Während der Regierung der Kaiſerin Eliſabeth wurde dem abgeſetzten Prinzen Iwan in 22 Jahren nur ein einzigmal erlaubt, ſein Gefängniß die Feſtung Schlüſſelburg zu verlaſſen. Die Monarchin that dieſes mehr aus Neugier, als aus Mitleiden, denn Ehrgeiz und Furcht überwogen letzteres bey ihr. Er wurde in einer überall dicht zugemachten Kutſche nach Petersburg erſtlich zu dem Großkanzler und darnach in das Hotel eines andern Großen gebracht. Eliſabeth befand ſich bey dieſen beiden Herren und unterhielt ſich mit ihm, ohne daß Iwan vielleicht jemals erfahren hat, wer dieſe Dame geweſen ſey. Man ſagt, ſeine Geſichtsbildung ſey ſehr intereſſant geweſen; er war groß und wohl gewachſen, hatte eine ſehr ſchöne weiſſe Haut, feurige Augen und wunderſchöne Haare; mit einem Wort, er beſaß alle Vorzüge, die einen ſchönen jungen Mann ausmachen.

2.

Der Eipeldaur auf der Wiener Redutte.

Erſter Brief.

Herzallerliebſter Herr Vetter!

Ich wünſch, daß dem Herr Vettern und der Frau Mamm s' neue Jahr gut anſchlagt, und was ſich der Herr Vetter ſelbſt wünſchen mag. Mir muß 's gut

all

anſchlagn; denn mir habn 's ein Menge Leut g'wunſchen, und die Wünſch müſſen gwiß nicht wenig werth ſeyn, weil ſich ein jeder dafür hat zahln laſſen.

Das iſt was, Herr Vetter, wenn man z' Wien in einem Charakterl ſteht! Ein Gratulant hat dem andern Thür in d' Hand gebn. Da iſt ein Amtsdiener kommen mit ein vergoldten Kalender und der hat d' Hand aufg'halten, eh ich noch den Kalender g'habt hab. Drauf iſt der Hausmeiſter mit ein Roſenmarinſtraußen eintreten, und hat mir für ein neuen Gulden g'wiß um ein Million Glück und Segen g'wunſchen, und ſo freundlich, und höflich iſt er gweſen, daß ihn kein Menſch für ein Hausmeiſter g'halten hätt.

Dann iſt der Lakey von der gnädigen Frau kommen, mit der ich die vier und zwanzig Dukaterl verſpielt hab. Der wünſcht 's neue Jahr nicht anders, als um ein harten Thaler. Gleich drauf hat ein Portier ſeine Aufwartung g'macht. Der iſt ſelbſt ein halber gnädiger Herr: dem hab' ich alſo nicht weniger gebn können, als ein Dukaterl.

Das iſt ein curioſer Menſch, Herr Vetter. Eilf Monath verlaßt ihn 's Gdächtniß völlig, und d' Händ ſind ihm ſo glähmt, daß er 's zu kein Hut hinaufbringen kann. Er kennt alſo kein Menſchen, und dankt kein Menſchen. Aber wie 's gegn 's neue Jahr geht, iſt d' Lähmung weg und 's Gedächtniß iſt wieder da. Das muß ein Krankheit ſeyn.

Drauf ſind noch ein Duzend andre Lakey kommen, und die ſind bey lauter gnädigen Herrn und Fraun im Dienſt, bey den ich in mein Leben einmahl ein Löffel Suppn geſſen, oder mein Geld verſpielt hab.

Der Doctor, der meiner Frau Gmahlinn in Kindlbetten den Puls griffen hat, der hat auch ſein Lakey g'ſchickt. Der hat mir eine b'ſtändige, daurhafte und langwierige Gſundheit gwunſchen; und das iſt gwiß chriſtlich, wenn die Doctori ihren Nebenmenſchen ein lange und bſtändige Gſundheit wünſchen laſſen.

Die Marquir z' Wien habn' auch ſo ein chriſtlichs Herz. Wie der Herr Vetter in ein Kafehaus tritt, warten ſ' dem Herrn Vettern mit ein Fingerikolender auf, und wünſchen 's neue Jahr. Das koſt wieder ein paar neue Zwanzger; aber dafür ſorgn' d' Kafeſieder auch, daß ſich der Herr Vetter durch den hitzigen Kafe d' Gſundheit nicht verdirbt, und nehmen brav brennte Gerſten oder Fiſoln drunter.

Und glaubt der Herr Vetter, daß man z' Wien, wie z' Eipeldau, vielleicht einander nur am neuen Jahrstag Glück wünſcht? Fehl gſchoſſen! Das Wünſchen daurt oft acht und 14 Täg nach dem neuen Jahr fort. Da kommen d' Nachtwachter, und d' Trager von der Hauptmauth, und d' Poſtklepperer, und d' Rauchfangkehrer, und d' Zettlaustrager, und d' Herrn die 's Kreuzerblattl herumtragn, und die ſagn dem Herrn Vettern ein Glückwunſch auf, der allein ein neuen Zwanzger werth iſt. Nein das iſt wahr, in der ganzen Welt gibt 's keine Menſchen, die 's ſo gut und aufrichtig mit ihren Nächſten meinen, als z' Wien.

Wenn ich alles z'ſammen rechne, ſo hat mich die wieneriſche Aufrichtigkeit ein dreyßig Güldel g'koſt: dafür aber hab' ich ein langs Lebn, ein bſtändige Gſundheit und ein Buten voll Glück und Segen.

Ich hätt's gern g'ſehn, wenn mein Frau G'mahlinn in ein Poſtſcripti ihrn Neujahrswunſch hätt mitlaufn laſſn; ſie hat mir aber g'antwort, daß das viel z' gmein wär. Dafür aber ſchickt ſ' den Herrn Vettern und der Frau Mamm ein Fiſitzettel. Das iſt jetzt d' Modl z' Wien.

Wie mir ein braver Herr g'ſagt hat, habn d' Alten von ſolchen Zetteln nichts gwußt; ſondern ſie habn ſich mündlich 's neue Jahr gwunſchen, und bey der Glegenheit iſt mancher alte Groll weggwaſchen worden. Aber weil 's jetzt gar kein Feindſchaft mehr unter den Leuten gibt, ſo ſchicken ſich alle, die nur ein wenig ein Karakteri haben, durch ihre Lakey oder durch die kleine Poſt ſo ein Zettl ins Haus; und weil d' meiſten gnädige Herrn und Fraun ſo ſchreibn, daß 's kein Menſch leſen kann, ſo laſſen ſ' ihren Namen von ein Kupferſtecher machen.

Ich hätt dem Herrn Vettern gern noch mehr g'ſchriebn, aber ich muß ins Pirro. Der Herr Vetter wird wiſſen wollen, was das für ein Thier iſt? Vor Zeiten hat's ein Kanzley oder ein Amt bedeut; aber jetzt will kein einziger mehr in einer Kanzley oder in ein Amt ſeyn; ſondern alle gehn ins Pirro. — — — — — — — — — — — — — — — —

Zweyter Brief.

D' Frau Mamm iſt bös, daß ich ihr in mein letzten Brief gar nichts weiter von mein neun Ehſtand gſchriebn hab. Nu! ich weiß ſchon, daß d' Fraun d' Naſen nirgends lieber hin als in d' fremden Haushaltungen ſtecken. D' Frau Mamm ſoll aber nun wieder gut werden. — Ich will ihr heut alles nach der Läng und Breit erzählen.

So wie mein junger Herr auf der Welt war, hat mein jetziger Scheffi um ein Geiſtlichen fortg'ſchickt, damit er ihn auf dem Zimmer tauft hat: denn in der Kirchn hätt ihn z' ſtark gfrorn. Ich hab wollen, daß mein Leibserb Poldl heiſſen ſoll, weil der H. Leopold der Schutzpatron von Eipeldau iſt: aber der gnädige Herr iſt drauf verſeſſen gweſen, daß ſ' ihn nach ſeinem Nahmen taufen; den Zunahmen aber hat er von mir.

Kein Kindlmahl hab ich nicht gebn dürfen: denn das iſt wieder z' gmein; aber durch ſechs Wochen iſt der Kafe und d' Schukuladi nicht vom Feur kommen. Mein Scheffi wird 's ſchon wiſſen, was ihn der Spaß g'koſt hat; denn er hat d' Kindlbetten ausghalten.

Ich hätt's gern gſehn, wenn mein Frau Gmahlin 's Kind hätt trinken laſſen; denn ſie hat Milich ghabt, daß ein Kalbl dran hätt trinken können. Aber es iſt wider den Charakteri, daß ein gnädige Frau ihr Kind ſelbſt trinken laßt. Mein junger Herr hätt mögen gar z' gſund und z' ſtark werden: und g'ſunde Kinder ghörn für kein Hauptſtadt.

Dann ſind wir ja jetzt im Faſching: und da könnt mein Frau Gmahlin auf kein Reduti, oder kein Ball gehn — und wegn ein Dutelkind wird ein gnädige Frau doch kein Rekration auslaſſen — —

Ich hab alſo ein Ammel nehmen müſſen; weil aber mein Frau Gmahlin gar z' viel Milich gebn hat, ſo hat ihr ein andre gnädige Frau ein Paar junge Pologneſer Hündl g'ſchickt, die ſ' ihr wegtrunken haben, und drauf habn ſ' ihr Pflaſter aufglegt, damit ſ' nur d' gmeine Milich von Hals g'kriegt hat. Aber d' Ammel Herr Vetter, die koſt mich ein Geld. Ich könnt mir leicht ein Reitpferd dafür halten. Den ganzen Tag darf's Bierkrügl nicht vom Tiſch kommen. Bald begehrt ſ' ein Kofe, und bald ein Extraſpeiſel; und wenn nicht alles gleich da iſt, was ſ' begehrt, ſo droht ſ', daß ſie ſich zürnen will, und zürnen dürf man ja kein Ammel laſſen.

Wie ich ghört hab, iſt ſ' ein Vortänzerin, in ein Bierhäuſl gweſen — Ha! mein junger Herr wird einmal ein luſtiger Kerl werden!

Geſtern iſt meine Frau Gmahlin 's erſte Mahl zum gnädign Herrn auf ein Frühſtuck gangen. In kein Kirchn traut ſie ſich noch nicht; aber auf d' Redout wird ſ' morgen wohl gehen. Wie ich ſ' als Jungfer gheuratht hab, hat ſ' nicht ſo gut aus gſehn als jetzt. Kein Menſch ſieht ihr 's an, daß ſ' ein Sechswochen-Kind ghabt hat.

Herr Vetter, morgen hat 's ſein Richtigkeit mit der Reduti. Ein Kaufmannsdiener giebt dem andern bey mir d' Thür in d' Hand. Was ſ' aber alles bringen, das weiß ich nicht; denn ich bekomm nichts z' ſehn, als d' Auszügl — — — — — — — — — — — — —

Dritter Brief.

Ich hätt dem Herrn Vettern ſchon gern vor ein Paar Tägen gſchrieben; aber ich hab ein abſcheulichen Kartbar. D' ganze Reduti liegt mir noch auf der Bruſt und ich werd ein Weil z' thun haben, bis ich ſ' weg bring.

Ich hab meiner Frau Gmahlinn ein Sorpriſi machen wolln, und hab mich als Eipeldaur maskirirt; aber ich hab ein ſchlechte-Ehr aufghobn — Sie hat mir mit der Ehſcheidung drobt, wenn ich auf der Redut nur dergleichen thu, daß ich ihr Mann bin. Ich hab mich alſo nicht getraut d' Larven weg z' thun, und da hab ich glaubt ich erſtick.

Endlich bin ich in die Zimmer hinauf gangen, wo d' Numiri ſind, und hab mir ein Kapauner mit Müſcherln gebn laſſen; aber die muß der Kapauner g'freſſen habn; denn ſ' warn alle leer. Drauf hab ich ein Butelln Schampanier bgehrt, und der hat ſo ein Geiſt ghabt, daß ich an der Stell Kopfweh bekommen hab. Drauf habn ſ' mir drey Schnittl von ein Schunken g'bracht; und das nennen ſ' auf der Reduti ein Portion.

So ein Suppeh kommt halt juſt auf ein Dukatl; dafür dárf man 's aber bey Wachslichter eſſen, und d' Numeri heiſſen einen Ihr Gnaden, oder gar Exilenz —

Drauf bin ich wieder in den Saal hinabgangen, und hab in der Fern ſehn wolln, wie ſich mein Frau Gmahlin unterhalt; da hab ich aber vor lauter Staub nichts ſehn können. Sie habn juſt Langaus g'tanzt, und da iſt alle Augenblick ein Paar langaus auf der Erdn da glegen.

Der Herr Vetter kann ſich dieſen Tanz nicht beſſer vorſtellen, als wenn ſich der Herr Vetter ein Heerd Böck und Gais denkt. Die im Frühjahr 's erſte Mahl auf d' Weid glaſſen werden.

Ich hätt erſticken müſſen, wenn ich länger g'blieben wär. Ich bin alſo in den andern Tanzſaal gangen. Da hat man doch wenigſten d' Lichter vor Staub ſehn können. —

Da ſein auch ein Menge Herrn und Fraun auf den Bänken herum gſeſſen, und habn gſchlafen, wie d' Jünger am Oelberg.

Ich hab mich alſo auch in ein Winkel hing'ſetzt, und hab mein Partikel herabgſchnarcht; aber wie ich im beſten Schlaf war, ſind d' Böck auch in dieſen Saal kommen, und habn Langaus z' ſpringen angfangen.

Jetzt hat 's mich nimmer g'litten. Ich hab gſchaut wie ich ein Loch zur Redutt hinaus find; und da bin ich wie neu geborn gweſen, wie ich in d' Gaſſe g'kommen bin.

Ich wär gern z' Fuß nach Haus gloffen; aber weil 's wieder 'n Karakter iſt, ſo hab ich mich von Seſſeltragern nach Haus tragen laſſen. Das ſolln ſonſt ſehr grobe Leut ſeyn; aber ſo bald man ihnen gibt, was begehrn, ſo iſt nichts höflicher, als ein Seſſeltrager.

Mit dem Schlag 2 Uhr bin ich ſchon im Bett g'legn; aber ich hab nicht einſchlafen können. Die Muſikanten ſind mir noch alle im Ohr drin gſteckt; d' Augen habn mich vor Staub brennt, als wenn Pfeffer drin wär; und auf der Bruſt hat 's mich gdruckt, als wenn Trud auf mir liegete.

Endlich iſt mir doch ein Schlaf kommen; aber ich hab kaum 's linke Aug zugmacht, ſo hat mich ein Mordgſchrey wieder aufgweckt. O Jemine! Herr Vetter, das war ein Spektakel! Mein Frau G'mahlin haben ſ' halb todt nach Haus bracht. Sie hat über ein Stund kein Zeichn gebn. Mein Scheffi hat' ihr ein Brandweinflaſchl vor d' Naſen ghalten: aber ſie hat nicht dazu riechen wollen. Ich hab mir vor Aengſten nicht z' helfen gwußt; endlich hab ich ihr ein Krug kalte Waſſer übern Kopf goſſen, und da hat ſ' wieder 's erſte Mahl nach Luft g'ſchnappt.

Jetzt weiß ich erſt, warum meine Frau Gmahlin in d' Ohnmacht gfallen iſt. Auf der Reduti hat ſ' mit ein Schwalie Langaus tanzt, und da iſt ſ' an ſein Sporn henken bliebn, und iſt her gfalln, daß ſ' alle Vieri von ſich g'reckt hat; und im Falln iſt ihr d' Schneckerlparöcken ſammt dem Pfannſchwaif vom Kopf g'flogen, und da hat ſie ſich vor Schand nicht anders z' helfen g'wußt, als durch ein Ohnmacht.

Das iſt ein Kreuz, Herr Vetter! jetzt will mein Frau Gmahlinn durchaus, daß ich dem Schwalie und ſein Sporn ein Injuryprozeß auf 'n Hals werf. Ich hab glaubt, ſie wird jetzt auf kein Reduti mehr gehn; aber auf 'n Sonntag geht ſ' ſchon wieder.

Ich aber hab kein groſſe Luſt dazu. D' Nachtkönig ausg'nommen, gibt's gar kein luſtige Maskara mehr. Die Dameſen müſſen auch ihre brillantinen Haarnadeln verſetzt habn; denn ſ' tragn jetzt lauter Bandl oder Blumen aufm Kopf. D' Kapaunerfedern müſſen auch theurer worden ſeyn. Unter hundert hat nicht eine mehr ein Flederwiſch auf.

Mein einzige Frau Gmahlinn hatt ein rechte Figur gmacht. Sie hat ausgſehn, wie ein kleine Prinzeſſinn. Die ganze Schneckerlparocken iſt voll Schmucknadeln gſteckt. Ich hab ein Paar alte Steinlſchnalln ghabt: die habn auch in d' Friſur hinein müſſen; 's gnädigen Herrn ſein brillantinen Ring aber, den hat ſ' ins Maul gnommen, biß ihr d' Larven ghalten hat.

Auf'm Kopf hat ſ' Federn von alln Farbn ghabt, und da hat ſ' ausg'ſehn wie 'ſ Herrn Vettern ſein Pfau, wenn er den Schwaif auseinander thut.

Von Fuß auf iſt ſ' in ein roſenröthen Taffet drin g'ſteckt, und ein zwey Elln langen Schlepp hat ſ' ghabt; denn es iſt z' Wien Modi, daß d' Dameſen d' Redut auskehrn.

D' Herrn wolln mir aber ſchon gar nimmer gfalln. Sie tragn faſt alle ihre eignen Larven, und höchſten henken ſ' noch ein Fraunzimmermanterl um. D' meiſten aber gehn in ihren eignen Kleidern; mit einigen muß 's aber gar übel im Beutel ausſchaun; denn ſie gehn ohne Hut herum, wie bey uns der Kirchendiener.

3.

Fabeln.

I.

Der Bär und der Knabe.

Ein Bär von ſehr gutem Herzen fand im Walde, ich weiß nicht durch welchen Zufall, einen kleinen Knaben von wenigen Tagen nackend auf der Erde liegen.

Carte philoſophique & mathématique contenant le calendrier magique & perpetuel, la contemplation des choſes les plus profondes & les plus ſecrêtes, avec la connoiſſance complete de la philoſophie; de plus le miroir de toute la nature, l'harmonie du macrocoſme avec le microcoſme; le ſcience cabaliſtique, numérique & théoſophique; par Mr. Fouray du Chanteau, mathématicien. Ich ſchreibe, zum Vergnügen meiner Leſer, den ganzen, ſeltnen, marktſchreyerſchen Titel dieſer 10 Kuß hohen und 2 Fuß 7 Zoll breiten Karte her, die ſie für 36 Livres zu Paris beym Verfaſſer bekommen können.

Bey Jſabey, Kupferhändler zu Paris, iſt um 1 L. 4 S. zu haben: Portrait de J. J. Rouſſeau, ſehr nett geſtochen, und darunter die Ausſicht ſeines Grabmals zu Ermenonville, mit folgenden Verſen von **Dúcis**:

Entre ces peupliers paiſibles
Repoſe Jean-Jacques Rouſſeau;
Approchez, cœurs droits & ſenſibles,
Votre ami dont ſous ce tombeau

Eben dieſes Grabmal zu Ermenonville iſt von **Moreau dem jüngern**, nach der Natur, mit der Gegend da herum, in lang Folio geſtochen worden. Eine lachende Ausſicht, die Luſt, ſo begraben zu ſeyn, macht. Ein Deutſcher hat folgende Parodie obiger Aufſchrift unter ſein Exemplar geſchrieben:

Seelen zärtlicher Gefühle,
Weint an dieſem Grabe, weint!
Denn in dieſer Pappeln Kühle,
Schlummert Euer beſter Freund.

L'offrande de l'amour, Kupferſtich von **Macret**, nach **Greuze**, den man nur zu nennen braucht.

So zartes Milchfleiſch hatte ſein Zahn lange nicht gekoſtet, und ſchon bereitete er ſich, ſeinen Appetit recht mit Muſſe zu befriedigen.

Allein, da er ſich gerade wohl geſättigt fand, und ein voller Magen ihm immer eine gewiſſe Gutmüthigkeit gab, ſo beſchloß er, lieber einmal ein Werk der Liebe zu verrichten.

Dieſes Geſchöpf, ſagte er zu ſich ſelbſt, ſcheinet zwar nur ein Menſch, allein wenn ich es tüchtig lecke, ſo könnte wohl gar ein Bär aus ihm werden.

Sogleich fiel er mit cultivirender Zunge über ihn her, und ſetzte die Cultur ſo lange fort, bis der arme kleine Menſch daran ſtarb.

Pedantiſche Lehrer, unter deren ſchwerfällige Hände ein junges Genie fällt, ſeid ihr beſſer, als dieſer Bär?

Carl Sigism. T.

II.

Jupiter und Ledens Bruder.

Als Jupiter um Leden buhlte, war er gegen ihren Bruder, Aſconſius beſonders gnädig. Er geruhete ſogar, ihn einmal „mein lieber Bruder Aſconſius“ zu nennen.

Aſconſius war wie berauſcht. Man hörte ihn von nichts, als von Bruder Jupiter ſprechen.

Eines Tages war ein großes Feſt des Gottes. Heute, dachte Aſconſius, ſollſt du deine Schwagerſchaft einmal recht geltend machen. Jahr und Tag ſoll man davon ſprechen.

Schon war die Menge in feyerlicher Stille im Tempel verſammelt, als Aſconſius hereintrat. Triumph in ſeiner Miene gieng er durch den ſtillen Haufen, näherte ſich der Statue des Gottes, ſchlug ihr vertraulich in die Seite, und rief: ich grüß' dich, Bruder Jupiter.

Aber nur kurze Zeit genoß er des Vergnügens, den Haufen ſtaunen zu ſehen. Denn Jupiter, der keinen Spaß verſtand, ſchlug den Herrn Schwager auf der Stelle mauſetod.

G. D.

III.

Der Hund, der den Mond anbillt.

Allegro ſtand und bellte unaufhörlich in den Mond. Mufti, der weit vernünftiger iſt, näherte ſich ihm: was in aller Welt hat dir denn der Mond gethan?

Schweig! rief jener. Die Leute ſollen glauben, wir ſtehen auf keinem guten Fuß zuſammen, der Mond und ich.

Carl Sigism. T.

4.

Auerbach, Schloſſermeiſter zu Frankfurt, an den Jacobiner-Club zu Mainz.

Abgeſendt den 23ten November 1792. unter der Atreſe: An Herrn Präſitenten Dorſch, Burger der Freiheit und Gleichheit zu Straßburg, abzugeben in der Municipalität.

Franco. à
Mainz.

Werther HEr Burger der Freiheit und Gleichheit zu Mainz!

Ueberzeugt von Redlichkeit und Rechtſchaffenheit eines Burgers, welche Empfindungen, von einer Deſpotiſchen Obrigkeit gedrukt, und von Sclaviſchen Feſſeln gebunden zu ſeyn, welche Empfindungen, ſage ich! Alle nur erſinliche Mittel welche mich von den Feſſeln der Sclaverei los zu machen im Stande ſind, bin ich berechtiget zu gebrauchen, erlaubte Mittel, welche der Menſchheit nach Geſetz und Natur als ein Eigenthum gegeben iſt, ſind jedem erlaubt, und daher zum Wohl vor ſich und ſeine Mitburger verbunden ſolche zu gebrauchen. Aber auch welche Empfindungen, wenn Bürger der Freiheit in öffentlichen Reden die Geringſchätzung und Verachtung ſeiner Mitbürger und Obrigkeit anhören muß! Und dieſes iſt auch vor mich, als ein Zuhörer Ihrer öffentlichen Reden, die Urſach, welche mir zu dieſem Schreiben Gelegenheit giebt.

Am verwichenen Sontag, den 18ten Nov. war ich zu Maynz; ich ging alſo auch mit meinen guten Freunden in die Klub. Nach allen Abhandelungen der Protecolle und Correſpondens, auch von der Auslegung der Freiheit und Gleichheit, welche mir überaus gefallen; worin ſie beſteht; auch wie die Menſchliche Rechte Niemand ohne Tugent, Fleis, und Rechtſchaffenheit, einen Vorzug gebe, und bei dem Vorzug doch eben Menſch iſt und bleibt; auch darum der drückente Deſpotismus abzuſchaffen, und die Menſchheit wieder in Ihre freie Würde einzuſetzen nöthig ſey, u. ſ. w. welches ich alles mit Vergnügen anhörte.

Nun zur Sache ſelbſt. HEr Hofrath Forſter betrat den Cadeter, brachte den Zurpf eines freien Burgers zu Frankfurt an den Burger und Commandirenden General Cuſtine der Fränkiſchen Nation im Vorſchlag und Ihre Gegenbeantwortung. Sie zeugten, wie die Stadt Frankfurt nicht Recht hätte, um die Erlaſſung der aufgelegten Brandſchatzung zu bitten, ſondern vielmehr wolten Sie noch dabei es als eine Beleidigung des HErn General anſehen, ſolche um eine Million Gulten zu beſtrafen, weil nemlich die Handlungshäuſer zu Frankfurt dieſe Summa durch falſche Aſſignaten der Franzöſchen Nation entzogen, und Ihnen das Geld nicht gehörte; auch noch der Fluch von Ihren Kindern darauf lege, und blos durch ungerechte Wege ſich zu bereichern ſuchten, um in Paläſten und ausgeſchmückten Zimern, bei niedlicher groſen Tafel mit Speis und Tranck, und, wie Sie ſich ausdrückten, im Ueberfluß lebten. Noch dabei aber auch mit verachteten Ausdrücken und Minen von der Obrigkeit! Glauben Sie dann nicht, daß dieſes meiner Empfindung nach mich aneifern muß, als ein freier Bürger zu Frankfurt, auch meiner Nation Ihre Ehre zu Retten!

Erſtlich frage ich, wer iſt der Bürger, der ſich dieſen Zuruf ſchuldig machte? Kennen Sie Ihn, ſo fordert man mit recht ihn anzuzeigen. — Wie können Sie durch eine ausgeſtreute Schrift öfentliche Beantwortung ſchuldig ſein, ohne nicht andere zu beleidigen? — Wer hat mir und Tauſenten meiner Mitburger noch Contributions Gelder abgefodert? Oder wer hat ſich angeboten, ſolche zu geben? Freilich iſt und bleibt es war, wenn unſere reiche Kaufleute verfehlten, ſo kan kein Handwerksmann leben! — Ich ſahe Ihnen ſo recht in die Augen, und bemerckte bei Ihren Ausdrüken — Neid — !! —

Nennen Sie Einen Kaufmann, der wirklich falſche Aſſignaten gemacht hat, oder verhandelt — als dan wil ich der erſte ſeyn bei jetziger Zeit, Ihn öfentlich einen Betrüger nennen! — Aber muthmaſen — oder von Einem auf alle ſchlieſen, iſt nicht nach dem Caracter der guten Menſchen! — Ob die Kaufleute durch Recht oder Betrug reich werden können, kan kein Handwerksmann noch Hofrath — verſtehen, wenn er ſich nicht befliſſen, die Vortheile der Handlung zu erlernen. Es giebt Kaufleute von viele Tauſent, welche Tag, und, wen es die Noth erfordert, des Nachts in ihrem Condor mitarbeiten. Wen ſie nun viel verdienen, ſolten Sie kein beſſer Haus und Tiſch würdig ſeyn? — Iſt nicht die Handlung die Erhaltung ſo zu ſagen der gantzen Welt? — Biſchof, Duhm-HEr, Prälat, Hof-Rath — können jetzt überal abgeſchaft werden — aber ja nicht die Handlung, ſonſt würde gewis keine Provintz beſtehen! —

Nun weis ich es nicht, wie Sie doch darzu komen, eine ausgeſtreute Schrift zum Nachtheil einer Nation auszuſpenden. — Tugent, ſagt die Conſtitution, iſt der Weg, durch Mühe und Fleis einen Vorzug vor andern zu erlangen, ohne die Gleichheit zu verletzen! — Eben in einer ſolchen Stadt lebe ich als ein freyer Burger unter tauſent Mitbürger, verehrungswürdig ein freyer Magiſtrad, der keinen von ſeinen Mitbürgern zu einem Mitglied nimt, der mit Laſtern umgeht. Und viele Beiſpiele, wenn Laſter oder Verbrechen vom Werth, welche an Regiments Perſonen entdeckt, ſogleich wieder abgedankt worden ſind.

Frankfurts Frepheit iſt gros, recht Gros. Kein drückenter Despotismus, kein genädiger HEr herſcht, oder kan vor ſich regieren. 51 erwählte Bürger zu Stelvertretern der ganzen Bürgerſchaft, ohne welche ein HochEdler Rath nichts thun will und kan. 9 Perſonen im Namen der Bürgerſchaft, welche bei aller Ausgab und Einam zu gegen ſind, welche die Gelder, die die Stadt nötig hat, in Verwahrung bringen, und ohne Sie nihmahl wieder aus derſelben genomen werden könen. Fernet, 28 Perſonen im Nahmen der Bürgerſchaft, welchen man alle Jahr Rechnung von allem abzulegen hat. Freiheit! Keine drückente Auflage beſchweren den Bürger. Er genieſt die Früchte ſeiner Arbeit, in Unglücksfällen Unterſtützung, in Noth und Krankheit Verpflegung, die Witwen werden verſorgt, die Waiſen erzogen — Alles ſucht das Gantze, und das Gantze ſucht Alles zu unterſtützen — das nenne ich Gerechtigkeits-Freiheit, liebes Freiheit, Wahrheits-Freiheit. — —

Nun, mein HEr, werden Sie mir es verdenken, wen meine Empfindung rege geworden iſt; wen Sie von meiner Obrigkeit und Mitbürgern, blos um einer ausgeſtreuten Schrift willen — auf öfentlichem Cadeter ſo **lieblos** urtheilen, um gar noch **unglücklich** zu machen! — Wahre Freunde der Freiheit und Gleichheit machen ſich würdig durch gute Handlungen —

gen — und ich halte keine Handlung gut welche nicht zum Beſten ſeiner Mitmenſchen eingerichtet iſt — ! ! — —

Eben ſo iſt auch der Vorwurf der Cocarten. Wenn es ſonſt nichts iſt, bedenken Sie als ein Gelehrter, ob was gewonnen oder verlohren iſt? — Wenn wir mit unſerer Freiheit zufrieden ſind, ſo brauchen wir keine neue Zeichen auf dem Huth zu tragen, weil unſere Freiheit ſchon zu alt iſt. —

Nun, mein Freund, :[alle Menſchen müſſen nach Freiheit und Gleichheit Freunde ſeyn; dieſes erfordert die Tugent:] ich freue mich herzlich, daß Sie eine Gelegenheit gefunden haben, durch den Würdigen Burger und Comendirenden General Cuſtine, von Ihren Sclaviſchen Banden los zu werden. Glük, gewis Glük wünſche ich Ihnen alle. Dieſer Würdige HEr General iſt auch Frankfurths Schutz HEr; kein Einwohner wird gekränckt, ſondern in ſeinem Eigenthum geſchützt. Gros iſt die Geſinnung der Fränkiſchen Nation, welche im Kriege niemahls Ihres Gleichen hat. Daher liebt auch ein jeder Rechtſchafener Burger die Franzoſen. Mit aller Zufriedenheit liegen Sie bei uns im Quartir, und lieben die Bürger von Frankfurth. Jeder freier Burger aller Nationen liebt ſeine Vorgeſetzte; und ich bin Eydlich verpflichtet, auch die meinige zu lieben. Ich halte es vor Pflicht, Ihnen die Geſinungen eines Rechtſchafenen Bürgers entgegen zu Stellen, wenn durch ausgeſtreute Schriften eine Nation gekränckt ſol werden, wovon ſie nichts weis — Viel zu Edel denkent hoffe ich auf die Geſinung des HErn Generals, und uns ohne Bewuſtſeyn noch zu ſtrafen.

Uebrigens bitte ich dieſen meinen Brief nicht anders zu beurtheilen, als nach Empfindungen rechtſchafener Bürger, welche mit ihrer alten Freiheit zufrieden ſind. Da nun Freiheit und Gleichheit im Gang iſt, ſo habe ich mir auch die Freiheit genomen, Ihnen auf Ihre öfentliche Reden die Wahrheit meiner Mitbürger zu ſchreiben. Die übrigen Fehler, welche Sie finden, werden Sie als Hof-Rath gewis überſehen, indem ein Handwerksman von der accuraten Schreibart eben keine hinlänglich Kentniſe erlangen kan, eben ſo wenig wie ein Gelehrter von der Handlung! — Ich redete von Empfindung; da ſchlieſen Sie nun von den Ihrigen auch auf die meinige, ſo werden Sie gewis dieſe meine Unternehmung nicht misbilligen. Unter dieſer Geſinnung verbleibe ich gantz unbekandter weis, in reſpect der Freyen Nation,

Ein Bürger zu Frankfurth.
Johann Philipp Auerbach
Schloſſer Meiſter.

5.

Geſpräch zwiſchen einem Jakobiner und Mylord Bockward.

I.

Jakobiner.

Nun Mylord, was denken ſie von unſerer Konſtitution?

Lord. Was ich davon denke? — Mit Gewißheit noch nichts.

Jak. Ich verſtehe, was ſie damit ſagen wollen; ſie ſind zu ſehr Philoſoph, um ſie nicht zu bewundern, zu ſehr Engländer, um ihr nicht Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Lord. Sehr witzig, mein Herr Franzoſe! Aber das iſt es nicht.

Jak. Und was kann es denn ſonſt ſeyn?

Lord. Ich übereile mich nie in meinem Urtheil, ich erinnere mich der guten Lehre eines ihrer Dichter, daß, um ein **Urtheil zu fällen, Warten die** beſte Regel iſt.

Jak. Worauf warten ſie denn, um ein Urtheil über die bewunderuswürdigſte aller Konſtitutionen zu fällen?

Lord. Ich will wenigſtens abwarten, daß ſie vollendet ſey.

Jak. Es iſt wahr, einige Prinzipien müſſen noch entwickelt werden. Man hat es noch nicht gewagt, es bis zu den letzten Reſultaten empor zu heben, man hat immer, entweder zu viel Nachſicht, oder zu viel Schüchternheit gehabt, aber es wird endlich ſo weit kommen, der große Grund iſt gelegt: Leſen ſie die Erklärung der Menſchenrechte —

Lord. Was in dieſer Erklärung recht, wahres und richtiges iſt, trift man faſt überall an, man findet ſie in den gemeinſten Kompendien zur Gnüge entwickelt, aber was kümmert mich dieſe ganze ausgekramte Metaphyſik, wenn es erwieſen iſt, daß ihre Geſetzgeber, ſo wie alle andere Geſetzgeber nicht ein einziges wirklich ſociales Geſetz haben geben können, was nicht mehr oder weniger eine offenbare Ausnahme von dieſen großen Grundſätzen geweſen wäre. Wie kann man da eine reelle Gleichheit erkennen, wo es ſtarke und ſchwache Menſchen, Dummköpfe und geſcheite Leute, Reiche und Arme, aktive und nicht aktive Bürger, eine einzige erbliche Obrigkeit, und übrigens lauter Wahlobrigkeiten giebt?

Jak. Mylord, warten ſie nur die Arbeit des Herrn Robertspierre über das erbliche Eigenthum und das Recht zu teſtieren ab, warten ſie bis Abbe Sieges mit ſeinem Werke fertig iſt, dem tiefſinnigſten und tiefgedachteſten, das je über die Königswürde geſchrieben worden iſt. Er hat das Geheimniß gefunden, ſie elektif ohne die geringſte Schwierigkeit zu machen, warten ſie . . . .

Lord. Ich glaube nicht Herr Jakobiner, daß ich warten werde.

Jak. Sie eilen alſo doch zuweilen mit ihrem Urtheile?

Lord. Nein; aber mit meiner Abreiſe nach England.

Jak. Nun gut, wir wollen einmal das bey Seite ſetzen, was noch zu machen übrig ſeyn möchte; aber wie können ſie nicht in dem, was ſchon gemacht iſt, die einzige Geſetzgebung erkennen, wo die Unabhängigkeit, die Souverainität des Volks feyerlich anerkannt worden ſey?

Lord. Anerkannt? Das gebe ich zu. . . . Auf alle mögliche Weiſe beſchworen! Aber feſt gegründet? das muß man mit der Zeit ſehen.

Jak. So ſchonend und zurückhaltend ſie mir antworten, ſo merke ich doch deutlich, daß ſie gewaltig gegen die königliche Demokratie eingenommen ſind. Sollten ſie bey aller ihrer Liebe für Freiheit Ariſtokrat ſeyn?

Lord. Sie ſagen mir da zwey oder drey Worte, von denen ich mir keinen Begriff machen kann. Aber wenn ſie erlauben wollen, mich freimüthig über ihre Freiheit heraus zu laſſen . . . .

Jak. Sie können ganz offenherzig reden, Lord, wir ſind allein, die Nation hört uns nicht.

Das Titelkupfer vor Spizbart gehört unter die vorzüglichſten Stiche des Chodowiecky. Spizbart lieſet eben ſein Ideal einer Schule dem Burgemeiſter, Stadtſchreiber, dem Kandidaten und dem klugen Paſtor vor: die Karakteriſtik aller dieſer Perſonen iſt nicht zu verkennen.

Chodowiecky hat auch die Zeichnung zu dem artigen Titelkupfer vor dem erſten Band des **Bachs der Liebe** verfertigt, wo Ritter Galmy in Mönchsgeſtalt den meineidigen Marſchalk vom Pferde ſticht.

Rosmaesler iſt der Name eines jungen Künſtlers zu Leipzig, der viel verſpricht. Von ihm ſind die Vignetten und Kupfer zum Roman **Faramond**: er ſticht auch jezt die Kupfer zum Lauenburger Kalender.

Village près de la Haye en Hollande; vue de Lemmes en Hollande; vue en Suede, nommée Swedie-Lond; vue de Marieberg, près de Stockholm Dieſe vier Kupferblätter, die Geſchmack und Nettigkeit zeigen, ſind von Mouchy, die beyden erſten nach van Goyen, die beyden letztern nach Hackert gearbeitet. Jede koſtet 18 S.

In der Villa-Adriana zu Rom hat man ein vortreflich Stück moſaiſcher Arbeit gefunden. Ein Gladiator ſtreitet gegen zwey Löwen; der eine ſcheint getödtet, und der Fechter iſt im Begriff, es mit dem andern ebenfalls ſo zu machen: Weiter hin entdeckt man einen Tyger, der, über dieſen Anblick erſchrocken, flieht, und auf einen Baum klettert. Alles dieſes iſt unvergleichlich ausgeführt.

Einige Liebhaber haben in eben dieſer Stadt auf den Viminaliſchen und Eſquiliniſchen Hügeln nachgraben laſſen, und ſind ſo glücklich geweſen, verſchiedne Zimmer, von Meiſterhand gemalt, zu entdecken, die man würdig geachtet hat, dem Publikum bekannt zu machen.

Dem

Lord. Ich will ihnen alſo wiederhohlen, daß ich ſchon die Ehre gehabt habe, ihnen zu ſagen, daß es mir nach meiner Ueberzeugung äußerſt verwegen ſcheint, die Würkung eines Ganzen beurtheilen zu wollen, das noch nicht exiſtirt. Mit gleicher Freimüthigkeit muß ich ihnen geſtehen, daß ich oft auf den Argwohn gekommen bin, dieſes Ganze möchte eben ſo wenig in den Köpfen ihrer Geſetzgeber, als in ihren Dekreten vorhanden, und ſie von dem Reſultat ihrer erhabenen Arbeiten nicht viel ſicherer ſeyn, als ich ſelbſt.

Jak. Ich gebe zu, daß man bey aller guten Logik nur zu oft in den Augenblicken der Revolution ſeine Grundſätze nach dem herriſchen Zwang der Umſtände ſchmiegen müſte, und das iſt freilich Jammerſchade.

Lord. Ich räume es ein, aber ich ziehe nur den Schluß daraus, daß es unendlich leichter ſey, eine ſehr große Revolution zu Stande zu bringen, als eine neue vernünftige Konſtitution zu gründen. Man kann in Rückſicht des erſten Punkts leicht ein ſehr groſſer Rieſe und in dem andern ein ſehr unbeſonnener Lehrling ſcheinen. Als ihre neuen Lykurge ihre prächtige Arbeit begannen, hatte man, wie mir dünkt, Urſache, voraus zu ſetzen, daß ihre Abſicht war, eine gute repräſentative Regierung zu ſchaffen; aber ſie gründeten ſie auf Grundlagen von einem ſo ungeheuren Umfange, ſie wollten alle ihre Modelle ſo weit übertreffen, daß das Werk ſo vieler Bemühungen nun nichts von allem bekannten mehr gleich ſieht, nun hat man ziemlich gute Gründe, zu fürchten, daß dasjenige, was die vollkommenſte aller repräſentativen Regierungsformen ſeyn ſollte, durch eine Art von Demokratie beherrſcht werden wird, wie noch keine dergleichen nirgends exiſtirt hat.

Jak. Da keine von allen bisher bekannten Regierungsformen den Zweck erreicht hat, den ſich die ſociale Kunſt vorſetzen ſollte, ſollte es denn nicht erlaubt ſeyn, ſich die günſtigſte Vorſtellung von der zu machen, die ſich unter Verhältniſſen darſtellt, die gänzlich neu ſind?

Lord. Die Würkung davon kann ohne Zweifel mit der Zeit recht ſchön und bewundernswürdig werden, aber Hand an's Herz, wie ſoll man ſich in dieſem Augenblick davon überzeugen? Ueberall Ausſchweifungen von Zügelloſigkeit und Frechheit, überall Verwirrung aller Rechte, aller Gewalten, nirgends ein wahres Band zwiſchen den verſchiedenen Theilen des Reichs und den verſchiedenen Zweigen der öffentlichen Macht, nirgends ein Prinzip von Feſtigkeit und Beſtand, nirgends Nachdruck in der Kraft, die uns zu Befolgung der Geſetze anhalten ſoll.

Jak. Es ſollte ihre Unpartheilichkeit, Mylord, die Grundſätze der Konſtitution mit den Unruhen verwechſeln wollen, die von jeder großen Revolution unzertrennlich ſind?

Lord. Nein, gewiß nicht, aber wenn man unglücklicherweiſe zu ausgezeichnete Beziehungen zwiſchen einem Theil dieſer Grundſätze und der Verwirrung ihrer jetzigen Lage bemerkte, ſo möchte es nach meiner Meinung wohl ſchwer halten, nicht ein wenig Mißtrauen in die Vortreflichkeit dieſer Grundſätze zu ſetzen.

Jak. Erklären ſie ſich deutlicher.

Lord. Vorausgeſetzt, daß ſie der Nation nichts davon ſagen wollen.

Jak. O Mylord! . . . .

Lord. Wenn man ſieht, wie eine gewiſſe Klaſſe von Menſchen ſeine Gewalt mißbraucht, ſo muß man verſucht werden, prüfen zu wollen, ob nicht vielleicht das Geſetz ihr mehr Macht zugeſtanden habe, als ſie zur Sicherheit des allgemeinen Wohls hätte haben ſollen. Hört Deſpotismus auf Deſpotismus zu ſeyn, wenn er plötzlich aus der Hand der Regierung in die Hände der Regierten übergeht? Iſt er nicht in den Händen dieſer letztern hundertmal ſchrecklicher, weil man ſich da keines einzigen Mittels vergewiſſern kann, ihn zu mäßigen und im Zaum zu halten? Freilich iſt nichts bequemer, um eine Revolution zu bewürken, als der dürftigſten und zahlreichſten Klaſſe des Volks dabey eine Rolle anzuweiſen? aber iſt es der Klugheit der Geſetzgeber gemäß, ſie unaufhörlich bey der Ausübung und der Verwaltung aller Mächte die Hände im Spiel haben zu laſſen? — — Sie ſind doch ſicher, daß die Nation uns nicht gehorcht?

Jak. Ganz ſicher.

Lord. So will ich mir noch die Freiheit nehmen, ihnen zu ſagen, daß, wenn es auch keinen andern Bewegungsgrund gäbe, von der Handhabung der öffentlichen Angelegenheiten dieſe Klaſſe zu entfernen, welche die große Menge ausmacht, als den, daß ſie die große Menge ausmacht; ſo würde mir ſchon dieſer Bewegungsgrund hinreichend ſcheinen. Wenn die Unterſchiede, die ſie aufgehoben haben, auch weiter keinen andern politiſchen Vortheil hätten, als die Menge ein wenig aufzuklären, ſo würde ſchon dieſer Vortheil allein nach meiner Meinung die größte Achtung verdienen.

Jak. Aber wie ſoll man dem Volke ein Mittel verſchaffen, den Klaſſen Widerſtand zu leiſten, welche es immer auf ſeinen Untergang abgeſehen haben?

Lord. Nichts leichters. Man mache gute Geſetze, welche für ſein wahres Wohl wachen. Ihr Montagne ſagt ſehr wahr: alles für's Volk, aber nichts durch's Volk. Was auch ihre Geſetzgeber für eine Abſicht gehabt haben mögen, ſo iſt es doch unleugbar, daß ihre Nation, ſtatt die Freiheit erſiegt zu haben, bis jetzt den Deſpotismus errungen zu haben ſcheint. Sie hat den Thron ihrer Monarchen beſtiegen, ſie hat ſich in ihren Raub getheilt, ſie hat ſich, als eines rechtmäßigen

mäßigen Erbtheils alle Mißbräuche der Gewalt und aller Grillen des willkührlichſten Anſehens bemächtigt. Nachdem ſie alle Freunde, alle Stützen der Monarchie ohne Barmherzigkeit zu Grunde gerichtet, oder ohne Scheu und Schaam verdorben hat, ſo verſchwendet ſie ihre Gunſtbezeugungen an Horden Räuber, die immer gerüſtet ſind, ihre Plane und Rache zu unterſtützen. In den demokratiſcheſten Kantonen der Schweitz herrſcht das Volk eigentlich nur zwey oder drey Tage im Jahre, aber ſeit der Revolution hat der Pöbel von Paris ſo zu ſagen nicht einen Augenblick aufgehört, die unumſchränkteſte und thätigſte Souverainität de facto auszuüben., In den Thuillerien und auf den Tribunen herrſcht er über die Repräſentanten der Nation und auf dem Greveplatz über die obrigkeitlichen Beamten; in allen Sectionen führt er den Vorſitz bey den Rathſchlagungen, er urtheilt, richtet, entſcheidet; bey den Empörungen, die er entweder ſelbſt erregt, oder zu denen er ſich wenigſtens hinreiſſen läßt, iſt er es wieder allein, welcher nach dem Spiel ſeiner Launen über alle Handlungen der öffentlichen Macht gebietet. Der Wille des Volks iſt die einzige Richtſchnur der Dekrete der Nationalverſammlung, der richterlichen Ausſprüche der Magiſtratsperſonen und der Nachgebung oder des Widerſtands der Nationalgarden. Nennen ſie das, wie ſie wollen, verbündete Republik, königliche Demokratie, populaire Monarchie, oder die ſchönſte Konſtitution, welche je unter dem Monde erdacht worden iſt: Ich meines Theils, ich kann nichts anders darinne erblicken, als die Ohnmacht der Geſetze, einen beſtändigen Kampf zwiſchen der Schwäche eines erniedrigten Anſehens und dem tumultuariſchen Deſpotismus der Factionen, mit einem Worte, alle chaotiſche Greuel der Anarchie.

Jak. Ach wenn ſie wüßten, wie nöthig uns noch ein ſolches Chaos iſt!

Lord. Ich weiß, daß die Partheien, welche am meiſten gegen einander ſind, es mit gleichem Eifer wünſchen, und zu unterhalten ſuchen, weil die eine Parthey dabey zur Abſicht hat, die Zerſtörung des Ueberreſtes der alten Ordnung der Dinge zu vollenden, und die andere ſich mit der thörigten Hofnung ſchmeichelt, dadurch ein Verlangen nach dieſer alten Ordnung zu erwecken, und vielleicht ſie ehe wieder herzuſtellen als man denkt, aber es iſt ein ſehr großes Uebel, denn unterdeſſen bleibt der politiſche Körper in einer ſteten heftigen Wallung, die vielleicht wieder zu beſänftigen, unmöglich ſeyn wird, und die unaufhörlich mit allen Gefahren einer gewaltigen Kriſis oder gänzlichen Auflöſung bedroht.

Jak. Mylord, ſie müſſen ſich die Folgen dieſer Volksgährung nicht übertreiben, es koſtet uns vielleicht mehr, ſie zu unterhalten, als es ihnen nicht koſten würde, ihr ein Ende zu machen. Dies Volk iſt von Natur ſanft und geſcheit, und es hat uns eine unendliche Menge von Triebfedern in Bewegung zu ſetzen gekoſtet, um es in dieſen Zuſtand der Verrücktheit zu bringen, und es koſtet uns noch die ängſtlichſte und mühſamſte Sorgfalt, es darinnen zu erhalten.

Lord. Ich gerathe in Verſuchung, zu glauben, daß ſie große und moraliſche Ungeheuer ſeyn müſſen. Und ſollte ein Theil von ihnen keinen andern Zweck haben, als im Trüben zu fiſchen, und den andern mit einer großen Nation einen Experimental-Curſum mit ihren ſyſtematiſchen und ſchwärmeriſchen Ideen vorzunehmen; ſo wären ſie beide werth, daß man ihnen einen Laufzeddel noch Bedlem oder Botany-Bay ausfertigt.

II.

Jak. Man muß bekennen, Mylord, ſie ſind ihrem alten Wahlſpruch: Nil admirari, zu getreu; ſie bleiben hartnäckig dabey, unſere Revolution nicht bewundern zu wollen, die doch das größte politiſche Phänomen iſt, welches uns die Annalen aller Reiche und Zeitalter aufweiſen.

Lord. Ich, Herr Jakobiner, ich bin noch ganz über das Phänomen ihrer Revolution verblüſt; aber was wollen ſie, das ich an dieſer Revolution bewundern ſoll? Die welche ſie ausgeführt, oder die, welche ſie nicht haben verhindern können?

Jak. Es bedarf wohl keine Frage! Die, welche ſie ausgeführt haben.

Lord. Aber, wo ſind die, welche die Revolution geſchaffen haben?

Jak. Wie? die Nationalverſammlung?

Lord. Aber in meinen Augen iſt die Nationalverſammlung die Revolution ſelbſt . . Und wer hat die gemacht?

Jak. Die Nation.

Lord. Das iſt wieder nicht beſtimmt genug, denn, wenn ich ſie wieder fragte, wer hat die Nation gemacht, ſo würden ſie mit gutem Gewiſſen nichts anders antworten können, als die Nationalverſammlung.

Jak. Und würde das nicht eine erhabene Antwort ſeyn?

Lord. Erhaben? Ja, wer ſie wollen; aber verſtändlich? Nach meiner Meinung nicht. Laſſen ſie uns ohne Tropen reden! Da waren drey von ihren Exminiſtern, der eine machte durch den Geiſt ſeiner Adminiſtration die Verſammlung der Generalſtände unausbleiblich, der zweite machte ſie durch die Ungewißheit und Heftigkeit ſeiner Maaßregeln und durch die Unüberlegtheit der Verbindlichkeiten, die er eingegangen war, noch weit unvermeidlicher; der dritte mit den günſtigſten Abſichten für die öffentliche Freiheit zuſammen, er, der vielleicht der einzige Miniſter in der Welt war, deſſen perſönliche Hülfsmittel das Riſiko übertrafen, oder wenigſtens die Epoche noch weiter hinaus verſchieben konnten. Aber iſt es nicht jetzt augenſcheinlich am Tage, daß keiner dieſer Miniſter gethan hat, was er thun wollte?

Jak. O gewiß!

Lord. Sie räumen mir alſo ein, daß weder der Staatsverwaltung noch ſeinen Miniſtern die Ehre von dieſem großen politiſchen Wunder beigemeſſen werden kann?

Jak. Das räume ich ſehr gern ein.

Lord. Offenherzig geſprochen, kann dieſes noch weniger ihren ehemaligen Baillagen beigemeſſen werden, deren Hefte keine Vorſchriften von dem allen enthielten, was die Nationalverſammlung bis jetzt erhabenes und wunderbares gethan hat.

Jak. Wenn ſie deswegen in mich dringen, ſo werde ich gezwungen ſeyn, es bejahen zu müſſen.

Lord. Erſparen ſie mir alſo die Mühe, ihnen erſt der Länge nach beweiſen zu müſſen, daß faſt jedermann die Nothwendigkeit einer Revolution einſah, daß faſt jedermann eine wünſchte, aber daß kein Menſch und keine Parthey, ſo eigenliebig ſie auch ſey, ſich in allem Ernſte rühmen kann, die Wunder, die ſie ſo ſehr bezaubern, weder vorher geſehen, noch hervorgebracht zu haben.

Jak. Dies iſt wahr, man iſt unendlich weiter gegangen, als man vermuthen konnte.

Lord. Verzeihen ſie, der Kardinal von Retz hat ſchon vor langer Zeit geſagt, man pflege niemals ſo weit zu gehn, als wenn man nicht wiſſe, wohin man eigentlich gehe.

Jak. Es ſcheint, Mylord, als wollten ſie dem Ohngefähr die Ehre von unſerer Revolution zuſchreiben.

Lord. Ja, wenn ſie unter Ohngefähr ein gewiſſes Zuſammentreffen ziemlich unvorhergeſehener Zufälle, und ich weiß nicht, welche verborgene Verkettung von falſchen oder wahren Meinungen, reellem Intereſſe und übertriebenen Abſichten verſtehen.

Jak. Bey einer falſchen Definition, Mylord, darf ich mir wohl von ihnen große Erläuterungen ausbitten.

Lord. Dieſe Erläuterungen werden ganz ſimpel ſeyn. Der amerikaniſche Krieg hat ihre Finanzen erſchöpft, der beſtändige Wechſel in ihrem Miniſterium, wo die Bewunderungen unaufhörlich zwiſchen den entgegengeſetzten Syſtemen hin und her ſchwanken, ſetzte alle Mißbräuche deſſelben noch mehr ins Licht und häufte die Gebrechen derſelben immer mehr und mehr auf. Der Druck ihrer Abgaben war unerträglich geworden, weil er nur auf eine einzige Klaſſe von Bürgern und zwar eben auf der unglücklichſten zu laſten ſchien. Alle Triebfedern ihrer politiſchen Maſchine ſchienen gänzlich abgenutzt; die Regierung wagte es nicht mehr, auf den Erfolg von Auskunftsmitteln zu rechnen, von welchen man ſchon ſeit einer viel zu langen Zeit den unmäßigſten Gebrauch gemacht hatte. Dem Staat war bange, weder Geld noch Kredit mehr zu finden, deſſen er doch ſo ſehr bedürftig war; die Gläubiger des Staats fürchteten, weder die Abtragung ihrer Kapitalien noch die Bezahlung ihrer Renten zu erhalten. Die Provinzen, die durch Auflagen erſchöpft waren, fürchteten ſich, daß man ihnen deren noch mehr aufbürden möchte, und ſo entſtand denn aus dem Verein aller dieſer verſchiedenen Arten von Furcht auf eine ſehr natürliche Weiſe jener allgemeine Wunſch nach einer neuen Ordnung der Dinge.

Jak. Ich kann in dem allen, Mylord, bis jetzt noch nichts nachtheiliges erblicken; perſönliches Intereſſe wird immer der Führer der Menſchen ſeyn, und wenn er ſie zu den großen Tugenden des Patriotismus und der Freiheitliebe anführt, ſo wird dieſer natürliche Inſtinkt durch alle die Empfindungen verſchönert, mit welchen er ſich paart.

Lord. Ich denke darüber, wie ſie, und ich bin ſogar überzeugt, daß, wenn man blos die Perſonen, welche wirklich bey dem gemeinen Wohl intereſſirt waren, zu der Berathſchlagung über dieſes gemeine Wohl zuſammen berufen hätte, die geſunde Vernunft ſie zuletzt unter einen Huth gebracht, und alles dann ohne Unordnung, ohne Exceſſe, ohne Gewaltthätigkeit und zum wahren Beſten Aller, würde haben geendigt werden können.

Jak. Welchen ſchädlichen Einflüſſen ſchreiben ſie alſo die Uebel zu, die ſie betrüben?

Lord. Den perſönlichen Abſichten einiger Ehrgeizigen, dem wechſelſeitigen Mißtrauen der verſchiedenen Partheien und vielleicht mehr noch dem Einfluß gewiſſer rohen Meinungen und gewiſſer übertriebener Syſteme, die geſchickter ſind ein civiliſirtes Volk zu desorganiſiren, als eine verderbte Nation umzuſchaffen. *) Leute, ohne

---

*) Gleichheit, Freiheit, dieſe Urrechte des Menſchen ſind mit Abſtraktionen verbunden, die recht zu faſſen, eben nicht ſo leicht iſt; das aber iſt wohl unleugbar, daß es faſt keine einzige Anordnung, kein einziges bürgerliches Geſetz giebt, was nicht dieſe ſo koſtbaren Rechte modificiren und ihren Umfang und Kräfte beſchränken ſollte, z. B. alle Geſetze, die ſich auf das Eigenthum beziehen. Die Menſchen alſo zur ſtrengen Ausübung dieſer Rechte aufmuntern wollen, heißt ſie in die Barbarey ſetzen und in den Stand der Wildheit zurückwerfen.

politiſche Exiſtenz ſtrebten darnach, ſich eine zu verſchaffen, andere, die ſchon zu mächtig waren, ſchmeichelten ſich mit der Hofnung einer noch gröſſern Macht, wieder andern, die ſich bedroht ſahen, aus dem unrechtmäßigen Beſitz ihrer Anmaſſungen vertrieben zu werden, war jedes Mittel willkommen, ſich in ihrem Beſitz zu erhalten. Dieſes verſchiedene in beſtändigem Kampf unter ſich begriffene Intereſſe war nur in einem einzigen Punkte einig, nehmlich, Verwirrung und Unordnung, bald abſichtlich, bald durch eine unbegreifliche Verblendung auf das höchſte zu treiben. Nichts hat ſie beſſer dabey unterſtützt, als das paniſche Schrecken, welches ſich wechſelsweiſe das neue Phantom der öffentlichen Freiheit und das alte Phantom der königlichen Macht einflößen. Die verſchiedenen Kriſen dieſes paniſchen Schreckens ſind es, welche unvermerkt die größte Peſt der Revolution, die beklagenswürdigſte Vernichtung aller öffentlichen Gewalt erzeugt haben. Ihre Philoſophen, die unaufhörlich Gleichheit und Freiheit als das letzte Ziel der bürgerlichen Glückſeligkeit abmahlten, machten dadurch, daß ſie gänzlich das einzige Prinzip aus dem Geſicht verloren, welches uns wirklich die Art Gleichheit, die Art Freiheit verbürgen kann, deren eine große Nation fähig iſt, und auf die ſie neidiſch ſeyn muß; ohne biedere Männer etwas neues zu lehren, wurde ihre Metaphyſik für die übrigen nur ein Koder des Aufruhrs und der Räuberey.

Jak. Aber, Mylord, wie hätte man anders die alten Grundfeſten der Monarchie und des Deſpotismus zerſtören ſollen?

Lord. Wenn man die Monarchie unverletzt gelaſſen hätte, ſo würde man den Deſpotismus weit beſſer ausgerottet und ſeine Wiederkehr weit unmöglicher gemacht haben. Doch hiervon iſt jetzt nicht die Rede. Ich glaube, ihnen hinlänglich bewieſen zu haben, daß

Dem zufolge werden ſie mit aller möglichen Sorgfalt geſtochen und illuminirt. Der berühmte Ritter Mengs hat dieſen Auftrag erhalten. Es werden funfzehn Blätter ſeyn, wovon zwey bereits fertig ſind, und illuminirt fünf Zechinen das Stück, unilluminirt aber ſechs Paoli koſten.

Ulyſſe enlevant le fils d'Andromaque, 13 Zoll hoch, 11 Zoll breit, von Schmuzer nach der Zeichnung des Fürſten von Sachſen Teſchen. Ulyſſes entführt den Aſtyanax ſeiner Mutter; mit der einen Hand ſtößt er Andromachen zurück, mit der andern raubt er ihr ihren Sohn. Die mütterliche Zärtlichkeit ſcheint Andromachen neue Kräfte zu geben, um ſich dem Räuber zu widerſetzen. Aſtyanax ſieht ſich furchtſam nach ſeiner Mutter um, und ſcheint ſie um Hülfe anzuflehn. Ausdruck, Leben und Wahrheit machen Stich und Zeichnung ſchätzbar. Das Originalgemälde von Calabrois befindet ſich auf dem Schloſſe zu Preßburg.

X.

Miſcellanien.

1.

Reiſe der Madame Chevreau:

von R — d.

Die Wahrheit dieſer hier erzählten Begebenheiten iſt außer allem Zweifel; ſie ſind von einem Verwandten der Dame in Frankreich ſelbſt bekannt gemacht worden.

Herr

jedermann die Revolution wünſchen mußte, und daß die entgegengeſetzten Partheien vielleicht gleich ſtark geholfen haben, ſie ſo hervorzubringen, wie ſie iſt, oder vielmehr, wie ſie ſich ganz alleine hervorgebracht hat. Nie würde der Anblick des Chaos uns die Idee von dem Daſeyn eines höchſten ſchöpferiſchen Weſens eingegeben haben; aber als jede Subſtanz in der allgemeinen Ordnung der Dinge den Platz einnahm, der ihr am beſten geziemte, da erſt konnte man die Exiſtenz eines höchſten Weſens glauben.

Jak. Aber, Mylord, es gab doch einige Mittel, von denen man Gebrauch machte, um die Veränderungen zu erzeugen, mit denen ſie nicht ſo zufrieden ſind, wie ich.

Lord. Dieſe Mittel ſind bekannt genug. Sie umringten das Volk mit den Phantomen von Verſchwörungen und erdichteten Gefahren; bald erfüllten ſie es mit Mißtrauen, Schrecken und Beängſtigung, bald ſchmeichelten ſie ſeinem Stolz, liebkoſeten ſeine Eitelkeit und berauſchten es mit Hofnung und Macht, ſie entfeſſelten alle Leidenſchaften im heiligen Namen der Freiheit, jede Gewalt, welche Herkommen oder Geſetz gegründet hatte, wurde von ihnen verletzt, ſeine Einflüſſe, ſein Anſehen geſchwächt oder gänzlich aufgehoben, ſonderlich aber ſuchten ſie die Armeen zu verführen und in den höchſten Grad der Verderbniß zu ſetzen, was ihnen um ſo leichter wurde, da die Armeen mißvergnügt und durch die ewigen neuen Diſciplinen, Manövres und Ordonanzen und Vorgeſetzten, die oft noch mehr Neuling waren, als die Ordonanz von geſtern, mit Fug und Recht ermüdet und verdrüßlich gemacht worden war, zumal da alle dieſe Herren Obern die Verordnungen, jeder nach ſeiner Grille, kommentirten. Aber wiſſen ſie wohl, welche von allen dieſen großen Triebfedern die beſte und untrüglichſte Würkung gethan hat?

Jak. Das erfordert einiges Nachdenken.

Lord. Ich will ſie der Mühe überheben. Am beſten würkte jene wunderbare Treuherzigkeit, mit welcher ſie den Bewohnern der Hauptſtadt verſichern, man würde alle Renten bezahlen und den Einwohnern in den Provinzen alle das Geld, das ſonſt Paris verzehrte, ſollt ihr nicht mehr aus euern Beuteln hergeben müſſen. Doch bewundernswürdiger noch, als dieſe Treuherzigkeit, iſt die Leichtgläubigkeit beider, mit der jene es glaubten.

Jak. Aber die Güter der Geiſtlichkeit?

Lord. Ohne dieſe unermeßliche Hülfsquelle würde die Täuſchung ſchon längſt verſchwunden ſeyn; aber ſo unermeßlich ſie auch iſt, ſo wird ſie doch bey dem Zuſtand, in dem ſich ihr Nationalſchatz befindet, die Dauer dieſer Täuſchung nicht lange mehr verlängern können. Ich will hier nicht das Recht oder Unrecht dieſes gewaltſamen Zufluchtsmittels unterſuchen; aber ſo viel iſt gewiß, daß nur dieſe allein ſie retten konnte, *) auf jeden Fall aber bleibt es die unglaublichſte, ungeheuerſte und fürchterlichſte Anleihe, welche je eine Nation zu machen gewagt hat, und auf weſſen Koſten? Auf Koſten der Armen, auf Keſten der Religion, die ſeine Tröſterin iſt.

Jak. Adieu, Mylord.

Lord. Noch ein Wort, Herr Jakobiner, das mich vielleicht mit ihnen ausſöhnen wird. Wollen ſie wiſſen, was mich bey ihrer Revolution am meiſten in Erſtaunen geſetzt hat? Daß zwey Mächte, welche noch bey allen Revolutionen Europens die wichtigſte Rolle ſpielten, das Ridikül und die Religion bey ihrer Religion faſt ganz ohne Einfluß geblieben ſind; ihre Geſetzgeber ſind mit

---

*) Im Monat May 1789 verhielt ſich das Deficit der Einnahme gegen die Ausgabe auf 57 Millionen jährlich, jetzt beträgt es monatlich nur 30 bis 40 Millionen.

mit Ridikuls überhäuft worden, und die Majeſtät des geſetzgebenden Körpers hat nicht den geringſten Makel dadurch bekommen. Ihre Geſetzgeber haben auf tauſenderley Art den Fanatismus und Aberglauben gereizt und wenigſtens bis jetzt haben Fanatismus und Aberglauben ihnen nur ſchwach und vergeblich zu widerſtehen vermocht. Durch Klugheit, Zügelloſigkeit und Geld iſt ihnen alles nach Wunſche geglückt.

Jak. Da ſehen ſie, was ein Zeitalter der Philoſophie und Aufklärung vermag!

III.

Vierzehn Tage nach der Vollendung der Konſtitution begegnete unſer Jakobiner dem Mylord Bockward auf der großen Terraſſe der Thuillerien und ſagte zu ihm im Vorbeigehen:

Nun Mylord! warten ſie noch?

Lord. Noch immer.

Jak. Und worauf warten ſie denn?

Lord. Daß ſie zur Konſtitution ſagen, wie Michael Angelo zu ſeiner Statue: Geh! und daß ich ſie wirklich durch ihre eigene Kräfte ohne fremde erkünſtelte Stütze, ohne adminiſtrirende Clubs, ohne deliberirende Armee kurz, und ohne alle die Bewegungen des Faktionsgeiſtes im Gange ſehe, durch welche ſie die Revolution fortſetzen. Denn ſo lange die Revolution dauert, ſo lange kann ich auch nicht glauben, daß die Konſtitution vollendet ſey.

Die Antwort des Jakobiners war ohne Zweifel vortreflich, aber es war mir ohnmöglich, ſie zu verſtehen.

IV.

Jak. Wiſſen ſie wohl, daß 2 oder 3 große Unterredungen gedruckt worden ſind?

Lord. Man druckt ja Alles.

Jak. Wohl wahr, aber ich bin piquirt, wenn man behauptete, ich ſpielte manchmal eine ſehr linkiſche Rolle, und wüßte ſehr oft nicht, was ich ſage.

Lord. Wirft man mir doch auch vor, daß ich ſie viel zu ſäuberlich behandelte, und daß ich in meinen Antworten nicht bitter genug wäre; ich gräme mich darum nicht.

Jak. Sie können ihre Gründe haben, Lord, aber ich, ich möchte meine Revange haben. Ich habe mich mit einigen von unſern Altvätern beſprochen, und ſie haben mich mit neuen Aufſchlüſſen ausgerüſtet. Zur Sache. Ich bitte ſie, ſagen ſie mir ohne Winkelzüge, was ſie an unſerer neuen Konſtitution Böſes finden; ich glaube mich im Stande, ihnen Antwort zu geben.

Lord. Sagen ſie mir lieber ſelbſt, was ſie Gutes daran finden.

Jak. Was ich Gutes daran finde? Alles finde ich gut daran! Mehr Freiheit, mehr Gleichheit, als irgend eine andere Konſtitution aufweiſen kann.

Lord. Wer weiß, ob ſie von beiden nicht zu viel hat.

Jak. Man kann nicht zu viel davon haben. Das Schickſal der Staatsverfaſſungen, die wir bisher als die freiſten angeſehen haben, iſt Beweis, daß es der Freiheit und Gleichheit nie genug geben kann.

Lord. Ich glaube, wir thun wohl, wenn wir alle hiſtoriſche Wortfehden vermeiden, das uns viel zu weit führen und alle unſere Zuhörer ermüden würde. Wir wollen lieber bey der ganz ſimplen Idee ſtehen bleiben.

Da in dem geſellſchaftlichen Zuſtand die Menſchen nie ſo frey ſeyn können, als in dem Stand der Natur; ſo ſcheint es mir klar und unbezweifelt, daß Freiheit nicht der erſte Gegenſtand jeder geſellſchaftlichen Verbindung ſeyn müſte.

Jak. Giebt es ein Gut auf der Welt, das man wagen dürfte der Freiheit vorzuziehen?

Lord. Vielleicht iſt dies das Opfer das man mit eben dieſer Freiheit, und in dem nöthigen Bezug auf die Vervollkommnung unſeres Weſens der Art von Glückſeligkeit bringt, deren uns eine große Vereinigung von Kräften und Einſichten allein fähig machen kann. *)

Jak. Sie glauben alſo . . . .

Lord. Ich glaube, daß ohne eine vernünftige Freiheit jede Exiſtenz — und wäre ſie auch noch ſo ſüß, gar bald alle ihre Reize verlieren würde. Deswegen bin

---

*) Die beſte Konſtitution iſt nicht gerade die, welche die wenigſten Aufopferungen heiſcht, ſondern die, welche die nothwendig zu bringenden Opfer auf die minder läſtigſte Weiſe auferlegt, ſie am großmüthigſten belohnt; und indem ſie die Fortſchritte der Induſtrie und geſelligen Thätigkeit am meiſten begünſtigt, auch alle die Leidenſchaften, welche ſie erregt, oder anfacht, am beſten zu zähmen weiß, was aber auf keine andere Weiſe als unter der Aegide einer großen Gewalt geſchehen kann. Wenn ich das Schickſal großer Nationen bewundere, wenn troz der Mängel, die man ihnen vorwerfen kann, ich mich für die Dauer ihrer Reiche intereſſiere, ſo thue ich es aus der Ueberzeugung, daß ſie es ſind, welche der Civiliſirung des menſchlichen Geſchlechts die größten und ſchnellſten Fortſchritte haben machen laſſen. Zwar könnte man dieſer Wahrheit Athens Beiſpiel entgegen ſetzen, aber fürs erſte wird ein einziges Beiſpiel nichts beweiſen, und denn deuchtet es nur auch, daß, obgleich der Umfang von Attika zur Zeit des Flors der ſchönen Künſte äußerſt klein war, man Athen doch nicht anders als eine große Macht in Anſehung ihres Handels, ihrer Kolonien und ihrer Seemacht betrachten kann. Ueberhaupt grenzt dieſe Epoche faſt unmittelbar an den Zeitpunkt, wo Griechenland unter Alexander dem Großen ſo zu ſagen die Herrſchaft der Welt eroberte.

ich aber doch geneigt zu glauben, daß ihre erhabenen Geſetzgeber zwey große Fehler verſchuldet haben, ob gleich es gerade dieſe Fehler ſind, denen ſie ihren ganzen Ruhm verdanken. Der erſte Fehler iſt, daß ſie die Freiheit als das einzige und vornehmſte Ziel betrachteten, das ſich die Organiſirung eines politiſchen Körpers zum Augenmerk nehmen müßte; der zweite Fehler, daß ſie ſich einbildeten, durch Gründung eines Syſtems der Gleichheit, das man noch nie irgendwo realiſirt ſah, am beſten dieſe Feiheit vertheidigen zu können, auf welche ſie ſo neidiſch waren.

Jak. Aber wenn alle gleich ſind, wer darf denn noch für ſeine Freiheit fürchten?

Lord. Alle vielleicht, ſo viel ihrer ſind, denn keiner würde weder mehr Intreſſe noch mehr Vermögen als der andere haben, ſie zu vertheidigen. Aber nie werden ſie alle gleich ſeyn. Dies iſt eine Wahrheit, die wir nicht leugnen können, wenn wir offenherzig ſeyn wollen. Die Natur wollte, daß der eine Theil ſtark, der andere ſchwach, und die Verhältniſſe der menſchlichen Geſellſchaft, daß der eine Theil reich, der andere arm, der größte Haufe unwiſſend, die kleine Zahl aufgeklärt ſeyn ſollte.

Jak. Welch ein Starrſinn! Wenn wir, wie Herr Lacretelle *) ſagt, das menſchliche Wiſſen konſtituirt haben werden, wenn wir die öffentlichen Lehranſtalten organiſirt haben, wenn wir in allen Departements in allen Diſtrikten ſo viel Gelehrte als Mitglieder . . .

Lord. So ſtänden ſie und Lacretelle in großer Gefahr, verhungern zu müſſen. Doch dafür iſt mir im Ernſt nicht ſehr bange, denn, Dank ſey es ihren Grundſätzen! es wird ihnen leichter werden, eine civiliſirte Na-

---

*) In der Vorrede ſeines vortreflichen Werks über den öffentlichen Unterricht.

Nation in ein Volk von Wilden, als in ein Volk von Philoſophen zu verwandeln.

Jak. Rouſſeau wird ihnen antworten: deſto beſſer; aber ich, dem an den Fortſchritten der Philoſophie und der geſellſchaftlichen Kunſt das meiſte gelegen iſt, ich geſtehe ihnen freimüthig, Lord, je unterrichteter wir ſeyn werden, je glücklicher und freier werden wir auch ſeyn.

Lord. Recht gut! Ich bin darinnen völlig ihrer Meinung.

Jak. Das freut mich! Sie haben alſo keine Einwürfe mehr zu machen?

Lord. Einwürfe nicht, aber ein paar Fragen möchte ich ihnen vorlegen. Welchem Grunde ſchreiben ſie den Reichthum einer Nation vorzüglich zu?

Jak. Dem Flor ihrer Handlung.

Lord. Je blühender alſo ihr Handel iſt, je größer ſind ihre Reichthümer?

Jak. Ohne Zweifel.

Lord. Aber wenn alle mit einander Handlung treiben?

Jak. Das geht nicht.

Lord. Sie haben recht, denn dann würde es bald gar keinen Handel mehr geben. Wenn nun jedermann gleich gelehrt, gleich unterrichtet wäre, was für ein Vorzug blieb' es noch, gelehrt und unterrichtet zu ſeyn?

Jak. Ja ſo müſſen ſie es nicht auslegen.

Lord. Ich biete allen ihren Sophiſten Trotz, uns auszureden, daß ohne dieſe Ungleichheit, die eben ſo ſehr ein Stück von der Ordnung der Natur als von der Ordnung der bürgerlichen Geſellſchaft ausmacht, irgend ein Trieb, irgend eine Aufmunterung von Induſtrie, Wetteifer, Antheil, oder irgend ein Flor von Macht und Glückſeligkeit exiſtiren könne.

Jak. Ich räume das ein, Lord, aber ſie werden mir doch einräumen müſſen, daß dieſe Ungleichheit weder willkührlich noch übertrieben ſeyn darf.

Lord. Das räume ich ſehr gerne ein, denn ich ſcheue alle Uebertreibung; die Bürgergeſellſchaft darf keine Gewalt zulaſſen, die nicht ihre Grenzen hat, oder ihr Gleichgewicht hält. Der Charakter der öffentlichen Sitten, ſo wie der Geiſt der Konſtitution darf keinen von jenen Mißbräuchen begünſtigen, welche jeder Art von Arbeit, jeder Art von Verdienſt überheben, es darf keine ausſchließlich privilegirte Kaſte exiſtiren, oder deren Vorrechte nicht eben ſo gut auf andere übergepflanzt werden könnten.

Jak. Alſo kein Adel?

Lord. Das ſage ich nicht; aber kein Feudalſyſtem mehr d. h. keine Klaſſe mehr, die man ungeſtraft drücken darf, keine Auszeichnung, keine Würde mehr, zu welchen ſich das Verdienſt nicht eben ſo gut empor ſchwingen könnte, kein Einfluß der Geburt oder des Ohngefährs mehr, welcher durch ſchlechtes Betragen nicht in nichts verwandelt werden könne.

Jak. Wie! Mylord, ſie glauben noch an das barbariſche Vorurtheil erblicher Auszeichnungen.

Lord. So gut, wie an das Vorurtheil des erblichen Eigenthums. Seyn ſie überzeugt, mein lieber Philoſoph, die Leute kennen das menſchliche Herz nicht, die nicht wiſſen, daß das erbliche Eigenthum das einzige wahre Eigenthum iſt. Der gefühlvolle und gute Menſch, und aus Menſchen von dem Gepräge werden wahre Bürger allein gebildet, der gefühlvolle und gute Menſch beſitzt eigentlich nichts, als was er nicht auch ſeinen Kindern oder ſeinen Freunden hinterlaſſen kann. Wer über das eingeſchränkte Ziel ſeiner Exiſtenz hinaus nichts weiter erblickt, liebt entweder nichts, oder liebt nur ſehr ſchwach. Und eben ſo wenig, mein lieber Philoſoph, kennen diejenigen die Stärke des politiſchen Körpers, welche wähnen, daß ſie ohne alle die unentbehrlichen Bande exiſtiren könne, welche das Intereſſe der Väter und das Intereſſe der Kinder, das Schickſal des Vaterlandes an die Wohlfahrt ſeiner erſten Bürger, das Schickſal der künftigen Geſchlechter an das Schickſal der gegenwärtigen und die Glückſeligkeit des einen an die Glorie der andern knüpft.

Jak. Sehen ſie denn nicht ein, Mylord, daß wir, was wir dem Privatintereſſe entreiſſen, dem Vaterlande zuwenden? Vom Vaterlande erwarten wir alles, und ihm geben wir alles, und ſo werden wir durch den himmliſchen Reiz der Gleichheit alle von gleichem Geiſt belebt, alle gute Patrioten, alle gute Staatsbürger *) ſeyn.

Lord. Sobald ſie das dereinſt geworden ſind, will ich gern ſchweigen, aber ich fürchte, ſie werden dereinſt gar ſehr von dem verſchieden ſeyn, was ſie jetzt ſind. Weder die Geſchichte, noch irgend ein Land vermag uns jetzt was aufzuweiſen, was ſo ſchöne Hofnungen rechtfertigen könnte; im Gegentheil, und es iſt erwieſen, daß gerade dann wann alle Stände der geſelligen Ordnung einander gleich gemacht worden ſind, die Triumphe des Deſpotismus alsdenn weit leichter und

weit

---

*) Vaterlandsliebe, wie jedes andere Gefühl iſt ein Glühpunkt, deſſen Strahlen gewiſſe Grenzen nicht überſchreiten können. 25 Millionen Menſchen vermögen nicht, ihr Vaterland mit eben der Stärke zu lieben, mit welcher 10, oder 20000 Spartaner das ihrige liebten. Bey einer Volksmenge, die ſo gemiſcht iſt, wie es jede ſehr zahlreiche Volksmenge ſeyn muß, muß man die Liebe für das gemeine Beſte an weit auffallendre, jedem nähere und perſönlichere Gegenſtände feſſeln; ein Staats- und Familienintereſſe an Bewegungsgründe von Furcht, Hofnung einzukommen, an Vorurtheile der Ruhmſucht, des Ehrgeizes, der Ehre, vielleicht ſelbſt des Stolzes und der Eitelkeit.

weit anhaltender wurden. Politiſche Gleichheit iſt eine größere Stütze des Deſpotismus.

Jak. Sie vergeſſen, Mylord, das Land, welches ſie durch die Fehler ihrer Ariſtokraten verlohren haben.

Lord. Und welches ihr Miniſterium noch lange bitter beklagen wird, uns geraubt zu haben. Aber wie kann man den Zuſtand eines Volks, das ſo zu ſagen noch ganz neu iſt, mit dem Zuſtand eines der älteſten, reichſten und vielleicht allerverderbteſten aller Nationen vergleichen? Ohne mich bey den übrigen unzähligen Unterſchieden und Abweichungen aufhalten zu wollen, will ich nur eine anführen, die gleich in die Augen fällt. Nichts iſt leichter, als in Amerika Beſitzer eines Eigenthums zu werden, ſobald einem nur die Luſt dazu anwandelt. Wie viele Unglückliche giebt es nicht hingegen in Frankreich, für welche ihr täglicher Unterhalt noch lange ganz precair ſeyn wird.

Jak. Und eben das wollen wir anders machen, es koſte, was es wolle.

Lord. Es koſte was es wolle? iſt das ihr Ernſt? Die heilige Gleichheit ſimpeln und armen Völkern predigen, heißt ſie bey ihrer glücklichen Unſchuld, ihrer ſüßen Mittelmäßigkeit erhalten; aber ſie begüterten und verderbten Nationen predigen, heißt, Horden von Barbaren und Räubern daraus machen zu wollen. Wer darf leugnen, daß der Menſch, der nichts hat, ſich oft durch Eigenſchaften auszeichnet, deren er nach ſeinem Zuſtande am wenigſten fähig ſchien. Wer kann ferner leugnen, daß es Tugenden giebt, die ihm ganz vorzüglich zuzugehören ſcheinen, ſonderlich Tugenden, die an Verachtung des Lebens und einer leichten Aufopferung ſeiner ſelbſt grenzen; aber iſt es deswegen minder wahr, daß in den gemeinſchaftlichen Verhältniſſen

der

Herr **Chevreau** kam mit ſeiner Gemalin im Auguſt 1776 zu Isle de France an; er ſollte gemeinſchaftlich mit Herrn **Bellecombe** die Aufſicht über die Niederlaſſungen in Madagaskar führen: da aber die Jahreszeit der Fregatte, **la Conſolante**, worauf ſie eingeſchift waren, nicht verſtattete, nach Pondichery anders als durch den längſten Weg zu kommen, ſo ließ Herr **Chevreau** ſeine Gemalin auf Isle de France, um ſie in der Jahreszeit abzuholen, wo die Reiſen kürzer ſind, und faſt immer bey heitern Himmel geſchehn. Die Ungeduld der Madam **Chevreau** (ſie iſt zu Orient geboren, und erſt dreyundzwanzig Jahr alt) erlaubte ihr nicht, ſo lange zu warten; ſie ſchifte ſich auf dem **Duras**, mit Mamſell **Goupil**, einem jungen, vierzehnjährigen Mädchen, ein, die ſich nach Pondichery zu ihrer Familie begeben wollte. Den 14. März fing ſich gegen die nördliche Spitze von Madagaskar das erſte Seeungemach an, und das Schiff kämpfte mit Wind und Wetter. Den 19. März fuhr der Blitz kaum funfzig Ruthen vom Schiff nieder; den 21. erhub ſich ein Windſtoß, der das Schiff von ſeiner Fahrt verſchlug, bis es endlich den 7. April wieder in die nördliche Hemiſphäre kam, und ſeinen Curs zwiſchen den Maldiren und Pacgardiren, dem Archipelagus, der ſich mit der Küſte von Malabar gleich erſtreckt, zu nehmen ſuchte. Ein guter und günſtiger Wind machte bereits alle ausgeſtandne Gefahr und Langeweile vergeſſend; man ſeegelte Eckſtrichsweiſe, um die Durchfahrt unter dem neunten Grad der Breite zu gewinnen, von der man noch vierzig Meilen zu ſeyn glaubte. Man wähnte ſich alſo vor allem Unfall ſicher, und ſo dunkel auch die Nacht vom 11. zum 12. April war, ſo befürchtete man doch nicht, an Land zu gerathen, weil ſich nicht das mindeſte Anzeichen davon vorfand. Jedermann überließ ſich der Süßigkeit des Schlafs, als

gegen

der bürgerlichen Geſellſchaft die Pflichten, welche der Reiche gegen den Armen zu erfüllen hat, unendlich leichter ſind, als die, welche der Arme gegen den Reichen nicht hintenan ſetzen kann, ohne die öffentliche Ordnung zu ſtöhren? Genießt nicht der Reiche ſeines Reichthums, indem er den Dürftigen arbeiten läßt? Giebt es ſogar einen andern Genuß dieſes Reichthums für ihn? Die Obliegenheit, welche ihm die Menſchlichkeit auferlegt, die Dürftigkeit zu unterſtützen, ihre Mühſeligkeiten zu lindern, ihren Bedürfniſſen zuvor zu kommen, gehört ſie nicht unter die ſüßeſten Vorrechte der Wohlhabenheit? Wenn darf man aufhören an jenes Gefühl von Glückſeligkeit zu glauben, wodurch die Natur jede Handlung der Wohlthätigkeit und Großmuth zu belohnen ſuchte? Aber ich frage ſie auf ihr Gewiſſen, erträgt man ohne Leid ſchmerzhafte Entbehrung? unterzieht man ſich ohne Noth mühſamen Arbeiten? erblickt man ohne Mißlaune ſeinen Nächſten im friedlichen Genuß deſſen, was man nicht hat, und ſonderlich, wenn man überzeugt iſt, daß die Natur uns gleiche Anſprüche auf dieſen Genuß gab? — Ich bin weit entfernt, daraus folgern zu wollen, daß der Arme der Willkühr des Reichen überlaſſen ſeyn müßte, nein, nein, ich fühle viel zu tief, daß kein Menſch von der Willkühr ſeines Gleichen abhängen darf, aber es ſcheint mir erwieſen, daß es nicht allein der Umſturz einer politiſchen Ordnung, ſondern auch die empörendſte und ſchreiendſte aller Ungerechtigkeiten ſeyn würde, wenn man das Schickſal der Wohlhabenden der Willkühr der Nichtshabenden preis geben wollte. Und doch muß das geſchehen, ſobald man der Menge einen zu großen Einfluß geſtattet, ſobald man vergißt, daß die einzige Klaſſe, welche bey der Aufrechthaltung der Ordnung in der bürgerlichen Geſellſchaft am meiſten intereſſirt iſt, und ohne oft darum glücklicher zu ſeyn, doch auf die unwiderſtehlichſte Weiſe durch alle Bande das Intereſſe, der Gewohnheit und Meinungen *) davon abhängt: wenn, ſage ich, dieſe Klaſſe . . . .

Jak. Mylord, ſie haben in ihrer Art und Weiſe eine Sache zu erörtern, ein Phlegma, das mich kalt wie Eis macht. Ich gebe unſern Streit auf. Wären ſie ein rechter Erzariſtokrat, ſo würde ich Feuer und Flamme geworden, und gewiß der ſtärkere geblieben ſeyn; doch noch ein Wort. Sie haben mich neulich überzeugen wollen, daß wir keinen Plan gehabt hätten; aber einer von unſern erfahrnen Meiſtern hat mich verſichert, daß nicht blos ein Plan, ſondern zwey bis drey, ſchon in dem Augenblick exiſtirten, wo die Amteien zuſammen berufen wurden. Die Inſtruktionen, die von dem Augenblicke an ſchon im ganzen Reiche verbreitet worden, ſind davon der untrüglichſte Beweis. Die eine Parthey verlangte eine Konſtitution, die faſt der ihrigen gleiche, nehmlich zwey Kammern u. ſ. w.; die andere hatte weiter nichts, als eine Veränderung der Dynaſtie zum Zweck, die dritte beſtand auf eine verbündete Republik. **)

lord.

---

*) Religion, Sitten, Geſetze können den Mann ohne Eigenthum gegen die Ungerechtigkeit und den Druck des Reichen vertheidigen; aber es giebt keine Religion, keine Moralität, kein Geſetz, welche eine kleine Anzahl Eigenthümer gegen die Gewaltthätigkeiten und Eingriffe eines groſſen Haufens von Leuten ohne Eigenthum zu ſchützen vermöchte. Die Triebfeder der öffentlichen Macht, die nicht allein aus phyſiſchen Kräften, ſondern auch aus einer tiefen Kombination von Gewohnheiten, Vorurtheilen, Gefühlen und moraliſchen Rückſichten zuſammengeſezt iſt, iſt das einzige Mittel, wie ihre wechſelſeitige Rechte geſichert und zwiſchen ihnen ein billiges Gleichgewicht erhalten werden kann.

**) Der Mann, den man lange an der Spitze der republikaniſchen Parthey erblickte, hat viel zu viel Redlichkeit und Tugend, um die Rolle Cromwells bis ans Ende auszuſpielen. Dem Fantom, welches die Faktion einer neuen Dynaſtie ſich erkieſt hatte, mangelte es zwar nicht an guten Rathſchlägen, aber nie hatte er nur einen Augenblick lang den Muth und die Entſchloſſenheit, welche zu der

Rolle

Lord. Nun gut, Herr Jakobiner, wenn es deren zwey bis drey gab, ſo iſt wohl nichts klärer, als daß man eigentlich gar keinen Plan hatte; aber noch weit klärer iſt es, daß von allen den drey Planen kein einziger ausgeführt worden iſt; und wiſſen ſie, warum? Weil die Regierung ihnen keinen Widerſtand entgegenſetzte, und eben durch dieſen Mangel an Widerſtand geſchah es, daß alle dieſe Plane, wenigſtens zum größten Theil ſcheiterten. Wiſſen ſie, was ſie am meiſten zu fürchten haben? daß das ſonderbare Gebäude ihrer neuen Conſtitution aus Mangel von Angriff nicht auch nach und nach zuſammen breche. *)

Rolle erfordert wurde, die er gerne hätte ſpielen mögen, oder beſſer, die man ihm gern ſpielen laſſen wollte. Der ſchwachen Parthey, welche die Engliſche Regierungsform wünſchte, mangelte es noch mehr an Geſchicklichkeit, als allen den übrigen. ſie hatte weder Häupter noch Hülfsmittel, noch Intriguen, noch Plan der Intreſſen, an welche ſie ſich hätte halten können.

*) Man darf nur Clarandons Geſchichte der Engliſchen Revolutionen nachleſen, um ſich zu überzeugen, daß, wenn Ludwig XVI. Carls I. Kopf gehabt hätte, er ihn ſo gut verlohren haben würde, wie Carl I. den ſeinigen verlohren hat. Wie viel Gefahr lief er nicht bey ſeiner Flucht nach Varenne? Ich will mich hier nicht zum Schutzredner dieſes unglücklichen Monarchen aufwerfen, aber ihr, die ihr euch nicht ſcheut, ihn noch in ſeinem Unglück zu verhöhnen, antwortet mir offenherzig: würde er der Ball ſeiner Freunde ſeyn, wie er es iſt, wenn er nicht zu ehrlicher Mann geweſen wäre, um ſeine Verpflichtungen nicht brechen zu wollen, und zu gut, um nicht das Blut ſeiner Unterthanen, ſelbſt auch Koſten ſeiner Freiheit und ſeiner Krone zu ſchonen. Und für dieſe beide Tugenden laßt ihr ihn ſo grauſam büßen? —

IV.

Naturgeſchichte.

Nachricht von Herrn le Vaillants Naturaliencabinet.

Herr le Vaillant, zu Surinam von einem franzöſiſchen Vater geboren, nahm zur zweiten Frau eine Nichte des berühmten Boerhave, die viel von Naturgeſchichte verſteht. Er ſelbſt weihte ſich von Jugend auf mit vielem Eifer der Wiſſenſchaft, die ſeine Eltern ſchätzten und ſtudierten. Da er zuerſt nach Holland und dann nach Frankreich kam, ſo entſchloß er ſich das ſüdliche Frankreich zu durchreiſen. So ſah er drey Theile der Welt, und in allen dreien, brachte er, als unabläſſiger Jäger und Naturforſcher, mit einem herrlichen Genie und unerſchütterlichem Muthe begabt, einen Theil ſeines Lebens damit hin, ſich ſelbſt Naturalien zu einem Cabinet zu ſammeln. Dem Thierreich widmete er ſich vorzüglich und beſonders den Vögeln. Indeſſen hat er doch unter den von ihm geſammelten Stücken ſeiner Sammlung, auch viele die er ſonſt zu erhalten wußte, und die in Aſien und denjenigen Gegenden der Welt zu Hauſe ſind, die er nicht bereiſet hat.

Man ſieht bey ihm Waffen, Köcher, Fetiſſe und Inſtrumente der Afrikaniſchen und Amerikaniſchen Wilden.

Eine Sammlung Südamerikaniſcher Schlangen, Eidechſen und Fiſche. Unter den Fiſchen iſt ein Lebendiggebährender, den man bis jetzt nicht gekannt hat, und der nicht achtzehn Linien lang iſt, und ein anderer der zugleich Eyer und lebendige Jungen zur Welt bringt, nemlich erſt Eyer legt, und hernach lebendige Jungen erzeugt.

Eine Sammlung von Schmetterlingen aus den verſchiedenen Theilen der Welt.

Eine gewiſſe Anzahl ausländiſcher Thiere, unter dieſen die Giraffe, von der Herr le Vaillant zwar Fell und Hufe mitbrachte, aber wegen der Höhe des Thieres es nicht ausſtopfen konnte. (Das einzige Skelet des Thieres befand ſich bis jetzt im Cabinet des Erbſtatthalters.)

Eine vollſtändige Sammlung franzöſiſcher Vögel und faſt alle paarweiſe, Männchen und Weibchen.

Eine vollſtändige Sammlung von Kolibris, Baumläufern und Fliegenvögeln (oiſeaux mouches) die durch ihr prächtiges Farbenſpiel und niedlichen Körperbau einen ſehr ſchönen Anblick verſchaffen.

Unter den Vögeln des Herrn le Vaillant befinden ſich an die dreihundert neue die aufgeſtellt ſind, und außerdem bewahrt er noch viele in Käſten auf. Auch beſitzt er ein eignes Geheimniß ſeine Vögel gegen die Inſekten zu ſchützen, und doch ſo aufzubewahren daß ihre Federn nichts von ihrer Geſchmeidigkeit verlieren.

Ein beſondres ſchönes Stück ſeines Cabinets ſind, zwey ſich ſchnäbelnde weiße Turteltauben, von den Attributen der Liebe umgeben. Dies war ein Geſchenk für ſeine Frau am Hochzeitstage.

Uebrigens hilft ſeine ganze Famile bey Aufſtellung des Cabinets, er ſelbſt, ſein Vater, ſeine Frau und ſein Sohn tragen dazu bey es auszuſchmücken, und alles auszuarbeiten.

Außer der Reiſe, deren Geſchichte er beſchrieben hat, machte er noch eine andre, wo er tiefer in Afrika vordrang. Er iſt beſchäftigt dieſe zum Druck zu bearbeiten, und wird ihr eine Ornithologie beifügen, wo er nicht blos die Vögel dieſer Gegenden, ſondern auch, was noch wichtiger iſt, ihre Sitten und ihren Nutzen kennen lehrt. Jetzt macht er auf Befehl und zum Gebrauch des Königs eine Zoologiſche Karte von den Gegenden, die er bereiſt hat.

V.

Schauſpiel oder Roman.

Rikko.

Ein Luſtſpiel in zwei Aufzügen.

Nach dem Franzöſiſchen;
frei bearbeitet
von
C. A. Vulpius.

> Quisquis amore tenetur, eat tutusque, ſacerque
> Qua libet. — — — —
>
> *TIBULL.*

Aufgeführt zum erſtenmal auf dem Hoftheater zu Weimar, den 21. Januar 1792.

Perſonen.

Graf d'Ormeuil. Hr. Malcolmi.
Konſtanze, ſeine Tochter. Mad Matſtedt.
Vikomte d'Ormeuil, ſein Neffe. Hr. Becker.
Marquis de Germançei. Hr. Domaratius.
Frontin, ſein Bedienter. Hr. Genaſt.
Rikko. Hr. Krüger.
Luiſe Kammerjungfer des Fräuleins. Mad. Demmer.
Ein Korporal. Hr. Matſtedt.
Ein Bedienter. Hr. Amor.
Soldaten.

Die Szene iſt zu St. Tropez in der Provence.

Erſter Aufzug.

(Freier Platz.)

Erſter Auftritt.

Konſtanze. Luiſe.

Konſtanze.

Ach! Luiſe, es wird mir ſo bange.

Luiſe. Warum denn?

Konſt. Dieſer Spaziergang —

Luiſe. Nun? iſt's denn nicht der gewöhnliche? — Und wie intereſſant muß er Ihnen beſonders jetzt nicht werden, wenn Sie bedenken, welch' eine angenehme Erſcheinung Ihnen hier begegnen kann? — Ich glaube — (ſieht ſich um.)

Konſt. Was glaubſt du?

Luiſe. Nein! 's iſt nichts! — Es iſt ein Bauer der nach dem Schloſſe geht. Ich dachte er wär's.

Konſt. Wer?

Luiſe. Wer? (lachend.) wer? — Als ob Sie jemanden lieber hier zu ſehen wünſchten, als ihn.

Konſt. Wen denn?

Luiſe. Muß ich denn ſeinen Namen des Tages hundertmal nennen? — Wen anders, als den geliebten Marquis?

Konſt. St! ſt! (ſieht ſich ängſtlich um.) Sein Name iſt hier ein Verbrechen. Ach, Luiſe! Wie unglücklich iſt man, wenn man liebt, und von der Entdeckung der Liebe, alles zu fürchten hat!

Luiſe. Ach, was da! deſto ſchöner liebt ſich's. Eine Liebe ohne Hinderniſſe, iſt nur eine halbe Liebe. Glauben Sie mir, jede Verlegenheit, je größer, je beſſer! ſchlägt die Liebe höher in der Taxe an, und Intriken ſind die Seele der Liebesverſtändniſſe. Wo alles ſo ganz ordentlich, wie abgezirkelt zugeht, da iſt der Spas bald vorüber, wo aber Liſt und Verſchlagenheit gelten, da blühen die Roſen der Treue. — Als ich meinen Nikko liebte, ach! warum gab es damals für uns keinen grämlichen Onkel, keine wunderlichen Vormünder, keine Hinderniſſe, und keine Widerwärtigkeiten? Der Verräther hätte ſeine Schwüre gewiß nicht ſo leicht gebrochen, und hätte allen Hinderniſſen zum Trotz mir ſeine Hand gereicht. Sein Glück war ſo leicht zu machen, daß er es gar nicht machen mochte, und ich wurde verlaßen, ohne mich darüber tod zu grämen, eben weil unſerer Liebe die Intrike fehlte, und weil man ohne dieſe, ſich einander zuletzt ganz gleichgültig wird. Je mehr Angſt und Gefahr —— Aber, da bemerke ich erſt, daß Sie meine Lehren gar nicht hören. Ihre Augen ſuchen Ihren Geliebten, und da —

Konſt. Ach!

Luiſe. Ach! das kam tief herauf.

Konſt. Ich bin ſo unruhig —

Luiſe. Unbeſorgt! der Marquis müßte weniger galant und noch weniger verliebt ſeyn, wenn er nicht Wort halten wollte.

Konſt. Und doch wär es beſſer für mich, wenn ich ihn nie wieder ſäh.

Luiſe. Darüber läßt ſich noch diſputiren.

Konſt. Du weißt daß mein Vater —

Luiſe. Mit allem Reſpekt von ihm geſprochen, — nicht richtig im Kopfe iſt.

Konſt. Leiſe!

Luiſe. Das will ich behaupten. — Seine Tochter wegen eines altväteriſchen Familienhaſſes um einen Liebhaber zu bringen, das iſt nicht neuväterlich gedacht, das ſchmeckt ſo ſtark nach dem Ritterzeitalter, als unſere neumodiſchen Ritterbücher gar nicht darnach ſchmecken. Sie lieben ihn ſo zärtlich, ſie werden eben ſo zärtlich von ihm wieder geliebt, er würde ſie, ſie ihn glücklich machen, und das ſollen ſie nun beide nicht ſeyn; und warum? — weil er Germançel heißt, weil ſie Ormeuil heißen, weil ihre beiderſeitigen Ahnherrn vor 250 Jahren ſich über eine Kleinigkeit zankten, weil beide Familien ſich ewigen Haß ſchwuren, ohne zu bedenken daß die Liebe ſich an gar nichts, geſchweige denn an einen miſerablen Familienhaß kehrt, und weil Ihr Herr Vater eben ſo altväteriſch denkt, wie ſein Herr Urgroßvater.

Konſt. Ach! ich habe einen ſo guten Vater! einen Vater, der auch gegen niemand ungerecht iſt —

Luiſe. Als gegen ſeine Tochter.

Konſt. Unter einem fremden Namen lernte ich den Marquis zu Aix kennen, und ſah ihn ſo oft, bis ich, als ich auch ſeinen wahren Namen erfuhr, unmöglich ihn nicht mehr lieben konnte.

Luiſe. Das wär auch ungerecht geweſen. Was kann denn die Liebe zu ſeinem Namen? — Vielleicht iſt dieſe allmächtige Göttin die beſte Vermittlerin eines Kampfes zwiſchen Haß und Vorurtheil. Vielleicht vertilgt ein glückliches Paar allen Familienhaß auf ewig.

Konſt. Das kann ich nicht hoffen, da ich meinen Vater kenne. Ebendeswegen bin ich, was es auch koſten mag, entſchloſſen, den Marquis heute zum letztenmal zu ſehen.

Luiſe. Zum letztenmal?

Konſt. Wie ſchmerzlich wird dieſe Trennung mir ſeyn! aber ſie iſt unvermeidlich. Ich muß! ich muß! — Ach! ich darf ihn nie wieder ſehen, denn ich wage zu viel bey jeder erſehnten Zuſammenkunft. — Zum letztenmal werde ich ihn ſehen, aber ſchwören werde ich ihm, gegen zwey Uhr des Morgens der Officier der Wache etwas Weiſſes gewahr wurde; er ſchrie dem Steuermann zu, das Schiff zu wenden, allein es war nicht mehr Zeit, und es ſtrandete mit einer Gewalt, die ſeiner Geſchwindigkeit angemeſſen war. Alles fuhr voll Schrecken aus dem Schlaf auf: die Nacht ſchien noch dunkler zu werden, und es war unmöglich, etwas durch die Finſterniß zu unterſcheiden. Endlich, nach einer halben Stunde wurde man eines Feuers auf einer kleinen Inſel gewahr: dieſer Anblick machte in dieſem verzweiflungsvollen Zuſtande einen Schimmer von Hofnung Platz; und man arbeitete, dem Schiffbruch zu entrinnen. Man kappte den Bezaansmaſt, die Schaluppe und das Boot wurde ins Meer gelaſſen, und man beſchäftigte ſich, das Schiff von der gefährlichen Laſt ſeiner übrigen Maſten zu entledigen, die man nur im höchſten Nothfall abhaut. Die Wellen ſchlugen ans Schiff, hoben es in die Höhe, und warfen es gegen die Klippen, wo man es jeden Augenblick befürchtete, ſcheitern zu ſehn. Madam Chevreau ſchien die Schwäche ihres Geſchlechts zu vergeſſen; ſie zog das Kleid an, das ſie am wenigſten hinderte, ſtieg aufs Verdeck, tröſtete ihre junge Gefährtin, ſprach den Matroſen Muth ein, feuerte die Officiers durch ihre Unerſchrockenheit an, und verrieth nicht das mindeſte Verlangen, zuerſt gerettet zu werden. Es geſchah ein heftiger Stoß; das ganze Schiffsvolk glaubte ſich ſeinem Ende nahe: „Ach Gott! rief Madam Chevreau, wie glücklich bin ich, daß mein Mann nicht „da iſt!“ Ein Ausruf voll Rührung und Erhabenheit, zu einer Zeit, wo das Herz ſich ſelbſt überlaſſen, keiner Verſtellung oder Uebertreibung fähig iſt!

Drey Stunden gingen mit den Anſtalten hin, ſich zu retten, und etwas Lebensmittel und Gewehr zur Vertheidigung mitzunehmen. Das Boot war zertrümmert, man ihm, kann ich nicht die Seinige werden, nie einem andern meine Hand zu reichen.

Luiſe. Das wird alſo ein merkwürdiger Kongreß werden.

Konſt. Ich weiß es, daß ich nun auf immer verloren bin.

Luiſe. Ach! ich dachte gar! — Laßen Sie uns gemeinſchaftliche Sache machen, gnädige Fräulein. Wenn Sie keinen Muth haben, ſo habe ich welchen für uns beide, genug und überflüßig. Sie lieben den Marquis, und ich werde ſehen, was mit Frontin anzufangen iſt. Ich ſehe ſchon im Geiſte uns beide am Traualtare ſtehen. Ach! wenn doch in dieſem glücklichen Augenblicke Rikko der Ungetreue von einem guten Winde nach St. Tropez geweht würde, im Brautkleide mich zu ſehen. Indem ich zum Altar gieng, würde ich ihm blos einen Blick zuwerfen, ohne ihn einer Anrede zu würdigen; das würde aber ein Blick ſeyn, ein Blick der ihm Mark und Gebein durchdringen müßte. Endlich aber, würde ich doch reden, und dann würde ich zu ihm ſagen: „Sieh Elender das Mädchen das du hintergiengſt, ſieh ſie, ſieh den Mann den ihre Hand jetzt beglückt und die ſchrecklichſte Eiferſucht kürze den Faden deines elenden Lebens ab.“

Konſt. Aber wie kannſt Du jetzt, da der entſcheidende Augenblick ſich nähert, Scherz mit der ernſthafteſten Sache von der Welt treiben?

Luiſe. Hilft's etwas, wenn wir weinen? ſo bin ich gleich dabey, denn an Thränen fehlt mir's nie, aber es hilft nichts, alſo laßen Sie uns lieber einen gewiſſen Plan frölich beginnen, und frölich ausführen.

Konſt. Welchen Plan?

Luiſe. Iſt Ihnen der Marquis unter einem falſchen Namen liebenswürdig geworden, ſo mag er ihren Herrn Vater auf dieſe Art für ſich einnehmen. Er kömmt alſo unter einem andern Namen zu uns auf das Schloß, und macht Ihrem Herrn Vater als Gouverneur, die erſte Viſite. Er geht mit Ihrem Kouſin auf die Jagd, und ſpricht mit ihm von Hunden und Pferden. Mit Ihrem Herrn Vater, ſpricht er über das Feudalſyſtem, über das Ritterweſen der Vorzeit, über die Feldzüge der Römer und Griechen; ſpielt eine Parthie Schach mit ihm und läßt ſich matt machen, eine Artigkeit, die Ihr Kouſin nie gekannt hat; er giebt ihm Recht, findet ſich in ſeine Launen, bemächtiget ſich ſeines Zutrauens und macht ſich ihm endlich unentbehrlich. Iſt die Sache bis dahin gekommen. —

Konſt. (hat indeſſen ängſtlich in der Taſche geſucht.) Ach! ich bin des Todes!

Luiſe. Mitten in meines Oration! — Was giebt's denn?

Konſt. Ach, Luiſe! ich habe den Brief des Marquis verloren. Wenn er gefunden wird —

Luiſe. Je nun, ſo nehme ich ihn auf meine Rechnung.

Konſt. Das geht nicht an. Die Ueberſchrift zeigt daß er an mich iſt.

Luiſe. Nun ja! — Das iſt ſchön! der Marquis weiß noch nicht einmal einen Liebesbrief zu ſchreiben. Da gehört weder Ueberſchrift noch Unterſchrift hinein. Das braucht man heutiges Tages wenig Männern nach dem 18ten Jahre zu ſagen. Ich gratulire, gnädige Fräulein, daß ihr Adonis noch ſo ungeſchickt iſt, zuverläßig ſind Sie ſeine erſte Geliebte.

Konſt. Ich muß zurück in den Garten, dort muß ich den Brief verloren haben. (will fort.) Ach! Gott! da kömmt mein Vater!

Luiſe. Auf den haben wir auch gewartet! —

Konſt. Ich bin in einer ſchrecklichen Verlegenheit.

Luiſe. Laßen Sie ſich ja nichts merken, nehmen Sie eine heitere Miene an. Es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn er das Billet ſollte gefunden haben. (ſingt.)

Blüt' und Blumen ſtreuen Düfte
Durch die reinen Frühlingslüfte
Rund verjüngt ſich die Natur.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Graf.

Graf.

Ihr ſeyd ja erſchrecklich luſtig.

Luiſe. Ach! es iſt ein herrlicher Frühlingstag. Die angenehme Morgenluft —

Graf. Macht die ſo luſtig? ſieh doch! — Dich auch Konſtanze?

Luiſe. O ja, gnädiger Herr.

Graf. Biſt Du Konſtanzens Vormund?

Luiſe. Noch iſt das gnädige Fräulein nicht vaterlos.

Graf. Sie fängt's aber drauf an, es zu werden.

Konſt. Ich, mein Vater?

Graf. Du, meine Tochter.

Luiſe. (vor ſich.) 's iſt wahrhaftig nicht richtig! — (laut.) Es giebt doch aber auch rechte böſe Zungen in unſerer Stadt, gnädiger Herr.

Graf. Auch rechte gute Augen. Beſonders die meinigen. — Da kann ich doch auch noch immer ohne Brille leſen. (zieht einen Brief heraus.) „Theuerſte Konſtanze!“ Der Wiſch iſt an Dich.

Konſt. An mich?

Luiſe. Die Frau Tante des gnädigen Fräuleins heißt auch Konſtanze.

Graf. Unterſteh Dich und behaupte, daß die alte blinde und taube Tante in ihrem 84ſten Jahre noch Liebesbriefe bekömmt. Ich glaube, wenn's angieng, du ſprächſt, ich hieß Konſtanze und der Brief ſey an mich. Du biſt ein unverſchämtes Ding von einer Kammerjungfer. (zu Konſtanzen.) Hier, lies mir einmal den Brief vor.

Konſt. (v. ſ.) O Himmel! — (lieſt.) „Sey nicht, Du Einziggeliebte, ſo grauſam wie dein harter Vater“ —

Graf. Bin ich grauſam? bin ich hart?

Konſt. Ach nein! mein Vater.

Graf. Alſo hat der Mußge gelogen. Lies weiter.

Konſt. (lieſt) — „und laß dieſen Morgen nach neun Uhr an dem bekannten Orte nicht umſonſt auf Dich warten, Deinen bis in den Tod Dir getreuen

Germanzei.

Graf. Getreuer Hans Narr! Liebſt du ihn?

Konſt. Beſter Vater!

Graf. Ich frage: ob Du ihn liebſt?

Konſt. O mein Vater! — Als ich ihn kennen lernte, wurde er mir unter einem andern, als dem Ihnen ſo verhaßten Namen Germanzei vorgeſtellt. —

Graf. Und jezt da Du weißt, wie er heißt, giebſt Du ihm ein Rendezvous um das andere? — Ich laße Dir freie Wahl unter allen Männern Deines Standes, und Du wählſt den einzigen den Dein Vater auszunehmen bittet?

Konſt. Beſtimmen Sie mir zum Gemahl, wen Sie wollen, kein Vorwurf ſoll über meine Lippen kommen, Ihre Wahl, ſoll auch die meinige ſeyn, ich will mein Glück nur meinem Vater zu verdanken haben.

Graf. Du weißt den Weg zu meinem Herzen.

Luiſe. Iſt es möglich, daß ein ſo gutes, edles Herz wie das Ihrige, einen ſo grenzenloſen Haß nähren kann? — Womit hat der unglückliche Germanzei Sie beleidiget?

Graf. Sprich ſeinen Namen nicht aus. Er iſt mir verhaßt.

Luiſe. Und warum? weil ein gewiſſer Paul Germanzei vor 250 Jahren —

Graf. Vor 256 Jahren!

Luiſe. Vor 256 Jahren —

Graf. Der nicht einmal Ritter, ſondern ein bloßer, ſimpler Edelmann war —

Luiſe. Nun ja! weil dieſer ſimple Edelmann, Favorit des Königs, bey einer öffentlichen Feierlichkeit —

Graf. Bey einem Turnier im hohen Zeuge, in Gegenwart des ganzen Hofes ſich unterſtand ſich über Heinrich Grafen von Ormeuil zu ſtellen.

Luiſe. Für dieſe Verwegenheit, forderte der Graf den ſtolzen Günſtling des Königs heraus, und der Graf wurde von dem Königlichen Günſtling —

Graf. Durchbohrt. Das Andenken an dieſe doppelte Schmach wird mich nie verlaßen.

Luiſe. Iſt denn aber darüber nicht ſchon Blut genug gefloſſen? hat die Familie d'Ormeuil dieſen Tod ungeſtraft gelaßen? ſind nicht ſeit der Zeit in verſchiedenen Zweikämpfen fünf Ormeuils und ſieben Germanzeis geblieben? Iſt Ihr Haß ſo groß daß Sie auch den Letzten dieſer Familie, der Ihre Tochter liebt, der Ihnen die Hand zum Frieden bietet, der Ihr Sohn ſeyn will, — daß Sie dieſen auch unglücklich ſehen wollen? — Geben Sie ihm die Hand Ihrer Tochter —

Graf. Unſinnige! kein Wort mehr. Nie werde ich vergeſſen daß der Verwegene der mir die Liebe meiner

ner Tochter rauben will, ein Nachkomme des Paul Germanzei iſt, der ſo verwegen war einen meiner Ahnherrn zu beleidigen, und ich werde dieſe ſchreckliche, meiner Familie angethane Beleidigung auch an dem letzten des Hauſes Germanzei mit ſeinem Blute rächen, oder ſelbſt von ſeiner Fauſt ſterben.

(ab.)

Dritter Auftritt.

Konſtanze. Luiſe.

Konſtanze.

Ach Luiſe! Du haſt ſeinen Zorn aufs neue gereizt.

Luiſe. Ich kenne den Zorn Ihres Herrn Vaters, ſchnell iſt er entflammt, aber eben ſo ſchnell verlöſcht er auch wieder. Es muß noch alles gut gehen.

Konſt. Und du kannſt noch immer hoffen?

Luiſe. Warum nicht? — Ich hoffe, bis ich ſterbe.

Konſt. Aber jetzt zu hoffen —

Luiſe. Das iſt eben die Kunſt. Zu hoffen, wenn leicht zu hoffen iſt, das will nichts ſagen, aber wenn man beinahe gar keinen Ausweg mehr ſieht, dennoch noch immer zu hoffen daß ſich unvermuthet einer zeigen wird, dazu gehört Muth; und den habe ich.

Vierter Auftritt.

Vorige. Marquis. Frontin.

Marquis.

Theuerſte Konſtanze! dieſer Augenblick wird mein Schickſal auf immer entſcheiden.

Konſt. Ach! Germanzei ich war ſo unglücklich Ihren Brief zu verlieren, mein Vater hat ihn gefunden, ich habe ihm geſtanden, daß ich Sie liebe —

Marq. O ich Glücklicher! meine Konſtanze liebt mich.

Konſt. Sie liebt Sie, wird Sie ewig lieben, und muß Sie dennoch bitten, ſie augenblicklich zu verlaßen.

Marq. So grauſam kann Konſtanze nicht ſeyn.

Konſt. Wollen Sie mich und ſich ins Verderben ſtürzen, ſo bleiben Sie. — Ich habe meinem Vater verſprechen müſſen, Sie nie wieder zu ſehen.

Marq. Das können Sie nicht verſprochen haben!

Konſt. Ach ja! Meine Pflicht, die grauſame Tirannin der Liebe —

Marq. Sie lieben mich, und wollen mich unglücklich wiſſen? — Sie haben wirklich Ihrem Vater verſprochen Ihrer Liebe zu mir zu entſagen?

Konſt. (ſeufzend.) Das habe ich!

Marq. O! das iſt grauſam!

Luiſe. Das Fräulein hatte eher Pflichten gegen ihren Vater, als gegen ihren Liebhaber. Sie müſſen billig denken. Sie mußte entſagen.

Marq. Das iſt ſchrecklich!

Luiſe. Aber mein Vater iſt der Herr Graf nicht, und ich habe nichts verſprochen, aber geſonnen bin ich, Ihnen mit meinem Kopfe zu dienen, ſo gut es mir möglich iſt. Wenn es einer Intrike bedarf, und Monſieur Frontin ſeine Geiſteskräfte mit den meinigen vereinigen will —

Front. Herzlich gern!

Luiſe. So wollen wir doch wohl ein Plänchen ausdenken, das ſich hören laßen ſoll.

Front. Meine allerliebſte Mademoiſelle! Sie haben über meinen Kopf und über meinen Muth, wie über den Ihrigen zu diſponiren. Stellen Sie beides auf die Probe und Sie ſollen meinen Fähigkeiten Ihre Bewunderung gewiß nicht verſagen.

Luiſe. Nun, wir wollen ſehen! — Geſetzt nun, es käme eine Tracht Prügel mit in die Intrike?

Front. Die nehme ich auf mich.

Luiſe. Brav gedacht!

Front. Aber, ich würde auch nicht müßig dabey ſeyn. Es würde (mit Pantomime) herüber und hinüber gehen.

L[illegible]. Wirklich?

Front. Ich diene meinem Offizier, Mademoiſelle. — Uebrigens, rechnete ich dabey auf eine kleine Schadloshaltung von Ihrer Hand, von Ihrem Herzen und von der Börſe meines Herrn.

Luiſe. Sehr eigennützig!

Front. Eigennutz iſt die Triebfeder der beſten Handlungen in der Welt.

Konſt. Ja! wir müſſen uns trennen.

Luiſe. Nein! das müſſen Sie nicht. Gönnen Sie meiner Intrike den Ausbruch und verderben Sie mir den Plan nicht.

Marq. Und der iſt —?

Luiſe. Unter einem fremden Namen halten Sie ſich hier auf, machen Bekanntſchaft mit dem Herrn Gouverneur, lernen ſich in ſeine Launen finden, und das übrige, überlaßen Sie der Zeit, der Gelegenheit und mir. — Sie ſollen meinem Kopf ein Kompliment machen und ſich übrigens, bey meinem Herzen bedanken.

Marq. Sey meiner ganzen Erkenntlichkeit und Dankbarkeit verſichert.

Front. Und auch der meinigen.

Luiſe. Ich danke, es ſoll alles nach Wunſche gehen, und wenn wir —

Konſt. Still! ich ſehe meinen Kouſin.

Luiſe. Wahrhaftig! — Er ſteigt vom Pferde — er nimmt ſeinen Weg hieher. Fort! fort! wir in's Schloß, Sie in den Gaſthof. Sie ſollen von uns hören.

Marq. (will Konſtanzen die Hand küſſen.) Theuerſte Konſtanze! Sie —

Luiſe. (zieht Konſtanzen fort.) Jetzt haben wir keine Zeit uns die Hände küſſen zu laſſen. Dazu giebt's ſchicklichere Oerter, beſſere Zeiten und mehr Muße. Damit Punktum! — Kommen Sie!

(mit Konſtanzen ab.)

Fünfter Auftritt.

Marquis. Frontin.

Frontin.

Alſo, da wär ein recht niedliches Abentheuer zu beſtehen!

Marq. Der Herr Kouſin verdoppelt ſeine Schritte. Er kömmt gerade auf uns zu.

Front. Kommen Sie! wir wollen ihm aus dem Wege gehen.

Marq. Wo denkſt du hin? was hab' ich zu fürchten?

Front. Daß er Sie kennt, und daß er eben ſo denkt, wie ſein Onkel.

Marq. Das mag er! — Ich bin es meinem Stande, meiner Ehre ſchuldig, ihm nicht Einen Schritt aus dem Wege zu gehen.

Sechſter Auftritt.

Vorige. Vikomte.

Vikomte.

Mein Herr! Sie unterhielten ſich mit meiner Nichte ſehr lebhaft.

Marq. Lebhaft?

Vik. Läugnen Sie nicht, ich hab' es ganz deutlich, ſelbſt geſehen.

Marq. Aendern Sie Ihren Ton, mein Herr.

Vik. Sie ſind der Marquis Germanzei?

Marq. Liegt Ihnen etwas daran, daß ich es bin.

Vik. Ich bin der Vikomte d'Ormeuil.

Marq. Ich verſtehe Sie.

Vik. Sie verſtehen mich nicht.

Marq. Ganz gewiß.

Vik. Nein! — Ich ſage Ihnen das nicht um Sie an den zwiſchen unſern Familien obwaltenden Haß zu erinnern, ſondern deswegen, weil ich Ihnen zugleich ſagen will daß ich meine Kouſine liebe. Ich kann mir dieſelbe nicht ohne mein Leben entreiſſen laßen, und ſo lange ich es noch beſitze, werde ich die Rechte meiner

Liebe

man fürchtete ein Gleiches für die Schaluppe, und die ganze Equipage arbeitete an einem Floß. In der Morgendämmerung entdeckte man endlich verſchiedne Schwarze auf der Höhe eines Riffs, ungefähr 150 Toiſen vom Schiffe. Alle Zeichen, die man ihnen machte, zu Hülfe zu kommen, waren vergebens; ein Matroſe, Mathens Mammelon, ſchwamm zu ihnen hin, allein das Meſſer, das er am Gürtel trug, ſchien ſie zu erſchrecken, und ſie ergriffen die Flucht. Unterdeſſen war doch kein anderes Mittel auf dem Floß ans Land zu kommen, als daß man erſt einen feſten Ort zum Anmachen des Ziehſeils hatte. Hieronymus Amiro, ein venetianiſcher Matroſe, unterzog ſich dieſer Arbeit: er ſchwamm mit einem Seil ans Land. Madam Chevreau hatte den Floß ohne Furcht beſtiegen; eine Welle ſpülte ſie weg, ſie hielt ſich an einem Strick an, und behauptete ihren Platz neben Mamſell Goupil. Das Riff lag eine Viertelmeile vom Lande, und Madam Chevreau mußte eine ganze halbe Stunde auf einem Grund von Korallen und im Waſſer bis an die Achſeln gehn. Endlich erreichten ſie das Land. Die Inſulaner nahmen ſie leutſelig auf, und führten ſie unter einem Hangard, mit Blättern bedeckt, wo ſie ihnen ein erfriſchendes Getränk von Kocoswaſſer und dem ausgedrückten Safte der Zuckerröhre gemacht, Salzfiſche und Rauchtoback vorſetzten. Der Antheil, den die leidende Schönheit ſelbſt dem wildeſten Menſchen einflößt, ließ ſich auch in der Sorgfalt erkennen, mit der die Einwohner des Eilands Ymitai, um Madam Chevreau und Mamſell Goupil beſchäftigt waren. Sie machten ihnen Thee, richteten einen Carry zum Abendeſſen zu, und bereiteten ihnen ein Bette von Rotius. Das Oberhaupt der Inſel beſuchte den Kapitain, als dieſer ans Land geſtiegen, und nachdem er ihm Reis, für theure Bezahlung, verſprochen hatte, meldete er ſeinem Könige dieſen

Liebe geltend zu machen wiſſen. Sie werden alſo wohlthun, wenn Sie Ihren Forderungen auf Hand und Herz meiner Kouſine, entſagen.

Marq. Das ſteht nicht in meiner Gewalt.

Vik. So?

Marq. Das wird nie geſchehen.

Vik. Gut! ſo wiſſen Sie was ein Kavallier in ſolchen Fällen zu thun hat.

Marq. Ich weiß es.

Vik. Ich bin ohne Degen. Mein Pferd und mein Reitknecht ſtehen kaum hundert Schritte von hier. Ich habe Piſtolen bey mir. Iſt's Ihnen gefällig?

Marq. Wie Sie wollen!

Vik. So kommen Sie!

Marq. Wie es Ihnen beliebt.

(gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Frontin.

„Wie Sie wollen — Wie es Ihnen beliebt“ — und es iſt von einem Duell die Rede. Geht mir mit eurer Gleichgültigkeit und Artigkeit. Das wär ſo was für mich! großen Dank! — Ich könnte nun über eine ſolche Zumuthung gar leicht in Zorn gerathen; und mein Herr gieng ſo gelaßen mit, als wär er zum Ball eingeladen worden. Ich weiß nicht, wie die Leute eine Sache juſt von der Seite nehmen können, von welcher ich ſie nie nehmen würde! — Sie brechen ſich die Hälſe ordentlich methodiſch und beobachten einen Anſtand und eine Politeſſe dabey, die mir unbegreiflich iſt. — — Ich bin auf jedem Fall zu einem Verluſt deſtinirt. Entweder, verliere ich meinen Herrn, oder meine Luiſe, und dennoch bin ich an allen dieſen Händeln ſo unſchuldig, als an der Revolution in Schweden und Frankreich. Was iſt nun zu thun? — — (ſieht in's Feld.) Aha! mein Herr ſetzt ſich auf — der Vikomte auch. — Sie nehmen Feld ein. — hm! — Jetzt geht's los! — Ach! (hinter der Scene fällt ein Piſtolenſchuß.) Das Pferd bäumt ſich, — der Vikomte ſtürzt herab. — Mein Herr ſpringt aus dem Sattel. — Die Pferde ſprengen in's Feld. — Mein Herr naht ſich dem Vikomte. — Er ſieht ſich um, — Gewiß, ſieht er ſich nach mir um. (läuft fort.) Ich komme!

Achter Auftritt.

Frontin. Rikko. (ein Stück Brod und Wurſt in der Hand, wovon er iſt.)

Rikko.

Ha! guter Freund!

Front. Der gute Freund hat keine Zeit Dich anzuhören.

(ab.)

Neunter Auftritt.

Rikko.

Läuft doch alles vor mir, als wenn ich ein Popanz wär. Ja, wer einmal in Dekadençe kömmt, mit dem iſt's vorbey. Ach! Du armer Rikko! dir geht's doch auch recht miſerabel. Kein Geld, und immer Appetit. Schon zehn Meilen marſchirt, und wie weit werde ich noch gehen müſſen, ehe ich ſagen kann: hier kann ich bleiben. — Wo ſoll ich hin? — Meine Kleidung empfiehlt mich nicht, und meine Börſe giebt mir den guten Rath ja keine Prätenſionen zu machen. Ich ſehe aus, wie ein geplünderter Kourier und wie ein unberittener Dragoner. (ſetzt ſich unter einen Baum.) Ich will ſehen, ob ich meinen Kummer verſchlafen kann. Vielleicht hält mich ein angenehmer Traum ſchadlos, vielleicht träume ich von einer guten Mahlzeit. Das iſt und bleibt doch das Beſte in der Welt. Ich bin ein armer Teufel, und wann's nichts zu eſſen gäb, möcht' ich gar nicht leben, denn unter allem was dem Menſchen übles begegnen kann, iſt doch der Hunger das größte Uebel. — Wenn ich's ſo bedenke! ich kann doch gewiß gut laufen, aber die Madame Fortuna kann ich doch nicht einholen. Die gute Dame muß ſehr leicht auf den Füßen ſeyn. Aber ich muß ihr doch wohl gelegentlich noch nachkommen, denn meine Frau Pathe ſagte mir ja einmal, als ſie die Karte auf mich ſchlug, es würde eine Zeit kommen, wo ich eine wichtige Rolle ſpielen würde. Wenn die gute Karte nur nicht gelogen hat. (zählt.) Ach nein! — Die Frau Pathe meinte ja, die Karte könne gar nicht lügen. Nun! wir wollen ſehen. — (zieht ſeine Jacke aus.) Hätt' ich nicht en poſtillon meinen Herrn in einen Graben geworfen, ſo wär ich nicht außer Dienſten. Mein Herr, war ein rechter Grobian, mich ohne Lohn fortzuſchicken. Verhungern hätt' ich müſſen, hätt' ich nicht den Ring zu Gelde machen können den mir einmal die zärtliche Luiſe ſchenkte. 's war aber doch kein honetter Streich von mir, daß ich das gute Mädchen hinter's Licht führte. Jetzt leide ich die verdiente Strafe. Es wird in der Welt alles vergolten. — Ach! wo muß denn jetzt das gute Kind ſtehen? wenn ich ſie wieder fänd, wollte ich — — ach! die wird mich nun auch vergeſſen haben. Vielleicht iſt ſie ſchon verheurathet, und ich kann noch immer keine Katze, geſchweige denn eine Frau ernähren. (Thut den Hut ab, und bindet ſein Schnupftuch um den Kopf.) 's iſt recht fatal! nun iſt keine Seele da, die mir wohl zu ſchlafen wünſcht. (legt ſich nieder und deckt ſich mit der Jacke zu.) Weil 's denn niemand thut, ſo will ich's ſelbſt thun. Gute Nacht lieber Rikko! ſchlaf wohl. (ſchläft ein.)

Zehnter Auftritt.

Rikko. (ſchlafend.) **Marquis. Frontin.**

Frontin.

Ach das Unglück!

Marq. Es war unvermeidlich. Sein Pferd ſtand nicht vor dem Schuß.

Front. Er muß aber geſtürzt ſeyn. Wenn er nur nicht tod iſt. Sie werden auf jeden Fall als Urheber ſeines Todes angeſehen. Und wie wollen Sie entkommen? Ihre Uniform macht ſie zu kenntlich. Geſetzt, wir wechſelten die Kleider, ſo könnte man mich für Sie anſehen; alle Teufel! und ich, müßte das Bad bezahlen.

Marq. Was iſt anzufangen?

Front. Da iſt — — halt! ich hab's! — Ein exzellenter Einfall!

Marq. Nun?

Front. Der Zufall bietet uns die Hände.

Marq. Und wie?

Front. Sehen Sie, da ſchläft ein dummer Teufel unter dem Baume, (nimmt Rikko's Jacke und Hut.) und wir bemächtigen uns ſeines Gewandes. Hurtig! die Uniform vom Leibe, und ſich in dieſe Draperie gehüllt.

Marq. Soll der Unglückliche ein Opfer meines Vergehens werden?

Front. Nicht lange delibrirt. Ausgezogen! — Was kann's ihm ſchaden? Der Betrug wird gewiß entdeckt werden, und was macht ſich ein ſolcher Schlaraffe aus ein paar Dutzend Prügeln? Den Kopf behält er ganz gewiß, und daran wär auch nicht viel verloren. — Beſinnen Sie ſich nicht lange. — Ich will ſchon in der Nähe bleiben, und wenn's zur Kataſtrophe kömmt, bin ich gewiß bey der Hand.

Marq. Aber —

Front. Aber — aber! machen Sie keine Umſtände! (hilft ihm den Rock ausziehen, und zieht ihm die Jacke an.) Was hilft das Zaudern? — Hurtig! — So! — den Degen weg — den Hut herab. (ſetzt ihm Nikko's Hut auf.) So, ſo! — Nun machen Sie, daß Sie fort kommen, ehe der Kerl erwacht und einen Mordſpektakel anfängt.

Marq. Ach Konſtanze! — Alles, verſchwört ſich wider unſere Liebe.

(ab.)

Eilfter Auftritt.

Frontin. Nikko. (ſchlafend.)

Frontin.

Wer Du auch ſeyn magſt, dummer Teufel! warum ſchläfſt Du ſo feſt. Du biſt dem Zufall weniger ſchuldig, als wir.

Nikko. (im Schlafe.) Ach ja!

Front. Meinſt Du? — Sieh! wem der Himmel liebt, den giebt er's im Schlafe. Und hiermit ernenne

nenne ich Dich aus eigener Machtvollkommenheit (legt Uniform, Hut und Degen an ſeine Seite.) zum Marquis und Obriſten. Was willſt Du mehr? — So ſchnell avancirt man ſelten in der Welt.

(ab.)

Zwölfter Auftritt.

Rikko.

(wiſcht ſich die Augen und erwacht.) Nicht einmal ruhig ſchlafen kann man! — Ach! und ich hatte einen ganz herrlichen Traum. Mit Luiſen ſaß ich bey einer Paſtete und wollte eben den erſten Biſſen in den Mund ſtecken, und da war 's aus. 's geht mir doch alles fatal! —— Ich will nur machen, daß ich fort komme, denn hier — (greift nach der Jacke, richtet ſich auf, und ſieht die Uniform.) Was zum Teufel! meine Jacke, hat ſich in Uniform verwandelt? mein Jockei Hut, in einen Offiziers Hut? und da liegt auch ein Degen? — Was iſt das? — (ſpringt auf.) Das iſt Hexerey! —— Sollte wohl meine Frau Pathe recht haben? Die Karte, rettet ihre Ehre. Da haben wir die große Rolle. Kourage, Rikko! ſpiel ſie ſo gut wie Du kannſt. Du biſt ja nicht der erſte in der Welt, der vom Bedienten bis zum Marquis geſtiegen iſt. (zieht die Uniform an und beſieht ſich.) Steht mir doch der Rock ſo gut, als hätte ich in meinem Leben keinen andern getragen. Ja? ja! Kleider machen Leute. Wer ſucht nun in mir den Reitknecht? — (ſchnallt den Degen um.) Fickerlot! wie mir der Degen ſo gut ſteht. 's iſt eine herrliche Sache um einen Degen! (bindet den Schnupftuch ab, und ſetzt den Huth auf.) So! recht auf ein Ohr. Ich muß erſchrecklich martialiſch ausſehen. Da haben wir's! ich bin ein ganz andrer Menſch. (ſucht in den Taſchen und findet eine Schnupftabaksdoſe.) Aha!

dacht' ich's doch! (nimmt eine Priſe.) Nun bin ich — was denn? Graf oder Marquis? — Was will ich denn nun gleich ſeyn? — Aber — wie heiß' ich denn nun? Rikko kann ich nicht mehr heiſʒen, das iſt kein adelicher Name. — Jetzt, muß ich mich nach einen ſchönen Namen umſehen, ſonſt iſt das Ding nichts. Etliche hundert Jahr alt, muß mein Name ſeyn, ſonſt hätte ich ja gar keine Verdienſte. — Ich muß mir auch einen gewiſſen vornehmen Ton angewöhnen. Ich will doch einmal thun; als wär ich auf einem Zimmer. Klinglingling! Heda! wo ſtecken meine Leute? bin ich ſo ſchlecht bedient? Schurke! wo bleibſt Du?

Dreizehnter Auftritt.

Rikko. Frontin.

Frontin.

Gnädiger Herr?

Rikko. (erſchrickt.) Ach du lieber Gott!

Front. Was befehlen Sie?

Rikko. (v. ſ.) Was ſoll ich denn nun befehlen. (laut.) Was beliebt, mein Freund?

Front. Was befehlen Sie Herr Marquis?

Rikko. Ach! bin ich Marquis? O wirklich Marquis?

Front. Haben Sie Ihren Rang vergeſſen?

Rikko. Ich frage, ob ich wirklich Marquis bin?

Front. Wie die ganze Welt weiß, Marquis de Germançei.

Rikko. Germançei? — Ein artiger Name!

Front. Ein uralter Familienname. Ihre Familie kann in jedem Stifte in der ganzen Welt aufſchwören.

Rikko. Das iſt nicht nöthig, ich halte nichts vom Schwören. — Sag Du mir nur, wie ich ſo vergeſſen ſeyn kann, nicht zu wiſſen, wer ich bin?

Front. Eine Folge Ihres unglücklichen Duells?

Rikko. Ich habe mich geſchlagen?

Front. Auf Piſtolen.

Rikko. 's iſt wahr! mit dem unglücklichen Schuſſe, iſt mein Gedächtniß ganz verſchwunden. (v. ſ.) Er verkennt mich, und ich werde ſeinen Irrthum benutzen.

Front. (v. ſ.) Dem Narren wollte ich weiß machen, er ſey Tartarchan, er glaubt's. O du heilige Einfalt!

Rikko. Wo iſt mein Gegner?

Front. Nicht mehr in der Welt, fürchte ich.

Rikko. Tod? Deſto beſſer! — Und wie nennte ſich der Narr den ich ins Grab ſtreckte?

Front. Vikomte d'Ormeuil. Er wollte Sie zwingen Ihren Rechten auf die Hand ſeiner Kouſine, der Tochter des Grafen d'Ormeuil zu entſagen.

Rikko. Aha! Dieſe Kouſine —

Front. Liebt Sie zum Raſendwerden.

Rikko. Das iſt gut! — Iſt ſie reich?

Front. Beſitzerin einer Million.

Rikko. Alle Hagel! Ich liebe ſie ganz erſchrecklich. Ich werde mich mit ihr vermählen.

Front. Der Herr Papa des Fräuleins, will's nicht zugeben.

Rikko. Was, zum Teufel! kann der Vater gegen unſere Vermählung haben?

Front. Gegründete Urſachen.

Rikko. Die möcht' ich hören.

Front. Ein alter Familienhaß.

Rikko. So?

Front. Ihrer Sieben aus dem Hauſe d'Ormenil haben ſchon von den Händen der Germançeis ihr Leben verloren. Und der Herr Vater Ihrer Geliebten —

Rikko. Kann der Achte werden, wenn er meinen Zorn reitzt und ſich meiner Verbindung mit ſeiner Tochter ferner widerſetzt. Ich wünſchte, man brächte ihm gelegentlich dieſe meine Geſinnung bei. Ich kann mir nicht helfen, in ſolchen Fällen, läßt kein Germançei mit ſich ſpäſſen. Meine Vorfahren müßten ſich ja im Grabe umwenden, wenn ich ein ſolches Betragen ungeahndet lies. Doch, das wird ſich geben.

Front. Ich denke es auch.

Rikko. A propos! wie heißt Du?

Front. Frontin, wie ſich Ew. Gnaden erinnern werden.

Rikko. Ja, es iſt wahr! der Schuß — der fatale Schuß! — Aber du wirſt Dich erinnern, daß ich Dir ſchon mehr als hundertmal geſagt habe, daß der Name Frontin mir nicht gefällt. Einſt hatte ich einen artigen, ſchönen jungen Menſchen in meinen Dienſten, der hieß Rikko. Ich wünſchte, weil ich mich gern an ihn erinnere, Du nähmſt ſeinen Namen an.

Front. Rikko? Gott bewahre gnädiger Herr! beſchimpfen Sie mich nicht mit dieſem Namen. So heißt der größte Taugenichts auf Erden.

Rikko. Was wär er?

Front. Ein liederlicher Hund.

Rikko (vor ſich). Artig geſagt.

Front. Ein Freſſer, dergleichen es wenige giebt.

Rikko (vor ſich). Vortreflich geſchildert.

Front. Und lügen kann er, als wenn's gedruckt wäre.

Rikko (vor ſich). Er muß mich kennen!

Front. Seine Ausſchweifungen, ſein liederliches Leben, und ſein Hang zum Trunk, haben ihn ganz gewiß ſchon ins Grab geſtürzt.

Rikko (ſeufzend). Nun! ſo mag er in Frieden ruhen. — Ich will Dir nun etwas befehlen, das — (ſieht ſich um) Was wollen dieſe Invaliden?

Front. Vermuthlich eine Deputation des Gouverneurs, Sie zu ihm auf ein Butterbrod einzuladen.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Korporal. Soldaten.

Korporal.

Potz Element! Dragoneruniform — zwey Epauletts! Obriſter — der Bediente, blau gekleidet — er iſt's!

Rikko. Was beliebt, meine Herren?

Korp. Wir ſuchen den Marquis Germançei.

Front. Hier ſteht er, vor Ihnen.

Rikko. Ja! vor Ihnen, ſteht er. Was ſoll er?

Korp. Ich habe Ordre, ihn zu arretiren.

Rikko. Beſcheidener geſprochen, wenn ich bitten darf.

Korp. Potz Element! ich habe die Ordre vom Herrn Gouverneur ſelbſt erhalten.

Rikko. Und warum will man mich arretiren? — Man ſage dem Herrn Gouverneur, er ſolle lernen mit Leuten von meinem Stande anders umzugehen.

Korp. Ich bitte um Ihren Degen.

Rikko. Da könnt ihr lange bitten. Morgen fragt wieder nach.

Korp. Potz Element! ich bitte nochmals um Ihren Degen.

ſen Zufall. Den 21. erhielt er Befehl, die Schiffbrüchigen als unglückliche Freunde zu behandeln, ihnen alle Unterſtützung zukommen zu laſſen, und ſie ſobald als möglich in ſeine Inſel zu ſchicken. Den 24. kam ein großes Fahrzeug, und noch verſchiedene andre. Der erſte Miniſter, der Feldherr und ein portugeſiſcher Dollmetſcher bewillkommten die Damen von Seiten des Königs, und verſicherten ſie ſeiner Theilnehmung an ihrem Unglück. Aber erſt den 27. gegen 5 Uhr des Abends konnten, wegen des Landwinds, Madam Chevreau und Mamſell Goupil, nebſt zwey Officieren, die als Paſſagiere auf dem Schiff geweſen, und dem Kapitain, die Reiſe in dem großen Fahrzeug antreten; es war lang und vorne ſpitzig, und hatte nur einen ſich etwas hinterwärts neigenden Maſt, und ein lateiniſches Seegel. In vierundzwanzig Stunden langten ſie in der Inſel des Königs an.

Der König der Maldiven ließ Madam Chevreau ſagen, daß er durch die Ehrenbezeugungen bezeigen wollte, die er ihr erweiſen laſſen würde, wie ſehr er der Freund ihrer Nation ſey, und wie glücklich er ſich preiſe, daß dieſer Schiffbruch ihm die Gelegenheit dazu verſchaft habe. Dem zufolge wurde ſie beym Ausſteigen mit einer Salve des Geſchützes der Inſel begrüßt, die rings herum befeſtigt iſt. Der Grosvezier kam ihr am Ufer entgegen, und ließ ſie und Mamſell Goupil unter einem Thronhimmel Platz nehmen; ſo zogen ſie, beym Klang der Inſtrumente, zwiſchen zwey Reihen Soldaten, bis zu einem großen Hauſe, daß dem Könige gehörte, und das er zu ihrer Wohnung beſtimmt hatte. Die Inſel hat zwey Könige; der eine iſt der rechtmäßige, aber durch einen ſeiner Verwandte vom Throne ausgeſchloſſen. Er lebte in Armuth und Dunkelheit, allein der Sohn des Thronräubers rufte ihn nach dem Tode ſeines Vaters, den er, wie man glaubt, beſchleunigt hat, aus der Verbannung zurück, und ließ ihm die Ehre erweiſen,

die

Rikko. Geht nur wieder nach Hauſe, und ſprecht ihr wäret da geweſen.

Korp. Potz Element! ich habe Ordre Gewalt zu brauchen, wenn Sie mir nicht gutwillig folgen wollen.

Rikko. Dieſe Ordre, betrift den Marquis Germanzei?

Korp. Wie geſagt.

Rikko. Nun ſo will es ihm in Vertrauen geſagt haben, ich bin der Marquis Germanzei nicht.

Korp. Nicht?

Rikko. Mich ſoll der Teufel holen, wenn ich's bin. Der Narr da, will mir's weiß machen, aber ich glaub's ihm nicht.

Front. Ach mein armer Herr, hat den Verſtand verloren, Haben Sie Mitleid mit ſeinem Zuſtande, und thun Sie ihm nichts zu leide.

Rikko. Kerl! biſt Du toll? — Wißt Ihr was ihr Herren, ſetzt ihn feſt. Er iſt verrückt.

Front. (fällt vor den Korporal nieder). Ach lieber Herr! bringen Sie meinen armen Herrn ja in Verwahrung.

Rikko. Infame Maſſette! ſoll ich Dich umbrinben? (zieh. den Degen.)

Front. Ach jetzt kommt ſeine Wuth.

Korp. Potz Element! ihr Purſche, haltet ihn feſt.

Die Soldaten (nehmen Rikko den Degen ab und umgeben ihn).

Korp. Marſch!

Rikko. Ich bin ja kein Marquis!

Korp. Marſch! ſage ich.

Rikko. Ach ich Unglücksvogel! ich armer Menſch! — Ach! die fatale Standeserhöhung!

(Die Soldaten führen ihn ab.)

Zwei-

Zweiter Aufzug.

(Saal.)

Erſter Auftritt.

Konſtanze. (ſieht ängſtlich umher.)

Ich bin in einer ſchrecklichen Unruhe. — Was mag vorgegangen ſeyn? — Ich frage alle Domeſtiken, und ſie weichen meinen Fragen aus. Ich ſehe Luiſen nicht! — O ich Unglückliche! ſollte ich wider mein Verſchulden die Urheberin einer traurigen Begebenheit ſeyn? — Ach mein Vater! Deine Konſtanze wird ſich willig deinen Befehlen unterwerfen, ſie wird dir gehorſam ſeyn und dich nie wieder durch Ungehorſam kränken und ſollte ſie dieſen Gehorſam auch auf Unkoſten ihres Herzens erkaufen.

Zweiter Auftritt.

Konſtanze. Luiſe.

Konſtanze.

Ach! endlich ſieht man dich.

Luiſe. Ihr Kouſin iſt auf ſeinem Zimmer, und iſt. —

Konſt. Tod?

Luiſe. 's ſcheint mir nicht ſo; er wird wohl, wenn's hoch kömmt nur bleſſirt ſeyn.

Konſt. Erſchrecklich!

Luiſe. Da ſehe ich gar nichts Erſchreckliches. Ihr Kouſin kennt den Marquis und alſo war alle Hoffnung verloren ihn unter einem fremden Namen auf das Schloß zu bringen. Wenn aber nun der Vikomte das Zimmer hüten muß, ſo kann unſer Projekt immer noch zur Ausführung kommen. Es giebt kein Unglück, wobei nicht auch ein Glück iſt. — Der Marquis kann nun immer dazu thun ihren Herrn Vater als ein Fremder ſeine Aufwartung zu machen.

Konſt. Nein! das werde ich nicht zugeben.

Luiſe. Nicht?

Konſt. Ich entſage dem Gedanken und der Hoffnung mit Germançei glücklich zu werden.

Luiſe. Das wär artig! — Sie lieben ihn alſo nicht mehr?

Konſt. Wie kannſt du das fragen? Er iſt mir jetzt theurer, als jemals.

Luiſe. Und wollen Sie allen Vortheilen Ihrer Liebe ſo mutwillig entſagen?

Konſt. Das bin ich meiner Pflicht ſchuldig.

Luiſe. Ach! was Pflicht! was Pflicht! die Liebe hat auch Pflichten. — Ich ſage Ihnen, es geht nicht an. Frontin und ich, haben die Sache ſchon inkaminirt, und ſie dürfen uns keinen Strich durch die Rechnung machen.

Dritter Auftritt.

Vorige. Graf.

Graf.

Eine allerliebſte Wirthſchaft!

Konſt. Iſt mein Kouſin gefährlich verwundet?

Graf. Das wär noch artiger! Er iſt gar nicht verwundet. Ein Sturz vom Pferde, hat ihn blos betäubt.

Luiſe. Da haben wir's! und der Tölpel von Reitknecht, kam athemlos ins Schloß und ſchrie: er iſt tod! er iſt tod! — Ich habe am ganzen Leibe gezittert.

Konſt. Ich war auſſer mir.

Graf. Warſt du? Dein ſüßer Marquis hatte es gewiß darauf angefangen den letzten Erben des Namens Ormeuil aus der Welt zu ſchaffen.

Konſt. Gewiß nicht! — Ach! wenn Sie ſein Herz kennten! —

Graf. Eine Bekanntſchaft, die ich entbehren kann.

Konſt. Wenn ſie doch vergeſſen wollten. —

Graf. Daß der Marquis mein Feind iſt?

Konſt. Das iſt er nicht! — Er liebt Sie.

Graf. Gewiß, weil er Dich liebt? Die Väter die um ihrer Töchter willen geliebt werden, profitiren immer nicht viel dabei.

Konſt. Wenn Germanzei hier, wenn er um Sie wäre!

Graf. Ich werde bald die Ehre haben.

Konſt. Wie?

Graf. Er iſt in meiner Gewalt.

Konſt. In Ihrer Gewalt?

Graf. Auf die erſte Nachricht von dem Tode meines Neffen, ließ ich ſeinem Gegner nachſetzen. Er iſt arretirt und wird hieher gebracht.

Konſt. Und was wollen Sie mit ihm machen?

Graf. Das wirſt du noch zeitig genug erfahren.

Vierter Auftritt.

Vorige. Rikko. Frontin. Korporal. Soldaten.

Korporal.

Nur herein! — Herr Gouverneur, hier iſt er. Er wollte ſich wiederſetzen, aber wir haben ihn deſarmirt und mit Gewalt hiehergeführt.

Rikko. Sagt mir nur, warum ihr mich ſo herum ſchleppt, wie die Katze die Maus? wo iſt denn der Gouverneur der mich bittet, ihm meine Aufwartung zu machen? ich bin ja nun im Schloſſe.

Front. (zu Konſtanzen und Luiſen.) Merken Sie es ſich, der Tölpel ſtellt den Marquis meinen Herrn vor. Verrathen Sie ſich ja nicht.

Luiſe. Hören Sie, gnädiges Fräulein?

Konſt. Alles.

Graf. Mein Herr. —

Rikko. Kennen Sie mich?

Graf. Ich kenne Sie und Ihre Verwegenheit.

Rikko. Verwegenheit? — Wenn ich ungebeten komme, ſo machen Sie's mit dem Herrn (auf den Korporal zeigend) aus, der ſagte: Sie wollten mich ſprechen.

Graf. Ich bin beleidigt! — Ein Germanzei wagt es. —

Rikko. Meinen Sie mich? Wer hat Ihnen denn geſagt, daß ich mich Germanzei nenne?

Luiſe. Ach Gott! er iſt es.

Graf. Glauben Sie mit elenden Ausflüchten meiner Rache zu entgehen? wollen Sie Ihren Namen leugnen? — Herr! das iſt —

Front. Ach! bedauern Sie meinen armen, unglücklichen Herren. Der Gedanke, Ihren Neffen erſchoſſen zu haben, hat ihn um ſeine Sinne gebracht. (zu Nikko.) Ach lieber Herr! ſeyn Sie ruhig, Sie befinden ſich in dem Schloſſe eines edlen Herrn der Mitleid mit Ihrem Zuſtande haben wird.

Nikko. Sag mir Kerl, ob du mich ganz unglücklich machen willſt? Haſt du mich nicht erſt überredet, ich ſey der Marquis Germançei? Ich hab dir's zu Gefallen gethan, und habe Dir's geglaubt; aber da die Sache ſo ſteht, ſo muß ich die Wahrheit ſagen.

Front. (zu dem Grafen). Hören Sie nur! — Er iſt völlig verrückt. Ach! das Unglück!

Nikko. Wenn ich mich an Dir vergreife, wenn ich Dich halbtod ſchlage, — ſo mußt Du's haben.

Luiſe. Kommen Sie zu ſich Herr Marquis, der Vikomte lebt noch.

Nikko. Ach! Luiſe! find ich Dich hier, liebes Engelchen?

Luiſe. Jetzt kennt er mich doch ſchon wieder.

Graf. Luiſe! — Sag mir, iſt das der Marquis Germançei?

Nikko. (vor ſich.) Potz Wetter! iſt das Luiſens Papa?

Luiſe. Sie wagen nichts, Herr Marquis.

Front. Ich ſag's ja: der Herr Graf iſt ein Mann von Ehre, ein guter Herr, der ein vortreffliches Herz hat.

Nikko. Hat er das?

Luiſe. Wenn er auch Ihr Feind iſt, ſo iſt er doch ein grosmüthiger Feind, und Sie können darauf rechnen, daß er Mitleid mit Ihrer Situation haben wird. (zum Graf.) O! reden Sie ſanft mit ihm.

Nikko. (vor ſich.) Ja, ja! 's iſt der Herr Papa, ſo wahr ich lebe!

Graf. (zu Nikko.) Sie lieben meine Tochter?

Nikko. (vor ſich.) 's iſt richtig! (laut.) Ja, ich liebe ſie hol mich Teufel! ganz erſchrecklich. Nehmen Sie mir's nicht übel. Sie ſcheinen ein Herzens guter Herr zu ſeyn, ſchenken Sie mir Ihre Freundſchaft.

Graf. Sie ſind bey mir, und ſollen mir nie nachſagen, daß ich die Rechte der Gaſtfreiheit beleidigt hätte. (winkt den Soldaten.)

Korp. Rechts um kehrt euch! Marſch! —

(ab mit den Soldaten.)

Nikko. Alſo bin ich hier wohl recht gut aufgehoben?

Luiſe. Warum nicht?

Nikko. Nun, wenn's ſo iſt, ſo muß ich nur ſagen, daß ich wirklich der Marquis Germançei bin. Was kann das alles helfen! O — ich bin's nun einmal.

Front. Ach! dem Himmel ſey Dank! jezt kömmt er zu ſich. (zu Nikko.) Nun? nicht wahr? ich habe Recht?

Nikko. Ach ja wohl! ich weiß gar nicht, wo ich hingedacht habe, meinen Stand zu verläugnen.

Graf. Und dieſen Mann liebſt Du, meine Tochter?

Luiſe. Sie liebt ihn.

Graf. Deine Liebe iſt ſo gar delikat nicht, wie ich merke.

Konſt. Ach! wollte der Himmel! Germançei könnte ſich Ihnen in der Geſtalt zeigen, wie er ſich immer der ganzen Welt mit Vortheil gezeigt hat. Beſchimpfen Sie Ihre Tochter nicht.

Nikko. Die Mademoiſelle ſpricht ſehr vernünftig.

Graf. Wenn der Menſch ſo zu reden fortfährt, ſo iſt mir gar nicht vor ſeinem Abſchiede bange, den Du ihm gewiß ſelbſt geben wirſt.

Nikko. Das iſt meine Sorge, mein lieber Herr Schwiegerpapa. Wir wiſſen ſchon, wie wir mit einander ſtehen. Nicht wahr Luiſe?

Luiſe. Freilich!

Rikko (zum Graf). Aber, hören Sie; geht's denn nicht bald zu Tiſche. Ich bin verflucht hungerig.

Graf. So?

Rikko. Guten Appetit habe ich immer, und zumal heute, da ich einen ſtarken Marſch gemacht habe. — Wir eſſen doch zuſammen?

Graf. Es ſoll gleich aufgetragen werden.

Rikko. Hören Sie! Sie ſind ein ſcharmanter Mann!

Graf. Komm Konſtanze. — Ich bin überzeugt, daß Du dieſem Manne Deine Hand gewiß nicht giebſt.

Konſt. Ach, lieber Vater! das iſt nicht der Germançei, den ich liebe.

(Ab, mit dem Grafen.)

Fünfter Auftritt.

Rikko. Luiſe. Frontin.

Rikko.

Ich bin mit der Aufnahme ganz zufrieden. Der Herr Gouverneur iſt ein artiger, ein höflicher Mann. Je nun, ich werde mich auch gehörig zu betragen wiſſen. Eine Hand, wäſcht die andere, und wie man in den Wald ſchreit, ſo ſchallt's wieder heraus.

Luiſe. (vor ſich) Nun will ich ihn doch ein wenig peinigen. Er muß doch auch etwas ausſtehen, da er mich ſo ſehr gequält hat. (zu Front.) Nun? wie ſteht's mit dem Projekt?

Front. Mein Herr findet's ſehr artig und er wird gewiß gehörig zu ſpielen wiſſen.

Rikko. Wovon ſprechen Sie denn mit meinem Servitehr, ſchönes Engelchen.

Luiſe. Von Ihren Angelegenheiten.

Front. Ich war darauf bedacht, Ihre Verdienſte ein wenig ins Licht zu ſetzen.

Rikko. Das iſt nicht nöthig, ich habe Kopf und Mund genug mich ſelbſt zu legitimiren. Uebrigens, habe ich jetzt Herzensangelegenheiten abzumachen, und Du wirſt wohl thun, wenn du gehſt.

Luiſe. Nicht doch. Ich bin dieſem artigen Purſchen viel Verbindlichkeit ſchuldig. Ihm verdank' ich das Glück Sie zu ſprechen, Sie zu ſehen.

Rikko. Du ſiehſt mich alſo gern? Das iſt mir lieb. Was mich betrift, ſo kannſt Du mir glauben, daß ich Dich auch recht gern ſehe. Enfin, es ſoll alles wieder auf dem alten Fuße ſeyn. Du liebſt mich doch noch?

Luiſe. Ich ſchätze und verehre Sie, Herr Marquis.

Rikko. Treib den Scherz nicht zu weit. Du weißt wohl daß ich weder ein Marquis bin, noch jemals einer war.

Front. Aha! jetzt hat er wieder Anwandelungen.

Luiſe. Warum wollen Sie ſich aber gegen uns verſtellen? Sie wiſſen ja, daß Sie nicht das geringſte riskiren.

Front. Der Herr Graf hat ja nichts dagegen, daß Sie ſein Schwiegerſohn werden wollen.

Rikko. Aber, ſag mir doch, liebes Luischen, wie in aller Welt, biſt Du denn die Tochter des Grafen geworden? Sonſt warſt Du es doch nicht.

Luiſe. Mit Ihrem Verſtand, hat ſich alles verändert.

Rikko. Ihr wollt mich mit Gewalt zum Narren machen. Ich habe mich ganz und gar nicht verändert, ſage ich euch, und mein Verſtand iſt auch noch in guten Umſtänden. Ich bin noch immer der, der ich war.

Luiſe. Und ich bin noch immer Luiſe, und werde Luiſe bleiben, wie vor und nach.

Rikko. Liebſt du mich nicht mehr?

Luiſe. Meine Ausſichten gehen nicht über meinen Stand; ich liebe meinen Frontin, der wird mein Mann.

Front. Laß dich küſſen! (küßt ſie.)

Luiſe. Hier iſt das Siegel des Verſprechens.

Rikko. Und das beſiegelſt Du in meiner Gegenwart? — Glaubt ihr, ich laſſe mit mir ſcherzen? — Ich befehle Dir, Frontin, als dein Herr, dieſes Mädchen nicht mehr anzuſehen.

Front. (packt ihn bei dem Arme.) Wie?

Rikko. Kerl! biſt Du toll! willſt Du mir den Arm ausreißen? — Wie kannſt Du dich ſo ſehr vergeſſen?

Front. Die Liebe achtet weder Rang noch Stand. Mein Herr können Sie ſeyn, aber nicht mein Nebenbuhler. Und wenn Sie nicht aufhören mit meiner Geliebten zu ſcharmiren, ſo vergeſſe ich mich.

Rikko. Biſt Du des Teufels!

Front. Ich verſtehe in dieſem Punkte, keinen Spas.

Rikko. Reitze meinen Zorn nicht, ich bitte Dich, ſonſt kommſt Du übel weg.

Luiſe. Aber wie können Sie ſich den Eindrücken einer ſolchen Liebe überlaſſen, die ganz unter Ihrem Stande iſt? — Sie ſollen die Hand der einzigen Tochter des Grafen, der ſchönen Konſtanze erhalten, und reden mit mir von Liebe.

Rikko. Wer iſt denn dieſe Konſtanze?

Luiſe. Sie haben Sie ja geſehen. So eben verließ Sie mit ihrem Herrn Vater den Saal.

Rikko. Dir war's? — und dieſe Konſtanze —

Luiſe. Liebt Sie.

die, man einem Monarchen ſchuldig iſt; ſich ſelbſt behielt er die königliche Macht und Rechte vor. Beyde ſtatteten bey Madam **Chevreau**, kurz nach ihrer Ankunft, eine Ceremonien-Viſite in Begleitung aller Großen ab. Dieſe Prinzen ſind von einem vortheilhaften Wuchs, und regelmäßigen Geſichtszügen; der, welcher im Beſitz der Oberherrſchaft iſt, ſchien Geiſt und Geſchliffenheit zu haben: ihre Kleidung beſtand in langen Röcken von goldenem Brocad. Die Königin verrieth einige Neugier, die franzöſiſchen Damen auch zu ſehn: man baute alſo einen Saal von lebendigem Grün zwiſchen dem Pallaſt der Königin und der Wohnung der Franzöſinnen. Madam **Chevreau** und die Königin traten zu gleicher Zeit durch zwey verſchiedne Thüren hinein, die an ihre Zimmer ſtießen, und näherten ſich einander. Der Courhabit der Madam **Chevreau** beſtand aus einem kleinen Caſaquin, einem Rock, und einem Schnupftuch um den Kopf. Die Königin war in einer Art langen Rock gekleidet, der den Chorhemden unſrer Prieſter glich; Arm, Hals und Beine waren mit goldnen Zierathen beſchwert. Der Beſuch dauerte eine Stunde; man ſetzte ſich, aß Betel, und die Königin ließ einige Fragen an Madam **Chevreau** thun.

Der König, ehe die beyden Damen abreiſeten, ließ ſich bey ihnen unter der Hand erkundigen, ob ſie keine Luſt hätten, ſeinen Thron mit ihm zu theilen; ſie gaben aber eine abſchlägige Antwort, und ſchiften ſich den 15. May auf dem **Bretagne**, Kapitain Termillier, ein. Sie kamen glücklich zu Pondichery, mit den H. H. de **Barre** und de **Sauſſois**, Officieren von der Infanterie, an, die als Paſſagiere die Reiſe mitgemacht hatten. Aus ihrem Munde vernahm man die Erzählung der Abentheuer dieſer Reiſe.

Rikko. Ach! geh weg! — Sie liebt mich? Aber wie kömmt denn das?

Front. Sie lieben ſich ja ſchon ſeit zwey Jahren.

Rikko. So? — 's iſt ein artiges Figürchen!

Luiſe. Artiger, als ich?

Rikko. Natürlich!

Luiſe. (vor ſich.) Grober Kerl!

Rikko. Alſo will ſie mich heurathen?

Luiſe. Ja; ſie wird die Gemalin des Marquis Germançei.

Rikko. Der bin ich ja, wie Du ſagſt.

Front. Freilich!

Rikko. Ja, ja! 's iſt richtig! ich beſinne mich. Ich bin der Marquis, und befinde mich bei meinem Schwiegerpapa.

Sechſter Auftritt.

Vorige. Marquis.

Marquis.

Ach! ich bin herzlich erfreut, Dich wiederzuſehen, lieber Germançei. Dein Abentheurer hat mich ſehr beunruhiget.

Rikko. (zu Frontin.) Wer iſt der?

Front. Kennen Sie ihn nicht mehr?

Marq. Wie geſagt, lieber Kouſin —

Rikko. Kouſin?

Front. 's iſt Ihr Kouſin.

Luiſe. Kennen Sie denn Ihren Kouſin nicht mehr?

Rikko. (vor ſich.) Mein Kouſin? (ſchüttelt.) Auſſer dem Reitknecht Jakob, kenne ich keinen Kouſin, und der iſt 's ja nicht.

Marq. Du thuſt ſo fremd! wie kömmt das?

Front. Seit dem unglücklichen Duell, hat er ſich ganz erſchrecklich verändert. Er kennt ſeine beſten Freunde nicht mehr.

Rikko. Da hat Frontin Recht. — Aber jetzt erkenne ich Dich lieber Kouſin. Willkommen!

Marq. Sey ruhig. Ich bin hieher gekommen Friedenſtifter zu ſeyn. Ich werde dem Grafen eine Ausgleichung aller Zwiſtigkeiten anbieten, die bisher zwei ſo edle Familien trennten.

Rikko. Nun das iſt gut, lieber Kouſin. Ich ſpreche ſo: Friede ernährt, Unfriede verzehrt.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Ein Bedienter.

Bedienter.

Herr Marquis! der Herr Graf erwartet Sie bei Tafel. Es iſt aufgetragen.

Rikko. Gut! ich werde ſogleich erſcheinen.

Marq. Noch ein Wort.

Rikko. Nach Tafel, Tauſend, aber jetzt auch nicht Eins. Ich bin hungrig wie ein Löwe. Das iſt eine Wichtigkeit, die allen andern vorgeht. Nach Tiſche, ſeh ich dich wieder, jetzt — nimm mir's nicht übel! — jetzt, kann ich mich nicht mit Dir abgeben, mein Magen proteſtirt gegen jede andere Unterhaltung, als die, die ich bei einer guten Mahlzeit finden werde. Alſo — auf Wiederſehen!

(geht mit dem Bedienten ab.)

Achter

Achter Auftritt.

Luiſe. Marquis. Frontin.

Luiſe.

Da ſind Sie nun wohl, aber bei kontrairem Winde, läßt ſich nicht gut ſegeln. Der Vikomte wird Sie erkennen, und dann iſt alles verloren.

Front. Nicht verzagt! Mein Herr behält vor der Hand des Geſchäft eines Friedenſtifters bei. Der Graf iſt ein guter Mann, mein Herr verſteht zu Sprechen, und er erregt gewiß Theilnahme für ſich. Eine Entdeckung, kömmt noch immer zeitig genug.

Neunter Auftritt.

Vorige. Vikomte.

Luiſe.

O weh! nun iſt's aus!

Vikomte. Herr Marquis auf die falſche Nachricht von meinem Tode, lies ſie mein Onkel arretiren, wie ich vernommen habe. Dieſe Behandlungsart, mißfällt mir. Ich komme, Ihnen meine Dienſte anzubieten.

Marq. Sie ſind ein grosmüthiger Feind.

Vik. Ich bin Ihr Feind nicht. Ein Zufall hat die unglücklichen Folgen eines unbeſonnenen Duells verhindert, und das kann uns nicht gleichgültig ſeyn. Sie werden von meiner Kouſine geliebt, die ich auch liebe. Aber ſie giebt Ihrem Herzen den Vorzug, und ſie hat ihren freien Willen, wie jedes Weib, bei einer ſolchen Wahl. Ich werde meinen Onkel bitten, ihrem Herzen keinen Zwang anzuthun. Ich werde mich bemühen, Sie zu überzeugen, daß mir an Ihrer Freundſchaft viel gelegen iſt.

Luiſe. Ach! Sie geben uns das Leben wieder.

Marq. Ich weiß nicht, wie ich mit Worten den Dank ausdrücken ſoll, der mein Herz. —

Vik. Machen Sie mich nicht verlegen. Ich bitte um Ihre Freundſchaft.

Marq. Von ganzem Herzen!

Luiſe. Dem Himmel ſey Dank! — Was machen wir aber nun mit dem andern Marquis?

Vik. Mit welchem andern Marquis?

Marq. Ein armer Teufel hat ſich meiner weggeworfenen Uniform bedient, und iſt an meiner Stelle, als Marquis Germancei arretirt worden. —

Luiſe. Er ſpeißt jetzt mit Ihrem Herrn Onkel, und der Herr Marquis iſt in der Qualität eines Friedenſtifters da.

Vik. Der Zufall iſt artig! — Wir wollen ihn benutzen.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Graf. Konſtanze. Rikko.

Rikko.

(macht ſich vom Grafen los.) Nichts! nichts! — laſſen Sie mich.

Graf. Es bleibt alles unter uns.

Luiſe. Was giebt's denn wieder?

Rikko. 's iſt mir aller Appetit vergangen. Ich ſpeißte mit vieler Zufriedenheit. Auf einmal wirft der Herr Graf ſeine Arme um mich her, und erdrückt mich beinahe.

Graf. Schweigen Sie doch!

Rikko. Ich kann nicht! Der ganzen Welt will ich's erzählen. — Wie mir's am beſten ſchmeckte, nimmt mich der Herr Graf bey der Hand und invitirt mich zu einem kleinen Spaziergang, wobey es auf nichts weniger als ein kleines Halsbrechen abgeſehen war. Ich bitte Sie, meine Herrn, iſt das ein Antrag für einen Schwiegerſohn? — Gott bewahre! ich bin kein Heide, der ſein Leben nicht achtet.

Graf. Sie ſind alſo der Marquis Germançei nicht?

Rikko. So bald ich mich ſchlagen ſoll; Nein! Da iſt mein Kouſin, der mag meine Familienpflichten über ſich nehmen.

Graf. Wer iſt der Herr?

Rikko. Ein braver, würdiger Offizier, der mein Freund iſt, und es verdient, auch der Ihrige zu ſeyn.

Marq. Ich ſchätze die Freundſchaft des Herrn Vikomte ſehr hoch; ich bin hier die Angelegenhen des Marquis Germançei zu betreiben, der Sie liebt und hochſchätzt. Er iſt entſchloſſen Sie zu bitten der Unverſöhnlichkeit in einem Herzen nicht mehr Platz zu gönnen, welches ſo gut und ſo edel iſt. Er liebt Ihre Tochter; was ſage ich: er liebt ſie? Er betet ſie an. Er bittet Sie, einem Haſſe zu entſagen, der Ihres Herzens unwürdig iſt. Er wird Sie lieben und verehren, und Ihre Tochter, hofft er glücklich zu machen.

Rikko. (vor ſich.) Ich bin mit dem Kouſin zufrieden.

Vik. Lieber Onkel! Ihre Tochter liebt den Marquis, zwingen Sie ſie nicht einer Verbindung zu entſagen, die ſie glücklich machen wird.

Graf. Auch Du?

Nikko. Nun! geben Sie nach, liebes Papachen.

Graf. Daß Germanzei mein Familienfeind iſt, das möchte noch hingehen. Aber die Art mit welcher er ſich produzirt, gefällt mir ſchlechterdings nicht.

Marq. Sagen Sie nur ein Wort der Verſöhnung, und Germanzei ſoll ſich Ihnen ſogleich in einer ganz andern Geſtalt zeigen.

Vik. Wenn Sie ihn kennten, lieber Onkel! wenn Sie wüßten, wie edel er ſich gegen mich betragen hat —

Nikko. Reden Sie doch nicht davon!

Graf. Konſtanze? Du liebſt ihn?

Konſt. Nur er allein, kann mich glücklich machen.

Nikko. Je nun! wir wollen zuſehen.

Graf. Nein, ich kann zu dieſer Verbindung meine Einwilligung unmöglich geben.

Luiſe. Herr Graf!
(zuſammen.) Vik. Lieber Onkel!
Konſt. Beſter Vater!

Nikko. Nun hurtig, lieber Papa, beißen Sie in einen ſauern Apfel.

Marq. Verlangen Sie den Tod des Marquis?

Graf. Dahin wird's wohl nicht kommen.

Konſt. Wenn Sie wüßten, lieber Vater —

Graf. Was ſoll ich denn wiſſen?

Konſt. Verſagen Sie uns Ihre Einwilligung nicht.

Graf. Ja, wenn Deine Wahl auf dieſen Herrn (auf den Marquis) gefallen wäre, ſo wäre es wohl der

Mühe werth, ihr einen Familienhaß aufzuopfern, aber —

Konſt. Das wollten Sie thun?

Graf. Ja, das wollte ich thun.

Konſt. So bin ich glücklich!

Graf. Nun? wie denn ſo?

Marq. Herr Graf, Sie ſollen Ihre Güte nie bereuen.

Rikko. Nicht zu hitzig, lieber Kouſin!

Graf. Sagen Sie mir nur —

Marq. Ich bin der Marquis Germançei.

Rikko. Nun? was bin ich denn?

Front. Ein dummer Teufel, mit dem wir unſern Spaß gehabt haben.

Rikko. Scherz bey Seite! Ihr habt mich zum Marquis gemacht, da ich es nicht ſeyn wollte, laßt mich nun auch Marquis bleiben, da ich es ſeyn will.

Luiſe. Ja, Marquis Rikko!

Rikko. Rikko? — Alſo kennt Ihr mich, Kinder?

Luiſe. Du biſt eben recht gekommen. Es fehlt noch ein Zeuge bey meinem Heurathskontrakt, den kannſt Du abgeben.

Rikko. Unmöglich! ich kann nicht ſchreiben. Um ſolche Narrenspoſſen, bekümmern wir Marquis uns gar nicht.

Graf. Spielt Ihr Komödie?

Vik. Wir werden Ihnen nicht die geringſte Erklärung dieſes Abentheuers ſchuldig bleiben. Hier ſteht der Marquis Germançei —

Graf. (auf Rikko.) Und der Narr?

Luiſe. Wär bey meinem vorigen Herrn Vorreiter.

Graf. Wie? und er war ſo verwegen, ſich an meine Tafel zu ſetzen?

Rikko. Sie können ſich aufs empfindlichſte an mir rächen, wenn Sie mir künftig einen Platz an dem Tiſche Ihrer Bedienten anweiſen.

Graf. Ich kann Dich nicht leiden.

Rikko. Das macht meine jetzige Kleidung. — Bedenken Sie nur! ich war gut genug einen Marquis vorzuſtellen, ſollte ich alſo nicht —

Graf. Du trägſt künftig meine Liveree. — Und ihr, kommt mit mir.

(gehen alle ab.)

Eilfter Auftritt.

Rikko.

Nun! da bin ich nun wieder in meinen natürlichen Zuſtand verſetzt, und meine vornehme Rolle iſt geſpielt. Ich weiß nicht, 's will doch nicht recht fort, wenn man ſich den Spas machen will vornehm zu thun, ohne die Manier in ſeiner Gewalt zu haben. Vorreiter war ich, Marquis war ich auch, aber ich denke immer, als Vorreiter, nahm ich mich beſſer aus, als da ich einen Marquis vorſtellte. — Alſo Monſieur Rikko, laße er ſich das Vornehmthun vergeben, und gehe er wieder in den Stall, wohin er gehört. Der Frau Pathe ihre Karte, hat ihre Schuldigkeit gethan, ich kann mich alſo gar nicht über Ungerechtigkeit beſchweren. Ob ich nun künftig ein Wappen im Petſchaft, oder am Arm führe, das iſt mir einerley. Aber es iſt wahr, ich hab's immer gehört, und hab's jetzt ſelbſt erfahren: Wer zum Dreier geſchlagen iſt, wird in ſeinem Leben kein Groſchen.

VI.

Miſcellaneen.

1.

Fortſetzung der Beſchreibung der Sitten der Einwohner am Senegal.

(S. Olla Potrida. No. 3. von 1792.)

Hat man die Hinderniſſe überwunden, welche dieſe Fahrt ſo beſchwerlich machen, und die ſechzig Stunden, welche die beſtändigen Krümmungen und Windungen des Fluſſes austragen, zurückgelegt, wo man oft in einer kurzen Entfernung den Wind in allen möglichen Richtungen bald vor, bald hinter ſich, bald ſeitwärts hat, ſo daß man mit aller Arbeit kaum ein oder zwey Stunden des Tages macht und auf dieſer Fahrt vom Senegal bis zur Wüſte, die keine funfzehn deutſche Meilen beträgt, oft einen ganzen Monath zubringt; iſt man endlich angekommen, ſo benachrichtiget man die Mauren durch einen Kanonenſchuß von ſeiner Ankunft, die dann auch nicht ermangeln, ſich einzuſtellen. In wenigen Tagen iſt die Ebene, die vorher öde und leer war, mit einer unzählichen Menge Kameele, Ochſen und Eſeln bedeckt, die alle mit Gummi beladen ſind. Sie werden von einer unzähligen Menge Mauren begleitet, deren einige ihre ganze Familie bey ſich haben.

Sie ſind nicht lauter Kaufleute, ſondern viele kommen blos in der Abſicht, zu ſtehlen, oder die Treuherzigkeit der Weißen zu übertölpeln, indem ſie ſich für Prinzen ausgeben, um ein Geſchenk dadurch zu erhaſchen. Viele treten in der Abſicht zuſammen; einer ſtellt den Prinzen und die andern ſeine Hofleute oder Sklaven vor; er verſpricht ſeinen Schutz und viel Gummi, wenn man ihm ein ſchönes Geſchenk geben würde. Ueberhaupt betrachten es die Mauren als ein verdienſtliches Werk einen Weiſſen zu betrügen; deswegen nehmen ſich die wirklichen Kaufleute und die wirklichen Prinzen wohl in Acht, uns den Betrug zu entdecken, im Gegentheil, oft theilen ſie mit jenen die Früchte ihrer Maskerade.

Man muß ſich aber nicht vorſtellen, daß der Handel nun ſeinen Anfang nehme, weil die ganze Ebene mit Gummi bedeckt iſt. Zuförderſt beſtimmen die Könige oder Prinzen den Betrag der Zölle und des Tributs für die Erlaubniß, wo erſt lange hin und her geſtritten wird. Sie bedienen ſich wechſelsweiſe der Liſt oder der Drohungen, ſchmeicheln mit Hofnung, oder ſuchen Furcht einzuflößen, je nachdem ſie in den Augen der Weiſſen leſen. Sie haben eine Geduld und ein Phlegma, das auf die Folter ſpannt, weil darüber die koſtbare Zeit verlohren geht und die franzöſiſche Lebhaftigkeit nicht mit der methodiſchen Schläfrigkeit ſympathiſirt, durch welche die Mauren am Ende doch erlangen, was ſie erlangen wollten. Man wird es zuletzt überdrüßig, ihre oft ſinnloſen Einwendungen zu widerlegen. Die Hitze mattet ab; man muß fürchten, die Jahreszeit ungenützt vorbeiſtreichen zu laſſen, oder daß eine andere Nation dieſes nutzet und den Gummi allein an ſich zieht. Iſt man endlich mit dem König einig, ſo ſind bey weiten noch nicht die Hälfte der Hinderniſſe beſiegt; denn nun kommen die Kaufleute, die wieder ihrer Seits ihre ganze Logik, Spitzfindigkeit und Argliſt aufbieten, um einen

BIBL. UNIVERS. LIPS.

2.

Tyres Park.

Dieſer Park liegt in der Engliſchen Grafſchaft Surrey, unweit Dorking, am Abhange eines Berges, der mit dickem Buſchwerk bewachſen iſt. Unzählige Gänge ſind da durchgeführt, die ſich auf tauſenderley Art ſchlängeln, winden und kreuzen: einige ſind eben, andre bergigt; einige angenehm, andre rauh und beſchwerlich; ein Bild des menſchlichen Lebens. Von Entfernung zu Entfernung findet man Tafeln und Tücher an den Bäumen aufgehangen, worauf Sprüche und moraliſche Betrachtungen ſtehn. Nicht weit vom Eingange lieſet man die Worte: „Procul eſte profani!“ (Unheilige, entfernt euch.) Hier trift man eine Art von Einſiedeley an, die der Tempel des Todes heißt, wo dem Lord ** ein Denkmal errichtet iſt. Der melancoliſche Schall einer kleinen Glocke, und das Gekrächze eines Rabens laden ein, da zu verweilen; die Mauern ſind mit Sentenzen bedeckt. Hat man ſich nun durch die Gänge durchgewunden, das heißt, die mühſeelige Wallfahrt des Lebens vollbracht, ſo kommt man durch eine eiſerne Pforte in das Thal des Todes. Statt der Säulen ſtehn hier zwey ſteinerne Särge, und in jedem ein Todtengerippe, wovon das eine im Leben eine Mannsperſon, das andre eine berühmte Schönheit und Buhlerin war, die nahe bey Coventgarden wohnte. Beyde Grabmäler führen Innſchriften, die ſich auf dem Tod beziehen. Die Gerippe haben eine Stellung, als ob ſie die Eintretenden anreden wollten: das eine benachrichtigt die Männer, daß Ehre, Reichthum, Stärke ꝛc. nichts als Eitelkeiten ſind: das andre lehrt die Annehmlichkeiten des ſchönen Geſchlechts, ſeine Reize und Liebkoſungen, für ihr Wahres, vortheilhaftern Preis für ihr Gummi zu erzwingen. Wenn ihre Waare ſchon am Geſtade iſt, ſo ſtellen ſie ſich, als ob ſie ſolche wieder aufpacken und wieder damit heim ziehen wollten. Ihre Nachtherberge nehmen ſie dann im nächſten Lager. Ein dienſtfertiger Maur thut, als ob es ihm ſehr leid ſey, daß dieſe Karravane ſich entfernen wolle; er bietet ſeine Vermittelung an, um dem Haupte derſelben den Text zu leſen und ihn zu bewegen, wieder umzukehren. Das alles aber iſt ſchon zum voraus verabredet und wer in die Falle geht, iſt gezwungen, auch noch dieſes vergeblichen und fingirten Vermittlers Dienſtfertigkeit theuer zu bezahlen. Iſt man nun mit dem Preiſe einig, ſo iſt man es noch nicht über das Gemäß und ſo vergehen vier Wochen, bevor alle dieſe Präliminarien abgemacht werden. Es iſt ohnmöglich, ſich eine Vorſtellung von dem zu machen, was man während dieſer Zeit ausſtehen und leiden muß. Man ſieht ſich von einer Menge Verräther umringt, die mit Dolchen bewafnet ſind und auf den Augenblick lauern, wo ſie ſich des Schiffs bemächtigen können; alle Kränkungen und Beſchimpfungen muß man verſchmerzen. Wenn man die Hand an einen Mauren legte, ſo würde der Krieg erklärt ſeyn, der Markt geſchloſſen werden, und man die Früchte der ganzen Reiſe verlieren. Man iſt nicht einmal Herr auf ſeinem Schiff. Das Verdeck eines kleinen Fahrzeugs von achtzig bis hundert Tonnen wimmelt von zwey bis dreihundert Mauren, die über einander hocken; weigert man ſich, ſie in den Schaluppen mit an Bord zu nehmen, ſo ſchwimmen ſie nach und klettern auf das Schiff und das Tackelwerk. Man bringt auf dem vordern Theil des Schiffs eine Art von Bollwerk oder Verſchanzung an, welche mit Steinſtücken und zwey Kanonen beſetzt wird. Das Schiffsvolk beſteht aus funfzig Schwarzen, von welchen dreißig mit dem Gummihandel beſchäftigt ſind und die übrigen zwanzig hinter der Verſchanzung unter den Waffen ſtehen. Die Lunte wird immer angezündet erhalten, um ſogleich das Geſchütz abbrennen zu können. Die Mitte des Verdecks bis zum Hintercaſtel bleibt den Mauren eingeräumt. Hier drängen, ſtoßen und zanken ſie ſich und treiben einen ſo gewaltigen Lärm, daß man dafür nicht donnern hören würde. Vergebens flüchten ſich die Weißen in die Kajüte, um ein paar Augenblicke Ruhe zu genießen; der König, die Prinzen, die Maraboux drängen ſich mit in ihre Hütte und es iſt den Schildwachen unmöglich, ſie abzuhalten. Bette, Fußboden, Tiſche, Bänke, alles iſt mit dieſen ſchmutzigen, ekelhaften, von Ungeziefer ſtrotzendem Volke bedeckt, das uns auf alle mögliche Weiſe inficirt. Man wagt es nur mit Zittern, ſich den Plätzen zu nahen, wo ſie geweilt haben. Oft hatt' ich nicht ſo viel Raum, mich ſetzen zu können. Manchmal war ich gezwungen, mir mein Eſſen unten in den Schiffsraum bringen zu laſſen, um nur ein paar Biſſen genieſſen zu können; und ſelbſt da war ich noch nicht ganz ſicher, denn der König ſchlich dem Geruch einer ſchlechten Suppe und eines ſchlechten Ragout's nach, das bey dem Keſſel der Negern mitten unter dem Tumult und Verwirrung gleichſam mit kämpfender Hand bereitet worden war. Mehr als einmal wurde mir mein Eſſen geſtohlen oder umgeſtoßen.

Der König ſetzte ſich zu uns an den Tiſch. Er aß nicht von Silber, ſondern von Zinn oder Holz; ſeine Leute um uns herum, warteten bis man ihnen ein Stück hinwarf, das ſie dann begierig verzehrten; ſie nagten die Knochen ab, die wir ſchon abgegeſſen und weggeworfen hatten. Zur Rechten des Königs ſitzt ſein Sprachmeiſter oder Dollmetſcher, der ihm das Fleiſch ſchneidet und die Biſſen zurecht legt, hinter ihm hält ſich ſein Griot auf, der ihm während der Mahlzeit durch ſeine Lieder ohne Mährchen beluſtigt; auch hat der König ſehr viel Achtung für ihn, ſteckt ihm von Zeit zu Zeit einige Biſſen zu, oder empfiehlt ihn den Weißen. Ihr Geſetz verbietet ihnen den Wein; giebt man ihnen welchen, ſo bezeigen ſie einige Abneigung, davon zu trinken, unterdeſſen laſſen ſie ſich doch durch den Reiz dieſes Göttertranks verführen; allein das geſchieht immer mit außerordentlicher Mäßigung und nie betrinken ſie ſich. Die Liqueurs, die über Zucker abgezogen ſind, ſchmecken ihnen am beſten, und wenn wir ihnen nur die Verſicherung gaben, daß es kein Brandtewein ſey, ſo tranken ſie recht reichlich davon. Doch ihr Lieblingsgetränke war Waſſer mit Zucker und zwar in reichlicher Menge. Während der König an der Tafel ſaß, wurde das Zimmer, wo er war, von allen übrigen Mauren belagert, die ſich alle Mühe gaben, hinein zu kommen und den König um ſeine Vermittelung anſprachen, der ihnen aber zur Antwort gab: daß der Weiße es nicht haben wolle. Demohngeachtet ſchlüpfte doch von Zeit zu Zeit einer durch, wenn die Aufwärter hinein oder hinaus giengen.

Dieſe Mauren ſind gewaltig abergläubig und fürchten ſich entſetzlich vor dem Teufel und vor den Hexenmeiſtern. Sie behaupten, wir ſelbſt wären Teufel, und könnten alles machen, was wir wollten. Wir haben jedoch nie dieſe Furcht zu nützen gewußt, die wir ihnen durch unſere vermeintliche Zauberey hätten einflößen können. Wir haben nie unſerm Karakter die Haltung und das Gepräge zu geben gewußt, was ſie in ihrer vorgefaßten Meinung zu unſerm Beſten hätte beſtärken können, nicht als ob ich wünſchte, daß man einen Mißbrauch davon machte, um ſie zu drücken, ſondern um ihnen ſo viel Ehrfurcht für uns einzuprägen, daß wir ihr Land frey und ſicher durchreiſen und die Naturgeſchichte, die Philoſophie und Moral mit allem den Entdeckungen bereichern könnten, die unter ſo vielen

Völkerſchaften noch zu machen ſind, von welchen einige noch vor kurzem Abgötter und Menſchenfreſſer waren, andere Abgötterey und Muhamedismus oder Abgötterey und Chriſtenthum mit einander vereinigten und wieder andere gar keinen Begriff von Gott oder Gottesdienſt hatten.

Ich habe mir oft damit die Zeit vertrieben, durch verſchiedene Taſchenſpielerſtückchen oder ganz einfache phyſiſche Experimente ihr Erſtaunen und Bangigkeit zu erregen. Ich hatte eine Wanduhr mit dem Wecker. Ich ſtellte ſie vorher und ſagte ihnen dann: das Männchen dort, welches ihr ſeht wird auf mein Kommando ſo und ſo vielmal auf die Glocke ſchlagen. Nun unterhielt ich ſie durch allerley, das ich ihnen vormachte, bis der Augenblick kam, dann riefen ſie alle bey dem Anblick mit Zittern aus: es iſt der Teufel! es iſt der Teufel! Wenn es dunkel wurde, ließ ich Feuerwerke anzünden, oder zerbrach ihnen unter dem Kinn von den kleinen gläſernen Röhrchen, worinnen phosphoriſche Lichterchen verſchloſſen ſind, dieſe entzündeten und verbrannten ihnen zuweilen den Bart. Ein andermal machte ich ihnen weiß, daß ich den Teufel ins Zimmer citiren wollte, und zeichnete mit Phosphorus im Finſtern eine häßliche Fratze an die Wand; bey dem Anblick fielen ſie platt auf die Erde nieder oder verhüllten ſich den Kopf im Mantel, oder ſtürzten ſich zum Fenſter und Thür hinaus. Ein andermal erregte ich ihre Verwunderung durch eine Laterna magica, oder einen Leyervogel. Dies letztere machte ihnen den meiſten Spaß. Sie betrachteten es hinten und vorn, guckten in das Käſtchen und wollten ſich's durchaus nicht ausreden laſſen, daß ein natürlicher Vogel wo verborgen ſtecke, und dieſe Töne von ſich gebe. So gewann ich ihre Liebe, erwarb mir eine gewiſſe Achtung bey ihnen, und konnte mit ihnen machen, was ich wollte; auch glaube ich mir ſchmeicheln zu dürfen, daß gewiß kein Europäer vortheilhafter mit ihnen gehandelt, oder in dem Lande einen größern Ruf erlangt hat, als ich.

Die große Meinung, welche ſie von den Weißen und von ihren Kenntniſſen haben, bewog mehr als einen dieſer Mauren, der alt und kraftlos war, mich um Arzeneien zu bitten, die ihn zu einem rüſtigen Kämpfer in der Liebe machen können. Sie haben hier zu Lande die Räſerey, als Greiſe junge Weiber nehmen zu wollen; ſie ſagten mir offenherzig und voll Verzweiflung, ich habe eine ſo junge Frau und keine Kinder, ſetze mich in den Stand, daß ſie ſchwanger wird, und dein Ruf wird durch das ganze Land erſchallen; du biſt mein Freund, gieb mir eine Arzeney, die das bewürkt, und wenn ich wieder komme, ſo will ich dir Gold und Sklaven zum Geſchenk mitbringen. Ich war dann gezwungen, um nicht bey ihnen von der gefaßten guten Meinung zu verlieren, ihm eine Arzuey zu verfertigen, wovon eine Doſis gewiß zehn Weiße tödtlich krank gemacht haben würde, die aber bey ihm kaum die leichteſte Würkung hervorbrachte. Viele von ihnen kamen wieder und dankten mir, aber das Geſchenk an Sklaven und Gold hatten ſie vergeſſen; indeſſen muß ich doch geſtehen, daß ſie aus Erkenntlichkeit mir immer den Vorzug gaben und daß ich wohlfeiler, als die andern Kaufleute von ihnen kaufte. Ein Maraboux betrug ſich ſogar gegen mich auf eine Art, die wirklich nicht mit Stillſchweigen übergangen werden darf. Ich war der erſte Franzoſe mit welchem er am Senegal gehandelt hatte; jährlich holte er Sklaven fünf bis ſechshundert Stunden weit bey den Quellen des Nigers und verkaufte ſie an niemand als an mir. Bey jeder Reiſe beſchenkte ich ihn mit einem Packet Aphradiſiackiſchen Pulver. Das letztemal hatte er dreißig der ſchönſten Sklaven bey ſich; ich war abweſend, weil ich eine Reiſe in die innern Gegenden gethan hatte; er wartete zwey Monathe auf mich und wollte ſie auf keine Weiſe verkaufen, was man ihm auch dafür bot; endlich zuletzt, als er ganz die Hofnung aufgab, mich zurück kommen zu ſehen und ihre Beköſtigung ihm zu hoch hinauf lief; ſo entſchloß er ſich, ſeine Sklaven wegzugeben. Ich zweifele, ob viele Europäer einer ſolchen Großmuth fähig geweſen wären.

Ich glaube, es giebt auf der ganzen Welt kein freieres Volk, als die Neger, welche die ungeheuern Wüſteneien bewohnen, die das Ufer des Nigers von den Gebürgen der Maroccaniſchen Grenze trennen. Es iſt ein Hirtenvolk, das zur Zeit der Revolution des Landes unter den Kalifen in dieſe Gegend verpflanzt wurde; ſie ſind urſprünglich Araber, und führen auch noch unter ſich dieſen Namen. Sie ſind in Stämme abgetheilt, jeder Stamm nennt ſich nach dem Namen des erſten Hausvaters oder Oberhaupts einer Familie, der ſich in dieſer traurigen Einöde vor dem Druck der Geſetze des Eroberers niederließ. Jeder Stamm hat ein oder mehrere Häupter, die ſo viel Zweige des Urſtocks ſind. Es ſind ihnen verſchiedene öffentliche Verrichtungen übertragen, und man zahlt ihnen Tribut. Die armen Familien begeben ſich unter den Schutz eines dieſer Häupter oder Prinzen und die Männer werden ſeine Soldaten. Ohngeachtet ſeines Rangs, ohngeachtet ſeiner Reichthümer, die ihm Ehrfurcht erwerben, wenn er ſie nicht mißbraucht, kann er doch nichts ohne Einwilligung der Nation oder ſeines Stammes thun. Oberhaupt bedeutet bey ihnen weiter nichts, als das Recht, an der Spitze des Stammes gegen den Feind zu marſchiren, wenn der Stamm Krieg beſchloſſen hat, oder bey Unterhandlungen über ſein Beſtes zu wachen. In ſeiner Heimath genießt dieſes Oberhaupt nicht der geringſten perſönlichen Auszeichnung, [illegible] mit den übrigen ohne den mindeſten Vorzug, iſt ſchlecht gekleidet und ſeine Koſt nicht beſſer, als die Koſt der ärmſten; aber wenn dieſes Oberhaupt mit den Weißen etwas zu verhandeln hat, ſo wird er von einer Menge Prinzen ſeines Geſchlechts begleitet, er hat ſeine Miniſter, Secretaire u. ſ. w., er trägt ſchöne Panzer, die öfters geborgt ſind und ſpricht von ſeinem Lande und von ſeinen Unterthanen im Ton des Deſpoten. Er ſchreitet gravitätiſch einher, wirft verächtliche Blicke von ſeiner Höhe herab und läßt ſich durch zwey Dolmetſcher wiederholen, was er oft mehr, als zu gut verſtanden hat. Auch dieſer prunkende Schein iſt nur erdacht, um den Weißen ein Blendwerk vorzumachen; ſobald er wieder Privatmann geworden iſt, ſo verſchwindet dieſe geborgte Größe: diejenigen, die er ſeine Sklaven nannte, eſſen mit ihm aus einer Schüſſel, rauchen aus ſeiner Pfeife und nehmen ihm, was er hat, ohne daß er darüber ſich zu beſchweren wagt. Aus der Urſache haben eben dieſe vorgeblichen Prinzen ein ſo großes Gefolge bey ſich, wenn ſie Europäer beſuchen. Ihre Reiſe hat gewöhnlich nur zum Zweck, Geſchenke zu erbetteln, oder über eine aus der Luft gegriffene Beleidigung Klage zu führen, um ſich durch Präſente beſänftigen zu laſſen; dann bekommen alle Perſonen ihres Gefolges auch ihren Theil davon. Kaum iſt der Prinz wieder in ſeine Wohnung zurück, ſo behält er oft ſchon eine Stunde nachher von 40 bis 50000 Livres an Waaren kaum ſo viel, um ſeine Blöße bedecken zu können. Er vertheilt alles unter ſeine Soldaten; dem einen giebt er Leinewand, dem andern Flinten oder Pulver u. ſ. w.; wenn er alles weggegeben hat, und man noch immer nicht zufrieden iſt, ſo nimmt man ihm ſogar ſein Hemde und ſagt: du kannſt mir wohl das geben, die Weißen werden dir gewiß ein anderes nicht abſchlagen. Wenn man ihm daher etwas ſchenkt, was der Prinz gerne behalten möchte, ſo läßt er es durch ſeine Vertraute verſtecken und thut nachher, als ob er es gekauft habe, denn was er gekauft hat, nimmt man ihm nicht.

Dieſe Mauren leben unter Zelten, die von Kameelhaar gemacht, ſehr grob gewebt ſind, aber ein ſehr dichtes Zeug ausmachen, wo kein Regen durchdringt. Die Weiber ſpinnen und weben dieſes Zeug. Sie haben dazu keinen Stuhl, ſondern jeder Faden iſt an einem Pflock in der Erde befeſtigt und mit kleinen Stäben ſchlingen ſie die Faden in einander zum Einſchlag. Dieſe Gezelte machen ein Ovale aus, das von einem oder zwey Pfählen geſtützt wird; eine Seite des Zelts iſt immer offen. Manchmal ſind inwendig mit Fellen, noch kleine Verſchläge oder Abtheilungen gemacht. Ihr Bette beſteht aus einer künſtlich verfertigten Matte, über die ein Fell oder Thierhaut, die gegerbt und verſchiedentlich gefärbt iſt, gedeckt wird; der obere Theil, oder die narbigte Seite des Leders, wo die Haare geſeſſen, hat verſchiedene flache Ausſchnitte, die allerhand Arten von niedlichen kolorirten Muſtern bilden, ihre Kopfkiſſen ſind eben ſo verfertigt und von der Größe und Form eines Mantelſacks. Die Säcke, worinn ſie ihre Kleider und Waaren ſtecken, die Pferdeſättel, die Piſtolenholſter, ſogar eine Art Stiefletten, deren ſie ſich beym Reiten bedienen, ſind in demſelben Geſchmack gearbeitet und das alles machen die Weiber. Sie arbeiten beſtändig und die Männer, wenn ſie nicht in den Krieg ziehen, thun weiter nichts, als ſchlafen und rauchen. Ihre Kriege ſind nicht ſehr blutig, denn ſie dauern ſchon ſo lange, daß zwey von den drey Hauptſtämmen, welche ſich um den Beſitz dieſer Sandeinöden ſtreiten, längſt ſchon ausgerottet ſeyn müßten. Eigentlich iſt ihre Art Krieg zu führen blos ein Scharmützel, ſie thun zwey oder drey Flintenſchüſſe, ſprengen denn in vollem Rennen davon und ſammeln ſich wieder ein oder zwey Stunden

den vom Schlachtfelde. Wenn auf beyden Seiten ein Dutzend Leute geblieben ſind, ſo heißt es ein erzblutiger Kampf. Sie machen nie Gefangene. Fällt ein Soldat in ihre Hände, ſo bringen ſie ihn um und iſt es ein Anführer, ſo ſind ſie ihm zum Entwiſchen behülflich, oder tödten ihn mit Flintenſchüßen, wenn er nicht mehr fliehen kann. Selten fechten ſie Mann für Mann, doch geſchieht das zuweilen. Dann wird das Gefecht ſehr hartnäckig; wenn ſie ihre Flinten und Piſtolen abgeſchoſſen haben, ſo greifen ſie zum blanken Gewehre, und erdolchen ſich zuletzt mit ſpitzigen ſchneidenden Stiletten. Ich war Augenzeuge von einer ſolchen Schlacht, die ich von der Spitze des Maſtbaums meines Schiffes anſah. Sie war eine der blutigſten, die in dieſem Lande geliefert wurden und ein König kem dabey um; drey Pferde wurden unter ihm getödtet; er wurde umringt, und ſank von Wunden bedeckt zu Boden. Einer ſeiner Getreuen wollte ihn mit ſeinem Leibe decken und ihm das Leben retten, aber er fiel entſeelt auf den Leichnam ſeines ſterbenden Herrn, nachdem er Beweiſe eines wahren Heldenmuths gegeben hatte.

Dieſe Armeen beſtehen aus Reiterei und Fußvolk; ſie marſchiren ohne Ordnung und Diſciplin, Proviant führen ſie nicht mit ſich und wenn die Schlacht zu Ende iſt, ſo begiebt ſich jeder in ſeine Heimath zurück, bis ihm eine neue Gelegenheit zu Plünderung reizt, die Waffen wieder zu ergreifen. Die Häupter entſcheiden nicht in Kriegs- und Friedens-Angelegenheiten; alles wird öffentlich und durch Gebung der Stimmen beſchloſſen. Ein 12 oder 14 jähriger Jüngling ſagt da ſeine Meynung ſo gut, wie ein anderer und man iſt oft ganz verwundert, ſie in dieſem zarten Alter politiſche Dinge mit der Scharfſicht eines erwachſenen Mannes abhandeln zu ſehen. Wenn die Familien eines Stammes dem Schluſſe nicht beygetreten ſind, der vorgeg ten hat, ſo nehmen ſie keinen Theil an dem Krieg, oder gehen zum Feind über und machen mit ihm gemeinſchaftliche Sache gegen ihre Landsleute; deswegen werden ſie aber nicht als Rebellen oder Verräther angeſehen, ſondern wieder als Freunde aufgenommen, wenn das Gefecht oder die Plünderung vorüber iſt. Die Mauren ehren das Andenken ihrer erſchlagenen Krieger durch Geſänge und Grabmähler, die Weiber werden zu den Friedensunterhandlungen gebraucht. Dieſe Auszeichnung iſt eine ehrenvolle Anerkennung ihrer Feinheit und Geſchicklichkeit. Gewöhnlich ſind es die Weiber der Könige, welche dieſen Auftrag erhalten. Niemand iſt gezwungen in Krieg zu ziehen, aber wer es nicht thut, gilt für eine feige Memme und man verachtet ihn.

Ihre Lebensweiſe iſt ſehr frugal. Sie eſſen Hirſen, der nur grob geſtoßen wird und ſowohl Kleye als Mehl. Es iſt ein ſo unſchmackhaftes, abſcheuliches Gerichte, daß ſelbſt unſere hungrigen Hunde es verſchmähen würden. Sie haben Kameel- und Schaafmilch; aber nur das Haupt der Familie, ſeine Frau und Kinder genießen davon, dem Hüter der Heerde iſt es auf das ſchärfſte verboten, davon zu koſten. Die Milch wird in einem hölzernen Kübel aufgehoben und dieſer Kübel wird nie aufgewaſchen. Der Vater ſchöpft zuerſt den Rahm ab, dann folgt die Mutter und die Kinder eſſen, was übrig geblieben iſt; ſie eſſen auch viel Gummi, das in der Milch zerlaſſen worden iſt. Die Weibsperſonen leben blos von Milch und Datteln, ſie werden ſehr dick und fett, daß man ſie oft unter den Armen ſtützen muß, wenn ſie gehen ſollen. Die Frauen von Stande ſind ſonderlich ſehr zärtlich und laſſen ſich auf eine ſehr herriſche Art bedienen. Viele Sklavinnen befinden ſich immer in ihrem Gefolge und kommen ihren Wünſchen in den geringſten Kleinigkeiten zuvor.

res, für Blendwerk und Täuſchung zu halten. Der Eintritt in dieſes finſtre Thal hat etwas Fürchterliches. In einer großen Vertiefung befinden ſich zwey Arten von Alkoven; hier erblickt man den Ungläubigen, wie er in Angſt und Verzweiflung ſein Leben endet, und voll Schrecken ausruft: „Wo geh' ich hin?“ Neben ihm liegen die Bücher und witzige Schriften, die ihn verführten: weit ruhiger iſt der ſterbende Chriſt, der gelaſſen ſeinen Geiſt in dem Schoos ſeines Gottes aufgiebt, und voll Vertrauen betet: „Ich weiß, daß mein „Erlöſer lebt!“ Die aufgeſchlagne Bibel und andre Erbauungsſchriften befinden ſich zur Seite ſeines Lagers. Beyde Gemälde ſind von Meiſterhand. Etwas vorwärts und entfernt ſteht eine große Bildſäule, die die Larve abnimmt, mit der Aufſchrift: „Wahrheit!“ Alle Verſtellung hört am Ende des Lebens auf.

XI.

Fragmente.

Merkwürdige Nachricht von dem Königreich Thibet. In einem Schreiben von John Stewart an Sir John Pringle.

Aus den Philoſophical-Transactions.

Das Königreich Thibet iſt dem Namen nach ſchon ſeit der Zeit des Marco Paolo und anderer Rei

Ich habe welche geſehen, die vor ihrer Gebieterin hergiengen, und aus dem Wege die Steine und Stückchen Holz auflaſen, welche die niedlichen Füßchen dieſer ungeheuern Fleiſchmaſſen hätten beſchädigen können, die mehr zu kriechen, als zu gehen ſcheinen. Die Schweſter eines dieſer Könige beſuchte mich oft, wenn ich in meiner Schaluppe auf dem Fluß lag und mit ihrem Bruder Handel trieb. Wenn ſie in der Kajüte war, ſo füllte ſie faſt ihren ganzen Raum aus. Sie legte ſich auf das Bette; der Geruch von ihrer Ausdünſtung und von dem Biſam, den ſie an ſich trug, war mir unerträglich, dazu beſtürmte ſie mich mit Fragen und hatte eine alte Verwandte bey ſich, die oft meine Geduld auf eine ſehr ſchwere Probe ſetzte und doch mußte ich aushalten und noch freundlich dazu ausſehen, ſonſt würden ſie mich beym Bruder angeſchwärzt und ich den Endzweck meiner Reiſe verlohren haben. Ich war noch allzu glücklich, wenn ſie mich nur einige Stunden in der Nacht frey ließen. So lange ſie zugegen waren mußte ich ihnen zu eſſen und zu trinken geben. Die Mannsperſonen ſind eben ſo mager, als die Weiber fett und fleiſchicht ſind. Wenn ſie in den Krieg gehen, ſo faſten ſie zuweilen 3 bis 4 Tage, ſchnüren ſich den Bauch mit einer Panze und täglich ein wenig ſtärker. Zwey Perſonen und oft ein einziger können aber auch nachher ein ganzes Schaaf aufzehren. Ich bin Augenzeuge geweſen, wie ſie das Schaaf nicht ſchlachteten, ſondern erſtickten, um kein Blut zu verlieren, es dann in die glühenden Kohlen ſcharrten und ohne zu warten, bis es ganz gar ſey, es eine Viertelſtunde darauf aus der Glut nahmen und es im eigentlichen Verſtande mit Haut und Haar aßen; ja ſelbſt die Hörner und Klauen abnagten und ſich nicht ſo viel Zeit nahmen, die Kaldaunen rein zu machen, und ſo gehen ſie wechſelsweiſe von [illegible] ſtrengſten Diät bis zur Vielfreſſerey über und erreich

tre

trotz einer ſo außerordentlichen und kontraſtierenden Lebensart ein hohes Alter.

2.

Abſchied von Deutſchland.

Nun, ſo gehab dich denn wohl, Germania! freundliche Mutter,
Und Amme roſiger Zeit von meiner blühenden Jugend! —
Gehab dich denn wohl! — Es winket mir hold ein ſchönes Gefilde
Jenſeits des Rheins! — Nicht niedere Gewinnſucht, Teutonia! reißt mich
Von deiner holdſeligen Bruſt. Doch ſiehe! viel ſind der Würdgen,
Die von dir heiſchen den Kranz der Ehre und Würden und Aemter! —
Drum laß mich! — Sog ich denn nicht an deinem Buſen den Stolz ein,
Der kühn den ſchlechteren Lohn des minder Würd'gen verſchmähet? —
Fleuch! fleuch! ſo gebeut er, dein harren Bataviens biedere Söhne,
Sie lieben der Wiſſenſchaft Sohn, und lohnen mit Freundſchaft und Würden. —
Einſt, o du goldener Tag, wie ſchlägt mein Herz dir entgegen!
Einſt kehr' ich, umſchwebt nicht zu früh mein Haupt der Flügel des Todes,

An deinen Buſen zurück, dein Würdiger, Muttergefilde!
Und ſchlummre die lange Nacht in deinem freundlichen Schooße!

Grabner.

3.

Sendſchreiben an den getreuen Schildknappen des Generals Cüſtine, Daniel Stamm.

Lieber, unverſöhnlichſter,
doch auch unbedeutendſter Feind!

Sie haben ſich geärgert, liebes Männchen! ob der Niederlage ihrer ehrſamen Kammeraden. Verbiſſener Aerger ſchadet der Geſundheit. Das iſt bekannt. Dieſerwegen war es ſehr weislich — daß Sie ihre Galle ausgeiferten. Aber, Kindchen! wenn Sie ſich nicht vor der ganzen vernünftigen Welt lächerlich machen wollten: ſo hätten Sie nicht ſo öffentlich ihre Rodomontaden auskramen ſollen. Ich hätte Ihnen gerathen, ſich eine Eſcadron brauner Huſaren von Bley gießen zu laſſen; dann ſich ſtill in ihr Zimmerchen hinzuſetzen, und ſo Jedem, den Fleck, wo das Herz ſitzt, mit einer Stecknadel zu durchbohren. — — Jedoch ihre Weisheit gieng einen andern Weg. Sie ſind nun einmal feſt entſchloſſen, den Gänſekiel zum Schlüſſel zu machen, welcher Ihnen den Tempel der Unſterblichkeit öffnen ſoll. Nehmen Sie ſich aber wohl in Acht, daß es [illegible] nen nicht ergeht, wie Viliams Eſel in der Pfeffelſchen Fabel..

Ich, mein Theurer! will Ihnen ein wenig das dreyfärbige Gewand lüpfen, damit Sie ihre eigene Blöße ſchauen können.

Sie ſagen kein Zeitungsſchreiber, ſondern Franken hätten die guten Frankfurter verläumdet. Das Geſtändniß der Verläumdung iſt da — und Verläumdung iſt Lüge. Augenzeugen waren es gewiß nicht: Denn jeder Franke der bey dem Einmarſch der braven Heſſen noch in der Stadt war, iſt entweder noch in ihrer Gewalt, oder durch Hülfe der edelmüthigen Bürger gerettet. Und wenn dieſe verläumden können, dann geb' ich Ihnen mein letztes Fünkchen Glauben an franzöſiſchen Edelſinn um eine rothe Mütze! —

Sie machen es den Frankfurtern zum Vorwurf, daß ſie ihre dreyfärbige Kokarde nicht aufgeſteckt haben. — Nur ein Franzoſe kann ſo eitel ſeyn, zu glauben, Er allein habe Nationalgeiſt. und Vaterlandsliebe. —

Daß Sachſenhäuſer die Heere der Franken ermorden würden, wenn eine ſtrafbare Stadt Kontribution zahlen müſte — iſt, mit ihrer gütigen Erlaubniß, wieder eine Lüge: Denn die ehrſamen Heere der Franken brandſchatzten eine unſchuldige Stadt, und die Sachſenhäuſer folgten ihrem weiſen, edlen Magiſtrat und — waren ruhig.

Daß der hieſige Magiſtrat eine Sauve Garde erflehte, war väterliche Sorge für ſeine Bürgerſchaft, und macht ihm Ehre. Doch dem Geber macht es Schande: Denn er achtet ſeines Worts nicht, und raubt die Güter der hieſigen Kaufleute von der Straſſe. Mit der Verläumdung ihres Generals beym Nationalkonvent hätten Sie ja zu Hauſe bleiben ſollen, weil es wieder [illegible]e Lüge iſt. Die Frankfurter Deputation erzählt vor den Augen von ganz Europa blos Thatſache. Liegt hierin die Verläumdung, dann fällt das Unrecht einzig auf ihren General. Cüſtine mag das von Anfang gefühlt haben, weil er in drey auf einander folgenden Placaten drey verſchiedene Motive zu Beſchönigung ſeiner Handlungen wählte. Jedoch, der Mann war in der Verlegenheit, Geld nöthig zu haben, und in ſolchen Fällen hilft man ſich wie man kann! — —

Das Vivatrufen des Pöbels, bey der erſten Aufforderung der Stadt, iſt ſchon anderwärts berichtigt. Der Zuſatz: Fort, mit den Franken! iſt von Ihnen. — Nicht wahr? — — O! Sie ſind ein loſer Vogel!

Daß einige Magiſtratsperſonen, freundlich und voll Zutrauen, mit Cüſtine die Straßen durchzogen, kam daher, weil dieſer ihnen ſein Wort als General gegeben hatte: die Stadt zu ſchonen. — Wer aber der betrogene Theil war, ob Cüſtine oder der Magiſtrat, das hat der 2te December klar gemacht.

Auch tadeln ſie die Menſchenliebe des Deutſchen zum Deutſchen. Darauf kann ich nun weiter nichts antworten, als: daß Sie keinen Begriff von ſo etwas haben, weil Sie ein — Franzoß ſind.

Sie nennen die braven, treuen Heſſen und Preuſſen, die ausgedörrte Sklaven-Armee. Zügellos ſind ſie freylich nicht. Sie dürfen keinen Tabak beym Exerzieren rauchen, auch nicht Brüderſchaft mit ihrem Hauptmann trinken: deswegen ſind ſie noch keine Sklaven. Wenn ſie es ſind, ſo waren es die freyen römiſchen Legionen noch weit mehr. — Leſen Sie die Geſchichte. — Ausgedörrt können ſie geweſen ſeyn; denn ſie kamen aus Frankreich, wo das vielköpfigte Ungeheuer Demokratie und ſein Schooßkind die Zügelloſigkeit, ſo arg gehauſt haben, daß ſich kein deutſcher Mann dort ſatt eſſen kann

Plündern war ihre Sache nicht. — Ihr Franken befandet euch beſſer, bey den Fleiſchtöpfen Frankfurts! —

Heſſen und Preuſſen waren in Frankfurt, aber nicht verborgen. Es waren Handwerksburſche, die, überall wo Arbeit für ſie iſt, geduldet werden müſſen. Dieſe haben die Räder an euren Kanonen zerſchlagen, weil ſie auf ihre Brüder gerichtet werden ſollten. Die 22 Zoll langen Meſſer ſind wieder ein Späßgen von Ihnen.

Was übrigens Ihr Sendſchreiben noch enthält, iſt ein trauriger Beweis Ihrer Schwäche. Sie ſind der Mann nicht, der einen deutſchen Fürſten ſchmähen kann. Schimpfen iſt der letzte Hauch verſtandloſer Ohnmacht. Es wird Sie auch kein Menſch darüber zur Rechenſchaft fodern. — Aus allen ihren Schreibereyen hab' ich herauskalkulirt, daß Sie etwas Wanzenartiger Natur ſind. Bekanntlich ſtinken dieſe, wenn man ſie zerknikt, um ſich dieſe Unannehmlichkeit zu erſparen, läßt man ſie ruhig ihr Weſen treiben. — —

Schließlich ſage ich Ihnen noch, daß das Wort Schande, in Ihrem Munde für jeden braven Deutſchen eine ſehr ehrenvolle Bedeutung hat, und daß, wenn Sie die Erde von den Frankfurtern reinigen wollen, Sie doch wenigſtens einige übrig laſſen müſſen, wenn ihre Nachkommen einſt noch Wehe ſchreyen ſollen. Und nun Vale lieber, unverſöhnlichſter aller Feinde.

Geſchrieben in einer vergnügten Stunde

von einem geraden Deutſchen zu Frankfurt.

Verlagsbücher der Weverſchen Buchhandlung zu Berlin.

Oſtermeſſe 1793.

Dictionnaire françois-allemand & allemand-françois [illegible] 4to. [illegible] gens de lettres [illegible] Edition [illegible] de la [illegible] Berlin [illegible] allemand wird [illegible] frey ausgeliefert. Nur die allgemein anerkannte Brauchbarkeit dieſes Werks, und der ausgezeichnete Beyfall, womit jeder Kenner der Franzöſiſchen Sprache daſſelbe beehrt hat, konnte dieſem Handwörterbuche, ungeachtet der anſehnlichen Anzahl größerer und kleinerer Werke ähnlichen Inhalts, ſeinen ſo ſchnellen Abſatz verſchaffen. Der Verleger hat ſich hierdurch [illegible] Auflage zu [illegible] gefühlt, dieſem Werke einen immer höhern Grad von Vollkommenheit zu geben, und vorzüglich hat er bey dieſer neuen Auflage, die ſich ſchon durch größere Correctheit [illegible] und feineres Papier vortheilhaft vor den [illegible] durch [illegible] ge ausgelaſſenen Artikel, gehörigen Orts eingerückt, und die anderweitigen Winke ſachkundiger Recenſenten benuzt worden. Ferner iſt auf die bey der neuen franzöſiſchen Staatsveränderung entweder neugebildeten, oder in anderer Bedeutung vorkommenden Wörter Rückſicht genommen worden; ſo daß gegenwärtige Auflage, einen Zuwachs von beynah Zweytauſend neuen Wörtern und Redensarten erhalten hat. — Ohngeachtet dieſer anſehnlichen Verbeſſerungen, will der Verleger den Preis dieſes Werks, nicht erhöhen, ſondern daſſelbe um den alten Preis verlaſſen. Da ſich verſchiedene Liebhaber gefunden haben, welche Exemplare auf feinerem Papiere zu haben wünſchen, ſo hat der Verleger auch für dieſe geſorgt. Der Preis, für ein ſolches, auf feinem holländiſchen Schreibpapier, 7 Rthlr. 12 Gr.

Olla Potrida eine [illegible]
[illegible] 1793. 16 Stück [illegible]

Quartalschrift, neue, zum [illegible]
[illegible]

[illegible]

Voltaires sämmtliche [illegible]
[illegible] Berlin [illegible]

Voltaires Briefwechsel mit [illegible]
[illegible] Rthlr. [illegible]

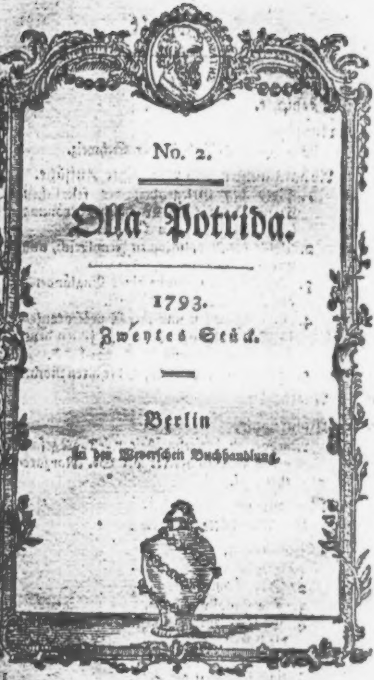
[illegible]

Christenthum des [illegible]

[illegible]

Meditationen am Grabe [illegible]
und letztes Bändchen. [illegible]

Anweisung für Frauenzimmer, [illegible]
vorstehen wollen. 7tes [illegible]
Berlin. [illegible]



No. 2.

Olla Potrida.

1793.

Zweytes Stück.

Berlin

in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalt.

Seite

Gedichte. 3 7.

Auszüge.

Das Pfeffers-Bad in der Schweiz. 7.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1. Rede bey Gelegenheit des feierlichen Dankfeſtes für die Wahl und Krönung Franz II. Römiſchen Kaiſers. 11.
2. Ueber die Revolution in Frankreich, und ihre Theilnahme. 22.
3. Aus dem Tagebuche eines Engländers, auf ſeiner italieniſchen Reiſe. 25.
4. An die Franken und ihre Repräſentanten in Deutſchland; von einem freien deutſchen Biedermanne [illegible] 44.
5. Kleider- und Tafelluxus der alten Römer. 53.

Anekdoten.

Biographie.

Macdonagh, dreizehnjähriger Staatsgefangener in dem Kerker der St. Margaretheninſel. 60.

Roman.

Die Alpenhütte. 81.

Miſcellaneen.

1. Elegie. 104.
2. Das Band. [illegible]
3. Die Emailmahlerey. [illegible]
4. Welches ſind die beſten Schinken und die beſten franzöſiſchen Käſe? [illegible]
5. Rede in einer Geſellſchaft von Conſtitutionsfreunden gehalten. [illegible]

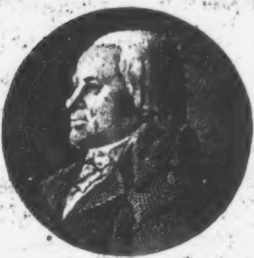
ſenden aus dem zwölften und dreyzehnten Jahrhundert bekannt gewesen, gleichwol hat bis zu dem Zeitpunkt, wovon ich jetzt reden will, kein Europäer daſſelbe eigentlich durchforſcht. Zwar haben einige herumſtreifende Miſſionarien von dem Bettelorden zu verſchiednen Zeiten bald dieſe, bald jene Gegend des Landes beſucht; allein ihre auf Unwiſſenheit und Aberglauben gebauten, und von einem ſo engen Geſichtskreiſe begränzten Bemerkungen konnten keine andre, als falſche, oder unvollſtändige Begriffe hervorbringen. Nach der Zeit haben die Jeſuiten, in Duhaldes Geſchichte von China, der Welt einen kurzen Bericht von dieſem Lande mitgetheilt, der mit dem ihnen gewohnten Fleiße und Beurtheilungskraft aus tartariſchen Nachrichten geſammlet iſt, und ſo weit er reicht, ſehr richtig zu ſeyn ſcheint.

In Bengalen pflegt man dieſem Lande gewöhnlich den Namen Boutan beyzulegen. Es liegt an der Nordſeite von Hindoſtan, und wird davon der Länge nach durch eine Reihe hoher und ſteiler Berge, die eigentlich noch zum großen Caucaſus gehören, abgeſondert, und die ſich von dem alten Medien und den Ufern des Caſpiſchen Meeres an, um die ganze nordöſtliche Gränze von Perſien bis nach Candahar und Caſſamiro erſtrecken, von dort geht ihr Strich mehr öſtlich, formirt die große nördliche Barriere der verſchiednen Provinzen des Moguliſchen Reichs, und endigt ſich, wie wir zu glauben Urſach haben, in Aſſam oder China. Dies erſtaunliche tartariſche Bollwerk iſt von den Moguln und allen andern muſelmänniſchen Eroberern von Indien von jeher für undurchdringlich gehalten worden, und wiewol in den zwiſchen den niedrigern Bergen liegenden Thälern unterſchiedene indiſche Völker wohnen, die ſie zinsbar gemacht, ſo haben ſie doch nie nach einer veſten und dauerhaften Herrſchaft über dieſelben getrachtet. Bey Gelegenheit

Olla Potrida.

1793.

Zweites Stück.



P. VILLAUME

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

I.

Gedichte.

1.

An Herrn Joſeph Edl. von Retzer. Von ſeiner Freundin Thereſe Edlen von H*.* gebohrne N* von F**.

Erinnre Dich, mein Freund, der ſonderbaren Grille,
Die einſt, von ungefähr, den Wunſch in Dir erzeugt:
Durch mich Dein Bild, des ſchönſten Geiſtes Hülle,
Gemahlt zu ſehn; *) ich war dazu geneigt.

Dein Wunſch blieb unerfüllt; ein wüthend Nervenfieber
Nahm meiner Thätigkeit wohl jede Wirkungsmacht! —
So lebt' ich lang, ſo lag ich Monden über
Tief eingehüllt in dunkle Schwermuthsnacht!

Doch itzt, da Heiterkeit mit neuer Kraft mich füllet,
Soll Deine Schilderung die Erſtlingsarbeit ſeyn:
Ein Schildrungswerk, das aus dem Herzen quillet,
Wo Farben nicht die Aehnlichkeit Dir leih'n.

Des Lebens Frühling war's, wo Du an Dornenwegen
Die Knoſpen ſammelteſt, die nun als Roſen blüh'n;
Früh folgteſt Du der Weisheit Wink — und Segen
War Dir beſtimmt, zum Lohn für Dein Bemüh'n.

---

*) In Paſtell.

Dein Ruhm verbreitet ſich, man lieſt im fernſten Lande
Die Werke, die Du ſchriebſt: man liebt, man ſchätzet ſie;
Du denkeſt frey; der Schwachen Gängelbande,
Dem Vorurtheil, dem unterlagſt Du nie.

Voll Geiſt und voll Geſchmack ſingſt Du auf deutſcher Leier
Der Britten hohes Lied, und feinen Witz und Scherz:
Dein Buſen glüht von dichteriſchem Feuer,
Schön iſt Dein Geiſt, und ſchöner noch Dein Herz.

Unedler Stolz war nie in Deinem Aug' zu leſen:
Beſcheiden ſieheſt Du auf Deine Werke hin.
Beſcheidenheit in Deinem ganzen Weſen
Schlägt ſelbſt den Neid, und ändert böſen Sinn.

Dem elternloſen Kind, dem Jüngling und dem Greiſe
Enthüllt gleich willig ſich Dein menſchenfreundlich Herz:
Du hörſt ſie an, Du räthſt, Du lehrſt die Weiſe
Zur ſichern Hülf; und linderſt ihren Schmerz.

O Retzer! ſieh zurück auf all die ſchönen Thaten,
Die Du im Stillen oft für Menſchen ausgeübt,
Die Eltern dort, die dürftig ſich Dir nahten,
Die Kinder Schaar, die ſie noch mehr betrübt!

Du goſſeſt Freude, Ruh' in die gekränkten Seelen,
Und ſah'ſt ihr Elend gern als Deine Sache an;
Du heiſſeſt ſie die ächten Wege wählen,
Auf denen ſie dem Glück ſich dankend nah'n.

Die Waiſe, die gedrückt durch Alter und durch Kummer,
In Deines Vaters Haus ſo lange Nahrung fand,
Fühlt Deinen Troſt, und ſanfter ward ihr Schlummer,
Durch iede Gab' aus Deiner milden Hand.

Du kannteſt ihn den Mann, der, auf die kühnen Plane
Des Fleißes trauend, einſt in hohem Glücke ſtand:
Von Heucheley, Betrug und falſchem Wahne
Sich bald geſtürzt, verfolgt und elend fand.

Den jeder ängſtlich floh, ſo bald die heitre Scene
Gleich einem Traum verſchwand: Verachtung, frecher Spott
Ward ihm zu Theil, nicht eine Mitleidsthräne —
Und niemand fühlt ſein Leiden, ſeine Noth.

Nur Du! — Dein fühlend Herz blieb ihm noch ſtets ergeben,
Trotz aller Spötterey, trotz der Verläumder Brut;
Der Freundſchaft Troſt, Dein eifriges Beſtreben
Belebet neu den halb erloſchnen Muth.

Dein viel bedeutend Wort erweckt ihm neue Freunde:
Von Deiner Hand geführt, ſtellt er ſich ihnen dar;
Durch ſtillen Gang beſchämſt Du ſeine Feinde,
Und bauſt ſein Glück, noch ſchöner als es war.

O Retzer! möchte ſich doch mancher nach Dir bilden!
Und nicht in Gold und Rang, die Menſchengröße ſeh'n;
Ein fühlend Herz, ſelbſt in dem rohen Wilden,
Hat höhern Werth, als all das Flitterweh'n.

Dein ſchönes Bild, o Freund! vollkommen darzuſtellen
Iſt meine Kunſt zu ſchwach: — dies ziemt der Meiſterhand;
Ein Blümchen nur erlaube mir zu zählen,
Das ich am Kranz um Deine Schläfe wand.

2.

Eigenliebe.

Er bläht beym Kaffeetiſch mit ſeiner Kenntniß ſich
Und rühmt ſtets ſeiner Frau der Wiſſenſchaften Größe,
Das nennſt Du Stolz, darüber wundr' ich mich,
Dies iſt ſein Forum ja, bey Männern gäb' er Blöße.

J. Meyer.

3.

Prahlerey.

Was einer ſagt, das hat er längſt bedacht,
Was einer thut, das hat er ſchon gemacht,
Wie jemand geht, ſo pflegt' er ſonſt zu gehn,
Drum fällt er einſt, wenn wir noch alle ſtehn.

F. Meyer.

4.

Zweizüngigkeit.

Was denkt ihr wohl vom Paſtor Schaaf?
Sein Text empfiehlt zu wachen und zu beten,
Um nicht den Pfad der Sünde zu betreten,
Und ſeine Predigt ſelbſt erregt doch ſtets den Schlaf.

F. Meyer.

5.

Klugheit.

Das heiß' ich klüglich ausgedacht,
Soll Stax es andern überlaſſen,
Den Werth von ſeinem Scherz zu faſſen?
Nein, darum hat er ihn gleich ſelbſt zuerſt belacht.

F. Meyer.

6.

Gelehrſamkeit.

Gelehrſamkeit wird leider oft verkannt,
Dies weiß Herr Bav und ſucht es zu vermeiden,
Drum hat er mir jüngſt im Vertraun bekannt,
Er läſe ſeine Schrift mit Nutzen und mit Freuden.

J. Meyer.

II.

Auszüge.

Pfeffers-Bad in der Schweiz.

Dieſes Bad, das zwar freilich eine traurige Lage hat, indem es von hohen Felſen eingeſchloſſen iſt, und hart daran gegen Oſten ein wilder Fluß vorbeirauſcht, das ohne die mühſamſten Wege zu beſteigen, keine Spaziergänge hat, kann den dahin Reiſenden wenig Vergnügen gewähren, wenn man nicht gute Geſellſchaft da fände.

Das Badhaus iſt ſehr lang, und vier Stockwerk hoch; an dieſem iſt noch ein kleineres Gebäude angebaut. Die Zimmer ſind meiſtens klein, lang, aber ſchmal und finſter. Das ganze Haus enthält, die Souterrains mit einbegriffen, 131 Zimmer, und können darin 300, und im höchſten Nothfall 400 Perſonen beherbergt werden. Die Zimmer haben drey verſchiedene Benennungen: das Fürſtenzimmer, die Herrenzimmer, das Kapuziner- oder Geiſtlichenzimmer, Stillicidium. Die Bäder ſind: das Frauenbad, das Bürgerfrauenbad, das allgemeine Weiberbad, das Bürgerbad, oder das, worein Leute kommen, die man nicht in das Fürſtenbad läßt. Das Fürſtenbad, oder Recreationsbad; das erſte, zweite und dritte ſind zum Ausſchlag, für die Herren; im Bürgerbad baden Bauersleute, — das allgemeine ſchlechtere Bauernbad wird zum Schröpfen gebraucht, wie das Weiberbad. Das Armeleutebad liegt an der Trinklaube, in einem eigenen abgeſonderten Gebäude; die Leute werden da unentgeldlich verpflegt, es iſt dabey eine kleine Küche, ein hölzernes Nachtlager (Pritſche,) man verſchaft ihnen auch das Holz zum Kochen, das Waſſer, das aus der Trinklaube dahin geleitet wird, darf niemand durch Ausſpühlen oder Waſchen verunreinigen. Wer im Hauſe wohnt, zahlt täglich vier Kreuzer für das Bad, man bade, oder nicht. Alle Ausgaben werden auf Rechnung des Stifts beſorgt. Der Baddirector, der nur ſein beſtimmtes Gehalt hat, führt dieſe. Gewiſſe Stücke werden aus dem Kloſter angeſchaft, z. E. Ochſen, Wein, Butter, Brod und Mehl, und Holz aus der Statthalterey Ragatz. Alles Vieh wird anfänglich im Kloſter geſchlachtet; braucht man mehr Fleiſch, ſo ſchlachtet man alsdann im Bade.

Der einländiſche Wein, der von den Badgäſten getrunken wird, iſt 1) Completter, von einer beſondern Art weiſſer Reben zu Mallans, den man ſo nennt, weil dieſer Weinberg ehedem den Domherrn zu Chur gehörte, und ſie des Nachts alle nach der Complett tranken. 2) Der Wein von des Fürſten zu Pfeffers eigenem rothen Gewächs, zu Ragatz und Maienfeld, wo er viele Lehen hat.

Zur Bedienung der Badegäſte ſtehen unter dem Baddirector, der Arzt, der Wundarzt; beide haben heut zu Tage die Tafel unentgeldlich; ſie wohnen im Hauſe, müſſen aber hingegen die Armen beſorgen: denn nur von bemittelten Badegäſten dürfen ſie Belohnung annehmen. Der Wirth beſorgt Wein und Brod, der Bademeiſter die Bäder, der Tafeldecker hilft dem Bademeiſter auch bey Einrichtung der Bäder. In der Küche ſind zwo Köchinnen; eine andere ſorgt für die Betten; jene haben Koſt, Wohnung und etwas Lohn. Den Armen giebt man ihre Speiſen aus der Küche. Die Dienſte ſpeiſen in der Küche zuſammen, die Köchinnen allein. Es giebt ungefähr neun Mägde, welche die Gäſte in den Zimmern bedienen; jeder Gaſt giebt der Magd, die ihn bedient, täglich vier Kreuzer. Der Preis an der Wirthstafel iſt von der Perſon 36 Kreuzer; an der Bediententafel für den Bedienten 26 Kreuzer. Das Maas Wein koſtet 18 bis 40 Kreuzer von verſchiedenen Preiſen, aber auch um 14 und 12 Kreuzer. Ein Brodtrager aus dem Kloſter, der das Brod von da ins Bad trägt, hat beſtimmten Lohn, und täglich ſeine Koſt. Das Brod wird dort gebacken.

Die Gäſte haben wegen der Kur, die ſie für wichtige Krankheiten gebrauchen, und die eine genaue Diät erfordert, eine mäßige Tafel: Mittags werden ſechs, und Nachts vier Trachten aufgeſtellt.

Der Preis der Zimmer iſt auch ſehr verſchieden. Für die gemeinen zahlt man wöchentlich 1 Fl. 12 Kr. Die Eckzimmer 2 Fl. 12 Kr. auf die Perſon. Es giebt Zimmer à 3 Fl. gegen Ragatz 10 Fl. mit dem Bettgeld. Die gemeinen Zimmer haben drey Betten, Eckzimmer auf den drey Boden gegen Ragatz im großen Hauſe vier Betten, vier Nebenzimmer. An den Eckzimmern mit vier Betten 9 Fl. und die drey nächſt darauf folgenden drey äuſserſten gegen Ragaz drey Betten à 7 Fl.; die zwey langen Zimmer für fünf Perſonen à 13 Fl., und ſo auch die drey Fürſtenzimmer; ſie ſind die Anſtöße. — Die Eckzimmer im kleinen Hauſe für drey Perſonen, drey Betten 8 Fl.; die Nebenzimmer auch für drey Perſonen drey Betten à 7 Fl.; die Eckzimmer in den oberſten Gängen beider Häuſer, zu zwo Perſonen zwey Betten à 4 Fl., die übrigen auch für zwo Perſonen mit zwey Betten 3 Fl. 12 Kr. mit dem Bett. Der Kellergang iſt nun unbrauchbar. Eine Perſon muß nie mehr als die beſtimmte Taxe bezahlen; wollen mehr zuſammen, ſo müſſen die überzähligen auch bezahlen, was die andern; verreiſen aber die andern, und bleibt nur einer übrig, ſo muß dieſer nur ſeinen Antheil bezahlen.

Oft geht das Waſſer im Winter ganz aus, die Kanäle werden im Herbſt alle abgenommen, es iſt im Sommer immer gleich warm.

Die Quelle wurde vor ungefähr 400 Jahren durch einen fürſtlichen Jäger in der Mitte des Winters entdeckt. (Vide Scheuchzer und Leu und Waltier.)

Der Weg zu der eine Viertelſtunde von dem Bad entfernten Quelle geht zwiſchen zwey hohen Felſen durch, ein dunkler, ſchmaler und feuchter Gang; ſie ſtößt zuerſt einen feinen Sand aus, hernach guten Lehm, der in Geſchwulſt und Brand die beſte Dienſte leiſtet. Zu hinderſt in dieſem Gang findet man noch Rudera des alten Badhauſes, das vor ungefähr 200 Jahren da geſtanden.

Unter andern Eigenſchaften dieſes Bades erzählt man auch davon, die Forellen bleiben lebendig in dieſem Waſſer, gewelkte Blumen werden wieder friſcher darin; für das Geſicht und Gehör wurden auſſerordentliche Kuren einer ſtreitigen Erbfolge eines von den Rajahs, oder kleinen Fürſten dieſes Volks, wurden einemals die Boutanen von ihren Bergen herab von der einen Parthey zu Hülfe gerufen, und unſre Regierung nahm ſich der andern an. Die von uns unterſtützte Parthey behielt am Ende die Oberhand, und ſo wurden im Laufe dieſes kleinen Kriegs zwey Völker miteinander bekannt, welche zwar die nächſten Nachbarn, aber gleichwolen Fremdlinge gänzlich gegeneinander geweſen waren. Beym Angriffe einer kleinen Stadt, Namens Cooch Beer, geriethen unſre Truppen und die Boutaner zuerſt aneinander, und nichts kann ihrem gegenſeitigen Erſtaunen gleich kommen. Die Boutaner, welche in den Ebnen niemals andre Feinde, als die furchtſamen Hindoos, nackend und vor ihnen fliehend geſehn hatten, erblickten nun zum erſtenmal ein Corps von Leuten, die einförmig gekleidet und bewafnet waren, regelmäßige Bewegungen machten, angeführt durch Menſchen von einer Geſtalt, Kleidung und Geſichtsfarbe, wie ſie nie geſehn hatten, dabey das Manövre der Artillerie, das unaufhörliche Muſketenfeuer, alles dies übertraf jede Vorſtellung, die ſie ſich davon hätten machen können. Auf der andern Seite ſahen ſich unſre Leute plötzlich im Handgemenge mit einer Art von Menſchen, dergleichen ſie noch keine Feinde in Indien geſehn hatten, barbariſch in ihrem Aufzuge, wild im Angriffe, eingehüllt in Pelze, bewaſnet mit Pfeil, Bogen und andern Waffen, die ihnen eigen waren.

Der Platz wurde von unſern Truppen eingenommen, und viele Beute gemacht, beſonders Waffen, Kleidung und mancherley Geräthſchaften. Bilder von Thon, Gold, Silber und Schmelzwerk wurden nach Calcutta geſandt, alles im tartariſchen Geſchmack, wie wir es in den Berichten und Zeichnungen der Reiſenden abgebildet finden. Außerdem fand man noch unterſchiedne Stücke von chineſiſcher

Kuren gemacht; ein Tauber ſoll durch den Dampf des Badwaſſers wieder ſein Gehör erhalten haben. Hat man noch ſo viel von dieſem Badwaſſer getrunken, ſo geht es im Bade ſelbſt am leichteſten wieder weg.

III.
Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

I.
Rede bey Gelegenheit des feierlichen Dankfeſtes für die Wahl und Krönung Franz II. Römiſchen Kaiſers.

Darum, daß der Herr Iſrael lieb hat ewiglich, hat er dich zum Könige geſetzt, daß du Gericht und Recht halteſt.

III. Buch der Könige, 10. Kap. 9. Vers.

Der größte Beweis der Liebe, den uns Gott, unſer Herr, geben kann, iſt zuverläßig derjenige, welcher uns zu dem Genuſſe alles Guten und Vortreflichen, das der liebevolle Schöpfer unſern Genußfähigkeiten unterwarf,

warf, einführet und einweihet; und was kann uns in Geſellſchaften verſammelten, in Nationen abgetheilten, durch Regierungsformen geſonderten Menſchen ſicherer, zuverläßiger, beſtimmter, dauerhafter den Genuß jener Vortheile, welche unſerm beſtimmten Daſeyn ankleben, verſchaffen, als ein weiſes, gütiges, gerechtes Oberhaupt, das uns ohnmächtige Einzelne mit Kraft zuſammenhält, bey unſerm Eigenthume ſchützt, gegen das Eindringen fremder Anmaßungen ſchirmet, gegen das innere Zerfallen in unendliche Schwäche verwahret, ſo, daß unter ſeinem Weinſtock und unter ſeinem Feigenbaum ein jeder ſicher wohne. *)

Dieſes ſo herrliche Bild der Ruhe und Glückſeligkeit, welches dem Genießenden weniger fühlbar, dem in Verwirrung Heil Suchenden ganz aus dem Gedächtniß entflohen iſt, — dieſes höchſte Ideal, deſſen ſich die Heilige Schrift bedient, um den glücklichſten Zeitpunkt Iſraels in Salomo's erſten Regierungsjahren zu ſchildern, iſt gewiß die treffendſte, paſſendſte Vorſtellung, welche wir uns von irrdiſcher Glückſeligkeit machen können, und der Schwindelgeiſt der Nationen, welcher ſeit einigen Jahren einen Theil von Europa ergriffen, die edelſten Völker in krampfhaften, Ruhe zerſtörenden Bewegungen herumtreibt, wird es bald deutlicher, fühlbarer beweiſen, wie herrlich es ſey, ſicher zu wohnen unter ſeinem Weinſtock und unter ſeinem Feigenbaum. — Doch dieſes Glück, dieſe Sicherheit, dieſe Ruhe, dieſer ungeſtörte Genuß ſeines Eigenthums kann uns nur durch die unermüdete Mitwirkung eines groſſen, weiſen, kraftvollen Regenten werden. Auch uns Teutſchen ſoll er werden; darum hat der Alliebende, Allgeliebte Gott uns Franz den Zweiten zum Römiſchen Kaiſer gegeben, wofür wir heute hier verſammelt

dem

---

*) III. B. d. K. 4. Kap.

dem Allmächtigen das feierliche Dankopfer bringen. Gelobt ſey der Herr heute, der David einen ſo weiſen Sohn gegeben hat über dies groſe Volk, rief König Hiram, als man ihm die Bothſchaft von der Königsſalbung Salomons hinterbracht hatte. *) — Gelobt ſey der Herr heute, rufen auch wir bey der freudenvollen Nachricht der Kaiſerkrönung, der Leopold einen ſo weiſen Sohn gegeben hat, über ſo groſe, ſo zahlreiche, ſo verſchiedene Völker zu herrſchen, denn er hat zur Schonung ſeiner Völker ſein Herz geprüft durch eigene Leiden, nicht durch Leiden ſeiner Unterthanen; er hat ſeinen Verſtand erleuchtet durch fremde, nicht durch eigene, folgenreiche Erfahrungen, und hat uns dadurch Stof des Dankes genug gegeben, ſowohl für dieſe Vergangenheit, als für die frohen Ausſichten in die Zukunft, welches ich euch G. Z. in zwey Abtheilungen meiner Rede kurz auseinander zu ſetzen trachten werde. Vernehmet mit Geduld:

Als König David, ein Liebling Gottes, durch eine Aufwallung des Stolzes bey Zählung ſeiner Völker den Herrn beleidigte, erſtreckte ſich die Strafe nicht nur auf ſeine Perſon, ſondern auch auf ſein Volk, und 70 Tauſende der Iſraeliten fielen zum Sühnopfer dieſes einzigen Vergehens. **) Oefters, wenn das unſtätte, wankelmüthige Iſraelitiſche Volk den Herrn beleidiget hatte, ſtrafte er ſolches durch einen böſen Regenten, der es in unnennbare Leiden und Elend verſenkte; darum aber, daß er ſein Volk lieb hatte, gab er ihm auch einen Salomo zum König, unter deſſen weiſer Regierung ſich das ſo tief herabgeſunkene Volk zu der größten Würde und Gröſe emporſchwung. Alle Geſchichten der Völker und Nationen liefern uns ähnliche Beiſpiele

---

*) III. B. d. K. 5. Kap. 7. V.

**) II. B. d. K. 20. Kap.

der Fülle, welche die Abhängigkeit des Völkerglücks von ihren Regenten beweiſen. Wer von uns hat nicht dieſe und ähnliche Beobachtungen bey Durchleſung der Römiſchen Geſchichte über Nerone und Antonine, Domitiane und Mark Aurele, Diocletiane und Tituſſe und die Menge der Abſtufungen, welche die weite Kluft zwiſchen dieſen beiden Extremen ausfüllen, gemacht? Wie oft waren nicht die bitterſten, beſchwerlichſten Begebenheiten, welche ganze Völker betrafen, die Schule, in welcher die Könige die ſchwere Kunſt zu regieren lernten? Wie glücklich müſſen wir uns alſo nicht preiſen, daß wir ein Oberhaupt erhalten haben, das in den früheſten Jahren durch eigene Leiden und fremde Erfahrung gebildet, bey dem Uebergang vom Jünglings- in das männliche Alter zu einem weiſen Beherrſcher reifte.

Franz der Zweite, unſer Kaiſer, wurde im 17ten Jahr ſeines Alters, im Jahr 1783, von Seinem glorwürdigſten Oheim, dem nicht genug gekannten, zu oft verkannten, wahrhaft großen Joſeph dem Zweiten aus der beſten Erziehung des Knabenalters zur Einweihung in die wichtigeren Regierungsgeſchäfte von Florenz nach Wien berufen, und daſelbſt im Jahr 1788 mit Eliſabeth, Prinzeſſin von Würtemberg vermählet. Unter Anleitung der beſten Lehrer und Erzieher war Er unermüdet in Seinen Beſchäftigungen, benützte alle Gelegenheiten zur Bildung Seines Verſtandes, zur Entwicklung Seines Geiſtes, zur Berichtigung Seines Urtheils, entſprach ganz den hohen Erwartungen, die man von Ihm gefaßt hatte, und wurde von dem tiefdenkenden Joſeph wie ein Sohn geliebt. So wie ſich Seine Kenntniſſe erweiterten, wurde Er allmählig in die großen, weitausſehenden, vielverſprechenden, Jahrhunderte umfaſſenden Plane Joſephs eingeweiht — Plane, welche der Verewigte mit Rieſen-

Schritten auszuführen, begann. Er ſah, wie Feſtigkeit des Characters und ausharrender Eifer Berge von Hinderniſſen ebnet, wie große Einrichtungen, in zu enge Schranken der Zeit gedrängt, mit den Mitteln nicht genug abgemeſſen, unaufhaltſam zerfallen, und die lange Reihe der ſchönſten Folgen vereiteln. In der Mitte dieſer lehrreichen Prüfungen entſtand der Türkenkrieg im Jahr 1788 und Franz folgte Seinem Oheim ins Gefecht. Nun öfnete ſich Seinen Augen ein neues Feld von Erfahrungen. Mit jugendlicher Ehrbegierde und dem durch Blut und Ahnen ererbten Durſt nach großen Thaten, zog Er dem Ziel der Ehre entgegen, belebte mit Seinem Muth und Seiner Gegenwart Oeſtreichs Krieger, theilte trotz Seiner ſchwachen Leibesbeſchaffenheit mit ihnen Gefahren und manche Mühſeligkeiten des Krieges, lernte die Schreckniſſe dieſes gefräßigen Ungeheuers kennen, ſah unnennbares Elend in ſeinem Gefolge, beweinte ſo manchen gekannten biedern Kämpfer, den die Seuche, oder des Feindes Schwerdt abmähte, und kam mit vielen traurigen und nützlichen Erfahrungen bereichert, mit geſchwächtem Körper und trauerndem Herzen über die ſchon damals zerrüttete Geſundheit Seines Oheims nach Wien zurück, um ſich in dem Genuß häuslicher Glückſeligkeit an der Seite der treuen Gattin zu erholen. Der Winter verging in gewöhnlichen Beſchäftigungen, der Frühling winkte unſern tapfern Kriegern ins Feld, aber Joſeph war an das Siechenbett geheftet, und der treue Franz durfte, konnte, wollte ſich nicht entfernen. Unſere ſiegreichen Waffen machten ungehemmte Vorſchritte, der graue Held Laudon wand den letzten Lorbeer auf Belgrads Mauren um ſeine längſt bekränzten Schläfe. Franz konnte nicht einſtimmen in den Jubelruf der Armeen und Völker, denn Joſephs, ſeines Erziehers, Kräfte wichen, und Er ſelbſt hatte ſich nur ſchwach von dem ausgeſtandenen Ungemache erholt. Der Winter kam heran, und mit ihm ein Heer von Leiden und Warnungen unvergeßlicher Empfindungen. Hatte Er an Josephs Seite geſehen, was Jahrhunderte ausfüllen ſollte, in zehn Jahre zuſammenpreſſen, ſo ſahe Er nun in wenig Monaten, das ſo raſch aufgeführte Werk dieſer zehn Jahre durch einen plötzlichen Zuſammenſtoß ſeiner eigenen Folgen, durch Druck von auſſen und Widerſtand von innen an Josephs Todtenbette zuſammenſtürzen, und dieſes Monarchen wahre Größe, herrliche Abſichten, bis in die ſpäteſte Nachwelt unwillkührlich fortwirkende Thaten unter dieſen Ruinen verdeckt werden. Tief und wichtig waren die Eindrücke, welche dieſe Begebenheiten auf Franzens entwickelten Verſtand machten, und damit ſie ewig unauslöſchlich, immer gegenwärtig, folgenreich und wohlthätig Seinen künftigen Unterthanen würden, traf jetzt Sein ohnedies ſchon traurendes Gemüth der bitterſte, tief eindringendſte Schmerz. Vor wenig Tagen hatte ihn Eliſabeth, ſeine geliebte Gemahlin mit der Geburt einer Tochter erfreuet — Ein Sonnenblick in dieſen trüben Tagen! als ſie unerwartet von der Hand des Todes ergriffen, Ihm von der Seite geriſſen wurde.

Joseph, Sein Erzieher, Sein zweiter Vater, Sein erſter Freund, der Einzige, der Ihn in dieſem ſchrecklichen Augenblick hätte tröſten können, ſah durch dieſen letzten Schlag die Grundveſte Seiner Plane zertrümmert, und bedurfte aller Seiner Seelengröße, um bey einem ſolchen Zuſammenwirken der ſchrecklichſten Umſtände, ſo wie Er es that, in Franzens Armen, ruhig in jene beſſern Gefilde der Ewigkeit hinüberzuſchlummern, wo auch die hier noch ſo wenig gefühlten und geachteten Abſichten die Krone ihrer Belohnung nicht verfehlen.

Doch genug von Franzens ſchrecklichſten Tagen! Ich eile, Ihn an dem Buſen Seines geliebten, Seines würdigen Vaters, Leopolds, des Gütigen, des friedfertigen, des wohlthätigen Vaters Seiner Völker wieder zu finden.

In dem Augenblicke, wo Sein durch ſo viele, ſo tiefe, ſo bleibende Eindrücke des Schmerzens ſich weich und empfänglich geweintes Herz alles aufzufaſſen, zu behalten, und zu bewahren geſtimmt war, kam Leopold, und tauſchte den mit Blut beflekten Lorbeer, ohne Rückſicht auf alle Aufopferungen, die es Ihm koſten mußte, gegen den, dauerhaftere Vortheile und Ruhm gewährenden Oelzweig; mit kluger Hand beſeitigte Er den äuſſern Druck, ebnete die innern Hinderniſſe, beſänftigte die Unruhigen, beſtärkte die Wankenden, beſeelte die Treuen, welche durch ſo manche Beſorgniſſe aus ihrer natürlichen Lage verdrängt waren; und nun kamen Ruhe und Sicherheit und Luſt zu wohnen unter ſeinem Feigenbaum und unter ſeinem Weinſtock wieder herzerfreuend unter die mannigfaltigen Völker Seiner weiten Herrſchaft. — So wie unter Joſephs Scepter, war auch hier unter Leopold, Franz ein Mitarbeiter in Geſchäften, ein Eingeweihter in die große Kunſt zu herrſchen. Der Flehende fand an Ihm einen warmen Vorbitter, der Rechtſuchende einen Fürſprecher, ein jeder das, was ihm Franz zu ſeyn verſprochen hatte. Sein Herz würde nie von der Seuche der Höfe ergriffen, durch glatte und leere Worte entweiht. Was Er verſprach, das hielt Er — was Er nicht halten konnte, verſprach Er, in eine ſchmerzlich täuſchende Hülle gekleidet, nie, darum ward er auch unter Joſeph und Leopold hoch geprieſen und geliebt von allen Seinen künftigen Unterthanen.

Als Leopolds durchdringender Geiſt und Klugheit, Seiner Völker Glück, und Europens Ruhe zu befeſtigen einen aufrichtigen Bund mit Preußen ſchloß, als Er nachher durch dieſes Bündniß bewogen, dem Eindringen fremder, Staatenverheerender, Völker verderbender Schwindelſucht und zügelloſer Anarchie ſteuerte, und dieſe Seuche in ferne Grenzen einzuſchließen ſich in Pillnitz mit Friedrich Wilhelm, König in Preußen, dem Churfürſten von Sachſen, und den Franzöſiſchen Prinzen beſprach, war Franz Sein Begleiter, Sein Mitarbeiter in dieſem Geſchäfte, das Er jetzt mit Seinen Großen Bundsgenoſſen männlich und veſt zu Stande zu bringen eilte. — In dieſer Schule von Leiden, in dieſer Bildung und Erziehung der Umſtände reifte Franz hofnungsvoll heran, und auch dieſe neuen, immer tiefer eingreifenden Eindrücke wurden ſeinem Herzen durch den Meißel der Leiden ewig unauslöſchlich eingraben. In dem Augenblick, wo Er zum zweitenmal, die beſeligenden Vaterfreuden genoß, zum zweitenmal an dem Buſen einer allgeliebten Gemahlin, Maria Thereſia, Ferdinand des III. Königs von Neapel, und Marie Caroline, Erzherzogin von Oeſtreich, Tochter, die glücklichſten Tage verlebte, zerſchmetterte die kalte Hand des Todes, welche unerwartet, ungeahnet Seinen beſten Vater erreichte, Seine häusliche Glückſeligkeit, und hob Ihn von Thränen umglänzt auf die geerbten Throne. —

Laßet auch hier mich kurz abbrechen an der Bahre des Vaters, an der Bahre der Mutter, welche Ihrem Gemahle ſobald nachfolgte, und erhebet eure Herzen zu dem allmächtigen, liebevollen Vater, welcher Völker ſchonend, dem Zögling Joſephs, dem Sohne Leopolds ſo manche harte Prüfung auflegte, Ihn ſo früh reifen ließ, und Euch ſo heitere, Dank erheiſchende Ausſichten für die Zukunft gewähret, die ich im zweiten Theile kurz berühren will.

II.

So wahr auch immer der Spruch eines neuern Weiſen ſeyn mag, welcher ſagt: daß wir zu ſpät gebohren werden und zu frühe ſterben, um den Anfang und das Ende der Weltbegebenheiten zu begreifen; ſo hat uns doch die Erfahrung, die aufmerkſame Beobachtung der Dinge unſerer Tage und die Vergleichung mit jenen, welche uns die Geſchichte aufbewahret, genugſame Geläufigkeit gegeben, aus der bekannten Vergangenheit auf die unbekannte Zukunft mit einiger Gewißheit zu ſchließen. Wenn wir nun dieſe Schlußfolge auf unſern neuen Kaiſer anwenden, ſo bieten ſich uns die fröhlichſten Ausſichten dar, welche unſere Seele mit den ſeligſten Ahnungen erfüllen. —

Was läßt ſich nicht von einem Beherrſcher erwarten, welcher in dem engen Raum von 25 Jahren zu den vortreflichſten Eigenſchaften eine Erfahrung geſellte, wozu ſelten das ausgedehnteſte Menſchenalter zu gelangen vermag?

Bekannt mit der innern Verfaſſung Seiner vielfachen Länder, bekannt mit dem Geiſt der Nationen, welche Sein Scepter regiert, belehrt durch Erfahrung, wie ſchwer und wie leicht ſie zu ihrem eigenen ſowohl, als zum allgemeinen Beſten zu leiten ſind, wird Er ein jedes Land und Volk nach Seiner eigenen Verfaſſung, nach Seinen eigenen Geſetzen, nach Seinem eigenthümlichen Character beherrſchen, und durch die einfachſten, beſtgewählteſten Mittel zu dem beſtimmten, erhabenen Zweck der Glückſeligkeit leiten. Die genaue Kenntniß derjenigen Menſchen, die Seinen Thron umgeben, die die wichtigſten Stellen in Seinen Ländern bekleiden, aller, die das Glück haben als Mitarbeiter zu dieſem

Zweck ihre beſten Kräfte dem unzertrennlichen Wohl des Staats und des Souverains zu widmen wird Ihm dieſes Werk erleichtern, und der früh gewohnte Tief-Blick in das verworrene Gewebe der allgemeinen Politik, wird Ihm das unaufhörliche Zuſammendrängen und Gegeneinanderſtreben zertheilter Kräfte und Intereſſen in dem nöthigen Zuſammenhange des Gleichgewichts erhalten helfen.

Ihm wird es wichtiger ſeyn, Seine Größe durch den Wohlſtand Seiner Länder, durch die Zufriedenheit Seiner Völker, als durch Erweiterung Seiner Grenzen und Vermehrung Seiner Staaten zu gründen; denn die Liebe der Völker, welche in ihrem Beherrſcher den Wohlthäter anbeten, unter deſſen Schutz und Leitung ſie emporblühen und heranwachſen, verſchafft in einem engern Raum mehr Kraft und Selbſtthätigkeit, als bey ungleich größerer Ausdehnung, überwundene Völker, die nur durch koſtenreichen Zwang und eigene Ohnmacht an einen neuen Staat gefeſſelt werden, nimmermehr haben können.

Was läßt ſich nicht von einem Kaiſer erwarten, der von dem erſten Tage Seiner Thronbeſteigung in den angeerbten Königreichen die Liebe und Hoffnungen rechtfertiget, welche Seine getreuen Unterthanen, ſeit Er bey ihnen erſchien, täglich wachſend für Ihn fühlen. — Von dem fernen Ufer der Donau aus Ungarns Mitte iſt der laute Jubelruf bis zu uns erſchollen, über Franzens und Marie Thereſiens Güte, Liebe und Gerechtigkeit — Wie Er da ſtand der Enkel der großen, heiß geliebten Marie Thereſie — wie Sie Sich zeigte, die Holde, die mit dem Namen auch das Herz der angebeteten Großmutter erbte, in der Mitte der tapfern Ungarn, von Güte, Huld und Liebe umglänzt, und Seine Thaten bewieſen, was Sein Herz fühlte, Da rollten Freudenthränen die bärtigen Wan-

Malerey und Manufaktur. Während der Zeit, wo wir uns in Bengalen mit dieſen Gegenſtänden unſre Neugier beſchäftigten, hatte ſich der Ruf von unſrer Eroberung bis an den Hof von Thibet verbreitet, und die Aufmerkſamkeit des Tayſchoo Lama rege gemacht, welcher damals (weil Delai Lama noch minderjährig war) die Regierung führte. Weil der Dah Terriab, oder, wie er in Bengalen genannt wird, der Deb Rajah, (welcher unmittelbar über die Boutaner herrſcht, und ſie in dieſem Krieg verwickelt hatte) ein Lehnsträger von Thibet war, ſo fand der Lama für gut, ſich ins Mittel zu ſchlagen. Er ſandte alſo eine Perſon vom Range nach Bengalen, mit einem Schreiben und Geſchenken an den Gouverneur, um für den Dah, ſeinen Vaſallen, um Frieden zu bitten.

Der Gouverneur, Herr **Haſtings**, bedachte ſich keinen Augenblick, auf dieſe Vermittelung des Lama den Frieden einzugehn, und zwar unter ſehr gemäßigten und billigen Bedingungen. Aeußerſt begierig, jede Gelegenheit zu ergreifen, welche den Vortheil und die Ehre der Nation befördern, und zur Erweiterung der Naturkenntniß etwas beytragen könnte, that er im Rathe den Vorſchlag, eine Perſon mit einem öffentlichen Karakter an den Hof des Tayſchoo Lama abzuſenden, um einen Handelstraktat zwiſchen den beyden Nationen zu bewirken, und ein Land und ein Volk, das den Europäern bisher ſo wenig bekannt war, näher kennen zu lernen. Herr **Bogla**, ein geprüfter Bedienter der Compagnie, wurde wegen ſeiner bekannten Fähigkeiten zu dieſer ſo gewagten als ungewöhnlichen Geſandſchaft auserſehn. Meine Abſicht erlaubt mir jetzt nicht, mich aufs Detail und den Erfolg ſeines Geſchäftes einzulaſſen. Es ſey genug zu ſagen, daß er durch mancherley Hinderniſſe bis zum Mittelpunkt von Thibet hindurch drang, ſich daſelbſt verſchiedne Monate am Hofe des Tayſchoo Lama aufhielt, und nach einer Abweſenheit von über-

haupt

Wangen herab, wie einſt bey ungünſtigeren Umſtänden im ähnlichen Kreiſe um die erhabene Mutter, und edle Aufwallungen, die bald in geprieſene Handlungen übergiengen, bewieſen des Volkes Liebe und Treue. — Doch ihr habt es vernommen, habt bald darauf geſehen das herrliche Paar in dieſer Kirche vor Gottes Altar hingegoſſen in demüthiger Anbetung — habt Ihnen gefolgt mit unwillkührlich hingeriſſenen Blicken der Liebe nach den Ufern des Rheins, woher uns bald der Ruf von der allgemeinen Liebe, von Bewunderung des männlich-väterlichen Betragens gegen Frankreichs verirrte, betrogene, getäuſchte Völker — erreichte. —

Bald wird nun auch am Geſtade der Mulde in dem erhabenen Prag, wo ſchon ſo manche ſchöne Handlung Franzens Ihm die Herzen der Unterthanen verbürgt, der getreuen Böhmen vereinte Stimme Sein Lob verkündigen, und beſſere Zeiten ahnend dieſe Stimme ſich mit der unſrigen vereinen: zu danken dem allmächtigen Gott, der zum Beweiſe der Liebe für ſein Volk uns Franzen zum Könige gab. — Darum, daß der Herr Iſrael lieb hat ewiglich, hat er dich zum Könige geſetzt, daß du Gericht und Recht halteſt.

Ihr habt geſehen, meine Brüder! die großen Beweiſe von Schonung und Liebe, welche euch der allmächtige Gott in der Führung und Leitung unſers jungen Kaiſers gegeben hat. Euer Herz iſt erfüllt mit frohen Ahnungen und Hoffnungen für beſſere Zukunft, welche auf ſo vielen guten Gründen beruhen. So laßt uns denn in dieſer heitern Stimmung der Seele dem Gott der Liebe ein heißes Dankopfer bringen, und unſere Bitten und Flehen für das Wohl unſers Kaiſers und unſers deutſchen Vaterlandes vereint gegen den Himmel dringen. — Gott der Liebe und der Barmherzigkeit, der du uns durch deinen Sohn, unſern

Herrn, gelehret haſt: Um was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird er euch geben; *) der du uns verkündiget haſt, wo zwey zuſammen kämen in deinem Namen, würdeſt du in ihrer Mitte ſeyn; der du geſagt haſt: Bittet, und euch wird gegeben werden. **)

Sehe gnädig herab auf die in deinem Namen hier von Andacht glühender Herzen verſammelte Menge, und erhöre unſer Flehen. — Gieb, o Gott! Segen und Heil, Kräfte, Starkmuth, Geſundheit und alles Gute unſerm Kaiſer, auf daß Er nach deinem Willen vor dir wandle, wie David, dein Geliebter, und ſelbſt beglückt Seine Unterthanen und Länder beglücke. — Siehe uns an mit Güte und Barmherzigkeit, ertheile uns die Vortheile des Friedens und innerer Ruhe, und laſſe unſer deutſches Vaterland unter deinem Schutze emporwachſen, und blühen in Macht und Einigkeit, auf daß ein jeder ſicher wohne unter Seinem Weinſtock und unter Seinem Feigenbaum, und dich lobe und preiſe von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Amen.

2.

Ueber die Revolution in Frankreich, und ihre Theilnahme.

Als die Revolution in Frankreich ausbrach, erhielt ſie gleich eine Menge Anhänger in Deutſchland. Einige, welche Leibrenten in Frankreich, Antheil an ſeinem Debitweſen, oder kaufmänniſche Speculationen und Verhältniſſe hatten, intereſſirten ſich aus Eigennutz, in Hofnung beſſerer Zahlungsausſichten dafür; andere, doch nur wenige, thaten es aus ächt biedern und edlen Geſinnungen, weil ſie die Morgenröthe eines ſchönen Tages, die Wiedereinſetzung gekränkter Menſchenrechte, und die unausbleibliche Rükkehr des goldenen Alters, darin zu finden glaubten. Die große Haufen der Religionsſpötter und Freigeiſter aber, welche wähnen, um Philoſoph zu ſeyn, bedürfe es nichts weiter, als das Chriſtenthum zu läſtern, dieſer große Haufe angeblicher Philoſophen unſerer Zeit, triumphirte nun laut über das glorreiche Werk ſeiner Sekte. Mit der feurigſten Schwärmerey verfolgten ſie die Entwicklung der Lehrſätze ihrer vornehmſten Meiſter. Sie theilten in Gedanken mit ihnen die öffentlichen Ehrenbezeugungen, die man ihnen angedeihte, ihre Bildſäulen, ihre Apotheoſen, ihre Kronen. Begeiſterungsvoll ſtaunten ſie die Aufführung des neuen Gebäudes an, deſſen Grundſtein, Verachtung der Religion, war. Allein, was der franzöſiſchen Revolution die meiſten Anhänger warb, und was den allgemeinſten und größten Einfluß hatte, das war — die Neigung zur Unabhängigkeit, die in jedem Menſchen als Erbſünde liegt: eine Neigung, die ſich zu der ächten Freiheitsliebe ohngefähr ſo verhält, wie Neid zu Wetteifer, und Filzigkeit zur Wirthſchaftlichkeit. Sie iſt eins der ſchädlichſten Laſter des Menſchen, das ihn verleitet, ſeine natürlichſten Bedürfniſſe, und ſeine herrlichſten Fähigkeiten zu übertreiben, zu überſpannen. Weil er trinken kann, ſo betrinkt er ſich; weil er denken kann, ſo macht er Fehlſchlüſſe; und weil er gern frey ſeyn mag, ſo zerreißt er das Band der bürgerlichen Geſellſchaft. Dieſe Neigung zur Unabhängigkeit, dieſer geheime Hang jede Art von Joch, ſelbſt das unentbehrlichſte, abzuſchütteln, nährt einen heimlichen und ſteten Groll zwiſchen Obern und Niedern in allen Klaſſen und Ständen. Dem eigenliebigen Menſchen fällt jede Subordination unerträglich, wenn ſie auch noch ſo billig, und für ſein Wohl noch ſo weſentlich iſt. Er iſt in beſtändiger Anſtrengung, ſich an den Obern zu rächen, die ihm die Natur geſetzt hat, und er beweiſſet durch ſeine Reden und ſein Betragen, daß er ſich ihnen nur aus Zwang unterwirft, und daß er glaubt ſo viel werth zu ſeyn als ſie.

---

*) Joh. 16. Kap. 23. V.

**) Luc. 11. Kap. 9. Vers.

Man denke ſich nun, welche Wirkung bey einer ſo allgemeinen Stimmung die franzöſiſche Revolution hervorbringen mußte, als aus dem Schooße des Chaos dies wunderbare Fantom hervorging, und von ſeinem Schutt- und Trümmerhaufen herab, allen Völkern der Erde zurief: „Hört auf meine Stimme! ihr alle ſeyd „verführt und geblendet! ſeit Jahrhunderten ſtandet ihr „in dem Wahn, daß die Fürſten eure Vorgeſetzten wären, und ihr unterthan ihren Geſetzen ſeyn müßtet; „aber ich, der ich allein weiß was Wahrheit iſt, ich „der ich ſie durch meine tiefe Einſichten, aus dem Brunnen wieder hervorzog, wo ſie verborgen war; ich ſage „euch, daß alle Fürſten nur eure Abgeordnete, und eure „Bevollmächtigte ſind, und daß ihr, ihre Herrn ſeyd. „Euch nur ſteht das Recht zu, Geſetze zu machen, über „Krieg und Frieden zu entſcheiden, die öffentlichen Einkünfte zu verwalten, die Bedienungen zu vergeben, die „Beamten zu ernennen; kurz, ihr ſeyd die Befehlenden, „und die Fürſten die Gehorchenden. Der Grund davon iſt ſo klar und deutlich, daß er euch ſogleich einleuchten muß . . . . weil ihr die zahlreichſten, „folglich die ſtärkern ſeyd, und weil der Stärkere „immer Recht hat!“

Zu den ſchon angeführten Bewegungsgründen geſellten ſich noch eine Menge andre herbey: die Modeſucht, die bejammernswürdige Blindheit, mit welcher ſo viele Leute alles gut und ſchön finden, ſobald es nur aus Frankreich kommt; die Peſt der Neuerungen, die Alles vergöttert, es mag gut oder ſchlecht ſeyn, wenn es nur neu iſt; die Seuche der Schöngeiſterey und des gelehrten Nimbus, welche nicht blos die Männer ſondern auch die Weiber angeſteckt hat — und die Weiber ſpielen eine Hauptrolle in dem Revolutionsweſen unſerer Zeiten, was weder in der Schweitz, noch in England, noch in Holland, noch in Amerika der Fall war.

3.

Aus dem Tagebuche eines Engländers, auf ſeiner italieniſchen Reiſe.

Wenn man ſeinen Weg durch Frankreich nimmt, ſo geht man gewöhnlich über Lyon. Man rechnet von Lyon bis Turin 35 Poſten, oder 193 engliſche Meilen, die man in 56 Stunden zurücklegen kann.

Pont-Beauvoiſin, neun Poſten von Lyon, iſt der franzöſiſche Grenzplatz. Ein Flüßchen theilt den Ort in zwey Theile, von welchen der eine nach Frankreich, der andre nach Savoyen gehört.

Kaum hat man die franzöſiſche Grenze hinter ſich, ſo bemerkt man leicht eine Veränderung im Klima, Volke und der Gegend. Die Savoyiſche Gebirge gewähren dem Blick des Reiſenden ein ganz neues Schauſpiel. Wälder, Felſen, Abgründe, Waſſerfälle, Ströme, bilden die intereſſanteſten Landſchaften für jeden der die Schönheiten der rohen Natur liebt; andere hingegen finden das Land wild und abſcheulich. Unterdeſſen iſt dieſe Straße ſicher und gut, und ſogar an vielen Orten ſchön.

Von Pont-Beauvoiſin begiebt man ſich nach Chambery. Dieſe Stadt iſt zwar die Hauptſtadt von Savoyen, allein ſie enthält nichts, was für die Aufmerkſamkeit des Reiſenden vorzüglich anziehend ſeyn könnte. Die Lage iſt ſehr ſchön. Sie liegt in einem weiten herrlichen Thal, das reich an allen den Gegenſtänden iſt, welche ein ſchönes Land erzeugen können; aber es iſt eine arme und ſchmutzige Stadt, die Häuſer haben etwas Finſteres, die Gaſſen ſind enge und die Klöſter und andere öffentliche Gebäude haben ein dürftiges Ausſehen. Vom herzoglichen Pallaſt ſteht blos das Schloß noch. Die Wohnung des Kommendanten überſieht die Stadt und die ganze umliegende Gegend. Man ſpielt da franzöſiſche Komödie und zur Karnevalszeit hat man Maskenbälle.

Viele Engländer gehen von Lyon auf Genf, welches ein Umweg iſt, oder ſtatt Paris und Lyon zu berühren, von Calais auf Dijon, von Dijon über Dole nach Genf. Und dieſer Weg läßt ſich in 81 Stunden zurücklegen, ſtatt daß man über Paris und Lyon deren 21 mehr braucht.

Von Genf aus thut man am beſten, Pferde bis Chambery zu miethen, weil auf den Stationen, ehe man in die große Poſtſtraße kommt, es zuweilen an Pferden mangelt. Von Genf bis Chambery ſind ſieben Poſten, die der Genfer Miethkutſcher unter zwölf Stunden nicht zurücklegt. Der Reiſende, den dieſe Tagereiſe zu ſtark drückt, kann von Genf erſt des Nachmittags abreiſen, zu Frangy ſchlafen und ſo kommt er den andern Tag zeitig genug nach Chambery, um dieſe Stadt in Augenſchein zu nehmen.

Montmelian 1½ Poſten von Chambery hat eine ſehr reizende Lage am Eingange dreier Thäler. Der Gaſthof liegt nicht in der Stadt, ſondern eine halbe Stunde dieſſeits, und es geht von da ſehr ſteil bergauf, und wenn man über den Berg iſt, ſo läuft der Weg durch ein ſchmales Thal, das in beſtändigen Krümmungen ſich fortzieht. Der Wein um Montmelian wird ſehr geſchätzt. Man trift nun lauter elende Städtchen und Dörfer und ein Land an, wo die gröſte Armuth und Unſauberkeit herrſcht. Die ehrlichen, ſimpeln und frugalen Bewohner haben ſehr wenig Feld, das ſie bebauen können, und ſcheinen auch nicht die beſte Geſundheit zu genießen.

Aiguebelle liegt in einem Grund, der von Bergen ganz nahe eingeſchloſſen iſt. Es iſt ein bloßes anſehnliches Dorf, deſſen Häuſer zerſtreut liegen; ſobald man über Aiguebelle hinaus iſt, bekommt man häufig Kröpfe oder dicke Hälſe zu Geſicht.

St. Jean de Maurienne war vorzeiten die Reſidenz der Grafen dieſes Landes. Es liegt mitten in den höchſten Alpen, in einem Thale von mittelmäßiger Breite. Die Wege ſind ziemlich gut, ausgenommen in den Städten, die ſchlecht gepflaſtert und nur ſo breit ſind, daß ein Wagen durch kann. Ueberhaupt aber ſind dieſe Wege ſehr ſchmal: und darüber muß man ſich nicht wundern, denn oft iſt kaum ſo viel Platz, als man zu dem ſchmalen Wege zwiſchen dem jähen Gebirge und dem wilden Waſſerſtrom brauchte. An manchen Stellen iſt man ſogar gezwungen geweſen, in den Felſen zu arbeiten, um die Straße zu führen. In den Stellen, wo das Thal ſich etwas ausbreitet, liegt gewöhnlich ein elendes Dörfchen.

Einige dieſer Dörferchen ſind in dem Bette des wilden Stroms ſelbſt angelegt, als ob man dadurch ſo viel Land als möglich zum Feldbau hätte erſparen wollen.

len. Gegen die Arche zu geht der Weg faſt beſtändig bergauf und bergab. Die Arche iſt ein Fluß, welcher auf dem Berg Iſeren entſpringt, und ohnweit Montmelian ſich mit der Iſere vereinigt. So wie man weiter kommt, werden die Gebirge höher und ſteiler, bis endlich der Weg zu einer engen Kluft wird, und bis Lanebourg man ſehr lange und ſehr jäh bergan ſteigt. Lanebourg liegt am Fuße des Berges Cenis. Es enthält ohngefähr 220 Häuſer und 100 Träger ſind beym Syndic eingeſchrieben, um zum Transport der Reiſenden über den Berg, jeder nach ſeiner Reihe, gebraucht zu werden.

Die Gaſthöfe ſind auf dieſem Wege abſcheulich. Wer Strapazen aushalten kann, thut wohl, ſeine Reiſe fortzuſetzen, ohne ſich aufzuhalten. Zu Chambery, Aiguebelle, St. Jean de Maurienne und Lanebourg trift man noch die beſten Herbergen an. Man muß ſuchen zur Reiſe über den Cenis den ganzen Tag vor ſich zu haben, damit man ohne zu große Uebereilung und mit Muße ſeinen Wagen aus einander nehmen und wieder zuſammenſetzen laſſen, und den Abend noch bis Suſa kommen kann. In dem Fall trift man mit leichter Mühe den Tag darauf noch zum Mittagseſſen in Turin ein. Die Paſſage von Lanebourg bis Novaleze läßt ſich bequem in vier, höchſtens in fünf Stunden machen. Sie iſt nichts weniger, als fürchterlich; wenigſtens vom May bis in October nicht, es mag freilich einige Gefahr vorhanden ſeyn, wenn es einen ſtarken Schnee gelegt hat, oder wenn ein heftiges Ungewitter kommt, oder ein ſtarkes Thauwetter einfällt; zu jeder andern Zeit aber hat man keine andere Unannehmlichkeit zu fürchten, als die Unannehmlichkeit des Auseinandernehmens des Wagens. Aber dieſe Leute wiſſen das ſo geſchickt zu machen, und ſetzen den Wagen ſo leicht wieder zuſammen, daß es dem Reiſenden mehr Vergnügen als Unruhe macht.

Wenn man einen Vetturini zu Lyon oder Genf miethet, ſo dingt man mit ihm aus, daß er die Koſten der Bergreiſe übernimmt, ſeine Foderungen richten ſich nach der größern oder geringern Anzahl der Reiſenden. Für zwey Pferde bezahlt man acht bis eilf Carolin, außer einem Trinkgelde von einem ganzen oder halben Carolin bey der Ankunft. Der gewöhnliche Preis iſt acht Carolin. Hat man keinen eigenen Wagen, und bedient man ſich der Sedia eines Vetturini's, ſo begnügt er ſich vielleicht an 7 Carolin, in Hofnung, zu Turin wieder eine einträgliche Rückfracht zu bekommen. Für dieſe Summe hält er euch unterwegens in allem frey, das Frühſtück und die Trinkgelder in den Wirthshäuſern ausgenommen. Er übernimmt auch die Koſten des Transports der Perſonen und ihres Gepäckes über den Cenis bis auf die kleinen Trink- und Weingelder für die Träger.

Blos auf dieſem Wege und auf der Reiſe von Rom nach Neapel iſt es vortheilhaft, ſich der Vetturini's zu bedienen; es wäre denn, daß die Finanzen des Reiſenden ihn in Nothwendigkeit ſetzten, dieſe Reiſeart überall zu wählen. Wer mit Poſt über den Cenis geht, kommt in die Verlegenheit, den ganzen Bergtransport ſelbſt beſorgen zu müſſen. Zwar iſt ein Tarif vorhanden, welcher beſtimmt, was man nach den verſchiedenen Jahreszeiten für die Maulthiere zum reiten, für den Transport des Gepäckes, für die Führer, für die Träger, für das Zuſammenſetzen und Auseinandernehmen des Wagens u. ſ. w. zu bezahlen hat. Sowohl zu Lanesbourg als zu Novaleze befindet ſich ein Syndikus, welcher beſtimmt, wie viel Leute zu dem allen erforderlich ſind, der ſehr dienſtfertig und höflich iſt und eine kleine Vergeltung nicht verſchmäht.

Man hat die Wahl, ob man über den Berg auf Maulthieren reiten oder ſich in Seſſeln von Menſchen tragen laſſen will. Dieſe Seſſel ſind Lehnſtühle mit geflochtenen Sitzen und Rücken ohne Arme und mit einem Fußſchemel; zwey Männer tragen ſie an zwey durchgeſteckten Stangen. Die Träger ſind ſehr ſtarke und gewandte Leute. Sie thun nie einen Fehltritt und gehen ſicher ſelbſt in den ſchlimmſten Wegen, wobey ſie ſo flink auf den Beinen wie Gemſen ſind. Sie löſen ſich einander von Zeit zu Zeit ab. Ihre große Geſchicklichkeit und Gelenkſamkeit zeigt ſich ſonderlich bey den öftern Zickzack, welche der Weg Berg unten macht. Jede Perſon bekommt ſechs bis zehn von dieſen Trägern nach Verhältniß ihrer Schwere. Der Preis eines Trägers iſt funfzig Savoyiſche Sous. Eben ſo viel zahlt man für ein Maulthier zum Tranſport des Gepäckes; hingegen nur vierzig Sous für ein Maulthier zum Reiten. Ein Maulthier iſt nicht gezwungen, mehr als $3\frac{1}{2}$ Centner zu tragen; wenn daher der Kutſchkaſten mehr wiegt, ſo können die Träger ſo viel verlangen, als ſie wollen. Zu Suſa iſt ein Wagen vorräthig, den man miethen kann, wenn man es vorher auf der andern Seite des Berges zu wiſſen thun läßt. Seit kurzem hat man noch mehrere bedeckte Wagen angeſchaft. Der Weg bergan iſt keiner von den ſchlimmen und läßt ſich in $1\frac{1}{2}$ Stunde zurücklegen. Man trift auf dem Gipfel eine Fläche an, die ohngefähr fünf engliſche Meilen lang iſt. Es iſt ein ſchöner Raſenplan, über welchen man im vollen Sprengen und voller Sicherheit hinjagen kann. Ein ſchöner See voll herrlichen Forellen nimmt einen Theil dieſer Ebene ein, und man hat es oft als einen außerordentlichen Umſtand angeführt, daß es auf dem Gipfel des Berges Cenis einen See gäbe. Aber dieſe Ebene iſt eigentlich nur ein Thal, oder ſehr hoch gelegene Bergkluft und rings um ihr her thürmen ſich

viele

haupt funfzehn Monaten nach Calcutta zurückkam, nachdem er ſeinen Auftrag zur völligen Zufriedenheit der Regierung ausgerichtet hatte. Ich habe Urſach zu glauben, Herr Bogle werde dereinſt der Welt eine Nachricht von dieſer ſeiner Reiſe mit Anmerkungen über die natürliche und politiſche Verfaſſung des Landes mittheilen. Erlauben Sie mir jetzo nur, einige wenige Particularien, die ich ſeinen Briefen und andern Papieren zu danken habe, zu erwähnen.

Herr Bogle theilt das Gebiet des Delai Lama in zwey unterſchiedne Theile. Was unmittelbar an Bengalen ſtößt, und von den Einwohnern Docpo genannt wird, nennt er zum Unterſchied Boutan. Dem andern Theil aber, der ſich nordwärts ſo weit, als die Gränzen der Tartarey erſtreckt, und von den Einwohnern Pu genannt wird, legt er den Namen Thibet bey. Boutan wird von dem Dah Terriah oder Deb Rajah beherrſcht, wie ich bereits erwähnt habe. Es iſt voll ſteiler und unzugänglicher Berge, deren Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt ſind. Sie werden von tiefen Thälern durchſchnitten, durch welche zahlloſe Flüſſe laufen, die in ihrem Laufe anſchwellen, und zuletzt, wenn ſie die Ebne erreichen, ſich in den großen Strömen von Bengalen verlieren. Die Berge ſind an den Seiten herab mit Wäldern und anſehnlichen Hölzungen von unterſchiedner Art bedeckt, deren einige, als Fichten ꝛc., auch in Europa bekannt, andre aber dem Lande und dem Klima eigen ſind. Diejenigen Thäler und Seiten der Hügel, welche bebaut werden können, ſind nicht unfruchtbar, ſondern bringen Waizen, Gerſte und Reis hervor. Ihre Einwohner ſind ein ſtarkes, kriegeriſches Volk, kupfrigt von Geſichtsfarbe, in Vergleichung mit den Europäern von mehr als mittelmäßiger Natur, von übereilter und zänkiſcher Gemüthsart, und ſehr zum Gebrauch hitziger Getränke verwöhnt; übrigens aber ehrlich im Umgange, ſo daß gewaltthätige Beraubungen bey ihnen eine ganz unbekannte Sache iſt. Ihre viele Bergſpitzen, die um viele hundert Fuß höher ſind. Der See fällt ſich von dem Schneewaſſer an, das von dieſen Spitzen ſchmilzt und durch die Spalten und Ritzen trieft. Aus dieſem See entſpringt der Fluß Daura, und folglich kann er auch als eine von den Quellen des Po's angeſehen werden. Man pflegt in einem Wirthshauſe neben dem Spital einzukehren, und die Träger ruhen zu laſſen.

Sobald man die Ebene zurückgelegt hat, fängt man an, nach Piemont hinabzuſteigen. Der Anblick der hohen Fichten, Lerchen und Kaſtanienbäume zu beiden Seiten, der natürlichen Waſſerfälle und Bäche, die ſich rauſchend vom Berge ſtürzen, bilden eine anziehende Mannigfaltigkeit von ſchrecklichen und angenehmen Gegenſtänden. Von der St. Nikolas Ebene erblickt man einen ſchönen Waſſerfall, und auf dem halben Weg zwiſchen dem großen Kreuz und Novaleze kommt man durch ein elendes Dorf, la Ferriere genannt. Man braucht wenigſtens zwey Stunden, um Novaleze zu erreichen; es geht ſehr jäh bergab, aber der Weg iſt nicht gefährlich.

Wer im Winter aus Italien über den Berg Cenis zurückkehrt, wo der Berg mit Schnee bedeckt iſt, fährt ihn auf Schlitten oder Ramaſſen nach Savoyen hinab. Dieſer Weg nach Lanebourg hinab iſt ebenfalls ſehr jäh und erfordert wegen der Menge Krümmungen und Zickzacks, die man machen muß, beinahe eine Stunde; aber im Winter iſt der ganze Abhang des Berges mit einer gleichen und feſten Schneekruſte überzogen; und der Führer des Schlittens, der ihn blos mit dem Fuß die nöthige Lenkung giebt, fährt den Reiſenden in nicht länger denn zehn oder zwölf Minuten hinab, ohne daß der Reiſende die geringſte Gefahr zu beſorgen hat, ſelbſt nicht in dem Fall, wenn der Schlitten umwerfen ſollte, welches zuweilen geſchieht. Man nennt das, ſich ramaſſen

maſſen laſſen, und der Ort der Abfahrt heißt die Ramaſſe.

Novaleze iſt ein armes Dorf mit einem mittelmäßigen Wirthshauſe. Hier iſt das erſte piemonteſiſche Mautamt. Ein Reiſender muß ſich vorzüglich in Acht nehmen, weder Taback noch irgend etwas neues von ausländiſchen Waaren bey ſich zu haben.

Wenn man Suſa nicht den Abend vorher hat erreichen können, ſo muß man von Novaleze um neun oder zehn Uhr früh aufbrechen, um vor zehn Uhr Abends gewiß zu Turin zu ſeyn; denn ſpäterhin ſind die Thore verſchloſſen. Der Weg von Novaleze bis Suſa iſt holpericht, ſchlimm und ſehr abſchüſſig, und die Stadt eben nicht ſehr anſehnlich. Man paſſirt die furchtbare Feſtung Brunetta längs einer ſchmalen Bergkluft, welche bey dem Paß, der Paß von Suſa genannt, ſich noch enger zuſammen zu ziehen ſcheint, aber alsdenn merklich ſich ausbreitet. Es iſt die Schutzwehr von Italien und der Schlüſſel zu Piemont. Man ſagt, die Feſtungswerke verdienten in Augenſchein genommen zu werden; allein ſelten erhält man Erlaubniß dazu. In den Gärten des Schloſſes zu Suſa ſieht man einen Triumphbogen, der unter Auguſts Regierung errichtet worden.

Rivoli liegt nur zwey Stunden von Turin entfernt. Der König von Sardinien hat hier ein Landhaus wo Victor Amadeus eingeſperrt wurde und ſtarb. Dieſes Landhaus iſt ſehr gut gelegen und überſieht eine weite Ebene, welche Turin ſchließt. Der Weg nach der Hauptſtadt iſt ſchön, breit, gerade und mit zwey Reihen ſchöner Ulmen beſetzt.

Zwiſchen dem Berg Cenis und Turin giebt es ländliche und romantiſche Ausſichten, und zu gewiſſen Jahreszeiten haben die Wieſen und Ebenen ein ſo ſchönes

Grün wie in England; ſie werden von der Dora gewäſſert, die ungeſtüm von den Alpen ſtrömt.

Man kann von Lyon nach Turin mit der Poſt in 3½ oder vier Tagen, mit einem Vetturini in ſechs oder ſieben kommen; aber alsdann muß man ſehr frühe aufbrechen, und langt erſt ſpät in der Nacht an. Indeſſen giebt es viele Perſonen, welche das Reiſen mit Vetturini's vorziehen, weil es nicht ſo koſtbar iſt, mit weniger Unbequemlichkeiten verbunden und man mehr Zeit hat, ſich umzuſehen; aber freilich muß man ſich mit einem großen Vorrath von Geduld rüſten, denn man legt in der Stunde keine drey Engliſche Meilen zurück, und iſt der Gefahr ausgeſetzt, in ſchlechten Gaſthöfen herbergen zu müſſen.

Wenn man die Reiſe zur See vorzieht, ſo kann man von Lyon über Avignon, Aix, Marſeilles und Toulon, oder wenn man dieſe beiden letzten Städte ſchon geſehen hat, von Aix gerade nach Antibes gehen. Dieſe letztere Stadt iſt die Grenze von Frankreich nach Italien zu, ziemlich gut befeſtigt und hat Beſatzung. Die Stadt iſt klein, der Hafen ſicher, aber hat nicht Waſſer genug beym Eingang, um große Schiffe aufnehmen zu können. Das umliegende Land iſt weit anmuthiger, als die Gegend von Nizza. Es iſt nicht ſo eingeſchloſſen von Bergen, die ſich in einer weit größern Entfernung vom Meer als auf der andern Seite der Bucht hinziehen. Sie hat ſehr angenehme Promenaden längs der Küſte hin, gegen das Ende des Aprils ſteht das Korn ſchon in Aehren, die Kirſchen ſind um dieſelbe Zeit ſchon reif und die Feigen fangen an, ſchwarz zu werden.

Zu Antibes miethet man eine Filucke, um ſich nach Genua oder Livorno zu begeben. Es iſt dieſes ein offenes Fahrzeug, mit einem Patron oder Schiffer, und acht bis zwölf Ruderern, die bald das Segel, bald das Ruder gebrauchen, und wenn die See ruhig iſt, euch in zwey Tagen nach Genua bringen. Bey dem geringſten Anſchein von Sturm aber wagen ſie es nicht, ſich von der Stelle zu begeben, und wirklich iſt auch eine Filucke für eine ſtürmiſche See nicht gemacht. Man bezahlt acht Zechinen oder ohngefähr vier Guineen dafür. Man läuft zu Monako ein, einer kleinen Stadt von acht bis neunhundert Seelen, die Beſatzung ungerechnet. Sie iſt auf einen Felſen gebaut, der weit ins Meer vortritt, und hat ein ſehr romantiſches Anſehen. Das Fürſtenthum beſteht aus drey kleinen Städten und hat keinen beträchtlichen Umfang. Der Boden iſt größtentheils unfruchtbarer Felſen.

Von da kommt man nach Vintimiglie, wo das genueſiſche Gebiet ſeinen Anfang nimmt, und nach St. Remo, einer anſehnlichen Stadt auf dem Abhang eines Hügels mit einem Hafen für kleine Schiffe. Die Hügel umher ſind mit Orangen-, Zitronen-, Granat- und Oelbäumen bedeckt.

Onilla iſt eine kleine befeſtigte Stadt, welche dem Könige von Sardinien gehört. Ihr Boden iſt reich an Oelbäumen und bringt das beſte Oel an der ganzen Küſte hervor. Die kleine Stadt Albenga iſt der Sitz eines Biſchofs, liegt am Meer und die Produkte beſtehen in einer großen Menge Hanfs. Final iſt die Hauptſtadt eines Marquiſat's, das den Genueſern gehört. Die Stadt iſt ziemlich gut gebaut, aber der Hafen hat wenig Tiefe, iſt offen und unſicher, das Land hat einen Ueberfluß an Oel und Obſt, ſonderlich an vortreflichen Aepfeln pomi carli genannt. Noli iſt eine kleine Republik von Fiſchern, die Unterthanen von Genua, aber auf ihre Freiheiten ſehr eiferſüchtig ſind. Die Stadt iſt ziemlich gut gebaut und wird durch ein Schloß vertheidigt; aber der Hafen will wenig bedeuten. Saronna iſt eine groſe Stadt mit einer ſtarken Citadelle und einem Hafen, der die größten Schiffe aufnehmen könnte, der aber zum Theil verſtopft iſt. Von Savonna kommt man durch Albiſola, Seſtriponente, Novi, Voltri, und an prächtigen Landſitzen und Palläſten des Genueſer Adels vorbey, bis man die ſchöne Vorſtadt St. Potro d'arena und Genua erreicht. Die ganze Riviera iſt überall, wo das möglich war, wie ein Garten angebaut und die Anpflanzungen erſtrecken ſich ſogar bis auf die Gipfel der Hügel, mit Dörfern, Schlöſſern, Kirchen und Landſitzen untermiſcht. Zu Genua ſteht es nun in jedes Belieben, ob er zu Lande oder zu Waſſer ſeine Reiſe fortſetzen will.

Man kann ſich auch zu Nizza ſtatt zu Antibes einſchiffen, oder man reiſt von da zu Lande, längs den Corniche oder Col du Tende hin: doch dieſer Weg kann nicht anders, als zu Pferde oder auf Maulthieren oder in einem Tragſeſſel zurückgelegt werden, denn er iſt ein bloßer ſchmaler Pfad, der an Abgründen hinläuft. Sobald man aus Nizza iſt, erſteigt man den hohen und ſteilen Berg Scavena. Chiandola, ſechs Poſten von Nizza, hat eine ſehr pittoreske Lage. Eine Stunde weiter kommt man zu dem Flecken Saorgio, der auf ſeiner Bergſpitze, wie in der Luft, zu ſchweben ſcheint. Von Chiandola bis Tende geht der Weg an dem Bette eines wilden Waſſers hin.

Tende iſt die Hauptſtadt einer Grafſchaft, und giebt dieſer alten Paſſage ihren Namen. Man braucht drey Stunden, um hinauf- und zwey um wieder hinab zu kommen, es wäre denn, daß der Berg voll Schnee läge, denn alsdenn kann man in Schlitten nach Limoni in einer kleinen Stunde fahren. Zwiſchen Limoni und Coni bekommt man die Berge Viſo und Seni, erſteren in einer Entfernung von vierzig und letzteren in einer Entfernung von ſiebzig engliſchen Meilen zu Geſicht. Koni, eine ſtarke Feſtung, welche man die Jungfer nennt, weil ſie noch niemals eingenommen worden, liegt am Zuſammenfluß der Stuva und des Gaſſo, die in der Nachbarſchaft mehr denn fünfhundert Morgen Landes verwüſtet haben, aber demohngeachtet zur Befruchtung dieſes Theils von Piemont vieles beitragen, und in dieſer Rückſicht von großem Nutzen ſind. Von Limoni bis Coni wird das Thal theils von dem Gaſſo, der ſehr gut geleitet iſt, theils von Vormenage gewäſſert, die ebenfalls zu dem Ueberfluß an Getraide und Heu, wovon dieſes Thal ſo reich iſt, das ihrige beiträgt. Zu Polrino kommt man in die große Heerſtraße, die von Turin nach Genua geht.

Nizza liegt in einer kleinen Ebene, die gegen Weſten durch den Var, der ſie von der Provence ſcheidet, gegen Süden durch das mittelländiſche Meer und gegen Norden durch die Seealpen begrenzt wird, welche hinter der Ebene in ſanft ſich erhebenden Hügeln anfangen, und ſo unmerklich bis zu der Höhe der Gebirge empor ſteigen, und ein Amphitheater bilden, die zu Monatlban endet. Dieſer letzte Ort tritt in das Meer vor und ſcheint gegen Oſten über der Stadt wie in der Luft zu hängen. Der Fluß Paglione, der oft von Regen und Schneewaſſer anſchwillt, fließt dicht an den Mauern der Stadt vorbey, und ergießt ſich gegen Weſten ins Meer.

Die Gegenden um Nizza ſind ſehr anmuthig. Die ganze Ebene iſt gut angebaut, und es wachſen da Wein, Granaten, Aepfel, Mandeln, Pommeranzen, Limonien, Zitronen und Pergamotten; die Oelbäume beſchatten die Anhöhen bis zum Gipfel hinauf, niedliche Caſſino's und weiße Landhäuſer liegen hier und da zerſtreut, die Gärten ſtehen voll Roſen und andern Blumen, welche den ganzen Winter durch blühen. Man ſieht zu Weihnachten die Landwirthe beſchäftigt, die Oliven auf den Hügeln, und in den Thälern die Orangen und Zitronen zu pflücken, Gras zu mähen und Heu zu machen, was viermal im Jahre geſchieht. In den Wintermonaten iſt es zu Nizza ſo warm, wie in England im May, und die Luft iſt da ſo heiter, ſo rein, daß man ganze Monate lang den ſchönſten blauen Himmel ohne Wolken ſieht.

Wie man ſagt, ſo zählt Nizza 12000 Einwohner, ob gleich ihr Umfang kaum eine engliſche Meile beträgt. Die Gaſſen ſind enge, die Häuſer von Stein, aber die Fenſter faſt durchgehends von Papier. Der Hafen wird durch einen Molo vertheidigt; auf der einen Seite iſt eine Hauptwache und eine Batterie von ſieben Kanonen, auf der andern eine Fabrik zum Seiden Zwirnen, ein Kaffeehaus und eine Schenke für die Seeleute. Es iſt ein Freihafen, der gewöhnlich voll kleinen Sardiniſchen, Italieniſchen und Spaniſchen Schiffen liegt, welche mit Salz, Wein und dergleichen beladen ſind.

Die Promenaden ſind ſehr angenehm und abwechſelnd, aber die Küſte iſt ſehr eingeſchränkt, ſteinicht und unangenehm, zwey Fahrwege ausgenommen, wovon der eine längs dem Meer, bis zum Varfluſſe, und der andere vom neuen Thor, auf die Turiner Landſtraſſe zwiſchen zwey hohen Bergen am Bachnolesfluß hingeht.

Der Markt iſt ziemlich gut, mit Fiſchen, Rind- Schwein- Schaaf- und Kalbfleiſch verſehen. Die hieſigen Lämmer ſind klein und nicht fett; das Geflügel iſt auch ſehr mittelmäßig und theuer; die Butter iſt gut und wohlfeil. Man hat den ganzen Winter hindurch grüne Erbſen, Spargel, Artiſchocken, Blumenkohl, Bohnen, Cichorien, Kohl, Salat, Kartoffeln aus dem Gebirge, weiße Moosſchwämme und vortrefliche Trüffeln. Das Winterobſt beſteht in Oliven, Orangen, Limonien, Zitronen, getrockneten Feigen, Weinbeeren, Mandeln, Aepfeln, Birnen, Kaſtanien, Nüſſen, Haſelnüſſen,

ſelnüſſen, Granatäpfeln, Miſpeln, Lazerolen, Lorbeerbeeren und dergleichen. Es giebt wild wachſende Kapergeſträuche und Palmbäume in den Nachbarſchaften, auch ihre Datteln werden hier reif. Es giebt im May Walderdbeeren, Anfang Junius Kirſchen, nach welchen Aprikoſen und Pfirſichen folgen. Die Weinbeeren ſind groß und ſüß, die Melonen ſehr wohlfeil und wohlriechend; man bekommt vortrefliche Melonen aus Antibes und Sardinien. Der Wein iſt ſehr gut und wohlfeil. Die Weinhändler verfälſchen ihn, aber man kann von den Bauern weißen und rothen Wein rein und ſehr wohlfeil bekommen, wenn man eine Quantität zuſammen nimmt. Der Tavelle Wein aus Languedoc wird mit ſechs Sous die Flaſche, der ſüße St. Lorenzo Wein mit acht oder neun Sons, und ſehr guter Malaga mit vier bis fünf Sous bezahlt.

Das Trinkwaſſer iſt ſehr ſchlecht und wird aus ſehr tiefen Brunnen geſchöpft. Das einzige Waſſer aus dem Brunnen des Dominikaner Kloſters auf dem großen Platz iſt trinkbar, wenn man es einige Zeit in die Luft ſtellt, ſo wird es ſüß und gut. Man zählt hier zehn Mönchs- und drey Nonnenklöſter. Der Adel iſt zahlreich, aber der größte Theil ſtammt von reichen bürgerlichen Geſchlechtern, die ſich den Adel gekauft haben. Alle Abende iſt Aſſemblee bey dem Kommendanten, und während des Karnevals zwey oder dreymal die Woche Ball.

Die Inſekten, die hier in groſſer Menge ſind, gerathen nie in Betäubung, ſondern fallen den ganzen Winter hindurch höchſt beſchwerlich; man ſpannt deswegen Mückennetze um ſeine Betten, weil ohne dieſe Vorſicht es nicht möglich ſeyn würde zu ſchlafen. Die Häuſer zum vermiethen, ſind gewaltig theuer, ſowohl in der Stadt als auf dem Lande. Die Landhäuſer in der Nachbarſchaft ſind im Winter feucht und faſt alle ohne Kamine; im Sommer ſind ſie heiß und voll Ungeziefer. Eine Wohnung in der Stadt, die aus einem Speiſezimmer, Küche, drey Schlafzimmern, zwey oder drey Bedientenſtuben und einem Garten beſteht, koſtet ohngefähr zwanzig Carolin, und man muß ſie auf ein ganzes Jahr miethen. Man kann Meubeln monatlich für zwey Carolin zur Miethe bekommen, oder man kauft ſich ſo viel Mobilien, als man nöthig hat, für 60 Guineen; aber alsdann löſet man kaum ein Drittel von dem, was ſie gekoſtet haben, bey ſeinem Weggehen daraus. Man thut wohl, bey allen Kontrakten, die man ſchließt, bis in das geringſte Detail zu gehen.

Die Einwohner dieſes Landes beſchäftigen ſich mit dem Feld- und Gartenbau, ſie keltern Wein, machen Oel, Seile, ziehen Seidenwürmer auf und geben ſich mit dem Fiſchfang ab. Sie bauen vielen Hanf, Waizen, Reis, Gerſte, Hafer und eine anſehnliche Menge Maiskorn. Auf der Grenze von Nizza liegen ſchöne Wieſen, wo vortreflicher Aloe wächſt. Ueberhaupt gedeihen hier alle Pflanzengewächſe, und es giebt der wilden und aromatiſchen Kräuter eine große Menge.

Die Luft iſt ſehr trocken, elaſtiſch und ſtark mit Salz geſchwängert. Die Winde ſind ſehr veränderlich und in der Jahreszeit, wo die Sonne ſo heiß brennt, daß man ſich kaum im Freien bewegen kann, ohne in Schweiß zu gerathen, iſt der Wind gewöhnlich ſo heftig und ſchneidend, daß alle die ſchlimmen Folgen ſchnell verſtopfter Schweißlöcher, als: Flüſſe, hitzige Fieber, und Seitenſtiche, Rhaumatiſmen, und dergleichen daraus entſtehen. Die Oſt- und Nordoſtwinde wehen in den Monaten März, April und May faſt beſtändig, und weil ſie über die mit Schnee bedeckten Gebirge hinſtreichen, ſo ſind ſie ſehr ſcharf und durchdringend. Sobald der Schnee zu ſchmelzen anfängt, wird die Luft milder und balſamiſcher; aber dann iſt die Hitze in wenig Wochen unausſtehlich. Die Einwohner ſind den Fieberkrankheiten, Drüſengeſchwülſten, Rheumatiſmen, Scorbut, Geſchwüren und Hautausſchlägen ausgeſetzt. Lauter Krankheiten, die auch in andern Küſtenſtädten Italiens gemein ſind; doch ſcheint der Morasmus die gewöhnlichſte da herrſchende Krankheit zu ſeyn.

Schwächliche Perſonen können in den Monaten März und April wegen der kalten Winde ſich nicht ohne Gefahr in die freie Luft wagen. Der Herbſt iſt gewöhnlich hier ſehr feucht. Auf der andern Seite des Var's, ſieben engliſche Meilen von Nizza, in der Stadt Groſſe, oder in ihrer Nachbarſchaft kann man ſich im Sommer, oder im Herbſt angenehmer als zu Nizza aufhalten. Groſſe liegt in der Provence, am Abhange eines Hügels. Die Luft iſt daſelbſt in der heißen Jahreszeit ſehr lieblich und milde, nur nicht für Perſonen, welche einen Anſatz zum Scorbut haben, denn die ſtarke Ausdünſtung des Meeres ſchwängert die Luft ſo mit Salztheilchen, daß die Oberfläche des Körpers wie mit einem Salzfirniß überzogen wird.

Wer in Italien die Koſten der Reiſe mit Extrapoſt ſcheut, trift, wie ich ſchon mehrmals geſagt habe, in allen Gegenden Italiens Vetturini's oder Miethfuhrleute an, welche von einem Orte zum andern Wagen und Pferde oder Maulthiere um einen gewiſſen beſtimmten Preiß vermiethen. Es iſt das die gewöhnliche Art, wie die Italiener, ſelbſt die Vornehmen zu reiſen pflegen. Ein Fremder muß mit ihnen ſchriftlich ſowohl über den Preiß, als über die Zeit, ſo lange er unter Weges ſeyn will, und wo ſie einkehren oder das Nachtlager halten ſollen u. ſ. w. akkordiren. Der Preiß iſt verſchieden und richtet ſich nach den Umſtänden. Sie werden immer wenigſtens ein Drittel von ihrer Foderung nachlaſſen, und manchmal trift man Retourkutſchen an, die ſehr wohlfeil ſind. Dergleichen Fuhrwerke vornehmſte Stadt iſt Taſſay Seddein am Patchoo gelegen; Thibet fängt ſich eigentlich von der höchſten Spitze des Caucaſus an, und erſtreckt ſich von da in der Breite bis an die große Tartarey, und vielleicht bis an das Gebiet des Rußiſchen Reichs. Herr **Bogle** ſagt, wenn man einmal den Gipfel der Boutaniſchen Berge erreicht habe, ſo ſteige man nicht in gleichem Verhältniſſe an der Seite von Thibet wieder herunter, ſondern komme auf noch ſtets ziemlich erhabnen Boden durch Thäler, welche geräumiger, und nicht ſo tief, als die zurückgelegten, und über Berge, welche weder ſo ſteil, noch dem Anſehn nach ſo hoch als jene ſind. Außerdem beſchreibt er das Land als das nackeſte und wüſteſte, das er je geſehn. Die Wälder, welche in Bouton allenthalben die Berge bedecken, ſind hier völlig unbekannt, und es iſt, bis auf einige wenige zerſtreute Bäume nahe bey den Dörfern nichts dergleichen zu ſehn. Das Klima iſt äußerſt rauh und ſtrenge. Zu Chamnanning, wo er überwinterte, und welches doch nur 31 Gr. 39 M. Breite hat, und nur 3 Grad nordwärts von Calcutta entfernt iſt, fand er den Thermometer in ſeinem Zimmer oft 29 Gr. unter dem Gefrierpunkt, nach Farrenheit; mitten im April war alles ſtehende Waſſer gefroren, und es fielen beſtändig ſtarke Schneeſchauer. Dies muß ohne Zweifel von der großen Höhe des Landes und von dem großen gefrornen Raume herrühren, worüber der Nordwind beſtändig vom Pole her herüber wehet, durch die weiten Wüſten Siberiens und der Tartarey, bis er endlich durch dieſen fürchterlichen Damm aufgehalten wird.

Die Thibetianer ſind von kleinerm Wuchs, als ihre ſüdlichen Nachbarn, und auch von nicht ſo robuſter Natur. Ihre Bildung iſt ſchöner, und ſie haben im Geſicht eine Röthe, welche in den übrigen öſtlichen Himmelsgegenden unbekannt iſt. Die, welche ich zu

Cal

werke ſind weder ſehr bequem noch zierlich, und die meiſten vorne offen. Der Vetturini übernimmt auch, wenn man will, die Beköſtigung auf der Reiſe. Gewöhnlich bezahlen ſie das Mittagseſſen mit drey Paoli die Perſon und das Abendeſſen, das Zimmer mit einbegriffen, mit vier Paoli. In den Städten bezahlt ein Fremder durchgängig jede Mahlzeit mit ſechs Paoli und das Zimmer noch beſonders. Man ſucht ihn gewöhnlich zu ſchnellen und macht ſich kein Gewiſſen daraus, ihm ſo viel abzunehmen, als möglich, ſonderlich, wenn er ein Engländer iſt. Gemeiniglich ſchildert man die italieniſchen Gaſthöfe als äußerſt ſchlecht. Einige ſind es auch; aber in den Hauptſtädten und an den Landſtraßen, die von Fremdem am meiſten beſucht werden, trift man auch recht gute an.

Sobald man in einer Stadt angekommen iſt, und wegen Tiſch und Logis akkordirt hat, muß man ſich einen Plan von der Stadt und das Buch anſchaffen, das zum Wegweiſer dienen kann. Es giebt faſt keine einzige Stadt in Italien, die nicht einen ſolchen Wegweiſer beſitzen ſollte, das ziemlich gut geſchrieben iſt, und wo man ſowohl das Gute, als das Schlechte und Mittelmäßige, das in der Stadt zu ſehen iſt, auf das umſtändlichſte beſchrieben findet.

Wer nicht von der Sucht beſeſſen iſt, den großen Herrn in der Fremde ſpielen zu wollen, wird in Italien zu einem ziemlich billigen Preiß leben können. Verſchiedene Perſonen haben mir verſichert, daß ſie zu Florenz, Siena und in andern Hauptſtädten die beſte Geſellſchaften beſucht, alle Bequemlichkeiten des Lebens, ausgenommen einen eigenen Wagen, genoſſen und nicht mehr als 100 Pfund Sterling jährlich, Kleidung und Nebenausgaben mit eingeſchloſſen, gebraucht hätten.

Zu Venedig, was jedoch nicht die Stadt in Italien iſt, wo man am wohlfeilſten lebt, kann ein Fremder ein gutes Zimmer täglich für 1 oder 2 Lire und eine gute Mittagsmahlzeit für 4 Lire haben, oder er kann ſich auch beides, Eſſen und eine niedliche Wohnung für 8 bis 12 Lire des Tags bedingen. Das Brennholz wird ihm ohngefähr einen Lire koſten; einem Bedienten giebt man monatlich 16 Lire mit dem Eſſen, und 60 oder 40 Lire, wenn er ſich ſelbſt beköſtigt. Eine Gondel zu miethen koſtet 4 Lire des Tages, miethet man ſie aber auf beſtändig, ſo bezahlt man monatlich 22 Lire für die Gondel, und 70 oder 80 für den Gondolierer.

Eine Privatperſon kann alſo zu Venedig mit einem Bedienten jährlich mit 70, und wenn er ſich eine Gondel hält, was das nehmliche als in einer andern Stadt ein Wagen iſt, mit 80 Pfund Sterling leben. Will er mit einer gewiſſen Annehmlichkeit leben, und ſich Bedienten und Gondel zugleich halten, (denn ich ſetzte oben voraus, daß er den Gondolierer ſtatt des Bedienten gebrauche,) ſo wird ſein Koſtenaufwand ohngefähr 120 Pfund Sterling betragen. Dazu kommen nun noch die Ausgaben für Kleidung, Schauſpiel, Kaffeehaus und dergleichen, lauter Dinge, die zu Venedig ſehr theuer ſind.

Ißt er zu Hauſe, was aber ſchwer halten wird, es wäre denn, daß er bey einer Familie äße, ſo würde ihm eine Köchin monatlich 11 Lire und wenn ſie ſich ſelbſt beköſtigt, 40 bis 50 Lire zu ſtehen kommen.

Dieſes wird hinreichend ſeyn, einen Begriff von der Art und Weiſe zu geben, wie ein Reiſender in Italien leben kann, der keinen unnöthigen Staat macht, ſich die Mühe nimmt, ſich nach dem wahren Werth der Dinge zu erkundigen, und ſich nicht betrügen läßt.

Ich habe oben den Weg über Calais und über Nizza beſchrieben. Ich will noch einen andern ſchildern, der ſeit einiger Zeit häufig gemacht wird, aber weniger allgemein bekannt iſt, den Weg über den großen Bernhard. Gäbe es kein Hoſpitz oder Kloſter auf dieſem Berge, ſo würde es eine Unmöglichkeit ſeyn, ihn im Winter zu paſſiren und ohngeachtet des Beiſtands, den man in dieſem Kloſter erhält, kommen doch jährlich eine Menge Perſonen im Schnee um, wie die Todtenknochen und Leichname in den beiden Kapellen bezeugen. Sobald der Sturm vorbey iſt, ſuchen die Bedienten des Kloſters, mit weinſtärkenden Waſſern und Lebensmitteln die Verunglückten auf der Seite nach Wallis zu bis zu einem Gebäude auf, das beſtimmt iſt den Wanderer und Reiſenden, die von einem ſolchen Wetter überfallen worden, zur Zuflucht zu dienen.

Das Kloſter liegt in einer hohen Bergkluft und iſt 8014 engliſche Fuß über dem mittelländiſchen Meere erhaben. Von der Stelle an, wo alle Vegetation aufhört, hat man noch zwey Stunden zu ſteigen; alle Abende fällt der Thermometer, ſelbſt im Sommer, bis zum Gefrierpunkt und ſelbſt noch tiefer.

4.

An die Franken und ihre Repräſentanten in Deutſchland, von einem freien deutſchen Biedermanne H. L. St***.

> Höre, ſo ſpricht der Herr dein Gott! — Jünglinge werden ihre Fürſten ſeyn und kindiſche über ſie herrſchen, — das Volk wird Schinderey treiben, einer über den andern, und ein jeglicher über ſeinen Nächſten. Der Jüngling wird ſtolz ſeyn wider den Aeltern und der Schelm gegen den rechtſchaffnen Mann — Ihr Weſen hat ſie dann kein Heel, ſie rühmen ihre Sünden wie die zu Sodom, und verbergen ſich nicht. Wehe, wehe über ihre Seelen, denn ſie bringen ſich damit ſelbſt ins Unglück! — Vergeblich iſt bey ihnen alles Ermahnen, denn ihr ganzes Haupt iſt krank, und ihr Herz über die Maaßen matt.
>
> Jeſaias der Prophet.

Hört meine Rede, — merkt auf meine Stimme ihr Franken, die ihr Deutſchlands Grenzen betretet habt! Wahrheit will ich euch ſagen, wie ihr ſie noch nicht höret!

Es iſt vor kurzem der Aufruf eines Mannes an uns Deutſche erſchienen, der unter dem Wuſte einer Menge von Worten Grundſätze vorträgt, die, wenn wir ſie in Ausübung bringen wollten, uns geradezu ins Verderben ſtürzen würden. Ich brauche es wohl nicht erſt zu ſagen, daß ich jene Worte meine, die euer Anführer Adam Phllipp Cůſtine oder vielmehr ſein Hel-

ferskershelfer, an die gedrückte Menſchheit in Deutſchland im Namen der Franken Republik redete. Gedrückte Menſchheit, zu dir redet er! Wo biſt du in Deutſchland? Biſt du wirklich in dem Lande zu finden, von dem die wahre Freiheit der Völker ausgieng? Nein, du biſt nur ein Geſchöpf ſeines Gehirns! Nirgends weiß man dich zu finden. Nirgends biſt du in Deutſchland — in dem Deutſchland, das längſt ſchon frey war, als Gallien noch unter dem Drucke ſeiner Deſpoten ſchmachtete, das noch frey iſt, da Gallien die Sklavenketten der Anarchie und Volkswuth trägt! Wo iſt der Deſpot, der in Vorurtheilen eingewiegte Menſch, der ſich einbildet, daß die Völker der Erde aus keiner andern Abſicht da ſind, als vor ihm zu knieen, und durch ihr Gold, wie durch ihren blutigen Schweiß, ſeinen Stolz, ſeine Habſucht und Wolluſt zu ſättigen? Wo lebt ein ſolches Ungeheuer? Wo iſt die Provinz, die noch eine ſolche Landplage ertragen muß? Redet freie Deutſchen, kennt ihr ein ſolches Land? Nein, es war nur ein Traum eines ſchwindelnden franzöſiſchen Bürgers, der nichts ſo ſehnlichſt wünſcht, als das Feuer, was Frankreich verzehrt, auch unter uns anzuzünden! Unſere Fürſten wiſſen es längſt, und beſonders ſeit dem Friedrich der Große es ihnen predigte, daß die Völker nicht um ihrentwillen, ſondern ſie um der Völker willen da ſind. — Unſere Fürſten wiſſen es längſt, daß man nur vor Gott knieen müſſe und nicht vor ihnen, weil ſie ſo gut Menſchen ſind wie wir. — Unſere Fürſten wiſſen es längſt, daß wir unſer Geld, nicht zur Befriedigung ihres Stolzes, zur Stillung ihrer Habſucht und zur Sättigung ihrer Wollüſte, in ihre Schatzkammern liefern, ſondern daß ſie nur Verwalter dieſer Güter ſind, um ſie zum Beſten des Staats zu verwenden. — Unſere Fürſten wiſſen es längſt, das das elende Wörtchen von, nicht die Fähigkeit

keit zur Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten entſcheide, ſondern nur allein Talente. Deswegen iſt es ihnen auch gleichgültig, ob die Staatsgeſchäfte von einem mit oder ohne von betrieben werden, wenn er nur ein brauchbarer und rechtſchaffener Mann iſt. — Unſere Fürſten wiſſen es längſt, ja ſie wußten es ſchon, als in Frankreich jene verfluchte Bluthochzeit gefeiert wurde, daß Intoleranz und Glaubenswuth das Mark der Staaten verzehrt, deshalb dulden ſie einen Jeden, der Gott fürchtet und recht thut. — Unſere Fürſten wiſſen es endlich längſt, daß ein fauler bigotter Prieſter dem Staat nichts nutzt, daß es Thorheit iſt, eine Menge müßiger Pfaffen auf Koſten ihrer übrigen Unterthanen zu ernähren; darum hoben ſie die Klöſter auf, verwendeten die Einkünfte derſelben zur Errichtung nützlicher Anſtalten, und zwangen die Prieſter, Seelſorger ihrer Gemeinden zu werden und ihnen den Weg zur Tugend und Rechtſchaffenheit zu zeigen.

Was wollt ihr denn alſo ihr Repräſentanten der Franken Nation in Deutſchland? Was wollt ihr in einem Lande, welches die Vorzüge nach denen ihr ſtrebt, ſchon lange beſitzt? Hier iſt für euch nichts mehr zu thun übrig! Doch was frag ich erſt, euer Aufruf ſagt ja was ihr wollt: ihr wollt Gerechtigkeit handhaben zwiſchen den Völkern und ihren Beherrſchern. Wahrlich man weiß nicht ob man über eure Träumereien lachen oder weinen ſoll! Ihr wollt Gerechtigkeit üben, ihr die ihr ganz vergeſſen zu haben ſcheint, was Gerechtigkeit iſt? Ihr wollt Gerechtigkeit üben, ihr die ihr ſelbſt die heiligſten Verträge mit Füßen tretet? Ihr wollt Gerechtigkeit üben, ihr die ihr erſt Menſchen verſichert ihr Eigenthum zu ſchonen und dann wie Räuberbanden in ihre Wohnungen fallt und raubt und plündert, ſo lange noch etwas zu rauben und zu plündern da iſt? Ihr wollt Gerechtigkeit üben, ihr die ihr Menſchen die euch nie beleidigten — die oft von eurer Exiſtenz kaum etwas wußten — die wehr- und waffenlos ſind, brandſchatzt und gefangen hinwegführt? Ihr, ihr wollt Gerechtigkeit üben, die ihr mit Eidſchwüren ſpielt? Ihr, ihr wollt Gerechtigkeit üben, die ihr ſelbſt die Altäre in euren eigenen Landen nicht ſchont, und die Gotteshäuſer, die eure Vorfahren — wenn auch aus frommer Einfalt, erbauten — niederreißt? O allmächtiges Weſen! bewähre doch jeden rechtſchaffenen Deutſchen vor einer Juſtitzpflege, wo der oberſte Richter die Geſetze der natürlichen Billigkeit nicht kennt! Nein, ihr ſeyd noch dieſelben Franzoſen, die ihr waret, als eure unvernünftigen Richter den braven Jean Calas zum Tode verurtheilten. Nur den Namen habt ihr geändert, eure Grundſätze nicht. Damals war es blinder Religionseifer, jetzt iſt es unbeſonnene Freiheitswuth. Hinweg alſo mit eurem Anerbieten, wir brauchen, wir wollen eure Handhabung der Gerechtigkeit nicht. Wir haben in Deutſchland Gerichtshöfe, wo kluge unverblendete Richter mit unbeſtechlicher Rechtſchaffenheit die Rechte des Bettlers ſo gut als die des Fürſten abwägen, und die uns ſchätzen, daß wir nie unſere Häupter unter das entehrende Joch des Deſpotismus krümmen dürfen! —

Was wollt ihr alſo in Deutſchland, ihr Repräſentanten der Franken Nation? Was das für eine Frage iſt. — Ihr bietet Verbrüderung, ihr bietet Freiheit uns an! Wahrlich ſchöne Sachen, ſchade, daß wir von beiden keinen Gebrauch zu machen im Stande ſind.

Es wäre nichts Sonderbareres in der Welt als eine ſolche Verbrüderung. Unſer Charakter iſt offen, ehrlich und bieder, der eurige iſt verſteckt, betrügeriſch und falſch. Wir denken eher als wir handeln und ihr handelt eher als ihr denkt. — Wir ſind keuſch, züchtig, gerecht, ihr ſeyd unkeuſch, ſchamlos und ungerecht. —

Wir ſind mäßig und arbeitſam — ihr ſeyd unmäßig und nicht ſelten faul. Wir thun mehr als wir reden, und ihr redet mehr als ihr thut. — Wir ſtehen des Morgens früh auf und eſſen im Schweiße unſers Angeſichts unſern Biſſen Brod, ihr ſchlaft lang, frühſtückt, wenn wir zu Mittage eſſen, und arbeitet, wenn ihr anders nicht dazu gezwungen ſeyd, äußerſt ungern. — Wenn wir Schutzbriefe ertheilen, ſo thun wir es nicht eher, als bis wir vor den Thoren eines Orts ſind, — ihr ſchreibt Schutzbriefe, wenn ihr noch keine Hoffnung habt hinzukommen; als zum Beiſpiel neulich für die Univerſität Göttingen, mich wundert nur, daß ihr nicht ſchon dem Magiſtrate in Aſtrakan einen ähnlichen zugeſchickt habt. Wir halten, was wir verſprechen, und euch bindet kein gegebenes Wort; wie uns neulich das Beiſpiel des Fürſten von Naſſau-Weilburg gelehrt hat, den ihr Räuber! troz eures Schutzbriefes ſo ſchändlich ausgeplündert habt. Nein, nein wir danken für euer Anerbieten! wir können uns ſo wenig mit euch wie das Schaaf mit dem Wolfe verbrüdern. Der Bruder Deutſche würde wachen müſſen, damit der Bruder Franke ſchlafen könnte. Der Bruder Deutſche würde arbeiten müſſen, wenn es dem Bruder Franken einfiele, mit irgend einem Franziskaner oder Capuziener Carmagnole zu tanzen. *) Nein, wir wollen uns lieber unter einander ſelbſt verbrüdern, um unſrer Verfaſſung deſto mehr Feſtigkeit zu geben.

Aber

---

*) Als die Franken kaum in Brüſſel eingezogen waren, errichteten ſie den Freiheitsbaum zwiſchen zwey Galgen. Verſchiedene von den Nationalgarden liefen, begleitet von einer Menge Volkes, in die Franziskaner Kirche und nöthigten dieſe guten Väter, die eben im Begriff waren, ihre Veſper zu ſingen, daß ſie mit ihnen zum neuerrichteten Freiheitsbaum eilen und Carmagnole (eine Art von Contretanz) tanzen mußten. — Wahrlich ſchöne Freiheit!

Aber die Freiheit, jene Tochter des Himmels, die werden wir doch mit Freuden von euch annehmen? Auch daran zweifle ich, ſo ſchön das Wort Freiheit auch immer klingen mag. Ehe und bevor wir uns entſchlieſſen können, dies Geſchenk aus euren Händen anzunehmen, müßt ihr uns ſagen, was eure Freiheit iſt. Ich befürchte, daß ihr auch hier wie gewöhnlich redet, ohne zu denken. Vernehmet von mir, was bey euch Freiheit iſt! **Freiheit iſt bey euch Geſetzloſigkeit, völlige Ungebundenheit.** Ein jeder kann bey euch thun was er will. — Iſt das nicht Freiheit bey euch: eurem Könige den Dolch auf die Bruſt zu ſetzen — Ihn aller Ehren und Würden, ſelbſt derjenigen zu berauben, die ihm als Bürger des Staats zukommen — Ihn, ob er gleich nichts verbrochen hat, in ein Gefängniß zu ſperren, und ihn ſo zu mißhandeln als wahrlich bey uns kein Bettler von dem abſcheulichſten Deſpoten — von dem ihr träumt — gemißhandelt wird? Iſt das nicht Freiheit bey euch: das Eigenthum ſeines Nebenmenſchen ohne Schuld und Urſache anzutaſten, ſeinen Freund unter der Maske des Patriotismus zu morden, und ſeine Güter einem wüthenden Pöbel Preiß zu geben? Iſt das nicht Freiheit bey euch: nach Wohlgefallen Menſchen zu morden — im Blute zu baden, und auf den Leichnam ſeiner Brüder den Chanſon ça ira, ça ira zu ſingen? Iſt das nicht Freiheit bey euch: Leichen noch aus den Gräbern zu ſcharren, und ſie zum Schauſpiel des Ekels und Abſcheus auf den Straßen umher zu ſchleppen? Iſt das nicht Freiheit bey euch: öffentliche Bibliotheken zu zerſtören, die Schätze des Alterthums zu vernichten, die herrlichſten Kunſtwerke zu zerbrechen, und die prächtigſten Gebäude in Schutthaufen zu verwandeln? Iſt das nicht Freiheit bey euch: dem Landmann und Bürger auf der einen Seite alle Abgaben zu erlaſſen, um ihm auf der andern, unter dem Namen eines freiwilligen Geſchenkes, zehnfach mehr Geld abzunehmen? Iſt das nicht Freiheit bey euch: daß der Ackerbau, die Handlung und alle übrige Gewerbe bey euch liegen bleiben, und indem man die erwerbende Klaſſe von Menſchen zum Kriege aufforderte, ſie zu Bettlern macht? Iſt das endlich nicht Freiheit bey euch: daß ihr Städte und Dörfer brandſchatzt — Klöſter plündert, und mit wehrloſen Pfaffen Krieg führt? — Nicht wahr, das iſt die Freiheit, die ihr uns anbietet? Wahrlich ein herrliches Geſchenk! Kommt edle, wahrhaft freie deutſche Brüder, kommt laßt uns Hand in Hand hingehen nach Mainz als der Bruſtwehre der Völkerfreiheit, und dem großen Franken-Bürger Adam Philipp Cüſtine danken! Doch nein, es iſt keiner unter euch der eine ſolche Spitzbubenmoral mit deutſchen Grundſätzen verwechſeln möchte. — Hinweg mit dieſer Freiheit der Teufel! Hinweg mit dieſer Geburt der Hölle! Hinweg mit dieſem verzehrenden Feuer, das unſere beſten Bürger tödten, und unſere Güter auffreſſen würde! — Wir, wir ſind wahrhaft frey! wir geben willig unſere zur Unterhaltung des Staats erforderliche Abgaben. — Wir tragen gern die Laſten, die wir zum Beſten des Ganzen tragen müſſen. — Wir leben dann aber auch unter dem Schutze der Geſetze, ungekränkt in unſern Eigenthums- und andern Menſchheitsrechten. Ungeſtört verehren wir den Gott unſrer Väter, ein Jeder nach ſeiner Weiſe in brüderlicher Eintracht, und ſind bey Fleiß und Arbeitſamkeit ſo frey, ſo glücklich, als Ihr von euren Großen betrogene Franken in Ewigkeit nicht werdet!

Was wollt ihr alſo, ihr Repräſentanten der Franken Nation, in Deutſchland? Ihr wollt, wie ihr ſelbſt geſteht, die alten Auflagen beibehalten und eure unreife Konſtitution, oder eine andere vielleicht eben ſo ſonderbare, in den von euch überſchwemmten Ländern ein-

Calcutta ſahe, hatten völlig die tartariſche Bildung. Sie ſind von mildem und fröhlichen Temperament, und Herr Bogle ſagt, daß die Vornehmen unter ihnen ſehr höflich und unterhaltend im Umgange ſind, und ſich mit gezwungnen Komplimenten oder Schmeicheley befaſſen. Das gemeine Volk, ſowol in Boutan als in Thibet, trägt grobes wollen Zeug von ihrer eignen Manufaktur, gefüttert mit Pelzwerk, wie ſie's haben können, die vornehmern aber tragen europäiſches Tuch, oder chineſiſche Seide mit dem feinſten ſiberiſchen Pelzwerk gefüttert. Der Ambaſſadeur des Deb Rajah glich in ſeiner Sommerkleidung zu Calcutta vollkommen den Figuren, die wir auf den chineſiſchen Gemälden ſehn, mit einem kegelförmigen Huth, ſeidnen geſtickten Weſte, und leichten Stiefeln.

Der Thibetianer, welcher den erſten Brief von dem Lama überbracht, war vom Kopf bis zum Fuß in Pelzwerk gehüllt. Von Leinewand wiſſen ſie gar nichts. — Die vornehmſte Nahrung der Einwohner beſteht aus Milch, woraus ſie Käſe und Butter machen, oder mit groben Gerſten- oder Erbſenmehl vermengen, als welches das einzige Getraide iſt, das der Boden trägt, und auch dieſes nur kärglich. Hingegen werden ſie mit Reis und Waizen aus Bengalen und andern benachbarten Ländern verſorgt. Es fehlt ihnen auch nicht an Fiſchen, theils aus ihren eignen, theils aus ihren benachbarten Provinzen, welche geſalzen, und ins Innere des Landes verſandt werden. Sie haben auch keinen Mangel an Fleiſchſpeiſen, von Hornvieh, Schaafen, Schweinen, die ſie auf ihren Hügeln ſelbſt aufziehn. Wildpret iſt auch da, nur ſcheints wenig zu ſeyn. Sie haben eine beſondre Methode, ihr Schaafvieh zu bereiten. Sie ſtellen nemlich, nachdem ſie das Eingeweide herausgenommen haben, das ganze übrige Gerippe der Sonne und den kalten nörd-

lichen

führen. Welch ein närriſches Beginnen! Fremde und beſonders unreife Gewächſe gedeihen nicht auf deutſchen Grund und Boden. O ihr verblendeten Mainzer, ihr betrognen Wormſer, ihr überliſteten Einwohner von Speier, ihr ſeyd vielleicht jetzt ſchon hingeeilt zu dem weiſen Bürger Cüſtine um euch organiſiren zu laſſen! Wie ſehr ſeyd ihr zu bedauern! Ihr bezahlt eure alten Auflagen um damit den Seckel der gerechten, treuen verbrüderten, uneigennützigen, freiheitsbringenden Franken, zu ſpicken. Kaum wird ſich ein ihnen überlegener Feind vor euren Thoren zeigen, ſo werden ſie euch ſchändlich verlaſſen, und mit dem geraubten Gelde nach Frankreich zurückkehren. Auch ich ſehe ſchon alles das Unglück, was jetzt Frankreich trift, auch über euch ausbrechen! Das Feuer der Zwietracht wird bald unter euch auflodern. — Ströme von Blut werden auf euren Straßen fließen; — Leichen eure Felder bedecken; — Väter gegen ihre Söhne und Kinder gegen ihre Eltern wüthen. — Eure Finanzen ſind dann vielleicht in den Händen bankerotirter Kaufleute — muthwilliger Verſchwender und unbeſonnener Charlatans, die vollends das Mark eurer Staaten ausſaugen. Eure beſten Bürger werden dann entweder vom zügelloſen Pöbel gemordet, oder ſie werden ihr Haabe und Gut zuſammen raffen und ein Land verlaſſen, darin nichts als Greuel zu finden ſind. All euer Handel — all eure Gewerbe werden dann ſtille ſtehen, und ihr werdet endlich einer Kolonie von Bettlern eben ſo ähnlich ſehen, als es in der That die ſchon ſind, die euch eine ſolche Verfaſſung geben wollen. — Und wem habt ihr dann euren Verfall zu danken? Wer Ohren hat zu hören der höre! Der ſchönen Freiheit der Franken und dem Bürger Adam Philipp Cüſtine!

Was wollt ihr, ihr Repräſentanten der Franken Republik, in Deutſchland? Hört's und dann ſagt ſelbſt, ob ich nicht die lauterſte Wahrheit rede! Weil ihr in eurem Lande nicht mehr ſatt zu eſſen hattet, kamt ihr um euren hungrigen Magen mit deutſchem Brod zu ſättigen. — Weil eure Weinberge aus Mangel der nöthigen Wartung nicht mehr tragen, kommt ihr um euren Durſt mit deutſchem Weine zu füllen. — Weil eure Beutel leer waren, und ihr nur Papiere hattet, die Niemand für klingende Münze nehmen will — kommt ihr, um dieſe luftigen Börſen mit deutſchem Gelde zu füllen. Seht, das waren die Triebfedern eurer Handlungen!

Geht immerhin in euer Tollhaus Paris zurück, kein braver deutſcher Mann wird darüber ſcheel ſehen, ſondern ſich herzlich freuen. — Würgt euch dann unter einander wie ihr wollt, wir werden euch nicht ſtören, ſondern euch nur bedauern und glauben, daß der Franzoſe zum Schlachten geboren iſt.

Vielleicht erſcheint der Tage letzter in Deutſchland für euch. — Daß ihr euch in Mainz verſchanzt und daß ihr euch wehren werdet, glaube ich gern; denn es bleibt euch bey der Rückkehr in eure Heimath nur der Hungertod übrig, und wer ſieht, daß ihn auf jeder Seite Tod und Verderben erwartet, ficht immer als ein Verzweifelter.

Seht hier, ihr Franken, die reinſte Wahrheit, gepredigt von einem freimüthigen Deutſchen der ſtolz darauf iſt, ein freier Deutſcher zu ſeyn, der alle Titel, alle Ehrenſtellen und Würden nicht annehmen würde, wenn man es ihm dabey zur Pflicht machte, ein Franke zu ſeyn, und der nach nichts ſo ſehr ſtrebt als nach dem Lobe: ein ächter wahrer Deutſcher im ganzen Umfange des Worts zu ſeyn.

⁂

5.

Kleider und Tafel: Luxus der alten Römer.

Weichlichkeit in Kleidern, Sorgfalt und koſtbare Pracht in Putz nahmen nach dem Sulla plötzlich zehn- oder noch mehrfach zu. Metellus Pius und Verres trugen vielfarbigte oder doch weite purpurfarbene Gewänder, die dem einen, wie dem andern, als Beleidigungen der väterlichen Geſetze oder Sitten vorgeworfen wurden. Selbſt in Rom ſcheuten ſich die größten Männer nicht, in der Sorgfalt ihres Putzes mit den Weibern um den Vorzug zu ſtreiten. Cäſar zeichnete ſich eben ſo früh durch ſeinen weichlichen und gewählten Anzug, als durch ſeine außerordentlichen Talente aus, und der Dictator Sulla ſagte daher zu ſeinen Freunden, daß ſie ſich vor dem ſtutzerhaften Knaben hüten ſollten. Vor allen andern aber gab der Redner Hortenſius der römiſchen Jugend ein verführeriſches Beiſpiel. Er wuſch ſeinen Leib mit wohlriechenden Waſſern, und ſalbte ſein Haar mit den koſtbarſten Oelen, welches beides in dieſem Zeitalter ſehr viele andere Männer thaten, und unter der Jugend allgemein war. Er kleidete ſich ſtets vor dem Spiegel an, und ſchürzte ſein Kleid mit einer ſolchen Sorgfalt, daß es in ſchönen Falten und Beugungen an ſeinem Leibe herabfloß. An einer ſolchen ſchönen Drapperie war ihm ſo viel gelegen, daß er einen ſeiner Collegen wegen zugefügter Gewaltthätigkeiten verklagte, weil er ihm in einem Gedränge Falten an ſeinem Gewande verdorben hatte. Vor dem Sulla brauchte man zu den Ehrenkleidern von Magiſtratsperſonen Purpur, wovon das Pfund hundert Denarien koſtete. Allein nicht lange nach den Zeiten dieſes Dictators nahm man keinen andern als Tyriſchen, von welchem das Pfund mit tauſend Denarien bezahlt wurde. Die Kleiderſammlungen vornehmer Perſonen überſtiegen alle ihre Bedürfniſſe eben ſo ſehr, als ihr übriges Hausgeräthe. Lucull war im Stande, einem Freunde, der ihn um hundert koſtbare Kleider zu einem Schauſpiele, das er geben wollte, erſucht hatte, fünftauſend anzubieten, von welchen er nicht einmal wußte, daß ſie vorräthig waren. Dem weiblichen Geſchlechte würde es kaum möglich geweſen ſeyn, das männliche an Koſtbarkeit oder Schönheit und Sorgfalt des Anzuges zu übertreffen, wenn es nicht vor dieſem das Recht gehabt hätte, Ohren, Hals und Arme mit köſtlichen Steinen und Perlen zu ſchmücken. Beide wurden ſchon vor dem Sulla geſchätzt, aber erſt nach dem dritten Triumphe des Pompejus, und nach der Unterwerfung Aegyptens allgemein getragen, und um ausſchweiffende Preiſe gekauft. Cäſar bezahlte für eine einzige Perle, die er der Servilia, der Mutter des Brutus, ſchenkte, ſechs Millionen Seſtertien, und die berühmte Perle der Kleopatra, die ſie in Eſſig aufgelöſt verzehrt haben ſoll, wurde auf ſechzig Millionen geſchätzt. Der Begierde der Weiber nach Perlen und edlen Steinen war die der Männer nach koſtbaren und von groſſen Meiſtern gearbeiteten Gemmen gleich, die ſie als Ringe trugen, und oft eben ſo theuer, als die köſtlichſten Perlen, kauften. Antonius proſcribirte einen Senator Nonius, blos wegen eines ſchönen Opals, den der Beſitzer nicht abtreten wollte, und den er auch als ſeine köſtlichſte Habe, oder vielmehr als ſeinen theuerſten unzertrennlichen Freund in ſein Elend mitnahm.

In Rom entſtanden neue Lehrer der Schwelgerey und des Wohllebens, gerade um die Zeit, als die groſſen Lehrer der Weltweisheit und Beredſamkeit immer ſeltner wurden, und alle ſchönen Künſte merklich zu fallen anfiengen. Man erfand täglich neue Künſte zur Befriedigung der gröbern Sinne, beſonders des thieriſchen Geſchmacks, oder zur Verfeinerung und Vervielfältigung der Freuden der Tafel. Man fieng an, Teiche für allerley Arten von Fiſchen und Häuſer für allerley Arten von Vögeln zu erbauen, und die Zucht von beiden wurde bald die beſte Art, Landgüter zu nutzen, und ein ſo einträgliches Gewerbe, daß ſelbſt die berühmteſten Schwelger es trieben, um dadurch neue Mittel zur Befriedigung ihrer eigenen Sinnlichkeit zu gewinnen. Alle umliegende Gegenden von Rom wurden daher Werkſtäte oder Niederlagen und Behälter der Koſtbarkeiten, die auf die Tafeln der Großen gebracht wurden. Nicht älter als die Kunſt, Fiſche von allen Arten aus allen Waſſern und Meeren, und Vögel aus allen Gegenden zu allen Zeiten zu erhalten, waren die Geheimniſſe, Schnecken, Auſtern, Fiſche und Vögel, beſonders Pfauen, ja ſelbſt Haaſen, wilde Schweine und Mäuſe zu mäſten: aller der Künſte zu geſchweigen, wodurch dieſe Leckereien zubereitet, und dem Gaumen von Wollüſtlingen empfohlen wurden. Die Tiſche der Großen waren ſelbſt alsdann, wenn ſie allein ſpeiſten, mit allen nur erſinnlichen Leckereien aus Ländern und Meeren beſetzt, und Lucull gab deswegen ſeinem Haushofmeiſter, als er ihm an einem Tage, da er keine Geſellſchaft hatte, ein mäßiges Abendeſſen vorſetzen ließ, einen derben Verweis darüber, daß er nicht bedacht hätte, daß Lucull beym Lucull ſpeiſe. Die Abendmahlzeiten waren in den vornehmen Familien beſtändig ſo prächtig, als wenn man dem ganzen Volke einen feierlichen Schmaus hätte geben wollen, und für den Antonius, und einige wenige Freunde wurden, um nur ein Beiſpiel zu geben, acht wilde Schweine gebraten, die man alle in kleinen Entfernungen von Zeit an den Spieß geſteckt hatte. Als

Philotas, der Arzt, ſein Erſtaunen über dieſe Zurüſtungen zu erkennen gab; antwortete der Koch, daß man deswegen ſo viele Braten zubereite, damit gewiß einer gerade alsdann, wenn Antonius ihn fodern, den höchſten Grad von Vortreflichkeit erreicht haben möge, welcher höchſte Grad von Vollkommenheit in den Meiſterſtücken der Kochkunſt, wie in andern Werken des Genies, kurzdauernd ſey, und ſchnell vorübergehe. Kein Wunder alſo, wenn ein einziges Abendmahl, das Lucull dem Pompejus und Cicero gab, und wozu die letztern ſich erſt den Morgen ſelbſt eingeladen hatten, zehntauſend und noch mehrere Thaler zu ſtehen kam. Dieſe fürchterliche Verſchwendung war Urſache, daß die Forderungen der Schwelger ſtets die Gewinnſucht derer, die ihnen dienten, oder für ſie arbeiteten, um viele Grade überſtiegen, und daß ungeachtet der unzählichen Fiſchteiche und Vögelhäuſer, die man um Rom herum angelegt hatte, und noch täglich vermehrte, Fiſche und Vögel doch um ungeheure Preiſe gekauft wurden. Ein einziger Krametsvogel koſtete drey Denarien, ein Pfau funfzig, und ein paar Tauben eben ſo viel, das aber auch manchmal für zweihundert und funfzig oder gar für vierhundert Denarien verkauft wurde. Man verſchmähete die wohlſchmeckendſten Speiſen blos deswegen, weil ſie gemein waren, oder man zog doch den geſchmackhafteſten und ausgeſuchteſten Gerichten ſolche vor, die weiter nichts, als koſtbar waren; ja man fieng an, es für Knickerey zu halten, wenn man ſeinen Freunden nicht zeigte, daß man ihnen zu Ehren große Summen wegzuwerfen bereit ſey. So kaufte der Schauſpieler Aeſop die ſchönſten Singvögel auf, um ſeine Freunde damit zu bewirthen, und ſein Sohn war, wie es heißt, ſo raſend, ſeine Gäſte Perlen trinken zu laſſen.

IV.

Anekdoten.

Als der Prätendent durch Frankreich nach Schottland gehen wollte, um ſich dort an die Spitze ſeiner Parthey zu ſtellen, bat der engliſche Geſandte Stairs den damaligen Regenten von Frankreich, ihn in Verhaft nehmen zu laſſen. Um inzwiſchen ſeinen Endzweck in keinem Fall zu verfehlen, trug er ſelbſt einem Irländiſchen Oberſten, Douglas, auf, ſich mit drey Meuchelmördern in Nonancourt einzuſchiffen, und den Prätendenten auf ſeiner Durchreiſe nach Bretagne zu überfallen. Allein ſie fragten bey ihrer Ankunft ſo hitzig, ob keine Chaiſe durchgefahren wäre, daß die Poſtmeiſterin, Madame l'Hòpital, eine geſcheite und entſchloſſene Frau, Verdacht ſchöpfte. Sie verſicherte, es ſey keine Chaiſe ſeit mehrern Tagen vorbey, und ſie müſſe da Pferde wechſeln oder doch bemerkt werden, wenn ſie dieſen Weg käme.

Douglas ſtellte ſogleich einen ſeiner Leute auf die Wache, gab dem andern geheime Aufträge und reiſete mit dem dritten weiter nach Bretagne zu. Die Poſtmeiſterin ſandte hingegen einen ihrer Knechte auf die Straße nach Paris zu, um die Chaiſe zu erwarten, und zu einer Frau zu führen, auf die ſie ſich verlaſſen konnte; ſie ſelbſt gieng durch ihre Hinterthüre zu dieſer Frau, um ſie darauf vorzubereiten. Als ſie zurück kam, hörte ſie, der vornehmere Engländer läge auf dem Bette und ſchliefe. Sie bot dem andern, der an der Hausthüre ſtand, ein Glas Wein an, und ſagte, er könne ja da im Hauſe die Chaiſe eben ſo gut bemerken. Ein Poſtillion, den die Poſtmeiſterin abgerichtet hatte, trank ihm ſo tapfer zu, daß er völlig berauſcht wurde. Nun ſchloß ſie das Zimmer ab, in welchem der erſte ſchlief, und ſchickte nach der Wache. Beide wurden ins Gefängniß gebracht.

Unterdeſſen kam der Prätendent an. Die Poſtmeiſterin erzählte ihm, was vorgieng. Der Prätendent, von Erkenntlichkeit durchdrungen, entdeckte ſich ihr, und blieb in Nonancourt verborgen, bis die andern Meuchelmörder zerſtreut ſeyn würden. Douglas erfuhr das Schickſal ſeiner Gehülfen, und gieng nach Paris zurück. Der Prätendent aber reiſete, als ein Geiſtlicher verkleidet, weiter, und ließ der Poſtmeiſterin einen Brief an die Königin von England zurück, worin er ihr die ganze Geſchichte erzählte. Sie überbrachte ihn ſelbſt nach Saint-Germain, und erhielt für ihren Dienſt das Portrait der Mutter und des Sohnes, weil dieſe in ihrer Lage andere Beweiſe der Erkenntlichkeit nicht geben konnten. „Sie war damit zufrieden und blieb fünf und zwanzig Jahre noch Poſtmeiſterin zu Nonancourt.“ So weit Düclos. Anders dachte der Poſtmeiſter zu St. Menehould, als der unglückliche Prätendent von Frankreich, um den Händen ſeiner Mörder zu entgehen, durchreiſete.

Als der Zaar, Peter der Große am 20. Juny 1717 von Paris abreiſete, war er ſehr gerührt, und ſagte, er ſähe mit Schmerz voraus, daß dieſes ſchöne Reich früh genug in dem Luxus ſeinen Untergang finden würde.

Als die Memoires des Kardinals Retz in Frankreich erſchienen, las ſie jedermann begierig, und die meiſten wurden von einem gefährlichen Freiheitsſinn ergriffen. Schon Dúclos machte hierbey die Anmerkung: das franzöſiſche Volk iſt das einzige, welches ein Augenblick neu erſchaffen oder verderben kann. Auch ſagt er: Schon lange fangen gute Franzoſen an, die höchſte Stufe des Uebels herbey zu wünſchen, weil vielleicht daraus die Hülfe entſpringen wird. Inzwiſchen blieb es damals beym Murren und bey Chanſons.

Der Herzog von Bourgogne, Enkel Ludwigs des Vierzehnten, welcher leider zu bald ſtarb, äußerte folgende Grundſätze: „Die Könige ſind für die Unterthanen, nicht die Unterthanen für die Könige gemacht. Sie müſſen mit Gerechtigkeit ſtrafen, denn ſie ſind Hüter der Geſetze. Sie müſſen Belohnungen austheilen, ſofern ſie dadurch Schulden bezahlen, nicht Geſchenke machen, weil nichts ihnen zugehört, und ſie auf Koſten der Völker verſchenken würden. Dem Volk iſt das Nothdürftigſte nur dann geſichert, wenn der Fürſt ſich das Ueberflüſſige verſagt.“

Die Gräfin von Sabran ſagte einſt an der Tafel zum Herzog von Orleans, Regenten von Frankreich: Als Gott den Menſchen erſchaffen habe, ſey ihm noch ein Reſt von Koth übrig geblieben, daraus habe er die Seele der Prinzen und der Lakeien geknetet. Der Regent lachte, weil ihm der Einfall, wahr oder falſch, doch luſtig ſchien.

V.

Biographie.

Macdonagh, dreizehnjähriger Staatsgefangener in dem Kerker der St. Margaretheninſel.

Nach einer Gefangenſchaft von zwölf Jahren und ſieben Monaten, die ich unter Leiden zubrachte, die mir den Tod mit heißer Sehnſucht wünſchen ließen, finde ich mich plötzlich wieder unter Menſchen auferſtanden. Aber noch hat die Wuth meinen Verfolger nicht nachgelaſſen, da ſie mich nicht länger in Feſſeln und Banden ſchmieden können; ſo wagen ſie es, gegen mich jene mörderiſche und heimtückiſche Waffen zu gebrauchen, deren Streiche ihnen ſo gut gelungen ſind. Und worinnen beſteht mein Verbrechen, habe ich mich mehr als einmal gefragt? — Daß ich treulich den Geſetzen der Ehre gehorchte, daß ich nicht zugeben wollte, daß ein Weib, das einſt mein Weib war, ihre Reize und Liebkoſungen in fremden Umarmungen verſchwendete. Sogleich waffneten ſich Ränkeſucht, Habſucht und Niederträchtigkeit gegen mich, man klagte mich als einen kecken Verleumder an, der frech den guten Namen einer Frau untergraben wollte, deren Wandel rein und tadellos ſey. Man bemächtigte ſich meiner als eines kühnen Empörers, lichen Winden aus, welche in den Monaten Auguſt und September, wiewol ohne Froſt, zu wehen pflegen, und wodurch der Saft ſo weggetrocknet, und das Fell ſo gedörrt wird, daß das Fleiſch, ohne zu verderben, ein ganzes Jahr ſich halten kann.

Sie pflegen dieſes gemeiniglich roh und ohne alle andre Zubereitung zu eſſen. Herr Bogle wurde oft mit dieſem Gerichte bewirthet, und er ſagt, es ſey ihm zwar anfangs nicht ſehr ſchmackhaft vorgekommen, gleichwol habe er es nachher ihrem zubereiteten, friſchgeſchlachteten, zähen und galſtrigen Schaafſleiſche vorgezogen.

Es pflegten ihm auch oft, wenn er durch ein Dorf reiſete, die vornehmſten Leute ein Geſchenk mit einigen auf ſolche Weiſe zubereiteten Schaafen zu machen, welche ſie denn auf die Beine vor ihnen hinſtellten, als wenn ſie noch lebten, welches ihm anfänglich ein ſehr poßierlicher Anblick war.

Die Religion und die politiſche Verfaſſung dieſes Landes, welche völlig untereinander vermengt ſind, würde ein beträchtliches Stück ſeiner Geſchichte ausmachen. Für mich iſts genug zu ſagen, daß gegenwärtig und ſchon ſeit der Vertreibung der Fluthiſchen Tartaren das Königreich Thibet als abhängig vom chineſiſchen Reiche, welches ſie Chatay nennen, angeſehn wird. Es befinden ſich würklich zwey Mandarinen, nebſt einer Garniſon von tauſend Chineſern, zur Unterſtützung der Regierung, in der Hauptſtadt Lahaßa; allein ihre Gewalt erſtreckt ſich nicht weit, und in der That iſts der Lama, deſſen Herrſchaft auf den ſicherſten Gründen, nemlich auf perſönlicher Zuneigung und religiöſer Verehrung beruhet, welcher im Lande alles mit ganz uneingeſchränkter Autorität beherrſcht. Jedermann weiß, daß der Delai Lama der große Gegenſtand der Anbetung der unterſchiednen heidniſchen tartariſchen Stämme iſt, welche durch die weiten

Ge-

der ſich gegen ſeine Obern aufgelehnt habe, man ſperrte mich in ein Gefängniß, als ob ich ein Miſſethäter wäre, auf deſſen Haupte die ſchwärzeſten Verbrechen ruhten, man behandelte mich zwiſchen den finſtern Mauern meines Gefängniſſes, wie einen Verſchwornen gegen die Sicherheit ſeines Vaterlands und ſeines Königs.

Unglückliches Weib! einzige Quelle aller meiner Leiden! ich klage dich an und verfolge dich vor dem ſtrengen unbeſtechlichen Tribunal der öffentlichen Meinung, ich gebe dich den Vorwürfen deines Gewiſſens Preis, da die heiligſten Gelübde, die wärmſten Schwüre, die herzlichſten Zuſicherungen dich nicht vor Meineid ſchützen konnten. Du ſchwimmſt jetzt in Ueberfluß und in wollüſtigen Freuden, die du dir durch die Reichthümer verſchaffſt, welche du dir durch deine Schande erkauft haſt; du haſt die Aufwallungen deines Gewiſſens durch ſie betäubt, aber deine Stunde iſt nun gekommen, und ich werde für deine Treuloſigkeiten und für das was ich dulden mußte, durch dich ſelbſt an dir gerächt werden.

Connor Macdonagh, mein Vater lebte in Irland, wo die Geſchlechter der O-Connor und Macdonagh ſeit Jahrhunderten angeſeſſen ſind. Er war nicht ſehr wohlhabend, aber was er hatte, das reichte zu ſeinen Bedürfniſſen und zur Erhaltung ſeiner Familie hin, ſo daß wir nicht von der Hülfe ſeiner reichen und edlen Freunde und Verwandte abhangen durften. Aber ein Prozeß, der ſich zwiſchen ihm und dem Lord Kingſton entſpann, brachte ſeine Sachen in einen ſo zerrütteten Zuſtand, daß er vor Gram ſtarb. Ich war noch Kind, und der Vorſorge eines Großonkels überlaſſen, deſſen geringe Einkünfte ſich jährlich auf nicht mehr als 60 Guineen beliefen. Mein Großonkel war in dieſen Verfall durch die Erpreſſungen und Plünderungen gerathen, welche an ſeiner Familie, den treuen Anhängern des unglücklichen Carls I., durch Cromwell in jenen Zeiten der Verwüſtung und des Blutbades verübt worden waren, die dieſer Thronräuber über mein Vaterland verhängt hat. Mein Groß- und mein Urgroßvater hatten beide in Irland die Baroney Balindoone beſeſſen. Dieſe Herrſchaft, die zwölf Jahrhunderte lang in ununterbrochener Folge bis auf ſie fortgeerbt war, iſt jetzt unter zwey Beſitzer, den Lord Kingsboroug und den General Faleirde getheilt, denen ſie jährlich ungefähr 100000 franzöſiſche Livres einbringt. Noch hat die Zeit die Wappen meines Geſchlechts über den Thoren der alten Burgen nicht verwiſcht, die meinen Voreltern gehörten; noch erblickt man ſie an den alten Gemäuren der Abtey von Balindoone.

Ich hatte noch einen Groſsonkel in franzöſiſchen Dienſten. Er war nach Frankreich mit den Stuarts ausgewandert. Er hatte es bis zum Obriſten gebracht, ein Rang, mit dem man damals weniger verſchwenderiſch war, und der alſo mehr ſagen wollte als jetzt. Er ſtarb zu Salins in der Franche-Comté im Jahr 1745. Auf ſeinem Todbette vertraute er einem Onkel von mir, Hauptmanne unter dem Regiment Dillon, eine Summe von 12000 Livres, die zu meiner Erziehung verwendet werden ſollte. Als ich zwölf Jahr alt war, ließ mich dieſer Onkel aus Irland kommen; und ſo betrat ich den franzöſiſchen Boden. Ich wurde zu Hesdin in der Grafſchaft Artois in eine Jeſuiterſchule gethan. Aber als mein Onkel merkte, daß in mir eine Neigung zu keimen anfieng, mich dem Dienſt der Kirche zu weihen, ſo ließ mein Onkel ſeinen Unwillen darüber an meinen Büchern aus, und warf ſie in das Feuer. Meine Präceptoren wurden nun durch Fechtmeiſter und durch Lehrer in der Zeichenkunde, in der Mathematik erſetzt, und er verſchafte mir eine Unterlieutenantsſtelle bey dem Regiment Dillon, wo er ſelbſt ſtand. Bey dieſem Regimente ſtand ich fünf und zwanzig Jahr und brachte es bis zum

Hauptmann. Nach dem Beiſpiel meiner Großonkels, die in dem Ueberfall von Cremona, der für die Irländer ſo rühmlich war, und Luzara ſich mit Ehre überhäuften, und nach dem Beiſpiel vieler anderer von meinen Verwandten, die ihr Blut in den Feldern von Fontenoy und Lowfeld vergoſſen, widmete ich mein Leben gleichfalls dem Dienſt des Staats, ich machte den ſiebenjährigen Krieg in Deutſchland mit, und ſtritt bey Marburg unter der Anführung des tapfern Nagle. Lord Carlingford, der mit Miß Macdonagh verheirathet war, hatte ſich dem Lothringſchen Hauſe gewidmet und zu zwey wiederholten malen alle ſeine Güter in Irland verpfändet, um den Herzog Leopold von Lothringen zu unterſtützen. Wegen der vorzüglichen Dienſte dieſes Verwandten, ſchrieben der Prinz Carl von Lothringen und die Prinzeſſin Charlotte an den kaiſerlichen Geſandten, Grafen Mercy nach Paris, um die jetzige Königin von Frankreich, die damals noch Dauphine war, zu bitten, ſich meiner Beförderung anzunehmen. Ich muß hier dem Gefühl und dem Drang meiner Dankbarkeit gemäß der Begierde wohlzuthun dieſer erleuchten Fürſten volles Lob und Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, welche nicht allein den lebhafteſten Antheil an meinem Schickſal nahm, ſondern deren rührende Herablaſſung ſich zu bemühen ſchien, den Unglücklichen, der ihren Schutz oder ihre Gerechtigkeit anflehte, ganz den Abſtand zwiſchen ihr und ihm vergeſſen zu machen. Sie hatte die Güte, bey den Miniſtern des verſtorbenen Königs für mich um einen höhern Rang ſich zu verwenden; allein damals war eine ſolche Verwendung weniger wirkſam als ehrenvoll, ich blieb ſimpler Hauptmann, indeſſen Gunſt und die Favoritin jeden Tag eine Menge ſolcher Obriſten ſchuf, wie derjenige war, den man in meiner Geſchichte eine Rolle ſpielen ſehen wird.

Die erſten, die zu meinem Unglück beitrugen, waren Roſe Plunkelt, die jetzt die Frau eines gewiſſen Carondelet iſt, der ſich bald für einen Marquis, bald für einen Baron ausgiebt, und Randel Plunkelt, ihr Bruder, der ſich jetzt in Lord Duſany verwandelt hat. Randel und Roſe Plunkelt waren die Kinder eines proteſtantiſchen Edelmanns aus der Grafſchaft Meath in Irland, der wegen ſeiner lächerlichen und verjährten Anſprüche auf den Titel Lord von ſeinen Nachbarn den Spottnamen Lord Duſany bekommen hatte. Roſe Plunkelt wurde zu Dublin erzogen. Die äußerſte Armuth, in der ſich ihr Vater befand, hat ſie gezwungen, ſie in dieſe Stadt zu zwey Tanten und einem Onkel väterlicher Seite zu ſchicken. Allein dieſe befanden ſich bald ſelbſt in der Unmöglichkeit, ihr dieſe Unterſtützung länger angedeihen zu laſſen, und Roſe begab ſich zu einer Schweſter des Lord Nugent, wo ſie zwey Jahre als Dienſtmädchen lebte. Eine ihrer Schweſtern hatte einen Ochſenhändler geheirathet, und zwey von ihren Vettern ernährten ſich von Almoſen. Ich bin weit entfernt, Roſen die Dürftigkeit ihrer Familie zum Verbrechen anrechnen zu wollen, aber ich mußte ſie berühren, weil ſie ſolche jetzt im Schooße des Wohllebens und des Luxus zu vergeſſen ſucht, und der neugebackene Lord von Bruder, der ſeine Lordſchaft auf Unkoſten meines Vermögens erworben hat, einen Schleier darüber zu verbreiten bemüht iſt. Noch muß ich zwey Agenten meine Leſer kennen lehren, die an meiner langen Gefangenſchaft den größten Antheil gehabt haben, der eine iſt der Secretair des verſtorbenen Grafen Ogore, Namens Deuzan. Dieſer Menſch, der alle die Geſchmeidigkeit und das ſchleichende Weſen eines intriganten Subaltern hatte, wußte ſich das Vertrauen ſeines Herrn ſo in vollem Grade zu bemächtigen, daß dieſer alte Mann ihn zuletzt nicht entbehren zu können glaubte, weil außer der Wichtigkeit der Dienſte, die er ihm wirklich leiſtete, auch noch der Einfluß der Gewohnheit dazu kam. Deujan war eben ſo kriechend und niederträchtig bey ſeinem Herrn, als frech und unverſchämt gegen diejenigen, die ſeiner bedurften, oder deren Einſichten und Feſtigkeit er fürchtete. Der zweite Agent war ein vorgeblicher Graf Walſh-Serrant, Obriſter eines Regiments deſſelben Namens. Dieſer Günſtling des Glücks wußte ſeinen Weg auf der Bahn der Würden mit wunderbarer Schnelligkeit zu machen. Herr Waſh, denn das iſt der eigentliche Name des vorgeblichen Grafen, in den er ein l einzuflicken beliebt hat, iſt der Sohn eines Kaufmanns zu Cadix, welcher zum Vater einen Schiffer hatte, und eigentlich von einer jüdiſchen Familie aus Straßburg abſtammte. Dieſer weiland Graf von Walſh-Serrant, jetzt Maréchal de Camp, ließ es ſich vorzüglich angelegen ſeyn, den Verhaftbefehl gegen mich vollſtrecken zu laſſen, der mich zwölf Jahr und ſieben Monate in einem Kerkerloche hinter ſechs Thüren drey Gittern und neben einem Cloak einſperrte, ohne daß ich mit irgend einem menſchlichen Geſchöpfe weder ſchriftlich noch mündlich mich beſprechen konnte. Doch ich darf unter meinen Verfolgern, auch nicht den Herrn von Carondelet vergeſſen, der eigentlich aus dem Hennegau ſtammt. Er war Kapitain bey dem Regiment Poitou, jedoch mit der ausdrücklichen Clauſel, auf jede Beförderung Verzicht zu thun. Eigentlich ſollte dieſe Stelle nur dazu dienen, ihm das Anſehen zu geben, als ob er beym Militair gedient habe, um mit der Zeit ein Ludwigskreuz erbetteln zu dürfen.

Er war im Jahr 1774, daß ich die unglückliche Gelegenheit hatte, zu Ryſſel die Bekanntſchaft einer jungen Koſtgängerin Namens Roſe Plunkelt zu machen. Sie gab ſich für eine entfernte Verwandte des Grafen Ogara aus. Sie hatte ſchon mit ihrem Bruder Mandel

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52319-X
REICHARD, H.A.O. FN. 17590/027

Plunkelt eine Reiſe nach Brüſſel gethan, in der Abſicht, wie ſie ſagte, ihren Verwandten den Grafen Ogara, der kaiſerlicher Kammerherr und Staatsrath war, zu bitten, ſich ihrer anzunehmen. Sie vertraute mir ſogar, daß wenn der Herr ihrer Erwartung in dieſem Stücke nicht entſprechen ſollte, ſie ſich in ihrem Vaterlande ſehr kümmerlichen Umſtänden ausgeſetzt ſehen würde. Dieſe Erzählung rührte mich. Der Antheil, den Roſe anfieng mir einzuflößen, nahm noch mehr zu, als ſie mir vertraute, der Graf Ogara habe ſich geweigert, ſie vorzulaſſen und ſie bedeutet, ſie möchte wieder ihren Rückweg nach Irland nehmen; aber das iſt mir unmöglich, ſetzte ſie hinzu, denn ich müßte da mit einer Schwägerin leben, deren Gemüthsart gar nicht zu der meinigen paßt, und die überhaupt mit meinem Bruder nicht mehr als 100 Guineen Renten hat, was kaum für ſie und ihre Kinder hinreicht. Roſe zerriß mein Herz, indem ſie verſicherte, ſie würde gezwungen ſeyn, von ihrer Hände Arbeit zu leben, vielleicht rührte ſie der Antheil wirklich, den ich an ihrer traurigen Lage nahm, denn von nun fieng ſie an, täglich mir neue Beweiſe zu geben, daß ich ihr nicht gleichgültig ſey, und zuletzt geſtand ſie mir geradezu, daß ſie mich liebe, daß wenn ich ſie heirathen wollte, ich auf ihre unverletzliche Treue und ewige Zärtlichkeit rechnen könnte.

Ich dachte viel zu gut und bieder und ich hatte ein viel zu weiches Herz, als daß es mir in dem Augenblick hätte einfallen ſollen, das junge Mädchen, welches mir dieſes naive Geſtändniß that, könne vielleicht keine andere Bewegungsgründe dazu haben, als weil ich ein Verwandter und einer von den muthmaßlichen Erben eben dieſes Grafen Ogara ſey, der ihre Bitte verworfen hatte.

Roſe Plunkelt war groß, von angenehmer Bildung; ſie beſaß jene friſche Jugendblüthe, welche in jedem, der ſie ſah, auch den geringſten Argwohn von zweideutigen und eigennützigen Abſichten erſticken mußte; ſie affektirte die überſpannteſte Sittſamkeit und Ehrbarkeit, ſie ſchien von den Wahrheiten der Religion und Gottesfurcht mit aller der Inbrunſt durchdrungen zu ſeyn, wie man ſie gewöhnlich in ihrem Alter zu fühlen pflegt, mit einem Worte, ich glaubte in Roſen einen Ausbund aller Tugenden gefunden zu haben. Was mich in dieſem vortheilhaften Urtheil noch mehr beſtätigte, war eine gewiſſe Einfalt in ihrem Betragen, die faſt an Gaucherie grenzte, ſie wußte kein anſtändiges Compliment zu machen, ſie hatte nicht den geringſten Ton des guten Umgangs, und ſie hatte mir ihre Hand mit der naiven und bittenden Schüchternheit eines ſchwachen hülfloſen Geſchöpfes angeboten, das die Unterſtützung des Stärkern anfleht. Ihre Stimme war bis in meine Seele gedrungen, und ihr Bild hatte da feſt gehaftet.

Ich dachte über meine vorhabende Heirath nicht reifer nach, als ein junger verliebter Menſch von meinem Alter nachzudenken pflegt. Zwey Tage darauf ſchützte Roſe einen Beſuch bey einer Dame vor, um einen Vorwand zu haben, aus dem Kloſter gehen zu dürfen, aß mit mir auf meinem Zimmer, doch in allen Ehren, machte einen Spaziergang mit mir, und kehrte wieder hinter ihr Gitter zurück. Unſer Geſpräch betraf hauptſächlich die Art und Weiſe, wie wir unſere Heirath vollziehen und beſchleunigen könnten. Ich ſtellte der Fräulein Plunkett vor, daß in Frankreich zur Gültigkeit einer Ehe mehrere Formalitäten erfordert würden, als in Irland, wo die katholiſche Religion nicht geduldet wird, wo man ſich heimlich und in Winkelkapellen trauen läßt, daß uns alſo die Formalitäten wenigſtens ſechs oder acht Wochen aufhalten könnten. Doch kannte ich einen irländiſchen Prieſter, der im Begriff wäre nach England zurückzukehren, bey dem ich mich erkundigen wollte, ob eine Ehe in Frankreich gültig ſey, wenn ſie blos nach den in Irland in eccleſia-preſſa üblichen Gebräuchen vollzogen worden wäre. Wirklich ſprach ich mit dieſem Geiſtlichen, und beredete ihn, uns zu trauen. Er verlangte, daß ich zwey Zeugen ſchaffen ſolle. Ich erbot unſere Landsleute, die Herren Thomſon und Molona dazu; der kommende Tag wurde dazu feſtgeſetzt, ich benachrichtigte die ungeduldige Roſe davon, und ſie ermangelte nicht, ſich ſehr frühzeitig an dem beſtimmten Orte einzufinden. Nach Tiſche wurde die Trauung in Gegenwart der Zeugen vorgenommen, der Geiſtliche und die Zeugen verweilten etwa noch eine kleine Stunde, worauf ſie uns allein und unſerer Zärtlichkeit überließen. Des Abends brachte ich Roſen in das Kloſter zurück, das ſie in der Folge noch verſchiedenemal verließ, um mir Beweiſe ihrer ehelichen Liebe zu geben. Ich machte dem irländiſchen Prieſter ein Geſchenk an Geld, Kleidern und Wein, er begab ſich an den Ort ſeiner Beſtimmung, und die beiden Zeugen verreiſten nach Paris, wo ſie Geſchäfte hatten.

Sechs Wochen darauf erhielt Roſe einen Brief von ihrem Bruder, er ſey von ſeiner Reiſe von Cadix in Paris wieder angelangt; die Hofnung ihrer Reiſe ſey fehlgeſchlagen, denn ihr Verwandter zu Cadix ſey verheirathet und habe ſeiner Frau ſein ganzes Vermögen vermacht. Es war im April 1774, daß Roſe mir Erwähnung von dieſem Briefe that. Ich rieth ihr, dem Verlangen ihres Bruders zu folgen, und ſich nach Paris zu begeben, denn ich hoffte, Randel Plunkelt könnte von dieſem Cadixer Verwandten, der für einen ſehr reichen Kaufmann galt, vielleicht einige Unterſtützung erhalten haben, und Roſen ihren Theil davon abgeben. Roſe hatte den Brief der Superiorin ihres Kloſters gezeigt, die ihr daſſelbe rieth, wie ich, und gleiche Gründe anführte.

Roſe traf alſo die Zurüſtung zu ihrer Reiſe, die eben keine weitläuftige Umſtände bedurften; etwas Wäſche und zwar in ſehr geringer Quantität, ein einziger Rock, ein paar Mützen und ein Mäntelchen, das ein Geſchenk von mir war, wurden in ein kleines Felleiſen gepackt, das keine zwey Fuß in der Länge hielt. Fünf neue Louisd'or gab ich Roſen baar mit, damit ſie einige kleine Schulden abſtoßen, und ihren Platz auf der Landkutſche bezahlen könnte. Roſe nachdem ſie von ihren Freundinnen in der Koſtſchule Abſchied genommen, trat ihre Reiſe dem Anſchein nach unter dem Schutz und der Leitung eines alten ehrwürdigen Geiſtlichen an, der ebenfalls nach Paris gieng und an den ſie die Superiorin empfohlen hatte. Im Grunde aber befand ſie ſich unter dem Schutz einer Perſon, die weit directere Anſprüche auf ſie und ein weit lebhafteres Intereſſe für ihr Wohl hatte. Dieſe Perſon war ich ſelbſt. Ich hatte mir einen Platz auf derſelben Landkutſche beſtellt, und begleitete ſie nach Paris mit ungefähr 60 Louisd'or in meiner Taſche, die mein ganzes Haab und Gut ausmachten, und die ich mir um ſo mehr zu Rathe zu halten vornahm, weil ich den Bruder der Roſe zu Saint-Omer ſchon gekannt hatte, und aus Erfahrung wußte, daß alles wahr ſey, was ſie mir von ſeiner Filzigkeit geklagt. Wie wir nach la Villette kamen, ſtieg ich vom Wagen, damit mich der Bruder nicht gewahr werden möchte; denn da zwiſchen uns beiden etwas böſes Blut über einen kleinen Zank wallete, den wir vorzeiten mit einander gehabt hatten, ſo fürchtete ich, er möchte ſeiner Schweſter alles geradezu abſchlagen, ſobald er das geringſte Verſtändniß zwiſchen ihr und mir ahndete.

Roſe traf zu Paris gleich beym Abſteigen von der Landkutſche ihren Bruder an, der ſie nach dem Hôtel d'Entragues rue de Tournon brachte, wo er mit ſeiner

Gegenden, vom Ufer der Wolga an bis nach Correa an der japaniſchen See herumſtreifen; vielleicht das geräumigſte religiöſe Gebiet auf dem ganzen Erdboden. Es iſt nicht nur der Oberprieſter der Vicerregent der Gottheit auf Erden, ſondern, wie der Aberglaube jederzeit da am ſtärkſten iſt, wo er von ſeinem Gegenſtande am weiteſten entfernt iſt, er wird auch von den entfernteſten Tartaren im eigentlichen Verſtande als die Gottheit ſelbſt angeſehn. Sie glauben, daß er unſterblich, und mit aller Erkenntniß und mit allen Tugenden verſehn ſey. Alle Jahr kommen ſie aus allen Gegenden herbey, um ihn anzubeten, und bringen reiche Opfer ins Heiligthum. Sogar der Kaiſer von China, welcher ein Manchou Tartar iſt, erweiſet ihm Ehrerbietung, und unterhält würklich mit großen Koſten in dem Pallaſt zu Peckin einen Unter-Lama, der gleichſam als ein Nuncius von Thibet abgeordnet iſt. Man erzählt ſogar, daß viele tartariſche Oberhäupter gewiſſe Geſchenke empfangen, welche in einer kleinen Portion desjenigen von ihm beſtehn, was bey allen andern Perſonen als der erniedrigendſte Beweis der menſchlichen Natur, und der Unterwerfung unter ihre Geſetze angeſehn wird, und daß ſie ſolches als einen Schatz in goldnen Doſen aufbewahren, um bey Gelegenheit ihre Ragouts damit zu würzen. Gleichwol erforderts die Gerechtigkeit, anzuzeigen, daß Herr Bogle veſt behauptet, der Lama mache nie dergleichen Geſchenke, ſondern theile nur zum öftern kleine Küchelchen von geweiheten Mehl aus, welches denn der Aberglaube und die blinde Leichtgläubigkeit ſeiner tartariſchen Ordensleute nachmals in alles, was ihnen beliebt, verwandeln mag.

Die orthodoxe Meynung iſt, daß wenn der große Lama zu ſterben ſcheint, entweder von hohem Alter, oder von Schwachheit, ſeine Seele in der That nur eine gegenwärtige morſche Wohnung verlaſſe, um ſich nach einer

andern

Frau wohnte. Da ich von dieſem Umſtand unterrichtet war, ſo nahm ich meine Wohnung in derſelben Straße, und gerade den Plunkelts gegenüber. Sobald der Bruder und ſeine Frau ausgegangen waren, wiſchte Roſe auch aus dem Hauſe, und gab mir von Allem Nachricht. Die Nachbarſchaft des Gartens von Luxembourg diente dieſem öftern Ausgehen zum Vorwand.

Als Plunkelt ſeine Geſchäfte beſorgt, und ſeine Frau ſich in Paris ſatt umgeſehen hatte, ſprach er von einer Reiſe nach Brüſſel; er wollte dem Graf Ogara ſeine Aufwartung machen, und ihn zu bewegen ſuchen, etwas für Roſen zu thun, er ſchmeichelte ſich ſogar mit der Hofnung, durch des Grafen Ogara Verwendung, der in großem Anſehen ſtand, zum Kammerherrn des Prinzen Carl von Lothringen ernannt zu werden. Gieng alles nach Wunſch, ſo wollte er in Brüſſel bleiben, wo nicht, ſo wollte er über Oſtende nach Irland zurückkehren. Ich mußte heimlich über die großen Anſprüche und Erwartungen meines Schwagers lachen, denn ſowohl von phyſiſcher als moraliſcher Seite war Plunkelt von der Natur ſehr ſchlecht begabt, und nichts weniger als geſchickt, an einem ſo zierlichen, polirten und prächtigen Hofe wie der Brüſſler zu figuriren.

Zu Unterſtützung ſeines Plans hatte Plunkelt eine Tochter des öſterreichiſchen Generals Plunkelt, Kommendanten zu Antwerpen zu ſich genommen. Dieſe junge Perſon war Koſtgängerin bey den engliſchen Nonnen dieſer Hauptſtadt, und der Schwager war ſehr gut von der täglichen Abnahme der Verſtandeskräfte des Grafen Ogara unterrichtet. Roſe, der ihr Bruder vorgeſchlagen hatte, in das Kloſter Pour-Royal zu gehen, hatte gewünſcht, gleichfalls mit ihm dem Grafen Ogara aufzuwarten. Allein der Bruder, der nichts weniger als geſonnen war, im Fall eines glücklichen Ausſchlags mit ihr zu theilen, beſtand auf dem Kloſter und drohte Roſen, im Fall ſie ſich länger hartnäckig bezeigen ſollte. Ich wurde um Rath gefragt und rieth Roſen, auf die Brüſſler Reiſe Verzicht zu thun, weil ſie ſo wenig als ihr Bruder bey dem Grafen das geringſte ausrichten würde, ſie ſollte den Kloſtervorſchlag annehmen, doch nur unter der Bedingung, daß er ein Jahr voraus bezahle, und das Detail aller ihrer kleinen Einrichtungen und Bedürfniſſe beſorge.

Roſe folgte meinem Rath; ihr Bruder verſprach alles und hielt nichts. Sie wurde den Händen der Frau von Monperroux, Aebtiſſin zu Pour Royal übergeben, welche die Unvorſichtigkeit beging, ſich mit einer abſchläglichen Zahlung von acht Louisd'oren und dem mündlichen Verſprechen des hoffnungsvollen Kammerherrn zu begnügen, ihr den Reſt zu ſchicken, ſo bald er in Brüſſel ſeyn würde. Roſe ſah ſich bald das Opfer der unbeſonnenen Leichtgläubigkeit der Aebtiſſin und ließ mich bitten, ans Sprachgitter zu kommen. Hier klagte ſie bitterlich über ihren Bruder, der ſie nicht allein unter den Befehl einer Franzöſin eingeſperrt hätte, ſondern es ihr auch an den nothwendigſten Kleidungsſtücken fehlen ließe. Ich bat ſie, ſich zu beruhigen und verſichert zu ſeyn, daß ich ſie nicht in der Noth verlaſſen würde. Ich gab ihr das nöthige Geld, um ſich die dringendſten Bedürfniſſe anzuſchaffen, und erſuchte ſie, ſich geradezu an mich zu wenden, ſo oft es ihr an etwas fehlen ſollte.

Im April 1775 ließ mich Roſe bitten, zu ihr zu kommen, weil ſie mir etwas zu ſagen hätte. Ich thats. Sie ſchien ſehr betrübt und niedergeſchlagen, ich fragte nach der Urſache, und ſie antwortete mir ungefähr in folgenden Ausdrücken: Sie wiſſen, mein Lieber, wie lieb ich ſie habe, und daß mir kein Opfer zu ſchwer wird, das ich ihnen bringe; ſie ſind ein ehrlicher Mann, ich bin ein armes gekränktes Mädchen, das ſich nicht zu rathen und zu helfen weiß, ſie allein können mir Glück und Ruhe wiedergeben. — Ich verſprach, wie man leicht denken kann, alles mögliche, wiederholte die Verſicherung meiner innigſten Liebe und beſchwor ſie, meine Dienſtbereitwilligkeit auf die Probe zu ſetzen. Roſe zog hierauf aus ihrer Taſche ein Papier, das von ihrer Hand beſchrieben war, und das mir als Vorſchrift dienen ſollte, um darnach einen Schein aufzuſetzen, worin ich mich verbindlich machte, ihr 1000 Pfund Sterling zu bezahlen, ſobald es mir einfallen ſollte, auf die Hinterbeine zu treten und gegen die Gültigkeit unſerer Ehe Einwendungen zu machen. Wäre ich weniger offenherzig geweſen, oder hätte ich ein bischen mehr nachgedacht, ſo würde ich vielleicht für eine Perſon von Roſens Alter eine ſolche Vorſicht ein wenig ſtark gefunden haben, und vielleicht bey mehr Erfahrung geahndet haben, daß es ihr nur von einer von den Weibern unter den Fuß gegeben worden ſeyn könne, die ſich bis zu Endigung ihres Eheſcheidungsprozeſſes in Klöſter einzuſperren pflegen; ſo aber gab ich Roſen zugleich zur Antwort: ich wäre erbietig, mich in dem Fall nicht blos zu 1000 Pfund, ſondern ſelbſt zu einer Million zu verſtehen, wenn ſie es verlangen würde, indem ich zum voraus überzeugt wäre, daß ich nie in den Fall kommen würde, mein Verſprechen realiſiren zu müſſen. Religion und Ehre, fuhr ich fort binden mich feſter und ſind mir mehr werth, als alles Geld der Welt.

Roſe hatte ſich mit Feder, Dinte und Papier verſehen, und ich ſtellte ihr unverzüglich und Wort für Wort nach ihrer Vorſchrift den Schein aus, der, wie ſie ſagte, allein im Stande wäre, ſie zu beruhigen. Wirklich nahm ſie nun auch eine recht heitere Miene an, und händigte mir nun ebenfalls einen Gegenſchein ein, worinne ſie ſich gegen mich in ähnlichen Fall zu gleichen ähnlichen Verbindlichkeiten anheiſchig machte. Als ſie völlig ruhig war, nahm ich mir die Freiheit, ihr zu Gemüth zu führen, daß uns dieſe Scheine und Gegenſcheine wenig helfen würden, ſo lange unſere Glücksumſtände in ihrer gegenwärtigen Lage blieben. Haſtig antwortete ſie mir, ich ſollte nicht glauben, daß wir von Hülfsmitteln ſo entblößt wären, als wir dächten, ſie hätte noch Verwandte mütterlicher Seite, von denen ſie gewiß mit der Zeit erben würde, vielleicht könnte auch Miß Nagent ſich ihrer ehemaligen Dienſte erinnern und ſich ihrer annehmen, und was mich beträfe, ſo würde mir gewiß einſt die Erbſchaft des Grafen Ogára zu Theil werden, denn ſie habe den Herrn Plunkett, Kommendanten zu Antwerpen, mehr als einmal ſagen hören, daß dieſer alte Herr zu mir eine recht väterliche Neigung gefaßt habe. Roſe ſchien ſich an dieſen ſchönen Ausſichten ſo zuverläſſig zu weiden, daß ſie ſich durch keine Vorſtellungen von der Ungewißheit der Dinge und Ereigniſſe in ihren glänzenden Hofnungen irremachen ließ. Ich verließ Roſen, nachdem ich ihr einiges Geld zur Beſtreitung verſchiedener kleinen Ausgaben zugeſtellt hatte. Kurze Zeit darauf ſprach ich ſie wieder am Gitter, um Abſchied zu nehmen, weil ich nach Brüſſel reiſen wollte. Der Gegenſtand dieſer Reiſe war mehr, mich der Gewogenheit meines Verwandten zu empfehlen, als Theil an den Luſtbarkeiten zu nehmen, welche die bevorſtehende Ankunft des Erzherzogs Maximilians veranlaßte. Roſe bat mich, ſie in das Andenken des Grafen zurückzurufen, ich verſprach es und hielt Wort.

Kaum war ich zu Brüſſel angelangt, ſo ſuchte ich meinen Herrn Verwandten auf, der bey dem Prinzen Carl in ſeinem Pallaſt wohnte. Der ehrwürdige Alte empfieng mich mit ſeiner gewöhnlichen Güte und erzählte mir gleich bey unſerer erſten Unterredung, daß Plunkett bey ihm geweſen ſey. Das iſt ein Menſch, ſetzte er hinzu, mit dem man nirgends Ehre einlegt, und der nicht einmal weiß, wie er den Huth abnehmen ſoll, und doch hat er ſich in den Kopf geſetzt, daß ich ihn zum Kammerherrn beym Prinzen machen ſollte; ich ließ ihm aber durch Deuzan ſagen, er ſollte machen, daß er wieder nach Irland zurück käme, denn man müßte ein wenig reicher ſeyn, als er, wenn man am Brüſſler Hofe ſeine Wohnung aufſchlagen wollte.

Deuzan, der bey dem Grafen in Dienſten ſtand, und von dem ich gleich mehr zu ſagen haben werde, wiederholte mir das nehmliche, und erzählte mir, daß die ganze Freigebigkeit ſeines Herrn gegen den Plunkelt ſich auf das Geſchenk eines Trauerdegens eingeſchränkt hätte. Ich nützte unſere erſte Unterredung, um dem Grafen Ogara ein paar Worte von Roſen zu ſagen. Ich meldete ihm, daß ihr Bruder ſie in das Kloſter Pour-Royal gethan habe, ohne ihr Koſtgeld zu bezahlen, oder ſie mit Wäſche und Geld zu verſorgen. Ich flehte ſeine Menſchlichkeit an, ſich ihrer anzunehmen und bey ihr des Bruders Stelle zu vertreten. Der alte Graf ſprang ungeduldig vom Stuhl auf, und ſagte zu mir mit einem Tone, der ſeinen ganzen übeln Humor ausdrückte: ich bitte ſie, haben ſie die Güte, und erwähnen ſie mir dieſes Mädchens nicht wieder, ſie iſt nichts weniger als meine Nichte, ſie mag ſich an ihre Verwandte wenden, wenn ſie Unterſtützung braucht.

Der grämliche und ärgerliche Ton, in welchem er dieſes äußerte, benahm mir allen Muth, je wieder davon anzufangen. Ich blieb zwey Monate zu Brüſſel und kam wieder nach Paris zurück. Als ich durch Valenciennes gieng, kaufte ich einiges Weißzeug für Roſen, und brachte es ihr nebſt einem Kleide. Sie empfieng das kleine Geſchenk mit einem Entzücken, das weniger ſeinem geringen Werth, als der Größe des Bedürfniſſes angemeſſen war, denn ſie verhehlte mir nicht, daß ſie genöthigt geweſen wäre, Wäſche von der Aebtiſſin zu borgen, dabey ſchimpfte ſie von neuem gewaltig auf ihren Bruder, daß er ſie ſo in Stich laſſe. Kurze Zeit nach meiner Zurückkunft von Brüſſel benachrichtigte ich Roſen, daß ich mit einem guten Freunde eine Reiſe nach London thun würde, um daſelbſt zwey von meinen Verwandten zu ſprechen, meine Abweſenheit würde vier Monate dauern, aber ich verſpräche ihr, daß ſie alle vier Wochen von mir Nachricht haben ſollte. Zwey Tage darauf erhielt ich eine Einladung von Roſen, daß ſie mich zu ſprechen wünſche. Ich fand mich an dem bezeichneten Orte ein, und traf ſie noch weit niedergeſchlagener an, als damals, wo ich ihr hatte den Schein ausſtellen müſſen. Liebſter, beſter Freund! redete ſie mich an, ſobald ſie mich gewahr wurde, wenn ſie mich noch ſo lieb haben, wie ſonſt, ſo verlaſſen ſie Paris nicht ehe, bis ſie mir angelobt haben, etwas zu thun, was in der Entfernung von ihnen meine Beruhigung und mein Glück ſeyn wird. — Erklären ſie ſich deutlicher, gab ich zärtlich zur Antwort, ſie wiſſen, daß jeder ihrer Wünſche für mich ein Befehl iſt, dem ich willig nachkomme. — Unſere Ehe, fuhr Roſe fort, iſt nicht durch die Formalitäten rechtskräftig, die in Frankreich dazu erfodert werden; wenn ſie nicht wollen, daß ich in ihrer Abweſenheit vor Angſt und Kummer umkommen ſoll, ſo reiſen ſie nicht eher ab, bis ſie mir ihre Hand von neuem und nach allen den chriſtkatholiſchen Gebräuchen gegeben haben, die in dem Lande üblich ſind, wo ſie mich zurück laſſen; ſchwören ſie mir, daß ſie dieſe meine Bitte erfüllen wollen. — Verlangen ſie Zeugen beym Schwur? erwiederte ich. — Ja, wenigſtens einen und der ein Geiſtlicher iſt, entgegnete Roſe. — Ich erwähnte darauf des Abbes Macdermoth, und entwarf zugleich mit wenig Worten das Gemählde dieſes würdigen Mannes. — Eben ihn, unterbrach mich Roſe, würde ich ihnen dazu vorgeſchlagen haben. — Den Tag darauf bat ich den Abbe zu mir zum Eſſen, vertraute ihm meine Verheirathung mit Roſen und was ſie von mir verlangte. Dieſer tugendhafte Geiſtliche billigte es vollkommen und, ſtellte mir vor, es würde gefährlich ſeyn, wenn ich ſie unter lauter Fremden ihren Grillen Preis geben und meiner Weigerung eine ſchiefe Auslegung geben laſſen wollte. Noch denſelben Nachmittag verfügten wir uns alſo beide ins Kloſter. Roſe kam an das Sprachgitter, nach einigem Hin- und Herreden zeigte ſie mir ein Brevier und fragte mich, ob ich dieſes Buch kennte. Auf meine Beziehung ließ ſie mich die linke Hand auf das Buch legen, die rechte aufheben und auf den Text der heiligen Schrift ſchwören, mich mit ihr förmlich und nach den franzöſiſchen Kirchengebräuchen trauen zu laſſen, wenn Gott mir das Leben friſte. Dieſen Schwur mußte ich ihr auch noch ſchriftlich wiederholen, und nun legte Roſe einen ähnlichen Eid ab, und händigte mir ihn gleichfalls von ihrer Hand geſchrieben ein. Der fromme Abbe verrichtete hierauf einige Gebete, und wünſchte uns dann Glück und Segen zu unſrer Verbindung. Hierauf nahm er Abſchied von Roſen und ich ſagte ihr noch, daß ich ihr durch die Jungfer Jamet einige Kleinigkeiten ſchicken würde, die ſie von mir verlangt hatte, und daß ſie dieſer Jungfer ihre Briefe an mich anvertrauen könne. Beym Weggehen ſchenkte ich ihr auch meine Uhr und meinen Ring, von denen ich ſeitdem nichts weiter gehört noch geſehen habe.

Die gute Meinung, welche mir Roſens Unglück und die Härte ihrer Verwandten für ſie eingeflößt hatten, wurde noch mehr durch die Erkundigung beſtärkt, die ich im Kloſter von ihr einzog, wo ſie ein ſo exemplariſches Leben führte, daß man ſie für eine Heilige hielt. Unterdeſſen war die Aebtiſſin nicht wenig aufgebracht, daß der Bruder ſeiner Schweſter nicht das

Koſtgeld zahle, und ſie ganz den Fügungen der Vorſetzung und ihrem guten oder böſen Schickſale überlaſſe. Sie drang in Roſen, an ihn zu ſchreiben; aber wer nicht antwortete, war der Bruder. Um die Aebtiſſin etwas zufrieden zu ſtellen, zahlte ich ihr auf Roſens Bitte 30 Carolin, und ließ mich bey dieſem Geſchäfte durch meinen Wirth einen ſehr ehrlichen Mann begleiten, dem damals das Hotel de Malthe in der Straße Dauphine gehörte. Roſe ſchlug nun der Aebtiſſin vor, ſie möchte ihr erlauben, das Kloſter zu verlaſſen, weil ſie fürchte, ſie möchte ihr in der Länge noch mehr zur Laſt fallen, wenn ihr Bruder darauf beſtehen ſollte, ſich ihrer nicht anzunehmen. Aber die Aebtiſſin, die meine 30 Louisd'or in den Stand ſetzten, zu warten, gab ihr zur Antwort: da Roſe ihr vom Bruder anvertraut worden ſey, ſo könne ſie ſolche ohne eine ausdrückliche Einwilligung von ſeiner Seite nicht aus dem Kloſter laſſen.

Roſe, welche dieſe Antwort in Verlegenheit ſetzte, berief ſich darauf, daß ſie eine geborne brittiſche Unterthanin und nach den Geſetzen ihres Landes majoren ſey, daß alſo ihr Bruder kein Recht auf ihre Perſon habe, und daß alſo auch die Aebtiſſin ſie nicht Kraft des Willkührs dieſes Bruders im Kloſter zurück behalten könne. Dieſe Gründe mochten freilich für eine Engländerin peremtoriſch genug ſeyn, aber in den Augen der Aebtiſſin waren es ketzeriſche Ausflüchte. Die Widerſetzlichkeit der Aebtiſſin brachte Roſen faſt zur Verzweiflung. Sie ſchrieb ihrem Bruder, ſie ſey verheirathet und verlangte von ihm, er ſolle ſie in Freiheit ſetzen. Statt ihrer Bitte Gehör zu geben, ſchrieb Plunkett der Aebtiſſin, Roſen noch enger einzuſperren, und ſonderlich ihr allen Umgang mit mir abzuſchneiden. Nun meldete Roſe den ganzen Vergang dem brittiſchen Geſandſchaftsſecretair, Herrn von Saint-Pol, und Ueberbringerin dieſer wichtigen Miſſive war wieder Jungfer Jamet. Roſe beklagte ſich in ihrem Schreiben an den Geſandſchaftsſecretair, daß ſie wider ihren Willen und auf den Befehl ihres Bruders, der doch kein Recht über ſie habe, unter der Botmäßigkeit einer Franzöſin eingeſperrt ſey. Sie machte ſich anheiſchig der Aebtiſſin alles zu vergüten, was ſie mit Fug und Recht von ihr fordern könne, ſie flehte den Schutz der brittiſchen Geſandſchaft an, und berief ſich darauf, daß ihr Vater ein Proteſtant geweſen und ſie in dieſer Kirche getauft worden ſey, und daß ſie ihre Freiheit nur darum wieder verlange, weil ſie gerne in ihr Vaterland zurückkehren wolle.

Herr von Saint-Pol ſchickte ihr ſogleich den Kapellan der brittiſchen Geſandſchaft, Herrn Gines in das Kloſter. Dieſer Geiſtliche meldete der Aebtiſſin, daß er ſie im Namen des brittiſchen Geſandten zu ſprechen habe. Die Aebtiſſin war nicht wenig über dieſen Beſuch erſtaunt, und ließ auf ſein Verlangen die Koſtgängerin rufen. Nachdem Roſe und der Kapellan ohngefähr eine Viertelſtunde lang ſich in engliſcher Sprache unterredet hatten, forderte der Kapellan Roſen förmlich auf, zu erklären, ob ſie ihre Freiheit verlange. Bey dieſer Frage fiel Roſe auf die Knie, und antwortete mit ſtarker Stimme: Ja, indem ſie in der Stellung einer Bittenden beide Hände emporhob; ſie beſchwor den Kapellan im Namen des Himmels und des Vaterlandes, alles anzuwenden, um ihre Feſſeln zu zerbrechen. Hierauf fragte er ſie, wie alt ſie ſey? Sie erwiederte: Volljährig, und bekräftigte es nach engliſchem Gebrauch durch einen Eid auf dem Evangelienbuche.

Ich erfuhr alle dieſe Umſtände den andern Tag darauf durch einen Brief von Roſen, den mir gleichfalls die Jungfer Jamet überbrachte. Roſe ſchrieb mir, der Herr von Saint-Pol habe ſie verſichern laſſen, daß ſie ihre Freiheit nächſtens erhalten würde; ſie bäte mich alſo, bey dem Erzbiſchof von Paris die Erlaubniß auszuwirken, uns öffentlich mit förmlichen Aufgebot nach den Gebräuchen der franzöſiſchen Kirche trauen zu laſſen. Ich verfügte mich ſogleich zu dieſem Prälaten, zeigte Roſens Taufſchein vor und erhielt die Erlaubniß, mich in dem Kirchſpiel Saint-André des Ares aufbieten laſſen zu dürfen. Noch hatte Roſe ihre Befreiung vom klöſterlichen Zwange nicht erhalten; aber die neue Ausſicht entflammte ihre Zärtlichkeit von neuen, und ob man gleich ſehr ſcharf auf ſie Acht hatte, ſo erhielt ich doch wöchentlich zweimal durch die treue Jamet die liebevollſten Briefchen von ihr. Unter andern erinnere ich mich, daß ſie mich in einem dieſer Billette bat, täglich auf dem Boulevard ſpazieren zu gehen, das hinter dem Stadtviertel hinläuft, wo das Kloſter liegt, und ihr ein Fernglas zu ſchicken, damit ſie mich durch die Kloſterfenſter erkennen, und ihre Augen an mir weiden könnte. Hätte Roſe es aufrichtig mit mir gemeint, ſo würde ich mir jetzt mein Beſtreben allen ihren Wünſchen nachzuleben, als eine der ſüßen Verirrungen meiner Jugend erinnern, aber ſo muß ich mir über mein Zutrauen und meine Verblendung Vorwürfe machen, wenn ich an jene verliebten Promenaden denke, von welchen ich mich ſelbſt durch die ſchlimmſte Witterung nicht abhalten ließ.

Der Geſandſchaftsſecretair hatte ſich unterdeſſen wegen Roſe an den Grafen Vergennes gewendet; der Graf hatte ihm geantwortet, er ſey ſchon von dem Grafen von Maurepas von der Sache benachrichtigt, er könne ihm aber nicht verbergen, daß die Aebtiſſin von Pour-Royal ihre Zuflucht zu dem Kredit der angeſehenſten Perſonen genommen habe, um zu verhindern, daß Herr von Saint-Pol keinen königlichen Befehl wegen Roſens Freilaſſung erhalten möchte, er ſehe auch wirklich nicht ein, wie der König einen ſolchen Befehl aus-

fertigen

andern und jüngern auch beſſern umzuſehn, und man findet ſie hernach in dem Körper irgend eines Kindes wieder, bey gewiſſen Zeichen, die allein dem Lama oder Prieſtern bekannt ſind, in deren Orden er ſtets erſcheinet. Der jetzige Delai Lama iſt ein Kind, und wurde erſt vor wenig Jahren von dem Tayſchoo Lama entdeckt, welcher ihm in Gewalt und Heiligkeit des Karakters der nächſte iſt, und dem zufolge auch, während des andern Minderjährigkeit, ſeine Stelle vertritt. Die Lamas, welche die zahlreichſte und mächtigſte Geſellſchaft im Staate ausmachen, haben das Prieſteramt gänzlich in ihren Händen, und haben außerdem auch verſchiedne Mönchsorden, welche bey ihnen ſehr verehrt werden. Der eheloſe Stand iſt, ſoviel ich weiß, den Lamas nicht eigentlich auferlegt, allein er iſt eine unausbleibliche Pflicht, ſowol für Manns- als Frauensperſonen, welche ſich dem Kloſterleben widmen, und in der That giebt ihr Cölibat, ihr Kloſterleben, ihr Dienſt auf den Chören, ihre Roſenkranzſchnüre, ihre Faſten, ihre Büßungen ihnen ſo ſehr das Anſehn chriſtlicher Mönche, daß man ſich nicht wundern müßte, wenn ein ungelehrter Kapuciner ſie als ſeine Mitbrüder grüßte, und allenthalben bey ihnen die Spuren des heiligen Franciſcus anzutreffen vermeynte. Es iſt eine alte Meynung, daß die Thibetiſche Religion ein ausgeartetes Chriſtenthum ſey, und ſelbſt der Pater Deſideri, ein Jeſuit (doch nicht von der chineſiſchen Mißion) welcher zu Anfang dieſes Jahrhunderts das Land beſuchte, glaubt alle ihre Geheimniſſe in die unſrigen auflöſen zu können, und behauptet mit einer recht myſtiſchen Scharfſinnigkeit, daß ſie ſicher von der Dreyeinigkeit gute Kenntniß haben, weil ſie, wenn ſie die Gottheit anrufen, eben ſo oft Konciokoick in der mehrern Zahl, als Konciok in der einfachen Zahl ſagen, und bey ihren Roſenkränzen die Worte: Om, ha, hum, ausſprachen.

fertigen könne, da die junge Dame nicht auf ſeinen Befehl ins Kloſter gethan worden ſey. Der brittiſche Miniſter wußte aber gar bald allen dieſen Ausflüchten ein Ende zu machen, indem er dem Grafen kurz und nachdrücklich zur Antwort gab: eine Franzöſin hält eine Engländerin, die ihr nichts ſchuldig iſt, in ihrem Hauſe gefangen, und ich verlange, daß dieſer Beeinträchtigung der Freiheit einer brittiſchen Unterthanin ein Ende gemacht werde. Nun ſah ſich der Graf von Vergennes gezwungen, zu verſprechen, daß er dem Polizeilieutenant von Paris Auftrag geben wolle, Erkundigung von der Sache einzuziehen. Die Aebtiſſin ſteckte ſich nun hinter den Polizeilieutenant, wie ſie ſich auch hinter den Miniſter geſteckt hatte, und der Polizeilieutenant, nachdem er unter mancherley Vorwand die Sache in die Länge gezogen, erklärte endlich, daß die Poilzey der Nonnenklöſter unter die Gerichtsbarkeit des Herrn Erzbiſchofs gehöre. Der brittiſche Miniſter wendete ſich nun von neuen an den Grafen von Vergennes, der nur Zeit zu gewinnen ſuchte, und endlich entſchloß ſich Herr von Saint-Pol, Roſen durch eine officielle Note zurückzufodern, nachdem er vorher den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten zu London von dieſem Schritt benachrichtigt hatte. Als die Aebtiſſin dieſe letzte Maaßregel erfuhr, nahm ſie ihre Zuflucht zu dem franzöſiſchen Geſandten am brittiſchen Hof und bat ihn, ſich bey Lord Rochefort, dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten zu verwenden, damit er Roſens Reclamirung nicht unterſtütze. Einer Nonne war es zu verzeihen, die Antwort des Miniſtes eines freien und proteſtantiſchen Staates in einer ſolchen Sache nicht zu erwarten; aber unverzeihlich war es von Seiten des franzöſiſchen Geſandten, daß er ſich dazu brauchen ließ. Die Pflicht meines Amtes, gab Lord Rochefort zur Antwort, verbindet mich, der Freiheit meiner Landsleute bey allen

Völkerſchaften zu ſchützen, wenn ich ſo ſchwach ſeyn könnte, dieſe Pflicht aus den Augen zu verlieren; ſo würde bald die Preßfreiheit meine Nachläſſigkeit rügen, und ich weiß, daß Roſe entſchloſſen iſt, den Schutz des Publikums anzuflehen, wenn ich ihr den meinigen verſage.

(Der Beſchluß folgt.)

VI.

Roman.

Die Alpenhütte.

Sey mir gegrüßt, Hütte von Agnielas, Wohnſitz der Ruhe, Schutzort, den ich der Freundſchaft verdanke!

Seyd mir gegrüßt, majeſtätiſche Alpen, die ihr eure Häupter im Angeſicht meiner Wohnung gen Himmel erhebt! Auf euern Gipfeln und den Felſentrümmern, den Denkmälern der Verwüſtung der Zeit ſuche ich in euren düſtren Hainen jene Höhlen des Grauſens, jene Altäre des Aberglaubens unſerer Väter auf, auf welchen unmenſchliche Druiden dem Gott der Welt das neugeborne Kind opferten. Ein neuer Tempel der Verehrung des höchſten Weſens zeigt ſich meinen Blicken; es iſt der Tempel chriſtlicher Andacht, der Engel des Friedens bedeckt ſich bey ſeinem Anblick mit Flügeln, und die Lüfte wiederhallen in der Ferne von Hymnen des

Lobes; ich vernehme die Geſänge des alten Zions und höre die Stimme frommer Kläußner, wie ſie die Wunder des Gottes von Iſrael und Jacob feiern, ein heiliger Wohlgeruch verkündet von ferne dieſen Ort der Andacht, die Flamme des Weihrauchs ſteigt gen Himmel auf, von ehrfurchtsvollen Schauer durchdrungen durchirrt der Reiſende ſeinen heiligen Bezirk, er erblickt die Namen von Königen und Gelehrten zur Seite mit dem Namen der Hirten vermiſcht, er zeichnet auch den ſeinigen hin und ſcheidet ungern aus dieſem Aufenthalt der Gottesfurcht. Hier las auch ich gerührt die Namen meiner alten Freunde, welche vorzeiten dieſe heilige Einöde beſuchten.

Bald werde ich dich wieder ſehen, Hütte von Agnieles, bald werde ich wieder deine einſamen Gebüſche und deine duftenden Hecken durchwandern, die mit Blüthen beſtreut ſind, in tiefen Gedanken umherirrend, will ich den Wiederhall aufſuchen, der dreimal der Schäferin den Namen des Geliebten in jeder Jahrszeit wiederholt, wo die Göttin der Blumen von neuem die Stimme des Vogels des Frühlings vernimmt; dann erwacht die Natur, dann entzündeſt du Liebe in den Weſen mit deinem Feuer; die wilden Thiere verlaſſen auf deinen Ruf ihre finſtern Aufenthalte und trotzen den Gefahren und den Fallſtricken des Jägers, um die jungen Kornfelder und die grünen Wieſen zu beſuchen; Legionen von Fiſchen verlaſſen den Schooß der Meere und Oceane, und gehen in die Flüſſe hinauf, um ſich durch neue Bande der Liebe, fern von den Nachſtellungen ihrer Feinde zu vereinigen.

Voll von dieſen unſchuldigen Bildern ſegnet die Hand, welche die Kette hält, an welcher das Leben und die Glückſeligkeit aller Weſen hängt, kehre ich dann bey dir ein, liebe Hütte, und lagere mich im Schatten des Platanus und der Birke, die durch das Liſpeln ihres regen Laubes den Landmann in Schlaf wiegt, wenn er am Mittag ausruht, um der drückenden Hitze des Tages zu entfliehen; dann vergeſſe ich den Tumult der Städte, die Täuſchungen der Eitelkeiten und des Betrugs der Welt, und nehme meinen Siʒ bey ländlichen Banquetten und Feſten meines Dorfs und an der Seite der Aelteſten meines kleinen Weilers. Gern wird ſich mein Herz der Stimme des Mitleids öfnen; klagt mir ein Unglücklicher ſeine Leiden, ſo werde ich ſeine Thränen trocknen; fragt er mich um Rath, ſo werde ich mit ihm die Sprache der Menſchlichkeit und nicht die Sprache des ſtrengen Rechts reden, denn ich wünſche in meinen friedlichen Wohnungen nur einem Engel des Friedens zu gleichen.

Ungekannt von den Großen der Erde, fern von den Höfen und den Hallen hoher Schulen und gelehrter Geſellſchaften und mir ſelbſt wieder gegeben, will ich nicht auf die Lehre der hochgelahrten Univerſität noch auf die Reden prunkender Weisheit hören, ſondern nur ein gelehriges Ohr der einfachen und prachtloſen Schwade meines Pfarrers leihen. Guter Seelenſorger von Royaumont, der du meine Einöde zuweilen durch deine Gegenwart ehrteſt, und mir für den Verluſt der Freundſchaft und Verwandſchaft Troſt ins Herz ſpracheſt, als das Leben meiner jüngern Schweſter verloſchen war wie die Lampe, die am Fuß der Altäre brennt, tugendhafter Mann, Diener des tröſtenden Gottes, ich werde dich nicht wieder ſehen, deine Seele weilt jeʒt neben Fenelons Seele. Wanderer ſegne ſein Andenken! während ſeine getreue Pfarrkinder und die Jugend des Dorfs ſchweigend duftloſe Blumen pflücken und durch Thränen ſein Andenken an den ländlichen Stellen feiern, die er durch die Sanftmuth ſeiner Sitten und durch ſeine Tugenden verſchönerte.

Auf deinen Hügeln, lieber Weiler wächſt der Weinſtock in ſeiner erſten Jugend geſtützt von den Pfählen des biegſamen Weidenbaums, aber wenn er das Alter ſeiner Kraft und ſeiner Fruchtbarkeit erreicht hat, ſchießt er über den Ahorn und Kirſchbaum empor, und windet ſich längs der Ulme hinan, die er mit ſeinen Ranken umſchlingt; von den Gipfeln der hohen Aeſte hängt dann ſeine Frucht im Bogen herab, wie die Franzen und Quaſten der Scherpe des Gürtels des Hohenprieſters, wenn er vor dem Hochaltar an den Tagen frommer Feierlichkeiten ſein Amt verrichtet.

Im Mittel meines Weilers ſteht eine Linde, unter welcher ſich die Dorfälteſten verſammlen, um die Zeit der Erndte und die Weinleſe zu beſtimmen. Ein majeſtätiſcher Baum, der ſchon die Zeiten Ludwigs des XII. und des guten Heinrichs durchlebte. — Nicht weit von ſeinem Schattendunkel iſt meine einſame Wohnung, die Zuflucht unglücklicher Liebenden, und ſonderlich die Zuflucht des Dürftigen. Ihr Eingang ſteht dem republikaniſch, wie dem monarchiſch Geſinnten im Frieden offen, der Fremdling, welchem König oder welchem Gott er auch diene, kann ruhig unter ihrem Dache wellen, denn ſie alle ſind gleich vor den Augen der Gaſtfreundſchaft, ſie alle ſind mir willkommen.

Hier will ich den Heerd meiner Hausgötter pflanzen, und nie ihn wieder verlaſſen, hier will ich frey von nagenden Sorgen nur der Freundſchaft leben, ohne Sehnſucht zurück in das Vergangene und ohne Furcht in die Zukunft blicken. Die Eitelkeiten der Welt ſollen mich nicht feſſeln, ich will als ſimpler Bürger des Staats, als Bewohner einer unbedeutenden Hütte will ich nicht dem Nachruhm nachjagen, ſondern zufrieden mit wenigem mein eigenes Feld mit meinem Pachter und ſeinem Sohne bauen, in ſüße Träume und in ruhigen Schlaf gewiegt, will ich dann am Abend meiner Tage von den

Mühſeligkeiten des Lebens ausruhen und den ſegnen, der den Thau auf die Pflanzen und Gebüſche meiner Einöde fallen läßt, der mich durch die Milch meiner Kuh labt, und in ſeiner Güte Herzen und Hand für die Vögel ausſtreut, welche die Gebüſche der benachbarten Quelle beleben, und wenn ſie ſich aus ihrem klaren Neſt getränket haben, ſich auf dem blühenden Weißdorn und den wilden Jaſmin wiegen und liebkoſen, der um meine Hütte wächſt. So wird jeder Tag mich mit einer ſtillen Freude überraſchen. Nichts wird mir in meiner Einöde fremd, nichts gleichgültig ſeyn, nicht die Sorge für mein Federvieh, nicht die Liebſchaften meines Taubenſchlags oder die Arbeit meiner Bienen; ſie alle werden Theil an meiner väterlichen Sorgfalt haben, ſie alle werde ich nicht aus dem Geſicht verlieren. Ordnung und Reinlichkeit ſollen überall in meiner kleinen Wirthſchaft herrſchen, wenn Allard du Plantier und le Noir-la Roche bey ihrer Rückkehr vom Nationalconvent mit Céſaire, dem Schutzengel des Kantons, meine kleine Hütte beſuchen, um ein ländliches Mahl darin zu halten, wenn der fröhliche Avaux, wenn mein geliebter Tivollier dann dieſes Mahl durch den ſchäumenden Wein der Wittwe verherrlichte, deren Namen ich nicht nenne, die aber die ſchönſte und tugendhafteſte in der ganzen Gegend iſt, was würde dann zu meinem Glücke fehlen!

So will ich mein Leben endigen. Im Schooße der Natur und einer ſanften Philoſophie, umringt von unſchuldigen Freuden und unſchuldigen Spielen, geliebt von denen, die mich kennen, ſelbſt voll Theilnahme gegen die Vorurtheile oder die leeren Schreckbilder der Mitbewohner meines Dorfs, geachtet von meinen Nachbarn und geſucht von meinen Freunden, bis der Augenblick kommt, wo der Tod ſein Stundenglas ſchüttelt, und mir winkt, daß es Zeit iſt, und dann meine Klauſe das

Erbe der liebenswürdigſten von meinen Nichten wird, die meine Augen ſchließen, und mein letztes Lebewohl empfangen ſoll.

Auf dem Lande, lieber Dingé, wird der Menſch fromm und gottesfürchtig, und heller leuchten ihm die ewigen Wahrheiten ein, an die er anderswo nicht denkt. Auf dem Lande iſt es leichter tugendhaft zu ſeyn, weil die Leidenſchaften hier reiner, das Intereſſe ſimpler und Freimüthigkeit dem Herzen näher iſt. Hier darf man Wahrheit ohne Hehl geſtehen. Wie viele Freuden bietet das Land dar! Mit welchem Vergnügen weidet man ſich da an der Treuherzigkeit und Gutheit ſeiner friedlichen Bewohner und an der Eintrāchtigkeit, die unter ihnen herrſcht! Auf dem Lande kennt man die Langeweile weniger, man ſteht früh auf, man arbeitet viel, und ſchläft ein, wenn die Geſtirne des Bärs und des Schützens am Himmel erſcheinen, und wenn nun die Pleiaden ihren Lauf geendigt haben, und wieder hinter dem Horizont hinabſinken, dann entweicht der Schlummer und der frühe Morgengeſang des Hahns weckt den Landmann zur Arbeit des neuen Tages, ja, auf dem Lande, im ſtillen Dorf, genießt man eines reinern Himmels, eines ſchönern Tages, eines ruhigern Schlummers, die Leiden ſind minder bitter und Zufriedenheit iſt ſüßer.

O ihr Göttinnen der Stunden, deren Schatten durch das Thal wallen, und mit den Najaden, euren Geſpielinnen, ſcherzen, wenn ſie ſich in den Bächen ſpiegeln, Nymphen dieſer Gefilde und ihr übrigen Schutzgottheiten des Landlebens ſchützet die Laube Joſephinens, die ich geboren werden ſah, und ſeyd Paulinen hold, die ihr Herz und ihre Hand dem glücklichſten der Liebenden, dem glücklichſten der Gatten reichte!

Wie viel ſelige Augenblicke genoß ich ſchon in meinem Weiler, welche ſanfte und tiefe Spuren ließen ſie in meinem Gedächtniß zurück! Nie werde ich jenen Winter vergeſſen, wo Laſten von Schnee die Alpen und Gebirge deckte, und mich drey ganzer Monate lang in meiner Hütte einſchloß. Noch erinnere ich mich der Mutter des kleinen Knabens, die mir meine kärgliche Koſt aus dem benachbarten Dorfe hohlte. Seine Mutter trug ihn auf ihren Armen, denn ſonſt wäre das arme Kind im Schnee verſunken. Ein lärmender Flug von Vögeln aus Meiengebüſchen verſammelte ſich um die Quelle im Garten meines Nachbars und väterlich ſorgte ich für ſie, ſo lang der Winter anhielt. Der kleine Knabe brachte ihnen die Brodſamen meines Tiſches und all dies friedliche Geflügel ſammelte ſich dann um ihn und ſchien ihn zu liebkoſen, denn reizend iſt die Unſchuld der zarten Jugend, und Wohlthun bringt alle Herzen einander näher. Ich bemerkte, daß die Vögel, welche ſich die hohen Gebirge zum Aufenthalt erkohren haben, minder ſcheu ſind, als die in den Thälern und Ebenen gebornen. Sollten die Thiere wie die Menſchen zutraulicher in dem Grad ſeyn, in welchem ſie einſam und abgeſondert von der großen Welt leben? oder iſt allgemeines Unglück das letzte Band der Sympathie und Liebe zwiſchen den Creaturen? Ich bemerkte ferner, daß die Bergfinken mit der hochröthern Bruſt und von lebhafterer und dunklerer Farbe, als die Finken in Ebenen, zugleich munterer und flinker ſind, als ob die größere Höhe ihrer Sammelplätze mehr Muth einflößte, und ſie beherzter machte, ſich der Wohnungen der Menſchen zu nähern. Eine ganze Familie von zwölf oder funfzehn dieſer liebenswürdigen Bewohner der Wälder, bemächtigten ſich allein meiner Pfirſichbäume, die nicht an Spalieren gezogen ſind, ſondern mitten in meinem Garten ſtehen; oft ließen ſie ſich von da auf meinem Fenſtergeſimſe nieder. Anfangs ſahe ich ihnen von ferne zu, wenn ſie ſich an der Sonne wärmten, endlich wagte ich es, näher und näher, jedoch mit möglichſter Behutſamkeit zu kommen; zuletzt machte ich das Fenſter auf; da flogen ſie alle davon, und ließen ſich auf meinen kleinen Bäumen nieder, nur einer wich nicht von der Stelle, blieb unbeweglich auf dem Geſimſe und ſah mich an. War er zutraulicher oder verſchlagener, als die andern? war er der Vater, der Anführer oder der Patriarch dieſer niedlichen Familie? wer kann das ſagen! Vielleicht hielt er nur Wache für die Sicherheit ſeiner Gefährten. Hier drängt ſich mir eine Bemerkung auf, die ſchon mehrmal gemacht worden iſt: der Menſch verdirbt durch ſeine Gegenwart die Thiere, die mit ihm leben, er ſteckt ſie mit ſeinen Leidenſchaften an, ohne es ſelbſt zu wiſſen, er ändert ihre unſchuldigen Neigungen und impft ihnen die ſeinigen ein, die immer ſchädlicher und nachtheiliger ſind. Der Verfolg meiner Erzählung wird dieſes beweiſen.

Ich gewann den kleinen Wagehals lieb, ich gab ihm Krume von weißem Brod und das Futter, das ihm am beſten ſchmeckte; aber nun wurde ich gewahr, daß mein Günſtling täglich verzogener und herrſchſüchtiger wurde, er verfuhr tyranniſch gegen ſeine übrigen Gefährten, und geſtattete nicht, daß ſie ihm zu nahe kamen; er vertheidigte ſeinen Ueberfluß und ſein ausgeſuchtes Futter, als ob er allein das Recht hätte, davon zu freſſen, nur die Liebe konnte ihn zuweilen zähmen, und er erlaubte dem Weibchen der kleinen Dynaſtie dann und wann mit einem Brocken davon fliegen zu dürfen. Es war nun zu ſpät, ihn zu beſſern. Meine anhaltende Vorliebe hatte ihn in einen Despoten verwandelt, mein Günſtling war, ohne es vielleicht ſelbſt zu wollen, ungerecht geworden und zwang nun ſeine Gefährten, ſo lange die rauhe Jahrszeit anhielt, ſich kümmerlich zu behelfen, und meinem Fenſtergeſimſe und dem darauf geſtreuten Vorrath nicht zu nahe zu kommen.

Doch, was ich nicht mit Stillſchweigen übergehen darf, iſt die Dankbarkeit dieſer kleinen Familie, die an dem Tage, wo der Schnee gänzlich verſchwunden war, ihren Flug weiter nahm, und mir durch ſanftes Zwitſchern und durch klägliche Laute ihren Abſchied ausdrückte.

Den Tag vor meiner Abreiſe hatte ich einen empfindlichen Schrecken. Ein Zaunkönig, den ich in mein Zimmer eingeſperrt, oder beſſer, denn ſo grauſam war ich nie, der ſich in mein Zimmer geflüchtet hatte, und ſich nicht von der milden Wärme meines Heerdes trennen konnte, wurde bey dem Anblick einer treuloſen Katze, eines Thieres, dem ich nie gut war, ſo geängſtigt, daß er gegen das Fenſter flog, das er offen wähnte, und leblos niederſtürzte. Ich ſchloß meinen kleinen Stubenkameraden in meine Hände und ſuchte ihn wieder ins Leben zurückzurufen. Erzählt uns doch die Geſchichte, daß ein Weiſer des Alterthums, daß Xenokrat einſtmals in ſeinem Mantel einen armen Vogel hüllte, der bey ihm Zuflucht geſucht hatte. Aber mein kleiner Zaunkönig blieb todt. Ich beweinte ihn, wie jene Römerin ihren Sperling.

Ich erinnere mich noch recht gut, wie viel Mühe und Sorge es mir koſtete, daß kein Jäger meinen ſtillen Bezirk entweihte. Die Jagd war damals ſtark verboten; aber die Begierde nach Beute war ſtärker als das Geſetz; wie blutete mir da mein Herz, wenn ich von fern einen Schuß hörte! Der Menſch, dachte ich dann, iſt doch ein hartes Geſchöpf; das Thier, das zutraulich bey ihm Schutz ſucht, findet ihn nicht bey ihm. Wenn wird ein Geſetzgeber aufſtehen, der ſich der unſchuldigen Thiere und ſonderlich der Vögel meiner Hekken annimmt. Wenn der Leſer Vergnügen an meinem Geſchwätze findet, ſo will ich in Erzählung der kleinen Vorfälle und Vergnügungen meines Landlebens fortfahren.

chen. Soviel iſt gewiß, daß die Thibetſche Religion, woher ſie auch mag entſprungen ſeyn, in ihrer Quelle rein und einfach iſt. Sie hat ſehr erhabne Begriffe von der Gottheit, und ein nicht zu verachtendes Syſtem der Moral. Aber im Fortgang iſt ſie durch die Erfindungen eigennütziger Leute ſehr verderbt und verunreinigt worden, ein Schickſal, welches uns bey einem Syſtem des Irrthums nicht befremden darf, da wir wiſſen, daß ſelbſt das Syſtem der Wahrheit einem gleichem Schickſal iſt ausgeſetzt geweſen.

Vielweiberey iſt bey ihnen nicht gebräuchlich, wenigſtens nicht in demjenigen Verſtande, worin wir das Wort zu nehmen pflegen, ſie findet aber auf eine andre Weiſe ſtatt, die den Europäern noch weit anſtößiger vorkömmt; nemlich in der Vielheit der Männer, welche bey ihnen ſehr gebräuchlich iſt, und ſehr hoch gehalten wird. In einem Lande, wo es nicht ſo leicht iſt, eine Familie zu ernähren, ſcheint es wenigſtens nicht unpolitiſch zu ſeyn, einer Anzahl von Brüdern zu geſtatten, daß ſie ſich zu Errichtung einer Familie vereinigen, um dieſelbe mit vereinigten Kräften zu unterhalten.

Kurz, es iſt in Thibet gewöhnlich, daß die Brüder in der Familie ein Weib gemeinſchaftlich haben, und mit demſelben gemeiniglich in großer Eintracht und Zufriedenheit leben. Nur ſelten entſtehn daher kleine Zwiſtigkeiten, welches ja doch auch in Familien, die nach ganz andern Grundſätzen verbunden ſind, nicht ganz ungewöhnlich iſt.

Herr Bogle erzählt einen ſolchen Vorfall; nemlich ein ſittſames und tugendhaftes Frauenzimmer, das Weib von ſechs Neffen des Tayſchoo Lama, beklagte ſich bey dem Onkel, daß ihre beyden jüngſten Männer denjenigen Antheil von Liebe und Wohlgewogenheit zum gemeinſchaftlichen Gute nicht beytrügen, welchen Pflicht und Religion von ihnen foderte. Kurz, ſo ſeltſam dieſe Gewohnheit uns auch vor-

kommen

Einſtmal fiel mir ein, einen Garten nach engliſchem Geſchmack anzulegen; ich wählte dazu die Gegend, die der Klippe von Vouyſe gerade gegenüber liegt, die ſich pyramidenförmig erhebt, und majeſtätiſch über das Thal ragt, wo meine Wohnung liegt. Die Grille brachte mir ein reicher Privatmann in den Kopf, der einen ſolchen Garten auf ſeinem Landgute bey Grenoble angelegt hatte. Unglücklicherweiſe liegt der ſeine in der Nähe eines prächtigen Felſen, der die ganze Täuſchung ſtört, denn dieſer Felſen, an welchem ſich ein Garten lehnt, wird durch eine alte Burg von gothiſcher und kühner Bauart gekrönt, die hoch in den Lüften ſchwebt. Der Name dieſer Burg iſt Bouqueron. Eine Sage des Landes macht ſie zu einem alten Sitz der Feen, und täglich wird ſie von den Reiſenden und ſonderlich von den Pilgern geprieſen, die an ihrem Fuß vorbey nach Italiens Grenzen ziehen. Herrn L . . . Unternehmen iſt freilich verzeihlicher als das meinige, wenigſtens rechtfertigen es ſeine Glücksumſtände mehr; unterdeſſen bin ich doch von gleicher Sucht angeſteckt. Denn obſchon unſere beiden ſogenannten engliſchen Gärten an zwey ganz verſchiedenen Plätzen liegen, ſo iſt doch ihre Anlage im höchſten Grade lächerlich, wenn man die majeſtätiſchen Pflanzungen und die ſchönen Landſchaften betrachtet, die um ihnen her liegen. Aber das Beiſpiel verführte mich, und diesmal trug die Neuerungsliebe den Sieg über den Verſtand davon; ich weidete mich in meinen Gedanken daran, meinen Garten im Stillen mit den Gärten des Gründers der amerikaniſchen Freiheit zu vergleichen, der, nachdem er die Waffen des Sieges niedergelegt, wie ein zweiter Cincinnatus neben ſeinem väterlichen Heerde ausruhte. Mein Garten befindet ſich neben der Oefnung oder vielmehr neben dem Trichter, durch den man muß, wenn man nach dem ſogenannten kalten Lande oder in die Thäler

ler von Montſerrat reiſet. Der Eingang zu dieſer Kluft kömmt dem Blick des Wanderers um ſo wilder und rauher vor, da er erſt die reichen Ebenen von Tulin durchwandert und die Voironnaiiſchen Hügel erklimmt hat, die den Boromäiſchen Inſeln gleichen, welche Rouſſeau ſo ſchön geſchildert hat. Ich gab mir unſägliche Mühe, um mein kleinliches Werk zu Stande zu bringen, und als ich damit fertig war, verlohr ich alle Hofnung, die heftige Sommerhitze, welche dieſes Jahr gleich nach der Winterkälte eintrat, machte, daß alle Bäume und Geſträucher ſtarben, die ich hatte pflanzen laſſen. Ich ſah nun ein, aber zu ſpät, daß ein Obſtbaumgarten, wo einige Stämme hier und da, wie auf gut Glück vereinzelt und andere in großen Klumpen vereinigt wären, die Vorſtellung einer gleich ländlichen aber für das Auge freundlichern Gegend gewähren würde. Es bedarf eben keiner großen Anſtrengung des Geiſtes, um zu bemerken, daß Obſtbäume mit den Sinnbildern des Lebens behangen, die natürlichſten Zierden einer Wohnung ſind, auch ſchreibe ich dieſe Bemerkung mit ſchmerzlicher reuiger Empfindung nieder. Der Menſch widerſtrebt bey den meiſten ſeiner Werke die Ordnung der Natur, in ſeinem Eigenſinn zerſtört er ihre Plane, vernichtet ihren ſanften Einklang und ſucht ihn auf, wo er nicht mehr vorhanden iſt. Er legt ſeine Luſtgärten auf unfruchtbarem Boden an, wo die Bäume der Wälder gedeihen würden.

Doch ich kehre wieder zu meinem Garten zurück. Einsmal empfand ich eins der lebhafteſten Vergnügen, es war an einem Sonnabend und ſehr kalt, es ſchneite auf den Höhen, da ſah ich einen Trupp der beherzteſten Bewohner meines Dörfchens zu mir kommen, die auf den Bergen geweſen waren und mir auf ihren Schultern große Bündel kleiner Bäume brachten, deren lange Wellen, amethyſtenen und cryſtallenen Säulen glichen, weil ſie über und über mit Reif und Eiszacken behangen waren. Auf einmal flogen eine Menge uns ganz unbekannter Vögel aus dieſen Wellen heraus. Ihre Erſcheinung ſetzte uns alle in Verwunderung; welcher Inſtinkt feſſelte ſie ſo feſt auf einem ſo langen Weg an dieſe ſchwachen Geſträucher und Bäume? wer kann dies Phänomen erklären? Dieſe Vögel waren ſehr klein. Einer von ihnen fiel in meine Hände. Er war von einem ſanften geſprenkelten Aſchgrau, auf ſeinem Kopf hatte er ein kleines Büſchchen, deſſen Farbe ein mattes Blau war. Ich war ſo vergnügt, als ob ich den Vogel des Paradieſes in meiner Gewalt hätte. Ein Krieger, der in einem Gefechte einen Fürſten oder General zum Gefangenen macht, kann nicht froher und zufriedener ſeyn. Das Herz ſchlug mir vor Mitleid und Zärtlichkeit, aber was ſollte ich damit anfangen? Einen Augenblick, doch nur einen Augenblick lang kam mir in den Sinn, daß mein Gefangener eine Zierde für das Naturalienkabinet meiner Provinz werden könnte; doch plötzlich gefiel mir ein anderer Einfall beſſer und der den Empfindungen angemeſſener war, welche dieſes Vögelchen mir einflößen mußte. Ich ſchenkte ihn der Mamſell S . ., die, als ſie ihn bekam, ihn küßte und wieder in die Freiheit fliegen ließ. Das liebe Mädchen hat ſeitdem geheirathet, und macht das Glück ihres Gatten aus.

Das Gerücht hatte auf ſeinen goldenen Flügeln auf viele Meilen in der Runde den Ruf von meinem Engliſchen Garten verbreitet. Von allen Seiten ſtellten ſich die Dilettanten, die Neugierigen und die Tadler ein. Ich hielt alle ihre Bemerkungen und Reden mit einer Ergebenheit und Faſſung aus, der vielleicht nichts gleich kommt, als die Ergebenheit und Faſſung eines beſcheidenen Autors, der zum erſtenmal ſein Schauſpiel auf der Bühne ſeiner Nation ausſtellt. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle die Kränkungen, alle die Bitterkeiten und Unannehmlichkeiten ſchildern wollte, womit mich dieſe angeblichen Kenner heimſuchten. Nichts iſt in der Einſamkeit läſtiger und unerträglicher, als ein Beſuch von Müßigen und von Thoren. Zum Glück wurde ich oft dafür durch die Gegenwart der jungen Mädchen des Dorfs getröſtet, wenn ſie ſich bey meinem Brunnen einfanden, um Waſſer zu holen, und da mein kleines Werk zuweilen ihres Beifalls würdigten. Ja, ich bin jetzt mehr, als jemals überzeugt, daß der Mann nichts vollkommenes hier unter dem Mond zu Stande bringt, wenn er nicht dabey zum Zweck hat, ſeiner Gefährtin zu gefallen.

Endlich befreite mich die Wiederkehr des Winters von den Schwätzern und Tagdieben der umliegenden Gegend. Ich war nun meiner gewöhnlichen Ruhe wieder gegeben, und allein vor meinem Kamine, und ich ſegnete dafür den Himmel, wie vorzeiten Bruno mein Nachbar. In dieſen Stunden der Muße, wo das Nachdenken uns oft in unſerer Eingezogenheit überraſcht, kam mir der Gedanke in den Kopf, wieder ein Werk zur Hand zu nehmen, das ich ſeit vielen Jahren aus der Acht gelaſſen hatte. Doch man frage mich weder nach ſeinem Titel noch nach dem Namen des Verlegers oder Herausgebers. Ich glaubte es den Landſtänden meiner Provinz zueignen zu müſſen, die damals ihren Landtag in der Dauphiné hielten; auch hielt ich es für meine Schuldigkeit, es den Gelehrten und einigen Männern in wichtigen Aemtern zuzuſchicken, für die ich eine wahre Hochachtung empfand; ſo viel erinnere ich mich nun noch recht gut, daß ſich die Journaliſten nicht die Mühe gaben, des Buchs zu erwähnen, unterdeſſen Maſſais, der große Meiſter in der Kunſt des Damenkopfputzes mit ſeiner Abhandlung über dieſe Kunſt, alle Journale von Paris beſchäftigt hat. Meine Leſer werden

den leicht glauben, daß das Studieren nicht meine einzige Beſchäftigung neben meinem Kaminfeuer war, und daß ich mich lieber zuweilen in freundliche Geſpräche mit meinen Nachbarn und Nachbarinnen und ſonderlich mit Grollier, dem Meiſter Leinewebert und Hiſtoriographen meines Kantons einließ. Ehe ich weiter forterzähle, muß ich erſt das Bild dieſes Grollier entwerfen; was ich von ihm ſagen werde, wird gewiß kein Fleck in meinem Gemählde ſeyn. Sein Haus ſtößt, dem Himmel ſey's gedankt, dicht an das meinige; eine Sympathie, von der ich mir ſelbſt nicht die Urſache angeben kann, vereinigt uns nun ſchon ſeit vielen Jahren; unterdeſſen iſt ſein Kopf weit heller, als der meinige und er iſt ohne Widerrede ein weit beſſerer Philoſoph, als ich; in ſeinem Hauſe iſt der Siz des Tribunals vom ganzen Kanton, denn das ganze Dorf hat Vertrauen zu ſeinen Einſichten, und wenn er einmal einen Ausſpruch gethan hat, ſo wird faſt niemals weiter appellirt; daß er ein ſo billiger und gerechter Richter iſt, darf niemand Wunder nehmen. Mit der gänzlichſten Uneigennützigkeit und dem geradeſten Sinn verbindet er, was höchſt ſelten iſt, die vollkommenſte Rechtſchaffenheit. Sein Weib, eine ſanfte Gattin, zärtliche Mutter, wohlthätig und gaſtfrey, iſt der Troſt und die Zuflucht des Dorfs, und wird in eben dem Grad geliebt, in welchem ihr Mann hochgeachtet wird; ſie heißt Suzon nach dem Namen ihres ledigen Standes, und alle Einwohner im Dorf nennen ſie bey dieſem Namen, wie ihr Mann. Wenn ich anweſend bin, und dann, ſo oft mirs möglich iſt, meine Freunde zu Gaſte bitte, ſo bietet mir dieſe gute Nachbarin ſogleich alle Dienſte an, die von ihr abhängen; ſie deckt und beſorgt den Tiſch, und wenn gleich mein Gaſtmahl ländlich und einfach iſt, ſo wird es doch wenigſtens vom Hunger gewürzt und meine Freunde verſichern, daß, was Suzon kocht, beſſer ſchmeckt, als wenn es der größte Koch eines Vornehmen bereitet hätte.

Ich war in meinem Dörfchen, als Grollier, der damals noch ledig war, zur Armee mußte, weil ihn das Loos getroffen hatte. Ich war ebenfalls gegenwärtig, als er ſeine Liebe Suzon nach ſeiner Rückkehr aus dem Feldzug heirathete. In der ganzen Gegend herrſchte die herzlichſte und allgemeinſte Freude. Ich illuminirte meine Hütte, ſo gut es mir möglich war, und zierte ſie, ſo viel ich mich erinnere, mit Deviſen und Sinnbildern, von denen einige wenigſtens ſo viel werth waren, als die, welche man auf den Jetons unſrer Academien erblickt. Doch, ich will meine Leſer nicht von der Glückſeligkeit ihrer Ehe und von den Leiden unterhalten, die ſie zuvor erdulden mußten, denn die Trennung des Grollier und ſeiner Geliebten während ſeines Soldatenſtandes dauerte faſt drey Jahr. Ich war Augenzeuge der Thränen dieſes unſchuldigen Mädchens, hätte ich nicht ihren Muth aufrecht zu halten gewußt, hätte ich ihr nicht die zärtlichen Briefe vorgeleſen, die ihr getreuer Geliebter ihr ſchrieb, ſo würde ſie für Schmerz geſtorben ſeyn. Ich war ihr Schutzengel, ich war ihr beſter Freund. Unterdeſſen wurde das arme Mädchen krank, für das ich mich ſo lebhaft intereſſirte, denn wer ſollte nicht Theil an den Thränen der Liebe und an dem Kummer eines Herzens nehmen, das zum erſtenmal leidet; mir war lange für ihr Leben bange. Ihre jungen Geſpielinnen verließen ihr Krankenlager nicht, alle Hülfe, die Freundſchaft und gerechtes Mitleid leiſten kann, wurden an ſie verſchwendet. Auf dem Dorfe weiß man am beſten, die Leiden anderer mitzufühlen. Endlich leuchtete der Tag der Hofnung und nie iſt wohl eine Geneſung andächtiger gefeiert worden. So lange ſie krank war, brannte die geweihte Kerze in der Kapelle; der Altar der Dorfkirche war mit Opfern bedeckt,

deckt, die man von allen Seiten brachte. Unter dieſen Opfern befanden ſich auch die Opfer von Porrine und Adhemar, die ſie dem Gott der Güte brachten, um einen unerbittlichen Vater zu erweichen, der ſich weigerte, ihre Liebe zu krönen, die ſie ſchon ſeit vielen Lenzen verzehrte. Endlich wurde ihnen ihr Wunſch gewährt, durch Suzon's Vorbitte bey ihrem Vater gewährt. Die Freude, welche ihre Geneſung verbreitete, und die Achtung die man für ſie hatte, beſchleunigten die Erfüllung des Glücks, um welche die beiden Liebenden am Fuß des Altars flehten.

Bey Grollier, in dem Hauſe dieſes meines lieben Nachbars werden in der rauhen Jahrszeit alle großen Zuſammenkünfte des Dorfs gehalten. Die Aelteſten, die ledigen Burſche, die jungen Mädchen, die ſtillenden Mütter mit ihren Säuglingen, alle finden ſich da in buntem Gemiſch beiſammen ein. Die jüngſten klettern auf die Schultern der Väter, und bilden ſo einige von den Gemählden, in welchen Creuze ein Meiſter war. O wie glücklich wäre der Mahler geweſen, der auf der Leinewand einige von den Bildern hätte anbringen können, von denen ich täglich Zeuge war! Hier wurden die freundlichſten und unſchuldigſten Geſpräche geführt, man erzählte ſich kleine Geſchichten und die Vorfälle des Tages, die Hofnungen der jungen Liebenden, die Glückſeligkeit der Verlobten, Standhaftigkeit und Treue wurden gekrönt, der Tugend wurde der Preis, den ſie allein verdient, man ehrte ſie durch Beifall, der von Herzen gieng, und nicht durch kalte Lobreden der Eitelkeit. –

Wenn ich in meinem Dörfchen bin, werde ich zu allen Feſten und Luſtbarkeiten gebeten. Vielleicht verdanke ich dieſe Gunſt meinem offenherzigen Weſen, vielleicht auch gewiſſen Augen, die, wie man mir mehr als einmal verſichert hat, ein wenig zärtlich um ſich ſchauen ſollen. Dem ſey nun wie ihm wolle, mein glücklichſten

Augenblicke habe ich gewiß in dem Umgange mit meinem lieben Grollier verlebt. Dieſer biedere Freund und Nachbar, der ein ſo nützlicher Mann im Dorfe iſt, und der ganzen Gegend ſo viel Ehre macht, war auch, ſo lange er bey der Armee ſtand, einer der beſten und beherzteſten Soldaten. Wenn die Rede vom Kriege und Schlachten iſt, ſo geräth er in Feuer und Begeiſterung, und niemand kann mehr Liebe für ſein Vaterland haben, als er, die Freude blitzt ihm aus den Augen, wenn er mit ſeinen Freunden von ſeinen Feldzügen ſprechen kann. Er war bey der Einnahme von Bergenopzoom und wird allezeit tief gerührt, ſo oft er ſich des Feldherrn erinnert, der dieſe Belagerung kommandirte. Mit Ehrfurcht und Bewunderung ſpricht er von dem tapfern Moritz von Sachſen, der auf dem Wagen des Sieges in den Gefilden von Fontenoi von einem Flügel zum andern flog,* und von dem Phalanx der Engländer, der einen ſo edlen und ſchönen Widerſtand that, und von dem königlichen Hauſe, das ſich in dieſer Schlacht eine unſterbliche Glorie erwarb, und Frankreich rettete; an dieſem unvergeßlichen Schlachttage erhielt Grollier drey Wunden, die er uns oft mit einer Art von Eitelkeit gezeigt hat. Es giebt wohl keine Schwachheit, die verzeihlicher iſt, als die, wenn man ſeinen Freunden die Denkmäler ſeines Muths und der Gefahren zeigt, denen man ausgeſetzt war, und von denen man nun im Frieden an ſeinem väterlichen Heerde ausruht. Die Erinnerungen eines treuen und wackern Soldaten ſind gewiß ſo viel werth, als die Palmen, die man auf dem erſten und vornehmſten Poſten erringt, und die ſehr oft nicht denen gehören, die damit prunken.

Grollier's Gattin iſt die Hülfe aller Unglücklichen und die Pflegerin der Kranken in der ganzen Gegend; ihr Haus das Aſyl der Güte und Großmuth, die

Schule der guten Sitten und aller häuslichen Tugenden.

So verſtreichen mir ſchnell und ohne Langeweile in meinem Dörfchen die Tage des Winters und dieſe Jahrszeit, die ſo traurig für alle diejenigen iſt, welche nicht die Freuden der Freundſchaft kennen, hat für mich unausſprechliche Reize. Nein, der Winter iſt keine ſo ſchreckliche und widrige Jahrszeit, als man denkt; den Faulen und Froſtigen mag ſie immer unerträglich dünken; ſie behagt den Arbeitſamen wohl, und dem, den das Blut reichlich in den Adern ſtrömt. Ihr, die ihr es nicht glauben wollt, fragt den Jüngling, der ganz weiß von Reif über den Eißſpiegel der Teiche und Ströme hingleitet, und ſeine Schulbänke und die Feſſeln ſeiner Lehrſtunden vergißt, fragt den Gelehrten, der dieſe Zeit zur Zeit ſeines Studierens wählt, den Künſtler, der beym Schein der Reverberirlampe die zarten Kunſtwerke vollendet, welche die Zierde der Kabinette der Großen und Reichen ſeyn werden; fragt die junge Stadtdame, die von Verlangen brennt, auf Bällen und in zahlreichen Zirkeln zu glänzen, fragt ſie, ob dies nicht die Jahrszeit ſey, wo ſie von ihren Anbetern und den Geliebten ihres Herzens die ſüßeſten Huldigungen empfängt. Aber auf dem Lande erſcheint der Winter unter andern gefälligen Bildern. Mit ihm ſtellen ſich die Stunden der Ruhe, des längern Schlafs und der Unterbrechung der mühſamen Feldarbeiten ein. Er iſt, wenn man will, das Bild des Alters das die liebenswürdigen Jahre des Frühlings entfliehen ſah; es iſt das treue Bild des Aelteſten im Dorfe, wenn er im Schooße ſeiner zahlreichen Familie in langen Erzählungen die Geſchichten der vergangenen Zeit wiederholt und Vorſchriften und Lehren weiſer Erfahrung giebt, es iſt die Jahrszeit des Unterrichts und des Lernens; die jungen Knaben und Mädchen gehen in die Schule, machen ſich mit den Pflichten der Religion bekannt, und in den langen Winterabenden ſammelt oft der Pfarrer ſich Stoff zu rührenden Predigten, um in den Seelen ſeiner Pfarrkinder Mitleiden gegen die Armen und Unglücklichen anzufachen, welche der Rauhheit und Ungeſtüm der Kälte und der Schneeſtürme hülflos erliegen.

Zur Zeit dieſer ſo ſtrengen Jahrszeit, welche den Wanderer in ſeiner Reiſe aufhält, wo die Natur in ein weißes Leilachen, wie der Leichnam der Jungfrau gehüllt zu ſeyn ſcheint, die man zur Erde beſtattet, wo die wilden Vögel ſich in die Höhlen der Felſen flüchten, während die Meiſe und das Rothkehlchen die Scheune des Landmanns in Geſellſchaft des liſtigen Sperlings beſuchen — um dieſe Zeit iſt es, wo das Dorf ſeine Verſammlungen hält. O ihr ſchönen Winterabende, wie ſehr lieb' ich noch euer Andenken, und wie ſchnell ſeyd ihr mir vergangen, wie vergnügt und zufrieden fühlte ich mich unter den Einwohnern meines Dorfs, wenn wir alle rings um einen großen Tiſch ſtanden und mit unſern kleinen Hämmern nach dem Takt auf ihn klopften, wenn der große Sack mit Nüſſen gebracht wurde, deren Säuberung von der Schaale unſre Abendarbeit ſeyn ſollte!

Der Winter meiner Jahre iſt gekommen, ſchon nähert ſich das funfzehende Luſtrum meines Lebens, und meine Gedanken und Gefühle gleichen dem ſchwachen Schimmer einer Lichtflamme, die im Verlöſchen iſt. Meine ſchöne Tage ſind vergangen, und wie ſehr wollte ich mich freuen, wenn ich ſie nicht in dem Tumult der Städte, ſondern im Schooße meiner ländlichen Einſamkeit hätte verſtreichen ſehen. Wie thörigt iſt der Menſch! Die Natur ſchuf ihn frey und er ſucht in den Städten Feſſeln und Bande auf, unempfindlich gegen die unſchuldigen Geſchenke ſeiner Heerden und die Freuden ſeines Dorfs haſcht er anderswo Geſchenken und kommen mag, ſo gewiß iſts doch, daß ſie in Thibet auf die beſchriebne Weiſe Statt findet.

Die Art, ihre Todten zu beſtatten, iſt ebenfalls ſonderbar. Sie ſcharren ſie nicht in die Erde, wie die Europäer, verbrennen ſie auch nicht, wie die Hindoos, ſondern legen ſie auf die kalte Spitze irgend eines nahen Bergs, um von wilden Thieren oder Raubvögeln gefreſſen, oder von der Zeit und abwechſelnden Witterung verzehrt zu werden.

Die zerfetzten Gerippe und gebleichten Knochen liegen zerſtreut herum, und zwiſchen dieſer Scene des Schreckens pflegt gemeiniglich irgend ein elender Alter, Mann oder Weib, fühllos gegen alles, außer dem Aberglauben, eine Wohnung aufzuſchlagen, und ſich das abſcheuliche Geſchäfte zu machen, die Leichname aufzunehmen, jeglichen einen Platz anzuweiſen, und die Gebeine, wenn ſie zu weit zerſtreut worden, zuſammenzutragen.

Die Religion in Thibet iſt zwar in vielen ihrer vornehmſten Lehrſätze der Religion der Braminen oder Indiſchen gänzlich zuwider, in andern aber hat ſie damit viel Aehnliches. So haben ſie z. E. eine große Ehrerbietung vor der Kuh, jedoch wird dieſe nicht den gewöhnlichen Gattungen, ſondern blos derjenigen erwieſen, welche eine gewiſſe beſondre Art von Schwänzen hat, die ich hernach beſchreiben werde. Sie haben auch viele Achtung vor dem Waſſer des Ganges, deſſen Quelle nach ihrer Meynung im Himmel iſt; und eine der erſten Würkungen, welche der Traktat mit dem Lama hervorbrachte, war, daß man bey dem Generalgouverneur um Erlaubniß anſuchen ließ, an den Ufern deſſelben einen gottesdienſtlichen Platz anlegen zu dürfen. Dies wurde, wie man denken kann, nicht abgeſchlagen, und als ich Bengalen verließ, war bereits ein Stück Landes, etwa zwey Meilen von Calcutta, dazu angewieſen. Anderer Seits kommen häufig die Sunnaſſen oder indiſche Pilgrimme nach Thibet, als einem heiligen Platz, und der La-

ma

Freuden nach, die ſeine Seele dereinſt mit bitterer Reue füllen werden. Was kümmert dem glücklichen Dorfbewohner, der mit dem jüngſten ſeiner Kinder neben ſeiner Hütte ſpielt, was kümmert ihn, zu wiſſen, ob die Großen in den Hauptſtädten ihres Landes prächtige vermummte Bälle oder glänzende Schlittenfahrten bey dem Glanze unzähliger Fackeln halten. Ihn intereſſirt mehr die Schuffeliere, die ſeine Kinder auf ſeinem Teiche angelegt haben. Noch erinnere ich mich Euphroſinen auf den Knieen ihres Bruders ſitzend, von einem künſtlichen Eisabhange mit der Blitzesſchnelle einer Lawine fahren geſehen zu haben, die ſich von einer Bergſpitze in das Thal ſtürzt; ich war Augenzeuge der kleinen Gefechte zwiſchen den Hirten und Hirtinnen, wo Schneeballen ihre Waffen waren, und der Ränke und der kleinen Neckereien, die ſie einander bey ihren Liebſchaften ſpielten. Um einen Ofen ſitzend las ich dann die naiven Erzählungen des guten La Fontaine, oder die Scherzgedichte des Greiſes von Ferney.

Aber als die ſchöne Jahrszeit wieder kam, als das Veilchen wieder aus dem jungen Gras der Wieſe hervorblickte, und der Schlag der Finken die Liebe des Lenzes feierte, ehe die Nachtigall wieder Beſitz vom Gebüſche genommen hatte, dann kehrte ich zu meinen gewöhnlichen Spaziergängen zurück, dann vertiefte ich mich wieder in die Thäler und lagerte mich auf den Spitzen der Hügel. Wer Voironnais kennt, wer Moirans beſuchte, und den St. Jacobs Weg wanderte, der zu den Anhöhen von Rive führt, wird noch entzückt von den Naturſchönheiten ſeyn, welche dieſe reizende Alpenlandſchaft dem Auge verräth. Hier ſind die Dörfer zwiſchen Wälder geſäet, dicke Gebüſche theilen die Wieſengründe, Obſtbäume von allen Arten beſchatten die niedrigen Gefilde und überall rieſeln und ſtrömen, Bäche und Gewäſſer, der Weinſtock wächſt auf den

Hügeln zwiſchen Mandeln und Kirſchbäumen, und dient dem furchtſamen Haſen zur Zuflucht, hier iſt auch das Hoſpitz, wo die Zugvögel auf ihren Reiſen einzukehren pflegen; geliebte Haine, kühle Gehölze, als ich euch durchirrte, brachtet ihr in meine Seele die Ideen meiner erſten Jugend und meiner erſten Schulſtudien zurück; ich glaubte die Götter und Göttinnen des alten Roms unter dieſen Büſchen ſitzen zu ſehen, und die Spiele der Nymphen und Divonen zu erblicken; ich ſah Dianen in den Wäldern jagen und die Muſen durch die Thäler wandeln, Homer, Virgil, Horaz, Tibull und Catull ſangen mir ihre reizende Geſänge vor, und ich wähnte die Sévigné zu ſehen, wie ſie zwiſchen Chaudlien und Bernard ſaß, der nicht weit von dieſem ländlichen Wohnungen zuerſt das Licht der Welt erblickte. Die Namen der großen Männer jenes berühmten Jahrhunderts, das der Vorgänger des unſrigen war, und das nie ſeines Gleichen wieder finden wird, wandelten bey mir vorüber. In einem ſüßen Traume meiner Begeiſterung umarmte ich Fenelons Schatten, glaubte einer der Hirten dieſer Auen und unſterblich zu ſeyn, wie jene Günſtlinge des Pindus. Ich ſtudierte die verſchlungenen Namen, womit Liebende die Bäume und die Wände der Felſen bezeichnet hatten, ich glaubte den Ton ihrer Stimme und die Seufzer zu vernehmen, welche die beredten Dolmetſcher ihrer Zärtlichkeit waren. Wenn ich dann aus meiner Träumerey erwachte, ſo ſchwebten die ſüßen Bilder noch vor meiner Seele, ein düſtrer Tiefſinn bemächtigte ſich ihrer und in meinem Herzen entbrannte von neuem die Flamme, die ich auf immer verloſchen wähnte, denn auch ich liebte einsmals. Ich war in meiner Jugend dem Dienſt der Kirche gewidmet, und noch wallt mein Blut ſchneller, indem ich den Namen meiner Geliebten, Angelika von C. L . . nenne. Mein Herz betete ſie im Stillen an, und kaum wagte ich es, die Augen gegen ſie aufzuſchlagen, ja ich liebte dieſen Engel des Himmels, und hatte ſo viel Gewalt über mich, es ihr nicht zu ſagen. Mag der Wüſtling über meine blöde Tugend lächeln, ich beklage ſeine Zügelloſigkeit, ſie wird ihn nie wahre Liebe kennen lehren. Man muß in meiner Lage geweſen ſeyn, und ſie noch fühlen, um ſie beſchreiben zu können. Geliebter Schatten, du verfolgſt mich, immer wähne ich, dich zu ſehen, mich mit dir zu unterhalten; aber warum will ich, da der Winter meiner Jahre mein graues Haupt bleicht, und meine Sinne und Gefühl ſtumpf macht, warum will ich hier eine Liebe ſchildern, die niemand intereſſiren kann, und die mich allein unglücklich machte? Zum Glück entfernte ſich das Bild des geliebten Gegenſtandes unvermerkt und verſchwand. Ich erwachte aus meiner Schwermuth, trocknete meine Thränen und die Anmuth der Einſamkeit und ſonderlich die Empfindungen, welche die Annäherung des Frühlings erweckt, wo die Natur die Weſen ins Leben ruft, die des Tages Licht noch nicht ſahen. Alle dieſe Gegenſtände des Frohſinns und der Zufriedenheit gaben meinen Sinnen die Ruhe und meiner Seele den Frieden wieder.

Gott der Schöpfung! ſagte ich dann zu mir, du umſchlingeſt mit gleichen Banden in dieſer Jahrszeit der Wonne alle Geſchöpfe, die deinen Geſetzen folgen, du gebieteſt der ganzen Welt. Die Vögel niſten in den Büſchen und alle Thiere fühlen Liebe, ſanft rieſeln die Bäche, ſüßer ertönt in den Gehölzen der Geſang ihrer befiederten Bewohner, überall iſt Einklang, überall ſanfte Harmonie, Freude thront in allen Herzen und alles trägt die Farbe der Liebe, die Morgenröthe iſt friſcher und jugendlicher als gewöhnlich, die Sonne ſtrahlt minder brennend, überall erhebt ſich das hochzeitliche Lager der Kinder der Natur, die Schwalbe eilt über die Meere herüber, um ein ſanfteres der Zärtlichkeit

lichkeit günſtigeres Klima aufzuſuchen; der Adler ſchwebt um die Gipfel des Kaukaſus, und erfüllt die Lüfte und Felſen mit einem durchdringenden Geſchrey, das ihm die Liebe auspreßt; die Elſter ſchleppt die langen Strohhelme herbey, aus welchen ſie ihr plattes Neſt bauen will; die Grasmücke trägt in ihrem Schnabel ihren Jungen das Futter herbey, und von den Zinnen des Himmels lächelt der Urheber ſo vieler Seligkeiten über das Entzücken des Menſchen, den er an der Seite ſeiner Gattin erblickt, wie er ſich ganz dem Gefühl ſeiner Zärtlichkeit überläßt. O ihr Freuden des Lebens! ſchnell vorübergehende Bilder! ach! ihr ſterbt, ihr verwelkt ſo ſchnell, wie die zarten Blumen die euch umduften.

(Der Schluß folgt.)

* * *

VII.

Miſcellaneen.

1.

Elegie.

Schon ſinkt der hellen Sonne Pracht,
In Schatten ſanft hernieder,
Schon tönen in der ſtillen Nacht
Der Nachtigallen Lieder.

Schon wieget froh die Stille ein,
Das grüne Thal in Schlummer,
Schon duftet ſüß der Blüthenhain,
So frey von allem Kummer.

Und ach! ich ſitz verlaßen hier,
Merk' nichts von dieſem allen
Nur eine Thräne fließet mir,
In dieſen ſchönen Hallen!

Nur Seufzer quälen meine Bruſt,
Nur ſchwache Lieder tönen,
Von mir, — Und keine einz'ge Luſt
Will meine Mühe krönen!

Denn ach! Die Gute iſt entflohn,
Der Troſt in meinen Qualen! —
O könnt' im Elegien Ton,
Ich meinen Kummer mahlen! —

Sie floh, ſie wich aus meinem Arm,
Kehrt' nicht zu mir zurücke,
Und ach! Sie lohnt mit trübem Harm,
Der reinſten Liebe Blicke.

Sie floh, hört' meine Klagen nicht,
Mein Seufzen war vergebens,
Und alles was mich ſonſt vergnügt,
Macht' ſie zur Laſt des Lebens.

Mit ihr floh meine Heiterkeit,
Es flohn die ſanften Blicke,
Durch ihre Flucht kehrt Traurigkeit,
In meine Bruſt zurücke.

Drum ſitz ich ſo verlaſſen hier,
Drum tönen meine Lieder
So traurig! — denn ich ſeh in ihr
Nie frohe Liebe wieder!

Ritter.

1.

Das Band.

Den 3. Oktober 1788.

Dies Band! — an ihrem Buſen hat ſie es getragen!
O Band! dem lieben Herz ſo nah;
Sag, hat dies Herz zuweilen auch für mich geſchlagen,
Wie meins für ſie, ſeit ich ſie ſah?

O Band! o liebes Band! Du biſt in meinen Händen,
Nie geb ich wieder dich zurück!
Jezt mein! — Nie will ich meine Blicke von dir wenden,
O! wie berauſcht mich dieſes Glück!

Nun kann ich küſſend dich an meinen Lippen drücken,
Wie oft, hab' ichs umſonſt begehrt! —
O! welch ein überirrdiſches Entzücken,
Wird mir durch dieſes Band gewährt!

Benetzt von ſchwermüthsvollen, Ihr geweihten Thränen,
Halt' ich dich oft in meiner Hand,
Dann küſſ' ich dich mit ſüßem ahndungsvollen Sehnen
Wohl tauſendmal geliebtes Band.

Sollt' ich ſie auch, ach! nimmer, nimmer wiederſehen,
So bleibt ihr doch dies Herz getreu!
Du ſollſt o Band nun bald mit mir zu Grabe gehen, —
O! himmliſch ſüße Schwärmerey!

Ich will dich, liebes Band, um meinen Buſen binden,
Du hörſt des Herzens letzten Schlag;
Es ſoll darum ſtatt dir, ſich eine Natter winden,
Wenn ich den Schwur der Treue brach!

C. A. Vulpius.

3.

Die Emailmahlerey.

Die Emailmahlerey erfordert ſtandhafte unveränderliche Farben, weil ſie, wenn ſie bereits aufgetragen ſind, noch ein ſtarkes Feuer, zwey- drey- auch mehrmal, auszuhalten haben. Die eigentliche oder undurchſichtige Emailmahlerey ſoll in Frankreich zuerſt um das Jahr 1632 aufgekommen ſeyn; die durchſichtige aber, eine Art von Glasmahlerey, iſt ſchon früher bekannt geweſen. — Man emailliret meiſtens auf Gold, auch auf Kupfer; aber nicht auf Silber, weil es im Feuer gemeiniglich und ſogar eher ſchmilzt, als die aufgetragenen Emailfarben. Das rohe, weiße Email, den Grund zu allem übrigen, liefert insgemein Venedig. Es iſt eine glasartige, leicht ſchmelzbare Kompoſition;

vielleicht aus feinem, mit calcinirtem Borax, reinem Salpeter und etwas Bleiweis, zuſammen geſchmolzenen und dann zerriebenen Glaſe. Man bereitet die Emailfarben zum Auftragen mit Spiköle, das durch eine gelinde Wärme erdickt wird, aber durch die Ausdünſtung bey einer gemäßigten Hitze wieder ganz abgetrieben werden muß, ehe man die emaillirte Platte in das Feuer ſetzt. Zu Emailfarben ſind diejenigen am geſchickteſten, die aus dem Kalche der Metalle gezogen werden; weil ſie mehr als andere Farben in ſtarkem Feuer ihre Lebhaftigkeit und Schönheit behalten. Das aus geröſtetem und ſonſt mit Sande geſchmolzenem Kobold bereitete Blau, die Schmalte, iſt ſehr dauerhaft, und faſt ganz unveränderlich. Man braucht es auch in der That am allermeiſten und beinahe allein. Gleichwohl hat es nicht alle nöthigen Eigenſchaften. Es iſt eigentlich eine Art Glaſes, und läßt ſich auch im Gebrauche, wenn es gleich auf das feinſte zerrieben iſt, immer glasartig an. Man erhält ſehr ſchwer, daß es mit dem Oele eine geraume Zeit lang wohl vermengt bleibt; noch ſchwerer aber, daß es mit demſelben aus dem Pinſel fließt.

* * *

4.

Welches ſind die beſten Schinken und die beſten franzöſiſchen Käſe?

(Von einem reiſenden Gourmand.)

Der Weſtphäliſche Schinken nimmt in der Güte den Vorrang ein, auf ihn folgen, der von Bayonne in Gaſconien, ſonderlich der ächte Lahontan, und der von Bordeaux in Guinea. Der Schinken wird nach dem Gewichte verkauft. In Paris iſt jährlich am Dienſtag in der heiligen Woche, eine eigene Schinkenmeſſe. In Flandern, Portugal und Hamburg, wird auch ein ſtarker Schinkenverkehr getrieben, worunter ſich die portugiſiſchen durch ihre Geſtalt auszeichnen. Die Sineſer verkaufen viel Schinken an die europäiſchen Schiffe, aber die Käufer müſſen ſehr auf ihrer Hut ſeyn; denn unter die Menge miſchen ſie oft Schinken von Holz, die ſo künſtlich verfertigt ſind, daß man ſie weder an Geruch noch Geſtalt leicht von den natürlichen unterſcheiden kann. Es kommen ſelten chineſiſche Schinken nach Europa.

Der Käſe von Brie, der faſt ganz allein zu Paris conſumirt wird, und ſo fett iſt, daß man ihn beinahe nicht anders als in Töpfen auswärts verführen kann, bekommt die plattgedrückte Geſtalt, die ihn charakteriſirt von den großen, breiten aber nicht tiefen Käshörden, worin man ihn zu thun pflegt. Der ächte Vachelin aus der Schweiz iſt auch ein ſehr rahmiger Käſe, der bey der geringſten Wärme fließt, welches ihn zum Verführen wenig geſchickt macht. Languedoc, Provence, [illegible] hat beſtändig einen Haufen von zwey bis dreyhundert in ſeinem Sold. Die Reſidenz des Delai Lama iſt zu Patoll, ein großer Pallaſt auf einem Berge, etwa ſieben Meilen von Lahaſſa. Der Tayſchoo Lama hat verſchiedne Palläſte oder Schlöſſer, in deren einem ſich Herr **Bogle** fünf Monat bey ihm aufhielt. Er beſchreibt den Lama als einen der liebenswürdigſten Menſchen, die er je gekannt, der ſeinem Range mit ſehr gemildeter Gewalt behaupte, äuſſerſt reiner Sitten, ohne allen Zwang oder Affektation. Auf den Gaſſen athmet alles Friede, Ordnung und anſtändiger Schmuck. Das Schloß iſt von Steinen oder Ziegeln erbauet, mit vielen Vorhöfen, erhabnen Hallen, Terraſſen und bedeckten Gängen. Die Zimmer ſind gröſſentheils geräumig, und ſehr im chineſiſchen Geſchmack, mit Vergoldung, Malerey und Firniß ausgeſchmückt. Zwey Bequemlichkeiten ſind ihnen gänzlich unbekannt, nemlich Treppen und Fenſter. Nach den oberſten Zimmern kann man nicht anders kommen, als vermittelſt einer Art Leitern von Holz oder Eiſen, und anſtatt der Fenſter haben ſie bloße Löcher oben in dem Tafelwerk mit Wetterdächern, die zugemacht werden können. Feurung iſt ſo rar, daß ſie faſt allein zur Küche gebraucht wird, übrigens erwärmen ſie ſich in ihren Häuſern blos mit Pelzwerk und andern Kleidern. Der Lama, welcher von allem, was die Tartarey, China und alle öſtlichen Königreiche betrift, vollkommen unterrichtet iſt, erkundigte ſich äuſſerſt ſorgfältig nach Europa, deſſen Politik, Geſetzen, Künſten und Wiſſenſchaften, Regierung, Handel, Kriegsmacht ꝛc. Herr **Bogle** bemühte ſich, ihn über alle dieſe Punkte zu befriedigen, und entwarf zu dem Ende eine kurze Verfaſſung von Europa in Hindoſtaniſcher Sprache, welche er ins Thibetiſche überſetzen ließ. Der Lama, welcher in Latack, einer Gränzprovinz unweit Caſamire, geboren war, iſt der

Bretagne, Normandie, Forez, Breſſe, Flandern, liefern auch fette, gute und geſuchte Käſe. Grenoble giebt den Saſſenage, dem man gemeiniglich den Vorzug vor dem Roquefort einräumt. Er iſt in kleinen runden Brodten, und vier bis fünf Zoll dick. Er wiegt vier bis acht Pfund. Er muß, wenn er gut ſeyn ſoll, ein wenig pikant, aber auch nicht zu alt, und blaulicht geädert ſeyn. Der Roquefort in Languedoc, wird aus einem Gemiſche von Schaaf- und Kuhmilch verfertigt. Er hat eine platte und runde Geſtalt, faſt wie ein Kuchen, eine Dicke von zwey Zollen und iſt vier bis acht Pfund ſchwer. Man muß ihn ebenfalls mit blauen Adern, und von angenehmen und ſanften Geſchmack ausſuchen, dann fällt ſeine Farbe, wie's oft geſchieht, ins Dunkelgelbe, ſo taugt er nicht viel. Der Käſe von Roche de Ruane im Forez, ähnelt ſehr dem Roquefort und wird oft unter ſeinem Namen verkauft. Er iſt klein, fett, rund und dick, von röthlicher Rinde, und hält zwey Pfund an Gewicht. Er muß friſch und weich ſeyn, wenn man ihn gut eſſen will; unterdeſſen kommt er ſelten aus dem Lande, und wird beinahe ganz darin verzehrt. Der Vachelin von der Franche-Comte gleicht dem Gruyern der Schweiz ſo ſehr, daß die Kaufleute ihn faſt beſtändig für ſolchen verkaufen. Unterdeſſen fehlt viel, daß er die Güte des ächten Gruyern haben ſollte. Er hatte weder das Feine noch das Auge dieſes Käſes. Da er aber feſt iſt, und ſich leicht verführen läßt, ſo wird ein ſehr beträchtlicher Abſatz davon gemacht. Die Käſe aus Auvergne gleichen den holländiſchen, und paſſiren oft im Auslande dafür.

5.

Rede in einer Geſellſchaft von Conſtitutionsfreunden gehalten.

(Ein Pendant zu den Wedekindiſchen Reden.)

Ein Achtung verdienender Redner hat in ſeiner eben gehaltenen Rede die Rechte der Menſchheit ſehr gründlich entwickelt und auf ſie ein Syſtem zu einer Landesverfaſſung gebaut, deren Vollkommenheit in die Augen fallend iſt. Alle ſeine Sätze ſtehen unumſtößlich richtig und die Folgerungen fließen daraus ſo zuſammenhängend, daß ſchlechterdings nichts dagegen eingewendet werden kann. Nur Schade, daß die Triebfedern, welche dieſes herrliche Syſtem in Wirklichkeit ſetzen ſollen, Menſchen ſind, und der Schauplatz auf dieſem Erdenrund ſeyn muß. Ein großer Theil dieſer Verſammlung weiß es; daß ich die Menſchen in den mannigfaltigſten Verhältniſſen, daß ich ſie nicht allein in unſerm Erdtheil, daß ich ſie in fünf Welttheilen, daß ich ſie nahe an den beiden Polen habe kennen lernen, und es wird daher keine Anmaſſung ſeyn, wenn ich über dieſes zweideutige Produkt der Schöpfung ein Urtheil fälle. Da ich nun ſchon lange als unabhängiger Weltbürger lebe, und weder den Deſpoten gefröhnt, noch der Menge geſchmeichelt habe, wird man mir keine Partheilichkeit Schuld geben wollen. Doch wozu dieſe Vorerinnerung? Es iſt nicht blos meine Erfahrung, es iſt die Erfahrung mehrerer Jahrtauſende, welche die Geſchichte umfaßt, daß der Menſch, der unſers Freundes herrliche Maſchine in Bewegung ſetzen ſoll, das unzuverläßigſte

Ding in der Natur iſt. Selbſt bey den tiefſten Einſichten, bey den beſten Ueberzeugungen, bey den reinſten Grundſätzen meiſtens das Spiel der niedrigſten und widerſprechendſten Leidenſchaften. Habſüchtig, verſchwendriſch, ehrſüchtig, niederträchtig, verwegen, furchtſam, ein vollkommenes moraliſches Chamäleon. Und unaufgeklärt, ohne Grundſätze, das Fürchterlichſte in der Natur, reiſſender wie der Tiger in der afrikaniſchen Wüſte, ſchrecklicher wie der braſſilianiſche Donner. Wer kann dieſen Erfahrungsſatz leugnen? Jedes Blatt der Weltgeſchichte beurkundet ihn und er hat leider in unſern Tagen die auffallendſte Beſtätigungen erhalten. Der Menſch iſt blos in einem gewiſſen Zuſtand von Trägheit erträglich, ja liebenswürdig und vielfacher Tugenden fähig. Glücklich (wenn auf dieſem Erdrund dieſes Beiwort in ſeinem eigentlichen Sinn ſtatt finden könnte), glücklich, wo eine lange Gewohnheit ihn in dieſen Zuſtand gewiegt hat. Schüttle ihn auf aus dieſer Ruhe, rufe ihn zur Thätigkeit, zur Theilnehmung an den öffentlichen Handlungen auf, und du kannſt nun Eltern, Geſchwiſtern, Freunden und Geliebten nicht mehr trauen! Du ſelbſt, beſter Freund! glühſt jetzt nur noch von Begierde Deine Mitbürger glücklicher zu machen, noch äußerſt zu ſanft deine Ueberzeugungen, die dich zu dieſem Zweck zu führen ſcheinen; aber bald wirſt du für die Ausführung Deines Syſtems wirken wollen, dein Ehrgeiz wird alles darauf ſetzen, daß es durchgehe, du wirſt kalt gegen deinen andersdenkenden Freund werden, wirſt die zärtliche Bande, die uns seit Jahrzehnden verknüpften, die uns ſo manche Wonne gewährten, zerreißen, du wirſt mich verfolgen, vielleicht mit meinem Blut deinen Dolch färben! Was würden erſt deine Theilnehmer fähig ſeyn, die vielleicht die Bildung, die Einſichten der Gefühle, die Grundſätze meines Freundes nicht haben! — Er giebt freilich einzelne Beiſpiele in der Geſchichte, daß Menſchen in dieſen Verhältniſſen Meiſter ihrer ſelbſt blieben, und glücklich dieſen Untiefen der menſchlichen Seele vorüber ſteuerten, ohne zu ſcheitern, allein ſie werden allgemein angeſtaunt, zum Beweis, daß ſie ſeltne Ausnahmen von der Regel ſind.

Dieſe Wahrheiten, gegen die keine noch ſo glänzende Theorie aushalten wird, beſtimmen mein Urtheil, ſowohl a) in Anſehung der vorgeſchlagenen Staatsveränderungen, als b) in Anſehung der Güte der beſtehenden Staatsverfaſſungen. Ich zittre vor jeder gewaltſamen Staatsumwälzung, ich rathe nie zu einer plötzlichen und totalen Staatsveränderung, ja nicht einmal zu Staatsverbeſſerungen von erprobter Güte, wenn ſie nicht mit guter Art an die bisherige Staatsverfaſſung unmerklich angeknüpft und in dieſelbe verwebt werden können, ohne das Gebäude zu erſchüttern und ohne die Einwohner aus ihrem gewohnten Gleiß zu verrücken; wie wohl Staatsmänner und Regierungen von praktiſchen Einſichten hiezu immer Gelegenheit und Mittel finden werden. Nur allein in dem Zuſtand einer völligen Verzweiflung, und um einen gewiſſen Untergang zu vermeiden, kann ich gewaltſame Staatsrevolutionen billigen.

Was nun die bisherige Staatsverfaſſungen und deren Vorzüge und Nachtheile betrifft, ſo fand ich immer in Uebereinſtimmung mit den oben erwähnten Erfahrungen diejenige am erträglichſten, bey deren Fortgang die Menſchen ſo wenig als möglich wirkten. Tauſendmal lieber will ich meinen Regenten von dem ohngefähren Zufall, es ſey durch Geburt, Reihegang oder Loos; als von den Händen der vollſtändigſten Urverſammlung, annehmen, wo die Leidenſchaften ſo vieler Menſchen in gefährliche Bewegung geſetzt werden. Der blinde Zufall wird öfterer einen gemäßigten, weniger gefährlichen Mann an die Spitze führen, und ſelbſt der Arroganteſte wird, durch den Zufall dahin geſetzt, ruhiger und erträglicher ſeyn, als wo er ſeine Herrſchaft durch Intrike, Gewaltthaten, Beſtechungen, Schmeicheleien der Menge erhalten hat, oder der von den unbändigen Leidenſchaften dieſer Menge, welcher er ſein Daſeyn verdankt, abhängig iſt. Nach dem freimüthigen Bekenntniß meiner Meinung von der menſchlichen Natur und nach den bisher aufgeſtellten Vorderſätzen werden ſie von ſelbſt erwarten, daß ich die Zügel der Regierung lieber in den Händen eines als mehrere ſehen werde, deren Vielheit den menſchlichen Unarten Anlaß zum Ausbruch und allzuvielen Spielraum giebt.

Sie haben, meine Herrn! bey Eröfnung dieſer Geſellſchaft eine uneingeſchränkte Freiheit im Denken feierlich zugeſichert, ich wäge es daher, ob ich gleich damit gegen die beinahe allgemein herrſchende Ideen anſtoßen werde, freimüthig zu bekennen, daß ich die Alleinherrſchaft jeder andern Regierungsform vorziehe. Der Alleinherrſcher ſeye es durch den Zufall der Geburt, von eignem Stand, nicht durch Familienverhältniſſe an die Mehrheit gekettet und daher leicht Werkzeug ihrer Leidenſchaften; wenn es ſeyn kann, frey von Feſſeln, welche ihn an privilegirte Klaſſen binden, für deren Nutzen weder Theorie noch Erfahrung ſpricht, und deren Daſeyn die Verfaſſung der mir verhaßten Vielherrſchaft nähert. Der Alleinherrſcher muß volle Gewalt haben, die Leidenſchaften der Menge im Zaum zu halten, allein hinlängliche Schranken müſſen ihn, ſo viel es möglich, verhindern an irgend einem von dieſer Menge die angeborne menſchliche Unarten auszulaſſen. Wenn der Regent die Juſtiz reſpectiren muß, und alſo mein Leben und Eigenthum in Sicherheit iſt, wenn er nicht in dem Fall iſt, durch ehrgeizige Plane mich den Qualen des Krieges auszuſetzen, wenn er mir nicht neue Abgaben nach Belieben aufhalſen kann, wenn eine anſtändige Freiheit im Reden und Schreiben zugeſichert iſt, ſo halte ich dieſe Verfaſſung für (welches bey menſchlichen Dingen das äußerſte iſt) für ſehr erträglich. Ich kann alsdann auf bürgerlichruhigen Genuß des Lebens rechnen und mehr verlange ich nicht. Ich will ſelbſt keinen Theil an der Regierung haben und glücklich wir alle, wenn meine Mitbürger ſämtlich mit mir gleich geſtimmt ſind. Man wird mich nicht beſchuldigen können, als predige ich Deſpotismus, da eben die Gründe, die der Vielherrſchaft und der Revolutionenſucht entgegen ſtehn, dem Alleinherrſcher zur nachdrücklichſten Warnung dienen, die Menſchen mit Schonung zu behandeln und ihre gewohnte Ruhe nicht zu ſtören, ſelbſt Reformen, die ihm heilſam dünken, nicht mit dem Widerſpruch des Volks auszuführen.

Ich bin, wie ſie wiſſen, nur ſeit Monaten hier anweſend, mein freigewähltes Vaterland iſt ſeit vielen Jahren ein deutſches Fürſtenthum von mittlerer Größe, das ich nach hinlänglicher Prüfung wählte und dem freien England, welches durch allzuläſſige Formen zwar die Rechte ſeiner Bürger ſchützt, aber auch erſchwert, und dem damals brillanten Frankreich, wo eine verdorbene Menge unter dem Namen eines Einzigen herrſchte, ſo wie allen andern Staaten und Republiken vorzog. Es würde die Verſammlung ermüden und ich würde vielen unter derſelben bekannte Sachen ſagen, wenn ich hier die ganze Verfaſſung meines damaligen Vaterlandes auseinander ſetzen wollte; ſie erlauben mir nur einige allgemeine Bemerkungen über Staaten von dieſer Art zu machen. Solche Fürſtenthümer ſind zu klein, als das der Ehrgeiz der Regenten an kriegeriſchen Planen Theil nehmen könnte. Nur in ſeltenen Fällen, wenn die Rechte des Reichs vertheidigt werden müſſen, handelt es in Verbindung mit den übrigen Ständen und es fällt nur ein geringer Theil der Laſt auf das Land. Die Abgaben, ſind ſeit langer Zeit unverändert und können von dem Landesherrn nicht willkührlich erhöhet werden. Sie drücken um ſo weniger, weil ſie nicht in eine entfernte Hauptſtadt fließen, ſondern durch die innere Circulation gar bald wieder in die Hände zurückkehren, aus denen ſie kamen. Das Verhältniß gegen den Kaiſer und das Reich iſt blos wohlthätig, nicht läſtig. Der Kaiſer hat keinem Einwohner im geringſten zu gebieten, nur gegen den Regenten gehn ſeine oberherrliche Rechte, und wo der Fall eintritt, wird er nicht leicht verfehlen, ſich derſelben zu bedienen. Seine Macht iſt alſo blos zum Schutz, nicht zur Unterdrückung der Bürger. Iſt der Regent thörigt genug, ſich durch Verſchwendung zu Grunde zu richten, ſo genießen nicht allein ſeine Unterthanen meiſtens einen guten Theil dieſer Summen, ſondern kommen auch nie in den Fall dieſe Summe übernehmen zu müſſen. Der Landesherr iſt den Folgen ſeiner Verſchwendung wie jeder Privatmann ausgeſetzt, auf Verlangen der Gläubiger wird er von einer Kaiſerlichen Kommiſſion auf eine karge Competenz geſetzt und von den übrigen Revenüen die Schulden getilgt. Die Juſtiz iſt in dieſen Ländern von dem Regenten in keiner ſchädlichen Abhängigkeit, ſeine Proceſſe gehen ihm oft an ſeinen eignen Gerichten verloren und bey Illegalitäten ſteht der Weg zu den Reichsgerichten, welche ganz über den Einfluß des Regenten erhaben ſind, offen. Die Jagdplackereien, deren unſer Freund im Vorbeigehn erwähnte, hören längſt auf, ſeitdem die Fürſten über ihren eignen Vortheil aufgeklärt worden ſind. Die unzählige Preſſen Deutſchlands ſtehen jedem, der einen anſtändigen Gebrauch davon machen will, frey und bey der Aufmerkſamkeit, die jeder deutſche Regent auf die Erhaltung der Erwerbzweige in ſeinem Lande wendet, wird niemand an einem rechtmäßigen Gebrauch der Preſſe gehindert werden.

Die laute Unruhe meiner Zuhörer giebt mir zu erkennen, daß es Zeit iſt abzubrechen. Wenige ſcheine ich überzeugt zu haben, aber auch meine Ueberzeugungen ſind zu feſte, als daß ich davon abgehen könnte. Wäre die Ideenwelt möglich, wohin ſie einige gutmüthige Schwärmer verſetzen wollen, ſo wäre gar keine Verfaſſung nöthig. Ein ſelbſt gewählter Schiedsrichter würde unſern Zwiſt entſcheiden und eine freundliche Anſprache der Nachbarn würde unſre Sicherheit ſchützen ꝛc. Da aber dieſes ſchon ſeit Jahrhunderten verheiſſene 1000jährige Reich noch nie hat kommen wollen, ſo zweifle ich ſehr an ſeiner jemaligen Exiſtenz. Ich kehre in mein Vaterland zurück und wünſche mit dem aufrichtigſten Herzen ihr Glück.

G.

6.

Zwey Idyllen aus dem Portugieſiſchen des Domingos dos Reis Quita.

1.

Die Entfernung.

Ach Myrtill, wodurch beleidigte dich dein Vaterland? Warum verläſſeſt du unſere Geſellſchaft? Warum trennſt du dich von unſern Thälern? Kehre in dieſe

Fluren wieder, kehre wieder. Alle lieben dich, alle ſeufzen nach dir. Was ſucheſt du an den Ufern des Douro! Sieh, in jene Gefilde hat die Zwietracht ihr Gift ausgeſäet, ſieh wie viel Unglück dort aufwuchs! Was ſucheſt du an den Ufern des Douro? Singt man dort lieblicher, als hier am Tejo? Iſt der Schatten jener Thäler friſcher? Sind die Najaden dort ſchöner? Ach betritt doch nicht ferne Gebirge! Dieſe Thäler, deine Thäler, deine väterlichen Fluren, rufen dir. Ach Myrtill, ſo verläſſeſt du die Hirten, die mit dir erzogen wurden, die in den unſchuldigen Spielen deiner Jugend dich begleiteten, die mit dir der ruhigen Schaaf Rücken beſtiegen, mit dir die Lämmchen verfolgten, mit dir leichtes Rohr brachen, um Aepfel von hohen Zweigen zu pflücken, mit dir aus den Neſtern die jungen Vögel holten, ſie an Fäden befeſtigten! Welche reine Liebe erzeugt nicht der kunſtloſe und ungeheuchelte Umgang in der Jugend? So lange du in dem kühlen Schatten dieſer Buchen die harmoniſche, ſüße Flöthe berührteſt, hauchte alles Zufriedenheit. Jetzt aber trauert alles, alles ruft Myrtill voll Sehnſucht.

An dem Tage, da du dich von uns entfernteſt, ſang bey der Morgenröthe die traurige Nachteule; auf den Gipfeln der Gebirge heulten die Hunde, die die Heerden verlaſſen hatten, und mit traurigen Tönen beklagten ſich die Schaafe, die ſinnlos auf den waldigten Höhen umhertaumelten. Du weißt nicht, wie bekümmert, wie unzufrieden die Hirten in deiner Abweſenheit ſind. Ich ſchwöre dir, daß mich nach meiner Tircea, wenn ſie von mir getrennt iſt, nicht ſo ſehr verlangt, als nach dir. Nicht mehr lagern ſich die reizenden Nymphen am Mittag in dem Schatten dieſes Gehölzes, nicht mehr pflücken ſie hier Blumen, um ihre blonden Locken zu kränzen. Nicht mehr ſingen hier in der heitern Dämmerung die Nachtigallen auf den Lorbeerbäumen, nicht mehr bauen in dieſer Grotte die weißen Tauben, und die zärtlichſten Turteltauben ihr Neſt.

Myrtill entfernte ſich aus dieſen Wäldern. Es iſt dahin der Zauber ſeines Geſanges, und mit ihm iſt alles dahin. Er zügelte die Wuth des ungeſtümen Bachs, der jetzt die Brücken mit ſich fortreißt, er hemmte den tobenden Wind, der jetzt mit wildem Ungeſtüm den ſtärkſten Eichen Seufzer auspreßt, die Zweige entblättert, und die zarten Blumen theils auf die Erde zerknickt hinſchleudert, theils zerriſſen mit ſich durch die Luft führt. O du glücklicher Douro, du glücklicher! Du erhebſt jetzt im Schatten laubichter Bäume über die ruhige Welle dein Haupt, umkränzt mit Fleßfedern, die Flöte Myrtills zu hören! Ach du Flöte Myrtills, für dich würde der ſanfte Tejo ſeinen Goldſand hingeben, für dich weint er voll Sehnſucht. Ach Myrtill, zugleich mit dir entfernte ſich aus dieſen Geſilden alles Glück, alle Freude. Unter uns wandelt der blaſſe Kummer, und zerſtreut Seufzer. Keiner hört deinen Namen, dem nicht ſogleich Thränen aus den Augen quillen ſollten. Welcher jammervolle Anblick, deine Heerden in den Händen des Wächters ſchutzlos zu ſehen, der ſorglos ſich tiefem Schlafe überläßt? Tauſendmal blöcken in ihren Hürden die hungrigen Lämmer, oder irren ohne Schutz durch das dicke, wilde Gehölz. Wie viele vergießen dort nicht ihr Blut in den Klauen des hungrigen Wolfs. Dein weißes und dein fleckiges Schaaf haben ſchon dies Unglück gehabt. Das weiße hatte vor drey Tagen Lämmer geboren, die der Mangel bald verzehrte. Ach welchen Schmerz empfanden wir nicht, als wir ſie am Abhange des Hügels mit ſchwachem Geſchrey umherirren ſahen und nach der Mutter rufen hörten! Komm Myrtill, komm und ſorge für deine Heerde und erfülle dieſe Gebirge mit Freude.

Hindoſtaniſchen Sprache völlig mächtig, und unterhielt ſich in derſelben beſtändig mit Herrn Bogle.

Das Volk aber, welches in der veſten Meynung ſtehet, er verſtehe alle Sprachen, glaubte, er ſpräche mit ihm Engliſch, oder wie ſie es nennen, Europäiſch Das Rußiſche Reich war das einzige Land in Europa, das er kannte. Er hatte ſehr hohe Begriffe von deſſen Reichthum und Macht. Es kommen viele von den Tartarn, die Rußiſche Unterthanen ſind, nach Thibet, und es hat ſogar der Czaar verſchiedentlich an den Lama geſchrieben, und ihm Geſchenke geſandt. Herr Bogle fand bey ihm verſchiedne Sachen, Gemälde, Spiegel, Geräthe von Gold, Silber, Stahl, beſonders Engliſche, welche er durch dieſen Kanal bekommen hatte, unter andern eine Grahamſche Repetiruhr, welche, wie man ſagte, eine Zeitlang todt geweſen war. Während ſeines Aufenthalts daſelbſt langten verſchiedne Mongols und Kalmucken aus Siberien an, mit welchen er Bekanntſchaft machte.

Und hiemit, mein Herr, ſchließe ich dieſe Bemerkungen, und bitte Sie um Verzeyhung, daß ich Ihre Neubegierde über eine Sache rege gemacht habe, ohne daß ich im Stande bin, Ihnen hinlängliches Licht darüber mitzutheilen. Wenn ich wieder nach Indien komme, werde ich vielleicht Zeit und Gelegenheit haben, ein mehreres zu leiſten. Ich hoffe inzwiſchen, daß der Societät die Ueberſetzung des Originalſchreibens als eine Seltenheit willkommen ſeyn wird, welches der Tayſchoo Lama an den Herrn Haſtings durch die Geſandſchaft übermachte, welche abgeſchickt war, um für den Deb Rajah um Frieden zu bitten. Es iſt mir dieſes Schreiben während meiner Bedienung zu Händen gekommen, und der Generalgouverneur hat mir erlaubt, eine Abſchrift davon zu nehmen.

Jene glatte Buche, in die du deine harmoniſchen Lieder grubeſt, iſt immer von tauſend Nymphen und Hirten umgeben; ſie umringen und ſchmücken ſeine Zweige mit den duftendſten Blumen, und von dem Stamme, worauf dein Name geſchrieben iſt, hängt ein Kranz von Epheu. Komm, Myrtill, hier wirſt du gekrönt werden. Die Napäen bereiten dir hier einen Sitz von Myrthen und Roſen. Komm geliebter Myrtill, verbanne eiligſt aus dieſen Fluren die Sehnſucht.

2.

Schon höre ich das Rauſchen der zitternden Blätter des Nußbaums, ſchon höre ich das leichte Geräuſch leiſer Tritte, ſchon entdecke ich unter dem verwirkten Gebüſch ein Geſicht — Sollte es Tircea ſeyn? — Jemehr ich meine Augen anſtrenge, je weniger kann ich unterſcheiden. Dort bricht der Mond hervor, dieſer wird mir leuchten. — — Ach, wie täuſchen mich meine Wünſche! Ein Schaaf verlor ſich von der Heerde und irrt dort unten blöckend im Thal. — — Raſe ich, oder träume ich? Wie trübt nicht die Sehnſucht meine Augen! Glaubte ich nicht, dies ſey jenes glückliche, liebliche Thal, wo ich immer meine Hirtin erwarte? Dieſe harmoniſche Quelle, die unter duftenden Blumen und Gras, mit ſchattigen Bäumen bedeckt murmelt, war der Ort, wo wir die ſchwühle Mittagshitze zu vermeiden pflegten? Weſſen Phantaſie war je verwirrter! Ach Liebe, wie blendeſt du mich! — O wer doch jetzt die glücklichen Gefilde beträte, die ſich des Anblicks der Tircea erfreun! O wer doch jetzt nur das bekannte Bellen ihres Melamps und das Blöcken ihrer Schaafe hören konnte! O ihr harten Felſen, o ihr ſchattigen

Thäler, die ihr mein ſehnſuchtsvolles Ach hört, erblicktet ihr jetzt jene holden Augen, die mir ſo viel Seufzer koſten, plötzlich würdet ihr die purpurne Aurora friſchen Thau auf die Blumen gießen, die blonde Sonne im Horizont ſchimmern; und mit Glanz die Berge bereichern ſehn. Es dünkt mich, Tircea, du läßeſt dein leeres Gefäß in der Quelle ruhn, eilſt auf den höchſten Gipfel dieſes Geſtades, breiteſt deine ſchwimmenden Augen nach den hohen Gebirgen, die mich von dir, o meine Geliebte, trennen, und daß du dort vor Sehnſucht rufſt: Alcin, Alcin, wer entreißt dich mir? Es dünkt mich, ich höre dich mit klagender Stimme mich als einen Undankbaren, als einen Unachtſamen verklagen. Es dünkt mich, du gehſt dann ſeufzend in das Thal, und ſucheſt dort oft die zärtlichen Lieder, die ich bey unſerer bittern Trennung auf die Stämme ſchrieb. O meine Hirtin, die du eben ſo wenig wankſt, als die Berge, eben ſo zärtlich liebſt, als die Turteltaube, eben ſo glänzeſt und blendeſt, als der reine Schnee und die purpurne Roſe, für dich allein, ich ſchwöre es dir, bey dieſen Pfändern unſrer Liebe ſoll der Liebesgott meine Bruſt mit ſeinen Pfeilen verwunden. Für dich allein will ich ſeufzen, für dich allein ſollen meine Augen weinen, die jetzt ſehnſuchtsvoll nach den deinigen umherblicken.

7.

Ein Traum, den ſich meine Leſer leicht ſelbſt deuten werden.

Nach einem ſchwülen Sommertage, an dem ich einen langen Weg zurückgelegt hatte, fühlte ich die Erquickung des kommenden kühlen Abends, der mir den letzten Theil meines Weges erleichterte und zum Theil verſüßte, und mich endlich glücklich in meine Heimat zurückbrachte, um ſo lebhafter, je läſtiger mir die Hitze des Tages geweſen; je länger mir mein einſamer Pfad geworden war; und je lebhafter die verſchiedenen Gefühle in meiner Seele ſich regten, die mir theils der Rückblick auf meinen nun zurückgelegten Weg und die durch ihn erreichte Abſicht, theils der frohe Anblick und die herzliche Umarmung der Meinigen, die ſich mit mir, und mit denen ich mich des Wiederſehens freute, erweckten. Und noch erwünſchter empfieng mich natürlich die Ruhe, die meinen Körper nach einer ſo langen und ungewohnten Anſtrengung erquickte. Aber nicht ſo ruhig war mein Geiſt: ſey es, weil mein Körper eine ungewohnte Ruhe genoß, oder weil die vielen Gegenſtände, die auf der Reiſe meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatten, ihn noch zu lebhaft umſchwebten, als daß er ſich ihrer ſogleich entſchlagen konnte.

Unter den verſchiedenen Bildern, die meine Phantaſie umgaukelten, und die nach dem Eindruck, den ſie auf meinen Geiſt machten, ihn länger oder kürzer beſchäftigten, war dieſes unter allen, deren ich mich beym Erwachen erinnern konnte, das deutlichſte und hat ſich ihm ſeitdem am tiefſten eingeprägt.

Ich ſaß, ſo kam es mir vor, in einem nicht weit vom Wege abgelegenen ſchattigten Thale, in dem ich, um auszuruhen, aufs weiche Gras niedergeſunken war. Und ohne es mir weiter deutlich angeben zu können, wie ich auf dieſe Idee kam, ſo drängten ſich, ſo wie mein Körper ſich der Beſchwerden des Weges nach und nach zu entlaſten ſuchte, auf meinen Geiſt die Beſchwerden des Lebens um ſo ſtärker zu: wovon das Reſultat dieſes war, daß die Mühſeligkeiten und Laſten dieſes Lebens bey weiten die Freuden und Vergnügungen überwiegen: und daß, da das ganze Heer von jenen unüberſehbar und in den gräßlichſten Geſtalten vor meinen Augen ſchwebte, und den ohnweit kleinern Haufen von dieſem ganz meinem Geſichtskreiſe entrückte, ich auf das lebhafteſte durch dies Bild gerührt, den raſchen Entſchluß faßte, dieſe Welt, ſo viel bey mir ſtände, nicht mehr für mich Welt ſeyn zu laſſen; und mich der Geſellſchaft zu entziehen, die blos aus Eigennutz ſo lange uns ſchätzt und duldet, ſo lange wir gleich Sklaven in ihrem Dienſt unſere Kräfte verſchwenden; aber uns mit einem bittern Hohngelächter von ſich ausſtößt, ſo bald wir ſie um Hülfe und Unterſtützung anflehen.

Dieſe Vorſtellung, die ſo ſehr gegen meine Eigenliebe und das ſtarke Gefühl meines eigenen Werthes kämpfte, hatte ſo ſehr meinen Unwillen in mir rege gemacht, daß auch meine Stirn deutlich zeigte, was in meinem Herzen vorgieng. Denn indem ich dieſes Bild noch weiter verfolgte, und nur noch über die Art nachdachte, wie ich meinen feſten Entſchluß ausführen und die Bilder meiner Seele zur Wirklichkeit bringen wollte, ſo ſtand, ehe ich mirs verſah, ein ehrwürdiger Greis vor mir, deſſen über die Schultern herabwallende Silberlocken und ſich auf dem Buſen vertraulich lagernder Bart mir um ſo mehr Ehrfurcht gegen ihn einflößte, je mehr innere Ruhe, ſein Geſicht und Zutrauen fodernde Freundlichkeit ſeine Rede begleitete.

„Jüngling, ſprach er, du biſt unzufrieden; das ſeh ich: und die wilden Blicke, die du umher warfſt, und die dunklen Runzeln, in die deine Stirn ſich faltet, laſſen mich auf keinen geringen Kummer, der an deinem Innern nagt, ſchließen. Aber, lieber Sohn, was belaſtet dein Herz mit dieſem nagenden Gram? was für eine fehlgeſchlagene Hofnung zieht dieſe ſchwarze Wolke des Trübſinns über deinen Blick? deſſen Herz nur den Freuden dieſes Lebens offen ſtehen ſollte; deren deine Jahre am fähigſten ſind, und auch zu ſeyn pflegen. Doch öfne mir dein Herz! Vielleicht kann ich lindernden Balſam auf ſeine Wunden gießen."

Ehrwürdiger Greis, die Rede geht ans Herz, und zwingt mich zu reden, da ich ewig zu ſchweigen beſchloſſen hatte. Für meine jetzt in mir erregten Gefühle iſt die Welt zu enge; wenigſtens ſo weit ſie von Menſchen bewohnt iſt.

„Alſo biſt du ein allgemeiner Menſchenfeind? Das glaubt' ich doch noch nicht auf deiner Stirne zu leſen!"

Zwar nicht aller im eigentlichen Sinne: Aber wo bleibt die Eins, wenn Millionen ſie drängen?

„Und wodurch haben ſie es mit dir verdorben? oder wie haſt du ſie alle ſo genau kennen gelernt?"

Auf beides kann ich dir nicht genau, wie du es haben zu wollen ſcheinſt, antworten: brauch es aber auch nicht. Alle freilich haben mich nicht beleidigt; haben es auch nicht gekonnt; hätten es vielleicht auch nicht gewollt. Und ſie alle kennen zu lernen — dazu reichte Methuſalems Alter nicht hin, und wenn es auch noch zehnmal verlängert würde. Allein um es dir kurz zu ſagen, ſo ſonderliche Schickſale habe ich noch nicht erlitten; ſo hoch iſt die Bosheit einzelner Menſchen gegen mich noch nicht geſtiegen, daß ſie mich zu dieſem Entſchluß vermocht hätten. Mein weichgeſchaffenes Herz ließ mich im Gegentheil ſchon unzählige Freuden in den wenigen Jahren, die ich zählen kann, genießen; auch da ſie genießen, wo andere nur vor bittern Speiſen ekelt. Und gleichwohl ſtieg jener Entſchluß in mir auf, und iſt ſo feſt, daß ich bis jetzt noch entſchloſſen bin, ihn auszuführen. Denn um es dir in wenig Worten zu ſagen, der ganze Gang der Welt gefällt mir nicht. Was der Menſch in Ganzem iſt, hat mich die Geſchichte gelehrt. Und da ſeh ich, was der Menſch vor tauſend Jahren war, das iſt er noch jetzt; das redet mir weder die frömmelnde Sprache milzſüchtiger Moraliſten, noch der Trompetenton unſrer Reformatoren aus.

Und dir nach der Geſchichte ein Bild des Menſchen zu entwerfen, dazu iſt meine Sprache und Einbildungskraft noch zu ſchwach, wiewohl mein Herz es deſto laſtender fühlt. Er iſt ein Scheuſal, zu deſſen ſchrecklichen Untergang ſich Himmel und Hölle erheben ſollten — freilich der Menſch in Ganzem, und nicht gegen mich! Aber würde es nicht wirklichen Mangel an Menſchenliebe und edlem Gefühl bey mir verrathen, wenn ich den Menſchen blos darnach beurtheilen wollte, was er gegen mich iſt; und nicht vielmehr, was er für den Kreis iſt, in dem er wirkt, und für eine ganze Geſellſchaft ſeyn würde, wenn er für ſie wirken ſollte? Und von der Seite betrachtet habe ich auch die wenigen, mit denen ich zufrieden ſeyn konnte, nicht von der Seite kennen gelernt, daß ſie mir den Aufenthalt unter ſich angenehm machen konnten. Kurz, was mein Verſtand mir gebietet, und mein Herz, leider! nur allzuwahr finden und genehmigen muß, iſt: „Fliehe die Menſchen!“

„Jüngling, erwiederte mir mit ſanfter Stimme der Greis, ich habe deine Rede ruhig mit angehört. Dein zwar gefühlvolles, aber jetzt zu ſehr beſtürmtes Herz, das deinen Verſtand mit hingeriſſen hat, iſt jetzt nicht fähig, die Gründe anzuhören, die Vernunft und Erfahrung aus mir dir zurufen könnten. Doch höre, wenn du mich, wie du ſcheinſt, nicht unter den gemeinen Haufen von Menſchen wirfſt, höre die Geſchichte eines Greiſes, der das Leben in vielen ſeiner ſehr verſchiedenen Lagen kennen gelernt hat, die er jetzt alle deſto ruhiger überſehen und deſto unpartheiiſcher beurtheilen kann. Vielleicht kannſt du aus ihr eine oder die andere Regel dir abziehn.“

„Mein Vater, fuhr er fort, ſelbſt ein Geſchäftsmann, beſtimmte mich, den einzigen Erben ſeines anſehnlichen Vermögens, auch den Geſchäften, und gab mir eine dieſem Zweck angemeſſene Erziehung, der er ſelbſt die wenigen Stunden, die er ſeinen Geſchäften abmüßigen konnte, ſo gern widmete; und das mit deſto mehr Neigung, je zärtlicher er mich liebte und je mehr ich ihn durch meine ununterbrochene Anſtrengung und meinen guten Kopf dabey zu Hülfe kam.“

„Unter dieſen Beſchäftigungen und großen Hofnungen entgegenreifend, hatte ich das zwanzigſte Jahr erreicht, als mein Herz durch den Verluſt desjenigen Gegenſtandes, von dem gewiß der größte Theil unſers irrdiſchen Glücks abhängt, und worin ich damals das einzige ſetzte, eine Leere in ſich fühlte, die auch die ganze Welt auszufüllen nicht im Stande war, weil der Gegenſtand, der einzig in völligem Beſitz deſſelben geweſen war, es nicht mehr ausfüllte: ſo daß ich, dem nun die ganze Welt zu enge war, die Ruhe, die ſie mir verſagte, fern von ihr ſuchte. Allein was ich ſuchte, fand ich nicht: mein Kummer artete in Schwermuth, und dieſe in eine völlige Erſchlaffung aller mei-

„ner körperlichen und Geiſteskräfte aus, die mir das
„Leben, das überdem keine Reize mehr für mich hatte,
„rauben zu wollen ſchien. Allein meine gute Natur
„und mein Körper, der bis dahin ungeſchwächt eine
„ununterbrochene Geſundheit genoſſen hatte, ließ mich
„dieſe Krankheit meines Körpers, und des mit ihm
„hinſchwindenden Geiſtes glücklich überſtehen.“

„Da ich alſo, ſobald ich wieder etwas hergeſtellt
„war, und meine Geiſteskräfte wieder ſo viel geſammelt,
„daß ich mich beſinnen konnte, deutlich genug einſahe,
„daß meine bisherige Geſellſchaft mir das, was ich in
„der Welt verlaſſen hatte, nicht erſetzen konnte; ſo ver-
„ließ ich ſie, und eine kleine Wind und Wetter aus-
„geſetzte Hütte dort auf jener ſchroffen Felſenhöhe wurde
„nun mein Aufenthalt, und iſt es nun ſchon ſeit 50 Jah-
„ren geweſen.“

„Und ohne dich, geliebter Jüngling, hier weit-
„läuftig mit den Beſchäftigungen meines Körpers und
„Geiſtes aufzuhalten, ſo höre nur das Reſultat meiner
„Betrachtungen, die ich bey Vergleichung meines Zu-
„ſtandes mit der Lage der übrigen in Geſchäften und
„für die Welt lebenden Menſchen angeſtellt habe. Ich
„ſahe freilich, daß mich in meiner Lage der Undank nie-
„derträchtiger Menſchen nicht kränken, und überhaupt
„keine ſolche Zufälle treffen könnten, denen alle die aus-
„geſetzt ſind, die in der Geſellſchaft und beſonders in
„großen Geſchäften und glänzenden Aemtern leben;
„aber auf der andern Seite ſah ich auch, daß mich der
„Dank und Segen vieler andern, denen ich in näherer
„und weiterer Verbindung nützlich geworden ſeyn würde,
„nicht belohnte, nicht erfreute; und daß der Blick auf
„meine Beſchäftigungen des Tages am Abend deſſelben
„das Beruhigende für mich nicht habe, das er für jene
„hat, und welches ſie mit dem Schweiß gewiß nicht
„vertauſchen würden, mit dem ſie es ſich erkaufen müſ-

„ſen. — Und wenn hiezu der Gedanke kam, daß ich für
„die Welt, für die mich der Schöpfer geſchaffen und in
„die er mich durch meine Geburt verſetzt hatte, ſo gut
„wie nicht mehr ſey: ſo oft rief mir eine innere Stimme
„zu, die zum Stillſchweigen zu bringen, alle meine So-
„phiſtereien nicht hinreichten:

„ „Du biſt ein undankbarer Sohn des Vaters
„ „im Himmel! Ohne Ueberlegung wählteſt du
„ „dieſen Weg, aus Eigenſinn betrateſt du ihn;
„ „und Starrſinn iſts, daß du ihn nicht verlaſſen
„ „willſt! Du biſt ein Krieger, den ſein eigenes
„ „Gewiſſen des Todes ſchuldig erklärt; da du
„ „den Poſten, den dir dein Feldherr anwies,
„ „willkührlich wider ſeinen lauten Befehl ver-
„ „laſſen haſt.“ “

„Wohlan dann, o Jüngling, eben dieſe Stim-
„me ruft dir aus mir noch deutlicher zu: Auf! folge
„mir alſo; Ich ſelbſt, für die Welt nur eine Laſt, die
„dem Träger den Schweiß nicht belohnt, ich ſelbſt führe
„dich in ſie zurück.“

Ich wollte ihm die Hand reichen und ihn herzlich umarmen, und — ich erwachte.

J. W.

VIII.

Fragmente.

Aus des P. Hieronymus Lobo's Reiſe nach Habeſſinien und zu den Quellen des Nils. (Aus dem Franzöſiſchen, von T. F. Ehrmann. Zürich 1793.)

Beſchreibung des Nils und ſeiner Quellen.

(Verglichen mit der Bruce'ſchen Schilderung.)

Bey meiner Reiſe in das Königreich Damot ſah' ich das erſtemal den Nil und fuhr über ihn hin. Dieſer mir neue Anblick rief mir alles das in's Gedächtniß zurück, was ich vormals in alten und neuen Schriftſtellern von dieſem Fluſſe geleſen hatte; ich erinnerte mich, welche große Koſten mehrere Monarchen darauf verwandt haben, um die Quellen dieſes weltberühmten Fluſſes zu entdecken, die doch nur darum verborgen waren, weil Griechen und Römer ſogar wenig Umgang mit den Habeſſiniern hatten. *)

Ich

---

*) Man ſieht, daß auch Lobo von dem Anblick des Nils und von der Auffindung ſeiner Quellen ſo gut begeiſtert war, als

Das Original iſt Perſiſch, eine Sprache, deren ſich der Lama bedienen mußte, weil die Thibetſche, ſo zierlich und ausdrucksvoll ſie auch ſeyn ſoll, in Bengalen gänzlich unbekannt iſt. Ein Brief, der uns mit einem Karakter bekannt macht, von dem in der weſtlichen Welt ſoviel Redens geweſen, und den man gleichwol ſo wenig kennt, iſt ſchon an ſich ſelbſt ein würdiger Gegenſtand der Neubegierde. Allein, wenn ſichs findet, daß derſelbe Empfindungen der Gerechtigkeit, des Wohlwollens und der Frömmigkeit enthält, die in einem Style ausgedrückt ſind, der zwar ſimpel, doch nicht ohne Würde iſt, und ſich überhaupt von den hochfliegenden Komplimenten und gezwungnen Metaphern entfernt, die bey den übrigen orientaliſchen Völkern ſo gewöhnlich ſind, ſo kann derſelbe in jeder Betrachtung als eine Probe angeſehn werden, wie das Volk denkt und ſchreibt, von deſſen Lande und Sitten ich vorhin eine Skizze gegeben habe.

Ueberſetzung des Briefs, welchen der Tayſchoo Lama an den Herrn Haſtings, Gouverneur von Bengalen, geſchrieben. Eingelaufen den 29. März 1774.

Die hieſigen Angelegenheiten ſind in jedem Betracht ſehr blühend. Ich gehe Tag und Nacht damit um, Eur Glück und Eure Wohlfarth zu erweitern, die Nachrichten, welche mir Reiſende aus Euren Gegenden von Eurem erhabnen Ruhme ertheilet, haben mein Herz, gleich den Frühlingsblüthen, mit Zufriedenheit und Freude erfüllt. Preis ſey Gott, daß der Stern Eures Glücks im Steigen iſt; Preis ihm, daß Ruhe und Seligkeit mich und meine Familie umgeben. Nie jemanden zu drü-

Ich ſetzte zwey Tagreiſen von ſeinem Urſprunge über dieſen Fluß, in einer ſchönen Ebene, die er jedesmal ganz überſchwemmt, wenn er anfängt auszutreten. Sein Bett iſt da ſchon ſo breit, daß ein Flintenſchuß kaum hinüber reicht, und doch giebt es da weder eine Brücke, noch Schiffe, und hinüber ſchwimmen kann man auch nicht, ohne ſich in große Lebensgefahr zu ſtürzen, weil der Fluß ſo voller Krokodille und Flußpferde iſt. Man fährt alſo auf Flöſſen hinüber, die man, ſo gut man kann, mit langen Stangen regiert; aber auch dabey iſt man großer Gefahr ausgeſetzt, da dieſe Flöſſen oft von jenen furchtbaren Flußthieren umgeſtürzt und die Menſchen zerriſſen werden. Das Flußpferd, welches nur Gras und Baumzweige frißt, begnügt ſich, die Menſchen umzubringen; aber das fleiſchfreſſende Krokodill frißt ſie auch.

Doch ich will jetzt als Augenzeuge, und nach Berichten, die ich an Ort und Stelle einſammelte, dieſen Fluß, über den ich ſo oft geſetzt habe, und ſeine Quellen kurz beſchreiben, da ich in dem, was ich bisher darüber geleſen habe, ſo viel Fabelhaftes fand.

Der Nil, den man in dieſem Lande Abawi *), das heißt Vater der Gewäſſer nennt, entſpringt in der

---

als Bruce, ob er gleich nicht, wie dieſer — da er es mit mehrerm Rechte könnte — auf die Ehre der erſten Entdeckung Anſpruch macht.

*) Eigentlich Ab oder Abay: Vater. — Von den mancherley Namen dieſes Fluſſes handelt Ludolf, Commentar. p. 118 und Bruce, III. Bd. S. 652. (Wovon noch Einiges im Anhang.)

der Landſchaft Sakahala *), in dem Königreiche Gojama, welches eines der ſchönſten und beſten Länder in Habeſſinien iſt. Die Bewohner deſſelben iſt ein Volk, welches die Agaus **) genannt wird. Dieſe Agaus geben ſich für Chriſten aus, wovon ſie aber nur den Namen tragen; denn ſie haben alle Gebräuche und Zeremonien der heidniſchen Agaus angenommen und beibehalten, mit welchen ſie ſich auch täglich in eheliche Verbindungen einlaſſen. Dieſe beiden Völkerſchaften der Agaus ſind ſehr zahlreich, wild und unbezähmbar, wozu ſie von ihrem Lande begünſtigt werden, das mit Bergen angefüllt iſt, die mit dichten undurchdringlichen Wäldern bedeckt ſind. In dieſen Gebirgen giebt es auch große Höhlen, welche die Natur ſelbſt gegraben hat ***) und wohin dieſe Agaus ſich flüchten, wenn ſie ihren Feinden im offnen Felde nicht Stand halten können. Es giebt ſolche Höhlen, die zwey oder drey der zahlreichſten Familien mit mehr [illegible] drey bis vier hundert Kühen in ſich faſſen können. Dieſe Schlupfwinkel ſind überdies nicht leicht zu finden; und eben ſo ſchwer iſt es, wenn man ſie aufgefunden hat, die Agaus daraus zu vertreiben. — Dieſes Volk iſt wohl darum ſo zahlreich, weil es jedem Mann erlaubt iſt, ſo viele Weiber zu nehmen, als er Hundert von Kühen hat, auch muß das Hundert nicht allemal voll ſeyn.

Nun im öſtlichen Theile dieſes Königreichs Gojama, an dem ſanften Abhang eines Berges, der ſich in ein ſchönes Gefilde hinabſtreckt, findet man die ſo lange

---

*) Bruce nennt dieſen Diſtrikt, der von einem großen Dorfe den Namen hat, Sakala.

**) Von welchen im Anhange.

***) Von einer ſolchen wunderbaren Höhle ſpricht Bruce, III. Bd. S. 632.

vergeblich geſuchte Nilquelle. *) Dieſe Quelle, oder vielmehr dieſe Quellen, ſind zwey Löcher **), jedes von vier Palmen im Durchmeſſer, und eines einen Steinwurf von dem andern entfernt. Das eine dieſer Löcher iſt nur eilf Palmen tief, wenigſtens gieng unſer Senkbley nicht tiefer hinunter, vielleicht wurde es von Baumwurzeln aufgehalten, die wir daherum in Menge fanden, denn es ſtehen viele Bäume umher. Dieſe Quelle iſt etwas kleiner als die andere, welche niedriger liegt; in dieſer zweiten Quelle konnten wir mit unſerm Senkbley, deſſen Schnur doch zwanzig Palmen lang war, keinen Grund finden; die Leute der Gegend verſicherten uns, es habe noch Niemand den Grund dieſer Quelle finden können. — Man hält dafür, dieſe beiden Löcher ſeyen nichts als die Oeffnungen eines verborgenen groſſen unterirrdiſchen Sees; welche Meinung dadurch begründet zu werden ſcheint, daß ringsumher der Boden immer feucht, und ſo weich iſt, daß das Waſſer herausſpritzt, ſo bald man darauf tritt; auch ſenkt ſich daſelbſt die Erde nach einem ſtarken Regen. Ich vermuthe, daß dieſer Boden nur durch die vielen ineinander verſchlungenen Baumwurzeln in die Höhe gehalten wird, daß er nicht einſtürzt. So iſt der Boden rings um die Quellen her beſchaffen. In der Entfernung eines Steinwurfs, und auf dem halben Abhang, liegt ein Dorf oder Flecken, durch den man kömmt, wenn man den Berg, welcher Ghiſch (Guix nach der portugieſiſchen und Geeſh nach der engliſchen Schreibart) genannt wird, erſteigen will. Von ſeinem Rücken herab überſieht man eine große Strecke Landes, die das Anſehen eines tiefen Thales hat, und doch iſt das Auf- und Abſteigen dieſes Berges kaum merklich, ſo ſanft dehnt er ſich abwärts *).

---

*) Man vergleiche damit Bruce's weitläuftigere Beſchreibungen am angeführten Orte. Es ſcheint, daß ſeit Lobo's Zeiten mancherley Veränderungen in dieſer Gegend vorgegangen ſind.

**) Bruce (III Bd. S. 635) zählte drey Löcher; da er aber von dem einen ausdrücklich ſagt, es ſcheine von Menſchenhänden gemacht zu ſeyn, ſo vermuthe ich, daß es ſeit Lobo's Zeiten gemacht worden, weil dieſer unſer Reiſebeſchreiber ſonſt auch einer dritten Quelle erwähnt hätte, da er hier in dieſer Schilderung ſelbſt genauer und beſtimmter iſt, als Bruce. Daß aber Lobo ganz gewiß ſelbſt bey den Quellen des Nils war, dies, denke ich, iſt ſonnenklar, da keiner ſeiner Vorgänger dieſelben ſo weitläuftig beſchrieb, und da ſein Bericht davon ſo ſehr mit Bruce's Nachricht übereinſtimmt. Der einzige P Paez, der vor ihm die Nilquellen ſelbſt geſehen zu haben verſichert, beſchreibt ſie nur ganz kurz. Dadurch iſt nun, denke ich, Lobo's Autorität befeſtigt.

Auf dem Rücken dieſes Berges erhebt ſich ein kleiner Erdhügel, den die heidniſchen Agaus ſehr in Ehren halten. Daſelbſt verſammelt ſie ihr Prieſter alle Jahr, und opfert eine Kuh, deren Kopf in eine von den Nilquellen geworfen wird **). Hierauf opfert Jeder nach ſeinem Vermögen oder nach ſeiner Andacht eine oder mehrere Kühe, deren Fleiſch als eine heilige Speiſe nachher gegeſſen wird. Aus den Knochen dieſer Kühe ſind ſchon zwey ziemlich beträchtliche Berge aufgehäuft worden ***), welche alle Vögel des Landes an ſich locken; ſie ſind ein Beweis, daß dieſe Völker

---

*) Dies alles ſtimmt mit der Bruce'ſchen Beſchreibung überein.

**) Bruce, welcher dieſe Zeremonie (III. Bd. S. 727 u. f.) etwas anders beſchreibt, ſagt, der Kopf der Kuh werde nur in die Quelle hinein getaucht, und dann in einer unterirrdiſchen Höhle verborgen.

***) Bruce ſagt, die Knochen werden verbrannt. Er geſteht aber auch ſelbſt, daß mit dieſer religiöſen Feierlichkeit Abänderungen gemacht worden, je nachdem der Fanatism der chriſtlichen Habeſſinier die heidniſchen Agaus drückte.

von je her den Nil, als eine Gottheit verehrt haben, ſo wie ſie es noch jetzt thun. Nach vollbrachten Opfern ſalbt ſich der Prieſter den ganzen Körper mit dem Unſchlitt und Fett von dieſen Kühen, und ſetzt ſich dann auf einen Strohſeſſel, der mitten auf einen dazu errichteten Scheiterhaufen geſtellt iſt. Hierauf wird der Scheiterhaufen angezündet, und das Holz verbrennt, ohne daß das Feuer den Prieſter verſehre, oder nur das Unſchlitt, womit er beſchmiert iſt, ſchmelze oder herabtropfen mache *). So lange der Scheiterhaufen brennt, predigt der Prieſter den Umſtehenden, und beſtärkt ſie in ihrer Verblendung; und wann das Feuer erloſchen, und die Predigt geendet iſt, ſo ſteuert Jedermann dem Prieſter ein Almoſen; dies iſt dann das Ende, und die Hauptſache der ganzen Mummerey. —

Bey ſeinem Urſprung fließt der Nil ganz im Verborgenen, und gleichſam unter Gras und Kräutern begraben, einen ſtarken Flintenſchuß weit oſtwärts hin; dann dreht er ſich etwa eine Viertelſtunde weit gegen Norden, und erſcheint endlich zum erſtenmal zwiſchen Steinen. Dieſer Anblick muß Jeden entzücken, welcher bedenkt, wie viel man ehemals von dieſem Fluſſe gefabelt hat, wie unbekannt ſeine Quellen waren, und was man von der Beſchaffenheit ſeines Waſſers, von ſeinen Fällen, von ſeinem Austreten u. ſ. w. für Mährchen

---

*) Lobo ſagt nicht, daß er dies Gaukelſpiel ſelbſt geſehen habe, und da er ſonſt in ſolchen Dingen ziemlich leichtgläubig geweſen zu ſeyn ſcheint, ſo mag es leicht geſchehen ſeyn, daß man ihm dieſes Wunder aufgeheftet hat — Bruce ſpricht dagegen von myſteriöſen Zeremonien, die nach dem Opfer in einer unterirdiſchen Höhle vorgenommen werden, deren Geheimniß er nicht erforſchen konnte. — Vielleicht zwangen Verfolgungen dieſe Agaus, ihre vormals öffentlichen Gaukelſpiele in die Dunkelheit einer Höhle zu verbergen? —

chen ausgebreitet hat, da man ihn ſogar für den Gihon der heiligen Schrift hielt *). Wenn man nun alle ſolche Träumereien durch den Augenſchein widerlegt ſieht, und dieſe vormals ſo unbekannten Dinge vor ſich erblickt, und gleichſam mit Händen greifen kann, muß man da nicht in Erſtaunen gerathen?

Bey ſeinem Urſprunge führt der Nil ſo wenig Waſſer, daß man glauben ſollte, er müſſe in der höchſten Sommerhitze austrocknen; aber er wird bald durch andre Flüſſe und Bäche verſtärkt, z. B. durch den Gemma, der durch ein langes und tiefes Thal fließt, durch den Keltu, den Branſu, und ſo weiter, und wird dadurch, kaum drey Tagreiſen von ſeinen Quellen, in der Ebene von Baad ſchon beinahe einen Flintenſchuß breit. Hier fließt er mit einer kleinen Biegung gegen Oſten, immer nordwärts, durch einen Raum von fünf bis ſechs Meilen, und fällt dann in den See von Dembea, welcher Bahr Dembea oder Bahr Sena (Aehnlichkeit des Meers) genannt wird. Durch dieſen See ſtrömt der Nil nur an dem einen Ende, und zwar mit ſolcher Heftigkeit, daß man ſein Waſſer von dem Waſſer des Sees, in der ganzen Länge ſeines Durchfluſſes, die vier Meilen beträgt, gar wohl unterſcheiden kann. Bey ſeinem Austritt aus dem See iſt dieſer Fluß nun ſchon ſehr groß, und zwey Meilen davon in ſeinem Laufe durch das Land Alata ſtürzt er über einen Felſen hinab, und bildet den ſchönſten, herrlichſten Waſſerfall; dies iſt ſein erſter Fall **). Ich bin unter dem Sturze dieſes Fluſ-

---

*) Lobo ließ ſich hier in eine Widerlegung dieſer ſeltſamen Grille ein; ich übergieng ſie aber; denn ſie iſt ganz überflüſſig. Auch Ludolf (Commentar. p. 118.) hat ſchon das Nöthige darüber geſagt.

**) Lobo's ganze Beſchreibung von dem Laufe des Nils ſtimmt ziemlich mit der Bruceſchen überein, nur darin irrt ſich

Fluſſes weggegangen, ohne naß zu werden; ich habe mich darunter hingeſetzt, um die Kühle des Waſſers zu genießen, und habe mit Bewunderung die ſchönen, tauſendfachen Regenbogen bewundert, welche durch die Sonnenſtrahlen in der herabſtürzenden Fluth gebildet werden. *) Da der Sturz ſehr hoch iſt, ſo rauſcht das Waſſer ſo gewaltig, daß man es weit umher hören kann. Doch habe ich nicht bemerkt, daß die Völker da herum davon taub ſeyen, wie man ſonſt wähnte; ich habe mit dieſen Leuten geſprochen, und gefunden, daß ſie alle recht gut hörten. Auch ſieht man eher und weiter den Schaum und Dunſt des ſtürzenden Waſſers, als man das Getöſe hört. — Nach dieſem Falle verengt ſich das Bett des Nils ſo ſehr zwiſchen den Felſen, daß man glaubt, dieſe hätten ſich nur von einander gethan, um ihm den Durchzug zu laſſen. Die Felſen hängen hier auch ſo nahe zuſammen, daß man zu meiner Zeit eine hölzerne Brücke ohne Joche darüber ſchlug, welche zum Uebergang der ganzen kaiſerlichen Armee dienen mußte; ja es hat verwegene, ſtarke, behende Leute gegeben, die es gewagt haben, von Felſen zu Felſen hinüber zu ſpringen. Sultan Segued hat nachher, um die Gemeinſchaft zwiſchen den Provinzen durch den Uebergang über dieſen Fluß zu erleichtern, durch Baumeiſter, die er aus Indien kommen ließ, eine ſteinerne Brücke von ei-

---

ſich unſer Reiſebeſchreiber, wenn er glaubt, jener ſey der erſte Fall des Nils; denn es iſt (nach Bruce) ſchon der dritte.

*) Bruce bemüht ſich (III Bd. S. 425 u. f.) dieſe Erzählung unſers Lobo's für eine derbe Lüge zu erklären, da ſie doch wahrlich nicht unwahrſcheinlich iſt. Vielleicht iſt ſie nicht ſo ganz buchſtäblich zu verſtehen: vielleicht hat Lobo auch ein Biſchen portugieſiſche Prahlerey mit eingemiſcht? — Es würde mich zu weit abführen, wenn ich dies hier genau unterſuchen wollte.

einem einzigen Bogen an dieſer Stelle darüber ſprengen laſſen. Dies war die erſte Brücke, welche die Habeſſinier über dem Nil geſehen haben. — Von da wendet ſich der Fluß, und durchſtrömt verſchiedene Königreiche und Landſchaften. Oſtwärts läßt er das Königreich Begemder oder Begmader liegen, welches von der großen Zahl Schaafe, die es nährt, den Namen hat; denn Beg heißt Land, und Meder Schaaf. Dann benetzt er die Königreiche oder Landſchaften Ambara, Olaka, Schoa und Damot, die auf ſeinem linken Ufer liegen. Auf dem rechten iſt das Königreich Gojam, aus welchem er eine Halbinſel macht. Hierauf läuft er zwiſchen Bizamo, einem Theil von Damot, und zwiſchen Gamarkanſa, einem Theil von Gojam hindurch, wo er ſich ſo ſehr wieder ſeinen Quellen nähert, daß er nur eine kleine Tagreiſe davon entfernt iſt, ob man gleich einen Weg von 20 Tagreiſen machen müßte, wenn man ſeinem Laufe von ſeinen Quellen an, in allen ſeinen Krümmungen folgen wollte. — Bis dahin fließt dieſer Strom immer noch innerhalb der Grenzen von Habeſſinien, und bleibt noch einige Tagreiſen innerhalb derſelben; dann tritt er aber in die Landſchaften von Fazuklo und Ombarkå, welche auf dieſer Seite an Habeſſinien grenzen.

Von den weiten Landſtrecken, durch welche von da an der Nilſtrom fließt, hat man keine Kenntniß *). Ihre Einwohner ſind von den Habeſſiniern ganz verſchieden; ſie haben ſehr kurzes und krauſes Haar, wie alle übrigen Negern. Im Jahr 1615 wollte Ras

---

*) Damals! Durch Poncet, Norden, Bruce und andere, haben wir ſeither einige nähere Nachrichten von dieſen Gegenden, beſonders von Sennaar erhalten.

Sela Chriſtos, General des Sultan Segued, in dieſe Länder vordringen, und den Krieg dahin ausbreiten; aber er kehrte bald wieder zurück. Der ungeheure Umfang und die wenige Bekanntſchaft mit dieſen Ländern erſchreckten ihn, und er nannte ſie Adiſalem, das heißt, neue Welt.

Da das habeſſiniſche Reich an dieſe Wüſten grenzt, durch welche der Nil von hier an ſtrömt, ſo kann ich ſeinem Laufe nicht weiter folgen, und will ihn nun die Länder der unbekannten Barbaren durchſtrömen, und Fruchtbarkeit und Segen nach Egypten bringen laſſen. Ich weiß von da an nichts weiter von ihm, als daß er durch die Aufnahme ſehr vieler Flüſſe beträchtlich wächſt, daß er noch mehrere ſolche Waſſerfälle hat, wie der, welchen ich beſchrieben habe, und daß es ihm ſehr an Fiſchen mangelt, theils um der vielen Flußpferde und Krokodille willen, theils wegen der Waſſerfälle, in deren Sturz die Fiſche umkommen müſſen.

Obgleich das Krokodill und das Flußpferd ſchon von mehrern Reiſebeſchreibern geſchildert worden ſind, ſo will ich doch noch einiges zu dieſen Beſchreibungen hinzufügen.

Das Krokodill iſt ſehr häßlich; ſeine Dicke ſteht in keinem Verhältniß mit ſeiner Länge; ſeine Füße ſind kurz, der Rachen groß, die Zähne ſcharf, von einander ſtehend, in doppelter Reihe; die Haut braun und bis auf die Schnauze mit Schuppen bedeckt, ſo daß keine Flintenkugel durchdringen kann. Es hat ein feines Geſicht, und kann ſehr weit ſehen. Im Waſſer iſt es ſehr kühn *), und packt die an, die ſich baden, und wenn es ſie auch nicht umbringen kann, ſo beißt es ihnen wenigſtens doch einen Arm, oder einen Fuß ab. Das Weinen des Krokodills habe weder ich, noch andre, mit denen ich darüber ſprach, gehört, und ich halte die Erzählung davon für ein Kindermährchen.

Das Flußpferd ſucht zwar ſeine Nahrung am Lande, wo es Gras und Baumzweige frißt; aber es iſt nichts deſtoweniger eben ſo gefährlich, als das Krokodill. Es iſt ſo groß, als zwey Ochſen; ſeine Haut iſt dunkelbraun, und ohne Haar; ſein Schwanz iſt kurz, der Hals lang; der Kopf iſt durch ſeine Dicke ungeſtalt, die Augen klein; der Rachen groß, die Zähne eine Palme und darüber lang, nebſt zwey Hauern, die aber weit größer ſind, als die eines wilden Schweins. Ferner ſind die Beine kurz, und die Füße vierzehig. Man ſieht ſchon aus dieſer kurzen Nachricht, daß dies Thier keine Aehnlichkeit mit dem Pferde hat, außer daß es ziemlich ähnliche Ohren hat, und daß es eben ſo wiehert und ſchnaubt, wenn es ſeinen Kopf über das Waſſer erhebt, oder wenn es zornig iſt. Seine Haut iſt ſo hart, daß Flintenkugeln ſie kaum ſtreifen, und daß die beſten Lanzen davon abprellen, und ſich zuſammenbiegen, es ſey dann, daß man gewiſſe Stellen treffe, wo es verwundbarer iſt. — Es iſt ſehr gefährlich, einem ſolchen Flußpferde zu begegnen; und das Beſte, was man dabey thun kann, iſt, daß man ſich auf die Seite begiebt, und es vorübergehen läßt. Sein

Fleiſch

---

*) Auch auf dem Lande; doch im Waſſer mehr, wo es oft ſtark bemannte Kähne anfällt.

cken noch zu verfolgen iſt mein Beſtreben, ſo wie es auch der Karakter unſerer Sekte iſt, lieber uns ſelbſt die nöthige Erquickung des Schlafs zu verſagen, als zu geſtatten, daß irgend einem Menſchen ein Leid wiederfahre, doch ſollt Ihr uns, wie ich vernehme, an Gerechtigkeit und Menſchlichkeit weit übertreffen. Möchtet Ihr immer den Sitz der Gerechtigkeit und Gewalt ſchmücken, damit das Menſchengeſchlecht im Schatten Eures Schooſſes den Seegen des Friedens und des Ueberfluſſes genieſſe. Durch Eure Gunſt bin ich der Rajah und Lama dieſes Landes, und herrſche über zahlreiche Unterthanen, wie Ihr ohne Zweifel durch Reiſende aus dieſen Gegenden werdet vernommen haben. Ich bin verſchiedentlich benachrichtiget worden, daß es zwiſchen Euch und dem Dah Terria zu Feindſeligkeiten gekommen iſt, zu welchen der Dah ſelbſt durch ſein ſträfliches Betragen und durch die auf Euren Grenzen verübten Räubereyen und Ausſchweifungen Veranlaſſung gegeben. Da er von roher und unwiſſender Abkunft iſt, ſo hat man ſchon in vorigen Zeiten dergleichen übles Betragen von ihm vernommen, wozu ihn ſein Geiz verleitet. Es iſt ſehr glaublich, daß er dergleichen Streifereyen erneuert hat, und daß die Räubereyen und Plünderungen, die er an den Grenzen der Bengaliſchen und Bahariſchen Provinzen begangen, Euch gereizt haben, Euer rächendes Heer gegen ihn zu ſenden. Soviel iſt gewiß, ſein Anhang iſt geſchlagen, viele von ſeinen Leuten ſind getödtet, und er hat ſeine wohlverdiente Strafe dahin. Es iſt ſo klar, wie die Sonne, daß Euer Heer geſiegt hat, und daß Ihr, wenn Ihr gewollt hättet, in zweyen Tagen ihn gänzlich hättet aufreiben können, denn er war nicht im Stande, Eurer Gewalt zu widerſtehen. Jetzo aber nehme ichs auf mich, der Mittelsmann zwiſchen Euch und ihm zu ſeyn, und Euch vorzuſtellen, daß beſagter Dah Ter-

Fleiſch ſchmeckt ganz wie Kuhfleiſch, nur iſt es ſchwärzer und unverdaulicher. — *)

Die Unwiſſenheit, in welcher man vormals in Betreff der Quellen des Nils war, hat manchen Schriftſteller der Vorzeit zu Irrthümern verleitet, die an Ort und Stelle leicht zu widerlegen ſind. Die mächtigen Hinderniſſe, welche ſich einer Reiſe den Nil hinaufwärts entgegenſetzen, mußten den unermüdetſten Forſcher zurückſchrecken, und die Griechen und Römer, von welchen allein wir unſre Kenntniſſe ererbt haben, konnten nie ſo weit vorwärts dringen; überdies verſchloſſen Wüſteneien, Berge, Wälder und barbariſche Völker den Zugang zu dieſen Gegenden. Der einzige Weg dahin zu gelangen, war der über das rothe Meer, welches, meines Dafürhaltens, kaum 20 Tagreiſen davon entfernt iſt; aber dieſer blieb unverſucht, bis die tapfern Portugieſen den Eingang in die fernſten Länder durch ihre Entdeckungen öffneten, und jenſeits der Grenzen, der bisher bekannten Erde, Länder und Reiche eroberten, deren Namen ſelbſt den Griechen und Römern unbekannt waren. Dieſe Portugieſen waren die erſten Europäer, welche von Indien aus, das rothe Meer entdeckten, und ihnen blieb auch die Ehre der Entdeckung der Nilquellen aufbewahrt!

Was

---

*) Dieſe Beſchreibung des Flußpferdes iſt wirklich für einen Schriftſteller, für einen Mönch aus der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts ſehr gut! — Im V. Bd. meiner Geſchichte der Reiſen (S. 160 u. f.) können Liebhaber die Nachrichten mehrerer Reiſebeſchreiber von dieſem Thiere geſammelt finden. Ich enthalte mich hier weiterer Anmerkungen.

Was endlich das jährliche Austreten des Nils betrift, ſo können keine kindiſcheren und lächerlicheren Hypotheſen ausgeheckt werden, als hierüber von den Gelehrten erdacht wurden. Der eine wollte die Ueberſchwemmung des Nils gewaltigen Winden, der andre einer unterirrdiſchen Verbindung mit dem Ozean, der dritte einer gewiſſen Gährung, der vierte dem Schmelzen des Schnees in den Gebirgen von Ethiopien, u. ſ. w. zuſchreiben. Eines iſt toller, als das andre. Man bedenke nur Schnee in dem warmen Ethiopien, im heiſſen Erdgürtel, und zwar in ſolcher Menge, daß ſein Schmelzen das gewaltige Austreten eines ſo großen Fluſſes veranlaſſen ſoll! Welch' ein Einfall! — Nur in den Gebirgen von Samen und von Namera — erſtere in Tigra, letztere in Gojam — haben die Habeſſinier jemals Schnee geſehen, und auch da in ſo geringer Menge, daß ſein Waſſer, wenn er ſchmelzt, den Fuß der Berge nicht benetzen kann! — *)

Die Portugieſen waren endlich ſo glücklich, die wahre Urſache dieſer Ueberſchwemmungen in den jährlichen heftigen Regen zu finden, die ganz Habeſſinien unter Waſſer ſetzen, alle Bäche und Flüſſe anſchwellen, und durch dieſe auch das Gewäſſer des Nils ſo ſehr vermehren, daß es das weit niedrigere Egypten überſchwemmt. Dieſe Regen und Ueberſchwemmungen befruchten in gleichem Maaſſe Habeſſinien und Egypten; letzteres aber allein durch das Austreten des hochangelaufenen Nils, der eben ſo wächſt, wie die

---

*) Weitläufigere ſprechen Ludolf (Comment. p. 127.) und Bruce (III. Bd. S. 656) über dieſen Gegenſtand, der auch ſchon in der Einleitung zu dieſem Werke berührt worden iſt.

die Regenzeit fortrückt, und in derſelben Zeit den Egyptern Segen und Fruchtbarkeit bringt, die aus Dankbarkeit dem wohlthätigen Fluſſe göttliche Ehre erwieſen.

Dies iſt alles, was ich von dieſem berühmten Fluſſe zu ſagen hatte. Nur dies muß ich noch anmerken, daß ſich, als ich einſt bey Baad über denſelben ſetzen ſollte, und mich der ſchwachen Fähre nicht anvertrauen wollte, einen andern Uebergang ſuchte. Ich hatte einige Leute bey mir, die in gleicher Verlegenheit waren. Wir giengen eine Strecke am Ufer hin, bis wir eine Stelle fanden, die mir ſehr ſeicht ſchien; auch ſah ich große Steine im Waſſer, und Bäume, die mir Erleichterung des Durchwatens verſprachen. Ich wagte es mit Hülfe derſelben von Stein auf Stein zu ſpringen, und kam, zum größten Erſtaunen aller Zuſchauer, welche einen ſolchen Uebergang noch nie gewagt hatten, glücklich hinüber. Meine Gefährten folgten mir, und ſeit dieſer Zeit führte dieſe Stelle nach mir den Namen Paters Hieronymus-Paß.

Bei dem Buchhändler Ernſt Feliſch in Berlin ſind nachfolgende Bücher erſchienen.

Kleine Bilderakademie für leſeluſtige und lernbegierige Söhne und Töchter, mit 32 Oktavkupfern. gr. 8. 1 Rthl. 16 Gr.

Allen Eltern und Kinderfreunden, die ihren Kindern ein angenehmes und nützliches Geſchenk machen wollen, iſt dieſes Buch beſtens zu empfehlen. Der Verfaſſer hat das Lehrreiche mit dem Vergnügenden auf eine meiſterhafte Weiſe zu verbinden gewußt, ſo daß es ſicher niemanden gereuen wird, es ſich angeſchaft zu haben. Es enthält Vorſtellungen aus dem menſchlichen Leben, der Fabellehre älterer und neuerer Völker, Weltgeſchichte, Naturgeſchichte, moraliſche Erzählungen ~~und Scenen aus~~ der wirklichen Welt. Die beigefügten Kupfer werden nicht wenig zur Unterhaltung der Aufmerkſamkeit beitragen.

Grammatiſches Wörterbuch der deutſchen Sprache von K. Ph. Moritz, Königl. Preuß. Hofrath ꝛc. 2 Bände. gr. 8. 2 Rthl.

Der Herr Hofrath Moritz, der ſchon durch mehrere Werke über die deutſche Sprache den Ruhm eines philoſophiſchen Sprachforſchers errungen hat, erwirbt ſich durch dieſes Wörterbuch, worin er einen glücklichen Verſuch macht, die deutſche Sprache von unnöthigem fremden Zuſatze zu ſäubern, und ſie in ihrer urſprünglichen Kraft und Reinigkeit aufzuſtellen, ein neues glänzendes Verdienſt; denn grade ſo ein Werk als dieſes, fehlte uns — trotz der unermeßlichen Sündfluth von Büchern aus allen Fächern und Wiſſenſchaften — bis jetzt noch immer. Dieſer erſte Band enthält die Buchſtaben A. B. C. Mit großem Scharfſinn und lobenswürdiger Genauigkeit prüft der Hr. Verf. die aus fremden Sprachen aufgenommene Wörter, billigt oder tadelt ihren Gebrauch, je nachdem wir in unſerer Mutterſprache völlig gleich bedeutende Wörter haben oder nicht, ſchränkt denſelben auch zuweilen nur auf die Kunſtſprache ein. Er trift hierbei mit vieler Geſchicklichkeit den von mehreren — unter andern auch hin und wieder von Campe — verfehlten Mittelweg und verbannt nicht aus übertriebenem Purismus ein fremdes Wort, das durch den allgemeinen Gebrauch bereits das Bürgerrecht erhalten hat. Am lehrreichſten ſind wohl die Artikel: Accent, Accuſativ, Adjektiv, Adverbium, Alphabet, Artikel, Comma, Conjugation, Conſtruktion u. a. m.

Ueber Religion als Gegenſtand der verſchiedenen Staatsverfaſſungen; mit Rückſicht auf die gegenwärtige Lage von Politik und Religion bearbeitet von A. Riem, Kanonikus zu Herford; der Königl. Preuß. Akademie der Künſte und mechaniſchen Wiſſenſchaften zu Berlin beſtändigem Sekretär und Aſſeſſor ꝛc. 228. S. in 8. 16 Gr.

Herr Riem, den man ſchon als einen trefflichen Kopf kennet, hat hier einen Gegenſtand bearbeitet, der bey den gegenwärtigen Verhältniſſen ſo ſchwer, als wichtig iſt. Die Mühe des Leſens wird durch das Geleſene reichlich belohnt; ja möchte doch das in dieſem Buche ſo wahr und paſſend Geſagte recht beherzigt und wirkſam gemacht werden — wie glücklich würden Europens geſammte Unterthanen ſich fühlen!

Gemeinnütziger Almanach für jedermann, auf das Jahr 1794, mit 12 Kupfertafeln in 8.

Allgemeines homiletiſches Repertorium, oder möglichſt vollſtändige Sammlung von Diſpoſitionen über die fruchtbarſten Gegenſtände aus der Glaubenslehre, Moral und Weltklugheit, in alphabetiſcher Ordnung, nebſt einem dreifachen Regiſter. Erſter Band. gr. 8.

Petite Gallerie de gravures à l'uſage des Jeunes Gens qui veulent s'amuſer & s'inſtruire, avec XXXII. Fig. trad. de l'Allemand. gr. 8. 1 Rthl. 16 Gr.

Handbuch der engliſchen Sprache oder Auswahl lehrreicher und unterhaltender Aufſätze aus den vorzüglichſten Proſaiſten und Dichtern der Engländer, mit biographiſchen und literariſchen Nachrichten von den Verfaſſern und ihren Werken. Berl. 1793 Auf Schreibpapier 1 Rthl. 8 Gr. auf Druckpapier 1 Rthl.

Eine geſchmackvolle Sammlung intereſſanter Aufſätze aus 42 klaſſiſchen Proſaiſten und Dichtern der Engländer, unter denen wir hier blos die Namen eines *Pope*, *Gibbon*, *Sterne*, *Goldſmith*, *Hume*, *Addiſon*, *Robertſon*, *Steele* und *Johnſon* nennen wollen. Die einem jeden Schriftſteller vorgeſetzten, aus den beſten Quellen geſchöpften Nachrichten, geben dieſem Handbuche einen entſchiedenen Vorzug vor allen ähnlichen Sammlungen, da ſie den Liebhaber der engliſchen Literatur in den Stand ſetzen, ſich mit den klaſſiſchen Werken der Engländer näher bekannt zu machen. Der Text iſt korrekt und nach den beſten Originalausgaben abgedruckt.

Bei dem Buchhändler Ernſt Feliſch in Berlin ſind nachfolgende Bücher erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

I. **Kleine Bilderakademie für leſeluſtige und lernbegierige Söhne und Töchter, mit 32 Oktavkupfern. gr. 8. 1 Rthl. 16 Gr.**

Allen Eltern und Kinderfreunden, die ihren Kindern ein angenehmes und nützliches Geſchenk machen wollen, iſt dieſes Buch beſtens zu empfehlen. Der Verfaſſer hat das Lehrreiche mit dem Vergnügenden, auf eine meiſterhafte Weiſe zu verbinden gewußt, ſo daß es ſicher niemanden gereuen wird, es ſich angeſchaft zu haben. Es enthält Vorſtellungen aus dem menſchlichen Leben, Fabellehren älterer und neuerer Völker, Weltgeſchichte, Naturgeſchichte, moraliſche Erzählungen und Scenen aus der wirklichen Welt. Die beigefügten Kupfer werden nicht wenig zur Unterhaltung der Aufmerkſamkeit beitragen.

II. **Kurzgefaßte Geſchichte der Orgel, aus dem Franzöſiſchen des Dom Bedos de Celles, nebſt Herons Beſchreibung der Waſſerorgel. Aus dem Griechiſchen überſetzt von M. Johann Chriſtoph Vollbeding. (Mit 1 Kupfertafel.) 4. 6 Gr.**

Nachdem der ehrwürdige Vater Bedos den mechaniſchen Bau der Orgel in zwei koſtbaren Folianten beſchrieben hatte, ſo war es ein ſehr guter Einfall, uns von dieſem coloſſaliſchen Inſtrumente, in Abſicht auf ſeinen Urſprung und Fortgang, einige hiſtoriſche Nachrichten mitzutheilen. Gewißlich verdienet die Orgel dieſe gelehrte Bemühung mit ſo gutem Recht, als die Quanziſche Querflöte, ein weit minder vollkommenes Inſtrument, obgleich ſonſten die Flöte ihre Ausüber freigebiger belohnet, als die Orgel die ihrigen, und ſie in Abſicht hierauf entſchiedene Vorzüge hat. Die Orgelgeſchichte des Dom Bedos iſt ſehr ordentlich abgefaßt, und verdienet in dem litterariſchen Fache einer muſikaliſchen Bibliothek einen vorzüglichen Plan. Obgleich der Autor ſeine Gewährsmänner nicht überall anführet; ſo ſiehet man doch, daß er aus guten Quellen geſchöpft, und unter den Scribenten, die ſolches vor ihm gethan hatten, das mühſame diplomatiſch-muſikaliſche Werk des gelehrten Fürſt Abts zu Saint Blaſien, Martin Gerbert, de Cantu & Muſica Sacra, ingleichen deſſen Scriptores Eccleſiaſt. de Muſica, ſehr vortheilhaft genutzt hat.

III. Die große Loge, oder der Freimaurer mit Wage und Senkbley. Von dem Verfaſſer der Beiträge zur Philoſophie des Lebens. 8. 20 Gr.

Nicht dem Maurer allein, ſondern auch jedem denkenden Profanen iſt dieſe große Loge zur Bildung ſeines Geiſtes eröfnet. Die hier mitgetheilten Freimaurer-Reden ſind nicht, wie leider wohl ſo manche, voller Schwulſt und hieroglyphiſchem Bombaſt. Einfach, ungeſchmückt, und mit ruhiger Würde rufen ſie jene erhabene Lehren vor die Seele des Leſers, worauf die Maurerey gegründet ſeyn muß, wenn nicht — wie der Verfaſſer ſagt — die Kerzen blos flammen ſollen, um Gaukelwerk zu leuchten. Sie leiten alle uns auf unſers Daſeyns Zweck, auf die Veredlung deſſen, was in uns denkt und handelt, auf jene Harmonie, worin ſich Alles zu einem ordnungsvollen Ganzen fügt. Unter den übrigen Aufſätzen, die theils philoſophiſchen Inhalts ſind, theils in das Fach der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften einſchlagen, und die alle, in Anſehung des Vortrags und des blühenden Styls die Hand eines Meiſters verrathen, ſind vorzüglich folgende: Zweifel und Beruhigung, Leben und Wirkſamkeit, Feſtigkeit, die Macht des Unglücks und die letzte Freiſtatt des Weiſen. Und zwar wegen der darin enthaltenen Lehren, die unſern Geiſt zu jener ächten Lebensphiloſophie führen, wo wir mit Ueberzeugung ſagen: „Macht das Glück fröhlich, ſo macht das Unglück weiſe, und die Weisheit „macht am Ende doch, trotz dem Unglück wieder frölich — „ſie frägt: was iſt Unglück?" wo wir uns mit hoher Reſignation der Nothwendigkeit unterwerfen, und im ruhigen Beobachten unſre letzte und ſicherſte Freiſtatt finden. —

IV. Grammatiſches Wörterbuch der deutſchen Sprache von K. Ph. Moritz, Königl. Preuß. Hofrath ꝛc. 2 Bände. gr. 8. 2 Rthl.

Der Herr Hofrath Moritz, der ſchon durch mehrere Werke über die deutſche Sprache den Ruhm eines philoſophiſchen Sprachforſchers errungen hat, erwirbt ſich durch dieſes Wörterbuch, worin er einen glücklichen Verſuch macht, die deutſche Sprache von unnöthigem fremden Zuſatze zu ſäubern, und ſie in ihrer urſprünglichen Kraft und Reinigkeit aufzuſtellen, ein neues glänzendes Verdienſt; denn grade ſo ein Werk als dieſes, fehlte uns — trotz der unermeßlichen Sündfluth von Büchern aus allen Fächern und Wiſſenſchaften — bis jetzt noch immer. Dieſer erſte Band enthält die Buchſtaben A. B. C. Mit großem Scharfſinn und liebenswürdiger Genauigkeit prüft der Hr. Verf. die aus fremden Sprachen aufgenommene Wörter, billigt oder tadelt ihren Gebrauch, je nachdem wir in unſrer Mutterſprache völlig gleich bedeutende Wörter haben oder nicht; ſchränkt denſelben auch zuweilen nur auf die Kunſtſprache ein. Er trifft hierbei mit vieler Geſchicklichkeit den von mehreren — unter andern auch hin und wieder von Campe — verfehlten Mittelweg und verbannt nicht aus übertriebenem Purismus ein fremdes Wort, das durch den allgemeinen Gebrauch bereits das Bürgerrecht erhalten hat. Am lehrreichſten ſind wohl die Artikel: Accent, Accuſativ, Adjektiv, Adverbium, Alphabet, Artikel, Comma, Conjugation, Conſtruktion u. a. m.

V. Nencke, K. C. Unterricht von den Pflichten der Kinder gegen Eltern und Vormünder, wie auch des Geſindes, der Geſellen und Lehrlinge, gegen Herrſchaften, Brodherren und Meiſter, Gerichtsobrigkeiten ꝛc. Mit beſonderer Rückſicht auf die, für genannte Volksklaſſen gemeinnützigen Verfügungen des allgemeinen Geſetzbuches für ſammtl. Preuß. Staaten. Ein Leſebuch für gemeine Stadt- und Landſchulen, im letzten halben Jahre des Schulunterrichts. gr. 8. 5 Gr.

VI. Nenke, K. C. Unterricht von Verbrechen und Strafen, nach Anleitung des allgemeinen Geſetzbuchs für ſämmtl. Preuß. Staaten. Zum Gebrauch für bürgerliche Stadt- und Landſchulen, im letzten halben Jahre des Schulunterrichts. gr. 8. 3 Gr.

VII. – Unterricht über die Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens und die allgemeinen Pflichten und Rechte der Eltern, Ehegatten, Dienſtherren, der größern Volksklaſſen. Mit beſonderer Rückſicht auf die gemeinnützigſten Verfügungen des allgemeinen Geſetzbuchs für die Königl. Preuß. Staaten. Ein Leſebuch für Hausväter und Hausmütter. gr. 8. 16 Gr.

VIII. – Unterricht von rechtlichen Willenserklärungen überhaupt, als auch beſonders, von Schenkungen unter Lebendigen und von Todes wegen, Dahrlehnsverträgen und Grundgerechtigkeiten, ihrer Form und daraus erwachſenden Rechten und Pflichten; ein Leſebuch für den Nährſtand. gr. 8. 12 Gr.

Obige vier Schriften enthalten in einer dem großen Gegenſtande angemeſſenen edlen Schreibart, einen gedrängten Auszug aus dem neuen Königl. Preuß. Geſetzbuche. Der geringe Preiß dieſer Schriften ſetzt jeden Bürger in den Stand, ſich dieſelben als ein in ſeinem Hausweſen unentbehrliches Werk anzuſchaffen, ſo wie auch jeder, der nicht Rechtsverſtändiger iſt, durch dieſen Auszug das neue Geſetzbuch ſelbſt größtentheils entbehren kann.

IX. Noth- und Hülfsbüchlein in politiſchen und Rechtsangelegenheiten in beſondrer Darſtellung

ſtellung der weiſen, milden und gerechten Regierung des Preuß. Staats, ein Leſebuch für die größern Volksklaſſen der Preuß. Lande, von R. C. Nenke. 8. 8 Gr.

Die edle Abſicht des Verfaſſers iſt: den größern Volksklaſſen des Preuß. Staats einige Wahrheiten darzulegen, die zur Zufriedenheit mit ihrer Lage und Staatsverfaſſung beitragen, auch dem Geiſt der politiſchen Schwärmerey Einhalt thun können. Wenn populäre Schreibart, Lebhaftigkeit der Darſtellung und Intereſſe des Gegenſtandes ſelbſt, die Erforderniſſe einer guten Volksſchrift ſind, ſo gebührt gegenwärtiger ein ehrenvoller Platz unter denſelben. Möchte doch jeder Unterthan des Preuß. Staats das in dieſer vortreflichen Schrift, eben ſo überzeugend als nachdrücklich Geſagte, über das Große, Vorzügliche und Preißwerthe unſerer Staatsverfaſſung, beherzigen; wie ſehr würde er alsdann überzeugt ſeyn, daß er unter einer weiſen, milden und gerechten Regierung ~~zu leben das Glück~~ habe. Jeder, der das Seinige dazu beiträgt, ~~um dieſe Schrift den~~ niedern Volksklaſſen, mit denen er in näherer oder entfernterer Verbindung ſteht, zu empfehlen, nimmt mittelbar an der edlen Abſicht des Verfaſſers ſelbſt Antheil.

X. Ramiro und Gianetta, ein teufliſches Matrimonialfragment aus den Eheſtandsakten der Hölle, bearbeitet von Adramelech dem Aeltern. Vierte verbeſſerte Auflage. Florenz 1793. 8. 8 Gr.

„Etwas zum Troſte für Dulder und zur Beherzigung für — Damen!! Vielleicht könnten ſich einige der letztern durch dieſe, gewiß nicht aus der Ideenwelt geſchöpfte Erzählung, beleidigt glauben; die größere Hälfte der gebildetern Klaſſe dieſes liebenswürdigen Geſchlechts wird indeß, mit dem ſüßen Bewußtſeyn, Ausnahme von einer, leider nur zu allgemeinen Regel zu machen, dem geißelnden Satyr, ihr Beifallslächeln nicht verſagen. — Die Erzählung iſt an ſich intereſſant, und dürfte es wohl noch mehr für diejenigen werden, die die Originale zu den hier mit ſo treffenden Zügen dargeſtellten Copien, ausfändig machen könnten!!

Terria von dem Delai Lama abhängt, der in dieſen Ländern mit unumſchränkter Gewalt herrſcht, (obgleich wegen ſeiner Minderjährigkeit die Regierungsgeſchäfte gegenwärtig mir anvertraut ſind) Ihr ſowol den Lama als alle ſeine Unterthanen gegen Euch aufbringen würdet, wenn Ihr fortfahren wolltet, des Dah's Länder ferner zu belangen. In Betracht unſerer Religion und Gewohnheiten erſuche ich Euch demnach, alle Feindſeligkeiten gegen ihn einzuſtellen. Wenn Ihr dieſes thut, ſo werdet Ihr mir die gröſte Gunſt und Freundſchaft erweiſen. Ich habe dem Dah ſein Verfahren verwieſen, und ihn ermahnt, dergleichen übles Betragen fernerhin abzuſtellen, und Euch künftig in allen Stücken unterthänig zu ſeyn. Ich bin überzeugt, er wird dieſer Warnung Gehör geben, und es wird nöthig ſeyn, daß Ihr ihm Mitleid und Gnade wiederfahren laſſet. Was mich betrift, ſo bin ich nur ein Fakir, und es iſt die Gewohnheit meiner Sekte, daß wir, den Roſenkranz in der Hand,* für den Frieden und die Glückſeligkeit der Einwohner dieſes Landes beten. Ich bitte Euch alſo mit entblößtem Haupte, demüthig, daß Ihr künftig alle Feindſeligkeiten gegen den Dah einſtellen wollet. — Es würde unnöthig ſeyn, zu dieſem langen Briefe noch etwas hinzuzufügen, da deſſen Ueberbringer, der ein Goſeign iſt, Euch alle Umſtände vorſtellen wird, und man hoft, Ihr werdet Euch willfährig finden laſſen. In dieſem Lande iſts eines jeden Geſchäft, den Allmächtigen anzubeten. Wir armen Geſchöpfe ſind Euch in keinem Dinge gleich. Da ich indeſſen einige Sachen beſitze, ſo überſende ich Euch ſolche, als zum Andenken, und hoffe, Ihr werdet ſie annehmen.

XI. Ueber Religion als Gegenſtand der verſchiedenen Staatsverfaſſungen; mit Rückſicht auf die gegenwärtige Lage von Politik und Religion bearbeitet von A. Riem, Kanonikus zu Herford; der Königl. Preuß. Akademie der Künſte und mechaniſchen Wiſſenſchaften zu Berlin beſtändigem Sekretär und Aſſeſſor ꝛc. 228. S. in 8. 16 Gr.

Herr Riem, den man ſchon als einen treflichen Kopf kennet, hat hier einen Gegenſtand bearbeitet, der bey den gegenwärtigen Verhältniſſen ſo ſchwer, als wichtig iſt. Die Mühe des Leſens wird durch das Geleſene reichlich belohnt; ja möchte doch das in dieſem Buche ſo wahr und paſſend Geſagte recht beherzigt und wirkſam gemacht werden — wie glücklich würden Europens geſammte Unterthanen ſich fühlen!

XII. Teufel Asmodi Hinkebein und ſein Befreier in England. Eine Fortſetzung des lahmen Teufels von le Sage. 2 Bände. 8. 1 Rthl. 16 Gr.

Ein fein gewebter Vorhang, hinter welchem der Leſer manche nahe liegende Scene belauſchen kann, die der Verfaſſer ſehr glücklich nach England transplantirte. Das Intereſſe wird immer auf das lebhafteſte unterhalten, und wer ſich nur einiger Localkenntniſſe ſchmeicheln darf, wird bey jeder Zeile auf Kopien ſtoßen, deren frappante Aehnlichkeit ihn leicht auf die Originale zurückführen wird: mehr dürfen wir hier nicht hinzuſetzen, um nicht dem Leſer die Freude der Ueberraſchung zu rauben.

XIII. Gründliche Anleitung zum Bierbrauen, zur Beförderung richtiger Grundſätze der vorzüglichſten Bereitung das Braun- Weiß- und Engliſch Bier betreffend, in ſyſtematiſcher Ordnung und in Berechnungen tabellariſch dargeſtellt von Joh. Wilh. Wäſer. 8. 16 Gr.

Ein für den Land- und Stadtwirth, inſonderheit den praktiſchen Bierbrauer überaus nützliches, und zur völligen Belehrung mit der größten Deutlichkeit abgefaßtes Werk, worin die beſten Schriften dieſer Art genutzt ſind; beſonders aber Wieglebs Chemie zum Grunde gelegt und als Leitfaden gebraucht iſt, womit der Verfaſſer ſeine eigene Erfahrung und Praxis, nach vieljährigem mühſamen Forſchen, verbunden hat. Nach vorangeſchickter Einleitung über die Urſachen des Unterſchiedes der Biere, über die Eigenſchaften und Beſtandtheile derſelben, und ihre Wirkungen auf den menſchlichen Körper, liefert der erſte Abſchnitt Grundſätze zum Bierbrauen, und handelt von den zu dieſem Behuf erforderlichen Gebäuden, Geräthſchaften und Materialien. Der zweite, lehrt das Bierbrauen ſelbſt, und zwar beſonders das Braunbierbrauen, die Bereitung der Weißbiere, des engliſchen Ale, und des Lagerbiere [illegible] zugleich die Mittel, die Eigenſchaften der Biere zu verbeſſern, und die Verſehungen beym Bierbrauen, als Entſtehungsurſachen der Fehler beym Biere, angegeben werden. In dem dritten Abſchnitte endlich, welcher gegenwärtigem Werke einen vorzüglichen Werth vor allen über dieſen Gegenſtand der Wirthſchaft und des Gewerbes bisher herausgekommenen Schriften ertheilt, wird das Rechnungsweſen der Oekonomie und der Ertrag einer Brauerey entwickelt, und, wie die hierzu erforderlichen Bücher angelegt, und zur Berechnung der bey dem Brauereigeſchäfte vorfallenden Ausgaben und Einnahmen richtig geführt werden müſſen, gezeigt.

Zu

zu —
ten aber zu —

Zu Michaeli 1793 wird fertig:

I. Almanach gemeinnütziger Nachrichten für jedermann, auf das Jahr 1794, mit [illegible] Kupfertafeln in 8.

II. Allgemeines homiletiſches Repertorium, oder möglichſt vollſtändige Sammlung von Dispoſitionen über die fruchtbarſten Gegenſtände aus der Glaubenslehre, Moral und Weltklugheit, in alphabetiſcher Ordnung, nebſt einem dreifachen Regiſter. Erſter Band. gr. 8.

III. Petite Gallerie de gravures à l'uſage des Jeunes Gens qui veulent s'amuſer & s'inſtruire, avec XXXII. Fig. trad. de l'Allemand. gr. 8.

6. Zwey Idyllen aus dem Portugieſiſchen des Domingos dos Reis Quita. 117.
7. Ein Traum, den ſich meine Leſer leicht ſelbſt deuten werden. 122.

Fragmente.

Aus des P. Hieronymus Lobo's Reiſe nach Habeſſinien und zu den Quellen des Nils. (Aus dem franzöſiſchen, Zürich 1793.) 129

Von dem Dictionnaire des deux nations redigé par une ſociété de gens de lettres, augmentée de pluſieurs articles revus par Mr. de la Veaux, gr. 8. Berlin chez Arnold Wever, hat der erſte und zweite, oder der Franzöſiſch-Deutſche Theil der 4ten Auflage die Preſſe verlaſſen. Nur die allgemein anerkannte Brauchbarkeit dieſes Werks, und der ausgezeichnete Beyfall, womit jeder Kenner der Franzöſiſchen Sprache daſſelbe beehrt hat, konnte dieſem Handwörterbuche, ohngeachtet der anſehnlichen Anzahl größerer und kleinerer Werke ähnlichen Inhalts, einen ſo ſchnellen Abſatz verſchaffen. Der Verleger hat ſich hierdurch bei jeder Auflage verpflichtet gefühlt, dieſem Werke einen immer höhern Grad von Vollkommenheit zu geben, und vorzüglich hat er bey dieſer 4ten Auflage, die ſich ſchon durch größere Korrectheit des Drucks und feineres Papier vortheilhaft vor den vorigen auszeichnet, dahin geſehen, daß die durch den mühſamſten Fleiß geſammelten, bei der vorigen Auflage ausgelaßenen Artikel, gehörigen Orts eingerückt und die anderweitigen Winke ſachkundiger Recenſenten benutzt würden. Ferner iſt auf die bei der neuen franzöſiſchen Staatsveränderung entweder neugebildeten, oder in anderer Bedeutung vorkommenden Wörter Rückſicht genommen worden, ſo daß gegenwärtige Auflage, einen Zuwachs von beynah Dreitauſend neuen Wörtern und Redensarten erhalten hat. — Ohngeachtet dieſer anſehnlichen Verbeſſerungen will der Verleger den Preis dieſes Werks, wovon der 3te ſo äußerſt anſehnlich vermehrte Deutſch-Franzöſiſche Theil aber zu Weihnachten erſcheinen wird, nicht erhöhen, ſondern daſſelbe denen, die binnen hier und Oſtern noch darauf pränumeriren für 2 Thaler verabfolgen laßen, wofür dieſe den 1ſten und 2ten Theil ſogleich, den 3ten aber zu Oſtern erhalten; der nachherige Ladenpreis iſt 5

Rthlr. Da ſich verſchiedene Liebhaber gemeldet haben, welche Exemplare auf feinerem Schreibpapier haben wollten, ſo hat der Verleger auch für dieſe geſorgt. Der Pränumerationspreis auf ein ſolches auf feinem holländiſchen Schreibpapier, gedruckten Exemplare iſt 6 Thaler, der nachherige Ladenpreiß 7 Rthlr. 12 Gr.

Das blinde Kind, oder kleine Anekdoten der Familie Windham. Ein Geſchenk für die Jugend. Aus dem Engl. Taſchenform. mit Kupfern.

Unter dieſem Titel erſcheint in der Mitte Septembers das 3te Jahr des Weihnachtsgeſchenks [illegible] Geſchichte des Prinzen [illegible] als 1s Jahr, und der kleine Jack, eine Volksgeſchichte, als 2s Jahr, befinden, werden es dem würdigen Herausgeber gewiß Dank wiſſen, daß er fortfährt, die Jugend mit ſolchen kleinen Schriften zu beſchenken, die für Herz und ihren Verſtand gleich [illegible] ſind. Eltern verſchiedener Stände haben [illegible] Gelegenheit, ihren Kindern nach und nach [illegible] kleine Sammlung anzuſchaffen; denn wir werden mit jedem Jahre die Zahl dieſer kleinen Kinderſchriften um einen [illegible]. Aus Dankbarkeit für die gute Aufnahme der erſten beiden Jahre, werden wir dieſes 3te durch äußere Zierde ſo anziehend machen, als es möglich iſt. Bey jedem der erſten beiden Jahre ſind 2 intereſſante Kupfer; zu dieſem werden 4 geliefert, und um es auch noch von einer andern Seite brauchbar zu machen, werden ein paar Blätter Pergament beygefügt. —

Statt des einfärbigen Einbandes iſt ein ſauberer in Kupfer geſtochener Umſchlag gewählt worden. Die eine Seite deſſelben ſtellt ein Kinderſpiel, die andere Gegenſtände des weiblichen und männlichen Fleißes dar. —

Ein Futteral ſchützet den Einband vor Schmuz. Dieſer Vorzüge ungeachtet ſoll dieſes Büchlein doch nicht mehr als 16 gr. mithin nur 2 gr. mehr als jedes der erſten beiden koſten. Sollten einige Eltern Exemplare in Seide gebunden zu haben wünſchen, ſo müſſen dieſe im voraus beſtellt werden, und ſetzen wir hierzu Ende Auguſt als den ſpäteſten Termin feſt. Der Preiß eines ſolchen Exemplars iſt 20 gr.

Leipzig, im Jul. 1793.

Gebrüder Gräff.

No. 2.

Olla Potrida.

1793.

Drittes Stück.

Berlin
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalt.

Seite

Gedichte. 3-12.

Auszüge.

Scenen aus Ludwig XVI. 13.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1. Marats Proceß, eine merkwürdige Rechtsurkunde. 37.
2. Plan eines militairiſchen Theaters in deutſcher Sprache. 58.

Naturgeſchichte.

1. Ueber die Thiere der Wallachey und Moldau. 73.
2. Ueber die Feldmäuſe. 78.

Biographie.

Macdonagh. (Beſchluß.) 85.

Roman.

Die Alpenhütte. 104.

Miſcellaneen.

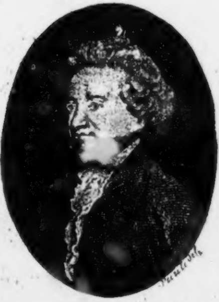
1. Zur Beherzigung aller Jünglinge und Männer, Mädchen und Frauen. 114.
2. Einige Einfälle von Herrn Johann Carl Tutenberg zu Göttingen. 124.

18,4 42

Olla Potrida.

1793.

Drittes Stück.



EDMUND BURKE Esq.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

XII.

PIECES FUGITIVES.

1.

TENSON *)

Peines d'amour valent elles mieux qu'amour ſans peines?

Gens qui aimez, ne croyez que je blâme
le doux plaiſir qu'on reçoit de ſa Dame;
ains au contraire, & fiez-vous à moi,
qui fait grand bien; ſi faut-il qu'on l'aiguiſe
de tems en tems, pour qu'il ne reſte coi;
pour que l'ami, puiſqu'il faut que le diſe,
mieux éveillé, ſoit plus ferme en ſa foi.
Voyez vous pas qu'après mainte entrepriſe
menu chagrin, ſoupir, trouble inquiet
donne au plaiſir petit goût aigrelet
qui va doublant ſaveur & friandiſe
aux jeux d'amour? Les loyaux amoureux
ne ſont toujours des foudres d'éloquence;
vient trop tôt l'heure où ceſſent les grands jeux
ſi n'excellez en une autre ſcience,

pavon

---

*) Les Tenſons étoient des queſtions ſur l'amour que le Troubadours ſe propoſoient les uns aux autres.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

I.

Gedichte.

1.

Bergknappenlied.

Mel. Es könnte der Schneider kein Kleid gar nicht machen.

Auf munter ihr Brüder, befahret die Schachten
Mit Ruhe und kälterem Blut,
Wenn auch die Kobolde das Erz gleich bewachten,
Doch zeigt es ſich mächtig und gut.
Auf ſtärket die ſchwankenden Sinnen
Das edle Erz zu gewinnen.
Ereilt es das glänzende, lohnende Ziel
Was Menſchen, ſo viel
Und oft ereilen durch Muth.

Um wenig Gran Goldes hinab ſich zu laſſen,
Das forderte des Schickſals Gebot,
Für Bauren und Bürger, für Fürſten und Kaiſer
Stürzt ſich der Bergmann in Noth.
Er giebt ihnen Gold und Vergnügen
Und muß oft der Arbeit erliegen.
Es giebt ja hienieden der Dinge ſo viel
Dem einen zum Spiel,
Die bringen dem andern wohl Tod!

Vertreibt ſie die Grillen, ertragt ſie die Leiden,
Worin der Beruf oft euch ſtürzt,
So ſchafft ihr euch Mittel zu dauernden Freuden
Und habt euch das Leben gewürzt.
Wenn Tod und Verderben gleich dräuen,
Muß kühn der Bergmann nicht ſcheuen.
Wo gab es ein Leben, wo gab es ein Spiel,
Das keinem mißfiel?
Als eins was die Arbeit verkürzt.

Es ſucht auch die Liebe die Höhlen der Erde
Und iſt dort, wie oben, ſo ſüß,
Sie lindert dem Knappen ſo manche Beſchwerde,
Die anfangs ſich drückend bewies.
Hat feſt er ſein Mädchen im Herzen,
Befährt er die Grube mit Scherzen,
Da bildet ſich Freuden die Seele ſo viel
Zum luſtigen Spiel,
Die dünken ihr reitzend und ſüß.

Was würden die Menſchen auf Erden beginnen
Wenn's edle Bergwerk nicht wär,
So vieles was ſchmeichelt wohl Herzen und Sinnen
Kömmt aus den Schachten ja her.
Wohl zwingt man die Gruben und Stollen
Uns ihre Schätze zu zollen
Gold, Silber, Bley, Kupfer und Eiſen und Zinn
Den reichen Gewinn,
Entbehret die Menſchheit nicht mehr.

J. A. A. Meyer.

2.

Das Schloß.

Eine allegoriſche Erzählung.

Ein königliches Schloß, der Baukunſt Meiſterſtück,
Das ſeit Jahrhunderten der ächten Kenner Blick
Durch ſeltne Pracht und Schönheit angezogen,
Stand noch ſo kühn mit Säulen und mit Bogen
Und unverletzt, als hätten Veſtigkeit
Und Dauer hier mit hoher Hand den Stempel
Der Unvergänglichkeit,
Wie nie zuvor, an Pallaſt oder Tempel,
Die prachtvoll einſt das alte Rom geſchmückt,
Geſchehen war, dem Kunſtwerk aufgedrückt.
So ſchien es wenigſtens. Allein was ſind hienieden
All' unſre Schlöſſer! was Aegyptens Pyramiden,
Die heute, nach Jahrtauſenden, noch ſtehn!
Des Menſchen Werk! drum müſſen ſie vergehn.
Die Zeit des Untergangs ward ihnen beym Entſtehn,
Wie jedem ſolchen Werk, vom Schickſal ſchon beſchieden;
Es mögen Fleiß, Beharrlichkeit, Geduld
Und Künſte dran ſich noch ſo ſehr ermüden!
Und ach! wie manches eilt durch andrer Menſchen Schuld,
Verſäumniß oder Neid, Tück' oder Ungeduld,
Wie manches auch durch frevelhafte Hände
Mit Fluges Schnelligkeit, nicht hin zu ſeinem Ende?

Dies letztre war der Fall bei unſerem Pallaſt,
Er trug — allein ja nicht als eine Laſt,
Dem ſchönen Bau vielleicht zu ſchwer zu tragen,
Nein, gegentheils, als ſeinen ſchönſten Schmuck
Die feinſte Kuppel, die, bei kaum vermerktem Druck,
Ihm Licht und Leben gab, und die mit Wohlbehagen
Ein jeder Kenner ſah. Es war, als hätten, traun!

Die Grazien zu ihr den ſchönen Riß gegeben,
Ja ſich bemüht, ſie gar mit eigner Hand zu bau'n —
So edel ſah man ſie ſich über's Schloß erheben!
So einfach, und dabei vollkommen ſchön war ſie!

Allein Nichtkennern iſt das wahre Schöne nie —
Oft, weil's zu kunſtlos ſcheint, — was es dem feinen Auge
Des wahren Kenners iſt. Und eben darum ſchrie
Von Jenen Mancher: Daß die Kuppel wenig tauge,
Und beſſer könnte ſeyn! Kein Wunder war's demnach,
Daß dieſes ſchöne Schloß durch eine lange Reihe
Von Fürſten fortgeerbt, von Manchen nach und nach
In manchen Stücken — man verzeihe
Den Ausdruck mir! — verfürſtet ward.
Verwandlungen der allerſchlimmſten Art
Erlitt denn auch, und zwar vor allen Dingen,
Die Kuppel früh! wie meine Chronik ſagt.
Der erſte Fürſt, der ſie zu ändern wagt',
Um ſich ein Lob bei Stümpern zu erringen,
Gab zu verſtehn: Ihr Umfang ſey zu klein!
Und ließ ſofort mit Säulen ſie umringen.
Ein zweiter fand: Sie müſſe höher ſeyn!
Die Gegend mehr aus ihr zu überſchauen! —
Und Der ließ ſie vier Klafter höher bauen.
Ein Dritter, dem ſie ſo noch nicht gefiel,
Schuf ſie zum Thurm durch Uhr und Glockenſpiel.
Ein Vierter ſprach: Sie will mir nicht behagen!
Ihr fehlt noch Was! — und gab aus Blei und Stein
Statüen ihr und Vaſen noch zu tragen.
Nun aber litt — wie konnt' es anders ſeyn? —
Das Schloß ſo ſehr von der Gewalt des Druckes
Der ältern Laſt und dieſes neuen Schmuckes,
Daß Balken, Thurm, die ſtärkſten Mauern gar —
Aus ihrem Loth und ihren Fugen kamen.
Der gute Fürſt und ſeine Diener nahmen —
Wie's oft nun geht — zu ſpät den Schaden wahr,
Und ſahen erſt die drohende Gefahr,

Die über ihrem Haupt ſchon augenſcheinlich ſchwebte,
Und der nun jedermann mit Graus entgegenbebte,
Als nirgend ſchier mehr Hülf' und Rettung war.
Doch ließ der Fürſt, den Hoffnung noch belebte,
Sofort Befehl in's ganze Land ergehn:
Es möchten, die vom Bauen was verſtünden,
Des Schloſſes Noth und Schaden zu ergründen, —
(Was Aehnlichs war vor Zeiten ſchon geſchehn! —)
Und Hülf' und Rath ihm ſchuldigſt mitzutheilen,
Auf ſchleunigſte zur Reſidenzſtadt eilen!

Kein fürſtlicher Befehl war je mit der Begier
Gehört, und auch befolgt. Zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen,
Ja, wie Ballons, ſagt man, vom Winde fortgetragen,
Ströhmt ohne Geld, und meiſt mit leerem Magen,
Vielſchreiber, Advokat, Schulmeiſter, Offizier,
Ja, Beutelſchneider gar, und Küſter und Barbier
Dem kranken Schloſſe zu, aus Städten und aus Flecken,
Um dort — die Naſe nach dem ſchiefen Thurm zu recken.

Der arme Fürſt ſtand voll Erſtaunen da,
Als er den Schwarm der Tauſendkünſtler ſah.
Doch ihn ergrif, wie Fieberfroſt, ein Schrecken,
Als er im Aug' und frechen wilden Blick
Des Clubs mehr Luſt, bei ihm was einzuſtecken, —
Als Einſicht, Kunſt und Kenntniß und Geſchick —
Auch als Begier — drauf wollt' ich alles wetten! —
Ihn und ſein Schloß aus der Gefahr zu retten,
Sehr deutlich las. Allein was ſollt' er thun?
Er that, was wir gethan in gleichem Falle hätten! —
Er faßte Herz, hieß ſeine Sorgen ruhn,
Und ſtieg (man denke ſich den Lermen und das Laufen! —)
Begleitet nicht, gedrängt von jenem feinen Haufen,
Zum Thurm hinauf, und ſprach dann: Sehet nun!
Und unterſucht bedächtig jeden Schaden!
Und ſeyd demnächſt hier freundlich eingeladen,
Zu ſagen: Wie ihm wohl zu helfen ſey!

Auf dies Gebot entſtand nun ein Geſchrei,
Und ein Tumult von Worten, ja ein Raſen,
Als hätte zu Scharmützel oder Sturm
Der gute Fürſt in's Kriegeshorn geblaſen;
Und, wie vielleicht beym Weltberühmten Thurm
Zu Babel einſt nicht ärger ſtatt gefunden!
Denn da verſtanden ſich bei graden und geſunden
Fünf Sinnen alle ſelbſt, nur ihren Nachbar nicht!

Hier aber ſprach und ſchrie, wie man im Tollhaus ſpricht,
Ein Jeder, — und verſtand ſich ſelber nicht!
Der arme Fürſt, — die Wuth des rohen Volks zu ſtillen, —
Schrie endlich drein mit halberzürntem Blick:
So hört einmal — ich bitt' um's Himmels Willen! —
Zu lermen auf! Kehrt zur Vernunft zurück!
Und treibt hier nicht ſolch wunderliches Weſen!
Was ihr da ſchrei't, iſt leerer Wiederhall
Von dem, was ihr in Büchern einſt geleſen; —
Und dadurch wird nicht dort mein alter Stall
Geſchweige denn hier dieſes Schloß geneſen!
Drum ſchweigt und geht! — Gern ſchenk' ich euch den Rath,
Um den ich euch vorhin ſo ernſtlich bat.
Als ſo der Fürſt geredet hatte, trat —
Beſcheidenheit in Anſtand und in Mienen —
Ein Mann hervor,*) und ſprach: Ich will mit Rathe dienen;
Und halt's für meine Pflicht, weil Rath hier nöthig thut.
Ich baute viel, mein Fürſt! in meinem Leben;
Und kann mithin ihn aus Erfahrung geben.
Dein ſchönes Schloß — dafür bin ich dir gut! —
Das kann und ſoll gewiß erhalten werden,

---

*) Unſere Chronik erwähnet blos eines einzigen Mannes; obgleich andere Geſchichten ſagen: Es ſeyen deren Mehrere geweſen. Das Letztere iſt auch wohl zu vermuthen! Denn es iſt kaum glaublich, daß in einem ganzen Lande nur ein einziger geſchickter Baumeiſter gelebt habe. — Obſchon man vielleicht in jedem Lande auf Einen wahren Meiſter, in welcher Kunſt es ſeyn mag, 100 Pfuſcher rechnen kann! und vielleicht ſind 200 in unſern Zeiten nicht zuviel! — — —

So ſchlimm ſich auch die Herren hier geberden!
Allein vom Thurm darf nicht der kleinſte Stein
Nach Monaths Friſt hier mehr zu finden ſeyn!
Denn dieſer iſt — dies ſey dir unverhohlen! —
Dem Falle nah! — „Nun gut! ich gebe mich darein!“
Erwiederte der Fürſt, „und damit Gott befohlen!
Erhalte mir das Schloß! Vom Thurme dann kein Wort!“
Den muß — ſo fuhr der Mann zu reden weiter fort —
Man mit Behutſamkeit, und nach und nach abtragen!
Man muß nicht, ohne ſich vorher wohl vorzuſehn,
Noch überall zugleich was wegzubrechen wagen!
Denn — alles kurz und gut mit Einem Wort zu ſagen! —
Erſchüttert darf durchaus beim Brechen oder Schlagen
Der Bau nicht werden! — Sonſt kann Niemand dafür ſtehn,
Daß ungeſchickte Händ' ihn nicht zum Fallen bringen.
Und ſtürzt der Thurm herab, ſo iſt's um's Schloß geſchehn!
Wenn aber, gnäd'ger Fürſt! — ich hof', es wird gelingen! —
Wenn wir den ſchweren Druck vom Schloß gehoben ſehn:
So ſetz' ihm ja ſogleich, — gewähre mir's zum Lohne
Für meinen guten Rath! — die königliche Krone,
Die Kuppel, wieder auf — Sie war ſo leicht und ſchön!
Dann wird dies edle Schloß noch tauſend Jahre ſtehn.
Doch fürchteſt du vielleicht dich jetzt vor jedem Drucke;
Und ſcheint die Kuppel dir, wie ſie vor Zeiten war,
Nun ſelbſt zu ſchwer? — ſo weiß zu einem leichtern Schmucke
Mein Eifer gleichfalls Rath, und bringt ihn freudig dar!
Befiehlſt du, gnäd'ger Fürſt! ſo reiſ' ich flugs nach Polen,
Von Stanislaus August *) dir Muſter herzuhohlen!
Das iſt, bei Gott! ein erzverwegner Rath!
Wie ihn, ſeitdem auf Erden Menſchen leben,

---

*) Stanislaus, jetzt regierender König von Polen, einer der größten Baumeiſter älterer und neuerer Zeiten, hatte den großen und herrlichen Bau, über welchen jetzt ſein Vaterland frohlocket, und welchen der Kenner, wie er nun fertig daſtehet, anſtaunet, noch nicht begonnen, als unſer Mann ſich zu der Reiſe nach Polen erhob. Wir vermuthen aber, daß ihm von den Entwürfen und Riſſen zu jenem erhabenen Bau von Kennern Eins und das Andere war verrathen worden; obgleich dieſelben von Stanislaus ſehr geheim gehalten wurden.

Die Hölle ſelbſt noch Keinem eingegeben! —
So ſchrie jetzt hier ein alter Advokat,
Mit abgeſchabtem Rock, und grauem Bart und Haaren,
Ein Erz-Mauvais-plaiſant, und ſchon ſeit zwanzig Jahren
Bekannter Böſewicht, der lauter Unfug trieb,
Und der im Rufe ſtand, daß er Paſquille ſchrieb,
Weil Laſter jeder Art bei ihm zu Hauſe waren:
Es iſt — ſo fuhr er fort — ich ſchwör' es euch! ein Rath,
Für welchen man, — und zwar auf friſcher That —
Wenn Jeder hier mir nur gehorchen wollte, —
Dem Hofmann dort flugs am Laternenpfahl
Hier unten, wie den Männern allzumal,
Mir nichts, dir nichts den Hals zuſchnüren ſollte!
Seht, Freunde! nur des Schloſſes Zuſtand an!
Wer iſt, der ungerührt ihn wohl betrachten kann?
Seht, wie der ſchöne Bau vom ſchweren Druck gelitten!
Und ſagt dann: Ob der Satz von Jemand noch beſtritten
Mit Gründen werden kann, (— hier gilt kein leer Geſchrei!)
Daß: Sehn wir nur das Schloß vom ſchweren Drucke frei,
Frei, wie die Luft es dann auch zu erhalten ſey! —
Und doch will hier der feine Herr aus Polen
Zu neuen Kuppeln uns Modelle wieder hohlen?
Seht doch einmal, wie klug, wie liſtig ausgedacht!
Wie? hat denn etwa nicht das viele Kuppeln eben
All' dieſe Noth hier über's Schloß gebracht,
Und ihm um's Haar den letzten Reſt gegeben?
Sind darum nicht des Fürſten Kaſſen leer?
Geht's darum nicht auch über Unſre her?
Er reiſe nur, der Herr! — Wir bitten ihn gar ſehr!
Und wollen für die Müh' ihm auch den Lohn entrichten! —
Doch warum ſteht ihr hier, und habt die Händ' im Sack?
Euch, Freunde! kommt's ja zu, den Handel hier zu ſchlichten.
Geht! hohlet Hämmer flugs, und jeder Brave pack'
Auch ſeinen Hebel auf! Laßt Axt und Meißel ſchärfen!
Und kommt ſodann vereint den Thurm hinabzuwerfen!
Geht! lieben Freunde! geht! Im Hui iſt das geſchehn! —
Wenn wir ihn einmal erſt im Staube liegen ſehn:

So wird kein Fürſtenknecht ſo leicht ſich je getrauen —
Sey's Kuppel oder Thurm — hier wieder aufzubauen! —
Und käm' auch Einer her, ſich dies zu unterſtehn,
Je nun! ſo wär's ja leicht, den Hals ihm umzudrehn!

Wie Raſende, die ſich aus Banden und aus Ketten
Geriſſen, flog der Schwarm jetzt brüllend hin zur Stadt.
„Gebt Axt und Hebel her, wer Axt und Hebel hat!
„Das Schloß iſt in Gefahr, man muß es eilends retten!
„Der ſchwere Thurm, der Thurm muß augenblicks herab! —“
So war's Geſchrei; ſo ging's Straß' auf, Straß' ab.
Nicht Brand, nicht Waſſerfluth erregte je ein Laufen —
Ein Lärmen, wie dies war. Und, leider, nur zu bald
Vermehrten ſich indeß der Böſewichter Haufen,
Und rannten dann zum Schloß, des Fürſten Aufenthalt.
Hier half kein Bitten mehr, kein lautes Flehen galt!
Man drang zum Thurm hinauf, fing wüthend an zu brechen,
Zu fluchen und zu hau'n, zu ſchlagen und zu ſtechen: —
Wie, wenn nach langem Kampf am blutbeſpritzten Wall
Ergrimmte Krieger ſich an armen Städten rächen! —
Hier rächte ſich der Thurm. Er ſtürzt' im ſchnellſten Fall,
Ach! über's arme Schloß, und ſchlug durch alle Decken,
Zertrümmernd, was bei'm Fall der Laſt im Wege ſtand!
Es war ein Sturz und Schlag die Todten aufzuwecken. —
Nur Die nicht, welche hier zum Lohn für That und Schand'
Erſchlagen, unbeklagt, im Schutt ein Ende nahmen.
Den Meiſten wiederfuhr der jetzt gedachte Lohn;
Doch auch die Wenigen, die noch geſund entkamen,
Beraubten erſt das Schloß, und gingen dann davon.

Wo aber blieb der Fürſt? So werdet ihr jetzt fragen.
Allein von dieſem hab' ich weiter nichts zu ſagen.
Doch wird's — wie ich's von Herzen wünſchen will
Und hoffen darf, — in Frankreich wieder ſtill,
Wo Tauſend jetzt im tiefſten Elend klagen,
Und Tauſende, trotz frecher Buben Drohn,
Das nehmliche ſchon laut zu wünſchen wagen: —

pavot mortel, aſſoupiſſant vos feux,
va, dos-à-dos, vous engourdir tous deux.
Le lendemain, ſans faute, on recommence,
je le fais bien; mais quand pour être heureux;
vouloir ſuffit, foible eſt la ſuffiſance.

Amour ſans peine eſt une eau ſans courant;
Satiété, ſur ce lac immobile,
plaiſir appelle, & baille en ſoupirant,
c'eſt là qu'hymen, des vrais biens ignorans,
donne un baiſer ſilencieux, tranquille,
que ſa moitié, d'un air indifferent,
ſans ſe bouger, par bienſéance rend,
cedant au ſoin de groſſir ſa famille
ceci poſé que flambeau d'hymen brille.

Bien eſt-il vrai qu'heureux en mon été
ſuis devenu plus que n'avois été.
Le cœur n'eut part à mes premieres armes,
Ne cherchois guere, en ſervant la beauté,
que le plaiſir de conquérir ſes charmes;
mais quand ma mie eut mon cœur arrêté,
à la douceur de répandre des larmes,
tant me ſus gré de ma captivité,
tant y trouvai d'amiables prémices,
que de ce jour, pour moi plein de délices,
plus ne voulus plaiſir ſans volupté.

Wird dieſes Reichs jetzt umgeſtürzter Thron —
Nur drückend nicht — einſt wieder aufgeſchlagen:
So könnt ihr mich noch einmal fragen.

3.

Nach dem Franzöſiſchen.

Hier ſchlief ſie ein, o laß ſie ruhig ſchlafen,
Ihr Schlummer nur gewährt die Sicherheit,
Der edlen Freyheit iſt dein Herz geweiht,
Drum fliehe ſchleunig aus Armidens Hafen.

Doch ſie erwacht, noch kannſt du ja entfliehen,
Sie ſieht dich nicht, nur eile fort von hier;
Was ſeh' ich wie du näherſt gar dich ihr!
Nun kann dich ihren Ketten nichts entziehen.

Unglücklicher! — Doch ich kann ſelbſt nicht eilen,
Da mich erhält ihr großer Zauberblick!
Nun bleib' ich gern, da wo ſie herrſche, zurück,
O möcht' ich ewig doch bey ihr verweilen!

J. A. A. Meyer.

II. Aus

II.

Auszüge.

Scenen aus Ludwig XVI.

Nachricht des Verfaſſers.

Schon im Jahr 1790 gab ich mein Trauerſpiel: die Baſtille, im Gutſchiſchen Verlage in Breslau heraus. Es machte auf allen Theatern, wo man die Aufführung erlaubte, beſonders im Reich, viel Glück, und ſtarke Einnahmen. Da aber nur die Anfangsbuchſtaben meines Namens auf dem Titel bemerkt waren, ſo erfand ein jeder einen eignen Namen des Verfaſſers, und ich hieß auf den Anſchlagzetteln bald Bonin, Beaumarchais, und wer weiß, wie noch. Auch waren die Cenſuren in Wien, Prag und Berlin ſtreng genug, die Aufführung nicht zu erlauben. Damals war dieſe Strenge unnöthig, denn ich hatte in meinem Stück alles erſchöpft, was Moral und Politik über bürgerlichen Aufruhr ſagen können, und die Vorzüge monarchiſcher Regierungsformen, von welchen ich ſelbſt ſo ſehr überzeugt bin, lebhaft geſchildert. Jetzt aber, würde ich ſelbſt mißbilligen, wenn man durch Aufführung eines ſolchen Stücks, jene Begebenheit, als den Vorläufer unerhörter Grauſamkeiten wieder ins Gedächtniß zurückrufen wollte. Zwey Jahre ſpäter würde ich es gar nicht geſchrieben haben.

Der Königsmord der Franzoſen hat ganz Europa mit Schauder und Entſetzen erfüllt, und den gerechten Unwillen vermehrt, welchen die unerhörten Grauſamkeiten der franzöſiſchen Nation in dem Herzen jedes biedern Deutſchen erzeugt haben. Ich habe dieſes ſchreckliche Denkmal der Barbarey eines verblendeten Volks, unter dem Titel:

Ludwig XVI. oder: Der Königsmord

in das hellſte Licht geſtellt, die geheimen Triebfedern entdeckt, welche zu dem großen Bubenſtück mitwirkten, und das Ganze mit Theilnahme und Wahrheit nach der Größe des Verbrechens geſchildert. Da aber nach dem Leipziger Meßkatalog ſchon zwey andre Bearbeitungen deſſelben Gegenſtandes erſchienen ſind, ſo bleibt die Meinige ungedruckt. Um jedoch etwas über den Werth meiner Arbeit urtheilen zu hören, theile ich hier einige Scenen mit. Eine Abſchrift des Ganzen auf holländiſch Papier ſteht den Direktionen für vier Dukaten zu Befehl.

Karl Burghauſer,
Schauſpieler der Falleriſchen Geſellſchaft, zu Amberg in der Pfalz.

Scenen aus Ludwig XVI.

oder:

der Königsmord.

Ein hiſtoriſches Trauerſpiel in drey Aufzügen.

Perſonen:

Ludwig XVI. König der Franzoſen.
Die Königin.
Pariſet, Hofcavalier.
Peſſontier. }
Danton. } Deputirte der Nationalverſammlung, nachherigen Nationalconvents.
Montblanc. }
Der Obriſt der Schweizergarde.
Marie, deſſen Tochter.
Jeannetton, ihr Mädchen.
Der Adjutant der Schweizergarde.
Der Geiſt Heinrichs IV.
Ein Kammerdiener des Königs.
Ein Gaſtwirth.
Ein Aufwärter.
Deputirte aus Frankfurt.
Deputirte aus Mainz.
Deputirte des Nationalconvents.
Fiſchweiber. Nationalgarden.

Die Handlung des Stücks fängt mit der Einnahme der Thuillerien an.

Erſter

Erſter Aufzug.

Fünfter Auftritt.

Pariſer, ein Freund des Königs, wird in den Thuillerien von einigen Nationalgarden umgeben, welche ihn angreifen, er zieht ein Piſtol, ſchießt den Erſten nieder, und bahnt ſich mit dem Degen einen Weg durch die Uebrigen.

Sechster Auftritt.

Pelloutier, Danton, ſie treten ein, da eben der Todte fortgeſchleppt wird. Beyde ſind verkleidet, doch muß man ſelbſt ihrer Verkleidung anſehn, daß ſie von Stande ſind.

Pelloutier. Hahaha! Die Todtengräber werden vollauf zu thun haben. Das ganze Schloß iſt voller Leichen. Der Herzog wird ſich freuen, wenn ich ihm Rapport abſtatte.

Danton. Der Herzog? Wir haben ja keine Herzoge mehr!

Pellout. Dem Namen nach ſind ſie abgeſchaft, aber es exiſtiren bey unſrer gegenwärtigen Verfaſſung ungleich mehr Große als ſonſt. Ein kluger Mann ſchickt ſich in der Zeit. Ich diene dem Herzoge, weil der König ſo gut wie nichts iſt — fällt der Herzog, ſo bleib ich als Deputirter ſo lange neutral, bis eine Parthei die Oberhand gewinnt, zu dieſer ſchlag ich mich. Hahaha! mein Freund, man muß vernünftig ſeyn.

Danton. Wenn aber die königliche Parthei wieder die Oberhand erhält?

Pellout. So bin ich der Erſte, der Ludwig XVI. aufs neue huldigt, aber das geſchieht nicht. — Denken ſie nur zurück — man hat ſehr weißlich, nicht ſchnell —

ſondern nur nach und nach gegen den König gehandelt — Die königliche Gewalt ſank ſtufenweiſe, und iſt nun ganz verſchwunden. Ein feiner Beobachter würde bey der erſten Stufe ſchon die andern bemerkt haben, und ihnen ausgewichen ſein, aber der König durfte nicht ſehen. So geht es mit der Allſehkraft unſrer Erdengötter. Bey der geringſten Kleinigkeit wird ihnen ein Gewebe vorgemacht, ein gefärbtes Glas vorgehalten, daß ſie nie die Sache ſo erblicken, wie ſie iſt, und ſo ſehr ſie die Glorie der Allmacht umſcheint, ſo wenig Kraft beſitzen ſie, ſelbſt zu handeln.

Danton. Gewiß! einige Kartetſchenſchüſſe damals in Verſailles hätten die ganze Revolution im Keim erſtickt.

Pellout. Tant mieux, mon ami, daß es nicht geſchah, ſonſt wären wir nicht ſo weit gekommen. Der letzte Machtſpruch des Königs, wozu man ihn verleitete, war ſein Unglück, aber er konnte nichts anders. Könige ſind an Machtſprüche gewöhnt, und weil auf ihren Wink alle Höflinge von dem Erſten mit Würde bekleideten bis auf den Letzten in der königlichen Livree ſich brüſtenden, bereit ſind, ihre Befehle mit blitzſchneller Geſchwindigkeit zu vollziehen, ſo ſetzt ſich in ihnen die Idee von Schöpferkraft feſt, ſie wollen keine Einſchränkung erkennen, und alles ſoll augenblicklich ſo daſtehen, wie ſie es wollen.

Danton. Ich bedaure den unglücklichen König.

Pellout. Sie bedauren ihn? ah, mon ami, man ſieht, daß Sie noch nicht lange Deputirter ſind. Mitleid und Menſchlichkeit ſind nur noch hie und da in den Provinzen zu finden. Bey dem Eintritt in die Nationalverſammlung legt man dieſe Schwachheiten ab. Eigennutz iſt das erſte, was uns beſeelt; aus dieſer Quelle fließt hernach alles Uebrige, was die Welt Unſinn, Tiranney und Grauſamkeit nennt. Wir aber nennen es Dekrete.

Danton. Aber iſt es nicht die ſchrecklichſte Lage, ſo man ſich denken kann! Ein Monarch flieht vor ſeinen eignen Unterthanen, indeſſen dieſe ſein Schloß zerſtören, ſeine Koſtbarkeiten ſtehlen, und alles rein ausplündern.

Pellout. Voila la Souverainetè de la nation.

Danton. Und die Königin, bey Gott ich kenne die Franzoſen nicht mehr. — Mit welchem Enthuſiasmus nahmen ſie die Gemahlin ihres Königs auf, als ſie in aller ihrer Liebenswürdigkeit erſchien, man glaubte eine Gottheit zu ſehen — Die Luft erſchallte von Jubel — und jetzt welch ein Abfall!

Pellout. Nationalkarakter, mon ami. Die Franzoſen lieben Extreme, man wirft ihnen ein Spielwerk hin. Sie ſpielen damit, bis ein anderes Mode wird. Eben der Pöbel, welcher am vorigen Tage Beſchimpfungen und Drohungen gegen den König ausgeſtoßen hat, wird morgen vielleicht rufen: hoch lebe der König! Leichtſinn und Unbeſtändigkeit ſind die Grundzüge des franzöſiſchen Nationalkarakters. Glauben Sie mir, unter tauſend Franzoſen, die mit der größten Wuth für dieſe oder jene Parthei ſtreiten, wiſſen neunhundert nicht warum ſie es thun, ſondern ſie ſind nur die Affen der Großen, welche ſie leiten. Laſſen Sie morgen die jetzt herrſchende Parthei fallen, ſo werden Sie unſern Pöbel mit eben der wüthenden Freude die Köpfe eines Pethion, eines Santerre herumtragen ſehen, als ſie jetzt die Köpfe der Freunde des Königs ſpießen.

Danton (beteutend). Wie ſtände es dann mit unſern Köpfen?

Pellout. St! Ich bekomme allemal Kopfſchmerzen, wenn ich daran denke.

Siebenter Auftritt.

Vorige, Deputirte der Nationalverſammlung.

Deput. Sieh da meine Herren! ſo allein?

Pellout. Wir wollen hier die Ruhe abwarten denn da das ganze Schloß rein ausgeplündert iſt, ſo ſind dieſe Zimmer der ſicherſte Aufenthalt.

Deput. Alles rein ausgeplündert? — Schön! und wir ſind hergeſchickt, um alles zu inventiren; die Nationalverſammlung hat decretirt, daß alle Koſtbarkeiten ſollen in den Nationalſchatz gelegt und zum Beſten der Nation verwendet werden.

Pellout. Hahaha! Die Nation hat ſich ſelbſt ſchon das Beſte zugeeignet, Sie finden jetzt nichts, als zerbrochene Spiegel, zerriſſene Tapeten, und dergleichen. Der Pöbel hat ſich heute mit vielem Anſtand als Souverain gezeigt, hahaha!

Deput. Das iſt ein fataler Umſtand.

Pellout. Freylich! wir hätten es beſſer brauchen können.

Deput. Noch fataler, weil ſich der König zu uns retirirt hat, wir wiſſen nicht, was wir beſchließen ſollen.

Pellout. So wird es bis zur nächſten Sitzung verſchoben, das iſt ja immer unſre Zuflucht, wenn wir nicht wiſſen, was zu thun iſt.

Deput. Sie ſcherzen. Wohin indeſſen mit der königlichen Familie?

Pellout. Ja da — (zuckt die Achſeln) Laſſen ſie uns in die Nationalverſammlung zurückgehen, meine Herren, dort wollen wir ſehen, wie die Partheien geſtimmt ſind, unſer votum findet ſich dann von ſelbſt.

Deput. Ja das iſt das Beſte. (ſie gehen ab)

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Wirth allein.

Ei ſo wollt ich, daß der Teufel alle die Freyheits- und Gleichheitsmänner in Lüften fortführte, nichts kann man mehr gemacht kriegen, weil Schuſter, Schneider und Keſſelflicker Nationalgarden geworden ſind; können die Kerls zu Anfange keine Flinte halten und wollen den Feind beſiegen. O ihr armſeligen Schlucker. Ich muß allemal lachen, wenn ich ſo ein zuſammengelaufenes Bataillon das Erſtemal en parade ſtehen ſehe, ich glaube, wenn man dem Flügelmann eine Ohrfeige gäbe, ſo fiel das ganze Bataillon um — Es iſt ein wahres Kreuz — Ach! da kommen die Herren Deputirte aus Frankfurth, die bey mir logiren, ſchon wieder zurück, müſſen auch nicht viel ausgerichtet haben — ja, ja! was der Nationalconvent einmal in ſeinen Klauen hat, das kommt gewiß nicht wieder an den rechten Eigenthümer zurück.

Zweyter Auftritt.

Voriger, Deputirte.

Erſter Deput. Wie gehts Herr Wirth?

Wirth. Schlecht! was man nur ſagen kann, ſchlecht! Verzeihen Sie nur, daß ich ſo im Negligee bin, ich kann wahrhaftig nichts dafür, ſeitdem mein Friſeur Lieutenant bey der Nationalgarde geworden iſt, friſirt er mir keine Perüke mehr — Schneider und Schuſter machen es eben ſo, und wenn der Soldatengeiſt noch in die Zinngießer und Töpfer fährt, ſo müſſen wir auf der Erde eſſen, denn unſer Silberzeug hat der Nationalſchatz in Verwahrung.

Erſter Deput. Nun, das war ja ein freiwilliges Geſchenk der Nation.

Wirth. J du lieber Himmel! freilich ein jeder hats freiwillig hergegeben, damit er nicht an den Laternenpfahl kam, die Wahl war nicht ſchwer, jetzt gehen wir mit Bändern in den Schuhen, und ſehen unſere ſilberne Schnallen bey andern paradiren.

Zweyter Deput. Guter Freund! Ein Glück, daß wir Deutſche ſind, ſonſt würde Ihre Freimüthigkeit übel belohnt werden.

Wirth. Ja dann würd' ich kein Narr ſein, und es ſagen. Ich bin ordentlich froh, wenn ich einmal von der Leber weg reden kann. Nun, wie iſt es denn mit Ihnen, haben Sie nichts mehr ausgerichtet?

Erſter Deput. Nein! es bleibt uns nichts mehr übrig, als da wir glücklicherweiſe unſere Freiheit wieder erhalten haben, nach Hauſe zu reiſen. Die Poſt iſt ſchon beſtellt, in einer Stunde ſind wir außer den Thoren von Paris.

Wirth. O machen Sie ja geſchwind, daß Sie außer den Gränzen von Frankreich kommen. Der Nationalconvent iſt wie ein Wetterhahn, es darf nur einem von der Gallerie einfallen, ſich Ihrer zu erinnern, ſo wird aufs neue votirt, decretirt, und Sie müſſen ohne Gnade und Barmherzigkeit wieder in eine von unſern Baſtillen, deren wir jetzt die Menge haben. Ihre Millien bekommen ſie doch nicht wieder, die liegt bey unſerm Silberzeug, wenn ſie nicht ſchon zu geheimen Ausgaben verwandt iſt. Aber wenn Sie nach Deutſchland kommen, ſo bitten Sie doch mit aufgehobenen Händen jeden Menſchen, dem der unglückſelige Gedanke von Freiheit und Gleichheit durch den Kopf fährt, daß er geſcheit wird, oder wenn Sie können, ſo laſſen Sie ihn

2.

VERS

Faits à ſeize ans, à une femme qui m'appelloit l'Enfant.

Pourquoi donc, belle Eglé, me reprocher mon âge?
Et ma jeuneſſe eſt-elle un défaut ſi choquant?
L'amour, plus d'une fois, d'un enfant fit un ſage,
& d'un ſage un enfant.

Il eſt un Dieu fripon, d'une figure aimable,
qui ſoumet l'univers à ſon char triomphant,
vous le ſavez, Eglé, ce Dieu ſi redoutable
n'eſt auſſi qu'un enfant.

Quoi! contre mes ſeize ans vous êtes prévenue!
A cet âge, un ami peut-il être méchant?
Son cœur eſt vierge encor, ſon ame eſt ingénue,
enfin c'eſt un enfant.

S'il lui faut un mentor, il vous donne la pomme.
de plaire, de charmer montrez-lui l'art brillant,
par un miracle heureux, daignez en faire un homme:
il eſt las d'être enfant.

Mais s'il oſoit cueillir, aux boſquets de Cythere,
ces fleurs qu'amour [illegible] & que l'hymen défend!
Ne vous alarmez pas: eh que pourroit-il faire?
Helas! c'eſt un enfant.

* * *

nur gleich ins Tollhaus ſperren, ſo wird doch ſeine Narrheit unſchädlich.

Erſter Deput. Guter Mann! die Deutſchen ſind klüger, ſie kennen das Gute ihrer Verfaſſung, und werden nie die Raſerei der Franzoſen nachahmen.

Wirth. Aber einige Diſtrikte haben doch ſchon, wie ich höre, ſich von unſerer Verfaſſung belehren laſſen, und ſie angenommen.

Erſter Deput. Sie ſind ſchon zum Theil von ihren eigenen Lehrern beſtraft worden, und die Uebrigen erwarten noch die Strafe der Deutſchen!

Wirth. Schon recht! wenn ſie nur recht tüchtig gezwiebelt werden.

Aufwärter. Die Poſt iſt da und Ihre Koffers aufgepackt.

Erſter Deput. Gut! (Aufwärter ab) Nun leben Sie wohl lieber Mann, der Himmel gebe, daß Ihre Lage bald glücklich wird.

Wirth. Adieu, meine Herren, ich wünſche von Herzen, daß Sie glücklich Ihre glücklichen Gränzen erreichen mögen. (Deputirte ab)

Dritter Auftritt.

Wirth allein.

Die Augen gehen mir allemal über für Freude, wenn ich Jemand aus dieſer Mördergrube erlöſt ſehe. Wüßte ich nur ein Mittel fortzukommen, ich wäre längſt über die Gränze. Ah da kommen wieder einige Nationalgarden, oder ſogenannte Sicherheitsmänner, (er ſucht ſeine Schlüſſel) ich habe doch alles verſchloſſen, denn vor dieſen Herren, die für unſere Sicherheit wachen, iſt im eigentlichſten Verſtande nichts ſicher.

Vier-

Vierter Auftritt.

Voriger, einige Nationalgarden.

Erſter Nation. He! Wirth, Wein her!

Wirth. He! Monſieur, Geld her!

Erſter Nation. Wir ſind Bürger des Staats.

Wirth. Habt ihr deshalb ein Monopolium, Schulden zu machen?

Erſter Nation. Nicht räſonnirt (ſchlägt mit dem Degen auf den Tiſch).

Wirth. O ho! ſachte! Ich bin auch ein Bürger des Staats, und habe die Freiheit meinen Wein im Keller zu behalten, wenn er mir nicht bezahlt wird, denn noch haben wir kein Decret erhalten, daß wir auch unſere Weine in den Nationalſchatz liefern ſollen.

Erſter Nation. Nun da iſt Geld (legt Aſſignaten hin).

Wirth. Das iſt Papier.

Erſter Nation. Es ſind Aſſignaten! weigerſt du dich ſie anzunehmen?

Wirth. Ach nein! ich weiß wohl, daß wir ſie nehmen müſſen (im Abgehen). Aber ihr ſollt mir auch ſolchen Wein bekommen. Schlecht Geld! Schlechte Waare! (ab)

Fünfter Auftritt.

Nationalgarden allein, der Dritte tritt ein, ſie rufen ihm entgegen.

Dritter Nation. Ca ira! Ca ira! Es lebe die Freiheit!

Zweiter Nation. Sie lebe! (Wirth bringt Wein) u. ſ. w.

Achter Auftritt.

(Verwandelt ſich in Zimmer.)

Ein Bedienter ſetzt Tiſch und Stühle, und Schreibzeug. Nach einer Pauſe kommt **Pelloutier**, der Bediente giebt ihm ein Billet.

Bedienter. So eben brachte ein Unbekannter das Billet.

Pell. Gut! (Bedienter ab)

Pell. Vom Herzog! (lieſt) „Es iſt uns gelungen, der König iſt in dem Temple verwahrt. Er kann „nun ſeinem Schickſal nicht entgehen. Wir triumphiren! Sorgen Sie für die Mehrheit der Stimmen, wenn „man im Konvent auf ſeinen Tod ſtimmt. Ich ſelbſt „werde auf ſeinen Tod ſtimmen, ſo übel man mir es „auch auslegen wird, aber es muß ſein; um das Zutrauen zu mir unbefangen zu erhalten. Mein Banquier wird Ihnen ſo viel Geld zahlen, als Sie brauchen, „um die Stiminenmehrheit durchzuſetzen. Noch eins, „es ſind Deputirte aus Mainz da — ich habe veranſtaltet, daß dieſe Narren zuvor zu Ihnen kommen „werden, um ſich zu recommandiren. Machen Sie dieſe „Leute lächerlich, wo ſie nur können. Dies Spielwerk „dürfte ſonſt den Konvent zu lange beſchäftigen, und „die ſchnelle Ausführung unſers Plans hindern.“

Sehr wohl! Lächerlich machen, das will ich herzlich gern, und mit voller Ueberzeugung — denn es iſt in der That ſehr lächerlich, daß Deutſche zu uns kommen, und uns demüthig bitten, ihnen unſere vortrefliche Regierungsverfaſſung zu gewähren. Wahrhaftig! — Dieſer deutſche Unſinn wird in der Geſchichte eben ſo ſchön paradiren, als unſere Freiheitswuth, und ehmals unſere Dragonerbelehrungen.

Bedienter. Zwei Fremde! ſie ſind von Mainz, wie ſie ſagen.

Pell. Nur herein! (Bedienter ab) Die Herren ſind eilig — Hahaha! ſehr natürlich! ein ſolches Glück kann man nicht ſchnell genug erhaſchen.

Neunter Auftritt.

Voriger, Deputirte.

Pell. (ihnen entgegen) Ich bin erfreut, meine Herren, Männer aus einer Gegend vor mir zu ſehen, welche bald den Namen einer von unſern glücklichen Provinzen führen wird.

Deput. Dies iſt es, was wir wünſchen, und warum wir um Ihre Verwendung bitten.

Pell. (höflich) Was ich dabei thun kann —

Erſter Deput. Ihr Einfluß im Convent iſt uns bekannt, und wir ſind, wenn Sie unſer Geſuch unterſtüzen, der Erfüllung unſers Wunſches gewiß.

Pell. (mit Spott) Dieſer Wunſch macht Ihnen viele Ehre!

Erſter Deput. (mit Pathos und dem ganzen Ausdruck der auswendig gelernten fremden Grundſätze dieſer deutſchen Thoren) Wer ſollte nicht wünſchen von dem Tirannenſcepter befreyt zu werden! Wer ſollte nicht mit Entzücken ein freyer Bürger des Staats werden wollen, der durch ſeine vortrefliche Regierungsform ganz Europa ein Beiſpiel von ausgezeichneter Glückſeligkeit gegeben hat.

Pell. (wie oben) Ich freue mich herzlich, daß dieſe Glückſeligkeit nach Ihrem Geſchmack iſt.

Erſter Deput. Wir haben ſchon alles nachgeahmt, wir haben einen Maire, ein Nationalconvent.

Zweyter Deput. (mit Schalheit) Ja, und auch Mitglieder!

Pell. Gewiß? Hahaha! Ich bedaure nur, meine Herren, daß die weiſen Beſchlüſſe dieſes Pſeudo-Convents werden auf eine unangenehme Art unterbrochen werden. Die preußiſchen Kugeln ſind im Begriff ihre Dekrete zu zertrümmern.

Erſter Deput. Wir verlaſſen uns auf unſere gute Sache und die Tapferkeit der Franzoſen.

Pell. Die Ueberzeugung der Erſtern muß Sie in Ihrem Vorhaben ſtärken, die Letztere ſcheint nachgelaſſen zu haben, indeſſen, meine Herren, ſoll uns das in unſerm Geſchäft nicht irren; ich verſpreche Ihnen, daß Sie die Glückſeligkeit genießen ſollen: Bürger von Frankreich zu werden; ob Sie dieſen Namen beibehalten werden, hängt von dem Zufall ab; ich wünſche aber herzlich, daß dieſer Schritt Sie nie reuen möge.

Erſter Deput. Nie, nie! wir beurlauben uns mit dem lebhafteſten Danke. Das hohe Gefühl der Freiheit ſteht ſchon mit deutlichen Zügen auf unſerer Stirne geſchrieben.

Zweyter Deput. Ja, mit deutlichen Buchſtaben (gehn mit Verbeugung ab.)

Zehnter Auftritt.

Pelloutier.

Das Sinnbild der Narrheit ſteht auf eurer Stirne! ihr Thoren! Ihre Dummheit ſollte mir angenehm ſeyn, und ich ärgere mich über die Kerls. Wir nannten eine geraume Zeit die Deutſchen: bêtes — bald gewannen ſie unſere Achtung — wir fürchteten ſie ſogar — durch dieſe neue Berise gewinnen ſie ihre alten Vorrechte und Titel bey uns wieder. Doch warum ärgere ich mich. Wenn es keine Narren gäbe, wie könnten Leute von Vernunft ihr Glück machen. (ab)

Dritter Aufzug.

Fünfter Auftritt.

(im Tempel.)

König, Pariſet. Dazu **Pelloutier, Deputirte.**

Pellout. Louis Capet! Der Nationalconvent ſchickt mich —

König. Elender, wie nennſt du mich? Meine Vorfahren führten einſt dieſen Namen. Wiſſe, bis auf den letzten Augenblick meines Lebens, bin ich dein König — Wenn ihr auch wahnſinnig genug ſeid, ſtatt einem ſtellvertretenden Parlamente, das ich euch gab, einem ſouverainen Senat zu gehorchen — ſtatt eines Monarchen ein tauſendköpfiges monarchiſches Ungeheuer euch zu ſchaffen — ſo bin ich dennoch König der Franzoſen. Ich verlange von euch mit Würde behandelt zu werden, und ich werde mir bis zu dem letzten Pulsſchlag nichts von dem vergeben, was ich mit Recht von euch fordern kann.

Pell. Sire — meine Pflicht.

König. Ihr habt keine Pflichten — Eure Eide ſind gebrochen — ihr gehorcht einer unrechtmäßigen Gewalt, und triumphirt auf der Leiche eures Königs über ein unglückliches von euch verblendetes und irre geführtes Volk!

Pell. Der Nationalconvent —

König. Schweigt! euer Auftrag iſt, mich zum Schaffot abzuholen und meine Papiere zu verſiegeln, ihr werdet mein Teſtament darunter finden, ich verlange, daß der Convent meinen letzten Willen ehre und vollziehe, ich werde noch vom Schaffot zum Volke ſprechen. (Pelloutier zuckt die Achſeln.) Ach! ich verſtehe! —

man wird mich nicht zum Worte kommen laſſen — man will mich nur ſterben ſehen — ich ſoll wie ein gemeiner Verbrecher ohne einen Laut von mir zu geben, mein Haupt dem Henkerbeile darbieten — man befürchtet, ich werde durch meine letzten Worte dem verblendeten Volke die Augen öfnen — o fürchtet nichts. Dies Volk iſt zu ſehr geſunken, als daß ich es von ſeinem unausbleiblichen Untergange zu retten, jetzt noch unternehmen ſollte. Ich verachte dies Volk, das Böſewichtern, wie ihr, gehorchen kann; das mit einer unerhörten Geduld erträgt, wenn der despotiſche Convent ſeine Keule über die Köpfe der ganzen franzöſiſchen Nation ſchwingt, das mit wüthender Freude den Anblick erwartet, ſeinen König den Tod eines Verbrechers ſterben zu ſehen. Pfui! in der letzten Stunde meines Lebens, ſchäme ich mich der König dieſes nichtswürdigen Volks zu ſein. (Pauſe) Man hat mir erlaubt meine Gemahlin noch zu ſprechen. (zu Pariſet) Führen Sie ſie zu mir. Sie wird ſich lieber dem Arm eines Freundes anvertrauen, als von dieſen Nichtswürdigen begleitet ſehen. (Pariſet ab.)

Pell. Sie wiſſen, daß wir bey dieſer Unterredung zugegen ſeyn müſſen.

König. Ich weiß es! Wenn ihr eine Scene dieſer Art ertragen könnt, ſo bleibt. Nur Leute, wie ihr, die alles menſchliche Gefühl verloren haben, mußten dazu gewählt werden, dieſer Unterredung beyzuwohnen. Dieſe Wahl macht dem Convent Ehre — Aber frohlockt nicht zu früh — ihr werdet nichts ſehen, das euch Freude macht. Unſer Abſchied wird ſo, wie wir ſelbſt, groß ſeyn. (geht der eintretenden Königin entgegen)

Sechster Auftritt.

Vorige, Königin (von Pariſet geführt).

Sie begegnet dem König in der Mitte des Theaters, beyde umarmen ſich, der König führt ſie vor, Pariſet zeigt durch die ganze Scene den heftigen Kampf unterdrückter Wuth. Pelloutier bleibt ſeitwärts mit ruhiger Schadenfreude, die übrigen Deputirten im Hintergrunde. (Pauſe)

König. Wir müſſen ſcheiden! Ein unwiderſtehliches Schickſal trennt uns für dieſe Welt. In jener erwart' ich Sie.

Königin. (mit der heftigſten Anſtrengung des unterdrückten Schmerzes) Bald — Bald —

König. Sie ſind Mutter — Ihre Pflichten mindern ſich, denn die Pflichten der Gemahlin hören jetzt ganz auf. Sein Sie ganz Mutter, eine ſüße Pflicht — es war mir nicht erlaubt meine Kinder zu ſehen, bringen Sie ihnen meinen Segen — meinem Sohne dieſen Kuß (umarmt ſie, Pauſe, beyde verbergen ihre Thränen). Umſonſt, dieſe bittern Zähren laſſen ſich nicht verbergen, ſie ſtürzen unaufhaltſam hervor, es iſt das letzte Zucken der ſinkenden Menſchheit — ſie fallen auf die Seelen unſrer Mörder!

Königin. Ich theilte Ihre Herrlichkeit mit Ihnen, aber ich theilte auch Ihre Leiden — Bey jeder Gefahr, begleitete ich Sie, an Ihrer Seite von Böſewichtern umgeben, erwartete ich ſo oft den Tod, und jetzt —

König. (ſchnell einfallend) Ja! ja! Das thateſt Du! nimm meinen Dank. Ein deutſches Weib, (mit einem Blick der Verachtung auf Pelloutier) Eine Franzöſin hätte das nicht gethan! Seht hier ſteht eine Kaiſertochter — meine Gemahlin, eure Königin — die ihr mit Entzücken empfingt — anbetetet — der alle

Herzen entgegenflogen, als ſie unter dem Donner der Kanonen in eben den Pallaſt fuhr, den ihr zerſtört habt, aus welchem ihr uns vertriebt. Um meinetwillen iſt ſie eine Gefangene, um meinetwillen entbehrt ſie alle Rechte, die ihr Geburt und ihre Würde gaben. In wenig Augenblicken wird ſie durch eure Grauſamkeit zur Wittwe. Sie ſey euch heilig! Mein Tod ſey euch genug. Wehe euch, wenn ihr es wagt, eure Hände mit dem Blute einer deutſchen Fürſtin zu färben, die Rache der Deutſchen, die ihre Monarchen ehren, die euren Unſinn verſpotten, würde euch fürchterlich treffen.

Pell. (nach ſeiner Uhr ſehend) Die Zeit iſt um!

König. Ich komme! — (zur Königin) Ich hab' es in meinem letzten Willen zur ausdrücklichen Bedingung gemacht, daß man Sie ungehindert in Ihr Vaterland reiſen laſſe. Dies iſt alles, was ich noch für Sie thun kann. Erfüllt man dieſen meinen letzten Wunſch, ſo bin ich zufrieden. Verzeihen Sie mir, daß ich Sie zur Königin dieſes barbariſchen Volks machte, welches ſich allgemein nur verabſcheuungswürdig gemacht hat. Und wenn Sie in Ihr glückliches Vaterland zurückkommen, ſo erinnern Sie ſich, daß dies der letzte Wunſch eines Mannes war, der Sie unausſprechlich liebte.

Königin. Ludwig! mein Ludwig! warum darf ich Dich nicht zum Tode begleiten?

König. Du biſt Mutter, dieſe Pflicht ſey Dir heilig! Bilde das Herz meines Sohnes. Lehr' ihn einen Thron verachten, für welchen ſein Vater bluten mußte — er ſoll nicht ſtreben nach einer Krone, welche ſeinem Vater den Tod brachte. Leb wohl!

Königin. Nein! nein! ich kann nicht von Dir ſcheiden!

König. Wir müſſen. (halb laut) Faſſe Dich, meine Liebe! Wäre dieſe unſere letzte Unterredung uns ohne Zeugen verſtattet worden, ſo könnten wir ſie ganz genießen, meine Thränen ſollten ſich mit den Deinigen vermiſchen. An Deinem Buſen würd' ich mich zum letztenmale ſelig fühlen. Allein in Gegenwart dieſer ſchadenfrohen Böſewichter müſſen wir unſere Empfindungen in unſere Herzen zurückpreſſen. Der Ausbruch unſers namenloſen Jammers würde nur das Signal zum Frohlocken für dieſe Unmenſchen ſeyn. Laß uns ſcheiden — mit Größe — zum Letztenmale — Lebe wohl! (Er umarmt ſie, in dieſem Augenblicke wird getrommelt, ein Offizier der Nationalgarde erſcheint an der Thüre, Pellout. winkt ihm bejahend. Bey dem Geräuſch der Trommel ſchrecken König und Königin aus ihrer Umarmung auf, der König geht einen Schritt, die Königin ſieht ihm mit ausgebreiteten Armen nach, er kehrt um, ſinkt noch einmal in ihre Arme, reißt ſich dann los und geht ſchnell ab, der Offizier und Pariſet folgen ihm, die Königin ſinkt auf einen Stuhl am Schreibtiſch ſchwach, aber nicht ohnmächtig. Lange Pauſe.)

Pell. Madame wir müſſen hier verſiegeln. (zeigt auf den Schreibtiſch.)

Königin. Erhebt ſich langſam, wirft mit Größe einen Blick der Verachtung auf Pelloutier und geht ſchweigend ab.

Pell. Der Henker, das war ein Blick! — ein zermalmender Blick. Es wundert mich nur, daß ich noch lebe — daß dieſer Blick mich nicht getödtet hat — Bey alledem muß man geſtehen, ſie hat ein paar ſchöne Augen, eine gewiſſe Wildheit, die im ſeltenſten Kontraſt mit ihrem Schickſale ſteht. (zu den Deputirten) Nun, meine Herren, an unſere Geſchäfte. (er geht zum Schreibtiſch, macht die Papiere zuſammen, ein ſtarkes Paket fällt ihm auf) Aha! das Teſtament! Hahaha Sire! Ihr Vermächtniß wird nicht ſtark ſeyn! Die Nation hat Sie ſchon vor Ihrem Tode beerbt. Ich zweifle ſehr, daß der Convent dieſen letzten Willen erfüllen wird. Wir

brauchen

No. 2.

Olla Potrida.

1779.

Zweiter Vierteljahrgang.

Berlin

in der Weverſchen Buchhandlung.

brauchen Geißeln und ein Ludwig könnte uns in einem andern Zeitpunkt wieder ſehr unentbehrlich werden — (indeſſen hat er alle Papiere zuſammen verſiegelt, er übergiebt den Deputirten das Petſchaft) Ich gebe dieſe Papiere dem Convent zu überliefern. Verſiegeln Sie indeſſen in den Nebenzimmern die Kommoden und Schränke, mit einem Worte alles, was Sie finden. Es iſt der ausdrückliche Befehl des Convents, daß die Königin ſo lange von nichts Gebrauch machen darf, als nicht, die Siegel wieder abzunehmen, neuer Befehl gegeben wird. (geht zur Mittelthüre, die Deputirte zur Seitenthüre ab, einer nimmt das brennende Licht mit.)

(Zimmer der Königin im Temple.)

Siebenter Auftritt.

Die Deputirte treten ein und verſiegeln einen Koffer, die Königin tritt ein.

Königin. In dieſem Koffer iſt Wäſche von mir und meinen Kindern.

Deput. Thut nichts. Muß alles verſiegelt werden. (verſiegeln den Koffer und gehn ab)

Königin (geht langſam vor; Pauſe) Warum hab ich keine Thränen! In dieſem Augenblicke ſtirbt mein Gemahl und ich weine nicht — aber dies Gefühl iſt ſchmerzlicher als der Tod — Von Mördern umlagert — von Tyrannen bewacht leide ich hier tauſendfache Quaalen. O mein Ludwig, wenn du ſchon aus den Wohnungen der Seligen auf deine Gattin herabblickſt, o ſo ſenke mit unſichtbarer Macht ein Wort des Troſtes in dieſe kummervolle Seele. Werde ich dir bald folgen dürfen, oder werde ich in dieſer martervollen Einöde dir meine letzten Seufzer entgegen hauchen (ſie fährt zuſammen) Ein Geräuſch! — Nein es iſt nichts! ſchon glaubt ich die ſchreckensvolle Nachricht zu erhalten, daß er dahin — dahin — unwiderbringlich! — (Sie hat ſich indeſſen dem Kabinette genähert und blickt hinein) Meine Kinder! ſie ſchlafen — wohl euch — ihr armen Verlaßnen, ein wohlthätiger Schlaf wiegt eure Phantaſie in ſüße Träume, indeſſen euer Vater blutet — und eure Mutter mit namenloſem Schmerz hier einſam ſeinen Verluſt betrauert. Ich will euch Mutter ſein. (indem ſie vom Kabinette weggeht, mit Heftigkeit) Aber meinen Geiſt will ich dem Sohne meines verewigten Ludwigs einhauchen, glühende Rache in ſeinen Buſen gießen — Sein junges Herz mit jedem Tage zu neuer Wuth gegen dieſe Königsmörder entflammen, damit er einſt den Tod ſeines Vaters fürchterlich räche! Dies ſollen die Freuden ſein, die mir in Zukunft blühen — Dies ſüße Geſchäft der Rache ſoll einzig meine Seele erfüllen, bis daß die Wuth dieſer Barbaren, auch dieſem verächtlichen Leben ein Ende macht. — Ha! Pariſet.

Achter Auftritt.

Königin, Pariſet, bleich mit zerſtreutem Haar.

Königin (ſchwankt zu einem Stuhl) Iſt Ludwig es — (ſie kann die Frage nicht vollenden, ſondern ſinkt auf den Stuhl nieder, doch ohne Ohnmacht).

Pariſet (mit Thränen). Er iſt nicht mehr! Vor wenigen Augenblicken floh ſeine ſchöne Seele zum Himmel! (Königin blickt zum Himmel, ſie ſcheint zu beten. Pauſe.)

Pariſet. Ich begleitete ihn bis zum Schaffot — ich ſpähte auf jedem Antlitz der verſammelten Menge, ich hoffte noch immer — umſonſt — in manchem Auge ſah ich Thränen, auf manchem Geſichte las ich Mitleid und Theilnahme — auf keinem ſtand Gnade. Er beſtieg das Schaffot mit ruhiger Größe — er wollte reden — aber die wirbelnden Trommeln übertönten ſeine Worte — man eilte mit unbeſchreiblicher Schnelligkeit, das große Bubenſtück zu vollenden — in wenig Minuten war es geſchehn — ſchon folgt mir eine Deputation des Konvents, um Ihnen die Vollziehung des Urtheils zu melden, ich ſtürzte ihnen zuvor, um Sie auf den Empfang dieſer Böſewichter vorzubereiten.

Königin. Ich danke — mir war Faſſung nöthig! — Es iſt der ſchrecklichſte Augenblick meines Lebens — aber ich habe ihn überſtanden, ich werde ſie als Königin empfangen (man hört Geräuſch).

Pariſet. Sie kommen! o! daß ich nicht unter ſie ſtürzen, in ihrem Blute den Durſt einer glühenden Rache löſchen darf!

Neunter Auftritt.

Vorige, Pelloutier, Deputirte.

(Pelloutier tritt vor, die Deputirte bleiben im Hintergrunde.)

Pelloutier. Der Nationalconvent ſendet mich an Sie, Madame, um Ihnen zu melden, daß das Todesurtheil an Louis Capet vollzogen iſt.

Königin (mit Größe). Vergeßt nicht, daß ihr mit der Wittwe eures Königs ſprecht. Mein Leben iſt in eurer Gewalt — ihr könnt es mir mit eben dem Rechte rauben, mit welchem ihr euren König mordetet — Nehmt es hin. Aber meine Würde ſtirbt nur mit dem letzten Hauche meines Lebens. Ich befehle dem Nationalconvent mir Trauerkleider für mich und meine Kinder zu ſchicken. — Wenn ihr gleich durch Freudenfeſte euren Königsmord feyert, ſo ziemt es doch der Wittwe eures Königs ihren Gemahl zu betrauren.

Pell. Ich werde Ihr Verlangen dem Konvent anzeigen, und ich zweifle nicht, daß es großmüthig genug ſeyn wird, auch dieſe neue Depenſe zu beſtreiten.

Pariſet. Ha! beim Himmel! meine Geduld iſt zu Ende! Elender, nichtswürdiger Böſewicht! Auswurf der Menſchheit! Großmuth nennſt du es! Sprich es noch einmal das Wort, und du giebſt in dieſem Leben keinen Laut mehr von dir! Wag es noch einmal mit frechem Spotte, dieſe große Leidende zu höhnen, und ich würge mit dieſen Händen deine läſternde Gurgel!

Pell. Sieh da! ein Tröſter der ſchönen Weiber! Junger Menſch! Ihre Hitze iſt hier ſehr übel angebracht! Man hat Ihnen hier den Zutritt erlaubt, weil Sie ein ſehr empfindſames Herz haben — nicht aber um die Deputation des Nationalconvents zu beſchimpfen. Mit Ludwigs Tode iſt nun das letzte Band zerriſſen, das hie und da noch manchen Schwärmer an das königliche Phantom feſſelte. — Der Konvent iſt nun Ihr Souverain — er verlangt Gehorſam, und ich als Deputirter Achtung.

Pariſet. Hier ſteht meine Königin! Ihr huldige ich — mit mir jeder brave Franzoſe — hier ſchwör ich bey dem Andenken meines unglücklichen ermordeten Königs, blutige Rache ſeinen Mördern, wo ich ſie finde.

Pell. Eine herkuliſche Arbeit — Sie werden ſie ſchwerlich vollenden, denn unſrer ſind ſiebenhundert.

Pariſet. In dieſem Augenblicke ſteht der Geiſt Ludwigs vor dem Throne Gottes und fordert Rache über die ſiebenhundert Buben, die —

Pell. Wir ſind zu weit vom Himmel entfernt, um dieſes poſſierliche Schauſpiel mit anzuſehen.

Pariſet. Armer Spötter! Dies war der letzte Sprung deines Witzes. Du warſt einer der Erſten, welche auf Ludwigs Tod ſtimmten, du ſollſt der Erſte ſeyn, den ich ihm nachſende — Stirb Königsmörder! (er durchbort ihn mit vielen Stichen, indeſſen die andern Deputirte ſich eilig davon machen, ſie ſchreien unter einander Mord, Hülfe, Pariſet ſtürzt ihnen mit blutigem Dolche nach! Das Geräuſch verliert ſich ſogleich in der Entfernung.)

Königin. Edler Jüngling! du rächteſt den Tod meines Ludwigs! Mich! (mit ſtarker Stimme und einem Blick gen Himmel) Gott! ich weis es gewiß! Mich werden die Deutſchen rächen! (ſie geht triumphirend ab)

Ende.

Anmerkung.

Der Geiſt Heinrichs IV. erſcheint Ludwig im Temple, und belehrt ihn über ſein Schickſal. Bey dieſer Erſcheinung habe ich für Direktionen, welche die Koſten daran wenden, die Beſchreibung zweyer mit Phosphor gefüllten Leuchter beygefügt, ſo daß die Lichter bey der Erſcheinung des Geiſtes verlöſchen, und ſich bey deſſen Verſchwindung von ſelbſt wieder entzünden.

III.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1.

Marats Proceß, eine merkwürdige Rechtsurkunde. *)

Protocoll des außerordentlichen Criminaltribunals der Stadt Paris vom 24ſten April 1793.

Marat trat in den Saal, Beyfall ſchrie ihm entgegen. Bürger, ſagte er, es iſt kein Verbrecher, der vor euch erſcheint, es iſt der Apoſtel und Märtyrer der Freyheit, ein Haufe von Factionsmännern und Ränkeſchmieden iſt Schuld an dem Anklagedecret, das wider mich gegeben worden iſt. Man fragte ihn nach ſeinem Vor- und Zunamen, Alter, Stand, Geburtsort. Er antwortete, wie folgt:

*) Marat hat eine zu wichtige Rolle in den Ereigniſſen Frankreichs geſpielt, als daß nicht Alles, was ihn betrifft, dem leſenden Publikum willkommen ſeyn ſollte. Gegenwärtige Urkunde iſt aber zugleich ein auffallender Beweis, welches Spiel die herrſchende Faktion mit Recht und Gerechtigkeit ungeſcheut treibt; Marat war der größte Böſewicht, aber das Organ der herrſchenden Parthey, und ſo war er ſchon freygeſprochen, ehe er noch gerichtet war.

Ich heiße Johann Paul Marat, bin Doctor der Arzneywiſſenſchaft und Deputirter der Stadt Paris beym Nationalconvent, mein Alter iſt 49 Jahr, und ich bin zu Baudry in der Grafſchaft Neuf-Chatel in der Schweiz gebohren und wohne zu Paris in der Section des franzöſiſchen Theaters.

Thinville, öffentlicher Ankläger, verlas nun die Anklagsacte nebſt den Beweisbelegen.

Anklagsacte.

Der Nationalconvent, nachdem er ſich von ſeinem Geſetzgebungsausſchuß in der Sitzung am 13ten huj. über die dem Marat, einem ſeiner Mitglieder, angeſchuldigte Verbrechen Bericht erſtatten laſſen, hat die Anklage gegen ihn decretirt und demſelben Ausſchuß aufgetragen, folgende Anklagsacte aufzuſetzen und einzureichen.

Es erhellt aus der Unterſuchung verſchiedener Nummern des Maratſchen Journals und namentlich der Nummern 1. 40. 80. 133. 136. 137. 138. vom 25ſten September, 8ten November und 21ſten December 1792, 25ſten und 28ſten Februar, 1ſten und 2ten März 1793, und aus einer Schrift vom 30ſten deſſelben Monats März, **Marats Glaubensbekenntniß** betitelt, daß dieſer überwieſen iſt, augenſcheinlich zu Mord und Todtſchlag aufgemuntert, das Volk zu willkührlichen Gewaltthätigkeiten gereizt und behauptet zu haben, daß in jedem Lande, wo die Rechte des Volks nicht bloße Worte ſind, die Plünderung einiger Magazine, vor deren Thüre man ein paar Aufkäufer aufhängte, ihren Erpreſſungen und Plackereyen ein Ende machen würde, daß man die repreſſiven Maaßregeln der Geſetze bey Seite ſetzen müſſe, und daß die einzigen wirkſamen die revolutionnairen Maaßregeln wären. Dieſe vorgeblichen revolutionnairen Maaßregeln ſind auch befolgt worden, denn an demſelben Tage, wo er Plünderung predigte, und wo ſein Journal den Morgen ausgegeben war, hat die Plünderung bey den Würzkrämern der Stadt Paris am 25ſten und 26ſten Februar wirklich Statt gefunden, ein Verbrechen, das von der Art iſt, daß es mit wirklicher Leibesſtrafe verpönt, laut den Ausdrücken des Artikels 39. Sect. 2. Tit. 3. und Art. 2. Tit. 3. Pars 2. des Pönal-Codex, ingleichen Art. 5. Sect. 5. Tit. 1. Pars 2 ebendaſ. Es erhellt ferner aus denſelben Nrn. 1. 5. 80. 84. deſſelben Journals, vom 25ſten und 29ſten September, 21ſten und 25ſten December 1792, daß Marat überwieſen iſt, ſchon vor dem Convent auf eine Gewalt angetragen zu haben, die unter dem Namen militairiſcher Tribun, Dictator, Triumvir, ein Eingriff in die Souverainität des Volks geweſen ſeyn würde, und nach dem Decret vom 4ten December 1792, welches die Todesſtrafe jedem zuerkennt, welcher die Königswürde vorſchlagen würde, in ſeinem Nro. 80 ausdrücklich geſagt zu haben: er könne nichts Gutes von den Geſetzgebern des franzöſiſchen Reichs erwarten, die faſt alle ohne Einſichten, ohne Talente, ohne Beurtheilungskraft, ohne Tugend und ohne Bürgerſinn wären, der Convent, auf welchen das Volk ſeine letzte Hofnung geſetzt habe, könne ſo, wie er jetzt zuſammengeſetzt wäre, nie ſeinen Zweck erreichen. In der Folge habe er in Nro. 84 hinzuſetzt: die Nation werde ſich gezwungen ſehen, auf die Demokratie Verzicht zu thun und ſich ein Haupt zu geben, weil der Convent ſich nicht bis zur Höhe ſeiner wichtigen Obliegenheiten erhöbe. Dieſes Verbrechen iſt nach dem Decret vom 4ten December mit einer Strafe an Leib und Leben verpönt.

Ferner erhellt aus der Unterſuchung der verſchiedenen Beweisbelege, und namentlich der Nummern 26. 70.

70. 76. 85. 100. 109. 115. 116. 128. 138. 148. 153. 159. 160 und 163. vom 20ſten Octob. 9ten, 17ten und 27ſten Dec. 1792. 6ten und 28ſten Januar, 7ten, 8ten und 20ſten Febr. 2ten, 20ſten und 27ſten März, 3ten, 4ten und 7ten Apr. des gegenwärtigen Jahrs und aus dem von Marat unterzeichneten Circular und den andern bey obigen beyden Verbrechen angeführten Heften, das Marat überführt iſt, den Convent und die conſtituirten Gewalten verſchrien und auf die Aufhebung des Convents angetragen zu haben, indem er ſich folgendergeſtalt ausdrückte: es exiſtire im Schooß des Convents eine ſträſliche Faction, die aus erzverworfenen und erzböſen Menſchen beſtehe, aus Böſewichtern, die ſich bemühten, den Bürgerkrieg anzufangen, eine Faction, denen das Vaterland ganz fremd ſey, die alle Gleichheit und Freyheit haſſe, entehrte ſchamloſe Menſchen, welche ihre verbrecheriſchen Lüſte und Begierden befriedigten, ſich vom Raube des Volks mäſteten und im Namen des Geſetzes die Nation tyranniſirten. Dieſe Faction ſey die Faction der Royaliſten, der Staatsmänner, der Appellation an das Volk, der Einſperrung Ludwigs Capets, der Feinde des Vaterlands und der Gegenrevolutioniſten, die Mitverſchworne treuloſe Generale, der Directorien der Diſtricte und Departements, der Mitglieder-Tribunale, der Ariſtokraten, der Emigranten und der auswärtigen Mächte. Die Staatsmänner hätten auch längſt das Vertrauen des Volks verloren, auf das ſie nie wieder Anſprüche machen könnten. Alle dieſe Ausdrücke ſind ebenfalls Verbrechen, auf welchen die Lebensſtrafe ſteht, wie ſolches das Decret vom 29ſten des letzten Märzmonats beſagt, welches alle diejenigen zum Tode verdammt, welche Anl[illegible] zu Auflöſung des Convents geben würden.

Der Nationalconvent klagt alſo den Marat, ſein Mitglied, vor dem außerordentlichen peinlichen Tribunal an, daß er überwieſen ſey, 1) auf Raub und Mord, 2) auf eine in die Souverainität des Volks eingreifende Gewalt, 3) auf die Erniedrigung und Auflöſung des Convents angetragen zu haben, ertheilt daher Befehl, daß er vor dieſes Tribunal gebracht werden ſolle, um daſelbſt den Geſetzen gemäß ſein Urtheil zu empfangen.

Der Tribunalpräſident zu Marat. Sind dieſe Schriften von Ihnen?

Marat. Sie ſind ſämmtlich von mir; ich erkenne ſie an der bloßen Vorleſung.

Es wurde nunmehr zum Verhör der Zeugen geſchritten.

Samſon Pégnet, ein Engländer, wurde aufgerufen, zu erklären, ob ihm ein Paragraph bekannt ſey, der in dem Journal le Patriote françois betitelt, ſtehe, und folgendergeſtalt laute: „Ein trauriger Vor„fall hat vor kurzem die Anarchiſten gelehrt, was für „traurige Früchte ihre ſcheußlichen Lehrſätze erzeugen. „Ein Engländer, deſſen Namen ich verſchweige, hatte „ſein Vaterland abgeſchworen, weil er die Könige ver„abſcheut, er kam nach Frankreich, und hofte dort die „Freyheit zu finden; aber erblickte nur ihre Larve, „welche das ſcheußliche Geſicht der Anarchie deckte. Der „Anblick kränkte ihn tief und er beſchloß ſich umzubrin„gen. Vor ſeinem Tode zeichnete er noch folgende „Worte, die wir ſelbſt von ſeiner zitternden Hand ge„ſchrieben geleſen haben, auf ein Stück Papier, das „ſich in den Händen eines berühmten Ausländers be„findet: Ich war nach Frankreich gekommen, um „Freyheit zu genießen, aber Marat hat ſie gemor„det, Anarchie iſt grauſamer noch als Deſpotismus. „Der ſchmerzliche Anblick des Triumphs, der Blöd-

Innhalt.

Seite

Gedichte. 17

Dramatiſche Aufſätze.

Der Schwätzer. Eine Comödie in einem Aufzuge. 182.

Auszüge.

Etwas von den Parſen, und ihren Gewohnheiten. 206.

Abhandlungen. Vermiſchte Aufſätze.

1. Ueber die Tonkunſt. 228.
2. Ueber einige Lehnsgebräuche: Schreiben an den Herausgeber der Romanenbibliothek.

„ſinnigkeit und Unmenſchlichkeit über Talente und „Tugend iſt mehr, als ich ertragen kann.“

Samſon Pégnet. Dieſer Paragraph iſt mir bekannt, er iſt, wie ich glaube, von einem jungen Engländer, der ſich umbringen wollte, der aber zum Glück an ſeinen Wunden nicht geſtorben iſt. Es that mir ſehr leid, ihn in dem Patriote françois abgedruckt zu ſehen, weil man in England daraus ſchließen wird, daß Marat, den ich für einen hitzigen Mann halte, ganz Frankreich in Gährung ſetze.

Der Präſident des Tribunals zum Zeugen. Wie heißt der junge Engländer, der ſich hat umbringen wollen?

Samſon Pégnet. Er heißt Johnſon und wohnt in dem Hauſe, wo Thomas Payne, Deputirter beym Nationalconvent wohnt, in der Straße der Vorſtadt Saint Denis, Nro 63. — Pr. Iſt Ihnen bekannt, ob bey Thomas Payne heimliche Conventikel gehalten werden, wo der Artikel im Patriote françois geſchmiedet worden iſt? — Nein. — Iſt Ihnen bekannt, ob Marats Name in dieſen Artikel eingeſchoben worden iſt, um̄ ihn in England verhaßt zu machen? — Ich habe dieſen Aufſatz ſtets als ein Produkt der Feinde des Beklagten angeſehen. — Könnten Sie nicht ſagen, wie dieſer Artikel von Johnſon unterſchrieben worden ſey? — Ich weiß, daß Thomas Payne einen jungen Engländer, Namens Chopin, auf die Treppe gerufen hat, um mit ihm zu ſprechen, aber das Reſultat ihrer Unterredung iſt mir unbekannt. — Was glauben Sie, hat die Leſung von Marats Schriften den Johnſon vermocht, ſich umbringen zu wollen, oder hat er es aus Verrücktheit gethan? — Dieſer junge Menſch iſt wie ein Kind, nach den unglücklichen Vorfällen in Belgien iſt [illegible] in Elend und Mangel gerathen, ſeine Organe haben dadurch gelitten, und es iſt möglich, daß bey Leſung verſchiedener

Blätter, worin verſichert wurde, daß die Deputirten, welche für die Appellation ans Volk geſtimmt, ermordet werden ſollten, er aus Freundſchaft für Thomas Payne, der unter die Zahl der Deputirten gehörte, lieber ſeinem Daſeyn ein Ende machen, als Gefahr laufen wollen, Zeuge von ſeines Freundes Tod ſeyn zu müſſen. — Iſt Ihnen bekannt, ob bey Thomas Payne ſolche Reden gehalten worden ſind, die ihn hätten glauben machen können, daß man ihn umbringen wolle? — Ja, man hat bey ihm verſichert, Marat habe geſagt, er müſſe alle Fremde und namentlich alle Engländer umbringen.

Der Präſident zu Marat. Was können Sie gegen dieſes letztere Factum einwenden.

Marat. Ich verſichere dem Tribunal, daß es eine ſchwarze Verläumdung, eine boshafte Erfindung von den Staatsmännern iſt, um mich verhaßt zu machen.

Der Präſident zu Samſon Pégnet. Sind Sie oft bey Thomas Payne geweſen? iſt die Geſellſchaft dort zahlreich? — Ich habe nie mehr, als fünf oder ſechs Engländer und einen Franzoſen dort angetroffen. — Iſt Ihnen bekannt, ob einige Mitglieder des Convents ſich dort einfinden? — Das weiß ich nicht.

Williams Chopin, ein Engländer, der in dem Hauſe Thomas Payne wohnt, tritt auf und ſagt aus, daß Johnſon, der ſich habe umbringen wollen, ein Teſtament zu Gunſten des Thomas Payne und ſeiner des Chopin gemacht habe, da er aber nicht geſtorben, ſo ſey das Teſtament nicht gültig geworden.

Präſident. Wie viel ſpeiſen gewöhnlich Perſonen bey Thomas Payne? — Fünf Herren und eine Dame. — Was ſpricht man in dieſem Hauſe von der Revolution? — Ich weiß nicht, was andere davon denken, aber ich meines Theils habe die beſte Meynung davon. — Was ſpricht man von Marats Schriften? — Ich habe ſie kaum erwähnen hören. — Iſt Ihnen bekannt, ob Johnſon zu ſeinem Aufſatz beredet worden iſt? — Das weiß ich nicht, doch ſo viel weiß ich, daß Johnſon ſelbſt ihn aufgeſetzt hat. — Glauben Sie, daß dieſe Schrift dieſelbe ſey, die im Patriote françois vom 16ten April eingerückt worden? — Mir iſt unbekannt, ob man davon etwas weggeſtrichen oder weggelaſſen hat. — Wiſſen Sie, ob die Perſonen, die zu Thomas Payne kommen, in Verhältniſſen mit Deputirten des Nationalconvents ſtehen? — Nein. — Kam Briſſot dahin? — Ich habe ihn nie dort geſehen. —

Johann Maria Girey Duprés, Aufſeher der National-Manuſcripte, der Bibliothek der Republik und Redakteur des Patriote françois wird nun verhört.

Der Präſident. Kennen Sie die Note, die in Ihrem Journal vom 16ten d. Monats ſteht? — Ja, ich habe ſie in die Druckerey geſchickt. — Von wem haben Sie dieſe Note? — Von Briſſot, meinem Freund, und der mich verſichert hat, ſie von Thomas Payne bekommen zu haben, welchem Johnſon ſie gegeben hatte.

Auf den Antrag des öffentlichen Anklägers, wird Briſſot vorgeladen, vor dem Tribunal zu erſcheinen und der Präſident ſchreibt an den Convent, um ihn davon zu benachrichtigen. Alle Anweſende klatſchten vor Freuden darüber in die Hände.

Marat. Bürger! Meine Sache iſt eure Sache, ich vertheidige mein Vaterland, aber ich erſuche euch, das tiefſte Stillſchweigen zu beobachten, damit meine Feinde und Verfolger nicht ſagen können, daß auf das Tribunal gewirkt worden ſey.

Das Tribunal ertheilte einen Befehl, den Engländer Johnſon, der auf die erſte Vorladung nicht erſchienen war, aufzuſuchen und vor das Gericht zu bringen.

Marat. Ich verlange, daß die abzuhörenden Zeugen in abgeſonderten Sälen warten, bis man ſie vorruft.

Das Tribunal läßt dieſem Geſuch Recht widerfahren.

Der Präſident des Tribunals zu Giray Duprés. Wer iſt der Verfaſſer des Eingangs zu Johnſons Aufſatz? — Aufſatz und Eingang ſind mir mit einander zugeſtellt worden. — Setzt Briſſot die Redaction des Patriote françois fort? — Ich bins, der eine Verantwortung auf ſich nimmt?

Marat. Ich verlange das Giray Duprés befragt werde, zu geſtehen, ob nicht zu der Zeit, als es den Gliedern des Convents verboten war, Theil an der Herausgabe eines Journals zu nehmen, Briſſot ihm Aufſätze für den Patriote françois zugeſchickt habe?

Der Präſident des Tribunals thut dieſe Frage.

Giray Duprés. So lange das Geſetz gültig war, und bis es wieder aufgehoben wurde, hat Briſſot mir nichts geliefert.

Präſident. Wie heißt der Drucker des Patriote françois? — Es iſt der Bürger Provoſt in der Straße und dem Hotel Buſſy.

Auf den Antrag des öffentlichen Anklägers befiehlt das Tribunal, daß der Drucker vor das Gericht gebracht werden ſolle. Der Präſident macht bekannt, daß auf den Brief, den er wegen Briſſot an den Präſidenten des Nationalconvents geſchrieben, dieſer zur Tagesordnung fortgeſchritten ſey.

Marat verlangt, daß die ſchon abgehörten Zeugen bey den Ausſagen der andern nicht gegenwärtig ſeyn möchten. — Man läßt ſie abtreten.

Thomas Payne erſcheint vor Gericht, er ſagt, mittelſt eines Dollmetſchers aus: Er habe Marat nicht eher kennen gelernt, als bis der Nationalconvent ſich verſammelt habe, man lieſt ihm die Note vor, welche in dem Patriote françois vom 16ten April eingerückt iſt. Er giebt zur Antwort: er könne nicht einſehen, was dieſe Note für Verbindung mit der Klage gegen Marat habe.

Präſident. Haben Sie dem Briſſot eine Abſchrift von dieſer Note gegeben? — Ich habe ihm das Original gezeigt. — Haben Sie es ihm ſo gezeigt, wie es hier gedruckt iſt? — Briſſot kann dieſe Note nur nach dem niedergeſchrieben haben, was ich ihm vorgeleſen und erzählt; ich erkläre vor dem Tribunal, daß Johnſon ſich die zwey Meſſerſtiche nur aus der Urſache gegeben hat, weil er gehört, daß Marat ihn denuntiiren wollte.

Marat. Nicht, weil ich den jungen Menſchen denuntiiren wollte, hat er ſich die Stiche gegeben, ſondern weil ich mir vorgenommen hatte, Thomas Payne zu denuntiiren.

Thomas Payne. Johnſon hatte ſchon ſeit langer Zeit Beängſtigungen in ſeinem Gemüthe. Was den Marat betrift, ſo habe ich ihn nur ein einziges Mahl auf den Ein- und Ausgangsgallerien des Convents geſprochen. Er ſagte zu mir, das engliſche Volk ſey frey und glücklich. Ich gab ihm zur Antwort, dieſes Volk ſeufze unter einem zwiefachen Deſpotiſmus.

Pierre Provoſt, Drucker des Patriote françois wird zum Verhör gelaſſen. Er bringt einen Theil des Druckmannſcripts vom Patriote françois dieſes Monats mit ſich, er erklärt vor dem Tribunal, daß er um die Zeit des 16ten Aprils krank geweſen ſey, folglich kein Licht in dieſer Sache geben könne.

Marat verlangt, daß dieſe Mannſcripte im Archiv deponirt werden möchten. Der Drucker legt ſie auf den Schreibtiſch.

Der Präſident des Tribunals zu Marat. Haben Sie einige Erinnerungen wegen der Anklageacte, oder wegen der Ausſagen der Zeugen zu machen?

Marat. Ich habe einige allgemeine Betrachtungen über das Anklagedecret anzuſtellen. Auf mein gut Gewiſſen und auf die Billigkeit des Gerichts mich ſtützend, verlange ich ſelbſt die ſchärfſte Prüfung meines Betragens vor und nach der Revolution. Ich habe lange vorher in England ein Werk geſchrieben, das nicht wenig beygetragen hat, auch ſie vorzubereiten, als die Verſammlung der Stände geſchehen ſollte, verdoppelte ich meine Bemühungen und wurde nicht müde, durch eine Menge von patriotiſchen Schriften, die Rechte des Volks zurück zu fodern; ſeit der Revolution habe ich nicht aufgehört, es zu erleuchten und zu belehren. Ich habe unausgeſetzt und mit unerſchütterlichem Muthe die Verräther entlarvt, welche unter der Hülle der Popularität ſein Zutrauen erſchlichen und ſeine Treuherzigkeit verführt hatten, ich habe den Tyrannen auf ſeinem Thron gezwungen, ſich zu verfärben und habe ihn bis in ſeinen Tod verfolgt. Die Feder war in meiner Hand eine fürchterliche Waffe für meine Feinde geworden, und man hat alles verſucht, um ſie zu feſſeln, und meine Stimme zu dämpfen, Verſprechungen, Liebkoſungen, Verführungen, Drohungen, Verfolgungen, alles iſt verſucht worden, aber vergeblich; der Freund des Volks hat ſich immer ſeiner ſelbſt und der gerechten Sache würdig bezeigt, die er ſtets vertheidigt hat und zu vertheidigen nicht aufhören wird, bis die natürliche Wärme in ihm erlöſcht, weil es hier auf die Freyheit und des Glücks des Menſchengeſchlechts ankommt (allgemeines Händegeklatſche).

Präſident. Was verſtehen ſie durch die Stelle in Nro. 84 Ihres Journals, wo ſie ſagen: „Wenn die „Demokratie nicht den Sieg davon trägt, ſo wird es

„wohl dahin kommen müſſen, daß ſich die Nation ein „Oberhaupt giebt.“

Marat. Dieß iſt eine ſchwarze Verläumdung, man hat es ausgelegt, wie man es haben wollte, und man hat ſogar die Unverſchämtheit ſo weit getrieben, mir Abſichten anzudichten, die ich nicht hatte.

Präſident. Was verſtehen ſie unter folgenden Worten in ihrer 80ſten Nr.: „So ſind die Geſetzgeber „des franzöſiſchen Reichs. Ich wünſche, daß der Himmel ſie erleuchten und bekehren mag, was mich betrifft, „ich erwarte nichts Gutes von ihnen.“ Erklären Sie ſich darüber; haben Sie durch dieſe Worte den Nationalconvent herabwürdigen wollen?

Marat. Weit entfernt, ihn herabzuwürdigen, habe ich vielmehr alles gethan, um ihn zur Würde ſeiner Verrichtungen zurückzuführen.

Williams Johnſon wird hereingebracht. Er ſagte durch das Organ eines Dollmetſchers aus, er erkenne die im Patriote françois vom 16ten April eingerückte Note für die von ſeiner Hand geſchriebene; er könne unterdeſſen nicht verſichern, ob ſie genau ſo laute, weil er damals krank geweſen ſey; man brauche aber nur, um deſſen gewiß zu werden, ſie mit dem Original zuſammen zu halten, das ſich in den Händen von Thomas Payne befinde; was den Eingang zur Note betreffe, ſo erkläre er, daß dieſer nicht von ihm ſey.

Präſident. Haben Sie nach Leſung von Marats Schriften den Entſchluß gefaßt, ſich zu vernichten?

Williams Johnſon. Nein, nach Leſung von Gorſas Journal. (Beyfallgeklatſche.)

Marat. Bürger! Ich bitte euch, ſtill zu ſeyn, ſonſt würdet ihr dem Triumph der Freyheit ſchaden.

Der Präſident des Tribunals zum Zeugen. Hat die Stelle im Gorſas, die Sie geleſen haben, Sie bewogen, ſich an Ihrem Leben zu vergreifen?

Johnſon. So viel ich mich davon erinnern kann, machte Gorſas in ſeinem Blatte bekannt, Marat habe geſagt, alle die, welche für die Appellation an das Volk geſtimmt hätten, würden ermordet werden, meine Freundſchaft für Thomas Payne hat mich bewogen, mich vernichten zu wollen.

Präſident. Haben Sie ein Teſtament zu Gunſten von Thomas Payne gemacht? — Nein. — Wer hat Ihnen das Journal des Gorſas gegeben? — die Perſon, bey welcher ich wohne, bekommt es täglich.

Der Präſident zu Marat. Haben Sie noch etwas zu Ihrer Rechtfertigung hinzu zu ſetzen?

Marat nimmt das Wort und hält folgende Rede:

Bürger! Mitglieder des Revolutionstribunals! Hätte Roland, der Schutzpatron der Bande der Girondiſten, die Nationalgüter nicht verſchleudert, um das Volk irre zu führen und den Gemeingeiſt zu verderben, hätte die Faction der Staatsmänner nicht die ganze Republik mit ſchändlichen Libellen gegen die pariſer Gemeine, Municipalität, Sectionen, Aufſicht-Ausſchuß und ſonderlich gegen ihre Deputirten überſchwemmt; hätten ſie nicht ſich ſchon ſeit langer Zeit verſchworen, Danton, Robertspierre und Marat zu verſchreyen; hätten ſie mich nicht unaufhörlich als einen Rottirer, einen Anarchiſten, einen Bluthund, einen Ehrgeizigen abgemahlt, der nach der Oberherrſchaft unter dem Titel eines Tribuns, Triumvirs oder Dictators ſtrebte; hätte die Nation, daß man ſie irre geführt und das Treuloſe dieſer Betrügereyen eingeſehen, wären ihre ſtrafwürdigen Urheber beſchämt worden: ſo würde ich mich den willkührlichen Handlungen widerſetzt haben, welche eine verrätheriſche Faction ſich gegen mich unter dem Namen eines Anklagedecrets erlaubte, eine Faction, die ich ſo oft als aus Royaliſten, Verräthern und Ränkeſchmieden beſtehend, denuntiirt habe. Ruhig hätte ich dann abgewartet, bis der Convent durch die Rückkunft der patriotiſchen Deputirten wieder verſtärket worden, um mich denn auf die Tribune zu ſtellen und die verworfenen Böſewichter zu Boden zu donnern, die mich jetzt mit einer ſo verhaßten Erbitterung verfolgen. Wenn ich alſo vor meinem Richter erſcheine, ſo thue ich es, um die Wahrheit triumphiren zu laſſen und den Betrug zu beſchämen, um die Augen jenes Theils der Nation zu öfnen, der nicht in Abſicht meiner hintergangen iſt und um als Sieger aus dieſem Kampf wegzugehen, die öffentliche Meynung zu fixiren, dem Vaterland beſſer zu dienen und die Freyheit zu befeſtigen. Voll Vertrauen in die Einſichten, in die Billigkeit und den Bürgerſinn des Tribunals heiſche ich ſelbſt die ſtrengſte Unterſuchung dieſer Sache, in der Fülle des Zeugniſſes meines Gewiſſens, der Geradheit meiner Abſichten, der Lauterkeit meines Bürgerſinns, verlange ich nicht Nachſicht, ſondern ſtrenges Recht. Ich bin alſo bereit, meinen Richtern Rede und Antwort zu ſtehen. Doch ehe ich verhört werde, muß ich, Bürger! euch eine Reihe von Beobachtungen vor Augen legen, die euch in Stand ſetzen wird, von der craſſen Unwiſſenheit, Abgeſchmacktheit, Unbilligkeit, Treuloſigkeit, Erbitterung und Schwärze meiner elenden Ankläger ein Urtheil zu fällen.

Das Anklagedecret, das gegen mich gegeben worden iſt, iſt ohne irgend eine Erörterung mit Hintenanſetzung eines förmlichen Geſetzes und gegen alle Grundſätze von Ordnung, Freyheit und Gerechtigkeit gegeben worden, denn das Geſetz verlangt ausdrücklich, daß kein Bürger ungehört verurtheilt werden ſoll. Es iſt von 210 Gliedern der Faction der Staatsmänner, trotz der Einwendungen von 92 Mitgliedern des Bergs, das heißt, von 210 Vaterlandsfeinden gegen 92 Freyheitsvertheidiger gegeben worden. Es geſchah mitten unter dem ärgerlichſten Tumult, während welchem die Patrioten die Königlichgeſinnten mit Schimpf und Schande überhäuft haben, indem ſie ihnen ihr unbürgerliches Betragen, ihre Schändlichkeiten und ihre Cabbalen vorhielten, es geſchah trotz der entgegengeſetzten Meynung des Publikums, die ſich auf das deutlichſte äußerte, unter dem ſteten Geziſche des Mißfallens der Tribunen, kurz das Decret wurde auf eine ſo empörende Art durchgeſetzt, daß mehr als 20 Mitglieder, welche durch die Faction der Staatsmänner hintergangen worden, ſich weigerten zu ſtimmen, weil das Decret nicht erörtert worden. Einer von ihnen, in den Aufwallungen eines Gefühls von Rechtſchaffenheit, rief aus: ich ſtimme nicht, und nach allem, was ich ſehe, fürcht ich ſehr, von einer treuloſen Cabbale hintergangen worden zu ſeyn. Dieſes Decret, weit entfernt, als der Wunſch der Majorität des Convents angeſehen zu werden, da es nur das Werk eines Theils ſeiner Glieder iſt, die nicht einmal das Drittheil der Verſammlung ausmachen, kann alſo nichts anders, als eine Folge der Erbitterung der Faction der Staatsmänner ausgelegt werden. In der That wird ſich auch zeigen, daß es nur die Wirkung eines verbrecheriſchen Anſchlags iſt; denn es iſt nach Vorleſung einer Addreſſe der Jacobiner zum Vortrag gekommen, die ich als Präſident der Geſellſchaft unterzeichnet habe, einer patriotiſchen Addreſſe, die man mir aber bald nicht länger mehr zum Verbrechen anrechnete, als man alle meine Collegen des Bergs nach dem Schreibtiſch eilen ſah, um ſich zu unterzeichnen, einer ächtrepublikaniſchen Addreſſe, die nun von allen pariſer Sectionen unterzeichnet worden iſt, und die bald von allen guten Bürgern in ganz Frankreich unterzeichnet ſeyn wird. Wenn man die Denuntiirung dieſer Addreſſe aufgab, welche die Heiſchung des Anklagedecrets veranlaßt hatte, ſo ſiel das Decret von

Seite
3. Portugieſiſche Dichter. 246.
4. Der Abentheurer aus China. Fortſetzung. 261.
5. Gerechtigkeit und Vaterliebe. 267.

Naturgeſchichte.

Betrachtungen über das Stachelſchwein. 270.

Anekdoten. 273.

Briefe.

Lettres de M. de Voltaire à M. Helvetius. 278.

Biographie.

Coypel: von R—d. 283.

Kunſtnachrichten.

Betrachtungen über verſchiedne Gemälde, in Briefen. 287.

Miſcellanien.

1. Ueber Maltha. 295.
2. Johanna Gray an ihre Hinterlaßne. 297.

ſelbſt; aber meine Feinde foderten es mit Wuth von neuem, als ſie mich auf die Tribune ſteigen ſahen, um den Vorſchlag zu erneuern, Ludwig Friedrich von Orleans vor das Revolutionstribunal zu bringen, und einen Preis auf den Kopf des rebelliſchen und flüchtigen Capet's zu ſetzen. Ein Vorſchlag, welcher die Staatsmänner zur Verzweiflung brachte, indem er ſie zwang, ſich ſelbſt entweder den Strick um den Hals zu legen, wenn ſie ihn eingiengen, oder ſich ſelbſt als die Partiſane der Orleans und der rebelliſchen Capets, als die Trabanten des Royaliſmus und die Mitverſchwornen des Dumouriez anzugeben, wenn ſie ſolchen verwerfen. Es iſt bekannt, mit welcher Heftigkeit ſie ſich dieſem Decret widerſetzt haben; man kann alſo dieſes Decret nicht anders betrachten, als wie einen lächerlichen Verſuch dieſer Böſewichter, dasjenige, was ich ſie angeklagt hatte, ſelbſt wieder auf mich zurückzuſchieben, ohngeachtet der Verräther Dumouriez ſie ſelbſt gewiſſermaßen für ſeine Mitſchuldige erklärt hatte. Dieſes Decret iſt ein tief verſteckter Kunſtgriff, den ſie ausgeſonnen haben, um mir alle Mittel zu benehmen, jene Maaßregel des öffentlichen Wohls weiter zu verfolgen, die ſie vollkommen entlarven, mit Schimpf und Schande bedecken, der Nationalrache Preis geben ſollte. Dieſes Decret iſt alſo eine Handlung der Tyranney, welche zu Widerſetzlichkeit gegen Unterdrückung auffordert und nothwendig alle gute Bürger empören muß, wenn es in den Departements ſo gut bekannt ſeyn wird, als es zu Paris iſt.

Ich komme nun auf die Anklagacte. Da ſie von dem Ausſchuß der Geſetzgebung herrührt, der faſt ganz aus meinen ärgſten Todfeinden beſteht, die alle Glieder der Faction der Staatsmänner ſind, ſo iſt ſie mit ſo vieler Unbeſonnenheit aufgeſetzt worden, daß ſie das ganze Gepräge der tiefſten Unwiſſenheit, des Lugs, der

Verrücktheit, der Wuth und Bosheit trägt. Zuerſt enthält dieſe Acte eine merkwürdige Inconſequenz, oder vielmehr einen empörenden Gegenſatz mit dem Anklagdecret, dem ſie doch zur Baſis dient, denn nirgends geſchieht darin Erwähnung von Addreſſe der Jacobiner, deren Unterſchrift man mir zum Verbrechen auslegte und die das Decret veranlaßt hatten. Ich ſchäme mich in die Seele des Ausſchuſſes, daß er ſo deutlich durchblicken ließ, wie lächerlich und grundlos dieſe Anklagacte iſt. Weil die Addreſſe der Jacobiner die Geſinnungen wahrer Republikaner enthält, und weil ſie faſt von allen meinen Bergcollegen unterzeichnet war, ſo ſah ſich der Ausſchuß gezwungen, dieſen Hauptgrund der Beſchuldigung aufzugeben und ſich auf die Denuntiirung einiger meiner Blätter einzuſchränken, die ſeit vielen Monaten ruhig in dem Staub ihrer Pappendeckel ſchlieſen und in ſeiner Dummheit damit die Denuntiirung einiger andern meiner Schriften zu verbinden, auf welche jedoch die Nationalverſammlung weiter keine Acht gab, indem ſie zur Tagesordnung übergieng, wie ich in der Folge beweiſen werde. Vor jetzt will ich beweiſen, daß dieſe Anklagacte ganz ungeſetzmäßig ſey, denn ſie gründet ſich einzig, wie ich jetzt vor Augen gelegt habe, auf verſchiedens von meinen politiſchen Meynungen. Dieſe Meynungen waren nun von mir faſt alle erſt auf der Tribune des Convents geäußert worden, bevor ich ſie in meinen Schriften bekannt machte; denn meine Schriften, die blos die Beſtimmung haben, Verſchwörungen zu entdecken, Verräther zu entlarven, und nützliche Zwecke vorzuſchlagen, müſſen nur als ein Supplement, als ein Nachtrag zu dem angeſehen werden, was ich in der Mitte der Verſammlung nicht immer bekannt machen kann. Nun lautet aber der 7te Art. des 5ten Abſchn. der Conſtitution ausdrücklich, wie folget: Die Repräſentanten der Nation ſind unverletzlich, ſie können zu keiner Zeit wegen desjenigen, was ſie bey der Ausübung ihrer Obliegenheiten als Repräſentanten geſagt, geſchrieben oder gethan haben, zur Rede geſtellt, angeklagt oder verurtheilt werden. Die Anklagsacte iſt alſo nichtig und ungültig, weil ſie ſchnurſtracks gegen ein Grundgeſetz anſtößt, das nicht aufgehoben worden iſt und nicht aufgehoben werden kann, ſie iſt nichtig und ungültig, weil ſie das Heiligſte, das Vorrecht eines Volksrepräſentanten, angreift; dieſes Vorrecht beſteht nicht darin, gegen den Staat zu cabbaliren, Eingriffe in das Intreſſe der Freyheit zu thun, die Rechte der Bürger zu verletzen, oder das gemeine Wohl zu compromittiren. Dieſes räume ich ſelbſt ein, aber dagegen gibt es volle Macht, ungeſtraft alles zu ſagen, alles zu ſchreiben, alles zu thun, was aus der aufrichtigen Abſicht, geſagt, gethan, geſchrieben wird, das Vaterland zu retten, das Wohl des gemeinen Beſten zu befördern und den Triumph der Freyheit zu gründen. Es iſt ſo enge mit den Factionen eines Präſentanten der Nation verknüpft, daß es ohne ihm den treuen Deputirten unmöglich ſeyn würde, das Vaterland und ſich ſelbſt gegen die Verräther zu vertheidigen, die ſie unterdrücken und unterjochen wollen.

Die Patrioten der conſtituirenden Verſammlung hatten ſo gut die Nothwendigkeit eingeſehen, die Repräſentanten der Nation unverletzlich und frey von aller Unterſuchung zu machen, damit ſie unangefochten mit den Deſpoten kämpfen und die Revolution bewerkſtelligen könnten, daß ſie eilten, dieſes Vorrecht durch das berühmte Decret vom 23ſten Junius 1789 zu heiligen, bevor ſie ſich noch zur Nationalverſammlung conſtituirt hatten. Sie ſahen ſo gut ein, daß dieſes heilige Vorrecht jedem Geſchäftsträger des gemeinen Weſens eigen ſeyn müſſe, daß ſie es durch das Decret vom 23ſten Auguſt 1789 auf jedes Gericht, auf jede Adminiſtration und ſelbſt auf alle Bürger ausdehnten, welche ſich in Primarverſammlungen vereinigt hatten. Wie hätte ſich ohne dieſem unveräußerlichen Vorrechte die Freyheit einen Augenblick gegen die Unternehmungen ihrer verſchwornen Feinde halten können? Wie könnten ohne ihm mitten unter einem verderbten Senat die kleine Zahl von Deputirten, welche dem Vaterlande unverbrüchlich ergeben bleiben, die Verräther entlarven, die es unterdrücken oder wieder in Feſſeln ſchmieden wollen? Wie wären ohne dieſem weſentlichen Vorrechte ein kleiner Haufe von hellſehenden und entſchloſſenen Mitgliedern im Stande, die Complotte einer zahlreichen Faction von Cabbalenmachern zu vereiteln? Man kann durch das, was mir begegnet, auf das ſchließen, was uns allen begegnen würde. Vermöchte die Faction der Staatsmänner unter einem falſchen Vorwande mich aus dem Convent zu verbannen, mich vor einem Tribunal zu ſchleppen, mich im Kerker zu ſchleppen und aufs Blutgerüſte zu bringen; ſo würde ſie morgen unter einem andern Vorwand die Robertspierre, Danton, Collot, Herbais, Panis, Lindet, Camille, David, Audouin, Laignelot, Meaule, Dupuis, Jarognes, Granet, und alle die andern muthigen Deputirten des Convents ebenfalls anfechten; den Reſt durch Schrecken in Zaum halten, ſich der Oberherrſchaft bemeiſtern, ihre Mitſchuldige, den Dumouriez, Coburg, Clairfait zu Hülfe rufen, und von den Preußen, Oeſterreichern und Emigranten unterſtützt, den Deſpotiſmus in den Händen eines Capet wieder herſtellen, der alle bekannte Patrioten umbringen laſſen wird, während ſie ſich in die erſten Aemter und Schätze des Staats theilt.

Das Anklagedecret, das gegen mich wegen meiner politiſchen Meynungen gegeben worden iſt, iſt alſo ein Eingriff in die Nationalrepräſentation, und ich zweifele keineswegs, daß der Convent wenn er durch die Zurückkunſt der patriotiſchen als Commiſſarien abweſenden Mitglieder wieder verſtärket worden, die gefährlichen Conſequenzen und traurigen Folgen davon einſehen, und voll Schaam, daß es in ſeinem Namen gegeben worden, es widerrufen werde, weil es alle öffentliche Freyheit vernichtet. Das Anklagedecret iſt nicht blos deswegen ungültig, weil es ein conſtitutionelles Geſetz übertritt und in die Nationalrepräſentation einen Eingriff thut, ſondern weil auch der Ausſchuß allen Grundſätzen ſchnurſtracks zuwider, den Convent in ein peinliches Gericht verwandelt, denn ohne Scheu und Schaam läßt er ihn ein ungerechtes Urtheil fällen, und ohne vorgängige Prüfung irgend eines der Beweisbelege, ja ohne nicht einmal die Frage aufgeworfen zu haben, ob dieſe als Beweiſe angeführte Schriften auch wirklich von mir ſind, den Ausſpruch thun läßt; ich ſey überzeugt, augenſcheinlich zu Mord und Raub aufgemuntert, die Souverainität des Volks beeinträchtigt, den Convent herabgewürdigt und auf ſeine Aufhebung angetragen zu haben; aber das wird man vollends nicht glauben können, daß eben dieſer Ausſchuß ohne Umſtände, ohne Scheu und Gewiſſensbiſſe auf Leib- und Lebensſtrafe gegen mich anträgt und die Stellen des Criminalcodex anführt, die mir ſeiner Meynung nach, das Todesurtheil fällen. Ich bin auch feſt überzeugt, daß mein Tod der eigentliche Zweck war, den ſie dabey beabſichtigten. Wie groß war die Verzweifelung der Staatsmänner, daß ſie mich nicht in einem Kerker in ihrer Gewalt hatten, um meine Stimme zu erſticken und meine Feder zu feſſeln!" Hat nicht einer von ihnen, der ſchwarze Lacaze, die Frechheit gehabt, vom Convent zu verlangen, wie Dumouriez und Coburg es von der Faction verlangten, daß ich für vogelfrey erklärt werden möchte? Die Anklagacte iſt alſo ein wirklich gefällter Urtheilsſpruch, dem nichts, als die Vollſtreckung abgieng. Kurz, dieſe

Acte iſt ein Gewebe von Lug und Trug. Man beſchuldigt mich darin, zu Raub und Mord gereizt, auf die Herſtellung eines Oberhaupts des Staats, auf die Herabwürdigung und Auflöſung des Convents u. ſ. w. gearbeitet zu haben. Das Gegentheil erhellt aus dem bloßen Leſen meiner Schrift. Ich verlange, daß die denuntiirten Nummern ganz vorgeleſen werden; denn nicht durch Iſolirung und Verſtümmelung der Stellen, drückt man die Gedanken eines Autors aus, ſondern wenn man von ſeinen Abſichten ein richtiges Urtheil fällen will, ſo muß man alles leſen, ſo wohl was vorhergeht als was nachfolgt. Sollten nach dieſem Durchleſen noch einige Zweifel übrig bleiben, ſo bin ich hier, um ſie zu heben. (Alle Anweſende klatſchten in die Hände.)

Nach Anhörung des öffentlichen Anklägers warf der Präſident die drey Fragen auf: erſte Frage. Iſt es erwieſen, daß in den Schriften der Volksfreund von Marat und der Publiciſt betitelt; erſtens zu Raub und Mord, zweytens, zu Gründung einer die Volksſouverainität beeinträchtigenden Obergewalt, drittens, zu Herabwürdigung und Aufhebung des Nationalconvents gereizt habe? Zweyte Frage: Iſt Johann Paul Marat Verfaſſer dieſer Schriften? Dritte Frage: Hat Johann Paul Marat bey beſagten Schriften ſträfliche und gegenrevolutionsmäßige Abſichten gehabt?

Nachdem die Geſchworene ſich berathſchlagt, kamen ſie wieder zurück in den Verhörſaal, und der Bürger Dümont, als erſter Geſchworene, äußerte ſeine Meynung in folgenden Ausdrücken:

Ich habe die aus Marats Journalen angeführte Stellen ſorgfältig geprüft, um ſie deſto richtiger beurtheilen zu können, habe ich nie den bekannten Charakter des Beklagten, noch den Zeitpunkt, zu welchem er ſchrieb, aus dem Geſicht verlohren. Unmöglich kann ich dem un-

unerſchrockenen Vertreter der Volksrechte ſträfliche und gegenrevolutionsmäßige Abſichten zutrauen; aber es hält ſchwer, ſeinen gerechten Unwillen zurück zu halten, wenn man ſein Vaterland von allen Seiten verrathen ſieht, und ich erkläre hiermit, daß ich in den Schriften des Marat nichts gefunden habe, was mir die Verbrechen zu beweiſen ſchien, deren er angeklagt iſt. Die andern Geſchwornen haben ebenfalls einſtimmig erklärt, daß die Facta nicht erwieſen ſind.

Der Präſident befahl nun der Gensdarmerie, den Beklagten wieder eintreten zu laſſen, welchem er die Entſcheidung der Geſchwornen bekannt machte. Hierauf ſprach das Tribunal den Johann Paul Marat von der gegen ihn erhobenen Klage los. Ein allgemeines Beyfallgeklatſche erſcholl von allen Seiten des Saals.

Marat. Ich freue mich über die Unpartheylichkeit der Geſchwornen, die meine Unſchuld erkannt haben. Bürger! ſchützt die Unſchuldigen, ſtraft die Strafbaren und rettet die Republik!

Hierauf verließ Marat unter dem Beyfallgeklatſche der Anweſenden den Saal, welche, nachdem ſie ihn mit Eichenblättern gekrönt, in Triumph im Convent wieder einführten.

2.

Plan eines militairiſchen Theaters in deutſcher Sprache.

Es war eine Zeit, wo der Schauſpiele, in welchen militairiſche Rollen und kriegeriſche Auftritte vorkamen, plötzlich ſo viele wurden, daß man eigne Schauſpieler für das militairiſche Fach annehmen mußte, eine Zeit, wo das deutſche Theater von Krieg und Kriegsgeſchrey wiedertönte. Vielleicht kömmt in der jetzigen kriegeriſchen Epoche dieſe Mode auf unſre Bühnen zurück, weil doch die Muſen Göttinnen ſind, die ſich gern in die Zeit zu ſchicken ſuchen. Doch auch außerdem iſt es vielleicht den Freunden des deutſchen Theaters nicht unangenehm, ſich von dem großen Vorrath deſſelben an dergleichen Stücken durch eine ausdrückliche Summirung zu überzeugen. Vielleicht geſchieht damit auch den Directoren von Leſeinſtituten und Leihbibliotheken ein kleiner Dienſt, weil doch bey den jetzigen Zeitläuften theils Leſer und Zuſchauer alle diejenigen Schriften vorziehen, die ſich auf Krieg beziehen, theils Offiziere in Winterquartieren und Garniſonen, wenn ſie ſich zerſtreuen wollen, dasjenige zuerſt aufſuchen, was mit ihrem Stand und Beruf in Verbindung ſteht.

Genealogiſch geordnet folgen die militairiſchen Schauſpiele in deutſcher Sprache alſo auf einander:

1766.

1) Die Belagerung von Calais, ein Schauſpiel in fünf Aufzügen, aus dem Franzöſiſchen von Belloy, in Proſa überſetzt, Hamburg, 8.

1767.

2) Minna von Barnhelm, oder, das Soldatenglück, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen von G. E. Leßing, verfertigt 1765, erſchien zuerſt in den Luſtſpielen des Verfaſſers, im zweyten Theil, Berlin.

3) Der Krieg, ein Luſtſpiel in drey Aufzügen; in Karl Goldoni's ſämmtlichen Luſtſpielen, aus dem Italieniſchen überſetzt von Jul. Heinr. Saal, im erſten Band, Leipzig, 8.

1769.

4) Der militairiſche Liebhaber, ein Luſtſpiel in drey Aufzügen, in Goldoni's ſämmtlichen Luſtſpielen, überſetzt von Saal, im fünften Band, Leipzig, 8.

5) Der Werboffizier, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, aus dem Engliſchen von Georg Farxhar, in C. H. Schmid's engliſchem Theater, im erſten Band, Leipz. 8.

1770.

6) Der liſtige und unerſchrockne Huſar, ein Luſtſpiel in drey Aufzügen, von Gleditſch, in der Sammlung einiger Komödien, beſtehend in Luſt- und Schauſpielen, Frankf. u. L. 8.

7) Die Werber, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, von Gottlieb Stephanie, dem jüngern, Wien, 8. nach Farxhar's Idee, erſchien nachher im erſten Theile von den ſämmtlichen Luſtſpielen des Verfaſſers, Wien, 1771, verbeſſerte Auflage 1777.

8) Die abgedankten Offiziere, oder, Standhaftigkeit und Verzweiflung, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, vom Verfaſſer der Werber, Wien, 8. nachher im erſten Theil von den ſämmtlichen Luſtſpielen des Herrn Stephanie des jüngern, Wien, 1771, neue Auflage 1777; einzeln ward das Stück in Wien 1779 neu abgedruckt.

9) Die Wirthſchafterin, oder, der Tambour bezahlt alles, ein Luſtſpiel in zwey Aufzügen, von Stephanie dem jüngern, Wien, 8. mit einem Aufzuge vermehrt in des Verfaſſers ſämmtlichen Luſtſpielen 1771, neue Auflage 1777.

10) Die groſſe Batterie, ein Luſtſpiel in einem Aufzuge, vom Verfaſſer des Poſtzugs, das iſt, von Herrn von Ayrenhof, Wien, 8. zweyte Auflage, daſelbſt 1771, dritte, Leipzig, 1779, auch in den dramatiſchen Unterhaltungen eines K. K. Offiziers, Wien, 1771, und in Korn. von Ayrenhof ſämmtlichen Werken, vier Bände, Wien und Leipzig, 1789.

1771.

11) Die Soldatenliebe, ein Luſtſpiel in drey Aufzügen, Wien, 8.. iſt Goldoni's militairiſcher Liebhaber unter einem andern Titel und mit deutſchen Namen der Perſonen.

12) Der Deſerteur, eine Operette in drey Aufzügen, aus dem Franzöſiſchen des Sedaine von C. F. Schwan, Mannheim, 8. auch in Schwan's komiſchen Opern für die Kurpfälziſche deutſche Schaubühne, Mannh. 8. (Dieſes Stück ward auch überſetzt von Moritz von Brahm, Wien, 1772, von J. J. Eſchenburg, Frankf. u. L. 1772, und von J. H. Faber in der Sammlung der komiſchen Operetten, ſo wie ſie von der Kurpfälziſchen deutſchen Hofſchauſpielergeſellſchaft unter der Direction des Herrn Marchand aufgeführt worden, im dritten Band, Frankfurth am Mayn, 1772.)

13) Der Deſerteur, ein Drama, aus dem Franzöſiſchen des Mercier, überſetzt von einem Offizier, (C. A. von Beulwitz) Berlin, 8. zweyte Auflage, vermehrt mit einer zweyten fünften Handlung, nach welcher das Stück einen glücklichen Ausgang nimmt, Berlin, 1774.

Von demſelben Stück hat man auch noch folgende Ueberſetzungen:

Der Deſerteur, ein Drama aus dem Franz. (von der Legationsräthin Zinkin) Hamburg, 1771.

Der Deſerteur, ein Schauſpiel in fünf Aufzügen, aus dem Franz. des Mercier, in einer freyen Ueberſetzung von C. F. Schwan, Mannheim, 1771.

Dürimel, oder, die Einquartierung der Franzoſen, ein rührendes Luſtſpiel, nach dem Franz. von J. J. Nunn, Prag, 1771.

Veränderungen zum Deſerteur, und eine fröhliche Kathaſtrophe findet man in C. H. Schmid's Theaterchronik, Gießen, 1772. S. 101.

Seite

3. Geſpenſtergeſchichten. 300.
4. Geſang. 302.
5. Scenen aus Colma. 303.
6. Verſuch über den Charakter des Sir John Falſtaff. 306.

Fragmente.

Aus Meyers Briefen über Rußland. 32

PIECES FUGITIVES.

Discours en vers sur l'espérance de se survivre, lu dans la séance publique de l'académie françoise. Par M. Marmontel. 336.

Grabgeſang.

1772.

14) Die Kriegsgefangenen, oder, große Begebenheiten aus kleinen Urſachen, ein Schauſpiel in fünf Aufzügen, von Stephanie dem jüngern, im erſten Band von den Neuen Schauſpielen, aufgeführt in den K. K. Theatern zu Wien, Presburg, 8. und im zweyten Bande von des Verfaſſers ſämmtlichen Luſtſpielen, Wien, 1774.

15) Der Soldat als Zauberer, eine Operette, aus dem Franz. des Anſeaume, überſetzt von C. F. Schwan, Mannheim, 8. auch in deſſelben komiſchen Opern für die Kurpfälziſche deutſche Schaubühne, im zweyten Theil, Mannheim, 1773.

1773.

16) Der Krieg, ein Luſtſpiel des Herrn Goldoni, als eine komiſche Oper, (mit eingeſchalteten Arien von Ramler, Weiße und Hiller) in drey Aufzügen, Leipz. 8. ſteht auch im erſten Theil der komiſchen Opern, Berlin, 1774.

17) Der Deſerteur aus Kindesliebe, ein Schauſpiel in fünf Aufzügen, von Stephanie dem jungern, im achten Band der Neuen Schauſpieler, aufgeführt in den K. K. Theatern zu Wien, Presburg, 8. nachher im dritten Theile von des Verfaſſers ſämmtlichen Luſtſpielen, Wien, 1776.

1774.

18) Die Eroberung von Magdeburg, ein Schauſpiel in fünf Aufzügen, ohne Anzeige des Orts, 8. (erſt 1768 in Verſen entworfen vom Herrn von Rohwedel, einem preußiſchen Offizier, hernach von einem Ungenannten zu einer Vorſtellung 1773, in Proſa aufgelöſt, endlich von einem dritten ſehr umgeändert und von J. G. Schummel herausgegeben) ſteht auch im funfzehnten Band von dem Theater der Deutſchen 1776.

19) Die beyden Militzen, eine Operette, aus dem Franz. des Herrn d'Azemar, in drey Aufzügen, (zwey Bauern werden durchs Loos zur Landmiliz ausgehoben) von J. H. Faber, im vierten Band der Sammlung komiſcher Operetten, ſo wie ſie von Marchands Geſellſchaft aufgeführt worden, Frankfurth am Mayn, 8.

1775.

20) Das befreyte Wien, ein Originaldrama in fünf Aufzügen, von Paul Weidmann in dem Neuen Wiener Theater vom Jahre 1775, erſter Theil.

21) Der Volontair, ein Luſtſpiel in einem Aufzuge, von J. M. Plümicke, Breslau, 8.

22) Das befreyte Ratenau, ein Schauſpiel in fünf Aufzügen, von J. C. Blum, Leipzig, 8.

23) Der Militz, oder, die lächerliche Werbung, ein Singſpiel in einem Aufzuge, aus dem Franz. von J. H. Faber, Frankfurth am Mayn, 8. Hernach in der Sammlung der komiſchen Operetten, ſo wie ſie von der Kurpfälziſchen deutſchen Hofſchauſpielergeſellſchaft unter der Direction des Herrn Marchand aufgeführt worden, im ſechſten Bande, Frankfurth am Mayn, 8.

1776.

24) Die Soldaten, eine Komödie, (von F. M. Klinger) Leipzig, 8.

25) Präſentirt das Gewehr, ein Luſtſpiel in zwey Aufzügen, von J. H. F. Müller, im zweyten Bande des Neuen Wiener Theaters, Leipzig, 1777, Berlin, 1777.

26) Die Werbung für England, ein ländliches Luſtſpiel in einem Aufzuge, von J. C. Krauſtock, Bayreuth, 8.

27) Graf Waltron, oder, die Subordination, ein Schauſpiel in fünf Aufzügen, von H. F. Möller, im ſechſten Theil des Neuen Wiener Theaters, einzeln Frkf.

am Mayn, 8. Dreſden, 8. zweyte und dritte verbeſſerte Ausgabe, Leipzig, 1777, Würzburg, 1777, neue Auflage, Wien, 1778. (Oefters unter dem Donner von Kanonen, und mit vielen Geräuſch aufgeführt, bey Schikaneder und zu Linz unter freyem Himmel geſpielt, zu Nancy franzöſiſch, zu Koppenhagen däniſch vorgeſtellt, auch ins Ungriſche überſetzt.)

1777.

28) Arno, ein militairiſches Drama, in zwey Aufzügen, (in welchem Friedrich II. K. von Preußen vorkömmt) von J. M. Babo, Frankf. u. L. 8.

29) Im zweyten Theile des Hamburger Theaters erſchien von G. F. W. Großmann ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen: Henriette, oder, ſie iſt ſchon verheirathet, (neue Auflage, Hamburg, 1784.) Das durch einige intereſſante militairiſche Rollen, und durch Anſpielungen auf Vorfälle des ſiebenjährigen Kriegs vielen Beyfall erhielt.

30) Der Gefangene, ein Schauſpiel in fünf Aufzügen, aus dem Italieniſchen des Capacelli, von J. M. Petzold, Dreſden, 8.

31) Der Transport, (eine Deſerteurgeſchichte) ein Luſtſpiel in einem Aufzuge, von J. C. Kaffka, Nürnberg, 8.

32) Der Graf von Sonnenthal, oder, das Schickſal der Soldaten, ein Luſtſpiel in zwey Aufzügen, Frankfurth und L. 8.

1778.

33) Der abgedankte Offizier, oder, Joſeph der Gute, ein Schauſpiel in fünf Aufzügen, von C. F. Timme, Erfurt, 8. (Dieſelbe Anekdote von Kayſer Joſeph II. findet man auch in folgenden Schauſpielen bearbeitet: Das große Beyſpiel, ein Schauſpiel in drey Aufzügen, von F. J. Fiſcher, Prag, 1778. Die Wayſe, ein

Schauſpiel in vier Aufzügen von einem Preußiſchen Offizier, Frankf. u. L. 1778.

34) Das Winterquartier in Amerika, ein Originalluſtſpiel in einem Aufzuge, von J. M. Babo, Berl. 8.

35) Der Soldat, ein Singſpiel in einem Aufzuge, Jena, 8.

36) So muß man mir nicht kommen, oder der Schläger, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, nach dem Engliſchen des Kenrick, für die deutſche Schaubühne eingerichtet, von J. A. Engelbrecht, Lübeck, 8.

37) Der verliebte Werber, ein Luſtſpiel in einem Aufzug, nach einer franzöſiſchen Operette, von Heydenreich, (verfertigt 1753, unrichtig abgedruckt, Prag 1773) im dritten Theil von J. G. Dyck komiſchem Theater der Franzoſen, Leipzig, 8.

38) Das luſtige Soldatenleben im Felde, oder, ſo gehts im Lager zu, eine komiſche Oper in zwey Aufzügen, von J. G. Bärſtecher, Offenbach, 8.

39) Das Luſtlager, ein Schauſpiel in einem Act, von J. G. Bärſtecher, Frankfth. a. M. 8.

40) Die Belagerung der Stadt Aubigny, ein heroiſches Schauſpiel in fünf Aufzügen, von Anton Graf von Törring, München, 8.

1779.

41) Die Winterquartiere, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, von E. A. W. Roſt, Leipz. 8.

42) Das Soldatenſpiel, ein Schauſpiel in einem Aufzug, in dem Beitrag zu kleinen Schauſpielen für die Jugend, Frankf. a. M. 8.

43) Der Deſerteur, eine Komödie, Eiſenach, 8.

44) Die dankbare Tochter, oder, die Einquartierung, ein ländliches Luſtſpiel mit Geſang, in einem Aufzug, Leipz. und Bautzen, 8.

45) Es iſt Friede, ein ländliches Drama in einem Aufzug, von J. C. Bock, Leipz. 8.

1780.

46) Der Adjutant, ein Luſtſpiel in drey Aufzügen, von W. H. Brömel, im dritten Band des K. K. Nationaltheaters, daſſelbe Hamburg, 8.

47) Der Arreſtant, ein Luſtſpiel in drey Aufzügen, in den zwey Luſtſpielen von Anton Wall, das iſt, C. L. Heyne, Leipz. 8.

48) Die Werbung, ein ländliches Luſtſpiel in zwey Aufzügen, von P. F. Scheppler, Hanau u. Frkf. 8.

49) Die Beurlaubten, ein Luſtſpiel in zwey Aufzügen, Prag, 8.

1781.

50) Das Kriegsrecht, ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen, Lübeck.

51) Der engliſche Kaper, ein Luſtſpiel in einem Aufzug, München, 8.

52) Der ſchöne Lieutenant, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, von C. F. Timme, Erfurt, 8.

1782.

53) Alles in Schuh und Strümpfen, ein militairiſches Schauſpiel, von B. D. A. Cremeri, Leipzig, 8. auch in deſſen Theaterſtücken, daſelbſt 1785.

1783.

54) Die Seeoffiziere, oder, Tugend und Ehre auf der Probe, ein Luſtſpiel, von J. C. Tode, vom Verfaſſer ſelbſt aus dem Däniſchen überſetzt, Koppenh. 8.

55) Der Rekrut, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen mit Geſang, von F. G. Hagemann, Hamburg, 8. auch in deſſen kleinen Stücken für die deutſche Bühne bearbeitet, Lübeck. 1784.

56) Der Weiſe in der Uniform, oder, ihn nimmt nichts Wunder, ein Luſtſpiel in zwey Aufzügen, Regensburg, 8.

57) Der Heſſiſche Offizier in Amerika, ein Luſtſpiel in drey Aufzügen von J. A. Weppen, Göttingen, 8.

58) von Wallenſtein, ein militairiſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen, Gotha, 8.

59) Die Eroberung von St. Lucie, ein Schauſpiel aus dem Franz. im erſten Band der im K. K. Nationaltheater aufgeführten Stücke, Wien, 8.

1784.

60) Graf von Waltron, als komiſche Oper bearbeitet, von J. B. Bergopzomer, Prag, 8. (Einen Brief über dieſe Operette ſiehe im Gothaer Theaterkalender für 1789, wo ein Ungenannter von den Veränderungen Rechenſchaft giebt, die er damit vorgenommen.)

61) Die Ankunft der Deutſchen aus Amerika, ein Luſtſpiel in einem Aufzug, Hof, 8.

62) Hauptmann von Breiſach, ein Luſtſpiel in einem Aufzug, von J. W. A. Schöpfel, Anſpach, 8.

63) General Moorner, oder, der Streit zwiſchen Liebe und Pflicht, ein Schauſpiel in fünf Aufzügen, von F. T. Thilo, Leipz. 8.

64) Der lahme Huſar, ein Singſpiel von Friedrich Koch, Dreſden u. Leipz. 8.

65) Hauptmann Sturm und ſeine Familie, ein Luſtſpiel in einem Aufzug, von G. K. Claudius, in deſſen Nachſpielen zum Behuf deutſcher Theater, Frankfth. am Mayn, 8.

1785.

66) Graf Treuberg, ein Trauerſpiel für Soldaten und Patrioten, von Czechtitzky, Elbingen, 8.

67) Die Brandſchatzung, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, von A. F. Grafen von Brühl, Dreſd. 8. ſteht auch in deſſen Theatraliſchen Beluſtigungen.

68) Der Fähndrich, ein Luſtſpiel in drey Aufzügen, von F. L. Schröder, Hamb. 8. Hernach in deſſen Beitrag zur deutſchen Schaubühne, im zweiten Theil, Berlin, 1787.

69) General Schlenzheim und ſeine Familie, (nach einer Anekdote aus der Geſchichte von König Friedrich II. von Preußen) ein Schauſpiel in vier Aufzügen, von C. H. Spies, Frkfth. u. Leipz. Hernach in ſeinen Schriften, Prag, 1790, zwey Bände. — General Schlenzheim, umgearbeitet von K. F. Plümicke, Regensburg, 1786, von W. H. Brömel, Hamb. 1786.

70) Das Luſtlager, ein Singſpiel, München, 8.

1786.

71) Der Hauptmann, ein Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franz. des le Noble, von G. G. Preßer, Breslau, 8. Auch in deſſen Beitrag zum Theater, Bresl. 8.

72 Der alte böſe General, ein Luſtſpiel in drey Aufzügen, von F. K. Kretſchmann, im dritten Band von deſſen ſämmtlichen Werken, Leipz. 8.

73) Die Belagerung, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, von F. K. Kretſchmann, im dritten Band von deſſen ſämmtlichen Werken, Leipz. 8.

1787.

74) Grandprofos, ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen, Regensburg, 8.

1788.

75) Der Obriſt Hohenthal, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, von J. G. Haller, 8.

76) Das Freikorps, ein Luſtſpiel in drey Aufzügen, Wien, 8.

1789.

77) Die Kriegsſteuer, ein Schauſpiel in drey Aufzügen, Wien, 8.

78) Der edelmüthige Soldat, ein Schauſpiel in einem Aufzug, nach dem Franz. Leipz. 8.

1790.

79) Das Ehrenwort, ein Luſtſpiel in drey Aufzügen, von C. H. Spies, Prag, 8.

80) Die Engländer in Amerika, ein Schauſpiel in vier Aufzügen, von J. F. Albrecht, Prag, 8.

81) Die Strelitzen, ein Schauſpiel in vier Aufzügen, von J. M. Babo, auch in den Schauſpielen deſſelben, Berlin, 1793, 8.

82) Zrini Niklas, oder, die Belagerung von Sigeth, ein Trauerſpiel in drey Aufzügen, von F. C. A. Werthes, Wien, 8.

83) Der Marſch, ein Luſtſpiel, in der Sammlung: Zwey Luſtſpiele: der Marſch, und die Gräfinn von Recaille, aus dem Franz. Leipz. 8.

84) Der Oberamtmann und die Soldaten, eine komiſche Oper von Stephanie dem jüngern, Wien, 8.

85) Der Militairchargenverkauf, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, Wien, 8.

1791.

86) Die Kriegskameraden, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, von Franz Kratter, Wien, 8.

1792.

87) Der Generalmarſch, ein Trauerſpiel in vier Aufzügen, von Friedrich Leo, Frkfth. am Mayn, 8.

88) Die Kriegsliſt, ein Luſtſpiel in einem Aufzug, von Maria und Sophie Weikard, zu Wien aus dem Manuſcript aufgeführt.

89) Der Deutſche und der Muſelmann, ein militairiſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von Sannes, zu Brünn in Mähren aus dem Manuſcript aufgeführt.

1793.

90) Die Belagerung von Magdeburg, ein Schauſpiel, aufs neue bearbeitet von F. Reinicke, Thorn, 8.

91) Martin Sterzinger, oder, der Baieriſche Einfall in Tyrol, ein Schauſpiel in fünf Aufzügen, Insprück, 8.

92) Die Rekrutirung, ein Menſchengemälde, von Schildbach, Prag, 8.

93) Was thut die Liebe nicht, eine, nach der Oper la Dama ſoldato bearbeitete Operette in zwey Aufzügen, Leipz. 8.

94) Die glückliche Werbung, oder, Liebe zum König, ein Volksluſtſpiel in einem Aufzug, von G. Hagemann, Hannover, 8.

95) Der öſterreichiſche Deſerteur, ein militairiſches Luſtſpiel in fünf Aufzügen, ward zu Grätz in Steyermark aus dem Mannuſcript aufgeführt.

96) Der Bürgergeneral, ein Luſtſpiel in einem Aufzug, (vom Herrn von Göthe) zu Weimar aus dem Manuſcript aufgeführt.

Es wäre zu weitläuftig geweſen, in dieſem Verzeichniß alle diejenigen Schauſpiele aufzuführen, in welchen (z. B. im dankbaren Sohn, im Kind der Liebe) einzle militairiſche Rollen epiſodiſch vorkommen.

Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß in einer militairiſch-theatraliſchen Bibliothek alle die heroiſchen Dramen und Trauerſpiele, die ſich auf Kriegsthaten beziehn, (Stücke, wie Philotas, Brutus, Befreiung von Theben, Hermanns Schlacht u. ſ. w.) ingleichen viele von den neuern Ritterſchauſpielen (in denen viele kriegeriſche Scenen in dem Koſtume jener Zeiten, ganze Tourniers u. ſ. w. vorkommen) gehören. Viele von den letztern findet man angeführt in dem Verzeichniß der poetiſchen Werke in deutſcher Sprache, die ſich auf deutſche Nationalgeſchichte und Sagen gründen, im Journal von und für Deutſchland, 1792, Stück 7.

Endlich können auch diejenigen Schauſpiele hieher gerechnet werden, die das Modejournal irgendwo Revolutionsſtücke genannt hat, das iſt, ſolche, die Verſchwörungen und Empörungen zum Thema haben, inſofern damit kriegeriſche Auftritte verbunden ſind, z. B. die Trauerſpiele Maſianello von Albrecht, Johann Procida, oder die Sicilianiſche Veſper von Hagemeiſter u. ſ. w.

u. ſ. w. Man hat ſogar ein Trauerſpiel: die Baſtille, und ein Stück über den Bauernkrieg: Stephan Fädinger.

Ich habe mein Verzeichniß mit dem Jahre 1766 angefangen, weil vor demſelben nichts lesbares und aufführbares in deutſcher Sprache zu finden iſt; zur Unterhaltung derer, welche die theatraliſchen Alterthümer lieben, will ich jedoch noch einige Titel aus ältern Zeiten beyfügen:

1599.

1) Eine Tragedie mit 57 Perſonen, **Judith**, eine ſchöne Hiſtory in Spylweiß fur die Augen geſtelt, wie man in **Kriegesläufften** vm Hülff zu Gott dem Herrn flehend ruffen ſoll durch Xyſtum Betulejum, getruckt zu Straßburg, 8.

1637.

2) Irenaromachia, das iſt, eine newe Tragico-Comedia von Krieg vnd Fried, auctore Erneſto Stapelio, acta Hamburgi, mit dem Motto:

Fried iſt beßer dann Krieges Zeit,
Fried macht groß Gut, Krieg arme Leut.

1648.

3) Deutſcher Kriegs Ab- und Friedens-Einzug, Schauſpielweiſe vorgeſtellt durch Siegmund von Birken, Nürnberg, 4.

1696.

4) Die Eroberung Jericho unter Anführung des Iſraelitiſchen Heldens Joſua, in einem Singſpiel auf theatraliſche Art vorgeſtellet, Nürnb. 8.

1698.

5) Joh. Friedrich Heckel's blutiger und unglücklicher Türken-Krieg und erfreulicher Chriſten-Sieg, Hof, 8.

1746.

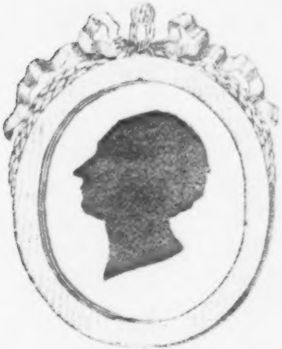
6) Anne Dore, oder die Einquartierung, ein Schäferſpiel in Verſen und einem Aufzuge, Leipz. 8.

Olla Potrida.

1779.

Zweiter Vierteljahrgang.

April, Mai, Juni.



RAMLER.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

1747.

7) Der Kranz der geweſenen Jungfer Bergenopzoom, eine Komödie, 8.

1755.

8) Der Offizier, ein Nachſpiel von einer Handlung, im ſechſten Band der neuen Erweiterungen.

1759.

9) Der Offizier, ein Nachſpiel, Berlin, 8.

1760.

10) Der Krieg und Friede, ein Luſtſpiel, 8.

Im Gothaer Theaterkalender für 1778. S. 46. wird geſagt: „Ich möchte die Frage aufwerfen, warum „die ſoldatiſchen Stücke immer am häufigſten, und ſelbſt „in Städten und Ländern gefallen, die nicht für kriegeriſch ausgegeben werden können?“ Vielleicht läßt ſich dieſe Frage am beſten folgendermaßen beantworten. Nicht große heldenmüthige Geſinnungen ſind es, die die militairiſchen Stücke dem großen Haufen empfehlen, ſondern die lärmvollen Scenen, die in vielen derſelben vorkommen; ja, als dieſe Stücke auf dem deutſchen Theater noch etwas neues waren, wirkte ſelbſt die Uniform viel. Man erinnere ſich nur, was jeder Truppenmarſch, ſelbſt auch an Orten, wo man dergleichen ſchon ſehr oft geſehn, auf das Volk wirkt!

IV.

Naturgeſchichte.

Ueber die Thiere der Wallachey und Moldau.

(S. Geſchichte, natürliche Beſchaffenheit und Verfaſſung der Wallachey und Moldau, aus dem Ital. vom Hrn. Prof. Piehl. Strasburg, 1790. S. 15.)

Schafe und Ziegen.

Im Jahr 1786 waren von dieſen beyden Thieren ungefähr vier Millionen in beyden Fürſtenthümern vorhanden, wo ſie zu den größten Reichthümern gerechnet werden und angemeßne Futterkräuter finden. Man hat in der Wallachey drey Arten des Schafs, Zigai, Barſan und Stogoſe; die erſte hat eine ſehr feine kurze Wolle und ein vortreffliches Fleiſch; die zweyte eine lange und grobe Wolle; die dritte, die eine Baſtardart iſt, giebt eine Mittelwolle. Dieſe Thiere leben alle unter freyem Himmel, im Sommer auf den Bergen, im Winter an den Ufern der Donau. Sie gehen am St. Georgstag, gegen Ende des Aprills, von der Ebene nach den Bergen zu und ſteigen, wenn die größte Hitze iſt, auf den Gipfel derſelben, wo ſie vortreffliche Weiden und ſehr kühles Waſſer finden. Im November kommen ſie wieder herunter und gehn an die Ufer der Donau, wo ſie den Winden weniger ausgeſetzt ſind, und eine gemäßigtere Luft, vor allen aber ein Kraut finden, das unterm

Schnee fortwächſt und welches die Schafe gern freſſen und unterm Schnee hervorſuchen. Oft trägt es ſich zu, daß entweder der Schnee zu hoch und die Oberfläche zu ſehr überfroren iſt, oder daß er zu dünne liegt und alſo der Boden friert und das Kraut nicht wächſt. Gegen dieſes Uebel verſehn ſich die Bauern mit Heu und trocknen Kräutern, wovon ſie große und hohe Schober machen, um welche ſie Schafe führen, die davon, ſoviel als nöthig iſt, verzehren. Wann ſtürmiſche Nordwinde wehen, wobey gewöhnlich großer Schnee fällt, ſo treiben die Schäfer die Schafe beſtändig um dieſen Haufen herum, oder führen ſie hinter einen Zaun oder ein erhöhtes Erdreich, wo ſie geſchützt ſind, und klopfen oft auf ſie, um den Schnee abzuſchütteln und ſie in Bewegung zu erhalten, damit ſie nicht entweder unter dem Schnee begraben werden oder vor großer Kälte erfrieren. Die Gattung, welche Barſan heißt, muß unumgänglich den Sommer auf den Bergen zubringen, weil die Hitze in der Ebene ſie tödten würde; die Gattung Zigai genannt, kann in der Ebene leben, wenn ſie nur in der Nähe ein Gehölz hat ſich dahin zu flüchten, und gutes Waſſer. Die Mittelgattung widerſtehet der Hitze des Sommers beſſer und leidet nicht ſo viel von den Unbequemlichkeiten der Witterung; das Fleiſch derſelben iſt auch von gutem Geſchmack.

Nach St. Georgstag werden die Schafe geſchoren, die mehr oder weniger Wolle geben, nachdem die Art iſt; die Barſan geben ungefähr vier Pfund, die feinern weniger.

Jedes Schaf bringt jährlich ein Lamm, ſelten zwey, und dann giebt der Eigenthümer der Heerde das eine dem Schäfer. Man zieht gewöhnlich Männchen ſowohl als Weibchen auf, dieſe zur Fortpflanzung der Heerde, jene zum Verſchneiden und Verkaufen.

Die Milch wird nur in der Zeit geſammlet, wenn die Schafe auf den Bergen ſind. Die Hirten machen gleich eine Art von ſehr weichem Käſe daraus, den ſie weiſſen Käſe nennen und den Kaufleuten verkaufen, deren Meyereien in der Nachbarſchaft herumliegen, und welche die Butter davon abſondern; ferner einen Käſe, der von ſeiner Geſtalt Pferdekäſe (Caccio-cavallo) heißt und eben wie der Sicilianiſche ſchmeckt. Man macht endlich noch einen Käſe von gröſſerer Geſtalt und von anderm Teige, der Bergkäſe genannt wird und vortreflich ſchmeckt; der gröſte Theil davon wird in Siebenbürgen verzehrt.

Die Schafe ſind verſchiedenen ſonſt bekannten Krankheiten unterworfen; die ſonderbarſte und gefährlichſte davon iſt die, welche ihnen der Genuß eines Krauts verurſacht, das eine blaßgelbe Blume hat und an den Sümpfen wächſt. (Vielleicht eine Art Ranunculus? Mr.) Die Hirten verſicherten mich, daß ſie ſehr begierig darnach ſind und ſich, wo ſie es nur finden, mit Gewalt darüber hermachen, und daß man ſie nur mit genauer Noth davon abhalten kann; deswegen ſuchen die Hirten jedes Gewäſſer zu vermeiden, wo ſie bemerken, daß dieſes Kraut wächſt, wovon die Schafe die Gelbſucht bekommen oder ſterben.

Ein Schaf koſtet ungefähr $1\frac{1}{2}$ Gulden, ein Lamm 12 — 15 Carantanen, ein Hammel 2 — $2\frac{1}{2}$ Gulden. Man pflegt die trächtigen Schafe zu ſchlachten, um das Fell der ungebohrnen Lämmer zu erhalten, das ſchwarz und zu Mützen und Unterkleidern ſehr koſtbar iſt.

Dies geſchieht häufig in der Tatarei, zu Aſtrakan und in der Buckarei, wo dieſe Pelze ſehr geſucht werden, deren man ſich in Pohlen und in der Türkei ſtark bedient; ſie ſind entweder ſchwarz oder aſchgrau. Ich habe davon eins, zu der groſſen Mütze des Fürſten von der Wallachey,

lachey, mit 150 Gulden bezahlen ſehn; die ſchwarzen koſten das Stück 15 — 30 Gulden.

Die gemeinen Felle dienen Korduan daraus zu machen.

Man rechnet überhaupt, daß alles einbegriffen, eine Heerde von 1000 Stück, wenn ihrer wohl gewartet wird, jährlich in der Wallachey 1000 Gulden einträgt, es ſey dann, daß ein außerordentliches Sterben unter ſie komme. In der Moldau giebt es bey weitem nicht ſoviel Schafe und die Wolle iſt ſchlechter. Es iſt merkwürdig, daß es niemals möglich geweſen iſt, die Art der Zigai in der Moldau einzuführen, obgleich die Behandlung von allen Arten dieſer Thiere dieſelbe iſt. Nicht nur das junge Vieh artet aus, ſondern das Schaf ſelbſt, daß aus der Moldau nach der Wallachey gebracht wird, hat im zweyten Jahr längere und gröbere Wolle, und iſt im dritten völlig wie die einheimiſchen. — —

Rindvieh.

Ochſen und Kühe ſind in beyden Fürſtenthümern im Ueberfluß, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie in der Moldau viel ſtärker und größer ſind; ihre Höhe iſt wie die von den Ungariſchen Ochſen; ſie haben aber kürzere Beine und ſind dicker. Es werden viele in fremde Länder, beſonders nach Schleſien, getrieben. Ein Stamm von Moldauiſchen Zigeunern, die Linguraren heißen, von den hölzernen Löffeln und anderm Geräth, das ſie von Holz verfertigen, ziehn die beſte Gattung von Rindvieh, das ſie den Armeniern aus Gallizien zu 60 Piaſter das Stück verkaufen. — —

Die Büffel werden beſonders in der Wallachey ſehr genützt, theils zum Ziehen, theils wegen der vortrefflichen reichen Milch, die ſie geben; dieß Thier erfordert indeß viel Aufſicht, da es ſo wenig große Hitze als große

Kälte verträgt. Im Winter muß es in einem ſehr warmen Stalle bleiben und im Sommer ſtellt es ſich gern über und über in Sümpfe; ſie ſind gewöhnlich ſchwarz, man findet aber auch weiße, die nicht ſo wiederlich ausſehn als jene; ſie ſind ſehr wild und ſcheuen ſich nicht, wenn ſie in der Brunſt ſind, Menſchen anzugreifen.

Pferde.

In der Moldau giebt es zahlreiche Stutereyen; jeder Bojar hält die ſeinige von 100 — 200 Stuten; die beſten ſind die von den Armeniern, von denen jedermann Beſcheler zu haben ſucht; die gewöhnliche Farbe derſelben iſt ſchwarz oder braun. Die Geſtüte leben immer im freyen Felde; im Sommer freſſen ſie das friſche Gras und im Winter werden ſie mit dem Heu gefüttert, das die Eigenthümer gemacht und aufgehäuft haben. Man rechnet gemeiniglich auf 10 Stuten einen Beſcheler, der die Heerden gegen die Wölfe vertheidigt, die, wenn Schnee liegt, zu Zeiten die Heerden angreifen. Die muthigſten Aſiatiſchen Pferde taugen hierzu gar nicht. Man braucht daher nicht die Aſiatiſchen Hengſte ſelbſt zum Beſpringen, ſondern die von ihnen und den Moldauiſchen Stuten entſtandnen Blendlinge, die das Klima beſſer vertragen, da ausländiſche Pferde im 6ten Jahr dumpſig, hinkend oder lahm werden. Die Moldauiſchen Pferde ſind klein, aber in der Arbeit ausdauernd und voll Feuer, die beſten ſind die von den Siebenbürgiſchen Hirten, die oft ſehr vortreflich ſind und gute Paßgänger abgeben. Dieſe Vorzüge rühren von der nahrhaften Gerſte her, womit man ſie futtert.

Man findet in den Wäldern oft Schweine, die in der Wildniß leben und ganz das Anſehn wilder Schweine haben, die aber durch ihr weißes und wohlſchmeckendes Fleiſch ſich davon unterſcheiden.

lachey, mit 150 Gulden bezahlen ſehn; die ſchwarzen koſten das Stück 15 — 30 Gulden.

Die gemeinen Felle dienen Korduan daraus zu machen.

Man rechnet überhaupt, daß alles einbegriffen, eine Heerde von 1000 Stück, wenn ihrer wohl gewartet wird, jährlich in der Wallachey 1000 Gulden einträgt, es ſey dann, daß ein außerordentliches Sterben unter ſie komme. In der Moldau giebt es bey weitem nicht ſoviel Schafe und die Wolle iſt ſchlechter. Es iſt merkwürdig, daß es niemals möglich geweſen iſt, die Art der Zigai in der Moldau einzuführen, obgleich die Behandlung von allen Arten dieſer Thiere dieſelbe iſt. Nicht nur das junge Vieh artet aus, ſondern das Schaf ſelbſt, daß aus der Moldau nach der Wallachey gebracht wird, hat im zweyten Jahr längere und gröbere Wolle, und iſt im dritten völlig wie die einheimiſchen. — —

Rindvieh.

Ochſen und Kühe ſind in beyden Fürſtenthümern im Ueberfluß, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie in der Moldau viel ſtärker und größer ſind; ihre Höhe iſt wie die von den Ungariſchen Ochſen; ſie haben aber kürzere Beine und ſind dicker. Es werden viele in fremde Länder, beſonders nach Schleſien, getrieben. Ein Stamm von Moldauiſchen Zigeunern, die Linguraren heißen, von den hölzernen Löffeln und anderm Geräth, das ſie von Holz verfertigen, ziehn die beſte Gattung von Rindvieh, das ſie den Armeniern aus Gallizien zu 60 Piaſter das Stück verkaufen. — —

Die Büffel werden beſonders in der Wallachey ſehr genützt, theils zum Ziehen, theils wegen der vortrefflichen reichen Milch, die ſie geben; dieß Thier erfordert indeß viel Aufſicht, da es ſo wenig große Hitze als große

Kälte verträgt. Im Winter muß es in einem ſehr warmen Stalle bleiben und im Sommer ſtellt es ſich gern über und über in Sümpfe; ſie ſind gewöhnlich ſchwarz, man findet aber auch weiße, die nicht ſo wiederlich ausſehn als jene; ſie ſind ſehr wild und ſcheuen ſich nicht, wenn ſie in der Brunſt ſind, Menſchen anzugreifen.

Pferde.

In der Moldau giebt es zahlreiche Stutereyen; jeder Bojar hält die ſeinige von 100 — 200 Stuten; die beſten ſind die von den Armeniern, von denen jedermann Beſcheler zu haben ſucht; die gewöhnliche Farbe derſelben iſt ſchwarz oder braun. Die Geſtüte leben immer im freyen Felde; im Sommer freſſen ſie das friſche Gras und im Winter werden ſie mit dem Heu gefüttert, das die Eigenthümer gemacht und aufgehäuft haben. Man rechnet gemeiniglich auf 10 Stuten einen Beſcheler, der die Heerden gegen die Wölfe vertheidigt, die, wenn Schnee liegt, zu Zeiten die Heerden angreifen. Die muthigſten Aſiatiſchen Pferde taugen hierzu gar nicht. Man braucht daher nicht die Aſiatiſchen Hengſte ſelbſt zum Beſpringen, ſondern die von ihnen und den Moldauiſchen Stuten entſtandnen Blendlinge, die das Klima beſſer vertragen, da ausländiſche Pferde im 6ten Jahr dumpſig, hinkend oder lahm werden. Die Moldauiſchen Pferde ſind klein, aber in der Arbeit ausdauernd und voll Feuer, die beſten ſind die von den Siebenbürgiſchen Hirten, die oft ſehr vortreflich ſind und gute Paßgänger abgeben. Dieſe Vorzüge rühren von der nahrhaften Gerſte her, womit man ſie futtert.

Man findet in den Wäldern oft Schweine, die in der Wildniß leben und ganz das Anſehn wilder Schweine haben, die aber durch ihr weißes und wohlſchmeckendes Fleiſch ſich davon unterſcheiden.

Bienen.

Die Bienen geben ſchönes Wachs, vorzüglichen Honig und das grüne Wachs oder ſogenanten Lindeharz, womit ſie das Flugloch beziehn und was man zum Räuchern gebraucht. Im Sommer hegt man ſie in Stöcken von ausgehölten Baumſtämmen; die man aufbewahren will, werden im Winter in Stöcken, denen man ihren vollen Honig läßt, in die Erde in Höhlen vergraben, dieſe nennt man Bordei.

(Die übrigen zoologiſchen Bemerkungen des Verfaſſers ſind nicht wichtig genug, um ausgehoben zu werden, er war nur Dilettant, nicht Naturforſcher ex profeſſo. Indeß ſchmeichle ich mir doch, daß das hier ausgehobene manchem Leſer nicht unangenehm ſeyn wird, wenn gleich ſehr wenig davon neu iſt. Selbſt die Beſtätigung bekannter Dinge hat Werth. Mr.)

2.

Ueber die Feldmäuſe.

Vom Herrn Secretär Erdmann in Eutin.

Der nachſtehende Aufſatz iſt ein, mit Bewilligung des Herrn Verfaſſers, verfertigter Auszug, einer größern, in den Oldenburgiſchen Blättern vermiſchten Inhalts, befindlichen Abhandlung. Da dieſe Schrift weniger in Umlauf kommt, als ſie verdient, ſo glaubte man kein unverdienſtliches Werk zu übernehmen. Daß hier nicht das Ganze ſelbſt, ſondern nur ein Auszug des Ganzen geliefert wird, geſchieht gleichfalls einem Wunſch des Verfaſſers zufolge. Mr.

Unter den ſchädlichen Thieren nehmen die Feldmäuſe nicht den letzten Platz ein. Gefräßigkeit und ſchnelle Vermehrung dieſer Thiere tragen vorzüglich dazu bey, ſie dem Lande ſo ſchädlich zu machen, wie wir dies aus Erfahrungen wiſſen.

Die Feldmaus trägt 14 Tage, wirft vom Februar bis November fünf- bis neunmal, zu Zeiten auch zwölfmal, gewöhnlich ſechs- bis ſiebenmal Junge. Ja Pallas ſah im December noch junge Mäuſe und trächtige Mütter. Vierzehn Tage werden ſie geſäugt und dann müſſen ſie ihre Nahrung ſelbſt ſuchen. Man hat noch blinde Mäuſe geſehn, die noch nicht acht Tage alt waren und doch ſchon die Hälfte ihrer Größe erreicht hatten. In zwey bis drey Monaten ſind die Jungen völlig ausgewachſen und zur Brunſt tüchtig. Nach dem mittlern Verhältniß der Vermehrung kommen daher von einem Paar 3480 Junge. Doch muß man bedenken, daß dieſe Mäuſe höchſtens vier bis ſechs Jahre erreichen, und von allen Seiten durch Feinde und Gefahren bedroht werden. Dabey frißt das Thier alles, benagt Blei und nach Theophraſt ſogar Eiſen. Eine Inſel im Griechiſchen Archipelagus mußte wegen der Mäuſe verlaſſen werden, wie Plinius ſagt; Aelian erzählt eben das von einem Diſtrikte Italiens, und in neuern Zeiten ſollen die Holländer in Isle de France ihre Colonien aus ähnlichen Urſachen verlaſſen haben.

Der Schaden den die Feldmäuſe dem Staate thun, iſt leicht zu überſehn, ſie benagen Gras und Getreide, ſchaden dadurch alſo dem Ackerbau und der Viehzucht, ja auch in eingedeichten Gegenden ſind ſie durch ihre Minen Urſachen der Deichbrüche.

Ein gelinder Winter und ein gutes Frühjahr dienen den Feldmäuſen zur Erhaltung ihres Lebens. Vieler Schnee erwärmt ſie und ſchützt ihre Löcher für dem Zufrieren. Die großen Blätter der Winterrübeſaat oder

das,

das, durch Nachläſſigkeit des Pflügers, ſtehen gebliebene ſtarkbeſtaudete Unkraut gewährt ihnen Schutz. Unbequemes Erndtewetter, wodurch die Erndte verzögert wird, iſt ihnen erwünſcht, denn nun finden ſie reichlichere Nahrung und vermehren ſich deſto mehr. Ihr wiederholtes Abfreſſen der Saat im Herbſte, verſpätet die Erndte und vermehrt das Unkraut. Umgepflügte Stoppelfelder, wo die Erdſchollen Zwiſchenräume laſſen, gewähren ihnen Zufluchtsörter gegen ihre Feinde, es iſt daher beſſer, die langen Stoppeln zu verbrennen, als ſie ſtehn zu laſſen. Im dichten und fetten, aber nicht leimichten, Boden wohnen ſie am liebſten, weil ſie da am beſten ihre Höhlen anlegen können. Auf der Geeſt dauern ſie nicht aus, weil der Sand ihnen in die Ohren fällt. Am liebſten wohnen ſie in Erdhügeln, wo ſie am ſicherſten für Stöhrungen ſind, weil ſie da feſte Erde und ſchon zubereitete Gänge ihrer Vorweſer antreffen, die ſie der Mühe, ſelbſt zu bauen, überheben, was ſie nicht gern thun. Man ſollte aber auch die Feldmäuſe zu vertilgen ſuchen, ehe ſie hecken, ſo würde ihre ganze Generation auf ein Jahr zerſtört, dies iſt wohl möglich, wenn man nur die rechten Mittel anwenden will.

Die Anwendung der künſtlichen Mittel gegen die Feldmäuſe im Großen hat immer ihre Schwierigkeiten, wie jeder einſehn kann, beſonders aber dann, wenn nicht blos auf einzelnen Bemerkungen, ſondern im ganzen Diſtrikt der Runde, ſich dieſe Thiere finden.

Um alle Mittel gegen die Feldmäuſe zu überſehen und zu prüfen, wird folgende Eintheilung hinreichen.

Dieſe Mittel ſind entweder:

I. Künſtliche, wodurch man die Feldmäuſe entweder
    1) tödtet, und zwar
        a) durch innerliche,
        b) durch äußere Mittel,
    2) oder nur verſcheucht.

II. Natürliche Mittel. Hierher gehören:

1) die natürlichen Feinde der Mäuſe, und dieſe ſind
  a) ſie ſelbſt, oder
  b) andere Thiere,
2) die Witterung mit ihren Folgen.

Unter den künſtlichen Mitteln verdienen unſtreitig die Gifte einen der erſten Plätze, wenn man nicht beſorgen müßte, oft mehr Schaden als Vortheil dadurch zu gewinnen. So würde es ſeyn, wenn man beſorgen dürfte, daß die arſenicaliſchen Zubereitungen auf die Pflanzen, beſonders auf das Getreide Einflüſſe äußern könnten. Aber dieſes hat man nicht zu befürchten, da eine Pflanze, deren Keim vergiftet wäre, ſchwerlich dasjenige Alter erreichen könnte, in dem wir dieſelbe zu unſerm Gebrauche anwenden.

Um zu verhüten, daß Hausthiere oder wohl gar Menſchen durch dieſes Gift leiden könnten, koche man den Arſenik in verſchloſſenen Gefäſſen, die hernach nie wieder gebraucht werden, bringe ihn, nebſt der Lockſpeiſe, ſo tief als möglich in die Erde und in die Mauſelöcher. Warne alle Nachbarn und genieße alles Hausgeflügel, was vom Köder etwas geſchluckt haben könnte, ſehr behutſam.

Das erſte künſtliche Mittel iſt der Arſenik, oder das ſogenannte Rattenpulver. Man hat ihn auf Brod geſtreut in die Neſter gelegt, oder in einen Teig von Pfefferkuchen gemiſcht hineingebracht. Andere miſchten ihn mit Schmalz und ſteckten das mit Schweineklauen oder Torfbrocken in die Löcher. Folgende Miſchung rühmt man; auf 3 Loth Arſenik nimmt man 4 Loth Zucker und eine Handvoll Weitzenmehl, alles fein geſtoßen, rührt dies mit ½ Pfund Butter und etwas Bier zu einem Teige an, ſtreicht ihn auf kleine Hölzchen oder Scherben und legt die bey trocknem Wetter im Frühling oder Herbſt auf die Kornfelder, da wo die meiſten Feldmäuſe ſind, zur Lockſpeiſe nieder. Herr Blackwell miſchte 1 Unze Aniesöl, ½ Pfund Arſenik, 2 Unzen geſchabte Krähenaugen (nux vomica) und ½ Pfund Schweineſchmalz und legte dies als Kügelchen in die Mäuſelöcher. Kämen wieder Mäuſe aus der Nachbarſchaft, ſo miſcht man noch unter das Gift ½ Pfund Cocculus indicus (Meniſpermum Cocculus L.) und legt dies in dem Winkel einer Scheune nieder. Darauf ſolle man ein Bündel Talglichter mit Roſenholzöl einſalben, einen Strick darum binden und dieſe, bey ſtiller Nacht, an das Haus oder die Scheune des Nachbars bis an den Ort, wo das Gift läge, auf der Erde hinſchleppen laſſen. Nun müſſe man die Lichter von der Erde aufheben und wegnehmen, daß ſie nicht in der Nähe des Gifts bleiben, weil ſie ſonſt eher, als dieſes, gefreſſen würden. Hunde und Katzen würden dies Gift nicht anrühren, und, um ganz ſicher zu gehn, könne man ihre Naſe mit Anisöl einreiben. In Gärten zerſchneidet man ſaftige Rüben und Knollgewächſe in Scheiben, wendet ſie in fein geſtoßnem Arſenik um und legt ſie bey trockner Witterung in die Mäuſelöcher, ſollten die Löcher nach einigen Tagen nicht verfallen ſeyn, ſo ſind, außer den alten, noch junge Mäuſe darin vorhanden, auf die das Gift nicht hinlänglich würkte. In Häuſern und Vorrathskammern kann man Speckſchwarten, die mit Arſenik beſtreut ſind, annageln. Im Großen werden folgende Mittel beſſer ſeyn. Man laſſe ein Weitzenbrod im Waſſer auflöſen, vermiſche es, nachdem man die überflüſſige Feuchtigkeit abgelaſſen hat, mit Arſenik und knete einen Teig daraus, aus dem man Kugeln macht und auf den Acker umher ſtreut. Auch kann man beym Säen vergiftete Körner ausſtreuen. Man kann Bohnen mit Arſenik kochen und in die Mäuſelöcher ſtecken oder auf den Acker umher ſtreun, wie man im Oldenburgiſchen that. Ferner nahm man zwey Kannen

in

zu Mehl gemahlnes Gerſten- oder Weitzenmalz, miſchte damit ein halb Pfund feingeſtoßnen Arſenik, feuchtete ihn an, machte Kugeln daraus von der Größe einer Wallnuß und ſteckte ſie in die friſchen Mäuſelöcher. Die davon fraßen, ſtarben und vertrieben die übrigen durch ihre Fäulung. Man ſchüttete Arſenik unter zerquetſchte Hanfkörner, miſchte ſie wohl und ſchüttete ſie in die Löcher. Lüders empfiehlt, man ſoll gekochte Grütze mit Arſenik in einer feſtſtehenden Schüſſel auf dem Felde ausſetzen, drey Mauerſteine darum legen und etwas ſchweres darüber decken, daß bloß die Mäuſe durch die Zwiſchenräume dazu kommen.

Das ſublimirte Queckſilber iſt das zweyte künſtliche Mittel. Man muß eben ſo vorſichtig bey ſeiner Anwendung, wie beym Arſenik, verfahren, da es eben ſo giftig iſt als der Arſenik. Man ſchüttete es in ausgehöhlte Röhren oder Wurzeln und ſteckte es mit gutem Erfolg in die Mäuſelöcher.

Von den Krähenaugen (nux vomica) pulveriſirte man eine Unze oder weniger, machte mit Butter oder Schweineſchmalz einen Teig daraus, wickelte Stücke von der Größe einer Haſelnuß in weißes Papier und ſteckte es ſo in die Mäuſelöcher. Man kochte einen Brey aus Waſſer und Krähenaugen, deſſen Stücke man bey der Ausſaat auf die Felder ſtreute, oder man ſtreute ſie pulveriſirt auf Brod, oder knetete ſie in einen Teig u. ſ. w.

Die weiße Nieswurz (Veratrum album), das Läuſekraut (Delphinium Staphiſagria), den Schierlingsſaamen wandte man eben ſo an. Vielleicht wären auch Bilſen (Hyoſciamus niger), Wolfsmilch (Euphorbia) oder Eiſenhut (Aconitum napellus), anwendbar.

Aufgelöster Biſam auf Brod oder Bohnen geſtrichen iſt anwendbar, aber zu theuer.

Mechaniſch würken Eiſenfeilſpäne oder pulveriſirtes Glas mit Sauerteig und Schweineſchmalz geknetet und umher zerſtreut. Dieſe Mittel haben den Vortheil, daß ſie andern Thieren nicht leicht ſchaden und auch von dieſen nicht gefreſſen werden.

Um die Würkung dieſer Mittel zu erleichtern, kann man die Feldmäuſe einige Tage vorher durch wohlſchmeckende Speiſen auf gewiſſe Sammelplätze locken. Auch lege man das Gift nur bey warmer trockner Witterung.

Aeußerliche Mittel die Mäuſe zu tödten ſind Schlingen oder Fallen, die mancher auch deswegen lieber anwendet, weil ſie nicht, wie das Gift, andern Thieren oder ſelbſt Menſchen ſchaden können.

Hieher gehört die Topffalle, man gräbt die Töpfe um den auf Pfählen, nach Art der Ruſſiſchen Tartaren, geſetzten Kornſchober, ſo tief in die Erde, daß ihr oberſter Rand völlig mit dem Erdboden gleich iſt und gießt ſie dann halb voll Waſſer. Auch die ſogenannten Studentenfallen, wo man eine geröſtete Nuß, wie Büffon, oder auch jede andere Lockſpeiſe, unter einem ſchweren Stein legt, der von einem leichten Stecken ſo geſtützt wird, daß er durch die geringſte Bewegung der Maus umfällt und ſie erſchlägt, haben ihren Nutzen.

Man kann auch, wie Wolf, (über die Feldmäuſe S. 183.) runde glatte Löcher in die Erde machen, die oben etwas enger zulaufen, die Mäuſe fallen häufig hinein, laufen immer im Zirkel herum, matten ſich ab und reißen andre Mäuſe nach ſich.

Eben derſelbe empfiehlt auch dieſe Thiere durch Pulver, in viereckichten Löchern, wo man ſie hinein lockte, in die Luft zu ſprengen, oder mit Strohfeuer zu verbrennen, wie im Mainziſchen geſchehn ſoll.

Man ſoll lebendige Mäuſe mit Wagentheer oder Fiſchthran beſchmieren und ſie dann laufen laſſen. Dieſer Geruch iſt ihnen ſo zuwider, daß er alle ihre Gefährten zum Fliehen bringt, daß ſie oft aus Angſt ſterben.

Der Dampf von Thierhuf, der Geruch verbrannter Mäuſe, der Rauch der Aſphodillwurzel, des Zwergholunders und der Schwefeldampf ſind ähnliche Mittel. Ruß, den man eine Zeitlang mit Waſſer übergoß und dies Gemenge nun auf Feldern ausſchüttet, vertreibt ſie gleichfalls. Wacholderſträuche oder Erlenlaub, unter das Korn oder hinter Tapeten gelegt, hält die Mäuſe ab. Krünitz empfiehlt die Mäuſelöcher mit hölzernen Pflöcken zu verſchließen. Man kann dies auch mit Glasſcherben und mit Werg und Heede thun, das mit Fett getränkt iſt.

V.

Biographie.

Macdonagh.

(Beſchluß.)

Während die Zeit mit dieſen vergeblichen Unterhandlungen verſtrich, hatte Roſens Bruder ſich an Herrn Plunkel, Commendanten zu Antwerpen, gewendet, und letzterer beſchloß, mit Hülfe des D'uzan, des Secretairs, des Grafen Ogare, Roſen wieder abtrünnig zu machen zu ſuchen. Der Commendant zu Antwerpen hatte eine Tochter im engliſchen Nonnenkloſter. Er ſchützte eine Reiſe zu ihr vor und nahm ſeinen Weg durch Brüſſel, wo er dem Grafen Ogare aufwartete, auf deſſen Erbſchaft alle Plunkels Jagd machten und immer fürchteten, ich möchte ſie ihnen wegſchnappen. Der Antwerper bat ſich vom Grafen Ogaré den Deuzan aus, um Roſen nach den Niederlanden und in den Schooß einer Familie zurückzubringen, die, wie er ſagte, von Begierde brenne, ihre Unglücksfälle ihr vergeſſen zu machen. Aber der alte Graf, der ſich um Roſen wenig oder nichts bekümmerte, wendete ein, daß Deuzan unentbehrlich ſey, daß er ihn keinen Augenblick von ſich laſſen könne. Unterdeſſen willigte er am Ende doch ein, weil ihm einfiel, Deuzan könnte während ſeines Aufenthalts zu Paris die Einrichtungen wegen gewiſſer Renten treffen, die der Graf da zu heben hatte. Deuzan reiſte alſo mit dem Commendanten ab. Unterwegens wußte letzterer ihn ganz auf ſeine Seite zu ziehen und ihm ſeinen Einfluß auf ſeinen alten Gebieter abzukaufen. Als ſie nach Paris kamen, nahmen ſie ihre Wohnungen in zwey verſchiedenen Gegenden der Stadt. Gleich den andern Tag machte Deuzan der Roſe ſeine Aufwartung. Der Commendant beſuchte ſie auch, wollte aber nicht zugeben, daß ich ihn dahin begleiten durfte. Dieß alles geſchah im October 1775, eben als der brittiſche Miniſter bey dem Grafen Vergennes förmlich um die Entlaſſung der Demoiſelle Plunkelt aus dem Kloſter und im Nahmen ſeines Hofs angehalten hatte. Nun ließ das franzöſiſche Miniſterium der Aebtiſſin des Kloſters Pour-Royal befehlen, Roſen unverzüglich auf freyen Fuß zu ſtellen. Der Abbe Gines hatte Roſen vorher einen Wink davon gegeben; aber an dem Gebrauch, den ſie von ihrer Freyheit machte, wird man gar bald die Wirkung der Einflüſterung und Rathſchläge des Commendanten und des Deuzan erkennen.

Roſe, deren Karakter dieſe zwey liſtigen Verſchworenen von Grund aus ſtudirt hatten, ließ nun bald merken, daß ihr mehr an dem Genuß von Glücksgütern, als an der Erhaltung eines reinen und unbeſcholtenen Nahmens ohne Reichthum gelegen ſey; als eine natürliche Folge der Obergewalt, welche eine Leidenſchaft von der Stärke bey Seelen ohne Grundſätze über alle andere Neigungen ausübt, entſchloß ſich Roſe, nun in dem Kloſter zu bleiben, aus dem ſie ſich vorher ſo viele Mühe gegeben hatte zu entkommen. Jungfer Jamet fuhr fort, die treue Vertraute und Botſchafterin von Roſen zu ſeyn. Doch dieſesmal war ſie ehrlicher, als ihre Gebieterin, denn ſie trug mir alles zu, was mir nützlich zu wiſſen ſeyn konnte und benachrichtigte mich jeden Tag von den Reſultaten der Zuſammenkünfte der Roſe und des Deuzan. Außer ihr hatte ich noch zwey andere Aufpaſſer in meinen Dienſten, die auf das Thun und Laſſen des ſeinen Herrn acht geben mußten.

Endlich erfuhr ich, daß Deuzan Roſen um acht Uhr Abends in einem Cabriolet mit Extrapoſt beſpannt entführen würde, und daß der Policeylieutenant einem gewiſſen Buhau, einem von ſeinen Helfershelfern befohlen hätte, Roſen und ihren Entführer bis an die Barriere St. Denis zu geleiten. Kaum war dieſes geſchehen, ſo ſetzte ich Roſen mit Courierpferden von Station zu Station nach; auf jeder Poſt erkundigte ich mich, ob nicht eine Dame und ein Herr ſo und ſo, wie ich ſie beſchrieb, paſſirt wären. Man verſicherte mir, ich würde ſie noch einholen können und wirklich hatte ich Hoffnung, bey Einbruch der Nacht ſie zu Peronne zu überraſchen. Aber als ich vor dieſer Feſtung ankam, waren die Thore ſchon geſchloſſen, und ich mußte in der Vorſtadt warten, bis ſie geöffnet werden würden. Ich erfuhr nun, daß meine Flüchtlinge ſchon weit jenſeits der Stadt wären. Ich erreichte die Station Bon-Avis, drey Stunden von Cambray, und hier erwartete mich ein ſchreckliches Beyſpiel von der Allmacht des Geitzes über die Seele eines Weibes, die er beherrſcht. Der

Herr und die junge Dame, ſagte die Wirthin ganz treuherzig zu mir, die ſie mir beſchreiben, ſind geſtern Abends hier angekommen und haben bey einander in einem kleinen Cabinet geſchlafen, weil ich ihnen kein ander Zimmer geben konnte. Ich bebte vor Beſtürzung und Abſcheu, ich verlangte den Alkoven zu ſehen. Die Wirthin that es und ſie und der Poſtillon gaben mir auf mein Verlangen ein ſchriftliches Atteſtat *) von dieſer Schändlichkeit. Ich verweilte hier einige Augenblicke, theils um mich zu erholen, theils um wieder ein wenig Faſſung zu bekommen, ſchlief zu Cambray und gieng nach Brüſſel, um den Grafen Ogare zu ſprechen. Wie ich durch Mons kam, erfuhr ich von einem Schöppen, der auch Punkelt hieß, daß Deuzan die Roſe in ein Kloſter dieſer Stadt gethan habe.

Gleich nach meiner Ankunft zu Brüſſel begab ich mich zu den Grafen Ogare und ſchüttete in ſeiner Gegenwart meine bittern und gegründeten Beſchwerden über ſeinen abſcheulichen Secretair aus; ich zeigte ihm das Atteſtat der Poſthalterin und ſtellte ihm vor, daß er einen ſolchen Menſchen unmöglich länger in ſeinem Hauſe dulden könne. Aber wie wurde mir, als der alte Graf in Thränen zerfließend und im Ton des Schreckens und der

---

*) Ich unterſchriebene Poſthalterin zu Bon-Avis, 3 Stunden von Cambrey, urkunde und bekräftige hiermit, daß Sonnabend den 14. October 1775 in einem Cabriolet von Peronnes auf der Pariſer Heerſtraße zwiſchen 5 und 6 Uhr Abends ein Herr von Mittelgröße, ſehr pockengrübigt, eine Peruque tragend und ohngefähr 40 Jahre alt, nebſt einer Dame von ohngefähr 22 bis 23 Jahren, groß und wohlgeſtaltet, bey mir eingekehrt ſind, die bey mir zu Abend gegeſſen und zuſammen in einem Cabinet geſchlafen haben. Sonntags den 15. Octob. 1775 ſind ſie um 5 Uhr Morgens nach Cambray weiter gefahren. Bon-Avis, den 16. October 1775. Lauſhiez, verwittwete Crepin. Ich bekräftige, daß ſich obiges ſo verhält. Joh. Babtiſte Painblanc, Poſtillion zu Bon-Avis, weil er nicht ſchreiben kann, hat er ein (†) Creuz gemacht.

der Beſtürzung ausrief: Der Menſch beſorgt alle meine Geſchäfte, es iſt mir ohnmöglich, ihn zu entbehren! Ueber und über zitternd ſchickte er hin und ließ ihn rufen. Deuzan kam, und nun ereignete ſich ein Auftritt, der in einer Tragicomödie hätte eine Stelle einnehmen können.

Wie haben ſie ſich unterſtehen können, redete ihn der Graf an, bey Roſen zu ſchlafen? — Deuzan dem das Atteſtat das Leugnen benahm, erwiederte: Roſe habe ſich vor Geſpenſtern gefürchtet, und deswegen nicht allein ſchlafen wollen — So hätte die Aufwärterin bey ihr ſchlafen können, unterbrach ich ihn — Frälen Plunkett, antwortete Deuzan mit einer heuchleriſchen Einfalt, hat ihr ganzes Vertrauen auf mich geſetzt — Damit hatte die Unterredung ein Ende und der Graf begnügte ſich, ſtatt aller Strafe ein paar Aeußerungen des Unwillens gegen ſeinen Secretair in den Bart zu murmeln. Man ſtelle ſich meine Wuth vor; tauſend Plane und Entſchlüſſe kreuzten ſich in meinem Kopfe, endlich nahm ich mir vor, meine Zuflucht zu der bekannten Billigkeit des Prinzen Carl von Lothringen zu nehmen. Ich ſetzte ein Bittſchreiben auf, worin ich ſeine Hoheit bat, dem Grafen vorzuſtellen, daß die Ehre ſeines Hauſes erfodere, den Deuzan abzudanken. Vorher aber gieng ich noch einmal zu den Grafen, um ihm das Bittſchreiben zu zeigen, ehe ich es überreichte. Deuzan war eben im Vorzimmer. Er konnte leicht errathen, was das Papier enthalten möchte, das ich in Händen hielt; er kam auf mich zu und wollte es mit den Worten wegreißen: wenn ſie noch ein Wort von dem Vorfall ſagen, ſo ſoll es ihnen reuen. Ich war in dem Augenblick ganz allein mit ihm und ich läugne nicht, dieſe Rede und ſeine Handlung brachten mich aus aller Faſſung. Ich packte ihn bey der Bruſt und warf ihn in eine Ecke auf den Soffa. Er ſprang auf, lief zur Thür hinaus und zum

I.

Gedichte.

1.

Nehmt mich auf!

Nehmt mich auf, ihr ſtillen Bäume,
Wo Ihr Aug' an meinem hing,
Wo Sie, tiefgefühlt von Allen,
Stolz in Ihrer Schönheit ging:

Daß die Luft, die Sie gekühlet,
Noch mich Schmachtenden ereilt,
Und Ihr Bild mir noch begegnet,
Wenn's in dieſen Gängen weilt.

Jenes Bild des edlen Herzens,
Das aus jedem Blicke lebt:
Jenes Bild des Schwanenwuchſes,
Der ſo ſchlank hinanwärts ſchwebt.

Offizier von der Wache des Prinzen, bey dem er mich anklagte, ich wäre gekommen, um den Grafen zu ermorden. Der Offizier ſchickte zwey Hellebardirer, und ließ mich auf die Wache bringen. Alle Vorſtellungen, die ich dem Offizier machte, halfen nichts, denn er war ſchon von dem Secretair zu ſehr gegen mich eingenommen. Der Graf Ogare ließ mir hierauf befehlen, mich unverzüglich aus dem Pallaſt in mein Logis zu begeben. Ich gab kaltblütig zur Antwort: ich wäre weit entfernt das geringſte zu thun, was dem Grafen Ogare mißfallen könnte, und da ich ſein Verwandter wäre, ſo könnte wohl niemand mehr, als ich ſeine Ruhe in Ehren halten; ich hätte aber geglaubt ein Recht zu haben, einen von ſeinen Leuten zu züchtigen, der gegen mich die Achtung aus den Augen geſetzt hätte, ich würde mich übrigens unverzüglich in meine Wohnung verfügen. **Deuzan**, ohne eine Minute Zeit zu verlieren, ſuchte den Antwerper Commendanten den Plunkelt, Roſens intereſſirte Verwandten, auf, und beyde wußten durch Lug und Trug bey dem Grafen Stabremberg einen Befehl zu erſchleichen, kraft welchen ich durch 30 Mann in meinem Gaſthof arretirt und ins Gefängniß geführt wurde. Ein und zwanzig Tage blieb ich, ohne jemand zu ſehen oder zu ſprechen, aufs engſte eingeſperrt und nach Verlauf dieſer Zeit wurde ich in einen Wagen geſetzt und unter Begleitung von vier Polyzeyreitern auf die Grenze gebracht, wo mir noch ausdrücklich eingeſchärft wurde, Mons zu vermeiden, wo ſich Roſe in einem Kloſter befand. Dieſer Befehl war ganz unnöthig, denn ſeitdem Roſe ſich ſo verächtlich an Deuzan preiß gegeben hatte, hätte ich gewünſcht, daß die größte Kluft zwiſchen ihr und mir befeſtigt wäre.

Ich hatte aus meinem Gefängniß zu Brüſſel an den daſigen franzöſiſchen Geſandten geſchrieben, und mich als franzöſiſcher Offizier auf ſeinen Schutz berufen; allein ſtatt dieſe heiligſte Pflicht ſeiner Gegenwart zu erfüllen, hatte er mich unter dem Drucke meiner Verfolger gelaſſen. Sobald ich zu Valenciennes war, ſchrieb ich an dieſen Geſandten einen Brief, worin ich ihn auf eine ſo bittere und derbe Art an die Pflichten ſeines Geſandtſchaftspoſten erinnerte, daß es nothwendig ſeinen Unwillen reitzen mußte; aber mit der Verzweifelung verläumdeter Rechtſchaffenheit mußte ich zu Valenciennes erfahren, daß man mich beſchuldigt habe, ich hätte dem Grafen Ogare ein Packt Briefe entwendet, welche eine Dame von Stand an ihn geſchrieben. Dieſe ſchwarze Verläumdung, das Hirngeſpinſt des Deuzan und ſeiner Mitverſchwornen, der erbſüchtigen Plunkelts, denen ich im Weg war, wurde von dem franzöſiſchen Geſandten, deſſen Zorn ich mir durch meinen hitzigen Brief zugezogen, als Wahrheit in einer Depeſche an den Miniſter zu Verſailles angeführt, welcher Depeſche zugleich das Original des obgedachten Briefs beygeſchloſſen war. Auch der Graf Stahremberg ſchrieb an den Grafen Vergennes, und bat ihn, einen Verhaftbefehl gegen mich auszufertigen, damit ich auf die Citadelle von Valenciennes geſetzt würde. Der Graf Vergennes ſchrieb an den Miniſter dieſes Departements und ließ den Verhaftbefehl auf alle feſte Plätze in der Gegend von Valenciennes ſich erſtrecken. Zum Glück befand ſich damals das Regiment Berwic zu Cambray, und unter dieſem ein Landsmann, der es redlich mit mir meynte. Herr D. Moore, ſo hieß er, bat mich zum Eſſen und vertraute mir heimlich, welche Gefahr mir drohe. Ich eilte aus der Stadt zu kommen, und erreichte dieſelbe Station Bon-Avis, wo ich ſo unerwartet Roſens ſchändliches Betragen erfahren hatte. Man kann ſich vorſtellen, was für eine Nacht ich da, unter ſolchen Erinnerungen, zubrachte. Ich wartete die Pariſer Landkutſche ab, und kam mit ihr den 25. Januar 1776 zu

Paris an. Ich begab mich ſogleich nach Verſailles, um Erkundigung von dem gegen mich eingefädelten Verſchwörungsplan einzuziehen. Ich war ſo glücklich, einen Commis von meinen Bekannten zu finden, der die Großmuth und Offenherzigkeit hatte, mir zu entdecken, daß die Verhaftsbefehle gegen mich allerdings ausgefertiget wären, und daß mich der Polyzeylieutenant überall zu Paris ſuchen ließe.

Es war ſehr kalt, aber die Gefahr war dringend und ich verfügte mich eiligſt nach Rouen. Allein wegen des Eiſes konnte kein Schiff dort auslaufen, ich gieng nun nach Dieppe, in Hoffnung, von dort aus nach England überſchiffen zu können; allein auch da hielt das Eis die Schiffe im Hafen zurück. Ich war alſo genöthigt Calais zu wählen, das ich ſorgfältig vermieden hatte, weil ich fürchtete, daß Steckbriefe dort auf mich warteten. Ich ſchrieb an den Abbe Macdermoth und bat ihn, mir bey dem Lord Stormont einen Paß unter dem Nahmen Deniſon auszuwirken. Er that es, und ich erhielt den Paß richtig zu Calais, poſte reſtante. Kaum war ich in das Packetboot geſtiegen, ſo ſtieg auch ein Sergeant mit 12 Musquetiren hinein. Jetzt glaubte ich mich verrathen, zumal da er ſich an mich wendete, und mich für den Mann hielt, den er arretiren ſollte. Ich zeigte meinen Paß vor, und er ſah, daß er ſich geirrt hatte, denn er ſuchte einen Engländer, der ſich beym Regiment Dillon hatte anwerben laſſen. Wir giengen unter Segel; aber bald drehte ſich der Wind. Ein Sturmwind mit Blitz und Donner peitſchte das Meer dergeſtalt, daß der Schiffer des Packetboots ſich nicht anders zu helfen wußte, als es auf gut Glück treiben zu laſſen. Wir landeten endlich zu Deal in der Grafſchaft Kant; ich nahm mit einem andern Paſſagier einen Wagen, und wir langten zu London den 1ſten Februar 1776 an.

In dieſem Aſyle wahrer Freyheit hatte ich das Glück drey von meinen Verwandten anzutreffen. Die Geſchichte meiner Verfolgungen erregte ihr Mitleid und ſie nahmen Theil an meinem Unwillen, wie ſie Theil an meinem Schmerz genommen hatten, als ſie von mir aus Briefen, die ich erhielt, erfuhren, das der brave Ogare, der in einer gänzlichen Beraubung ſeiner Verſtandeskräfte geſtorben ſey, vor ſeinem Tode auf Deuzan's Anſtiften ein Teſtament zum Beſten Roſens und ihres Bruders gemacht und mich gänzlich übergangen habe. Die drey Verwandten, durch die thätige Unterſtützung, die ſie mir leiſteten, ſetzten mich in den Stand, von London aus mit dem franzöſiſchen Miniſterium Unterhandlungen zu pflegen, und der Graf Vergennes ſchrieb mir endlich eigenhändig, daß ich nach Paris zurückkommen möchte. Ich war ſchwach genug, mich auf ſein Wort zu verlaſſen und verließ London nach einem Aufenthalt von acht Monaten. Meine Abſicht bey dieſer Reiſe war, Einſpruch gegen das Teſtament zu thun und die Leibrenten zu requiriren, welche der Graf zweyen nicht naturaliſirten Fremden, der Roſe und ihrem Bruder zum Nachtheil meiner vermacht hatte, der ich ein weit näherer Verwandter und Franzoſe war. Ein vertrauter Correſpondent zu Mons ſchrieb mir, daß Roſe im Begriff ſtünde, ſich mit einem Grafen zu Namur zu verheyrathen, und daß ſie bis zur Vollziehung dieſer Heyrath ſich bey dem Marquis Traſignies zu Marimont aufhalte. Bey Leſung dieſes Briefs entflammte mein Unwille von neuem, und ich ſagte mir, daß Roſe wieder einen ehrlichen Mann betrügen wolle, der es ſo wenig verdient hätte, als ich. Ich ſchrieb ihr, daß ich nicht zugeben würde, ſo lange der Himmel mir mein Leben friſte, daß ſie einen andern Mann heyrathe, als mich, und daß ich meine Zuflucht zu den Gerichtshöfen nehmen, und meine gerechten Anſprüche auf ſie geltend machen würde, wenn ſie ſich erfrechte, Natur, Religion und Geſetze mit Füßen zu treten. Auf dieſen Brief erhielt ich keine Antwort; Roſe theilte ihn dem Deuzan mit. Deuzan, der mit dem Waſh, oder dem Grafen von Walſh-Serrant, den ich oben charakteriſirt habe, in Verbindung ſtand, bat ihn, mich zu beſuchen und mir den Antrag zu thun, meinen Anſprüchen gegen ein Stück Geld zu entſagen. Ich ließ ganz geduldig den vorgeblichen Herrn Grafen ſein Wort anbringen, und als er ausgeredet hatte, gab ich ihm zur Antwort: daß mich die Geſetze allein von Roſen trennen könnten; daß ich zwar ſehr geneigt wäre, einer Meyneidigen und Entehrten, wie ſie ſey, zu entſagen, aber nicht für Geld. Seitdem, fuhr ich fort, was zu Bon-Avis vorgefallen iſt, verachte ich ſie von ganzem Herzen; aber ich mag keinen Täuſch und Handel mit ihrer Perſon treiben; Roſen iſt vor dem Kloſter bange, weil ſie das Kloſterleben haßt, und ſie weiß wohl, daß ich von ihr verlangen kann, ſich mit ihrer Schande hinter dieſen Mauern zu verbergen; aber über dieſen Punkt können nur die Geſetze entſcheiden, und jede andere Art von Vergleich iſt zwiſchen einem Mann von Ehre und einem Weibe, das er als das ſeinige anſehen muß, unmöglich.

Der Graf zog mit einer langen Naſe ab, und Roſe nahm nun ihre Zuflucht zu einem Exjeſuiten, Nahmens Onelly, einem Freund des Walſh-Serrant. Der Exjeſuite fühlte wohl, daß er nichts bey mir ausrichten würde, wenn er von neuem mit ſeinem Geldgebot angezogen käme, daß es weit kürzer ſey, ſich gleich an jemanden zu wenden, der über Verhaftbefehle ſchalten und walten könne, um ihn zu bewegen, mich einſperren zu laſſen. Ich erfuhr alle dieſe Schritte, welche der vorgebliche Graf bey den Miniſtern Amelot und Vergennes that, und ſie vermehrten nach das Gefühl von Verachtung, welches mir der Geſchäftsträger der Deuzan und Plunkett eingeflößt hatte. Dazu kam noch ein anderer Bewegungsgrund, welcher den Walſh anfeuerte, den Verhaftbefehl gegen mich auf das äußerſte zu betreiben. Er hatte es durch ſeinen Credit dahin zu bringen gewußt, daß das Regiment, welches vor dieſem Roſcommon hieß, und jetzt Walſh heißt, wieder aufgerichtet werden ſollte; der Kriegsminiſter hatte aber dabey die Clauſul einfließen laſſen, daß die verabſchiedeten Officiere der Regimenter der irrländiſchen Brigade dabey angeſtellt werden ſollten. Als ein ſolcher hatte ich denn die größten Anſprüche auf eine Stelle bey dem neuen Regiment; allein Walſh wollte nichts davon wiſſen und ſchlug es mir geradezu ab. Darüber kamen wir denn ein wenig hart aneinander, ich ſagte ihm meine Meynung ſehr derb, und da ſeine Feigherzigkeit böſe Folgen davon ahndete, ſo plagte er den Kriegsminiſter unter mancherley Vorwand ſo lange, bis dieſer den Verhaftbefehl gegen mich ausfertigte, welchen die beyden andern Miniſter ihm verweigert hatten.

Den 10ten April mitten in der Nacht wurde das Hotel Braunſchweig in der Magazinſtraße durch einen Trupp Polizeygefreyten und Polizeyſpione umringt, die den Polizeycommiſſair Fontaine an ihrer Spitze hatten. Sie kamen in mein Zimmer, durchſuchten, wie gewöhnlich, alle Winkel und führten mich in das Gefängniß der Abtey Saint-Germain des Prés. Den 15ten April kamen Deuzan und Lord Dunzany mit Extrapoſt nach Paris und zahlten an den Grafen Walſh-Serrant, wie ich nachher erfahren habe, die 1000 Carolin aus, die ſie ihm verſprochen hatten, wenn er es dahin brächte, daß ich feſtgeſetzt würde. Zwanzig Tage darauf ſah ich die zwey Polizeybeamten, Sommelier und Chênetier in meinen Kerker treten, ließen mir Feſſeln anlegen und ſetzten mich in einen Wagen mit Poſtpferden beſpannt, der mich vor dem Gefängniß erwartete. Hier nahmen ſie mich zwiſchen ſich und ſo fuhren wir mitten in der Nacht, deren Stille nur durch das Geklirre meiner 60 Pfund ſchweren Ketten unterbrochen wurde, immer auf der Heerſtraße von Autun fort. Ich wär den ganzen Weg in Betrachtung über meinen Zuſtand vertieft, und fing an, einige Hoffnung zu faſſen, daß es mir möglich ſeyn möchte, meinen Wächtern zu entwiſchen. Die Schwere der Kette, die meinen Leib umſchlang und meine Hände feſſelte, hatte ſie in dem Wahn beſtärkt, daß ſie nichts von mir zu fürchten hätten. Ich nützte dieſe Zuverſicht und ſprang ſammt meinen Ketten zu Autun vom Walle herab. Die Heftigkeit meines Falls benahm mir Anfangs alle Beſinnungskraft; doch ich bekam bald meine Kräfte wieder, und ſchleppte mich bis in den Wald, der den Nahmen dieſer Stadt führt. Hier verkroch ich mich in ein Dickicht, wo ich die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag zubrachte. Zwey Bauern aus den benachbarten Dörfern, deren Mitleid ich anflehte, hohlten Feilen bey einem Schmidt und entledigten mich damit meiner Ketten. Ein dritter Bauer wurde dieſe menſchliche Handlung gewahr und verrieth den beyden Polizeygefreiten, daß ich im Wald verſteckt wäre und gewiß, ſo bald es dunkel werden würde, mich herausſchleichen, und den Weg nach Chalons nehmen würde. Die beyden Polizeybedienten hatten 1000 Laubthaler von dem Grafen empfangen, um meinen Transport zu beſorgen; ſie opferten 400 Livres davon auf und theilten ſie unter die Bauern aus, damit ſie einen armen unſchuldigen Gefangenen wieder zu fangen behülflich ſeyn möchten, den man ihnen als einen Böſewicht und als eine wahre Bürde der Erde beſchrieb. Die ganze Marechauſſe von Autun war auf den Beinen und die leichtgläubigen Bauern leiſteten ſo gute Hülfe, daß ich entdeckt und meinen Wächtern wieder in die Hände geliefert wurde, die nun ihre Vorſicht verdoppelten, und mich glücklich nach der St. Margaretheninſel und in die Hände des Herrn Robaud, Commendanten des daſigen Forts, überbrachten. Dieſer Robaud, den der Marſchall von Secur in der Folge abſetzte und wegen ſeiner Plackereyen und ſchlechten Streiche ſogar zum Poſten eines Kerkermeiſters zu ſchlecht fand, verbreitete in der ganzen Gegend das Gerücht, ich ſey ein grober Staatsverräther und ein engliſcher Spion; er ſetzte hinzu, daß der Verwegene, der ſo kühn ſeyn würde, mir einen Brief oder ſonſt eine ſchriftliche Nachricht zukommen zu laſſen, vom Miniſterio zum voraus zu einer ewigen Gefangenſchaft verdammt ſey. Dieſer Menſch, der ohne Zweifel von meinen Verfolgern Aufträge dazu hat, ruhte nicht eher, bis er von mir das Duplikat des von Roſe ausgeſtellten Neukaufsſcheins ausgeliefert erhalten hatte, um ſelbſt die geringſte Spur eines ehemaligen Verſtändniſſes unter uns zu vertilgen. Erſt fünf Jahre nachher erfuhr ich, daß ſie ſich mit einem gewiſſen Carondelet aus Valenciennes verheyrathet habe. Ich ſchmachtete in eben dem Kerker, wo die bekannte eiſerne Maſke Ludwigs des XIV. natürlicher Bruder den Augen der Welt entzogen worden war. Meine Verfolger betrachteten mich als einen Menſchen, der aus der Liſte der Lebendigen ſo gut als ausgeſtrichen ſey. Ich bin ſogar überzeugt, daß man den rechtſchaffenen Perſonen von Stande in den kaiſerlichen Niederlanden, die um meine Verhältniſſe mit Roſen wußten, überredet haben wird, daß mein Tod Roſen von ihren mit mit eingegangenen Verbindlichkeiten frey ſpräche.

Ich habe ſchon oben angemerkt, daß Robaud ſeines ſchlechten Betragens wegen von dem Marſchall von Secur, der dem Prinzen von Montparis als Kriegsminiſter nachfolgte, ſeiner Stelle entſetzt wurde. Der Herr von Montgrand erhielt ſie. Wahrſcheinlich mußte man mich dem letztern mit recht ſchwarzen Farben abgewahlt haben, weil er mich gleich mit Antritt ſeines neuen Poſtens auf eine Art behandeln ließ, wie man ſonſt nur Ungeheuer von Menſchen behandelt, die keines Mitleids würdig und fähig ſind, alles zu unternehmen, um ihre Freyheit wieder zu bekommen und von neuem die Geißel und das Schrecken der Menſchheit zu werden. Dieſer Montgrand befahl, daß die ſtarken Gitter, welche in die dicke Mauer meines Gefängniſſes eingelötet und ſo dicht waren, daß kaum ein ſchwaches dämmerndes Licht hereinfiel, wenn alles ſich außen der lebhaften Klarheit eines ſchönen Tags freute, daß, ſage ich, dieſe ſtarken dichten Gitter täglich viſitirt werden ſollten. Aus Furcht, man möchte mir ein feilendes oder ſchneidendes Inſtrument zuſtecken, ließ mich Montgrand zweymal des Tages durchſuchen. Dieſe Durchſuchungen geſchahen von den armen Menſchen, welche die Härte ihres Schickſals nöthigte, ihre Hände zum Quälen anderer Unglücklichen zu leihen, mit einer ſolchen Strenge und Pünktlichkeit, daß man mich ſogar bis aufs Hemd und die Unterhoſen auszog. Wenn man mit dieſen für die Menſchlichkeit und Schaamhaftigkeit ſo beleidigenden Viſitirungen fertig war, ſo wurde nun mein Kerkerloch und mein Strohlager eben ſo regelmäßig durchſtöhrt. Speiſe, Getränke, Geſchirr, Teller, Becher, alles wurde ſowohl beym Auftragen, als Wegnehmen viſitirt und umgewendet; mein Eſſen bekam ich von einem elenden ſchmutzigen Sudelkoch, einem Schelm von Hauſe aus und der noch dem Commendanten von dem, was er mir abzwackte, ſeinen Theil abgeben mußte. Nun urtheile man ſelbſt, wie ſchmal und erbärmlich meine Koſt ſeyn mußte. Die Viſitirungen meines Eſſens geſchahen blos aus der Abſicht, um ſich ſicher zu ſtellen, daß man mir nicht in das Fleiſch oder in die Krume meines groben Brods ein Stück Uhrfeder zupraktiziren möchte, weil Montgrand die ſtupide Schwachheit hatte, ſich einzubilden, daß ich die ungeheuern Reihen von Gitterſtangen damit entzwey ſchneiden könnte.

So lange dieſe meine lange Gefangenſchaft dauerte, wurde mir Dinte, Feder und Papier hartnäckig verweigert. Der wahre Bewegungsgrund der Kerkermeiſter bey einer ſolchen Verweigerung iſt nicht ſowohl der, den Gefangenen alle Mittel eines troſtreichen Zeitvertreibs zu benehmen, ſondern vielmehr zu verhindern, ihre Räubereyen und Plackereyen nach allen ihren Umſtänden zu verzeichnen und zu ſpecificiren, und dereinſt die Grauſamkeiten und Niederträchtigkeiten, zu welchen ſie ihr Geiz und ſchlechter Charakter wider den buchſtäblichen Inhalt der Befehle ihrer Obern verleitet, in ein zu helles Licht zu ſetzen. Schuh- und Gürtelſchnallen, Halsſchnalle, Uhr, Geld, alles war mir ſorgfältig als Mittel weggenommen worden, meine Wächter beſtechen zu können. Doch aller dieſer Vorſicht ungeachtet gelang es mir doch noch zu Robands Zeiten mittelſt einer Aufopferung von fünf Carolin eine Bittſchrift an die Königin zu bringen. Dieſe Prinzeſſin hatte mich ihres Schutzes gewürdigt, als ſie noch Dauphine war, und jetzt verſprach ich mir noch mehr von ihrem Befehl zu meiner Befreyung, da ihr meine Verwandtſchaft mit verſchiedenen Häuſern bekannt war, die den Häuſern Oeſterreichs und Lothringen große Dienſte geleiſtet hatten. Die Königin hatte auch wirklich nach der Güte ihres Herzens die Gnade für mich den lebhafteſten Antheil an meinem Schickſal zu nehmen. Zweymal ſchon hatten Ihre Majeſtät meine Loslaſſung vom Herrn von Montparis verlangt, und beydemal hatte mich dieſer Miniſter ihr als einen Verbrecher angeklagt, welcher der Gnade ihres Mitleids unwürdig ſey. Es war als ob das Schickſal des Reichs von meiner Gefangenſchaft abhing. Ich glaubte unter dem Miniſterium des Herrn von Secur meine Abſicht leichter zu erlangen, und durch die Ver-

Glücklich! glücklich! wer voll Liebe
  Sich an Ihren Buſen ſchmiegt;
Wem, im Kuß, auf Ihren Lippen
  Warm die Seel' entgegenfliegt!

R — d.

2.

An ein Paar Armbänder.

Ihr dürſt ihn drücken, ihn umfangen,
  Den Arm wie Schnee, ſo voll und rund:
Ach, von dem glühenden Verlangen,
Von den Gefühl'n, die mich durchdrangen,
  Wird euch nicht eins, nicht eines kund.

Das Schickſal von der Erde Gütern:
  Dem, der ſie hat, ſind ſie oft feil:
Sie ſind verloren ihren Hütern,
Und weichen, zärtlichen Gemüthern,
  Wird leere Sehnſucht nur zu Theil.

3.

An Klärchen im Kloſter.

Denk ich einſam jezt der Stunden,
Die in erſter Jugend Zeit
Mir mit Dir ſind hingeſchwunden,
So voll Lieb' und Seligkeit;
Ach dann wein' ich! – Doch vergebens
Trübet ſich mein matter Blick,

Freumittelung einiger Invaliden, die mein Unglück erweicht hatte, brachte ich eine Bittſchrift an den Miniſter, worin ich ſeine Gerechtigkeit anflehte, und um meine Freyheit bat. Montgrand bekam durch einen Secretair oder Subalternen der Canzelley davon Nachricht, und dieſer unſchuldige Schritt wurde von ihm als eine Miſſethat ausgelegt, die ich durch zweymonatliches kreuzweis Geſchloſſenſeyn, und auf dem Stroh liegen zu müſſen nicht genug büßen konnte. Dieſe unmenſchliche Behandlung hatte alle meine Kräfte erſchöpft, und Montgrand hatte die Härte, mir ſogar die Arzeneyen zu verweigern, um meine Geſundheit wieder herzuſtellen. Ich war am Kopf durch drey Kolben- und Muſquetenlauf-Schläge verwundet, die er mir hatte verſetzen laſſen, und er trieb die Barbarey ſo weit, mir die Hülfe eines Aufwärters zu verweigern, der mir in meinem Wundfieber zu trinken reichen könnte. Ich habe ihn in den Anfällen ſeiner wilden Wuth behaupten hören, daß ein Verhaftbefehl ihm über den unglücklichen Gefangenen das Recht über Leben und Tod einräume, und als eine Folge dieſes abſcheulichen Grundſatzes hat Montgrand, wie man mir verſicherte, einen jungen Neffen des Herrn von Rocheblanche in den Feſſeln umbringen laſſen.

Mein Verwandter Macdonagh, der nun todt iſt, erfuhr, daß ich auf Verlangen des Walſh-Serrant eingeſetzt worden ſey. Er ſchrieb an dieſen Grafen und erſuchte ihn, zu meiner Loslaſſung behülflich zu ſeyn. Die Antwort, die er von ihm erhielt, iſt ein merkwürdiges Aktenſtück.

Paris, d. 17. Febr. 1788.

Ich habe, mein Herr, die Ehre gehabt, den Brief zu empfangen, den Sie mir wegen ihres Verwandtens geſchrieben haben. Ich erinnere mich mit großem Vergnügen, daß ich die Ehre hatte, Sie zu London zu ſehen; aber die Sache, weswegen Sie ſich an mich wenden, geht mich nicht im geringſten an, und wenn man Ihnen geſagt, daß Sie in dieſer Angelegenheit an mich ſchreiben möchten, ſo ſind das wahrſcheinlich Perſonen geweſen, welche wußten, daß ihr Verwandter ſich hatte verſchiedenemal verlauten laſſen, daß er mich zur Rede ſetzen wolle, daß ich ihn nicht zu einer Hauptmannsſtelle, wie andere Officiere von den ehemaligen Regimentern Dillon und Werwick vorgeſchlagen hätte. Als er ſich damals in England aufhielt, um den Folgen eines Verhaftbefehls zu entgehen, den er ſich durch einen Zank zu Brüſſel mit dem königlichen Miniſter und durch eine Schmähſchrift gegen eben dieſen Miniſter zugezogen hatte. Ich habe aber nie wegen dieſer Drohung die geringſte Beſchwerde geführt, und die Sache ruhig abwarten wollen; aber zu eben der Zeit gelangte eine gerichtliche Beſchwerde über ihren Verwandten von Mylord Dunzany durch den Polizeylieutenant an den Herrn von Miromenil und an das Miniſterium, und dieſe Beſchwerde wurde durch das Brüßler Gouvernement und den kayſerlichen Geſandten unterſtützt, und dieß ſoll, wie man mir verſichert hat, den königlichen Verhaftbefehl veranlaßt haben. Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

unterzeichnet

Walſh-Serrant.

Dieſer Brief des Grafen iſt ganz von ſeiner eigenen Hand. Nun vergleiche man damit die Copie des Verhaftbefehls, ſo wie ſie ſich Seite 39 des Protokollbuchs eingetragen findet.

Provence.

St. Margarethen-Inſel.

11. April 1777.	Hr. Andreas Macdonagh, geweſener Officier beym Regimente Dillon.	Auf Nachſuchen des Herrn Walſh-Serrant, Obriſten des Regiments gleiches Nahmens, weil er ihn im königlichen Zimmer zum Zweykampf herausgefodert habe. Sein Koſtgeld wird von ſeinem Sold als abgedankter Officier bezahlt.

Daß dieſer Auszug aus der Regiſtratur richtig ſey, beweiſet folgendes Certificat.

Ich unterzeichneter Miniſter und Staatsſecretair des Kriegsdepartements beſcheinige hiermit, daß obiges Wort von Wort von Seite 39 einer Regiſtratur aus dem Büreau des Herrn d'Eſoille copirt ſey, welche die Aufſchrift führt: Verzeichniß der Gefangenen, welche kraft königlicher von den Staatsſecretairen des Kriegsdepartements ausgefertigten Befehle ſeit 1745 bis 1781 gefangen geſetzt worden ſind. Zu Urkund deſſen habe ich gegenwärtiges Atteſtat unterzeichnet.

Paris, den 18ten May, 1790.

La Tour-du-Pin.

Als ich durch die Tapferkeit und Entſchloſſenheit einiger Einwohner von Toulon, welche die Gefängniſſe der Inſel St. Margaretha öffneten und den Gefangenen ihre Freyheit wieder gaben, auch die meinige wieder erhielt, hatte Carrondolet die Verwegenheit, der Nationalverſammlung eine Bittſchrift zu überreichen, die ein Gewebe von Lügen iſt, worin er z. B. behauptet, daß Roſe nie aus ihrem Kloſter zu Ryſſel gekommen ſey, daß ich ſie nicht geheyrathet hätte, daß der Graf Walſh-Serront mein Obriſter geweſen, da ich doch nie unter ihm gedient, und am Schluß bittet er, daß man mich von neuem einſperren möchte, und daß dieſes die einzige Gnade ſey, die er von der Gerechtigkeit der Stellvertreter der franzöſiſchen Nation, vom Könige, ſeinen Miniſtern und von allen Gerichtshöfen des Reichs erwarte; aber die Nationalverſammlung war von der Unrechtmäßigkeit der gegen mich ausgeübten Gewaltthätigkeiten und ſtrengen Behandlung ſo überzeugt, daß auf meine Bitte, bey der Armee nach dem Alter meiner Dienſtjahre wieder angeſtellt zu werden, der militairiſche Ausſchuß mir folgende Entſcheidung zu fertigen ließ:

Der militairiſche Ausſchuß iſt der Meynung, daß die willkührliche, und auf keine rechtskräftige Urſache ſich gründende Einkerkerung den Herrn Macdonagh nicht ſeines Dienſtes und Rangs verluſtig machen kann. Gegeben im Ausſchuß den 8ten Julius 1791. Alexander Lameth, Präſident, Chabrond; Felix de Winpffen; Balb-Crillon; Montesquiou; Roſtaing; Alexander Beauharnois, Secretair; Victor Broglie, Secretair.

zu können. Das Voironnais iſt vielleicht die Gegend, die an Gehölzen, Thälern und Hügeln am geſegnetſten, oder vielmehr ganz damit eingefaßt iſt, der Boden ſteigt amphitheatermäßig um die kleine Stadt her empor, die ſelbſt ein niedliches Amphitheater und den angenehmſten Blick bildet, den je eine Landſchaft gewähret hat. Mein Gaſt brachte einige Tage bey mir zu. Ich hätte es herzlich gerne geſehen, daß er länger bey mir verweilt hätte, aber ſeine Geſchäfte riefen ihn anders wohin. Den Tag vor ſeiner Abreiſe gab ich ihm noch, ohne ihm vorher ein Wort davon zu ſagen, das prächtigſte Schauſpiel, das er in ſeinem Leben geſehen hatte. Ich führte ihn auf den Vounſe-Felſen, und zwar von hinten zu durch Umwege, die auf ſeine Spitze führten; er konnte alſo nichts davon gewahr werden, was ich ihm verbergen wollte. Unterwegens erblickte er blos den Chirene-Teich, einige Fiſcherhütten und die Trümmer der verlaſſenen Schlöſſer, welche das Melancholiſche dieſer Gegend noch mehr vermehren. Nachdem wir ſo fünf oder ſechs Stunden fortgewandert waren, oft Halt gemacht, oft in kleine Geſpräche uns vertieft hatten, kamen wir endlich auf die Platteforme des Felſens. Er iſt mit Klumpen Büſche beſetzt, welche die Ausſicht rauben und hier gewachſen zu ſeyn ſcheinen, um dem Reiſenden einen Wink zu geben, ſeine Aufmerkſamkeit einen Augenblick zu ſammeln und ſich auf die Betrachtung der Schönheiten gefaßt zu machen, von welchen er bald Augenzeuge ſeyn ſoll.

Ich muß bey dieſer Gelegenheit einen kleinen Vorfall einſchalten, der ſich nicht weit von uns zutrug. Zwey Hirtenknaben geriethen mit einander in Wortwechſel und waren nahe daran Handgemeng zu werden. Ich ſchlug mich dazwiſchen. Der eine hatte ein Vogelneſt gefunden, es waren, ſo viel ich mich beſinne, Amſeln; eine Hirtin kam auf den Lärm herzu und rieth ihnen, zu theilen, aber da gab es neue Schwierigkeiten, denn die Vögel waren in ungleicher Zahl; endlich that ich den Ausſpruch: wer das Neſt behielt, ſollte einen Vogel weniger bekommen. Das waren ſie zufrieden. Faſt in dem nehmlichen Augenblick wurde ich den Pfarrer von dieſer Berggegend gewahr; ich gehe, ſagte er, zum Leichenbegängniß eines meiner Confratern, der geſtorben iſt und den ſein ganzes Dorf bedauert. Es war der gutthätigſte Mann im ganzen Canton; nun iſt er geſtorben, wer wird für alle die Armen ſeines unglücklichen Dorfes ſorgen — Herr von Longpras, ihr Freund — das wird er auch thun, denn ich kenne ſein Herz, es iſt zur Wohlthätigkeit und Freundſchaft geſchaffen — Ich nahm Abſchied von dem Herrn Pfarrer und kehrte zu meinen Geſellſchafter zurück.

Nachdem wir uns noch einige Zeitlang auf dem zarten Raſen und dem Hühnerklee, der unſre Lager umduftete, ausgeruht hatten, ſtieg endlich mein junger Gefährte ungeduldig auf und näherte ſich dem Rand der Koppe. Ich hielt mich einige Schritte hinter ihm, ohne daß er es gewahr wurde. Als ſo viele Gegenſtände und ein ſo prächtiges Schauſpiel ſich ſeinen Augen ſo plötzlich und in einer ſolchen Fülle und Herrlichkeit darſtellten, war es als ob er ſich hinabſtürzen wollte, um ſie zu umarmen; aber eben ſo ſchnell fuhr er zurück und Bläße deckte ſein Geſicht, nicht die Bläße des Schreckens, ſondern die Bläße, welche Bewunderung und Entzückung zeugt, ſeine Knie ſchwankten, und ſein Puls ſchlug heftig. Ich ſtudierte unterdeſſen, was in ſeiner Seele vorgieng, die ſo ſchön und noch ſo naiv war, ich genoß ſein Entzücken und ſein Vergnügen mit.

Die Gebirge der großen Karthauſe, Savoyen, die Schweitz, den Juraberg, Klärchens und Juliens Aufenthalt, jene ſchönen Landſchaften, welche die Liebe und die Thränen eines Philoſophen verewigten, lagen gen Oſten; mein junger Gefährte ſchaute nun gegen Mittag und gegen Abend, und erblickte zu ſeinen Füßen das geſegnete Tulinthal, das die Iſere in ihrem ſchlängelnden Laufe wäſſert, wenn ſie nach Valence eilt, um dort ſich mit der Rhone zu vereinigen, um die Hermitage und das Vivarais, den alten Sitz der Vulkane, zu befeuchten. Gegen ihm über lag der Saſſenageberg, der wegen ſeiner Milchſpeiſen und ſeiner Käſe ſo berühmt iſt, mit welchem die große Katharina ihre Tafel an Orlofs Siegesfeſte beſetzen ließ. Dieſer Berg enthält auch Wunder der Natur, unterirdiſche Gewölber, wo man jene Kieſelſteinchen von unglaublicher Kleinheit antrifft, deren ſich die Augenärzte bedienen, um die Augen vom Unrath zu ſäubern; in ſeinen finſtern Grotten ſollen nach einer Sage des Landes vor alten Zeiten Sibyllen durch Orakelſprüche die Zukunft aufgeſchloſſen haben. Welche Bewunderung würde nicht einen Luftſchiffer ergreifen, wenn er von der Höhe ſeines Luftballs herab auf dieſe Gebirge, Thäler und Landſchaften unter ſich ſchaute. Auf einer der Klippen, die von dem großen Saſſenageberg faſt abgeſondert ſcheint, liegt der berühmte Thurm ohne Gift, das 7te Wunderwerk des Delphinats und in einiger Entfernung der brennende Brunnen, deſſen Auguſtin in ſeiner Stadt Gottes erwähnt. Mein junger Gefährte konnte auf das ganze Diois, die Gegend um Lyon und die ſchönen Hügel an der Saone, welche den Horizont begrenzten, die Reichthümer und Schönheiten der Natur lagen vor unſern Augen ausgebreitet. Voll Entzücken über ſo viel Wunder blickte ſich mein Gefährte nach mir um; ich ſtand einige Schritte hinter ihm; ſeine Augen waren voll Thränen und die meinigen waren im Begriff auch welche zu vergießen. Meine Blicke durchirrten das Gewölbe des Himmels und konnten nicht ſatt werden, ihn zu bewundern, ein Regen wie Goldperlertropfen ſchien von weitem auf den Anhöhen der Gebirge zu fallen, die Gewölke von den Flammen des Lichts gefärbt, ſtrahlten von allen Seiten im lebhafteſten Glanze, die Farben des Purpurs, der Pommeranze und der blaßen Roſenröthe ruhten auf den Gipfeln der Hügel, Iris Gürtel, das Panier des Friedens wallte in der Luft, tief im Hintergrunde des Himmels entdeckte ich das Syrius Geſtirn und den Morgenſtern, plötzlich verſchwand die Scheibe der Sonne und verbarg ſich hinter Wolken, ein düſterner Schimmer umgab das Gewölbe des Firmaments, der Donner rollte und der Wiederhall ſeines dumpfen Getöſes pflanzte ſich von einem Punkte des Horizonts zum andern fort; ich wähnte ein Augenzeuge jener Scene des Schreckens und jener letzten Kataſtrophe des Menſchengeſchlechts zu ſeyn, wenn unſer Weltſyſtem wieder zurück in ſein Nichts kehrt und die verlöſchenden Welten ſich in den Schooß der ewigen Nacht ſtürzen und nun die Poſaune des Weltgerichts die Todten hervorruft, um ihr Urtheil zu empfahen; ein ſchrecklicher Tag, wo die Guten von den Böſen getrennt ſeyn werden und den nichts überleben wird, als bittere Reue, oder unveränderliche Glückſeligkeit.

Voll von dieſem großen Schauſpiele näherte ich mich meinem jungen Freunde. Iſt dieß nicht, redete ich ihn an, das Werk Gottes, des Gottes, dem der Menſch gleichſam mit Unluſt dient und verehrt? Alles erzählt ſeine groſſen Wunder, alles betet an vor dem Bilde ſeiner Güte; die Thiere, welche auf Erden kriechen, preiſen ihn nach ihrer Weiſe, und nur der Menſch, der aufrecht wandelt, ſchaut gleichgültig die Werke ſeiner Größe, oder erwähnt nur ſeiner Allmacht, um ihr zu widerſtreben. Aber eine Ordnung der Dinge, die nichts zu verändern im Stande iſt, hat ſeine Vorſehung gegründet; alle Weſen, die auf der Bahn des Lebens wandeln und nach Glückſeligkeit ſtreben, verkündigen ein letztes Ende. Wer ſagen wollte, daß unſere Seele uns trügt, wird ihre Natur nicht kennen. Die Ahndung eines zukünftigen Lebens, eines unſterblichen Geiſtes in uns, einer Seele, die uns überleben ſoll, iſt keine Schimäre, ſondern vielmehr eine Eingebung.

Wehe dem Reiſenden, der von dieſen Höhen hinabſchaute, und ſich ſelbſt auf die letzte Sproſſe der Leiter der Schöpfung ſtellte, um den ungeheuern Abſtand zu betrachten, welcher den Himmel von der Erde, die Wohnung des Ewigen von der Wohnung des Menſchen ſcheidet, wehe ihm! daß er in ſeinem Wahnſinn glaubte, es gäbe nur Atomen vor dem Auge deſſen, der alles mit einem einzigen Blick und einem einzigen Gedanken umfaßt, und der zu ſich ſelbſt ſagen könnte, der Menſch ſey ein zu kleines verworfenes Geſchöpf, als daß er hoffen darf, eines Blicks von dem Weſen gewürdigt zu werden, das keine Grenzen kennt. Der Unglückliche, warum erblickt er nicht lieber jene ſichtbare Vorſehung und jenes liebende Einverſtändniß zwiſchen dem Schöpfer und gefühlvollen Geſchöpf? Warum bemerkt er nicht, daß die Folge der Weſen eine lange Kette iſt, deren erſter Ring an den erſten Tagen der Schöpfung hängt und ſich mit dem andern Ende in dem Abgrund der Zeit verliert? Dieſe Seele, welche die Gottheit in ihren Werken bewundert und umfaßt, muß von einem höhern Stoff ſeyn, und älter, als die Materie, von der ſie war, vielleicht ein ſchwacher Ausfluß eben des Gottes, zu dem ſie einſt wieder zurückkehren ſoll. Die Ruchloſigkeit, mein junger Freund, hat deine Seele noch nicht vergiftet, und gewiß wird ſie nie Eingang bey dir finden; die meinige war einſt ihren Anfällen ausgeſetzt, aber ſie floh vor der Aegide einer aufgeklärten Philoſophie. Weide deinen Blick, mein Freund, an allen dieſen Wundern, ſelbſt das kleinſte von ihnen kann für dich ein Gegenſtand des tiefen Nachdenkens werden. Wie groß erſcheint Gott da, wo wir ſtehen, die Erhabenheit des Orts reinigt die Seele und flößt ihr die heiligſten und erhabenſten Gedanken ein. Mir iſt es, als ob die Erde unter meinen Füßen flöhe und ich mich dem Himmel näher ſchwänge. Eine wohlthätige Gottheit reißt mich zu ſich und ſcheint mir zuzurufen — Vor dem Tage war Nacht, und ehe Ordnung und Einklang waren, war Verwirrung und Chaos, Gottes Geiſt ſchwebte über den zerſtreuten und vermiſchten Elementen, ich war allein, als ich das alles ſchuf, was du erblickſt, und als ich der Erde gebot die Früchte zu tragen und ſich an ihrer unbeweglichen Achſe um die Fackel des Tages zu drehen, ich bedurfte deines Raths nicht, um das Licht von der Finſterniß zu ſcheiden, den Jahreszeiten ihren Gang anzuweiſen und die Planeten in ihren Kreiſen und in der Folge wandeln zu laſſen, in welcher ſie ſich geordnet befinden; ich geſellte dir eine Gefährtin zu, ich bildete ſie aus deinem Fleiſch und deinen Gebeinen, als du ſchlieſſt, um dir Kinder zu geben, die deiner Liebe würdig wären, als du ſie ſo ſchön erblickteſt, drückteſt du mir deine Dankbarkeit aus, aber bald wurdeſt du undankbar, und ich fand Vergnügen daran, dir zu verzeihen; ich gab dir die Erde zum Eigenthum, ich vertraute ſie deiner Vorſorge und deiner Arbeit an, während ich mir die Herrſchaft des Himmels vorbehielt, und himmliſche Weſen um mich verſammelte. Ich machte dich ihnen gleich, denn ich gab dir eine unſterbliche Seele, die mich erkennen und dich während deines kurzen Pilgerlebens leiten könne. Nun hängt dein Loos von deiner Willkühr ab. Sey gut, ſey gerecht, mehr verlange ich nicht von dir und zum Lohne erwarten dich dafür unvergängliche Kronen. Das Leben iſt nur ein Schatten, wenn du zu dem gekommen ſeyn wirſt, der dich aus dem Nichts hervorzog, und deine Augen, die vorher nicht ſahen, dem Lichte öffnete; ſo will ich dir die Werke meiner Größe auf-

Freuden jenes Engelslebens
Bringt kein heiſſer Wunſch zurück.

Dein Herz ſchlug an meinem Herzen,
Deine Luſt war meine Luſt.
Keinen Kummer, keine Schmerzen
Kannte die gedrängte Bruſt.
Aber unſre Träume logen, –
Sie verſprachen Glück und Ruh; –
Unſre Hofnungen verflogen,
Einſam ſeufzen ich und Du.

Ach, daß dieſer Erde Freuden
Schnell ein Ungemach verdrängt!
Daß ſich Qual, und Gram, und Leiden,
In die beſte Wonne mengt!
Daß ſich Herzen trennen müſſen
Die die Liebe feſt verband,
Bey Gedanken Thränen flieſſen
Wo man ehmals Wonne fand.

Zwiſchen enge Kloſtermauern
Schloß Dich Wahn und Bosheit ein.
O ſo mußt Du ewig trauern,
Wachen, beten, einſam ſeyn.
Liebe, die Dich ſonſt beglückte,
Mich zu lieben Dir befahl,
Die Dein warmes Herz entzückte,
Macht nun Deines Lebens Qual.

Aber treu in Deiner Zelle
Dennoch, theures Mädchen! Dich.
Dieſe Welt iſt eine Hölle,
Freu' Dich, – und beklage mich.
Trug und Frevel überliſtet
Ach! ſo oft den Biedermann,

aufſchlieſſen, die du noch nicht begreifſt, ich will dich belehren, warum ich dir auf der Erde deinen Platz anwies, warum ich dich einen Augenblick leben, und darnach ſterben laſſe, bis dieſe Zeit kommt, muß es deinen Augen verborgen bleiben, ſuche jetzt dir zu enthüllen, was meine Weisheit und Güte wohlthätig dir verhehlt hat, vertiefe dich in Syſteme, erkläre dir den Lauf der Welt nach deinen thörichten Gedanken, ſprich, die Welt und ihre Schöpfung ſey das Produkt, das Spiel des Ohngefährs, das Kind der Nacht und des ewigen Chaos, würdige das Werk meiner Hände herab, erblicke in ihm nur den Schauplatz von Tod und Vernichtung, betrachte das Leben wie ein Flämmchen, das über Todtengrüfte gleitet, verläumde meine Güte, predige, daß du nichts meiner Liebe verdankſt, daß Vorſehung ein Schattenbild und das Grab das Ziel deiner Wünſche ſey, behaupte, daß jede Furcht vergeblich, jede Hoffnung Täuſchung, jede Wahrheit Betrug und ich ſelbſt ein bösartiges Weſen ſeyn müſſe, der den Becher deiner Freuden mit Schmerz und Kummer verbitterte, damit du ihn nicht leeren ſollteſt, der in dein Herz den Keim von Haß und Neid legte, und deine Seele mit ewigem Begehren nach fremden Gut und Vergnügen und mit dem Feuer verzehrender Leidenſchaften vergiftete. — Ich lache von der Höhe meines Throns deiner Ohnmacht, wie eine zärtliche Mutter auf ihr Kind herablächelt, das die Bruſt ſchlagen will, aus der es eben ſeine Nahrung empfieng.

Die Gottheit, welche in dieſe Vorwürfe ausbrach, fuhr fort: — Armes Geſchöpf! Iſt die Fülle meines Seegens und meiner Wohlthaten nicht reichlich genug auf Erden, um deine Erkenntlichkeit und Dankbarkeit bis zu mir zu erheben; aber ich verſtehe dich, du wünſcheſt Genuß ohne Bitterkeit, Freuden ohne Reue und Freunde ohne Mängel, Tugenden ohne Flecken, eine Freyheit die nicht in Zügelloſigkeit ausartet, und ein

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Leben, das keine Unruhe ſtöhrt. Der Blitz der vom Himmel fällt, und deine Hütte anzündet, reinigt die Luft des Thals, wo du athmeſt und du erblickſt in ihm ein Zeichen meines Zorns. O vergiß nicht jene ewige Wahrheit: alles iſt gut. Hüte dich alſo, meine Gedanken und Abſichten enträthſeln zu wollen, meine Weisheit gleicht nicht deiner Weisheit, ich habe dich frey geſchaffen, es hängt nur von dir ab, das Gute zu wählen, das neben dem Böſen liegt, der Tugend wird ſtets ihr Lohn werden, denn ich verſprach es und meine Worte vergehen nicht und mein Wille iſt unveränderlich. Ich will dir kraft meiner Großmuth die Geſchenke angedeyhen laſſen, die ich dir einſt zuſagte.

Die Gottheit, die ſo tröſtend zu mir ſprach, war verſchwunden; aber in mir waren die Gedanken und Bilder hoher Weisheit erwacht. Ich ſagte zu meinem Gefährten, die Gebirge, die du vor dir erblickſt, lagen vor Zeiten unter der ungeheuern Oberfläche des Waſſers begraben, ſie ſind Produkte der Elemente, welche mit einander in der finſtern Nacht kämpften und ſich über ihren Trümmern erhoben, Ebbe und Fluth wälleten über ihren ſchrecklichen Gipfel, die jetzt die Wolken zertheilen, kühne Schiffer, die Cook's der Vorzeit, ſcheiterten vielleicht an dieſen Bergen, wo jetzt die Werkſtätte des Donners iſt und an deren Abhängen blöde Schäferinnen im Schatten von Elſebeerbäumen ſitzen. Die Erde iſt ein weites Grab, welches die Denkmähler ihrer vergangenen Glorie in ihrem Schooß verbirgt, Gott allein iſt unveränderlich. — — Die Sonne war im Begriff unterzugehen, ihre letzten Strahlen fielen ohnweit Grenoble auf Bayards Grabmahl; gern hätt' ich neben dieſem auch die Denkmähler der d'Aſſas und Deſilles erblickt, meine Blicke fielen auf die Wohnung eines unglücklichen Verwandten, den ich bemitleidete, ungeachtet er die Freundſchaft, die ich für ihn hegte, falſch ausgelegt hatte, da erſcholl eine Stimme und rief mir zu: Gedenke dein, denn du haſt nur wenig Stunden zu leben; ich gehorchte, und verließ ſchweigend das Gebirg mit meinen jungen Reiſegefährten; als ich in meine Hütte trat, ſchrieb ich meine Grabſchrift:

Hier ruht der Prieſter Pollin, deſſen
Wahlſpruch war: übertreffe ſeine Lehren.

VII.

Miſcellaneen.

1.

Zur Beherzigung aller Jünglinge und Männer, Mädchen und Frauen.

Lieber G. *)

Daß es Dir auffallend ſeyn mußte, daß ich in unſerer geſtrigen Ballgeſellſchaft mit einem Mahle meine fröhliche Laune und mit ihr meine ganze heitere Stimmung verlor, da ich doch an der Seite meines geliebten Mädchens war, in deren Gegenwart, wie Du weißt, mir nur allein wohl iſt — daß Dir, ſag' ich, dies auffallend ſeyn mußte, war freylich ganz natürlich; Du traueſt mir

---

*) Dieſer Brief iſt durch ein höchſt ſonderbares Ungefähr gefunden worden, und man macht ihn, ohne alles Bedenken, in der reinſten, redlichſten Abſicht öffentlich bekannt.

mir doch aber auch wohl das Maaß von geſundem Menſchenverſtande zu, daß mein Trübſinn, oder wie Du es nennen willſt, nicht bloß leere, üble Laune, ſondern wirklich gegründet, wirklich verurſachet war. Vielleicht ahndeſt Du ſchon; ja Dein forſchender Blick, der mich einige Mahl traf, hat vielleicht ſchon etwas errathen. Höre mich alſo, Du weißt ja, daß Du der Einzige meiner Freunde biſt, zu dem ich jedes Mahl und unter allen und jeden Verhältniſſen frey und offen rede; weißt aus jahrelangen Erfahrungen, das vor Deinem redlichen biedern Herzen das meinige immer unverdeckt liegt. Ich werde Dir hier zugleich über einen Gegenſtand, der uns in unſerm traulichen Zirkel ſchon oft beſchäftigte, meine Geſinnungen im ganzen Umfange mittheilen.

Du, lieber G. kenneſt meine Grundſätze über Liebe, und das, was dahin abzwecket; kenneſt mein Verhältniß mit meinem guten, geliebten Mädchen; ein Verhältniß, das nie zerriſſen werden kann, das ſelbſt Ewigkeiten nicht vernichten können. (Halte mir immer dieſe enthuſiaſtiſche Sprache, wie Du ſie nenneſt, zu gute.) In dieſe meine Grundſätze nun und in den ganzen Umfang meiner geſammten dieſen Punkt betreffenden Geſinnungen iſt eine gewiſſe Empfindung verwebt, für die ich, wenn ich ſie benennen ſoll, keinen andern Namen, als „Zärtlichkeit“ weiß; eine Empfindung, die, wenn ſie auch nur auf die entfernteſte Art beleidigt und gekränkt wird, meine ganze Seele, weil ſie mit allen übrigen Empfindungen derſelben vereinbart iſt, erſchüttert und zerreißt. Denke Dir, lieber G. um ein Gleichniß zu haben, etwa die Sache ſo: wenn einer der feinſten Theile deines Körpers, nimm die Pupille deines Auges, verletzt wird — leidet nicht dein ganzer Körper den empfindlichſten Schmerz mit? Läßt nicht die Verbindung der geſammten Nerven in deiner Körpermaſchiene den Schmerz, den Du an dieſem feinen Theile leideſt, auf alle deine übrigen Glieder wirken? So denke Dir, aber noch in weit höherm, ja im höchſten Grade die Fühlbar- und Reitzbarkeit meiner Seele: und ſo wirſt Du Dir ganz leicht erklären können, warum ich geſtern, da ich vorher ſo froh, ſo ſeelenvergnügt und, wie Du ſelbſt ſagteſt, ſo ausgelaſſen luſtig war, mit einem Mahle das Gegentheil ward; warum bey der wirklich ſchönen Muſik die Freude mich plötzlich verließ, und jeder Muskel, jeder Nerve in mir ſeine ganze Kraft verloren zu haben ſchien, ſo ſagteſt Du ja wohl, wenn ich nicht irre? — „Und das war, wirſt Du nun ſagen, wie dein Mädchen tanzte!“ — Ja, lieber G. aber nun höre mich auch über dieſen Gegenſtand ganz. Du kenneſt mich zu gut, als daß Du mich zu der gewöhnlichen Klaſſe der armen beklagenswürdigen — ich muß wirklich ſagen Narren — rechnen wirſt, die von der, merke wohl, gewöhnlichen Art von Eiferſucht geplagt werden, daß ſie ihrem Mädchen oder ihrer Frau nicht verſtatten wollen, mit einem Andern zu tanzen, und was dergleichen Dinge mehr ſind. Daß Du mich nicht zu dieſen zählen wirſt, wiederhole ich nochmals: aber, Freund, laß uns die Sache einmal aus einem reellern Geſichtspunkte betrachten.

Was den Tanz im Allgemeinen betrifft, ſo iſt Dir recht wohl bekannt, daß ich von jeher ihn geliebt, beynahe leidenſchaftlich geliebt habe. Erinnere Dich unſerer Knabenjahre, wie ſo herzlich froh und luſtig wir oft bey H. aus C. und G. waren; wie oft wir uns tief über Mitternacht herumtummelten, und vor dem neuen Morgen den Platz nicht würden geräumt haben, wenn unſere guten Väter und Mütter uns nicht mit ſich geführt hätten. Aber nun zu den beſondern Arten und Verhältniſſen beym Tanz. Wäreſt Du der nicht, der Du wirklich biſt, ſo könnte ich nicht ſo zu Dir reden; aber Du verſteheſt Deinen C. ganz. Ich brauche Dir alſo auch nicht erſt weitläuftig vorzudemonſtriren — denn wir Beyde haben ja Erfahrungen genug gemacht — daß der größte Theil von Mannsperſonen entweder ganz ohne Grundſätze und ganz ſitten- und tugendlos iſt, oder nur höchſt ſchwankende und ſeichte hat. Alſo dies vorausgeſetzt, iſt nicht zu läugnen, daß der größte Theil nach jeder Gelegenheit begierig greift; jede mit tauſend Freuden aufhaſcht, wo er ſeinen unedlen Wünſchen fröhnen kann. Nun ſprich, lieber G. was gibt leichtere, bequemere Veranlaſſung, als der Tanz? — Du verſteheſt mich doch, ich rede nicht von allen, ſondern von einzelnen Arten deſſelben. Wie oft wareſt Du und ich in G. Augenzeugen, mit welcher Frechheit Herr N. und F. und wie die andern feinen Herren hießen, ſich dies und jenes erlaubten, bey den unſchuldigſten Mädchen erlaubten, die ſelbſt ihrer Unſchuld wegen, ſich nichts Böſes dabey dachten; aber doch endlich hierdurch leichtſinnig wurden; und von einem Grade des Leichtſinns ganz unvermerkt zum andern übergingen? Erinnere Dich, wie wir an der Thür des kleinen Spielzimmers neben dem Tanzſaale ein Geſpräch zwiſchen den beyden C. und J. unbemerkt anhörten, die wir doch immer für ſo gut, ſtill und brav gehalten hatten. Erinnere Dich, wie der Erſtere mit einem Schwur bekräftigte, er ſtände dafür und es müßte ihm nie mißlingen, ein Mädchen, ſey es auch noch ſo fromm und tugendhaft, eine Frau, ſey ſie auch noch ſo keuſch und treu, beym Tanz auf dieſe und jene Art um einen guten Theil ihrer Tugend zu bringen. Erinnere Dich, wie er bey der jungen P. ſeine teufeliſche Abſicht zu erreichen anfing, und ſie gewiß ganz erreicht hätte, wäre ihm nicht ein ſo herzhafter Querſtrich gemacht worden. O, die ſaubern Herren wiſſen recht gut, ohne gerade ein phyſiſches Kollegium gehört zu haben, daß bey dieſer und jener Art Tanz das Blut vorzüglich in eine Wallung geſetzt wird, die gewiſſe Gefühle ganz leicht rege machen kann, welche, wenn ſie der Schurke beabſichtigt, ihm das Erreichen mancher Freyheit eben nicht ſchwer machen. — Siehe, lieber G. der Schwur iſt heilig und vor Gott gethan: bin ich einſt Vater einer Tochter, ſo ſoll ſie zwar, wenn meine Verhältniſſe es verſtatten, allerdings tanzen lernen; aber ich will ihr auch die vollſtändigſten Begriffe von Tugend und Liebe und allem, was dahin gehört, einzuprägen ſuchen; ich will ſie zur größten Offenherzigkeit und Vertraulichkeit mit mir und ihrer Mutter gewöhnen; will ſie mit eben ſo viel Zutraulichkeit als Vorſicht behandeln, und will mich dann für den glücklichſten Vater halten, wenn ſie, ſo gebildet, mich und ihre Mutter zu ihren erſten Vertrauten machet. — Nun, Lieber, laß mich wieder zurückkehren. Alſo dem Leichtſinnigen gibt der Tanz mannigfaltige Veranlaſſung zu eben ſo mannigfaltigen Freyheiten. Hieraus, glaub' ich, ja ich bin feſt überzeugt, und keine Gegenſätze werden dieſe meine Ueberzeugung ſchwächen können, daß bey gewiſſen Tänzen entweder nur ſolche Perſonen mit einander tanzen ſollten, um welche die Liebe und die ihr eigene Vertraulichkeit ein feſtes Band geſchlungen hat; oder, da dies freylich nicht immer ſeyn kann, dieſes doch mit der ſorgſamſten Vorſicht und aller Unbefangenheit — ich weiß mich nicht anders auszudrücken — geſchehen muß. Hieraus folgt ferner, daß ſchlechterdings kein Mädchen und keine Frau mit einer Mannsperſon, deren Tugend zweydeutig iſt, einen ſolchen Tanz tanzen muß. *) Man würde, und ich ſelbſt müßte mich für ein liebloſes und menſchenfeindliches Geſchöpf erklären, wenn ich Alle von meinem Geſchlecht in eine Klaſſe ſetzen und gleich böſe Abſichten ahnden wollte. Gott bewahre in alle Ewigkeit

meinen

---

*) Hierbey machte ein gutes, vortreffliches Mädchen, L. S. und deren Schweſter C. S. die gemeinſchaftliche Anmerkung: dies könne nur dann der Fall ſeyn, wenn man einen ſolchen Menſchen als unmoraliſch kenne.

meinen Verſtand und mein Herz vor einer ſo niedern und entwürdigenden Denkungsart! — aber, lieber G. ſage mir, und Du, der in keinem Verhältniſſe ſteht, kannſt dies mit aller Unpartheylichkeit ſagen — wenn ich bey gewiſſen Tänzen, ich meine vorzüglich den Walzer, mein Mädchen in den Armen eines Andern in den vertraulichſten Wendungen und Verſchlingungen ſich auf und ab bewegen ſehe, ſage: bin ich, der ich dies Mädchen ſo mit ganzer, voller Seele, ſo über alles liebe, bin ich thöricht oder belachenswerth, wenn bey einem Anblick der Art die Schläge meines Herzens ſich verdoppeln; wenn mein Blut raſcher läuft? — Könnteſt Du, lieber G. mich verlachen: ſiehe, dann wäreſt Du mein Freund nicht, denn Du hätteſt entweder kein Gefühl, oder ein böſes Herz; und ich verachtete Dich und möchte Dich wahrlich nicht zu meinem Freunde. Nun höre weiter. Dies Schlagen meines Pulſes iſt, das ſchwöre ich Dir zu! nicht etwa Mißtrauen in die Tugend meines Mädchen; o, wenn dieſe einer Wache bedürfte: dann wahrlich hätte ſie keine Liebe und keine Treue! nein, ſondern es iſt und bleibt ein Anblick für mich, der bey der Reitzbarkeit meiner Seele mein ganzes Weſen wie mit elektriſchen Schlägen durchſchüttert, und zugleich hundert und wieder hundert der bitterſten Ideen in mir rege macht; mit einem Worte: dies mein Mädchen, die Gefährtin meiner ganzen künftigen Lebensbahn, in Vertraulichkeit mit einem Andern ſehen: das iſt und bleibt für mich ein Anblick, an den ſich mein Herz und mein Auge nie, nie gewöhnen wird und kann.

Möchten doch Alle mit mir gleich denken! mir iſt es, wie Du ſelbſt aus mehr, als einer Erfahrung weißt, völlig, ja völlig unmöglich, mit irgend einem Mädchen, die ſchon in Verbindung ſteht, oder mit einer Frau auf eine zärtlich tändelnde Art umzugehen; ihr Süßigkeiten und Schmeicheleyen vorzuſagen; es darauf anzulegen, einen Kuß wegzuhaſchen u. ſ. w. Daß ich nicht ein Pedant oder Murrkopf bin, weißt Du; weißt, daß ich nicht ſelten bis zum Ausgelaſſenſeyn ſcherze und luſtig bin; aber deſſen ungeachtet wird kein Menſch der Thorheit, oder vielmehr des Vergehens, denn das iſt und bleibt es, mich beſchuldigen können, daß ich als ſüßer und wollüſtiger Geck Mädchen oder junge Weiber behandle. Dies war mir ſchon verhaßt, ehe ich in dem glücklichen Verhältniſſe ſtand, in welchem ich jetzt ſtehe. Nein, hierdurch wird, man ſage dagegen, was man will, wahre, ächte Liebe und Treue verletzt. So unſchuldig es an und für ſich iſt, wenn ich bey einer vorkommenden Gelegenheit als Zeichen der Freundſchaft, oder in einem reinen Scherz ein anderes Mädchen oder eine Frau küſſe; oder im umgekehrten Falle mein Mädchen gegen einen Andern dies thut, ſo unſchuldig, ſag' ich, dies an und für ſich iſt: ſo hört es aber nach meinen Begriffen auf, unſchuldig zu ſeyn, wenn es mit irgend einer Anhänglichkeit, mit irgend einem angenehmen Behagen geſchiehet. Du, der Du ein richtiges Gefühl haſt, wirſt gewiß nicht dagegen ſtreiten. O, dächten doch alle Unverheirathete und Verheirathete, alle Mädchen und Frauen ſo: es würde um reine, herzliche, treue Liebe und um eheliche Glückſeligkeit beſſer ſtehen! Wir würden gewiß nicht ſo viele elende, laue, kalte Ehen ſehen. Wenn ſo ein Paar Leute, die ſich Mann und Frau nennen, mir zu Geſicht kommen, von denen man entſchieden weiß, daß jener lieber Mädchen und fremden Weibern die Cour macht, und dieſe von Andern ſie nicht ungern annimmt: ſiehe, lieber G. das treibt mir das Blut zu Kopfe, und gern möchte ich ſo ein Ehepaar von einander reißen, denn bey Gott, ſie ſchänden den ehrwürdigen Namen! — Die eheliche Verbindung kann und ſoll nach meinem Urtheile das größte Glück gewähren, deſſen wir hier als Erdbürger theilhaftig werden können. „Aber auch nur dann verdient eine ſolche Verbindung eine glückliche genannt zu werden — ſpricht „mein guter Campe, ſpricht es aus meiner Seele — „wenn zwiſchen den beyderſeitigen Ehegenoſſen eine vollkommne und dauerhafte Seelenvereinigung Statt findet, „ſo daß Jeder von ihnen ſein Glück, ſeine Perſönlichkeit „ſogar und ſein ganzes Daſeyn in die Perſon des Andern „übertragen zu haben ſcheint.“ Das ſagt Campe, der gute, liebe, biedere Mann, der kein Schwärmer und Pedant, ſondern dem es wahrhaftig um Menſchenglück zu thun iſt.

Laß mich Dir hier noch eine Geſchichte erzählen, die bald nach deiner Abreiſe von G. ein oftmaliger Gegenſtand meines Nachdenkens ward; ich meine mit dem Dir wohlbekannten O. und ſeiner Frau. Du fragteſt mich ja noch neulich hierum, wardſt aber im Geſpräch geſtöhrt: und ſo will ich Dir jetzt alles ſchriftlich erzählen. — Der gute, ehrliche O. war ſo glücklich mit ſeinem Weibchen, weißt Du noch, als wir das letzte Mahl ſeinen Geburtstag auf der Wieſe feyerten? Da war doch wohl der Dir noch bewußte Vorfall der kräftigſte Beweis, daß er ſich vollkommen glücklich pries. Er war es auch damals wirklich. Aber — bald drauf zog er von G. weg, und ging nach H. So ſehr ſein Weibchen und er ſelbſt vorher nur an kleinen, häuslichen Familienfreuden Geſchmack gefunden hatten: ſo begingen ſie jetzt die Unklugheit, bald an dieſem Balle, bald an jener Aſſemblee; heute an dieſer, morgen an jener Fete Theil zu nehmen; nach und nach Behagen daran zu finden: und ſo ging es mit ihren vorherigen ſtillen Vergnügungen, die ganz an die ländlichen grenzten, und endlich — 's iſt doch wahrlich höchſt traurig! — mit ihrer ganzen ehelichen Glückſeligkeit zur Neige. Madam O. fand es in den brillanten Geſellſchaften, überall umflattert, nach und nach nicht übel; fand die faden abgeſchmackten

Und der Bosheit Hand verwüſtet,
Wo ſie nur verwüſten kann.

Wohl Dir, daß Du ihr entgangen, –
Eines beſſern Schickſals werth!
Daß Dein Herz jezt nur Verlangen
Nach erhabnen Dingen nährt.
Manches wirſt Du nicht erfahren,
An der Kette die Dich drückt;
Und nach wenig trüben Jahren
Wirſt Du mehr als wir beglückt.

O Du weiheſt Dich dem Himmel
Gute fromme Dulderinn!
Und ich renne durchs Getümmel
Dieſer Welt mit trunknem Sinn.
Möcht' Dein Bild mir oft erſcheinen,
Schlich's in meine Seele ſich! –
Klärchen, ich will um Dich weinen,
Liebe, bete Du für mich.

Wagenſeil.

4.

An den Pegaſus.

So rühr' o Pegaſus den Fuß,
Es ſcheint, Du haſt den Koller,
Sonſt ſag' ichs Deinem Pythius
Dann geht es wahrlich toller.

Hier leck' ein Bischen Honigſeim
Dann ſey nicht Rappel-bundig
Nun reut' ich, mache meinen Reim,
Der ganzen Erde kundig.

Schmeicheleyen und Unterhaltungen nach und nach recht artig; gefiel ſich in den prachtvollen, rauſchenden Tänzen von Arm zu Arm zu fliegen, nach und nach recht wohl. Aber ihre wirkliche vormahlige Glückſeligkeit; ihr unſchuldiger inniger Frohſinn in einem kleinen Kreiſe; ihre vormahligen herzlichen ehelichen Freuden — waren auch nun auf ewig dahin! Ihr Mann fühlte es auch wohl, daß das eheliche Band zu zerreißen anfing; fühlte bald genug das Laue und Kalte ſtatt der ſonſtigen Wärme und Innigkeit; aber, Du kenneſt ja den gutwilligen O. hätte doch nicht Muth genug, ſich und ſein Weib aus dem Strudel der Zerſtreuungen herauszureißen; war nicht thätig, dem Uebel zu ſteuern, ſo daß es immer ärger und ärger, und endlich unheilbar ward. Ich für meinen Theil behaupte nun ſtreng und feſt, daß ſeine Frau ihn nie ganz ſo liebte, wie ſie ihn hätte lieben ſollen, weil ich es ſonſt für ſchlechterdings unmöglich halte, daß ſie irgend ein Vergnügen, es mochte Namen haben, wie es wollte, der Liebe ihres Mannes vorziehen konnte. Manche meinten zwar, denn die Vorfallenheiten wurden bald in ganz G. bekannt, man könnte ihr nichts eigentlich Böſes nachſagen — das ſollte doch wohl mit nackten Worten heißen: ſie hält es gerade nicht mit Dieſem oder Jenem —; allein iſt denn das erſt Untreue oder Verletzung der Liebe, wenn völliger körperlicher Genuß genoſſen wird? — wahre Liebe und wahre Treue wird ſchon dadurch gekränkt, wenn entweder das Mädchen oder der, welcher es liebt; das Weib oder der Mann an gewiſſen, ſelbſt an ſich unſchuldigſcheinenden, Freyheiten mit andern Perſonen, außer der mit ihm Verbundenen, Vergnügen und Behagen findet. Vor etwa drey Wochen, als Du noch in Magdeburg wareſt, ging der arme O. in Geſchäften hier durch, und hielt ſich wohl einen halben Tag bey mir auf. O, lieber G. Du hätteſt ihn ſehen ſollen! er iſt gar nicht mehr der Mann, der er ſonſt war; und da er mir von jeher ſein herzliches Zutrauen gab: ſo entdeckte er ſich mir auch bald ohne alle Zurückhaltung, und noch immer ſehe ich ſein thränendes Auge und ſchallen mir ſeine Worte in die Ohren: „alle meine Freuden ſind dahin!“ Sehr übel und unrecht wäre es angebracht geweſen, wenn ich ihm jetzt hätte Verweiſe geben wollen, daß er ſich und ſeine Frau ohne die gehörige Vorſicht in die große, geräuſchvolle Welt begeben; aber das hätte ich ihm gern ſagen mögen, und ſchon ſchwebte es auf meinen Lippen: „lieber D. deine Frau hat dich nie ganz und einzig geliebt; ſonſt hätte ihre Liebe beſſere Probe gehalten.“ Denn der Satz iſt und bleibt in alle Ewigkeit wahr: wer an großen, rauſchenden Freuden wirklichen Geſchmack findet, iſt zum Genuß reiner wahrer Freuden und ehelicher Glückſeligkeit gänzlich unfähig!

Jetzt, lieber G. breche ich ab, denn meine Geſchäfte rufen mich; aber vielleicht nächſtens noch mehr über dieſen Gegenſtand.

Dein

L.

Einige

2.

Einige Einfälle

von Herrn

Johann Carl Tutenberg

zu Göttingen.

1.

Als eine geſchminkte Coquette bey einer Redoute zum Meduſenanzuge keine Maſque finden konnte.

— An ſie ſelbſt. —

Zu dieſer unvergleichlich gut gewählten Tracht
Sind Maſquen Ihnen ganz entbehrlich.
Das aufgelegte Röth nur vom Geſicht gemacht ...
Und man verkennt Meduſen ſchwerlich.

2.

Nähere Erläuterung über Hannchens Anzug bey ihrer öffentlichen Trauungsfeyer.

Der Kranz, der Hannchen ziert, gehöret Leonoren;
Denn ihren eignen hat ſie längſtens ſchon verlohren.

3.

Der Schuſter, bey der Leichenfeyerlichkeit eines berühmten Tragiſchen Schauſpielers, an die Leichenbegleitung.

Wollt Ihr den Todten gern beerben:
So werfet eilig Erde d'rauf;
Denn zehnmahl ſah ich ihn ſchon ſterben ...
Und zehnmahl lebt' er wieder auf.

4.

Wie man die ausgebreitete Correſpondenz eines gelehrten Frauenzimmers tadelte.

Laßt ſie nur immer ruhig Briefe ſchreiben;
Denn, wenn ſie ſchreibt, läßt ſie das Schnattern bleiben.

5.

Die Begleitung,

oder die Bauern eines Dorf's in deſſen Nähe ein Hochgericht war, und ihr Gutsbeſitzer.

Der Gutsbeſitzer.

Ihr guten Leutchen, bleibt nun hier,
Und laßt allein mich weiter reiten.

Die Bauern.

Wenn Sie's erlauben, wollen wir
Sie bis zum Galgen noch begleiten.

6.

An die Entre-preneurs des neuen Bedlam's für Meynungen und Erfindungen. *)

Gelehrte Narrheit Dreyer großen Nationen
Soll künftig hier in Eurem Deutſchen Bedlam wohnen? —
Hilf Himmel! — Sucht doch nicht bey Galliern und Britten,
Woran die Deutſchen ſelbſt nie einen Mangel litten.

7. Eines

---

*) Den Plan dieſes originellen, aber in aller Rückſicht viel zu groß angelegten, neuen Inſtitut's findet man — nebſt den Bedingungen, unter welchen die Aufnahme der Patienten geſtattet werden kann — im Göttinger Taſchenkalender vom Jahre 1792. Seite 128. ff.

7.

Eines jungen Landedelmanns Gründe gegen das Studium der Aſtronomie.

Was ſoll ich oben noch das Vieh *) am Himmel ſehen?! —
Ich ſeh' es ja genug hier auf dem Hofe gehen.

8.

Rechtfertigung einer Deutſchen Lais.

Daß Jedem ich ſo gern mit meinen Gaben diene,
Darüber rümpfet zwar die Tugend ihre Miene:
Allein — was Moraliſten auch zu ſagen haben —
Soll ich allein mein Pfund denn ungenützt vergraben? —

9.

Letzte Verordnung eines ſterbenden Geitzigen.

Man laſſe — bin ich todt — mich hier, ſo, wie im Leben:
Dann braucht man für's Begräbniß nichts zu geben.

10.

Der Trinker, nach ausgeſchlafenem Rauſche.

Itzt fühl' ich's, daß die Erde ſtille ſtehet.
Sie ruhet. — Nichts kann wahrer ſeyn. —
Der Mann, der lehrt, daß ſich die Erde drehet,
Iſt ſicherlich bethört vom Wein.

11.

Die beyden Bauern in der Comödie, nach Aufziehung des Vorhanges.

Claus, komm! - Geh wieder mit mir fort!
Laß eilig heim uns Beyde kehren! —
Es reden große Herren dort:
Da ſchickt es ſich nicht, zuzuhören.

---

*) Sternbilder.

12.

Grund eines Faulen wider das Heirathen.

Ich frei'te herzlich gern; das ſchwör' ich Euch auf Ehre!
Wenn's nur nicht mit ſo vieler Müh' verknüpfet wäre.

13.

Das Hausmädchen, oder die verſprochene Beförderung.

Nun kann ich bald der ſauren Arbeit lachen!
Mein Herr will nächſtens mich zur Amme machen.

14.

Die ſchönen Zähne.

Daß Ida's Zähne — wenn ſie lacht und ſpricht —
Die ſchönſten Zähne ſind . . . wer ſieht das nicht?!
Allein, ſie müſſen wohl ſtets weiß und blendend ſeyn;
Denn Abends ſchließt ſie Ida ein.

15.

Ueber das wohlgetroffene Miniaturgemählde eines ſchönen dummen Mädchens.

Weit lieber iſt — als ſein Original —
Dies Bildchen mir, das ich Louiſen ſtahl.
Es zeigt mir ſtets ihr reitzend ſchön Geſicht,
Und kränket mich durch ihre Dummheit nicht.

16.

An Lotte;

bey der Durchſicht einer Reihe von ihr entworfener Gemählde.

Dein Pinſel zeigt mir da der Liebe ſüße Freuden
In Attitüden, die ſelbſt kalte Seelen rührten.
Mich würden Jung' und Alt' um ſolche Freuden neiden;
Wenn Geiſt und Herz — nicht bloß dein Kopf — den Pinſel führten.

18. Ent-

17.

Entſchluß eines Ruſſiſchen Bauerweibchens, bey vermutheter Treuloſigkeit ihres Mannes.

Nun trau ein junges Mädchen doch
Den verfalſchen Männern noch! —
Sonſt zeigte mir, durch manche Hiebe,
Mein Mann faſt täglich ſeine Liebe; *)
Allein, ſeit vierzehn trüben Tagen,
Hat er nicht ein mahl zugeſchlagen. — — —
Hält dieſer Kaltſinn länger an:
So ſey er denn nicht mehr mein Mann!
So werd' ich die Entſchließung faſſen,
Und mich vom Nachbar prügeln laſſen.

---

*) Daß jede der verſchiedenen zahlreichen Nationen unter'm Monde ihre eig'ne Sitten und Gebräuche habe, daran mag wohl nicht leicht ein Sterblicher zweifeln. Daß aber einige Völker des faſt unermeßlichen Ruſſiſchen Reich's dem ſchönen Geſchlechte ihre Ergebenheit und Liebe, auf die fühlbarſte Art, durch — Schläge, zu bezeugen pflegen, das erzählt mindeſtens eine Abhandlung des Hiſt. Mag. der Herren Meiners und Spittler.

18.

Eine Randgloſſe zu einer Stelle aus Young's Klagen.

„Das empfindlichſte, ſicherſte Unglück des Menſchen ſind — Menſchen." *)

*) Und wär' ſie's da wohl werth,
So eine Welt, wie dieſe,
Daß man ihr eine Thräne weint? —

Verhülle d'rum dein Auge, Sonderling,
Deß' Herz zu fühlen ſich erdreiſtet,
Daß Menſchenelend ungeſehen dir entſchlüpfe! —

Verbirg dies tolle Herz
In eine Bruſt von Eiſen,
Daß unempfindlich es bey Menſchenunrecht ſey! —

Und ſo — verhunzt vom Schickſal — tappe trocknes Blickes
Ihn fort, den Pfad durch's Leben, zu des Grabes Kühle:
Ob glücklich . . . oder nicht . . . was kümmert's dich?!! —

Bei dem Buchhändler Ernſt Feliſch in Berlin, ſind in der Michaelsmeſſe 1793 nachfolgende Bücher erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu haben.

Gemeinnütziger Almanach für das Jahr 1794 8. 1 Rthlr. 6 gr.

Ein Almanach welcher ſowohl durch ſeine geſchmackvolle äußere Einrichtung, die den in dieſer Rückſicht muſterhaften Engliſchen Taſchenbüchern nichts nachgiebt, als auch durch die Zweckmäßigkeit und gemeinnützige Brauchbarkeit der darin enthaltenen Aufſätze, die Aufmerkſamkeit des Publikums, vorzüglich die jedes Kaufmanns, Bankiers und Geſchäftsmanns überhaupt verdient. — Zwölf ſauber gearbeitete Kupferſtiche ſtellen eben ſo viel vorzüglich ſchöne Gegenden und Anſichten in den Preußiſchen Staaten vor, unter einem jeden Monatskupfer iſt ein weißer Raum, der, ſo wie die darauf folgenden liniirten Repoſitorien, zur Bemerkung wichtiger Geſchäfte dient. Unter den vielen intereſſanten Aufſätzen erlaubt uns der eingeſchränkte Raum hier nur folgende zu nennen. Vollſtändiges Verzeichniß der Rechnungsmünzen aller vier Erdtheile, mit ihrem Werth und Vergleichung. Der Werth dieſer Rechnungsmünzen iſt zwar nur in Preuß. Courant-Valuta angegeben, allein mittelſt der dabei befindlichen Stücke, die auf eine Köln. Mark feines Silber gehen, kann man ſolche nicht allein für ein, ſondern für mehrere 100 und 1000 Stücke gar leicht in allen andren hier angegebenen Rechnungsmünzen und Valuten auf eine ſehr leichte Art finden. 2) Alphabetiſches Verzeichniß dieſer Münzen, wo ſelbige gangbar ſind und ihr Werth zu finden iſt. 3) Sterblichkeit, Geburten, Generationen, Lebensdauer und Tafel der Sterblichkeit, aus den Londoner Mortalitätsliſten. 4) Erd- und Ländergröße. 5) Volksmenge. 6) Vermehrung der Gelder. 7) Zeitrenten. 8) Leibrenten. 9) Tontinen mit den dahin gehörigen Berechnungen. 10) Tafel über die Entfernung der vornehmſten Europäiſchen Hauptſtädte in gerader Linie, und 11) deren Entfernung in Poſtmeilen. 12) Anzahl der Städte, Flecken und Dörfer verſchiedener Länder, u. ſ. w.

Petite gallerie de gravures à l'uſage des jeunes gens, qui veulent s'amuſer & s'inſtruire, gr. 8. Berlin 1 Rthlr. 16 gr.

Um den Wunſch vieler Eltern und Kinderfreunde zu erfüllen, habe ich, von der in meinem Verlage erſchienenen, und mit ſo ausgezeichneten Beifall aufgenommenen kleine Bilderakademie für leſeluſtige und lernbegierige Söhne und Töchter, Berlin 1793, eine franzöſiſche Ueberſetzung verfertigen laßen, und hat, ſo wie das Original 32 Kupfertafeln. Der Zweck dieſes Buchs iſt, dem jugendlichen Alter auf eine angenehme Art ſolche Kenntniße beyzubringen, die den Fähigkeiten deſſelben angemeſſen ſind, das natürliche Gefühl der Kinder erwecken, und ihr Herz für jeden Eindruck des Wahren und Guten empfänglich machen können. Es enthält Vorſtellungen aus dem gemeinen Leben, die nützlichſten, und nothwendigſten Kentniße aus der Naturgeſchichte, einige intereſſante Züge aus der ältern und neuern Geſchichte, die Fabellehre der Griechen und Römer; auserleſene moraliſche Erzählungen, und viele andere gemeinnützige Nachrichten. Die zu dieſem Buche gehörigen 32 Kupfertafeln liefern an einige hundert Abbildungen verſchiedner Gegenſtände aus der Natur und Kunſt, und zeichnen ſich durch die gelunge

Darſtellung, wie auch durch den Stich vorzüglich aus. Eltern und Lehrer werden dieſe Schrift ihren Kindern und Zöglingen gewiß nicht ohne Nutzen in die Hände geben, und gegenwärtige franzöſiſche Ueberſetzung, die einen ſchon durch ähnliche Arbeiten dem Publico rühmlich bekannten Mann zum Verfaſſer hat, auch gewiß mit glücklichen Erfolg, bei dem Unterricht in der franzöſiſchen Sprache, gebrauchen können.

Allgemeines homiletiſches Repertorium, oder möglichſt vollſtändige Sammlung von Diſpoſitionen über die fruchtbarſten Gegenſtände aus der Glaubenslehre, Moral und Weltklugheit, in alphabetiſcher Ordnung, nebſt einem dreifachen Regiſter. Erſter Band, gr. 8.

Nicht allein künftige Prediger, ſondern auch diejenigen, welche wirklich ſchon im Amte ſtehen, ſind ſehr oft genöthigt, über beſtimmte Gegenſtände zu reden, die ſie bis dahin, entweder noch nicht hinlänglich durchdacht, oder doch noch nicht aus dem Geſichtspunkte durchdacht hatten, aus welchen ſie eben jetzt darüber reden wollen. Wie willkommen muß beiden ein homiletiſches Repertorium mit allgemeinen Rubriken in alphabetiſcher Ordnung ſein, in welchem vollſtändige Diſpoſitionen über die vornehmſten und wichtigſten Wahrheiten der chriſtlichen Moral, Glaubenslehre und Weltklugheit, ohne Mühe aufgefunden werden können. Aus welchem der Anfänger nicht allein den Reichthum, die Deutlichkeit und die Beſtimmtheit ſeiner theologiſchen Erkenntniſſe vermehren, ſondern auch den Ton des populären Vortrags und die nutzbarſten Seiten der Materien, die für den öffentlichen Vortrag gehören, kennen lernen kann? — Dieſe Betrachtungen haben eine Geſellſchaft, ſchon

Ich ſinge von Egyptens Sphinx
    Hierauf vom alten Satan.
Bewundrung find' ich rechts und links,
    Erhalte Ruhm wie Nathan.

Hinab, hinab zum Höllenſchlund,
    Ich ſinge Satans Säbel.
Dann reut' ich hin nach Amathunt,
    Im röſelichten Nebel.

Herr Pegaſus Du biſt ein Schelm,
    Hier lieg ich armer Barde!
Herabgeſchmiſſen ohne Helm,
    Ich blute, bringt mir Narde.

5.

An * * *

Nach einem Geſpräch über Ausſichten in die Zukunft.

Dank, o theure Karoline!
    Dank für jede Tröſtung Dir;
Jede mitleidsvolle Miene,
    Jedes Lächeln, für und für.

Ach! beſtürmt von bangen Leiden,
    War die Welt mir öd' und leer;
Denn es raubten alle Freuden
    Mir die Menſchen um mich her.

Aber ach, dem armen Lecher,
    Abgehärmt und abgebleicht,
Haſt Du einen Labebecher
    Auszutrinken dargereicht.

durch ähnliche Arbeiten bekannter Volksredner, bewogen, in meinem Verlage ein Repertorium von der Art herauszugeben. Es wird ſolches nicht allein als Magazin gebraucht werden können, in welchem man reichhaltigen Vorrath zu Amtsreden über Materien, die nach den jedesmaligen Umſtänden einer Gemeinde die nützlichſten ſcheinen, enthaltend ſind, ſondern es wird auch durch angehängte Regiſter zu einem Repertorium für Predigten, über die gewöhnlichen Evangelien und Epiſteln, und für ſogenannte Kaſualreden, eingerichtet werden. Um den Ankauf dieſes Buchs zu erleichtern, biete ich den Liebhabern Pränumeration auf den 1ſten Band an, dieſer erſcheint gleich nach Neujahr, und man kann hierauf bei dem Verleger und in ſämtlichen Buchhandlungen mit 20 Groſchen bis Ende December pränumeriren.

Nachricht an das Publikum.

Das blinde Kind. Eine kleine Familiengeſchichte. Von einem Frauenzimmer. Aus dem Engl. Ein Weihnachtsgeſchenk für die Jugend. Taſchenform. mit Kupf.

Unter dieſem Titel erſchien verſprochnermaßen in der Mitte Septembers das dritte Jahr des Weihnachtsgeſchenks für die Jugend. Wir wiederholen, daß diejenigen, in deren Händen ſich die Geſchichte des Prinzen Li-Bu als 1ſtes Jahr, und der kleine Jack, eine Volksgeſchichte, als 2tes Jahr, befinden, es dem würdigen Herausgeber (den wir nur nennen dürften, um die ganze junge Leſewelt herbey zu locken) Dank wiſſen werden, daß er fortfährt, die Jugend mit ſolchen kleinen Schriften zu beſchenken, die für ihr Herz und ihren Verſtand gleich intereſſant ſind. Eltern verſchiedener Stände haben hier eine gute Gelegenheit, ihren Kindern nach und nach eine dergleichen kleine Sammlung anzuſchaffen; denn wir werden mit jedem Jahre die Zahl dieſer kleinen Kinderſchriften um eines vermehren.

Der Rezenſent in der Allgemeinen Litteraturzeitung Nr. 283. ſagt am Schluſſe der Rezenſion: „Es bedürfe dieſes Unternehmen keiner mühſamen Empfehlung.“

Wir begnügen uns alſo nur etwas über die angebrachten Verzierungen zu ſagen. Bey jedem der erſten beiden Jahre ſind zwey intereſſante Kupfer, zu dieſem vier geliefert; und um es auch noch von einer andern Seite brauchbar zu machen, ſind ein paar Blätter Pergament beygefügt. — Statt des einfärbigen Einbandes, iſt ein ſauberer, in Kupfer geſtochener, Umſchlag gewählt worden. Die eine Seite ſtellt ein Kinderſpiel, die andere Gegenſtände des weiblichen und männlichen Fleißes dar. — Ein Futteral ſchützet den Einband vor Schmutz.

Dieſer Vorzüge ungeachtet, koſtet dieſes Büchlein doch nicht mehr als 16 Gr., mithin nur 2 Gr. mehr als jeder der erſten beiden. Ein geehrtes Publikum ſehe dies als einen kleinen Beweiß unſrer Dankbarkeit, für die gütige Aufnahme der Vorgänger dieſes dritten Geſchenks, an. — Sollten einige Eltern Exemplare in Seide gebunden zu haben wünſchen, ſo iſt auch dafür geſorgt. Der Preiß eines ſolchen Exemplars iſt 20 Groſchen. Roh koſtet es 12 Gr.

Leipzig, im Oktober 1793.

Gebrüder Gräff.

Nachricht

die Ueberſetzung der Schriften Voltaire's betreffend.

Der ununterbrochene Beifall, womit dieſe nunmehro bis zum 25ſten Bande gediehene Ueberſetzung der Werke Voltaire's aufgenommen worden, iſt ein ehrenvoller Beweis für das teutſche Publicum, daß es noch immer ſeine Aufmerkſamkeit auf ſolche Schriften wendet, denen der Stempel der Vollkommenheit aufgedrückt iſt. Wer zweifelt wohl, daß Voltaire's Schriften nicht zu dieſer Gattung gehören ſollten, die nach dem Urtheile Friedrichs des Großen, der aus dieſem herrlichen Vorrathe, eben ſo richtig gedachter, als ſchön geſagter Wahrheiten, eine ſo reichhaltige Nahrung für ſeinen großen Geiſt ſchöpfte, ſtets die Lektüre eines jeden denkenden Kopfs ſeyn und länger dauren werden als die Franzöſiſche Monarchie.

Was gegenwärtige teutſche Ueberſetzung betrift, ſo iſt ſie nach dem einſtimmigen Urtheile aller Kenner von der Art, daß ſie mit Recht dem Original an die Seite geſtellt werden kann, indem ſie von dem Adel und der Leichtigkeit ihrer Urſchrift nichts verloren hat, bis in die feinſten Schönheiten deſſelben dringt, und durch mühſam hinzugefügte hiſtoriſche Umſtände und Erläuterungen, ſelbſt da noch Aufklärung verſchaft, wo das Original ſelbſt den Leſer verläßt.

Da Voltair's Schriften ſo mannigfaltige Fächer des menſchlichen Wiſſens umfaſſen, und der Philoſoph und Staatsmann ſowohl, als der Geſchichtſchreiber, Theolog und Belletriſt, reichliche Nahrung für Kopf und Herz in denſelben finden, ſo hat der Verleger die Veranſtaltung getroffen, daß dieſe Schriften auch einzeln unter beſondern Titel verkauft werden können und zwar

1. Die Romane, Erzählungen und Dialogen dieſes geiſtreichen Schriftſtellers in 5 Bänden, 4 Rthlr. 2) Die intereſſante Schrift Voltair's; Verſuch einer Schilderung der Sitten und des Geiſtes der Nationen von Karl dem Großen bis Ludwig XIII in 7 Bänden, zu 9 Rthl. 8. 3) 6 Bände theologiſcher Schriften 8 Rthlr. 4) Correſpondenz der Kaiſerinn Catharine II. von Rußland, 1 Rthlr 8 gr. 5) Voltair's Correſpondenz mit dem Philoſophen von Sans Souci 4 Bände 1 Rthlr. 8 gr. 6) Briefwechſel mit Alembert, 2 Bde. 2 Rthlr. 16 gr. und 7) ſein Briefwechſel mit verſchiedenen Staatsmännern, 2 Bände, 2 Rthlr. 16 gr., zuſammen 25 Bände.

Die günſtige Aufnahme dieſes Werks von Seiten des Publicums ſetzt den Verleger in den Stand, noch mehrere an den Vorzügen der Pränumeration, auch in Rückſicht auf die vorigen Bände Antheil nehmen laſſen zu können; dieſe erhalten jeden der vorhergehenden Bände für Einen Rthlr., eben ſo viel beträgt der Pränumerationspreis auf jeden folgenden. Der nachherige Ladenpreis iſt wie bekannt für jeden einzelnen Band 1 Rthlr, 8 gr.

Ankündigung für das ſchöne Geſchlecht.

Endesunterzeignete machen hiermit dem ſchönen Geſchlecht bekannt, daß mit dem Anfange des künftigen Jahres in ihrem Verlage eine Leipziger Monatsſchrift für Damen erſcheinen wird, zu welcher der Plan bereits ſchon vor zwey Jahren von einigen hieſigen Gelehrten entworfen worden iſt, die — ohne alle tadelnde Seitenblikke auf ſchon vorhandene Zeitſchriften ähnlicher Beſtimmung — die Hoffnung haben, daß ihre Unternemung von Deutſchlands Töchtern eine gütige Aufnahme erfahren werde. Ohne ſich in ein weitläuftigeres Detail ihres Plans einzulaſſen, verſprechen ſie hier nur, daß ſie, in ihrer fortlaufenden Unterhaltung des ſchönen Geſchlechts, immer das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden werden, ſo, daß keine Dame Urſach haben ſoll, die auf dieſe Lektüre verwandte Zeit zu bedauern. Auch verſichern ſie hiermit, daß ihre Monatsſchrift keine kurze und flüchtige Erſcheinung ſein, ſondern Dauer haben werde, indem die Sorge für dieſelbe vertheilt, dem möglichen Nachdrukke bereits begegnet, und manche Schwierigkeit ſchon gehoben worden iſt, welche dergleichen Unternehmungen ſchon oft vereitelt hat. —

Neben zwekmäßigen Abhandlungen und Aufſätzen aus der Geſchichte, Naturhiſtorie, Länder und Völkerkunde, Philoſophie des Lebens, der Haushaltung, den ſchönen Wiſſenſchaften u. ſ. w. ſoll auch eine eigene litterariſche Rubrik fortgeführt werden, unter welcher man Anzeigen, Beurtheilungen und Auszüge ſolcher Schriften finden wird, welche die Frauenzimmerwelt vorzüglich intereſſiren, oder von derſelben zur angenehmen und unſchädlichen Unterhaltung geleſen werden können.

Demnächſt wird zugleich mit dieſer Monatsſchrift ein fortlaufendes weibliches Intelligenzblatt verbunden werden, in welchem alle, das Frauenzimmer intereſſirende Anzeigen, Anfragen und Beantwortungen, gegen billige Inſertionsgebühren, aufgenommen werden ſollen.

Jedes Stück ſoll 5 Bogen ſtark ſeyn, auf ſchönem Schreibpapier gedrukt werden, und in einem geſchmakvollen farbigen Umſchlage erſcheinen. Drey Stükke werden allemal ein Bändchen ausmachen, das mit einem Haupttitel und einer ſchönen Titelvignette verſehen ſeyn wird. Uebrigens ſoll jedes Monatsſtück ein eignes Octavkupfer von Herrn Kohl, Stölzel, oder andern Meiſtern enthalten, um dem Ganzen ſo viel Zierde als möglich zu geben.

Das Abonnement für den ganzen Jahrgang iſt 5 Thlr. in Golde, und geſchieht in allen löblichen Poſtämtern und ſoliden Buchhandlungen Deutſchlands, wird auch durch alle deutſche Provinzen poſtfrey verſandt, wogegen wir uns aber ebenfalls alle Aufträge, Beſtellungen, Avertiſſements und Aufſätze zum Behuf der Leipziger Monatsſchrift für Damen poſtfrey erbitten müſſen.

Alle reſpektiven Poſtämter werden erſucht, ſich mit ihren Beſtellungen an die Churfürſtliche Zeitungsexpedition zu Leipzig zu wenden, welche für ſelbige die Verſendung übernommen hat.

Schlüßlich zeigen wir hiermit an, daß wir dafür ſorgen werden, daß mit dem Anfange jedes Monats ſchon das neueſte Stük überall wird ausgegeben werden können.

Leipzig im Monat Auguſt.

Voß & Comp.

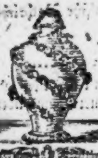
No. 4.

Olla Potrida.

1793.

Viertes Stück.

Berlin
in der Meyerſchen Buchhandlung.



Inhalt.

Sei

Gedichte. 3'1

Auszüge.

Ueber die Ottomannen und ihre Kriegsverfaſſung. 11.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1. Ehrſucht ohne Grenzen. 18.
2. Meine Reiſe nach dem Frohnleichnamsfeſte in Erfurt. 31.
3. An meine Sächſiſchen Mitbürger. 44.
4. Ueber Dännemark und [illegible] 53.

Biographie.

Zum Andenken des Herrn Heinrich Wilhelm Kels, am 30. Januar 1793, in der ordentlichen Verſammlung der phyſikaliſchen Privatgeſellſchaft zu Göttingen vorgeleſen von ihrem Archivar Dr. Fr. Alb. Ant. Meyer. 57.

Naturgeſchichte.

Kurze zoologiſche Nachrichten. 64.

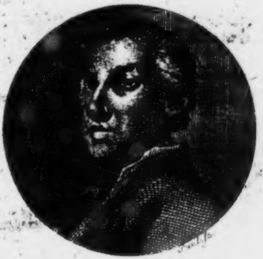
Miſcellaneen.

1. Ueber Shakeſpear. 66.
2. Gedanken eines Reiſenden. 71.
3. Briefe einer Dame über England. 75.

Olla Potrida.

1793.

Viertes Stück.



A. R. MENGS

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

I.
Gedichte.

1.
Franz von Sickingen im ſechszehnden Jahrhundert, nebſt einer Volksſage zum Glück für Deutſchland wenn ſie wahr wäre.

Als Kaiſer Maximilian
Das deutſche Reich regierte,
Da lebt ein ächter deutſcher Mann,
Den Schwerd und Panzer zierte.
Er tummelte ſein müthges Roß,
Und ohnweit Frankfurth liegt ſein Schloß,
Drauf er vor Zeiten hauſ'te.

Erhaben, edel, groß und frey,
Ein Menſchenfreund im Siege,
Der reinen Lehre Luthers treu, *)
Dieß waren Franzens Züge:
Ulrich von Huttens Buſenfreund,
Mit Götz von Berliching vereint,
Begann er Wunderdinge.

---

*) Franz von Sickingen begünſtigte Luthers Reformation und hat denſelben zu einem Beſuch auf ſein Schloß Landſtein eingeladen.

Sieh des Dankes Thräne beben
Von der blaſſen Wang' herab.
Freyer blick ich jetzt durchs Leben,
Ruhiger hinaus aufs Grab.

Wohl mir denn, es giebt noch Herzen
Der Verſtellung bitter feind!
Wohl mir daß bey meinen Schmerzen
Eine Karoline weint.

Tröſtend mir entgegen eilet,
Lindrungsmittel nicht verhehlt,
Mir den Wundenbuſen heilet,
Und mit ſüßer Hoffnung ſtählt.

Wenn ich fürderhin mich quäle,
Freundinn, o ſo lächle Du!
Liſple mir, Du reine Seele,
Deine holde Tröſtung zu.

Nimm, für dieſe goldne Stunde,
Du, mit reinem Engelſinn,
Für den Troſt aus Deinem Munde
Dieſen Kuß zum Danke hin.

S.

6.

Liebesmacht.

Wer der Ketten eines Mädchen ſpottet,
Kennt die Macht der Liebe nicht!
Ha! der hat kein Feuer in dem Buſen,
Keine Glut im Angeſicht.

Sein Loſungswort war Tapferkeit
Und Edelmuth ihm eigen:
Davon ſind Worms und Metz noch heut
Nebſt Frankfurth treue Zeugen.
Der Völker Schrecken war nur Franz —
Und Glorie und Heldenglanz
Umſtrahlten ſeine Schläfe.

So ſiegte einſtens Franz und blieb
Gefürchtet und bewundert,
Da man post Christum natum ſchrieb:
Ein Tauſend und fünf Hundert.
Als Maximilian erblich,
Erwarb er durch Verdienſte ſich
Die Freundſchaft Karls des Fünften. *)

Geſtützt auf dieſes Kaiſers Huld
Bezog er Trier mit Kriege;
Und dürſtete voll Ungedult
Nach neuen Ruhm und Siege.
Doch wieß das ungetreue Glück
Für dieſesmal den Held zurück —
Zurück in ſeine Klauſe.

Dem tapfern Manne gieng es nah
Solch Schickſal zu ertragen,
Und er bekam das Podagra,
Mit ſeinen Höllenplagen.
Drob trauerte im Stall ſein Roß,
Und unſern Franz trug man im Schloß
Herum in einer Sänfte.

Die Fürſten ſchloſſen einen Bund
Nun Landſtein **) auszuplündern,

---

*) Franz von Sickingen hatte großen Antheil an der Kaiſerwahl Karls des Fünften.

**) Franzens Ritterſchloß in mehrern Lebensbeſchreibungen von deſſen Lebensgeſchichte auch Landſtuhl oder Landſtall genannt.

Und legten ſchaarenweis ſich rund
Ums Schloß mit Zwanzigpfündern.
Pump! — ſchoſſen ſie die Mauern ein —
Und Franzens höchſter Thurm von Stein
Lag bald in Staub und Trümmern.

Franz ſetzte ſich zur Gegenwehr
Mit tauſend Mutherfüllten:
Die Blitze flammten hin und her,
Und laute Donner brüllten.
Man ſtritt nach deutſcher Heldenkunſt —
Auch ſchoß man nicht mit Vogeldunſt,
Nein, mit Kanonenkugeln.

Von einem abgeſchoßnen Span
Ward hier der Held getroffen, *)
Und ſchrecklich lag vor jedermann
Ihm Lung und Leber offen.
Zwey Junkern und dem Kapellan
Fiel drob die ſtärkſte Ohnmacht an,
Sie ſahn aus wie Geſpenſter.

Franz rief den Wundarzt, und geboth
In ſeinen größten Schmerzen:
Helft den Verblichnen aus der Noth!
Sie dauern mich von Herzen.
Umſchleyert iſt ihr Heldenblick —
Für allen ruft ſie mir zurück,
Mit Eau de Luce ins Leben.

Indeß giengs draußen Schuß auf Schuß
Auf Landſteins dicke Mauern:
Hier lag ein Kopf und dort ein Fuß —
Ein Anblick voll von Schauern —
Kein Ort im Schloß mehr ſicher blieb,

Durch-

---

*) Ein durch eine Kanone abgeſchoſſener Span riß ihm den Unterleib auf.

Durchlöchert war es wie ein Sieb,
Ein Loch gabs an dem andern.

Da mußte Franz, der Heldenſohn,
Am Schluß von ſeinem Leben,
Sich auf Kapitulation
Mit ſeinem Heer ergeben:
Und er, der ſo viel Ruhm erwarb,
Blieb groß bis in den Tod, und ſtarb
An ſeinen Heldenwunden.

In einen Harniſchkaſten legt
Man Franzens ſtarre Glieder,
Und bog das Haupt ihm unbewegt
Bis zu den Knien nieder,
Raſch ſchlugen ſie den Deckel zu,
Und wünſchten Frieden ihm und Ruh
In Gottes kühler Erde.

Man ließ ihn drauf den Berg hinab
Am Seil von ſeiner Stelle:
Noch zeigt ſich Franzens ſtilles Grab
Daſelbſt in der Kapelle.
Hier, wo er ſchon Jahrhundert ſchlief,
Iſt anderthalbe Spannen tief
Er leicht mit Staub bedecket.

Im Reich der Geiſter rief man nun:
Geliebter Franz, willkommen!
Kannſt hier von deinen Siegen ruhn,
Nur immer Platz genommen!
Doch ſehnte ſich der Heldenſohn
Nach einer Expedition
Als Geiſt auf unſrer Erde.

Man hielte drauf geheimen Rath —
Und Franz, dem Supplikanten,
War, was er unterthänig bat,

In Forma zugeſtanden.
„Zeig, hieß es, lorbeerreicher Mann,
„Hinfort Krieg oder Frieden an,
„Im lieben deutſchen Reiche!“

Dort, wo ſein ruinirtes Schloß
Die Wolken embraſſiren,
Iſt öfters nun der Teufel los,
Hört man die Trommel rühren,
Der Roſſe Schnauben, Waffenklang,
Der Wagen Raſſeln, Schlachtgeſang,
Und Donnern der Kanonen.

Ach! rufen die Sickinger dann,
Franz iſt heut ausgezogen!
Er hat, ſo oft ein Krieg begann,
Noch nie dieß Dorf betrogen.
Stets traf die Unglücksahndung ein:
Denn, wird es Krieg, hört Groß und Klein
Dieß fürchterliche Sauſen.

Wirds Frieden: Kehrt er froh zurück
Im ſanften Ton der Flöten:
Man hört die ſchönſte Feldmuſik
Von Paucken und Trompeten.
Die Pferde wiehern luſtig drein,
Da heißts: Seyd fröhlich! Franz zieht ein.
Gott Lob! Nun wird es Frieden.

So — lang vorher, eh Freyheitsſinn
Die Franken irre führte,
Und König mit der Königinn
Man einſt guillotinirte, —
Zog Franz aus ſeinem Ahnenſchloß:
Und groß war die Beſtürzung — groß,
Der ehrlichen Sickinger.

Da traf die Warnung leider zu:
Es wich vom deutſchen Lande
Des goldnen Friedens ſüße Ruh
Vertauſcht mit Blut und Schande.
Die Franken drangen übern Rhein,
Verheerten — tranken unſern Wein,
Und pflanzten Freyheitsbäume.

Doch jauchze Deutſchland ob dem Glück!
Von höh'rer Macht bewogen
Iſt Franz von Sicking nun zurück
Ins Ritterſchloß gezogen.
Die Bauern ſchweren alle drauf,
Und haben treulich den Verlauf
Von Wort zu Wort erzählet.

Heil nun der Deutſchen tapferm Heer,
Und allen Fürſten Segen! !
Froh ſieht des Sohnes Wiederkehr
Die Mutter nun entgegen.
Bald lächelt die beglückte Braut
Mit neuer Hoffnung feſt vertraut
Im Arme des Geliebten.

So kehret fröhlich Mann für Mann
In ſeine Heymath wieder.
Und ſingen wonnetrunken dann
Dem Gott des Friedens Lieder.
Und jeder tanzt von Freude warm
Mit ſeinem Mädchen Arm in Arm
Rund um des Dorfes Linde.

O Fürſten, wär in künftgem Jahr
Uns ſolch ein Glück beſchieden?
Wir bitten, macht dieß Mährchen wahr,
Und ſchenkt uns Ruh und Frieden!
Laßt unſern Franz im Grabe ruhn,

So wirds auf ſeinem Schloſſe nun
Nicht einmal wieder ſpuken.

2.

D. im September 1793.

Wenn in vor'ger Jahre blaue Ferne,
Sich umwölkt mein trüber Blick verliehrt
Und, entrückt in Wüſten, noch ſo gerne
Um die ſüßen Bilder alle irrt, —
Sie denn plötzlich graue Nebel decken,
Wo er keines Sternchens Licht erſpäht
Und des Grabes Nacht mit allen Schrecken
Schwarz und undurchdringlich ihn umfäht,
O, denn ſink ich oft in Kleinmuth nieder,
Bange Zweifel tödten jede Ruh
Und der Hoffnung roſigtes Gefieder
Weht dem Armen keine Labung zu —
Sel'ge Tage! wo im frohen Tanze
Ich durchs neue, ſchöne Leben flog,
Jedes Blümchen pflückte, und zum Kranze
Ungetrübter Jugendfreuden bog,
Wo Natur mich ihre Wege führte
Liebevoll, und ich an ihrer Hand
Ruhig wandelte, und nimmer irrte,
Mit des Lebens Dornen unbekannt,
Sorgenloß des Kommenden nicht dachte,
An der ſel'gen Gegenwart nur hing,
Und den Augenblick, der jetzt mir lachte,
Mit der ganzen Herzlichkeit umfing —
Sel'ge Freuden, die ihr hingeſchwunden,
Ach ſo lange! hingeſchwunden ſeyd,
Kehret zurück, — in Tagen nur und Stunden
Aus dem Schooße der Vergangenheit. —

Aber ach! — ihr kehret nimmer nimmer,
Flieh't vom Thränenauge ſchnell zurück
Und verklärt mit eurem Roſenſchimmer
Nur des Erdentages erſten Blick. —

Doch was klag' ich? Iſt nicht unentweihet,
Rein und deutſcher Weiſe noch mein Sinn,
Und die Freuden, die der Sturm zerſtreuet,
Starben ſie nicht unverſchuldet hin! —
Iſts nicht Wonne, was des Geiſtes Flügel
Zu der Allmacht hohem Sitz erhebt,
Wenn im heilgen Hain, auf Flur und Hügel
Ihrer Güte Ausfluß ihn umſchwebt?
Thaute ſie aus ihrer Segensfülle
Oft nicht Labungstropfen auch für mich,
Theilte ſie nicht noch die Nebelhülle
Wenn der Hoffnung letzter Strahl erblich! —
Und die Zukunft? tauſend Seligkeiten
Hält verborgen, halbenthüllt ihr Schoos —
Ach ich ſeh das Lager ſchon bereiten,
Ueberdeckt von Klee und weichem Moos,
Wo dem Kämpfer, von der Laſt ermattet,
Sel'ge ungeſtörte Ruhe winkt,
Wo er, ſanft von kühler Nacht umſchattet
In Vergeſſenheit der Leiden ſinkt,
Und nun ſchlummert, bis aus ſeinem Staube
Er zu hoher Seligkeit ſich ſchwingt,
Wo er, keinem Kummer mehr zum Raube
In das Heiligthum der Gottheit dringt,
Wo entzückt der Mutter aller Weſen *)
Er in ihr enthülltes Antlitz blickt,
Wo die Holde ihren Sohn voll Liebe
An den warmen Mutterbuſen drückt,
Wo ſie Herzen ſegensvoll vereinet,
Die des Wohlſtands Tyranney getrennt,
Wo die Liebe keine Thräne weinet,

Wo

---

*) Natur.

Wo ſie keine Sclavenfeſſel kennt,
Wo kein Schmerz in ihre Hütte bringet,
Wo kein Giſt in ihre Wonne treuſt,
Wo Verleumdung keine Geißel ſchwinget,
Wo kein wilder Todesengel ſtreift,
Wo kein Geyer mehr der Unſchuld lauret,
Wo kein Teufel fremder Schmerzen lacht,
Wo kein Wurm, verſteckt im Innern, gierig
An der Freude junger Knoſpe nagt,
Wo im Myrthenſchatten Friede wohnet,
Wo ein ew'ger Lenz die Fluren ſchmückt,
Wo die Liebe Gegenliebe lohnet
Und ſich ewig Herz und Herz beglückt —
Hofnung, Genius der Luſtgefühle,
Zeig mir dies Gebilde, bis die Gruft
Den Ermatteten in ihre Kühle,
Wie die Ruheſtatt, dem Wandrer — ruft —
Schweb' hernieder in der Engelmilde
Die dein ewig junges Antlitz ſchmückt,
Bis das Auge, was es ſah im Bilde,
In der hohen Urgeſtalt erblickt.

v. Voigt.

II.

Auszüge.

Ueber die Ottomannen und ihre Kriegsverfaßung.

Das Ottomanniſche Reich, iſt wegen ſeiner glücklichen Lage, der Mannigfaltigkeit ſeiner Produkte, der Fruchtbarkeit ſeiner Länder, die unter dem geſeegnetſten Himmelsſtrich liegen, ſeiner Flüße und der Meere die es umgeben, mehr als eins der bekannten Reiche, geſchickt, ſeine Einwohner, durch die größeſte Handlung zu bereichern. Deſto mehr muß man erſtaunen, daß dieſe Nation, bei der der Geitz doch ſonſt die Oberhand hat, dieſe unerſchöpfliche Quelle ſo ſehr vernachläßigt. Kaum trift man unter der Menge der ausländiſchen Kaufleute in den Handelsplätzen der Levante, und bei den Karavanen, die durch den Orient ziehn, einige wenige Muſelmänner an, die der Handlung obliegen. Wenn man bedenkt, wie leicht es ihnen geweſen wäre, durch eine Flotte im Perſiſchen Meerbuſen, zu Balſora, oder in Arabien, und durch Reparatur des Kanals zu Suez, den ganzen Verkehr nach Indien an ſich zu ziehn, und ſich in Beſitz aller der Reichthümer und Länder zu ſetzen, die die Europäiſchen Compagnien faſt ohne Wiederſtand erlangt haben (man ſehe J. F. die Unternehmungen der Portugieſen im ſechszehnten Jahrhunderte) und wozu denen Ottomannen ihre Religion ſelbſt behülflich geweſen ſein würde, die ſo ausgebreitet in dieſen Gegenden iſt. Wenn man ferner überlegt, wie ſchlecht ſie das ſchwarze Meer benutzen, und welcher Handel ihnen da mit Rußland offen ſteht; ſo kommt man von ſeinem Erſtaunen gar nicht zurück. Allein dieſes ſind die Früchte des ſtrengſten Deſpotismus, da jeder Privatmann fürchtet, die Aufmerkſamkeit der Regierung zu ſeinem Unglück, durch vortheilhafte Unternehmungen, auf ſich zu laden; vielleicht trägt auch die natürliche Trägheit, die durch das Klima unterhalten wird, und der grobe Hochmuth der Türkiſchen Nation vieles dazu bei. So viel iſt gewiß, daß ſie aus dieſer Blindheit, über ihren Nutzen, nun nicht kommen wird. Die glücklichen Augenblicke ſind vorbeigegangen, die Verfaßung hat ſich geändert, und eher werden alle dieſe Vortheile nicht bearbeitet werden, als bis dieſe glücklichen Länder unter einem fremden Scepter ſich befinden. Jezt befinden ſie ſich in den ſchlimmſten Händen, in die ſie kommen konnten.

Die Armenier handeln meiſtens in Caravanen. Sie ſind vor das fleißigſte Volk des Morgenlandes bekannt; ſie miſchen ſich in alle Zweige der Handlung. Der Handel der Griechen iſt ſo, wie man ihn bey ihrer Neigung zum Müßiggang, und bei der Unterdrückung in der ſie leben, vermuthen kann.

Der Handel der Franzoſen fing ſich im dreizehnten Jahrhunderte an, ſeitdem haben ſie es ſo weit hinaufgebracht. Es iſt den Kaufleuten dieſer Nation nicht erlaubt, ſich länger als zehn Jahr in der Levante aufzuhalten, vielweniger ſich daſelbſt zu verheirathen. Es ſind wenige, die nicht in dieſer Zeit, wenn ſie nur vorſichtig genug geweſen, und mit einer mäßigen Summe zur Grundlage, auf ein 100000 Franken erworben haben ſollten.

Die Pracht iſt auch in dieſen Ländern gewachſen; dieſes Volk, das in ſeinen älteren Zeiten, in den Zeiten ſeiner Siege und Eroberungen, ſeine grobe Kleidungen, nur mit Hammelfellen fütterte, braucht jezt Pelzwerk dazu, wovon manches Futter 5-6000 franzöſiſche Pfund, und mehr, zu ſtehn kommt.

Unter allen Morgenländiſchen Völkern, ſind die Ottomannen diejenigen, welche von je her bei ihren Kriegen und Zügen, die meiſte Ordnung beobachtet, und deren erſter Angriff der erſchrecklichſte iſt. Sie haben perſöhnlichen Muth, welcher von einem ſtarken und ausgehärteten Körper unterſtüzt wird. Hätte dieſe Nation ihre alte Vorurtheile fahren laſſen, und mit der veränderten Art zu kriegen, ihre Waffen und Ordnungen gleichfalls verändert, wie wir andern Europäer, ſo würde ſie der Freiheit von ganz Europa ſchrecklich und mit Recht ſchrecklich ſein, ſo aber, da ihr Troz oder Nachläßigkeit,

dieſes

Den ſchuf die Natur von Stahl und Eiſen,
Der der Schönheit widerſteht,
Nicht im Taumel ſeeligen Entzückens
Sie um Gegenliebe fleht.

O! der fühlte nie die ſtarken Züge,
Womit meinen matten Geiſt
An der Liebe feſtgewebten Banden
Meine Stella nach ſich reißt.

Ha wie brenn' ich! ſtärker als im heiſſen
Schlunde Aetna's wilde Glut,
Siedend rollt durch alle meine Adern
Warmes nimmer ruhigs Blut.

Was ſie will, das ſind für mich Geſetze,
Herz und Sinnen und Verſtand,
Meiſtert ſie mit ihrem goldnen Zepter
In der blendend weiſſen Hand.

Hütten wandelt ſie in Goldpalläſte,
Wildniſſe zum Luſtrevier;
Wenn der Nord im Winter Eichen ſchüttelt,
Lacht der ſchönſte Sommer mir.

In den grauenvollen Mitternächten
Scheint mir ſonnenhell die Welt;
Schöner als Elyſiums Gefilde
Macht ſie dieſes nackte Feld.

Süßer als das ſüßeſte der Erde,
Was die leckere Begier
Eines Kaiſers oder Königs kützelt,
Iſt ein einz'ger Kuß von ihr.

Müßt' ich unter ihrem Kuſſe ſterben,
O ſo wüßt' ich ganz gewiß,
Nectar und Ambroſia beym Göttermale
Schmeckten drüben nicht ſo ſüß.

Wagenſeil.

dieſes nicht zugegeben, iſt ſie unſern Armeen allemahl überwindlich.

Die Topchi, ſogenannt, von Töp, eine Kanone, würden in Kriegszeiten ſehr wenige Dienſte leiſten, ſo wenig als die Cumbarazi, wenn ſie nicht alsdenn ſo viele Ausländer, Ingenieurs, Konſtabler ꝛc. meiſtens Franzoſen, vorzufinden pflegen, welche ihrer Unwiſſenheit an die Hand gehn, und vor gute Bezahlung, das Hauptwerk verrichten, und der Artillerie vorſtehn. Ohne ſolche Anweiſung machen ſie mehrentheils ſehr grobe Fehler. Z. B. als der Prinz Eugen den Sultan bei der Theiße überraſchte, pflanzten die Türken, um die Brücke über dieſen Fluß unbrauchbar zu machen, 4 Stücke hinter einen Sumpf voll Schilf, ſich einbildend, daß dieſe ſchwache Bruſtweher, hinlänglich ſey, ſie vor den Kugeln der Deutſchen zu ſichern, dieſe aber demolirten, mit den erſten Schüſſen, wie natürlich, ſogleich die Türkiſchen Kanonen. — Als der Graf von Bonneval, Oberhaupt der Bombardirer war, gab er ſich zwar alle Mühe, ſeine Untergebnen beſſer abzurichten, aber umſonſt.

Die Türkiſchen Kanonen, ſind wahre Ungeheuer. Im Arſenal zu Malta zeigt man noch den Baſilic, den, bei Aufhebung der Belagerung die Muſelmänner zurückließen. Es iſt eine entſetzliche Maſchine. Einige dieſer Stücke ſind ſo groß, daß ein Menſch bequem darinnen liegen kann, man kann davon verſchiedne vor dem Stückhauſe zu Konſtantinopel ſehn. Sie pflegen auch ihre Kriegsſchiffe damit zu verſehn. Paul Lucas erzählt, daß das Admiralſchiff der Flotte, die wieder Peter den erſten ſeegelte, ſechs Kanonen führte, wovon jede zweihundert Pfund ſchoß: bei dem Gruß, den dieſes Schiff im Vorbeifahren dem Serai entrichtete, war die Abfeuerung dieſer Maſſen, von einer ſo gewaltſamen

Wirkung, daß ſich das Schiff aus einander gab, und zum Dienſt unbrauchbar ward.

In der berühmten Seeſchlacht zu Lepanto, verwüſtete Don Juan von Oeſterreich die Türkiſche Flotte dermaßen, daß von 250 Schiffen, nur acht und zwanzig davon kamen. Der Groß Vizir antwortete damahls dem Bailo Barbaro, mit einer morgenländiſchen Großmuth; „durch die Zerſtreuung unſerer Flotte, habt ihr „uns nur den Bart abgeſchnitten, und dieſer wird bald „wieder wachſen." Allein dieſer Schlag wär der Türkiſchen Marine ſo empfindlich, und ſchwächend als derjenige den ſie im jetzigen Kriege mit Rußland, durch den Grafen von Orlow bei Tſchesme davongetragen. Der Zuſtand derſelben iſt dadurch folgends faſt ins unendliche verringert worden. Bei einer ſolchen Staatsverfaſſung gehören lange Zeitfolgen dazu, ehe der Bart wieder wachſen kann. Die Gefechte mit Türkiſchen Flotten, ſind übrigens gar nicht gefährlich. Die Beis, da ſie ihre Schiffe ſelbſt ausrüſten und die Ruderſklaven ſtellen müſſen, vermeiden ſorgfältig, und wo nur möglich ein Treffen, um das Gebäude des Fahrzeugs ſowohl, als die Mannſchafft zu ſchonen.

Die Leventis ſind keinesweges, ihrer Geſchicklichkeit wegen berühmt, ſie machen ſich mehr durch die Unordnungen bekannt, die ſie in den Gaſſen von Konſtantinopel ausüben. Die wenigſten von ihnen verſtehen die Schiffarth, vielleicht hat dieſes der Verfaſſer hier auch durch das Wort viele ausdrücken wollen, und was kann man von ſolchen Leuten hoffen, die ohne Kenntniß vom Seedienſt, und nicht gewöhnt zu den Strapatzen ſind. Man nimmt eine Menge von ihnen aus den Küſtenbewohnern, ja aus zwanzig Häuſern einen Mann; die Leute aus welchen man ſie ausſucht, heißen Abab und ſind ſtarke Bauerkerls. Der Gebrauch des Kompaßes iſt nur auf den Schiffen von der Linie eingeführt.

Amurath III. legte die letzte Hand an, dieſes Korps in vollkommenen Stand zu ſetzen. Sie heißen Yengi cheri, d. i. neue Soldaten. Cantimir ſetzt ihre Anzahl auf 40000. Aber eine Menge Perſonen laßen ſich einſchreiben, um der Vorrechte dieſer Miliz theilhaftig zu werden, doch bekommen die überzähligen keinen Sold, vielmehr müſſen ſie noch die Offiziers beſtechen, ſie in ihre Rollen aufzuſchreiben. Was der Verfaſſer ſagt, daß ihrer 30000 zu Konſtantinopel ſich aufhalten iſt übertrieben, glaubwürdige Nachrichten ſetzen ihrer nur 5-6000 Mann.

So oft ein neuer Kaiſer den Thron beſteigt ſo pflegt ihr Sold um einen Aſper erhöht zu werden. Als etwas beſonders merke hier an, daß die Verlaßenſchaft ihres Aga dem ganzen Korps anheim fällt, und er alſo der einzige Bediente iſt, deſſen Erbſchaft ſich der Kaiſer nicht zueignet. Die zu Konſtantinopel wohnen, in prächtigen Kaſernen, und ſpeiſen zuſammen in großen Eßſtaben. Wenn eine Strafe an einem zu vollſtrecken iſt, ſo vollzieht ſie, der Aſgire oder Koch der Oda zu der er gehöret. Jede Oda hat ihren beſondren Vorgeſetzten, der auf die ſtrengſte Ordnung acht hat.

Zu Friedenzeiten tragen die Yengi cheri keine Waffen, ſondern nur große weiße Stöcke. Ihr Feuer hat nichts zu ſagen, denn obgleich ihre Kugeln wegen Länge der Röhre ſehr weit und gewiß tragen, ſo geht es doch deſto langſamer mit dem Laden, und ihre Muſqueten ſind zu ſchwer. So geben ſie ſich auch nicht viel mit Feuern ab, indem ſie lieber den Säbel zu brauchen ſuchen, es müſte ihnen denn das Terrain ſo vortheilhaft ſein, wie bei Krozka, wo ſie hinter den Hecken, und in den Weinbergen lagen, ihre oben mit Gabeln verſehne Meſſer in die Erde ſteckten, ihre Röhre darauf legten, und ſo zielten und ſchoſſen: alsdenn bringt ihr Feuer freilich große Gefahr. Ihr liebſtes Gewehr aber iſt der Säbel, mit dem ſie fürtreflich umzugehen wiſſen. Er iſt kurz und zweiſchneidig. Ihr Anfall iſt wüthend, ſie kommen in großen kegelmäßigen Klumpen wie wilde Thiere angerennt, aber ohne Ordnung; einige haben ihre weiten Hoſen ins Maul genommen, und laufen ſo mit gebücktem Kopf an; andre ſchwengen ihre Muſqueten über das Haupt, um ſo die Streiche abzuwehren. Es iſt ſchwer, daß eine Linie nur drey Mann hoch, wie wir ſie nach den Regeln der heutigen Kriegskunſt ſtellen, gegen den Druck eines ſolchen dicken, und von Opium unſinnigen Haufens, aushalten ſollte, und haben die Yengi cheri einmal eine Lücke eingebrochen, ſo wird es noch ſchwerer, ſie abzuweiſen. Erfahrne Generals haben daher jederzeit geglaubt, daß man ſie zum Einbruch, durch unaufhörliches Feuer und indem man die Fronte mit ſpaniſchen Reutern ſichert, gar nicht laſſen müſſe; andre meinen, daß Bataillons quarres, und Reuterei in die Zwiſchenräume, noch beſſer wäre. Alle aber glauben, daß man ſich, mit blankem Gewehre, mit ihnen gar nicht einlaſſen müſſe, ſondern, daß continuirliches Feuern das Beſte ſei. Die Yengi cheri ſind nicht verbunden über dreimal anzugreifen, ob man gleich Exempel hat, daß ſie ſolches zu ſiebenmal gethan haben.

* * *

III.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

I.

Ehrſucht ohne Grenzen.

Fragment.

Karl von Hôtel } Beyde von gleichem Alter.
Fritz Müller }
Mile v. Cleven.

(Die Szene iſt in v. Hôtels Hauſe)

Fritz Müller und Karl v. Hôtel.

(Beyde in hitzigem Geſpräch begriffen. Erſterer reiſefertig.)

Müller.

Dein feſter Vorſatz iſt alſo? —

v. H. Hier zu bleiben und dich allein reiſen zu laſſen.

M. Und dann? — —

v. H. Milen von Cleven zu heirathen.

M. Heirathen? — Hahaha, der Umſtand iſt wirklich ſo drollig, daß er verdient dem Publikum bekannt gemacht zu werden. — Adieu Hôtel!

v. H. (verwundernd) Müller! — wohin?

M. Das haſt du aber gehört. — Ich habe überdem noch einige Geſchäfte vor meiner Abreiſe zu beſorgen. (will gehn)

v. H. Bleib und rathe mir!

M. Dir rathen? — was fehlt Dir? Du wirſt Milen v. Eleven heirathen; und dann —

v. H. (innig) Mit ihr glücklich ſeyn.

M. Ja — wenn Weiber tändeln glücklich macht und Unthätigkeit, Ehre, dann biſt du es — bey Gott im höchſten Grade biſt du es dann — aber —

v. H. (ſeufzt kurz).

M. (ſanft) Schad iſt's doch, daß hier, (an ſeine Stirn zeigend) ſo viel Fähigkeiten, von einem elenden Weibe ſollen eingeſchläfert werden. —

v. H. (in Gedanken) — Ha — hin iſt mein guter Vorſatz! — Ehre! Ehre — o, Mile — wir werden unglücklich ſeyn ich und Du!

M. (bitter ironiſch) Verzeih, daß ich Dich deines ſüßen Wahnſinns auf einen Augenblick beraubte. Adieu!

v. H. (feſt) Bleib, Du kannſt mir nichts mehr rauben. Was ſoll ich thun? —

M. Wenn Du vernünftig ſeyn willſt, mit mir reiſen, wohin uns die Ehre ruft, und das heute noch.

v. H. Gut! — iſt es aber nicht unrecht, das gute Mädchen ſo zu verlaſſen?

M. Unrecht? — frag lieber, obs Mode iſt, und ich antworte, Ja!

v. H. Recht und Mode? — Müller —

M. Wundre Dich nicht! — Wir leben jetzt unter Menſchen, die nach dieſer aus Liebe ſterben, und jenes zu vermeiden ſuchen, auch wenn ein Geſetz es gebietet. — Willſt Du mir nun folgen, ſo komm!

v. H. Aber — ſie liebt mich ſo ſehr!

M. Auch ich liebte Dich; und warſt Du nicht glücklicher, da Du mich noch allein liebteſt?

v. H. (ungewiß) Nein, — ja wenigſtens ruhiger.

M. (fortfahrend) Sieh mich an. Ich glaube Du träumſt; ich bin heiter und arbeite, Du biſt launiſch und vertändelſt Deine großen Talente bey einem Mädchen; ich ſpiele und gehe in Geſellſchaften, wenn Ort und Zeit dazu da iſt, Du biſt jederzeit nur bey ihr und meideſt alle übrigen Geſellſchaften. (tief) Ach Gott! — noch iſt es kein Jahr, da warſt auch Du noch ſo wie ich, aber jetzt — jetzt ſcheitern alle meine großen Plane! — die ich ſo oft für die Zukunft ſchuf; und zu deren Ausführung Du nur wollen dürfteſt. — Sag' was ſoll aus dieſer entehrenden Unthätigkeit werden? willſt Du in einem Winkel mit Deinem Weibe, Dein Geld Spinneweibern zu verdienen geben? — Ehre ruft von allen Seiten, und Du ſchlummerſt in den Armen eines Weibes! —

v. H. Ehre! der einzige Punkt, wornach Du ſtrebſt, wie gefährlich iſt ihre Bahn, heute hebt ſie, morgen ſtürzt ſie! —

M. Gefährlich iſt ihre Bahn, aber deſto rühmlicher! — Doch — um nicht zu weit von unſerer Sache abzukommen, ſo wähle! — Hier iſt Liebe und das Winſeln eines Weibes, dort Ehre und das allgemeine Verlangen des Staats; hier Unthätigkeit, dort Arbeit; hier wirſt Du von einer Frau regiert, dort regierſt Du Fürſten; hier beförderſt Du das Glück einer kleinen Familie, dort das Wohl eines ganzen Landes. — Wähle.

v. H. (raſch) Ich reiſe mit Dir.

M. Komm laß Dich küſſen. (Umarmung) So biſt Du wieder ganz mein Karl. Adieu! (indem er abgehen will). Nicht wahr, der Mann von Geſchäften muß an kein Weib gebunden ſeyn. —

v. H. (ihn zurück haltend) Halt! (nach der Uhr ſehend) Um 10 Uhr wollte Mile hier ſeyn. (ſieht nach dem Fenſter) Ha! — da kommt ſie ſchon.

M. Geh, Du darfſt ſie nicht ſprechen. Ich will ſie empfangen.

v. H. Ich gehe — aber — ſey nicht zu hart. (geht) Unglückliche Mile! — (ab)

M. (nachahmend) Unglückliche Mile! — wie ängſtlich — wie räthſelhaft — geſtern alles zur Reiſe fertig, heute den feſten Vorſatz mich allein reiſen zu laſſen — Doch dem ſey wie ihm wolle, räthſelhaft oder nicht, wenn er nur reiſt. Unmöglich kann ich meinem großen Plane ſeiner thörigten Leidenſchaft aufopfern. Ich will, ich muß groß werden, und das durch ihn! (ſinnt) Ich bin ja der erſte nicht, der ſich aus meinem Stande mit wenigern Kenntniſſen, bis zum erſten Miniſter empor ſchwingt. — Sollte ich denn umſonſt ſo viel Nächte durchwacht, umſonſt gearbeitet haben, wenn andere ſich die Zeit beym Spiel und Frauenzimmern vertrieben? — Und habe ich erſt meinen Zweck erreicht — dann iſt es beſſer — wenn er mir nicht mehr im Wege ſteht — nur jetzt — jetzt nur ſoll er mir die Bahn öffnen!

M. v. Cl. (tritt ſchnell und ängſtlich auf, ohne Müllern zu bemerken).

M. (kurz und kalt die ganze Szene über) Gnädiges Fräulein!

M. v. Cl. (erſchrickt) Ah Herr Müller — verzeihn Sie. — Iſt — kann ich — iſt Hölten nicht hier?

M. Nein, er iſt eben ausgegangen.

M. v. Cl. (kalt) Ausgegangen? — und Sie doch hier? —

M. Wir ſind ja Freunde.

M. v. Cl. (für ſich) Ja leider! (zu ihm) Hölten wird vermuthlich bald wieder kommen, ich werde warten (nimmt einen Stuhl und ſetzt ſich).

M. Zurückkommen? — das glaub' ich ſchwerlich. — Sie haben wohl viel und nothwendig mit ihm zu ſprechen?

M. v. Cl. Viel und nothwendig.

M. Kann ichs ausrichten?

M. v. Cl. Nein.

M. So — (Huth und Stock nehmend) Verzeihn Sie — —

M. v. Cl. (ihn lang anſehend, dann haſtig aufſtehend) Ihr Betragen iſt beleidigend. — Doch Ihnen — verzeih ich.

M. Nicht Urſach.

M. v. Cl. (geht und kehrt zurück) Noch eine Frage — (ſanfter) beantworten Sie ſie kurz und aufrichtig.

M. Sie befehlen.

M. v. Cl. Werden Sie wirklich mit Hölten dieſen Ort verlaſſen?

M. Kann ſeyn, — ja.

M. v. Cl (ängſtlich) Und wann?

M. Heute.

M. v. Cl. Heute? — Gott ſo iſt es wahr! — und wohin?

M. Wohin Ehre den Mann ruft!

M. v. Cl. Ehre? — ich mag Ihre Begriffe davon nicht zergliedern. Aber wenn Sie das Ehre nennen, ein unglückliches Mädchen, ſo niederträchtig dem Spotte Anderer auszuſetzen; ſo — Doch — Hölten kann ſo nicht handeln! (bitter ſchmeichelnd) Nicht wahr, Sie lügen, Sie, nicht Hölten, dachten den ehrenvollen Plan aus? — nicht?

M. Gleichviel, ich oder er, wir reiſen.

M. v. Cl. Gott — ſo würde ich dann ſchändlich — ſchändlich hintergangen! ſo opferte ich einem Niederträchtigen Stand, Ruf und — Alles auf! —

M. Er iſt ein Edelmann.

M. v. Cl.

M. v. Cl. Ja (bitter) ein Edelmann war er, mit Leib und Seel, aber Sie — Sie machen ihn zum niedrigſten Buben.

M. Das hab' ich, nicht Sie zu verantworten.

M. v. Cl. Hölten war ſo gut, ſo ſanft — aber Sie, um Ihre Ehrſucht zu befriedigen, gaben ihm Grundſätze, die nur für Ihren Charakter paßten. Hölten wird groß werden, durch ſeine Talente — groß vielleicht noch durch mich, und Sie —

M. Ohne das gnädige Fräulein v. Cl. — Aber — ich habe Langeweile (will gehn).

M. v. Cl. Bleiben Sie, ich will gehn.

M. Mir deſto lieber (ſeinen Hut und Stock ablegend).

M v. Cl. Aber erſt noch eins. Iſt Hölten etwa ſchon abgereiſt?

M. Das ich nicht wüßte.

M. v. Cl. So ſag' ich Ihnen: er wird nicht reiſen, er wird bleiben, — denn (bedeutend) ich bin ſeine Geliebte, und — bald ſein Weib (ſchnell ab).

M. Und ich ſage: (ihr nachahmend) er wird nicht bleiben, er wird reiſen — denn ich bin ſein Freund, und jetzt ſchon — Herr ſeiner Handlungen (will ab).

Karl v. Höl. (der in ſeinem Seitenzimmer das Geſpräch angehört, tritt indem raſch heraus, ſucht ſich aber gleich zu faſſen) Das biſt Du nicht — Müller! — Du biſt ein Schurke. Leb wohl — (geht zur andern Thür hinaus).

M. (ganz verplüſt, ſucht ſeinen Aerger zu verbergen, und geht, mit einem erzwungenen Ha, ha, ha, hinter Hölten ab).

H — (Fritz) — n.

7.

Die eben ſo ſchnell ab- als angelegte Trauer.

Eine Romanze.

Die Schönen ſind fürwahr geplagt
In Tiefen und auf Höhen,
Weil ihnen Thränen, wie man ſagt,
Leicht zu Gebote ſtehen
Und weil ſie ihren Reiz erhöhn,
Schnell, wie ſich Wetterfähnchen drehn,
Die Blonde, wie die Braune.

Bald bricht ein kleiner Hund das Bein,
Bald fliegt ein Specht zum Henker,
Bald fällt zur Unzeit Regen ein,
Bald wird ein Mümchen kränker,
Bald reiſt ein Schäfer übers Meer,
Bald hört er auf zu lieben,
Und was dergleichen Gründe mehr,
Sich herzlich zu betrüben.

Ach! aber Henriettens Leid
Iſt keinem zu vergleichen;
Vernehmt's, mitleidig, weit und breit
Ihr Armen und ihr Reichen,
Vernehmt, erſtaunt, was ihr geſchehn
Am hellen frühen Morgen,
Und laßt es Euch zu Herzen gehn,
Beym Mangel eigner Sorgen!

Noch matt von einem Auſterſchmaus,
In ihrer Morgenkutte,
Saß ſie und dachte Maſken aus
Zur künftigen Redutte;

Der Racheſchwur.

Fragment.

Graf St. Julien.
Ein alter Bedienter deſſelben.
Zwey Banditen.

(Die Szene iſt am ſpäten Abend im Walde. Im Vordergrunde liegt, unter einer Eiche, ein todter weiblicher Körper voller Blut, in einem ſchwarzen Amazonen-Habit. Im Hintergrunde ſtehn zwey Pferde im Gebüſch.)

St. Jul. (In ſchwarzer Reitgacke, ſchwarzer langer Hoſe, Halbſtiefeln mit Sporn, ohne Huth und die Haare wild umherfliegend, ſteht ganz ſtarr bey dem todten Körper, einen Dolch in der rechten und ein Piſtol in der linken Hand. Der Bediente iſt beſchäftigt, ihm einen ſchwarzen Mantel von den Schultern zu nehmen. Der Graf ſchaudert zuſammen, und ſchlägt ſich vor die Stirn). Götter, das duldetet ihr! — — und man nennt euch gerecht! — Ha, Hirngeſpinnſt ſeyd ihr! — ihr oder eure Eigenſchaften Plantonie der Schwärmerey! — Engel von Menſchen laßt ihr durch Böſewichter peinigen, und Menſchen morden, indeß jene Teufel ſaufen und ſchmauſen, auf wollüſtigen Polſtern ſich zu neuen Wollüſten ſtärken, und dieſer Guten ſpellen! — — oder laßt ihr dieſe guten frommen Menſchen deswegen morden, um ſie deſto eher in eurer Geſellſchaft zu haben? — Haha, verflucht ſey dieſe Geſellſchaftsſucht. — (Der Bediente hat unterdeß den todten Körper zugedeckt und ſteht auf der andern Seite neben ihm, und betrachtet den Grafen; dieſer ſteht ganz betäubt, blickt ſtarr und mit wilder Freude auf den Dolch.) Ha, guter Freund, komm laß dich küſſen! (küßt den Dolch mit Schaudern) Aber noch

trieſſt

triefſt Du von dem Blute dieſer Göttlichen — Ha! von dem Blute eines ſolchen Weibes! — (wirft den Dolch weg und reißt den Mantel von der Todten. Mit der größten, doch verbißnen Wuth.) Weib! — Weib! — Himmel und Erde; das ſehn und nicht dieſe Kugel durchs Gehirn jagen! — So konnten die Böſewichter dieſe ſchöne Hülle einer noch ſchönern Seele verſchimpfen. — Ha, dieſe zerſchmetterte Stirn! — ich fühl es, fühl es was ſie will, — Rache! Rache! (nimmt den Dolch auf) So komm dann, komm! von nun an mein einziger Gefährte! Du haſt vielleicht ſchon manche gute Seele ins Schattenreich geſtoßen, und bey mir — bey mir ſollſt Du warlich auch nicht dürſten, — morden — morden will ich ſo lange Blut in dieſen Adern rollt — Mord ſey die Loſung, bis des Henkers Beil dieſen Schädel vom Rumpfe ſchlägt. — (Der Alte zittert und bebt, Tränen drängen ſich aus ſeinen Augen. St. Julien fährt in fürchterlichem Entzücken fort.) Hu Vater! — Hu Schweſtern! wie ſoll dieſer Dolch in euren Eingeweiden wühlen; — Lebendig will ich euch das verruchte Herz aus dem Leibe reißen, es mit den Füßen zertreten, daß das ſchwarze Blut an die Decke ſpritzt! — (ſtürzt neben dem Körper auf die Knie nieder) Mutter! — Mutter! rächen will ich Dich, ſo lange meine Fauſt dies Mordgewehr halten kann — ich ſchwör es bey den Göttern! — nein, nicht bey den Göttern, ſie ſind ungerecht — bey Himmel und Erde, bey dem Schatten meines Bruders, der Rache ruft, ſchwör' ichs — beym Geſtirn, bey dem blaßen Mond, der dieſen entehrten Körper beleuchtet, ſchwör' ich, daß ſie mich nicht anders, denn als Mörder wieder erblicken ſollen. (Steht auf) Ich habe geſchworen, und verflucht ſey der Augenblick, den ich zur Rache verſäume. (erblickt den Alten) — Nun, Alter Graukopf, Du heulſt? — rührt Dich dieſe Gruppe? —

Alter. (ſehr langſam und mit innerm Schmerz) Tief, tief rührt ſie mich, und Sie! verdoppeln meinen Schmerz noch. Ach Herr Graf, Sie ſind in Verzweiflung, — Sie raſen! —

St. Jul. Raſe ich, raſe ich wirklich Alter? — Dank, Dank dem Himmel! (reißt ihn zu der Todten) Sieh, Alter, ſieh, dies ſonſt ſo edle, menſchenfreundliche, ſo göttliche Weib in dem abſcheulichſten Zuſtande, ſieh dies zerſchmetterte Geſicht! — Denk, das Weib wäre Deine Mutter! — und Du raſeſt nicht? —

Alt. (zittert am ganzen Leibe)

St. Jul. Das Weib war meine Mutter! — Kannſt Du das Wort fühlen? Mutter, meine Mutter war ſie! — —

Alt. (durch und durch erſchüttert, ſinkt ſchluchzend an den Buſen des Grafen) Ach Herr Graf, — ſchrecklich, ſchrecklich! —

St. Jul. Nicht wahr, das wirkt? —

Alt. Aber Ihre Rache — überlaſſen Sie ſie den Göttern, ſie ſind gerecht.

St. Jul. — Die Götter? — Sie haben lange gnug das Blut der Unſchuldigen getrunken; ſie können ſich nun auch einmal an dem Blute ihrer Günſtlinge laben.

Alt. Gott! daß mußte mein alter ſchwacher Kopf noch erfahren. Wäre ich doch an ihrer Stelle und ſie lebte noch! Ach wenn ich ſo vor 16 — 18 Jahren —

St. Jul. (einfallend) Laß das, laß das! — Jetzt geh nach der Stadt und bring ſo geſchwind und ſo ſtill als möglich einen bedeckten Wagen.

Alt. Aber Herr Graf — —

St. Jul. Geh!

Alt. (ab)

St. Jul. (deckt den Mantel wieder über den todten Körper.) Da du Gute — — (es wird indem ein heftiges Huſten gehört. Der Graf ſchrickt auf und greift nach dem weggelegten Dolch und Piſtol.) Ha, was iſt das — (horcht) das ſind Menſchentritte. Still — — (tritt hinter die Eiche. Zwey Männer, in grauen Mantel gehüllt, treten ſprechend nach dem todten Körper hin, ohne ihn zu bemerken, und bleiben bey ihm ſtehn.)

Erſt. B. Ja ja, hier müſſen wir warten, wenn wir ihn nicht verfehlen wollen.

Zweyt. B. Alſo hier ſoll der arme Graf gemordet werden!

Erſt. B. Ja hier, und nirgends anders, (ſieht ihn an) Kerl was zitterſt Du denn? — bey meiner Seele, man kanns doch gleich ſehn, daß Du noch ein Pfuſcher biſt. — Steht der Kerl nicht da, wie ein armer Sünder. —

Zweyt. B. Ich meine nur, daß es doch Schad um den Grafen iſt, er ſoll ein ſo guter Herr ſeyn.

Erſt. B. Gut hin, gut her. (zieht eine Börſe vor) Dieſe 50 Ducaten und dann noch 50 ſind beſſer und zehnmal beſſer, als der Kopf eines ſo naſeweiſen Burſchen. Ob nun ſo ein Herrchen mehr oder weniger in der Welt iſt, es gibt ſeinesgleichen noch gnug. Und überdem müßten wir armen Teufel ja betteln gehn, wenn es nicht ſo wäre, wie es iſt. Ich habe ſchon Manchen ein bischen eher in jene Welt geſchickt, als er eigentlich hätte hinkommen ſollen, aber es iſt mir noch nie eingefallen, zu fragen, ob der Kerl gut oder böſe ſey. Aber komm, wir wollen uns lagern. Ich will ein bischen von meinen Thaten erzählen, daß Du Memme Kourage kriegſt. Du ſollſt heute Dein Meiſterſtück machen, und ſiehſt aus, als wenn man Dich aufs Schaffot führen wollte. Ich muß Dir nur ſagen, daß von dem heutigen Stücke Deine künftige Condition abhängt. Komm, komm. (ſie gehn nach dem todten Körper und der erſte B. ſtößt daran. Er fährt zurück.) Prr — was iſt das? —

Zweyt. B. Ach! was iſts denn, was iſts denn?

Erſt. B. Na, na, werde nur nicht ohnmächtig. Was iſt es, ſo viel iſt gewiß. (zieht eine Blendlaterne und deckt den Körper auf, beleuchtet ihn.) Ha, ha, ha, ha, wahrhaftig die Gräfin.

Zweyt. B. Die Gräfin? (ängſtlich)

Erſt. B. (zur Gräfin) Nu Dich haben ſie ſchön zugerichtet, Du wirſt gewiß keinen wieder ſchäl anſehn. — Aber die Kerl müſſen dich vertäufelt eilig geweſen ſeyn, daß ſie den Körper hier haben liegen laſſen.

Zweyt. B. Ach die arme Gräfin?

Erſt. B. Werde nur nicht toll! (nimmt den Mantel auf) Sieh da, ſieh da den herrlichen Mantel, mit goldenen Borten. — Die Kerl müſſen wahrlich ein gutes Trinkgeld bekommen haben, ſonſt hätten ſie den nicht im Stiche gelaſſen. (wirft ſeinen Mantel auf die Gräfin) Da, gnädige Gräfin, wir wollen tauſchen, ich kann die goldnen Borten beſſer gebrauchen, als ſie. Komm, hilf mir meinen Mantel umthun. (zweyt. B. hilft) So ſo, den Kragen inwendig, daß man die Borten nicht ſieht. Ha, ha, doch ſchon etwas. Nun Du ſollſt halb abhaben.

Zweyt. B. Willſt Du? — das iſt herrlich, nun ſollſt Du auch ſehn, was ich für Courage haben will.

Erſt. B. (ohne es gehört zu haben) Wetter der Mantel iſt verflucht lang, hu, da kann man ſich einwickeln.

Zweyt. B. Aber Du wollt'ſt ja von Deinen Thaten erzählen; erzähl mir doch gleich, wie die Gräfin zu Tode gekommen iſt.

Erſt. B. Das will ich. (ſinnt) — Daß doch der vertäufelte Graf auch nicht warten konnte, bis Morgen, ſo hätt' ich doch auch noch etwas von dieſer hier geſchmeckt.

ſchmeckt. Sieh nur einmal an, ich mußte geſtern Nacht mit meinen Kammeraden zur älteſten Stiefſchweſter des jungen Grafen kommen, um die Gräfin heute in dieſem Wäldchen das Lebenslicht auszublaſen; ſie kommt ſo gewöhnlich des Abends in Begleitung eines einzigen Bedienten von ihrem Luſtſchloſſe jenſeits des Wäldchens zurück. — Denn ſiehſt Du, ich muß dir ſagen, die Schweſtern konnten gleich vom Anfange das Stiefmütterchen nicht wohl leiden.' Auch der alte Graf wäre ſie ſchon längſt gern wieder los geweſen, denn da es mit den Vermögensumſtänden des Alten nicht ſo ganz richtig war, ſo heirathete er dies bürgerliche Mädchen, der hundert tauſend Thälergen wegen. — Aber dem ſey wie ihm wolle, der Alte handelt jetzt mit ſeinen Töchtern in Compagnie. — Meinem Befehle gemäß machte ich mich alſo auf den Broten gefaßt. Aber proſit die Mahlzeit, da erhalt' ich dieſen Nachmittag wieder von der Generalin, der jüngſten Stiefſchweſter, den Auftrag, den jungen Grafen, der heute Abend hier durchkommen muß, ſo ein bischen in die Kur zu nehmen, und ihm, wenn er ſich ungefähr verirren ſollte, den richtigſten Weg aus der Welt zu zeigen. — Aber wir ſtehn hier ganz müde — laß uns ſetzen. Der Graf bleibt auch verteufelt lange.

Zweyt. B. Aber mir wird doch jetzt ſo bange und ſo angſt.

Erſt. B. Ah Du biſt eine Menne. Hier gleich, hier neben das Weib. (ſie ſetzen ſich) Prr — der Wind geht doch verwettert kühle — hu, hu, ja, ja, ſo gehts in der Welt. Ich habe ſchon manchen guten Groſchen von dieſer Familie verdient. So ungefähr vor anderthalb Jahren (ſinnt) ja, ja, vor anderthalb Jahren, mußte ich dem Manne der jüngſten Schweſter auf dem Balle mit einem Gläschen meine Aufwartung machen. Dem guten Manne durſtete und mein Gläschen wirkte gut. — So auch; — kurios iſts doch, auf dem nemlichen Flecke hier, (ſinnt) ja ja heute iſts gerade ein halbes Jahr; 's war auch des Sonnabends; kurios, kurios, unter derſelben Eiche hier, wo die Gräfin liegt, ſchickte ich des jungen Grafen Stiefbruder in jene Welt. Er hatte den Schweſtern ein bischen zu tief in ihre Liebſchaften gekuckt, und das konnten ſie nicht recht wohl leiden. (Der zweyte Band. hat ſich, während der ganzen Erzählung, immer furchtſam nach der Gräfin umgeſehn. Jetzt bruſt ein Pferd.)

Zweyt. B. (fährt zuſammen) Ach Kaſio, Kaſio — was iſt das? was war das?

Erſt. B. Na, na, der Teufel wird dich nicht holen. Es wird der Graf ſeyn; laß ihn nur näher kommen, ich will Dir unterdeß das Geſchichtchen gleich aus erzählen. Wo war ich doch nun geblieben — ja, nun weiß ichs ſchon. Es war ſo des Morgens um 4 Uhr, da er auf der Jagd war und unter dieſer Eiche ſtand. Ich trat zu ihm, denn er kannte mich nicht, fragt' ihn dies und jenes, und ehe er ſichs verſieht, ſtoß ich ihm den Dolch ins H — — (Der Graf, der die ganze Szene beobachtet, wüthend mit den Zähnen geknirſcht und oft Bewegung gemacht hat, hervor zu ſpringen, ſpringt jetzt hervor, und ſtößt ihm, indem er Herz ſagen will, den Dolch in die Bruſt.)

Erſt. B.	zugleich	Teufel — Hölle — Bruder — Erbar — men (ſtirbt mit fürchterlichem Röcheln.)
St. Jul.		Da Teufel, haſt Du Deinen Lohn (faßt den zweyt. B. der halb ohnmächtig daſteht, bey der Bruſt.) Kanalie geſteh! — weißt Du mehr? —

Zweyt. B. (ſinkt vor ihm auf die Knie, voller Angſt) Ach Herr Graf — nichts — gar nichts weiß ich —

ne

da — der Kerl weiß alles — Ach — Erbarme — ich habe noch keinem Menſchen was gethan, der Kerl hat mich — verführt. — Ach, ich will — ja in meinem Leben — keinen Menſchen — todt machen.

St. Jul. (ohne das geringſte von dem gehört zu haben, was er geſagt, ſtößt ihn von ſich mit dem Fuß) Geh zu Bade!

Zweyt. W. (Macht ſich eiligſt davon.)

St. Jul. (Die Fauſt mit dem Dolche vor der Stirn) Himmel — Erde, thue dich auf! — (bleibt ſo eine Zeit lang in Wuth verſunken ſtehn.)

H — (Fritz) — n.

2.

Meine Reiſe nach dem Frohnleichnamsfeſte in Erfurt.

Ein Brief an den Herrn Magiſter Steinbrenner in Großenbodungen.

Sondershauſen am 11. Junius 1793.

Kaum bin ich zwey Stunden wieder hier, ſo ſetze ich mich ſchon nieder, um Ihnen einen kleinen Abriß von meiner Exkurſion nach Erfurt zu geben. Noch ſchweben mir die Dinge alle vor, welche ſo viele Menſchen herbeylocken, und dieſen Tag daher zu einem der intereſſanteſten für die Einwohner machen, daß ich hoffen kann, Ihnen ſo ziemlich eine anſchauliche Darſtellung davon geben zu können, ob ich gleich weiß, daß Sie es nicht nur in Erfurt, ſondern auch in Metz werden geſehn haben, indeſſen ſieht doch jeder eine Sache mit andern Augen an. Im Grunde iſt an der ganzen Feyerlichkeit wenig oder nichts, und ich glaube auch, daß ſie ſchon lange, wo nicht eben ganz abgeſchafft, doch nach und nach eingeſchlafen ſein würde, wenn die Stadt nicht, eben durch die Menge der Fremden, ſehr vielen Nutzen zöge; indeſſen hat es doch für den, der ſie noch nicht ſah, etwas Intereſſantes. Man ſieht, wie ſich hier die Achtung für dieſe Ceremonie auf dem Geſichte eines Theilnehmers in den devoteſten Mienen ausdrückt, und auf jenes, das mit Zwang zurückgehaltene Lachen ſich zeigt, welche entgegengeſetzten Wirkungen alſo eine Urſache hervorbringen kann.

Es war Freitags am 7. Juni, als ich zufällig in den Kalender ſah, und auf morgen das Frohnleichnamsfeſt angekündigt fand, es ſehen, und beſchließen hinzureiſen war Eins. Zwar war ich als ein Kind ſchon Zuſchauer davon geweſen, aber davon war mir nichts, als ein Schattenbild übrig; ich packte daher meine ſieben Sachen zuſammen, und Morgens um zwey Uhr ſaß ich im Wagen. Es war ſehr warm, ungeachtet die Sonne noch nicht herauf war. Der Himmel war theils heiter, theils bewölkt, ich prophezeihte mir ein Gewitter. Der Weg war ſchön, nur begleitete uns eine immerwährende Staubwolke, welche dem ſchönen Morgen Etwas von ſeinen Reizen raubte. Ein Wald, durch den der Weg führte, entzog mir das Anſchaun des Heraufſteigens der Sonne, indeſſen entſchädigten mich einigermaßen die Waldbewohner durch ihr kaum begonnenes Lied; auch rann hier und da ein furchtſames Reh durch den Buſch, und lauſchte dann, ob vielleicht ein feindlicher Grünrock in der Nähe wäre. Außer dem Walde fühlte man ſchon die Wirkungen der Sonne, es wurde von Stunde zu Stunde heißer. Eine groſe Ebene zeigte ſich uns jetzt, und ließ mehrere Dörfer und Oerter ſehen. Hinter dem Dorfe Feldengel ſah man ſchon in bläulicher Ferne die Berge, vor denen Erfurt liegt, auch ſoll man hier ſchon den Petersberg ſehen können, allein meine Augen reichten ſo weit nicht. Drey Stunden waren wir gefahren, als wir Greußen und Clingen, beyde ſchwarzburgiſche Oerter, erſteres ein Städtchen, letzteres ein Flecken vor uns liegen ſahen; man ſollte glauben, daß es ein Ort ſey, denn nur wenige Bäume trennen es, und vielleicht würde es von großem Nutzen ſein, wenn man ſie verbände. Wir durchfuhren Greußen, das ein ziemlich gutes Anſehn hat, und wo die Lebhaftigkeit auf den Straßen auf Induſtrie ſchließen läßt.

Jenſeits dieſer Oerter auf einer Anhöhe kann man ſchon ganz deutlich den Petersberg und auch Etwas von der Stadt Erfurt ſehen. Die bläuliche Farbe, welche auf den hintern Bergen ruht, löſt ſich nach und nach auf, die Gegenden werden da erkennbarer, und der bisherige Schimmer der entfernten Gegenſtände verwirklicht ſich. Mehrere Oerter bleiben links und rechts liegen. Bey Henſchleben kommt man über die Unſtrut, welche hier nicht ſehr breit iſt, und in dieſer Jahreszeit beſonders ſeicht, allein doch ſehr reißend im Frühjahre iſt. Um 10 Uhr war ich in Haßleben, wo nicht ſowohl ich, als die Pferde der entſetzlichen Hitze wegen ausruhen mußten. Der ſehr elende Gaſthof war ganz angefüllt mit Wallfahrenden, welche theils zu Fuß, theils zu Pferd und Wagen reiſten. Ein beſonderer Miſchmaſch von Menſchen war es, den ich antraf, vier katholiſche Bauern aus der Gegend von Nordhauſen, ein Kapuziner und zwey Menſchen aus denen ich nichts machen konnte, dieſe waren alle Fußgänger, beritten waren zwey dickleibige Männer, ich ſah ſie für Weinhändler an, wovon jeder einen gewöhnlichen Bauerwagen voll von ſeiner Familie mit ſich führte. Es war wirklich äußerſt unter-

Da pocht was an: „Herein!“ – ein Brief,
Mit ſchwarzem Rand und Siegel! –
Sie nahm ihn, glaubte, daß ſie ſchlief,
Lief hurtig vor dem Spiegel;

Und rieb die Aeugelchen ſich klar,
Und fieng nun an zu leſen:
„Weh mir! – Mama ſchwebt in Gefahr,
„Liegt ſterbend – iſt geweſen!“
Sie ſinkt, ſo ſinkt, von Orosmann
Durchbohrt, Zayre nieder.
„Mama!“ ruft ſie, ſo laut ſie kann;
Ma! ſchallt's im Zimmer wieder.

Eliſe, der bey fremdem Schmerz
Das Aug' oft überfließet,
Die gern ihr liebevolles Herz
Den Leidenden entſchließet,
Erſcheint, gleich einer guten Fey,
In dieſem Augenblicke,
Steht ihr mit Rath und Troſte bey,
Und trocknet ihre Blicke.

Weil aber alles fruchtlos iſt,
Flehn, Tröſtung, Wangenſtreicheln,
Erſinnt ſie plötzlich eine Liſt,
Um ihren Schmerz zu ſchmeicheln.
„Kind, ſpricht ſie, eine Stunde nur
„Laß ab von Deinem Jammer,
„Pariſer Rock und Garnitur
„Sind ſchon in Deiner Kammer;

„Wirf Dich in Trauer, komm bald nach!“
Sie geht, und Henriette
Fand alles, wie's Eliſe ſprach,
Bereit auf der Toilette.

Huſch!

haltend, den Geſprächen zuhören zu können, welche die theils rohen Menſchen führten, und ihre ſonderbaren Begriffe von einem Frohnleichnamsfeſte mit anhören zu können. Der eine Weinhändler behauptete, daß es ſo eine Art von Kaiſerkrönung ſey, denn man zöge ja in Prozeſſion durch die Stadt, und ihn hätte nichts weiter angetrieben hinzureiſen, als um mit bey dem Geldauswerfen ſein zu können. Der Kapuziner ſah zur Erde und lachte, aber die Tochter des andern Weinhändlers, die immer die Kluge affektiren wollte, lachte laut auf, und ſagte, daß er ſich da gewaltig irre, wenn er das glaube, er möchte doch nur das Wort anſehen, Frohnleichnamsfeſt, dies ſprach ſie ſehr langſam aus, da würde er ſchon finden, daß es ein Feſt wäre, das einem Leichname, das iſt einem Verſtorbenen zu Ehren gefröhnt oder gefeiert werden müßte. So ſo iſt [illegible] ja das iſt etwas anderes. Ihr Wort in Ehren, ſprach einer der katholiſchen Bauern, ſie haben unrecht, denn ich habe es ja ſchon einmal geſehen, vom Leichnam kommt nichts dabey vor. Nun, und was kommt denn dabey vor? fragte das Mädchen. Je das weiß ich nicht Mamſellchen. I du Narr, ſagte der zweyte Bauer, weißt du es denn nicht mehr, daß der Herr Paſtor uns ſagte, es wäre die Bibel in Bildern vorgeſtellt! O wenn das wäre, ſo iſt es mir ſehr lieb, daß ich hingereiſt bin, ſchrie der andere Weinhändler, und ſtellte das eben geleerte Glas auf den Tiſch, daß es hätte ſpringen mögen.

Hier gab der Fuhrmann durch einen Peitſchenknall das Zeichen zum Aufbruche. Beyde Weinhändlerfamilien, zehn Perſonen an der Zahl, erhoben ſich daher, empfahlen ſich, und verſprachen mir, mich in Erfurt zu beſuchen, woran mir nun freylich wenig gelegen war. Noch lange unterhielt ich mich über dieſe Menſchen mit dem Kapuziner, an dem ich einen wirklich verſtändigen Mann fand.

Mein Mittagseſſen war verzehrt, und ich ſaß wieder im Wagen. Die Hitze war faſt unausſtehlich. Hinter Stotternheim ſah man Erfurt ganz deutlich liegen, es nimmt ſich ſehr gut aus mit ſeinen vielen Thürmen, und bekommt noch durch den Petersberg ein ſchöneres Anſehn. Je näher ich der Stadt kam, deſto lebhafter wurde es um mich her. Hier und da ſaß ſchon eine Parthie Reiſende, reinigten ſich vom Staube, andere zogen Strümpfe und Schuhe wieder an, und noch andere putzten ſonſt an ſich herum, das Landfrauenzimmer gab ihrem Hute noch einige Biegungen, damit er doch nicht zu auffallend das Dorf verrathen ſollte. Jetzt gieng es zum Thor hinein durch die Vorſtadt in die Hauptſtadt, wo ſchon Alles beſchäftigt war Straßen, Häuſer und Fenſter zu reinigen. Ich logirte mich auf den Anger bey einem guten Freund ein. Die Lebhaftigkeit auf den Straßen, und beſonders auf dieſer als der Hauptſtraße, war groß, und nahm von Stunde zu Stunde zu, man hätte glauben ſollen, die Stadt wäre anſehnlich bevölkert, ob dies doch gleich der Fall nicht iſt. — Hier fuhr man einen Bauerwagen vorüber, worauf Marienbilder, gehörnte Moſisgeſichter, hölzerne Waſſerfälle und andere Bedürfniſſe für die morgende Cerimonie aufgethürmt lagen, und da war nicht Rückſicht auf die Lage der Marienbilder genommen, denn hier ſtack eine mit dem Kopfe unten, da lag eine auf der Seite, und dort diente eine einem grauen Moſis zum Piedeſtal. Neugierig ſtarrten die Fremden die ihnen unbekannten Dinge an, fragten ſich unter einander deswegen, oder begleiteten ſie bis zur nächſten Straße. Dort ſchleppte man ganze Wälder von Linden- und Birkenbäume vorüber, welchen Dielen, Leitern und Balken folgten. Alles wurde hier und da an gewiſſe Stellen gelegt, wo Altäre aufgebaut werden ſollten. Schaarenweiſe zogen die Fremden gemiſcht durch die Straßen. Hier ſchreitet ein dicker Mann einher, ſcheint ſich über das Anſehn zu freuen, das ihm ſeine Corpulence giebt, blickt bisweilen innig zufrieden auf ſein vollwangiges Söhnchen, dem er hier und da vermuthlich eine witzige Bemerkung über Etwas mittheilt, oder ſtehen bleibt, und mit übereinandergeſchlagenen Armen ein Haus von oben bis unten betrachtet. Hinter ihnen her kommt ein Landprediger, begleitet von zwey Frauenzimmern, die beyde die Simplicität adoptirt zu haben ſcheint, ſie ſperren den Mund immer auf, und ſind ſehr verſchwenderiſch mit ihren Verneigungen gegen Jedermann; Sie gehen weiter. Eine Art von Wagen treibt ſie auf die Seite, wenigſtens zehn Perſonen bedecken ihn, alle mit dem größten Gelächter beſchäftig; der Wagen werden mehrere, das Gedränge wird größer, ein ſtarker Regenſchauer fällt ein, Jedermann ſucht ſich ſo gut er kann zu retten, die Gaſſe wird leer, ſo lange bis der Sturm vorüber iſt, wo dann Alles den vorigen Gang nimmt. Dort ſprengt ein Haufe jenaiſcher Studenten herauf, in ihren Gedanken doch wohl die Hauptperſonen, da kommen einige ſächſiſche Huſarenofficiers, und umringen einige Frauenzimmer. Eine Schaar Bauernmädchen ſchlendert hier vorüber, Arm in Arm mit ihren Liebhabern, ihren Strohhut in der Hand freuen ſie ſich der mütterlichen Aufſicht für jetzt entronnen zu ſein. Eine Menge von Buben kommen ihnen entgegengelaufen, und bieten ihnen wie allen Fremden eine gedruckte trockne Beſchreibung der Cerimonie für 4 Pfennig an, womit auch einige Liebhaber ihre Dirnen beſchenken.

Doch wann wollte ich fertig werden, wenn ich Ihnen, lieber Steinbrenner, alle die ſonderbaren Gruppen, die auffallenden Karrikaturen, und andern Schönheiten ausmahlen wollte, die ſich hier vor mir vorüber drängten. Man ſieht auch zu viel, als daß man Alles beobachten könnte, und daß nicht genug Intereſſantes unbemerkt vorüber ſchlüpfte.

Je dunkler es wurde, deſto mehr wimmelten die Straßen von Wandernden. Ich gieng auch aus, und kam in den Garten des Koadjutors von Dalberg, der nur der Stadthaltereigarten genennt wird, da fand ich Muſik, und den ganzen kleinen Garten voll Menſchen. Auch Dalberg nahm mit Theil an dem ſchönen Abende, ohne Prunk ging er in den Alleen auf und ab, unterhielt ſich mit dieſen und jenen, welches ihm gewiß weit eher die Liebe Aller verſchaft, als wenn er ſich verſchließen wollte, und nur des Jahres wenigemahle erſchiene.

In dem einen Hauptgange war unter hohen Bäumen auch ein Altar errichtet, der morgen gebraucht werden ſollte, und dahinter hatte ſich eine Bude mit Näſchereien erhoben. Der Garten war zu klein, und die Menſchenmenge zu groß, als daß man hier hätte vieles Vergnügen finden ſollen. Ich ging daher wieder nach Haus.

Am Sonntage war ich früh ſchon heraus, der Tag ſchien günſtig werden zu wollen, aber auch große Hitze mit ſich zu führen. Die Straßen waren ſchon ganz leben, der größte Staat prangte überall, Jung und Alt hatte das feſtliche Kleid an, und paradirte damit auf und ab. Hin und wieder kamen noch Fremde angefahren und angeritten, beſonders von Jena, Gotha und Weimar. Je näher die Stunde der Ceremonie heranrückte, deſto mehr Perſonen ſah man dazu ſchon vorüber gehn, ganz im feſtlichen Ornate, welche ſich in der Jeſuiterkirche verſammelten. Hier lief eine Frau Maria hin, die vielleicht zu ſpät zu kommen glaubte, und ihr folgten im vollem Trabe Jacob mit ſeinen zwölf Söhnen. Langſam trug man durch jene Straße, eine Art von Fahne vorüber, worauf Jeſus am Ohlberge lag. Jetzt fährt der Weihbiſchof vorüber, und ſo möchte der Zug nicht lange mehr ausbleiben. Die Gaſſenbuben mit ihren gedruckten Beſchreibungen des Zuges werden jetzt dringender, ſie fallen jeden, wie heißhungrig an, und wollen ihre Waare aufzwingen, da ihre Verkaufszeit nicht lange mehr dauert.

So wie es neun ſchlägt, ertönen alle Glocken von den katholiſchen Thürmen, das Volk wogt auf dem Anger hin und her, alle Fenſter ſind angefüllt, Alles erwartet den Augenblick, wo ſich die erſte Fahne ſehen läßt. Sie erſcheint, von zwey Männern getragen iſt ſie die Spitze der Prozeſſion; ſie bahnt ſich durch das Gedränge einen breiten Weg, wo Alles hindurch zieht. Dieſem anführenden Zeichen folgt die Schuljugend, die den Mund bewegt, welches vermuthlich beten vorſtellen ſoll. Hinter ihnen an ſchließen ſich zwey Perſonen mit Partiſanen, und zwey mit Fahnen [illegible] ſollen, habe ich nicht erfahren können. [illegible] kommt — Adam — ich freute mich außerordentlich den erſten Menſchen hier kennen zu lernen; überhaupt bekommt man hier wichtige und merkwürdige Leute zu ſehen. Alſo Adam kommt, und noch dazu der unſchuldige, der noch nicht gefallene Adam, und trägt den Baum des Lebens, woran einige gelbe Aepfel hängen, und eine ſteife Schlange daran feſtgemacht iſt. Damit nun Niemand von dieſen harten, vermuthlich wächſernen Früchten Etwas raube, ſo geht gleich ein Cherub hinterher, der ein hölzernes mit Flittergold überlegtes Schwerdt trägt. Auf dieſem folgte Abel, ein rechter hübſcher Junge, und trug Etwas zum Opfer in der Hand. Zwey kleine Buben weiß gekleidet trugen hinter ihm her Wein und Brod dem Melchiſedech vor, der majeſtätiſch nachſchritt, und ſein Räucherfaß als hoher Prieſter den Zuſchauern bisweilen an die Köpfe ſchleuderte. Das kleine Iſaakchen kam nun, hatte auf dem Rücken ein Bändelchen Holz hängen zum Schlachtopfer, welches aber eher einem Bündel Liebespfeile glich als Brennholze, und man ihn überhaupt eher für einen Kupido hätte halten können, wenn nur der Bogen nicht gefehlt hätte. Sein Vater Abraham folgte mit bloßer Klinge, damit er aber kein Unheil mit dieſem Mordgewehre anfängt, ſo hat man einen Engel hinter ihn geſtellt, der mittelſt eines ſeidenen Bandes es zurückhält. Jetzt wurde ein Widder von zwey Perſonen getragen, deſſen Bedeutung ich nicht weiß. Aber nun kamen die Fruchtgarben Joſephs, die von den Garben ſeiner Brüder, welche damit hinterher giengen, angebetet werden. Das geſchlachtete Oſterlämmlein auf einem Altar liegend wird von vier Perſonen vorübergetragen, dann auf einem porcellainen Teller, Manna. Und nun ſchritt Moſis einher, zwey Hörner auf dem Haupte, einen großen Stab an der Seite, welches vermuthlich der Wunderſtab ſein ſollte, aber ein ehrlicher Haſelnußknittel war. Zwey Engel mit Schaubrodten. Aron mit der grünenden Ruthe, welche über und über voll Roſenknospen ſaß. Joſua und Kaleb mit einer entſetzlichen großen Weintraube, wo gewiß jede Beere die Größe einer erwachſenen Kartoffel hatte. Simſon zog jetzt aller Augen auf ſich; von Silberlappen geharniſcht, den Eſelskinnbacken in der einen, und einen kleinen Schild in der andern Hand, ſchritt er taumelnd und mit großem Geräuſche einher. Niemand war gegen die Streiche geſichert, welche er mit dem Kinnbacken austheilte, ſelbſt die Philiſter nicht, die ihm folgten. David zog phantaſirend auf ſeiner Harfe hinterher; ihm wurde die Bundeslade nachgetragen. Nach einigen andern unbedeutenden Figuren wandelte ein Fels auf den Schultern von vier Mohren vorüber, ein Pelikan ſtand darauf, und öffnete die Bruſt ſeinen Jungen. Ein Lämmchen trug man wieder vorüber, aus deſſen Bruſt hölzernes Blut floß. Ihm folgte ein kleiner Junge, Chriſtus vorſtellend, mit einem ſchweren Kreuze auf dem

Rücken, und mehrere kleine Knaben trugen Kreuze nach. Gleich darauf paſſirte Chriſtus wieder als Kind von Wachs vorüber, umgeben von duftenden Blumen, nicht lange darauf wurde er nochmals aber in einem Lebenden von vier Perſonen getragen, wo er einen Kelch in der Hand hielt. Nach mehreren andern Figuren kam die Monſtranz oder das Venerabile vom Weihbiſchof getragen, und mehrern Prieſtern begleitet unter einem Baldachin, hinter welchem her die Glieder aller geiſtlichen und weltlichen Kollegien mit brennenden Fackeln gingen. So wie der Weihbiſchof in die Gegend des Altars kam, der nicht weit von mir aufgerichtet worden war, ſo hielt der ganze Zug, und die Herren unterm Baldachin gingen auf den Altar zu, und als der Seegen geſprochen war, feuerten einige Mann ihre Gewehre ab, und im Augenblicke darauf antwortete man auf der Cyriaksburg und dem Petersberge mehreremal mit Kanonen. Als das geſchehen war gings wieder weiter. Die Frau Maria, die ich vorhin hatte vorüberlaufen ſehen, kam jetzt, von vier Junggeſellen getragen, und nicht lange darauf kam ſie nochmals von Wachs und von vier Jungfrauen getragen. Man ſang jetzt ſchon ſeit einiger Zeit, und bisweilen in volleſter Andacht. Was nun noch folgte, war Alles befackelt, jeder Bauer und jeder Bürger, der ſich mit angeſchloſſen hatte, eine in der Hand.

Der Zug war indeſſen hinauf in den Garten des Koadjutors gekommen, wo bey dem da errichteten Altare vermuthlich auch gebetet wurde. Als das Ende des Zuges vor mir vorüber war, ſo kam der Anfang ſchon wieder zurück, hielt noch bey einem andern Altare ſtill, verrichtete daſſelbe wie bey jenem, und nun zog man wieder in die Jeſuiterkirche. Ich ging auch hinterher, um zu ſehen, was man da vornehmen würde. Als ich in die Kirche trat, glaubte ich in einen Wald zu treten, denn eine Menge von jungen Lindenbäumen waren aufgerichtet, ſo daß man kaum den ſtark erleuchteten Altar erkennen konnte. Ich wartete vergeblich auf das, was ich wünſchte, auf eine ſchöne Muſik, ging daher bald wieder fort. Die Straßen waren ſchon ſehr leer. Mehrere Wagen voller Fremde fuhren nach Molsdorf, Dietendorf, oder ſonſt an einen Ort, wo ſie den Nachmittag zubringen wollten. Nachmittags, als ich einige Beſuche gemacht hatte, ging ich um vier Uhr in den Linkurſchen Garten. Hier fand ich die halbe beau monde von Erfurt verſammelt. In weiten Zirkeln ſaß man hier in Hütten, in Hecken und unter ſchattigen Bäumen, in bezahltem und unbezahltem Schmucke, und ließ die Vorübergehenden nicht ganz chriſtlich über die Zunge ſpringen. Hier war man mit Worten und Mienen witzig, dort mit den Händen und lautem Gelächter. Hier hüpft ein Teutſcher in franzöſiſcher Kleidung vorüber, und ſucht, was? das weiß er wohl ſelbſt nicht. Dort ſchleicht ein Hipochondriſt am Stabe langſam hin, und ſieht nur die Erde. Rechts und links rauſcht Seide bey ihm vorüber, er ſieht nichts. Einige jenaiſche Studenten erzählten ſich rennend Etwas franzöſiſch, was ſie vielleicht erſt geſtern beym Sprachmeiſter überſetzt hatten, und dennoch dünken ſie ſich Weſen höherer Art. Junge, kaum der mütterlichen Ruthe entronnene Herrn wagen es zum erſtenmale ein Romänchen anzuſpinnen, lichtſcheu blicken ſie umher, und ſuchen erſt den Gegenſtand ihrer Liebe auf, den andere ſchon im Arme führen, und triumphirend, daß ſie es ſchon ſo weit gebracht haben, auf jene herabſehen. Mädchen und Weiber, Alles buhlt hier um Jünglinge oder Männer, gleichviel was es iſt. Verwelkte und friſch übertünchte Schönheiten ſitzen hier in traulichen Zirkeln, und halten ſich, wenn ihnen Huſten, Zucken und Krämpfe Zeit laſſen, Vorleſungen über die jetzige Verdorbenheit der Sitten. Unter einem großen

Lindenbaume waren einige Menſchen beſchäftigt, die Ohren der Wandelnden zu ergötzen, vielleicht auch ſüße, wonnige Empfindungen hervorzubringen, die hier häufig erkünſtelt, doch vielleicht auch wirklich gefühlt wurden. Auch für den Magen war geſorgt durch eine Menge von Bäckereien. Mancher vernaſchte hier ſeinen letzten halben Gulden, nur um mitmachen zu können. Hier ließ ſich eine Dame ihr Kind nachtragen, das noch ein Embrio zu ſein ſchien, und dennoch ſchon eine unnatürlich hohe von Flor gewölbte Bruſt hatte, und große Federn am Hute trug. Mit dem größten Wohlbehagen lächelte ſie es oft an, und ſteckte ihm häufig Zuckerſachen in den Mund. Der gnädige Herr Papa vom Lande gingen dort, ein Heer gnädiger Junkers und Fräuleins vor ſich hertreibend, auf und ab. Das gnädige Heer marſchirte mit taktmäßigen Schritten, ſteifen Zöpfen, bepuderten Köpfen, und ſtrotzenden Sturmhauben hin und her, und „gnädiger Papa," und „haben Sie die Gnade" waren jeden Augenblick da. Der gnädige Herr waren auch ſo äußerſt gnädig, und ließen ſämmtlichen kleinen Herrſchaften für achtzehn Pfennige Wein einſchenken, und jedem ein Stückchen Kuchen für drey Pfennige dazu reichen. Ich ließ es ihnen verzehren, und drehte mich herum. Ein Frauenzimmer kam gerade auf mich zu mit einer wohlpolirten Lorgnette in der Hand; ſie ſah mir dreuſt damit ins Geſicht. Dort hinter einer Hecke belauſchte ich einige Mädchen, die den armen * * * * * bedaurten, daß er doch in keiner Zeitung gut dabey käme, denn ſie fänden ſeine Stücke alle unverbeſſerlich. Ich lachte laut auf, und ſcheuchte dadurch die armen Geſchöpfe mit einem Schrey auseinander. Als ich genug geſehen hatte, verließ ich den Garten, der übrigens gar keine Naturſchönheiten beſitzt, und ging in das gegen über liegende Neuewerk-Kloſter, wo ich durch die Gütigkeit des Herrn Regierungsrath * * iſt, den Zutritt erhalten hatte. Ein altes Nönnchen empfing mich an der Thür, ſchloß hinter mir wieder zu, und führte mich eine Treppe hoch in das Speiſezimmer, wo noch einige Nonnen waren, und ich alle Tiſche gedeckt fand, ob es gleich erſt 5 Uhr war. Auf jeden Teller lag eine zuſammengerollte, und mit irgend einem bunten Bande zugebundene Serviette. Ein gewiſſes Quantum Brod lag zur Seite, und ein irdener Bierkrug ſtand dabey.

Man führte mich darauf auf meine Bitten in einige Zellen und in die Kirche. Jede der Zellen hat ein Fenſter, ein Bett, einige Tiſche, ein paar Stühle; und iſt außerdem nach dem guten oder ſchlechten Geſchmacke der Beſitzerinnen mit andächtigen Bildern, Gemählden, Kruzifixen und Gebetbüchern entweder überladen, oder feyerlich und ſimpel ausmöblirt. Die Beſchäftigung der Bewohnerinnen iſt meiſtentheils außer den Betſtunden Gemählde, Figuren und andere Spielereyen von Lahn, Flittergold und Seide zu verfertigen, die ſie an Fremde verkaufen dürfen.

Die Kirche iſt ſehr ſchön, nur mit zu vielen Chriſtus- und Marienfiguren überladen. Eine davon zog beſonders meine Aufmerkſamkeit auf ſich, welche halb ſaß und halb ſtand; den Chriſtus blutenden Leichnam vor ſich auf dem Knie liegen hatte, der größer als ſie war, und woran nicht die geringſte Spur von der Hand eines Künſtlers zu ſehen war. Große unnatürliche Wachsthränen weinte Maria, und ließ ſie auf den entſeelten Körper fallen.

Gleich am Eingange rechter Hand hing ein Kalender, deſſen Titel folgender war:

„Ewiger Gnaden Kalender, täglich anzeigend, was für Ablaß in der heiligen Roſenkranzerbrüderſchaft zu verwinnen ſein.

Obgleich „ewiger“ da ſteht, ſo glaube ich doch, daß er ſeine Endſchaft ſchon erreicht haben mag. — Nach

einer

Huſch! eilt ſie, wie Emilia, *)
Steht ſchwarz, wie eine Dohle,
Beraubt von Prunk und Flittern da,
Vom Haupte bis zur Sohle.

Es ſchien die blendend weiſſe Haut
Durchs Dunkle mehr erhoben,
Der Körper zierlicher gebaut,
Als in den Gallaroben;
So reizend iſt im Schleyer nicht
Die jüngſte Kloſterſchöne
Und ein betrübteres Geſicht
Macht keine Magdalene.

Kaum hat ſie Rock und Garnitur
Zwei Stunden auf dem Leibe,
(Geſchwinder wirket nicht die Kur
Bey Gellerts krankem Weibe)
Nimmt wieder Spott und ſchlauer Wiz
Und jugendlich Vergnügen
Von Aug' und Stirn und Mund Beſiz
Und lebt in allen Zügen.

Sie ſtrahlet, wie in dunkler Nacht
Verlohrne Sterne ſtrahlen.
Möcht' Andre doch in dieſer Tracht
Sie auf der Stelle mahlen!
Man kömmt und ſieht und prallt zurück,
Macht tiefre Reverenzen,
Und wünſcht ihr zu der Trauer Glück,
Anſtatt der Kondolenzen.

Doch in der Erden Dinge Lauf
Wird manche Luſt verderben;

Ihr

---

*) S. die in unſern Tagen erſchienene Helden= und Staatsaktion dieſes Nahmens.

einer Jnſchrift in der Kirche iſt ſie am 25. Septemb. 1735. eingeweiht worden.

Die Glocke erinnerte mich, daß es für die Damen Zeit zu eſſen ſey, ich empfahl mich daher.

Heute früh fuhr ich um drey Uhr wieder weg; die Hitze war groß, und der Staub unerträglich, indeſſen muß doch einiges Ungenehme bey einer Reiſe ſein, ſonſt empfände man ja die Annehmlichkeiten davon nicht ſo. Verzeihen Sie aber, mein lieber Steinbrenner, wenn ich Ihnen da zu weitläuftig geweſen bin, wo ich mich hätte kürzer faſſen können, und da wieder zu wenig ſagte, wo ich es am erſten hätte thun ſollen, daß ich Nebendinge erzählte, und vielleicht die Hauptſache darüber vergaß. Doch ich verlaſſe mich auf Ihre gütige Nachſicht, die Sie ja ſo oft bewieſen.

Friedrich Gottſchalck.

3.

An meine Sächſiſchen Mitbürger.

Von einem Volksfreunde.

In einem der neueſten Bayreuther Zeitungsblätter, und ſeitdem, ohne Zweifel, auch in andern deutſchen Zeitungen, iſt unter dem Artikul: Regenſpurg, ein Aufruf von einigen daſigen rechtſchaffenen Bürgern und Biedermännern an ihre Mitbürger in Deutſchland abgedruckt, der ſo voller Wahrheit und Kraft iſt, daß es ſich wohl der Mühe lohnt, die vornehmſten Stellen daraus, auch außer den öffentlichen Zeitungsblättern, ſo häufig auch ſelbige von allen Volksklaſſen geleſen zu werden pflegen, noch beſonders bekannt zu machen, und ſolche unſern guten Landsleuten zur Beherzigung anzuempfehlen; und beynahe möchte es einem rechtſchaffenen Sachſen, der auf dieſen Namen ſtolz iſt, wehe thun, daß uns andere Städte und Gegenden Deutſchlands in freymüthiger Bekennung ihrer Geſinnungen, und ſo mancherley rühmlichen Beweiſen von Patriotismus zuvorgekommen ſind.

„Wir rufen, — — ſagen dieſe Regenſpurgiſchen Volksfreunde — — jeden biedern Deutſchen auf, den bedenklichen Zeitpunkt, auf dem jetzt Deutſchland ſtehet, ſo lange es noch Zeit iſt, zu beherzigen. — — Das Vaterland iſt in Gefahr! Umſturz drohet ſeiner Verfaſſung, ſeiner Religion, dem Eigenthum jedes Bürgers, dem Ruhigen im Lande. Enthüllet ſtehen ſie nun da, die bluttriefenden Grundſätze der franzöſiſchen Ruheſtörer; der ſüße Name von Freyheit und Gleichheit decket nicht mehr den Abgrund, der ſich unter unſern Füßen öffnet, und dieſes Jahr iſt vielleicht, wenn nicht jede Kraft angeſpannt wird, das letzte, in dem wir unſere Kinder an unſere Bruſt drücken, in dem wir in unſern Hütten ſicher wohnen, und die Tröſtungen genießen können, die der öffentliche Dienſt des Höchſten bisher in unſere Seelen goß. Dieſe bangen Ahndungen ſind keine eitlen Schreckbilder, Heftet, Mitbürger, euern Blick auf die deutſchen Gegenden jenſeits des Rheins! Zahlreiche Schaaren fanatiſcher Verfechter einer eingebildeten Freyheit haben jene ſonſt ſo glückliche Gegenden ausgeſogen; ſie haben den wurzelloſen Freyheitsbaum aufgerichtet, während ſie unſern Mitbürgern Habe und Gut nehmen; ſie haben es ſich ſelbſt zum Geſetz gemacht, das ihr Schwerdt erreichen kann, ihre der Religion und der bürgerlichen Ordnung den Umſturz drohende Lehre aufzudringen, und denjenigen als Feind zu behandeln, der ſeinem Fürſten und den Geſetzen treu bleiben würde; und dies iſt die Freyheit, die ſie uns ſo ſehr anrühmen ꝛc.

Nie müſſe euch, Bürger Deutſchlands, der Wahn täuſchen, daß die verbundenen Mächte, die ihre Kräfte anſtrengen, um dem Feinde des Vaterlandes und ſeinen täuſchenden Lehren Einhalt zu thun, nur für ſich ſelbſt oder für ihre Herrſchaft kämpfen; — — es bewähren es mehr als zu ſehr die Verwüſtungen des Cüſtinſchen Heeres in den Rheingegenden, und deſſen abgedrungene Brandſchatzungen, daß, ohne ihre Macht und Aufopferungen, Religion, Verfaſſung und Eigenthum ſchon zu Grunde gerichtet wären. Nie müſſe uns der Gedanke, daß nur den Regenten, daß dem Adel und der Geiſtlichkeit allein daran gelegen ſeyn könne, die deutſche Verfaſſung zu erhalten, über den Ausgang dieſer Fehde gleichgültig machen; auch das Schickſal des mittlern Standes, das Schickſal des geringſten unter uns hängt von ihm ab. — —

Das Betragen der Franzoſen gegen Maynz, Frankfurt, Worms, Speyer, und ſo viele Fürſten und Bewohner aller Volksklaſſen in den ſonſt ſo glücklichen Rheingegenden zeiget, was wir erwarten müſſen, wenn das Glück ſie begünſtigen ſollte. Ihr kennt die Befehle, die ihre Verſammlung den Heerführern gegeben hat, allenthalben durch Zwang die zerrüttenden Grundſätze geltend zu machen, deren Folge namenloſe Verwirrung iſt. Ihr habt die Stimme des Redners gehört, der der Gottheit öffentlich Hohn ſprach, und zu behaupten ſich erdreiſtete, daß die Altäre zugleich mit den Thronen zum Beſten der Menſchheit umgeſtürzt werde müßten; und der Deutſche ſollte noch, in dieſem gefahrvollſten Zeitpunkt des Vaterlandes, ſo wenig Anhänglichkeit an ſeine Verfaſſung haben, um gelaſſen dem Augenblick entgegen zu ſehen, wo entweder durch das Schwerdt des Feindes, oder durch die heimlichen Ränke ſeiner Anhänger alle bürgerlichen Bande aufgelöſet, und jeder Damm gegen das einreißende Laſter durchbrochen werden wird! Unſere deutſche Verfaſſung iſt bey allen ihren Gebrechen — denn Gebrechen werden ſeyn, ſo lange es Menſchen giebt — eine der glücklichſten; dies zeigt der Wohlſtand des Bürgers, und des Mittelſtandes; ſein Eigenthum würde durch Verbreitung der franzöſiſchen Revolution eben ſo ſehr gefährdet werden, als das Eigenthum der höhern Klaſſen — — Nur der, der ſchlechterdings nichts zu verlieren hat, würde vielleicht dabey, und doch nur auf eine kurze Zeit, gewinnen; dieſe Abtheilung unſrer Mitbürger aber iſt, Gottlob, die weit geringſte.

Beherziget dies, deutſche Bürger, jeden Standes! Iſt der Gemeingeiſt, iſt die Liebe des Vaterlandes nicht ganz in unſern Herzen erſtickt, liegt es euch daran, Religion und Sittlichkeit zu erhalten, die Wohnſitze unſerer Eltern in Friede zu behaupten, ſie euern Kindern im Segen zu hinterlaſſen, o! — ſo ſtrenge jeder Redliche ſeine Kräfte nach ſeinen Verhältniſſen an, um die gute Sache zu unterſtützen. — — ꝛc.

Und nun folget in dieſem vortreflichen Aufſatz eine dringende Bitte um freywillige Beyträge für diejenigen wohlthätigen Mächte, die für uns und alles, was uns am heilſamſten und liebſten iſt, den Krieg führen; und dann der Schluß:

„Dem beobachtenden Scharfſinn des ernſten Deutſchen ſey es vorbehalten, aus fremder Thorheit Lehren der Weisheit zu ſammeln; ihm ſey vorbehalten, ſein Vaterland vor der anſteckenden Seuche einer ſo grauſamen Staatsumwälzung mit Rath und That zu ſchützen, deren Folgen kein menſchlicher Verſtand zu berechnen vermag.“

Und nun, Mitbürger, verſchmähet nicht dieſen durch keine Nebenabſicht entheiligten Aufruf biederer Patrioten; folget unſerm Beyſpiel; hört auf Deutſchlands

Bürger! es giebt, außer den freywilligen Beyträgen an Geld, zu Erreichung des gemeinſchaftlichen Endzwecks, noch viele andere würkſame Mittel, die ein jeder von uns, er ſey reich oder arm, in Händen hat. Laſſet uns daher in dieſer gemeinnützigen Abſicht, indeſſen die deutſchen Fürſten mit ſo patriotiſchem Eifer zur Vertheidigung ihrer Völker und deren Eigenthums ſich verbunden haben, eine ähnliche Vereinigung auch unter uns treffen, und die Artikul des Bundes feſtſetzen, von denen kein rechtſchaffener Mitbürger, ohne mit dem Namen eines Verräthers gebrandmarkt zu werden, zurücktreten dürfe.

1) Laſſet uns feſter als jemalen halten an die einfachen Lehren der Religion. Gehet zurück in die Geſchichte der franzöſiſchen Empörung, und ihr werdet euch überzeugen, daß die angeblichen Volks-Aufklärer und Philoſophen ihren eigennützigen Plan damit anfiengen, Tugend und Religion verdächtig zu machen, ihre Prieſter der Verachtung des Volks Preiß zu geben, und jede Ausſicht und Hoffnung eines künftigen Lebens zu vernichten, und nur nach und nach, ſo, wie dieſe Lehre unter hohe und niedere Klaſſen verbreitet und Volksglaube wurde, es wagen konnten, alle bürgerlichen und geſellſchaftlichen Bande zu zerreißen.

2) Laſſet uns den Entſchluß faſſen, es allen unſern Nachbarn in Gehorſam und Treue gegen unſere Obrigkeit, und in Ehrfurcht gegen Geſetze und Verfaſſung zuvorzuthun, und uns keine, auch die unbedeutendſte Abweichung, nicht zu erlauben. Hättet ihr es wohl geahndet, als ihr im Jahr 1789 von den erſten Beweiſen von Unordnung und Widerſetzlichkeit in Frankreich hörtet, daß es mit dieſer blühenden und geliebten Nation zu dem Grade von allgemeiner Zerrüttung und Anarchie, auf dem ſie jetzt ſtehet, kommen ſollte, und ihre erſten Ausſchweifungen und Phantaſien mit einem

Königsmord endigen würden? Ohne die ſtrengſte Beobachtung der Geſetze iſt es dem Regenten ſchlechterdings unmöglich, euch und euer Eigenthum gegen ungerechte Anmaßungen zu ſchützen. Wenn in eurer häuslichen Wirthſchaft die Stimme des Hausvaters unbefolgt bleibt, ſo mag er noch ſo kluge und wirthſchaftliche Einrichtungen machen; ſeine Haushaltung wird dennoch zu Grunde gehen.

3) Treffet die Verabredung unter euch, auch euren Kindern Liebe und Anhänglichkeit an Religion und Verfaſſung einzuprägen. Wenn ihr es erkennet, daß ihr euch bey unſerer Verfaſſung zeithero wohl befunden habet, ſo werdet ihr es als gute Aeltern von ſelbſt wünſchen, daß auch eure Kinder ſich nicht ſchlimmer befinden mögen. Laſſet es nicht zu, daß Schwindelköpfe, unter dem falſchen Namen von Aufklärern, ihnen Begriffe beybringen, die unterm Mond, und ſo lange wir Menſchen ſind, nicht realiſirt werden können, und wer euch ſelbſt zu ſo abentheuerlichen Ideen zu verleiten ſucht, den haltet für euern Feind, der euch Ruhe und Eigenthum, und, was das wichtigſte iſt, das Bewußtſeyn in euren letzten Stunden, gut und rechtſchaffen gehandelt zu haben, rauben will.

4) Wenn euch jemand die neue Lehre von natürlicher Gleichheit prediget, oder ihr ſolchen Unſinn in Büchern leſet, ſo betrachtet nur euern Nachbar zur rechten oder zur linken Hand, und ſehet zu, ob er eben ſo ſtark und geſund, eben ſo reich oder arm, oder eben ſo klug und ſo arbeitſam, als ihr ſelbſt oder einer von euren andern Nachbarn ſey. Wenn dies nicht iſt, ſo ſchließet daraus, daß die Menſchen weder zur Gleichheit gebohren werden, noch, wenn ſie es wären, in dieſem Zuſtande bleiben, oder dadurch glücklicher werden könnten. Stellet euch vor, daß noch heute alle Häuſer und Grundſtücke in eurer Stadt oder Dorf unter ſämmtliche Einwohner,

vornehmern und geringern Standes, gleich durch vertheilet würden, und kein einziger mehr oder weniger beſäße, als der andere; was glaubet ihr wohl, daß in einem oder mehreren Jahren die Folge ſeyn müßte? Daß der fleißigere oder klügere Hauswirth ungleich mehr als ſein unthätiger oder unwiſſender Nachbar erwerben, und ſo, wie er mehr Vermögen und Eigenthum erlanget, auch zu größerm Anſehen gelangen, daß hingegen ein anderer durch Unglücksfälle oder Unfleiß zu Grunde gehen, oder auch mehrere Kinder hinterlaſſen, und dann jedes Kind nur den dritten oder den vierten Theil des väterlichen Vermögens erhalten würde, u. ſ. w., und ſo könnte es denn nicht fehlen, daß nicht in zwanzig oder mehr Jahren die Ungleichheit des Vermögens und Standes wieder eben ſo auffallend wäre, wie jetzt. Wollet ihr wiſſen, was wahre bürgerliche Gleichheit ſey, auf die wir alle ohne Unterſchied der Geburt und des Vermögens Anſprüche zu machen haben, ſo erkennet ſie daran, daß jeder, ohne Ausnahme, eben dieſelbe Sicherheit für ſich ſelbſt und für ſein Eigenthum genieße, daß die Gerechtigkeitspflege gleich ſey für Vornehmere und Geringere, und das Geſetz den Schuldigen ohne Anſehen der Perſon beſtrafe, und Gottlob! daß wir in einem Lande leben, wo dieſe Gleichheit Verfaſſung iſt.

5) Laſſet uns gewiſſenhafter und pünktlicher als jemals in Leiſtung unſerer Abgaben und Obliegenheiten ſeyn. Indeſſen in Wien und Regenſpurg, mit einem ſo ausgezeichneten Patriotiſmus, von allen Volksklaſſen außerordentliche Beyträge für die gute Sache geſammelt werden, würde es entehrend und ſchimpflich für uns ſeyn, nicht einmal das beyzutragen, was ohnehin eine gerechte Forderung des Staats und zu deſſen Erhaltung und Sicherſtellung des allgemeinen Ruheſtandes ſo weſentlich nothwendig iſt. So wenig ihr eure Haushaltung in Ordnung erhalten könnt, wenn euch eure noth-

wendigſten Einnahmen, auf die ihr ein Jahr wie das andere eure Rechnung zu machen pfleget, abgehen, ſo wenig kann die allgemeine Staatswirthſchaft ohne pünktliche Erhebung der Abgaben beſtehen.

6) Verderbet euch nicht die Zeit, die ihr nützlicher in eurer Handthierung und Wirthſchaft anwenden könnet, mit Leſung gefährlicher Bücher. Die Franzoſen machen jetzt kein Geheimniß mehr daraus, daß ſie Schriftſteller gedungen haben, die in Provinzen, wo ſie zur Zeit ihre Grundſätze nicht mit Zwang den Einwohnern aufdringen können, den Saamen der Unruhe und Empörung durch ihre Schriften ausſtreuen ſollen. Um aber die Pflichten guter Bürger ganz zu erfüllen, ſo laſſet uns angeloben, nicht allein ſelbſt alles Leſen von Schriften, die unſern Glauben und Grundſätze irre leiten können, zu vermeiden, ſondern auch ſolche Schriften, wenn ſie uns zu Geſichte kommen, an die Obrigkeit abzugeben, und wo immer möglich, die Urheber und Quellen davon ausfindig zu machen, damit deren Verbreitung bey Zeiten vorgebeuget werden könne. Jedwede Bemühung von dieſer Art, giebt uns einen ſichern Anſpruch auf die Dankbarkeit der Obrigkeit, und den Segen der Nachkommen.

Endlich 7) laſſet uns aufmerkſam ſeyn auf fremde oder einheimiſche Verführer und Ruheſtörer, die für baares Geld, oder in der Abſicht, eine wichtige Rolle zu ſpielen, heimlich Mißvergnügen und Empörung zu verbreiten ſuchen. Je verborgener ihre Schritte ſind, deſto gefährlicher ſind ſie, und unſere eigene Sicherheit erfordert es, daß ſie der Obrigkeit nicht unentdeckt bleiben. Wer von euch Zeitungen lieſet, kann nicht daran zweifeln, daß die franzöſiſchen Volksaufwiegler auch auf dieſem Wege in einigen Staaten ihren Plan, eine allgemeine Zerrüttung auszuführen, verſucht haben.

Und nun, meine lieben Mitbürger! Würdet ihr mich näher kennen, ſo könntet ihr nicht daran zweifeln, daß ich es redlich mit euch meyne, und der Name: Volksfreund, den ich ſo gern führe, keine Uſurpation iſt. Denn ich habe ſchon oft Gelegenheit gehabt, auch dem Geringſten unter euch nützlich zu ſeyn, und habe nur einen Wunſch — ſo viel Gutes zu ſchaffen, als ich immer nach meinen Kräften und Verhältniſſen vermag. — Wenn euch aber dieſe Vereinigung der Eintracht und Vaterlandsliebe und die Artikul des **Bundes** wahr und zweckmäßig dünken, ſo gebet eurem braven Weibe oder Nachbar noch heute die Hand darauf, daß ihr darüber feſt halten wollet, bey Verluſt eures guten **Namens**, oder nehmet dieſes Blatt in eure Verſammlung, wo ihr nach vollbrachter Arbeit eine Erholung zu ſuchen pfleget, und leſet es laut ab, daß ein jeder der Anweſenden Amen ſage, und in ſeinem Herzen den Eid der Treue erneuere, den er Gott und ſeiner Obrigkeit geleiſtet hat.

So ſchwöret denn nach eurer Väter Weiſe
Den hohen Bund für Pflicht und Vaterland,
Und niemand bleib in eurem Kreiſe,
Der nicht mit euch zur Eintracht ſich verband.

4.

Ueber Dännemark und Norwegen.

Thaarup ſchätzt die Größe von Dännemark auf $632\frac{121}{1000}$ □ Meilen und die von Norwegen außer Nordland und Finnland 3640. Pandel, erſtere auf 809, die zweyte auf 7000, und Island auf 2904 □ Meilen. Thaarup letztere auf 2650 □ Meilen. Unter die Flüſſe ge-

Ihr Bruder ſchreibt zwei Tage drauf:
„Mama iſt nicht geſtorben.“
Alsbald entflieht der Wange Roth,
Der blauen Augen Schimmer,
Sie bebt, ſpringt auf und ſtürzt bald todt
In ihrer Freundinn Zimmer.

„Madam, ach, theilen Sie den Schmerz –
„Die Freude wollt ich ſagen –
„Ihr ſchön Geſchenk – wie klopft mein Herz!
„Ich kanns hinfort nicht tragen –
„Ich kann nicht länger ohne Grund,
„Der Mutter Thränen zollen,
„Und morgen geh ich wieder bunt,
„Weil es die Götter wollen.

„Denn ach! geſtorben iſt ſie nicht,
„Iſt wieder außer Bette
„Und Ihr Geſchenk – „Eliſe ſpricht:
„Sey ruhig, Henriette,
„Und häng es hin; ein Trauerkleid
„Kömmt nicht leicht aus der Mode,
„Man ſpart es auf ein andres Leid,
„Gleich einer Trauerode.

„Doch hat dereinſt ein alter Mann
„Ihr Tonnen Golds gelaſſen
„Und ſucht Sie ſich, ſo gut Sie kann
„In den Verluſt zu faſſen;
„Fühlt Sie in Ihrem Buſen ſchon
„Den Trieb zu ſüßern Banden;
„Dann melde ja kein Poſtillon:
„Der Mann iſt auferſtanden!

gebören Guden, Schley, Eyder, Glänemann, Drammen, Lorridal, Pars u. ſ. w. Wichtig iſt der neue Kanal, welcher die Nord- und Oſtſee vereinigt. Schiffe von 90 Commerzlaſten können ihn fahren. Der Vulkan Hekla auf Island hat 4600 F. Höhe. Norwegen wird durch große Gebirge von Schweden getrennt, worunter ſonderlich das Gebirg Kölen zu bemerken iſt. Dännemark beſitzt den Schlüſſel zur Nord- und Oſtſee, weil alle Schiffe durch die Meerenge Oereſund oder durch den großen und kleinen Belt aus- und einpaſſiren müſſen. Die an dieſen Meerengen, zu Helſingör, Nyborg und Friedericia angelegten Zölle, ſind von der äußerſten Wichtigkeit. Die, den Sund paſſirende Schiffe werden zwar zweymal auf der Hin- und Rückfahrt gezählt, zollen aber nur einmal. Die engliſchen, ſchwediſchen, holländiſchen und franzöſiſchen Schiffe werden nicht durchſucht, und zahlen 1 p. C. die übrigen Nationen $1\frac{1}{4}$ p. C. Man kann im Durchſchnitt 4000 annehmen, die den Sund zweymal, oder (wie man ſich gewöhnlich ausdrückt) 8000 Schiffe, die ihn paſſiren. 1786 betrug der Sundzoll 547,830 Rthlr. Die Landesregierung iſt ſeit 1660 erblich, auch in der weiblichen, wenn die männliche ausgeſtorben iſt, und unumſchränkt monarchiſch. Dännemark und Norwegen wird in Stiftsämter eingetheilt, und beſitzt, außer Island und den Farder Inſeln, noch das Herzogthum Holſtein in Europa. Die lutheriſche Religion iſt die herrſchende, indeſſen haben andre Religionspartheyen freye Religionsübung. Däniſch und Finniſch ſind die zwey Hauptſprachen. Pandel ſchätzt die Volksmenge auf ungefähr 2 Millionen, nehmlich Dännemark 1,125,000. Norwegen 725,500. (Coxe auf 750,000.) Die Farder Inſeln 5000. Island 46,200. Nach Thaarup betrug bey der Zählung 1769 die Volksmenge in beyden Königreichen und den Herzogthümern 2,111,866. In

Dännemark war die ſtärkſte Bevölkerung auf der Inſel Amager, wo auf einer nicht vollen □ Meile 5029 Menſchen leben. In Norwegen war die ſtärkſte Bevölkerung 573, die geringſte 22, und in Finnland 5. In Island zählte man in den bevölkertſten Gegenden 58, in den ödeſten 4 Menſchen auf die □ Meile. Nach Thaarup's Liſte von 1789 beträgt die Landmacht 52 Eskadrons und 80 Bataillons, zuſammen 75,846 Mann und 9231 Pferde. Die Seemacht ſoll ſich auf einige 30 Kriegsſchiffe belaufen. Randel gibt 60 armirte Fahrzeuge, und die Staatseinnahme auf 7000000 Thaler an. In Island iſt das baare Geld äußerſt ſelten, daher dort alle Rechnungen nach Fiſchen und Ellen Wadmal, einem groben wollenen Zeuch, ſo man da webt, geführt werden. Acht und zwanzig Fiſche à 2 Pfund, oder 30 Ellen Wadmal, machen den Werth eines Reichsthalers aus. 17 Millionen Reichsthaler betragen die Staatsſchulden.

Unter die Produkte Dännemarks gehören: Getreide — Rübſaamen — Hopfen; es wird viel Bier in großer Menge und von ausgezeichneter Güte gebraut — Obſt: ſonderlich ſind die Aepfel von der Inſel Fühnen berühmt — Viehzucht: eine ſchleswigiſche und jütländiſche Kuh ſoll täglich 15 bis 18 Kannen Milch geben. Man hat eine Race von Schweinen aus China gebracht, die gut fortgekommen iſt, und ſich vermehrt hat. Die Pferde machen einen wichtigen Handelszweig von Dännemark aus. Die däniſchen Pferde werden ſonderlich zu Kutſch- und Zug-Pferden geſucht. Nach den Landesgeſetzen darf kein Springhengſt unter 14 Palmen gehalten werden. Die königlichen Stutereyen zu Friedrichsburg, Jägerpreis ꝛc. liefern die treflichſten und ſchönſten Pferde. Auf einigen kleinen Inſeln werden die ſogenannten Wild-Schmacken gehalten, eine Pferde-Art, die für ſich ſelbſt ſorgen muß, und nur alsdenn beſucht wird, wenn man ihnen Beſchäler zuführt, oder Füllen abholt. — Torf — Fiſche: Pontoppidan zählt 193 Arten großer und kleiner Fiſche, die wirklich in Dännemark gefangen werden. Die mehreſten Häringe werden an den nord- und öſtlichen Küſten von Jütland gefangen; ebendaſelbſt, und im großen und kleinen Belt fiſcht man die kleinen, fetten Häringe, die mit Salz beſtreut und geräuchert, in Menge nach Deutſchland geſchickt werden. Der Meerbuſen Lymfurt liefert jährlich allein für eine Tonne Goldes Fiſche. — Flachs; Hanf; Tobak; Bienenzucht; wenig Mineralien; wenig Salz; Wildpret ꝛc. Auf den Faröer-Inſeln ſoll ſich ein Steinkohlenvorrath befinden, deſſen Werth auf 26 Millionen Thaler geſchätzt wird, zu deſſen Benutzung man ſich aber noch nicht entſchloſſen hat. Auf 100000 Paar Strümpfe werden hier jährlich verfertigt.

Norwegen Viehzucht: der ſogenannte alte, norwegiſche Käſe wird aus ſaurer Milch gemacht, wovon man die Sahne abgeſchöpft hat. Er iſt braun von Farbe, und von ſcharfem angenehmen Geſchmack. Auch bereitet man einen Käſe, der dem Schweizer-Zinger (Seret) ähnlich iſt — Holz, eine Stapelwaare in Norwegen. — Wild, welches Pelzwerk gibt, worunter der Jerven, welcher der Geſtalt nach einem langleibigen Hund gleicht. Seine Haut iſt glänzend, mit ſchwarzen, weichen Haaren, und braunen und gelben Streifen bedeckt. — Elendthiere, Hirſche, wilde Ziegen, Rennthiere — Gold wenig — Silber, Kupfer. Im Kongsbergſchen Silberbergwerke bricht gediegenes Silber, das Werk liegt aber jetzt in Zubuße. Es wurde 1623 von Bauerknaben entdeckt. Das Kupferbergwerk zu Röraas, von einem Rennthierjäger 1644 gefunden, iſt das ergiebigſte in Europa. Eiſen, Bley, Marmor, Alabaſter und Asbeſt ꝛc. — Fiſche, wovon die Seen, Flüſſe und das Meer an den Küſten wimmelt. — Eine geringe Perlenfiſcherey.

Island Viehzucht: kleine, aber lebhafte, ſtarke, arbeitſame und dauerhafte Pferde, Schaafe, Torf, Fiſche, wohin der Fang der verſchiedenen Arten von Wallfiſchen gehört. Der Steipe-Reydur iſt der größte darunter, und hält über 120 Ellen. Mineraliſche Quellen: die merkwürdigſte iſt einige Meilen von Stalholt, und wirft das ſiedende Waſſer, Ruckweiſe und in großer Menge, 60 bis 70 Faden in die Höhe. Wild mit Pelzwerk. Falken. Der Eiderdaunen-Vogel ꝛc. Von 1774 bis 1788 wurden, ein Jahr ins andere, 146000 Paar Strümpfe ausgeführt.

IV.

Biographie.

Zum Andenken des Herrn Heinrich Wilhelm Kels, am 30. Januar 1793, in der ordentlichen Verſammlung der phyſicaliſchen Privatgeſellſchaft zu Göttingen vorgeleſen von ihrem Archivar Dr. Fr. Alb. Ant. Meyer.

Unſre Geſellſchaft hat bis jetzt nur ſelten Urſache zur Betrübniß gehabt; öfterer fand ſie Anlaß, über die glücklichen Fortſchritte fröhlich zu ſeyn, wodurch ſie anfing ſich dem Zwecke zu nähern, den ſie zu erreichen ſtrebte. Wenn auch hier und da, wie überall im menſchlichen

Leben, der Quell der Freuden ſich trübte, ſo war dieſer doch bald vorübergehend, und die Geſellſchaft fand leicht, in ſich ſelbſt, Kräfte genug, das Unglück abzuwenden, ehe es ſie übereilte.

Doch auch wichtigere Unglücksfälle bedrohten unſere Verbindung, zwey würdige Mitglieder, Hermann und Trautmann, verlor ſie durch den Tod, andre entriß ihr das Schickſal, deren Verluſt zwar unvermeidlich war, auf deren Kräfte ſie aber gerechnet hatte. Jene Scenen waren vorüber, alles ſchien im beſten Gange, die Verfaſſung des Ganzen war neu, war ſtärker als vorher gegründet, wir glaubten jetzt bald thätiger als vorher, für das Beſte der Wiſſenſchaft würken zu können, als ein neuer Verluſt uns ſtärker als jemals an die vorher erlittenen erinnerte, ein Verluſt der zu neu iſt, als daß wir uns ſchon von der Beſtürzung darüber erholen könnten.

Ja meine Herren, von neuem muß ich die traurige Pflicht erfüllen, Ihnen den Tod eines unſrer älteſten würdigſten Mitglieder bekannt zu machen, den Tod eines Mannes, von dem wir ſo viel erwarteten. Das Grab hat dieſe Hoffnungen bereits vor mehrern Monaten vernichtet. Am funfzehnten Junius 1792, ſtarb Herr Heinrich Wilhelm Kels, Doktor der Arzney- und Wundarzneygelahrtheit und zweyter Oberwundarzt des Militärſpitals der Holländiſch-Weſtindiſchen Compagnie zu Bellair in Surinam. Ich fordere Sie auf ſeinem Andenken einige Augenblicke zu weihen, Ihre Liebe zu dem Verſtorbnen, die innige Theilnahme die wir alle bis jetzt an ſeinem Schickſal geäußert haben, ſeine Verbindung mit dieſer Geſellſchaft, ſeine nähere Vereinigung mit einigen unter uns, laſſen mich keine Fehlbitte erwarten.

Der innigſte Schmerz, den mir beſonders dieſer Verluſt verurſachte, wird mich hindern meinen Empfindungen Ausdrücke zu leihen. Aber bedarf es auch der Worte, wo das Herz redet? Iſt es nöthig, geſchmückte Wendungen zu gebrauchen, wo wahre Verdienſte für ſich ſelbſt reden? Nein meine Herren, eine kurze Schilderung der Schickſale und Handlungen des Verſtorbnen, ſo weit ſie mir bekannt ſind, wird mächtiger für ihn reden, als die geübteſte Beredſamkeit es zu thun im Stande Wäre.

Im Jahr 1759 ward der Verſtorbne zu Liebenau, in der Grafſchaft Hoya, von Aeltern gebohren, die im Mittelſtande lebten. Er hatte mehrere Geſchwiſter, von denen ein Bruder als Verwalter in der Nähe von Hanover, ein andrer aber als Titulär-Regimentschirurgus beym neunten Churhanoveriſchen Cavallerieregiment, den leichten Dragonern der Königin, in Wunſtorf, lebt. Einige Schweſtern von ihm halten ſich noch bey der Mutter auf.

Er widmete ſich der Apothekerkunſt, die er in Hanover auf der Rathsapotheke erlernte, in dieſer hat er ſich hernach an mehrern Orten vervollkommnet, und ſie zuletzt zu Osnabrück, in der Ehmbſiſchen Apotheke, ausgeübt. Ehe er nach Osnabrück ging, hatte er, wie ich glaube, während ſeines Aufenthalts in Nienburg Gelegenheit, zu Minden in der Loge Aurora, in Maureriſche Verbindung zu kommen. Dieſe Verbindung hatte unſtreitig auf ſein Schickſal wichtigen Einfluß, er erlangte dadurch Bekanntſchaften mit Männern aus mancherley Ständen, die er ſonſt, bey ſeiner Lage, ſchwerlich hätte kennen lernen können. Dieſe Periode ſeines Lebens fällt ungefähr in die Jahre 1782 bis 1784.

Um eben dieſe Zeit, oder vielleicht etwas ſpäter, ward er auch Mitglied einer gelehrten Privatgeſellſchaft, die der nachherige Provincialarzt in der Krimm, Dr. Gudenberger, in Berlin ſtiftete, die aber nachher, da die Mitglieder durch ihren Beruf getrennt wurden, bald erloſchen iſt. Noch ward er, unter dem Namen Aretäus, der zweyte, Mitglied des Illuminatenordens, eine Verbindung die er indeß wenig benutzt hat, und auch wenig in der Folge benutzen konnte.

An allen dieſen Geſellſchaften hatte er, vor ſeinem Aufenthalte in Osnabrück, Theil genommen, ſie hatten ihm Muth gemacht, ſeine Talente, die er bisher zwar ausgebildet, aber doch nur in der Stille benutzt hatte, bekannter werden zu laſſen. Im chemiſch-pharmaceutiſchen und techniſchen Fache arbeitete er vorzüglich gern, hierin hätte er in der Folge etwas leiſten können und würde etwas geleiſtet haben, wenn ſeine Lage beſſer geweſen wäre, die zwar für den gegenwärtigen Augenblick ihm alles darbot, was er erwarten konnte, aber ihm doch für die Folge wenige Ausſichten verſprach.

Seine erſte bekannt gewordne Arbeit, war die zufällige Entdeckung eines ſauren Salzes im Nelkenöl, was durch die Vermiſchung des Oels mit rauchendem Salpetergeiſt entſtand, dieſe Erſcheinung ſchien ihm merkwürdig genug, um ſie in die Crellſchen Annalen einrücken zu laſſen, wo ſie auch im Jahrgang 1785, im erſten Theil S. 302. abgedruckt ſteht. Dieſe Bemerkung machte er in Osnabrück. Aus der Art, wie er ſie vorträgt, ſieht man deutlich, daß er eifrig, für ſich, chemiſche Verſuche anſtellte, um die Lehren zu prüfen, die andre Chemiſten vortrugen.

Mehrere Beobachtungen von ihm, die größtentheils Berichtigungen chemiſcher Theorien, oft auch neue Entdeckungen in der Chemie enthalten, hat er nach und nach in Crells chemiſchen Annalen bekannt gemacht. Für den Jahrgang 1786 ſandte er noch zwey Bemerkungen von Osnabrück ein.

Im Jahr 1787 ging er nach Göttingen, wo er ſich bis 1791 zwar vorzüglich auf das Studium der praktiſchen Medicin legte, aber doch auch dabey ſeine Lieb-

lingslungsfächer Pharmacie, techniſche Chemie und Materia medica nicht zurück ſetzte.

Während ſeines Göttingiſchen Aufenthalts arbeitete er fleißig für den Herrn Bergrath von Crell, an Auszügen aus ſolchen Abhandlungen ausländiſcher Academien, die für deſſen Sammlungen brauchbar waren. Seine letzte Abhandlung für die chemiſchen Annalen, die er von hier einſandte, ſteht im Jahrgange 1788. Band 1. S. 511. und handelt von der Bereitung der Bitterſalzerde.

Im Jahr 1791 arbeitete er für die Stettiniſche Buchhandlung in Ulm, eine ſogenannte Onomatologia chymico-practica, die hernach daſelbſt, mit einer Vorrede vom Herrn Hofrath Gmelin erſchien. Dieſe Schrift iſt zwar größtentheils ein Auszug aus Macquers chemiſchem Wörterbuch, zeugt aber doch überall von dem Scharfſinn und eignem Beobachtungsgeiſt des Verfaſſers.

Schon im Jahr 1789 ward er ein ordentliches Mitglied unſrer Geſellſchaft, der er vom 22. November dieſes Jahrs an, bis zu ſeiner Abreiſe Gelegenheit gab, ſeine Talente in der Arzeneymittellehre, der Pharmacie und Chemie zu bewundern. Durch ſeinen Fleiß gab er den andern Mitgliedern Gelegenheit, ihre Kenntniſſe zu vermehren. Er erregte Nacheiferung in ihnen durch ſeine Talente, niemand haßte ihn weil er ſie mit Beſcheidenheit äußerte. Noch werden einige von Ihnen meine Herren ſich der lehrreichen Augenblicke erinnern, die er uns verſchafte, noch werden einige lebhaft an ſein Betragen zurück denken, was er gegen die Geſellſchaft äußerte. Dieſe Erinnerung an verſtorbne Mitglieder iſt zwar das einzige Denkmahl, was wir ihnen weihen können, aber es hat wahrlich auch mehr Werth, als ein Denkmahl von Erz oder Marmor, was die Zeitgenoſſen oft nur den Todten deswegen zu errichten ſcheinen, damit ihr Herz ſich keine Vorwürfe weiter darüber machen ſolle, daß es ſie ſo bald vergeſſen konnte.

Aber nicht bloß durch ſeine gelehrten Arbeiten war er für unſre Geſellſchaft thätig, er verpflichtete ſich dieſelbe durch mancherley Plane die zur Befeſtigung ihrer Verbindung abzweckten. Auch verwaltete er im Sommerhalbenjahr 1790 die Geſchäfte des Secretariats, da unſer damaliger Secretär, der Herr Doctor Seetzen, auf einer Naturhiſtoriſchen Reiſe begriffen war.

Gegen Ende des Jahrs 1790 hatte er mehrere Projekte ſich durch chemiſche Entdeckungen ein dauerhaftes Glück zu verſchaffen. Er ſuchte den Bauerntaback, durch mancherley Zubereitungen, zu veredeln, und ihm einen Knaſtergeruch und Geſchmack zu verſchaffen. Er ward durch Herrn Lowitz Verſuche mit dem Kohlenſtaub, darauf geleitet dieſe Subſtanz zum Trinkbarmachen des verdorbnen Waſſers anzuwenden. Durch dieſe letztere Entdeckung hoffte er ein bleibendes Glück zu machen, er gab ſich Mühe ſie in England zu verkaufen. Sein Freund, Herr Profeſſor H. J. van G. ankündigte ſie im Holländiſchen Letterboten an. Eine andre Ankündigung, nebſt einer Anzeige, daß die Methode, durch Flußſpathluft in Glas zu ätzen, keine Erfindung unſrer Zeiten ſey, war im Lichtenbergiſchen Göttingiſchen Taſchenkalender von 1791 bekannt gemacht worden, Aber auch dieſe Hoffnung wurde vereitelt. Herr Lowitz kam ihm zuvor, er hatte dieſelbe Eigenſchaft des Kohlenſtaubes gleichfalls entdeckt und machte ſie unentgeldlich bekannt.

Indeß hatte doch dieſe Entdeckung einen andern, damals wenigſtens ſcheinbaren, Vortheil für ihn. Herr Paul Wensworth, ein Mann der einige Plantagen in Surinam beſitzt, und deſſen Projekte, ſeinen Credit und ſein Vermögen, zu überſteigen ſcheinen, trug ihm, unter vortheilhaften Bedingungen, die Stelle eines Direktors bey ſeinem Plantagenhoſpital und ſeinem chemiſchen Laboratorium, auf. Letzteres wollte er erſt errichten, gab daher ihm den Auftrag, vorher einige Provinzen Europens zu bereiſen, um die Einrichtungen ähnlicher Art zu unterſuchen. Herr Kels ging dieſe Vorſchläge ein. Er promovirte im Julius 1791 in Helmſtedt und gab daſelbſt, der mediciniſchen Facultät, als eine Probſchrift ſeine Bemerkungen über die Pflanzenkohle, von der ein Auszug im dritten Stück des Jahrgang 1792 der Crellſchen chemiſchen Annalen abgedruckt iſt.

Seine Reiſe beſchränkte ſich, wegen der geringen ausgeſetzten Summe auf Berlin, wo er Gelegenheit hatte, mehrern verdienten Männern, von denen ich hier nur Claproth, Hermbſtädt und Herbſt nenne, näher bekannt zu werden. Schon vorher hatte er in Braunſchweig die dortigen Gelehrten, Zimmermann, Hellwing und andre Männer, deren Lob allgemein bekannt iſt, perſönlich kennen gelernt.

Auf ſeine Reiſe nach Surinam hatte er ſich durch Studium der dortigen Verfaſſung, Krankheiten u. ſ. w. der Naturkunde und des Zeichnens gut vorbereitet. Ich ſelbſt mußte ihm noch, ſeinem Wunſche gemäß, nähere Erläuterungen über entomologiſche Gegenſtände geben.

Nun ging er im Herbſt 1791 nach Surinam, hier ſah er zwar, daß ihn Wentworth getäuſcht hatte, da er aber, durch Vorſchub des ſehr edeldenkenden Gouverneurs, die zweyte Oberwundarztſtelle am dortigen Militärſpital zu Bellair erhielt, und Hoffnung zur weitern Beförderung hatte, ſo konnte er dieſen Betrug verſchmerzen.

Indeß genoß er ſein Glück nicht lange, er hatte die Stelle erſt wenige Monden bekleidet, als er am 15ten Januar 1792, im 33ſten Jahr ſeines Lebens, an einer ſchrecklichen Epidemie ſtarb, die zugleich funfzehn andern Deutſchen das Leben koſtete.

II.

Dramatiſche Aufſätze.

Der Schwätzer.

Eine Comödie in einem Aufzuge,

nach dem Franzöſiſchen des Boiſſy.

Perſonen:

Leander.
Valer, ſein Vetter.
Clariſſe.
Cephiſe, Tante der Clariſſe.
Hannchen, Clariſſens Mädchen.
Leonore.
Agathe.
Hortenſia.
Laurette.
Melite.
Ein Bedienter.

(Die Scene iſt ein Saal, mit Thüren auf beyden Seiten, und im Hintergrunde.)

Seine Hoffnungen waren groß, auch für das Gute, was er der Wiſſenſchaft leiſten wollte, er hatte mehrere Inſekten geſammelt, auch für die Geſchichte der Kultur der Negerſclaven wollte er arbeiten, dadurch daß er ihre Lieder ſammelte.

Seine Thätigkeit war groß, beſchränkt auf allgemein nützliche Gegenſtände, hätte er noch viel geleiſtet. Schwer iſt ſein Verluſt für uns, die Naturkunde in Surinam wäre durch ihn gewiß berichtigt und vermehrt worden. Seine Rechtſchaffenheit war allgemein anerkannt. Unſer Ruf nach dem Tode ſey wie der ſeinige!

V.

Naturgeſchichte.

Kurze zoologiſche Nachrichten.

Nach Herrn Adanſons Bemerkungen in Senegal, beſteht der größte Vorzug des Straußes im Laufen. Sie werden leicht zahm und leiden denn daß Menſchen ſich auf ſie ſetzen, aber ſobald ſie ihre Laſt merken, rennen ſie fort und ſind nur dadurch zum Stillſtehen zu bringen, daß man ihnen den Weg verſperrt. Ohne Schwürigkeit trugen kleinere einen ausgewachſenen Neger, größere zwey, und rannten damit fort, wobey ſie ihre Flügel ausbreiteten und kaum den Boden zu berühren ſchienen. Man kann ſich ihren Lauf ſehr gut vorſtellen, wenn man Rebhühner hat laufen ſehen, die ſich gleichfalls auf ähnliche Art fortbewegen und eben ſo ſchwer einholen kann.

Kurz der Strauß hält es mit dem beſten engliſchen Wettrenner aus, nur Schade, daß er nicht auf die Dauer iſt und daß man noch nicht ihn zu regieren verſteht. Der Strauß wächſt bald aus und erhält in wenigen Jahren ſeine natürliche Größe. Hiſtorical Magazine March 1791. p. 85.

* * *

Townſend erwähnt in ſeiner Reiſe durch Spanien der fürchterlichen Nachtheile, die die Heuſchrecken in dieſem Königreiche anrichten, welche auch ſchon Bowles (S. Olla Potrida 1791. St. 1.) in ſeiner, Introduccion á la hiſtoria natural y la Geografia fiſica de Eſpanna, weitläuftiger geſchildert hat. Townſend fand, daß gewöhnlich die italiäniſche Heuſchrecke (Gryllus italicus) in Spanien dieſe Züge ausmacht. Doch mögen wohl allerdings auch mehrere Heuſchrecken dazu beytragen, weil ſeine Beſchreibung auf mehrere, beſonders auf die jüngern Thiere paßt. Mehrere Jahre hindurch können ſie unſchädlich ſeyn, da ſie gewöhnlich nur ihren Aufenthalt in den Wäldern nehmen. Wenn ſie aber dieſe verlaſſen, ſo richten ſie den vielfachen Schaden an, deſſen ſchon in mehrern Schriften erwähnt iſt. Sobald ſich ſolche Züge ſehn laſſen, werden ſie durch Soldaten und Landleute, mit langen Beſen bewaffnet, auf Höhlungen zugetrieben, die mit Reiſerholz ausgefüllt ſind. Dies zündet man an und verbrennt ſie. Im Jahr 1780 gebrauchte man zu Zamora auf drey Wochen hierzu 3000 Mann, die mehr als 10000 Büſchel dieſer Heuſchrecken verbrannten.

VI.

Miſcellaneen.

1.

Ueber Sheakeſpear.

Es iſt hier nicht die Rede davon, zu unterſuchen, ob Sheakeſpear wirklich alle den Ruhm verdient, in deſſen Beſitz er ſeit zwey Jahrhunderten [illegible]; die Frage auch nicht ſo gut als entſchieden, ſo kömmt es doch gewiß nicht Ausländern zu, nach bloßen Ueberſetzungen ein Urtheil darüber zu fällen. Es kann wohl möglich ſeyn, daß jemand ohne gerechte Anſprüche eine Zeitlang einen großen Ruf uſurpirt, aber ein Ruf, der allen Bemühungen der Zeit trotzt und der ſo wie die Nation an Aufklärung und Vollkommenheit zunimmt, mit ſteigt und ſich feſter gründet; ein ſolcher Ruf muß ſich auf die unbezweifeltſten Anſprüche gründen; und Sheakeſpears Schauſpiele würden nicht auch noch in unſern Zeiten der Stolz und die Bewunderung ſeines Vaterlands ſeyn, wenn ſie nicht voll jener erhabenen Schönheiten wären, die jedes Zeitalter fühlt und ſchätzt.

Wenn es möglich wäre einen Partheygeiſt und alle Arten von Nationalvorurtheilen bey Seite zu ſetzen, ſo müßte man hierzu entſcheiden, wer die meiſte Bewunderung verdient, Sheakeſpeare, Corneille oder Racine, erſt zuſehen, von welchem Punkte dieſe Genie's ausgegangen ſind, und vielleicht würde man nach reiflicher Prüfung finden, daß der Abſtand, von einem gewiſſen

Grad der Vollkommenheit bis zum letzten Ziel, welches die Kunſt erreichen kann; in der That weit ungeheuerer und weit weniger zu meſſen iſt, als der Abſtand, der zwiſchen der Entſtehung der Kunſt und den erſten Graden ihrer Vollkommenheit ſo merklich ſcheint. Man müßte ferner die Mittel und Hülfsquellen unterſuchen, die jeder auf ſeiner Laufbahn anwenden und nützen konnte, und vielleicht würde man alsdenn finden, daß dieſe Mittel und dieſe Hülfsquellen, welche das Genie zu begünſtigen ſcheinen, öfters ſeinen Schwung ſchwächen, und indem ſie es vor Irrthümern bewahren wollen, ihm einen Theil ſeiner Kräfte und ſeiner Stärke rauben. Das Genie, das mit einem Volk zu thun hat, welches noch in der Barbarey ſchmachtet, gebietet über dieſes Volk, und ſchaltet ſo zu ſagen willkührlich mit allen ſeinen Neigungen; aber wenn ein Volk nur ein wenig anfängt poliziret zu werden, ſo ſind die Sitten, die Gebräuche, und die Vorurtheile dieſes Volkes ſo viel Bande, welche das Genie zu ſchonen gezwungen iſt und die nothwendig ſeinen Gang minder frey und minder kühn machen.

Wer mit Unpartheylichkeit eine Vergleichung zwiſchen dem engliſchen und franzöſiſchen Theater anſtellen wollte, würde finden, daß Sheakeſpear's Plane von größerem Umfange und Mannichfaltigkeit ſind und daß hingegen die Plane der Corneilles und Racines eine weit edlere Simplizität und eine weit feſtere, minder ſchwankende und regelmäßigere Ausführung haben. Zugleich wird er aber auch bekennen müſſen, daß die erſten in ihrer größten Unordnung von einer zugleich theatraliſcheren und anziehenderen Wirkung ſind. Welcher Franzos wird das leugnen können, da Voltaire ſelbſt es eingeſtanden. Es liegt, ſagte er, ein großer Reichthum von Intereſſe in dieſen ſo ſonderlingiſchen und rohen Schauſpielen. Ich ſahe den Cäſar des Sheakeſpear aufführen und bekenne, daß gleich in der erſten Scene, als ich den

Tribun dem römiſchen Pöbel ſeinen Undank gegen den Pompejus und ſeine Anhänglichkeit an Cäſar, dem Sieger des Pompejus vorwerfen hörte, ich von dem lebhafteſten Antheil und Rührung ergriffen wurde. Kein Verſchworner betrat die Bühne, der mir nicht Mitleid eingeflößt hätte und Troz mancher lächerlichen Seitenſprünge, fühlte ich doch, daß das Stück mich anzog. — In einer andern Stelle ſchreibt er, „Sheakespeare iſt von allen Trauerſpieldichtern derjenige, in deſſen Trauerſpielen man die wenigſten bloße Converſations-Scenen antrifft. Faſt in jeder ſeiner Scenen iſt etwas neues angebracht, zwar oft auf Koſten der Regeln und des Anſtands, aber demohngeachtet reißt es hin.

Im Detail der Sheakespeariſchen Stücke herrſcht alſo ein weit kräftigeres und originelleres Kolorit; allein der franzöſiſchen Bühne kann man dagegen nicht das Verdienſt einer reinen und vollendeten Ausführung abſprechen. Unſre Dichter entfernten ſich öfters, durch das Beſtreben zu viel Verſchönerungen anbringen zu wollen, von der Wahrheit der Natur; allein den Engländern kann man den Vorwurf machen, daß ſie durch ihre Uebertreibung die Natur eben ſo gut aus dem Geſicht verloren haben; wenn der Stil in ihren franzöſiſchen dramatiſchen Schriften oft kalt und monoton iſt, ſo iſt der Stil der engliſchen Schauſpiele oft ſchwülſtig und auf Stelzen gehend. Es iſt zwar ſehr lächerlich, wenn man Bedienten die Sprache der Helden reden läßt; allein vielleicht iſt es eben ſo lächerlich, Helden im Ton des Pöbels ſprechen zu laſſen.“ Die Nüance zwiſchen dem Ton, der einem Könige zukommt und dem Tone ſeines Vertrauten iſt gewiß ſehr deutlich angegeben; aber es iſt weder in der Wahrheit gegründet noch natürlich, daß ſie in einer ganz abweichenden Sprache ſprechen ſollten; denn die Vollkommenheit beruht bey allen Künſten auf Einklang. „Je mannichfaltiger und variirend die Figuren und Farben eines Gemähldes ſind, je erhabener und wirkſamer iſt dieſes Gemählde; ſind aber dieſe Figuren und Farben durch glückliche und leichte Beziehungen mit einander verbunden, ſtöhrt ihre Verſchiedenheit den allgemeinen Einklang der Theile, wird wie ein gefälliges Ganzes daraus entſtehen. Das Werk erregt vielleicht ein großes Intereſſe, große Bewunderung, aber der Geſchmack wahrer Künſtler wird immer fühlen, daß es noch unendlich viel zu wünſchen und zu verbeſſern übrig läßt.

Wenn ich durch ein Gleichniß den Eindruck ſchildern darf, den Sheakespeare und Racine auf mich gemacht haben, ſo möchte ich ſagen, daß mir der erſte als eine koloſſaliſche Statüe vorkommt, deren Idee und Anblick imponirend und ſchrecklich, die Ausführung aber bald roh, bald vernachläſſigt, bald mit größtem Fleiß gearbeitet iſt und die mir mehr Erſtaunen, als Bewunderung einflößt. Hingegen der andere gleicht einer Statüe von ſo regelmäßigen Verhältniſſen, als der Apollo zu Bellvedere, deſſen Ganzes himmliſcher iſt, als die Natur ſelbſt, und die mir wegen des edeln, des zierlichen und der Reinheit ihres Stils bey allen ihren Schwächen und einzelnen Gebrechen mir doch immer wohl gefällt.

Das größte Uebel, was eine Ueberſetzung Sheakespeares in Frankreich bewirken könnte, wäre, wenn durch die jungen Schriftſteller vom Studium der einzigen Vorbilder abgehalten würden, deren Nachahmung ſie ſich ohne Gefahr überlaſſen können. Das hieße ſie einladen wollen, es mit einer Gattung zu verſuchen, die den Sitten und Geiſt der Nation, wenigſtens wie er vor der Revolution war, ſchlechterdings nicht angemeſſen iſt. Es iſt ungleich leichter, alle Regeln der Kunſt zu übertreten, als eine einzige zu beobachten. Eine Menge Begebenheiten laſſen ſich ohne viel Mühe über einander häufen, das

Groteske und Schreckliche mit einander paaren und von der Schenke zum Schlachtfelde und vom Kirchhof zum Throne übergehen. Es gelingt einem weit eher, die Natur zu übertreiben, als ſie zu verſchönern und wenn nichts leichter iſt, als gleich beym erſten Blick die Mängel zu entdecken, welche Sheakespear's ſchönſte Produkte entſtellen, ſo würde es doch ungleich ſchwerer ſeyn, ſeine Schönheiten zu erreichen. Nur dieſes allmächtige Genie iſt im Beſitz des Vorrechts, ſelbſt dann erhaben zu bleiben, wenn es ſich über alle Regeln wegſetzt und durch die Stärke und den Schwung ſeiner Einbildungskraft ſelbſt das allerunwahrſcheinlichſte und übertriebenſte ſeiner Produkte gefällig und erträglich zu machen. Wer anders, als er, darf hoffen, ſelbſt in ſeinen verwickeltſten und weit umfaſſendſten Kompoſitionen jene wunderbare Klarheit beyzubehalten, welche ſich ſo zu ſagen über alle Theile ſeines Gegenſtands von ſelbſt verbreitet und Licht und Hellung über ihren Gang verbreitet. Wer darf je ſich ſchmeicheln, jenen großen Fond von Intereſſe, den er ſelbſt freywillig zu unterbrechen ſcheint, zu behaupten und zu den er uns immer mit gleichem Nachdruck wieder zurückbringt. Welches Genie iſt je tiefer in alle Karaktere und in alle Leidenſchaften der menſchlichen Natur eingedrungen. Aus ſeinen eigenen Werken erhellt, daß er nur eine ſehr unvollkommene Kenntniß von den Alten hatte; hätte er ihre großen Muſter genau gekannt; ſo würde die Anordnung ſeiner Stücke unſtreitig dabey gewonnen haben; aber ſelbſt, wenn er die Alten ſo ſorgfältig wie unſere größten Meiſter ſtudiert hätte, und mit den Helden, die er ſich zu ſchildern vornahm, im vertrauten Umgang gelebt hätte, würde er doch ihren Karakter nicht mit mehr Genauigkeit und Feinheit haben ſchildern können; ſein Julius Cäſar iſt eben ſo voll vom Plutarch, als Britannikus vom Tacitus, und wenn er nichts von der Geſchichte wußte, ſo muß man bekennen, daß er ſie, wenigſtens was die Karaktere betrifft, beſſer errieth, als der beſte Geſchichtsforſcher ſie je gekannt hat.

Es iſt immer ſehr gewagt, wenn man in eine andere Sprache und zu einem andern Volke die Schönheiten verpflanzen will, welche das Theater irgend einer Nation karakteriſiren; aber noch gewagter wird das Unternehmen, wenn zwiſchen den beyden Nationen ſo wenig Beziehung obwaltet, als zwiſchen den Franzoſen und Engländern, ſonderlich zwiſchen den Franzoſen des Jahrhunderts der Corneille und Racine und den Engländern des Sheakespeariſchen Jahrhunderts.

2.

Gedanken eines Reiſenden.

Wenn es ſo ſchwer hält, den Karakter eines einzigen Menſchen richtig zu beſtimmen, wie ſchwer hält es folgends, den Karakter eines ganzen Volkes richtig anzugeben.

Sollte ich auch einen paradoxen Satz behaupten, ſo glaube ich doch, es hält ſchwer, zu entſcheiden, welches von dieſen beyden Problemen mit den größten Schwierigkeiten verknüpft iſt. Bey einem einzigen Menſchen giebt es ſo feine, perſönliche und delikate Nüancen, daß, um dieſe recht zu faſſen, vielleicht mehr Scharfſicht erfodert wird, als zu bemerken, was die Bewohner deſſelben Klima's mit ihren Nachbarn gemein haben, oder was ſie vor denſelben auszeichnet. Einerley oft wiederholte Züge ſind weit leichter zu faſſen und wahrzunehmen, als Züge, die einzig in ihrer Art ſind.

Der Karakter des Individuums mahlt ſich nur durch Handlungen, die mit jedem Augenblick ſich ändern, ja ſich gemeiniglich unter der Hülle des Geheimniſſes verbergen. Der allgemeine Karakter einer Nation hingegen liegt ganz offen da, er drückt ſich Denkmälern ein, die unſern Blicken beſtändig ausgeſetzt ſind, wir können ihn in der Natur ihrer Sprache, ihrer Regierungsform, ihrer Gebräuche, ihrer Manieren ſtudieren. — Dem Tacitus fiel es vielleicht minder ſchwer die Germanen und Angeln zu ſchildern, als die Seele eines Tibers und die Schwachheiten eines Borrus zu enthüllen.

Warum treffen wir alſo ſo wenig Richtigkeit und Wahrheit in den meiſten Reiſebeſchreibungen an? Weil die meiſten unſerer Reiſenden weder genug Philoſophie noch genug Kenntniſſe haben, um die Gegenſtände zu faſſen, die ſie uns kennen lehren wollen. Weil die meiſten von ihnen einem Geiſt des Syſtems und der Partheylichkeit gefolgt ſind, der ihnen nur erlaubt, das zu ſehen, was ihrem Privatzweck entſpricht, und endlich, weil die meiſten mehr nach dem Beyfall und der Unterhaltung, als nach Wahrheit haſchen und ſelten auf ihre Arbeit die nöthige Zeit verwenden.

Wie läßt ſich das Karakteriſtiſche eines Landes am beſten beurtheilen? Wenn man dieſem Lande ganz fremd, oder wenn man einheimiſch darinne iſt?

Es ſcheint anfänglich, als ob der Mann, der unter ſeinen Landsleuten auferzogen wurde, mehr Hülfsmittel haben müſſe, ſie von Grund aus zu kennen, als der Fremdling. Unterdeſſen giebt es nicht auch Verhältniſſe und Beziehungen, welche den Standpunkt des Fremden weit vorzüglicher zur Beobachtung machen. Um gut zu beobachten, muß man ſo wohl das falſche Licht der Ueberraſchung als das falſche Licht der Gewohnheit vermeiden. Wir wiſchen zu leicht über Gegenſtände weg, die uns alltäglich ſind, und werden zu ſehr durch ganz neue Dinge in Erſtaunen geſetzt. Im erſten Fall werden unſere Bemerkungen alltäglich, im zweyten können wir durch einen falſchen Schein von außerordentlichem verführt werden. Nach meiner Meynung ſollte alſo ein Reiſender ſich zwar alle Dinge aufſchreiben, die ihm beym erſten Blick ſehr auffielen, aber nicht eher Rechenſchaft davon geben, bis er Sprache, Religion, politiſche Konſtitution, Sitten, Ton und Gebräuche des Landes, über welche er Beobachtungen anſtellen will, recht ergründet hat.

Was ohne Zweifel die Kenntniß der verſchiedenen Völkerſchaften Europens heut zu Tage ſo ſehr erſchwert, iſt der Umſtand, daß man beynahe von ganzen Nationen daſſelbe ſagen kann, was man ſo oft Menſchen ſagte, die einerley Geſellſchaft ausmachen. Alles iſt in einander geſchmolzen, alles ähnelt einander; Sitten, Politik, Philoſophie haben in allen europäiſchen Staaten faſt einerley Progreſſen gemacht; überall herrſcht ein Syſtem, der herrſchende Geiſt der Hauptſtädte, der Geſchmack an Reiſen und Wiſſenſchaften und ſonderlich Handel und Gewerbe haben ſo zu ſagen aus allen Völkern Europens ein einziges Volk gebildet; ſollte Herodot wieder aufleben, ſo würde er jetzt in dieſem ganzen Welttheile weniger Karakteriſtiſches, weniger Mannichfaltigkeit antreffen, als er in dem eingeſchränkten Bezirk der Länder antraf, deren Geſchichte er ſchrieb.

Indeſſen würde man doch ſehr irren, wenn man glauben wollte, daß alle Umſtände, welche ſo viele Nationen einander näherten, ihren Nationalkarakter gänzlich verwiſcht hätten. Nur einige Züge ſind verwiſcht worden, und wenn es jetzt ſchwerer fällt, das nationalkarakteriſtiſche aus allen den Verhüllungen heraus zu finden, ſo exiſtirt es deswegen doch nicht minder. Je mehr ſich die Geſellſchaft erweitert, je mehr artet freylich der Menſch aus; aber ſein Weſen kann er darum

Scene I.

Clariſſe. Hannchen.

Clariſſe.

Eben hat mich Leander verlaſſen. Welch ein unerträgliches Geſchöpf! Ich kann nicht mehr! Der Kopf möchte mir zerſpringen! Es hat ihm das Maul eine ganze Stunde nicht ſtille geſtanden. Zum Glück ſchafte ich mir ihn noch vom Halſe, indem ich in der Angſt, ich weiß nicht welche Commiſſion ihm auftrug.

Hannchen. Gnädige Frau, Sie hätten ihn ohne viele Umſtände fortſchicken ſollen, gleich beym erſten Beſuch fortſchicken ſollen, wenn Sie mir gefolgt hätten. Sein Maul iſt eine rechte Plappermühle, die nichts aufhält, wenn ſie einmal im Gang iſt. Das plappert, das plappert, ſo geſchwinde, ſo geſchwinde, und alles, was ihm nur auf die Zunge kömmt, muß heraus. Scharmützel und Bälle, Damen und Pferde, Liebes und Staatsangelegenheiten, Tragiſches und Comiſches, Gutes und Böſes, alles wirft er durcheinander.

Clariſſe. Du ſchilderſt ihn recht gut.

Hannchen. Ja, gnädige Frau, ſo iſt unſer Herr Hauptmann. Die Woche, da wir ihn kennen, ſcheint mir ſchon ein ganzes Jahrhundert, und ich zittere, bey dem Gedanken, daß Sie ſich bereden laſſen könnten, ſeine Frau zu werden, obgleich Ihre Charaktere himmelweit voneinander verſchieden ſind. Lieber wollte ich mir ſeinen Vetter ausſuchen. Valer iſt jünger und geſcheiter. Er hat vielen Verſtand, und ſpricht wenig, wie ſie.

Clariſſe. Unter uns geſagt Hannchen, ich bin Deiner Meynung. Das einzige, was mir im Weg ſtehe, iſt meine Tante.

Hannchen. Aber, gnädige Frau, Sie ſind ja Wittwe.

Clanicht ganz verändern. Wenn er wie ein zweyter Proteus tauſend verſchiedene Geſtalten annehmen kann, ſo wird der Blick des wahren Genie's demungeachtet ſeine wahre Geſtalt zu enträthſeln wiſſen — Hat nicht ſelbſt Italien, Trotz aller der Revolutionen, welche es unter der Herrſchaft der Barbaren, unter dem Druck des Deſpotismus und während der langen Kriege des deutſchen Reichs und Frankreichs erlitte, hatte es nicht demungeachtet lange Zeit noch jenen Geiſt der Unabhängigkeit und Ehrſucht beybehalten, welche an den glücklichen Tagen der Republik ſeine Glorie und ſein Stolz war?

Ich glaube einen merklichen Unterſchied zwiſchen der Art und Weiſe zu finden, wie man die alten und wie man die neuen Völker ſtudieren müſſe; um eine Kenntniß von den Griechen, Römern und den alten Bewohnern Galliens und Deutſchlands zu bekommen, war es ſchon viel, wenn man die Kenntniß ihrer Geſetze, ihrer Gebräuche und Religion erlangt hatte; und jetzt, wie ſchlecht und ſchief würde man uns kennen, wenn man uns bloß nach dieſen Verhältniſſen kennt! Unſere Geſetze, unſere Gewohnheiten, unſere Religion ſind uns faſt ganz fremd geworden; unſere Sitten, unſere Philoſophie haben wenigſtens um vieles den Einfluß geſchwächt, den ſie auf unſere Art zu denken und zu fühlen haben müſſen und man würde dieſes weit beſſer nach dem Geiſt unſers Theaters, nach dem Geſchmack unſerer Romane, nach dem Ton unſerer Geſellſchaften, nach unſern Mährchen und witzigen Einfällen, als nach unſern Geſetzen und dem Gottesdienſt und den Grundſätzen unſerer Regierungsform beurtheilen können.

In unſerer Litteratur haben wir bald den Spaniern, bald den Italienern, bald den Britten nachzuahmen geſucht und ſie, ſie haben uns ihrer Seits ebenfalls nachgeahmt; aber erkennet man ſie nicht alle ſelbſt in ihren Nachahmungen an ſehr ausgezeichneten Nüancen? Hat der Spanier nicht den ſinnreichen Geiſt, den die Hitze des Klima's und der ſtrenge Zwang der öffentlichen Sitte nothwendig erzeugen müſſen? Hat nicht der Geiſt des Italieners das Gepräge ſeiner feinen Sinne und glänzenden wollüſtigen Einbildungskraft? iſt jene Schwermuth, die in der Einſamkeit genährt wird und die Seele zu ſtarken und tiefſinnigen Nachdenken ſtimmt, nicht der herrſchende Karakter des engliſchen Genius? und zeichnet nicht den Schriftſteller Frankreichs, jener ungezwungene und leichte Ton aus, welchen geſellſchaftlicher Hang und Geſchmack einflößt?

Um zu entſcheiden, ob man daſſelbe auch noch nach 20 Jahren wird ſagen können, muß man erſt wiſſen, ob die neue Konſtitution den franzöſiſchen Karakter, oder der franzöſiſche Karakter nicht vielmehr die neue Konſtitution umſchmelzen wird.

3.

Briefe einer Dame über England.

I.

Sie wollen, lieber Freund, daß ich Ihnen eine Beſchreibung von meiner kleinen Wallfahrt machen ſoll; das iſt recht nach meinem Wunſch. Erwarten Sie jedoch weder große Details noch ſchöne Beſchreibungen, noch tief gedachte Bemerkungen. Ich habe viel geſehen, aber ſo eilig und geſchwind, daß der ſchlechteſte Wegweiſer für Reiſende in dieſer Rückſicht ihre Neugier beſſer befriedigen könne, als ich. Ich will ſie alſo weniger von dem, was ich ſage, als von dem, was ich dabey dachte, ſagen.

Der erſte Eindruck, den ich nach der zehn- oder zwölfſtündigen Todesangſt bekam, die ich während unſerer Ueberfahrt ausſtand, war jene Art von Erſtaunen, deſſen man ſich unmöglich erwehren kann, wenn man ſieht, wie ſehr ein Land, das von unſerm Lande ſo gar nicht weit entfernt iſt, in allen Stücken, in der Natur des Bodens, in der Natur der Atmoſphäre, die es umgiebt, in der Bauart, in den Gebräuchen der Sprache, der Menſchen, die es bewohnen, kurz, unter jeden Anblick abweicht. Und man iſt faſt geneigt, zu glauben, es müßte eine lange Reihe von Jahrhunderten verſtrichen ſeyn, ohne daß zwiſchen dem Volke dieſes Eilandes und den Völkern des benachbarten feſten Landes die geringſte Gemeinſchaft obwalte.

Ich hatte noch keine funfzig Schritte auf dem brittiſchen Ufer gethan; ſo glaubte ich ſchon von der Freyheit meiner Exiſtenz ein gewiſſes inneres Gefühl zu empfinden, wie ich es noch nie in dem Grad, ſelbſt nicht an dem Tage empfand, wo ich mit mehreren, eben ſo neugierigen Heldinnen, wie ich, die Ehre hatte, triumphirend über den erſten Schutt der Baſtille hinzuſchreiten.

Ich will wohl glauben, daß die Freyheit in jedem Lande ihr erhabenes Reich gründen könne; aber faſt bin ich überzeugt, daß ſie weit leichter mitten im ſtürmenden Meere, oder im Schutz ſteiler Felſen, als in weiten und friedlichen Ebenen herrſchen werde. Schon Walpole ſagte: man muß die eine Hälfte von Europa erſäufen, um die Glückſeligkeit der andern zu verſichern. Der Inſulaner, der von dem Elemente beſchützt wird, das ihn umgiebt, hat, ſo lange ihn dieſe Macht zum Freunde hat, keine andere zu fürchten, und alles fordert ihn auf, ſie ſich geneigt zu machen, denn die Mittel, die er täglich anwenden muß, um ſich ſeiner Exiſtenz zu verſichern, oder ſeinen Reichthum zu vergrößern, werden zugleich von ihnen Mittel der Stärke und Vertheidigung.

Seine Marine iſt für ihn zugleich Induſtrie und Heeresmacht; er iſt zu Hauſe, ſo oft er es will, und geht mit Fremden nicht eher um, als wenn er ſie nöthig hat. Das Volk einer Inſel wird durch die Gewalt der Umſtände ſelbſt zum Handel, zur Freyheit, zum Egoiſmus aufgefordert, wenigſtens zu jenem Egoiſmus, der es gewiſſermaßen von den übrigen Nationen iſolirt und ihm erlaubt; mit dieſen blos die Verhältniſſe zu unterhalten, welche ſeinem Geſchmack, ſeinem Intereſſe, ſeinem Ehrgeiz behagen.

Ich habe von England weiter nichts, als den Weg von Dover nach London und einige Landgüter in der Nähe von London geſehen; aber was mir gleich Anfangs auffiel, ich weiß nicht, welcher Air von Reinlichkeit, Eigenthümlichkeit, Sicherheit, wie es mir noch nirgends zu Geſichte gekommen war, fiel mir überall auf, wo ich hin kam. Das iſt der wahre Reiz, der dieſes glückliche Land auszeichnet und verſchönert, dem übrigens die Natur manche Vortheile verweigerte, die ſie an andere Klima's zu verſchwenden beliebte.

Es kommt mir oft vor, als wenn ein Fremder mit dem Wort Freyheit jene oberflächliche Begriffe verbindet, womit der Pöbel der Menſchen und oft ſelbſt der Pöbel der Philoſophen ſich ſo leicht berauſcht, daß, ſage ich, ein ſolcher Fremder, der bloß nach dem erſten Blick geurtheilt hätte, wohl hätte in dem Wahn ſtehen können, daß in Frankreich, ſelbſt lange vor der Revolution, mehr Freyheit herrſchte als in England. Man trifft bey den Engländern jene Leichtigkeit, jene Unbefangenheit im Betragen, Sitte und Bewegung nicht an, welche allen Anſchein von Zwang und Druck zu entfernen ſcheint. In Frankreich hatte das Volk ſelbſt unter den Lumpen des Elends, ich weiß nicht, welches zuverſichtliche und muthige Weſen, das immer bereit war, einem Trotz zu bieten. So ſchwer und laſtend auch ſeine Kette war;

ſo trug es ſolche doch ſo leicht und froh, daß ſein Gang und Betragen, wodurch weder furchtſamer noch verlegener zu ſeyn ſchien. Es war ein glücklicher Sklave, der zwiſchen ſeiner Sorgloſigkeit und Eitelkeit mitten inne ſtand und das Anſehen hatte, als ob er freyer ſey als alle Weiſen und Könige des Erdreichs.

Wenn ich nach dieſer erſten Anſicht glauben ſoll, aus welcher man oft beſſer, als aus langſamen Beobachtungen der Phyſiognomie einer Nation, wie die einer Perſon beurtheilt; ſo ſcheinen die Engländer mir mehr in ihrem Aeußerlichen den Karakter einer überlegten Zuverſicht, als den Karakter jener natürlichen Wohlbehäglichkeit zu haben, die ſich leichtſinnig über alles hinwegſetzt, die an nichts verzweifelt, und die man ſehr geneigt iſt für Freyheit auszulegen, wenn man ſich noch keinen richtigen Begriff von der einzigen Art Freyheit gemacht hat, deren eine wohl eingerichtete Geſellſchaft fähig iſt.

Ein Franzoſe unter der alten Regierungsform ſchien durch ſein Weſen und ſeine Manieren der ganzen Welt zu ſagen, ich bin Herr und Meiſter, thue, was mir beliebt. Es giebt zwar wunderliche Launen, von welchen meine Exiſtenz jeden Augenblick abhängen kann; aber mit Grazie und Geſchicklichkeit, mit Bravour und Ehre trotze ich jeder Gewalt, ſo willkührlich ſie auch ſeyn mag, und es wird mir nie an Mitteln fehlen, ihren Händen auf eine mehr oder weniger glückliche Art zu entwiſchen. Was kümmern mich alle die Bande, mit welchen man mich feſſeln will, wenn ich ſie alle durch Verſtand, Kühnheit und Ungeduld abſchütteln oder zerreiſſen kann.

Ein Engländer verräth eine weniger metaphyſiſche und weniger unbeſtimmte Denkungsart von ſeinem Daſeyn. Es giebt eine Herrſchaft, unter deren Gebot er gewohnt iſt, ſich zu ſchmiegen und die er liebt und ehrt, die Herrſchaft des Geſetzes. Er weiß, was dieſes Geſetz ihm erlaubt, aber noch beſſer weiß er, was es ihm zuſichert, und worauf er ſich feſt verlaſſen kann, und hierauf gründet ſich das ſanfte Vertrauen und die edle Sicherheit ſeiner Denkungsart und ſeines ganzen Benehmens, er glaubt nicht, alles wagen zu können, aber er iſt genügſam mit ſeinen Rechten und feſt von dem verſichert, was er iſt, was er hat, was er vermag, was ihm andere ſchuldig ſind, und was er ihnen ſelbſt ſchuldig iſt.

Dieſe Bemerkung fiel mir gleich anfänglich bey einer ziemlich unbedeutenden Gelegenheit auf, und vielleicht macht ſie aus eben dem Grund deſto mehr Eindruck auf mich. Beym erſten Trinkgelde, das mir die Träger des Packetboots abfoderten, bemerkte ich jene wechſelsweiſe und höfliche und immer läſtige Ungenügſamkeit nicht, an die man in Frankreich ſo gewöhnt iſt; es war eine pünktliche, Stück für Stück detaillirte Berechnung, deren Bezahlung man zwar ohne Härte, aber auch ohne jene kläglichen Ränke heiſchte, durch welche man den Gebenden zu verführen ſucht und es darauf ankommen läßt, ob man nicht vielleicht von ihm etwas mehr über die Gebühr erſchnappen könne. In dieſem Lande weiß vom erſten Lord bis zum letzten Coachman ein jeder auf den Punkt zu wiſſen what is fair, was ſeinem Recht, und billig iſt.

Es herrſcht vielleicht in England eben ſo viel Ungleichheit in Stand und Vermögensumſtänden, als in Frankreich, aber in England zeugt alles von der Wahrheit, daß jeder Menſch als Menſch in dieſer Würde ſchon mehr geehrt wird, als in irgend einem Lande in der Welt. Die Glieder, ſelbſt der unterſten Klaſſen, ſind hier alle beſſer gekleidet, beſſer beköſtigt, beſſer logirt, als die armen franzöſiſchen Taglöhner, und dieſes deswegen, weil ſie oft mehr Mittel und Hülfsquellen haben, als dieſe. Die Meinungen und ich weiß nicht, welcher Achtung fürs Publikum und für ſich ſelbſt, bewegt ſie, mehr

Sorge auf ſich ſelbſt zu wenden, und mit mehr Ordnung und Vorſicht zu leben. In Frankreich ſcheint der Bettler wie der große Herr einen angebornen Hang zur Prachtſucht und Verſchwendung zu haben. Man kann in Lumpen ſo verſchwenderiſch, wie in der Fülle des Ueberfluſſes ſeyn und Oekonomie und Ueberſchlag läßt ſich eben ſo gut bey der Anwendung des kleinſten Ertrags ſeiner Arbeiten und Bemühungen, als bey großen Reichthümern anbringen.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich hinzuſetze, daß ſo wie die arbeitſame Menſchenklaſſe in England gewöhnlich beſſer gekleidet, beſſer beköſtigt, beſſer logirt, als in Frankreich iſt, ſie ſich auch weit weniger angreift und bearbeitet. Das darf uns nicht Wunder nehmen, wenn wir überlegen, daß ihr Taglohn höher als der franzöſiſche iſt, daß ſie weit kräftigere Speiſen zu ſich nehmen, die ihren Körper mehr ſtärken, und daß ſie anhaltender arbeiten und alſo weniger in dem Fall der franzöſiſchen Arbeiter ſind, die ſich gezwungen ſehen, durch außerordentliche Anſtrengungen den Verluſt von ganzen Tagen nachzuholen, um welche ſie Laune, Faulheit oder Lüderlichkeit brachten.

Die Induſtrie in Frankreich ſcheint zwar erfindungsreicher, gewandter, mannichfaltiger, thätiger, aber alle dieſe ſcheinbaren Vorzüge kommen denen nicht bey, welche den engliſchen Arbeitern ihre größere Applikation, ihre größere Geduld, ihr größeres Anhalten gewährt. Dieſes Talent wirkt Wunder; wovon die Vollkommenheit ihrer Stahlarbeiten Beweis iſt. Ich habe eine Scheere geſehen, die ganz einfach war, und 100 Guineen gekoſtet hatte.

Der Weg von Dover nach London iſt einer der beſuchteſten und bereiſeſten, wie Sie leicht glauben können. Ich habe ihn bey dem ſchönſten Wetter zurückgelegt, und auf dieſer ganzen Route nicht mehr, als zwey Reiſende zu Fuß angetroffen; es waren zwey fremde Handwerksburſche, denn ſie ſangen ein deutſches Liedchen. Dagegen reiſt man viel auf dem Deckel der Landkutſche. Manche ſolche Kutſche war mit 8 bis 9 Perſonen oben auf dem Deckel beſetzt, worunter ſich ſogar einige Frauenzimmer befanden, deren Anzug Wohlſtand verrieth.

Vielleicht hatte man mir zu viel den Eindruck gerühmt, welchen die Schönheit des Grüns in England auf mich machen würde. So viel iſt gewiß, es hat mich nicht in Erſtaunen geſetzt; ich glaube ſogar in einigen Kantonen der Schweiz ein weit ſchöneres Grün geſehen zu haben, ja ſelbſt in einigen Strichen der alten Normandie oder des Boulonais fand ich manche eben ſo lachende und friſche Anſichten, was ich hingegen nicht müde wurde zu bewundern, war jene Menge von Einfaſſungen und lebendigen Hecken, die ſo gut gepflegt und unterhalten werden, und jene große Reinlichkeit, welche die ſimpelſten Wohnungen ſchmückt und ſelbſt in den Dörfern, den geringſten Kramläden ein Anſehen von Ueberfluß und Wohlhabenheit giebt; hingegen gefiel mir weniger der Gebrauch, den man hier hat, auch auf jeder Poſt einen Napf Punſch oder Brandy zu präſentiren, aus dem alle reihherum trinken. Eben ſo wenig behagten mir an den beſten Wirthstafeln weder die großen Tiſchtücher, durch welche man ſich überhoben glaubt, auch eine Serviette geben zu müſſen, noch das weiße Zeug, das nach dem Steinkohlendampf riecht, noch der dicke und ſchwere Porter, noch das Smaalbeer, das faſt immer wie Tiſſane ſchmeckt, noch der Portowein, der ſo dick und öhlicht iſt. Uebrigens glaube ich, würde ich mich recht gut in die engliſche Kochart ſchicken lernen, denn ich weiß nichts, was beſſer nährt, und was man weniger überdrüßig wird, guter Biſteak, Patatoe, königlicher Plumpudding und vortreflicher Käſe von Cheſter ꝛc.

II.

Endlich habe ich London geſehen, wonach ich mich ſo lang geſehnt hatte. Als ich mich dieſer prächtigen Hauptſtadt näherte, wurde ich auf das lebhafteſte von jenem Gefühl von Wonne, Glückſeligkeit und Sicherheit durchdrungen, welche mir der Anblick einer großen Stadt immer einzuflößen pflegte. Ich weiß recht gut, daß eine ſolche Gemüthsbewegung nichts romantiſches, nichts dichteriſches und ſonderlich nichts ländliches hat; ich muß ſogar fürchten, nach einem ſolchen Geſtändniſſe bey vielen Leuten eben nicht die beſte Meynung von meiner Empfindſamkeit oder Philoſophie zu erregen, aber ich mag nicht beſſer ſcheinen, als ich bin; ich bin, zu meinem Glücke oder Unglücke weit mehr Kosmopolitin, als Bürgerin irgend eines Landes und die großen Städte kommen mir als das allgemeine Vaterland aller unabhängigen oder civiliſirten Menſchen vor; ſie ſind der Mittelpunkt, wo ſich alle Talente, alle Künſte, alle Kenntniſſe, alle Induſtrie, alle Hülfsmittel einer Nation vereinigen. Und aus dieſen größten Brennpunkten des Lichts und der Thätigkeit gehen unaufhörlich alle die Strahlen aus, durch welche der Genius der Civiliſirung das Menſchengeſchlecht erleuchtet.

Wenn das die ſchönſte Stadt iſt, wo man eine größere Anzahl von weitläuftigen Gebäuden, prächtigen Häuſern und köſtlichen Palläſten antrifft; ſo übertrifft Paris allerdings London. Wenn man aber mehr auf den Umfang, den eine Stadt einnimmt, auf die Regelmäßigkeit ihrer Straßen, auf die Vervielfältigung ihrer Plätze und auf das lebhaftere Gemählde von Induſtrie, Thätigkeit und Wohlbehäglichkeit der Einwohner merkt; ſo übertrifft London in allen dieſen Rückſichten Paris bey weitem. Die St. Paulskirche ausgenommen, die eine ſchöne und edele Nachahmung der St. Peterskirche zu

Rom iſt, Weſtmünſter, merkwürdig als gothiſches Denkmahl, den Pallaſt Sommerſet, die Bank, die Börſe, das Haus des Lord Majors, wenn ich dieſe Gebäude ausnehme, ſo haben mir die übrigen wenig Aufmerkſamkeit zu verdienen geſchienen. St. James gleicht einer alten Abtey, oder gar einer alten Caſerne. Die vorgeblichen Palläſte, welche der Prinz von Wallis und der Herzog von York kürzlich haben bauen laſſen, können zum Muſter eines ſchlechten Geſchmacks dienen. Die Schauſpielhäuſer ſind zwar innerlich ganz bequem, aber von auſſen gleichen ſie elenden Ballhäuſern. Der Ranelagh, das Vauxhall, das Pantheon ſind zwar inwendig reich und prächtig verziert, aber man kann ſie nicht als edle Werke der Baukunſt anführen.

Sie ſehen, daß ich nichts weniger als von London eingenommen war; und doch kann ich ihnen nicht beſchreiben, wie auszeichnend, wie merkwürdig, wie imponirend der erſte Anblick der Stadt London mir vorkam. Die Art Einförmigkeit, welche in den Gebäuden herrſcht, ſcheint ſo zu ſagen eins durchs andere zu verſchönern und zum reichlichen Erſatz des Abgangs an Zierrath und Pracht zu dienen. Die Breite der meiſten Straßen, die große Bequemlichkeit mit den abgeſonderten Wegen für Fußgänger, die Mannichfaltigkeit, Reinlichkeit, der Aufputz und der ſinnreiche Luxus der unzähligen Menge Buden von allen Arten macht einen Anblick aus, der wirklich etwas magiſches hat, und von dem man ſich ungeſehen keinen Begriff machen kann, ſo viele Gegenſtände, die man auf einmal und mit ſo viel Koketterie und ſtudierter Feinheit ausgekramt erblickt, feſſeln unſere Blicke von allen Seiten und es wird einige Zeit erfodert, bis die Augen ſich an die Täuſchungen dieſes blendenden Schauſpiels gewöhnen und nicht mehr davon angegriffen werden.

Clariſſe. Das iſt wahr, aber ich muß dieſe Tante ſchonen, die mich liebe und einmal gut bedenken will. Zum Unglück iſt Cephiſe für Leandern, ohne ihn jemals geſehn zu haben, entſetzlich eingenommen. Ihre Freundinn Agathe hat ihn ihr als einen Mann herausgeſtrichen, der große Heldenthaten im Kriege gethan, und mit nächſtem Commendant zu Quimbertsheim werden würde.

Hannchen. Valer giebt ſich aber auch um dieſe Stelle Mühe, die Gnade des Hofs kann ſie ihm ſo gut zuwenden, als jenem. Doch geſetzt, das Gegentheil geſchähe, könnten Sie ſich wohl entſchließen —

Clariſſe. Ich bin noch zweifelhaft.

Hannchen. Ich ich, ich verlaſſe noch dieſen Abend das Haus, wenn Sie Leandern ins Haus nehmen. Für einen ſolchen Herrn bedanke ich mich. Er würde allein ein Maul im Hauſe haben wollen. Der Tyrann! Er würde den ganzen Tag da ſitzen, uns in unſere Rechte greifen, und thun, und thun was unſers Amts iſt. Lieber wolle ich tode als in ſolchen Dienſten ſeyn, wo ich nur Ohren und keine Zunge haben müßte. Gnädige Frau, glauben Sie mir, ein Schwätzer iſt ein Teufel in der Haushaltung. Uns allein kömmt es zu, zu plaudern.

Clariſſe. Aber ſage, was ſoll ich anfangen?

Hannchen. Herz faſſen, und nicht mehr ſo ſchläfrig ſeyn! Bitten Sie eine gemeinſchaftliche Freundinn, daß ſie ſich der Sache bey Ihrer Tante annimmt. Da iſt zum Exempel Leonore, die hier im Hauſe wohnt. —

Clariſſe. Leonore? Ich hätte mehr Zutrauen zu ihrer Schweſter Hortenſia.

Hannchen. Da kommen ſie beyde.

Sie wiſſen, daß London allein über zwey Drittel der Handlung aller drey Königreiche beſitzt und treibt; die Thätigkeit und der Reichthum dieſes Detailhandels iſt alſo kein Wunder; aber wollen Sie noch ein edleres Bild des Flors und der Arbeitſamkeit der erſten aller handelnden Nationen der Welt ſehen, ſo folgen Sie mir längs dem Strand, drängen Sie ſich durch die geſchäftige Menge, welche alle Zugänge zum Zollhauſe anfüllt, und ſchiffen Sie ſich mit mir auf der Themſe unterhalb der Brücke ein. Auf dieſem ſchönen Fluſſe fahren wir nun durch Tauſende von Schiffen durch, die ſeine Fluthen bedecken, die theils aus allen Meeren der Welt mit vollen Segeln anlangen, theils abgehen und wo viele kaum noch ein Plätzchen in den fünf oder ſechs Reihen von Schiffen finden, die ſchon in der ſchönſten Ordnung an beyden Ufern dicht an einander vor Anker liegen. Es iſt unmöglich, ſich ein Schauſpiel zu denken, das eine höhere und auffallendere Vorſtellung von der Kühnheit, der Allmacht und dem Seegen der menſchlichen Induſtrie geben könnte, als dieſer Anblick giebt.

Ich geſtehe es gern, ſolche große Schauſpiele, welche die glücklichen Wunder der Civiliſirung darſtellen, gewähren meiner Seele ein eben ſo reines Entzücken, als die ſchönſten Gemählde der Natur; dieſes Schauſpiel ſonderlich hat mich mit Ehrfurcht und Bewunderung erfüllt. Wenn man unter ſeinen Augen alle die Schätze, alle die Vortheile vereint erblickt, welche England dieſem ſchönen Fluß verdankt; ſo fällt uns die berufene Antwort ein, welche die Londner Bürger, ich weiß nicht, welchem Könige, gaben, der mißvergnügt mit ihrem Betragen, ſie bedrohte, ſeinen Hof anderswohin zu legen: Sie werden uns doch die Themſe laſſen? war die Antwort.

Dieſe Antwort, die eben ſo viel ſagend als original, und pikant in ihrer Wendung iſt, beſtätigt mich in der

Meynung, die ich immer gehabt habe, daß die Glückſeligkeit und Macht eines Volks eben ſo ſehr von den Vorzügen ſeiner Lage, als von der Weisheit ſeiner Regierungsform abhängen, ſo wie die Glückſeligkeit und Achtung eines Privatmannes dem Karakter, den er von Natur empfing und den Umſtänden, in welche ihn ſein Verhängniß verſetzte, eben ſo viel zu verdanken habe, als die Philoſophie ſeiner Grundſätze und ſeines Betragens. Man kann alſo faſt überzeugt ſeyn, daß die Engländer, ſo bewundernswürdig uns auch ihre Konſtitution dünkt, ihr doch nicht alle die Wohlthaten, deren ſie genießen, verdanken, ſondern in weit größerem Maaße der Nothwendigkeit in der ſie ſich geſetzt finden, auf die Ausbreitung ihrer Induſtrie und Marine bedacht zu ſeyn, der geographiſchen Lage ihrer Inſel, den Vortheilen ihrer Küſte und dieſes großen Fluſſes, deſſen Fluthen ſtolz bis unter die Mauern der Hauptſtadt den Tribut aller Produkte, aller Schätze der Welttheile tragen.

Mit dieſer Bemerkung muß ich noch eine andere verbinden. Die Vortheile, welche aus dem Boden und der Lage entſpringen, ſind die ſicherſten und reelſten. Eine Staatsverfaſſung alſo, wo dieſe Vortheile vernachläſſigt, oder was ebenfalls ſich ereignen könnte, gehindert würden, würde nothwendig die abgeſchmackteſte und nachtheiligſte aller Staatsverfaſſungen ſeyn. Dieſe Bemerkung würde mich durch ſehr natürliche Folgerungen auf gewiſſe Punkte der neuen franzöſiſchen Konſtitution führen; allein, ich fürchte, Sie möchten mich des Partheygeiſtes beſchuldigen, vor dem man ſich nicht genug in Acht nehmen kann.

Nachdem ich ganz London in Augenſchein genommen, und ſo viel davon geſehen hatte, was man bey Durchwanderung und Beſichtigung der Promenaden merkte, Tabernen, Kaffeehäuſer, Theater, Kirchen, Gefängniſſe, Spitäler, öffentliche Palläſte und dergleichen ſehen kann, ſo ſammelte ich mir eine hübſche Anzahl von Bemerkungen, die ich mir aber vorbehalte, Ihnen ein andermal zu überſchicken, nur mein Erſtaunen kann ich Ihnen nicht verſchweigen, ſo viel Ordnung und Ruhe unter einer ſo ungeheuern Volksmenge herrſchen zu ſehen, die ſo zu ſagen in beſtändigem Drang und Aufruhr iſt. Während meines vierwöchentlichen Aufenthalts zu London bin ich vom Morgen bis in die Nacht beſtändig an öffentlichen und den beſuchteſten Oertern geweſen und habe weniger Tumult, weniger Unglücksfälle, weniger Streit und Zank angetroffen, als oft zu Paris an einem einzigen Morgen geſchieht; und um 8 oder 1200 Menſchen wachen über die Aufrechthaltung dieſer guten Polizey. Welch ein Unterſchied zwiſchen dieſer kleinen öffentlichen Macht, und den 30000 Nationalgarden mit und ohne Löhnung, welche Paris bewahren ſollen! Aber das bloße weiße Stäbchen eines Conſtabel thut mehr Wirkung zu London, als zu Paris in dieſem Augenblick alle rothe Fahnen unſerer erlauchten Municipalität nicht thun würden. Wie viel Zeit braucht das Geſetz, bis es jene Ehrfurcht, jenen Nachdruck erhält, ohne welche es weder Kraft, noch Herrſchaft hat!

Ein einzig Mahl ſah ich zwey Männer ſich boxen; der eine war ein Lohnbedienter, der andere ein Taglöhner; der Kreis von Zuſchauern, der ſich um ſie geſchloſſen hatte, gab einen ruhigen Zeugen ab, und niemanden fiel es ein, ſie eher aus einander zu bringen, bis der Ueberwundene um Gnade gebeten hatte. Kein Pariſer Duell im Boulogner Gehölze, und wenn es zwiſchen Mitgliedern der geſetzgebenden Verſammlung vorgefallen wäre, konnte mit mehr Kaltblütigkeit und mehr Biederkeit bezeichnet ſeyn, als dieſer edle Fauſtkampf mitten im Tumult von Pall Mall.

Ihre Demokratie würde kein geringes Aergerniß davon genommen haben, an den Aufſchriften der Londner

Butiken, ſo oft das Wort: königlich, zu erblicken. Um Sie zu tröſten, will ich Ihnen melden, daß ich bey meiner Wiederkunft zu Paris dieſes veraltete Beywort überall durch das neue: national, verdrängt fand. Das luſtigſte war, daß ſogar der Eigenthümer einer Menagerie auf dem Boulevard, ſtatt großer königlicher Tieger, auf ſein Schild die Worte geſetzt hatte: Allhier iſt zu ſehen der große National-Tieger. Aber wahrſcheinlich fürchtete man, dieſes quid pro quo möchte Stoff zu irgend einem ariſtokratiſchen Kommentar geben, und deswegen wurde es auf Befehl der Sektion ausgeſtrichen; allein der gute ehrliche Eigenthümer des Tiegers hatte es ganz treuherzig damit gemeynt und weiter nichts dabey beabſichtigt, als der Nation ſeine Cour zu machen.

III.

Das erſte Mahl als ich das Hay-Market Theater beſuchte, welches während des Sommers das erſte Londner Theater iſt, fand ich, daß die meiſten Damen, welche die Logen anfüllten, im Kopfputz und im ganzen übrigen Koſtum getreulich die Pariſer Mode und Gebräuche nachahmten. Da es ſehr viel hübſche darunter gab, ſo koſtete es mich einige Zeit, einige Prüfung und Vergleichung, bis ich herausbrachte, daß dieſe Nachäffung eben nicht immer die glücklichſte ſey. Vielleicht würde ich dieſe Entdeckung gar nicht gemacht haben, hätte nicht die Gegenwart von zwey oder drey Pariſerinnen, die unmöglich war, ſelbſt in der zahlreichſten Verſammlung nicht zu erkennen, mich in den Stand geſetzt, Kopie und Original zu vergleichen.

Die Engländerinnen ſcheinen mir ſehr regelmäßige Geſichtszüge, eine ſehr feine und weiße Haut, aber im

Ganzen genommen keine ſehr lebhafte Phiſiognomie zu haben; wie im alten Griechenland, trifft man nach meiner Meynung in England mehr ſchöne Mannsperſonen als ſchöne Frauenzimmer, ſonderlich unter der 18 bis 20 jährigen Jugend an. Sonderlich bewunderte ich den ſchönen Haarwuchs faſt aller dieſer Damen, nur fiel es mir auf, daß ſie alle entweder ganz ſchwarz oder dunkel Kaſtanienbraun waren; ich erfuhr aber in der Folge, daß es meiſtens falſche Haare wären. So will's die herrſchende Mode-Thorheit.

Man ſpielte an dem Tage eine Ueberſetzung des Barbier von Seville, de Spanish Barber, mit der Muſik von Pauſiello. Das Stück, ſo viel ich von einer Vorſtellung urtheilen konnte, die in einer fremden, mir noch wenig geläufigen Sprache geſchah, ſchien mir ziemlich gut geſpielt zu werden; allein die Muſik machte, ſo ſehr ſie auch applaudirt wurde, eine gar ſonderbare Wirkung auf mich. Es war mir ganz unmöglich darin die herrliche Melodie des Paeſielloſchen Geſangs wieder zu erkennen, denn alle dieſe Arien ſchienen mir in den Ton eines engliſchen Kontretanzes zu fallen. Nach meiner Meynung ſchickt ſich die engliſche Sprache noch weniger zur Muſik, als die franzöſiſche. Von den 12 oder 15 Stücken, die ich während meines Aufenthalts zu London aufführen ſah, waren mehr als die Hälfte aus dem Franzöſiſchen überſetzt, oder wenigſtens nachgeahmt. Sollte man nicht in dieſer Rückſicht und noch aus manchen andern weit wichtigern Gründen den Schluß folgern, daß dieſe bey den Nationen, die ſo lange Zeit Nebenbuhlerinnen um Ruhm und Intreſſe waren, ſich jetzt das Wort gegeben zu haben ſcheinen, einander um die Wette nachzuäffen. Sollte unglücklicher Weiſe die neue franzöſiſche Konſtitution der engliſchen ſo gleichen, wie die neuen Moden ihrer Damen den Moden der Pariſerinnen gleichen, ſo wäre das ſehr zu beklagen, denn verfehlte Nachahmungen dieſer Art laſſen ſich nicht ſo leicht verbeſſern, und der kleinſte Fehltritt in Sachen der Geſetzgebung hat ganz andere Folgen, als das größte Verſehen in Sachen der Mode und des Geſchmacks.

Je mehr Frankreich die Vortheile zu verkennen ſcheint, welche mit einer monarchiſchen Regierungsform verbunden ſind, je mehr ſcheint es England jetzt zu fühlen, wie ſehr der Einfluß dieſer Macht bey der Aufrechthaltung ſeiner Wohlfahrt, ſeiner Macht und ſeiner Ruhe intereſſirt iſt. Während ſeiner letzten Krankheit und ſeiner langen Wiedergeneſung hat man ſich um die Wette bemüht, dem Könige Beweiſe von Liebe, Zärtlichkeit und Ehrfurcht zu geben. Noch viele Wochen nach der gänzlichen Wiederherſtellung Sr. Majeſtät hörte man in allen Schauſpielhäuſern nicht auf zur Ouvertüre das berühmte: God ſave the King zu verlangen. Das erinnert mich an einen kleinen Auftritt, von welchem ich zu Sadlars-Wells Zeuge war, nach dem gewöhnlichen, eben nicht ſehr harmoniſchen Geſchrey, Muſik, Muſik wurde plötzlich mit noch größerem Lärm God ſave the King gefordert, endlich machte eine ſehr helle und durchdringende Stimme dieſem Geſchrey ein Ende, indem ſie mit einer Art von Unmuth und Ungeduld, die alle Welt zum Lachen brachte, aus vollen Kräften ſchrie: God ſave the king, God ſave us all.

Obgleich die beſten Schauſpiele des Coventgardner und Druilainer Theaters während des Sommers zu Hay-Market ſpielen, ſo werden doch ſelten Trauerſpiele daſelbſt gegeben. Ich bin alſo nicht ſo glücklich geweſen Miß Sydons, die Clairon oder Dumenil Englands auftreten zu ſehen, aber dagegen ſah ich oft mit dem größten Antheil Miſtriß Krenble, Miſtriß Brooke, Miſtriß Panniſire ſpielen; erſtere ſchien mir ſonderlich viel Natur und Empfindung zu haben.

Jch fand, daß ſie manche Aehnlichkeit von Mamſell Doligny hatte. Hr. Ewdin muß ein Schauſpieler von großen Talenten ſeyn, denn obgleich ein großer Theil von den Feinheiten ſeines Spiels für eine Fremde, wie ich, verlohren gehen mußte, ſo glaubte ich es doch immer zu verſtehen, oder wenigſtens zu ahnden. Jn dem Spiel ſeines Geſichts, im Accent ſeiner Stimme ſteckt eine komiſche Stärke, der nichts zu wiederſtehen vermag; ich habe ihn mit den erſten Schauſpielern in dieſem Fache, dem Preville und Raffavelli, verglichen, denn es war mir, als ob Herr Ewdin mit der ſo pikanten Feinheit des Akteurs und der ſo originellen Wahrheit des Jtaliäners eine noch weit offnere und weit natürlichere Fröhlichkeit verbände. Jſt es nicht etwas ſehr Sonderbares und Bemerkenswerthes, daß der größte jetzt lebende Schauſpieler weder in Frankreich noch Jtalien, ſondern unter dem neblichten Himmel Londons angetroffen wird?

Bey den Vorſtellungen der Stücke, die ich mit dem Buch in der Hand verfolgen konnte, entwiſchte mir keine einzige Feinheit des Spiels; ich begriff ſogar ziemlich die vorſtechendſten Nüancen des Dialogs, gewiſſe kleine Poſſenſpiele z. B. the Minor ausgenommen, wo die Karrikaturen ſo lokal oder ſo übertrieben ſind, daß es mir unmöglich war, ſelbſt nach Leſung des Stücks, das geringſte davon zu verſtehen; für andre mögen ſie deſto unterhaltender und luſtiger ſeyn, denn jedermann wollte ſich darüber faſt zu Tode lachen. Da ſelbſt in den regelmäßigſten Komödien der Ton ſehr frey iſt, ſo kann man leicht denken, daß die Dezenz in dieſen Farcen noch weit weniger beobachtet wird. Jch erkundigte mich, wem die Aufſicht und die Theatermuſik anvertraut ſey, und ich erfuhr, daß die Schauſpielpolizey einzig und allein von dem Lord Kammerherrn abhänge; der bloß dem Könige dafür verantwortlich wäre. Hätten

Sie ſich wohl, den Herrn Verfaſſern des Schleswigſchen Journals ein Wort davon zu ſagen, wie würde ſonſt ihr Unwille über einen ſolchen Mißbrauch rege werden, wie würden ſie ſich ſonſt mehr als jemals berechtigt glauben, zu behaupten, daß England von den wahren Grundſätzen der Freyheit immer fern geweſen ſey.

Als ich mich zu London befand, war man noch in dem erſten Enthuſiasmus über die franzöſiſche Revolution. Ich ſah die Einnahme der Baſtille in drey verſchiedenen Schauſpielhäuſern, bey Aſtley, zu Sadlers-Wells und im Royal-Circus vorſtellen. Man hatte aus den berüchtigten Revolutions de Paris des Herrn Louſtalot die gräßlichſten Umſtände mit eben ſo viel Treue als Kenntniß zuſammengeſtoppelt und in Arten von dialogirten Pantominien gebracht. So hatte man z. B. nicht vergeſſen, ein Todtengerippe in einem eiſernen Käfig auf das Theater zu bringen, das plötzlich mit fürchterlichem Gepolter aus einem unterirdiſchen Kerker des Gefängniſſes hervorgezogen wurde, was denn nothwendig eine erſtaunliche Wirkung thun mußte. Um jedoch die Eindrücke aller dieſer Scenen des Entſetzens und Grauſens zu vermindern, ſchloß ſich das Stück mit einer ſchönen Operndekoration, welche Großbrittannien auf einem Triumphwagen vorſtellte, wie ſie den Zuſchauern in zwey großen Transparent's die Bildniſſe of the King and the Queen of Great Britan unter Muſik und Geſang zur Huldigung darſtellte.

Alle Bilderläden wimmelten damals von Karrikaturen, die ſich auf die Vorfälle in Frankreich bezogen; auf dem einen Bilde war die Freyheit vorgeſtellt, auf den Trümmern der Baſtille ſitzend, vor ihr kniete der große Monarch, und empfing eine Krone aus den Händen der Göttin mit den Worten: dieſe Krone vermag die Zeit nicht zu vernichten. Der Gegenſtand eines andern Kupferſtichs enthielt eine Allegorie in einem weit unedlern Geſchmack. Der unglückliche Prinz wurde vorgeſtellt, wie ihn Philip Kapet und Riquetti der ältere, ſonſt Graf Mirabeau genannt, auf eine ziemlich unhöfliche Art zwangen, die Pille der Konſtitution zu verſchlucken, den armen König ergrif ein Würgen vom Deſpotismus, das durch das ſchmutzigſte Bild ausgedrückt war, und man ließ ihn in die Worte ausbrechen: Glaubt ihr denn, daß es Marzipan iſt?

Die Sitzungen des Unterhauſes, welchen ich beywohnen konnte, waren weder ſehr zahlreich noch ſehr intereſſant. In einer Sitzung hörte ich jedoch einen ziemlich wichtigen Gegenſtand, die Sache wegen der neuen Tobacksauflage, entſcheiden. Den Tag vorher waren ziemlich heftige Debatten deswegen vorgefallen, aber heute ging alles ruhig ab. Ich hatte das Vergnügen, recht mit Muße den tugendhaften jungen Mann betrachten zu können, der in dem brauſenden Alter der Leidenſchaften die Reife der vollendetſten Erfahrung und Klugheit zeigte, und gleich bey ſeinem Eintritt in die politiſche Laufbahn ſich würdig bewieß, das unermeßliche Erbe von Ruhm zu behaupten, das ihm ſein Vater hinterlaſſen hatte, der in den ſtürmiſcheſten Zeitläuften ſich das Vertrauen oder wenigſtens die Achtung aller Partheyen erwarb, unter den widrigſten und gefährlichſten Ereigniſſen, die Ergebenheit der Nation mehr als jemals an den Thron feſſelte, und als ein trauriger Zufall nur ein leeres Fantom von der Königswürde erblicken ließ, ſie mit eben ſo viel Geſchicklichkeit als Standhaftigkeit, mit eben ſo viel Glück als Muth zu vertheidigen wußte.

Die Geſichtszüge des Herrn Pitt haben nichts ſehr ausgezeichnetes, aber ganz das Gepräge des tiefen Nachdenkens, des Seelenfriedens und des Gefühls innerer Würde. Sein Anſtand iſt etwas vernachläßigt, ſelbſt etwas ſchwerfällig, er ſcheint von ſeiner Jugend bloß jenen Karakter von Heiterkeit übrig behalten zu haben, der nur dieſem glücklichen Alter eigen iſt; man ſieht ſie oft in ſeinen Augen glänzen.

Da ich an den Tumult und Lärm unſerer Nationalverſammlung gewohnt bin, ſo können Sie leicht denken, wie ſehr ich erſtaunte, als ich das erſtemal einer Sitzung des Unterhauſes beywohnte, ſo viel Anſtand, Ordnung und Ruhe darinnen herrſchen zu ſehen; wie ſehr wuchs mein Erſtaunen, als ich den Sprecher des Hauſes die Sitzung durch ein ziemlich langes Gebet eröffnen hörte, welches von der ganzen Verſammlung mit ehrerbietigſter Stille angehört wurde, und doch erblickte ich weder Biſchöfe, noch Pfarrer, noch Mönche, noch Vikare, aber die Nation, welche die Tribunen dieſes Saales einnahm, glich auch gar nicht der Nation, die mit ſo vieler Majeſtät und Anſtand die Tribunen unſerer erhabenen Verſammlung in der Reitbahn füllt. Ich bemerkte niemanden, der nicht ſehr anſtändig gekleidet geweſen wäre, was allein ſchon Beweis iſt, welchen Einfluß der Ariſtokratismus noch bey dieſem Volke hat, das man für frey hält. Man verſicherte mich, ſobald die Zuhörer anfiengen überlaut zu werden, ſo bedürfe es bloß der Aufforderung eines Mitgliedes des Hauſes, um ſie alle aus dem Saal zu ſchaffen. Eben ſo ſtrenge ſind die Verordnungen, wegen der innern Diſciplin. Ein Mitglied, daß durch ſeine Reden und Handlungen dagegen ſündigte, wurde auf der Stelle unter hinlänglicher Bedeckung nach dem Tower gebracht, und wenn er ſich ſehr ſchwer vergangen, ſogar verurtheilt, vor den Schranken des Hauſes auf den Knieen um Vergebung zu bitten. Man zeigte mir einen dieſer Herren, dem ſeine unüberlegte Reden vor einigen Jahren dieſe Demüthigung zuzog. Er unterwarf ſich ihr; aber beym Aufſtehen wiſchte er ſich die Knie mit dem Ermel

ab

Scene II.

Leonore. Hortenſia. Vorige.

Leonore.

(Zu Clariſſen.) Wie? Sie verheyrathen ſich, und ſagen uns nichts davon, uns, Ihre Nachbarinnen? O das iſt auch gar nicht artig!

Clariſſe. Ich erſtaune über die Neuigkeit.

Hortenſia. Warum wollen Sie es verbergen? Kommen Sie, ſeyn Sie offenherziger. Nichts iſt gewiſſer, Sie geben dem Wittwenſtand gute Nacht!

Clariſſe. Und wer hat Ihnen das geſagt?

Leonore. Ihr künftiger Herr Gemahl, morgen aufs allerlängſte heyrathen Sie Leandern.

Hortenſia. Er breitet dieſes Gerüchte ſelbſt überall aus; es iſt kein Geheimniß mehr.

Hannchen. Meiner Treu! das macht er gut!

Clariſſe. Meine Damen, Sie wiſſen mehr als ich. Es iſt wahr, daß er ſich durch Agathen um mich hat bewerben laſſen, und daß meine Tante ſeine Anwerbung unterſtützt, aber ich habe die Sache noch nicht für ſo ausgemacht gehalten, und Leander hätte mir doch davon zuerſt Nachricht geben ſollen. Da mein Herz wegen dieſer Verbindung noch nicht mit ſich eins iſt, ſo werden Sie mir mein Stillſchweigen zu gut halten. Im Vertrauen, ich habe mich etwas für Leonorens Spott gefürchtet.

Leonore. Sie wollen uns ausweichen?

Clariſſe. Nein, um Sie zu überführen, wie offenherzig ich jetzt rede, ſo bitte ich Sie inſtändigſt, mit Leybiſen zu ſprechen, und ſie von ihrem Entſchluß abzubringen. Sie glauben nicht, wie ſehr Sie mich dadurch verbinden werden.

ab und ſagte ſo laut, daß jedermann es hören konnte: I never ſaw ſo darty houſe in my life; in meinem Leben habe ich kein ſo ſchmutziges Haus geſehen.

IIII.

Sie wiſſen, meine Liebe, welche Ehrfurcht ich für den Geiſt der Engliſchen Verfaſſung habe, und wie ſchwärmeriſch ich dafür eingenommen bin; ich kenne nichts, weder in der alten noch neuern Geſchichte, was damit verglichen zu werden verdiente. Nach meiner Meynung iſt es das Meiſterſtück politiſcher Combination; und es giebt keins, wo die verſchiedenen Gewalten, welche die geſellſchaftliche Ordnung bilden und aufrecht halten, auf eine künſtliche Weiſe getrennt und vertheilt wären, um zugleich der geſetzlichen Macht und Thätigkeit und der Freyheit viel Stärke zu geben. Dieſe wunderbare Miſchung aller Regierungsformen, die eine durch die andere temperirt werden, und zugleich einander wechſelsweiſe unterſtützen, muß nothwendig die möglichſt vollkommenſte Staatsverwaltung erzeugen; ſo wie der Körper der geſündeſte und ſtärkſte iſt, wo ſich die verſchiedenen Temperamente, die gewöhnlich in der thieriſchen Oekonomie prädominiren, in einem glücklichen Gleichgewicht erhalten.

So viel Verehrung mir jedoch die großen Grundſätze der brittiſchen Konſtitution einflößen, ſo kann ich doch unmöglich alle ihre Folgen gleich ſtark bewundern. Ihre peinliche Juſtiz war lange Zeit in Europa die einzige, über welche Philoſophie und Menſchlichkeit nicht zu erröthen hat, aber ſie ſcheint mir durch diejenige betroffen worden zu ſeyn, welche der verewigte Leopold in Toſkana einführte. Ich habe nicht alle Details des engliſchen Verfahrens unterſucht, ich kann alſo auch nicht angeben, von welchem Grundſatz oder welcher

Form die Mängel abhängen, die man ihnen vorwerfen kann. Ich will nur die Bemerkung machen, daß ein Geſetz, welches ſo viel Schuldige entrinnen läßt, unmöglich ſo vollkommen ſeyn kann, als es ſeyn ſollte. Die Hoffnung, ungeſtraft durchzuwiſchen, vervielfältigt die Verbrechen, wird eine Geißel für die Geſellſchaft überhaupt, und ein Beiſpiel, das auf die Sitten einen äußerſt ſchädlichen Einfluß hat. Das erregte eben ſo ſehr meine Verwunderung als meinen Unwillen, wie ich hörte, daß ein Barrington mehr als zwanzigmal dem Strick entgangen ſey, der ſich noch beſſer auf das Handwerk eines Lawyers oder auf die Geſetze, als aufs Stehlen verſtünde. Meine Liebe zur Freyheit iſt nicht ſo blind, um zu verlangen, daß man ihr ein Opfer mit der Maaßregel bringe, die nothwendig zur Sicherung meines Eigenthums und meiner Exiſtenz erfordert werden. Das Bedürfniß, in Ruhe und Sicherheit meiner Exiſtenz und der Früchte meiner Induſtrie und meiner Arbeit zu genießen, ſcheint mir weit dringender und vorzüglicher, als die Erhaltung einer gänzlichen Unabhängigkeit in der geſellſchaftlichen Ordnung nur ein täuſchendes Trugbild iſt.

Englands bürgerliche Geſetze ſcheinen mir einer Reform noch mehr benöthigt zu ſeyn, als die peinlichen, denn nach alle dem, was ich davon geſehen und gehört habe, giebt es vielleicht kein Land in Europa, wo es leichter wäre, einem einen Prozeß an den Hals zu werfen, und auch, ſelbſt wenn man ihn gewönne, zu Grunde zu richten. Die Gerechtigkeit, die eine ſo ſchöne Sache iſt, daß man ſie nicht theuer genug bezahlen kann, koſtet in England noch weit mehr, als ſie in Frankreich bey der alten Verfaſſung koſtete. Das Geſetz z. B. das euch im Beſitz eurer Freyheit läßt, wenn ihr die Bürgſchaft ſtellt, die man von euch verlangen kann, iſt allerdings ein Geſetz, das die Billigkeit ſelbſt gegeben zu haben ſcheint. Indeſſen kann man nicht leugnen, daß es dem Reichthum ein gewaltiges Vorrecht einräumt, welches ſich ſehr ſchwer mit den Grundſätzen von Gleichheit vertragen würde, womit die Nationalverſammlung gern alle Völker der Erde berauſchen möchte. Zwar ſcheint dieſes Vorrecht des Reichen gewiſſermaßen durch die Rechtswohlthat kompenſirt zu werden, auf welche der Unvermögende Anſpruch hat, indem er ſeinen Handel vor Gericht in forma pauperis führen kann, ſo daß ſeine Widerpart, ſie mag gewinnen oder verlieren, die Koſten allein tragen muß. Allein es iſt auch augenſcheinlich, daß eine ſolche Rechtswohlthat alle Ausflüchte und Winkelzüge der ungerechteſten und gehäßigſten Chikane begünſtigt.

Das Richten durch Geſchworne ſcheint mir ebenfalls ſeine großen Mängel zu haben; vielleicht hat es noch einige Ueberreſte von der rohen Unwiſſenheit des Zeitalters, wo es ſeinen Urſprung genommen haben ſoll. Ich kann mich gar nicht an die Idee gewöhnen, das Schickſal meines Vermögens, meines Lebens, meiner Ehre von dem Eigenſinn oder Halsſtarrigkeit eines einzigen Mannes, oder der mehr oder wenigern Standhaftigkeit ſeiner eilf Richtergenoſſen, von Ertragung des Hungers und der Langenweile abhangen zu ſehen. Doch räume ich gerne ein, daß ſich nur mit äußerſter Zurückhaltung und Schonung ein Urtheil über eine Anſtalt fällen läßt, deren Vorzüge und Vortheile eine lange Erfahrung ſo gut gerechtfertigt hat, eine Anſtalt, für welche eines der aufgeklärteſten Völker des Erdkreiſes beſtändig ſo viel Anhänglichkeit und Verehrung bezeigt hat.

Ich würde unſere Demagogen vergeblich zu überzeugen mich bemühen, daß die Vorſteher der Nation in England ſo gerade auf dem Punkt der Vollkommenheit ſind, auf dem ſie ſeyn müßten. Freylich iſt das ganze Engliſche Volk in den beyden Häuſern nicht mit der

Genauigkeit und Proportion vorgeſtellt, auf welchen die franzöſiſchen Geſetzgeber ſo vielen Werth gelegt haben, wozu ſie den Schlüſſel in den kombinirten Verhältniſſen der Volksmenge, des Bodens und der Abgaben gefunden zu haben wähnen. Ohne hier die Wahrheit der Vorausſetzungen bezweifeln zu wollen, auf welche ſie ihr Syſtem bauten, muß ich mir doch hier die Bemerkung erlauben, daß es nach meiner Meynung nicht auf die größere oder geringere Präciſion ſolcher Berechnungen die Glückſeligkeit und Freyheit einer Nation ankommt. Die unabſehliche Ungleichheit, welche immer aus der ungeheuren Verſchiedenheit von Karakter, Intreſſe, Leidenſchaften und beſondern Talenten jedes Repräſentanten entſtehen wird, muß nothwendig die Chimäre dieſes Ebenmaßes vernichten, welchen die franzöſiſchen Geſetzgeber ſich zum Hauptgegenſtand aller ihrer Bemühungen, aller ihrer Nachforſchungen, aller ihrer Arbeiten gewählt zu haben ſcheinen. Es iſt unmöglich, die Bewegung einer großen politiſchen Maſchine ſolchen ſubtilen und kleinlichen Proben zu unterwerfen; es iſt unmöglich, ein Reich von 25 Millionen Bewohnern ſo zu analyſiren, wie man ein geometriſches Problem analyſiren würde, weil der unvermeidliche und unwiderſetzliche Einfluß von Vorurtheilen, Launen, Einbildung und dem ſich widerſtreitenden Intreſſe ſo vieler beſondern Willensmeinungen alle Vorſichtigkeit einer ſolchen Analyſirung zu Schanden macht, ſo ausgebreitet, ſo richtig und ſcharfſichtig ſie auch ſeyn mag. Die Triebfedern einer großen Maſchine müſſen weder zu fein, noch zu komplizirt ſeyn, ſondern einfach, ſicher und von einer eben ſo ſchleunigen als leichten Wirkung.

Wenn ich von dieſem Grundſatz ausgehe, ſo glaube ich, das große Intreſſe des Volks, das Intreſſe ſeines Eigenthums, und der individuellen Sicherheit durch die Verfaſſung des Unterhauſes hinlänglich verbürgt oder repräſentirt iſt. Das Unterhaus hat allein das Recht, Geſetze vorzuſchlagen und Auflagen zu machen und aufzuheben. Iſt gleich das Recht, dieſe Depoſiteurs der Geſetzgebenden Macht zu ernennen, nicht ſo vertheilt, daß alle Individuen der Nation einen vollkommen gleichen oder den Grenzen und Umfang ihrer Kräfte ganz angemeſſenen Theil davon zu verwandeln; ſo iſt es doch ungewiß, daß die Wahl des Volks allein bey ihrer Ernennung wirkt. Jedes Korpus, das vom Volk gewählt wird, kann weſentlich kein anderes Intreſſe haben, als das Intreſſe dieſes Volks, ſonderlich, wenn die Dauer ſeiner Macht ſich nicht über gewiſſe Grenzen hinaus erſtreckt, und noch unbezweifelter, wenn das Zutrauen, worinn ſeine ganze Stärke und ſeine ganze Größe beſteht, nur von der Treue, dem Eifer und dem Nachdruck abhängt, mit welchem es ſeinen Verrichtungen und Pflichten obliegt.

Das Oberhaus iſt in meinen Augen die beſtändige und lebendige Stellvertretung des großen Nationaleigenthums und aller Prärogativen der Nation. Seine Macht iſt nicht ſo thätig, wie die Macht des Unterhauſes, ſeine Stärke zeigt ſich eigentlich nur in der Stärke des Widerſtands, aber es iſt das Bollwerk der königlichen Vorrechte und der Freyheit der Konſtitution, es iſt die Macht, die, um mich ſo auszudrücken, durch das bloße Gewicht des Intreſſe und der perſönlichen Achtung der damit bekleideten alle übrigen mäßigt und im Zaum hält. In der Organiſirung dieſer Macht muß man die wahren Grundlagen der Stärke, Weisheit und Feſtigkeit der engliſchen Regierungsform ſuchen. Nachdem dies Volk von Denkern ſeine Geſetze und Freiheiten gegen die wahrhaft gefährlichen Eingriffe des königlichen und Miniſterialeinfluſſes verwahrt hatte, ſo beſchäftigte es ſich mit der nicht minder unvermeidlichen Nothwendigkeit, ſie noch gegen Einflüſſe zu verwahren, die für ſeine Ruhe und ſein Glück eben ſo gefährlich werden konnten, den Einfluß der Demokratie, den Einfluß der Demagogie, den Einfluß des Geſindels und Pöbels; denn das Wort Volk iſt zu edel, und hier nicht an ſeiner Stelle.

Uebrigens, wenn ich auch annehmen wollte, daß die Engländer ſelbſt das Mangelhafte und Unvollkommene ihrer Nationalſtellvertretung einſehen, ſo glaube ich doch, ohne eben eine große Prophetin zu ſeyn, weiſſagen zu dürfen, daß nach den fürchterlichen Erſchütterungen und Zerrüttungen, welchen Frankreich jetzt unterliegt, die Britten nur mit der äußerſten Zurückhaltung und Vorſicht an eine Veränderung oder Verbeſſerung der Mängel Hand anlegen werden, ſie werden wie jener geiſtreiche Iſraelite (Herr Ephraim aus Berlin) denken, den unſere Jakobiner ganz treuherzig fragten, ob er nicht auch überzeugt wäre, daß die franzöſiſche Revolution in kurzem ganz Europa anſtecken würde? Ich weiß es nicht, gab er zur Antwort, aber nach meiner Meinung entſchließt man ſich nicht eher, eine heftig angreifende Arzney zu nehmen, bis man überzeugt iſt, daß man ſich nicht wohl befinde.

Die Engliſche Konſtitution iſt dem ſo großen Einfluß demokratiſcher Grundſätze am glücklichſten dadurch entgangen, daß ſie den größten Theil der Wahlen in des Monarchen Händen ließ. Das Volk hat bloß die zu beſorgen, deren es unmöglich überhoben werden konnte; es wählt ſeine Repräſentanten und ſeine erſten Richter, weil nur dadurch, daß es ſie ſelbſt wählt, dieſe ſein Zutrauen erlangen können, deſſen ſie ſo ſehr bedürfen, und die Gegenſtände ihres Amtes in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen, alle andere Würden, alle andere Stellen, faſt alle andere Bedienungen hängen von der Ernennung des Königs oder ſeiner Miniſter ab, weil erſtlich durch dieſe Vollmacht die Majeſtät des Throns um ein Großes gehoben wird, und was iſt ein Thron ohne Majeſtät? und zweytens, weil die vollziehende Gewalt unmöglich die erforderliche Stärke und Thätigkeit erhalten würde, wenn die Werkzeuge, deren ſie gezwungen iſt, ſich zu bedienen, nicht gänzlich von ihr, und folglich von ihrer Wahl abhängen; und dann drittens, weil man ſehr wohl einſah, daß bey der unumgänglichen Nothwendigkeit entweder Pöbel- oder Hofkabale bekämpfen zu müſſen, es doch immer beſſer wäre, es mit letztern zu riſkiren. Das Volk muß nothwendig ſehr viel ſchlechte, und noch mehr mittelmäßige Wahlen treffen, und das ſchon aus dem einzigen Grund, daß es ſehr leicht zu verführen iſt, und daß, wenn es ſich täuſcht, es die Schande davon nicht ſcheut, und überhaupt die größte Anzahl der Individuen, welche die Maſſe von Souveränität ausmachen, ſich, wenigſtens in den gewöhnlichen Vorfällen, nichts beſſeres denken kann, als das Recht, ſeine Stimme ſo theuer als möglich zu verkaufen. Man füge hinzu, daß das Volk ſeine eigene Geſchöpfe immer am erſten zu verachten geneigt iſt, es gewinnt ſein ſelbſt geſchaffenes Idol anfangs ſchwärmeriſch lieb, aber ſchon Morgen tritt es mit Füſſen, was es noch heute ſchwärmeriſch verehrte.

Der Monarch, der von Miniſtern umringt iſt, die alle verantwortlich ſind, hat kein größeres Intereſſe, als eine Wahl zu treffen, welche durch den beſten Ausgang gerechtfertigt wird, und wie viel Mittel und Wege ſtehen ihm nicht in einem ſo freyen Lande, wie England, offen, durch die Meynung des Publikums über das reelle Verdienſt der Männer, deren Wahl er treffen ſoll, aufgeklärt zu werden, und richtige Aufſchlüſſe zu erhalten. Ein weiſer Wetteifer in der Popularität kann Zweifelsohne für die Glückſeligkeit des Volks ſehr zuträglich ſeyn; aber wenn ſie zu weit getrieben, wenn ſie ſo zu ſagen das einzige und erſte Mittel wird, alles zu erlangen,

gen, jedem Zweck zu erreichen; ſo ſchränkt ſie zuletzt die beſten Köpfe in einen ſehr engen Zirkel ein. So verwandelt ſie wirklich ein Volk von freyen Männern in ein Volk von Schmeichlern und Sklaven. Beſſer, daß einige Hofſchranzen um den Thron kriechen, als eine ganze Nation zu dieſen ſchändlichen Gewohnheiten ſich erniedrigt und herabſinkt. Dies trug ſich im alten Rom zu, die Clienten und Sklaven des Forums brauchten nicht viel Anſtrengung, um die Clienten und Sklaven eines Tibers oder Calligula zu werden, ſo wie es einigen franzöſiſchen Hofleuten nicht viel Mühe gekoſtet hat, ſich jetzt zu den knechtiſcheſten Dienern der Nation umzuſchaffen. Die Maſke iſt nur verändert worden, der Menſch wird immer derſelbe ſeyn.

V.

Am letzten Sonntag meines Aufenthalts zu London habe ich alle mögliche Arten Gott zu dienen verſucht. Zuerſt hielt ich meine Andacht in der Kapelle des ſchwediſchen Geſandten, von da begab ich mich in eine Methodiſten Kirche, wo mich die ſterile Fülle von Gemeinſtellen der ſtrengſten und kleinlichſten Moral bis zum Ueberdruß ſättigte. Eine halbe Stunde hielt ich es hierauf in einer Verſammlung von Quackern aus, wo ich im Stillen die Eingebung des heil. Geiſtes abwartete, der an dieſem Tage für gut fand, ſich nur ſehr ungelehriger Werkzeuge zu bedienen, denn der einzige Gläubige, dem es beliebte die Stimme zu erheben, ſtammelte nur drey oder vier höchſt unbedeutende Phraſen her. Ich beſchloß meine frommen Wanderungen in einer engliſchen Kirche, wo ich durch eine Rede, die ganz das Gepräge aufgeklärter Andacht und reiner vernünftiger Begriffe führte, auf das innigſte erbaut wurde. Mich freute der heilige und beſcheidene Anſtand des Redners, und die ehrerbietige und ruhige Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörer. Die äußerſt langſame Ausſprache der engliſchen Prediger fiel mir um ſo mehr auf, weil ſie mit der zu großen Geſchwindigkeit der gewöhnlichen Ausſprache einen zu gewaltigen Kontraſt machte. Man glaubt in der Kirche eine ganz andere Sprache zu hören, als die Sprache, die man im Theater und im Umgang der Welt führt.

Der Sonntag iſt zu London weit mehr Sonntag, als an irgend einem andern Orte; es iſt ein Tag, der von den andern Wochentagen ganz abgeſondert, und auf eine ganz eigene Weiſe der Ruhe, der Feyerlichkeit des Gottesdienſtes und ſtillen Zerſtreuungen geweyht iſt. An Werkeltagen ſteht ſelbſt der gemeine Mann ſehr ſpät auf, aber an Sonntagen macht er ſich früher von ſeinem Lager auf, um fürs erſte dem Gottesdienſt beyzuwohnen und dann die Promenaden zu beſuchen, oder in der Nachbarſchaft aufs Land zu gehen, und auf dem Lande ſcheint der Engländer die Freyſtätte, oder wenigſtens die Hoffnung der Glückſeligkeit zu ſuchen. Für ihre ländliche Wohnungen ſparen ſie allen Luxus ihres Reichthums und ihren üppigſten Aufwand auf, hier verſammeln ſie die koſtbarſten Produkte ihrer eigenen Induſtrie, und alles, womit die Thätigkeit ihres Handels ſie aus der Haabe fremder Völker bereichert, die Kunſtwerke aller Jahrhunderte und die Erzeugniſſe aller Himmelsſtriche. Ein großer Theil der Meiſterſtücke Griechenlands und Italiens, des alten und neuen Roms, iſt ſeit hundert Jahren unter die Botmäßigkeit des neuen Karthago's gekommen, und befindet ſich jetzt in den ſchönen Landſitzen dieſer glücklichen Inſel zerſtreut. Ich habe zwar nur eine kleine Anzahl davon in Augenſchein nehmen können, aber ſelbſt das wenige, was ich ſah, hat mir die größten Begriffe davon gemacht.

Ich ſpeiſte an einem der erſten Tage des Auguſtmonats auf dem Landſitz des Herrn T.., neun Meilen von London. Nie habe ich in meinem Leben einen ſchönern Nachtiſch von Obſt geſehen; es gab da Ananaſſe, Pfirſichen und ſehr ſchöne Trauben. Der Graf Lauraguais hatte die unverſchämte Dreuſtigkeit zu behaupten, er habe in England kein anderes Obſt reif, als gekocht gegeſſen. Ich kann Ihnen das Gegentheil verſichern. Dieſe Ananaſſe und Trauben waren ſo reif, wie zu Paris; zwar ſind die Treibhäuſer des Herrn T.. als die ſchönſte im ganzen Königreich berühmt; wenigſtens kann es keine geben, auf die mehr Sorgfalt gewendet wird. Kein Poudoir kann eleganter, reinlicher und geſchmückter ſeyn.

Was man auf dieſen Landſitzen in Augenſchein zu nehmen nicht vergeſſen muß, ſind die Ställe. Man wundert ſich nicht mehr über die Schönheit der engliſchen Pferde, wenn man ſieht, mit welcher detaillirten Sorgfalt ſie gewartet werden. Gewiß giebt es in Europa keine Pferde, die beſſere Wohnung haben, beſſer gefüttert und beſſer gepflegt werden. Und was folgends Pferde von einem gewiſſen Werth betrift, ſo iſt es wahrhaftig nicht Uebertreibung, wenn man behauptet, daß ein Mann den ganzen Tag vollauf und ausſchließlich mit der Sorge für ihre Bedienung und ihre Pflege zu thun hat. Ich weiß nicht, ob die Art, wie die Engländer reiten, die meiſte Grazie hat, aber gewiß hat ſie etwas ungemein leichtes und ungezwungenes, und überdies ſcheint es mir erwieſen, daß ſie die Kräfte des Pferdes am beſten benutzt und ſie doch am wenigſten angreift, und nach meiner Meynung iſt die Erfahrung ganz auf der Seite ihrer Methode.

In Frankreich, wenn unſere weyland große Herren ſich ruinirt hatten, ſo giengen ſie auf ihr Landguth ins Exil. Die engliſchen Großen, wenn ihr Vermögen in zer-

Hortenſia. Verlaſſen Sie ſich auf meinen Eifer.

Leonore. Wir werden unſer möglichſtes thun.

Clariſſe. Ich beſorge, Leander wird bald wieder hier ſeyn, und wenn er uns beyſammen anträfe —

Hannchen. Seyn Sie außer Sorgen. Sie kennen ja ſeine Art; Sie haben ihn wohin geſchickt, und wo er iſt, kömmt er ſobald nicht weg. Er ſpricht immer, ich gehe, und geht doch nicht vom Fleck. Sollte er auch nur mit dem Bedienten reden, ſo thut er es nicht unter einer Stunde. Haben Sie denn ſchon den ſchönen Streich von geſtern vergeſſen, als Sie ihn zum Mittagseſſen gebeten hatten? Er beſuchte des Morgens die berühmte Schwätzerinn Laurette; Melite, eine andere Plaudertaſche kam dazu, und nun fieng dieß Trio an, ſo nach Herzensluſt zu plappern, daß ſie erſt Abends um fünf Uhr auseinander giengen. Sie würden noch länger geſchwatzt haben, aber der beſcheidene Herr Leander fürchtete, er möchte zu lange auf ſich warten laſſen, und kam — ach, ich muß noch lachen, — und kam, um ſich zu Tiſche zu ſetzen, eine ganze Stunde nachher, als man aufgeſtanden war.

Leonore. Der Streich iſt närriſch genug.

Clariſſe. Aber, wie? wenn er niemanden angetroffen hätte?

Leonore. Zur beſſern Sicherheit, Schweſter, wollen wir gehen. Komm!

Hortenſia. Wir haben ohnehin verſprochen in den Prader zu kommen.

Clariſſe. Und ich werde zu meiner Tante fahren, und herauszubringen ſuchen, warum ſie eine Heyrath begünſtigt, die mir ſo zuwider iſt.

Leonore. Es kömmt jemand die Treppe herauf — er iſts, ich höre ihn überlaut reden — Geſchwinde, geſchwinde! (alle drey ab.)

zerrüetete Umſtände gerathen iſt, verbergen ſich zu London oder reiſen, denn das Reiſen iſt für ſie eine wahre Erſparniß. Sie bewohnen ihre Landgüther nur ſo lange, als ſie dort einen Aufwand machen können, der ihrem Stand und ihrer Geburt angemeſſen iſt. Dieſer einzige Zug iſt hinreichend, in welcher ganz verſchiedenen Art von Achtung der hohe Adel in den beyden Reichen, in Britannien und in Frankreich ſtehen mußte. In England zeigt er ſich bloß dem Landvolke, um Ueberfluß und Glückſeligkeit unter ihnen zu verbreiten; in Frankreich beſuchte er nur das Land, um dort neue Hülfsquellen für ſeinen Aufwand in der Stadt, und oft mit aller der Ungerechtigkeit und übeln Laune zu ſuchen, welche die Verlegenheit und der Verdruß über einen gehabten Unſtern erzeugt.

Es kann kein ſeeligeres und reizenderes Leben auf Erden geben, als dasjenige, welches eine engliſche Familie, um ihren ländlichen Heerd verſammelt, und reichlich mit den Gunſtbezeigungen der Natur und des Verhängniſſes ausgeſteuert unter der Aegide der öffentlichen Sittlichkeit und der weiſeſten aller Staatsverfaſſungen führt, die ihr gleichen Schutz vor den anarchiſchen Empörungen des Pöbels und den Eingriffen zu willkührlicher Regentſchaft gewährt, und wo ſie ſich von Achtung und Liebe, Vertrauen und Sicherheit in einem Lande umgeben ſieht, das in der lachendſten und romantiſcheſten Lage, durch die geſchäftigſte Induſtrie und die Reichthümer aller Welttheile geſegnet wird. Alles um und neben ihr verkündigt das Gefühl und die Empfindungen häuslicher Glückſeligkeit, die Liebe für die ſchöne Natur und die Liebe für die Süßigkeiten der Eingezogenheit. Man braucht nur zweymal 24 Stunden auf einem Landſitz in England zugebracht zu haben, um ſich zu überzeugen, daß es unter allen Ländern der Welt das Land iſt, welches die intereſſanteſten Romane und die glücklichſten Haushalte und Ehen erzeugen muß. Die Frauenzimmer ſind da ſo ſchön, ihre Sittſamkeit iſt ſo wahr und ſo rührend, der allgemeine Ton der Sitten hat noch ſo viel Zurückhaltendes und Anſtändiges, daß er dem Laſter ſelbſt Ehrfurcht und Achtung einflößen muß. Die jungen Perſonen beyderley Geſchlechts werden zuſammen aufgezogen, und die ſanfte Vertraulichkeit, die unter ihnen herrſcht, ſcheint dazu gemacht, die Wünſche der Liebe mit Zurückhaltung und dem Verlangen der pünktlichſten Decenz zu beſtimmen. Dieſem Gemählde ſetze man nun das Gemählde des Verderbniſſes aller großen Städte entgegen, das aber in London bey weitem den Reiz und die Täuſchung nicht hat, womit die Pariſer Sitten es künſtlich zu übertünchen gewußt haben, und was folglich in London keinen ſo verführeriſchen und keinen ſo ſchädlichen Einfluß haben kann; tugendhafte unverdorbene Frauenzimmer können alſo in England nicht ſo ſelten ſeyn als anderswo, und müſſen auch folglich mehr Achtung und Glückſeligkeit genießen.

Zwar giebt es zu London eben ſo viel öffentliche Buhldirnen, als zu Paris; allein obgleich die größte Anzahl von ihnen Schönheit und Reiz im großen Grad beſitzt, ſo genießen ſie doch bey weitem die Art von Exiſtenz nicht, deren in Frankreich die Courtiſannen genießen, die ſich durch Figur, Grazie und Liebenswürdigkeit auszeichnen. Die einzigen öffentlichen Frauenzimmer, welche in dieſem Augenblick zu London mit einer Art von Luxus und Aufſehen unterhalten werden, ſind Franzöſinnen, und in ihrem Vaterlande haben ſie die Eroberung der Liebhaber gemacht, denen ſie nach dieſer Inſel gefolgt ſind.

Da ein Reiſender alles ſehen muß, ſo hat mein Bruder auch eine Taverne in London beſucht, und zwar hat er die gewählt, wo man die ausgeſucht ſchlechteſte

Geſellſchaft findet. Fürchten Sie aber nicht, liebe Freundin, daß ich Sie durch Darſtellung von Schilderungen ärgern will, die eine lebhafte Einbildungskraft ſich ſelbſt ſkizziren kann. Man muß Rouſſeau ſeyn, um ſeiner Feder Details der Art erlauben zu dürfen. Ich begnüge mich, Ihnen zu ſagen, daß mein Bruder ſich am meiſten an der gravitätiſchen und feyerlichen Art ergötzte, mit welcher der Waiter, deſſen Amt das iſt, ihn fragte, was er vor ſeinem Zeitvertreib verlange? Ein Notar oder ein Beichtvater könnte ihnen nicht mit einer wichtigeren Mine oder einem ernſtlicheren Ton die ſchwerſte Gewiſſensfrage vorlegen.

Die jungen Huris, welche man darauf meinem Bruder und ſeinem Begleiter vorführte, vereinigten mit den regelmäßigſten Zügen die ſanfteſte Haut und die friſcheſte Farbe, über der ſtarke Gebrauch des Biers, der Butter, der geiſtigen Weine und gebrannten Waſſer verderbt ein wenig das Friſche des Mundes, und nichts iſt aus derſelben Urſache hier ſeltener, wie man mir verſichert hat, als was nach Taſſo's Geſtändniſſe Armidens ſo wollüſtig reizend machte, mamme acerbe e crude. Ich glaube auch kein ſo voreiliges Urtheil zu fällen, und ich glaube, daß der neapolitaniſche Geſandte Herr von Carracciole nicht ganz Unrecht hatte, zu behaupten, daß die Frauenzimmer in England zwar reiner vor den Menſchen, aber in Frankreich reiner vor Gott wären. Ich zweifle zwar keinesweges, daß nicht viel Ausnahmen zu machen ſind, und daß es nicht auch ſehr liebenswürdige an Seele und Geiſt unter ihnen giebt; aber es wäre möglich, daß im Ganzen genommen die Landesſitten jenes zu geſuchte in der Reinlichkeit verwürfen, welche zu ſehr mit der Affektirung des Luxus und der Weichlichkeit verwandt iſt. Sophie, ſagt Rouſſeau, Sophie ignorirt oder verachtet jene übertriebene Sauberkeit des Körpers, welche die Seele befleckt, ſie iſt mehr als ſauber, ſie iſt rein. Sophie hat Recht, aber Sophie hat ihr Geheimniß nicht jedermann mitgetheilt.

VI.

Wollen Sie, lieber Freund, Ihr Glück recht fühlen, in der Geſellſchaft der Menſchen zu leben, ſo ſchauen Sie die reichen Werkſtätten, die blühenden Fabriken, einen Seehafen, wie der von London oder Amſterdam; werden Sie ſich an der ungeheuern Mannigfaltigkeit des Schauſpiels, das in unſern großen Städten der Luxus des Genie's, der Wiſſenſchaften und Künſte darſtellt; oder fühlt ſich Ihre Einbildungskraft geſtimmt, in ſchönen Rednerfloskeln ſich zu üben und ſchwarze ſplinhafte Gedanken zu nähren; ſo beſuchen Sie unſere Gefängniſſe, unſere Spitäler, unſere Zuchthäuſer, dort werden Sie mit Muße die Herabwürdigung des Menſchengeſchlechts, alle die Drangſale betrachten können, welche täglich die traurige Gährung unſerer Leidenſchaften, oder das mehr oder minder wirkſame Gift unſerer geſellſchaftlichen Anſtalten erzeugen. Vielleicht, wenn Sie ſich den erſten Bewegungen Ihres Unwillens oder Ihres Mitleidens überlaſſen haben, vielleicht ſagt Ihnen dann Ihre Vernunft, wenn die menſchliche Geſellſchaft weit entfernt die Keime von Verderblichkeit entſtehen zu laſſen, welche von unſerer Natur unzertrennlich ſind, ſie nur auf eine weit merklichere Weiſe entwickelte, ihren Einfluß mäſſigte, ihrer Thätigkeit Grenzen ſetzte, wären die Mängel, welche man der menſchlichen Geſellſchaft vorwirft, nicht ſchon vor ihr da geweſen, ſo würde die geſellſchaftliche Ordnung nie Statt gehabt haben. Wie hätte ohne die natürliche Ungleichheit die geſellſchaftliche Ungleichheit entſtehen können? wie würde man ohne die Bedürfniſſe, die aus dem Eigenthum entſpringen, darauf gefallen ſeyn, Geſetze zu ihrer Vertheidigung zu geben? Sie ſehen alſo wohl, daß es den Geſetzgebern, wie dem Soſia in Mollieres Comödie geht, ſie waren ſchon da, ehe ſie noch da waren.

Ich ließ mich neulich nach Newgate bringen. Welch ein niederſchlagender Anblick! Als ich durch die Höfe gieng, wo ſich die Gefangenen aufhalten, denen man dieſe Freyheit geſtattet, fielen ſie über mich her wie ein Schwarm von Bienen. Ich konnte mich nicht anders vor ihnen retten, als daß ich ihnen eine Handvoll kleine Münze zuwarf, über welche ſie eben ſo gierig herfielen, wie wilde Thiere, die viele Tage lang kein Futter bekommen haben. Die Eingekerkerten ſteckten mit einem Herz durchſchneidenden Geſchrey die Hände durchs Gitter. Der Kerkermeiſter, der mich begleitete, ſchaffte ſich mitten unter dieſem Geheul durch ein Wort, eine Geberde Gehorſam, wie ein Piqueur unter einer Kuppel von Hunden, er zeigte mir das Fenſter des Zimmers, wo Lord Gordon gefangen ſaß, weil er ein Pasquill auf die Königin von Frankreich geſchrieben hatte. Wenn werden die Geſetze ſo viel Stärke und Kraft bekommen, um die C., die M., die R. u. ſ. w. eben ſo anſtändig verſorgen zu können?

Ich konnte den Eindruck, den dieſes Gefängniß auf mich machte, nicht lange aushalten, ich verließ jedoch Newgate nicht, ohne von einem lebhaften Gefühl der Bewunderung und des Mitleidens zugleich durchdrungen worden zu ſeyn. Mein Führer zeigte mir in einem kleinen iſolirten Hofe, deſſen Mauern bis am Himmel zu reichen ſchienen, eine junge Jüdinn von der intereſſanteſten Geſtalt. Es war auf ihr ausdrückliches Verlangen geſchehen, daß ihr dieſe traurige Wohnſtätte angewieſen worden war, um die letzten Augenblicke ihres Vaters zu tröſten, der ſeinem Todesurtheil entgegen ſah. Er war ein falſcher Münzer, hatte es eingeſtanden und fühlte, daß er das Schickſal verdient hatte, das ſeiner wartete. Er litt nur für ſeine Tochter, deren Züge und Anſtand von der Reinheit ihrer Seele zeugten, und deren zärtliche Sorgfalt, kindliche Ergebenheit, und ein rührendes Gemiſch von Muth, Schaam und Schmerz den lebhafteſten Antheil erregten.

Nach dem wenigen zu ſchließen, das ich mit Augen ſehen konnte, nach allem dem, was ich davon gehört habe, glaube ich, daß eben ſo wenig Menſchlichkeit und eben ſo viel Mißbräuche und Unordnungen in den engliſchen Gefängniſſen, als in den franzöſiſchen herrſchen, ich bin ſogar überzeugt, daß ſeit Necker und deſſen zärtlichen Vorſorge und ſeit den edelmüthigen Bemühungen ſeiner würdigen und vortreflichen Gattin, die Gefängniſſe des Zuchthauſes zu Paris geſünder, beſſer eingerichtet und beſſer unterhalten ſind, als die Gefängniſſe zu Newgate. Ich erwähne Kingsbouth nicht, weil das nicht ſowohl ein Gefängniß, als eine Art von Freyſtätte iſt, wie vor dieſem der Tempelhof zu Paris war. Dieſer Ort enthält in ſeinem Bezirk ganze Gaſſen, und nimmt einen ſehr großen Raum ein, wo verſchiedene Gefangene ſich ſehr bequeme Wohnhäuſer gebaut haben. Herr von Archenholz hat in ſeiner Darſtellung von England eine ſehr verführeriſche Beſchreibung davon gemacht, auf welche ich Sie verweiſe. Mancher Philoſoph, und vielleicht ſelbſt Ludwig XVI., würde ſich vielleicht ſehr glücklich preiſen, wenn er die Ruhe einer ſolchen Einſiedeley genießen könnte. Es iſt unmöglich, ſelbſt mit der Aufopferung ſeiner Freyheit, zu gleicher Zeit mehr Unabhängigkeit und mehr Sicherheit zu finden, ſo daß die Tollheit, um in dieſes Gefängniß zu kommen, man nothwendig im Stand ſeyn muß, eine gewiſſe Summe, ich glaube 5 oder 6 Guineen zu erlegen. Eine noch größere Summe wird erfodert, um daſelbſt bleiben zu dürfen. Alſo immer Geld. Warum giebt es doch im menſchlichen Leben keinen einzigen Zuſtand,

ſtand, er ſey ſo glücklich oder ſchlecht, als er wolle, wo dieſer Taliſman nicht den entſchiedenſten Einfluß verräth?

Unter allen den Anſtalten, die getroffen worden ſind, um die Geiſſeln der menſchlichen Geſellſchaft zu mildern, der Dürftigkeit unter die Arme zu greifen, das Alter oder unglückliche Tugend zu tröſten, die Opfer der Tapferkeit und des Patriotiſmus würdig zu ehren, wird gewiß keins von dem Hoſpitz der Invaliden zu Greenwich übertreffen. Es iſt der ſchönſte Pallaſt in England; er liegt am Geſtade der Themſe, ſechs meilen von London; er beſteht aus zwey Flügeln, welche durch eine breit Esplanade geſchieden werden, in deren Mitte die Bildſäule Georgs II. ſteht. Dieſe beyden Flügeln, die in dem vollkommenſten Verhältniß mit einander ſind, haben jeder eine Kuppel von der edelſten und zierlichſten Bauart, die Facaden nach der Themſe zu beſtehen aus einer doppelten Reihe korinthiſcher gekuppelten Säulen, welche den Fronton tragen. Je mehr man die Pracht und den Geſchmack dieſer beyden Gebäude bewundern muß, je empfindlicher iſt es dem Auge, ſie im Hintergrund durch nichts mit einander verbunden zu erblicken. Zwar nimmt des Gouverneurs Haus dieſen Grund der Perſpektive ein, aber dieſes Gebäude iſt etwas ſo kleinliches, armſeliges und vereinzeltes, daß es mehr verunſtaltet als ziert.

Aber wie viel Reichthum, wie viel Ordnung, wie viele angemeſſene Bequemlichkeiten vereinigen ſich hier, um alle Tadel vergeſſen zu machen. Die Terraſſe bietet eine der mahleriſcheſten Siten dar, die es auf der Welt giebt. Die Matroſen ſehen hier täglich auf dem prächtigen Fluß, der die Terraſſe beſpühlt, die Schiffe vorbeyfahren, die aus allen Gegenden des Weltalls zurückkehren, wohin auch ſie das Schickſal ehedem führte, und ſo erinnern ſie ſich in ſüßer Ruhe aller Gefahren, aller Genuſſe, aller Mühſeligkeiten ihres Lebens, ihren erſten Thaten und ihrer letzten Arbeiten. Hinter dieſer prächtigen Freyſtätte iſt ein ſchöner Park, der ſehr gut angelegt iſt, und von deſſen Anhöhen man einen unermeßlichen Horizont, die mannigfaltigſten Perſpektive, und ſonderlich eine der ſchönſten Anſichten der Stadt London genießt.

Die gute Ordnung, welche in dieſem prächtigen Hoſpital herrſcht, übertrift alle Vorſtellung und Vergleichung; alles zeugt da von der genaueſten Diſciplin und der geſuchteſten Reinlichkeit. Nichts iſt da aus der Acht gelaſſen, was zur Erhaltung von Eintracht, Geſundheit und ruhiger Glückſeligkeit beytragen kann, ſelbſt die Gemälde, welche verſchiedene Säle und beſonders die Kirche ſchmücken; alles ruft in die Seele ihrer Bewohner ſüße Erinnerungen von Ruhm und Widerwärtigkeiten, Gefühle des Vertrauens und der Liebe für Vaterland und Vorſehung zurück.

O wie wenig können diejenigen die Regungen des menſchlichen Herzens und die großen Triebfedern der Tugenden, die zur geſellſchaftlichen Ordnung unentbehrlich ſind, die nicht einſehen, daß zwar milde Handlungen einer Privatperſon durch Beſcheidenheit und wenig Aufſehen erregen verdienſtlicher werden, daß es aber mit der Mildthätigkeit einer großen Nation ganz anders beſchaffen iſt. Der Werth und die Wirkung dieſer muß durch Pracht und ins Auge fallende gehoben werden. Alle Kräfte der Einbildungskraft müſſen durch ihre Eindrücke bezaubert, und ihre Belohnungen, wie ihre milden Gaben, durch große Monumente verherrlicht werden, damit ſelbſt die, welche ſie aus ihrer Hand empfangen, ſtatt Demüthigung nur noch mehr Stolz und Achtung erlangen.

So weit hatte ich geſchrieben, als ich von einer engliſchen Lady, die ihr Verſtand noch mehr als ihre Geburt auszeichnet, eine Kritik meiner erſten Briefe erhielt,

hielt, worinne ſie mir manche derbe Lehren zu geben geruhte. Ich nützte ſie mit eben ſo viel Unterwerfung als Dankbarkeit, ich theile ſie Ihnen hier mit, und werde über dieſe Gegenſtände die Feder nur zur Beantwortung ihrer Anmerkungen ergreifen. Es thut mir wirklich leid, denn ich hatte Ihnen noch ſo manches über den berühmten Tower, über die Einrichtung ſeines prächtigen Zeughauſes, über die Sammlungen von Weß und Raynold, über die prächtige Sheakespearliſche Gallerie, und die unſterblichen Meiſterſtücke unſeres Freundes Fueſli zu ſchreiben, welcher der Dante und Sheakespear der Mahlerey iſt.

Mein Briefwechſel mit der Lady.

I.

Abſchrift des Briefes der Lady.

Der letzte Märzheft Ihres Journals enthält etwas, worüber ich mich nothwendig mit Ihnen beſprechen muß, Ihre Briefe über England. In einem dieſer Briefe ſchilderten Sie alles, was das Koſtum und den Anſtand unſerer Damen im Schauſpielhauſe betrift, in einem der Wahrheit ſo ganz entgegen geſetzten Lichte, daß ich anfangs willens war, ſcherzend darauf zu antworten; aber ich habe, was ich geſchrieben, ins Feuer geworfen, weil ich nicht glaube, daß die Würde unſerer Nation darunter leiden würde, weil es Ihnen beliebte, uns mit unſern gefärbten Haaren plump und linkiſch, und von aller der Grazie entblößt zu finden, an der Sie zwey oder drey Franzöſinnen ſogleich unter uns erkannten; aber da alles, was Sie über unſere Geſetzgebung niedergeſchrieben haben, von unſern kosmopolitiſchen Philoſophen und Patrioten geleſen und eben ſo andächtig geglaubt werden würde, als die Pethions und Robespierre glauben, daß ſie eine Konſtitution machen; ſo muß ich Ihnen als Freundin ſagen, daß Sie irren, wenn Sie behaupten, der größte Theil der Wahlen ſey in den Händen des Monarchen. Der König kann wohl einen Pair machen, wenn es ihm gefällt, und folglich auch jemanden, von dem er glaubt, daß er ihm ergeben iſt, das Recht ſeiner Stimme im Oberhauſe verleihen, allein bey den Wahlen ſelbſt vermag der Einfluß des Königs nichts.

Bilden Sie ſich nicht ein, daß ich darüber böſe werden würde, wenn Sie vor Europens Augen die Mißbräuche aufdeckten, welche ſich in unſere ſchöne Konſtitution eingeſchlichen haben, aber Sie haben nur eine ſehr oberflächliche Kenntniß von den Schönheiten und Mängeln, dem Guten und Böſen meines Vaterlandes, Sie haben ſich nur wenige Wochen da aufgehalten, und ſind wohl in Verwunderung geſetzt, aber nicht hinreichend belehrt worden, um im Stande zu ſeyn, ein treues Gemählde zu entwerfen. Eben ſo gut könnten Sie eine ſchöne Abhandlung über das Land im Monde, oder irgend einer andern Welt ſchreiben, die Sie bloß durch ein Teleſkop geſehen hätten, und dieſes Teleſkop iſt Ihre franzöſiſche Art, ein Ding zu betrachten, weil Sie ſo lange ſich zu Paris aufgehalten haben, daß Sie bey allem Ihrem Verſtande und Ihrer angebohrnen Sanftmuth und Güte nach franzöſiſcher Mode Alles in Syſteme bringen und klügeln wollen.

Sie wiſſen wohl nicht, daß einer von den großen Mängeln unſers Unterhauſes darinne beſteht, daß viele Mitglieder darinne Sitz und Stimme durch Boroughs und nicht durch ganze Provinzen haben, daß alle Boroughs-Repräſentantenſtellen käuflich und den Meiſtbiethenden feil ſind; daß es in manchen dieſer Boroughs

Hannchen. (für ſich) Der Menſch hat die Plauderwuth: wenn er mit niemanden anders ſchwatzen kann, ſo ſchwatzt er mit ſich ſelber.

Scene III.

Leander. Hannchen.

Leander.

(für ſich, ohne Hannchen gewahr zu werden.)

Es iſt doch nichts verdrießlichers, als zu laufen, zu rennen, und keinen Menſchen anzutreffen, mit dem man ein Wort reden kann. Findet man jemanden, ja ſo unterhält man ſich mit ihm, man ſchwatzt was, man erkundigt ſich nach dieſem und jenem, und erfährt immer was neues. Sollte man auch nur ein Wort mit dem Geſinde reden, ſo nimmt man vorlieb, und wie der Baron neulich ſagte — als ich zu Julchen ging —

Hannchen. Mit wem reden Sie denn, mein Herr?

Leander. Ey biſt Du da, mein Kind? Guten Tag! Wie gehts? Recht wohl: Das freut mich. Und Deiner Herrſchaft auch? und mir auch! Sie hat mich zu Iſabellen geſchickt, aber zum Henker, es war kein Menſch zu Hauſe, nicht einmal der Bediente, nicht eine lebendige Seele! Ich mußte fortgehn, wie ich gekommen war. So giengs mir geſtern, ja geſtern da bin ich in einem verdammten Fiacre, der wie der Teufel ſtieß, durch die Vorſtädte gejagt, daß das Pflaſter hätte rauchen mögen. Erſtlich in die Leopoldſtadt, dann von der Kayſerlichen Favorite in die Roſſau, von der Roſſau in die Alſtergaſſe, von der Alſtergaſſe beym Peſthaus hin nach der Leimgrube, von der Leimgrube nach dem Rennweg, von dem Rennweg nach der kaum 10 bis 20 Wahlmänner giebt. Nun urtheilen Sie ſelbſt, welches Uebergewicht der Miniſter dadurch erhält, da er durch Geld ſich die Mehrheit der Stimmen nach Willkühr verſchaffen kann.

Im Oberhauſe iſt die Anzahl der Pairs nicht beſtimmt, welches wieder ein ſehr großer Fehler iſt. Der jetzige König hat deren ſo viele gemacht, daß man ſich faſt ſchämt Lord zu heißen, weil ſo viele ſchlechte und unwürdige Menſchen damit beehrt worden ſind.

Das Volk wählt ſich ſeine Richter nicht. Wenn Sie glauben, daß man als Parlamentsglied einen Einfluß in die Geſetzgebung ſeines Landes bekomme, ſo irren Sie ſich. Das Mitglied eines Parlaments, das von einer Provinz gewählt iſt, bringt nur die Petitionen ſeiner Provinz wegen Bills vor, welchen dieſe Provinz zu erhalten wünſcht; allein dieſe Bills betreffen weder die Geſetze des Landes noch die Geſetze der Provinz. Wenn z. B. die Einwohner einer Provinz einen Kommunikationskanal zwiſchen drey Flüſſen anlegen, die öffentlichen Gemeintriften verſchließen, eine Landſtraße abkürzen oder anders führen, oder einen Ländereyentauſch treffen wollen, ſo wird dazu die Sanktion einer Bill erfordert. Oder er überreicht eine Bittſchrift wegen der Abſchaffung dieſer oder jener Abgaben, wegen der Erbauung dieſes oder jenes Spitals, kurz, alles, was das allgemeine Beſte der Provinz angeht, gehört vor das Parlament; aber die Prozeſſe oder Zwiſtigkeiten werden vor einem andern Tribunal ausgemacht, wenn die ernannten Richter die Provinz durchreiſen.

Folgen Sie mir, und beſuchen Sie England noch einmal und auf längere Zeit, ehe Sie die letzte Hand an Ihre Briefe über mein Vaterland legen, gehen Sie ſonderlich auf das Land, dort werden Sie uns in unſerer ganzen Erhabenheit erblicken, dort werden Sie ſich überzeugen, daß jede Familie, daß jeder Privatmann ſeine eigne Art hat. Im Großen oder Ganzen können wir nicht gemahlt werden, aber in den Details weichen die Schilderungen bis ins Unendliche ab; jeder Engländer iſt ein Original für ſich. Jeder beſchäftigt oder vergnügt ſich nach ſeiner Art, und eben dieſer ſeltſamen Kontraſte wegen iſt England für jeden vernünftigen Kopf das intereſſanteſte Land, das man ſehen kann. Eine gute unpartheyiſche Schilderung meines Vaterlandes iſt mir noch nicht zu Geſichte gekommen. Die Fremden übertreiben immer ihr Lob oder ihren Tadel. Selten bekommt ein Fremder viel von dem zu Geſicht, was bey uns wahrhaft groß oder verdienſtlich iſt, und das aus Gründen, die ich in Briefen unmöglich zergliedern kann. Faſt alles, was wirklich zur Glorie unſerer Nation gereicht, iſt verborgen oder im Innern der Familie verſchloſſen, wo ein Fremder ſelten Gelegenheit hat, es aufzuſuchen. Der Fremde lebt in London in ſteter Zerſtreuung, und ich glaube, London und Paris würden ſich noch weit vollkommener ähnlich ſcheinen, wenn unſere Damen über Konſtitution und Patriotiſmus, eben ſo über den Berg ſchwatzten, wie die Franzöſinnen.

Aber beſuchen Sie London noch einmal, lernen Sie ſonderlich die Citty kennen, Sie werden dort Männer antreffen, welche in ſich den wirthſchaftlichen Geiſt unſers thätigen Handels und die patriotiſche Denkungsart der alten Römer vereinigen, bevor der Luxus ſie ganz zu Grunde richtete.

Meiden Sie den Hof; es wäre denn, daß es Ihnen einen Augenblick Zeitvertreib machte the King in his ſtate coach coing down to the Houſe of Peers, und die Gruppe der königlichen Kinder zu ſehen, begeben Sie ſich in unſre Derbyſhire aufs Land, beſuchen

Sie unſere Städte, Manſcheſter, Bermingham, Liverpool und unſere Häfen und Werfte, eſſen Sie bey unſern Pächtern, ſehen Sie die erſten Damen von England zu Fuß und allein ſechs oder acht Meilen weit in der Nähe ihrer Schlöſſer umher wandern, und ohne ſich zu erkennen zu geben, den Mangel und das Unglück mildern und unterſtützen, und nur von Zeit zu Zeit ſich im Publikum in großen Staat zeigen, weil ſie glauben, daß ſie das zuweilen ihrem Manne und Rang ſchuldig ſind. Sie werden ſonderlich da milde Stiftungen und Spitäler antreffen, welche durch Frauenzimmer angelegt worden ſind; Sie werden Hausmütter aus allen Klaſſen erblicken, die Sie ſelbſt verachten würden, wenn Sie, wie die Franzöſinnen, ihre Kinder bey einer Amme in die Koſt thun wollten. Ich gehe künftigen Monat auf mein Landgut, der * * * begleitet mich. Sie haben noch Zeit, mir vor meiner Abreiſe zu ſchreiben. Melden Sie mir, ob Sie mein Gekritzel haben leſen können, und ob Sie die Freymüthigkeit Ihrer Freundin nicht übel genommen haben.

L...., den 13. April, 1791.

Eliſa C.

II.

Antwort an Lady Eliſa C.

Ob ich Ihre Freymüthigkeit übel aufgenommen habe, Lady? Wie könnte ich das! Ich würde mich tröſten, das tollſte und abgeſchmackteſte Zeug von der Welt geſchrieben zu haben, wenn es mir immer ſo ſanftmüthige, liebenswürdige und lehrreiche Zurechtweiſungen zuzöge, wie die Ihrigen. So eine ſchlimme

Meynung Ihnen aber auch meine Briefe über England von meiner Art, Dinge zu beſchauen und zu beurtheilen, beygebracht haben können, ſo hoffe ich doch mir ſchmeicheln zu dürfen, daß Sie mir nie die lächerlichen Anſprüche zugetraut haben werden, das Gemählde eines Landes entwerfen zu wollen, wo ich nur ein paar Wochen verweilt habe. Ich wollte mir dadurch das Andenken meiner erſten Ueberraſchung, meiner erſten Eindrücke in meinem Herzen zu verewigen ſuchen. Wenn ich zuweilen richtig geahndet, und meinen Leſern keine Langeweile verurſacht habe; ſo reut es mich nicht, daß ich meine Bemerkungen drucken ließ.

Ich habe Ihnen offenherzig alle meine Fehler, alle meine Wagſtücke eingeſtanden; aber iſt es mir nun erlaubt, Lady, auch meinerſeits Klage über die kleine Ungerechtigkeit zu führen, deren Sie ſich gegen mich ſchuldig machen, da Sie mir vorwerfen, ich hätte geſagt, die engliſchen Damen wären ſehr linkiſch. So ſtrafbar bin ich nicht; ich ſagte bloß: daß die Art und Weiſe, wie ſie die franzöſiſchen Damen nachmachen, mir eben nicht die glücklichſte ſchien, und mir deucht, das iſt doch etwas ganz anders. Aber in welchem Lande von Europa ich auch das Portrait von Lady C. zu entwerfen hätte; ſo dünkt es mir, daß wenn ich dem originalen und natürlichen Gepräge Ihres Witzes, der Schönheit Ihres Wuchſes und Ihrer Farbe hätte Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, ich wohl hinzuſetzen dürfte, daß Sie mit dem allen auch noch die franzöſiſche Grazie und Lebhaftigkeit verbände; und bezeugte Sie mir hierüber Ihr Mißfallen, ſo würde ich Sie bitten, den Vorurtheilen zu verzeihen, welche ein 20jähriger Aufenthalt zu Paris einflößen kann.

Ich muß mich zu dunkel ausgedrückt haben, wenn man aus dem, was ich ſchrieb, ſchließen ſollte, daß ich dem König von England bey den Wahlen des Unterhauſes, einen andern Einfluß, als den Geld- und Beſtechungseinfluß, beylegte; aber ich habe nur noch Delolme und Blackſtome in Erinnerung bringen wollen, daß man in den Händen des Monarchen die Vertheilung der meiſten Ehrenſtellen, Aemter und geiſtlichen und weltlichen Würden gelaſſen hätte, und ich lobte billig dieſes Vorrecht der königlichen Würde, weil alles ihr Nachdruck und Anſehn gewährt. Unſere neuen franzöſiſchen Geſetzgeber denken ganz anders. Denn es iſt in allem Ernſt die Rede davon geweſen, dem Könige ſogar die Ernennung ſeiner Miniſter zu nehmen.

Was die wahren Mißbräuche Ihrer Konſtitution betrift, die man unmöglich mit mehr Scharfſinn und Einſicht auseinanderſetzen kann, als Sie gethan haben, ſo glaube ich, daß meine Gedanken in dieſem Stücke ziemlich mit den Ihrigen zuſammentreffen, und wollte ich meine Briefe fortſetzen, ſo würde ich Sie inſtändigſt um die Erlaubniß bitten, davon Gebrauch machen zu dürfen. Unterdeſſen werde ich mich wohl hüten, dieſe Stelle unſern angeblichen Patrioten vorzuleſen, ſie würde ihnen viel zu viel Vergnügen machen. Denn ſie ſcheinen nicht einſehen zu wollen, daß ein geſchickter Baumeiſter die Mängel eines großen Gebäudes verbeſſern kann, ohne es deswegen bis auf den Grund einzureißen.

Inhalt

der vier Stücke der Olla Potrida vom Jahr 1793.

(NB. Die Römiſche Zahl zeigt das Stück, die Deutſche die Seite an.)

Gedichte.

I. Seite 3 — 5.
II. — 3 — 7.
III. — 3 — 12.
IV. — 3 — 11.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

Fortſetzung der Züge aus der ältern und neuern ruſſiſchen Geſchichte. I. Seite 10
Der Eipeldaur auf der Wiener Redoute. I. 24
Fabeln I. 32
Auerbach, Schloſſermeiſter zu Frankfurth, an den Jacobinerclub zu Mainz. I. 35
Geſpräch zwiſchen einen Jacobiner und Mylord Bockward. I. 40
Rede bey Gelegenheit des feyerlichen Dankfeſtes für die Wahl und Krönung Franz II. Römiſchen Kaiſers. II. 11
Ueber die Revolution in Frankreich und ihre Theilnahme. II. 22
Aus dem Tagebuche eines Engländers auf ſeiner italiäniſchen Reiſe. II 25
An die Franken und ihre Repräſentanten in Deutſchland. II. 44
Kleider und Tafelluxus der alten Römer. II. 53
Marats Proceß, eine merkwürdige Rechtsurkunde. III. 37
Plan eines militäriſchen Theaters in deutſcher Sprache. III. 58
Ehrſucht ohne Grenzen. IV. 18
Der Racheſchwur. IV. 24
Meine Reiſe nach dem Frohnleichnamfeſt in Erfurt. IV. 31
An meine Sächſiſchen Mitbürger. IV. 44
Ueber Dänemark und Norwegen. IV. 53

Roman.

Mikko, ein Luſtſpiel in zwey Aufzügen. I. 69
Die Alpenhütte. II 81
Die Alpenhütte (Beſchluß). III. 104

Miſcel-

Inhalt.

Miſcellaneen.

Fortſetzung der Beſchreibung der Sitten der Einwohner von Senegal. I. Seite 11
Abſchied von Deutſchland. I. 12
Sendſchreiben an den getreuen Schildknappen des Generals Cuſtine, Daniel Stamm. I. 12
Elegie. II. 10
Das Band. II. 10
Die Emailmalerei. II. 10
Welches ſind die beſten Schinken und beſten franzöſiſchen Käſe? II. 10
Rede in einer Geſellſchaft von Konſtitutionsfreunden gehalten. II. 11
Zwey Idyllen aus dem Portugiſiſchen. II. 11
Ein Traum. II. 1
Zur Beherzigung aller Jünglinge und Männer, Mädchen und Frauen. III. 11
Einige Einfälle von Herrn Johann Carl Lutenberg zu Göttingen. III 1
Ueber Shakeſpeare. IV. 6
Gedanken eines Reiſenden. IV. 7
Briefe einer Dame über England. IV. 7

Auszüge.

Bekebeneit von die Einnam von Francfort an ſwelte Decembe 1792. keſchrib von ehne Teutſch-Franſos. 1793. I.
Aus des P. Hieronymus Lobo's Reiſe nach Habeſſinien und zu den Quellen des Nils. II. 12
Scenen aus Ludwig XVI. III. 1
Ueber die Osmanen und ihre Kriegsverfaſſung. IV. 1

Biographie.

Macdonagh (Beſchluß). III. 1
Zum Andenken des Herrn H. W. Kelch am 10. Januar 1793, in der ordentlichen Verſammlung der phyſikaliſchen Privatgeſellſchaft zu Göttingen vorgeleſen von ihrem Archivar D. Fr. Alb. Ant. Meyer. IV.

Naturgeſchichte.

Nachrichten von Herrn le Vaillants Naturaliencabinet. I. 6
Ueber die Thiere der Wallachey und Moldau. III. 7
Ueber die Feldmäuſe. III. 7

Verlagsbücher der Weverſchen Buchhandlung in Berlin. Oſtermeſſe, 1794.

1) Dictionnaire françois-allemand et allemand-françois à l'uſage des deux nations redigé par une ſocieté de gens de lettres, quatrième édition augmentée de pluſieurs articles revus par Mr. de la Veaux, 4 Tom. gr. 8. 5 Rthl.

2) Olla Potrida, eine Vierteljahrſchrift, auf das Jahr 1793 4s und 1794 1s Stück, gr. 8. geheftet. 10 Gr.

3) Quartalſchrift, neue, zum Unterricht und zur Unterhaltung, aus den neueſten Reiſebeſchreibungen aufs Jahr 1793 4s und 1794 1s Stück, gr. 8. geheftet, 10 Gr.

4) Voltairs ſämmtliche Schriften, 15r Band, 8. 1 Rthl. 8 Gr.

5) Voltairs Korreſpondenz mit Staatsmännern, Militair- und Standesperſonen, Gelehrten, Litteratoren und Künſtlern. 3r Band. 8. 1 Rthl. 8 Gr.

6) Chriſtenthum, das reinere, oder die Religion der Kinder des Lichts. 3r Band. gr. 8. In Commiſſion.

7) Anweiſung für Frauenzimmer, die ihre Wirthſchaft ſelbſt vorſtehen wollen. 2s Stück, von J. G. G. enthält: 1) die beſondern Pflichten und Geſchäfte einer guten Hausmutter; 2) die Pflichten und das Verhalten des Geſindes überhaupt; 3) die Pflichten und Arbeiten der Köchin im Hausweſen; 4) das Hausmädchen und ihre Beſchäftigungen im Hausweſen; 5) das übrige weibliche Geſinde im Hausweſen; das Fleckausmachen aus Kleidern; 7) der Wein, deſſen Verfertigung, Erhaltung verſchiedener Arten künſtlicher Weine. gr. 8. 12 Gr.

8) Betrachtungen, fortgeſetzte, über die eigentlichen Wahrheiten der Religion, oder Fortgang da, wo der Herr Abt Jeruſalem ſtill ſtand. 3r Theil. gr. 8. In Commiſſion.

Ernſt Feliſch, neue Verlagsbücher Oſterme

1794

1) Schale, C. F., leichte Vorſpiele für die Orgel u
das Clavier. Querfolio. 16 G
2) Itinerariſches Handbuch oder ausführliche Anleitun
die merkwürdigſten Länder Europens zu bereiſen, ne
einer Nachricht zu allen dazu erforderlichen Kenntni
ſen, und einer geographiſch-ſtatiſtiſchen Ueberſicht d
Reiſerouten und Poſtcourſe, der vornehmſten Oert
und deren Merkwürdigkeiten, der gangbarſten Mün
ſorten, Geldcourſe, Maaße und Gewichte, u. ſ. w.
1 Rth
3) Maimon, S., die Kathegorien des Ariſtoteles. M
Anmerkungen erläutert, und als Propädeutik zu ein
neuen Theorie des Denkens, 8. 12 G
4) Maimon, S., [illegible] oder allgemei
Theorie des Denkens, gr. 8. [illegible]
5) Jacobi, M. J. G., geographiſch-ſtatiſtiſch-hiſtoriſc
Tabellen zum zweckmäßigen und nützlichen Unterric
der Jugend. Dritter Theil, welcher Deutſchland en
hält. 4. 1 Rth
6) Moritz, C. P., grammatiſches Wörterbuch der Deu
ſchen Sprache, fortgeſetzt von J. C. Stutz, 2r u
3r Band, gr. 8. 2 Rth
7) Repertorium, allgemeines homiletiſches, oder mö
lichſt vollſtändige Sammlung von Diſpoſitionen üb
die fruchtbarſten Gegenſtände aus der Glaubenslehr
Moral und Weltklugheit, in alphabetiſcher Ordnun
nebſt einem dreyfachen Regiſter. Erſter Band. gr.
12 G
8) Reiſe durch Rußland in hiſtoriſcher geographiſch-ſ
tiſtiſcher und litterariſcher Hinſicht in den Jahren 17
und 1789, herausgegeben von dem Bürger Chantre
Aus dem Franzöſiſchen, 1r Band. 16 G
9) Verſuch über die Holländiſche Armee, in Hi
ſicht auf ihren gegenwärtigen Feldzug wider d
Neu-Franken, von einem Oberſten der leichte
Truppen, aus dem Franzöſiſchen. gr. 8. 6 G

Landſtraße; von der Landſtraße in die Kayſerliche Burg, von der Kayſerlichen Burg auf den heiligen Creuzerhof — von dem heiligen Creuzerhof —

Hannchen. (die ihm [illegible] einfällt) Und ich, mein Herr, ging dieſen Morgen in die Meſſe, von der Meſſe auf den Markt, vom Markt nach Hauſe. Da habe ich gewaſchen, gerungen, gebügelt, geplett, bin Trepp auf, Trepp nieder gerannt, vom dritten Stockwerk ins zweyte, vom zweyten ins erſte, vom erſten in Keller, vom Keller in die Scheune, von der Scheune wieder in Keller; ich habe aufgeräumt, abgewiſcht, gebohnt, für mich und die gnädige Frau Chocolade gemacht, und bin wohl dreyßigmal das ganze Haus durchkrochen, während daß ein gewiſſer Hauptmann Leander, bey meiner Herrſchaft ſaß, und ihr ſo viel vorſchwatzte, vorplapperte, daß ſie Kopfweh bekommen hat, und eben ausgefahren iſt, um ſich zu erholen.

Leander. Mädchen, Du machſt Dich etwas zu gemein, und das ſteht mir nicht an. Wär es nicht hier im Hauſe, bey meiner Ehre, ich wollte Dich — Aber laß Dirs zur Warnung geſagt ſeyn, und wenn Du mit Leuten ſprichſt, die über Dir ſind, ſo antworte beſſer oder ſchweig.

Hannchen. Sie wiſſen ja aber, Schweigen fällt dem Frauenzimmer ſo ſchwer; doch ich will gerne bey Ihnen in die Schule gehen, um es zu lernen.

Leander. Ich werde Clariſſen ſtecken, wie Du die Leute empfängſt, die ſie ihrer Achtung würdigt. Weißt Du nicht, auf welchem Fuß ich hier ſtehe, und daß man mir Reſpect ſchuldig iſt; daß ich, kurz von der Sache, meine Geliebte zu einer großen Dame machen kann, daß Sie vielleicht heute noch meine Frau, und Frau Commendanten wird, daß Clariſſe Unrecht thut, wenn ſie mir Valeren vorzieht, daß Valer in allem Betracht weit unter mir ſteht, daß ein Mann wie ich, mehr als eine Par-

thie

No. 1.

Olla Potrida.

1794.
Erſtes Stück.

Berlin
in der Weverſchen Buchhandlung.

Inhalt.

BIBL.
VNIVERS.
[illegible]

Gedichte. [illegible]

Auszüge.

Ueber das Intereſſe der Mächte beym franz. Kriege. 16.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1. [illegible] Tagebuche de[illegible] [illegible] Lieutenants von [illegible] [illegible]
2. Es lieſt ſich wie ein Roman 28.
3. Betrachtungen in Hinſicht auf die wahrſcheinliche Feſtigkeit und Dauer des Neufränkiſchen Reiches. Von Wilhelm Schobar. 37.

Roman oder Schauſpiel.

Brando ein Luſtſpiel in einem [illegible]

Miſcellaneen.

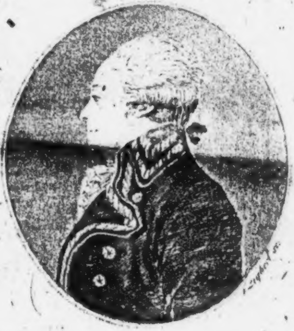
1. Des Herrn Educationsraths Campe Adreſſe an die Bürger von Braunſchweig 1792. 7[illegible]
2. Revolution in Mühlhauſen. [illegible] 8[illegible]
3. Statiſtiſche Nachrichten von Polen, Litthauen und Kurland. [illegible]
4. Wahrheit iſt ein bittres Ding, vierte Nummer des Vieux Cordelier, von Camille Desmoulins, die ihn um ſeinen Revolutionären Ruf, und zuletzt um ſeinen Kopf brachte. 99.
5. Ueber einige Leckerbiſſen unter dem Geflügel. 109.

185, 4.42

Olla Potrida.

1794.

Erſtes Stück.



General DUMOURIEZ.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

I.

Gedichte.

1.

Der Neufranke und der Altdeutſche

von

Karl Julius Friedrich.

Der Neufranke.

Heil, Teutonide, Heil! Der Väter Hoffnung taget,
Die lange Nacht der Knechtſchaft iſt entflohn!
Lautdonnernd wälzt die Revolution
Sich ihrem großen Ziele zu,
Und ſucht im Gleichgewicht der eignen Schwere Ruh.
Fluch dem, der nicht für ſie Gut, Ehre, Leben waget,
Nicht ſelber, machte ſie dieß Opfer ihm zur Pflicht,
Den Banden der Natur und Sittlichkeit entſaget!
Fluch ihm! der Feige kennt die ſtarke Flamme nicht,
Die in der Bruſt der Heldenmenſchen lodert,
Der, von der Freyheit aufgefodert,
Durch Blut und Dunkel ſich die Bahn zum Siege bricht:
'Er iſt der Kette werth, ſo der Deſpot ihm flicht.

Der Altdeutſche.

Der Enkel Theuts weiß auch, wie man um Freyheit ringet:
Doch weiß auch, wer ihr ſolche Opfer bringet,
Der ſahe nie ihr holdes Angeſicht,

Und — ſiehet es auch ewig nicht.
Sprich! wie kann der den Dienſt, der ihr gefället, kennen,
Dem, in des Laſters Sold, noch Leidenſchaft befiehlt?
Wie ſoll ſie den wohl ihren Prieſter nennen,
Der ſeinen Durſt nach ihr mit Bruderblute kühlt,
Aus eigner Herrſchbegier für ihre Ordnung blind
Der Göttinn erſtgebornem Kind,
Erhabne Duldung, dir! im Eingeweide wühlt,
Und ſtatt des Thronaltars, von dem ſie ſegnend ſchauet,
Ein grauſes Hochgericht von Menſchenſchedeln bauet?
Nein, Gallier! der Freyheit Heldenmuth
Iſt Lieb' und Wahrheitsſinn, nicht Kannibalenwuth.
Ihr himmliſchreiner Blick verdammt
Den Opferer, deß Herz von Stolz und Rache flammt.
Weh deinem Volk! Ihr Zorn wird ſpät noch die Verbrechen,
Wodurch es frech der Göttinn Dienſt entweiht,
Der Unſchuld Blut, das laut zu ihr um Rache ſchreyt,
An ſeinen Freyheitsprieſtern rächen.

Der Neufranke.

Wahn! Komm, und ſieh, wie überall
In Frankreichs Gau'n ſchon ihre Tempel ſteigen!
Um ihr Panier tanzt, unter Jubelſchall,
Das ſouveraine Volk den brüderlichen Reigen,
Und feyert des Tyrannen Fall.

Der Altdeutſche.

Das Volk? Was nennſt du Volk? Etwa die ſchlaue Rotte,
Die jedes Rad in der Maſchine lenkt?
Vielleicht Haushageln, der bey euch ſo wenig denkt
Als wie bey uns — heut dem Tribünengotte
Und morgen ſein Vertraun dem Bänkelſänger ſchenkt?
Wie? oder gar den Schwarm der Narr'n und Böſewichter,
Der ungeſcheut ſich ſelbſt zum Richter
In eigner Sache macht, und jedem, der nicht glaubt
Und denkt als er, Gut, Freyheit, Leben raubt?
Das nennſt du Volk? Das Volk, das ſtets gerecht und groß,

Ehrliebend, bieder iſt? ſo gern in ſeinem Schoß
Der ſanften Bruderpflicht, der ſchönen Billigkeit,
Vor allen Tugenden den erſten Altar weiht? —
Nein, Franke! wie du's kennſt, ſo brach, dieſſeits des Rheines,
Der ſtolzen Römer Joch, ſo kannte Hermann keines!

Der Neufranke.

Thuiskons Volk? Wie paſſet der Vergleich?
Das focht für ſeinen Herd, nicht für der Freyheit Reich —

Der Altdeutſche.

Da eben liegt's. Wofür Thuiskons Volk ſich ſchlug,
Verkennt dein eitles Volk, und kämpft im Selbſtbetrug
Für die Idee. — Meinſt du, wo, grimmig und erbittert,
Der Demagogenſtolz der Zwietracht Fackel ſchwingt,
Der Weiſen ſtillen Bau im wilden Kampf zerſplittert,
Und, das Geſetz im Mund, geſetzlos Andre zwingt;
Wo jedes Morgenroth auch neue Schrecken bringt,
Und Vater, Gattinn, Sohn, Braut, Freund und Bruder zittert,
Daß Pöbelwuth, bedolcht, nicht ihren Schlaf beſtürmt,
Und Leichen über Leichen thürmt:
Da, wähnſt du, wo die holde Menſchlichkeit
Ihr Antlitz bang verhüllt — da ſey die goldne Zeit?
Da ſchatten, um des Ueberfluſſes Halmen,
Der Freyheit hohe Siegespalmen,
In deren Schirm ein Brudervolk ſich freut? —
Nein, Franke! Sie, dieß Kind des Himmels, liebt die Bande
So die Natur und die Vernunft gewebt;
Ihr Genius flieht weinend aus dem Lande,
Das, ihr zu huldigen, die zu zerreißen ſtrebt.

Der Neufranke.

Kleinmüthiger! Sie wird, ſie kann nicht fliehn.
Sie muß, für ihren Dienſt, erſt unſer Volk erziehn;
Sie muß die Wunden wieder heilen,
Die ihren Kindern, ha! der Kampf mit Vorurtheilen

Und Eigenſucht, nicht ihrer Prieſter Trug,
Nicht Demagogenſtolz, ſo tief, ſo blutig ſchlug;
Und aus dem Chaos Anarchie
Stellt, an der Hand des jungen Friedens, ſie
Dann ſchöpferiſch Licht, Ordnung, Einheit her! —

Der Altdeutſche.

Ach wollt' es Gott! und bald! — Denn wer bedarf es mehr?
Erziehn! Du ſagſt ein großes Wort, o Franke!
Doch zweifelnd ringt noch mein Gedanke:
Den längſtverwachſnen Stamm ziehſt du wohl ſchwerlich noch!
Den Sklaven, noch ganz wund vom langgewohnten Joch,
Zur vollen Freyheit? den für ſolches Licht erziehen?
Und jeden? und in gleichem Grad? für volles Licht?
Verzeih! Erfahrung widerſpricht
Dem wunderähnlichen Bemühen.
Der Enkel Hermanns ſorget ſehr,
Und das mit Grund, bey der Erziehung ſteht
Die große Volksmajorität
Am ſchlimmſten. Sie, noch neugebornes Kind
Der Freyheit, wird vom ſchnellen Glanze blind,
Und ſiehet bald die Sonne ſelbſt nicht mehr.

Der Neufranke.

Halbdenkerey, wo nicht Sophiſtenzweifel, die
Längſt überflog das Fränkiſche Genie!
Zum Manne reifet ſchnell der ſchlichte Volksverſtand
In Dingen, wo Betrug nur ſeinen Blick verband.
Vernunft, Gerechtigkeit und freyer Kraftgebrauch.
Für ſolches Licht bedarf es denn wohl auch
Noch gar viel mehr, als Sehkraft der Natur? —
Daß man nicht ſehen will, da liegt das Uebel nur!
Und nun, dein Gleichniß gar! hat mächtiges Gewicht.
Die Wahrheit, Enkel Theuts! iſt reines ſanftes Licht,
Dem ſonſt kein andres gleicht: es ſtärkt, und blendet nicht.
Des Körpers Auge, ja! wird ſtumpf von langem Schauen

Und blind von ſchnellem Glanz; allein des Geiſtes Blick,
Fällt dem die Binde, kehrt zur Nacht nie mehr zurück. —
Je mehr er wagt, je mehr wächſt auch ſein Selbſtvertrauen
Und ſeine Kraft, bis er am Ziele ſteht,
Wo Kühlung ihm die Siegespalme weht.
Auch iſt das Volk, das ſeine Feſſeln brach,
Nicht Kind mehr, nicht zum Selbergehn zu ſchwach.
Der Sklav' iſt Kind, wird bald ein Jüngling, wann
Das Joch ihm läſtig wird; ab wirft es nur der Mann.

Der Altdeutſche.

In deinem Fall ein weiſer Spruch — im Traume!
Der Mann! Flieht denn nicht auch, unwiſſend, trotzig, wild,
Der unerzogne Menſch den Zwang vom Sittenzaume?
Und iſt Erziehung nicht der Freyheit ſtärkſter Schild?
Doch zugegeben, auf Gefahr,
Dein Satz, als weiſer Traum, ſey wahr:
Bey wachen Sinnen, wo wir nun von *Zeit* und *Raume*
Abhängig wieder ſind, wo es *Ausführung* gilt,
Verändert ſich der Täuſchung holdes Bild.
Da ſtellet ſich uns wieder, wie ſie war,
Die arme Wirklichkeit im Alltagskleide dar.
Denk an den Fall vom längſtverwachſenen Baume!
Der Menſch, den heute hob der Schwung der Leidenſchaft,
Iſt morgen träge, kalt, zerſtreut, ſtumpf, ohne Kraft.
Gleichgültig dann für's Wohl des Allgemeinen,
Wird ihm ſein liebes Ich bald wieder wicht'ger ſcheinen.
Ein neuer Cäſar kommt, macht, laut umjauchzt von ſeinen
Entwurfsgenoſſen, ſich zum eiteln Herzen Bahn,
Und, ſouveraines Volk! es iſt um dich gethan.

Der Neufranke.

Dafür iſt ſchon geſorgt. Der Kern der Nation,
Wozu denn wäre der des Ganzen Seel' und Leben?
Er wird gar bald der Volkserſchlaffung Ton
Und neuen Schwung dem Bürgerſinne geben.

thie thun kann, und daß ſchließlich Julie mich nicht haßt. Julie fällt in die Augen, und iſt noch in ihrer erſten Jugend, Deine Herrſchaft über dreißig, und reizt weniger. Aber ſie beſitzt Eigenſchaften, die ich über alles ſchätze; ſie iſt verſtändig, haushälteriſch, und vor allen Dingen plaudert ſie nicht viel.

Hannchen. Das war ja eine ſpannagelneue Liebeserklärung, für die ich Ihnen im Namen meiner Frau danken muß.

Leander. Leb wohl, ich gehe, um die Sache mit der Commendanten-Stelle zu betreiben. O Valer ſoll gewiß das leere Nachſehen haben! Aber, da kommt er.

Hannchen. Ich laſſe Sie allein. (ab)

Leander (für ſich) Er nähert ſich mir ungern, und ſein Anblick iſt mir auch zuwider. Wahrhaftig, um ſich zu haſſen, braucht man nur ein Bischen verwandt zu ſeyn.

Scene IV.

Leander. Valer.

Leander.

Ach ſind Sie da, Herr Vetter, das iſt mir von Herzen lieb. Wie, Sie begnügen ſich nicht, mich von meiner Geliebten bringen zu wollen, Sie haben auch noch die Verwegenheit, ohne Anſehen meine Rechte, Dienſte und Jahre, Anſprüche auf die Commendantenſtelle zu machen, die durch Degenfels Tod ledig geworden iſt, und die ich mir zum Lohn für meine Thaten ausgebeten habe! Aber in Wahrheit, Vetterchen, ich finde es lächerlich, daß Sie ſich unterſtehn, ja recht darauf ausgehn, mir überall in den Weg zu kommen. Sie ſagen nichts?

Durch dieſe Federkraft, ſo ewig ſich erneut,
Trotzt die Demokratie dem Sturme jeder Zeit.

Der Altdeutſche.

Wohl! ich verſteh'. Doch macht dieß die Gefahr nicht größer?
Der Kern der Nation! Ihn kennet Deutſchland beſſer.
Wenn nun ein gift'ger Wurm dem Kern im Herzen nagt,
(Was euer Fall doch ſcheint,) wie viel iſt dann gewagt!
Wie geil wird das Inſect vom ſüßen Saft erſt zehren,
Und bald auch an der Frucht die ſchöne Form zerſtören! —
Doch, er ſey friſch und gut, wie die Philantropie
Der Weiſen ſich ihn je hienieden denket;
Iſt denn Demokratie, von dieſem Kern gelenket,
Was anders noch, als — Ariſtokratie?

Der Neufranke.

Nun? Angenommen, daß das wäre,
Nicht zugeſtanden! was verlöre
Das Ganze ſelber denn dabey?

Der Altdeutſche.

Viel! Alles, was es ſucht: Es iſt nicht frey.

Der Neufranke.

Nicht frey? Du träumſt! da ſeh' ich noch nicht klar.

Der Altdeutſche.

Und dennoch, nichts iſt ſo einleuchtend wahr.
Iſt denn das Joch, das man mit Purpurlappen ſchmücket,
Kein Joch? der minder unterdrücket,
Der mit geheimer Macht in blindem Kampfe ringt?
Der frey, den mehr die Furcht vor tauſend Dolchen zwingt,
Als das Geſetz? Da frey, wo, mächtig, unbedingt,
Ein wildes Vehmgericht den Pikenzepter ſchwingt,
Vor welchem ſchon der Mann verdächtig ſcheinet,

Der ſich in dieſen Bund zu flechten kühn verneinet?
Da frey, wo man, für's Licht der Sittenordnung blind,
Wornach Vernunft die Leidenſchaft muß leiten,
Die Regel umkehrt, und ergrimmt das ſchönſte Kind
Der Weisheit, der ſelbſt Römer Ehrfurcht weihten,
Dich, edle Mäßigung! verfolget und verdammt,
Und, künſtlich, lichterloh die Leidenſchaft entflammt?
Da frey, wo, in dem feingewebten Netze
Der unſichtbaren Vormundſchaft verſtrickt,
Das öffentliche Wohl, das Anſehn der Geſetze
Vom ſtolzen Bundesgeiſt verdrängt wird, und erſtickt?
Da? Oder wähneſt du, getäuſchter Freyheitsſohn!
Ein jedes Bundeshaupt ſey auch — ein Grandiſon?

Der Neufranke.

Das nun wohl nicht! Doch was, im ſchlimmſten Fall, zu rathen?

Der Altdeutſche.

Nichts. Guter Rath kömmt da zu ſpät,
Wo ſchon Nothwendigkeit das lezte Triebrad dreht.
Nein! nur zur Lehr' und Warnung andrer Staaten
Scheint, Franke! mir dein Schickſal aufgeſtellt.
Laut predigt es: Wer mehr an äußre Form ſich hält
Als an die Sache, macht, daß nur noch früher wieder
Sein Rieſenbau zuſammen fällt.
So ſanken Latiums, ſo Hellas Staaten nieder!
Verfaſſung iſt ein Mittelzweck der Zeit,
Hinfällig wie ſie ſelbſt in ſeiner Brauchbarkeit;
Iſt Form, in der ein Staat zum Zweck der Menſchheit
ſtrebet,
Deß Diener er nur iſt, wenn ihn Vernunft belebet.
Der höchſte Zweck iſt Eins, und ſteht unwandelbar,
Ein Typus der Natur, in ſich beſtimmt und wahr.
Wer nun das Mittel an des Zweckes Stelle ſchiebet,
Weß iſt die Schuld, wenn bald ſein Luftgebäu zerſtiebet?
Sprich! Kennet er Geſetz und Ordnung der Natur,
Die überall ſo weiſeſparſam ſchaltet,

Und ſtill, aus kleinſter Kraft, ein Wunderwerk geſtaltet?
Wirkt er in ihrem Geiſt? und folgt er ihrer Spur,
Wenn er, gewaltſam und von Leidenſchaft bethöret,
Kraft, die zugleich den höchſten Zweck zerſtöret,
Dem Mittelzwecke weiht, der, unterordnet nur
Dem höchſten Einen, Licht und Heil ins Einzle bringet,
Bis einſt der höchſte Eine ganz
In ſeinem ſchönen Blüthenkranz
Heran reift, und das Ganze ſelbſt verjünget?
Entſcheide! Wirkt vielmehr nicht ſeine Kraft
Dem eignen Untergang unwiſſend ſelbſt entgegen,
Wenn er, des künftigen unſichern Guten wegen,
Das heutige gewiſſe Uebel ſchafft?
Und ſtrebet der zum Zweck, die Menſchheit zu beglücken,
Der, für des Mittels Form, den Menſchen elend macht?
Wie? oder will er nur den Sehpunkt uns verrücken?
Der weiſe Menſchenfreund vermeidet den Verdacht:
Ihm heiligen, im Purpur wie im Kittel,
Erfolg und Abſicht nie das ungerechte Mittel.
Gleichgültig iſt die Form, und an ſich jede gut.
Die Zirkelform iſt ſchön für lauter edle Glieder;
Sonſt Pyramidenform die ſtärkſte: denn ſie ruht
Auf breitem feſtem Grund. Vom Alterthum hernieder
Bis auf den Schwindel unſrer Zeit
Hat jedes große Volk den Vorzug ihr geweiht.
Doch jeder Staat verehrt, iſt er gerecht und weiſe,
Der Menſchheit höchſten Zweck. Mit kluger Wachſamkeit
Hält er ſich ſtets in der Erfahrung Gleiſe,
Und, feind der Eigenſucht und ſtolzen Sicherheit,
Verbeſſert, bildet er ſich, unmerkbarer Weiſe,
Im Wechſellauf der Sitten und der Zeit,
Nach Lage, Geiſt, Cultur, damit er nicht — ergreiſe.
Die Volksveredlung ſchickt er redlich ſtets voran,
Und wiegt, am Steuer, ſich nicht in den frommen Wahn,
Als ob, wenn er nur nicht dem Sturm die Segel ſpreite,
Das Schiff dann ſchon ſich ſelbſt durch Wog' und Klippen leite.
Vertraut mit dem Erziehunsplan

Der Menſchheit, weiht er ihr die arbeitvollſten Nächte,
Und ebnet ſelber ihr zum Ziele ſanft die Bahn. —
Kurz: Anerkennung nur, und Heiligung der Rechte
Des Menſchen, die kein Staat lang ungeſtraft verletzt,
Nicht der Verfaſſung Form, iſt, wie ſelbſt Hermann dachte,
Das Einz'ge, was der Fluth den Damm entgegen ſetzt.
Wo Eigenmacht nicht mit verſchiednem Maße mißt,
Herr das Geſetz, ſein Diener Jeder iſt,
Da gibt es weder Herr'n noch Knechte.
Dieß iſt es, Franke! was dein Vehmſenat vergißt,
Und Siegmars Heldenſchar an Roms Bedrängern rächte.

2.

Auf Sr. Hochfürſtlichen Durchlaucht, Carl Wilhelm Ferdinand, regierenden Herzogs zu Braunſchweig und Lüneburg, höchſt erfreuliche Zurückkunft, von Johann Arnold Ebert.

Getroſt! verzage nicht, mein Geiſt;
Wenn gleich des Alters ſchwerer Zügel
Im Aufflug oft dich niederreißt:
Die Freude giebt dir neue Flügel.
Carl kömmt zu Seinem Volk zurück!
Noch kann mein fühlend Herz dies Glück
Mit jedem jüngern Herzen theilen.
Laßt denn, o Jünglinge, mit euch
Den Greis, an Muth dem Jüngling gleich,
Frohlockend Ihm entgegen eilen.

Noch mehr, als euch, — wer wollte nicht
Dem Greiſe dieſen Stolz verzeihen? —
Gebieten mir Gefühl und Pflicht
Mich Seiner Wiederkunft zu freuen.
In Ihm ward früher, als der Welt,
Der weiſe Fürſt, der tapfre Held,
Einſt meinem nähern Blick enthüllet.
Auch vor der Welt Ihn ſo verehrt
Zu ſehn, war mir noch wünſchenswerth;
Und längſt ward dieſer Wunſch erfüllet.

Durch welches Wunder ſah denn ich
Auch dieſen Tag der Jubellieder?
Welch größres Wunder ſchenket Dich,
O Carl, nun Deinem Volke wieder?
Zurück von Scenen voller Blut,
Wo tück'ſche Bosheit, wilde Wuth,
Mit tauſend Toden Dich umgaben?
O eines Engels ſtarker Schutz
Muß aller Tück' und Wuth zum Trutz
Dein theures Haupt beſchirmet haben.

Ja, dieſem Schutzgeiſt danken wir,
Dein Volk, Dein uns geweihtes Leben;
Dein Volk, dem Gottes Huld in Dir
Auch ſeinen Schutzgeiſt einſt gegeben.
Ihn, welcher Dir zur Seite ſtand, —
(Ward Leopold, ward Ferdinand
Zu dieſem hohen Amt erhoben? —)
Wer er auch ſey, ihn hoff' ich bald
In ſeiner himmliſchen Geſtalt
Zu ſchaun, und dankend ihn zu loben.

Doch nein! nur unſerm Gott gebühret
Für Deine Rettung Preis und Ehre.
Nur Er hat Dich zurückgeführt,
Der Gott der Fürſten, Völker, Heere.
Wir glauben noch an Gott! an Gott!

Und wir verſpotten euren Spott,
Ihr frechen frevelnden Barbaren!
Daß Er auch euer Gott noch ſey,
Wird eure blinde Raſerey
Mit Angſt und Schrecken bald erfahren.

Wie habt ihr euch und uns getäuſcht,
Und gegen euch die Welt empöret,
Die ihr Geſetz und Ordnung heiſcht,
Und Ordnung und Geſetz zerſtöret;
Die Tugend preiſt, und doch mit Hohn
Der Tugend Grund, Religion,
Vom Erdkreis zu vertilgen trachtet;
Und, euren Mund von Menſchenwohl,
Doch euer Herz von Mordluſt voll,
Unmenſchlich eure Brüder ſchlachtet.

O ſchnöde Brut, von Grauſamkeit,
Gepaart mit Leichtſinn, ausgebrütet,
Die bald für nachgeahmtes Leid
Verſchmilzt, bald ſelber mordend wüthet;
Von innen rauh, von auſſen glatt;
Manieren an der Sitten Statt;
Ein Firniß, der uns nicht mehr blendet!
Weh dir! o deiner Laſter Knecht,
Du haſt der Freyheit heilig Recht
Durch Zügelloſigkeit geſchändet.

Euch aber, deutſche Männer, Heil!
Denn Menſchlichkeit, ſtets im Geleite
Der Gottesfurcht, iſt euer Theil;
Im Frieden Zucht, und Zucht im Streite;
Witz ſonder Aberwitz und Tand;
Geſunder männlicher Verſtand;
Und Tiefſinn ohne Hirngeſpinnſte;
Und weiſer Ernſt und biedre Treu';
Beſcheidner Stolz, nicht Prahlerey;
Und Thaten mehr, als Rednerkünſte.

Euch, deutſche Weiber, Heil! Denn ihr,
So ungleich jener Furienbande,
Ihr ſeyd noch des Geſchlechtes Zier,
Wie jene, des Geſchlechtes Schande.
O bleibt euch ſelbſt auch ferner gleich:
Fromm, edel, ſittſam, mild' und weich,
Und haßt Mänaden und Megären,
Die, ſelbſt mit der Natur entzweyt,
Die Milch der ſanften Weiblichkeit
In Geifer, Gall', und Gift verkehren.

Wer für ſein deutſches Vaterland
Nicht von gerechtem Eifer brennet,
Der werde zu der Brut verbannt,
Die weder Recht noch Freyheit kennet!
Vom deutſchen Volk ein Theil zu ſeyn,
Iſt Ehr' und Glück. — O Braunſchweig, dein
Iſt dieſer Ruhm und dieſe Freude.
Und wenn ein Fürſt, wie Du es biſt,
O Carl, des Landes-Vater iſt:
Auch das iſt Glück und Ruhm für beide.

Wie ſehr Dein Braunſchweig dieſes fühlt,
Bezeuge, ſeit aus ſeinen Mauern
Dich Deutſchlands Wohl entfernet hielt,
Sein tiefes ahndungsvolles Trauern;
Sein banges Forſchen nach Gefahr;
Sein brünſtig Beten am Altar: —
Ach hätteſt Du es hören können!
Fürwahr, geſchworen hätteſt Du,
Beſorgt für Deines Volkes Ruh',
Nie wieder Dich von ihm zu trennen.

Nie müſſe mehr Dein Heldenmuth
Uns ſelber, wie die Feinde, ſchrecken;
Nie ſelbſt ein Sieg, mit Deinem Blut
Erkauft, mehr Angſt, als Freud', erwecken!
Du weißt es, — nicht allein der Krieg,

Auch Friede heiſchet Muth und Sieg,
Ja Muth und Sieg in höhern Kämpfen;
Verfolgter Unſchuld Schirm zu ſeyn;
Der Wahrheit Gegner zu bedräun;
Des Laſters Aufruhr früh zu dämpfen.

Den Staat, der ins Verderben ſank,
Mit Rieſenſtärk' empor zu heben;
Den Fleiß, der mit dem Tode rang,
Mit Schöpfergeiſte zu beleben;
Durch weiſer Staatsgeſetze Kraft
Mit Tugend, Kunſt, und Wiſſenſchaft
Noch ſpäte Nachwelt zu berathen;
Das iſt der Friedenshelden Ruhm;
Und das iſt auch Dein Eigenthum,
Und das die Krone Deiner Thaten.

So weihe denn noch lange Zeit,
Erhabner Fürſt, die hohen Kräfte, —
Gott ſelbſt hat ſie dazu geweiht, —
Dem hohen göttlichen Geſchäffte.
Zwar lohnet dies allein ſich ſchon;
Doch Dein iſt noch ein groſer Lohn
In eines edeln Volkes Liebe.
Kriegshelden, die ihr mehr begehrt,
Iſt euer Lorbeer ſo viel werth,
Als eines edeln Volkes Liebe?

O ſchau, wie ſie ſchon jetzt entzückt
In Schaaren Dir entgegen wallet,
Aus jedem Auge flammend blickt,
Aus jedem Munde jauchzend ſchallet.
Held Menſchenfreund, wann klang zuvor
Ein Siegsgeſchrey je Deinem Ohr
So ſüß, wie dieſes Luſtgetümmel?
Und welch Te Deum ſtieg ſo rein
Von Wehklag', und ſo allgemein,
Als unſer Lobgeſang, zum Himmel?

Auf, Bürger! laſt uns Dank und Preis
Dem himmliſchen Erhalter ſingen.
Laſt unſern feſtgeſchlungnen Kreis
Ihn, den Er uns erhielt, umringen.
Und dann, — die Liebe macht uns kühn, —
Beſchwören wir mit Thränen Ihn,
Nie wiederum uns zu verlaſſen.
Und froh, daß, wenn Er dies uns ſchwört,
Ich ſelbſt noch dieſen Schwur gehört
Werd' ich dann ruhiger erblaſſen.

II.

Auszüge.

Ueber das Intereſſe der Mächte beym franz. Kriege.

(Aus einer neuen Staatsſchrift.)

Die Frage, was für ein Intereſſe die europäiſchen Höfe bey der franzöſiſchen Revolution haben? iſt durch das einzige Wort: Selbſterhaltung! beantwortet. Wenn alle Mächte nur Zuſchauer abgeben wollten, ſo wäre es den Franzoſen ein leichtes geweſen, ganz Europa auszurauben, und ihre Staatsſchulden durch Kriegsbeuten zu tilgen; denn lange hatten weder die Engländer noch die Holländer Herz und Muth genug, ſich den Eroberungen der Franzoſen zu widerſetzen. Dieſen beyden Staaten kann das franzöſiſche Freyheitsſyſtem unmöglich gefallen; denn ſie müßten am Ende auch den Entſchluß faſſen, ihren bemittelten Bürgern das Ihrige zu nehmen, um die Staatsſchulden damit zu zahlen. Dieſe Art von Selbſterhaltung würde eben ſo, wie in Frankreich eine innerliche Zerſtörung, und am Ende Armuth nach ſich ziehen. Wenn die Freyheit in England und Holland bisher keine goldnen Früchte der Menſchheit gebracht hat, wenn dieſe Freyheitsſtaaten in ihrer Selbſterhaltung gegenwärtig ſchwanken; was würde von dem neuen Franzöſiſchen Freyheitsſyſtem für die künftige Selbſterhaltung der Monarchien zu erwarten ſeyn? — da das Vermögen und die Glücksgüter eines Bürgers blos dazu dienen, daß er als des Verraths verdächtig angegeben, beraubt und aus der Welt geſchaft, oder im glücklichſten Falle zu emigriren genöthiget wird. Alle Höfe Europens dürfen daher auf ihre Selbſterhaltung bedacht ſeyn. Jede Nation iſt mit einer Menge von ſchlechtem Geſindel, wie Frankreich, verſehen. Es iſt nichts leichter, als dieſe Horden durch den Freyheitstaumel zum Morden, Plündern, Verheeren und allen Arten von Ausſchweifungen zu verbreiten; es giebt in jedem Staate Santerres, Jordane, Pethione, Robertspierre, welche den Pöbel zum Rauben und Morden auffordern, ſo wie es in Deutſchland, beſonders in Mainz der verworfenen Menſchen genug gab, die mit Hintanſetzung ihrer Pflicht gegen den Landesherrn und das Vaterland, zu den Feinden übergiengen, um ihre Nachbegierde durch Verrätherey und Schandthaten zu befriedigen. England glaubte durch die franzöſiſche Revolution ungeheure Vortheile zu erhalten; und jetzt iſt dieſe Revolution den Engländern am erſten zur Laſt, weil ſie die innerliche Ruhe gänzlich geſtört, ihren Handel zerrüttet, und ihre Inſel mit Emigranten überſchwemmt hat. Holland glaubte ebenfalls durch die franzöſiſche

Valer. Ich wartete nur auf einen günſtigen Augenblick; es hört ſich Ihnen ſo gut zu. Aber Sie haben Unrecht, ſich ſo ſehr zu ereifern, ich bin ſo gut Officier als Sie.

Leander. So gut als ich? Du ſpaßeſt! Mach das andern weiß; darfſt Du wohl Deine Dienſte mit den meinigen vergleichen? Ich habe ſchon in meinem zwölften Jahre die Musquete getragen, als ich Fähndrich war, warſt Du erſt Cadet. Ich bin bey drey Dutzend Scharmützel, zwanzig Belagerungen, und neun Bataillen geweſen. Ich habe Thore eingeſprengt, Mauern überſtiegen, und wohl bey funfzig Gelegenheiten Reden an meine Compagnie gehalten. O ich werde in meinem Leben nicht den erſten Feldzug vergeſſen; mich deucht, wir ſtanden damals in Böhmen, es war ſo Anno ſiebzehnhundert und etliche funfzig herum — Abends um fünf Uhr — am vierzehnten des Monats — — es ging heiß her, und ich that Wunder; Bravenfels ließ ein Ohr auf dem Platz. Er hat ſeitdem alles verſpielt, ſogar das Regiment. Vor dieſem war er Oberſter, jetzt iſt er Zoll Inſpector. Kennſt Du ſeine Frau? Sie ſieht noch immer artig genug aus. Ich war geſtern bey ihr, wo ich ein paar Worte mit Doranten ſprach. Haſt Du ſchon das Luſthaus geſehen, das er nicht weit von Larenburg hat? Es iſt ſchön. Ich will Dir mit zwey Worten ſeine Einrichtung erzählen —

Valer. Aber, Herr Vetter, Sie merodiren entſetzlich herum, und ſind ſchon weit von Böhmen weg. — Doch was die Commendantenſtelle betrift, ſo wird der Ausgang lehren, ob ich gute Freunde habe.

Leander. O da kommſt Du mit mir nicht aus. Ich habe Freunde und Gönner von allen Sorten.

Schelme

Revolution unermeßliche Schätze zu ſammeln; — und die Nation ſahe ſich ſelbſt der größten innerlichen Zerrüttung, der Gefahr für das Eigenthum der Bürger, und der Zertrümmerung ſeines Handels ausgeſetzt. England und Holland ſahen mit kaltem Blute zu, wie die Franzoſen faſt die ganzen Niederlande dem Erzhauſe Oeſterreich hinwegnahmen. An die Vollſtreckung der Traktaten und der Garantie — dachte man gar nicht mehr, und dieſe unverantwortliche Nachſicht fällt dem engliſchen und holländiſchen Handel, wenn die Schelde geöffnet wird, ganz allein zur Laſt.

Die öſterreichiſchen Niederlande glaubten, in dem Freyheits- und Gleichheitsſyſtem ihr Heyl zu finden. Allein ſie wurden für ihre Untreue gegen Oeſterreich nach Verdienſt beſtraft, da der Adel, die Geiſtlichkeit und der bemittelte Bürger durch den Genuß der franzöſiſchen Freyheit bald zu Bettlern gemacht wurden. Spanien und Neapel haben den Bourboniſchen Hausverträgen zufolge in vielfachem Betracht das ſtärkſte Intereſſe bey der gegenwärtigen franzöſiſchen Revolution, und genug zu thun, um nicht durch dieſe Freyheitsſeuche angeſteckt zu werden. Sardinien ſtreitet ſchon gegenwärtig mit den Franken wegen ſeiner Selbſterhaltung, nachdem Savoyen und ein Theil von Piemont in feindliche Hände gerathen ſind. Das Erzhaus Oeſterreich hat nicht nur ſeiner Niederlande, ſondern auch des deutſchen Reichs wegen Urſache über Urſache, ſich mit aller Macht dem franzöſiſchen Freyheitskriege entgegenzuſetzen. Preußen iſt wegen ſeines Herzogthums Cleve der nehmlichen Gefahr, wie Oeſterreich wegen der Niederlande, ausgeſetzt. Das deutſche Reich traf die Wuth und Raubſucht der Franken bereits durch die Einfälle in die Mainziſchen, Trieriſchen, Lüttichſchen, Heſſiſchen und andere Fürſtenſtaaten. Sogar die nordiſchen Staaten dürfen wegen ihrer Selbſterhaltung bey der wärtigen franzöſiſchen Revolution auf ihrer Huth ſeyn, da die Neufranken nicht nur Polen, ſondern auch die Pforte gegen Rußland neuerdings aufzuhetzen ſuchen. Wir wollen des römiſchen Staates nicht erwähnen, denn dieſem haben die Franken ihren neuen Religionsgrundſätzen gemäß ſchon den Untergang geſchworen. Ganz Europa hat daher Urſache, ſich vor den Folgen dieſer beyſpielloſen Revolution zu bewahren, weil es in jedem Staate mißvergnügte Menſchen, und einen zu allen Schandthaten ſtets aufgelegten Auswurf des Pöbels gibt. Das Intereſſe aller europäiſchen Höfe bey der gegenwärtigen franzöſiſchen Revolution beſteht mithin darin, daß ſie auf ihre Selbſterhaltung wachſam ſind, zu Unterdrückung des Freyheitsdämons alle Mittel vorkehren; aus gleichen Grundſätzen ſich gegen Frankreich nach Möglichkeit vereinigen; und daß der Adel und die Geiſtlichkeit (auf deren gänzlichen Umſturz dieſe Revolution abzielet!) alle Mittel und Kräfte aufbieten, den Thron zu ihrer Vertheidigung aufrecht zu halten, damit ihnen das Volk nicht zuvorkomme, und beyden Ständen die Mittel der Selbſterhaltung benehme. Möchte doch das patriotiſche und ruhmvolle Beyſpiel unſers deutſchen Kaiſers Franz II. der ſeine Länder und Macht für die Erhaltung des deutſchen Reichs aufopfert, auf den Adel und die Geiſtlichkeit wirken, und ſie zur Nachahmung entflammen!

III.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

I.

Aus dem Tagebuche des Artillerie Premier Lieutenants von **

Vermöge der Diſpoſition von Ihro Excellenz des Herrn General-Lieutenans von Schönfeld, de dato Hochheim den 7ten July 1793 mußte Coſtheim attaquirt und behauptet werden. Derſelben Inhalt iſt folgender:

Dieſe Nacht wird Coſtheim attaquirt und behauptet, der Angriff geſchiehet mit 6 Bataillons, als

Grenadiers und 2te Bataillon von Crouſaz,
2tes Bataillon von Bork,
Sächſiſches Bataillon von Gotha, und
2 Heſſiſche Bataillons;

überdieſes rückt noch das

Sächſiſche Bataillon Prinz Clemens zum Soutien vor;

ferner kommen

300 Arbeiter von den übrigen Bataillons des Corps, und außer denen Officiers und Unterofficiers, welche zur Aufſicht mit dieſen Arbeitern commandirt werden, ſind die Lieutenants von Kirchfeld, von Heuchel, und der Sächſiſche Fähndrich von Tettau beſtimmt, die

die Arbeit als Ingenieurs vollziehen laſſen, und bleiben daher in Coſtheim, bis ſelbige völlig beendiget iſt. Punkt halb 11 Uhr verſammelt ſich die Colonne linker Hand, unter den Befehlen des Hrn. Majors von Wegner, auf der Chauſſee, die Tête bey dem ſpaniſchen Reuter, in folgender Ordnung:

1 Capitaine,
2 Officiers,
100 Freywillige Unterofficiers und Gemeine von dem Bataillon von Crouſatz und 2ten Bataillon von Bork.

Das 2te Bataillon von Bork und Grenadier-Bataillon von Crouſatz rechts abmarſchirt. Neben erſterm linker Hand in gleicher Höhe
1 Officier,
50 Freywillige und
das 2te Bataillon von Crouſatz ebenfalls rechts abmarſchirt.

Die 3 Bataillons marſchiren mit Sections und nehmen keine Kanonen mit. Das Sächſ. Bataillon von Gotha mit ſeinen Kanonen links abmarſchirt,
1 Eſcadron von Borſtel rechts abmarſchirt,
200 Arbeiter durch die Lieutenants von Kirchfeld und Heuchel geführt.

Der Hauptmann von Raumer vom Generalſtaabe führt dieſe Colonne, und ſetzt ſich vor die Freywilligen. Zu eben der Zeit, nehmlich halb 11 Uhr, verſammelt ſich die Colonne rechter Hand bey der Donner-Mühle, ſie iſt in Sections in folgender Ordnung links abmarſchirt:
2 Bataillons Heſſen ohne Kanonen,
22 Jäger vertheilen ſich rechter Hand neben dieſen Bataillons,
um rechts zu patrouilliren, entfernen ſich doch nie über 100 Schritt von der Colonne. Kommt etwas bedeutendes auf ſie los, ſo ziehen ſie ſich durch die Bataillons.

Hierauf folgen

1 Eſcadron von Borſtel rechts abmarſchirt,

1 — — Sächſ. Carabiniers rechts abmarſchirt.

Das Sächſ. Bataillon von Clemens rechts abmarſchirt, und hinter ſelbigem die 2 Bataillons-Kanonen, und

2 Grenadſtücken.

Der Major von le Coq, und der Hauptmann von Wiederhold vom Generalſtaabe führen die Heſſiſchen Bataillons hinter dem Sächſ. Lager weg, wo ſich das Bataillon Clemens, und die Sächſ. Carabinier Eſcadron anſchließt, nach der Donnermühle, wo eine Eſcadron von Borſtel darzu ſtößt.

Punct 11 Uhr ſetzen ſich beyde Colonnen in Marſch; die Colonne linker Hand auf die Chauſſee; die Colonne rechter Hand, die Donnermühle und den Graben links laſſend, nach der Chauſſee zu, wo die zuerſtankommende Colonne auf die andere warten muß. So wie die Tête der Colonne rechter Hand die Chauſſee erreicht hat, fällt ſie in ſelbige, und die Colonne linker Hand, muß links neben der Chauſſee in gleicher Höhe mit ſelbiger marſchiren, doch ſo, daß die Freywilligen kurz vor der Colonne die Avantgarde machen. Noch ehe die Tête des 2ten Bataillons von Crouſatz das kleine Creutz an der Chauſſee erreicht hat, bricht es links aus der Colonne heraus, und ziehet ſich gegen Coſtheim, ſo daß es ungefähr 50 bis 60 Schritte die Capelle links läſſet. Die Freywilligen von dieſem Bataillion laufen gerade auf die Capelle, nehmen ſolche im Rücken, dringen hinein ohne einen Schuß zu thun und ſtoßen alles nieder. Das Bataillon ſetzt ſeinen Marſch noch fort, und wenn 2 Compagnien vor der Capelle vorbey ſind, ſo machen ſelbige Front gegen Coſtheim, und bleiben ſtehen; die andern beyden Compagnien ſchwenken links gegen die Capelle ein, um die Freywilligen zu unterſtützen. Sobald

bald die Capelle weggenommen, bleibt 1 Officier mit 50 Mann darinnen; das Bataillon aber marſchirt gerade auf das Frankfurtherthor von Coſtheim, greift die Verſchanzung an, und bleibt, wenn ſelbige emportirt iſt, daſelbſt ſtehen, um dieſen Ausgang durchaus zu behaupten. Der Commandeur Major von Hartmann repondirt dafür, daß ſeine Leute ſich nicht zerſtreuen. Sollte er mehr Widerſtand finden, als zu vermuthen, ſo bleibt er en Front gegen das Thor, verläßt dieſen Poſten nicht, und man wird ſuchen, die feindliche Wacht von dieſen Thore, von einer andern Seite im Rücken zu nehmen. Das Bataillon von Gotha ziehet ſich links aus der Colonne heraus, ſo bald es mit der Tête über die kleine ſteinerne Brücke dieſſeits des Kreuzes gekommen iſt, und marſchirt in einer ſolchen Entfernung gegen die Ecke links des Frankfurtherthores, daß es ſich in kein allgemeines Gefecht engagiret, ſondern nur einzelne zerſtreute Leute, durch kleine Trupps unterſtützt, gegen das feindliche Retrenchement am Dorfe vorrücken, und ſchießen läßt. Zu gleicher Zeit werden von der Ziegelley ebenfalls einzelne Leute gegen den Eingang und die Verſchanzungen vorgeſchickt, welche die Aufmerkſamkeit des Feindes durch Schießen unterhalten. Die Sächſiſche Eſcadron Carabiniers unterſtützet das Bataillon von Gotha in Trupps, und unterhält die Communication mit dem das Frankfurtherthor angreifenden 2ten Bataillon von Crouſatz, haut alles nieder, oder macht zu Gefangenen, was ſich in dieſer Gegend aus dem Dorfe ziehen und retten wollte. Die Eſcadron von Borſtel aus der Colonne linker Hand, unterſtützt den Angriff des 2ten Bataillons von Crouſatz gegen das Frankfurtherthor und unterhält zugleich die Commucation mit der auf der Chauſſee gegen das Maynzerthor rückenden Colonne. Die hinter dieſer Eſcadron marſchirenden Arbeiter folgen ſelbiger nicht, ſondern folgen dem Grenadier-Bataillon von Crouſatz, und bleiben am Maynzerthore von Coſtheim ſtehen, von wo ſie der Major von le Coq an die Arbeit anſtellen wird. Da durch den Abgang des ſächſ. Bataillons von Gotha und der Eſcadron von Borſtel eine Lücke entſteht, ſo müſſen die Officiers, welche die Arbeiter führen, vornemlich der Lieutenant von Kirchfeld dafür ſorgen, daß ſie alsdenn einen guten Schritt fortgehen, und den Weg des Grenadier-Bataillons von Crouſatz nicht verfehlen. Die 100 Freywilligen des 2ten Bataillons von Bork und Grenadier-Bataillon von Crouſatz, und neben ihm die 2 Heſſiſche Bataillons und 1 Eſcadron von Borſtel ſetzen ihren Weg mit verdoppelten Schritten fort, bis die Tête etwa 50 bis 60 Schritte über das kleine Creuz hinaus iſt, alsdann ſchwenkt ſolche links von der Chauſſee ab, läßt die Capelle links, und dirigirt ihren Marſch gerade auf das Maynzerthor von Coſtheim. Die Freywilligen ſtürzen durch die Oefnung, die ſie hier finden werden, und das 2te Bataillon von Bork und Grenadier-Bataillon von Crouſatz folgen ihnen auf dem Fuße nach. Jedes Bataillon läßt eine Compagnie am Maynzerthor ſtehen, die übrigen 3 Compagnien von Bork, dringen in das Dorf, und attaquiren was ſich etwa auf dem Kirchhofe und dem davor liegenden Platze befindet. Die 3 Compagnien von Crouſatz aber marſchiren gegen das Frankfurtherthor, und wenn ſie ſelbiges bereits von den 2ten Bataillon von Crouſatz beſetzt finden, ſo ziehen ſie ſich nach dem Ausgange, der nach der Ziegeley führet. Die 100 Freywilligen nachdem ſie durchgedrungen, ſuchen die Häuſer aus, und machen alles nieder, was ſich mit dem Gewehre in der Hand ſehen läßt. Die 2 Heſſiſchen Bataillons decken indeſſen den Rücken der Bataillons, ſo ins Dorf eingedrungen ſind gegen die Rheinſchanze Caſtel und die feindliche Retrenchements, ſo, daß ſich ihr linker Flügel an den Main apuyret, der rechte aber bey der kleinen Capelle rechts ſeine Flanque macht, und halten alles ab, was etwa zum Succurs kommen könnte. Die Eſcadron von Borſtel von der Colonne rechter Hand, deckt die rechte Flanque des Heſſiſchen Bataillons en Echallon rückwärts, um die Communication mit der Poſition von Hochheim zu ſichern. Das Sächſ. Bataillon von Clemens rückt mit ſeinen 2 Kanonen und 2 Grenadſtücken hinter die Colonne vor der Donnermühler vor, und hält ſich mit dem Geſchütz in der kleinen Vertiefung in einer ſolchen Stellung, daß es bey einem feindlichen Ausfalle aus Caſtel, auf die vorliegende Höhe vorrückt, das Geſchütz daſelbſt auffährt, und den Ausfall abhalten kann. Alles bleibt in dieſer Stellung und erwartet weitere Ordre. Da einige Eingänge von Coſtheim verrammt oder mit Palliſaden verſetzt ſeyn können, ſo müſſen ſowohl die 100 Freywilligen als auch die 50 Freywilligen des 2ten Bataillons von Creuſatz 10 bis 12 Aexte bey ſich haben. Die 300 Arbeiter verſammeln ſich um 8 Uhr hinter dem Lager des 2ten Bataillons von Creuſatz, wo ſie die Lieutenants von Kirchfeld, von Heuchel und von Tettau nach dem Depot hinter der Ziegeley führen werden. Der Brigade-Major von Bork giebt ihnen daſelbſt ihre Schanzung, und theilt ſolche in 2 Abtheilungen. Die eine von 100 Mann bey der der Lieutenant von Tettau bleibt, geht wenn es dunkel wird, in das Retrenchement von der Ziegeley, um daſelbſt zu warten, bis ſie von dem Hauptmann von Raumer abgeholet wird. Dieſe bekommt weder Faſchinen noch Schanzkörbe. Die andere Abtheilung von 200 Mann erhalten jeder einen Schanzkorb, werden zu 2 Mann rangir't, und gehen ſodann auf das Rendezvous auf der Chauſſee. Die Lieutenants von Kirchfeld und von Heuchel bleiben dabey. Alle übrige nicht benannte Bataillons des ganzen Corps treten um 11 Uhr auf ihre Allarmplätze, und bleiben daſelbſt bis auf weitere Ordre ſtehen. Wenn der Feind aus Caſtel und der Rheinſchanze zu feuern anfängt, feuert die Sächſ. Batterie No. 1. unaufhörlich auf Caſtel, und zwar nach den, nach Coſtheim gerichteten Scharten, aber nicht nach der Rheinſchanze; und die Redoute No. 3. vor dem Heſſiſchen Lager feuert ebenfalls nach Caſtel. Der Capitain von Thiemann inſtruirt die ſchweren Batterien auf der Höhe von Hochheim, daß ſie zu feuern anfangen, ſobald ſich die Colonnen in Bewegung ſetzen und ihr Feuer gut auf Caſtel richten, ohne denen auf der Chauſſee marſchirenden Colonnen zu ſchaden. Er ſchickt ſobald es dunkel wird, einen 12pfünder nach dem Crochet der Ziegeley, welcher aber nicht eher feuern darf, bis Coſtheim eingenommen, und die Plaine nach Caſtel von unſern Truppen geräumt iſt.

Die Herren Commandeurs der attaquirenden Bataillons inſtruiren ihre Leute, daß ſie keinen Toback rauchen, kein Geräuſch machen, und repondiren dafür, daß die Leute weder betrunken antreten, noch ſich nach der Einnahme betrinken, oder verlaufen. Auf dem Marſche bleibt alles feſte aufgeſchloſſen, und die Commandeurs repondiren dafür, daß dieſe Diſpoſition in allen Stücken befolgt werde, wenn nicht unvermuthete Umſtände, mich bey der Execution veranlaſſen, ſelbige ſelbſt abzuändern. Den Freywilligen wird eine Belohnung verſprochen, wenn ſie ihre Schuldigkeit thun.

Die Ausführung ſothanen Plans zum Angriffe des Feindes wurde mit ſo vieler Genauigkeit vollſtreckt, ſo daß Coſtheim binnen Zeit von einer Stunde in unſern Händen war. Das Bataillon Gotha, unter Anführung des Herrn Obriſt-Lieutenant von Heyniß griff mit ſo vieler Lebhaftigkeit und Bravour Coſtheim von Seiten der Ziegley aus an, daß der Feind keine Zeit gewinnen konnte, ſich nur irgendwo, demſelben entgegenſetzen zu können. Es machte dabey etliche und 80 Gefangene nebſt 2 Kanonen, ohne diejenigen, welche durchs Bajonet und kleine Gewehr fielen. Die Schwierigkeiten in Abſicht des Terrains, ſo es bey dieſer Affaire zu überſteigen hatte, ſind unbeſchreiblich. Es verlor dabey an Todten und Bleſſirten 32 Mann, jedoch iſt kein Officier von ſelbigen weder bleſſirt noch todt. Das Bataillon Clemens, welches dem erſtern zum Soutien beſtimmt war, wurde zwar bey dieſer Affaire mit dem Feinde nicht handgemein, demungeachtet aber mußte es einen unbeſchreiblichen Kugelregen aushalten und iſt daher um ſo vielmehr zu bewundern, daß es weder vor ſich, noch an Artillerie und Roßparthey, keinen einzigen Mann verloren hat. Die Preußen können ihrer Seits ohngefähr 100 und etwas darüber an Gefangenen gemacht haben, an Bleſſirten und Todten haben dieſelben, wie man ſagt, 8 Officiers und 70 Mann gehabt. Die Heſſen geben ihren Verluſt zu 2 Officier und etlichen und 30 Mann theils an Bleſſirten, theils an Todten an. Auch verdient hier noch beſonders mit angemerkt zu werden, daß ehe wir zur Attaque vor Coſtheim aus dem Lager abmarſchirten, die Feinde uns vom Mittage an, bis zu dem Zeitpunkte, da wir abgehen ſollten, mit 42 Kanonen-Schüſſen im Lager begrüßten.

Feldlager vor Caſtel bey Maynz,
den 28. Jul. 1793.

Schelme und ehrliche Leute, alles intereſſirt ſich für mich. Ich laſſe unter der Hand den Ritter Elſter daran arbeiten, und den liſtigen Liſimon, und Damon den Naſeweiß, der ſich in alles miſcht, und dem Staate ſo nützlich iſt. Ich habe auch einen gewiſſen Exjeſuiten auf meiner Seite, der viel helfen und ſchaden kann, und ſonderlich bey den Damen ſehr gut angeſchrieben ſteht. Ich ſoll heute durch ſeine Vermittelung ein Empfehlungsſchreiben von einer gewiſſen Dame bekommen, die den Miniſter kennt, und alles über ihn vermag. Sie iſt eine Muhme von Clerinden, aber den Namen ſag ich Dir nicht, denn man muß in allen Sachen an ſich zu halten wiſſen. Dieſen Morgen will er mich mit zu ihr nehmen, und da ſoll ich den Brief bekommen.

Valer. (für ſich) Eine Muhme von Clorinden? Das iſt Conſtantia! O die iſt meine Freundinn, und wird alles für mich thun. Gut, daß er mich darauf gebracht hat. Ich will ihm zuvor kommen.

Leander. Du denkſt nach? Ja, ja, die Sache iſt ſo gut als richtig. Und geſetzt auch, der Hof machte Dich durch ein unerhörtes Glück zum Commendanten von Quinderksheim, ſo wird mir doch wenigſtens Clariſſe zu Theil, denn ihre Tante ſchätzt mich hoch.

Valer. Sie läßt ihnen Gerechtigkeit wiederfahren. Ihre —

Leander. Laß mich reden, ich rede am beſten.

Valer. Ja, am meiſten.

Leander. Du biſt ein neidiſcher Menſch! Weil du nicht, wie ich, die Gabe zu ſprechen haſt, ſo ärgert Dich das, und Du biſt eiferſüchtig. Unterdeſſen, nach meinem Temperament genommen, rede ich noch viel zu wenig. Zum Henker, wenn ich mein Talent recht in Athem ſetzen wollte,

2.

Es lieſt ſich wie ein Roman.

Eine wahre Geſchichte.

Von

Ernſt Adolf Eſchke.

Erſtes Kapitel.

Gehört zur Sache.

Herr Elsner, ein angeſehener Kaufmann in Berlin, ſchwang ſich durch unermüdeten Fleiß in ſeinen Geſchäften zu einem vortrefflichen Wohlſtande empor. In ſeinem Hauſe herrſchte die größte Ordnung und eine Eleganz, die eben ſo ſehr die glücklichen Umſtände des Beſitzers, als ſeinen feinen Geſchmack verrieth. In den Armen einer zärtlichen Gattinn, die ſeinen Fleiß mit der innigſten Liebe lohnte und ihm ſeine Sorgen auf die theilnehmendſte Art tragen half, ſchmeckte er viele Jahre durch jenes unausſprechliche Glück, das im Genuſſe häuslicher Freuden liegt und alle rauſchende Vergnügungen der Welt überſteigt. Elsners Geſchäfte nahmen täglich zu, ſein Kredit gründete ſich feſt, und wer einen recht glücklichen Privatmann in Berlin denken wollte, dachte ſich den wohlhabenden und zufriedenen Elsner.

Aber das Glück ward von jeher für eine veränderliche ſchelmiſche Buhlerinn gehalten, die ihre günſtigen Blicke bald dieſem bald einem andern auf die eigenſinnigſte Weiſe ſchenkt, deren wetterwendiſche Laune ganz für eine Kugeldreherinn paßt. Elsner lernte den Wankelſinn des Glückes bald kennen, ſeine guten Umſtände fingen nach und nach an zu ſcheitern.

Seine Gattinn war das ſchätzbarſte Weib von der Welt: ſie verband mit einem ſanften edeln Charakter die ſchönſten Talente eines lebhaften durchdringenden Geiſtes, welche durch einen kleinen Anſtrich einer unſchuldigen Kokketterie, ohne die nicht leicht ein muntres Weib gefällt, noch mehr in's Licht geſetzt wurden. Ihre Geſprächigkeit war eine gewöhnliche Plauderey, die ſo vielen ihrer Schweſtern eigen iſt. Alles, was ſie ſprach, verrieth Kopf und Scharfſinn. Ihre Scherze gebar nicht jener ſchale Witz, dem man das Erborgte und Matte gleich anſieht, — kurz, ihr Umgang blieb der angenehmſte und unterhaltendſte für jeden, der für Geſchmack und Schönheit Sinn nährt. — Wer ſollte nun das eitle Loos der Sterblichkeiten nicht klagen, wer ſollte nicht über Haims niegeſtillten Hunger murren, da dieſe verehrungswürdige Frau in ihren beſten Jahren ſchon ſtarb!

Zweytes Kapitel.

Folgen eines Schauſpiels.

Bald verehligte Herr Elsner ſich wieder. Er verliebte ſich in eine junge Wittwe, die mit Handſchuhen handelte, und ſchafte ſich ihre Hand durch Betrug. Er kam einſt des Morgens zu ihr, kaufte ſich etwas, und nach verſchiedenen gleichgültigen Fragen brachte er auch die vor: ob ſie das Schauſpiel liebe? Sie bejahte die Frage, ſagte aber, daß ihr Gelegenheit fehle, ihre Neigung zu befriedigen: und das war die Wahrheit. Ihr erſter Mann hatte keinen Gefallen daran, als Wittwe bat man ſie oft, allein dieß waren Mannsperſonen, mit denen ſie ſich nicht hineinzugehen traute. Weil nur Herr Elsner das Anerbieten that, mit ihr bisweilen es zu beſuchen, ſo nahm ſie mit Freuden es an. Als Herr ihres Bruders, der bey ihm in der Lehre ſtand, ſetzte ſie kein Mißtrauen in ihn. Es ward ein Tag beſtimmt, wo man Leſſings Emilia Galotti gab; er hohlte ſie ab und konnte bey der Vorſtellung, die durch das meiſterhafte Spiel Eines Fleck und Einer Unzelmann Eine der trefflichſten war, einen ganzen Haufen Thränen weinen. —

Als ſie nach geendigtem Schauſpiel nach Hauſe fuhren, hielt die Kutſche in einer andern Straße vor einem fremden Hauſe ſtill. Herr Elsner ſagte: er hätte ſich mit ihr bey Einem ſeiner Freunde zum Nachteſſen verſprochen, es wären ſcharmante Leute, kurz, ſie mochte einwenden, was ſie wollte, ſie ward aus der Kutſche gehoben, ehe ſie es ſich verſah.

Die ſcharmanten Leute warm, wie es ſich von ſcharmanten Leuten verſteht, ſehr höflich: es ward den Augenblick Wein aufgetragen: ſie hatten ſchon gegeſſen, aber man gab ſogleich Ordre zu einem neuen Nachteſſen, ohne auf ihre Einwendungen zu hören.

Nun iſt es in Berlin nichts ungewöhnliches, um elf Uhr Abends zu ſpeiſen; der Kutſcher ward alſo um zwölf Uhr erſt wieder beſtellt.

Die Unterredung kam auf verſchiedene Weine: man hohlte Malaga, Madera, Burgunder, Kläiret, rothen und weißen Champanger, ja ſogar lachrymas Chriſti und trank von allen. — Die Abſicht davon werden die Leſer allmählig wohl einſehen.

Das Eſſen verzögerte ſich bis zwölf Uhr. Es beſtand in einem Kapaun, der ganz auſſerordentlich gewürzt war, worauf man natürlich viel trinken mußte.

Nach Tiſche ſprach die Dame vom Hauſe, ſie tränken alle Abend Thee, wenn Herr Elsner und die junge Wittwe von der Geſellſchaft ſeyn wollten, ſo ſollten ſie ihr in ein andres Zimmer folgen, wo er bereit wäre; indeſſen wolle man nach einer Kutſche ſchicken, denn der beſtellte Kutſcher hatte vergeſſen wieder zu kommen.

Kaum hatten ſie ſich in dem andern Zimmer, worin ein Bette ſtand, niedergeſetzt, ſo präſentirte man Punſch, und Herr Elsner trug der jungen Wittwe ſeine Hand an. Sie war unfähig zu überlegen, die Leute ſtürmten in ſie, mit Einem Worte, ſie gab ihre Einwilligung. Sie ward überredet, die Nacht bey ihm zuzubringen: doch, ſchreibt eine Gloſſe, habe er ſie dieſe Nacht nicht angerührt. Sie ſchlief auch bald ein, denn ſie hatte in ihrem Leben nicht ſo viel Wein getrunken; aber an das Erwachen — wage ich mich nicht, das mag ein Andrer ſchildern! — Herr Elsner ſelbſt fühlte Mitleiden mit ihrem Zuſtande, er ſuchte alles hervor, was ſie beruhigen konnte.

Sie liebte ihn nicht und gab ihm doch ihre Hand! Auch das erſchreckte ſie, daß ſie durch ihn drey Stiefkinder bekam. Allein — ſie hatte eine Nacht bey ihm zugebracht, für ihre Ehre konnte dieß von Folgen ſeyn, ſie ergab ſich alſo in ihr Schickſal,

Fragte ſie nachher, warum er nicht auf den geraden Wege um ſie anhielt, ſo antwortete er: er hätte gefürchtet, ſie möchte ihm einen Korb geben.

Daß das Haus, worin ſie geweſen, ein öffentliches Freudenhaus war, erfuhr ſie erſt nach einigen Jahren.

Was denken meine Leſer dazu? Wirkten je Odoardo Galotti's Flüche über Wollüſte und Wollüſtlinge ſtärkeren Eindruck? —

Drittes Kapitel.

Für Belletriſtinnen.

Madam Elsner (unter dieſem Namen tritt die junge Wittwe nun auf) war ein liebenswürdiges Weib von Geſtalt und wäre auch liebenswürdig vom Geiſte geweſen, hätte ſie nicht der unerſättliche Hang zum Leſen verdorben. Die ſchönen Geiſter unſers Vaterlandes wiſſen leider! dieſen brennenden Durſt gar trefflich zum Vortheil ihrer am Gaumen klebenden Zunge und ihres hungrigen Magens zu ſtillen.

Bey der Nähnadel oder bey'm Filetſtricken, dieſen mechaniſchen Arbeiten, fand ihre Seele nicht Nahrung voll auf. Deswegen liebte ſie die Lektüre und kannte alle unſere modiſchen Romanenſchreiber von Schulz bis auf Ludwig Erdmann herab, alle unſere neueſten Schauſpieldichter, Einen **Engel**, **Gotter**, **Göthe**, Heyne, Jſland, Jünger, **Kotzebue**, **Reichhard** u. ſ. f. ſo gut, als Einen **Friedel**, **Martini**, **Matthesius**, **Meidinger**, **Neumann**, **Reincke**, **Schikaneder**, **Schilling**, **Zimdar** und dergleichen Geſellen. Sie waren ſämmtlich ihre geiſtigen Tiſch- und Bettgenoſſen. Mit gierigem Heißhunger verſchlang ſie **Blumauer's**, **Bürger's**, **Göckingk's**, **Klamer**, **Schmidt's** göttliche Lieder, wie **Faber's**, **Freytag's** und **Schortmann's** elende Reimlein.

Sie bekam alle Seuchen, die das Bücherleſen zu begleiten pflegen; affektirte empfindſamen Ausdruck im Umgange und in Briefen. Mit ihrer Romanengelehrſamkeit verſcheuchte ſie jeden Mann von Geiſt.

Oft las ſie: „Zärtlichkeit und ein fühlbares Herz „ſind die vorzüglichſten Reitze des zweyten Geſchlechts, „ſelbſt Weichlichkeit iſt liebenswürdig und Furchtſamkeit „ſchön." — Sie merkte das, ſchrieb es in ihr behaltſames Gedächtniß, verkirte es in Saft und Blut, und äffte ſo viele Zärtlichkeit, daß ſie um einer Fliege willen weinte, ſo viele Furchtſamkeit, daß ſie ſchreckhaft auffuhr vor einer Pflaumfeder!

Auch ward Madame Elsner ſehr mitleidig. — Im Ernſt! ſobald ihr Augapfel einen Bettler erblickte, entrollten die Thränen wie im Waſſerfall dem Geſicht. Allein ſie griff nicht in die Taſche und gab dem elenden Bettler nicht. Einen kupfernen Pfennig, viel weniger Einen Sechſer. —

Ihre Belletriſterey war der Grund ihrer unglücklichen Ehe und des daraus folgenden Verfalles des Elsnerſchen Hauſes. Die Sucht zur Lektüre wuchs bey ihr bald ſo ſehr an, daß ſie nach und nach die für jede Frau ſo anſtändigen Geſchäfte des Hausweſens gänzlich vernachläſſigte. Es wurden mehr Domeſtiken angenommen und das Haus des guten Elsner, der an den Leſereien ſeiner Familie die innigſte Freude Anfangs hatte, verwandelte ſich plötzlich in eine Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften. —

Den Präſes dieſer kleinen Leſegeſellſchaft machte Elsners älteſter Sohn. Er hieß eigentlich Rudolph, vertauſchte aber das unempfindſame Ru für das empfindſame A und nannte ſich Adolph. Nach dem Urtheile ſeiner Stiefmutter ſprühte er ſchon zeitig hohe Dichtertalente und er war in der That bey öffentlichen Schulprüfungen als ein ziemlich glücklicher Verſifex einigemal aufgetreten. Dieſes Urgenie, das nachher ſeinem Vater nicht geringes Herzeleid machte, wuchs bald zu einer ſo erſtaunten Größe heran, daß es im achtzehnten Jahre mit den größten Dichtern Teutſchlands zu wetteifern anfing und der guten Stiefmutter in ſich wenigſtens einen Wieland ſehen ließ.

Nichts iſt der lieben menſchlichen Eitelkeit natürlicher, als ſeine mit Mühe zuſammen geraften Kenntniſſe andern mitzutheilen: in dieſer Mittheilung ſelbſt ſteckt ſo ein unbeſchreiblich ſüßer Kitzel, daß man ſelten an die ſtrengen Urtheile ſeiner Nebenmenſchen denkt, die ſie ſo bereitwillig über das Auskramen gelehrter Kenntniſſe zu fällen pflegen. Wir wiſſen aus Erfahrung, daß das ſchöne Geſchlecht vorzüglich in Abſicht ſeines Verſtandes eiferſüchtig und eitel iſt, und Madame Elsner fühlte den unwiderſtehlichen Drang in ſich, eine Geſellſchaft gelehrter Männer zu haben, der ſie von Zeit zu Zeit ihre neuaufgefaßten Ideen mittheile. Es fiel ihr nicht ſchwer, dieſen Wunſch zu befriedigen, da Berlin von ſchönen Geiſtern wimmelt, und ſie bereits ziemlich unter den Herren bekannt war. Einem klugen Weibe koſtet es nur Einen halben Wink, die Inſekten des Parnaſſes an ſich zu locken: und es dauerte nicht lange, ſo ward das Elsnerſche Haus der Sammelplatz von Juriſten, Aerzten, Geiſtlichen, Schulmännern, Officieren *) und herumwandernden Belletriſten. Einige darunter, beſonders zwey noch lebende bekannte Schriftſteller, waren freylich nur feile Schmarotzer, welche für die Leckereien der Tafel die Talente der Madame Elsner bis in den Himmel erhoben; und ein gewiſſes Kraftgenie ſchien mehr ihrem Körperbau, als ihrer Seele zu huldigen.

Viertes Kapitel.

Eine Ohnmacht hat gefährliche Folgen.

Herr Kraftmann (ſo hieß das Kraftgenie) hatte den Grundſatz, — es ſey weder klug noch ſchön, der Schönen Blödigkeit durch Bitten zu beſchämen. Bey ihm war ein

---

*) Das iſt doch ein entſetzliches Verſehen, daß ich die Officiere nach den Gelehrten geſetzt habe! Ich bitte deswegen tauſendmal um Vergebung.

Lischke.

ein Frauenzimmer ſehen, entbrennen, unternehmen und ſiegen immer einerley. Er raubte ohne Scheu und verbrämte am Ende künſtlich den Frevel. Er ſchob auf Amors Ungeduld die That, und Rouſſeau, wie die Leſer wiſſen, iſt hierin ſein Defenſor. Er las in ſeinen Erholungsſtunden Ovid's libros amorum et carmen de pulice, und wem hat ſo eine Lektüre nicht geholfen?

Schon oft wendete er alles an, bey Madame Elsner auch das zu ſehen und zu küſſen, was, außer ihrem Mann, Flöhe nur bisher geſehen und geküßt haben, und —

Hier, meine Leſer, zeigt ſich eine kleine Lücke im Manuſcript. — „Warum denn eben hier?“ — Das weiß ich nicht. Was darin ſtand, läßt ſich leicht errathen, und, nach Schach Bahams Sinn, vielleicht was Rührendes: ob es die Mäuſe oder Ratten gefreſſen, ob der Kopiſt gefehlt, iſt, wie mich dünkt, ſo ein Problem, — das manchem andern ähnelt, bey welchem Nächte durch im einſamen Schimmer der Lampe die Burmanns und Harles ſchwitzen. —. Genug, daß jeder Leſer das mangelnde Fragment nach eigner Phantaſie erſetzen und ausmahlen kann.

Herr Kraftmann kam jetzt zu Madame Elsner und brachte

„Kern-, Kraft- und Donnerſprüche, aus den
„neueſten Nationalſchauſpielen. Leipzig und
„Zürch, 1788.“

mit. Sie laſen es zuſammen, um ungeſtörter zu bleiben, in einem verſchloſſenen Zimmer; und die Donnerſprüche (ſo fährt die Handſchrift fort) thaten ſo eine erſchreckliche Wirkung auf Madame Elsner, daß ſie vor Schrecken in Ohnmacht fiel — rücklings auf den Ottoman. — Was Angola in gleichem Fall that, iſt bekannt. — Die Schöne zu erwecken, wußte der Knabe ſich nicht anders zu helfen, als daß er in der Angſt ein ganzes Waſſerfaß ihr über'n Buſen goß. — Es war ſein Erſtesmal, doch weiß man, wie es ihn der ſchönen Welt empfohlen hat.

Für unſern Kraftmann ſey man unbeſorgt! der wußte, was die feine Etikette in ſolchem Fall erheiſcht. Er ſäumte und zögerte nicht; in dergleichen Dingen war ſein Sinn unendlich zart; wie viele Mühe, wie viel Gepränge erſparte ihm dieſe Ohnmacht nicht! Von welchem Zwange befreite ihn dieſe Höflichkeit der ſchönen Dame auf Einmal.

Die Ohnmacht, die er zu bekämpfen für leichter hielt, war ungewöhnlich tief; zwar ihrer Röthe nach und nach den Wellenzügen der vollen Muskeln ſchien es, ſie ſchlummerte und nur ſo leiſe, daß es zur Wiedererweckung blos eines Fingerſtoßes bedürfe; doch unbeweglicher kann keine Säule liegen. Sie lag nicht anders da, als rennte ihr Schatten ſchon am ſtygiſchen Ufer und tränke aus dem Fluſſe, den die Fabel ſelbſt für Fabel erklärt. Endlich ſeufzte ſie tief und flehte um Gnade.

Zum Zürnen ließ ihr Kraftmann keine Zeit. Zürnt, wenn man euch den Mund mit brennenden Küſſen ſchließet! ſo ſehr ihr auch über die Waghälſigkeit und Vermeſſenheit, die keine Ohren hat, nichts ſcheut noch ſchont, entrüſtet ſeyd! — Ach! wie ſchwer borgt unſer Mund den bittern Ton, wenn wir im Herzen, gern oder nicht, zum Schmälen lächeln müſſen! — Sie hielt alſo mit ihrem Zorn zurück, bis eine günſtige Minute kam.

Es folgte nun zu beyden Seiten, was in der gegenwärtigen Lage ſtets bey wohlgezogenen Herren und Damen der Wohlſtand mit ſich bringt. Man riß ſich von ihm los; man raſte, drohte, rieb die Augen und zerann in Thränen, ſchwur, der Frevel ſey unerhört, ſo was verzeih' ſich nicht, und läg' er Ewigkeiten zu ihren Füßen; man brauchte alle Verwünſchungs-Phraſen;

ſen; kurz, man ſpielte Schmerz, Raſerey, Wuth, Verzweiflung und Unverſöhnlichkeit — und man ſpielte gut.

Aber Kraftmanns Herz blieb in den Empfindungen verſenkt, wovon er glühte: in ſeinen Augen ſtrahlten der Spiegel, Ottoman, Stuhl und Tiſch lauter Liebe. Er hörte nicht auf das Ach und O, welches Madame Elsner verſchwendete.

(Fortſetzung folgt.)

3.

Betrachtungen in Hinſicht auf die wahrſcheinliche Feſtigkeit und Dauer des Neufränkiſchen Reiches. Von Wilhelm Schober.

> Eſt modus in rebus, ſunt certi denique fines
> Quos ultra citraque nequit conſiſtere rectum!
> Illuc, unde abii, redeo —
>
> *Hor. Serm. I. 1.*

Nichts auf Erden iſt geſchickter uns die vorhandene Summe aller irdiſchen Größe, Kraft und Glückſeligkeit deutlicher und überzeugender vor Augen zu ſtellen, als die ewige Mutter aller unſerer Kenntniſſe, Erfahrung, ſonſt auch in verſchiedenen Rückſichten Geſchichte genannt.

Erfahrung hat dem jungen Menſchengeſchlechte ſeine Bedürfniſſe, und dem heranreifenden mehr und mehr die Mittel kennen gelernt ſie mannichfaltig zu befriedigen. Erfahrung die theils aus Bedürfniß, theils ſo müßte ich beſſer reden, als unſer Feldprediger, obgleich der Mann eine wundernswürdige Suada hat. Er iſt in der That ein geborner Redner. Die Worte ordnen ſich auf ſeiner Zunge, er weiß ſelbſt nicht wie." Ueber den Fluß ſeiner Sprache geht nichts. Es iſt ein Strohm, der durchbricht, und alle Ohren überſchwemmt. Ich habe viele reden hören, aber ich weiß keinen, der länger und geſchwinder geredet hätte, als er.

Valer. Sie würden ihn gewiß übertreffen, das bin ich überzeugt.

Leander. Lache nur, ſpotte nur! Wiſſe, daß dem alles gelingt, der zu ſprechen weiß, daß in Liebes- und Staats-Angelegenheiten die Zunge ſtatt aller Waffen iſt, und daß Leute, die auf jeder Sylbe kleben bleiben, und den Zuhörer immer in Todesängſten über das laſſen, was ſie ſagen wollen, überall unerträglich ſind.

Valer. Ich meines Theils glaube, daß in Liebes- und Staats-Angelegenheiten, zu rechter Zeit thätig ſeyn, mehr hilft, als alles Geſchwätz. Zu vieles Plaudern ſchadet oft.

Leander. Und doch plauderſt Du eben mehr als jemals. Ich, ich ſchwatzte ſchon, ehe ich laufen konnte, und in meinem dritten Jahre drückte ich mich ſo gut aus, daß mich eines Tags meine ſeelige Großmutter, ich erinnre michs noch recht genau, aus allzu großer Freude auf ihre Arme nahm, und —

Valer. Was will der Bediente?

Scene V.

Vorige. Ein Bedienter.

Bedienter.

Der Pater Feiner ſchickt mich her, er erwartet Sie.

Leanaus Langerweile den frühern Hirtenſtämmen ſich aufdrang, legte den Grund zu den glänzenden Fortſchritten einer Wiſſenſchaft die jetzt, bekannt mit dem Wechſel der Zeit, die Laufbahnen von Sonnen, Planeten und Irſternen mißt. Erfahrung von ihrer Schweſter Beobachtung begleitet, unterrichtete das Jugendalter der Menſchheit, bildete die erſten Oekonomen und ſtempelte häusliche Eintracht und Unſchuld der Sitten, mit dem ſchönen Begriff von Tugend.

Erfahrung lehrte bald den Weiſen das Laſter um ſein ſelbſtwillen verabſcheuen, da ſeine Folgen nicht nur traurig waren, ſondern auch durchaus ſeine Verbreitung, unter welcher Geſtalt man auch annehmen will, eine Menſchengeſellſchaft mehr zerrütten als befeſtigen konnte.

Durch gehäufte und benutzte Erfahrungen haben ſich Köpfe vom erſten Range bald ein Uebergewicht der Meynungen als Prieſter, bald in der Vollkraft an Liſt und Stärke zu Heerführern der unerfahrnern aufgereckt, und ſie, die Köpfe haben den Grund zu Hierarchien, Monarchien und jeder Art von Staatengeſellſchaft gelegt. Nachdem aber Staatengeſellſchaften einmal gebildet waren, ſo ſchuf uns auch Erfahrung ſehr bald verſchiedene Regeln in Beziehung auf ihre Dauer. Wir verglichen nehmlich uns und unſern Bürgerbund mit Dingen neben uns, und fanden Aehnlichkeiten, wir fanden ein Keimen, ein Wachſen und Verſchwinden im Reiche der Pflanzen, wir ſahen den ſchwachen Säugling, den rüſtigern Knaben, den ſtürmenden Jüngling, den ſtarken ruhigen Mann und endlich den zitternden kindiſchen Greis an Leben und Thatkraft erſchöpft. Wir ſahen nackte Felſen die drohend der Ewigkeit zu trotzen ſchienen, und die Zeit überkleidete ihre ſtolzen Klippen mit ſäuſelndem Graſe. Meere flutheten, wo jetzt der ruhige Landmann Furchen zieht und Länder überwogt das Meer, wo einſt gebildete Völker lebten, und wo einſt prächtige Palläſte prangten. Dieſe und ähnliche Erfahrungen möchten wohl einem der glänzendſten Könige des Morgenlandes die Ausſprüche entlocken:

> Ein jegliches Ding hat ſeine Zeit und alles Vornehmen unter dem Himmel hat ſeine Stunde.
> Man arbeite wie man will ſo kann man nicht mehr ausrichten.

Die Erfahrung, die ſich jetzt dem denkenden Kopfe darbietet, muß, nachdem ſo viele Jahrhunderte verſchwunden ſind, deren Ereigniſſe uns aufbewahret worden, und nachdem ſo viele Länder und Völker faſt auf gleiche Weiſe entſtanden, ſich mächtig emporgehoben und endlich in gänzlicher Unkraft ſich verlohren haben, nothwendig den Satz begründen: die Geſetze der Natur ſind;

> Hervorbringen und Vervollkommnung, nach der Erſchöpfung aber Ruhe.

Fürwahr, Arbeit und Ruhe, Ertrag und Mangel müſſen die erſten Grundſätze der uns umgebenden Natur ſeyn, und nur Kunſt oder Nachläſſigkeit kann ihre vielleicht ſchnellere Aufeinanderfolge etwas verzögern.

Bedarf dies hier geſagte einiger beſtimmter Erklärung, ſo bitte ich mit Zuziehung der Geſchichte aller Völker, die waren, nur folgendes zu erwägen: Alle Völker von Gewicht hörten erſt dann auf ihre höchſte Vollkraft und endlich gar ihr auf andere Einfluß habendes Daſeyn zu verlieren, wenn ihre höchſte Ausbildung ihnen jeden, ſelbſt den feinſten Genuß hatte kennen lernen, wenn ſie alle mögliche Quellen, aus welchen Reichthümer zu ſchöpfen waren in ihrem Lande, und unter ihren Verhältniſſen auch bey andern bezwungenen oder handelnden Völkern, für ſich ſtrömend gemacht hatten und ſo der Weichlichkeit und gänzlichen Entmannung in die Arme ſanken. Rom würde länger die Zügel der damals bekannten Welt gelenkt haben, hätte ſich die Einfalt der Sitten länger erhalten können, die einen Diktator ſo ganz ohne Prätenſion, ruhig wieder zu ſeinem Landbau nach glänzenden Siegen zurückkehren ließ.

Das römiſche Reich würde länger geblüht haben, wenn nicht ſelbſt ſeine koloſſaliſche Größe die erfochtenen Siege über ſo viele zum Theil verblühte Nationen, die Urſache gereicht hätte, mit der Beherrſchung derſelben ihre überverfeinerten Sitten und ihren Grund des Unterliegens, ihre Weichlichkeit gleichſam zu erben. P. Gruber in ſeinem Abriſſe der ſynchroniſtiſchen Univerſalhiſtorie, 1ſter Theil, Wien 1777. ſagt, Seite 216. §. 9. mit dem Schritte außer Italien war es auch um die vorige Rechtſchaffenheit und die einfältigen edlen Sitten der Römer geſchehen. Der ſo lange verhütete Luxus riß ein, weil der ausgeplünderte Orient mit ſeinem Reichthum zugleich auch alle ihn begleitenden Laſter nach Rom ſchickte. Freylich wurde Rom zugleich auch mit den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften mehr bekannt. Die vormals blos kriegeriſchen Unterthänen wurden jetzt kluge Staatsmänner: aber das Ende zeigt, daß ſie Mißbrauch davon gemacht, und zum Untergang ihrer Republick zu viel geklügelt haben. Wäre alſo, um dies Beyſpiel zu behalten, irgend durch Geſetze oder durch einen begünſtigten Gemeingeiſt, der Einfluß fremder oder auch nach und nach überfeinerter Sitten gehemmt worden, ſo würde Rom länger eine ſo große Rolle fortgeſpielt haben, obgleich, da alles unterm Monde vergänglich und dem Wechſel unterworfen iſt, Reiche und Nationen aber hier keine Ausnahme machen, es endlich, nur vielleicht ſpäter, ſeine Herrſchaft in die Hände der Vorſicht zurückgegeben haben würde.

Aus Nachläſſigkeit aber kann dies geſchehen, wenn ein Volk ſo ganz an den Grundſyſtem ſeiner Verfaſſung hängen bleibt, und darin ſo wenig als in Meynungen, die die Art Gott zu verehren angehen, keinen Widerſpruch ertragen kann.

Ein ſolches Volk verriegelt freylich jedes Pförtchen, wodurch ihm etwas feinere Ausbildung und Aufklärung werden könnte, ein ſolches Volk könnte vielleicht etwas länger ſeine politiſche Exiſtenz behaupten, da Lebensgenuß und zwar verfeinerter, alſo auch Weichlichkeit gemeiniglich die Reſultate der Aufklärung zu ſeyn pflegen, länger dem Strome der Zeit entgegenzuſchwimmen; allein die Erfahrung lehrt, daß ein Volk um ſo erhalten zu werden, mit Grauſamkeiten geſchreckt werden muß, Grauſamkeiten aber können zwar Furcht, zuweilen aber auch Erbitterung erzeugen, und es wird uns, zum Beyſpiel, das fürchterliche Gericht des fühlloſen Dominicus erſt, in der vielleicht nahen Folge, zeigen, ob eine ſolche Vernachläſſigung der nothwendig ſich aus ſich ſelbſt entwickelnden Aufklärung fähig iſt, die Monarchie Spaniens vor dem allgemeinen Geſetze der Zerſtörbarkeit zu bewahren?

Doch wir wollen fortfahren nach den Erfahrungen, die Zeit und Natur uns anbieten und nach den Erfahrungen; die achtungswerthe Männer uns mitgetheilet haben, den Satz zu beleuchten, daß nichts unterm Monde beſtändig, daß alles, Reiche und Nationen nicht ausgenommen, vergänglich und alle irdiſchen Größen einem ewigen Wechſel von Kraft und Erſchöpfung, von Ruhe und Erzeugung unterworfen ſind.

Thier und Menſch ſinken nach der ermüdenden Arbeit des Tages am Abend dem ſüßen Schlaf in die Arme, und nur übernatürliche Anſtrengung oder Kunſtmittel können auf kurze Zeit die Dauer ihrer Wirkſamkeit verlängern, der ganze Wirkungskreis aber, den beyde durchwandeln, endet zuletzt in gänzlicher Erſchöpfung, in der Ruhe des Todes.

Der Landmann weiß es am beſten wie lange ſeine Felder ihm eintragen, wenigſtens wie lange ſie im Stande ſind ihm eine Art von Früchten mit Vortheil zu gewähren. Er ſäet beſtimmte Jahre hindurch beſtimmte Saamen, wechſelt mit erprüfter Klugheit und gönnt aus wahrem Eigennutze dem Acker, der die Schätze ſeiner Fruchtbarkeit erſchöpft hat, endlich eine Ruhezeit: denn der Acker ſo wie das lebende Thier braucht endlich, an Kraft erſchöpft, Ruhe und Erholung, um zu neuer Thätigkeit ſich zu ſtärken; dieſe Ruhe und Entkräftung aber, mag ſie auch Kunſt noch ſo lange hinauszuſetzen vermögen, kömmt endlich doch ſo ſicher, als die Ruhe eines geſchläuderten Steines. Ja wollen wir unſer forſchendes Auge auch dahin erheben, wo die Pracht des geſtirnten Himmels dem Weiſen ſelbſt, nicht nur Spähung nach Wahrheit, ſondern auch ſogar die menſchliche Neugier und ihren Vorwitz verzeihlich macht; ſo finden wir, daß einſt Welten, ihre angemeſſene Bahn durchliefen, denen die Weiſen Namen gaben, und die, — itzt nicht mehr ſind.

> **Alles entſteht alſo und verſchwindet, ſo wie alles erſt wirkt, dann ruht.**

Ob aber die Ruhe aller geſchaffenen und gebrauchten Beſtandtheile ewig ſey, dies werde ich, um des noch nöthigen und wahren Satzes Willen: es iſt unter Sonne und Mond ein ewiger Wechſel, mit ſchon zum Theil gebrauchten Beyſpielen belegen müſſen.

Thier und Menſch finden endlich den Ruhepunkt ihrer Thätigkeit, aber dann verweſen ſie und ihre Beſtandtheile kehren nach und nach wieder zu neuer Wirkſamkeit zurück, modernd befruchten ſie erſtlich die ſie umgebende Erde und kehren ſo nach einer anſcheinend kurzen Ruhe wieder zur allgemeinen Thätigkeit zurück, in ihre öligten, erdigten und ſalzigen Beſtandtheile aufgelöſt, nähren ſie itzt wieder Pflanzen und füllen als ſolche wieder bald Thiere mit neuen Nahrungs- und Lebenskräften an.

Das Feld ruhet, um nur nach einiger Zeit wieder den verlangten Ertrag liefern zu können: wenn aber nicht Wunder vorausgeſetzet werden, ſo muß dieſer Wechſel, der im Kleinern wohl ohne Widerſpruch a poſteriori zugegeben werden kann, auch im Großen angenommen werden, da die Natur in ihrer Zeugung und Vernichtung nicht nur nach einer gewiſſen Analogie zu handeln pflegt, ſondern auch durchaus keinen Sprung macht, durch den ſie ſich ſelbſt überholen würde.

Nun aber giebt uns die Geſchichte nicht nur Beyſpiele genug an die Hand von blühend geweſenen und verblühten Nationen oder Reichen, denn ſo nutzt ſchon Servius Sulpitius dieſe große Lehre der allgemeinen endlichen Vergänglichkeit irdiſcher Größe und Vollkraft, wenn er unter andern ſeinem Freund Zizero bereiteten Tröſtungen über den Verluſt ſeiner Tochter Tullia, ihm folgendes zu betrachten giebt:

> „quum ab Aegina Megaram verſus navigarem, coepi regiones circumcirca proſpicere. Poſt me erat Aegina, ante Megara dextra Piraeus, ſiniſtra Corinthus: quae oppida quodam tempore florentiſſima fuerunt, nunc proſtrata, et diruta ante oculos jacent etc.“

überhaupt bitte ich dieſe Stelle mehr im Zuſammenhange zu leſen, da in dieſem Briefe Sulpitius gerade die entgegengeſetzte Schlußform braucht, denn indem ich hier das kleinere zum Maaßſtabe des größern zu brauchen ſcheine, ſo hat Sulpitius hier das größere zum verhältnißmäßigen Maaßſtabe des kleinern gemacht, doch aber wie ich glaube, iſt nicht nur unſer Reſultat, das aus ſolchen Erfahrungen fließen muß, ein und eben daſſelbe, ſondern auch ſelbſt der nachläſſigſte Geſchichtsforſcher könnte die Beyſpiele des Sulpitius mit denen von Troja, der jüdiſchen Nation, Carthajo, Tyrus und Sidon, den Perſern, den Griechen, ja den Römern ſelbſt vermehren.

Und wie ich ſchon oben geäußert habe, wir alle würden bey einem längern Leben, in welchen wir Jahrhunderte beobachten könnten, auch im Stande ſeyn mehr die großen Revolutionen der größern Menſchengeſellſchaften und Länder allgemeiner und wahrer zu beobachten, auch viel umfaſſendere Reſultate daraus herzuleiten, als ſo, da unſer Daſeyn ſo kurz beſchränkt, und nothwendig unſer Beobachtungsblick der Eilfertigkeit unſers Lebens wegen, zu ſehr an Kleinigkeiten geheftet iſt; daß der Verfaſſer von Fauſts Leben, Thaten und Höllenfarth mit Beſtand der Wahrheit ſagen kann: Welcher Herkules kann den Schutt ausräumen, den die Geſchichtſchreiber zuſammengetragen haben!

Wenn einzelne Beobachter Nationen überleben könnten, ſo würden wir, ſtatt aller ſo mühſam zuſammengetragener Kleinigkeiten, die wir Geſchichts nennen, jetzt längſt Generaltabellen haben, aus denen ſich ſehr leicht und wahr das Entſtehen, Wachſen, Blühen und Dahinwelken der Reiche nicht nur überſehen ließe, ſondern aus denen auch leicht die Anwendung und vielleicht, wenn ich ſo ſagen darf, Prophezeihung für uns zeitgleiche Völker gefolgert werden könnte, ſo aber werden wir, wenn wir den Grund und die Ordnung des großen Gebäudes unterſuchen wollen, immer durch den Schutt von Kleinigkeiten gehindert, ſo daß wir endlich den Wald vor Bäumen nicht mehr ſehen. Doch genug, von der Kleinmeiſterei und Unzulänglichkeit unſerer Länder und Völkergeſchichte, und es ſey ſo wahr, als es würklich iſt, daß ſie nicht fähig ſeyn kann uns zu untrüglichen Propheten für die Zukunft zu bilden; ſo behält ſie doch immer bey aller fremden Ueberladung jene aus Erfahrung geſammlete Kraft ihren ernſtlichern Verehrern zu beweiſen, daß alles Entſtehende, nach erfolgter Reife, ſeinen Untergang findet: und daß dieſer Wechſel nicht nur lebendige oder todſcheinende einzelne Geſchöpfe, ſondern auch nach größerm Maaßſtabe Länder und Nationen trifft.

Die Naturlehre gehet hierinne noch weiter, denn dieſe zeigt uns ſogar die Nothwendigkeit ſolchen Wechſels und wie ſelbſt der bewohnte Erdboden den erſten Grund mit darreicht, daß Länder nach ihrer höchſten Blüthe und nach ihrer ſtärkſten Bevölkerung endlich wieder verfallen und zuletzt verſchwinden müſſen. So führet Rouſſeau im zweyten Bande ſeiner philoſophiſchen Werke (Ueb. Reval und Leipzig 1781.) in der vierten Anmerkung eine Stelle aus Büffons Naturgeſchichte an, die dieſes geradezu beſtätiget: „Da die Vegetabilien, zu „ihrer Nahrung, weit mehr von der Subſtanz der Luft „und des Waſſers zu ſich nehmen als aus der Erde ziehen, ſo geſchiehet es, daß ſie nach ihrer Fäulung weit „mehr Erde von ſich geben, als ſie erhalten haben; „übrigens befördert ein Wald den Regen, indem er die „Dünſte aufhält. Es würde alſo in einem Gehölz, welches man lange unberührt ließ, die vegetabiliſche Erdlage ſich ſehr vermehren; da aber die Thiere der Erde „weniger geben, als ſie von ihr erhalten, und die Menſchen eine erſtaunende Menge Holz und Pflanzen zur „Unterhaltung des Feuers und andern Gebrauch nöthig „haben, ſo folget daraus, daß die vegetabiliſche Erdlage „eines bewohnten Landes ſich immer vermindern und „endlich ſo wie der Erdboden des ſteinigten Arabiens „und anderer Provinzen des Morgenlandes werden „müſſe, welches auch würklich der am längſten bewohnte „Himmelsſtrich iſt, und wo man jetzund nichts als Sand „und Salz findet: denn das fixe Salz der Pflanzen und „Thiere bleibt, während daß alle übrigen Theile ſich verflüchtigen.“

Dieſe phyſiſche Bemerkung entſpricht ganz genau einer andern vom Herrn von Archenholz aus der Geſchichte aufgefaßt, wenn er irgendwo ſagt: „der Rei-

„ſende, welcher Rom nach des Livius und ſeiner Zeitge-
„noſſen Beſchreibung betrachtet, kennt ihre Aehnlichkeit
„kaum; Berg und Thäler verwechſelt, Paläſte ver-
„ſchwunden, und Trümmern in der Herrſchaft weichlicher
„Prahler und Idioten, einſt von den Herren der Welt
„gebaut und bewohnt. Griechenland die Schule der
„Weisheit und der Künſte, bewohnt jetzt ein weiches
„ſchlaffes Volk — von Theben giebt es nur noch Trüm-
„mern und von Korinth, Carthago, Syrakus u. a. m.
„Einſt blühte alſo die Größe aller erſchaffenen Werke in
„Süden — jetzt in Norden — Wo ſind wir? — Iſt
„der Schluß falſch, da jene Gegenden ſich aller Beſtand-
„theile, die der irdiſchen Vollkommenheiten fähig waren,
„entladen hatten; ruhten ſie und die Reihe der Thätig-
„keit kam nun an die Länder die ſchon geruht hatten, der
„Lauf der Natur kann und wird auch ſie erſchöpfen
„u. ſ. w.“

Nach allen dieſen im Großen und Allgemeinen, gemachten Beobachtungen aber wollen wir nunmehr einen prüfenden Blick auf die Nation der Franken werfen und nach der Analogie unterſuchen, ob ſie wohl von ihrer unternommenen Revolution, einen größern Flor des Reichs, eine ſtärkere Feſtigkeit und in Anſehung der Dauer gleichſam eine verjüngte Natur deſſelben ſich verſprechen können?

Da es hier im Großen nicht auf den Ab- oder Anſchlag einiger Jahre ankömmt, ſo will ich hier aus einigen Schriftſtellern, wie ſie mir eben zur Hand ſind, die verſchiedene Dauer einiger Reiche bis zu ihrem Untergange herſetzen.

Ein alter aber würdiger Politiker

Geor[illegible] Schoenborn

der im vorigen Jahrhunderte lebte, hat die Dauer des Römiſchen Reiches, wie folget, berechnet:

1) Die

1) Die Kindheit deſſelben unter den 7 Königen	245 Jahre.
2) Die Jugend, von der Zeit der vertriebnen Könige bis zum erſten Puniſchen Krieg	244 —
3) Das männliche Alter vom erſten puniſchen Krieg bis nach dem Tode Cäſar Auguſts	262 —
4) Das angehende höhere Alter von Auguſts Tode, bis zu den Kriegen mit den Alemannen	213 —
5) Höchſtes Greiſenalter und vom vorigen Punkte an bis zum Untergange des abendländiſchen Kaiſerthums	247 —
	Summa 1209 Jahre.

Dieſes iſt die Dauer des ſo mächtigen römiſchen Reiches.

Leander. Ich komme — Auf ihre Arme nahm, und zu mir ſagte: Liebes Fritzchen —

Bedienter. Er wankt und weicht nicht. (zu Leandern) Tummeln Sie ſich, mein Herr, er gehe ſonſt aus.

Scene VI.

Leander Valer.

Leander.

Liebes Fritzchen, ſagte die gute Frau — Ach! ich weiß noch haarklein, was ſie ſagte: Es iſt doch wahr, was man in der Kindheit merkt, bleibt im Alter hangen. Unſer Gehirn iſt dann, wie weiches Wachs, wo jeder Eindruck haftet. Ich wollte Dir das recht deutlich machen, wenn Du die Phyſik verſtündeſt wie ich. Denn für einen Soldaten beſitze ich recht viel Gelehrſamkeit, und weiß von allem was. Ich kann Dir alles erklären; die vis centrifuge, die Wirbel, die Cometen, die Monaden, die Sonnenſtäubchen, die Quadratur des Cirkels, und die Meereslänge und ſo weiter. Denn Phyſik, Mathematik, Aſtronomie, und was dahin einſchlägt, ſind mein Zeitvertreib. Aber die Hiſtorie macht mir doch auch manchen Spaß. Ich führe gar zu gern bey Gelegenheit was daraus an. Denn ich habe eine ſtarke Memorie, und nichts von allem vergeſſen, was ich in den Büchern geleſen habe. Ich erinnere mich noch ganz genau der Schlacht bey Arbela, wo Cäſar gefangen wurde, und der pharſaliſchen Bataille, wo Alexander blieb, und wie Darius der Große, Theben zu Staub und Aſche verkehrte. — Doch halt! in der Hitze glaube ich, verwechſele ich die Namen!

Valer. Ich bewundere Ihre Stärke.

IV.

Roman oder Schauſpiel.

Brando

ein Luſtſpiel in einem Akt.

Perſonen:

Brando, ein Kaufmann.
Emilie, deſſen Frau.
Karl und Lotte } deren Kinder zweyter Ehe (8 Jahr).
Wagner, ein Banquier.
Louiſe, Emiliens Bediente.
Philipp, Bedienter des Brando.

Erſter Auftritt.

Emilie (in ihrem Zimmer mit wenigen Meublen).

Und ſo biſt du denn auch dahin, mein Theodor! für mich auf ewig dahin! O dieß kann, dieß mag ich nicht lange überleben. Todt! Menſchenwürger! zweymal rißſt du mir den Gatten von der Seite — ah! ſo nimm auch mich dahin in dein Reich! — Heut, heut ſind es eilf Jahr, daß ich die Schreckenspoſt erhielt, daß mein Brando, der beſte der Männer, ſein Grab in den Wellen des Meers gefunden hatte — ach! und ich — ich beweinte ſein trauriges Geſchick nicht lange. Theodor — Theodor trat an des Geliebten Stelle — und ich wußte doch nicht gewiß, ob die Nachricht von Brandos Tod gegründet wäre. Ach Gott! ich erhört Theodors Bitten um meine Hand vielleicht zu geſchwind! Und nun iſt er nicht mehr — läßt mich in einem jammervollen Zuſtande zurück — Gott! und wenn Brando noch lebte, wenn er wieder käme und in meine Arme wollte — ah! wie würde er zurückbeben, wenn er Karln und Lotten ſähe, erführe, wer Sie wären — er würde, er müßte mich von ſich ſtoßen — und denn was wäre ich? Ein unglücklich, armes, hülfloſes Geſchöpf! — Ich weiß nicht, ſolche Ahndung empfand ich noch nie — es iſt alswenn der Gedanke, das dunkle Gefühl ſeines Lebens in mir Gewißheit würde. — O wär es möglich, o Gott! wär es möglich, daß ich ihn wiederſähe; ſo gieb ihm ein gütig, ein verzeihend Herz gegen mich! Oder laß mich ſterben, wenn er mir nicht vergeben kann! Ach Brando, Brando! ſäheſt Du wie tief ich gefallen bin! Ich deine Emilie! Verlaſſen und elend! Mit zwey unſchuldigen Kindern! ach Gott! Gott!

Zweyter Auftritt.

Karl und Emilie.

Karl.

Weinen Sie denn ſchon wieder, Mamachen? Gewiß um des Papas willen! Nicht wahr. Ach! Er iſt leider todt! Aber er meinte ja auch noch zuletzt, wie er ſtarb, wir ſollten nicht zu ſehr über ſeinen Tod trauern — denn es würde uns allen gut und wohl gehen — wenn wir nur gut wären.

Emilie. Du gutes Kind! Du redeſt das ſo dahin, weil Du den Schmerz über den Tod deines Vaters noch nicht ſo in all ſeinem Umfange fühlen kannſt, wie ich ihn nur zu tief in meiner Seele empfinde. Wüßteſt Du alles, guter Karl! Wüßteſt Du es! Dein Vater hat Euch beyde mir hinterlaſſen — und Du und Lotte ſind mir ein werthes Geſchenk, weil mir Euer Vater auch lieb und werth war. Aber der Zuſtand, in dem er Euch mir hinterläßt — o der, der ſchmerzt mich. Wir ſind ohne Glücksgüter, ohne Beyſtand, ohne Freunde — in Schulden! Ach! wenn Du und Lotte nur nicht wären!

Karl. Nicht wären? Alſo ſollen wir ſterben? Und Sie ſagen doch immer, Sie hätten uns ſo lieb. Ach! wenn das Papa wüßte, daß Sie uns nicht mehr lieb hätten! Er hätte Sie gewiß auch nicht mehr lieb. Ach! liebe, liebe Mutter! Verſtoßen Sie uns nicht!

Emilie. Schweig Kind! Erweitre nicht die Wunde, die mir ſchon ſo viel Quaal verurſacht. Ich liebe Dich und Lotten immer noch ſo, als, da Euer Vater lebte, und werd' Euch ewig — ewig lieben. — Nur Eure Erziehung bekümmert mich, daß ich ſie Euch nicht ſo geben kann, als ich wünſchte!

Karl. Ach! wir wollen uns ſchon ſelbſt erziehen, und Ihnen, Mama, recht folgen, beten und fleißig ſeyn. Papa hat Bücher genug hinterlaſſen — darin will ich leſen und ſtudieren, daß mit der Zeit ſchon was aus mir werden wird. Seyn Sie deswegen ohne Sorgen! Und Lotte die wird ſchon das ihrige auch thun. Sie kann ja hübſch nähen und ſticken — und ſie wird es ſchon auch noch beſſer lernen, als ſie es itzo kann.

Emilie. (Welche vortrefliche Geſinnung!) — Ja ja, Karl, das iſt alles gut. Aber wer ſoll Euch denn das Unentbehrliche Geld zu Erlernung alles deſſen und zu Eurer Unterhaltung geben. — Ich, leider, ich kann es nicht.

Karl. Zu unſrer Unterhaltung? Was heißt denn das, gute Mama?

Emilie. I, was ihr braucht um Euch zu ſättigen und zu kleiden. —

Karl. Zu ſättigen und zu kleiden? Daran hätt' ich doch wahrhaftig faſt nicht gedacht. Aber dieß thut auch noch nichts. Wenn ich nur täglich etwas weniges habe, ſo will ich ſchon damit zufrieden ſeyn. Und Kleidung — die brauche ich auch noch lange nicht. Der Rock hier hält noch lange, wenn ich ihn hübſch ſchone. Und das will ich gewiß thun. Lotte wird es mit dem ihrigen ſchon auch ſo machen.

Emilie. Ach Kind! Du beſchämſt mich durch deinen Muth und Entſchloſſenheit. Auch ich will mein Vertrauen zu dem dort oben nicht ganz wegwerfen. — Völlig ſind wir noch nicht entblößt — und mit dem wenigen wollen wir haushalten, ſo lang es dauert. Du und Lotte, Ihr ſollt mein ganzer Reichthum ſeyn. Aber — werdet Ihr auch immer ſo gut und brav bleiben?

Karl. Immer, gewiß immer, gute Mutter! Ich und Lotte! O! wir lieben Sie ſo ſehr — und wollen Sie nun noch vielmehr lieben, weil Sie uns nicht verſtoßen wollen.

Emilie (küßt ihn). Gutes Kind!

Karl. Aber weinen müſſen Sie auch nicht mehr. Unſer Vater hat itzt dort oben ſo viel Freude — und da wollen auch wir fröhlich ſeyn! Kommen Sie! Wir wollen in den Garten gehen — Lotte wird gewiß ſchon bey ihrer Arbeit ſitzen. Da wollen wir ſie recht überraſchen und loben, daß ſie ſo fleißig iſt. Ich will es ihr auch erzählen, daß Sie uns nicht verſtoßen, ſondern immer bey ſich behalten und lieben wollen. Ach! wie wird ſie ſich freuen, die gute Lotte! Kommen Sie! Kommen Sie, Mamachen!

Dritter Auftrit.

Die Vorigen. Lotte. Wagner.

Karl.

Da kömmt ja Lotte ſchon! Sehen Sie! — Aber, wer iſt denn der Herr, den ſie da mitbringt? Ach! Er ſieht ſo finſter und böſe.

Lotte. Hier mein Herr! iſt meine Mutter. Komm Karl! Wir dürfen wohl nicht hier bleiben!

Emilie. Bleibt, Kinder! — Was iſt denn zu Ihrem Befehl mein Herr? Sie ſind, wenn ich nicht fehle, der Herr Banquier Wagner, der uns oft die Ehre ſeines Beſuchs ſchenkte, da mein erſter Mann noch lebte.

Wagner. Ja Madam, der bin ich! Sonſt war ich immer in Ihrem Hauſe — aber die Zeiten ändern ſich — bin viele Jahre nicht bey Ihnen geweſen — aber itzt mußte ich wieder hieher. Ich habe da an Ihren kürzlich verſtorbnen zweyten Herrn Liebſten noch ſo eine kleine Schuldforderung, die ich ihm leider zur Bezahlung nicht ſchicken kann — und da muß ich mich doch wohl ſo unmaßgeblich an Sie, Madam, wenden. Ich hoffe er wird Ihnen ſo viel hinterlaſſen haben, daß Sie mich werden befriedigen können. Sollte ich irren? Sie ſcheinen mir ſo ängſtlich?

Emilie. Eine Schuld? Theodor! — Ach mein Herr! ich weiß in der That nichts davon. Ihr Anbringen iſt mir äußerſt unerwartet und befremdend.

Wagner Ey ey! Unerwartet und befremdend! (Ha, ſie wird kein Geld haben!) Glauben Sie nicht, Madam, daß ich Sie täuſchen will. Hier iſt die Forderung. Sie beſteht in 100 Louisdors. Kennen Sie dieſe Hand?

Emilie. Dieſe Hand? Ach leider — es iſt die Hand meines Theodors! — O Theodor, und du konnteſt dieß thun? — Könnten Sie mir denn keinen Erlaß geben mein Herr? Ich habe kein Vermögen zur Bezahlung der Schulden meines Mannes. Die Umſtände, in denen er mich hinterlaſſen hat, ſind —

Wagner. Nicht die beſten? Das hab' ich wohl gedacht! drum kam ich auch gleich anfangs hieher, damit mir die andern Creditores — an denen es wohl nicht fehlen wird — nicht das, das etwa noch da iſt, ſo unmasgeblich vor dem Maule wegfiſchen möchten. Nein nein, ich muß mein Geld haben. Meine Umſtände erfordern es nothwendig.

Emilie. Haben Sie doch Nachſicht mit uns!

Wagner. Ich habe viele Jahre mit Ihrem Manne Nachtſicht gehabt — und habe immer nichts bekommen — ſo könnte das Ding immer fortgehen — und zuletzt käm ich wohl gar ſo unmaßgeblich um mein Geld.

Emilie. Ach erbarmen Sie ſich doch einer armen Wittwe mit zwey vaterloſen Kindern! Erbarmen, Erbarmen! Stürzen Sie mich nicht in einen Abgrund, aus dem es mir ſchwer werden dürfte, wieder empor zu kommen. Karl! Lotte! Bittet doch den Herrn mit mir! Vielleicht erweicht ihn Euer Flehen.

Karl und Lotte. Seyn Sie doch nicht ſo grauſam gegen unſere arme Mutter. Sie hat Ihnen ja nie etwas zu Leide gethan. Und ſie iſt ſo arm — hat gar nicht viel Geld — ſchenken Sie ihr es doch.

Wagner. Was ſchenken? Ich brauche es für mich ſelbſt. Es ſind itzt ſchwere Zeiten. Laßt mich! — Madam, entſcheiden Sie unmaßgeblich, ob ich auf Bezahlung hoffen kann. Alles ihr Winſeln iſt vergebens. Ich kann nicht anders. Ich muß mein Geld haben!

Emilie mit Karl und Lotte zu ſeinen Füßen.

Ach Mann! Laſſen Sie doch Ihr Herz erweichen! Seyn Sie nicht ſo ſtreng und unerbittlich! Um Gottes willen hören Sie, hören Sie! Es iſt das Flehen einer Frau, die keinen Mann, keinen Beſchützer mehr hat, die mit ihren Kindern zu Ihren Füßen liegt. O hören Sie mich um meiner Kinder willen! Wenn jemals bey Glück und Wohl der ſüße Vatername in Ihre Ohren ſchallte, und Sie all die innere Wonne fühlten, die ein Vater dann nur immer fühlen kann — o ſo denken Sie izt auch den unſeeligen Gedanken, Mutter genannt zu werden, ohne glücklich zu ſeyn, ohne ſich ſeiner Kinder annehmen zu können. O denken Sie dieß! Um dieſer Kleinen willen, um Gottes willen haben Sie Nachſicht, Erbarmen mit mir!

Wagner. Laßt mich, ihr weinerlichen Geſchöpfe! Es iſt alles umſonſt. Auf den Abend, Madam, muß ich Ihren feſten Entſchluß wiſſen! Ich muß dann mein Geld haben — oder Sie müſſen ins Gefängniß. Sie können dann unmaßgeblich Ihre Kinderchen auch mit ſich nehmen. Ich werde es Ihnen nicht wehren. Aber — das ſage ich Ihnen gleich — die kann ich nicht mit ernähren.

Emilie. Alſo kein, kein Erbarmen?

Wagner. Nein, keins. Sie ſind ſelbſt Schuld an Ihrem Unglück! Warum hingen Sie ſich da an den Kerl? Nun iſt er todt. Da hier ſteht unmaßgeblich ſeine Hinterlaſſenſchaft — und unmaßgeblich keinen Pfennig dazu. Sie konnten bleiben, wie Sie waren, als Sie die Nachricht von dem Tode Ihres erſten Mannes erhielten. Da hätten Sie gut und ehrlich leben können. Aber ſo haben Sie unmaßgeblich Ihr Vermögen dem Landſtreicher von Kaufmann in die Hände gegeben — und das ſind nun unmaßgeblich alle die Früchte davon.

Emilie (Schreckliche Vorwürfe). Ha! barbariſcher Mann! Nehmen Sie uns alles, was wir noch beſitzen! Ehre und Leben dazu! Mags ſeyn! Unmenſch! Dein Lohn wird dir aber nicht entgehen. Eine Wittwe mit hülfloſen Kindern ſo zu beugen — ach! das wird Dich noch in der Stunde Deines Todes drücken, daß Du nicht beten kannſt.

Wagner. Das geht unmaßgeblich auf meine Rechnung! Und wird ſich ſchon ausweiſen. — Alſo unmaßgeblich noch einmal! Auf den Abend Geld oder Gefängniß! Und Ihre Kinder — ich habs Ihnen ſchon geſagt, die ernähre ich nicht — wenn ſie Ihnen unmaßgeblich etwa Geſellſchaft leiſten ſollen. Alſo Sie wiſſens! Unmaßgeblich noch einmal! Ich ernähre ſie nicht! Und dabey bleibt's. (ab)

Vierter Auftritt.

Emilie. Karl. Lotte.

Emilie.

Und er kann ſo fortgehen — mit Hohngelächter über mein Elend fortgehen? Ohne, daß meine Thränen ſein ſteinernes Herz erweicht hätten? — Ach Gott! Gott! ſieh herab auf meine, auf deine Kinder, nicht auf mich, nur auf ſie, auf ſie! Sey du ihr Vater, ihr Verſorger, ihr Beſchützer, wenn ich nicht mehr bin, wenn ſie mich dahin in den öden Kerker ſchleppen werden, und ich meine Seele unter der drückenden Laſt mütterlicher Schmerzen ausgehaucht habe — dann — o dann blick auf dieſe da, mit denen ich hier vor dir flehe, mit Güte und Erbarmen herab! — Kommt — o kommt meine Kinder — Karl — Lotte — kommt noch in meine Arme, die Euch bald nicht mehr werden umfaſſen können.

nen. — Barbaren, die das Gefühl der Menſchheit verläugnen, entreißen Euch mir. Ach meine Kinder! meine armen Kinder!

Karl. Trauern Sie nicht um uns, gute, theure Mutter! Wir gehen mit Ihnen. Ich und Lotte! Nicht wahr? Lotte Du begleiteſt uns auch?

Lotte. Wohin es nur iſt. Seyn Sie ruhig, Mamachen, weinen Sie nicht ſo!

Emilie. Hätt' ich in Euch nicht ſo gute Kinder — ich wüßte nicht, zu was für einen Entſchuß meine Wuth mich brächte. Gott! o Gott! womit verdiente ich dir dieſe guten Geſchöpfe ab! Meine Thränen mögen den namenloſen Dank ausdrücken, von dem mein Herz ſo voll iſt! (alle drey ab)

Fünfter Auftritt.

Brando.

(Vorſaal im Hauſe.)

So bin ich denn endlich wieder hier in meiner Vaterſtadt in meinem Hauſe, wo ich ſonſt ſo viel Ruhe und Seeligkeit in den Armen der beſten Gattinn genoß! Nie, nie glaubte ich dich geliebte Stäte wieder zu ſehen. Wie oft ſtand ich ſchon am Rande des Grabes! Wie oft drohten die raſenden Wellen im ungeſtümen Wetter, mich zu verſchlingen! Wie oft war ich in Gefahr durch mordgewohnte Hände wilder Menſchen mein Leben zu verlieren! Aber die ſchäumende Welle ſauſte bey mir vorüber — der tödtliche Pfeil des Barbarn fiel zu meinen Füßen nieder — und ich ich ſtand unverſehrt — und lebte. Alles alles iſt nun überwunden. — Wonnegedanke — nun an der Hand der treuen Gattinn vollends durchs Leben hindurch zu wandeln, der ich ſo lange vergebens entgegen ſtrebte. Wie wird ſie ſich freuen, mich wieder zu ſehen! Wüßte ich nur, wo ich ſie recht unvermuthet überraſchen könnte. Es iſt aber alles ſo ſtill! Kein Menſch läßt ſich ſehen! Gott! Sie kann doch nicht etwa gar — o nein — der Gedanke iſt zu ſchrecklich! Und doch keine Seele im ganzen Hauſe? Und ſonſt alles ſo munter und lebend. Ich kann es gar nicht faſſen, wie dieß alles iſt! — He Philipp!

Sechster Auftritt.

Brando. Philipp.

Philipp.

Ich glaube, mein Herr, ich wollte das ganze Haus hier ungeſtört ausräumen können. Es rührt ſich auch kein Mäuschen. Und überdieß ſieht es auch ſo verteufelt leer an allem — daß Sie nicht einmal viel Urſache haben, Wache dabey zu halten.

Brando. (Sollte ſie in üble Umſtände gerathen ſeyn? Aber ich hinterließ ihr doch ſo viel, daß ſie die eilf Jahre und noch eilf dazu recht bequem hätte leben können!) Philipp, haſt du den Koffer herauftragen laſſen?

Philipp. Nein, mein Herr! Er ſteht noch im Poſthaus. Ich will es aber gleich beſorgen. (will ab)

Brando. Nein, nein, es hat noch Zeit. Ich weiß ſo nicht, ob ich ihn werde hieher oder wo anders hinſchaffen laſſen.

Philipp. Ja, das denke ich auch. Dies Haus hier ſieht gar nicht aus, als wenn es Ihnen gehörte. So verflucht leer und ausgeräumt, als wenn es mit Fleiß geſchehen wäre.

Brando. Wer weiß, woher dieß kömmt! Vielleicht wohnt meine Frau itzt im hintern Gebäude, und daher iſt hier nichts nöthig.

Leander. Ach Du kommſt mir auch immer in die Queer!

Scene VII.

Vorige. Hannchen.

Hannchen.

Verzeihen Sie mir, meine Herren, daß ich Sie unterbreche. Wir bekommen eben zahlreiche Geſellſchaft. Clariſſens Tante, mit ihrer Freundin Agathe, Hortenſien und ihre Schweſter, Lauretten und Melitten. (zu Leander) Herr Hauptmann, Sie werden ſie unterhalten, es ſind ihrer ja nur ſechs! Sie müſſen, bis Clariſſe wiederkommt, unſre Hausehre retten.

Leander. Von Herzen gern! Ich ergreiſe die Gelegenheiten mit beyden Händen. Ich fliege der Tante entgegen, ich will ſie umarmen, ich will ſie hereinführen. Vetter, vergiß nicht, was ich Dir geſagt habe. Lebe wohl. (ab.)

Scene VIII.

Valer. Hannchen.

Valer.

Was bedeutet das?

Hannchen. Gehn Sie nur, laſſen Sie ihn ſagen, was er will; wir wollen ſchon der Gewalt die Waage halten. Ich habe Sie in meinem Schutz genommen, und das iſt genug.

Valer. Und Clariſſe? —

Hannchen. Iſt auf unſrer Seite, ohne Widerrede. Wenn nur die Commendantenſtelle —

Valer.

Philipp. Im hintern Gebäude? I, da bin ich auch ſchon geweſen — und da ſah es eben ſo leer, als hier. Vielleicht iſt gar etwa Ihre Frau Liebſte geſtorben — und da beſitzt dieß Haus vielleicht ſo ein armer Advokat, der ſich das Geld erſt durch Proceſſe verdienen muß, um es ausmeubliren zu können.

Brando. Kerl! du biſt raſend! Meine Frau todt! Dieß Haus in andern Händen?

Philipp. Nun, ich meine nur ſo.

Brando. (Ich muß zur Gewißheit). Hör' Philipp, ich will ſehen, daß ich unbemerkt die Treppe wieder herunter komme — und du bleib hier — und klopf an alle Thüren, bis du jemanden findeſt. Erkundige dich dann nach allen, wie es hier im Hauſe ſteht! Und bring mir ſo gleich Antwort. Hörſt du? Ich bin ſo ungeduldig — alles zu wiſſen! Hörſt du Philipp?

Philipp. Ja, ja, ich will mich bemühen alles zu erfahren, und dann Ihnen hurtig die Nachricht davon bringen. (Brando ab.)

Siebenter Auftritt.

Philipp. Louiſe.

Philipp.

(Nach einer kleinen Pauſe.)

Nun, denke ich, wird er wohl die Treppe unbemerkt paſſirt haben. Wüßte, hohl mich der Teufel! nicht, wer ihn bemerken ſollte! Ja, wenn die Ratten und Mäuſe reden könnten — dann gieng es nicht ohne Bemerkung ab. Denn es lief eine ganze Schwadron mir vor den Füßen herum, da ich vorhin die Treppe herauf gieng. — Nun muß ich doch hier an die Thüren pochen, ob ich etwa einen Menſchen heraus pochen kann. (er pocht an eine Thüre) Holla! (er wiederhohlt es einigemal, legt ſich auch mit dem Ohr an, ob er etwas höre) Hier war nichts. Alle todt! Weiter! (pocht an eine andre Thüre und macht es eben ſo, wie das erſteremal) Auch hier niemand? (er pocht an die dritte) Holla! Holla! Iſt denn gar niemand zu Hauſe?

Louiſe (inwendig). Wer da?

Philipp. Der Teufel! Da antwortet eines, und noch darzu ein Mädel — denn es war — wie mein Schulmeiſter immer ſagte, vox clara. Ich muß das Ding noch einmal verſuchen. Holla! Holla!

Louiſe (inwendig). Herein!

Philipp. Nein, komme ſie doch ein wenig heraus. Holla!

Louiſe. Nun, wer pocht denn ſo ungeſtüm? Was will er denn?

Philipp. Ey, ey, ſo böſe — ich glaube, das Pochen iſt ihr ſo ungewöhnlich, wie einer Schwalbe das Schwimmen. Es mag wohl kein Menſch das ganze Jahr lang hieher kommen.

Louiſe. Nun, was will er denn von mir? Ich habe zu thun, ich kann da nicht warten.

Philipp. Ey ſie wird viel zu thun haben! Freylich in ſo einem Hauſe iſt ſchon auch eine große Wirthſchaft!

Louiſe. Ach! halt er mich nicht auf! ſonſt lauf ich fort! (will ab)

Philipp. Halt! halt! mein Püppchen! Wer wird denn gleich ſo böſe thun? So ein hübſches Püppchen — und ſo böſe! Ey ey! hör ſie mich nur! Ich wollte gern wiſſen, wem dieß Haus gehörte.

Louiſe. Dieß Haus? J, weiß er denn das noch nicht? das gehört ja ſeinem Herrn! Ha! ha! ha! (lacht)

Philipp. Ja, das wußt ich vorher auch. Aber — wie heißt denn der Herr?

Louiſe. Das wird ihm nicht viel helfen, wenn er es auch weiß. Denn er iſt todt.

Philipp. Todt? (die will mich gewiß bey der Naſe herumführen — aber warte, dich will ich fangen) Todt? Seit wie lange denn? Mein ſchönes Kind!

Louiſe. Seit wie lange? — Seit einigen Tagen — und da, ſtelle er ſich einmal vor, da haben ſie ihn auch ſchon begraben — die böſen Leute! Ha! ha! ha! (lacht ausgelaſſen)

Philipp. J das iſt doch immer artig! Begraben! Da wird ſeine Frau aber recht geweint haben.

Louiſe. Ja, das hat ſie, und thut 's auch noch.

Philipp. (Ha! ha! ſchon was erfahren! Eine Frau! der Teufel! die wird doch nicht geglaubt haben, mein Herr iſt todt, und nimmt da einen andern. Das wär' ein ſaubrer Streich!) Aber die Umſtände von der Madam ſind doch gut?

Louiſe. Nicht zum beſten.

Philipp. (Ja, das ſieht man gleich dem Hauſe an!) Alſo nicht ſo recht — ſo recht gut!

Louiſe. Nein — ach! und die Schuldner, die werden ihr wohl noch alles nehmen.

Philipp. Das meiſte iſt aber wohl ſchon weg!

Louiſe. Ja, leyder! leyder!

Philipp. Drum, es ſieht alles, wie weggekehrt.

Louiſe. Ach! und heute Abend will ſie gar einer ins Gefängniß werfen laſſen, wenn ſie ihn nicht bezahlen kann.

Philipp. Das wär der Teufel! Ins Gefängniß?

Louiſe. Ja ja, ins Gefängniß!

Philipp. Nein, da muß ich gleich zu meinen Herrn! Ins Gefängniß! Das iſt weit hinein böſe. (will ab)

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Brando.

Brando.

Philipp! Philipp! wo bleibſt du denn? Da ſteh ich wie auf Kohlen, und warte, und warte, und endlich kömmt's doch darauf hinaus, daß ich vergeblich warten muß.

Philipp. Ich wär' die Minute gekommen. Hohl mich der Teufel! die Minute! Aber da kamen Sie ja gleich, wie ich fort wollte —

Brando. Schweig! — Haſt du etwas erforſcht?

Philipp. Ja — hier iſt noch das Mädel — die kann Ihnen alles ſagen.

Louiſe. Darauf ſpitz' er ſich nicht! Er möchte mit einer heßlich langen Naſe abziehen müſſen! Ich will zu meiner Madam — und ihr alles erzählen. Ich glaube gar, die Kerls ſind Spitzbuben, und wollen uns prellen. (ab)

Philipp (ruft ihr nach). Ey bey Euch gäb' es auch wohl viel wegzutragen. Warte — warte — ich will Dich — (will nach).

Neunter Auftritt.

Brando. Philipp.

Brando (hält ihn).

Nicht doch! Bleib hier! Es möchte ſonſt hier eher Lärm werden, als ich es wünſchte.

Philipp. Der Teufel! Einen einen Spitzbuben zu heißen — und es giebt doch im ganzen Hauſe nichts für acht Groſchen wegzutragen. Ich möchte ihr nur ſo gern ihren Stolz benehmen. (will ab)

Brando. Bleib! ſag' ich. Erzähle mir itzt, was du heraus bekommen haſt.

Philipp. Wenig oder gar nichts mein Herr. Ein bisgen habe ich ſie nun wohl gefangen — aber, wie ich ſie am beſten zu haben glaubte, da machts mir Ihre ſchnelle Darzwiſchenkunft und das Gefängniß einen Queerſtrich hinein.

Brando Das Gefängniß? Sag, rede Philipp, was entdeckte ſie dir?

Philipp Sie entdeckte mir, daß der Herr von dem ſchönen Hauſe hier vor einigen Tagen geſtorben — und auch ſchon begraben wäre, weil er geſtorben wäre; daß ſeine Frau äußerſt betrübt über den Verluſt ihres Mannes wäre, daß die Schuldner ſie auf den Abend ins Gefängniß wollten werfen laſſen — und —

Brando. Nun geſchwind, geſchwind.

Philipp. Und — und — ja weiter war es nichts. Eben bey dem Gefängniß — da kamen Sie dazu.

Brando. (Sollte es möglich ſeyn, daß ſie einem andern aus Mißtrauen für mein Leben ihr Herz und Mund gegeben hätte. — Sie in Schulden! Kaum kann ich mir es denken. Und doch — wenn — wenn es wäre; ſo käm ich gleich noch zurecht, ſie ihrem Elend, ihrem Verderben zu entreißen. Noch glaube ich es nicht. Und wenn auch — Ach Emilie, Emilie! Ich verzeihe dir gern, wenn du mich nur noch liebſt!) Ach Emilie!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Emilie.

Emilie.

Ja, er iſts, er iſts! (ſie fällt in ſeine Arme)

Brando. Biſt Du's Emilie, meine Emilie! Ach ja Du biſt noch immer mein. An mein Herz — Emilie — denn ich habe Dich nun endlich nach ſo vielen Leiden wieder.

Philipp. Ich glaube gar, ſie freſſen einander an, oder drücken ſich zu Tode.

Emilie (reißt ſich von Brando los). Nein — ich kann — ich darf ihn nicht umarmen. Er verkennt mich — Ach Brando — ich kann Dich nicht umarmen.

Brando. Du entreißſt dich meiner Umarmung, Emilie?

Emilie. Laß mich — Brando — laß mich — Du wärmſt eine Schlange an Deinem Buſen — laß ſie — ehe ſie Dich ſteche!

Brando. Emilie! Eine Schlange! Du Emilie! Ach nein! Die Freude wirkt zu ſtark auf Deine Sinne. Beſinn Dich nur, Emilie! Ich bin es — Dein Brando — ich, der ich ſo lange nach Dir umſonſt ſeufzen mußte. Ich Dein Brando — und Du meine Emilie!

Emilie. Ich danke Gott, daß ich es wieder ſeyn kann, wenn Du willſt. Aber — aber — o — das Herz möchte mir zerſpringen! Ah! es tobt in mir — wie hölliſches Feuer!

Brando. Beruhige Dich Emilie! Und haſt Du etwas auf Deinem Herzen, ſo ſag es mir frey und ohne Bedenken! Ich bin ja Dein Mann. Sag's Emilie! ich beſchwöre Dich, ſag mir alles, was Dich ſo quält.

Emilie. Ach! ich bin Deiner Liebe nicht werth — ich bin — Gott! ich bin — bin Dir untreu —

Brando. Wie untreu? Wie der ich Dich ſo unausſprechlich liebe? — O ſo geh Du Laſterhafte! geh von meiner Seite, daß Du mich nicht auch befleckſt! — Und doch Emilie — Emilie — Du — Du mir untreu? — Nein — dieß konnteſt Du nicht. Nicht wahr Emilie? Du konnteſt es nicht?

Emilie. Wollte Gott! ich hätt' es nicht gekonnt! — Ich erhielt die Nachricht von Deinem Tode — hörte ſie — und beweinte ein Jahr Dein trauriges Geſchick. Und dann — dann ſchlich ſich Theodor —

Brando. Wer Theodor? Ah!

Emilie. Ja, Theodor, ſchlich ſich in mein Herz; und ich ward nach viel vergeblichem Streben die ſeine —

Brando. Die Seine? (er ſinkt auf einen Stuhl)

Emilie. Ach er ſtirbt! Mein Brando! — Hier, lieg ich zu Deinen Füßen und erwarte von Dir mein Schickſal. Tödte mich — tödte mich, wenn Du willſt. Meine That, mein Leichtſinn verdient es. Er Theodor iſt nicht mehr — hat ſchon gebüßt. Ach laß auch mich büßen! Hier — hier iſt mein Herz — trif es mit einem Stich — und mein letztes Röcheln ſoll Dir Dank ſeyn, daß Du mein quaalvolles Leben endigteſt. Brando — ich war Dir untreu! O denk! Untreu! Straf mich! Tödte mich! denn Du kannſt mich nie, nie wieder lieben.

Brando. (Emilie ſinkt auf ſeinen Schoos. Er erholt ſich nach und nach wieder) Emilie! Emilie!

Emilie. Tödte mich!

Brando. Ich Dich tödten? Ich dich? O nein Emilie! lebe! Ich verzeihe Dir. Man überliſtete Dich mit einer falſchen Nachricht von meinem Tode. Vielleicht war Theodor es ſelbſt, der ſie erdachte! Doch — auch dieß mag ich itzt nicht unterſuchen — Genug Emilie! ich verzeihe Dir —

Emilie. Du mir verzeihen? Du mir?

Brando. Ja Emilie! Und Du biſt nun wieder mein — auf ewig mein.

Emilie. Ich Dein? Ich? O ich ſo unwürdig! Und Du ſo gut und edel! Du — Du verzeihſt mir, die ich Dich ſo unendlich beleidiget habe?

Brando. Die Liebe, die ich zu Dir in meinem Buſen immer noch nährte, die Liebe — die ſprach das

Wort für dich, Emilie! Ja, wenn ich Dich nicht ſo ſehr liebte; die Eiferſucht hätte diesmal in mir die Oberhand erhalten. Allein es iſt alles — es ſoll alles, alles vergeſſen ſeyn. Hinweg mit allem Kummer von der umwölkten Stirne! Vergiß, Emilie, nun in meinen Armen aller Sorge — alles Grams. Meine Theure! Meine Gattinn! Nicht mehr traurig. Ich verzeihe Dir ja, und Du biſt wieder mein.

Emilie. Ach Brando! Verzeihſt Du mir alles?

Brando. Warum nicht? Alles, da ich Dir Deine Verbindung mit Theodorn verziehen habe.

Emilie. Das iſt noch nicht alles — ich bin noch mehr ſchuldig — Wüßteſt Du es! — Ach! Karl und Lotte! Gott!

Eilfter Auftritt.

Vorige. Karl. Lotte.

Karl.

Wir haben Sie recht geſucht, gute Mama! Wo waren Sie denn? (zu Lotten: Schon wieder ein Herr bey der Mama! der ſieht aber doch nicht ſo finſter und böſe, als jener vorhin ausſah.) Nun Mama, ſo traurig!

Emilie. Ach Gott! Laßt mich! Hier fleht, bittet dieſen Herrn, daß er mir, daß er Euch verzeiht. Mein und Euer Leben und Glück iſt in ſeinen Händen.

Karl und Lotte. Mein Herr! wenn wir Sie beleidiget haben, ſo verzeihen Sie uns! Wir ſind arme, arme Kinder. Haben keinen Vater mehr — und thun gewiß keinem Menſchen nichts zu Leide!

Brando. Wie heißt ihr denn Kinder?

Lotte. Ich heiße Lotte — und das iſt mein Bruder, der heißt Karl — und das hier iſt unſre gute Mutter —

Brando. Mutter?

Lotte. Ja, und ſie iſt ſo gut, ſo gut, daß wir es Ihnen gar nicht genug beſchreiben können, wie gut ſie iſt.

Brando. Du rührſt mich, gutes Mädchen. Ich verzeih Euch! — Das, Madam, das ſind alſo ein Sohn und eine Tochter von Ihnen? — Sie reden nicht? — Faſt möchte ich alles wiederrufen! — Antworten Sie doch!

Emilie. Ja, ja! Es ſind meine Kinder, die Früchte meiner Verbindung mit Theodorn! Laſſen Sie uns von Ihren Augen hinwegbringen. Dieſe Kinder möchten Kläger wider mich ſeyn, gegen die ich nichts zu meiner Entſchuldigung vorbringen könnte. Laſſen Sie die fliehen, deren Mann, deren Vater Sie nicht ſeyn können.

Karl. Sehen Sie nur, wie unſre arme Mutter weint! Nehmen Sie ſich doch unſer an — ſeyn Sie unſer Vater!

Brando. Ja, das will ich, das will ich ſeyn. Und ihr ſeyd von nun an meine Kinder! — Emilie! Ihr Fehler iſt groß! Schon hatte ich Ihnen verziehen — aber — wären dieſe Ihre Kinder nicht ſo brav, nicht ſo unſchuldsvoll, nicht ſo ganz der Abdruck Ihrer ſonſtigen Geſinnungen gegen mich — ich wüßte nicht, ob ich nicht mein Wort wieder zurückgenommen hätte. Der Güte Ihrer Kinder haben Sie es zu verdanken, daß ich wieder Ihr Gatte bin.

Emilie. Ach Brando! So viel — ſo unausſprechlich viel Güte! Gott im Himmel lohn's Ihnen! Karl! Lotte! dankt ihm, er will Euer Vater ſeyn.

Karl und Lotte. Sie unſer Vater? O das iſt gut. Da wird es uns gewiß an nichts fehlen.

Brando. Ja von nun an bin ich Euer Vater und ſorge für Euch. — Und nun, Emilie! Keinen Kuß — keine Umarmung von Dir für dieß alles?

Emilie (eilt in ſeine Arme). Mein Geliebter! Mein Mann! Millionen Küſſe wollt ich Dir für Deine große That auf Deine Lippen drücken — und Sie würden doch all den Dank Dich noch nicht empfinden laſſen, der meine Seele erfüllt. — O wie groß Du — und wie klein ich! —

Brando. Sey ruhig Emilie! Die Zukunft wird Dich eben ſo in meinen Augen erheben, wenn Du mir Deine ganze Liebe weihſt.

Emilie. Ganz — o ganz will ich Dein ſeyn! Mein einziges Beſtreben ſoll, Dir zu gefallen und Dir würdig zu werden ſeyn.

Brando. Allein Emilie! noch etwas! Deine Umſtände, Dein Vermögen wie iſt das beſchaffen?

Emilie. Ach Brando! Du reißt eine neue Wunde auf!

Brando. Nicht doch, Emilie! Sag mir nur alles, wie es auch iſt. Ich verzeihe Dir ſchon im voraus.

Emilie. Theodor war in ſeiner Handlung unglücklich, verlohr, was ich ihm zubrachte — und ließ mich überdieß in Schulden zurück!

Brando. (Das iſt das erſtemal, das ich das Glück des Reichthums ganz fühle!) Alles — alles Emilie! ſoll bezahlt werden! Noch heut! Verlaß Dich auf mich!

Valer. Sey ruhig, meine Sachen ſtehn gut. Unſer Schwätzer hat mich eben zur rechter Zeit an eine Perſon erinnert, die, wenn ſie will, für mich alles ausrichten kann. Ich eile zu ihr, und laß es ihn indeſſen mit ſechs Weibern im Plaudern aufnehmen.

Hannchen. Kommen Sie, ich höre ſie ſchon. Das ganze Chor ſchwatzt auf einmal. (gehen ab.)

Scene IX.

Leander. Cephiſe. Agathe. Hortenſia. Leonore. Laurette. Melite.

Laurette und **Melite**, die zu gleicher Zeit und zuerſt hereintreten.

Weil Sie ſo befohlen, Mesdames, ſo wollen wir nicht weiter ſtreiten!

Hortenſia und **Leonore.** (zu Cephiſen) Keine Umſtände Madam, wir wohnen im Hauſe.

Leander. (der ſich unter ſie ſetzt) Meine Damen, ich bin erfreut, mich in ſo guter Geſellſchaft zu finden. Fangen Sie nur an zu reden, ich bin ganz Ohr!

Leonore. (zu Lauretten) Sie ſind heute ganz allerliebſt aufgeſetzt. (leiſe zu Hortenſia.) Ihr Putz iſt ſo lächerlich als ihre Figur.

Laurette. Sehr nachläſſig wie Sie ſehen!

Agathe. O das lieb' ich auch.

Cephiſe. Es kleidet Sie ungemein.

Leander. Es giebt Ihnen ein ſo ſchalkhaftes Anſehen.

Hortenſia. Eben begegnete mir Lucilie. Ich muß geſtehn, ich kannte ſie nicht.

Agathe.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Louiſe. Wagner.

Louiſe.

Madam! der Banquier Wagner verlangt mit Ungeſtüm, herein gelaſſen zu werden.

Brando. Wagner? mein ſonſtiger Freund? — Biſt Du ihm auch ſchuldig, Emilie?

Emilie. Leider! und er drohte mir heut noch mit dem Gefängniß, wenn ich ihn nicht befriedigen könnte.

Brando. Ha! nun verſtehe ich dieß! — Laß ihn herein kommen.

Louiſe. Da iſt er ſchon.

Wagner. Muß man doch bey Ihnen, Madam, ſo lange wie bey dem größten Miniſter warten, ehe man zur Audienz kömmt. Nun — unmaßgeblich, wie ſteht es denn mit dem Gelde? Ich muß es haben — ſchlechterdings haben. Sonſt werd ich Sie gleich unmaßgeblich durch die Wache abholen laſſen. — Ha ha! ſind Sie etwa auch ein Kreditor von dieſer Madam?

Brando. Nein — ich bin kein ſo Niederträchtiger Menſch, als Sie ſind. Ich bin dieſer Frau ihr Schutzengel, ihr Befreyer, der gleich noch zurecht kam, ſie dem Abgrunde zu entreißen, indem ſolche Teufel, wie Sie ſind, dieſelbe ſtürzen wollten. Kennen Sie mich nicht, Böſewicht?

Wagner (ängſtlich). Ich Sie! Nein — ich kenne Sie unmaßgeblich gar nicht!

Brando. Nicht? — Wart! Du ſollſt mich wieder kennen lernen, aber von einer Seite, die Dir nicht lieb ſeyn wird. — Kennſt Du nicht Brando?

Wagner. Ach! Brando! Mein Freund, mein alter Freund! Wie konnt ich Sie doch ſo verkennen!

Brando. Nichts von Freundſchaft! Entheilige dieſen Namen nicht durch Deine frevelnde Zunge! Ein Barbar biſt Du! — Kurz — wie hoch beläuft ſich die Schuld meiner Frau?

Wagner. So unmaßgeblich auf ein hundert Louisdorchen. Es hat aber noch Zeit, noch Zeit, da ich nun Kaution habe.

Brando. Kaution hin — Kaution her — Sie ſollen Ihr Geld binnen einer Stunde haben. — Aber marſch aus meinem Hauſe — und mit keinem Tritt wieder herein!

Wagner. Nun, nun, unmaßgeblich nicht ſo ehrenrührig! Man ſchleudert die Leute nicht ſo zum Hauſe hinaus, wie einen alten Abſatz vom Schuhe. Und beſonders ehrliche Leute, wie ich bin. Sie ſehen mich ja wie einen Spitzbuben an.

Brando. Nicht viel beſſer — wo nicht noch ſchlimmer.

Wagner. Das iſt eine injurie. Darüber will ich Sie unmaßgeblich anderswo ſprechen. Sie wiſſen nicht, wie Sie mit Ihren alten Freunden umgehen ſollen!

Brando. Ey, Du magſt wiſſen, was Freundſchaft iſt! Fort! Fort!

Wagner. Sie bezahlen alſo für Hrn. Theodorn, den Mann Ihrer Frau und den Vater dieſer zwey Kinder? Unmaßgeblich dächt' ichs! Ha! ha! ha!

(lacht höhniſch)

Brando. Ja, ich will es thun! — Ich glaube gar, Du willſt mich gegen mein Weib aufwiegeln! Du Schurke! — Philipp! Fort mit dem Kerl.

Wagner. Keine Gewalt unmaßgeblich! Keine Gewalt! Oder ich ſchreye nach Hülfe!

Brando. Fort! Hinaus! Geh an deinen Mammonkaſten — aber nicht in das Haus ehrlicher Leute, um ſie zu drücken. (Wirft ihn hinaus) Fort mit Dir Du Scheuſal der Menſchheit!

Wagner. Hülfe! Hülfe! (ab)

Dreyzehnter Auftritt.

Alle bis auf Wagner nicht.

Emilie.

Lieber Mann! Ereifern Sie ſich nicht zu ſehr über dieſen Nichtswürdigen. Er verdient es nicht!

Brando. So ein Bube verdient bey meiner Seele! eher den Galgen, als mancher Dieb, der von Noth und Hunger getrieben dem andern eine Kleinigkeit entwendet. — Ich will ihm ſogleich ſein Geld ſchicken. — Und Du Emilie! Sag mir, was Du ſonſt noch ſchuldig biſt, damit wir vor dergleichen Auftritten, als dieſer war, in Zukunft geſichert ſeyn. — Ich danke Gott, daß er meine Reiſe nicht unnütz hat ſeyn laſſen und mich mit Vermögen genug geſegnet, um mit Euch glücklich leben zu können. Komm Emilie! Und Ihr auch — Ihr guten Kinder kommt! — Emilie! laß uns die Süßigkeit der Wiedervereinigung ganz ſchmecken. Bleib treu und gut! Und wir werden uns dann gemeinſchaftlich das Leben zum Himmel ſchaffen.

Emilie. Ewig — ewig will ich Dein ſeyn! Das iſt alles, was ich Dir geben kann.

Brando. O das iſt mir genug Emilie!

Emilie. Karl und Lotte! küßt die wohlthätigen Hände Eures Vaters! Benetzt ſie mit Zähren kindlichen Dankes.

Brando. Werdet ihr mich aber, auch immer ſo lieben?

Karl und Lotte. Ja gewiß immer, immer. Lieben Sie uns aber auch nur! Wir wollen Ihnen und Mama ſo folgen, daß Sie uns täglich mehr lieben ſollen.

Brando. Ihr guten Kinder! kommt! — Emilie! Laß uns alles thun, was zu unſrer gegenſeitigen Ruhe etwas beytragen kann. — Kommt, meine Lieben! Wie glücklich, wie zufrieden wollen wir leben.

(alle viere ab)

Vierzehnter Auftritt.

Louiſe. Philipp.

Louiſe.

So! ſo! Seht doch, wie der mich bey der Naſe herumgeführt hat! Das iſt alſo ſein Herr!

Philipp. Ja — und mein Herr iſt der Mann Ihrer Frau.

Louiſe. Wo kommt ihr denn aber ſo unvermuthet her?

Philipp. Aus Indien. Da haben wir gehandelt — viel erworben, und ſind nun ſteinreiche Leute.

Louiſe. Steinreiche Leute?

Philipp. Ja, ja, wir ſind ſteinreich —

(geht ſtolz auf und ab)

Louiſe. Und was wird denn er mit all ſeinem Reichthum anfangen?

Philipp. Ich? — Ich will mir eine Frau nun nehmen, wenn es mein Herr erlaubt, und mich dann zur Ruhe ſetzen.

Louiſe. Eine Frau?

Philipp. Ja ja — eine Frau — und dazu — noch eine rechte hübſche.

Louiſe. Hat er denn ſchon ein Mädchen?

Philipp. Nein.

Louiſe. Nun, wo will er denn das herkriegen.

Philipp. Die? Ha! Ha! Die? die findet man ja überall ſo dick geſäet, daß man nur zugreifen darf.

Louiſe. Das glaub' er ja nicht! Ich wüßte wohl ſo eine für ihn, die ihn nun endlich noch nähme, weil er ſo ſteinreich iſt. Aber — da müßt er auch galanter ſeyn —

Philipp. Das iſt ſie wohl gar ſelbſt. Ja — das wär nun ſchon ſo etwas — wenn ſie mich nur vorhin keinen Spitzbuben geheißen hätte! Da hätt' ich nun endlich auch wohl von meinem Herrn die Erlaubniß bekommen, ſie unter die Haube bringen zu dürfen — aber nun — und einen Spitzbuben heirathet man auch ſo nicht.

Louiſe (ſchmeichelnd). Wer aber auch alles gleich ſo übel nimmt. Ich kannte ihn ja nicht — (ſie weint) ach! verzeih er mir doch! Will er nicht?

Philipp. (Der mags recht Noth um Mann thun!) Nein, nein, das kann ich nicht verzeihen — das war eine injurie, und die verzeiht man nicht ſo leicht.

Louiſe. O! thue er es doch immer nur dießmal!

Philipp. Nein — nein — es wird nichts draus.

Louiſe. Ach höre er mich doch. Sieht er dann nicht, wie ich weine!

Philipp. (Das verzweifelte Ding ſchlägt mich noch breit.) Je nun, dießmal will ich es thun, weil ich ſie erſt habe kennen lernen — aber in Zukunft werden alle ſolche Ehrentitel verbeten.

Louiſe. Und ſo nimmt er mich denn auch zur Frau! Nicht wahr?

Philipp. Zur Frau? (die iſt verflucht hitzig!) J meinethalben auch zur Frau — aber — das ſag ich noch einmal, kein Spitzbube wieder auf den Platz — ſonſt brauche ich alsdenn Hausrecht.

Louiſe. Ach pful doch! Das werd ich gewiß nicht thun. Wenn ich ihn nur erſt zum Mann habe, da wollen wir uns recht gut vertragen. Ach! was ich froh bin, daß ich nun auch ein Männchen habe! Geh er nur geſchwind zu ſeinen Herrn, und bitt' er ihn, daß er mich heyrathen darf. Geſchwind! Geſchwind! Ich will auch mit ihm laufen. Man muß das Eiſen ſchmieden, weil es warm iſt.

Philipp. Ein dergleichen hitzig Ding hab' ich in meinem Leben nicht geſehen! Nun — ſo komm ſie nur! (beyde ab)

(Der Vorhang fällt.)

V.

Miſcellaneen.

1.

Des Herrn Educationsraths Campe Adreſſe an die Bürger von Braunſchweig.

1792.

An meine Mitbürger.

Die allgemeine Gährung der Gemüther, die von den großen, uns Alle ſo nahe angehenden Weltbegebenheiten unſerer Zeit, ſo natürlich veranlaßt und unterhalten wird, macht die Menſchen mehr, als ſonſt, geneigt und empfänglich zu allen den widerwärtigen Empfindungen der ängſtlichen Beſorgniß, des Argwohns, des Parteihaſſes und der leidenſchaftlichen Erbitterung. Dieſe für die Meiſten, wie ich hoffe, nicht gewöhnlichen Gefühle, wovon das Herz auf eine unangenehme Weiſe beengt und gepreßt wird, ſuchen ſich, wenn ihre eigentlichen Veranlaſſer zu entfernt ſind, um erreicht werden zu können, einen nähern Gegenſtand, wider den ſie ſich ergießen mögen; und da bedarf es denn oft nur der entfernteſten und ſchwächſten Veranlaſſung, um zu dieſem Gegenſtande der Erbitterung ſelbſt die allerunſchuldigſten Menſchen zu machen. Vielleicht ein Wort, in aller Unbefangenheit eines abſichtsloſen Herzens ausgeſprochen und — mißverſtanden; vielleicht eine vor Jahren geſchehene Aeußerung, die zu ihrer Zeit nicht nur für völlig unſchuldig, ſondern wohl gar für brav und wacker gelten konnte, die aber, in einen andern Zuſammenhang von Zeit und Umſtänden gezogen, verwegen und ſträflich ſcheinen muß, — ſind oft hinreichend, eine ſolche Veranlaſſung darzubieten. Da darf denn zu dem, auf dieſe Weiſe entglommenen, Fünkchen von Mißtrauen nur irgend ein übelwollender Anblaſer treten, um ſein unwürdiges Amt — Bürger gegen Bürger aufzuhetzen — zu verrichten: und das Fünkchen bricht in lichte Flammen aus!

So, ihr guten Mitbürger, erkläre ich mir, was ſeit einiger Zeit mit ausgelaſſener Heftigkeit gegen mich gedruckt, geſchrieben und verbreitet wird. So muß ich es mir erklären; weil die Entſtehungsart einer ſolchen Erbitterung gegen mich, bey dem Bewußtſeyn, das ich von mir ſelbſt, und bey der guten Meynung, die ich von der menſchlichen Natur überhaupt, wie von den Menſchen im Ganzen genommen, ſelbſt habe, mir ſonſt unbegreiflich bleiben würde.

Euer Zutrauen zu meinem ſittlichen Karakter und zu meiner bürgerlichen Rechtſchaffenheit war mir immer über alles werth und theuer. Jeder Verſuch, mir dieſes Gut zu entwenden oder es nur zu ſchmälern, muß alſo — er rühre aus Irthum oder Bosheit her — die höchſte Kränkung für mich ſeyn. Dazu zu ſchweigen, könnte mir den Schein geben, daß ich das, was man mir zu rauben wünſcht, nicht nach ſeinem ganzen großen Werthe zu ſchätzen und zu würdigen wiſſe; könnte auch, was mir über alles wichtig ſeyn muß, die Wirkung meiner in den Händen vieler jungen Leute befindlichen und auf die ſittliche Bildung derſelben abzweckenden Schriften ſchwächen. Ich will, ich muß alſo reden.

Aber gegen wen? Und worüber? Wo iſt der Mann, der, wie es Männern ziemt, mit offenem unvermummten Angeſichte gegen mich aufzutreten, und mich einer unbürgerlichen oder unpatriotiſchen Handlung zu zeihen wagt? Wo iſt die Thatſache, die zur Bekräftigung einer ſolchen Anklage gegen mich vorgebracht wird? Ich ſchaue umſonſt umher; ich horche umſonſt — und man ſchließe aus der Selbſtüberwindung, die dies mir koſten muß, wie gern ich etwas Beſtimmtes dieſer Art erfahren mögte! — auf jedes elende Stadtgerätſch, welches mir zu Ohren kommt: der Mann mit unvermummten Angeſichte zeigt ſich nirgends; eine beſtimmte, auf Thatſachen gegründete Anklage gegen mich kann ich nimmer in Erfahrung bringen. Statt deſſen höre ich von namenloſen Schmähſchriften, die gegen mich verbreitet werden, und — bin der Erſte, der dieſe Schmähſchriften öffentlich anzeigen und durch die Schulbuchhandlung bey hunderten verkaufen läßt, in der Hoffnung, daß die Urheber derſelben, durch meine Gleichgültigkeit keck gemacht, die Larve endlich fallen laſſen, und es mir dadurch möglich machen mögen, mich vor einer gerechten Landesobrigkeit ihnen gegenüber zu ſtellen; ich höre von ausgeſtreuten, im Tone der Marats, in den Geſinnungen der Robespierres abgefaßten Zetteln, geſchrieben und ausgeſtreut in der ſehr bürgerlichen und menſchenfreundlichen Abſicht, diejenige achtungswürdige Klaſſe meiner Mitbürger gegen mich zu erbittern, deren arbeitſames Leben ihnen nicht geſtattet, meine Schriften zu leſen, und die daher nicht wiſſen können, wovon die Rede ſey; ich höre von mündlichen Einblaſungen, welche die nämliche unwürdige Abſicht verrathen, und meine einſame, aus den Wirbeln der Geſellſchaftskreiſe völlig zurückgezogene Lebensart, ſetzt mich außer Stand, den Verbreitern der Verläumdung nachzuſpüren, um zu der unreinen Quelle derſelben zu gelangen.

Alſo gegen wen, und worüber ſoll ich mich vertheidigen? Ich weiß es nicht. Da indeß in Zeiten, wie die jetzigen ſind, und bey der gegenwärtig ſo allgemein verbreiteten Empfänglichkeit für leidenſchaftliche Erbitterungen überhaupt, die eine Folge dieſer mit den Thränen aller Menſchenfreunde nie genug zu beweinenden unglücklichen Zeitumſtände iſt, auch namenloſe Anklagen, auch unbeſtimmte Beſchuldigungen, wenigſtens einen Theil der Wirkungen, die von der Liebloſigkeit beabſichtiget werden, wenigſtens bey einem und dem andern, von dem wahren Zuſammenhange der Dinge nicht gehörig Unterrichteten, hervorbringen können; und da es mich tief in der Seele ſchmerzen würde, das bürgerliche Vertrauen auch nur eines einzigen meiner Mitbürger einzubüßen: ſo will ich — wozu keine andre Betrachtung in der Welt mich ſonſt je bewegen könnte — mich zu dem ſchmählichſten aller Geſchäfte erniedrigen, und auf namenloſe und unbeſtimmte Beſchuldigungen und Schmähungen, die auf dem niedrigſten Wege der Verläumdung ins Publikum gebracht worden, ſo weit ich ſie erfahren habe, antworten. Hört mich, theuerſte Mitbürger, mit eben der Ruhe und Kaltblütigkeit an, mit der ich im Gefühl eines guten Gewiſſens zu euch rede; und laßt uns auch bey dieſer Gelegenheit durch die That beweiſen, daß wir, gottlob! noch weit von jener unglücklichen ſittlichen Verwilderung anderer Völker, die durch innere Zwietracht und Parteywuth zu jeder Art von Abſcheulichkeit fortgeriſſen werden, entfernt ſind, und will's Gott! auch immer und ewig entfernt bleiben wollen! Laßt uns durch die That beweiſen, daß die Ehre und der bürgerliche gute Name eines ſchuldloſen Mannes hier nicht, wie dort, durch unbewieſene Beſchuldigungen und Angebereyen namenloſer Ruheſtörer gebrandmarkt werden können; ſondern daß der vernünftigere, der billigere und gerechtere Braunſchweigiſche Bürger, bevor er einen ſeiner Mitbürger verurtheilt, erſt Thatſachen und Beweiſe, erſt Urtheil und Recht, aus dem Munde einer gerechten Obrigkeit zu hören verlangt. — Höret und richtet mich!

Ein mir bekannter Vorwand, den man braucht, und, bey unredlicher Verwechſelung der Zeiten und Umſtände, mit einigem Scheine der Wahrſcheinlichkeit brauchen kann, um auf meine bürgerliche und patriotiſche Denkungsart für diejenigen, die mich nicht perſönlich kennen, einen Schatten von Verdacht zu bringen, iſt die Wärme, mit der ich in den erſten Zeiten der franzöſiſchen Staatsumwälzung mich über dieſe, in ihrer Art einzige Weltbegebenheit öffentlich zu erklären kein Bedenken trug. Damals ſchien jene große wunderbare Begebenheit, mir, wie faſt allen denkenden Menſchen in Europa, die ſegensreichſten Folgen für die geſammte Menſchheit zu verſprechen; *) damals ahndeten wir noch nicht, daß Deutſchland, um der Folgen dieſer Begebenheit willen, mit Frankreich in Krieg verwickelt werden,

---

*) Noch jetzt tragen ſelbſt die Geſandten zweyer gegen Frankreich in Krieg begriffenen Mächte, der Kaiſerliche und der Königlich Preußiſche, in einem von Regensburg aus bekannt gemachten Aufruf, kein Bedenken, die nämliche Aeußerung zu thun.

Agathe. Sie läßt ſich in ihrem Herbſt noch einfallen, die Kokette zu ſpielen.

Melite. Die Närrinn, ſie macht es wie meine alte Couſine, die gieng auf dem letzten Balle, wie ein Mädchen von ſechzehn Jahren.

Cephiſe. Ach, da Sie vom Ball ſprechen, muß ich Ihnen doch eine Anecdote erzählen.

Leander. Geſchwind, Madam, erzehlen Sie, ich bin ſo neugierig, ſo neugierig!

Cephiſe. Ja, ich will ſie Ihnen erzählen!

Laurette. Ich weiß auch eine!

Leander. Und ich zwey!

Cephiſe. Aber Sie müſſen mir auch zuhören!

Leonore. Wer wollte das nicht! Sie erzählen ſo gut! (bey Seite.) ich fange ſchon an zu gähnen.

Leander. Ich bin mauſeſtill!

Agathe und **Laurette.** St! St!

Leander. St!

Cephiſe. Vorige Woche begab ſich eine gewiſſe Dame, aus gewiſſen Abſichten, Sie verſtehn mich ſchon, auf den Ball! —

Leander. Auf den Maſquen Ball?

Cephiſe. Freylich! einem jungen Herrn von der Nobelgarde zu gefallen!

Leander. Ja, ja!

Cephiſe. Dieſe Dame, ich will ſie nicht nennen, und das aus Urſachen —

Laurette. Ich errathe ſie!

Leander. Es iſt die junge Baroneß.

Agaden, und daß uns insbeſondere das harte Loos dabey treffen würde, die Geſundheit und das Leben unſers edlen und geliebten Fürſten aufs Spiel geſetzt zu ſehen; damals waren der blutigen Opfer, welche der Befreyung einer Nation von fünf und zwanzig Millionen unterdrückter Menſchen gebracht wurden, nur erſt wenige gefallen, und dieſe wenigen ſchienen größtentheils nicht unverdient gefallen zu ſeyn; damals zeigte dieſe, durch Parteygeiſt und Geſetzloſigkeit noch nicht verwilderte Nation, mitten in einer gänzlichen Auflöſung aller geſetzlichen Bande, ſich auf einer Höhe von Ausbildung, von Gerechtigkeits- und Ordnungsliebe, die in der ganzen Geſchichte unter ähnlichen Umſtänden, noch nie ihres Gleichen gehabt hatte. Ich ſelbſt war in dem ruhigſten und glänzendſten Zeitpunkte dieſer Weltbegebenheit ein Augenzeuge davon geweſen, und hatte ſo manchen, nicht blos jenem Volke, ſondern der Menſchheit zur Ehre gereichenden Zug von Gerechtigkeit, von Menſchlichkeit und von dem feinſten Zartgefühl für Schicklichkeit und Wohlanſtändigkeit mit Rührung aufgefaßt. Gewohnt an allem, was das Wohl und die Veredlung der Menſchheit betrift, den herzlichſten und wärmſten Antheil zu nehmen, wie konnte ich anders, als das, wovon ich ein gerührter Augenzeuge geweſen war, mit Rührung wiedererzählen? Wie konnte ich anders, als in die herzerhebenden Ausſichten, welche dieſe einzige Begebenheit für ſo manches bedrückte Volk in andern Ländern, ja für die ganze Menſchheit zu eröffnen ſchien, mit inniger Theilnahme hinblicken, und dem angefangenen Werke der Erlöſung eines ganzen großen Volks von dem unerträglichſten Joche einer willkührlichen Herrſchaft den glücklichſten Fortgang wünſchen? Wahrlich, noch heute würde ich, wäre ich damals weniger theilnehmend geweſen, mein eigenes Herz verachten müſſen.

Nach und nach veränderten ſich die Umſtände. Der allverderbliche Parteygeiſt erwachte. Fortdauernde Geſetzloſigkeit führte eine traurige Verwilderung der Gedanken, der Leidenſchaften und der Sitten herbey. Beſtochene Aufwiegler reitzten das künſtlich geblendete, ehemals ſo ſanfte und gutmüthige Volk zu Grauſamkeiten; und ſchreckliche Blutſcenen waren die beweinenswürdige Folge davon. Wer, der nicht ſelbſt Kannibale war, konnte von dieſen Blutſcenen hören, ohne vor Unmuth zu knirſchen, ohne den geheimen Anſtiftern und Urhebern davon in ſeinem Herzen zu fluchen, ohne eine bittre Thräne des Unmuths über das Schickſal der Menſchheit zu weinen, daß eine Sache, die in ihrem Anfange ſo gerecht, in ihren Folgen ſo viel verſprechend für die Erhebung des ganzen Menſchengeſchlechts auf eine höhere Stufe der Ausbildung, der Sittlichkeit und der Wohlfahrt zu ſeyn ſchien, vielleicht durch eine Handvoll herrſchſüchtiger, blutgieriger, ſchändlicher Ränkemacher wieder rückgängig, wo nicht gar zu einem Fluche für die geſammte Menſchheit gemacht werden ſollte!

Dies waren wenigſtens meine Empfindungen dabey, die ich überall, wo ich darüber zu reden veranlaßt ward, eben ſo laut und aufrichtig äußerte, als ich vorher meine großen Hoffnungen an den Tag gelegt hatte. Ich berufe mich hierüber auf alle diejenigen unter meinen Mitbürgern, mit denen ich über jene Gräuelauftritte, beſonders aber den vom zweyten September, und über den gerichtlichen Königsmord, das Siegel der politiſchen Raſerey, geredet haben kann.

Zwar richtete ich unter dieſen niederſchlagenden Umſtänden meine Augen noch immer auf die alleslenkende Vorſehung, die aus Böſem Gutes zu entwickeln weiß, und hoffte, wie ich noch jetzt hoffen muß, daß ſie die großen Erwartungen, wozu ſie die Menſchheit überall, wo ſie unter ungerechtem Drucke ſeufzt, beym Anfange jener Weltbegebenheit ſelbſt berechtiget zu haben ſchien, von Frevlern nicht ganz würde zu Grunde richten laſſen. Allein die Freudigkeit, mit der ich ehemals Theil daran nehmen und der weiteren Entwickelung der Sache entgegenſehen konnte, war dahin! Es würde mir, auch wenn ich es gewollt hätte, ſchon lange vor den erwähnten Gräuelſcenen, wie vielmehr nach ihnen, nicht mehr möglich geweſen ſeyn, mit eben der Zuverſicht, mit eben der Wärme und mit eben dem unbedingten Beyfalle darüber zu reden und zu ſchreiben, als ich anfangs darüber zu reden und zu ſchreiben mich berechtiget und gedrungen fühlte. Auch hielt ich es nunmehr, da der Parteygeiſt auch in Deutſchland ſich zu regen begann, und mißverſtandene Begriffe von Freyheit und Gleichheit manchen Schwachkopf ſchwindeln zu machen droheten, nunmehr, da die Dinge ſo verwickelt und ſo verwirrt zu werden anfingen, daß das Auge eines auf hundert und mehr Meilen weit entfernten Privatmannes nicht mehr durchſchauen, das Recht vom Unrechte, das Vernünftige von dem Unvernünftigen nicht mehr mit Sicherheit unterſcheiden konnte — ich hielt es nunmehr, ſage ich, auch nicht mehr für weiſe und heilſam, die Gründe für und wider jene große Angelegenheit in öffentlichen Schriften zu verhandeln. Ich beſchloß daher von Stund an, darüber zu ſchweigen; und dieſer Entſchließung bin ich nachgekommen. Zum Beweiſe diene, daß ich ſchon vor Jahr und Tag der Schulbuchhandlung die Veranſtaltung einer vierten Auflage der Briefe aus Paris geſchrieben, die verlangt wurde, unterſagte; daß ich manches ſehr intereſſante Werk über den nämlichen Gegenſtand, welches der beſagten Handlung zum Verlage angeboten ward, zurückweiſen ließ, und daß ich endlich vor vierzehn Monaten ſchon, das Braunſchweigiſche Journal, von dem ich Aufſätze politiſchen Inhalts abzuhalten nicht vermogte, einem Däniſchen Herausgeber und einer Däniſchen Buchhandlung abtrat. Daß jenes auf kein Verbot, dieſes auf keines Obern Befehl, ſondern nach völlig freyer Entſchließung, von mir geſchah, darüber könnte ich, wenn es nöthig wäre, mich auf das Zeugniß der verehrungswürdigen Mitglieder unſers fürſtlichen Miniſteriums berufen.

Was die Abtretung des genannten Journals insbeſondere betrift, ſo weiß ich zwar wohl, daß es Leute giebt, die, weil ſie es vielleicht mit ihren eigenen Worten ſo ganz genau nicht immer zu nehmen pflegen, auch mir haben zutrauen wollen, daß es mit jener Abtretung nicht im Ernſt gemeint geweſen ſey; allein, nachdem ich über dieſe Andichtung einer nicht zu meinem Karakter paſſenden Spiegelfechterey und Winkelſchriftſtellerey, mich in öffentlichen Blättern ſchon deutlich und beſtimmt genug erklärt habe: ſo iſt es mir erlaubt, ſie nunmehr zu verachten, und keiner weitern Antwort zu würdigen. Eben dieſer ſtillſchweigenden Verachtung weihe ich auch die ähnlichen Bemühungen dieſer Leute, mir, verſchiedene andere freygeſchriebene Werke, z. B. den von einem däniſchen Gelehrten geſchriebenen und von einer däniſchen Buchhandlung verlegten Doctor Martin Luther, und verſchiedene Aufſätze im Schleßwigſchen Journal, z. B. den über den Einfluß der Hofhaltungen u. ſ. w. von deren Daſeyn ich nicht eher, als das ganze Publikum, etwas wußte, theils als Verleger, theils als Schriftſteller zur Laſt zu legen. Ich habe überhaupt in meinem ganzen Leben kaum zwey- oder dreymal etwas geſchrieben, wozu ich nicht meinen Namen ſetzte; und auch dieſe zwey- oder dreymal war ich zu jeder Stunde bereit, mich denen, die ein Recht darnach zu fragen hatten, zu erkennen zu geben; weil der Grund, warum ich in dieſen wenigen Fällen meinen Namen zurückhalten zu müſſen glaubte, in keiner unerlaubten Aeuſſerung, deren ich mich zu ſcheuen oder zu ſchämen gehabt hätte, ſondern lediglich darin lag, „daß der Inhalt jener Aufſätze auf uns und unſer glückliches Land durchaus keine Anwendung litte, und gleichwohl von auswärtigen Leſern, wenn mein Name dabey ſtand, irriger Weiſe hätte angewandt werden können.“

Künftig werde ich nie etwas, ſey es auch noch ſo unbedeutend, anonymiſch drucken laſſen; und ich erkläre daher jeden künftigen Verſuch, mir etwas dieſer Art anzudichten, zum voraus für Verläumdung. Dieſe Erklärung ſchien mir deswegen hier nicht unnöthig zu ſeyn, weil in dem mir angelogenen, man entſchuldige die Härte des Ausdrucks, Schleßwigſchen Journale, welches in einem völlig preßfreyen Lande geſchrieben, gedruckt und verlegt wird, vielleicht noch mancher Aufſatz erſcheinen kann, den man aus gleichliebreichen Abſichten mir gleichfalls anzudichten für nützlich halten dürfte.

Zu einem andern Scheine von Verdachte, den man gegen meine patriotiſche und bürgerliche Denkungsart zu erregen ſucht, giebt das franzöſiſche Bürgerrecht Anlaß, welches ich, gleich zweyen andern deutſchen Gelehrten, von der ehemaligen zweyten Nationalverſammlung erhalten haben ſoll. Ich ſage ſoll; denn bis heute weiß ich ſelbſt hierüber noch nichts authentiſches, indem weder die genannte Nationalverſammlung, noch der an ihre Stelle getretene Nationalconvent, jemals irgend etwas darüber an mich haben gelangen laſſen; ſo daß alſo auch eine eigentliche Zurückſendung von meiner Seite bisher noch gar nicht möglich war.

Auf dieſen neuen, eben ſo ungegründeten Anlaß zur Verläumdung gegen mich, muß ich antworten:

1) daß mir dieſes Bürgerrecht zu einer Zeit ertheilt ſeyn ſoll, da das deutſche Reich mit denen, die es ertheilten, noch nicht in Krieg verwickelt war; daß ich es alſo, nach dem Beyſpiele einiger großen und unbeſcholtenen Männer in mehreren Ländern, eines Waſhington,

eines Prieſtley, eines Klopſtocks, ohne Verletzung meiner Bürgerpflicht, als eine geglaubte Ehrenbezeugung annehmen, und, wenn ich wollte, der Höflichkeit gemäß, dafür danken konnte; es dann auch in der Folge, als eine auf die Entſcheidung des großen Kampfs ſchlechterdings keinen Einfluß habende Privatſache, behalten durfte. Eine große Nation hört ja deswegen, weil eine Zahl unruhiger, herrſchſüchtiger und blutgieriger Factioniſten jetzt in ihren Eingeweiden wühlt, nicht ſofort auf, Anſprüche auf diejenige Achtung zu haben, die der einzelne Mann einer Geſellſchaft von ſo vielen Millionen ſeiner Mitmenſchen ſchuldig iſt; eine wirkliche oder vermeinte Ehrenbezeugung in einem fremden Lande, es ſey in welchem es wolle, erhalten zu haben, kann uns ja nicht unfähig machen, die Pflichten eines braven Braunſchweigiſchen Bürgers zu erfüllen; und unſere Kriege werden ja, wills Gott! auch dadurch immer menſchlicher werden, daß wir bloße Privatſachen von den öffentlichen Angelegenheiten dabey immer mehr und mehr zu unterſcheiden und abzuſondern ſuchen. In jedem Fall aber konnte ja, weder das Behalten, noch das Zurückſenden jenes Bürgerrechts auf die Entſcheidung der großen Sache, welche jetzt ganz Europa in Flammen ſetzt, auch nur den mindeſten Einfluß haben.

2) Und wie nun, wenn ich dieſes Bürgerrecht auf den zwar gar nicht wahrſcheinlichen, aber bey dem ungewiſſen Gange aller Kriegsbegebenheiten, doch immer möglichen Fall, behalten zu müſſen geglaubt hätte, daß es unter Umſtänden, die Gott verhüten wird, wenigſtens möglicher Weiſe ein Mittel werden konnte, meinen Mitbürgern, vielleicht meinem ganzen Braungiſchweiſchen Vaterlande, erſprießliche Dienſte zu leiſten? Dieſer Grund mag freylich jetzt ſehr lächerlich klingen; bey der traurigen Wendung, welche die Weltbegebenheiten damals zu nehmen ſchienen, war er es nicht; und für

unbürgerlich konnte er doch auf keinen Fall gehalten werden. —

Seht da, ihr Mitbürger! die Beſchuldigungen, welche diejenigen, die eure Liebe und euer Vertrauen mir zu entwenden wünſchen, gegen mich vorzubringen nicht erröthen! Sehet da meine kurze, aber, wie ich hoffe, völlig hinreichende Antwort darauf; und richtet! Richtet zwiſchen verkappten Verläumdern, die den unwürdigſten Weg der niedrigſten Anſchwärzung — den der Paſquille und der Aufwiegelungszettel — einſchlagen, und zwiſchen einem an ſeiner Ehre gekränkten Mitbürger, der immer offen und unverkappt unter euch wandelte, und der immer bereit war, ſich und alle ſeine Gedanken, Worte und Handlungen der ganzen vernünftigen Welt zur ſtrengſten Beurtheilung vorzulegen. Nur der hohe Werth, den ich auf den Beſitz eures, wie über alles werthen Vertrauens ſetze; nur die Pflicht, eine Schwächung der ſittlichen Wirkungen, welche meine Schriften auf das Gemüth der jungen Nachkommenſchaft bisher gehabt haben, und noch ferner haben können, ſo viel an mir iſt, zu verhüten: konnten und mußten mich diesmal beſtimmen, ein öffentliches Wort zu ſagen. Künftig, wofern die ungereizte Wuth meiner vermummten Widerſacher hiermit noch nicht geſtillt ſeyn ſollte, wird eine ähnliche Selbſterniedrigung wohl kein vernünftiger und billiger Menſch mir jemals wieder zumuthen wollen.

Uebrigens fodere ich Jeden, der irgend eine unpatriotiſche oder unbürgerliche Handlung, ſie ſey welche ſie wolle, von mir in Erfahrung gebracht zu haben wähnt, hiermit feyerlich auf, bey unſerer verehrungswürdigen Obrigkeit offene und pflichtmäßige Anzeige davon zu thun, um dieſe dadurch in den Stand zu ſetzen, einen rechtlichen Ausſpruch über mich ergehen zu laſſen. Ich fodere alle meine lieben Mitbürger auf, meinen

Bürgerſinn und meine Bürgertreue, bey jeder vorfallenden Gelegenheit auf jede beliebige Probe zu ſtellen. Ich fodere mein ganzes Vaterland auf, mein Vermögen und mein Leben, falls es jemals in den Fall gerathen ſollte ihrer zu bedürfen, dreiſt in Anſpruch zu nehmen; und ich thue zum voraus, wofern ich die Probe nicht beſtehen ſollte, auf die Achtung aller Gutgeſinnten, wie auf meine eigene, Verzicht.

Campe.

2.

Revolution in Mühlhauſen. 1726.

Im Jahr 1726. erhub ſich ein Zwiſt zwiſchen dem Rath und der Bürgerſchafft in der K. Fr. Reichs-Stadt Mühlhauſen, dieſer Zwiſt entſtand daher: weil die Bürger von Alters her die Herrlichkeit hatten, das ein jeder alljährlich auf ſein Haus Ein Schock Reiſig Holtz aus dem Bürger-Holtze bekam, welches aber der Rath denen Bürgern nicht alle Jahre mehr eingeſtehen wolte, und alſo kam es zu einer Mißhelligkeit zwiſchen dem Rathe und der Bürgerſchafft, welche endlich an Kays M. gelangete, und ward auf Seiten des Raths Herr Stüler (Nachmals Bürgemeiſter) nach Wien geſandt. Auf der Bürger Seiten aber ſchlug ſich in dieſe Sache Johann Ernſt Sander ein Anſehnlicher Handels-Mann, dabey aber ein Ertz-Aufwiegeler, dieſer gab denen Bürgern Inſtruction welcher ſie zu ihrem gröſten Unglück folgeten. dieſer Sander ward auf Seiten der Bürger nach Wien geſandt.

Den 5. Septemb. Kam Hr. Stühler wieder von Wien hier an.

Anno 1728.

Den 4. Februar kam Sander von Wien wieder hier an, und den 19. Huj. Reiſete er nach Hamburg, um den Käyserlichen Commiſaris Kurtzrock zu hohlen, den 8. Martius Kam der Baron Kurtzrock allhier an.

Den 18. Martius muſten die Bürger mit Mänteln auf das Rathhaus kommen, da verſammleten ſie ſich in der Neuen Gaſſen, und machten dem Hn. Commiſſario zu Ehren eine Gaſſe, vom Syndicat Hauſe an, bis an die Raths-Treppe, da muſte er durch gehen, bis auf das Rath-Haus, und die Bürger folgeten ihm nach, und höreten ſeine Erklährung an. Nachdem nahm er die Stadt Soldaten zu ſeiner Ordinanz und die Bürger muſten die Wachen an denen Thoren verrichten; der Comiſſarius Kurtzrock hatte mit bey ſich den Herrn von Raab, dieſer Logierte in dem Lutterothiſchen Hauſe auf dem Unter-Marckte, Kurtzrock aber Logierte auf der Brodleihen, allwo ſie auch ihren GOttes Dienſt verrichteten, weil ſie Papiſtiſch waren, und ihre Geiſtlichen welche die Meſſen hielten waren Pater Philipp und Pater Dioniſius.

Der Kayſer Carl VI. lies dem Rathe an ſagen, das ſie ihre Bürger nicht mehr Bürger und Unterthanen ſondern Bürger und Einwohner neuen ſolten.

Den 9. Julius muſte die gantze Bürgerſchafft auf dem Raths-Saal zuſammen kommen und anhören, das Kurtzrock verreiſen wolte, und nach 2 Monathen wolte er wieder kommen.

Den 17. Sept. kam Kurtzrock wieder.

Anno 1729.

Dieſes Jahr fehlten Vier Raths-Herrn welche geſtorben waren, aber es wurden keine Neue Herrn Erwählet.

Anno

Anno 1730.

Gieng die Bürger-Gährung erſt recht an, und ward immer gröſſer, die Bürger hatten Vier Deputierten gemacht welche im Namen der Bürgerſchafft Agieren ſolten, allein: auch dieſe hatten ſich auf des Raths ſeite gewendet, worauf ſich dann die 48. Ausſchuß Bürger entſchloſſen nicht nachzulaſſen, bis ſie ihre Sache ausgeführt hätten, und Gut und Blut dabey aufzuſetzen.

Das Schlimmſte aber dabey war dieſes, das ihrer viele in dieſer Sache zu weit giengen, und ſolche dinge unternahmen, welche ihnen zu ſchwehr fielen zu verantworten, wo zu ſie dann von Sandern verleitet wurden, deſſen Aufrühriſen Rathe ſie gröſtentheils folgeten, zu ihrem gröſten Unglück, zu dieſem fügte ſich auch ein groſſer Hauffe die aller liederlichſten Leite, und Ruchloſeſten Buben gröſtentheils Lumpen volck, welche nichts zu verliehren hatten, welche auch keine Bedencken trugen, die aller Boßhaftigſten Frevelthaten auszuüben. Das erſte Vornehmen das die Aufrühriſchen Bürger thäten war dieſes: das ſie Eichsfelder Dingeten, welche im Holtze hauen muſten, welches ſie darum thäten, weil ihnen der Rath das Jährliche Holtz nicht zugeſtehen wolte, darum maaſſeten ſie ſich ſolches eigenmächtig an, die Herren ſchickten zwar die Stadt-Soldaten ins Holtz, und ſolten denen Bürgern wehren, aber die meiſten wären nach hauſe gegangen. Tags darauf ward mit Trommelſchlag ausgerufen: das das Hauen im Holtze bey Verluſt des Bürger-Rechts verbothen ſeyn ſollte, aber, ſie kehrten ſich nicht dran, und hauſeten ſofort. Kurtzrock aber war wieder Verreiſt, und kam den 17. May erſt wieder.

Die Bürger Hoffeten zwar Anfangs das dieſer Commiſſarius ihre Sache alſo Schlichten würde, das ſie in ihrem Geſuch Befriediget würden, allein ihre Hoffnung ſchlug fehl, indem er ihre Sache nicht beſſer

Agathe. (für ſich) Er wird Cephiſen ungeduldig machen!

Leander. Nicht wahr, die junge Baroneß?

Cephiſe. Warten Sie doch ein Bischen! Die, von welcher die Rede iſt, ſoll nah an die ſechzig ſeyn!

Leander. O, nun hab' ich's heraus!

Melite. Und ich auch!

Leander. Es iſt Chloe!

Cephiſe. Mit nichten!

Melite. Ich weiß es beſſer, es iſt Chlorinde!

Leander. Nein, Lucille!

Cephiſe. Nicht ſo hitzig! ſag' ich!

Leander. Ich will Sie gar nicht unterbrechen, aber —

Cephiſe. Und unterbrechen mich ſchon wieder.

Leander. Mit Ihrer Erlaubniß —

Cephiſe. Ich ſage kein Wort mehr, denn man hört mir doch nicht zu, und fällt mir immer in die Rede.

Leander. Ich, Madame? Das iſt gar nicht meine Art.

Cephiſe. Schon gut!

Laurette. Wir wollen uns vergleichen, wir wollen nach der Reihe reden.

Leander. Gut geſagt, das Geſpräch muß allgemein ſeyn.

Melite. Und doch richten Sie es allezeit ſo ein, daß Sie ſich immer Meiſter davon machen.

Leander. Ich habe aber ja nicht einen einzigen Diſcours angefangen.

ſondern ſchlimmer machte und die abgehandelten Puncta hatten gar nichts in ſich das zum Wohl der Bürgerſchafft abgezwecket hette, worieber auch die Bürger äuſerſt aufgebracht wurden, alſo, das auch etliche Weiber vor die Brodleiben lieſſen, und dem Commiſſarius Kurtzrock einen Singetantz machten und ihn ausſcholten.

Im Monath September iſt Sander mit 6 Bürgern nach Wien gereiſt, und den 13. Huj. iſt die Commiſſion fortgegangen.

Anno 1731.

Sint wieder 4 Raths-Herrn Erwählet worden. Den 5. Febr. ſint etliche Bürger mit Mänteln aufs Rathhaus kommen und haben wieder die Raths-Wahl Proteſtiert, weil der Proceß noch nicht zu ende were, allein, der Rath iſt gleich wohl aufgangen. Als nun die Kirche aus war, ſo hatten ſich über 40 Bürger auf den Kirchhof verſammlet mit Mänteln, und als ſich der Neu aufgehende Rath in Ordnung geſtellet hat zum Schwehren, ſo iſt Hr. Albrecht Meckbach mitten in den Rath getreten, und hat im Namen der Bürgerſchafft Proteſtirt, aber, es iſt gleich wohl fort gegangen, die Bürger aber ſint auf das Fleiſch-Haus gegangen und haben ſich dieſerhalb miteinander unterredet, was man weiter thun wolle.

Als nun nach Judica die Bürger Gehorſam thun ſolten, ſind auch ſehr wenige kommen.

Auch fiengen die Bürger wieder an im Holtze zu hauen, und kehrten ſich an kein Verbot, ja! ſie Maaſſeten ſich auch der Teiche an, und als die Herren den Thomas-Teich Fiſchen wolten, ſo kamen die Bürger und wolten das Geld einnehmen, das wolten die Herrn nicht zugeben, und fuhren fort, da fiengen die Bürger an zu fiſchen, und kehrten ſich an kein Verbot.

Die Acht und viertziger hatten an alle Thore groſſe Mahl-Schlöſſer legen laſſen, aber den 29. May kam ein Gewitter, und ſchlug vom Frauen Thore den Schloß ab, das war ein Böß Omen.

Anno 1732.

Dis Jahr hatte der Vorſteher des Brickenhofes ein Bier-Looß an Chriſtoph Gothen verkaufft, denen Stabuten zu wieder weil damals nicht erlaubet war, auf ein unbewohntes Haus zu brauen, dero wegen Proteſtierten die 48ziger dawieder, als die denen Stabuten zuwieder nichts unter nehmen wolten, weil aber das Brauen gleichwohl ſeinen fortgang hatte, ſo nahmen ſie das Bier weg, verkauften Trincken und Treber im Brau-Hauſe, das Bier aber legten ſie in ein Haus, lieſſen es auch nicht durch den Bierruffer ſondern durch einen Rumor-Knecht ausruffen.

Weil aber die Revolution der Bürger immer Ernſthafter war, ſo ward auch dis Jahr kein Raths-Wechſel gehalten, und wurde die ſonſt ſo groſſe Feyerlichkeit des Raths-Aufganges durch die Bürger Rebellion verhindert.

Der Advocat welchen die Bürger am Kayſerlichen-Hoffe hatten der ihnen Bedient war hieß Steinhäuſer er war von Goßlar, und weil ihn die Bürger als ſie ihre Sache am Kayſerlichen Hof-Gerichte Anhängig machten da ſelbſt fanden, und ſahen das er alda groſſe Bekantſchafft hatte, ſo hoffeten ſie, das er ihre Sache beym Kayſerlichen Hof-Gerichte deſto beſſer ausführen würde. Aber auch mit dieſem wurden ſie betrogen, denn, ſtatt das er ſie zu einer Beſcheidenen Behandlung gegen den Rath hette anmahnen ſollen, ſo verhetzte er ſie noch mehr friſchte ſie immer zu mehrer thätlichkeit an, wie er denn ein Seditiöſes Lied verfertigte welches ſonderlich zu dieſer Rebellion viel anlaß gegeben hat.

Dieſe Vergehungen nun waren alle bey Kay. Maj. angezeigt, worauf ein Kayſ. Mandat anhero geſchickt war, welches denen 48ziger Communiciert ward, welches aber gar nichtswürdig Tractiert wurde, und war von einer Frauen in der Wahlgaſſen in den Dreck geworffen, welches ich ſelber geſehen habe, dieſes alles ward Kayſ. Maj. zugeſchrieben,

Daher nun ward eine abermalige Commiſſion vom Kayſ. Maj. anhero Verordnet, weil aber die vorige Commiſſion nicht zum beſten der Bürger ausgefallen war, auch über dis ein Gerüchte ausgeſprenget wurde, das die Commiſſion zum gäntzlichen untergange der Bürger gereichen würde, ſo wurdeu die dummen Hunde welche einen Blauen Dunſt vor den Augen hatten Schlüſſig, die Commiſſion nicht einzunehmen, (weil ihnen ſonderlich wegen der vielen bisherigen Vergehungen der Ars enge war) weswegen auch die Schlöſſer derer vorhin gedacht iſt an die Thore gelegt wurden.

Den 28. Februar Beſetzten die Bürger die Thore mit ſtarcker Wache, weil ein Geſchrey kam das Soldaten kämen.

Als nun vor Pfingſten die Holtz-Fuhren anlengen, ſo verſammleten ſich die Rebelliſchen Bürger vor die Thore, und trieben die ankommenden Fuhrleite auf den Blobach, und muſte das Holtz in die Holtz-Schener gebracht werden, denn (ſagten ſie) da die Bürger kein Holtz mehr haben ſolten, ſo ſolten die Herrer auch keines mehr haben. Ja! ſogar als eins mals die Herren-Knechte ein Fuder Holtz gefahren brachten, ſo wurden ſie von denen Rumorknechten gezwungen die Pferde auszuſpannen, und mit Hülfe der Jungen ſchärgeten ſie das Fuder Holtz auf den Hirſchgraben un ſtürtzten es vor tauſend Teufel in den Teich, darinnen hat es auch den gantzen Sommer gelegen.

Den 14. Novem. als eben die Räthe ſaſſen, beſetzten die Bürger die Raths-Stube, und begehrten eine Schrifft, welche ihnen aber der Rath nicht zugeſtehen wolte, da lagen ſie auf dem Raths-Saale zu felde und hielten die Raths-Herren die gantze Nacht eingeſperrt, und giengen nicht eher von dannen, bis ihnen vom Rathe Schriftlich gegeben wurde, das das nicht wahr were was der Conſulente Gräffe nach Wien Berichtet hette. Kurtz hernach haben ſie auch einmal die Herren in der Cammerey eingeſperrt.

Anno 1733.

Der 20. Mertz war ſonderlich der Unglücks-Tag vor Mühlhauſen, an welchem es zu einem Blutigen Auflauf kam, denn an dieſem Tage ſolten die Commiſſarien kommen, welche 100 Mann Soldaten zur Bedeckung bey ſich hatten, da hatte der Krieges-Commiſſarius Beyreis alle Studenten und Bürger welche beym Rathe hielten auf den Wein-Keller beſchieden, und hatten ſich mit Pulver und Bley verſehen, und die Stadt-Soldaten mit geladenen Gewehr bey ſich genommen, und damit nach dem Burg Thor zu Marſchiert, um, ſolches zu eröffenen, und ſich der Gewalt der Proteſtirenten Bürger entgegenzuſtellen, als ſie aber auf den Ober-Marckt kamen, ſo kam Michel Braunſchweig einer von denen ärgſten Rebellen und frägte, wo ſie hin wollen? riß auch ſo gleich dem Kries Commiſſario Beyreißen die Piſtol aus der Hand, und ſchoß ſie los auf die Erden, darauf Feyerten die andern los, und ward Mſtr. Chriſtoph Köhler Mſtr. Ludwig Ziegeler und Mſtr. Chriſtian Koch Tod geſchoſſen, und kamen unſchuldiger weiſe um ihr Leben, in dem ſie in keiner andern Abſicht her beygeeylet waren als ſich der Gefahr zu erkundigen, und auch kein Gewehr bey ſich hatten, Mitler weile lief ein Rumor-Knecht der Tolle Tobias Stauffenbiel in der Stadt herum und rief aus: das die Bürger Eyligſt ins Gewehr treten und an das Burg-Thor kommen ſolten, ja! der Ober-Marcks-Zeiger fieng an zu ſtürmen, da war gleich alles in Alarm, wer kein Gewehr hatte der nah einen braven Prügel welcher Waffen ſich ſonderlich die

Weiber bedienten welche auch mit lieſſen, da gieng es dann Bund über und wurden 2 Soldaten erſchoſſen viel Bürger tödlich Bleſſiert, auch haben etliche Weiber was gelöſt, der alten Bernigauin ward ein Obrzipfel abgeſchoſſen, von beyden Bartheyen wurden ſehr viele Bleſſiert unter welchen auch mit war der Kriegs Commiſſarius Heyreis. Item der Stadt-Capitain Schuchardt, darauf gieng das Thor auf, und entſprungen, doch ſind ihrer Viele erbärmlich geprägelt worden, darauf gieng es an ein Plündern, und wurden an allen Raths-Herren Häuſern und derer die bey ihnen hielten Lieder und Fenſter eingeworffen.

Am Abend hatte Stauffenbiel eine Trommel angehangen, und lief in der Stadt herum und rief aus: Auf Befehl einer Löblichen Bürgerſchafft wird alles Blündern Lermen und herumlauffen bey Ernſte. Straffe verbothen. worauf ſich die Rebellion ein wenig legte, aber viele Raths-Herren waren ausgetreten.

Es hatten auch einige Rebellen angetrohet die Stadt an 4 Ecken anzuſtecken, des wege ward in unſerer Nachbarſchafft eine Wache angeſtellt, und unſere Spritzen ward an das Waſſer gefahren und in Bereitſchafft geſtellt, und die Wache ward in meinem Hauſe gehalten, meinem Seel. Vater zum Glücke, weil ſich viele Nachbarn verlauten lieſſen ihn zu Mißhandeln, weil er ſich nicht in die Rebellion gemiſch hatte.

Die Commiſſarien aber ſint zum Wagenſtädter Thor herein gekommen, mit 100 Mann Bedeckung und haben in der Gorgens Vorſtadt gehalten, und haben am Abend in die Stadt begehrt, ſint aber nicht eingelaſſen worden, man hat ihnen ge Antwortet: das es morgen der Bürgerſchafft vorgetragen werden ſolte, wenn aber die Herrn Commiſſarien allein in die Stadt kommen wolten, ſo ſolte es ihnen frey ſtehen. aber ſie ſint wieder fort gegangen.

Den 22. Mertz auf den Sontag Lätarä wurden die 3 Bürger auf den Blaſii-Kirchhof in ein Grab begraben, bey dieſer Leiche ſint 399 Bürger geweſen.

Den 23. Mertz war eine Bürger-Verſammlung auf dem Fleiſchhauſe, welcher der H. Semmuer Starcke mit beywohnte.

Den 24. Mertz wurden die 2 Stadt-Soldaten in den Weidengraben Begraben, weil ſie vor Infam erklärt waren.

Den 25. Mertz auf Mariä Verkündigung Vor-Mittag kamen die 3 Räthe zuſammen, und Nachmittag die Bürger, weil ſich der Hertzog zu Gotha zum Mediator erkläret hatte.

Kurtz darauf war ein Kayſerlich Mandat von denen Cantzeln verleſen, das die Bürgerſchafft mit Militäriſcher Excution ſolte gezüchtiget werden, da gabs dann allerhand Spargierens, als ſolte die Stadt ausgeplündert werden, darum brachten viele Leite ihre beſten Jmobilien aus der Stadt in die angräntzenden Orthſchafften, da dann auch ſonderlich viel[illegible] nach Körner gebracht wurde, und in dem darauf folgenden Brande auf Exaudi mit verbrand iſt.

Den 7. May Starb der Suprindent M. Paul Adolph Frohne blötzlich am Schlage, da ward durch die Zeitungs-Sänger allendhalben ausgeruffen: die Mühlhauſiſchen Weiber hetten den Supridenten auf der Cantzel Tod geſchlagen, wie dann hieſige Kauf-Leite hievon Exemplaria mit von der Oſter-Meſſe aus Leipzig hergebracht haben.

Den 10. May den Sontag Rogate unter der Mittags-Kirchen Kam die groſſe Comando in die Stadt, 3000 Man, welch aus Preiſſen Hanoveranern und Wolffenbitteliſchen Volcke beſtand, als das Gerücht erſcholl, das die Völcker am Forſtberge herunter zögen, ſo iſt ein Mann vom Peterſteinwege vor Schröcken aus ſeinem Hauſe gelauffen, und iſt beym Wächter Häusgen am Globache umgefallen und augenblicklich geſtorben.

Den Montag drauf ward allen Bürgern das Gewehr genommen. die noch vorhandenen mitſchuldigen Bürger, welche nunmehro auf denen Thoren gefangen ſaſſen (die meiſten aber waren ausgewichen,) dieſe wurden nacheinander herbey geſchleppt und in die Conſens-Stube geführet, allwo ſie die Pritſche bekamen, da wurden ſie geſchlagen bis ſie ſtille lagen, darnach wurden ſie wieder in ihre Gefängniſſe geführet, und erwarteten ihr Urtheil, welches dahinaus lief: das 3 Bürger Enthauptet wurden 2 Bürger wurden ausgeſtäupet, etliche wurden in Zuchthäuſer verkaufft, die übrigen wurden Landes verwieſen theils auf Ewig theils auf 3 Jahr je nach dem ſie ſich verſchuldet hatten. der Notarius Steinhäuſer Retterierte ſich wieder nach Geßlar, er ward aber ausgelieffert und nach Wien geſchickt. denen Bürgern aber war die Schuld welche durch de Proceß auf die Stadt kommen war dürch ein getrucktes Exemplar kund gethan, dieſe Schuld wenn ſie gleich hette ſollen bezahlt werden, ſo hette es manchem Bürger über 100 Thaler gekoſtet er mochte ſich auch verſchuldet haben oder nicht. welche aber hernach in eintzelne Ungelder verwandelt worden iſt.

Den 27. May muſten die Reichen Leite dem Rathe auf 4 Wochen Geld vorſchieſſen.

Den 4. Junius muſten die Bürger in der Raths-Stuben erſcheinen, und dem Hohen Executions Commiſſario angeloben Ruhe und Friede zuhalten, da ſie dann auch die Zuſage bekamen, das die Völcker wieder abmarſchieren ſolten.

Das Geſchrey von der Rebellion war ſo groß, das auch die Sächſiſche Grentze mit Volck beſetzt war, aber nur 3 Tage vom 15. bis 18. Junius, an dieſem Tag Marſchierten die Völcker ab, und alſo: das von jeder

Parthey 60 Mann Beſatzung blieben, die Völcker hatten 6 Wochen hier gelegen, man ſagt: das ihnen der Rath 10000 R. Th. habe Zahlen müſſen ehe ſie abgezogen wären.

Den 14. Sept. ward das Gericht auf dem Ober-Marckte beſtätiget, und ward Sanders Portrait daran geſchlagen, mit der beyſchrifft: Johann Ernſt Sander Ertz Rädelsführer, des entſtandenen Blutigen Tumults.

Den 15. Sept. iſt der Syndicus und der Conſulente mit 2 Bürgern nach Wien gereiſt.

Den 28. Sept. ſint 60 Mann Preiſſen abmarſchiert.

Den 5. Octobr. muſten die Bürger welche wohl geſinnt waren im Krieges-Amt Erſcheinen und einen Eyd ablegen das ſie im Fall wen etwan ein neuer Tumult entſtehen ſolte auf dem Rath-Hauſe erſcheinen wolten mit Unter und ober Gewehr, welche nun den Eid thaten, die bekamen iht Gewehr wieder.

Den 5. December Marſchierten die Völcker ab.

Anno 1735.

Den 5. Jan. Sint die Neuen-Receſſe verleſen worden und haben die Bürger denen Commiſſarien angeloben müſſen.

Den 11. Jan. ſint auf dem Fleiſchhauſe die 36. Ausſchuß Bürger erwählet worden. Dis Jahr iſt der Neue Rath wieder aufgangen und ſint 6 Neue Raths-Herrn erwählet worden.

Den 4. Jun. iſt der Lüneburgiſche Commiſſarius abgereiſt. und den 23. Jun. der Preiſſiſche Commiſſarius. und nun hoffeten die Bürger von der Laſt befreyet zu ſeyn, allein den 9. Julii rückten wieder 60 Mann Preiſſen ein, wobey den Leiten nicht wohl war.

Den 12. Auguſt ſint die Executions-Völcker abmarſchiert und ſint von jeder Parthey 20 Mann mithin

60 Mann in Loco blieben nachdem die Execution vollens vollzogen ward, Nemlich: Stephan Götze, Joſeph Oehme und David Korn wurden auf den Ober-Marckte auf einem Schavot Enthauptet welches den 30. Decemb. vorig 1735ſten Jahr geſchahe, 2 Bürger nemlich: Adolph Ernſt Backmeiſter und Chriſtoph Düart wurden ausgeſtäupet, die übrigen wurden Verwieſen und der Rath hatte nun völlige Satisfaction.

Anno 1737.

Den 26. Auguſt ſint die Wolffenbittelſchen Soldaten abmarſchiert. Anno 1739. Marſchierten die Executions-Völcker ſollends ab, nach dem ſie uns 5 Jahr und 5 Monathe Turbiert hatten.

Zu dieſer Zeit ward Johann Ernſt Sander in Franckfurth Arretiert und auhero geführet, dameite jederman das er ein Strenges Urtheil zu gewarten hette, allein, weil ſich das Wetter nun wieder abgekühlet hatte, ſo ward er auf das Felchte Thor geſetzt, und da iſt er auch geſtorben und in den Weidengraben begraben worden. und hiermit hat auch dieſe Beſchreibung ein

E N D E.

3.

Statiſtiſche Nachrichten von Polen und Litthauen; und Kurland.

Nach dem im Jahr 1789 dem Reichstag übergebenen Aufſatz, Tableau des impots etc. beträgt der Flächeninhalt von Groß- und Kleinpolen, und von Litthauen 9630 Quadratmeilen, und enthält eine Volksmenge von 7,354620 Seelen; doch nach einer bloßen Schätzung, wo 6 Seelen auf eine Feuerſtelle gerechnet ſind. Nach eben dem Aufſatze ſteigen die Einkünfte auf 18,505542 polniſche Gulden. Randel ſetzte 10,050 Quadratmeilen 8,500000 Einwohner und 3,193,635 Rthlr. Einkünfte, in Mittelzahlen, an. Unter den Flüßen iſt die Weichſel für die Schiffahrt und Handlung der wichtigſte. Sie iſt mittelſt der Brohn, durch den bekannten Bromberger-Kanal mit der Neze vereinigt, und hängt ſo mit der Elbe zuſammen. Außer den Karpathen gibt es noch in der Gegend von Krakau einige hohe Gebirge. Der Gopler-See iſt auch in politiſcher Rückſicht unter den Seen der wichtigſte. Man redet in Polen zwey Hauptſprachen, die polniſche und die lettiſche. Deutſch und franzöſiſch wird in vielen Hauptorten geſprochen, und eine Art Latein hört man oft, ſelbſt aus niedriger Leute Munde. Die römiſch-katholiſche Religion iſt die herrſchende; allein es haben die Proteſtanten oder Diſſidenten, die Juden und einige andere Religions-Sekten freye Religionsübung. Produkte ſind: Getrayde, Stapelwaare in Polen; Manna oder Schwaden; Hanf und Flachs; Honig und Wachs, in großer Menge; Holz; Hopfen; Viehzucht: jährlich gehen 80 bis 100000 Stück Ochſen aus dem Lande, und zwar größtentheils nach Deutſchland. Schaafzucht, Pferde, welche leicht, feſt und dauerhaft, und vorzüglich geſchickt zu Reitpferden ſind. Schweine und Gänſe, in großer Menge, ingleichen Wild, deſſen Pelzwerk benutzt wird, und Wildpret. Eiſen und Bley, Kupfer, Galmay ꝛc. Polen iſt eine ariſtokratiſche Republik, deren Oberhaupt ein König iſt, deſſen Gewalt durch den Reichstag und andere politiſche Umſtände eingeſchränkt wird. Durch die Revolution von 1791 ſollte die Autorität des Königs große Vorrechte erhalten, und das Königreich aus einem Wahlreiche zu einem Erbreiche werden. Allein da alle dieſe Veränderungen unternommen wurden, ohne

Leonore. (ſachte zu Leandern.) Fahren Sie nur fort, und laſſen Sie ſie ſagen, was ſie wollen.

Laurette. Meine Damen, werden Sie dieſen Abend ins neue Stück gehen?

Leander. Wie heißt es denn?

Agathe. Soll denn was dran ſeyn?

Leonore. Es heißt: Der Schwätzer, Herr Hauptmann.

Leander. O das muß ich ſehen, und ſollt ich die Oper verſäumen.

Cephiſe. Ich meines Theils kann die Luſtſpiele nicht ausſtehen.

Laurette. Ich finde auch nur an den Trauerſpielen Geſchmack.

Leander. Zum Henker, ich will den Ritter Elſter, und unſern Feldprediger mitnehmen, damit ſie ihr Ebenbild ſehn; denn ſonſt beſuche ich Deutſche Comödien eben nicht häufig.

Leonore. Aber, wie kommt das, daß Sie bey ſo vielem Verſtande —

Leander. Es iſt wahr, ich könnte mich wohl für einen Kenner ausgeben, denn ich weiß die Menge Stücke auswendig. Ich habe ſogar die Alzire geſpielt.

Das Blut, das allbereits aus ſo viel Hälſen ſprudelt,
Hat deine wilde Fauſt, o Gusmann, ſchon beſudelt!

Melite. Um Gotteswillen, ſchweigen Sie ſtill, wir ſchenken Ihnen das übrige.

Leander. Ich werde den Tag in meinem Leben nicht vergeſſen; ich brachte etwas lange an meiner Toilette zu, das Parterre wurde ungeduldig, und gab ſich auch nicht eher zufrieden, als bis einer von unſrer Geſellſchaft herauskam, und ſagte, daß Alzire noch nicht raſirt ſey!

Einwilligung der benachbarten Mächte zu befragen, die bey einer Sache von der Wichtigkeit unmöglich gleichgültig dabey bleiben konnten, ſo iſt dieſe Abänderung von kurzer Dauer geweſen, und Polen ſcheinen überhaupt in dieſem Augenblicke wichtige Veränderungen bevor zu ſtehen.

Kurland und Semigallien ſind ein polniſches Lehn, haben aber ihren eigenen Herzog. Randel gibt ihnen 257 Quadratmeilen und 300000 Einwohner. Die Einkünfte des Herzogs will man jährlich auf 400000 Ducaten anſchlagen; richtiger 500000 Rthlr. vom Lande und allen Bironſchen anſehnlichen Allodialgütern. Kurlands Klima iſt etwas kälter als Polen, weil es nördlicher liegt. Die Produkte ſind faſt dieſelben. Der Kuriſche Flachs iſt berühmt, und jährlich werden im Durchſchnitt auf 5,000 Tonnen Leinſaamen ausgeführt. Kurland benutzt ſeine Holzungen beſſer, als Polen. Aus dem Roggen der Störe wird viel Caviar bereitet. In Kurland iſt der Bernſtein nicht in der Menge und von der Güte anzutreffen, wie in Preußen. Die deutſche und lettiſche Sprache ſind die Hauptſprachen, und die Lutheraner machen die größte Anzahl aus.

4.

Wahrheit iſt ein bittres Ding: vierte Nummer des Vieux Cordelier, von Camille Desmoulins, die ihn um ſeinen Revolutionären Ruf, und zuletzt um ſeinen Kopf brachte.

Einige Perſonen haben meine dritte Nummer gemißbilligt, in welcher ich, wie ſie ſagen, beliebt habe, Vergleichungen anzuſtellen, welche über die Revolution und die Patrioten ein ungünſtiges Licht zu verbreiten dienen (ſie hätten ſagen ſollen, über die Exceſſe der Revolution und über die Glücksritter von Patrioten). Sie glauben die Nummer widerlegt und alle Welt gerechtfertigt, wenn ſie ſich der Phraſe bedienen: man weiß wohl, daß der gegenwärtige Zuſtand nicht der Zuſtand der Freyheit iſt; doch Geduld, dereinſt werdet ihr frey ſeyn.

Wahrſcheinlich glauben die, welche das ſagen, daß die Freyheit wie die Kindheit durch Wehklagen und Thränen zum reiferen Alter gelangen muß; allein im Gegentheil, es liegt in der Natur der Freyheit, daß, um ſie zu genießen, man ſie blos zu wünſchen braucht. Ein Volk iſt frey, ſobald es frey ſeyn will (man erinnere ſich, daß dieſer Ausdruck von la Fayette iſt), es tritt in die Fülle ſeiner Rechte mit dem 14ten Julius wieder ein. Die Freyheit kennt weder Alter noch Kindheit, ſie hat nur ein Alter, das Alter der Kraft und Stärke, ſonſt würden die, welche ſich für die Republik tödten laſſen, eben ſo ſtupid ſeyn, wie jene Schwärmer in der Vendee, die ſich für die Freuden des Paradieſes tödten laſſen, deren ſie nicht genießen werden. Wenn wir auf dem Schlachtfelde fallen, werden wir auch in drey Tagen auferſtehen, wie es dieſe dumme Bauern glauben? Nein, dieſe Freyheit, die ich anbete, iſt nicht der unbekannte Gott, wir ſtreiten, um Güter zu vertheidigen, in deren Beſitz ſie ihre Anbeter auf der Stelle einſetzt. Dieſe Güter ſind die Erklärung der Menſchenrechte; das Süße der republikaniſchen Grundſätze, die Verbrüderung, die heilige Gleichheit, die Unverletzbarkeit der Principien, dieß ſind die Spuren der Bahn der Göttin, dieß ſind die Züge, an welchen ich die Völker erkenne, in deren Mitte ſie wohnt.

Und an welchem andern Zeichen ſoll ich dieſe göttliche Freyheit erkennen? Wäre dieſe Freyheit nur ein leerer Name, wäre ſie nur eine Actrice der Oper, eine Candeille oder Maillard, die man mit einer rothen Kappe auf dem Kopfe in der Stadt umherführt, oder jene 46 Fuß hohe Statüe — von Gips, die David vorſchlägt. Wenn ihr unter Freyheit nicht wie ich die Grundſätze ſondern bloß ein Stück Stein verſteht, ſo gab es noch nie auf Erden eine einfältigere und koſtbarere Abgötterey, als die unſrige.

O, meine lieben Mitbürger, ſollten wir denn ſo tief geſunken ſeyn, um unſere Knie vor ſolchen Gottheiten zu beugen? Nein, die Freyheit, jene Freyheit, die vom Himmel ſtieg, iſt nicht eine Opernnymphe, iſt nicht eine rothe Kappe, ein ſchmutziges Hemd oder Lumpen; Freyheit iſt Glückſeeligkeit, iſt Vernunft, iſt Gleichheit, iſt Gerechtigkeit, iſt Erklärung der Menſchenrechte, iſt eure erhabene Conſtitution, wollt ihr, daß ich ſie erkennen, daß ich zu ihren Füßen fallen, daß ich alle mein Blut für ſie vergießen ſoll, ſo öffnet die Kerker der 200,000 Bürger, die ihr verdächtig nennt, denn in der Erklärung der Menſchenrechte gibt es keine Häuſer des Verhafts, Argwohn hat keine Gefängniſſe, wohl aber der öffentliche Ankläger; man weiß da nichts von verdächtigen Leuten, ſondern nur von Leuten, die der Verbrechen beſchuldigt ſind, die das Geſetz beſtimmt. Glaubt ja nicht, daß eine ſolche Maaßregel nachtheilig für die Republik ſeyn wird, es würde vielmehr die Revolutionsmäßigſte Maaßregel ſeyn, die ihr jemals getroffen. Ihr wollt alle eure Feinde durch die Guillotine ausrotten? Hat es wohl je eine größere Narrheit gegeben? Könnt ihr einen einzigen auf dem Schaffot ſterben laſſen, ohne auch dafür zehn andere Feinde in ſeiner Familie oder ſeinen Freunden zu machen? Glaubt ihr, daß dieſe Weiber, dieſe Greiſe, dieſe ſiechen Schwächlinge, dieſe Egoiſten, dieſe Traineurs der Revolution, die ihr einſperrt, die gefährlichen ſind? Von allen euern Feinden ſind nur die Feigen und Kranken bey euch geblieben, die Braven und die Starken ſind ausgewandert; ſie ſind zu Lyon oder in der Vendee umgekommen, der Reſt verdient euren Zorn nicht. Jene Menge von Feuillants, von Rentierern, von Ladenhütern, die ihr bey dem Zweykampf zwiſchen Monarchie und Republik einkerkert, glichen nur jenem Volk zu Rom, deſſen Gleichgültigkeit bey dem Streit zwiſchen Vitellius und Veſpaſian der Geſchichtſchreiber Tacitus folgendergeſtalt ſchildert: „So lange das Gefecht dauerte, verſammelten „ſich die Römer, wie neugierige Zuſchauer, um die „Streitenden und begünſtigten, wie in einem Schau„ſpiele, bald dieſe, bald jene durch Händeklatſchen und „Beyfallzurufen, wobey ſie ſich immer für den Sie„genden erklärten, und ſobald eine von den beyden Par„theyen wich, die Geflohenen aus den Häuſern geriſſen „und ihren Feinden Preiß gegeben haben wollten. Auf „der einen Seite erblickte man Todte und Verwundete, „auf der andern Comödien und Erfriſchungsbuden mit „Menſchen angefüllt —“ iſt dieß nicht das Bild unſerer Gemäßigten, unſerer Herren von der Capelle, unſerer Unterzeichner von der fameuſen Petition der 8000 und der 20,000, und aller jener Haufen, die ſich zwiſchen den Jakobinern und zwiſchen Coblenz ganz unbeweglich verhielten und nachdem das Glück dieſe oder jene begünſtigte, entweder dem la Fayette und ſeinem Schimmel ein Vivat riefen, oder Marats Büſte im Triumph umhertrugen und ſie andächtiglich an die Stelle des Marienbildes an der Ecke in die Niſche und zwiſchen zwey Wachskerzen ſtellten. Man ſieht, daß der Bürger von Paris im zweyten Jahr der Republik ſo ziemlich denen zu Rom aus den Zeiten Vitellius gleichen, ſo wie die Bürger von Rom den Athenienſern und Zeitgenoſſen des Plato glichen, von welchen dieſer Philoſoph in ſeinem Mährchen von einer Republik ſagte: daß er dieſer Claſſe keine Vorſchriften gegeben habe, weil ſie dazu geſchaffen ſey, blindlings dem Antrieb der Regierungsform und des Stärkern zu folgen. Man ſchlug ſich auf dem Carouſſelplatz, auf dem Champ de Mars, und das Palais-Royal ſchmückte nach wie vor ſeine Schäferinnen und ſein Arkadien, neben der Schneide der Guillotine, unter welcher die gekrönten Häupter ſanken, und auf demſelben Platz und zu derſelben Zeit guillotinirte man auch Polichinelle, der die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer theilte. Es war nicht die Liebe zur Republik, welche täglich ſo viel Menſchen auf den Revolutionsplatz lockte, ſondern Neugier und das neue Stück, das nur eine einzige Vorſtellung haben konnte. Ich bin überzeugt, daß die meiſten von den Dilettanten dieſes Schauſpiels ſich im Grunde ihres Herzens über die Abonnenten der Oper und des Trauerſpiels mokirten, die nur Dolche von Pappe und nur Schauſpieler ſahen, die den Todten machten. So groß, ſagt Tacitus, ſo groß war die Unempfindlichkeit der Stadt Rom, ihre ausgeartete Sicherheit und ihre vollkommene Gleichgültigkeit gegen alle Partheyen! aber der Sieger Veſpaſian ließ nicht alle dieſe Leute einbaſtilliren.

Und ſo glaubten wir auch würdige Stellvertreter, jetzt wo der Convent den Ränkeſchmieden, die verdorbene Patrioten waren und den Ultrarevolutioniſten, den Schnurrbärten und rothen Mützen die ungeheure Laſt des Schreckens, die auf ihm lag, wieder zurückgeſchoben hat, jetzt wo er auf ſeinem Poſtamente die Stellung wieder annahm, die ihm in der Verehrung des Volks gebührt, jetzt wo der öffentliche Heilsausſchuß eine proviſoriſche Regierungsform heiſcht, die geehrt und ſtark genug iſt, um ſowohl die Gemäßigten, als die Ueberſpannten in Zaume zu halten, jetzt könnten wir hinter ihrem Ofen- und Kaminfeuer wenigſtens jene friedliche Coblenzer vegetiren laſſen, die zwar unter Ludwig XV. und ſelbſt unter Ludwig XVI. und den Landſtänden nicht Republikaner waren, aber die mit dem 14ten Julius und beym erſten Flintenſchuß ihrem Wappen und dem Lilienſchild entſagten, und ſichs von der Nation zur Gnade ausbaten, ſie ruhig ihre vier Mahlzeiten des Tages halten zu laſſen. Laßt ſie, wie Veſpaſian jetzt dem Wagen des Triumphators folgen und ſich heiſch ſchreyen: hoch lebe die Republik!

Wie viel Seegnungen würden nicht denn von allen Seiten erſchallen! Ich denke ganz anders, wie die, welche euch vorſchwatzen, daß das Schrecken beſtändig an der Ordnung des Tages bleiben müſſe; im Gegentheil, ich bin gewiß, die Freyheit befeſtigt und Europa überwunden zu ſehen, wenn ihr auch einen Ausſchuß der Begnadigung hättet. Dieſer Ausſchuß würde die Revolution vollenden, denn Gnade iſt auch eine Revolutions-Maaßregel, und die wirkſamſte von allen, wenn ſie mit Weisheit gebraucht wird; mögen die Schwachköpfe und die Schurken mich einen Gemäßigten nennen, wenn ſie wollen, ich erſchäme mich nicht, nicht mehr encourage zu ſeyn als Brutus, und dieſer Brutus ſchrieb: du würdeſt beſſer thun, lieber Cicero, mit Nachdruck dem bürgerlichen Kriege ein Ende zu machen zu ſuchen, als daß du deinen Zorn und deinen Unwillen an den Ueberwundenen auslåſſeſt. Man weiß, daß Thraſibul, nachdem er ſich an der Spitze der Verbannten Athens bemåchtigt und diejenigen von den 30 Tyrannen hatte hinrichten laſſen, die nicht mit den Waffen in der Hand geblieben waren, ſich gegen die übrigen Bürger voll nachſichtiger Güte betrug und ſogar eine allgemeine Amneſtie bekannt machen ließ. Will man nun behaupten, daß Thraſibul und Brutus Feuillants und Briſſotiner geweſen ſind; ſo bin ichs zufrieden, wie dieſe große Månner, für einen Gemåßigten zu gelten. Die Politik hat ihnen jenen Grundſatz gelehrt, den Machiavel in der Folge predigte: daß, wenn jedermann Theil an einer Verſchwörung genommen hat, man dieſe Verſchwörung ſicherer dåmpft, indem man ſich ſtellt, als wiſſe man es nicht, als wenn man alle Mitſchuldige aufſucht. Eben dieſe Politik, ſo wie ſeine Güte und Menſchlichkeit gab dem Antonin jene ſchöne Antwort an den Magiſtrat ein, der ihm anlag, alle Bürger zu verfolgen und zu ſtrafen, welche Theil an der Verſchwörung des Attilius genommen hatten. Ich mag nicht gerne wiſſen laſſen, daß es ſo viel Leute giebt, die mich nicht lieben.

Ich kann mich nicht entbrechen, hier die Stelle abzuſchreiben, welche der Antiföderaliſte aus Monteſquieux angeführt und die ſo ſehr an der Ordnung des Tages iſt. Man wird ſehen, daß der Genius des Cåſars eben ſo ſtark wie die Dummheit unſerer Ultrarevolutioniſten daran arbeiteten, die Republik verhaßt zu machen und der Monarchie den Weg zu bahnen. „Alle „die, welche ehrgeitzige Plane gehabt hatten, ſchienen „verſchworen geweſen zu ſeyn, die Republik zu verwirren,

„dieſes gelang dem Craſſus Pompejus und Cäſar vortreflich, und ſo, wie gute Geſetzgeber ihre Mitbürger „beſſer zu machen ſuchen, ſo ſuchten dieſe ſie ſchlimmer „zu machen. Dieſe erſten Männer der Republik ſuchten „dem Volk einen Widerwillen vor ihrer Macht beyzubringen und ſich nöthig zu machen, indem ſie die Inconvenienzen einer republikaniſchen Regierung bis zum „äußerſten trieben. So bald aber Auguſtus Herr geworden war, arbeitete er, die Ordnung wieder herzuſtellen, um die Glückſeligkeit der Regierung eines einzigen recht fühlen zu machen.“ Octavius ſchob nun geſchickt das Gehäſſige der vorigen Proſcriptionen auf den Antonius und Lepidus, und da ſeine jetzige Gnade ihm ganz allein eigen war, ſo war es dieſe Gnade, deren Kunſtgriffe er vom Julius Cäſar gelernt hatte, welche die Revolution bewirkte und mehr als die Schlachten bey Pharſale und Aktium für die Unterjochung der Welt auf 18 Jahrhunderte entſchied. Man war es überdrüßig, das Blut in dem forum und um der Rednertribune ſeit den Gracchen fließen zu ſehen. So viel Beyſpiele beweiſen, was ich eben geſagt habe, daß Gnade, mit Weisheit angewendet, die revolutionsmäßigſte und wirkſamſte Maaßregel ſey, ſtatt daß das Schrecken nur der Mentor eines Tages iſt, wie ihn Cicero ſo gut definirt hat: timor non diuturans magiſter officii. Wer die Geſchichte geleſen hat, weiß, daß das Schrecken allein vor dem Tribunal des Jeffreys und vor der Revolutionsarmee, die der Major Kirch begleitete, die Revolution von 1689 erzeugte. Jacob II. nannte im Lachen dieſen blutigen Umherzug ſeines wandernden Tribunals den **Feldzug des Jeffreys**. Er ahndete nicht, daß der Schluß dieſes Feldzugs ſeine Entthronung ſeyn würde. Wenn man die Liſte der Todten vergleicht, ſo wird man finden, daß der Canzler von England, der einen ſo abſcheulichen Nachruf hinterlaſſen hat, nur ein kleines Licht in Vergleichung mit dem Miniſter-General Ronſin war, den man nach ſeinem Anſchlagzettel den Alexander der Henker nennen kann. Es iſt bekannt, daß in der Vendee Ronſin wie der Cardinal Richelieu ſich den Miniſter-General nennen ließ, und daß er in ſeinem Anſchlagzettel behauptet, daß zu Lyon, deſſen Volksmenge ſich auf 140,000 Seelen beläuft, nur 1500 nicht Mitſchuldige von der Verſchwörung ſind und daß er hofft, daß er vor Ende des frimaire allen Mitſchuldigen und folglich 138,500 Perſonen das Lebenslicht ausgeblaſen und die Rhone ihre blutigen Leichen bis Toulon gewälzt haben wird. Unbegreiflich iſt, daß dieſer Würgengel, ein Darnaud mit dem Schnurbart war, der empfindſame Stücke ſchrieb und Ludwig XVI. und ſogar la Fayette zu ſeinen Helden gewählt hatte. Man würde das nicht begreifen können, wenn man nicht wüßte, daß Alexander von Pheres einer von den Felſenherzen des Alterthums, der die meiſten Menſchen hat hängen und verbrennen laſſen, bey der Vorſtellung der Iphigenia ſchluchzte und daß die beyden größten Septembriſirer der neuern Geſchichte Heinrich VIII. und Carl VIIII. zwey Büchermacher gewesen ſind.

Bürger-Collegen, mir dünkt, daß ein Bergmann ſich nicht zu ſchämen hätte, gleiche Mittel des öffentlichen Heils wie Brutus und Thraſibul vorzuſchlagen, ſonderlich wenn man bedenkt, daß Athen durch Befolgung des Raths des Thraſibul dem bürgerlichen Krieg entgieng und daß Rom ſeine Freyheit verlohr, weil es den Rath des Brutus verwarf. Indeſſen hüte ich mich wohl, auch eine gleiche Maaßregel vorzuſchlagen. Weg mit der Motion eurer Amneſtie! eine blinde und allgemeine Nachſicht würde gegenrevolutionsmäßig ſeyn, wenigſtens wäre ſie höchſt gefährlich und augenſcheinlich unpolitiſch, nicht der Urſache wegen, die Machiavel angiebt, weil ein Fürſt dem Volke das Böſe auf einmal und das Gute nur tropfenweis zutheilen muß, ſondern weil eine ſo große der Maſchine der Regierung im Gegenſatz mit dem erſten Druck gegebene Bewegung die Federn zerſprengen könnte; aber ſo gefährlich und unpolitiſch es ſeyn würde, das Haus des Verdachts den darinn Verhafteten zu öffnen, ſo ſehr dünkt mir die Einſetzung eines Ausſchuſſes der Gnade eine große und des franzöſiſchen Volks würdige Idee, die aus ſeinem Andenken manche Mängel wegwiſchen würde. Welcher Patriot fühlt nicht ſein Inneres bey dem Gedanken eines Ausſchuſſes der Gnade bewegt, denn der Patriotiſmus iſt die Fülle aller Tugenden und kann folglich nicht da vorhanden ſeyn, wo nicht Menſchlichkeit und Philanthropie, ſondern nur eine öde und vom Egoiſmus ausgemergelte Seele wohnt. O, lieber Robespierre, an dich richte ich hier meine Rede, denn ich ſahe den Augenblick, wo Pitt nur dich noch zu überwinden hatte, wo ohne dich das Schiff Argo ſcheiterte, die Republik in das Chaos zurückkehrte und die Geſellſchaft der Jacobiner und der Berg der Thurm von Babel wurden, o mein alter Schulkamerad! Du, deſſen beredte Reden noch die Nachwelt leſen wird, erinnere dich dieſer Lehren der Geſchichte und Philoſophie, daß Liebe ſtärker und dauerhafter iſt, als Furcht, daß Bewunderung und Religion Kinder der Wohlthaten ſind, daß Handlungen der Gnade die Leiter der Lüge ſind, wie Tertullian ſagt, auf welcher die Glieder der Heils-Ausſchüſſe ſich bis zum Himmel erhoben, zu dem man nie auf mit Blut beſpritzten Sproſſen hinaufſtieg. Schon näherſt du dich ſehr dieſem Gedanken durch die Maaßregel, die du heute den 30ſten Frimaire haſt decretiren laſſen; zwar es iſt mehr ein Ausſchuß der Gerechtigkeit, der in Vorſchlag gebracht worden iſt, aber warum ſollte Gnade ein Verbrechen in der Republik geworden ſeyn! Behaupten wir freyer zu ſeyn als die Athenienſer, das demokratiſcheſte Volk das es je gegeben hat, und

das

Agathe. Ich bin erſtaunlich für die Marionetten!

Leander. Ja, ich lache allezeit was rechts darüber, und ohne zu wiſſen warum? Madam, haben Sie nicht das Wunderthier geſehen, das ſo was von der Katze und dem Ochſen an ſich hat, und faſt wie ein Cameel ausſieht? Und der neuangekommene Rieſe, iſt er nicht was allerliebſtes? Was ſagen Sie zu dem neuen Ballet? O, es lebe Wien, das iſt eine große Stadt!

Melite. Man darf nur ein Wort ſagen, ſo antwortet er gleich hundert darauf!

Cephiſe. Immer unterbricht er einen!

Laurette. Er führt allein das Wort.

Leonore. (ſachte zu Leander.) Laſſen Sie ſich nicht irre machen.

Leander. Ich rede kein Wort mehr.

Cephiſe. Nun, meine Damen, haben Sie nichts von Sophien gehört?

Laurette und Melite. Sie iſt —

Leander. Sie hat mit Philint Hochzeit gehabt.

Cephiſe. Er hält gut Wort.

Melite. Wie kann ſie Hochzeit gehabt haben, ſie iſt ja kaum Wittwe.

Leander. Nicht doch!

Melite. Ich muß es aber wiſſen, ſie iſt meine Freundinn!

Laurette. Und meine Nachbarinn!

Leander. Ich muß es beſſer wiſſen, denn ſie iſt meine Couſine.

Melite. So hören Sie mich doch an, ſie iſt verreiſet.

das jenen Altar der Barmherzigkeit errichte, vor welchem mehr denn tauſend Jahre nachher der Philoſoph Demonax noch die Tyrannen niederknien ließ? Ich glaube den Beweis gut geführt zu haben, daß geſunde Politik ein Inſtitut wie dieſes heiſcht, und unſer großer Lehrer Machiavel, den ich nicht genug anführen kann, betrachtet ein ſolches Inſtitut als das wichtigſte und allernothwendigſte für jede Regierung, indem der Souverain lieber den Verrichtungen des Ausſchuſſes der allgemeinen Sicherheit, als den Verrichtungen des Ausſchuſſes der Hülfsleiſtung entſagen muß. Für ſich allein, ſchärft er ein, für ſich allein muß der Depoſitor der Souverainität die Ertheilung von Gnadenbezeigungen und alles daßjenige behalten, was beliebt macht und den Magiſtratsperſonen das Strafen und alles überlaſſen, was Erbitterung und Haß nach ſich zieht.

Seit ich meinen potiliſchen Curſus im alten Barfüſſer angefangen, hat mich eine ſo große Menge von meinen Collegen durch Subſcriptionen aufgemuntert, und mir die Ehre erwieſen, meinen Vorleſungen beyzuwohnen und daß ich mich in der Mitte ſo vieler Deputirten dieſes Mahl auf der Tribune des franzöſiſchen Volks ſelbſt wähne. Mit den Beyſpielen der Geſchichte und den Autoritäten eines Thraſibuls, Brutus und Machiavels gewapnet, habe ich auf den Journaliſten die Freyheit der Meynung übergetragen, welche dem Stellvertreter des Volks im Convent gehört; ich habe ſchriftlich meine Meynung über die beſte Art zu revolutionieren ausgedrückt und was die Schwäche meiner Stimme und meine wenigen redneriſchen Hülfsmittel mir nicht ſo gut auseinander zu ſetzen erlaubten. Wenn daßjenige, was ich zu ſagen gewagt habe, um nicht unbarmherziger zu ſeyn als Moſes, der doch ein tüchtiger Menſchenwürger und eine hölliſche Maſchine von Ronſins Caliber war, wenn, ſage ich, mein Vorſchlag eines Ausſchuſſes der Gnade einigen meiner Collegen widerlich klinget und nach Moderantiſmus ſchmeckend vorkommen ſollte; ſo kann ich denen, welche mir vorwerfen, in dieſem 2ten Heft gemäßigt zu ſeyn, bey den jetzigen Zeitläuften antworten, was Marat antwortete, als wir ihm zu einer ganz andern Epoche vorwarfen, es in ſeinem Blatt übertrieben zu haben: ihr verſteht nichts davon, mein Gott, laßt mich doch ſchwatzen, man wird nur allzuviel davon weglaſſen!

5.

Ueber einige Leckerbiſſen unter dem Geſlügel.

Die Kalmucken, auch die Kamſchadalen ziehen das Adlerfleiſch allem übrigen vor; auch die Ruſſen in der Gegend von Archangel eſſen Adler. Auch die Falken werden von den öſtlichen Kalmucken gegeſſen. Man rühmt überhaupt das Falkenfleiſch ſehr. In Rom werden allerley Arten Raubvögel gegeſſen, die man bey uns nicht anrühren würde, z. B. Weyhen, Sperber, Kirchfalken. Die Eulen werden in Canada, in Archangel und an der Hudſonsbay gegeſſen. Raben iſt man in Frankreich auf dem Lande und in Jütland ſpeiſt man die Golkraben ſowohl gebraten als auch in Suppen. Die Dole wird in Italien und in vielen andern Ländern gegeſſen und man rühmt die Suppe als ſtärkend. Die Nachtigall wurde ſchon von den Römern gegeſſen; ſie hat ein fettes und weißes Fleiſch, welches ſehr angenehm ſchmeckt; in Gaſcogne mäſtet man ſie. Unter den Rothkehlchen werden ſonderlich die lothringiſchen und unter dieſen die von Verdün gerühmt. Man verſchickt

ſchickt ſie nach Paris. Aber faſt keine größere Leckerey unter den Vögeln ſoll es geben als die Beccafige, wenn ſie zu rechter Zeit gegeſſen wird. Sie beſteht gleichſam aus einem Fettklumpen, der im Munde ſchmelzt und einen höchſt angenehmen Geſchmack hat. Man kann das Fleiſch wie einen Extrakt aus den Früchten betrachten, die der Vogel genießt. In manchen Jahreszeiten wird das Stück mit 1 auch 2 Dukaten bezahlt, in andern aber kaum mit zwey Stübern. Die alten Römer wußten dieſe Leckerey ſehr gut zu ſchätzen. Sie aßen den Vogel mit Eingeweide und allem, und würzten ihn mit Pfeffer, wenn er zu fett war. In Toſcana werden die Beccafigen von Weintrauben und Feigen ganz vortreflich. Man ſtellt ihnen im Auguſt nach. In Litthauen, wo es doch weder Feigen noch Weintrauben giebt, ſind die Beccafigen ebenfalls ſehr lecker; aber die köſtlichſten kommen aus den Inſeln des Archipelagus und ſonderlich aus Cypern; auch ſtellen ſie ſich in unſäglicher Menge zur Zeit, wenn die Feigen reif werden, in der Gegend von Athen ein, wo ſie, ſo wie auch Micone, einen ganz vortreflichen Geſchmack haben. Die cypriſchen Beccafigen werden in großer Menge in Eſſig gelegt und auswärts geſchickt. Sie ſind ſehr geſund und leicht zu verdauen; man kann davon eine große Anzahl genießen, ohne den Magen zu beſchweren. Man verfährt ſie hauptſächlich nach Venedig, wo man im Karneval eine beſondre Delicateſſe aus cypriſchen Beccafigen macht. Um ſie ſo weit verſchicken zu können, werden ſie gepflückt, dann zwey- bis dreymal aufgekocht, und mit Eſſig und Salz in Fäſſer gelegt; wenn man ſie eſſen will, ſo ſtellt man ſie über die Kohlenbecken, wo ſie denn von ihrem eignen Fette ſehr ſaftig werden. Es gibt Jahre, wo man wohl 1000 Fäſſer voll aus Cypern ausführt. Man fängt ſie im Auguſt mit Vogelleim. Uebrigens werden in Italien manche Vögel Beccafigen genannt, die keine ſind, z. B. der Dompfaffe, die Grasmücke u. ſ. w. Da die Papageyen faſt durchgehends von den beſten Früchten leben, ſo ißt man ſie in beyden Indien. In Cayenne werden ſie mit den jungen Rebhühnern verglichen. In Guyana macht man gute Suppen davon. Letztere haben einen vorzüglichen Wohlgeſchmack und das Fleiſch iſt leckerer, wenn es geſchmort, als wenn es gebraten wird. Auf den Antillen braucht man die jungen Papageyen zu Compotten, oder wickelt ſie in Weinlaub und bratet ſie. Die Grammetsvögel gehören in allen Ländern zu den eßbaren Vögeln und kommen auf die vornehmſten Tafeln. In der Provence hat ihr Fleiſch einen angenehmen Myrthengeſchmack. In der Schweitz nehmen ſie ihn von den Wachholderbeeren an. Die fetteſten Grammetsvögel ſoll es auf Maltha geben. Selbſt in Aegypten werden ſie für ſehr lecker gehalten, da ſie ſich dort von Datteln und Oliven nähren. Auf der Inſel Bourbon kommt jährlich im Julius und Auguſt eine Menge Grammetsvögel an, die ſehr fett ſind und einen auserleſenen Geſchmack haben. Auch in Cayenne ſind ſie ungemein lecker und das Fleiſch erhält von den verſchiedenen Früchten, welche der Vogel genießt, einen beſondern Wohlgeruch. Die Inſekten, welche die Nahrung des Grammetsvogels dabey mit ausmachen, tragen viel dazu bey, daß das Fleiſch ſaftiger wird. Unter den europäiſchen Tauben werden die ſpaniſchen, franzöſiſchen und italieniſchen vorgezogen. Die Zugtaube iſt in Weſtindien und Nordamerika ſowohl wegen ihres Geſchmacks, als wegen ihrer außerordentlichen Menge merkwürdig; oft fallen ſie dort ſo dick über einander auf die Bäume nieder, daß von der Laſt die dickſten Bäume brechen und man ſie mit Stangen todtſchlägt. In Virginien verdunkeln die großen Schwärme von dieſen Vögeln in drey bis vier Stunden den Himmel und in Canada ſah man ſie einſt als wahre Landplage an und die Geiſtlichen ſchrieben nicht allein allgemeine Buß- und Bettäge gegen ſie aus, ſondern thaten ſie auch in den Bann. — Dieſe Zugtauben ſind übrigens ungemein fett und lecker. — Die Haushühner ſtammen, ſo viel man weiß, aus Oſtindien her, wo man ſie beſonders in Kalkuta noch itzt im wilden Zuſtande antrifft; und der Truthahn iſt zuerſt von Veſpuzio aus Amerika nach Portugal gebracht worden und ſeit der Zeit hat er ſich durch ganz Europa ausgebreitet. Seit 1524 oder 1530 ſind die Truthähne nach Deutſchland und England gekommen, weit ſpäter nach Frankreich; denn zu Carls IX. Zeiten 1570 war ein Truthahn in Frankreich noch eine große Seltenheit. In der Gegend von Lyon mäſtet man die Truthähne mit Wallnüſſen, wovon ihr Fleiſch außerordentlich lecker wird; oft ſind ſolche gemäſtete Truthähne 30 Pfund ſchwer. Die wilden Truthähne in Amerika ſind weit größer, als unſere zahme. Unter den Schnepfen wird die Moosſchnepfe oder das Brachhuhn für ſehr wohlſchmeckend und lecker gehalten. In Sardinien bezahlt man dieſen Vogel noch einmal ſo theuer, als das Rebhuhn. Die Pekaſſe gehört zu Rom unter die vornehmſten Wildbraten. Als Pabſt Clemens XVI. ſich einſt das Gelübde der Dürftigkeit auflegte, enthielt er ſich auch dieſer Pekaſſinen. In Rom werden keine Vögel ſo häufig gegeſſen, als die Staare. Ihr Fleiſch, wenn ſie in der Nähe der Weinberge leben, wird ſehr wohlſchmeckend, beſonders bey jungen. Unter den Lerchen zeichnen ſich in Deutſchland die Leipziger, Halliſchen und Nördlinger aus. Nach heftigen Nordwinden findet man die Lerchen allezeit fetter, als nach Südwinden. — Die gewöhnlichen Rebhühner gelten allgemein für ein angenehmes Eſſen. Die beſten ſollen in Ungarn in der Grafſchaft Zolnock zu haben ſeyn. Die Römer lernten dieſen Vogel nicht eher, als zur Zeit des bürgerlichen Krieges zwiſchen Vitellius und Otto kennen. In Frankreich

BIBL. UNIVERS. LIPS.

ſchätzt man das rothe Rebhuhn mehr als das graue und in England iſt es umgekehrt. Die fetteſten Rebhühner gibt es in Maltha. Auerhähne gehören unter die Gerichte vornehmer Tafeln. Zur Krönungsfeyer des Kaiſers Leopold I. wurden 80 Stück verſchrieben. Die Einwohner von Nordland räuchern die Auerhahnsbrüſte, wodurch ſie ganz vorzüglich ſchmackhaft werden. Die ſchottiſche Gans gilt in Norwegen für die größte Seltenheit und Leckerey. Das Fleiſch iſt fett und ſchmilzt im Munde, und man genießt es ſo wohl friſch, als geräuchert und geſalzen. Es werden dort in den Kirchen öffentliche Gebete für die Vermehrung der ſchottiſchen Gänſe angeſtellt. Zur Faſtenzeit wandert dieſer Vogel nach der Normandie, wo man ihn unter der Rubrik von Fiſchen ſpeiſen darf. Die Schwäne wurden in alten Zeiten für eine Leckerey gehalten. Ein Reiſender fand auf der Tafel des Czaars im Jahr 1515 drey gebratene Schwäne, die mit Eſſig, Salz und Pfeffer, auch mit ſaurer Milch, Salzgurken und eingemachten Pflaumen gegeſſen wurden. Ehedem hatte man in England bey allen Gaſtereyen Schwanbraten; aber jetzt iſt er dort nicht mehr ſehr beliebt; doch mäſtet man noch in Norwich junge Schwäne zum Weyhnachtsfeſt und verkauft ſie, das Stück für eine Guinee. In China und in Sibirien füttert man die jungen zahmen Schwäne mit der Pfeilkrautswurzel, wornach ſie ſehr fett und wohlſchmeckend werden.

6.

Ueber die Hülfstruppen in Baſel: von einem Schweizer.

So bald ſich der Krieg der Grenze des Cantons Baſel näherte, verlangte dieſer Canton von der helvetiſchen Eydgenoſſenſchaft Stellvertreter, welche auch ſogleich nach Baſel abgiengen und dann die Zuſammenberufung einer außerordentlichen Tagſatzung zu Frauenfeld. Auf dieſer Tagſatzung wurde beſchloſſen, daß nach Maaßgabe der Schirmordnung von 1668 jedes Glied der Eydgenoſſenſchaft nach Baſel den achten Theil ſeines Contingents ſtellen ſollte, welcher von den 13 Cantonen und den Bundsgenoſſen ſich zuſammen auf 1375 Mann belief, welche man in 2 Bataillons, jedes von 7 Compagnien eintheilte. Bern, Solothurn und Baſel lieferten die Feldſtücke und Artilleriſten für dieſes Regiment, außerdem ſchickte Zürch freywillig mit ſeinem Contingente 2 Kanonen, ſo daß ſich die Anzahl des ſämmtlichen Geſchützes auf 10 Stück belief. Da verſchiedene Cantone mehr Mannſchaft, als ſeine Repartition ausmachte, geſchickt hatten; ſo belief ſich der effective Stand dieſes Regiments auf 1415 Mann. Jedes Contingent brachte ſein Panier, oder die Fahne des Cantons mit, der es ſchickt, und es ſteht im Solde dieſes Cantons von dem Augenblick des Aufbruchs an, bis es wieder in ſeine Heimat zurückkehrt. Dieſer Sold iſt bey allen Cantonen nicht gleich; allein auch der niedrigſte iſt zum Unterhalt und Beköſtigung des Soldaten mehr als hinreichend. Allein dieſe Ungleichheit des Soldes iſt im Grunde doch ein Uebel, welchem abzuhelfen die helvetiſche militäriſche Geſellſchaft jetzt beſchäftigt iſt.

So bald dieſe Contingente alle angekommen waren, wurde beſchloſſen, daß ein Bataillon in der Stadt und eins auf dem Lande liegen und beyde ſich wechſelsweiſe alle 14 Tage ablöſen ſollten. In der Folge wurde dieſe Zeit bis auf einen Monat verlängert. Das Bataillon, das auf dem Lande ſteht, beſetzt gegen Frankreich die Schanze bey St. Jacob, die Brücke zu Mönchenſtein, die Dörfer Muttens, Bodmingen und Biningen und gegen die öſterreichiſchen Lande die Schanze bey Hilſt, die Brücke bey Augſt, die Stadt Lieſtall und die Dörfer Bratteln, Frenkendorf, Fullinsdorf, Gibenach und Arisdorf.

Das Bataillon in Baſel hat ſeine Hauptwache auf dem Rathhauſe und giebt Commandos ſowohl zu Verſtärkung der Thorwachen, als zur Beſetzung der Schanze bey der Wisbrücke und klein Hüningen jenſeits des Rheins und der Birsbrücke und der St. Margarethen-Anhöhe dieſſeits des Fluſſes. Man könnte freylich einwenden, daß zur Beſetzung ſo vieler Poſten der Mannſchaft zu wenig wäre, aber ſobald wirklich Gefahr eintreten ſollte, würde die Eydgenoſſenſchaft augenblicklich den vollen Schirmſtand von 11000 Mann ſchicken, und wollte eine der kriegführenden Parteyen, wollte Frankreich, deſſen Truppen von Subordination jetzt faſt nur den Namen kennen, einen Einfall wagen, und den neutralen Boden verletzen, ſo würden dieſe beyden Bataillons durch die Soldaten des Baſler Cantons, von welchen 300 jetzt in der Stadt liegen, und 2000 auf dem Lande beſtändig marſchfertig ſeyn müſſen, ſogleich unterſtützt werden können. Auch hält der Stand Solothurn in der Nachbarſchaft von Baſel und vorzüglich zu Dornach, ſtarke Detachements in Bereitſchaft, und zu Baſel haben ein Kern von 400 jungen Bürgern, die alle vortreflich exercirt und disciplinirt ſind, ſich in eine Freykompagnie formirt und die Bewachung des Zeughauſes übernommen. Mit Muth und Einſicht iſt es überdieß leichter, als man glaubt, die Päſſe und Brücken zu bewahren, welche dieſen Truppen anvertrauet ſind; und wem der angebohrne Muth der Schweitzer bekannt iſt, wird überzeugt ſeyn, daß ſie ſich nicht ſo leicht daraus vertreiben laſſen würden, als Jacobiniſchgeſinnte oder feigherzige Memmen hier und da ausgeſprengt haben.

Da die Details des helvetiſchen Kriegsſtandes nicht ſo ganz allgemein bekannt ſind, ſo wird es vielleicht manchen Leſern nicht unangenehm ſeyn, wenn wir uns hier etwas umſtändlicher darüber einlaſſen.

Die Uniform der meiſten Contingente iſt Königsblau. Einige haben Weſten und Unterkleider von derſelben Farbe, bey andern ſind ſie roth, bey andern weiß. Einige Cantone haben aber ganz eigene Uniform. Die Uniform der Zürcher iſt ein blaulichtes Grau, ausgenommen die Jäger, welche ſo wie die Lucerner und St. Gallen Jäger, grün haben. Ein Theil der Freyburger und das Contingent von Unterwalden, Ob dem Wald, iſt braun gekleidet. Bey den Lucerner Truppen iſt die Verſchiedenheit der Tracht am größten. Außer den 50 grünen Jägern beſteht das Contingent noch aus 50 Wiliſanern, welche roth tragen und 50 Mann Entlibuchern, die ſich ſo wohl durch ihr Koſtum als durch ihre Leibesſtärke und durch ihre originelle muntere Laune auszeichnen. Ihre Uniform iſt eine kurze Jacke von einem ſtarken ſelbſt gemachten Tuch, das braun von Farbe iſt, die faſt in das Schwarze fällt, rothe Weſte und Aufſchläge und blaue Unterkleider. Wenn man dieſe Tracht von hintenzu ſieht, ſo macht das breite weiße Wehrgehenge auf dieſem dunkeln Grunde eine eigene Wirkung. Dieſes uralte Koſtum, auf das ſie ſteif und feſt halten, wird noch durch einen Hut à la Henri IV. gehoben, der nehmlich nur auf einer Seite aufgekrämpt wird und einen Federbuſch hat. Uebrigens tragen alle lucerner Truppen dieſen Hut. Die Kokarden zeichnen dieſe Contingenter noch mehr aus. Zürch, Lucern und Zug tragen blau und weiße, Bern ſchwarz und rothe, Uri und die Abtey St. Gall gelb und ſchwarze, Schwiz ganz rothe, Unterwald, Solothurn und Biel roth und weiße, Glaris ganz ſchwarze, Baſel und Appenzell ſchwarz und weiße, Freyburg blau und ſchwarze, Schaffhauſen grün und ſchwarze und die Stadt St. Gall roth, ſchwarz und weiße. Ein junger Basler Künſtler, Namens Huber, hat alle dieſe verſchiedenen Uniformen nebſt den Panieren jedes Kantons auf einem illuminirten Kupferſtich ſauber abgebildet.

Die Soldaten des Bataillons, das in der Stadt liegt, kantoniren bey den Bürgern und Einwohnern, die ſie wie gute und treue Bundsgenoſſen bewirthen, die um ihretwillen ihre Heimat verlaſſen haben. Sie eſſen in den meiſten Häuſern am Tiſche ihres Wirths und die brüderliche Aufnahme, die ſie gefunden haben, hat nothwendig ihren Eifer für das Beſte von Baſel noch mehr anfeuern müſſen. Die Schützengeſellſchaft gab im Sommer 1792 allen Officieren des Contingents ein Feſt und Freyſchießen, wobey 40 goldene und ſilberne Basler Medaillen zu Preiſen für die beſten Schüſſe ausgeſetzt waren. Auch hat der Stand Baſel Schaumünzen prägen laſſen; wenn die Contingente wieder nach Hauſe marſchiren, oder durch andere abgelöſet werden, wie das bey einigen ſchon ein paarmal der Fall geweſen iſt, ſo empfängt jeder Officier zum Andenken ſeines Aufent-

Leander. Wollen Sie wieder ſtreiten?

Laurette. (zu Cephiſen.) Ja, verreißt? Und wiſſen Sie, warum?

Leander. Mit Ihrer Erlaubniß. —

Cephiſe. Aber laſſen Sie ſie doch ausreden.

Laurette. Um ſich wieder zu verheyrathen.

Leonore. (leiſe zu Leander.) Wehren Sie ſich!

Leander. Nur ein Wort! —

Melite. Sie heyrathet außer Land, denn ſie bleibt in Sachſen.

Leander. Ich bin ihr Vetter, ſage ich Ihnen —

Laurette. Mit der letzten Poſt —

Leander. Im dritten Grad —

Melite. Sie geht nach Dresden, bis zu Ausgang des Jänners —

Leander. Ich mache kein Geheimniß daraus —

Laurette. Kriegte ich einen Brief von ihr —

Melite. Wir werden uns bald wiederſehn, denn ich hoffe ſie —

Leander. Ob ſie gleich eine Bürgerliche iſt —

Cephiſe. Aber, Herr Hauptmann —

Leonore. (zu Leander.) Friſch, Sie haben Recht!

Melite. Weil ich meine Güter dort habe —

Leander. Meine Mutter —

Laurette. Sie heyrathet einen Amtmann bey Dresden.

Melite. Noch dieſen Sommer wiederzuſehn —

Leander. War auch eine Bürgerliche —

Laurette. Es ſoll eine reiche Parthie ſeyn.

Mehalts in dieſer Stadt eine goldene Schaumünze und jeder Gemeine eine ſilberne 2 Rſl. am Werth; die Medaillen der Unterofficiere betragen doppelt ſo viel. Man kann ſich nicht vorſtellen, welchen Werth, ich möchte ſagen, welche Verehrung dieſe guten Schweizer für dieſe Schaumünzen hegen, ſie betrachten ſie als Ehrenzeichen und heben ſie ſorgfältig bey ihren Familien auf.

Auch die Soldaten, die auf dem Lande kantoniren, haben alle Urſache, mit ihren Wirthen zufrieden zu ſeyn. Der Baſeler Bauer hat ſich durch ſeine gaſtfreye Aufnahme gegen ſie ausgezeichnet und damit er ſich nicht zu ſehr angreiſe, hat man ſogar verordnen müſſen, daß er von einquartierten Soldaten einen Beytrag von ſeinem Sold annehmen müſſe. Lieſtal ſonderlich hat ſich hierinne hervorgethan und die Cantone Zürch und Uri, deren Contingenter vorzüglich die brüderliche Gaſtfreundſchaft dieſer kleinen Stadt empfanden, haben eigene ehrenvolle Dankſagungsſchreiben an ſie erlaſſen.

Wenn Soldaten vom Contingente krank werden, ſo werden ſie zu Baſel in einem eigenen Krankenhauſe mit einer Sorgfalt gepflegt und gewartet, wie ſie ſolche kaum zu Hauſe und in ihren Familien angetroffen haben würden.

Da ein Theil des Regimentes aus Katholiken beſteht; ſo hat man auf dem Lande ihnen Kirchen zu Haltung ihres Gottesdienſtes angewieſen. Das Kloſter zu Dornach giebt dazu die Geiſtlichen. In der Stadt iſt ihnen die St. Martinskirche eingeräumt. In dieſer Kirche wurde zuerſt zu Baſel die Reformation geprediget und in dieſer Kirche iſt auch zuerſt wieder öffentlich Meſſe geleſen worden. Dieſe Fortſchritte wahrer Duldung, müſſen jeden Menſchenfreund um ſo mehr erfreuen, weil ſie nicht Kinder der heutigen Philoſophie ſind, welche, nachdem ſie ſich laut als Feindin jeder Religion und jeder bürgerlichen Ordnung erklärt, die verſchiedenen Gottesverehrungen uns darum zuläßt und geſtattet, um ſie, eine nach der andern, zu vernichten, oder wenigſtens herabzuwürdigen. Nein, dieſe Beweiſe von Toleranz ſtammen von jenem Geiſt des wahren Chriſtenthums ab, welcher will, daß Brüder, die durch Meynungen getheilt werden, wenigſtens durch Herz und Liebe vereint bleiben. Sie entſtehen aus jener Aufklärung, die in der Vernichtung der Religion auch die Vernichtung aller Bande der bürgerlichen Geſellſchaft erblickt. Wahrer Patriotismus, der alle Bürger des Staats in eine Maſſe zu vereinigen ſucht, darf in der Verſchiedenheit ihres Glaubens kein Hinderniß dieſes wichtigen Vereins finden.

Die alten Schweizer liebten mit Leidenſchaft die kriegeriſche Dichtkunſt, wie dieſes die alten Chronicken bezeugen, die noch voll von Liedern und Hymnen ſind, welche die Thaten unſerer Väter feyern und die von unſern Kriegsſchaaren geſungen wurden. Dieſer Geſchmack an ſolchen Kriegsliedern hat ſich bey ihren Nachkömmlingen erhalten und faſt jedes Contingent, das in Baſel einrückte, hatte ein eigenes Lied auf dieſe Begebenheit, entweder ſchon gedruckt mitgebracht, oder in Baſel drucken laſſen. Es ſind entweder Ankunfts- oder Abzugs- Marſch- Kriegs- Feld- Bewillkommungs- Abſchieds-Geſänge und dergl. Man zählt deren einige vierzig, welche meiſtens nach männlichen und kriegeriſchen Melodien geſungen werden. Der Innhalt von allen hat faſt einerley Gegenſtände, als: Vaterlandsliebe, Empfehlung gu[illegible] Mannszucht, Abſcheu vor Faktionsgeiſt und den modiſchen Grundſätzen unſerer Zeiten, Erinnerung an die hohen Thaten der Vorfahren u. dergl. Patriotiſche und religiöſe Empfindungen reichen ſich darinne die Hand. Einige dieſer Lieder zeichnen ſich durch eine Stärke der Gedanken, und einen Lakonismus des Ausdrucks aus, die ächt alt, ächt ſchweizeriſch ſind. Das Lied der Solothurner Truppen bey ihrer Ankunft in Baſel, das, wie man ſagt, auf dem Schlachtfelde von Dornach gedichtet worden, und das Abſchiedslied der Berner Truppen drücken ſehr gut den Gedanken aus, daß kein Schweizer da weicht, wo Gott, Ehre und des Vaterlands Wohl ihm nach Amt und Pflicht zu ſtehen gebietet:

Der raſche Jüngling voller Muth
Eilt fröhlich in das Feld,
Ihn feſſelt zwar der Liebe Band,
Doch mehr noch Pflicht und Vaterland
Als Schweizer und als Held.

Wohlan nun friſch und wohlgemuth
Zieh'n wir bey Brüdern ein;
Und wo uns unſre Obrigkeit
Fürs Vaterland zu ſtehn gebeut;
Wir ſchwuren: treu zu ſeyn.

So lang die Kriegesfahne weht,
Da weicht ein Berner nicht —
Für Gott und Ehr und Baſels Wohl
Wird jeder ſtehen, wie er ſoll,
Nach ſeinem Amt und Pflicht.

Da die meiſten dieſer Zuzüger, die Freyburger und einen Theil der Bieler ausgenommen, deutſch ſprechen, ſo ſind auch alle dieſe Lieder deutſch gedichtet; ein einziges und gewiß eins der ſchönſten und kraftvollſten, iſt in franzöſiſcher Sprache erſchienen der chant de guerre de Fribourgois.

Außer dieſen Liedern ſind auch verſchiedene proſaiſche Aufſätze erſchienen, z. B. die Anrede, welche der Graf von Wäber als Commendant der Hülfstruppen des Canton Schweiz beym Abmarſch an ſeine Soldaten gehalten: „Alſo wackere, biedere Schweizer! ſagte er am „Schluß, vergeſſet niemals eure Pflichten gegen Gott, „das Vaterland, Euere Vorgeſetzten und geordneten „Officiers. Bleibet aber auch dagegen überzeugt, daß „mir die gleiche Pflichten, ſo ich wie ihr, gegen Gott, „das Vaterland, und Euch ſelbſten auf mir habe, jederzeit heilig ſeyn und bleiben werden; auch niemals etwas zugeben werde, was wieder unſeres Standes Ehr „und der Eurigen ſtreiten könnte, zudeme ich Euch in „allem vorſtehen werde, um über mein und Euer Betragen, über kurz oder lang, mich verantworten zu „können.“

„Es lebe alſo unſer Stand Schweiz, es leben „alſo alle biedere wackere Schweizer wie ihr. Gott „gebe uns allen ſeinen mächtigen Schutz und Segen.“ — Nach geendeter dieſer Rede erſchallte ein allgemeiner Zuruf: Vivat Schweiz! Vivat Schweiz! und gleich darauf wurde commandiert: Marſch. Die Trommeln ſchlugen und die Truppen zogen muthig ab. Hierher gehört ferner der Originalbrief eines Soldaten von der Grenze an ſeine Frau, ein Geſpräch, und verſchiedene andere Aufſätze. Verſchiedene Prediger und Geiſtliche ließen vortrefliche, wenn man ſie ſo nennen kann, militäriſche Reden drucken, z. B. die Herren Baſſler und Sperlin, Stadtpfarrer zu Baſel, Herr Heß, Diaconus zu Zürch, Herr Boſſart, Decan zu Zug; hieher gehört auch die kurze Erinnerung an die ſchweizeriſche Zuzugs-Truppen, welche der Pater Joſef von Schwitz, Kapuziner und Vorſteher des Kloſters zu Dornach an der Bruk, in der reformirten Kirche zu Liechſtall that. Er hatte ſich zu ſeinem Text die ſchöne und brüderliche Eintracht feurende Stelle aus dem 133ſten Pſalm gewählt: Siehe wie fein und lieblich iſts, daß Brüder einträchtig bey einander wohnen. In eben dieſer Kirche ſtellte das Freyburger Contingent an einem Sonntag nach der Meſſe eine freywillige Collecte für die Armen der Stadt an, um der Stadt dadurch ihre Dankbarkeit für die gute empfangene Aufnahme zu beweiſen. Dieſes überraſchte die Einwohner um ſo mehr, da ſie weit entfernt, im geringſten darum nachgeſucht zu haben, keinesweges eine ſolche Unterſtützung erwarten konnten, welche in den katholiſchen Gemeinen nicht häufig eingeführt iſt.

Man begreift leicht, daß dieſe Truppen nicht die Haltung und Taktik von ſtehenden regulirten Regimentern haben konnten; aber gewiß leiſteten ſie ſelbſt in dieſen Stücken mehr, als man jemals ſich vorſtellen oder erwarten konnte. Man ſahe, daß der Schweizer ein gebohrner Soldat iſt. Zwiſchen ſo vielen bewaffneten Männern, die in Regierungsform, Gottesdienſt, Sold, Gebräuchen, Sprache ſo ſehr von einander abweichen, gab es nicht den geringſten Zwiſt, nicht den geringſten Zank. Sie lebten im beſten Einverſtändniſſe und begnügten ſich nicht, nach altem Schweizer Herkommen ſich wechſelſeitig den Brudernamen zu geben, ſondern ſie behandelten ſich auch als Brüder. Unterdeſſen verſäumte man von auswärts nichts, um den Geiſt der Unordnung und des Ungehorſams über ſie zu bringen; man ſtellte Verſuche aller Art, ſie à l'Ordre du jour zu bringen, aber glücklicherweiſe blieben dieſe Verſuche fruchtlos und dieſe wackere Helvetier, ihren Pflichten getreu. Dieſer Eckel vor Grundſätzen, welche alle geſellſchaftliche Ordnung zerſtöhren, hat vermuthlich die Antipathie mit erzeugen helfen, welche zwiſchen dieſen Truppen und den Neufranken herrſcht. Noch mehr aber wurde dieſer Haß durch die Beſchimpfungen und groben Neckereyen erzeugt, welche ſich die Nationalgarden gegen die Schweizer erlaubten. Man muß jedoch zum Lobe der letzteren ſagen, daß ſie, Dank der Mannszucht, welche ſie unter ſich eingeführt haben, ſich nie zu Repreſſalien oder Thätlichkeiten haben hinreißen laſſen und zwar war gewiß nicht Mangel an Muth daran ſchuld, ſondern bloß paſſive Folgſamkeit gegen die Befehle ihrer Obern und Officiere. Ich will ein einziges Beyſpiel davon anführen. Zu Klein Hüningen bey Baſel ſtehen zwey Poſten, eine ſchweizeriſche und eine franzöſiſche, einander ſo nahe, daß ſie nur durch den Rhein geſchieden werden. Die Nationalgarden begiengen zu wiederholten Mahlen die plumpe Unanſtändigkeit, den Schweizer Schildwachen, welche junge Zürcher Jäger waren, die Hintertheile ihres Körpers zu weiſen. Dieſe wollten durchaus auf ſie Feuer geben, und da ſie vortrefliche Schützen ſind, ſo würden ſie gewiß nicht ihren Mann verfehlt haben; aber ihr Sergeant verbot es ihnen, und ſie gehorchten, ohngeachtet ſie ſich vor Wuth nicht zu faſſen wußten. — Aber ſie behandeln uns als Feinde, rief einer von ihnen! — Freylich, antwortete ſein Camerad, denn ſie zeigen uns den Theil des Leibes, den ſie ſchon mehr als einmal den Oeſterreichern und Preußen gewieſen haben.

Als die Nachricht von dem ſchändlichen Meuchelmord der Schweizergarde nach Baſel kam und wie ein Donnerſchlag durch das ganze wehklagende Vaterland ertönte, hatten viele Brüder und Freunde unter dieſer tapfern Schaar gehabt, welche ſich durch die treue Aufrechthaltungen ihrer Verträge verewigt hat. Das Geſchrey der Rache ertönte aus dem Innern ihrer Seele und das Blut kochte in ihren Adern — und doch iſt nicht ein Neufranke, ich ſage nicht gemißhandelt, nein nicht einmal auf den Gaſſen von Baſel beſchimpft worden. So ſehr hatten ſich dieſe Krieger an Ehrfurcht vor die Kriegszucht gewöhnt, die es ihnen verbot und gewiß mußte die Basler Polizey des Gehorſams der Zuzüger ſehr verſichert ſeyn, weil ſie die Nationalgarden in der Stadt noch aus- und eingehen laſſen konnte, als ob nicht das geringſte vorgefallen wäre. Gewiß, dieſe Mäßigung macht den Schweizern ſo viel Ehre, als die ſchönſte kriegeriſche That. Die Rede eines Freyburger Soldaten darf hier nicht vergeſſen werden: Wir wollen Schandthaten nicht durch Schandthaten rächen; aber man führe uns ins Feld der Ehren und die Meuchelmörder unſerer Brüder ſollen Schweizer in uns finden.

Die Zuzüger ermangelten nicht, voll heiliger Neugier, Wallfahrten nach den Wahlſtätten in der Basler Gegend anzuſtellen, welche die Tapferkeit ihrer Vorfahren ſo berühmt gemacht haben; ſonderlich geſchah dieſes nach St. Jacob. Herr Schmidt, Commendant des Contigents von Uri und Verfaſſer einer guten Geſchichte ſeines Cantons, führte, ehe er ſeinen Einmarſch in Baſel hielt, ſeine Mannſchaft auf dieſes Schlachtfeld, wo ihre Väter ſich einem gewiſſen Tod geweyhet hatten, den 26ſten Auguſt 1444, um gleichfalls ein franzöſiſches Heer von Baſels Mauern entfernt zu halten; er hielt hier eine männliche Rede an ſie, und belebte alle Seelen ſeiner Krieger mit gleichem Eifer und gleicher edeln Streitgier.

Welche Schwade von Ueberredung mußte nicht der Anblick dieſer helvetiſchen Thermopilen einem Hauptmanne leihen, der zu ſeinen Mitſtreitern ſagen konnte: O! meine Gefährten! meine Brüder! laßt es uns auf dieſem Felde, das mit dem Blute unſerer Väter gefärbt iſt, laßt es uns in das Gedächtniß zurückrufen, daß wir nur eine einzige Familie ausmachen, laßt uns dicht uns aneinander anſchließen, damit wir nur ein einziges Ganzes ausmachen, wo jeder Theil zwar ſchwach iſt, wenn er ſich von den andern trennt, wo aber die Maſſe noch keinem Feind und Widerſacher gewichen iſt! Laßt uns wohl uns in Acht nehmen, daß man das Band nicht löſe, welches uns zuſammen hält, um uns einzeln hernach mit deſto leichterer Mühe zu zerknicken! Laßt uns immer eingedenk ſeyn, daß Kriegszucht und nicht Reichthum, Tapferkeit und nicht Politik, Treue gegen unſere Gelübde und nicht feige Nachgiebigkeit gegen die, welche ſie brechen, Liebe zur Feldarbeit und nicht mercantiliſche Spekulationen, unſer Vaterland einſt gerettet und es in den Stand geſetzt haben, uns das unſchätzbare Erbe unſerer Unabhängigkeit und unſerer Freyheit zu überliefern. Laßt uns den benachbarten Mächten beweiſen, daß unſer Gebiet heilig iſt, daß man es nur auf Koſten unſeres Lebens übertreten kann, und daß, wann unſer kleiner Haufe auf dem ihm anvertrauten Ehrenpoſten fällt, auch die ganze Schweiz aufleben wird, nicht um Verbrechen zu häufen, vor welcher die Menſchheit zurückbebt, ſondern um das Blut ihrer Kinder zu rächen.

Noch iſt die Nation in ihrer Eintracht fähig, zu thun, was die Alten thaten, ſo oft man ſie auf ihrem vaterländiſchen Boden necken wollte; noch vermag ſie jeden ungerechten Angrif durch Schwerdt und Tod zu rügen.

Und wenn dieſer Zuzug der helvetiſchen Truppen nach Baſel auch weiter keinen andern Vortheil brächte, als die Officiere und Soldaten der verſchiedenen Cantone durch das Band gemeinſchaftlichen Intereſſes feſter mit einander zu verknüpfen; ſo würde ſchon dieß ein ſehr großer Gewinn ſeyn, und wo ſie ſich einander in der Folge wieder finden, werden ſie ſich immer mit dem Gefühl traulicher Verbindung wieder ſehen. Auf der andern Seite aber verurſachen alle dieſe Maasregeln der Vorſicht, ſonderlich die Grenzcordons, ſehr ſtarke außerordentliche Ausgaben, und hätten ſie nicht bey ihren Finanzen ſeit ſo vielen Jahren ſo gut gewirthſchaftet, ſo würden ſie dieſen Aufwand nicht beſtreiten können, ohne zu Subſidien bey ihren Unterthanen die Zuflucht nehmen zu müſſen. Solothurn unterhält ſeit 1792 ein beträchtliches Korps Truppen zum Schutz ſeiner Grenzen; Bern hat ein ſeiner Größe angemeſſenes Korps Miliz in marſchfertigen Stand geſetzt, worunter ſich zum Beyſpiel das ſogenannte große immer gerüſtete Piquet von mehrern tauſend Mann befindet; Baſel hat ebenfalls beträchtliche Ausgaben, da es von beyden Seiten am meiſten ausgeſetzt iſt; demohngeachtet fährt es fort, auf die großmüthigſte und wohlthätigſte Weiſe zu handeln. Ich will nur einen einzigen Zug davon anführen. Alle die abgedankten Soldaten und Officiere der Schweizerregimenter, die vor Zeiten in den Dienſten des unglücklichen Königs von Frankreichs ſtanden, werden auf Koſten des Stands auf ihrer Durchreiſe durch ſein Gebiet einquartiert, beköſtigt und freygehalten. Dieſer Beweis eydgenößiſcher Bruderliebe iſt äußerſt ehrenvoll für den Canton Baſel und iſt von den andern Cantonen und ſonderlich von den wackern Kriegern, gegen welche es dieſe Gaſtfreyheit ausübt, dankbarlich und nach ſeinem ganzen Werth empfunden worden. Ich nenne ſie wacker, denn ſie verdienen dieſen Beynamen, weil ſie den Verſprechungen, den Drohungen und allen den unwürdigen Kunſtgriffen widerſtanden, die man anwendete, um ſie zum Dienſt der herrſchenden Faktion zu verführen, wir haben, ſagte einer dieſer Krieger zu mir, wir haben Ehre ohne Brod dem Brod ohne Ehre vorgezogen; aber die meiſten von ihnen ſind nicht ohne Brod geblieben, z. B. das wackere Regiment Watteville hat Bern in ſeinen Dienſten behalten und viele von den Zuzügern der andern Cantone ſind in Baſel durch ſolche zurückgekommene Soldaten abgelöſet worden, welches den doppelten Vortheil hatte, daß die Landleute zu ihrer Heimath und ihrer Arbeit zurückkehren konnten, und daß jene Krieger, welche für den Augenblick kein ander Gewerbe, als das Soldaten-Handwerk hatten, auch ihr Unterkommen fanden.

(Fortſetzung folgt.)

Melite. Voriges Jahr war ich da, ich reiſete mit meinem Bruder —

Cephiſe. Meine Damen!

Leander. Ich wills Ihnen beweiſen —

Cephiſe. Aber Herr Hauptmann —

Leonore. (ſachte zu Leandern) Friſch, Sie haben Recht!

(**Leander.** **Laurette.** **Melite.** **Cephiſe** und **Agathe** reden zugleich.)

Leander. Ich finde es ſonderbar, daß Sie mir widerſtreiten, was ich darthun kann. Sie werden mich doch meinen Stammbaum nicht kennen lehren wollen? Ich müßte, dächt ich, es beſſer, als jemand anders wiſſen. Mein Vater hat mirs hundert und aber hundertmal geſagt.

Laurette. Wir kennen uns von der Wiege an, ſie hat immer viel Zutrauen zu mir gehabt, ſie hat mir verſprochen, recht oft zu ſchreiben, und ich werde ihr eben ſo antworten.

Melite. Es iſt ein ſchönes Land, Sachſen, und unſer Gut liegt in einer der ſchönſten Gegend, zur Linken fließt die Elbe, und vor ſich hat man die Gebürge und Wieſen, es iſt als wenn ich es noch vor mir ſähe!

Cephiſe. Das iſt ja unerhört! wer will mit Ihnen auskommen, wenn Sie ſo den Leuten das Maul ſtopfen? Das iſt im höchſten Grad beleidigend.

Agathe. Ich, Herr Hauptmann, kann nicht länger zu Ihrem Betragen ſtillſchweigen, und ich ſage Ihnen, Sie werfen alles über den Haufen, was ich für Sie gethan habe.

Melite. In vierzehn Tagen reiſe ich wieder hin, wenn Sie was zu beſtellen haben.

Laurette. Ich glaube, der Bräutigam heißt —

Leander. Sagen Sie, was Sie wollen, meine Damen, Sophie iſt doch meine Verwandtin. Sophie iſt des Amt-

7.

Neueſter Menſchen-Tarif in Nord-Amerika.

Bekanntlich werden die aus Europa kommende und in Nordamerika ſich niederlaſſende Koloniſten, von ihren Schiffcapitainen zum Erſatz der Fracht verkauft; den Kauf-Schilling müſſen dann dieſe Koloniſten bey ihren Herrn in einer beſtimmten Anzahl von Jahren abverdienen. Folgender Tarif galt 1791.

Ein Deutſcher koſtete 20 bis 26 Pfund Sterling.
Ein Franzoſe — 15 — 16 — —
Ein Schotte — 12 — 13 — —
Ein Engländer — 11 — 12 — —
Ein Irländer — 7 — 9 — —

Ankündigung einiger Schriften für junge Perſonen beiderley Geſchlechts.

1) Das geöffnete Schreibepult, zum Unterricht und Vergnügen junger Perſonen. A. d. Engl. der Miſtreß Barbault überſezt. Mit einigen Kupf. und eingedruckten Vignetten. Ein Weihnachtsgeſchenk. 4s Jahr. Taſchenformat.

Wir haben ſeit 3 Jahren es uns zum Vergnügen gemacht, der leſeluſtigen deutſchen Jugend ein kleines Weihnachtsgeſchenk, in einem angenehmen Büchelchen, nach Anleitung der beſten neueſten engliſchen Unterhaltungsſchriften für die junge Welt, in die Hände zu geben. Die gute Aufnahme des Prinzen Libu, kleinen Jack und blinden Kindes, ermuntert uns, auch dieß izt laufende Jahr damit fortzufahren, und die Wahl des Mannes, der die vorigen in ein deutſches Gewand gekleidet und der der Welt bereits durch mehrere Schriften, ſowohl dieſer Art, als in andern Gattungen des Geiſtes und Geſchmacks, auf eine ruhmvolle Art bekannt iſt, berechtiget uns ein Gleiches vom gegenwärtigen Werkchen zu erwarten. Das Original iſt von der Miſtreß Barbault einer der geiſtvollen Schriftſtellerinnen für die engliſche Jugend. Es enthält eine groſe Mannigfaltigkeit von angenehmen Aufſäzen zur Belehrung und Unterhaltung in kleinen moraliſchen Dramen, Fabeln, Geſprächen, Geſchichten und Allegorien, die mit einer ungemeinen Leichtigkeit, Wahrheit und vielem Intereſſe vorgetragen ſind. Der deutſche Verfaſſer liefert eine bloſe Auswahl aus dem Original, indem daſſelbe auch manche Aufſäze aus der Naturgeſchichte enthält, welches Fach für die Jugend bey uns ſchon ſo oft und viel bearbeitet worden, daß ſie größtentheils Wiederholungen bekannter Sachen finden würde. Was die äuſere Einrichtung betrift, ſo bleibt ſie, wie bey dem blinden Kinde. 4 — 6 Kupfer. — Einen färbigen Band mit 2 niedlichen Medaillons. — Ein Futteral und ein paar Blätter Pergament. Zur Mich. Meſſe ſoll es ſpätſtens erſcheinen.

Wir wollen noch einige der Stücke, die dieſes Büchelchen enthalten wird, anführen: Der Dörfling. Ein kleines Schauſp — Die junge Maus. — Die Weſpe und die Biene. Eine Fabel —

Wun=

Wundergeſchichte eines Reiſenden. — Lebensart verſchiedener Thiere, oder die Seelenwanderung Iburs. — Die Gans und das Pferd. Eine Fabel. — Tagebuch eines Landpachters an ſeinen älteſten Sohn in einer Stadtſchule. — Der Phönix und die Taube Eine Fabel. — Alfred. Ein Drama. — Das mißvergnügte Eichhörnchen. — Geſpräch über die verſchiedenen Stände im menſchlichen Leben. — Der Stieglitz und der Hänfling. — Die Maus, der Schooshund und der Affe. Eine Fabel. — Canuts Verweiß an ſeine Höflinge. — Lebensgeſchichte und Abentheuer einer Katze. — Der kleine Hund. Eine Fabel. — Die Maſque der Natur. — Beurtheile die Menſchen nie eher, als bis du ſie kennen lernſt. Ein Schauſpiel. — Die weibliche Wahl. Eine Erzählung. — Die zwey Räuber. — Die Ratte mit einer Schelle. Eine Fabel. — Das Gehen auf der Straſſe einer volkreichen Stadt. Ein Gleichniß. — Die Schwalbe und Schildkröte. — Liebe fürs Vaterland. — Der Knabe ohne Kopf (Genie). — Der Beſuch eines Guthsbeſitzers. Ein Drama. — Der kleine Philoſoph u. ſ. w. — —

2) Burtons, F. Verleſungen über weibliche Erziehung und Sitten. 8.

Wir brauchen zur Empfehlung dieſes Buchs nur auf die Rezenſenten der engliſchen Tagebücher, [illegible] oder auch auf die vortheilhafte Ankündigung eines ſachverſtändigen Mannes in der gothaiſchen gelehrten Zeitung den Leſern zu verweiſen. Ganz gewiß verdient es in jeder weiblichen Bibliothek eine der erſten Stellen, und daß es jede Mutter und Tochter zu ihrem moraliſchen Handbuche und zum Leitfaden bey ihrer Erziehung oder Bildung nach ihren gegenſeitigen Verhältniſſen machte: da kein einziger Gegenſtand der uns betrifft darinnen übergangen iſt, mit Rückſicht auf jeden Stand, auf jede Beſtimmung, die dem weiblichen Geſchlechte in dieſer Welt angewieſen iſt. Der Vortrag iſt zugleich äuſſerſt einfach und leicht, nicht wie es oft in dieſer Art von Büchern gewöhnlich iſt, mit leeren Declamationen angefüllt, wodurch es mehr moraliſchen Predigten, als einer natürlichen, auf Raiſonnement gegründeten Anweiſung zu den Pflichten des Lebens wird. Kurz, es verdiente den Titel: Weg zur Glückſeligkeit für das weibliche Geſchlecht. Auch dieß Buch wird zur M. M. fertig erſcheinen, und kann füglich auch als ein Geſchenk — das Männer ihren Frauen, Mütter ihren Töchtern beym Jahreswechſel machen — gebraucht werden.

Ankündigung einiger Schriften für junge Perſonen beiderley Geſchlechts.

---

1) Das geöffnete Schreibepult, zum Unterricht und Vergnügen junger Perſonen. A. d. Engl. der Miſtreß Barbault überſezt. Mit einigen Kupf. und eingedruckten Vignetten. Ein Weihnachtsgeſchenk. 4s Jahr. Taſchenformat.

Wir haben ſeit 3 Jahren es uns zum Vergnügen gemacht, der leſeluſtigen deutſchen Jugend ein kleines Weihnachtsgeſchenk, in einem angenehmen Büchelchen, nach Anleitung der beſten neueſten engliſchen Unterhaltungsſchriften für die junge Welt, in die Hände zu geben. Die gute Aufnahme des Prinzen Libu, kleinen Jack und blinden Kindes, ermuntert uns, auch dieß izt laufende Jahr damit fortzufahren, und die Wahl des Mannes, der die vorigen in ein deutſches Gewand gekleidet und der der Welt bereits durch mehrere Schriften, ſowohl dieſer Art, als in andern Gattungen des Geiſtes und Geſchmacks, auf eine ruhmvolle Art bekannt iſt, berechtiget uns ein Gleiches vom gegenwärtigen Werkchen zu erwarten. Das Original iſt von der Miſtreß Barbault einer der geiſtvollen Schriftſtellerinnen für die engliſche Jugend. Es enthält eine große Mannigfaltigkeit von angenehmen Aufſätzen zur Belehrung und Unterhaltung in kleinen moraliſchen Dramen, Fabeln, Geſprächen, Geſchichten und Allegorien, die mit einer ungemeinen Leichtigkeit, Wahrheit und vielem Intereſſe vorgetragen ſind. Der deutſche Verfaſſer liefert eine bloße Auswahl aus dem Original, indem daſſelbe auch manche Aufſätze aus der Naturgeſchichte enthält, welches Fach für die Jugend bey uns ſchon ſo oft und viel bearbeitet worden, daß ſie größtentheils Wiederholungen bekannter Sachen finden würde. Was die äußere Einrichtung betrift, ſo bleibt ſie, wie bey dem blinden Kinde. 4 — 6 Kupfer. — Einen färbigen Band mit 2 niedlichen Medaillons. — Ein Futteral und ein paar Blätter Pergament. Zur Mich: Meſſe ſoll es ſpätſtens erſcheinen.

Wir wollen noch einige der Stücke, die dieſes Büchelchen enthalten wird, anführen: Der Dörfling. Ein kleines Schauſp. — Die junge Maus. — Die Weſpe und die Biene. Eine Fabel. —

Wundergeſchichte eines Reiſenden. — Lebensart verſchiedener Thiere, oder die Seelenwanderung Iburs. — Die Gans und das Pferd. Eine Fabel. — Tagebuch eines Landpachters an ſeinen älteſten Sohn in einer Stadtſchule. — Der Phönix und die Taube. Eine Fabel. — Alfred. Ein Drama. — Das mißvergnügte Eichhörnchen. — Geſpräch über die verſchiedenen Stände im menſchlichen Leben. — Der Stieglitz und der Hänfling. — Die Maus, der Schooßhund und der Affe. Eine Fabel. — Canuts Verweiß an ſeine Höflinge. — Lebensgeſchichte und Abentheuer einer Katze. — Der kleine Hund. Eine Fabel. — Die Maſque der Natur. — Beurtheile die Menſchen nie eher, als bis du ſie kennen lernſt. Ein Schauſpiel. — Die weibliche Wahl. Eine Erzählung. — Die zwey Räuber. — Die Ratte mit einer Schelle. Eine Fabel. — Das Gehen auf der Straſſe einer volkreichen Stadt. Ein Gleichniß. — Die Schwalbe und Schildkröte. — Liebe fürs Vaterland. — Der Knabe ohne Kopf (Genie). — Der Beſuch eines Guthsbeſitzers. Ein Drama. — Der kleine Philoſoph u. ſ. w. — —

2) Burtons, J. Vorleſungen über weibliche Erziehung und Sitten. 8.

Wir brauchen zur Empfehlung [illegible] auf die Rezenſenten der engliſchen Tagebücher, [illegible] auch auf die vortheilhafte Ankündigung eines ſachverſtändigen Mannes in der gothaiſchen gelehrten Zeitung den Leſern zu verweiſen. Ganz gewiß verdient es in jeder weiblichen Bibliothek eine der erſten Stellen, und daß es jede Mutter und Tochter zu ihrem moraliſchen Handbuche und zum Leitfaden bey ihrer Erziehung oder Bildung nach ihren gegenſeitigen Verhältniſſen machte; da kein einziger Gegenſtand der uns betrifft darinnen übergangen iſt, mit Rückſicht auf jeden Stand, auf jede Beſtimmung, die dem weiblichen Geſchlechte in dieſer Welt angewieſen iſt. Der Vortrag iſt zugleich äußerſt einfach und leicht, nicht, wie es oft in dieſer Art von Büchern gewöhnlich iſt, mit leeren Declamationen angefüllt, wodurch es mehr moraliſchen Predigten, als einer natürlichen, auf Raiſonnement gegründeten Anweiſung zu den Pflichten des Lebens wird. Kurz, es verdiente den Titel: Weg zur Glückſeligkeit für das weibliche Geſchlecht. Auch dieß Buch wird zur M. M. fertig erſcheinen, und kann füglich auch als ein Geſchenk — das Männer ihren Frauen, Mütter ihren Töchtern beym Jahreswechſel machen — gebraucht werden.

3) Der Rathgeber junger Leute beyderley Geſchlechts, von J. Böckh. 2ten Bandes 2tes Stück. Mit einem Kupfer und einer Landcharte. 8. (14 gr.) Enthält:

Ueber die Aufklärung. Ein Geſpräch eines Vaters mit ſeinem Sohne. — Warnung vor der Unvorſichtigkeit im Urtheilen. — Ueber öffentliche Luſtbarkeiten. — Ueber Menſchenkenntniß. — Guter Rath für junge Leute ꝛc. — Herkules auf dem Scheidewege. Eine Ueberſ. aus dem Griechiſchen. — Eine Familiengeſch. von Schubart. — Lehrreicher Briefwechſel zwiſchen einer Mutter und ihrer Töchter. Etwas zuvörderſt für die Leſerinnen des Rathgebers. — Vorſatz eines Jünglings beym Andenken an ſeinen Lehrer. — Der Wanderer. — Ein paar Worte über die beygelegte Charte. — Beſchreibung eines, mit einer Univerſal-Sonnenuhr verſehenen, Aſtrolabs, nebſt einer dazu gehörigen kleinen geozykliſchen Maſchine. NB. Die Abbildung dieſes Aſtrolabs, ſo wie die Landcharte, waren wir unſern Leſern noch, nach dem im 2ten Stücke des erſten Bandes gethanen Verſprechen, zu liefern ſchuldig, wir entledigen uns hiermit unſerer Pflicht. — Nachtrag zur Jugendgeſchichte des Rathgebers.

Aus dem Inhalte iſt ſchon zu ſehen, daß dieſes Stück Intereſſe haben muß, und hat es auch in der That ſo viel, als die 3 erſten. Dieſe Erziehungsſchrift gaben wir anfangs auf Pränumeration heraus, da die Stücke aber, weder in Rückſicht der Zeit noch der Bogenzahl regulär erſchienen, ſo ward dieſe bald nicht weiter geachtet, und ganz aufgehoben. In der Folge geſchahen oftmals Anfragen an uns, ob man denn auf den Rathgeber nicht mehr pränumeriren könnte? Wir geſtehen, daß wir wenig oder gar nichts von Pränumerationen halten; weil, wenn ein Buch gut iſt, es doch ſeinen Käufer findet. Sollte inzwiſchen der Fall hier ſeyn, daß man in der That um einige Groſchen vom Thaler zu genießen, ein Buch kaufe, ohne dieſen Vortheil aber nicht, wenn gleich das Buch Verdienſte hat, ſo müſſen wir wohl nachgeben. 8 gr. war die Pränumeration auf jedes Stück, 4 Stücke oder 2 Bände ſind heraus, die nach dem Ladenpreiß 1 Rthl. 22 gr. koſten. Bis zur Oſter Meſſe 1795. mag alſo die ehemalige Pränumeration wieder eintreten. Wer bis dahin 1 Rthl. 8 gr. Conv. Münze frey einſendet, oder durch ſeine nächſte Buchh. Beſtellung darauf macht, empfängt dafür die 2 Bände. Wie es mit der Fortſetzung gehalten werden ſoll, das wird dem Publikum in einer beſondern Anzeige bekannt gemacht werden. Einzelne Stücke behalten ihren Ladenpreis.

4) Sophie von La Roche Briefe an Lina, als Mutter, oder 2ter Band. 8. Mit Kupf.

Lange, ſehr lange machte uns die würdige Verfaſſerin zu dieſem 2ten Bande Hoffnung. Immer ward ſie durch traurige Ereigniſſe dieſe zu erfüllen abgehalten. Sie verlohr ihren Gatten und ein paar Jahre darauf ihren Sohn. Der Schmerz über den jedesmaligen Verluſt ließ ihr lange nach demſelben noch immer nicht an die Ausarbeitung deſſelben denken. Endlich haben wir von ihrer Güte das Manuſcript bekommen, und nun ſoll das Publikum auch nicht lange mehr nach ihm vergeblich fragen. Zur M. Meſſe erſcheint auch dieſer Band. Wir machen die Leſerinnen der Frau von La Roche Schriften, in voraus darauf aufmerkſam.

5) Machen wir mit Vergnügen hierdurch jungen Damen einſtweilen ein Taſchenbuch, welches Ihnen für das Jahr 1795 beſtimmt iſt, und nachſtehenden Titel erhalten wird, bekannt:

Jahrbuch zur Belehrung für junge Damen für d. J. 1795. Herausg. von J. J. Ebert, Profeſſor in Wittenberg. In einem geſchmackvollen Einbande und mit Kupfern [illegible] Verhelſt, Karcher, u. a. Künſtlern.

Der Herr Profeſſor, durch ſo viele nützliche Schriften längſt rühmlich bekannt, und vorzüglich bey den Damen durch ſeine ſo lehrreich geſchriebene Schrift: Nebenſtunden eines Vaters dem Unterrichte ſeiner Tochter gewidmet ꝛc. wird denſelben auch hierdurch gewiß ein angenehmes Geſchenk machen. Wir enthalten uns daher aller weitern Empfehlung deſſelben, und ſind überzeugt, daß den Damen dieſes Taſchenbuch ſehr angenehm ſeyn wird.

Leipzig, im Jul. 1794.

Gebrüder Gräff.

3) Der Rathgeber junger Leute beyderley Geſchlechts, von J. Böckh. 2ten Bandes 2tes Stück. Mit einem Kupfer und einer Landcharte. 8. (14 gr.) Enthält:

Ueber die Aufklärung. Ein Geſpräch eines Vaters mit ſeinem Sohne. — Warnung vor der Unvorſichtigkeit im Urtheilen. — Ueber öffentliche Luſtbarkeiten. — Ueber Menſchenkenntniß. — Guter Rath für junge Leute ꝛc. — Herkules auf dem Scheidewege. Eine Ueberſ. aus dem Griechiſchen. — Eine Familiengeſch. von Schubart. — Lehrreicher Briefwechſel zwiſchen einer Mutter und ihrer Tochter. Etwas zuvörderſt für die Leſerinnen des Rathgebers. — Vorſatz eines Jünglings beym Andenken an ſeinen Lehrer. — Der Wanderer. — Ein paar Worte über die beygelegte Charte. — Beſchreibung eines mit einer Univerſal-Sonnenuhr verſehenen, Aſtrolabs, nebſt einer dazu gehörigen kleinen geozykliſchen Maſchine. NB. Die Abbildung dieſes Aſtrolabs, ſo wie die Landcharte, waren wir unſern Leſern noch, nach dem im 2ten Stücke des erſten Bandes gethanen Verſprechen, zu liefern ſchuldig, wir entledigen uns hiermit unſrer Pflicht. — Nachtrag zur Jugendgeſchichte des Rathgebers.

Aus dem Inhalte iſt ſchon zu ſehen, daß dieſes Stück Intereſſe haben muß, und hat es auch in der That ſo viel, als die 3 erſten. Dieſe Erziehungsſchrift gaben wir anfangs auf Pränumeration heraus, da die Stücke aber, weder in Rückſicht der Zeit noch der Bogenzahl regulär erſchienen, ſo ward dieſe bald nicht weiter geachtet, und ganz aufgehoben. In der Folge geſchahen oftmals Anfragen an uns, ob man denn auf den Rathgeber nicht mehr pränumeriren könnte? Wir geſtehen, daß wir wenig oder gar nichts von Pränumerationen halten, weil, wenn ein Buch gut iſt, es doch ſeinen Käufer findet. Sollte inzwiſchen der Fall hier ſeyn, daß man in der That um einige Groſchen vom Thaler zu genießen, ein Buch kaufe, ohne dieſen Vortheil aber nicht, wenn gleich das Buch Verdienſte hat, ſo müſſen wir wohl nachgeben. 8 gr. war die Pränumeration auf jedes Stück, 4 Stücke oder 2 Bände ſind heraus, die nach dem Ladenpreiß 1 Rthl. 22 gr. koſten. Bis zur Oſter Meſſe 1795. mag alſo die ehemalige Pränumeration wieder eintreten. Wer bis dahin 1 Rthl. 8 gr. Conv. Münze frey einſendet, oder durch ſeine nächſte Buchh. Beſtellung darauf macht, empfängt dafür die 2 Bände. Wie es mit der Fortſetzung gehalten werden ſoll, das wird dem Publikum in einer beſondern Anzeige bekannt gemacht werden. Einzelne Stücke behalten ihren Ladenpreis.

4) Sophie von La Roche Briefe an Lina, als Mutter, oder 2ter Band, 8. Mit Kupf.

Lange, ſehr lange machte uns die würdige Verfaſſerin zu dieſem 2ten Bande Hoffnung. Immer ward ſie durch traurige Ereigniſſe dieſe zu erfüllen abgehalten. Sie verlohr ihren Gatten und ein paar Jahre darauf ihren Sohn. Der Schmerz über den jedesmaligen Verluſt ließ ihr lange nach demſelben noch immer nicht an die Ausarbeitung deſſelben denken. Endlich haben wir von ihrer Güte das Manuſcript bekommen, und nun ſoll das Publikum auch nicht lange mehr nach ihm vergeblich fragen. Zur M. Meſſe erſcheint auch dieſer Band. Wir machen die Leſerinnen der Frau von La Roche Schriften, im voraus darauf aufmerkſam.

5) Machen wir mit Vergnügen hierdurch jungen Damen einſtweilen ein Taſchenbuch, welches Ihnen für das Jahr 1795 beſtimmt iſt, und nachſtehenden Titel erhalten wird, bekannt:

Jahrbuch zur Belehrung für junge Damen für
d. J. 1795. Herausg. von J. J. Ebert,
Profeſſor in Wittenberg. In einem geſchmackvollen Einbande und mit Kupfern von Verhelſt, Karcher u. a. Künſtlern.

Der Herr Profeſſor, durch ſo viele nützliche Schriften längſt rühmlich bekannt, und vorzüglich bey den Damen durch ſeine ſo lehrreich geſchriebene Schrift: Nebenſtunden eines Vaters dem Unterrichte ſeiner Tochter gewidmet ꝛc. wird denſelben auch hierdurch gewiß ein angenehmes Geſchenk machen. Wir enthalten uns daher aller weitern Empfehlung deſſelben, und ſind überzeugt, daß den Damen dieſes Taſchenbuch ſehr angenehm ſeyn wird.

Leipzig, im Jul. 1794.

Gebrüder Gräff.

Bei dem Buchhändler Ernſt Feliſch in Berlin, ſind in der Oſtermeſſe 1794 nachfolgende Bücher erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rußland aus hiſtoriſchem, ſtatiſtiſchem und litterariſchem Geſichtspunkt betrachtet, auf einer Reiſe durch dies Land, in den Jahren 1788. 89. Aus dem Franzöſiſchen des Bürgers Chantreau. Erſter Theil 16 gr.

Die Verfaſſer dieſer in dem freimüthigen Tone und im Geſchmack der berühmten Goraniſchen Nachrichten, abgefaßten Schrift, ſind eigentlich zwei Holländer, die an Ort und Stelle Beobachtungen anſtellten, und gegenwärtige wichtige Materialien über Rußland und deſſen Bewohner ſammleten. Dem auf dem Titel genannten Bürger Chantreau fiel es als Manuſcript in die Hände, und dieſer erachtete es für nothwendig, daſſelbe umzuſchmelzen, und mit Zuſätzen zu vermehren. Bei der Bearbeitung deſſelben, ſagt er ſey vorzüglich auf alles das Rückſicht genommen, wodurch man den Menſchen kennen lerne, als: Meinungen über religiöſe Gegenſtände, und über Verhältniſſe des geſellſchaftlichen Lebens, da dieſe ganz evident, das größere oder geringere Verſtandsmaaß ihrer Bekenner bezeichnen Hierauf habe er die Rechtsgelehrſamkeit und die Geſetze unterſucht, den Grad der Geiſtesbildung und die Fortſchritte angegeben, die die Ruſſen in den nützlichen und angenehmen Künſten gemacht, die Sitten geſchildert, die ſie von andern Nationen unterſcheiden; mit einem Worte, ſo von Rußland geſprochen, daß der Leſer in den Stand geſetzt werde, von dieſem Lande ſo zu urtheilen, als wenn er eine Reiſe in daſſelbe gethan hätte. — Dieſe eigenen Worte des Herausgebers, die im ſtrengſten Sinne der Wahrheit gemäß ſind, werden hinlänglich ſeyn, jeden Liebhaber der Erd- und Menſchenkunde auf gegenwärtiges Werk aufmerkſam zu machen. Der Ueberſetzer hat einige zu ſehr beſchnittene topographiſche Nachrichten des franzöſiſchen Umarbeiters aus den neueſten und bewährteſten Quellen berichtigt und ergänzet, und verſpricht alles dasjenige, was zur Vollendung dieſes meiſterhaften Werkes noch fehlen ſollte, im Anhange zum dritten und letzten Theile, deſſelben ſelbſt nachzuholen. Er glaubt manns Firleſanz Tochter, der ein Enkel des Oragons war, welcher Oragon ein leiblicher Neffe war vom Herrn Argant, dem berühmten Fiſcal und Bruder des Generals Argant, welcher General Argant heimlich verheyrathet war mit Wilhelmine Walcher, welche Wilhelmine Walcher, mit Ihrer Erlaubniß war eine Tochter zweyter Ehe von Maria Krautheim, welche Maria Krautheim — (er huſtet.)

Melite. O ich ſtehs nicht länger aus. (ab.)

Scene X.

Vorige ohne Melite.

Leander.

Von mütterlicher Seite, wo ich mich recht beſinne, war eine Schweſter der Meluſine. — (ſpuckt aus)

Laurette. Unerträglich! (im Zorn ab.)

Scene XI.

Vorige ohne Laurette.

Leander.

Welche Meluſine war eine Schweſter des berühmten Advocat Martin, beygenahmt der Schreyhals, der in einem hitzigen Termin ſtarb, welcher Martin Schreyhals war mein Urgroßvater — (huſtet und ſpuckt von neuem.)

Hortenſia. (für ſich.) So iſts eine Familien-Krankheit. Ich rette mich. (ab.)

Scene XII.

Vorige ohne Hortenſia.

Leander.

Sein Portrait hängt in meinem Cabinet, und ich ſehe ihm ſehr ähnlich. Hieraus erhellet zur Gnüge, wie ich glaube,

daß

mit Recht, alsdann durch dies Werk ziemlich vollſtändige und angenehme Umriſſe von einem Lande gegeben zu haben, das in ſo mannigfaltiger Hinſicht die Aufmerkſamkeit eines jeden verdient.

Moral in Beiſpielen für die Jugend, mit vierzehn Kupfern, 8. 12 gr.

Wie ſchwach der Eindruck iſt, den allgemeine moraliſche Sätze auf das Herz des Kindes machen, wie nachdrücklich im Gegentheile Beiſpiele auf daſſelbe würken, iſt allen Erziehern hinlänglich bekannt; daher wird ihnen gegenwärtige Moral in Beiſpielen gewiß nicht unwillkommen ſeyn, die auf eine, Kindern und jungen Leuten verſtändliche und von dem gewöhnlichen abſchreckenden Ermahnungstone weit entfernte Art, Geſchichten von Fehlern und Tugenden, auf eine ſo eindringliche Weiſe erzählt, die ihres Zwecks nicht verfehlen wird. Die Schreibart iſt durchaus korrekt und macht dieſe kleine Schrift auch von dieſer Seite ſchätzbar. — Die jeder Erzählung beigefügten ſehr ſauber gearbeiteten Kupfer, gereichen derſelben gleichfalls zu keiner geringen Zierde, und machen dem Künſtler Ehre.

Grammatiſches Wörterbuch der deutſchen Sprache, von K. Philipp Moritz, fortgeſetzt von J. Ernſt Stutz, zweiter Band. 1 thl.

Ein frühzeitiger Tod entriß den ſel. Hofrath Moritz der Vollendung dieſes mit ſo ungetheiltem Beifall aufgenommenen grammatiſchen Wörterbuchs der Deutſchen Sprache, eines Werkes, welches des verewigten philoſophiſchen Sprachforſchers vollkommen würdig iſt. Niemand konnte wohl beſſer die Fortſetzung deſſelben übernehmen, als der bereits dem Publiko rühmlich bekannte Prediger, Herr Stutz zu Zerbſt. Er ward ſchon vor mehreren Jahren von dem verſtorbenen Moritz aufgefordert, dies Werk gemeinſchaftlich mit ihm auszuarbeiten, allein verſchiedene Umſtände nöthigten ihn damals, dieſen für ihn ſchmeichelhaften Antrag abzulehnen. Jetzt erfüllt er das Verlangen des Verfaſſers noch nach ſeinem Tode, und liefert den zweiten Band dieſes Werks, worin er dem Plane des ſel. Moritz: die Gegenſtände der Grammatik gründlich und ausführlich in alphabethiſcher Ordnung abzuhandeln, und die Deutſche Sprache in ihrer urſprünglichen Kraft und Reinigkeit aufzuſtellen, getreu geblieben iſt. Gegenwärtiger zweiter Band, enthält die Buchſtaben D bis M., und außer vielen andern intereſſanten Abhandlungen, die Artikel: Dativ, Derivation, für, Genius, Impersonale, ꝛc. Ueberall thut der Verfaſſer tiefe Blicke in den Genius unſrer Sprache, für die ihm jeder, dem ſeine Mutterſprache lieb iſt, gewiß den aufrichtigſten Dank ſagen wird. — Der dritte und vierte Theil, womit das Werk geſchloſſen wird, werden dem gegenwärtigen bald nachfolgen.

C. F. Schale, leichte Vorſpiele für die Orgel und das Clavier. Querfolio. 16 gr.

Die beſten Präludien, die wir beſitzen, ſind unſtreitig die von J. S. Bach, der deren eine Menge in allen Arten gemacht hat. Sie haben alle die Vollkommenheiten, deren dieſe Art der Muſik nur fähig iſt, nur ſind dieſelbe für gewöhnliche Organiſten mit zu vielen Schwierigkeiten verknüpft. Letztere werden daher dem Herrn Schale für gegenwärtige leichte Vorſpiele für die Orgel, die bei ihrem innern Werth ſich auch durch Leichtigkeit empfehlen, gewiß danken.

Die Kategorien des Ariſtoteles, mit Anmerkungen erläutert, und als Propädeutik zu einer neuen Theorie des Denkens, dargeſtellt, von Salomon Maimon. Sum cuique. 18 gr.

Das Buch der Kategorien des Ariſtoteles iſt unſtreitig bei ſeinem kleinen Umfang eins der vorzüglichſten logiſchen Werke dieſes großen Philoſophen. Hier zeigt ſich ſein durchdringender allumfaſſender Geiſt auf eine bewundernswürdige Art. Die erſten Gründe der menſchlichen Erkenntniß aufzuſuchen, die unendliche Menge und Mannigfaltigkeit der menſchlichen Gedanken, und ihre Verhältniſſe auf eine geringe Anzahl von Hauptbegriffen zu reduciren, und dadurch einen Uebergang von der bloß formellen zur reellen Erkenntniß zu verſchaffen, iſt eine Arbeit, welche nur ein Ariſtoteles unternehmen, und ein Kant vervollkommnen konnte. — Dieſes Buch der Kategorien, hat Herr Maimon nach der lateiniſchen Ueberſetzung des Herrn Prof. Buhle, ins deutſche übertragen, und mit Anmerkungen erläutert, die er als eine Vorübung zu ſeinem Verſuch einer neuen Logik anzuſehen bittet.

Verſuch einer neuen Logik, oder Theorie des Denkens, nebſt angehängten Briefen des Philalethes an Aneſidemus. 1 thl. 8 gr.

Es unterſcheidet ſich dieſe vortreffliche Schrift unſers tiefſinnigen Denkers von einer jeden andern ſeit Ariſtoteles bis auf Kant aufgeſtellten Theorie des Denkens vorzüglich in folgenden Stücken: 1) Wird die Logik in dieſer neuen Theorie des Denkens zwar abſtrahirt von der Transcendentalphiloſophie gedacht, aber dennoch in Verbindung mit derſelben dargeſtellt. 2) Verwirft der Verfaſſer das bloße diskurſive Denken, als eine leere Fiktion, die keinen reellen Grund hat, gänzlich, ſchränkt ſeine Theorie des Denkens blos auf das reelle Denken ein, und zieht das Denken der Objekte der Erfahrung in Zweifel. 3) Sucht derſelbe ein allgemeines Kriterium des Denkens in dem von ihm genannten Grundſatz der Beſtimmbarkeit auf; aus dieſem Grundſatz leitet er die logiſchen Formen her, und bringt ſie in ſyſtematiſche Verbindung mit einander. Aus dieſem Syſtem ergiebt es ſich, daß die ſonſt in der Logik vorkommenden Formen des Denkens nicht urſprüngliche, ſondern bloß aus dieſem Grundſatz abgeleitete, und daß einige für einfach gehaltene, in der That komponirte Formen ſind. Der Verfaſſer muſte alſo eine neue Aufzählung und Ordnung mit denſelben vornehmen.

Es würde überflüſſig ſeyn, etwas zum Lobe dieſer beiden Schriften zu ſagen, die zu wichtig ſind, als daß ſie der Aufmerkſamkeit des Publikums entgehen können.

Geographiſch-ſtatiſtiſch-hiſtoriſche Tabellen, zum zweckmäßigen und nützlichen Unterricht der Jugend, von M. Johann Heinrich Jakobi. Dritter Theil, erſte Abtheilung, welche die eine Hälfte von Deutſchland enthält. 4to.

Auch unter dem Titel:

Geographiſch-ſtatiſtiſch-hiſtoriſche Tabellen von Deutſchland. Erſte Abtheilung 4. 1 thl.

Die geographiſch-ſtatiſtiſch-hiſtoriſche Tabellen des Herrn M. Jakobi ſind mit ſo ungetheiltem Beifall aufgenommen, daß es unnütz ſeyn würde, etwas zu ihrem Lobe hier zu ſagen, da jedermann die muſterhafte Einrichtung derſelben und die Manier des Verfaſſers kennt. Durchaus herrſcht in denſelben Genauigkeit in den Angaben, zweckmäßige Darſtellung der Sachen zur bequemen Ueberſicht des Ganzen und gewiſſenhafte Benutzung der neueſten und bewährteſten Quellen. Der vor uns liegende Theil enthält auf 50 Tabellen zuförderſt eine allgemeine Ueberſicht des Bevölkerungs-, Militair- und Finanzzuſtandes Deutſchlands, nebſt einer Darſtellung der wiſſenſchaftlichen und moraliſchen Cultur, der Staatsverfaſſung, und der Geſchichte unſers Vaterlandes in concentrirten Umriſſen; ſodann folgen die Länder des öſterreichiſchen, des Königl. Preußiſchen Hauſes (viel Neues und Intereſſantes von Anſpach und Bareuth nebſt Südpreußen) die Länder des Churfürſten von Pfalz-Baiern, des Churhauſes Sachſen, des Churhauſes Braunſchweig-Lüneburg, die Chur Mainziſchen und Churtrieriſchen Länder, die Beſitzungen des Herzogl. Hauſes Wirtenberg, das Herzogthum Holſtein, die deutſchen Länder des Königs von Schweden, die Länder des Fürſtl. Hauſes Anhalt, und endlich der Oeſterreichiſche und Bayeriſche Kreis inſonderheit.

Der glückliche Erfolg, mit welchem die vorhergehenden Tabellen bereits in ſo vielen Schulen und Erziehungsanſtalten Deutſchlands gebraucht worden ſind, läßt hoffen, daß gegenwärtige, vaterländiſche Geographie und Statiſtik betreffende Tabellen jedem Schulmann und Erzieher noch willkommener ſeyn werden.

Verſuch über die Holländiſche Armee, vorzüglich in Hinſicht auf ihren gegenwärtigen Feldzug wider die Neu-Franken, von einem Obriſten der leichten Truppen, aus dem Franzöſiſchen gr. 8. 6 gr.

Der unbekannte Verfaſſer dieſer kleinen Schrift, entwickelt auf eine für jeden Leſer gewiß ſehr befriedigende Art, die Urſachen der Niederlagen, welche die Holländiſche Armee im Jahr 1793 erlitten hat. Er ertheilt zu dem Ende genaue und detaillirte Nachrichten von der Organiſation dieſes Heeres, macht auf Mißbräuche aufmerkſam, die ſich in daſſelbe eingeſchlichen haben, und giebt auf eine ſehr lehrreiche Art die Mittel an, wodurch jenen abgeholfen werden kann. Die Belehrungen, die der Verfaſſer über die gute Organiſation eines Heers überhaupt, und über die Verfaſſung deſſelben gibt, ſo wie manche Aufſchlüſſe, die er über die gegenwärtigen Zeitumſtände ertheilt, machen dieſe Schrift für den Offizier, Geſchichtsforſcher und für jeden denkenden Leſer gleich wichtig.

Itinerariſches Handbuch, oder ausführliche Anleitung, die merkwürdigſten Länder Europens zu bereiſen, nebſt einer Nachricht zu allen dazu erforderlichen Kenntniſſen, und einer geographiſch-ſtatiſtiſchen Ueberſicht der gewöhnlichen Reiſerouten und Poſtcourſe, der vornehmſten Oerter und deren Merkwür-

digkeiten, der gangbarſten Münzſorten, Geldcourſe, Maaße u. Gewichte, u. ſ. w. 8. 1 thl.

Schon der Titel dieſes ſchätzbaren Handbuchs für Reiſende, verſpricht einen reichhaltigen Inhalt; dieſe Erwartung wird beim nähern Gebrauch deſſelben bei weitem übertreffen. Man hat zwar der Handbücher, Anweiſungen und Wegweiſer für Reiſende in ſehr großer Anzahl, allein nicht zu gedenken, daß die Wiſſenſchaften und Kenntniſſe, die den Gegenſtand ſolcher Werke ausmachen, ſo vielfachen Veränderungen ausgeſetzt ſind, daß häufige Bearbeitungen derſelben wenigſtens ſtets wünſchenswerth ſind, ſo bleibt dem Verfaſſer eines ſolchen Buchs doch noch immer ein weites Feld übrig, um durch zweckmäßige Anordnung der Sachen den Ueberblick des Ganzen zu erleichtern. Beides iſt in gegenwärtigen Werke vollkommen geleiſtet. Eine kurze Inhalts-Anzeige wird hinlänglich ſeyn, um den Leſer auf daſſelbe aufmerkſam zu machen. Es enthält: 1) ein ſchätzbares Fragment in Bezug auf junge Reiſende. 2) Vermiſchte Nachrichten zum Gebrauch für junge Reiſende. 3) Einen mediciniſchen Artikel. 4) Etwas von der wohlfeilſten Art zu reiſen, eine ſehr belehrende Abhandlung. 5) Einige Bemerkungen über Seereiſen. 6) Allgemeine Regeln für Reiſende in politiſcher Hinſicht. 7) Geſchichte des Poſtweſens überhaupt. 8) Eine Nachricht von hundert merkwürdigen Orten und deren Sehenswürdigkeiten mit dem mühſamſten Fleiße aus den beſten Quellen geſammlet. 9) Notizen vom Münzweſen und dem Geldcours der vornehmſten Städte in Europa. 10) Bemerkungen über Gewicht und Maaß. 11) Grundmaaße. 12) Meilenarten. 13) Entfernung der vornehmſten europäiſchen Städte von einander. 14) Eine ſehr heilſame Anweiſung vom Doctor Howes und 15) Maximen, unterweges zur Unterhaltung für Reiſende; eine Sammlung, die dem Geſchmack des Verfaſſers Ehre macht. Überhaupt wird dieſes Buch wohl für jeden Reiſeluſtigen Leſer, ein angenehmes Geſchenk ſeyn.

Allgemeines homiletiſches Repertorium, oder möglichſt vollſtändige Sammlung von Diſpoſitionen, über die fruchtbarſten Gegenſtände aus der Glaubenslehre, Moral und Weltklugheit in alphabetiſcher Ordnung, nebſt einem dreifachen Regiſter. Erſter Band, erſte Abtheilung. gr. 8. 12 gr.

Nicht allein künftige Prediger, ſondern auch diejenigen, welche wirklich ſchon im Amte ſtehen, ſind ſehr oft genöthigt, über beſtimmte Gegenſtände zu reden, die ſie bis dahin, entweder noch nicht hinlänglich durchdacht, oder doch noch nicht aus dem Geſichtspunkte durchdacht hatten, aus welchen ſie eben jetzt darüber reden wollen. Wie willkommen muß beiden ein homiletiſches Repertorium mit allgemeinen Rubriken in alphabetiſcher Ordnung ſeyn, in welchem vollſtändige Diſpoſitionen über die vornehmſten und wichtigſten Wahrheiten der chriſtlichen Moral, Glaubenslehre und Weltklugheit, ohne Mühe aufgefunden werden könen, aus welchen der Anfänger nicht allein den Reichthum, die Deutlichkeit und Beſtimmtheit ſeiner theologiſchen Erkenntniſſe vermehren, ſondern auch den Ton des populären Vortrags und die nutzbarſten Seiten der Materien, die für den öffentlichen Vortrag gehören, kennen lernen kann? — Dieſe Betrachtungen haben eine Geſellſchaft, ſchon durch ähnliche Arbeiten bekannter Volksredner bewogen, dieſes Repertorium heraus zu geben. Es kann ſolches nicht allein als Magazin gebraucht werden, in welchem man reichhaltigen Vorrath zu Amtsreden über Materien, die nach den jedesmaligen Umſtänden einer Gemeinde die nützlichſten ſind, findet, ſondern es wird auch durch angehängte Regiſter zu einem Repertorium für Prediger über die gewöhnlichen Evangelien und Epiſteln und für ſogenannte Caſualreden eingerichtet werden. Die zweite Abtheilung des erſten Bandes wird der gegenwärtigen bald folgen.

D. J. G. Hempel, pharmaceutiſch-chemiſche Abhandlung über die Natur der Pflanzenſäuren, und die Modificationen, denen ſie unterworfen ſind, nebſt einer chemiſchen Unterſuchung der Winter- und Sommereiche, 1. 10 gr.

Die Beſtimmung der Natur und die Modificationen der Pflanzenſäuren iſt ein Gegenſtand, der bereits ſeit einem Decennio, die Aufmerkſamkeit mehrerer der größten Chemiker in Deutſchland beſchäftigt, und ſeit einiger Zeit um ſo merkwürdiger geworden iſt, ſeitdem die franzöſiſchen Chemiker beſonders Lavoiſier durch ihre neue Entdeckungen ein neues Lehrgebäude aufgeführt haben, welches den vermeinten, und für die ältere Chemie ſo wichtigen Beſtandtheil der Körper, beſonders aber der organiſirten, den brennbaren Grundſtoff, oder mit andern Worten, das Phlogiſton gänzlich läugnet, und dagegen einen andern, wirklich vorhandenen Grundſtoff, das ſäureerzeugende Principium (principium oxygeneum) eingeführt hat. — Der Verfaſſer ertheilt, ehe er hiervon redet, eine kleine Ueberſicht von demjenigen, was man von früherer Zeit bis jetzt über die Pflanzenſäure ausgemacht hat, giebt ſodann einen Abriß von der Säurenerzeugung im Allgemeinen, erzählt die angeſtellten Verſuche, und theilt ſehr befriedigende Reſultate mit. Durchaus herrſcht Gründlichkeit, und befriedigende Belehrung, die dieſe Schrift jedem Chemiker wichtig machen wird. — Nicht weniger Aufmerkſamkeit verdient die zweite Abhandlung, die chemiſche Unterſuchung der Winter- und Sommereiche. Der Verfaſſer handelt hierin: 1) von dem allgemeinen der Eichen, dem Geſondern der Winter- und Sommereiche, vom mediciniſchen Nutzen derſelben. 2) liefert er eine pharmaceutiſche Unterſuchung in Rückſicht der Extractmenge, und 3) eine vorläufige Unterſuchung der Eichen in Rückſicht ihrer Beſtandtheile.

Praktiſches Lehrbuch zur Bildung eines richtigen, mündlichen und ſchriftlichen Ausdrucks, zum Gebrauch für Schulen, von M. J. C. Vollbeding. 8. 8 gr.

Da man nichts ſagen kann, ſagt der Verfaſſer in der Vorrede, wenn man nichts weiß, ſo iſt nothwendig, daß der Lehrer erſt für Materialien ſorge, ehe er daran denkt, ſeine Schüler zu ſchriftlichen Aufſätzen anzuleiten. Erſt muß der junge Menſch denken lernen, bevor er es wagen darf, Etwas über eine Sache zu ſagen. Wo Ordnung, Beſtimmtheit, Deutlichkeit in Gedanken und Vorſtellungen herrſcht, da kommt der gute Ausdruck bei mittelmäßiger Uebung von ſelbſt. — Dieſem Plane gemäß, giebt der Verfaſſer in der Einleitung eine vortrefliche Anweiſung, wie junge Leute zum richtigen Denken angeleitet werden können, und entwickelt darauf auf eine ſehr deutliche Art die Regeln der Grammatik und eines guten ſchriftlichen Ausdrucks. Er leiſtet mit unverkennbarem Fleiße und ungemeiner Genauigkeit, das, was der Titel verſpricht, ſo daß dieſes Werk gewiß einem jeden Freunde der vaterländiſchen Sprache willkommen ſeyn wird. Möchte daſſelbe doch recht vielen Schullehrern bekannt werden, um den löblichen Endzweck des Verfaſſers befördern zu helfen!

Bey Friedr. Auguſt Leo, in Leipzig,
iſt erſchienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Die Pfleglinge der heiligen Katharine von Siena. Roman von Guſtav Fredau. Mit einem Titelkupfer. 8. 12 Gr.

Dieſer kleine Roman zeichnet ſich durch feine Züge aus der menſchlichen Natur, durch eine edle, einfache Sprache, durch das große Intereſſe, den ruhigen einfachen Gang der Geſchichte und die anſcheinende wunderbare, und eben deshalb dem Locale zufolge äußerſt wirkſame Entwickelung derſelben auf das vortheilhafteſte aus, und erweckt die ununterbrochenſte Theilnahme.

Beluſtigungen, chemiſche, oder Sammlung auserleſener Kunſtſtücke, die zur Bewunderung und zum Vergnügen gereichen. 8. 20 Gr.

Jedermann wird ſich überzeugt fühlen, daß der Titel nicht mehr verſprach, als das Buch ſelbſt leiſtet.

Nicolaus Unſtets Reiſen in und durch die bezauberte Welt. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Der Verfaſſer ſchildert einen Menſchen, der mit der göttlichen und menſchlichen Einrichtung in der Welt im höchſten Grade unzufrieden iſt, immer von Freyheit und Gleichheit ſpricht, und vor lauter Aufklärung nicht ſieht, daß in dem Sinne, in welchem die Franzoſen dieſe Wörter nehmen, Freyheit und Gleichheit in der Welt nicht möglich iſt. Unſtet murrt über Alles, kann nicht begreifen, wie ihm irgend jemand Geſetze vorſchreiben könne, und zeigt die galliſche Tollheit in dem hellſten Lichte. Viele und ſehr unterhaltende Abenteuer laſſen ihn endlich das Plätzgen in der Welt, auf welchem er ganz glücklich ſeyn kann, in ſeinem eignen Herzen finden.

Schmiedtgen, D. J. G. Ueber die Euphonie, oder den Wohllaut auf der Kanzel.

Durch dieſe Abhandlung wird einem wahren Bedürfniſſe für unſere Zeit gut und gründlich abgeholfen, da es bekannt iſt, wie ſehr dieſer Theil der Beredtſamkeit von den meiſten unſerer Kanzelredner vernachläßiget wird.

Bey Friedr. August Leo, in Leipzig, iſt erſchienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Euphroſine für geſelliges Vergnügen. Erſtes Stück. May 1794. 6 Gr.

Die Herausgeber dieſer periodiſchen Schrift laſſen es ſich angelegen ſeyn, das geſellige Vergnügen durch eine Sammlung guter Lieder mit Muſik, witziger Charaden und Logogryphen, angenehmer Anekdoten, neuer Geſellſchaftsſpiele, neuer Tänze u. ſ. f. zu erhöhen und zu veredeln, und werden dem Publikum eine Schrift mit einem gefälligen Aeußern überliefern, welche für jeden intereſſant iſt, der Gefühl für die Freuden der Geſellſchaft hat.

Unterweiſung, aufrichtige und gründliche, guten Rauch- und Schnupftaback auf holländiſche Art zu verfertigen. 8. 16 Gr.

Beriſch, Chriſt. Ludw. gründliche Anweiſung, wie ſowohl die zahme als wilde Fiſcherey gehörig zu betreiben, und der höchſt möglichſte Ertrag hievon zu erlangen, zur Nachricht für Landwirthe, Dorfdaß beſagte Sophie — halt! Ich vergaß, Ihnen zu ſagen, daß beſagter Martin Schreyhals ein Sohn von einer Kaneſin war, die Kaneſin aber ſtammen bekanntlich vom Grafen von Quer, einem gebornen Niederländer und Herrn von Quimberkher, beſagter Graf von Kuer, haben Sie die Gnade zu bemerken — (nieſt.)

Agathe. (für ſich.) Daß der Herr ein Narr iſt! Ich räume das Feld. (im Zorn ab.)

Scene XIII.

Vorige ohne Agathe.

Leander.

War ein großer Kriegsheld und General Feldzeugmeiſter, nachher aber gab er ſich mit dem Handel ab, und wurde ein Kaufmann. Aber wieder auf unſern Diſcurs zu kommen, und mich kurz zu faſſen, mehr bemeldeter Martin Schreyhals war Mutter Bruder des Degenfelds, des geweſenen Majors und Commendanten von Quimbergsheim, deſſen Stelle ich bekommen ſoll. Dieſer Degenfeld, Martin Schreyhalſens Neffe — (ſchneuzt ſich.)

Cephiſe. Ich vergehe, ich erſticke, ich kann nicht mehr. (ab.)

Leonore. Und ich möchte vor Lachen berſten! (ab.)

Scene XIV.

Leander (allein, ohne es zu wiſſen.)

Erbte ſeine Güter, denn Martin Schreyhals hinterließ bey ſeinem Ableben, nur einen einzigen natürlichen Sohn, der ſeitdem in Spanien Todes verblichen iſt, und hatte gemeinden oder alle diejenigen, welche Fiſchereyen haben. 8. 1794. 12 Gr.

Da dieſe beyden Schriften von erfahrnen und der Sache kundigen Männern aufgeſetzt ſind, ſo wird ſie ihr wahrer Nutzen ſelbſt empfehlen.

Magazin für Freunde des guten Geſchmacks der bildenden und mechaniſchen Künſte, Manufakturen und Gewerbe, 4. 16 St. 1 Rthlr. 18 Gr.

Dieſes Magazin beſchäftigt ſich mit Darſtellungen neuer Ideen, Vorſchriften und Zeichnungen in allen Gegenſtänden der bildenden und mechaniſchen Kunſt und der Gewerbe. Tab. 1. in dieſem Hefte liefert ein in einem neuen und edeln Geſchmack verziertes, von Holzſtämmen erbautes, und mit Stroh gedecktes Gartenkabinet. Tab. 2. liefert ein rundes Kabinet, mit angenehmen Verzierungen. Tab. 3. eine Vorſchrift zu Verzierungen in Geſellſchafts-, Wohn- und Speiſezimmer. Tab. 4. neue Ideen zu Superports und Lambris. Tab. 5. Ideen zu neuen Stühlen, und Tab. 6. liefert Zeichnungen neuer Muſter für Zitz- und Kattunfabriken. Der Text iſt den Kupfern vorgebunden.

6. Ueber die Hülfstruppen in Baſel; von einem Schweizer. 114.
7. Neueſter Menſchen-Tarif in Nord-Amerika. 128.

Verlagsbücher der Weyerſchen Buchhandlung in Berlin.

Oſtermeſſe 1794.

1. D[illegible]-allemand & allemand-françois à l'usage des [illegible] rédigé par une ſociété de gens de lettres, quatrième édition augmentée de plusieurs articles revus par Mr. de la Veaux. 4 Tom. gr. 8 Berlin, 5 Rthlr. Nur die allgemein anerkannte Brauchbarkeit dieſes Werks, und der ausgezeichnete Beyfall, womit jeder Kenner der Franzöſiſchen Sprache daſſelbe beehrt hat, konnte dieſem Handwörterbuche, ohngeachtet der anſehnlichen Anzahl größerer und kleinerer Werke ähnlichen Inhalts, einen ſo ſchnellen Abſatz verſchaffen. Der Verleger hat ſich hierdurch bei jeder Auflage verpflichtet gefühlt, dieſem Werke einen immer höhern [illegible] Vollkommenheit zu geben, und vorzüglich hat er bey dieſer 4ten Auflage, die ſich ſchon durch größere Korrektheit des Drucks und feineres Papier vortheilhaft vor den vorigen auszeichnet, dahin geſehen, daß die mit dem mühſamſten Fleiß geſammelten, bei der vorigen Auflage ausgelaßenen Artikel, gehörigen Orts eingerückt und die anderweitigen Winke ſachkundiger Recenſenten benutzt würden. Ferner iſt auf die bei der neuen franzöſiſchen Staatsveränderung entweder neugebildeten, oder in anderer Bedeutung vorkommenden Wörter Rückſicht genommen worden, ſo daß gegenwärtige Auflage, einen Zuwachs von mehrern Tauſend neuen Wörtern und Redensarten erhalten hat. — Ohngeachtet dieſer anſehnlichen Verbeſſerungen will der Verleger den Preis dieſes Werks, nicht erhöhen, ſondern daſſelbe um den bisherigen Preis verkaufen. Da ſich verſchiedene Liebhaber gefunden haben, welche Exemplare auf feinerem Pa-

piere zu haben wünſchen, ſo hat der Verleger auch für dieſe geſorgt. Der Preis eines [illegible] auf feines holländiſches Schreibpapier gedruckten Exemplars iſt 7 Rthlr. 12 Gr.

2. Olla Potrida, eine Vierteljahrſchrift, [illegible] 1793 4s und 1794 1s Stück, gr. 8. geheftet. [illegible]

3. Quartalſchrift, neue, zum Unterricht und zur Unterhaltung, aus den neueſten Reiſebeſchreibungen, aufs Jahr 1793 4s und 1794 1s Stück, gr. 8. geheftet. 20 Gr.

4. Voltairs ſämmtliche Schriften. [illegible] Band. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

5. Voltairs Korreſpondenz mit Staatsmännern, Militair- und Standesperſonen, Gelehrten, Litteratoren und Künſtlern. 3r Band. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

6. Chriſtenthum, das reinere, oder die Religion der Kinder des Lichts. 3r Band. gr. 8. In Commiſſion. [illegible]

7. Anweiſung für Frauenzimmer, die ihrer Wirthſchaft ſelbſt vorſtehen wollen. [illegible] enthält: 1) [illegible] guten Hausmutter; 2) [illegible] Verhalten des Geſindes überhaupt; 3) die Pflichten und Arbeiten der Köchin im Hausweſen; 4) das Hausmädchen und ihre Beſchäftigungen im Hausweſen; 5) das übrige weibliche Geſinde im Hausweſen; 6) das Fleckausmachen aus Kleidern; 7) der Wein, deſſen Verfertigung, Erhaltung verſchiedener Arten künſtlicher Weine. gr. 8. [illegible] Gr.

8. Betrachtungen, fortgeſetzte, über die [illegible] Wahrheiten der Religion, oder [illegible] Abt Jeruſalem ſtill ſtand. [illegible] gr. 8. In Commiſſion. 1 Rthlr.

9. Moritz, C. P. Deutſche Sprachlehre in Briefen. gr. 8. 16 Gr.

10. Heynatz Handbuch zu richtiger Verfertigung und Beurtheilung aller Arten von ſchriftlichen Aufſätzen des gemeinen Lebens überhaupt und der Briefe insbeſondere, 5te Auflage. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

No. 2.

Olla Potrida.

1794.

Zweytes Stück.

Berlin
in der Weverſchen Buchhandlung.

Inhalt.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Seite
Gedichte. 18.

Auszüge.

Proſpekt-Penn. 9.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

Geſpräch im Reich der Todten zwiſchen denen letztverſtorbenen Königen von England und Frankreich. 19.

Naturgeſchichte.

Die Eiderdaunen. 37.

Roman.

Das Billet. 50.

Miſcellaneen.

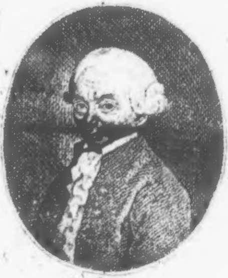
1. Parallele zwiſchen Karl XII. und Alexander dem Großen. 53.
2. Genaue Liſte der Königl. Großbrittanniſchen Seemacht aus dem Polite repoſitory or pocket, Companion für das Jahr 1794, gezogen. 58.
3. Jährlicher Gewinn, welchen Spanien von ſeinen eignen und den Bergwerken ſeiner Colonien an Gold und Silber zieht. 73.
4. Der Berliniſche Zauberer. 74.
5. Ueber das in Frankreich einzuführende Maaß und Gewicht. 94.
6. Ueber den Handel, die Einkünfte und die Kriegsmacht des Kirchenſtaats. 95.
7. Schlachtlied der Teutſchen. 103.

Anekdoten.

Olla Potrida.

1794.

Zweytes Stück.



J. Kant.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

I.

Gedichte.

1.

Lied

zu ſingen am Geburtsfeſt eines guten Fürſten, den 30. Jänner, 1793.

Nach der Melodie: Geſund und frohes Muthes ꝛc.

Willkommen, Feſt der Feſte,
Dem Zirkel dieſer Gäſte
Du ſchönſtes Feſt für unſer Land!
Wir feyern mit Entzücken
Den Tag, den zum Beglücken
Der Herr der Welt herabgeſandt.

Einſt war in Roms Gefilden
Der heut'ge Tag dem milden
Und ſanften Friedensgott geweiht; *)
Von dieſen frohen Gäſten
Sey er der Fürſten Beſten,
Dem Vater dieſes Lands, geweiht.

---

*) Im alten Rom war der 30ſte Jänner dem Gott des Friedens gewidmet und wurde mit feyerlichen Opfern zu Ehren deſſelben begangen.

Er, ſeiner Bürger Segen,
Vertheilt auf tauſend Wegen
Des Friedens Güter um uns her;
Genuß und Wohlſtand blühet,
Wohin das Auge ſiehet,
Und nirgends iſts an Freude leer.

Aus vielen frohen Hütten
Drängt heut ſich ſtilles Bitten
Für unſern Vater-Fürſt hervor.
Könnt' Er die Tauſend ſehen,
Die Segen für Ihn flehen,
Sein Fürſtenherz ſchlüg' hoch empor.

Laßt dieſes Lands uns freuen,
Ihm unſre Kräfte weihen,
Da in ihm Recht und Tugend wohnt;
Hier, wo des Friedens Saaten,
Von Ihm beſchützt, gerathen,
Deß Stuhl auf Bürgerliebe thront.

Hier, wo kein Elend ſchmachtet,
Vom reichen Stolz verachtet,
Wo keiner Unſchuld Thräne fließt;
In dieſem ſtillen Lande
Wo ſich im ſüßen Bande
Gerechtigkeit und Friede küßt.

Deſpoten mögen beben!
Gerechter Fürſten Leben
Giebt uns der Freyheit Vollgenuß.
Wo das Geſetz regieret,
Flehn Bürger, tief gerühret,
Für Ihn, des Landes Genius.

Auf, eh' wir laut uns freuen,
Laßt uns den Schwur erneuen:
Treu unſerm Fürſten, treu der Pflicht!
Auf, Deutſche Brüder, ſinget,
Auf, Deutſche Gläſer, klinget,
Auf, Deutſche Treue, wanke nicht!

2.

Der Tugendkranz.

Ich ſah ihn den Tempel der ſchönſten
Tochter des Himmels, der heiligen Tugend.
Er lag auf einem ſchroffen Felſen, der
aus den blühenden Gefilden der
Leidenſchaften empor ragte. — Zahlloſe
Genien neugebohrner Erdenkinder
beteten am Altar
der Göttin, beteten um den magiſchen
Kranz, durch den die Himmliſche ihre
künftigen Prieſter weihet, und ihnen
dauernde Liebe in die Bruſt flößt.
Und die Göttin lächelte huldreich
und vergönnete ihnen, die Blumen
zu dieſem Tugendkranze in den Gefilden
der Leidenſchaften zu brechen. Da
pflückten ſich dieſe prangende
Lilien vom Throne des Stolzes,
jene demüthige Violen im Thale der Schaamhaftigkeit,
einige duftende
Roſen im Haine der Ueppigkeit,
andere den ſchmarotzenden Epheu
vom dürren Boden des Geitzes,
und nur wenige (vor allen aber dein
Genius, glückſelige Lalie!) brachen
von jeder Leidenſchaft einen

mit ſeiner erſten Frau nur eine einzige Tochter gezeugt, die ein Jahr vor ihm ſtarb, und begraben wurde, die ſehr viel verſprach, und auf die er große Stücke hielt.

Scene XV.

Leander. Hannchen. (die ſich hinter ihn ſchleicht.)

Leander. (ohne Hannchen gewahr zu werden.)

Was den Degenfeld betrift, der hat zu Waſſer und zu Lande gedient, und wenigſtens drey Viertel von ſich im Kriege gelaſſen; denn er verlor ein Bein bey Roßbach, das iſt gewiß, das rechte Auge bey Liſſa, und den linken Arm vor Schweidnitz. Er war kein Weintrinker, und machte ſich nichts aus dem Frauenzimmer. Verzeihen Sie mir, meine Damen, es thut mir leid, daß ichs Ihnen ſagen muß, aber ärgern Sie ſich nicht, ich denke nicht ſo —

Hannchen. (hinterm Rücken.) Sie ſind gar zu höflich.

Leander. Ach Hannchen! — Aber, zum Teufel, ich bin ja allein! — O, das hätte ich mir einbilden ſollen. Verwünſcht ſey doch das Weibsvolk. Alle ihre Geſpräche währen ewig, ſie wollen nichts als reden, reden, und niemals wollen ſie zuhören! Der Himmel iſt mein Zeuge, wie verhaßt mir die Schwätzerinnen ſind. Es iſt doch nichts ſeltener und unentbehrlicher an einem Frauenzimmer, als die Kunſt zu ſchweigen.

Hannchen. O mein Herr! was für Heldenthaten haben Sie gethan? Wie? Sechs Weiber auf einmal im Schwatzen zu attaquiren, zu beſiegen, in die Flucht zu ſchlagen, die ſechs ſchwatzhafteſten Weiber in der Stadt? O wer kann Ihnen noch, nach einem ſolchen Triumph, den Ehrentitel, Laborante, verſagen?

Blüthenzweig und wanden
den reizenden Kranz aus ihnen,
dergleichen, ſüßes Kind, deine jungen
Locken durchſchlingt, und dich zum
Prieſter himmliſcher Tugend macht. —
Auch ſah die Göttin nur dieſe huld-
reich an, und rief dagegen den
übrigen Genien zu: „Thörichte,
wie ſchlecht habt ihr für eure
Anvertrauten gewählt! — Sehet hier
meine Krone,
ſehet jede
Leidenſchaft flocht ihre Blume darein!

J. Grabner.

3.

Empfindungen, den 26. Sept. 1788.

Werd' ich Sie je wohl wieder ſehen,
für die mein Herz ſo feurig ſchlägt?
Zu der mit leiſem, ſanftem Wehen
der Phantaſie mein Geiſt mich trägt?
Wird Sie mich freundlich wieder grüßen,
wie Sie an jedem Morgen that,
wenn ich von tauſend Kümmerniſſen,
gefoltert Ihr entgegen trat?

Wünſcht Sie wohl bey der Lampe Schimmer,
mir jemals wieder gute Nacht?
Wie hat Ihr Blick mein ödes Zimmer
ſo oft zum Paradies gemacht!
Ihr Lächeln, wenn Sie mich erblickte,
ſchuf um mich her Eliſium,
und wenn mich Ihre Huld entzückte
blieb ich ſo tief gerührt oft ſtumm.

Doch, ach! die wonnevolle Stunden
flohn leider nur zu ſchnell dahin,
ſind, ach! auf immer nun verſchwunden,
wie Wolken leicht vorüberfliehn.
Doch feſt hat in mein Herz gegraben
Ihr Aug' Ihr reizerfülltes Bild.
Hier ſoll es ſeinen Altar haben,
bis Grab und Tod mein Sehnen ſtillt.

C. A. Vulpius.

4.

Er ſchreckt nicht! — —

Schwebe näher herab
Lächelnder Jüngling im Roſenkranze! —
Blau, wie der Aether iſt dein Gewand!
Kühlend wie Zephyr dein Fittig!

Schwebe düftend herab! —
Trockne vom ausgeweinten Auge
Die letzte Thräne und hauche,
Wie Balſamduft den Leidenden an! —

Schwebe zu uns herab! —
Holder ſanfter Freund der Müden! —
Sie welken dahin deine Roſen, —
Du winkſt — wir ſterben!! — —

Widemann.

5.

An Lina, bey Ueberſendung einiger Roſen.

Traute Lina, ſieh die Roſen
Wie ſie majeſtätiſch blühn,
Und bey lauer Weſte Koſen
Purpurner und ſchöner blühn,
Doch ach kurz iſt ihre Freude,
Bald vergänglich ihre Pracht!
Noch am Morgen Augenweide,
Sieht entblättert ſie die Nacht.

Dennoch ſind ſie zu beneiden,
Ihr Geſchick iſt wonnevoll;
Menſchen unbekannte Freuden
Sind des kurzen Lebens Zoll,
Ach an Lina's Buſen ſterben,
Ach an Lina's Buſen glühn!
Dieſe Wonne zu erwerben,
Möcht ich bald wie ſie verblühn! — —

F.

IIr

Auszüge.

Proſpekt-Penn.

(Aus einer Reiſe nach Weſtindien.)

Ich werde mich eben der Zuſammenhäufung bedienen, um dir das Gemählde, womit ich mich jetzt beſchäftige, zu zeichnen, als damals, wie ich die Sklaverey mahlte. Ich werde unter einem Geſichtspunkte ſammeln, was ich zu verſchiedenen Zeiten geſehen und gehört habe. Ich befinde mich jetzt zu Proſpekt-Penn; ein Penn, wie ich dir ſchon geſagt habe, beſteht aus einem Bezirke von Wieſen, auf welchen gewöhnlich ein gutes Wohnhaus ſteht.

Dieſer Ort liegt etwas hoch, und eine angenehme Kühlung, die man in den Städten nicht kennt, ſegnet die Nächte der Einwohner. So wie die Sonne aufſteigt, verſchwindet die Luft gänzlich, und die Hitze wird drückend, bis der Seewind wiederum einfällt.

An dem einen Ende des Balkons iſt eine große Tafel gedeckt, um welche die Familie und die Gäſte ſich zum Frühſtücke verſammlen. Mit dem Koffee und Thee werden Semmel und zuweilen kleine Kuchen, Yamswurzeln und Kokusnüſſe aufgeſetzt; die letzten beſtreicht man gewöhnlich mit Butter, und zieht ſie oft dem Brode vor.

Während wir beym Frühſtücke ſaßen, ſah ich in einiger Entfernung eine Reihe Neger aufs Haus zukommen, die etwas auf den Köpfen trugen, was ich in der Ferne nicht recht unterſcheiden konnte. Der Herr der Penn aber nahm ſein Fernglas, und ſagte mir, es ſey nur eine Kiſten-Flotte (trunkfleet). Da er ſah, daß ich nicht wußte, was ich aus dieſem Worte machen ſollte, ſagte er mir, er hätte die Art der Frauenzimmer, ihre Putzſachen fortzuſchaffen, wenn ſie in einiger Entfernung Beſuche gäben, ſo benannt.

Ein Dutzend Neger, oder noch mehrere, werden des Morgens, lange vor Tage, fortgeſchickt, und Bandſchachteln, Bündel und ſchwere Kiſten, die den größten Theil der Garderobe der Beſuchgebenden enthalten, ihnen auf die Köpfe gepackt. Unter dieſer Laſt ſchleppen ſich die armen Geſchöpfe zwölf, funfzehn, und zuweilen zwanzig bis fünf und zwanzig Meilen fort, um den Putztiſch für ihre Gebieterinnen zu bereiten, deren Ankunft ſie bey Zeiten anmelden. Sie machen allerdings eine kleine Eſadre, und ich halte es für einen ſehr glücklichen Einfall, ſie die Kiſten-Flotte zu benennen.

Philantropos flüſterte mir ins Ohr, daß er einmal in einem Hauſe geweſen ſey, wo eine ſchöne Mulattin den Vortrupp von einer dieſer Flotten anführte; daß ſie beynahe ohnmächtig niederſank, als ſie die Kiſte niederſetzte, und daß ihr Hemd ſo naß von Schweiß war, als hätte ſie es durch einen Fluß gezogen; — ſie war mit einem Kinde ſchwanger, wurde ſchlecht behandelt, und ſtarb.

„Sagen Sie mir, Philantropos, wer war ihre Gebieterin? Lebt ſie noch?“ —

„Errôthen Sie nicht,“ antwortete er, „daß Sie dieſes Weib einſt für liebenswürdig hielten; ſie hatte ein feuriges Auge, und eine verführeriſche Zunge.“ —

Himmel! Eugenio! es iſt keine andere, als — doch laß ſie ruhen, und beklage ſie.

Eine Stunde nach Ankunft der Kiſten-Flotte ſah ich eine andere Flotte herannahen; es war die Dame ſelbſt mit ihrer Familie, die in Reiſekleidern nach Proſpekt-Penn zogen.

Es war eine Prozeſſion von verſchiedenen Pferden in gerader Linie, eins nach dem andern. Es iſt die Regel, daß die Herren vor den Frauenzimmern her reiten. Zuerſt kam der junge Chewquid, der Erbe; dann Bob Chewquid; dann Mrs Chewquid; nach ihr kam ihre älteſte Tochter; dann zwey andere Töchter zu Pferde; dann drey Negerknaben auf Maulthieren, und endlich einige handfeſte Neger zu Fuße, welche die kleinen Kinder trugen. Die Frauenzimmer trugen weiße und grüne Hüte, unter welchen ſie weiße Schnupftücher, die über der Naſe zuſammenſtießen, um den Kopf gebunden hatten. Dieſer Vorſicht bedient man ſich gewöhnlich, um die Haut nicht von der Sonne verderben zu laſſen. — Die Herren trugen weiße Schnupftücher vorn unter ihren Hüten, und ritten in langen Schifferhoſen von ruſſiſcher Leinwand; auch die kleinen Kinder waren eingehüllt, und die ganze Geſellſchaft hatte ſich mit Sonnenſchirmen verſehen.

Die meiſten Pferde waren Amerikaner, und folglich, was man hier Paßgänger nennt. Sie haben einen wadlichten Gang, der dem Reiter eine ſehr ſanfte und leichte Bewegung verſchafft; der älteſte Sohn aber ritt ein ſchönes Stallpferd, deſſen ſich kein engliſcher Stutzer geſchämt haben würde.

Endlich kam der Zug vor der Piazza an: alle ſchnauften nach Luft, und waren unter ihren Schnupftüchern beynahe erſtickt. Nachdem die erſten Wie befinden Sie ſich? abgethan waren, führte man die Frauenzimmer in ihr Schlafzimmer, und die Herren ſetzten ſich in der Piazza.

Die Art, wie die letzten ſich ſetzten, würde dir ſehr lächerlich vorkommen. Sie ziehen ihre Stühle dicht an das Geländer der Piazza, ſetzen ſich mit dem Hintertheile nahe auf das Ende, und heben die Füße bis zum höchſten Balken über ihrem Kopfe in die Höhe. Dieſes Geländer beſteht nur aus einer oder zwey Stangen, die rings um die Piazza laufen, und iſt folglich ſehr offen. Für einen Fremden, der auf das Haus zukömmt, iſt der Anblick äußerſt ſonderbar, und die Erſcheinung der zur Schau geſtellten Hintertheile von 12 oder 15 Menſchen macht einen artigen Contraſt mit dem Erhabenen der umliegenden Berge.

So bald ſich die Herren geſetzt hatten, pfiff einer mit Hülfe ſeiner Finger ſehr hell, und ein Negerknabe kam ſogleich herbeygelaufen. So bald er erſchien, rief der Herr, der gepfiffen hatte, (etwas lakoniſch, wie es mir ſchien) Feuer! Der Knabe lief ſo ſchnell, als er hereingekommen war, hinaus, und kam in einer Minute mit einem Stück Holze, das an einem Ende brannte, wieder herein. Die Tobacksbeutel wurden nunmehr geöffnet, die segars *) bereitet, und jeder ſchnitt mit ſeiner Scheere ein Ende ab. Der Neger reichte das Feuer im ganzen Cirkel rund um, die Tobacksrollen wurden angezündet, und ich gieng von dannen.

Meine Vertraulichkeit mit der Familie zu Proſpekt-Penn verſchaffte mir freyen Zutritt bey den Damen. Es ſtanden zwey Betten im Zimmer, auf welchen ſie in leichten Nachtkleidern ſchlummerten, während die Kinder auf Matratzen auf der Erde krabelten.

Ich fand dieſe indolente Gruppe im Begriffe, eine Mahlzeit zu halten. Chewquid, die mit kreuzweis über ein-

---

*) Segars — Ciparros oder Rollen von Toback. Die Weſtindier zünden beym Rauchen das eine Ende an, und ziehen durch das andere den Dampf ein.

einander geſchlagenen Beinen auf dem Bette ſaß, hielt eine große Schüſſel von Porzellain, worin ein ſtarkriechendes Allerley enthalten war, auf den Knien.

Während ſie dies ausſpendete, machten andere die ſchwarzen Krebſe auf, um die fetteſten und eyerreicheſten auszuſuchen; die Kinder ſtopften gierig, ſo viel ſie konnten, und ein kleiner Schelm, von ungefähr ſieben Jahren, ſchrie mir unabläſſig in die Ohren: Krebſe! — Krebſe! gieb mir Krebſe. Um ihm das Maul zu ſtopfen, nahm ich den erſten, der mir in die Hand kam, und gab ihn ihm hin; allein er unterſuchte ihn ſogleich, und da er ſahe, daß keine Eyer darin waren, rief er laut: Der hat ja keine Eyer; ich mag keine magern Krebſe; ich will keinen Mannskrebs; ich will Weibskrebs haben: — denn ſo hatte er ſeine Mutter und die Neger die Krebsgeſchlechter unterſcheiden hören. Ich würde dem kleinen Spitzbuben was anders gelehrt haben, aber die Mutter rief ihn zu ſich, küßte ihn ein Dutzendmahl, und ſuchte ihm den beſten Weibskrebs aus.

Verſchiedene kleine Negerinnen waren in dem Zimmer. Einige fächerten die Frauenzimmer, um ſie zu kühlen und die Fliegen abzuhalten, andere warteten die Kinder, und ein armes Geſchöpf ſtand im Winkel auf einem Fuße, und mußte den andern mit der Hand in die Höhe halten, weil ſie eine Sünde begangen hatte.

Kurz nachdem ich ins Zimmer gekommen war, nieſte eines von den Frauenzimmern, worauf eine junge kürzlich gekaufte Negerin ſich zu ihr wandte, und ſagte: Nion coumpang hoo! Dieſes fiel mir auf, und weil das Mädchen gar kein engliſch ſprach, fragte ich eine alte Negerin, was dieſe Worte bedeuteten; und hörte, daß es ſo wohl bey den Afrikanern, als bey den Europäern Mode ſey, ſich beym Nieſen Glück zu wünſchen. Das Frauenzimmer war aus dem Coromontee-Lande;

die kleine Negerin aus Banda. Dieſe Gewohnheit ſcheint allgemein zu ſeyn. Voltaire ſagt, als er der Religion des Zoroaſter's erwähnt: Es wird darin befohlen, ein abunavar, und ein aſhim vuhu zu wiederholen, ſo oft jemand nieſt.

Bey dieſem Frühſtücke machten die Liebeshändel der Herren mit den mulattiſchen Frauenzimmern den Hauptgegenſtand des Geſprächs aus. Nachdem die Damen dieſe Materie hinlänglich erſchöpft hatten, fühlten ſie den Druck der Hitze, und der genoſſenen Mahlzeit ſo ſehr, daß ſie Luſt bezeugten, noch vor Tiſche ein kleines Schläfchen zu machen. Ich empfahl mich; ehe ich aber fort gieng, konnte die arme kleine Sünderin auf einem Fuße es nicht länger aushalten, und ließ den andern nieder. Ihre Gebieterin rief ſie ſogleich zu ſich, zog ihren Schuh aus, und ſchlug ihr, mit äußerſter Heftigkeit und Geſchwindigkeit, mit dem Hacken auf den Kopf. — Mir war dieſe Strafe ganz neu, und ich zeichnete ſie für dich in mein Taſchenbuch auf.

Bey meiner Zurückkunft in den Saal eröffnete ſich mir eine neue Scene. Die Herren hatten die Piazza den brennenden Strahlen der Sonne Preis geben müſſen, und hatten ſich in den Saal zurück gezogen, wo ſie in eben der Stellung, wie bey dem Geländer, die Füße höher als den Kopf, in einer Reihe ſaßen. Nur hatten ſie ſich gegen die Wand geſtemmt, und den Rücken nach dem Zimmer gekehrt, wo ſie ſaßen. Eine große Bowle ſchwachen Punſch, mit einer Serviette vor den Fliegen bedeckt, ſtand auf einem Tiſche, und ein Mulatte reichte die Gläſer rund um. Wir zogen uns nunmehr ſämmtlich zurück, um uns zum Mittagseſſen anzukleiden.

Da ich dir bereits eine Beſchreibung von einer weſtindiſchen Mittagsmahlzeit gemacht habe, will ich hier das ſchmackhafte Mahl nicht wiederholen; genug, daß man ſich in dieſem Lande auf die Leckereyen der Tafel vollkommen verſteht.

Karten- und Triktrak-Spiel machen den Zeitvertreib aus, und ein ernſthaftes, tiefes Whiſtſpiel iſt hier eben ſo ſtark Mode, als in Jamesſtreet.

Nachdem verſchiedene Rollen Toback ausgeſchmaucht waren, trennte ſich die Geſellſchaft. Einige nahmen Karten, während andere ſich in die Piazza zurückzogen, um ihr Rauchen fortzuſetzen, ihre Beine in die Höhe zu legen, und ihr Blut mit Branntewein und Waſſer zu verdünnen. Auf ſolche Art verſtrich der Nachmittag. Zu Abend wird ſelten gegeſſen, und auf Proſpekt-Penn iſt es gar nicht gebräuchlich.

Zwiſchen zehn und eilf zog ſich die ganze Familie und alle Gäſte zur Nachtruhe zurück; allein der Schlaf machte mir keinen willigen Beſuch, und ich ergriff die Feder für meinen Eugenio.

Obgleich die Musquitos nicht ſo zahlreich waren, als ich ſie bey der Stadt fand, ſchwärmten ſie doch noch in hinlänglicher Menge, um mich beym Schreiben zu zu ſtören. Ich hatte eine Stunde mit Schreiben und mit Tödten der Musquitos zugebracht, als ein lautes Schnarchen im Saale meine Aufmerkſamkeit rege machte. — Gleich darauf hörte ich einen Schall, als wenn jemand einen derben Schlag ins Geſicht bekommen hätte; gleich darauf noch einen, dann wieder einen und ſo fort, bis meine Neugier aufs höchſte ſtieg. Ich nahm mein Licht, und ſchlich leiſe herzu, um die Lage des Saals zu betrachten. Alle Fenſter waren dicht zugemacht, und das erſte, was mir auffiel, war die heiße verſchloſſene Luft und das Geſummſe der Musquitos. Ich ließ mich indeſſen nicht abſchrecken, weiter zu gehen, und wäre beynahe über eine fette, ſchwarze Dirne, die beym Eingange lag, geſtolpert. Doch ſchritt ich, ohne ſie aufzuwecken, über ſie hin, und gelangte in die Mitte des

Leander. Lauter Verläumdung! Ich habe kaum die Zeit gehabt, das Maul aufzuthun. Doch ich gehe —

Hannchen. Nein, bleiben Sie, hier iſt ein Billet, das ich Ihnen zuſtellen ſoll.

Leander. Ah ha! Vom Pater Feiner! Laß hören, was er ſchreibt! (lieſt.) „Da man Sie nicht zu ſprechen „kriegen kann, Herr Hauptmann, ſo ergreife ich das „Mittel, Ihnen zu ſchreiben. Es iſt Ihnen in der be„wußten Sache fehl geſchlagen, weil Sie zu viel geſchwatzt „und zu wenig gethan haben, und nicht zu mir kamen, „als ich es Ihnen durch den Bedienten ſagen ließ. Valer „hat nun die Commendantenſtelle durch die Vermittelung „der Perſon erhalten, zu der ich Sie dieſen Morgen führen „wollte.

Pater Feiner.“

Hannchen. Der Brief hat meinen ganzen Beyfall!

Leander. Es iſt eine himmelſchreyende Ungerechtigkeit! — Doch wenigſtens habe ich das Vergnügen, in allen Geſellſchaften darüber klagen zu können. Immerhin! Clariſſe iſt mehr werth, als hundert Commendantenſtellen.

Scene XVI.

Vorige. Cephiſe. Clariſſe. Valer.

Cephiſe. (zu Valer.)

Ich will Ihnen meine Entſchließung in ſeiner Gegenwart wiederholen.

Leander. (zu Cephiſen.) Madame, ich baue jetzt allein auf Ihren gütigen Verſpruch!

Hannchen. (ſachte zu Cephiſen.) Valer iſt Commendant von Quimberksheim geworden.

Saals. Hier ſchwenkte ich mein Licht ringsum, und ſah mich von dem ganzen Hausgeſinde umgeben. Männer, Weiber und Kinder; zum Theil ganz, zum Theil halb nackend.

Hier lag ein ſchwarzes Paar Liebende einander in den Armen, dort ſtreckten die minder Verliebten ihre müden Glieder aus. Hier lag eine Gruppe von Knaben und Mädchen in wilder Unordnung um einen ſtämmigen Neger, der aus Leibeskräften ſchnarchte, und in jenem Winkel ſchlief eine verlaſſene Mulattin — alle der Länge nach auf der Erde ausgeſtreckt, und in feſtem Schlafe. Während ich dieſe ſeltſame Scene betrachtete, entdeckte ich die Urſache des Schalls, den ich von meinem Zimmer aus gehört hatte.

Ich richtete meine Augen auf die fette Dirne, über die ich beynahe geſtolpert wäre, und ſah, daß ſie die Hand aufhob, und ſich einen derben Schlag auf den Schenkel verſetzte. Gleich darauf ſah ich einen Knaben daſſelbe thun, und das verlaſſene Mulatten-Mädchen gab ſich einen Streich auf den Backen; kurz, die Streiche wurden bald allgemein, und giengen von einem zum andern rings durch den Saal — und doch blieb alles im feſten Schlafe. Ein kleines Nachſinnen brachte mich auf die Urſache. Sie fiengen Musquitos. Dieſe giftigen Teufel ſchmauſten an dem Mahle, welches die Natur vor ihnen ausbreitete, und mußten ihre Frechheit mit ihrem Leben büſſen.

Als ich wieder in mein Schlafzimmer zurückgieng, wurde die Thüre gegen mir über aufgemacht, und einer von den Gäſten kam halb angekleidet heraus und fragte mich, ob ich keine Glocke gehört hätte? — Die Glocke iſt nicht nur das Signal, die Neger zur Arbeit zu rufen, ſondern wenn ſie in einem beſondern Tone geläutet wird, iſt ſie auch das Signal zum Alarm, entweder bey Feuer oder bey einem Aufſtande. Auf meine Erklärung, daß ich nichts gehört hätte, verſicherte er mich, er hätte es gewiß gehört, und gerieth in ſolche Unruhe, daß er mich bat, mit ihm in den Hof zu gehen und zu lauſchen: denn, ſagte er, die Neger haben ſeit Kurzem Luſt zum Aufſtande gezeigt, und es giebt viele Coromantees in dieſer Gegend des Landes. Ich gieng mit ihm heraus; hörte aber nichts; ſeine Einbildungskraft aber trug den Schall einer entfernten Glocke in ſeine Ohren. Er hielt von Zeit zu Zeit den Kopf zur Erde, und nach dem Stamme eines alten Baumes, der nahe beym Hauſe ſtand, weil er glaubte, daß der Schall von daher käme. Er hätte gern die andern Herren aus dem Haus ebenfalls herbeygerufen; allein ich beredete ihn, ſich noch ein wenig zu gedulden: denn wenn wirklich ein Aufſtand wäre, ſo würden mehr benachbarte Glocken, als die eine, die er wahrſcheinlich nur in der Einbildung hörte, den Lärm weiter verbreiten.

Indeſſen konnte ich ihn doch nicht verhindern, kurz nachher den Herrn vom Hauſe zu rufen; dieſer ſchien von eben dem Geiſte der Unruhe ergriffen zu werden; zwar ſtörte er die übrigen nicht in ihrer Ruhe, nahm aber ſeine Piſtolen von der Wand, und verſorgte ſeinen Freund und mich ebenfalls damit. Wir luden ſie, ſchütteten Zündpulver auf die Pfanne, und ſtellten uns dann, an dieſem ſchönen Mondſchein-Morgen, auf die Lauer, indem wir mit aufgeſperrten Ohren horchten, bis das Tageslicht unſere Beſorgniſſe wegen eines Aufſtandes vertrieb.

Himmel und Erde, Eugenio! — Was ſind Reichthümer? Was iſt das Leben des Menſchen, wenn der Tag ſchwer auf ihm liegt, und die Nacht Schrecken über ihn verbreitet? Die Afrikaner ertragen ihren Zuſtand nicht mit Geduld. Wiederholter Aufſtand beweiſt, daß ſie das Schreckliche deſſelben fühlen, und beweiſt ihren Widerwillen gegen das Joch der Sklaverey. — Ein

Bewußtſeyn davon herrſcht in der Bruſt der Europäer, und Erfahrung legt den Grund zur Unruh.

Die Coromantee-Neger ſind die feurigſten von allen aus Afrika eingeführten Männern; ſie laſſen ſich nicht leicht unterjochen, und ſind die Anführer des Aufſtandes. Ein Geſchichtſchreiber, der von ihnen handelt, räth dem Weſtindier, ſie von dem Sklavenhandel auszuſchließen: „Die Natur,“ ſagt er, „lehrt den Bauer nicht, Tiger vor ſeinen Pflug zu ſpannen; eben ſo wenig ſollte der Pflanzer ſich der Coromantees bedienen.“

Er bemerkt an dieſen Tigern, nach einem ihrer Aufſtände, „daß ſie blos aus eitelm, ruhmdürſtigen Verlangen, das Land zu unterjochen, die Waffen ergriffen hätten, und daß es ihnen weder an Ehrgeiz, noch an Selbſtvertrauen fehlte.“ — Dieſe Geſchöpfe alſo, die keine Menſchen ſeyn ſollen, wünſchen dennoch als ſolche zu leben; können ſich nicht unter das Joch ſchmiegen, und ſuchen die Tyranney abzuſchütteln.

III.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

Geſpräch im Reich der Todten zwiſchen denen letztverſtorbenen Königen von England und Frankreich.

Georg.

Bruder ſey willkommen im Reich des Friedens und der Ruhe; viel haſt du auf Erden geduldet, allein viel warſt du auch Schuld dran.

Louis. Gruß dir lieben Bruder: In unſerm gegenwärtigen Stande der Verklärung läßt ſich gut davon ſprechen, allein in der leiblichen Hülle iſt man bloßer Ertrag deſſen, wie man ſich organiſirt findet.

Georg. Ich ſprech auch nur von der Sache, wie ſie in theil auf Erden gilt: Ich betrachte uns nur nach dem, was wir waren, und denen Umſtänden nach, bey mehr oder weniger Einſicht, und bey mehr oder weniger Talenten hätten ſeyn können, alles gegen die Umſtände abgewogen und damit war es leider bey dir ſchlecht beſchaffen. Du ſiehſt doch wohl ein, daß Vetter Fritz, ja nicht einmal ich, es hätten ſo weit kommen laſſen.

Louis. Auch du wärſt in denen Umſtänden erſoffen, und dein Sohn ſtehet in Gefahr eben ſo von dem Strohm der Umſtände und Meynungen umgeriſſen zu werden. Er weiß ſo wenig, als ich es wußte, wo es herkommt und wo es hin will; wüßte man das auf Erden, ſo ließ es ſich gut vorbauen.

Georg. Ich ſage dir nochmals, Vetter Fritz hätte es wohl gemerkt, wo es herkommt, und hätt' ihm den Weg gewieſen. Umſtände laſſen ſich lenken und Meynungen influenziren.

Louis. Das iſt bald geſagt, läßt ſich aber nicht gerade ſo ausführen. Wo die ganze Verfaſſung, wie unter mir der Fall war, auf Blendwerk und Uſurpation beruhet, läßt ſich das gewitzigte Volk nichts mehr weiß und die Rädelsführer nicht irre machen: ſie hatten zu ſtarken Vorſprung im verborgenen erhalten.

Georg. Schlimm genug für dich war es, daß du und deine Leute nichts von der Sache gewahr worden. Hätte man bey euch die Jeſuiten nicht abgeſchafft, wär es ſo weit nicht kommen; die Spührhunde ſollten es bald gewittert und Ruf gegeben haben. Wahr iſt es, du warſt jämmerlich verlaſſen.

Louis. Und deinem Sohne gehet es nicht beſſer als mir, die Gallier ſtecken die Britten an, du wirſt ſehen, kein Lenken, kein Influenziren wird ihm helfen; wie wollte er ſich dazu anſtellen.

Georg. Bey ihm iſt es leichter als es bey dir war. Weil die Brittiſche Conſtitution weniger auf Blendwerk und Uſurpation beruhet, kann er es ohne ſich blos oder etwas zu vergeben, und ohne der Wahrheit zu nahe zu treten; blos durch ein Manifeſt oder Addreſſe an das Volk, des Inhalts —

Liebes Volk, dich nenn ich mein, nicht als wollte ich dich damit als mein Eigenthum angeben, ſondern weil du das Volk biſt dem ich zugehöre, deſſen Eigenthum ich und die Meinigen, deſſen Leibeigener ich bin; deſſen geſetzlicher Wille mich zum König gemacht und die Richtſchnur vorgeſchrieben hat, nach welcher ich regieren ſoll, und nach meinem beſten Wiſſen und Gewiſſen regiere.

Um ſo ſchmerzhafter fällt mir die, Empörung athmende, Unruhe, die du äußerſt, die bloße Anſteckung des anarchiſchen Schwindelgeiſtes, und der übertriebenen Freyheitsſchwärmerey des ehemaligen Frankreichs, dermaligen Galliſchen Republik iſt, kein wahr und warmer reiflich überlegter vaterländiſcher Wunſch zur Verbeſſerung unſerer Conſtitution. Nichts iſt vollkommen auf unſerm an und vor ſich ſelbſt unvollkommnen Erdball.

Die von einem Theil meines Volkes, nur zu ſtürmiſch, und unter gegenwärtigen Umſtänden zur Unzeit, anverlangte Reforme in der Repreſentation, hab ich ſelbſten ſchon lange als nützlich und nöthig eingeſehen und nur deswegen nicht ſelbſt vorgeſchlagen, weil erſtens alle Vorſchläge des Königs ein Vorurtheil gegen ſich haben; andern theils, weil ich auf die Einſtimmung des ganzen Volkes nicht rechnen konnte; drittens weil Privatintereſſe deren die im Beſitz eines andern ſtehen, dieſes dem allgemeinen vorziehend, meiner Aeußerung einen widerlichen Anſtrich zu geben gewußt, und alles Gute hintertrieben hätten, als wodurch eine gefährliche Spannung in denen Gemüthern und die Wurzel alles Verderbs, Zwietracht, entſtanden wäre.

Hier und jetzo, liebes Volk! ruf ich dir zu, als dein treuer Vater, zur Zeit der Anſteckung, da große Gefahr ob uns ſchwebt: Haltet auf Eintracht.

Eintracht nährt und Zwietracht zehrt: Und woferne ihr denen Einſtreuungen etwelcher Schwindelköpfen, die auf Gottes Erdboden nichts an Gut, Habe und Ehre zu verlieren haben, Gehör gebt, werdet ihr um Ruhe, Frieden, Wohlſtand, Gut und Blut kommen; und es wird binnen kurzem heißen: Es war einmal ein blühendes Reich, das hieß Großbrittanien; deſſen blutige Trümmern in Dürftigkeit und Elend ein Raub der

Rädelsführer worden, und deſſen Bewohner Knechte der Verführer ſind. Dann, wiſſet, und vernehmt es; die etwas haben, werden es nicht verlieren wollen und ſich zuſammen rottiren; Kampf, Mordbrennen, Plündern, und die blutdürſtigſten Verfolgungen werden die Looſung des Streites und der Erfolg der zuſammenrottirten Partheyen ſeyn.

Euch wohlhabende und gewerbtreibende Bewohner der Städte und des Landes, euch alle, die ihr zu verlieren habt, euch beſchwöre ich zur Eintracht und Einverſtändniß; beredet euch freundſchaftlich und treuherzig über die Mittel zur Handhabung der Conſtitution, und einer Spaltung in dem Staate vorzukommen, deſſen erſter Erfolg der Umſturz des Credits, des Handels und der Manufakturen, worauf euer Wohlſtand beruhet, ſeyn wird. Laſſet euch nicht von Galliſchem Vorwitz irre führen, oder von dem zu hoch geſpannten Ideal menſchlicher Glückſeligkeit hinreißen; glaubt ihren Vorſpiegelungen von unbedingter Freyheit und Gleichheit nicht, haltet euch an die baare Ereigniſſe, und bedenkt, oder entziffert es, wenn ihr könnt, wie ſich die Guillotine; wie das unter deren ſchreckhaften Vorausſendung bewerkſtelligte Aufgebot aller ſtreitbaren Männer zur Schlachtbank; wie die gewaltſamen Eingriffe der verkappten Beherrſcher des verblendeten Volkes in das Eigenthum aller Menſchen; und wie ſich alle ihre gewaltſamen ſo raubſüchtigen als blutdürſtigen Vorkehrungen mit der ſo hoch belobten Freyheit verhalten und reimen. Bedenkt und entziffert es, wenn ihr könnt, wie ſich das der Armuth trotzende ſchwelgeriſche Leben der ſich reich geſtohlen habenden heimlichen Beherrſcher des Volkes; wie ſich deren deſpotiſche Anmaßungen die Bürger Galliens mit eiſernen Ruthen zu denen gefährlichſten Expeditionen hinzugeißeln; wie ſich der Abſtrich dieſer in Ruhe und Sicherheit ihren Raub wohllüſtig und gebietriſch einſchlürfenden neuentſtandenen Ariſtokraten gegen das arme ihm unterthänige, von Haus und Hof, von Weib und Kindern, von Wohlſtand und Gewerb abgeruffnen Volkes; wie all dieſes ſich mit der ſo hochgelobten Gleichheit verhalte.

Was entgehet, dieſe zwey Punkte, der Gleichheit und Freyheit, betreffend, dem Britten? Nichts. Iſt nicht ein Britte ſo frey als ein andrer? Und mehr bleibt keinem Staatsbürger zu verlangen Befugniß, als daß er nicht minder und nicht mehr frey ſey, als ein anderer.

Hat nicht das Volk im ganzen und nach einzeln Köpfen ſeine Repreſentanten? Und iſt irgend jemand dabey verkürzt, ſo kann er der Gerechtigkeit verſichert ſeine Beſchwerden ungehindert vortragen; entweder vermög der Preß-Freyheit ohne Beſorgniß der Guillotine; oder vermög unmittelbarer Vorſtellung bey der Behörde: Es kann, wird und ſoll geholfen werden.

Die Gleichheit betreffend, hat es bishero kein Volk und keine Nation der brittiſchen gleich gebracht; des ſchmutzigten, an Leib und Seel mißwachſenen Schweinshirten Sohn iſt nach ſeiner individuellen Kraft und Würde zu allen Stellen in dem Staat berechtigt: Beyſpiele genug beweiſen es, und irgend ſonſt eine Gleichheit iſt bloßes Hirngeſpinſte. Alle individua eines Staats können nicht zugleich Admirale, Herzoge, und ſo weiter ſeyn; genug die Geburt ſchließt niemand aus.

Wozu alſo das Murren etwelcher unter euch, in dem unſerer Conſtitution zuwiderlauffenden Galliſchrepublikaniſchen Tone? Dieſe Nachäffung kann nur bey denen Ernſt ſeyn, die, entweder nichts haben und kein dem Staat nützliches Gewerb, mit aller Anlag zu ſchwelgeriſchem Lebenswandel bloß aus Faulheit, ergreiffen, ſondern in der Verwirrung rauben und plündern wollen, oder aus Kurzſichtigkeit die böſe Folgen nicht einſehen, oder aus Neid, wie es der Fall bey der Oppoſition, oft und mehrmalen war und noch iſt; ſich und ihrem Vaterland lieber ein Aug ausſtechen laſſen, damit ihre Gegner beyde verlieren.

Dieſes war der Fall, als die Amerikaniſchen Staaten und mit ihnen ein ſtarker Zweig bürgerlicher Commercial-Nahrung verloren gingen. Dieſes Tempo innerlichen Zwiſtes, da die Oppoſition, aus Neid und Beſtechung, mit Hintanſetzung des vaterländiſchen Intereſſe, alle Miniſterial-Vorkehrungen zu vereitlen wußte, benutzten unſre gebohrne Feinde und Concurrenten in Schiffahrt, Handlung und Manufaktur-Weſen, die Franzoſen um Großbrittanien zu demüthigen. Vermög gegenwärtigen Krieges müſſen wir dieſes wette machen. Gleichwohl hör ich nicht allein lautes Murren über dieſen Krieg, ſondern ich ſpühre auch ein heimliches ſehr verderbliches Entgegenarbeiten, abſeiten der alle meine Vorkehrungen zu vereitlen, mithin den Krieg zum Verderb zu bringen beſtrebten, Oppoſitionen: Solch ein Benehmen iſt kein redlich Stück. Wie kann irgend eine Obrigkeit auf Erden erſprießliche Anſtalten treffen, wann dieſe von einer innren Faktion verdreht, auf ſolch eine ſchlechte Weiſe kraftlos gemacht, und der Erfolg vereitelt wird; da ohnehin in dem Regierungsweſen das Werk ſo ſchwer und der Tadel ſo leicht iſt.

Die Beſchwerden der engliſchen Fabrikanten über Mangel an Abſatz, mit Angabe des Krieges als deſſen Urſache hat nicht den angegebenen Grund. So wahr das Stocken in der Handlung ſeyn mag, ſo wenig iſt der Krieg allein deſſen Urſache dann dieſes Stocken war fühlbar vor der Kriegeserklärung, und beruhet vielmehr auf der bloßen franzöſiſchen Revolution: Erſtlich waren die verarmten ihre Baarſchaft an ſich haltenden Bewohner Frankreichs außer Stand fernerhin engliſche Fabricate zu conſumiren: zweitens hat das Commercium in ganz

Europa durch dieſe gewaltſame Erſchütterung und Verwirrung einen Stoß erlitten, Mittel und Weiſe, Credit, Wechſel und Inſtradirung der Waaren, ſind ſchon vor Beytritt Großbrittaniens zum Krieg, verrückt geweſen und ſchwankend worden: drittens iſt zu bedenken, daß bey gänzlichem Darniederliegen der Fabriquen und des Handels in Frankreich, das Verkehr mit und der Abſatz engliſcher Waaren nach denen übrigen Staaten Europens, wenigſtens um das, was ſie an franzöſiſchen Waaren conſumirten, vermehrt werden muß: viertens iſt zu bedenken, daß die Handlungs-Bilanz Großbrittaniens, durch die allbereits ſchon zernichtete Concurrenz der Franzoſen in Oſt- und Weſtindien unendlich gewinnen muß.

Wird nun dieſer auf die Zukunft ſehr viel verſprechende Krieg, um ein unglückliches Entbehrniß, nicht mit allem Vorſchub abſeiten des geſammten Volkes Großbrittaniens mit allem Eifer fortgeſetzt, wohl gar aufgegeben und das dermalen günſtige Tempo, Gallien, dieſen unſern mächtigſt und gefährlichſten Concurrenten herunterzuarbeiten, nicht benutzt; ſo ſtehet uns mit der Zeit ein böſes Loos bevor: und es wäre das Werk der Antiminiſterial-Parthey, die aus Neid und durch Beſtechung zu allem fähig iſt.

So lauten meine Worte; beherzige ſie liebes Volk, und traue deinem dich herzliebenden Vater und König.

Was ſagſt du dazu?

Louis. Ach lieber Bruder! du der Menſch war, wie ich, wirſt wohl noch wiſſen, wie wenig wir denen Eingebungen der baar und blanken Vernunft nachlebten, und nachzuleben im Stande waren. Erkenntniß macht weder fromm noch klug, weder geſcheid noch glücklich. Wie viele Menſchen handlen in der Hitze gegen ihre eigene Erkenntniß; wie wenig Menſchen handlen conſequent, und dieſes erwarteſt du von dem dicken Haufen;

Cephiſe. Ich habe es ſchon gehört, und er wird meine Nichte heyrathen.

Leander. Wie? Halten Sie ſo die Verſprechungen die Sie mir gethan?

Cephiſe. Ich hatte damals nicht die Ehre, Sie zu kennen, und ich wußte noch nicht, daß Sie ein Urenkel von dem berühmten Martin Schreyhals wären.

Valer. Sie kommen doch auf meine Hochzeit, Vetter?

Clariſſe. Freund, Geliebte, Beförderung, um alles bringt Sie Ihre Zunge.

Hannchen. Herr Commendant, ich bin Ihre unterthänige Magd!

Leander. Ich kann auf alle Eure boshaften Reden nichts antworten. Aber ich weiß, was ich thue, dem erſten, dem beſten, den ich finde, will ich alles erzählen.

(eilends ab.)

III.

Auszüge.

Etwas von den Parſen, und ihren Gewohnheiten.

(Aus dem Zend Aveſta.)

I) Sogleich nach der Geburt des Kindes läßt die Mutter bey einem Mobed Perahom ſuchen, worin ſie ein wenig Saum tunkt, und ihn in des Kindes Munde ausdrückt, und ihm alsdann die Milch giebt.

Nach

der kaum die viertels Bahn der ſtillen Vernunft erreicht; der lediglich ſeinem groben Inſtinct folgt; der von ſeinem meiſtens ſchlecht berechneten Privatintereſſe, das allgemeine, ohne welches jenes nicht beſtehen kann, nicht erblickt; der faul und lüſtern ſich im Strohm der Umſtände wälzt; der aller Täuſchung entgegenlauft; der ſich füttern, amuſiren und zum beſten haben läßt; der nur auf den paſſet, der dieſe Operationen an ihm übernehmen mag; der der Auſteckung von Schwärmerey ſo empfänglich iſt. So vielen Unfugs in dem Stand der Schwärmerey der krelle Gallier fähig iſt, eben ſo vielen iſt deſſen der launige Britte fähig. Wo Schwärmerey eintritt, muß die Vernunft abtreten. In ſolchen Anfällen ſtürzen ſich die aufgebrachten Leute blindlings in allerley Unſinn; ſo mit in die gefährlichſten und ſchmerzhafteſten Folgen; und nachdem Weh und Elend ſie ergriffen haben, eben ſo in die Aerme des erſten beſten Markſchreyers der ſich unter Verheißung von Linderung und Heil die Mühe geben mag, ſie um theuren Macherlohn, zum beſten zu haben. Und vernehm aus meinem Munde die grauſame Worte: Wer der Vernunft nicht gewachſen iſt, kann nur in der Täuſchung Troſt finden. Und dieſes wird ſo lange noch der alleinige Troſt aller Völker bleiben, bis die Vernünftigſten aus dem Volk deſſen Obrigkeit ſein wird. Leb wohl, da ſeh ich meine Frau kommen. —

IV.

Naturgeſchichte.

Die Eiderdaunen.

Der Eider, der ſeinen Namen dem Isländiſchen Aedor verdankt, hat die Größe einer Gans, und lebt nur in den nördlichen Meeren, wo er ſich vom Frühjahr bis im Herbſt am Ufer in unzähliger Menge aufhält, ſo daß die See oft weit damit bedeckt iſt. Das Weibchen, wenn es brütet, rupft ſich die kleinen Federn an der Bruſt aus, und polſtert damit ihr Neſt, damit die Eyer, deren ſie 5 bis 6, ſelten 8 legt, nicht erkalten, wenn es ſich davon entfernt, um Futter zu ſuchen. Dieſe Federn in dem Neſte ſind die beſten Eiderdaunen, und deßwegen pflegen die Isländer und die andern Küſtenbewohner jener kalten Gegenden, die ſich mit dieſer Federjagd abgeben, der Mutter zuweilen die Eyer zwey- bis dreymal wegzunehmen, um ſie dadurch zu zwingen, friſche (doch immer wenigere an der Zahl) zu legen, und ſich eben ſo oft von neuem, zur Bekleidung ihres Neſtes zu rupfen. Aber mehr dann dreymal kann kein Eiderweibchen dieſen mütterlichen Trieb befriedigen, und oft geſchieht es, daß das zärtliche Männchen ſich dann auch der Federn beraubt, um das Wochenbett, das ihnen die menſchliche Habſucht endlich geſtatten will, gehörig auszupolſtern. Dieſe letztern männlichen Federn ſind weiß, und ſtärker, und müſſen beym Einſammeln geriſſen werden. Die reinſten Federn ſind immer die, welche zu oberſt im Neſt liegen; unter den andern, ſonderlich denen, welche die Grundlage ausmachen, iſt Graß und Mooß befindlich. Dieſe Federn, die vom Meerwaſſer angefeuchtet und naß ſind, müſſen nun ſorgfältig gereinigt, und an der Sonne oder ſonſt, zuvörderſt getrocknet werden. Man reibt ſie dann zwiſchen den Händen, wenn ſie noch warm ſind und lieſet alle Unreinigkeiten aus. Auf Chriſtians werden die Daunen erſt an der Sonne, hernach in Säcken in Backöfen getrocknet, auf einer Horde mit Stöcken geſchlagen, oder wie Wolle gepflockt, um alles Unreine zu ſcheiden. Andre ſetzen die Federn in einem eiſernen Topfe übers Feuer, rühren und ſtampfen ſie darin mit einem Stabe; allein dieſe Methode hat das Unangenehme, daß die Farbe der Federn gern dunkler wird, und daß bey zu ſtarker Hitze ſie einlaufen, ſich aufrollen, und von ihrer Elaſticität verlieren. In neuern Zeiten bedient man ſich auch zur Säuberung des Fachbogens, und facht dieſe Daunen, wie die Hutmacher ihre Haare.

Die Federn von geſtorbenen Vögeln ſind weniger elaſtiſch, und doch haben viele Bewohner dieſer Länder, den grauſamen Leichtſinn, dieſe nützlichen Vögel zu ſchießen, oder auf andre Art zu tödten, was um ſo frevelhafter und ſträflicher iſt, da das Fleiſch des Vogels einen unangenehmen, thranigten Geſchmack hat, den jedoch die Bewohner von Gotland dadurch zu heben ſuchen, daß ſie den Vogel, ehe ſie ihn braten, mit Heu abſieden. Die Eyer hingegen ſind ein wahrer Leckerbiſſen. Allein auch durch die zu häufige Wegnahme der letztern wird die Fortpflanzung dieſes Vogels geſtört, wenn gleich ſchon alte Geſetze, unter Geldſtrafen, über die Schonung dieſer Thiere wachten. Aber dieſe muthwillige Uebertretung führt eine noch empfindlichere Strafe für dieſe übertriebene Jagd mit ſich; denn in vielen Gegenden Islands hat mit den Vögeln auch die Federerndte und folglich der Gewinn abgenommen. Beſſer verſtehn einige andere nördliche Inſulaner ihren Vortheil. Dieſe helfen den Eidern ihre Neſter bauen, indem ſie auf die Klippen, wo ſich welche ſehen laſſen, Moos und Heu zu Neſtmaterialien legen, und zur Brützeit ihre Hunde und was ſie ſonſt ſtören könnte, ſorgfältig entfernen, wodurch denn die Eider ſo zahm werden, daß die Leute zwiſchen ihnen herumgehen, und die Eyer unter dem brütenden Weibchen wegnehmen dürfen.

Ein Neſt giebt nicht mehr als ein ſechtel Pfund Federn, und aus allen drey Neſtern eines Vogels erhält man ſelten mehr als ein halbes Pfund reiner Federn. Man vermiſcht und verfälſcht ſie oft mit den Federn anderer nördlichen Waſſervögel, die in der Güte den Eiderdaunen faſt gleich kommen, ſonderlich mit den Federn der Alca, die, ob ſie gleich nur ein Ey legt, und in unzähliger Menge von den Küſtenbewohnern getödtet wird, dennoch in großen Schwärmen vorhanden ſind.

Die elaſtiſche Eigenſchaft der Eiderdaunen macht, daß ſie ſich ſtark zuſammenpreſſen laſſen, und doch wieder ſo gewaltig ausdehnen, daß 2 oder 2½ Pfund ein einſchläfriges Oberbette füllen. Man zupfet ſie auseinander, und wirft eine Handvoll in einen Keſſel, der trocken iſt, und den man über einem Feuer gelinde erwärmt, und die Federn, die man mit einem Stabe umrührt, laufen dergeſtalt auf, daß ſie den ganzen Keſſel füllen, und ſich dergeſtalt filzen, daß ſie, wie eine Watte an einander hängen. Die Mode und der Handel mit Eiderdaunen ſteigt nicht über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinauf, und kam zuerſt nach Frankreich, und von Frankreich in die angränzenden europäiſchen Länder. Island, Norwegen, Lapland, die Inſeln Faroer, Bronholm, die Gegend um Helgeland, die ruſſiſchen Inſeln im finiſchen Meerbuſen, Nowaja Semlia und Spitzbergen, liefern dieſe Waare. Das Pfund reiner Eiderdaunen, das in Jsland mit 2 Thlr. 22 bis 23 Schiliing bezahlt wird, galt in Hamburg 1791 drey Thlr. in Loiusd'or zu 5 Thlr. Da es mehr Männchen als Weibchen unter den Eidergänſen giebt, ſo ſtreiten erſtere um letztere in hartnäckigen und anhaltenden Kämpfen, wobey das Weibchen, um welches geſtritten wird, dem Haufen der Kämpfenden nachfolgt, bis einer als Sieger zurückbleibt. Das Männchen hält bey dem Weibchen während der Brützeit Wache; auch thut letzteres aus einem beſondern Jnſtinkt, die Schwarz-Möwe, und warnet den Eidervogel, von ſeinem Standort, einer hohen Klippe, herab, vor einer herannahenden Gefahr, durch einen beſondern Schrey. Wenn man die zahmen Eidervögel von den Eyern hebt, ſitzen ſie ganz ſtill; merken ſie aber, daß man alles wegnehmen will, ſo ſehn ſie kläglich die Menſchen an, rufen zu wiederhohltenmalen kar kar kar! und bleiben traurend eine Zeitlang im ledigen Neſte liegen. Die arme Eider!

V.

Roman.

Das Billet.

Liebe macht eben ſo viel Unglückliche, als der Wechſel des Glücks. Man hat große Männer muthig allen Launen des Glücks Trotz bieten ſehen, die nicht den Muth hatten, dem geringſten Angriff der Liebe zu widerſtehen. Der große Conde wäre vielleicht der glücklichſte

Fürſt ſeines Zeitalters geweſen, hätte dieſe Leidenſchaft ſich nicht zu ſo manchen andern Eigenſchaften ſeiner Seele geſellt, die ihn ſo auszeichneten; aber ſein Ehrgeiz, den er unter der Religionshülle verbarg, hörte auf, allmächtig auf ſein Herz zu wirken, ſobald es der Liebe einfiel ihn daraus zu verbannen. Er war ein Bruder Antons von Bourbon, der Frankreich Heinrich dem großen gab, einem Fürſten, deſſen Andenken und Ruhm faſt wie Felſen ſtehen und von einem Zeitalter aufs andere fortgehen werden. Dieſer Anton von Bourbon, König von Navárra, war ein Fürſt, deſſen Tapferkeit leicht erſchlaffte, wenn ſie nicht durch ein großes Intereſſe geſpornt wurde. Er beſaß eine Klugheit, die ein wenig an Schwachheit grenzte und um mich eines Ausdrucks der Geſchichte zu bedienen, er wurde mehr ſeiner Würde, als ſeiner Eigenſchaften wegen geſchätzt. Aber Ludwig, ſein jüngerer Bruder, war tapfer, ſtandhaft, raſch, unternehmend, ſtolz auf ſeine Verdienſte und daß er keine Krone trug, hielt er für einen Raub, den das Verhängniß an ihm begangen. Er war noch ſehr jung, als er ſich mit Eleonoren von Roye vermählte, weniger aus Liebe, als um ſeine Vermögensumſtände zu verbeſſern. Zwar war ſie eine der ſchönſten Perſonen am Hof, aber ſchon um dieſe Zeit trieb man die Delicateſſe zu weit und die jungen Herren, die von Galanterie Profeſſion machten und unter welche Prinz Conde gehörte, ſchämten ſich vor dem Vorwurf, ihre Gattinnen zu lieben, und nannten es eine Tugend, die zu altväteriſch und aus der Mode gekommen ſey. Die Tochter des Marſchals Saint-André, die eben ſo ſchön, als ihr Vater tapfer war, hatte ſich der Prinz zum Ziel ſeiner Eroberungen auserſehen. Dieſer Marſchall, ein treuer Anhänger des Hauſes Lothringen, des erklärten Feindes des Bourboniſchen, hatte ſeine Tochter dem älteſten Sohne des Herzogs von Guiſe verſprochen, und

Prinz Condé haßte beyde zu ſehr, um nicht alle mögliche Gelegenheiten aufzuſuchen, ſich die Liebe einer ſo ſchönen Perſon zu erwerben und ſich ſo an ihnen zu rächen.

Sie war eine der Hoffräuleins der Catharine von Medicis und wurde von ihren Geſpielinnen nicht geliebt, weil ſie mehr Reitze beſaß, als ſie und weil für die, welche Anſprüche auf Schönheit machen, nichts kränkender iſt, als die Gegenwart einer Perſon, die ſie verdunkelt. Doch, das Vergnügen, die Huldigung aller Mannsperſonen zu empfangen, die ſie erblickten, entſchädigte ſie ein wenig für das kleine Unglück ihres Haſſes. Franz II. regierte damals und überließ der Königinn, ſeiner Mutter, die Sorge für die Führung der Staatsgeſchäfte, und dieſe Königinn, die nichts mehr liebte, als die Führung des Staatsruders, that ihr möglichſtes, um ihrem Sohn es zuwider zu machen und ſtellte ihm oft vor, das Leben eines Königs dauere nicht länger, als das Leben anderer Menſchen, ſeine ſchöne Zeit verfliege eben ſo ſchnell, und das klügſte, was er thun könne, ſey, ſich dem Genuſſe ſo vieler Freuden zu überlaſſen, als ſich ihm anböten. Das Gift dieſer gefährlichen Grundſätze that ſeine volle Wirkung und Franz jagte jeder Gelegenheit nach, wo er ſich in einem neuen Genuſſe berauſchen konnte. Die Königinn, deren eigenes Intereſſe dabey obwaltete, gab ſich alle Mühe, es ihm an ſolchen Gelegenheiten nicht fehlen zu laſſen, aus Furcht, daß ihm ſeine Langeweile ſeine Beſinnungskraft wieder geben und ihn nöthigen könne, zu ſich ſelbſt zurückzukehren.

Nach einer Jagdparthie in dem Gehölze von Maudon, welches dem Herzog von Guiſe gehörte und wobey der ganze Hof zugegen geweſen war, wollte die Königinn die ganze Geſellſchaft in dem Luſthauſe bewirthen, das Gondy zu St. Cloud hatte, und das damals für den ſchönſten Aufenthalt um ganz Paris galt. Die Hoffräulein der beyden Königinnen, (denn Franz II. hatte ſich mit Maria Stuart vermählt, die ſich um Staatsgeſchäfte ſo wenig bekümmerte, als ihr Gemahl) die Hoffräulein der beyden Königinnen, ſage ich, hatten ſich ſo vortheilhaft als möglich angezogen und jede Eroberung mit dem Verhältniſſe ihrer Schönheit gemacht. Nur Fräulein von Saint-André feſſelte aller Herzen. Prinz Conde, der ſich anfangs nur im Kopf geſetzt hatte, ihr den Hof zu machen, um den Prinzen von Joinville, ihren Verlobten, zu kränken, fand heute zum erſtenmal, daß dieß eine himmelſchreyende Ungerechtigkeit ſey und das Fräulein von Saint-André wohl verdiene, um ihrer ſelbſt willen und ohne weitern Nebengrund geliebt zu werden. Sie fand ſo großen Geſchmack am Fiſchfang, daß ſie bey ihrer Ankunft zu St. Cloud einen Edelknaben der Königinn bat, ihr um jeden Preiß eine Angelruthe zu verſchaffen, und ſie am Ufer des großen Gartencanals zu erwarten, wohin ſie ſo bald als möglich kommen wolle. Das glänzende Feſt hatte weniger Reitz für ſie, als das Vergnügen, das ſie bey dieſer Fiſcherey zu finden hofte. Um aber den läſtigen Troß von Anbetern zu entfernen, der ſie beſtändig verfolgte, begab ſie ſich in das Zimmer der Königinn, und ſchlich ſich von da durch eine heimliche Treppe in den Garten, wo der Page ſie mit der Angelruthe erwartete.

Prinz Conde, dem ſie nie ſchöner vorgekommen war, als heute, und der ſie jetzt in allem Ernſt zu lieben anfieng, gieng in einer Seitenallee in tiefem Geſpräch mit dem Admiral Coligni ſpatziren und vertraute ihm die Entſtehung ſeiner neuen Leidenſchaft an, ohne auf die Vorſtellungen hören zu wollen, welche ihm der alte Admiral machte, eine Liebe in der Geburt zu erſticken, die er ſo unverträglich mit dem Plane fand, den ſie entworfen, dem Hauſe Guiſe das Ruder des Staats zu entreißen. Ich kann nicht begreifen, ſagte der Prinz von Conde, was unſer Plan und meine Liebe mit einander gemein haben können. Unſere Religion, zu der ich mich nur bekenne, weil die Guiſen ſich nicht dazu bekennen; denn würden ſie morgen Hugenotten, ſo würde ich übermorgen ein Katholike, unſere Religion, ſage ich, verbietet niemanden, ein ſchönes Mädchen zu lieben und mir iſt der Gedanke unerträglich, daß der Sohn des Herzogs von Guiſe die ſchönſte Frau haben ſoll, die am Hofe iſt. Nein, nein, Herr Admiral, über dieſen Punkt will ich mir nichts vorzuwerfen haben. — Indem ſie noch in dieſem Geſpräch begriffen waren, würde der Prinz die Saint-André gewahr, die durch den Garten nach dem Kanal gieng. Leben ſie wohl, Herr Admiral, ſetzte er prieke hinzu, es wäre freylich höflicher, wenn ich Sie in den Saal zurück begleitete, aus dem ich Sie erſt hieher genöthiget habe, aber Sie ſehen hier meine Entſchuldigung: [illegible]

Mit dieſen Worten verließ er den Coligni und folgte der Saint-André; aber aus Furcht, ſie zu verſcheuchen, nahm er einen andern Weg, und zeigte ſich ihr nicht ehr, als bis ſie ſchon zwey- oder dreymal geangelt hatte. Wie ich ſehe, Fräulein, redete er ſie an, wollen Sie heute nichts verſchonen; nach einer ſo glücklichen Jagd glaubte ich, Sie würden die Fiſche in Ruhe laſſen und ſich begnügen, alles getödtet oder verwundet zu haben, was Ihren Augen zu nahe kam. — Da hat man ſie ſehr ſchlecht berichtet, gab Sie zur Antwort: ich habe nichts weniger als Urſache mit der heutigen Jagd zufrieden zu ſeyn; es hat mich heute ein Unſtern verfolgt, den ich vielleicht im Fiſchen wieder gut gemacht hätte, wenn es Ihnen nicht beliebte, mich zu ſtören, und offenherzig geſprochen, es macht mich ein wenig übeler Laune und faſt unempfindlich gegen die Ehre Ihrer Gegenwart. — Ich bin beſſer berichtet, erwiederte der Prinz, als Sie mich überreden wollen, Ihre Waffen ſind nicht ſo unglücklich geweſen, als Sie vorgeben und ich könnte Ihnen Perſonen nennen, die davon aus Erfahrung ſprechen können. — Fräulein Saint-André winkte dem Pagen, ſich zu entfernen. Ich verſtehe Sie Prinz, gab ſie zur Antwort; und ich ſehe recht gut, wo Sie hinaus wollen. Die Augenblicke eines ſo groſſen Mannes, wie Sie, ſind zu koſtbar, als daß ich ſie durch die Ziererey meines Geſchlechtes mißbrauchen ſollte. Lieben Sie mich? — Ja, Fräulein, antwortete der Prinz feurig, ich liebe Sie, und habe noch nichts auf der Welt mit der Leidenſchaft geliebt, wie Sie — Und was wollen ſie mit Ihrer Liebe, entgegnete das Fräulein? Ihr Herz gehört der Prinzeſſinn, Ihrer Gemahlinn und das meinige dem Prinzen von Joinville, mit dem ich verlobet bin. — Wenn mein Herz ganz meiner Gemahlinn gehörte, antwortete er, ſo würden Sie nicht ſo unumſchränkt darinne herrſchen können, und was das Ihrige betrifft, ſo iſt der Prinz noch nicht Ihr Gemahl und ich habe zu hohe Begriffe von Ihrem Verſtand, als daß ich glauben könnte, daß Sie es ihm ganz allein aufbewahren wollten. — Und für wen ſoll ich es denn aufbewahren, fragte ſie mit einem Erſtaunen, das der Prinz nicht bemerken zu wollen ſchien. — Für mich, erwiederte er, Ihr Herz kann nur dem Mann gehören, der für Sie eine ſo heftige Leidenſchaft empfindet, als ich empfinde. Der Gemahl, dem man Sie beſtimmt, oder vielmehr, mit dem man Sie bedroht, kennt den Werth Ihres Herzens nicht, denn wenn er ihn ſo kennte, wie ich, ſo würde er ſeinen Beſitz Ihnen und nicht dem Befehl eines Vaters verdanken wollen, der Sie ſeinem Privatintereſſe aufopfert. Der Prinz von Joinville vernachläſſiget Sie ſchon, weil er Sie als ein Eigenthum anſieht, das ihm nicht entgehen kann, was dürfen Sie nicht erſt von ſeiner Kälte erwarten, wenn er im wirklichen Beſitze iſt. — Prinz Conde, erwiederte die junge Fräulein, nachdem ſie ihn ruhig hatte ausreden laſſen, ich erkenne Sie an den Rathſchlägen, die Sie

Nach dieſem muß das Kind dreymal mit Ochſenurin gewaſchen werden, nach einmal mit Waſſer, weil es unrein iſt. *) Wer das Kind vor dieſer Ceremonie berührte, würde ſich reinigen müſſen. Wird das Kind nicht gewaſchen, ſo müſſen die Eltern die Schuld tragen, nicht aber das Kind. Der Mobed oder ein anderer Aſtronom faßt hierauf das Geburtsthema ab, um des Kindes zukünftiges Schickſal zu ſehen, und giebt ihm den Namen; gewöhnlich wird der Name eines Ized oder berühmten Perſers ausgeſucht. In Indien führen die Parſen auch indianiſche Namen. Iſt das Kind drey Jahr alt, ſo muß ſein Vater für daſſelbe an den Mithra opfern, an dem Tage und in dem Monat, wo der Name dieſes Ized vorkommt.

) Bis ins ſiebente Jahr wird das Kind zu nichts angehalten. All' ſein Böſes, was es thun kann, kommt auf die Eltern, die es bis ins fünfte Jahr nicht lehren dürfen, *) was gut oder böſe ſey, ſondern es nur für körperlicher Unreinigkeit ſichern, und nach Begehung eines Fehlers, ihm bloß ſagen müſſen, „thue das nicht noch einmal." Hat ein ſiebenjähriges Kind einen Todten oder ſonſt was Unreines berührt, ſo giebt man ihm Ghoſel oder Siſchoe, oder auch wohl Baroſchnom, wenn es gut unterrichtet iſt, obgleich der Regel

---

*) Die Braminen glauben (Abr. Roger Moeurs des Bramines p. 42) daß ihre Kinder [illegible] Tage nach der Geburt an unrein ſind.

**) Nach Sadder [illegible] bis ins vierte Jahr die Kinder [illegible] man, wenn ſie nicht [illegible] Ruthe [illegible] keine Sünden; und [illegible] Jahr [illegible] noch ſo böſe und ſtrafbar ſind, ſie bringen wenig Schuld über [illegible] erwachſenen Menſchen.

***) Herodot (l. I. p. 64. [illegible]) [illegible] Perſern die Kinder vor dem fünften Jahre nicht [illegible] erſcheinen durften. Valer. Max. l. II, c. 6) [illegible] Jahre.

mir zu geben belieben; Sie führen die Sprache, die der Todfeind des Hauſes führen muß, aus dem ich ſtamme und des Hauſes, mit dem ich mich zu verbinden im Begriff ſtehe. Lieben Sie mich wirklich ſo heftig, wie Sie mir verſichern, und wie es leicht möglich iſt, weil es mir nicht an Reitzen gebricht, Sie dazu zu nöthigen, ſo freue ich mich, den Herzog von Guiſe und meinen Vater für den Haß rächen zu können, den Sie ſie immer haben empfinden laſſen.

Sie ſagte das mit einem Geſicht und einem Tone, welche den Prinzen überzeugten, daß ſeine Sache bey ihr nicht ſo gar ſtände als er ſich geſchmeichelt hatte, da ſie den Pagen fortſchickte, und ihn ſo naif fragte, ob er ſie liebe. Sie machte ihm hierauf eine tiefe Verbeugung und kehrte in den Saal zurück, ohne auf ſein Flehen und Nöthigen zu achten. Der Prinz war gezwungen, beſchämt den Admiral Colligni wieder aufzuſuchen, der ſehr vergnügt war, als er hörte, daß man das Geſtändniß ſeiner Liebe ſo übel aufgenommen hatte, die er im höchſten Grade mißbilligte.

Die Nacht brach ein, und der Hof kehrte nach Paris zurück. Der Prinz ſah die Fräulein wieder im Louvre und bemühte ſich, ſie zu ſprechen; aber ſie vermied jede Gelegenheit. Indem er ſie ſo verfolgte, und ſie ihm immer aus dem Wege gieng, verlohr ſie ein Papier aus der Taſche, das er aufhob, ohne daß ſie es gewahr wurde. Die Zeit wurde ihm lang, zu ſehen, was das ſeyn möchte, er lief aus dem Louvre, um es ungeſtört zu leſen, und beym Schein einer Treppenlaterne fand er darinnen folgende Worte:

„Um 1 Uhr dieſe Nacht erwarte ich Sie im Zimmer
„der Götterverwandlungen, das Zimmer, wo wir in
„der vergangenen Nacht waren, iſt viel zu nahe bey den
„Gemächern der Königin und die Angſt, in der ich war,
„ſie möchte aufwachen, ſtörte mich im Genuß der Freude.

„La Noue, deren Treue Sie kennen, wird dafür ſorgen, „daß die Thüre offen ſteht.“

Dieß Zimmer der Götterverwandlungen war eins der ſchönſten im Louvre und führte dieſen Namen, weil auf der Tapete die Verwandlungen abgebildet waren, zu welchen die Götter bey ihren Liebſchaften ihre Zuflucht genommen, ſonderlich bewunderte man eine Dame, die ſo vortreflich gearbeitet war, daß aus jedem Zuge ihres Geſichtes Entzücken ſprach, als ſie den goldenen Regen fallen ſah.

Prinz Conde, voll Erſtaunen über den Inhalt des gefundenen Billets, bemühte ſich, ob er die Hand kenne, die es geſchrieben; aber ſie war ihm völlig unbekannt. Wäre es nicht ſchon ſo ſpät geweſen, ſo würde er gewiß den Admiral aufgeſucht haben, um ihn zu fragen, ob ihm vielleicht die Handſchrift bekannt ſey; aber es gieng ſchon auf Mitternacht und da das Randezvous um 1 Uhr angeſetzt war, ſo blieb ihm nicht viel Zeit übrig, um auszuführen, was er ſich vorgenommen hatte. Wie er wieder in den Louvre gieng, traf er den Dandelot, den Bruder des Admirals und Obriſten des franzöſiſchen Fußvolks an, der eben weggehen wollte. Er bat ihn, ſich nicht zu entfernen und einige Soldaten in Bereitſchaft zu halten, die ihm zu Hülfe kommen könnten, wann etwa Lärm werden ſollte. Dandelot drang in ihn, er möchte ihm doch ſagen, warum er eines ſolchen Beyſtands benöthigt zu ſeyn glaube und machte ſogar einige Schwierigkeiten, dem Prinzen von der Seite zu gehen, aber der Prinz, der fürchtete, ein Geſellſchafter möchte ihm ſeinen ganzen Plan verderben, beſchwor ihn, nicht weiter nachzuforſchen und verſicherte ihn, es wäre nur die Rede davon, Erkundigung in einer gewiſſen Sache einzuziehen, wobey die Liebe die Hauptrolle ſpiele und er könne das um ſo eher glauben, weil, wann es ein Geheimniß von Wichtigkeit wäre, er es ihm gewiß nicht verſchweigen würde. Bewahre mich der Himmel davor/ antwortete Dandelot, daß ich Sie durch meinen Eifer in einem galanten Abentheuer ſtören ſollte, ich mache mir ſogar ſchon Vorwürfe, Sie zu lange durch mein Geſchwätz aufgehalten zu haben, und um meinen Fehler gut zu machen, will ich gleich die Anſtalten treffen, die Sie verlangen und einige Leute bereit halten, wenn ein Eiferſüchtiger ſo ſehr Feind des Staates wäre, um nach dem Leben eines Prinzen zu trachten, der für den Staat ſo unentbehrlich iſt. — Der Prinz mußte über Dandelots Ausdruck lachen, verließ ihm, und begab ſich hinauf nach der Gallerie, wo das Zimmer der Götterverwandlungen war. La Noue, welche unter allen Frauenzimmern des Hofs eine Liebesintrique am feinſten und verſchlagenſten einzufädeln verſtand, hatte unterdeſſen, daß der Prinz mit Dandelot geſprochen, den Schlüſſel an die Thüre des Zimmers geſteckt und ſich dann entfernt, um der Schönen, der ſie dieſen Dienſt erwies, die Verlegenheit zu erſparen, von ihr geſehen zu werden. Der Prinz nahte ſich der Thüre und fühlte, daß der Schlüſſel daran ſtack. Nachdem er zwey- oder dreymal ganz leiſe angeklopft hatte, und niemand aufmachen wollte, machte er ſelbſt auf und ſchlich ſich ſo ſachte als er konnte hinein; er machte die Thüre mit eben ſo wenig Geräuſch wieder zu, nahm ſeinen Degen aus dem Gehenge und fühlte nun mit der Hand auf alle Stühle, um zu ſehen, ob niemand darauf eingeſchlafen ſey. Als er ſich überzeugt, daß er ſich ganz allein im Zimmer befände, begab er ſich auf die Seite, wo er wußte, daß das Bett ſtand, mit dem Vorſatz, ſich darunter zu ſtecken, weil ihm ſonſt kein anderer Platz einfiel, wo er ſich verbergen könnte. Die Thüre zu der Ballüſtrade um dem Bette war verſchloſſen, er ſtieg alſo hinüber.

Kaum war er unter dem Bette, ſo fieng ſeine Uhr, deren Glocke einen ſehr hellen Schlag hatte, zwölf zu ſchlagen an. Bey jedem Schlag fluchte er innerlich von Herzen über dieſe neue Verlegenheit und war im Begriff, aufzuſtehen, um ſie aus dem erſten beſten Fenſter in den Hof zu werfen; aber da es ihm ſo viel Mühe gekoſtet hatte, über die Ballüſtrade zu kommen und unter dem Bette ſich ein bequemes Plätzchen auszuſuchen, hielt ers fürs beſte zu bleiben, wo er war, die Uhr, ſo gut es die gezwungene Lage zuließ, aus der Taſche zu ziehen, aufzumachen und die Räder zu zerbrechen.

Die Zeit, die er hier zubringen mußte, würde ihm noch länger geworden ſeyn, wenn er ſich nicht mit allerley Betrachtungen beſchäftiget hätte. Er konnte ſich nicht entbrechen, darüber nachzudenken, wer er ſey, und was er hier mache. Prinz Conde unter einem Bette ſchien ihm eine Rolle, die ſeiner Geburt und ſeinem Rufe nichts weniger als angemeſſen ſey; es war ſogar ein Augenblick, wo er in allem Ernſt wieder ſich fortſchleichen wollte, aber die Liebe gab ihm bald allerhand Ausflüchte und Bewegungsgründe ein, die ſeinen Entſchluß ſcheitern machten. Mein Ruhm, dachte er, iſt zu feſt gegründet, als das er durch irgend etwas und zumal durch ein galantes Abentheuer leiden könne, von welchem ja die größten Männer nicht frey waren, vielleicht iſt der Galan, den ich überraſchen will, der größte meiner Feinde, und es wäre Thorheit, wenn ich eine ſo ſchöne Gelegenheit aus der Hand ließe, ihn lächerlich zu machen und mich an ihm zu rächen. Dieſe Betrachtungen führten ihn zu andern. Er zweifelte keinen Augenblick, daß das gefundene Billet an Fräulein Saint-André gerichtet ſey, nur war er in großer Verlegenheit zu errathen, wer es geſchrieben haben möchte. Zwar merkte er wohl aus dem erkohrnen Zimmer, daß es jemand von Stand und zwar ein Jemand ſeyn müſſe, der im Louvre viel zu ſagen habe. Und da das Zimmer des Staatsminiſters des Kardinals von Lothringen, ſeines Todfeindes, nicht weit vom Ort des Randezvous lag; ſo fiel ſein Verdacht zuweilen auf ihn. Nachdem er nun ſeinen Geiſt eine ganze Stunde lang vergeblich auch die Folter geſpannt hatte, ging die Thür auf, die erſte Stimme, die er hörte, war die Stimme der Fräulein Saint-André, was ihm nicht Wunder nahm, aber einen Augenblick darauf vernahm er eine zweyte, die ihm gewaltig weh that.

Franz II. hatte ſo gute Augen, wie ein anderer, und die Reitze der Fräulein Saint-André waren ihm nicht entgangen. Er hatte das Rendezvous der Fräulein gegeben und die la Noue, welche die Beſtellung über ſich genommen, hatte das Billet von einem ihrer Söhne ſchreiben laſſen, der in dem Handwerke ſeiner Mutter ſo erfahren war, daß ihm einige Zeit darauf ſeine Geſchicklichkeit durch eine Probſtey von 5 bis 6000 Livren jährlichen Einkünften belohnt wurde. Der Prinz, der unter ſeinem Bette ſich in keiner Rückſicht zum beſten befand, hatte auf der Seite, wo er mit dem Kopfe lag, ein wenig den Umhang aufgehoben, ſo wohl um Luft hereinzulaſſen, denn er wollte faſt erſticken, als um deſto beſſer hören zu können, was die Verliebten, die er behorchen wollte, ſich ſagen würden; aber als er des Königs Stimme vernahm, ſchlug er geſchwinde den Umhang wieder nieder, und fürchtete ſich ſelbſt entdeckt zu werden. Man hatte ihn ſo im Verdacht, daß ſeine Abſicht ſey, ſich des Ruders des Staats mit Gewalt bemächtigen zu wollen, und vielleicht war dieſer Verdacht nicht ohne Grund; hätte man ihn nun in einer ſo verdächtigen Stunde ſo nahe beym König verſteckt, und mit dem Degen in der Hand angetroffen; ſo würden ſeine Feinde gewiß nicht ermangelt haben, ſeine verliebte Neugier in ein des Todes würdiges Verbrechen zu verwandeln. Das Billet, das man in ſeiner Taſche gefunden, würde vielleicht ſogar zum Beweis gegen ihn gedient haben, denn die Guiſen, denen er im Wege war, würden nicht ermangelt haben, es ſo auszulegen, daß er es alſo gewußt, daß der König allein hierher kommen würde und eben deswegen dieſen Ort zu Ausführung ſeiner mörderiſchen Anſchläge gewählt habe. Das alles gieng ihm nun im Kopfe herum und er bereuete es von Herzen, ſich ſo leichtſinnig in einen ſolchen Handel von ſo gefährlichen Folgen verwickelt zu haben. Während der Zeit wurde das Geſpräch des Königs mit der Fräulein immer vertrauter, und vielleicht würde er Augen- und Ohrenzeuge von Auftritten geweſen ſeyn, wozu man gewöhnlich keine Zeugen nimmt, wenn die beyden Verliebten nicht durch einen Zufall geſtört worden wären.

Die Königinn Maria war ſchon im dritten Monat ihrer Schwangerſchaft; da ſie aber eine ſehr ſchwächliche Geſundheit und auf der geſtrigen Jagd ſich zu ſehr angegriffen hatte, ſo wurde ſie krank, und ſetzte alle diejenigen in Unruhe, die ſich über ihre Schwangerſchaft gefreut hatten. Das Gerüchte von ihrer Unpäßlichkeit verbreitete ſich in einem Augenblick durch das ganze Louvre. Der Kammerdiener, welcher dieſe Nacht die Wache hatte und der Vertraute des Königs bey ſeinen Liebſchaften war, benachrichtigte ihn von dieſem Vorfall. Der König, dem es ärgerte, eine ſo günſtige Gelegenheit ungenützt verſtreichen laſſen zu müſſen, war bitterböſe und ſchmälte auf die Königinn, daß ſie ſich nicht beſſer in Acht nehme, und dadurch Gelegenheit zu unangenehmen Störungen gebe. Unterdeſſen aus Furcht, daß man ihn mit der Fräulein antreffen möchte, mußte er ſich darein ſchicken und ſo geſchah es, daß wider die Gewohnheit die Geliebte für die Frau im Stich gelaſſen und die Pflichten des Liebhabers den Pflichten eines gefälligen Ehemanns nachſtehen mußten. Die Königinn hatte eine zu frühzeitige Niederkunft, worüber ſich einige betrübten andere freuten, denn der Staat war damals, noch mehr der Hof, in lauter Partheyen getheilt. Niemand kam beſſer dabey weg, als der Prinz von Conde. Der König hatte ſich auf die Nachricht, wie geſagt, in aller Eile auf ſein Zimmer begeben und die Fräulein hatte ſich auf das ihrige in Begleitung der dienſtfertigen la Noue geſchlichen, die ſich nicht die Mühe gab, die Thüre zuzuſchließen, weil daraus doch nichts gefolgert werden könnte.

Der Prinz, den man alſo im Beſitz des Kampfplatzes ließ, tummelte ſich nicht weniger, hier weg zu kommen und nahm ſich feſt vor, ſich nie wieder in ſeinem Leben einer ſo mißlichen Lage auszuſetzen, ſo lange ihm der Himmel den Gebrauch ſeiner geſunden fünf Sinne laſſen würde. Als er über eine kleine Gallerie gieng, welche auf des Königes Gemächer ſtieß, traf er ihn an, wie er ſich eben in das Zimmer der Königinn begeben wollte. Dieſe Begegnung machte ihn ein wenig beſtürzt. Der König fragte ihn, was er ſo ſpät im Louvre und mit einem ſo verdrüßlichen Geſichte mache? Prinz Conde hatte eine ſchnelle Beſinnungskraft und war alſo hurtig mit der Antwort fertig, er habe die ganze Nacht geſpielt und viel Geld verlohren und das Gerücht von der Unpäßlichkeit der Königinn habe den Spielern, die es ihm abgewonnen, zum Vorwand gedient, um aufzuhören. Das ſey die Urſache des Verdrußes, den Seine Majeſtät auf ſeinem Geſichte bemerkt hätten. Es war ein Glück für den Prinzen, daß der König eilig war, und keine Zeit hatte weiter mit fragen in ihn zu dringen, denn wenn der Prinz noch einen Augenblick länger verzögert hätte, das Louvre zu verlaſſen, ſo wäre er verlohren geweſen. Dandelot hatte ihm Wort gehalten und einige bewaffnete Soldaten verſteckt, die auf den Lärm, welchen die Unpäßlichkeit im Schloſſe machte, dem Prinzen zu Hülfe eilen wollten und ſchon auf der erſten Treppe waren, wo ſie laut ſeinen Namen nannten und ein Aufſehen machten, daß ſeine Erſcheinung zum Glück noch zeitig genug ſtillte. Er verließ das Louvre in Begleitung des Dandelot und ſeiner Leute und ſagte zu erſterem, er würde ſich gegen 10 Uhr zu ſeinem Bruder dem Admiral begeben, und wenn er ſich auch dort einfinden wollte, ſo wolle er ihm ein Geheimniß anvertrauen, das ihm gewiß lieb ſeyn würde zu wiſſen.

Er war zu ungeduldig den Admiral zu ſprechen, um ſich nicht pünktlich zur geſetzten Stunde bey ihm einzufinden. Dandelot, ein großer Liebhaber von Geheimniſſen, war noch eher da, als er. Ach lieber Vetter, rief der Prinz beym hereintreten, Sie ſehen hier jemand, deſſen Verwunderung alles übertrifft, was je Verwunderung geheißen hat; was ich Ihnen erzählen will, klingt ſo unglaublich, daß ich es Ihnen verzeihe, wenn Sie es für ein Mährchen halten. Die Saint-André, nicht die Marſchallin, ſondern die Hoffräulein der Königinn, hat eine ſo zahme Tugend, daß der Prinz von Joinville, ihr Bräutigam, ſchon jetzt Hörner trägt. Doch, fuhr er fort, das iſt nicht das auffallendſte, was ich Ihnen zu erzählen habe. Das Fräulein iſt ſchön, ſie lebt in der großen Welt, wo das Beyſpiel anderer zu manchen berechtigt. Sie iſt noch nicht 16 Jahre alt und das iſt ein Alter, wo man einem Mädchen, das ſich ſelbſt überlaſſen iſt, gar vieles zu gut halten muß, zumal an einem Hofe, wo dergleichen Dinge faſt Herkommens geworden ſind. Aber, lieber Vetter, was Sie am meiſten in Erſtaunen ſetzen wird, ich wette mit Ihnen, Sie errathen in ihrem Leben nicht, wer der Galan der Saint-André iſt, Sie können den ganzen Hof und die ganze Stadt die Muſterung paſſiren laſſen, und mir 50 Herren hernennen, die wegen ihrer Galanterie in Ruf ſtehen, der wahre wird doch nicht darunter ſeyn. — Der Admiral und ſein Bruder bildeten ſich ein, es wäre vielleicht irgend ein alter Geck, deſſen Liebe einträglich für die

Dame wäre, denn das Fräulein war nur reich an Schönheit. Sie nannten ihm alſo nach einander den Cardinal Tournon, den Siegelbewahrer Bartrandi, den Kanzler Olivier und noch einige Herren von dem Schlag. Nein, nein, erwiederte der Prinz, Sie müſſen noch weit höher ſteigen, es iſt der König ſelbſt, der die Saint-André liebt, und in der vergangenen Nacht habe ich den untrüglichſten Beweis davon gehabt. — Hierauf erzählte er ihnen die ganze Geſchichte mit dem Billet und ſeine Folgen. Dieſes Billet ſchien ihnen von großem Nutzen zu einem gewiſſen Behufe zu ſeyn. Schon lange hatten ſie nehmlich die Abſicht, das Einverſtändniß zwiſchen dem Marſchall von Saint-André und dem Herzog von Guiſe zu unterbrechen; und das glaubten ſie würde ihnen am beſten gelingen, wenn ſie das Fräulein von Saint André in böſen Ruf brächten, und ihr auf dieſe Art den Prinzen von Joinville abſpenſtig machten. Dandelot war überzeugt, daß die Frau Admiralin mehr feine Tücke dazu beſäße, als ſie alle drey zuſammen und that den Vorſchlag, ſie um Rath zu fragen. Sie war eine Erzhugonottin, d. h. ſie glaubte, daß nichts ſo böſe und ſo ungerecht ſey, was ſich nicht entſchuldigen ließe, ſobald es nur aus Liebe Gottes und zum Wohl und Heil ihrer Parthey geſchehe. Man ließ ſie rufen, aber ſie konnte nicht gleich erſcheinen, weil ſie eben ihr Gebet in ihrem Kämmerlein verrichtete; als ſie endlich damit fertig war, kam ſie zum Vorſchein, der Prinz wiederholte ſeine Erzählung und wollte ihr das gefundene Billet zeigen; aber ſie weigerte ſich, es zu ſehen. Es iſt ſchon genug, ſagte ſie, um die Saint-André in böſen Ruf zu bringen, daß Sie es mir vorleſen; nach Tafel will ich es der Königinn im Vertrauen zeigen und ihr dabey auf das heiligſte zuſchwören, daß ich nicht einen Blick in das Papier gethan habe; wenn ich es alſo ſelbſt läſe, ſo ſehen Sie, daß ich nicht ſchwören könnte, denn ich wollte um alle Reiche der Welt keinen falſchen Schwur auf mich laden.

Der Admiral fand dieſes Auskunftmittel vortreflich; Dandelot bewunderte nicht allein den Verſtand ſeiner Schwägerin, ſondern lobte auch ihre Gewiſſenhaftigkeit und Prinz Conde, der jetzt die Fräulein Saint-André ſo ſehr haßte, als er ſie vorher geliebt hatte, und der ſich an ihr für einen angeblichen Schimpf rächen wollte, daß ſie den König liebe und nicht ihn, gab ſein Billet der Frau Admiralin, die einen guten Gebrauch davon zu machen glaubte. Der Frau Admiralin wurde die Zeit lang, bis es Nachmittag wurde; ſie gieng dieſen Tag frühzeitiger nach dem Louvre als gewöhnlich, und vergaß nicht, das Billet zu ſich zu ſtecken, das ihr der Prinz gegeben; die junge Königinn ließ aber niemand vor ſich, weil ſie eine ſo unruhige und ſchmerzhafte Nacht gehabt, und da der König ſich begnügte, König zu heißen, ohne ſich die Mühe zu geben, wirklich König zu ſeyn, ſo vernachläßigte man ihn ein wenig und machte ihm nicht ſo eifrig die Aufwartung als der Königinn Mutter, die eigentlich das Ruder führte. Während ſie an Tafel ſaß, hatte man ihr drey junge Fräulein vorgeſtellt, womit eine Parlaments-Präſidentin zu Rouen zugleich niedergekommen war; ſie waren ſehr hübſch und ſich einander nicht allein vom Geſicht, ſondern auch vom Wuchs, Haar, Geberde und Stimme ſo ähnlich, daß man genöthigt war, ſie verſchieden und jede in eine andere Farbe zu kleiden, weil man ſie ſonſt von einander nicht hätte unterſcheiden können.

Der ganze Hof befand ſich in dem Gemach der Königinn und bewunderte eine noch nie geſehene Aehnlichkeit, als die Frau Admiralin hereintrat. Sie fand, wie alle übrigen, etwas außerordentliches in dieſem Spiel der Natur, daß ſie darüber auf einige Augenblicke

den

nach kein Baroſchnom vor dem zehnten Jahr ertheilt werden darf. Bis ins achte Jahr darf kein Kind ſchlagen, es ſey denn, daß ſie von herzhafter Gemüthsart ſind, und ſich gar nicht vor der Strafe fürchten.

II) Ein ſiebenjähriges Kind in Indien fängt an den Koſti zu tragen, *) welches Geſchlechts es auch ſey, und empfängt vorher ein Baroſchnom, wenn es unterrichtet iſt, oder blos das Schuſchoe. Zu Kirman wird der Koſti erſt im zehnten Jahr angelegt. Kinder von acht Jahren müſſen nun Neackes beragen. Vom ſiebenten bis zehnten Jahre kommt die Hälfte der Sünden auf der Eltern Rechnung, und das Uebrige iſt Schuld der Kinder, und nach den Ravaets wäre das Kind eigentlich im zehnten Jahr ein Glied des Parſengeſchlechts. Aber nach dem Vendidad, Sadder und ſelbſt den Ravaets ſcheinen funfzehn **) Jahre (14. Jahr drey Monat, wozu die neun Monate im Mutterleibe gerechnet werden) die wirkliche Zeit zu ſeyn, da jeder Parſer gehalten iſt, bey Strafe der Verſündigung den Koſti anzulegen, und Unterricht im Geſetze zu ſuchen. Von nun an muß ein Deſtur zum Lebensregierer erwählt werden. Das Kind iſt den Eltern uneingeſchränkten Gehorſam ſchuldig. Antwortet es ſeinem Vater oder ſeiner Mutter dreymal, ohne zu gehorchen, iſt es Todes werth. Im Buche der Jeſchts findet man die Gebetsformel der Parſen an Ormuzd zur Abwendung des Ungehorſams ihrer Kinder gegen die Eltern. Alle Gebete ſchließden böſen Streich vergaß, den ſie gekommen war, der Fräulein Saint-Andre zu ſpielen, als ſie die ſchönen Drillinge mit ſo großer Aufmerkſamkeit betrachtete und zugleich etwas aus ihrer Taſche zog, begegnete ihr derſelbe Unfall, welcher der Fräulein begegnet war. Das Billet, daß man ihr anvertraut hatte, fiel auf die Erde, ohne daß ſie es gewahr wurde. Der Prinz von Joinville, der dicht neben ihr ſtand, ließ hurtig ſein Schnupftuch darauf fallen, aus Furcht, die Admiralin möchte ihren Verluſt inne werden und hob hierauf Schnupftuch und Billet zugleich auf. Er war eben ſo ungeduldig, ſeinen Fund in Augenſchein zu nehmen, als es der Prinz Conde am Abend vorher geweſen war. Er verließ den Louvre, las das Billet und war nicht wenig verwundert, zu ſehen, daß die Admiralin, die wohl einmal vorzeiten ſchön geweſen war, aber ſchon ſeit [illegible] Jahren weder für jung noch für hübſch paſſiren konnte, noch verliebte Rendezvous hätte. Er zweifelte keinen Augenblick, daß das Billet an ſie gerichtet wäre. Als die drey kleinen Mädchen von Rouen ſich bey der Königinn beurlaubt hatten, erinnerte ſich die Frau Admiralin, warum ſie nach dem Louvre gekommen ſey und glaubte alleweile die ſchicklichſte Gelegenheit zu Ausführung ihres Plans gefunden zu haben. Sie griff nach dem Billet und fand es nicht; ſie ſuchte es emſiglich und ſuchte es vergebens, das ärgerte ſie ſo empfindlich, daß ſie vorausſahe, ſie würde ihren Verdruß nicht verbergen können und ſich deswegen unter dem Vorwand einer plötzlichen Unpäßlichkeit nach Hauſe begab, wo ſie für Aeger wirklich krank wurde. Vielleicht würde ihre Krankheit ſogar Folgen gehabt haben, wenn nicht eben das, was ſie veranlaßte, ſie, wie wir bald hören werden, auch wieder geheilt hätte.

---

*) Der Braminen Kinder fangen im fünften und zum höchſten im zehnten Jahre an, die Schnur Djandhem zu tragen, die aus neun und zwanzig baumwollenen Fäden zuſammengeſetzt iſt. (Moeurs [illegible], p. 41.) Bey Leichenwachungen oder andern Gelegenheiten werden die Cordons verändert. (ibid. p. 62.)

**) Xenophon ſetzt den Anfang der Kindheit bey den Perſern auf ſechzehn bis ſiebenzehn Jahre. (Xenoph. de Exped. Cyr. L. I. p. 4. ed. 1509.)

Während ſie ſich mit dem Himmel zankte, ihre gottſelige Plane ſo zu Waſſer gemacht zu haben, hatte der Prinz von Joinville ſeinem Vater, dem Herzog von Guiſe, das gefundene Billet gebracht, weil er wohl wußte, daß er ihm damit den größten Gefallen erzeigen würde, da ſeinem Vater jede Gelegenheit willkommen war, der Admiralin einen böſen Tag zu machen. Der Herzog fragte ſeinen Sohn, ob er ſich auch nicht irre und ob er ganz ſicher ſey, daß dieſes Billet der Admiralin gehöre? Der Prinz von Joinville bejahte es von neuem aufs feyerlichſte und nun giengen beyde zum Kardinal von Lothringen, bey welchem ſie den Marſchall von Saint-André fanden, um die Punkte des Ehecontrakts aufzuſetzen und ſolchen den andern Morgen dem Könige und den beyden Königinnen zur Ehre der Unterzeichnung vorzulegen.

Der Kardinal war ein ſehr gefährlicher Feind. Wenn er eine Gelegenheit fand, jemanden, den er haßte, ins Verderben zu ſtürzen, ließ er ſie nicht entwiſchen; jetzt ſah er ſich Meiſter von dem guten Ruf der Admiralin, welche er nur die Todfeindinn der chriſtlichen Kirche zu betiteln pflegte und er hätte geglaubt, ein Verräther an ſeinen Pflichten als Kardinal zu werden, wenn er einen Augenblick gezögert, die Admiralin ohne Schonung zu behandeln. Der Herzog von Guiſe und der Marſchall von Saint André fanden die Denkungsart und Abſichten Seiner Eminenz ſo chriſtlich und fromm als möglich und alle drey ſchärften dem Prinzen ein, keiner Seele weiter ein Wort davon zu ſagen; ſonderlich, ſetzte der Kardinal hinzu, gebieten Sie Ihrer Liebe Stillſchweigen und wenn Sie ſich nicht im Stande fühlen, der Fräulein Saint-André etwas verheimlichen zu können, ſo vermeiden Sie lieber, ſie zu ſehen. Sie iſt jung, und Frauenzimmer, das ſind zwey Dinge, die ſich mit keinem Geheimniß vertragen. — Der Prinz Joinville gelobte alles und gieng fort.

Während dieſes unglückliche Billet ſo von Feindes Hand zu Feindes Hand gieng, und eben ſo viel böſe Stunden den Colignis als vergnügte den Guiſen machte, war der König darauf bedacht geweſen, wieder nachzuholen, warum ihn in der vergangenen Nacht die Unpäßlichkeit ſeiner Gemahlinn gebracht hatte und er befahl der immer dienſtbereitwilligen la Noue, das geſtörte Rendezvous durch ein neues zu erſetzen und ſeine Geliebte zu bitten, ſich gleich nach Mitternacht an dem bewußten Ort wieder einzufinden.

Dem Kardinal von Lothringen war bekannt, daß die Königinn Catharina die Admiralin tödtlich haßte, weil ſie immer die beſte Freundin der Herzogin von Valantinois, der Buhlſchaft Heinrichs II. geweſen war. Er ſuchte die Königinn auf, bat ſie, zu erlauben, daß er die Ehre haben dürfte, ihr allein in ihrem Kabinet aufwarten zu dürfen, und zeigte das Billet, deſſen ſich der Prinz von Joinville, ſein Vetter, ſo geſchickt bemächtigt hatte. Die alte Geckin, rief die Königinn, als ſie es ſelbſt geleſen; ſo lange ſie jung war, ließ ich es noch hingehen, daß ſie ſich vom Marſchall Strozzi die Kour machen ließ. — Jugend muß einmal verblühen, antwortete der Kardinal, aber Ew. Majeſtät haben immer zu viel Klugheit gehabt, um eine Sache verbieten zu wollen, die erlaubt war, denn Galanterie iſt eine erlaubte oder unerlaubte Sache, nach den verſchiedenen Regierungen, unter welchen man lebt; unter der Regierung des verſtorbenen Königs hatten alle tugendhafte Damen am Hof ihren Liebhaber, die alten ſo wohl als die jungen, ſobald erſtere nur Gelegenheit fanden, ihre verlohrnen Reitze wieder etwas aufzuſtutzen; aber unter der Regentſchaft Ew. Majeſtät, welcher der Staat ſo viel Dank für die Mühe ſchuldig iſt, die ſich Ew. Majeſtät unabläſſig geben, ihn zu verbeſſern und zu vervollkommnen, würde es ſchimpflich ſeyn, wenn man eine ſolche Zügelloſigkeit der Sitten dulden und die Schändlichkeiten der Frau Admiralin und die Profanirung des Orts ungeſtraft laſſen wollte. Ich bin nicht der einzige, fuhr er fort, deſſen Herz mit Unwillen bey dem Schimpf erfüllt iſt, den man durch eine ſolche Inſolenz der königlichen Reſidenz zufügt. Mein Bruder, der Herzog von Guiſe und Ew. Majeſtät wiſſen, ob es noch einen Menſchen auf der Welt geben kann, der eifriger für die Ehre Ew. Majeſtät geſinnt und ihm mit unerſchütterlicherer Treue und Ergebenheit zugethan iſt mein Bruder, ſage ich, der Herzog von Guiſe und der Marſchall von Sant-André, die das beſte Herz haben im Reich, ſind über dieſe Keckheit eben ſo aufgebracht, wie ich, und erwarten, daß Ew. Majeſtät geruhen wird, ihnen deswegen zu befehlen. Die Königin, nachdem ſie den Kardinal hatte ausreden laſſen, gab zur Antwort, ſie ſey ganz ſeiner Meynung, die Inſolenz ſey zu groß, als daß man ſie ſo hingehen laſſen dürfe, und bat ihn, ſich zu erklären, auf welche Art und Weiſe er die Admiralin einer Sache überzeugen wolle, die ſie mit ſo leichter Mühe werde leugnen können. Ich bitte Ew. Majeſtät um Verzeihung, erwiederte der Kardinal, wenn ich Ihre Einbildungskraft durch eine Vorſtellung martyrſiren muß, welche Ew. Majeſtät Schamhaftigkeit Gewalt anthun wird; ich weiß, wie nahe es Ihnen gehen wird, wenn Sie ſich überzeugen müſſen, daß es kein ander Mittel gibt, die Admiralin ihres Verbrechens zu zeihen, als wenn man ſie auf der That ertappt. Er erklärte ihr hierauf, wie dieß anzufangen ſey und die Königin billigte alles, wie es der Kardinal wünſchte. Sie hatte einen alten Haß auf die Admiralin und freute ſich, dieſen befriedigen zu können, und da ſie alles über den König vermochte, der ein ſchwacher, leicht zu überredender Herr war, ſo bat ſie der Kardinal, ihm das Geheimniß nicht ehr anzuvertrauen, bis die Ueberführung zugleich bey der Hand ſey; er ſetzte hinzu, er glaube ſich durch ihre, der Königin, Einwilligung zur Gnüge autoriſirt, auch ohne des Königs Vorwiſſen die nöthigen Anſtalten zu treffen.

Endlich ſchlug die Mitternachtsſtunde, auf welche ſo viele Perſonen aus ganz verſchiedenen Abſichten harrten. Die Königin konnte ſich nicht entſchließen, ſich zur Ruhe zu begeben, bevor ſie nicht das Vergnügen gehabt, die Schilderung der Beſtürzung der überraſchten Admiralin und den Namen ihres Liebhabers zu erfahren. Der Prinz von Joinville, den ſie nach der Unterredung mit dem Kardinal von Lothringen geſprochen, hatte es mit großer Freude auf ſich genommen, ihr einen umſtändigen Bericht von allem abzuſtatten, was vorfallen würde und die Königin hatte ihm ausdrücklich befohlen, dieß ja zu thun und ihm verſprochen, ſo lange auf zu bleiben. Sie vertrieb ſich die Zeit unterdeſſen mit Leſen und hatte blos zwey Kammerfrauen bey ſich behalten. Ihre Hoffräulein verließen ſie dem Gebrauch nach, ſo bald es Mitternacht war und die la Noue, welche die Fräulein Saint-André von der Stunde des Rendezvous benachrichtiget hatte, erwartete ſie in dem Verwandlungszimmer, wo die Fräulein ſich auch bald einſtellte und unmittelbar darauf folgte der König ihr nach.

Den Guiſen und dem Marſchall von Saint-André war das Herz zu voll von Freude, als daß ſie ſolche für ſich allein hätten behalten können; ſie baten den Herzog von Montpenſier und den Prinzen von Roche ſur-Yon, mit ihnen zu Nacht zu ſpeiſen und verſprachen ihnen, ſie mit etwas zu regaliren, was ſie in ihrem Leben nicht erwartet haben würden. Es ſchlug zwölf Uhr und noch erſchien das verſprochene Regal nicht; den beyden Prinzen wurde die Zeit lang und erkundigten ſich, wo es ſo lange bliebe. Man bat ſie, Geduld zu haben und verſicherte ihnen, daß wenn ſie auch drey Nächte darauf warten müßten, ſo würden ſie doch am Ende ſelbſt bekennen, daß das Ding ſeiner Seltenheit wegen des Wartens werth ſey. Das Rendezvous in dieſer Nacht war Glock zwölf Uhr anberaumt; das Rendezvous in dem Billet hingegen, welches die Admiralin verloren, lautete auf ein Uhr und der Herzog von Guiſe, der Marſchall von Saint-André und der Prinz von Joinville, die jeden Augenblick in ihrem Herzen den Himmel ſegneten, daß er ihnen eine ſo erwünſchte Gelegenheit verſchaft, ihre Todfeindin mit Schimpf und Schande zu überhäufen, würden einen unverzeihlichen Fehler zu begehen geglaubt haben, wenn ſie durch zu große Uebereilung den ganzen Anſchlag vereitelt hätten. Der Herzog von Guiſe hatte ſelbſt einen Auflaurer an einen Ort geſtellt, wo er, ohne ſelbſt erblickt zu werden, alles gewahr werden konnte, was in dem Verwandlungszimmer aus- und eingehe. Der Herzog, der ſich auf ſeine Treue feſt verlaſſen konnte, hatte ihm zur Urſache angegeben, er wiſſe, daß ſeine Geliebte eine Zuſammenkunft mit einem andern Liebhaber in dieſem Zimmer verabredet habe, er ſagte ihm nicht, wer die Perſon und wer die Dame ſey, aber er verſprach ihm, daß ſein Glück auf immer gemacht ſeyn ſolle, wenn er ſich des Auftrags gut entledigen, alles wohl beobachten und ſeinen Schlupfwinkel nicht ehr verlaſſen würde, bis er Nachricht von ihm durch einen Menſchen erhielte, der zum Zeichen, daß er von ihm abgeſchickt ſey, ihm den Diamantring abfodern würde, den er ihm hier zuſtelle. Der Aufpaſſer, dem es nicht an Verſtand fehlte, und der wohl wußte, daß das Amt, das man ihm auftrug, einer von den Wegen ſey, auf welchem man bey Hofe ſein Glück am leichteſten mache, verſprach dem Herzog, alles pünktlich nach ſeiner Vorſchrift zu beſorgen. Unterdeſſen ſchlug es ein Uhr. Der Marſchall von Saint-André ſtellte dem Herzog vor, daß man ſehr oft ſich bey einem Rendezvous nicht mit dem Schlag einzufinden pflege und daß ihr ganzes Vorhaben ſcheitern würde, wenn ſie zum Unglück zu früh kommen ſollten; er bat ihn alſo, noch eine halbe Stunde ſich zu gedulden. Um halb zwey Uhr ſchickte man einen Vertrauten an den Auflaurer, der den Diamantring, welchen der Herzog ihm zugeſtellt, zurückfoderte, um ihm zu zeigen, daß er der rechte ſey; und als ihn der Spion auf dieſe Art erkannt, erkundigte ſich der Vertraute, ob die beyden Verliebten an Ort und Stelle wären. Der andere erwiederte, daß ſie ſich ſchon ſeit geraumer Zeit daſelbſt befänden; und der Abgefertigte eilte zurück, um die Nachricht zu überbringen.

Nun iſt die Stunde des verſprochenen Regals gekommen, ſagte der Marſchall von Saint-André zum Herzog von Montpenſier und zum Prinzen von Roche-ſur Yon, es hat freylich ein wenig lange gewähret, allein die Entſchädigung iſt reichlich genug, und wenn Sie ja in Ihrem Leben eine Gelegenheit geſucht haben, recht aus Herzensgrunde lachen zu können, ſo iſt dieſe Gelegenheit jetzt gekommen; was mich betrifft, ſetzte er mit ſichtlicher Freude hinzu, ſo geſtehe ich Ihnen, daß ich dieſe Nacht nicht für den ſchönſten Tag in meinem Leben hingeben würde, und daß ich ſie höher ſchätze, als alles, was mir jemals Angenehmes begegnet iſt. — Um ihnen einen Vorſchmack davon zu geben, erzählte er ihnen in wenig Worten, worauf es ankomme, und zeigte ihnen ſogar das Billet, das ein ſo glücklicher Zufall in die Hände des Prinzen von Joinville geſpielt habe, den er ſchon ſeinen Schwiegerſohn nennt, weil ſeine Vermählung mit ſeiner Tochter in wenigen Tagen vor ſich gehen ſollte.

(Die Fortſetzung folgt.)

VI.

Miſcellaneen.

1.

Parallele zwiſchen Karl XII. und Alexander dem Großen.

Die Zuſammenſtellung des einen groſen oder ſchlechten Mannes mit einem andern von ähnlichem Charakter, iſt bey dem Geſchichtforſcher eben ſo gewöhnlich, als natürlich der Nachahmungstrieb bey allen Menſchen iſt. Wie oft hört man da nicht Helden neuerer Zeit mit einem Cyrus, Alexander, Scipio, Cäſar und andern vergleichen? Und in der That muß man geſtehen, die Geſchichte gewinnt dadurch viel. Denn man lernt, ſo bald man den einen genau kennt, auch den andern ſchneller und deutlicher kennen. Nur muß dieſe Vergleichung nicht einſeitig oder ſchielend ſein. Und ſo wenig ich daher die Vergleichung Karls XII. mit Alexandern in allen Stücken ſtrenge auszuführen wagen möchte, ſo wenig kann ich doch auch jene Vergleichung eines berühmten Franzoſen unterſchreiben: „Karl war nicht Alexander, aber ſein beſter Soldat würde er geweſen ſein;“ in der man den flüchtigen Franzoſen ſchwerlich verkennen wird, dem es mehr um künſtliche Antitheſen, als ſtrenge hiſtoriſche Kritik, mehr um den Ruhm, etwas neues und ſchimmerndes, ſey es übrigens ſo paradox, als es immer wolle, geſagt zu haben, als um reine Wahrheit zu thun iſt.

Ich will ſo ehrlich als möglich zu Werke gehen, und beyder Könige Thaten auf der Schale der Gerechtigkeit und Billigkeit abwiegen, um dann mit unverblendeten Auge zu ſehen, wie viel oder wenig der eine den andern überwiegt?

Schnell und raſch griff Alexander im 20ſten Jahr mit ſeinem zwar kleinen, aber von ſeinem Vater ſeit mehreren Jahren in dem Illyriſchen, Thraciſchen und Griechiſchen Kriege geübten Heere die ganze ungeheure Perſiſche Monarchie an, die zwar von einem unabſehbaren, aber ungebildeten Heere und ſchlechten Anführer vertheidigt wurde; und riß ſein Heer von Arbela nach Iſſos, von Iſſos zum Granikos, aus einer blutigen Schlacht in die andere, unaufhaltbar mit ſich fort. Und ſo ſah er ſich durch ſeine Schnelligkeit und Glück der Waffen nach einem kurzen Zeitraum von 12 Jahren nicht blos als Herr der ganzen ungeheuren Perſ. Monarchie, die er beſiegt und zertrümmert hatte; ſondern hatte auch außerdem Tyrus und viele andere Länder unterjocht, und war Aſien bis nach Indien ſiegreich durchflogen.

Und Karl ſchlug in ſeinem 18ten Jahr den Angriff dreyer gegen ihn verſchwornen Häupter zurück, zwang nach wenigen Monaten den König von Dänemark, der ſeine Hauptſtadt bedroht ſah, nicht blos Frieden zu machen, ſondern auch das Karls Vettern entriſſene Land zurückzugeben. Und ehe noch ein Jahr verfließt, hat er ſchon See und Stürmen getrotzt, und ſchlägt in Liefland an der Spitze von 8000 Mann eine viermal ſo ſtarke Ruſſiſche Armee zurück. Und ſo hatte er ſchon in einem Jahre zween ſeiner Gegner getrotzt und ſie gedemüthigt; und Schlag auf Schlag ſchlug er nicht blos ſeinen dritten Feind, die Polen, aus dieſem Lande zurück, ſondern erobert und behauptet auch an die ſechs Jahre den größten Theil dieſes Landes, worin er ſie zurückgetrieben hatte. Und ſo hatte er in einem Zeitraum von neun

Jahren bis auf die unglückliche Schlacht bey Pultava, durch unaufhörliche Siege gegen den König von Dänemark, den Czar von Rußland, König von Polen, den er aus ſeinen Ländern vertrieben, und der Krone feyerlich zu entſagen gezwungen hatte, und gegen den Kaiſer von Deutſchland, ſeinen Namen in ganz Europa furchtbar und ſchrecklich gemacht.

Und ſo, denk ich wohl, wiegen Thaten gegen Thaten auf, wiewohl ich zugeben muß, auch gerne zugebe, daß die Eroberungen, die der Macedoniſche Held in 12 Jahren gemacht hat, unendlich größer ſind, als die, die der Nordiſche Held in dieſen neun Jahren gemacht hat. Allein, wer iſt auch nicht ſo billig, oder vielmehr ſo gerecht, und wer ſieht nicht ſo viel ein, daß man von einer ganz verſchiedenen Lage und Kriſe, worin ſich beyde Männer befanden, unmöglich ganz gleiche Wirkungen und Thaten erwarten kann? Alexander ſtritt gegen den einzigen Darius Kodomannus: und war der ein ſchlechter Anführer ſeiner auch noch ſo großen Truppen, ſo war ſeinem Sieger der Umſturz ſeiner ganzen Monarchie ein leichtes. Karl aber kämpfte gegen das verbündete Dänemark, Polen, Rußland und Deutſchland; wovon Peter allein ſchon bey weitem alle Kodomannen überwog. Kurz, ich denke, der Macedoniſche Held würde ſich nicht ſchämen, wenn Plutarch den Nordiſchen Helden, den ſeine Thaten zu gleichen Thaten entflammten, ihm zur Seite ſtellte; und er würde wahrlich ihn nicht, wie der Franzoſe, unter ſeine Soldaten ſtellen, ſondern, ſo ſehr er auch, gleich der Sonne allein glänzen wollte, ſogar das Kommando mit ihm theilen.

Ja ich kann, wiewohl ich es hier zu meinem Zweck nicht nöthig habe (da ich ihn hier blos als Held betrachte), die Vergleichung noch weiter treiben, und beyde Männer nicht blos an der Spitze ihres Heers, ſchließen ſich damit. Selbſt Zoroaſter ſcheint vorausgeſetzt zu haben, daß kein Kind ſich weiter vergehn könne. Eltermord findet ſich nicht in der Laſterreihe, wofür die Bücher Zend die Strafen beſtimmen.*) Der Herbed, der dem Kinde Unterricht giebt, iſt nach Vater und Mutter der Hauptgegenſtand ſeiner kindlichen Verehrung, und Sadder Bun Deheſch ſetzt ihn noch über jene, weil er die Seele des Kindes bilden muß, die ein viel edlerer Theil iſt, als der Körper, für welchen Vater und Mutter ſorgen.

III) Dieſe Eigenſchaften machen den Parſen zum Nozudi geſchickt, welches er gegen funfzehn Jahr werden muß. Um Nozud zu ſeyn, muß einer die Ceremonien des Geſetzes und den Izeſchne auswendig wiſſen, den Vendidad leſen, und ſeine Religion ſtudirt haben. Darauf wird zweymal ein Baraſchnomnoſchabe genommen. Nach dieſer Reinigung wird der Parſe in einem neuen Kleide vier Tage lang von drey Deſturs zum Arvisgah geführt, wo er Izeſchne lieſt; einer iſt ihm Raſpi, der andre zeigt ihm die Ceremonien, und der dritte ſagt ihm in der Ferne, was er thun und herſagen muß. Jeden Tag macht er ein Ghoſel von Nereng und Waſſer. Am Ende der vier Tage iſt er Nozud,**) und heißt von nun an Herbed. (Ethre' pete', im Zend, d. i. der ſchon oder öffentlich Oberſte iſt.) Aber weil nun nicht nur alle Parſen die zu Verrich-

---

*) Dieß gleicht dem, was Herodot (I. 64.) ſagt. Die Perſer behaupteten, daß niemal ein Vater- oder Muttermörder unter ihnen gefunden worden; und daß man nach genauer Unterſuchung gefunden hätte, daß die, die ſich wirklich dieſes Verbrechens ſchuldig gemacht, nur untergeſchobne oder uneheliche Kinder geweſen wären, indem es ganz wider alle Natur wäre, daß ein Vater von ſeinem eignen Sohn ermordet werden ſollte.

**) Nach Deſtur Darab können zwey Frauen, die Nozud ſind, die Dienſte eines Raſpi und Djuti verrichten.

ſondern auch im Kabinet und in den Aeußerungen ihres Herzens mit einander in Parallele ſtellen.

Denn am wirklichen Muthe und Entſchloſſenheit giebt dieſer jenem nichts nach: ja ſogar in einzelnen Auftritten ſind ſie ſich gleich. Denn zeigt es weniger Kühnheit, wenn Karl in einem ganz fremden Lande mit 60 ſeiner Leute in einem einzelnen Hauſe den Angriff mehrerer Tauſende ſeiner Feinde zurückſchlägt, die mit Kanonen gegen ihn anrückten, als wenn dort Alexander, der ein ganzes Heer ſeiner Soldaten hinter ſich hat, die Mauern einer Stadt, die er beſtürmt, allein erſteigt, und den Angriff vieler Feinde allein abhält?

Wirft man aber Karln eine ganz ungebändigte Hitze in Verfolgung ſeiner Plane, einen unverſöhnlichen Haß gegen ſeine Feinde, Rachbegierde und Kriegsluſt vor (welches alles keine kleine wirkliche Flecken in ſeinem Charakter ſind), die ihn gleich Anfangs gegen ſeine eigenen Vortheile blind machten, daß er zuletzt ganz unbeſonnen in die Länder ſeiner Feinde vordrang, wo alle Umſtände ſeine völlige Niederlage unvermeidlich machten, ihn ſelbſt ins Verderben ſtürzten, und ſein Vaterland nach ſeinem Tode in tiefer Entkräftung hinterließen: ſo ſieht man hier nicht, daß man ſich blos ſelbſt täuſcht, wenn man hier Alexander über Karln ſetzen will: da doch die ganze Geſchichte ſo deutlich zeigt, daß jener noch weit härter in ſeinen Foderungen; und unerſättlicher in ſeinen Siegen war, als dieſer: da jener nicht mit der Hälfte ſeines Königreichs, was ihnen ſein Feind nebſt ſeiner Tochter anbot, zufrieden, ſondern, ſeinem eigenen ſtolzen Geſtändniſſe nach, die einzige Sonne, die auf Erden glänze, ſein wollte. Und ſo war wohl bey beyden unbegrenzte Ehr- und Ruhmbegierde und ungebändigte Eroberungsſucht die Kraft, die alle Sehnen ihres Muthes anſpannte und in ſteter Spannung erhielt.

Wollen wir aber endlich ihre Thaten nach ihrem Erfolge beurtheilen und ihren Werth darnach beſtimmen, ſo iſt der einzige Unterſchied zwiſchen beyden der, daß bey jenem der Ausgang glänzender als bey dieſem iſt: daß jenem das Glück in der kurzen Laufbahn von zwölf Jahren ununterbrochen ſo günſtig blieb, daß ſchon ſeine Zeitgenoſſen ſagten, er habe alles, ſelbſt das Glück in ſeiner Gewalt; bey dieſem aber die einzige und unglückliche Schlacht bey Pultava nicht blos ſeine vorigen Siege unterbrach, ſondern auch faſt ganz verdunkelte.

Alſo in allen dieſem hält der Nordiſche Held mit dem Macedoniſchen die Parallele aus; auch in Abſicht ſeiner Großmuth und edeln Herzens kann er ſich, ohne zu erröthen, mit jenem meſſen. Denn wenn Alexander Königreiche und Tonnen Goldes verſchenkte, ſo war das, denk ich, für ihn in ſeiner Lage nichts größeres und rühmlicheres, als wenn (um hier nur ein Beyſpiel aus vielen auszuheben) Karl zu einer Zeit, wo er den ſo ſehr geſchwächten und bedrängten Kaiſer Deutſchlands harte Bedingungen vorſchreiben konnte, weiter nichts von ihm verlangte, als daß er den Proteſtanten, die ihnen in Schleſien mit Unrecht entriſſenen Gotteshäuſer wieder einräumen ſollte. Wahrlich ein edler Zug im Charakter unſers Karls, den gewiß jeder ſchleſiſche Proteſtant nur mit der innigſten Rührung in Karls Geſchichte wird leſen können, und die Nachwelt gewiß mehr bewundern wird, als ſeine Siege über die Dänen, Deutſchen, Polen und Rußen.

Ja in einer bey einem Helden gewiß nicht geringſten Tugend verdunkelt er neben ſich den Alexander ganz. Denn wie verächtlich erſcheint uns nicht jener, wenn wir ihn nach wenigen Jahren dem Perſiſchen Luxus und den ſchändlichſten Ausſchweifungen ſklaviſch unterliegen ſehen? wie hell ſtrahlt dagegen neben ihm unſer

Karl, der weit mehrere Jahre hindurch der abgeſagteſte Feind aller Weichlichkeit und jedweder niedrigen Luſt blieb!

W . . . . .

2.

Genaue Liſte der Königl. Großbrittanniſchen Seemacht; aus dem Polite repoſitory or pocket Companion für das Jahr 1794, gezogen.

Nemen der Schiffe.	Anzahl der Kanonen.	Commandeurs.
Atlas	98	I. L. Gidoin
Albion	74	
Alcide	74	R. Linzee.
Alexander	74	T. Weſt.
Alfred	74	I. Bazely.
Arrogant	74	
Audacious	74	W. Parker.
Africa	64	
Agamemnon	64	H. Nelſon.
America	64	I. Rodney.
Anſon	64	
Ardent	64	R. M. Sutton.
Argonaut	64	I. Aylmer.
Aſia	64	T. Brown.
Adamant	50	W. Bentinck.
Antelope	50	
Aſſiſtance	50	N. Brunton.
Acteon	44	
Adventure	44	E. Buller.

Argo

Namen der Schiffe.	Anzahl der Kanonen.	Commandeurs.
Argo	44	W. Clark.
Aſſurance	44	V. C. Berkeley.
Apollo	38	
Arethuſa	38	S. Finch.
Artois	38	
l'Aigle	36	I. N. Inglefield.
Active	32	E. Nagle.
Aeolus	32	
l'Aimable	32	H. Burrard.
Alarm	32	Robertſon.
Amazon	32	
Ambuſcade	32	
Amphion	32	H. Sawyer.
Andromache	32	T. Iones.
Andromeda	32	I. Salisbury.
Aquilon	32	R. Stopford.
Aſtrea	32	R. Moorſom.
Alligator	28	W. Affleck.
Aurora	28	W. Effington.
Amphitrite	24	A. Hunt.
Ariadne	20	T. R. Shivers.
Albicone	16	
Alert	16	
Atalanta	14	
Alecto	12	
Aetna	8	
Britannia	100	Vice-Admiral Hotham, Capt. I. Holloway.
Barfleur	98	
Boyne	98	W. A. Otway.
Blenheim	90	
Bedford	74	R. Man.
Bellerophon	74	T. Pasley.

Bellona

Namen der Schiffe.	Anzahl der Kanonen.	Commandeurs.
Bellona	74	G. Wilſon.
Berwick	74	I. Collins.
Bombay Caſtle	74	
Brunſwick	74	I. Harvey.
Belliqueux	64	G. Bowen.
Bienfaiſant	64	
Briſtol	50	
Beaulieu	40	Graf Northesk.
Belle Poule	36	
Blanche	32	C. Parker.
Blonde	32	I. Markham.
Boſton	32	
Boreas	28	
Brilliant	28	Vice-Admiral I. Peyton. Capitain M. Robinſon.
Bonetta	16	G. Moore.
Brisk	16	
Bulldog	14	G. Hope.
Brazen	14	
Cambridge	80	Rear Admiral R. Cotton, Capt. R. Bodger.
Caeſar	80	
Canada	74	
Captain	74	S. Reeve.
Carnatic	74	
Centaur	74	
Coloſſus	74	C. M. Pole.
Conqueror	74	
Courageux	74	W. Waldegrave.
Culloden	74	T. Rich.
Cumberland	74	T. Lewis.
Chicheſter	70	R. Fancourt.
le Caton	64	

Namen der Schiffe.	Anzahl der Kanonen.	Commandeurs.
Crown	64	
Centurion	50	S. Osborne.
Chatham	50	Hill.
Charon	44	
Chicheſter	44	
Concorde	36	T. Wells.
Creſcent	36	I. Saumarez.
Caſtor	32	T Troubridge.
Ceres	32	R. Incledon.
Cleopatra	32	A. Ball.
Caryſfort	28	F. Laforey.
Circe	28	I. S. Yorke.
Cyclops	28	D. Gould.
Champion	24	
Camel	24	Hallowell.
Camilla	20	
Cormorant	16	
Cygnet	18	
Calypſo	16	
Childers	14	I. Mullock.
Comet	14	W. Bradley.
Conflagration	14	E. Browne.
Cockatrice	14	
Catherine	8	G. Young.
Chatham	8	
Dreadnought	98	
Duke	98	Capt. G. Duff.
Defence	74	I. Gambier.
Defiance	74	
Diadem	64	A. Sutherland.
Dictator	64	
Director	64	
Diomede	44	M. Smith.

Dolphin

Namen der Schiffe.	Anzahl der Kanonen.	Commandeurs.
Dolphin	44	Lieut. May.
Dover	44	
Diamond	38	
Diana	38	
Daedalus	32	G. Knowles.
Druid	32	I. Elliſon.
Dido	28	C. Hamilton.
Dromedary	24	S. Tatham.
Daphne	20	T. Sotheby.
Drake	14	I. Doling.
Dorſet	10	A. Schomberg, Kt.
Diſcovery	10	G. Vancouver.
Edgar	74	A. Bertie.
Egmont	74	A. Dickſon.
Elephant	74	
Elizabeth	74	
Excellent	74	W. E. Finch.
Eagle	64	
Eſſex	64	
Europe	64	
Europa	50	Com. I. Ford, Capt. G. Gregory.
Expedition	44	
Experiment	44	S. Miller.
Enterprize	28	Lieut. Howorth.
Eurydice	24	F. Cole.
l'Eclair	20	
Echo	16	P. Halket.
Expedition	10	B. Prideaux.
Formidable	98	
Foudroyant	80	
Fame	74	

Fortitude

Namen der Schiffe.	Anzahl der Kanonen.	Commandeurs.
Fortitude	74	W. Young.
Firme	50	
Fortunee	40	
Flora	36	I. Warren.
Fox	32	F. Drury.
Fairy	16	R. Bridges.
Favourite	16	
Fly	16	W. Brown.
Fury	16	Sothern.
Fortune	16	
Falcon	14	I. Biſſett.
Flirt	14	I. N. Morris.
Ferret	12	W. Nowell.
Glory	98	
Gibraltar	80	T. Mackenzie.
Ganges	74	P. Molloy.
Golyath	74	
Grafton	74	
Grampus	50	
Gladiator	44	Lt. Heyter.
Gorgon	44	C. Paterſon.
Greyhound	32	
Grana	28	
Le Goelan, F.	14	Lt. I. Wooley.
Hibernia	110	
Hannibal	74	Iohn Colpoys.
Hector	74	George Montague.
Hero	74	I. Thomſon.
Hebe	38	A. Hood.
Hermione	32	I. Hills.
Heroine	32	A. Gardner.
Hind	28	F. Cochrane.

Namen der Schiffe.	Anzahl der Kanonen.	Commendeurs.
Huſſar	28	George.
Hawke	16	Barton.
Hazard	16	
Hornet	16	
Hound	16	I. Lawford.
Helena	14	W. Charlton.
Impregnable	98	Rear. Ad. Caldwell, Capt. G. Weſtcott.
Illuſtrious	74	T. L. Frederick.
Invincible	74	T. Pekenham.
Irreſiſtible	74	I. Henry.
Indefatigable	64	
Inflexible	64	
Intrepid	64	C. Carpenter.
Iſis	50	
Inconſtant	36	A. Montgomery.
Iphigenia	32	P. Sinclair.
Iris	32	G. Lumpsdaine.
Inſpector	16	W. Bryer.
Incendiary	14	W. Hope.
Jupiter	50	
Jaſon	38	
Juno	32	S. Hood.
King's Fiſher	18	T. Graves.
Kite	14	Lieut. W. Lamb.
London	98	R. Keates.
Leviathan	74	
Lion	64	E. Gower.
Leander	50	
Leopard	50	I. Maude.

Namen der Schiffe.	Anzahl der Kanonen.	Commandeurs.
Latona	38	E. Thornbrough.
Leda	36	G. Campbell.
Loweſtoffe	32	W. Wolſley.
Lapwing	28	H. Curzon.
Lizard	28	T. Williams.
Larke	16	
Liberty	16	I. Searle.
Lynk	16	
Magnificent	74	
Marlborough	74	G. Berkeley.
Majestic	74	C. Cotton.
Minotaur	74	
Mars	74	
Monarch	74	I. Wallace.
Montague	74	I. Montague.
Magnanime	64	
Modeste	64	
Monmouth	64	
Medway	60	
Meduſa	50	I. Norman.
Minerva	38	R. Ad. Cornwallis.
Melampus	36	I. Coffin.
Magicienne	32	G. Martin.
Meleager	32	C. Tyler.
Mermaid	32	I. Trigge.
Maidstone	28	
Medea	28	
Mercury	28	
Merlin	28	
Myrmidon	20	I. Burrows.
Martin	14	R. Lane.
Megaera	14	C. I. M. Mansfield.
Mutine	14	T. H. Weſt.

tung dieſer Ceremonien nöthige Leichtigkeit und Geſchicklichkeit haben, und nicht alle im Stande ſind, einen andern zur Verrichtung dieſer Dienſte an ihrer Statt zu bezahlen, ſo müſſen ſie daher, wenn ſie kein Nozudi machen können, zwey Rupies (1 Rthl. 8 Gr.) an einen Mobed auszahlen, der fünf Tage lang zu Kirman, und acht Tage in Indien, an ihrer Statt Izeſchne' celebrirt, wodurch ſie rein werden. Dies nennen ſie Gueti-kherid machen, d. i. die (himmliſche) Welt kaufen. Wer das gethan hat, iſt auch ein wahrhafter Behdin, Schüler des herrlichſten Geſetzes, Mazdeieſnan, Ormuzd's, Anbeter, obgleich er nicht Nozud iſt. Nach den Ravaets werden die Gahs (Geiſter, die in den fünf letzten Tagen des Jahres herrſchen) dieſes Menſchen Seele dreymal in ſeinem Leben mit ſich fortführen, und ihr im Himmel ihren Sitz in Zukunft zeigen. Wer nicht Gueti-kherid macht, iſt ein Abtrünniger.

Dies ſind die beyden Einweihungsarten der Parſen. Durch Hom, den die Parſen gleich nach der Geburt trinken, gewiſſermaßen ſchon belebt, und im Nereng gewaſchen, werden ſie doch erſt völlig rein im Baraſchnomnoſchabe', welches ſie vor der erſten Anlegung des Koſti nehmen. Nozudi oder Gueti-kherid giebt ihnen nachmals als ächten Behdins das Recht zum Himmel. Dieſe Einweihung hat auch bey dem Ungläubigen ſtatt, der dadurch auch Behdin werden kann, und zwar auf folgende Art.

IV) Wer Behdin werden will, ſagt zuerſt das Glaubensbekenntniß her, welches gleich anfangs im Buche der Jeſchts ſteht, mit dreymaliger Wiederholung der Worte: „Ich will Zoroaſters Geſetz befolgen.“ Man führt ihn alsdenn vor dem Mobed, der einige Gebete

für

Namen der Schiffe.	Anzahl der Kanonen.	Commandeurs.
Mary	10	P. T. Perceval.
Medina	10	I. Moore.
Neptune	98	
Namur	90	
Naſſau	64	
Nonſuch	64	
La Nymphe	36	E. Pellew.
Niger	32	A. Legge.
Nemeſis	28	I. Woodley.
Narciſſus	20	P. Durham.
Nightingale	20	
Nautilus	16	H. Powlet.
Neptune		
Nimble	14	I. Smith.
Ocean	98	
Orion	70	I. Duckworth.
Oxford	70	
L'Oiſeau	40	
Orpheus	32	H. Newcome.
Oreſtes	18	Lord A. Fitzroy.
Otter	14	I. Hardy.
Prince George	98	
Princeſs Royale	98	R. Ad. S. Goodhall, Capt. I. Purvis.
Pr. of Wales	98	
Prince	98	Rear Ad. Bowyer, Capt. C. Collingwood.
Le Pegaſe	74	
Powerful	74	T. Hicks.
Polyphemus	64	
Prince William	64	

Namen der Schiffe.	Anzahl der Kanonen.	Commandeurs.
Prothee	64	
Prudent	64	
Panther	60	
Prince Edward	60	
Portland	50	
Prs. Caroline	50	
Phaeton	38	A. S. Douglas.
Pearl	32	M. D. Courcy.
Penelope	32	B. Rowley.
Pallas	32	
Pegaſus	28	R. Barlow.
Pomona	28	H. Darby.
Proſerpine	28	I. Alms.
Procupine	24	M. Dixon.
La Prompte	22	
Proſperity	22	
Perſeus	20	G. Palmer.
Providence	16	
Pylades	16	
Porcupine	16	
Plymouth	8	
Portsmouth	8	
Princeſs Auguſta	8	
Petterel	16	
Pluto	14	I. N. Morris.
Prince of Orange		
Princeſſa		
Preſton		
Pigmy	14	A. Pulliblank.
Pilote	14	H. Gunter.
Queen Charlotte	100	Adm. Howe, Capt. Sir R. Curtistian, I. Hunter.

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52319-X
REICHARD.H.A.O. FN. 17591/028

saur

Namen der Schiffe.	Anzahl der Kanonen.	Commandeurs.
Queen	98	Rear Adm. A. Gardner, Capt. I. Hutt.
Quebec	32	Rear Adm. Macbride, Capt. I. Rogers.
Royal George	100	V. Adm. Sir A. Hood, Capt. W. Domett.
Royal Sovereign	100	V. Adm. T. Graves, Capt. H. Nicholls.
Royal William	84	Adm. Sir P. Parker, Capt. G. Gayton.
Remillies	74	H. Harvey.
Reſolution	74	I. Cumming.
Robuſt	74	G. Elphinſtone.
Royal Oak	74	[illegible]
Ruſſel	74	I. W. Payne.
Raiſonable	64	Lord Cranſtoune.
Repulſe	64	
Ruby	64	R. Bickerton.
Rippon	60	
Renown	50	
Romney	50	W. Pagett.
Rainbow	44	
Regulus	44	E. Bowater.
Reſiſtance	44	E. Pakenham.
Roebuck	44	A. Chriſtie.
Romulus	36	I. Sutton.
Reſource	28	P. Pindar.
Roſe	28	E. Riou.
Redoubt	20	A. Fraſer.
Racehorſe	16	I. S. Leckey.
Rattleſnake	16	A. Mouat.
Rotterdam		
Ranger	14	I. Cotgrave.

Rattler

Namen der Schiffe.	Anzahl der Kanonen.	Commandeurs.
Rattler	14	Lt. Wynne.
Reſolution	14	Lt. E. H. Collumbine.
Royal Charlotte	10	
St. George	98	Real Adm. I. Gill, Capt. F. Foley.
Sandwich	98	V. Ad. I. Dalrymple, Capt. I. Moſſe.
Superb	80	
Saturn	74	
Suffolk	74	P. Rainier.
Sultan	74	
Swiftſure	74	Rear Ad. Kingſmill, Capt. C. Boyles.
St. Albans,	64	I. Vaſhom.
Sampſon	64	R. Montague.
Sceptre	64	I. Dacres.
Scipio	64	
Standard	64	
Stately	64	V. Adm. R. King, Capt. I. Smith.
Salisbury	50	
Serapis	44	
Severn	44	M. Minchin.
Sheernſs	44	Lord V. Garlies.
Seahorſe	38	
Santa Leocadia	36	
Santa Margarita	36	E. Harvey.
Solebaw	32	W Kelly.
Southampton	32	Hon. R. Forbes.
Stag	32	
Succeſs	32	F. Roberts.
Syren	32	I. Manley.
Sybil	28	

Namen der Schiffe.	Anzahl der Kanonen,	[illegible]
Squirrel	24	W. Drewry.
Sphynx	[illegible]	R. Lucas.
Savage	16	G. Winckworth.
Scorpion	16	
Scourge	16	G. Church.
Shark	16	
Swallow	16	
Swift	16	
Scout	14	I. Hanwell.
Speedy	14	C. Cunningham.
Swan	14	G. Bourdon.
Spitfire	14	I. Cook.
Seaflower	16	I. Webber.
Serpent	16	R. Lee.
Speedwell	16	P. Williams.
Sprightly	14	R. Rowe.
Sultana	14	
Spider	12	W. Lanyon.
Temeraire	98	
Terrible	74	S. Ludwitge.
Theſeus	74	
Thunderer	74	
Tremendous	74	I. Pigott.
Thriumph	74	
Trident	64	
Tiger	50	
Truſty	50	
Thetis	38	
Thalia	36	R. Grindall.
Terpſichore	32	S. Edward.
Thames	32	I. Cotes.
Tartar	28	T. F. Freemantle.
Thisbe	28	I. Dickinſon.

Namen der Schiffe.	Anzahl der Kanonen.	Commendeurs.
Triton	28	G. Murray.
Termagant	18	
Thorn	16	E. I. Foote.
Trimmer	16	C. Craven.
Tiſiphone	12	T. Martin.
Tryal	12	A. Malbon.
Terror	8	A. Morris.
Union	90	Lt W. Quarme.
Ulyſſes	44	R. Morris.
Unicron	32	
Ville de Paris	110	
Victory	100	V. Ad. Lord Hood, R. Ad. Sir H. Parker, Capt. I. Knight.
Valiant	74	
Vanguard	74	I. Stanhope,
Venerable	74	
Vengeance	74	C. Thomſon.
Victorious	74	
Veteran	64	G. Nugent.
Vigilant	64	
Venus	36	I. Faulkner.
Veſtal	28	I. Macdougall.
Vulture	14	Lt W. Crosbie.
Vulcan	14	I. Matthews.
Viper	14	Pengelly.
Veſuvius	8	G. Gray.
Windſor Caſtle	98	V. Adm. P. Cosby, Capt. T. Byard.
Warrior	74	
Warſpite	74	

Namen der Schiffe.	Anzahl der Kanonen.	Commandeurs.
Worceſter	64	
Warwick	50	
Woolwich	44	I. Parker.
Winchelſea	32	R. Fiſher.
Waſp	16	
Weazle	12	W. Taylor.
William and Mary	8	
Yarmouth	64	
Zealous	74	
Zebra	16	R. Faulknor.

3.

Jährlicher Gewinn, welchen Europa von ſeinen eignen und den Bergwerken ſeiner Colonien an Gold und Silber zieht.

I. Gold.

1) Aus dem ſpaniſchen Amerika	8,000,000 Thlr.
2) Aus den portugiſiſchen Amerika	6,328,000
3) Aus Afrika	3,000,000
4) Aus der Staaten des Kaiſers	2,720,000
5) Aus Rußland	240,000
6) Aus Frankreich	50,000
7) Aus der europäiſchen Türkei	20,000
8) Aus Deutſchland	20,000
9) Aus Italien und Dänemark	10,000
10) Aus der Schweiz und Schweden	5,000
zuſammen	20,393,000 Thlr.

II. Silber.

1) Aus dem ſpaniſchen Amerika	36,000,000 Thlr.
2) Aus den Staaten des Kaiſers	2,280,000
3) Aus Deutſchland ohne Oeſterreich	1,700,000
4) Aus Rußland	1,000,000
5) Aus Dännemark	350,000
6) Aus Schweden	26,700
7) Aus Italien und Polen	10,000
zuſammen	41,366,700 Thlr.

4.

Der Berlinſche Zauberer.

Lieber Leſer!

Wundert Euch nicht, daß ein Zauberer unter Euch auftritt; und Ihr Herren Aufklärer, freuet Euch nicht zu frühe, als habet Ihr Se. Hochvermögenden mit dem Pferdefuße und deſſen ganzes Gefolge ſo ganz und gar von der lieben Erde weggebannet. Nein, freuet Euch nicht zu frühe: denn ich will Euch hier mit Thatſachen beweiſen, daß noch immer auf dem Erdenrunde Dinge vorgehen, die weder Ihr, noch irgend ein Menſchenwicht ergründen kann. Ich bin im Beſitz eines Bandes, das ich gegen kein Kaiſerthum vertauſchen möchte, denn es lehret mich Künſte, die kein Sterblicher mich lehren kann. Lies, und — ſtaune.

Vor einiger Zeit begegnete mir ein altes Mütterchen, krumm gebückt und an einer Krücke. So wenig ſelten dergleichen Anblicke ſind, ſo muß ich doch geſtehen, daß dieſer mir auffallend war. Die Geſichtszüge und das ganze Ausſehen dieſer Perſon kam mir ſo ſonderbar und zugleich ſo ehrwürdig vor, daß ich freywillig in meine Taſche griff, einen Sechſer heraus nahm und ihn ihr gab.

Wäre ich reich, ſo würde ich in meiner damaligen Stimmung mit Freuden einen Gulden gegeben haben. Mit Dankbarkeit und — wie mir's ſchien — auch einiger Aufmerkſamkeit ſahe ſie mich an, und ſchlich weiter.

Einige Minuten drauf blickte ich wieder zurück; aber ſie war verſchwunden. Den folgenden Tag, da ich zu eben der Zeit den nämlichen Weg machte — und willſt

Du

für ihn thun. Drey Tage ſpeiſt man ihn auf Parſiſche Art, weil alles, was er bisher genoſſen hat, für unrein geſchätzt wird; er lernt die Gebete für die fünf Gahs des Tages, für den Tiſch, Nothverrichtungen, und die er vor und nach dem Schlafe, vor und nach der ehelichen Beywohnung und nach einer unwillkührlichen Beflekung beten muß. Darauf bekommt er, in Indien, ein Siſchee', und zu Kirman ein Baraſchnomnoſchabe'; *) dann legte er Sadere' und Koſti an, und iſt Behdin. Darauf muß er Nozudi oder Guetikherid machen.

Obgleich den Parſen Nozudi oder wenigſtens Guetikherid ausdrücklich anbefohlen iſt, ſo ſterben doch viele darüber hin.

V) Nachdem der Parſe durch dieſe verſchiednen Ceremonien ein Glied am geiſtlichen Körper geworden iſt, ſo wird er auch durch ſeinen Stand, worin er lebt, in den bürgerlichen Staat aufgenommen. Es giebt bey ihnen vier Arten von Ständen: Prieſter, Soldaten, Feldarbeiter (eigentlich — welche Korn und Kräuter ziehen) und Handwerker. Dieſe vierte Klaſſe hat alle erlaubte Stände unter ſich, die nicht unter den drey erſten ſtehen. Dieſe aber ſind die ehrenvolleſten: ſelten reden auch die Bücher Zend vom Stande der Handwerker.

Bey den Parſen haben blos königliche Prinzen zum Stande ihres Vaters durch die Geburt ein Recht. Eines Mobed Sohn z. E. kann vor gemachtem Nozudi

nicht

---

*) In Indien ſind die Einweihungs-Ceremonien viel ſimpler. Man läßt den Proſelyten Ochſenwaſſer mit [illegible] [illegible] hinterſchlucken, und ſich den Mund waſchen. Alsdann wird ihm eine kleine Glutſchale aufs Haupt gelegt mit einem [illegible] ([illegible] [illegible]) Die Kohle ſengt ihm ein wenig die Haare, und ſo iſt er ein reiner Indianer.

Du wiſſen, lieber Leſer, welchen? Denn ich ſehe ſchon, daß Du Deine Naſe ein wenig rümpfeſt — es war unter den Linden, auf der rechten Seite neben der Promenade; da weißt Du nun alles — ſiehe da, ſo ſtand mein altes bekrücktes Mütterchen; hatte die Augen ſtarr auf mich gerichtet, und ſchien mich zu erwarten. Mit mitleidiger Geſchwindigkeit griff ich wieder in meine Taſche, und gab ihr diesmal einen Groſchen. Ein herzliches „Gott lohne Sie!“ und zugleich ein Druck der Hand, der ungeachtet die ihrige kalt war, mich doch erwärmte, folgte darauf. — Um Dich nicht aufzuhalten und Deine Geduld ſchon ſo frühe zu ermüden, geneigt ſeyn wollender Leſer; ſo will ich Dir nur ganz kurz ſagen, daß ich, ſo oft den Weg ging, mein altes Mütterchen traf und ſie beſchenkte.

Vor einigen Wochen, an einem Sonnabend, ich werde den Tag nie vergeſſen, er iſt mir zu wichtig, da ich ſpäter, wie gewöhnlich, des Weges kam, und da außer mir, wegen unangenehmer Witterung, kein Menſch promenirte: ſo redete ich das krumme Mütterchen an: wer ſie wäre? u. ſ. w. „Sie ſind mir zuvorgekommen,
„lieber, guter Herr“ — war ihre Antwort — „ſchon
„vielmals hab' ich Gelegenheit gewünſcht, Sie zu ſpre-
„chen, und — ſetzte ſie mit einem etwas ſchüchternen
„und leiſen Tone hinzu — wollen Sie mir jetzt folgen,
„es ſoll Sie nicht gereuen.“ Sie winkte mir und ging in eine Gaſſe. In welche? — Das kann und darf ich Dir, trauter Leſer, nicht ſagen; hilft und ſchadet Dir auch nichts. Nur kurze Zeit ſtand ich bey mir in Ungewißheit, ob ich folgen ſollte oder nicht: Denn das ehrliche Geſicht des Weibes bürgte mir für eine gute Abſicht. Sie führte mich in ein kleines Häuschen, und hies mich bis unter das Dach ihr folgen. Jetzt öffnete ſie ein Kämmerchen, enge, niedrig und ärmlich; aber deſſen ungeachtet zeugte es von der Reinlichkeits- und

Ordnungsliebe ſeiner Beſitzerin. Meine Neugierde ward geſpannt. Ich mußte mich auf einen Schämmel ſetzen; ſie that ein gleiches, und nachdem ſie ſich vom Steigen der Treppe etwas erholt und zu Athem gekommen war, fing ſie an: „Schon längſt hab' ich Sie zu ſprechen und „ein Wort im Vertrauen mit Ihnen zu reden gewünſcht. „— Ich weiß Sie ſind ein guter Herr, und unter allen, „von deren Wohlthaten ich armes armes Weib zeither „mich erhalten habe, der Einzige, der mir mit redlichem „Herzen gegeben hat.“ — Der Ton, die Sprache, der Ausdruck, und die ganze Wendung der Rede aus dem Munde eines ſolchen Bettelweibes befremdete mich nicht wenig, und ich äußerte auch meine Verwunderung. „Fragen Sie mich nicht — fiel ſie mir in's Wort, wer „ich bin; erkundigen Sie ſich auch nicht weiter nach mir, „denn Sie können doch nichts von mir erfahren und Ihr „ganzes Bemühen wäre umſonſt; ſeyn Sie aber verſichert, ich bin eine zwar arme, doch ehrliche Frau. „Lange kann's nun nicht mehr mit mir währen; ich „fühle, daß ich nur noch wenig Tage zu leben habe; „meine wenigen Kräfte nehmen mit jeder Stunde ab. „Mit Dank gegen Alle, die mir Gutes gethan haben, „verlaſſe ich dieſe Welt; aber den allerherzlichſten Dank „bin ich Ihnen ſchuldig: ich kenne Sie ganz genau und „weiß Sie ſind ein redlicher, braver Mann.“ — Jetzt erhob ſich die Alte von Ihrem Stuhle und verriegelte die Thüre — hier ward mir wirklich etwas bange, und ich ſetzte mich in Poſitur, wenn etwa ein Abenteuer zu beſtehen wäre — ſie trippelte aber nur zu einer alten Lade, die in einer Ecke ſtand und die mit einem großen Vorlegeſchloſſe verſehen war; öffnete ſie und nahm ein kleines Käſtchen heraus, das für Schmuck beſtimmt zu ſeyn ſchien. Es hatte ein kleines ſauberes ſilbernes Schloß; mit einem dergleichen Schlüſſel machte ſie es auf, und nun befand ſich zu meinem großen Erſtaunen nichts weiter darin, als — eine Art Strumpfband. Dies überreicht ſie mir mit folgenden Worten: „Wundern Sie „ſich nicht, daß ich Ihnen etwas als Geſchenk anbiete, „was ſo geringen Werth zu haben ſcheint, als dieſes „Band; Sie wiſſen ja, daß man den innern Werth vieler Dinge nichts nach dem Aeußern beſtimmen darf; „und dies iſt auch hier der Fall. Dies Band hat eine „Eigenſchaft, über die Sie erſtaunen werden, und die „gewiß Ihre ganze Achtung verdient; und um Sie davon zu überzeugen, will ich Ihnen einen Beweis geben.“ — Jetzt nahm ſie das Band, umwand damit ihren rechten Arm zwiſchen der Hand und dem Ellbogen; befeſtigte es mit einem kleinen Knoten, und kaum hatte ſie die Worte geſprochen: „gedulden Sie ſich nur einen „Augenblick, aber erſchrecken Sie nicht!“ — Hilf Himmel! ſo war ſie meinen Augen entſchwunden. Beſtürzt blickte ich umher, aber ich ſahe und hörte keinen Menſchen; Thür und Fenſter waren verſchloſſen, und ſonſt kein Ausweg in der ganzen Kammer. Ein Schauer befiel mich, alle Glieder zitterten mir, und ich hatte Mühe, mich bey meiner Beſinnungskraft zu erhalten. — Mit einem Mahle ſtand die Alte wieder vor mir, ſie hatte das Band abgelöſet und hielt es in der Hand. „Es thut mir leid — fing ſie lächelnd an — wenn ich „Ihnen einen Schrecken verurſacht habe; aber ich mußte „Ihnen doch einen Beweis von dem Werthe eines Geſchenkes geben.“ Nun fing ich an mich wieder zu erholen. „Ich muß Ihnen nochmals ſagen — fuhr ſie fort — „fragen Sie nicht, wer ich bin; genug, ich ſchenke Ihnen „hier zum Andenken etwas, das Ihnen, wo nicht offenbaren Nutzen, doch gewiß tauſendfaches Vergnügen „machen kann und wird. Sobald Sie dies Band, um „Ihren rechten Arm winden und warm werden laſſen, „ſind Sie unſichtbar, und können alſo überall Zuſchauer „ſeyn. Doch, merken Sie ſich noch Eins: nur ſo lange

„dauert die Kraft dieſes Bandes, als Sie Ihren Arm rein „und unberühret von einer unkeuſchen Perſon erhalten. „Sie ſind unverheirathet, daß weiß ich, ſeyn Sie vorſichtig „bey der Wahl einer Gattin; auch dies Band kann Ihnen „vielleicht dabey wichtige Dienſte leiſten. Aber auch „noch mit einer andern nicht weniger ſchätzbaren Wirkung muß ich Sie bekannt machen. Wollen Sie nähmlich wichtige Unterredungen, denen Sie unſichtbar beywohnen, aufbehalten: ſo verſorgen Sie ſich bey Ihren „Auswanderungen mit Papier, beſtreichen Sie dies aber „vorher mit dem Bande, und jedes geſprochene Wort „wird ſich leſerlich darauf drücken. — — Nehmen Sie „alſo dies von mir als ein Andenken, und ſeyn Sie verſichert, daß ich mich freue, an Ihnen einen Mann gefunden zu haben, der dieſes Beſitzes werth iſt.“ Die Schwäche ließ ihr nicht zu, ununterbrochen fortzufahren; ſie mußte neuen Athem ſammeln. Endlich redete ſie weiter: „Ich fühle es, daß ich nur noch kurze Zeit „zu leben habe; beſuchen Sie mich nicht wieder, und „fragen Sie auch nicht weiter nach mir — verſprechen „Sie mir das?“ — Ich that's, und ich muß geſtehen, mit einer gewiſſen Rührung. Ich war in einer ſonderbaren Stimmung. So gerne hätte ich tauſenderley Fragen an die ehrwürdige Alte gethan; aber ſie verbat es zu dringend, und ich ſchwieg. — Sie legte nun das Band in das Käſtchen; verſchloß und überreichte es mir nebſt dem Schlüſſel. Aus inniger Dankbarkeit griff ich nach meinem Geldbeutel, um ihr alles bey mir habende zu geben; aber mit dem ernſtlichſten Tone weigerte ſie ſich; nur ein Achtgroſchenſtück nahm ſie mit der Verſicherung: „Das wird für mich hinreichend ſeyn.“ Sie drückte mir hierauf die Hand, und mit einem „Leben Sie wohl!“ führte ſie mich zu Thür.

Im Taumel von dem Geſehenen und Gehörten, nicht minder mit einer erwartungsvollen Freude ging ich nach Hauſe, öffnete mein Käſtchen, beſah' und unterſuchte es nebſt dem inliegenden Schatze mit größerer Begierde, als ein Naturforſcher. Das Käſtchen iſt aus einem Stücke; aber die Beſtandtheile deſſelben ſind mir eben ſo unbekannt, als die des Bandes, jene ſind ſo wenig von Holz oder Stein, als dieſe von Wolle oder Seide; ſogar für die Farbe von beyden weiß ich keinen Namen. Du wirſt es mir leicht glauben, lieber Leſer, wenn ich Dir ſage, daß mir für dieſen Abend Eſſen und Trinken, und beynahe für die ganze Nacht der Schlaf verging; denn ich hätte lieber noch heute von meinem erhaltenen Geſchenke Gebrauch gemacht. Mit Sehnſucht erwartete ich den andern Tag, und zu meiner unbeſchreiblichen Freude fand ich, daß alles, was mir die alte Fee — denn für ein ſolches Weſen halte ich ſie ſteif und feſt — geſagt hatte, probat war. Da ich mich nun immer bemüht habe, gemeinnützig zu leben und zu handeln: ſo iſt auch gleich in den erſten Tagen nach dem Beſitze dieſes Wunderbandes der Gedanke in mir rege, und wie Du ſieheſt, nun auch zur That worden, meine Mitmenſchen an meiner Freude Theil nehmen zu laſſen, und ihnen alle meine Entdeckungen bey meinen unſichtbaren Beſuchen, die mich für ſie nützlich und angenehm dünken, mitzutheilen.

Bald beſuche ich dieſen, bald jenen Ort; öffentliche und geheime Geſellſchaften, geiſtliche und weltliche; Häuſer des Vergnügens und des Leidens, wohin mich gerade der Zufall oder mein Vorſatz führt. Aber auch das iſt feſter Entſchluß, wenn es Geſchäfte und Beutel erlauben, dann und wann einen Abſtecher zu machen, und Berlins Nachbarn zu beſuchen; und Ihr, meine lieben Leſer, ſollet jedes Mahl von meiner Reiſe und den gemachten Entdeckungen getreuen Bericht haben. Die Freude, die ich über meinen erſten ſo glücklich gelungenen Verſuch empfand, war eben ſo herzlich, als der

Wunſch es iſt, daß meine Leſer meine redliche Abſicht erkennen und annehmen mögen.

Erſter Verſuch der Zauberkraft.

Der Schein betrügt.

Herr von W. einer meiner Nachbarn, ſchien mir immer mit Recht zu den vollkommenſten Männern Berlins zu gehören. Sein ſchöner regelmäßiger Körper, ſein einnehmendes Weſen im Umgange, machen ihn zum Lieblinge beyder Geſchlechter und jedes Alters. Sein Gedächtniß iſt keine bloße Vorrathskammer unterhaltender Anekdoten; ſondern er beſitzt auch gründliche Kenntniſſe und das gehörige Maaß von Beurtheilungskraft, jene anzuwenden und mitzutheilen. So oft ich, ihn zu ſehen und zu ſprechen, Gelegenheit gehabt habe, hat meine Achtung für ihn ſich vermehrt.

Da ich eben im Begriffe war, meine erſte Auswanderung zu machen, erblickte ich Herrn von W. am Fenſter mit einer ungewöhnlich finſtern Mine und einem Buche in der Hand. Sogleich kam mir die Luſt an, dieſen mir ſo ſchätzbaren Mann unſichtbar in ſeiner Wohnung zu beſuchen, und ſein häusliches Betragen kennen zu lernen. Ich ſchlich mich in's Haus, die Treppe hinauf, und da eben ein Bedienter in das Wohnzimmer ging, auch in dieſes. Mit Erſtaunen hörte ich folgende Unterredung.

Bed. Gnädiger Herr, der Schneider iſt da, den ich habe beſtellen müſſen.

v. W. Er mag zum Henker gehen, ich habe jetzt keine Zeit.

B. Soll er etwa morgen wieder kommen?

v. W. Hört ihr nicht, dummer Kerl, ich mag ihn gar nicht ſprechen; er kann noch lange warten!

B. Aber, gnädiger Herr, ich habe ihm geſagt, daß — er dieſen Morgen — ganz gewiß ſein Geld bekommen ſollte. Was befehlen Sie, ſoll ich ihm nun ſagen?

v. W. Was ihr wollt —

B. Haben Sie doch die Gnade ſich zu erinnern, daß ich ihn auf ausdrücklichen Befehl gerufen habe; und — der arme Mann — hat auch — ſchon lange — warten müſſen.

v. W. (im höchſten Unwillen) Das iſt ſeine verdammte Schuldigkeit; und er muß noch länger warten! — Ich ſoll doch wohl nicht etwa mit einem ſolchen Kerl große Umſtände machen? — Schickt ihn mir gleich fort; das ſag' ich euch! ich mag jetzt nicht weiter von ihm hören.

Der Bediente ging, und wie ich ſahe, mit dem gerechteſten Unwillen. Gleich darauf erſchien Herr v. P. ehemaliger Hauptmann in H — Dienſten; ein Mann, von dem ich bisher weiter nichts wußte, als daß er auf einem ſehr eleganten Fuß lebte, und vielen in mancher Hinſicht räthſelhaft war. Sobald Herr v. W. ihn erblickte, ſo eilte er mit offenen Armen und dem heiterſten Geſicht auf ihn zu, daß auch das ſpähendſte Auge nicht vermögend war, den kleinſten Ueberreſt des vorherigen Mißmuths zu entdecken.

v. P. Ich konnte nicht ruhen, bis ich Sie ſahe, denn unbeſchreiblich hab' ich mich in der verwichnen Nacht geängſtiget, weil Sie ſo ſchnell unſere Geſellſchaft verließen. Das Spiel war doch nicht Schuld daran? Es ſollte mir wahrlich herzlich leid thun.

v. W. Wie können Sie ſo etwas denken, liebſter Freund? Wie ſollte ein kleiner Verluſt durch ſo einen Freund mir nur die geringſte Unannehmlichkeit machen können —

v. P. Verzeihen Sie, es war auch nur ein vorübereilender Gedanke; übrigens hatte das blinde Glück ganz allein Theil an meinem Gewinne, da ich zu gut weiß, daß Ihr Spiel das meine bey weitem übertrifft.

Nun überſchwemmten ſich die beyden Herren im feinſten Hoftone mit einer Fluth von Komplimenten, mit deren Nacherzählung ich meine Leſer nicht ſo ermüden will, als ich es ward. Jetzt ward H. v. W. durch den Bedienten in ein Nebenzimmer gerufen, und meine Neugierde hieß mich mit hinein ſchleichen.

B. Gnädiger Herr, der arme Strumpfmacher aus der — Straße, Ihr Miethsmann iſt da, um Ew. Gnaden wegen ſeiner elenden Umſtände nochmals um Nachſicht zu bitten.

v. W. Was gehen mich des Kerls elende Umſtände an? Er ſoll bezahlen der Schurke!

B. Er lamentirt, daß er bisher ſo elenden Verdienſt gehabt, und beynahe ſeine Kinder nicht mehr erhalten kann.

v. W. Was geht mich ſein Lumpengeſindel an? warum hat der Kerl Kinder? Er muß bezahlen, oder —

B. Er verſichert, und kann es auch ſchriftlich belegen, daß er um ſo vieles betrogen worden, und bittet den gnädigen Herrn fußfällig um Nachſicht, da er doch auf immer ſeinen Miethzins ordentlich und richtig abgetragen; aber nun ganz ruinirt wäre, wenn Ew. Gnaden ihn aus dem Hauſe werfen ließen, womit ihn ſchon der Aſſeſſor — bedrohet hat.

v. W. Und wird auch geſchehen, das ſagt ihm zum Beſcheid. Ich überlaſſe alles dem Aſſeſſor. Da hätt' ich viel zu thun, wenn ich mich um ſolch Volk bekümmern ſollte; ich habe wichtigere Geſchäfte. Und — winſelt er noch viel — ſo werft ihn aus dem Hauſe.

Der Bediente ging. In demſelben Augenblick kam ein zweiter und brachte einen Brief. H. v. W. erbrach

brach ihn haſtig, und las, ich traute aber beynahe meinen Augen nicht, folgendes.

Potsdam —

Ew. Gnaden wehrden hofenlich mit Meinen undernähmen folckomen Zufrieden ſeyn. Daß mähdel habe ich gans auf meine Seithe; es iſt ſo From, als ein Lammecken, und wirt Ew. Gnaden Tauſend ſpas machen.

Aber die Muter macht Mich noch ſer ſiele ſperräntzgen, doch werten Wier dieſe auch ſchon rummkriegen, wen Wir zähn oder zwölff Fritrichstohr drahn wenten. Ewr Gnaden Gerun alßo durch den Ueberbrünger dieſes mich dieſe Summa zu übberſchüken, ſo hoffe ich gans Gewis das Deubcken Morgen Abents in Hochdiſſelben heude zu lüffern, und habe die Gnade in Aller underdehnichkeit zu ſyn

Ewr Gnaden
underdehnichſter
Matthes —

Mit dem fröhlichſten Geſicht forderte Herr v. W. ein brennendes Licht, nahm aus einer Schatulle das verlangte Geld, ſiegelte es ein und übergab es zur Beſtellung.

Er ging nun zurück zum H. v. P. und ich folgte. Es ward die Abrede genommen, daß ſie den heutigen Abend ihr Glück nochmals gegen ein ander verſuchen wollten und ſchieden unter den zärtlichſten Verſicherungen der Freundſchaft von einander. Zur Nachricht dienet noch meinen Leſern, daß H. v. W. am verwichenen Abend einige vierzig Friedrichsd'or an ſeinen Freund verloren hatte. Jetzt nahm er aus einem Schreibtiſche ein Buch, warf ſich auf einen Sopha, und fing mit den Worten: „wart, Freund, ich will dich heute ſchon beſſer faſſen“ — mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit zu leſen an. Mit leiſem Tritte näherte ich mich und blickte in's Buch; und nun — denke man ſich mein Erſtaunen, als ich die Ueberſchrift las: „Gründlicher Unterricht in „allen Hazardſpielen.“ —

Mein Unwille ſtieg auf's höchſte, und ich verließ bey'm erſten Oeffnen der Thür das Zimmer: denn ich hatte reichhaltigen Stoff zum Nachdenken für den ganzen Tag geſammelt.

Bey meiner Nachhauſekunft fand ich mit ungemeiner Freude, daß mein altes Mütterchen vollkommen probat war: denn alle ſo eben mitgetheilte Unterredungen ſtanden mit ſo deutlichen und ſchönen Buchſtaben auf meinem Papier, als hätte ſie ein Sotzmann gezeichnet und ein Jäck geſtochen.

Ich hätte jetzt die beſte Gelegenheit, dich, mein trauter Leſer, mit philoſophiſch moraliſchen Betrachtungen zu regaliren; aber — ſey ohne Furcht, dieſe Gerichte überlaſſe ich deiner eigenen Zubereitung; ich liefere dir nur die Ingredienzien.

Wohl dem, den's nicht trifft.

Madam H. — man erlaube mir zu verſchweigen, ob ſie Hof- Kriegs- oder Geheimeräthin iſt, der ſcharfſichtige Leſer mag es ſelbſt ergänzen — alſo Madam H. nimmt unter den Berliniſchen Schönheiten den erſten Platz ein. Aſſembleen, Pickenicks, Schauſpiel und das Corſika'ſche Konzert ſind lautredende Beweiſe davon. Ihr Geſicht entſpricht dem Baue ihres Körpers vollkommen; noch jüngſt nannte ſie einer unſerer jungen Herren ein Meiſterſtück der Natur; und ein Anderer deklamirte mit allem Pathos: „Anmuth iſt in jedem ihrer Schritte; „in ihren Augen der Himmel; Anſtand und Liebe in jeder „Stellung!“ — ſchon in ihrem funfzehnten Jahre ward ſie verheirathet, und ob man gleich faſt allgemein behauptete, nicht Mobed ſeyn. Wenn der Sohn eines Herbed oder Mobed ſelbſt ſchon Herbed iſt, und ſeinem Vater in den mancherley Verrichtungen des Liturgiendienſtes folgt, z. B. für die Parſen zu beten, u. ſ. f. ſo iſt er dadurch Mobed, d. i. Haupt der Parſen *) Magobad oder Magshaupt, wenn er auch den Zend Aveſta nicht verſtünde. Einige Deſturs glauben ſogar, daß jeder Parſe Mobed werden könne. Einige Jahre vor meiner Ankunft zu Surate hatte Darab eines gemeinen Parſen Sohn dazu eingeweiht. Von ihnen ſagt Klitarchus, daß ſie glaubten, ſie allein würden von der Gottheit erhört: und ihre Gebete ſind ſo kräftig und wirkſam, daß ein Arzt, der ſie geheilt hat, ſich für bezahlt halten muß, wenn ſie für ihn beten.

Ein Mobed, der das Geſetz bis auf ſeine Tiefen ſtudirt, und Zend und Pehlvi verſteht, heißt Deſtur Mobed, d. i. Mobed (Meiſter) der Sitten, Lehrer, Schriftgelehrter.

Die Parſiſche Hierarchie hat drey Orden. Das ſind die drey Magierklaſſen bey den Parſen, nach Eubulus, der in verſchiednen Büchern Mithra's Geſchichte erklärt hatte. Man kann noch den Deſtur beyfügen, der Mobed iſt, aber blos in der Verrichtung eines Lehrers.

Das Haupt dieſer Hierarchie iſt Deſturan Deſtur, deſſen Würde gleichſam die Fülle aller drey geiſtlichen Orden iſt. Wer ſie bekleidet, iſt dadurch Haupt und Erſter aller Deſturs einer Stadt, Provinz, Reichs. Er

klärt

---

*) Magus iſt eins mit Meh, wie Mich ausgeſprochen, und bedeutet groß, vortreflich, wie Mehaſtan, der allgemeine Name der Schüler Zoroaſters.

hauptete, dieſe Verbindung wäre gerade kein Werk der Liebe, ſondern der Politik: ſo will man doch auch durchgehends wiſſen, daß Beyde, Herr und Madam H. eine recht gute und zufriedne Ehe führen ſollen. Ich ſelbſt habe häufig Gelegenheit gehabt, ſie in Geſellſchaften zu ſehen; und ich müßte Unwahrheit reden, wenn ich nicht geſtehen wollte, daß ſie mit gegenſeitiger Gefälligkeit und der größten Artigkeit einander begegneten. Freylich gab mir eine alte funfzigjährige Jungfer die Regel: ja nicht dem äußern Scheine zu trauen! — und meine Leſer werden finden, die alte Keuſchheit hatte Recht.

Mit meinem Zauberbande bewaffnet ging ich vor dem Hauſe des Herrn H. vorbey, und ohne gerade eine beſtimmte Abſicht zu haben, hinein. Glücklicher Weiſe kam eben eine Zofe aus dem Zimmer der Dame H. und es gelang mir, mich neben ihr hineinzuſchmiegen. Die reizende Gattin ſaß an einem ſaubern Schreibtiſche, und meine Augen erblickten Folgendes:

Beſter, theuerſter G!

Mit unbeſchreiblicher Freude kann ich Ihnen die Nachricht geben, daß mein Herr Gemahl ſo eben nach Spandau gereiſ't iſt und erſt morgen Mittag zurückkommen wird. Endlich bin ich doch einmal ſo glücklich, den fatalen Menſchen auf einen Tag und — auf eine Nacht los zu ſeyn. Alſo, liebſter G. erwarte ich ſie dieſen Abend nach 11 Uhr. Ich werde ſchon dafür ſorgen, das alle meine Leute zu Bett ſind; Jeanette ſoll ſie an der Hausthür erwarten, und durch eben dieſe ſehe ich einer erwünſchten Antwort entgegen, ob ich mir im voraus ſchmeicheln darf, daß Ihnen keine angenehme Verbindung Abhaltung ſeyn wird. Doch — wie könnte ich das von meinem G. befürchten? — O, daß doch die

Stunden Flügel hätten, um Ihnen ſchon jetzt mit einem Kuſſe ſagen zu können, wie ſo ganz ich bin

Ihre

zärtlich liebende Charlotte H.

Jeanette, die würdige Vertraute ward nun herbeygerufen, und empfing unter tauſend ſüßen Empfehlungen das Billet. Madam H. nahm indeſſen aus ihrem Schreibtiſche ein in Seide elegant gebundenes Buch; warf ſich ſchmachtend auf ihren Sopha und las. Das ſichtbare Heben ihres Buſens und das oftmalige Seufzen lockten mich herbey, den Inhalt des Buches zu wiſſen; und eine günſtige Haltung deſſelben ließ mich das Titelblatt ſehen: „Gedichte im Geſchmack des Grecourt.“ Auch mir entſtieg jetzt ein Seufzer, nur anderer Art; und ich mußte mich ſammeln, um nicht den innigen Gedanken zu Worten werden zu laſſen: Gott, züchtige mich nicht einmal mit ſolch einem Weibe!

Die Zofe kam zurück und brachte folgende Antwort:

Vortrefflicher Engel! Worte reichen nicht hin, mein Entzücken über die erhaltene Nachricht auszudrücken. Mit Sehnſucht ſchmachte ich nach dem ſeligen Augenblicke, wo in Ihre Arme fliegen kann

Ihr

treueſter G.

Die Dame H. konnte ihre Freude über den bevorſtehenden Genuß der Seligkeit ſo wenig bergen, daß ſie das Billet mit inbrünſtigen Küſſen bedeckte und ihrer Nimpfe eines ihrer Kleider verſprach. Nun ward genaue Abrede zum Empfang des treuen Liebhabers genommen; und ich verließ das Haus, ſobald ich aus dem Zimmer entwiſchen konnte.

Da mich meine Geſchäfte riefen und mich für jetzt vom weitern Auswandern abhielten: ſo ſetzte ich mir vor, den Abend auf dem * * * ſchen Kaffeehauſe zuzubringen; einem Orte, wo ich ſchon oft manch Unterhaltendes geſehn und gehört hatte, und mir auch jetzt — ich weiß nicht warum — damit ſchmeichelte.

Ich fand bey meiner unſichtbaren glücklichen Ankunft leider mehr Nahrung für die lange Weile, als Gegenmittel: denn außer einigen L'hombre- und zwey Billardſpielern war die Unterhaltung der Andern ganz froſtig. Doch, ich faßte mich in Geduld, und dieſe ließ mich auch nicht unbelohnt.

Der Dame H. ihr Gemahl, den ſie und ich in Spandau glaubten, trat ins Zimmer. — Mit dem fröhlichſten Geſicht erzählte er einem ſeiner Freunde, daß er in Spandau geweſen; wider Vermuthen ſeine Geſchäfte ſchon heute beendigt und ſich der guten Gelegenheit bedienet, mit einem ſeiner Verwandten, den er dort mit ſeiner Equipage getroffen, eben jetzt den Weg wieder zurück gemacht habe. Er wollte, ſetzte er hinzu, hier noch ein Stündchen verplaudern, und dann ſeinem Weibchen eine unerwartete Freude machen. Der Himmel ſey dir gnädig! dacht' ich bey mir.

Ich that, was Du, mein Leſer an meiner Stelle gethan haben würdeſt. Schon war es halb zehn, die Berechnung war alſo leicht zu machen, daß Madam in ihren ſüßen Beſchäftigungen auf eine fürchterliche Art würde unterbrochen werden; und — ich geſteh's, ich freuete mich herzlich darauf. Ich mußte mich nun entſchließen, die Zeit der intereſſanten Entwickelung geduldig abzuwarten.

Endlich — ſchon gegen zwölf Uhr — machte ſich der Herr Hahnrey marſchfertig, und ich mit raſchen Schritten getroſt hinter ihm her. Wir gelangten glücklich in der Königsſtraße an — halt! da bin ich wider

Willen herausgeplatzt — doch, es ſey, geſchehene Dinge ſind nicht zu ändern; und ſo haſt Du freundlicher Leſer, auf eine glückliche Art etwas weggeſchnappt, was ich Dich nicht wollte wiſſen laſſen. Aber, ſey wenigſtens beſcheiden und frage nicht weiter. — Ich war ſehr begierig, zu ſehen, wer uns die Thüre öffnen würde. Jeanette kam, ſie hatte, wie ich bald merkte, in einem Stübchen auf dem Flur die Wache.

Wer gibt mir nun Beredtſamkeit, das Schrecken und Staunen des Mädchens zu beſchreiben? Der Anblick eines Geſpenſtes hätte es ſicher nicht mehr erſchüttert, als der Anblick ſeines Herrn. Ich fürchtete eine Ohnmacht, und war ſchon auf jeden Fall zum unſichtbaren Beyſtande bereit.

Jeanette. Um's Himmelswillen, Herr H. iſts möglich, ſind Sie's? wer hätte das geglaubt, daß Sie jetzt kommen würden? —

H. Nun iſt denn das ſo ein großes Wunder? ich habe meine Geſchäfte ſchon geendigt.

J. Ja — das — ſo — aber — Herr Gott! Das hätten wir doch nicht gedacht! —

H. Was machſt Du denn da für Aufhebens? Du mußt nicht wohl geſcheidt ſeyn.

Jetzt wollte er nach der Treppe gehn. —

Jeanette, zitternd und bebend, faßte ihn aber bey'm Arm.

J. Um's Himmelswillen ſtören Sie ja nicht Ihre Frau Gemahlin im Schlafe — ſie befand ſich gar nicht wohl, da ſie ſich zu Bett legte: — ich will lieber erſt ſehen, ob ſie noch wach, oder ein wenig eingeſchlummert iſt (wollte gehen).

H. (hielt ſie zurück) Du erſchreckſt mich ganz, Jeanette, was hat ihr denn gefehlt?

J. J — es war ſo ein ganz ſonderbarer Zufall, ſo eine Art von — wie heißt es doch gleich? — ich weiß wirklich nicht, wie man's nennt — ich glaube, eine Art von Fieber — und da mußt' ich ſie in's Bette bringen. Ich will doch nun geſchwind ſehen, wie es jetzt geht, und ihr ſagen, daß Sie angekommen ſind. Wollen Herr H. indeſſen hier in's Stübchen treten? H. (der während dieſer Rede das halb entkleidete Jeanetchen mit nicht geringem Behagen anſahe) Nein, nein! laß meine Frau nur ruhig; es iſt beſſer, wir ſtören ſie nicht; ich will hier in deiner Kammer bleiben, um keinen Lärm zu machen; es wäre ja unbarmherzig, die arme Frau zu beunruhigen, (da ich doch durch ihre Stube gehen müßte) lege dich nur immer in dein Bett; ich will mich hier auf den Stuhl ſetzen; ich werde recht gut ſchlafen.

Jeanette wollte jetzt gehen, wahrſcheinlich um ihre Gebieterin zu benachrichtigen; der zärtlich beſorgte Ehegemahl aber nahm ſie bey der Hand und zog ſie ſanft zu ſich.

H. Höre, Mädchen, da ich doch meiner Frau zu Liebe die Nacht ſo zubringen will, ſo kann ich dir nicht helfen, du mußt mir Geſellſchaft leiſten.

J. O, lieber Herr H. wie würd' ich das können? erlauben Sie mir zur Madam zu gehen und zu ſehen, ob —

H. Mädchen, ich laſſe dich nicht; du darfſt nicht fort. Und damit du's nur weißt, du kleiner Affe: ich bin dir ſchon längſt gut geweſen — (huſch, hier hatte ſie einen Kuß weg) Sieh, nichts erfreulichers hätte mir begegnen können, als dich gerade ſo allein zu finden. — Nun mache nur keine Umſtände (hier umſchlang er ſie recht feurig).

Jeanette war in der größten Verlegenheit, das ſah ich deutlich: ſollte ſie ihre Gebieterin im Stiche laſſen? — ſo war's bey dieſen Umſtänden faſt unmöglich, das Geheimniß ganz zu verbergen — oder ſollte ſie den Einladungen ihres galanten Principals Gehör geben? — was, ſollte ſie jetzt wählen? — Ich war äußerſt begierig, zu wiſſen, wie das Nympfchen ſich dabey nehmen würde; es war wirklich ein Fall, der der Kammerjungfer-Philoſophie ſchon etwas zu ſchaffen machen konnte. Herr H. ließ ihr aber nicht lange Zeit zu dergleichen Unterſuchungen, ꝛc. und bewies ihr mit ſehr triftigen Gründen, daß es weislich gehandelt ſey, Madam ja nicht in ihrem Schlummer zu ſtören.

H. Damit du ſieheſt, du kleiner Schelm, wie lieb ich dich habe: (hier nahm er aus ſeiner Börſe ein Goldſtück) ſo kauf dir hier etwas Hübſches zum Andenken. — (Das wird Dich, lieber Leſer, doch nicht ungehalten machen, wenn ich Dir nicht mit Beſtimmtheit ſagen kann, ob's ein ganzer oder halber Friedrichsd'or, oder ein Dukaten war; ob's vollwichtig oder ob einige As daran fehlten. So gerne ich Dir auch ſonſt alles richtig und treu liefern will, ſo wirſt Du ſchon diesmal verzeihen; denn ich weiß es wahrhaftig nicht!)

J. Ach, Sie lieber, beſter Herr H. — (mit blinzenden Augen) ach — wenn Ihre Frau Gemahlin —

H (einfallend) Das etwa wüßte? — i, du kleiner Narr, wir ſind ja hier allein; zier dich nur nicht ſo lange, es ſoll dein Schade nicht ſeyn, wenn du mir manchmal ein Stündchen die Zeit vertreiben willſt. — Jeanette ſchwieg. — Herr H. nahm dies Schweigen ganz natürlich als Einwilligung, wie es auch wirklich nichts anders ſeyn konnte: denn das Mädchen hatte, ohne mit Peſcheks Geheimniſſen vertraut zu ſeyn, natürliches Geſchick genug, um bey Umſtänden dieſer Art ein größeres Facit herauszubringen, als wenn ſie nur dann und wann bey einer vorfallenden Reiſe eine Vergeltung der Treue von ihrer Dame zu erwarten hatte. Oder ſie trauete auch wohl ihrer Schlauigkeit ſo viel zu, daß ſie beyde Quellen fließend erhalten und aus beyden zugleich ſchöpfen könnte. Oder — daran erinnert mich noch bey guter Zeit die große Pflicht, meine Nebenmenſchen liebreich zu beurtheilen — war Jeanettens Einwilligung nicht vielleicht gutherziges Mitleiden? — ſie wußte, daß ihre Gebieterin ſich jetzt höchſt glücklich befand; warum ſollte ihr armer Mann es weniger ſeyn? — bey ihr ſtand es, auch dieſen zu beglücken; war es alſo nicht höchſt lobenswürdig, daß ſie es that? —

(Die Fortſetzung folgt.)

5.

Ueber das in Frankreich einzuführende neue Maaß und Gewicht.

Die Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften hat im July 1793. durch ihre Mitglieder Borde, Legrange und **Monge**, und durch Arbogaſt dem National-Convent einen Bericht über dieſen wichtigen Gegenſtand abgeſtattet, und ihn unter dem Titel: Sur l'uniformité et le ſyſtème general des poids et meſures, drucken laſſen.

Sie hat ſich bemühet, die Einheit einer Länge auszufinden, welche alles Willkührliche ausſchlöße, und unveränderlich ſtets und allenthalben dieſelbe bleibe. Dieſe hat ſie gefunden.

Sie zeiget ferner deren Verbindung mit den Linienmaaßen (vermuthlich Längemaaß), Flächen- und Körpermaaßen, ſo wie zwiſchen dieſen und den Gewichten und Münzen. Auch ſucht ſie die Dezimaleintheilung in den verſchiedenen Maaßen, ja ſelbſt den aſtronomiſchen und nautiſchen, einzuführen.

Sie nimmt zur Einheit reellen Maaßes das Viertel eines durch Frankreich gehenden Meridians, und zur uſuellen Einheit den 10 Millionen Theil dieſer Länge.

Zu dem Zweck hat ſie durch aſtronomiſche und geodeſiſche Beobachtungen den Bogen des Meridians gemeſſen, welcher von Dünkirchen bis zu den Pyrenäen, durch Frankreich nach Spanien hineingehet. (Mechain ſetzt ſeine Meſſung in Spanien noch ungeſtöhrt fort.)

Dieſe Operation iſt deſto wichtiger, weil die Größe des gemeſſenen Bogens $9\frac{1}{2}$ Grad beträgt, und faſt in der Mitte durch die Parallele von 45° durchſchnitten wird.

Eine der gemeinnützigſten Unternehmungen der Gelehrſamkeit! Doch braucht man noch wohl ein Jahr um ſie vollkommen zu machen. Allein da die Lage der Dinge die baldige Annahme eines neuen Syſtems von Maaß und Gewicht nothwendig macht, ſo hat die Akademie ihre Vorſchläge ſchon jetzt bekannt gemacht, weil ſie geglaubt, daß der Bogen des Viertel Meridians, der Länge des Secundenpenduls und das Gewicht eines Cubus diſtillirten Waſſers zum Gebrauch des gemeinen Lebens und der Handlung hinlänglich beſtimmt ſey.

1) Die uſuelle Einheit der Linienmaaße iſt der 10 Millionen Theil des Viertel Meridians, nahe 3 Fuß 11, 44 Linien des jetzigen Pariſer Maaßes (eine Näherung die nicht um $\frac{1}{10}$tel Linie irret). Dieſe Einheit wird metrum (meter) heißen, und ſtatt toiſe, pied, aune, braſſe (Ruthe, Fuß, Elle, Klafter) gebraucht werden.

2) Die Einheit des Flächenmaaßes iſt ein □, deſſen Seite 100 Metren enthält (das iſt $\frac{1}{100000}$tel des Viertel Meridians, oder 307 Fuß 11 Zoll 4 Linien). Dieſes neue Arpent oder Morgen verhält ſich zum ehemaligen wie 49 zu 25.

3) Die Elementar-Einheit des Körpermaaßes iſt ein Cubus, deſſen Seite $\frac{1}{10}$ des Metrums ausmachet,

alſo faſt $50\frac{5}{10}$ Cub. Zoll groß und wenig von der Pariſer Pinte von 48 Cub. Zoll verſchieden. Sie ſoll mit ihren Dezimalabtheilungen ſowohl zum Maaße der Flüſſigkeit, als des Getraides dienen.

4) Die Haupteinheit des Gewichts wird die Quantität diſtillirtes Waſſer ſein, welches in der Einheit des Körpermaaßes enthalten iſt. Auf den Gefrierpunkt und im leeren Raume reducirt beträgt ihr durch Näherung gefundenes Gewicht (valeur approchée) 2 Livres, 5 gros, 49 Grains jetzigen Mk. Gewichts. Dieſe Beſtimmung trügt nicht um $\frac{1}{12000}$.

5) Zur Münzeinheit ſchlägt die Akademie vor 1 Stück Silber, welches $\frac{1}{100}$tel Gewichtseinheit wieget. Nach jetzigem Münzfuß der 6 Livres Stücke wäre dieſe Einheit 40 Sous $6\frac{2}{3}$ Deniers werth.

Alle Unter- und Oberabtheilungen in Maaß und Gewichte ſollen decimal ſeyn, wodurch alle Rechnungen erſtaunlich erleichtert werden.

Dies neue vortrefliche Syſtem bearbeitet die Akademie noch unermüdet.

Sie hat ſchon eine doppelte Nomenclatur dazu erfunden. Die eine methodiſche beſtehet nur aus wenig Kunſtwörtern, und dieſe beziehet ſich auf das Dezimal-Verhältniß. Die andere hat 24 lauter einſilbige Wörter. Jene leichter zu behandelnde hat der Convent mit einigen Verbeſſerungen angenommen. Man hat ſie im ganzen Lande mit den neuen Maaßen und Gewichten vorläufig bekannt gemacht, und neben den alten eingeführt, die erſt den 1ſten July 1794 gänzlich abgeſchaft werden ſollen. Inzwiſchen ſind die von der Akademie beſorgten Muſter nach allen Departements geſandt worden. Auch ſchreibt ſie ein Buch um dem Volke dieſes alles aufs Deutlichſte zu erklären, welches bey dem Schulunterricht gebraucht werden ſoll.

Außerdem hat die Akademie die Dezimalabtheilung auch in aſtronomiſchen Maaßen eingeführt. **Mechain** und **Delambre** bedienen ſich derſelben ſchon jetzt bey ihrer Meſſung des Erdbodens zwiſchen Dünkirchen und Barcelona. Ihre Inſtrumente haben eine Eintheilung des Zirkels in 100 Grade, dieſe in 100 Minuten, jede von 100 Secunden ꝛc. Eine aſtronomiſche Uhr, welche zur Obſervation über die Länge des Penduls beſtimmt iſt, hat man gleichfalls in Dezimaltheile abgetheilt. So auch den Tag von einer Mitternacht zur andern in 10 Stunden, jede von 100 Minuten, dieſe von 100 Secunden, alſo den Tag von 100,000 Secunden gerechnet. Folglich iſt die neue Secunde $\frac{6}{7}$ der alten, und der neue Secundenpendul faſt $\frac{3}{4}$ des gewöhnlichen.

Der Compas ſoll auch dem gemäß in Dezimaltheile, die denen des Zirkels gleichen, abgetheilt, ſo wie die neue Loglinie nach der neuen Erdſekunde, und die (ampoulettes) deren man ſich bey den Berechnungen der Loglinien bedienet, nach dem Dezimaltheile des aſtronomiſchen Tages eingerichtet werden.

Die Akademie ſetzet die großen Vortheile dieſer neuen Anordnung umſtändlich aus einander und beweiſet ihre unſtreitigen Vorzüge, und den feſten phyſiſchen und mathemathiſchen Grund, worauf ſie beſtehen. Ob ſie allenthalben gleich nachgeahmet werden möchten, iſt eine andere Frage, welche die Geſchichte des gregorianiſchen Kalenderſtreits allenfalls beantworten kann. Wir haben dieſes für die bürgerliche Geſellſchaft und die Handlung wichtige Unternehmen um ſo lieber bekannt gemacht, weil den Menſchenfreunden jeder Strahl der Vernunft, welcher aus jenem Dunkel hervorbricht, willkommen ſein muß, indem er ihm die Hoffnung übrig läßt, daß aus dem ſchrecklichen Chaos noch, wenn die Vorſehung ihr allmächtiges Werde ruft, einſt wieder Licht hervorleuchten könne. Auch iſt der Gedanke tröſtlich, klärt die Dunkelheiten des Geſetzes auf, und entſcheidet bis auf den letzten Punkt alle Gewiſſensfragen. Die Parſen müſſen ihm den Zehnten aller Einkünfte geben.

Mobeds können Befehlshaber der Städte ſeyn, und ſelbſt Waffen tragen: nie aber dürfen ſie thun, was ein Feldarbeiter oder Handwerker thut, wenn gleich die Noth ſie öfters dazu treiben ſollte. Alle Verrichtungen, die das Feuer unrein machen oder auslöſchen können, wie z. E. Schmiedearbeiten, chymiſche Schmelzungen u. ſ. ſind allen Parſen, und beſonders den Mobeds, unterſagt, die man daher auch bey ihnen nicht findet.

VI) Nach dem Koſti und Gueti kherid iſt nichts nothwendiger für den Parſen, als die Ehe. Die beyden erſten Ceremonien machen ihn zu Zoroaſters Schüler, und durch die Ehe wird er parſiſcher Bürger, und fähig, zur Vermehrung ſeines Geſchlechts das Seinige beyzutragen. — Die geliebteſte und empfohlenſte Verbindung iſt Kheſchi (oder Koetudas d. i. ſeinen Blutsfreund geben). Das iſt die Ehe zwiſchen leiblichen Geſchwiſterkindern. Eine Parſerin kann zwey Brüder nacheinander ehelichen. *)

In Guzarata, wo die Sitten der Parſer indianiſch ſind, werden die Kinder von zwey oder drey Jahren verlobt. Nachher bleiben ſie bey ihren Eltern bis ins ſechſte Jahr des Alters, wo die Tochter zu ihrem Verlobten gebracht wird. Doch pflegt ſich die wirkliche Ehe zu verziehen, bis ſie ihre Zeiten bekommt. — In Kirman werden die Mädchen im neunten Jahr verlobt; **) doch vor dem zwölften nicht verheyrathet, und

vor

---

*) Gleiches thun die Tataren. S. Voyage de Carpin en Tartarie, par Bergeron, T. II. art. 3. p. 28. ed. 1735.

**) S. hier und zum folgenden Sadder Bun-Dehesch, im alten Ravaet fol. 155. 253. Ravaet Kamdins Sadder-Bun-Dehesch fol. 254.

lich, daß noch Gelehrte ihre gemeinnützigen Geſchäfte, vor der Wuth der Parteyen ungeſtört fortſetzen können, und daß die franzöſiſchen Mathematiker ihre unumſtößlichen Wahrheiten nicht für die Hinfälligen der neuen Politik ihrer Zeit aufgegeben haben. *)

6.

Ueber den Handel, die Einkünfte und die Kriegsmacht des Kirchenſtaats. **)

Unter einer ſo fehlerhaften Regierung, als die römiſche iſt, kann der Handel nicht blühend ſeyn. Beynahe alle Kommerzrichter in Rom ſind Prieſter, deren Unwiſſenheit oder Beſtechungen, die ſie annehmen, die Bankerutte dadurch begünſtigen, daß ſie den Umlauf des Geldes hindern, und ſo das Zutrauen ſchwächen. Rom bekommt beynahe alle ſeine Konſumtionsbedürfniſſe aus der Fremde, und hat nur wenig Waaren zum Umtauſch anzubieten; und dieſe ſind von geringem Werthe, als: Alaun, Schwefel, Vitriol, einige Seidenwaaren, Wolle und andre ähnliche Artikel; aber es iſt reich an Künſten und Meiſterſtücken, welche ſie hervorbringen. Das iſt ſein vornehmſter Handelszweig, und die einzige Urſache des Glanzes, den es bis jetzt noch genießt. Die Neugierigen, welche die römiſchen Meiſterſtücke zu bewundern

---

*) Aus den Hamburger Adreß-Comptoir-Nachrichten.

**) Geheime und kritiſche Nachrichten von Italien, nebſt einem Gemählde der Höfe, Regierungen und Sitten der vornehmſten Staaten dieſes Landes, von Joſeph Gorani, franzöſiſchem Bürger. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Frankfurt und Leipzig 1794.

dern dahinkommen, führen den größten Theil des Geldes zu, der in Rom im Umlaufe iſt. Das gewöhnlichſte Hülfsmittel der Päpſte, welche Geld wollen ſchlagen laſſen, iſt, daß ſie dem aus fremden Ländern Eingekommenen einen verringerten Werth geben, oder daß ſie daſelbſt Gold und Silber einkaufen.

Wie leicht wäre es aber, in einem Lande, für welches die Natur ſo viel gethan hat, für welches ſie zu allen Zeiten ihre ſchönſte Gaben verſchwendete, wie leicht wäre es, den Handel in einem ſolchen Lande in Aufnahme zu bringen, den Ackerbau zu begünſtigen, und aus dieſen beyden Quellen des Reichthums zu ſchöpfen; Reichthümer, welche dieſem Lande bald ſeinen urſprünglichen Glanz, für welchen es beſtimmt zu ſeyn ſcheint, wiedergeben würden!

Man hat fälſchlich verbreitet, daß die Einkünfte des Kirchenſtaats achtzehn Millionen unſerer Münze betrügen. Aber die, welche es behaupten, und diejenigen, welche ihnen glauben, bedenken nicht, wie wenig Hülfsquellen einer Nation übrig bleiben, bey der wenig Kunſtfleiß iſt, welche ehedem aus einer Volksmenge von neunzehn Millionen beſtand, und gegenwärtig nur aus zwey Millionen beſteht, und wo unter zwölf Provinzen, worin ſie vertheilt iſt, nur zwey, die wirklich angebaut worden, gerechnet werden können, nämlich Bologna und Mark Ankona, welche, da ſie ſich ihre alten Vorrechte erhalten haben, auch von dem unſinnigen Joche der Annona befreit geblieben ſind. Uebrigens beſtreite ich nicht bloß nach dieſen Bemerkungen, die von zu leichtgläubigen Reiſenden herrührenden Behauptungen, ſondern ich habe zwey Etats der Ausgaben und Einnahmen des Kirchenſtaats vor mir. Der eine iſt gemacht, als der Kardinal Paletta Schatzmeiſter war, und der andere iſt von Pius IV. als er dieſe Stelle bekleidete. Ich will meinen Leſern das Reſultat derſelben vorlegen.

Zu allen den Urſachen, welche die Einkünfte des Kirchenſtaates und des Fürſten vermindern, muß man noch die Unterſchleife der Beamten, der Stadthalter und Schatzmeiſter der Provinzen anführen, welche auf gewiſſe Weiſe die Pächter der Einkünfte ſind. Salzſteuern, Zollgerechtigkeiten, Auflagen im Allgemeinen, alles thun ſie in ihrem eignen Namen, mit Beding der Grundzinſen, welche ſie unabläßig zu vermindern ſuchen, indeß ſie die Unterthanen drücken, um die Einkünfte, die ſie daraus ziehen, zu vermehren. Die päpſtlichen Finanzen gleichen ſo ziemlich einem Fluße, welcher, nachdem er eine große Strecke in ſeinem majeſtätiſchen Bette durchlaufen hat, ſich endlich in einer Menge Kanäle in den holländiſchen Sand verliert.

Dergleichen beſtändige Veruntreuungen bereichern die Lieblinge, indeß ſie den Souverain arm machen, und dieſer, nachdem er ſein Volk zerquetſcht hat, um ſeinen Ausgaben und der unerſättlichen Habſucht ſeiner Angehörigen zu genügen, nimmt ſeine Zuflucht zu den Cedulen. Wie ſehr der gegenwärtige Papſt dieſe gemißbraucht hat, habe ich ſchon angeführt.

Eines der Haupteinkünfte des Kirchenſtaats iſt die Auflage auf das Salz; es iſt auch eine auf Wein, Getreide und die erſten Bedürfniſſe gelegt. Die mehreſten dieſer Impoſten, oder Einfuhrrechte ſind ſehr beträchtlich; aber kaum ein Drittheil davon kommt in die fürſtliche Kaſſe. Im Jahr 1766 beſtand das Einkommen der päpſtlichen Kammer in 2,121,489 römiſchen Thalern. Unter Ganganelli iſt es etwas vermehrt worden. Aber es iſt ſehr eingeſchrumpft durch den Ausfall, welchen die apoſtoliſche Kammer durch die neuen franzöſiſchen Geſetze, welche die Annaten und Dispenſationen abſchaffen, erleidet. Bey dieſer Lage der Dinge kann ich mit Gewißheit behaupten, daß der Papſt höchſtens zwölf Millionen franzöſiſche Livres einnimmt. Vielleicht nimmt man noch ungefähr fünf und zwanzig von den Kontribuenten, vermittelſt der Unterſchleife ein; wovon dennoch aber ein Theil in den Händen der Empfänger bleibt. Welches iſt denn alſo der Einfluß der Regierungen auf das Wohl oder Wehe der Völker, wenn man es dahin gebracht hat, die Lage der päpſtlichen Unterthanen zur allerſchlimmſten zu machen, und das Trotz den Geſchenken der Natur? Das hat eine Adminiſtration bewirkt, welche den Ackerbau herunterbringt, den Handel zerſtört, den Kunſtfleiß erſtickt, den Müßiggang und das Betteln befördert, den Hausſtand verachtet, und alle Vorzüge dem Cölibat zutheilt.

Bey der Unterſuchung alles deſſen, was ſich auf die Finanzangelegenheiten des Kirchenſtaats bezieht, habe ich mir die von Braſchi ſelbſt, im Jahre 1766, als er noch Schatzmeiſter war, gemachte Bilanz zur Richtſchnur genommen. Damals betrug die ganze Staatsſchuld 61000000 Thaler, welches für ſo mittelmäßige Staatseinkünfte eine ungeheure Summe iſt; ungeheuer für einen Staat, der ſo wenig Hülfsmittel in ſeiner Induſtrie, und ſo wenig Territorialreichthümer hat. Im Jahre 1789 betrug die nämliche Schuld ſchon 87000000 Thaler. Pius VI. hatte ſie alſo während ſeiner Regierung um 26000000 vermehrt. Könnten die Römer die Augen aufthun, ſo würden ſie einſehn, bloß hierdurch ſchon einſehen, was ſie von einem Regenten zu erwarten haben, der ſo ihr Unglück erſchwert, um ſeinem Prachtaufwande, der Geldgierde ſeiner Neffen, und ſeiner anſtößigen Verſchwendungsſucht, von der vor ihm noch kein Papſt das Beyſpiel gab, zu befriedigen. Man ſiehet mit einem von Unwillen und Bedauern zuſammengeſetzten Gefühle dies Volk in einer verhaßten Sklaverey, welches in ſich ſelbſt ſo viel Hülfsquellen finden würde. Keine Nation auf der ganzen Welt findet ſo viele Mittel in ſich ſelbſt vereint, ſich zu dem höchſten Gipfel des Glanzes und des Reichthums zu erheben, wenn ſie frey zu ſeyn verſtände; und dieſe ſchmachtet in erniedrigender Dürftigkeit, unter dem Joche einiger dummen Prieſter, von welchen ſie zu Grunde gerichtet, betrogen und entehrt wird.

Pius VI. giebt beträchtliche Summen für das Austrocken der pontiniſchen Sümpfe aus. Dieſes Unternehmen wäre an ſich lobenswerth, hätte er nur nicht, als er dieſe Ländereien ſeinem Neffen gab, gezeigt, daß er bey dieſen Arbeiten nicht das allgemeine Beſte zur Abſicht habe. So hat er vieles Geld an eine Sakriſtey an der Peterskirche gewendet; ſie iſt ein Denkmal, welches er ſich zu Ehren errichtet hat, und welches ſtets gegen ihn zeugen wird, als einen Regenten, der die Bedürfniſſe ſeines Volkes nicht zu Herzen nahm, welches nicht im Stande iſt, dergleichen Koſtenaufwand zu ertragen.

Der Hauptartikel der öffentlichen Ausgaben in Rom ſind ohne Zweifel die Intereſſen der Staatsſchulden. Der Sold der Truppen, die Erhaltung der Feſtungen, und die der Marine, betragen zuſammen 431935 Thaler und einige Bajocco's. Auf der Bilanz ſind nur unter der Rubrik der Ausgaben des heiligſten apoſtoliſchen Pallaſtes 164396 Thaler aufgeführt; allein jedermann weiß, daß der Papſt mehr als noch einmal ſo viel zu ſeinen Phantaſieausgaben und zur Beſtreitung ſeiner Hofhaltung braucht. Für die Miniſter und die Sänger der Kapelle ſind 7057 Thaler gerechnet, welches unbedeutend genug iſt. Die Jahrgelder der Emolumente der in Bedienung ſtehenden Kardinäle belaufen ſich nicht über 38444 Thaler. Allein hier muß angemerkt werden, daß zufolge der heuchleriſchen Grundſätze, welche von dieſer Regierung immer beobachtet werden, die in den öffentlichen Liſten eingetragnen Beſoldungen der Staatsbeamten immer als ſehr gering angeſetzt werden; dagegen iſt es eine angenommene Sache, daß ſie ſich durch Unterſchleif und Betrug ſchadlos halten können; und ſie unterlaſſen nicht, dieſer Erlaubniß ſich nicht nur zu bedienen, ſondern ſie auch zu mißbrauchen.

Die apoſtoliſche Kammer ſetzt zur Unterhaltung der Nunciaturen an den auswärtigen Höfen nur 24254 Thaler aus, weil dieſe nur ſolchen aufgetragen werden, welche dieſe Ausgaben aus eignem Vermögen beſtreiten können, oder deren Familie geneigt iſt, ſie in der Hoffnung, daß der Nuncius, den ſie reich machen, auf dieſem Wege den Kardinalshut erhalten werde, zu unterhalten.

Ich enthalte mich, alle übrige Artikel der öffentlichen Ausgaben anzuführen, und will nur noch der für die Medaillen erwähnen, welche an den Aposteltagen Petrus und Paulus ausgetheilt werden; dieſe betragen 6659 Thaler und 46 Bajocco's.

Ein Bevölkerungszuſtand von zwey Millionen Menſchen, die unter einer klugen und blühenden Regierung frey und glücklich lebten, könnte allerdings ein furchtbares Kriegesheer haben, welches ihre Geſetze und ihre Herrſcher in Ehrfurcht ſetzte. Aber die neuern Römer haben kaum 6000 Soldaten, die Päpſte verdienten ohnfehlbar die Verehrung der Welt dafür, wenn dieſe Entblößung weltlicher Macht eine Verachtung des Kriegeshandwerkes, Liebe zu ihrem Volke, und Beſorgniß, dem Handel und Ackerbaue zu viele Menſchen zu entziehen, anzeigte. So philoſophiſche Betrachtungen haben die Päbſte aber nicht angeſtellt! Der ſchwache Militairſtand des Kirchenſtaats rührt lediglich von ihrem Unvermögen her, einen zahlreichern zu unterhalten.

Die päpſtliche Wache beſteht aus Chevauxlegers und Küraſſierern, welche vollkommen gut beritten, und prächtig mondirt ſind. Man hält auch einige Schweizer, welche bey öffentlichen Feyerlichkeiten ganz geharniſcht ſind. Alle dieſe Truppen, ſo wie die Beſatzung der Engelsburg, können nicht über 2000 Mann ausmachen; aber die Prälaten, welche zu ihrer Beſoldung und ihrem Unterhalte beytragen ſollen, ſehen ſorgfältig darauf, daß die Bataillone nie vollzählig ſind. In Civita Vecchia, Ancona, Ferrara, Bologna und verſchiedenen anderen Städten, ſtehen ſehr kleine Garniſonen. Dieſe ſehr friedlichen Krieger ſind ſehr gut beſoldet, ſehr ſchlecht diſciplinirt, und ſtatt des Exercirens zum Straßenraube abgerichtet. Ihre Tapferkeit zu beurtheilen, iſt es hinlänglich, das ſehr bekannte Ereigniß, welches ſich in der Engelsburg zutrug, anzuführen. Im Jahre 1790 hatte Caglioſtro, der, wie man weiß, in dieſem Schloſſe gefangen ſitzt, ausgeſprengt, daß der Teufel ihn am grünen Donnerstage befreyen, und die Garniſon vertilgen würde. Das Ungefähr wollte, daß zu eben dem geweiſſagten Augenblicke ein Gewitter aufſtieg, und ein Blitzſtrahl neben dem Gefängniſſe einſchlug; da entfloh die beſtürzte Garniſon, und es blieb nicht ein einziger Mann zurück. Nur mit großer Mühe wurden die Soldaten beruhigt, und ſie kehrten erſt wieder auf ihre Poſten zurück, als die Prieſter den Teufel vertrieben und die Luft wieder heiter geworden war.

Die päpſtliche Marine iſt beynahe auf dem nemlichen Fuße als die Landarmee eingerichtet; ſie beſteht aus einer Fregatte und zwey oder drey Galeeren. Dieſe Schiffe werden immer von Maltheſerrittern kommandirt, welche ſehr gut beſoldet werden. Die Ausrüſtungen geſchehen immer entrepriſenweiſe, und nach einer Schätzung, die ſtets zum Vortheile der Pächter und der Prälaten, welchen die Inſpection aufgetragen iſt, und zum Nachtheile des Staates ausfallen. Dann hält man ſehr ſorgſam darauf, daß der gewöhnliche Eid geleiſtet werde, nemlich: daß alles nach der äußerſten Oekonomie, und nach der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit geſchehen ſey. Letzteres iſt in dieſem Lande Modeausdruck, deſſen Sinn hier weniger als ſonſt irgendwo feſtgeſetzt iſt.

Die päpſtlichen Galeeren ſind nicht ſo groß, als die genueſiſchen. Wenn ſie in See ſind, bezahlt die apoſtoliſche Kammer dem Pächter für zwey Monate 9600 römiſche Thaler, und 5400, wenn ſie im Hafen ſind. Eine Fregatte macht ſoviel als drey Galeeren. Dieſe Marine koſtet dem Papſte jährlich 130000 Thaler. Davon gehen beynah vierzigtauſend für die Pächter, und Prälaten der Inſpection ab. Es geht hier ſo wie bey allen andern Dingen. Alle Welt weiß dieſe Räubereyen, der Papſt weiß ſie wie die Uebrigen, und das Volk, welches davon unterrichtet iſt, gibt ſich nicht einmal die Mühe es ſchlecht zu finden.

Zu Rom werden die Bedienungen mehr als ſonſt irgendwo, bloß nach Intriguen und Gunſt vergeben. Bringt ein glückliches Ungefähr einmal einen Mann auf einen Poſten, dem er gewachſen iſt, ſo gibt ihm der Papſt eine größere Bedienung und erhebt ihn zu einem Poſten, zu welchem er nicht die erforderlichen Kenntniſſe erworben hat, und welche er ſich auch, während der kurzen Zeit, die er ſich darin erhalten kann, nicht erwerben wird. Ich ſaß an einer Mittagstafel neben einem Prälaten, welcher die Aufſicht über die Fleiſcher hatte, und zwey Monate vorher eine Militair-Inſpection gehabt hatte. Man ſprach über verſchiedene ſich darauf beziehende Dinge. Der Prälat begriff nicht, daß ich, als Fremder, beſondere Umſtände wiſſen konnte, mit denen er ſich pflichtmäſſig hätte ſollen bekannt machen, wovon er aber nicht das Geringſte wußte.

Aber ein jeder dieſer in Aemtern ſtehenden Prälaten hat einen gut unterrichteten Prieſter zur Seite, deſſen Verrichtung darin beſteht, für Monſignor zu leſen, zu ſchreiben und zu denken. Dieſer ſagt dann auch, was Monſignor thun muß, wie er ſich zu betragen hat, welche Meynung er in der apoſtoliſchen Kammer behaupten ſoll. Es iſt zu begreifen, daß ein junger, ſeinem Vergnügen ergebener Mann, der keine Unterweiſung hat, wenig im Stande iſt, gegen einen Einwurf Stich zu halten, und den klugen Rath, welchen ſeine auswendig gelernte Lection enthält, geltend zu machen.

7.

Schlachtlied der Teutſchen.

Ein Gegenſtück zum Schlachtliede der Marſeiller.

Auf! rüſtet euch, verbundne Heere
Germaniens! das Schwerdt zur Hand!
Ein Volk, das Gott, Geſetz und Ehre
Verhöhnt, droht unſerm Vaterland!
Uns nah ſchon toben wilde Horden,
Wie noch der Erdkreis keine ſah;
Die Hand ans Schwerdt! ſchon ſind ſie da,
Uns zu berauben, uns zu morden!
Auf! wer ſich Menſch fühlt, auf!
Mit teutſchem Arm und Muth
Schlagt dieſe Brut!
Tränkt Berg und Thal mit der Barbaren Blut!

Sie wähnten, dieſe tollen Rotten,
Sie würden uns willkommen ſeyn;
Wir würden teutſcher Tugend ſpotten,
Uns ihrer Brudermorde freun!
Verwegene! Tod und Verderben
Komm' über euch für dieſen Wahn!
Seht ihr uns für Rebellen an?
Uns! nur gewohnt für's Recht zu ſterben!
Auf! wer ſich . . . . . .

Nein! nein! wie Galliens Huronen,
Befleckt mit ihres Königs Blut,
Zertritt kein Teutſcher Fürſtenkronen,
Raubt keiner ſeiner Brüder Gut!
O Raſende! vor euren Mahlen,
Wo Mordluſt bleiche Schädel nagt,
Erbebt die Menſchlichkeit, und klagt:
Hinweg mit dieſen Kanibalen!
Auf! wer ſich . . . . . .

Hinweg mit feilen Böſewichtern,
Die durch Betrug ein Volk empört,
Das, unterjocht von tauben Richtern,
Wie tief es ſank, zu ſpät erfährt!
Das nacket, hungrig, Todtenblickes,
In tauſend Henkerhänden itzt
Den Stahl ſieht, der Entſetzen blitzt,
Statt jenes ihm verheißnen Glückes!
Auf! wer ſich . . . . . .

Verworfne Lügner! Gottes Tempel
Entweihet ihr durch frechen Spott,
Und lehrt durch hölliſches Exempel:
Wahnglaube ſey der Glaub' an Gott!
So ſich verhärtend ziehn die Buben,

Zur

vor dem dreyzehnten dem Manne nicht anvertraut, wenigſtens wenn ſie nicht ſchon ihre Zeiten hat. Wenn Aeltern hierwider ſündigten, ſo würden ſie ſich des Tanafur ſchuldig machen. Im dreyzehnten Jahr mag ein Mädchen die Monate haben oder nicht, ſo iſt es ihr in Indien erlaubt, bey ihrem Mann zu bleiben. — Hat ein Mädchen das Alter, ſo kann ſie ſich vor ihrem Vater, oder Bruder, oder wer für ſie ſorgen muß, ſtellen, und einen Mann fordern. Hören die Eltern ſie nicht, ſo machen ſie ſich des größten Vergehens ſchuldig. Schlägt ſie aber die Ehe aus, und bleibt in dieſem Vorſatz bis ins achtzehnte Jahr Jungfrau — welcherley gute Werke ſie ſonſt gethan haben mag — ſie muß bis zur Auferſtehung in der Hölle ausdauern. **Namzad** und **Nekah** ſind die beyden Ceremonien bey Verheyrathungen. **Nam-zad** iſt unſre Verlobung. In Indien ſpricht der dienſthabende **Mobed** zweymal in Gegenwart der Eltern von beyden Seiten: „Das iſt **Ormuzd's Wille**“ u. ſ. Darauf recitirt er das Gebet der Verlobung, und fügt auf Indianiſch folgende Worte bey *) (auf Perſiſch) „O gerechter Richter, es iſt ohne allen Zweifel Ein Zoroaſter, das iſt gewiß, (ich glaub es) ohne Bedenken. Das reine Geſetz Sopetman Zoroaſters (iſt) das reine Geſetz der Mazdeiesnans, das vortreflichſte, richtige und billigſte Geſetz, welches Gott an ſein Volk geſandt hat, iſt ſicherlich und ohne allen Zweifel daſſelbe, welches Zoroaſter eingeführt hat. „Ueberfluß“ u. ſ. Die Getrauten geben ſich nun die Hände, und dieſe Verbindung iſt alles Bruchs unfähig, ob es gleich noch Kinder ſind. Darauf fodert der Mobed, was ihm zukommt.

Iſt

---

*) Lakhemi, Gemahlin Viſchnu's, eines der Götter Indiens. S. Moeurs des Bramines p. 205.

Zur Muth gedungen, jauchzend aus,
Und füllen Stadt und Land mit Graus,
Und wandeln ſie in Mördergruben!
Auf! wer ſich . . . . . .

Ha! Frevler mit Hyänentücke,
Und mit des Tigers Raubbegier!
Was? von des Vaterlandes Glücke
Auch uns zu trennen hofftet ihr?
Bey unſern Vätern! nein! wir haben
Noch Waffen, ehren Gott und, Pflicht!
Euch aber folg' ans Hochgericht
Verzweiflung, und ein Heer von Raben!
Auf! wer ſich Menſch fühlt, auf!
Mit teutſchem Arm und Muth
Schlagt dieſe Brut!
Tränkt Berg und Thal mit der Barbaren Blut!

VII.

Anekdoten.

1.

Machte jemand der verſtorbenen Herzoginn von Queensberry ein ſchmeichelhaftes Compliment, ſo pflegte ſie immer zu erwiedern: „Ja, das iſt recht artig, doch es iſt nichts gegen den Kärner.“ Natürlich ward der Complimentirer neugierig zu erfahren, auf welche Weiſe ein Kärner ihn in der Galanterie übertreffe und Ihro Gnaden erzählten nun: „Ich betrachtete einſt in Piccadilly einen Mann, der einen Schubkarten vor ſich hinſtieß, und an einer kurzen Pfeiſe zog, die ausgegangen war. Der Burſche bemerkte, daß ich ihn ins Auge gefaßt hatte, und rief mir laut zu: Madam, Madam, laſſen Sie mich meine Pfeiſe an Ihren Augen anſtecken — o geſtehen Sie nun, mein Herr, der Kärner verſtand es beſſer.

2.

Als Dagobert in den Wagen ſtieg, in welchem er zu ſeiner Salbung nach Rheims fuhr, trat ein Dichter vor, der aus dem Stegereif Verſe machen konnte. In dem damaligen Zeitalter that ein Mann von ſolchem ſeltnen Talent Recht daran, daß er Aufſehen zu erregen ſuchte. Der König bemerkte ihn, grüßte ihn, redete ihn an und ſagte: „Ich ſchenke dir die beiden Ochſen, die vor meinem Wagen geſpannt ſind, wenn du einen

Vers machen kannſt, ehe ich hineinſteige, einen Vers, der auf die ganze Handlung Bezug hat.“ Indem der König hinein ſtieg, ging folgender Vers aus dem Munde des Dichters:

Aſcendat Dagobert; veniat bos unus et alter.

3.

Es iſt bekannt, daß Pabſt Sixtus V. ſeine zwey gefährlichſten Feinde, den König Heinrich IV. von Frankreich und die Königin Eliſabeth unter allen Häuptern von Europa am meiſten ſchätzte, ſo wie dieſe den allerheiligſten Vater. Als man ihr einſt zuredete, ſich zu verheirathen, ſagte ſie im Scherz: nie wähle ich mir einen Gemahl außer dem Pabſt Sixtus. Bald erfuhr er den Scherz und erwiederte ihn: wären wir nur eine Nacht beyſammen, ein Alexander müßte zur Welt kommen.

4.

Ludwig VI. ſagte vor ſeinem Tode (1137) zu ſeinem Sohne, den er ſchon vorher hatte krönen laſſen, dieſe merkwürdigen Worte: Bedenke, mein Sohn, daß die königliche Würde eine öffentliche Bedienung iſt, von der wir die ſtrengſte Rechnung denjenigen ablegen müſſen, der Könige ernennet und ſie richtet.

5.

Ein ganz unbedeutender Menſch, ein Abbé le Sueur beläſtigte den Dichter von Ferney mit ſeinen Zudringlichkeiten, und verſuchte alle Mittel ihm ein kleines Compliment abzulocken. Er erhielt, was er verdiente, den bitterſten Spott. Monſieur, ſagte Voltaire, vous avez un beau nom en peinture. (Man weiß, daß le Sueur der Name eines der größten franzöſiſchen Maler iſt.)

6.

Ludwig VI. ward in der Schlacht bey Brenneville geſchlagen und ſah ſich genöthigt vor dem Herzog der Normandie die Flucht zu nehmen. Der König war ein ſehr tapferer Mann; er hatte den Grundſatz, man müßte tauſendmal lieber mit Ruhm ſterben, als ohne Ehre leben. Auf einem Abwege bemächtigte ſich ein Engländer des Zügels ſeines Pferdes und rief: der König iſt gefangen! — Man nimmt den König nie gefangen — ſagte Ludwig mit vielem kalten Blute — auch nicht einmal im Schachſpiel; und ein Schlag mit ſeinen Waffen, ſtreckte den Verwegenen todt zu ſeinen Füßen.

7.

Bey einem Seeſturm ſaß Bouſſard, ein franzöſiſcher Matroſe am Geſtade und ſah, wie bey der Einfahrt in den Hafen von Dieppe ein Fahrzeug mit den Wellen kämpfte: „Wenn, antwortete Bouſſard einem Fremden, der ſich ihm mit den Worten näherte: die Unglücklichen dort ſind verloren! — „wenn die Gefahr größer wird, will ich mich ins Meer ſtürzen und ihnen dieſes Tau zuwerfen.“ Ins Meer, es ſtürmt fürchterlich, ihr werdet umkommen. — „Vielleicht!“ — Wird man euch dafür bezahlen? — „Bezahlen! Nein.“ Und für nichts wolltet ihr euer Leben in Gefahr ſetzen? — — L'honneur! verſetzte Bouſſard, warf ſich ins Meer und rettete zwanzig Menſchen.

8.

Churchills Prophecy of famine, eines ſeiner ſchönſten Gedichte, fand bey ſeiner erſten Erſcheinung wenig Käufer. Nach einiger Zeit begegnete der Dichter ſeinem Verleger, und erkundigte ſich nach dem Abſatz. Er hörte, es gehe reißend ab, ſeitdem die Reviewers es ſo bitter getadelt hätten. „Wohl, verſetzte der Dichter, auf daß erfüllt würde, was da geſchrieben ſteht: Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge habe ich mir ein Lob zugerichtet.

9.

Kurz nach Erſcheinung der freyen Gedanken (looſe thoughts) der Mrs. Macaulay fragte jemand den berühmten Garrick, ob er dieſen Titel für die Schrift eines Frauenzimmers nicht unſchicklich finde. „Keinesweges, gab er zur Antwort, je eher ein Frauenzimmer ſich von ſolchen Gedanken losmacht, deſto beſſer.“

10.

Herr B . . hielt vor der Univerſität Cambridge eine Rede. Nachdem er eine Weile geſprochen hatte, fingen einige von den Unterlehrern an zu ziſchen (to hiſs). Er ſah ſich um, und ſagte ganz kaltblütig: laudamur ab *his*.

11.

König Ludwig Ultramarin, im zehnten Jahrhundert, ſpottete öffentlich über einen Grafen Anjou, welcher ein Vergnügen daran fand, das heilige Officium zu halten. Der Graf gab ihm zur Antwort: Sire! Wiſſet, daß ein Prinz, der nicht leſen kann, ein gekrönter Eſel iſt.

12.

Der bekannte liebenswürdige Dichter P. J. Bernard, verlor 1771 ſein Gedächtniß gänzlich, lebte in dieſem traurigen Zuſtande noch ſechs Jahre. Er wohnte einſt in Paris einer Vorſtellung ſeiner Oper Caſtor bey; der höfiſche Dichter glaubte in Verſailles zu ſeyn, und fragte jeden Augenblick: Le Roi eſt-il content? Madame de Pompadour eſt-elle contente?

13.

Der Abbé Abeille war ein witziger Kopf, aber ein elender Dichter. In einem ſeiner Trauerſpiele Argélie, eröffnete eine Prinzeſſin mit ihrer Schweſter die Scene mit folgendem Vers:

Vous ſouvient-il, ma ſoeur, du feu roi notre père?

Da die Schauſpielerin mit der Antwort ein wenig zauderte, ſo erſcholl eine Stimme aus dem Parterre, die in ihrem Namen erwiederte:

Ma foi, ſ'il m'en ſouvient, il ne m'en ſouvient guère!

Hiermit war das Stück zu Ende.

VIII.

Fragment.

Sittliche Urſachen der franzöſiſchen Revolution.

Der berühmte engliſche Schriftſteller Browne hat, in der Vergleichung der Franzoſen und Engländer, den Nationalcharakter der Franzoſen richtiger geſchildert, als irgend jemand. „Der Grundſatz der Ehre,“ ſagt er, „iſt das charakteriſtiſche des Volks. Er iſt unter allen Ständen lebendig. Er wirkt ſelbſt in Menſchen von der unterſten Klaſſe. Er giebt der ganzen Maſchine der Regierung Bewegung.“

Dieſe Bemerkung iſt vollkommen wahr, wenn man das Wort Ehre in der gewöhnlichen Bedeutung nimmt, nämlich für äußere, in die Augen fallende Ehre. Die Befriedigung dieſer Neigung hängt auf das genaueſte zuſammen mit der ganzen Leichtigkeit des franzöſiſchen Volks. Es liebt das Glänzende, das Auffallende vor allen Dingen. Die Größe der Monarchie floß immer mit der des Monarchen zuſammen. Bey allen Unterdrückungen der Großen ehrte man immer in ihnen den äußeren Glanz. Das Andenken der erhabenen Verdienſte der Vorfahren kam auch ihnen zu ſtatten. Ueberdieß war der Monarch allein der Ausfluß aller äußeren Ehre. Von ihm ab verbreiteten ſich ſtärkere und ſchwächere Stralen auf Beglücktere und Unbekannte. Die Großen waren die Ableiter. Unbeſchränkte Ehrfurcht gegen den Monarchen ſchien zugleich Gebot der Selbſtliebe. Ehrerbietung, Nachgiebigkeit, Unterwürfigkeit gegen die Großen war Mittel zu dem ſehnlich gewünſchten Ziel zu gelangen. Daher jene faſt unbegreifliche Anbetung der Könige, jenes Biegen unter dem Druck der Großen. Und nicht einzelne Klaſſen nur beſeelte dieſer Durſt nach äußerer Ehre. Jeder wollte ſein Theil davon haben. Wer nicht ſelbſt Auszeichnungen hoffen konnte, wünſchte, wenigſtens ſich an dem Anblick des Geſtirns der Ehre zu laben. Der Gelehrte buhlte, um die Freundſchaft nicht ſowohl, als um den Schein der Gunſt des Großen. Selbſt bis auf die unterſten Volksklaſſen erſtreckte ſich der Wetteifer, Aufmerkſamkeit und Beyfall der Großen zu verdienen.

So ein allgemeines Streben nach Ehre erzeugte freylich den Geiſt der Intrigue. Es verſtärkte und nährte den Hang nur auf das Aeußere zu ſehen, mehr für den Schein als das Wirkliche zu ſorgen. Aber es erweckte auch eine außerordentliche Thätigkeit; gab Anlaß zu mancher ſchönen That, hielt von mancher Niederträchtigkeit und Armſeligkeit zurück. Die franzöſiſche Geſchichte iſt voll von Beyſpielen der Art. Man trifft ſie nicht blos in einzelnen kriegeriſchen Vorfällen; die ganze Nation that Wunder des Enthuſiasmus, als die Härte der Alliirten im ſpaniſchen Erbfolgekriege zur Fortſetzung des Krieges nöthigten, als ſie darauf beſtanden, daß er nicht blos Geld, ſondern durchaus ſeine Truppen hergeben ſollte, um ſeinen Enkel Philipp aus Spanien zu vertreiben.

Feſt eingewurzelte Geſinnungen können nur durch ganz ungewöhnliche Gegengründe überwunden werden. Es gehört erſtaunend viel dazu, bey einer Nation ſolche Ehrfurcht gegen Könige, ſolche Unterwürfigkeit gegen Große zu ſchwächen und in der Folge zu vernichten.

Dennoch mußte das geſchehen, wenn die Revolution möglich werden ſollte. So lange noch dieſer Damm unverſehrt war, konnten alle Ströme der Unzufriedenheit, die daran ſpühlten, nicht durchbrechen. Die Waſſer wurden zurückgeworfen. Die Bewegung ward hinter dem Damm ſelbſt durch dieſe Gegenwirkung verſtärkt, doch hatte ſie keine ſichtbare Folgen. Aber der Quellen der Unzufriedenheit entſprangen immer mehrere; das Waſſer ſpühlte heftiger und öfterer an den Damm. Endlich ward er hier und dort eingeriſſen. Nun drang der Strom mit unwiderſtehlicher Gewalt durch die Oeffnung, und ſchwemmte die Schutzwehr ganz mit ſich fort. Je ſtärker längſt ſchon die Bewegung hinter dem Damm geweſen war, deſto hinreißender [illegible] der Strom. Nichts konnte ihn aufhalten. Felſenfeſte Stützen des Dammes trieben auf der Fluth umher, als wären ſie leichte Bekleidung.

Faſt ſeit hundert Jahren hatten die Franzoſen ihre Könige nicht völlig achten können. Ludwig 14. war in ſeinen letzten Lebensjahren ein armſeliges Spielwerk einer ſcheinheiligen Beyſchläferin und eines herrſchſüchtigen Pfaffen. Während Ludwig 15. Minderjährigkeit hatte ein Prinz das Staatsruder, der nur in Ausſchweifungen groß, alles übrige ſchlechten Miniſtern ſorglos überließ. Als Ludwig 15. ſelbſt die Regierung antrat, täuſchte er ſehr bald alle günſtigen Erwartungen. Nur mit den gröbſten ſinnlichen Vergnügungen beſchäftigt, befanden ſich alle Angelegenheiten des Reichs in den Händen ſchaamloſer Weiber, die ſich auf die ſchwere Kunſt verſtanden, den König zu amüſiren. Hunderttauſende fielen als das Opfer eines unklugen Krieges, den armſelige Schwachheiten hervorrieſen, den falſcher Stolz fortſetzte, den — ſollte man es glauben? — der Buhlerinnen Laune faſt beſtändig durch eigenmächtige Wahl der Feldherrn lenkte. Der ſichtbare Verfall der

Finanzen bewegte zuletzt die Parlamenter, die einzigen Ueberbleibſel ehemaliger Mitregierung der Unterthanen, ſelbſt über die Grenzen ihrer hervorgebrachten Rechte, zum Wohl des Reichs Vorſtellungen zu thun. Der Schritt war gewiſſermaaßen nothwendig, aber er war der Verfaſſung des Reichs zuwider. Des unthätigen Königs Geiſt erwachte gegen Unterthanen, die ihren ſtürzenden Führer im Fallen aufzuhalten ſuchten. Er war es zufrieden, daß deſpotiſche Miniſter alle Mittel brauchten, die eine durch glücklichen Erfolg verjährte Uſurpation ihm an die Hand gab, um ihre Stimme zu erſticken. In dieſen heldenmüthigen Thaten riß ihn der Tod hin, den er, ein Greis, in den Armen einer Buhldirne fand, deren ſich die ehemalige Sultanin als Lockſpeiſe bediente, um die Gunſt des königlichen Wollüſtlings doch mittelbar zu behaupten. Man hatte ihn ehemals den Vielgeliebten genannt, ſeinem Nachfolger ward der Name des Erwünſchten zugedacht. Ludwig 16. beſaß einen geſunden Verſtand und eine entſchiedene Güte des Herzes. Seine Sitten waren ſtrenge. Er bezeugte oft ſein Mißfallen an Ausſchweifungen ſehr deutlich. Er war ſehr empfänglich für Freundſchaft, und liebte ſeine Freunde treu und ſtandhaft. Gegen jedermann betrug er ſich liebreich und freundlich. Sein auffahrendes Weſen, das ihn zuweilen ſehr zur Unzeit, ſelbſt bey Geſchäften, übernahm, war wohl nur Erziehungsfehler. Er pflegte ſich auch ſelbſt gleich zu verbeſſern. Aber bey allen ſchätzbaren Eigenſchaften eines guten Privatmanns, war er ein ſchwacher König. Er war zu ſehr in der Erziehung vernachläſſigt, um an ſeinem Hofe ſelbſt regieren zu können. Bey dem beſten, menſchenfreundlichſten Charakter und den wohlwollendſten Abſichten hatte er nicht die Stärke und Entſchloſſenheit, welche einem Regenten unumgänglich nothwendig iſt. Er trauete zu leicht; oder vielmehr er ließ zu leicht

Iſt die Zeit zur würklichen Ehe erfüllt, ſo trinken ſie beyde Verſprochne, in Indien etwas Nereng gomezdin, und machen darauf ein Ghoſel von Nereng und Waſſer *), und ziehen neue Kleider an. Die Braut muß zu ihrer weiblichen Reinigung ein **Si-ſchoe** machen. Iſt der Verlobte reich, ſo bittet er einige Tage vor der Hochzeit ſeine Blutsverwandten und Freunde, ihm ihre Kinder zuzuſchicken, denen er öfters den ganzen Aufzug ſchenkt, worin ſie auf ihrer Hochzeit erſcheinen ſollen. Alsdann iſt bey ihm und der Braut Vater ein oder zwey Tage großes Gaſtmahl. Bey der Vermählung Rüſtums (Agent der Engländer zu Surate) wurden 1500 Parſen mit verzuckertem Backwerk aller Art bewirthet **). Auf den beſtimmten Tag geht der Verlobte am Ende des Gah Oziren ***) (Abends um fünf Uhr) zu ſeiner Braut, wo der Mobed zum erſtenmal den Hochzeitſegen, **Nekah**, ausſpricht. Dann führt er ſie mit ſich zu Hauſe, und giebt ihr einige Erfriſchungen; die Blutsverwandten und Freunde führen ſie wieder in ihres Vaters Haus.

In Indien iſt nichts prächtiger, wie dieſer Pomp. Die Begleitung beſtehet oft aus mehr, als 2000 ****) Perſonen; die Kinder der Freunde und nächſten Verwandvon denen, in die er ſein Vertrauen ſetzte, ſich überreden. Oft glaubte er durch ſich ſelbſt zu wirken, indem er nur anderer Eingebungen folgte. Seine Gemahlin hätte ihm alles erſetzen können. Maria Antoinette beſaß alle Eigenſchaften des Herzens und des Charakters um der engliſchen Eliſabeth Größe zu erreichen. Allein ſie kam zu jung an einen äußerſt verdorbenen Hof; auch durchlief ſie nicht, wie Eliſabeth, die Schule des Unglücks, ehe ſie auf den Gipfel der Macht gehoben ward. Man wirft ihr Ausſchweifungen von mehr als einer Art vor. Es iſt überflüſſig den Grund dieſer Behauptung zu unterſuchen; die Geſchichte findet keinen Beruf Schwachheiten des Weibes auszuſpähen, die an ſich, was ſelbſt ihre Feinde geſtehen müſſen, auf die Regierung des Staats keinen entſchiedenen Einfluß hatten. Aber das ſcheint ausgemacht zu ſeyn, daß die Verläumdung dieſe unglückliche Fürſtin gemißhandelt habe. Wären die Abſcheulichkeiten wahr, die man ihr andichtete, ſo hätte ſie nie den Charakter behaupten, nie die körperliche Geſundheit behalten können, die ſie bey Leiden zeigte, wie vielleicht nie ein Sterblicher ertrug. Auch ihre Verſchwendung war nicht ſo groß, als man behauptet. Für zehn, zwanzig Millionen Livres konnten viele Feſte gegeben, viele Verſchönerungen in den Gärten zu Trianon angebracht, viel Aufwand in Kleidern gemacht werden. Was will aber eine ſolche Summe bey der ungeheuren Schuldenlaſt Frankreichs ſagen? Nur Zeit und Umſtände machten die Ausgaben tadelnswerth. Wollte man, dieſe abgerechnet, mit gleicher Strenge die Staatsrechnungen anderer Regenten unterſuchen, wie viele würden dann beſtehen. Und wozu dieſe übertriebene Feindſeligkeit gegen allen Prachtaufwand? Er iſt auf gewiſſe Weiſe nothwendig, zur Erhaltung des äußern Anſehens der Regierung; auch iſt er manchen heilſam, indem er Künſte ermuntert und vielen Armen Nahrung verſchafft. Ferne ſey von uns die niedrige Schmeicheley, den Regenten zu ſagen, ſie könnten mit dem Gelde des Staats umgehen, wie ſie wollen; es ſtünde bey ihnen einer Opernſängerin für den Genuß einer Nacht hinzuſchleudern, was tauſend Familien neulich durch Steuerexecution von Rechtswegen im ausgepfändetem nothdürftigen Hausgeräth abgenommen ward. Aber wir müſſen auch den Regenten menſchliche Schwächen verzeihen, und ſie nicht unbarmherzig wegen Fehler verurtheilen, die wir uns ſelbſt, unter andern Umſtänden, erlauben. Alles, was der Königin von der Revolution zur Laſt fällt, ſind mehr Uebereilungen und Unbeſonnenheiten als Fehler des Charakters. Niemand hat ihr je Ungerechtigkeit oder Grauſamkeit vorgeworfen. Im Gegentheil, Paris war noch während der Revolution voll von tauſend Anekdoten ihrer Wohlthätigkeit und Milde. Dieſe Eigenſchaften, gehoben durch die Reitze eines ſchönen Körpers und eines vorzüglichen Geiſtes, machten ſie lange zum Gegenſtand der anbetenden Bewunderung der Franzoſen. Nur dem Zuſammenfluß einer Menge ungünſtiger Umſtände muß man es zuſchreiben, daß ſie nachmals ſo heftig gehaßt ward. Auch war es nicht die perſönliche Mittelmäßigkeit des Königs, die ihm mehr als ſeinen Vorfahren die Achtung des Volks entzog. Viele Regenten, die ihn nicht übertreffen, werden ſehr von ihren Unterthanen geſchätzt. Und er war in der That der beſte König, den die Franzoſen ſeit Heinrich 4. hatten. Sein Unglück lag nur in der natürlichen Folge einer lange anhaltenden Schwäche der Regierung.

---

*) In Kirman ein Baraſchnumſchabe.

**) Weil die Parſen zu ihrem Vermählungsfeſt auch Indianer einladen müſſen, ſo hüten ſie ſich ſchon ſeit mehr als hundert Jahren, daß an dieſen Feſten nichts, was Leben gehabt hat, geſpeiſt wird. Gebackenes dienet zur Bewirthung, wornach die Indianer ſehr lüſtern ſind.

***) In Kirman begiebt ſich der Verlobte am letzten Tage des Feſtes mit ſeinem Vater in der Braut Haus, wo der Mobed nach Mitternacht Nekah lieſt, in Gegenwart des Vaters, des Verlobten und der Braut (hinter einem Vorhange) und Antwort nach ihnen giebt. Darauf gehen ſie feierlich durch die Stadt in des Verlobten Haus.

****) Von den Vermählungsfeſten der Indianer und Mohammedaner gehet faſt eben ſo zu. S. Thevenot, voyage de l'Inde p. 64. 147. in 4to.

Ein ſo lebhaftes, für den äußeren Schein ſo reitzbares Volk als die Franzoſen, wird endlich ſeines Ideals überdrüßig, wenn es nicht mehr in blendendem Glanze ſtrahlt. Je eitler, je wankelmüthiger das Volk iſt, deſto leichter geht es zu entgegengeſetzten Geſinnungen über, wenn es einmal ſeine Meynung verändert. Leider ward es durch mannichfaltige, übergroße Mängel der inneren Staatsverwaltung oft gereitzt, nach den Quellen des Elends, nach Mitteln zur Abhelfung deſſelben zu forſchen. Sind ſolche Unzuträglichkeiten nur periodiſch, ſo verliert ſich in der beſſeren Zeit bald das Andenken der trüben. Aber kommen ſie oft wieder, werden ſie faſt beſtändig und allgemein ausgebreitet, ſo muß auch der größte Leichtſinn zuletzt in ſchrecklichen Ernſt übergehen.

Es iſt kaum glaublich, in welchem Maaße die Großen nicht bloß den eigentlich ſo genannten gemeinen Mann, ſondern ſelbſt den Mittelſtand, mißhandeln, verhönen, zertreten konnten. Man überzeugt ſich nur mit Mühe davon aus den detaillirten Memoiren, deren wir ſo viele ſeit Ludewig 14. Zeit haben. Aus dieſen unverwerflichen Zeugen erhellet es, daß der Stolz auf Geburt und Einfluß keine Grenzen kannte. Dieſe vermeintlichen Leute von Stande hielten ſich allein, ihr Vergnügen, ihren Ruhm für Zweck, und die Roture wie den Pöbel für Mittel. Es bedurfte nicht der mindeſten Unterſuchung, um zu wiſſen, wer Recht oder Unrecht hatte, wenn Menſchen von diametraliſch verſchiedenem Range in Colliſion kamen. Sie nahmen ſich ihrer Genoſſen unter allen Umſtänden und auf jede Weiſe gegen den an, der unter ihnen war. Und davon ſprachen ſie ſelbſt mit einer Leichtigkeit, einer Unbefangenheit, die in der That das größte Maaß der Schaamloſigkeit enthält. Ja man ſieht dieſen Geiſt der Unterdrückung recht deutlich mit dem Fortſchritt der Zeit wachſen. Selbſt die Memoiren eines Cardinals du Bois ſind noch beſcheiden gegen die vom Marſchall Richelieu. Die berühmte Pompadour befahl ihrem Kutſcher weiter zu fahren, als er einen armen Mann todt gefahren hatte, und warf einen Louisd'or zum Schlage heraus, indem ſie ſagte:

„Mein Gott! was iſt es denn nun mehr; da iſt ein Louisd'or zur Beerdigung." Aber dem Marſchall Richelieu koſtete es nur ein Billet an den Juſtizminiſter, um die Klage der Erben eines Mannes niederzuſchlagen, den ſein Kammerdiener todtgeprügelt hatte, weil er ſo ungeſittet war, die Liebeshändels-Spione des Marſchalls zu ſtören. Solche Scenen findet man nicht etwa nur einzeln, ſondern bey hunderten. Wie groß mag die Anzahl derer ſeyn, die nicht aufgezeichnet worden.

Dieſer unbeſchreibliche, an Tollkühnheit gränzende Uebermuth war hauptſächlich die Folge einer deſpotiſchen und dabey ſchwachen Regierung. Ludewig 14. war es, der, inſonderheit nach Louvois Miniſterium, auf dieſe Weiſe zu herrſchen anfing. Seine Nachfolger traten in ſeine Fußtapfen und glaubten ſein Recht zu erben. Der gute Ludewig 16. irrte in der That unwillkührlich. Niemand hatte es ihm geſagt, daß ein König von Frankreich nicht unumſchränkt wäre. Die Beyſpiele ſeiner Vorfahren, ſeine eigene Erfahrung ſchien täglich das Gegentheil zu lehren. Von Miniſtern und Höflingen an dieſem Hofe ſollte man doch nicht eine ſolche Aufrichtigkeit erwarten? Und eben weil dieſe Unumſchränktheit unrechtmäßig war, mußte die Regierung den Großen noch mehr Nachſicht beweiſen. Wenn eine Regierung der Conſtitution nach deſpotiſch iſt, ſo braucht der Regent wenigſtens keiner einzelnen Perſonen zu ſchonen. Der türkiſche Kaiſer ſendet dem Paſcha ſo gut die ſeidene Schnur, wenn ihn nach deſſen Vermögen gelüſtet, als er den Janitſcharen hinrichten läßt, wenn ihm ſeine Phyſionomie mißfällt. Darum muß der Große wie der Kleine zittern, und weder Stand noch Reichthum ſchützen vor Ausübung der ſtrengen Gerechtigkeit, wenn nun der Deſpot einmal gerecht ſeyn will. Aber iſt die Regierung nur durch Uſurpation deſpotiſch, ſo muß der Regent es mit denen halten, die am erſten ſeine Macht ſtürzen können. Er darf die Großen nicht zu hart behandeln, wenn er nicht alles auf das Spiel ſetzen will. Nur der Deſpot, der durch perſönliche Eigenſchaften der Liebe des Volks gewiß iſt, kann in einzelnen Fällen durchgreifen. Das that Ludewig 14. auch noch in den letzten Regierungsjahren auf Rechnung ſeiner ehemaligen Verdienſte um Frankreichs Größe. Ihm gelang es. Unter Ludewig 16. wollte ein unweiſer Miniſter ein ähnliches Probeſtück machen, und ſtürzte den König vom Thron.

Dieſe gewiſſermaaßen erzwungene Zulaſſung der Regierung macht es ferner begreiflich, wie aus jenem Uebergewicht der Großen ſo unzählige Mißbräuche bey den Heeren, bey der Geiſtlichkeit, bey Tribunälen theils entſtanden, theils vermehrt wurden. Bey der Armee waren die oberſten Stellen das Erbeigenthum einiger wenigen Familien. Auf Verdienſt, Kenntniß, Erfahrung kam es nicht an. Die Officiere der unteren Ordnungen wurden auf die empfindlichſte Weiſe zurückgeſetzt. Erpreſſungen jeder Art und tyranniſche Willkührlichkeit in Dienſtſachen gingen ungeahndet und unbemerkt hin. Im Felde ſelbſt macht man ſich oft kein Gewiſſen daraus, Leben und Geſundheit der Soldaten der Unwiſſenheit der Officiere aufzuopfern. Man machte im ſiebenjährigen Kriege Verſuche fruchtloſer Angriffe, gewöhnlich nur theatraliſche Vorſtellungen, und fügte dabey immer den Namen desjenigen hinzu, für deſſen Benefiz ſie galten.

Auch in der Kirche waren höhere und niedere Geiſtlichkeit von der Wiege an unterſchieden. Die vornehmſten Geiſtlichen lebten in unbegrenzter Ueppigkeit und Sittenloſigkeit. Sie zeichneten ſich einer von dem andern nur durch Ausſchweifungen aus, die faſt denen des weltlichen Adels den Rang ſtreitig machten. Unter der niederen Geiſtlichkeit fanden ſich manche vorzügliche Männer. Allein ſie lebten unter einem ſolchen Druck der äußeren Umſtände, daß bey weitem die meiſten auf die niedrigſte Weiſe vor ihren Obern kriechen mußten.

Bey den Gerichtshöfen gieng es nicht viel beſſer. Durch Käuflichkeit vieler Stellen und durch andere Kanäle waren die Großen ſicher, ein entſchiedenes Uebergewicht zu haben. Faſt nur unter den Advocaten gab es noch Männer von Kraft und Gefühl für unparteyiſche Rechtspflege. Selten gelang es ihnen, einmal der gekränkten Partey oder der niedergetretenen Unſchuld zu ihrem Recht zu verhelfen. Aber man hat faſt kein Beyſpiel, daß ſie gegen mächtige Widerſacher geſiegt hätten. Und dennoch war die Organiſation der Gerichtshöfe ſo genau in die ganze Staatsverwaltung verflochten, daß ſelbſt die beſten Miniſter keine weſentliche Aenderung wagen durften. Man ſah die Mängel ein; man beſeufzte ſie, und ließ es beym Alten. Preußens Friedrich ward ein vermeintliches Unrecht, das dem Müller Arnold wiederfahren war, Anlaß zur Veranſtaltung eines neuen Geſetzbuchs. In Frankreich bewies Voltaire, daß Calas von der Juſtiz gemordet wäre; und zwanzig Jahre ſpäter rettete le Cauchois das Leben der Salmon, die ſchon zu Feuer verurtheilt war, nur mit Mühe gegen eben die fehlerhaften Formen.

Die Verwaltung der Polizey in den Provinzen und die ganze innere Regierung war einer Anzahl königlicher Statthalter, Intendanten, Kommiſſairen und Inſpectoren übertragen, die natürlich nur aus der Klaſſe der Großen genommen werden konnten. Alles, was man ſich von Gewaltthätigkeit, Raubſucht und Ungerechtigkeit kleiner Deſpoten denken kann, übten oft dieſe Stellvertreter des Regenten aus, die ſich von türkiſchen Paſchen nur darin unterſchieden, daß ſie ihren Oberherrn minder zu fürchten brauchten. Oft brachten ſie wirklich das Volk zum Aufſtande, und dann mußten

Soldaten ihnen gewöhnlich zum Werkzenge neuer Unterdrückungen dienen.

Mit dem Alter dieſer Geſchwüre im Innern des Reichs wuchs die Gefahr für die öffentliche Ruhe. Der Mittelſtand fühlte den Druck am meiſten. Er ſammelte nach und nach Kraft zu widerſtehen. Seit dem Pariſer Frieden war Frankreich faſt zwanzig Jahre ohne Krieg. In dieſer Zeit nahm der Wohlſtand dieſer Klaſſe beträchtlich zu. Sie war es hauptſächlich, bey der Aufklärung und Kenntniſſe ſtiegen. Ihr Muth wuchs, und mit dem Gefühl der Kraft der Wunſch ſie zur Abwerfung des Drucks zu gebrauchen. Die Klagen über Mißbräuche wurden lauter und lauter. Sie fiengen an ſich in Schriften zu äußern. Dadurch ward ihr Umlauf im mündlichen Umgange noch allgemeiner und lebhafter. So nahmen allmählig auch die unteren Volksklaſſen Theil an den Beſchwerden des Mittelſtandes. Das verjährte Gewicht der Großen, das ſo genau mit der Ehrbegierde zuſammenhing, nahm nach und nach ab. Man vergaß über ihren Fehlern und Ungerechtigkeiten den Glanz der ſie umgab, und ihrer Vorfahren Verdienſte. Nun fühlte auch der gemeine Mann, inſonderheit der friedliche Landbewohner, den Druck, den ihm Jagdliebhaberey und andere Herrenrechte auflegten. Von dem Mittelſtande angeführt, die ſonſt geehrten Großen aus einem andern Geſichtspunkt zu betrachten, ward eigne, wilde Leidenſchaft wirkſam bey ihm. Daher der entſchiedene Haß gegen alle Großen, geiſtlichen und weltlichen Standes, der die erſten ſchrecklichen Scenen in den Provinzen mehr noch veranlaßte, als er durch ſie bewirkt ward.

Ueber dieſe Mißbräuche der Ariſtokratie konnte man nicht klagen, ohne zugleich die Regierung anzugreifen. Dem Mittelſtande ward es bald einleuchtend, daß nur die Schwäche der Regierung ihnen zur Schutzwehr dienen könnte. Der Leidende iſt nie gerecht gegen das, was er als die letzte Quelle ſeines Ungemachs anſieht. Man vergaß, daß Ludewig 16. nicht im Stande war, alle verjährte Schäden auf einmal zu heilen, und wenn er auch die größten Männer auf ſeiner Seite gehabt hätte, und ſelbſt unter allen der größte geweſen wäre. Unwillkührliche Unterlaſſung ward ſeiner Regierung als vorſetzliche Begehungsſünde angerechnet. Er allein ſollte für die Fehler ſeiner Vorfahren ſeit Jahrhunderten verantwortlich ſeyn. Seine guten Abſichten konnte man auch bey aller Parteylichkeit nicht verkennen. Man hielt ihn alſo für äußerſt ſchwach, weil er nicht ausgezeichnet groß war. So fiel er in der Achtung des gebildeten Theils des Publikums weit tiefer, als er es verdiente. Die Nationaleitelkeit that das ihrige. Weil man dieſen König zuerſt ſchärfer als ſeine Vorfahren beurtheilte, ſo war er ein ganz unwürdiger Gegenſtand. Der Mangel an Ehrerbietung gegen ihn erſtreckte ſich auf alles, was ihn angieng. Die Königin mußte mehr dafür leiden, daß ſie ihren Gemahl nicht hob, als für eigene Gebrechen. Es war nur Folge des ſteigenden Unwillens, daß man die letztere ſo viel härter als in ähnlichen Fällen beurtheilte. Vielleicht ward ſie noch ſtrafbarer als Ausländerin; eine Prinzeſſin aus einem ſo lange bekriegten Hauſe. Eben ſo gieng es mit den Miniſtern. Auch ſie wurden ſtrenger als andere vor ihnen beurtheilt. Sie ſollten vorſetzlich böſe ſeyn, weil der König es aus Schwäche war. Alle Uebel kamen auf ihre Rechnung, ſelbſt die, welche ſie nicht im mindeſten veranlaßt hatten und auf keine Weiſe heben konnten.

Von dem Mittelſtande aus verbreitete ſich durch Schriften und Reden dieſe Geringſchätzung des Königs, und dieſer Unwille gegen die Königin und die Miniſter, unter das geringe Volk. Freylich war das nicht das Werk eines Augenblicks. Die erkannte Gerechtigkeit und Menſchenfreundlichkeit des Königs unterhielten lange für ihn die günſtige Stimmung, welche das Volk ohnehin für ſeine Könige hatte. Selbſt bey dem Gefühl des drückendſten Ungemachs hielt der gemeine Mann immer den Regenten für unſchuldig. „Ach der gute König!“ hieß es oft, wenn der von Finanzigeln ausgeſogene Landmann zufällig ſein Bild auf einem Louisd'or ſah; „Wüßte er nur, wie es hergienge; es würde bald beſſer werden.“ Noch auf der Reiſe nach Cherbourg im Jun. 1786. empfing der gute Ludewig die auffallendſten Beweiſe dieſer Liebe des Volks. Erſt ſpäter hin wurden dieſe Eindrücke geſchwächt. Allmählig ging man von dem Haß gegen Miniſter und Königin zur Kälte gegen den Monarchen über. Als aber einmal das Volk ſeine Ehrfurcht gegen ihn verloren hatte, war es auch ſehr leicht zu dem andern Extrem gebracht. In den Jahren 1787 und 1788 wirkten verſchiedene Umſtände zur Zeitigung des Saamens, der ſchon lange und häufig geſtreuet war. Nachher fand der Revolutionsſchwindel keine Hinderniſſe mehr. Nun ward es den Beförderern der Revolution leicht, durch verſchiedene Mittel das Volk ganz von dem Könige abzulenken. Im Jahr 1791 nahm ſich unter Millionen Menſchen nicht ein einziger ſeiner an, um ihn aus den Händen der Gefangenwärter zu befreyen, die ihn nach Paris zurückführten.

Auch unter den Großen ſelbſt herrſchte Mißvergnügen und Mangel von innerer Achtung gegen den König. So ſehr ſie begünſtigt waren, ſo trieben ſie dennoch ihre Forderungen immer weiter. Ihre Ehrfurcht und Anhänglichkeit gegen die Regierung war nur Schein. Glaubten ſie ſich hintangeſetzt oder beleidigt, ſo erlaubten ſie ſich die beiſſendſten Kritiken. Sie ließen ſie nicht ſelten laut werden, wenn ſie es ohne Gefahr thun konnten. Einige von ihnen machten ſogar mit dem Mittelſtande gemeinſchaftliche Sache. Meiſtens lag dabey eine unlautere Quelle zum Grunde; deſto gefährlicher ward ihre Mitwirkung. Aber es gab doch andere, die wirklich aus redlicher Abſicht gegen die Mißbräuche der Ariſtokratie und des Deſpotismus eiferten. Ihre Ruinen hatten ein nicht geringes Gewicht im Volk. Sie trug von einer andern Seite im Anfange der Revolution ſehr viel zu dem Erfolge bey.

Eine andere Urſache des gerechten Mißvergnügens lag in der Beſchaffenheit und der Erhebung der Abgaben. Zwar iſt der Zuſtand Frankreichs nie ſo elend geweſen, als man ihn ausſchrie. Der innere Reichthum, der Flor der Fabriken und des Handels, die Zunahme der Bevölkerung, bezeugen das Gegentheil. Allein es iſt nicht minder wahr, daß die unteren Volksklaſſen, inſonderheit der Landmann, auf eine faſt unglaubliche Weiſe durch Abgaben gedruckt wurden. Nur die lange Gewöhnung an dies Uebel, das ſchon zu Heinreich 4. Zeiten im Schwange ging, erklärt die lange Fortdauer deſſelben. Schon Sully ſagt, er habe mit Schaudern geſehen, daß es den Unterthanen 150000 koſtete, wenn der König 30000 haben ſollte. Aber es blieb nicht allein bey dem hergebrachten Ungemach. Der Druck ſtieg in eben dem Verhältniß, als die Finanzen der Regierung abnahmen und die Bedürfniſſe der Großen und der Finanzbedienten ſich vermehrten. Jeder Grad des politiſchen Elends hat ſein höchſtes Maaß. Zuletzt erreichte auch die Möglichkeit dieſes Drucks ihr höchſtes Ziel. Der gemeine Mann ward ſchwierig aus Noth. Es kam öfterer und öfterer in den Provinzen zu Gewaltthätigkeiten. In einer ſolchen Lage iſt man geneigt zum Unwillen gegen alle, die auf irgend eine Weiſe dazu mitwirken, wandten des Bräutigams ſind eine Hauptzierde dabey, ſie tragen Kleider in Gold und Silber geſtickt, und mit vielen Bedienten umgeben reiten ſie die ſtolzeſten köſtlich bekleideten Pferde. Darauf erſcheinen die Meublen der Braut, ihre Kleiderpracht, ſelbſt das Bette, alles wird triumphirend getragen. Der Bräutigam reitet in glänzender Pracht einher, in Begleitung ſeiner Freunde und Blutsverwandten. Die Braut hat ihre Freundinnen hinter ſich in verdeckten Wagen. Von Zeit zu Zeit hört man ſchießen, Schwärmer und Petarden werfen, und das Schauſpiel wird durch den Glanz einer zahlloſen Menge entzündeter Fackeln, und durch den bald ſchwachen, bald mächtig ſtarken Schall vieler muſikaliſchen Inſtrumente erſt recht vollkommen. Nach ihrer Ankunft ſpricht der Mobed um Mitternacht das zweyte **Nekah** aus. Darnach begiebt ſich ein jeder nach Hauſe, und die Braut kehrt mit einiger Begleitung zu ihrem Verlobten zurück. So endigt ſich das Feſt, welches um vier oder fünf Uhr Abends begann, gewöhnlich des Morgens um 3 oder 4 Uhr. In den folgenden Tagen muß man ſeinen Freunden und angeſehenen Bekannten verſchiedene zugerichtete Speiſen ſchicken.

Die Morgenländer verſchwenden alle Koſten, um die Hochzeiten ihrer Kinder über alles glänzend zu machen. Sie verſchwenden dabey oft einen beträchtlichen Theil ihres Vermögens, und je größere Summen am Hochzeittage zernichtet worden ſind, um ſo mehr Ruhm hat eine Frau gegen die andern davon.

Der Eheſegen (Nekah) wird auf folgende Weiſe geſprochen.*) Zur Rechten und Linken des Mobed ſtehen zwey wirken, oder ſie wenigſtens nicht ändern, wenn ſie es zu können ſcheinen.

---

*) In Curman geht [illegible] (S. [illegible] Band 6.) vorher. Der Verlobte legt ſeine Hand in die Hand des Vaters der Braut, und beyde beten den Vers der [illegible] [illegible] 17.) und alsdann fragt der Mobed, ob ſie beyde zur Heyrath Luſt hätten.

Von ſo mannigfaltigen Seiten gereizt, Achtung und Liebe für die gegenwärtige Regierung abzulegen, bedurfte das Volk nur noch eines Antriebes von einer andern Seite, um ſich den Gedanken an eine gänzliche Revolution zu überlaſſen. Dieſen Stoß gab der Nordamerikaniſche Krieg. Durch die Theilnehmung Frankreichs erhielt dieſer Gegenſtand ein lebhafteres Intereſſe, als er ohnehin ſchon für das gebildete Publikum hatte. Man unterſuchte mit verdoppelter Aufmerkſamkeit den Anlaß des Aufſtandes der Kolonien, die Gründe für deſſen Rechtmäßigkeit. Frankreich nahm öffentlich ihre Parten; die Franzoſen mußten nothwendig ihre Sache verfechten. Auf die Weiſe breiteten ſich manche Ideen über das Verhalten mißvergnügter Unterthanen allgemeiner aus, als je zuvor. Mit der keimenden Verfaſſung des Nordamerikaniſchen Freyſtaats wurzelten Republikaniſche Begriffe in Frankreich. Was Rouſſeau und die Oekonomiſten über natürliche Freyheit und allgemeine Gleichheit geſagt hatten, ward nun durch lebendiges Beyſpiel belebt. Franklin, der edle, weiſe, gemäßigte Franklin, gewann der Republik tauſend Herzen in Paris. Mehrere vorzügliche Männer in Frankreich wurden auf die eine oder die andere Weiſe unmittelbar in die Handlung verflochten. Es konnte nicht fehlen, bey der Stimmung ſo mancher verſchiedenen Klaſſen gegen die Regierung, und bey dem Wunſche nach weſentlichen Reformen mußte auch der Gedanke Eingang finden, in etwas wenigſtens die Nordamerikaner nachzuahmen. Man ſah ja überdies ihre Unternehmungen durch einen glücklichen Erfolg gekrönt. Von den franzöſiſchen Helden, die ihre Freyheit und Selbſtſtändigkeit ihnen hatten erſtreiten helfen, kamen viele mit Lorbeern geſchmückt in ihr Vaterland zurück, das ſie mit dem wärmſten Enthuſiasmus aufnahm. Sie waren die Seele der Unterredungen. Selbſt als ſich der erſte Reiz der Neuheit gelegt hatte, kehrte man immer wieder auf ſie zurück, wenn es neuen Anlaß zum Mißvergnügen gab. Man tröſtete ſich durch das Andenken an ihre Thaten, und verſprach ſich heimlich einen gleichen Erfolg. Es entſtand ſogar zu Paris eine Geſellſchaft der Freyheit und Gleichheit, welche eifrig Proſelyten warb, und an welcher die Weiber vorzüglich lebhaften Antheil nahmen.

Dieſe Ideen kamen auch nach und nach unter dem gemeinen Mann in Umlauf. Die aus Amerika zurückgekehrten Soldaten erzählten allenthalben viel gutes und rühmliches von den Amerikanern. Sie hatten ſelbſt Neigung zur Freyheit gefaßt. Fühlte nun das Volk irgend eine Art des politiſchen Ungemachs lebhaft, ſo ward die Erinnerung von dem Schickſal der Amerikaner lebhafter und lebhafter. Unter ſolchen Umſtänden war der Schritt des Niedergetretenen einen Verſuch der Nachahmung anzuſtellen, nicht ſehr ferne. Die Volksbewegungen in den letzteren Jahren vor der Revolution zeugen ſchon deutlich von dem Einfluß dieſer Vorſtellungen. Sie haben einen weit entſchloſſeneren Charakter als frühere Begebenheiten gleicher Art. Inſonderheit bemerkte man bey manchen franzöſiſchen Soldaten eine Nachſicht für das aufrühriſche Volk, die kaum andere Urſachen hatte, als die Bekanntſchaft mit Ideen von der Zuläſſigkeit ſolcher Unruhen.

Wer alle dieſe Verhältniſſe in ihrer gehörigen Verbindung unter einander betrachtet, der wird ſich die Stimmung der Gemüther in Rückſicht auf eine Revolution um das Jahr 1787 leicht erklären können. Durch Schriftſteller über wahre oder vermeintliche Rechte der Menſchen belehrt, durch das ſtete Gefühl des mannigfaltigen Drucks der Großen und der daher entſtandenen

Staatsgebrechen gegen die jetzige Regierung empört; durch Ueberzeugung von der Schwäche des Regenten von ihm abwendig gemacht, und durch der Amerikaner Beyſpiel von Hoffnung eines glücklichen Erfolgs belebt, befand ſich der Mittelſtand und einige Große, die mit ihm gemeinſchaftliche Sache machten, in jener allgemeinen Gährung, die bey dem erſten kräftigen Stoß einen gänzlichen Ausbruch drohete. Die unteren Klaſſen des Volks waren von ihrer ehemaligen Ehrfurcht gegen Regenten und Großen ſo weit zurückgekommen, und mit den Ideen des Mittelſtandes von der Möglichkeit und Heilſamkeit weſentlicher Veränderungen ſo viel bekannt geworden, daß ihnen der Uebermuth der Großen und der Druck der Abgaben unerträglich zu werden anfing, und daß ſie bey dieſer Schwierigkeit empfänglich und geneigt waren, mit aller Kraft Führer zu unterſtützen, die ihnen eine beſſere Ausſicht als wahrſcheinlich vorzumahlen verſtanden.

Aber ſo gefährlich dieſe Lage ſchon an ſich für die öffentliche Ruhe war, ſo viel ſchrecklicher konnte ſie durch den beynahe herrſchenden Ton der Immoralität der Großen und des Mittelſtandes werden. Zügelloſe Ausſchweifungen waren nicht, wie man fälſchlich glaubt, in ganz Frankreich ausgebreitet, aber ſie waren es leider bey den Großen und dem Mittelſtande in den Städten. Auf der andern Seite hatte das denkende Publikum mit der Aufklärung zugleich eine Frivolität und Kälte des Herzens angenommen, die jeden ſanfteren Trieben gerade entgegen wirkt. Darf man ſich wundern, ſo viele entnervte Charaktere, ſo viele ſchiefe Köpfe, ſo viele ſelbſtſüchtige Menſchen auch unter denen zu finden, die ſich in beyden Klaſſen auszeichneten? Es war nur zu ſehr zu beſorgen, daß nicht wahre Menſchenliebe, nicht ächter Patriotiſmus diejenigen leiten würde, welche die

Gährung zur Reiſe brächten, ſondern Herrſchſucht, E telkeit und Raubgierde. Und auf der andern Seite welchen Widerſtand konnte man von Männern erwarten die im Ganzen genommen den gerechten Unwillen de Volks ſo ſtark gegen ſich erregt hatten, und denen es i allem Betracht an Kraft fehlte, ihre Gegner zu beſtrei ten? Der Ausgang eines ſolchen Kampfes konnte nu allgemeine Verwirrung ſeyn, und Grauſamkeit und Laſte jeder Art die Waffen. Kein Volk iſt reif zur Freyheit, wo die überwiegende Wahrheit der kultivirten Klaſſen nicht wahrhaft aufgeklärt und moraliſch gut iſt. Jn Frankreich durften ächte Patrioten, wie die Türgot, die Malesherbes, und andere nur theilweiſe Verbeſſerungen der Regierungsverwaltung unternehmen, keine gänzliche Umſchaffung der Staatseinrichtung befördern.*)

---

*) Denkwürdigkeiten der franzöſiſchen Revolution in vorzüglicher Rückſicht auf Staatsrecht und Politik von Eggers. Kopenhagen 1794.

1\.

Fragment.
Sittlichen Urſachen der franzöſiſchen Revolution. 111.

Verlagsbücher der Weverſchen Buchhandlung in Berlin.

Oſter- und Michaelismeſſe 1794.

1. Dictionaire françois-allemand & allemand-françois à l'usage des deux nations redigé par une société de gens de lettres, quatriéme édition augmentée de plusieurs articles revus par Mr. de la Veaux. 4 Tom. gr. 8 Berlin. 1 Rthlr. Nur die allgemein anerkannte Brauchbarkeit dieſes Werks, und der ausgezeichnete Beifall, womit jeder Kenner der franzöſiſchen Sprache daſſelbe beehrt hat, konnte dieſem Handwörterbuche, ohngeachtet der anſehnlichen Anzahl größerer und kleinerer Werke ähnlichen Inhalts, einen ſo ſchnellen Abſatz verſchaffen. Der Verleger hat ſich hierdurch bei jeder Auflage verpflichtet gefühlt, dieſem Werke einen immer höhern Grad von Vollkommenheit zu geben, und vorzüglich hat er bey dieſer 4ten Auflage, die ſich ſchon durch größere Korrektheit des Drucks und feineres Papier vortheilhaft vor den vorigen auszeichnet, dahin geſehen, daß die mit dem mühſamſten Fleiß geſammelten, bei der vorigen Auflage ausgelaßenen Artikel, gehörigen Orts eingerückt und die anderweitigen Winke ſachkundiger Recenſenten benutzt würden. Ferner iſt auf die bey der neuen franzöſiſchen Staatsveränderung entweder neugebildeten, oder in anderer Bedeutung vorkommenden Wörter Rückſicht genommen worden, ſo daß gegenwärtige Auflage, einen Zuwachs von mehrern Tauſend neuen Wörtern und Redensarten erhalten hat. — Ohngeachtet dieſer anſehnlichen Verbeſſerungen will der Verleger den Preis dieſes Werks nicht erhöhen, ſondern daſſelbe um den bisherigen Preis verkaufen. Da ſich verſchiedene Liebhaber gefunden haben, welche Exemplare auf feinerem Papiere zu haben wünſchen, ſo hat der Verleger auch für dieſes Werks. (Der Preiß eines ſolchen auf ſchön holländiſches Schreibpapier gedruckten Exemplars iſt 7 Rthlr. 12 Gr.

2. Olla Potrida, eine Vierteljahrſchrift [illegible] das Jahr 1793 4s u. 1794 1s u. 2s Stück, gr. 8. geheftet à 16 Gr.

3. Quartalſchrift, neue, zum Unterricht und zur Unterhaltung, aus den neueſten Reiſebeſchreibungen aufs Jahr 1793 4s u. 1794 1s u. 2s Stück, gr. 8. geheftet à 10 Gr.

4. Voltairs ſämmtliche Schriften. [illegible] Band. 1 Rthlr. 8 Gr.

5. Voltairs Korreſpondenz mit Staatsmännern, Militair, und Standesperſonen, Gelehrten, Litteratoren und Künſtlern. 3r Band. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

6. Chriſtenthum, das reinere, oder die Religion der Kinder des Lichts. 3r Band. gr. 8. In Commiſſion. 1 Rthlr.

7. Anweiſung für Frauenzimmer, die ihrer Wirthſchaft ſelbſt vorſtehen wollen. [illegible] enthält: 1) die beſondern Pflichten [illegible] einer guten Hausmutter; 2) die Pflichten und das Verhalten des Geſindes überhaupt; 3) die Pflichten und Arbeiten der Köchin im Hausweſen; 4) das Hausmädchen und ihre Beſchäftigungen im Hausweſen; 5) das übrige weibliche Geſinde im Hausweſen; 6) das Fleckausmachen aus Kleidern; 7) der Wein, deſſen Verfertigung, Erhaltung verſchiedener Arten künſtlicher Weine. gr. 8. [illegible] Gr.

8. Betrachtungen, fortgeſetzte, über die vornehmſten Wahrheiten der Religion, oder Fortgang [illegible], wo der Herr Abt Jeruſalem ſtill ſtand. 3r Theil, gr. 8. In Commiſſion. 1 Rthlr.

9. Moritz, C. P. Deutſche Sprachlehre in Briefen. gr. 8. 16 Gr.

10. Heynatz Handbuch zu richtiger Verfertigung und Beurtheilung aller Arten von ſchriftlichen Aufſätzen des gemeinen Lebens überhaupt und der Briefe insbeſondere, 5te Auflage. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

11. Neueſte deutſche Chreſtomatie, zur Uebung im Ueberſetzen aus dem Deutſchen ins Franzöſiſche. Zum Gebrauch für Schulen und Erziehungsanſtalten. Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage. gr. 8. 12 Gr.

No. 8.

Olla Potrida.

[illegible] 1794.

Drittes Stück.

Berlin

[illegible] Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

zwey Teller (Platen) mit Früchten angefüllt *), die die Verlobten hingeſtellt haben. Darauf geben ſich die Verlobten die Hände, alsdenn wirft der Mobed ſogleich Früchte oder Getreyde auf ſie, und ſpricht folgenden Hochzeitſegen: „Im Nahmen Gottes, des Freygebigen, Wohlthätigen, Barmherzigen u. ſ. f.“ Nachdem der Mobed den Nekah in Pehlvi ausgeſprochen, recitirt er ihn in Samskreta, und ſchließt die Ceremonie mit wiederholten Verlobungsgebet. Bey allen fünf erlaubten Arten von Ehen wird dieſelbe Form des Eheſegens gebraucht.

VII) Die erſte heißt Schah-zan d. i. mit der Frau, der Königin. Das iſt diejenige, welche vorhin noch keinen Mann erkannt hat, und von den Ihrigen zum erſtenmal verehlicht wird. Mit Jogzan iſt die zweyte. Der erſte Knabe aus dieſer Ehe wird dem Vater oder Bruder der Frau angerechnet, wenn da keiner iſt. Wann dieſes Kind funfzehen Jahre **) alt iſt, ſo ſchließt ſie mit demſelben Manne, den ſie ſchon als Jogzan hat, ein zweytes Ehebündniß in Kraft des Schahzan. Die dritte Ehe wird mit Saterzan vollzogen. Hier giebt man für eine Summe Geldes einem verſtorbenen Jünglinge von funfzehn oder mehrern Jahren, der unverheyrathet geblieben war, ein Mädchen zur Frau, die von der Zeit an auch dafür gehalten wird. Denn durch Kinder gelangt man in den Himmel; und ihre guten Werke ſind die Verdienſte, welche die Eltern über die Brücke Tſchinevad laſſen: Daher iſts ein Unglück, ehelos zu ſterben, und

---

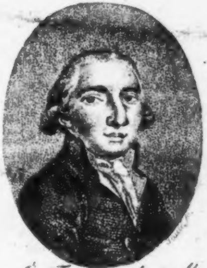
*) In Indien erfüllt man ſie mit Korn und Reiß.

**) Sater iſt der Nahme eines adoptirten Sohns. Er muß hierzu förmlich beſtimmen. Es muß der nächſte Anverwandte ſeyn, und wenn er nach dem funfzehnten Jahr kinderlos ſtirbt, ſo bekommt er einen Sater; ward er aber nicht funfzehn Jahr alt, ſo iſts der Vater, der einen andern Sater nimmt.

Olla Potrida.

1794.

Drittes Stück.



S. F. Hermbstädt.
geb. 1758.

Berlin,
J. F. Schmidt.
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

I.

Gedichte.

1.

Ihro Majeſtät der verwittweten Königin von Preuſſen bei Allerhöchſtdero Ankunft auf dem Luſtſchloſſe Schönhauſen.

Als die Frühlingsſonne aus dem Meer
Heraufſtieg, — feiernde Düfte trugen
Weihrauch ihr entgegen! Wellen ſchlugen
Hinter der Neugebornen her!
Und Tellus, mit jugendlichern Wangen,
Umlagerte das Meer,
Sie im Siegsgeſange zu empfangen.

Den Lenz im Roſenkleide
Empfing die junge Freude
In der Veilchenflur;
Und jubelnd grüßt' ihn die Natur;
Sie iſt nicht mehr des Froſtes Beute,
Verſcheucht iſt ſeine grauſe Spur!

Dem Nebel gleich im Frühlingsthal
Schien vor der Sonne mildem Strahl
Der Winter oft zu ſchwinden;
Und kehrte dann mit Winden
Und Wetterſchwank zurück.
Erfreut' uns Tage lang ein Sonnenblick,
So ſtrich dies wie ein Traumgeſicht vorüber,
Die andern Tage ſchlichen deſto trüber
Den überträgen Schneckengang
Und dünkten uns unendlich lang. —

„Die Zeit hat Flügel,“ ſprach ein Weiſer:
Auf ſein Wort ruft die Welt ſich heiſer:
„Unbeſtändig wie die Welle eilet ſie davon,
„Auf des Windes Fittig fliegt ſie wie ein Luftballon!“

Nur immer nicht! — Hier iſt Beweis:
Wir, die in Schönhauſen, wir gelebt,
Haben in der großen Zahl von Stunden
Bei des Schneegeſtöbers Spiel
— Gaukelnd wie das Weltgewühl —
Bei Schloſſenſchauer, Sturm und Eis
Manche Sehnſucht, manchen Wunſch ſo heiß
Nach unſrer Königin empfunden,
So mancher Trennungsſchmerz hat uns umſchwebt.

Wo Sehnſucht iſt, da ſchleicht die Zeit,
Da zählt man ängſtlich die Minuten,
Die Augenblicke; mit den guten
Belobten Flügeln iſt's vorbei.

O ſtände ſie jetzt ſtill, da wir Dich wiederſehn,
Und ließe nur einmal die Grille fahren
Zu eilen, wo ſie uns ſo theuer iſt,
Und ſchafte nur einmal in ſo viel Jahren
Die kurzen Wochen uns zu Monden um;
Dann würden unſre Herzen froh geſtehn,

Die lauter Dir entgegen ſchlagen,
Und unſre frohen Blicke ſagen:
Im Winter iſt auch hier Elyſium.

Allein — wir möchten wohl den Winter haſſen!
Noch eh' er kommt, — im Herbſte ſchon verlaſſen
Uns unſre allerbeſte Königin,
Die groſe Fürſtin, die mit Huld
Mit göttlich ſchonender Geduld,
Mit edler Nachſicht unſrer Fehler ſchont,
Mit hohem Beifall unſern Fleiß belohnt! —

Die allerhuldreichſte Beſchützerin,
Sie, die Ihr erhabenes Amt,
Vom Geiſte der Gottheit entflammt,
Durch ein Gott nachahmendes Wohlthun, das über die Menſchheit
Sterbliche Menſchen erhöht, mit göttlichſter Weisheit ſtets weiht! —
Die liebreichſte Landesmutter verlaſſen
Uns nach wenig Monden; — ach! aus unſern Herzen
Quillen unaufhaltbar dann der Trennung Schmerzen
In warmen thränenſchweren naſſen
Blicken. —

Doch das gehört auf eine andre Seite,
Bei'm Abſchied wollen wir klagen, nicht heute!
Heut woll'n wir, ohn' in die Zukunft zu ſehn,
Ohn' an was unangenehmes zu denken,
Den Reſt des Tages ganz der Freude ſchenken;
Der Freude: hier die Allerdurchlauchtigſte Königin zu ſehn.

Es winket Deine Ankunft
Zum Wonnefeſt' uns allen,
Und Lied und Wunſch erſchallen
Im fröhlichen Getön.

Schön iſt des Tages Abend,
Des wir ſo lange harrten; —
Viel lichte Morgen warten
Dort auf der Zukunft Höhn!

Heut winket Deine Ankunft
Zum Wonnefeſt' uns allen,
Und Lied und Wunſch erſchallen
Im fröhlichen Getön.

Um Deine Schläfe winde
Sich Immergrün der Freude,
Das möge friſch, wie heute,
Dein Silberhaar erhöhn! —

Wie gern gäb' Dir die Ehrfurcht
Ihr ganzes Gut und Habe! —
Du willſt bei kleiner Gabe
Auf gute Herzen ſehn!

Verzeih' uns Deine Gnade,
Daß wir an dieſem Tage
Des Herzens laute Sprache
So freudenvoll geſtehn.

O wir halten wahrlich dieſen Augenblick,
Der Dich hieher geführt, für unſer größtes Glück!
Er kehre öfters noch gleich froh für uns zurück!

C. A. Eſchke.

* * *

2.

Ihro Majeſtät der verwittweten Königin von Preuſſen zu Allerhöchſtdero Geburtsfeſt den 8ten November 1793.

Den Feſttag ſeh' ich prächtig aufgelichtet
der aller Welt zu Troſt und Hoffnung ſteht,
zu dem viel tauſend Zungen ſchon gedichtet,
um den viel tauſend Herzen warm gefleht.
Ein himmliſch Wehn durchdringet meine Glieder,
ich ſeh' den Tag und ſchlag' die Augen nieder.

Ich fühle neu, was er für Heil uns bringet,
die Freude fühl' ich einer halben Welt;
doch ein ganz neuer Sinn die Seel' durchdringet,
wie ſich Dein Bild mir hier vor Augen ſtellt.
Ich ſeh' und horch' und bin wie neugeboren,
ein Glockenklang erſchallt in meinen Ohren.

Und leichtre Silber-Himmelswolken ſchweben
auf unſre Mutter Königin hernieder,
und aus dem Himmel quillt ein neues Leben
nun auf viele Jahre für Sie wieder.
Das ſchönſte längſte Glück wird auf Sie kommen. —
Willkommen, rufen wir, o Tag willkommen!

Die Königin, die alle hier verbündet,
die wir als Mutter ehren, lieben, kennen,
die Licht und Muth dem Leben angezündet,
die werden wir noch lange glücklich nennen.
Sie wird in noch ſehr vielen künftgen Jahren
des Lebens Luſt und höchſtes Glück erfahren.

Der edlen Fürſtin, die uns all geleitet,
wohnt Friede Gottes in der Bruſt,
Sie hat der Tauben Schickſal mild bereitet,

iſt hoher edler Thaten ſich bewußt.
Wir alle würden willig unſer Leben
für die Edelſte der Königinnen geben.

Wall' Du Erhabenſte! auf Blumenpfaden,
die Dir das Aug' der Vorſicht auserſah,
und freue Dich der königlichen Thaten,
Du größte Königin, die je die Erde ſah,
Du beſte Fürſtin, Gnädige und Weiſe,
die ich zwar oft, doch nie genugſam preiſe.

Ich ſinke nun auf meine Knie nieder,
ſchlag' auf die Bruſt in ſtill Gebet gekehrt;
von meinen Lippen tönen kurze Lieder,
in denen ſich andächtge Freude nährt.
Und — ſoll ich wirklich meinen Augen trauen? —
was mich entzückt und wunderbar ergreift;
ich ſeh den Tag im fernen Oſten grauen,
den Horizont mit leichtem Duft geſtreift,
unſern König mit der Friedenspalm in Händen
ſeh' ich eilend nach der Reſidenz Sich wenden.

Ich ſehe Ihn mit Lorbeerzweigen glänzen
und Dir, o Königin, zur Seite ſtehn.
Sein Haupt kann ich mit friſchen Blumenkränzen,
mit Roſen Seinen Gurt umwunden ſehn;
es ſcheint, als käme Er von nächtgen Tänzen,
von froher Mühe recht erquickt und ſchön.
Er rief dem Volk', das falſch geleitet,
die Königswürd' zurück, dadurch ſein Glück herbei,
Er hat ihm nun das Wohl bereitet,
gezeigt, daß ſeine Gleich- und Freiheit Irrthum ſey.

A. E. Eſchke.

3.

Ihro Majeſtät der verwittweten Königin von Preuſſen bei Allerhöchſtdero Ankunft auf dem Luſtſchloſſe Schönhauſen im Junius 1794.

O Königin! dreimal willkommen! Mehr entzücket die Sonne
in Aurorens Roſengewand, im Golde des Abends
mehr der gefällige Mond, und die Nacht im Sternengeſchmeide,
mehr die ganze Natür, wenn hier Dein Angeſicht ſchimmert.

Wie der erhabene mächtig gefiederte heilige Adler
hoch zur Sonne ſich aufſchwingt und blickt aus ſchwindelnder Höhe
noch auf die Thäler herab: ſo blicke auch Du, des Himmels Geſchenk,
mit jeder fürſtlichen, jeder häuslichen Tugend geſchmückt,
herab auf das Herz, das mit immer wachſender Ehrfurcht und Liebe
den reinſten Weihrauch Dir darbringt. Empfang mit ſchonendem Blick
das niedrig duftende Veilchen und der frommen Empfindung
ungekünſteltes Lied, das dem ſchwellenden Buſen entſtrömet.

Heil Deinem Schönhauſen, daß es Dich Königin, nach welcher der Buſen
lange vergebens geklopft, in ſeinen friedlichen Lauben
endlich mit ſüßem Gefühl befriedigter Hoffnung nun ſiehet.

O lebe noch viele dieſer reichlich geſegneten Monde,
durch Dich ſelbſt uns ewig geſegnet. Lebe noch lange
mitten unter den Scenen der ſchönen Natur, die Du liebeſt
und dem Pomp der Städte vorziehſt. O lebe noch lange!

Lebe noch lange Du glänzendes Muſter! — und nimm
mit gnädigem Lächeln
der Stummen thränenden Dank, die mit ſchüchterner Sehnſuch
mehr als die Gebieterin in Dir die wahre gute Mutte
des Landes
kindlich verehren — und mit dem Sänger Dir wünſchen un
ſterbliche Dauer.

C. A. Eſchke.

* * *

4.

Sie.

Ein Knabe verließ ich die Reihen der Knaben,
vergaß des Spieles,
lüſtern hing mein Ohr
am Liede des Barden.

Der Jüngling grif mit ſchüchterner Rechte
nach Oſſians Harfe —
wagte mit bebendem Finger
den Griff. —

Muthlos, daß ſie ihm nicht heute
Geſänge — würdig deſſen,
deſſen Schüler er ward,
entſank das verſtimmte Spiel
ſeiner zitternden Hand —
Thränen ſanken ihm nach! —

Da kam eine Tochter Thuiskos,
voll edeln Geiſtes,
würdig des Vaterlands,
dem zur Tochter ſie ward,
begabt mit jeder Schöne des Liebes,

und dieſem wollen die Parſen durch eine ſolche Ehe aufhelfen. Dieſe Frau aber verbindet ſich wirklich mit einem andern Manne in Joqzan, und wenn ihr Kind funfzehnjährig iſt, in Schahzan *). Die vierte Ehe mit Tſcheguerzan iſt eine Wiederheyrath einer Wittwe. Ihr Heyrathsgut vom zweyten Manne iſt unbeträchtlich, weil ſie immer als ein Eigenthum, (Tſchaker) des Erſten betrachtet wird. Mit Khode'ſchraezan (oder Khodrazan) wird die fünfte Ehe geſchloſſen. Dies iſt ein Mädchen, die den Mann ausſchlägt, den der Vater ihr geben will, (nach Vadjergnerd, mit welchem ihr Vater ſie verſprochen hat) und ohne den Willen ihrer Angehörigen einen andern erwählet. Sie hat alles Recht auf ihre Güter verloren, und wenn ſie einen Sohn hat, ſo heyrathet ſie, nachdem dieſes Kind funfzehn Jahr alt iſt, dieſelbe Perſon zum zweytenmal auf Schahzan. Ein Mann darf nach dem Geſetz nur eine Frau haben; iſt dieſe aber unfruchtbar, ſo kann ſie ihm eine zweyte erlauben, um Kinder zu haben. Dieſer Mann wohnet bey dieſer zweyten Frau, nachdem der Eheſegen über ihn geſprochen iſt, und ſeine erſte Frau muß er bey ſich behalten. Ja er dürfte ſelbſt dieſe zweyte nicht nehmen, wenn jene nicht darein willigte. Der Frau aber ſchadet die Unvermögenheit des Mannes um ſo mehr, weil ſie bey ſeinen Lebzeiten an keine andere Heyrath denken darf.

Wenn die Frau den Befehlen ihres Mannes treu gehorchet, ſo iſt es ſeine Pflicht, gut mit ihr zu leben, und ihr alles Nöthige zu geben. Iſt ſie aber widerſpenſtig und ſagt viermal zu ihrem Manne: „Ich will nichts

---

*) Ueber die Ehen S. Vadiergnerd fol. 121. 13. Sadder-Bun-Dehesch im ersten Ravaet p. 155. 139. 148. 161. Wied Ravaet, fol. 171-196, Kamdins Ravaet. Henri Lord, l. c. p. 200, 202.

um das ſchlummernde Saitenſpiel
wand ſie Kränze von Roſen
und ſagte dem ſtaunenden Sänger
Worte des Lebens. —

Und mit kühnerer Hand
ergreift er ſie wieder
Oſſians Harfe.
Und wiſſe — wiſſe Teutonia,
entrauſcht ihm je ein Lied
würdig ſeines Lehrers,
des Vaterlandes würdig.
Nur ihr der großen Tochter Thuiskos,
nur ihr allein
gehöret dies Lied! — —

D. Eſchke.

5.

An Sie.

Es rauſchten voll von heiligem Entzücken
in Deinem Zimmer Stunden mir dahin,
doch Monde nahn, wo fern von Deinem Blicken
kein Reitz mir lächelt, und ich elend bin! —

Das Schickſal, ſo des Menſchen Loos hienieden
allmächtig mit der ehrnen Ruthe lenkt,
ſcheucht meiner Seele kaum gefundnen Frieden,
die Dich, nur Dich, in jedem Bilde denkt.

Mir hellt die Klageſtimme tiefer Leiden
wie Flötenton dem Schäfer mild und ſüß.
In Thränen wohnen künftig meine Freuden
und Schwermuthshaine ſind mein Paradies.

In

Ja trauern will ich, denn auch ſelbſt in Schmerzen
ſprießt ſtille Wonne, die den Dulder letzt,
und ewig theuer iſt ſie meinem Herzen
die Zähre, die um Dich die Wimper netzt.

D. E.

6.

Die Zeit.

In Ihrer Gegenwart.

Sieh, wie ſie dahin flieht die Unerbittliche! —
mein ganzes Schickſal im Schooß
eilt ſie vorüber,
taub für mein brünſtiges Flehn.
Nur den äußerſten Saum
ihres flatternden Gewandes
erhaſchet mein Auge,
das übrige ſchwindet im Nebel
dem Blick! —

7.

In Ihrer Abweſenheit.

Sieh, wie ſie dahin ſchleicht die Träge der Trägſten! —
und an des Elenden Lager
harrt ſie mit eiſernem Fuß,
badet in ſeinen Thränen
ihr braunes Geſicht
und ſchwelgt am Schmerz der Verzweiflung
mit nie erſättigter Gier! —

D. E.

II. Aus-

II.

Auszüge.

Fragmente eines Tagebuchs einer Reiſe durch das Bisthum Baſel.

Wenn man die Gebürge des Jura von der Ebene zwiſchen Genf und Baſel betrachtet, ſo ſcheint er einer blauen oder ſchwarzen Mauer ähnlich; beſiehet man ihn aber von der franzöſiſchen Seite, ſo glaubt man bloß eine Reihe von Hügeln zu erblicken, die faſt alle mit Waldungen bedeckt ſind: Dagegen liegt dann das flache Land jenſeits des Jura erhöhter, als das von der Schweitzer-Seite. Auch würde ein Reiſender, der denſelben nur von der Ebene anſiehet, ſich gewiß nicht vorſtellen können, daß ſolcher verſchiedne Nationen, in vielen Thälern zerſtreut, in ſich ſchließe, und ordentlich eine kleine Welt ausmache. Dieſes mächtige Gebürge wird eine Baſis von zwey bis vier Stunden im Umkreiſe haben. Seine großen Thäler ziehen ſich, gleich ihm, von Süden nach Norden. Seine Seitengebürge ſind ſehr niedrig. Das Münſterthal ausgenommen ſieht man wenig Felſen an der ganzen Kette deſſelben; faſt überall iſt er mit Triften bedeckt, auf welchen im Sommer zahlreiche Heerden weiden. Seine Gipfel ſind abgerundet und bis auf die oberſte Höhe fruchtbar; die von den Alpen hingegen ſpitz, ſteil und kahl. Hinwieder iſt er weniger waſſerreich als dieſe letztern, welche in ihren Gletſchern, und in den Gewölken, die ſie theils zurückhalten, theils anziehen, für unſern ganzen Welttheil die unerſchöpflichen Schätze dieſes koſtbaren Elements aufbewahren.

Von Biel führt ein ſehr ſchöner Weg durch mancherley Krümmungen aufwärts, zwiſchen einer Kette von ziemlich breiten Bergen hindurch. Die Abſätze derſelben ſind mit Waldungen bedeckt. Die Thäler ſind ungemein fruchtbar an Korn, Gerſte und Hafer; das dortige Gras hingegen iſt nicht ſo zart und dichte, wie das auf den Alpen. Rüchenet, Pris und Hütte ſind drey kleine Dörfgen, wo man ſchon mehr Wohlſtand bemerkt als in der Ebene. Zu Sonceboz gelangt man an das nördliche Ende des St. Immerthals. Die benachbarten Neuburger Gebürge ſind, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, ſo viele Brennpunkte von Fleiß und Arbeitſamkeit, deren fruchtbare Wärme ſehr weit verſpürt wird. Es iſt überaus merkwürdig, wie man von der Armuth des Dellſperger Thals ſtuffenweiſe bis zu dem Reichthum von la Chaux de Fonds und Locle hinaufſteigt. In einer Weile von vierzehn bis funfzehn Stunden durchläuft man alle Grade, die es zwiſchen einer Armuth ohne Elend und derjenigen Art von Wohlſtande giebt, wo der Reichthum noch das Glück der Menſchen ausmachen kann. Ueberſchreitet man dieſe zwey Gränzen, ſo findet man entweder ein unerträgliches Elend, oder Reichthum ohne Glück. Hierinne giebt es keine andre Ausnahme, als in der Gegend von Bellelai, wo 46 Mönche, mitten in einem ſehr dürftigen Lande, wie Fürſten leben.

Nahe bey Sonceboz endet ſich, wie geſagt, das lange St. Immerthal; daſelbſt wandelt man über einen kleinen Nebenberg. Nach einer Viertelſtunde Steigens geht es etliche Minuten abwärts, wo ein 30 bis 40 Schuhe hoher, und ungefähr 10 Schuhe dicker Fels den Weg verſperrt. Durch denſelben nun iſt der berühmte

Paß von Pierre pertuis gebrochen, an welchem man lernen könne, wie ſchwer es ſey, einen großen Ruf in die Länge zu erhalten. Nichts mehr als das? war alles, was wir bey deſſen Anblick ausriefen. Wirklich habe ich Beſchreibungen dieſer Gegenden geſehn, worin die Nachricht von unſerm Felſenthor neunzehn zwanzigtheile des Ganzen einnimmt. Da indeſſen die Bauart deſſelben nichts weniger als regelmäßig iſt, ſo glaube ich mit Grund, daß die Natur ſelber dieſes freylich ſonderbare Werk entworfen, die Römer hingegen es nur vollendet haben. Durch daſſelbe erblickt man, wie durch ein Seherohr, das Münſterthal; und bis dahin geht es nur eine Viertelſtunde abwärts, wo man denn unweit der Straße, nächſt bey einer Mühle, die Birs in Geſtalt eines Bächgens aus der Spalte eines Felſen entſpringen ſieht. Dieſes iſt eine der ſchönſten Quellen in der Schweitz; ſie hat einige Aehnlichkeit mit der von Wallerbe. Bey dem erſten Anblicke des Münſterthals glaubt man wieder, das von St. Immer zu ſehen, welches man ſo eben verlaſſen hatte. Man erblickt nämlich in den niedern Gegenden viele Waitzenfelder; und, ſo wie man höher ſteigt, auch Korn, Gerſte und Hafer. Die meiſten Thäler des Jura liegen horizontal, und ziehen ſich nicht, wie in den Alpen, indem ſie ſich erheben, nach gemeinſamen Mittelpunkten.

Sobald man von Pierre pertuis herunterkömmt, tritt man in das Dorf Tavannes. Hier wurden wir von einem neunzehnjährigen Mädchen empfangen, welches, ungeachtet es einen mit Gaze und Federn gezierten Strohhut trug, weder etwas Gezwungenes noch Buhleriſches in ſeinem Weſen hatte. Die Einwohner ſind, wie überhaupt in dieſen Thälern, gut und höflich, und ihre Häuſer reinlich, obgleich von zehn derſelben neune keine Schornſteine haben. Die Küche iſt nämlich gewölbt, und der Feuerheerd in der Mitte angebracht.

Der Ofen wird ebenfalls dort eingeheitzt, wo ſich alſo der Rauch von dem ganzen Hauſe vereinigt, und von da durch die Scheune herauszieht, an welche die Küche angebauet iſt. Nächſt an dieſe letztre verwahrt man gewöhnlich diejenige Frucht, welche zum Säen beſtimmt iſt, um ſie recht tüchtig durchzuräuchern. Mit alle dem hat man noch kein Beyſpiel, daß durch eine ſo ſeltſame Bauart die Einwohner in Feuergefahr gerathen wären; und ſelbſt von dem Rauch hat man nur wenig Unbequemlichkeit. Beym Eintritt in jede Wohnung iſt ein durchgehender Hausgang, der aber zugleich mit der Scheune, welche allzeit den Vordertheil einnimmt, dann in dem Hintertheil mit den Wohngemächern auf der einen und mit den Ställen auf der andern Seite, Gemeinſchaft hat. Dieſer Hausgang dienet zugleich zum Sprachzimmer, und iſt der Ort im Hauſe, welcher am meiſten bewohnt, aber nicht ſelten auch von dem Viehe beſucht wird. Das Dorf Tavannes hat 50 Rauchfänge. Das Mannwerk Wieſen koſtet nicht mehr als 150 bis 200 franzöſiſche Livres; auch giebt es einige Fruchtbäume, allein das Obſt geräth nur ſelten. Das Wäſſern der Matten kennen die Einwohner gar nicht. — Das Erdreich iſt hier, wie in dem ganzen Eingeweide des Jura, leimigt; ſelten ſteinigt oder ſandigt. Das Klafter Heu gilt einen Louisd'or, ein Viertel Hafer acht Batzen, das Pfund Butter vier Batzen. In Tavannes gehen 280 Stück Schaafe zur Trift. Ihr Fleiſch iſt ungemein ſchmackhaft. Bienen ſiehet man wenig. Wir bekamen ein vortrefliches Nachteſſen, gute Betten, und ein gutes Morgeneſſen um 3 Livres 6 Sols, für unſer zwey. Die Handarbeit ſtehet in dieſer Gegend in ſehr niedrigem Preis. Im Winter bekömmt der Taglöhner ſieben Kreutzer, ein Schnitter 18 Kr. In Locle hingegen iſt der Taglohn das ganze Jahr durch 14 Batzen oder 56 Kreutzer.

Der

Man ſieht ſogleich, daß der proteſtantiſche Theil des Bisthums wohlhabender iſt als der Katholiſche; dieſes kömmt vielleicht nur von ſeiner größern Entfernung von la Chaux de Fond her. Von Pierre pertuis an iſt man auf Reichsboden, und zum größten Nachtheil des Landes werden die Rechtshändel nicht ſelten nach Wezlar gezogen.

Des folgenden Tags reisten wir weiter nach Bellelay. Auf dem ganzen Wege trifft man das einzelne elende Dörfgen Rüffette an. Zu bemerken iſt, daß in dem ganzen Bisthum die Häuſer nicht ſo zerſtreut ſind, wie in den Alpen, oder in dem deutſchen Theile der Schweitz. Die in ein Dorf zuſammengebaute Wohnungen ſind dem Ackerbau hinderlich; hingegen dem Kunſtfleiß deſto angemeſſener. Dieſer zu allen Zeiten bemerkte Unterſchied zwiſchen den franzöſiſchen und deutſchen Dörfern, läßt er nicht ſchließen, daß die Einwohner der letztern Abkömmlinge eines Hirtenvolks ſeyn, welches ſich haushaltungsweiſe hie und da niedergelaſſen; die franzöſiſchen Schweitzer hingegen von einem Volk abſtammen, das ſich ſchon in ältern Tagen in Dörfern zuſammengethan, dem Feldbau gewidmet, und alſo auch frühere Fortſchritte gemachet hat?

Von Tavannes nach Bellelay geht es faſt immer aufwärts. Man ſieht da nur wenig Gerſten und Hafer; einige Waiden mit Geſträuchen überſäet, und hie und da ein Tannenholz.

Das Kloſter Bellelay, welches faſt auf der Spitze des Jura liegt, iſt von großen Matten und einigen mit Tannen bedeckten Hügeln umgeben. Dieſes Ländchen macht ſo zu ſagen das fünfte Stockwerk des Jura aus. Denn ſchon von Biel ſteigt man bis in das erſte Bergthal hinauf; von da immer höher bis nach Soncebau; von Soncebau weiter nach Tavannes; von Tavannes nach Rüfette; und endlich von dort herauf bis zu der großen Wieſe zu Bellelay.

Das Kloſter iſt an den Fuß eines waldigten Hügels, in eine kleine Vertiefung, die ſich am Ende einer außerordentlich großen Matte befindet, gebaut. Nachdem man lange einödde Gegenden durchgewandert, und von einer Einſamkeit in die andre gekommen, erblickt man auf einmal die Thürme. Alle Güter auf einige Stunden im Umkreiſe ſind Domainen der Abtey. So zu reden das ganze Biſthum iſt ihr theils zehndbar (wie das Münſterthal), theils zinsbar für dargeliehnes Geld. Wir aßen mit dem Abt de Luce zu Mittag. Er hat nicht nur Geiſt, ſondern ordentlich auch den Witz eines Weltmannes. Um ſeinen Mönchen genugſam Beſchäftigung zu verſchaffen, hat er in ſeinem Kloſter ein nützliches Seminarium errichtet. Ehemals war kein lesbares Buch im ganzen Stift; unter ihm kamen Hume und Büffon in dieſe Einödde, und geſellten ſich zu den Legenden; und ſchon widmen ſich verſchiedene ſeiner Mönche den Wiſſenſchaften. Er ſagte mir, er hoffe, das Seminarium werde noch den letztern ſo nützlich werden als ihren Schülern, weil ſie ſelbſt dadurch zum Studieren angehalten würden. Funfzig Knaben von fünf bis funfzehn Jahren lernen da, nebſt Deutſch und Franzöſiſch, auch Latein, die Anfänge der Mathematik, etwas Philoſophie, Hiſtorie und Geographie, und beſonders erhalten ſie ſehr vernünftige Grundſätze ihrer Religion. Ueberdieß haben ſie Meiſter im Fechten, Zeichnen und der Muſik. Deſſen ungeachtet iſt die Penſion ſehr mäßig, und kömmt monatlich nicht über 30 Fr. zu ſtehen. Und kurz, es iſt dieſes vielleicht die beſte Erziehungsanſtalt in der ganzen katholiſchen Schweitz. Gegenwärtig befinden ſich darin, nebſt verſchiedenen vornehmen jungen Leuten aus Frankreich und Deutſchland, ein Dutzend Schweitzer, unter welchen auch einige Proteſtanten ſind. Wir wohnten einem öffentlichen Examen bey, und warfen ihnen einige Fragen aus der Mathematik auf, die ſie recht gut zu beantworten wußten. Ueberhaupt haben die öffentlichen Erziehungsanſtalten den gedoppelten Vortheil über die häusliche Erziehung. Man lernt da, ungeachtet der Zerſtreuung, welche ſtets Geſellſchaft verurſacht, dennoch wenigſtens arbeiten; und es wird mehr nacheifernde Lernbegierde eingeflößt, als in den Häuſern. So haben zum Beyſpiel unſre junge Seminariſten zu Bellelay unter ſich eine eigene Akademie errichtet. Auf das Jahr 1783 wurden drey Preiſe aufgegeben: Für die Ausarbeitung der beſten Fabeln; für die Lobſchrift auf einen alten Weltweiſen, und für eine Rede über den Frieden zu Verſailles. Dieſes wiſſentſchaftliche Kinderſpiel ermangelte nicht, die Anſtrengung aller ihrer Seelenkräfte zu bewirken. Neben dem, ſcheint es, trägt man die größte Sorgfalt, ihnen gute Sitten beizubringen. Sie ſind in drey große Säle, ſechszehn in einem, vertheilt. Jeder hat ſeine eigene Zelle oder hölzernes Zimmerchen, in welchem ſein Bett, ein Stuhl und ein Tiſch ſtehn. Es iſt ihnen verboten, einander in den Zellen zu beſuchen, und der Oberaufſeher jedes Saals hört alle Geſpräche, die ſie durch ihre Bretterwände führen können. Sie tragen ihre Uniform, und der Tanzmeiſter nimmt mit ihnen zugleich auch militäriſche Uebungen vor. Bey ihrem Unterrichte bedient man ſich der beſten Autoren; wie z. B. des Cours d'Etude à l'uſage de l'Ecole militaire par l'Abbé Batteux, des Ami des Enfans par Berquin, u. ſ. f. Die Geographie von Büſſiers allein ſcheint mir zu ſchlecht geſchrieben. Die Tafel iſt gut, einfach, und hauptſächlich ungemein reinlich bedient. Zwey Schüler ſind wechſelsweiſe beſtellt, gegen die Fremden und den Abt die Honneurs zu machen; und dieſer Vorzug trägt vieles dazu bey, ſie höflich und aufmerkſam zu erhalten. Man ſieht darauf, daß allezeit ein Deutſcher neben einen Franzoſen zu ſitzen kommt, damit ſie ſich wechſelsweiſe zu Sprachmeiſtern dienen. Wenn ich nachdenke, wie vieles man jungen Leuten durch eine vereinfachte Methode beybringen könnte, wenn man ſie insonderheit mit den Sachen früher als mit den Worten bekannt machte, ſo finde ich, daß wir im achtzehnten Jahrhundert, noch halbe Barbaren ſind; dennoch zweifle ich keineswegs, daß nicht eine Zeit kömmt, wo man die Kinder nach einer Weiſe unterrichtet, die ſie, in Abſicht auf wahrhaft brauchbare Kenntniſſe, ſchon im Jünglingsalter den Gelehrten unſrer Zeiten gleich machen wird. Alsdann wird ihr Genie von dem ſchon ſo hohen Punkte weiter hervordringen, und Wahrheiten entdecken, die heut zu Tage noch den menſchlichen Verſtand zu überſteigen ſcheinen. Die Kirche zu Bellelay iſt vom Jahr 1714 und das Kloſter recht gut gebauet. Die Früchte an dem Gartengeländer gediehen, die Pfirſiche ausgenommen, ſehr wohl. Die Einkünfte der Herren zu Bellelay betreffend, verſicherte man mich, dieſelben belaufen ſich jährlich auf 200,000 Livres. Auch iſt das Gotteshaus nach Kloſterart, ſehr mildreich, und theilt manchmal monathlich über 20000 kleine Brodte unter die Armen aus. Allein dieſe Art Allmoſen, anſtatt die Leute zu Fleiß und Arbeitſamkeit aufzumuntern, und ihrer Dürftigkeit abzuhelfen, unterhält ſie vielmehr in Armuth und Müſſiggang.

Bellelay in der gleichen Lage und überhaupt unter den nämlichen phyſiſchen Umſtänden, wie la Chaux de Fond und Locle, iſt mit einer weiten Wildniß umgeben, und von Bettlern bewohnt; da hingegen die letztgenannten Gegenden ſie an Bevölkerung, Reichthum, Freyheit und Glück auf einem Grade vereinigen, welcher vielleicht auf dem ganzen Erdboden ſonſt nirgends gefunden wird. Ich bin überzeugt, daß dieſe große Wahrheiten

dem

nichts von dir, und bin nicht deine Frau", und beharret einen Tag und eine Nacht bey dieſer Geſinnung, ſo kann er ſich von ihr losmachen, und iſt weder zum Heyrathsgeſchenk verpflichtet, noch zu ſonſt etwas, das er ihr verſprochen hatte: Eine ſolche Frau iſt der Hölle würdig.

Noch in drey andern Fällen darf der Mann ſich von ſeiner Frau ſcheiden, nemlich, wenn ſie offenbar ein ſchändliches Leben führt; wenn ſie ſich während ihrer Zeit berühren läßt; und der Magie ergeben iſt. Endlich muß die Frau ihren Mann verehren, gleichſam wie Gott: denn der gerechte Richter Ormuzd ſagt im Geſetz, ich habe den Frauen das Herſagen der Neaeſchs erlaſſen, damit ſie ihre Männer mit Neaeſchs verehren.

Des Morgens muß die Frau, nach Anlegung des Koſti, ſich vor ihren Mann ſtellen, und mit überſchlagenen Händen ſtehend, ein Gebet vor ihren Mann bringen mit neunmaliger Wiederholung der Worte: „Was willſt du, daß ich thun ſoll?" Darauf macht ſie ihm Sidjdah, indem ſie ſeinen Leib küßt, und die Hand dreymal von der Stirne auf die Erde, und von der Erde auf die Stirn legt, alsdenn geht ſie aus, ſeine Befehle auszurichten. Eine unverheyrathete Tochter leiſtet ihrem Vater eben das, oder ihrem Bruder, und endlich dem, der ihr Herr iſt. Auf der andern Seite iſt es dem Manne befohlen, ſeiner Frau treu zu bleiben, und wenigſtens alle neun Tage ihr einmal die eheliche Pflicht zu leiſten; und wenn er einen Ehebruch begehet, ſo komme ſeine Seele, aller Strafe für dieſes Verbrechen ungeachtet, nicht über die Brücke, wenn der Gemahl der Verführten ihm nicht verziehen hat. So wie man bey der Ehe zur Abſicht hat, die Zeiten der Weiber zu verringern und Kinder zu bekommen, dem Abt de Lüce nicht entgehen, und daß er mit der Zeit die Anwendung der Allmoſen ſeines Kloſters eben ſowohl zu verbeſſern ſuchen werde, wie er bereits den Müſſiggang ſeiner Mönche in nützliche Thätigkeit zu verwandeln gewußt hat.

Von Bellelay nach Pruntrut führt eine ziemlich gute Straße von ſechs bis ſieben Stunden. Nach einer kleinen halben Stunde Steigens gelangt man auf die Spitze des Jura. Hier ſieht man nichts als Waiden ohne Waſſer, und Tannengehölze. Im Herunterwandern kömmt man durch die Dörfer Socay, Glovillier und Becour; hernach zieht ſich der Weg durch eine Bergkette, wo das Auge öfters das große und fruchtbare Dellſpergerthal in der Tiefe zu ſehen bekömmt. Nach und nach erhebt man ſich auf eine zweyte Höhe, von welcher man auf der franzöſiſchen Seite gegen Pruntrut herunterſteigt, und der Weg wieder durch verſchiedene Bergbuſen führt. An einem derſelben ſieht man die Rudera des alten Schloſſes Azüel, nächſt welchem ebenfalls ein Dörfchen liegt. Auf einmal und ganz unverſehens befindet man ſich außer dem Jura in einer weiten Ebene, die an das Elſaß gränzt. Nicht weit von Cornol zeigte man uns ein Schlachtfeld, und nahe an der Straße, einen großen viereckten acht bis neun Schuhe hohen Stein, in welchen ein großes rundes Loch gebohrt iſt. Der Wirth von Cornol ſagte uns von einem großen Grabſtein, der in der Nähe liegen ſoll, und vielleicht eben der nämliche iſt. Einige Stunden weiter von da, am Fuß eines nicht gar hohen Schloſſes, zeigt ſich die Stadt Pruntrut in einem ſehr vortheilhaften Geſichtspunkt. Das ganze Land, obgleich es in einer unermeßlichen Ebene liegt, iſt dennoch ſehr hoch. Man ſieht hier ungeheure Hafer- und Roggenfelder; hingegen wenige Wieſen. Das Erdreich ſcheint fruchtbar zu ſeyn, und iſt nicht ſo ſteinigt wie jenſeits des Jura auf der Alpenſeite.

Pruntrut iſt wirklich ein recht wohlgebauter und gut beflaſterter Ort; die Häuſer ſind von einer Art grauem Kalkſtein gebaut; deſſen ungeachtet hat die Stadt in der Nähe ein ſehr ödes Anſehn. Auch zählt man darin nicht über 500 Einwohner. Das umliegende Revier ſcheint ſehr vernachläſſigt. In der Nähe befindet ſich ein großer mit Bäumen umgebener Teich, welcher, anſtatt der Reſidenz zur Zierde zu gereichen, nur eine ſtinkende Lache iſt; und um die ganze Stadt herum iſt keine Schenke, noch andrer Luſtplatz für das Volk. Es iſt zwar ein Buchhändler hier, der aber nichts als Ordenanzen und Gebetbücher verkauft. Pruntrut hat ſechs große Jahrmärkte, welche aber alle viel weniger beſucht werden, als da ihrer nur zwey waren. Der Viehhandel iſt beträchtlich und von hier zieht Genf ſeine meiſte Fleiſchproviſion. Von Manufakturen weiß man ſo wenig als von Kunſtarbeit; hingegen findet man drey Klöſter, das der Jeſuiten lobſeliger Gedächtniß nicht mitgezählt. Der Fürſt hat 48 Mann in Beſatzung, die nebſt der Bürgerwache zuſammen ein Regiment von 80 Mann ausmacht. Die Soldaten ſind gut gekleidet, fühlen aber auch ganz ihre glückliche Entbehrlichkeit. Wir fanden dir Schildwache am Schloß der Länge nach auf einer Bank ausgeſtreckt. Das Schloß iſt ſehr ſchön gelegen, und die Ausſicht davon ungemein angenehm. Man ſieht da über das Dorf Cordedon und eine große Ebene, die das Aug' bis zum Jura leitet. Derſelbe ſcheint von dieſer Seite nur einer langen Reihe von mit Tannengehölze bedeckten Hügeln ähnlich. Hinter dieſen ſieht man noch zwey gleichlaufende, aber weit erhabnere und ebenfalls ganz mit Tannen bewachſene Berge. Gegenwärtig iſt man geſinnet, das alte Schloß herunterzureiſſen, weil es dem Hof ein übles Anſehen giebt. Hinter dem Schloß, welches der Fürſt bewohnt, iſt ein trauriger Garten, der keine andre Ausſicht als auf Hayden und Geſträuche hat. Uebrigens ſollten, meines Erachtens, alle Fürſten, die Hayden, welche in ihren Ländern ſind, eben ſo zur einzigen Ausſicht vor ihren Augen liegen haben.

Pruntrut iſt nur zwey Stunden von den Gränzen der Franche Comté, des Elſaſſes und von Montbeillard abgelegen. Die Butter wird dort um 12, in Locle um 13 bis 14 Sols, das Rindfleiſch um 5 bis 6, in Locle um 6 Sols, und ein Scheffel Waitzen um 3 Livres 8 Sols verkauft. Man ſiehet hieraus, daß der Preis der Lebensmittel nicht immer im Verhältniß der Geldmenge ſteht, und daß die Länder, welche aus Mangel an Arbeitſamkeit arm, auch nicht die wohlfeilſten zu leben ſind.

Zu Pruntrut zeigt ſich ſchon etwas von der Unſauberlichkeit der franzöſiſchen Gaſthöfe. Der Wirth erzählte uns vieles zum Lob des verſterbenen Fürſten, aus dem Hauſe Wangen. „Das war ein Fürſt! (ſagte er) Ein großer Mann und geſcheuter Kopf! Er hatte, Sacrebleu! ein Paar Waden, die Sie hätten ſehen ſollen.“ Die Geſellſchaft in der Reſidenz iſt nichts minder als munter. Der wenige Adel, der ſich da befindet, lebt, um recht Langeweile zu haben, ganz abgeſondert von den übrigen Einwohnern.

Von Pruntrut nach Dellſperg ſind ſechs Stunden. Man kehrt wieder bis auf den halben Weg nach Bellelay zurücke. Die Straße iſt ſchön und angenehm, aber einſam. Man ſieht weder Hütten noch Häuſer. Vor 1752 konnte man kaum zu Pferde durch die dort befindlichen Wälder und Abgründe kommen. Jetzt ſchlängelt ſich der Weg über lauter Anhöhen fort. Um indeſſen über einige von jenen Tiefen zu gelangen, mußten wir oft eine ſchöne Strecke unſers Wegs zurückmeſſen.

Wenn

Wenn man endlich aus dieſem Labyrinth von Bergen herauskömmt, ſieht man das große und fruchtbare Dellſpergerthal. Am Fuß des Gebürges liegt das Dorf Divillier (Tetwyl), und bald darauf kömmt man nach Dellſperg, einem wohlgebauten Flecken von 200 bis 230 Einwohnern. Wir trafen hier vier Abgeſandte von Biel an, die dem neuen Fürſten im Namen ihrer Republik zu huldigen kamen. Ihre Geſchenke beſtunden, anſtatt des ſonſt gewöhnlichen Bechers, in etlichen Dutzend ſilbernen Converts. Das Schloß iſt wohl gebaut, und ſchöner als das zu Pruntrut; aber die Garten ſind ebenfalls im ſchlechten Stande und ganz vernachläſſigt. Ich habe ſchon viele hübſchgelegene Kloſtergebäude geſehen, aber noch niemals bey den Geiſtlichen den Geſchmack für die ſchöne Natur gefunden, der die Werke der Theocrite, Geßner, und einige engliſche Gärten hervorgebracht. Wir hatten die Ehre dem Fürſten vorgeſtellt zu werden, als er eben nach einer Mittagsmahlzeit, die er den Bieler Geſandten gegeben, von der Tafel kam. Er iſt ein großer magerer Herr, und ſehr höflich. Er machte uns, wohl nicht ohne Grund, von dem Abt de Lüce ungemein viel Rühmens. Hiernächſt geruhete er, uns zu ſagen, daß man in ſeinen Staaten 60,000 Seelen zähle. In dem ganzen Lande hat er den Ruf, daß er ſeinen Pflichten ſehr getreu ſey.

Das Stift zu Dellſperg beſteht aus achtzehn Chorherren. Jeder neue Kayſer, Pabſt und Fürſt-Biſchof haben in ihrem Leben eine Wahl zu machen; und wenn dieſe Stellen einmal beſetzt ſind, ſo erſetzt diejenigen, welche im Jenner erledigt werden, der Pabſt, die im Hornung das Capitel, u. ſ. w. Die Biſchöfe werden auf folgende Weiſe erwählt: Jeder Chorherr legt den Namen deſſen, den er zum Biſchofe wünſcht, in eine Schachtel; und dieſe Operation wiederholt ſich ſo oft, bis zehn Stimmen auf das gleiche Subjekt fallen. Dieſe

Wahl geſchiehet in Gegenwart eines kayſerlichen Geſandten, dem man für die Inveſtitur 1000 Dukaten bezahlt. Die päbſtliche Bulle koſtet 100 neue Louisd'or. Ich weiß nicht, wie groß die Einkünfte des Fürſten ſind. Einige ſagten uns 300,000 bis 500,000 Livres. Es gehen aber bey der Art, die Einkünfte zu berechnen, aller Orten ſehr viele Zweydeutigkeiten vor. Von einer gewiſſen Klaſſe derſelben giebt er den Deputirten der Landesſtände Rechnung; oder vielmehr die Deputirten aſſigniren gewiſſe Abgaben, auf die Kaſſe ihrer Conſtituenten. Die Einkünfte ſeiner Bergwerke und Eiſengruben werfen die Summe von 80,000 Livres reinen Gewinnſtes ab, von welchen er keine Rechnung ablegen darf. Dieſe Eiſengruben geben an Eiſen 45 Procent. Auch bezieht er einen Wein- und Viehezoll. Man bezahlt nämlich für ein Rind, das außer Land geführt wird, 4 Livres; für eine Kuhe 3 Livres 15 Sols; für ein Schaaf 15 Sols. Die Landſtraßen werden auf Unkoſten der Gemeinden unterhalten. Ihr erſter Anbau hätte beynahe einen Aufruhr erregt. Heut zu Tage werden ſolche ungemein befahren, da ſie vorher völlig unbrauchbar waren. Von Dellſperg nach Corandelin (Rennendorf) geht es durch eine Ebene. Corandelin iſt das erſte Dorf im Münſterthal, und liegt am Eingange dieſes ſonderbaren Paſſes, der durch Felſen fort längs dem Fluß in das einſame Thal Moutiers führet, aus welchem man ebenfalls nicht anders als über eine ähnliche zwiſchen Felſen fortgehende Straße wieder herauskommen kann. Hiebey iſt ſonderbar, daß dieſer Weg, der ſich durch die gedachten Abgründe fortſchlängelt, eben iſt, und mit der ganzen Fläche, des großen Thals nämlich, einerley Höhe hat.

Nicht weit von Corandelin trifft man Mühlen, und einige kleine ſehr mahleriſche Waſſerfälle an, welche die Birſe macht. Dieſer Weg, deß in die Tiefe von

Moutiers führet, wäre eine vortrefliche Schule für einen Landſchaftmaler. Man ſiehet daſelbſt ungeheure mit Tannen bewachſene Felſenmaſſen, die in den Wolken zu ſchweben ſcheinen. Die Straße und der Fluß nehmen den ganzen Raum dieſes engen Paſſes ein. Man zeigte uns eine unerſteigliche Grotte, wo wir noch die Ueberbleibſel einer Hütte gewahr wurden. Die Reiſebeſchreiber zerbrechen ſich für dieſe Rudera ſchon lange den Kopf. Einige ſagen, es ſey an dem hintern Theile des Berges eine enge Oeffnung, wodurch man in dieſe Grotte gelangen könne; die Einwohner hingegen behaupten, es habe ehedem eine Einſiedeley da geſtanden. Nach einer oder zwey Stunden Herumkreuzens durch dieſe ungeheuern und bis auf den Grund geſpaltenen Felſen, gelangt man in das Thal Moutiers, das zwiſchen denſelben eingeſchloſſen liegt. Dieſes Ländchen, das abgeſondertſte und einſamſte, das man ſich denken kann, hat kaum eine halbe Stunde im Durchmeſſer, und man kann, wie geſagt, durch keinen andern Weg wieder aus demſelben gelangen, als durch einen, der dem ganz ähnlich iſt, durch welchen man hereingekommen iſt. Man erblickt hier abgeſondert ſtehende verticale Felſenlagen, welche kaum zwey bis drey Schuhe dick, von einer erſtaunlichen Höhe ſind, und an nichts zu halten ſcheinen. Die Revolution, welche dieſe Felſen getrennt oder vielmehr zerriſſen hat, iſt wahrſcheinlich vor nicht ſehr alter Zeit erfolgt. Man ſiehet da wenig heruntergerollte Stücke, und gar keinen Abhang. Da eine große Menge dieſer Felſen außer dem Gleichgewicht zu hängen ſcheinen, und alle Augenblicke den Einſturz drohen, ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß ſeit dieſer Epoche ſchon viele Jahrhunderte verfloſſen ſeyn.

Sobald man aus unſrer zweyten Bergenge kömmt, gelangt man wieder in die Ebene, d. h. in das große Thal; ſolches ſcheint von dieſer Seite gegen den Felſen ſtärker bevölkert zu ſeyn, als gegen Corandelin. In einer kleinen Entfernung von einander kömmt man nach Sorvilliers, Bevillard und Mallerai. Dieſes ſind große Dörfer, deren ſteinerne Häuſer ziemliche Bequemlichkeit und Wohlſtand verrathen. Zu Mallerai zeigte man uns auf dem Platz, wo ſich die Berner und Solothurner mit den biſchöflichen Truppen ſchlugen, noch viele Bogenpfeile. Auf unſrer ganzen Reiſe fanden wir keine reinlichere Herberge als hier; ich glaubte in einen der ſchönſten engliſchen Gaſthöfe verſetzt zu ſeyn.

Den folgenden Morgen hatten wir einen ſehr feuchten Nebel. Man ſagte uns, daß es (dieſes Jahr ausgenommen, da man vor dem Monate keinen gehabt) im Sommer allezeit dergleichen gebe.

Wir giengen nun den Weg nach dem St. Immerthal zurück. Da wir wieder zu Pierre pertuis kamen, wurden wir völlig überzeugt, daß dieſer Paß nichts weniger als ein Werk des Gewäſſers ſeyn könne, indem es in der Nähe herum weder Strom noch Bäche giebt.

Das St. Immerthal wird an ſeinen beyden Enden durch querliegende, nicht gar hohe Gebürge, von dem Münſterthal und la Sagne getrennt. Sonderbar iſt, daß man in einer Strecke von vier bis fünf Stunden eine Menge Dörfer antrifft, die, je näher man den Thälern von Neufſchatel kömmt, begüterter ſind, und in geringerer Entfernung von einander liegen. Dieſe Thäler ſind der Sitz der Induſtrie, die ihren Wirkungskreis je länger je weiter ausdehnt. Schon außer Pierre pertuis fängt man an Uhren und Spitzen zu fabriziren.

Renan iſt eines der ſchönſten Dörfer in der ganzen Schweitz. Hier verläßt man das St. Immerthal durch einen Weg, der ſich einen ziemlich hohen Berg hinankrümmt. Es iſt keine angenehmere Ausſicht zu gedenken, als die man auf dieſem Wege entdeckt. Zur rechten und linken Hand ſieht man das ofterwähnte fruchtbare St. Immerthal mit ſeinen zahlreichen Dörfern. Bald iſt man auf dem Gipfel des Berges. Hier trifft man auf eine große Ebene, wo kleine Tannenwälder ſchöne und weitläuftige Wieſen unterbrechen. Ueberall findet man geräumige ſteinerne Häuſer, in welchen verſchiedene Haushaltungen wohnen. Je weiter man vorrückt, je mehr gewinnen der Berg und ſeine Bewohner ein ſtädtiſches Anſehn; man glaubt beynahe zu Genf in St. Gervais zu ſeyn. Nach Verfluß einer kleinen Stunde ſiehet man das Thal la Chaux de Fond zu ſeinen Füßen. Dieſes Ländchen iſt vielleicht das höchſtgelegene unter allen bevölkerten Gegenden Europens. Wenn man ſchon auf einem Gipfel des Jura ſteht, ſo ſteigt man doch nur wenig abwärts, um nach la Chaux de Fond zu kommen. Dieſes Thal beſteht aus einer Wieſe von einigen Stunden im Umfange, welche ringsherum von Hügeln, mit Tannen bewachſen, umgeben iſt. Dieſe Wieſe, in der beynahe keine Fruchtbäume ſtehen, iſt nichts anders als ein langes Dorf, deſſen Häuſer immer näher und näher aneinander ſtoſſen, bis ſie ſich endlich zu einer ordentlichen Stadt, die la Chaux de Fond heißt, vereinigen. Die gar kalten und die ſehr heißen Klimate ſcheinen von der Natur beſtimmt zu ſeyn, Künſte und Induſtrie zu befördern. In den letztern verringert nämlich die außerordentliche Fruchtbarkeit des Erdbodens die Anzahl der Ackersleute, welche daher im Verhältniſſe mit derjenigen der Handwerker dort ſehr klein iſt; und wenn ein Schweitzer zwey andre mit ſeiner Arbeit ernähren kann, ſo iſt die gleiche Arbeit in Italien hinreichend, ihrer Zehne zu erhalten. Hier werden nur wenige Hände erfordert, die nöthigſten Lebensmittel in Menge zu verſchaffen, und eine große Anzahl Kunſthände zu ernähren. In den warmen Gegenden wird die Induſtrie durch die Hitze erſtickt; und wenn die Geſetze dort nicht eine wunderbare Stärke haben, ſo ſetzt ſich der Deſpotismus ſogleich feſt. In den nördlichen Himmelsſtrichen verſchafft ein ſieben bis acht monatlicher Winter eine für die Künſte ſehr vortheilhafte Muße; und dieſes iſt der Fall in den Gebürgen von Neufſchatel. Zu la Chaux de Fond, Locle und la Sagne ſind kaum drey Monate ohne Schnee. Leichte Arbeiten im Sommer, und ein acht bis neun Monate dauernder Winter, verſchaffen eine Muße, welche die Bewohner der flachen Länder niemals haben. Allein die Erfindung der Künſte ſetzt einen gewiſſen Wohlſtand zum voraus, welchen die nördlichern Klimate ſonſt ſelten verſchaffen. Um ſeine Zeit dem Nachdenken wiedmen zu können, muß man ſich ſchon nicht mehr um die Erwerbung der unentbehrlichſten Bedürfniſſe zu bemühen haben. Die Freyheit, die große Fruchtbarkeit dieſer Thäler, und eben die lange dauernde Muße, welche ihnen ihr Klima gewähret, ſetzte die Einwohner nach und nach in den Stand, ſich der Induſtrie zu wiedmen, durch die ſie ſich ſo ungemein bereichert haben. Ein andrer Grund zur Beförderung dieſer Induſtrie iſt, daß dieſes kleine Land das einzige in der Schweitz iſt, wo alle Fremde gegen Erſtattung eines Inſaſſenrechts von ſechs Livres aufgenommen werden. Ein Bürger zu la Chaux de Fond bemerkte mein Erſtaunen, glaubte, ich mißbillige dieſe Freyheit, und ſagte darum zu mir: „Zahlen denn die Fremden nicht genug, wenn ſie das „Land bereichern helfen?“ Allerdings, erwiederte ich: „Aber die Einwohner eines ſolchen Landes ſind fähig, „dieſe große Wahrheit in ihrer ganzen Stärke zu fühlen.“ Und endlich iſt dieſe Gegend ebenfalls die einzige in der Schweitz, wo man alle Religionen duldet. Religiöſe und bürgerliche Intoleranz zernichtet an verſchiedenen andern Orten unaufhörlich wieder das, was eine ſanfte, billige und wohlthätige Regierung ſonſt Gutes wirkt.

Das alles nun macht uns die Urſache dieſes vielleicht in der Welt einzigen Phänomens begreiflich: Wie man Reichthümer und Künſte in dem abgeſondertſten Ländchen des Erdbodens vereinigt antrifft, welches nur die ſtärkſten Bemühungen des menſchlichen Fleißes zugänglich gemacht, und das ſonſt ein kaltes Klima zu einer ewigen Einſamkeit verurtheilt zu haben ſcheint.

Die Anzahl der Häuſer in dieſen Thälern wächſt täglich an. Man baut ſie drey bis vier Stockwerk hoch. Die große Miethe, die man davon bezahlen muß, iſt ein Beweis, wie ſehr ſich die dortige außerordentliche Induſtrie vergrößere; und ich zweifle nicht, daß in funfzig Jahren dieſes ganze Land zu einem einzigen weitläuftigen Flecken werde angewachſen ſeyn. Wir beſuchten auch den berühmten Jaques Droz. An der großen Deutlichkeit, womit er ſpricht, und der Einfalt ſeiner Manieren, erkennt man den Mann von Genie. Er findet alles, was er gemachet hat, ſo einfältig, daß er uns behauptete, man müſſe ein bloß mittelmäſſiger Kopf ſeyn, um es ſo weit zu bringen. Zu ſeiner Arbeit bedient er ſich einer Analyſe, welche alle zuſammengeſetzte Bewegungen in einfache auflöſt. Z. B. Um ſeinen Schreibmeiſter zu machen, löſt er die Figur der Buchſtaben in ihre Elemente auf. Seine irregulären Bewegungen ſind ellyptiſch, und werden durch die Veränderungen der Axen hervorgebracht. Ein großer Geiſt findet alles ſehr einfach, weil in der That die zuſammengeknüpfteſten Ideen ganz einfach ſind, wenn man ſie bloß in ihrem Urſprunge betrachtet. Dieſe Art, die Sachen einzuſehen hat etwas von der Gottheit. Droz iſt 62 Jahr alt. Seine Mutter wollte ihn der Theologie wiedmen; allein er empfand ſogleich, daß wenn er ſich auf diejenigen Studien legen müßte, die man ihm vorſchreiben wollte, er, nach ſeinem Ausdrucke, nichts als ein Dummkopf in verſchiedenen Sprachen werden könnte. Wie unwiderſprechlich zeigt

nicht

men, ſo glauben daher einige Deſturs, daß eine Perſon, die ſchon über die Zeit zu gebähren hinaus iſt, ſich nicht mehr verheyrathen müſſe. Sie braucht, um über die Brücke zu kommen, nicht einmal einen adoptirten Sohn, ſondern nur das Patet der Lebendigen zu beten.

VIII) Verheyrathete und unverheyrathete Frauenzimmer in Perſien haben folgendes zu beobachten; jene vor, in und nach ihrer Niederkunft, und dieſe, wenn ſie ihre Zeiten haben. Hat ein Frauenzimmer ſeine Zeit, ſo muß es ſich an den Ort Daſchtanſatan begeben, kein Menſch darf ein Wort zu ihr reden: ſie begienge das größte Verbrechen, wenn ſie alsdann mit einem Menſchen Umgang hätte. Eſſen wird ihr in der Ferne in einem metallenen Löffel gereicht. So dauert ſie die ganze Zeit aus; iſt ihre Zeit vorbey, ſo wäſcht ſie ſich, entweder einen Tag nachher, wenns nicht neun Tage dauerte, oder denſelben Tag, wenns neun Tage anhielt, auch macht ſie ein Siſchoe', wenn ſie zum erſtenmal in dieſen Umſtänden geweſen iſt, nachmals aber ein bloßes Ghoſel *), darauf zieht ſie das Kleid wieder an, welches ſie beym Eingehen Daſchtanſatan ablegte, und ihr Mann darf erſt nach zwey Tagen zu ihr eingehen. Iſt eine Frau vier Monat und zehn Tage ſchwanger, ſo darf der Mann ſie nicht mehr ſehen. Dann von dieſer Zeit hat das Kind ſeine Bildung, und die Seele iſt mit dem Körper vereinigt, und wenn er daher durch ſeinen Anblick ihre Leibesfrucht verlezt, begehet er ein Todesverbrechen. Eine Frau, die mit einem todten Kinde **) niedergekommen iſt, darf bis an den vierten Tag weder Waſſer noch Salz genießen; ſie ißt blos trockene Früchte, nicht dieſes natürliche Gefühl des Genie, welches unaufhörlich nach Aufklärung ſtrebt, die Abgeſchmacktheit und Pedanterie unſrer gewöhnlichen Schulen und Akademien. Glücklicherweiſe war ſein Widerwille unüberwindlich. Er ſah einige mathematiſche Bücher; und ſchon flog ſein Geiſt zu derjenigen Stuffe des Ruhms empor, wozu ihn die Natur beſtimmt hatte. Sein Sohn war in ſeinem ein und zwanzigſten Jahr ſchon ſo groß, wie Er, und hatte bereits ſeinen Deſſinateur verfertigt. An dieſem Beyſpiele kann man mit Bewunderung die Wirkung der Erziehung und der Methode wahrnehmen, welche zumal die mathematiſchen Kenntniſſe in einem ganzen Geſchlechte fortpflanzt. Er erzählte uns von ſeiner Reiſe durch Spanien. Es war ein Glück für ihn, daß der verſtorbene König wirklich Talente für die Mechanik beſaß, und ſeine Arbeit ſogleich begriff; ſonſt wäre Droz als ein Zauberer verbrannt worden. Auf der Uhr, die er dem Könige gegeben, befand ſich die Vorſtellung einer Schäferey. Wenn die Uhr ſchlägt, ſo nimmt der Schäfer ſeine Flöte, und fängt an eines ſeiner ſechs Stücke zu blaſen; und ſein Hund geht zu ihm hin, ihm zu ſchmeicheln. Der König war ganz bezaubert. Droz ſagte zu ihm: „Sire, dieſe Artigkeit „des Hundes iſt eines ſeiner kleinſten Verdienſte; Ew. „Majeſtät wagen es nur, einen Apfel aus dem Korbe zu „nehmen, der neben dem Schäfer ſteht, und Sie wer„den auch die Treue dieſes Thieres bewundern müſſen.“ Der Hund ſprang nach ſeiner Hand und bellte ſo ſtark, daß des Königs Hund anfing mit zu bellen, und der ganze Hof das Kreutz zu ſchlagen, als wenn der Teufel in dieſem Uhrwerk verborgen läge. Der Miniſter des Seeweſens hatte allein das Herz, nicht davon zu laufen. Der König befahl ihm, den kleinen Neger zu fragen: Wie viel Uhr es ſey? Der Miniſter fragte ihn; aber der Neger gab keine Antwort. Hierauf ſagte Droz:

---

*) Zu Kirman machen die Frauen alle Jahr im Monath Eſpandarmad ein Baraſchnom, und in Indien ein Siſchoe.

**) Man legt den Embryo in Urin; fällt er ins Weiße, ſo iſt es eine Aftergeburt (Mola); iſt er roth, ſo iſt es ein Daſchtan. S. altes Ravaet fol. 172, verſo.

Es komme daher, weil der Neger das Spaniſche noch nicht verſtehe. Der Miniſter redete ihn Franzöſiſch an; und der Neger antwortete. Nun hielt es jener auch nicht länger aus, lief aus dem Zimmer, und ſchrie: Eil Diavolo! — Nach dieſem iſt es ſich nicht zu verwundern, wenn die Engländer zuweilen die Spaniſche Flotte ſchlagen. — Jaques Droz war im Begriffe, ſein und ſeines Landes Glück zu machen, als der König ſtarb. Er hatte bereits das Privilegium erhalten, Uhren in Spanien zu verkaufen; dadurch wären die Thäler von Neuſchatel zu einer einzigen Stadt geworden.

Das Thal Locle iſt nur eine kleine Strecke von la Chaux de Fond entfernt, und liegt ungefähr in gleicher Höhe. Das Dorf Locle ſieht einer Stadt ähnlich, und wenig Städte haben das Ausſehn eines ſo allgemeinen Wohlſtandes. Das berühmte Mühlwerk daſelbſt iſt in der ganzen Welt bekannt, und entſpricht ſeinem Ruhme beſſer, als Pierre pertuis. Es liegt an den Gränzen Frankreichs, von welchem es nur durch einen Felſen abgeſondert iſt, der 662 Fuß im Durchſchnitte hat. Allein jenſeits dieſes Felſens liegen ungeheure Abgründe bis an das flache Land und an die Ufer des Doux. Verſchiedne Particulären aus dem Locle haben es unternommen, den Fels zu durchbohren; und dieſer vielleicht romantiſche Einfall iſt eines ſo reichen und arbeitſamen Völkgens vollkommen würdig. Der Chevalier d'Arcon, der Erfinder ſchwimmender Batterien hat ihnen den Plan zu dieſem Werke gegeben. — Man glaubt, der Name Locle rühre von Lacús oder Laculus her. Dieſes Thal iſt ein ganz mit kalkartigen Felſen eingeſchloſſenes Becken, aus welchem das Gewäſſer keinen andern Ausgang als durch das unterirdiſche Mühlwerk hat. Ehedem hatte es noch andere Auswege, die aber heut zu Tage anfangen ſich zu verſtopfen, und die ſchönen Wieſen dieſes Landes in Moräſte umzuſchaffen. Die

Oeffnung des Mühlwerks kann auch nach und nach leicht beſchloſſen werden; alsdann würde das Land zu einem See. Auch ſind wir auf den Felſen, der über dem Mühlwerke ruhet, hinaufgeklettert; er iſt von dieſer Seite nicht viel höher, als ein Kirchthurm; hingegen nach Frankreich zu iſt ſein hoher Gipfel unerſteiglich. Eben dieſen Felſen nun wollten einige Einwohner unternehmen zu durchbohren; hiedurch würden ſie die Exiſtenz ihres Landes ſicher ſtellen, und allernächſt an das Franché-Comté ſtoßen, von dem ſie nun, aus Mangel eines Weges in gerader Linie, ſo weit entfernt ſind. Zu gewiſſen Zeiten liegt in Locle der Schnee bey dreyßig Fuß hoch; dennoch lebt man in dieſem Lande ſehr aufgeräumt, und macht oft große Schlittenpartien. Eine Spitzmacherin verdient täglich von 6 bis 60 Sols, je nach ihrer Geſchicklichkeit; ein Taglöhner 14 Batzen. Bey Bern nur 9 bis höchſtens 11. Im ganzen Lande ſiehet man keinen Fruchtbaum. Ein Mannwerk Wieſen gilt 15 bis 30 Louisd'or, welches nicht viel iſt. Ein Proceß dauert nicht länger als ein Jahr, wie in Preußen. Auch giebt es hier einige wohlverſehene Buchhändler.

Nach Ueberſteigung eines kleinen Berges kömmt man in das Thal la Sagne, welches von dem St. Immerthal durch einen querliegenden Berg abgeſondert iſt. La Sagne iſt ein wenig ſumpfichter und minder bevölkert, als Locle.

Von hier nahmen wir unſern Rückweg über den Berg, der dieſe Thäler von dem Neuburgerſee ſcheidet. Die Höhen dieſes Thals des Jura haben keine Waiden, dieſes kömmt daher, weil man in der Ebene ſelbſt zu viel Futter und Düngung für die Weinberge braucht. Man muß fünf bis ſechs Jucharten mähen, um ein Klafter Heu zu bekommen. *)

---

*) Schriften von Carl Victor von Bonſtetten. Zürch 1793.

III.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

I.

Es lieſt ſich wie ein Roman.

S. Olla St. 1. S. 28 — 37.

Fünftes Kapitel.

Sie empfehlen ſich.

Herr Elsner reiſte nach Magdeburg zur Meſſe. In ſeiner Abweſenheit rüſteten ſich Madame und Herr Kraftmann gleichfalls zur Reiſe. Darauf ſteckten ſie ſich mit einem Koffer voll Elsnerſchen Geldes und Koſtbarkeiten in eine Kutſche, die rund und zugemacht war, und ließen es ſich manchen Schweißtropfen koſten, denn die Sonne ſetzte ihrer ſchwebenden Hütte ſehr zu. Sie ließen die Poſtknechte jagen, was ſie nur konnten, und ruhten nicht eher, bis ſie in die lange Tannenheide kamen, die nicht weit hinter Großenhayn angeht und bis eine Stunde vor Dresden dauert. Nachtzeit war es, die Heide ſo ſchauerlich, vor Furcht hob Madame Elsner voller Buſen ſich. Herr Kraftmann bemerkte es, flugs drückte er ihrem Munde, der verführeriſch anzuſehen und entzückend zu berühren war, zwanzig Küſſe auf: unter mehrern ſolchen Tändeleien ſchlummerte er endlich zur Seite des ge-

geliebten Weibes ein. Sie umſchlang ihn mit ihren Armen, heftete einen Blick voll Liebe auf den Schläfer und fand bald auch den Schlummer.

Als Beyde erwachten, ſahen ſie ſich auf einmal in einer lichten Gegend auf einer Anhöhe, von welcher ſie Dresden überſchauen konnten. Rechts zog ſich ein grüner Bergrücken hin, der nahe bey der Stadt nach Mittag zu ſich einbog und im Morgen um ſie ſtrich, bis er ſich in Nordoſten in einen dunkeln Nebel verlor. Links zog ſich ein ähnlicher Bergrücken hin, den ſtrichweiſe Bäume und grünende Weinberge bedeckten, in welchen auf den höchſten Gipfeln kleine hellangeſtrichene Luſthäuschen ſtanden, die gegen das ſchwarze Grün ſehr angenehm abſtachen. Sie genoſſen dieſer ſchönen Ausſicht nicht lange, denn der Weg ging wieder Bergab und vergrub ſie in einen dichten Tannenwald, bis ſie nach einer halbſtündigen Fahrt in eine Ebene gelangten, wo ſie die Stadt ſo ziemlich in ihrer ganzen Größe überſehen konnten.

Sie fuhren zum weißen Thore herein in das Vaterland der Chapeaubas und logirten auf der lebhaften Schloßgaſſe, die vom Schloſſe bis auf den Altmarkt läuft.

Tages darauf ging Herr Kraftmann nach Neuſtadt, um den Verfaſſer Friedrichs mit der gebiſſenen Wange Herrn Schlenkert zu beſuchen. Er trat auf die ſchöne Brücke und labte ſich an der reitzenden Ausſicht von da herunter. Er ging weg, auf die andere Seite hinüber und that desgleichen, bis er es genug hatte und ſeinen Weg fortſetzte. Alle Leute, die ihm begegneten, ſahen ihn an und ſahen ihm nach. Anfangs bemerkte er das gar nicht, bis ihm endlich eine Stimme, die einem langen Menſchen mit einer Bärmütze und einem ſchwarzen Barte gehörte, donnernd zurief: „will Er herunter!“ Herr Kraftmann ſtutzte und ſah ihn an. „Will Er herunter!“ wiederholte jener mit einer Bewegung, die keine Liebkoſung zu werden ſchien. Zum Unglück fiel unſerm Kraftmann das einzige lateiniſche Sprüchelchen ein, was er aus der Schule noch wußte: melius eſt praeuenire quam praeueniri, und er reichte dem groben langen Manne eine derbe Ohrfeige. Plötzlich ſtröhmte Jan Hagel um ihn her, und ehe er es ſich verſah, war er arretirt. In der Wachtſtube forſchte er nach der Urſache ſeiner Verweiſung, und erfuhr, daß die Fußgänger, die von dem Schloſſe oder aus der Stadt (ſo nennt man das eigentliche Dresden ſchlechthin) nach Neuſtadt wollten, auf der rechten Seite der Brücke, und die aus Neuſtadt kämen, auf der linken gehen müßten. — Dieſe gute Einrichtung gehörig zu beurtheilen, muß man wiſſen, daß der eigentliche Weg über die Brücke, wo die Wagen fahren, von zwey ſchmälern Fußſteigen, die höher ſind, als der Fuhrweg, eingeſchloſſen iſt. Die Fußſteige ſind etwa eine halbe Elle hoch, drey Ellen breit und mit Quadern ausgelegt. Wollte nun alles auf einem und eben demſelben Fußſteige hin und her ſteigen, ſo würde es Stöße und Gegenſtöße geben, anſtatt, daß man jetzt mit den Kommenden kommt und mit den Gehenden geht.

Sechſtes Kapitel.

Madame Elſner tröſtet ſich über Kraftmanns Schickſal.

Herr Kraftmann meldete Madame Elſner in einem zärtlichen Billet ſeine Lage; aber ihre Augen hatten bereits Bekanntſchaft gemacht mit einem jungen Baron, der gegen über ihr wohnte. Sie ſetzte ſich den Herrn Baron feſt in den Kopf; und er befand ſich da viel beſſer als in ihrem Herzen. Einen Kopf haben alle

Frauenzimmer noch; aber ihre Herzen — wo ſind die? Sie beherbergen Liebe und Freundſchaft in ihren Köpfen: ein wenig Vergeßlichkeit zieht ſie denn bald aus dem Handel.

Denſelben Tag noch war Madame Elsner ſo glücklich, auf einem ſehr gewöhnlichen Wege mit dem jungen Herrn Baron zu ſprechen zu kommen. Sie ſtellte ſich ſo unſchuldig, ſo zärtlich als gut; doch beydes trieb ſie nicht lange: das erſte glänzte ſo lange, bis ein ſchadenfroher Wind den Vorhang aufhob und den Theaterflitter in ſeiner ganzen Armſeligkeit zeigte; und das andere dauerte nur ſo lange, als des Barons Augen wollten, und die gaben ſehr kurze Friſten.

Nicht lange ſaß der Herr Baron bey Madame Elsner, als ſeine Augen anfingen von Liebe zu reden: denn Augen haben wir zwey und nur Einen Mund, daher ſind jene beredter, als dieſer. Geſchwind fing Madame Elsner von den ſchönen ſächſiſchen Mädchen an zu ſprechen. „O!“ ſagte der Baron, „die haben meiſtentheils ein gar ſanftes menſchenfreundliches Herz und laſſen ihre Liebhaber nicht lange girren.“ — Wiſſen Sie nicht, was Ninon, jene allerliebſte Ninon, die vom Hofe, hernach von der Stadt und dann von recht vielen Leuten bis zum Wahnſinn geliebt ward, ſie, welche die Liebe ſo wohl kannte, ſagt? — „Nun was ſagte ſie dann? — Die Liebe iſt ein blindes Gefühl, der Abgott und das Werk der Sinne. *) — Der Baron verſtand dieſe Rede. Beyde kamen nicht eher zu ſich

---

*) Die gute Ninon hat Liebe mit Verliebt ſeyn verwechſelt. Dieſes iſt ein Werk der Sinne. Liebe iſt das Heiligſte in der Natur. Auf ſie gründet ſich die Unumſtößlichkeit des Glaubens an eine Gottheit. Auf ſie gründet ſich in ihrer feinſten und erhabenſten Aeußerung Willensfreyheit und Tugend. Liebe iſt, wenn irgend etwas geiſtig heiſſen kann, die

ſelbſt, bis ſie erlähmten. Laſſen wir dieſe Menſchengeſichter in Ruhe! Sie verdienen nicht, daß wir uns mit ihnen beſchäftigen. Wir wollen lieber zu Herrn Elsner zurückkehren.

Siebentes Kapitel.

Ein Brief.

Die nächſte Poſt aus Berlin nach Magdeburg brachte Herrn Elsner folgenden Brief:

„Ehrenveſter, Wohlvornehmer, inſonders Großgünſtiger Herr und Freund!“

„Demſelben Berichte cito, wie ich eben in Er„fahrung gebracht, daß die Frau Ehegenoſſin in „deſſen Abweſen alle Ew. rückgebliebenes Geld auf„geladen und mit einem Landſtreicher durch und „davon gegangen iſt. Weil Ew. denn hierdurch „in großen Schaden kommen und, wie es ſcheint, „gar um dies Geld und Ihre Bettgenoſſin gebracht „werden dürften; als wollte dem Herrn förder„ſamſt dies gutwillig anzeigen, unter Gottes Schutz „verbleibender

D. H. Ew. Freund J. W. Dieltemann.“

Ueberſchrift:

“Herrn H. E. Elsner, Kaufmann,
Großgünſtig
halb Porto. in Magdeburg.

Nach

die höchſte Geiſtigkeit. Mit einerley Empfindungen, nur in verſchiedenen Graden, liebe ich Gott, das Ideal der Vollkommenheit, deſſen Namen ich zu nennen kaum werth bin, die Menſchheit, die Gattin, den Freund.

D. Eſchke.

Nach Leſung dieſes Schreibens wurde es Herrn Elsner im Kopfe ſo heiß, als ſäße er in Vulkans Werkſtatt und die Cyklopen ſchwindeten um ihn. Er nahm geſchwind Extrapferde und fuhr nach Berlin. Er kam in ſein Haus, wußte, daß er ſeine Gattin nicht wieder finden würde, und ſuchte ſie doch. Er ſtand da wie eine Statue von Cato. Ihr Porträt fiel ihm in die Augen, er ward roth wie ein Truthahnskopf; ſein in Adolph umgetaufter Sohn Rudolph hielt eine der empfindſamſten Anreden, und der Vater ſtammelte darauf wie ein Staarmatz, dem die Zunge nicht gelöſet iſt.

Achtes Kapitel.

Freunde gleichen den Sonnenuhren.

Durch dieſen Unglücksfall wurde Elsners Denkart ganz umgeſtimmt, ſeine Behutſamkeit im Handel und Wandel artete in Sorgloſigkeit aus. Dieſe erwarb ihm neue Freunde, die ihn wegen des Verluſtes ſeiner Gattin beklagten, übrigens an ſeinem Schickſal Theil zu nehmen ſchienen. Sie ſchoſſen ihm Geldſummen zu einem anſehnlichen Weinhandel vor, koſteten den Wein mit ihm, tadelten und lobten auf Koſten des Wirthes und beſtachen die Küper, welche ihnen für die Hälfte des Geldes den beſten Wein verabfolgen ließen.

Elsner wurde zuletzt die Beute ſeiner Diener. Als Dürftigkeit mit ſtarken Schritten ſich näherte, verließen alle Bekannte ſein Haus gleich wohlgemäſteten Ungeziefern. Die Vorſicht verſetzte ihn in die äußerſten Verhältniſſe des Lebens. Erſt in's höchſte Glück, nun in's tiefſte Elend. Selbſt die, denen ein günſtiger Blick von ihm ehemals viel Ehre war, wichen ihm aus. Er ſah ſich aus Berlin zu fliehen genöthigt. Seine

Freunde ſetzten ihm nach, den Vorſchuß wieder zu erhalten, den ſie längſt durch Betrug und Niederträchtigkeit zehnfach eingewuchert hatten. Sie zürnten, da ſie ihn nicht fanden, und wenige Redliche tadelten nur ſein uneingeſchränktes Vertrauen, das er auf die Rechtſchaffenheit der Menſchen geſetzt hatte.

Neuntes Kapitel.

Er wird Schauſpieler.

Herr Elsner flüchtete mit ſeinem Sohne tief in's Reich und ſchaute nicht rückwärts auf ſeiner Flucht; denn er meinte, ſeine Gläubiger trabten mit raſchen Schritten hinter ihm her. Ermattet lagen ſie einſt in einer elenden Herberge, und nachdem ſie ein wenig verſchnoben hatten, rathſchlagten Vater und Sohn, was ſie nun beginnen wollten. Adolph, der Empfindſame, brach zuerſt das pythagoriſche Stillſchweigen, welches ihnen die Eile der Flucht und die Furcht vor den Nachſetzern auferlegt hatte: was Raths Vater, fragte er, wie gelangen wir nach Ulm? Laſſen Sie uns zu Johann Martin Miller ziehen, der, wie ich aus ſeinem Siegwart erfahren habe, ſo ein weiches Herz hat, daß er unſer Elend ohne Thränen nicht anſehen wird. „Dein Anſchlag wäre gut, mein Sohn,“ verſetzte der Vater, „wenn der Schriftſteller als Menſch ſo dächte, wie er „in ſeinen Büchern denkt. Weinen würde dein empfindſamer Leckhammel vielleicht, denn Thränen koſten ihm „nichts; aber Hülfe erwarte nicht von den Menſchen!“ Ueber dieſe und dergleichen Konſultationen war der Morgen angebrochen. Die beyden Reiſenden ſtanden auf, zahlten den letzten Batzen für ihr Strohlager und wankten durch das Städtchen, ohne zu wiſſen, wohin? Auf einmal ſahen ſie an einer Ecke den angeklebten Komödienzettel, Früchte, Brod ohne Waſſer zubereitet und ungeſalzen Fleiſch *), das ihr von zwey durch den Koſti verbundenen Perſonen gereichet wird. Am vierten Tag giebt man ihr Nereng (Urin), womit ſie ihren Leib und Kleider wäſcht. Zwey Mobeds; die ſich wie zu einem Baroſchnom vereiniget haben, halten ihr darauf Nereng, mit Aſche vermiſcht, vor: ſie trinkt und recitirt die vorgeſchriebenen Gebetformeln. So lebt die Frau einundvierzig Tage lang von allen Menſchen abgeſondert. Nach Ablauf dieſer Zeit wäſcht ſie ſich dreymal mit Nereng, wenn ihre Umſtände es geſtatten, und nimmt darauf ein Baraſchnomnoſchabe, wobey ſie ein eigenes Kleid anlegt: in Geſellſchaft begiebt ſie ſich aber erſt, wenn alle Folgen ihres Kindbettes aufgehört haben. Iſt eine Frau im Begrif zu gebähren, ſo legt man ſie auf ein Bette von Eiſen, weil unrein gewordenes Metall ſich waſchen läßt, Holz aber nicht wieder gebraucht werden dürfte. Es müſſen zehn, oder wenigſtens fünf Frauen bey ihr in der Kammer ſeyn, die das, was in Abſicht der Hülfe des Kindes und der Mutter nöthig iſt, zubereiten, und die Pflichten der Hebamme erfüllen müſſen **). Drey Tage und drey Nächte brennt in dieſem Zimmer ein großes Feuer ***), um die Dews zu vertreiben. Auch muß man verhüten, daß kein Sünder ſich nahet. Während, daß die Gebährende in der Noth iſt,

*) Zu Kirman giebt man ihr den erſten Tag ein Gemiſch von Nereng und Aſche. Waſſer darf ſie nur in Gefahr des Todes und bey einer gefährlichen Krankheit trinken. Ulec Ravaet fol. 171. verſo.

**) S. Ravaet du Recueil Pehlvi

***) Die Braminen zünden am zwölften Tage der Geburt des Kindes ein Feuer an, das ſie Homam nennen, worin ſie Räucherwerk, und andere Dinge werfen. Dies Feuer iſt ihnen heilig, während daß es brennt, ſagen ſie einige Gebete her, und wenn es ausgebrannt hat, geben ſie dem Kinde einen Nahmen. Dieses Feuer laſſen ſie auch noch bey ehelichen Trauungen und andern wichtigen Gelegenheiten brennen. S. Abra Roger Moeurs des Bram. p. 42. 59.

zettel, worauf annoncirt ward, daß denſelben Tag die unter der Direktion Herrn Peter Florenz Ilgeners ſtehende Schauſpielergeſellſchaft

Minna von Barnhelm
oder
das Soldatenglück
oder
den Major mit dem ſteifen Arme
ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen
von dem berühmten Herrn Leſſing

repräſentiren oder — rädern wolle. Adolph rieth, ſich bey dieſer weltberüchtigten Geſellſchaft zu engagiren; dieſer gute Rath wurde angenommen und alsbald dem Direkteur Herrn Peter Florenz Ilgener die Viſite gemacht. Gleich beym Eintritt in ſein — Zimmer war ihnen die Phyſiognomie dieſes merkwürdigen Mannes ſo auffallend, daß ſie von den Talenten ſeines Geiſtes ein ſehr günſtiges Vorurtheil hegten. Schlauheit und Spähungsgeiſt blickten ihm unverkennbar aus den Augen. Die gewölbte vorſtrebende Stirne glich einer ſilbernen Schüſſel, in welcher die Hirndrüſe, der goldne Apfel des Verſtandes für die drey operationes mentis allgenugſam Platz und Raum hat; die aufgeſtutzte Naſe ſchien Eine der weitriechenden zu ſeyn; die dünnen Lippen und das ſpitze Kinn — doch beyde deuten minder auf Eigenſchaften des Geiſtes als des Herzens: daher enthielten ſie ſich darüber zu urtheilen. Was Herr Ilgener mit den Reiſenden in einem hohen Tenor perorirte, und wie er jedes auf der Wagſchale des Verſtandes abgewogene Wort mit großer Bedächtlichkeit und Präciſion über die dürren Lippen fallen ließ, — das werde ich dem Leſer in der nächſten Fortſetzung ſagen.

2.

Kurze, aber getreue, Schilderung der gegenwärtigen Beſchaffenheit des Schauſpielerſtandes; Beweis, daß der Staat unter ſolchen Umſtänden nicht mehr für denſelben thun kann, als er bisher that; Leichte, aber nothwendig zu ergreifende Maasregeln, um dieſen Stand nach und nach von unwürdigen Mitgliedern zu reinigen, die zu große Anzahl der Schauſpieler zu vermindern, und der Kunſt ihre verlohrene Würde wiederzugeben. — Zuvor aber eine

Zuſchrift an Hrn. S. Grüner, wegen ſeines Fragments im Taſchenbuch für die Schaubühne auf das Jahr 1793, und ſeiner Beantwortung der Frage: „Iſt der Staat verbunden, dem Schauſpielerſtande eine bürgerliche Exiſtenz und Würde zu verleihen, oder ſich für die Sache ſelbſt zu intereſſiren?“

Mein Herr!

Es ehrt den denkenden Mann jedes Standes, wenn er für das Beſte deſſelben auf irgend eine Art zu würken trachtet: Dieſe Ehre kann ihm dann am wenigſten verſagt werden, wenn er gerade zu der Zeit dieſem Stande zur Hilfe zu kommen trachtet, wann dieſer ſeinem Zerfalle mit Rieſenſchritten entgegengeht. Solch ein Mann verdient den Dank ſeiner Kunſtgenoſſen um ſo mehr, je ſchwerer es iſt, ſich wider die Maſſe zu ſtemmen, welche ſeinem Unternehmen ſich entgegenwälzt, ſie aufzuhalten in ihrem Laufe, und die gute Sache der Kunſt vor gänzlicher Unterdrückung zu ſichern. Empfangen Sie alſo hiemit den Dank und die Ehre eines Ihnen Gleichgeſinnten, der Ihre Abſicht billigt, lobt, der in der Hauptſache mit Ihnen einverſtanden iſt; dem aber dieſes und jenes in Ihrem Fragmente einer Berichtigung werth ſchien, welche er aus Liebe für den Staat und für die Wahrheit nicht zurückhalten kann.

Ich theile Ihnen meine Gedanken öffentlich mit, weil ich die Ehre Ihrer nähern Bekanntſchaft nicht genieße, und weil die Publizität dieſer Zuſchrift Sie unmöglich beleidigen kann, da Sie es durch die öffentliche Bekanntmachung Ihres Fragments einmal mit der Publizität aufgenommen haben. Dabey aber bin ich ganz von der Abſicht entfernt, hiedurch eine Fehde mit Ihnen zu beginnen: ich wünſche vielmehr, mich dadurch näher an Sie zu ſchließen, und mir durch dieſe freundſchaftliche Zurechtweiſung Ihr Zutrauen zu erwerben.

Ein Zeitungsartikel, der die vorliegende Frage geradezu mit Nein abfertigte, veranlaßte Sie zu Ihrer etwas heftigen Replik dagegen. — Es liegt in der Gemüthsart des Menſchen, daß er ſein Gleichgewicht verliert, ſobald etwas wider ſeine frommen und gerechten Wünſche ſich anſtößt. Daher kam es ganz gewiß, daß Sie in dieſem Aufſatze etwas heftiger ſprachen, als die Sache ſelbſt es erlaubt. Meine folgende Abhandlung wird Sie überzeugen, daß ich mich dieſes Ausdruckes hier mit Recht bediene. **Wir Schauſpieler ſelbſt** (Ausnahmen finden hiebey immer ſtatt) wir ſind die **Schuldigen!** und ein Schuldiger, dies wiſſen Sie ja, darf nicht brauſen, wenn er etwas verlangt, ſondern er muß bitten, flehen.

Ueberhaupt iſt dieſe Frage ein Gegenſtand, welcher ſchon ſeit geraumer Zeit von vielen Seiten und aus verſchiedenen Gründen behauptet und widerſprochen wird.

Ich meinestheils unterſcheide die Kunſt ſorgfältig von den gegenwärtigen Künſtlern, und antworte in dem erſten Falle mit Ja, und im zweyten mit Nein. Meine Gründe enthält die folgende Abhandlung.

Je einfacher, kürzer und beſtimmter in Abhandlungen ſolcher Art Ausdruck und Sprache ſind, je unverhüllter und anſchaulicher Gründe und Thatſachen dargeſtellt werden; deſto einleuchtender, überzeugender und wahrer ſind ſie. Jeder bittere Ausfall, jede gehäßige Beziehung auf Zeit und Vorzeit muß unterbleiben; denn es beweiſt nicht, beſſert nicht, entſchuldigt nicht. Die Geſchichte der Menſchheit, der Wiſſenſchaften, der Geiſteskultur überzeugt uns, daß es immer erſt Nacht ſeyn muß, eh es Tag werden kann. — Noch einmal, ſolche Ausfälle beweiſen, beſſern, entſchuldigen nicht; ſie entehren vielmehr, man erröthet bey dem Zurückblicke darauf: alſo, — einen Flor darüber!

Auch Digreſſionen müſſen vermieden werden, und dann inſonderheit, wenn ihre Gründlichkeit nicht zu erweiſen iſt. — Sie fangen Ihre Abhandlung, mit Beyſeiteſetzung Alles andern, damit an, daß Sie im Schauſpieler blos den Menſchen betrachten, und legen dem Staate in dieſer Rückſicht Vernachläſſigung, Geringſchätzung, Unduldſamkeit, Kälte, Vergeſſenheit und Erniedrigung deſſelben zur Laſt. Durch dieſe Digreſſion laſſen Sie ſich noch zu einer andern verleiten, welche in keinem Betrachte hieher gehört, ſo ſehr ſie auch übrigens zu der Lieblingsharmonie der jetzigen Zeit ſtimmen mag. Die Schauſpielkunſt kann unter jeder Regierungsform gedeihen und glücklich ſeyn; ſie bindet ſich weder an philoſophiſche noch politiſche Opinionen, das Glück des Staates macht auch ihr Glück, ſie iſt eine Tochter des Friedens, und trauert, wenn Blut vergoſſen wird, und wenn Staaten ſich umwälzen. — Ich übergehe dieſes, und halte mich blos an dasjenige, was Sie dem Staate zur Laſt legen.

Unter den Millionen Menſchen, welche im ganzen großen Deutſchlande leben, iſt gewiß nicht einer, der dem Staate das vorwerfen könnte, was Sie im Namen des ganzen Schauſpielerſtandes ihm zur Laſt legen: es wären denn Räuber, welche ſich freywillig von ihm und der Menſchheit ausgeſchloſſen, der Verbindlichkeit gegen ſeine Geſetze, und alſo auch den Anſprüchen auf ſeinen Schutz und Vorſorge entſagt haben. Der Staat gleicht einem Garten: Der Grund iſt Sache der Natur, veredelt durch Fleiß und Kultur; die Menſchen ſind die Pflanzen; die Regierung iſt der Gärtner. Da iſt keine Pflanze, welche nicht gewartet und beſorgt würde, keine, welcher nicht ihr eigenes Plätzchen angewieſen wäre, keine, welche nicht werth gehalten würde in dieſem Garten zu blühen und zu gedeihen. Der Gärtner pflanzt und wartet ſie alle, und er beſchneidet und jättet nur dann dieſe oder jene aus, wann ſie zum Unkraut ausartet. Und wirklich giebt es Pflanzen, welche ſo ſehr zum Ausarten geneigt ſind, daß man, um der Erhaltung der Beſſern willen, ſie ſtreng unter der Scheere halten muß. Man rottet ſie aber nicht ganz aus, ſondern duldet ſie, und erwartet von der Zeit, ob ſie ihre Unſchädlichkeit verlieren, um ſie hernach eben ſo gut wie andere zu warten und zu behandeln. — Ich will, um noch deutlicher zu werden, aber ohne weitere Parallele, die niedrigſten Volksklaſſen als Beyſpiele anführen: die Zigeuner, die Juden, ja ſogar die Landſtreicher jeder Art ſtehen, man weiß es, unter den Geſetzen des Staates, und alſo auch unter ſeinem Schutze. Dieſe Menſchenklaſſen ſchaden dem Staate offenbar, und können mit dem Schauſpielſtande in keinen Vergleich kommen; ich berühre ſie aber hier blos darum, um Sie zu überführen, daß der Staat den Schauſpielſtand unmöglich verſtoßen kann, wenn er ſogar dieſe unter ſeinen übrigen Bürgern duldet. Von dem Genuſſe der Rechte des

Menſchen, und zwar nach dem ganzen weitausgedehnten Umfange, den Sie denſelben geben, iſt alſo gar die Rede nicht; ſondern es fragt ſich nur dieſes noch. In wiefern läßt man den Schauſpieler die Rechte des Bürgers genießen, und kann er noch einen größern Antheil verlangen?

Die Höfe haben ihre beſtändigen Schaubühnen, die Mitglieder derſelben bekommen ihren beſtimmten guten Gehalt, und es hängt nur von ihrem Willen und ihrem Betragen ab, derſelben beſtändig zu genießen. Man weiß von Penſionen, welche bey den mehreſten dieſer Bühnen den Dienſtunfähigen zuerkannt werden: mehr genießt ſelbſt der Krieger nicht, der dem Staate mit Blut und Leben dient! — Die angeſehenen Reichs- und Provinzialſtädte haben wieder ihre beſtändigen Bühnen, welche zwar an Unternehmer verpachtet werden, deren Mitglieder aber von Jahr zu Jahr durch Kontrakte ihrer Aufnahme, ihres Gehaltes und ihrer Rechte verſichert werden. Die Obrigkeit erklärt dieſe Kontrakte für rechtskräftig, und hält über ihrer Handhabung. — Minder große Städte ſogar haben gemeiniglich ihre beſtändigen Schauſpielhäuſer, welche an Schauſpielunternehmer überlaſſen werden, die dann gemeiniglich mit ihren Mitgliedern in eben dieſelben Verbindlichkeiten treten, wie die Unternehmer größerer Bühnen. — Auch in Städtchen, Märkten und Dörfern wird es den kleinen Schauſpielhäuschen geſtattet, an irgend einem bequemen Orte ihre Bühnen zu errichten, und ihr Brod zu verdienen. Man hat Bühnen und Geſellſchaften, welche mit landesherrlichen Privilegien verſehen ſind. Die Schauſpieler finden in Rechtsſachen bey jeder Obrigkeit ſo gut Gehör, wie jeder andere Bürger; ihr Zeugniß gilt bey gerichtlichen Unterſuchungen ſo gut als das Zeugniß eines andern rechtlichen Mannes, und der Schutz und die Begünſtigungen der Geſetze werden ihnen nirgends verſagt. Auch an den wohlthätigen öffentlichen Anſtalten läßt man ſie Theil nehmen: die Krankenhäuſer, die Hoſpitäler, die Waiſenhäuſer, die Armenkaſſen ſtehen dem armen Schauſpieler und ſeinen Kindern offen. Welchem Schauſpieler wird endlich irgend eine Bürgerſchaft das Bürgerrecht verſagen, wenn er diejenigen Eigenſchaften beſitzt, welche ein aufzunehmender Bürger den Geſetzen nach haben muß, wenn er ſich als einen rechtſchaffenen Mann darthun kann, und wenn er eine erwieſene Nahrungsquelle für ſich und die Seinen hat, wodurch die Obrigkeit geſichert wird, daß er ſeinen Mitbürgern früher oder ſpäter nicht zur Laſt werde? Und geſetzt auch, es wären in den letzten Fällen an einigen Orten wirklich Geſetze vorhanden, welche den Schauſpielſtand von dieſen bürgerlichen Vortheilen ausſchließen, ſo weiß man ja, daß Geſetze ihre Geſetzkraft mit der Zeit verlieren können, und keine Obrigkeit und kein Landesherr wird ſich bedenken, ein ſolches Geſetz zu Gunſten eines rechtſchaffenen Mannes einzuſchränken oder aufzuheben.

Iſt dieſes gleich nicht alles, was von dem Staate für die Schauſpielkunſt und den Schauſpielerſtand zu erbitten wäre; ſo wird doch aus der folgenden Abhandlung zur Rechtfertigung deſſelben zu erſehen ſeyn, daß er für die Schauſpieler, ſo wie ſie größtentheils bis auf den heutigen Tag, artiſtiſch, bürgerlich und ſittlich betrachtet, beſchaffen ſind, nicht mehr thun kann. — Ob er mehr thun will? Ob er ſich dazu für verbunden halte? Dieſes zu bezweifeln wäre eine beleidigende Vermeſſenheit, und widerſpräche jeder beſſern Ueberzeugung, die er uns täglich von dem Gegentheile giebt. —, Er will gewiß, wenn er nur kann!

Und ſo mit, mein Herr! habe ich alles deſſen mich entledigt, was ich gegen Ihre, mir übrigens ſehr willkommene, Abhandlung auf dem Herzen hatte. Werden

Sie darum nicht müde Ihre wohlgemeinte Abſicht mit allem Eifer zu verfolgen, und erlauben Sie mir nun zu meinem eigenen Gegenſtande überzugehen.

Wenn der Staat etwas für die Kunſt thun ſoll, ſo entſteht natürlich zuerſt die Frage: Kann die Kunſt dem Staate nützen?

Wenn ich dieſes nicht erweiſen könnte, ſo wäre an der ganzen Sache nichts, ſo müßte die Kunſt aufhören, ſo hätte ſie ſchon längſt aufgehört: denn was unnütz iſt, das wirft man hinweg. Wohl mir, daß dieſes bereits durch die Erfahrung, durch die einſtimmige Ueberzeugung der ganzen denkenden Welt, und durch das Zeugniß der vernünftigſten Männer aller Jahrhunderte beſtätigt iſt! denn ich habe nun nur noch halbe Arbeit, und was ich, zwar nur ſo kurz als möglich, berühren werde, führe ich deswegen an, um einige Vortheile der Kunſt nicht hervorzuziehen, welche man bisher zum Theil nicht zu achten ſchien. Nur bitte ich vorurtheilsfrey und gerade beurtheilt, und ganz verſtanden zu werden.

Häufige Erfahrungen beweiſen es, daß das Schauſpiel bisher viel Gutes würkte, und blos darum, wie ich vorhin ſchon bemerkte, wurde es noch geduldet. Es giebt zwar auch Beyſpiele vom Gegentheil, aber ſie beweiſen, ſo viel ihrer auch ſeyn mögen, ſonſt nichts, als daß auch das edelſte Gute durch Mißbrauch zum ſchädlichſten Uebel werden könne.

Will man dieſer Sache nur die geringe Mühe eines flüchtigen Nachdenkens ſchenken, ſo wird man ſich leicht überzeugen, daß eine Kunſt, wie dieſe, weiſe angewendet, den Menſchen Ehrfurcht für die Religion, Liebe zum Vaterlande, Liebe und Achtung für die Obrigkeit, Liebe zur Tugend, Liebe für den Mitmenſchen, Mitleiden für Unglückliche, Duldung gegen Andersgeſinnte, ſchonende

Zurechtweiſung für Fehlende, Verachtung gegen Thorheiten, Haß und Abſcheu gegen das Laſter, und Klugheit im eigenen Leben lehren könne. Irthümer, Vorurtheile, einreißende Thorheiten, gefährliche und ſchädliche Meinungen, Volkswahn, können durch das Schauſpiel enthüllt, widerlegt, lächerlich gemacht, entkräftet, vereitelt, ausgerottet werden. Das Schauſpiel kann mehr noch als dieſes, es kann alles, kann unbegränzt würken: es iſt alſo von weſentlichem Nutzen, iſt wünſchenswerth.

Es belehrt aber nicht nur, ſondern es unterhält mit Nutzen. Der ämſigſte Geſchäftsmann, wes Standes und wer er immer ſey, lächzt oft in ſeinen Feyerſtunden nach Vergnügen, er will, er muß ſich zerſtreuen, erholen von der Arbeit, erquiken nach einem unter Geſchäften hingebrachten Tage. Auch der Müßiggänger, der Pflaſtertreter, der Tagdieb, müßte, wenn er es noch nicht iſt, vor langer Weile zum Schurken, zum Laſterhaften, er müßte dem Staate gefährlich werden, wenn man ihm nicht einen Ball vor die Füße würfe, mit welchem er ſpielen kann. Der Unzufriedene, der Mißvergnügte muß durch irgend einen Gegenſtand in ſeinen Grübeleien geſtört, zerſtreut werden. Der Leidende, der Unglückliche muß über etwas Unterhaltendem ſeinen Gram vergeſſen. — Alle dieſe Menſchen verſammeln ſich vor der Schaubühne: die Tonkunſt, die Malerei, die Mechanik, der Tanz, der Geſang, der Dichter, der Schauſpieler, alles wetteifert, um ſie zu unterhalten, zu zerſtreuen, zu beluſtigen. Wahrlich, auch von dieſer Seite iſt das Schauſpiel wohlthätig, nützlich, unentbehrlich, edel! Wahrlich, die Unterdrückung einer ſolchen Kunſt können nur die ſeltſamſten philoſophiſchen Sonderlinge, wie Plato und Rouſſeau, verlangen!

Es begreift ſich leicht, daß die Kunſt, wenn ſie dieſes bewürken ſolle, vor Allem zweckmäßige Schauſpiele erfordert. Ich würde zu weitläufig, wenn ich hier alle nothwendigen Eigenſchaften derſelben auseinanderſetzen wollte; eben ſo wenig kann ich auch gegen diejenigen lieben guten Männer unter unſern Schauſpieldichtern ungerecht und undankbar ſeyn, welche uns von Zeit zu Zeit mit ſolchen Schauſpielen beſchenken, die dieſem Endzwecke vollkommen entſprechen. Ihre Anzahl wäre für ein genügſames Publikum bereits hinreichend und mannichfach genug, wenn ſie nicht durch die ungeheure Menge von ſchädlichem, elendem, erbärmlichem Gemächte demſelben aus den Augen gerückt würden. Unſere neueſten Lieblingsſtücke, — was ſind ſie anders, als ſüßes Naſchwerk, Kitzel für den Gaumen, fade Liebesintriken, ſchale Tändeleien, alberner Witz, und unnatürliche grauſenerregende Hetz- und Bataillenſzenen! und dann noch die ſogenannten Kaſſenſtücke — ſind das nicht Stücke, daß man darüber ſelbſt zum Stück werden möchte! In Wahrheit, wenn der Staat überall die Zenſurfreyheit geſtattet; ſo kann, ſo darf er es doch bey den Schauſpielen nicht! Hierüber wäre von demſelben zuerſt die ſtrengſte Verordnung zu erbitten; aber nicht eine ſolche, die ſich nur auf das nihil contra ſtatum, religionem et bonos mores einſchränkte, ſondern wodurch hauptſächlich alle und jede Schauſpiele unterdrückt würden, welche den unnützen Haufen der bereits vorhandenen nur vergrößerten, welche den Bedürfniſſen der Zeit und dem gereinigten guten Geſchmacke nicht ganz gemäß, nicht ganz voll innern wahren Gehaltes wären, und hauptſächlich alle und jede, welche die Unternehmer zu einem allzugroßen Aufwand in Perſonen und andern Unkoſten verleiten, und wären ſie übrigens auch von der beſten Beſchaffenheit.

iſt, bittet der Mobed für ſie, und nach ihrer Ueberwindung giebt man ihr und dem Kinde zuerſt den Perahom, darauf wäſcht ſie ſich; fühlt ſie keine Schwäche des Wochenbettes mehr, ſo gebraucht ſie ein Eiſchoe (zu Kirman ein Baraſchnom). So lebt ſie vierzig Tage ohne Menſchenumgang, und ihr Ehemann darf ſie erſt nach andern vierzig Tagen ſehen. In Indien ſtillen die Mütter ſelbſt. Die Knaben bekommen ſiebzehn, und die Mädchen funfzehn Monate die Milch. Die Ravaets rathen Säugammen zu gebrauchen; denn wenn der Mann die Frau während der Zeit ihres Stillens beſucht, und das Kind ſtirbt vor dem vierten Jahre, ſo ſind Vater und Mutter ſeines Todes ſchuldig. Endlich müſſen die Parſen, die glücklich zu leben und Kinder zu haben wünſchen, die ihnen Ehre machen, drey Prieſter bezahlen, die drey Tage und drey Nächte hindurch für ſie Izeſchnes bringen: dies nennt man Zendeh-ravan, d. i. was die Seele lebendig macht (im Augenblick des Todes).

IV.

Abhandlungen.

Vermiſchte Aufſätze.

1.

Ueber die Tonkunſt.

Das Weſen und die Würde der Tonkunſt erhellet nicht deutlicher, als wenn wir auf ihren natürlichen Urſprung zurückgehen. Dieſer Urſprung liegt in der

Neben ſolchen Schauſpielen fordert eine ſolche Kunſt auch Männer, welche fähig ſind ſie zu faſſen. Die Schauſpielkunſt will ſtudirt, nicht erlernt ſeyn, ſie fordert wiſſenſchaftliche Vorkenntniſſe, und dann noch ihre ganz eigene Schule. Ein Schauſpieler muß von der Natur alle möglichen Talente, alle körperlichen Eigenſchaften und Vollkommenheiten erhalten haben. Alsdann muß er vor allem ſeiner Sprache mächtig ſeyn, dieſelbe nicht nur gut, richtig und rein ſprechen, ſondern auch wiſſenſchaftliche Kenntniſſe von ihr haben. Dabey ſoll er zwar nicht ſelbſt Dichter, aber mit der Dichtkunſt vertraut ſeyn. Er muß die genaueſte Kenntniß des Menſchen, nach ihrer ganzen Ausdehnung, beſitzen. Aus ſeiner Menſchenkenntniß muß er ſich ſein eigenes Syſtem einer praktiſchen Philoſophie abſtrahiren, nicht ſo wohl, um in ſeinem eigenen Leben ſich deſſelben zu bedienen, ſondern um dadurch den Abſichten des Dichters um ſo kräftiger zu entſprechen, und um ſo mächtiger nach dem wahren Ziele hinzuwürken. Das Schauſpiel entlehnt ſeinen Stoff aus jedem Zeitalter und von jeder Nation, alſo ſind ihm eine genaue Geſchichts- Völker- und Alterthumskunde unentbehrlich. Die Allegorie verſteckt ſich hinter den Mythus, das Reich der Fabel iſt weit ausgedehnt und erſcheint oft im Sockus oder im Kothurn, und wären es auch nur Feenmärchen, er muß von allem dieſem unterrichtet ſeyn. Die Aeſthetik, die Mimik müſſen ſein immerwährendes Studium ſeyn. Von der Malerei, der Muſik, der Tanz- und Fechtkunſt muß er allerwenigſtens die nothwendigſten Hauptkenntniſſe beſitzen, und ſo kann er ſich endlich durch langes Studium unermüdeten Fleiß, und Anſtrengung aller ſeiner Kräfte, den ehrenvollen Namen eines wahren und würdigen Künſtlers erwerben. — Sogar die Frauen, welche dieſe Vorkenntniſſe nicht beſitzen können, müſſen bey den Männern in die Schule gehen, und durch ämſige Lektür und verdoppelten Fleiß, dasjenige nachzuholen ſuchen, was durch ihre Jugenderziehung und Nichtbeſtimmung für dieſen Stand vernachläſſigt wurde.

Durch den Umgang mit der feinern Welt ſoll ein Schauſpieler die feinern Schattirungen der Menſchen einſehen und nachahmen lernen; dort ſoll er ſich das abholen, was man guten Ton, Konverſation nennt: daher ſoll er Zutritt in angeſehenen Häuſern, öffentlichen Geſellſchaften und an allen den Orten ſuchen, wo ein ſolcher Ton herrſcht. Um dieſen Zutritt zu erhalten, muß natürlich ſein eigenes Betragen in dieſen Ton ſtimmen; er muß ſelbſt Lebensart, Gefälligkeit, Anſtand, Gewandtheit, Beſcheidenheit und all das Empfehlende beſitzen, was ihn einer ſolchen Geſellſchaft werth und angenehm machen kann.

Wer endlich andere etwas Gutes lehren ſoll, darf ſelbſt — wenigſtens nicht laſterhaft ſeyn. Wie ſchön wäre es, wenn die Schauſpieler ſelbſt als Beyſpiele von den guten Würkungen der Schauſpielkunſt auf das Herz und den Verſtand des Menſchen könnten aufgeſtellt werden!!!

Um nun ein lebhaftes und getreues Bild von dem Schauſpielſtande zu entwerfen, will ich mit der Bevölkerungsgeſchichte der Schaubühne den Anfang machen. — Hüttenſpieler und Poſſenreißer ausgenommen, erſtreckt ſich das, was ich in der Folge abhandeln will, auf alles was ſich Schauſpieler nennt; ich werde aber immer darauf bedacht ſeyn, das Gute ſorgfältig von dem Schlimmen abzuſondern.

Von denen, welche bey der Schaubühne geboren und erzogen werden, ſind einige ſo glücklich, daß vernünftige Eltern ihre von der Natur erhaltenen Gaben zu leiten und zu bilden verſtehen; die Uebung von den

Kinderjahren an, und dabey noch eine gute Anleitung geben ihnen leicht einen unerreichbaren Vorſprung vor andern, und wenn ſie auch in ihrer Jugend ſonſt nichts, als blos das praktiſche ihrer Kunſt begriffen haben, ſo bleibt ihnen in reifern Jahren Muße genug übrig, um das Wiſſenſchaftliche derſelben nachzuholen. Wären aber dieſe die einzigen guten Künſtler und edle Menſchen, welche die Schaubühne aufzuweiſen hätte, ſo würde ſie ſich bisher unmöglich haben behaupten können. Es giebt noch viele eben ſo verdienſtvolle Menſchen, welche, zwar ſelten aus Willkühr, ſondern mehrentheils aus Veranlaſſung widriger Schickſale von andern Ständen zu dieſem übertraten. Unter dieſen befindet ſich inſonderheit eine nicht geringe Anzahl mitleidswerther Unglücklichen, welche zu dieſem Stande ihre Zuflucht nahmen, um in demſelben unerkannt, und oft unter fremden Namen, diejenige Zufriedenheit und dasjenige Glück zu finden, welches derjenige ihnen verſagte, wozu Geburt und Erziehung ſie beſtimmt hatten. Es giebt bedeutende Verirrungen und Fehltritte im menſchliſchen Leben, an welchen Jugend und Unerfahrenheit oft mehr Antheil, haben als das Herz. Man verirrt ſich, begeht einen ſolcher Fehltritte, Glück und Ehre ſind auf zeitlebens dadurch verloren, Schaam und Reue folgen dem Fehltritte auf dem Fuße, man ſieht ſich vor der Welt als Verbrecher gebrandmarkt, und doch ſprechen Herz und Bewußtſeyn dagegen: man kann nicht, oder man iſt bey allem dieſem noch zu vernünftig, um Mönch oder Nonne zu werden, man will ſich der Schande auf immer entziehen, und wählt alſo die Schaubühne um dadurch ſeinem fernern Unglücke, der Verachtung und Verfolgung zu entgehen, oft ſogar um ein Leben zu erhalten, das, ohne ein ſolches Mittel, die Verzweiflung durch Selbſtmord würde geendigt haben. Gewarnt durch das Unglück handelt man nun auf dieſer neuen Bahn weiſer und beſſer, und bringt in einem zufriedenen und ſoviel möglich glücklichen Inkognito ſeine Tage hin. Die Erziehung, die man genoß, die Wiſſenſchaften, welche man ſich erwarb, können in dieſem neuen Stande trefflich angewendet werden, und der Unglückliche entkommt aus ſeinem Schiffbruche oft als ein geſchickter, würdiger und glücklicher Schauſpieler.

Ganz anders verhält es ſich aber mit den Folgenden. Die Beyſpiele von ſchlechter heilloſer Erziehung ſind nirgends häufiger, als bey dem Schauſpielerſtande, und es iſt zum Erbarmen, wie viele Seelenkrüppel in dieſem Stande täglich erzeugt werden. Neſſeln und Diſteln bringen natürlich nur wieder ihresgleichen hervor. Der Sohn iſt des Vaters Affe, und die Tochter das Echo der Mutter; wie nun Vater und Mutter, ſo ſind auch Sohn und Tochter! Wer ſelbſt nichts hat, kann auch andern nichts mittheilen; und wer ſoll des Sohnes erſter Lehrer ſeyn, als der Vater? — Ich hätte hier Gelegenheit zu einer weitläufigen traurigen Schilderung; aber ich will ſie lieber alle mit einem Zuge karakteriſiren: unwiſſend, dumm, ſtolz, ungeſittet, boshaft und niederträchtig ſind dieſe Elenden, und es iſt ihrer eine große Menge. — Ganz anders verhält es ſich wieder mit den übrigen, welche ohne Rückſicht auf Geiſtesfähigkeiten oder ſittliche Eigenſchaften bey der Bühne zugelaſſen werden. Aus dieſen entſteht eine ganz eigene Gattung Menſchen; wovon ich hier eine Skizze entwerfe.

Ein in jedem Verſtande ungebildeter Menſch betritt die Schaubühne. Das Denken war in ſeinem Leben nie ſeine Sache, er macht ſich alſo auch in dieſem Stande damit keine Mühe. Sein Prinzipal (hier im ganz eigenen Verſtande: denn einem Nichtprinzipal wäre er vielleicht zum Lichterputzer zu ſchlecht geweſen) hält es auch nicht nöthig ihn dazu anzuhalten, er giebt ihm kleine Rollen, und überläßt ihn der lieben Natur und ſeinem Schickſal. Aber er und die liebe Natur ſind mit einander ſo wenig bekannt, daß ſie ſich nicht kennen würden, wenn ſie ſich auch am hellen Mittage auf offener Straße begegneten. Indeſſen ſpielt der Menſch kleine Rollen, und ſieht zu, wie man größere ſpielt. Hat er ſich nun genug gemerkt, ſo wagt er ſich endlich ſelbſt dahinter, und ſpielt ſie ſo gut als irgend ein Affe. Nach und nach gelingt es dem Affen ſeine Stückchen artig zu machen, er wird beklatſcht — und nun iſt der Schauſpieler fertig! Aber, wendet man mir ein, der Handwerkspurſche, oder wer er immer war, iſt nun auch ein Herr, — und gar ein Herr Schauſpieler geworden, und muß daher auch mit andern Herren und Frauen artig reden und ſchön thun können? — Oh, das wird ihm nicht ſchwer! Da kann man ſich in Komödien, auf Kaffeehäuſern, auch auf Bierbänken, und überhaupt durch den täglichen Umgang genug kopiren; wenn auch manchmal der Meiſter Nadelöhr aus irgend einer Falte hervorgukt, was ſchadets: man iſt doch, was man iſt! — Aber der dumme Junge, der in der Werkſtube ſchon ſchlechte Streiche machte, und wahrſcheinlich wegen ſolchen Streichen dort weggejagt wurde, wird nun auch manchmal aufgefordert, als Mann, und als rechtſchaffener Mann zu handeln? Oh, der dumme Junge iſt mehr als Sie von ihm erwarten, er iſt wie man ihn haben will, iſt eben ſo ſchurkiſch als rechtſchaffen, denn er iſt bolitiſch. (die eigentliche Mundart und der gewöhnliche wahre Ausdruck dieſer Leute.) Ihm darf keiner kommen! Ihm iſt keiner zu ſchlau! Er weiß in allen Fällen, was er zu thun hat! Er hat ſich alles das aus Komödien kopirt; er weiß, wie man ſich ein Anſehen geben, ſich großmüthig, edel und rechtſchaffen ſtellen kann; er kennt alle Gowalen und Indrigen; er iſt ein feiner Kopf! — Aber der Menſch kann doch nicht ohne alle wiſſenſchaftliche Kenntniſſe beſtehen, er muß ſich wenigſtens durch Lektür nachhelfen? Er lieſt auch fleißig, lieſt alle neuen Stücke, täglich die Zeitung, zuweilen wohl gar auch einen Roman, und alle Jahre wenigſtens die Anekdoten im Theaterkalender. Das übrige heißt nichts, es iſt ihm zu fad, zu trocken, zu einfältig! — — Genug, genug auch hievon!

Ich habe vorhin von den Kenntniſſen geſprochen, welche einem Schauſpieler unentbehrlich ſind. Wenn man nun dieſen Maasſtab zur Hand nimmt, ſo dürfte man beynahe wohl fragen: wo ſind die Schauſpieler, welche denſelben ausfüllen, und wie viele ſind ihrer? Wahrlich! es müßte ein trauriglächerliches Verzeichniß werden, wenn auf der großen Schauſpielerliſte hinter jedem Namen geſchrieben ſtünde: welches Handwerks? — Ich habe aber nichts wider die alle, ſo wie ſie einmal da ſind, und ob ich wohl manchen fragen möchte: Freund! wie biſt denn du daher gekommen? welches viele wohl ſelbſt nicht wiſſen mögen, ſo ſollen ſie meinetwegen doch einmal da ſeyn und bleiben bis an ihr Ende. Nur diejenigen, welchen es ihre Jugend und andere Umſtände möglich machen, will ich um ihrer ſelbſt willen bitten, auf ihren verlaſſenen Pfad mit der feſten Ueberzeugung zurückgetreten, daß ſie der Kunſt dadurch das größte angenehmſte Opfer bringen, und daß ſie, auch unter mäßigen Glücksumſtänden, als brave Handwerker und wackere Bürger viel glücklicher ſeyn werden, als ſie es, inſonderheit in der künftigen Zeit, als Schauſpieler jemals werden können. Nur die freventliche Vermeſſenheit eines Unternehmers, ſolchen Leuten künftig, gegen alle beſſere Ueberzeugung, den Zutritt bey der Schaubühne zu geſtatten, wäre dasjenige, was jeden guten und ſeine Kunſt liebenden Schauſpieler berechtigen würde, einen ſolchen Mörder der Kunſt vor den Augen der ganzen Schauſpielerwelt mit Schimpf und Schande zu brandmarken!

Ich gab ferner einen Fingerzeig, wie nothwendig dem Schauſpieler der Umgang mit der feinern Welt ſey. Wenige Schauſpieler ſind ſo glücklich dieſen Vortheil genießen zu dürfen, weil wir aus Mangel an ſittlicher Kultur einmal für einen ſolchen Umgang nicht empfänglich ſind, und weil zu viele Urſachen dem Gegentheil es verbieten, ſich auf ſolche Art mit uns einzulaſſen. Mangel an Erziehung, unterbliebene Selbſtbildung, ſtellen Roheit an die Stelle deſſen, was man gute Lebensart nennt. Kleider, Schminke und Grimaſſen können ſolche Mängel nicht verbergen, der Handwerker oder das Stubenmädchen ſitzen in jeder Falte. Man hält Komplimente für Wahrheiten und wird eitel; man nimmt aus Artigkeit angebotene Gefälligkeiten für ernſthafte Verſprechungen und wird zudringlich; Herablaſſung, glaubt man, ſey die Lohnung zur Familiarité und Herzensbruderſchaft, und wird inſolent; man erhält einen Finger dargeboten, und ſogleich greift der uns, leider! angeſtammte Heißgunger nach der ganzen Hand, und man wird alſo unbeſcheiden, überläſtig. — Es genügt mir, das was ich mit einem Fingerzeig berührte, hiemit nur durch einen Wink erwiedert zu haben; und zwar um ſo mehr, das es niemand ſchwer fallen kann, dieſen hingeworfenen Artikel durch Supplemente aus der Erfahrung zu ergänzen.

Den wahren Künſtler, den Mann von entſchiedenem Verdienſte ziert nichts mehr als Beſcheidenheit; den Bürger empfiehlt nichts mehr als Mäßigkeit und gute Wirthſchaft; den Menſchen adelt nichts mehr, als ſein Herz und ſeine Handlungen. — — Nichts iſt lächerlicher, nichts karakteriſirt den Komödianten, als wirklichen nahen Vetter des Marktſchreiers und Hokuspokusmachers, mehr, als wenn er, der von der Freygebigkeit, von der Willkühr des Publikums abhängt, ſich demſelben durch Pracht und Aufwand wichtig machen will. Nichts iſt undankbarer gegen die Unterſtützer der Schauſpiele, nichts beleidigender für diejenige Klaſſe ſelbſt, welche durch Geburt, Stand oder Reichthümer zu ſolch einem Aufwande vor andern berechtigt iſt. Man weiß von Equipagen, welche gehalten, von Livreen, welche gegeben werden, von Kleidern, von Schmuck, von Koſtbarkeiten, auf die man Summen verwendet, nur — um groß zu thun! Nicht ſelten geſchieht dieſes auch aus der ſchlauen Abſicht, um Hirnloſigkeiten, Ignoranz, Stupidität und entſchiedenen Nichtberuf für die Bühne dadurch zu bemänteln. In jedem Betrachte ein elender Behelf, der einem Eſel nur wieder bey Seinesgleichen das Anſehen eines Pferdes geben kann! — aber doch immer ein Behelf, der hie und da ſchon dem größten Stümper zu vollen Schüſſeln und unverdienter Ehre verhalf. Prahlerey, Spielſucht, Verſchwendung vertragen ſich einmal mit dem Verdienſte eines Schauſpielers nicht. Dadurch zeigt man, daß man das Erworbene nicht zu erhalten wiſſe, daß man auf gut Glück in den Tag hineinlebe, daß man nicht darauf denke, womit man im Alter ſich nähren, oder im Unglück helfen wolle; daß man alſo wirklich ein ausgeartetes Mitglied des Staates ſey. Wer ſoll ſolch einen Thoren ſchätzen, achten? Welcher Staat ſoll ſolch einen erklärten Verſchwender mehr als dulden?

Dieſes bringt mich nun auf das rühmlichſte und ehrenvolleſte, deſſen bey einer ſolchen Abhandlung nur gedacht werden kann, auf die theatraliſchen Liebſchaften, auf die Romane der Schauſpielerinnen, und auf die Abentheuer der Schauſpieler. Ein gar liebes Kapitel, das, wenn ich es ganz ausführen wollte, jeden Leſer mit Abſcheu und Verachtung erfüllen müßte. In Wahrheit, ich wünſchte dieſen Gegenſtand mit dem dichteſten

Schleier zu bedecken, wäre ich hier nicht zu ſehr dazu aufgefordert, nichts unberührt zu laſſen, was mit meinem Gegenſtande irgend einen Zuſammenhang hat. Ich bin, und will nichts weniger ſeyn, als ein ſtrenger Sittenrichter. Ich weiß, daß nicht alles zu der ſtarken Richtſchnur der Moral paſſen kann, und Leute, welche alles nach dieſer Schnur abmeſſen wollen, ſind mir ſelbſt die verdächtigſten. Ich weiß auch, daß die Liebes- oder vielmehr die Wolluſt-Seuche in allen Ständen wüthet, und kenne die Urſachen, warum ſie beſonders in dieſem Stande ſo große Verheerungen anrichtet. Die Schauſpieler finden in ihrem Stande mehr Veranlaſſung dazu als andere, oft iſt es ſogar die Noth, welche ſie zu ſolch einem Schritte verleitet. Ich werde in der Folge an einigen Orten Gelegenheit finden, darauf hinzudeuten; könnte auch noch manches anführen, was zwar immer als Urſache, aber nie als Entſchuldigung gelten könnte, das ich aber hier als überflüßig übergehe. Ich werde auch nicht individuell, ſondern allgemein ſprechen, überzeugt, jede meiner Behauptungen mit zehenfacher Thatſache belegen zu können. Es iſt aber mein Zweck, zu nützen und nicht zu ſchaden, auch dem Nachbaren nicht zu ſchaden, auch ihn ſchonend zurechtzuweiſen. Indem ich alſo die Ergänzung dieſes Kapitels wieder dem Leſer anheimſtelle, ſpreche ich hier überhaupt nur von Direkteuren, welche bald dieſer bald jener ihrer Schauſpielerinnen ſich als Maitreſſen bedienen, von Direktriſen, welche mit den Schauſpielern auf eben denſelben Fuß leben, oder wohl gar den nächſten beſten Haarkräusler, deſſen Geſtalt Eindruck auf ſie macht, zu ihrem Protegé erklären, und dem Publikum als Schauſpieler aufdrängen. — Wie nun die Hirten, ſo ſind auch die Heerden! — Da giebt es Männer und Weiber, die, unter der Maske der Schauſpielkunſt, mit ihrem Hauptgewerbe das eine nach Süden und das andere

dere nach Norden wandern; Väter und Mütter, welche ihre eigenen Kinder verkuppeln; eine Menge geſetzwidriger wilder Ehen; Mädchen und Jünglinge, welche unter der Larve der Kunſt mit ihrem Geſchlechte wuchern; Phrynen, welchen das Wort Laſter an der Stirne geſchrieben ſteht; Buben, welche, wenn ſie ſonſt nichts können, ſich am Tage weiß und roth ſchminken, nur um zu reizen, zu verführen, — unglücklich zu machen! — Solche Menſchen wollen durch das Schauſpiel nützen, wollen Völker belehren, zurechtweiſen, beſſern? Solche Menſchen klagen über Geringſchätzung und Verachtung ihres Standes und ihrer ſelbſt? Solche verdorbene, zügelloſe, ausgeſchämte, ehrloſe, ſchändliche Menſchen fordern von dem Staate noch etwas mehr als bloße Duldung?

Ich fordere hiemit jeden auf, der etwas wider die Wahrheit dieſer kurzen aber getreuen Darſtellung einzuwenden wüßte! — Ein in jedem Betrachte trauriges und ſchauererregendes Gemälde; aber nach der Natur gezeichnet. Was läßt ſich unter ſolchen Umſtänden für die Kunſt, für den Staat, und für die beſſern Schauſpieler erwarten? — Traurige Ausſichten!

Was die Schauſpieler ſelbſt noch nicht verdorben haben, das zerrütten zwey andere Inſtanzen, welche ich hier, da ich einmal der Sache der Kunſt mich angenommen, und die Sünden der Schauſpieler zuerſt gerügt habe, unmöglich mit Stillſchweigen übergehen kann. Der Wahlſpruch der Gerechtigkeit heißt: Suum cuique! und die Schauſpieler hätten Urſache mich für ungerecht zu halten, wenn ich nur von ihnen, und nicht auch von dieſen ſprechen wollte.

Die erſten Feinde der Kunſt, welche ich hier anklage, ſind diejenigen, welche man bisher das Publikum der ganzen Natur des Menſchen, ſowol der organiſchen als geiſtigen. Alle Bewegungen des Herzens, von den ſanfteſten bis zu den leidenſchaftlichſten ſind ihr Stoff, ihre Materie; und das menſchliche Stimmorgan das Mittel, wodurch ſie hörbar werden, das ihnen Geſtalt und Form giebt. Sie kömmt aus dem Herzen, und geht in die Herzen über. Die Modifikation und jede Beugung des Stimmorgans hängt von der weſentlichen Natur einer jeden Empfindung und Leidenſchaft, von ihrer unnennbarſten, niedrigſten bis zur höchſten Stufe ab. Eine Beſchaffenheit, die allen Menſchen zu allen Zeiten und unter allen Himmelsſtrichen zukömmt, und ſie zur Erfindung der Tonkunſt natürlich antreibt. In dieſem dem Menſchen angebornen innern Drange, ſeinen Gefühlen Luft zu machen, in dieſem aufs genauſte übereinſtimmenden Verhältniſſe der Töne zu der individuellen Beſchaffenheit einer jeden Gattung der Empfindungen und Leidenſchaften liegt der erſte Keim der Tonkunſt; dieſer fing zu blühen an, als der nachdenkende Menſch auf die Verſchiedenheit der Töne ſeines Stimmorgans, auf ihr allmähliges Auf- und Abſteigen vom niedrigſten zum höchſten Ton und umgekehrt, auf ihre natürliche Beſchaffenheit gedehnt, oder verkürzt und abgeſtoßen, verſtärkt und geſchwächt zu werden; auf eine abgemeſſene in gleichen Zeiten fortrückende Bewegung, ihren Rhythmus und die Verbindung dieſer beyden mit den Tönen, aufmerkſam wurde. Es brauchte keinen philoſophiſchen Kopf dazu, um dieſe Erfahrungen zu machen: das angenehme Gefühl der Ordnung, Regelmäßigkeit, des gleichen Fortſchrittes mit dem unangenehmen Gefühl der Unordnung, Unregelmäßigkeit und ungleichen Fortſchrittes verbunden, führte ihn ſelbſt auf den Weg: mit einem Worte, ein unmittelbares inneres Gefühl trieb den Menſchen an, dem Geſange allmählig auf die Spur zu kommen.

nannte, und welche auch ich um des Gebrauchs willen, ſo nennen will. Ich werde den tadelswerthen Theil deſſelben wieder ſehr ſorgfältig von dem lobenswürdigen unterſcheiden; ich will den Verdienſten des letztern auf keine Weiſe zu nahe treten; aber jenen klage ich an als unmittelbaren Feind der Künſtler, und um derſelben willen auch als mittelbaren Feind der Kunſt.

Man nennt zwar gemeinhin das Publikum ein vielköpfichtes Ungeheuer; die Erfahrung aber lehrte mich es in nicht mehr als fünf Klaſſen unterſcheiden, und da wäre es denn doch ſo ungeheuer vielköpficht nicht. — Zur erſten Klaſſe zähle ich die, wiewohl ſeltenen, Männer von Anſehen, welche die Kunſt um ihrer ſelbſt, und den Künſtler um ſeiner Kunſt willen in Ehren halten und beſchützen: da finden keine Nebenabſichten ſtatt; dies iſt die wohlthätige Hand, welche den guten Künſtler ermuntert, leitet, erhält. — Die zweyte Klaſſe ſind die vernünftigen Gelehrten und Freunde der Wiſſenſchaften, inſonderheit aber jene Privatleute und Bürger, welche das Gute in jedem Gewande ſchön finden, welche nach vollbrachter Arbeit ihren Feierabend erholend im Schauſpielhauſe zubringen, jene guten Menſchen, welche von Herzen lachen können, wenn ihnen etwas ans Zwerchfell kömmt, denen Moralen kein Alltagsgewäſche ſind, und die auch Thränen für die Empfindungen der Freude und des Mitleidens haben. Alle dieſe ſind wieder Wohlthäter, Ermunterer und Beförderer für den Künſtler der ihr Mann iſt. — Dank und Ehre dieſen allen; ein einziger aus ihnen lohnt den Künſtler reicher und beſſer als hundert andere!

Nun aber komme ich zu der dritten Klaſſe. Hieher gehört zuerſt der Große, der Reiche, der Mann, der vermög ſeines Anſehens und Reichthums dieſe Welt nur darum mit ſeiner Gegenwart zu beehren ſcheint, um für die Renten des väterlichen Erbes, oder für den dem

Staate abgenommenen fetten Gehalt, ihr Bequemlichkeit, Unterhaltung und Vergnügen abzukaufen. Um nicht für dumm gehalten zu werden, hat man ſich von allem das Faßlichſte bekannt gemacht, man weiß von allem, und alſo auch von der Schauſpielkunſt, zu ſprechen, man giebt ſich das Anſehen eines feurigen Verehrers derſelben, läßt ſich etwas koſten, unterhält oft gar ganze Geſellſchaften mit großen Koſten, um zu zeigen, daß man Geld hat, hauptſächlich aber, um je zuweilen, ein zweyter Zevs, mit irgend einer liebenswürdigen Prinzeſſin ein glückliches Inkognito zu wagen. Hieher gehören ferner alle gewichtige und leichte, öffentliche und geheime Protekteurs; alle, welche ſichs manchmal etwas beſonderes koſten laſſen, um das ſchöne Geſicht, den vollen Buſen, den hübſchen Fuß, etwas näher als vom Parterre aus betrachten zu können; das ganze flüchtige Stutzerheer; alle, welchen ein ſchönes Wort, von einem ſchönen Munde auch noch ſo ſchlecht ausgeſprochen, beſſer gefällt, als wenn ein nicht ſo ſchöner Mund dieſem ſchönen Worte den ſchönſten und richtigſten Ausdruck giebt; ein großer Theil der Klatſcher, Foraſchreier und Herausrufer, die Tongeber, die Verſemacher, die anonymen Panegyriker, u. dergl. — Leute dieſer Gattung machen faſt überall den größten Theil der Zuſchauer aus, und die Kaſſe macht ihnen daher ihr Kompliment: ſie ſind es aber auch, die geradeswegs die gute Sache der Kunſt untergraben, ſind eine wahre Geißel für jeden ordentlichen Unternehmer, und für jedes gute Mitglied der Bühne, das ſich nicht nach ihrem Sinne fügen will. — Die vierte Klaſſe machen die Dummſtolzen jedes Standes, jene knikeriſchen Prahler, welche ſich mächtig viel darauf zu gut thun, wenn ſie in der Woche etliche Groſchen in die Kaſſe werfen, und dafür mehr als ſchuldige Ergebenheit fordern, ſich Freyheiten erlauben, welche dem Künſtler unerträglich ſind, verlangen, daß dieſer oder dieſe, welche ſie auf der Bühne nach Behäglichkeit unterhalten haben, ihnen auch außer derſelben zum Zeitvertreibe dienen ſollen, glauben, einige bezahlte Schüſſeln, einen Trunk Wein, oder irgend ſolch eine Bierſchenken-Liberalität, ſeyen der theuerſte Preis, der auf einen Komödianten geſetzt werden könne. — Dieſen folgt endlich die fünfte Klaſſe, welche aus dem hohen, mittlern und gemeinen Pöbel beſteht. Dieſer fühlt, denkt und handelt pöbelhaft; kommt ins Schauſpiel, um auch da zu ſeyn; beſchmutzt, beleidigt, und hält es bey Lob und Tadel immer mit dem großen Haufen. Nie will er für das gehalten ſeyn, was er iſt; und läßt man ihn es fühlen, ſo rächt er ſich mit Pfeifen, mit faulen Aepfeln, oder gar mit Fauſtſchlägen. Wehe dem Schauſpieler, der ihm in die Hände fällt!

Auch im Parterre und Logen ſieht es alſo zum Theil traurig aus! — Kränkend iſt es, wenn Männer, von welchen oft der Künſtler ſich beym erſten Anblicke ſo viel gutes verſpricht, wenn viele große und ausgerufene Mäzenaten, welche um der Kunſt willen den Künſtler ehren und achten ſollten, ſolche Geſinnungen bey ſich entdecken laſſen, ſolche Begriffe von den Schauſpielern und inſonderheit von dem weiblichen Theile derſelben hegen, welche für Ehren- und Kunſtgefühl ſo herabſetzend, beleidigend, zurückſchreckend ſind, daß wahrer Heldenmuth dazu erfordert wird, um an dem Stabe der Wahrheit und beſſern Ueberzeugung ſich aufrecht zu halten, und Muth und Kraft zu ferneren Fortſchritten zu ſammeln. — Der Mann von niedrigerem Stande, — wovon ich jedoch manchen Vernünftigen ausnehme, deſſen wahres Gefühl und gegründete Achtung um ſo auffallender ſind, je weniger man öfters dieſelbe von ihm erwarten möchte, — zählt gemeiniglich den Schauſpieler mit dem Luftſpringer und Hokuspokusmacher in eine Klaſſe, nennt alles Komödianten, und will man ihm auch dieſen Wahn benehmen, und ihm in einem Schauſpieler den Künſtler begreiflich machen, ſo überzeugt ihn dieſes um ſo weniger, da auch die Luftſpringer und Seiltänzer ſich dieſen Namen zueignen. Unbedeutend wäre dieſes, hätte nur der niedrigſte Haufe dieſe Meinung, aber ſie gleicht einem vieläſtigen Hochſtamme und überſchattet alle Stände. — Was iſt es denn, daß die hohen würdigen Begriffe von der Kunſt und ihrem würklichen und wohlthätigen Nutzen unter dem großen Haufen noch ſo wenig verbreitet ſind? Woher kommt es, daß oft unter zehen kaum einer weiß, daß er ſich mehr als bloße Unterhaltung aus dem Schauſpiele holen ſolle? In Wahrheit, ich entdecke hier einen großen dunkeln Flecken in den Begriffen der Menſchen unſeres als ſo aufgeklärt geprieſenen Jahrhunderts, für welches es nur ein Wort giebt: Stupidität! — dieſer Fehler wird nicht eher getilgt werden, als bis unſere Geiſteskultur einen noch weit höheren Grad, beynahe den Grad der Vollkommenheit erreicht hat; und wird dieſes wohl jemals geſchehen, oder iſt es möglich? Man muß ſich aber daran gewöhnen, die Menſchheit niemals auf zween gleichen, geraden und geſunden Füßen vor ſich her wandeln zu ſehen; einen kurzen kranken Fuß wird ſie immer behalten, und darauf forthinken bis an ihr Ende. Der Staat ſelbſt leidet genug von dieſem Uebel, es iſt keine Wiſſenſchaft, keine Kunſt, welche nicht dadurch leidet; wir Schauſpieler können uns alſo um ſo weniger dawider auflehnen, da unſere Kunſt Mittel genug hat, dieſes Uebel für ſich ſo unſchädlich als möglich zu machen, ſobald die Künſtler ſtark genug ſeyn werden, dieſelben in Würkung zu ſetzen.

Niemand — ſagt zwar das Sprichwort — kann zween Herren dienen; aber der Schauſpieler macht meiner Meinung nach hievon eine Ausnahme: denn er dient würklich zween Herren zugleich, und dieſe ſind das Publikum und die Unternehmung. Jenes belohnt ſeinen Fleiß mit Ehre, dieſe mit Geld.

Ich habe hier nur noch von der letztern zu ſprechen. Bey einigen Schaubühnen, aber freylich bey den wenigſten, iſt der Gehalt der Schauſpieler zu groß, und bey andern wieder zu klein. Es iſt ein Vorurtheil, daß Schauſpieler mit Tauſenden bezahlt werden müſſen. Solche Forderungen überſteigen die Möglichkeit des Ertrags jeder Bühne, und dieſes heut zu Tage um ſo mehr, da die Menge der Schauſpieler ſo ſehr überhand genommen hat, da die Schaubühnen ſo häufig ſind, und da die Sucht für Spektakelſtücke den Unternehmern eine zu große Menge von Perſonen nothwendig macht. Der Deutſche iſt von Natur genügſam, und es iſt offenbar, daß unſere deutſchen Schauſpieler nie einen ſo hohen Preis auf ihre Talente würden ſetzen gelernt haben, hätten ſie nicht das Beyſpiel der Italiäner vor ſich gehabt, welche der ehemalige Luxus unſerer Höfe, der verdorbene deutſche Geſchmack, und das damalige Vorurtheil, daß fremdes Naſchwerk ſüßer als die vaterländiſche Naturkoſt ſey, herbeyzog. Kein Wunder, daß dieſe ausländiſchen trillernden und hüpfenden Götter auch einen übermenſchlichen Lohn verlangten. Es giebt ganze Provinzen, die noch bis heute an den Lücken auszufüllen haben, welche dieſe wälſchen Götterſchaften in ihre Schatzkammern machten. Dank ſey es aber der Zeit, Dank unſern jetzigen Fürſten, daß ſie dieſes Vorurtheil nach und nach ablegen, und zugleich mit dem Wiederaufleben ihrer angeſtammten Deutſchheit Geſchmack an deutſcher Sprache, Kunſt und Sitte finden! Die Schauſpieler, und inſonderheit die Frauen, haben in Rückſicht auf Kleidung und Putz mancherley und immerwährende Ausgaben, aus welcher Urſache ſie allein ſchon einen beſſern

Gehalt verlangen können, als blos einen ſolchen, der nur auf die Beſtreitung der nothwendigen Lebensbedürfniſſe berechnet wäre. Die Eitelkeit, die Sucht zu erobern, zu glänzen, oder andere zu verdunkeln, dürfen ſich dabey noch gar nicht ins Spiel mengen; ſonſt reicht auch das beſte Gehalt nicht zu. Indeſſen kann eine gute Wirthſchaft und kluge Einſchränkung hierin manche Erleichterung verſchaffen. Man braucht ja ſeine Garderobe nicht auf einmal vollſtändig zu machen, und es verlangt ja niemand, daß die Theaterkönigin oder Prinzeſſin auch außer demſelben als Königin oder Prinzeſſin auftreten ſolle; man kann ſich ja bey vier oder ſechs Schüſſeln eben ſo gut ſättigen als bey mehrern; man kann ja zu Fuß gehen, anſtatt in Equipagen herumzukaroſſen. Auf dieſe Art wird ein mäßiger Gehalt immer hinreichen, und man iſt der Noth enthoben Schulden zu machen, Protektionen anzunehmen, oder auf andern unerlaubten Wegen Geld zu ſuchen. Ein zu großer Gehalt macht den Schauſpieler träge, verleitet ihn zu unnöthigem Aufwande, und entzieht ihn ſeiner wahren Beſtimmung; ein zu kleiner, verſetzt ihn in Nahrungsſorgen und andere Verlegenheiten, er kann ſeinem Berufe nicht mit dem heitern unbefangenen Muthe vorſtehen, der dazu erfordert wird, und kann auch in Anſehung des Aeußerlichen ſich nicht ſo darſtellen, wie es manchmal ſeine Rolle und das Auge des Zuſchauers erfordern möchten: daher iſt für den Schauſpieler, für die Unternehmung und für die Kunſt nicht beſſer geſorgt, als wenn ein ſolcher Gehalt beſtimmt wird, durch welchen alle dieſe unangenehmen und ſchädlichen Umſtände vermieden werden.

Dieſes leitet mich nun auf, die zweyte Inſtanz, welche ich als Urſache und Beförderer des Verfalls der Kunſt und des Glücks der Künſtler anklage, nemlich auf die Schauſpielunternehmer. O daß auch mancher aus dieſer Klaſſe zu bewegen wäre, jede andere merkantiliſche Spekulation, nur keine Schauſpielunternehmung zu wagen! — — Wenn es viele Schauſpieler giebt, ſo muß es auch viele Unternehmungen geben, und ſchon aus dieſer Urſache wird das Publikum zu ſehr mit Schauſpielen beſtürmt; aber die Schauſpielunternehmer wollen ſich noch bereichern, das Publikum wird alſo noch mehr beſtürmt, es verliert an dem einfachen und wahrhaft ſchönen den Geſchmack, es meidet den Schauplatz, und die Schauſpieler müſſen entweder betteln gehen, oder die Zuſchauer durch etwas neues noch nie geſehenes herbeyzulocken ſuchen. Daher entſtehen unſere Unſinnskomödien, unſere Spektakelſtücke, unſere zu großen Geſellſchaften, daher die verſchwenderiſchen Garderoben und die koſtſpieligen Dekorationen. Die Provinzial- und Landſtätte werden zu häufig beſucht. Manche wollen immerwährende Schaubühnen haben, und können ſie nicht erhalten. An Orten, wo in der Woche zwey, höchſtens dreymal Schauſpiel ſeyn ſollte, wird fünf- ja wohl auch ſechsmal geſpielt. Da arbeitet man denn immer nur, und aus allen Kräften, um nicht zu Grunde zu gehen, und am Ende kann man dieſem Schickſal doch nicht entrinnen.

Ein Schauſpielunternehmer ſoll billig einſehen, daß die Schauſpieler, welche, dem gemeinen Sprachgebrauche nach, ſich einmal bey ihm engagiren, oder, eigentlicher, mit ihm in Geſellſchaft treten, ihr Schickſal an das ſeine ketten. Er ſoll daher als ein rechtſchaffener Mann darauf bedacht ſeyn, dieſen Leuten ihren Nahrungsſtand auf alle Fälle zu ſichern, und aus dieſem Grunde den Schauſpielertrag gut zu berathen wiſſen. Das endliche Eigenthumsrecht auf den erübrigten Gewinnſt wird ihm niemand abſtreiten, aber ſo lange ſeine Unternehmung dauert, ſoll er denſelben weder bereits für ſein Eigenthum erklären, noch in ſeinen Privatnutzen verwenden; ſondern er muß ihn allerdings für einen einſtweiligen Nothpfennig der Geſellſchaft halten. Denn nicht immer und nicht zu jeder Jahrszeit ſind die Schauſpieleinkünfte gleich. Der wiederkehrende Frühling, die Beſchäftigungen mit der Landwirthſchaft im Sommer und Herbſte, entziehen an vielen Orten den Schauſpielhäuſern den beträchtlichſten Theil ihrer Gäſte, und die Einnahmen werden dadurch für die Bezahlung der Schauſpieler und andere Ausgaben unzureichend. Iſt nun die Kaſſe ſo beſchaffen, daß ſie z. B. von ihrem im Winter geſammelten Vorrathe das Fehlende erſetzen kann, ſo ſind alle Schwierigkeiten gehoben, die Unternehmung kann die beſſern Zeiten abwarten, die Schauſpieler empfangen ihren Gehalt richtig, die Nothwendigkeit Schulden zu machen unterbleibt, der Kredit der Unternehmung gewinnt, der Wohlſtand, die Ehre und die Achtungswürdigkeit der Schaubühne werden immer feſter gegründet. Wenige Ausnahmen abgerechnet, findet man aber auch hier gemeiniglich den umgekehrten Fall. Oft iſt die Lage der Unternehmer ſo mißlich, daß der zu hoffende Gewinn ſchon vorher aufgewendet iſt; oder ſie denken ſo ungerecht und unbillig, daß ſie den Ueberfluß jeder Woche ſogleich in ihren eigenen Nutzen verwenden, unbekümmert, wie die Zukunft ſeyn werde, jederzeit dahin entſchloſſen, mit der richtigen Bezahlung der Schauſpieler aufzuhören, ſobald der Ertrag der Kaſſe nicht mehr hinreicht. Solchergeſtalt ſind die Schauſpieler ihres Gehaltes nicht länger als von einer Woche zu der andern geſichert, und das kleinſte Mißgeſchick ſetzt ſie außer Brod, und zwingt ſie öfters, blos um der täglichen Nahrung willen, zu jedem nur möglichen Hülfsmittel ihre Zuflucht zu nehmen. Dieſes, und zugleich der gar zu geringe Gehalt, welcher von vielen Unternehmungen bezahlt wird, ſind die traurigen Urſachen, welche die Schauſpieler von jeher zu Ausſchweifungen, Betrügereien und ſchlechten Handlungen jeder Art verleiteten, durch welche nach und nach das Anſehen und der Kredit dieſes Standes herabgeſetzt und zum Theil ganz vernichtet wurden. Dieſes ſind die erſten Urſachen zu der, nicht genug zu beklagenden — Unmoralität ſo vieler Schauſpieler. Die Noth initiirte ſie in Ränken, Kniffen und Schandthaten, und was man in der Noth anfing, das treibt man auch in beſſern Umſtänden fort. Jeder Funke von Ehrengefühl, jede gute Empfindung, ſogar die Selbſtachtung für die Kunſt ſind erloſchen: ja bey vielen iſt es gar dahin gekommen, daß ſie dieſelbe nur als eine Gelegenheitsmacherin für andere Abſichten betrachten.

Wer kann für Unglück, für widrige Zufälle! — dem Kaufmanne mißlingen gar oft ſeine beſten Spekulationen; jedes Gewerbe iſt dem Ungefähr unterworfen: gewiß mehr aber als alle, das Schauſpiel. Ein unvermuthetes Donnerwetter, ein Regenguß, Todesfälle unter dem anſehnlichern Theil des Publikums, Feuersbrünſte u. dergl. ſind noch Kleinigkeiten, welche die Zuſchauer auf ein- oder einigemal vom Schauſpiele zurückhalten, und doch bleibt dieſer kleine Schade für die Kaſſe immer fühlbar genug. Krieg, Theurung, Landestrauer, Feuersbrunſt im Schauſpielhauſe ſelbſt, und andere ſolche bedeutendere Zufälle ſind noch ſchwerer, und es iſt eine große Prüfung für die Rechtſchaffenheit eines Unternehmers, und für ſeine zuvorgepflogene Wirthſchaft, ob er in ſolchen Fällen ſeine Unternehmung aufrecht halten kann und will. — Da ſind freylich die mehreſten dieſer Herrn gleich entſchloſſen: ein brutalhingeworfener Machtſpruch tilgt alle Verbindlichkeiten, zerreißt alle Kontrakte zwiſchen ihnen und ihren Mitgliedern. Man vergebe es meiner gegenwärtigen Laune, welche mich eine grelle aber wahre Vergleichung nicht unterdrücken läßt. Der Bauer treibt im Unglück, wenn er mit ſeinen

Ochſen nichts mehr verdienen kann, dieſelben entweder auf den Markt oder in die Schlachtbank, und gemeiniglich trennt er ſich von ſeinem lieben Vieh nicht ohne die dankbarſte Erinnerung an die ihm von demſelben geleiſteten Dienſte; den armen Schauſpielern aber wird es nicht ſo gut: „Sie haben ihre Gage richtig erhalten, ich bin Ihnen nichts ſchuldig!“ iſt die alleinzige armſelige und elende Antwort, die ihnen bey hundert und tauſend Vorſtellungen und Bitten, hundert und tauſendmal wiederholt wird. Gerade als ob die Pflicht eines Unternehmers gegen ſeine Mitglieder blos in dem einzigen beſtünde, daß er ihnen ihren Gehalt richtig ausbezahlte! — — Aber wo iſt hierüber ein Geſetz, wo ein Richter? Der Machtſpruch entſcheidet, und ein Haufen armer Menſchen iſt dem Elende preis gegeben!

Noch mehr! an vielen Orten hat man entweder auf öffentliche oder Privatunkoſten Schauſpielhäuſer errichtet, welche die Eigenthümer gegen einen unmäßigen Preis verpachten. In Wahrheit, wenn der Wucher ſich auch noch hier eine Quelle zu öffnen ſucht; ſo muß der Künſtler, wo nicht gar zum Eſel, doch gewiß zum Maulthier herabſinken! Sogar die Juden fangen an ihre ſpekulirenden Geieraugen auf die Schauſpielkaſſen zu werfen !!! — — Nicht genug an allen den Uebeln, welche den Schauſpielern unmittelbar durch die Unternehmer zugezogen werden, es dringen ſich uns armen noch fremde Wucherer auf. Der Pachtherr und der Pachter, jeder will gewinnen: die gute Kunſt wird alſo mißbraucht und genothzüchtigt; die Künſtler werden gehetzt und geſchunden; die Zuſchauer werden bey den Haaren ins Schauſpiel gezogen; jeder Anſchlagzettel verſpricht goldene Berge, und wenn man kommt und ſieht, ſo ſind es nicht einmal bleierne. Auf dieſe Art verliert die Kunſt ihren Reitz und ihre Würze, der Künſtler ſeine Kraft, und der Zuſchauer den Geſchmack.

Nicht

men. Es läßt ſich denken, daß ſchon vor Erfindung der Sprache Geſang erfunden ſeyn könne; bloßer natürlicher Ausdruck der Empfindungen und Leidenſchaften in abgemeſſener rythmiſcher Bewegung nicht auf Sylben und Wörter gelegte Töne. Auch hatte man ohne Zweifel ſchon lange zuvor ſchöne Geſänge, ehe es irgend einem Manne von ſpekulativem Genie einfiel, die Tonleiter, woraus die Töne derſelben genommen worden, durch Regeln oder Verhältniſſe zu beſtimmen und feſt zu ſetzen. Die abgemeſſene Bewegung, die in gleichen Zeiten gleichweit fortrückt, und ihre Schritte durch den Nachdruck, den jeder beym Auftreten bekömmt, merklich macht, iſt unterhaltend, und erregt die Aufmerkſamkeit, oder jede andere Beſtrebung auf einen Gegenſtand, der ſonſt bald ermüden würde. Dieſes empfinden Menſchen von geringem Nachdenken, und daher kommt es, daß ſie mühſame Bewegungen, die lange fortdauern ſollen, wie das Gehen, wenn man dabey zu ziehen oder zu tragen hat, im Tacke, oder in gleichen Schritten thun. Aber noch mehr Aufmerkſamkeit giebt dieſe tacktmäßige Bewegung, wenn ſie rythmiſch iſt, das iſt, wenn in den zu jedem Schritt oder Tacke gehörigen kleinen Rückungen verſchiedene Abwechſelungen in Stärke und Schwäche ſind, und aus mehreren Schritten größere Glieder, wodurch das fortdauernde Mannigfaltigkeit erlangt, entſtehen. Daher entſteht das Rythmiſche in Hämmern der Schmiede und in dem Dreſchen, das mehrere zugleich verrichten. Dadurch wird die Arbeit erleichtert, weil das Gemüth vermittelſt der Luſt, die es an Einförmigkeit mit Abwechslung verbunden, findet, zur Fortſetzung derſelben ermuntert wird. Dieſe tacktmäßige und rythmiſche Bewegung kann aber unmittelbar mit einer Folge von Tönen verbunden werden, weil dieſe allezeit den Begriff der Bewegung mit ſich führet. Auf dieſe Art iſt

der

Nicht weniger ſchädlich ſind die Liebhabertheater. Es mag wohl immer einestheils ſehr unterhaltend und auch nützlich ſeyn, wenn junge Leute manchmal auch in der Schauſpielkunſt einen Verſuch wagen. Ich will alle die Gründe dafür gelten laſſen, und ohne mich weiter bey dieſer Sache aufzuhalten, auch nicht von den nachtheiligen Folgen ſprechen, welche dieſen Dilettanten ſelbſt dadurch wirklich erwachſen müſſen. Aber daß Schauſpieler, welche einmal durch dieſe Kunſt ihr Brod ſich verdienen müſſen, ſehr darunter leiden, und daß ihnen dadurch wirklich auf eine ſehr unbillige Art geſchadet werde, iſt außer allem Widerſpruche. Es wäre zu wünſchen, daß ſolche Liebhabertheater wenigſtens an denen Orten nicht geſtattet würden, wo bereits ordentliche Schauſpieler aufgenommen ſind.

Meine Kunſtgenoſſen!

Ich habe hiemit Ihnen, und jedem Freunde der Schauſpielkunſt, die gegenwärtige Lage derſelben geſchildert. Sie iſt traurig, iſt beklagenswerth! — Daß ich die Wahrheit ſchrieb, wird mir niemand widerſprechen; daß ich manches nicht berührte, was noch hieher gehört hätte, geſtehe ich ſelbſt, aber die Kürze, welche mir der Platz vorſchrieb, für welchen ich dieſen Aufſatz beſtimmte, entſchuldigt mich; daß ich den Staat gerechtfertigt, daß ich erwieſen habe, er könne für uns nicht mehr thun als er bisher that, davon werden Sie, wenn Sie anders billig ſeyn wollen, eben ſo überzeugt ſeyn, als ich es bin; und daß es die höchſte Zeit ſey, dem immermehr überhandnehmenden Verderben Einhalt zu thun, und durch ernſthafte Maaßregeln der ganzen Sache nach und nach eine andere Wendung zu geben, liegt klar am Tage.

Es wäre Schande für uns Söhne des 18ten Jahrhunderts, wenn zu einer Zeit, da alle Wiſſenſchaften und Künſte einen höhern Aufſchwung wagen, da alles ſich von Schlacken zu reinigen und den Werth eines ächten reinen Erztes zu erhalten ſtrebt, — wenn da wir mit unſerer Kunſt, ohne Willen und ohne Kraft zum Aufſchwunge, im Staube liegen bleiben. Es wäre mehr noch als Schande für uns, wenn Clio einſt erzählte: „Zur Zeit da die Wiſſenſchaften und Künſte, da der gute Geſchmack und die wahre Sittlichkeit bey den Deutſchen den höchſten Grad erreicht hatten, wurde die Schauſpielkunſt, wegen der Sittenloſigkeit und Unwiſſenheit der Künſtler, von denſelben verbannt.“ — Und dahin wird, dahin muß es kommen, wenn wir uns nicht aus allen Kräften beſtreben, es zu verhüten.

Wenn es uns aber gelingt, alle diejenigen Flecken abzuwaſchen, mit welchen wir beſchmutzt ſind, wenn wir uns von all denen Vorwürfen befreien, welche man uns biſher, und zwar mit Rechte, zur Laſt legt, wenn unſer Anſehen, unſere Ehre, unſer Kredit wieder hergeſtellt ſind, wenn wir auf dem wahren Wege der Kunſt als würdige Künſtler und wohlgeſittete Menſchen einherwandeln: wird uns da der Staat mit Freuden unter die Zahl ſeiner Bürger einſchreiben, uns Rechte geſtatten, und Schutz verleihen? — Gewiß, er wird es! Und nur dann können wir glücklich ſeyn und glücklich machen.

Wenn unſerem Willen und unſerer Mühe nun ein ſolcher Preis harret, warum zögern wir, nach demſelben zu ringen? — Meine Kunſtgenoſſen! ich fordere Sie hiemit auf, mit vereinten Kräften das Werk zu beginnen, und kein Mittel unverſucht zu laſſen, das dieſen edlen Zweck befördert. Bleiben Sie nicht taub bey dieſem Aufrufe, er kommt von einem Manne, dem es wahrer Ernſt um die Sache iſt, und der, was er einmal ernſthaft begonnen hat, auch mit Ernſt zu treiben weiß!

Ich ſehe, Sie fragen: Wie iſt denn die bisher für unmöglich gehaltene Sache anzugreifen? Welches Mittel wird das würkſamſte ſeyn, und welcher Weg iſt der nächſte zum Ziele? — Sie fragen ferner: Wie kann man mit Nachdruck auf eine in alle Provinzen Deutſchlands, ja ſogar bis in die benachbarten Gegenden deſſelben zerſtreute Menſchenklaſſen würken?

Alle dieſe und alle ähnliche Fragen beantworten ſich ſelbſt, ſobald ich nur den Namen deſſen nenne, was ich nun gleichſam ankündige. — Unter allen fürchterlichen Gerichten war das Gericht der Vehme gewiß das furchtbarſte, aber zugleich auch das unbefangenſte, ſtrengſte, gerechteſte. Es hielt ſeine Sitzungen in der grauſenvollen Stunde der Mitternacht, und ſich ſelbſt nur durch Zeichen kennbar, waren die Richter, und durch einen myſtiſchen Labyrinth wurde der Beklagte vor ihren Schranken und wieder von denſelben hinweggeleitet: entweder hatte er ſich gerechtfertigt, oder im minder ſtrafbaren Falle eine ernſte väterliche Zurechtweiſung erhalten, oder er wurde als Verbrecher vervehmt, der Dolch ward über ihn gezückt, und er büßte ſeine Schuld mit Blut und Leben. — Schrecklich war dieſes Gericht, aber es war gerecht, und der guten Sache erſte Stütze.

Dies ſey das Vorbild zu einem ähnlichen Vehmgerichte der deutſchen Schaubühne. Ihm ſeyen hauptſächlich unterworfen die Schauſpielunternehmer, die Schauſpieler und Schauſpielerinnen, alsdann die Schauſpieldichter, und endlich alle und jede, welche mit der Schaubühne in Verbindung ſtehen. Es fordert zur Rechtfertigung auf, es warnt, es verurtheilt, und vervehmt jeden, der vor ihm angeklagt wird, es zückt den Dolch — nicht über Blut und Leben, — ſondern über Ehre und Glück. Nur tritt die Publicität an die Stelle der Mitternachtsſtunde, und die Buchdruckerpreſſe an die Stelle der myſtiſchen Irrgänge. Richter ſind nicht nur alle Bühnenglieder, ſondern auch andere Theaterfreunde, welche mit dieſem Inſtitute korreſpondiren wollen. Ihre Namen entdecken ſie nur dem Redakteur, für die Publicität haben ſie ihre alphabetiſchen Zeichen. Ein vervehmter Schauſpieler verliert ſeine Stimme. Jeder Beklagte wird zuerſt zur Verantwortung aufgefordert; darauf wird ſeine Verantwortung bekannt gemacht, und ſodann wird er per majora entweder gerechtfertigt, oder zurechtgewieſen und gewarnt, oder vervehmt. Der Kläger entdeckt ſich nur dem Redakteur, und wird von demſelben auf Ehre und Rechtſchaffenheit auf das heiligſte verſchwiegen, außer er wäre der Lüge und Verläumdung offenbar überwieſen. Das ſittliche Betragen der Schauſpieler iſt der erſte, Künſtlerſünden ſind der zweyte, Direkteursverbrechen der dritte, und Dichterrügen der vierte Gegenſtand des Vehmgerichtes. Es befaßt ſich aber nicht nur mit den fehlerhaften, ſondern auch mit den belobenswerthen Handlungen der Schauſpieler, Unternehmer und Dichter, und wird in jedem Falle gleich gerecht ſeyn.

Dieſem zufolge wird, ſobald es die nöthigen Vorbereitungen erlauben, eine Quartalſchrift erſcheinen, unter dem Titel: das Vehmgericht der deutſchen Schaubühne. Man wird ſich bemühen, derſelben eine Autorität zu verſchaffen, welche ihr alle erforderliche Glaubwürdigkeit, Freyheit und Gewicht ertheilen ſoll. Man wird darauf bedacht ſeyn, ſie überall zu verbreiten, wird den Korreſpondenten alle mögliche Aufmunterung und Genugthuung verſchaffen, und überhaupt diejenige Pünktlichkeit und Gerechtigkeit ſtreng beobachten, welche eine ſo ernſthaft und aus ſo guten Abſichten unternommenes Inſtitut erfordert.

Der Nutzen, welcher hieraus für die Kunſt, für das Glück und die Ehre der Künſtler entſpringen wird, iſt groß, und es wird nichts unterlaſſen werden, was in irgend einem Betrachte etwas zur Beförderung der frommen Wünſche gutdenkender Schauſpieler und Schauſpielfreunde beytragen kann.

Der ausführliche Entwurf zu dieſer Vierteljahrsſchrift, wie auch die Anzeige, wann und wo dieſelbe erſcheinen werde, wird zu ſeiner Zeit durch eine beſondere Ankündigung bekannt werden. Man fand es für gut, die erſte vorläufige Anzeige davon durch den Theaterkalender mitzutheilen, um auch die Aufmerkſamkeit derjenigen Schauſpieler rege zu machen, welche außer dieſem Taſchenbuche, keine Schriften für die Schauſpielkunſt kennen oder leſen! — Uebrigens wird man es jeder Zeitſchrift Dank wiſſen, welche dieſe Bekanntmachung einer weiteren Verbreitung werth finden wird.

Nie würde man ein ſolches Unternehmen gewagt haben, wäre man nicht ſehr überzeugt, daß es Vielen willkommen wäre, und daß mancher Mann von Kopf und Herz dieſelbe willig unterſtützen werde. Alle dieſe werden hiemit vorzüglich erſucht, dieſe beginnende Unternehmung bekannt zu machen, und der Aufmerkſamkeit aller und jeder Schauſpieler und Schauſpielverwandten anzuempfehlen.

Nicht eher aber wird der geheime Unternehmer es wagen, aus der ihn deckenden Hülle hervorzutreten, bis er, des Erfolges ſeiner guten Abſicht gewiß, ohne Gefahr verlacht, verſpottet, verfolgt oder gar geſteinigt zu werden, es wagen darf. Denn natürlich müſſen ſeine beſſere Abſichten manchen ſchön und ſchlau entworfenen Lebensplan durchkreutzen, manches ſüße Band zerreißen, manches einträgliche Nebengewerbe einſtellen, manche angenehme Ausſicht vereiteln, und manchen Eſel zur Mühle zurückführen.

Nichts würde ihn aber ſo ſehr kränken, als wenn man ſeiner guten Abſicht wegen ihn für einen Phantaſten oder Schwindelgeiſt halten wollte: denn er iſt ein Mann von geprüfter Erfahrung, von feſten Grundſätzen, ein Freund der Wahrheit, ein Freund der Kunſt, und der es für ſeine Pflicht hält, für das Wohl ſeiner Mitmenſchen zu thun, was er kann; übrigens aber

Ein Schauſpieler.

3.

Einige Nachrichten über Taubſtumme.

Auszug eines Briefes.

Den 15ten October führte ich meine Kinder auf einen Hügel, welcher das gewöhnliche Ziel unſer Spatziergänge iſt. Eben ging die Sonne unter. „Wo iſt die Sonne?“ fragte ich. — Da! — antworteten David, Auguſt und Karl. — „Seht, ſeht, wo bleibt die „Sonne?“ — Sie geht weg, — ſagten die beyden erſten ganz kaltblütig, bloß um zu antworten. Dieſe ſchöne Sonne reitzte ſie weder zur Bewunderung noch zur Aufmerkſamkeit. Die Sonne rührte ſie nicht, weil ſie keinen Begriff davon haben. Daraus lerne ich abermals, daß dasjenige, was uns intereſſirt, und wir für ſehr deutlich halten, nicht allemal für Taubſtumme iſt?

Es ſcheint mir nöthig, vor den Kindern, ehe ſie die Erhabenheit Gottes denken können, den Namen Gott ſorgfältig zu verſchweigen; und wenn ſie ihn zufällig von Fremden hören dem Worte eine gewiſſe andere, doch wahre Bedeutung unterzuſchieben, ohne es wiederholt zu nennen. Sagt z. B. ein Armer: Gotteslohn! und das Kind fragt: Was ſagt der? ſo iſt die Antwort: Er dankt für das Allmoſen und wünſcht, daß der Geber recht viel dafür empfange. — Aber ſo haben es Auguſt's Aeltern nicht gemacht. Wie Ihnen bekannt iſt, hat Auguſt ſein Gehör und iſt theils wegen Mangel des gemeinen Menſchenverſtandes theils und hauptſächlich wegen Zerrüttung oder fehlerhaften innern Beſchaffenheit des Nervenſyſtems in der wörtlichen Deutlichkeit zurückgeblieben: — daß er das Wort Gott zu Hauſe ſehr oft gehört hat, bemerkt man leider! faſt täglich. — Mittags den 16ten October nannte Auguſt dieſen ehrfurchtsvollen Namen, und meine Frau fragte ihn! ob er auch beten könne? — Er antwortete: „Farum nicht?“ Meine Frau ſagte: er ſolle doch beten! Allein er verſtummte.

Nunmehr meinte meine Frau: ich möge ihn ein Gebet lehren. Ich glaubte, es könne nichts ſchaden, wenn ich ihn ein Gebet lernen ließ, wovon er den Sinn faßt: ich ſchrieb ihm alſo auf:

Vor Tiſche.

Gott, beſter Vater, ſegne uns dieſe Speiſe, welche wir von deiner Güte empfangen und mit herzlicher Dankbarkeit zu uns nehmen wollen.

Nach Tiſche.

Deine Güte, o Gott, iſt täglich neu; Du gabſt uns Speiſe und Trank, wodurch unſer Leben erhalten und erfreut wird. Sey für deine allväterliche Güte gelobt, geliebt und verehrt, jetzt und in Ewigkeit. Amen.

Ich ſprach zu Auguſt'n: Leſen Sie mir dies vor! Er fing an das erſte Gebet zu leſen und zu — weinen. Ich ſtellte mich, ob ich ſein Weinen nicht merkte, ließ ihn jedoch das zweyte Gebet nicht leſen und ging ſogleich auf einige Minuten aus der Stube, ohne eine Miene zu verziehen. Bey meiner Zurückkunft weinte er heftiger, und die andern zeigten es mir. Nun mußte ich nach der Urſache forſchen: doch auf alle meine freundlichen Fragen und liebreichen Worte erhielt ich keinen Laut Antwort. Es iſt mir unerklärbar, weswegen er weint: vielleicht iſt es Furcht, daß er ſelten recht beten wird, weil er ſelbſt das, was er auswendig lernt, faſt niemals zuſammenhängend herausbringen kann; oder ſollte er auch ſchon den irrigen Begriff haben, welchen mehrern jungen Leuten eigen iſt, daß es erniedrigend und nur für kleine Kinder ſchicklich ſey, bey Tiſche zu beten? Im Fall das letztre wäre, will ich künftig laut beten, mit ſo viel äußrer Ehrerbietung, als mir für ihn zweckmäßig ſcheint.

Den 17ten October betete ich. Nach der Mahlzeit fragte ich Auguſt: „Können Sie das auswendig, was ich Ihnen aufgab? — „Nein, — ſtammelte Auguſt, der meinen Blick nie ſo ernſt geſehen haben mochte. „Sie müſſen es lernen!“ fuhr ich im härtern Tone fort. Was dieſer Befehl fruchtete, zeigt folgendes abgeſchriebenes Billet von David:

„Mein lieber beſter Herr Eſchke.“

„Als Sie drüben in der Stube waren, ſagte Auguſt
„zu mir: Herr Eſchke iſt ſehr ſchlecht. Auguſt
„iſt ſehr furchtſam, er fürchtet ſich zu beten. Er
„hat zu mir geſagt: ich habe das Buch und die
„Gebete zerriſſen. Er ſpielt mit Kugeln und lernt
„gar nicht.“

„Als Sie Karl lehrten, ſagte Auguſt zu mir
„ich will nicht gerne beten, ich will gerne faul
„ſeyn.“

„Ihr
Schönhauſen, „unterthäniger Diener
den 17. October 1793. „Johann David Genſch.“

Dennoch wird Auguſt die Gebete lernen müſſen. Denn ich befehle ſelten und ungern; habe ich aber befohlen, ſo muß es geſchehen.

Eben ſo ſollte man ſelten beſtrafen. Hat hingegen der Lehrer eine Strafe diktirt, ſo muß er ſich auf keine Weiſe und unter keiner Veränderung der Sache erbitten laſſen: er muß ſich mit dem Gedanken ſtählen: ſo iſt es für das Wohl meiner Zöglinge nöthig. Läßt ſich der Erzieher von ſeinen Zöglingen nur einigemal durch Schreien oder Schmeicheleien zu etwas erzwingen oder von der Strafe abbringen, ſo leidet ſein Anſehen unglaublich. Erreicht das Kind durch Schmeicheln ſeinen Willen, ſo wird es deſto unglücklicher; denn man iſt nie hart gegen Liebkoſungen, wohl aber gegen Trotz. Daß ich dies weiß und dennoch heute, den 17. October, dagegen fehlte, iſt nicht zu entſchuldigen; ich geſtehe es gerade zu und hoffe wegen meines feſten Entſchluſſes, künftig klüger zu handeln, von Ihnen Verzeihung. Dies iſt freylich das wenigſte, was ich thun kann, nämlich durch Schaden klug zu werden. Am 17ten October, Abends von fünf bis ſechs Uhr, beſchäftigte ſich Auguſt, David, Friz, Wilhelm und ich mit einer gymnaſtiſchen Uebung: Karl geht mit meiner Schweſter ſpatzieren. Dieſer kommt zurück und zeigt den andern: „Demoiſelle H. und ich ſind ſpatzieren gegangen, Herr „Eſchke, David, Auguſt, Wilhelm und Friz haben „nicht dürfen ſpatzieren gehen. Ihr ſeyd alle ſchlecht.“ — Den Augenblick wird mir das in Karl's Beyſeyn hinterbracht: ich wähne ihn nicht härter zu ſtrafen, als wenn ich gar nicht auf ihn und ſeine Rede zu merken ſcheine; allein damit richte ich nichts aus, denn bald wiederholt er ſolche. Jetzt dachte ich, die ſo ſtarke Furcht des Verluſtes würde ein kräftigeres Mittel ſeyn, mit dem ich Karl'n ſicherer von Schimpfworten zurückhalten könnte, als durch Stock und Ohrfeigen. Ich wollte ihn alſo durch die Furcht des Verluſtes eines ſinnlichen Gutes beym Abendeſſen feſſeln: eine Freundin aus meinem Geburtsorte ſpeiſte eben bey uns: ich nehme ſelten auf einen Anweſenden Rückſicht, weil ich immer nach meiner Ueberzeugung handle: ihre Gegenwart war mir daher gleichgültig. Bey Tiſche erkläre ich meinen Willen: meine Frau, welche das Weinen vermeiden, vielleicht auch den Gaſt mit keinem Ohrenſchmauſe regaliren wollte, und Karl baten ſo dringend, daß ich ſchwachköpfig genug war, endlich den Bitten nachzugeben. Ich widerſtand lange, mir blutete wirklich das Herz: ich konnte nur ein Paar Biſſen eſſen: und ich folgte ſicher jener Erziehungsregel, wenn meine Frau nicht bat.

Als Karl mir am 18ten October einen guten Morgen gewünſcht hatte, waren ſeine erſten Worte: „Verachten Sie mich?“ —

An demſelben Tage, Abends um neun Uhr ſagte Auguſt: er könne nicht ſprechen, ſo bald Jemand ihn anſehe, und gebot mir die Augen niederzuſchlagen. Ich ſtellte ihm alles vor, was ich glaubte hier vorſtellen zu müſſen, daß es unhöflich iſt, wenn man den, der ſpricht, nicht anſieht, daß man ſich aufmerkſam zeigen und nicht wegſehen oder, nach ſeiner übeln Gewohnheit, während der Zeit trinken darf u. ſ. f. Aber er blieb dabey: er möge Niemand anſehen und es müſſe ihn auch Niemand anſehen. Ja er war ſo offenherzig zu verſichern, er könne dieſe Unſittlichkeit ſich nicht abgewöhnen, weil er allemal lachen müſſe, ſo bald er Jemand anſieht. Meine Frage: welche Lächerlichkeiten er an jedem Menſchen entdecke? war ihm zu hoch, er wußte nicht, was ich geſprochen hatte, und fuhr wie aus einem Traume auf. Ich wiederholte dieſe Frage auf eine Art, wie ich mit einem zweyjährigen Kinde ſpreche. Nun brachte ich

ihn

der Urſprung des förmlichen mit Tackt und Rythmus begleiteten Geſangs und auch ſeine natürliche Verbindung mit dem Tanze begreiflich; und man wird nach einiger Ueberlegung, welche dieſe Bemerkungen ſelbſt an die Hand geben, ſich nicht mehr wundern, wenn man behauptet, daß auch die roheſten Völker die Muſik erfunden, und einige Schritte zur Vervollkommnung derſelben gethan haben.

Eben ſo wenig Schwierigkeiten war auch die Erfindung der Inſtrumentalmuſik ausgeſetzt. Der Trieb, unbekannte Dinge zu entdecken, iſt der menſchlichen Natur ſowol als der Hang zur Nachahmung eingepflanzt. Der Drang der Nothwendigkeit, das blinde Ungefähr, die Erfahrung ſetzt dieſen Trieb in Thätigkeit; er giebt dem Verſtande den erſten Stoß, die gefundene Bahn zu einer neuen Erfindung weiter zu verfolgen. In der Natur iſt nichts, das öfterer vorkömmt, als der Schall, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er dem erſten Menſchengeſchlechte verſchiedene Gelegenheiten und Anläſſe zur Erfindung muſikaliſcher Inſtrumente gegeben habe. Beſonders hat das Pfeifen der Winde im Laube, der Geſang der Vögel zur Erfindung der Pfeifen beygetragen, welche ſie der Natur gemäß aus Rohr, den Schienbeinen der Kraniche und anderer Thiere und hohen Pflanzenſtengeln bildeten. Der Schall hohler Körper führte ſie ohne Zweifel auf die Erfindung der Inſtrumente, die geſchlagen wurden, z. B. Paucken, Tympane, und der Klang ausgeſpannter Sehnen und Nerven von Thieren auf die beſaiteten Inſtrumente, wiewol die Zuſammenſetzung und der Gebrauch aller dieſer anfänglich, ſo wie bey dem Geſange, ſehr einfach und kunſtlos geweſen iſt. Wenn dieſe Betrachtungen über die Entſtehung ſowol der Vokal- als Inſtrumentalmuſik ihre Richihn zu der Antwort: „ich lachen müſſen, ich nicht farum wiſſen, ich nicht abgewöhnen, ſo bin einmal.“

So viel ich vermochte, legte ich ihm alles ans Herz, um ihn andern Sinnes zu machen; und er ſagte ganz kalt, was er immer ſagt: „ich in alles folgen, nur hierin nicht folgen können!“

Das Sonderbarſte iſt, daß er uns dies drey Tage hintereinander (den 19. 20. und 20. October) alle Mittage erklärte, ohne dazu aufgefordert zu werden. Doch fruchteten meines Weibes und meine Vorſtellungen den 21ſten October ſo viel, daß er ſagte: „Vielleicht ſich noch geben, ich ſuchen abgewöhnen!“

Den 20ſten October las ich eine Nachricht von dem Pfeffers Bad in der Schweiz (in der Olla Potrida 1793. St. 2.) und darin folgende Stelle: „Unter andern Eigenſchaften dieſes Bades erzählt man auch davon, die Forellen bleiben lebendig in dieſem Waſſer, gewelkte Blumen werden wieder friſcher darin, für das Geſicht und Gehör wurden außerordentliche Kuren gemacht; ein Tauber ſoll durch den Dampf des Badewaſſers wieder ſein Gehör erlangt haben.“ — Das Wörtchen wieder ſcheint zu verrathen, daß von einem Taubgewordnen die Rede iſt. Könnte ich vermuthen, daß das Pfeffers-Bad Taubſtummen nützlich ſey, ſo würde ich keine Mühe ſparen, hinter die Wahrheit zu kommen: und fände ich es, wie ich wünſchte, dann nützte das Bad mehr, als alle Inſtitute für Stumme. Doch würde die Stummheit nicht gleich wegfallen, wenn man auch dem Taubſtummen das Gehör verſchaffen könnte. Dieſen Satz behauptete zwar mein Schwiegervater; allein er irrte. Obwohl die Werkzeuge des Gehöres und der Sprache genau mit einander verſchwiſtert ſind, und ob es uns gleich natürlich däucht, jede Sprache nachzubilden; ſo iſt dieſe Verſchwiſterung dennoch nicht ſo genau, daß wir es zum Erſtenmale vermögen. Wir lernen nur allmälig ſprechen, wenn wir die, von andern gehörten Töne oft nachbilden, unſere eigenen hören und beyder Aehnlichkeit bemerken. Die Sprachglieder werden erſt durch Gewohnheit geſchmeidig. Wir lernen Buchſtaben und Wörter fremder Sprachen erſt nach Wochen und Monaten: denn die Sprache iſt ſelbſt für Hörende eine wiſſenſchaftliche Kunſt, zu welcher Zeit und Uebung gehört.

Seit geraumer Zeit führte **David** ſich ſo auf, daß er täglich mehr von meiner Achtung, meinem Zutrauen, meiner Liebe verlor. Ich that gegen ihn fremd, gab mich wenig mit ihm ab; er ſchien ſich nicht viel daraus zu machen. Ich verſuchte alle Antriebe und Beſſerungsmittel: ſie fruchteten nichts. — Den 20ſten October wollte ich Tinte aus Berlin mitbringen laſſen; ich ſah mich nach dem Tintenfläſchchen um und fand es endlich nebſt einigen Federn unter der Kommode. **David** hatte vorher die Woche gehabt, das Bücherbrett und die dahin gehörigen Sachen in Ordnung zu halten: ich zeigte ihm, wo die Tintenflaſche und Federn lagen, und ſagte: „das iſt liederlich!“ Es iſt über alle Vorſtellung, wie er dies aufnahm. Ich ſah einſt den Bürgermeiſter in meinem Geburtsorte einen Bäcker ausſcheuern, der das Brod um einige Loth zu leicht gebacken hatte: ſo, wie der ſtrenge Herr Bürgermeiſter, betrug ſich **David** gegen mich. Ich bekenne, daß ich wie eine Leiche ward; und ich wollte nicht gern meinen Aerger an **David** auslaſſen, befahl ihm alſo, mir aus den Augen in die Kammer zu gehen. Er gehorchte nicht eher, bis ich ihm zeigte: ich würde ein Mittel brauchen, das bey Subjekten, die ſich durch den Ungeſtüm ihrer Affekten oder durch Stupidität dem Thiere nähern und alſo einer beynahe thieriſchen Behandlung bedürfen, nöthig und heilſam iſt. Nun folgte er zwar, ließ aber die Kammerthür auf, und als er ſah, daß ich zur Stube herausging, lief er mir nach und erzählte meiner Frau durch Pantomine: „ich hätte ihn derb geſchüttelt.“ — Mich, der ich ihn nicht anrührte, ärgerte ſo eine ſchändliche Unwahrheit: und weil meine Frau mir ſagte, daß ich David nie ändern würde, indem ſein Vater und ſeine Mutter ſo wären, beſchloß ich nebſt einer Anzeige ihn ſeinen Aeltern zurückzuſchicken. Mit zitternder Hand ſchrieb ich an ſeinen Vater:

„Es thut mir Leid, daß ich Ihnen jetzt — wo ich „für David auf die ganze Zeit ſeines Lebens geſorgt zu „haben glaubte, — denſelben zurückſenden muß. Er „wird alle Tage widerſpänſtiger, und ich kann es nicht „länger mit ihm aushalten. Verſündigen würde ich „mich, wenn ich ihn ſo, wie er jetzt iſt, Jemanden „empfehlen wollte. Noch nie empfahl ich einen Menſchen, welcher die Eigenſchaften nicht hatte, die ich an „ihm rühmte und weshalb ich ihn einer Empfehlung „würdig hielt.“

„Ich hoffe mit Ihnen oder mit Ihrer Frau nächſtens über dieſen Punkt mehr zu ſprechen und bin ꝛc.

Kaum hatte ich dieſen Brief geſiegelt, als ich einen von David empfing, den ich im Original beyfüge. Daß er mich darin lobt, freut mich nicht, es deutet Falſchheit an; doch daß dieſer Brief äußerſt unvollkommen, mit keinem einzig richtig konſtruirten Satze iſt, das war mir lieb. Es iſt ein Beweis, daß ſein Herz im Aufruhr war, daß er blos fühlte und ſich nicht um das Gewand ſeiner Gefühle bekümmerte. Meine Frau ſtellte mir vor: es möchte mir Schande bringen, wenn ich ihn fortjagte; dies und der Gedanke, den armen Jungen unglücklich zu machen, ließ mich meinen Vorſatz brechen und ihn ganz aufgeben. Abends freute ich mich herzlich, daß ich David behielt, denn ſeine ältere Schweſter kam aus Spandau und brachte die Nachricht, daß ihr Vater am Fieber ſehr krank läge.

Den Unterſchied zwiſchen b und p, d und t hatte Wilhelm vorigen Monat ſchon gefaßt, aber völlig vergeſſen. Aller Mühe ungeachtet konnte ich ihn nicht wieder merklich machen. Endlich glückte es am 21ſten October: ich zeigte ihm, daß Wilhelm bey b die Zunge platt im Munde niederlege, ſo wurde der Ton weich: hingegen bey p ließ ich ihn die Zunge an den Gaumen drücken und die Lippen feſter anſchließen, ſo wurde der Ton hart; d und t lehrte ich eben ſo, nur daß ich anſtatt der Lippen die Zunge an die Unterzähne ſtemmen hieß.

Auguſt erzählte am 24ſten October, er wolle ſich eine Schiefertafel kaufen. Ich ſagte ihm, ſie koſte vier Groſchen. — „Vier Groſchen! Eins, zwey, drey, „vier!“ indem er an den Fingern zählte, „das iſt viel!“ — Er kann bis 50 zählen; er ſpricht ſogar von 100 und 1000; ich lehrte es ihn nicht. Welchen Begriff mag er von den Zahlen haben, da er vier an den Fingern zählt und 100 gar ſeltſam 001 ſchreibt? Daraus urtheile ich von allen Lehren, die auf große Rechnungen gegründet ſind, als wenn man den Kindern ſagt: „Churbrandenburg iſt 45 Meilen lang und 32 Meilen breit: „die Erde hat 5400 Meilen im Umfange: die Sonne „iſt über viertehalb Millionenmal größer als die Erde: „der Mond iſt 50000 Meilen von der Erde entfernt „und funfzigmal kleiner als ſie.“ Bloßer Wörterkram für Kinder! — In dieſem Augenblicke (den 24ſten October Abends um halb neun Uhr) fodert Auguſt, der mit David ſpielt, zwölf Groſchen für etwas. Da David ſie ihm nicht geben wollte, verlangte er nur 95 Thaler.

Ich gab Karl'n (der im Rechnen geübt iſt, dahingegen David wegen ſeiner Flüchtigkeit gar nicht rechnen kann) am 25ſten October folgende Addition auf und ſtellte die Zahlen, wie ſie hier ſtehen:

5 6 7 4 5 6 8 9 2 3
5
3 2 9 8 6 5 4 7 5

Er wurde dieſen Fehler in der Stellung nicht gewahr. Hieraus ſchließe ich, daß man die Grundſätze wiſſen kann, ohne daß deren Begriffe durch andere erweckt werden, die nicht mit ihnen individuell verbunden ſind. Ich ſtelle mir den Verſtand als eine aus vielen Stücken zuſammen geſetzte Maſchine vor. Dieſe Stücke müſſen lange zuſammen geſpielt haben, um Leichtigkeit der Bewegung zu erlangen. Die Ideen können in des Taubſtummen Verſtande ſeyn, allein die zum Spiele nöthige Geſchwindigkeit und Fertigkeit fehlet ihm, um ſich einander zu nähern und ſich mit einander zu verbinden.

Schönhauſen, den 27ſten October, 1793.

Ernſt Adolph Eſchke.

4.

Zwey Aktenſtücke zum Tagebuch des erſten Sächſiſchen Reichs-Contingents.

General-Stabs-Cantonnir-Quartier Nieder-Saulheim am 16. März 1794.

An Hrn. Obriſt von Wiedemann.

Es haben Ihro Chur-Fürſtl. Durchl. zu Sachſen ꝛc. mir gnädigſt anzubefehlen geruhet, wenn das zeithero im Felde geſtandene Corps zurück marchiret, ſämmtlich abgelöſt werdenden Regimentern, Bataillons und Detachements, ſowohl derſelben Staabs- und Oberofficiers für die von Denenſelben während des verfloſſenen ſo langen als harten Feldzuges ausharrend erwieſenen Muth, Tapferkeit, Standhaftigkeit und Treue Höchſt Deroſelben vollkommenſte Zufriedenheit und zugleich die lebhafteſte Erkenntlichkeit mit der Verſicherung zu erkennen zu geben, daß Ihro Chur-Fürſtl. Durchl. dieſe Höchſt Denenſelben und dem deutſchen Vaterlande geleiſteten Dienſte bey ſich ergebender Gelegenheit zu vergelten, auch vorzügliche Verdienſte zu ſeiner Zeit beſonders zu belohnen, in jedem Falle Sich zum Vergnügen ſeyn laſſen würden.

Gleichwie ich mich nun dieſes Höchſtgnädigſten Befehls mit innigſtem Vergnügen entledige, ſo habe Denenſelben auch allerſeits den verbindlichſten Dank für die in dieſem Feldzuge mir erwieſene Ergebenheit abzuſtatten, und nie werde ich es vergeſſen, wie lobenswerth der Eifer und die Treue, wie ruhmvoll die Tapferkeit des Corps, welches ich zu commandiren die Ehre gehabt, geweſen iſt, ſtets werde ich dem Corps das gebührendeſte mit Recht erworbene Lob und den durch Tapferkeit erfochtenen Ruhm bezeugen, eines jeden Verdienſte werde ich Ihro Chur-Fürſtl. Durchl. treulichſt anzeigen, und jede Gelegenheit, welche ſich darbietet, Denenſelben allerſeits meine treueſte Ergebenheit, meine vollkommenſte Hochachtung und meine Dienſtbefliſſenheit zu erweiſen, wird mir überaus angenehm ſeyn, ich halte mich aber auch dagegen Deroſelben allerſeitigen freundſchaftlichen Andenkens überzeugt, und wünſche Denenſelben einen vergnügten Rückmarſch, wozu ich anliegend zugleich die Diſpoſition ertheile.

A. J. H. von Linde.

An Sr. des commandirenden Herrn General-Lieutenants von Lindt Excellenz, Ritter des Königl. Pr. rothen Adler-Ordens nach Nieder-Saulheim.

P. P.

Höchſtzugebietender Herr Gen. Lieut.

In der tiefſten Submiſſion verehre ich und das mir gnädigſt anvertraute Bataillon Prinz von Clemens die huldreichſte und gnädigſte Zuſicherung der höchſten Zufriedenheit Ihro Chur-Fürſtl. Durchl. zu Sachſen unſeres gnädigſten Herrns mit dem Betragen des dieſſeitigen Bataillons während der verfloſſenen Campagne. Was kann einem Commandeur — einem Corps d'Officiers und überhaupt einem Bataillon ehrenvoller, ſchmeichelhafter und belohnungswürdiger ſeyn, als wenn ihnen ihr angebeteter huldreichſter Herr ſeinen Beyfall, ſeine Zufriedenheit zuwinkt! — Dies iſt das eifrige Beſtreben des treuen Unterthans — der ehrenvolle Zweck eines jeden rechtſchaffenen Soldaten, und der feurigſte Wunſch des biedern Sachſen! — Dieſes Glücks — dieſer Gnade, dieſer glänzenden Belohnung zugeſichert, von ſeinem Durchlauchtigſten Fürſten — dem Stolz Sachſens! zugeſichert — unterwinde ich mich und das Bataillon Prinz Clemens, gerührt und mit allen den Gefühlen der reinſten Treue und der höchſten Verehrung, den ehrfurchtsvolleſten lebhafteſten Dank in aller Unterthänigkeit dafür zu Füßen zu legen. Vereint fügen wir die pflichtvolleſte Verſicherung noch hinzu, daß es bis an das Ende unſerer Tage unſer heiligſtes und angenehmſtes Geſetz ſeyn wird, unſerm großen, weiſen, gerechten, gnädigſten und huldreichſten Churfürſten nach unſern Kräften, mit unſerm Leben und mit unſerm Blute in der vollkommenſten Treue zu dienen.

Das Bataillon Prinz Clemens wendet ſich nunmehro an ſeinen erhabenen commandirenden General-Lieutenant! An den Feldherrn, dem das Sächſiſ. Corps ſeinen in dieſem Feldzuge erlangten Ruhm und die Achtung ſeiner Waffen zu verdanken hat, in welche ſie ſich bey allen Nationen von Europa geſetzt! — Wie viel hat das unter Ew. Excellenz ruhmwürdigem Commando ſtehende Truppen Corps und beſonders das Bataillon Prinz Clemens Hochdenenſelben zu verdanken — dies Bataillon erinnert ſich mit dem dankbarſten Gefühl aller der ſerieuſen Vorfälle der verfloſſenen Campagne — der langwierigen Belagerung von Mainz, in welcher Hochdieſelben alle Nächte mit Aufopferung Hochdero eigenen Geſundheit und Lebenskräfte in unermüdeter Sorgfalt für die Ehre, den Ruhm und das Wohl der Sächſiſchen Waffen vor der Front des Bataillons unter freyem Himmel durchwachten — und bey jedem feindlichen Ausfalle die Bataillons in Schlachtordnung und dahin anführten, wo die Gefahr am größten und die Sicherheit des Corps bedrohet war! — Es erinnert ſich mit Entzücken der Affaire von Biſchmisheim, in welcher Ew. Excellenz ſich mit dem Commandowort: Bataillon Clemens ſoll avanciren! vor ſelbiges ſetzten und ſolches hierauf in eigener hoher Perſon gegen den Feind anführten. — Es erinnert ſich des unvergeßlichen 17ſten Novembers 1793 mit Enthuſiasmus des glorreichen Commandos Ew. Excellenz, wo das Schickſal des bey Bieſingen von einem dreymal ſtärkern Feind angegriffenen Sächſiſchen Corps lediglich durch Hochderoſelben weiſe Diſpoſitionen und Anordnungen zu ſeinem ehrenvollen und ſiegreichen Vortheile entſchieden ward. — Es erinnert ſich der Bataille vor Mohrlautern mit allen dem Gefühl derjenigen Würde, die eine eben ſo hartnäckige als entſcheidende Schlacht, an deren glücklichen und ſiegreichen Ausgange das Sächſiſche Corps unter Ew. Excellenz

cellenz heldenmüthiger Anführung ſo vorzüglichen und brillanten Antheil nahm — von allen Kennern des Kriegs verdient! — Es bewundert endlich und wird ſtets den kunſt- und ehrenreichen Rückzug von Kaiſerslautern nach der hieſigen Gegend bewundern, den das Corps unter Ew. Excellenz ruhmvollem Commando ohne Verluſt eines einzigen Mannes vollendete und damit zwar einen eben ſo fatiguanten als gefahrvollen, aber auch einen eben ſo thatenreichen als glorieuſen Feldzug beſchloß! —

Welcher Soldat — welcher Officier von Ehre und Vaterlandsliebe beſeelt, wird nicht wünſchen, ſelbſt mit Aufopferung ſeiner Ruhe und den Gemächlichkeiten des Friedens noch mehrere Jahre unter der ſo glücklichen, ſo weiſen, ſo tapfern und ſo glorieuſen Anführung eines Generals zu fechten, unter dem ſie auch nicht einen einzigen Tag Mangel an Brod, Geld und allen übrigen Bedürfniſſen des Lebens empfanden — der für ſie wachte — damit ſie nach vollbrachtem Dienſt ſchlafen konnten — der für ſie ſorgte — damit es ihnen an nichts mangele. — der ſie menagirte, wo es die Ehre der Waffen erlaubte — ſie aber auch mit vorleuchtendem Heldenmuth ins Feuer führte, wo es die Pflicht gegen unſern angebeteten Fürſten — wo es das Wohl des deutſchen Vaterlandes und Sachſens gerechter Stolz nothwendig machte! — Welcher Soldat — welcher Officier — welcher Sachſe wagt dann nicht mit Freuden ſeine geſunden Glieder — ja ſelbſt ſein Leben zur Vertheidigung der gerechten Sache — und wie glücklich iſt dann nicht ein Fürſt — ein Land und eine Armee! —

Wir gehorchen zwar in tiefſter Submiſſion dem uns allemahl heiligen Befehl unſers Durchlauchtigſten Churfürſten — gehen nach Sachſen zurück — und verehren mit dem feurigſten allerunterthänigſten Danke Höchſtderoſelben landesväterliche gnädigſte Abſicht gegen uns — aber auch mit eben ſo willigem Gehorſam und mit Freuden hätten wir, den Krieg ausdauernd, unter Ew. Excellenz ſo ausgezeichnet thatenvollem glücklichen Commando gegen den Feind des deutſchen Vaterlandes gefochten, um das Werk mit einem glorieuſen Ende zu krönen, welches wir anfingen! —

Ich faſſe die Wünſche der treuen, biedern Thüringer, die ſich noch mit Enthuſiasmus erfreuen, daß Ew. Excellenz einſtens als ihr Obriſter an ihrer Spitze ſtanden — ich faſſe den unbegränzten Dank jedes einzelnen Gliedes dieſer Sachſen — ich faſſe den allgemeinen Zuruf dieſer braven Soldaten in einen Ausruf:

Gott laſſe es unſerm geliebten Feldherrn in der
künftigen Campagne wohlgehen!

zuſammen, und erſterbe als

Ew. Excellenz
unterthänig gehorſamſter Diener
von Wiedemann.

IV.

Anekdoten.

1.

Als man Johnſon fragte, was der König mit ihm geſprochen hätte, ſagte er: The queſtions of His majeſty were *multifarious*; (ſo ſehr war er gewohnt, lateiniſche Wörter in der Engliſchen Sprache zu adoptiren, und ſogar im gemeinen Leben einzuflicken) but, thank God! he answered them all himſelf. (Se. Majeſtät fragten mancherley; aber, Gottlob! Sie beantworteten alles ſelbſt.)

2. Der

tigkeit hat, ſo iſt die Frage: welchem Volke des Alterthums dieſe Erfindung zugeeignet werden müſſe? überflüſſig. Alle haben ſie erfunden; die Kamtſchadalen, Irokeſen, Patagonen, ſo gut als Aegypter, Chaldäer und Griechen; nur in Anſehung der mehrern oder mindern Ausbildung der Kunſt ſind ſie unterſchieden.

Aus dieſer Bemerkung iſt auch die Verſchiedenheit in der Angabe der Erfinder der Muſik bey den alten Schriftſtellern zu beurtheilen, von welchen bald Merkur, bald Apollo, bald Oſiris, bald Hermes, bald Hermione und Cadmus, bald Chiron, Amphion, Orpheus, und andere mehr die Muſik erfunden haben ſollen. Sie können alle darzu beygetragen, mehrere können die Flöte, mehrere die Zitter u. ſ. w. erfunden haben, ohne daß einer von des andern Erfindung etwas zu wiſſen brauchte. Dieſe Betrachtung über den natürlichen Urſprung der Tonkunſt macht es begreiflich, worinn eigentlich ihr Weſen beſtehe; nemlich in einer Folge von Tönen, die Empfindungen und Leidenſchaften ausdrücken, und die Kraft haben, dieſelben zu unterhalten und zu verſtärken. Der Gemüthszuſtand der Menſchen, in welchem der Geſang ſeinen erſten Urſprung genommen hat, ſcheint Heiterkeit und Freude geweſen zu ſeyn, und Niedergeſchlagenheit, Traurigkeit und alle Empfindungen und Leidenſchaften, die einen Anſtrich von Melancholie haben, erſt ſpäter durch eine Folge von entſprechenden Tönen, ausgedruckt worden zu ſeyn. Der Ausbruch einer freudigen Empfindung im Jauchzen und Singen, iſt leichter, als der einer ſchwermüthigen, traurigen; und es erfordert Nachdenken, Ueberlegung und Kunſt dazu, andern durch eine Folge abwechſelnder Töne dieſe Empfindungen mitzutheilen. Man kann dieſe Bemerkung noch täglich unter dem Volke machen; ein armer Handwerksmann, den Kummer und Noth drückt, verrich-

2.

Der Marquis von Conflanz ſcherzte einmal mit dem Kardinal de Lugnes darüber, daß er einen Ritter vom Ludwigsorden zum Schleppenträger habe. Der ſtolze Prälat erwiederte: das ſey immer ſo ſeine Art geweſen, und ſonſt habe er einen aus der Familie Conflans gehabt. Freylich, ſagte der Marquis, iſt es ſchon lange; daß einige unglückliche Edelleute von meiner Familie ſich in der Nothwendigkeit befunden haben, à tirer le diable par la queue; eine ſprichwörtliche Bezeichnung des äußerſten Elends.

3.

Man wundert ſich über die jetzige Gleichgültigkeit des franzöſiſchen Volks gegen die Blutſtröme der Guillotine. Dieſe Geſinnung herrſchte von jeher bey den Franzoſen. Folgender Zug mag es beweiſen. Als die Pferde ſich ſehr anſtrengten Damiens zu zerreißen, und von den Henkern ſehr angetrieben wurden, rief eine Dame, die aus den benachbarten Fenſtern mit unverwandten Augen zuſah: ah! les pauvres chevaux!

4.

Der Sohn des Herzogs von Penthièvre, der einzige Stammhalter dieſes Zweiges des Bourbonſchen Hauſes, ſtarb im Jahr 1764 als ein Opfer ſeiner Ausſchweifungen, vornemlich ſeiner Liebe zu einer Sängerin Miré. Man ſetzte ihm die muſikaliſche Grabſchrift:

MI´ RE LA MI LA

eigentlich: Miré l'a mis là.

5.

Ludwig XVI. wünſchte einmal dem Marſchall Herzog von Richelieu zu ſeiner Geneſung Glück. Sie ſind noch jung, ſagte er, Sie haben erſt die drey Menſchenalter erlebt. „Oder vielmehr, verſetzte der Herzog, drey Regierungen." — Nun gut und was denken Sie von ihnen? „Sire, antwortete der Herzog, unter Ludwig XIV. wagte es keiner, ein Wort zu ſprechen, unter Ludwig XV. flüſterte man; und unter Ew. Majeſtät ſpricht man laut.

6.

Ein Engländer ſchalt einmal einen franzöſiſchen Bürger einen Deiſten. Non Monſieur, antwortete er ihm, je ne ſuis pas Déiſte, je ſuis un Anti-Dieu.

7.

Calonne machte einmal einer Dame, in die er verliebt war, eine Handvoll Piſtazien, in Papier gewickelt, zum Geſchenk, und bat ſie dabey, dieſe Papiere beym Aufwickeln nicht zu zerreißen. Die Dame wünſchte eine Schachtel zu haben, um ſie aufzubewahren. Der ſinnreiche und verliebte Miniſter ſchenkte ihr eine reich mit Brillianten beſetzte goldne Doſe; und wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie die Doſe öfnete, und ſie voll neuen Louisd'ors fand, und beym Aufwickeln der Papiere ſah, daß jedes eine Anweiſung an die Rechnungskammer auf 300 Livres war! —

8.

Einige Jahre nach der Thronbeſteigung der ruſſiſchen Kaiſerin Katharina der Zweyten, kam der Fürſt Potemkim, der bey derſelben in der größten Gunſt ſtand, die Schloßtreppe herauf, um dieſer Dame ſeine Aufwartung zu machen, und begegnete auf der Mitte derſelben dem Fürſten Galizin, der Peters des Dritten größtes Vertrauen beſaß. Um nicht aus der Faſſung ge-

gebracht zu ſcheinen, wandte jener ſich zuerſt mit der Frage an dieſen: Was hört man denn Neues bey Hofe? Sie kommen ja eben daher. Nichts, verſetzte Galizin kalt, auſſer, daß Sie herauf ſteigen, und ich herab.

V.

Naturgeſchichte.

Etwas zu der Naturgeſchichte des Sälmlings und Salms.

Wir kennen den ſchönen und edlen Fiſch, den wir mit dreyen Namen, und bey uns als drey Arten, Salm, Sälmling, Lachs zu nennen pflegen, nur in ſeiner Kindheit, und im ſpätern Alter. Er iſt Fremdling wie die Störche, und andre Zugvögel, und ſeine wahre Heimath ſind vornemlich die beyden Meere, die Oſtſee und die Nordſee. Was die helvetiſchen Flüſſe betrifft, ſo ſteigt er durch den Rhein, ehmals zu tauſenden, nun noch zu hunderten bis an die Gränzen der ſich dahin ergieſſenden Hauptſtröme. Die Chroniken von Luzern, Bern, Baſel, Schafhauſen, Zürich enthalten Anzeigen von außerordentlichen Lachsfangen, bey denen etliche hunderte in einem Winter in den eingeſchränkten Bezirken dieſer Städte gefangen werden. Baſel treibt oder trieb vielmehr ehmals, einen beträchtlichen Verkehr damit, und der nur nicht alles erſchöpfenden Kunſt der daſigen Fiſcher, nebſt der freyen Rheinfahrt iſt es zu danken, das ſo viele Städte Helvetiens das Fleiſch des Lachſes verſuchen, Klöſter ihre Faſten deſto eher beſtreiten, und delikater Gaumen ſelbſt den Salm, (das iſt den Fiſch in ſeiner beſten Jahrszeit) um theure Bezahlung aus den obern Rheingegenden erhalten können. Es iſt allerdings nur die unglaubliche Fruchtbarkeit des Fiſches einerſeits, und der unüberwindliche Naturtrieb, ſeine Eyer den reinen Gewäſſern auch des Schweizerlandes, mehr als hundert Meilen von ſeinem Vaterland entfernt, zur glücklichen Ausgeburt anzuvertrauen, Urſache, daß wir ihn perſönlich kennen und friſch genießen können. Er geht nach tauſend Gefahren, die er den Rhein hinan beſtanden hatte, in die ſchmalen, untiefen und hellen Waſſer, wo der Feinde ſo viel auf ihn lauren, und ſo mächtig bewafnet ſind, für ſeine künftigen Jungen, die er nie erblickt, einem gewiſſen Tod entgegen. Man will zu Glarus und Altdorf ſchon Lachs in Lint und Reuß geſehen haben; vielleicht, daß es ihm, als Meerthier auch nicht ſo ſchwer fällt, ſüße ſtehende Waſſer von acht bis zehn Stunden zu durchkreutzen, und den dem Menſchen unmerklichen Spuren des Flußwaſſers nachzugehn. Unüberſteiglicher iſt ihm der Rheinfall von Lauffen; und man zweifelt mit Recht, ob die Erzählungen vom Heraufklättern durch den Sturz des Rheins wahr ſind. Am Fuß deſſelben fängt man denſelben zahlreich. Die gewöhnlichen Gränzen wären alſo, der Rheinfall bey Schafhauſen, Zürich am Haupt der Limmat, Bern und Thun an der Aare, Luzern an der Reuß. Trübe Waldſtröme, wie Thur, Töß, Emme, und Bächen ähnliche Flüßgen beſucht er kaum in der Mündung. Reinheit der Waſſer, und eine gewiſſe Tiefe ſcheinen ihm unentbehrlich.

Bekannt iſt, daß Alter, Geſchlecht, Jahrszeit ſeinem Fleiſch verſchiedenen Werth, und ihm ſelbſt verſchiedene Namen geben. Salm (Salmo Salar im

Forellengeſchlecht, unter den Piſc. abdominal. bey Linne) heißt der Fiſch im Frühjahr bis zu Ende des Heumonats, wenn er fetter, derber, ſchmackhafter iſt; er kömmt den Schweitzern um theure Preiſe von Lauffenburg und dem Rhein her. Lachs iſt ſein Name, vom Auguſtmonat bis zum neuen Jahre, die Zeit, wo er gemeiniglich in Aar, Reuß und Limmat gefangen wird. Das Männchen, der Milchner, hat von ſeinem krummgebogenen Kiefer, den Namen Haggen bekommen; das Weibchen, der Rogner, nennen die Schweitzer die Luderen. In dieſer Zeit iſt ihr Fleiſch weich und ſchlecht. Ein Pfund Lachs gilt nicht viel mehr als gemeines Rindfleiſch, indeſſen der Salm das Pfund 20 ß. bezahlt wird. In Baſel und Schafhauſen ſind die Preiſe in Zeiten guten Fangs noch viel niedriger. Größern Werth hat der kleine Sälmling, und lebt in Geſellſchaft ſeiner Verwandten, der Forellen. Die verſchiedne Lebensart, die verſchiednen Fiſchergeſetze, und Anſtalten zum Fang haben aus einer Fiſchart, zwey und drey gemacht. Weil der Salm ſeine früheſte Kindheit bey uns zubringt, und auch im Alter uns wieder beſucht; ſo ſteht er unter den einheimiſchen Fiſchen auf der großen Fiſchtafel *), lebt unter den Polizeygeſetzen der Stadt in ſeiner Jugend, die zu ihm Sorg trägt; allein in ſeinem geſtandnen Alter iſt der Lachs für Vogelfrey erklärt, er darf in allen Jahrszeiten gefangen werden; und alle Bürger, nicht nur die Fiſcher, dürfen ihm auflauren.

Man erſtaunt, wenn man lieſt, wie unzählig viele Salmen von Holländern ſchon beym erſten Verſuch in

den

---

*) Dieſe in zwey großen Tafeln beſtehende, alle Fiſche des Sees und der Limmat nach der Natur gezeichnet und gemahlt, und einige Fiſchergeſetze enthaltende, ſchöne Fiſchtabelle hängt auf dem Rathhaus der Stadt Zürch, und iſt jedermann zugänglich.

den Rhein zu gehen, wenn im Frühling die breite Mündung des Stroms ſich ihnen öfnet, gefangen werden. In der ganzen Länge des Stroms bis Baſel ſind unglaublich viele Anſtalten ihn auf alle Weiſe zu berücken. Nur die Beobachtung, daß ein einziges Weibchen 20 bis 30000 Eyer hat, und die muthige Klugheit des Thiers, Gefahren auszuweichen, und Schwierigkeiten zu überwinden, erklärt uns die Möglichkeit, daß ſo viele Lachſe den Schweitzern zu Theil werden. Von ihren künſtlichen Zügen und verſchiedenen liſtigen Ränken mögen wir wenig aus Erfahrung wiſſen, denen nur die wenigen Flüchtlinge der ſchon erſchlagenen Haupttruppen, zu einzelnen Paaren zu Geſicht kommen. Was wir ſehen, iſt, daß ſie ſich im Herbſtmonat und gegen den Winter tiefe Gruben hölen, die Steine in etwelche Ordnung legen, und den abgelegten Saamen mit klebrichtem Schleim überziehen, der die Lachsgruben durch das helle untiefe Waſſer von weitem kennbar macht. Wenn im Winter bey allzu kleinem Waſſer die Gruben aufs Trockne kommen, ſo verdirbt dennoch der Saame nicht, ſondern wird bey wachſendem Strom, und an der Wärme der Frühlingsſonne lebendig. Dieſe Arbeiten ermüden den Fiſch, er wird hager, ſein ſonſt röthliches Fleiſch weißlicht und kraftlos; er ſelbſt verbirgt ſich in ſtille, ſchattichte Gründe, und kehrt beym allzu kleinen Waſſer, wenn ihn das faſt unvermeidliche Schickſal verſchont, in den tiefen Rhein zurück.

Wenn indeſſen die alles erneuernde Frühlingswärme auch die Eyer des Salms im zunehmenden Waſſer der Limmat belebt; ſo kriechen der Sämlinge bey tauſenden hervor, und zeichnen ſich Kammern durch ſchwärzlichte Pünktchen vor den Forellen aus. Schon den kleinen Sälmlingen ſind tiefe Flüſſe angenehmer als Bäche, und reine Waſſer lieber als ſchlammichte Ufer. Daher ſind ſie ſelbſt aber auch eine zarte, ſelbſt Kranken geſunde Speiſe. Verdachtlos ſchwimmen die kleinen in zahlloſer Menge geſellſchaftlich längſt den hohen Ufern. Das Geſetz macht ſie unverletzlich, bis ſie die Länge eines Fingers haben. Man ſieht ihrer oft ganze dichte Reihen unter dem jungen Aufwuchs der Forellen und Aeſchen längſt den von Steinen gebauten Dämmen der Limmat in der Stadt den Strom hinandringen, an der Oberfläche des Waſſers. Man fängt ſie hierauf auch klein in großer Menge: was von ihnen übrig bleibt, ſchwimmt gegen das Ende des Sommers tiefern Strömen zu. Im Meer wächſt der kleine Sälmling zum ſtarken Salm an.

Gegen keinen Fiſch ſind ſo viele und ſo verderbliche Anſtalten erfunden worden. Sie treten zu tauſenden bey Baſel in die Schweiz; allein zu tauſenden werden ſie ſchon bey dem Eintritt mit Garnen an den Mündungen der Birs, des Birſig und Wieſenfluſſes gefangen. Man hat Gitter und Fangkaſten bey Lauffenburg für ſie in Bereitſchaft, wo es faſt unmöglich ſcheint, daß ſie ſollten entrinnen können, und Waagen, (eine ähnliche Maſchine) zwiſchen Baſel und Lauffenburg. Man bindet ſogar Weibchen an Stricken in die Maſchinen, die Männchen herbey zu locken. Eine Lachsfalle im Lauffen fängt ihrer manchen. Salmen und Spreitgarne umzingeln ſie an andern Orten gänzlich, über die ſich oft der Monarch des Fluſſes mit einem Sprung rettet. Was allen dieſen Mordanſtalten bis nach Waldshut entgeht, dringt in die Aare, und bald in die Limmat und Reuß. Von den Brüggen zu Zürich werden ihm gelegentlich die ſchrecklichen Harpunen mit acht und mehr Zacken mit Wiederhacken in den Leib geworfen, mit welchem ſie etwa viele Schritte weit ſich forttreiben, bis ſie abgemattet der Schwere des Eiſens nachgeben, und liegen blieben. In der Limmat fangen ſie der Reihe nach die Vogelſänger- Bader- Wettinger- Dietiker- Fahr- Höngger- Altſtetter- Wipkinger Fiſcher. Der kleine Ueberreſt fällt in die Hände der Zürcher, welche dieſelben ſo wie die drey letztgenannten Fiſcher auf den öffentlichen Markt in Zürich tragen, und nach der gemachten Taxe verkaufen müſſen. Die Menge nimmt von Jahr zu Jahr ab, woran die engergewordenen Eingänge in die Aar bey Coblenz, welche durch kleine neuentſtandne Inſeln beſchränkt werden, die immer zunehmende Kunſt und der Eigennutz der Fiſcher am Rhein, u. ſ. w. Urſache ſeyn ſollen.

Noch ſind die Menſchen nicht des Lachſes einzige Mörder. Armſelige Blutſauger hängen ſich an ſeinen Schwanz und die weichern Theile ſeines Körpers. Sie ſollen den Fiſch ſo entſetzlich martern, daß er ſich wüthend im Waſſer herumwälzt, und ſeine Feinde an den Ufern zu erdrücken ſucht. Man traf ſchon von ihnen ausgeſogne Salmen, tod an den Ufern liegend, an. Die Sälmlinge aber ſind größren Raubfiſchen eine wollüſtige Speiſe. *)

---

*) Maurers kleine Reiſen im Schweizerlande. Zürich 1794.

VI.

Biographie.

Charakter des Scipio Aemilianus mit dem Zunamen der jüngere Afrikaner.[*]

Welches Volk alter und neuer Zeit iſt wohl im Aeußern glänzender, in ſeinen Begebenheiten merkwürdiger, und welches ſchon deswegen für jeden wichtiger, weil es im Alterthum die Reihe ſo vieler großen und denkwürdigen Völker ſchließt, welche es größtentheils erſt in ſich verſchlang, um ſich hernach ſelbſt zu verſchlingen, als — die Römer?

Und wer die Geſchichte dieſes Volks auch nur aus einer allgemeinen Ueberſicht kennt, der weiß auch, daß dies, ſo wie jedes andere Volk ſeinen Glanz und ſeine Größe vorzüglich einigen Männern in verſchiedenen Perioden ſeiner Geſchichte verdankt, welche, gleich ſtrahlenden Sonnen, alle neben ihnen leuchtende Geſtirne verdunkeln. Und wer beydes weiß, dem brauch' ich's wohl nicht erſt weitläuftig zu ſagen, daß derjenige Scipio, den man von ſo vielen andern Helden der Scipioniſchen Familie durch den Beynamen des jüngern Afrikaners unterſcheidet, ein Mann und Held iſt, der nicht bloß in der Geſchichte ſeines Volks, ſondern auch der Welt, Epoche macht. Ein Mann, ſage ich, und Held. Betrachten wir ihn einmal zuerſt von der Seite, von welcher ihn ſeine Zeitgenoſſen am meiſten bewunderten und anſtaunten, und wodurch er ſeinen Namen furchtbar in Afrika und Spanien, groß in Rom und unſterblich bey der Nachwelt gemacht hat, das iſt, als Held.

Wenn wir nun bey der Geburt unſers Helden anfangen und auf ſeine Jugendgeſchichte, ſo weit wir ſie haben, zurückgehn und da ſehn, wie und wodurch er das wurde, was er ward; ſo iſt auch er ein beſtätigendes Beyſpiel von jenem Satz: Helden zeugen Helden. Denn würdig ſeines Vaters und Großvaters, welche die Römer unter ihre erſten Helden zählten — weil dieſer den zweyten Puniſchen Krieg für die Römer ſo rühmlich geendigt hatte, *) jener eben damals Macedonien unterjochte — machte er ſchon in ſeinem ſiebzehnten Jahre, an der Seite ſeines ſiegreichen Vaters, den Macedoniſchen Feldzug mit und ſein ſchon in dieſem Alter raſcher Muth machte, daß ſich ſein Vater ſeiner nicht zu ſchämen brauchte, da er beſonders bey Verfolgung des fliehenden Feindes vor vielen weit ältern Kriegern ſich rühmlich auszeichnete.

Mit gleichem Muthe ſehen wir ihn in ſeinem 33ſten Jahre einen wilden Spanier, der den tapferſten aus dem Römiſchen Heere zum Zweykampf herausgefordert hatte, ſich muthig entgegenſtellen, und ſeinen an Körpergröße und Stärke ihm weit überlegenen Gegner glücklich erlegen; und bey einer andern Gelegenheit dadurch, daß er zuerſt die Mauern einer beſtürmten Stadt erſtieg, ſich den bey Römern ſo koſtbaren Mauerkranz rühmlich erringen: und dies alles in Spanien, wo die Römer damals ſeit einigen Jahre durch keine Siege ermuntert, wohl aber durch viele Niederlagen waren ge-

beugt

---

*) im J. Roms 550. Dies iſt aber ſein adoptirter Großvater, Scipio der ältere Afrikaner: ſein eigentlicher Großvater, L. Aemilius Paulus, war in der mördriſchen Schlacht bey Kannä gegen den Hannibal geblieben im J. R. 537.

verrichtet ſeine Arbeit in einem traurigen Stillſchweigen, das höchſtens zuweilen nur durch einen Seufzer, durch ein Ach unterbrochen wird, indeß ein andrer ſorgenloſer ſeine Gemüthsruhe, ſeine Freude, durch Pfeifen, Trällern und Singen ausſtrömen läßt. Dieß iſt alſo das Weſen und der Zweck der urſprünglichen Muſik, und ſie behält beyde, die Kunſt mag die Zuſammenſetzung der Töne ſo ſehr verfeinern und vervollkommnen, als ſie es in unſern Zeiten gethan hat. Ein Tonſtück, das nicht Empfindungen erweckt, iſt kein Werk der ächten Muſik; und wenn die Töne noch ſo künſtlich aufeinander folgten, die Harmonie noch ſo mühſam überlegt, und nach den ſchwerſten Regeln richtig wäre, ſo iſt das Stück, das uns nichts von den erwähnten Empfindungen ins Herz legt, nichts werth. Dies iſt der Probierſtein, auf welchem ein muſikaliſches Stück, deſſen Werth und Güte man beurtheilen will, abgezogen werden muß, vorausgeſetzt daß der Beurtheiler ein Menſch von Gefühl ſey, und das Wirken der Empfindungen und Leidenſchaften nach ihren Arten und deren Stufen kenne. Die Mittel, die dieſe Kunſt anwendet, um dieſen Zweck hervorzubringen, ſind erſtlich: der Geſang, oder die Folge einzelner Töne, inſofern ſie nach der beſondern Natur der Empfindung langſamer oder geſchwinder fortfließen, geſchleift oder geſtoßen, tief aus der Bruſt oder blos aus der Kehle kommen, in größern oder kleinern Intervallen voneinander getrennt, ſtärker oder ſchwächer, höher oder tiefer, mit mehr oder weniger Einförmigkeit des Ganges vorgetragen werden. Eine kurze Folge ſolcher Töne wird ein melodiſcher Satz, oder ein muſikaliſcher Gedanke genennt; und aus verſchiedenen Sätzen, deren jeder das Gepräge der Empfindung hat, beſteht der Geſang. Zweytens, die Tonart, in welcher ein Gedanke vorgetragen wird. Wenn unter den mannigfaltigen Tonleitern beugt worden. Allein Scipio wußte bald den Muth ſeiner niedergeſchlagenen Mitbürger wieder aufzurichten. Denn da bey einer ſo allgemeinen Verzagtheit keiner mehr Kriegsdienſte in Spanien thun wollte, wo jeder nicht Sieg hoffte, ſondern gewiſſen Tod erwartete; ſo trat Er auf und erklärte ſich zur Uebernahme eines jeden Dienſtes, den man ihm auftragen würde, bereit.

In ſolchen Gefahren zum Krieger gebildet und vom Glanz ſolcher Thaten umſtrahlt, wurde er zwey Jahre darauf *) Kriegstribun in Afrika, wo man damals das ſchon äußerſt geſchwächte und jetzt der Verzweiflung nahe gebrachte Karthago grauſam bekriegte und hart belagerte. Und wiewohl die Würde, die er hier bekleidete, nicht ſo groß war, daß ſie ihm Gelegenheit hätte geben können, ſich vorzüglich auszuzeichnen; ſo rettete er doch durch ſeine Entſchloſſenheit und Klugheit das eine Mahl zwey andere Kriegstribunen, welche mit ihren Haufen zu weit in den Feind vorgedrungen waren, und das andere Mahl das ganze Heer, welches durch die Unvorſichtigkeit ſeines Generals, der den Rath unſers jüngern Helden ſtolz verachtet hatte, ſo weit gebracht war, daß, wäre ihm Scipio mit ſeinen Reitern nicht zu Hülfe geeilt, es vom Feinde eingeſchloſſen und ganz würde niedergehauen ſeyn.

Dieſe und ähnliche Verdienſte unſers Scipio nun waren ſo augenſcheinlich und ſo glänzend, daß jener 80jährige Kato, deſſen gewöhnlich zu ſtrenger Gerechtigkeitseifer und mürriſches Alter gewiß keinem ſchmeichelten, gleichwohl von den Römiſchen Soldaten in Afrika ſagte: Alle andere ſind Schatten, nur Scipio lebt! Und dieſes Zeugniß eines ſolchen Mannes, aus deſſen Munde man nur ſtrenge Wahrheit zu hören gewohnt war, und der weit und breit erſchollene Ruf von der Klug-

---

*) im J. R. 604.

Klugheit und Entſchloſſenheit dieſes jungen Helden und die allgemeine Liebe des ganzen Heers entflammten das ganze Römiſche Volk mit ſolchem Enthuſiasmus gegen ihn, daß, da er im folgenden Jahre nach Rom kam, um ſich um die Aedilwürde zu bewerben, der einſtimmige Wille des Volks ihn zum Konſul ernannte und ihm das Kommando in Afrika gab, ohne auf ſeine Jugend und auf die Geſetze, die gegen ihn waren, Rückſicht zu nehmen.

Und ſo ging dieſer 36jährige Mann, bekleidet mit einer Würde, worauf ſonſt ein verdienter 44jähriger Römer mit Recht ſtolz war, unter den beſten Vorbedeutungen nach Afrika, um hier die Stadt, welche ſein adoptirter Großvater ſo mächtig erſchüttert hatte, von Grund aus zu zerſtören. Und was für Klugheit und Heldenmuth hier nöthig war, kann man ſchon aus einigen einzelnen Umſtänden abnehmen. Es war eine ſeit 700 Jahren durch Krieg und Handel blühende Stadt, deren für die Belagerten äußerſt vortheilhafte Lage am Meere die Belagerung überdies ſehr erſchwerte; eine Stadt, mit der die Römer ſchon zweymal die blutigſten Kriege geführt hatten, welche ihnen ſeit mehr als hundert Jahren *) in Sicilien, Spanien und Italien den Kern dieſer edelſten Mannſchaft gekoſtet hatten; eine Stadt, die auch in dem jetzigen, als dem dritten mit ihr von den Römern geführten Kriege ſchon ſeit drey Jahren die angeſtrengteſte Belagerung ausgehalten und die verzweifeltſte Gegenwehr gethan hatte; eine Stadt endlich, die ſelbſt ein ſolcher Held über Jahr und Tag belagern mußte, bis endlich ein ſechs Tage und ſechs Nächte ununterbrochener immer mit friſchen Soldaten fortgeſetzter Sturm die Belagerten zwang, ſich in dem Schutt und unter den Trümmern ihrer Stadt zu begraben,

---

*) der erſte Puniſche Krieg fing an im J. R. 488.

graben, auf eine Art, wovor die Menſchheit zurückſchaudert, wobey ſelbſt der kriegeriſche und hier durch die hartnäckigſte Gegenwehr bis zur äußerſten Wuth gereitzte Römer eine Thräne des Mitleids weinte. Denn es war eine Belagerung und Zerſtörung, ſchrecklich und fürchterlich, wie ſie bis dahin die Menſchheit noch nicht erlebt hatte; da, etliche wenige, die ſich zuletzt dem Sieger übergeben hatten, ausgenommen, alle Einwohner, der abgelebte Greis, wie der junge Krieger; das Mädchen, wie die Mutter, den Säugling auf dem Arm, ſich in eben die Flamme ſtürzten, die ihr Vaterland fraß, und die nach glaubwürdigen Zeugniſſen ſiebzehn Tage ununterbrochen fort wüthete, bis ſie alle prächtige, aus der Beute ſo mancher andern Völker aufgeführte Paläſte verzehrte.

Und ſo fiel das ſtolze Karthago von ſeiner für die Römer ſo furchtbaren Höhe, von der es genug iſt zu ſagen, daß es einen Hannibal hervorgebracht hatte, und daß die Römer ſelbſt ſich nicht eher ſicher glaubten, als bis ſie dies geſtürzt ſahen: und fiel durch den Scipio, der mit Beute beladen, mit Ruhm gekrönt in Roms ſtolze Mauern auf erhabenem Triumphwagen einzog, und durch den mit Schweiß und Blut errungenem Zunamen des jüngern Afrikaners dieſen Sieg und ſeinen Namen in dem Tempel des Ruhms mit flammender Schrift eingegraben hat.

Nach dieſen ſo ruhmvollen Thaten genoß jetzt unſer Held in ſeinem Vaterlande ruhig den Frieden, welchen jenes ihm dankte, wiewohl er deswegen als Staatsmann nicht aufhörte, durch ſeinen einſichtsvollen Rath ihm auch im Frieden nützlich zu werden, da wir ihn etliche Jahre darauf *) die Cenſur mit rühmlichen Eifer für das Wohl ſeines Vaterlandes bekleiden ſehen; bis endlich dieſe

---

*) im J. R. 611.

ſeine ehrenvolle Ruhe durch den berüchtigten Numantiniſchen Krieg unterbrochen wurde. Die Römer hatten nämlich mit dieſer zwar ſehr mittelmäßigen, aber durch ihre vortheilhafte Lage mächtigen Stadt ſchon ſeit zehn Jahren Krieg geführt, und waren zweymal gezwungen worden, einen ſchimpflichen Frieden zu ſchließen. Dieſe erlittene Niederlage und der dadurch geſchändete Römiſche Name bewogen die Römer, dieſen Fleck durch den auslöſchen zu laſſen, auf den ſchon alle Augen ſahen, und den ſchon alle Gemüther ſtillſchweigend dazu beſtimmten, und durch unſern Scipio Numanzen den Untergang zu ſchwören, welchen ſie vorher durch ihn Karthagen geſchworen hatten. Und er entſprach auch hier völlig ihren Wünſchen. *) Denn nach 15 Monaten war auch nicht die geringſte Spur dieſer für die Römer ſo ſchimpflichen Stadt mehr übrig.

Merkwürdig iſt dabey, daß juſt unſer Held, deſſen Liebe zu den ſanfteren Muſen, und deſſen Gefühl für jede ſanftere Tugend alle Schriftſteller ſo einmüthig rühmen; daß er, der ſelbſt im Gewühl des Krieges immer Menſch blieb, dazu auserſehn ſein mußte, zwey ſo ſchreckliche Belagerungen zu unternehmen und zwey der berühmteſten, mächtigſten und für die Römer ſo furchtbaren Städte in zwey Welttheilen ein Raub der wüthenden Flamme werden zu laſſen.

Betrachten wir ihn nun auch von einer andern eben ſo glänzenden Seite, von welcher er uns noch ſchätzbarer wird, als Menſch. Ich ſage, noch ſchätzbarer. Denn was iſt der größte Held auf der Wage des Verdienſtes gewogen, deſſen unumſchränkter Ehrgeiz und Ruhmbegierde alles Gefühl für Menſchheit und ſanftere Tugend erſtickt hat? Völker zittern vor ihm und ſeinen räuberiſchen Schaaren, die ſcheußliches Elend

ver-

---

*) im J. R. 619.

verbreiten und ſelbſt im glänzenden Elende ihre klirrenden Ketten verzweiflungsvoll ſchütteln; Städte und in ihnen das Wohl tauſender ſich mühſam nährender, friedliebender Bürger gehen in Rauch auf; Länder, Welttheile beben ſeiner Ankunft entgegen. Aber ſinkt dieſer, ſo lange ſein Schwert raſ'te, angeſtaunte und gefürchtete Held in die Unterwelt hinab, die er mit ſo vielen frühzeitigen Schlachtofern füllte; ſo folgt ihm kein Mitleid, keine Thräne, ſondern aller Abſcheu und Fluch. Mir ſind daher die Schlußworte unſers unvergeßlichen Friedrichs von dem ſiebenjährigen Kriege: „Waltet eine „Vorſehung über dieſe Erde, ſo wende ſie in Gnaden „einen ſolchen Krieg von unſerm deutſchen Vaterlande „auf immer ab!“ mehr werth, und die Geſinnung, die ſich in ihnen charakteriſirt, unendlich ſchätzbarer, als ſein ſchwerer Arm, der durch ſieben Donnerwetter der Fürſten Raubſucht täuſchte. *) Denn jene zeugen, wie ungern und nur auf empfindlichſte gereizt er ſeine ſanfte Flöte mit der ſchmetternden Trompete vertauſchte: dieſe lehren mich nur die traurige Wahrheit, die gewiß jedes Menſchen Herz lieber für Täuſchung und Traum halten möchte, daß ſie Europen außer andern auf ewig unerſetzlichen Schaden, den ſie ihm zugefügt haben, nach Friedrichs eigener Berechnung nahe an eine Million Kriegern das Leben koſteten.

Die ſanftern Tugenden ziehn ſchon im Allgemeinen weit magnetiſcher an, da die glänzenden mehr Anſtaunen erregen: daß ein Kato bey Addiſon ſagen kann: „verflucht ſeien Cäſars Tugenden, welche ſein Vaterland „ſtürzten!“ Er meinte jene kleinern, aber glänzendern und verführeriſchen Tugenden, Lebhaftigkeit, Freundlichkeit, Gefälligkeit. Denn Cäſar beſaß alle jene Laſter

---

*) wie der deutſche Flakkus von ſeinem Friedrich, der ihn nicht kannte, ihm nicht lohnte, ſang. Od. 24.

und Kato alle jene Tugenden, wodurch Menſchen glänzen können. Cäſar aber beſaß zugleich jene ſanftern Tugenden, die dem Kato fehlten, welche ihm ſogar die Liebe ſeiner Feinde gewannen und aller Herzen an ihn feſſelten. Kato dagegen wurde nicht einmal von ſeinen Freunden geliebt, wiewohl ſie ſeine Tugenden ehren und ſchätzen mußten. Kurz die ſanfte Tugend eines Mannes macht ihn ſchon an und für ſich uns allen werth; um ſo werther, jemehr wir in ihm die Menſchheit lieben und er die brüderliche Menſchheit in uns liebt. Wird aber dieſe ſanftere Tugend noch durch andere Eigenſchaften, die ihr ihrer Natur nach zu wiederſtreben ſcheinen, gehoben und in ein glänzenderes Helle geſetzt: o ſo wallt unſer ganzes Herz einem ſolchen Ebenbilde der Gottheit entgegen, die bey ihrer gränzenloſen Macht nur durch Güte die Welt beglückt.

Und ſo, glaube ich, werden auch bey unſerm Scipio ſeine Heldentugenden in einem weit hellern Lichte ſtrahlen, wenn wir ſehen, daß er bey dem Helden den Menſchen nie vergaß, und daß er überhaupt nicht bloß im Kriege, ſondern auch im Frieden glänzte. Und dies rühmt ausdrücklich ein glaubwürdiger Römiſcher Geſchichtſchreiber von ihm, wenn er ſagt: „er ſtrahlte in „allen Kriegs- und Friedenstugenden, in ſeinen Geiſtes„gaben und Beſchäftigungen vor allen Männern ſeines „Jahrhunderts; in ſeinem ganzen Leben that, ſprach „und dachte er nur lobenswürdig.“ *)

Wenn wir ihn hier zuerſt in ſeiner Familie beobachten; ſo finden wir ihn hier als zärtlichen Sohn gegen ſeine Mutter und brüderlich geſinnt gegen ſeinen Bruder und ſeine Schweſtern. Denn, ſagt Polybius, ſein Freund und Geſellſchafter, den ſchönſten Schmuck und den

---

*) Velleius Paterkulus in ſeiner Röm. Geſch. B. 1, Kap. 12. §. 3.

den ganzen prächtigſten Hausrath, den er von ſeiner adoptirten Großmutter erbte, ſchenkte er ſeiner von ihrem Manne verſtoßenen Mutter; und da dieſe nun in jenem Schmuck glänzend erſchien, ſo zog ſie aller Augen auf ſich und erregte um ſo mehr Aufmerkſamkeit, als man erfuhr, wem ſie dies zu verdanken habe. Und dies erwarb ihm eine um ſo feſter gegründete Hochſchätzung und allgemeinere Liebe, je ſeltener Uneigennützigkeit in Rom damals zu ſeyn pflegte. Und eben ſo uneigennützig, zärtlich und groß handelte er theils gegen ſeine Schweſtern, denen er nach ſeiner Mutter Tode die mütterliche Erbſchaft ganz überließ, wiewohl ſie nach Römiſchen Geſetzen gar nichts davon zu fodern hatten; theils auch gegen ſeinen ältern Bruder. Denn ihm ſchenkte er nicht bloß ſeinen Theil an der väterlichen Erbſchaft, der an die 30000 Thaler betrug, weil er, wie er ſagte, in einer reichern Familie, als jener, adoptirt, mithin ſein Bruder es nöthiger hätte, als er; ſondern unterſtützte ihn überdies noch mit einer anſehnlichen Summe, da jener, als älteſter Sohn, ihrem verſtorbenen Vater zu Ehren, feyerliche Spiele gab.

Begleiten wir ihn aus dieſem engen häuslichen Raume ins weite Publikum, ſo erſcheint er auch da uns eben ſo groß und ehrwürdig. Wenn wir hier auf der einen Seite aus einzelnen, in der Geſchichte uns aufbehaltenen Daten den auf keiner niedrigen Stuffe mehr ſtehenden Luxus der Römer ſehen, und auf der andern Seite dieſe ſeine Uneigennützigkeit, und in allen ſeinen wichtigen Geſchäften und hohen Aemtern bewieſene Enthaltſamkeit dagegen halten; ſo können wir nicht umhin, einen ſolchen Mann, welcher bey ſo vielen Reitzungen zum Laſter doch ſeine Unſchuld und Reinigkeit des Herzens behielt, zu bewundern und zu lieben.

Als ſo einmal der Senat wegen zweyer Konſuln nicht einig werden konnte, wer von ihnen beyden als Feldherr nach Spanien gehen ſollte, ſo ſagte Scipio: fragt ihr mich, ſo ſchickt keinen von beyden, weil der eine nichts hat und der andere niemals genug hat. Und dies Wort von ihm war hinreichend für den Senat und überzeugte ihn bündiger, als eines jeden andern lange Rede von dem Satz, Armuth ſey eine eben ſo ſchlechte Führerin bey unumſchränkten Feldherrn, als Habſucht.*)

Und ſo wie ſeine Reden, ſo ſein Leben! Die Eroberung Karthagens, dieſer ſo reichen und mächtigen Stadt, in welche die Beute unterjochter Völker ſeit Jahrhunderten zuſammengefloſſen war, machte ihn, wie Cicero ſagt,**) um nichts reicher. Und da man ihn nach ſeinem erſten Konſulat als Geſandten nach Aſien ſchickte,***) beſtand die ganze Pracht und Begleitung, in welcher er ſie that, in ſieben Sklaven; und das zu einer Zeit, wo einzelne dergleichen zu Rom zu tauſenden zählten — Das that er, den als Karthagens und Numanzens Sieger jedermann gleich einen Gott erwartete, und tief erſtaunend ſtehn blieb, da man ihn, der zweymal die erſte Würde in Rom bekleidet, der zwey Welttheile erſchüttert hatte, und jetzt Repräſentant eines weltbeherrſchenden Volks war, gleich einem Privatmann ankommen ſah. Und ſo zählten, wie ein Römiſcher Geſchichtſchreiber ſinnreich hinzuſetzt, die Bundesgenoſſen und Völker, durch die er reiſ'te, nicht ſeine Sklaven, ſondern ſeine Siege.

---

*) im J. R. 609. Die beyden Konſuln waren Kotta und Galba. S. Valer. M. 6, 4. 2.

**) de offic. 2, 22. J.

***) im J. R. 610.

Und bey aller dieſer ſtrengen Gerechtigkeitsliebe und dieſem Muſter von Enthaltſamkeit, bey der Strenge, welche er bey ſeinen verwöhnten Römern öfters nöthig hatte, wovon man bey ihm, beſonders da er, ſo zu ſagen, unter dem Geräuſch der Waffen groß geworden war, einen gebietriſchen Ton und ſtolzen Charakter erwarten ſollen — bey allen dieſem blieb er der menſchenfreundlichſte Mann und zärtlichſte Freund, in deſſen ganzen Charakter und Betragen die Muſen ihre milden und ſanften Züge ſo tief eingeprägt hatten, daß er ſelbſt im Geräuſch der Waffen ihr Freund blieb. Denn Polybius, deſſen leider! ſelbſt ſo ſehr verſtümmelten Werke ein Muſter einer pragmatiſchen Geſchichte ſind, und Panatius, der berühmteſte Stoiſche Philoſoph ſeiner Zeit, waren ſeine Freunde und ſelbſt bey ſeinen Feldzügen ſeine Geſellſchafter. Und da der Römiſche Philoſoph die Grundſätze, auf die ein feſtes Gebäude der Freundſchaft allein aufgeführt werden kann, in einem eigenen Werke auseinander ſetzen wollte; ſo glaubte er dies nicht beſſer thun zu können, als wenn er den Freund unſers Scipio, den Lälius ſie auseinanderſetzen ließe: und er die Welt lehren wollte, wie ſie Freundſchaft, dies höchſte Erdengut, ſuchen und ſchätzen ſollte; ſo that er es dadurch, daß er ihn durch eben jenen biedern Freund unſers Helden erzählen läßt, wie ſie beyde mit einander gelebt hätten. Gewiß das würdigſte Denkmahl, das der Herzensgüte eines großen Mannes geſetzt werden konnte!

Ich glaube endlich den Eindurck, welchen Scipios Charakter auf mich gemacht hat, nicht beſſer im Ganzen ausdrucken zu können, als wenn ich die Worte eines Römiſchen Geſchichtforſchers zu den meinigen mache. „Keiner, ſagt er, ruhte die Zwiſchenzeit, die ihm ſeine „Geſchäfte übrig ließen, geſchmackvoller aus, als er; „ſtets beſchäftigte er ſich mit den Künſten des Kriegs

„oder Friedens; ſtets lebte er unter Waffen oder Beſchäftigungen, und härtete entweder ſeinen Körper zu Gefahren ab, oder ſtärkte ſeinen Geiſt durch Wiſſenſchaften.“ *)

W . . . . . .

VII.

Miſcellaneen.

Beſchreibung der öffentlichen und Privatbäder, und des geſellſchaftlichen Lebens zu Baden.

(Maurer's kleine Reiſen im Schweizerlande.)

Die öffentlichen Bäder zu Baden.

Das ſchmale Ufer der Limmat war ganz mit Volk beſetzt. Frauen und harrende Kinder erwarteten den Gatten oder Vater. Badwärter, Mägde waren im Begriff die Mobilien, Badkräme, Beſtellungen in Empfang zu nehmen. Und Neugierige hatten ſich hingepflanzt, die Ankömmlinge frühe genug zu begaffen. Kaum war einer aus uns, der nicht einem Camerad, oder einer Baſe ein Händchen im Vorbeygehn zu drücken hatte, denn in guten Jahren, wie die Einwohner reden, wimmelts hier, beſonders von Zürcher Familien.

Nach

---

*) Vell. Pat. 1, 13. 3.

leitern, deren jede ihren beſondern Charakter hat, diejenige allemal ausgeſucht wird, deren Stimmung mit dem Gepräge jeder einzelnen Gedanken übereinkommt, ſo wird dadurch der wahre Ausdruck der Empfindung noch mehr verſtärkt. Drittens, das Metriſche und Rythmiſche in dem Geſange, wodurch Einförmigkeit und Mannigfaltigkeit unterhalten wird. Viertens die Harmonie, nemlich die, welche dem Geſange zur Unterſtützung und Begleitung dient. Schon durch die bloße Harmonie kann Ruh und Unruh, Schrecken und Angſt und Frölichkeit erweckt werden; denn es giebt beruhigende Harmonien, andere werden durch recht ſchneidende Diſſonanzen, beſonders wenn ſie auf den kräftigſten Tacktheilen mit vollem Nachdruck angegeben und eine Zeitlang in der Auflöſung aufgehalten werden, höchſtbeunruhigend. Werden alle dieſe Mittel in jedem beſondern Falle zu dem einzigen Zweck auf eine geſchickte Weiſe vereiniget, ſo bekommt das Tonſtück eine Kraft, die bis in das Innerſte gefühlvoller Seelen dringet, und jede Empfindung darinn auf das lebhafteſte erweckt. Es iſt nicht möglich, ein ſolches Stück anzuhören, ohne ganz von dem Geiſte, der darinn liegt, beherrſcht zu werden: man wird wider Willen gezwungen, das, was man dabey fühlt, durch Gebehrden und Bewegungen des Körpers auszudrücken. Die Muſik hat wirklich eine körperliche Kraft, wodurch die zur Bewegung dienenden Nerven angegriffen werden. Es iſt auch glaublich, daß durch ſie der Umlauf des Bluts angehalten und befördert werden könne. Bekannt ſind die Geſchichten von dem Einfluſſe der Muſik auf gewiſſe Krankheiten; und obgleich vieles darinn fabelhaft ſeyn mag, ſo wird doch dem, welcher die Kraft der Muſik auf die Bewegungen des Körpers genau beobachtet hat, wahrſcheinlich, daß dadurch auch Krankheiten wirklich können gemildert oder

ver-

Nach wenigen Schritten traten wir mitten zwiſchen die Gaſthöfe, die um den offnen viereckten Platz der allgemeinen Bäder gebaut ſind. Dieſe fielen zuerſt in die Augen, beſetzt mit Menſchen, die ſich von allen Zierarten oder Lumpen, ihrer verſchiedenen Kleidertrachten und jedem unterſcheidenden Merkmal des Vaterlands und des Standes entladen hatten, und in ihren einfachen Badhemdern da ſaßen. Männer und Weiber unterſchieden ſich meiſtens nur durch ihre verſchiedene Mütze. Ringsumher zeigte ſich eine allgemeine, ununterbrochen ſich täglich widerholende Wäſche von Lacken, Hemden und Tüchern, die an Luft und Sonne vor den Fenſtern, und auf der Gaſſe getrocknet wurden. Laue und unangenehme Dünſte waren rings um uns her verbreitet. Einige von uns ſtaunten die neue Szene an. Und jedem fiel irgend ein neuer Umſtand in die Augen. —

Rechts lag uns das Frey- links das Verenabad, wo ſie ſelbſt, die Heilige und Patrönin der Bäder, im kleinen Bildniß auf einer Säule mitten aus dem Bad herausragte. Wir erinnerten uns, daß ein ſchlechter Beobachter ſie mit der Iſis verwechſelte, die man ſonſt bey den Bädern in alten Zeiten verehrt haben ſoll. Allein nicht nur die neue Kunſt, ſondern der Kamm und der Waſſerkrug, die geweihten Attribute der heiligen Verena, ließen uns nicht lange in Zweifel. Sie ſoll etwa vor 300 Jahren hier gelebt, und ſich um Arme und Kranke verdient gemacht haben. Noch mehr ladete eine marmorne Tafel ein, eine weitläuftige Aufſchrift zu leſen, die einem Bauer der umliegenden Gegend errichtet worden. Georg Löſcher von Möriken (nahe bey Lenzburg) heißt der Ehrenmann, der ſich oft des Bads mit guter Würkung bedient, und gerührt vom Anblick des mannigfaltigen Elends, das bey dem Bad ſich in hundert Geſtalten zeiget, vor ſeinem Tod den Zins von 6000 Fl. ſeines Vermögens den Armen in dieſen zwey Bädern, und von 2000 Fl. den Armen des Schinznacher-Bads wöchentlich auszutheilen verordnet hatte. Auf höhere Verordnung werden zween Drittheile zur Vermehrung des allgemeinen Allmoſens gebraucht, wodurch jeder Arme wöchentlich fünf ß. mehr als ſonſt, erhält; das übrige wird zur Unterſtützung beſonders armer, elender, vornehmlich landsfremder Menſchen verwendet. Ohne ſein Zuthun wird ſein Andenken in dieſer Marmortafel rühmlich erhalten und nahe dabey wöchentlich die Gutthat ausgetheilt. Tauſend reichere Städter holten Geſundheit und Kräfte, ohne eine Spur ihres Daſeyns zurück zu laſſen.

Das Bad ſelbſt iſt viereckt, 20 bis 30 Fuß breit und lang mit kleinen Mauren eingefaßt, und mit ſteinernen Bänken zum Sitzen eingerichtet. Ein Mäurchen trennt die Badenden in zwey Geſellſchaften. Im erſten Viereck, davon ein Theil von der Hütte des Wächters am Bade beſchattet iſt, wallt die warme, reiche Quelle mitten aus dem Boden durch eine runde Oeffnung auf. Einige Elende ſteckten ihre Füße in die Quelle, die von allem die fruchtbarſte und kräftigſte ſeyn ſoll. Um ſie her verſammelt ſich vorzüglich ein Volk von Elenden, oft ein kläglicher Anblick! und drängt ſich ſo nahe als möglich zur Geſundheitsquelle hin; die ſich den Tag über mit freundlichen Geſprächen über ihre Schmerzen tröſten und ermuntern. Und noch jetzt beſuchen nicht ſelten zärtliche und vornehme Damen zur Nachtzeit den Ort, nachdem das Bad zuvor gereiniget worden. Die guten Alten! welche die geglaubte Wunderquelle lieber einem Heer von den unglücklichſten Menſchen weihten, welche die gedoppelte Laſt der Armuth und der Krankheit drückt, als für ein Paar reiche Familien einmaurten.

Nur wenige Schritte davon ſahn wir gegenüber das Freybad, ebenfalls viereckt, von ungefähr gleicher Gröſſe, nur daß eine Bedachung faſt die Hälfte des

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Bads gegen Regen ſchützt, und daß ohne Abſonderung hölzerne Sitze die Badenden tragen. Aus zween Kännlein fließt das heiße Waſſer aus einer nahen gedeckten Quelle dahin. Es dient der Armuth, Bauren, fremden reiſenden Handwerkern, zu, und jedem, der Luſt, Gebrauch davon zu machen, und in einem der herumſtehenden Gaſthöfe ſein Logis hat. Wir ſahen, daß einige ſich den heißen Waſſerſtral über den Rücken fließen ließen: andere, die aus einem Trinkglas, aus einem hölzernen Schüſgen oder der Hand, von der Quelle tranken. Das Bad war ziemlich voll gepfropft: es war Samstag Abend, dann zu dieſer Zeit ſtröhmen nach vollendeter Feldarbeit, vom benachbarten Zürich und Aergäu, vom Schwarzwald und Badergebiet, nicht ſo wohl Elende, als des Erwärmens, der Nervenſtärkung, des Aderlaſſens bedürftige Bauern zu. Sie geſellen ſich zu ganzen Banden zuſammen, und von ihrem Blut wird das Bad gräßlich roth. Das Schröpfen iſt nämlich ſeit Jahrhunderten ein allgemeines Arzneymittel, das einer Menge gefürchteter Krankheiten vorbeugt. Der Magiſtrat zu Baden beſtellt eigne Schröpfer, denen die Bauren etwas weniges bezahlen. Von der Laſt ihres überflüßigen Geblüts, und der geringeren ihres kleinen Beutels erleichtert, zerſtreuen ſie ſich ſchon des Sonntags wieder in ihre Dörfer. Im Verenabad wird nie geſchröpft.

Die beyden Bäder ſtehen zunächſt unter der Aufſicht eines Wächters, und der Bader oder Schröpfer, welche die Pflicht haben, anſteckende Kranke abzuſondern, und unter den Badenden Zucht, Ordnung und Ruhe zu erhalten. Gewöhnlich herrſcht Ordnung und Sittſamkeit. Ein unzüchtiger Schwätzer, eine unverſchämte Dirne würde mit dem aufgeſteckten Beſen gezüchtiget, und was ſchon oft geſchah, entweder weggejagt oder in das Hundeloch*) geſperrt werden. Kühnere

---

*) Name einer Gefangenſchaft in der Nähe der Bäder.

Böswichter fallen in die Hände des Magiſtrats der Stadt Baden. So ſitzen Bauren und Bettler, Männer, Weiber und Kinder, Katholiken, Reformirte und Fremde ohne Unterſchied freundlich beyſammen. Oft füllen ein Paar hundert Menſchen oder noch mehrere dieſe zwey Bäder. Ihr emſiges Geplauder iſt ſpät und früh den langen Tag über zu hören. Bisweilen unterhält mit rauher Baßſtimme ein alter Soldat die Geſellſchaft mit ſeinen Schickſalen und der Geſchichte ſeiner Heldenthaten; meiſtens aber hört man, wie jetzt, hundert verſchiedne Stimmen zugleich. Nur in der Stunde, wann die Bäder rein gewaſchen werden, und bis ſie ſich wieder einigermaaßen mit Waſſer gefüllt haben, ſind ſie ganz leer.

Seltſam ſchien es uns, als wir Männer und Weiber in bloßen Hemdern über die Straße von den Gaſthäuſern in die Bäder, und wieder zurückgehen ſahen: und wenn andre, jung und alt ſich unter freyem Himmel aus- und anzogen: und die einen den andern nachhalfen. Das iſt indeſſen unſchuldige Badfreyheit, die niemand ärgert! Sitte und Gewohnheit macht, daß man ſich bald gewöhnt, und die Sache für ſo natürlich hält als ſie iſt. Dieſe Leute, beſonders die, welche nur fürs Schröpfen und wenige Stunden hieher kommen, beſorgen ihre kleinen Bedürfniſſe ſelbſt, tragen ihr Brod fern herbey, laſſen ſich in den Gaſthöfen in enge Behälter zuſammenſperren, auf harten Betten zu ſchlafen, die für ſie oft noch Weichlichkeit ſind, zahlen ihr Waſſer und den theuren Wein, und laſſen ſich die wenige Zeit über wohl ſeyn. Es ſind Luſtparteyen, wo der arbeitſelige Anbauer des harten Bodens ſich fern von Mühe und Sorgen einige Stunden ausruhet!

Der heiße Stein.

Indem wir in kleinen Schritten herumgaffend vorrückten, trafen wir auf die große Maſſe von Stein, wo ſich einige Obſt einkauften; deren Abſicht aber iſt, die Hauptquelle zu decken, aus welcher das Freybad und viele Privatbäder ihre Waſſer empfangen. Hier geht jeden Montag vor Oſtern eine Feyerlichkeit vor, welche die Badöffnung genennt wird. Schon vor ſieben Uhr verſammeln ſich alle Glieder des kleinen Raths der Stadt Baden ſammt dem Stadtphyſicus und allen Stadtbedienten beym Stein. In ihrer Gegenwart wird ein Stück von demſelben, da, wo das Waſſer hervorquillt, weggehoben. Der zur Vertheilung des Waſſers in die benachbarten Höfe, den Stadthof, Raaben und Bluhmen und in das Freybad dienliche Theiler von Bley wird von neuem gelegt, die Dünkel werden gereiniget, und die Waſſerleitung unterſucht. Solche Feyerlichkeiten, wo die Regierung ſelbſt gegenwärtig erſcheint, ſind bey ſolchen Umſtänden eben ſo natürlich, als wichtig, Streitigkeiten vorzubeugen, die Badgäſte der unverfälſchten Aechtheit des Waſſers zu verſichern, und des reichſten Nahrungszweigs der Bürger von Baden würdig. Allein dieſe reichſte Quelle iſt nicht die einzige. Man zählt ihrer wenigſtens neune. Von der zweyten Quelle im offnen Verenabad iſt ſchon geredet. Kaum 30 oder 40 Schritte davon entfernt, verſieht eine dritte Quelle, ebenfalls von einer unbeweglichen Steinmaſſe bewacht, etwa 30 Badgewölber mit Waſſer; ſie liegt in einem engen Gäßchen zwiſchen Sonn- und Hinterhof. Mehrere Gaſthöfe rühmen ſich eigner Quellen, die in Privatbädern zu Tag ausgehen, der Stadthof, der Ochſen und Bären. In der Limmat ſelbſt ſieht man, beſonders bey niedrigem Waſſer, warmes Mineralwaſſer aufquillen. Unbegreiflich iſt die Menge heilſamen Waſſers, das täglich, in allen Jahrszeiten, im Umfang von wenig hundert Schritten zu Tag hervorgeht.

Erſtaunen ergreift den Zuſchauer, wenn er nachdenkt, daß alle dieſe Quellen mit der Wärme, welche kaum das menſchliche Gefühl ertragen mag, den Boden durchirren, auf welchem alle dieſe Häuſer gebaut ſind, und täglich einige hundert Menſchen herumgehen. Denn das Badwaſſer wird nicht von Ferne hergeleitet, es rinnt unter den Füßen der Beſucher, unter dem Limmatſtrom ſelbſt, und am jenſeitigen Ufer, und drängt ſich mit Gewalt hervor. Kein Naturforſcher hat den Urſprung in der Tiefe des Bodens entdeckt, oder mehr gethan, als Muthmaßungen über das Entſtehen deſſelben gewaget, welche blinder Glaube als Wahrheit nachſpricht, daß, z. E. unter der Limmat ſelbſt der ungeheure Keſſel der Natur ſey, wo ſie das Waſſer wärmt, oder daß der angränzende Läger-Berg die ſonderbare Werkſtätte des Mineralwäſſers decke. Wenige dürften indeſſen der Meynung jener einfältigen Magd ſeyn, die ſich nicht ausreden ließ, daß die Bader an verborgenen Orten das Waſſer wärmen, und aus Neid und Eigennutz dieſelben verheelen, damit ſie ihren großen Gewinn nicht verlieren.

Die Privatbäder.

Vom heißen Stein tritt man mit ein Paar Schritten in einen der beſten Höfe, den Stadthof; und was zuerſt in dem regelloſen und zufälligen Zuſammenhang ſo vieler Gebäude des weitläuftigen Hofes in die Augen fällt, ſind die Reihen von Privatbädern, die auf dem Plainpied angebracht, und an der Zahl 19 ſind. Städter beziehen ſolche eingemachte Bäder, wie man ſie hier nennt, und die feinere Klaſſe von Landbewohnern, reiche Güterbeſitzer, Fabrikleute, Krämer, Beamtete, die mit den Bedürfniſſen und Bequemlichkeiten des ſtädtiſchen Lebens bekannt ſind, doch auch ſie mit Unterſchied. Die beyden Höfe, der Hinter- und Stadthof beherbergen ſelten Gäſte von dieſer letztern Klaſſe, mehr aber die übrigen Höfe, die rings um den großen Platz, oder auch entfernter gebaut ſind.

Reinlich, ſimpel und zweckmäßig ſind die meiſten dieſer Badgewölber, obgleich manche Bequemlichkeit, manche Verbeſſerung bey den meiſten möglich wäre. Sie liegen in der Nähe der Wohngemächer, einige machen ſogar hie und da ein Neben- oder Vorzimmer derſelben aus. Stünde uns die Badtheilung zu, wir würden dieſe letztern dem Schmerzleidenden, dem ſchüchternen Frauenzimmer, den Gelähmten, aus Menſchlichkeit überlaſſen, die ihre traurigen Tage zwiſchen Bad und Bett theilen: ſo aber nimmt der Erſtangekommene, der Reiche, den Vorzug der Bequemlichkeit, und läßt den gichteriſchen Kranken etwa eine lange Treppe in ſein Wohngemach aus dem Bade hinanhinken, und ſchüchterne Mädchen die Gaſſe paſſieren. Das iſt Badfreyheit!

Eben ſo ſimpel, als das Badgewölb ſelbſt, iſt die Waſſerleitung. Die Kunſt kann nicht groß ſeyn, wo die Quellen ſo nahe liegen, ſo reich ſind, und keines Wärmens bedürfen. Kanäle leiten das Waſſer in Sammler von Backſteinen, die in jedem Badgewölb einen Vorrath feſt verſchloßnen Mineralwaſſers in Bereitſchaft halten, und durch hölzerne Röhren den Bädern mittheilen.

Jedes Bad iſt ein nur von einer Seite erheitertes Gewölb, gegen Witterung und freye Luft wohl verwahrt. Mitten im Boden iſt eine Vertiefung von $2\frac{1}{2}$ bis 3 Fuß, 5 lang und eben ſo breit, mit Brettern ausgeſchlagen, und mit bequemen hölzernen Bänken verſehen. Hier baden ganze Familien, Geſpielſchaften oder Freunde geſellſchaftlich beyſammen. Die Sittſamkeit badet bey hölzernen Riegeln ungeſtört, und das Waſſer kann nach Belieben oder Bedürfniß durch einen Druck höher, tiefer oder wärmer gemacht werden. Einigen Gewölbern ſieht man es an, daß ehedem mehrere Bäder in eines vereiniget geweſen waren. Sonſt iſt von allen, die wir ſahen, Größe, Heiterkeit und Lage ausgenommen, die Einrichtung die nämliche.

Von ſolchen verſchloßnen Bädern hat der größte aller Höfe, der Hinterhof 28, der Stadthof 19, die Sonne 14, der Rabe 13, der Bären 11, der Ochſe 11, die Blume 8, und jenſeits der Limmat haben die ſogenannten kleinen Bäder 3 Gewölber, nebſt einem Judenbad. Jeder Hof hat ſeinen beeidigten Bader, der ſie den Gäſten zur beliebigen Stunde bereitet.

Da wo ein Bad einige Stunden lang ungebraucht geſtanden hat, laſſen ſich auch von Unkundigen ſeine vornehmſten Vorzüge bemerken. Man ſieht den Dampf, man fühlt die Wärme des Waſſers. Wegen der ſich anſetzenden unreinen Dünſte müſſen die Gewölber alle Jahr geweiſſet werden. Das Auge ſieht im Waſſer etwas trübes, der Geruch unterſcheidet etwas ſchwefelichtes: Schwefelblumen decken das friſche Bad gleich einem ſchmutzigen Schaum; feſte Theile, welche die Bader mit dem einfachen Namen Alet (Alaun) benennen, die aber von bloßem Auge ungleichartig, kalchigt und mit andern kleinen Theilen gemiſcht ſind, hängen ſich an die Badgewölber an, füllen allmählig Kanäle und Dünkel, überziehen die Wände, und gewinnen endlich, wo das Waſſer ſich in den Limmatfluß ausleert, in harte Felſen, die man von Seite des Stroms ſiehet, und die, zerſprengt, gleich andern kalchartigen Steinen zum Bauen verwendet werden. Dem Geſchmack nach, iſt das Mineralwaſſer unangenehm, wir erſtaunten über die großen Maſſen, welche der Abfluß des Waſſers hinter einigen Höfen durch Länge der Zeit aus ſo kleinen Theilen hervorgebracht hat.

So ſchädlich das Baden in der natürlichen Wärme des Waſſers iſt; und ſo oft auch Badgäſte halb todt aus der erſtickenden Brühe weggetragen werden, ſo herrſcht dennoch die üble Sitte unter vielen Landleuten, die den ganzen Seegen der Cur zu verlieren glauben, wenn ſie von der natürlichen Wärme etwas ungenutzt verrauchen laſſen. Die Badmeiſter hingegen laſſen die Bäder einige Stunden vor dem Gebrauch lau werden.

Allein immer ſetzen ſich auch Städter zu ganzen Familien in Bäder, geſetzt auch, daß nur ein Glied des Hauſes der Badcur bedürfe. Nicht nur das, ſondern ſie verſäumen nicht gern die frohen Stunden geſelliger Freude, und ſetzen ſich zu ſpät des Morgens, zu früh Nachmittags hinein. Indeſſen die feinere Klaſſe der Curmacher in mäßiger Vertiefung und lauem Waſſer, die Regeln der Cur befolgt: ſitzt das große Volk der Badenden tief bis an den Hals im rauchenden Bad, den ganzen Leib den Seegen deſſelben genießen zu laſſen, und übergießt mit dem ſiedenden Element, was von der Perſon nicht ſchon unter Waſſer ſitzt.

Nicht lange, ſo erſcheint im Bad der Caffee, der Thee oder die Chocolade, der Morgentrank bleibt nicht ohne ſpaniſche Brode, für ſchwächere Magen vergütet ein Träſend die Morgenſuppe.

Nach drey Stunden höchſtens verlaſſen die Badenden die Halle, um ein Viertelſtündchen der Ruhe im Bette zu pflegen, und den Leib zu trocknen. Dann folgt ein Stündchen freyer Bewegung, oder freundſchaftlichen Geplauders auf den Bänken, im Geſellſchaftszimmer, auf dem kurzen Spatziergang: das vom angenehmen Klang der Glocke unterbrochen wird, die zum Mittagmahl ruft.

Um drey und vier Nachmittags ſetzt man ſich wieder ins Bad, wer mehr für Geſundheit als für Vergnügen beſorgt iſt. Nach einigen Tagen kündigt eine brennende beſchwerliche Röthe der Haut die gewünſchte Würkung einer geſegneten Cur zum voraus an, die ihre Grade, ihre Regeln hat, und einer ſorgfältigen Pflege bedarf. Das eckelhafte des Ausſchlags wird hier gänzlich überſehen, weil er ein weſentlicher Theil der Cur iſt. Man ſpricht davon, wie von andern Symptonen der allmählichen Geſundheit, und ſtreift ungeſcheut den

Hemdermel zurück, öffentlich Proben des guten Erfolgs vorzuweiſen.

Allein ſo badet nur wer eine ganze und glückliche Cur zu machen gedenkt. Dieß aber iſt die kleinſte Zahl der Gäſte. Denn mehrere erſcheinen, mit wenigen Bädern die ſchwachen Nerven zu ſtärken, oder ſorgenlos in Zerſtreuung und Geſellſchaft, den Brunnen von Spaa oder Pfeffers zu trinken; viele ſogar ſich einige ſelige Tage in Entfernung von Berufsgeſchäften, im Taumel lebhafter Freude, und beym Anblick fremder Geſichter zu verſchaffen.

Die Gaſthöfe.

Die mehreren und beſſeren Gaſthöfe ſind darauf eingerichtet, daß man Familien-Weiſe und in kleinen Geſellſchaften leben kann. Daher heißt gewöhnlich, eine Reihe von mehrern Zimmern, in denen eine kleinere oder größere Haushaltung ſich pflegen, und wie bey Hauſe wirthſchaften kann, ein Gemach. Jedes Gemach trägt ſeinen Namen, das Paradies, der Hirſch u. ſ. w. Die Wirthsſtube, Löw und Bär, der Paradiesſal im Stadthof zeichnen ſich durch Artigkeit und Bequemlichkeit aus. Im Hinterhof enthält das neue Gebäude anſtändige Zimmer. Auch beym Ochſen, Bären, Raaben, und in jedem Hof ſind einige Zimmer bequemer, als die andern. Nebſt den Schlafzimmern befindet ſich bey jedem Gemach auch eine Küche, ein Keller, und die Hauptſache ein eingemachtes oder Privatbad. Die Küchen werden auf Verlangen, mit einigem Geräthe garnirt. Die Gaſtwirthe liefern ferner Holz und von Lebensmitteln, was man verlangt. Die Stadt Baden bietet allerley Küchengeräthe von Ton und Holz, ferner Fleiſch, Brod u. ſ. w. feil. Einige Bürger zu Baden verſtehen ſich vorzüglich gut auf allerley Gebäckwerk: und ſelten mangelts an treflichen Fiſchen. Die Preiſe der Zimmer, die freylich meiſtens vermehrt werden. Daß Menſchen in ſchweren Anfällen des Wahnwitzes durch Muſik etwas beſänftiget, geſunde Menſchen aber in ſo heftige Leidenſchaft können geſetzt werden, daß ſie bis auf einen gewiſſen Grad der Raſerey kommen, kann gar nicht geläugnet werden. Und hieraus iſt offenbar, daß die Muſik an Kraft alle andere Künſte weit übertreffe, und daß aus dieſer Urſache dieſe Kunſt mehr, als jede andere in ihrer Anwendung durch Weisheit geleitet werden müſſe.

Man theilt die Muſik in Anſehung des Orts in dreyerley Gattungen ein, in die Kirchenmuſik, dramatiſche und Kammermuſik. Zur Kirchenmuſik gehören erſtlich die ordentlichen Kirchenſtücke oder geiſtliche Cantaten, die nur in der proteſtantiſchen Kirche gebräuchlich ſind; zweytens, die Miſſen, Motetten, Oden, und was dazu mehr gehöret; drittens die Oratorien, oder ſolche Stücke, die auf dramatiſche Art abgefaſſet ſind, und folglich eine geiſtliche Handlung vorſtellen. Die Cantaten beſtehen aus Chören, Choralen, Recitativen und Arien. Die Miſſen oder Meſſen ſind eigentlich diejenigen Stücke, welche zu Anfange des Gottesdienſts aufgeführet werden, z. B. das Kyrie eleiſon, das Credo; und in der römiſchen Kirche diejenigen Stücke, welche man außer dem Kyrie noch bey der Austheilung des Abendmahls und bey den Meſſen für die Seelen der Verſtorbenen muſicirt. Die Theile, woraus ſie in der Muſik zuſammengeſetzt werden, ſind Chöre, einſtimmige, zweyſtimmige und dreyſtimmige Sätze. Zu den Motetten wird insgemein ein Spruch aus der heiligen Schrift genommen. Man bedienet ſich derſelben bey Begräbniſſen, Hochzeiten, Geburtstagen, oder auch auf Sonn- und Feſttagen. Man macht auch Motetten, wozu man nur allein Verſe aus geiſtlichen Liedern oder Lobgeſängen nimmt.

meiſtens fürs bloße Bedürfniß meublirt ſind, ſind nach der Zahl der Betten, dem Grad der Bequemlichkeit und der Angelegenheit, mit der ſie geſucht werden, geſchätzt, von 2 bis 6 Rthlr. wöchentlich. Die Lebensmittel ſind, wie durch die ganze Schweiz. Arme und Reiche müſſen das Waſſer bezahlen, welches ſie trinken, wenn ſie es nicht ſelbſt von Ferne herholen wollen. Dieſe Kargheit in einer Gegend, wo ein Strom nahe iſt, wo reinere Quellen leicht herzuleiten ſind, ſetzt in Erſtaunen. Aus Mangel eines öffentlichen Brunnen, machen ſich Schiffer-Kinder ein Verdienſt daraus, das Waſſer um kleine Bezahlung herbeyzuſchaffen. Selbſt der Stadtſäckel ſoll davon einigen Vortheil ziehen, und nicht nur keinen Aufwand für Brunnen zu beſtreiten, ſondern den Lehnzins der Schiffer, die das Waſſer herbeyführen von jenſeits der Limmat, darum erhöhet haben. Die Gaſtwirthe ſollen deſto mehr Wein verkaufen, und die Badgäſte ſich deſto weniger die Cur mit Trinken kalten Waſſers verderben. So treflich iſt man für das Wohl der letztern beſorgt! Doch vernehmen wir, daß man würklich auf Errichtung eines Springbrunnens mitten in den Höfen bedacht iſt! Es wird deſto eher geſchehen, da jene ſparſamere künſtliche Wirthſchaft, für welche im verfloßnen Jahrhundert ſo viele Küchen und Keller errichtet worden, ganz in Verachtung zu fallen ſcheint, und man ſich meiſtentheils aus der Wirthsküche bedienen läßt, die nun das Waſſer bezahlt, das ehedem die Familien ſelbſt unter eigenem Titel bezahlten. Der Seegen und die Würkſamkeit der Cur fängt damit an, daß ſie treflichen Appetit erweckt, den man im Speiſeſaal, oder in einem andern Zimmer nach Belieben befriedigen kann.

Von den ſieben großen mit Privatbädern verſehenen Gaſthöfen, kann der Hinterhof allein gegen dreyßig kleinere und größere Familien beherbergen. — Der Stadthof hat 20 Gemächer, die Sonne 19, der Raabe 13, der Bären 11, der Ochſe 11, die Blume 8. Die

Gaſthöfe ſind irreguläre Gebäude; ein Zuſammenhang alter und neuer Gemächer, wie Bedürfniß, jeweiliger Geſchmack und Gelegenheit ſie ſeit ein Paar Jahrhunderten zuſammenfügte. Leicht wär es, durch Tapeten, durch einige Mobilien nach der Mode, neue Fenſtern, beſſere Betten u. dgl. die Zimmer glänzender oder bequemer zu machen, und mit dem Zeitalter gleicheren Schritt zu halten. Allein alles iſt beynahe auf den Ton bürgerlicher Mittelmäßigkeit eingerichtet, oder darunter.

Jene Bauren, Arme, Bettler, die in den öffentlichen Bädern ſich baden, haben indeſſen 6 öffentliche Wirthshäuſer zu ihrem Behuf. Faſt überall giebts mehr und minder koſtbar beſetzte Wirthstafeln. Die beſten werden mit einem Gulden bezahlt, und gilt in Baden vorzüglich Zürichmünze.

Die Höfe und Wirthshäuſer alle gehören nicht nur Bürgern von Baden zu, ſondern einige Gaſtwirthe machen einen Theil der Regierung aus, unter deren Gerichtsbarkeit die Bäder ſtehen. Das Ganze iſt theils von einer Ringmauer mit Thoren, theils von der Limmat eingeſchloſſen.

Das geſellſchaftliche Leben.

Wir traten endlich ins mäßig große Zimmer, wo Fremde abſtiegen, die Badgäſte ſich geſellſchaftlich zuſammen thun, und kleine Spiele gemacht zu werden pflegen. Mehrere Höfe haben ſolche Geſellſchaftszimmer, ſo wie der eine und andre offne Hofplätze, oder geräumige Sommerlauben. Dieſes Zimmer, wo wir jetzt ausruhten, hat den Vorzug einer in ihrer Art erhabenen Ausſicht, dicht an der Limmat, wo ſie mit großen Felſenmaſſen kämpft, die ihren reißenden Strom aufhalten wollen, und ſich die Wellen brüllend fortwälzen, und zerſchellen; wo ſie zugleich einen Winkel formirt, und mit unglaublicher Schnelligkeit fortſtrömt, liegt es kaum wenige Fuß darüber erhaben. Der Strom ging gerade vor wenigen Tagen gewaltig hoch, die Schiffahrt war gehemmt, das Waſſer wälzte ſich in trüben Fluthen, die Fußwege waren überſchwemmt, und alles drohte ſchreckenvolle Nachrichten, auf die der bloße Anblick des übergebliebnen Schlamms des Stroms die Gemüther auch hier vorbereitete. Gerade gegenüber erhebt ſich ſteil der Hartenſtein, mit Weinbergen und Waldung, deſſen Mitte die Landſtraße nach Zurzach durchſchneidet. Nirgends ſo wie hier fühlten wir uns im Bader=Loch. Ueber dem Zimmer iſt der gemeine Speiſeſaal, wo man an der Wirths=Tafel ißt. Vor demſelben ſahen wir die Dienerſchaft Kegel ſchieben. Eine Tafel im Zimmer, zeigt die ſchon in Beſitz genommenen, oder engagirten Gemächer des Hofes an.

Hier erſcheinen gewöhnlich im leichten Hauskleid oder Schlafrock die Curmacher, zum geſelligen Kartenſpiel, zum lauten Würfel-Brett. Man ſieht die Damen mit dem Strickkörbchen am Arme, oder mit der Nadel. Oft veranlaſſen neuangekommne Briefe aus der geliebten Heimath, oder neue Ankömmlinge, eine allgemeine Aufmerkſamkeit, und die Unterhaltung wird lebhaft und allgemein. Ein munteres Geſpräch, ein wohlthätiges Gelächter unterſtützt nicht wenig den Seegen der Cur, denn Fröhlichkeit iſt die Würze des Bades, und das vortreflichſte aller ſeiner Ingredienzen. Da iſts, wo man neue Bekanntſchaften ſtiftet, luſtige Partien verabredet, oder die Schauſpiele bekrittelt, mit unter politiſirt und Prozeſſe entſcheidet, die vor dem hohen Syndikat ſchweben. Anmuthig war der Anblick ſo vieler Kinder, die vor dem Zimmer ihre unſchuldige Spiele treiben, oder der Kranken, um die ſich, können ſie ſich nur bis zum Geſellſchafts-Zimmer ſchleppen, gerne die übrigen Gäſte vereinigen; ſich durch Kurzweil die Schmerzen der Gicht, oder die Beſchwerden der Lähmung für ein Stündchen vergeſſen zu machen. — Auch dieſe Zimmer füllen ſich am Samstag Abend, bey ſchöner Witterung vorzüglich an. Wann Raum gebricht; ſind kunſtlos Bänke und Sitze unter freyem Himmel für die Spätlinge hingepflanzt.

Fort waren wir jetzt hinter dem einen Gaſthofe, und vor dem anderen und durch einen dritten nach einem kurzen Seitenblick auf die einfache und ungeſchmückte Kirche der H. drey Könige, die den Bädern ehmals den Namen gab, auf die Matte, längſt der Limmat, den einzigen offnen Spatziergang bey den Bädern. Ein reicher Fremdling hatte neulich den Raſengang in eine ſchnurgerade Straße verebnen, und reinigen, und weiterhin längſt den Strom einen einſiedleriſchen Pfad anlegen laſſen. Freylich nicht ganz nach unſerm Geſchmack, da uns die rohe Natur, die nicht nach Lineal und Faden, ſondern oft auf ungehobelten Pfaden den Spatziergänger bald krumm, bald gerade, bald hoch, bald tief führt, eben darum weil ſie ſo abwechſelnd auch deſto reitzender iſt. Sonſt hat auch hier die Natur alles, freylich wenig genug, die Kunſt nichts gethan. Nur geſellige Vergnügen können dieſer Einſamkeit Reitz und Anmuth geben., Sie iſt auch oft zahlreich und bunt genug gemiſcht von Gäſten verſchiedner Höfe: und Fremdlinge gehen nicht aus den Bädern weg, ohne die Matte beſucht zu haben.

Wir bemerkten eine kleine Steige, die Berg an gegen die Landſtraße nach Brugg und Baſel durch ein Gehölz junger Buchen und Tannen führte, und mitunter manche romantiſche Ausſicht anbot. Denn bisweilen fiel der Blick beynahe ſenkrecht durch die Aeſte der Bäume ein Paar hundert Fuß hinab in das Bett des lebhaften Stromes. So ſteil iſt hier die mit Holz bewachſene Wand, das hohe Ufer des Fluſſes! Bisweilen führt der Pfad in düſtre laubenförmige Gänge, wo uns die Abendſonne, mit wunderbar gebrochnen Strahlen beleuchtete, und dichtes Laub anmuthig beſchattete. Bemooſte Felſen, grauer Marmor, lagen verwitternd an der Seite, oder es öffnete ſich mit einmal eine romantiſche Ausſicht über den Strom, an das jenſeitige hohe, rebenreiche Ufer, und über bemooſte Strohhütten. Plötzlich führte uns der Pfad zu Tage aus in die Landſtraße zur kleinen Kapelle des heiligen Criſpins, von wo wir gegen den ſteilen Hügel, der die Ebne von Baden umgiebt, hinanſteigen.

Ein begüterter Bürger von Baden hat in ſeinen Gütern, eine Allee von etlichen hundert Schritten längſt den Berg, und darin einen Pavillon gebaut und Ruheplätze angelegt, wohin man ſich bey unvermutheten Regem flüchten oder ermüdet ſetzen kann; ſonſt iſt ſie kunſtlos: edelmüthig wird ſie jedem Spatziergänger geöffnet. Sie bietet des Abends einen anmuthigen Proſpekt an, den wir aber auf der Spitze des Hügels noch ſchöner zu genießen hofften.

Hier war neben dem Gehölz ein kleiner Verſuch von Weinreben, ſo ſteil angelegt, daß wir ſo etwas nirgends geſehen; daß kaum der Fuß des Winzers halten kann. Auch liegt das Geländer zwar der Morgen und Mittagsſonne offen, aber am frühen Abend ſchon im Schatten, da ſonſt die ſchweizeriſchen Weine von der Abendſonne gekocht zu werden pflegen. Kleines Gehölz und magere Weiden ſind über den Reben. Der Boden iſt dicht mit Steinen beſäet, die vom zu Tag ausgehenden Fels verwitternd, herunterfallen. Wir beſtiegen leicht die ſteile Bergwand die uns auf einen Grad führte, der eigentlich der Schäfli, oder Martinsberg heißt, und der Pendant zum Schloßberg iſt; wo die Trümmer des alten öſtreichiſchen Schloſſes, des Steins zu Baden ſeit 1415 modern, ſo ſchmal, daß unſre kleine Zahl ſeine ganze Oberfläche füllte. Er ſenkte ſich von drey Seiten jäh hinab.

Dieſer nackte Fels, von marmorartigen grauem Geſtein, der die unten liegende Landſtraße beherrſcht, iſt von eben der Natur, als der Schloßberg, der Lagerberg, der Hartenſtein, die ringsum die Fläche von Baden einſchließen; eben die Steinart, aus der die Stadt Baden, die Mauer, welche von den Bädern dahin führt, gebaut iſt; die leicht an der Sonne und dem Regen verwittert, und gern Schichtenweiſe ſich ablöſt. Unter den Füßen ſprangen moosichte Stücke ab. Die romantiſche Ausſicht iſt's, welche allein die Mühe des Kletterns belohnt. Man überſieht die ſeltſame Verknüpfung der Berge, verfolgt das tiefe Bett der Limmat, und ihren ſilberfarbigen Strom, und das Auge beherrſchte die kleine Fläche von der Stadt bis zu den Bädern und die größere des Siggenthals. Wer die ganz beſondere Verbindung der Berge umher, die Tiefe des Stroms, die hohe Fläche der Thäler mit nachdenklichem Blick beſchaut, und die Richtung der Felsſchichten, die häufig am Tag liegen: kann ſich nicht erwehren, einige Vermuthungen über Veränderungen der Natur zu wagen, von denen die Chroniken nichts wiſſen, weil ſie älter als alle Geſchichtbücher ſind.

Es war alſo eine Zeit, wo die Fläche des Thals unter unſern Füßen, die ſo eben iſt, als wäre ſie, die Waſſerwage in der Hand, verebnet worden, mit dem Wehnthal zuſammenhing; wo der Lägern und Schloßberg nur ein Berg, der Hartenſtein mit der Höhe, wo wir ſtanden, nur eins war, keine Limmat im tiefen Bett durch das Siggithal floß u. ſ. w. Damals deckte ein gewaltiger See die weite Fläche zwiſchen dem Layerberg und Heitersberg, der keinen Ausgang durch die Limmat, oder vielleicht da einen Ausfluß hatte, wo jetzt die Mellinger Straße iſt: aber von dem Zürichſee und der Sil einen mächtigen Zufluß bekam. Ein See, der mit dem Züricher und Wallenſtätter See zuſammenhing, vielleicht ein einziger See war, aus dem der Weininger-Berg, die Haßlern, und andre Hügel längſt der Limmat als Inſeln mit ihren breiten Oberflächen hervorragten. Damals legten ſich die Muſchelthiere Neſter am Lägern und aller Orten im Badergebiet an, und ward der Teufelskeller im Heiterſperg gehölt. Das Sülfeld, Wettinger-Dietikerfeld, alle jene Rieder und Moore waren der Grund der mit Waſſer bedeckten Tiefe, daher ihre waſſerrechte

Ebene. — Aber da, wo ſich jene Schichten, des Läger- und Schloßbergs gegen einander ſenken, brach endlich das Waſſer durch, die Berge wurden von einander geriſſen, noch ſieht man die gewaltige Wunde, die kahlen, gewaltig zerſtörten Schichten — die Limmat höhlte ſich von Würenlos an, drey Stunden lang ein tiefes Bett, der See verſchwand, die Seethiere wurden verſteinert, der Teufelskeller ſtürzte ein, es entſtanden Ebenen, und wurden in Moore, in Felder, in Städte, Dörfer, Höfe verwandelt, die heißen Quellen kamen hervor, und es ward allmählig die Geſtalt der Dinge, die jetzt ſo anmuthig unſer Aug entzückt. — So würden wir vielleicht Behauptungen wagen, wenn wir gelehrt wären, jetzt geben wir es nur für Träume der Einbildung aus, die durch den Anblick des Orts und der ſeltſamen Naturerſcheinungen veranlaßt worden.

Wir überſahen wie im Profil das gegen Abend liegende Siggenthal, eins der ſchönſten Thäler in ganz Helvetien; zwey Stunden lang, und kaum eine halbe breit. Wir verfolgten den krummen Lauf der Limmat bis zur Ergießung in die Aare, allein nicht ununterbrochen, denn ſie ſtrömt im tiefen Bett; ſondern Stellenweiſe wohl ſechsmal. Die Sonne färbte ihre Krümmungen mit Silberglanz, der ſich herrlich im grünen Thal ausnahm. An ihrem rechten Ufer zieht ſich ſtundenlang ein ſeltſamer Rebberg fort, der von der Oberfläche des Siggenthals ſich am Bord des Stroms bis zum Fluß hinab ſenkt, und alſo tiefer als das ganze Thal liegt, und einen brauchbaren Wein giebt, das gerade Gegentheil von den hohen Weinhügeln unſers Vaterlands; die ſich weit und breit zur Schau ausſtellen, indeſſen die Siggithaler ihre Trauben gleichſam unter dem Boden wimmeln. Die Ebne trägt unabſehlige Kornfelder, Baum und Gartenfrüchte aller Art, ein Paar in Wälder von Obſtbäumen verſteckte Dörfer und Höfe, worunter einige ſchöne Gebäude entgegen glänzten. Sanft erhebt ſich ein Berg längſt dem Siggithal gegen Norden, der es vom andern Thal bey Lengnau trennt, und diſſeits der Limmat, ein niedrigerer Hügel gegen Süden, und ſchließen es ein. Ihre Oberfläche iſt reichlich mit Holz und Weiden bekleidet, und in ihrem Innern ſind wichtige Schätze, Mineralien von Eiſenerz, und Verſteinerungen, Steinbrüchen, Gypsgruben u. ſ. w.

In der Ferne von anderthalb Stunden bieten andre Berge des Frikthals und Schwarzwalds ihre Spitzen dar. Am Bruggerberg floß hell ſchimmernd das breite Waſſer der Aar, die ſchon die Reuß empfangen hatte, und nun die Limmat aufnahm. Allernächſt lag der Kappelerhof mit der neuen Kirche. Die neuen Straßen zogen ſich vor unſern Augen an beyden Ufern der Limmat fort, nur in geraderer Richtung.

Gegen Mitternacht öffnete ſich das Wehnthal mit ſeinen reichen Viehweiden. Gegen Morgen lag die kleine, waſſerrechte Fläche vor uns, aus der ſich die Limmat reiſſend loswand unter den Bädern. Mitten drauf die neue Kirche der Reformirten, am End das antike Schloß, und die alten Thürme und Ringmauern der Stadt. Die Straße theilt die Fläche in zwey Hälften. Wir wünſchen uns Reichthum und Muße, um die anmuthige Fläche mit unzähligen Fruchtbäumen zu bepflanzen, wenn der Boden ſie trüge, oder mit allen Arten von Feldfrüchten, Gemüſen, mit Höfen und Wohnungen zu beleben und anzubauen, denn ſo ſchien ſie uns allzu kahl und leblos —

Die glänzenden Farben verließen den Kreiß von Schneebergen am öſtlichen Horizont, der die Ausſicht ſchloß, als wir unſerm Gaſthof zueilten.

Inhal

Gedichte.

Auszüge.

Fragment eines Tagebuch
das Bisthum Baſel.

Abhandlungen und verm

1. Es ließ ſich wie ein
2. Kurze, aber getreue
gegenwärtigen Beſchaff
ſpielerſtandes;
3. Einige Nachrichten üb
4. Zwey Aktenſtücke zum
ſten Sächſiſchen

Anekdoten.

Naturgeſchichte.

Etwas zu der Naturgeſ
lings und Salms.

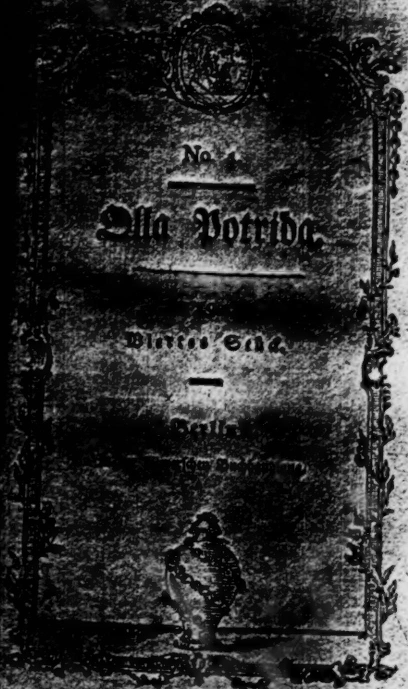
Biographie.

Charakter des Scipio
Zunamen der jünger

Miſcellaneen.

Beſchreibung der öffentl
bäder, und des geſellſ
Baden.

nimmt. Geiſtliche Oratorien zu machen, war ſchon in den allerälteſten Zeiten gewöhnlich. Die heiligen Bücher ſelbſt enthalten dergleichen theatraliſche Stücke. Das Hohelied Salomons, einige Pſalmen, die Bücher Judith, Tobias, Bel zu Babel, Suſanna u. d. gl. Die Ehrwürdigkeit der Schaubühne war bey den erſten Chriſten ſo groß, daß man kein Bedenken trug, die Wahrheiten der Religion auf ſelbiger dem Volke öffentlich und in Schauſpielen vorzutragen. Man ſtellte die Geſchichte des alten Teſtaments, die göttlichen Verrichtungen, das Leiden und Sterben Jeſu vor. Die Einrichtung der Worte beſteht aus bibliſchen Sprüchen, Arien, Cavaten, Recitativen, Choralen oder kurzen Sätzen aus Pſalmen und Lobgeſängen. Die Gattungen der dramatiſchen Muſik ſind die Oper, die Operette, das ſogenannte Intermezzo, und das Melodrama. Das Intermezzo beſteht eben ſo wie die Oper ganz aus Recitativen und Arien, und der Unterſchied zwiſchen beyden iſt, daß bey der Oper eine tragiſche, und bey dem Intermezzo eine komiſche Begebenheit zum Grunde liegt. Die Operette iſt ein Luſtſpiel oder auch Drama mit Arien auch Recitativen vermiſcht. Wenn eine ländliche Begebenheit, Einfalt der Sitten des Landvolks den Inhalt der Operette ausmacht, ſo bekömmt ſie den Namen eines Paſtorals. Im Melodrama verbinden ſich Declamation und Inſtrumentalmuſik ſo, daß beyde in kurzen Sätzen miteinander abwechſeln. Die Muſik folgt den Empfindungen und Leidenſchaften auf den Fuße durch alle Krümmungen nach, bereitet ſie vor, unterſtützt und verſtärkt ſie in dem Momente ihrer Wirkung und ihres Fortgangs, und läßt wieder mit ihnen nach. **Jean Jacques Rouſſeau** iſt der Erfinder dieſer dramatiſchen Gattung, und in Teutſchland hat ſie Herr **Georg Benda**, Herzoglich Sachſen-Gothaiſcher Kapelldirektor durch ſeine Ariadne auf



No. 4.

Olla Potrida.

Viertes Stück.

Berlin,

[illegible] ſchen Buchhandlung.

Inh[illegible]

Gedichte. [illegible]

Auszüge. [illegible]

Beluſtigungen und [illegible]

Abhandlungen und verm[illegible]

1. Vorzüge [illegible]

[illegible]

[illegible]

4. Welche Zahl [illegible]

5. Ueber die Dreyein[illegible]

6. Ueber Geſchm[illegible]

7. Epiſtel an meinen [illegible]
das Kotzebueſche [illegible]
[illegible] und Neue. [illegible]

Naturgeſchichte. [illegible]

Bemerkungen über [illegible]
[illegible]gebürge. [illegible]

Olla Potrida.

1794.

Viertes Stück.

J. Cook.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

I.
Gedichte.

1.
Verſchwiegenheit.

Ich grub den Namen in die Linde,
Den nie mein Herz vergeſſen kann,
Sey's, daß ihn auch ein andrer finde,
Ihn deutet, außer mir, kein Mann.
Die wahre Liebe weiß zu ſchweigen,
Sie haßt der Worte Tändeley,
Nie war Gefühl den Prahlern eigen,
Sie ſcheuchten es durch Plauderey.

In laubbekränzten, ſtillen Gründen,
Um ganz dem Gatten ſich zu weihn,
Läßt ſich die Turteltaube finden
Und lernet dort verſchwiegen ſeyn.
Kein Habicht ſtört die ſanfte Freude,
Kein Jäger hat das Paar entdeckt,
Es bleibt vor der Genoſſen Neide
Und frecher Späher Blick verſteckt.

3.

Zuruf, aus dem Tempel der wahren Eintracht, im Junius 1793.

Wenn um ſie her die Völker ſtreiten,
Wenn Bürgerkrieg den Bürgern droht,
Dann winkt die Eintracht den Geweihten
Und Weisheit iſt ihr ſanft Gebot.

Sie giebt den Brüdern reine Freude,
Den Schweſtern ächtes Eheglück,
Sie hält des Vaters Sinn vom Neide,
Den Sohn vom Uebermuth zurück.

Wer, eingeweiht in ſtillen Mauern,
An ihrer Hand den Weg betrat,
Darf ſeine Schritte nie betrauren,
Und wandelt muthig ihren Pfad.

Der Pilger eilt dem Ziel entgegen,
Wohin ihn Pflicht und Schickſal ruft,
Die Hinterlaßnen ſchützt ſein Segen
Und heiter ſehn auch ſie die Gruft,

Wenn einſt die Dämmerung verſchwindet,
Umleuchtet ihn der Wahrheit Glanz,
Und der geprüfte Dulder findet,
Den wohlverdienten Siegeskranz.

Wir wollen, in der Brüder Mitte,
Uns freudig jeder Tugend weihn,
Dann wird der Pallaſt, wie die Hütte,
Ein Tempel wahrer Eintracht ſeyn.

Fdr. A. A. Meyer.

II.

Auszüge.

Volksbeluſtigungen und Vergnügungen der höhern Klaſſen in St. Petersburg.

(H. Storch's Gemählde von St. Petersburg.)

Die Vergnügungen und Luſtbarkeiten der feinern Menſchenklaſſen in allen Ländern ſind durch die Verbreitung der Kultur und die nähere Bekanntſchaft der Nationen unter einander ſo gleichförmig geworden, daß die Geſchichte derſelben von einer Hauptſtadt ſo gut als von der andern gilt, unterdeſſen die Volksvergnügungen noch faſt überall den Stempel einer gewiſſen Individualität zu tragen pflegen und nicht ſelten als merkwürdige Beyträge zur Sittengeſchichte angeſehen werden können. Wenn es ferner wahr iſt, daß die feinſten Züge und Eigenheiten des Nationalkarakters ſich vorzüglich in der Art äußern, wie ein Volk ſeines Daſeyns froh zu werden ſucht, ſo iſt es wohl der Mühe werth, ſich auf einige Augenblicke den eleganten Zirkeln zu entreißen, in welchen die Freude nur, wie eine Münze, unter dem Gepräge des konventionellen Wohlſtands ausgeſpendet wird, um ſich unter den großen Haufen zu miſchen, wo ſich Jedermann freuen darf, wie er will.

Der Ruſſe iſt, im Ganzen genommen, ein fröhlicher Menſch. Ein glücklicher Leichtſinn und eine ihm

Der Quell, im dunkeln Thal entſprungen,
Eilt einer nahen Quelle zu,
Bald iſt er feſt mit ihr verſchlungen,
Nun erſt hemmt er des Schweigens Ruh.
Sein Murmeln rühmt, in ſanften Weiſen,
Der Liebe Glück, der Liebe Band,
Und beyde werden ewig preiſen,
Das Ziel, wo jeder jeden fand.

Das Würmchen ſchimmert in den Auen,
Wo ſein der treue Gatte harrt,
Der Nacht nur darf es kühn vertrauen,
Die mild der Liebe Zeugin ward.
So floh es leicht der Trennung Sorgen,
Vor jedem Sonnenſtrahl verdeckt,
Die Liebe wird ihm Strahlen borgen,
Wenn kühler Nachtthau es erweckt.

O ſammlet dankbar dieſe Lehren,
Die gütig die Natur uns giebt,
Verſchwiegenheit wird der verehren,
Der treu der Mädchen Krone liebt.
Nur eine kann ſein Herz regieren
Und kennt er dieſe nur allein,
So wird er nimmer ſie verlieren
Und holder Gegengunſt ſich freun.

Fr. A. A. Meyer.

2.

Arie, aus einer neuen Franzöſiſchen Operette.

(S. Hamburger neue Zeitung 1794, St. 175.)

Le tems n'eſt plus, ou la vergeance,
Payoit des faux accuſateurs;
Le tems n'eſt plus, ou l'innocence
Trembloit devant ſes oppreſſeurs;
Quand la vertu par ſa victoire,
De la juſtice eſt le garant;
Un honnête homme ſe fait gloire
D'etre accuſé par un mechant.

Die Zeit entfloh, wo falſche Klage,
Der Rachſucht Tochter, Hörer fand,
Der Unſchuld unterdrückte Lage,
Vor der ſie zitterte, verſchwand.
Der Ruhm, den Tugend ſich erkohren,
Erhob Gerechtigkeit zum Thron,
Verläumdung hat die Kraft verlohren
Und jeder Edle ſpricht ihr Hohn!

Fr. A. A. Meyer.

vorzüglich eigene Sorgloſigkeit begleiten ihn durch ſein ganzes Leben. Das elendeſte Schickſal und die mühſeligſte Arbeit laſſen ihm noch immer einiges Gefühl für den Genuß ſeines Daſeyns. Jenes bekümmert ihn nicht, da ſein Ideenkreis ſich ſelten bis zu der Vorſtellung einer edlern und verfeinten Exiſtenz erweitert; dieſe verſüßt er ſich durch ſeinen Geſang und ſein Schälchen. Die Grenzlinie, auf welcher dieſe ſchöne Grundfarbe im Volkskarakter allmählig verſchwindet, iſt die Scheidewand zwiſchen Pöbel und Bürger. Je höher die Klaſſen der Menſchen, um deſto weniger natürlicher Frohſinn. In unſern Logen und glänzenden Zirkeln ſind die Geſichter ſo finſter, als in irgend einer Hauptſtadt von Europa. Ein ſtarker Beweis, daß Zufriedenheit und Glückſeligkeit nicht an den Boden der Kultur und des Reichthums gefeſſelt ſind!

Der frohe Sinn des gemeinen Ruſſen äußert ſich hauptſächlich durch den Geſang, der die allgemeinſte Beluſtigung deſſelben genannt zu werden verdient. Jedes Geſchäft, auch das mühſamſte, verſüßt ſich der Ruſſe durch Singen, und jede Freude, jedes Gelag wird dadurch belebt und erheitert. Es giebt ſicherlich keine Nation in Europa, bey welcher der Hang zu dieſer Ergötzung ſo herrſchend wäre, als hier. In Frankreich ſingt das Volk auch; aber nur Opernarien und Vaudevilles, die den Beyfall des großen Publikums haben; in Rußland hört man wahre Volksgeſänge, deren Dichter und Komponiſten ebenfalls aus den unterſten Volksklaſſen ſind, und die von Petersburg bis Irkuzk auf eben dieſelbe Weiſe geſungen werden. Das Nationalintereſſe, welches in dieſen Geſängen liegt, ihre höchſt einfache aber melodiſche Manier, die muſikaliſchen Anlagen und größtentheils glücklichen Organe der Ruſſen, machen eine ſehr angenehme und überraſchende Wirkung auch auf unmuſikaliſche Fremde und Ausländer. Es

iſt

auf Maros zuerſt eingeführt, dem hierauf andere nachgefolgt ſind. Die Kammermuſik enthält alle Arten der Inſtrumentalmuſik, und zugleich ſehr viel wichtige Gattungen der Vokalmuſik. Ihr Endzweck iſt, die Zuhörer zu ergötzen und aufzumuntern; ſie wird alſo zur Pracht, zur Luſt, und zum Lachen gebraucht Eigentlich aber nennt man das Kammermuſik, was man in den Zimmern, in Sälen und bey der Tafel muſicirt. Man braucht ſie zu öffentlichen Abendmuſiken, zu dramatiſchen Stücken, bey Aſſembleen, bey Jagden, Tänzen, und bey allerley außer der Kirche und Schaubühne vorfallenden Begebenheiten, und alſo bey allen übrigen Ergötzlichkeiten. Zu der Inſtrumentalmuſik gehören alle Arten von Concerten, Ouvertüren, Simphonien, Trios, Solo's u. d. gl. Zu der Vocalmuſik aber alle Singſachen, die nicht insbeſondere zu der theatraliſchen oder Kirchenmuſik gezählet werden; als Serenaten, Tafelmuſiken, Hochzeitmuſiken, Cantaten, Oden oder Lieder u. d. gl. Schon in dem erſten vorſündfluthigen Alter der Erde war Muſik vorhanden. Jubal war der Erfinder muſikaliſcher Inſtrumente, beſonders der Zitter und Pfeife, und wenn ſie nicht mit der Familie des Noah in die neue Welt übergegangen iſt, ſo ward ſie auf eben dieſe Weiſe wieder zum zweytenmal erfunden. Die Aegyptier haben ſie am erſten kultivirt, die Erfindung der einfachen Pfeife, die Monaulos genannt wird, auch die Erfindung der Trompete und der Pauke zugeſchrieben. Diodor aus Sicilien redet von ihm als einem guten Tonkünſtler, der eine Menge anderer Muſiker an ſeinem Hofe unterhalten habe. Ob ihm gleich die Erfindung der Muſik, wie geſchieht, nicht zugeeignet werden kann, ſo hat er doch vielleicht vieles zur Beſſerung derſelben beygetragen. Moſes ſoll die Trompete erfunden haben, die von den Hebräern Aſoſra genannt wird. Sie war von Silber und ungefähr einer Elle lang. Er hat auch zwey Lieder komponirt, das

eine

iſt daher ein ſehr gebräuchliches Vergnügen der höhern Stände in St. Petersburg, ſich auf den Schaluppen bey Waſſerfahrten und ſelbſt bey Tafel von einem Chor geübter Sänger ruſſiſche Volkslieder vorſingen zu laſſen. Im Sommer iſt die Newa mit Fahrzeugen bedeckt, von denen dieſer Geſang ertönt, der, beſonders in ſchönen Nächten, durch ſeine ſanfte melankoliſche Weiſe den einſamen Spatziergänger in ſüße Empfindungen wiegt.

Wenn der ruſſiſche Pöbel in Geſellſchaft froh ſeyn ſoll, ſo darf auch der Tanz nicht fehlen. Ohne dieſen und ohne Geſang läßt ſich kein Volksgelag denken. Ausdrucksvoller und ſchöner, als der Nationaltanz, den man gewöhnlich den Taubentanz (Golubez) nennt, iſt gewiß kein Volkstanz irgend eines Landes, und ſchön getanzt wird er nicht nur in den feinern Zirkeln der gebildeten Stände, ſondern ſelbſt unter dem Pöbel. Er beſchäftigt gewöhnlich zwey Perſonen verſchiedenen Geſchlechts, die ſich in einiger Entfernung einander gegenüber ſtellen. Sein Inhalt iſt eine Liebeserklärung, die durch ſehr ſprechende Pantominen angetragen, nachgeſucht, und bewilliget wird, und wobey das perſönliche Talent der Tänzer die beſcheidene Zudringlichkeit des Liebhabers und die kämpfende Schaam der Geliebten mehr oder weniger nüanciren hilft. Die Tänzer nähern und entfernen ſich hiebey mit gewiſſen abgemeſſenen Schritten, die jedoch nicht ſehr genau an die Muſik gebunden ſind. Da dieſer Tanz durchaus natürliche redende Pantomime iſt, ſo kann die Kunſt wenig oder nichts zu ſeiner Veredlung thun; ich habe öfter unter dem Volk als in höhern Zirkeln gut, aber nur einmal von geübten Volkstänzern bis zum Entzücken ſchön tanzen ſehen. — Die Muſik von welcher er begleitet wird, iſt ſehr einfach; oft bedarf es nicht einmal eines Inſtruments, ſondern die Zuſchauer ſingen im Chor irgend ein Volkslied dazu.

Die Vergnügungshäuſer des Pöbels ſind die Kabacken (Schenken). Hier verſammelt er ſich in müßigen Stunden zur fröhlichen Geſellſchaft, zum Trinken und Singen. Der Mißbrauch, den hier der rohe Menſch von ſeinem ſauer erworbenen Gelde und von ſeinem Hange zum ſinnlichen Genuß zuweilen macht, empört nicht ſelten das Gefühl, wenn man zufälliger Weiſe Augenzeuge davon wird; aber er hat mich nie bewegen können, dieſe Zufluchtsörter der gedrückteſten und geplagteſten Volksklaſſen zu verdammen. Wer hat das Herz, dieſen armen Menſchen, die zur Entſchädigung für alle die unzähligen Mühſeligkeiten ihres Daſeyns nur den Brannteweín, als das einzige Mittel kennen, ihrer auf einen Augenblick zu vergeſſen — wer hat das Herz ihnen dieſe Täuſchung zu rauben, ohne ihnen eine beſſere unterzuſchieben. Ich übergehe hier die Gründe, die man aus dem Klima, der harten Lebensart, der ärmlichen Koſt und den ſtrengen Faſten des ruſſiſchen Volks hernehmen könnte, um den Gebrauch dieſes Nepenthe zu vertheidigen, und appellire nur an die Menſchlichkeit meiner Leſer, um ein ſchonendes Urtheil über die grellen Tinten dieſer Karakteriſtik zu erhalten. Weit entfernt die allgemeine Schädlichkeit und die oft ſehr ſchrecklichen Folgen des Hanges zur Trunkenheit mildern oder beſchönigen zu wollen, ſo iſt es vielmehr der innigſte Wunſch meines Herzens, daß das ruſſiſche Volk bald durch eine Veredlung ſeiner noch ſehr rohen Menſchheit eines ſo traurigen Behelfs entbehren lerne: aber ihn verdammen — kann ich, nach den vorhandenen Umſtänden, nicht.

Zu den Vergnügungshäuſern der untern Volksklaſſen laſſen ſich auch die öffentlichen Badehäuſer rechnen, die hier wie in Rom und Griechenland nicht nur zum Bedürfniß, ſondern auch zur Ergötzung dienen, nachdem ſie ſelbſt ihre erſte Beſtimmung in den meiſten ländern Europens verloren haben. Der gemeine Ruſſe beſucht ſie wöchentlich wenigſtens einmal; der Tag an welchem ihm dieſer Beſuch vergönnt wird, iſt ein Feſttag für ihn. Die Reſidenz hat eine Menge ſolcher öffentlichen Badehäuſer, die gewöhnlich an Flüſſen und Kanälen angelegt worden, und deren innere Einrichtung hier mit einigen Worten erwähnt zu werden verdient. Alle ruſſiſche Bäder ſind Dampfbäder; das Badezimmer hat einen großen gewölbten Ofen, der ſo ſtark geheizt wird, daß die Feldſteine, die den obern Theil deſſelben ausmachen, glühend werden. Um die Hitze zu vermehren, ſprengt man Waſſer auf die Feldſteine, wodurch das Badezimmer zugleich mit feuchten Dünſten angefüllt wird. Rings umher an den Wänden ſind Bänke oder Stufen befindlich, die Jedem die Wahl laſſen, eine mehr oder minder heiße Atmoſphäre zu ſuchen, je nachdem man höher ſteigt oder dem Fußboden nahe bleibt. Die Badenden ſitzen oder liegen in dieſer feuchten Hitze, die zuweilen bis auf 45 Grade R. ſteigt, und eine Ausdünſtung bewirkt, von der man ſich nur durch eigne Erfahrung einen Begriff machen kann. Um dieſe noch mehr zu befördern, laſſen ſich die Badenden gewöhnlich mit trocknen belaubten Birkenreiſern ſanft ſchlagen und mit wollenen Lappen reiben. Von Zeit zu Zeit ſteigen ſie auf den Fußboden herab, um ſich warmes oder kaltes Waſſer über den Kopf und den ganzen Leib zu gießen. Viele ſpringen im Sommer aus dieſem Dampfbade in den vorbeyfließenden Fluß, oder wälzen ſich, wenn es Winter iſt, im Schnee. Die öffentlichen Bäder der Reſidenz haben geräumige Höfe mit vielen Bänken verſehen, wo ſich die Badenden im Sommer aus und ankleiden. Faſt mit allen Hoſpitälern und öffentlichen Anſtalten ſind ſolche Bäder verbunden, und ſelbſt unter den beſſern Klaſſen der hieſigen Einwohner iſt das Baden Bedürfniß und Vergnügen.

Die Spiele, die dem ruſſiſchen gemeinen Mann zur Erholung und Ergötzung dienen, ſind ſämmtlich ſehr einfach und erfordern gemeiniglich körperliche Anſtrengung und Gewandheit. Ihr Urſprung iſt durchaus national, und der Pöbel der Reſidenz hat durch ſeine lange Bekanntſchaft mit Ausländern keine fremde Sitte in ſeinem Zeitvertreib miſſen gelernt. Ich erwähne nur einiger der üblichſten Spiele, die jedem Fremden bey ſeinem Aufenthalt in der Reſidenz auffallen möchten.

Ueberall, auf allen Gaſſen, vorzüglich im Winter, ſieht man Kerle oder Jungen mit einander ringen oder boxen. Dieſe Beluſtigung, die ſelten oder niemals durch Zank und Erbitterung, gewöhnlich durch eine gutmüthige Herausforderung, vielleicht auch im Winter durch die Abſicht ſich zu erwärmen, veranlaßt wird, iſt jedoch ſehr von dem engliſchen Wettkampf verſchieden. Die Streitenden ſtellen ſich neben einander; jeder ſchlägt mit geballter Fauſt auf ſeinen Gegner los und ſucht ihn durch das Unterſchlagen der Füße zu Boden zu werfen. Sobald dies gelingt, iſt der Sieg entſchieden, und das Turnier, unter dem muthwilligen Gelächter des umherſtehenden Volks, geendigt.

Eben ſo allgemein iſt das Ballſpiel, welches beſonders die Iswoſchtſchiks beſchäftigt, die im Winter auf den Gaſſen halten. Sie werfen einen groſſen ausgeſtopften Ball mit den Füßen in bogenförmiger Richtung in die Luft. Der Sieger erhält gewöhnlich einen Preis an Nüſſen oder Gelde. — Auch das Schach- und Damenſpiel iſt überaus gebräuchlich unter dem ruſſiſchen Volk. Auf den groſſen Plätzen, unter den Arkaden von Goſtinnoi Dwor, ſieht man täglich Leute aus den niedrigſten Ständen mit dieſen Spielen beſchäftigt und nicht ſelten giebt es groſſe Meiſter unter ihnen. — Seltener iſt das Ringwerfen, welches in der Kunſt beſteht, einen ſchweren ſpitzigen eiſernen Nagel, den man an der Spitze faßt, durch einen Umſchwung ſo zu werfen, daß er innerhalb eines kleinen Ringes ſtecken bleibt.

Ich übergehe die übrigen Gattungen der minder gebräuchlichen Spiele, um meinen Leſern noch eine kurze Schilderung der großen öffentlichen Volksbeluſtigungen zu geben, die man hier zuweilen in ihrer glänzendſten Sonderbarkeit zu ſehen bekommt. Zu den allgemeinſten und beliebteſten derſelben gehört das Schaukeln, welches überall und zu jeder Zeit eine Ergötzung aller Stände iſt, um Oſtern aber Gelegenheit zu einem großen Volksfeſt giebt. Um ſich einen Begriff von dieſer Beluſtigung zu machen, muß man mit der Mechanik der hieſigen Schaukeln bekannt ſeyn. Es giebt drey Arten derſelben; einige haben eine ſchwingende Bewegung, und dies ſind die allgemeinſten, auch in Deutſchland bekannten; andere werden in ſenkrechter und noch andere in waſſergleicher Richtung umgetrieben. Die erſtern dieſer beyden Gattungen beſtehen aus zwey hohen Säulen, auf welchen eine Achſe ruht, an der zwey paar Stangen in ihrer Mitte befeſtigt ſind. Jede dieſer Stangen hat an ihren beyden Enden einen Seſſel, der an einer beweglichen Achſe hängt. Die Schaukler drehen die Achſe, die auf den beyden Säulen ruht, und folglich machen alle acht Seſſel einen ſenkrechten Kreis, wobey ſie bald dicht an den Boden und bald hoch in die Luft getrieben werden. Die letzte Gattung von Schaukeln beſteht aus Seſſeln, Wagen, Schlitten, u. ſ. w. die an langen Stangen befeſtigt ſind und von dem Mittelpunkt aus in waſſergleicher Richtung im Kreiſe fortbewegt werden. Alle dieſe Arten von Schaukeln werden um Oſtern auf den öffentlichen Plätzen der Reſidenz errichtet, und da das Volk dieſe Beluſtigung ſehr liebt, ſo iſt dies eine der fröhlichſten Zeiten des Pöbels, der ſich alsdann ſeinem Nationalhange zur Luſtigkeit ganz überläßt. Auch die feinern Klaſſen verſammeln ſich hier als Zuſchauer, wodurch ein zweytes ſehr intereſſantes Schauſpiel gebildet wird. Der zahlreiche Zuſammenfluß von Leuten aus allen Ständen, die ſich und ihre geſchmackvollen und glänzenden Equipagen im Kreiſe zur Schau führen, die gutmüthige Fröhlichkeit des Volks, das außerordentliche Intereſſe, mit welchem es dieſe Beluſtigung genießt, das Auffallende und Sonderbare der Spiele ſelbſt, geben dieſem Volksfeſt einen ſo eigenthümlichen Karakter, daß der Beobachter, der ſich die Mühe nehmen will, die Nation auch auf dieſem Tummelplatz ihres Vergnügens zu ſtudieren, ſehr kräftige Pinſelſtriche zu ihrer Schilderung auffinden kann. Er wird die allgemeine Fröhlichkeit nicht verkennen, mit welcher Alte und Junge, Kinder und Greiſe beſeelt ſind, und die hier nicht auf einen vorübergehenden Augenblick erweckt, ſondern durch eine angenehme Veranlaſſung gehoben und in ihr gefälligſtes Licht geſtellt iſt. Er wird den Geiſt der Höflichkeit und Galanterie bemerken, der ſich in tauſend kleinen Zügen, als eine nicht gleichgültige Schattirung im Nationalkarakter, malt. Hier grüßen ſich ein paar mit Lumpen behangene Bettler auf die ehrerbietigſte und anſtändigſte Weiſe; eine lange Reihe von Fragen über das wechſelſeitige Wohlſeyn eröffnet ihren Dialog, der ſich ebenfalls mit einer höflichen Umarmung ſchließt. Dort bietet ein junger Kerl ſeiner von Schminke und Branntwein glühenden Dirne die Hand, um ſie in den Seſſel zu geleiten, mit welchem beyde bald in die Lüfte gehoben werden. Auch in jenen höhern Regionen verläßt ihn ſeine Zärtlichkeit nicht. Bey jeder ängſtlichen Bewegung ſeiner Dame ſchlingt er einen Arm um ſie, um mit dem andern ſeine Behaglichkeit durch eine ſehr ausdrucksvolle Pantomime zu ſchildern. — Nur einen Schritt weiter, und das Auge ruht auf neuen veränderten Scenen. Eben die Leute, welche ſich vorhin ſo freundſchaftlich grüßten, ſind in einem Wortwechſel begriffen, der den ganzen ungeheuren Reichthum ruſſiſcher Schimpfworte erſchöpft. Alles was die Menſchheit Erniedrigendes und Empörendes hat, findet in dieſer Kraftſprache ſeine Bezeichnung; dennoch verläßt die Streitenden ihre Kaltblütigkeit nicht. Mit den wüthendſten Geberden, mit der größten Anſtrengung ihrer Kehlen, mit dem freygebigſten Aufwande von Schmählungen nähern ſie ſich — aber ohne jemals in Handgemenge zu kommen. Die Polizey, die wohl weiß, daß es bey dieſem Lärm kein Leben gilt, kühlt die erhitzten Parteyen durch einen Regenguß ab, der ſo gute Dienſte leiſtet, daß zu dieſem Behuf bey allen Volksverſammlungen einige Sprützen in Bereitſchaft gehalten werden. Nun iſt aller Streit geendigt; die geflüchteten Parteyen eilen Arm in Arm in die nächſte Schenke, um ihre erneuerte Freundſchaft mit einem Glaſe Branntwein zu beſiegeln.

In der Nachbarſchaft der Schaukeln ſind gewöhnlich Bretterhütten aufgeſchlagen, in denen Volkskomödien gegeben werden. Jede Vorſtellung dauert etwa eine halbe Stunde und der Einlaß wird mit fünf Kopeken bezahlt. Da der Zulauf des Volks außerordentlich groß iſt, und den ganzen Tag hindurch geſpielt wird, ſo iſt der Gewinn der Unternehmer und Schauſpieler, den ſie unter ſich theilen, immer beträchtlich genug. Dieſe Letztern ſind, wie man leicht vermuthen wird, keine Künſtler vom Metier, ſondern bloße Dilettanten aus den unterſten Volksklaſſen, denen aber dennoch unter der Maske des Duraks *) mancher kräftige und naive Einfall entwiſcht.

Ein zweytes öffentliches Volksfeſt ſind die Eisberge, welche in der Butterwoche, der ruſſiſchen Karnavalszeit, gewöhnlich auf der Nawa errichtet werden. Jeder

---

*) Durak, eigentlich: Narr; auch Harlekin, Hanswurſt.

Jeder Eisberg beſteht aus einem ungefähr ſechs Klafter hohen Balkengerüſte, welches an der einen Seite Treppen zum Hinaufſteigen, und an der gegenüberſtehenden eine ſteile abhängige Fläche hat, die mit geſägten und genau verbundenen Eisquadern belegt iſt. Mannsperſonen ſowohl als Frauenzimmer (letztere jedoch nur aus den untern Klaſſen) fahren mit kleinen, niedrigen Schlitten von dieſem Brettergerüſt auf ein von Schnee gereinigtes Eisfeld herunter. Die Gefahr, welche mit dieſem Vergnügen verknüpft iſt und die übrigen Umſtände, die es begleiten, ſchließen freylich das beſſere Publikum von der Theilnahme an demſelben aus; aber der bloße Genuß des Anblicks einer ſolchen Menge fröhlicher Menſchen, das Nationalintereſſe, welches mit dem ganzen Schauſpiel verknüpft iſt, die Geſchicklichkeit vieler jungen Leute, welche oft ſtehend, auf Schlittſchuhen, die gefährliche Fahrt wagen, ziehen immer eine große Anzahl Zuſchauer herbey. Die Newa iſt an dieſen Tagen mit Wagen, Schlitten und Fußgängern bedeckt; es werden Häuſer und Buden auf derſelben errichtet, die zu Volkstheatern und Schenken dienen. Alle dieſe Menſchen, Pferde, Wagen, Schlitten und Gerüſte ſtehen auf der Winterdecke eines großen Fluſſes, und an einer Stelle, wo, wenige Wochen nachher, Schiffe die Wellen durchſchneiden. Indeſſen, wenn ein gelinder Winter einfällt und zu befürchten iſt, daß das Eis nicht Stärke genug gewonnen haben möchte, wird der Schauplatz dieſer Volksluſtbarkeiten an das Ufer der Newa verlegt.

Die öffentlichen Vergnügungen des höhern Publikums in St. Petersburg geben keinen ſo reichhaltigen Stoff zur Schilderung, als man nach dem allgemein herrſchenden Hange zum Genuß und dem Wohlſtande der Einwohner vorausſetzte. Die Anſtalten für die öffentliche Beluſtigungen ſind hier weder ſo zahlreich noch ſo glänzend, als ich ſie zum öftern in Städten von weit geringeren Anſprüchen gefunden habe. Die Urſache dieſer ſonderbaren Erſcheinung liegt weder in der Unbereitwilligkeit des Publikums, noch in dem Mangel an Unternehmern: ſondern in dem herrſchenden Ton, der ſich gegen eine öffentliche und uneingeſchränkte Theilnahme ſträubt. In allen großen Städten, die ich kenne, iſt dies ſo ſehr der entgegengeſetzte Fall, daß ſie gerade hierin ſich auf eine karakteriſtiſche Weiſe von kleinern Oertern unterſcheiden. In Paris, London, Berlin und Wien liebt man vorzüglich ſolche Beluſtigungen, an denen Jedermann, ohne Einſchränkung, Theil nehmen kann. Faſt alle Arten von Ergötzungen ſind öffentlich, das heißt, ſtehen unter gewiſſen Bedingungen Jedermann frey. Der Genuß derſelben iſt mit verhältnißmäßig ſehr geringen Koſten verknüpft, und wird eben durch die Theilnahme einer großen Menge Menſchen um vieles erhöht. Das weibliche Geſchlecht iſt bey allen Vergnügungen unentbehrlich, und mildert durch ſeine Gegenwart den allzuſtrengen oder rauhen Ton, in den auch die beſtgewählteſte Geſellſchaft von Männern leicht verfällt. In St. Petersburg trifft faſt von allen dieſem das Gegentheil zu. Die ſogenannte gute Geſellſchaft zieht ſich in die Familienkreiſe, Cercles, Klubbs u. ſ. w. zuſammen, zu welchen ein Fremder, ohne Adreſſen, ſchwerlich zudringen kann, und deren Ton, durch den Mangel einer hinlänglichen Miſchung der Karaktere und Stände, ein etwas einförmiges Gepräge erhält. Man findet es unanſtändig, öffentliche Häuſer zu beſuchen; Leute von einem gewiſſen Anſehn, Familienväter, Staabsbediente, reiche Kaufleute gehen nie in ein Kaffeehaus. Frauenzimmer vollends dürfen öffentliche Oerter nur unter ſehr großen Einſchränkungen beſuchen; aus den meiſten derſelben ſind ſie durch die Geſetze und Einrichtungen förmlich verdammt. Daher kommt es, daß Häuſer, die dem öffentlichen Vergnügen gewidmet ſind, hier nicht ge-

gedeihen, ſelbſt wenn ſie mit Aufwand und Geſchmack, oder unter dem Schutz eines Großen angelegt werden.

Um ſich für den Mangel derſelben ſchadlos zu halten, haben die Petersburger eine Menge Klubbs errichtet, die nach der Zahl und dem Rang ihrer Mitglieder in größerm oder geringerem Anſehen ſtehen. Auch dies ſind nicht nur geſchloſſene, ſondern ſogar ausgeſuchte Zirkel, in denen jedes Mitglied Leute ſeines Standes, Denkungsart und ſeiner Bekanntſchaft vorfindet; oder Tiſchgeſellſchaften, wo man für ein mäßiges Geld ziemlich gut geſpeißt und getränkt wird. Die Unterhaltung ſchränkt ſich gemeiniglich auf Kartentiſch und das Billiard ein. Dieſe großen Anſtalten, trotz der Koſten die ihre Unterhaltung verurſacht, frommen dem feinern Theil des Publikums wenig. Der Mann von Geſchmack entbehrt ihrer gerne; der größere Haufe freylich läuft ihnen nach: aber vermag dieſer den Ton einer Geſellſchaft zu ſtimmen? — Eine vortheilhafte Ausnahme von dieſer Beſchreibung macht der muſikaliſche Klubb, der zwar nach ſeiner ehemaligen Einrichtung aufgehört hat, aber in dieſem Jahr unter noch günſtigern Vorbedeutungen eine neue und glänzendere Exiſtenz erhielt. Schon ſeine Benennung kündigt einen zuſammengeſetztern veredeltern Entzweck an. Eine große Anzahl Mitglieder aus den feinern und gebildeten Klaſſen (in den letztern Zeiten des alten Klubbs waren ihrer gegen achthundert) verſammelt ſich hier im Herbſt, Winter und Frühling einmal in der Woche, um einem der geſchmackvollſten Konzerte beyzuwohnen. Künſtler vom erſten Range treten hier auf, und werden mit anſtändiger Freygebigkeit belohnt. Die Sängerin Pozzi, der große Violinſpieler Giornowichi und mehrere berühmte einheimiſche und fremde Virtuoſen waren eine Zeitlang die Zierde dieſer glänzenden muſikaliſchen Unterhaltung; die beyden genannten Künſtler erhielten für jeden Abend, an welchem ſie das Publikum durch eine nach dem Durchgange durchs rothe Meer, und das andre, das er auf Gottes Befehl kurz vor ſeinem Tode machen mußte. (2 B. Cap. 15. und 5 B. Cap. 31.) Ohne Zweifel haben die Iſraeliten ihre Muſik von den Aegyptern. Dieſe bedienten ſich derſelben nur bey Religionsgebräuchen. Bey ihren gottesdienſtlichen Aufzügen ging der Sänger voraus, und hielt ein Symbol der Muſik und das Buch, worin die Hymnen ſtanden, in der Hand. Die Iſraeliten wendeten die Muſik zu eben denſelben Gebrauch an. Ihre Inſtrumentalmuſik ſcheint ſehr gut geweſen zu ſeyn, wenn man nach den Wirkungen urtheilt, die ihr die heilige Schrift beylegt. Sie hatten eine Menge Blasinſtrumente und Saitenſpiel, wovon wir aber die meiſten nur dem Namen nach kennen. Unter den Regierungen der Könige David und Salomo war das goldne Alter der iſraelitiſchen Tonkunſt. 288 Muſiker waren beſtimmt, im Tempel zu ſingen, und die Jugend in ihrer Kunſt zu unterrichten. David ſelbſt übte dieſe Kunſt in großer Vollkommenheit; und ohne Zweifel haben ſeine Unterthanen, die ſein Beyſpiel ermunterte, große Fortſchritte in der Kunſt gethan; denn jedes Volk ahmt gern ſeinem Regenten in ſeinen Neigungen und Lieblingshange nach, und durch dieſes Mittel befördert ein Fürſt den Fortgang der Künſte und Wiſſenſchaften, wenn er ſie ſelbſt liebt und ſchätzt. Der Geſang war bey den Iſraeliten gewöhnlich mit Tanzen begleitet; und aus dieſer Verbindung beyder Künſte entſtanden die Chöre, die ſo oft bey den heiligen Scribenten vorkommen. Die Muſik der Iſraeliten war ernſthaft und majeſtätiſch, ſanft und angenehm, zuweilen traurig und klagend. Sie verherrlichte die Siege, ermunterte die Feſte, und begleitete die Leichenbegängniſſe. Salomo vergleicht die Muſik bey einem Gaſtmahle mit einem in Gold gefaßten Smaragde.

Von den Aegyptern und Iſraeliten breitete ſich der Geſchmack an der Muſik über den ganzen Orient aus. Die durch ihre Talente entzückten, hundert und mehr Rubel. — In eben dieſem Zeitraum giebt der Klubb monatlich einen Ball oder eine Maskerade, bey welchen ſich nur Mitglieder deſſelben einfinden dürfen, die aber durch die große Anzahl derſelben, durch den ungezwungenen Ton und die anſtändige Freyheit, die in dieſen Verſammlungen herrſcht, und durch den geſchmackvollen Aufwand der hier überall ſichtbar iſt, zu den angenehmſten Winterluſtbarkeiten der Reſidenz gezählt werden können. Außer dieſen Jahrszeiten und den zu Konzerten und Bällen beſtimmten Tagen wird der Klubb weniger beſucht, ob er gleich eben die Unterhaltungen darbietet, die man in den übrigen Klubbs findet. Man kann hier die beſten Zeitungen in ruſſiſcher, franzöſiſcher, deutſcher und engliſcher Sprache leſen; Kartenſpiel und Billiard, die gewöhnlichſten Quellen des Zeitvertreibs, ſind ebenfalls üblich; und auch für den Tiſch ſind ſolche Einrichtungen getroffen, daß Mitglieder für einen billigen Preis ſehr gut zu Mittage und Abend ſpeiſen können. Die Einnahmen des alten muſikaliſchen Klubbs waren ſehr beträchtlich; das Eintrittsgeld von 30 Rubeln machte eine Summe von 24,000 R. und der jährliche Beytrag, der ſich auf 25 R. belief, ungefähr 20,000 R. Ungeachtet dieſer großen Hülfsquellen kam die Geſellſchaft in ihren Ausgaben zu kurz, welches auch die Urſache ihrer Auflöſung wurde. Der Beytrag des neuerrichteten Klubbs iſt auf 50 R. feſtgeſetzt; die Zeit wird lehren, ob dieſer etwas hohe Preis ihn für das Schickſal ſeines Vorgängers ſchützen kann.

Der engliſche Klubb zeichnet ſich durch die gute Auswahl ſeiner Mitglieder aus, und behauptet, in Rückſicht ſeines Zwecks, den nächſten Platz nach dem muſikaliſchen. So ſehr auch hier das Spiel die Hauptquelle aller Unterhaltung iſt, ſo ſchließt es doch eine ernſthafte und vernünftige Konverſation nicht ſo gänzlich aus, wie dies bey andern Klubbs der Fall iſt. Seinen Namen führt er mit Unrecht, denn er iſt weder bloß von Engländern geſtiftet, noch bloß von ihnen beſucht. Es befinden ſich Leute von den mehreſten hier angeſeſſenen Nationen in dieſer Geſellſchaft, deren Anzahl übrigens nur auf dreyhundert beſchränkt iſt, welche 40 R. Eintrittsgeld und einen jährlichen Beytrag von 25 R. zahlen. Es werden hier die beſten Zeitungen und einige Journalen gehalten; auch iſt der Anfang zu einer kleinen aber gewählten Büchersammlung gemacht.

Der unlängſt errichtete Klubb für den Adel kommt im Weſentlichen mit den ebengenannten überein. Man würde ſich aber ſehr irren, wenn man glaubte, daß dieſe Geſellſchaft allen bürgerlichen den Zutritt verſagte. Das Kaſtenſyſtem, welches in Deutſchland und andern Ländern die Menſchen nach ihrem Geburtsrang ſondert, iſt in Rußland und vorzüglich in der Reſidenz völlig unbekannt. Jeder rechtliche Mann, der entweder den Dienſtadel beſitzt, oder ſich zu den nahmhaften Bürgern rechnen kann, hat Anſprüche an die Aufnahme. Kartenſpiel, Billiard, Tanz und Unterhaltung ſind auch hier die Zwecke des Inſtituts.

Eine der merkwürdigſten Anſtalten dieſer Gattung iſt der Bürgerklubb, weil ſich in demſelben eine große Anzahl unſerer rechtlichen und wohlhabenden Bürger verſammelt und weil er durch ſeinen Einfluß auf die Denkungsart, die Sitten und den Beutel dieſer Klaſſe von Menſchen ſehr wichtig wird. Der größere Theil der Mitglieder, deren ungefähr ſechs hundert ſind, beſteht aus Handwerkern und Künſtlern, vorzüglich deutſchen. Es iſt nicht zu viel geſagt, wenn man behauptet, daß dieſer Klubb dem Ton und der Lebensart des hieſigen geringern Mittelſtandes eine eigenthümliche entſcheidende Richtung gegeben hat. Das jedem Menſchen ſo natürliche Bedürfniß der Erholung und Zerſtreuung nach der Arbeit iſt durch die anziehende Vergnügungen dieſes Inſtituts bey den Mehreſten ſo erhöht worden, daß ſie ſich eher dem weſentlichſten Mangel unterwerfen, als auf den Genuß derſelben Verzicht thun würden. So ſehr jedem arbeitſamen Manne ſeine Erhohlungsſtunde zu gönnen iſt, ſo ſchädlich iſt es doch für das Beſte des Ganzen, wenn gerade die nützlichſte und unentbehrlichſte Klaſſe von Menſchen einen großen Theil des Tages in geſchäftloſer Zerſtreuung verlebt. Der Luxus, der ſich überall einſchleicht, hat auch hier durch die unvermeidliche Nacheiferung ſo vieler, zum Theil wohlhabenden, Menſchen Wurzel gefaßt und iſt zu einer ſolchen Höhe gediehen, daß fremde unbefangene Beobachter die Wirkungen deſſelben nicht ohne Erſtaunen bemerken. Es iſt nichts ſeltnes hier den Rober Whiſt zu zehn Rubel ſpielen, oder einen Handwerker zu ſeiner Abendmahlzeit eine Flaſche Rheinwein trinken zu ſehn. Der Aufwand, mit welchem die Frauen und Töchter dieſer Leute an Balltagen erſcheinen, iſt ſo außer allem Verhältniß, daß gewiß kein Fremder errathen würde, in welcher Geſellſchaft er ſich befände. Doch unter allen Folgen, welche die Manie der Klubbs unter dieſer Klaſſe hervorbringt, iſt keine unſchädlicher und lächerlicher, als der ſeltſame Stolz, der hier durch die Vermiſchung mit höhern Ständen, durch die prachtvolle und ſchöne Einrichtung des Ganzen, durch die aufmerkſame und pünktliche Bedienung, und durch den Aufwand zu welchem man ſich unvermerkt hingezogen fühlt, erzeugt und genährt wird. Nichts iſt natürlicher, als daß der Meiſter Schuhmacher, der hier in Geſellſchaft von Staabsbedienten, Officieren, Gelehrten und Kaufleuten Karten ſpielt und Toback raucht, und von wohlgekleideten Livreebedienten ehrerbietig bedient wird — daß er ſich nun erniedrigt fühlt, wenn er zu ſeinem Klubbgenoſſen, dem Hofrath, gerufen wird, um das Maaß zu Schuhen zu nehmen. Daher die Inſolenz dieſer Art Leute, die ſo weit geht, daß man ſie nur mit der größten Höflichkeit und Nachgiebigkeit gegen ihre Laune bewegen kann, für gute Bezahlung ihre Arbeit zu liefern. — So gegründet dieſe Vorwürfe aber ſind, ſo wenig können ſie doch, wie ſich leicht von ſelbſt verſteht, von Allen gelten. Der Klubb an ſich iſt ein Inſtitut, welches ſogar ſeinen Nutzen haben kann, und nur durch Mißbrauch entſtehen jene Folgen. Er erhält, zum Beyſpiel, den Gemeinſinn des Bürgers, verfeinert ſeine Sitten, bildet ſeinen Geſchmack, und macht ihn wohl gar, wenn das Glück wohl will, zum politiſchen Seher.

Eine zweyte faſt aus eben den Klaſſen zuſammengeſetzte Geſellſchaft, die ſich durch eine Spaltung vom Bürgerklubb bildete und daher gewöhnlich der amerikaniſche Klubb genannt wird, beruht auf eben den Einrichtungen, und hat den nämlichen Zweck und die nämliche Wirkung.

Für den Tanz beſtehen ebenfalls zwey Klubbs. In beyden verſammeln ſich die Mitglieder Sonntags und Montags zum Tanzen, wobey zugleich ſoupirt werden kann. Der ältere Tanzklubb iſt ſehr gemiſcht; der jüngere hingegen beſteht bloß aus Handwerkern, die das vernünftige Geſetz eingeführt haben, daß das Frauenzimmer in ſeiner Hauskleidung erſcheinen darf.

Auch die Liebhaberey für Schauſpielkunſt hat ähnliche Aſſociationen erzeugt. Seit einigen Jahren beſteht ein deutſches Liebhabertheater, welches das hieſige Publikum für den Verluſt der deutſchen Schaubühne ſchadlos zu halten ſucht. Alle Koſten werden von den Mitgliedern beſtritten und die Einlaßbillette unentgeldlich vertheilt. So vielen Dank dieſe Unternehmung auch von Seiten des Publikums verdient, ſo iſt dennoch nicht zu leugnen, daß die ganze Anſtalt nur in der

Sphäre der Mittelmäßigkeit vegetirt, aus welcher ſie vielleicht durch einen höhern Grad von öffentlicher Theilnehmung und Gefühl für deutſche Art und Kunſt geriſſen werden könnte. — Ein zweytes Liebhabertheater wird jetzt, wie es ſcheint, unter glücklichern Auſpicien gegründet.

Dieſe kurze Muſterung der petersburgiſchen Klubbs iſt zugleich ſehr karakteriſtiſch für den Geſchmack und die Kultur des Publikums. Unter neun hier beſtehenden Geſellſchaften dieſer Art iſt keine einzige, die einen gemeinnützigen, litterariſchen oder artiſtiſchen Zweck, oder bloße Unterhaltung zur Abſicht hätte. In allen, die beyden Liebhabertheater ausgenommen, iſt das Kartenſpiel die Hauptſache, wenigſtens für den bey weitem größern Theil der Mitglieder. Alle Verſuche, die man mit der Errichtung literariſcher oder Konverſationsklubbs gemacht hat, ſind durch den Mangel an Theilnahme des Publikums geſcheitert. Vor etwa zehn Jahren gelang es einem gelehrten und einem Militairklubb ſich eine Art von Exiſtenz zu verſchaffen; aber das Intereſſe ihres Zwecks war zu ſchwach, um ihnen eine lange Dauer zu ſichern. Sie giengen beyde ein, und ſeit der Zeit iſt kein zweyter Verſuch gemacht worden, dieſe Idee zu erneuern, obgleich die ſichtbar zunehmende Verfeinerung des Geſchmacks einer ähnlichen Unternehmung jetzt einen beſſern Fortgang zu verſprechen ſcheint.

Es giebt vielleicht kein ſicherers Kennzeichen, den Ton und den Geiſt eines Publikums zu beurtheilen, als die Einrichtung und Abſicht ſolcher freyen Aſſociationen. Je größer das Bedürfniß der Konverſation, oder das Bedürfniß Ideen auszutauſchen und mitzutheilen iſt, um deſto ſicherer kann man auf Kultur und Ausbildung ſchließen. Dieſe Bemerkung wird durch die Erfahrung bey allen geiſtreichen und verfeinerten Nationen beſtätigt.

In England, wo man weder gegen die Unterhaltung des Kartenſpiels noch gegen Tafelgenuß gleichgültig iſt, haben ſie dennoch debating ſocietys gebildet, in denen weder geſpielt noch gegeſſen wird, und wo bloß eine lebhafte und noch dazu gewiſſen Regeln unterworfene Unterhaltung viele Hunderte von Menſchen zuſammenbringt, unter denen ſich ſogar Frauenzimmer befinden. In dem ehemaligen Paris exiſtirte kein öffentlicher Vergnügungsort, in welchem nicht Lektüre und Konverſation die erſte und allgemeinſte Unterhaltung hergegeben hätten. Sogar der Circus im Palais Royal, der Mittelpunkt alles Genuſſes in dieſer wollüſtigen Hauptſtadt, konnte ſeinen Zweck nicht erfüllen, ohne den Pariſern die Befriedigung geiſtiger Bedürfniſſe anzubieten. Mitten unter dem berauſchenden Gewühl der raffinirteſten ſinnlichen Freuden hatte die Weisheit eine hörbare Stimme und aufmerkſame Zuhörer; ſtatt von jenen verdrängt zu werden, erhielt ſie hier den Platz der oberſten Gottheit.

III.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1.

Pokahunta.

Nach dem Franzöſiſchen.

Damals, als die Engländer ſich zuerſt in Virginien niederließen, war Kapitain Smith einer der erſten Pflanzer in dieſer Gegend. Er war ein tapferer, vernünftiger und menſchenfreundlicher Mann, der viel Verkehr mit den Landeseingeborenen hatte, ihrer Sprache nach und nach ziemlich mächtig wurde, ihr Zutrauen zu erhalten ſuchte, und oft Zwiſtigkeiten zwiſchen den Europäern und Wilden beylegte. Oft aber, war er auch genöthiget ihre Treuloſigkeit mit den Waffen zu ſtrafen und er wurde von den Schaaren der Wilden gefürchtet.

Sie machten aber Anſchläge, ſich an ihm perſönlich zu rächen und es gelang ihnen ſich ſeiner zu bemächtigen, als ſie ihn einſt, unter dem Vorwande Handlungsgeſchäfte mit ihm in's Reine zu bringen, in einen Hinterhalt lockten und ſeine beyden Begleiter ſogleich niederſchlugen.

Smith ſuchte ſich durch die Flucht zu retten, blieb aber in einem Moraſte ſtecken, wurde gefangen genommen

men und von den Wilden zu ihrem Könige Powhatan geführt.

Dieſer war ſo ſtolz auf ſeinen Gefangenen, daß er ihn im Triumph bey allen ſeinen zinsbaren Fürſten herumführen und befehlen ließ: ihn ſo lange aufs beſte zu verpflegen, bis er zur Duldung ſeines Schickſals zurückkäme, das ihm zubereitet würde.

Dieſer unglückliche Augenblick nahte ſich endlich und der Kapitain wurde ſeinem unvermeidlichen Tode entgegengeführt. Sein Betragen war ſtandhaft und wurde ſelbſt von ſeinen Feinden bewundert. Es rührte ein empfindſames Herz, und er war nicht zu beklagen.

Smith lag ſchon vor dem Feuer des wilden Königs mit ſeinem Kopfe auf einem breiten Steine, gefaßt den ſchrecklichen Todesſtreich von der Keule ſeines Mörders zu empfangen, ſiehe da! erſchien ein Engel zu ſeiner Rettung.

Pokahunka, die jüngſte und geliebteſte von den Töchtern des Königs Powhatan, warf ſich über das unglückliche Schlachtopfer her und beſchützte ihn mit ihren ausgebreiteten Armen.

„Tödtet ihn nicht!“ war alles, was ſie ſagen konnte. Thränen folgten ihrer Bitte, zitterten aus ihren ſchönen großen Augen über ihre Wangen hinab und rollten über ihren jungfräulichen Buſen auf den Gefangenen nieder.

O! ſie waren Himmelsthau des Troſtes und der Erquickung für den Armen!

Der König liebte dieſes gute Mädchen ſehr. Er konnte ihr nichts verſagen. Ihre Thränen erweichten ſein Herz. Die Stimme der Menſchlichkeit drang in ſeine Ohren. In der erſten Betäubung ſchenkte er dem Kapitain das Leben, doch unter der Bedingung: daß er Löſegeld bezahlen ſollte.

Mit allen Zeichen der Freude eines Neubelebten dankte der Gerettete ſeiner Retterin. Noch immer zitterten Thränen in ihren Augen. Das waren Thränen der Freude und des zärtlichſten Wohlwollens.

„Ich konnte Dich nicht ſterben ſehen, guter Fremdling! — ſagte ſie. — Mein Herz fühlte alle Deine Leiden. Ich würde nie wieder froh geworden ſeyn, hätte mein Vater Dir nicht das Leben geſchenkt. — Aber, ich weiß es, mein Vater liebt mich recht ſehr, und darauf rechnete ich, als ich Dein Leben von ihm erflehte. — Sieh! ich habe mich nicht betrogen. Du biſt gerettet, und ich freue mich mit Dir.“

Der Todesſtreich war nun von dem Kapitain abgewendet, aber er wußte nicht, wie er ſich die Menge von Flinten, Pulver und Eiſenwaaren verſchaffen ſollte, die man als Löſegeld von ihm forderte. Denn nach Jamestown wollte man ihn nicht zurückgehen laſſen, auch wollte man nicht zugeben, daß die Engländer ſeinen Aufenthalt erführen, weil man fürchtete, ſie möchten ihn mit gewaffneter Hand zurückfordern.

Inzwiſchen fehlte es dem Kapitain Smith ſo wenig an Kopf, als es ihm an Muthe fehlte. Er ſagte alſo dem Könige, wenn er nur einen ſeiner Unterthanen befehlen wollte, ein kleines Bret, welches er ihm geben würde, wegzutragen, ſo würde man an einem gewiſſen Tage, unter einem bezeichneten Baume, alles das finden, was man als Löſegeld von ihm verlange.

Powhatan, der dieſes für einen bloßen Kunſtgriff des Kapitains hielt, ſich ſein Leben ſo lange wie möglich zu friſten, glaubte nicht an die Erfüllung dieſes Verſprechens, nahm aber ſeinen Vorſchlag an.

Der Kapitain hatte einige Worte auf das Bret eingegebraben, die hinlänglich waren ſeine Landsleute von ſeiner Lage zu unterrichten, und ſiehe da! was der König nicht glaubte, geſchah. Die verlangten Sachen

329 Beyſchläferinnen des Darius Codomannus, die Parmenion nach der Schlacht bey Iſſus fand, verſtanden die Muſik vollkommen. Auch nach Griechenland gieng die Tonkunſt in den älteſten Zeiten aus Aegypten über. Linus und Chiron weihten den Herkules in dieſe ſchöne Kunſt ein. Orpheus, ein Schüler des Linus und Herkules, Amphion und Philammon, Vater des Thamiris, lauter berühmte Sänger, werden mit unter die Argonauten gezählt, deren Zug ſo berühmt worden iſt. Timotheus führte die chromatiſche Gattung in die Muſik ein, und veränderte die alte ſimple und einfache Art zu ſingen in eine neue mehr zuſammengeſetzte Manier. Dieſer dithyrambiſche Dichter verfertigte ein Gedicht unter dem Titel, die Perſer, das der Tonkünſtler Pylades auf den Nemäiſchen Spielen im Jahr 205. vor der chriſtlichen Zeitrechnung zu ſeiner Leyer abſang. Archilochus ſetzte ſeine Jamben in Muſik; einige Verſe davon wurden geſungen, die andern aber blos deklamirt, während daß die Inſtrumente accompagnirten. In dem ſchönſten Zeitalter Griechenlands widmeten ſich die größten Männer der Muſik. Sokrates heiterte ſeine Stirne durch den Ton ſeiner Leyer auf, ob er gleich ſchon ein alter Mann war. Die Griechen glaubten, daß eine gute Erziehung mehrentheils von dem Studium der Tonkunſt abhinge, und daß dieſe Kunſt nicht allein zur Bildung des Geiſtes, ſondern auch des Herzens diente. Polybius fand den Unterſchied zwiſchen zwey arkadiſchen Völkerſchaften, wovon die eine ſanft, wohlthätig, menſchlich und fromm, die andere aber Gottesverächter und grauſam, in der Ausübung der Tonkunſt, die von der erſtern getrieben, und von der letztern vernachläßigt wurde. Der glänzendſte Zeitpunkt für die Muſik war zu Athen das Jahrhundert des Perikles. Dieſer errichtete das Odeon, und ſtiftete Spiele und muſikaliſche Wett-

von den Engländern, einſt aus ihrer väterlichen Wohnung entführt.

Sie beweinte lange Zeit ihr Schickſal, und hatte nur den Troſt, den Kapitain Smith, den ſie Vater nannte, wiederzufinden.

Die Engländer begegneten ihr mit Achtung und verheuratheten ſie an einen Pflanzer, Namens Roß, welcher ſie als Frau, bald darauf, mit ſich nach England führte.

Dort regierte damals König Jakob I. und dieſer war ſo ſehr von den Vorzügen ſeiner Königswürde geblendet, daß er es, wie man ſagt, übel aufnahm, daß einer ſeiner Unterthanen es wagen konnte, die Tochter eines Königs der Wilden zu heurathen.

Wer wird hier nicht leicht entſcheiden können, ob die Ehre bey dieſer Gelegenheit auf der Seite des Wilden Königs war, der dadurch in einen Rang mit einem europäiſchen König geſetzt wurde, oder auf der Seite des Engliſchen Monarchen, der ſich aus Stolz mit einem Anführer der Wilden verglich?

Der Kapitain Smith, der ſchon vor der Ankunft der guten Pokahunta nach London, aus Virginien, zurückgegangen war, eilte jetzt, ſeine Retterin zu ſehen, aber, er wagte es nicht, ihr mit eben der Vertraulichkeit, wie zu Jamestown, zu begegenen.

Pokahunta eilte, ſo bald ſie ihn erblickte, in ſeine Arme, und nannte ihn ihren Vater. Als ſie aber ſeine Zurückhaltung bemerkte und ſich von ihm nicht Tochter nennen hörte, wurde ſie traurig und fieng an, bitterlich zu weinen. Lange konnte man kein Wort von ihr herausbringen.

Der Kapitain drang heftig in ſie, ihm die Urſache ihres Betragens zu erklären, und ſie ſagte endlich:

„Habe ich Dir nicht in meinem Vaterlande das Leben gerettet? Haſt Du mir nicht verſprochen, mein Vater zu ſeyn, als man mich dem Schooße meiner Verwandten entriß, und unter Deine Brüder führte? Verſprachſt Du mir nicht, daß ich Deine Tochter ſeyn ſollte, wenn ich in Dein Vaterland käme? Du haſt mich hintergangen, und ich bin fremd und eine Waiſe hier!“

Sie wurde leicht wieder mit ihm verſöhnt, denn ſie war ein gar gutes Geſchöpf. Er ſtellte ſie den angeſehendſten Perſonen vor, wagte es aber nicht, ſie an den Hof zu führen, von welchem ſie jedoch Wohlthaten empfing.

Sie lebte etliche Jahre ſehr tugendhaft und fromm, als eine getreue Gattin und Mutter eines Sohnes, einige Jahre in England, und ſtarb, als ſie eben im Begriff war, ſich einzuſchiffen, ihr Vaterland wieder zu ſehen.

Die Thränen ihres Gatten und ihrer Freunde folgten ihr nach, und in der Geſchichte der Beſitznehmung der Engländer von Virginien wird ihr Name unvergeſſen bleiben.

W — s.

2.

Wann fängt das neunzehende Jahrhundert an?

Am 1ſten Januar 1800, oder am 1ſten Januar 1801.

Eine Präjudicialfrage iſt ohne Zweifel: Welches iſt das erſte Jahr nach Chriſti Geburth? Fieng es am 1ſten Januar an, als Chriſtus gebohren war, und ſchloß es ſich am letzten December? Oder, fieng es an dem folgenden 1ſten Januar an, den Chriſtus erlebte, und ſind die erſten 365 Tage für 0 zu achten?

Ich glaube das erſtere: An dem Tage, da Chriſtus gebohren ward, oder doch am achten Tage darnach, als dem Neujahrstage, *) fieng das erſte Jahr nach ſeiner Geburth an, als er 365 Tage durchlebt hatte, ſchrieb man in der erſten Stunde des darauf folgenden 1ſten Januars: Anno 2 nach Chriſti Geburth. Er wurde beſchnitten am 8ten Tage nach ſeiner Geburth, da ſtand er im erſten Lebensjahre, da war das erſte Jahr unſrer chriſtlichen Zeitrechnung. Es war keinesweges Anno 0. am 8ten Tage, da er beſchnitten wurde, ſondern Anno 1. den 8ten oder 1ſten Januar.

Gründe dieſer Meynung:

a) Sie iſt der Natur der Sache ſelbſt gemäß: Was von allen einzelnen Theilen eines Ganzen geſagt werden kann, das muß nothwendig auch vom Ganzen ſelbſt gelten. Das iſt ein Satz, der keines Beweiſes bedarf. Nun iſt bisher als eine hiſtoriſche Wahrheit angenommen worden, daß unſre Zeitrechnung von der Geburth Chriſti anfängt; dies iſt der terminus a quo. Die erſte Stunde, in welcher er lebte, der erſte Tag, die erſte Woche ſeines Lebens, wenigſtens die erſte nach ſeiner Beſchneidung, gehört ſchon zu unſrer Aera, iſt ein Theil unſrer Jahrhunderte. Jeder Tag, welcher nun folgte, war ein Tag nach ſeiner Geburth. Wer wollte

---

*) Ueberhaupt läßt man ſich bey Erörterung dieſer Frage nicht auf jene tiefer liegende kritiſche Unterſuchung ein, ob unſre aera christiana überhaupt richtig und mit der Geburth oder Beſchneidung Chriſti wirklich angefangen worden ſey oder nicht, ſondern nimmt die Sachen, wie ſie ſtehen, nach dem alten Köhlerglauben.

wollte das leugnen? Jeder Tag war ein Theil des Jahres. 365 Tage nennen wir 1 Jahr. Alſo 365 Tage nach der Geburth Chriſti, waren 1 Jahr nach der Geburth Chriſti. Folglich ſchloß ſich mit der letzten Stunde des 365ſten Tages oder des 31ſten Decembers das erſte Jahr nach Chriſti Geburth und am 1ſten Januar darauf fieng das zweyte Jahr nach ſeiner Geburth an.

Man ſagt alſo ganz recht: am 1ſten oder 8ten Januar des erſten Jahres nach ſeiner Geburth wurde Chriſtus beſchnitten.

Ja es giebt gar kein Anno 0 nach Chriſti Geburth, man müßte denn das Jahr, da er noch nicht gebohren wurde, ſo nennen wollen. Denn ſobald Theile von der Einheit, Tage vom erſten Jahre, exiſtirten, war 0 vorbey. Es iſt alſo ein offenbarer Irrthum, wenn man annehmen wollte: erſt als Chriſtus 365 Tage gelebt hatte, ſchrieb man den 1ſten Januar Anno 1 nach ſeiner Geburth, Tags vorher war der 31ſte December Anno 0 nach ſeiner Geburth.

b) Die Analogie beſtätigt dieſe Meynung. In ähnlichen Fällen würde man es lächerlich finden, anders zu urtheilen. Wird heute ein Kind gebohren, ſo ſagt man morgen: es ſteht in ſeinem erſten Jahre. Man fängt alſo ſein erſtes Jahr nach ſeiner Geburth keineswegs dann erſt an zu zählen, wenn es ſeinen Geburthstag wieder erlebt, wenn es 365 Tage zurückgelegt hat, ſondern da ſagt man, es fängt nun ſein zweytes Jahr nach ſeiner Geburth an.

Wenn man Geld groſchenweiſe zuzählt, ſo fängt der erſte Thaler an, ſobald ich einen Groſchen hingebe, und ſobald der 24ſte Groſchen gezählt war, iſt der erſte Thaler voll. Ich kann nicht ſagen, bisher hatte ich 0 bezahlt. Mit dem 1ſten Groſchen, den ich nun wieder zahle, geht der zweyte Thaler nach dem Anfang der Zahlung an.

c) Es kommt auch dieſe, der Natur und der Analogie angemeſſene Meynung mit dem, was in concreto würklich geſchehen iſt, völlig überein.

Fürs Erſte iſt dies, wenn wir unſern Vorfahren, welche die Zeitrechnung anfiengen, nicht den ſenſum communem abſprechen wollen, zu vermuthen. Denn hätten ſie die erſten 365 Tage nach der Geburth Chriſti in der Reihe der Jahre nicht mit zählen, ſondern dieſe Einheit für eine 0 anſehen wollen, ſo wäre das unſtreitig etwas ſeltſames. Extraordinaria autem non praeſumuntur. Unſre Gegner müßten hier offenbar den Beweis führen.

Fürs Zweyte iſt das Gegentheil ſonnenklar und unwiderſprechlich gewiß.

Wenn man zu dem Jahre der Welt, in welchem Chriſtus gebohren wurde, die Jahrzahl, welche wir nach Chriſti Geburth ſchreiben, hinzurechnet, ſo beſtimmt dies genau das Jahr der Welt, in welchem wir leben. Wäre das Jahr, in welchem Chriſtus gebohren wurde, für 0 gerechnet worden, ſo müßte man ja noch 1 hinzuthun. Ferner: Nach Dionyſii Einrichtung, nach welcher die Feſtrechnung beſtimmt wird, fängt der Sonnencircul 9 Jahre vor Chriſti Geburth an, und der Mondencircul ein Jahr nachher. Alle Chronologen würden bisher auf eine unverzeihliche Weiſe gefehlt haben, wenn man das Jahr, in welchem Chriſtus gebohren würde, als ein Schaltjahr betrachten und nicht mitzählen wollte. Es würde daraus unmittelbar folgen, was noch niemand behauptet hat, daß wir, dem heutigen Sprachgebrauch gemäß, nicht in dem 1792ſten, ſondern in dem 1793ſten Jahre nach Chriſti Geburth lebten, und daß Millionen Menſchen ſeit ſiebzehn Jahrhunderten den großen Irrthum gehegt hätten, ihr Erlöſer ſey ein Jahr ſpäter gebohren worden, als er würklich gebohren worden iſt.

Noch beſtimmter wird dieſes freylich gezeigt werden, wenn man auf die Zeit zurückgeht, als jene Zeitrechnung angenommen und eingeführt wurde. Dieſe kritiſche Unterſuchung gehöret aber hieher nicht.

Einwürfe.

Ich habe nur den einzigen Einwand gehört: Man konnte ja noch nicht ſagen Ein Jahr nach Chriſti Geburth, als bis das erſte Jahr vorüber war, nachdem Chriſtus ſchon 365 Tage in der Welt gelebt hatte. Erſt mit dem folgenden erſten Januar fieng man das erſte Jahr nach der Geburth Chriſti an, da hieß es dann: Anno 1 poſt Chriſtum natum. Vorher nur: den 31ſten December nach Chriſti Geburth.

Allein man verrückt abſichtlich den ſtatum controverſiae. Man will uns nicht verſtehen. Wir ſchreiben ja nicht: 1792 Jahre nach Chriſti Geburth, ſondern: im 1792ſten Jahr nach Chriſti Geburth. Warum hätte man denn nicht in den erſten 365 Tagen ſagen können: im erſten Jahre nach Chriſti Geburth? Man ſtand ja würklich in dieſem erſten Jahre, wenn es gleich noch nicht zurückgelegt war. Man zahlt ja auch am erſten Thaler, wenn man gleich erſt 6 Gr. gegeben hat. Man ſchrieb alſo ganz recht: den 31ſten December des erſten Jahres nach Chriſti Geburth, als Chriſtus 365 Tage alt wurde, und Tags darauf fieng das neue Jahr nach dem erſten Jahr, nicht aber: nach der Geburth Chriſti an, die Täuſchung iſt zu deutlich, alſo hieß es dann: am 1. Jan. Anno 2. poſt Chriſtum natum, ſo wie jeder ſein zweytes Jahr antritt, wenn er ſeinen Geburthstag wieder erlebt. Wäre der Einwand nicht auf einen Trugſchluß gegründet, ſo könnte ich mit eben dem Recht auch folgern: Anno 1. 10. 20. 99. war noch nicht das erſte Jahrhundert nach Chriſti Geburth. Erſt da die erſten 100 Jahre vorbey waren, fieng das erſte Saeculum nach Chriſti Geburth an. Wir leben alſo jetzt erſt im 17ten Jahrhundert. Da nun das Ungereimte dieſes Satzes in die Augen fällt, ſo bedarf auch jene ganz ähnliche Behauptung keiner andern Widerlegung.

Es iſt alſo ganz entſchieden: Unſre Zeitrechnung fängt von dem Augenblick an, da Chriſtus gebohren wurde, die erſten 365 Tage nach dieſem Augenblick machen das erſte Jahr aus, und an dem darauf folgenden erſten Januar ſchrieb man und mußte man ſchreiben: Anno 2 nach Chriſti Geburth. W. Z. E. W.

Hieraus folgt nun unleugbar: Hat ſich das erſte Jahrhundert mit dem Augenblick anfangen, da Chriſtus gebohren wurde, ſo ſchloß ſich daſſelbe Anno 100 den 31ſten December, und am 1ſten Januar des Jahrs 101 fieng erſt das neue Jahrhundert an. Denn ein Jahrhundert beſteht, wie ſchon das Wort anzeigt, aus vollen 100 Jahren, oder aus 36500 Tagen, und 25 Schalttagen. Fangen dieſe von dem 1ſten Januar an, da Chriſtus gebohren war, ſo ſchließen ſie ſich mit dem 31ſten December des hundertſten Jahres. Und ſo wie Anno 1. am 1ſten Januar das erſte Saeculum anfieng, ſo muß auch das zweyte am 1ſten Januar Anno 101. folglich das achzehnte am 1ſten Januar 1801 anfangen. Oder deutlicher; das erſte Jahr nach Chriſti Geburth ſchloß ſich am 31ſten December, am 365ſten Tage, nachdem er gebohren war, den 1ſten Januar darnach fieng das 2te Jahr an und den 31ſten December Anno 2 ſchloß ſich daſſelbe. Man rechne in Gedanken ſo fort bis zum Jahre 99. dieſes endigte eben ſo, wie die vorigen, mit dem 31ſten December und am 1ſten Januar darauf, alſo am Neujahrstage Anno 100. fieng das hundertſte Jahr an. Da nun ein Saeculum eine Zeit von hundert vollen Jahren iſt, ſo ergiebt ſich hieraus klar, daß das Jahrhundert oder der Zeitraum von 36500 Tagen (mit Ausſchluß der Schalttage) erſt am 31ſten December des hunderten Jahres ſich endigt, und alſo mit dem erſten Januar 101. das neue Jahrhundert ſich anfängt. Eben das muß im Jahre 1799 gelten. Am 1ſten Januar 1800 fängt das hundertſte Jahr an, womit ſich das achtzehnte Saeculum beſchließt, und am 31ſten December 1800 wird daſſelbe voll. Nun ſind Achtzehnmahl hundert volle Jahre nach der Geburth Chriſti vorüber. Mit dem 1ſten Januar 1801 fängt das neunzehnte Jahrhundert an.

Anno 1. den 1ſten Januar wurde Chriſtus gebohren (nicht Anno 0), das iſt eben gezeigt worden. Anno 10. den 1ſten Januar war er [illegible] Jahre alt, und den 1ſten Januar Anno 11. wurde er 10 Jahre alt. Auf beyden Seiten gleiches addirt, bleiben gleiche Verhältniſſe. Alſo denkt man ſich 90 Jahre hinzu, ſo hat man am 1ſten Januar 101 hundert Jahre zurückgelegt, und ſo weiter, am 1ſten Jan. 1801 fängt man das neunzehnte Saeculum an. Zuverläſſig iſt dieſe Rechnung, dieſer Sprachgebrauch auch in älteren Zeiten beobachtet worden. Was Anno 100 zwiſchen dem erſten Januar und dem letzten December vorgieng, wurde gewiß nicht zum zweyten, und was Anno 1000 ſich ereignete, nicht zum 11ten Saeculo gerechnet. Unſre Vorfahren wußten zu gut, daß 100 volle Jahre, den 31ſten December des letzten mit eingeſchloſſen, zu einem Saeculo gehörten und zurückgelegt ſeyn mußten, ehe man in ein neues Jahrhundert übergieng. Nur der zufällige Irrthum eines Gelehrten, den er hernach, wie einſt Flacius, den wegen der Erbſünde, zu entſchuldigen ſuchte, kann eine ſolche ſonderbare Meinung veranlaßt haben, daß man ein neues Jahrhundert anfienge, ehe noch volle 100 Jahre zurückgelegt ſind. Et nihil eſt tam abſonum, ſagt Cicero, quod non a philoſophis disputatum fuerit.

Man könnte mit eben dem Grunde auch behaupten: das erſte Jahrtauſend habe ſich nicht mit dem Ende des zehnten Jahrhunderts, ſondern mit dem Anfange deſſelben, nicht Anno 1000 den 31ſten Dec. ſondern den 1ſten Januar Anno 901 geſchloſſen, und an dieſem Tage ſey man in das zweyte Jahrtauſend übergetreten; im Jahre 1901 würden wir das dritte Jahrtauſend anfangen. Es ſind ganz gleiche Verhältniſſe. Und auch die Ausflucht bleibt hier, ſo lächerlich und unerweißlich ſie iſt, man könne das erſte Jahrhundert, in welchem Chriſtus gebohren ward, nicht mit zu den Jahrhunderten nach Chriſti Geburth rechnen.

Ja ich behaupte, daß, wenn man auch das erſte Jahr, in welchem Chriſtus lebte, nicht mit zu unſrer Zeitrechnung gezählt hätte, und dieſes die bisher fortgeſetzte Reihe der Jahre hindurch beſtätigt worden wäre, unſerm Sprachgebrauch und dem Verhältniſſe gemäß, das achtzehnte Jahrhundert dennoch nicht eher für beſchloſſen geachtet werden könne, als wenn das letzte Jahr deſſelben mit dem 31ſten December zu Ende geht. Denn zu einem Saeculo gehören immer 100 volle Jahre, es mag anfangen, wenn es will.

Es läßt ſich das noch auf eine andere Weiſe deutlich machen. Das neunzehnte Jahrhundert kann nicht eher anfangen; als bis 1800 volle Jahre zurückgelegt ſind, alſo nicht eher, als bis wir 1800 Neujahrstage, 1800 Walpurgistage, 1800 31ſte Decembers gehabt haben; ſollte nun das neue Jahrhundert mit dem erſten Januar 1800 anfangen, ſo möchte ich den ſehen, der mir die 1800 31ſte December vorzählen könnte! Unſer erſter chriſtlicher Kalender, wenn einer exiſtirt hätte, fieng mit Chriſti Geburth an, und an dem darauf folgenden Neujahrstage am 1ſten Januar Anno 2 war er unbrauchbar, da hatte man den zweyten Kalender und zugleich das zweyte Jahr, dies dauerte bis zur letzten Stunde des 31ſten Decembers. Eben ſo fieng mit dem 1ſten Januar Anno 100. der hundertſte Kalender, alſo das hundertſte Jahr, und mit dem 1ſten Januar 1800 fängt der achtzehnhundertſte Kalender, alſo das achtzehnhundertſte Jahr an; erſt in der letzten Stunde des 31ſten Decembers 1800 ſchreitet man hinüber in das erſte Jahr des neunzehnten Jahrhunderts. Und eben das muß auch gelten, wenn unſre Aera, der terminus a quo, erſt auf den zweyten Neujahrstag, den Chriſtus erlebte, oder noch weiter hinaus ihr Anfang geſetzt worden wäre.

Ich glaube, eines von dieſen Erläuterungen wird doch jedem Zweifler die Sache klar machen, und wenn jemand dadurch noch nicht überzeugt werden ſollte, ſo ſcheint es in der That, als wenn man vor lauter Bäumen den Wald nicht ſähe.

Man wendet ein: Wird jemand Anno 50 gebohren am 1ſten Januar, ſo iſt er ſchon den 1ſten Januar Anno 60 zehn Jahre, alſo Anno 150 hundert Jahre alt, und er braucht nicht bis zum 1ſten Januar 151 zu warten. Allein wer ſieht nicht, daß es hier am medius terminus fehlt? Dies Beyſpiel paßt nicht auf unſre Zeitrechnung. Hier fängt man vom 1ſten Januar 0 an; da doch die Zeitrechnung vom 1ſten Januar Anno 1 ausgeht. Sollte der Fall anwendbar ſeyn, ſo müßte man ſagen: wird jemand den 1ſten Jan. 51 gebohren, ſo tritt er ſein zehntes Anno 60 erſt an, und am 1ſten Jan. 1761 beſchließt er es, folglich wird er auch erſt Anno 151 den 1ſten Januar 100 Jahre alt. Man rechnet nehmlich zu den 10 Jahren noch die Zeit vom

1ſten

ſtreite an dem Panatheneiſchen Feſte: und die den Siegern ausgetheilten Preiſe und Ehrenzeichen entflammten in den Herzen der ſchon von Natur ehrgeitzigen Griechen eine grenzenloſe Nacheiferung. Damals hatte die Muſik der Griechen etwas Männliches und Kriegeriſches. Sie hatte nur die Abſicht, Tugend und Tapferkeit einzuflößen, und die Helden zu preiſen. Jeder von den verſchiedenen griechiſchen Stämmen hatte ſeine eigene Modulation und ſeine eigene Tonleiter; die nach dem mehr oder weniger lebhaften Charakter der Menſchen dieſes oder jenes Stammes, nach der Stärke ihrer Empfindung und dem Grade der Feinheit oder Beugſamkeit der Werkzeuge ihrer Stimme, in einem rauhern oder ſanftern Tone, in größern oder kleinern Intervallen, voneinander unterſchieden waren. Daher die doriſche, phrygiſche, lydiſche, ioniſche und äoliſche Tonart und Tonleiter. Auch war die Muſik der Griechen von einem ganz andern Umfange als die unſrige, ſie ſchloß fünf verſchiedne Künſte in ſich ein; die rythmiſche, metriſche, organiſche, hypokritiſche und poetiſche Muſik. Die rythmiſche ordnete den Takt in allen Tönen und körperlichen Bewegungen; von ihr hing der theatraliſche und lyriſche Tanz ab. Die metriſche Muſik lehrte die richtige Abmeſſung in dem theatraliſchen Recitiren; denn die Recitation der Schauſpiele war bey den Alten eine melodiſche Deklamation, die verſchiedene Tonarten hatte, und zwiſchen dem wirklichen Geſange und der Sprache des gemeinen Umgangs das Mittel hielt. Die organiſche Muſik lehrte den Gebrauch muſikaliſcher Inſtrumente. Die hypokritiſche begriff die Nachahmung und Geſtikulation in ſich. Endlich die poetiſche Muſik beſchäftigte ſich mit dem Sylbenmaas der Verſe und ihrer Recitation. Die eigentliche Muſik war der Gegenſtand der Rythmi-

1ſten bis zum 31ſten Dec. 50, die doch zum vorigen Jahrzehend gehöret.

Wir wollen zum Gleichniſſe unſre Thaler wieder vornehmen. Ich zähle meinem Gegner 100 Rthlr. oder 1800 Rthlr. groſchenweiſe zu. Nicht wahr, ſo wie er einen Groſchen empfängt, hat er ſchon einen Theil des erſten Thalers, das erſte Hundert aber wird erſt dann voll, wenn ich ihm den 24ſten Groſchen des hundertſten Thalers zuzähle? Folglich würde ich unrecht haben, wenn ich aufhören wollte, ihm zu zählen, wenn er von dem 1800ten Thaler den erſten Groſchen erhalten hat. Nein, er muß auch den 24ſten Groſchen dieſes Thalers haben, ehe die volle 1800 Rthlr. gezählt ſind. Dann erſt, wenn ich ihn noch einen Groſchen drüber gäbe, würde das neunzehn Hundert anfangen. Und dennoch, wenn ich bey 50 Rthlr. anfange zu zählen und den 50ſten als den erſten annehme, ſo habe ich bey dem erſten Groſchen des 60ſten Thalers volle 10 Thaler. Man ſieht alſo, daß der Einwurf auch hier gemacht werden könnte; aber unſer Gegner würde zuverläſſig unzufrieden ſeyn, wenn man ihn damit überzeugen wollte, er hätte ſeine vollen 1800 Rthlr. weg, ſobald der erſte Groſchen des achtzehnten Hunderts käme. Es zeigt ſich alſo hier, daß die Vergleichung der beyden ganz verſchiedenen Fälle auf einem Trugſchluß beruhet.

Oder wir wollen für jedes ablaufende Jahr einen Mann in einen Saal bringen. Als Chriſtus gebohren wurde, mußte der erſte ſchon mit dem Kopfe hereingucken; denn nun lebte man ſchon in einem Theile unſrer Zeitrechnung. Am drauf folgenden Neujahrstag war er ganz im Saale und der zweyte guckte herein u. ſ. f. Wenn kann man nun ſagen, daß 1800 Männer im Saale ſind, und daß der erſte von dem neunzehnten Hundert eintritt? Wenn der 1800ſte mit dem Kopf hineinguckt? Oder nicht vielmehr, wenn er auch ſeine

Fittiche an den Ferſen mit hereingezogen hat, und nun der Scheitel des folgenden zum Vorſchein kommt? Ich denke, wir behaupten alle das letztere. Und doch könnte man den Einwurf mit den 10 Männern zwiſchen 50 und 60 auch hier machen.

Alſo es iſt entſchieden: in der Nacht zwiſchen dem letzten December 1800 und dem Neujahrstage 1801 feyern wir den Eintritt ins neunzehnte Jahrhundert!

E***, den 30. Septemb. 1792.

3.

Ueber phyſiſche Urſachen der Degeneration des menſchlichen Geiſtes.

Ein neuerer berühmter Schriftſteller, der geheime Hofrath Girtanner, (Abhandlung über Kinderkrankheiten, Berlin 1794, Th. 1. S. 18.) behauptet, „es ſey faſt unerhört, daß die Söhne großer Männer, ſich gleichfalls einen großen Namen erworben hätten.“ Ich will nicht entſcheiden, in wiefern dieſe Meynung immer gegründet ſey, dazu fehlt es mir von der einen Seite an hiſtoriſcher Kenntniß, von der andern aber, möchten ſich leicht Ausnahmen ergeben, die auch dieſem Axiom; wie ſo vielen ſeiner Brüder in ähnlichen Fällen geſchehen iſt, merklichen Abbruch an ſeinem Anſehn zufügen könnten.

Um die Sache recht genau zu nehmen, müßte man erſt das Wort groß gehörig beſtimmen; man müßte den Begriff eines großen Mannes gehörig feſtſetzen, das iſt aber ſo leicht nicht, als es ſcheint. Wenn wir der

Menge glauben wollen, ſo ſind der **großen Männer** ſo viele vorhanden, daß ſich die Wüſten Arabiens wenigſtens damit bevölkern ließen, trauen wir der aber nicht, ſo möchte ihre Anzahl leicht ſo zuſammenſchrumpfen, daß ſie in einem mäßig großen Hauſe vollkommen Platz hätten. Wir wollen den Mittelweg gehn und alle berühmten Leute als groß betrachten, ſo ſind wir ſicher keinem an ſeiner Ehre zu kränken, um ſo ſicherer, wenn wir uns hüten, irgend einen dieſer berühmten Leute nahmentlich aufzuführen.

Sieht man alſo das Wort groß für ein Synonim des Worts berühmt an, ſo ſind vorzüglich zwey Menſchenklaſſen bemerklich, die dieſes Prädicat am meiſten ihren Gliedern erwerben, man findet nemlich vorzüglich, **große Staatsmänner und große Gelehrte.** Beyde Klaſſen in ihrem weiteſten Umfang betrachtet, wird man zur erſten Klaſſe von ſelbſt auch alle regierende Perſonen, zur zweyten alle andere Menſchen zählen können, die die Pflichten ihres Standes, durch Nachdenken, vollkommner erfüllen. Im Ganzen genommen, bleibt indeß ſoviel wohl gewiß, daß, wenn wir auf den Rang der Menſchen ſehn, nur Perſonen aus dem erſten und zweyten Stande, niemals aber Mitglieder vom tiers etat, ſo lange ſie nicht zu einem der beyden andern Stände übergehn, ſich das Prädicat groß erwerben können, obgleich ſie ſich das Recht des Anſpruchs auf dieſes Prädicats, in den Augen des unparteyiſchen Beobachters wohl ſchon lange mögen erworben haben. Dieſe Erſcheinung liegt ſo ſehr in der Natur der Sache, daß Geſetze, oder andre Mittel, die dem Staate zur Abänderung deſſen zu Gebote ſtehn, was ihm nicht gefällt, hier in dieſem Fall allen ihren Einfluß verlieren werden, weil das, was ſich der tiers etat erwerben müßte, um ſeinen Mitgliedern, in den Augen der Welt, Anſprüche auf Größe zu geben, zwar auch mit von eigner Kraft, größtentheils aber doch von den Begriffen des Publikums abhängt.

Einen Fall hätte ich alſo ſchon angegeben, wo der Begriff von Geiſtesgröße relativ wäre, aber es giebt ihrer weit mehr. Die Handlungen, wodurch man ſich das Prädicat groß erwirbt, müſſen den Zeitgenoſſen allgemein als einzig erſcheinen, eine particuläre Anerkennung hilft nur auf kurze Zeit. Dieſe Handlungen müſſen nicht bloß das Gepräge der Vollkommenheit, ſie müſſen auch das Gepräge der Neuheit an ſich tragen. Endlich müſſen ſie, wenn ſie anders auf beſtändig würkſam ſeyn ſollen, für das Fach, wofür man ſie unternimmt, bleibenden Nutzen haben, oder wenigſtens doch einmal gehabt haben. Auch dürfen ſie nicht durch Handlungen, eben derſelben Perſon, verdunkelt werden, die ihnen ſehr nachſtehen, oder dasjenige verderben könnten, was die erſten gut machten.

Man ſieht leicht, daß nur wenige Menſchen viele ſolcher auszeichnenden Handlungen ausüben können, daß, wenn die Menge großer Männer in unſern Tagen ſo anſehnlich iſt, hier vielleicht Täuſchungen vorgehn, die das Auge des Volks blenden, oder ſeine Stimme beſtechen, daß es Mittel geben muß, den Namen groß zu erlangen, ohne ihn zu verdienen, ſo wie man bekanntlich ſelten immer nur das erhält, was man verdient, oft weniger, oft mehr bekommt, darnach das Glück günſtig oder ungünſtig iſt. Doch dieſe Betrachtungen könnten mich zu weit führen. Ich will den großen Männern ihre Größe nicht wegdefiniren, weil es ſonſt mit ihren Söhnen, die doch den Gegenſtand dieſer Zeilen ausmachen, gar ſchlecht beſtellt ſeyn würde.

Alſo nur ein Paar Worte noch über die Entſtehung großer Männer, ſo bald dieſe beſtimmt iſt, kann man leichter über ihre Söhne den Stab brechen, oder ſie vertheidigen.

Um Handlungen zu vollbringen, die groß genannt werden, muß man ſich ein wenig mehr anſtrengen, als ein Mann, der nur gewöhnliche Handlungen vollführen will. Man darf oft ſeine Geſundheit und die Geiſtesruhe wenig achten, die doch zur Erzeugung geſunder Kinder ſo nöthig ſind. Beyſpiele aber, daß ungeſunde Kinder große Talente beſaßen, ſind nicht ſelten, nur deſto ſeltener ſolche, daß ſie lange genug lebten, um dieſe Talente gehörig zu cultiviren. Der Knabe Baratier hatte viele Anlagen, aber wer wird ihn groß nennen? Der rhachitiſche Haller genoß das ſeltnere Glück, ſeine Talente gehörig auszubilden und ſeinen Namen unſterblich zu machen, da hingegen täglich rhachitiſche Kinder ſchaarenweiſe ſterben, oder doch, wenn ſie älter werden, dieſe erbliche Krankheitsanlage nicht hinlänglich verwinden, um einen muntern Geiſt zu erhalten. Die erſte phyſiſche Urſache alſo, warum die Söhne großer Männer nicht immer die Größe ihrer Väter erlangen, iſt der Mangel an Geſundheit, den ihnen die Anſtrengung ihrer Väter zuzog.

Oft iſt es erſt am Abend ſeines Lebens, wo die Welt die Talente eines großen Mannes für groß erkennt, wo ſie glaubt ſie, ihres Vortheils wegen, belohnen zu müſſen, ſey es nun um von den Zeitgenoſſen den Ruf der Unaufgeklärtheit oder Undankbarkeit nicht zu erlangen, oder, um die Talente des Mannes ſelbſt zu benutzen. Vielleicht heirathet der große Mann nun erſt, die Natur aber iſt ihm nicht günſtiger als andern alten Leuten, ſeine Kinder müſſen zeitlebens mit körperlicher Schwäche kämpfen. Dieſes wäre die zweyte Urſache, warum ſie nicht groß werden.

Oder möchte dieſer Fall doch zur Ehre des Publikums nie eintreten, der große Mann heirathete zu der Zeit, als ſeine Verdienſte noch unerkannt waren, noch unbelohnt blieben, aus Zuneigung. Er friſtete nur

mühſam

ſam ſich und ſeiner Familie das Leben, das Genie ſeiner Nachkommenſchaft ward durch Schuld der Zeitgenoſſen, vom Mangel, an den nöthigſten Bedürfniſſen des Lebens, unterdrückt.

Oft muß der große Staatsmann aus Convenienz heirathen, ja, nicht ſelten läßt ſich auch der große Gelehrte durch Convenienz zur Heirath verleiten. Nun tritt die gewöhnliche Folge ein. Man treibt ſeine Pflicht als Gatte ex officio, alſo kalt, da entſtehn dann Nachkommen, deren Köpfen lebenslang der Urſprung ex officio, den Stempel des dummen Pflegmas aufgedrückt hat. Wieder eine Urſache, warum das Genie nicht immer die Erde mit Genies bevölkert.

Laßt aber auch den großen Mann geſund, jung, vermögend und verliebt ſeyn, ſo muß man doch geſtehn, daß ſehr viel auf die Erziehung der Kinder ankommt, wenn ſie einſt große Männer werden ſollen. Ich würde mir kein kleines Verdienſt um die Welt erwerben, könnte ich ihr die Anweiſung ertheilen, ſich große Männer zu erziehn, ich werde mich aber ſehr hüten, etwas unternehmen zu wollen, was Locke, Rouſſeau und alle unſrer Erziehrer doch wenigſtens nicht ſo ſehr leicht müſſen bewürken können, denn ſonſt müßten der großen Männer allerdings eine größere Anzahl vorhanden ſeyn, als man bisher kennt, da ſich die Erziehungsſyſteme ſo merklich gebeſſert haben. Aber die Rede iſt hier nicht davon, ſondern nur von den großen Fehlern, die der große Mann in der Erziehung ſeiner Kinder deswegen begeht, weil er ſich entweder gar nicht darum bekümmert, oder weil er einen falſchen Weg dabey einſchlägt, um einen neuen zu wählen, kurz, weil er vom Körper und vom Geiſt ſeiner Kinder mehr oder weniger verlangt, als geleiſtet werden kann.

Endlich muß man nicht unmögliche Dinge verlangen. Den halb ausgenommen, daß vielleicht die Perſonen, welche man für Söhne eines großen Mannes hält, dieſem wenig oder gar keinen Antheil an ihrem Urſprung verdanken, folglich nach ihrem eigentlichen Vater beurtheilt werden müſſen, ſo iſt es doch auch erwieſene Erfahrung, daß ſich die Sprößlinge einer Generation nicht immer gleich bleiben, ſondern nach einiger Zeit aus mancherley Urſachen ausarten. Es läßt ſich ſehr gut denken, daß mehrere Ahnen eines großen Mannes durch ſtilles Verdienſt glänzten, was an innerer Größe die ſeinige weit übertraf, vom Publikum aber nicht dafür erkennt wurde. Nun entſteht der Mann, den man allgemein für groß hielt, ſie mit ihm erſchöpft ſich die Stammraſſe und ſeine Kinder erlangen weniger Ruf, darf man ſich darüber wundern? Meiner Meynung nach nicht, denn die Erſcheinung iſt zu gewöhnlich.

Aus allem dieſem läßt ſich erklären, wie es möglich ſeyn kann, „daß die Söhne großer Männer nicht immer in den Augen der Welt den Ruf der Größe ihrer Väter erlangen“ Hart würde es ſeyn, dieſen Satz als Axiom feſtſetzen zu wollen. Unbillig und aller Erfahrung zuwider iſt es, in den Söhnen großer Männer Taugenichtſe zu erblicken, obgleich nicht zu läugnen iſt, daß ſie es oft auch dadurch werden können, weil ſie den kriechenden Schmeicheleyen der Speichellecker ihrer Väter trauen und ſich ſchon für das zu halten anfangen, was ſie erſt noch werden ſollen, nemlich für vollendete Genies, oder auch, weil ihre Väter, wider den Willen der Söhne, ſie nöthigen, einſt den Stand zu ergreifen, dem ſie Ehre machten. Weit entfernt den Nachkommen derjenigen, die ſich um ihr Vaterland oder die Wiſſenſchaften verdient machen, alle Talente abzuſprechen, glaube ich vielmehr, daß ſie, unter übrigens günſtigen Umſtänden, leichter als die Söhne andrer Eltern, durch die Lage ihrer Väter und durch den Ehrgeiz es ihnen zuvorzuthun, einen gewiſſen Grad von Geiſtesgröße erlangen können. Auch, wie ich deſſen überzeugt bin, haben ſie ihn öfterer erlangt, als vermißt, nur ward dieſer Vorzug ſeltener bemerkt, wenn ſie, wie faſt immer geſchah, nicht aus Neigung das Fach ihrer Väter wählten.

Daraus folgt denn nun, daß meine Meynung nicht wahr, in dieſen Zeilen dadurch groß zu ſcheinen, daß ich einer ganzen Menſchenklaſſe die Möglichkeit abſprach, jemals groß zu werden. Ich wollte nur zeigen, warum es möglich iſt, daß ſie es zu Zeiten nicht wird. Wenn dieſes nicht einleuchtend genug geſchehen iſt, ſo beweiſe es, wie ſehr mir die Eigenſchaften noch fehlen, von denen ich hier ſo oft reden mußte. Möge mir doch nur die eine nie fehlen, durch meine Arbeiten nützlich zu ſeyn.

Göttingen.

Dr. F. A. A. Meyer.

4.

Welche Zahl.

Reichard's Taſchenbuch für die Schaubühne auf das Jahr 1794. S. 141 — 163 enthält vierhundert zwei und funfzig theatraliſche Schriftſteller: die ich des Nennenswerth achte, ſind — von Bertram, Bertuch, Brömel, von Brühl, Bürger, von Dalberg, Engel, von Gemmingen, Gotter, von Göthe, Heyne, Iſland, Jünger, Kayſer, Klinger, Klopſtock, von Knigge, von Kotzebue, Leiſewitz, Meißner, Nikolai, Ramler, Reichard, Schink, von Soden, Wächter, Weiße und Wieland. — Die Leſer werden ſelbſt urtheilen, ob man dieſe Auswahl vermehren oder mindern ſollte. — S. 143 ſtehen Bouterweck und S. 146 Eſchke mit keinem großen Rechte unter den Herren, die für das teutſche Theater gearbeitet haben: unter ihren Namen exiſtiren nur zwey kleine Stücke, die mehr das zufällige Spiel einer Nebenſtunde als eine ernſthafte Arbeit ſeyn mochten. Auch glaube ich nicht, daß Beyde auf dieſem Wege Ruhm ſuchen.

Johann Chriſtian Günther.

Dieſer Ehrmann, wie der Belletriſtenallmanach ihn nennt, iſt nicht ſo ganz verächtlich, als er ihn vorſtellt, er ſagt nach meiner Meynung viel zu wenig von einem Mann, der zu ſeiner Zeit zu viel Senſation machte, als daß er in 70 Jahren, länger iſt er nicht todt, ſo gänzlich vergeſſen ſeyn ſollte. Wenn die Vortreflichkeit eines Dichters relativ iſt, ſo ſticht Günther unter ſeinen Zeitgenoſſen ſehr hervor: noch lange nach ſeinem Tode ſang das Volk ſeine Lieder mit vieler Theilnehmung. Man müßte ſich wundern, wenn, wie der Belletriſtenallmanach behauptet, Günthers Gedichte jetzt faſt nicht mehr zu finden wären; es iſt auch nicht wahr, ſondern der Verfaſſer hat hier, wie bey Wenicke'n ſeine Unkunde in der alten teutſchen Litteratur gezeigt. Wenn der Verfaſſer des alten (wie es der Belletriſtenallmanach nennt) Franzöſiſchen Buchs Günthern für den beſten der teutſchen damaligen Dichter ausgibt, ſo that er nichts anders, als daß er die Stimme des Publikums als ein treues Echo wiederhallte. Dies alte Franzöſiſche Buch kann kein anderes ſeyn, als Mauvillon's Lettres germaniques und iſt meines Wiſſens in den Jahren 40 bis 48 herausgekommen. Unſer Günther iſt ein ſo merkwürdiges denn trauriges Beyſpiel von der Wahrheit, daß Genie ohne Leitung ein Schermeſſer in der Hand eines Kindes ſey. Unter ſeinen Gedichten, welche größtentheils in Gelegenheitsgedichten beſtehen, und alſo in keinen Anſchlag kommen, weil ſie Kinder des Hungers, folglich die ältern Brüder vieler Romane und Liederchen an den lieben, keuſchen Mond ſind, welche man jetzt dem lesbegierigen Publikum in eben der Menge, und in eben ſo geringen Gehalt auftiſcht, zeichnen ſich beſonders einige Stundenlieder aus, welche, ob ſie ſchon gegen die ſuperfeinen Sitten unſrer, und der nächſt vorhergehenden Olympiaden grell abſtechen, dennoch eine große Doſis reiner Herzens-Jovialität enthalten. Der Abſchied an ſeine untreue Geliebte, die ihn den größern Reitzen eines beträchtlichen Auskommen aufopferte, verräth keinen Mangel an rührenden Stellen. Die Ode an den Prinz Eugen von Savoyen aber zeigt, daß Günther ſeinen Horaz entweder nie geleſen, oder nie verſtanden hat; denn der gute Mann hat ganz und gar keinen Begriff von dem lyriſchen Ton. Ich höre auf von einem Produkt zu reden, welches man in den erſten ſechs Olympiaden dieſes Jahrhunderts für ein Meiſterſtück der Dichtkunſt hielt, ſo völlig hatte man Flemmings und Dachs vergeſſen, ſo ſehr waltete damals ſchon die Erbſünde der Teutſchen der Hang, nur an dem, was das Gepräg der Neuheit hat, Geſchmack zu finden, über die Nation? Endlich hat Günther noch zwey Gedichte verfertigt, welche die angeführten weit hinter ſich zurücklaſſen, und folgende ſind: Eine poetiſche Epiſtel, in welcher er ſeinen Vater der ihn, mißmuthig überall ſeine Genieſtreiche und Bocksſprünge, ſeinem Schickſale überlaſſen hatte, zur Verſöhnung zu bewegen ſucht; dieſes aber mit ſo wenig Klugheit that, daß er in eben der Epiſtel, in der verſchiedene Stellen, die das Herz eines Vaters, welches bey allen Verirrungen der Kinder Vaterherz bleibt, nothwendig rühren mußten, eine ſatiriſche Tirade wider das Studium der Medicin, welche ſein Vatertrieb, und zu der er ſelbſt beſtimmt war, verwebte die Stelle, iſt ſo ſonderbar und im Zuſammenhange, in dem ſie ſteht, ſo grotesk unſchicklich angebracht, daß ſie

mit

ſchen, denn dieſe ſchrieb für alle Töne und körperliche Bewegungen Regeln vor. Sie war von dreyfacher Gattung, diatoniſch, chromatiſch und enharmoniſch. Die Muſik veränderte ſich auch nach den verſchiednen lyriſchen Poeſien, von welchen die Griechen mancherley Gattungen hatten. Eine ſolche waren die Proſodien, die vor den Opfern abgeſungen wurden; eine andre Apoſtoliken, die das Schifsvolk während der Einſchiffung abſang; Päane hießen Kriegsgeſänge, die vor und nach der Schlacht abgeſungen wurden. Bey Tiſche waren zweyerley Gattungen von Geſängen gebräuchlich, die Dithyramben und Skolien. Hiporchemes, Verſe, die geſungen und durch Tanz begleitet wurden, waren den Chören der Theaters eigen. — Die alten Griechen, die die andern Künſte auf einen ſo hohen Grad der Vollkommenheit brachten, haben ohne Zweifel auch dieſe in ihrer vollen Stärke und Schönheit beſeſſen; beſonders, da ſie ſo groſe Liebhaber des Geſanges waren. Freylich mögen die griechiſchen Geſänge eben ſo ſehr von den heutigen unterſchieden geweſen ſeyn, als Homers Epopöen oder Pindars Oden von den heutigen Heldengedichten und Oden verſchieden ſind. Ob aber unſere Art jener vorzuziehen ſey, iſt eine andre Frage. Gewiß iſt dieſes, daß die Geſänge der Alten weit einfacher geweſen ſind, als unſre Opernarien, und aller Wahrſcheinlichkeit nach haben die Alten die vielſtimmige Muſik, da eine Hauptſtimme blos der Harmonie halber von andern Stimmen begleitet wird, nicht gekannt, noch weniger die Geſänge, die aus vielen wirklich ſingenden Stimmen beſtehen, wie unſre vielſtimmigen Choräle ſind. —

Griechiſche Kolonien brachten die Muſik nach Italien, und Pythagoras unterrichtete die Krotoner in dieſer Kunſt. Man ſagt, dieſer Philoſoph habe die Dinmir ſeit zehn Jahren, ſo lange iſt es, daß ich Günthers Gedichte geleſen habe, noch völlig im Gedächtniß iſt, und die wie ich mich erinnere, folgendergeſtalt lautet:

> Mit dem Doktor kaum drei Jahr flüchtig durch den Pöbel laufen,
> Hunde würgen, Feuer ſehn, Pillen drechſeln, Kräuter raufen,
> Aufs Gerathewohl verſchreiben, andre neben ſich verſchmähn
> Und ſich in der Staatsperrücke bei dem Krankenbette blähn,
> Iſt ſo thöricht, als gemein. —

Dieſer Geißelſtreich des petulanten Satyrs, der ſeinen Vater auf den Ort traf, welcher ihm am empfindlichſten war, that ſeine Wirkung und ſtählte das Herz gegen die Eindrücke der väterlichen Liebe und das Anrathen ſeiner Freunde ſo ſehr, daß er ſeinen Sohn dem fürchterlichſten Elende Preis gab, in dem ihn Hunger und Blöße aufrieben. Günther's Todestag war der 15te März 1723, nachdem er noch nicht völlige 28 Jahre erlebt hatte. Freund Hain kam doch nicht eher, bis Günther's poetiſches Teſtament fertig war, wovon er die letzten Strophen aus Mangel des Papiers mit Kreide auf den Tiſch ſchrieb. Dieſe merkwürdige Stelle heißt ſo:

> Sage du begrifne Leier,
> Wem ich dich vermachen darf?
> Tauſend wünſchen dich in's Feuer,
> Denn du raßteſt gar zu ſcharf,
> Soll ich dich dem Phöbus ſchenken?
> Nein, du biſt ein ſchlechter Schmuck,
> Und am Helikon zu hängen
> Noch nicht ausgeſpielt genug.

Opitz möchte dich beſchämen,
Flemming möchte widerſtehn.
Mag dich doch die Wahrheit nehmen
Und mit dir hauſieren gehn!

Nähere Umſtände anzuführen halte ich für unnöthig, weil Günther's Lebensbeſchreibung in dem, nicht ſeltnen, Leipziger Muſenallmanach 1782 ſteht.

Schönhauſen, den 21ſten Dec. 1794.

D. Eſchke.

5.

Ueber die Dreyeinigkeit Gottes.

Mich dünkt, daß blos der Begriff, oder, wenn man lieber will, das Gefühl, die Ahndung eines höchſten Weſens zu unſerm Glücke nothwendig iſt, nicht die nähere Kenntniß ſeiner, nicht ſeine Charakteriſtik. Dieſe hat, eben darum, noch Niemand erforſcht. Hätte ſie ſollen erforſcht werden, ſo wäre es eine Inkonſequenz, wenn ſie nicht ſchon unter den Urbewohnern unſerer Kugel, vor undenkbarer Zeit, gäng und gebe geweſen, wenn ſie nicht noch jetzt über dem ganzen Erdball verbreitet wäre.

Sonach kommt es mir unſtatthaft vor, im Allgemeinen zu ſagen, dieſe oder jene Lehrart von dem Weſen Gottes iſt beſſer, als die andere.

Alle ſind gut, wenn gute Abſichten damit erreicht werden. Die Menſchen ſind ſo ausgezeichnete Lieblinge des höchſten Weſens, daß es ihnen, von Ewigkeit her, erlaubte und in Ewigkeit erlauben wird, ſeinen Namen und ſeinen Charakter, wie ſie ſich ſolche auch denken mögen, als Maſchinen zu ihren Zwecken zu brauchen. Sind dieſe Zwecke gut, das heißt, nützlich für den, der ſie erreichen will, und zugleich nicht ſchädlich für den, der als Inſtrument dabey gebraucht wird: ſo kann es Gott nicht mißfallen.

Als ich den Taubſtummen die Dreyeinigkeit Gottes lehrte, war meine Abſicht: ihm theils die Religion beyzubringen, welche ſeine Aeltern befolgen, welche dieſelben ihren Kindern eingeprägt wünſchen; theils das Hinderniß des Herrn Predigers aus dem Wege zu räumen, welcher ohne dieſen Glaubensſatz ihn nicht zum Abendmahle laſſen wollte: dieſe Abſicht ſcheint mir unwiderſprechlich gut.

Die Mittel, ſie zu erreichen, mußten nach der Denkart der Taubſtummen abgemeſſen werden.

Je entſprechender ſie dem Zwecke waren, deſto eher ward er erreicht, deſto beſſer waren ſie: denn kein Mittel kann iſolirt, ſondern muß immer nach ſeiner Wirkſamkeit und Nothwendigkeit in einem vorliegenden Falle beurtheilt werden.

Jemand Gift eingeben, heißt ihn umbringen, aber ihm Gegengift eingeben, heißt ihm das Leben retten. Nur im erſten Falle iſt es Gift, im andern Arzney.

Es gelang mir, ſo bald ich mich mit der Erziehung der Taubſtummen beſchäftigte, mir Vertrauen bey ihnen zu verſchaffen. Vertrauen zu dem Lehrer iſt im Unterrichte der Religion bey Taubſtummen, ſo nothwendig, wie Dogmen und Auktoritäten in der Religion den Ungebildeten ſind: denn Dogmen und Auktoritäten ſind in der Religion dem Laien ſo nöthig, als dem Kinde die Auktorität des Vaters, Verſprechungen und Drohungen. Entweder man muß den Laien durch zweckmäßigen Unterricht wirklich vollkommen zur Majorennität ſeiner Vernunft ausbilden können oder in die Gleiſen des Glaubens ihn leiten.

Glauben iſt ein Fürwahrhalten aus Gründen, die für mich hinreichend ſind, von denen ich aber zugeſtehen muß, daß ſie nicht für Jedermann gelten und Allgemeingültigkeit haben: ſie ſind ſubjektiv, aber nicht objektiv hinreichend. Ich glaube eine Unſterblichkeit der Seele, das heißt, die Gründe, welche ich für dieſe Behauptung habe, ſind für mich hinreichend, ſie beruhen auf einer Forderung meiner Vernunft, die ſie thun muß, wenn ſie in theoretiſcher und praktiſcher Hinſicht ſich nicht mit ſich ſelbſt entzweyen will. Dieſer Glaube an Unſterblichkeit beruht auf meiner Ueberzeugung von der Moralität. Dieſe iſt für mich hinreichender Grund zur Annahme dieſer Behauptung, allein ich kann nicht fordern, daß Jedermann ſie, ſo wie ich, annehmen ſoll.

Ich glaube, es iſt das Schickſal des Menſchen, ſich Vollkommenheit denken zu können, ohne ſie zu erreichen. Dies könnte ein Unglück ſcheinen, aber es iſt ein Glück: Thätigkeit iſt ſeine Seele, und dieſe würde ſich bald in Trägheit verwandeln, wenn er alles machen, alles haben, alles wiſſen könnte. Um dieſe Thätigkeit zu erhalten — machte ich meinem Taubſtummen durch ellenlange Worte und tauſenderley Wendungen begreiflich — habe uns Gott bekannt gemacht, daß nur Ein Gott und in der Gottheit drey Perſonen wären. Der Taubſtumme ſelbſt ſolle immer über dieſen Glaubensſatz nachdenken und die Möglichkeit deſſelben ſuchen durch ſeine Vernunft zu erforſchen. Wenn er aber dies nicht könne, ſo möge er hiedurch die Hoheit und Vortreflichkeit der chriſtlichen Religion einſehen, weil ſie Lehren enthält, welche die Gränzen der Vernunft ſo weit überſteigen, und obigen Glaubensſatz unwandelbar glauben.

Schönhauſen, den 21ſten December 1794.

D. Eſchke.

6. Ueber

6.

Ueber Geſchmack.

Ein Verſuch entſtanden durch die Ideen zur pſychologiſchen Aeſtheſtick.

Einl. §. 10. S. 24.

Wir alle kennen ein lateiniſches Sprüchelchen, welches jeden Streit in Sachen des Geſchmacks verbietet. Der Grönländer beruft ſich in ſeiner Sprache darauf, wenn man ihn überreden will, daß Thranöl nicht der wahre Göttertrank ſey: ich führe es eben ſo gut im Munde, will man meinen Gaumen mit dem eckelhaften Walfiſchfette ausſöhnen, als jeder Ehrenmann, wenn man ſeinen Geſchmack antaſtet. In der That ſcheint der Geſchmack das veränderlichſte Ding zu ſeyn, man mag auf Eſſen und Trinken ſehen, oder auf die Urtheile hören, wodurch die Welt etwas für ſchön erkennt. Den Beyfall des erſten Augenblicks bey Werken des Geſchmacks geben die meiſten Menſchen nicht aus lebendigem Gefühl, aus Ueberzeugung und Einſicht, ſondern wegen eines Nebenumſtandes, der ihrer Eigenliebe, Neugierde oder Zuneigung ſchmeichelt. Manchem gefallen Kotzebue's Schauſpiele, weil ihr Verfaſſer den Rang eines Präſidenten hat; mancher Dame — Menſchenhaß und Reue, weil Meinau die Eulalia wieder annimmt, einer andern gefällt Eliſa von Valberg, weil ein ſehr guter weiblicher Charakter darin geſchildert wird; einer dritten die Entführung, weil es Dinge enthält, die auf ihren Herzenszuſtand oder auf ihre Laune paſſen; und am öfterſten empfängt ein Schauſpiel das Eigenſchaftswort ſchön, weil die A. L. Z. oder A. D. B. ſagte, daß es ſchön wäre. Ueberdieß kann man unſern Journalen und Zeitungen in keinem Stücke ſo wenig trauen als in den Urtheilen über Schauſpiele. Der Theatergeſchmack in Teutſchland iſt ſo ungleich und ſo wenig dramatiſche Einſicht unter den Zuſchauern ausgebreitet, daß jedes noch ſo ſchlechte Stück an irgend einem Orte gefällt, beweint oder belacht wird und einen Redner findet, der ihm in einer Zeitung die Standrede hält; findet ſich keiner, ſo thut es im Nothfall der Hr. Autor ſelbſt. Unſere theatraliſchen Kritiker ſind oft nichts als der Wiederhall von der Stimme des Publikums in ihrer Stadt, oder eines Mannes, der dort für den Kenner gilt.

Betrachtet man aufmerkſam die wenig klaſſiſchen Schauſpiele, die am allgemeinſten für ſchön erkannt wurden, ſo findet ſich gleichwohl etwas Uebereinſtimmendes darin, welches ihnen einen unveränderlichen Werth gibt. Es iſt offenbar im Geſchmacke etwas Veränderliches und etwas Unveränderliches, welches iſt jenes? welches dieſes?

Die dargeſtellten Gegenſtände betrifft die erſte Verſchiedenheit, die ſich ſogleich anbietet. Die franzöſiſchen Luſtſpiele gefallen dem Teutſchen ſehr wenig: die Leute aus der ſogenannten guten Geſellſchaft, die darin ſprechen und handeln, ihr Ton, ihre Sitten, ihr Witz ſind dem größten Theile unſers Publikums zu fremd: die Güte der Charaktere beſteht im Geiſt (eſprit) und im guten Benehmen (procedé). Der Teutſche kennt nur geſunden Menſchenverſtand, moraliſch gute Handlungen: die komiſchen Vorfälle und Perſonen ſind dort meiſtens aus der Gattung des drollichten (plaiſant), das oft nicht einmal im Ausdruck, ſondern im Ton, Miene und Geberden liegt; das Lächerliche beſteht in Sünden wider den angenommenen Wohlſtand; in Abweichung vom Ton guter Geſellſchaft, die aber nicht ins Plumpe und Tölpiſche fallen dürfen: je verſchiedener von allen dieſen die Menſchen, Reden und Begebenheiten ſind, die ein Teutſcher in ſeiner Stadt, oder in ſeinem Städtchen täglich ſieht und hört, je weniger behagen ihm franzöſiſche Luſtſpiele aus den Zeiten nach Moliere. Aus dem nämlichen Grunde gefallen uns die alten Trauerſpiele nicht. Bey den Alten war die Tragödie eine Schule der Könige. Dort ward ihnen das Schickſal der Unterdrücker und das allgemeine Erbtheil der Menſchen vorgewieſen. Tyrannen weinten vor der Bühne, ob ſie gleich der Thränen ſich ſchämten. Es iſt nicht möglich, daß unſre Herren und Damen von den Schauſpielen des Aeſchylus, Sophocles und Euripides entzückt werden können. Man leſe dieſe Schauſpiele, ſo viel ihrer noch da ſind! das iſt keine künſtliche Intrigue, kein Kitzel für modiſche Seelen, alles bekannte vaterländiſche Heldengeſchichten; anziehend allein durch innern Gehalt und Wahrheit der Darſtellung; unerträglich langweilig für unſere Logen und Parterre.

Dem empfindſamen Maurus Pakratius gefällt kein komiſches, dem Fröhlichen kein trauriges Schauſpiel, dem Alten keine Liebesſzenen, mit denen der Junge ſo gern ſympathiſirt: Der Eine betrachtet Alles von der moraliſchen, der Andre Alles von der ergötzenden Seite, jener billigt kein Stück, das ihm nicht Laſter und Tugend darſtellt, oder auf eine gute Sittenlehre abzielt, dieſer alles, worüber er lachen oder weinen kann, es ſey moraliſch gut oder böſe. Manchem Mädchen gefiel Stella, weil ſie eben verliebt war, und Andern mißfiel ſie, weil die Heldin nicht handelte wie andere Menſchen. Einem behagt die teutſche Tugend unter welſchen Schurken (in Emilia Galotti), dem Andern mißhagt die pünktliche Redlichkeit eines italieniſchen Banditen.

In der Form bemerkt man die zweyte Verſchiedenheit. Ein Trauerſpiel, ſelbſt ein Luſtſpiel in Verſen gefällt den Franzoſen mehr als Eines in Proſa: in Teutſchland kann man keines in Verſen ſpielen und niemand

mand will es ſehen, nicht einmal leſen. Doch hat es Herr Schiller mit ziemlichem Beyfalle gewagt, Don Karlos in Verſen auf die Bühne zu bringen, vermuthlich erhielten die Verſe theils wegen des Inhalts Gnade, theils weil es ungereimte Jamben waren: man fände den Don Karlos gewiß unerträglich, wäre er in gereimten Alexandrinern geſchrieben. In derſelben Versart wäre uns auch das ſchönſte Heldengedicht lächerlich; ſelbſt in ungereimten Jamben gefiel es vielleicht nicht; der Franzoſe fände die Henriade gewiß auch unerträglich, wäre ſie in Stanzen getheilt, wie Taſſo's Gieruſalemme liberata, und der Engländer kann ſich kein epiſches Gedicht in ſeiner Sprache anders denken als in blank verſes.

Was ſagte ein Franzoſe dazu, wenn er in ſeiner Sprache ein Schauſpiel leſen ſollte, das nicht in Szenen abgetheilt wäre? Uns ſind Clavigo, Otto ꝛc. nicht anſtößig; hingegen ſtritt man auch bey uns lange Zeit wider alle dramatiſche Werke, die nicht aus drey oder fünf Akten, oder aus einem beſtanden.

Das dritte Veränderliche und die reichſte Quelle an Verſchiedenheiten des Geſchmacks iſt die Manier, weil ſie mehr von der nationalen und individuellen Art zu denken und zu empfinden, als von Mode und Gewohnheit abhängt. Die homeriſchen Wiederholungen deſſelben Eigenſchaftsworts, wenn er eine Perſon nennt, oder die nämlichen Gedanken und Worte, wenn Zevs Traumgott, was er dem Agamemnon eingeben ſoll, und wenn dieſer es ausrichtet, überhaupt die Wiederholung derſelben Verſe, ſo oft ihr Gegenſtand wiederkommt, gefällt uns jetzt nicht, weil wir dieſe Simplicität im Denken nicht mehr haben. — Yorick's Manier im Triſtram Shandy mißfällt den meiſten Leſern, weil ſie den Gedankenſprüngen des Mannes nicht folgen können, die ſo ſeltſam und mit unter affektirt ſind, daß man ihm nicht nachſpringen mag. — Die Manier des Taſſo mißfällt mir, wenn ich es offenherzig ſagen ſoll: die zwey letzten Zeilen ſind in den meiſten Stanzen Wiederholungen des vorhergehenden Gedanken: ſie hemmen den Fluß der Erzählung. Daſſelbe wiederfährt mir auch bey teutſchen Erzählungen, die in Stanzen geſchrieben ſind. Dieſe öftern und einförmig wiederkehrenden Ruhepunkte in den Ideen ſind für mich ermüdend. — **Wieland** im **Combabus** fällt oft aus einem Silbenmaſſe in das andere; und dieſe Abwechslung thut auf mich eine unangenehme Wirkung, vornämlich wenn ich unverhoft auf Daktylen ſtoße. Es kommt mir vor, als wäre ich zwölf Schritte ganz ordentlich gegangen und müßte nun plötzlich einige Sätze thun. Stimmt meine Empfindung mit der Empfindung mehrerer Leſer überein?

Die Teutſchen nennen den franzöſiſchen Dialog kahl und der Franzoſe findet im teutſchen und engliſchen Langeweile (longueurs). Er denkt und empfindet ſchnell, aber flüchtig: Gedanken und Empfindungen ſtreifen ihm nur die Seele, wie ein Schauder die Haut: er kann bey nichts verweilen, ſondern eilt immer den Schriftſteller zuvor: es müſſen ihm alſo bloß die Hauptideen in der natürlichſten Ordnung ſchnell hinter einander vorgelegt werden: ſo bald der Schriftſteller Einen Nebenzug einmiſcht, ſo zerſtreut ſich die Aufmerkſamkeit des franzöſiſchen Leſers, oder er klagt über Langeweile. Der Teutſche denkt und empfindet ſchwer, langſam, nicht ſehr lebhaft, aber er thut alles mit der ganzen Seele, kann von einer Sache nicht ſogleich wegkommen, denkt erſt darüber nach, eh' er einen neuen Eindruck annimmt, greift dem Autor nicht vor, hat Geduld und Aufmerkſamkeit: hier kann und muß der Schriftſteller Nebenzüge einmiſchen, worüber der Leſer ohne Schaden nur mit halber Seele von einer Hauptidee zur andern hinweggleiten kann. Der äußerſt flüchtige Ideengang in den franzöſiſchen Szenen läßt es bey ihm zu keinem tiefen Eindrucke kommen, und der Franzoſe iſt keines tiefen fähig: daher gefällt dieſem die flüchtige ſkizzirte, vorübereilende Manier, jenem das Ausgemahlte, Eindringende, Umſtändliche: daher werden uns franzöſiſche Schauſpiele ſo leicht langweilig, weil uns flache Ideen und Eindrücke kein Vergnügen gewähren.

Die Verſchiedenheit der Gattungen macht einen vierten Unterſchied. Die Franzoſen können noch jetzt die rührende Komödie, oder, wie ſie ſolche nennen, die weinerliche nicht recht vertragen, uns iſt ſie nicht zuwider. Der griechiſche Hymnus nebſt der Ode, die heroiſche Epopee, die hohe lyriſche Poeſie, Dithyramben, Bardengeſänge würden unter uns ſehr wenig Glück machen und uns nicht verewigen; denn wir können nur Nachahmungen in dieſen Gattungen hervorbringen: der Dichter und Leſer muß ſich mühſam in die heilige Wuth verſetzen, die in ihnen von ſelbſt entſtände, wenn ſie ein Bachusfeſt mit gefeyert hätten, und ſo geht es auch, wenn Schriftſteller vom Kriege, Streit und Blutvergießen ſingen, die vielleicht in ihrem Leben kein Pulver rochen als bey einem Feuerwerke, die weiter kein Geſchöpf umbrachten als einen Floh, der ihnen in ihrer dichteriſchen Begeiſtrung in die Waden ſtach, und die ſchwerlich Menſchenblut ſahen, wenn ihnen nicht die Naſe geblutet oder der Barbier Ader gelaſſen hätte.

Dieſes ſind die vier veränderlichen Gegenſtände des Geſchmacks, über die Zeitalter, Verfaſſung, nationaler und perſönlicher Charakter, Stand, Temperament, Mode u. ſ. f. Gewalt haben: das einzige Unveränderliche, das unter ſo vielen Verſchiedenheiten ſich bey allen Schriftſtellern gleich bleibt, iſt „die dichteriſche Darſtellung durch Ideen und Ausdruck,“ und „die zweckmäßige Anordnung des Ganzen,“ — zwey Stücke, worin ge, die nicht in die Sinne fallen, durch verſchiedne Töne erklärt, und daß er ſich den Lauf der Geſtirne als eine Harmonie vorgeſtellt habe. Er zog die entfernteſten Dinge in das Gebiet dieſer Kunſt herüber; die Schläge des Hammers auf den Ambos gaben ihm Gelegenheit, neue Accorde und den Tackt zu erfinden. Von den Griechen erbten ſie die Römer, und beſonders kam ſie durch die Schauſpiele in das größte Anſehn; denn man weiß, daß die Muſik ein weſentliches Stück des Trauerſpiels war. Dieſe Kunſt blühte unter den Kaiſern. Der Kaiſer Alexander Severus ſang ſchön, und ſpielte verſchiedne Inſtrumente. Julian der Abtrünnige ſtiftete zu Alexandria Fonds, um davon junge Leute in der Muſik unterrichten zu laſſen, und verſprach denen, die ſich hierin beſonders hervorthaten, große Belohnungen. Suidas gedenkt mehrerer Abhandlungen über die Muſik, die Dionyſius von Halikarnaß, ein Abkömmling des Geſchichtſchreibers gleiches Nahmens, geſchrieben haben ſoll. Dieſer Dionyſius und Ariſtoxenus, ein Schüler des Ariſtoteles, haben gemeinſchaftlich eine Geſchichte der Muſik geſchrieben, die aber eben ſo wenig als jene Abhandlungen auf uns gekommen ſind. Allein dieſer blühende Zuſtand der Tonkunſt war von kurzer Dauer. Die Theater wurden nach der Einführung des Chriſtenthums verſchloſſen, und die Muſik, die man zu weltlichen Gebräuchen angewendet hatte, verſchwand. Die barbariſchen Zeiten traten ein, in welchen alle Wiſſenſchaften und Künſte auf einmal ſo tief fielen, als ſie zuvor geſtiegen waren. Doch kam die Muſik unter allen am erſten wieder empor. Die Biſchöfe, die ſie für nöthig fanden, die Andacht zu erwecken, führten ſie allmählig bey dem Gottesdienſte zuerſt wieder ein; und ſie erhielt ſich in den Zeiten, da alle Völker wiedereinander waren, da bald Reiche errichtet, bald vertilgt wurden.

Unter

worin der Geſchmack aller Menſchen übereinſtimmt, die ſich über jene Verſchiedenheiten emporheben.

Wenn Homer einen Helden, der auf beyden Seiten Feinde niederhaut, mit einem Eſel vergleicht, der durch ein Kornfeld geht und auf beyden Seiten Aehren ausrauft; wenn dieſer Dichter der Juno — Ochſenaugen gibt, um das Große ihrer Augen zu malen u. ſ. f., ſo mißfallen uns dieſe Gleichniſſe wegen unſerer Begriffe von Anſtändigkeit und Schicklichkeit, denn wir müſſen, wie der römiſche Stoiker das griechiſche καλον durch honestum überſetzen, um ihm einen für uns verſtändlichen Sinn zu geben; aber man unterdrücke dieſe Begriffe und leſe: man findet obiges Gleichniß gewiß ſchön, weil der Dichter den Zuſtand durch lauter Handlung und ſo darſtellt, daß das Gemählde in jedem Leſer ein lebhaftes Bild und alſo Vergnügen erweckt. — Wenn Achilles, durch den Tod ſeines Patroklus zur Rache gereizt, wie ein wüthiger Eber wird und hackt und metzelt unter den Haufen, der vor ihm flieht, wie die Tauben vor dem Geier; wenn er den Leichnam des edlen Hektor's vor den Augen ſeiner Aeltern und ſeines Weibes um die Mauern von Troia ſchleift; ſo mißfällt uns weichen Menſchen dies gleichfalls. Nimmt man hingegen an, daß Achilles ein äußerſt heftiger, reitzbarer, ehrliebender Jüngling war, der zu einer Zeit lebte, wo man dieſe Eigenſchaften noch nicht dem bon ton zuwider hielt; der keine Univerſität beſucht, folglich keine Vorleſung über die Moral gehört hatte, ſo ſieht das Ganze anders aus. Indeſſen ſcheint es nicht unmöglich, daß der wilde Achilles bey alle dem ein eben ſo guter Menſch war, als mancher Profeſſor moralium. Dieſer Achilles, welcher von der Bezähmung der Leidenſchaften ſo unvollkommene Begriffe nährte, war ein Freund; kein guter Freund von ehegeſtern; ein Freund, der ohne ſeinen Patroklus kein Daſeyn fand; der bald wahnſinnig ward, als er ihn verlor.

> — — — Ach! wer kann den Schmerz
> des Redlichen beſchreiben! Ohne ſich
> zu regen, ſtand er. — — So erſtarrt die Fluth
> im Winter, wenn der rauhe Nordwind ſtürmt;
> ſein Athem rührt ſie an, und ſie iſt Stein. *)

Denkt euch dies heftige Herz zu gleicher Zeit aufgeregt von Traurigkeit und Zorn: denkt euch, welcher Sturm des Schmerzes dazu gehörte, ſeinen beleidigten Stolz zu beſiegen! Und nun ſeht ihn im Kampfe mit dem Volke, mit dem Manne, an dem das Blut ſeines Freundes klebte! — O ihr glattherzigen Tadler, lernt erſt begreifen, was Freundſchaft iſt; dann habt ihr Recht, ein Wort mitzuſprechen. — Wir civiliſirten Menſchen kennen ſo wenig ſolch einen Zorn als ſolch eine fürchterliche Traurigkeit. Seht ihn doch, wie Hektor ſchon geſtreckt und geſchleift iſt, und man nun glauben ſollte, das gewaltige Herz habe ſeine Leidenſchaft vertobt! Sehet ihn, wie er matt und kraftlos vom Kampfe, da alles raſtet, keine Raſt findet!

> Οἱ μεν κακκειοντες ἐβαν κλισινδε ἑκαςος
> Πηλειδης δ᾽ ἐπι θινι πολυφλοισβοιο θαλασσης
> Κειτο βαρυςεναχων, πολεσιν μετα Μυρμιδονεσσιν,
> Εν καθαρω, ὁθι, κυματ᾽ ἐπ᾽ ἠιονος κλυζεσκον **)
>
> Iliad ψ. 58.

---

*) Kleiſt's ſämmtliche Werke. Th. 2. 3te Aufl. Berl. 1771. 8. S. 63.

**) Jeder begab ſich nunmehr in's Zelt und pflegte der Ruhe;
Nur der Pelide lag am Geſtade des toſenden Meeres
Zwiſchen den Schaaren der Myrmidonier tief aufſeufzend
Unter freyem Himmel. Am Ufer klatſchte die Brandung.

Kaum ſieget die Natur über den Schmerz; kaum ſchlummert er ein wenig, ſo erſcheint ihm der Geiſt des Patroklus und ſtöhret ihn wieder auf: nicht eher kommt nur ein Vorgefühl von Frieden in ſeine Seele, bis er dem Patroklus nach Griechenſitte die letzte Ehre erwieſen hatte. Wo iſt der Eiſenmann, der nichts dabey fühlt, wenn er dem Freunde das Todtenopfer bringt?

— Ὁ δε παννυχος ὠκυς Ἀχιλλευς
Χρυσεα ἐκ κρητηρος, ἑχων δεπας ἀμφικυπελλον,
Οἰνον ἀφυσσαμενος χαμαδις χεε, δευε δε γαιαν,
Ψυχὴν κικλησκων Πατροκληος δειλοιο.
Ὡς δε πατηρ ὁ παιδος ὀδυρεται ὀστεα καιων,
Νυμφιου, ὅστε θανων δειλους ἀκαχησε τοκηας,
Ὡς Ἀχιλευς ἑταροιο ὀδυρετο ὀστεα καιων,
Ἑρπυζων παρα πυρκαιην ἀδινα στεναχιζων. *)
Iliad ψ. 216.

Alles bey Seite geſetzt, was in den Gegenſtänden und der Manier unſerm Geſchmack anſtößig iſt, leſe man im erſten Buche der Iliade den Zank des Agamemnon und Achilles: alles, was ſie ſagen und thun, iſt von der Situation eingehaucht, alles Malerey oder Ausdruck durch Handlung: der ganze Auftritt ſcheint in unſerm Gehirne vorzugehen.

---

*) — Die ganze Nacht durchwachte der edle Achilleus,
Schöpft' aus goldenem Kelche mit ſchön gerundetem Becher
Opferwein, und goß ihn nieder, und nezte den Boden,
Und rief unabläſſig die Seele des armen Patroklus.
Wie ein Vater die Todesflamme des Sohnes umjammert,
Der als Bräutigam ſtarb zum herben Schmerze der Aeltern,
So umjammert die Todesflamme des Freundes Achilleus,
Und umſchlich mit lautem Stöhnen den flackernden Holzſtoß.

Solche Schönheiten der Darſtellung ſind unvergänglich, Zeit und Sprache vermag nichts über ſie: ſie ſind der Maaßſtab, wonach der Werth der Dichter beſtimmt werden muß.

Man hat gezweifelt, ob Lukrez größer iſt oder Virgil, unſtreitig der letzte, jener hat mehr Geiſt (eſprit), aber dieſer einen höhern Grad des Dichtervermögens, oder der dichteriſchen Darſtellung.

Ueber das zweyte unveränderliche Stück, die zweckmäßige Anordnung des Ganzen, brauch' ich mich gar nicht auszubreiten. Da jedermann von ſelbſt zugiebt, daß eine Sache, die ſich auf die Grundgeſetze der Seele gründet, zu allen Zeiten und an allen Orten in gleichem Werthe bleiben muß, weil die menſchlichen Seelen überall nach einerley Grundgeſetzen denken und empfinden.

Wer in der Beſtimmung des Schönen von einem jener vier veränderlichen Punkte oder von allen zuſammen geleitet, wird und alſo nur gewiſſe Gegenſtände, Manieren, Formen, Gattungen ſchön findet, hat einen einſeitigen Geſchmack. Wer hingegen blos auf das Unveränderliche, auf die Schönheiten der Darſtellungen und Anordnung ſiehet, und ſie überall fühlt, die Manier und übrigen Umſtände mögen ſeyn, wie ſie wollen, hat einen allgemeinen Geſchmack. Wer bey dem Urtheile über die veränderlichen Schönheiten nur das billigt, was mit dem Beyſpiele der größten Köpfe, die in ſeiner Nation oder bey andern gebildeten Völkern ſchrieben, entweder ganz übereintrifft, oder ihm analog iſt, hat einen guten Geſchmack: wer das Unveränderliche ſchwach und nur bey gewiſſen Gegenſtänden und Manieren oder gar nur bey gewiſſen Formen oder Gattungen fühlt, hat einen mittelmäßigen, und iſt ſein Gefühl ſehr eingeſchränkt, einen elenden Geſchmack. Manche Perſonen, denen man einen Grad von Verſtand, ein behaltſames Gedächtniß, auch eine ziemliche Beurtheilung in andern Dingen nicht abſprechen kann, fühlen das unveränderliche Schöne gar nicht und finden an manchen Stücken nur wegen der Gegenſtände Gefallen; dies ſind Leute ohne Geſchmack: bey andern wird das Gefallen am unveränderlichen Schönen durch Anſtändigkeit und Moral eingezäumt, es entſteht daher ein feiner Geſchmack, wenn er übrigens richtig und allgemein iſt; fehlen ihm dieſe beyden Eigenſchaften, ſo wird es durch jene Einſchränkung ein eckler, falſcher, oft ſogar ein einfältiger Geſchmack: wer Richtigkeit und Feinheit vereint, dabey ein lebhaftes Gefühl für das unveränderliche Schöne beſitzt, iſt ein Mann von Geſchmack; kommt zu dieſem Gefühle, zur Richtigkeit und Feinheit noch Allgemeinheit hinzu, ſo wird es ein Kenner.

Den Geſchmack unſerer Schriftſteller, Kunſtrichter und unſers Publikums nach allen dieſen Rubriken zu unterſuchen, ſcheint mir gefährlich.

Wer ſagt uns denn, daß wir ſchon die höchſte Staffel des Geſchmacks erreichten? Wußte Johann Baptiſta Poquelin Moliere nicht einen Médecin malgré lui (Hanswurſt Doktor nolens volens von Mylius), einen Pourceaugnac (den adelſüchtigen Bürger, wahrſcheinlich von Mad. Unger), les Fourberies de Scapin *) (So prellt man alle Füchſe von Mylius) ſchreiben, damit ihm das Publikum vergab, daß er nie dem Miſanthrop Langeweile machte? Der Geſchmack unſers Publikums kann vielleicht jetzt auf derſelben Stufe ſtehen, wie damals der Pariſer; wie ſich dieſer

---

*) Boileau hat wohl Recht, wenn er in ſeiner Dichtkunſt ſagt:

Dans ce ſac ridicule, où Scapin s'enveloppe,
Je ne reconnois plus l'auteur du Miſanthrope.
„In dem lächerlichen Sack, worin ſich Scapin verhüllt,
„erkenne ich den Verf. des Miſanthropen nicht mehr.“

dieſer ſeit Moliere's Zeiten ſehr gebildet haben ſoll, daß ſich die Franzoſen den ausſchließenden Beſitz des Geſchmacks anmaßen, ſo können wir mit der Zeit zu ebenderſelben Höhe gelangen und die Tonangeber in Europa werden. In dreyßig oder vierzig Jahren erreicht kein Volk den Grad der Vollkommenheit.

Es iſt Verläumdung, wenn man behauptet: „unſer Geſchmack ſteige abwärts!“ Wer ſteigt, ſteht bisweilen nur ſtill, neue Kräfte zu ſammeln, oder thut einen Schritt zurück, beſſer anzuſetzen. — Mußte nicht der brittiſche Ariſtophanes, Samuel Foot meiſtens Poſſen geben, um das von ſeiner Mutter, der Erbin der Familie Dinley und Gaudere, erhaltene Vermögen zu vergrößern? Mußte nicht der Londner Rocius David Garrik, ſeinem Geſchmacke zuwider, zur Poſſenreißerey ſeine Zuflucht nehmen, um reich zu werden? würde er wohl in der Weſtmünſter Abtey beygeſetzt ſeyn, wenn er nicht bisweilen den Kothurn des Sophokles und den Sokkus des Terenz abgelegt und ich weiß ſelbſt nicht was für eine Geſtalt angenommen hätte? Iſt nicht Italien der Sitz des Läppiſchen, das Vaterland der Opera buffa, eines Schauſpiels, das Samojeden und Tſchuwaſchen nicht ſo geſchmacklos erfinden können? — Warum verlangen wir vom großen Haufen in Teutſchland eine Feinheit des Geſchmacks, die er in Italien und England nicht hat?

Wenn in einer Stadt funfzig- bis ſechzigtauſend Menſchen wohnen, ſo beſuchen vielleicht, eine Vorſtellung in die andere gerechnet, tauſend das Schauſpiel, worunter mancher des Jahres nur bey feſtlichen Gelegenheiten hineinkommt. Unter dieſen tauſenden kann man achthundert auf den großen Haufen rechnen; hundert Halbkenner ſind nicht zu viel; ſechzig Liebhaber mit ecklem Geſchmacke auch; das Häuflein der Leute von richtigem Geſchmacke beträgt alſo vierzig unter tauſenden,

den, das heißt: vier Mann par hundert. Dieſer Anſchlag iſt ſo billig, daß ihn manche, die unſere Schauſpielhäuſer beſſer kennen, kaum auf die Hälfte herabſetzen. Es wird ein gutes Stück aufgeführt, auch leidlich geſpielt, wenn man nachſichtig urtheilt; die Vierzig mit dem guten Geſchmack ſollen alle darin ſeyn, wie wohl dies ein ſeltner Fall iſt; unter den ſechzigen mit dem ecklen Geſchmacke ſind wenigſtens zwanzig da, um ihre Unzufriedenheit an den Mann zu bringen: hat von hundert Halbkennern, von denen ſelten der dritte Theil ausbleibt, kein Mann von Kredit das Stück ſchön geprieſen, ſo treten ſie auf die Seite der Unzufriedenen: wer nicht aus Einſicht loben kann, tadelt lieber, weil er es dann am erſten trifft; denn in dieſer Welt giebt es weniger zu loben als zu tadeln. Der Verfaſſer mag ſogar die Gegenſtände und Manier gewählt haben, welche den Halbkennern gefallen: Hier hat nun der gute Mann von vierzig Perſonen unter funfzig bis ſechzigtauſend Einwohnern Beyfall ohne Gefühl aus Nachſprecherey: es war faſt Jedermann da, der auf Geſchmack einigen Anſpruch macht, dennoch beſchwert ſich der Direktor über eine ſchlechte Einnahme. — Der Fehler liegt alſo in unſrer Verfaſſung, welche weder in Berlin noch Wien ein ſo zahlreiches Publikum verſammelt hat, daß es menſchlicher Weiſe ſo viele Perſonen von Geſchmack enthalten kann, als nöthig ſind, dem Unternehmer bey einem Stücke, das nur für Leute von Geſchmack iſt, gute Einnahme zu verſchaffen: er findet ſeinen Vortheil, oft ſolche Sachen zu geben, welche den großen Haufen anlocken; alles, was Augen und Ohren füllt, Schlachtgetön, Kanonen- und Piſtolenſchüſſe, eine Hexen-Konverſation, eine Kompagnie Soldaten mit Trommeln und Fahnen, Krucifix, Marienbild, Seelenmeſſe, Kirche, Pater — und die ganze Kleriſey werden daher ſo lange die Oberherrſchaft auf unſerm Theater behalten, als die

Bevölkerung unſerer Städte nicht ein Beträchtliches anwächſt. —

Meine Berechnung macht es, däucht mir, augenſcheinlich, daß man den Geſchmack nicht nach unſern Schauſpielhäuſern beurtheilen muß, weil dort wegen unſerer Verfaſſung der große Haufen den Meiſter ſpielt, worunter ich aus allen Ständen ſolche Perſonen verſtehe, die weder von Natur noch durch Bildung einiges Gefühl des Schönen bekamen und ſich blos an das Vergnügen halten, das ihnen die Gegenſtände gewähren; ſind Charakter, Situationen, Vorfälle, Handlungen, Ausdruck, der Faſſung ihrer Einbildung und ihres Gefühls angemeſſen und aus der kleinen Sphäre ihrer Kenntniſſe; geht viel auf dem Schauplatze vor, was Augen und Ohren beſchäftigt; iſt das Spiel des Schauſpielers ſtark, auffallend, bis zu einem Grade übertrieben, ſo finden ſie ihre Rechnung im Schauſpiele, ſie mögen zur tragiſchen oder komiſchen Sekte gehören; von Manier, Darſtellung, Schönheit der Kompoſition, vom Natürlichen, Edlen, Eleganten wiſſen ſie nichts. — Die Halbkenner gehn einen Schritt weiter: ſie ſehen zwar hauptſächlich auf die Gegenſtände, aber auch auf die Manier: ſie ſind immer das Gegentheil der übrigen Zuſchauer, und weil dieſe gewöhnlich Liebhaber des Lachens ſind, ſo bilden ſich jene kritiſchen Amphibien ein, daß nur das ſchön iſt, worüber man nicht lachen kann: doch ſchmälen ſie auf das Publikum, wenn es lacht, daß es nicht ſauer ausſieht, und wenn es weint, daß es nicht gelaſſen bleibt, wie ein Philoſoph. Deſſen ungeachtet ſind ſie dem großen Haufen näher verwandt, als ſie glauben: dieſer urtheilt nach dem ſinnlichen Eindrucke, ſie nach einſeitigen Grundſätzen und Beyſpielen. — Die Leute von ecklem Geſchmack verdienen mehr Mitleiden, als Tadel: die Natur ſtimmte ihre Seelen ſo ſonderbar, daß ſie das größte Vergnügen darin finden, deſto weniger Vergnügen zu fühlen, je mehr es ſich darbietet. Unfähig zu genießen, ſchleichen die Armſeligen herum, ärgern ſich über das Vergnügen der Andern, welchen ihr Schickſal eine leichtere Befriedigung gewährte. — Perſonen von feinem aber einſeitigem Geſchmacke, die weder halbe noch ganze Kenner ſeyn wollen, machen vielleicht die größte Zahl aus: viele, die ſich durch die franzöſiſche Literatur bildeten, können nichts genießen, was nicht in der franzöſiſchen Manier geſchrieben iſt: man thäte ihnen zu viel, wenn man ſie einer Affektation beſchuldigte: die meiſten Menſchen ſind ſo gemacht, daß ihnen nur die Art des Schönen ſchmeckt, woran ſich ihr Gefühl entwickelte. — Glücklicher als Alle iſt der Kenner von Geſchmack: ſein Hauptvergnügen entſpringt aus der Vollkommenheit der dichteriſchen Darſtellung und Kompoſition, aus dem Genuſſe des unveränderlichen Schönen; die Menſchen, welche er reden und handeln ſieht, mögen aus Griechenland, China oder Teutſchland ſeyn, die Begebenheiten aus der Vorzeit oder gegenwärtigen Welt, die Charaktere griechiſch, römiſch, franzöſiſch oder teutſch; ſein biegſamer Geiſt denkt ſich in alle Situationen, Zeiten und Menſchenalter, gewöhnt ſich an alle Manieren, wenn ſie ihm auch Anfangs auffallend wären; er ſchmeckt das Vortrefliche und Gute vom epiſchen Gedichte bis zur Fabel, in Verſen und in Proſa: ſein Vergnügen und Wohlgefallen wird zwar durch alle dieſe Umſtände vermindert oder vermehrt; denn eine Geſchichte intereſſirt oder ergötzt mehr als die andere, ein Charakter aus unſerm Zeitalter und mit unſern Sitten mehr als ein roher oder moderniſirter altteutſcher Held; Begebenheiten, Charaktere und Sitten aus der Vorzeit können wir nicht unſere nennen: ſie haben keine Verbindung mit uns, als weil ſie niemal in dem Lande waren, wo wir jetzt leben, und wir kennen ſie folglich auf keine andere Art als die Sitten und Denkungsart der Griechen und Römer, nur aus Büchern, und haben daher kein anſchaulicher Bild von ihnen als von dieſen: auch ſind alle die Figuren, welche uns Wächter oder Veit Weber, Chriſtian Heinrich Spieß, (Verf. des Alten überall und nirgends, des Marienthurms u. ſ. f.) C. G. Cramer in Naumburg, (Verf. des Haſpar a Spada und des Raugrafen von Taſſel) Johann Friedrich la Coſte in Wittenberg, (Verf. der Erzählungen aus der Urwelt und der Edda von Naumburg) Müller (Verf. der romantiſchen Gemälde der Vorwelt) und Konſorten darſtellen, halb altteutſch, halb modern: jenes, wo der Dichter eine Chronik oder Lebensbeſchreibung benutzte, dieſes, wo er aus ſeinem Kopfe ſchrieb. — Eine Manier iſt auch beſſer als die andere: unlängſt behauptete Jemand: wir Alle ſollten Göthe's Manier annehmen und ſie national machen. Ohne zu bemerken, daß Göthe's Manier nicht original, ſondern vom Shakespear entlehnt iſt, muß ich für meine Wenigkeit um Verzeihung bitten, daß ich meine Stimme nicht dazu geben kann. *) — Alle dieſe und mehr ſolche Unterſchiede und Nebenumſtände hindern das Wohlgefallen des Kenners nicht, wie bey Leuten von eingeſchränktem Geſchmacke: denn er beſitzt das Vermögen, die äſthetiſche Vollkommenheit, oder Unvollkommenheit eines Natur- oder Kunſtwerkes zu beſtimmen. So definirt Herr Heinrich Zſchokke, Doktor der Philoſophie zu Frankfurt an der Oder, den Geſchmack in ſeinen Ideen zur pſychologiſchen Aeſthetik, welche mit ſo vieler Einſicht und Kenntniß als Beurtheilung geſchrieben ſind.

Vor

---

*) S. Ueber die deutſche Sprache und Litteratur. Von J. M. S. 8. — 9. Der Verf. dieſes Schreibens redet hauptſächlich vom Götz von Berlichingen, worauf ich mich blos einlaſſe und alſo nur dies Drama meine, wenn ich die Götheſche Manier Shakeſpeariſch nenne.

Unter dieſen Verwirrungen ſchrieb der berühmte Dichter Boethius ſein Werk von der Muſik, das bis auf uns gekommen iſt.

Nachdem endlich die Biſchöfe zu Rom den Grund zu ihrer nach der Zeit erhaltenen Hoheit gelegt hatten, ſetzte Gregorius die Kirchenmuſik auf einen ſehr ordentlichen Fuß, und ſeine Nachfolger auf dem heiligen Stuhl ſetzten dieſes gute Werk, wodurch er den Gottesdienſt anſehnlicher und ehrwürdiger gemacht hatte, fort. Kaiſer Karl der Große errichtete hin und wieder beſondre Schulen, worin die Muſik gelehrt wurde. Faſt um eben dieſe Zeit wand **Beda** in England allen Fleiß an, die Muſik auch in dieſem Reiche auszubreiten, und viele der damaligen Biſchöfe waren zugleich die größten Meiſter in der Tonkunſt. Im zehnten Jahrhundert verfertigte auch **Dunſtan**, ein Engländer, die erſten Geſänge von vier Stimmen. Die Töne wurden jetzt noch durch die ſieben erſten Buchſtaben des Alphabets ausgedruckt, und dieſer Gebrauch dauerte bis ins eilfte Jahrhundert. **Guido Aretinus**, ein Benedictiner Mönch, der in dieſem lebte, machte den erſten Verſuch, die Töne durch Punkte, die auf verſchiedne Linien vertheilt waren, zu bezeichnen, ſo daß ein jeder Punkt ſeine eigne Intonation bedeutete. Dieſe Methode war zwar ſehr einfach, ſie hatte aber den weſentlichen Fehler, daß ſie auf dieſer Tonleiter die Dauer dieſer neuen Noten nicht ausdruckte. Erſt lange Zeit hernach (1250) kam **Jean des Meurs**, ein Pariſer, auf die Erfindung, den Gehalt (valeur) dieſer Punkte durch beygeſetzte Figuren anzudeuten. Eben dieſer Guido hat auch die in Italien vorher nie gehörte Zuſammenſtimmung vieler Stimmen entweder ſelbſt ausgedacht, oder die ähnliche Erfindung des Dunſtan, wovon er vielleicht Nachricht erhielt, verbeſſert. Man hält ihn auch für den Erfinder

Vor geraumer Zeit ſchmeichelte ſich ein Schriftſteller — deſſen Namen ich verſchweige, um ihn nicht zu kränken — mit der angenehmen Hoffnung, daß die Aeſthetik bald zu einer Doktrin, d. i. demonſtrablen Wiſſenſchaft erhoben werden könnte. Dies iſt aber eine Unmöglichkeit: denn die Aeſthetik iſt eine bloſſe Kritik; eine Kritik kann Regeln enthalten, die aus der Erfahrung genommen ſind; eine Doktrin darf ihre Regeln nicht a poſteriori herleiten, ſondern muß demonſtriren, ihre Regeln müßten das Gepräg der Allgemeinheit und Nothwendigkeit an ſich tragen. Wenn Herr von Dalberg die Aeſthetik eine Wiſſenſchaft nennt, ſo meint er damit wohl nur eine Erfahrungswiſſenſchaft. Die Wiſſenſchaften ſind nämlich doppelter Art, ihr Gegenſtand wird entweder durch die Erfahrung oder durch das Erkenntnißvermögen ſelbſt gegeben. Im erſten Falle heißen ſie Erfahrungswiſſenſchaften, im zweyten Vernunftwiſſenſchaften oder auch Wiſſenſchaften ſchlechthin, Wiſſenſchaften ſenſu eminenti. Eine Vernunftwiſſenſchaft darf ihre Regeln nicht aus der Erfahrung ſchöpfen, wie dies bey den mehrſten Regeln der Aeſthetik der Fall iſt. So iſt es z. B. eine Regel des Geſchmacks, daß Gegenſtände des Eckels durch die ſchönen Künſte nicht dargeſtellt werden können, und wir tadeln es daher, wenn unſer liebenswürdiger Weiße dieſes einmal vergaß und die unausſtehliche Kreatur eines Dorfbalbiers vorſtellte, welcher noch halb beſoffen iſt, über Uebelkeiten klagt, ſchmutzig ausſieht und ex arte ſpricht; — dieſe Regel aber iſt aus der Erfahrung geſchöpft.

Doch auch eine Erfahrungswiſſenſchaft oder Kritik muß ein Princip haben, worauf ſie ſich gründet. Bisher hatten wir Lehrbücher der Aeſthetik, aber keine Aeſthetik; viel Lehrer der Aeſthetik, aber wenig Aeſthetiker; äſthetiſche Kompendien, aber kein einziges Buch in der pſychologiſchen und tranſcendatalen Aeſthetik, das ſich leſen läßt, vielleicht einige neue ausgenommen, die ich nicht beurtheilen mag. Kant, unſer größte Kopf, ſchrieb eine tranſcendentale Aeſthetik. Mit einer pſychologiſchen Aeſthetik folgte ihm Zſchokke, ein Mann, der eine glückliche Miſchung von Verſtand, Scharfſinn, Witz, Imagination und einen ſchnellen Lauf der Ideen und des Ausdrucks beſitzt, — Eigenſchaften, die dem äſthetiſchen Schriftſteller unentbehrlich ſind, wenn er für den ganzen gebildeten Theil des Publikums arbeiten, und nicht blos Lehrbücher brüten will, die Niemand lieſt außer ihm.

Schönhauſen, im Februar 1794.

Ernſt Adolph Eſchke.

Nachtrag.

Einer meiner Freunde hat mir über vorſtehenden Aufſatz folgende zwey Anmerkungen gemacht, (in einem Briefe vom 26ſten Februar 1794) die ich mit ſeinen Worten herſetze:

1) „Ich glaube, Sie würden dem größten Theil „der Leſer den größten Gefallen erzeigen, wenn Sie „den Homer ſtatt griechiſch durch Stollbergs oder „Voſſens Mund teutſch erzählen ließen."

2) „Sie geben das Veränderliche und Unveränderliche im Geſchmack an; zum erſtern rechnen Sie „die dargeſtellten Gegenſtände, zweytens Form, drittens Manier, viertens Verſchiedenheit der Gattungen (iſt dieſer Ausdruck nicht etwas dunkel?) — „Ich glaube, wir ſind in den Begriffen, welche wir „mit Form und Manier verbinden, etwas verſchieden. „Doch dies thut nichts zur Sache; ich wollte vielmehr zu Ihrer Angabe des Veränderlichen und Unveränderlichen im Geſchmacke bemerken, daß wir „immer ſicherer gehen, wenn wir nicht daſſelbe außer

„uns an den Kunſtwerken, als vielmehr in unſrer eignen Natur, welche beym Geſchmacksurtheil von verſchiedenen Seiten konkurrirt, aufſuchen. Thun wir das letztre, ſo haben wir zugleich die Frage gelöſt: woher kömmt die Verſchiedenheit des Geſchmacksurtheils? — — — — — — — — — — — — — — — — — — den Weg, welchen Sie einſchlugen, mein Lieber, gingen zwey Dutzend Aeſthetiker ſchon vorher, aber eben deswegen hat man auch noch nichts Sichres, Unumſtößliches entſchieden!“

Dem erſten Uebel habe ich durch die beygefügte Ueberſetzung abgeholfen: über das zweyte mögen die ſtrengen Kunſtrichter entſcheiden. Dixi.

Schönhauſen, den 4ten Januar 1795.

D Eſchke.

7.

Epiſtel an meinen Freund E. in D. über das Kotzebueſche Schauſpiel Menſchenhaß und Reue.

Du forderſt mich in Deinem lieben Briefe auf, Dir über das hier in Berlin ſo beliebte Schauſpiel „Menſchenhaß und Reue“ meine Meynung öffentlich zu ſagen. Eine Aufforderung, die für mich äuſſerſt ſchmeichelhaft; aber — auch eben ſo ſchwer zu befolgen iſt. Wie werde ich, der ich, wie Du weißt, nur Liebhaber, nicht aber vollkommner Kenner der Schauſpielkunſt bin, wie werde ich Deinem Verlangen würdiges Genüge leiſten können? — So eben liegt der ehrliche Abraham Biba neben mir auf meinem Pulte, und erinnert mich an die großen Erforderniſſe eines Kritikers und die ihm eigen ſeyn ſollenden Grundſätze. „Wie Viele oder wie Wenige,“ ſagt Er, „werden nach dieſen Grundſätzen urtheilen können!“ — Nimm dann, Freund, mit meinem guten Willen, mich nach Deinem Verlangen zu bequemen, vorlieb. Dies wäre alſo meine Captatio benevolentiae

Allerdings hat das neue Stück des Herrn Präſidenten von Kotzebue allgemeines Aufſehen erregt und allgemeinen Beyfall erhalten; und will man nicht von Hohen und Niedern ausgelacht und für einen geſchmackloſen Menſchen gehalten werden: ſo muß man ſchlechterdings dies Stück wenigſtens Ein Mahl geſehen haben. Verſuch es nur, guter E. und laß in einer Geſellſchaft die Worte: „ich hab's nicht geſehen,“ deiner Zunge entſchlüpfen: ſo wirſt Du angeſtaunt, behohnlächelt oder bemitleidet werden. So ging mir's, der ich bis jetzt theils durch Geſchäfte, theils durch wirkliche von ſo oftmaliger Täuſchung erzeugte Unluſt abgehalten wurde, das Schauſpiel zu beſuchen. Beynahe wäre ich um meinen guten Ruf, wenigſtens in der feinen Welt, gekommen. Jch mußte alſo Geſchäfte Geſchäfte ſeyn laſſen, und mit raſchen Schritten nach dem Schauſpielhauſe eilen. Da Dich ſchon, wie Du mir ſchreibſt, unſer Freund Sch—r mit dem Plan und Gange der Geſchichte genau bekannt gemacht hat: ſo kann ich alſo keck an meine Kritiker-Arbeit gehen.

Herr von Kotzebue hat nach meinem Urtheil, das ich, merke wohl, nach meinem nur Einmaligen Sehen fälle, ein ſchönes Gemählde geliefert, das, wenn mir auch einige Pinſelſtriche fehlerhaft zu ſeyn ſcheinen, immer ſchön bleibt. So z. B. hat, Franz, der alte Diener, zwar einen richtigen Standpunkt; aber manche

Farben ſind unrichtig gewählt: man vergißt ganz den Bedienten, und glaubt einen alten geübten Philoſophen zu hören. — Bittermann, der Haushofmeiſter, hat ein zu buntes Gewand; zu oft hört man das: ich habe Briefe — erwarte Briefe — habe noch keine Briefe. Herr von Kotzebue iſt hierbey in den Fehler der Uebertreibung gerathen, und daß ich mich hier nicht irre, dafür iſt wohl der beſte Beweis der, daß dies ſchon bey dem erſten Sehen allen, die ich deshalb geſprochen, und ſo auch mir eine unangenehme Wirkung gemacht hat, geſchweige denn, wenn man es öfter ſieht und hört. — Peter, ſein Sohn iſt eine amüſante Figur; nur ſcheinen mir in dieſer Rolle eines Einfaltspinſels einige Reden und Perioden zu redneriſch geformt.

Dies wären nur ein paar einzelne Theile des Stücks; nun aber, was Du vorzüglich von mir verlangſt, meine Meynung über die Abſicht des Verfaſſers, und alſo über das Ganze.

Hier, lieber E. komme ich auf mein altes Lieblingskapitel, das ich ſchon ſo oft abgehandelt und mit Enthuſiasmus beſtritten habe. „Du hätteſt, fragſt Du in Deinem Briefe, und ich höre dein ſchalkhaftes Lachen, wäreſt du Dichter, der Geſchichte eine andere Wendung gegeben?“ — Ja, Freund, das hätte ich auch! — Du kenneſt meine Grundſätze über eheliche Treue, ob ich gleich noch nicht dieſe ſanften oder ſchweren Bande trage, und ſie werden und ſollen mir eigen bleiben, ſo lange ich lebe. — O ſehen Sie nur erſt das Stück, ſagten mir einige meiner Freunde und Freundinnen faſt einſtimmig, da ſie mir mit rothgeweinter Augen und wehmüthiger Stimme, gleich nach der erſten Vorſtellung, eine treue Erzählung lieferten — ſehen Sie nur erſt das herrliche Stück, und Sie werden nicht mehr ſo hart, ſondern über dieſen Gegenſtand gelinder urtheilen!! Das Ding, ich geſtehe es, verdroß mich; ſo etwas aus dem Munde ſolcher Perſonen zu hören, denen doch ſonſt die Pflichten der ernſten Liebe unverletzlich und heilig ſind, und wir geriethen in einen heftigen Wortwechſel. Nichts, ſo rief ich zum Reſultat, wird mich von meinem Grundſatz abbringen, und von dem Entſchluſſe deſſen, was ich in jedem Falle der Art thun würde, wenn mir das Schickſal eine ſo harte Prüfung auflegte. „Sie werden ſchon ganz andere Seiten aufziehen, war die letzte Gegenrede, wenn Sie es geſehen hätten!“ und dabey blieb es.

So hab' ichs denn nun alſo geſehen, und bin ſtolz, daß ich meiner Ueberzeugung treu geblieben bin. Mit feſter Stimme, als der Vorhang fiel, ſagte ich meinem Nachbar: (ungeachtet mir noch, dies leugne ich gar nicht, Thränen entfielen, und ich aufs innigſte gerührt war) „ich nähme ſie doch nicht wieder als Frau!“ —

Es iſt, Gott weiß, keine erkünſtelte Härte, dieſe wäre äußerſt lächerlich, und kann ſchon aus dem Grunde bey mir nicht Statt finden, da meine Einbildungskraft, wie Du aus Erfahrung weißt, mich ſo feſt an Gegenſtände feſſelt, und ich ſchon oft von einem guten Schauſpiel und guten Schauſpieler — erinnere dich der Mündel — in ſo hohem Grade getäuſcht worden bin, daß ich nach einem geendigten Auftritte mich ſammeln und erſt verſtändigen mußte, daß ich nur Zuſchauer eines bloßen Spiels geweſen. So ging mirs wirklich auch hier: ich war nicht kalter Zuſchauer, ſondern warmer Theilnehmer der Begebenheit, und in der nämlichen Stimmung ſprach ich dies: „ich nähme ſie doch nicht wieder!“

Es iſt wahr, der Dichter hat alles gethan, was er nach ſeinem Plan thun konnte und mußte. Die Scene der Wiedervereinigung beyder Perſonen iſt ſo ſchön, ſo rührend, ſo herzerſchütternd, daß — ich bin davon überzeugt — unter hundert wirklich guten Männern gewiß neun und neunzig in gleichem Verhältniſſe ebenfalls ſo handeln, dem ſchwachen Herzen ihres gefallenen Weibchens verzeihen, und es wieder mit aller vormahligen Zärtlichkeit an ihre Bruſt drücken würden. Aber, beſter E. ſetze Dich doch noch einmal ganz in die gegenwärtige Lage! denke Dir recht lebhaft, Deine gute Sophie, die Dir ſo über alles theuer iſt; durch deren Liebe Du Dich ſo unausſprechlich glücklich fühlſt; die Dir Dein Alles iſt — denke Dir, dies Weib Deines Herzens entzöge Dir ihre Liebe; hinge ſich an einen Buben; Du wäreſt ihr nicht mehr das, was Du bisher wareſt: ſage mir, wie würde Dir dabey zu Muthe ſeyn? — — Laß uns weiter gehen. Deine Sophie bereuete nun aber den Schritt, den ſie gethan; verabſcheuete die That, die ſie begangen; ihr Herz würde von der innigſten, aufrichtigſten Reue zerknirſcht; ſie flöhe an irgend einen Ort der Welt, um ihr begangnes Unrecht zu beweinen; ihr Herz wäre ganz wieder ſo ſchön, ſo edel, ſo brav, als es vordem war; noch mehr: ſie machte es ſich hier zur Pflicht, alle ihre Tage mit Handlungen, entſprungen aus der reinſten Quelle, zu bezeichnen; kurz ſie führte hier das Leben der Reinſten, Tugendhafteſten, und — nicht etwa periodiſch, aus bloßer aufwallender Hitze; ſondern ununterbrochen Jahre lang — — Du erführeſt dies; träfſt mit ihr zuſammen — denke Dir nun hier alles, was eine ſolche Zuſammenkunft rührendes gewähren kann — und ich frage Dich: würdeſt Du jetzt Deine Sophie wieder als Gattin, als Gefährtin annehmen? — Uebereile Dich nicht, Freund! laß mich an Deiner Stelle antworten: Ich nicht! Verſtehe mich aber recht! — Nicht haſſen, nicht verabſcheuen, nicht verfolgen würde ich ſie; o nein, das wäre unmenſchlich, grauſam! ich würde ſie lieben; würde ſie mit neuer

Hof-

Heftigkeit lieben; aber in dieſe meine Liebe würde ſich auch — das fühl' ich — ein Jammer und eine Bekümmerniß miſchen, die zu vertilgen eben ſo unmöglich wäre, als etwas Geſchehenes ungeſchehen zu machen. Wer reicht mir Kraft, den Gedanken: „dies gute herrliche Geſchöpf zog einmal mir, der ich ſie anbetete — erlaube mir nur jetzt den empfindſamen Ausdruck — einen Andern vor? — Wer gibt mir Kraft, dieſen Gedanken ganz und auf immer zu unterdrücken, und jedes andere daraus entſpringende Gefühl auf immer ohne die geringſte zurückbleibende Spur zu vertilgen? — Sage, wer und was haftet mir dafür? — Ja, ich bin ſo feſt überzeugt, daß wenn ich dies geliebte Weib — hätte ich mich wieder mit ihr vereinigt — in meinen Armen hielte; das ganze Glück der Liebe ſchmeckte; in ihren Augen die reinſte Zärtlichkeit läſe — ſo bin ich, ſag ich, überzeugt, daß bey dieſem ganzen Vollgenuß oft der Gedanke aufſteigen würde: „dies Weib hier liebte einmal einen Andern mehr, als mich! auch vordem liebte ſie mich eben „ſo innig, wie ſie mich jetzt liebt, und — ſie war doch „ſchwach und fiel — Gott wer ſchützt mich gegen das „mögliche Unglück, daß ſie wieder fallen kann!“ Sieh, der marternde quälende Gedanke würde ſich meiner Seele oft aufbürden; in gräßlichen Geſtalten würde er ſich mir darſtellen, und mein Leben zu einer Hölle machen. Nenne dies, wie Du willſt, ſo kann ich doch meine Ueberzeugung nicht ändern; nenne es Härte oder Schwäche: ich kann meinem Verſtande keine andere Richtung geben. „Es gibt aber Beyſpiele“ wirſt Du mir entgegenſetzen, „viele Beyſpiele, wo aus einem ganz leichtſinnigen Geſchöpfe die beſte, edelſte, treueſte Gattin wurde“ — ich gebe Dir das gern zu; ja ich ſchenke einer ſolchen gebeſſerten Perſon meine ganze Achtung; aber — zur Gattin möchte und könnte ich ſie nicht wieder nehmen. Rückkehr von begangner ehelicher Untreu iſt Wiedergeneſung von einer Krankheit, vor deren Recidiven man in beſtändiger, ununterbrochner Angſt ſchwebt.

Hier haſt Du nun mein ganzes Glaubensbekenntniß. Ich bin

Dein

Freund

C.

IV.

Naturgeſchichte.

Bemerkungen über die Natur der Sevennegebürge.

Eine Bergkette die ſich von Oſten nach Weſten durch das ſüdliche Frankreich zieht, verbindet die Pyrenäen mit den Alpgebürgen. Der mittlere Theil dieſer Kette, zwiſchen der Rhone und Garonne, wird von Strabo und den übrigen alten Geographen das Gebürg des Kemmenus genennt. Gegenwärtig wird aber dieſe Benennung näher beſchränkt, und alle Berge im weſtlichen Langedok, und in der Provinz Roverge davon ausgeſchloſſen; ſo daß die Sevennen nur noch das Bisthum Alais, und einen Theil des Bisthums Uezes begreifen. Dieſe Gegend, wenn man noch einen Theil des Gevaudan, und das Bisthum Puy dazu nimmt, macht den höchſten Theil der ganzen Gebürgreihe aus, und ſendet Waſſerſtröme gegen alle vier Winde, indem der Allier nach Mitternacht, der Lot und Tern nach Abend, der Herault und

Vidourle gegen Mittag, die Ardeſche und der Gardon gegen Morgen von einem Hauptſtock herabfließen.

Die Kernmaſſen des Gebürges haben überhaupt eine gemeinſchaftliche Richtung von Morgen gegen Abend; viele Berge aber vom zweyten und dritten Rang, ſitzen in verſchiedenen andern Richtungen um die erſtern her. Wenn man dieſe Bergkette von Mitternacht durchreiſet, ſo entdecket man mit Vergnügen die regelmäßige Anlage der Natur der verſchiedenen Bergreihen, die man von dem platten Lande aus bis an die höchſten Berge in drey parallele Regionen eintheilen kann.

Die Garigen machen die erſte Region aus. Garige heißt in der Landesſprache ein wüſtes unfruchtbares Land. Man giebt dieſen Namen der ganzen Reihe von Kalkſteinhügeln, die ſich nordwärts längſt dem platten Lande des untern Langedoks wegzieht, und ſich ununterbrochen von der Rhone bis ins Rouſſillon erſtreckt, wo ſie ſich an die Pyrenäen anſchließt. Dieſe Berge verdienen ihren Namen in der ganzen Ausdehnung ſeiner Bedeutung; man kann ſich nichts öderes und traurigeres vorſtellen; ganze Strecken nackte, verwitterte und zerbröckelte Felſen, wo ſich keine Spur von Vegetation zeigt; an andern Orten mit etwas Haydekraut, einzelnen Zwerggebüſchen und Steinmooſen unterbrochen. Nur hie und da iſt eine Vertiefung mit etwas Sand bedeckt, wo ein trockenes aber nahrhaftes Gras wächſt. Da es in dieſen Hügeln überall an lebendigem Quellwaſſer fehlt, und die wenigen Gewächſe, die ſich dahin gleichſam verirrten, in der Mitte des Sommers meiſtens verdorren, ſo kömmt auch kein Oel- und kein Fruchtbaum fort. Die Einwohner der zwey oder drey Dörfchen, die in den begünſtigtern Gegenden der Garigen ſind, befinden ſich, wie es leicht zu begreifen iſt, in einem Zuſtande von Elend und Armuth, der ihre Anhänglichkeit an einen ſo ungünſtigen Boden beynahe zum der vielfältigen Inſtrumente, als der Clavichordien, Clavicymbel u. d. Seit dem elften Jahrhundert fängt es auch an, in der Geſchichte der deutſchen Muſik etwas heller zu werden, da uns unſre alten Vorfahren wenig oder gar keine Nachrichten davon hinterlaſſen haben. Denn man weiß von der Muſik der alten Teutſchen weiter nichts, als daß die Barden gewiſſe Lieder, theils den Göttern, theils ihren Helden zu Ehren geſungen haben, womit ſie das Volk zugleich zu rühmlichen Thaten aufmunterten. In dieſem Jahrhundert nahm die Muſik der Teutſchen eine beſſere Geſtalt an: es entſtanden gute Componiſten, die nach der Beſchaffenheit damaliger Zeiten ſehr berühmte Männer in ihrer Wiſſenſchaft waren, und ſich es angelegen ſeyn ließen, die Muſik durch ihre Bemühungen emporzuheben. Auch die Niederländer, Engländer und Franzoſen erwarben ſich damals und in den darauf folgenden Jahrhunderten einen großen Ruhm. Es ſcheint, daß man bis ins ſechzehnte Jahrhundert die diatoniſche Tonleiter der Alten, in Abſicht auf das Harmoniſche darin, ohne andre Veränderung, als den weitern Umfang in der Höhe und Tiefe, beybehalten habe; und in Abſicht auf die Modulation iſt man lediglich bey den Tonarten der Alten bis auf dieſelbe Zeit ſtehn geblieben. Erſt in erwähntem Jahrhunderte ſcheint der Gebrauch der neuern halben Töne allmählig eingeführt worden zu ſeyn, wodurch jeder Ton in ſeinem Intervalle den andern ungefähr gleich gemacht worden. Vermuthlich ſind auch nicht alle neuere halbe Töne auf einmal, ſondern nur allmählig in den Orgeln angebracht worden. Es ſcheint auch, daß der vielſtimmige Satz und die begleitende Harmonie damals in der Muſik eingeführt worden. Erſt zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts erfand Ludovicus Viadana den Generalbaß, und verſchafte dadurch den Muſikern und Compo-

niſten

Räthſel macht. Die ſüdlichſten Arme der Garigen, welche in das untere Langedok hinaus laufen, haben unter dem Einfluſſe des eiſernen Fleißes in etwas ihre Natur verändert. Man trug Erde dahin, wo die Natur keine bereiten konnte, ſchützte ſie mit ſteinernen Mauern und pflanzte Reben darauf, deren Weine jetzt die beſten und vorzüglichſten der Provinz ſind.

Das wilde Geflügel der Garigen hat einen vortreflichen Geſchmack; die Schaafe, welche auf den beſſern Graſeplätzen weiden, haben ein äußerſt wohlſchmeckendes Fleiſch. Dieſe Thiere verſtehen ſich darauf, die lockern Steine wegzuſcharren, und die Kräuter aus den Ritzen, wo ſie ſich verſteckt halten, hervorzulangen. Dieſe Kräuter ſind das feinſte Naturproduckt, das ſich nur denken läßt; ſie werden weder vom Dünger, noch vom treibenden Salze fett, noch von der Feuchtigkeit aufgeſchwollen; die Natur nährt ſie kärglich, aber mit dem reinſten Aether, und das in einem Grade von Hitze, der ſich kaum in den heißeſten Ländern ſtärker findet; indem die nackten Hügel die Sonnenſtrählen in allen Richtungen auffangen, ſich wechſelſeitig erhitzen, und die Würkung der Sonne von allen Seiten verdoppeln; jedes Gräschen von heißen Felsſtücken umgeben, liegt in einem Treibofen, unter deſſen Glut es endlich erliegen muß, wenn es nicht bald nach ſeiner Entſtehung zur Speiſe des hungrigen Schaafes wird. Die Wolle der Garigen-Heerden giebt an Feinheit und Werth der beſten Spaniſchen wenig nach, ſie muß auch oft unter dem erborgten Namen derſelben zu ihrem wahren Werth erhoben werden.

Ein anderes Produkt der begünſtigtern Gegenden der Garigen iſt die Stechpalme (ilex aculeata cocciglandifera Linnei, hier gemeiniglich le chêne verd genannt), worauf das Kermesinſekt (coccus ilicis) lebt, welches von den Bewohnern der Dörfer in den Garigen geſammelt, mit Eſſig beſprizt, getrocknet, und ſo an die Farbereyen verkauft wird, um zu einer rothen Farbe gebraucht zu werden, welche für die ſchönſte gehalten wurde, ehe die Koſchenille in Europa bekannt ward, und noch immer einen beträchtlichen Abſatz findet. *) Das Holz der Stechpalme giebt, nebſt dem Buchsſtrauche, die einzige Feuerung in dieſer Gegend.

Das Verwittern der Garigen würde dieſe Gegend in kurzer Zeit mit einer baubaren Erdrinde bedecken, wenn nicht ein einziger Regenguß, wie er in den Herbſttagen ſo gewaltſam zu fallen pflegt, ſo viel auf einmal wegführte, als die Natur in einem ganzen Jahre bereiten konnte. Man muß daher auf alle Hoffnung einer beſſern Benutzung der Garigen ſo lange Verzicht thun, bis die Mittel gefunden ſind, die Erde, welche von den Bächen und Flüſſen in die Etangs geführt wird, an ihrem Geburtsort feſtzuhalten.

Die zweyte Region beſteht aus einer Reihe von Bergen, die mit den Garigen parallel laufen. Sie ſind mittlerer Höhe, und gehören zu den Gang- oder Flözgebürgen; gneus- und ſchieferartig, hie und da mit Quarzadern durchbrochen. Zuweilen haben ſie einen Kern von Granit; oft beträchtliche Thonlagen zu ihren Füſſen. Dieſe Berge ſind um vieles fruchtbarer, als die Kalkfelſen der Garigen, und haben eine Rinde verwitterten Geſteines zur Bedeckung; da ſie aber gewöhnlich ſehr ſteil ſind, und die Pflanzen auf ihrem lockern Grund nicht recht feſtwurzeln können, ſo gleitet oft alle Erde von denſelben herunter, und der nackte Fels bleibt ſtehn, auf welchen die Natur wieder ein halbes Jahrhundert

hundert

---

*) Ueber die Natur und Bereitung des Kermes ſ. in den Memoires de l'Academie des Sciences de Paris, Jahrg. 1714. S. 434, eine Abhandlung des Herrn Niſſole mit zwey Kupfern.

hundert arbeiten muß, um eine neue baubare Erde zu bereiten. Die Thäler zwiſchen Bergen ſind meiſtens ſehr enge, aber ziemlich fruchtbar. Der Kaſtanienbaum und Maulbeerbaum gedeihen hier vorzüglich, der Weinſtock und der Oelbaum kommen nur in einigen Stellen fort; aber niemand außer den Sevenolen iſt geneigt, das Oel und den Wein dieſer Gegend angenehm und ſchmackhaft zu finden. Obſtbäume werden häufig gezogen, und ihre Früchte erreichen einen ſeltenen Grad von Vollkommenheit und Wohlgeſchmack. Der Kornbau dieſer Gegend reicht bey weitem nicht zum Bedürfniß der Bewohner zu; und zur Hornviehzucht ſind die Wieſen nicht hinlänglich; die Berge ſind zu trocken, zu ſteil; die Thäler zu enge. Die Sevenolen halten daher nicht mehr Laſtvieh, als zum Bau ihres Landes nöthig iſt; in manchem Dorfe trifft man nicht einmal eine Milchkuh an.

Die dritte Region enthält das Hauptgebürge, den eigentlichen Berg Kemmenus, mit den vorigen in einer Richtung. Ein blaßgrauer Granit mit kleinen Körnern, macht den Hauptſtof aus; ich ſah nur zuweilen Maſſen von großkörnichtem Granit; unter andern fand ich in Merweys einen großen Granitblock in einer Brücke eingemauert, welcher Spatkriſtall in regelmäßigen Parallelipipeden von 15 bis 30 Linien enthält; aber ungeachtet aller angewandten Mühe konnte ich nicht erfahren, woher dieſes merkwürdige Granitſtück komme. Der Fuß des Granitgebürges iſt durchgehends mit Gneus oder Schieferſtein bedeckt; der Granit kömmt gewöhnlich erſt an der halben Höhe der Berge zum Vorſchein; auf dem Eſperou fand ich aber eine Lage von Schiefer, die den höchſten Gipfel deckt. Unter allen dieſen Bergen ſahe ich keinen, der noch unzweydeutige Spuren der Urform an ſich trägt, welche die Natur den Urgebürgen bey ihrer Kriſtalliſation gegeben hat;

alſo keine der ſenkrecht aus den tiefſten Thälern aufgethürmten Felswände; keine der ungeheuren Pyramiden und Pfeiler, an deren Fuß die kühnſte Einbildungskraft erſtarrt. *) Alles iſt hier abgerundet, abgeſtumpft, alle Abgründe ausgefüllt; das Aug ſtürzt nirgends über unermeßliche Felsmauern in die ſchwarze ſchauerliche Nacht der tiefen Alpthäler hinab; gleitet hier ohne Schauer längſt dem ſteilen Abhang ins Thälchen hinunter. Vergebens würde alſo der Wanderer den Sturz der Alpbäche, den Fall der Bergſtröme ſuchen. Die Elemente haben den rohen Stoff an die Bergmaſſen ſchon ſo gewaltig zerarbeitet, daß die erſten Formen nun gänzlich verwiſcht ſind. Die häufigen Vulkane die über und unter der Kette der Sevenniſchen Gebürge liegen, haben nothwendiger Weiſe in den Jahrtauſenden, welche die vorhiſtoriſche Nacht deckt, dieſe Berge ſo gewaltig zerrüttelt und zerriſſen; und der wirkſame Einfluß der nahen Meeresluft, das Nagen der Waſſerfluthen, die der dunſtbeladene Südoſtwind (lou Greco, der griechiſche Wind der Volksſprache) an dieſem Berge zuſammengedrängt, haben ſeither die Oberfläche in Sand zerlegt oder in Thon aufgelöſt. Der an der Luft liegende, der Witterung ausgeſetzte Granit iſt hier ſo friable, daß er meiſtens zwiſchen meinen Fingern zu Staub ward. Vielleicht werden einſt dieſe Berge verſchwinden, wie jenes Gebürge, deſſen Trümmer die Wüſte Gobi in der Mongaley bedecken; ſie haben ſchon beträchtliche Veränderungen erlitten, deren fortſchreitende Folgen ſich eben ſo genau berechnen ließen, als ihre Urſachen begreifbar ſind.

Schaaf-

---

*) Die Schweizeriſchen Bergbewohner nennen dieſe hohen Spitzen einiger dieſer Berge: Hörner. So das Wetterhorn, Schreckhorn, Viehſcherhorn u. ſ. w. Die Walliſer nennen ſie hingegen Zähne; wie Dent de Jaman, Dent du midi; in den innern Kantonen werden ſie Firſten genannt.

Schaafweiden, Brennholz, in den Thälern Obſt und etwas Getraide, ſind die Erzeugniſſe dieſer Region; ſie iſt auch reichhaltig an mineraliſchen Schätzen. Sie enthält Bley bey Dürfort, Silber und Bley bey Saint Sauveur, Alaunerde und Steinkohlen an verſchiedenen Orten. Und neulich ward von Herrn Profeſſor Chaptal, bey Saint Jean de Gardonenque, eine Mine von Braunſtein (Magneſium. Franzöſ. Manganeſe) entdeckt, welcher die reine oder ſogenannte dephlogiſtiſierte Luft (air vital, gazoxygene nach der neuen chemiſchen Nomenklatur der Franzoſen) in ſo großer Menge enthält, und ſo leicht von ſich giebt, daß er einmal den Gebrauch anderer Subſtanzen, aus denen man bisher die reine Luft mit vieler Mühe und Koſten zu ziehen gewohnt war, aus den Laboratorien verdrängen dürfte.

Beynahe dieſelbe Regelmäßigkeit der Anlage findet ſich auf der nördlichen Seite der Urgebürge der Sevennen, da ich aber ſie nicht ſelbſt geſehen und unterſucht habe, ſo kann ich die Angabe dazu nicht näher beſtimmen.

Der Eſperou enthält gegenwärtig noch eine ziemliche Maſſe Schnees, den der Schatten eines Fichtenwaldes in einer Tiefe beſchützt hat. Der Liron, der nächſte Berg auf der Nordſeite, wiewohl weniger hoch als der Eſperon, aber viel kälterer Natur, zeigte uns noch ganze Schneelagen; doch ſchmelzt alle dieſer Schnee im Heumonat weg, und die Fälle ſind äußerſt ſelten, daß der fallende Schnee eines Winters noch etwas vom vorjährigen antrifft.

Man hat ſchon verſchiedene Projekte zum Nutzgebrauch der Holzungen in den Sevennen gemacht. Man ſprach von Kanälen, das Holz ins Meer hinab zu flößen, um es zum Schiffbau zu gebrauchen; man dachte an eine privilegirte Brennholzkompagnie für das untere Langedok; man machte ſogar den Vorſchlag die Bäume auf dem Platze zu verbrennen, um aus der Aſche Potaſche auszulaugen. Ich dachte daher unermeßliche Wälder in dieſen Bergen zu ſehen, und fand nichts als eine bloße Windbeuteley des anmaaßlichſten Eigennutzes, der überall nach Monopolien haſcht, wenn auch das ganze Land darüber zu Grunde gehen ſollte. Von Eſperou aus ſahe ich ſo wenig Waldung, daß man eher darauf denken ſollte, wie ſie vermehrt, als wie ſie niedergemacht werden könnten. Wenn die Anpflanzung der Wälder eben ſo viel, und ſo nahen Gewinn für die Unternehmer verſpräche, ſo würde man wahrſcheinlich eben ſo viel Projekte dafür zu ſehen bekommen; aber die Wälder wachſen langſam; kaum daß die zweyte Generation da niederhauen kann, wo die gegenwärtige geſäet hat; und mit Projekten für die Nachwelt befaſſen ſich nur Patrioten, die wenigſt zudringlichen Menſchen von der Welt, folglich auch die, welche am wenigſten ausführen und zu Stande bringen. *)

---

*) Briefe über die ſüdlichen Provinzen Frankreichs von J. G. Fiſch.

V.

Miſcellaneen.

1.

Ueber poetiſche Verteutſchungen.

Herr Dr. Z. der viel Einſicht, Geſchmack und Kenntniß durch ſeine Geſpräche verräth, ſagte am 15ten Januar in einer Geſellſchaft manches Treffende über poetiſche Verteutſchungen. Hiebey rühmte er Ramler's überſetzten Martial, *) worin ich ſchlechterdings ſeiner Meynung nicht beytreten, obgleich damals meinen Tadel nicht mit Gründen belegen konnte. Ich tadle nämlich an Ramler's Ueberſetzung, daß er Martials Sinngedichte in einer unſerm Publikum fremden Manier und ungewöhnlichen Sprache, Wort für Wort, Vers für Vers überſetzte, und dem Idiom meiner Mutterſprache Gewalt anthat, um ſie jenen alten und ausländiſchen Formen anzuſchließen. So wie das Publikum fremde Gegenſtände nicht mag, die tiefe Kenntniſſe erfordern, ſo mag es auch keine Sprache, welche ihm ungeläufig iſt. Folglich muß der Uebeſetzer ſeinem Alten diejenige Sprache in den Mund legen, die er ſprechen würde, wenn er ein Teutſcher aus unſerm achtzehnten Jahrhunderte wäre. Daraus wird klar, daß ein Ueberſetzer

---

*) M. V. Martial in einem Auszuge, lateiniſch und deutſch, geſammelt von K. W. Ramler. 5 Bände. Leipzig 787. 791. 5. Rthlr. 18 gr. —

bey ſeiner Unternehmung hauptſächlich mit dem Geiſte des Autors zu thun habe, und nicht mit ſeiner Hülle: er muß ihn nicht — wie ein Schulmeiſter überſetzen; denn er arbeitet nicht für Kommentatoren, Grammatiker, Antiquare, Literatoren, Profeſſoren und Schüler allein, den geſchmackvollſten Männern der Nation fällt es nie ein, ihm Bild für Bild, Vers für Vers, Wort für Wort nachzuzählen; weil ſie ſachgelehrt und nicht blos wortgelehrt ſind. Die Dinge ſind an ſich nicht weſentlich, aber, wenn ſie dieſelben ſchenken, ſo thun ſie dafür andere Foderungen, die ſchwerer zu befriedigen ſind, als der verdrießlichſte Eigenſinn des gelehrteſten Sylbenſtechers. Ich muß das ſchreckliche Wort herausſagen, welches von Krethi und Plethi herumgehudelt worden und nur ſeit einiger Zeitlang wieder zu Athem gekommen iſt, — ſie verlangen Genie oder Geiſtesgegenwart, den leidigen Zankapfel für Philoſophen und Philoſophaſter, welche uns ſämmtlich nicht ſo viel davon lehren, als Freund Asmus, der das Genie einen Wallfiſch nennt. Ich könnte vieles hierüber ſagen; aber um mehrerer Kürze willen gebe ich einmal eine Difinition zu betrachten, ohne die Leſer den langen Umweg mitreiſen zu laſſen, durch welchen ich ſie erbeutet habe. Vielleicht iſt ſie nichts klüger als die gewöhnlichen; ſie iſt jedoch anders. Hier iſt ſie: „Genie iſt „lebhafte ſelbſtthätige Regſamkeit einer produktiven „Seelenkraft.“ Man erſpare mir die Auseinanderſetzung.

Dieſe Geiſteskraft verlangen jene Männer, ihnen iſt es nicht genug, daß der Herr Ueberſetzer ein vortrefflicher Grieche und Lateiner iſt, daß er alle, in ſeinem Original vorkommende hiſtoriſche, mythologiſche, politiſche und ſittliche Züge fühlt und verſteht, ſondern ſie wollen noch, daß er mit ſeinem Dichter, von einem nicht ſchlechtern Geiſte als er ſelbſt getrieben, Hand in Hand gehe. Hoher Schwung des Genius, hinauf zu der heiligen reinen Quelle, aus welcher er entſprungen iſt, muß auch den Verteutſcher beſeligen. Man ſieht es Wieland's Ueberſetzungen *) wohl an, daß er ſelbſt eben ſo im Beſitz aller Gaben der Muſen ſich befindet wie Lucian und Horaz, daß ſeine Begeiſterung nicht aus der Champagner-Flaſche gezogen wurde, daß er ſeine Mutterſprache eben ſo gut verſteht, als Lucian und Horaz die ihrigen, daß er das Mechaniſche der Dichtkunſt eben ſo in ſeiner Gewalt habe, als jene es hatten.

Ein Ueberſetzer muß dem Geiſt und Geſchmack ſeiner Zeiten eben ſo kennen und dem gemäß ein Werk hervorbringen, welches in ſeiner Art eben ſo vorzüglich iſt, als das Original in dem Zeitalter, worin der Autor lebte. Um dies Ziel zu erreichen, muß er weder der Sklav der Wörter, Bilder, Vorſtellungen, noch des, gegen unſere Kultur verglichen, rohern Geſchmackes bleiben; er muß nicht bloß befugt, ſondern es muß ſeine Pflicht ſeyn, alles, was der menſchliche Geiſt im Fache der Dichtkunſt ſeit zwey- oder dreytauſend Jahren gewonnen hat, mit Auswahl und weiſer Anwendung zur Verfeinerung und Verſchönerung ſeines Originals zu nutzen, aber immer ſo, daß ſeine Manier den Anſtrich eines veredelten Alterthums oder, wie Herr Dr. Z. ſich

---

*) Horaz's Dichtkunſt überſetzt und erklärt in Proſa von Ramler, und in Verſen von Wieland. Baſel 789. — 16 gr. — Horaz's Briefe aus dem lat. von Wieland, 2 Theile. Leipzig 790. 1 Rthlr. 16 gr. — Horaz's Satyren aus dem lat. mit Einleitungen und Anmerkungen von Wieland, 2 Theile. Leipzig 786. 1 Rthlr. 12 gr. — Lucian's ſämmtliche Werke, aus dem griech. mit Anmerkungen von C. M. Wieland, 6 Bände. Leipzig 787. 791. 8 Rthlr. 4 gr. —

ausdruckte, der Römer Oberkleid (die Toga) behalte und eben ſo weit von der Gottſchediſchen Puriſterey, den Verdrehungen und Verrenkungen der Klopſtockianer, dem ehemaligen Wielandſchen Galliciſmus als dem pöbelhaften Provinzialiſmus und den Hans-Sachſismus — wenn mir dies Wort erlaubt iſt — der feynwollenden Volksdichter entfernt bleiben. Kurz: weder ſteife kalte ängſtliche Korrektion, aufgedunſener Schwulſt voller Bilder ohne Ideen mit ellenlangen Wörtern, ſeitenlange Perioden mit unendlichen Parentheſen voll Geſchwätzigkeit, noch kräftiger Genie- und Volksſtil mit abgeſtutzten Wörtern, mit alten Gedanken und neuen Reimen) Man darf, wenn man z. B. die Iliade überſetzen will, nicht, wie Stollberg *) mit einem Gemiſch von höchſt-modernen und Hans-Sachſiſchen Wörtern und Wendungen, und nicht, wie Bürger in ſeiner erſten jambiſchen Verteutſchung, **) mit einem unbehülflichen veralteten ober- und niederſächſiſchen Sprachkolorit auftreten, noch minder wie Herr Damm (vergeſſenen Andenkens): ***) „die Gedanken dieſes ſo berühmten „Sängers in genau dargeſtellten Ausdrucks-Arten „derſelben nach der alten Weiſe denen anzeigen, die „beydes etwa ſonſt noch nicht erkannt hätten;“ auch nicht, wie Herr Küttner ****) in Proſa mit unteutſchen Redensarten überſetzen. Wenn ein Ueberſetzer dieſe Regeln befolgen will, ſo darf er freylich kein Lehrling, ſondern er muß ein großer Meiſter ſeyn, und wenn er ſie, niſten eine große Erleichterung: denn dieſe Erfindung gab ihnen nicht nur viele harmoniſche Vortheile an die Hand, ſondern machte auch den Organiſten und Klavierſpielern die Kunſt zu accompagniren bequemer und leichter. Schon im vorhergehenden ſechzehnten Jahrhundert erfanden die Italiener die Oper. Zwar mangelte ihr anfangs noch die gehörige Vollkommenheit, die ſie nach der Zeit erhalten hat: allein in der Mitte des ſiebzehnten wurde ſie in beſſre Ordnung gebracht; zu welcher Veränderung vielleicht Ceſti, ein Florentiner, der damals ſehr berühmt war, und verſchiedne Singſpiele verfertigt hatte, vieles mag beygetragen haben. Daß dieſer Ceſti aber der Erfinder der Oper ſey, iſt irrig. Die Oper wurde bald außerhalb Italien bekannter, und ihr hauptſächlich haben die Italiener den Ruhm zu verdanken, den ihre Muſik unter fremden Völkern erlangt hat; ihre Singſpiele wurden, ſo ſchlecht ſie auch damals waren, dennoch bewundert. Endlich kamen ſie auch in Teutſchland in das größte Anſehn. Man berief italieniſche Sänger und Sängerinnen, und Componiſten. Den erſten Anlaß zur Erfindung der Oper haben vermuthlich die Chöre in den griechiſchen Schauſpielen und chriſtlichen Schauſpielen gegeben, die in dem 12ten, 13ten 14ten und 15ten Jahrhunderten zu Rom aufgeführt wurden, und die einem Schauſpiele glichen, in welchen die Ausſprache, oder vielmehr der Accent der Sylben und Wörter den Schauſpielern ordentlich vorgeſchrieben iſt. Haſſe, Graun, Telemann und Händel haben ſich in dem gegenwärtigen Jahrhundert um die Oper in Teutſchland ſehr verdient gemacht; der Text zu ihrer Arbeit iſt aber noch italieniſch. Doch ſind auch teutſche Opern zu Hamburg zwiſchen den Jahren 1710 und 1738 aufgeführt worden: mit dieſem letztern Jahre hörten ſie aber wieder auf, und nach dieſer Zeit iſt ſie, ihrer ganzen Strenge nach, zu einem Meiſterwerke putzt und dies wirklich hervorbringt, ſo werden freylich faſt alle Rektoren und Konrektoren auf den Land- und Fürſten- auch Stadtſchulen in Kurſachſen verzweifeln, aber ein Beck, ein Degen, ein Gedike, ein Heyne, ein Heynatz, ein Schütz, ein Wieland — welcher ſicher an der Spitze des Ausſchuſſes der Nation prangt, — werden ihn unbedingt zum teutſchen Homer oder Pindar, Virgil oder Horaz krönen.

---

*) Ilias von Stollberg, 2 Theile. Flensburg 781. 2 Rthlr.

**) Theils in Kloz's Bibliothek, theils im teutſchen Muſeum.

***) Homer's Werke, mit Anmerkungen von Damm, 4 Theile. Lemgo 769 — 771. 2 Rthlr. 22 gr.

****) Homer's Werke von Küttner Ilias, 2 Theile. Leipzig 771 — 773. 1 Rthl. 8 gr.

Ein Engliſcher Kunſtrichter, welcher ſich als Mann von Geſchmack und zugleich als gelehrter Kenner des Homer charakteriſirt, macht bey Gelegenheit der neuſten Cowperſchen Ueberſetzung des Homer einige Bemerkungen, die mir ſo aus dem Herzen geſchrieben ſind, und die auf jede andere Ueberſetzung eines Dichters ſo ſehr paſſen, daß ich mich nicht entbrechen kann, ſie als den Ausdruck meiner eignen Ueberzeugung hier einzuverleiben: We never could conceive, that a cloſe tranſlation of Homer would do juſtice to the original, ſatisfy the claſſical reader, or give the unlearned one a competent idea of its genuine poetical merit. The idioms of a dead and modern language vary ſo much, that any literal of a claſſic Bard, inſtead of diſplaying the ſpirit and meaning of the original, will frequently exhibit the appearance of an intended burleſque. Let any perſon try the experiment on an ode of Pindar or Horace, and he will be thoroughly convinced of the veracity of our aſſertion. To ſtrict an adherence to the original compoſition will produce the ſame effect as an ill conſtructed mirror does on the human face: the ſame features will be reflected, but enlarged diminiſhed or diſtorted. S. Critical Review. March, 1792. Noch vergleiche man, was

Wieland im teutſchen Merkur 1780. Nr. 11. S. 97 — 106. und 1790. Nr. 6. S. 200 — 209 ſagt.

Ich bewundre Ramler's — eines Mannes, den die Nachwelt noch als Schriftſteller verehrt, und dem ich als Menſch ſehr viel zu danken habe, — unermüdliche Geduld und unverkennbaren Fleiß bey ſeinem überſetzten Martial. Ich geſtehe aber, daß gerade dieſe Umſtände mich über ſeine Arbeit deſto unzufriedner machen, da dieſer große Gelehrte mit eben ſo viel Geduld und Fleiß ein Werk hervorgebracht haben würde, das in der teutſchen Litteratur eben ſo vorzüglich geworden wäre, als ſein Original in der römiſchen, wenn er von paſſendern Grundſätzen bey demſelben ausgegangen, wenn er ſeinem natürlichen, lautern und guten Geſchmacke mehr gefolgt wäre, wenn er nicht auf ſeine Gelehrſamkeit als Grammatiker, ſondern auf ſein Genie als Dichter gehört hätte. Ich bekenne öffentlich, was ich in jener Geſellſchaft vor drey Tagen ſchon freymüthig geſtand, daß ich über einige Sinngedichte geſchrieben habe, was Menage auf den Titel von Marolle's Ueberſetzung eben dieſes Epigrammatiſten ſchrieb: Epigrammes contre Martial.

In gleichem Fall iſt Herr Voß mit Virgil's Landbau. (Hamburg 789. 1 Rthlr. 16 gr.) — Die Kunſtrichter haben hierüber in der neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und in der allgemeinen Litteratur-Zeitung vortreffliche Wahrheiten geſagt. Herr Dr. Z meinte, daß Herrn Voß's Verteutſchung die allerbeſte ſey; ich kann das nicht beurtheilen, weil ich die Ueberſetzungen des Herren Jung, Menſo, Jacobi, Herz, Eſmarch und Bock nur dem Namen nach kenne. Mir iſt bloß Engel's Ueberſetzung bekannt; und wenn Herr D. Z. vorher dieſe für die beſte hielt, ſo machte er Herrn Voß hiermit kein großes Kompliment.

Zur Beluſtigung meiner Leſer muß ich zum Schluß ein Pröbchen von Engel's klaſſiſch-elender Ueberſetzung abſchreiben. Virgil, oder vielmehr Engel hebt das vierte Buch ſo an:

Das übermenſchliche Werk der himmliſchen Gabe, des Honigs,
Den ausgekünſtelten Bau des Wachſes aus Thaue erzeuget,
Das ſinnreicheſte Volk des Inſekts, der ämſigen Bienen,
Das es unglaublich vollbringt, den monarchiſch regierenden König,
Des Führers ſeltene Treu, der Unterthanen Gehorſam,
Dieſes fleißigen Geſchlechts Kunſt, Sitten, Kriege, Gewerbe,
Und wundervolle Natur; das will ich nun alles beſingen.

Eine vorzüglich hervorſtechende Stelle!

Wie ein Blitz überfiel Ariſtäus der Hirte den Proteus;
Weil ihm das Schickſal Gewalt über dieſen Alten gegeben,
Nicht einmal ließ er ihm Zeit zur Ruh der ermüdeten Glieder;
Sondern mit großem Geſchrey ihn greifend band er ihn feſte.
Jener hingegen behend ſich der künſtlichen Liſten erinnernd,
Nahme gleich manche Geſtalt vieler Dinge gar wunderbar an ſich,
Und verwandelte ſich bald in Thiere, bald Flüſſe, bald Feuer.

Wer ſich noch mehr erbauen will, mag ſich dies Meiſterſtück ſelbſt anſchaffen — und erſtaunen, wie Engel ſo geſchickt iſt, allemal die ſiebente Zeile mit Und anzufangen.

Berlin, den 18ten Januar 1795.

D. Eſchke.

2.

Das Hunteriſche anatomiſche Cabinet.

(Aus den Briefen eines neuern Reiſenden.)

London, den 29. July 1788.

Ehe ich dieſe Stadt und das gute England verlaſſe, muß ich doch auch noch ein paar Worte vom John Hunterſchen *) anatomiſchen Kabinet ſagen, das ſechs Sonnabende nach einander von zwey bis vier Uhr einer gewiſſen Anzahl Wißbegierigen offen ſtund, und ſein Beſitzer vorzeigte. In dieſem Saal, der wohl vier und zwanzig bis dreyßig Fuß lang ſeyn mag, und oben mit einer Gallerie verſehen iſt, ſteht rings herum, oben wie unten, ein Schrank an dem andern mit allen Gattungen Thieren und deren Präparaten angefüllt, und in Weingeiſt anfbewahrt. Hunter machte mit den einfachſten Thieren, die nur Mund und Magen haben, Gattungen von Polypen, den Anfang, zeigte uns dann ſolche, bey welchen

---

*) John Hunter ſtarb am 17. Oct. 1793. Im 18ten Jahre ſeines Alters trat Hunter aus dem Stand eines Bootszimmermanns, in die chirurgiſche anatomiſche Laufbahn, die er nun mit unvergeßlichem Ruhm und verdienſtlicher Ehre geendet hat.

welchen zu dieſen Theilen auch ein After hinzukommt. Hierauf gieng er von Inteſtinal-Würmern und den zuſammengeſetztern Inſekten, Amphibien, Schlangen ꝛc. zu den Fiſchen, dem Seekalb, Walfiſch, zu den vierfüßigen Thieren und endlich zum Menſchen über. Hierauf ſahen wir Häute, Mägen, Gedärme, verſchiedener ſeltner Thiere, z. B. den Magen eines Wallfiſches, in welchem Hunter den Schwanz eines Fiſches entdeckte, den die Engländer Porpoiſe nennen, und der oft zu zehn und zwanzig Schuhen anwächſt. — Dann gieng er von den abſorbirenden Gefäſſen, zu dem Herzen über und zeigte uns von mehr als dreyßig Thieren die verſchiednen Strukturen deſſelben, von dem mit einer und zwey Cavitäten bis zu dem von drey und vier Höhlen. — Die Haare, Nägel, den Huf. — Gieng beym einfachſten Fuß des Pferdes und Eſels an, zeigte dann die zwey geſpaltenen des Ochſen, dann den drey- und viergeſpalten ꝛc. mancher Thiere vor, und endigte mit dem zuſammengeſetzteſten Fuß des Löwens. Nun wies er die Knochen und Skelete verſchiedener Thiere, als des Seekalbs, der Schildkröte ꝛc. die verſchiednen Hirnſchädel vom Europäer, Aſiater, Chineſer, Afrikaner ꝛc. bis zum Affen herab. Ich ſah bey ihm das Skelet eines Rieſen, das, wie er verſicherte, ihm über funfzig Guineen zu ſtehen kam. Auf der Gallerie gieng Hunter von der empfindlichen Pflanze zur thieriſchen Empfindung und Bewegung, den zwey Hauptattributen der Thiere, über, zeigte ſodann das Blut, wodurch das thieriſche Leben Wachsthum und Unterhalt empfängt und deſſen ſogenannte entzündbare Haut. — Es folgten Polypen oder Blutpropfe, das Zellengewebe, die Muskelfiber und ihre verſchiedne Richtung in verſchiednen Muskeln, die bald gerade oder krumm lauffend, ſich durchkreuzend ꝛc. iſt. — Nun kam er auf die Milch- und Lymphatiſchen Gefäße, Drüßen, Blutgefäße, die Lungen, das

Gehirn: er wies uns mehr als vierzig Gehirne verſchiedner und ſeltner Thiere, als eines Elephanten, Walfiſches ꝛc. Ferner zeigte er uns das Rückenmark, die Nerven, die Sinn-Werkzeuge, und wies alle dieſe mannichfaltige präparirte Organe verſchiedner Thiere vor, womit Gefühl, Geſchmack, Geruch, Gehör und Geſicht empfunden und verrichtet werden. — Das Zeugungsgeſchäfte ließ er uns zuerſt bey dem ſich ſelbſt befruchtenden Thiere bemerken, gieng von dem Hermaphroditen, z. B. von der Schnecke, welche männliche und weibliche Geburtstheile zugleich hat und ſich wechſelsweiſe begattet, zu den Inſekten, eyerlegenden und endlich lebendig gebährenden Thieren über. Alles, was bisher vom Begatten der Biene, nämlich eines einzigen Weibchens und ſo vieler Männchen gelehrt und geglaubt worden iſt, ſey der Wahrheit nicht gemäß. Hunter wird das, was er ſah und beobachtete, gelegentlich bekannt machen. — Wir ſahen den Bau männlicher und weiblicher Geburtstheile verſchiedener Thiere; den Unterſchied derſelben, wenn ſie dem Gattungstrieb nahe oder ferne ſind. Die Hoden eines im Weingeiſt aufbewahrten Sperlings, der im Winter getödtet wurde, waren kaum ſichtbar; kennbarer die eines Zweyten, welcher im herannahenden Frühjahr gefangen wurde; ziemlich groß waren die eines Dritten, welcher im Anfang des Frühjahrs und kurz vor der Gattungszeit getödtet wurde: und faſt wie kleine Bohnen groß waren die Hoden eines vierten Sperlings, welcher in der Zeit des Paarens ſelbſt erwürget wurde. — Wir ſahen mehr denn zwanzig Eyer von dem erſten Augenblick der Befruchtung bis zur allmähligen und völligen Entwicklung und Bildung des Hühngens. — Brüſte verſchiedner Thiere, ihre Jungen zu nähren u. ſ. w. Kurz, es iſt dieſes, wegen des allmähligen Uebergangs der Natur vom einfachſten Thiere an bis zu dem kunſtvollſten vollendetſten Geſchöpf — vom erſten Tropfen Blut, von der erſten animaliſchen Faſer an bis zum zuſammengeſetzteſten vollkommenſten Eingeweide — eine der vortreflichſten, unterrichtendſten Sammlungen in der Art, beſonders wenn man dieſen großen philoſophiſch denkenden Mann ſelbſt darüber räſoniren hört. —

3.

Ueber den ſittlichen Charakter der Römer.

Auch ſchon ein flüchtiger Blick auf die Hauptveränderungen unſers Erdballs und deſſen Bewohner und vorzüglich der Europäiſchen Staaten, ein Rückblick in ihre Geſchichte, wie ſie entſtanden und ihre jetzige Verfaſſung bildeten, zeigt uns, daß unter allen Völkern keines ſo viel Einfluß auf alle übrige gehabt habe, reißt uns keines auf der einen Seite ſo ſehr zur Bewunderung ſeiner großen und edlen Thaten hin; und auf der andern Seite fodert keines ſo ſehr unſern Unwillen und Abſcheu über die vielen Grauſamkeiten, Niederträchtigkeiten, Ausſchweifungen, kurz über jede Art von Laſter, deren ein durch zu große Macht und Reichthümer ſtolz und übermüthig gewordenes Volk nur fähig iſt, als — die Römer.

Es iſt alſo wohl der Mühe werth, zu unterſuchen, und den Urſachen nachzuforſchen, wie es kam, daß dieſes Volk, welches uns in der Geſchichte ſeiner erſten fünfhundert Jahre ſo viele edle, biedre und durch alle rühmliche Eigenſchaften ſich auszeichnende Männer aufſtellt, von dieſer Zeit an ſo üppig, ungerecht, treulos und betrügeriſch wird, und gegen andere Völker, die es bekriegte, ja gegen ſich ſelbſt die unerhörteſten Grauſamkeiten ausübte —

Wie kam es alſo, daß der ſittliche Charakter dieſes weltbeherrſchenden Volkes ſich ſo ſehr verſchlimmerte?

Das Volk alſo ſowohl, als die Sache ſelbſt, macht uns die Beantwortung dieſer Frage wichtig: die Sache, da dies Volk ein warnendes Beyſpiel für alle Staaten ſeyn kann, die auf gleichem Wege ihrem Verderben entgegen eilen; das Volk, das vor allen andern mit Recht von jedem Forſcher der Geſchichte, deſſen Aufmerkſamkeit es ſo ſehr auf ſich zieht, verlangen kann, daß er den Urſachen ſeiner ſo ſchwindelnden Höhe ſowohl, als ſeines tiefen Verfalls nachſpüre.

Wenn wir dieſes mächtige Reich bis auf ſeinen Urſprung verfolgen, und ſeinem allmählichen Anwuchſe nachgehen; ſo ſehen wir, abgeſehen von dem Zeitraume von nicht ganz drittehalbhundert Jahren, *) in welchem es unter Königen ſtand, wo es nicht ſo frey, wie hernach handeln konnte, nicht ſo von Patriotismus und Freyheitsliebe beſeelt für große Thaten glühte, vom Anfang der Republik an Männer in ununterbrochener Reihe aufſtehen, welche uns die künftige Höhe dieſes Volks, von der es herab dem Erdkreis gebot, in naher Ferne ahnden laſſen. Ein Brutus ſtürzt muthig den Tyrannen vom Thron und verſiegelt mit dem Blute ſeiner eigenen Kinder und ſelbſt mit ſeinem Tode die ſeinem Vaterlande errungene Freyheit: Koriolan opfert ſeinen gerechten Un-

---

1) 244 J., in welchen ſieben Könige herrſchten von Romulus bis Tarquinius Superbus.

Unwillen der Liebe zu ſeinem undankbaren Vaterlande auf, und wird, ſo zu ſagen, gegen ſeine eigene Wohlthäter treulos: ein Menenius Agrippa zieht durch ſeine Klugheit und Beredtſamkeit ſein Vaterland vom Rande des Verderbens zurück, dem es die Zwiſtigkeiten des Volks mit dem Senat nahe gebracht hatten: der einzige Familienſtamm der Fabier von dreyhundert ſtreitbaren Männern entſchließt ſich muthig den ſeinem Vaterlande bisher ſo koſtbaren Krieg zu endigen: ein von ſeinem mißtrauiſchen und undankbaren Vaterlande verwieſener Kamill vergißt das erlittene Unrecht, rafft, von Vaterlandsliebe beſeelt, ein Heer zuſammen, eilt damit ſeinem von Barbaren bedrängten Vaterlande zu Hülfe und ſchlägt die Gallier, deren Rückzug man nach einer ſechsmonatlichen Verwüſtung mit einer Summe Geldes hatte erkaufen müſſen; und in dem funfzigjährigen Samnitiſchen *) und dem neun Jahre darauf erfolgten Tarentiniſchen Kriege zeigt ſich die Nation im Ganzen ſowohl als einzelnen Männern durch edle Thaten und ſtandhaften Muth in dem vortheilhafteſten Lichte.

In dieſem erſten Zeitraume der Republik von beynahe 250 Jahren, **) welchen man mit Florus ***) nicht unſchicklich das reife Jünglingsalter der Nation nennen kann, in welchem es durch Beſiegung der Samniten und Tarentiner das mächtigſte Volk in ganz Italien geworden war, ſieht man, wenn man die Rauhheit ſeiner Sitten ausnimmt, es in Allem groß und noch unverdorben. Noch verachtet ein Kurius das Geld der beſiegten Samniten, und will lieber über Völker herrſchen, welche Gold haben, als es ſelbſt beſitzen: noch ſtößt Fabricius,[*] als Cenſor, ſeinen ehemaligen Kollegen, einen Mann, der zweymal Konſul und Diktator geweſen war, wegen einer Verſchwendung, die man 100 Jahr nachher würde Filzigkeit genannt haben, aus dem Senat: noch ſetzt eben dieſer Held, welchen kein halbes Königreich gegen ſein Vaterland untreu machen konnte, und welcher zugleich alle niederträchtige Mittel ſeinem Feind zu ſchaden und ihn aus dem Wege zu räumen von Herzen verabſcheute, den Epiriſchen Pyrrhus ſo ſehr in Erſtaunen, daß dieſer voll Verwunderung ausruft: Seht hier einen Römer, der ſich ſchwerer von der Tugend abbringen läßt, als die Sonne von ihrem Lauf! Und eben dieſer König muß den 90000 auf dem Kampfplatze gebliebenen Römern das rühmliche Zeugniß geben: O, wie leicht wäre es mir mit Römiſchen Kriegern und den Römern unter meiner Anführung geworden, uns die ganze Welt zu unterwerfen!

---

*) v. J. R. 412. Liv. 7, 29. Der Tarentiniſche im J. 472 angefangene Krieg wurde geendigt 481.

**) vom J. R. 245, dem erſten der Freyheit: bis zum J. 489, in welchem der bis zum J. 512. fortgeſetzte erſte Puniſche Krieg ausbrach.

***) Florus 1, 1. 6. hoc fuit tempus viris armisque incitatiſſimum: ideo quis adoleſcentiam dixerit.

Je glänzender aber und an unaufhörlichen Eroberungen reicher die folgende Periode von mehr als 200 Jahren[**] iſt, deſto abſcheulicher iſt ſie zugleich wegen der vielen ungerecht angefangenen und grauſam geführten Kriege, und wegen der durch ſtets wachſende Reichthümer die vor einigen Jahren von Herrn Wieland verfertigte und von Herrn Schweizer in Muſik geſetzte Alceſte die erſte deutſche Oper geweſen, die auf deutſchen Schaubühnen, nemlich zu Weimar, Gotha und Manheim aufgeführt worden iſt.

---

[*] im J. 478. Florus 1, 18. 22: Fabricius decem pondo argenti (facti coenae gratia) circa Rufinum conſularem virum quaſi luxuriam cenſoria gravitate damnavit.

[**] v. J. 489, wo die Römer in Sicilien fochten, bis zum J. 723, wo Auguſt nach der bey Aktium über ſeinen Schwager, ehemaligen Schwiegervater und Miträuber Antonius gewonnenen Seeſchlacht Alleinherr des Römiſchen Reichs wurde und den Janustempel ſchloß.

Die Muſiker nehmen viererley Schreibarten in der jetzigen Muſik an, die italieniſche, franzöſiſche, deutſche und pohlniſche. Die Eigenſchaft des italieniſchen Stils iſt vornemlich Zärtlichkeit, und ein gefälliges, rührendes und doch lebhaftes Weſen. Sie liebt einen weit ausgedehnten, aber doch fließenden Geſang, der aber keine ſtarke harmoniſche Begleitung verträgt; dieſe ſoll vielmehr ſchwach und mittelmäßig ſeyn. Sie iſt reich, fremd und kühn in ihren Erfindungen, denen ſie ſehr oft eine heftige und auch wohl rauhe Auszierung, die aber doch gefällt, ertheilt. Sie erfordert alſo mehr Geſang als Harmonie, und jener befindet ſich allemal in der Hauptſtimme. Die meiſten theatraliſchen Sachen, auch Concerte und Symphonien werden in dieſer Muſikart abgefaßt. Die franzöſiſche iſt durchaus lebhaft und munter, kurz und ſehr natürlich. Diejenigen Stücke, in welchen viele Stimmen zugleich arbeiten, haben eine ſtarke, lebhafte und deutliche Harmonie. Auch die Mittelſtimmen führen oft einen ziemlichen Geſang bey ſich, und alles iſt in eine abgemeſſene Anzahl und Eintheilung der Takte ſehr klüglich eingeſchränkt; daß alſo der Rythmus und das Metrum allemal auf das deutlichſte ins Gehör fallen. Die gröſte Stärke dieſer Muſik beſteht vornemlich in den ſogenannten Ouvertüren, in ſtarken wohlbeſetzten Singechören, in dreyſtimmigen Stücken, und ſolchen, die für die Kniegeige und Querflöte geſetzt ſind. Lulli hat eigentlich den Franzoſen im vorigen Jahrhunderte dieſe Muſikart gegeben. Die teutſche Muſik hat das meiſte von den Ausländern entlehnt.

Sie

thümer ſo ſehr verdorbenen Sitten, daß ſie drey der blutigſten und abſcheulichſten Bürgerkriege in ſich begreift.

Jn dieſer wurden die Römer durch den glücklich geendigten erſten Puniſchen Krieg Herr von Sicilien, ſo wie durch den in aller Abſicht merkwürdigen zweyten, von Spanien: und dieſer letztere zog zugleich die Eroberung Macedoniens, Griechenlands und mehrerer anderer Staaten nach ſich; ſo wie auch in ihm der Grund zur völligen Zerſtörung des in dieſem ſo empfindlich geſchwächten und gedemüthigten Karthago und mit ihm der Grund zum Verfall des Römiſchen Reichs ſelbſt gelegt wurde. Rom zerſtörte in einem Jahre *) durch ſeinen Scipio und Mummius Karthago und Korinth; aber dadurch, daß es die erſte Stadt, dieſe ſeine ſo mächtige Nebenbuhlerin ſtürzte, ſchadete es ſich ſelbſten empfindlich, wie dies der Ausſpruch des Scipio, dieſes weiſen und biedern Staatsmannes und der Erfolg ſelbſt gezeigt hat.

Denn die unermeßlichen Reichthümer, welche Rom in dieſen bis jetzt verfloſſenen 118 Jahren dieſes Zeitraums durch ſeine Kriege erbeutet hatte, wobey es ſich die niederträchtigſten Mittel und alle Ränke erlaubte, zeigten zwar deutlich, wie hoch es geſtiegen war, und wie viel Einfluß es ſich in alle damals mächtige Staaten verſchafft hatte; aber auch nur allzudeutlich, wie tief ſeine Moralität geſunken war. Und eigentlich zu reden, machten die erbeuteten und geraubten Schätze Rom eher ärmer als reicher, weil die in den reichen eroberten Provinzen verwöhnten und vom Glanze des Goldes geblendeten Bürger jetzt ſelbſt in diejenige Ueppigkeit verſunken, welche ihnen bey jenen Völkern ihre Siege ſo ſehr erleichtert hatte, und hierin noch mehr durch das

---

*) im J. 607. Vell. 1, 12, 5.

Beyſpiel einiger Großen beſtärkt wurden, welche, durch eben dieſe Kriege bereichert, jetzt mehr als fürſtlichen Aufwand machten: und das in einem Staate, wo Freyheit und Gleichheit das beſtändige Loſungswort war, wodurch man alle drey nie mit einander einigen Stände beleben und gegen die ganze Welt aufzubringen ſuchte! Dasjenige Volk, als der dritte Stand, welches ſchon ſechszehn Jahre nach Vertreibung der Könige oder ſeiner ſogenannten errungenen Freyheit verſchuldet, und von ſeinen adlichen Gläubigern ſclaviſch gemißhandelt ſich ſeine Volkstribune ertrotzt hatte,*) war, da es nun junge Männer und gewöhnlich unruhige Köpfe an ſeiner Spitze hatte, immer gegen die anwachſende Macht der Großen neidiſch geblieben; wähnte ſich aber gleichwohl in ſeiner harten militäriſchen Sklaverey, welche es in den ununterbrochen fortgeführten Kriegen duldet, frey; nährt in den unaufhörlichen gewaltſamen Unterjochungen anderer Völker ſeine Eroberungsſucht, verwüſtet blühende Länder und läßt ehemals glückliche Freye in harter Sklaverey ſeufzen; ſchwelgt bey geraubten Schätzen, ohne ſich je zu ſättigen und macht ſo, ohne je wirkliche Glückſeligkeit zu kennen, vielweniger ſie zu genießen, Millionen um und neben ſich unglücklich. Denn glücklich war ein Volk doch wol in ſeinen eigenen Augen nicht, welches alle andere Völker arm macht, ohne ſelbſt nach harten Kämpfen und blutigen Siegen reich zu werden, da einige wenige Große der Schlund waren, welcher die geraubten Schätze unterjochter Provinzen verſchlang, welche dann durch ihren beyſpielloſen Aufwand Sittenverderbniß allgemein machten und durch ihre ungeheure Beſtechungen ſich einen Anhang verſchafften, mit dem ſie die Freyheit des Staats untergruben und der Geſetze ſpotteten. Und was die Raubſucht der Eroberer und nachfolgender Statthalter in den Provinzen übrig gelaſſen hatte, das wußten die Römiſchen Generalpächter, das Heer der Ritter in tauſend andern Kanälen auch zu ſich hinzuleiten. So verſchwand der kriegriſche Muth des Volks und der verarmte Bürger verpfändete ſeine Aecker: welches auf der einen Seite die Macht einiger wenigen noch immer mehr erhöhte, ſo daß es dieſen, beſonders da ſie unter dem ſchon ſeit einiger Zeit gemißbrauchten Namen der Klienten und des ganzen Provinzen ertheilten Römiſchen Bürgerrechts ſich ſtarken Anhang zu verſchaffen gewußt hatten, ſehr leicht wurde, ſich durch den niedern erkauften Pöbel von den Geſetzen immer unabhängiger zu machen; und auf der andern Seite gab es den jungen und unruhigen Volkstribunen die erwünſchteſte Gelegenheit, unter dem Schein von Bürgerliebe und republikaniſchen Enthuſiaſmus Staat gegen Staat zu entzweyen. Und wem ſind die unſeligen Folgen von den Gracchiſchen, Saturniniſchen und Druſiſchen Unruhen unbekannt? Hätten ſie aber wol zur Zeit eines Kamills oder Fabriz, wo der Senator, wenn er keinen Krieg führte oder das Forum ſeine Dienſte nicht brauchte, ſelbſt mit eigenen Händen ſeine Aecker beſtellte, entſtehen können? Gewiß nicht! Wäre die Nation im Ganzen nicht verarmt geweſen; ſo hätte kein Tribun die Klagen eines durch Müßiggang und Verſchwendung verarmten Pöbels ergreifen können, um entweder, wie die Gracchen, in edlem Unwillen ſo viele Tauſende für einen Nichtswürdigen ihr Leben im Kriege aufopfern zu ſehen; oder ſelbſt von Tollkühnheit und Jugendhitze hingeriſſen, oder von einem Großen, der als Demagog ſeine Abſichten dabey durchſetzen zu können glaubte, beſtochen, den dritten Stand gegen den erſten aufzubringen. In dieſen Aufrühren ſah man zuerſt Bürgerblut, von Bürgern vergoſſen, fließen. Was

---

*) im J. 260. Liv. 2, 33.

Wunder alſo, wenn ein Marius, welcher zur Zeit des Gracchiſchen Aufruhrs *) in Spanien unter Scipio diente, an ſolche Auftritte gewöhnt, in der Folge einen bürgerlichen Krieg anzufangen wagte, in denen er Grauſamkeiten beging, vor denen die Menſchheit zurückſchaudert? Und in dieſem erſten bürgerlichen Kriege lag zugleich der Same des zweyten. Denn an dem Beyſpiel des Sulla lernte der junge Cäſar, deſſen ehrſüchtige Abſichten, lieber der erſte in einem Dorfe, als der zweyte in Rom zu ſeyn, da er einen von Jugend auf an Siegen und Herrſchen gewöhnten Pompejus vor ſich hatte, nicht anders als durch einen bürgerlichen Krieg erreicht werden konnte, um ſo wie dieſer über ſeine Mitbürger zu herrſchen. Und ſein Tod fachte den kaum erloſchnen bürgerlichen Krieg wieder an, der, eben ſo, wie der, welchen er ſelbſt geführt hatte, alle Provinzen des ungeheuren Römiſchen Reichs aufs grauſamſte verheerte und verwüſtete.

Und ein Körper, der ſo grauſam gegen ſich ſelbſt wüthete und raſend in ſeinen eigenen Eingeweiden wühlte, mußte natürlich mit ſchnellen Schritten ſeiner Verweſung entgegen eilen; und hätte er kriegeriſchere Nachbarn gehabt, ſo würden wir ihn ſchon in dem erſten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung in ſeinen letzten Zügen erblickt haben, worin wir ihn erſt in dem fünften ſehen.

Standen gleich in dem letzten Zeitraume noch immer von Zeit zu Zeit einige Männer auf, die, als Feldherrn betrachtet, unvergleichlich, den Ruhm der Nation im Kriege behaupteten und die Eroberungen in allen drey Welttheilen weiter ausdehnten, ſo war doch die Nation im Ganzen erſchlafft und blieb, was ſie war, — verarmt, und wurde in dem ſteten Streben, es einigen Groſſen

---

*) im J. 620.

Groſſen gleichzuthun immer niederträchtiger. Ja da gleich ein Marius das Schrecken der Cimbrer und Teutonen, und Sieger des Jugurtha; ſo ſehen wir doch auf der andern Seite in ihm den grauſamſten Wütrich, der, ein ſiebenzigjähriger Greis, in einem von ihm angefangenen Bürgerkrieg ſeine Mitbürger zu Tauſenden kaltblütig mordet. Theilte mit ihm ein **Sulla** zum Theil die Ehre des Jugurthiniſchen Sieges; war er es, der den den Römern ſo gefährlichen Bundesgenoſſenkrieg glücklich führte und endigte; mußte ihn gleich der große und gegen die Römer unverſöhnliche Mithridates als ſeinen Sieger erkennen und ſich Friedensbedingungen von ihm vorſchreiben laſſen, ſo ſteht er dagegen auch auf der andern Seite als Wütrich und Teufel in menſchlicher Geſtalt neben dem ſcheußlichſten Tyrannen des Orients in furchtbarer Schreckgeſtalt da, froh über hunderttauſend Römiſcher Bürger und unter dieſen neunzig Senatoren, funfzehn geweſene Konſuln und über drittehalbtauſend Ritter ermordet zu haben, ohne einem einzigen den Proceß gemacht zu haben, bloß aus teufliſcher Willkühr, die er als Diktator befriedigen zu können glaubte: in welcher Würde ein niederträchtiges Volk ſich ihn hatte aufdringen laſſen! Wehe und Schande einer ganzen Nation, die ſich Herrſcherinn aller andern nennt, und ſolche Ungeheuer, wie ſie der ſchwärzeſte Pfuhl der Hölle nicht ausſpeyen kann, unter ſich duldet und gegen ſich wüthen läßt! Hielt ein Pompeius drey Triumphe über drey Welttheile,*) und den letzten, wie ihn Rom und ganz Europa wohl nur einmal geſehn hat, da er, wie er ſelbſt ſagte, die Seeküſten von den Seeräubern befreyet, die Herrſchaft zur See dem Römiſchen Volke wieder verſchaft hatte, und nun als Sieger Aſiens, von

---

*) im J. 672, in ſeinem 26ſten über Afrika, 682, ſeinem 36ſten über Spanien, 692, ſeinem 46ſten über Aſien.

Pontus, Armeniens, Paphlagoniens, Kappadociens, Ciliciens, Syriens, der Scythen, Juden, Albaner, Iberiens, von Kreta, der Baſterner, der Könige Mithridates und Tigranes triumphirend in Rom einzog, und ſich rühmen konnte, daß Aſien, welches er als die Grenze des Römiſchen Reichs gefunden habe, jetzt in deſſen Mitte läge: daß er in der Inſchrift des hernach von der Beute der Minerva gewidmeten Tempels ſagen konnte, er habe einen dreyßigjährigen Krieg geendigt, 303000 Feinde geſchlagen, erſchlagen, gefangen, 846 Schiffe verſenkt oder weggenommen, 1538 Städte und Feſtungen eingenommen und die Länder vom Mäotiſchen See bis zum rothen Meer unterjocht: *) und daß er 15 eroberte Königreiche, 800 eingenommene Städte, 29 wiederhergeſtellte und von neuem bevölkerte Städte, 1000 eroberte Feſtungen im Bildniſſe vor ſich hertragen laſſen konnte: erſcheint er in allem dieſem, glänzend für Rom und furchtbar dem Feinde; ſo ſehn wir doch auf der andern Seite auch in ihm den ſchwachen Mann, der ehrſüchtig auf dem höchſten Gipfel allein ſtehn will, und eitel genug iſt zu verlangen, daß man ihn darauf erheben und allein ſtehn laſſen ſoll; **) der aus Ehrſucht, und um Foderungen durchzuſetzen, die mit den Grundſätzen eines Freyſtaates nicht beſtehen konnten, eine Verbindung eingeht ***) mit Kraſſus, der mit dem ungeheuerſten Reichthum die niedrigſte Hab- und Raubſucht verbindet, und mit Cäſar, der mit einem auffallenden Leichtſinn die feinſte Schlauheit und unumſchränkteſte Herrſchſucht verbindet; dieſe Verbindung, ſag ich, eingeht, die ſich mit ſeinen bisherigen Grundſätzen gar nicht verträgt, ohne dabey mit ſeinem kurzſichtigen Verſtande einzuſehn, wohin ihn und den Staat dieſer bedenkliche Schritt führen könnte und zuletzt führen mußte.*) Nennt endlich Cäſarn auch die Geſchichte den Eroberer Galliens, der auch den Römern den Weg zu ihren nachmahligen Siegen in Britannien und Germanien bahnte; ſehen wir in ihm gleich auch den Sieger des unglücklichen Pompeius und aller ſeiner Feinde: was ſieht auf der andern Seite die Menſchheit in ihm, wenn ſie aus dem eigenen Munde dieſes leichtſinnigen Siegers, der Schlachten, wie Liebſchaften behandelte, und ſie ſo leicht gewann, wie er Weiber verführte, hört, daß, ſeine blutigen Siege in den bürgerlichen Kriegen ungerechnet, ſeine funfzig Schlachten 1,192,000 Feinden das Leben koſtete? **) — daß er, ehe er ſich Galliens Unterjocher nennen konnte, 400,000 Gallier auf dem Schlachtfelde gemordet und noch mehrere Unglückliche ihrem mütterlichen Lande entriſſen als Sklaven in fremde Länder wegſchleppen ließ, ***) um mit dem daraus gelösten Gelde ſeine Lüſte zu befriedigen und ſeine ehrſüchtigen Abſichten durch feile Sklaven in Rom durchſetzen zu können? —

---

*) Plin. hiſt. nat. 7, 37.

**) Vell. 2, 29. 3.

***) im J. 694. Vell. 2, 44.

Dies alles ſind noch aus dieſem letzten Zeitraum einzelne Männer, die als Krieger die ſogenannte Ehre der Nation erhielten: wiewohl bey den meiſten Kriegen die Bundesgenoſſen das Beſte thun mußten; allein als Menſch betrachtet ſind ſie deſto abſcheulicher. Denn ſo wie die Römer dummſtolz und gefühllos überall den Grundſatz geltend zu machen ſuchten, als wären alle andere Völker blos ihrentwegen da; ſo glaubten dieſe einzelnen Straßenräuber des menſchlichen Geſchlechts wieder, alle Römer müßten ihnen zur Erreichung ihrer

---

*) Cic. ad div. 6, 6 6.

**) Plin. hiſt. nat. 7, 25.

***) Vell. 2, 47. 1.

ehrſüchtigen Abſichten fröhnen. Und in der That der größere Theil des Volks verdiente ſchon nach ſeinen eigenen Grundſätzen gerichtet keine beſſere Behandlung, und auch weil — ſie es ſelbſt nicht beſſer haben wollten, und moraliſch betrachtet es nicht beſſer verlangen konnten. Denn im Ganzen war die Nation nicht blos moraliſch, ſondern auch phyſiſch erſchlafft; ſiegte mehr durch ihre gute ererbte Disciplin und Kriegsliſten, als durch ihre perſönliche Tapferkeit. Und ihre aus bloßem Ehrgeiz und Raubſucht übernommenen Kriege wurden ſo grauſam geführt, daß ſie öfters Millionen in einer einzigen Provinz das Leben koſteten. Die Macht der Großen ſtieg immer höher, und die Geſetze, welche ſchon ſo viel von ihrer alten Kraft verlohren hatten, glichen in eigentlichem Verſtande den Spinneweben, in denen zwar kleine Thiere ſich fangen, aber größere deſto leichter unverſehrt durchſchlüpfen; ſo daß die bisherige demokratiſche Verfaſſung gänzlich in eine oligarchiſche, und dieſe endlich in eine monarchiſche ausartete, unter der einigermaaßen Rom noch hätte können gerettet werden, wenn es nicht ſchon von Grund aus verdorben geweſen wäre, und es nicht unter ſeinen Kaiſern die üppigſten Verſchwender, die ausgeſuchteſten Böſewichter, kurz die unwürdigſten Regenten gezählt hätte.

Welche demüthigende und niederſchlagende Betrachtungen dringen ſich einem da auf, wenn man die Geſchichte dieſes räuberiſchen und weltſtürmenden Volks mit Gefühl für Menſchheit lieſt! wenn man da ſieht, wie in den letzten Jahren ihres Freyſtaats Cicero und Kato die einzigen Guten ſelbſt ihrem eigenen Zeitalter ein Räthſel ſind! und wenn man endlich ſieht, daß nach 723 Jahren, daß Rom geſtanden hatte, der Janustempel erſt zum dritten Mahl geſchloſſen wird —

W . . . . .

4.

Prophetiſches Lied auf die franzöſiſche Revolution. *)

1.

Vivent tous nos beaux eſprits,
Encyclopédiſtes,
Du bonheur françois épris,
Grands Oeconomiſtes;
Par leurs ſoins au tems d'Adam
Nous reviendrons, c'eſt leur plan,
Momus les aſſiſte,
O gai!
Momus les aſſiſte.

2.

Ce n'eſt pas de nos bouquins
Que vient leur ſcience,
En eux ces fiers paladins
Ont la ſapience;
Les *Colberts* et les *Sully*
Nous paraiſſent grands, mais, fi!
Ce n'eſt qu'ignorance
O gai!
Ce n'eſt qu'ignorance!

---

*) Unter allen Prophezeyungen auf die franzöſiſche Revolution verdient unſtreitig dieſes Gedicht, welches ſich in mehrern zehn bis zwölf Jahr vor dem Ausbruch der Revolution gedruckten Almanachen ꝛc. befindet, Aufmerkſamkeit. Es ſcheint mehr die Beſchreibung einer vergangenen, als die Verkündigung einer zukünftigen Begebenheit zu ſeyn.

3.
On verra tous les états
Entre eux ſe confondre,
Les pauvres ſur leurs grabats
Ne plus ſe morfondre;
Des biens on fera des lots,
Qui rendront les gens égaux;
Le bel oeuf à pondre
O gai!
Le bel oeuf à pondre.

4.
Du même pas marcheront
Nobleſſe et *roture*;
Les français retourneront
Au droit de nature;
Adieu parlement et Loix
Ducs et grands Seigneurs et Rois;
La bonne aventure,
O gai!
La bonne aventure.

5.
Puis devenus vertueux,
Par philoſophie,
Les français auront des dieux
A leur fantaiſie;
Nous reverrons un oignon
A Jéſus damer le pion;
Ah quelle harmonie
O gai!
Ah quelle harmonie.

Sie unterſcheidet ſich nur durch eine fleißige Arbeit, regelmäßige Ausführung der Sätze, und durch die Tiefſinnigkeit, die ſie in der Harmonie anwendet. Sie ſcheint alſo ſehr gründlich zu ſeyn; allein ſie fällt auch dadurch ſehr leicht ins Schwülſtige. Was aber die teutſche Muſik am meiſten eigen iſt, ſind die Kirchenſtücke bey dem Gottesdienſte der Proteſtanten. Sie ſind von ausnehmenden Nachdrucke, rührend und erbauend. In einigen Arten von Klavierſtücken unterſcheidet ſich die teutſche Muſikart von den übrigen ſehr merklich. Wir finden bey den Ausländern weder eine ſo vollkommne Einrichtung noch Auszierung und Ausarbeitung dieſer Stücke, als bey den Teutſchen; wie ſie denn dieſes Inſtrument vor allen Nationen mit der gröſten Stärke und nach der wahren Natur deſſelben auszuüben wiſſen. Die Herſtellung des guten Geſchmacks in der Muſik iſt ein Werk der Teutſchen. Sie haben die italieniſche und franzöſiſche Muſikarten ausgebeſſert, und vornemlich der erſten eine ſo anſehnliche Geſtalt gegeben, als kein Italiener ſelbſt noch jemals ihr zu geben vermögend geweſen. Selbſt die italieniſche Muſik, ſo wie wir ſie jetzt in den Werken der größten teutſchen Komponiſten finden, iſt teutſcher Abkunft. Die Haupteigenſchaft des pohlniſchen Stils beſteht in einer ſehr wichtigen Beobachtung der Rhythmen, und dann in der deutlichen Bemerkung der Abſchnitte der Takte. Die Melodie muß alſo allemal in einer gewiſſen beſtimmten Anzahl der Takte bis ans Ende fortgehen. Insgemein iſt dieſe Schreibart zwar luſtig, dennoch aber von großer Ernſthaftigkeit. In ihren Auszierungen iſt ſie zwar mannichfaltig: aber ihr innerliches Weſen iſt faſt durch keinen äußerlichen Zuſatz zu verändern. Sie duldet mittelmäßige, und wenn es nöthig iſt, auch ſtarke Harmonie, inſonderheit in ihren langſamen Sätzen, weil dadurch die Ernſthaftigkeit befördert wird. Ungeachtet ſie nur in gewiſſen Tänzen beliebt geweſen, ſo weiß man doch

6.

Alors d'amour ſûreté,
Entre ſoeurs et frères;
Sacrement et parenté
Seront des chimères:
Chaque père imitera
Lot, au jour qu'il s'enivra.
Liberté plénière
O gai!
Liberte plénière.

7.

Plus de moines langoureux,
De plaintives nonnes;
Au lieu, d'adreſſer aux cieux
Matines et nones.
On verra ces malhereux
Danſer, abjurant leurs voeux,
Galante chaconne
O gai!
Galante chaconne.

8.

Partiſans des novations,
La fine ſequelle
La France des nations
Sera le modèle!
Et cet honneur nous devrons
A *Turgot et compagnons*
Beſogne immortelle
O gai!
Beſogne immortelle.

9.
A qui devrons nous le plus?
C'eſt à notre maître,
Qui ſe croyant un abus,
Ne voudra plus l'être!
Ah qu'il faut aimer le bien,
Pour de roi n'être plus rien;
J'enverrois tout paître
O gai!
J'enverrois tout paître.

5.

Wiſterbury.

Nach dem Engliſchen.

Wiſterbury'n dankte Alfred der Große die Behauptung ſeiner ſchwankenden Krone. Die Schranzen eigneten dies der weiſen Tapferkeit ihres Monarchen zu: aber er, vom Gegentheil überzeugt, ſagte in Gegenwart aller ſeiner Krieger: Wiſterbury, mein Zepter verdank' ich Euch. Er that alſo, was Tacitus an ſeinem Schwiegervater Agrikola rühmt; — und beſchloß das Verdienſt jenes Feldherrn zu lohnen. Lang bot ſich keine Gelegenheit dar. Endlich fiel dem König ein ausgeſtorbenes Mannslehn anheim: das ſchenkte er ihm. Wiſterbury ritt nach der Provinz, in welcher das Gut lag. Ungefähr zwey Stunden davon befand er ſich auf einer Anhöhe, von welcher er es überſehen konnte. Rechts zog ſich ein grüner Bergrücken hin, den Strichweiſe Weinreben und Obſtbäume bedeckten. Links ſah er einen großen Anger, auf welchem ſtarke Heerden von Schaafen, Kühen und Gänſen weideten. Bey jedem Tritte des Pferdes entdeckte er neue Naturſchönheiten, die unbeſchnitzelt aus der liebevollen Mutterhand hervorſproſſen. Nah vor dem Dorfe prangten drey bejahrte Eichen, und Wiſterbury träumte ſchon, wie er unter ihrem Schatten ſich kühlen und ein ruhiges harmloſes Leben führen wolle. Er wähnte hier die patriarchaliſche Vorzeit zu finden; der Ort ward ſeinem Herzen auf Einmal ſo lieb, und er meinte, ihn für ſich allein zu behalten, mit Sonnenaufgange heraus zu wallen nach jenen drey Eichen und Theil an jeder Naturerſcheinung zu nehmen. Als er vor dem Schloſſe anlangte, zerplatzten dieſe ſchönen Seifenblaſen. Ihm warfen ſich zwey Weiber zu Füßen, flehten weinend um ihr Leben. „Gute Nacht Arkadia!“ dachte Wiſterbury, und rief: „was ſoll das? Soll ich meine Herrſchaft mit einer „Benadigung oder mit einem Todesurtheil beginnen?“ — Nein! verſetzte die dreiſteſte, wir haben den Tod nicht verdient. Ach! wir werden auch kein Brod verdienen. Allmoſen ſuchen vor den Thüren — welche ſchreckliche Ausſicht! — Unſerm Bruder gehörte dies Gut, aus den Einkünften deſſelben ernährte er uns.

Wiſterbury ſprach: „Es iſt nicht mehr ein „Mannslehn, der König ſchenkte es mir eigenthümlich: „ich kann es wieder verſchenken. Behaltet es ihr „Schweſtern!“ *) — Er ſpornte ſein Roß und jagte von dannen, ohne des Dankes Stammeln zu hören, ohne das Innre des Schloſſes zu ſehen.

Die

---

*) Er ließ hernach einen förmlichen Schenkungsbrief hierüber aufſetzen. — Dieſe Anmerkung ſteht im Original zur Beruhigung einiger ſkrupulöſen Juriſten.

D. Eſchke.

Die Trompete der Fama blies bereits am Hofe dieſe Geſchichte, ehe Wiſterburn ankam. Einige Kammerherren nannten es Donkiſchotterie: der Hofmarſchall glaubte, die Schönheit der beyden Mädchen habe ihn gleich bey'm erſten Blick' ſo gerührt, daß er ſie zu ſeinen Favoritinnen erwählt und ihnen ob delectationem corporis das Gut gelaſſen hätte: ein Kammerjunker endlich hielt es für einen unerhörten Frevel die Gnadenbezeigungen ſeines Fürſten ſo zu verſchmähen. Alfred der Große kannte die Verläumdungsſucht der großen Welt, *) und Wiſterburn's Wahrheitsliebe. Von ihm ließ ſich der König die Geſchichte erzählen, lobte ſeine Großmuth und entſchädigte ihn.

Ernſt Adolph Eſchke.

6.

Einladung auf's Land.

Nach der bekannten Melodie: „Dich auch ſo grauſam abzubrechen ꝛc.“

Kommt, Freunde, kommt auf's Feld zu fliegen,
genießt mit mir das Landvergnügen,
das hier auf Blumen Hofſtaat hält.
Ha, ſeht das grünende Gewimmel,
als lief es Bothſchaft für die Himmel,
ſo ſelig läuft es durch die Welt.

Kommt,

---

*) Jeder Roſenſtock hat Dornen, jede Menſchenklaſſe Verläumder, — doch auch Edle. Mit Fleiß erinnere ich das, denn es iſt unrecht, wenn man der großen Welt allein die Mediſance aufbürden will.

D. Eſchke.

Kommt, Freunde, ſchlagt der Stadt ein Knipchen,
dort müßt ihr für ein gnädig Süppchen
den ganzen Arm voll Weihrauch ſtreun.
Doch habt ihr ſie erſt hinter'n Rücken,
ſo könnt ihr euch mit Hochentzücken
der Freyheit und des Lebens freun.

Hier bin ich König aller Zäune
und meine (mit Verlaub, ich meine!)
„hier lebe ich, dort war ich nur."
Das Glück mag ſchönre Faden weben,
mir kann es keinen ſchönern geben,
als offnen Sinn für dich Natur.

D. Eſchke.

7.

Lied eines Ehemanns.

Nach derſelben Melodie.

Auf! ſingt mit mir Herrn Hymens Fackel,
und höret nicht auf das Koackel
der Fröſche, ſo ſie quackend ſchmäht,
laßt immerhin mit vollen Backen
in Jubilo von Freyheit quacken,
ſie bleibt ein nöthig Hausgeräth.

Zwar ſchwatzt die arge Welt von Dingen,
die wie Pariſer Flüche klingen
allein, ihr Männer, glaubt das nicht,

glaubt nimmermehr der alten Sage:
Freund Hymen ſey von anderm Schlage,
als Amor, dieſer loſe Wicht.

Nur Amor iſt voll böſer Tücke,
wo er fährt, fliegt im Augenblicke
das Rad vom Gaukelwagen ab.
Wie oft läßt er von Amoretten
den Dämon Eiferſucht trompeten,
muthwillig bleibt der muntre Knab'.

Doch Hymen fährt uns auf das beſte
und führt die eingeweihten Gäſte
gerade nach Elyſium.
Ihm dank' ich mehr noch als mein Leben,
Er hat mir Julien gegeben,
ſie tauſch' ich nicht um Gold noch Ruhm.

D. Eſchke.

8.

Mein Krieg.

In alten Zeiten, wie Homer erzählt,
wo man um ſchöne Mädchen kriegte
und endlich, wenn man tapfer ſiegte,
die Mädchen, die man ſich erwählt,
zum Preis bekam, da war des Kriegers goldne Zeit.

Wenn's jetzt noch ſolche Kriege gäbe,
ſo ſchwör' ich Dir, ſo wahr ich lebe!
ich wär' der Allererſt' im Streit.

Doch heut' zu Tag' um große Kleinigkeiten,
um Diademe mich herum zu ſtreiten,
um die ſich Fürſten oft entzweihn;
weil's Ländersucht befiehlt, mein junges Leben
für Fürſten blos dahin zu geben, —
Nein, Freund, dies geh' ich niemals ein.

D. Eſchke.

9.

Sonnett.

Ruh' ich am bemoßten Schattenhügel
ſchaurig ſtill im blaſſen Vollmondſchein,
dann durchſchauert oft im Buchenhain
Wehmuth mich auf hoher Ahndung Flügel.

Zwar noch deckt der Zukunft heilges Siegel
unſre Ausſicht über'n Leichenſtein,
doch wir ahnden dunkel hohes Seyn,
ſehn es in dem dichtumflorten Spiegel.

Bald beginnt mir dann die volle Bruſt
ſüße Wehmuth ſchwer empor zu heben,
mich durchſtrömt ein leiſes Wonneleben.

Dunkle Ahndung fühl' ich dann mit Luſt
ſich in meiner Seele düſter weben,
Vorgefühl, daß wir einſt wieder leben!

D. Eſchke.

10.

Bitte und Erhörung.

Nach dem Griechiſchen.

„Zevs!“ bat ich jüngſt, als Liebe
mit allen ihren Leiden
Palemons Wange bleichte —
„Zevs, mögſt du deinen Feinden
„ein Herz für Liebe geben,
„mir ſey — ich bitte ernſtlich —
„ein Herz von Eis beſchieden!“
Der Göttervater nickte
dem Bittenden Erhörung.
Ich ging und prieß mich glücklich
und kam — und ſah Naiden,
und im getäuſchten Herzen
entloderten mir plötzlich
der Liebe heiße Flammen.
Was Wunder! denn Naide
gebietet ſelbſt den Göttern.

Knüpfer.

11.

Er.

Er gab für Sie ſein Leben;
konnt' Er wohl was Schlechtres geben?

D. Eſchke.

12.

An Selma.

Nach der Melodie: Dich auch ſo grauſam abzubrechen ꝛc.

Sieh, wie nach Sturm und Regenſchauer,
wie nach der ſchwarzen Wolken Trauer
hell lauten Danks die Flur erwacht,
wie alle Tulpen friſcher blühen,
und alle Roſen röther glühen,
wenn mild die Sonne wieder lacht.

Viel ſchöner ſcheint nach Ungewittern
und nach der Bäume rauſchend Zittern
die bunte Au, der düſtre Hain.
So laß doch auch nach jedem Leiden
und nach geſchlürften Bitterkeiten
viel ſtärker unſre Liebe ſeyn.

D. Eſchke.

13.

Selma.

An Selma.

Nach derſelben Melodie.

Die Allgeliebteſte von Allen,
die unter Gottes Sonne wallen,
in deren liebevollen Arm
ich mich der Gottheit näher fühlte,
die manchen Schweiß der Stirne kühlte,
und mit mir theilet meinen Harm.

Die Einz'ge dieſes Erdenballes,
die Wunderbare, die mir alles
verſchönerte zum Paradies.
Der armen Sprache fehlt's an Bildern,
um ſie, die Göttliche zu ſchildern,
die Gott nur Einmal werden hieß.

Denn ihre Schönheit iſt ein Ganzes,
ſo wie die Roſen eines Kranzes
gar dicht in ſich verflochten ſind.
Zehnhunderttauſend Zungen zählen
nicht die Vollkommenheit der Seelen,
die ich in ihr vereinet ſind.

Du wähnſt: ich hätt' es übertrieben!
Weißt du nicht, alle Dichter lieben
des hohen Adlers Sonnenfahrt?
Der Sänger muß in Wolken ſchweben,
dem Menſchen ſey der Schwalbe Leben,
die gerne ſich um Teiche paart.

D. Eſchke.

VI.
Anekdoten.

1.

Die engliſche Nation machte unter der Regierung der Königin Anna dem großen Marlborough und ſeinen Erben mit dem herrlichen Pallaſt Blenheimhouſe, an welchem 17 Jahr gebaut worden iſt, und welcher der Nation Eine Million Pfund Sterlinge gekoſtet haben ſoll, nunmehr aus Erfahrung, daß ſie auch zu allerley Gelegenheiten nützlich und unentbehrlich iſt. Erſt in dieſem Jahrhunderte iſt es geſchehen, daß man von dieſer Muſikart gehöret hat, und der berühmte Telemann hat ſie am erſten bekannt gemacht.

Daß die Muſik zur Bildung des Herzens vieles beytragen kann, iſt längſtens eingeſehen worden. Ob es gleich in unſern Zeiten nicht ganz ungewöhnlich iſt, die Erlernung derſelben als einen Theil der Erziehung anzuſehen, ſo hält man doch die Fertigkeit darinn mehr für eine Zierde junger Perſonen von feiner Lebensart, als für ein Mittel, die Gemüther zu bilden. Plato verwies die lydiſche Tonart aus ſeiner Republik, weil ſie bey einem äußerlichen Schimmer das Weichliche, wodurch dieſer griechiſche Stamm ſich von andern auszeichnete, an ſich hatte. Heutiges Tages hat ſich das Nationale in der Muſik ſo wie in der Poeſie gröſtentheils verloren, und die Einförmigkeit ihres Charakters und Ausdrucks iſt völlig aufgehoben worden, da man jetzt alle mögliche Charaktere der Muſik durcheinander ſpielt und hört. Jede leidenſchaftliche Empfindung kann durch Muſik in den Gemüthern erweckt werden. Man dürfte alſo nur der Jugend, bey welcher eine gewiſſe Art der Empfindung herſchend ſeyn ſollte; vornemlich ſolche Stücke, die dieſen Charakter haben, in gehöriger Mannichſaltigkeit zum Singen, Spielen und Tanzen vorlegen. Das bloſe Anhören iſt nicht genug; ſie müſſen ſelbſt mitſingen, mittanzen. Und ſo war es bey den Griechen, bey denen das Wort Muſik einen weit ausgedehntern Begrif ausdruckt, als bey uns. Sollte aber die Muſik zu dieſem Endzweck angewendet werden, ſo wäre eine gänzliche Verbeſſerung des Unterriches und der Uebungen in dieſer Kunſt nothwendig, welche in unſern Zeiten nicht zu erwarten iſt.

E — d.

ſoll, nebſt den großen Garten und Park, der zehn Meilen im Umkreis faßt, ein königliches Geſchenk, und nannten denſelben nach dem von Marlborough 1705 über die Bayern und Franzoſen erhaltenen Sieg bey Blindheim, Blenheimhouſe. Das Gebäude ſelbſt iſt koloſſaliſch. Daher ließ ein Engländer auf das Grab des Baumeiſters folgendes Sinngedicht ſetzen: „Erde drücke ihn ſanfter, als er dich gedrücket hat.“ —

2.

Im September 1769 erhielt ein gewiſſes Etabliſſement zu Paris ein ausſchließendes Privilegium ſeidene Schirme zu haben, um diejenigen damit zu verſehen, welche ſich von der Sonnenhitze zu ſehr incommodirt fühlten, indem ſie über die neue Brücke (pont-neuf) gingen. An beyden Enden der Brücke wurden Buden aufgeſchlagen, wo die weichlichen Stutzer, welche ihre Geſichtsfarbe zu verderben fürchteten, ſich mit jener leichten und nützlichen Maſchiene verſahen, die ſie auf der entgegengeſetzten Seite der Brücke wieder ablegten, und dafür zwey Liards bezahlten.

3.

Man kennt die großen Vorrechte der engliſchen Richter, wenn ſie als Ausleger und Sprecher des Geſetzes im Gericht ſitzen. Es iſt bekannt, daß einer einmal den Prinzen von Wallis, nachherigen König Heinrich XV. der ihn bey Verwaltung ſeines Amts ins Geſicht geſchlagen hatte, ſogleich arretiren ließ, und man weiß zur größten Ehre des hitzigen aber vortreflichen Prinzen, daß er ſelbſt dieſen Schritt nachher ſehr gebilligt und den Richter um Vergebung gebeten hat. Nun ereignete es ſich vor einigen Jahren, daß ein Menſch, der einem Soldaten ſehr ähnlich ſehen mochte, ſich in dem peinlichen Gerichtshof Old Balley auf eine Bank geſetzt hatte, wo eigentlich bloße Zuſchauer, wie er war, nicht hingehörten. Der Richter, der dieſes bemerkte, ſagte daher zum Gerichtsdiener ganz freundlich, aber doch etwas laut: „ſagt doch dem Soldaten dort, er möchte ſo gut ſeyn und ſich an eine andere Stelle ſetzen.“ Hierdurch fand ſich der Herr beleidigt, fuhr hitzig auf und ſagte: Ich bin kein Soldat, ich bin ein Officier, und wies auf die Cokarde. Nunmehr ſagte der Richter, ohne ſeine Faſſung zu verlieren, ganz laut und mit gebieteriſcher Stimme zum Gerichtsdiener: „Hört, ſchafft einmal dort den Officier weg, der kein Soldat iſt.“

4.

Als der Graf von Lauragais, ein verſchwenderiſcher junger Edelmann, nach einem langen Aufenthalte in England bey Hofe erſchien, fragte ihn Ludwig XVI. kalt, wo er ſo lange geweſen wäre? — In England antwortete der Graf. — Was thaten Sie dort? — Sire, j'y ai apris à penſer — des cheveaux erwiederte der König. *)

5.

Die Schnupftobacksdoſen-Händler in Paris erfanden flache Doſen, welche ſie Platitüden nannten. Dieſer witzige Einfall brachte ſie bald in Umlauf. Die Herzogin von Bourbon ging eines Tages in Einen der angeſehenſten Laden und forderte Turgotinen; der Kaufmann ſchien verwundert, und wußte nicht, was für einen Artikel ſie zu haben wünſchte. Solche Doſen, antwortete

---

*) Ein unüberſetzbares Wortſpiel zwiſchen penſer (denken) und panſer (ſtriegeln).

wortete die Herzogin, indem ſie auf ein Paket von der neuen Mode zeigte. — „Madame, das ſind Platitüden.“ Ja, ja, das iſt daſſelbe, ſagte die Herzogin. Was war die Folge dieſes Einfalls der Herzogin von Bourbon? Er gewährte den Pariſer Zirkeln einen neuen Gegenſtand der Unterhaltung; der Name Turgot blieb den flachen Doſen, und jedermann kaufte ſich ſeine Turgotine oder Platitüde.

6.

Im Jahr 1763 am 6ten Junius ward an die neue Bildſäule Ludwigs XV. ein Papier mit der kurzen und nachdrucksvollen Inſchrift angeklebt:

Statua Statuae
(Bildſäule, einer Bildſäulen zu Ehren.)

7.

Die Königin Marie Antoinette gab öfters Bälle, welche aber nicht ſehr beſucht wurden, weil Ihre Majeſtät ſehr delikat in Anſehung der Tänzer war. Der König machte eines Tages ſeiner Gemalin Vorwürfe, weil ſie jemanden, den er hochſchätzte, nicht eingeladen hatte. Er tanzt zu ſchlecht, antwortete die Königin. — „Niemand tanzt ärger, wie ich, erwiederte der Monarch, ich werde daher auch nicht wieder auf Ihren Bällen erſcheinen.“

8.

Der engliſche Miniſter Pitt, ward von der Herzogin von D * * auf einen Abend um zehn Uhr zum Mittagseſſen eingeladen. Der Miniſter ließ bedauern, daß er die Gnade diesmal nicht haben könne aufzuwarten, weil er an demſelben Tage um neun Uhr ſchon zu einem Abendeſſen eingeladen ſey.

9.

Als König Ludwig XVI. noch Dauphin war, hing er nie dem Leichtſinne der Nation nach. Die Schauſpieler überreichten ihm einſt ein Verzeichniß ihrer neuen Vorſtellungen. Ludwig nahm es an und warf es ungeleſen ins Feuer, mit den Worten: „dieſen Werth ſetze ich auf ſolche Dinge.“ Die Höflinge ſtutzten und ein jeder machte ſeine eigenen Bemerkungen. Man glaubte durch dieſe Handlung einen entſchloſſenen und feſten Charakter zu erkennen; aber das künftige Leben des Königs zeigte die Falſchheit dieſer Bemerkung.

Druckfehler in dem dritten Stücke der Olla Potrida von 1794.

S. 8. letzte Zeile: E. A. anſtatt A. E.
— 10. Zeile 19. tönte anſtatt heute
— 11. — 4. Lobes — Lebens
— 12. daß das Gedicht Nr. 6 und 7 nur Eines ſeyn ſoll, weiß Jeder.
— 36. Zeile 19. zwey anſtatt drey
— 38. — 3. ſchmiedeten anſtatt ſchwindeten
— 76. — 21. ! — ?
— 77. — 12. nach Farum nicht? „denn er ſpricht anſtatt W allemal F, weil er die Lippen nicht zuſammen bringen kann.“
— 80. — 22. daß anſtatt das
— 81. — 8. und 21 anſtatt und 20

Inhalt

der Olla Potrida vom Jahre 1794.

(NB. Die römiſche Ziffer zeigt das Stück; die deutſche die Seitenzahl an.)

Gedichte.

		Seite
Der Neufranke und der Altdeutſche	I.	3
Lied am Geburtsfeſte eines guten Fürſten	II.	3
Der Tugendkranz	II.	5
Empfindungen den 26ſten Sept. 1788.	II.	6
Es ſchreckt nicht	II.	7
An Lina bey Ueberſendung einiger Roſen	II.	8
Schlachtlied der Teutſchen	II.	103
Ihro Majeſtät der verwittweten Königin von Preußen bey Allerhöchſt Dero Ankunft auf dem Luſtſchloſſe Schönhauſen	III.	4
An Ihro Majeſtät die verwittwete Königin von Preußen zu Allerhöchſt Dero Geburtstag	III.	7
An eben Dieſelbe bey Allerhöchſt Dero Ankunft in Schönhauſen	III.	9
Sie	III.	10
An Sie	III.	11
Die Zeit	III.	12
In Ihrer Abweſenheit	III.	12
Verſchwiegenheit	IV.	3
Arie aus einer franzöſiſchen Operette	IV.	5
Zuruf aus dem Tempel der wahren Eintracht	IV.	6
Prophetiſches Lied auf die franzöſiſche Revolution	IV.	107

Ein

Inhalt.

Seite
Einladung aufs Land IV. 112
Lied eines Ehemanns IV. 113
Mein Krieg IV. 114
Sonnett IV. 115
Bitte und Erhörung IV. 116
Er IV. 116
An Selma IV. 117
Selma. An Selma IV. 117

Auszüge.

Ueber das Intereſſe der Mächte beym franzöſiſchen Kriege I. 17
Proſpekt Penn II. 7
Fragmente eines Tagebuchs einer Reiſe durch das Biſthum Baſel III. 13
Volksbeluſtigungen und Vergnügungen der höhern Klaſſen in St. Petersburg IV. 7

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

Aus dem Tagebuche des Artillerie Premier-Lieutenants von * * * I. 20
Es lieſt ſich wie ein Roman I. 28
Betrachtungen in Hinſicht auf die wahrſcheinliche Feſtigkeit und Dauer des Neufränkiſchen Reichs I. 37
Geſpräch im Reich der Todten zwiſchen den letzt verſtorbenen Königen von England und Frankreich II. 19
Es lieſt ſich wie ein Roman (Fortſetzung) III. 34
Kurze und getreue Schilderung der gegenwärtigen Beſchaffenheit des Schauſpielerſtandes; Beweis, daß der Staat für denſelben unter ſolchen Umſtänden nicht mehr thun kann u. ſ. w. III. 42
Einige Nachrichten über Taubſtumme III. 76
Zwey Aktenſtücke zum Tagebuch des erſten ſächſiſchen Reichs-Contingents III. 85

Inhalt.

Seite
Pokahunta . . . . IV. 25
Wann fängt das neunzehnte Jahrhundert an? . IV. 30
Ueber phyſiſche Urſachen der Degeneration des menſchlichen Geſchlechts . . . . IV. 40
Welche Zahl . . . . IV. 46
Ueber die Dreyeinigkeit Gottes . . IV. 50
Ueber Geſchmack . . . . IV. 53
Epiſtel an meinen Freund C. in D. über das Kotzebueſche Schauſpiel Menſchenhaß und Reue IV. 71

Roman oder Schauſpiel.

Brando, ein Schauſpiel in einem Akt . . I. 48
Das Billet . . . . II. 30

Naturgeſchichte.

Die Eiderdaunen . . . . II. 27
Etwas zur Naturgeſchichte des Sälmlings und Salms III. 93
Bemerkungen über die Natur der Sevennegebürge IV. 77

Anekdoten.

II. 108
III. 90
IV. 118

Biographie.

Charakter des Scipio Aemilianus mit dem Zunamen der jüngere Afrikaner . . . III. 99

Fragment.

Ueber die ſittlichen Urſachen der franzöſiſchen Revolution . . . . II. 111

Inhalt.

Miſcellaneen.

Seite
Des Herrn Educationsraths Campe Adreſſe an die Bürger von Braunſchweig . . . I. 73
Revolution in Mühlhauſen . . . . I. 85
Statiſtiſche Nachrichten von Polen, Lithauen und Kurland . . . . . I. 97
Wahrheit iſt ein bitteres Ding; vierte Nummer des Vieux Cordelier, die ihn um ſeinen revolutionären Ruf und zuletzt um ſeinen Kopf brachte . I. 99
Ueber einige Leckerbiſſen unter dem Geflügel . I. 109
Ueber die Hülfstruppen in Baſel, von einem Schweizer I. 114
Neueſter Menſchentarif in Nord-Amerika . I. 128
Parallele zwiſchen Karl XII. und Alexander dem Großen II. 53
Genaue Liſte der Königl. Großbrittaniſchen Seemacht II. 58
Jährlicher Gewinn, welchen Europa aus ſeinen eignen und den Bergwerken ſeiner Colonien an Gold und Silber ziehet . . . . II. 73
Der Berliniſche Zauberer . . . II. 74
Ueber das in Frankreich einzuführende Maas und Gewicht . . . . . II. 91
Ueber den Handel, die Einkünfte und die Kriegsmacht des Kirchenſtaats . . . II. 95
Beſchreibung der öffentlichen und Privatbäder, und des geſellſchaftlichen Lebens zu Baden . III. 110
Ueber poetiſche Verteutſchungen . . IV. 85
Das Hunteriſche anatomiſche Cabinet . . IV. 92
Ueber den ſittlichen Charakter der Römer . IV. 95
Wiſterbury . . . . . IV. 110

Neue Bücher

der Veverſchen Buchhandlung in Berlin, zur Oſtermeſſe 1795.

Die mit einem * bezeichneten Bücher ſind bereits fertig.

*1. Clariſſe in Berlin, oder Geſchichte der Albertine von Seelhorſt. Ein Leſebuch für deutſche Mädchen. 5 Bände neue Auflage, 8. 3 Rthlr. 16 Gr.

*2. Verwandlung der Seelen durch Ducaten, oder Geſchichte des Anton Lopitz. 2 Bände, neue Auflage, 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

*3. Geſchichte und Diätetiſcher Rath eines ehemals groſſen Hypochondriſten, der durch Mittel völlig geſund geworden iſt, die in jedermanns Gewalt ſtehen, an Hypochondriſten, Gelehrte, überhaupt vielſitzende Perſonen, von ſicherer Heilung, auch Verhütung der Krankheit, ihres Zuſtandes und Erhöhung der Geſundheit. Neue Aufla- gr. 8. 14 Gr.

*4. Gerhard, M. R. B. Handbuch der deutſchen Münz- Maaß- und Gewichtskunde, für Kaufleute und andere, welche von der ehemaligen und genwärtigen deutſchen Münzverfaſſung, von Wechſelcourſen und ihrem Pari in Silber, nebſt andern dazu gehörigen Dingen, Nachricht haben wollen. Neue Auflage, gr. 8. 1 Rthlr. 4. Gr.

*5. — Logarithmiſche Tafeln für Kaufleute, deren vortheilhafter Gebrauch, zu ſehr kurzer und bequemer Berechnung aller bei Handlungs- inſonderheit aber bei Wechſelgeſchäften entſtehenden Rechnungsvorfällen, in einer beſondern Schrift, unter dem Titel: Beiträge zur kaufmänniſchen Rechnungskunde, für alle der logarithmiſchen Rechnungsart Unkundige, angewieſen iſt. Neue Auflage, gr. 8. 2 Rthlr.

*6 — Beiträge zur kaufmänniſchen Rechnungskunde überhaupt, inſonderheit aber zur Rechnung mit Logarithmen nach den logarithmiſchen Tafeln für Kaufleute. Neue Auflage. gr. 8. 12 Gr.

* 7. Moritz, C. P. Anleitung zum Brieſſchreiben für
gemeine Leben Neue vermehrte und verbeſſerte Auf
lage. 8. 6 Gr.

* 8. Olla Potrida eine Vierteljahrſchrift auf das Jah
1794. 3tes, 4tes und 1795 1tes Heft, gr. 8. à 10 G

* 9. Quartalſchrift, neue, zum Unterricht und zur Unte
haltung, aus den neueſten und beſten Reiſebeſchreibu
gen aufs Jahr 1794. 3tes 4tes u. 1795, 1tes Hef
gr. 8. à 10 Gr.

10. Voltairs ſämtliche Schriften, 27ter Band,
1 Rthlr. 8 Gr.

11. Korreſpondenz mit Staatsmännern, Militair- un
Standesperſonen, Gelehrten, Litteratoren und Künſ
lern. 4ter Band. 8. 1 Rthlr. 8 G.

12. Théatre à l'uſage de jeunes perſonnes, par Madam
la Comteſſe de Genlis, ſeconde édition revue & co
rigée. 4 Vol. 8. 1 Rthlr. 12. Gr.

13. Anweiſung für Frauenzimmer, die ihrer Wirthſcha
ſelbſt vorſtehen wollen. ~~Enthält: Von der Rindvie~~
zucht und deren Nutzen; von der Schweinezucht un
deren Nutzen; von der Schafzucht und deren Nutze
von den Ziegen deren Zucht und Nutzen; von d
Kaninchen und deren Benutzung in der Wirthſcha
9tes Stück.

* 14. Heynatz Handbuch zu richtiger Verfertigung u
Beurtheilung aller Arten von ſchriftlichen Aufſätze
des gemeinen Lebens überhaupt und der Briefe in
beſondere, 5te Auflage. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

* 15. Neueſte deutſche Chreſtomatie, zur Uebung im Ueb
ſetzen aus dem Deutſchen ins Franzöſiſche. Zum G
brauch für Schulen und Erziehungsanſtalten. Zwe
vermehrte und verbeſſerte Auflage. gr. 8. 12 G

J. F. Schmidt.

2.

Ueber einige Lehnsgebräuche: Schreiben an den Herausgeber der Romanenbibliothek.

Ihren Bemühungen haben wir es zu danken, daß nun auch manche Leſer, welche ſich bisher vor den Staub und gothiſchen Buchſtaben der alten Handſchriften ſcheueten, mit den Ueberreſten jener romantiſchen Zeiten bekannt werden, wo aus der glücklichſten Miſchung von Tapferkeit, Religion, Minne und Sittſamkeit, Karaktere entſtanden, die der Bewunderung des 18ten und gewiß jedes folgenden Jahrhunderts würdig ſind und bleiben werden. Dank ſey Ihnen, daß Sie ſo viel gute Menſchen, ſo viele Thaten voll Edelmuth einer beynahe gänzlichen Vergeſſenheit entriſſen, öfters nur ſolchen bekannt, welche blos die Züge der Buchſtaben und das Pargament ſchäzten, welcher ihre Geſchichten aufbewahrt, und übrigens den biedern Mann mit aller ſeiner Güte des Herzens und ritterlichen Edelmuth unter Breviaren und halberloſchenen Schenkungsbriefen modern laſſen.

Mit dem größten Vergnügen las ich die Ihrer Bibliothek der Romane vorangeſchikte Abhandlung von der Ritterſchaft und deren Verfaſſung; ich verfolgte den Gedanken durch manche Quartanten und Folianten, und bald ſahe ich mich in den an die Ritterſchaft ſo nahe grenzenden Gebiete der Lehnsverfaſſung. Ich ſtieß auf einige Gebräuche, welche zu ſehr mit den übrigen ernſthaften des Ganzen contraſtirten, zu ſonderbar waren, als daß ich ſie nicht einiger Aufmerkſamkeit hätte werth finden ſollen. Ich liefere ſie Ihnen, wie ich ſie empfangen, ſoviel mög-

Miſcellaneen.

1. Ueber poetiſche Verteutſchungen. 85.
2. [illegible]nteriſche anatomiſche Cabinett. 92.
3. Ueber den ſittlichen Charakter der Römer. 95.
4. Prophetiſches Lied auf die franzöſiſche Revolution. 107.
5. [illegible]iſterburg. Nach dem Engliſchen. 110.
6. Einladung auf's Land. 112.
7. Lied eines Ehemanns. 113.
8. Mein Krieg. 114.
9. [illegible] 115.
10. [illegible] 116.
11. E[illegible] 116.
12. An Selma. 117.
13. Selmar an Selma. 117.
[illegible] 118.

No. I.

Olla Potrida.

1795.

Erſtes Stück.

Berlin
in der Weverſchen Buchhandlung.

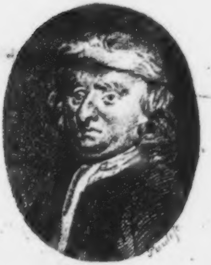
BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

118,442.

Olla Potrida.

1795.

Erſtes Stück.



NEVTON

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

J. F. Schmidt.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

I.

Gedichte.

1.

Romanze.

Nach dem Spaniſchen.

Die Sonne ſchien im Lenz ſo mild,
Der Himmel war ſo blau,
Mein Herz, von reger Luſt erfüllt,
Trieb mich nach jener Au.
Da ſah ich Sie von ferne ſtehn
Und wägte näher hinzugehn.

Längſt wünſcht' ich einſam Sie zu ſehn,
Der Zufall war mir hold.
Ich dachte Sie mir himmliſch ſchön,
Und wahr und treu wie Gold,
Ihr ſanfter Laut ſchien mir Geſang,
Den leichten Tänzen glich ihr Gang.

Gern hätt' ich jetzt der Worte viel
Aus ihrem Mund' gehört,
Doch ſtumm, vor innigem Gefühl,
Hab' ich mich ſelbſt bethört,
Weil Ihrer Töne Silberklang,
Mir tief bis in die Seele drang.

3.

An Lina.

Bei Ueberſendung einiger Roſen.

Traute Lina ſieh die Roſen,
Und ihr majeſtätiſch Blühn,
Bei der Weſte mildem Koſen,
Sieh ihr purpurartig Glühn!
Doch ach! kurz iſt ihre Freude
Und vergänglich ihre Pracht;
Noch am Morgen Augenweide,
Sieht entblättert ſie die Nacht.

Dennoch ſind ſie zu beneiden,
Ihr Geſchick iſt wonnevoll;
Menſchen unbekannte Freuden
Sind des kurzen Lebens Zoll.
Ach an Linas Buſen ſterben,
Ach an Linas Buſen glühn!
Dieſe Wonne zu erwerben,
Möcht ich ſchnell wie ſie verblühn!

F. A. A. Meyer.

4.

Edle Betheuerung.

Auf Ehre hielten unſre Alten;
Auf Ehre wollen jetzt noch deren Enkel halten.
Jetzt ſchwatzt der Herr von Wicht.
Indem ich nun mit Zweifel ihn in ſeinen Lügen ſtöre,
Wißt ihr was zum Beweis er ſpricht?
Auf Ehre!

B. W. Meyer.

5. Das

5

Das Weib.

Ein Weib iſt wie papiernes Geld,
Das von der Schrift bloß ſeinen Werth erhält.
Denn wenn ſie ihren Mann verliert,
Iſt das Papiergeld reducirt.

B. W. Meyer.

6.

Der witzige Flaps.

So witzig wie Herr Flaps war wohl noch nie ein Chriſt,
Da Gott vor ſeinem Witz nicht einmal ſicher iſt.

B. W. Meyer.

II.

Auszüge.

Das Leucker-Bad zu Wallis in der Schweiz.

Im Jahr 1783 machte ich mit Hrn. Pf. St. . . r meinem liebenswürdigen Reiſegefährten eine Reiſe über die Dube ins Wallis, und über die Grimſel zurück, welcher letztere Theil unſerer Reiſe zu jenem Brief Anlaß gegeben, der in dem Höpfneriſchen Magazin über die Eispyramiden eingerückt iſt, und der die Aufmerkſamkeit aller Naturforſcher verdienet.

Auf dieſer Reiſe, ſage ich, hatte ich Gelegenheit, auch dieſes berühmte Bad am Ort ſelbſten zu unterſuchen, und die übrigen Bemerkungen zu machen, wovon ich alſobald Rechenſchaft geben werde. Schon auf der gewöhnlichen Straße, ſo die Badegäſte des deutſchen Berngebiets dahin machen, ſahe ich ſo viel merkwürdiges, ſo viel ſonderbares in der Natur, das zwar nicht hieher gehöret, wovon ich aber doch einiges, das einen jeden, der dies Bad von der Hauptſtadt aus beſucht, interreſſiren kann, nicht unberührt laſſen darf.

Die gewöhnlichſte und nächſte Straße von der Hauptſtadt, gehet über Thun nach Frutigen und Kanderſteg, wohin der Weg wie die beſuchteſte Landſtraße wohl unterhalten iſt. In Frutigen, welches ohngefähr möglich im Coſtum ihrer Zeiten — Sachen von der Art verlieren bey der Umänderung.

Eine der ſonderbarſten Gewohnheiten und lächerlichſten Handlungen, welcher ſich je ein Vaſall zu Anerkennung der Oberherrſchaft hat unterziehen müſſen, iſt die, welche von einem Lehnsmanne von England **Balduin le Petteur** erzehlt wird: Jedes Jahr am Weinachtstage muß er vor dem König und dem ganzen verſammelten Hof erſcheinen „ut faceret, wie ein alter Schriftſteller ſagt, unum ſaltum, unum ſufflatum & unum bumbulum“ einen Sprung zu thun, die Backen aufzublaſen, und — — —

Von König **Johann** von England finden ſich Urkunden in dem Archive des Towers zu London, daß er verſchiedene Grundſtücke an **Salomon Atteſield** zu Lehn gegeben, unter der Bedingung, daß er und ſeine Lehnserben verbunden ſeyn ſollten, den König, wenn er über das Meer gehen würde, zu begleiten, und wenn er ſehr krank werden würde, den Kopf zu halten.

Es iſt auch dieſer Lehndienſt unter Eduard I. würklich geleiſtet worden.

Nicht nur die Lehnsleute vor ihre Perſon waren zu Lehnsdienſten ihren Herrn verbunden, ſondern es erſtreckte ſich auch oft auf ihre Gemahlinn.

Der Innhaber eines gewiſſen Dorfs Uxegney in Lothringen hatte die Obliegenheit gegen den Herrn eines andern Dorfs **Darnieulles**, jährlich auf Martinstag, denſelben und ſein Gefolge zu Abend zu ſpeiſen, ihm weißen und rothen Wein vorzuſetzen, und den Pferden deſſelben gut Futter zu geben: allein hiermit begnügte ſich der Herr von **Darnieulles** noch nicht; der Vaſall muſte ihm

ihm

3 Stunden diſſeits des Kanderſteg, liegt, theilt ſich das Thal rechts in Adelboden, links nach Kanderſteg und der Dube. Das Thal iſt zwar hier ſchon etwas enge, aber ſehr abwechſelnd in allen Gegenſtänden der rohen, aber nur deſto ſchönern Natur. Noch ehe man nach Kanderſteg kömmt, trifft man hin und wieder, in ziemlich ebnem Boden, mannshohe pyramidenförmige, mit Gras bewachſene Hügelchen an, die ſo vollkommen regulär ſind, daß ſie durch Kunſt gebildet zu ſein ſcheinen; ich will nicht wagen, über derſelben Entſtehungsart etwas zu beſtimmen. Daß deren viele hin und wieder angetroffen werden, ließ mir keinen Zweifel mehr übrig, daß hier die Natur dem forſchenden Beobachter wieder eine neue Aufgabe zu löſen gegeben habe. Hie und da konnte ich freilich deutlich ſehen, daß es nichts als einzelne Felsſtücke waren, die hin und wieder in die Ebne heruntergefallen, nach und nach aber von der jährlich herabfallenden lockern Erde, gleich einen Grabhügel bedeckt worden; Allein ob alle des gleichen Urſprungs, woher die Regelmäßigkeit dieſer Hügelchen, und warum ſie ſo gänzlich mit Gras bewachſen ſein? dies ſind Fragen, die ich den genauern Beobachtern der Natur zu beantworten überlaſſe. Hr. K. . . einer der bekannten fleißigen Mitarbeiter des Höpfneriſchen Magazins, äußerte hier einige Muthmaßungen, ob es nicht wahre Grabhügel alter Ritter ſein möchten, welche ſich noch hie und da in der Schweiz finden.

Iſt man in Kanderſteg angelangt, ſo würde man da das Ziel der Reiſe ſuchen. Das Thal endet ſich hier ringsherum mit ziemlich ſteilen Felſen; von hier aus laſſen ſich die Frauen und ſchwache Perſonen tragen, oder können auch über den Berg reiten; die Straße wird hier ſogleich beſchwerlich, und ſie iſt ſo wenig gebahnt, daß man jederzeit einen Führer mitnehmen ſollte, um nicht den Weg an ſo unbewohnten Gegenden zu verfehlen, und auf einem Stein das Nachtlager ſuchen zu müſſen. Mein Reiſegefährte und ich, hatten zwar keinen, und Glück genug, (unſers Pflanzen- Mineralien- und Inſektenſuchens ohngeachtet), den rechten Weg zu treffen.

Einſamere, wildere, und grauſigere Gegenden laſſen ſich ſchwerlich denken, als jene, die man auf dieſer Reiſe antrifft, die von hier ins Bad bei 7 Stunden dauert. Bald drohet ein weit über die Straße weghangender Felſen dem unter ihm wegeilenden Wanderer den Einſturz; bald ſcheint die Straße auf Abgründe hinzuführen,da ſie doch ſelbigen ſtets ausweicht; hier ſtürzt die brauſende Kander über ihr unebnes Bette viele Klafter hoch mit fürchterlichem Getöſe herunter, reißt groſſe Felſenſtücke und Bäume mit ſich, und ziert ihr Ufer mit ihrem Raube von Pflanzen und Bäumen.

Dort erblickt man nackte Felſen, die ſich ſtets aufs neue entkleiden, und deren Fuß ihre baldige gänzliche Zerſtörung verkündiget.

Iſt dieſer erſtere ſteile Berg erſtiegen, ſo führt die Straße die Reiſenden in einem Viertelſtunde breiten, und bei zwei Stunden langen Thal, über den Schutt jenes Gletſcherwegs, der 1781 ſich vom ſogenannten Alt-Eis (nicht Alteſſe nach Bourrit) einem hohen Eisberge, losriß, wegen der Gewalt der ungeheuren Maſſe, über einen Hügel wegſetzte, und eine ſchöne Alp, ſamt dem weidenden Vieh, mit Eis und Steinen gänzlich bedeckte.

Einen wunderbaren Contraſt macht hier dem Auge des Beobachters, der Anblick jenes ewigen Schnees zur linken, und dieſes gleichſam von der Sonne verbrannten und zerſtörten Berges rechter Hand.

Hat man nun die zweite Anhöhe erſtiegen, ſo ſcheint man ſich dem Aufenthalt der Geiſter zu nähern, für die die Natur keine Bäume, keine Früchte, kein Gras fürs

Vieh mehr hervorzubringen bedarf. Schauervoll iſt hier die Erde ihrem Urſtoff ähnlich, einer ungeformten Maſſe gleich; allwo noch keine lebendigen Geſchöpfe anzutreffen ſind; in dieſer wüſten Gegend iſt der Schwarrenbach, eine Zollſtädte der Walliſer, wo man ſich erfriſchen, oder auch wieder erwärmen kann. Zu meiner großen Freude, fande in dieſer Gegend die Aretia alpina, einige Saxifragæ, die Soldanella und noch andere ſeltene Alpenpflänzchen.

Eine halbe Stunde von hier, nähert man ſich dem ewigen Schnee, der dem Daubenſee ſeine tägliche Nahrung giebt. Wie wunderwürdig iſt nicht das Becken dieſes Sees, der etwa eine Viertelſtunde lang iſt. Linker Hand deſſelben iſt der Berg aus lauter zerfallenen großen Schieferſtücken zuſammengeſetzt, welcher alle Augenblicke zu ſinken ſcheint; öfters liegen die Schieferſteine ſo los neben einander, daß man zwei Finger breite Spalten ſiehet, die einem Pflaſter aus Quaderſteinen nicht unähnlich ſind, davon der Kalk aus den Fugen weggefallen, und durchs Alter verzehrt worden. Im höchſten Sommer ſchmilzt der Schnee an vielen Stellen völlig, ſo daß dieſer ſcheußliche Anblick den Wanderer furchtſam macht. Kleinigkeiten ſind dies gegen den fürchterlichen Abgrund, in den man ſich zu ſtürzen glaubt, wenn man wieder hinunter zu gehen anfängt; denn die Felswand, in welcher der Weg zum Bad, ſchlangenförmig ausgehauen iſt, iſt ganz ſenkrecht; eng und ſchmal iſt er zwar nicht, denn beladene Pferde und Menſchen können wohl neben einander vorbeigehen; auch iſt gegen den Abgrund zu eine unbeträchtliche Erhöhung; aber der Gedanken, neben einem ſo erſchrecklichen Abgrunde ſich zu befinden, allwo ein Mißtritt tödtlich werden kann, iſt ſchaudervoll.

Faſt zu oberſt halten ſich die ſogenannten Dävi auf, (eine Art Dolen mit gelben Schnäbeln und Füßen, Corvus Pyrrhocorax L.) die durch ihr klägliches Geſchrei dem Wandrer Furcht einjagen. Hat man den Weg einmal recht angetreten, ſo verliert ſich die Furcht, und man kann nun das tief zu Füßen liegende Bad, das wie aus Kartenblättern gebauet ſcheint, ohne alle Scheu betrachten.

Das Bad befindet ſich in einem ziemlich großen übelgebauten Dorf, an der Dale, einem mächtigen Bergwaſſer; die Einwohner ſind weder ſchön gewachſen noch ſäuberlich; in den niedern Straßen iſt Pfuhl, und die Häuſer ſind rußig. Das Landhaus iſt mit den Siegeszeichen, der in der Landſchaft erlegten Wölfe geziert; hieraus läßt ſich ſchon ſchließen, wie wild die Gegend ſein müſſe.

Die Gaſthäuſer ſind nicht ſchön, noch angenehm gebaut; da iſt kein Garten, keine Laube, keine Spatziergänge; dies iſt zwar hier auch nicht nöthig, denn die paar Stunden, ſo man auſſer dem Bad, dem Tiſch und dem Bette zubringt, ſind bald vorbei. Die Stübchen worinn man logirt, ſind unangenehm, aufs höchſte zwei Seſſel, oft bloß ein klein Coffetiſchchen darin; die Betten ſind ſo ſchlecht, daß man dieſelben, wenn man wohl ſein will, mitbringen muß. Ungeziefer iſt hier die Menge. Auch die Nahrung iſt nicht die beſte; ſelten wird etwas, das dem Magen zuträglich iſt, hier aufgetiſcht; weil auch oft Vieh, wegen der gefährlichen Alpen zu todt fällt, ſo kann es gar wohl wiederfahren, daß der Wirth die Gäſte frägt: ob Sie lieber geſtorben, oder geſchlachtetes Fleiſch haben wollen. Der Wein iſt gut, Thee, Caffe, Chocolade ꝛc. thut man wohl von Hauſe mitzunehmen.

Der Urſprung dieſes Bades iſt, wie Hr. Dr. Nakkerer, der Badarzt, der über dies Waſſer einen Tractat in 8vo geſchrieben, davon meldet, ſehr alt. Es ſoll 1478 dem Herrn von Raren, und nachher dem von

Syllmen, der 1484 viele Badekäſten errichten laſſen, zugehört haben.

Nach dieſes Hr. Dr. Natterers Ausſage ſoll vorzeiten das Dorf anſtändig und bequem eingerichtet geweſen ſein; allein es wurde Anno 1719 durch eine ungeheure Schneelauine zu Grunde gerichtet; auch Anno 56 wurde dieſes Dorf wieder von dieſen Lauinen beunruhiget, und das ſogenannte Junkernbad ſamt einem Haus völlig hinweggenommen.

Die Bäder, das Herrenbad, (ſo das beſte) das Junkernbad, und das Armenbad, ſind alſo eingerichtet: ein jedes hat vier große Käſten, die durch einen Kreuzgang von einander getrennt ſind, doch ſo, daß alle vier Käſten, ſo zu ſagen, nur einen Kaſten ausmachen, dieſe ſind jeder ſo groß, daß über zwanzig Perſonen darinnen baden können. Ueber dem Kreuzgang läuft eine kleine Röhre Trinkwaſſer. Die vier Badekäſten ſind mit Läden eingefaßt, an beiden Kreuzgängen iſt ein Cabinet angebracht, wo man ſich ankleiden, und ſich pflegen kann. Die Badehäuſer ſind übrigens elende hölzerne, an der obern Seite halb offne Gebäude, die Scheunen nicht unähnlich ſind. Der Baderichter, der in Leuck, zwei Stunden von da wohnt, und die Badeſtreitigkeiten beilegen ſoll, iſt der ordentliche Magiſtrat allhier. Die Geſeztafel für die Badegäſte, die bei der Kirche hinter dem einen Badehaus angehängt iſt, datirt ſich von Anno 1600. In dieſer iſt Unfug, Fluchen und Läſtern, einander ſchimpfen, Thiere ins Bad werfen, Lutheriſche Lieder zu ſingen, bei drei Thaler Strafe verboten. Auch ſollten Mann und Weiber, nicht im gleichen Kaſten baden, bei drei fl. Strafe; dies leztere aber iſt abgegangen, denn es baden mehrentheils alle im gleichen Kaſten; haben ein jedes ſein Tiſchlein vor ſich ſchwimmen, worauf ſie Thee trinken, und ihre Arbeit darauf halten können. Auf dieſe Weiſe ſieht man ein Heer kranker Körper bei einander, die ſich im [illegible] Waſſer befinden, und ſich auf eine herrliche Art mittheilen.

Die Hauptquelle befindet ſich auf einem kleinen Platze, welcher mit den Gaſthäuſern und Badehauſe umgeben iſt; es iſt ein völliger Bach, der unter einem Stein hervorquillt, und iſt ſo ſtark, daß er ein Mühlrad treiben könnte; auf dieſem Stein ſtehet in einer Art von Kefig, ein heiliger Lorenz, der Schutzpatron des Orts.

An dieſer Quelle wird von Morgens früh bis ſpät, Waſſer getrunken. Dieſe Quelle verſiehet allein die drei Bäder; allhier iſt noch das Goldbrünnlein zu bemerken, das von anderer Art ſein ſoll.

Dies nimmt obenher der Lorenzencapell ihren Urſprung, und fließt unter derſelben hinweg. Es wird dies Waſſer wie jenes der großen Quelle, bei ſtarkem Regenwetter oft trübe.

Gehet man vom Bade gegen Oſten über die Wieſen hinauf, ſo trift man da eine Menge Quellen an, davon die Kretzgülle, das Siechen- und Auſſätzigenbad, die Roßgülle und das Heilbad, die merkwürdigſten ſind. Waſſer iſt überhaupt, ſo im Ueberfluß, daß Neunzehntheil davon, ohne weitern Nutzen, in Dalefluß lauft. Das Waſſer iſt ſo heiß, daß man Eier darinn ſieden, Hühner brühen kann. Nach Tiſch finden ſich die Mägde mit dem Tiſchgeſchirr ein, und waſchen ſelbiges bei der Trinkquelle; es hat drei und vierzig Grad Temperatur nach Reaumur; ich konnte auch die Finger nicht darin leiden, obſchon ich mich nicht brannte, wenn ich ſie einen Augenblick hinein hielt. Nach Dr. Marterers Verſuch hat das Waſſer folgende Grade der Wärme;

die große Quelle . . .	43	Grad
das Goldbrünnlein . . .	40½	—
die Brechquelle . . .	40	—
die größte beim Heilbad . .	42	—

die

die Roßauße	32 Grad
das Heilbad	35 —

Struve giebt der Quelle ohngefehr 40 Grad; auch wird wegen der Wärme des Waſſers, alle Abend das Bad geleert und geſäubert, und ſogleich friſches hinein gelaſſen, welches denn am Morgen um vier oder fünf Uhr noch warm genug iſt.

Das Waſſer hat einen gering ſchweflichten Dunſt, der zwar faſt unmerklich iſt, auch im Bad gar nicht mehr verſpürt, und durch kein Gegenwirkmittel entdekt wird. Dr. **Struve** bemerkt das gleiche; allein er ſagt, das hineingelegte Silber und Gold, werde davon gefärcht. Dieſe Eigenſchaft aber, muß dem Eiſen zugeſchrieben werden, das ſich auf den Münzen anlegt; wie es ſich zwar zeigen wird. Natterers Kunſtſtüklein mit Blumen, ſo wieder darinn ankleben ſollen, dem Gefrieren des Waſſers ꝛc halte ich für allgemeine, allen warmen Quellen eigene Eigenſchaft.

* * *

III. Ab-

III.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1.

Die Inquiſition zu Goa.

Eine wahre Geſchichte aus dem vorigen Jahrhundert.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Valerio, der Sohn eines angeſehenen Kaufmanns in Palermo ging in Handlungsgeſchäften über Meer. Er kam nach Liſſabon, und gerieth wegen angeblichen ketzeriſchen Reden, in die Klauen der ſogenannten heiligen Inquiſition, mußte viel Schmach und Spott ausſtehen, kam endlich nach dreijähriger Gefängnißzeit los, und wurde des Landes verwieſen.

Mit einem Herzen voll Inngrimm kam er wieder nach Palermo und tobte erſchrecklich gegen das heilige Officium, das ihn ſo ungnädig behandelt hatte.

Kurz darauf ging er nach Marſeille, gefiel der einzigen Tochter eines Freundes und Korreſpondenten ſeines Vaters, heurathete das gute Mädchen und etablirte ſich in ihrem Geburtsorte.

Nach geendigten Geſchäften pflegte er öffentliche Häuſer zu beſuchen, denn er war ein großer Freund von Neuigkeiten, beſonders wenn ſie politiſchen Inhalts waren. Wenn es nun Gelegenheit gab von Liſſabon zu ſprechen, ſo unterließ er nie wacker auf die Inquiſition loszuziehen.

Einſt hatte er ſich auch über dieſes heilige Gericht rechtſchaffen expektorirt, als ein ältlicher Mann ihm näher rückte und ihn fragte:

„Kennen Sie die Inquiſition?“

„Ei den Teufel auch! erwiederte Valerio; — Ich werde ja die Inquiſition kennen. Ich bin drei Jahre lang in ihren geiſtlichen Klauen geweſen, als ich zu Liſſabon war.“

„Ach mein Herr! — ſagte der ältliche Mann; — die Inquiſition zu Liſſabon, iſt noch ein ſehr gnädiges Gericht, gegen die zu Goa.“

„Wie? — Sprechen Sie etwa aus Erfahrung?“

„Leider!“

„Iſt es möglich! — Ich muß Ihre genauere Bekanntſchaft machen. Sie müſſen mir Ihre Inquiſitions-Abentheuer mittheilen. Erzeigen Sie mir die Ehre und ſpeiſen Sie dieſen Abend einen Löffel Suppe mit mir.“

Der ältliche Mann, (er nannte ſich Theodor Servalois,) nahm dieſe Einladung an, folgte unſerm Inquiſitionsfeinde, ſpeiſte mit ihm, blieb bis nach Mitternacht bei ihm und theilte ihm ſeine Inquiſitonsbegebenheiten mit.

Die Leſer leſen dieſelbe in folgender Erzählung.

Ich war — erzählte unſer ältliche Mann — ein junger, raſcher Burſche, hatte die Wundarzeneikunſt erlernt, konnte dem Triebe nicht widerſtehen, mein Glück überm Meer zu ſuchen, und fand mein Unglück.

Weder Vater noch Freunde konnten mich abhalten. Ich ging nach Indien und war feſt überzeugt, mit Gold beladen, wieder dereinſt nach Marſeille zurück kehren zu können. — Aber, ſo gut ſollte mir es nicht werden!

Ich hielt mich einige Zeit auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung auf, verweilte auf der St. Lorenz Inſel, ging über Mozambik, Sokotora, nach Surate, über Ceilon, und nach Goa.

Von da ging ich nach Daman, einer kleinen artigen, und ſehr regelmäßig gebauten Stadt, zu den Beſitzungen der Portugieſen in Indien gehörig, wo ich mich einige Zeit aufhielt, viel Geld mit glücklichen Kuren verdiente, vornehme Bekanntſchaften machte, und mich ſehr wohl befand.

Wir Franzoſen ſind ein wenig leichtſinnig, und ich machte mich beſonders dieſes Fehlers theilhaftig. Nicht ſelten lief meine Zunge mit dem Kopfe davon und das Nachdenken kam gewöhnlich erſt, wenn ſeine Ankunft zu ſpät war.

Ein junger Franzoſe, der nur auf ein wenig Kopf Anſpruch machen kann, ſpricht, wie Sie wiſſen, über alles, und oft ſpricht er, ohne dabei etwas zu denken, als daß er ſpricht.

Das war auch mein Fehler.

Ich hatte viel geleſen, und wollte immer gern auskramen, was ich geleſen hatte, um durch dieſes Wiederkäuen meiner Lektüre auf Rechnung anderer zu glänzen.

Beſonders war es mir unmöglich, irgend einen witzigen Einfall zu unterdrücken und hätte ich mich dadurch auch in die augenſcheinlichſte Gefahr geſtürzt.

Sie wiſſen, bei uns iſt viel über die Religion geſchrieben worden, es wird viel darüber geſprochen, und wir ſind nicht ſo bigot, wie die Portugieſen. Ich dachte noch viel toleranter und freier darüber, als viele meiner Landsleute darüber denken und nahm mir folglich auch

zu

ihm ſeine Frau vorſtellen, und ſie vor ihm ſingen, ſchreyen, lachen und tanzen laſſen. Der geringſte Unwille dieſer guten Dame hierüber würde ihr die Strafe zugezogen haben, der Frau des Herrn von **Darnieulles** eine Haube (coufre chef) zu geben. Die Geſchichte ſchweigt davon, ob ſich dieſer Fall öfters ereignet, aber ſie verewigt den Nahmen des Meſſire François de Gelnoncourt, Ecuyer, welcher im Jahr 1595 gegen eine Vergütung von 20 Franken jährlich von dieſer der Dame ſo beſchwerlichen Lehnsgerechtigkeit abſtund.

Zu einem Beyſpiel, daß auch im Gegentheil das ſchöne Geſchlecht unterzeiten zu beſondern Forderungen berechtiget war, dienet die von vielen Lehrern des Lehnrechts angeführte Gerechtſamkeit einer gewiſſen Dame Souloyre. Sie war befugt, auf jede Hochzeit ihrer Herrſchaft, einen Abgeordneten (ſon Sergeant) mit einigen Hunden zu ſchicken; dieſer mußte der Braut gegen über ſitzen, und das erſte Lied vorſingen. Die Hunde wurden von den Verheyratheten gefüttert, und er ſelbſt 8 Tage lang unterhalten, als ob ſeine Gebietherin ſelbſt gegenwärtig wäre. Auch hatte ſie das Recht, von jeder durch ihr Gebiethe reiſenden entehrten Weibsperſon, (chaque femme concubine publique) entweder 4 Deniers, oder ihren rechten Ermel zu nehmen, oder ſonſt durch einen ihrer Gerichtsleute ſich auf andere Art ſchadlos halten zu laſſen (cum ea rem ſemel habendi).

Noch eine Lehnsfeyerlichkeit, aus den neuern Zeiten, darf ich nicht übergehen. Der Herzog von Marlborough erhielt nach dem den 13ten May 1704 bey Hochſtedt gegen die Franzoſen erfochtenen Sieg, von der Königinn Anna von England die Herrſchaft Wordſtock, wogegen er und ſeine Nachkommen jedesmal an dieſem Tage dem König eine weiße Fahne mit 3 goldnen Lilien überreichen müſſen.

Sollte

zu Daman, was ſehr einfältig war! die Freiheit, Wahrheiten und Meinungen zu ſagen, die dort gar keinen Kours hatten.

Mit einemmale wurde mir von einem intimen Freunde geſteckt, man habe mich und meine Meinungen angegeben.

Man ſtellte mir die Folgen vor, und ich beſchloß ſogleich, meinem Unglück zuvor zu kommen. Daher ging ich zu dem Kommiſſarius der Inquiſition, dem ich empfohlen worden war, geſtand ihm offenherzig, daß ich bei dieſer und jener Gelegenheit etwas unbeſonnen und zu frei über Heiligenbilder, Roſenkranzeskräfte und dergleichen geſprochen hätte, und empfahl mich in ſeinen Schutz. Auch bat ich ihn um Verhaltungsregeln wegen der Zukunft.

Der gute Pater geſtand mir offenherzig, daß mein vorlautes Betragen viele andächtige Leute beleidiget und geärgert habe, daß er glaube, ich habe es nicht ſo böſe gemeint, daß es mir aber zieme, mich vorſichtiger zu betragen und mich nach Glauben und Sitte der Menſchen zu richten, unter und mit denen ich friedlich leben wolle.

Da war ich nun ſehr zufrieden, weil ich wußte, daß ich nach den Geſetzen der Inquiſition nicht konnte in Verhaft genommen werden, da ich mich ſelbſt angeklagt hatte, verſprach dem Pater, mich zu beſſern und nahm mir ernſtlich vor, künftig behutſamer zu ſein und meine Zunge fein im Zaume zu halten.

Meine Angelegenheiten wären nun auch wirklich nicht ſo übel geworden, als ſie nachher wurden, wäre nicht noch etwas ins Spiel gekommen, das mir beſonders den Untergang bereitete.

Liebe und Eiferſucht miſchten ſich ins Spiel. Und das bekam mir übel.

Der damalige Gouverneur in Daman, Don Manoel Mendozza liebte eine gewiſſe Dame, bei der ich Zutritt hatte, und wo ich lieber geſehen wurde, als er. — Noch hatte ich einen zweiten Rival an einem gewiſſen Prieſter, der Sekretär des heiligen Officii war und die bezeichnete Dame mit ſeinen verliebten Anträgen ſogar im Beichtſtuhle beſtürmte, aber für ſich und ſeine Leidenſchaft nichts erhalten konnte.

Gleiches Schickſal vereinigte die beiden unglücklichen Liebhaber, den Gouverneur und den ſchwarz bekutteten Ehrenmann gegen mich, und der Untergang wurde mir, ihrem glücklichen Nebenbuler geſchworen, eben als ich ganz ſicher zu ſein glaubte.

Sie drangen mit vereinten Kräften in den Kommiſſarius, daß er über meine eigene Anklage Bericht nach Goa, an den Groß-Inquiſitor abſchicken mußte, und als ſie es einmal dahin hatten, wußten ſie von dortaus, auch einen Befehl zu meiner Verhaftnehmung auszuwirken.

Das geſchah am 24ten Auguſt 1673 des Abends als ich ganz unbeſorgt von einer ſehr angeſehenen Dame, Donna Franceska Perereira kam, deren Nichte ich von einer ſchweren Krankheit mit des Himmels Beiſtand ſo eben wieder hergeſtellt, und die ich mir eben deswegen ſehr verbindlich gemacht hatte.

Sie hatte mich ſchon mit Geſchenken beinahe überhäuft und hatte mir ſogar ein Haus, dem ihrigen gegenüber, zur Wohnung eingeräumt, welches ich ſo eben beziehen wollte, als mir der Kriminalrichter, Ovido do Crime in Daman genannt, entgegen kam, und mir befahl, ihm zu folgen. Sogleich wurde ich in ein Gefängniß gebracht, und wußte nicht einmal auf weſſen Befehl.

„Schändlich! ſchändlich!“ — fuhr Valerio auf. — Theodor aber fuhr in ſeiner Erzählung fort.

Als ich bald darauf erfuhr, daß ich ein Gefangener des heiligen Officii ſei, verlangte ich den Kommiſſarius zu ſprechen. — Er war ſo eben nach Goa verreiſet, hieß es.

Der Gouverneur ſchickte einen ſeiner Pagen an mich ab und ließ mich ſeines Beiſtandes und ſeiner Theilnahme verſichern. Der ſchwarze Prieſter weinte Thränen der verſtellten Beſorgniß an meinem Gitter, und ich — blieb im Gefängniß.

Dieſes Gefängniß war ein Aufenthalt der fürchterlichſten Schrecken und die gefühlloſen Mauern waren oft Zeugen der ſchrecklichſten Verzweiflung unſchuldiger Gefangenen. Es beſtehet aus zwei großen Sälen, von denen der oberſte für die Weiber, der unterſte aber für die Männer beſtimmt iſt, die in die Klauen der heiligen Inquiſition fallen.

Der untere Saal iſt in zwei Zimmer, (wenn ich ſie ſo nennen darf,) abgetheilt, von denen das größere etwa 40 Schuh lang und 15 Schuh breit iſt, das andere hat etwa zwei Drittheile dieſer Weite.

In dieſen Bezirk waren nun ungefähr unſerer vierzig Perſonen gebannt, wo wir nicht einmal einen beſondern Ort hatten, unſere Nothdurft zu verrichten und in einem beſtändigen Qualme von Geſtank natürlicher Ausleerungen ſchmachten mußten.

Meine Freunde riethen mir, an den Groß-Inquiſitor nach Goa zu ſchreiben und mich ſelbſt anzuklagen. Ich that es. Ich weiß, daß er das Schreiben erhalten hat. Aber ich erhielt keine Antwort und mußte in Geſellſchaft vieler Schwarzen, in meinem Kerker ohne Aenderung meiner Lage fortſchmachten.

Donna Franceska, meine großmüthige Wohlthäterin, verſorgte mich indeſſen reichlich mit Eſſen, und ließ mich oft von den Ihrigen beſuchen und tröſten.

Meine Mitgefangenen empfingen davon reichlich von mir, denn dieſe Unglücklichen bekamen nichts, als was ihnen barmherzige Seelen aus der Stadt brachten, und mußten oft den ſchrecklichſten Hunger leiden.

„O! verflucht ſei ein heiliges Gericht, das zur vorgeblichen Ehre Gottes die Menſchheit mit Füßen tritt, und, während ſich die Dickwänſte von Richtern mäſten, oft aus ſchändlichem Privathaß Unglückliche den Qualen des Hungers und dem Schrecken abſcheulicher Kerker preis giebt!“ — rufte Valerio aus.

Theodor, erzählte weiter.

Endlich kam im December, — ſo lange mußte ich in dieſem abſcheulichen Kerker ſchmachten — der Kommiſſarius von Goa zurück und mit ihm der Befehl an uns arme Gefangene, uns reiſefertig zu machen.

Wir wurden zu Schiffe gebracht. Die Schwarzen wurden, je ihrer zwei und zwei, an einander gefeſſelt, ich aber und ein Portugieſe, als Weiße, erhielten die Ehre, beſondere Feſſeln zu tragen. Ja, der Kommiſſarius war ſo höflich, mir wiſſen zu laſſen, daß er mir die Wahl unter den beiden für mich und ſeinen Landsmann beſtimmten Eiſen laſſe. Ich ließ mich bedanken, und wählte die bequemeren, ob ſie gleich die ſchwereren waren.

Am Ufer nahmen meine Freunde Abſchied von mir. Ach! ihre Thränen vermehrten meinen Jammer und erhöhten die Empfindung meiner Schmerzen.

Am erſten Tage im Jahre 1674 ſtachen wir in die See und landeten zu Baſaim, wo wir in den Stadtkerker zu andern gefeſſelten Unglücksgenoſſen gebracht wurden, und in ihrer Geſellſchaft, nach ſechs Tagen, wieder von hier ab und nach Goa ſegelten.

Hier wurden wir zuerſt in das erzbiſchöfliche Gefängniß, Aljouvar genannt, gebracht, und ſodann, zwei Tage darauf, nach der Santa Caſa des heiligen Officiums geführt.

Daſelbſt wurden uns in einem großen Saale die Eiſen abgenommen, und ich war der Erſte unter meinen Unglücksgeſellen, der in's Verhör gebracht wurde. Man nennt das Zimmer, in welchem man verhört wird, den Tiſch des heilichen Gerichts. *) Rundherum war dieſes Gemach mit blauen und zitrongelben Teppichen behangen. An der Wand hinauf erhob ſich ein großes Kruzifix, und an der Tafel ſaßen der Sekretär und der Groß-Inquiſitor, Franceska Delgodo Ematos, ein Weltprieſter, ungefähr vierzig Jahr alt. Bei meinem Eintritt in das Verhörzimmer ließ ich mich ſogleich auf meine Knie nieder.

Der Groß-Inquiſitor befahl mir aufzuſtehen, weil dieſe Verehrung ihm nicht gebühre. Mir machte dieſe Aeußerung Muth, weil ich in derſelben den Zug der Menſchlichkeit meines Richters erkannte, den ich hier, wo ich war, nicht zu finden hoffte.

Ich wurde hierauf um meinen Namen, mein Alter, mein Vaterland und meinen Stand gefragt. Ich beantwortete dieſe Fragen aufrichtig. Es erging ſodann die zweite Frage an mich: ob ich wiſſe, aus welchen Urſachen man mich in Verhaft genommen habe? Ein freies Bekenntniß in dieſem Fall, ſetzte man hinzu, ſei allein vermögend, mir meine Freiheit wieder zu ſchenken.

Was that ich nicht darum? Thränend und abermals fußfällig, bat ich nun, mein Bekenntniß anzuhören. — Wider mein Vermuthen ſagte nun mein Richter ganz gelaſſen, als ich ſeine Forderung erfüllen wollte:

---

*) Meſa do Santo Officio.

„Genug! — die Sache hat keine Eil und ich habe jetzt wichtigere Geſchäfte abzuthun, als mich bei ſolchen Kleinigkeiten aufzuhalten. Ich will es euch wiſſen laſſen, wenn ich einmal Zeit habe, euch anzuhören.“

Ich war wie von Donner gerührt. Meine Thränen floſſen häufiger. Das wurde nicht bemerkt.

Mein Richter gab das Zeichen mit einem ſilbernen Glöckchen und der Gefangenwärtermeiſter des heiligen Gerichts, Alkaide genannt, trat herein. Ich wurde von ihm auf einen langen Gang geführt, und der Sekretär folgte uns nach.

Man brachte meinen Koffer, und derſelbe wurde in meiner Gegenwart geöffnet. Ich ſelbſt wurde auf das genaueſte durchſucht. Meine Knöpfe wurden ſo gar abgeſchnitten und mein Ring wurde mir genommen. Nichts blieb mir übrig als mein Schnupftuch und mein Roſenkranz, einige Goldſtücke ausgenommen, welche ich in das eine Knieband eingenähet hatte und die der Spürkraft der Unterſucher entgangen waren.

Ueber meine Sachen wurde nun ein Verzeichniß verfertiget, welches ich unterſchreiben mußte. Der Sekretär gab mir ſein Wort, daß ich bei meiner Befreiung alles wieder erhalten würde, aber ich erhielt endlich nichts wieder, das nur einigermaßen von Werthe war.

Das war geſchehen, und der Alkaide führte mich nun mit unbedektem Haupte in eine Zelle von zehn Quadratſchuh, wo mir der Kopf geſchoren und ich allein meinen Betrachtungen überlaſſen wurde, und wo ich keinen Menſchen wiederſah, als meinen Wärter, wenn er mir mein kärgliches Frühſtück oder das Mittag- und Abendbrod brachte.

Die Santa Caſa hat über zweihundert Zellen, ohne die unterirrdiſchen Gefängniſſe, welche immer geſtopft voll Gefangener ſind, die ſo wohl bewacht und verwahret werden, daß es beinahe eine völlige Unmöglichkeit iſt, zu entfliehen.

Ein jeder, den ſein Unglück in dieſes unheilige heilige Haus führt, erhält als Meubeln, einen irdenen Topf, ſich in demſelben zu waſchen, und einen andern, Gurguleta genannt, mit Trinkwaſſer mit einer Pucara oder Trinkſchale, einen Beſen, einen Nachttopf und einen Strohſack.

Wundärzte und Beichtväter beſuchen die Kranken, aber die letzte Oelung erhält kein Sterbender. Ja, es wird weder gepredigt noch Meſſe geleſen in der Santa Caſa.

Wer ſtirbt, wird ganz im Stillen begraben, und trifft es ſich, daß einer nach den Tode des Todes ſchuldig erkannt wird, ſo werden ſeine Gebeine ausgegraben und verbrannt.

Ihnen von dem Perſonale des Gerichts Nachricht zu geben, ſo müſſen ſie wiſſen, daß es in Goa zwei Inquiſitoren gibt, deren einer Inquiſitor mor, oder Groß-Inquiſitor, genennt wird und ein Weltprieſter iſt, der andere iſt ein Dominikaner-Mönch. Die Deputados do Santo Officio ſind Mönche von allerlei Orden, kommen aber nur, wenn ſie gefordert werden, zum Gericht.

Celificadores do S. O. ſind diejenigen, welche die verdächtigen Bücher unterſuchen und leſen müſſen. Sie haben gar keinen Sitz im Gericht.

Sodann ſind noch ein Promotor, ein Prokurator und Advokaten da, deren Schutzreden aber den Beklagten nichts helfen, weil dieſe nie Recht gegen das Inquiſitionsgericht erhalten können, wenn ſie einmal eingezogen worden ſind.

Die Familiares do S. O. ſind die Büttel des Gerichts. Sie dienen aus Ehre und es gibt Grafen und Edelleute unter denſelben, weil man es ſich zur Gnade rechnet, dem heiligen Gericht hülfreiche Hand leiſten zu dürfen. Sie tragen als Ehrenzeichen goldene Pfennige mit den Wappen des Gerichts geziert, dem ſie ſehr gewiſſenhaft dienen.

Zuweilen, höchſtens alle zwei Monate, beſuchen, der Groß-Inquiſitor und ſeine Sekretäre die Gefangenen, und hören ihre Klagen an. Das alles iſt aber nur Scheinverdienſt um die Gerechtigkeit, denn die Wärter der Gefangenen gehen nach Belieben mit denſelben um und werden ſelten über ihr Betragen gegen dieſelben zur Rechenſchaft gezogen, noch ſeltener aber beſtraft. Uebrigens laſſen dieſelben den armen Gefangenen ihre Freimüthigkeit hart entgelten und geißeln ſie nicht ſelten unbarmherzig, wenn ſie ihnen nur das geringſte zur Laſt legen können.

Doch, wieder zu mir und meiner eigenen Geſchichte!

Auf mein wiederholtes, dringendes Bitten, kam ich endlich nach vier Wochen, zum Verhör. Der Alkaide und zwei ſeiner Gefährten, holten mich dazu ab. Mit bloßen Füßen und bloßem Haupte, in einer ſehr armenſündermäßigen Kleidung, wurde ich vor das ehrwürdige Tribunal geführt, deſſen äußerlicher Gnadenſchein ſeine innere Unbarmherzigkeiten verdeckt.

Nach meinem abgelegten Eide auf das Meßbuch, alles geheim zu halten, was ich hier ſehen und hören würde, und die Wahrheit aufrichtig zu geſtehen, klagte ich mich nun alles deſſen an, was mir bewußt war.

Dieſe Aufrichtigkeit gefiel. Eine gute Vermahnung ſchloß das Verhör, ich mußte das Protokoll verſiegeln, und wurde wieder in meinen Kerker zurück geführt.

In der Mitte des Februars wurde ich zum zweitenmale vor das Gericht geführt, in Glaubensgebräuchen examinirt und nochmals ermahnt, alles zu ſagen, was ich wiſſe, daß mich verdammen könne. — Ich ſchwur, nichts mehr zu wiſſen, erhielt abermals Ermahnungen und wurde wieder in mein Gefängniß gebracht.

Hier bemächtigte ſich meiner nun die höchſte Traurigkeit. Mein Leben wurde mir zur Laſt, und ich beſchloß, daſſelbe durch einen freiwilligen Hungertod zu enden.

Indem fiel mir ein, daß ich einmal zu Daman freimüthig über die Inquiſition geſprochen hatte. „Dieſes Bekenntniß wird man von dir verlangen,“ ſprach ich bei mir ſelbſt und ließ mich abermals zum Verhöre melden. Dazu kam ich nun endlich nach vier Wochen. Als ich aber mein Bekenntniß ablegte, ſagte man mir, daß es das nicht ſei, was man von mir zu wiſſen verlange und ſchickte mich wieder in meinen Kerker zurück.

Meine Melancholie nahm nun zu, und ich wurde wirklich krank. Nach einem Aderlaß ſuchte ich mich zu verbluten; man kam dahinter und geſellte mir einen Schwarzen zu, der wegen angeklagter Zauberei im Kerker ſaß.

Dieſer Unglückliche mußte mir fünf Monate lang Geſellſchaft leiſten, und als man mich nun ruhiger glaubte, wurde er wieder von mir getrennt.

Nun wurde ich raſend. Meine Bruſt und mein Geſicht trugen Zeichen meiner Raſerei. Ich zerfleiſchte mich ſelbſt und endlich fiel ich auf den tollen Gedancken abermals, mein Leben durch eine Verblutung zu endigen. Ich ſchliff an einem meiner Töpfe eins meiner verborgenen Goldſtücke ſo ſpitzig, als es mir möglich

lich war, und ſuchte mir damit die Pulsadern der Arme zu öffnen.

Schier hätte ich mich verblutet und mein Wunſch zu ſterben wär erfüllt worden, wäre nicht ganz von ungefähr meine Viſitation gekommen, die mich in meinem Blute fand. Ich wurde ſogleich verbunden, und das Erbarmen, das man mit mir hatte, war, daß ich in Feſſeln gelegt wurde.

Ich wurde auf eine andere Zelle gebracht und erhielt abermals einen Schwarzen zum Geſellſchafter, den man aber bald von mir trennte.

Meine Schwachheit vermehrte ſich täglich. Zum Gerippe war ich abgezehrt. Meine Leiden waren unausſprechlich groß. Und ſo brachte ich beinahe wieder ein Jahr zu.

„Abſcheulich! abſcheulich,“ rufte Valerio aus und Theodor ſeufzte. Er fuhr in ſeiner Erzählung fort.

Man brachte mich hierauf einigemal wieder zum Verhör und der Promotor klagte mich öffentlich der Ketzerei an. Ich antwortete mit ungemeiner Gegenwart des Geiſtes und machte meinen Richtern viel zu ſchaffen. Aber dieſe Menſchen haben immer Recht, und ihre Schlachtopfer müſſen Unrecht behalten.

Alle Morgen vernahm ich nun das Jammern und Aechzen der Gefolterten, und mein Zuſtand wurde immer bedenklicher.

Endlich, nach einer zweijährigen Haft, erſchien der Tag, der mein Schickſal ändern ſollte. Dieſes war der 12te Januar 1676.

Der Alkaide erſchien ſehr früh an dieſem Tage, gab mir eine Kleidung, befahl mir, dieſelbe anzuziehen, und mich fertig zu halten, wenn er mich rufen würde. Meine Kleidung war ein langes, enges ſchwarzes Gewand mit weißen Streifen, und ich legte es zitternd und voll Erwartung an.

Sollte es Ihnen nicht mißfällig ſeyn, M. H., ſo habe ich die Ehre, Ihnen vielleicht künftig auch einige deutſche ſonderbare Lehnsgewohnheiten vorzulegen.

3.

Portugieſiſche Dichter.

Da es die Dichtkunſt hauptſächlich iſt, welche den Portugieſen neben andern aufgeklärten Nationen eine Stelle giebt, ſo hat ein Reiſender alles, was er von portugieſiſchen Dichtern und ihren Werken in Erfahrung bringen können, ſorgfältig geſammlet — und wir theilen ſein Fragment, (es kann nur Fragment ſeyn) ſo lange mit, bis es Herrn Profeſſor Dieze in Göttingen gefällt, ſein Verſprechen zu erfüllen, und die Geſchichte der portugieſiſchen Dichtkunſt, ſeinem Meiſterwerke von der ſpaniſchen Dichtkunſt nebenanzuſtellen.

Die Bücher, aus welchen unſer Reiſende ſeine Nachrichten hergenommen hat, und welche man den Erforſchern der portugieſiſchen Dichtkunſt nicht genug anempfehlen kann, ſind folgende:

1) Origem da Lingoa Portugueſa per *Duarte Nunez de Liao.* Em Lisboa. 1606. 4
2) Europa Portugueſa, per *Manuel de Faria y Souſa*, Lisboa 1680 fol.
3) Bibliotheca Luſitana Hiſtorica, Critica & Cronologica, na qual ſe comprehende a Noticia dos Authores Portuguezes, e das obras que compuſerao desde o tempo da promulgaçao da Ley da Graca até o tempo prezente, por *Diogo Barboſa Machado* Tomo I. Lisboa Occiden-

Man holte mich bald darauf ab und führte mich in einen langen, ſchmalen Gang, in welchem die Schlachtopfer der Inquiſition, gegen zweihundert an der Zahl ungefähr, auf beiden Seiten, ſtill und unbeweglich, wie Marmorſäulen ſtanden.

Nur wenig Lampen gaben der traurigen, ſchwarzen Gruppe ein ſchreckliches Helldunkel, in welchem wir diejenigen Schlachtopfer der Inquiſition, welche verbrannt werden ſollten, in einer Seitenkammer bemerken konnten. Viele Beichtväter ſuchten den Unglücklichen Troſt einzuſprechen, und bedeckten die Grauſamkeit ihres Gerichts mit dem Mantel chriſtlicher Liebe und der theilnehmenſten Beſorgniß für die Seelen der Verurtheilten.

Indeſſen erhielten wir in dem Gange, jeder eine gelbe Wachskerze, und ein Bündel Kleider wurde herbei gebracht, die wie Meßgewänder, oder Schulterröcke gemacht waren, von gelber Leinewand, auf beiden Seiten mit rothen Andreaskreuzen bemahlt. Man nennt dieſe Röcke Sanbenitos, und diejenigen, welche ſie tragen, kommen mit der Strafe am gnädigſten davon.

Diejenigen aber, welche überwieſen ſind, geläugnet zu haben, oder zurückgefallen zu ſein, tragen eben ſolche Röcke, deren Grund aber grau, mit der Perſon des Leidenden auf einem Scheiterhaufen, bemahlt iſt. Die Flammen ſchlagen über ſich, Teufel umſchweben die Flammen und die Namen der Schuldigen nebſt ihren Verbrechen ſind darauf zu leſen. Man nennt dieſe Röcke Samarra.

Aber die, die ſich anklagen, wenn man ihnen ihr Urtheil geſprochen hat, tragen Samarras mit unter ſich brennenden Flammen. *)

Man ſtellte mich unter die Zauberer und Ketzer, und ich erhielt nebſt fünf andern, auch zum Kopfputze eine ſpitzi-

---

*) Fogo revolto.

ſpitzige Mütze von Kartenpapier, bemahlt mit Teufeln und Feuerflammen. Man nennt dieſe Mützen Carrochas, und die Schrift davon gab uns die Benennung: Zauberer. *) Gleich darauf aber nahm man mir, als ſei ein Verſehen geſchehen, die Mütze wieder ab und ſetzte ſie einem andern auf, ein Umſtand, der mich doch ein wenig wieder tröſtete.

Nun erhielten wir Erlaubniß, bis auf weitere Ordre, uns niederzuſetzen. Wir lagerten uns alſo auf dem Fußboden, viele mit Aechzen, wenige ganz ſtill.

Hierauf vertheilten unſere Wärter Brod und Feigen. Ich hatte keinen Appetit, ob ich gleich den Abend zuvor nichts gegeſſen hatte, und wollte nichts annehmen. Da ſagte der Wärter zu mir:

„Nehmt das Brod zu Euch, und ſteckts in Euern Sack, wenn Ihr jetzt auch nichts eſſen mögt, denn Ihr werdet gewiß Hunger bekommen, ehe ihr wieder hereinkommt."

Die Worte dieſes Menſchen gaben mir Troſt. Ich nahm Brod und Feigen und meine Furcht verbrannt zu werden, verſchwand augenblicklich.

Es wurde Tag. Die Gegenſtände wurden deutlicher. Die düſterbrennenden Lampen waren nach und nach verlöſcht.

Es ſchlug fünf. Die Glocken des Doms ertönnten. Das war das Zeichen des glänzenden Auto da Fé, auf welches das Volk in Schaaren herbeiſtrömte, den Triumpf der Ungerechtigkeit ſeiner furchtbaren Mönche mit ihnen zu feiern.

Auf den Geſichtern der Schlachtopfer des Gerichts ohne Gerechtigkeit wurden die innern Bewegungen ſicht-

*) Feiticero.

ſichtbar. Angſt und bange Erwartung mahlten ſich in den Blicken.

Der fürchterliche Glockenton war das Signal unſers Aufbruchs. Einzeln wurden wir hinaus gelaſſen, und jeder erhielt von den verſammelten Einwohnern aus der Stadt, deren Namen der Sekretär auf einer Liſte vor ſich hatte, einen Begleiter, der ihm, nach der Gerichtsſprache, als Pathe, zugeſellt wurde. — Das wird den guten Leuten als eine Ehrenbezeigung angerechnet — Mein mir zugetheilter Pathe war der Admiral der Portugieſiſchen Flotte in Indien.

Ich war nun auf der Straße und die Proceſſion begann feierlich.

Die Brüderſchaft der Dominikaner, deren Ordensſtifter Urheber der Inquiſition war, hatte die Ehre und das Vorrecht, den Zug zu eröffnen. Vor dieſen ehrwürdigen Herren her wurde die Fahne des heiligen Gerichts getragen. Sie war koſtbar mit dem Bildniß des Urhebers der Inquiſition geſtickt. In der einen Hand hielt dieſer Ehrenmann in effigie ein Schwerdt, und in der andern, einen Oelzweig. Ueber ihm waren die Worte: Juſtitia & Miſericordia zu leſen.

Auf die Geiſtlichkeit folgten die Gefangenen, einer nach dem andern, mit ihren Kerzen, ihre Pathen zur Seite. Die Wenigerſchuldigen waren die erſten. Und da ich nun einmal keiner derſelben ſein ſollte, ſo gingen über hundert meiner Mitbrüder vor mir her. Wir waren alle barfuß und liefen uns in dem Zuge, der länger als eine Stunde dauerte, auf den kleinen Kieſelſteinen, mit welchen Goa gepflaſtert iſt, die Füße blutig und wund.

Durch die längſten Straßen durch wurden wir gleichſam ſpazieren geführt, und wurden von einer unzähligen Menge von Zuſchauern, die zu dieſem Feſte aus allen Gegenden Indiens herbei gekommen waren, begaft. So wurden wir endlich, mit Schaam und Schande bedeckt, in die Kirche des heiligen Franziskus gebracht, wo diesmal das Auto da Fé gehalten werden ſollte.

Neben dem ſchwarzumhangenen und mit ſechs ſilbernen Leuchtern, auf welchen große Wachskerzen brannten, beſetztem Altar, waren zwei Bühnen errichtet. Auf der einen dieſer Bühnen rechter Hand, nahmen der Groß-Inquiſitor und ſeine Räthe Platz, auf der andern befand ſich der Vizekönig und ſein Hof.

Gegen dem Hochaltare gegenüber lagen auf einem andern Altare, zehn offene Meßbücher. Von hier, bis an die Thür waren auf beiden Seiten Schranken mit Sitzen für die Verurtheilten und ihre Pathen, errichtet. Mitten durch ging ein etwa drei Schuh breiter Gang.

Als ich nun ſaß hatte ich Muße und Aufmerkſamkeit genug, die Folge unſers Jammerzuges deutlich genug zu ſehen. Nach denen, welche, wie ich, mit unbedecktem Haupte gingen, kamen jene mit den beſchriebenen Mützen. Hinter ihnen her trug man ein großes Kruzifix mit gegen die Vorhergehenden gewandten Angeſicht. Hierauf folgten zwei Perſonen und vier Bildſäulen in natürlicher Größe, auf langen Stangen gebunden, getragen, nebſt eben ſo vielen Käſtchen, in welchen ſich die Gebeine der Abgebildeten befanden.

Daß das Angeſicht des Kruzifixes gegen die Vorangehenden gewendet war, bedeutete die Barmherzigkeit gegen dieſelben, die man, ob ſie gleich den Tod verdient hätten, dennoch weit gelinder zu beſtrafen, geſonnen war. Diejenigen aber, gegen welche das Kruzifix den Rücken wendet, haben keine Gnade zu hoffen. So gar ſehr ſymboliſch iſt alles bei dem heiligen Gericht!

Die Käſtchen, in welchen ſich die Gebeine der Verſtorbenen befanden, waren auch ſchwarz und mit Flammen und Teufeln bemahlt.

Man klagt auch nach dem Tode bei der Inquiſition an, verdammt, verbrennt Gebeine, konfiscirt dann die Güter der Verſtorbenen, und nimmt den traurigen Erben, was ſie mit Recht beſitzen, wenn man Luſt hat, ſich ihres Vermögens zu bemächtigen.

Keine Seele darf es wagen, die Gerechtigkeit ſolcher abſcheulichen Richter zu bezweifeln, wenn ihm ſein eigenes Leben nur im geringſten lieb iſt. Denn, wer mag beſtehen, wenn er mit der Inquiſition ins Gericht geht?

Als nun jedermann Platz genommen hatte, beſtieg der Provinzial der Auguſtiner die Kanzel und predigte gar rührend gegen eine halbe Stunde.

„Seht! — ſagte er unter andern; — ich will's euch nur ſagen. Die heilige Inquiſition iſt gar wohl zu vergleichen mit der Arche des Erzvaters Noah. Nur iſt der Unterſchied zu machen, daß die Thiere, die in die Arche eingingen, nach der Sündflut mit eben der Natur wieder herausgingen, wie ſie hineingegangen waren. Dahingegen das heilige Officium eine ſo gar wundervolle Art und Eigenſchaft an ſich ſpüren läßt, daß ſie ſchier diejenigen, welche ſie bei ſich eingeſperrt gehalten hat, ganz umwandeln kann. Denn in ihren Mauern verlieren die menſchlichen Löwen die Wildheit, die menſchlichen Wölfe die Grauſamkeit und kommen wieder als zahme Lämmer an das Tageslicht.“

Als nun dieſe tröſtliche Predigt geendiget war, wurden die Namen der Inquiſiten von der Kanzel abgeleſen und ihre Verdammungsurtheile bekannt gemacht. Von dieſen wurden dann die Meßbücher geküßt, und ſie mußten ein vorgeſprochenes Glaubensbekenntniß ablegen.

Meine Anklage war; daß ich die Kraft der Taufe bezweifelt, die Anbetung der Bilder lächerlich gefunden und ein Kruzifix geläſtert, imgleichen, daß ich mich erkühnet hätte, allzu frei über das heilige Officium zu ſprechen. Dafür nun wurde ich in den Bann gethan, meiner Güter verluſtig erklärt, ich aber aus Indien verbannt und zu fünfjähriger Galeerenſtrafe; wie auch noch zu andern Bußen, verdammt, die mir der Inquiſitor beſonders auferlegen würde.

Nach meinem abgelegten Glaubensbekenntniß war ich froh, daß ich mein Brod verzehren konnte, denn die Feierlichkeit nahm ſchier einen ganzen Tag hinweg, und es waren wenig Menſchen, die nicht, ſo gut wie ich, in der Kirche eſſen mußten.

Nachdem nun alle Rechtsſprüche abgeleſen waren, zählte uns der Inquiſitor vom Kirchenbanne los und ungefähr zwanzig Prieſter, gaben uns Schläge mit Spißruthen, als Zeichen der Abſolution. Nun durften auch die Pathen mit uns ſprechen, was vorher nicht geſchah. Sie erkannten uns jetzt für ihre Brüder, nachdem wir abſolvirt waren.

Die Unglücklichen, welche zum Tode verdammt waren, wurden hierauf dem weltlichen Gerichte überliefert und wurden zum Scheiterhaufen geführt, wo ſie, wie die beſchriebenen Bildſäulen und Gebeine, ihre Exiſtenz in den Flammen verloren, weil die barmherzige Inquiſition kein Blut vergießen will.

Ich war wirklich ſehr froh, als ich endlich wieder in meinen Kerker zurückgeführt wurde, und ſchlief ſehr ruhig bis man mich früh weckte, und mich nebſt meinen Unglücksgeſellen in das Pönitenzhaus brachte, wo wir uns täglich mußten examiniren, in Glaubenslehren unterweiſen laſſen und Meſſe hören mußten.

Hierauf wurden uns Kirchenbußen auferlegt, und endlich, nach vier Wochen, wurde ich auf ein Schiff gebracht, welches nach Portugal ſegelte, und meiner Banden entlediget.

In Liſſabon kam ich in das Gefängniß, die Galeere genannt, weil man daſelbſt keine wirklichen Galeren hat und erhielt das Zeichen meines Sklavenſtandes, die Kette —

„Die ich auch getragen habe!“ — fiel ihm Valerio in die Rede.

So können Sie ſich meinen Zuſtand denken, — fuhr Theodor fort. — Von meiner Sklavenarbeit und meiner Lage, haben Sie Begriffe. — Ich will Ihnen nur ſagen, daß die Vorbitte des Leibarztes der Königin mir meine Freiheit endlich wieder gab, und daß ich im Julius 1677 in mein Vaterland zurückkehren durfte, nachdem ich vier lange Jahre das Unglück empfunden hatte, ein Gefangener eines ſogenannten heiligen Gerichts zu ſein, deſſen Mitglieder Barbaren ſind, die die Menſchlichkeit aus ihren Sälen verwieſen haben, um der Grauſamkeit bluttriefende Altäre dort zu errichten.

v***s.

2.

Das Billet.

Beſchluß. (S. No. 2 der Olla von 1794.)

Den beiden Herren machte es eine wahre Freude, Augenzeugen ſein zu können, wie ſich die Faſſungskunſt der Frau Admiralin bei einer ſo kitzlichen Gelegenheit benehmen würde, und den Galan kennen zu lernen, der es gewagt, ihr noch die Cour zu machen. Der Herzog von Guiſe, der Marſchall von Saint-André und ſein Schwiegerſohn nahmen jeder ein Wachslicht und in Begleitung der beiden Prinzen ſchlichen ſie ſo leiſe, als ſie konnten, nach der Thür des Verwaltungszimmers. Der Kardinal von Lothringen blieb allein zurück, weil er dieſes der Decenz ſeiner Würde ſchuldig zu ſein glaubte, ſo ſehr es ihn auch ſchmerzte, ſich nicht mit eigenen Augen an der Verwirrung ſeiner Feindin weiden zu dürfen. Sie horchten lange an der Thüre und vernahmen nichts. Der Herzog von Guiſe kratzte ganz leiſe an der Thüre, ein Kammerdiener, der Wache hielt, machte auf, in der Meinung, es ſei die la Noue, welche käme, das Fräulein zur geſetzten Stunde wieder abzuholen. Als er alle die Menſchen erblickte, ſtutzte er ein wenig, allein der Herzog von Guiſe ſagte zu ihm, ſie wüßten ſehr gut, was darinn vorgehe, ſie wären Mitvertraute des Geheimniſſes, man möge ſie nur einlaſſen. Der Kammerdiener bildete ſich ein, die Herren müßten wohl etwas ſehr wichtiges und dringendes dem Könige zu ſagen haben und hatte kein Bedenken, ſie eintreten zu laſſen. Der Marſchall von Saint-André, als der eifrigſte, war der erſte, der ſich dem Bette näherte, aber wie verſteinert ſtehen blieb, als er auf der einen Seite den König und auf der andern Seite ſeine eigene Tochter erblickte, die ſchöner und reizender war, als er ſie in ſeinem Leben geſehen. Sie hatte wegen Hitze beide Arme zum Bette heraus hangen und ihren ſchönen Buſen über die Hälfte entblößt, ſo daß es unmöglich war, ſich ein liebenswürdigeres wollüſtigeres Schauſpiel zu denken. Das Erſtaunen und die Verwunderung des Marſchalls bei dieſem Anblick machte, daß der Herzog von Guiſe und der Prinz von Joinville und die beiden Prinzen aus dem Hauſe Bourbon ſich ebenfalls näherten und ihrer Seits eben ſo verwundert als der

Marſchall wurden, den Konig und das Fräulein von Saint-André ſo ruhig neben einander liegen und ſchlafend zu erblicken, als ob ſie Mann und Frau geweſen wären und das größte Recht dazu gehabt hätten. Die Verwunderung von allen fünfen war ſehr groß, aber die Wirkung ſehr verſchieden. Vater, Schwiegervater und Bräutigam waren traurig und beſtürzt, die beiden jungen Prinzen hingegen fanden das Regal ungleich angenehmer, als das ihnen angekündigte und hatten alle Mühe von der Welt, nicht laut aufzulachen. Ein Glück für den Marſchall war die Entblößung des ſchönen Buſens ſeiner Tochter, welcher die beiden jungen Herren ſehr angenehm beſchäftigte, denn er ſelbſt ſah ſo hölzern und ſo ganz aus aller Faſſung gebracht aus, daß auch ſelbſt ein Cato ſich des Lachens und Spottes nicht würde haben enthalten können.

Die Lichter, deren Schein auf die Augen des Fräulein fielen, weckten ſie auf; ſie rieb ſie ein wenig und öffnete ſie dann ganz. Das erſte, was ſie erblickte, war ihr Vater, ſie that einen lauten Schrei, der den König aufweckte. Anfangs war der König eben ſo beſtürzt, als es die Umſtehenden geweſen, aber er faßte ſich ſchnell wieder und Liebe flößte ihm jetzt mehr Verſtand und Muth ein, als er noch nie in ſeinem Leben gezeigt hatte. Er tröſtete zuförderſt das weinende Fräulein und verſprach ihr aufs feierlichſte, daß er ſie in ſeinen Schutz nehme; und hierauf wendete er ſich an den Herzog von Guiſe und an ſeine Begleiter, und fragte ſie in einem gebieteriſchen Tone, wer ihnen das Recht gegeben habe, ſich zu einer ſolchen Stunde an einem Orte einzudringen, wo er ſich, wie ſie gewußt, befände. Der Marſchall von Saint-André nahm das Wort, und erwiederte, ſie hätten nicht gewußt, daß Seine Majeſtät hier wären und ſie hätten nichts weniger vermuthet, als was ſie gefunden; er ſei daran Schuld, daß der Herzog von Montpenſier und der Prinz von Roche-ſur-Yon jetzt hier gegenwärtig wären, denn er habe ſie zu einem Schauſpiel eingeladen, wo er freilich nicht geahndet, daß ſeine Tochter die Hauptrolle ſpielen würde; hätte er nur im geringſten muthmaßen können, welche Ehre ſeine Majeſtät ſeiner Familie erwieſen, ſo würde er gewiß ſo viel Diſkretion gehabt haben, dieſe beiden jungen Herren nicht zu Zeugen davon zu machen. — Bei Endigung dieſer Worte lief er zur Thür hinaus, als ob ihm der Kopf brenne, und der König, dem die Anweſenheit der übrigen und ſonderlich des Prinzen von Joinville, des Bräutigams von dem Fräulein, immer läſtiger fiel, erſuchte ſie, ſich ebenfalls zu entfernen, was ſie auch auf der Stelle thaten. Hierauf tröſtete der König das Fräulein, das ſich wieder zu beruhigen anfing, als Vater und Bräutigam das Zimmer verlaſſen hatten und rief dem Kammerdiener, der ſo unbeſonnen geweſen war, die Thür zu öffnen; allein dieſer hatte dieſes nicht abgewartet, ſondern ſein Heil in ſeinen Beinen geſucht, ſobald er gemerkt, welchen Fehler er wider ſeinen Willen begangen. Die pünktliche la Noue hatte ſich unterdeſſen eingefunden und leuchtete dem König nach ſeinem Zimmer zurück, worauf ſie auch das Fräulein von Saint-André wieder abholte und nach dem ihrigen brachte.

Die Königinn Mutter, welcher der Prinz von Joinville verſprochen, eine genaue und umſtändliche Erzählung von den Vorfällen dieſer Nacht zu machen und die von Natur nicht viel Geduld hatte, verging unterdeſſen bald für Ungeduld; und als es zwei Uhr geſchlagen, ohne daß ſich der Prinz blicken ließ, ſo ließ ſie ihn durch eine ihrer Kammerfrauen rufen, die ihn auf dem Zimmer ſeines Onkels, des Kardinals, antraf. Der Prinz begab ſich zu ihr, und bemühte ſich, ſein Geſicht in ſo heitere Falten zu legen, als es das Andenken des gehabten Abentheuers erlauben wollte. Prinz von

Joincidental. Anno 1741. T. II. 1747. T. III. 1752. fol.

Der Urſprung der Dichtkunſt verliert ſich bey den Portugieſen wie bey allen andern Nationen in das dunkle Alterthum. Wonnegefühl der Natur unter den mildeſten Himmelsſtriche, auf den mit allen Gütern geſeegneten Erdboden, ſinnlicher Ausdruck dieſes Gefühls durch Töne, anfänglich rauh und ohne Zuſammenhang, dann mit Verfeinerung der Kunſt, der regelloſe Ton des uncultivirten Wilden, in Maaß und Gränze und Wohlklang — ſo war's bey allen Nationen — und bey den Portugieſen auch, bis Phönicier, Carthaginenſer und Römer ihnen Wiſſenſchaften, Künſte und Sitten gaben. Unter der Alleinherrſchaft der Römer näherte ſich die portugieſiſche Dichtkunſt einiger Vollkommenheit. Allein im 5ten Jahrhunderte verfiel ſie mit der römiſchen Macht zugleich. Unter den Gothen und andern nordiſchen Völkern welche das Land überſchwemmten, thronten Barbarey, Unwiſſenheit und Verfolgungsgeiſt. Geiſtliche Dichter gab es zwar in Menge; aber griechiſch-römiſche Muſe war den heiligen Männern ein Greuel. So ſchmachtete die Dichtkunſt das 6te und 7te Jahrhundert hindurch, bis Wiſſenſchaften und Künſte im 8ten Jahrhundert mit den Arabern wiederkehrten. Von dieſen hub ſich manches große Genie empor. Die Charakteriſtik der arabiſchen Dichter und ihren Werken gehört nicht hieher, weil ſie auf die Ausbildung der portugeſiſchen Sprache und Dichtkunſt keinen Einfluß gehabt zu haben ſcheinen, wenigſtens weiß man bis zum 12ten Jahrhundert keine portugieſiſchen Dichter, deren Namen und Werke denen damals berühmten arabiſchen Dichtern und ihren Werken gleich geſtellet werden könnten.

Joinville, rief ihm die Königinn entgegen, ſo bald ſie ihn erblickte, ich will ſie nicht fragen, ob die Beſtürzung des verliebten Paares groß und die Admiralin in Verzweiflung war; ich bin überzeugt, daß ſie die Beſchimpfung kaum überleben, und Himmel und Erde bewegen wird, um ſich zu rächen; ich bin nur neugierig zu wiſſen, wer der Galan war. Was iſt es für ein Mann? iſt er jung, wohlgebildet, von Stande? darf ſich die Dame was darauf zu Gute thun, von ihm geliebt zu werden? ich bitte ſie, ſchildern ſie mir ihn recht nach dem Leben und ſagen ſie mir, wie er ſich betrug, als er ſich von ihnen in den Armen ſeiner Schönen ertappt ſah. — Welch eine Foderung an den Prinzen von Joinville, der das Fräulein ſo heftig liebte! Er antwortete der Königinn mit einem Verdruß, der ſehr verzeihlich war: Der Liebhaber, deſſen Portrait ſie verlange, ſei ſehr jung, klein von Perſon, aber ziemlich wohlgebildet und ohnſtreitig einer der vornehmſten am Hofe; die Dame habe allerdings ſich Glück zu wünſchen, einen ſolchen Liebhaber unter ihre Anbeter zu zählen, auch werde ſie gewiß wegen dieſes Glücks von jedermann beneidet werden, ſo bald es nur die Welt erfahren werde, übrigens habe der Liebhaber ſich auf eine Art betragen, die ſtolzer und gebieteriſcher geweſen, als man von ihm gewohnt war, und weit entfernt, in Furcht zu gerathen, habe er vielmehr alle Anweſende in Furcht geſetzt. Weiter, bitte ich Ew. Majeſtät nicht in mich zu dringen, fuhr er fort, morgen werden ſie nur zu viel davon hören müſſen, und könnten ſie ſich einen Begriff von dem machen, was ich alleweile leide, ſo würden ſie ſich wundern, daß ich ihnen auch nur das habe ſagen können.

Die Königinn glaubte, er ſei vielleicht krank und beurlaubte ihn. Er kehrte zu ſeinem Onkel zurück, den er außer ſich für Wuth antraf. Der Herzog von Montpenſier und der Prinz Roche ſur-Yon hatten ſich entfernt, um ſich deſto ungeſtörter dem Ausbruch ihrer Schadenfreude überlaſſen zu können, nur that es ihnen leid, daß jedermann noch ſchlief und daß ſie ſich gedulden müßten, bis es Tag würde, um das drollichte Quid pro quo am ganzen Hofe auszupoſaunen.

Sie legten ſich ſehr ſpät nieder und ſtanden ſehr frühe auf, denn ſie brannten vor Verlangen, ihrem Vetter, dem Prinzen von Condé zu erzählen, aus welcher Abſicht die Guiſen und der Marſchall von Saint-André ſie zum Abendeſſen gebeten, und auf welche traurige und unerwartete Weiſe ſich der Knoten des Stückes für ſie gelöſet habe. Obgleich der Prinz Condé und ſie von verſchiedener Religion und ſogar von verſchiedener Partei waren, ſo hegten ſie doch die größte Hochachtung für einander, und ſonderlich ſchätzten der Herzog von Montpenſier und der Prinz von Roche ſur-Yon den Prinzen von Condé ſehr hoch, den ſie als den tapferſten Mann ihres Zeitalters betrachteten. Die Freude, welche dieſer Prinz über ihre Erzählung und über die Beſchreibung der Verzweifelung der Guiſen, des Marſchalls von Saint-André und ſeiner Tochter hatte, entſchädigte ihn für die böſen Augenblicke, die ihm der Verluſt des Billets gemacht. Man konnte ſich auch nichts drolligeres denken, als daß ſie ſich ſo viel Mühe gegeben, dieſe Intrigue ſelbſt einzufädeln und zwei Perſonen von dieſem Stande gleichſam zu nothzüchtigen, um ſie zu Augenzeugen eines ſolchen Auftritts zu machen; aber der Prinz Condé fand das alles ſo herrlich und ſo einzig in ſeiner Art, um es für ſich allein behalten zu wollen, er würde es ſich nicht vergeben haben, wenn es der Admiral aus einem andern Munde als dem ſeinigen erfahren hätte. Er konnte ſich leicht ſagen, daß die Geſchichte bald Stadt- und Hofkundig ſein würde, und er eilte deswegen im vollen Springen zu ihm, aus Furcht, es möchte ihm ſchon jetzt jemand zuvorkommen. Kaum hatte der Admiral es aus ſeinem Munde vernommen, ſo lief er in das Zimmer ſeiner Gemahlinn. Sie hatte ſich den fatalen Verluſt des Billets ſo zu Herzen genommen, daß ſie die ganze Nacht recht ernſtlich krank geweſen und daß man ihr ſogar dieſen Morgen zur Ader laſſen wollte; aber die fröliche Zeitung brachte den Wundarzt um ſeinen Verdienſt, und that eine beſſere und ſchnellere Wirkung als der Aderlaß. Krank oder nicht krank ſprang die Admiralin aus dem Bette, ließ ſich ankleiden, ſtieg in ihren Wagen und fuhr zu allen ihren Bekanntſchaften, um ihnen die Geſchichte mit allen Umſtänden zu erzählen und dieſe ihrer Seits vertrauten ſie wieder ſo viel andern Leuten an, daß es ſchon ganz Paris wußte, ehe es noch Mittag wurde. Da das Königreich damals in einer beſtändigen Fehde zwiſchen den Katholiken und Hugenotten begriffen war, die es wechſelsweiſe unter dem Vorwande der Reform zu Grunde richteten, ſo gab es einige Perſonen, die noch ſelbſt dieſen Morgen beim Aufſtehen des Königs leiſe einen neuen Gaſſenhauer nach einer beliebten Weiſe brummten und ihren Freunden in der Abſchrift zuſteckten, der ſchon auf den Vorfall der vergangenen Nacht gemacht worden war.

Die Geſchichte war alſo ſo gut als das öffentliche Geheimniß, und die Königinn Mutter erfuhr gar bald haarklein, daß ſie ihr der Prinz von Joinville nur mit ſo vielen Verſchleierungen erzählt hatte. Fräulein Saint-André, die ſonſt nicht ermangelte, ſich bei ihrer Toilette einzufinden, blieb dieſen Morgen zum erſtenmal aus und gab dadurch dem laufenden Gerüchte ein neues Gewicht. Die Königinn ſchickte nach ihr, aber des Königs Arzt, Namens Miron, der ſich bei ihr befand, hatte Befehl, ſeine Pflicht zu thun und zu ſagen, daß ſie krank ſei; zu einer andern Zeit wäre das eine Entſchuldigung geweſen, gegen welche ſich nichts ſagen laſſen, aber im gegenwärtigen Falle war es ſo gut als ein Eingeſtändniß, auch nahm es die Königinn, die man nicht leicht hinterging, für das, was es war. Sie gerieth in einen heftigen Zorn und konnte nicht Meiſter über ihre Empfindlichkeit werden. Sie ließ den König bitten, zu ihr zu kommen. Er kam, ſie nahm ihn mit ſich in ihr Kabinet und ſchickte ſich an, ihm einen derben Verweis zu geben und mit ihm in dem Ton einer Mutter zu reden, die ein Recht über einen Sohn zu haben glaubt; aber der König, den Liebe und das Fräulein von Saint-André gelehrt hatten, wer er ſei, unterbrach ſie bei der erſten Aeußerung auf eine Art, die der Königinn bewies, daß er nicht Willens ſei, ſich von ihr Verweiſe geben, oder ſich in ſeinen Vergnügungen einſchränken zu laſſen. Er geſtand ihr mit trockenen Worten ſeine Liebe zum Fräulein und ſetzte hinzu, er bäte ſie, ihm keine Hinderniſſe dabei in Weg zu legen, weil er ſich ſonſt gemüſſigt ſehen würde, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und ihren Ehrgeiz und ihren Einfluß in die Angelegenheiten des Staats ebenfalls einzuſchränken, weil ſie wohl fühle, daß letzterer nur ſo lange dauern könne, als es ihm beliebe, ihn dauern zu laſſen, und daß, ohne der Ehrfurcht zu nahe zu treten, die er ihr als ſeiner Mutter ſchuldig ſei, es nur von ſeinem Willen abhange, wieder König zu ſein und das Ruder aus ihren Händen zu nehmen.

Dieſe Worte, welche das Fräulein Saint-André dem Könige in den Mund gelegt hatte, und welche die Königinn nie von ihrem Sohn erwartet, ſetzten ſie in ſo große Beſtürzung, daß ſie es nicht wagte, weiter in ihn zu dringen, aus Furcht, er möchte noch eine andere noch unerwartetere Antwort im petto haben. Unterdeſſen irrte ſich der König, wenn er glaubte, daß ihre Abſicht ſei, ſeinen Vergnügungen Hinderniß in den Weg zu legen, im Gegentheil, ſie wünſchte nichts mehr, als ihn beſtändig in Vergnügungen und Zerſtreuungen einzulullen, und wäre Fräulein Saint-André nur ſchön geweſen, ſo würde ſie die erſte geweſen ſein, ſeine Wahl zu billigen; aber ſo kannte ſie das Fräulein als eine Perſon, die im Stande ſei, ihm die Augen zu öffnen, und fürchtete, wenn ſie ſich des Königs bemächtiget, ſo möchte ſie ſich gelüſten laſſen, auch durch ihn regieren zu wollen. Unterdeſſen ſchieden Mutter und Sohn als gute Freunde von einander. Fräulein Saint-André blieb dem König, und die Regentenſchaft der Königinn nach wie vor.

3.

Verluſt durch Gewinn und Gewinn durch Verluſt.

Luſtſpiel in einem Akt

von

J. C. F. P.

Perſonen:

Etatsrath von Hilzer.
Ludwig, ſein Sohn.
Liſette, ſeine Tochter.
Berginſpector Malwitz.
Hofrath Barner.
Heinrich, ſein Sohn.
Julchen, ſeine Tochter.
Johann, des Hofraths Bedienter.
Friedrich, des Etatsraths Bedienter.

Erſte Scene.

Heinrich (nachdenkend auf und nieder gehend. Julchen kömmt eilig herein.)

Julchen.

Bruder!

Heinrich. (aufſehend) Schweſter!

Julchen. Endlich find ich dich doch. (ergreift ſeine Hand und fragt, um zu fragen) Lieber Heinrich, was fehlt dir?

Heinrich. Mir? — Nichts! — (kurz) Soll mir etwa was fehlen?

Julchen. Wie meinſt du das, Bruder?

Heinrich. Nun — damit es was zu bedauern giebt!

Julchen. Heinrich, ſo wüßteſt Du noch von Nichts? ſo hätte er Dir ſeinen grauſamen Entſchluß noch nicht bekannt gemacht?

Heinrich. Er? — Wer?

Julchen. Unſer Vater. Daß wir heirathen ſollen, daß —

Heinrich. (ſtellt ſich gleichgültig.) Ach ſo!

Julchen. Du weißt es? Du willſt ſie?

Heinrich. Du willſt ihn nicht?

Julchen. (feſt.) Nein! So gern ich eine gehorſame Tochter ſein wollte — nimmermehr;

Heinrich. Wie? Du willſt ihn nicht, den jungen Hilzer, das lebendige Konterfei des Gottes der Liebe? eben ſo ſchön und frölich und lebhaft wie der, und von eben ſo gefälligen Sitten! — Und dabei klug — weiſe.

Julchen. (lächelnd) Er hat dir gewiß ſelbſt geſagt, daß er das Alles iſt. Aus dir haſt du es nicht.

Heinrich. Und ſo bald eine Kammerjunkerſtelle vakant wird, ſo heißt es, hat Ludwig von Hilzer Hoffnung, damit begnadigt zu werden. Julchen! Frau Kammerjunkerin klingt doch [illegible] übel nicht?

Julchen. Aber Frau — Frau Berginſpektorin zum Exempel, — oder Madam — das klingt eben ſo gut, beſſer.

Heinrich. Und — ſiehſt Du, Schweſter! das hätte ich bald vergeſſen — und ein Herr von! — Gnädige Frau! daß dich der Tauſend!

Julchen. (ſpöttiſch) Ja wohl! die gnädige Frau eines ungnädigen Mannes! (unwillig) Und darum eben! und weil ich ihn nicht liebe, nimmer werde lieben können, nimmer zu lieben wünſche.

Heinrich. (ergreift freudig ihre Hand.) Iſt das Ernſt, Schweſterchen? Iſt das wahrhaftig dein Ernſt?

Julchen. Ich dächte, du hätteſt lange genug gefragt. Jetzt beantworte mir die Frage: ob du denn Liſetten nehmen willſt?

Heinrich. (leichthin, ſieht ſie lächelnd dabei an) Ja!

Julchen. Das iſt dein Ernſt? dein aufrichtiger Ernſt?

Heinrich. (triumphirend ihr um den Hals fallend.) Nein, Schweſterchen! nein! — Herrlich, herrlich! wir haben gewonnen. Siehſt du, ich wollte Dich ausholen. Nein, Julchen, wir wollen alle beide nicht.

Julchen. Alle beide nicht.

Heinrich. Der Vater kündigte mir kurz vorher die Heirath mit Liſetten von Hilzer an, und ſagte mir zugleich, er würde auch Dir die Verbindung mit Ludwig ankündigen. Ich erſtaunte; ich wußte kein Wort zu ſprechen; ich ſtand da, wie vom Blitz getroffen. Warum die? fragte ich endlich; gerade die? Die Antwort lief ungefähr darauf hinaus, weil es eine adeliche, hohe,

ver-

vornehme Familie wäre, und es wäre ſo ſelten, daß unſer Einer mit einer ſolchen Familie durch Bande des Bluts verknüpft würde, und weil demnach der Etatsrath den Wunſch, unſere beiden Familien zuſammen zu werfen, *zuerſt* geäußert hätte, ſo könnte man ſich *eben darum* nicht genug gratuliren — Und *eben darum nimmermehr*! wollte ich ſagen, aber Aerger erſtickte die Worte, und ich machte, daß ich fort kam. — Nein, Schweſter! Ich wiederhole es gegen Dich, was ich tauſendmal zu mir ſelbſt geſagt habe: Ein Fräulein werde ich nimmermehr zu meiner Gattin wählen! Warum ſollte ich meines Gleichen vorbeigehn, als ſchämte ich mich ihrer, und mich in einen Zirkel drängen, wo jeder ſich meiner ſchämt, wenn ſie ſich das auch nicht immer dürfen merken laſſen! — Und denn weiß ich, wie jeder, der ein Bischen um ſich ſieht und beobachten kann, daß der arme Verblendete durch eine ſolche Verbindung faſt immer die Reihe ſeiner glücklichen Tage beſchließt. Der *Mann* geräth unter die Herrſchaft der Frau — und billig ſollte doch nur Liebe über ihn herrſchen! — Der *Vater* muß ſeinen Anſprüchen auf Familienglück, der *Menſch* ſeinen Anſprüchen auf die reinſten Freuden des Lebens entſagen. Wir reden ein andermal vielleicht mehr davon. Kurz, eine ſolche Verbindung würde wider meine Grundſätze ſein, und ich verdiente nachher nicht Mitleid, ich verdiente Spott und Verachtung, als ein Thor, der wider ſeine Grundſätze gehandelt hätte.

Julchen. Und ich laß es noch gelten, Heinrich, wenn Braut und Bräutigam gegenſeitige Liebe fühlen. Die Liebe, denk' ich immer, wagt es darauf; ſie lebt nur für die Gegenwart, ohne daß Scenen der Vergangenheit ſie ſchreckten, oder die Zukunft ſie beunruhigte. Der Liebe Schweſter iſt ja Hoffnung; dieſe ſchmückt ihre Schweſter, ſobald ſie erſcheint, mit einem Kranze von Immergrün, zum Zeichen, ſie werde nie wieder verſchwinden. — Aber lieb' ich denn meinen Junker? wär' es wohl möglich, daß ich ihn je lieben könnte?

Heinrich. Du biſt billiger als ich, Liebe Julie. Ich — wenn auch die wärmſte Liebe mich an ein Fräulein feſſelte und das Fräulein wieder an mich: ich würde mich dennoch losreißen; möchte mein Herz dabei brechen, ich würde dennoch!

Julchen. Jetzt wird nicht Gewalt von innen, ſondern von außen uns feſſeln — faſt unwiderſtehlich! Der Vater will Alles daran ſetzen, uns zu bewegen. —

Heinrich. Wie? Hat er das geſagt?

Julchen. Nur in Anſehung meiner; aber er hat nie Unterſchied unter ſeinen Kindern gemacht.

Heinrich. Du kannſt ihm wieder ſagen, daß nichts daraus würde; daß weder Du noch ich uns auf Glück oder Unglück hingeben würden.

Julchen. Wir möchten wählen," ſagte er zu mir — er war freilich im höchſten Affekt: — dieſe Heirath oder — (mit Wehmuth) Heinrich, ſo hat er wahrhaftig geſagt — oder Enterbung!

Heinrich. (erſchrocken) So? das hat er geſagt?

Julchen. (nach einer Pauſe) Ich habe gewählt, ich hatte ſchon gewählt, als er mir die Wahl ließ —

Heinrich. Schweſter!

Julchen. Ehe ich ein elendes Leben führe — beſſer, dürftig und ohne Liebe, als reich ſein und geliebt werden von dem!

Heinrich. Recht ſo! (ſie umarmend) Schön! du biſt meine Schweſter. Komme daraus was da wolle, ich heirathe Liſetten nicht. Auch wird es ja zur Enterbung nicht kommen; ich kenne den Vater.

Julchen. (beſorgt) Ich kenne ihn auch, ich weiß, daß ſein Stolz die Erlaubniß hat, ſelbſt ſeine Vaterliebe ungeſtraft zu beeinträchtigen.

Heinrich. Sollten wir ihn nicht bewegen können, von dem thörichten Begehren zu laſſen?

Julchen. Meinſt Du, durch Bitten? die habe ich ſchon verſucht, und er bat mich dagegen — ihn mit meinen Bitten zu verſchonen.

Heinrich. Dann werden Vorſtellungen auch Nichts fruchten. Ich hätte ſonſt gar zu gerne einen Proſelyten gemacht, und ſeinem Stolze eine andere, glücklichere Richtung zu geben verſucht.

Julchen. So hilft nichts mehr —

Heinrich. Sachte, ſachte! Kann man irgendwo nicht aufrecht hindurch, ſo kriecht man.

Julchen. Und ſtößt ſich dennoch ſehr oft den Kopf.

Heinrich. Die Liſt verſteht das Kriechen.

Julchen. O nicht doch! Laß uns lieber gerade heraus ſagen: Nein, beſter Vater, ich heirathe ihn nicht; machen ſie mit mir, was Sie wollen.

Heinrich. Du ſcheinſt nicht viel Zutrauen zur Liſt zu haben, die doch eine wahre Freundinn in der Noth iſt. Nur muß ſie auf die Charaktere, ſelbſt, auf den Gang der Leidenſchaft, auf die Modifikationen der Temperamente berechnet ſein, dann wett' ich, bekömmt man ein richtiges Produkt. Du verſtehſt mich doch, Schweſter? Man muß nur gar auf den lieben Zufall nicht rechnen; er bleibt aus, wo man ſein am ſehnlichſten wartet, und man geräth in verdammte Verlegenheit: Kömmt er, wo man nicht auf ihn rechnete, wo ohne ihn ſchon alle Plätze beſetzt ſind: ſo macht man dennoch ſchon Anſtalt, daß man ihn noch irgendwo einſchiebt.

Julchen. Was willſt Du, Heinrich?

Heinrich. (lebhaft) Retten — mich und Dich! Eben dem Stolze, der jetzt unſer Schrecken iſt, wollen wir unſre Befreiung verdanken. Mit dem Meſſer, wodurch

Unter Alonſo I. lebte **Gonzalo Hermiguez**, ein guter tapferer Rittersmann, treu, bieder und verliebt — machte ſeinen Vers, wie Liebe und Natur es ihm eingaben; ferner **Egaz Moriz Coelho**, ihn lehrte die unglückliche Liebe, die er nicht lange überlebte, Petrarchiſche Verſe.

Im 13ten Jahrhunderte lebte der König-Dichter **Don Dionyſius**, ein Meteor am portugieſiſchen Himmel, ein groſſer Mann und ein gefühlvoller Dichter. Er ſtiftete im Jahr 1290. eine Univerſität zu Liſſabon, die aber wegen Unruhen unter den Studenten 1308. nach Coimbra verlegt werden mußte. Damals hatten die Provenzalen ſchon Einfluß auf die portugieſiſchen Dichter, und Don Dionyſius war einer der erſten, der ihnen nachahmte. Man hat geiſtliche und andere Gedichte von ihm, aber nur in Handſchriften. **Alonſo Sanchez** Graf von Albuquerque ſein natürlicher Sohn, wird für einen der beſten und zierlichſten Dichter ſeiner Zeit gehalten. Noch ein natürlicher Sohn dieſes großen Vaters **Don Pedro** Graf von Barcellos, war ein vorzüglicher Dichter und Geſchichtſchreiber. Der Dichter **Vasco Martinez de Reſende** lebte unter der Regierung dieſes Königes.

Das 14te Jahrhundert hat zwey Könige-Dichter aufzuweiſen. **Don Alonſo IV.** und **Don Pedro**, Gemal der berühmten **D. Inez** von Caſtro.

Im 15ten Jahrhunderte lebte **Henrique Cayado.** Er ſtudirte zu Liſſabon, ſeiner Vaterſtadt, unter Gonzalo Rombo, in Italien unter Angelo Poligiano. Cataldus Pariſius in Bologna brachte ihn zur Vollkommenheit in der lateiniſchen Poeſie. Sein Ruf als ein vorzüglicher lateiniſcher Dichter breitete ſich in kurzer Zeit aus.

Er

durch er uns tödten wollte, ſoll er ſich ſelbſt verwunden —

Julchen. O weh! Du wirſt tragiſch.

Heinrich. Sei unbeſorgt; die Wunde iſt nicht gefährlich.

Julchen. Er blutet doch, er blutet, der arme Vater!

Heinrich. Hilf mir ihn verbinden, Schweſter; geſchwinde!

Julchen. Ich verſtehe Dich nicht.

Heinrich. Nur einen Augenblick Geduld. Aus Stolz will er, befiehlt er, wir ſollen Verbindungen treffen, gegen die ſich unſer Herz empört. Er glaubt dadurch reicher noch an äußerer Ehre zu werden, und ſeinem Hauſe einen neuen beneidenswerthen Glanz zu verſchaffen. Wenn man ihm nun zeigt, daß daran gar nicht zu denken iſt, daß es dem gnädigen Herrn von Hilzer und der ganzen hohen Familie allein um ſein Geld zu thun iſt, und daß ſie ohne dieſe Ausſicht wohl bleiben würden, was ſie ſind und wo ſie ſind — (raſcher) Verſtehſt du, Julchen? das Alles könnte der Vater jetzt ſchon wiſſen wie ich es weiß; aber er will es nicht wiſſen, er verwahrt ſich vor der Ueberzeugung, an der ſeine Lieblingsidee ſcheitern müßte: — (wieder langſam) wenn wir ihn nun mit dieſer Ueberzeugung zu überraſchen ſuchten, wenn er nun glauben müßte, weil er ſieht! Schweſterchen, wird ſein Stolz ihn dann nicht eben davon zurückhalten, wozu er ihn vorher noch ermunterte? Würde er nicht die Gewalt, womit er jetzt auf die verhaßte Verbindung dringt, dann dazu anwenden, ſie wieder aufzuheben, wenn ſie ſchon geſchloſſen wäre?

Julchen. Aber wie helfen wir ihm zu jener Ueberzeugung? wie?

Heinrich. Das iſt die Frage, Julchen, die mich vorher ſchon beſchäftigte, worauf ich wenigſtens ſchon eine halbe Antwort fertig habe.

Julchen. Nun?

Heinrich. Du wollteſt Dich mit einer halben Antwort begnügen? Nein, liebe Schweſter, komm mit mir, wir wollen die Sache ganz genau überlegen, und unſers Vaters und (ironiſch) gnädigen Herrn Schwiegerpapa's reſpektive bürgerliches und hochadelliches Herz ganz genau analyſiren, und dabei von dem Grundſatz ausgehen, daß das eine wie das andere ein menſchliches Herz iſt. Komm doch, komm! Hier möchte uns der Vater überraſchen. — Wir werden Beide Rollen zu ſpielen haben.

Julchen. Ich auch? Sie muß nur nicht ſchwer ſein.

Heinrich. Klein und leicht. — (ſchnell) Du haſt Dich doch nicht ſchon in Einen vergafft?

Julchen. Wie ſo? Würde ſie dann ſchwer zu ſpielen ſein?

Heinrich. — Ja.

Julchen. Bruder, ſo — (ſtockt.)

Heinrich. Wahrhaftig? Wie? Du liebſt?

Julchen. Ach nein — Wer ſagt denn das! —

Heinrich. Gut, ſo ſpielſt Du eine Liebhaberinn.

Julchen. Eine Liebhaberinn? Warum? Wozu das?

Heinrich. Um Ludwig zu beſtrafen, daß er Dich, auf ſeines Papa's Befehl, zur Frau haben will.

Julchen. Ich verſtehe Dich nicht, Bruder. Und du?

Heinrich. Ich nehme auch eine Liebhaberrolle — um mein Fräulein zu züchtigen. Verſtehſt Du?

Julchen. Nicht mehr als die Worte. Heinrich, ich werde meine Rolle verderben — eben weil ich nicht liebe.

Heinrich. (lachend) Und eben deswegen ſpielſt Du ſie gut, ſag' ich — Nun? — das muß der Direkteur ja am beſten verſtehen. Komm nur! (Beide ab durch eine Nebenthüre.)

Zweite Scene.

Berginſpektor Malwitz, (einfach, aber nicht unmodiſch gekleidet, wird von **Johann** ins Zimmer genöthigt.)

Johann.

(folgt dem Berginſpektor, als er hineingegangen iſt, und ſieht ſich allenthalben um.)

Sind denn der junge Herr nicht mehr hier? — Der junge Herr gingen kurz vorher hier herein.

Malwitz. Ich hätte ihn ſehr gerne auf ein paar Worte geſprochen.

Johann. Kann ich's nicht beſtellen?

Malwitz. Nein, lieber Freund; es ſind — Amtsſachen.

Johann. So! ſo! Die muß man geheim halten; ich hab mir's auch zum Geſetz gemacht. —

Malwitz. (halb vor ſich) Es iſt indeſſen gleich viel — Ob zuerſt der Vater oder der Sohn — (laut) So wünſchte ich den Herrn Hofrath zu ſprechen.

Johann. Nur nicht zu lange, Herr Berginſpekter. (will gehen)

Malwitz. Haben der Herr Hofrath etwa preſſante Geſchäfte? So will ich wiederkommen.

Johann. Ja — ſehr preſſante Geſchäfte —

Malwitz. (verlegen) Wiederkommen — (korrigirt ſich) weggeben möchte ich doch auch nicht gerne.

Johann. Nun! Ein paar Augenblicke können der Herr Hofrath auch wohl abmüſſigen. Und — unter uns, Herr Berginſpektor! — wenn Sie ein Anliegen haben, heute kommen Sie gerade wie zur ausgeſuchten Zeit.

Malwitz. So? das freut mich.

Johann. Der Herr Hofrath ſind diſponirt, wie ich ſie noch nie geſehen habe. Es mag auch wohl eine große Freude ſein, ſeine beiden Kinder mit Einemmale verſorgt zu ſehen — angebracht zum wenigſten; verſorgt ſind ſie ſo ſchon.

Malwitz. Wie? Was ſagt Er? Wie angebracht? Seine beiden Kinder? — .

Johann. Da möcht' ich nun fragen: biſt du ein Meiſter in Iſrael, und weißeſt das nicht? Die ganze Stadt iſt ja voll davon. Daß dich! ſagt dieſer oder dieſe, und der Mund wäſſert ihnen dabei; denn — bitte um Verzeihung, Herr Berginſpektor! — ein Herr von, ein Fräulein von, nach dem Traktement ſind die bürgerlichen Herrſchaften gar lüſtern. Weil für diesmal aber unſer junger Herr, und unſere junge Mamſel dazu gebeten ſind, ſo ſind natürlich ſehr viele neidiſch; die ſchneiden nun gar poſſierliche Geſichter, und ſprechen hin und her, und machen's wie der Fuchs: wenn der die Trauben nicht kriegen kann, ſo ſagt er, ſie ſind ſauer. Aber einige, die eben nicht neidiſch ausſehen, ſagen Hm! und runzeln die Stirne, und bedauern den Herrn Hofrath. Ich denke das haben ſie umſonſt. Der junge gnädige Herr von Hilzer — ein feiner Herr — was fehlte ihm, wenn er nur ein wenig leutſeliger wäre. Das gnädige Fräulein — ich kenne ihres Gleichen nicht in der ganzen Stadt. Nun! wahr iſt's wohl, Ihre Gnaden der Alte Herr haben ſo wundervieI nicht zum beßten; aber mein Herr Hofrath hat zu viel; da hilft denn Einer dem Andern!

Malwitz. (der ihm zwar aufmerkſam, aber mit zunehmender Beſtürzung zugehört hat) Freund, verſteh' ich Ihn recht? Herr von Hilzer heirathet Mamſell Julien?

Johann. Und Herr Barner Fräulein von Hilzer; ganz recht. — Der tauſend! ich habe ſchon zu lange geplaudert. (will gehn)

Malwitz. Bleib' Er — Um's Himmels Willen, bleib' Er! Wie — was wollt' ich doch fragen? — Ja! — Mamſell Julchen hat doch noch nicht eingewilligt — hat doch ſchon eingewilligt? wollte ich ſagen. Sie iſt doch ruhig und zufrieden und froh?

Johann. Nun! Etwas tiefdenkend gingen die jungen Herrſchaften von dannen, als Papa ihnen ſeinen Entſchluß kund that.

Malwitz. Seinen Entſchluß?

Johann. (lächelnd) Ja, ja, Herr Berginſpektor; die jungen Herrſchaften ſelbſt wußten ja noch von Nichts. Etwas tiefdenkend gingen ſie von dannen, ſag' ich; es ſchien, als ob ſie über die Größe ihres Glücks meditirten, es noch nicht begreifen konnten. —

Malwitz. (einfallend) Es ſchien nicht ſo, es war ſo — Freund, beßter Freund, wenn ich ſie doch ſprechen könnte!

Johann. Wen? Und warum?

Malwitz. Mamſell Julchen — oder den Bruder — Beide — Oder den Bruder zuerſt — Ja, Herrn Barner zuerſt.

Johann. (verwundert) Wie kommen Sie mir vor? Herr Berginſpektor, was wollen Sie?

Malwitz. Liebſter, beßter Johann — Geh' Er, eil' Er!

Johann. Nun ja doch! Aber warum denn? Hm? (nahe zu ihm heran, zutraulich) Herr Berginſpektor, Sie ſind verliebt.

Malwitz. Wenn ich Ihn bitten darf —

Johann. (einfallend) So ſoll ich's nicht weiter ſagen. Topp! ich verſprech's Ihnen. Es würde, Ihnen auch nur Schaden thun — bei andern! — denn dieſe kriegen Sie doch einmal nicht.

Dritte Scene.

Malwitz. (allein)

Ein ſchöner Troſt, den der mir gibt! — doch hoffe ich! — Ich liebe und alſo hoffe ich auch. — Herrliches Mädchen! Du — ja ich würde ein glücklicher Mann, wenn ich Dein Mann würde. (Nach einer Pauſe, mit vielem Gefühl.) Und auch du ſollteſt glücklich, unausſprechlich glücklich werden durch meine Liebe! — Nein, es iſt nicht möglich, daß ſie für den Liebe empfindet — Eine Huldgöttinn und ein — Satyr möcht' ich ihn nennen! — Ich bin ſo unruhig, ſo beängſtiget — Wie wenn ſie dennoch — ? — Ich höre kommen — wenn nur ſie ſelbſt es nicht wäre! Erſt wünſcht' ich mit dem Bruder zu reden.

Vierte Scene.

Malwitz. Heinrich. (eilig herein)

Malwitz. (ihm entgegen)

Mein Freund! mein Bruder!

Heinrich. biſt du's? Dir allein weih' ich mit Vergnügen einige Minuten, die mir heute ſonſt ungemein koſtbar ſind.

Malwitz. Durch mich, mein lieber Heinrich, ſollen ſie nicht im Preiſe ſteigen. — Nur Eine Frage! Iſt deine Schweſter wirklich an den jungen von Hilzer verſprochen?

Heinrich. Ja —

Malwitz. O ſo muß ich noch Eine thun! — liebt ſie ihn auch? liebt ſie ihn wirklich?

Heinrich. Sie liebt ihn —

Malwitz. (ſchnell einfallend) So lebe wohl! So will ich gehen, und weinen, und — ſie zu vergeſſen ſuchen. (will ab.)

Heinrich. Du läſſeſt mich nicht ausreden. Sie liebt ihn nicht! wollte ich ſagen.

Malwitz. (von neuem belebt) O mein Bruder! mein beſter Barner!

Heinrich. Wie? Malwitz, Du liebſt ſie? — (nach einer Pauſe, ihm die Hand reichend.) Geſegnet ſei deine Liebe!

Malwitz. Und geſegnet ſeiſt Du um dieſes Wunſches willen! Aber wird wohl die Erfüllung ihm folgen? Dein Vater — ſo weit ich ihn kenne — wird auf eine Verbindung dringen, die ſein thörichter Stolz ihm als wünſchenswerth darſtellt. Freilich ich — ein Mann, ſchlecht und recht — ohne glänzende Außenſeiten, ohne prangenden Namen — meine Einkünfte reichen nur gerade hin, anſtändig eine Frau zu ernähren — (ſehr lebhaft) Aber mein Herz — wenn dein Vater darauf ſehen wollte, lieber Heinrich — mein Herz iſt reich, und über all ſeinen Reichthum kann meine Geliebte gebieten.

Heinrich. Ja, ja, ich kenne Dich. Aber der Vater freilich würde Dich in ſeiner jetzigen Stimmung nicht kennen wollen — darum warte bis heute Abend. Julie und ich haben einen kleinen unſchuldigen Plan ausgeheckt, um den Vater von ſeinem Entſchluſſe abzubringen und uns zu befreien.. Iſt Julie erſt wieder frei, dann iſt es Zeit hervorzuſpringen. — Der Nebel, der ſich jetzt um ſeine Augen gelagert hat, iſt dann entflohen — denn ich habe mir vorgenommen, ihn, vielleicht wider ſeinen Willen, zu verſcheuchen, und wenn Du Dich dann zeigſt, lieber Malwitz, ſo wett' ich —

Malwitz. Halt! — Da ſchweifen wir ſchon auf jener herrlichen Aue herum, und wiſſen noch nicht, ob wir über dieſe Brücke können; geben uns der Phantaſie hin, ohne ein bischen Wahrheit zu haben, woran wir uns feſt halten könnten. Noch weiß ich ja nicht, ob Julchen mich auch liebt!

Heinrich. Nicht? Ja, lieber Freund — ich dachte, Du wärſt mit ihr ſchon fertig, weil Du mich rufen ließeſt — Da müſſen wir ſchon noch einmal wieder von vorne anfangen — Soll ich ſie rufen?

Malwitz. Thu es, mein Lieber. (Heinrich ab.)

Fünfte Scene.

Malwitz (allein).

Was ſage ich ihr? Womit empfange ich ſie? — So einen Augenblick hab' ich noch nie gelebt — ſo voll Hoffnung und Zweifel, ſo voll Troſt und Unruhe, ſo ſüß und ſo bitter! — Womit empfange ich ſie? — Mit meinen Gefühlen! — Ich will mich ganz meinem Herzen überlaſſen. — O würde der Engel mein!

Sechste Scene.

Malwitz. Julchen. Heinrich.

Malwitz
(auf Julchen zu, küßt ihr die Hand, und ſieht ihr ſchmachtend ins Auge.)

Julchen, hat ihr lieber Bruder Sie ſchon vorbereitet? Hat er Ihnen ſchon den Wunſch meiner Seele verrathen!

Julchen. (antwortet mit niedergeſchlagenen Augen) Ich weiß noch von Nichts —

Malwitz. O meine Julie, und doch verſtehen Sie mich! Soll ich, darf ich dies ſchnelle Verſtehen der Sympathie der Liebe zuſchreiben? Begegnen ſich unſre Herzen in einem Wunſche — in dem Wunſche, uns zu beſitzen — ich Sie, und Sie mich — unzertrennlich und ewig? Julchen — o ich finde nicht eher Ruhe, Sie müſſen mir geſtehen, daß Sie mich lieben!

Julchen. Herr Malwitz — ſo ſchnell, ſo überraſchend —

Malwitz. Nein, herrliches Mädchen, überraſchen will ich ſie nicht. Aber ich habe auch nicht geglaubt, daß das Geſtändniß meiner reinen glühenden Liebe, der Wunſch, für gleiche gegenſeitige Geſchenke, Herz und' Hand von ihnen zu erhalten, Sie überraſchen könnte — denn wie ich ſo lange ſchon nur Sie gedacht habe, ſo bildete ich mir ein, bin auch ich ſchon lange Julchens ſüßeſter Gedanke geweſen. — Hören Sie, wie es mir gegangen iſt. — Als ich vor 10 Jahren die Akademie verließ, und ſo glücklich war, in Ihres Herrn Vaters Haus Eingang zu bekommen — da waren ſie noch ein kleines achtjähriges Mädchen, aber doch Sie, nächſt meinem Freunde Heinrich, mir das Liebſte in der ganzen Stadt. Die allmählige Entwickelung Ihrer Talente, Ihr Geiſt, der immer ſchöner und ſchöner zu leuchten begann, Ihr Herz, das immer vortreflicher, immer edler ſich bildete, Ihr Körper, der mit der Seele wuchs und ſich mit dem Herzen verſchönerte — das Alles mit anzuſehen, wie die herrliche Knospe ſich aufthat, und zu hoffen, daß aus ihr eine herrlichere Roſe hervorgehen werde — das ſchenkte mir manche ſelige Stunde. Da war es ſo oft mein ſtiller Wunſch, wenn meine Gedanken ſich in die Zukunft hinaus wagten: „So eine Tochter! wenn du einſt

Vater ſo einer Tochter würdeſt!“ — Inzwiſchen fand ich hier keine Ausſicht; ich reiſte daher zurück in mein Vaterland; aber ohne meine Hoffnung, dort befördert zu werden, erfüllt zu ſehen, kehrte ich wieder hieher zurück. Drei Jahre waren verfloſſen, ſeit ich ſie nicht geſehen hatte, und — o Julie! nun war aus der herrlichen Knospe eine herrlichere Roſe hervorgegangen, und — auf Einmal! So kam es mir nämlich vor; ich war ſo lange entfernt geweſen und hatte alſo die allmählige Veränderung nicht gewahr werden können. Welche Verwandlung! rief ich mit Entzücken aus; und als ich nun in mein Herz blickte, und eine wirkliche Verwandlung meiner Gefühle darin bemerkte; — wie erſchrak ich, und wie angenehm war mein Erſchrecken! Ganz andere — vollere, glühendere Gefühle zogen mich jetzt zu Julien hin, und hatte ich vorher gewünſcht: „So eine Tochter!“ ſo hob ich jetzt meine Hände auf und betete: „So ein Weib! O wenn du einſt Gatte ſo eines Weibes würdeſt! O wenn Julie deine Gattinn würde!“ — Ich ſah ein, daß ich nicht eher wagen dürfte, um Julchen anzuhalten, bis ich ſie zu verſorgen wüßte. Jetzt weiß ichs, ich hab ein ziemlich einträgliches Amt, ich komme und will mich Ihnen entdecken und erfahre, daß Mamſell Julchen verſprochen iſt —

Julchen. Nun ja! Aber es wird gar nichts draus! Mein Bruder und ich — Sein Sie ruhig, lieber Malwitz — Ehe ich den Junker heirathe — Nein, nimmermehr!

Malwitz. Julchen? — Und mich? —

Julchen. — Und Sie?

Malwitz. Ich bin ſo ungenügſam — auch unbeſcheiden vielleicht! Verzeihen ſie mir! Ich wünſchte eine ausdrückliche Verſicherung Ihrer Liebe zu hören — Gönnen Sie mir die Freude. Es koſtet Sie

ein

Er ſtarb früh, wegen Verdrüßlichkeiten, in Portugal. Seine Gedichte ſind unter dem Titel Eclogae, Sylvae & Epigrammata zu Bologna 1501. 4. ans Licht getreten — auch der Infant **Don Pedro**, Sohn des Königes **Don Juan II.** war ein guter Dichter. Dieß war das Zeitalter der lateiniſchen Poeſie in Portugal. **Achilles Eſtacio** (oder Achilles **Statius**) lebte in gelehrter Muße zu Rom, wo er auch 1581. ſtarb. Seine Gedichte Sylvae ſind bekannt; ſeine Auslegungen über verſchiedne claſſiſche Schriftſteller haben ihm großen Ruhm erworben. **Diego Pereyra** ſchrieb lateiniſche Gedichte; **Ignazio de Moraes**, war Lehrer der Dichtkunſt auf der Univerſität Coimbra, und ſelbſt Dichter. **George Coelho** war ein vortreflicher lateiniſcher Dichter, ſtarb 1563. Seine Gedichte ſind 1540. zu Liſſabon gedruckt worden; bey ſolchen findet ſich auch eine Ueberſetzung von Lucians Werke de Dea Syria. Von den dramatiſchen Werken des Jeſuiten **Luis da Cruz** giebt der Theaterkalender für 1778. Nachricht. Da, wie oben angezeigt worden, das 15te Jahrhundert an Portugieſiſchen Dichtern reich iſt, welche die lateiniſche Poeſie vorzüglich liebten, und es in ſolcher zu einer hohen Vollkommenheit brachten; ſo iſt demjenigen, der von dieſer Kunſtepoche ausführlich unterrichtet ſeyn will, folgendes Buch ganz unentbehrlich:

Corpus illuſtrium Poetarum Luſitanorum qui Latine ſcripſerunt. Es iſt von dem berühmten Pater **Antonio dos Reys**. Den erſten Theil gab die königliche Akademie zu Liſſabon im Jahr 1745. in groß Quart heraus. Gegenwärtig zählet man 7 Theile. Es wird fortgeſetzt.

Im eigentlichſten Verſtande iſt das 16te Jahrhundert die glänzende Epoche der portugieſiſchen Poeſie. Camoens ein Wort — mich würde die kleinſte Ungewißheit tauſend Thränen koſten.

Julchen. (zärtlich) Malwitz!

Malwitz. Julchen!

Julchen. Wir kannten uns ja ſchon lange, Malwitz — ich liebte Sie ja ſchon lange —

Malwitz (ſie umarmend) Engel! Mich?

Julchen. Malwitz, wenn ich mir einen Mann wünſchte, dem ich alle meine Liebe möchte weihen können für das ſchöne freiwillige Opfer ſeines Herzens — ſo war es immer ein Mann wie Sie. Es kam mir immer ſo vor, als wenn Sie alle Lücken in meinem Herzen ausfüllen würden. Glauben Sie, daß ich mich ſo tapfer meines Vaters Willen widerſetzen würde, wenn Sie nicht wären? Ob ich gleich den jungen Hilzer nie würde lieben können, ſo hätte ich doch, aus Gehorſam, aus kindlicher Zärtlichkeit, meinem Vater nachgegeben. Aber nun kann ich ja nicht; und wenn ich auch wollte, ich könnte nicht.

Heinrich. Nun, Kinderchen, wißt Ihr ja, wie Ihr mit einander dran ſeid. Und ſo, denk ich, weihen wir unſern guten Berginſpektor vollends in unſre Geheimniſſe ein, und inſtruiren ihn, wie und wo und wohin — Und ſo weiter! Allons enfans de notre famille! Kommt doch, kommt!

Julchen. — Bruder, wie geſagt, ich werde meine Rolle verderben.

Heinrich. Wie? Was ſagteſt du vorher? Eben weil du nicht liebteſt, könnteſt du ſie nicht übernehmen! Jetzt mußt Du — zur Strafe. Aber ſei gutes Muths, im Fall der Noth bin ich dein Soufleur —

(Alle ab.)

Siebente Scene.

(Ein Zimmer des Etatsrath von Hilzer, nicht ſchlecht aber ſehr mittelmäßig meublirt. **Etatsrath von Hilzer** ſitzt, eine Pfeife Taback rauchend, am Theetiſche; er hat Schlafrock und Pantoffeln an und eine wohl akkommodirte Perücke auf. **Liſette** ſchenkt ihm ſtehend Thee ein. **Ludwig**, ſehr elegant gekleidet, ſteht linker Hand und ſpielt mit der Uhrkette.)

Etatsrath.

Was iſt recht die Uhr, Louis?

Ludwig. Meine Uhren gehen beide nicht, gnädiger Papa.

Liſette. (geht hin und guckt aus dem Fenſter.) Ja, wer die Sonne ſehen könnte! (kömmt zurück.)

Etatsr. (böſe) Was iſt das? Was iſt das für eine Konduite? — Nach der Sonne zu ſehen, wie hoch ſie ſteht — wie die Bauerdirnen!

Liſette. Ich habe ja keine Uhr, Papa.

Etatsr. Nur bis Morgen Geduld, theure Seele! Morgen haſt du ganzer zwei.

Liſette. Zwei? Wozu zwei? Da zeigt die eine ſo, die andere ſo. — Nach welcher ſoll ich mich dann richte?

Etatsr. (aufgebracht) Nach allen beiden. (trocken) Dummes Ding, nach gar keiner ſollſt du dich richten. Es iſt nur — weil es ſo ſein muß — des Anſtands wegen! — Leider habe ich bis jetzt noch keine für Dich erſchwingen können. — Es iſt auch gleich viel — Daß du es nur weißt: Für all dergleichen iſt jetzt Herr Barner da. Herr Barner wird ſich eine Ehre daraus machen, allen Deinen Wünſchen zuvorzukommen.

Liſette. Mir wird es aber kein Vergnügen machen, mir ſo viel von ihm ſchenken zu laſſen —

Etatsr. Nicht? So will ich alle Preſents für Dich annehmen.

Liſette. (fortfahrend) Denn ich kann ihm ja nichts wiederſchenken.

Etatsr. Hm! (ſtolz) Wirſt du nicht ſeine Frau?

Liſette. Dafür wird Er ja mein Mann.

Ludwig. (lacht laut.) Wie läppiſch! Sie will eine Tochter der Natur ſpielen! Ma ſœur, werde doch endlich einmal aufmerkſam auf dich ſelbſt — Es durchſticht mir das Herz, wenn ich ſehe, daß Du Dir alle Augenblicke die auffallenſten Ridiculs gibſt.

Etatsr. Recht, recht, mein Louis! (zu Liſetten) Wenn Du doch endlich einmal Dich zu denken gewöhnteſt, wie's Leuten Deines Standes geziemt.

Liſette. Wie geziemt's denn Leuten meines Standes?

Etatsr. Nun — So — ſo — dumme Frage! Nicht ſo, wie du denkeſt!

Liſette. Wie denk' ich denn, lieber Papa?

Etatsr. Bürgerlich — ächt bürgerlich.

Liſette. O das iſt ſchön! So brauch' ich ja nicht erſt von neuem denken zu lernen, wenn ich in meinen neuen Stand trete.

Ludwig. (ſpöttiſch lachend) Nein, das haſt Du nicht nöthig.

Etatsr. Nein, wahrhaftig nicht; Du biſt dazu geboren. Ich möchte faſt argwohnen, Du wäreſt meine Tochter nicht; aber meine ſelige Gemahlinn war ja auch nicht ſo — Mein Lieber Louis, haſt Du die Specifikation der Brautgeſchenke bei Dir, die Fräulein von Bentheim neulich von ihrem Herrn Bräutigam erhielt?

Ludwig. Ja, gnädiger Papa; wie Sie befohlen haben — (will ein Papier aus der Taſche ziehen.)

Etatsr. Laß ſtecken! laß ſtecken! — Wenn nur Nichts vergeſſen iſt!

Liſette. Wozu ſoll das, lieber Papa?

Etatsr. Juſt ſo will ich's mit Deinen Hochzeitgeſchenken gehalten wiſſen. (zu Ludwig) Du kannſt dem Herrn Barner das Promemoria überreichen — unter vier Augen, verſteht ſich — und ohne Dir ein Dementi zu geben. — Auch ganz wie aus eigenem Antriebe, verſteht ſich — Ich habe mit der Geſchichte gar Nichts zu thun.

Liſette. Aber da werden ſie mir auch eine ſo reiche Ausſteuer geben müſſen, als Lottchen Bentheim erhielt — damit Eins gegen das Andere aufgeht, und ich mir Nichts darf vorrücken laſſen — Zwar, das würde Barner nie thun —

Etatsr. (zwingt ſich zum Gleichmuth.) Eine Ausſteuer paſſirt nicht, und einrichten wird Euch Herr Hofrath Barner.

Liſette. Der Vater des Bräutigams? Das iſt ja wohl auf der ganzen Welt nicht Mode.

Etatsr. (wie vorher.) Du biſt noch ein Kiek in die Welt. (nach einer Pauſe) Liſette, komm einmal her — Tritt vor — So! — Liſette biſt Du wirklich ſo dumm, oder willſt Du nur dumm ſein? Begreifſt Du nicht, daß wenn ich nicht nöthig hätte, Euch von Barner einrichten zu laſſen, ich auch nicht nöthig haben würde, Euch, (Ludwig und Liſetten anſehend) meine Kinder, meine Schätze, profanen Händen zu überliefern? Weißt Du nicht, daß es mit dieſer Heirath ſein beſonders Bewenden hat, daß ich mich gezwungen ſehe, Euch, meine edlen Zweige auf unedle Stämme zu pfropfen? Bei Gott! hätte ich Ausſichten, auf eine andere Art mich herauszureißen, meine unverſchämten Gläubiger zu befriedigen, könnte ich dem täglich mehr einbrechenden Mangel auf eine andere Art Widerſtand leiſten — (mit heftiger Empfindung) den Schimpf hätt' ich nicht erleben wollen, die Schande hätt' ich meiner Familie erſparen wollen. Aber — ich ſehe keinen Ausweg; es iſt kein andrer Rath.

Liſette. Vater, der Ausweg iſt ja auch ſehr ſchön; der Rath iſt ja auch unſtreitig der beßte.

Ludwig. Wie? Was ſprichſt Du?

Etatsr. Nun! Es freuet mich, wenn ſie zufrieden iſt.

Liſette Nur zufrieden? — Ich bin froh und luſtig, Papa. Nicht weil ich eine reiche Frau werde, ſondern weil ich einen lieben Mann bekomme, der mich glücklich machen wird, wie ich ihn. Ich habe mich ſchon gefragt, ob ich ſeiner auch wohl werth bin? Mein Herz ſagt weder Ja noch Nein. Was ich nicht bin, kann ich aber noch werden.

Ludwig. Herrlich! Du biſt das Muſter einer braven Bürgersfrau. —

Liſette. Ich wollte ſagen, Du ſchmeichelteſt, aber Dein Ton widerſpricht dem Sinne deines Lobes. Und zu beſpötteln finde ich hier doch auch Nichts. Was ſoll ich davon denken, Ludwig?

Ludwig. (höhniſch) Daß es auf eine Schmeichelei gar nicht abgeſehn war.

Etatsr. Ihr verplaudert die edle Zeit. Ich denke, Louis, du holteſt jetzt deine Braut ein wenig herüber; ich mag mit dem Mädchen für die Langeweile recht gern converſiren, und hoffentlich wird ſie mir noch manchen Spaß machen. Hörſt Du, Louis? Hol deine Braut.

Ludwig. (verdrießlich) Ach! — Es verlohnt ſich nicht, gnädiger Papa!

Etatsr. Aber ich ſage, es verlohnt ſich — Nun?

Ludwig. (beſcheidener) Ohnehin iſt ja heute Abend Verlobung.

Etatsr. Darum eben iſt es nicht mehr als billig, daß Du ihr vorher deine Viſite machſt.

Liſette. Soll ich meinen Heinrich abholen, lieber Papa?

Ludwig. Sie weiß ſogar ſchon, wie ſein Vorname heißt?

Etatsr. Närrinn! (aufgebracht) die will, was ſie nicht ſoll; der will nicht, was er ſoll. — Nun?

Ludwig. Ach, gnädiger Papa — mir iſt die ganze Geſchichte ſo fatal, ſo in den Tod zuwider!

Etatsr. Hm! (ſteht auf und geht vor; ſtrenge) du weißt, ich kann keine Widerſpenſtigkeit leiden.

Ludwig. Nehmen Sie's nicht ſo, gnädiger Papa, nicht ſo! Sehen Sie mein Sträuben als die Frucht meines gerechten Widerwillens, meinen Widerwillen als eine natürliche Regung des edlen Bluts an, das nun ſchon, rein und unverfälſcht, durch die Adern ſechzehn glorwürdiger Ahnen rollte; und ich — ich bin dazu verdammt — von mir ſoll die Reihe der *halbſchlächtigen* von Hilzer beginnen? Ich geſtehe Ihnen, unerträglich, marternd iſt der Gedanke für mich!

Etatsr. (mit einen Seufzer.) Ja! — (Pauſe) Es iſt Schickſal mein Sohn! — Aber du ſiehſt ſelbſt, es iſt kein andres Mittel zu finden, unſerm Wohlſtande wieder aufzuhelfen — und wenn's das nur wäre! aber ich muß ſagen: uns vor drückender Armuth zu ſchützen. Die Verſchwendungen Eurer wohlſeligen Mutter ſetzten mich in Schulden, einige Spekulationen, womit ich mich herauszureißen gedachte, mißglückten und ich kam tiefer hinein; dabei wollte und durfte ich den Eclat meines Hauſes nicht ſinken laſſen, denn ihr Kinder wuchſet heran — ich ſetzte alſo den vorigen Aufwand fort, bis — bis ich nun auf dieſem Punkte ſtehe. Kurz, ich kann nicht anders. Du mußt Julchen heirathen, und Liſette heirathet den Sohn; ſo ſind wir fertig, ſo kömmt des Vaters ganzes Vermögen an uns.

Ludwig. Sie haben mir geſagt, der Fürſt hätte ein gnädiges Auge auf mich geworfen; ich hätte Esperance, nächſtens mit der Charge eines Kammerjunkers begnadigt zu werden.

Etatsr. Ganz Recht; aber unſere Kammerjunker, weißt du, bekommen kaum ſoviel Salaire als ſie Schuhe verſchleppen, oder in einem Abend an Seine Durchlaucht im L'hombre verſpielen.

Ludwig. So mein ich's auch nicht, gnädiger Papa. Meine Beſorgniß iſt nur dieſe: wird nicht vielleicht dieſe Mésalliance Seiner Durchlaucht mißfallen, mich in Disgrace ſetzen, und mir den Weg zu jener Charge verſperren?

Etatsr. Mit nichten, mein Sohn! mit nichten. Deine Gemahlinn muß alsdenn zu Hauſe ſpeiſen, wenn du an der fürſtlichen Tafel ſchmaußeſt; kann, wenn Cour-Tag iſt und deine Pflicht dich an den Hof ruft, allenfalls, um Ennui zu vermeiden, mir ihre Aufwartung machen, kann, wenn Bälle, oder Aſſemblées am Hofe gegeben werden — die ihr freilich verſchloſſen ſind — in ihren Familien-Zirkeln Zerſtreuung ſuchen — wie ſie denn das gewohnt iſt. Nein — hier haſt du meine Hand! — dieſe Verbindung ſoll nie deiner Beförderung im Wege ſtehen. Ich habe wichtige Freunde am Hofe.

Ludwig. Ach, aber keine Freunde in der Noth! Sonſt würden ſie Ihnen bei Ihren jetzigen Umſtänden unter die Arme greifen, und ich hätte nicht nöthig, einen coup de deſpération zu thun (vor ſich) Ein Glück bei dieſem Unglücke iſt es noch, daß jeder, der mich kennt, überzeugt ſein wird, es iſt ein coup de deſpération, daß man meine Heirath nicht als die Frucht meiner Wahl, ſondern der Nothwendigkeit, anſehen wird, daß man nicht auf den Einfall kommen wird, ſie für einem coup *de génie*, und mich für einen Narren zu halten.

Etatsr. Was denkſt du mein Sohn? Ich ſollte Unterſtützung von meinen Freunden annehmen?

Ludwig. Von Ihres Gleichen, gnädiger Papa —

Etatsr. Wenn auch! wenn auch!

Ludwig. Oder die guten Freunde ſollten Ihnen wenigſtens Kapitalien auf Zinſen anbieten.

Etatsr. Anbieten? (ſtolz) Nein, mein Sohn, das würde keiner wagen; ſo weit iſt's Gottlob mit mir noch nicht gekommen. Wenn du noch ſagteſt, daß ich ſie fordern ſollte! — Aber du mußt wiſſen, bei Hofe iſt das baare Geld ſo koſtbar, als Ehre und Titel für unſer einen wohlfeil ſind.

Liſette. Vater! Vater! Eben tritt Heinrich Barner ins Haus.

Etatsr. So? — Nun — begegne ihm mit Anſtand, meine Tochter, hübſch retiré, wie's einem Mädchen deines Standes ziemt, übrigens ſittſam und beſcheiden, vergiß nie über ihn dich ſelbſt, ſei nicht zu kalt und nicht zu warm —

Liſette. Lieber Papa, wie mach' ich denn das?

Etatsr. Dummes Ding!

Ludwig. Erlauben Sie mir, daß ich ſie unterrichten darf?

Etatsr. Sehr gerne, mein Sohn; Du verſtehſt zu leben.

Friedrich. (in einer ziemlich abgenutzten Montur tritt auf, und ſagt mit einer tiefen Verbeugung) Ihr Gnaden, der junge Herr Barner wünſchten unterthänigſt —

Etatsr. (mit Würde) Schon gut. Herein!

(Ludwig giebt unterdeſſen ſeiner Schweſter die ſtillſchweigende Weiſung, ſich zu ſetzen, und lehrt ſie durch Pantomime, die karrikaturmäßig ausfallen muß; ſich ein gewiſſes air zu geben. Liſette kehrt ſich nicht daran.)

Achte Scene.

Vorige. Heinrich.

(Stille feierliche Begrüßung. Liſette ſteht auf und macht Heinrich eine tiefe Verbeugung. Ludwig, der im Hintergrunde ſtehen bleibt, giebt ihr durch Kopfſchütteln und Winke ſein Mißfallen zu verſtehen. — Heinrich und der Etatsrath treten vor; ſie ſtehen ſich einander gegenüber, jedoch in ziemlich weiter Entfernung.)

Heinrich.

Ihre Gnaden verzeihen, daß ich zu einer ſo ungewöhnlichen Stunde Ihnen und der gnädigen Fräulein Tochter aufzuwarten wage. Eben ſagt mir mein Vater, ich ſollte des Glücks theilhaftig werden, das gnädige Fräulein noch heute als meine Braut zu umarmen — ein Glück, an das meine kühnſten Hoffnungen nicht reichten, das nicht einmal meine ſchönſten Träume mir vorzuhalten wagten! Ich komme und wünſchte die Beſtätigung des väterlichen Verſprechens aus Ihrer Gnaden Munde zu hören, und dann Ihnen den gebührenden unterthänigſten Dank darzubringen.

Etatsrath. (feierlich) Ja, mein werther Herr Barner, ich habe meiner Tochter, Fräulein Kunigunda Eliſabeth Maria von Hilzer, Sie zum Gemahl beſtimmt, und bitte Dieſelben, dadurch von meiner beſondern Affection, Werth und Hochſchätzung überzeugt zu werden. Ich würde hinzuſetzen, daß das Fräulein meine *einzige* Tochter iſt, wenn ſie es nicht ſchon wüßten; ich würde Sie auf das Kleinod, das ich in ihre Hände liefere, auf die Aufopferungen von meiner und des Fräuleins Seite aufmerkſam machen, wenn ich nicht gewiß wäre, daß Sie dieſelbe zu ſchätzen verſtehen. Geburt, Familie, hohe Würde, die ihre nächſten Verwandten bekleiden — Alles öffnet dem Fräulein Ausſichten, worinn — worinn ſich freilich kein Bürgerlicher ihren Blicken zeigt; aber alle jene Vorzüge vergißt das Fräulein, und reicht Ihnen die Hand, um die ſchon ſo mancher Freiherr, ſo mancher Graf — aber vergebens — buhlte.

Liſette. Aber, lieber Vater, davon hab' ich ja nie etwas zu wiſſen gekriegt.

Etatsr. (achtet nicht drauf) Nicht wahr, ma chère Liſette, du ſchenkſt Herrn Barner deine Hand?

Liſette. (ſteht auf und geht zu ihm.) Und mein Herz.

Ludwig. (winkt ihr) bleib doch ſitzen, ma ſoeur.

Etatsr. Herr Barner bittet um die Erlaubniß ſie küſſen zu dürfen.

Heinrich. (ſich zurück ziehend.) Ich weiß nicht, ob ich auch um die Erlaubniß bitten darf.

Liſette. (indem Heinrich ihr ſehr ceremoniös die Hand küßt) Und den Mund nicht auch?

Ludwig. (mit dem Fuß unwillig auf die Erde ſtoßend) Liſette! Liſette!

Etatsr. (ſehr ernſt) Sie vergißt ſich nur. — Warte hübſch ſo lange, bis man ſich von Dir einen Kuß ausbittet — Jetzt Herr Barner, mögen Sie das Fräulein um Einen Kuß bitten.

Heinrich. (mit einer Verbeugung) Mein Fräulein — (ſie kommt ihm zuvor; auch iſt ſie nicht mit einem Kuſſe zufrieden.)

Ludwig. (hat das bemerkt) Schon wieder unanſtändig! der gnädige Papa erlaubten nur Einen Kuß. — Ich habe ein ſchweres Amt, gnädiger Papa.

Etatsr. Jetzt ſind ſie verlobt, meine Kinder! Herr Barner umarmen Sie mich. (Heinrich naht ſich ihm ſehr beſcheiden; er kommt ihm einen Schritt entgegen, umarmt ihn, und giebt ihm ſehr ceremoniös erſt auf der rechten, dann auf der linken Wange, einen halben Kuß.) Mein werther Herr Sohn! (reicht ihm die Hand.)

Heinmoens und Franceſco Rodriguez Lobo, ſind groſſe Namen, die ſich über andere weit erheben. Zuerſt ſollen noch einige ihrer Zeitgenoſſen angeführet werden. **Bernardino Ribeyro** war Kammerherr beym Könige Don Manuel, und bekleidete große Stellen im Königreiche. Man hält ihn mit Recht für einen der beſten Dichter ſeiner Zeit. Camoens ſelbſt nennt ihn den portugieſiſchen Ennius, weil er einige ſehr glückliche Aenderungen in die portugieſiſche Dichtkunſt einführete. Seine Leidenſchaft für die Infantin Donna Beatrix, Königes Don Manuel Tochter, machten ſein Leben eben ſo unbeglückt als Taſſos Leben war. Seine Gedichte ſind 1557. und 1559. gedruckt. Die Schäfergedichte haben Grazie, die ſtille Wehmuth der unbefriedigten Liebe. Er war ein angenehmer Verſificateur, der Racine von Portugal. Er iſt Verfaſſer eines ſchönen aber unvollendeten Romans: Hiſtoria de minina e moça.

Franciſco de Saa de Miranda. Er wurde 1495. zu Coimbra geboren. Dort wurde er Lehrer der Rechte. Aus Liebe zur ſtoiſchen Philoſophie und Moral lehnte er alle Hofwürden von ſich ab, und gieng nach Spanien und Italien. Bey ſeiner Rückkunft ins Vaterland überhäufte ihn König Johann der 3te mit Ehre und Würden. Bald aber ward er des Hofes müde, und begab ſich nach ſeinem Landgute Tapada ohnweit Ponte de Lüna, lebte dort in philoſophiſcher Ruhe, und ſtarb 1558. Er iſt ein Dichter vom erſten Range, ein getreuer Nachahmer der Alten. Seine lyriſchen Gedichte haben Würde ohne Prunk, ſeine Schäfergedichte Schönheiten von der Fontenelliſchen Gattung. Aus manchen von ſeinen Gedichten blickt der Satyr hervor. Er liebte die ſpaniſche Sprache vorzüglich, und ſchrieb die meiſten von ſeinen Werken in dieſer Sprache; dem ohngeachtet iſt

er

Heinrich. (ſie küſſend) Mein gnädiger Herr Vater!

Etatsr. (vor ſich) das gefällt mir; er bleibt in ſeinen Schranken, er weiß zu leben.

Ludwig. (affectirt) Sie ſind alſo mein Herr Bruder geworden? Ich verſichere, daß ich nie aufhören werde, brüderliche Geſinnungen gegen Sie zu hegen.

Heinrich. Ich habe die Ehre, Ihnen ein gleiches Verſprechen zu leiſten.

Ludwig. (vor ſich) der Tropf! Von der ſchuldigen Ehrerbietung ſagt er kein Wort.

Etatsr. Mein lieber Louis, wie wär' es, wenn du inzwiſchen Mamſell Barner abholteſt und auch hieher brächteſt? Das gäbe ſo einen kleinen vertraulichen Kreis. Ich bin ein Freund ſolcher kleinen häuslichen Geſellſchaften. Mein zunehmendes Alter hält mich von großen üppigen Fêten entfernt, an denen ich ſonſt, leider! Theil nehmen mußte; ich lebe jetzt ganz mir ſelbſt.

Heinrich. (vor ſich.) So wäre er durch den Verluſt ſeines Vermögens ja glücklich geworden!

Etatsr. Gehſt du noch nicht, mein Sohn? Bring Julchen unverzüglich hieher.

Heinrich. Sie fühlte auch ſchon eine rechte Sehnſucht nach ihrem Herrn Bräutigam; ſie würde mir ohnehin bald gefolgt ſein. (vor ſich.) Ob ſie allein gekommen wäre, oder mit ihm kommt! Es ändert unſern Plan nicht. (Ludwig ab.)

Neunte Scene.

Vorige (ohne Ludwig.)

Liſette. (vor ſich)

Gut, daß der alte Fiskal nun weg iſt. (Bedienter ſetzt den Theetiſch bei Seite, nimmt ab und ſ. w.

Etatsr. Friedrich, ſetzt Stühle. (Bedienter ſetzt einen Lehnſtuhl, den ſogleich von Hilzer annimmt, und dieſem zur Rechten einen ſimpeln Stuhl.) Meine Pfeife iſt aus. (Bedienter nimmt ſie ihm ab. Liſette ſetzt ſich ungeheißen neben Heinrich. Bedienter ab.)

Heinrich. Darf ich es wagen, gnädiger Herr Vater, Sie zu fragen, wenn der Tag der Wonne erſcheinen wird, der uns Liebende auf ewig mit einander vereinigt?

Etatsr. Sobald Sie wollen, mein werther Herr Sohn. Es iſt nun einmal doch ſo weit, alſo möchte Ihre Verbindung meinetwegen ſchon morgen vollzogen werden. Für die Diſpenſation vom Aufgebot iſt ſchon geſorgt. Die Hochzeit ſelbſt ſoll ſo ſtille als möglich werden; alſo ſind keine große zeitſpielige Anſtalten erforderlich.

Heinrich. Schön! Herrlich! So wird — wenn es ſein kann — das gnädige Fräulein ſchon morgen die Meine.

Liſette. (Heinrichs Hand ergreifend) Ich bitte Sie, beßter Barner, nennen Sie mich nicht das gnädige Fräulein; das ſteigt mir zu Kopf — Sprechen Sie: das liebe Fräulein, oder noch beſſer! die liebe Liſette; das geht mir ans Herz.

Heinrich. Die liebe Liſette — Und ſo müßte ich auch ſprechen, wenn ich Ihnen die Empfindungen meines Herzens ganz treu darlegen wollte. Aber der Unterſchied unſrer Stände legt mir die Pflicht auf, dieſe kühnen Empfindungen unter Bewunderung — Ehrerbietung gefangen zu nehmen.

Etatsr. Recht! — Nun, mit der Zeit gibt ſich das, durch den öftern, freieren Umgang; wiewohl ich wünſchte —

Heinrich Auch muß es ſich geben. Nur eine Liebe, die ſich eben ſo frei äußern darf, als ſie empfunden wird, kann mich für die Einbuße entſchädigen, die ich um des Fräuleins willen erleide; und ohne die Hoffnung, daß ihre Liebe mich auch entſchädigen werde, hätte ich nimmer das Geſchenk ihrer vornehmen Hand angenommen.

Etatsr. Was wollen Sie damit ſagen, werther Herr Barner? was für eine Einbuße?

Heinrich. Ich kenne ein reiches Mädchen, und weiß, daß ſie mir ihre Hand nicht verſagt hätte. — Aber freilich liebte ich ſie nicht.

Etatsr. (verlegen) Nun alſo —

Heinrich. Alſo, ſag' ich, kann nur die ſichere Erwartung, das Fräulein werde mich lauter und zärtlich lieben, und auch ich werde ihr frei und unbefangen meine Liebe beweiſen dürfen — nur dieſe Erwartung kann mich entſchädigen.

Etatsr. (wünſcht dies Geſpräch zu endigen) Freilich, freilich —

Heinrich. Mich entſchädigen, wenn mich gleich oft der Mangel an den Bequemlichkeiten des Lebens, die ich ſonſt hätte genießen können, drücken wird; wenn ich vielleicht ſelbſt Bedürfniſſe nicht immer zu befriedigen im Stande ſein werde.

Etatsr. Wie reden ſie, junger Mann? dahin kann es ja mit Ihnen nie kommen.

Heinrich. Kann nicht? leider, es wird dazu kommen; aber ſei's! Alles vergeſſe ich in Liſettens Armen, in den Armen der Liebe.

Etatsr. Um Gottes Willen, erklären Sie ſich — Wo denken Sie hin, Herr Barner? Ihr Vermögen, Ihr Reichthum — Und geſetzt, das Baare ginge verloren; Ihre liegenden Gründe bleiben wohl liegen, ſo viel Stürme des Glücks darüber hinfahren mögen.

Heinrich. (ſcheint ſehr verlegen) Wie? — Vermögen? — Liegende Gründe? — Ich? — leider war ich auf Univerſitäten ein lockerer Burſche, der nicht ſo viel gelernt hat, daß er den Wechſel des Glücks mit ſo ziemlichem Gleichmuthe anſehen kann. Ich dachte Wunder, wie reich ich wäre! Damals hielt die ganze Stadt meinen Vater unter den reichen Matadoren für einen der erſten, und ich mit, und er mochte es auch damals wohl ſein. Aber ſeine unglücklichen Spekulationen beim Güterkauf, nachher andere kleinere, aber doch ſehr empfindliche, Streiche des Schickſals, erſt kürzlich der Bankerott des Großhändlers Holzbach, wo faſt all ſein baares Geld mit zu Grunde ging —

Etatsr. Wa— was ſagen Sie?

Heinrich. Nun, er birgt ſich wohl; mein Vater kann luſtig und guter Dinge ſein; er hat einen einträglichen Dienſt. Bishieher fand ich durch ſeine Unterſtützung ein ſtandesmäßiges Auskommen; auch wird er mich nachher nicht verhungern laſſen — aber wie werden wir leben müſſen?

Etatsr. Unbegreiflich! Herr Barner, ich erſtaune!

Heinrich. Daß ich ſagen könnte, wie jener: ich trage meine Schätze immer in mir und mit mir! Oder vielmehr, daß es Schätze wären, was mein Geiſt in ſich trägt. Doch ich will nicht ſorgen — Sorgen Sie auch nicht. Liebe ſoll uns das trockne Brod ſchmackhaft machen, und unſer Waſſer in Wein verwandeln.

Etatsr. Wie? Was? So wäre die allgemeine Meinung, das Urtheil der Stadt, des Landes, wäre falſch? durchaus falſch?

Heinrich. So? Iſt es noch die Meinung der Stadt? das hab' ich nicht gewußt, nicht geglaubt.

Etatsr. (im heftigſten Affekt) Und Ihr eigener Vater hat mich ſo ſchändlich belogen? betrogen? wie?

Heinrich. (mit anſcheinender Beſtürzung.) Wie? — Mein Vater? —

Etatsr. Ja, ja, er ſelbſt: nicht ausdrücklich, aber warum hat er nicht dem Ruf widerſprochen? Hat meine beiden Kinder mir abgeſchwatzt — er — der — wie ſoll ich ihn nennen?

Heinrich. (als wenn er ſich gefaßt hätte.) Verzeihung, Herr von Hilzer — Ich kann mich geirrt haben — Wenn mein Vater ſelbſt — Er muß ja beſſer ſeine Vermögensumſtände kennen, als ich —

Etatsr. Das muß er freilich. Aber er hat ſeine Abſichten gehabt, ſeine Gründe — Ha!

Heinrich. Auch iſt gewiß ſein Vermögen noch nicht ganz geſchmolzen.

Etatsr. Nicht ganz! Und darauf meine Kinder an ſeine Kinder verſchenkt — darauf! Ich Dummkopf, ich Klotz!

Heinrich. Was hör ich? Sie hätten — um unſers Vermögens willen hätten Sie die Verbindung Ihrer Kinder mit uns gewünſcht? Nimmermehr! das kann ich nicht glauben.

Etatsr. Ha! Warum denn ſonſt? Was beſitzt Ihr für Vorzüge? was bringt Ihr Eurer Braut und Eurem Bräutigam entgegen, wenn es das nicht iſt?

Heinrich. Liebe, gnädiger Herr.

Liſette. Ja, Liebe, mein Vater.

Etatsr. Schweigt! — Womit könnt Ihr ſie entſchädigen, daß ſie herunterſteigen zu Euch? Ahnenruhm, Glanz der Familie ungenutzt liegen laſſen? Tauſend Vorrechten entſagen um Euretwillen? — Sprechet, wodurch könnt Ihr ſie entſchädigen, wenn es nicht durch Vermögen iſt?

Heinrich. Durch Liebe, gnädiger Herr.

Liſette. Ja, wahrlich durch Liebe, mein Vater.

Etatsr. Geſchwätz, verfluchtes Geſchwätz! — Punktum! — Es wird nichts draus; aus beiden Heirathen wird nichts.

Heinrich. Wie, Herr Etatsrath?

Liſette. Vater, o mein beßter Vater!

Heinrich. (vor ſich) Sollte das des Mädchens wahrer Ernſt ſein?

Etatsr. Kein Wort, kein einziges Wort mehr! Ich bin betrogen, boshaft betrogen — Mein Verſprechen kann mich nicht binden — Ich nehm es zurück.

Heinrich. So unedel kann ein Edelmann handeln?

Etatsr. Unedel? Ich ſollte mich aus albernen Rückſichten in des Herrn Hofraths Schlingen fangen laſſen, mich und meine Kinder? Ein fetter Fang! Ich laſſe es bleiben. Ich kündige den Handel auf. Ich bringe ihm ſeine beiden Kinder zurück.

Liſette. (zärtlich bittend.) Vater, nur Heinrich nicht.

Heinrich. (vor ſich) Sie ſcheint mich zu lieben, aufrichtig zu lieben — Ich hätte es nicht gedacht.

Etatsr. Und reibe es ihm bei der Gelegenheit unter die Naſe, daß er ein Spitzbube iſt!

Heinrich. Herr Etatsrath, ich bitte Sie, ſich zu mäßigen. Der Mann, den Sie ſchimpfen, iſt mein Vater, und — (mit edlem wahren Zorn) und bei Gott! ſchimpfen ſoll man meinen Vater nicht.

Etatsr. Gut. — Er iſt's auch nicht werth, daß man ihn ſchimpft; er verdient Verachtung.

Heinrich. O es iſt keine Kunſt, Herr Etatsrath, jemand hinter ſeinem Rücken zu beleidigen.

Etatsr. Nein, nein, nicht hinter ſeinem Rücken! Ins Angeſicht will ich's ihm ſagen — Gleich, gleich! Ich will gleich zu ihm hin — Hin? Ich zu ihm? Er kann wohl zu mir kommen! Es verlohnt ſich keines Ganges. Friedrich!

(Bedienter kommt.)

Etatsr. Ich ließe Herrn Hofrath Barner erſuchen, ſich auf eine Viertelſtunde hieher zu bemühen.

Heinrich. Erlauben Sie, Herr Etatsrath! — Vermuthen Sie, ich würde zugeben, daß mein Vater kommt, um ſich Beleidigungen von Ihnen abzuholen?

Etatsr. Friedrich, kommt in mein Kabinett. So will ich mich anziehen.

Heinrich. (vor ſich) So iſt's recht!

(Etatsrath und Friedrich ab.)

Zehnte Scene.

Heinrich. Liſette.

Liſette. (nach einer Pauſe.)

Lieben Sie mich wirklich, Herr Barner? Möchten Sie mich wirklich wohl zu Ihrer Frau?

Heinrich. Wie ſo, mein Fräulein?

Liſette. Mir ſcheint es nicht ganz ſo. Ich habe andere Liebhaber geſehen, aber ſo waren ſie nicht.

Heinrich. Wie waren ſie denn?

Liſette. Sie müſſen mir das nicht übel nehmen, lieber Barner. Ich mein's ſo gut mit Ihnen — darum wünſchte ich, daß ſie es mit mir auch ſo gut meinten.

Heinrich. (vor ſich) Das Mädchen ſcheint aufrichtig, vom Herzen weg zu ſprechen — Wahrhaftig, das gefällt mir an ihr.

Liſette. Sie äußerten ſich einigemal ſo räthſelhaft, ſo widerſprechend — Oder ſchien es mir nur ſo? — Ich glaube, es ſchien mir nur ſo. — Lieber Barner, wenn Sie nur wollen, ſo ſoll mein Vater uns nun nicht wieder trennen. —

Heinrich. (der gemeiniglich immer nur von der Seite mit ihr redet, und mit einem ſo kalten Tone, wie möglich.) Das iſt nicht zu machen, mein Fräulein. Er erwartete einen reichen Schwiegerſohn, und da er ſich getäuſcht ſieht, wird er nimmer die Heirath zugeben — wie er denn auch ſchon erklärt hat. Wir müſſen unſerm Schickſal folgen.

Liſette. (vor ſich, mit vieler Empfindung) Er liebt mich nicht — Und ich liebe ihn doch! — (Pauſe.)

Heinrich. (vor ſich) Ich werde wahrhaftig meiner Verabredung mit Julien ungetreu. Ich wollte Liſetten Liebe vorſchwatzen, und nachher ſollte ſie ſich getäuſcht finden, zur Strafe, daß ſie eine erzwungene Liebe annahm. — Aber ich darf es nicht wagen; es iſt wahrhaftig, als wenn ich wärmer würde! da muß ich mich zügeln, muß in eben dem Grade äußerlich kälter werden.

Liſette. Was mag er haben!

Heinrich. (wie vorhin) Aber doch muß ich — wiewohl ich glaube, das Mädchen iſt gut, und ſie liebt mich wirklich, und es iſt unrecht, ſie täuſchen zu wollen, als liebte ich ſie wirklich — doch muß ich — der gnädige Papa ſchöpft ſonſt Verdacht.

Liſette. Er ſcheint einen Kampf zu kämpfen, vielleicht mit ſeiner Liebe. O er muß unterliegen! ich will der Liebe beiſtehen. (laut) Herr Barner, Sie irren ſich, wenn Sie denken, Sie wollen mich täuſchen. O ich ſehe in ihr Herz!

Heinrich. Und was finden Sie darinn?

Liſette. Nicht ein Fünkchen Liebe. — Ich muß Ihnen aber ſagen, daß auch ich — nichts — für Sie — nicht ein bißchen für Sie empfinde. —

Heinrich. Mein Fräulein, womit habe ich das verdient?

Liſette. Sie nicht liebe, Sie nimmer lieben werde —

Heinrich. Beſtes Fräulein!

Liſette. Ich begreife ſie nicht, lieber Hein — Lieber Herr Barner. Ihre Worte ſind warm; aber Ihre Rede iſt kalt — ſo kalt —

Heinrich. (bei Seite) Da fühlſt Du falſch, Mädchen! (laut) Mein Fräulein, das muß ja ſo ſein bei Perſonen Ihres Standes.

Liſette. Wie? Ei, das Vorurtheil ſollen Sie bald fahren laſſen.

Heinrich. Wann?

Liſette. Wann ich Ihre Frau werde. Wenn Sie immer ſo mit mir reden, wie ſie fühlen, o ſo ſollen Sie nur ſehn, wie lieb ich Sie haben, wie ich Sie küſſen und liebkoſen und ſtreicheln will. Wenn Sie aber anders reden, ſo will ich den ganzen Tag verdrießlich ſein, und maulen, und kein freundliches Wort ſollen ſie von mir hören. Daraus ſollen ſie ſchließen, ob alle Leute meines Standes das ſo gern haben mögen, was Sie meinen.

Heinrich. (in der Enge) Mein Fräulein, dann ſind Sie ſchon in meinen Stand getreten, alſo —

Liſette. Alſo hab' ich dann wohl eine Verwandlung erfahren, nach Leib und Seele? (lacht ihn aus).

Heinrich. (vor ſich) Ich habe verloren — Es iſt brav, daß das Mädchen eine Ausnahme macht. — Aber freilich, das entwickelt ſich erſt nachher.

Eilfte Scene.

Vorige. Ludwig mit Julchen.

Julchen.

Julchen. Ihre Dienerinn, mein gnadiges Fräulein!

Liſette. (zuvorkommend, umarmt und küßt ſie) Ihre Freundinn, meine beſte Mamſell!

Julchen (überraſcht, nach einer Pauſe vor ſich:) Iſt die das Fräulein von Hilzer? — Und gegen dies Mädchen wehrt ſich mein Bruder?

Ludwig. Sind der Papa nicht da?

Heinrich. Der gnädige Herr haben Verdruß gehabt.

Ludwig. Alteration? Ei! — (mit einer Verbeugung gegen Julchen) Meine ſchöne, allerliebſte Demoiſelle! — (ins Kabinett eilend) Gnädiger Papa! (ab.)

Heinrich. (ſachte zu Julchen) Es geht nach Wunſch — der Alte will hin zum Vater — du mußt nur nicht aufhören, dem Charakter der Liebenden treu zu bleiben. Deſto mehr wird er ſich nachher ſchämen.

Julchen. Und wie gehts dir denn mit deiner Quaſibraut?

Heinrich. Julchen, da bin ich wahrhaftig in einiger Verlegenheit. Sie liebt mich, und darum däucht es mir faſt grauſam, ſie durch Heuchelei zu hintergehen.

Julchen. Höre Brüderchen, wenn dir das Mädchen ſo wie mir, gefiele — du nähmſt ſie im Ernſte.

Heinrich. Ach, gefallen! Damit iſt's nicht gethan. Haſt du wohl bedacht Schweſter, was du ſprechen wollteſt? — Ich werde ſie nachher um Verzeihung bitten und ſo geſchieden!

Julchen. Aber wird ſie dir verzeihen? — Das Mädchen gefällt mir; ich habe ſie nie ſo nahe bei, wie jetzt geſehen. (laut zu Liſetten.) Werden Sie ihm wohl verzeihen, mein Fräulein?

Heinrich. (erſchrocken) Schweſter!

Liſette. (die ſich zurückgezogen hatte, als ſie hörte, daß die beiden ſachte mit einander ſprachen, kommt jetzt ſehr beſcheiden näher.) Wie befehlen Sie, liebe Mamſell?

Julchen. (ihrer Uebereilung ſich bewußt und ſie verbeſſernd) Werden Sie, fragte ich, es ihm wohl verzeihen, daß er — daß er ſo ganz alle Lebensart verletzt, er claßiſcher Schriftſteller in ſeiner Mutterſprache. Seine Werke ſind ſeit 1595 zu verſchiedenenmalen aufgelegt worden. Die Ausgabe von 1614. iſt eine der vorzüglichſten hierauf folgen die von 1632 — 1651 — 77. Sie enthalten Sonnette, Schäfergedichte, poetiſche Sendſchreiben, Oden, Elegien, Lieder, kleinere Gedichte, Esparſas, Villancetes &c. Comödien, von welchen leztern im Theaterkalender für 1778. mehr geſagt iſt.

Gil Vicente, der Plautus von Portugal. Von ihm und ſeiner Tochter **Paula Vicente** ſtehen ausführliche Nachrichten im Theaterkalender für 1778. **Michael Cabedo de Vasconcellos.** Er wurde 1525. zu Setubal gebohren. Er ſtudirte die ſchönen Wiſſenſchaften zu Bordeaux, und die Rechtsgelehrſamkeit zu Toulouſe, und zu Coimbra. In Paris machte ihn ſeine Ueberſetzung von Plutus des Ariſtophanes zuerſt bekannt. Er verwaltete verſchiedne wichtige Ehrenämter in ſeinem Vaterlande, wo er 1577. ſtarb. Er hat den Ruhm eines großen Dichters. Alle ſeine Werke ſchrieb er in lateiniſcher Sprache.

Eſtacio de Faria Ein Mann von Geſchäften, Soldat, Hofmann und Dichter; ſeine Werke ſind noch ungedruckt.

Hieronymo de Cortereal. Ein Heerführer und Dichter. Nach einem thatenvollen Leben begab er ſich auf ſein Landguth bey Evora, wo er auch 1593. ſtarb. Eine hohe Felſenhöhle diente ihm zum Studierzimmer in dieſem reizenden Orte. Er war ein feuriger, erhabner Dichter — aber nicht Schwulſt; dabey war er Mahler und Tonkünſtler. Viele von ſeinen Werken ſind gedruckt worden.

letzt, und allein mit mir zu plaudern anfängt? Als hätten wir recht was Wichtiges mit einander zu reden gehabt!

Liſette. Ach, wenn ich ihm nur nicht mehr zu vergeben hätte als das!

Zwölfte Scene.

Vorige. Etatsrath von Hilzer (in einem etwas abgetragenen grünen Kleide mit goldenen Treſſen und dito Weſte und Hoſen; in Stiefeln oder Kamaſchen, Hut und Stock in der Hand.) und **Ludwig** aus dem Kabinette Da ſie auftreten, ziehen ſich die andern auf die gegenüber ſtehende Seite des Zimmers zurück.

Ludwig.

Ein wahrer coup de fortune, daß wir noch zu rechter Zeit dahinter gekommen ſind.

Etatsr. Genug davon! Wir wollen's ihm ſchon eintränken. Laß uns jetzt nur gehen.

Ludwig. Uebrigens, gnädiger Papa, fing ſie wirklich ſchon an, mich — zu intereſſiren, wenn ich ſo reden darf. Mit der Zeit, glaub ich, — daß ich — mich wohl darinn — gefunden hätte.

Etatsr. Das glaube ich auch. Hübſche Geſichtsbildung, zarter Teint, feine Taille, und eine Conduite wie unſers Gleichen.

Ludwig. Ich muß geſtehen, daß — es mir — faſt nahe geht, daß das Band zerriſſen wird.

Etatsr. Was? Zerriſſen? War es denn ſchon geknüpft? Und wenn ich die ganze Sache beim Lichte beſehe, ſo war es Thorheit, Schwäche von mir, daß ich es ſo weit ſchon kommen ließ. Die Schande wäre unauslöſchlich geweſen! — Uns ſoll die Ehre über das Leben gehen, und wir wollen ſie aufopfern, um uns allenfalls bequemere Tage zu machen? Sprich, Louis, mein Erſtgeborner, mein hoffnungsvoller Stammhalter! ſprich wäre das honnet, noble?

Ludwig. Freilich nicht, gnädiger Papa; indeſſen —

Etatsr. Nichts da! Das muß ich beſſer wiſſen. (Kurz) Auch iſt's mir ja mit der ganzen Heirathsgeſchichte nie Ernſt geweſen.

Ludwig. Nicht? — Ach, hätten der gnädige Papa mir das vorher geſagt, Sie hätten mir manchen Seufzer des Mißmuths erſpart; jetzt iſt mir dieſe Verſicherung ſehr gleichgültig. Denn es könnte bei ſo bewandten Umſtänden aus der Heirath ja doch nichts werden, auch wenn ich ſie inbrünſtig liebte.

Etatsr. Komm, wir wollen hin. Wo iſt deine Schweſter?

Ludwig. (ſieht ſich von ungefähr um, und wird alle drei gewahr.) Ah, ſieh da! Meine chère ſoeur, die Perle im Golde! (zu Heinrich und Julchen) Ich dachte, Sie hätten ſich ſchon lange aus dem Staube gemacht. (wendet ſich verächtlich von Ihnen weg.)

Etatsr. (zu Julchen.) Mamſell, mein Sohn empfiehlt ſich Ihnen und zwar auf immer!

Julchen. Es bedarf keiner Empfehlung. Sein Name ſteht in meinem Herzen, ſein Bild ſchwebt vor meiner Seele.

Etatsr. Unſinn! Koketterie!

Ludwig. (mit Prätenſion) Inzwiſchen ſind' ich dieſe Begeiſterung ſehr natürlich.

Etatsr. Liſettchen, Komm! Es geht zu Ihrem Vater, meine Kinderchen; wollen Sie nicht mit? Friedrich! (Er kommt.) Wir gehen aus: begleitet uns. (Bedienter bleibt bei der Thüre ſtehen, die er in der Hand hält.)

Julchen. Herr von Hilzer, Sie waren ſo gnädig, mich abzuholen — darf ich mir auch jetzt Ihren Arm ausbitten?

Ludwig. (ſieht ſeinen Vater fragend an.)

Etatsr. Da iſt der Bruder ja!

Julchen. (zu Ludwig) Lieber Herr von Hilzer —

Ludwig. (ſich retirirend.) Bitte, bitte!

Julchen. (ihm nach) Bitte, bitte! — (hört auf ihn zu verfolgen.)

Liſette. (zu Heinrich) Sorgen Sie nicht; es wird gewiß gut gehen, wenn Sie nur wollen. Meiner Hoffnung ſchmeichelt eine glückliche Ahndung!

(Etatsrath geht, Liſetten führend, ab; Ludwig geht zu ſeiner Linken. Bedienter öffnet die Thür und geht hinter drein.)

Dreizehnte Scene.

Heinrich. Julchen.

Heinrich. (Hut und Stock zuſammenholend.) Komm, Julchen; was machen wir in einem fremden Zimmmer!

Julchen. (herumſehend) Verſchloſſen wird es wohl nicht; es iſt nicht viel da, deswegen es ſich verlohnte —

Heinrich. Mich ſoll wundern, wie's gehen wird.

Julchen. Sonſt recht gut; aber deine Kugel, Heinrich, läuft ſchief; jetzt ſchon! du wirſt gewiß einen Pudel.

Heinrich. Wie ſo?

Julchen. Du wollteſt los von Liſetten — du behälſt ſie.

Heinrich. Ich? Warum das?

Julchen. Das wirſt du ſelbſt am beſten wiſſen.

(nach einer Pauſe) Weil ſie dich liebt! — Bruder, du wirſt vergelten.

Heinrich. Schweſter, ich bitte dich!

Julchen. Und du mußt vergelten, und du wirſt gezwungen werden zur Vergeltung.

Heinrich. Niemand, keine Macht der Welt ſoll mich zwingen, meinen Grundſätzen —

Julchen. Das glaub ich gerne — Außer dir nichts; aber womit widerſtehſt du dir ſelbſt, dem Despoten in Dir, deinem Herzen?

(beide ab.)

Vierzehnte Scene.

Zimmer in Barners Hauſe.

Malwitz. Johann.

Johann.

Unmaßgeblich, Herr Berginſpektor! da ich denn doch einmal um die ganze Sache weiß, und die jungen Herrſchaften mir ihr gütiges Zutrauen geſchenkt haben; ſo möchte ich wohl ſagen, daß wir aus dieſer Langwierigkeit nichts ſchließen können. Denn, ſo wie ich mir imaginire, ſo bringen der junge Herr ihm das, was ſie ihm ſagen wollen, nicht auf einmal an, ſondern ſo per ambages, nämlich allmählig.

Malwitz. recht! — Mein Freund, vergeß Er nur nicht, die Kabinettsthüre zu öffnen, ſo bald Mamſell Julchen ihm winkt. Dann komm ich eilig heraus und — o lieber, guter Johann! Er muß mit dabei ſein; er muß unſre Wonne ſehen, unſer Entzücken theilen — oder auch unſre Thränen.

Johann. Thränen? Nicht doch. Zu weinen giebt's heute nichts.

Malwitz. Wenn der Vater mir ſeine Einwilligung verſagt — und wer bürgt mir dafür?

Johann. Ich, Herr Berginſpektor.

Malwitz. Er erfährt, daß ſeine Kinder ihn übel behandelt haben; Unmuth über den geſcheiterten Plan kommt hinzu, und nun ſollte er vergeben und vergeſſen, und noch dazu den Wunſch ſeiner ungehorſamen Kinder erfüllen?

Johann. Ja, Herr Berginſpektor! Ja!

Malwitz. Wahrlich, die Hoffnung hat hier kein weites Feld.

Johann. Nur Geduld. Es geht gut, ſag ich Ihnen. Horch! da poltert's. Ja, das ſind die Herrſchaften! Nur herein ins Kabinett. (Malwitz geht herein) Ich will gleich gehn, und dem Herrn Hofrath die Viſite anmelden. (wie er abgehen will, begegnen ihm in der Thüre:)

Funfzehnte Scene.

Etatsrath von Hilzer, den **Hofrath Barner** an der Hand herein führt. Barner komplimentirt ſich vor der Thüre mit **Ludwig** und **Liſetten**, die vor ihm hereingehen müſſen. — **Johann** bleibt an der Thüre.

Barner.

Welch eine unverdiente Ehre, gnädiger Herr Bruder! Welch eine angenehme Ueberraſchung!

Etatsr. (gravitätiſch) Guten Tag, Herr Hofrath! Es ſollte ja heute Verlobung ſein.

Barner. Aber um dieſe Stunde!

Etatsr. Gleichviel. Hier ſind meine Kinder.

Barner. Ich ſeh es, ich habe ſchon die Ehre gehabt, Ihnen mein Kompliment zu machen. Jetzt (zu

Liſetten) erlauben Sie mir, beſtes Fräulein, daß ich Sie (ſie umarmend) als meine geliebte Tochter, und Sie (indem er Ludwig umarmen will, der aber ein paar Schritte zurückweicht) als meinen Sohn — meinen würdigen Sohn — — Was ſoll das Herr von Hilzer?

Etatsr. (packt ihn bei der Schulter, mit ausbrechendem Affekt) Was unterſtehen Sie ſich, Herr? Was wagen Sie?

Barner. (heftig erſchrocken) Mein Gott! Herr Etatsrath!

Liſette. (mit ſichtbarer zunehmender Angſt) Mein Vater!

Etatsr. Was verdienen Sie, Herr? Reden Sie, antworten Sie, Böſewicht! daß Sie mir meine Kinder abſchwatzen, ablügen, abtrügen wollen? was verdienen Sie — Schuft?

Barner. (äußerſt aufgebracht) Und was verdienen Sie für dieſe pöbelhafte Begegnung? Sie — Sie Grobian! — Doch — meine Verachtung verdienen Sie. (von neuem losbrechend) Wie? Sind Sie der Etatsrath von Hilzer?

Etatsr. Eben weil ich's bin. Einem andern hätten Sie vielleicht ſo mitſpielen können; mir — mir nicht, mein Herr! Ich will Sie öffentlich des doli bezüchtigen.

Barner. Und ich belange Sie zur ſelben Stunde noch injuriarum. (ſo ziemlich gefaßt, die Hand in die Seite) Was wollen Sie von mir? was ſoll dieſe unerhörte Ungezogenheit? Reden Sie, ich will antworten; reden Sie, wie der Mann gegen den Mann reden muß, anſtändig, auch wenn er ihm Wahrheit zu ſagen hat; dann will ich antworten. Ich biete jedem eine freie Stirn. — Was wollen Sie damit ſagen, daß ich Ihnen Ihre Kinder abgeſchwatzt hätte?

Etatsr. Ich meinte es ganz eigentlich, mein Herr! juſt ſo, wie ich mich ausdrückte.

Barner. Sehen Sie mich an! Iſt das wahr? Wer hatte zuerſt den Einfall, aus Ihrem Sohne und meiner Tochter, und Ihrer Tochter und meinem Sohne könnten zwei hübſche Paare werden? Wer ließ dieſen Gedanken fallen, ganz als geſchäh' es von Ungefähr? Ich freilich, ich nahm ihn auf, denn — ich geſteh' es — dieſe Verbindungen ſchienen mir vortheilhaft paſſend — ich — (anſtoßend) ich — ich wußte, daß ſich die jungen Leute liebten, und alſo — alſo gab ich Ihnen mein Wort.

Etatsr. Unwahr! Falſch! — die jungen Leute lieben ſich, es iſt wahr; aber wie wußten Sie das vorher?

Ludwig. (mit ſelbſt gefälligem Lächeln) Können Sie vielleicht Herz und Nieren prüfen, und die Gedanken meſſen von ferne?

Etatsr. Hochmuth war es von Ihnen, mein Herr; Sie wollten in meine Familie; mein Name ſollte auch auf Sie einen Glanz werfen; Sie hatten die Bemerkung gemacht, daß Frau von ſo übel nicht klänge; es ſchmeichelte ihrem Stolze, daß meine Tochter ſich um Ihres Sohnes willen degradiren ſollte — Verſtanden? bin ich nicht ein guter Dollmetſcher Ihrer Empfindungen, die ſie ſelbſt nicht zu verſtehen ſcheinen?

Barner. (der ſich überwunden fühlt.) Ueber den lächerlichen Dünkel! aber der iſt die Erbſünde der Leute Eures Gelichters! — Und was war denn Ihre Abſicht, mein Herr, als Sie die Idee zu dieſer doppelten Heirath aufs Tapet brachten? Heraus damit: was war Ihre Abſicht? — Doch nein, ich will es nicht wiſſen — Nein, unterſtehn Sie ſich nicht, ſie zu verrathen —

Etatsr. (ſtolz und langſam) Ich hielt Sie für einen vemögenden reichen Mann, und die ganze Stadt ſtimmte mir bei. Meine Glücksumſtände ſind geſunken — was ſoll ich es verhehlen? — und denen dacht' ich durch Ihren Mammon wieder aufzuhelfen. Sonſt — mein Herr, ſonſt ſind uns unſre Söhne und Töchter nicht ſo wohlfeil. Verſtanden? Ich habe Ihnen meine Abſichten aufrichtig entdeckt.

Barner. (in heftiger Bewegung, hält ſich an einem Stuhl feſt) O Gott! dieſe gewaltige Demüthigung! Mir ins Geſicht! Ich trage es nicht — das Ungeheuer! — Ich Unſinniger!

Etatsr. (fortfahrend) Sie beſtärkten mich in meinem Vorhaben, denn Sie widerſprachen mir nicht, wenn ich mir merken ließ, daß der Reichthum bei Ihnen zu Hauſe ſei.

Barner. Nun ja! Gott hat mich reichlich geſegnet.

Etatsr. Schweigen Sie, Lügner; ſchämen Sie ſich! Ich bin glücklicher Weiſe noch zu rechter Zeit dahinter gekommen, daß das Alles nur Schein iſt, nichts weiter: ein Strohfeuer und der Narr glaubt, da brenne ein Schatz! Alles nur Maske, ſchändliche Maske!

Barner. ich verſtehe kein Wort davon. Es ſcheint, ein Spaßvogel habe Sie zum beßten gehabt.

Etatsr. Zum beßten? Mich? So hätte er ſich ſelbſt auf ſehr empfindliche Weiſe vexirt. Er liebt meine Tochter mit unerhörter Liebe, und bei ſo bewandten Umſtänden bleibt meine Tochter, wo ſie iſt, und was ſie iſt — ein Fräulein, der es an honnetten, ihrer Geburt würdigern Partien nimmer fehlen wird. Daß Sie es wiſſen! die Verbindung zwiſchen uns und unſern Kindern iſt nun auf ewig getrennt! Suchen Sie ſich einen Schwiegervater und einen Schwiegerſohn aus Ihrem Stande; da kann es Ihnen nicht fehlen. (will weggehen) Wer will weggehen mit mir? — Ja ja, Herr Hofrath; Hochmuth leidet Pein.

Barner. (will auffahren, aber faßt ſich ſogleich und fragt in einem gleichgültigen Tone.) Von wem reden Sie denn? Ich ahnde nur, aber ich begreife Sie nicht ganz. Was ſoll mein Sohn?

Etatsr. In Zukunft klüger werden, und zuvor denken, dann ſprechen. So ganz in ſeiner Unſchuld hat er mir verrathen, daß es mit Ihnen nur ſehr ſchwach beſtellt iſt, mein Herr Hofrath.

Sechszehnte Scene.

Vorige. Heinrich und **Julchen** ſtürzen herein.

Barner. (Heinrich hart anredend)

Heinrich, was haſt du gemacht?

Heinrich. (zu ſeinen Füßen) Verzeihung, mein Vater! Ich flehe um Verzeihung.

Julchen. (wie Heinrich) Verzeihung auch mir!

Etatsr. Auch Julchen? die hat ja kein Wörtchen davon geſagt.

Ludwig. Par compagnie kniet ſie mit, gnädiger Papa; es bildet eine gar zu rührende Gruppe.

Barner. Steht auf! — Was habt ihr gemacht? bekennet aufrichtig — klagt Euch gewiſſenhaft an; ich will Euer Richter ſein. (beide ſtehen auf)

Heinrich. O mein Vater, daß wir auch Sie anklagen müſſen, indem wir unſere Schuld geſtehen! Sie haben uns zu dieſem Schritte gezwungen. Sie machten uns heute die Wahl bekannt, die Sie für uns getroffen hatten; aber wir liebten nicht und ich — nach meinen Grundſätzen — ich durfte nicht lieben. Ihre Grundſätze waren anders; Sie ſahen unſre Verbinbindung mit dieser Familie aus einem ganz andern Geſichtspunkt an. Dieſen Geſichtspunkt bemühte ich mich zu finden; Ich ſuchte die Gründe auf, die Sie und den Mann da (auf den Etatsrath zeigend) bewogen, ihre Kinder zu einer Mißheirath zu zwingen, und fand auf Ihrer Seite (mit leiſerer Stimme) — Stolz; (wieder ganz laut) auf der ſeinigen — Bedürfniß. Das wußten Sie nicht, mein Vater; oder wollten es nicht wiſſen. Sobald der Gedanke, daß dieſe Familie uns nur aus Noth unter ſich aufnähme, in Ihnen entſtanden, in Ihnen lebhaft geworden wäre — hätten Sie nicht einmal eingewilligt, vielweniger denn uns gezwungen. Ich entſchloß mich, Sie nicht bloß auf jenen Gedanken zu führen, ſondern ſeine Wahrheit zugleich zu beweiſen; und das konnt' ich durch nichts, als wenn ich Ihnen Gelegenheit verſchaffte, in das Innere dieſes Mannes zu ſchauen. Zu dieſem Ende mußte er die Vortheile, die er aus den Heirathen ſeiner Kinder ſchon in Voraus erwachſen ſah, wieder ſchwinden ſehen, und ſich ſo mit Ihnen gleichſam entzweien.

Etatsr. Abſcheuliche Bosheit!

Heinrich. Jene Vortheile waren die Erneuerung des erloſchenen Glanzes ſeines Hauſes, die nur durch Geld geſchehen konnte; und unendlich viele Bequemlichkeiten, die er jetzt entbehren muß, weil er kein guter Haushalter war. Wenn ich alſo ſeine Vorſtellungen von Ihrem Reichthum herabzuſtimmen ſuchte, ſo durfte ich hoffen, meinen Zweck zu erreichen; und je tiefer, um ſo viel eher!

Etatsr. (zu Ludwig) Ein Streich à la Cartouche! Wer hätte das von dem ehrlichen Geſichte heruntergeleſen!

Ludwig. Permiſſion, gnädiger Papa! Ich habe ihn immer darauf angeſehen.

Etatsr.

George de Montemajor. Er wurde ohnweit Coimbra gebohren. In ſeinen jüngern Jahren war er Sänger in der Spaniſchen Hofcapelle. Er nahm Kriegsdienſte, machte ſich darinnen berühmt, verließ ſie, und widmete ſich den Muſen. Die Liebe lehrte ihn Verſe machen. Die mehreſten von ſeinen Werken ſchrieb er in Spaniſcher Sprache, und die Spanier rechnen ihn zu ihren beſten und zierlichſten Schriftſteller. Er ſtarb 1561. in Piemont, und wie man ſagt eines gewaltſamen Todes. Seine Werke ſind zuſammen gedruckt unter dem Titel: Cancionero de Jeorge de Montemajor, Zaragoza, 1561. Die folgenden Ausgaben ſind 1571. 1572. 1577. 1588. Sie enthalten poetiſche Sendſchreiben, Sonette, Lieder, Schäfer- und ſcherzhafte Gedichte. Sein vortreflicher Roman: la Diana, iſt von **Alonſo Perez** und von **Caſpar Gil Polo** fortgeſezt worden. Das Urtheil, was Cervantes von der Diana des Montemajor und deſſen Fortſetzungen fället, iſt überaus treffend: die erſte ſoll von einigen Ungereimtheiten geſäubert, die zwote (von Perez) ſoll verbrannt, und die dritte (von Polo) aufbehalten werden, als wenn ſie von Apollo ſelbſt wäre.

Eſtevan Roiz de Caſtro, ein großer Arzt und ein Dichter. Er ward 1559. zu Liſſabon gebohren. Er lehrte die Arzneykunſt auf der Univerſität Piſa, wo er 1637. ſtarb. Seine Gedichte hat er theils in portugieſiſcher, theils in ſpaniſcher Sprache geſchrieben, ſie enthalten Sonette, Oden, Eclogen und kleine Gedichte, und ſind unter dem Titel: Rimas por Estevam Rodriguez de Castro 1632. gedruckt worden.

Fernan Roiz Lobo de Soropita, ein Rechtsgelehrter und Dichter von der beſten Gattung. Seine Gedichte ſind noch ungedruckt.

Etatsr. Und doch ihm nichts abgeſehen? — du biſt mir der rechte!

Barner. Nur weiter! Höre auf das Geſchwätz nicht.

Heinrich. Damit er bei dieſem Experiment nicht Unrath merkte, entſchloß ich mich, gegen das Fräulein (mit einem Blick auf Liſetten, den er ſchnell wieder zurückzieht, und in Verlegenheit geräth, wie er ſich ausdrücken ſoll) die — Rolle — eines Liebhabers — zu ſpielen, und bewog auch meine Schweſter, es ſo mit dem Junker, zu machen, dem wir ohnehin eine Schamröthe abjagen wollten.

Ludwig. (mit einer Verbeugung) Verlorne Mühe!

Heinrich. Dies, beßter Vater, iſt mein aufrichtiges Bekenntniß — Julie wird nichts hinzuzuſetzen haben — Sie werden vergeben, ich hoff, es, ich weiß es —

Ludwig. (ſachte zum Etatsr.) Auf die Art, gnädiger Papa, wären wir gewaltig hinter's Licht geführt. Verſuchen wir wieder vorzutreten?

Etatsr. (wie Ludewig) Verſuch' es.

Ludwig. Ich darf doch nicht beſorgen, Herr Hofrath, daß Sie das unglückliche Misverſtändniß nun zum Vorwand brauchen werden, mir Ihre Mamſell Tochter zu entreißen?

Barner. Mißverſtändniß? O mein Herr Junker, dies Misverſtändniß hat uns treflich mit einander verſtändigt. Verſchmähten Sie meine Julie vorhin: jetzt ſteht ſie gar nicht zu Dienſten. — Elender! — (ruhiger) Wenn Ihre Liebe ſich nach dem Geldhaufen richtet, ſo wie der wächſt oder kleiner und unſichtbar wird; ſo verdienen Sie nicht einmal das Glück, das Reichthum gewährt; vielweniger die Glückſeeligkeit, welche Liebe bereitet. Sie ſind ein elender, ein bemitleidenswerther Menſch! Ich kann Sie nicht haſſen.

Julchen. Herr von Hilzer, ich bitte Sie: entfernen Sie ſich.

Ludwig. Eine Bitte, die von gar keiner Conduite zeugt, worauf Sie doch Anſpruch machen. Warum ſoll ich gehen?

Julchen. Weil ich Sie nicht ſehen mag; weil ich mir ſchon einen Epilog ausgedacht habe, der an Sie gerichtet iſt, und wobei Sie wechſelsweiſe roth und blaß werden müßten. Ich habe wenig Galle, aber Ihr Betragen hat ſie aufgeregt.

Ludwig. Demoiſelle —

Julchen. Was haben Sie zu befehlen?

Ludwig. Nichts, Mademoiſelle; ich habe Ihnen nichts zu befehlen. Dazu iſt jetzt auch jede Ausſicht verſchloſſen. Hätten Sie mich mit Ihrer ſchönen Hand beglückt, da wär' es ein andres geweſen. Ich recommendire mich Ihnen. Gnädiger Papa, nehme ich Liſettchen mit?

Julchen. Sie weint! —

Etatsr. Liſette, was iſt das?

Ludwig. Warum weinſt du? das hab' ich doch nicht geglaubt, daß du auch eine empfindſame Närrinn wärſt. Doch — du willſt es nur ſcheinen; aber man muß ja nicht in allen Fällen ſcheinen, was man nicht iſt. — Gnädiger Papa, ſie hat ſich die Augen mit Zwiebeln gerieben. (ab.)

Siebzehnte Scene.

Vorige (ohne Ludwig.)

Heinrich. (gerührt)

Worüber weinen Sie, Liebes Fräulein?

Liſette. Ueber Sie! Warum täuſchten Sie mich? Was that ich Arme Ihnen? Sie werden es nimmer verantworten können.

War-

Barner. Ja Heinrich — da haſt Du ſchlecht gehandelt. Wenn auch alles, dieß vergebe ich Dir nicht. Du haſt ihr mehr Unglück bereitet, als Du — wegen dieſes Bewußtſeins — in Zukunft Glück wirſt genießen können.

Heinrich. Vater, ich kann mich beruhigen — Sie tragen die Schuld; Liſettens Thränen fallen auf Ihre Seele, die Seufzer, die ihre gekränkte Liebe ausſtößt, klagen Sie an! Warum wollten Sie mich zwingen, ein Band zu knüpfen, ohne daß mein Herz Theil daran nehmen konnte? Sie hatten zu Julchen von Enterbung geſprochen.

Barner. Mein Sohn, Du kennſt mich nicht beſſer? Unmenſchlich iſt doch dein Vater nicht. Es iſt wahr: Der Grille, der thörigten Grille, Euch in die Familie dieſes Mannes zu bringen und mich zugleich mit, hatte ich mich zu ſehr überlaſſen; ich hing ſchon ſo feſt an ihr, daß es ſchwer gehalten hätte, mich loszumachen — wenn es nicht ſo gekommen wäre! — Aber Enterbung — Enterbung iſt Fluch und den hatteſt Du doch nicht verdient. — Genug davon! — Ich trage einen Theil deiner Schuld, mein Sohn; ich tilge ihn, indem ich Dir völlig freie Wahl in Angelegenheiten deines Herzens für die Zukunft zuſichere, indem ich Dir — danke, daß Du mich den Mann und ſeinen ſaubern Junker kennen gelehrt haſt. (mit einem Händedruck) Ich danke Dir, und mein Herz iſt nun leicht. — Aber nun tilge auch Du deine Schuld. Du haſt Liſetten betrogen: mache den Betrug wieder gut, wenn Du mein Sohn biſt.

Heinrich. Vater, womit?

Barner. Das mußt Du ſelbſt wiſſen. Du haſt eine Empfindung in ihr geweckt, die ſie ſonſt noch nicht kannte —

Heinrich. Nein, mein Vater; ſie kannte ſie ſchon. Sie kam mir mit Liebe entgegen.

Barner. So haſt Du doch die Empfindung wach erhalten; ſie wäre ſonſt — und zum guten Glücke — gewiß entſchlummert.

Heinrich. Was ſoll ich denn thun, mein Vater?

Julchen. Der Vater hat es Dir ja deutlich genug zu verſtehen gegeben? Kommen Sie her, mein Fräulein — Ihre Hand in die ſeinige — dann iſt alles gut. Wie? du ziehſt Deine Hand zurück?

Heinrich. Julchen, ich bitte Dich: Heirathen ſoll ich ſie?

Barner. Du mußt es jetzt, mein Sohn. Nicht ich, Du ſelbſt wirſt Dich dazu zwingen, wenn Du weißt, was Rechtſchaffenheit fordert, wenn Du die Ruhe deines Lebens zu bewahren wünſcheſt.

Heinrich. Vater! Schweſter! Unmöglich! — So hätte ich ja mehr gegen mich als für mich gearbeitet; ſo wäre der Nutzen meines Plans ja verloren. Nein, nein!

Julchen. Du haſt dann für mich gewirkt; ich bin meinen Liebhaber auf dieſe Weiſe ſo leicht los geworden.

Heinrich. So müßteſt Du ihn alſo auch heirathen.

Julchen. Heinrich — liebte er mich denn warm, wie Liſette Dich liebt? Liebte er mich auch nur wahr? Ich möchte fragen: Sollte wohl Ludwig der Liebe fähig ſein?

Liſette. Ich will gehen. Sie haben unredlich an mir gehandelt, aber ich verzeihe es Ihnen. Ich muß ja ſtille ſein, denn eigentlich iſt's ja mein Vater, der den Grund zu meinem Unglück gelegt hat, indem er mich Ihnen aufdringen wollte: Auf meinen Vater werfen auch Sie ihre Schuld: ſo iſt alles vergeben, wenn es anders erlaubt iſt, daß die Tochter ſpreche, ſie haben ihrem Vater ſeine Schuld vergeben. — Nur ich glaube zuweilen Zärtlichkeit in Ihren Augen zu leſen, liebevolle Theilnahme, Liebe — und dann einmal wieder keinen Buchſtaben davon! — Löſen Sie mir dies Räthſel — zum Abſchiede — dann will ich Ihnen gleich Lebewohl ſagen, und gehen.

Heinrich. Liſette — mein Fräulein — der Schlüſſel des Räthſels liegt in den Worten: Sie ſind ein liebes reizendes Mädchen, aber — von Adel!

Liſette. Nun?

Heinrich. Wären ſie gleichen Standes mit mir: Liſette, ich würde Sie lieben und glücklich mit Ihnen ſein. Aber jetzt darf ich nicht.

Barner. Schäme Dich, Heinrich! Eine ſo ſklaviſche Reſignation! eine ſo unterthänige Anerkennung ſolcher Vorzüge! Was iſt ſie mehr denn Du? Und darf man einen Unterſchied der Stände ſtatuiren, wenn man von der Liebe redet?

Heinrich. Sie verſtehen mich falſch, Lieber Vater. Nicht das iſt es, nicht darum darf ich nicht; ſondern weil mich tauſend traurige Beiſpiele von einer ſolchen Verbindung zurückſchrecken; weil ich die unerträglichen Prätenſionen kenne, welche Damen von Hochadlicher Geburt zu machen gewohnt ſind, wenn ſie Gattinnen von Männern werden, die, wenn gleich oft edlere Bürger des Staats, als ſämmtliche Hochwohlgebohrne Ahnen der Frau Gemahlinn, doch das Wörtchen von dem Fräulein nicht zum Brautgeſchenk bringen konnten; weil ich ſo manches adeliche Frauenzimmer ſah, die den bürgerlichen Bräutigam mit der glühendſten Liebe umfaßte, aber dem Mann bald genug mit zurücktreibender Kälte, mit entehrendem Stolze zu begegnen anfing; weil ich weiß, daß Adelſtolz unvertilgbar iſt, da ihn das Kind ſchon, ſo zu ſagen, mit der Muttermilch einſaugt, da Erziehung und Umgang ihm zu einem üppigen Wachsthum verhelfen, da er ſogar durch bürgerliche Vorzüge, die ſie zu genießen haben, leer zu ſein aufhört, wenn er gleich demungeachtet verabſcheuungswerth iſt; weil ich weiß —

Barner. Halt ein, mein Sohn! Du haſt theils Unrecht, theils Recht.

Etatsr. (der ſich fühlt) Vorzüglich was die wichtigen Vorzüge anbetrifft — ſehr Recht!

Barner. Aber gibt's nicht Ausnahmen von jeder Regel? Und im Grunde: was beweiſen Beiſpiele?

Heinrich. Beiſpiele ſollen warnen.

Liſette. Ihr Vater ſagte: Giebt's nicht Ausnahmen von jeder Regel? Und trauen Sie mir wohl nicht zu, daß ich eine Ausnahme machen werde?

Heinrich. Und geſetzt! Wenn ich Ihnen nun aber zu viel zugetraut hätte?

Liſette. Und werde ich meinen Mann unglücklich machen wollen, und ſo, vorſätzlich, muthwillig, mich ſelbſt ins Elend ſtürzen?

Heinrich. Und wenn ſie es nun wollten?

Liſette. Dann, mein lieber Barner, laſſen ſie ſich von mir ſcheiden.

Barner. Du biſt überwunden. Laß Dich immerhin von ihr gefangen nehmen; der Sieg, den die Unſchuld über uns erficht, thut uns nicht wehe.

Heinrich. (unſchlüſſig) Liſette! — Julchen! — Vater!

Barner. Gebt Euch die Hände. — (Sie geben ſie ſich noch nicht; Barner nachdrücklich) Mein Sohn, jetzt kannſt Du nicht mehr zurückziehen.

Heinrich. So ſollte ich wider meine Grundſätze handeln?

Barner. Nicht doch! Du ſollſt deine Grundſätze herabſtimmen; ſie ſind zu ſtrenge. Und was wollte das Alles auch ſagen! Genug — wenn Dich der Name eines Lügners nicht brandmarken ſoll: mach' Deine Lüge zur Wahrheit!

Heinrich. (nach einer Pauſe) Liſette! ich wag' es — So wag' ich es — Auf deine ſanfte unſchuldige Miene, auf Dein Herz, das von keinem unedlen Stolze weiß, wag ich es — (ſie ſchnell und mit Innbrunſt umarmend) Liebe mich, wie ich Dich liebe!

Liſette. O ich wußte es wohl, Jüngling, daß Du mich liebteſt.

(Etatsr. der während dieſer ganzen Scene Gleichgültigkeit affectirt hat — und bald die Tapeten, die Gemählde im Zimmer, die Meubeln u. ſ. w. betrachtete, bald eine Priſe nahm und in Nachdenken zu verfallen ſchien, kann ſich jetzt nicht länger halten, ſondern verräth viel Freude darüber, daß es ſo gekommen iſt.)

Heinrich. Aber — das hätte ich bald vergeſſen! — (zum Etatsrath.) Mit Ihnen muß ich noch einige Worte reden. Herr Etatsrath, wie ſtehen wir denn recht mit einander?

Etatsr. Wie? Vater und Sohn wieder, wie vorhin! (drückt ihm die Hand.)

Heinrich. Sie willigen alſo ein?

Etatsr. In Gottes Namen! Ihren kleinen unſchuldigen Spaß habe ich Ihnen ſo übel nicht genommen.

Barner. (hitzig) Kein Wort davon! Um alles nicht, Herr Etatsrath! Ich will nicht mehr daran denken. So viel kann ich Ihnen übrigens zum Troſte ſagen: Für Befriedigung Ihrer Bedürfniſſe, auch im weitern Sinne des Wortes, werden Sie nie ſorgen dürfen. Auch werde ich meiner lieben Schwiegertochter eine Ausſteuer anſchaffen und ſchenken; aber Sie geben ſie ihr, und niemand darf wiſſen, daß ſie von mir kömmt. Das geſchieht um Ihret- und meinetwillen. — Und nun noch Eins! Wir werden nie Freunde werden — trotz unſrer nahen Verwandtſchaft, nie! Und Sie mögen es glauben oder nicht: wenn ich einem gewiſſen Gefühle folgen wollte, daß mich eben nicht ſehr angenehm kitzelt, ſo würde ich jetzt — der vorhergehenden Scene wegen — nimmermehr in dieſe Heirath meines Sohnes willigen, vielweniger noch ihn dazu bewogen haben — unbeſchadet meiner Achtung und Zärtlichkeit für Fräulein Liſette. Aber er muß ja gut machen, was er verdarb — einen Schuldner mag ich nicht zum Sohne haben. — Du hatteſt Herrn von Hilzer etwas zu ſagen, Heinrich?

Heinrich. Herr Etatsrath, Sie haben vorhin gehört, warum ich einen ſo heftigen Abſcheu vor ſogenannten Mißheirathen habe. Doch für Ihre Tochter möchte ich faſt gut ſagen, aber eine neue Beſorgniß! Wer ſteht mir für Sie? — Sie ſelbſt? — Gut! Getrauen Sie ſich meine Wünſche in dieſem Punkte zu befriedigen? meine Forderungen zu erfüllen?

Etatsr. Ja, mein lieber Herr Barner.

Heinrich. Darf ich ſicher darauf rechnen, nie etwas von Aufopferung und dergleichen von Ihnen zu hören? Werden Sie ſich nie ein Wörtchen entfallen laſſen, als hätten Sie mir eine Gnade erwieſen durch das Geſchenk dieſer Hand? (ergreift Liſettens Hand.) — Schätzen freilich werd' ich es immer, auch mögen Sie immer ſagen, wenn wir glücklich ſind: „Ihr ſeid glücklich Kinder, und mir verdankt Ihr einen Theil Eures Glückes!" und ich werde Ihnen um den Hals fallen und mit Thränen danken. Aber — mit Einem Worte — darf ich ſicher darauf rechnen, daß Sie nie mehr als Vater meiner Frau, wie des geweſenen Fräuleins gnädiger Herr Papa ſein wollen!

Etatsr. Ja ja, mein lieber Herr Barner.

Heinrich. Dann, meine Liſette, wird meine Ehe glücklich ſein. O dann ſehe ich einer herrlichen Zukunft entgegen, worinn nur Tage der Freude blühn. Liſette iſt ein Mädchen, dazu geſchaffen einen Mann zu beſeligen durch Liebe für Liebe!

Etatsr. So nehme ich Sie denn zum zweitenmal zu meinem Herrn Sohn an. (umarmt und küßt ihn, aber minder gravitätiſch, als in der ſiebenten Scene, dann zu Liſetten) Du wirſt immer meine gehorſame Tochter bleiben.

Barner. (ſtellt ſich zwiſchen Bräutigam und Braut, und legt ihre Hände in einander) Gott ſegne Euch, meine Kinder!

Liſette. (will ſeine Hand küſſen, er zieht ſie zurück; gibt es aber endlich zu.) Und auch Sie, mein würdiger Vater!

Heinrich. (ſeine andere Hand küſſend) Auch Sie — durch uns!

Barner. Schön! Das iſt Wunſch und Gelübde zugleich.

Julchen. (ſchüchtern zu ihrem Vater) Wenn ſie auch mir erſt Ihren Segen ertheilen könnten, mein theurer Vater!

Barner. Du haſt ihn ſchon, meine Tochter, und er wird Dir wuchern.

Julchen. Gewiß! Doch ich mein' es noch anders, Segen mein' ich — mir und ihm zugleich — als eine Verſiegelung des Bundes zwiſchen mir und ihm!

Barner. Ihm? Welchem Ihm?

Julchen. Meinem Geliebten, meinem Bräutigam.

Barner. (ironiſch) Ja, warum haſt du deinen Junker dimittirt? da hätteſt du und Er das zweite Paar abgeben können.

Julchen. Ich weiß, Sie ſind froh, daß er fort iſt. Auch iſt *er* ja nicht der einzige. — Ich hätte heute wohl in einem zweiten Paare ſtehen mögen.

Barner. Das iſt nun vorbei, Julchen, und es iſt ſo ſehr gut. Sonſt wär' es mir freilich eine Freude geweſen — Zwei Paare! an Einem Abende! (zum Etatsrath) Nicht wahr, Herr — Bruder?

Etatsr. O allerdings! Ganz charmant!

Barner. (ſchnell) Aber Ihren Herrn Sohn würde ich doch nicht gerne darunter geſehen haben; — Es iſt nun einmal nicht anders Julchen. Woher ſoll ich einen Liebhaber nehmen? Aber ſei gutes Muths! binnen Jahres Friſt biſt du vielleicht ſchon —

Julchen. (den Blick auf Liſette und Heinrich gerichtet) Tante — gewiß ſchon!

Barner. Verheirathet, wollte ich ſagen. (lächelnd) Es wird ſich ſchon Einer finden, der es mit Dir, böſes Mädchen, wagt.

Julchen. (ergreiſt plötzlich ihres Vaters Hand, küßt ſie und ſagt lebhaft und ſchnell:) Er hat ſich gefunden, Vater — Er iſt hier — Wollen Sie ihm Ihre Tochter ſchenken? (winkt Johann, dieſer öffnet die Kabinettsthüre; Hofrath Barner und der Etatsrath ſehen ſich verwundert um.)

Achtzehnte Scene.

Malwitz aus dem Kabinett. **Vorige.**

Malwitz.

Herr Hofrath — theuerſter Mann — darf ich hoffen?

Barner. Ich erſtaune. Wo kommen Sie her, Herr Berginſpektor?

Etatsr. (lachend) Aus dem Kabinett — Ei, Ei!

Malwitz. (hält noch des Hofraths Hand feſt) Ich liebte Julien unausſprechlich — Sie hat mir Gegenlie-

Unter allen portugieſiſchen Dichtern giebt man folgenden den erſten Rang.

Luis de Camoens ward zu Liſſabon 1524. gebohren. Sein Vater war Schiffscapitain. Seine Eltern waren beyde von altadelichen Geſchlechte. Er ſtudierte auf die vom König Johann den 3ten neuerrichtete Univerſität Coimbra. Bey ſeiner Zurückkunft nach Liſſabon machte er ſich durch Gedichte, welche durch verſchiedene Liebeshändel veranlaſſet wurden, bekannt. Seine Leidenſchaft für die Hofdame Donna Catharina de Attayade verurſachte, daß er nach Santarena verbannt wurde. Nun entſagte er den Muſen und der Liebe, und gieng nach Ceula in Africa, um als Freywilliger zu dienen. Er verlor in einem Seegefechte das rechte Auge. Nach einiger Zeit kehrete er mit erworbenem Ruhm nach Liſſabon zurück, wo ihn neue Liebeshändel wieder in Verdrüßlichkeiten verwickelten. Er entſchloß ſich endlich, ſeinem Vaterlande auf immer zu entſagen, und als er 1553 mit der Flotte, welche unter Anführung des Don Fernando Alvarez Cabral nach Oſtindien geſandt wurde, unter Seegel gieng, wiederholte er oft in ſeinem Verdruß die merkwürdigen Worte des Scipio Africanus: Ingrata Patria, non poſſidebis oſſa mea. Er kam nach Goa, gieng aber gleich nachher als Freywilliger auf die Flotte, welche der portugieſiſche Vicekönig von Indien, **Don de Noranha**, den mit Portugal verbündeten Königen von Cochim und Porca, gegen den König von Chembe zuführete. **Camoens** beſchreibt dieſen Zug in ſeiner erſten Elegie. In dieſer beklagt er auch den Verluſt ſeiner großen Freunde, des Prinzen Don Juan, Vaters des Königes Don Sebaſtian, und des Don Antonio de **Noranha**, Sohn des Grafen von Linhares. Er blieb nicht lange in Goa. Er gieng 1555. mit der be geſtanden — Beglücken Sie den Einen durch den Andern, Herr Hofrath.

Heinrich. Das Bekenntniß, das wir vorher ablegten, mein beßter Vater! iſt wörtlich wahr, aber nicht ausführlich genug. Mein Plan, wie ich Ihnen denſelben ſchon vorgelegt habe, war fertig; da erſchien Malwitz, und entdeckte uns ſeine Liebe zu Julchen, und ſie — zürnen Sie nicht, mein Vater! — ſie verlobte ſich ihm.

Julchen. (ſanft und einſchmeichelnd) O zürnen Sie nicht, lieber Vater!

Heinrich. Mein Plan, begann nun uns noch weit lebhafter zu intereſſiren — Julchen hat ihren Zweck erreicht; ich habe für Julchen gewirkt, aber — gegen mich ſelbſt.

Liſette. (beſtürzt) Wie?

Heinrich. (leiſe und zärtlich.) Liſettchen, ich bin ja mit dem Ausgang zufrieden — Freilich war's meine Abſicht, Dich zu verlieren; ich erreichte ſie und verlor alſo, indem ich gewann. Jetzt hab' ich freiwillich dieſen Gewinn aufgegeben, und ſo hab' ich gewonnen, Dich gewonnen, indem ich verloren habe.

Julchen Nun, lieber Vater?

Malwitz. Sie werden mir nicht den Himmel verſchließen wollen, den die Liebe mir, hier auf Erden ſchon, zeigt.

Barner. Aber hinter meinem Rücken! — Iſt das recht? — Wenn Sie mir unter die Augen getreten wären mit Ihrer Liebe, und Julchen desgleichen, wie ſich's gebührt hätte, würde ich Ihnen Hinderniſſe in den Weg gelegt haben?

Malwitz. Ich fürchtete es.

Barner. Sie kennen mich ſo genau nicht, aber Julie? Die hätte wiſſen müſſen, daß, ſobald ich nur hätte ahnden können, ſie liebte ſchon, ich meine häßliche

Grille gleich fortgejagt hätte; daß ich Eure Hände in einander gelegt und geſprochen haben würde! „Mann und Weib!“

Heinrich. (leiſe zu Liſetten) Er traut ſich mehr zu, als er dann würde geleiſtet haben.

Malwitz und Julchen. Und was wollen Sie jetzt ſagen?

Barner. Ich weiß nicht.

Liſette. Aber ich weiß es. Eben das, lieber Vater, was Sie zu uns ſagten! „Gott ſegne Euch, meine Kinder!“ (Liſette und Heinrich geben ſich von neuem die Hände.)

Julchen. Meinem Plane gemäß hab' ich meinen Junker verloren. Dieſer Verluſt, mein Vater, müſſe mir meinen Malwitz ſchenken! Nicht, mein theuerſter Vater?

Barner. Nun dann! (legt ihre Hände in einander) Mann und Weib! (und hebt ſie empor, mit Rührung.) Gott ſegne Euch, Kinder!

4.

Richard Löwenherz, König von Engelland.

Ein

heroiſch-pantomimiſches Ballet in ſechs Akten.

Von Salvator Vigano.

Perſonen:

Richard König von Engelland in der Gefangenſchaft Heinrichs des VI. Margarithens Liebhaber.

Margaritha Gräfinn von Flandern und Artois, Richards Geliebte.

Blondel, ein Engliſcher Kapellmeiſter, ein Freund des Königs.

Der Kommendant von Margarithens Leibwache.

Floreſtan, Gouverneur der Feſtung Linz, insgeheim in Lauretten verliebt.

Wiliams, ein Engliſcher Edelmann, der ſich wegen eines in ſeinem Vaterlande begangenen Verbrechens nach Deutſchland geflüchtet hat.

Laurette, die Tochter des Wiliams, und Geliebte des Floreſtan.

Antonio, ein Knabe, der Blondel, der ſich blind ſtellt, führt.

Bäuerinnen.

Bauern.

Margarithens Gefolge.

Officier.

Soldaten.

Wachen der Feſtung.

Perſonen,
welche Margarithen im Traume erſcheinen.

Der Ruhm.
Die Hoffnung.
Die Freundſchaft.
Der Neid.
Der Haß.
Die Rache.
Die Qual.

Die Handlung gehet in der Feſtung Linz, oder in den Gegenden um dieſe Stadt vor.

Erſter Akt.

Erſte Dekoration.

Das Theater ſtellet die Gegend um die Feſtung Linz vor. Man erblickt ihre Thürme. Die Feſtung ſelbſt liegt auf einer Anhöhe. Der Ort iſt wild. Einige Hügel und Büſche ſcheinen ſie zu umgeben, ſo, daß ein Theil der Feſtung, ſo nahe ſie auch iſt, von den Bäumen verdeckt wird. Rechts erblickt man einen Pallaſt mit einer gangbaren Thüre.

Foreſtan iſt eben mit den Wachen aus der Feſtung gekommen. Wiliams ſtehet, den Hut in der Hand, ehrfurchtsvoll vor ihm. Einige Bauern und Bäuerinnen ſind rings um einen Hügel beſchäftigt; ſie machen Zubereitungen zur Verlobung eines ihrer Freunde. Laurette theilet ihnen Blumen aus, den Hügel zu zieren.

Der Gouverneur und Laurette geben ihre Liebe zu erkennnen. Ihr Vater Wiliams ſchöpft Verdacht, und zürnet auf die Tochter. Blondel erſcheint als ein blinder Bettler, von Antonio geführt. Er hat eine Geige am Gürtel hängen. Seine Kleidung und ſein Be-

Betragen zeigen einen armen Mann, der auf den Straßen und in Dörfern Muſik macht. Floreſtan findet den Augenblick, ſeiner geliebten Laurette ein Billet zuzuſtecken, das ſie aber im Tanze mit ihm verliert. Blondel, der ſich zwar blind ſtellt, aber alles beobächtet, hebt es auf, und verwahrt es.

Die Bauern, als ihre Arbeit verrichtet iſt, und ſie ſehen, daß ſchon die Nacht heran rückt, begehren von Wiliams die Erlaubniß, nach Hauſe zu gehen, verſprechen aber alle den kommenden Morgen ſich wieder zur Hochzeitfeier hier einzufinden. Kaum ſind ſie fort, ſo faſſet Wiliams ſeine Tochter bei der Hand, nimmt Abſchied von dem Gouverneur, und gehet mit ihr in ſeinen Pallaſt. Floreſtan ziehet ſich in die Feſtung zurück, und verſchließt ſie.

Blondel war Zeuge von allem, was vorging. Er ſcheint in großer Bewegung über ſeine traurige Lage. Antonio beruhigt ihn, und beide ſuchen eine Herberge.

Bei finſterer Nacht hört man ein kriegeriſches Getöſe. Die Gräfinn Margaritha erſcheint in einer Sänfte mit ihrem Gefolge. An der Spitze deſſelben iſt der Commendant ihrer Leibwache. Er hält am Pallaſte des Wiliams, und pocht an der Thüre. Williams tritt an das Fenſter und fragt, was man von ihm verlange. Der Commendant bittet ihn, die von der Reiſe müde Gräfinn dieſe Nacht zu beherbergen. Sie gehet in den Pallaſt. Jhre Wachen ziehen ſich in den nahen Wald zurück, und ſorgen dort für ihre Pferde.

Bei dem Geräuſche, das ſo viele Krieger machen, kommt Blondel herbei, beobachtet alles was vorgehet, und glaubt unter dem zahlreichen Gefolge die Gräfinn zu erkennen. Er ſuchet ſich deſſen zu verſichern. Er ergreift die Geige, und wie die Gräfinn eben in den Pallaſt treten will, ſpielt er das Lied, das Richard für ſie gemacht hatte. Margaritha ſinkt darüber in Ohnmacht. Man fängt die Sinkende auf, und bringt ſie wieder zu ſich. Ihre erſte Frage iſt nach dem Manne, der geſpielt hatte. Sie forſchet von ihm, wo er dieſes Lied gelernt habe. Auf den Wanderungen antwortet Blondel.

Der Commendant will Blondel forttreiben; doch auf die Vorbitte Margarithens williget Wiliams ein, ihn in den Pallaſt aufzunehmen. Man gehet hinein. Die Diener faſſen Blondel beim Arme. Vor der Thüre wird eine Tafel gedeckt. Antonio ſitzt bei Blondeln; hierauf tanzt und trinkt er in Geſellſchaft der Diener, die ſich unterhalten und lärmen. Ein Frauenzimmer meldet, daß die Gräfinn ruhe. Alle gehen hierauf in den Pallaſt.

Zweiter Akt.

Dekoration.

Inneres Gemach in Williams Pallaſte, geziert nach dem Geſchmacke jener Zeiten. In einem Winkel ſtehet ein großes Himmelbett. Einige Kleider Margarithens liegen auf einem Stuhle.

Die traurige Gräfinn liegt ermüdet von der langen Reiſe. Man höret eine Melodie, welche Ruhe verkündigt. Sie ſchlummert, und nun erſcheint ein Geſpenſt vor ihrem Bette, das ſie ruft und ſchüttelt. Die Gräfinn iſt in der größten Unruhe. Das Geſpenſt faſſet ſie bei der Hand und hebt ſie in die Höhe, zugleich öffnet und theilet ſich die Wand des Zimmers in zwei Theile. Man ſiehet ein kleines ſchwebendes Theater, zu deſſen Linken man ſchreckliche Ruinen, und eine fürchterliche Grotte erblickt. In der Mitte iſt der Tempel des Ruhms, zur Rechten der Tempel der Freundſchaft, die in der Hand ein Diadem hält.

König Richard iſt gefeſſelt und von der Rache bewacht. Der Neid hindert den König ſich dem Tempel des Ruhmes zu nähern. Der Haß wüthet beim Anblick des Diadems in der Hand der Freundſchaft. Margaritha wird ohne Unterlaß von dem Geſpenſte gepeinigt. Der Haß, der Neid und die Rache mißhandeln die Gräfinn auf verſchiedene Art, und wollen ſie zwingen in die Grotte zu gehen. Sie ſuchet ſich durch Bitten los zu machen; doch vergebens. Voll Bangigkeit ſiehet ſie ſich am Rande der Grotte. Nun erſcheint plötzlich die Hoffnung, welche alle in Erſtaunen ſetzt, und bezaubert. Dieſe macht Margarithen Muth, jedem Mißgeſchicke zu widerſtehen, und widerräth ihr in die Grotte zu gehen. Sie führt ſie gegen den Tempel der Freundſchaft, und zeigt ihr den König Richard, der von derſelben das Diadem empfängt. Die Gräfinn durch den Anblick Richards getröſtet, und voll Freude läuft ihm entgegen; aber der Neid, der Haß und die Rache hindern ſie, ihn zu umarmen. Richard wird von den Furien gepeinigt; der Ruhm und die Freundſchaft ſchützen ihn. Die Hoffnung ergreift Margarithens Hand und da ſie dieſelbe mit Richards Hand vereinigen will, verſchwindet alles, und die Gräfinn fällt wieder auf ihr Bette. Tauſend Gedanken kommen nun Margarithen in den Sinn, ſie ruft alle Schreckenbilder, die ſie geſehen zu haben meint, in das Gedächtniß zurück; ſie möchte gerne um Hülfe rufen; aber ſie fürchtet ſich und ſchweigt.

Ihre Seele iſt eine kurze Zeitlang beruhigter, bald aber fällt ſie in die vorige Angſt und Verwirrung zurück; ſie ſchüttelt, ſie krümmt ſich, ſie ruft um Hülfe, und eilet endlich zitternd und verzweiflungsvoll zur Thüre des Zimmers, eröffnet ſie und gehet ganz außer ſich durch dieſelbe ab.

Dritter Akt.

Dekoration.

Das Theater ſtellet das Innere einer unüberwindlichen Feſtung vor. Vorn iſt eine mit eiſernen Gittern umgebene Terraſſe, ſo angebracht, daß der darauf ſtehende König Richard den Reſt des Theaters nicht ſehen kann. Seitwärts in einer Entfernung ſchließet eine Kette von Mauern und Thürmen die Bühne. Die Citadelle der Feſtung iſt hoch auf Klippen und Felſen, welche die Eroberung derſelben unmöglich machen. Das Theater iſt im Hintergrunde wenig erleuchtet; gegen das Ende des Aktes wird es heller und nach und nach erhebt ſich die Morgenröthe.

König Richard ſitzt traurig auf einer Bank der Terraſſe und flehet Floreſtanen, der ehrfurchtsvoll vor ihm ſtehet, um Mitleid an. Bald darauf bietet er ihm eine Börſe mit Geld für ſeine Freiheit. Dieſer aber ſchlägt ſie aus, zeigt ſich über dieſen Antrag ſowohl, als über den Unwillen beleidigt, den Richard wider den Kaiſer äußert, und gehet ab.

Richard, ganz verlaſſen, hebet die Hände zum Himmel empor, fürchtet, was ihm noch bevorſtehet, überdenket ſeine Lage, ruft das Andenken der in Paleſtina eroberten Siege zurück, betrachtet ſeine Perſon, und beweint ſein Schickſal.

Blondel, von Antonio geführt, tritt aus dem Hintergrunde des Theaters bis unter die Feſtungswerke hervor. Antonio iſt voll Angſt, die Nacht finſter. Blondel, der ſich blind ſtellet, fragt, auf welchem Wege er ſei, dann ziehet er einige Geldſtücke aus der Taſche und gibt ſie ſeinem Wegweiſer, dem er nun umzukehren, und einige Speiſen herbei zu holen befiehlt. Antonio gehorcht und verläßt ihn, wiewohl nicht ohne Schmerzen.

So wie ſich **Antonio** entfernt hat, unterſucht **Blondel** die Feſtung und ſchicket ſich an zum Spielen. **Richard** zeigt ſich auf der Teraſſe und klagt, daß er ſchon ſeit einem Jahre keine tröſtliche Nachricht erhalten habe. **Blondel** bittet den Himmel, ihm ſeine Wünſche zu gewähren. **Richard** ziehet **Margarithens** Bild aus der Taſche und betrachtet es. **Blondel** dämpft ſein Inſtrument, und ſpielt eben das Lied, das der König auf **Margarithen** gemacht hat. Der erſtaunte König kann nicht begreifen, wie dieſes zugehe. **Blondel** ruhet nach dem erſten Theile etwas aus, dann fängt er wieder an. **Richard** erkennt den Spieler, nimmt das Clarinett, das er zu ſeiner Unterhaltung bei ſich hat, und ſucht ſich auf das Ende des Liedes zu beſinnen. **Blondel** freut ſich ſo ſehr, es zu hören, daß ihn vor Vergnügen eine Ohnmacht anwandelt. Er ermannt ſich doch bald, ſpielet wieder das vorige Lied, und gibt ſich als den getreuen Freund des Königs zu erkennen.

Margaritha, geplagt vom ſchrecklichen Traume, kommt voll Angſt aus ihrem Schlafgemache, und da ſie niemand findet, gehet ſie aus dem Hauſe, irret im nahen Walde herum, und wie ſie von weitem **Blondels** Spiel hört, nähert ſie ſich der Feſtung, zu erfahren, wer da ſei.

Der König und **Blondel** antworten ſich wechſelweiſe mit ihren Inſtrumenten. **Margaritha** befindet ſich abermals in einem Kampfe von verſchiedenen Leidenſchaften; ſie möchte ſich zu erkennen geben, doch die Furcht hält ſie zurück. Auf das Geräuſch laufen die Wachen herbei, und langſam eilet einer nach dem andern in das Gitter, und umringen den **Blondel**.

Der Gouverneur überraſcht den König auf der Teraſſe und zwingt ihn, ſich zurück zu ziehen. **Blondel** ſtellet ſich blind. Als ihn die Wachen mißhandeln und fragen, wer auf ſeine Töne geantwortet habe, erwiedert er, es werde irgend ein Reiſender geweſen ſein. Die Wachen drohen ihn einzuſperren, Blondel flehet ſie um Mitleiden an. Während dieſes vorgehet, ſchleicht Margaritha wieder zurück, wo ſie hergekommen war. Blondel beſteht darauf, er habe heimlich mit dem Gouverneur zu ſprechen, den dieſer Lärmen eben herbei zieht. Er befiehlt den Soldaten ihn los zu laſſen. Blondel ſagt ihm, Laurette habe ſeinen Brief geleſen, und ziehet denſelben zugleich aus der Taſche. Hiedurch gibt er ihm zu verſtehen, daß er ſein geheimes Einverſtändniß mit Lauretten wiſſe und meldet ihm, Laurette erwarte ihn Abends bei dem Vermählungsfeſte einiger Bauern. Der Gouverneur, ſehr zufrieden hierüber, verſpricht ſich einzufinden. Blondel bittet Floreſtan, ihn noch immerfort aufzuſchelten, damit niemand ſeinen geheimen Auftrag merke. Der Gouverneur thut es bei den Soldaten. Blondel entſchuldigt ſich damit, daß ſie den Lärmen verurſacht hätten. Die Wachen zürnen und bedrohen ihn. Antonio kommt mit einigem Mundvorrath für Blondel zurück; und als er ihn mitten unter den Wachen erblickt, bittet er ſie, ihn los zu laſſen, bietet ihnen alles an, was er hat, und läuft dann zum Gouverneur. Dieſer befiehlt, Blondel aus dem Bezirk der Feſtung zu führen, und dann frei zu laſſen. Antonio und Blondel gehen gegen den Wald zu.

Vierter Akt.

Dekoration.

Zimmer im Pallaſte des Wiliams.

Margaritha, voll Schmerz und Kummer ſtürzt erſchrocken durch die Thüre hinein, und fällt wie ſinnlos auf

Flotte nach dem rothen Meere, und brachte den Winter auf der Inſel Ormuz zu. Dieſe Fahrt gab ihm Stof zu ſeinem 9ten Liede, worin er ſie und einige Gegenden des glücklichen Arabiens beſchreibt. Während ſeiner Abweſenheit von Goa war Don Franciſco Barretto Vicekönig von Indien geworden. Camoens verfertigte eine Satyre: Diſparates na India (die Thorheiten in Indien) und noch ein anderes ſatyriſches Gedicht, in welchem er den Vicekönig und die vornehmſten Perſonen in Goa auf das bitterſte durchzog. Der Vicekönig verbannte ihn nach China. Er mußte 1556. mit einem Schiffe nach Macao abgehen. An der Mündung des Fluſſes Mecon, auf der Küſte von Combaya, litt er Schiffbruch, und konnte ſich mit Noth durch Schwimmen retten, wobey er in der rechten Hand die Epopee Luſiadas, die ihm nachher unſterblich machte, hielt, und ſich der linken zum Fortſchwimmen bediente. Auf der Küſte von Combaya ſchrieb er die berühmten Redondillas, in welchen er den 130ſten Pſalm paraphraſirte. Seinen Schiffbruch beſchreibt er im 10ten Geſange ſeiner Luſiadas. Zu Macao erhielt er ein öffentliches Amt, wobey er ſich etwas Vermögen erwarb. Von dort aus that er eine Reiſe nach Tidor und Ternate auf die moluccíſchen Inſeln. Dieſe Reiſe beſchreibt er im 10ten Geſange ſeiner Luſiadas. Nach einer fünfjährigen Abweſenheit von Goa kehrete er dahin zurück, und erwarb ſich die Gnade des neuen Vicekönigs, Don Conſtantin von Braganza. Als aber 1561. der Graf von Redondo dieſen Vicekönig ablöſete, wurde Camoens in neue Verdrüßlichkeiten verwickelt. Man beſchuldigte ihn einer zu Macao begangenen Untreue, und er wurde ins Gefängniß geſetzt. Camoens erwies ſeine Unſchuld, und entgieng zugleich durch ein ſcherzhaftes Gedicht an den Vicekönig, dem Verhafte, worinnen einer von ſeinen Gläubigern auf einen Stuhl. Der Commendant, Wiliams, die Kammerfrauen und ein Edelknabe folgen ihr, und erſtaunen über ihre Gemüthsbewegung. Sie wiſſen die Urſache davon nicht, doch ſuchen ſie der Gräfinn auf alle Art zu helfen. Sie ſagt ihnen, dieſes ſei unmöglich, und erzählt ihren Traum. Nun tritt Laurette vor die Gräfinn, und meldet ihr, daß der Blinde ſie zu ſprechen wünſche. Wiliams macht ſeiner Tochter Vorwürfe, daß ſie die Gräfinn in Unruhe geſetzt habe. Dieſe will niemanden ſehen wer es auch ſei. Laurette gehet traurig ab. Margaritha möchte gerne ihre vorige Rede mit den Anweſenden fortſetzen, die aufmerkſam zuhören; aber Laurette erſcheint wieder. Wiliams läuft ihr zornig entgegen und ſtutzt, als er Blondel mit Gewalt hereindringen, und in einem Handgemenge mit den Dienern begriffen ſiehet, die ihm den Eintritt verweigern. Margaritha erſtaunt hierüber. Der Commendant fragt Blondel trotzig, was er von der Gräfinn wolle. Blondel achtet nicht auf ihn, wirft ſich Margarithen zu Füſſen, und zeigt daß er nicht blind ſei. Alle erſtaunen und Margaritha argwohnt eine heimliſche Liſt aus den Winken, die Blondel ihr gibt, daß er mit ihr allein zu ſprechen wünſche. Der Commendant und Wiliams zeigen der Gräfinn ihr Mißtrauen an. Blondel beſtehet auf ſeiner Forderung, und verſpricht ſie zu tröſten. Margaritha, ſich an Richards Lied erinnernd, das Blondel ſpielte, befiehlt allen, ſich zurückzuziehen. Der Commendant und Wiliams gehorchen, doch bleiben ſie vor der Thüre, um auf einen Wink der Gräfinn ſogleich bei der Hand zu ſein.

Blondel, nun allein mit Margarithen und voll Freude darüber, betrachtet ſie aufmerkſam. Die Gräfinn nimmt eine ernſthafte Miene an, zeigt Mißtrauen gegen Blondel, befiehlt ihm zu reden oder fortzugehen, und thut, als ob ſie ſich der Thüre nähern und

Leute herbei rufen wollte. Blondel nennt den König; ſogleich läuft ihm Margaritha entgegen. Er redet abermals von dem Könige, ihrem Geliebten; und hebt ſein Oberkleid auf, gibt ſich als Blondel, den treuen Freund ſeines Königs, zu erkennen, und wirft ſich ihr zu Füßen.

Die Gräfinn, vor Freude außer ſich, fragt ihn ängſtlich um Nachrichten von ſeinem Herrn. Blondel ſagt ihr, daß er im Gewande eines armen blinden Spielmanns ihn lange Zeit aufſuche, und in der nächſten Feſtung gefunden habe. Die Gräfinn umarmt Blondel, der ſie verhindert Leute herbei zu rufen; aber bei dieſem Getöſe treten doch alle in das Zimmer.

Alle verwundern ſich ſehr. Der Commendant erkennt und umarmt Blondel. Margaritha will das Unmögliche thun, den in der Feſtung gefangenen König zu befreien. Der Commendant und Wiliams ſind gleichfalls bereit, Alles zu ſeiner Befreiung zu unternehmen. Blondel nimmt Abrede über die Mittel hiezu und heißt den Wiliams den neu verheiratheten Bauern einen Ball in ſeinem Saale geben, wobei ſich auch der Gouverneur einfinden wird, um mit Lauretten zu ſprechen. Wiliams weigert ſich es zu thun, doch willigt er ein, als er hört, daß man während des Sturmes Floreſtan entwaffnen wird, wenn er Margarithen dem Könige nicht ausliefert. Alle ſchwören, den König mit Daranſetzung ihres Lebens zu befreien, und gehen voll Jubel, Muth und Hoffnung an ihr Werk.

Fünfter Akt.

Dekoration.

Ein großer Saal in des Wiliams Pallaſte.

Die Hochzeiter erſcheinen begleitet von Bauern und Bäuerinnen. Laurette ſitzt zwiſchen den Verlobten auf dem Hügel. Wiliams führt die Ritter der Gräfinn herbei, die beſtimmt ſind den Gouverneur gefänglich anzuhalten. Sie tanzen nun bald einer, bald der andere. Endlich erſcheint Floreſtan allein, der nach Blondels Bericht mit ſeiner Schönen zu ſprechen hofft. Der Gouverneur tanzt mit Lauretten. Die Ritter bereiten ſich indeſſen zum heimlichen Ueberfalle. Die Trommeln und das Geräuſch der Waffen geben das Zeichen. Der Gouverneur läuft zur Thüre, Wiliams und die Ritter treten ihm in den Weg, und fordern den König. Der Gouverneur verweigert ihn, und wird von den Verſchwornen entwaffnet, und in einem Zimmer verſchloſſen. Der Sturm währet fort; die Verlobten und die Umſtehenden fliehen voll Schrecken. Wiliams und die andern Ritter gehen aus dem Saal und eilen den Stürmenden zu Hülfe. So ſchließt ſich der fünfte Akt.

Sechster Akt.

Die Dekoration iſt dieſelbe, wie im dritten Akte.

Die Feſtung wird von allen Seiten beſtürmet. Die Beſatzung thut tapfern Widerſtand. Margarithens Soldaten zeigen vielen Muth. Blondel voll Eifer ordnet alles an. Der Commendant von Margarithens Wache und Wiliams dringen in die Feſtung und bemächtigen ſich eines Mauerbrechers. Sie bedienen ſich deſſen, die Terraſſe, worauf der König ſtand, zu zerſtören. Sie ſteigen hinauf, nehmen den König mit ſich, bewaffnen ihn mit den Waffen eines gebliebenen Soldaten, und verlaſſen dann die Terraſſe. Wo ſich der König nur zeiget, jagt er alles in die Flucht. Der Officier, der in Abweſenheit des Gouverneurs die Feſtung commandirt, bleibt auf dem Platze. Dieſes bringt die Soldaten in Verwirrung, und ſie werden beſiegt. Margarithens Wachen beſetzen die vorzüglichſten Poſten

ſten der Feſtung. **Blondel** wirft ſich dem Könige zu Füßen. **Margaritha** erſcheint von Kammerfrauen, Edelknaben und Bauern begleitet. Der König iſt entzückt, ſich frei zu ſehen und ſeine Geliebte zu erblicken. Er hebt **Blondel** auf, umarmt und drückt ihn an ſeinen Buſen. **Margarithen** gibt er die lebhafteſten Merkmale ſeiner Liebe. Auch bezeigt er dem Williams und den übrigen Rittern ſeine Erkenntlichkeit. Alle danken dem Himmel. Floreſtan wird vor den König geführt, der ihm verzeihet, den Degen zurück gibt, und den **Wiliams** bittet, ihm ſeine Tochter als Braut zu gönnen. **Wiliams** willigt ein. Der König befiehlt den Wachen, die Feſtung wieder zurückzugeben. **Margaritha** beſteigt im Gefolge ihrer Frauenzimmer ihre Sänfte. Der König zu Pferd mit den übrigen Rittern, Edelknaben, Wachen und Soldaten ſind im Begriffe abzuziehen. Die Wachen der Feſtung nehmen wieder ihre Poſten auf der Mauer, und den Thürmen ein. Der Gouverneur, Laurette und **Wiliams** bezeigen **Margarithen** und dem Könige ihre Dankbarkeit, und ſo endet das Ballet.

5.

Auszug eines Briefes.

Wien, den 6ten December. 1794.

Den 28. November war ein neuer Beweiß von dem Haſſe des — nunmehr unter der Direktion des Herrn v. Braun ſtehenden Tänzertrupps — gegen Ihren Direkteur. Eine — wahrſcheinlich nur übertriebene — Müdigkeit der Mlle. Mariana Venturini, ver-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

veranlaßte dieſe, ſich zu weigern Abends in dem annoncirten Divertiſſement zu tanzen. Der Balletmeiſter ſchickte ſie zum Commiſſair, der Commiſſair that als hörte er ſie nicht. Sie ſchrieb Herrn Braun ſelbſt. Er gab es zu. Der Kaiſer, unwillig ſich und das Publikum getäuſcht zu ſehen; ſchickte in ſeine Loge und ließ ihm ſagen: „er mögte hinfüro das Publicum beſſer bedienen.“ Braun, ſchickte ſelbigen Abend noch den Theaterdoktor Eppinger zu ihr. Dieſer fand ſie in ſehr munterem und behaltenem Zuſtand; rapportirte dieß Herrn Braun. Dieſer ließ Sonntags den 30. auf den Zettel ſetzen: „daß wegen boshafter Verſtellung der Venturini das Divertiſſement nicht länger gedauert hätte.“ Venturini lief zum Kaiſer; man ließ ſie nicht vor. Abends hatte ſie zu tanzen. Ihre Parthei war mit einem Pfeifchen verſehen: als es erſcholl, trat ſie heraus (vor dem Anfange des Ballets) nun klatſchte ihre Parthei, andre pfiffen, und nur mit Mühe konnte man von Ihrer Vertheidigungsrede die Worte verſtehen: Sono ſtata callonniota &c. „dieß bewog Herrn v. Braun dem Balletmeiſters zu befehlen: Ihr keine Rolle mehr in neuen Ballets zu geben, indem ſie nach Ende ihres Contrakts entlaſſen.“

Eine andre Künſtlerin verliert die Bühne an der vortreflichen Sängerin Mamſell Seſſi. Mattorp der Sohn des reichen Specerei-Lieferanten den K. K. Armeen und Spitälern verliebte ſich in ſie und heurathete ſie nun. Man behauptet, ſie ginge vor Ende ihres Contraks ab. Wenn je eine Edle Handlung verdiente allgemein der Welt bekannt gemacht zu werden, ſo iſt es folgende, womit ſich dieſe Tänzerinn auf eine dieſem Stande meiſt ungewöhnliche Art verewigt. Sie nahm nämlich alles was ſie ſeit 3 Jahren bisher verdiente zuſammen und ſchickte es ihrem Vater, der in Rom wegen Schulden eingeſperrt war; und fand ihren reichlichen Lohn für dieſen Edelmuth darinn — daß ſie an einem Tage ihren befreiten Vater wieder umarmte und 50 M. B. von ihrem Bräutigam zum Geſchenk erhielt. Ein neuer Opertext von Herrn Schikaneder und Muſik von Herrn Süßmaier — der Spiegel von Arkadien genannt, wird mit ſo vielem Beifall gegeben, daß von 2. bis zum 14ten male und auf noch mehrere Vorſtellungen alle Logen und geſperrten, Sitze beſtellt ſind. Geſtern wurde ſie zum 19tenmale gegeben, und es war um 5 Uhr ſchon kein Platz mehr zu haben. Mehr Licht über ihren Inhalt und Werth mögen die beiden Inſerta in der hieſigen Zeitung geben, welche Sonntags den 29ten und Mittwochs den 3ten in der erſten Beilage ſtanden. Und darum ohnedem bekannt ſein werden.

IV.

Naturgeſchichte.

Ob die Naturgeſchichte eine Brodwiſſenſchaft ſei?

Man muß ſo oft im gemeinen Leben, ſelbſt da, wo man es vernünftigerweiſe nicht erwarten ſollte, den Vorwurf hören, „aber mein Gott wie können Sie nur vermuthen, mit der Naturgeſchichte ihr Brod zu verdienen!“ Nun und warum denn nicht? — „Ei die Naturgeſchichte iſt ja keine Brodwiſſenſchaft.“ — Keine Brodwiſſenſchaft? — das wäre doch ſonderbar.

Wenn die Naturgeſchichte alſo keine Brodwiſſenſchaft iſt, was mögen denn wohl für Wiſſenſchaften exiſtiren, welche dieſen, in der That etwas verrufenen, Namen führen? Mir fallen eigentlich nur drei ein, die man ſo nennte, die Theologie, die Rechtsgelahrtheit, die Arzneikunde. Dieſe drei ſind es alſo, durch die jeder Gelehrter in jedem Staate gewiß ſein Fortkommen hoffen darf. Jeder Menſch alſo, der nicht Beruf findet, ſein Feld zu bauen, bürgerliche Nahrung zu treiben, oder die Muskete zu tragen, müßte als Geiſtlicher, Rechtsgelehrter, oder Arzt fortzukommen ſuchen. Ich geſtehe die Laufbahn iſt beſchränkt.

Noch beſchränkter wird ſie, wenn wir uns denken, daß Staaten exiſtiren können, wo man weder Geiſtliche, noch Rechtsgelehrte braucht, wo höchſtens noch Arzneikunde wiſſenſchaftlich ausgeübt wird. Dieſe Staaten ſind nicht ſelten, ſelbſt unter cultivirten Nationen nicht nicht ſelten, nicht bloß idealiſch. Da hätte man es denn ſo weit gebracht, nur eine Brodwiſſenſchaft zu beſitzen und brauchen zu können.

Man nehme an, in dieſem Lande exiſtire das Geſetz, denn Geſetze können bekanntlich auch ohne Rechtsgelehrte exiſtiren, daß jeder, der nicht Bauer, Bürger, oder Soldat ſein könnte, gehalten ſein ſolle, die Brodwiſſenſchaft, die Arzneikunde zu treiben. Was würde man erhalten? Gewiß in allen Ständen einen Ueberfluß von Menſchen, die ihr Gewerbe nicht recht inne hätten.

Man wird mir einwenden, es laſſe ſich eine Brodwiſſenſchaft, ohne Hülfswiſſenſchaften denken, ſelbſt da, wo die Zahl der Brodwiſſenſchaften verringert würde, nehme doch die Zahl der Hülfswiſſenſchaften nie ab. Es werde keinem verweigert, die Hülfswiſſenſchaften zu treiben, nur ſolle er die Brodwiſſenſchaft nicht vernachläſſigen.

Aber was ſind denn am Ende dieſe Hülfswiſſenſchaften — und wie verhalten ſie ſich zur Brodwiſſenſchaft? Man nennt gewöhnlich alle die Wiſſenſchaften ſo, die man kennen muß, wenn man die eigentliche Brodwiſſenſchaften recht inne haben will, alle die Wiſſenſchaften, die man mit dem Namen der philoſophiſchen, philologiſchen, hiſtoriſchen, mathematiſchen und phiſikaliſchen belegt hat. Von dieſen müßte alſo derjenige, der Beruf hat, Brodwiſſenſchaften zu treiben, wenigſtens die nothwendigſten Grundkenntniſſe inne haben. Um dieſe zu erlangen, müſſen Lehrer da ſein, die ihn darinn unterrichten, dieſe Lehrer werden wohl thun, das, was ſie andern beibringen wollen, recht inne zu haben. Damit ſie nun dieſen Zweck erreichen können, müſſen ſie auf die Wiſſenſchaft, die ſie lehren wollen, vorzüglichen Fleiß wenden. Die Hülfswiſſenſchaft, welche ſie andere lehren wollen, wird alſo für ſie zur Brodwiſſenſchaft. Dieſe Fälle treten bei den phyſikaliſchen Wiſſenſchaften ein. Folglich auch bei der Naturgeſchichte. Die Naturgeſchichte kann alſo allerdings für einige Menſchen eine Brodwiſſenſchaft werden.

Freilich iſt die Fall ſelten, daß jemand in die Lage kommen kann, Lehrer einer Hülfswiſſenſchaft zu werden, freilich würden der Lehrer mehr als der Lernenden werden, wenn jeder, der ſich ernſtlich mit der Naturgeſchichte beſchäftigt, nur dieſe Ausſicht hätte, aber das darf den, der die Naturgeſchichte ſtudirt, nicht muthlos machen.

Ueberall iſt es gut, nur die Wiſſenſchaften mit vorzüglichem Eifer zu treiben, die uns vorzüglich intereſſiren. Aber es iſt ſehr ſchlimm, in dieſen Wiſſenſchaften, nur bei den Anfangsgründen ſtehn zu bleiben. Einmal, weil man, bei dieſer Art des Studiums, das, was man erlernt, nie gründlich erlernt, dann aber auch, weil man nur erſt, wenn man eine Wiſſenſchaft recht inne hat, von den Schwierigkeiten, die mit dem ernſtlichen Studium jeder Wiſſenſchaft verknüpft ſind, richtige Begriffe bekömmt. Nie wird man die höchſt traurige

Idee haben, irgend ein Studium zu verachten, oder herabzuſetzen, wenn man erſt das ſeinige recht gefaßt hat, wenn man begreift, daß die Erwerbung jeglicher Kenntniß Mühe koſtet, daß ſich ihr Nutzen für die Menſchheit nicht mit Ellen meſſen, oder nach Quadratruthen berechnen läßt.

Warum alſo will man es nicht erlauben, daß ſich mehrere ernſtlich mit der Naturgeſchichte beſchäftigen, als ſolche, die einmal Hoffnung haben könnten, Lehrſtellen auf Akademien zu bekommen? Erlaubt man es doch mehrern, Schriftſteller vergangner Zeiten, die, weil ſie zu der Zeit, wie noch die Kultur nicht ſo allgemein ſich verbreitet hatte, als jetzt, ſich durch Nachdenken und geſunden Menſchenverſtand auszeichneten, von uns **klaſſiſche Schriftſteller** genannt werden, zu erklären, ohne zu beſtimmen, ob dieſes Studium nöthiger als die Naturgeſchichte iſt. Man wende nur nicht ein, daß dadurch das Studium der Sprachen befördert würde, die jedermann wiſſen muß, wenn er in der Welt zu etwas gelangen will. Ich kann eben dieſen Grund für die Naturgeſchichte aufführen, die, in den Schulen und den niedern Ständen, eben ſo wohl als auf Akademien ihrer Lehrer bedarf. Sie hat die noch nie getäuſcht, die früh von ihr lernten, ſie fand oft noch im männlichen oder im Greiſenalter dankbare Zöglinge. Durch ſie vorbereitet würden mehrere Wiſſenſchaften erſt das Leben erhalten, was ihnen jetzt fehlt. Sie würden ſich verjüngern und, dem Phönix gleich, mit neuen Kräften aus dem Grabe aufſtehn, was ihnen, früh oder ſpät, von Zeit und Denkungsart einmal bereitet wird.

Woher rühren die Klagen über Vernachläſſigung des alten Sprachſtudiums, die jetzt, beinahe ſo oft und ſo einförmig, als Klagen über wachſende Heterodoxie, ertönen? Woher anders als von der Tirannei, die ſich ehemals das Sprachſtudium über den menſchlichen

Geiſt anmaßte? Wenn der, kaum aufgeblühte, Knabe anfing, die Freuden des Lebens ſchmecken zu wollen, die die Natur um ihn her für ihn bereitet hatte, ſo zwang man ihn, oft Decadenlang, mühſam Sprachen zu lernen, von deren Nutzen er keinen Begriff hatte. Man nudelte ihn, wie Gänſe, die zur Maſt ſitzen, mit Lateiniſcher und Griechiſcher Gelehrſamkeit. Man zwang ihm Schönheiten ausländiſcher Dichter und Proſaiſten auf, die ſein Herz nicht empfand, weil man es verſäumt hatte, ihn vorher zu der Quelle zu leiten, woraus auch ſie einſt ſchöpften, wodurch auch ſie allein fähig waren zu empfinden und ihre Empfindungen darzuſtellen. Man verſchloß ihm den Tempel der Natur, der doch dem lallenden Kinde eben ſo gut offen ſteht, als dem zitternden Greiſe, wo jeder Erdenbürger Belehrung und Freude findet, wenn er die Wohlthaten überſieht, die jedes Weſen beglücken, wenn er die Sorgfalt beachtet, womit alles Erſchaffne erhalten wird. Begriff man denn nicht, daß jedes Ziel unerreichbar wird, wenn man, ſtatt darauf loszugehn, immer Abwege einſchlägt? Faſt ſcheint es ſo und, was noch ſchlimmer iſt, man ſcheint lieber beim alten Schlendrian beharren, als ihn verlaſſen zu wollen. Was helfen alle Sacherklärungen von den Gebräuchen des alten Roms und Griechenlands, die man der Jugend beibringt, wenn man nicht damit anfängt, ſie mit dem bekannt zu machen, was um ſie her iſt. Der Lehrer erzählt, was der Byſſus iſt, und ſein Zögling kann von ihm nie über den Flachs belehrt werden, weil er dieſen ſelbſt nicht kennt. Hätte er ſich die Produkte ſeines Vaterlandes bekannt gemacht, könnte er mit dieſen ſeinen Zögling genauer bekannt machen, ſo würde er in dieſem die Idee erwecken können, das Sprachſtudium ſei nöthig, um mehr von ihnen zu erfahren. Nach und nach würde der Schüler anfangen, vom Nutzen des Sprachſtudiums höhere Begriffe zu bekommen, er würihn halten wollte. Nun wachte die Liebe zu ſeinem Vaterlande wieder bey ihm auf. Franciſco Barretto, der als Stadthalter von Goa nach Sofala gieng, bewegte den Camoens, ihn dahin zu begleiten, und ſchoß ihm zweyhundert Cruſaden vor. Von dort gieng er in Geſellſchaft einiger Freunde nach Portugal. Auf dieſer Reiſe errichtete er mit dem berühmten Geſchichtſchreiber von Indien, Don Diego do Couto, der ſich mit auf dem Schiffe befand, eine vertraute Freundſchaft. Dieſer Couto hat einen ungedruckten Commentar über die Luſiadas geſchrieben. Im Jahre 1569. kam Camoens zu Liſſabon an, wo damals die Peſt wüthete. Dieſe allgemeine Landplage hinderte ihn, die Luſiadas herauszugeben, woran er dreyßig Jahr gearbeitet hatte. Er erhielt das Privilegium dazu 1571. und ſein Gedicht erſchien im Jahr 1572. Es fand allgemeinen Beyfall, bereicherte aber unſern Dichter nicht; denn das geringe jährliche Gehalt von 15000. Reis (25 Thalern) welches er vom Könige Sebaſtian dafür erhielt, nöthigte ihn, den Hof ſtets zu begleiten, wodurch ſeine Dürftigkeit noch immer zunahm. Am Tage zeigte er ſich bey Hofe, des Abends mußte ſein treuer Sclave Johann, der ihm bis zu ſeinem Tode diente, für ihn betteln. Die überhandnehmende Armuth machte, daß er ſich ſeinem Könige Sebaſtian (der ihn verhungern ließ, und deſſen unglücklichen Tod in Africa er nachher herzlich beweinte) und der Welt ganz entzog — Endlich ſtarb er für Gram und Dürftigkeit in einem Alter von 55 Jahren, im Jahre 1579. Einige Jahre nach ſeinem Tode 1595. ließ Don Gonzalo Couſhinho ihm in der Kirche des St. Annenkloſters der Franciscanernonnen zu Liſſabon, wo er begraben liegt, ein Monument ſetzen. Seine vortheilhafte körperliche Bildung und ſein edler Charakter, werden von den Schriftſtellern, die ſein Leben beſchrieben haben, ſehr de den Einfluß deſſelben auf mehrere Wiſſenſchaften kennen lernen, und es nicht bloß mechaniſch treiben, auch nicht ſo lange, wie bisher, nöthig haben, damit gemartert zu werden. Er würde das Studium lieb gewinnen, das man ihm nicht aufzwingt; kurz, das Sprachſtudium würde gewiß mehr Freunde finden, als es bisher, begreiflicherweiſe, finden konnte.

Wer ſich gründliche naturhiſtoriſche Kenntniſſe erworben hat, iſt gewiß nie über die Art verlegen, wie er ſein Fortkommen finden will. Geſetzt auch er fände, als Lehrer, auf Akademien oder Schulen, ſein Unterkommen nicht. Geſetzt auch, er könnte durchaus nirgends Gelegenheit finden, unmittelbar durch Naturgeſchichte ſeinen Unterhalt zu erwerben, er hätte ſelbſt keine Luſt als Schriftſteller aufzutreten, ſo darf er doch warlich nicht fürchten, mit Ugolinos Familie einerlei Schickſale zu haben. Welchen ſchönen Grund hat er nicht zu den Kameralwiſſenſchaften durch ſein Studium gelegt! Handlungswiſſenſchaft, Bergbaukunde, Oekonomie, Technologie, Vieharzeneikunde und ſo manche andre Fächer, hängen mehr oder minder von der Naturgeſchichte ab. Er darf nur wählen, und jedes Fach, das er wählt, wird er bald begreifen, ja es wird ihm leicht werden, ſeinen Lehrern in dieſen Fächern entweder bald gleich zu werden, oder ſie zu übertreffen. Gewiß wird jeder, der ſich einmal zum gründlichen Naturforſcher gebildet hat, mit leichterer Mühe, als andre, die dieſe Vorbereitung nicht hatten, ſich in dem praktiſchen Theil der Arzneikunde feſtſetzen, die nur dann mit Glück ausgeübt werden kann, wenn ſie von Prämiſſen ausgeht, die in der richtigen Erkenntniß menſchlicher Natur ihren Urſprung haben.

Uebrigens ſieht man wohl, daß es auf die Begriffe ankomme, die die Menſchen von den Wiſſenſchaften haben, um den Begriff von der Brodwiſſenſchaft zu beſtimmen. Der Grad ihrer Nützlichkeit bleibt ſich immer gleich, auf den hat weder Anciennität noch Meinung Einfluß. Zwar bemerkt Joſephi (Handb. d. Naturg. d. Menſch. S. 2.) der Menſch müſſe Naturgeſchichte ſtudiren, weil er am ſechsten Schöpfungstage erſchaffen wurde, aber es würde ihm ſchwer fallen zu beweiſen, daß der Menſch am erſten oder zweiten, ohne ein, zu ſeiner Erhaltung nothwendiges, Wunder, hätte erſchaffen werden können. Das höbe ſich dann wohl. Weit richtiger aber iſt die Bemerkung des ehrlichen Doctor Wolf, (Verſ. über die Mittel gegen Feldmäuſe S. 345.) die, wegen ihrer Naivetät, den Schluß dieſer Zeilen ausmachen ſoll, „die Menſchen ſind wie die Gänſe. Wenn unter vielen zum Gehen nur eine erſt den Anfang gemacht, ſo folgen die übrigen alle. So werden die Menſchen geleitet von denen, die in einer Sache vor ihren Augen einen guten Anfang machen.“

Göttingen. **Dr. F. A. A. Meyer.**

V.

Miſcellaneen.

I.

Ein merkwürdiges theatraliſches Aktenſtück.

Augsburg.

An einen Hochedlen und Hochweiſen Rath,
vermüßigte Vorſtellung und angelegenſt gehorſamſte
von unterſchriebenen Bürgern.

> Die Reinigung des Theaters von allen ärgerlichen Schauſpielen, in ſpecie des nun ſchon zum zweitenmale aufgeführten Schandſtücks: Der Baum der Diana genannt, betreffend.

P. P.

Wenn Komödien in einem gutgeordneten politiſirten Staat darum zugelaſſen ſind, daß der arbeitende Bürger, der die Laſt des Tages getragen, am Abend ſeine Erholung finde, und junge Leute, die auf verſchiedene Arten zur Sittlichkeit und zu einer guten Lebensart gebildet werden müſſen, in einem auf dieſen Zweck gut bearbeiteten Schauſpiele, theils unſchuldige Ergötzung, theils Ausbildung erhalten; ſo iſt es unſers Erachtens kein unwürdiger Gegenſtand für eine wohlgeordnete Polizei, für die Erhaltung dieſer Abſichten auf unſer Theater ein wachſames Auge zu heften, und zwar um ſo mehr als nach dem Predigtſtuhl, und vielleicht gar vor dem

Predigtſtuhl kein Ort iſt, wo Grundſätze, ſie mögen dann gut oder böſe ſein, ſo leicht ihren Umlauf finden, und ſich in in dem Volk feſtſetzen, als eben, wenn ſie von der Schaubühne kommen.

Es iſt ein Stück des Titels — Baum der Diana: in beiden vorigen Wochen aufgeführt worden, wobei mehrere der Endesunterzeichneten gegenwärtig waren.

Es iſt unnöthig, ja es wäre fürwahr für die Ehrfurcht anſtoßend, das Aergerliche dieſes Stücks zu detailliren, genug, daß manchem geſtandenen Mann, der Zuſchauer deſſelben war, Schamröthe in das Geſicht kam, daß er ſich bei einem Schauſpiele gegenwärtig wußte, das keinen andern Zweck hatte, als Ehrbarkeit zu beleidigen und in jungen Gemüthern Triebe rege zu machen, die nicht der Sittlichkeit — ſondern den Bordellen Vorzug geben.

Da wir bereits unterrichtet ſind, daß dieſes Gräuelſtück in dieſer Faſchingszeit noch öfters producirt werden ſolle; ſo können wir keine Zeit verſäumen, einem Hochedlen und Hochweiſen Rath unſere unterthänig bittliche Vorſtellung zu machen, nicht nur allein dieſes Schandſtück und wahrhaftig ſittliche Ungeheuer von den Gränzen der Schaubühne, durch eine Oberherrliche Verordnung lediglich zu verbannen; ſondern auch überhaupt ein ſtrenges Augenmerk darauf zu heften, daß künftighin keine dergleichen den Wohlſtand, die Sittlichkeit, und jedes gereinigte Theater beleidigende ärgerliche Stücke aufzuführen zugelaſſen werde, damit der des Tages arbeitende Bürger nicht am Abend der Vergnügung ſich entſchlagen muß, das Theater zu beſuchen, und unanſtändiger Vorſtellungen, die nicht ein geſetztes Gemüth, ſondern nur den ſittenloſen Janhagel ergötzen können, enthoben zu bleiben.

Wir machen dieſe unſere unterthänige und angelegenſte Bitte aber nicht allein für unſere Perſon, ſondern auch und zwar hauptſächlich für unſere uns untergebene junge Leute und Kinder, die, wenn das Theater nicht eine beſſere Leitung erhält, wir von Beſuchung deſſelben abzuhalten gezwungen ſein werden.

Ein Umſtand, der uns um ſo weniger angenehm iſt, als wir dadurch vorſehen, daß junge Leute dann eine Vergnügung miſſen werden, welche ihrem Alter theils anpaſſend, theils auch oft ſehr lehrreich, und in manchem Betracht von andern gefährlichen Ergötzungen abhaltend hätte ſein können.

Da dieſe unſere demüthige Vorſtellung zuviel einleuchtend und auf die Erhaltung der guten Sitten, als der vorzüglichſten Grundſäule eines wohlgeordneten Staates vollkommen gerichtet und anpaſſend iſt, als daß wir an einer ſo gnädigen als weiſeſten Willfährde jezweifeln können; ſo ſehen wir auch derſelben getroſt entgegen, und haben übrigens die Ehre mit der entſcheideſten Hochachtung zu beharren

Eines Hochedlen und Hochweiſen Raths

gehorſamſte

1. Joſeph Anton von Obwexer.
2. Peter Paul von Obwexer.
3. Johann Maria Bacciochi.
4. Bernhard Franz Ducrue.
5. Johannes Baptiſta Fumaſi.
6. Ignatius Pfiſterer.
7. Jacob Soratroy.
8. Johann Peter Anton Pfiſterer.
9. Anton Pelloux.
10. Simon Munanni.
11. Leopold Gotthelf Platzer.
12. Joſeph Maiia Pogliese.
13. Franz Joſeph Schmid.

Nb. Der Verfaſſer dieſer Schrift heißt: Franz Anton Kaſtner. J. U. L. und: N. C. P. C.

Ich bin ein überzeugter Katholik; kein Illuminat; kein Freimaurer, kein Feind der Exjeſuiten, und ein Special Collega des zuerſt unterſchriebenen Herrn Joſeph Anton von Obwexer.

Wo iſt der Schurke der mich des Gegentheils zeihen kann?

So viel finde ich aus gewiſſen Verhältniſſen hier öffentlich voraus zu ſchicken nöthig.

Ich verehre die guten Sitten, halte ſtreng darauf in meinem Hauſe, und führe keins von meinen Kindern in Schauſpiele; ich tadle ſelbſt den verderbten Geſchmack gewiſſer Schriftſteller und Schauſpieler, die mit übertriebenen und unanſtändigen Kareſſen die Ehrerbietung beleidigen, die ſie einem geſitteten Publikum ſchuldig ſind. Ich gebe kein Aergerniß und nehme keins: aber ich trage Bedenken, einen Berg accouchiren zu helfen, um ein Mäuschen zur Welt zu bringen. Ich kenne die Kabale, die den Baum Dianens gepflanzet hat, und kenne jene, die ihn ſtürzen will. Ich lächle zu beiden, aber an keiner nehm ich Antheil, denn ich liebe die Kabale nicht. Zur Unterſchrift aufgefordert, unterſtelle ich dieſen meinen ehrlichen Namen und unterſchreibe nur, was ich mit Wahrheit behaupten und beweiſen kann.

14. Johann Chriſtoph von Zabuesnigg.
15. 16. Johann Anton Klein, Senior und Junior.
17. Johannes Vogelſperger.
18. Joh. Caspar de Crignis.
19. 20. Court und Botta.

Dieſes Circulare wurde zwar noch mehrern katholiſch- und evangeliſchen Handlungshäuſern zur Unterſchrift zugeſendet, aber ohne unterſchrieben zu ſein zurückgegeben, hingegen in möglichſter Geſchwindigkeit hievon Abſchriften dictirt. Es blieb aber hiebei nicht, ſondern es verbreitete ſich dieſes Vorhaben wie ein Lauffeuer im größeſten Theil des mit andern Augen ſehenden Publikums ſo, daß Montags den 30ten Jenner das Schauſpielhaus ſtärker als jemals von allen Menſchenklaſſen beſetzt war, um zu erwarten, ob am Schluß dieſes beliebte Stück oder ein anderes auf den folgenden Dienſtag angekündiget werde.

Als nun der Direkteur Voltolini ſelbſt auftrat, und das Luſtſpiel die Schwätzer anzukündigen im Begriff ſtand, ſo konnte er nicht zum Wort kommen bis das Klatſchen und allgemeine Rufen: den Baum der Diana, ſich legte, und Voltolini hierzu ſich zu entſchließen genöthiget ſahe.

Um aber von ſeiner Seite eine ſchickliche Mittelſtraße anzutreten, ließ er zwar am Dienſtag Vormittags die Zettel: die Schwätzer anſchlagen und austragen, worüber neues Murren und laute Gährung entſtand; er verfügte ſich aber ſelbſt auf das Rathhaus, um ſich wegen Kürze der Zeit, und der eingerichteten Bittſchrift der Herren Gegenfüßler, Entſchließung und Verhaltungsbefehle zu erbitten. Nach geendigtem Rathsſitze hatte er zu vernehmen, daß der Herrn Supplikanten Bittſchrift den Herren Deputirten zum ältern Almoſen-Amt zu Verfügung der Gebühr und allenfals um Bericht per venerab. Decr. Senat. dd. 31 Jan. vorgehalten worden ſei. Die Gebührsverfügung der Herrn Deputirten über die Schauſpieler hatte die kluge Wendung, daß Voltolini folgende gedruckte Anzeige anſchlagen und austragen laſſen konnte und durfte:

Aviſo.

Daß ich geſtern von dem ganzen gnädigen und verehrungswürdigen Publikum aufgefordert ward, heute den Baum der Diana aufführen zu laſſen, iſt jedermann bekannt. Ich finde mich alſo genöthigt, hierdurch bekannt zu machen, daß die Zeit zum Zettel drucken zu kurz war, weil aber die handelnden Perſonen in dieſer Oper ſchon bekannt ſind, ſo ſind die Zettel unnöthig. Um alſo das allgemeine Verlangen nach meiner Pflicht und Schuldigkeit zu erfüllen, ſo wird heute ſtatt des angekündigten Luſtſpiels aufgeführt werden der

Baum der Diana.

Das Schauſpielhaus war von Neugierigen voller als jemals, das Pubikum ruhig und zufrieden.

2.

Die Wachteln.

Die Erfindung der ſo genannten Wachteln oder dreipfündigen Handgranaten, die vor Belgrad eine ſo verheerende Wirkung thaten, wurde in Frankreich von einem Artillerie-Officier, Namens Vergueil gemacht. Die Benutzung derſelben kam um das zweite Jahr vor dem Ende des ſiebenjährigen Krieges zu den Oeſtreichern. Die Wachteln dienen beſonders dazu, den Feind, vor dem Anfange eines Sturms, aus dem bedeckten Wege zu zwingen, wie auch die ausgeſtellten Feuer-Poſten damit zu verjagen. Da ſie mit Pulver gefüllt ſind, ſo zerſpringen ſie in einer gewiſſen Entfernung in Stücken, wodurch ſehr viele Menſchen auf einmal getödtet und verwundet werden. Gewöhnlich werden ſie aus ſechzig- und hundertpfündigen Bomben, wie auch Stein-Böllern geworfen. In einen ſechzigpfündigen Böller werden 40 Stück und in einen hundertpfündigen Böller 60 Stück Granaten geladen. Die Pulverladung iſt beim 60 pfündigen Böller 1 Pfund bis 1 Pfund 16 Loth und die erreichte Weite 120 bis 200 Schritte; beim 100 pfündigen Böller nimmt man 2 Pfund 8 bis 16 Loth Pulver und erreicht damit eine Weite von 200, bis 300 Schritten. Die Richtung des Böllers geſchieht unter einem Winkel von 45 Graden, die Ladung deſſelben aber folgendermaßen: man gibt das beſtimmte Pulver in die Kammer, vergleicht es, dann kommt ein Spiegel von Kuhhaaren darauf, auf dieſen ein hölzerner Hebſpiegel über die Kammer an das Gewölbe des Böllers, dann werden die Pflaſter der Brandröhren an den Granaten aufgeſchnitten, die Stupinen auseinander gethan und beim 60 pfündigen Böller in eine Lage 13, beim 100 pfündigen Böller in eine Lage 19 Granaten geſchichtet. Jede Lage wird, um die Entzündung der Brandröhren zu befördern, mit Mehlpulver beſtreut. In jeder Gattung erwähnter Böller werden drei Lagen der Schlichtungen der Granaten, überdieß aber an den Kampf des 60 pfündigen Böllers noch eine Granate und beim 100 pfündigen Böller noch drei Granaten angebracht. Hierauf wird der Böller abgefeuert.

Inhalt.

Gedichte. [illegible]

Auszüge.

Das Teucker-Bad zu [illegible]

Abhandlungen und [illegible]

1. Die Inquiſition zu [illegible]

2. Das Billet. [illegible]

3. Verluſt durch Gewinn und Gewinn durch Verluſt. [illegible]

4. Richard Löwenherz, König [illegible]

5. Auszug eines Briefes. [illegible]

Naturgeſchichte.

Ob die Naturgeſchichte eine Wiſſenſchaft ſei? [illegible]

Miſcellaneen.

1. Ein merkwürdiges theatraliſches Aktenſtück. [illegible]

2. Die Wachteln. [illegible]

erhoben. Sein poetiſcher Ruhm iſt entſchieden, und ſein epiſches Gedicht, *Os Luſiados*, (er gab ihm dieſen Namen, weil es den Ruhm der Portugieſen, die ehedem Luſitani hießen, erheben ſoll,) hat ihn allen Nationen bekannt gemacht. Es beſtehet aus 10 Geſängen, die zuſammen 1012. Strophen von acht Verſen ausmachen. Es verdient allgemeine Bewunderung. Mit vieler Kunſt hat er die Geſchichte von Portugal im dritten Geſange einzuweben gewußt. Seine Sprache iſt rein, edel und erhaben; die Verſification harmoniſch. Man tadelt die beſtändige Vermiſchung der heidniſchen mit der chriſtlichen Religion, welche dieß ſchöne Gedicht einigermaßen entſtellet. Die wenige Verbindung, welche oft die einzelne Theile deſſelben mit dem Ganzen haben, überſieht man leicht, weil man durch die hervorſtechenden Schönheiten des Ganzen, unwiederſtehlich hingeriſſen wird.

Ausgaben der Luſiade und der Werke Camoens.

Os Luſiadas de Luiz de Camoens en Lisboa 1572 4. In eben dieſem Jahre die zweyte. Ferner zu Liſſabon 1593 — 1597 — 1607 — 1609 — 1633 — 1651. (1669 bey **Antonio Grasbeck de Mello**. 4.) Bey dieſer lezten Ausgabe finden ſich Argumente jedes Geſanges in Octava Rima, und ein Regiſter über alle Namen, die in der Luſiade vorkommen, nebſt einer Erklärung der Mythologie, von **Joao Franco Barreto**. Eine der neueſten iſt die von Paris 1759, welche alle Werke des Dichters enthält, unter folgendem Titel: Obras de Luis de Camoens Noua Edicao. T 1. 2 3. Paris, a cuſta de Pedro Gendron. Vendeſe em Lisboa, em caſa de Bonardel & Dubeux 1759. in 12. Der erſte Theil enthält die Luſiadas, mit dem Leben des Camoens, und dem hiſtoriſchen Inhalte dieſes Gedichts von Ignazio Garcez **Ferreira**, und dem hiſtoriſchen Regiſter des Baretto. Der zweyte Theil begreiſt die Sonette, Lieder,

No. 2.

Olla Potrida.

1795.

Zweites Stück.

Berlin
in der Weverſchen Buchhandlung.

Inhalt.

Gedichte.

Aufsätze.

[illegible] Bad zu

Abhandlungen aus der [illegible]

1. Die Inquisition zu

2. Das Wunder

3. Verlust durch Gewinn und [illegible] durch Verlust.

4. Richard Löwenherz, K

5. Auszug eines Brie

Naturgeschichte.

Ob die Naturgeschichte eine Wissenschaft sei

Miscellaneen.

1. Ein merkwürdiges [illegible] Actenstück.

2. Die Wachteln.

No. 2.

Olla Potrida.

1795.

Zweites Stück.

Berlin
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

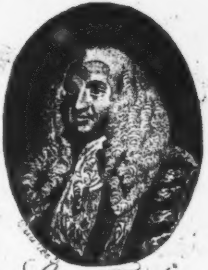
Inhalt.

Seite
Gedichte. 3-6.
Auszüge.
Ueber einige Gegenſtände der politiſchen Oekonomie. 6.
Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.
1. Ein Wort über die Schrift: Sultan Peter der unausſprechliche und ſeine Weziere. 27.
2. Selbſtgefühl und Empfindungen bey meinem Abgang von München, den 8. Jänner 1791, zu meiner und meiner Freunde Beruhigung in Druck gegeben von J. F. v. Götz. 25.
3. Ein kleines Gegenſtück zu dem Verſuche über das Charakteriſtiſche der Eigennahmen in der Olla Potrida 1790, St. 3, S. 21. 69.
Roman.
Fragment aus dem zweyten Theil der Memoiren eines Zeitgenoſſen des Herzogs Regenten von Frankreich. 72.
Miſcellaneen.
Statute und Plane einer ſchon 1778 in einer namhaften deutſchen Reſidenzſtadt errichteten, und ihrem Namen entſprechenden gemeinnützigen Privatgeſellſchaft. 100.
Anekdoten. 125.

Olla Potrida.

1795.

Zweites Stück.



Lord Thurlow
Groſs. Canzler von England. 1790.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

I.
Gedichte.

1.
Grabſchrift eines Schwediſchen Arztes.

(Linnés Reiſe durch Oeland und Gothland. S. 358.)

Ruhe gewährt mir dies Lager, ſo hart auch die Decke dir ſcheint,
Lebend hab' ich als Menſch meinen Mitmenſchen genutzt,
Hülfe gewährt ich dem Kranken, der klagend nach Hülfe verlangte,
Als mich der Menſchheit Gewand unter den Menſchen umgab.
Was ich einſt übte war klein, nun ſtreb' ich die Kunſt auszulernen,
Die jeder irdiſchen Qual und aller Hülfe entbehrt.

F. A. A. Meyer.

2.

Meine Blume.

Nach dem Engliſchen.

Ich folgte den Düften auf grünender Au,
Die Sonne ſchien helle, der Himmel war blau,
Da fand ich das Blümchen, ſo würzig, ſo ſüß,
Verborgen im dichteſten Blätterverließ.

Es prangt nicht im mühſam gezirkelten Beet,
Wo künſtlich, doch duftlos, das Tulpenheer ſteht,
Es ſprießt nicht erzwungen im Treibhaus hervor,
Wohin ſich nur ſeltenes Unkraut verlor.

Viel hab' ich der duftenden Blumen gepflückt,
Doch hat mich nur einzig dies Blümchen erquickt,
Ihr findet es nimmer, ihr Damen und Herrn,
Denn ich und mein Veilchen wir meiden euch gern.

Wohl ſah ich die Schönen in glänzender Pracht,
Gar künſtlich gekleidet in modiſche Tracht,
Sie reizten der Stutzer vielfarbiges Heer,
Doch fürchteten Männer die Netze nicht mehr.

Ich mied ihre Reihen und ſuchte Natur,
Da fand ich Nabinen auf grünender Flur,
Zwar iſt ſie nur einfach durch Unſchuld geſchmückt,
Doch hat ſie durch Liebe mich einzig beglückt.

F. A. A. Meyer.

3.

Nach einem neuen Italiäniſchen Volksliede:

„Cara ſe tu ſapeſſi &c.“

(Der Italiäniſche Text und die Compoſition dieſes Liedes ſtehn in der Flora, October 1794.)

Ach, kennteſt du mein Sehnen,
Die Quelle meines Schmerzens,
Geliebte meines Herzens,
Dich rührten meine Thränen!
Du würdeſt dich erbarmen,
Wärſt meines Lebens Sonne,
Gäbſt meinem Herzen Wonne
Und milden Troſt mir Armen.

Kaum war zum erſtenmahle,
Dein Blick zu mir gedrungen,
Da ward mein Herz bezwungen,
Von deiner Augenſtrahle.
Dort ſtand mein Loos geſchrieben!
Längſt fehlt es mir an Bildern,
Die meine Sehnſucht ſchildern,
Biſt du mir fern geblieben.

Du lenkſt all' mein Beginnen,
Dein Bild ſcheucht Luſt und Kummer,
Ja ſelbſt bey Nacht den Schlummer,
Dir fröhnen Herz und Sinnen.
Wirſt du mir einſt entriſſen,
So ſchaft mir ieder Morgen,
Ein neues Heer von Sorgen,
Dich müßt' ich ewig miſſen.

Im Traum und beym Erwachen,
Schwebt mir dein Bild vorüber.
Steh' ich dir gegenüber,
Das kann mich ſeelig machen!
Du giebſt allein mir Freude,
Mir ſcheint die Welt jezt öde
Und jede Luſt nur ſchnöde,
Sobald ich dich vermeide.

Ich ehre deine Reitze,
Schon ungeliebterweiſe,
Du nur biſt's, die ich preiſe,
Nach deren Blick ich geitze.
Ach, kennteſt du mein Sehnen,
Die Quelle meines Schmerzens,
Geliebte meines Herzens,
Dich rührten meine Thränen.

F. A. A. Meyer.

II.

Auszüge.

Ueber einige Gegenſtände der politiſchen Oekonomie.

Geſchichte des Handels.

Von dem Handel, der unerſchöpflichen Quelle des Reichthums, hatten die Alten bei weitem nicht ſo hohe Begriffe, als wir, und gaben nie ſich ſo viel Mühe

Oden, Eclogen, Elegien und einige kleine Gedichte. Die meiſten ſind von unbeſchreiblicher Schönheit. Im dritten Theile ſtehen die pontiſchen Sendſchreiben, viele kleinere Gedichte, als Quintilhas, Moles, Voltas u. ſ. w. Ein allegoriſches Lehrgedicht von der Schöpfung und dem Baue des Menſchen, zwey Comödien: El Rey Seleuco, und Os Anfitrioëns, ſ. Theaterkalender für 1778. Endlich folgen Sonette und andere kleine Poeſien. Die Ausgabe iſt ſchön, hat aber Druckfehler. Auslegungen über den Camoens, und die Luſiade insbeſondere, haben drucken laſſen: Manoel Correa Montenegro, Manoel de Faria y Souſa in ſpaniſcher Sprache, Ignazio Garzez Ferreira: ungedruckt ſind die Auslegungen von Diogo de Couto, Luiz da Silva e Brito und Matheos da Coſta Barros.

Ueberſetzungen von der Luſiade. Ins Lateiniſche von Thome' de Faria, Biſchof von Targa, 1622, von Don Andrá Bayao, ungedruckt, von Antonio Mendez, ungedruckt; die beſte iſt von Francisco de Santo Agoſtinho Macedo, ungedruckt; ins Spaniſche von Luis Gomez de Tapia 1580, P. Bento Caldeira 1580. 1588. Henrique Graces, 1591. Manoel Correa Montenegro, und vom D. Francisco de Aguilar; ins Italieniſche von Carlo Antonio Paggi 1659., von einem ungenannten; Piemonteſer 1772. (ſehr ſchön) Ins Franzöſiſche von Mr. du Perron de Caſtera, 1735. (ſehr elend.) Eine Neuere: Les quatre premiers Chants de la Luiſade &c proposés aux Amateurs a Avranches. & a Paris. 1774 12; ins Engliſche von Richard Fanshaw. London. 1655, zu Oxford 1772., von Michle in London, 1776. Ins Deutſche, wir haben nur Fragmente von Meinhard — Möchte doch Herr Profeſſor Dieze wegen dieſer Ueberſetzung ſein Verſprechen erfüllen.

darum. — Plato ſchließt ihn aus ſeiner Republik aus, und Xenophon zweifelt, ob er dem Staate nützlicher, oder ſchädlicher ſei. — Der Gewürzhandel der Araber ſoll ihnen einen Krieg mit Auguſt zugezogen haben. Strabo im 14ten B. — der erſte Handlungstractat war, da ſich Juſtinian I. dem Könige von Aethiopien gegen eine von ihm wider die Perſer zu erhaltende Hülfe verbindlich machte, daß ſeine Unterthanen ſeidene Stoffe aus deſſen Landen nehmen ſollten. — Nachmals kam der Handel in die Hände der Venetianer und Genueſer, zu deren langwierigen Kriegen er Anlaß gab, und der mächtigen Hanſeſtädte. — Auch Piſa und Florenz nahmen Theil daran, und nachmals bekamen die Spanier und Portugieſen ihn größtentheils. — Seit drei Jahrhunderten aber hat der Handel und die Schifffahrt in Europa ſeit Entdeckung der neuen Welt und der Erfindung des Compaſſes ſich erſtaunend ausgebreitet. Es ſind viele neue Seemächte entſtanden, und man ſieht beſonders an England und Holland den mächtigen, heilſamen Einfluß des Handels. — Der Handel, den man jezt auf alle Weiſe zu begünſtigen ſucht, hat dem Reichthume und der Pracht neue Canäle eröffnet, die Bande der Nationen genauer geknüpft, das Intereſſe vervielfältigt, und iſt bald die Quelle von Kriegen, bald der Grund von Friedensſchlüſſen geworden, kurz er iſt der eigentliche und wichtigſte Grund der Macht der Nationen, des Gleichgewichts oder der Uebermacht in Europa. *Algarotti* Eſſay ſur le Commerce dans ſes Oeuvres. Tom. III. p. 391-406.

Verfall des Handels in Landſtädten.

Die Urſachen des merklichen Verfalls der Handlung in den Landſtädten liegt größtentheils darin:

1) Die Landſtädter ſetzen ihre Produkte blos durch die Hände des Seeſtädters ab, die anſehnlich darauf gewinnen; 2) durch ihn erhalten ſie wieder ihre Bedürfniſſe und den nothwendigen Ueberfluß anderer Länder; 3) die Handwerker werden zu ſehr geſchwächt, und die Krämer zu ſehr ermuntert, wodurch die erſtern verdrängt werden; 4) die Fabrikanten ſind nicht wie vormals Verleger, und die Meiſter Arbeiter, ſondern jezt ſind ſie ſelbſt Arbeiter, und die Meiſter Geſellen, wobei der Staat flüchtige Geſellen an die Stelle von Bürgern erhält. **Möſer's** patriot. Phantaſ. Th. 1. No. 2. S. 7-23.

Unterſchied zwiſchen Krämern und Kaufleuten.

Zur Aufnahme des Handels iſt es nothwendig, daß Kaufleute und Krämer unterſchieden werden, welches in den K. K. Landen durch eine eigene Verordnung im Auguſt 1774 geſchehen iſt. — Die erſten ſollten den höchſten bürgerlichen Rang genießen, die **Krämer** aber wenigſtens unter den handelnden Handwerkern ſtehen, beſſer ſo gar unter den Handwerkern überhaupt, weil zum Handwerker weit mehr Kunſt gehört, und die Krämer ſich ihre Ehre nur erſchlichen haben. Die Krämerei könnte vielleicht ganz eingehen, und diejenigen ihrer Waaren, womit der Handwerker handeln könnte, ihm, die übrigen, den Kaufleuten überlaſſen werden. Bis dahin aber müßte wenigſtens der Krämer nicht des Kaufmanns Ehre genießen. Kaufmann ſollte keiner genannt werden, der nicht für eine nach Verhältniß der Stadt beſtimmte Summe einheimiſche Produkte außerhalb Landes abſetzte, oder einheimiſche Fabrikanten mit rohen Materialien verlegte, oder einen ſtarken Handel von einem ausländiſchen Orte nach einem andern triebe. **Möſers** patriot. Phantaſ. Th. 2. No. 46. S. 302-307.

Ob Packenträger erlaubt ſind?

Wenn die Packenträger, die aus Frankreich, Italien u. ſ. w. zu uns kommen, von der Art ſind, daß ſie ſolche Waaren, die in ihrer Heimath erzeugt oder verfertigt werden, zu uns bringen, und damit hauſiren, darf ſie die Polizei allerdings dulden. Denn wenn wir dieſe Waaren gebrauchen, ſo iſt es beſſer, ſie aus der erſten, als aus der zweiten Hand zu nehmen, und dieſen Gewinn ſelbſt zu ziehen. Wenn man ſie auch dahin einſchränkt, ſo wird die Zahl derſelben gewiß auf drei Viertel zurückgebracht werden, und das Hauſiren mit einigen Waaren, wobei die Einwohner leicht können betrogen werden, als mit Spitzen, geſtickten Weſten u. ſ. w. kann man dennoch, blos die Jahrmärkte ausgenommen, leicht verbieten; aber diejenigen, welche die Waaren auf Meſſen von den Groshändlern nehmen und zum Verkauf tragen, ſollten auf keine Weiſe geduldet werden. **Möſers** patriot. Phantaſ. Th. 1. No. 36-38. S. 219-234.

Credit der Kaufleute und des Landes.

Der Credit des Landes läßt ſich eben wie der Credit der Kaufleute nutzen. Es iſt daher außer allem Streit, daß eine Nation dadurch, daß ſie ihn nutzt, oder Schulden zur Beförderung des Handels u. ſ. w. macht, in der That reicher wird, und daß dies ein Zeichen eines zunehmenden Handels iſt. — Dies wird noch einleuchtender, wenn die Capitalien entweder von Unterthanen ſelbſt oder von ſolchen Nationen geliehen ſind, woher ſie für irgend ein Produkt an das leihende Land wieder zurückfallen. Wenn die Obligationen einmahl in allen Zahlungen als baar Geld angenommen werden, ſo kann man ohne alle Gefahr und ohne Stöhrung des Handels mehrere anleihen, welches das Exempel von England zeigt. England würde im leztern Kriege nicht ſo viel haben anleihen können, wenn es nicht ſchon ſo viel ſchuldig geweſen wäre. *Pinto* de la circulation & du credit. Amſterd, 1771. Möſer's patriot. Phantaſ. Th. 2. No. 84. S. 455-460.

Vortheile einer Zettelbank.

Die vortheilhafteſte Art von Banken iſt wohl eine Zettelbank, welche in allen Ländern, wo das baare Geld und der Privatcredit nicht zureicht, die Unternehmungen der Eingeſeſſenen zu beſtreiten, von dem allergrößten Nutzen iſt. Eine ſolche Bank müßte 1) nie mehr als zwei p. C Zinſen nehmen, und außer den Geldern, welche man ſelbſt bis zu einer beſſern Verſorgung hineinbringen würde, müßten darin geliefert werden, a) alle Depoſitengelder bei Gerichten. Es würde nämlich der Käufer nur zu beſcheinigen haben, daß er den Kaufſchilling in die Bank geliefert habe, und die Gläubiger würden im Gerichte immer mit Bankſcheinen bezahlt. b) Alle Gelder der Pupillen gleichfalls bis zu beſſerer Verſorgung, da man ſie alsdann durch bloße Bankſcheine zahlte. c) Alle Gelder der frommen Stiftungen und d) der öffentlichen Caſſen ungenuzt liegende Gelder. 2) Auf die Weiſe würden viele Umſchweife, Mühe, Gerichtsgebühren, Verluſt an Geldſorten u. ſ. w. vermieden werden. 3) Die Bank würde ein anſehnliches Capital haben, das ſie zum Vortheil der Handlung nutzen könnte, indem ſie es zu vier p. C. verliehe, aber nie auf andere Pfänder, als Ballen von Linnen, Garn, Wollen u. ſ. w., wobei ſelbſt die Kaufleute ſehr gewinnen würden. Möſer's patriot. Phantaſ. Th. 2. No. 85. S. 461-464.

Vortheile der Freihäven.

So wie der Handel überhaupt ſehr dabei gewinnt, wenn man ihm Freiheit läßt; ſo iſt beſonders für die Schifffahrt nichts vortheilhafter, als ein Freihaven. Dies beſtätigen uns die Beiſpiele aller Häven, denen ihre Landesherrn völlige Freiheit gegeben haben. So iſt z. B. Livorno 1) ſo reich geworden, daß der Großherzog im Nothfalle von ſeinen Kaufleuten die größten Summen ziehen kann. 2) Es werden dadurch ſehr viele Leute von andern Nationen in ſein Land gezogen. Blos Juden ſind über 10000 da, wovon einige ſehr reich ſind, und ſtarken Handel treiben. 3) Von allem, was die Fremden kaufen, zieht die Regierung große Summen, denn die Erlaubniß zu handeln wird verkauft. 4) Die Plätze, um Häuſer darauf zu bauen, werden von dem Großherzoge auch ſehr theuer verkauft. 5) Alle Waaren, die man ins Land ſchickt, werden verzollet, ſobald ſie aus Livorno kommen. 6) Viele Waaren, die aus den florentiniſchen Thälern kommen, müſſen mancherlei Abgaben geben, ehe ſie bis nach Livorno kommen. 7) Endlich iſt durch einen Staatsſtreich die Aufnahme von Livorno zugleich eine Urſache der Abnahme von Piſa und Florenz geworden, welche der Ruhe des Staats wegen ihrer großen Freiheitsliebe und Neigung zu Meutereien ſehr wichtig war. Addiſon's Anmerkungen über Italien. S. 310-313.

Von Cameral-Sachen.

Schulden der Unterthanen.

Mit den Schulden des Landes ſind die Schulden der Unterthanen genau verwandt. Der Unterthan, der die gemeinen Laſten tragen ſoll, muß ſo viel Eigenthum hadas Exempel von England zeigt. England würde im letztern Kriege nicht ſo viel haben anleihen können, wenn es nicht ſchon ſo viel ſchuldig geweſen wäre. *Pinto* de la circulation & du credit. Amſterd. 1771. Möſer's patriot. Phantaſ. Th. 2. No. 84. S. 455 - 460.

Vortheile einer Zettelbank.

Die vortheilhafteſte Art von Banken iſt wohl eine Zettelbank, welche in allen Ländern, wo das baare Geld und der Privatcredit nicht zureicht, die Unternehmungen der Eingeſeſſenen zu beſtreiten, von dem allergrößten Nutzen iſt. Eine ſolche Bank müßte 1) nie mehr als zwei p. C Zinſen nehmen, und außer den Geldern, welche man ſelbſt bis zu einer beſſern Verſorgung hineinbringen würde, müßten darin geliefert werden, a) alle Depoſitengelder bei Gerichten. Es würde nämlich der Käufer nur zu beſcheinigen haben, daß er den Kaufſchilling in die Bank geliefert habe, und die Gläubiger würden im Gerichte immer mit Bankſcheinen bezahlt. b) Alle Gelder der Pupillen gleichfalls bis zu beſſerer Verſorgung, da man ſie alsdann durch bloße Bankſcheine zahlte. c) Alle Gelder der frommen Stiftungen und d) der öffentlichen Caſſen ungenutzt liegende Gelder. 2) Auf die Weiſe würden viele Umſchweife, Mühe, Gerichtsgebühren, Verluſt an Geldſorten u. ſ. w. vermieden werden. 3) Die Bank würde ein anſehnliches Capital haben, das ſie zum Vortheil der Handlung nutzen könnte, indem ſie es zu vier p. C. verliehe, aber nie auf andere Pfänder, als Ballen von Linnen, Garn, Wollen u. ſ. w., wobei ſelbſt die Kaufleute ſehr gewinnen würden. Möſer's patriot. Phantaſ. Th. 2. No. 85. S. 461 - 464.

Vortheile der Freihäven.

So wie der Handel überhaupt ſehr dabei gewinnt, wenn man ihm Freiheit läßt; ſo iſt beſonders für die Schifffahrt nichts vortheilhafter, als ein Freihaven. Dies beſtätigen uns die Beiſpiele aller Häven, denen ihre Landesherrn völlige Freiheit gegeben haben. So iſt z. B. Livorno 1) ſo reich geworden, daß der Großherzog im Nothfalle von ſeinen Kaufleuten die größten Summen ziehen kann. 2) Es werden dadurch ſehr viele Leute von andern Nationen in ſein Land gezogen. Blos Juden ſind über 10000 da, wovon einige ſehr reich ſind, und ſtarken Handel treiben. 3) Von allem, was die Fremden kaufen, zieht die Regierung große Summen, denn die Erlaubniß zu handeln wird verkauft. 4) Die Plätze, um Häuſer darauf zu bauen, werden von dem Grosherzoge auch ſehr theuer verkauft. 5) Alle Waaren, die man ins Land ſchickt, werden verzollet, ſobald ſie aus Livorno kommen. 6) Viele Waaren, die aus den florentiniſchen Thälern kommen, müſſen mancherlei Abgaben geben, ehe ſie bis nach Livorno kommen. 7) Endlich iſt durch einen Staatsſtreich die Aufnahme von Livorno zugleich eine Urſache der Abnahme von Piſa und Florenz geworden, welche der Ruhe des Staats wegen ihrer großen Freiheitsliebe und Neigung zu Meutereien ſehr wichtig war. Addiſon's Anmerkungen über Italien. S. 310-313.

Von Cameral-Sachen.

Schulden der Unterthanen.

Mit den Schulden des Landes ſind die Schulden der Unterthanen genau verwandt. Der Unterthan, der die gemeinen Laſten tragen ſoll, muß ſo viel Eigenthum haben,

ben, als er braucht, um ſich in allen gewöhnlichen und wahrſcheinlichen Fällen zu helfen, aber nicht ſo viel, um ſeinen Hof zu Grunde zu richten und ſeinen Theil der öffentlichen Laſten andern zuwälzen zu können. Keiner hat hier den Mittelpunkt, ſowohl für das Recht des Bürgers an ſeine Perſon, als an ſein Eigenthum ſo gut getroffen, als Moſes. Man könnte ſein weiſes Erlaßjahr gar leicht dadurch nachahmen, daß man jeden Leibeigenen oder freien Erbpächter, ſobald ſeine Gläubiger einen Concurs über ihn erregen, oder er ihn zu veranlaſſen gezwungen iſt, zu einen acht Jahren von ſeinen unbewilligten Schulden gänzlich frei ſeyn ließe. Alle unbewilligte Gläubiger nun, die ohne Genehmigung des Herrn ihm geliehen hätten, genöſſen gegen Verzichtleiſtung während dieſer acht Jahre die völlige Nutzung und müßten ſich darin theilen. Nach Endigung dieſer Zeit dauerte die Verneurung noch vier Jahre, um während derſelben die nöthigen Haus- und Feldgeräthe anzuſchaffen, damit der wieder auf ſein Erbe ziehende nicht gleich neue Schulden zu machen ſich genöthigt ſähe; und ſolchergeſtalt alle Perſonalklagen in zwölf Jahren aufgehoben wären. Möſer's patriotiſche Phantaſ. Th. 1. No. 23. S. 136-149.

Steuerfreiheit.

Die Steuerfreiheit in offenen Dörfern und auf dem platten Lande geht dem Ganzen ab, und kann von dem, welcher über das Ganze zu ſagen hat, ertheilet werden. In geſchloſſenen Oertern aber, in Städten, Weichbilden, Flecken geht ſie denſelben folglich einem Theile ab, und hier hat der, welcher über das Ganze zu ſagen hat, nichts zu befehlen. Daher kann 1) der Kaiſer kein Haus in irgend einem Flecken befreien — vielleicht mußten ſie um deswegen immer reiſen. 2) Der

Landesherr und ſeine Bediente ſind zwar im Ganzen, aber in keinem einzelnen Flecken frei. 3) Eben dies gilt von der Freiheit des Adels. 4) Wenn Bauerſchaften in einem Flecken eingepfarret ſind, ſo fallen die gemeinſchaftlichen Beamten nicht dieſem allein, ſondern dem Ganzen mit ihrer Freiheit zur Laſt. — Ausnahmen ſind: a) das Wehdum oder die geweihte Hand, wohin die geiſtlichen Gründe gehören; b) das Reichs- oder Amtsgut; c) Burgmanns Gut, wohin die adlichen Höfe gehören; d) Landesherrliche Bediente aus alten Verträgen. Möſer's patriotiſche Phantaſ. Th. 1. No. 39. S. 234-238.

Recht, Mühlen anzulegen.

Das Recht, Mühlen anzulegen überhaupt genommen, iſt ein Regal, allein eins von der unterſten Claſſe. — Man muß es beſonders in der Rückſicht mit großer Vorſicht gebrauchen, weil ſo leicht ein Misbrauch mit demſelben getrieben werden kann. — Es ſollten daher alle Familien, die ihrer Lage oder des Zwangrechts wegen nach einer Mühle gehen, gezählet, und davon jeder Mühle eine ſichere Anzahl nach dem Maaße ihres Waſſers und ihrer Mahlgänge zugeleget werden; und wenn ſich nun ein beträchtlicher Ueberſchuß fände, entweder dem erſten Müller eine Erweiterung ſeiner Mahlanſtalten, oder eine neue Mühle zugelaſſen werden. Möſer's patriotiſche Phantaſ. Th. 2. No. 71. 72. S. 404-414.

Lotterien.

So ſehr man auch auf der einen Seite für die Lotterien es geltend zu machen weiß, daß ſie eine ſehr bequeme von jedem gern entrichtete Abgabe ſind, aus welcher

cher dem Staate große Einkünfte ohne Reſtanten und ohne große Hebungskoſten, auch von denen zufließen, welche ihm ſonſt nichts abgeben — ſo wahr bleibt es auf der andern Seite, daß ſie im allgemeinen ein Zeichen verderbter Sitten ſind, woraus die Begierde auf eine leichtſinnige Weiſe ſchnell reich zu werden fließt. Indeſſen da dieſes Uebel ſich einmal nicht ganz heben läßt, ſo iſt es gut, ja ſelbſt Pflicht, eine Lotterie ſelbſt anzulegen, damit nicht die Unterthanen von fremden benachbarten Lotteriepächtern betrogen werden; zumahl da man auf die Weiſe einem jeden Patrioten Gelegenheit giebt, für das gemeine Beſte etwas beyzutragen. Möſer's patriot. Phantaſ. Th. 1. No. 27. S. 161-167.

Steht aber ein Staat nicht mit einem andern in ſo genauer Verbindung, daß es der Nähe wegen erfordert würde, ſo wäre es auf keine Weiſe zu rathen — am allerwenigſten aber eine Zahlenlotterie einzuführen. Denn die traurige Erfahrung zeigt faſt in allen Ländern, daß durch ſie die Spielſucht bei dem größten Theile der Nation nur zu bald allgemein wird, und dann ſchadet ſie 1) der Indûſtrie ungemein, weil die Begierde zu gewinnen und die Aemulation dadurch ausartet; 2) ſie verurſacht eine falſche und ſchädliche Circulation des Geldes; 3) ſie führt eine ſchädliche Art des Luxus ein; 4) ſie verurſacht den Verfall der Geſetze, weil ſie den Sitten ſchadet, den Müßiggang nähret, auch zu vielen Laſtern verleitet, als zur Untreue des Geſindes, Diebſtälen u. ſ. w.; 5) ſie iſt unter allen Contributionen die ſchlimmſte, obgleich ſie dem Anſcheine nach die erträglichſte iſt, weil ſie das Volk ſich ſelbſt auflegt. Von Heß Staatsſchriften. No. 7. S. 177-194.

Francisco Rodriguez Lobo. Nach aller Wahrſcheinlichkeit iſt dieſer große Dichter nach der Mitte des 16ten Jahrhunderts zu Leiria, einer Stadt in Portugal, geboren worden. Er war von altadelichen Geſchlechte. Er widmete ſich hauptſächlich der Politik und Moral. Bald zeigte er ſich als ein geiſtreicher Dichter. Er zog ein ruhiges Privatleben beſchwerlichen Hofwürden, wozu ſeine Geburt ihn berechtigte, vor, und widmete ſich den Muſen ganz. Von ſeinem Tod weiß man nur ſo viel, daß er ertrank, da er einſt auf dem Tagus von Santarem nach Liſſabon fuhr. Seine vorzüglichſten Gedichte ſind: Primarera, verſchiedentlich zu Liſſabon gedruckt 1601 — 1619 — 1633 — 1635 — 1650. Paſtor Peregrino, Segunda Parte da Primarera, verſchiedentlich zu Liſſabon gedruckt 1608. 1618 — 1651; O Deſenganado, Terceira Parte da Primarera, Liſſabon 1614. Es iſt ein Schäferroman in Proſa und Verſen, von außerordentlicher Schönheit und Grazie. Die Schäferpoeſie iſts eigentlich, welche den **Franciſco R. Lobo** ſo berühmt gemacht hat. Wir haben von ihm Eclogas Paſtoris Lisboa 1605. 4. Romances 1596 — 1654. Hiſtoriſche Romanzen auf die Reiſe des Königes D. Philipp des 3ten nach Portugal; ein epiſches Gedicht: O Condeſtabre, de Portugal, D. Nuno Alvares Pereira, in 20. Geſängen: der Held ſeines Gedichts iſt der in der portugieſiſchen Geſchichte berühmt gewordene Connetable, **Don Nuno Alvarez Pereira.** Er erreicht die Luſiade nicht, inzwiſchen ſind der Styl und die Sprache ſehr ſchön; der Hof auf dem Dorfe, oder Winterabende, 16. Geſpräche von Freunden auf dem Lande, über Gegenſtänden aus der Politik und Moral. Alle dieſe Werke ſind unter folgendem Titel zuſammengedruckt werden: Obras Politicas, moraes e metricas do inſigne Portugues, Francisco Rodri-

Vom Hofſtaat und auswärtigen Geſchäften.

Größe des Hofſtaats.

So ſehr ein gewiſſermaßen in die Augen fallender Hofſtaat zur Erhaltung der Würde eines Regenten nothwendig iſt, ſo ſehr iſt es Pflicht, darin die nöthige Maaße und Sparſamkeit zu beobachten, im Verhältniſſe mit dem Umfange und den Einkünften des Landes. Beſonders glauben die kleinen Fürſten oft, ihre Kleinheit oft unter dem Pompe und den Formeln des Ceremoniels verſtecken zu können, wie die Peripatetiker ihre Unwiſſenheit durch den Schein und das Formulaire des ſcholaſtiſchen Geſchwätzes zu verbergen ſuchten. Oeuvres d'Algarotti. Tom. V. p. 360.

Geſchichte der Geſandten bei den Alten.

Die Alten betrachteten das Alter und andere perſönliche Vollkommenheiten als nothwendige Eigenſchaften eines Geſandten, welches ſchon der Griechiſche Ausdruck presbüs anzeigt. Dies finden wir ſowohl in den Geſetzen der Griechen, als der Römer, und die von Chalcis erfoderten namentlich funfzig Jahre.

Die Römer unterſchieden ihre Geſandten auch durch äußere Zeichen. Sie trugen am allererſten einen goldenen Ring und ein auszeichnendes Kleid.

Man ſandte je zuweilen auch Geſandte zu Condolenzen und Glückwünſchungen. — Wir finden auch Spuren einer ſogenannten freien Geſandſchaft, wobei gar kein Geſchäft obwaltete, wie beim Scipio Naſica. Dawider eifert Cicero ſehr, und ſchränkte auch die Dauer auf ein Jahr ein.

Selten ſandte man weniger als drei, und mehr als zehn Geſandte.

Die Verhaltungsbefehle waren in dem Decrete des Fürſten, Volks oder Senats enthalten, welcher ſie abſchickte. Dies war eben was unſere Creditive ſind, und ſie mußten ſie auch auf eben die Art vorzeigen. Zuweilen gab man ihnen unbedingte Vollmacht; wenigſtens ſetzten die Athenienſer immer dem Decrete die allgemeine Clauſel hinzu, die Geſandten ſollten überdem alles thun, was ſie dem Beſten des Staats zuträglich hielten.

Fremde Geſandten nahm man zu Rom erſt nach einer genauen Unterſuchung ihrer Perſon und des Inhalts ihres Geſchäfts an; denn aber hielt man ſie und ihr Gefolge frei und gab ihnen anſehnliche Geſchenke. Erſteres unterblieb zwar, wie ſie ſo ſehr ſich vervielfältigten, allein ihre Rechte blieben ungekränkt.

Einen beſtimmten Ort zur Audienz hatten die Geſandten bei den Römern nicht, doch war es gewöhnlich der Tempel Saturns. — Die Römer brauchten nie eine andere Sprache gegen ſie als die Lateiniſche.

Bei den Griechen übten Privatperſonen die Gaſtfreiheit gegen ſie aus. — Die Athenienſer verſchaften immer erſt durch einen Herold ihren Geſandten bei dem Volke, an welches ſie geſchickt wurden, eine gute Aufnahme. Es war ihren Geſandten, wie der Corinthier ihren, ausdrücklich verboten, Geſchenke zu nehmen, alſo gaben ſie auch den Fremden keine, etwa die Xenia ausgenommen.

Bei feindlichen Nationen konnte wohl blos die Religion die Geſandten ſichern, daher die vielen religiöſen Gebräuche bei den griechiſchen Herolden und den römiſchen Fecialen. — Doch ſo wie die menſchliche Geſellſchaft älter ward, ſahen alle, ſelbſt Barbaren es ein, das Wohl des Ganzen, erfordere die Unverletzlichkeit eines Geſandten, und nun fielen auch jene Gebräuche weg — in Griechenland, etwa zu den Zeiten Homers, in Rom ungefähr zweihundert Jahre nach deſſen Erbauung. — Alle, welche dieſe Unverletzlichkeit übertraten; wurden an die verletzte Nation ausgeliefert. So machten es die Römer mit den Carthaginenſern.

Den Abgeſandten erwies man einmüthig, wenn ſie ihr Geſchäft glücklich geendigt hatten, große Ehre, und erhub ſie zu den größten Aemtern; den verſtorbenen aber errichtete man Statüen. Sur les Ambaſſadeurs chez les Anciens dans le *Portefeuille d'un Philoſophe*. Tom. I. p. 81-93.

III.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1.

Ein Wort über die Schrift: Sultan Peter der Unausſprechliche und ſeine Veziere.

Es iſt die Abſicht dieſes Aufſatzes nicht, über obengenannte Schrift und ihren Geiſt eine förmliche kritiſche Abhandlung zu liefern. Den Werth derſelben, in literariſchem Sinne, überlaſſen wir dem individuellen Gefühl und Urtheil jedes Leſers, der Laune, wie ſie ſelten iſt, Reichthum der Imagination, Originalität der Sprache, Luzianſchen Spott, und das Talent eines Schriftſtellers, den Leſer ununterbrechen feſt zu halten, und ihn zu belehren, indem er ihm das Zwergfell unaufhörlich erſchüttert, zu ſchätzen weiß. Wer dies nicht vermag, dem haben wir hierüber nichts zu ſagen. Wir verweiſen ihn jedoch, wenn er Fingerzeige hierzu bedürfte, an das ſehr gegründete Urtheil der Oberdeutſchen A. L. Z. vom Jahre 1795.

In politiſcher Rückſicht aber iſt dies Buch, wie wir häufig bemerkt haben, manchem ein großer Stein des Anſtoßes und ein Fels der Aergerniß. Es giebt ſehr viele Leſer, denen ihr böſes Gewiſſen ſagt, ſie oder ihre Freunde, möchten wohl dem einen oder dem andern Originale, welche der Verfaſſer aufſtellet, mehr oder weniger gleichen. Das wäre denn ſo übel nicht; nur, daß ſie ſich einbilden, er habe an ſie gedacht, als er ſeine Karrikaturen zeichnete und grouppierte, er habe nur grade ſie aufſtellen wollen, — dies iſt eine Art von närriſcher Eitelkeit, die dem Kenner des menſchlichen Herzens eben nicht unbekannt iſt, wodurch dieſe guten Leute aber ſich ſelbſt doppelt lächerlich machen. Der Verfaſſer hat — wie er vermuthlich vorherſehen konnte, — das Schickſal aller Künſtler, die es wagen, Ideale, aus dem weiten Reiche der Erfahrung und Menſchenkenntniß geſammelt, und in Eine große Grouppe zuſammengeſchmolzen, öffentlich auszuſtellen. Es giebt da Leute, die ſich für Kenner ausgeben; Deuter, die mit den Fingern zeigen; Pinſel, die mit offnem Munde vor dem Kunſtwerke ſtehen, und ſich von übeln Spaßvögeln den Kommentar darüber machen laſſen; Menſchen mit verwundetem, oder böſem Gewiſſen, die ſich heimlich ſelbſt Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen gezwungen ſind, aus Rache das Kunſtwerk mit Unrath bewerfen, und den Meiſter für einen menſchenfeindlichen Mann ausgeben; Schamloſe, die ſich nicht entblöden zu fordern, ihre Tollheiten und Bübereyen ſeyen privilegirt, und dürften nicht ans Licht gebracht werden; und endlich — obwohl leider in der kleinſten Zahl — ehrliche unbefangene Menſchen, denen moraliſche Wahrheit und ihre Darſtellung in jedem Gewande, lieb iſt, und die es dem Künſtler Dank wiſſen, daß er Muth genug hatte, den großen weiten Schauplatz, worauf wir alle handeln, und die Acteurs darzuſtellen, wie es in der Natur iſt. Zu läugnen iſt es nicht, daß einzelne Parthien ſeines großen Gemäldes Karrikatur ſind; aber — o, müßten der Menſchenfreund und der Menſchenkenner nicht klagen, daß unſer Jahrhundert — ſo reich an Karrikatur-Geſchöpfen und Handlungen iſt!

Eine andere Parthey von Leſern giebt es, die den Verfaſſer nur darum mißverſtehen, weil ſie den Kopf noch von den Grillen vollhaben, womit vor einigen Jahren gewiſſe Herren ſo manches ehrliche gutherzige und ſtarkgläubige Menſchenkind zum Beſten hatten. Da der Verfaſſer, wiewohl ſichtbar, aus Deriſion, zwey Jeſuiten zu Helden des ganzen Romans aufſtellt, ſo wähnen dieſe guten Seelen, er ſey ſelbſt ſo eine Art und wolle ſie, lachenden Muthes in den Schaafſtall der Heerde der Väter S. J. hineintreiben. O ſancta Simplicitas! —

Eine dritte Gattung Leſer bringt das Vorurtheil mit, die Sache unſrer zudringlichen Weltreformatoren ſey die beſte, unſchuldigſte, dringendſte, menſchenbeglückendſte Sache von der Welt. Geblendet von der glänzenden Außenſeite derſelben, betäubt durch die endloſen ſtattlichen, auch wohl myſtiſchen und fanatiſchen Deklamationen und durch das Geräuſch der Herren, die — multa agendo nihil faciunt (— oder doch gewiß ganz etwas anderes, als ſie ankündigen, —) ſehen ſie es als den unerlaubteſten Eingriff in die vermeintlichen Menſchenrechte an, wenn ein ehrlicher Mann es gut genug mit ihnen meint, um ihnen die Augen zu entſiegeln, und den Vorhang zu eröffnen, hinter welchem ſie Götterarbeiten vermutheten, und nun blos Ebentheurer, Glücksritter, u. d. m. erblicken. —

Endlich giebt es arge Menſchen, die ſich und ihres gleichen, wider den Willen des Verfaſſers, der an ihre Individuen nicht denken konnte, getroffen finden. Dieſe bürden ihm Abſichten auf, die er nicht hatte; leſen ſein Buch aus dem falſcheſten Geſichtspunkte, und möchten gern jedem andern Leſer den ſeinigen eben darum verſchieben, weil er gerade iſt.

Uns ſind Urtheile aus Süden und Norden, in der weiteſten Entfernung, vorgekommen, welche beſonders dies letztere beſtätigen. Man ſandte uns aus beiden einander entgegengeſetzten, wenigſtens hundert deutſche Meilen von einander entfernten Gegenden, vermeintliche Schlüſſel zu dieſem ſo offenen Buche zu, und es war bewundernswürdig, mit welcher hämiſchen Mühe und nicht beneidenswerthen Auslegekunſt jeder dieſer Deſchiffreurs gerade in ſeiner Heimath die Originale zu Sultan Peter und ſeinem Hof- und Staatsgeſindel gefunden haben wollte. Und welcher von Beiden hatte nun recht geſehen? Welcher konnte es? Anfangs bemächtigte ſich unſer der gerechteſte Mißmuth über dieſen böslichen Unſinn; endlich fanden wir einen Ableiter deſſelben darin, daß wir ſolchen Hexenmeiſtern aufgaben, ihre Unterſuchung weiter zu treiben; vielleicht, daß ſie ihre eigene Schilderung darin überſehen hätten. Wenn Menſchen dieſer Art noch erröthen können, ſo wünſchen wir, dieſe Blätter möchten ihnen vor die Augen kommen, und das bewürken, was wir durch dieſe Bekanntmachung ihres Deutungstalents beabſichtigen: Scham und Reue.

Schon hat ſich der Verfaſſer ſelbſt genöthiget geſehen, einen Mann, der ſich mit dem Augenglaſe der handwerksmäßigen Kritik ihm zudringlich näherte, auf die Seite zu ſchieben. Wir meinen den Rezenſenten Sultans Peter in Profeſſors Jacob philoſophiſchen Annalen. Er findet ſeine Abfertigung in einer kleinen Schrift, unter dem Titel:

> „Ein paar Worte an das deutſche Publikum,
> „über die Schrift: Sultan Peter der Unaus-
> „ſprechliche und ſeine Veziere, nebſt dem Schlüſ-
> „ſel dazu, vom Verfaſſer, 1795,

worauf wir unſre Leſer aufmerkſam machen wollen.

Unſrer kritiſchen Werkſtätten viele werden es allerdings hoch aufnehmen, daß der Verfaſſer unter andern Gegenſtänden ſeines Spottes, auch ſie, und die Urſachen ihrer Exiſtenz, und ihres Einfluſſes, oft unbarmherzig perſifflirt. Einige werden mit Grunde einen Bankerott ihres Meinungskrams beſorgen, wenn je ein denkender Fürſt oder ſein Miniſter, manche große Wahrheit, und manchen ſeiner Fingerzeige, näher beherzigten. Das kürzeſte Mittel, dem in Zeiten zu begegnen, iſt nun da wohl natürlich das, ihn, den gewaltigen Spötter der Peter und der Wurmbrandte, der Sultane und der Veziere, gerade aus für das auszuſchreyen, was er genau deswegen nicht ſeyn kann, noch iſt, nehmlich, (wie gedachter Rezenſent es thut,) für einen gefährlichen Spötter der weiſeſten beſten Fürſten und der aufgeklärteſten wohlmeinendſten Miniſter.

Es muß ſchlimm mit der Sache eines Sykophanten ſtehen, der zu ſolchen armſeeligen und unverſchämten Mitteln, ſeinen Gegner unwürkſam zu machen, zu greifen gezwungen iſt!

Noch theilen wir, zum Beweis, wie weit dies Buch würke, und wie ſehr es die Aufmerkſamkeit gewiſſer Leute erregt habe, (die — wie der Verfaſſer ihnen auch aus Knigge's Munde räth — froh ſeyn ſollten, daß ſie in der Stille ſelbſt mit lachen könnten,) ein Urtheil mit, welches dahin geht, „**die Fürſten, welche, des Verfaſſers Grundſätze zu befolgen, ſich von ihm verleiten laſſen könnten, gingen ihrem Untergange entgegen.**“

Wir bekennen, unter allen Meinungen über den berüchtigten Peter, iſt uns keine närriſchere, und keine, welche mehr als dieſe bewieſe, was alles man in ein Buch hinein, oder herausleſen könne, vorgekommen. Wenn dies mehr oder weniger heißen kann, als: „der „Verfaſſer iſt **darum** ein ſehr böſer Rathgeber der „Fürſten, weil er behauptet: **ein Sultan Peter „ſey kein weiſer Fürſt**, und weil er darthut, **ein „Wurmbrandt ſey ein ſehr gefährlicher Rathgeber**,“ — ſo verſtehen wir kein Deutſch. Denn dies, und nichts weiter, iſt die Grundidee des Verfaſſers, und uns dünkt, er ſey eben **deswegen ein Freund der Fürſten**. *)

Ueberhaupt aber erſcheinet aus allen über dieſe Schrift uns bisher noch vorgekommenen Urtheilen, die abermalige Beſtätigung der bekannten großen Wahrheit, daß unſre Kritiker gewöhnlich ſelbſt nicht recht wiſſen, was ſie wollen. Bey der geringſten Aufmerkſamkeit wird ſich ergeben, daß das, was hier **Grundſätze** des Verfaſſers genannt wird, eigentlich erſt im zweyten Theile zu erwarten ſtehen kann. Wörtlich ſagt er, S. 453: „der erſte Theil begreife blos die Anweiſung, wie man nicht regieren müſſe, (alſo keine poſitiven Regierungsgrundſätze.) Warum ſuchte alſo der gute Mann etwas im erſten Theile, was in demſelben, dem Plane des Verfaſſers nach, nicht liegen konnte, noch ſollte?

---

*) Und eben das iſt, nach gewiſſer Leute Meinung, ſein großes Verbrechen. —

Er hat alſo in dieſem Theile nicht gerathen, was die Fürſten thun ſollen, ſondern nur aus Peters Beiſpiel gezeigt, was — ein **Peter** zu thun pflege.

Sollte aber der Leſer, von welchem hier die Rede iſt, etwann dafür halten, die **Deportation** des Weltenflicker-Geſindels in Gondar, zu welcher ſich Sultan Peter endlich weislich entſchloß, ſey ein in allen Ländern, wo es dergleichen giebt, — und welches wäre denn wohl davon die glückliche Ausnahme?? — **gefährliches Wageſtück für die Fürſten**[*], ſo hat vor's erſte der Verfaſſer ſie dadurch, daß er erzählt, auf welche Maaße ſich Sultan Peter die Ellbogen frey machte, noch nicht gerathen; und fürs zweyte ſind wir der ohnmaaßgeblichen Meinung, man könne nur ganz ruhig abwarten, was allenfalls der Erfolg ſeyn würde, wenn einſt der gute Genius der Menſchheit allen Regierungen unterm Monde den Einfall verliehe, die beſagte groſſe Deportation gemeinſchaftlich vor die Hand zu nehmen, ihnen aber zugleich ein ſcharfes Auge gäbe, den Waitzen nicht etwann mit dem Unkraute auszurauſen. In Guyana, im Feuerlande, in Botany Bay — allenfalls unter dem freundlichen Himmel der Südſee, mags ja noch wohl Platz genug geben; und zu dieſem Hülfsmittel, als zu dem menſchlichſten und am wenigſten blutdürſtigen, liefert ja ſelbſt der Franzöſiſche Convent dermalen ein ſo groſſes Beiſpiel, das, wenn Gefahr dabey vor die Regierungen wäre, ein Beiſpiel

---

[*] Der Rezenſent des Wiener Magazins der Kunſt und Litteratur in der Jenaiſchen A. L. Z. geht in ſeinem Eifer gegen die Deportation unnützer Leute ſo weit, daß er ſie ſogar blutdürſtig nennt; vermuthlich, weil, wie er meint, dieſelbe Illuminaten betraf. Wenn ſie denn eine blutdürſtige Policey-Operation in dieſem Falle wäre, was war ſie denn, als die Maynzer Illuminaten, ehrliche Leute — erſt plünderten, und dann deportirten?

von weit ſchlimmern Einfluß ſeyn müßte, als alles, was der Verfaſſer ſeinen Sultan Peter thun läßt. Wir ſind überzeugt, Ludwig XVI. ſäße noch auf ſeinem Throne, und Europa ſchwämme nicht in Thränen und Blute, wenn er Muth genug gehabt hätte, eine handvoll Schurken, von Orleans ꝛc. Schlage, ſo früh als möglich deportiren zu laſſen.

Wer weiß, was noch geſchieht, wenn Sultan Peter erſt allgemein verſtanden werden wird; wenn alle Regierungen, aus Frankreichs Beiſpiel — und aus dem ſtarken Gemälde deſſelben, daß der Verfaſſer im Sultan Peter aufſtellete, — ſich die Wahrheit abſtrahiren, daß — ſie oder die Ideenkrämer den Platz räumen müſſen. Leider hörte man nicht — und hört hie und da noch nicht! — was Wieland längſt ſagte:

— All der Ideenkram
Der Weltenflicker *), ſagt, was hat er je gebeſſert?
— Verſchoben hat er viel! —

Wir empfehlen dieſen Weltenflickern eine kleine treffliche Schrift, von G. W. S. Beneken, unter dem Titel, einige patriotiſche Worte mit dem Verfaſſer der Wahrheiten ohne Schminke ꝛc. Bremen, bey Wilmans, 1795, und wünſchen, ſie möchten ſich nächſtdem noch ein paar Goldkörner aus Göthe's Reineke Fuchs, als Amuleth gegen den Herrſchſuchtsſchwindel, wohl empfohlen ſeyn laſſen. Hier ſind ſie:

— Das Schlimmſte find' ich in dem Dünkel des irrdiſchen Wahnes,
Der die Menſchen ergreift: es könne jeder im Taumel
Seines heftigen Wollens die Welt beherrſchen und richten!

Hiel-

---

*) Zumal derjenigen, die ſich mit der geheimen Regierungskunſt der Welt abgeben.

Rodriguez Lobo. Lisboa 1723. fol. Kleinere in dieſer Sammlung nicht enthaltene Gedichte von ihm, ſind: Conto Elegiaco ao lamentavel ſucceſſo do Santiſſimo Sacramento que ſaltou na ſé do Porto Lisboa 1667. 4. Hiſtoria da Arvore Triſte, eine Ausgabe von der Comedia Eufroſina des Ferreyra de Vaſconcellos, welche er unter dem angenommenen Namen, **Juan Espera en Dios** 1616. veranſtaltet.

Der Graf von Ericeira, (Don Franciſco Xavier de Menezes.) Er wurde zu Liſſabon 1673. gebohren. Seine beyden Eltern ſind wegen ihrer Gelehrſamkeit und wegen verſchiedner Schriften in Proſa und Verſen berühmt. Er hatte auſſerordentliche Fähigkeiten. Von ſeiner früheſten Jugend an legte er ſich auf Sprachen und Wiſſenſchaften. Geſchichte und Mathematik waren ſeine Lieblingsbeſchäftigungen. Er bekleidete die anſehnlichſten Stellen bey Hofe und bey der Armee, — und ward ſehr früh als ein groſſer Gelehrter und vortreflicher Dichter bekannt. Er war Protector der Academie der Generoſos, der königlichen Academie der Geſchichte, der portugieſiſchen Academie, und Mitglied vieler auswärtigen Academien, Mitglied der gelehrten Zuſammenkünfte, welche beym nachmaligen **Cardinal Firrao** (Päbſtl. Nuncius in Portugal gehalten wurden, wo man ſeiner Einſichten in die Kirchengeſchichte und das geiſtliche Recht ſehr bewunderte. Faſt alle Gelehrten in Europa ſtanden im Briefwechſel mit ihm. Er wohnte den Feldzügen unter dem Könige **Don Pedro II.** 1704. in Beira, desgleichen unter **Johann** dem 5ten 1708 — 1709. bey. Nach einem rühmlichſtvollführten Leben ſtarb er 1743. im 71ſten Jahre ſeines Alters. Man hat eine Menge proſaiſcher und poetiſcher Schriften von ihm, wovon viele noch ungedruckt ſind. Er hat Boileaus Dichtkunſt

Hielte doch jeder ſein Weib und ſeine Kinder in Ordnung;
Wüßte ſein trotzig Geſinde zu bändigen; könnte ſich ſtille,
Wenn die Thoren verſchwenden, im mäßigen Leben erfreuen!
Aber, wie ſollte die Welt ſich verbeſſern? Es läßt ſich ein jeder
Alles zu, und will mit Gewalt die andern bezwingen!

* * *

2.

Selbſtgefühl und Empfindungen bey meinem Abgang von München, den 8. Jänner 1791, zu meiner und meiner Freunde Beruhigung in Druck gegeben von

J. F. v. Götz.

Ich bin ſo glücklich, viele Freunde zu zählen, die an meinem Schickſal von jeher Antheil nahmen, die mich lieben, mich auf mancherlei Art unterſtützten und die mir ſo manche wonnevolle Stunde verſchafften; meine Beſtimmung und die damit verbundene nothwendige Zeitverwendung macht mir die Unterhaltung eines ausgebreiteten Briefwechſels unmöglich. Dem ohngeachtet bleibt jeder Rechtſchaffene, durch deſſen Bekanntſchaft mich die Vorſicht überzeugte, daß es edle Menſchen giebt, mir unvergeßlich. Ich denke oft im Stillen an ihn, ſein Daſeyn verſchönert mir die Welt, und ich nehme warmen Theil an jeder Nachricht, die ich von ihm mittelbar oder unmittelbar erhalte. Mangel an Gelegenheit, Verhältniſſe, und meine unzureichenden Kräfte allein, können mich hindern, Jeden einzeln von der Fortdauer dieſes Antheils, dieſer Achtung ſo oft und feſt zu überzeugen, als mein dankbar gerührtes Herz es wünſcht. Mancher dieſer Edlen lieſt, hört zuweilen Etwas, das mich angeht, nimmt Antheil, und möchte wahrſcheinlich gerne wiſſen: ob die verbreiteten Gerüchte auch wahr ſind?

In dieſer Ueberzeugung will ich einen langen Aufſatz ſchreiben, der als ein Auszug meiner bisherigen Lebensgeſchichte gelten ſoll, deſſen Wahrheit ich bei geſundem Gedächtniß und bei der Kraft eines unbeſcholtenen Namens verſichere. Ich fodere zugleich jeden mir Bekannten und Unbekannten laut auf, mich vor der ganzen Welt zu beſchämen, wenn er erweiſen kann, daß ſich ein Umſtand anders verhält, als ich ihn erzählen werde. Um dieſe Zuſchrift, ſo geſchwind wie möglich, und ſo deutlich als nothwendig iſt, bekannt zu machen, mußte ich ſie drucken laſſen. Indem ich durch dieſen Weg die Undeutlichkeit einer flüchtigen Handſchrift vermeide, entgehe ich zugleich dem möglichen Fall der Handſchriftverfälſchung. In meiner Lage iſt keine Art der Vorſicht tadelnswerth. Auf dieſen doppelten Umſtand mußte ich vorzüglich achten, um meinen guten Namen zu retten; denn es iſt von nichts geringerem die Rede, als von einer öffentlichen Mishandlung, welche nur durch Misverſtand oder Verläumdung veranlaſſet werden konnte. Gewiß kein geringerer Umſtand hätte mich bewegen können, alles das von mir ſelbſt zu ſchreiben, was ich ſchreiben muß, um deutlich verſtanden zu werden, und was ich nur deutlich wiſſen kann. Dieſe öffentliche, nothgedrungene Schrift wird wenigſtens den Eindruck eines böſen, äußern Anſcheins ſo lange in Zweifel ſetzen, ſo lange die Welt nicht überzeugt wird: daß ich Etwas von mir geſagt und behauptet habe, das eine Lüge iſt. Darum bitte ich auch jeden Leſer, nicht eher von meiner Abſicht oder über einzelne Stellen zu urtheilen,

len, bis Er das Ganze im Zuſammenhange geleſen hat. Vielleicht werde ich mehr ſchreiben, als ich mir vornehme, aber wer kann dem Gang ſeiner Ideen, wenn das Herz voll iſt, Einhalt thun. Ich weiß auch, daß die Gewohnheit mit ſich bringt, den Lauf ſeines Lebens erſt ganz auszuwarten, und es nach dem Tode andern zu überlaſſen, was man von ſeinem Leben ſchreiben will. Ich weiß aber auch, daß dieſe Gewohnheit viele Mängel und Irrthümer erzeugt hat, wovon Geſchichten, Diplomen, und Urkunden zeugen. Wenn jeder Menſch auf ſeine Koſten und Rechnung den Hauptgang ſeines Lebens und ſeines Thun und Laſſens niederſchreiben, und ſeine Mitmenſchen auffodern wollte, ihn darüber zu belehren, ſo würde oft manches Unheil unterbleiben; mancher Menſch würde beſſer gekannt und gebeſſert werden. Der Etwas drucken läßt, das gegen Religion, Sitte, und den Staat ſtreitet, wird durch die Folgen dafür büßen. Schreibt er über einen gleichgültigen Gegenſtand, der Niemand intereſſirt, ſo ſchadet er ſich und ſeinem Beutel; Fabrikanten und Buchdrucker gewinnen dabei. Alles das weiß ich, und unterwerfe mich dem geſunden Urtheil. Einige Seitenſprünge, die meiner Laune eigen ſind, werden mir meine Freunde vergeben. Die Meiſten kennen dieſe Laune und duldeten ſie oft mit freundſchaftlicher Nachſicht.

Mein Vater ſtarb als **Obriſtlieutenant** in K. K. **Oeſterreichiſchen** Dienſten. Sein Ruf war unbeſcholten, und ich bin ſeiner Aſche Ehrfurcht ſchuldig. Er war durch langwierige treue Dienſte in Kriegen, und durch ſeine Genügſamkeit bekannt, die ihn vor dem höchſten Throne ſeines Monarchen nie zudringlich werden ließ, um ſeine Verdienſte geltend zu machen. Er erzog und bildete mich zu bürgerlichen Staatsgeſchäften. In meiner Kindheit ward ich von einer Geſellſchaft einſichtsvoller Schullehrer geleitet. Da die Art dieſer

Leitung ſelten, und wie ich faſt glauben möchte, unbekannt iſt, ſo will ich das Hauptſächlichſte davon erzählen. Alle diejenigen, welche die Jugend nicht nach dieſer Weiſe leiten, werden vielleicht darüber lachen. Vielleicht exiſtirt aber einer oder der andere mir unbekannte Lehrer dieſer Art noch zur Zeit, und übet dieſe Lehrmethode aus, der wird ſich vielleicht in dieſer Schilderung erkennen, und darüber nachdenken.

Nach den erſten Grundſätzen des chriſtlichen Glaubens, welche ich ſehr mechaniſch hintereinander von Wort zu Wort in einem langweiligen Tone herſagen mußte, wovon ich das Meiſte nicht verſtand, mich auch wenig darum bekümmerte, weil ich meinen Lehrern ſchon dadurch Genüge that, wenn ich jede Periode von Wort zu Wort auswendig wußte; nachdem meinem Gedächtniß alle Tugenden und Sünden, meiſtens ohne ſolche recht zu verſtehen, eingeprägt waren, und ich über Verſchiedenes keine Erklärung, oder begnügenden Aufſchluß erhalten hatte, weil man es unanſtändig und gefährlich fand, mich mit demſelben näher bekannt zu machen, lernte ich Auszüge aus der Geſchichte und Erdbeſchreibung. Bald lernte ich auch Latein. Bei jedem Examen, welches man über die mir vorgelegten Gegenſtände insbeſondre anſtellte, wußte ich die Züchtigungen voraus, die meiner warteten. Jede Zahl Fehler in den Argumenten, jede Anzahl unrichtig beantworteter Fragen zog die Karenz einer Speiſe, mehrerer Speiſen, die Verſagung des Spaziergangs, und endlich eine gar zu große Anzahl, auch andere Züchtigungen und Schläge nach ſich. Wenn ich zuweilen zum Lernen minder aufgelegt war, und mein Unvermögen, meinen Lehrern Genüge zu leiſten, fühlte, war mein einziger Wunſch: das mir aufgetragene Geſchäft ſo zu vollenden, daß ich wenigſtens mit der leichteſten Züchtigung davon kam. Speis und Trank, die Erlaubniß mein Feiertagskleid anzuleanziehen zu dürfen, die Erlaubniß an einem ſchönen Tage die freie Luft zu genießen, oder mich mit meinen Mitſchülern eine Stunde unterhalten zu dürfen, waren nach meinen damaligen Begriffen die höchſten Freuden dieſes Lebens, worauf ich nach Umſtänden und nach der Beſchaffenheit meiner Fehler Verzicht thun mußte. Ich dachte demnach unter mancher Lehrſtunde auf die mir bevorſtehende Züchtigung mehr, als auf das, was ich lernen ſollte, und meine Einbildungskraft, welche leicht in Bewegung zu ſetzen war, ſtellte mir den Verluſt aller dieſer Dinge, mehr im Anfang, als in der Folge, ſchmerzlich vor. Denn ich fand ſchon in meiner Kindheit, daß es zuweilen leichter ſey, ſich an Züchtigungen zu gewöhnen, als ſich von dem Zweck und dem Werthe ſeiner Pflichten zu überzeugen, und ſich darnach zu bilden.

Die liebſte meiner beſtimmten Züchtigung war die Einſperrung beim Profeß. Ich war daſelbſt allein, durfte frei denken, und die Geſchichte heiliger Väter und Einſiedler leſen. Dieſe Geſchichte zog mein Herz, durch die edle Einfalt und die ſonderbaren Erſcheinungen, ganz an ſich; ich träumte mir alle die ſchönen Gegenden, Gebürge und Wälder, welche die Kupferſtiche anzeigten, lebhaft vor; und hatte tauſendmal gewünſcht, auch ein Einſiedler oder Miſſionair zu werden. In dieſer Neigung hörte ich die Exhortationen und Predigten ſehr aufmerkſam an, und noch jetzt weiß ich vieles von ihrem Inhalte auswendig. Ja ſie intereſſirten mich ſo ſehr, daß ich ſogar mittelſt der von Natur erhaltenen ziemlich flexiblen Organen verſchiedene Töne, und Bewegungen erkenntlich nachmachen konnte. Dieſe Fähigkeit hat mir manchen Beifall meiner Lehrer zugezogen. Sie lachten oft herzlich darüber, und foderten mich oft in Geſellſchaften durch kleine Geſchenke auf, ihnen dergleichen Späße vorzumachen, oft aber ſchalten ſie mich auch darüber, und ſagten: ich ſey ein böſer Bube; ich wußte alſo nicht, was ich denken ſollte. Demungeachtet ward ich in Schulcomödien immer vorzüglich gebraucht; ich bekam wichtige Rollen, worin ich dieſen oder jenen parodiren mußte, dies gab allemal einen Hauptſpaß bei denen, die es nichts anging. Zuweilen parodirte ich aus muthwilligem Antrieb den Unrechten; und da ward ich wieder geſcholten, und man ließ mich's bei Gelegenheit ſauer entgelten. Schon als Knabe ward ich Director einer Marionetten-Geſellſchaft, die ich in einem Rübenkeller anfing, und wozu mir nach der Hand der erſte Vorſteher meiner Lehrer eine Kegelbahn zu einer Schaubühne mit Brettern verſchlagen, und einrichten ließ. Bei dieſer Gelegenheit durfte ich auf ſeine Rechnung, bei ſeinem Gewürzlieferanten Farben nehmen; und weil ich die ſchönſten wählte, bekam er nach der Hand eine Rechnung, womit er ſehr unzufrieden war. Er ſorgte liebreich für Marionetten, verherrlichte das Spektakel durch Muſik und Beleuchtung, und ich bekam Erlaubniß, zuweilen das Stadttheater zu beſuchen. Da ich nun oft allein meinen Vater beſuchen durfte; ſo nützte ich die Gelegenheit, auch den Lippel zu beſuchen, dieſer gefiel mir ſowohl, daß ich bald ſeine Contorſionen und Sprache nachäffen konnte; ich gab auch wirklich einem Theologen, der den Lippel nicht beſuchen durfte, über die Nachahmung deſſelben Unterricht. So geſchah's, daß ich zuweilen einen oder andern Ausdruck des Lippels in meinen aufgeführten Stücken anbrachte, welcher nicht ganz ſittlich klang. Darüber bekam ich Verweiſe, und ich mußte nachher den Inhalt meiner Stücke cenſiren laſſen, oder der Inhalt der Stücke ward durch einen meiner Lehrer ſelbſt erfunden und mir mitgetheilt. Dieſe Unterhaltungen, wobei mir ſo manche Lehrſtunde nachgeſehen ward, die meiner Neigung ſo ſehr ſchmeichelten, wobei ich zu manchem

Schwank verleitet ward, worüber Lehrer und Mitſchüler oft ſo weidlich lachten, hatten plötzlich ein Ende: denn bei einer Maſchinen-Comödie des Doctor Fauſts gerieth das Theater in Brand. — Bald darauf hatte ich Gelegenheit vor Sr. Majeſtät ꝛc. ꝛc. der Kaiſerin, dem Kaiſer und dem ganzen Hofe neuerdings Comödie zu ſpielen, und Ballet zu tanzen, auch wurde in Faſchings Zeit alle Jahre mir eine Hauptrolle, und zuweilen mehrere zugetheilt, wo ich dieſe meine Fähigkeit von Zeit zu Zeit üben konnte. Ich ſang, ich declamirte und tanzte; bei jeder Vorſtellung überhäufte man mich mit auszeichnendem Lobe. Das einzige, was mir noch in dieſer Stunde mißfällt, war der Inhalt einiger Stücke, — welche zwar die Beſſerung der Jugend zum Zwecke hatten, nach meiner Meinung aber ſolche nicht erfüllten. Von der verführenden, Unheil ſtiftenden Liebe, war zwar nie die Rede, aber deſtomehr vom Geize, vom Zorn, von Ungerechtigkeit, von der Rache, von Hinterliſtung der Eltern, von der Ungezogenheit der Kinder, von der Strenge oder Nachſicht der Lehrer. Bei allen dieſen aufgeführten Piecen waren immer die Hauptrollen die ſträflichſten, ungezogenſten, wovon mir nicht ſelten eine zu Theil ward. Ich legte auch auf jede Rede, die recht auffallend war, ein noch auffallenderes Gewicht, wodurch mir meiſtens allgemeiner Beifall zugeklatſchet ward. Dieſer Beifall hat mir in meinem Leben in mancher Geſellſchaft Feinde zugezogen; und nur mit Mühe, durch Erfahrung empfindlicher Folgen, und durch das Beiſpiel duldender, nachſichtiger Menſchen, habe ich dieſen Hang ſo ziemlich übermeiſtert; wenigſtens ſo übermeiſtert, daß ich niemanden insbeſondere zu beleidigen trachte. Soviel von der Erziehung meiner Kindheit.

Acht Jahre hatte ich in der Verfaſſung zugebracht, und Gott ließ das Uebrige durch meinen Inſtinkt, durch

Erfahrung, und durch den Rath guter Menſchen geſchehen. So bin ich geworden, was ich bin, nicht aber das, was ich ſeyn ſollte, oder das, was ich hätte werden können; bin es nicht geworden, weil man nicht kannte, zu was ich am beſten getaugt hätte. Schon hatte ich das achtzehnte Jahr erreicht; ich ſprach Latein, hatte einige Kapitel aus dem griechiſchen des Lucian ins Deutſche überſetzt; war in der Chriſtenlehre feſt, verſtand franzöſiſch; und hatte alle die gewöhnlichen Jugendübungen mitgemacht. Nun ward mein Gedächtniß und meines Leibes Fertigkeit geprüft; ich kannte die philoſophiſchen, mathematiſchen und juriſtiſchen Definitionen ziemlich gut auswendig, und konnte meinen Opponenten auch ziemlich gut antworten, wenn ſie mir in der Ordnung und wo möglich mit denſelben Worten opponirten, wie es im Schulbuche ſtand. Einer meiner Lehrer, der es vorzüglich gut meinte, ließ mich vor einer dieſer wiſſenſchaftlichen Prüfungen die Gegenſtände öfters wiederholen, um die ich nachher befragt ward; er übte mich auch in den einpaſſenden Antworten. Ich beſtand in dieſer Prüfung vortrefflich. Man lobte meine Eloquenz und Unerſchrockenheit, und ich ſelbſt that mir etwas darauf zu gut. Sowohl von dieſem Lehrer als auch von ſeinen Mitcollegen, die nicht ſo gutherzig waren, erhielt ich gute Zeugniſſe von meiner Fähigkeit, und über meinen ſittlichen Karakter. Nur der Lehrer, der die Policei- und Handlungswiſſenſchaft vorlas, dem ich in meiner Prüfung doch keine Antwort ſchuldig blieb, — mit dem ich gern manches raiſonirt hätte, wenn er gegen mich nicht ſo zurückhaltend geweſen wäre, ſchrieb in das mir ertheilte Teſtimonium nichts weiter, als: daß ich ſeinen Vorleſungen beigewohnet, und mich der Prüfung unterzogen hätte. Dies ſchmerzte mich, und ich getraute mich doch nicht nach der Urſache zu fragen. Vermuthlich habe ich dieſes Zeugniß dadurch verdient, weil ich manches Kollegium überſprungen hatte. Er war der erſte Lehrer, an dem ich Haarbeutel und Degen ſah, der reines Deutſch ſprach, und der eine Frau hatte. Nicht ich allein, ſondern alle meine Mitſchüler, und alle, die keinen Lehrer dieſer Art geſehen hatten, guckten ihn als ein Wunderthier an. Einige ſeiner Collegen und ihr Anhang machten ihn lächerlich, warfen ihm Prügel unter die Füße, und konnten es nicht vertragen, daß er vor keinem dieſer Collegen kroch, nicht nach ihrer Art den Kopf hing, und ſolchen ſchneller auf dem Schlüſſelbeine herumdrehte; daß ſein Ton nicht myſtiſch klang, ſeine Augen in Geſellſchaft nicht ein mit höheren Geheimniſſen vertrautes Bewuſtſeyn affectirten; daß man ihm anſah, daß er tanzen gelernt hatte; daß er den auf Demuth deutenden natürlichen Glanz der Haare mit Puder und Pomade verbarg; und hauptſächlich, daß er eine brave Frau hatte, und als ein gewöhnlicher Menſch im Schooße einer Familie ohne ihren Beiſtand ſeinen Weg ging. Dieſer Mann las das Werk des berühmten, verdienſtvollen Hofraths von Sonnenfels vor, und ich beſuchte ihn nur dann, wann er über einen Gegenſtand las, welchen ich zu Hauſe nicht recht begreifen konnte. Ich las das Buch gerne für mich allein, mehr wegen ſeiner Schreibart, als aus Antheil für den Inhalt; deſſen Werth mir damals nicht genug einleuchtete.

Ich kam in Geſellſchaft meines Vaters mit einem Päckchen Zeugniſſe verſehen, und mit einem Empfehlungsſchreiben an den damaligen Reichsvicekanzler, Fürſten von Colloredo, in Wien an. Dieſer gnädige Fürſt ſagte meinem Vater mit Freimüthigkeit, daß Er mir mit Genehmigung Seiner Majeſtät bei ſeinem untergeordneten Departement den Zutritt geſtatten wolle, doch, ſetzte Er hinzu, könne Er nicht verſprechen, ob ſich in ſechs oder ſieben Jahren eine Gelegenheit ergeben dürfte, um mir einen Gehalt zu verſchaffen. In der Ungewißheit meines Vaters, wie er die Abſicht meiner Verſorgung erreichen würde, übergab er der verſtorbenen liebevollen Kaiſerin Thereſia zu Laxenburg eine Bittſchrift, worin er um Verſorgung für ſeinen Sohn bat, ohne eine Stelle zu beſtimmen, die er für mich zu erhalten wünſchte. Die Monarchin empfing uns nach Ihrer angebornen Art huldvoll und herablaſſend, und bedeutete meinem Vater, daß er ſich beſtimmter erklären ſollte. Im Vorübergehen der Kaiſerin nach der Kirche entdeckte mein Vater in Ihrem Gefolge Se. Excell. den Feldmarſchall, Grafen von Laſcy, und erſchrack darüber; denn er hatte ſich bei keinem Chef in Wien noch gemeldet. Er ſagte zu mir, wir müſſen ſogleich zum Feldmarſchall gehen, ich muß mich melden, ſonſt könnte ich alter Mann in meinem hohen Alter noch in Arreſt kommen. Wir gingen hin, wollten uns melden laſſen, aber der Bediente verſicherte uns, daß Se. Excellenz Geſchäfte hätten. Mein Vater beſtand darauf, daß er ihn melden, und Sr. Excellenz ſagen möchte: der Oberſtlieutenant Götz wäre da, um Sr. Excellenz aufzuwarten, und ließe ſich die Stunde ausbitten, wo er unbeſchwert aufwarten dürfte. Wir wurden ſogleich eingelaſſen. Der Feldmarſchall ſaß an ſeinem Schreibetiſch, und mein Vater machte ſein Compliment nächſt an der Thür, ſetzte ſich in die Amtsſtellung eines Offiziers, und entdeckte dem Feldmarſchall die Abſicht ſeiner Ankunft. Er fragte mich, was ich gelernet hätte? Ich wies meine Zeugniſſe, und verſicherte, daß ich gerne mehr lernen möchte. Durch die gnädige Aufnahme ermuntert, gerieth das Herz meines Vaters in einen angebornen Eifer. Euer Excellenz — ſo fing er an — ich bin ein alter unbrauchbarer Mann, habe dem Staat treu gedienet; Euer Excellenz kennen mich, und waren auch Zeuge, daß ich meine Schuldigkeit gethan habe.

Ich

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52319-X
REICHARD,H.A.O. FN. 17574/011

Ich war nie zudringlich, und ich fühle, daß ich nicht lange mehr zu leben habe. Die einzige Sorge, welche mir in dieſem Leben noch übrig bleibt, gilt meinem einzigen Sohn. Ich that an ihm, was ich konnte. Erbarmen ſich Euer Excellenz meiner grauen Haare, und dieſes meines Sohnes; ſeyn Sie ſein Vater. Die ganze Armee nennt Sie ihren Vater, und Sie können helfen, wenn Sie wollen. Er ſprach dieſe Rede in einem mannbar gerührten Tone, der Schweiß ſtand ihm an der Stirn, und ſeine Augen waren naß. Der Feldmarſchall ſah ihn gerührt mit unverwandtem Blicke an, und verſprach, ſein Mögliches zu thun; rieth ihm, ein zweites Memorial Sr. Majeſtät einzureichen, worin er um eine Anſtellung bei dem Hofkriegsrathe für mich bitten ſollte. Ich ſah dieſer Scene mit weinendem Auge zu; die Sprache ſtockte mir und meinem Vater; und ſo verließen wir dankbar gerührt dieſen edlen Menſchenfreund.

Wenige Tage hernach ward mir bedeutet, daß ich mich bei dem Liebling dieſes Feldmarſchalls und Präſidenten des Hofkriegsraths, bei dem verdienſtvollen Herrn von Ettenau, Regiſtrator dieſer Hofſtelle, melden ſollte: Dieſer wahre Freund und Gönner war, ſo viel ich nach der Hand erfuhr, der erſte, welcher von dem höchſtſeligen Kaiſer ſeiner Verdienſte wegen mit einer goldnen Gnadenkette beſchenket ward. Er entdeckte mir, daß ich auf Befehl Ihrer Majeſtät der Kaiſerin den Zutritt bei Ihrem Hofkriegsrath erhalten hätte. Die Freude meines Vaters war unausſprechlich. Er reiſ'te ſogleich nach dieſem glücklich eingeleiteten Geſchäfte nach dem — zu ſeiner Grabſtätte — beſtimmten Aufenthaltsort zurück. Nun hatte er ſich unter heilſamen Lehren, die er mir oft wiederholte, und einem zärtlichen Kuſſe, von mir getrennt. Ich war unter unbekannten Menſchen in dem 19ten Jahre mir ſelbſt überlaſſen; und Wien ſchien mir eine neue Welt. Ich hatte zwar aus Hermannsſtadt, meinem Geburtsorte, bis in mein vorgerücktes Alter verſchiedene Reiſen gethan; denn meine Mutter und ich begleiteten meinen Vater gewöhnlich, wohin er ging. Ich hatte viele Städte geſehen, aber keine, die dem prachtvollen Wien gleich kam. Meine Augen weideten ſich ſtaunend an allen Dingen, und mein Herz fühlte fremde Dinge. Gebäude, Menſchen, Gemälde; alles ſtaunte ich an. Ich wäre gerne der Beſitzer und Verfertiger alles deſſen geweſen, was mir gefiel; meine ganze Natur erhielt eine fremde Stimmung durch dieſes Bild der Neuheit.

Jetzt ward ich an einen Jüngling meines Alters angewieſen, der mich mit dem mechaniſchen Theil des Geſchäfte bekannt machen ſollte. Noch unterhält mich die Erinnerung an die Art, womit er mir ſeine Anweiſungen gab. Vollwichtig war ſeine Miene, da er vor mir das Protokoll aufſchlug, da er mir die Namen und die Beſtimmung langer Linien und leerer Räume auf Papieren in Folio erklärte. Ich hielt damals ſeine Erklärungen für eine leicht faßliche Sache, die man natürlicher erklären, und auch ohne eilfjährige Studien und mit einem mittelmäßigen Kopfe in kurzer Zeit begreifen könnte. Ich begriff ſeine Anweiſungen ziemlich, und hatte denſelben zufolge vieles abgeſchrieben, zwiſchen die gehörigen Linien geſetzt, und in die beſtimmten Formate zuſammen gelegt. Der oben erwähnte würdige Mann bewies mir viele Nachſicht und Geduld, beſchäftigte ſich Stunden lang mit meiner Bildung, und machte mir endlich Hoffnung zu einer ſo eben vacant gewordenen Stelle, welche ich vielleicht erhalten würde. Zu dieſem Ende trug er mir auf, einige wichtigere Arbeiten zu verſuchen. Er belehrte mich liebreich über das Gute und Fehlerhafte meiner Arbeit, und plötzlich erhielt ich eine wichtigere Beſtimmung und Gehalt. Ich ward bei dem Juſtiz-Departement des unvergeßlichen Herrn Hofrath von Spreng angeſtellt, an welchen ich unmittelbar in meiner Pflicht angewieſen ward. Dieſer bekannte, durch langjährige Uebung der Geſchäfte einſichtsvolle, rechtſchaffene Mann erzeigte mir während meiner Beſtimmung und im Schooße ſeiner Familie ſo viele Achtung, daß ſich kein Vorgeſetzter denken läßt, bei dem ein Untergebener ein glücklicheres Loos treffen könnte. So lange ich lebe, werde ich ſein Andenken ſegnen. In den erſten Tagen dieſer Anſtellung ließ mich ein anderer meiner Vorgeſetzten zu ſich rufen. Es war ein Mann, der in die allgemeinen Geſchäfte durch ſeine Verdienſte großen Einfluß hatte. Dieſer Mann that in den erſten Augenblicken meiner Anſtellung, die ohne ſeinen Einfluß geſchah, etwas fremde gegen mich. Bald ließ er mich zu ſich rufen, und trug mir auf, zwei Aufſätze in lateiniſcher und franzöſiſcher Sprache zu verfertigen. Sein Urtheil darüber war: daß dem franzöſiſchen Aufſatze die Ungezwungenheit fehlte, der lateiniſche wäre zu ſchülerhaft, und dem Geſchäftsſtiel nicht angemeſſen. Dieſer Beſcheid, den ich wohl verdient haben mochte, ſchlug mich gewaltig nieder. Ich wußte, daß mein Vater vieles Geld für meinen Unterricht angewandt, und mein Stolz, da ich ein Præmium ex oratione ſoluta erhalten hatte, ward gewaltig gekränkt. Ich erhielt auf eine trockne Art die Anweiſung, mich nach beſſern Muſtern zu bilden; auch verſicherte mich dieſer Vorgeſetzte, daß, wenn die Ertheilung meines erhaltenen Dekrets von ihm abgehangen hätte, er mir ſolches nie zugeſagt haben würde. Der Feldmarſchall — ſetzte er hinzu — kann aber thun, was er will. Ich klagte mein Unglück meinem Vater und meinem Hofrath. Beide tröſteten und ermunterten mich, meine Fähigkeiten nach Kräften anzuwenden. Dieſem letztern offenbarte ich meine Neigung zu Künſten und Wiſſenſchaften; er billigte ſie, als einen erlaubten Zeitvertreib; ermahnte mich aber zugleich, die Geſchäfte meines Amts nicht darüber zu vergeſſen. Er gönnte mir, nach geendigten Geſchäften, Erholung, und erlaubte mir zuweilen, die Kunſtakademie zu beſuchen, wo ich durch die freundſchaftliche Leitung des Akademie-Direktors, Herrn Schmuzer, der beiden Herren Kunſtprofeſſoren, Brand, ꝛc. und nach der Hand durch Herrn Fügers, dermaligen kaiſerlichen Akademie-Direktors — Freundſchaft und guten Rath manches erlernte, wofür ich dieſen rechtſchaffenen Männern herzlich danke. Ich gewann auch die Freundſchaft des unglücklich verſtorbenen Heren Arnold, Proſektors der Anatomie. Dieſer geſchickte, allgemein bedauerte Mann machte mich mit der Anatomie bekannt. Er wohnte in den letzten Tagen ſeines Lebens neben mir, und ließ zuweilen einzelne Glieder des menſchlichen Körpers auf meine Stube bringen, weil mir die Zeit fehlte, den ordentlichen Kollegien beyzuwohnen. Ach! ich erinnere mich oft der ſchwärmeriſchen Stunden, die wir zuſammen bei Leichnamen zubrachten. Ich hatte den ungegründeten Abſcheu vor Todten bald überwunden. Ich wurde an den Anblick eines von dem Rumpfe abgeſonderten Kopfes bald gewohnt, und endlich ward der Trieb, mich mit Todtenköpfen zu beſchäftigen, zur Leidenſchaft. Ich lernte nach und nach die Muskeln und ihre Verbindungen kennen; ward auf die verſchiedenen Effekten aufmerkſam, die ich durch Bewegung ihrer Inſertionen auch an entſeelten Köpfen hervorbrachte. Ich begann ohne Anweiſung aus der mehr oder minder ſchönen Form der Muskeln auf ihre ehemalige Thätigkeit zu ſchließen; und ſo idealiſirte und abſtrahirte ich mir verſchiedene Geſtalten zu dieſen oder jenen Karaktern, welche ich kurz zuvor in Büchern geleſen, oder nur in der Einbildungsdungskraft gedacht hatte. Je mehr ich dieſen natürlichen Beſchäftigungen nachhing, je mehr fand ich Geſchmack an denſelben; ich lernte meine eigene künſtliche Maſchine genauer kennen, ſpekulirte der Erzeugniß unſrer Ideen nach, und bald ward ich auch mit einigen Grundregeln der Arzneikunſt bekannt, die mir ſchon manchen guten Dienſt geleiſtet, mir auch manchen denkenden Arzt zum Freunde gemacht haben. Sonderbar iſt's: von meiner Kindheit an ward ich beinahe zu allen Todesarten und Leiden der Menſchheit, meiſt durch Zufall, oft aber auch durch Kunſtinſtinkt geführt. Tauſendmal habe ich gewünſcht, daß jeder Menſch mit der Glaubenslehre zugleich die Grundgeſetze des menſchlichen Baues faßlich lernen möchte, um nicht — wie mir widerfuhr — zu glauben, daß der Kopf voller kleiner Schublädlein ſey, wo in einem jeden etwas liege, das der Präceptor mit der Ruthe herauspeitſchen müſſe. Wie heilſam iſt es, frühzeitig zu erfahren, wie die Geſundheit eigentlich erhalten, und durch was ſie oft für das ganze Leben verdorben werden könne.

Es iſt eine herrliche Gelegenheit zum Denken für den, der Todte und Sterbende beſucht. Die Phantaſie des Denkers wird bei dieſem Auftritte gereiniget, und die wohlthätige Beſtimmung unſers Daſeyns leuchtet immer nachdrücklicher ein. Auf dieſer Spur habe ich von je her gerne leidenſchaftliche Gegenſtände bearbeitet, die das Herz ergriffen, rührten, oder erſchütterten; Trotz dem, was andere mir von kaltblütigen, regelmäßigen Zuſammenſetzungen vorgepredigt; Trotz dem, was ein Theil der Kunſtkenner als wirklich ſchön angenommen und autoriſirt hat. Ich gehe meinen Gang, und kann keinen andern gehen, wenn ich mir auch nur einigermaßen Genüge leiſten will. Sich ſelbſt Genüge zu leiſten, iſt der erſte Grundtrieb aller Menſchen, die lernen und lehren. Ich bin demnach keine Ausnahme.

Jeder Menſch hat ſeinen Geſchmack und ſeine Weiſe, die andere Menſchen ſeltner kennen, und die ſchwer zu modificiren iſt. Ich fand Menſchen, Freunde, Gönner, die mit mir über dieſen Punkt gleich dachten, und ich verlange Niemand mit Starrſinn in einer willkührlichen Sache zu überzeugen, daß ich Recht habe; dringe auch Niemanden meine Arbeit auf, und hindere Niemanden, darüber zu urtheilen, was ihm beliebt. Freilich hätte ich ſehnlichſt gewünſcht, daß ich in meiner frühen Jugend ſchon durch einſichtige Männer den rechten Weg zur Kunſt geführt worden wäre, daß ich, ſtatt durch kopfbeläſtigende Dinge, die ich nur mühſam vergeſſen lernte, die Zeit zu verderben, mich in den mechaniſchen Theilen der Kunſt hätte üben dürfen, um die Geburten meiner Phantaſie oder der Nachahmung richtiger, edler und freier darſtellen zu können; nur halb ſo darſtellen zu können, wie ſie meinen Sinnen vorſchweben. Aber es ſollte nicht ſeyn, und hat nicht ſeyn ſollen, ſonſt wär es geſchehen. Vielleicht wäre ich zu viel gelobt, zu eitel geworden; vielleicht wäre dieſe Eitelkeit meinen übrigen kleinen Eigenſchaften zu nachtheilig geweſen; vielleicht wäre ich dadurch auf einen andern Weg gerathen, wozu das mir gegebene Pfund nicht hingereicht hätte; und ſo wäre ich vielleicht im Ganzen weniger geworden, als ich bin.

Aus unerforſchlichen Gründen hatte man meine Neigung zu bildenden Wiſſenſchaften, als einen prädominirenden Trieb, gewaltig beſtritten, gehemmt, und auf verſchiedene Weiſe unterdrückt, weil man die Geburten dieſes Triebes als eine zeitverderbende Beſchäftigung anſah, wodurch der Fortgang nützlicher Studien unterbrochen würde. Mein Hang zur Kunſt und Wiſſenſchaft war aber immer ſtärker, als die Mittel, welche man angewendet, um mich davon zu entfernen. Mondenſchein, Dämmerung, verborgene Oerter verſchiedener Art, alles ſuchte und raſſte ich begierig auf, um den Kunſthang zu nähren, wohin mich jeder Eindruck der Naturſchönheiten unwillkührlich drängte. Dieſem Drange, nicht mir ſelbſt, gehört das kleine Verdienſt, das man mir kunſt- und wiſſenſchaftlicher Verſuche wegen zugeeignet; dieſem gewaltig treibenden Feuerfunken, den die Natur zu unzähligen Abſichten ſo weislich in das Menſchenherz gelegt hat; dieſem erwärmenden Feuerfunken, welcher Menſchen oft zu den größten Handlungen beſeelt; wodurch es dem Menſchen ſo leicht wird, die größten Hinderniſſe zu überwinden, weil dieſer Trieb, in einem gewiſſen Grade gegeben, nur durch den Stillſtand unſerer Maſchine überwindlich iſt; dieſem Lichtſtrahl der Gottheit, der uns den geraden Weg zur Erkenntniß des Schöpfers und unſerer Beſtimmung führt; den das Herz in einſamen Stunden ſo gerne nährt, und dadurch unſer Weſen veredelt; an dieſem habe ich einen philoſophiſchen Stein der Weiſen, eine Univerſaltinctur für die meiſten Leiden des Lebens; dieſem habe ich den vielfältigen Genuß verſchiedener Freuden zu verdanken. Tauſend Schönheiten in unzähligen Richtungen können dem beobachtenden Künſtler den Genuß jeder Freude erhöhen, und er kann ſich bei unbedeutend ſcheinenden Dingen belehren und erfreuen, während ein großer Theil Zerſtreuung ſuchender Menſchen bei theuer bezahlten Feſten gähnt. Schickſal und Erfahrung haben dieſes Gefühl in mir unterhalten, meine Freunde und Gönner haben es genährt, und nur durch dieſes Gefühl liſpelt in Augenblicken der ſtillen Selbſtprüfung mir eine wohlthätige Stimme zu: „Freue dich „deines Lebens, du haſt den Weg zu deiner Beſtimmung „gefunden.“ In dieſem Bewußtſeyn, wodurch Gott den vor Ihm verſammleten Geiſt tröſtet, aufrecht erhält, und zu den erkennbaren Geheimniſſen einweihet; nur in dieſem Bewußtſeyn empfand, und empfinde ich noch das höchſte Glück meines Daſeyns.

Ich hoffe, daß ich durch dieſe Ekſtaſe hinlänglich, und vielleicht zu weitläuftig erwieſen habe, daß in meiner juridiſchen Amtsbeſtimmung nur der Verſtand wirken konnte, während mein Herz an Kunſt und an den mit der Kunſt verwandten Wiſſenſchaften hing. Wer weiß nicht, wie ſauer die Beſtimmung wird, wofür unſer Herz und Verſtand nicht gleich ſtark eingenommen ſind! Dieſe Art, ſein Brod zu verdienen, läßt uns den Fluch der Erbſünde Zentner-ſchwer fühlen! Speiſe und Trank ſchmeckt und bekömmt in einer ſolchen Lage nicht, der Schlaf erquickt nicht, keine Freude des Lebens wirkt rein auf den Unzufriedenen. Der Unzufriedene leiſtet nie, was er leiſten ſollte, und verdient ſeiner Arbeit Lohn nur zur Hälfte. Wer kann den Menſchen tadeln, der ſeine Ruhe, ſeine Zufriedenheit ſucht, er mag ſie nach ſeinen oder nach fremden Begriffen ſuchen; genug für unſer kurzes Daſeyn, wenn er ſie nur findet. Ach! man lebt ja nur Einmal in dieſer Welt.

Aus Schonung meines geliebten Vaters trieb ich mein Amt, dem ich nun einmal Treu und Ergebenheit zugeſchworen hatte, beynahe ſechs Jahre, trieb es ſo gut, als es mir möglich war, und übte mich in den wenigen Stunden, welche meine Amtsgeſchäfte mir geſtatteten, in Kunſt und Wiſſenſchaft. Einer meiner Vorgeſetzten, welcher ein gewiſſes Anſehen über alle ſeines gleichen ſich zuzueignen wußte, entdeckte meine Beſchäftigung während der Zeit, die mir außer den Kanzleyſtunden übrig blieb, und mißbilligte ſie, während mein edler Hofrath und andere ſeines gleichen, ja ſelbſt mein damaliger Herr Präſident, Herr Feldmarſchall Graf von Hadik Excellenz an meinem Zeirvertreibe Wohlgefallen äußerte. Letzterer bewies es durch die auszeich-

nen

nende Ehre ſeines Zutrauens, da er ſich und ſeine Familie von mir malen ließ; ich war der erſte, der ſein Bildniß in Wien nach dem Leben zu malen das Glück hatte, und ſein menſchenfreundlicher Karakter bezeigte über meine ſehr mittelmäßige Arbeit gnädiges Wohlgefallen. Dieſe Gelegenheit habe ich freilich zuweilen zu meinem Vortheil genutzt, und mich zuweilen vor der geendigten Amtszeit nach vollbrachten Geſchäften dort hingeſchlichen, wo ich durch den Pinſel angenehmere Arbeit, als bei dem Thereſianiſchen Codex und den dahin abzweckenden Expeditionen fand. Ich ward darüber bei dem erwähnten Vorgeſetzten angeklagt, während mein eigentlicher Hofrath öfters durch die Finger ſah. Ich bekam einen Verweis, und dieſer zog bald einen Lebenszwang nach ſich, der, wenn er länger gedauert hätte, mich bei meinem angebornen Temperamente um Geſundheit, um das Feuer meiner Jugend, und vielleicht um alle Freuden des Lebens gebracht hätte.

Da ich bei den mir zugetheilten Arbeiten unmöglich länger verweilen konnte, als zur Vollendung derſelben nothwendig war, entdeckte ein ſpionirender Günſtling neuerdings, daß ich zuweilen in Büchern las, welche mit Protokoll- und Regiſtratur-Folianten keine Aehnlichkeit hatten; daß ich zuweilen auch auf Papiere ſchrieb, deren Formate keinem Extract oder einer Expedition ähnlich ſahen. Dieſe Amtsverbrechen wurden ſogleich dieſem Vorgeſetzten hinterbracht. Ich ward neuerdings empfindlich geſcholten, ward bei drei Departements zugleich angeſtellt, und war der erſte, welcher das nachher allgemein gewordene Geſetz erfüllen mußte, den Zutritt und den Abgang in und außer der Kanzlei jedesmal ſchriftlich anzuzeigen. Um mir ja keinen Augenblick Muſe zu geſtatten, ſuchte man aus dem Archiv alte längſt abgethane Barrierenſtreitigkeiten hervor, welche ich mit wahrem Ueberdruß extrahiren mußte. Da ich nun deutlich empfand, daß dieſe Beſchäftigung bloß zu meiner Qual mir aufgetragen ward; nachdem ich ſo viele edle Stunden damit verſchwenden mußte, bekam ich endlich einen ſo gewaltigen Ekel vor Feder, Tinte und Papier, daß er mich noch zuweilen im Traume ſchreckt, und dem ichs ganz allein zu verdanken habe, wenn meine Freunde und Correſpondenten über meine Schreibſaumſeligkeit klagen. Außerdem neckte mich dieſer Mann über meine Art zu ſprechen und zu ſchreiben. Erſtere war ihm zu galant, und die zweite belletteriſch. Wenn ich in Stiefeln in die Kanzlei kam, ſündigte ich wider den Reſpect. Ein Kleidungsſtück nach der Mode dünkte ihn gegen die Würde meines Amts. Alles nannte er ſträflichen Zeitverluſt, was nicht durch Acten beſtand. Ja ſelbſt über die Erlernung der Engliſchen Sprache tadelte er mich. Zeichnen, — ſo ſprach er einſt — das wollte ich einem Kavalier noch hingehen laſſen, — aber malen! — malen. — Der anders ſprach, ſich anders betrug, als er ſich in ſeiner Jugend betragen hatte, der ſich nach der Mode kleidete, der zu etwas andern, als zu Acten Neigung äußerte, — der war ſein Mann nicht. Er ſelbſt las Acten von frühem Morgen bis ſpät in die Nacht, er kannte keine größere Glückſeligkeit als Acten leſen. Er trug ſeine Kinder, die er zärtlich liebte, auf einem Arm, mit dem andern hielt er Acten, die er las und expedirte. Seine practiſchen Kenntniſſe waren groß, und ſein Dienſteifer ohne Gränzen. Der Monarch ſchätzte ihn, wie er es verdiente, als einen höchſt brauchbaren thätigen Geſchäftsmann. Alles dieſes zuſammen gehalten, kann man ſich leicht denken, daß mir manche Stunde ſauer ward, daß ich oft nach Erlöſung ſeufzte. Aber mein Vater wollte es ſo; er ſchrieb mir tröſtende Briefe, und verwies mich auf die Hoffnung beſſerer Zeiten; und ſo ertrug ich aus Liebe für ihn fünf Jahre hindurch, was ich ſonſt für keinen

nen

ins Portugeſiſche überſezt. Sein merkwürdigſtes Gedicht iſt ſeine Henriqueida, ein epiſches Gedicht in 12 Geſängen. (Die Grundlegung des portugieſiſchen Reichs, durch Heinrich den erſten, Grafen von Portugal.) Die Ausgabe von **Liſſabon** 1741. 4. iſt ſehr gut. Man hat dieſes Gedicht ſehr bewundert, ohngeachtet es der Luſiade immer nachſtehet. Er hat ſolchem eine litterariſche Nachricht von den berühmteſten Epopeen anderer Völker vorgeſezt. Die Dichtkunſt ſcheint überhaupt in ſeiner Familie erblich zu ſeyn. Gegenwärtig thun ſich in der Dichtkunſt und den ſchönen Wiſſenſchaften, unter den jungen Fidaljos die zwey Grafen von **Caſtel Melhos**, zwey Lavradio, der **Marquis von Cascaes**, der Graf **de Prado**, und ein gewiſſer **Pinto**, ſehr hervor. Aber Originalwerke hat man von ihnen wenig: ſie überſetzen den **Montesquieu, J. J. Rouſſeau, Voltaire,** und den König von Preußen. Des José Baſilio **da Gama** Gedicht *Uraguay* findet in Portugal groſſen Beyfall.

Neueſte Gedichte.

O Lima de Diogo Bernardes com as ſuas Eglogas e Cartas. Lisboa 1761. 12.

Obras do celebre Poeta Antonio Fereira. Lisboa 1772. 8. 2. Vol. (der Horaz von Portugal.)

Rimas de Joao Xavier de Matos. Oporto 1773. 8. Sonette, Oden, Lieder.

Conquiſta de Goa. Poema epico de Franciſco de Pina e Mello. Coimbra 1759. 4.

Obra poeticas de Domingos dos Reis Quinta. Lisboa 1766. 12, 2. Vol. Sonette, Eclogen.

---

nen Preis ertragen hätte. Im ſechſten Jahre meiner Dienſtleiſtung gefiel es Gott, meinen Vater zu ſich zu rufen, in dem Augenblicke zu ſich zu rufen, da er nach Wien kommen, und mich neuerdings an gehörigen Orten empfehlen wollte, um mein Etabliſſement zu verbeſſern.

Nach dem erſten ſchmerzhaften Gefühl über ſeinen Verluſt folgte der Entſchluß, mein Amt aufzugeben, wobei mir nichts gedieh; doch erwartete ich zuvor, aus weiter unten folgenden Gründen ein Avancement, wobei ich bereits einigemal übergangen ward, ohne daß ich es durch irgend ein Verſehen im Dienſte verdient zu haben glaubte, ohne daß ich mißmuthig ward, oder daß ich mich darüber — wie gewöhnlich geſchieht — beklagt hätte. Dies ſchien manchen meiner Collegen ſonderbar. Endlich muß dir dein Recht doch werden, dachte ich, und dann — wie ich dachte, ſo kams; man konnte mir ohne offenbares Unrecht die wiederholt erledigte Stelle nicht verſagen. Ich bekam ein Belobungsdecret, und zugleich Vermehrung meines Gehalts. Und dies war der Zeitpunkt, den ich wünſchte. Das Belobungsdecret war mir ſo gut als ein ehrenvolles Abſolutorium, welches zur Vermeidung aller zweideutigen Meinung, zur Zernichtung jeder Verleumdung, zu meinem bevorſtehenden Plane mir nothwendig ſchien. Ich hatte öfters in einem Zirkel von Gönnern und Freunden, die an meinem Schickſal Antheil nahmen, von meiner unangenehmen Lage geſprochen. Einer davon, der damals noch Hofrath bei der Staatskanzlei war, und nun bevollmächtigter Kaiſerlicher Geſandter bei dem Türkiſchen Congreſſe iſt, war mir ſo gewogen, daß er ſich für mich thätig verwendete, um mir eine Stelle bei der Kaiſerlichen Geſandſchaft in Turin zu verſchaffen, wozu ſich die Gelegenheit eben anbot. Gerührt von ſeiner menſchenfreundlichen Güte, überlegte ich die Sache, und fand nach reifer Prüfung, daß ich ſchlechterdings in dieſem Leben durch nichts glücklich werden könne, als durch ungehinderte Ausübung der Kunſt und meiner Lieblingswiſſenſchaften.

Eine neue Impulſion, welche ich bekam, vollführte den Entſchluß, meiner Dienſtespflicht zu entſagen. Ich bat förmlich um meine Entlaſſung; damit ich aber während der Zeit, die zur höchſten Reſolutionsertheilung erforderlich war, mich keiner ſchmerzhafteren Impulſion ausſetzte, ließ ich mich bei Ueberſendung meines Dimiſſionsgeſuches zugleich krank melden. Der Hofkriegs-Sekretär, welcher meine Bittſchrift erhielt, ſchickte mir — ob aus eignem guten Willen, oder auf höheren Befehl, dies weiß ich nicht — dieſe Bittſchrift durch meinen beſten Freund bei dieſer Hofſtelle, der mit mir aufgewachſen, ſogleich zurück, und ließ mir bedeuten: daß ich mich bei dieſem wichtigen Schritte, der mich um ein ſo gutes Brod, und eine ſo ſchöne Ausſicht brächte, nicht übereilen, und die Sache beſſer überlegen ſollte. Mein Freund, andere Freunde, einige Vorgeſetzte, mein unvergeßlicher alter wahrer Gönner und Freund, Hr. von Ettenau, äußerten ſich mit dem lebhafteſten Gefühl eines beſorgten Vaters, ermahnten mich zur Geduld, und ermunterten mich. Mein Herr Hofrath that desgleichen: dies rührte mich bis zu Thränen. Aber meinen Entſchluß erſchütterte es nicht, denn das Bild meiner bevorſtehenden glückſeligen Beſtimmung ſchwebte ſo deutlich vor mir, daß kein Begriff nach andern Grundſätzen auf mich wirken konnte. Ich ſandte mein Dimiſſionsgeſuch zurück, und bat ſtandhaft um Entlaſſung. Einige meiner Collegen und andere Bekannte beſuchten mich voll Neugierde, um nach ihrer Einſicht dem irrenden Menſchen ſein künftiges Schickſal zu prophezeihen: Sie werdens mit der Zeit bereuen; — warnten ſie mich wohlmeinend, — ſo ein Stück Brod

ſinfindet man nicht alle Tage. Ich verſicherte ſie, daß ſie Recht hätten, — denn eine andere Verſicherung würden ſie nimmermehr geglaubt haben. — Es vergingen mehrere Tage, ohne daß ich eine Reſolution bekam. Ein College, der bei meinem Hofrathe mit mir zugleich angeſtellt war; der anfänglich bei einem Regimente diente; den mancher Subaltern und Officier als ein ſchadendes Glied des Regiments anſah; den mans empfindlich fühlen ließ, daß ſeine Beſtimmung ihm keinen Platz in Reih und Gliedern anwies; ein Mann, der ſeiner Leiden wegen quittirte, dann ſeiner Kenntniſſe wegen bei dem Hofkriegsrathe angeſtellt ward, und ſich lange ohne Beſoldung ſparſam behelfen mußte; der aber nach der Hand, in kurzer Zeit, zu einem anſehnlichen Poſten ſtieg, heirathete ein ſchönes, junges, reiches Mädchen; genoß ſein Glück aber nur kurze Zeit: denn er kam plötzlich von Sinnen; und liegt nun ſeit mehrern Jahren im Tollhauſe. Dieſer Mann entdeckte mir, daß der Vorgeſetzte, deſſen Betragen ich oben karakteriſiren mußte, um meine damalige Lebenslage begreiflich zu machen, ſich geäußert hätte; daß er mir keineswegs ungewogen ſey; ſeine Abſicht wäre bloß, mich zu einem tüchtigen Geſchäftsmanne zu bilden; Er fände mich nicht ohne Talent; und er meine es gut mit mir. Dieſe Verſicherung verſöhnte mich mit ſeinem ehemaligen Betragen, wozu ihn vielleicht mehr eine angewohnte Weiſe, als der Wille zu kränken verleitet hatte; jedoch meinen Vorſatz zu ändern, dazu konnte ſie mich eben ſo wenig, als die verzögerte Ertheilung des erwünſchten Dimiſſionsdecrets bewegen. Nach zwei Monaten, und nach wiederholten Bitten, erhielt ich endlich meine Entlaſſung. Nun war ich frei, und fing an, einige Monate hindurch mich mit allem Fleiße für die Kunſt zu verwenden; entzog mich allen Geſellſchaften, und lebte nur für mich, und für meine Lieblingsbeſchäftigung. — Mein Vater beſaß ein kleines Vermögen, welches ich großentheils während meiner Dienſtjahre zuſetzte; das übrige verwandte ich zu meinem Kunſtſtudium, und zu verſchiedenen dazu dienlichen Werken. Auch verſuchte ich eine kurze Zeit den Zuſtand eines Menſchen, der mehr genießt, als er braucht, und mehr beſitzt, als er allein nützen kann. Dieſer letztere Verſuch aus Antrieb der Neugierde, welche in dem 24ſten Jahre nicht ſelten iſt, wobei ein junger Menſch ſo viel gefällige Freunde findet, die zur Befriedigung dieſer Neigung mit ihm ſo gerne gemeinſchaftliche Sache machen, hat mir vieles genützt. Ich habe dadurch erfahren, daß jeder Menſch nur einer gewiſſen Portion Lebensfreuden genießen kann, daß weder Geld, noch der ſcharfſinnigſte Epikureismus in Zerſtreuungen mehr Vergnügen zu geben vermögen, als die weiſen Geſetze der Natur jedem Menſchen angewieſen haben; daß jede Befriedigung des Heißhungers nach Vergnügen — welche durch Geld allein geſucht wird, — der Erwartung nie entſpricht, die man ſich von dem Wohlbehagen dieſer Befriedigung verſpricht. Ich fand, daß der Magen, über gewiſſe Portion Speiſe hinaus, die Verdauungskräfte verſagt, und daß der Magen und Gaumen einige Augenblicke nach dem Speiſe- und Trankgenuſſe von den Subſtanzen nichts mehr weiß, die durch den Schlund eingegangen ſind. Ich fand auch durch Erfahrung bei mir und andern, daß derjenige nicht klug thut, welcher den augenblicklichen Gaumenkitzel auf Koſten anderer unentbehrlichen Nothwendigkeiten befriediget; und daß dieſer an Reizbarkeit immer zunehmende Kitzel der leichteſte zu überwinden ſey, wenn Umſtände dieſe Ueberwindung anrathen. Ich lernte bemerken, daß aller Beſitz des Prunks mehr vor, als nach der Erhaltung erfreue; und meiſtens nur dadurch reize, weil er die Neugierde und den Wetteifer anderer, die Prunk mitmachen können, unterhält; daß man ſich durch eine kleine Aufopferung an alles gewöhnen, das meiſte entbehren lernen könne, ſo bald man ernſtlich will. Dieſe Wahrheit wird jeder Beobachtende, jeder Prüfende, jeder Ernſtlichwollende, tauſendfältig an ſich erfahren haben. Schade, daß Menſchen dieſen Aufſchluß zur Ruhe, und zu dem dauerhafteſten Vergnügen nicht immer ſo geläufig nützen können, und zu nützen verſtehen. Doch auch die Wiederholung einer allgemein bekannten Wahrheit, und deren Erkenntniß, kann mir und andern Nutzen bringen, und darum ſteht ſie da. Von dieſem Grundſatze überzeugt; von dem Wunſch, ihn anzuwenden durchdrungen, entſchloß ich mich, nach einigen Monaten, welche ich eifrig in Entfernung von allen ehemaligen Verbindungen in Wien zugebracht hatte, nach Frankreich zu reiſen, um in dieſem Lande großer, geehrter, unterſtützter Künſtler auch mein kleines Scherflein darzubringen, und damit zu wuchern; vorher aber beſchloß ich, in München ein halbes Jahr hindurch mich ganz der Kunſt zu widmen, und die dort befindlichen ſchönen Kunſtwerke zu nützen. Dieſem Entſchluß gemäß ging ich in die Staatskanzlei, und bat um einen Paß. Se. Excellenz, Freiherr v. Herbert, dermaliger Botſchafter, damals noch Hofrath bei der Kaiſerl. Staatskanzlei, deſſen ich oben ſchon erwähnt, begegnete mir; ich entdeckte demſelben meine Abſicht zu reiſen, um meine Kenntniſſe dadurch zu erweitern. Er betrug ſich diesmal etwas fremd gegen mich, als er ſonſt nie zu thun gewohnt war; und ließ michs auch auf eine edle Art fühlen, daß er an meinem Schickſal wahrhaft Antheil nehme. Ich dankte ihm, wie er es verdiente, und beſtand darauf, daß mein Glück von dieſer Reiſe abhange. Nach dieſer Erklärung ging er ſelbſt hin, und beſorgte die Ausfertigung dieſes Paſſes. Noch rührt mich innigſt der kleine Unwille in ſeinem Blicke, als er mir das Papier einhändigte. O! gäb' es doch lauter Menſchen, wie dieſer! Nun war ich reiſefertig; und nach einem ſchweren Kampfe mit Liebe und Freundſchaft zog ich vorwärts in die Welt.

Ehe ich in der Bekanntmachung meines fernern Schickſals fortſchreite, fordert die Abſicht des gegenwärtigen Aufſatzes, daß ich mich über zwei wichtige Punkte deutlicher erkläre, welche zu mancher Mißdeutung Anlaß geben könnten; ſie mögen allgemein bekannt ſeyn, oder nicht. Ich bin gezwungen darüber zu ſagen, was ich weiß; und freue mich der Gelegenheit es zu ſagen, wie ich es vor der ganzen Welt behaupten und erweiſen kann. Der erſte Punkt betrifft den Freimaurer-Orden; der zweite meine Familie.

In dem 19ten Jahre meines Alters, in meinem erſten Jugendfeuer, hörte ich allerhand erhabene Dinge von der Freimaurerei erzählen, die meine Einbildungskraft erhitzten. Ich lernte verdienſtvolle, weiſe Männer von dem Freimaurer-Orden kennen; ich vernahm ihre Reden, und ſie belehrten mich; ich ſah ſie oft edel handeln, und dies erbaute mich. So entſtand in mir der Wunſch, ein Mitglied eines Ordens zu werden, von dem ich ſo viel Gutes gehört, geleſen und geſehen hatte. Der Drang war unwiderſtehlich, um ſo mehr, nachdem man mir durch Druck- und Handſchriften gezeigt hatte, daß dieſer Orden in der Reihe ſeiner Brüder gekrönte Häupter aufweiſen kann, welche die Aufrechthaltung dieſes Ordens in ihren Staaten begünſtigen und unterſtützen." Die angeſehenſten Perſonen in Wien waren als öffentliche Verfechter und Mitglieder dieſes Ordens bekannt.

Nach wiederholten Bitten um Aufnahme in dieſen Orden; nach langem Verſchub, der meine Sehnſucht noch immer ſtärker machte, wurde endlich der Tag zu meiner Aufnahme feſtgeſetzt. Nie werde ich dieſes Tages vergeſſen. In feierlicher Erwartung der Dinge, die da geſchehen ſollten, war meine Einbildungskraft auf das Höchſte geſpannt. Voll Inbrunſt ſuchte ich mich zu der ſolennen Einweihung vorzubereiten. Meine Phantaſie ſchwebte unter tauſend überirdiſchen Dingen, und der ernſtliche Vorſatz, durch die Leitung weiſer, beſſerer Menſchen ein guter und weiſer Menſch zu werden, erfüllte mein ganzes Weſen. Ich ging hin; die Ceremonie ging vorüber; und ich ward ein Maurer. Ich habe feierlich geſchworen, nichts von dem zu entdecken, was ich geſehen und gehört habe; und ich ſchwöre noch jetzt vor dem allgewaltigen Richter dieſer Welt, den jedes lebende Weſen erkennt, der den Meineid ſtraft, und mich nach der Stunde, da ich dieſes niederſchriebe, vor ſeinen Richterſtuhl abrufen kann: Ich habe in der Verſammlung dieſes Tages nichts beſchworen, was gegen die chriſtliche Religion, gegen den Staat, oder gegen die geheiligte Perſon eines Regenten geſtritten hätte. Nichts habe ich an dieſem Tage geſehen, oder gehört, was nicht durch die erhabenſte Deutung zur Liebe Gottes und des Nächſten, zur Anhänglichkeit an die chriſtliche Religion, und zu der jedem Landesherrn ſchuldigen Treue ermuntert hätte. Und nun, da ich geſchworen, bitte ich jeden, mir dieſe Verſicherung auch zu glauben, wenn er mir geſunde Sinne und ein Menſchenherz zutrauet; ſie ſo lange zu glauben, ſo lange ich nicht überzeugt werde, daß Sinne und Herz geblendet waren, und daß ich in dummer Einfalt geſchworen habe.

Es that mir oft leid, daß Umſtände und meine Beſtimmung mich hinderten, mit allem dem Guten und Edlen bekannt zu werden, das mir in dem Aufſchluß höherer Geheimniſſe verſprochen ward. Es ſind beinahe zwölf Jahre, daß ich keine Loge beſucht habe.

Auch erinnere ich mich ſelten von der Maurerei geſprochen zu haben. Meine Geſpräche, ſo viél ich mich wohlbedächtlich erinnern kann, bezogen ſich meiſtens auf das Gute, was jede Geſellſchaft Redlichgeſinnter, die durch gleiche Liebe zu Gott und ihren Nächſten verbrüdert ſind, wirken könnte; was jeder Menſch für ſich, auch außer dieſem Orden, Gutes wirken kann, wenn er will. Der Inhalt aller dieſer Geſpräche hatte folgende, ſeit vielen Jahren ſchon in meinem Herzen alt gewordene Meinungen zum Grunde, die ich, um jeder zweideutigen Meinung vorzubeugen, hier wiederholen will.

Die meiſten Orden waren, wie man behauptet, bei ihrer Entſtehung reinen und heiligen Abſichten zur Menſchenbildung und Unterſtützung geweihet. Viele Mitglieder dieſer Orden — (ſo ſagt die Welt) ſeyen ausgeartet. Ich glaube: wäre die Menſchenbildung in jedem Staate rein, und wäre ſie zur ächten Gott gefälligen Aufklärung ſo wohl, als zu der daraus nothwendig folgenden Unterſtützung der Menſchheit eingerichtet, ſo beſtände nur ein einziger Orden in der ganzen Welt, nur ein einziges unauflöſliches Band, man nenne es, wie man will, welches alle Menſchen mit dem Urheber ihres Daſeyns vereinigen würde. Jeder weiſe Staatsmann, jeder Prieſter, wäre ein Oberer, jeder rechtſchaffene Menſch ein geheiligtes Mitglied des Ordens, und jedes Land wäre eine erhabne Loge, worüber der Landesfürſt, als der ehrwürdigſte Obermeiſter, wachen würde. Da dieſer himmliſche Wunſch bei der zerbrechlichen Conſtitution aller geſchaffenen Weſen unerreichbar ſcheint, und die meiſten Menſchen ihren Werth und ihr Glück verkennen; ſo artet die beſte Abſicht der lauten und ſtillen Geſetzgeber oft aus, und mancher Geheimnißforſcher verläßt den geraden Weg, den einzigen, der zur Erkenntniß aller Wahrheiten führt. — Wenn bei Manchem der erſte, aufſprühende Eifer für die fremde Einkleidung einer Wahrheit abgekühlt iſt, wenn ſeine Eitelkeit das Mittel erfunden hat, wodurch er für ein außerordentliches Weſen angeſehen zu werden hofft, dann erwacht in ihm der ungenügſame Menſch gar bald wieder auf; er opfert ſeiner Ichheit manchen Grundſatz, der als ein Grundpfeiler das große Vernunft- und Tugendgebäude dauerhaft halten ſollte. Er empfindet, gleich allen Menſchen, wie ſchwer es iſt, ſeine Wünſche um höherer Abſichten willen zu unterdrücken. Kämpft er nicht gegen den Aufruhr ſeiner Leidenſchaft ritterlich, ſo fällt er und das Anſehen ſeines Tempels.

Schon in meiner Kindheit hat man mir in langweiligen Winterabenden verſchiedene Mährchen erzählt, welche ſich auf den Mißbrauch einer ehrwürdigen äußerlichen Geſtalt beziehen; ich hörte von Menſchen, welche mit demüthigem Anſtande und liebreichen Worten ſich in Häuſer einſchlichen, das Zutrauen des Hausbeſitzers, der ſie mit argloſem Herzen aufnahm, zu gewinnen ſuchten, dieſen nach der Hand bei guter Gelegenheit heimlich mordeten, und mit ſeiner beſten Habe entflohen. Wenn die Geſchichten voriger Zeiten nicht lügen, ſo gabs wirklich ſolche Menſchen. Ob ſie lügen, das weiß ich nicht; denn es wird eine ausgebreitete Kenntniß der Thathandlungen und ihrer Veranlaſſungen erfordert, um ſich von dem feſt zu überzeugen, was die Geſchichten von ſolchen Fällen erzählen. Ich ſelbſt habe ein ſchlechtes Gedächtniß, und kann nur ſchwer Namen und Jahrzahlen merken; eben darum habe ich auch keine Hoffnung, je ein Gelehrter zu werden. Alles, was ich thun kann, iſt, Thathandlungen zu bemerken, welche um mich her geſchehen, und wovon ich allenfalls Augenzeuge bin; daraus kann jeder (ſo glaube ich) ſo viel Menſchenkenntniß erlernen, als er für dieſes Leben braucht; — und mehr brauche ich nicht.

Wahrſcheinlich iſt es, daß es wirklich böſe Menſchen, erſtgedachter Art, giebt; weil das Böſe, wie das Gute, Gradationen hat, von der unterſten Stufe bis zum höchſten Grade der Möglichkeit. Wahrſcheinlich iſt es, daß ſolche Menſchen viel Böſes unter dem Deckmantel der guten Abſicht ihres Stifters anzetteln: denn die Kunſt, den Schwachen zu blenden, war von je her eine nicht gar zu ſeltene Kunſt; durch ſie kann man dem ſträflichſten Beginnen den Anſtrich eines edlen Eifers für die Wahrheit geben; durch ſie kann man im Trüben fiſchen, und manchen Rechtſchaffenen unterdrücken, der die Ausführung einer böſen Abſicht hindern könnte. Der böſe Menſch wendet alle Mittel an, ſeinen Zweck zu erhalten; kein Band iſt ihm zu heilig; kein Mittel ſcheint ihm unerlaubt. Dieſe ſchleichende Brut iſt es, die mit Hyänenklauen ſich in jedes Fell einzuklammern weiß, die — ſchützte Gott ſeine Lehrer und Anhänger nicht — längſt das Ideal menſchlicher Tugenden, die Lehre Jeſu ſelbſt, verdächtig gemacht hätte; die ſich ſelbſt gerne, als Halbgötter dieſer Erde, angebetet ſehen möchte, um deſto ungehinderter würgen zu können. Solche Menſchen heben vielleicht in heiligen Stätten ihre Hände ſacrilegiſch empor, und der Donner der rächenden Allmacht ſchonet ihrer, ſchont ihrer vielleicht, bis ſie durch gehäufte Gräuelthaten reif ſind, im Angeſicht der halbgeblendeten Welt ein Beiſpiel geſtrafter Bosheit abzugeben. O! wie gerne möchte ich, ſchwaches Werkzeug, die Abſichten ſolcher Menſchen vereiteln, ohne perſönlichen Groll; denn, Gott weiß es, ich kann auf keinen Menſchen deuten, noch weniger beſtimmt ſagen: Dies iſt einer aus ihrem Mittel. Vielleicht lebt aber doch ein Menſch von dieſer Art; vielleicht lade ich mir durch dieſen meinen lau-

ten

4.

Der Abentheurer aus China.

Fortſetzung.

5. Erſtaunen. Neue Entdeckungen.

Nicht leicht war wohl ein Mädchen in größerer Verlegenheit, als jetzt Doliverte. Ihre Augen, die eben nur die Liebe belebten, ſenkten ſich zur Erde; „ach! gnädiger Herr, rief ſie unter einem Thränenguß, hatte ich dieſen Schimpf verdient?“ Weil ſie ihrem Zudringen nachgab, wird jetzt die arme Doliverte die Schande ihres Geſchlechts werden. Welch ein peinigendes Gefühl iſt die Ahndung unſers Elends! — „Sie ſagen nichts, Gn. H., antworten mir nicht? Wiſſen Sie nicht mehr, daß ich blos im Vertrauen auf Ihre Verſicherungen einwilligte, bey Ihnen zu bleiben?“ Indeſſen daß ſich Dolivertens Unmuth in Thränen ergoß, ſeufzte der Mandarin noch ſchmachtend nach einem Genuſſe, dem er zweymal nahe war, und der zweymal unterbrochen wurde, mit einer Art von erſtickter Wuth. Er antwortete ſeiner troſtloſen Geliebten, er liebe ſie zärtlich genug, um ein Unglück, davon er Urſache wäre, wieder gut zu machen. „Wer könnte mich wohl hindern, reizende Doliverte, ſagt' er zu ihr, meinen Rang und mein Vermögen mit Ihnen zu theilen? Sie werden alles, was ich habe, verſchönern, meine Untergebnen werden Sie liebgewinnen, und ich werde Sie ſo hoch erheben, daß der Neid Sie nicht wird erreichen können. Die Elenden, die Sie vorher beſchimpften, ſind meiner Rache nicht werth, und Sie werden ſie einſtens aus

weit

ten Eifer ſeinen Haß über den Hals; vielleicht lauert in der Stunde der Mitternacht ein gedungener Mörder auf mich; vielleicht bereitet er durch das ſchleichendſte Gift, das wahrſcheinlich einer ſeines Gleichen erfand, einen langſamen Tod mir zu. Ich zittere nicht vor der Möglichkeit dieſes Falls. Mich tröſten die himmliſchen Worte: „Denen, die Gott lieben, dienet Alles zum Beſten.“ Je heimlicher, je unbekannter ſeine Rache iſt, deſto weniger wird ſie auf andere, die mit mir gleiches Sinnes ſind, wirken. Ich bin nur ein einzelner Menſch, und wäre glücklich, wenn ich als ein Opfer für Gottes Sache und für die Rechte der Menſchheit fallen könnte. So iſt mein unerſchütterlicher Glaube; und ſo lehrten mich fromme Prieſter des Herrn glauben. Wie oft erbaute ich mich an den Reden ſolcher Gott liebenden Prieſter, die das Laſter, ohne Parteilichkeit, ohne Aergerniß zu geben, ohne einen von dem Staat beſchützten nutzbaren Stand, oder eine einzelne Perſon zu beſchimpfen, beſtritten; wenn ſie mich durch Worte und Werke überzeugten, daß ſie die Lehre Jeſu, des Sohns des himmliſchen Vaters, der unſer aller Vater iſt, verſtanden, und ſie mit der Erleuchtung des heiligen Geiſtes verbreiteten. So dachte ich in den Zeiten, da ich Maurer ward; und dieſes ſelige Gefühl begeiſtert mich noch jetzt. Ich habe das Bild eines guten und eines böſen Menſchenbruders entworfen; der Gute und Böſe kann ſich daran erkennen, wenn ihm ſein Gewiſſen bei Durchleſung dieſer Schrift zuruft: „Du biſt's, oder du biſt's nicht.“ Der gute Menſch wird mich ſegnen, weil ich ſein Gefühl, vielleicht nur mit andern Worten, erklärte; der böſe kann, die Stimme des Gewiſſens zu achten, ſeine Hände reumüthig zu Gott aufheben, und um den himmliſchen Segen bitten, durch welchen er alles Böſe wieder gut machen kann; damit, wenn einſt die Welt nach ſeinem

Tode von ihm ſpricht, keiner ſagen könne: er ſtarb als Böſewicht.

Ueber dieſen Gegenſtand hoffe ich alſo, mich deutlich genug erklärt zu haben, und ſetze nur noch die Verſicherung hinzu: daß ich nie in irgend eine andere verborgene Geſellſchaft einverleibt worden bin, ſolchen Verſammlungen beigewohnt, oder daran, wie immer, Theil genommen habe.

Ich ſchreite demnach zu dem zweiten Punkt, der meine Geburt und Familie betrifft, um mich aus guten Gründen darüber etwas deutlicher zu erklären.

Nach dem Tode meines Vaters fielen mir unter ſeinen hinterlaſſenen Papieren verſchiedene Kaiſerliche Dekrete, Reſkripte und andere Zuſchriften in die Hände, worin demſelben der Titel, Reichsgraf, beigelegt war. Ich fand auch andere Familienſchriften, welche ich noch beſitze, und woraus ein Diplomatiker umſtändlichere Familiennachrichten ſchöpfen könnte: denn ich verſtehe von der Diplomatik ſehr wenig. Ich fand es auch für mich ſehr überflüſſig, dieſer Wiſſenſchaft jene Zeit aufzuopfern, welche ſich mir zur Erlernung anderer Kenntniſſe ohnehin ſparſam darbot. Um jedoch etwas über dieſen Punkt zu ſagen, will ich aus einem Aufſatze von meines Vaters Handſchrift, der mir ſo eben unter die Hände fällt, folgende ausgezogene Stellen wörtlich hierher ſetzen:

> „Johann von Göz, ein Lüneburgiſcher von Adel, „ware geboren in der Lutheriſchen Religion, diente anfänglich denen Böhmiſchen Ständen als Officier, hernach wurde er unter Gr. Mannsfelds „Armee Oberſt-Lieutenant, und ao. 1626 trat er „in Kaiſers Ferdinand II. Dienſt, bekam ein Dragoner-Regiment, und endlich wurde er Feldmarſchall vom Kaiſer Ferdinand III. und zum Gra-

„ſen gemacht. Dieſer war meines Urgroßvaters „leiblicher Bruder, wie es in dem Hofkriegsräth„lichen Protokoll mit mehrerem zu erſehen iſt. „Unſer Diploma iſt in der Reichs-Hofrathskanzlei „im Archive unter Regierung Kaiſers Rudolph „zu finden ꝛc. ꝛc.“

Aus allen hinterlaſſenen Papieren meines Vaters zeiget ſich, daß er den Titel eines Grafen bei ſeinen Unterſchriften niemals gebrauchte; obgleich ihm ſolcher von der höchſten Stelle beigelegt worden iſt. Dies beſtätigt ſich auch aus einer Nationalliſte, welche jeder dienende Officier von Zeit zu Zeit an den Kaiſerlichen Hofkriegsrath einſenden mußte. In einem vorgefundenen Entwurf zu dieſer Liſte, von meines Vaters Handſchrift, unterſchrieb ſich derſelbe: **Moriz Wilhelm von Göz**, in Sachſen geboren. Er bemerkt zugleich, daß, da er ſehr früh eine Waiſe geworden, ihm ſein eigentlicher Geburtsort zwar unbekannt ſey; daß er jedoch ſo viel wiſſe, daß ihn Se. Durchlaucht, der Herzog von Sachſen-Zeiz, **Moriz Wilhelm**, aus der Taufe gehoben habe; daß er an. 1733 als Lieutenant in Kaiſerliche Dienſte getreten ꝛc. ꝛc. Ob mein Vater je für dienlich gefunden habe, ſeine Familienrechte ordentlich unterſuchen und geltend machen zu laſſen, davon iſt mir ebenfalls aus ſeinen Schriften nichts bekannt. Seine Gleichgültigkeit über dieſen Punkt könnte allenfalls folgender Umſtand zum Theil ins Licht ſetzen:

Ich hatte bei meiner Aufnahme in das Kriegskollegium, ſo viel ich mich erinnere, meinen Namen ohne Beiſatz unterſchrieben: denn ich war in Rückſicht des Titels etwas ſorglos. Auch hatte ich ſchon damals gewiſſe Ahndungen, welche ſich in der Folge dieſer Schrift aufklären ſollen, um derentwillen ich in dieſer Sorgloſigkeit fortlebte. Da mein Anſtellungsdekret ausgefertigt werden ſollte, erkundigte man ſich um die nähern Umſtände meiner Familie, und ermahnte mich, von dem Titel Gebrauch zu machen, der mir gebührte. Ich wußte darauf nichts zu antworten: und weil man mirs ausdrücklich befahl, erkundigte ich mich diesfalls bei meinem Vater. Seine beſtimmte Antwort darauf war folgende: „Daß ſein einziger Wunſch ſey, mich vor ſei„nem Ende verſorgt zu wiſſen, überhaupt ſey ihm Alles „eine große Gnade, was der Kaiſerliche Hofkriegsrath „für ein Prädikat ihm und mir zu geben geruhen wolle.“ Dieſe Erklärung hatte die Folge, daß in dem mir ertheilten Anſtellungsdekret, welches ich beſitze, zwiſchen meinem Tauf- und Zunahmen ſo viel leerer Raum gelaſſen ward, daß man nach der Hand bei Gelegenheit allenfalls noch ein paar Wörtchen hätte einſchalten laſſen können. Da ich aber nie einen Beweggrund fühlte, von dieſer Gelegenheit während meiner Dienſtjahre Gebrauch zu machen, ſo hatte es dem Hofkriegsrath aus eigener Bewegung beliebt, mir den Titel, von, beizulegen. Von dieſem Titel habe ich auch ſeit dieſer Zeit in erforderlichen Fällen Gebrauch gemacht. Ich habe ihm manche Bekanntſchaft und manche ehrenvolle Aufnahme zu verdanken; hauptſächlich aber verdanke ich ihm, daß er mich gegen manche unanſtändige Behandlungsart ſchützte, welche zuweilen bürgerliche Künſtler erfahren; zwar nur von denen erfahren, die in ihrer Erziehung verwahrloſt worden ſind, und die, den eingeprägten Jugendbegriffen gemäß, allenfalls die Beſtimmung eines Reitknechts ruhmwürdiger halten, als jene des denkenden Künſtlers. Schon in meiner Jugend hörte ich mit tiefer Kränkung manchen braven Künſtler mit: Hörts der Herr —! oder: Höre er —!! anreden, während ein dem Künſtler nächſt zur Seite ſtehender Abſchreiber mit Hochedelgebornen und drüber begrüßt wurde. Hat nun das Wörtlein von mir von dieſer Seite Vortheile verſchafft, ſo hat es mir von einer andern Seite auch oft geſchadet. Beſonders nachtheilig war es mir, da man den noch mehr auszeichnenden Titel: Baron, hinzufügte. Eine Benennung, gegen die ich unzählig proteſtirte, endlich zu proteſtiren müde ward, und ſolche durch öffentliche Zeitungen feierlich zu verbitten mir ſchon längſt vorgenommen hatte. Dieſem mir beinahe zum Fluch gewordenen Titel habe ich unzählige Mißdeutungen, kränkende Muthmaßungen und öfters das zurückhaltende Betragen vieler Rechtſchaffenen, ſo lange ſie mich nicht näher kannten, beizumeſſen. Mancher bürgerliche Kunſtliebhaber wagte es nicht, aus lauter Devotion vor dieſem Titel, mir Geſchäfte und ſein Geld anzubieten. Andern war es unbegreiflich, wie ein Edelmann, der in einem Kaiſerlichen Amte ſtand, dieſes Amt für Nichts und wieder Nichts, bloß aus Kunſtliebe, aufgeben könne. Viele ließen ſichs nicht ausreden, daß ich vermuthlich eines ſchlechten Streichs wegen zu quittiren gezwungen worden ſey, und meinen Unterhalt nun kümmerlich durch Malen erwerben müſſe. Der beſten Menſchen einige, die zufällig meine Arbeit ſahen, und darüber einiges Wohlgefallen äußerten, veränderten Mine, Ton und Stellung, ſo bald ich ſie verſichert hatte, daß meine Beſchäftigung nicht bloß ein Zeitvertreib, ſondern meine Hauptbeſtimmung und Gewerbe ſey. Selbſt die Billigſten verargten mirs, daß ich meine ehemalige Beſtimmung nicht fortgeſetzt, und die Malerei nicht nebenher, als ein Spielwerk, getrieben habe. Alle meine Vorſtellungen, alle meine Bekenntniſſe und Gründe halfen nichts; man hielt ſie für Ausflüchte, für jugendliche Unbeſonnenheit. Ach! was habe ich durch ſo vielfältige martervolle Dialogen, durch meine zu reizbare Empfänglichkeit für jedes Zeichen einer Geringſchätzung, die ſich bei manchem durch Minen, Ton, Sprache und Behandlungsart gegen mich äußerte, ausgeſtanden! Selbſt die ungezogenere Klaſſe meiner Kunſtverwandten wußte dieſen mir ſo fatal gewordenen Titel zu allerlei Herabwürdigungen und poſſirlichen Anekdoten zu gebrauchen. Zuweilen beliebte es kleindenkenden Spöttern, auf die Benennung **Baron** einen gewiſſen Accent zu legen, als ob mit dieſem Titel Jgnoranz verbunden wäre. Auch wurde ich insgemein von vielen ein Dilettant genannt. Man glaubte dadurch deutlich anzuzeigen, daß ich in der weitläufigen, großen Kunſt nichts weiters leiſten könnte, als was man in derſelben gewöhnlich leiſten kann, wenn man ſie nur als Spielwerk treibt. Alle dieſe Umſtände bewogen mich bei Herausgabe eines Werks, unter dem Titel: Leidenſchaftliche Entwürfe, wovon ich in der Folge zu ſprechen Gelegenheit haben werde, umſtändlich zu ſagen, wie und warum ich die Kunſt zu meiner Hauptbeſtimmung gewählet habe; ich ſagte beinahe Alles, was ein ehrlicher Mann, der nicht öffentlich zum Lügner werden will, ſagen darf; ich machte ſogar manche ſchiefe Urtheile lächerlich; und ließ dieſe Rechtfertigung, um ſie recht allgemein bekannt zu machen, insbeſondre öfters abdrucken, vertheilte ſie unentgeldlich, in der Hoffnung, durch dieſes Mittel alle Fragen, Mißdeutungen und Vorurtheile, die ſo oft meine Lunge und Geduld ermüdet hatten, zu zernichten, und denſelben für die Zukunft zuvor zu kommen. Gott ſey ewig Dank geſagt! dieſes Mittel fruchtete zum Theil; und ſeither entdeckte ich ſeltner die geſpannte Zurückhaltung und die ungenügſame Neugierde. Den Meiſten, die meine Zufriedenheit mit meiner Beſtimmung ſehen, leuchtet es nach und nach ein, daß man mit Farbe und Pinſel ſo gut, als mit Feder und Tinte, ſein Brod gewinnen könne. Jch finde für dienlich, einige Sätze zu wiederholen, die ich ehedem ſchon ſchrieb, und die nicht oft genug erinnert werden können. Es iſt nun einmal das Loos der Welt, daß einer durch des andern Hülfe leben ſoll; und es iſt Vorurtheil, wenn man die Hand des Ernährers mehr in Betrachtung zieht, als die Rechtmäßigkeit des Verdienſtes. Von dem größten Staatsminiſter bis zu den geringſten Schreibern machen Feder und Tinte die gewöhnlichen Werkzeuge zu ihrer Erhaltung aus, ſo wie dem größten Maler bis zu dem geringſten Bildchenkleckſer Farben und Pinſel, als Inſtrumente, Nahrung verſchaffen. Es ſind jeder menſchlichen Klaſſe die Stufen zur mehreren und minderen Vollkommenheit von der Natur angewieſen; und in den Beſtimmungen, wo die Geiſteskräfte ein offenes Feld zu edler Wirkung erhalten, gilt, nach dem Syſtem der Klugheit geſprochen, kein anderes Vorrecht, als dasjenige, wodurch man von der Bildung und Erweiterung nützlicher Kenntniſſe bewährte Proben abgelegt hat.

Noch bleibt mir übrig, dieſe Gelegenheit zu nutzen, und hiermit meine Freunde, und alle, die mich nennen wollen, noch einmal laut zu bitten, mir ja in Zukunft keinen höhern Titel beizulegen, als höchſtens denjenigen, welchen ich auf dem Titelblatte dieſer Schrift angezeigt habe. Ueberhaupt aber ſteht es meinen Freunden und jedem braven Manne frey, darauf zu achten oder nicht, wenn ſie mir nur durch Schrift, Ton und Behandlungsart die Achtung nicht verſagen, welche jedem Menſchen von Erziehung und unbeſcholtenem Rufe gebührt. Die zwei Anfangsbuchſtaben, welche meinem Namen vorhergehen, habe ich in gedruckten Schriften und Kupferſtichen beigeſetzt, um mich durch ſelbige von andern, gleiches Namens, zu unterſcheiden, und zugleich durch ihre unbeſtimmte Bedeutung die gewöhnlichen Glückwünſche zum Namenstage zu vermeiden. Man kann es eine Grille nennen, daß ich die Glückwünſche dieſer Art zum Theil unnatürlich finde, und ſie nicht liebe.

Es bleibt mir noch übrig, einen Irrthum aufzuklären, welcher ſich durch die Gleichheit meines Zunahmens mit einem andern Künſtler vielleicht ergeben dürfte. Dieſer Künſtler iſt in Augsburg ſeit ſeiner erſten Jugend als Maler und Kupferſtecher allgemein bekannt; er erſcheint auch in dem Kurfürſtlichen Pfalz-Baieriſchen Hof- und Staatskalender als Hofmaler und Kupferſtecher unter dem Namen: Franz Regis Götz. Ich kenne dieſen Künſtler weder perſönlich, noch durch Korreſpondenz. Alles, was ich von ihm weiß, iſt, daß er verſchiedene Beifall verdienende Arbeiten geliefert, und daß er ſich in der Welt durch chymiſche Kenntniſſe und andere verborgene Wiſſenſchaften, beſonders in Wien und Augsburg, bekannt gemacht hat.

So viel von meinem Stande und Namen. Daß ich ſo viel darüber öffentlich ſagen muß: wird Jedem einleuchten, der das Nachkommende leſen will. Meine Freunde und alle Billigdenkende werden mir die Billigkeit gerne gönnen, wodurch ich mein beklommenes Herz einmal erleichtern, und mir für das künftige Leben mehr Ruhe ſchaffen kann, denn in dem Worte Ruhe liegt der Inbegriff aller Glückſeligkeit auf Erden.

Ohne mich in eine weitläuftige Erinnerung an andere merkwürdige Orte, die ich beſucht, einzulaſſen, werde ich nur von zwei Hauptſtädten Erwähnung thun, allwo die Hauptereigniſſe begannen und ſich entwickelten, von denen ich ſprechen muß, um dieſer gegenwärtigen Schrift jene Deutlichkeit zu geben, die zu der Abſicht derſelben nothwendig iſt, und vielen meiner Freunde unbekannt ſeyn dürfte.

Ich kam im Jahr 1779 in der Kurfürſtlichen Reſidenzſtadt München an; man fragte mich am Thore und im Gaſthof nach meinem Nahmen und Karakter. Meine Antwort war: Götz, Künſtler. Verſchiedene, die auf mein Zimmer kamen, hielten mich zuerſt für einen Marionettenſpieler, weil ſie zwei zum Draperieſtudium beſtimmte Gliederpuppen und einige dazu gehörige Kleidungsſtücke, die ich eben ausgepackt hatte, ſahen. Ungeachtet ich die mit mir in Verbindung ſtehenden Freunde ausdrücklich gebeten, keinen andern Titel als höchſtens das in Wien ſo wohlfeile von auf meine Briefe zu ſetzen; ſo erſchienen demungeachtet gleich bei meiner Ankunft einige Briefe an mich, worauf Baron ſtand. Dieſer Umſtand machte den zu wichtigen Entdeckungen geneigten Gaſtwirth — Gott laſſe ihn ruhen — ſogleich aufmerkſamer. Wie ſich nun bei dergleichen Fällen ſpeculative Menſchen ſonderbare Ideen und willkommene Muthmaßungen leicht erzeugen und aneinander hängen, ſo ward bald geheimnißvoller von mir geſprochen. Vermuthlich ſah meine Kleidung und mein Betragen nicht ganz der gewöhnlichen Art der Marionettenſpieler ähnlich. Zu dem ſahe man verſchiedene Etuits, Büchschen und Futterale liegen, welche zu beſſerer Verwahrung meiner Kunſtgeräthe beſtimmt waren. Da ich dieſe gewöhnlich, ſo oft ich ausging, ſorgfältig verſchloß, und von je her gewohnt war, mich öfters bei meinen Beſchäftigungen ungeſtörter Ruhe wegen einzuſperren, ſo ging man bald zu neuen Muthmaßungen über. Der angegebene Name **Götz**, **Künſtler**, mehrere nach einander eingelaufene Briefe, worauf bald von, bald Baron ſtand, die Gliederpuppen, die Büchschen, Käſtchen, meine Zurückhaltung, dies alles wurde zuſammen gehalten, und darüber gloſſirt. Das Reſultat davon, welches ich in wenigen Tagen durch einen alten Freund, dem ich in dieſer Stadt begegnete, erfuhr, war, daß man mich für einen Spion hielt; wie ſich noch viele meiner Freunde und Bekannten erinnern werden. Bei dieſem Gerüchte fand ich ſogleich für nothwendig, mich kennbarer zu machen.

Ich zeigte meine Arbeiten, entdeckte die Abſichten meines Aufenthalts, und glaubte hiermit alles gethan zu haben, was ſonſt zur Befriedigung der gewöhnlichen Neugierde nothwendig iſt. Die Erfahrung überzeugte mich aber des Gegentheils. Durch einen angebornen Inſtinct erwogen dieſe ſpeculirenden Geiſter alle meine Schritte, Reden und Handlungen.

Es war juſt zur Zeit, wo Oeſtreich gewiſſe Anſprüche an Baiern geltend zu machen ſuchte. Man beguckte mich von allen Seiten; ließ ſich mit mir über verſchiedene Dinge in Unterredungen ein, und erwartete vermuthlich, daß ich auf irgend eine Weiſe mich verrathen und die geſchöpften Muthmaßungen beſtätigen würde. Wer weiß nicht, wie ſchwer es iſt, ein Urtheil aufzugeben, welches man durch ſeine Combinirungen gefunden zu haben glaubt. Baron — und ein Mahler — wie reimt ſich das zuſammen. Dahinter ſteckt was. — Man fragte mich um meinen Geburtsort: Ich nannte Herrmannsſtadt; ich ſagte, daß allda viele Sachſen wären; und ſogleich hielt man mich für einen Sachſen. Man fragte mich, woher ich gekommen; was meine Beſtimmung geweſen ſey? Meine Antwort war: daß ich einige Jahre bei dem Hofkriegsrathe in Wien in einem öffentlichen Amte geſtanden wäre. So geſchahs, daß ich bald für einen Oeſtreicher, bald für einen Sachſen angeſehen wurde. Aus allen dieſen kurz beantworteten Fragen und durch verſchiedene Zuſätze modificirten Nachrichten ſchöpfte man neuen Argwohn. Man konnte aus mir noch immer nicht recht klug werden. Aus meinen Aeußerungen konnte man nichts anders ſchließen, als daß ich für keine Partei, ſondern nur für die gute Sache eingenommen ſey. Was ich aber eigentlich für die gute Sache hielt, konnte man auch nicht beſtimmen, weil ich meine Unwiſſenheit in politiſchen Rechten geſtand. Zu dem hatte ich mich noch bei keiner Geſandtſchaft weit mehr Gründen erniedrigen, als ſie jetzo gethan haben.“ — „Wie, Gn. H., unterbrach ihn Doliverte, Sie wollen ſich zu mir herablaſſen? Und Ihre Verwandte? und die Vorurtheile? Sie folgen jetzt einem Hang . . . . aber täuſchen Sie mich nicht? Kann ich Ihren Verſicherungen trauen?“ — „Hören Sie, reizende Doliverte, ich bin nichts weniger als Philoſoph, und verſtehe nichts von Diſtinktionen, in Abſicht auf das Ding, aber ich finde Sie anbetungswürdig, und habe gelobt, Herz und Hand derjenigen zu geben, die von meiner Zärtlichkeit und Liebe gerührt mir einen Erben ſchenkte; dieß iſt das einzige Mittel, wodurch ich den Beyfall meiner Verwandten zu meiner Wahl erlangen kann. Sie haben Verſtand; Vorurtheile gelten nichts bey Ihnen; ſehn Sie, ob dieſe Einrichtung Ihnen behagt.“ —

Unter allen Mandarinen, die auf unſerm Erdboden glänzen, giebt es tauſend ſonderbare Ausnahmen. Es giebt Originale von jeder Art und Propoſition, von jeder Gattung; des Mandarins Schouwin kan ſeine ſetzte die ſchöne Doliverte in eine ganz übermäßige Verwunderung. An einem Hof zu glänzen, das Recht des Kiſſens zu genießen, war ihr, trotz all ihrer anmaßlichen Philoſophie, der höchſte Gipfel des Glücks, und alles andre nur Mittelſtufen, dieſen Gipfel des Glücks zu erſteigen. Außerdem war es auch kein unbedeutender Vortheil, daß ſie nun in Geſellſchaften ſagen konnte: ich habe mit einem Mandarin genauen Umgang gehabt, habe von ihm mehr als gewöhnliche Achtung fordern können. Indeſſen mußte man doch ſich ſtellen, als erſtaunte man über den Antrag; mußte ſich beklagen, daß man ſo wenig Schonung für eine ſterbende Tugend hätte, die zwar ſchon ſeit mehrern Jahren dahinwelkte, aber

doch

ſchaft gemeldet, und auch noch nicht bei dem Churfürſtlichen Hofe aufgeführt zu werden verlangt. Auf alle dieſe Umſtände achtete ich damals noch nicht; ſie wurden mir erſt ſpäter bekannt: daher fiel mir das geheimnißvolle Betragen verſchiedener Perſonen gegen mich zur Laſt; ich zog mich immer mehr zurück, und lebte bloß für die Kunſt. Nach und nach hatte ich das Glück, in einigen der angeſehenſten Häuſer bekannt zu werden; man erwies mir freundſchaftliche Achtung; ich lernte auch viele Gelehrte und rechtſchaffene Männer kennen, die ich alle mit Zuverſicht noch unter meine Freunde und Gönner zählen darf. Durch dieſe Bekanntſchaften zerſtreuten ſich in etwas die böſen Gerüchte wider mich. Bald aber erwachte Neid und Mißgunſt wieder durch eine andere Veranlaſſung. Meine gewählte Beſtimmung und Beſchäftigung wurde bald allgemein durch verſchiedene Bildniſſe nach der Natur bekannt; man ließ ihnen mehr Gerechtigkeit widerfahren, als ſie wirklich verdienten. Se. Churfürſtliche Durchlaucht ſelbſt hatten die Gnade, mich rufen zu laſſen, und gewährten mir die auszeichnende Ehre, daß ich ihr Bildniß nach der Natur malen durfte. Nie werde ich die huldvolle Art vergeſſen, womit dieſer liebreiche Fürſt mir begegnete; nie vergeſſen die Einſicht, welche dieſer hohe Kunſtfreund über verſchiedene Kunſtgegenſtände äußerte. Einsmals fragte Er mich, ob ich auch in Oel male? Ich antwortete, daß ich in dieſer Art Malerei einige Verſuche gemacht hätte. Er ſchien zu wünſchen, daß ich ihn davon überzeugen möchte; und gönnte mir nach der Hand das Glück, einen Verſuch im hiſtoriſchen Fache ſeinem hohen Kenner-Urtheile vorlegen zu dürfen. Sieben Monate hatte ich mich mit einer großen hiſtoriſchen Zuſammenſetzung beſchäftigt; und nachdem ſie ausgeführt war, beliebte der gnädigſte Fürſt das Bild zu beſehen, es mit der Ihm ganz eignen Nachſicht zu beurtheilen, und mich zu fernerer Kunſtübung huldreichſt aufzumuntern. Von dieſem Bilde ward nach der Hand in Herrn Hofrath Menſels Miſcellaneen artiſtiſchen Inhalts, in dem Gothaer Theater-Almanach und in Herrn Nikolai's Reiſen Erwähnung gethan.

Während meines damaligen Aufenthalts entdeckten einige, die mich beſuchten, verſchiedene leichte Entwürfe leidenſchaftlicher Skizzen, und wünſchten darüber Erklärung zu erhalten. Dies gab Gelegenheit zu Vorzeigung eines kleinen Drama, welches ich in Wien nach der bekannten Ballade Lenardo und Blandine entworfen hatte. Mein Hauptzweck bei Entwerfung dieſes Drama war, einen Grundſtoff zu finden, welchen ich zu einem Verſuch leidenſchaftlicher Progreſſionen zu Zeichnungen brauchbar machen könnte. Dieſe Zeichnungen ſind mit allen ihren Fehlern durch ein größeres Werk unter dem Titel: Verſuch einer zahlreichen Folge leidenſchaftlicher Entwürfe, bekannt gemacht worden. Einige Kunſtfreunde äußerten den Wunſch, dieſes Drama auf der Bühne zu ſehen, und dieſer Wunſch hatte die Folge, ſolches auf dem Churfürſtlichen National-Theater aufführen zu laſſen. Wollte und könnte die ſeit vielen Jahren zu Aufrechthaltung des guten Geſchmacks beſtehende Intendance Sr. Churfürſtlichen Durchlaucht alle Vorſtellungen auf der Bühne, oder wenigſtens die würdigſten Theaterſtücke ſo zweckmäßig, mit allen erforderlichen Nebenſachen ſo reichlich verſehen, aufführen laſſen, wie dieſe kleine Piece aufgeführt ward; — die Münchner Nationalbühne würde ungleich mehr leiſten, als ſie in ihrer gegenwärtigen Verfaſſung zu leiſten vermag; ihr Glanz würde mit jeder andern Bühne um den erſten Rang eines wohlbeſtellten Theaters wetteifern können. Mein kleines Werk hatte demnach das unvermuthete Glück, mehrmalen bei vollem Hauſe wiederholt zu werden. Ehe ich mich's verſah, wurde öffentlich die Sittlichkeit dieſes Stücks beſtritten, ohne daß ich mich ſo eigentlich durch den Zuſammenhang und Ausgang des Stücks von deſſen Unſittlichkeit überzeugen konnte, und zwar um ſo weniger, als ich offenbare Unſittlichkeiten auf den Nebentheatern dieſer Stadt geduldet ſah. Es that mir jedoch herzlich leid, daß ich wider Willen und Abſicht die Sittenrichter und ihren Anhang geärgert hatte; ich habe auch, um dieſen Fehler gut zu machen, nach der Hand, bei der Ausgabe meines größeren leidenſchaftlichen Kunſtwerks, darauf alle nur mögliche Rückſicht genommen. Ich ließ demſelben eine umſtändliche Erzählung einſchalten, worauf ſich der Gang dieſes Drama bezieht, und wodurch die ganze Handlung ein unanſtößiges Anſehen gewinnt.

Eine der vergnügteſten Perioden, welche ich in München durchlebte, ergab ſich durch eine nähere Bekanntſchaft mit dem verdienſtvollen Herrn Hofkammerrath Grahe, Director der Churfürſtlichen Gallerie in Düſſeldorf. Ihm hat München und die allda ſtudierenden Künſtler hauptſächlich den Bau einer koſtbaren Gallerie und die Dahinſchaffung einer vortrefflichen Gemäldeſammlung aus dem Churfürſtlichen Reſidenzſchloſſe Schleisheim, zu verdanken, welches Kunſtmonument durch die bekannte Kunſtliebe Sr. jezt lebenden Churfürſtlichen Durchlaucht mit großem Aufwand iſt errichtet worden, und von Tage zu Tage noch mehr unterſtüzt wird. Erſtgedachter Director hatte während ſeines Aufenthalts in München auch einen vortrefflichen Plan zu Errichtung einer vollſtändigen Kunſtakademie entworfen, und mir bei derſelben eine Stelle zugedacht. Dieſe Ehre hat mich jedoch keineswegs vergeſſen laſſen, daß ich beſſer zum Lernen als zum Lehren getaugt haben würde. Dieſem alten deutſchen Biedermann, den jedermann ſeines Talents, ſeines Eifers und ſeines Herzens wegen ſchätzet, dieſem bin ich ſo manchen Kunſtvortheil, ſo manche warme Kunſtermunterung ſchuldig.

Schon war ich über drittbalb Jahre in dieſer Reſidenzſtadt geblieben, wo ich anfänglich nur ein halbes Jahr zu bleiben gedachte. Ich empfand plötzlich einen unwiderſtehlichen Trieb, weiter zu reiſen, einen Trieb, dergleichen ich immer empfinden mußte, um mich zur Veränderung meines Aufenthalts zu entſchließen; dieſem zufolge reiſ'te ich plötzlich nach Augsburg.

Auch da hatte ich keine andere Abſicht, als einige Tage die Stadt, und deren Merkwürdigkeiten zu beſehen, und dann weiter nach Frankreich vorzurücken. Die Vorſicht ließ es aber auch diesmal anders geſchehen. Gleich bei meiner Ankunft ward ich in den angeſehenſten Häuſern aufgenommen und bewirthet; und da ich verſchiedene angeſehene Perſonen ſchon von längerer Zeit her perſönlich kannte, ſo erhielt ich bald Beſchäftigung, und zugleich Luſt, mich länger, als ich mir vorgenommen hatte, allda aufzuhalten; wie ich dann auch, einige kleine Entfernungen abgerechnet, wirklich über vier Jahre in dieſer Reichsſtadt zubrachte. Es fügte ſich bald hernach, daß Se. Päbſtliche Heiligkeit, Pius VI. nach Augsburg kam. Ich erinnere mich nicht, ein ſo rührendes Volksfeſt je geſehen zu haben, als jenes war, das die Ankunft des Oberhaupts der Chriſtkatholiſchen Kirche in dieſer großen Stadt veranlaßte. Alle Herzen, ohne Unterſchied der Glaubenslehre wallten dieſem menſchenfreundlichen Fürſten zu, und jedermann konnte Augenzeuge der rührendſten Scenen ſeyn. Als Pius die Stadtbibliothek beſuchte, fand ich Gelegenheit, ſein Bild nach dem Leben zu zeichnen; es wurde von Vielen geſehen, und man verlangte Copien nach demſelben. Dies bewog mich, dies Bildniß, ſo gut ich konnte, in Kupfer zu ätzen; und ich erhielt einen reichlichen Abſatz.

(Die Fortſetzung folgt.)

3.

Ein kleines Gegenſtück zu dem Verſuche über das Charakteriſtiſche der Eigennahmen in der Olla Potrida 1790, St. 3, S. 21.

Luther ſchlug die Einführung teutſcher Eigennahmen vor. Sein Vorſchlag ward nach und nach von Einigen angenommen. Nur die obern Klaſſen verwarfen ihn und wählten dafür fremde unbekannte Eigennahmen. In der Olla Potrida 1790, St. 3, S. 21 wird dawider geeifert, die Einführung der unbekannten Eigennahmen für eine thörichte, von allem Menſchenverſtande entblößte Sache erklärt, und allen Aeltern, Pathen, Predigern u. ſ. f. auf das dringendſte eingeſchärft, die teutſchen Eigennahmen wieder gangbar zu machen. Es iſt der Mühe werth, die Urſachen aufzuſuchen, welche die obere teutſche Geſellſchaftsklaſſe haben mochte, daß ſie dieſe Nahmen abkommen ließ.

Ich will hier nicht unterſuchen, wie fern die in den teutſchen Eigennahmen enthaltenen Begriffe ſich für jedes Kind, dem ſie beygelegt werden, ſchicken, und wie man bey der Taufe im Voraus wiſſen kann, ob ſie für das Kind paſſend ſind, ob z. B. das Mädchen, welches Roſenmund oder Kußmund genannt wird, nicht ein paar bläulichte Lippen und ſo einen häßlichen Mund bekommen kann, daß ſich ſelbſt der Galleriedirektor edler teutſcher Frauenzimmer, Herr Adam Friedrich Geisler der Jüngere in Leipzig, (dem ſonſt jeder Mund küßlich einladend ſcheint) ekelnd davor ſchüttelte.

Ich will die Sache vielmehr aus einem andern Geſichtspunkte annehmen.

Betrachtet man die in der Olla Potrida 1790 St. 3, S. 21 ff. aufgeſtellten Eigennahmen nur mit dem flüchtigen Blicke, mit welchem der Herr Geheimerath Kloß ein Buch betrachtete, das er in ſeiner deutſchen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften rezenſiren wollte; ſo muß es ſogleich auffallen, daß ſie ein wunderbares Gemiſch von körperlichen Schönheiten, kirchlichen Angelegenheiten, moraliſchen Wirkungen, häuslichen Beſchäftigungen u. ſ. w. enthalten. Schon das macht ſie verwerflich und ungeſchickt, gleichartige Theile eines und eben deſſelben Ganzen zu bezeichnen. Mag es doch ſeyn, daß die fremden Eigennahmen im Grunde nicht beſſer ſind. Sie ſind uns fremd, daher wir an ihre eigentliche Bedeutung nicht mehr denken, ſondern ſie völlig als eigne Nahmen anſehen und behandeln. Das gilt aber nicht von den teutſchen, welche allgemeine Begriffe bezeichnen, die bald aus der Kirche, bald von dem Körper, bald von den Empfindungen, bald aus der Luſt (in zweyerley Bedeutung) u. ſ. f. hergenommen ſind, und noch dazu nicht allemal auf den individuellen Theil paſſen, dem ſie eigen ſeyn ſollen. Das empfand man dunkel, und daher ward dieſer Umſtand Eine der Urſachen, warum man Luther's Vorſchlag verwarf. Aber es war nicht die einzige.

Es giebt unter den von Luther vorgeſchlagenen und im befragten Aufſatze der Olla Potrida regiſtrirten Eigennahmen einige aus den ländlichen Beſchäftigungen

gen hergenommene Nahmen, und obgleich dieſe Beſchäftigungen an und für ſich nothwendig und edel ſind, ſo ſind ſie doch untauglich, Eigennahmen für die obern Klaſſen herzugeben, welche an dieſen Beſchäftigungen keinen Theil haben, und in Rückſicht auf welche ſie unedel ſind. — Man müßte den Werth des verfeinerten Geſchmackes und deſſen Gewalt über die Sprache ganz verkennen, wenn man dieſe Urſache mißbilligen könnte.

Wenn der Nahme eines individuellen Dinges deſſen unterſcheidende individuelle Merkmahle nicht beſtimmt ausdrucken kann, welches denn immer nur ſelten der Fall iſt, ſo bleibt ein dunkler unverſtändlicher Nahme immer bequemer, als ein verſtändlicher, weil dieſer einen falſchen Begriff giebt, jener aber ein wahrer eigner Nahme iſt, bey welchem wir uns das dadurch bezeichnete Ding anſchauend vorſtellen. Eben deswegen zog man die fremden Eigennahmen den teutſchen vor, weil jene zu eignen Nahmen bequemer ſind, dieſe aber oft einen falſchen, oft einen für die höhern Klaſſen unedlen, wenigſtens ſehr gleichgültigen Begriff gewähren.

Eben dieſe Urſachen haben alle Europäiſche Sprachen, welche ſich nach den höhern Graden des Geſchmackes ausgebildet haben, bewogen, ſich der einheimiſchen Eigennahmen, wenn ſie deren hatten, zu entledigen und dafür fremde anzunehmen. In den Volksſprachen mögen die einheimiſchen Eigennahmen, wenn ſie paſſend genug ſind, immer nützlich ſeyn, allein für die höhere Geſellſchaftsſprache ſind ſie beleidigend, und ſie wird ſolche nie wieder aufnehmen können, wenn ſich auch alle Prediger und Pathen auf dem Lande für dieſe abgewürdigten Nahmen erklären ſollten, und jedem, der nicht ihrer Meinung wäre, in einer zwar altväteriſchen, aber nachdrücklichen Sprache den Text leſen wollten.

Berlin, im Auguſt 1791.

Ernſt Adolph Eſchke.

IV.

Roman.

Fragment aus dem zweyten Theil der Memoiren eines Zeitgenoſſen des Herzogs Regenten von Frankreich.

. . . . Als ich mit dem Chevalier nach Hauſe kam, verſah ich mich mit Geld, und wir gingen von da ſogleich zu einem Souper fin in einer uns bekannten Taberne, nachdem wir vorher unſere Mädchen und noch einen von unſern Kameraden mit ſeinem Liebchen abgeholt hatten. Die ganze Nacht brachten wir in Saus und Schmaus zu, den folgenden Morgen gleichfalls, und den Abend gingen wir zur Erholung in die Komödie, wo ich unerwartet den Prinzen fand, der mir winkte, zu ihm zu kommen, und mir befahl, nach der Komödie im Palais-Royal auf ihn zu warten; zwar war mein Urlaub noch nicht aus, aber man kann leicht denken, daß ich nicht faul war, dem Befehl meines Herrn zu gehorchen, er, entweder um mich zu tröſten oder weil ihn mein Gehorſam wieder erinnerte, daß meine Zeit noch nicht aus ſey, beſchenkte mich mit einer ſchönen Uhr und ſagte, gehe zum Abbe', ſoupire mit ihm, denn er wagt es nicht, ſich in Geſellſchaft ſehen zu laſſen, und findet euch alle beyde frühzeitig bey mir vor dem Schlafengehen ein. Ich begab mich wirklich zum Abbe'; allein ſo vergnügt ich auch war, mich mit ihm unterhalten zu können, ſo bat ich ihn doch, mir zu erlauben, daß ich ein Viertelſtündchen mit einem von meinen Kameraden verplaudern dürfte.

Dieſer Kamerad war ein wahrer Kobold von Pagen. Gewöhnlich verſteht man darunter bey einem Pagen einen guten Vorrath von komiſchen und meiſtens boshaften Eulenſpiegelſtreichen, womit immer viel Tücke, aber wenig Witz verbunden iſt; dieſer mein neuer Freund hingegen hatte viel Verſtand und ein vortreffliches Herz, was ihm denn wohl manche drollige Neckereyen, aber nie Bosheiten eingab. Unter allen Pagen behagt er mir am beſten. Ob er gleich jung war, war er doch mein Vormann, und daß ich mich zeithero nicht mehr mit ihm abgegeben, daran war der Unterſchied unſeres Alters und ſonderlich ſein kindiſches Ausſehen Schuld, was mich abgehalten; aber in der Folge gab ſich dieſes, und wir wurden die engſten und zärtlichſten Freunde.

Er nannte ſich Robillard; er war von gutem Adel, hatte aber nicht viel in Vermögen, und mußte alſo ſuchen, wie er ſich durch Gunſt und Fürſprache durch die Welt brächte; er war ſchön, wie ein Engel, klein, aber niedlich gewachſen, und ob er gleich nichts ſehnlicher wünſchte, als größer zu werden, ſo blieb es doch immer nur beym Wunſch. Sein Herz und ſein Geiſt verſprachen viel und hielten viel. Ich fand in dieſem jungen Mann einen treuen und wahren Freund, daſſelbe fand er auch in mir, und ob er gleich unter allen meinen Kameraden der einzige war, der mich eiferſüchtig und neidiſch hätte machen können, ſo war ich ihm doch nie im Wege, im Gegentheil ich that mein möglichſtes, ihm zu dienen und ihm ein beſſeres Loos zu verſchaffen, als mir ſelbſt.

Ich ſuchte alſo meinen kleinen Robillard auf und fand ihn. Ich hatte ihn in der Komödie geſprochen, wo er über die Geliebte des Prinzen, der Desmares, einer berühmten Actrize dieſer Zeit, einige Worte hatte verlauten laſſen, worüber ich neugierig war, eine Erläuterung von ihm zu haben. Die will ich Dir geben, ſagte er; der Prinz, ehe er ſelbſt zu ihr ging, ſchickte mich ab, um zu ſehen, ob ſie da wäre; ich erhielt nein zur Antwort; ich war ſie aber aus dem Vorzimmer, wo ich ſtand, durch die Thür gewahr geworden, indem ihr Kammermädchen ſie zuſchloß. Ich machte Lärm und ſagte, es ſey eine Lüge, ich drängte mich hinein und fand nicht allein die Deſmares, ſondern auch eine Mannsperſon, die in ihr Anziehcabinet ſchlüpfte. Was ſoll das heißen, Madam? fragte ich ſie. Was ſoll das heißen, gab ſie zur Antwort, frage ich Sie, geht man ſo in das Zimmer einer Dame, wenn ſie ſich verläugnen läßt? Wiſſen Sie nicht, daß wenn eine Dame krank iſt, daß ſie die Erlaubniß hat, allein ſeyn zu wollen? — Ja; und das war wahrſcheinlich der Doctor, oder der Apotheker, den ich durch jene Thür hinauswiſchen ſah? — Darum haben Sie ſich nicht zu bekümmern; ſagen Sie nur dem Prinzen, daß ich nicht wohl ſey und daß ich niemanden ſprechen kann. — So unverſchämt kann ich nicht meinen Herrn belügen, gab ich zur Antwort, und empfahl mich. Wirklich war ich auch willens, dem Prinzen alles haarklein zu erzählen, aber ich fand ihn nicht allein, ſondern verſchiedene Herren bey ihm, und mußte alſo wider meinen Willen der Betrügerinn den Willen thun. Unterdeſſen hat er es wahrſcheinlich ſelbſt nicht geglaubt, weil er hernach in eigener Perſon hingegangen iſt. Allein man hat ihn vor der Thür abgewieſen und geſagt, ſie hätte eingenommen. Du ſiehſt, fuhr er fort, daß die Ehre unſers Herrn dabey im Spiele iſt, und da Du mehr und vertrauter mit ihm reden kannſt, als ich, ſo thue es, und verlaſſe dich darauf, daß ich beweiſen werde, was ich geſagt habe.

Ich

doch allen Schein von jugendlicher Blüthe noch hatte. Doliverte, die ſich ſehr gut auf die Analyſe der Gegenſtände und die kleinen Zierereyen der artigen Damen in Kanton verſtand, fing auch wirklich damit an, daß ſie mit dem einnehmenſten Ton von Würde ausrief: „Wahrhaftig, Gn. H., Sie mißbrauchen meine Schwäche! Wirklich, wenn ich Sie weniger liebte, Sie würden mit mehrerer Achtung mit mir umgehen.“

Schon ſenkte ſich die ſtralende Kugel des Tages, nachdem ſie Kantons Hämiſphäre erleuchtet hatte, ins Meer zurück, und ließ den Liebhabern das Vergnügen, unter der Hülle der Nacht die Gunſtbezeugungen ihrer Schönen zu verbergen. Schon deckte der dichte Schleyer des Erebus den Erdkreis, und mehr als ein ſüßer Herr eilte, einen elenden Gaſſenhauer brummend, zum Rendezvous, das ihm eine Prüde mit Anſprüchen gegeben hatte. Jetzt nähert' er ſich ihr mit Eleganz, unterhielt ſie mit artigem Unſinn, flatterte mit Anſtand um ſie her, ſchwatzte von ſeiner Liebe mit ausnehmendem Verſtand; verſprach Wunder über Wunder raubte verſtohlens eine Menge kleiner Faveurs, bekam, ſchon nahe dem ſchönſten Glück, Vapeurs, und verließ ſeine Göttin in tiefer Betrübniß über ſein Unvermögen.

Ich vergas, dem Leſer zu ſagen, daß das Hohngelächter der beyden Spasvögel, die Doliverten und den Mandarin belauſchten, jene ſo beſtürzt gemacht hatte, daß ihre Füße ihnen den Dienſt verſagten, um ſie von dem Ort, wo ſie überraſcht worden waren, zu entfernen. Durch eine jener ſonderbaren Fügungen, in die ſich nach ihr Syſtem die cauſes Secondes gar ſehr mit einmiſchten, befand ſie ſich alſo immer noch auf eben der Bank, auf der ſie wenig Augenblicke zuvor ihre züchtigen

Ent-

Ich ging zum Abbe' zurück, und hatte nichts nothwendigeres zu thun, als ihm zu erzählen, was ich ſo eben gehört hatte. Deſto beſſer, rief er, ſo gelingt es mir vielleicht, den Prinzen zum zweytenmahl aus ihrem Netze loszumachen, und einen Umgang abzubrechen, der ihn ruinirt. Ich bat den Abbe', ſich näher zu erklären. Weißt Du nicht, ſagte er, daß die Deſmares eine wahre Meſſaline iſt, gewiß hat Dein Kamerad den Theaterkönig, den Baron, bey ihr angetroffen, ſchon einmahl hat dieſer unwürdige Nebenbuhler des Prinzen Liebe erkältet, ich hoffe, diesmahl ſoll es wieder gelingen.

Dem Befehl gemäß, den ich bekommen habe, uns bey Zeiten beym Schlafengehen des Prinzen einzufinden, verſchluckten der Abbe' und ich unſer Abendeſſen in Eile und begaben uns dahin. Der Prinz blieb nicht lange aus; die Langeweile ſtand ihm auf dem Geſicht gemahlt, das immer der Fall bey ihm war, wenn ſeine Sinnlichkeit keine Beſchäftigung hatte. Da ſeyd Ihr ja, redete er uns an, was iſt anzufangen? wollen wir immer in Faſten bleiben? — In Faſten? Monſeigneur, antwortete ich, die ſind lange vorbey. — Für Dich, erwiederte er; aber heißt das nicht Faſten, wenn man, wie ich, ſeit vier oder fünf Tagen Pönitenz thut, ich glaubte ſie heute zu ſchließen und die Deſmares mit nach St. Cloud zu nehmen, aber ſie iſt krank. — Der Abbe' ergriff dieſe Gelegenheit, zu beichten. Haben Sie vergeſſen, Monſeigneur, ſagte er zum Prinzen, was das für ein Stück von Weib iſt? Eine Undankbare, eine Treuloſe, die Ihnen nicht allein einen Theaterprinz vorzieht. — Ja, ja vorzeiten wohl, aber jetzt nicht mehr. — Eben jetzt, fuhr der Abbe' fort, und der Page, den Sie hingeſchickt haben, hat eben dieſen unwürdigen Nebenbuhler bey ihr gefunden. Ihm zu Liebe müſſen ſie faſten; wie! Sie wollten ein Weib lieben, das Ihnen ſelbſt in das Geſicht geſagt hat, daß ihr Herz einem andern gehöre? — Der Prinz machte eine Menge Einwendungen und Ausreden, aber der Abbe' ließ ſich nicht irre machen; er ſtellte ihm vor, daß ſeine Geſundheit, ſeine Ehre, ſeine Delicateſſe gar zu ſtark durch dieſen Umgang leide, daß er hoffe, er werde ihm entſagen. In der That bewegte dieſes letztere den Prinzen, der Desmares zu entſagen. Und wenn er ſie gleich zuweilen noch beſuchte, ſo geſchah es doch nur flüchtig und obenhin. Um ihn in dieſem Entſchluß zu beſtärken, und ſonderlich dem gegenwärtigen Mangel abzuhelfen, verſprach der Abbe' alles, verſicherte ihm ſogar, er hätte ſchon drey oder vier auf dem Korn, die ihm die Zeit zu St. Cloud vertreiben ſollten, und der Prinz könne dahin reiſen, wenn er wolle, ſobald er nur mich ihm zur Unterſtützung zurücklaſſe. Der Prinz bewilligte ihm alles, was er wollte, aber die Vorſehung wachte über mich, und nahm mich in ihren Schutz, d. h. ſie züchtigte mich mit einem derben Fieber, und machte dadurch nicht allein einen Querſtrich durch meinen liederlichen Lebenslauf, ſondern ſie hielt mich auch ab, an den Anſchlägen des Abbe's Theil zu nehmen.

Der Prinz ging ſchon den Tag darauf nach St. Cloud. Vor der Abreiſe ſchob er dem Abbe' und mir unſer Verſprechen nochmals ins Gewiſſen; aber bey mir vergebens, denn kaum war er fort, ſo ſchüttelte mich das Fieber. Der Abbe', der zu mir kam, um mich mit ſeinem Plan bekannt zu machen, fragte mich, was mir fehle. Ich weiß nicht, gab ich zur Antwort, ich fühle einen Froſt, wie ich noch nie einen gehabt habe. Er griff mir an den Puls und ſchloß, ich hätte Fieber. Es wird nicht viel zu bedeuten haben, fuhr er fort, allein laß ein tüchtig Feuer anmachen und wärme dich. Ehe wir uns noch zu Tiſche ſetzten, nahm der Froſt dergeſtalt zu, daß der Abbe' anderer Meinung wurde, und mich zu Bette gehen hieß. Der Arzt, nach welchem er geſchickt hatte, kam und ließ mir zur Ader, um, ſagte er, dem Uebel gleich in der Wurzel vorzubeugen. Deſſen ungeachtet fehlte nicht viel, daß ich nicht geſtorben wäre, und erſt anderthalb Jahre darauf bekam ich erſt meine völlige Geſundheit wieder. Das waren die ſchönen Früchte meiner Ausſchweifung. Wohl mir, wenn ich es hätte dabey bewenden laſſen!

Der Abbe', auf die Verſicherung des Arztes, daß meine Krankheit mehrere Tage dauern könnte, hatte einen Boten an den Prinzen geſchickt. Ich ließ es dem Chevalier ſagen, und er und der Abbe' leiſteten mir Geſellſchaft, bis Befehl vom Prinzen kam, daß ich nach St. Cloud gebracht werden ſollte. Der Abbe' ſelbſt ſchaffte mich dahin. Hier und während meiner ganzen Krankheit lernte ich kennen, wie lieb mich der Prinz hatte. Komm, Todtkranker, ſagte er zu mir, ich will ſelbſt Sorge für Deine Geſundheit tragen. — Ich glaube, wenn ich hätte geſund werden können, ich wäre es über ſeine viele Güte und verbindlichen Worte geworden. Er befahl mir, mich zu ſetzen und griff mir nach dem Puls. Es war nicht die Fieberſtunde, aber ſie ſtellte ſich bald ein, und er ließ mich in das bequemſte Zimmer führen, und das dem ſeinigen am nächſten lag. Gegen Abend beſuchte mich der Abbe', Adieu, ſagte er, ich reiſe nach Paris zurück, nimm dich zuſammen, daß du bald geſund wirſt und mir, wenn ich wieder komme, einen guten Rath geben kannſt.

Ich hätte gern geſehen, daß der Chevalier mir hätte Geſellſchaft leiſten können, aber das ging im Schloß des Prinzen nicht an. Der Prinz ließ mich fragen, wen ich von meinen Kameraden zum Geſellſchafter haben wollte, und ich wählte den kleinen Robillard. Hier war es, wo ich vertrauter mit ihm bekannt wurde, und eben durch dieſe längere Bekanntſchaft ſein vortreffliches Herz und ſeinen Verſtand ſchätzen lernte. Ich machte den Prinzen auf ihn aufmerkſam, und dieſer ſchenkte ihm ſein Zutrauen in der Folge.

Da der Prinz mich täglich und wiederhohlt ſeinem Leibarzt empfahl, ſo kam dieſer faſt gar nicht von meinem Zimmer, um ſelbſt ein Auge auf den Gebrauch der Arzneymittel und ſonderlich auf meine Beobachtung der Diät zu haben. Deſſen ungeachtet nahm mein Fieber ſtatt ab immer mehr zu, ſo daß mir nach und nach die Kräfte entgingen, und ich dem Tode ganz nahe war. Nun befahl der Prinz, man ſollte mir gar keine Arzeney mehr geben, ſondern bloß die Natur wirken laſſen. Die Natur fing es klüger an, als mein Arzt, und machte mein Fieber zu einem Quartanfieber, das folglich weit bequemer abzuwarten war, und wo ich nach und nach wieder Kräfte ſchöpfen konnte. Drey Wochen hütete ich das Zimmer, und alles Fleiſch war mir von den Knochen gefallen, ſo daß ich einem Gerippe ähnlicher ſah, als einem Menſchen. Während dieſer Zeit hatte ich öftere Beſuche von dem Abbe' erhalten; er hatte mich ſogar zuweilen von ſeinen Thaten unterhalten wollen, allein ich wollte nichts davon hören oder wiſſen, ich beſchäftigte mich bloß mit meinem kleinen Robillard und dem Chevalier, der mich von Zeit zu Zeit durch ſeinen Beſuch erfreute.

Unterdeſſen, als man glaubte, ich wäre zur Gnüge wieder neugeboren, mußte ich, ich mochte wollen oder nicht, mich von dem unterrichten laſſen, was vorging. Der Abbe' hatte nicht ermangelt, dem Prinzen auch ohne meinen Beiſtand Wort zu halten. Unterdeſſen ehe ich weiter erzähle und das Feſtin beſchreibe, das der Prinz ausgedacht hatte, wovon er den Geſchmack aus Spanien mitgebracht, wo es mehr als einmahl bey der

Marquiſe Sante Maria gefeyert werden, nämlich Partien zu machen, wo alle Anweſende die Rolle eines Gottes oder Göttin aus dem Heidenthum übernehmen, bekam ich einen Beſuch vom Chevalier und von meiner Donna, die mir Glück zu meiner Wiederherſtellung wünſchen wollten. Meine Geliebte konnte ſich der Thränen nicht enthalten, als ſie ſah, in welchem Zuſtande ich mich befand. Sie beklagte ſich bitter gegen mich, daß ich ſie nicht habe wiſſen laſſen, weder daß ich krank ſey, noch daß ich ſey aufs Land gegangen. Wir begaben uns alle drey in ein Gaſthaus, wo ich ſie bewirthete, aber zum Unglück ergriff mich in dem Augenblick der Fieberſchauer und ich mußte ſie verlaſſen. Sie hatte mir ſchon lange und vor meiner Krankheit ihren Ekel vor meiner Lebensart zu erkennen gegeben; ich hatte ſolches für Ziererey gehalten, allein dies war wirklich unſere letzte Unterredung, denn ſie ging kurz darauf als eine wahre reuige Magdalene in das Kloſter der Madelonnetten. Der Chevalier hatte mich aufs Schloß in mein Zimmer zurückgeführt. Ich ſah ihn ungern weggehen, und bat ihn, ſo bald wieder zu kommen, als er die Geſellſchaft verlaſſen könnte. Während ſeiner Abweſenheit kam der Abbe' von Paris wieder zurück, wo er die Zurüſtungen zu dem projectirten Feſte und alle nöthigen Requiſiten geholt hatte. Mir war die Rolle des Fauns, trotz meines Fiebers, zugetheilt worden, und damit ich mich nicht erkälten könnte, ſollte ich vom Kopf bis zu den Füßen ein Kleid von fleiſchfarbenem Leder angepaßt bekommen. Der Schneider, der mich mit dieſer neuen Haut überziehen ſollte, war mit dem Abbe' angelangt und nahm mir das Maß. Da ich gar zu gern diſpenſirt geweſen wäre, dem Götterfeſt beyzuwohnen, indem ich deswegen das Fieber und eine Erkältung vorgeſchützt hatte, ſo hatte der Abbe' dieſes Auskunftmittel aus Bosheit vorgeſchlagen, und ich, um mich zu rächen, hatte den Prinzen bewogen, den Abbe' als Satyr zu maſkiren.

Man wartete nur auf einen warmen Tag, und im Grunde der Seele betete ich zum Himmel, daß er nie einen ſchicken möchte; aber er blieb nicht aus, und nun mußten wir uns, ohne weiter an Ausflüchte zu denken, in das Zimmer begeben, das zur Feyerung dieſer Myſterien beſtimmt war. Es war ein großer wohlgetäfelter Saal, den der Kammerdiener und Vertraute des Abbe's dazu aufgeputzt und illuminirt hatte. Hier erſchienen wir nun alle, wie uns Gott geſchaffen, um uns mit den Attributen der verſchiedenen Gottheiten zu bekleiden. Drey Concubinen des Prinzen ſtellten Venus, Minerva und Juno vor, und Robillard war Gott Amor. Als wir alle angekleidet waren, bewunderte ſich die ganze Geſellſchaft wechſelsweiſe; ich war der einzige, der das Ganze abſcheulich und höchſt langweilig fand, denn die andern Acteurs, die nicht mit meinen Fieberaugen ſahen, waren weit entfernt, ſo kalte und reuige Betrachtungen anzuſtellen, wie ich. Als die Stunde geſchlagen hatte, uns zur Tafel zu ſetzen, ſollten Satyr und Faun, d. h. der Abbe' und ich, den Tiſch decken; allein da der Abbe', ob er gleich nicht das Fieber hatte, doch ein äußerſt kraftloſes und dabey ſehr linkiſches Geſchöpf war, und ich mich kaum auf den Füßen halten konnte, ſo waren die ſtolze Juno und die weiſe Minerva gezwungen, uns ihren göttlichen Beyſtand zu leiſten; auch Gott Amor, ich meyne Robillard, ließ den Paris mit Venus, ſeiner Mutter, in einem Winkel, entledigte ſich des Bogens und Köchers und kam uns zu Hülfe. Als endlich die Tafel gedeckt war, nahm Paris mit den drey Göttinnen daran Platz; auch Satyr hatte die Unverſchämtheit, ſich mit hinzuſetzen, während Amor und ich den Nektar und Ambroſia ſervirten. An der einen Wand des Saals war nämlich, wie in Klöſtern, eine Art Drehtiſch angebracht, auf welchen der Kammerdiener, deſſen ich oben erwähnt habe, außen die Gerichte ſetzte, denn drehten wir den Tiſch inwendig nach dem Saal hinein, hoben die Speiſen ab, und trugen ſie auf die Tafel, zuletzt nahmen wir ſelbſt Platz und hielten das Göttermahl. Nachdem auf das Wohl aller Götter und Halbgötter getrunken worden war, ſtand man auf, und nun begann das Urtheil des Päris. Cythere bekam den Apfel wie ehemals, Juno war vielleicht drüber eben ſo eiferſüchtig, wie die Alte, allein ſie äußerte ſich diesmal ſo wenig, wie die Pallas, und ohne Streit und Gezänke wurden die Thüren aufgeſchloſſen, und die Geſellſchaft zerſtreute ſich. Wir überließen es dem Kammerdiener, alles im Saal wieder in Ordnung zu bringen und begleiteten Exparis und ſeine Exvenus nach ihrem Zimmer, wo wir ſie ſich Glück zu dem gefällten Urtheil wünſchen ließen und uns ſelbſt in unſere Betten verfügten. Robillard begleitete mich auf mein Zimmer. Was denkſt Du, fragte ich ihn, als ich allein mit ihm war, von dieſer ſchönen und ſinnreichen Maskerade? Was ich davon denke, antwortete er, die Frage muß ich Dir thun, Du biſt älter und klüger und haſt mehr Erfahrung. Haſt Du Dich nicht geſchämt, erwiederte ich, Theil an etwas ſo tollen und widerſinnigen nehmen zu müſſen? Allerdings, ſprach er, wenn ich offenherzig reden ſoll, aber was iſt zu machen? Du haſt wohl recht, entgegnete ich, unterdeſſen will ich meine Faunenhülle ſorgfältig aufheben, denn ich fürchte, es iſt nicht die letzte Poſſe von der Art, und dann hoffe ich immer krank genug zu ſeyn, um mich wenigſtens auf dieſe Weiſe diſpenſiren zu können.

Meine Muthmaßung beſtätigte ſich ſehr bald. Aus Noth machte der Prinz die Erneuerung zur Neuheit, und während einer Monatsfriſt wurde das Götterfeſt wöchentlich zwey- bis dreymal wiederhohlt. Den Tag nach der erſten Vorſtellung fragte er mich, wie ich den Abbe' als Satyr gefunden hätte. Er war zum Sprechen, Monſeigneur, gab ich auf alle Fälle zur Antwort, denn in der That hatte ich nicht auf ihr Achtung gegeben. Dem Prinzen war es aus ganz andern Gründen nicht beſſer ergangen. Ich habe nicht recht Acht auf ihn gegeben, geſtand er mir, und ich muß ihn in ſeiner Satyrgeſtalt noch einmal ſehen. — Es wäre vermuthlich noch heute geſchehen, wenn es nicht mein Fiebertag geweſen wäre, ſo aber unterblieb es für dieſesmal.

Sobald es mein Zuſtand erlaubte, ſchickte er den Abbe' zu mir und zu Robillard, und ließ uns befehlen, uns fertig zu halten. Mein kleiner Kamerad, bey dem ich ſchon einen gewiſſen Ekel vor dergleichen Unanſtändigkeiten bemerkt hatte, war über dieſen neuen Rückfall bitterböſe; geh' Du hin, ſagte er, ich meines Theils, ich mag nichts mehr damit zu thun haben. Dazu iſt nicht mehr Zeit, mein Freund, gab ich zur Antwort, entweder du mußt Verzicht auf deine Pagenſtelle oder auf deinen Widerwillen vor dergleichen Rollen thun, glaubte mir diesmal und zwang ſich, und in der Folge gehorchte er dem Rath ſeiner Verwandten, die ihm zuredeten, Geduld zu haben.

Alles war wie das erſtemal, den Apfel ausgenommen, den Venus einmal für allemal behielt; und daß der Satyr diesmal vom Kopf bis zu den Füßen beaugenſcheinigt wurde. Wer den Abbe' gekannt, oder nur geſehen hat, kann ſich leicht vorſtellen, in welchem Grade er den Satyrn glich, von denen uns die Fabel des Heidenthums erzählt. Auch konnte der Prinz mit Begucken und Lachen nicht fertig werden, und wiederhohlte mehr als einmal, das wäre ein Satyr, wie er leibte und lebte, und er wäre nun vollkommen überzeugt, daß es dergleichen häßliche Geſchöpfe vor Alters wirklich gegeben haben müſſe. Der gekränkte Abbe' hatte ſeine ganze Faſſung nöthig, um nicht böſe zu werden und loszuplatzen, vielleicht erinnerte ſich auch der Prinz, um ihn nicht zu ſehr zu ärgern, daß er über den Satyr nicht die Venus vergeſſen müſſe.

Bey dieſer zweyten Feyer trug ſich unterdeſſen noch ein kleiner Umſtand zu. Paris that mir den Vorſchlag, die Juno zu entſchädigen, daß ihr der Apfel nicht zu Theil geworden. Ich dankte. So nimm Minerven, fuhr er fort. Die iſt mir zu weiſe, erwiederte ich; und ſo rettete mein Fieber glücklich meine Tugend vom neuen Schiffbruch. Der Prinz wiederhohlte dieſes Vergnügen ſo oft, um es nicht bald zuwider zu bekommen, oder vielmehr, um nicht bald ſeiner Venus überdrüßig zu werden, die am Ende des Monats ihm nothwendig ſo altmodiſch ſeyn mußte, als die Venus der Griechen. Da ihm nun alles in und außerhalb dem Pallaſte Langeweile machte, ſo ſuchte er ſich die Zeit zu vertreiben, indem er unaufhörlich von St. Cloud nach Paris und von Paris nach St. Cloud hin und wieder fuhr. Das Götterſoupee wurde an den Nagel gehangen und zwey oder drey ſolche Reiſen in jeder Woche nahmen ſeine Stelle ein.

Das behagte mir denn nun ſehr. Robillard blieb mir immer zur Geſellſchaft und wir behielten auch unſere gewöhnlichen Lehrmeiſter und Lectionen. Bisher hatte ich mir wenig Mühe gegeben, von ihrer Unterweiſung zu profitiren; aber jetzt ließ ich es mir ein Ernſt ſeyn, etwas zu lernen, und ſetzte mich auf den Fuß, niemanden vor mir zu laſſen, ausgenommen meinen Freund, den Chevalier; dieſer beſuchte mich, ſo oft es ihm möglich war, und weit entfernt, uns in unſerm Fleiß zu ſtören, nahm er vielmehr Theil an unſern ernſthaften Beſchäftigungen. Du ſetzeſt mich in Erſtaunen, ſagte er oft zu mir, man ſollte ſchwören, Du wollteſt ſchon der Welt entſagen. Warum redete er nicht wahr! Doch dieſe glückliche Seelenruhe war nicht mein Werk, ſie war nur das Werk eines periodiſchen Uebels, das jedesmal meine Kräfte erſchöpfte und mich mit Kleinmuth und Lebensekel erfüllte. Wäre ich damals ſo glücklich geweſen, Betrachtungen anzuſtellen und ſie mit Ernſt zu verfolgen, ſo würde ich zuverläßig gerettet worden ſeyn: allein ſo befand ich mich in dem Fall faſt aller jungen Leute, die nur Empfindung für ihr Uebel haben, ohne daran zu denken, was für gute Früchte ſie durch die Fügung der Vorſehung aus ihren Leiden ziehen könnten.

Um dieſe Zeit, und zwar an einem Tage, wo ich das Fieber heftiger als gewöhnlich hatte, bekam ich die Nachricht von dem Tode meines lieben Onkels; mein Bedienter kam herein und ſagte mir, daß der Bediente meines Onkels mich zu ſprechen verlange, und daß er mir ein Paquet einzuhändigen habe. Wie! rief ich, Franz iſt hier! So hieß der Bediente. — Ja. — Und ſein Herr? — Sein Herr, erwiederte mein Bedienter, das weiß ich nicht. — Ach! ſchrie ich, die Ahndung iſt erfüllt, laß ihn hereinkommen. Biſt Du's, Franz? redete ich ihn an; wo iſt dein Herr? — Ach, wenn Sie mirs nicht am Geſicht anſehen, erwiederte er! Nun dies Paquet wird es Sie nur zu deutlich lehren. — Ich weiß ſchon alles, ſprach ich, er iſt, wo ich ſeyn möchte. Ich nahm das Paquet, küßte es voll Wehmuth und Schmerz, aber ich tröſtete mich faſt in eben dem Augenblick und brach in die Worte aus: wie glücklich biſt du, lieber Onkel, und warum bin ich nicht, wie du, frey von allen Leiden. Du ahndeteſt dein Glück, Entwürfe von Jungferſchaft hatte ſcheitern ſehen. Der Mandarin, der nichts weniger als ſüßer Herr war, der die weibliche Sitte vollkommen verſtand, ſtarke Schultern, und was noch mehr iſt, ſehr viel von den Kräften eines gewöhnlichen Erdenſohnes hatte, der Mandarin, ſage ich, bemühte ſich jetzt, ihr zu beweiſen, das Vergnügen der Gegenwart ſey wenigſtens eben ſo gut, als die ſchönſten Ausſichten in die Zukunft. „Der Tag meines Glücks kann in dieſem Augenblick hervorbrechen, reizendes Mädchen, ſagt' er zu ihr, auf Ihnen allein beruht es, einen Hofmann glücklich zu machen; die Dämmerung des Abends wird unſre Freuden umhüllen, und nur in meinem Herzen wird ſich die Erinnerung an ſie erhalten.“ — Mich dünkt, ich hab es ſchon geſagt, Doliverte verſtand ſich auf Ziererey; ſie wäre ſogar im Stand geweſen, über deren verſchiedne Eigenſchaften und die mancherley Grade ihrer geſammleter Erfahrungen einen Folioband zu ſchreiben, aber was hilft in einer verbotnen Stunde jenes Erröthen, dieſes beredte Fluidum, das die Augen trübt, und ein Vorbote des Vergnügens iſt, oder jenes heftige Klopfen des Herzens, das ein Buſentuch zurückſtößt, und für Empfindung gilt? Nichts von allen dem wird man in einer ſolchen Stunde gewahr. Alsdenn bedarf es andrer Mittel oder Merkmale, welche die Liebe für die Landmädchen erfand, und die Koketten verfertigten. Dolliverte wußte alle dieſe artigen Sächelchen, und verſtand die Kunſt, ſehr guten Gebrauch davon zu machen. Kurz, nach allen Formalitäten der Gewohnheit ſiegte der Mandarin über Hinderniſſe, die er nur ſehr leicht fand, und ſogar vermuthete, bis ihm das Gemälde der ehlichen Liebe, ein vortrefliches Buch für Handbibliotheken, ihn gelehrt hatte, daß die Sache ſo ſeyn könnte, wie er ſie gefunden hatte.

Glück, als du von mir ſchiedeſt, denn was iſt dies Leben, als Mühſeligkeit und Drangſal!

Ich ſetzte mich auf mein Bette und öffnete das Paquet und fand fünf oder ſechs Briefe von Verwandten und Freunden darin. Unter andern lag ein Condolenzbrief über den Tod ſeines lieben Onkels, ſeines Stiefbruders, bey, ich erfuhr aus dieſem Briefe und aus Franzens Munde, daß er bey einem Scharmützel geblieben war, und daß man ſeinen Körper unter den Todten hervorgeſucht und nach einem Dorf bey Valenciennes gebracht habe, wo er begraben werden. Das iſt wahrſcheinlich durch deine Fürſorge geſchehen, Franz. — Ja, mein lieber junger Herr; es war ja das wenigſte, was ich dem Andenken eines ſo braven Herrn zu Liebe thun konnte, allein es hat mir Mühe genug gekoſtet und ſogar bald das Leben. Peter, fuhr er fort, der ſchlechte Kerl, den mein verſtorbener Herr noch neben mir in ſeine Dienſte nahm, als er zu Felde ging, wollte ihn durchaus ausziehen, ihm nehmen, was er bey ſich hatte, und ihn liegen laſſen. Ich widerſetzte mich und wir kamen darüber ſo hart an einander, daß wir zum Gewehr griffen, und ich genöthigt war, ihn zu meiner Vertheidigung vor den Kopf zu ſchießen. Ich packte hierauf meinen Herrn ganz allein an, ſein Pferd war zwar auf und davon gelaufen, allein außer Peters und meinem eigenen Pferde hatte ich noch einen Handgaul, auf welchen ich die Leiche feſt anband und ſo damit zum nächſten Dorfe ritt, wo ich ihn ehrlich und rechtlich zur Erde beſtatten ließ. Von dem Gelde, was er bey ſich hatte, beſtritt ich die Koſten, den Ueberreſt und ſeine Equipage brachte ich Ihrem Herrn Vater. Er hat mich gut belohnt, wider ſeinen Willen bin ich nach Paris gekommen, um einen andern Herrn zu ſuchen, und er hat mir dieſes Packet mitgegeben, um es Ihnen zuzuſtellen.

Franz erzählte mir das alles mit wahrem herzlichen Antheil; ſein Dienſteifer und ſeine Treue entzückten mich, ich ſchmälte mit ihm, daß er nicht in Ruhe bey meinem Vater geblieben wäre. Er gab zur Antwort, er ſey der Strapatze gewohnt, und er hätte ſich unmöglich entſchließen können, auf der faulen Haut zu liegen, unterdeſſen wolle er nie wieder bey einem Offizier in Dienſte gehen, weil er unter Tauſenden doch keinen ſolchen Herrn wieder finden würde, wie ſein alter geweſen ſey; er bäte mich, ihn an einen jungen Menſchen von meiner Bekanntſchaft zu empfehlen, der ihn immer in Thätigkeit und Bewegung erhielte. Ich that ihm den Vorſchlag, ihn beym Prinzen in Dienſte zu bringen. Nein, dafür danke ich Ihnen, war ſeine Antwort, ein Stutzer von Bedienten iſt nie meine Sache geweſen, alle Morgen einmal mit dem Kamm durch die Haare gefahren, alle vierzehn Tage einmal raſiert, ſo bin ichs im Felde gewohnt, und denn mag ich nicht gerne ſeyn, wo zu viele befehlen, ich ſtehe gern unter einem allein. — Du meinſt vielleicht, ſagte ich, daß ich dich zum bloßen Laquayen machen will, nein, du ſollſt Jäger werden und das ſchickt ſich ja ganz für dich. — Jäger? Das wäre noch ſchlimmer, da hätte ich nicht brauchen aus dem Hauſe Ihres Herrn Vaters wegzugehen; er wollte mich zu ſeinem Jäger machen, aber ich weiß nur in der Schüſſel zu jagen. — Wie? entgegnete ich, du ſchießeſt ſo gut und willſt doch nicht Jäger ſeyn? — Ja, ich ſchieße gut, aber nur auf zwey Finger weit, wie auf Petern, den Spitzbuben, ein Haar weiter und es geht nebenhin. — Nun gut, ich will ſehen, daß ich Dich nach Deinem Geſchmack verſorge; hier haſt Du einſtweilen zwey Piſtolen, trinke ſie auf meine Geſundheit. — Geſundheit, erwiederte er, die wünſche ich Ihnen in Hülle und Fülle ſo viel, als mir ſelbſt, aber für das Geld danke ich; mein lieber Herr, Gott habe ihn ſelig, war mir in ſechs Jahren eine einzige Piſtole übrig geblieben; ſtatt der einzigen gab mir Ihr Herr Vater zehen.“ Sie ſehen alſo, es fehlt mir nicht, um meine Zeche zu bezahlen. — Nun gut, ſo mache es, wie du willſt, aber komme wieder zu mir.

Ich war allein und deswegen ließ ich Franzen nach Herzensluſt ſchwatzen; unterdeſſen kam Robillard wieder zurück, und da er von meinem Bedienten ſchon erfahren hatte, was vorgefallen war, ſo bezeigte er mir ſein Leidweſen über den Verluſt und ſuchte mich zu tröſten. Der Chevalier kam dazu und da er Augenzeuge geweſen war, wie nahe mir die Abreiſe meines Onkels gegangen, wie lieb ich ihn gehabt und wie unruhig mich ſchon die bloße Ahndung von ſeinem Tode gemacht hatte, ſo war er nicht wenig in meiner jetzigen Lage für mich beſorgt, und vergaß ſelbſt gewiſſermaßen ſeinen Schmerz über dieſen Verluſt (denn er liebte meinen Onkel ſehr zärtlich) um mir Troſt einzuſprechen. Nach einer langen und pathetiſchen Anrede, die mehr geſchickt war, meinen Schmerz zu vermehren, als zu beſänftigen, fiel er wie aus den Wolken, als ich ihn unterbrach und ihn verſicherte, ich ſey ſchon ganz getröſtet und ich beneide mehr das Loos der Geſtorbenen, als daß ich ſie beklagen und ins Leben zurückwünſchen ſollte. Er faßte ſogleich meine Idee, fing an, in die Länge und in die Breite darüber zu moraliſiren, und wir ſagten beyde, er aus Gefälligkeit und ich aus Lebensekel, die herrlichſten und philoſophiſcheſten Dinge, wie ſie zwey wahre Bekehrte auf dem Todbette hätten vorbringen können. Ich las meine Briefe meinen beyden Freunden vor. Mein Vater und meine Schweſter wußten, daß ich krank war und luden mich ein, zu ihnen zu kommen, und die vaterländiſche Luft zu athmen. Das will ich, ſagte ich zum Chevalier, aber mache Dich fertig, denn ich nehme Dich mit. Er war es wohl zufrieden, ob er gleich nicht wußte, ſo wenig wie ich, ob die Sache möglich ſey. Was Dich betrifft, ſagte ich zu Robillard, ſo mußt Du hier bleiben, wenn auch der Prinz ſo gut wäre, zwey Pagen zugleich entbehren zu wollen, ſo würden doch deine Verwandten damit unzufrieden ſeyn; über dieſes möchten wir gerne Neuigkeiten vom Hofe haben und Du ſollſt unſer Correſpondent werden. — Das alles war zwar noch in die Luft gebaut, allein einige Zeit darauf rieth mir der Arzt ſelbſt eine Entfernung aufs Land an und der Prinz ließ ſich ſogleich zum Urlaub willig finden, den ich annahm.

Gegen Abend verließ mich das Fieber und wir waren faſt allein Herren vom Schloß. Wir gingen in die Zimmer des Prinzen, machten auf, beſahen alles und ſpatzierten auf und ab. Ich wußte nicht gewiß, ob der Prinz wieder kommen würde, aber auf jeden Fall bat ich den Chevalier zum Abendeſſen. Du weißt, ſagte ich, daß wir Göttinnen bey uns haben, zwey ſind hier quaſi unter meiner Protection, und wir wollen mit ihnen ſoupieren; aber das ſage ich dir zum voraus, kommt Paris und Venus wieder zurück, ſo ſoupierſt Du mit mir allein. Zwey Stunden nachher fanden ſich unſere Göttinnen ein, welche eine Promenade in der Abendkühle gemacht hatten, und da wir den Prinz nicht mehr erwarteten, ſetzten wir uns zu Tiſche. Ich machte den Wirth, Juno würde gerne ſich beym Chevalier für den Apfel entſchädigt haben, der ihr vor dem Munde weggeſchnappt worden war, aber, war es Hypochondrie oder Ueberlegung, mein Freund ehrte auf meinen Wink die Abweſenheit meines Herrn und verweigerte, was er ſelbſt ihm angeboten haben würde, wenn er zugegen geweſen wäre.

Damit uns niemand verläumden könne, ſchlief der Chevalier aus eigenem Antrieb mit Robillard auf meinem Zimmer. Er that mir einen groſſen Gefallen damit, denn ich hatte meine Neider, und was ich gethan, hieß ſchon ziemlich weit gegangen. Um allem vorzubauen, was man gegen die Freyheit ſagen könnte, die ich mir herausgenommen, den Chevalier zum Souper zu behalten, und ihn mit den Damen des Prinzen zu amüſiren, beſchloß ich, es dem Abbe' und dem Prinzen ſelbſt zu erzählen. Ich behielt deswegen den Chevalier da, bis der Prinz kam und bat ihn, daß er ſich beym Abſteigen in der Nähe befand, damit ihn der Prinz bemerken mußte, und ich eine Gelegenheit fände, ihm ganz natürlich zu erzählen, was vorgefallen. Alles ging nach Wunſch. Als der Prinz anlangte, ſtellte ſich ihm der Chevalier unter die Augen, der Prinz that ſelbſt einige Fragen an meinen Freund, ich antwortete für ihn und beſchrieb ſelbſt unſer Souper. Er lachte und ich hörte nicht weiter davon reden.

Der Chevalier verließ mich in dem Augenblick, und ich folgte dem Prinzen auf ſein Zimmer. Er erkundigte ſich voll Güte nach dem Zuſtand meiner Geſundheit, ich ſagte ihm, ich hätte einen fürchterlichen Abſceß gehabt, und noch zum Ueberfluß die Beſtätigung von der traurigen Ahndung meines Onkels erhalten. Wie? fragte er voll Verwunderung, iſt er todt? — Ja, Monſeigneur, erwiederte ich, und im Grunde glaube ich, er iſt glücklich. Glücklich oder unglücklich, entgegnete er, Du machſt, daß ich erſtaune; durch wen haſt Du die Nachricht erfahren? — Von meinem Vater und von dem Bedienten meines Onkels ſelbſt, der hier iſt. Hierauf erzählte ich dem Prinzen den ganzen Verlauf und faſt mit denſelben Worten, wie ich ihn aus Franzens Mund erfahren. Den ganzen Abend konnte er es nicht vergeſſen und noch beym Schlafengehen ſagte er zu mir, es wäre bey dieſer Geſchichte ſo etwas eigenes und ſonderbares im Spiel, daß er es gar nicht aus dem Kopfe bringen könne.

Den andern Morgen beklagte ſich der Prinz beym Aufſtehen, er habe eine ſehr ſchlechte Nacht gehabt, es wären ihm tauſend Gedanken und Vorſtellungen durch den Kopf gegangen, und endlich rief er, wie ein Menſch, der nicht ſowohl vom Schlaf, als aus einem tiefen Nachdenken erwacht. Ach wie eingeſchränkt iſt doch der Geiſt des Menſchen! — Waren es dieſe Betrachtungen, die ihm böſe Laune machten und hatte er ſchon vorher die Qualen der Langenweile gefühlt, genug, er war unruhig und mißmuthig. Der Abbe' liebte nicht dieſe Art von Gemüthskrankheit beym Prinzen; denn gewöhnlich lief ſie für ihn ſchlecht ab. Beym Abendeſſen fragte ihn der Prinz, ob er denn die ganze Zeit, die er auf dem Lande wäre, mit den drey alten abgeſchmackten Dulcineen zubringen ſollte? Du mußt dir Mühe geben, ſetzte er hinzu, und dir mehr zu ſchaffen machen, rief der Abbe' mit einem Fluch, ich komme ja ſo nicht zur Ruhe. — Nun, nun, ſagte der Prinz, werde nur nicht böſe, Du weißt, mir ſteht der Kopf ſo nicht auf dem rechten Flecke, Du mußt nothwendig Rath ſchaffen, dem Dinge abzuhelfen, Du weißt, Langeweile iſt meine Todfeindinn. — Das weiß ich, Monſeigneur, antwortete der Abbe', aber zum Unglück haben Sie es immer mit dieſer Todfeindinn zu thun, und das Uebel wird von Tage zu Tage ärger, ſo daß ich fürchte, ich werde am Ende gezwungen ſeyn, Sie Ihrem Schickſal überlaſſen zu müſſen. — O, rief der Prinz, nur wenigſtens dieſen Sommer nicht, und damit Du ſiehſt, daß ich ehrlich und redlich mit Dir theilen will, ich überlaſſe Dir zwey von meinen Göttinnen und behalte nur meine Venus für mich; dieſe und noch eine Zeitverkürzerinn, die Du mir wo auftreiben mußt, und ich ſchwöre Dir, daß ich Dich nicht weiter plagen will, ſo lange ich zu St. Elend bin. Zwey für Dich, zwey für mich, ſetzte der Prinz hinzu, geſtehe es ſelbſt, ob das nicht billig iſt. — Ich bewundere, Monſeigneur, erwiederte der Abbe', Ihre Billigkeit bey dieſem Vertrag und ich würde ihn gern eingehen, wenn von tauſend ähnlichen, die Sie ſchon mit mir abgeſchloſſen haben, Sie einen einzigen gehalten hätten. Der Prinz ſchwur hoch und theuer, daß er dieſesmal ein Mann von Wort ſeyn wollte, und der Abbe' verſprach denn endlich, alles zu thun, was in ſeinen Kräften ſey. Der Abbe' hatte den Prinzen ſchon vor meiner Krankheit von einer ſchönen Wittwe erzählt, die im Palais Royal wohne, auf die er einen Anſchlag habe. Wie ſteht's mit dieſer Wittwe? fragte der Prinz, Du erwähneſt ſie faſt täglich gegen mich, bleibt ſie denn durchaus unerbittlich? Mache einen neuen Verſuch, vielleicht gelingt er beſſer, ich gebe Dir unbeſchränkte Vollmacht. Es giebt kein Frauenzimmer in der Welt, das ſich nicht am Ende beſchwatzen ließe. — So wird dieſe gewiß die erſte ſeyn, die eine Ausnahme von der Regel macht; unterdeſſen will ich es verſuchen; ich ſähe es aber lieber, wenn Sie ſolche vorher in Augenſchein nähmen, um ſelbſt einen Ueberſchlag zu machen, was und wie viel man ihr bieten könne.

Der Prinz ging den Vorſchlag ein, aber wollte durchaus, daß ich dabey Geſellſchaft leiſten ſollte. Da heute mein Fiebertag war, ſo fügte er hinzu, er wolle bis morgen warten, gegen Abend abreiſen und im Palais Royal ſchlafen, wo wir denn unſere Maßregeln für den folgenden Tag nehmen könnten. Für einen ſo ungeduldigen Prinzen war das ein langer Aufſchub. So ſchmeichelhaft es für mich war, ſo wäre ich doch dieſer Gnade gern überhoben geweſen; indeſſen mußte ich mir Gewalt anthun, und zwar in allem Betracht Gewalt anthun, denn ich hatte nicht allein meinen jetzigen tödtlichen Widerwillen gegen alle dergleichen Unternehmungen zu überwinden, ſondern ich war auch gezwungen, faſt noch in der Fieberkriſis abzureiſen, ohne die mindeſte Zeit zur Erhohlung zu haben. Wahr iſt es, der Prinz entſchädigte mich durch alle mögliche Aufmerkſamkeit und Sorgfalt, die er für mich hatte; ich mußte mich neben ihn in ſeinen Wagen ſetzen, er ließ die Fenſter aufziehen und ſo ſachte fahren, daß ich in meinem Bette nicht hätte ruhiger liegen können.

Als wir im Palais Royal angelangt waren, wollte der Prinz für niemanden zu Hauſe ſeyn; er befahl, daß ja alle Beſuche abgewieſen werden ſollten und ſchloß ſich mit dem Abbe' und mir ein. Von dem Augenblicke an und den ganzen folgenden Tag bis zu der Stunde, wo wir zur Wittwe gingen, war von nichts anderm die Rede, als von ihr. Der Abbe' wiederhohlte, er verzweifele an einem guten Erfolg. Zwar waren alle Anträge, die er zeither gethan, in ſeinem Nahmen geſchehen, denn ſo pflegte er es immer zu halten, weil ein Frauenzimmer, das ſich mit ihm eingelaſſen, freylich am Ende ſich nicht anders als glücklich ſchätzen konnte, den Prinzen ſeine Stelle vertreten zu ſehen. Des Prinzen Nahme wurde nur im äußerſten Nothfall gebraucht. Man berathſchlagte, ob es diesmal geſchehen ſolle, allein die Entſcheidung fiel verneinend aus, denn der Abbe' verſicherte, daß dieſer Spiegel aller Wittwen ihren verſtorbenen Mann ſo lieb hätte, daß eine Untreue von dem Aufſehen ſie mehr als alles übrige abſchreckte. Wollten wir uns, fuhr er fort, in Einfädelung eines vollkommenen Liebesverſtändniſſes einlaſſen, ſo würde das die Sache zu ſehr auf die lange Bank ſchieben; das beſte iſt alſo, wir machen den Verſuch auf die gewöhnliche Weiſe, und glückt er nicht, ſo habe ich noch ein ander Mittel im petto.

Als die Stunde ſchlug, verkleideten wir uns, der Prinz und ich, und begaben uns mit dem Abbe' auf den Weg. Da heute nur die Rede davon war, die Schöne in Augenſchein zu nehmen, ſo beſchloſſen wir, um die Wittwe deſto weniger ſcheu zu machen, nicht gleich in ihre Boutique zu gehen, ſondern erſt die nächſten Boutiquen bey der ihrigen zu beſuchen. Wir ſtellten uns als fänden wir nicht, was wir ſuchten, wir thaten ſogar, als ob wir bey ihr vorüber gehen wollten, allein der Abbe' rief uns nach: hier, meine Herren, hier iſt noch ein Laden! hier finden Sie es gewiß. — Trotz aller unſerer Vorſicht bemerkten wir doch, daß die tugendhafte Wittwe über die Gegenwart des Abbe' in Furcht und Unruhe gerieth; eine edele Schaamröthe verbreitete ſich über ihr Geſicht, und ſie war in dem Augenblick ſo ſchön, daß, ich muß es ſelbſt bekennen, es unmöglich war, ihr zu widerſtehen. Wir mußten die Augen niederſchlagen, ſo mächtig wirkte die Ehrfurcht auf uns, die ſie und ihre Tugend uns wider Willen einflößte. Hier, Madam, redete ſie der Abbe' an, ſind ein paar Herren, die überall ſchöne geſtickte Weſten ſuchen; ich weiß, Sie führen welche, können Sie ſolche nicht damit verſehen? — Nein, gab ſie zur Antwort; ohne Zweifel, um den Abbe' los zu werden, deſſen bloßer Anblick ſchon ſie beleidigte; nein, dießmal habe ich keine. — Aber, Sie müſſen welche haben, Madam, fuhr der Abbe' fort, denn ich habe Sie noch dieſen Morgen welche auslegen und verkaufen ſehen. — Es iſt möglich, ſprach ſie, allein jetzt iſt mir dieſe Waare ganz ausgegangen.

Der Prinz war zu verliebt, um ſich mit dieſer Antwort abſpeiſen zu laſſen. Er beſah andere Waaren, fragte nach dem Preiſe und verlängerte die Zeit ſeines Aufenthalts, indem er um welche handelte. Der Abbe' bemerkte, daß ſeine Gegenwart die Wittwe in Verlegenheit ſetzte, er ſchützte vor, er wolle ſich unterdeſſen anderswo nach Weſten umſehen und uns davon benachrichtigen, ſobald er etwas in der Art gefunden, wovon er glaube, daß es uns convenire. Damit entfernte er ſich und wirklich ſchien die Wittwe, als er weg war, weit ruhiger. Der Prinz that nicht allein Fragen wegen ihrer Waaren an ſie, ſondern er ſprach auch über eine Menge anderer Dinge mit ihr, und entdeckte, daß ſie eben ſo viel Verſtand, als Schönheit beſitze. Obgleich der Abbe' ziemlich lange ausblieb, ſo kam er doch immer noch zu bald zurück; allein das war nothwendig, ſonſt hätte die züchtige Wittwe ſich nicht erklären können, was dieſe Zögerung ſagen wolle, und vielleicht Schwansfedern bekommen. Kommen Sie, meine Herren, ſagte der Abbe' zu uns, ich habe gefunden, was Sie brauchen, aber es iſt am andern Ende des Palais; er ſagte das mit allem Fleiß und aus zwey Urſachen, einmal, um einen ſchicklichen Vorwand wegen der Länge ſeines Außenbleibens zu geben, und dann zweytens, um uns ſo weit aus den Augen der ſchönen Wittwe zu bringen, daß wir nicht nöthig hätten, des Scheins wegen irgendwo einzutreten und zu kaufen.

Es war nicht ſchwer zu bemerken, welche Gewalt es dem Prinzen koſtete, ſich von ihr loszureißen; unterdeſſen als unſer kleiner Einkauf wohl eingewickelt und eingepackt war, mußten wir uns wohl entſchließen, aufzubrechen. Die Wittwe erbot ſich höflichſt, es uns hintragen zu laſſen, wo wir hin wollten, aber der Abbe' nahm das Wort und verſicherte, es ſey nicht nöthig, er ſelbſt könne das Packet unter ſeinem Mäntelchen bis zu dem Kaufmann tragen, zu welchen wir wollten, wo wir es denn zu dem übrigen legen und alles zuſammen in unſern Wagen thun können. Unterdeſſen trug ich das Packet ſtatt ſeiner, und ſo nahmen wir mit großen Verbeugungen Abſchied.

Außer manchen andern Talenten, die Doliverten eigen waren, ſang ſie auch mit vieler Anmuth, und wußte ſehr artige Liederchen. Unter dieſen war eins, das ſie mit beſondern Wohlbehagen ſang, das Liedchen von Guillot und Guillomette. In dieſem kömmt von Wellen und Schwefelhölzchen vor, und Doliverte ſang es ſehr oft." Sie hatte ſichs von einem gelehrten Mandarin überſetzen laſſen, der ihm auch alle nur mögliche Stärke gelaſſen hatte. Noch fehlte ihm zur Vollkommenheit eine Strophe, die man uneigentlich ein Epigramm zu nennen pflegt. Doliverte, die ſich manchmal damit abgegeben hatte, aus dem Stegreif zu reimen, nahm jetzt den Mandarin bey der Hand, und ſang mit der Grazie, die ihr ganz beſonders eigen war:

Leiſen Hauches blies die Liebe
Guillot's Schwefelhölzchen an:
Es verbrennte, und noch eines –
Und noch eines – mußte dran.
Guillomette ſprach zu Guillot:
Lieber, zünd' noch eines an!

Guillot ſprach zu Guillometten:
Nicht doch, Liebchen, nur gemach!
Mußt das Ding nicht ſo verſchwenden;
Morgen iſt ja auch ein Tag!

Den andern Morgen wußte ganz Kanton Dolivertens Liedchen, und die Strophe, die ſie hinzugeſetzt hatte; indeſſen behauptete man doch, der Mandarin hätte einigen Antheil daran, und ein ſchöner Geiſt, der bey einem Tempel zu mir kam, verſicherte mich, alle Liebhaber Dolivertens hätten eben dies thun können, wenn die Poeſie mehr Mode geweſen wäre. Doch damit ſey es, wie es wolle; genug, der Mandarin, im Genuß der Gunſtbezeugungen ſeiner Schönen, ſah mit einer Art von Superiorität auf alle diejenigen, die ihn umgaben; vornemlich fand er ſeinen Gefallen daran, daß er ſie Schutz verſprach; er gab kräftige Empfehlungsſchreiben nach Pekin mit, und machte — eine Großmuth ohne gleichen! — Billets auf 100000 Unzen Gold mit eben der Leichtigkeit, mit der . . .

Es iſt wirklich etwas eigenes und wunderbares in der Achtung, welche die Tugend ſelbſt denen abzwingt, die ſich am wenigſten um ſie bekümmern; ſchon dieſes einzige Vorrecht wäre hinlänglich, ihren Werth zu bezeichnen. Nicht allein der Abbe' und ich zollten der Tugend der Wittwe unſere Ehrfurcht, ſondern auch der Prinz huldigte ihr auf eine Art, wie er ſich gewiß nicht gegen die erſte Dame des Hofs betragen haben würde. Das Unglück iſt nur, daß der Reſpect, den die Tugend einflößt, ſie nicht vor Anſchlägen auf ihren Fall ſchützt, und leider war das hier der Fall.

Wir begaben uns gerades Weges nach unſerm Wagen, und ſobald wir darinnen ſaßen, brach der Prinz in lauter Lobeserhebungen der Wittwe aus. Wie ſchön iſt ſie! rief er aus, und ſonderlich, was hat ſie für einen Air von Tugend! Wenn ſchon der bloße Schein davon die Reize einer Perſon erhebt, was muß es nicht erſt um Tugend ſelbſt ſeyn! — Alles gut, Monſeigneur, antwortete der Abbe', aber dieſer Tugendſchein, den ſie ſo hübſch finden, bringt uns eben nicht weiter, nach meiner Meinung würde ſie mit etwas weniger Tugend noch weit liebenswürdiger ſeyn.

Als wir wieder im Palais Royal angekommen waren, drang der Prinz von neuem in den Abbe', Anſchläge zum Fall der Tugend der ſchönen Wittwe zu entwerfen, er befahl ihm nicht allein, ſondern er bat ihn auch de- und wehmüthigſt, noch denſelben Abend Hand ans Werk zu legen. Ich gebe Dir unbeſchränkte Vollmacht, ſetzte er hinzu, nur bringe keine abſchlägliche Antwort. Der Abbe' ging, und unterdeſſen ſchien der Prinz wie in einer Verzückung zu ſchweben. Ich wollte mich entfernen; nein, ſagte er, bleib und ſchwatze mir von dieſer Frau vor. Ich fürchte nur, gab ich zur Antwort, daß wenn ſie wirklich ſo iſt, wie der Abbe' ſie beſchrieben hat, Sie ſich, Monſeigneur, grauſam in Ihren Hoffnungen getäuſcht ſehen möchten.

Endlich kam der Abbe' zurück. Gute Nachrichten? rief ihm der Prinz entgegen, ſobald er ihn gewahr wurde. — Frankreichs Krone ſelbſt, Monſeigneur, erwiederte der Abbe', würde nichts auf dieſe Frau wirken, indeſſen tröſten Sie ſich. Ich habe Ihnen ſchon einmal geſagt, daß ich nur ein einzig Mittel wüßte, wie es uns glücken könnte, und ich ſchmeichele mir jetzt mehr als jemals, mich nicht in meiner Hoffnung zu betrügen. — Der Prinz war bey den erſten Worten wüthend aufgeſprungen und wahrſcheinlich hatte der Abbe' aus der Urſache plötzlich eingelenkt, und ihn durch dieſe tröſtliche Ausſicht wieder beſänftigen wollen. Unterdeſſen war der Prinz doch wie vor den Kopf geſchlagen, bis der Abbe' ſich über das Mittel, womit er ihm ſchmeichelte, näher herausließ, und o Himmel, welch ein Mittel! die Feder fällt mir faſt aus der Hand, da ich daran denke.

Der Abbe' fing damit an, ſich in eine weitläuftige Erzählung einzulaſſen, wie die Wittwe ſeine Anerbietung ausgeſchlagen. Sie hatte zuletzt den Abbe' gar höflich und ernſtlich gebeten, nie wieder den Fuß über ihre Schwelle zu ſetzen. Der Abbe' hatte ihr geantwortet, ja, Madam, Sie ſollen mich nie wieder ſehen, d. h. nie wieder in dieſer Kleidung, aber ich entſage ihr und allen den vortheilhaften Ausſichten, die ſie mir öffnet, auf der Stelle, wenn Sie mit dem, was ich Ihnen ſchon angeboten habe, meine Hand annehmen und mit mir zur Kirche gehen würden. Dieſe Worte, fuhr er fort, ſchienen ſie geſchmeidiger zu machen, und als ich ihr hierauf weiter detaillirte, daß es mich nur einige Pfründen koſten würde, die ich herzlich gern aufopfern wollte, ſo dankte ſie mir zärtlich für dieſen Beweis von Liebe, verſprach mir zwar nichts, aber ließ mich alles hoffen. Hätte der Cardinal du Bois mehr Sorgfalt angewendet, die Brandmahle ſeines Lebens zu bedecken, wäre nicht ſein ſchändlicher Wandel dem ganzen Frankreich und Auslande bekannt, ſo würde ich mich gerne der Mühe überhoben haben, meine Feder der Schilderung der Züge ſeines Lebens zu leihen, was bey dem Widerwillen, der jedem ehrlichen Manne natürlich iſt, wenn er ſolche Dinge entſchleiern muß, ihr nicht ſauer geworden wäre; aber da alles, was ich entdecken könnte, den böſen Geruch, den er hinter ſich gelaſſen, um nichts verſchlimmern wird, und überdieß einen groſſen Theil dieſer meiner Lebensgeſchichte unterdrücken müßte, wenn ich ſäuberlich mit ihm verfahren wollte, ſo wird mir es der Leſer nicht übel auslegen, wenn ich mit der Sprache geraden Weges herausgehe. Der Heirathsbetrug, den er der ſchönen Wittwe ſpielen wollte, zwingt mich daher, eines andern ähnlichen Betruges zu gedenken, den er ſchon lange vorher einer andern tugendhaften Frau geſpielt hatte, allein ich muß dabey ein wenig weit ausholen und bis zu den erſten Jugendjahren dieſes Mannes zurückkehren.

Der Abbe' oder Cardinal du Bois war zu Brive la Gaillarde von rechtlichen Eltern erzeugt, die ſo viel im Vermögen hatten, um aus ihm einen ſchlechten Geiſtlichen und aus ſeinem Bruder einen Arzt zu machen, den er in der Folge zu ſich rief und ausdrücklich für ihn die neue Stelle eines Oberaufſehers über die Brücken und Wege erſchuf. Der Abbe', der ſein Glück zu machen ſuchte, verließ das väterliche Haus und wurde Hofmeiſter der Kinder eines Parlaments-Präſidenten zu Bourdeaux. Hier gab er die erſten authentiſchen Beweiſe von ſeiner Neigung zum ſchönen Geſchlecht. Ein Kammermädchen hatte das Unglück, ihm zu gefallen, und war bald in dem Fall, die Welt mit einem jungen Abbe' zu vermehren. Der Präſident, der ſeinen Hofmeiſter nicht zu ſolchen Liebeswerken angenommen hatte, nahm das Ding ſehr übel und jagte ihn aus dem Hauſe; das Kammermädchen hatte gleiches Schickſal. Der Abbe' legte ſeine geiſtliche Kleidung ab, verheirathete ſich mit ſeiner Geliebten und beyde ſuchten nun wieder in Dienſte zu kommen. Sie, die jung, hübſch, und in allen Künſten ihres Metiers erfahren war, fand bald ihr Unterkommen, er hingegen hatte mit dem geiſtlichen Stande allen ſeinen Hülfsquellen entſagt, und da er alſo nichts anzufangen wußte, und ſeine liebe Hälfte nicht im Stande war, ihn zu ernähren, ſo beſchloß das liebe Paar, daß er zu ſeinem Abbe'-Handwerke zurückkehren und ſich für ihren Bruder ausgeben ſollte, und daß ſie unterdeſſen alles anwenden wollte, um ihn wo wieder als Hofmeiſter anzubringen.

Der Abbe' war nun zwar wieder in ſeiner alten Sphäre, allein demungeachtet noch lange Zeit ein Pflaſtertreter, wie vorher. Viele Perſonen können ſich noch ſeiner aus dieſer Epoche und in ſeinem ſchäbigten zerriſſenen erbärmlichen Aufzuge erinnern. Endlich machte die Frau Aebtiſſin, ſeine theure Hälfte, ausfindig, daß in dem Hauſe Orleans ein Vorleſer geſucht werde. Obgleich dieſes ein Poſten war, welcher die Hofnung des Herrn Ehegemahls weit überſtieg, ſo verlor ſie doch den Muth nicht. Nachdem ſie alles angewendet, was in ihren Kräften ſtand, entſprach endlich der Erfolg ihren Bemühungen, und es blieb ihr nun nichts übrig, als noch eine letzte Aufopferung zu wagen und ihre Kleider zu verſetzen, um ihren Herzgeliebten auszuſtaffieren. Er bekam die Stelle.

Ehrſucht war zwar nicht ſein Fehler; allein die Nothwendigkeit, in welcher er ſich ſah, bewog ihn, den Charakter ſeines Herrn zu ſtudieren, um ſich in ſeine Gewogenheit einzuſchmeicheln und ſo durch einen Rückfall in die alten Widerwärtigkeiten in Sicherheit zu ſetzen. Ich bin überzeugt, daß dies anfangs ſein einziger Zweck war. Es wurde ihm gar nicht ſchwer, ſeinen Zweck zu erreichen, denn er brauchte nur ſeinem Inſtinkt nachzuhängen, und ſich blos in Acht zu nehmen, daß er ſich nicht verrathe, d. h. daß diejenigen, welche über die Erziehung des Prinzen wachten, nicht gewahr wurden, daß er ſeine Neigung zur Lüderlichkeit unterſtützte und alles Gute bey ihm zum Böſen zu kehren ſuchte. In kurzer Zeit bemächtigte er ſich der Gunſt und Gewogenheit ſeines Herrn in einem ſolchen Grade, daß er nun ganz außer Sorgen ſeyn konnte.

(Die Fortſetzung folgt.)

V.

Miſcellaneen.

Statute und Plane einer ſchon 1778 in einer namhaften deutſchen Reſidenzſtadt errichteten, und ihrem Namen entſprechenden gemeinnützigen Privatgeſellſchaft *).

Einleitung.

Veranlaſſung zur Errichtung der gemeinnützigen Geſellſchaft.

Der Schutz und die Achtung, die unſer Durchlauchtigſter Landesherr den Künſten und Wiſſenſchaften angedeihen läßt, und der Eifer, womit Er ſie ſelbſt bearbeitet, fodern jeden Unterthan auf, auch die geringſte ſeiner Kenntniſſe zu beleben. Der Flor der Wiſſenſchaften und der gute Geſchmack müſſe Seine Regierung bezeichnen, und die Verbreitung nützlicher Kenntniſſe zum allgemeinen Wohl müſſe der Dank ſeyn, den ſie Seinem Schutze ſchuldig ſind. Dank, Patriotismus und Menſchenliebe iſt der Grund, worauf die Geſellſchaft ſteht: Flor der Künſte und Wiſſenſchaften, Ausbrei-

---

*) Sie exiſtirt ſeit ein paar Jahren nicht mehr.

breitung nützlicher Kenntniſſe, allgemeines Wohl; das Ziel, nach dem ſie hinſtrebt.

Erſtes Kapitel.

Von der Abſicht der Geſellſchaft.

I.

Die Abſicht der Geſellſchaft beſtehet:

1) in der Vervollkommung und Erweiterung der eigenen Kenntniſſe der Mitglieder;
2) in der Bearbeitung der Wiſſenſchaften und Künſte, und
3) in der Ausbreitung nützlicher Kenntniſſe unter dem gemeinen Mann.

II.

In Anſehung des erſten Punktes ſoll es einem jeden Mitgliede frey ſtehen, über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, bey welchen ihm Zweifel aufſtoßen, oder worüber es eine nähere Nachricht zu haben wünſchte, ſchriftlich oder mündlich Fragen zu thun, und ſich darüber belehren zu laſſen. Aus eben dieſem Grunde ſoll auch ein jedes Mitglied gehalten ſeyn, von allem, was ihm bey ſeiner Lectüre merkwürdiges vorkommt, als neue Entdeckungen in irgend einem Fache der Künſte und Wiſſenſchaften, oder beſſere Erläuterungen und Erklärungen, wahrſcheinlichere Hypotheſen u. ſ. w. in den Verſammlungen der Geſellſchaft entweder mündlich oder ſchriftlich bekannt zu machen.

III.

Bey dem zweyten Punkte verſprechen diejenigen Mitglieder, die ſich mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten abgeben, aber einen entweder neuen, oder nicht hinlänglich bekannten und unterſuchten Gegenſtand, eine Abhandlung zu liefern und ſolche der Geſellſchaft vorzuleſen. Dieſe Aufſätze ſollen ſodann allen Mitgliedern zugeſchickt, und von dieſen ihre Anmerkungen, Ergänzungen und Verbeſſerungen aufgeſchrieben und dem Verfaſſer des Aufſatzes, um darinn dieſe Bemerkungen nutzen zu können, mitgetheilet werden. Dieſem ſtehet ſodann frey, ſeinen gebilligten Aufſatz dem Gothaiſchen Magazine der Künſte und Wiſſenſchaften einverleiben zu laſſen. Ein jedes Mitglied, das ſich zu Vorleſungen und Demonſtrationen verſteht, wird darauf bedacht ſeyn, eine ſolche Vorleſung in Bereitſchaft zu haben, und ſolche allenfalls verſiegelt bey dem Sekretär nieder zu legen, damit bey unvermuthetem Zuſpruch die ſchicklichſte ſogleich vorgenommen werden könne. Ferner übernimmt die Geſellſchaft die Ausarbeitung des Gothaiſchen Hofkalenders, wovon die Einkünfte (ausſchlüßig der Koſten für den aſtronomiſchen Theil, die Ueberſetzung und Correktur) zur Hälfte in die Caſſe der Geſellſchaft fallen, und zur andern Hälfte unter die Mitglieder, die Aufſätze zu demſelben geliefert, nach der Anzahl der Blätter, vertheilet werden. Endlich machen ſich auch die Mitglieder der Geſellſchaft, die ſich mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten beſchäftigen, anheiſchig, für die hieſige gelehrte Zeitung, weitläuftigere oder kürzere Anzeigen von Büchern, gelehrte Nachrichten von neuen Entdeckungen und merkwürdigen Veränderungen in der gelehrten Republik zu liefern, und alles dasjenige, was ſie entweder aus ihrer neueſten Lectüre, in- oder ausländiſchen Journalen, oder ihrer Correſpondenz mit auswärtigen Gelehrten und Künſtlern erfahren, und bemerkungswürdig iſt, zum Behuf dieſer Zeitung mitzutheilen. Außer dieſen feſtgeſetzten Beſchäftigungen bleibt es der Geſellſchaft unbenommen, irgend ein Werk, es beſtehe in einem Original oder in der Ueberſetzung eines wichtigen ausländiſchen Werks, gemeinſchaftlich auszuarbeiten.

IV.

Was zuletzt die Ausbreitung nützlicher Kenntniſſe unter den gemeinen Mann betrift, ſo verpflichtet ſich die Geſellſchaft 1) ein gemeinnütziges Wochenblatt auszuarbeiten, worin Künſtlern, Handwerkern und Landleuten entweder Dinge, die ihnen ſämmtlich als Menſchen zu Aufheiterung ihres Verſtandes zu wiſſen erſprieslich, oder in Rückſicht auf ihre Kunſt, Handwerk oder Oekonomie beſſere und leichtere Methoden und Vortheile, neue Erfindungen und Verbeſſerungen u. ſ. w. auf eine leichte und faßliche Art vorgetragen werden. 2) Da auch zur Ausbreitung nützlicher Kenntniſſe die Aufmunterung des Fleißes und der Induſtrie nicht wenig beyträgt, ſo ſoll die Geſellſchaft nach den Kräften ihrer Caſſe einem Künſtler, Handwerker oder Oekonomen, der ſich in der Bearbeitung ſeines Stoffs beſonders hervorgethan hat, oder auch jungen ſtudierenden Leuten, die es in einem wiſſenſchaftlichen Fache oder in einer Sprache weit gebracht haben, Prämien ertheilen, die entweder in Geld, oder Inſtrumenten, die auf die Kunſt, die ſie treiben, Beziehung haben, oder in einem wichtigen Buche, das zu der Klaſſe gehört, worin ſich das Subjekt, das die Prämie erhalten ſoll, hervorgethan hat, beſtehen ſollen. 3) Ein nicht minder wirkſames Mittel, nützliche Kenntniſſe unter das Volk zu bringen, den Aberglauben auszurotten, und geſunden Menſchenverſtand unter den gemeinen Mann zu verbreiten, wird der Geſellſchaft in den hieſigen ſogenannten Reyheriſchen Quartkalender dargebothen; dieſen zu verbeſſern, Aberglauben und Unſinn aus denſelben auszumerzen, und reinen Unterricht an ihre Stelle zu ſetzen, eine der hauptſächlichſten Bemühungen der Geſellſchaft. Uebrigens bleibt es ihr unbenommen, auch noch andere Einrichtungen und Anſtalten, außer den angeführten beſtimmten und feſtgeſetzten, zu treffen, die zur Erreichung dieſer beſondern Abſicht beförderlich ſeyn können. Z. B. die Ausarbeitung eines Leſebuchs für die niedern Schulen; eines allegoriſchen Wörterbuchs für die Künſtler, u. ſ. w.

Zweytes Kapitel.

Von den Eigenſchaften der Mitglieder.

Die Eigenſchaften der Mitglieder dieſer Geſellſchaft erhellen im Allgemeinen ſchon aus dem Inhalte des vorigen Kapitels. Wer überhaupt in irgend einem Fache der Wiſſenſchaften vorzügliche und nicht gemeine Kenntniſſe beſitzt, die ihn in den Stand ſetzen, zur Erreichung obiger Abſichten der Geſellſchaft mit wirken zu können, kann als ein Mitglied aufgenommen werden. Es iſt eben nicht nothwendig, daß er ſich als Schriftſteller bekannt gemacht habe; genug wenn man weiß, daß er in dem Fache der Wiſſenſchaften, dem er ſich als ein Mitglied der Geſellſchaft unterziehen will, eine Stärke beſitzt. Liebe zum Vaterland und Eifer für ſeine Wiſſenſchaft und Kunſt muß ihn auszeichnen, er ſey Gelehrter von Profeſſion, Künſtler, Wirthſchaftsverſtändiger, Kaufmann und dergleichen. Jeder Stand kann nützlich werden.

Drittes Kapitel.

Von der Wahl und Aufnahme der Mitglieder.

I.

Eine jede Perſon, die zum Mitgliede erwählet werden ſoll, muß zuvor in einer Verſammlung als Kandidat vor-

Entzückt über ſein Glück hatte ſich der Mandarin, als er in Myredorbs Zimmer eintrat, auf einen Jrequilles Sopha hingegoſſen, und hier ſchien ſein guter Anſtand durch Dolivertens zärtliches Schmachten noch einen neuen Reiz zu erhalten. Es waren einige Fremde gekommen, unter andern auch einer, der bisher ein begünſtigter Liebhaber Dolivertens geweſen war. Liebe iſt ſcharfſichtig, und ſieht bald allen Kummer, alle Sorge, die ſie bekämpfen ſoll. Der Liebhaber hieß, wo ich nicht irre, Douly Kan, und bekleidete eine wichtige Stelle, denn er kommandirte hundert Mann von der kaiſerl. Garde. Er war ein guter Soldat, war in mehr als einer Bataille geweſen, und hatte bey dem lezten Einfall der Tatarn gedient.

Es brauchte keine lange Zeit, um ihm gewahr werden zu laſſen, wie ſeine Sachen bey Doliverten ſtünden. Er entdeckte bald ſeinen Rival, und das war ihm Anlas genug zu mancherley Beſorgniſſen. Die Unterhaltung war in eine Lage herabgeſunken, die Schläfrigkeit und Langeweile verkündigt. Douly Kan, der ſich als Kommandeur von 990 Mann im lezten Krieg angegeben, und ſich wirklich hervorgethan hatte, fragte den Mandarin, warum bey einer gewiſſen Evolution, welche die Tatarn gemacht hätten, der rechte Flügel, wo er nach ſein Angeben ein Kommando gehabt, nicht von der Stelle gewichen wäre? — Weil er keine Ordre dazu hatte, verſezte der Mandarin. — — Wie? erwiederte Douly Kan, mein Bruder bekam ja den Auftrag, ſie zu überbringen, und ganz gewiß hat ers gethan. — Nun ja doch! es iſt möglich, daß ich dieſen Umſtand nicht weiß; denn da ich eben unpäßlich war, mußte ich die Infanterie verlaſſen, und zur Kavallerie übergehen. — — Auch hierin irren Sie ſich, Gn. H., denn Kavallerie hatten nur die Tataren; folglich hatten Sie

bey

vorgeſchlagen werden. Hierauf ſoll ſie in einer zweyten Verſammlung, wobey wenigſtens zwey Drittel von den Mitgliedern gegenwärtig ſeyn müſſen, wieder in Vortrag gebracht und über ſie votiret werden.

II.

Ein Mitglied, das einen zum Kandidaten vorſchlägt, ſoll, ehe und bevor es ſolches thut, demſelben die Verbindlichkeiten, die er als ein künftiges Mitglied zu leiſten hat, nebſt der Summe des Receptionsgeldes und des vierteljährigen Beytrags bekannt machen. Bringt das Mitglied dieſe Perſon ſodann in der Verſammlung in Vorſchlag, ſo ſoll er derſelben zu vernehmen geben, daß er dieſe Perſon hiervon genau unterrichtet habe, und daß es ihr Wunſch ſey, in die Geſellſchaft aufgenommen zu werden.

III.

Der Name, der zum Kandidaten vorgeſchlagenen Perſon muß nebſt dem Namen desjenigen, der ſie vorſchlägt, in das Tagebuch eingetragen werden.

IV.

Bey der Wahl eines Kandidaten ſollen die Stimmen durch Ballotirung eingeſammelt werden, und die Mehrheit derſelben den Ausſchlag geben.

V.

Ausländer ſollen unmittelbar nach ihrer Wahl zu Mitgliedern angenommen, und als ſolche in das Tagebuch eingeſchrieben werden; jedoch unter der Bedingung, daß keine ſolche Perſon eher das Recht haben ſoll, bey einer Wahl oder Sitzung zu votiren, als bis ſie ſich durch

Entrichtung der Beyträge und Unterſchrift der Pflicht dazu qualificiret hat. Unterläßt ſie dieſes, wenn ſie nach Gotha kommt und einer Verſammlung beywohnen kann, ſo ſoll ihre Wahl für ungültig erkannt und ihr Name im Verzeichniß der Mitglieder durchgeſtrichen werden.

VI.

Jede einheimiſche zum Mitglied gewählte Perſon ſoll ſich innerhalb vier Wochen nach geſchehener Wahl, oder binnen einer, von der Geſellſchaft wegen der von der Perſon angeführten Urſachen bewilligten längern Zeit in einer ordentlichen Verſammlung einfinden; außerdem aber ihre Wahl vernichtet ſeyn.

VII.

Ein Kandidat, der zum Mitglied gewählet worden iſt, ſoll von dem vorſitzenden Mitgliede in die Verſammlung eingeführet werden.

VIII.

Die Wahl und Aufnahme einer jeden Perſon ſoll, nebſt den Zeiten, wenn ſie geſchehen, ins Tagebuch angemerkt werden.

IX.

Jede Perſon, die ein Mitglied werden will, muß bey einer Verſammlung durch wenigſtens drey Mitglieder vorgeſchlagen und empfohlen werden. Dieſe ſollen ſodann dem Sekretär der Geſellſchaft eine von ihnen eigenhändig unterſchriebene Note überreichen, worin der Vor- und Zuname, der Stand, die Beſchäftigung, Hauptgeſchicklichkeiten und Brauchbarkeit des Kandidaten,

ten, ferner ſeine etwa gemachten Erfindungen, Entdeckungen, Werke, Schriften, oder andere Produkte, nebſt der Anzeige ſeines Wohnorts enthalten ſind. Von dieſer Note ſoll eine feine Abſchrift unterm Datum ihrer Uebergabe im Verſammlungszimmer der Geſellſchaft vier verſchiedene Sitzungen hindurch angeſchlagen bleiben, ehe und bevor der Kandidat durch das Ballotiren gewählet wird.

X.

Da den Abſichten der Geſellſchaft nicht wenig zu ſtatten kommen würde, geſchickte und erfahrne Correſpondenten, zumal in den hieſigen Landen zu haben; ſo wird ein jedes Mitglied ſich angelegen ſeyn laſſen, dergleichen Männer auszufinden, und ſie der Geſellſchaft vorzuſchlagen.

Viertes Kapitel.

Von der Art, Geſetze zu machen und aufzuheben.

I.

Wenn ein Geſetz gemacht werden ſoll, ſo muß zuförderſt in der Verſammlung ein Entwurf davon vorgelegt und darüber in zwey Zuſammenkünften votiret werden. In der erſten wird durch die Mehrheit der Stimmen entſchieden, ob der Entwurf des vorgeſchlagenen Geſetzes, nach dem ſolcher gebilliget worden, bey einer zweyten Sitzung vorgeleſen werden ſoll; und in dieſer zweyten Sitzung wird die Frage erörtert: ob dieſer Entwurf die Kraft eines Geſetzes erhalten ſoll oder nicht?

II.

Wird die Wiederaufhebung eines Geſetzes, oder eines Paſſus deſſelben vorgeſchlagen, ſo ſoll davon an zwey verſchiedenen Sitzungstagen Vortrag geſchehen, und darüber votiret werden. „Am erſten Verſammlungstage wird durch die Mehrheit der Stimmen die Frage entſchieden, ob die Wiederaufhebung des in Frage ſtehenden Geſetzes oder Paſſus deſſelben in der nächſten Sitzung zum Vortrag gebracht werden ſoll; und in dieſer die Frage, ob das Geſetz oder der Paſſus aufgehoben werden ſoll oder nicht. Hierauf wird dieſe Aufhebung, im Fall ſie beſchloſſen worden, in das Tagebuch eingetragen, und das aufgehobene Geſetz oder der Paſſus deſſelben im Geſetzbuche durchgeſtrichen.

III.

Nichts kann durch die Mehrheit der Stimmen entſchieden werden, was nicht vorher den ſämmtlichen Mitgliedern zu Wiſſenſchaft gebracht worden iſt. Diejenigen Mitglieder, welche alsdann an dem zum Votiren angeſagten Tage nicht erſcheinen, verlieren ihr Votum, wenn ſie es keinem andern übertragen haben. Das Votiren hat nicht ſtatt, wofern nicht wenigſtens zwey Drittel der Mitglieder entweder perſönlich oder durch Vollmacht gegenwärtig ſind. Alle Vollmachten müſſen ſchriftlich beygebracht und dem vorſitzenden Mitgliede übergeben werden.

Form der Vollmacht.

Hierdurch ertheile ich Herrn N. N. Vollmacht, für mich in der —— Sache zu votiren.

N. N.

Fünftes Kapitel.

Von Unterſchreibung der Pflicht.

Jedes Mitglied der Geſellſchaft ſoll nachſtehende Pflicht unterſchreiben.

Wir Endes Unterſchriebene verſprechen, ein jeder für ſich, daß wir uns beſtreben wollen, das Wohl der Geſellſchaft zur Erweiterung und Ausbreitung nützlicher Kenntniſſe zu befördern, und den Abſichten nach zu kommen, wozu ſie, nach Maasgabe des erſten Kapitels dieſer Geſetze, geſtiftet worden iſt. Ferner verſprechen wir uns bey jeder ſowohl ordentlichen als außerordentlichen Verſammlung einzufinden, oder dem Sekretär erhebliche Urſachen des nicht Erſcheinens jedesmal zuvor wiſſen zu laſſen, und die Verordnung der Geſellſchaft unverbrüchlich zu halten, auch von den vorkommenden Deliberationen und daraus formirten Planen, ehe und bevor ſie allgemein gebilliget und zu Stande gebracht worden ſind, ſo wie es ſich von Privatgeſchäften ohnehin verſteht, nichts bekannt werden zu laſſen.

Im Fall ſich ein Mitglied weigert, dieſe Pflicht zu unterſchreiben, ſo ſoll es von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen werden.

Sechſtes Kapitel.

Von dem, was die Mitglieder zu entrichten haben.

I.

Jedes neugewählte Mitglied ſoll am Tage ſeiner Aufnahme zum Nutzen der Geſellſchaft ein Receptionsgeld von einem Dukaten und Ein und einen halben Thaler für den Stuhl erlegen. Weigert es ſich deſſen, ſo ſoll die geſchehene Wahl und Aufnahme zurückgehen, ausgenommen in dem Falle, wenn das neue Mitglied durch eine beſondere Verwilligung der Geſellſchaft von der Entrichtung entweder der ganzen Summe, oder eines

Theils derſelben, befreyet worden iſt. Ueber den Erlaß ſoll votiret werden.

II.

Zur Beſtreitung der Koſten, die auf Experimente und andere Dinge verwendet werden, ſoll jedes Mitglied alle Vierteljahre Einen Thaler vorſchußweiſe entrichten. Weigert ſich deſſen ein Mitglied, ſo ſoll es von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen werden, es wäre denn, daß es durch beſondere Einwilligung von dieſem Abtrage befreyet würde. Da auch zu Zeiten Fälle ſich ereignen können, wo eine außerordentliche Beyhülfe erforderlich ſeyn dürfte, ſo ſoll die Nothwendigkeit eines ſolchen Beytrags durch die Mehrheit der Stimmen entſchieden werden, übrigens aber wie viel ein Mitglied in die zum Einſammlen ausgeſetzte Capſel einlegen will, ſeiner eigenen Willkühr überlaſſen bleiben. Iſt das Quantum beſtimmt, die dazu eingegangenen Gelder aber nicht hinreichend, ſo werden dieſe Gelder zur Caſſe genommen, aber beſonders berechnet, und bey andern außerordentlichen Vorfällen mit verwendet.

III.

Der erſte Termin, wenn die gegenwärtigen Mitglieder dieſen vierteljährigen Beytrag zu bezahlen anfangen, ſoll der erſte Sitzungstag im Monat Januar 1778 ſeyn, und ſoll ſodann mit dieſer Zahlung von Quartal zu Quartal nach der Folge der Monate fortgefahren und am erſten Sitzungstage der Monate April, Julius und October geleiſtet werden.

IV.

Neu aufgenommene Mitglieder entrichten das ganze Quantum des Vierteljahrs, in welchem ſie aufgenommen

men werden, und fahren ſodann mit der Entrichtung nach Quartalfolge mit den andern Mitgliedern fort, und kein Mitglied, das von der Geſellſchaft abgehen will, erhält das pränumerirte Quartalgeld wieder zurück, es mag abgehen zu welcher Zeit es will.

V.

Jedes Mitglied ſoll ſein Quartalgeld an dem in den benannten Zahlungsmonaten Januar, April, Julius und October zu haltenden erſten Verſammlungstage mitbringen oder dem Caſſirer überſchicken.

VI.

Die Correſpondenten der Geſellſchaft ſind von allem Eintrittsgelde ſowohl, als von den vierteljährigen Beyträgen frey. Uebrigens haben ſie einen freyen Zutritt in die Verſammlungen, nehmen aber bey den Zuhörern ihren Platz.

Siebentes Kapitel.

Von den ordentlichen Verſammlungen der Geſellſchaft.

I.

Die ordentlichen Verſammlungen der Geſellſchaft ſollen, der Regel nach, alle vierzehn Tage am Dienſtage gehalten werden. Sie nehmen Nachmittags um vier Uhr ihren Anfang und dauern bis ſechs Uhr, es wäre denn, daß der größte Theil der Mitglieder übereinkäme, eher auseinander zu gehen, oder länger ſitzen zu bleiben. Kein Mitglied ſoll weggehen, ohne es dem vorſitzenden Mitgliede zu melden. Feyerliche Zuſammenkünfte beſtimmt die ganze Geſellſchaft.

II.

Wenn eine Hinderung vorfällt, weshalb ein großer Theil der Mitglieder in der nächſten Verſammlung nicht erſcheinen kann, ſo ſoll das Mitglied, das den Vorſitz hat, ſolches den Mitgliedern entweder in der Verſammlung, oder im Fall dieſe Verhinderung noch nicht exiſtirt oder bekannt iſt, an dem nämlichen Tage, wenn ſie ihm bekannt gemacht wird, durch einen Umlauf anzeigen, und zugleich einen Tag vorſchlagen, auf welchen die ausfallende Verſammlung nachzuholen ſeyn wird. Die meiſten Stimmen, die dem Präſentatum beygefügt werden, ſollen ſodann entſcheiden, und der dadurch beſtimmte Verſammlungstag den Mitgliedern, ſo frühzeitig als möglich iſt, angezeigt werden. Wenn die Stimmen entweder getheilt, oder die mehrern Stimmen nicht zwey Drittheile der Mitglieder ausmachen, ſo ſoll der ausfallende Verſammlungstag gar nicht gehalten werden, und das vorſitzende Mitglied ſolches den Mitgliedern anzeigen laſſen. Die Geſellſchaft verſammlet ſich hierauf wieder an dem auf die ausfallende Sitzung zunächſt folgenden Dienſtage.

III.

Wenn ſich das vorſitzende Mitglied niederſetzt, ſollen die andern Mitglieder auch Platz nehmen. Einheimiſche und fremde Perſonen von Stande können mit Vorbewußt der Geſellſchaft, wozu eine Anſage bey dem Sekretär der Geſellſchaft hinreichend iſt, in den Sitzungen erſcheinen, ſo wie auch ſolche Perſonen, die von den anweſenden Mitgliedern oder dem größten Theile derſelben die Erlaubniß dazu erhalten, oder dazu eingeladen ſind. Die Namen der Perſonen, die die Geſellſchaft durch ihre Gegenwart beehren, ſollen dem Tagebuche einverleibet werden.

IV. Es

IV.

Es ſoll, ſo lange die eigentliche Sitzung dauert, nur einer ſprechen, und wenn mehrere zu ſprechen anfangen, ſo beſtimmt ſogleich die Ordnung im Sitzen, wornach alle Umfragen geſchehen, hinlänglich, wer zu ſprechen oder zu ſchweigen hat.

V.

Die Beſchäftigung der Geſellſchaft in ihren ordentlichen Verſammlungen ſoll in Ableſung ſchriftlicher Aufſätze, die entweder für das Magazin, oder die beyden Kalender, oder das Wochenblatt für den gemeinen Mann, oder zu dem, was die Geſellſchaft ſonſt noch auszuarbeiten ſich vornimmt, beſtimmt ſind; in der darüber zu pflegenden Unterhaltung, in Erklärung allerley nützlicher Maſchinen, Inſtrumente und Modelle; in Bekanntmachung allerley neuer Erfindungen, Entdeckungen und Anſtalten, und in Anordnung und Demonſtrirung allerley phyſikaliſcher ſowohl, als anderer Experimente beſtehen. Ferner ſollen Briefe, Nachrichten und fremde gedruckte oder ungedruckte Aufſätze, die eine in irgend eine Wiſſenſchaft oder Kunſt einſchlagende nützliche Materie enthalten, vorgeleſen und darüber geſprochen, auch Seltenheiten der Natur und Kunſt vorgezeigt und in Betrachtung gezogen werden, was für Folgen daraus hergeleitet und zu welchem Gebrauch ſie benutzt werden können. Nach dieſen ordentlichen Beſchäftigungen ſoll erſt über die Verbeſſerung der Geſellſchaft und ihrer Geſetze, im Fall irgend ein Mitglied etwas dergleichen in Vorſchlag zu bringen hat, geſprochen, Perſonen, die ſich als Kandidaten der Geſellſchaft gemeldet, in Vorſchlag gebracht, über einen oder den andern vorkommenden Umſtand, wo es nöthig und es die Geſetze erfodern, ballotirt, und überhaupt

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
REICHARD,H.A.O.

3-598-52319-X
FN. 17592/029

bey dieſer Schlacht eben nicht viel zu thun. —— So viel aber iſt doch gewiß, daß wir auf dem Ganges zu Schiffe gingen, und ohne einen Streich zu führen, zurückkamen. — Auf Ehre, Gn. H., fiel ihm jetzt Myredorb ins Wort, Sie ſchwärmen; Kavallerie dient ja nicht zur See, und dann iſt ja der Ganges ein Hauptfluß in Indoſtan, und folglich weit von China entfernet. —

Ein anderer als der Mandarin wär' über einen ſolchen Einwurf aus der Faſſung gekommen. Douly-Kan triumphirte ſchon: Doliverte erröthete wider ihre Gewohnheit; Myredorb ſchien, indem ſie die Anmerkung machte, ganz beſchämt zu ſeyn; der Soupdar erwartete ſchweigend, was der Mandarin antworten würde. Niemals half ſich ein dreiſter Erdenſohn aus einer Verlegenheit beſſer, als er. Ohn' aus der Faſſung zu kommen, wandt' er ſich zu ſeiner Schönen, faßte ſie zärtlich am Kinn, und ſagte zu Douly-Kan, indem er ihm in die Augen ſah: Das müſſen Sie doch geſtehn: ſie iſt zum Anbeten.

(Die Fortſetzung folgt.)

5.

Gerechtigkeit und Vaterliebe.

Ein Kaufmann, James Lynch Fitz-Stephen, der im Jahr 1526. zum Maire ſeiner Vaterſtadt Galway in Irrland erwählt worden war, ſchickte ſeinen einzigen Sohn, als Kommandeur eines ſeiner Schiffe, nach Bilboa in Spanien, um Wein einzukaufen. Er hatte in dieſer Stadt ſchon viele Jahre her Geſchäfte getrieben, und ſich einen uneingeſchränkten Kredit verſchaft. Diealles dasjenige vorgenommen werden, was zur äußern Form und Einrichtung der Geſellſchaft gehört.

Achtes Kapitel.

Von den vorſitzenden Mitgliedern.

I.

Die drey vorſitzenden Mitglieder werden alle Jahr am 30ſten Jenner gewählt, und eins derſelben ſitzt nach der ihnen überlaſſenen Einrichtung und Folge der Verſammlungen vor. Der Sekretär der Geſellſchaft bleibt vom Vorſitze frey.

II.

Das vorſitzende Mitglied nimmt ſeinen Platz an der ſchmalen Seite der Tafel, und hat den Sekretär neben ſich.

III.

Das vorſitzende Mitglied eröffnet die Sitzung, wacht über die Befolgung der Geſetze, regulirt die Ordnung in den Vorträgen, die ihm zur rechten Hand anfängt; hat die Abnahme der Rechnung nach Anleitung des folgenden Kapitels mit zu vollziehen; führt neu aufgenommene Mitglieder in die Geſellſchaft und dirigirt überhaupt das Geſchäft der Geſellſchaft während der Verſammlung.

IV.

Wenn irgend ein Mitglied bey einer Verſammlung eine Frage vorlegen will, und ſein Geſuch von einem andern unterſtützt wird, ſo ſoll ſie das vorſitzende Mitglied

glied aufwerfen, es müſſe ſich denn zeigen, daß die ganze Geſellſchaft anders geſinnet wäre.

V.

Das vorſitzende Mitglied ſoll bey allen ſowohl gewöhnlichen, als außerordentlichen Verſammlungen der Mitglieder gegenwärtig ſeyn. Fällt in der Zwiſchenzeit, wo die vorſitzenden Mitglieder mit einander wechſeln, etwas vor, das in der erſten Sitzung vorgetragen zu werden verdient, ſo hat das abgehende Mitglied dem, das den Vorſitz antritt, in Zeiten davon Nachricht zu geben.

VI.

Wenn dasjenige Mitglied, das das vorſitzende Mitglied im Vorſitz ablöſen ſoll, in der Verſammlung, worin es den Vorſitz antreten ſoll, nicht erſcheinen kann, ſo ſoll es gehalten ſeyn, den andern beyden Nachricht zu geben, damit der Vorſitz von einem oder dem andern übernommen, und keine Verſammlung ohne ein vorſitzendes Mitglied gehalten werde.

VII.

Das vorſitzende Mitglied läßt die Verſammlungen ab- und andere anſagen, wenn die Umſtände ſo beſchaffen ſind, daß eine oder die andere nicht an dem beſtimmten Tage gehalten werden kann.

VIII.

Den Anfang und den Beſchluß einer Verſammlung beſtimmt das vorſitzende Mitglied durch ſein Niederſetzen und Aufſteigen vom Stuhle. Erſteres geſchieht der Regel nach um vier Uhr, und das letztere um ſechs Uhr; es wäre denn, daß die eigentlichen Geſchäfte der Geſellſchaft eher geendiget würden. Das vorſitzende Mitglied zeigt dieſes allemal an, und giebt dadurch die Erlaubniß zu anderen geſellſchaftlichen Unterhaltungen.

Neuntes Kapitel.

Von dem Caſſierer und deſſen Rechnungen.

I.

Der Caſſierer oder ſein Bevollmächtigter ſoll zum Gebrauch der Geſellſchaft, alles Geld, das man ihr ſchuldig iſt, oder das ihr ausgezahlt wird, in Empfang nehmen, und aus dieſer Caſſe alle Poſten und Summen, die die Geſellſchaft zu bezahlen verwilligt, bey allen Gelegenheiten auszahlen, auch über die ganze Einnahme und Ausgabe Rechnung führen.

II.

Jede für die Geſellſchaft auszugebende außerordentliche Summe unter und bis auf fünf Reichsthaler ſoll auf Verordnung des vorſitzenden Mitglieds und mit ſeiner Unterſchrift ausgezahlt werden, jeder außerordentliche Aufwand aber, wenn er mehr als fünf Rthlr. beträgt, und alle auf Experimente zuverwendende Koſten ſollen auf Verordnung der ganzen Geſellſchaft bezahlt und die Rechnung davon von dem vorſitzenden Mitgliede unterſchrieben werden. Alle beſtändige Auszahlungen, als Hausmiethe, Dienerslohn, für Licht und Holz, verrichtet der Caſſierer ohne weitere Anfragen, blos gegen die gehörigen Beſcheinigungen.

III.

Der Caſſierer ſoll ein Manual führen, worin die Namen aller Mitglieder der Geſellſchaft verzeichnet ſtehen. In dieſem ſoll hinter und vor jedem Namen ein leerer Raum gelaſſen ſeyn. In jenem ſollen die noch ſchuldigen Rückſtände der Mitglieder angemerkt und in dem andern der Empfang ihrer vierteljährigen Beyträge beſcheiniget werden. Dieſes Verzeichniß ſoll auch von ihm, um die Wahrheit deſſelben zu bezeugen, unterſchrieben ſeyn. Die durch außerordentliche Verwilligungen eingegangenen Gelder, wenn ſie, wie oben Kap. VI. Art. II. zur Caſſe genommen werden, muß der Caſſierer beſonders berechnen.

IV.

Am erſten Sitzungstage, zu Anfange jedes Quartals, ſoll der Caſſierer die voraus zu bezahlenden vierteljährigen Beyträge einfodern, und den Diener der Geſellſchaft mit dem von ihm unterſchriebenen Verzeichniß der Mitglieder, worauf eines jeden Mitglieds Rückſtände hinter deſſen Namen bemerkt ſind, herumſchicken, um ſolche einzucaſſiren.

V.

Die Rechnungen des Caſſierers müſſen jährlich einmal, und zwar am letzten Mittwoch des Decembers, durch eine von der Geſellſchaft durch das Loos zu ernennende Commiſſion, die aus drey Mitgliedern, dem vorſitzenden Mitgliede und dem Sekretär beſtehen ſoll, in Beyſeyn des Caſſierers unterſucht und juſtificirt, und hiervon der Geſellſchaft Bericht abgeſtattet werden.

VI.

Der Caſſierer ſoll für ſeine Bemühung von allen Beyträgen befreyet ſeyn.

Zehntes Kapitel.

Von dem Sekretär.

I.

Der Sekretär ſoll das Geſetzbuch, das Tagebuch, die Briefe, die im Namen der Geſellſchaft geſchrieben werden, und die die Geſellſchaft erhält, und überhaupt alle ſchriftliche Aufſätze, Abhandlungen und Bücher, Inſtrumente, Maſchinen ꝛc. in ſeiner Verwahrung haben, und er ſoll gehalten ſeyn, irgend eins oder das andere davon, je nachdem es der Fall erfodert, auf Verlangen der Geſellſchaft oder des vorſitzenden Mitglieds, in den Verſammlungen vorzulegen.

II.

Der Sekretär ſoll jeder Sitzung der Geſellſchaft beywohnen, oder im Fall er zu erſcheinen behindert wird, ein Mitglied zur Verwaltung ſeines Amts, bevollmächtigen. In der Verſammlung ſoll er, nachdem das vorſitzende Mitglied Platz genommen, zunächſt die in der nächſt vorhergehenden Verſammlung abgehandelten und von ihm protokollirten Artikel vorleſen, und ſodann die Verhandlungen und merkwürdigſten Vorfallenheiten der gegenwärtigen Sitzung aufzeichnen und unter die gehörigen Rubriken des Tagebuchs eintragen. Betreffen ſie Gegenſtände, aus einer Wiſſenſchaft, wozu er ſich nicht bekennt, ſo ſoll ihm von dem Mitgliede, das ſolche vorträgt, der Inhalt kürzlich übergeben, und derſelbe ſodann von ihm, oder wo der Artikel ſehr weitläuftig, von dem Mitgliede ſelbſt ins Tagebuch eingetragen werden.

III.

Der Sekretär ſoll der Geſellſchaft die Kandidaten anzeigen, die derſelben als Mitglieder beytreten wollen. Er ſoll auch ihre Namen im Verſammlungszimmer aufhängen und am Wahltage, wenn die zur Wahl erforderliche Anzahl von Mitgliedern gegenwärtig iſt, die Wahl in Erinnerung bringen.

IV.

Der Sekretär ſoll alle Briefe, die an irgend jemand im Namen der Geſellſchaft geſchrieben werden, aufſetzen, und ſolche, ehe ſie mundirt werden, der Verſammlung zur Genehmigung vorleſen, ausgenommen wenn beſondere Urſachen und Umſtände die Geſellſchaft vermögen, einen andern zu Concipirung eines ſolchen Briefs zu ernennen. Er nimmt auch alle Briefe, die an die Geſellſchaft addreſſirt ſind, in Empfang. Wenn die Geſellſchaft etwas drucken läßt, ſo ſorgt er für den Druck und die Correktur. Der Sekretär hat auch den Bedienten anzuweiſen, damit er die Aufträge gehörig beſorge und ſich die Reinlichkeit und Ordnung im Verſammlungszimmer und an allem, was ihm anvertraut wird, angelegen ſeyn laſſe.

V.

Der Sekretär ſoll beſtändig bleiben, und für ſeine Bemühung freyes Quartier und freye Verheizung erhalten.

Eilftes Kapitel.

Von den Büchern der Geſellſchaft.

I.

Es ſoll ein Geſetzbuch gehalten werden, in welches alle Geſetze und Conſtitutionen, die in Anſehung der Regierung und Regulierung der Geſellſchaft gemacht worden, oder gemacht werden, wie auch ein Verzeichniß der Mitglieder, ſauber eingeſchrieben werden.

II.

Auch ſoll ein Tagebuch gehalten werden, in welches alle Anordnungen, merkwürdige Vorfälle, die der Geſellſchaft gemachten Geſchenke, weitläuftige und kürzere Verträge, ſie mögen abgeleſen oder ſogleich aus dem Stegreif vorgetragen werden, ferner gemachte Experimente, Propoſitionen, neuer Geſetze und Kandidaten, und ihre Wahl und dergleichen eingeſchrieben werden, wenn ſolches für gut befunden wird.

III.

Es ſoll ferner ein Briefbuch gehalten werden, in das alle Briefe und Auszüge aus Briefen, die lehrreiche und nützliche Bemerkungen und Nachrichten enthalten, und entweder an die Geſellſchaft, oder an einzelne Mitglieder derſelben geſchrieben worden ſind, entweder originaliter eingeheftet oder ſauber eingeſchrieben werden.

IV.

Endlich ſoll auch eine Kapſel gehalten werden, worin die Beyträge zum Hofkalender für das künftige Jahr aufbewahret werden; und ſollen die daran antheilnehmenden Mitglieder gehalten ſeyn, alles was ſie bey ihrer Lektüre für merkwürdig und ſchicklich halten, dieſem Kalender einverleibt zu werden, ordentlich und ſauber aufzuzeichnen und in dieſe Kapſel beyzulegen, damit ſodann aus dieſem Vorrathe eine gute Auswahl getroffen werden könne. Eine gleiche beſondere Kapſel ſoll auch für die zum Magazin beſtimmte Artikel, eine dritte für die Gothaiſche Zeitungen, eine vierte für den hieſigen ſogenannten Quartkalender, und endlich eine fünfte für das Wochenblatt, welches für den gemeinen Mann gehalten werden, und ein jedes Mitglied verbunden ſeyn, auf alle dieſe einzelnen Gegenſtände, bey ſeiner Lektüre, ſo wie oben erinnert worden iſt, Rückſicht zu nehmen.

V.

Kein Mitglied ſoll jemanden, der kein Mitglied iſt, irgend einen Aufſatz, der entweder in den Tagebüchern oder ſonſt vorhanden iſt, weder originaliter, noch abſchriftlich mittheilen, es wäre denn, daß es hierzu in einer Verſammlung beſondere Erlaubniß erhalten hätte. Auch ſoll das Zimmer keinen andern, als Mitgliedern ohne vorgängige Erlaubniß geöffnet, am wenigſten aber die darin befindliche Maſchienen, Bücher u. ſ. w. vorgezeigt werden.

Zwölftes Kapitel.

Von dem Abſterben und Abgange eines Mitglieds.

Im Fall ein Mitglied verſtirbt oder freywillig abgeht, ſoll der Sekretär dieſes im Regiſter der Mitglieder bey dem Namen des verſtorbenen oder abgegangenen Mitglieds anmerken, und der Abgang ſoll ins Tagebuch eingetragen werden.

Dreyzehntes Kapitel.

Von der Formalität und den Urſachen der Ausſchließung.

I.

Soll ein Mitglied aus gültigen Urſachen von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen werden, ſo ſoll das vorſitzende Mitglied in einer Verſammlung den Namen des auszuſchließenden Mitglieds im Namenregiſter durchſtreichen, und die Ausſchließung ſoll im Tagebuche angemerkt werden.

II.

Wenn ein Mitglied aus Verachtung oder aus Halsſtarrigkeit ſich gegen die Geſetze oder Anordnungen ungehorſam bezeigt, oder die Geſellſchaft durch Reden, Schriften oder Druck öffentlich verkleinert, oder vorſetzlich irgend etwas zum Nachtheil und Schaden derſelben unternimmt, ſo ſoll es von derſelben ausgeſchloſſen werden.

Vierzehntes Kapitel.

Von Vorleſungen und Aufſätzen, die gedruckt werden ſollen.

I.

Abhandlungen und Aufſätze, welche vorgeleſen werden ſollen, wie auch Demonſtrationen, müſſen in der vorhergehenden Sitzung dem Sekretär auf einem Zettel zugeſtellet werden, welcher dieſen am Ende der Sitzung ablieſt, damit man wiſſen möge, was in der künftigen Verſammlung vorfällt. Werden mehrere angekündiget, als in einer Sitzung vorgenommen werden können, ſo folgen ſie nach der Rangordnung der Wiſſenſchaften und Künſte im Claſſenverzeichniſſe. Wenn daher mehrere Vorträge oder Vorleſungen in einer Sitzung vorkommen ſollten, ſo hat das vorſitzende Mitglied ſehr darauf zu ſehen, daß damit nicht über die geſetzte Zeit hinausgegangen werde.

II.

Jedem Mitgliede bleibt unbenommen, drucken zu laſſen, was es will, aber in Anſehung ſolcher Schriften, deren Herausgabe die Geſellſchaft beſorgt, z. B. den Hof- und Quartkalender, das Wochenblatt für den gemeinen Mann u. ſ. w. müſſen die Aufſätze dem Urtheile und der Verbeſſerung der Mitſen Umſtand benuzte der junge Lynch, und unterſchlug das Geld, das ihm ſein Vater zum Einkauf des Weines anvertrauet hatte. Der ſpaniſche Kaufmann, der ihn lieferte, ſchickte ſeinen Neffen mit ihm nach Irrland, um die Zahlung dafür in Empfang zu nehmen, und wegen künftiger Korreſpondenz das Nöthige zu verabreden. Die beyden jungen Leute, die faſt von gleichem Alter waren, ſegelten aus Spanien dem Anſehen nach mit jener Zufriedenheit, mit jenem Vergnügen, das gleichgeſtimmte Seelen in völlig einerley Lage empfinden. Unverſtellt und edel fühlte der junge Spanier ſchon zum voraus die ganze Wonne der glücklichen Tage, die ihm die Freundſchaft in der Verbindung mit einem ſolchen Freunde ſchenken würde. Inzwiſchen ſezte ihr Schiff ſeinen Lauf ohne einige Störung, und von keiner Gefahr aufgehalten, fort; jeder Tag brachte ſie den Ort ihrer Beſtimmung näher; der Betrug des jungen Lynch mußte an den Tag kommen. Um das zu verhindern, fiel er auf die ſchwarzen Gedanken, ſeinen Freund aus dem Wege zu räumen. Er forſchte alſo die Geſinnung der Schiffsleute aus, und brachte den größten Theil derſelben durch Verſprechungen, die übrigen aber durch Drohungen auf ſeine Seite. In der Nacht auf den fünften Tag ihrer Fahrt ward der unglückliche ſpaniſche Jüngling aus ſeinem Bett geriſſen, und über Bord geworfen.

Nach einigen Tagen landete das Schiff. Der junge Lynch ward von ſeinem Vater und Freunden mit Freuden empfangen, und erhielt bald darauf ein ſtarkes Kapital zur Errichtung eines eignen Handels. Wegen des begangenen Mords hatte er ſich in völlige Sicherheit eingeſchläfert. Einer ſeiner Nachbarn hatte eine ſchöne Tochter; um deren Hand hielt er an, und der Vater ſagte ſie ihm zu. Schon war der Hochzeittag beglieder unterworfen werden; zu dieſem Ende ſoll der Sekretär dafür ſorgen, daß dergleichen Aufſätze in den Chatullen von Mitglied zu Mitglied cirkuliren. Dergleichen cirkulirende Aufſätze ſollen von keinem Mitgliede lange zurückbehalten, ſondern demjenigen Mitgliede, das ihm am nächſten wohnt, in der Chatulle, verſchloſſen, zu weiterer ſchleunigen Beförderung bald zugeſchickt, und der Tag des Empfangs und Abgangs jedesmal auf einem beygeſchloſſenen Blatte genau bemerkt werden.

Funfzehntes Kapitel.

Von den Correſpondenten.

I.

Da die Hauptabſicht der Geſellſchaft immer darauf gerichtet ſeyn muß, gemeinnützig zu werden, und ihre ausgefundene vortheilhafte Mittel und Vorſchläge in Ausübung zu bringen; ſo hat ſie beſonders in den hieſigen Landen erfahrne Männer unter dem Namen Correſpondenten zu wählen, deren Geſchäft darin beſteht, der Geſellſchaft Nachricht zu geben, wo eine Verbeſſerung gemacht werden könnte, und wie ſolche anzuſtellen ſey. Außerdem müſſen ſich die Correſpondenten anheiſchig machen, die Vorſchläge der Geſellſchaft demjenigen Manne bekannt zu machen und ihn zu deren Befolgung aufzumuntern.

II.

Die Correſpondenten werden von dem vorſitzenden Mitgliede in Vorſchlag gebracht, und ſogleich, wenn nur zwey Drittheil der Geſellſchaft gegenwärtig ſind, durch die Mehrheit der Stimmen gewählt.

III.

Niemand kann als Correſpondent in Vorſchlag kommen, ehe man nicht weiß, daß er willens ſey, durch Unterzeichnung nachſtehender Pflicht ſich den Vorſchriften der Geſellſchaft gemäß zu verhalten.

Pflicht-Formel.

Ich Endes Unterſchriebener verſpreche, daß ich mich, ſo viel nur in meinen Kräften ſteht, beſtreben will, auf alles, was an demjenigen Orte oder Amte, wo ich mich wohnhaft aufhalte, einer Verbeſſerung fähig iſt, oder ein gutes Beyſpiel zur Nachahmung geben kann, es betreffe nun entweder öffentliche oder Privatanſtalten, Manufacturen und Fabriken und andere Gewerbe, Ackerbau und Viehzucht, Handel, Bergwerksſachen, Erziehung und Unterricht, Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten, eingeriſſene Mißbräuche der Einwohner und dergleichen genau Acht zu haben, nützliche Unternehmungen, beſondere Geſchicklichkeiten und Fähigkeiten einzelner Perſonen anzumerken, und der Geſellſchaft, zu deren Correſpondent ich aufgenommen worden bin, zur Beförderung und Ausbreitung nützlicher Kenntniſſe, alle meine über dieſe und andere nicht beſonders angezeigte Gegenſtände, die zum Wohl des Landes und ſeiner Einwohner beytragen können, gemachte Bemerkungen, nebſt meinen dabey habenden Vorſchlägen zur Verbeſſerung, Erweiterung, Ausbreitung, ſchriftlich mitzutheilen, und wenigſtens alle Monate einmal derſelben Nachricht zu geben, ob von mir dergleichen etwas Bemerkungswürdiges vorgefallen ſey oder nicht. Sollte von der Geſellſchaft auf meine zu machenden Anzeigen etwa eine Veranſtaltung zur Verbeſſerung u. ſ. w. getroffen werden, ſo verſpreche ich ſolche ſo viel in meinen Kräften ſteht, befördern und in Ausführung bringen zu helfen, und dem gemeinen Manne dergleichen Anſtalten und Einrichtungen bekannt und annehmlich zu machen, auch das für ihn beſtimmte gemeinnützige Wochenblatt unter demſelben auszubreiten, ſo wie überhaupt den Verordnungen der Geſellſchaft in allem mich gemäß zu bezeigen.

VI.

Anekdoten.

Naturhiſtoriſche Anekdoten, vom Herrn Dr. U. S. Seetzen in Jever.

Es iſt eine angenehme Beſchäftigung, den Geiſt der verſchiedenen Zeitalter zu ſtudieren und den öftern Umformungen deſſelben nachzuſpüren. Jede Wiſſenſchaft kann uns zahlreiche Data zu der Geſchichte deſſelben an die Hand geben, wenn wir uns nur bemühen wollen, ſie aufzuſuchen.

Thiere aus fernen Weltgegenden zu ſehen, iſt jetzt eben nicht ungewöhnlich. Es war ein ſchöner Gedanke, Geſchöpfe des kälteſten Nordens und des brennendſten Südens, wie in eine Familie, zu verſammlen. Die Großen, beſonders der neuern Zeit, führten dieſen Gedanken aus, zur Befriedigung ihrer Ruhmſucht, oder — zum Amuſement in den nicht ſeltenen Stunden der Langenweile. Und ſo entſtanden Menagerien. Man kann nicht läugnen, daß ſie viel Gutes ſtifteten und noch ſtiften, indem ſie unſere Kenntniſſe berichtigen und erweitern. Die Thiergeſchichte erhielt durch ſie einen neuen Schwung, den ſie zuvor nicht kannte, und der noch dadurch erhöhet wurde, daß beſondere Reiſen zum Behufe derſelben in fremde Länder angeſtellet und Sammlungen der mitgebrachten thieriſchen Körper in Muſeen niedergelegt wurden.

Ueberdem hat die Handlung in dieſem Jahrhundert eine ſolche Höhe erreicht, daß man faſt zweifeln ſollte, ob ſie noch höher ſteigen könne. Und, wer weiß es nicht, wie großen Einfluß dieſe auf die Erweiterung der Naturgeſchichte habe? Sollte man nicht beynahe glauben, die Handlung verwirre den Gang der Natur, und vereitele ihre wohlthätigen Einrichtungen? Die Europäer führt ſie aus ihrem Vaterlande in alle Theile der Erde; den Africaniſchen Neger führt ſie in die heißen Weſtindiſchen Inſeln, um ihn dort mit unſern Pferdebohnen gütlich zu thun, während ſie uns den von ihm gebauten Zucker und Reiß zuführt und uns mit ſeiner Baumwolle kleidet.

Ganz anders verhielt es ſich damit im Mittelalter. Fehlte es den damaligen vielleicht nicht an allen angeführten Hülfsmitteln, ſo beſaßen ſie dieſelben doch bey weitem nicht in dem Grade, wie unſere Zeitgenoſſen. Und wie unendlich gröſſer iſt nicht die Zahl unſerer jetzigen naturhiſtoriſchen Schriften, wie die der damaligen Zeit! Aus Gebet- und Geſangbüchern und andern aſcetiſchen Schriften, lernt man wahrlich wohl nie die Natur kennen! Man wundere ſich daher nicht über die Nachricht eines ehrlichen Chronikenſchreibers, im funfzehnten Jahrhundert von einem Elephanten, der zum Beſehen umhergeführt wurde. Man findet ſie in der Cronica van der hilliger Stat vom Cöllenz (gedruckt van Johann Koelhoff, Bürger zu Cölln; 1499 in Fol. 350 Blätter) S. 346. a.

„Van dem Elephante. Anno Dñi. 1482 was zo Cöllen eyn groyſſ Dier, desgelychen in deſen Landen nye geſyen was, und was eyn Elephant. In dem eyrſten wer dat beſyen woulde der moyſte geven 1 Alb. Dairnae 8 Haller. Darnae 1 ß. der [illegible] der dat vurß dier umbvoirte, [illegible] ouch mit over die See in Engl. Darnae erdrank he in der See mit den Elephant.“

J. F. Schmidt.

Clariſſe in Berlin oder Geſchichte der Albertine Selhorſt, ein Leſebuch für deutſche Mädchen, 5 Theile 8. Berlin bei A. Wever 1795.

Richardſons Clariſſe iſt eins der vollendeteſten Meiſterwerke ſeiner Art; der einzige Vorwurf, von dem es ſelbſt nach dem Urtheile der beſten engliſchen Kunſtrichter nicht völlig freigeſprochen werden kann, iſt die oft ermüdende Weitſchweifigkeit deſſelben. Dies brachte einen der Lieblingsſchriftſteller unſerer Nation Herr Friedrich Schulz zuerſt auf die Idee, Richardſons großes Seelenvolles Gemälde menſchlicher Leidenſchaften, mehr den Geſchmack unſeres Publikums gemäß, zu bearbeiten. Wer darf wohl befürchten, daß jenes der Vollendung ſo nahe Meiſterſtücke unter den Händen eines ſo feinen Kenners des menſchlichen Herzens etwas von ſeinen weſentlichen Schönheiten verloren haben ſollte? Wer vermuthet nicht vielmehr im voraus, daß daſſelbe von einem ſolchen Nachbilder neue Vorzüge erhalten haben wird? Und dies iſt denn auch wirklich bei dieſer neuen Clariſſe der Fall. Der Verfaſſer derſelben beobachtet zwar im ganzen den Gang des Engliſchen Originals; nur nahm er — und dieſer Umſtand muß für den deutſchen Leſer ein neues Intereſſe ſeyn — während ſeines Aufenthalts in Berlin die Charaktere aus der wirklichen Welt, die Richardſon oft nur idealiſch entwarf. — So einen vorübergehenden Werth auch Romane zu haben pflegen, ſo eine ehrenvolle Ausnahme machte das deutſche Publicum von jeher, mit Werken wie das Gegenwärtige, das mit ſeinen poetiſchen Verdienſt, einen gleich hohen moraliſchen Werth verbindet. Die Sprache in denſelben iſt edel und korrekt, die Charaktere ſind eben ſo richtig entworfen, als treu durchgeführt, alle Leidenſchaften bis auf ihre feinſten Nuancen meiſterhaft gezeichnet — kurz, wir kennen nur wenige Schriften dieſer Art, die einem ſo hohen geiſtigen Genuß gewähren, und ſich daher länger mit dem fortdauernden Beifall gebildeter Leſer ſchmeicheln dürfen. —

Um Mütter die Anſchaffung dieſes Werks für ihre Töchter zu erleichtern, will der Verleger daſſelbe bis gegen Ende dieſes Jahres für 2 Rthlr. 16 Gr. verabfolgen laſſen, der nachherige Ladenpreis iſt wie bisher 3 Rthlr. 16 Gr.

Neue Verlagsbücher, der Weverſchen Buchhandlung zur Michaelismeſſe 1795.

Anweiſung für Frauenzimmer, die ihrer Wirthſchaft ſelbſt vorſtehen wollen, 1. St. neue verbeſſ. Aufl. gr 8. 8 Gr.

Olla Potrida 1795, 2tes Stück, gr. 8. 10 Gr.

Quartalſchrift, Neue, zum Unterricht und zur Unterhaltung aus den neueſten und beſten Reiſebeſchreibungen, aufs Jahr 1795, 1s u. 2s Stück, gr 8. 20 Gr.

Verluſt durch Gewinn und Gewinn durch Verluſt, Luſtſpiel in 1 Akt, gr 8. 4 Gr.

Théâtre à l'uſage de jeunes Perſonnes, par Madame la Comteſſe de Genlis, ſeconde édition revue & corrigée, IV Volumes, gr 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Zur Oſtermeſſe 1796 werden fertig:

Moritz, K. P. Engliſche Sprachlehre für die Deutſchen, Neue verbeſſerte Auflage, gr 8. 16 Gr.

Franzöſiſche Sprachlehre für die Deutſchen nach Wailly von de la Veaux, 3te verbeſſerte Auflage. 20 Gr.

In der Buchhandlung des Verlegers dieſer Zeitſchrift wird ein Catalogus von vorzüglich guten, größtentheils in den letzten Jahrzehnd erſchienenen, und in die ſchönen Wiſſenſchaften und andern Litteratur einſchlagenden Bücher, die er um den halben Preis gegen baare Zahlung in Preußl. Courant verkauft, gratis ausgegeben.

No. 3.

Olla Potrida.

1795.

Drittes Stück.

Berlin
in der Meyerſchen Buchhandlung.

ſtimmt, als einer von den Matroſen, die an ſeinem Verbrechen Antheil genommen hatten, krank ward, und ſich ſelbſt dem Tod nahe fühlend, ſeinen Vater zu ſich rufen ließ, und ihm die abſcheuliche That ſeines Sohnes mit allen Umſtänden erzählte. Lange ſtand er da, der arme Vater, ſprachlos vor Erſtaunen und Betrübniß; — „die Gerechtigkeit ſoll befriedigt werden,“ rief er endlich aus, und in wenigen Minuten hatt' er ſeinen Sohn mit den übrigen Genoſſen ſeines Verbrechens greifen und ins Gefängniß werfen laſſen. Die peinliche Unterſuchung ward eröfnet; alle geſtanden, und wenig Tage darauf ſah eine kleine Stadt in Irrland ein Schauſpiel, das in der Geſchichte ſehr ſelten iſt: einen Vater, der das Urtheil ſpricht über ſeinen Sohn, und ihn zum Tode verdammt. — „Wär' ein andrer, als Dein unglücklicher Vater, Richter über Dich, ich würde bey ihm mit Thränen um Dein Leben flehn, ob es gleich mit einem Mord befleckt iſt; aber — **ich** bin's — Du mußt ſterben! — Jezt fließen meine lezte Thränen; ſie ſollen den aufglimmenden Funken von Vaterliebe auslöſchen; — bitte den Himmel, daß er nicht die Thüre der Gnade vor dem verſchließe, der eines ſeiner Mitgeſchöpfe vertilgte.“ —

Hierauf ward der junge **Lynch** ins Gefängniß zurückgeführt, und eine kurze Friſt zu ſeiner Hinrichtung beſtimmt. Die ganze Bürgerſchaft, die etwa aus dreytauſend Seelen beſtand, war mit Erſtaunen und Betrübniß erfüllt. Alle Verwandten des Verbrechers umringten den Vater, beſchworen ihn, ſeinen Sohn zu verſchonen. Seine Mutter nahm ihre Zuflucht zu den Vornehmſten ihrer Familie, die **Blake** hieß, und bewegte ſie endlich, daß ſie aus Liebe zur Ehre ihres Geſchlechts, ihn zu retten verſprachen. Sie bewafneten ſich, um ihn aus dem Kerker zu befreyen. Aber der Vater erfuhr's, und ließ ihn

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalt.

Seite

Gedichte. 3 - 6.

Auszüge.

Reſultate von Ueberlegungen über Aufklärer und Aufklärung! von Heinzmann. 7.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1. Selbſtgefühl und Empfindungen bey meinem Abgang von München, den 8. Jänner 1791, zu meiner und meiner Freunde Beruhigung in Druck gegeben von J. F. v. Götz. 20.
2. Gedanken über das Luſtſpiel. 55.
3. Einführungsſcene, bey der Gelegenheit, als der jüngere Baumann in der Rolle des Bettelſtudenten zu Wien am 4. März 1795 das k. k. National-Hof-Theater zum erſtenmale betrat; von W**. 62
4. Ueber Schikaneders neueſte Oper, der Spiegel von Arkadien. 68.

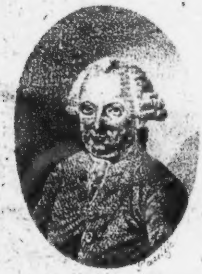
Roman.

Fragment aus dem zweyten Theil der Memoiren eines Zeitgenoſſen des Herzogs Regenten von Frankreich. 77.

Olla Potrida.

1795.

Drittes Stück.



J. C. Moehsen.
Königl. Preuſs. wirckl. Leibmedicus
geb. 1722 gest. 1795.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

I.

Gedichte.

I.

Die Kahnfahrt am Abend.

im Jul. 1795.

Alles ſchweigt, mit ſanftem leiſem Säuſeln
Wiegt das Lüftchen ſich im Baum,
Wellchen, nur des Zephirs Kinder, kräuſeln
Die kryſtallne Fläche kaum. —

Feierlich, in ſüßer Abendſtille
Liegt die ſchlummernde Natur,
Zeigt, verſteckt in ihrer grauen Hülle
Dämmernde Phantome nur.

Von verworrnen Bildern leicht umgaukelt,
Die dem Blick vorüberfliehn
Ruhig, Geiſter ähnlich ſchwebend, ſchaukelt
Unſer kleiner Kahn ſich hin.

Und der Abendſtern in goldnem Glanze
Spiegelt durch des Aethers Blau
Sich im Fluſſe und am Uferkranze
In der Halme lichtem Thau.

Ueber uns wölbt ſich des Himmelsbogen,
Hehr und heiter ausgeſpannt,
Unter uns, mahlt, in den leichten Wogen,
Sich ein duftig Feenland.

Wie im blauen Grunde goldner Sterne
Unumwölkter Schimmer glimmt,
Wie er tief, in ungemeſſner Ferne
Unter Zephirs Hauch verſchwimmt!

Luna kommt in ihres Glanzes Fülle,
In der ſanften Herrlichkeit,
Die den hehren Schauplatz heil'ger Stille
Höherer Betrachtung weiht.

Lichter grün bemahlt des Buſches Seite
Ihres Blickes Zauberglanz
Und verſilbert in der grauen Weite
Dieſer Landſchaft Hügelkranz — —

So im Schattenlichte durch das Leben,
Süſſer Träumerey geweiht,
Unter Truggeſtalten hinzuſchweben:
Iſt der Erde Seligkeit.

v. Voigt.

2.

Aus einer franzöſiſchen Operette.

Nein, du ſollſt mich nicht bethören,
Durch der Hoffnung Schlummertrank,
Sollſt die Ruhe nicht mehr ſtören,
Die, durch Kampf, ich nur errang.

Wonne haſt du mir verſprochen,
Als ich, jeder Sorge baar,
In des Lebens Flitterwochen,
Nicht, durch dich, gefoltert war.

Aus der Mädchen Laſuraugen
Sollt' ich, wie die Bien' im Mai,
Freuden nur und Ruhe ſaugen,
Liebt' ich anders feſt und treu.

Ach, ich liebte treu, ſo lieben
Fromme Täubchen nur im Hain,
Ewig wär' ich froh geblieben,
Wäre Lina's Herz noch mein.

Liebe, nur zu bald verlohren,
Iſt für mich dein Hochgefühl,
Lina brach, was ſie beſchworen,
Trieb mit meinem Herzen Spiel.

Viel hab' ich ſeitdem gelitten,
Lange mich um ſie gequält,
Endlich Ruhe mir erſtritten,
Doch der Freuden Ziel verfehlt.

Nichts ſoll dieſe Ruhe ſtören,
Die mein Herz durch Kampf errang,
Liebe nimmer mich bethören,
Durch der Hoffnung Schlummertrank.

F. A. A. Mayer.

Nach dem Engliſchen.

Was duftet in Wäldern und Wieſen ſo ſchön,
Wohl holder als Roſen und doch überſehn,
Wo ſteht es das Blümchen ſo würzig, ſo ſüß,
Des Lob einſt der Pilger ſo herzlich uns pries?

Es wächſt nicht im prachtvoll gezirkelten Beet,
Wo mühſam erkünſtelt der Tulpenflor ſteht,
Es ſchießt nicht erzwungen im Treibhaus hervor,
Wohin ſich nur ſeltenes Unkraut verlohr.

Ihr kennt ja das Veilchen, ihr habt es ſo gern,
Viel blühen der Blumen wohl nah und wohl fern,
Ich habe von allen mein Sträußchen gepflückt,
Doch hat mich nur einzig das Veilchen erquickt.

Wohl hab' ich der Mädchen gar viele geſehn,
Doch dünkte von allen nur eine mir ſchön,
Ich ſuchte Nadinen, ſie wich nicht zurück,
Und krönte, durch Liebe, des Liebenden Glück.

Ihr weih' ich mich ewig, ſie lieb' ich allein,
Nur ſie kann mir Liebe und Treue verleihn;
Sie winkt, ich befolge das ſüſſe Gebot.
Ach! ohne ſie leben, das brächte mir Tod.

F. A. A. Mayer.

II.

Auszüge.

Reſultate

von Ueberlegungen über Aufklärer und Aufklärung:

von Heinzmann.

1.

Die gemeinnützige Weisheit, die wahre Aufklärung, die Frage über die Freiheit des Menſchen, gehört nicht für den Metaphyſiker oder ſpekulativen Gelehrten, ſondern für jeden Menſchen, der geſunden Verſtand hat.

2.

Es iſt wahrlich kein Beweis von Aufklärung, wenn eine ſpekulative Philoſophie (wie die Kantiſche es iſt) eine allgemeine Senſation erregt, und zwar größtentheils unter Leuten, die vorher von Philoſophie ſo viel wie nichts wußten! — Wenn in einem ſo kurzen Zeitraum, eine ſo tiefſinnige Sache ſo viele Verehrer und Nachbeter findet, die unwiderſprechlich eine lange Uebung und gereifte Erfahrung vorausſetzt; ſo muß man dies billig als eine Blödherzigkeit anſehen, die nur dem Auffallenden, Neuen, Aufſehenerregenden nachgehet; und wenn man wörtlich nachbetet, ſo entſtehet ein neues Pabſtthum, wo blinder Anhang ſo gewöhnlich iſt.

3.

Man hat oft geſagt, daß es ſo vielerlei Vernunftarten gebe, als es Luftarten giebt. Nun, wie könnte es doch geſchehen, daß Kant überall gleiche Bewunderung hervorbrächte, wenn nicht die große Menge von Alltagsköpfen ſtets den wirklichen Originalköpfen nachtrappten, und wie überall gern für das non plus ultra halten, was ſie von Andern bewundert ſehen.

4.

Es iſt bewieſen, daß ein Mann deſto weniger weiß, je fertiger er iſt, eines Andern Meinung anzunehmen.

5.

Wenn wir einſt weniger leſen und ſchreiben werden, ſo werden wir deſto fleißiger beobachten und ſelbſt unterſuchen; dann werden wir wieder originelle Köpfe bekommen. — Die von Andern erfundene, und in uns eingepfropfte Ideen, werden vielfältig zu Kruditäten, nachdem ſie ein Mann genießt, der ſie nicht verdauen kann, und alſo ſeiner Geiſteskonſtitution ganz entgegenwirken.

6.

Wenige Köpfe ſind für das abſtrakte Denken gemacht. Dem Künſtler iſt eine Portion Phlegma nöthig, damit er geſchickt werde; der Eine ſiehet alles im Sonnenſchein, und wird ein Dichter; der Andre iſt finſter, grübelt ſo lange, bis ſein Hirn in Entzündung geräth, und neue Welten ihm ſchafft; der Dritte beobachtet lieber die lebende Natur, und haßt alle Fiktion; dieſer wird ein nützlicher Gelehrter und Geſchäftsmann zugleich. Ueberhaupt aber ſind die Menſchen ſo gebildet, daß ſie Bewegung, Veränderung, Zerſtreuung und körperliche Arbeit bedürfen, um geſund zu bleiben; wollen ſie die Natur anders gewöhnen, ſo werden ſie hypochondriſch, wunderlich, grillenhaft; ſie nehmen an wahrer Philantropie und Menſchengüte ab; welches auch gemeiniglich der Fall bey unſern Schriftſtellern iſt, die am Schreibpult ihr Leben verträumen.

7.

An wahrer Aufklärung gewinnt nur derjenige, ſo die Natur und ſeine eignen Kräfte erforſcht, ſich darauf einſchränkt, und nicht weiter geht, als er zu gehen Beruf hat.

8.

Arbeit, nützliche Geſchäftigkeit, iſt für jeden Menſchen, von welchem Temperamente er auch ſei, das heilſamſte und allemahl gewiſſeſte Mittel, weiſer zu werden; alſo zur humanen Aufklärung allen Völkern anzurathen.

9.

Wohlwollen des Herzens erlangt man nicht ohne Umgang mit der leidenden Menſchheit. Der Stubengelehrte kann ſich am wenigſten dieſen hohen Menſchencharakter erwerben. Und jeder Schriftſteller, der bloß ſeinen Kopf reden läßt, ohne die Erfahrung und ſein Herz zu fragen, iſt ein Narr.

10.

Ein Gelehrter ohne ein wohlwollendes Herz iſt der gefährlichſte Menſch. Voltaire, von fanatiſchen Eltern erzeugt, in einer fanatiſchen Kirche erzogen, mußte bey ſeiner großen Gelehrſamkeit ein Atheiſt und Spötter werden. — Die Welt flucht ſeinem Herzen, wenn ſie ſeine Talente bewundert.

in ſein eigen Haus bringen, das mit Gerichtsbedienten umgeben wurde. Der Henker mußte ihm in ſeiner Gegenwart den Strick an den Hals befeſtigen. — „Du haſt nur noch wenig Augenblicke zu leben, mein Sohn! wende ſie an, Deine Seele zu retten — und nun — noch dieſe Umarmung — die lezte — von Deinem unglücklichen Vater.“ — Der Strick wurde feſt an ein Fenſter angemacht; die Henker mußten ſcharf an dem Körper ziehen — in wenig Augenblicken war ſein Sohn dahin. — Unter jenem Fenſter in Lombard-Street ſieht man noch heut zu Tage einen Hirnſchädel und Gebeine, die der Unerbittliche in ſchwarzen Marmor graben ließ.

(London Chronicle, May. 8 — 11, 1779. p. 444.)

H.

V.

Naturgeſchichte.

Betrachtungen über das Stachelſchwein.

Der Graf Turin, Ritter des heil. Ludwigs, und Hauptmann der Dragoner, ein Kenner und Beobachter der natürlichen Geſchichte, und Beſitzer vieler natürlichen Seltenheiten, hat dieſe Nachrichten in dem Journal de phyſique von 1778 bekannt gemacht. Er kaufte zwey Stachelſchweine, die ſich gar bald miteinander begatteten; das Liebesgeſchrey des Weibchens war ein Ton, den man durch Buf, Buf! überſetzen konnte, und es verließ ſeinen Kaſten nie lieber als des Nachts, und wenn die Son-

11.

Darinn fehlen alle Schriftſteller und Lehranſtalten, daß ſie den Verſtand ausbilden, und das Herz mit trockenen Lehren abſpeiſen. Das Herz iſt das Beſte am Menſchen; ſchlägt es nicht für Menſchenfreundſchaft, ſo mag der Mann aufgeklärt ſeyn, er wird nichts wirken; Schande und Verachtung ruhet auf ihm.

12.

Leute von gemeinnütziger Aufklärung finden ſich nicht eigentlich unter den Gelehrten; die fähigſten dazu ſind die Geſchäftsmänner, die täglich Erfahrungen machen, die Natur und Kunſt beobachten, nicht mit müßigen Spekulationen ſich abgeben, ſondern ſelbſt wirkſam ſind, wie es Menſchen ſeyn ſollen; von den Gelehrten kann man faſt in allen Ländern ſagen, was jene franzöſiſche Dame ſprach: S'il eſt ſavant, tant mieux pour lui, mais non tant mieux pour les autres. Die aktiven Leute, welche die ſchläfrigen, trägen Menſchen aufwecken, und durch ihr Beyſpiel reitzen, dieſe ſind wahre Aufklärer, ſie finden ſich ſelten unter den berühmten Gelehrten, vielmehr aber wirken ſie unter der Mittelklaſſe von wohlunterrichteten Geſchäftsmännern, dieſe gleichen der Lage unſrer Alpengebirge: **Fruchtbarkeit und Genuß finden ſich in der Mitte, die Gipfel ſind** kahl.

13.

Die höchſte Stufe der guten Aufklärung iſt: **Unabhängigkeit von allen fremden Meinungen und Syſtemen.** Wenn man den Eigendünkel der Gelehrten verachtet, die Unbeſcheidenheit als Zeichen der Unvernunft fliehet; wenn man ſeine Bewunderung mäßigt, und von allem was Menſchen erfinden, nur das Nutzbare und Edle verehrt.

14.

Sollte nicht der Gang der Weltbegebenheiten, und vorzüglich die in unſern Tagen ſo merkwürdige franzöſiſche Revolution, die ſo außerordentliche Reactionen erlitten, uns beſcheidener im Urtheilen machen, da alle Muthmaßungen und Prophezeihungen der klügſten und am beſten unterrichteten Köpfe gerade am erſten fehlgeſchoſſen ſind, und noch gewiß auch ferner fehlgehen werden; dahingegen der ſimple gemeine Menſchenverſtand, der auch etwas auf die Providenz rechnet, ſich weit weniger geirret hat, und ferner auch ſeltener irren wird. Wenn der Eigendünkel noch gedemüthiget werden kann, ſo ſollte er hier einen tüchtigen Stoß bekommen haben.

15.

Unſer Leben, unſer äußerlicher Zuſtand iſt ja ſtündlichen Abwechslungen ausgeſetzt, die wir nicht verhindern und noch weniger vorher ſagen können. Demnach maßen wir uns an über das Vergangene und Zukünftige, über das Mögliche und Unmögliche abzuſprechen, und nach philoſophiſchen Regeln dies zu beſtimmen. O vanitas vanitatum!

16.

Je mehr Denkkräfte wir auf metaphyſiſche Grillen verſchwenden, je unfähiger werden wir in dem aktiven Leben ſeyn, und je mühſamer die Verdienſte ſammeln, welche zu unſrer höhern Beſtimmung gehören. Unſer Standpunkt auf Erden iſt kein reingeiſtiger — wir ſtehen im Vorhof der Schöpfung, größre Welten ſind noch über uns. Große Hoffnungen können wir nähren, und die Natur führt uns vor die Sinne was uns nützlich oder ſchädlich iſt. Und wer den Schöpfer nicht im Geſchöpf lieben kann, nicht wie Chriſtus die Liebe zur erſten Tugend macht, der iſt ſchon von der Natur verſäumt und ſtehet unter den lebenden Weſen tief erniedriget.

17.

Die größte Weisheit, welche allen Menſchen zu wiſſen gut iſt — ſind die Worte Chriſti: **Folget mir nach.**

18.

Es ſcheint als wenn ſich die Wahrheit immer weiter von uns entferne, je feſter wir glaubten ſie erhaſcht zu haben. Und ſobald wir uns die Meinung beibringen laſſen, wir ſeyen aufgeklärt, ſo ſind wir am wenigſten der Klugheit Meiſter.

19.

Unſre Bemühungen als Menſchen können blos dahin gehen, Irrthum und Täuſchungen von uns zu entfernen, die uns überall umgeben; ſo wie derjenige der Heilung von einer Krankheit am nächſten iſt, wenn er alle künſtliche Arzneimittel verläßt und zur guten Diät und natürlichen Koſt zurückkehrt.

20.

Unſre verzweifelte Lage, da wir hier in einem Chaos tappen, durch Geduld und nützliche Geſchäftigkeit erträglich zu machen, das kann der höchſte Zweck des vernünftig denkenden Menſchen ſeyn. Daß jeder Menſch ſeinen Leib zu regieren wiſſe, daß er Krankheiten und ſchädlichen Zufällen leicht ausweiche, daß er ſich vor Laſtern ſchütze, daß er Mäßigkeit lieb habe, Genügſamkeit ſuche, Ehrgeiz und Hochmuth verachte, umgänglich, menſchenfreundlich ſey, ein ernährendes nutzbares Geſchäft treibe — das ſind die Sproſſen auf der Leiter, auf welcher wir zu höherer Einſicht hinanſteigen müſſen. Aber ganz verkehrt fangen wir es an — wir denken gerade an das, was uns glücklicher und uns mit den unſrigen zufriedener machen könnte, zuletzt, und wird als Nebenſache behandelt. Wir ſehen alltäglich Dinge als bekannt an, die doch ganz anders ſind, als ſie dem undenkenden Menſchen ſcheinen; ſie ſind wichtiger und wahrlich für uns lehrreicher als alles ſtudirte! An jenen uns täglich umgebenden Gegenſtänden ſollten wir unſre Denkkräfte üben; die gemeinſten Vorfälle des Lebens ſollten wir recht erforſchen. Daher kann der ganz gewöhnliche Erdenſohn weit näher der Wahrheit ſeyn, wenn er bey der Natur bleibt, als jener hochfliegende Gelehrte, den wir auch gewöhnlich in vielen lächerlichen Vorurtheilen ſtecken ſehen, wie ihm ſolche der alltäglichſte Kopf beweiſen kann.

21.

Das wirklich aufgeklärte Publikum, bey welchem noch wahre Tugend, wahre Sitten und Edelſinn herrſcht, iſt gewiß nicht das ſogenannte Leſepublikum. Es ſind diejenigen Freunde der bürgerlichen beſcheidenen Weisheit, die da frühe zum ſoliden Denken angeführt worden; die Schriften der ältern Zeit haben ſie geleſen, und von den Neuen wiſſen ſie faſt wenig; ihnen kommen weder Meßkatalogi, noch Litteratur-Zeitungen, noch deutſche Bibliotheken in die Hände. Die Liebe zur Wahrheit lernten ſie von der Religion, die Natur iſt ihr tägliches Betrachtungsbuch, und Geſchäfte bilden ſie zu gemeinnützigen Menſchen.

22.

Die Wochenſchriftſteller, die praktiſchen Anweiſungen von erfahrnen Geſchäftsmännern, die periodiſchen Zeitſchriften von Privatleuten, die gemäßigten Freunde der Wiſſenſchaften, brachten nach und nach das wohlthätige Licht unter das Volk. Und ſo Gott will, werden wir auch künftig nicht den Stolzen und Schreyern, ſondern den beſcheidenen und rechtlichen Männern unſre weitere Aufklärung zu danken haben. Und gewiß! es iſt in Deutſchland und der Schweiz noch ein großes Publikum, das gar nicht das Gelehrte heißt, dem der geſunde Menſchenverſtand noch etwas werth iſt, und ſein Unterſcheidungszeichen bleibt, daß es ſeine Einſicht weniger aus Büchern als aus eigener Welterfahrung ſchöpft, in der großen Schule der Geſchäftsmänner ſich bildet, ihre Schriften allein lieſ't, und was man gelehrte Werke nennt, gar nicht verſteht, und auch nicht verſtehen will.

23.

Wenn man die wahre Aufklärung einer Nation berechnen will, ſo muß man nicht die hie und da wie iſolirt ſtehende berühmte Nahmen zählen, ſondern darauf ſehen, ob dieſe Stadt viele kluge, betriebſame Bürger und verſtändige Geſchäftsmänner hat; das erhebt ein Land und giebt ihm ſeinen Vorzug unter den Völkern.

24.

„Wenn ein Menſch von ſchlechtem Herzen und eingebildetem Kopfe einen großen Gegenſtand behandelt, und ſeine fortwährende Beſchäftigung daraus macht: was erfolgt? Nichts! So waren auch die Philiſter um nichts gebeſſert, ob ſie gleich eine Zeitlang die Bundeslade im Beſitz hatten.“

Was iſt unſers Nachdenkens, was iſt unſerer Hochachtung würdig? Er, Er der Allmächtige und Große — der die Himmel umſpannt, und deſſen Güte unendlich iſt, — Er, der Miſſethaten verzeihet und ſegnet die Geſchlechter bis ins tauſende Glied, — und der uns auch einen Zuſtand bereitet hat nach dieſem Leben. Solche

Gegenſtände ſind gerade diejenigen, denen die Menſchen ſo gern ausweichen, und wo ſie ſich am niedrigſten und verächtlichſten gezeigt haben.

25.

Nicht durch Bigotismus und Fanatiſmus allein, ſondern durch jede imaginäre Neuerung, durch jeden Luxus des Geiſtes kann ein Volk zerrüttet werden. Wiſſen denn die großen Philoſophen nicht: daß Rom, Griechenland, und jetzt vor unſern Augen Frankreich und England, durch ihr ewiges Rafiniren und Höhertreiben, den Luxus in Künſten und Wiſſenſchaften, herbeygeführt, und daß in eben dem Grade die Sittlichkeit und Rechtſchaffenheit abnahm, als ſie Meiſter des Witzes und der Erfindung waren? — Da uns ſolche große Beyſpiele vor Augen ſtehen, ſo muß es einem jeden redlichen Denker eine ſchauderhafte Ausſicht ſeyn, daß er zwar ſiehet, wie die Welt erleuchtet iſt, aber die Nachkommen, noch elender, mißvergnügter ſeyn werden, als die Einwohner in Nova Zembla, am Eisſtrohm und bey den ehrlichen Samojeden.

26.

Es iſt alſo eine ganz andere Aufklärung, als diejenige der Modekünſte, die wir bedürfen. Wir müſſen gute Menſchen machen, und lieber die Prahler träumen laſſen, und nicht durch übertriebene Grillen und ewige Lobſprüche unſrer Aufklärung uns zum thätigen Leben abſtumpfen laſſen.

Die einzigen Bücher, die wir bedürfen, ſind die Bücher der Selbſterfahrung, — der praktiſchen Verſuche, und der Geſchichte.

27.

Alle Ideen, die blos aus der Schule hervortreten, ſind ſo viele Hinderniſſe der wahren Aufklärung; ſie machen

chen das Scheinbare wichtig, die Idealgröße herrſchend; Projektmacherei, politiſche und philoſophiſche Kannengießerei, wird allgemein, der Nationalfriede iſt geſtört, das praktiſche Denken und Arbeiten wird gehemmt, und wir wiegen uns in ſtolzen Träumen, eben da wir am meiſten auf unſrer Hut ſeyn ſollten.

28.

Alle Aufklärung hilft durchaus nichts, wenn nicht auch das bürgerliche Leben darnach eingerichtet iſt. Ein Ort, wo der Luxus herrſcht, der die Sitten zerſtört, den Geiſt der Nation ſchwächt, ſpielende Faſeleien, Luſtbarkeiten und Zerſtreuungen einführt, das ſtille, häusliche, beſcheidene Leben verjagt; — wenn man neidiſch hinaus auf die große Welt ſiehet, die der Beſcheidenheit und allen Bürgerlichen. Tugenden den Abſchied gegeben hat. — Wenn der Trieb zur Eitelkeit in die unterſten Stände eingedrungen iſt, und alle Leidenſchaften gewaltſam empört und aufgeweckt werden; wenn Müßiggang, Wolluſt, Saufgelage, ſchlechte Lektüre — den Geiſt der Nation anſtecken und zur Liederlichkeit und allen Laſtern aufgelegt machen; — denn mag man noch ſo ſchön lehren und ſchreiben, es wird alles in Wind gehen! —

29.

Wer gereiſ't iſt, und die Welt beobachtet hat, fühlt ſich nicht glücklicher, als unter Menſchen, die der Natur näher geblieben ſind; — Künſtelei und Zwang haſſen, und die ſich gefallen bey denen, die da nützliche Geſchäfte treiben.

30.

Man kann in vielen Sachen ſehr aufgeklärt ſeyn, und in andern ſo ſchwach nnd kindiſch ſich betragen, daß es abermals zur Demüthigung des menſchlichen Stolzes nicht wenig erſprieslich iſt, wenn man dies jungen Leuten in der Schule ſagt, damit ſie die läppiſche Nachbeterey großer Männer nicht für die Richtſchnur ihres eigenen Denkens und Empfindens halten. Das heiße ich allein wahrhaft aufgeklärt, wenn man an keinen Vorurtheilen hängt, (kommen ſie von der Volksklaſſe oder von der Gelehrtenklaſſe), und nicht blindlings glaubt, ſondern ſein Herz und ſeinen Verſtand ſelbſt brauchen lernt; wenn man ſelbſtſtändig iſt, und nicht am Gängelband andrer gehet.

31.

Das partielle Aufklären kommt mir gerade ſo vor wie das Leuchten eines Lichtes; es erhellet höchſtens einen Raum, das Totale iſt immer noch dunkel. Hier gehet das Licht auf, dort gehet ein anderes unter. Die Lichter der Aufklärer verlöſchen; aber die Wahrheit verlöſcht nicht. — Und das ſchaft Gott, daß es ſo ſey.

32.

Denn beweiſe mir einer, daß jemahls eine allgemeine Aufklärung auf der Erde exiſtirt habe, daß unter den alten und neuen Völkern eine Nation es war! Einzelne Glieder gab es überall und zu allen Zeiten; aber warlich das Totale, die Maſſe war immer ein von Leidenſchaften, Gewohnheiten, Vorurtheilen geleitetes, und ſchwer zu charakteriſirendes Gewirr; und was die Welt noch nie geſehen hat, ſollten wir nach einer geſunden Logik auch nicht zu Stande zu bringen uns bemühen. Ein leidentlicher Zuſtand iſt alles, was wir bedürfen und anrathen können.

33.

So lange wir den Orion nicht in unſre Gewalt bekommen, ſo möchten alle Syſteme der Philoſophen ein Licht ſeyn, das an einem dunkeln Orte leuchtet, und das da wartet auf die Aufklärung an jenem großen Tag, wo das Kind weiter an Einſicht ſeyn wird, was hier der ſchärfſte Denker nicht vermuthen konnte. Alles Aufräumen der Mißverſtändniſſe in der Philoſophie, und wenn ſie noch ſo frappant und anzüglich geſchrieben wären, können doch in den Augen vernünftiger Menſchen nicht mehr gelten, als für das was ſie ſind, für ſchöne Träume! —

34.

Wenn ſich die Aufklärer nicht ſelbſt alles Zutrauen raubten, durch ihre ſo unvorſichtigen Schritte und ſo wenig zuſammenhängende Denkungs- und Handlungsweiſe, ſo würde das Volk ſchon weiter gekommen ſeyn; ſie würden als Vorbilder einer guten aufgeklärten Denkungsweiſe dienen können! Was man den Eltern ſagt, um ihr Betragen vorſichtig und weiſe einzurichten: Die Kinder ſind da! das ſollten ſich mit gleichem Rechte die Volkserleuchter merken: das Volk iſt da! — ſehet zu, daß ihr nicht an eurer Lehre zum Lügner werdet!

35.

Wenn man aufrichtig ſeyn will, ſo wird man mit dem Urtheil eines Kunſtrichters über den Fauſtin, oder das aufgeklärte Jahrhundert, vollkommen übereinkommen. Fauſtin hält dieſes aufklärende Jahrhundert für den Triumph der Philoſophie und Vernunft; — „Aberglauben und Intoleranz,“ ſagt er, „werden immer mehr und mehr vertrieben, zuletzt ganz verjagt.“ — Hierauf antwortet der Rezenſent: Wir wünſchen aufrichtig die

Erfüllung dieſer Vorherſagung, obgleich, aufrichtig zu geſtehen, wir ſie nicht ſehr glauben. Was das Licht an Extenſion gewinnt, ſcheint es an Intenſion zu verlieren. Journalgelehrſamkeit, geheime Wiſſenſchaften, ſeichtes Geſchwätz nehmen mehr und mehr überhand, wovon die Folge ſich leicht vorherſehen läßt. Und wie viel ſind denn der Bücher in jedem noch ſo dicken Meßverzeichniſſe, von welchen ſich ſagen läßt, daß ſie die Wiſſenſchaften weiter bringen? Die meiſten werden für den Verleger oder das Honorarium, die wenigſten für die Sache ſelbſt geſchrieben. — — (Allgem. deutſche Bibl. 58. Band 1. S. 136).

Und wenn jemahls ein wahres Wort aus der Feder eines Rezenſenten floß, ſo iſt es folgendes:

„Man hat den menſchlichen Verſtand ſo mühſam zu verwirren geſucht, daß Aberglauben, Schwärmerey (politiſche und gelehrte) und alle Arten von Unſinn in Deutſchland unter dem großen Haufen (der Gelehrten vorzüglich) in vollkommenſter Blüthe ſind.“ Allg. deut. Bibl. Bd. 1. S. 306.

Sturz ſagt: „Nach dem allgemeinen Lauf der Dinge wird der ältere durch den jüngern Bruder verdrängt. Man wird des Gewohnten müde, und endlich wenn alles verſucht worden, kommt man zu der lieben Mutter Natur zurück. Da labt man ſich wieder, wenn man einen Menſchen hört, der da ſpricht wie ihm der Schnabel gewachſen iſt.“ —

„Die Geſchichte der Aufklärung iſt oft dem Tagregiſter eines Bedlams ähnlich; ſie erzählt die Viſionen der Kranken. Was uns heute als Triumph der Philone untergegangen war, es ſchien das Licht dieſes Geſtirns zu ſchenen, und kehrte mit Anbruch des Tages in ſeine Wohnung zurück, wo es einen Theil des Tages mit Schlafen zubrachte. Endlich kam das Weibchen mit zwey Kleinen nieder, das eine todt, das andre lebendig, beide hingen noch durch die Nabelſchnur mit der Mutter zuſammen, und das Lebende gieng hin und her, ſo weit es die Länge der Schnur verſtatten wollte, ohne daß die Mutter darüber beunruhigt ſchien. Sie ſchien es mehr über ihr todtes Junges, das ſie mit den Zähnen bey den Pfoten zu ſich zog, und ihm darüber die fünf Zähen der einen Vorderpfote abriß. Man that ſie in ihr Behälter, und bald darauf fand man weder Schnur noch Nachgeburt mehr; vermuthlich daß ſie alles verſchlucket hatte. Das Männchen ſchien das Junge lieber zu haben, als die Mutter. Es ſchlief immer auf dem Hals des Vaters, wenn es nicht beym Saugen eingeſchlafen war, wie ihm oft begegnete. Die Mutter, auf dem Bauch und ihren vier Pfoten liegend, (die Stellung, worin dieſe Thiere ſchlafen) ließ es ſaugen, ſo lange es wollte, ſchlief ſogar darüber ein, und wurde nicht im mindeſten davon inkommodirt. Das Junge hatte ſchon Stacheln, 22 Linien lang, einige weiß, einige ſchwarz, und andere weiß und ſchwarz gerieft. Wenn man ihm, ſelbſt als es noch an der Nabelſchnur hing, zu nahe kam, ſo ſträubte es ſeine Stacheln, wie Vater und Mutter, und bewegte ſie mit einem gewiſſen Zittern, daß ein ſehr empfindliches Kützeln in der hohlen Hand hervorbrachte. Man muſte es mit Vorſicht anrühren, wenn man nicht bis aufs Blut geſtochen ſeyn wollte, und vier oder fünf Tage nachher durfte man es gar nicht mehr anrühren. Die Stacheln dieſes Thieres verurſachen ihm weder Unbequemlichkeiten noch Schmerzen, wie einige Schriftſteller behauptet haben. Wenn ſie beym Umherlaufen dem Verſophie und des guten Geſchmacks vorkommt, ſinkt vielleicht morgen zum Unſinn herab.“ (Und die Nachſprecher verderben alles). Merkt's euch, ihr großen Lichter, die ihr allen Zeitaltern zu leuchten träumt!

III.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1.

Selbſtgefühl und Empfindungen bey meinem Abgang von München, den 8. Jänner 1791, zu meiner und meiner Freunde Beruhigung in Druck gegeben von

J. F. v. Gőtz.

(Beſchluß)

Seine Churfürſtliche Durchlaucht von Trier ſelbſt, und Ihre Durchlauchtigſte Schweſter, die verwittwete Churfürſtin von Bayern, bezeigten ein gnädiges nachſichtsvolles Wohlgefallen über meine Arbeit, und ließen mir großmüthigſt ein Fürſtliches Andenken ihrer Gnade überreichen.

Vier Kupferſtichhändler, welche das Bild dieſes ehrwürdigen Kirchenvaters in verſchiedenen Nachſtichen verkauften, erfuhren das alles, und erklärten den Verkauf meiner Arbeit für einen nachtheiligen Eingriff in ihre Privilegien; und ungeachtet ich damals ſchon mit der in Augsburg beſtehenden, Kaiſerlich-privilegirten Kunſthandlung in Verbindung ſtand; ſo lieſſen ſie doch eine Klagſchrift wider mich bey allen angeſehenen Kunſthändlern zirkuliren, in welcher ſie auf nichts Geringeres antrugen, als mich aus der Stadt weiſen zu laſſen; wie ſolches kurz vor meiner Ankunft daſelbſt einem ſehr geſchickten Künſtler, dem Herrn Urlaub, wirklich wiederfahren iſt. Keiner von dieſen angeſehenen Künſtlern unterſchrieb aber die Klagſchrift, ſondern das Kunſt- Gewerb- und Handwerksgericht, um die Kläger einigermaßen zufrieden zu ſtellen, kommunizirte mir die Klage, nebſt einem ſehr höflichen Bedeuten: „Daß man mich in meinen Kunſtarbeiten zwar keineswegs hindern wolle; jedoch möchte ich meine Werke durch Beihülfe eines bürgerlichen Verlegers verdebütiren laſſen.“ Ich fand dieſes ſelbſt nicht unbillig, und konnte es deſto leichter befolgen, als ich mich ſchon vorher mit dem Herrn von Herzberg, Präſident der Kaiſerlichen Reichsakademie, in Verbindung eingelaſſen hatte. Dieſem, durch die ſonderbarſten Schickſale gebeugten Manne, habe ichs zu verdanken, daß mein Name in Deutſchland allgemein bekannt worden iſt. Ich freue mich der Gelegenheit, Ihm meinen Dank dafür öffentlich bezeugen, und laut das Gute ſagen zu können, was ich von Ihm weis. Dieſer Herr von Herzberg, Präſident der Kaiſerlichen Reichsakademie zu Augsburg, hat, voll warmen Eifers für Kunſt und Wiſſenſchaft, ſein Vermögen, und ſeine Kräfte zu Errichtung und Gründung eines Inſtituts aufgeopfert; ein Inſtitut, das für ganz Deutſchland höchſt rühmlich, und nützlich hätte werden können; ein Inſtitut, das eine Königin, einen Winkelmann, und mehrere Künſtler und Kunſtfreunde von hohem Rang unter ſeine Mitglieder zählte; ein Inſtitut, das leider jetzt, zum Bedauern aller Kunſtkenner, gleich vielen Monumenten des Alterthums, faſt öde und unbeſucht ſteht. Dieſer Mann hat auf eine edle Art meine Bekanntſchaft geſucht; hat mich zur Kunſt ermuntert; mich beinahe fünf Jahre beſchäftiget, und meine Arbeiten redlich bezahlt. Ich kann nur von dem ſprechen, was ich gewiß weis; und ohngeachtet man mich vor dieſem Manne öfters warnte; ſo kann ich doch nach meiner Ueberzeugung nichts anders von ihm ſagen: als daß Er als Freund und rechtſchaffner Mann an mir gehandelt hat. Was andere wiſſen, mögen ſie wiſſen, und eben ſo erweiſen, als ich meine Ausſagen erweiſen kann. Hätte dieſer Kunſteiferer in ſeiner Jugend die nothwendigen Hülfswiſſenſchaften erlernt, wodurch ſeine Gedanken in beſſere Ordnung gekommen, und durch eine — dem Zeitlaufe angemeſſene — Sprache deutlicher geworden wären; wäre ſein feuriges Temperament nicht durch Widerſprüche und allerley Hinderniſſe zu oft und zu ſehr gereizt worden; hätte man ihn liebevoller zurecht gewieſen; hätten diejenigen ſeine Abſicht zweckmäßiger unterſtützt, die ſie hätten unterſtützen können, und ſollen; ſo würde durch ihn wahrſcheinlich ein dauerhaftes Inſtitut gegründet worden ſeyn, welches für die Verbreitung der Künſte und Wiſſenſchaften von großem Nutzen hätte werden können. Dieſem — vielleicht von Vielen verkannten — Manne habe ich die Verbreitung verſchiedener Kunſtarbeiten zu verdanken; Er unterſtützte mich bey der Herausgabe; leidenſchaftlicher Entwürfe, welche ich vor dreyzehn Jahren zeichnete, und die vor beyläufig neun Jahren öffentlich im Druck erſchienen. Ich geſtehe gerne alle Mängel und Unrichtigkeiten dieſes kühnen Werkes ein; verſchiedene öffentliche Schriften haben mich darüber belehrt; und beynahe alle ſagten von dieſem Werke mehr Gutes, als es wirklich verdient; ſagten es, ohne daß ich ihren Beyfall erſchlichen, oder erbeten habe, welches durch ihr Zeugniß, und durch die in meinen Händen gebliebene Originalbriefe erweislich iſt. *)

Seine Churfürſtliche Durchlaucht waren ſo gnädig, auf einige Exemplarien des gedachten Werks, nebſt vielen andern Kunſtgönnern und Freunden, zu unterzeichnen; auch haben Höchſtdieſelben einer andern Sammlung: Karakteriſtiſcher Figuren, und ſonſtigen Arbeiten, Ihre angebohrne Nachſicht angedeihen laſſen. Außer dieſen zweien größern Werken, die allgemein bekannt, und wovon die guten Abdrücke

---

*) Gegen das erſte auffallende Lob, welches mir der verdienſtvolle Herr Hofrath Meuſel bey der Gelegenheit, da ich meinen Pabſt bekannt machte, ꝛc. durch die Erlanger Zeitung öffentlich ertheilte, habe ich durch die Augsburger Zeitung ebenfalls öffentlich proteſtirt, und verſichert, wie ich gar wohl einſähe, daß mir kein ſo auszeichnender Beyfall gebühre. Einige Tage nachher erſchienen in erſtgedachter Zeitung noch umſtändlichere Lobeserhebungen, und zugleich die Anpreiſung meiner Beſcheidenheit. Dieſer Umſtand hat mich bewogen, nach der Hand zu jedem Lobe, wie zu jedem Tadel zu ſchweigen. Noch weis ich nicht, wie ich es anfangen ſoll, um jeden Argwohn von zu großer Eitelkeit, oder von allzuunzeitiger Beſcheidenheit abzulehnen. Ueberhaupt habe ich gefunden, daß ich durch Tadel beſſer geworden bin, als durch Beyfall; auch hat mir der Tadel weniger Verfolgung zugezogen, als das Lob.

des Erſten beinahe vergriffen ſind, exiſtiren noch verſchiedene Zeichnungen, welche ich theils ſelbſt radirt habe, theils ſind ſie nach meinen Zeichnungen geſtochen worden. Bei allen hatte ich die Abſicht, nichts zu liefern, was gegen die Grundſätze der reinen Religion hätte anſtoßen, oder für irgend einen Staat oder Regenten beleidigend werden können. Wenn Jemand ein Werk oder eine Arbeit vorzeigt, ſo dieſen Grundſätzen zuwiderläuft, und mich als den Erfinder davon angeben will, den fodere ich auf, ſein Vorgeben rechtsgültig zu beweiſen; widrigenfalls hoffe ich, die beſſere Vermuthung für mich zu behalten. Eben dieß ſoll auch von einigen Kabinetsſtücken in Oel, oder Migniatur, von geſchriebenen oder gedruckten Aufſätzen, in Proſa oder Verſen, gelten, welche je von mir verfertigt worden, und in verſchiedene Hände gerathen ſind. Ich weis wohl, daß man ſehr oft, und ſehr gern mich in dieſem Punkte in Verſuchung geführt hätte; ich weis auch, daß man allerhand Hiſtörchen darüber einander zugeflüſtert hat. Aber Beweiſe ſind gültiger als leere Worte, und der Vernünftige urtheilt nach den erſtern, und hört die andern, ſo wie alle übrigen Nachrichten an, womit Müßige und Boshafte ſich die Langweile vertreiben. Alſo nur gegen Beweiſe, nicht aber gegen Worte, mich durch eine hinlängliche Erklärung zu rechtfertigen, bin ich jede Stunde bereit.

Während meinem Aufenthalt in Augsburg ergab ſich zuweilen die Gelegenheit, über Declamationen, körperlichen Anſtand, und andere dem Schauſpieler ſo wie jedem Menſchen, nützliche Kenntniſſe zu ſprechen. Man war ſo gefällig, mich öfter zu Leſung und Declamirung verſchiedener Schriften aufzumuntern. Man fand an dieſer Unterhaltung mehr Geſchmack, als an den langweiligen Modeconverſationen, wo jedermann Vergnügen ſucht, und Viele lange Weile finden. Bald entſchloß ſich eine Geſellſchaft adelicher Kunſtfreunde, verſchiedene Stücke in traurigen Winterabenden aufzuführen; und man war ſo gütig, mich dabei zu Rathe zu ziehen. Da ich ſchon ehedem auf einigen geſellſchaftlichen Bühnen geſpielt hatte; ſo nahm ich dieſen Antrag mit groſſem Vergnügen an, um ſo mehr, als ich überzeugt war; daß ich die von meinen Kunſtgeſchäften mir übrig bleibende Abendſtunden nicht nützlicher zur Erweiterung meiner Beobachtungen und Kenntniſſe anwenden könnte. Auch gegen dieſen Zeitvertreib ſuchten Grillenfänger und Misgünſtige zu eifern: man predigte laut dagegen, und ſuchte durch Hinderniſſe aller Arten dieſe Unterhaltung zu hindern. Schade, daß dieſe Geſellſchaft aus zu rechtſchaffenen Mitgliedern beſtand, um dem griesgrämenden Zahn der Verläumdung den Sieg zu laſſen. Die billige Sache erhielt über den unbilligen Tadel die Oberhand; wir unterhielten uns mit reiner Herzensluſt, durch Kunſt und Wiſſenſchaft viele mir unvergesliche Abende; das Publikum nahm Antheil; und die Grübler und Pedanten wurden durch den Erfolg der Sache beſchämt. Oeffentliche Blätter haben von dieſen oratoriſchen Uebungen rühmliche Erwähnung gethan; und wer ihnen mehr Schädlichkeit, als dem conventionellen authoriſirten Müſſiggang zueignen will, der ſoll ſeine Sätze denjenigen declamiren die nicht verſtehen, was declamiren heiſt und nützt, und denen es gleichgültig iſt, ob ſie unter gebildeten Menſchen mit Anſtand, oder ungebildet erſcheinen. So viel indeſſen von meinem Aufenthalte in Augsburg.

Nach langer Abweſenheit beſuchte ich die Reſidenzſtadt München wieder, und ward von meinen Freunden abermals freundſchaftlich empfangen. Bei vielen vermiſte ich jene Heiterkeit, welche ehmals ſo manche reine, geſellſchaftliche Freude würzte. Die meiſten lebten für ſich, und ſahen ſich nur an öffentlichen Orten. Dies bewog mich, auch für mich allein zu leben. Dieſer Entſchluß ward durch folgenden Zufall noch mehr geſtärket.

Ich erhielt im Jahre 1787. vor Ausbruch des Türkiſchen Krieges, durch einen mir gewogenen angeſehenen Freund, einen überraſchenden Ruf zu einer Reiſe um die Welt. Dieſe Reiſe, welche ich unter der Direction des berühmten Herrn Hofrath Forſter, als Zeichner mitmachen ſollte, ward von Ihrer Majeſtät der Ruſſiſchen Kaiſerin bei ausgebrochenem Kriege aufgeſchoben. In Erwartung einer ſo wichtigen Beſtimmung brachte ich einige Monate mit Gedanken und Beſchäftigungen zu, die mich zu dieſer wichtigen Reiſe vorbereiten konnten. Auch fühlte ich ſehr deutlich, daß mein Herz an Gegenſtänden hafte, worauf ich bei einer ſo langwierigen Reiſe ſchlechterdings Verzicht thun mußte. Aus dieſem Grunde verſuchte ich mich nach und nach immer mehr von dem geſellſchaftlichen Umgange zu entwöhnen, um in der Folge nicht zu empfindlich durch Sehnſucht zu leiden. Ein Zuſtand, welchen ich aus Erfahrung kannte, in welchem ich oft das nicht leiſtete, was ich mit freierem Herzen hätte leiſten können. In dieſer Verfaſſung haben ſich viele Begriffe in meinem Kopfe und Herzen entwickelt, die ſich wahrſcheinlich durch keine geringere Veranlaſſung entwickeln konnten; oder ſich wenigſtens nicht bis zur unerſchütterlichen Ueberzeugung entwickelt hätten. Ueberhaupt habe ich in der Veranlaſſung und den Folgen meiner Lebenszufälle ſo viel Wunderbares und Geheimnisvolles enträthſelt, dergleichen jeder wahrheitsſuchende Denker in dem

Gange ſeines Lebenslaufes ausſpüren kann, wenn er ſich die Mühe nicht verdrieſſen läſt, über den Gang, die Veranlaſſung, und Entwicklung ſeiner Gefühle und Begriffe nachzuſinnen. In dieſer Beſchäftigung des Verſtandes liegt, meiner Meinung nach, das Geheimniß aller Geheimniſſe, die einzige ſichere Spur zur höchſten Genügſamkeit und Ruhe.

Dieſe Lebensart ward mir bald zu einer angenehmen Gewohnheit, und meine Kunſtkenntniſſe gewannen dadurch. Ich weis, daß mir viele dieſe Einſchränkung übelgenommen haben, und bin zugleich überzeugt, daß dieſe Lebensart mich um manchen Verdienſt, um manche Stunde eines freundſchaftlichen Umganges gebracht hat; ich machte mir ſelbſt öfters Vorwürfe darüber, und nahm mir täglich vor, dorthin — dahin — zu gehen; aber ein undeutliches Gefühl hielt mich immer ſchüchtern zurük; und ſo verſchwand ich plötzlich aus den beſten Häuſern, in welchen ich ehmals ſo manche liebvolle Aufnahme genoß. Das Theater war beinahe der einzige öffentliche Ort, wo ich mich von meinen Geſchäften zu zerſtreuen ſuchte: demohngeachtet konnte ich jene Beweiſe nicht unbemerkt laſſen, welche von der Liebe und Sorgfalt des Durchlauchtigſten Landesvaters zu Seinem Volke zeugten. Ich ſahe für Volksfeſte, öffentliche Spaziergänge, Stadt- und Landverbeſſerungen und Verſchönerungen große Summen verwenden. Ich ſahe dem Betteln, dem Müſſiggang, und den daraus entſtehenden Folgen, Einhalt thun; die Trauerſcenen peinlicher Halsgerichte wurden von Tag zu Tag ſeltner: und wer ſollte hiebey die raſtloſe, zweckbefördernde Thätigkeit eines Mannes verkennen, deſſen Name und ſauererworbener Ruhm erſt dann allgemein geſchätzt werden ſoll, wenn er durch die heilbringende Un-

Unterſtützung des Durchlauchtigſten Fürſten, mit Gottes Beyſtand ſo lange nicht ermüden wird, als Menſchenfreund für Menſchen Wohl zu arbeiten, bis ſein Werk zur Beſchämung aller Misgünſtigen vollendet da ſteht. Seine Anſtalten, die Art, wie er dabey zu Werke gieng, ſeine Uneigennützigkeit ſind bekannt, und verrathen den Menſchenkenner, den feſten Mann, dem ſein Bewuſtſeyn Alles gilt. Der Beyfall, die Zuneigung des Durchlauchtigſten Fürſten, dem er mit unverkennbarem Eifer ſeine Dienſte widmet, der ſeine Abſichten ſo edel befördert, dieſer ſchmeichelhafte Beyfall gebe ſeinen guten Abſichten und Kräften Dauer und Gewicht!

Dieſe ſelbſtredende Anſtalten nebſt vielen andern, durch die rechtſchaffenſten oberſten Vorſteher anderer Hofſtellen veranlaßten, allgemein bekannten Verfügungen zum Wohl der Unterthanen müſſen ihrem wohlthätigen Landesfürſten die allgemeine Liebe verſichern; und dieſe Liebe muß nothwendig von ihm auf diejenigen zurückſtralen, welche die Triebfedern der Staatsmaſchine *) urſprüng-

lich

---

*) Bey dem Worte Staatsmaſchine fällt mir eine Idee ein, die ich meinen Freunden gerne communiciren möchte. Sie werden mir dieſen kleinen Seitenſprung, nach ihrer gewöhnlichen Art, gerne vergeben. Ein geſchickter ſpekulativer Mechaniker erbauet eine ſehr künſtliche Maſchine; ihre Federn, Räder, und Hebel ſind ſo weislich zuſammengeſetzt, daß man von dieſem Werke alle zweckmäßige Dienſte erwarten kann. Der glückliche Beſitzer dieſer Maſchine und Alle, denen ſie Nutzen ſchaffen kann, freuen ſich des zu erwartenden Nutzens. Schon ſteht ſie prachtvoll da, beginnt zu wirken, und beobachtet lange Zeit einen regelmäßigen Gang. Nach und nach aber wird

ihr

lich in Bewegung zu ſetzen wiſſen. Gott verleihe

die-

ihr Gang unregelmäßiger; und endlich verſagt ſie den Nutzen, welchen ſie nach ihrer ſoliden Bauart leiſten könnte, und ſollte. Man wundert ſich darüber, unterſucht die Maſchine; und die Urſache wird entdeckt. Es hat ſich hie und da durch unmerkliche Oeffnungen Staub eingedrungen, und zwiſchen die Walzen und Triebräder geſetzt, wodurch die Wirkung der Triebfedern gehindert wurde. Staub iſt überall, wo Menſchen ſind; und der feinſte Staub dringt am leichteſten durch. Auch giebts Staub von allerley Arten und Farben. Der Metall auflöſende, und ſich mit fremden Subſtanzen ſchwängernde Staub iſt für jede Maſchine von Erz der gefährlichſte. Es iſt aber auch gefährlich, wenn zu viele, unberufene Helfer auf einmal zugreifen, und die Maſchine putzen wollen; denn da giebts gewöhnlich Konfuſion und Streit, auch wird die Maſchine dadurch leicht verdorben; dann haben die Werkverſtändigen zehnfache Mühe, um ſie wieder herzuſtellen. Der zu ſchnell und zu ſtark auf einmal putzen will, bekömmt leicht blutige Hände, und ſchadet dem Grundſtof, den Federn, den Rädern, und den Hebeln, und macht mehr Schlimmes als Gutes. Es zeigt ſich dadurch, wie viele Sorgfalt dazu gehört, eine brauchbare Maſchine vor jeder Art Staub zu bewahren, damit ihr regelmäßiger Gang nicht ſtocke. Heil Jedem, der das Glück hat, eine nützliche Maſchine, und zugleich Sachverſtändige Werkmeiſter zu beſitzen! Die ganze Welt iſt eine künſtliche, durch Geiſtes Kraft bewegte Maſchine, und deren Werkmeiſter die Allmacht. Dieſe undurchdringliche Allmacht iſt es, welche die Triebfedern des wunderbaren Schöpfungsbaues in einem immerwährenden zweckmäßigen Gange erhält. Kein Staub kann dieſen Gang aufhalten; jeder Staub, er mag ſich anſetzen, wo er will, reibt ſich durch die höheren Kräfte wieder auf,

und

faſſer zwiſchen den Beinen durchlieſen, legten ſie die Stacheln die Länge nach nieder, und thaten ihm kein Leid. Ihre Stacheln drücken ſich ſo platt an, daß ſie der Verfaſſer, unter den Querhölzern von Stühlen, die nicht fünf Zoll hoch vom Boden entfernt waren, durchlaufen, und ihre Stacheln ſtark anſtreichen ſah, ohne zu grunzen; dies thun ſie nur, wenn ſie fürchten, daß man ſie Leid thun will. Eben ſo wenig ſchießen ſie ihre Stacheln von ſich, wie einige behauptet haben. Es iſt wahr, daß dieſe Stacheln leicht in der Haut ſitzen, und alſo leicht ausfallen, aber ihre Wunden ſind weder tödlich noch gefährlich; der Wiederhaken an der Spitze verurſacht ſie, und ſie heilen von ſelbſt. Ueberhaupt ſind dieſe Thiere nicht boshaft. Sie freſſen aus der Hand, und kommen, wenn man ſie ruft. Das Weibchen hat vier Brüſte; ſie ſchlafen in einer Jahreszeit nicht ſtärker als in der andern, und freſſen im Winter ſo ſtark wie im Sommer. Brodtkrumen, Früchte, Gartenwurzeln ſind die Nahrung dieſer Thiere, und ſie ſaufen niemals.

Ausmeſſung des jungen Stachelſchweins, im Augenblick ſeiner Geburt.

	Zoll.	Linien.
Von der Naſenſpitze bis zur Wurzel des Schwanzes.	9.	6.
Länge des Schwanz Stumpfs.	1.	—
Umfang des Körpers, hinter den Vorderbeinen genommen.	6.	—
Umfang deſſelben an ſeinem hinderſten Theil.	7.	9.
Länge des Beins von Ellenbogen an bis zum Gelenk.	1.	6.
Vom Gelenk bis zur Zäh-Spitze.	1.	6.
Breite der Vorderpfote.	—	9.

dieſen weiſen Mechanikern Geſundheit, Geduld und Segen! *)

Von

---

und verfliegt. In dieſen wunderbaren Grundgeſetzen einer ewigen Bewegung liegt der Aufſchluß zu allen überraſchenden Erſcheinungen, die dem Menſchen je bekannt geworden ſind. Die göttliche Aufrechthaltung dieſes Baues wird durch die zerſtörbaren Kräfte und Abſichten Tagtäglich erkennbarer, und beweiſet deutlich, daß jedes Mittel, welches zu Unterdrückung jeder guten Sache angewendet werden wollte, vergeblich ſeyn müße. Daher wird jede gute Sache triumphiren zu rechter Zeit. Alles was Gott gemacht hat, iſt gut zu ſeiner ewigen Abſicht; alles, was Gott zuläßt, wird als ein wahres Gut offenbar werden, zu rechter Zeit. Der aufklärende Lichtſtrahl des Ewigen erſcheint nur am rechten Orte, und zu rechter Zeit; nur denjenigen wird er ſichtbar, die mit ernſtlichem Eifer für jedes Gute eingenommen ſind; die den Aufſchluß der Irrthümer und des Wundervollen von demjenigen erflehen, der mit undurchdringlicher Weisheit ohne Unterlaß über den Staub, wie über die Engel, wachet; der den Staub, wie den Engel liebt, und zu höheren Beſtimmungen leitet.

*) Um nicht den Argwohn zu veranlaſſen, daß ich durch dieſe Epiſode die Gewogenheit dieſer edlen Männer zu meinem Vortheil erſchmeicheln wolle, muß ich geſtehen, daß ich viele dieſer Rechtſchaffenen perſönlich kenne, und mich ihrer Achtung erfreuen darf. Aber niemals habe ich einem unter ihnen ein feiles Kompliment gemacht; nie habe ich ihrer einen um irgend eine Unterſtützung angegangen; nehme mir auch vor, in Zukunft mich ſo gegen ſie zu betragen, daß meine Verehrung für dieſelben rein, und nur den edlen Menſchen, nicht aber den erreichbaren Vortheilen gelten möge. Ihre veredlende Achtung, ihr Andenken zu erhalten, und zu verdienen, macht einen großen Theil meines Glücks aus.

Von dieſem Gefühle war ich ſo oft ein gerührter Zeuge; die kleinſte Unpäßlichkeit, das kleinſte, anſcheinende Misvergnügen, welches man an dem geliebten Landesvater bemerkte, gieng ſchnell in die Herzen von Tauſenden über. Man zitterte, betete, und erwartete ängſtlich den Augenblick, wo jedes trübe Wölkchen auf der väterlichen Stirne wieder zertheilt war. Wer hat nicht den lauteſten Ruf der Volksfreude: Es lebe Karl Theodor! durch die Baieriſchen und Pfälziſchen Staaten unzähligemal wiederholen gehört, wenn der Fürſt oft nur nach einer kurzen Entfernung, oft nach einer kleinen Unpäßlichkeit ſich wieder öffentlich ſeinen Unterthanen zeigte. Wer kennt nicht die dieſer Nation angebohrne Anhänglichkeit zu ihren Landesfürſten; die Verehrung, die laute, unauslöſchliche Liebe, welche ſie auch noch für die — längſt in der Gruft liegende — Durchlauchtigſte Vorfahren bezeigt; der Eifer, mit welchem ſie jede ihrer Fürſtenliebe widerſtrebende — Meinung, welche ein kühner Fremdling zu äuſſern wagt, beſtreitet! O! ich kenne ſo viele rechtſchaffene Einwohner dieſer Churfürſtlichen Staaten, welche ihren Fürſten auf den Händen zu tragen bereit wären, damit ſein Fuß an keinen Stein ſtoße; die Gut und Blut für ſeine Wohlfahrt opfern würden. Dieſe edle Begeiſterung habe ich oft wahrgenommen, und mich als Weltbürger darüber erfreut. Schade, daß dieſe biedern Menſchen nicht ſo allgemein bekannt ſind, als ſie bekannt ſeyn ſollten! denn das wahre Verdienſt, die wahre Hochſchätzung iſt zurückhaltend, nie zudringlich, iſt mehr thätig, als laut; nur dann, wenns gilt, wird ihre Wirkungskraft ſichtbar. Alles dieſes ſah, und bemerkte ich, und freute mich, unter ſo vielen guten Menſchen zu wohnen, deren ich Viele perſönlich, und genauer kannte, und deren Viele mir mit wirkſamer Freundſchaft zugethan waren. Ich hatte gute Ausſichten zu Geſchäften; ich wohnte bey redlichen, dienſtwilligen Leuten; war ſo ruhig, ſo glücklich, als es ein Menſch auf Erden ſeyn kann. Dieſe Zufriedenheit äuſſerte ich bey meinen Freunden, und ſetzte hinzu: daß es mir zu wohl wäre; ich wüßte aus Erfahrung, daß ein ſolcher, glücklicher Zuſtand in meinem Leben nie lange angehalten hätte, und daß er nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge nicht lange anhalten könnte. Demohngeachtet dachte ich, nach meiner Gewohnheit, auf den künftigen Plan meines Lebens, wodurch ich alles das zu erreichen hofte, was ein genügſamer Menſch zur Befriedigung ſeines Gewiſſens, ſeiner Ehre, und ſeiner Bedürfniſſe nöthig hat. Unter dieſen Spekulationen war ich den 4ten Jänner dieſes Jahres ſehr ruhig eingeſchlafen, wurde aber durch einen Rathsdiener bey anbrechendem Morgen geweckt. Meinen Augen war der plötzliche Anblick einer Gattung Menſchen fremd, dergleichen ich ſonſten nur auf den Straßen geſehen hatte. Er meldete mir, daß ich bis 9 Uhr, zu ſeiner Excellenz, dem Herrn Grafen von Zech, in deſſen Behauſung kommen ſollte. Ich fragte ihn um eins, und das andere, worüber er mir freylich keinen Beſcheid geben konnte; doch vermuthete ich im Ganzen nichts anders, als daß ich wegen einer Privatangelegenheit gerufen würde.

Ich geſtehe meinen Irrthum: ich glaubte, es gelte ein Portrait; und wirklich dachte ich, es gelte das Portrait ſeiner Gemalin. Da ich dieſe Dame zuweilen an öffentlichen Orten geſehen hatte, ſo ſpekulirte ich ſchon der Attitude und dem Koſtum nach, worin ich ſie malen wollte; es that mir auch zugleich ſchon leid, daß ich vor drei Wochen nicht Zeit haben würde, das Bild zu verfertigen; indem ich für dieſe Zeit ſchon beſtimmte Arbeit zu liefern hatte. In dieſer Meinung kam ich in den Vorſaal des gedachten Herrn Grafen an. Hier traf ich einen Geiſtlichen, welcher nachdenkend auf und abgieng. Ich hatte ihm einsmals in einem angeſehenen Hauſe begegnet; aber er konnte ſich meiner nicht mehr erinnern. Ich fragte ihn: Ob er auch in der Abſicht hier wäre, um Sr. Excellenz aufzuwarten? Er antwortete mir etwas haſtig: „Man hat mich rufen laſſen; ich bin weder Illuminat, noch Freimäurer, und weiß nicht, was ich hier thun ſoll.“ Dieſe Aeußerung machte mich plötzlich aufmerkſam; und ehe ich darüber nachdenken konnte, öffneten Se. Excellenz, der Herr Graf ſelbſt die Thüre, und winkten mir auf eine höfliche Art, in das Zimmer zu treten. Ein andrer Kavalier von empfehlender, redlicher Geſichtsbildung empfing mich eben ſo höflich. Erſtgedachter Graf machte mir ſogleich bekannt, daß ich, laut eines von Sr. Excellenz dem Herrn geheimen Staatskanzler an die Behörde erlaſſenen Befehls, welcher von Sr. Churfürſtlichen Durchlaucht mündlich gegeben worden ſey, förderſamſt die Reſidenzſtadt verlaſſen ſollte, um mich nicht unangenehmen Folgen auszuſetzen. Dieſer Befehl machte im erſten Augenblik nur einen überraſchenden, leichten Eindruck auf mich, und ich erinnerte ſogleich, daß ein Irrthum in dieſer Sache obwalten müßte. Man verſicherte mich, daß durch dieſen Befehl zuverſichtlich ich gemeint ſey und war ſo gütig, mir den Protokolls-Auszug, welcher dieſen Befehl enthielt, vorzuzeigen, in welchem dann mein Name, von Gorz, und alles das weitläuftiger ſtand, was ich bereits gehört hatte. Ich fragte demnach ſehr eifrig nach der Urſache und Veranlaſſung dieſes Befehls, bat mir das beſchuldigte Verbrechen zu eröffnen; und erbot mich ſogleich zu jeder unparteiiſchen Unterſuchung und Rechtfertigung; auch bat ich um eine Abſchrift dieſes höchſten Befehls. Darauf erhielt ich zur Antwort: Daß man zu nichts anders Befehl habe, als mir blos dieſen höchſten Befehl kund zu thun. Nun — ich geſtehe es — empfand ich Etwas, das ſich nur fühlen, nie ſagen läßt. Ich brauchte einen Augenblick, um mich zu erholen. Da ich mich des Ausdrucks: förderſamſt, erinnerte, ſo erkundigte ich mich, welche Zeit eigentlich dadurch gemeint ſey. Man antwortete: Vier und zwanzig Stunden. Ich gab meine tiefe Kränkung darüber zu erkennen, und bat, daß mein Aufenthalt in dieſer Stadt wenigſtens auf drei Tage erſtreckt werden möchte, damit ich doch als ein ſonſt ehrlicher, bekannter Mann meine Geſchäfte in Ordnung bringen, und meinen Bekannten meine Abreiſe zu wiſſen machen könnte. Die Antwort war: Man könne desfalls eigenmächtig nichts entſcheiden; Se. Churfürſtliche Durchlaucht müßten durch Dero geheimen Staatskanzler darüber befragt werden. Ich bat wiederholt, mir dieſen Weg nicht zu verſchließen. Nach einer allgemeinen Pauſe reichte mir oft erwähnter Graf die Feder, und erlaubte mir, unter den Protokolls-Extract mein Geſuch ſchriftlich zu ſtellen; erinnerte mich aber zugleich, wie Er ſichs verſehe, daß ich nichts weiters niederſchreiben wolle, welches allenfalls eine Verantwortung nach ſich ziehen könnte. Ich ſchrieb ſogleich folgenden Inhalt: „Ich ſey bereit, den Befehl Sr. Churfürſtlichen Durchlaucht zu befolgen, und die Reſidenzſtadt mit dem tiefen Bewußtſeyn zu verlaſſen: daß ich mir nichts vorzuwerfen habe. Ich bäte nur unterthänigſt um drei Tage Friſtverlängerung, damit ich meine nothwendigen Geſchäfte in Ordnung bringen könnte!“ Unten an ſetzte ich meinen Namen bei. Man verſprach, aus beſonderer Gewogenheit, mir die Antwort mittelſt eines Billets Nachmittags zuzuſenden; und ſo wurde ich mit aller Achtung, die ich von Männern von Erziehung nur erwarten konnte, entlaſſen. — Wie ſehr dieſer unerwartete Auftritt meine Empfindung erſchüttern mußte, kann jeder, der ſich in meine Lage zu denken vermag, leicht ermeſſen. Menſchen, Straßen, Häuſer, alles ſchien mir verändert und fremd. Meine Freunde, denen ich dieſe Begebenheit erzählte, ſtunden wie verſteinert vor mir.

Sobald ich allein war, dachte ich den höchſten Landesherrlichen Verordnungen nach; ſie waren mir durch die Münchner Zeitung bekannt, die ich immer dieſer Verordnungen wegen las.

Weder gegen dieſe Verordnungen, noch ſonſt gegen irgend ein bürgerliches Geſetz konnte ich mich ſtraffällig finden; und fand überhaupt nach tiefer Prüfung aller Handlungen meines ganzen Lebens keine Spur einer That, die mir eine öffentliche Strafe hätte zuziehen können. Ich brachte einige Stunden in den gewaltſamſten Empfindungen zu. Bald drängten ſich Muthmaßungen auf Muthmaßungen, daß entweder Misverſtand, oder die ſchwärzeſte Bosheit an dieſer Begegnung ſchuld ſey. Meine antheilnehmenden Freunde konnten mich nur bedauern, aber eben ſo wenig als ich, das Geheimnis enträthſeln. Ein gekränktes Herz geräth leicht auf die unwahrſcheinlichſten Ideen; und nur im äußerſten Nothfalle konnte ich bewogen werden, dieſe Ideen laut werden zu laſſen. Zudem war ich mir bewuſt: daß ich niemand in dieſer Stadt wiſſentlich beleidigt, oder in ſeinen

Rechten gekränkt hatte. Auch kenne ich niemand in der Welt, von dem ich glauben konnte, daß er gegründete Urſache habe, mein Feind zu ſeyn. Ich vertrug mich mit meinen Kunſtbrüdern jederzeit friedlich; und nur eine kleine Anzahl derſelben, welche mir ihre Freundſchaft zuzuwenden ſchienen, kannten mich näher. Auch habe ich von Allen überhaupt nie nachtheilig geſprochen; mich vielmehr über ihre Fähigkeiten erfreuet, und ſelbſt den Schwächern habe ich zuweilen mehr, als Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Außer dem bin ich keinem Amt oder bei einer andern Verſorgung irgend einem Menſchen im Wege geſtanden. Was ich genoß, genoß ich mit innerlicher Ueberzeugung, daß ich es mit gutem Gewiſſen genießen durfte. Ich habe niemand im Beſitze ſeines Guts je geſtört, noch mir irgend die Zueignung eines Beſitzers zum Nachtheil Anderer zu erwerben geſucht. Mein Betragen war zurückhaltend, doch gegen Niemand unhöflich. Ich weis es: Viele haben mich für ſtolz gehalten, weil ich mit manchem nicht ſprach, mit dem ich vielleicht hätte ſprechen ſollen. Aber dem Allwiſſenden iſt es bekannt; ich bin nichts weniger als ſtolz; und wenn ich zuweilen ſchweige, ſo geſchieht es, weil ich eben keine Luſt zum Reden habe, oder gerade nichts Vernünftiges oder Intereſſantes zu ſagen weis. Auch kann Niemand von mir ſagen, daß ich ihn einer Zahlung wegen hätte zudringlich werden laſſen, und nicht bezahlt hätte; in dieſem Falle hätte ich gewiß lieber alles, was ich beſitze, aufs Spiel geſetzt, um mich nicht einer kränkenden Behandlung auszuſetzen. Ich weis zwar, daß manche ſich bemüht haben, die Quellen meiner Nahrung verdächtig zu machen. Bald hatte ich in den Augen ſchmähſüchtiger Argwohner meine Subſiſtenz irgend einem Frauenzimmer, bald einem andern —

dem ehrlichen Manne unanſtändigen — Gewerbe zu verdanken. Ich biete jedem Trotz, wer er immer ſey, in der geringſten Handlung meines Lebens die Spur zu einem ſo herabwürdigenden Verdacht aufzufinden. Wen es intereſſirt, oder wer nicht weis, wie man ohne Beſoldung, ohne öffentlich bekannte Kapitalien leben kann, dem will ich gerne meinen Fond anzeigen, woraus ich meine Gelder richtig beziehe, und bey dem noch kein Banquerot für mich ausgebrochen iſt: eine Kaſſe, wo promptere Zahlung als in allen übrigen Kaſſen geleiſtet wird. Der Fond heißt: **Kunſt**, **Wiſſenſchaft**, und **Kredit**; der oberſte Zahlungsanweiſer iſt: die Vorſicht; und das Aſſegno lautet: auf ſo viel, als ich nothwendig brauche. — Wer mehr ausgiebt, als dieſes Aſſegno einbringt, der muß dafür büßen, dieſe Regel habe ich gelernt, und noch nicht vergeſſen: möchte ſie nur jedermann lernen und beobachten! Dies iſt eine Gattung der beſten, ſicherſten Nahrungsquellen, wodurch jeder arbeitliebende Menſch ſich anſtändig in der Welt fortbringen kann, wenn er die Vermuthung vor ſich hat, daß er arbeitſam, kein Verſchwender, und kein Betrüger iſt. Aus dieſen Quellen, und ſonſt aus keiner, iſt mir durch Beyhülfe anderer Menſchen Alles das zugefloſſen, was ich zu meinem Leben brauchte; und wird mir noch zufließen, ſolang ich meiner Geſundheit und meiner Ehre achten werde.

Unter dieſen Betrachtungen erhielt ich folgendes Billet, welches ich gefliſſentlich einrücke, weil es derjenige Beleg iſt, welchen ich zu Erweiſung des mir zugekommenen Befehls zu erhalten Gelegenheit hatte.

Wohlgebohrner!

„Gemäß einer von des Herrn Geheimen Staatskanzlers Excellenz erhaltenen ſchriftlichen Aeuſſerung, wird die von Ew. Wohlgebohren Unthgſt. nachgeſuchte Aufenthalts Erſtreckung von drei Tagen, nicht aber auf eine längere Zeit verſtattet, der ich geziemend verbleibe.“

Ew. Wohlgebohrn

München den 5. Januar
1791.

ganz Ergebener
Nepom. Felix Reichsgraf von
Zech.

Ich hoffe und rechne darauf: daß ſich vielleicht binnen drei Tagen meine Unſchuld aufklären, oder mir wenigſtens Gelegenheit gegeben werden dürfte, zu beweiſen, daß ich mir nichts vorzuwerfen habe. Dies wünſchten auch meine Freunde ſehnlichſt. Sie beklagten die Kränkung meiner Ehre ſowohl, als den eben ſo theuern Verluſt der Gnade des Durchlauchtigſten Fürſten. Aber kein Menſch konnte mir helfen, keiner gab mir einen andern Rath: als daß ich dem höchſten Befehl einſtweilen folgen müſte, und einige Zeit die Entwicklung dieſer Angelegenheit abwarten ſollte. In dieſer hülfloſen Betroffenheit verlies ich München, und reiſte nach Regensburg, wo ich im vorigen Jahre ſchon ſo viele Gönner, und Freunde zu erwerben das Glück hatte; daſelbſt ward ich wieder mit auszeichnender Achtung und freundſchaftlichem Wohlwollen aufgenommen. Drei Wochen hindurch erwartete ich vergebens die Auflöſung des Räthſels meiner Verbannung. Man fragte mich zu Regensburg über verſchiedene Dinge, wodurch meine

Verweiſung allenfalls hätte veranlaſt werden können; allein ich konnte auf alle Fragen nichts anders antworten: als daß ich mich keines Staatsverbrechens ſchuldig fühlte. Mit Schmerzen und tiefer Kränkung erfahre ich nun verſchiedene ſchändliche Zumuthungen, welche misgünſtige, ſchadenfrohe Menſchen, nach ihrer mir bekannten Art wider mich verbreiten. Ich bin keinen Augenblick ſicher, daß nicht eben jene Zeitungen und öffentliche Blätter, welche ehemals meine Ehre beförderten, ſolche nun auf eine nachtheilige Art verdächtig machen könnten, denn die geheimen Triebe der Bosheit ſind oft unbegränzt. Bei dieſer noch weitern Beſorgnis ſahe demnach ich vorläufig kein geſchwinderes und wirkſameres Mittel zur Rettung meiner Ehre vor mir, als meinen Freunden und der ganzen Welt die wahre Beſchaffenheit der Sache öffentlich kund zu thun, und zugleich bei dieſer Gelegenheit manchem über dasjenige Licht zu geben, was mich angeht, und anging, und das vielleicht ohne dieſe Aufhellung von vielen unter falſchem Scheine angeſehen wird.

Durch dieſes Mittel allein iſts mir möglich, manche irrige Meinungen zu zerſtreuen, und mir für mein künftiges Leben mehr Ruhe zu verſchaffen. Alle, die mich und meine Umſtände kennen, werden einſehen, daß ich nichts zweckwidriges geſchrieben habe; allein ich hatte nicht ſoviel Zeit, als nöthig geweſen wäre, um mich noch kürzer und gedrängter zu faſſen. Hätte ich nach dem in Deutſchland ziemlich gangbaren Litteratur Commerz eigennütziger handeln wollen; ſo würde ich leicht einige Bogen mehr bei dieſer Gelegenheit haben ſchreiben können, auch wäre es mir viel leichter geworden, nach dem Syſtem derjenigen zu arbeiten, die Kunſt und Wiſſenſchaft nach der

	Zoll.	Linien.
Länge des Hinterbeins von den Hüftknochen bis zum Gelenk.	1.	8.
Breite der Hinderpfote	—	9
Länge der Nägel.	—	3
Entfernung der Zitzen.	—	4
Entfernung der Zitzen von der einen Seite zur andern, unter dem Bauche weg.	2	10½
Ueber dem Rücken weg.	3	1½
Länge der Stacheln.	1	10
Die Scheide der Ruthe iſt koniſch, und lang	1	—

Der Herr Graf bittet alle Liebhaber der Naturgeſchichte um ihren Beyſtand, ihm fremde Thiere für ſeine Menagerie auf ſeine Koſten zu verſchaffen. Seine Adreſſe iſt: Au Chateau de Glaye, par la Ferté-Bernard, province de Maine.

VI.

Anekdoten.

Ein chriſtlicher Kaufmann vertraute einem türkiſchen Kameeltreiber eine ſehr beträchtliche Ladung von ſeidenen Gütern an, um ſie von Aleppo nach Konſtantinopel zu ſchaffen; eine Krankheit, die ihn unterwegens überfiel, verhinderte ihn, der Karavane zu folgen, und ſie langte vor ihm an. Der Kameeltreiber, der ſich einbildete, daß der Chriſt geſtorben ſey, verkaufte die Waaren, und änderte ſeine Handthierung. Kurz darauf traf der Kaufmann in Konſtantinopel ein, und foderte ſeine Stoffe. Der

Elle bezahlen, wodurch derjenige am meiſten gewinnt, der mit hundert Worten das ſagt, was er durch Nachdenken mit fünfen vielleicht beſſer und faßlicher hätte ſagen können, wobei aber anſtrengende Bemühungen des Geiſtes, reife Ueberlegungen, Zeitverluſt der Leſer ꝛc. weniger in Anſchlag kommen, als das Intereſſe des Papier-Fabrikanten und des Buchdruckers.

Mir iſt einzig um meine Rechtfertigung zu thun: damit ich aber dieſe vor den Augen eines unpartheyiſchen Publikums einleite, und zugleich jeder Misdeutung vorkomme; ſo habe ich auch nachſtehende Aufſätze an die dabei angezeigten Behörden einrücken wollen.

Dem ſo allgemein, als gerecht bekannten Staatsminiſter habe ich dieſe Druckſchrift unverzüglich zugehen laſſen, damit ſie derſelbe, meinen unterthänigſten Bitten gemäß, Sr. Churfürſtl. Durchlaucht einreichen, und Höchſtdenenſelben alles dasjenige gefälligſt vortragen möge, was er zu Aufklärung und Unterſuchung meiner Angelegenheit vorzutragen nothwendig finden werde. Durch dieſen Weg wünſche und hoffe ich, bald in den Stand geſetzt zu werden, meine Freunde von dem Erfolg meines Geſuchs zu benachrichtigen, und denſelben anzuzeigen, wie ich die erwünſchte Gnade des Durchlauchtigſten Churfürſten, ſo wie die Widerherſtellung meines gekränkten Rufes zu erhalten, das Glück gehabt habe.

Durchlauchtigſter Churfürſt!
Gnädigſter Herr Herr!

Ich bin auf Ew. Churfürſtlichen Durchlaucht höchſten Befehl aus Dero Reſidenzſtadt verwieſen werden. Ich habe dieſem ſtrengen Befehl gehorcht, habe daſelbſt Freunde und Geſchäfte zurückgelaſſen, und bin aus einem Lande gezogen, wo ich meine Lebenstage zu beſchließen wünſchte, wo ich unter den Augen des mächtigſten Beſchützers der Künſte viele Jahre Schutz und Unterſtützung fand, wo ich meine Kräfte zu erweitern, und mich dieſes Glücks würdig zu machen bemüht war. Meinen Richtern war mein Verbrechen unbekannt, kein Menſch wollte, oder konnte mir darüber Aufſchluß geben; kein Menſch wagte Ew. Churfürſtlichen Durchlaucht meinen Schmerz vorzutragen.

Ich habe mein Herz und meine Handlungen mit Gottes Beiſtand tief erforſcht, und fühle mich unſchuldig; kann das Verbrechen nicht ahnden, deſſen ich ſchuldig erkannt ward. Keine Handlung habe ich je begangen, die mir eine ſo entehrende Strafe hätte zuziehen können.

Ich habe das unſchätzbare Glück, von Ew. Churfürſtlichen Durchlaucht perſönlich gekannt zu ſeyn, habe Dero menſchenfreundliche Gnade und Fürſtliche Großmuth genoſſen, und nie misbraucht. Welche unglückliche Misdeutung, oder planvolle Bosheit konnte mich vor dem ſanftmüthigſten Fürſten, vor der ganzen Welt ſo tief erniedrigen? Denn nur durch ſonnenklare Beweiſe konnte das gefühlvolle Herz Ew. Churfürſtlichen Durchlaucht, zu einem ſo außerordentlichen Strafbefehl bewogen werden.

Mein Name, der Name meiner Voreltern, ſo viel ich weis — war unbeſcholten, und ich erſcheine öffentlich als ein beſtrafter Verbrecher; und in den Monumenten der Gerechtigkeit ſollte meine Verbannung, ohne meine Verantwortung, erſcheinen! Die Welt ſoll in der Unbeſtimmtheit meines Verbrechens argwohnen dürfen, daß die härteſte Züchtigung vielleicht noch Gnade ſey. Und ſo ſollte ich Unglücklicher meines ehrlichen Vaters Grab mit Schande überdecken?

Durchlauchtigſter Churfürſt! von Ihrem Winke hängt das Loos von Millionen Menſchen ab; und dieſer Menſchen Rechte können Ihnen nicht anders als heilig ſeyn. Das Leben und die Ehre ſtehen feſt nebeneinander, und der Rechtſchaffene zieht den Tod der Schande vor. Daß ich mich immer befliſſen, den Namen eines Rechtſchaffenen zu verdienen, dies darf ich behaupten vor Gott und der Welt, und ich kann jedem die Stirne bieten, der es wagt, mich einer ſchlechten Handlung zu beſchuldigen.

Wie grauſam wäre mein Schickſal, wenn ich mit dieſem Bewußtſeyn durch den Namen eines Verbrechers gebrandmarkt, meine übrige Lebenstage ertragen, und meine Rechtfertigung erſt jenſeits des Grabes finden ſollte. Dieſer Gedanke müßte nothwendig jede Freude meines Lebens verbittern, durch ihn würde die Fähigkeit zu meiner Beſtimmung und Selbſterhaltung ſich ſchwächen. Nirgends würde ich Ruhe finden: denn auf der Stirne eines jeden Rechtſchaffenen würde ich die Verachtung zu leſen glauben, die einem durch die Geſetze Verurtheilten gebührt; und dieſes Schreckbild würde mich verfolgen bey Tag und bey Nacht.

Durchlauchtigſter Herr! dem der höchſte Begrif von Ehre eigen iſt; Gottes Allmacht hat Ihrem Zepter die Gewalt zu Beſtrafung des Schuldigen, aber auch die Mittel den Unſchuldigen von der

Schmach zu retten anvertraut. Ew. Durchlaucht menſchenfreundliches Herz hat während Ihrer glorreichen Regierung ſchon ſo oft, ſo laute Beweiſe gegeben: daß dieſe Gewalt das ſchätzbarſte Kleinod Ihrer Fürſtlichen Krone iſt. Ich hebe meine Hände vertrauenvoll an den Stufen Ihres glänzenden Thrones empor, und flehe um Gerechtigkeit; und werde ſolange rufen, bis meine Stimme zu Ihrem großmüthigen Herzen dringt. Meine ganze Lebenszeit werde ich anwenden, Ew. Churfürſtlichen Durchlaucht und der ganzen Welt zu beweiſen, daß ich keines entehrenden Verbrechens fähig bin.

Ich habe dazu den Anfang gemacht, und einſtweilen das einzige Mittel ergriffen, welches mir in meiner hülfloſen Lage das wirkſamſte ſchien. Ich habe einen kurzen Inhalt meiner Lebensgeſchichte meinen Freunden, und Gönnern zu ihrer und meiner Beruhigung vor Augen gelegt, und darin die Veranlaſſung, Folgen und Verwicklungen der wichtigſten Handlungen meines Lebens ohne Zurückhaltung aufgedeckt, wodurch ich ſo oft und ſo viel gelitten habe. Ich fordere in dieſem Aufſatze Jeden laut auf, mich durch gültige Beweiſe zu beſchämen, wenn ich eine Unwahrheit geſagt habe. Auch kann ich alle meine Geſtändniſſe durch legale Schriften beweiſen, in ſo fern ſie durch Schriften erweißlich ſind. Ich hielt es für meine Pflicht dieſe Druckſchrift zuerſt zu Euer Churfürſtl. Durchlaucht Kenntnis gelangen zu laſſen; in der feſten Ueberzeugung, daß darin nichts enthalten, das mich der unſchätzbaren Gnade Euer Churfürſtlichen Durchlaucht unwürdig machen könnte! ſie enthüllet vielmehr mein Selbſtgefühl, meine Empfindungen, und hat keine andere Abſicht, als Euer Churfürſtlichen Durchlaucht, und meinen antheilnehmenden Gönnern und Freunden mein Herz ganz aufzudecken, Vorurtheile zu zergliedern; meine Ehre zu retten, und den Ruhm Euer Churfürſtlichen Durchlaucht Regierung zu verbreiten. Ich bin gezwungen, dieſen Aufſatz allgemein bekannt werden zu laſſen, weil ich keine Stunde vor einem plötzlichen Tode ſicher bin, und weil bey deſſen möglichem Falle meine Rechtfertigung unterdrückt werden könnte. Die gewöhnlichen Wege zu meiner Rechtfertigung ſchienen für mich geſchloſſen; denn meine Richter weigerten ſich, mich anzuhören.

Gerechteſter Landesvater um Nichts zu unterlaſſen, was meine Angelegenheiten unterſtützen könnte; ſo wag' ich es, ein von Dero Durchlauchtigſtem Vorfahren meinem Vater ertheiltes Decret in tiefer Ehrfurcht beyzuſchließen, worin der Verdienſte meiner Anverwandten erwähnt, und meinem Vater 1732 im 19. Jahre ſeines Alters eine Officierſtelle verſprochen wird. Mein Vater hat dieſer Gnade nie genoſſen, indem derſelbe, 1733 ſchon in Kaiſerliche Dienſte als Lieutenant aufgenommen worden, und in Kaiſerlichen Dienſten bis zu ſeinem Tode geblieben iſt. Auch habe ich von dieſer höchſten Zuſage nie Gebrauch gemacht, und Euer Churfürſtliche Durchlaucht nie um eine Gnade gebeten, ob ich gleich hierzu, wie Euer Durchlaucht Selbſt noch erinnerlich ſeyn dürfte, öfters Gelegenheit gehabt hätte. Ich wollte mein Glück keiner Zudringlichkeit, keiner Fürſprache ſondern blos meinen Verdienſten und Gottes Führungen zu verdanken haben; mein Troſtſpruch war immer: Thue das Deinige, und laß für das Uebrige Gott ſorgen.“ Dieſer Wahlſpruch verpflichtet mich, bey der gegenwärtigen wichtigſten Angelegenheit meines Lebens, Alles anzuwenden, was irgend auf eine Weiſe zur Rettung meines guten Namens beytragen kann. Laſſen Euer Churfürſtlichen Durchlaucht die Gnade, welche meinem Vater von Einem Höchſtdero Vorfahren zugedacht war, nun ſeinen Sohn in der Gerechtigkeit finden. Gönnen Höchſtdieſelben mir die Erlaubniß, mich gegen jede mir aufgebürdete Beſchuldigung vor unparteyiſchen Richtern, und vor der Welt laut vertheidigen, und mich um die Wiedererhaltung Euer Churfürſtlichen Durchlaucht höchſten Huld bewerben zu dürfen. Meine letzte Lebensſtunde wird durch dieſe Wohlthat heiter werden, mein künftiges Leben ſoll von dem brünſtigſten Dank, von der tiefſten Verehrung zeugen; und Gott der Belohner jeder guten That, wird Glück und Segen über Euer Churfürſtlichen Durchlaucht in reicher Maaße ausſchütten; und ich werde mit Tauſenden dem allerhöchſten König lobſingen, der ein wiederholtes Beyſpiel der Gerechtigkeit durch Seinen Geſalbten auf Erden verkündigt.

Ich bin in tiefſter Ehrfurcht ꝛc. ꝛc.

An des Reichs Freyherrn von Hertling Churfürſtlichen würklichen geheimen Staats- und Conferenz Miniſter, auch geheimen Hof- und Staatskanzlers Excellenz.

Ich habe das Glück nicht, Euer Excellenz perſönlich zu kennen, noch von Denenſelben gekannt zu ſeyn. Aber der allgemeine Ruf, welcher Dero Ankunft in München vorhergieng, war allen Baiern ſowohl, als allen fremden Einwohnern des Landes von der glücklichſten Vorbedeutung. Dero von Tag zu Tag mehr bekannt werdende Gerechtigkeitsliebe, und das ſchmeichelhafte Zutrauen, welches der Durchlauchtigſte Churfürſt durch Dero Berufung zu dem ehrenvollſten Poſten Ihrem Verſtande und Herzen zueignet, läßt mich Dero thätige Hülfe bey meiner gerechten Sache hoffen.

Erlauben Euer Excellenz, daß ich mich an die Millionen Menſchen, über deren Wohlfahrt Hochdieſelben wachen, anſchließe, und zu Dero bekannten Gerechtigkeitsliebe in einer Angelegenheit, mit deren Wiederholung ich nicht läſtig werden will, indem ſie Euer Excellenz bereits bekannt iſt, meine feſtgegründete Zuflucht nehme. Die beygeſchloſſene Bittſchrift nebſt der gedruckten Beylage dürften Umſtände aufklären, die den Aufſchluß zu meiner Rechtfertigung befördern könnten.

Ich flehe zu Euer Excellenz und bitte um die Gnade, dieſe Bittſchrift nebſt Beylagen, Sr. Churfürſtlichen Durchlaucht, ſobald als möglich, zu überreichen, damit ſolche dieſem huldreichen Fürſten zuerſt bekannt werden. Unterſtützen Ew. Excellenz meine Angelegenheit durch Dero wichtigen Einfluß in das höchſte Zutrauen, und helfen Sie einem gekränkten Fremden, deſſen Ruf jederzeit ſo unbeſcholten, als ſein Wandel unſträflich war, den gegründeten und billigen Wunſch erfüllen, daß er durch die Erkennung des gerechteſten beſten Fürſten vor der ganzen Welt gerechtfertiget werde.

Ich bin verſichert, daß Ew. Excellenz jedes Werk, jede Handlung Ihrer höchſtwichtigen Beſtimmung mit Vertrauen auf Gott und ſeinen Beyſtand anfangen; und ſo muß jede Vollbringung zu Heil und Segen gedeihen. Gott wird dieſen Segen von Tag zu Tag über alle verbreiten, deren Loos Ihrer liebvollen, weiſen Leitung anvertraut iſt; und ſo wird jeder Sturm des Schickſals gleich einer Seifenblaſe unter Ihren Füßen verduften.

Ich bin mit der innigſten Hochachtung und Verehrung u. ſ. w.

Sr. dem Herrn Reichsgrafen von Zech, Sr. Churfürſtlichen Durchlaucht zu Pfalz Cämmerer, würklichen Ge-

Geheimenrath und Ober-Landesregierungsrath, der löbl. Landſchaft in Baiern Ritterſteuer Rentamts Burghauſen Excellenz.

Ew. Excellenz mußten den Befehl Sr. Churfürſtlichen Durchlaucht, vermöge des Amts, welches Ew. Excel. dermalen bekleiden, mir kund thun. Ihre Mine und Behandlungsart zeigte dabey, daß ihr Herz an meinem Schickſale menſchenfreundlichen Antheil nahm. Ich danke dafür mit gerührtem Herzen, und finde mich verpflichtet, Denenſelben gegenwärtige Druckſchrift zuzuſenden, welche Ew. Excellenz, als Menſchen, alles dasjenige ſagen wird, was Dieſelben als Richter anzuhören nicht berechtiget waren. Ich wünſche die Achtung aller lebenden und nachkommenden Menſchen zu verdienen; und bitte, daß durch Dero Vermittlung dieſe meine Druckſchrift jenem Act beygelegt werde, der meine Verbannung enthält, damit jeder, dem dieſer Act einſt zu Geſicht kommen ſollte, zugleich meinen Eifer und die Gründe erkennen möge, ſo ich zur Aufklärung meiner Unſchuld angewendet und vorgeleget habe. Gott möge Ew. Excellenz das Glück geben, das Sie, bey dem Ihnen aufgetragenen Amte mehr Unſchuldige zu retten, als Schuldige zu beſtrafen, Gelegenheit erhalten. Ich zweifle nicht, daß auf dieſe Art Ihre dermalige Beſtimmung ganz Ihrem Herzen angemeſſen ſeyn werde.

Ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung ꝛc. ꝛc.

Zuſchrift an denjenigen, welcher durch ſeine Klage wider mich meine Stadtverweiſung veranlaſſet hat.

Du! mir vielleicht unbekannter Bruder in Chriſto Jeſu, deſſen Vorbild wir alle folgen ſollten, und deſſen Lehre du zweifelsohne glaubſt! Ich kann nicht unterlaſſen, auch an dich zu ſchreiben. Ich weiß deinen Namen und Karakter nicht weil du vor gut gefunden haſt, mir ſie zu verbergen; auch weiß ich kein ſichereres Mittel, als dieſe Druckſchrift, um dich mit jenen Empfindungen bekannt zu machen, die du veranlaßt haſt.

Ich glaube, daß die Abſicht, welche dich bewogen hat, mich bey dem beſten Fürſten anzuklagen, gut, und nach den Grundſätzen der Ehre und chriſtlichen Liebe eingerichtet war; um ſo weniger wirſt du es mir übel nehmen, wenn ich offenherzig mit dir rede, und mich um deine verlohrne Achtung bewerbe. Denn wenn du gleich ſelbſt — wie ich nicht glaube — die Achtung der ganzen Welt verlohren hätteſt; ſo wäre doch mir deine Achtung nicht gleichgültig. Du bleibſt immer Menſch, und folglich Gottes Ebenbild. Du weißt den göttlichen Grundſatz: „Was du nicht willſt, das dir geſchehe, ſollſt du deinen Mitmenſchen auch nicht thun.“

Kein Geſetz erlaubt dir von dieſem Grundſatze abzuweichen, es ſey denn, daß es die höchſte Gefahr deiner Selbſterhaltung erfordere, oder daß du nur durch Aufdeckung einer böſen That, böſe Thaten verhindern könnteſt. Du haſt den ſummariſchen Inhalt meines Lebens, meines Selbſtgefühls, und meiner Empfindungen geleſen; haſt mich vielleicht näher kennen gelernt, als du mich zuvor kannteſt: denn es giebt allerhand Menſchen in der Welt, deren wahren Werth man leicht verkennen kann. Du wirſt mir auch zugeben müſſen, daß meine Geſtändniſſe vor der ganzen Welt ſo lange ihre Wahrſcheinlichkeit behalten werden, bis du, oder jemand Anderer hinlängliche, rechtsgültige Beweiſe aufbringt, die mich vor der Welt überweiſen, daß ich als Heuchler oder Lügner gehandelt und geſprochen habe. Damit nun die Welt bald erfahren möge, woran ſie iſt; ſo bitte ich dich, das

Verbrechen und die zu deſſen Erweiſung nothwendigen Zeugniſſe laut bekannt zu machen. Du kannſt die Welt auf keine andre Art von deinem richtigen Verſtande und guten Herzen überzeugen; denn man ſollte doch vermuthen, daß du dich bei deinen Handlungen minder durch Muthmaßungen, als durch Beweiſe leiten läſt; im erſtern Falle müſte ich ſonſt dein Herz, und deinen Verſtand bedauern. Um deine Anklage rechtsgültig zu machen, muſt du entweder ſelbſt Augenzeuge meines Verbrechens geweſen ſeyn; oder es hat dir gelungen, Zeugniſſe aufzubringen, deren Gültigkeit vor jedem, auch unpartheyiſchen Richter ihre Rechtskraft gewinnen können. Wie du bey Aufbringung ſolcher Zeugniſſe zu Werke gegangen biſt, wird dir dein Gewiſſen ſagen; und dieſem Gewiſſen wirſt du vermuthlich nicht mehr aufgeladen haben, als du in jene Welt mitzunehmen wünſcheſt. Ich bitte dich dahero, das mir ſo ganz unbekannte, ganz unenträthſelbare Verbrechen laut bekannt zu machen, welches mir die Ungnade des gnädigſten Landesfürſten, und die Stadtverweiſung nach ſich gezogen hat. Nimm dich aber ja in Acht, daß du nichts ſageſt, was du nicht erweiſen kannſt; ſonſt verlierſt du für dein künftiges Leben allen öffentlichen Glauben, und könnteſt dir eine doppelte Verantwortung auf den Hals laden. Es wäre auch zu Aufrechthaltung deiner Ehre und guten Namens erforderlich, daß du deinen Namen öffentlich bekannt machteſt, damit die prüfende Welt den Ankläger und den Beklagten gegen einander ſtehen, und für den Aufſchluß der Wahrheit kämpfen ſehen möchte. Unterläſt du die Bekanntmachung deines Namens, und wird derſelbe je durch Zufall einſt bekannt, — denn nichts iſt unmöglich; — ſo hält man dich entweder für einen mitſchuldigen Verbrecher, oder, man glaubt, daß es

die

Türke ſtellte ſich, als ob er ihn nicht kenne, und leugnete, daß er jemals Kameeltreiber geweſen. Die Sache wurde vor einem Kadi gebracht, der die Gründe von beyden Theilen anhörte, und ſie von ſich ließ. Indem ſie fortgiengen, trat er ans Fenſter, und rief: „Kameeltreiber! auf ein Wort!“ Der Türke vergaß, daß er dieſes Handwerk niemals getrieben zu haben vorgegeben hatte, und kehrte um. Der Kadi ließ ihn hierauf die Baſtonnade geben, bis er den Betrug bekannte, und er muſte nicht allein dem Kaufmann die entwandten Güter, ſondern noch dazu eine anſehnliche Geldbuße bezahlen.

Einem General, der in Deutſchland und Italien geſchlagen worden war, malte man eine Trommel über die Thür, mit der Unterſchrift! „Ich werde von beyden Seiten geſchlagen.“

Ein Officier ſpielte bey der Belagerung von Oudenarde mit großem Glück gegen ſeinen Oberſten. Dieſer hatte alles verloren, und wollte eben, dem Glück zum Poſſen, dasjenige, was ihm noch übrig war, einen Gehalt von 800 Livres daran wagen, als ihm der Officier vorſchlug, ſeinen ganzen Verluſt, 24000 Livres ausgenommen, quitte à deux zu ſpielen. Der Oberſte war es ſehr wohl zufrieden; **Gut**, fuhr jener fort, und zog eine Handvoll Geld aus ſeiner Taſche; **gerade oder ungerade?** „Ungerade!“ rief der Oberſte — „**Getroffen!**“ ſagte der Officier, und ſteckte das Geld in die Taſche, das gerade war.

Im zwölften Jahrhunderte machte ein Schwärmer, Namens **Eon**, viel Aufſehens. Wegen der groben Aehnlichkeit, die er zwiſchen ſeinem Namen, **Eon**, und dem dir minder um Handhabung der guten Sache, als um die Befriedigung deiner Schadenfreude oder deines Intereſſe, zu thun war, da du mich anklagteſt.

Ich brauche auch nicht erſt zu erinnern, daß, da das mir aufgebürdete Verbrechen wahrſcheinlich ſo geartet iſt, daß es zugleich auf einen dritten Bezug genommen haben könnte, Du bei Erweiſung deiner Anklage den Ort, wo das Verbrechen geſchehen, die allenfalls Mitſchuldigen, oder Zeugen von unbeſcholtenem Rufe, genau nach den Geſetzen anzeigen mußt; ſonſt kann deiner Anklage nicht mehr Glaube, als jeder andern Erdichtung beigemeſſen werden. Ich gelobe Dir, daß ich von meiner Seite mit Gottes Beyſtand meinen Verſtand nach Kräften anwenden will, um Dir zu helfen, daß die Wahrheit an Tag komme; ich will Dir antworten mit aller Beſcheidenheit. Zwar hätteſt Du liebvoller gehandelt, wenn Du über eine von mir gefaßte üble Meinung Dich erſt um die wahre Beſchaffenheit meiner Grundſätze und Abſicht bei mir erkundiget, mich gewarnet, oder aufmerkſam gemacht hätteſt. Ich bin kein ſo verſtockter Sünder, daß ich mich nicht zu beſſern geſucht haben würde. Aber es ſollte nicht ſeyn; und zu was es gut war, daß die Sache anders ging, zeigt ſich vielleicht in der Folge: denn alles auf dieſer Welt befördert gute Abſichten.

Zum Schluß beſchwöre ich Dich noch einmal: laß michs erfahren, wodurch ich deine Verfolgung verdient habe, und überzeuge die Welt, daß Du das Laſter, und nicht den Menſchen haſſeſt; auch bitte ich Dich, daß Du nicht nur im gegenwärtigen Falle, ſondern auch in Zukunft mit brüderlicher Liebe mir beiſtehen, und mich auf jede Handlung meines Lebens aufmerkſam machen wolleſt. Ich werde Dir und jedem Menſchen, dem die Wohlfahrt ſeines Bruders am Herzen liegt, für jede wohlgemeinte Warnung danken, die mich meiner Beſſerung und Vervollkommung näher bringen kann. Aber ich muß auch zugleich den ſicherſten Weg wiſſen, wie ich Dir antworten, und deine Urtheile entweder beſtätigen, oder berichtigen kann. Auf dieſe Art wirſt Du und die Welt einſehen, daß es mir wirklich Ernſt iſt, Deine gute Meinung und die gute Meinung der ganzen Welt im Angeſichte Gottes zu verdienen.

Siehe, lieber Bruder, es iſt allerdings unverantwortlich, einen Menſchen, den man beſſern könnte, ungebeſſert zu laſſen; aber es iſt noch weit unverantwortlicher, ihn nur durch Leid- und Schadenzufügen beſſern zu wollen, ſo lange nicht offenbare Anzeigen vorhanden ſind, daß er nicht anders, als durch die empfindlichſten Mittel gebeſſert, oder daß nur durch deſſen Schlachtopfer ein noch größeres Uebel fürs gemeine Weſen abgehalten werden kann, daß mithin ſeine geheime oder öffentliche Anklage Bürgerpflicht wird. Es kommt eine Stunde, wo es im Kopf und im Herzen helle wird; und gleich darauf gehen wir zu Gottes Gericht hinüber — Da wünſchte ich, daß Du und ich als Brüder verſöhnt und gerechtfertiget, Hand in Hand vor dem Ewigen erſcheinen, und einen erwünſchten Lohn unſers gutvollbrachten Tagwerkes empfangen möchten!

Dein Menſchenbruder.

Zum Schluße muß ich zur Beruhigung meiner Freunde noch verſichern: daß ich nie einen unerlaubten Briefwechſel über Religions- oder politiſche Gegengenſtände unterhalten, noch mich je in dergleichen Angelegenheiten weder vor noch gegen irgend einen Staat habe gebrauchen laſſen. Weit entfernt von ſolchen Wegen und Verbindungen waren einzig Kunſt, und andre dahin einſchlagende Wiſſenſchaften die Gegenſtände und der Zweck, worüber ich mit verſchiedenen Gelehrten Deutſchlands, und andern hochgeſchätzten Perſonen korreſpondirte, und wodurch ich ihrer Achtung und Freundſchaft verſichert worden bin. Dieſe Verſicherung läßt ſich durch alle Briefe, die ich beſitze, oder andere von mir beſitzen mögen, erweiſen. Auch kann ich mit Zuverſicht, behaupten, daß die kleinen Seitenſprünge in gegenwärtiger Schrift, welche ſich einigermaßen auf Politik beziehen, die erſten und einzigen ſind, welche durch mich ins Publikum gekommen. Nur zur Bekanntmachung meiner ſummariſchen Grundſätze in dieſem Fache, und damit man mich keiner — irgend einem Staate nachtheiligen — Denkungsart beſchuldigen möge, habe ich von Dingen geſprochen, von denen ich wenig verſtehe, und wovon ich nicht mehr zu verſtehen brauche, als ein Mann von meiner Gattung überhaupt davon zu wiſſen nöthig hat.

Ich hoffe demnach zuverſichtlich, daß durch den von mir gewählten ſicherſten Weg alle dieſe meine Geſinnungen an Se. Churfürſtl. Durchlaucht zuerſt gelangen werden; und bin ſo gut als überzeugt: daß ich keineswegs zu beſorgen habe, daß dieſe Druckſchrift eher im Publikum erſcheine, als ſolche dem höchſten Landesherrn zur erleuchteſten tiefdringenden Einſicht vorgelegt worden. Zu meiner Beruhigung und Sicherſtellung gegen alle durch die Poſtverſendung nur immer mögliche Zufälle, werde ich das an Se. Excellenz den Herrn geheimen Staatskanzler unterm 2ten Februar addreſſirte Paquet nur gegen einen Poſtempfangsſchein abgeben laſſen. Ich lebe auch in der gewiſſeſten Zuverſicht, durch die gerechteſte Reſolution Sr. Churfürſtlichen Durchlaucht die ſehnlichſt erwünſchte Gelegenheit zu erhalten, um allen meinen Gönnern und Freunden nächſtens ſonnenklar erweiſen zu können: daß Höchſtdeſſen menſchenfreundliche Huld und Gerechtigkeitsliebe nur durch Misverſtand, oder vielleicht durch falſche Anklage zu einem mir ſo empfindlichen Schritte bewogen werden konnte.

In dieſer gegründeten Hoffnung und Zuverläßigkeit werde ich mich bis zu der geſetzmäßigen Aufklärung meiner Rechtsanſprüche voll Vertrauen auf den Beiſtand des Allerhöchſten beruhigen.

Wiederholt muß ich Jeden, der dieſe Druckſchrift leſen wird, heiligſt verſichern: daß ich dabei keine andere Abſicht hatte, als meine Ehre zu retten, und die Gnade des huldreichſten Landesfürſten wieder zu erhalten. Ueber jeden, vielleicht undeutlich ſcheinenden Ausdruck, welcher wider Vermuthen zum Nachtheil des Staats, der Religion, oder der geheiligten Perſon eines Fürſten misdeutet werden ſollte, bin ich bereit, mich ſo deutlich, als mir möglich iſt, zu erklären, bitte daher, mich mit jedem nachtheiligen Urtheil ſo lange zu verſchonen, bis ich darüber bin befragt und in Stand geſetzt worden, nach Wiſſen, und Gewiſſen jeden Satz in das deutlichſte Licht, zu ſetzen.

Sollte ich durch plötzlichen Tod, oder andere unvermuthete Hinderniſſe auſſer Stand geſetzt werden, von dem Fortgang meiner Angelegenheit Nachricht zu geben: ſo hat ein rechtſchaffener Mann bereits den Auftrag, und die dazu erforderlichen Hülfsmittel angenommen, wodurch die Beweiſe meiner Unſchuld öffentlich befördert, und nach Rechtsgründen in ein weiteres Licht geſtellt werden dürften. Ich habe mir zugleich feſt vorgenommen; wenn mir die Vorſehung auch noch zwanzig Jahre gönnen ſollte, die weitere Fortſetzung meiner Lebenszufälle, die ſich binnen dieſer Zeit ereignen könnten, meinen Freunden mitzutheilen. Gott gebe! daß die Handlungen der mir noch vorbehaltenen Lebensjahre ſo eingerichtet ſeyn mögen, daß ich im Angeſicht der Welt nicht erröthen darf, laut davon zu ſprechen, um die mittlerweile dagegen vielleicht gefaßten Vorurtheile zu berichtigen! Gott gebe auch: daß alle meine Gönner und Freunde bis dahin, und noch viel länger vergnügt leben, und mir bis zu meinem Ende Ihre Achtung, Gewogenheit und Freundſchaft zu entziehen, nicht gerechte Urſache finden mögen!!

Schlüßlich muß ich noch die feierliche Verwahrung anfügen, daß ich kein Exemplar der gegenwärtigen Druckſchrift für gültig oder von mir herausgegeben, erkenne, noch darüber zur Verantwortung ſtehen werde, wenn nicht auf dem Titelblatt deſſelben folgendes Siegel, nämlich drei Roſen im weißen Felde unter einer Krone beygedruckt erſcheinet.

2.

Gedanken über das Luſtſpiel.

Jedem, der ſich dieſem Theile der dramatiſchen Dichtkunſt gewidmet hat, muß es aufgefallen ſeyn, eine Menge Luſtſpiele zu finden, die ſowohl in Anſehung des Plans, als der Behandlung gar wenig mit einander gemein haben. Und vermuthlich iſt eben dies die Urſache, daß wir Deutſche insbeſondere, ſo wenig ächte Luſtſpiele aufzuweiſen haben, die hauptſächlich in den letzten zehn Jahren, hierin ſehr zurück gekommen ſind. Vielleicht werden es meine Leſer für keine ganz unnütze Sache halten, wenn ich ihnen das Reſultat meines Nachdenkens über das wahre Luſtſpiel, und alles deſſen, wodurch es ſich von denen ihm ähnlichen dramatiſchen Werken unterſcheidet, mit theile. Hier fände ſich eine ſchöne Gelegenheit die Regeln der dramatiſchen Dichtkunſt überhaupt abzuhandeln, und damit einige Bogen zu füllen. Jedoch, ich will meine Leſer damit verſchonen, und kann es um ſo füglicher, da ſie in anderen Schriften zur Gnüge enthalten ſind. Blos die Stelle des Johann Dryden will ich zu meiner Abſicht anführen, in welcher er den Zweck eines jeden dramatiſchen Stückes, mit folgenden Worten beſtimmt. *) Ein Schauſpiel ſey eine wahre und lebhafte Abſchilderung der menſchlichen Natur, welche die Leidenſchaften und Launen derſelben, nebſt den Abwechſelungen des Glücks, denen ſie ausgeſetzt iſt, zum Vergnügen und Unterricht, vorſtelle. Dieſer Feſtſetzung muß ich noch ſeine Erläuterung des Humors beyfügen, weil ich mich öfters auf ſie werde beziehen müſſen. Er

---

*) Gotth. Ephr. Leſſings theatraliſche Bibliothek. Viertes Stück, S. 53.

ſagt nämlich*) der Humor iſt irgend eine ausſchweifende Gewohnheit, Leidenſchaft oder Neigung, die einer Perſon eigenthümlich iſt, und durch deren Seltſamkeit ſie ſich ſogleich, von allen übrigen Menſchen, (doch nur von den ſpielenden Perſonen zu verſtehen?) unterſcheidet. Mir ſcheint dieſe Erklärung nicht hinreichend, und ich glaube, daß der Humor nothwendig noch mehr in ſich faſſe. Wir wollen ſehen. Die einer Perſon eigenthümliche Gewohnheit, Leidenſchaft oder Neigung muß, indem ſie ihr Hoffnung giebt, ihren Vorſatz ins Werk zu ſetzen, ſie vielmehr von ihrem Zwecke entfernen. Jemehr nun die Hinderniſſe in der Gewohnheit, Leidenſchaft oder Neigung ſelbſt zu finden ſind, deſto ſtärker iſt der Humor. Ein Beyſpiel ſoll meine Behauptung verſtärken. Wir wollen annehmen Temerjan ſey ein Trunkenbold, er begehe alle Ausſchweifungen, welche wir bey einem ſolchen Menſchen zu erfahren gewohnt ſind. Er zanke mit ſeiner Frau, mishandle ſeine Kinder, prügle das Geſinde, zerſchlage die Laternen der Straße und falle der Nachtwache in die Hände; alles wird nicht hinlänglich ſeyn, in ihm Humor zu finden, wenn er gleich die einzige Perſon des Stückes wäre, welcher die ausſchweifende Leidenſchaft des Trunkes eigenthümlich iſt. Man ändere den Plan. Man ſetze, Temerjan iſt von einem Mädchen, welches er auf das heftigſte liebt, ſeiner Lüderlichkeit wegen abgewieſen. In der Abſicht dieſe Kränkung zu verſchmerzen, und alle Gedanken an ſein Mädchen zu verſcheuchen, faßt er den Entſchluß, zur Flaſche zu greifen. Mit jedem Glaſe erhitzt ſich ſeine Einbildungskraft mehr und mehr; und, ſtatt Vergeſſenheit ſeines Mädchens zu erlangen, gießt er Oel ins Feuer ſeiner Leidenſchaft, das für ſie noch höher auflodert; bis er endlich, von Wein und Liebe benommen, zu ihr geht, und indem er ihr ſeine Gleichgültigkeit gegen ſie zu erkennen geben will, ihr die größten Schmeicheleien ſagt; welches Betragen ihm denn auch eine größere Kränkung zu wege bringt, als die erſtere war, die er zu vernichten gedachte. Ich ſchmeichle mir, daß dieſer Temerjan den Humor habe, welchen, wie wir nachher ſehen werden, das ächte Luſtſpiel erfordert.

---

*) Ebendaſ. S. 122 — 124.

Um die Begriffe des eigentlichen Luſtſpiels gehörig aus einander ſetzen zu können, halte ich für dienlich, erſt von den dramatiſchen Stücken zu reden, welche ihm nahe kommen. Wie es zugegangen iſt, daß man einem jeden dramatiſchen Werke, das ein befriedigendes Ende nimmt, den Namen Comödie, oder, welches einerley iſt, Luſtſpiel gegeben hat, iſt mir unbegreiflich. Macht denn das Ende die Sache aus? Oder iſt es nicht vielmehr die Sache ſelbſt, die dem Werke ſeinen Geſchlechtsnamen geben ſollte? Ich bin verſichert, daß ein Autor, der ein Werk aus irgend einer andern Kunſt oder Wiſſenſchaft, als der dramatiſchen Dichtkunſt, ja in jeder andern Art der Poeſie ſelbſt, ſchriebe, und daſſelbe nach deſſen Ende, oder einem dem ähnlichen Umſtande, benennte, ſich lächerlich machen würde. Warum heißt nicht ein jedes Gedicht, worin Schäfer und Schäferinnen vorkommen, Idylle? Ganz gewiß, weil die Idylle nicht ſowohl die Sitten der Einwohner Arkadiens, als vielmehr die Einfachheit ihrer Leidenſchaften, welche der Grund dieſer Sitten iſt, ſchildert. Warum iſt nicht eine jede Erzählung worin die Thiere ſprechen, eine Fabel? Zuverläſſig weil die Sprache der Thiere zwar ein Erfoderniß der Fabel, aber ſchlechterdings keine Eigenſchaft einer Erzählung iſt, welche dieſe zur Fabel macht; vielmehr iſt dies die Moral, wenn ſie Handlungen der Thiere, oder andere Dinge, die ſie anders ſchildert als wir ſolche in den Stand der Natur finden, ſo ſchildert, daß wir dieſelben auf das Betragen der Menſchen anwenden können. Eben ſo, wie dieſe Eigenſchaft die moraliſche Erzählung zur Fabel macht, und die Schilderung der einfachen Leidenſchaften und Sitten, ländliche Scenen zu Idyllen bildet; glaub' ich, wird auch jedes Stück der dramatiſchen Dichtkunſt, das ein erfreuliches Ende nimmt, durch den Humor ein Luſtſpiel. Meine Erklärung des Humors hat zur Gnüge bewieſen, was ich darunter verſtehe. Ja, ich gehe darinn noch weiter, indem ich den Humor nicht allein in ſolchen Luſtſpielen vorausſetze, die einen Charakter ins beſondere ſchildern, ſondern vielmehr glaube, daß ſolche Luſtſpiele, die ihre Begebenheit durch verſchiedene Perſonen darſtellen, faſt gleichen Antheil an der Geſchichte, oder eigentlichen Handlung des Stückes nehmen, weit mehr Humor enthalten müſſen, als die erſtere Gattung des Luſtſpieles, welche ihren Humor blos auf eine Perſon einſchränkt.

Nach dieſer Beſtimmung wird alſo einem Stücke dramatiſcher Dichtkunſt, dem der Humor abgehet, unmöglich der Name Luſtſpiel beigelegt werden können. Dieſes wäre von dem ſogenannten Schauſpiele zu verſtehen; welches eigentlich ein Gemiſch der Tragödie und Comödie iſt. Erſterer verdankt es die rührenden, und letzterem die launigten Scenen. Ich bin zwar weit entfernt zu behaupten, die Comödie müſſe keine rührende Stellen in ſich faſſen, es ſind dieſe vielmehr weſentliche Erforderniſſe eines guten Schauſpiels, nur verlang ich, daß der Dichter ſich ihrer behutſam bedient, am wenigſten ſie zur Hauptſache mache. Denn ſobald der Zuſchauer, durch rührende Schilderungen zur wehmüthigen Theilnahme bewogen wird, kann ihn das Stück nicht beluſtigen; dies aber ſoll, nach meinen Begriffen, ein Luſtſpiel durchaus. Was thut aber das Schauſpiel anders, als daß es uns rührt? Die einzelnen Scenen, wo etwa ein Verwalter ſeine Schöne, die jetzt mit ihrer

Herrſchaft in der Stadt wohnt, an die Zeiten erinnert, wo ſie die Miſtgabel zierlich führte; ein tölpiſcher Bauerjunge, der wider Willen, in Geſellſchaft ſeiner Herrſchaft Taback raucht, ſind nicht geſchickt den Zuſchauer zu beluſtigen. Im Gegentheil, ſie ziehen die Fibern ſeines Geſichts, welche ſo eben, durch die Rührung worin ſich ſein Gemüth befand, geſpannt waren, unnatürlich zuſammen, und erzeugen ein widerliches Gefühl. Ich berufe mich hierbei auf die Erfahrung, welche meine Leſer davon werden gemacht haben, und auf meine eigene. Hier wird es nun nicht ganz am unrechten Orte ſein, ein paar Worte über das Schauſpiel ins beſondere zu ſagen. Die Abſicht des Schauſpiels geht dahin, dem Zuſchauer durch eine rührende Darſtellung, die Fehler vor Augen zu legen, wodurch der Menſch im gemeinen Leben, den Zweck ſeines Daſeins d. i. die Beförderung ſeines Glückes und der Glückſeligkeit aller Menſchen, auf die er Einfluß hat, verfehlt. Dies nämliche beabſichtigt der gewöhnliche Roman ebenfalls. Mir ſcheint es daher gewiß, das Schauſpiel ſey nichts anders, als ein in dramatiſcher Form gebrachter Roman. Es frägt ſich aber, ob dies ein ſchicklicher Gegenſtand für die Bühne ſei? Wenn ich in meiner einſamen Stube einen Roman leſe, der mich rührt; ſo laß ich meinen Thränen freien Lauf. Ganz anders iſt es im Theater, das, wegen der Menge die mich umgiebt, und wo ich in der Abſicht hingehe mich zu zerſtreuen, auch wol mich zu beſſern, zu dieſer ſanften Gemüthsbewegung nicht geſchickt iſt. Hier verlange ich keine ſolche Rührung, die mich zur wehmüthigen Theilnahme hinreißt, höchſtens nur die, welche bald vorübergeht, und mir Zeit giebt, neue Kräfte für die Erſchütterungen der Laune, oder des Mitleidens und der Furcht zu ſammeln. Ein Ehepaar, das ſich entzweit hat, und ſich trennen will, Worte Eum zu finden glaubte, das in dem Schluße der Exerciſmus Formel, per *Eum* qui venturus eſt judicare vivos & mortuos vorkommt, hielt er ſich für den Sohn Gottes. Er bekam großen Anhang, und entging glücklich den Nachſtellungen verſchiedner Obrigkeiten, bis ihn endlich der Erzbiſchof von Rheims gefangen kriegte. Sein Verhör ging auf dem Concilio zu Rheims vor ſich, das den 22ſten März 1148 anberaumt war. Der Pabſt Eugenius III, führte den Vorſitz. **Eon** antwortete blos auf alle Fragen, „daß er der ſey, der gekommen wäre, „zu richten die Todten und Lebendigen.“ Da er ſich auf eine Art von zweyzinkigter Gabel ſtützte, ſo frug ihn der Pabſt, was dieſe Gabel bedeute? „Das iſt ein großes „Geheimniß, (antwortete der Schwärmer) ſo lange ich „die beyden Zinken gen Himmel gerichtet halte, iſt Gott „im Beſitz von zwey Drittheilen der Welt, und überläßt „mir das andere Drittheil; kehre ich ſie aber gegen die „Erde, ſo beſitze ich die zwey Drittel, und er den Reſt.“ Man hatte an dieſer Antwort genug, und verdammte ihn zum ewigen Gefängniß, wo er bald darauf für Elend ſtarb.

Der Hauptmann Frangi Stadthalter von Fontarabien, wurde 1525 verurtheilt, ſeines Adels entſetzt zu werden, weil er dieſen Platz den Spaniern übergeben hatte. Hierbey wurde folgendes beobachtet. Man wapnete ihn vom Kopf bis zum Fuße, und brachte ihn auf ein Gerüſte, wo zwölf Prieſter ſaßen; nachdem man ihm ſein Urtheil vorgeleſen hatte, das ihn „für einen Eidbrüchigen, Ehrloſen und Verräther“ erklärte, huben ſie an, die Todtenmeſſe zu ſingen. Bey Endigung eines jeden Pſalmen machten ſie eine Pauſe, während welcher ihm ein Waffenherold ein Stück ſeiner Rüſtung abnahm, und dazu überlaut ausrief, „dies iſt der Helm des Feigen! dies ſein „Schild!“ ꝛc.

wird durch den Zufall, daß deſſen Kind Vater und Mutter zugleich nennt, da es eben entſcheiden ſoll, bei welchem von beiden es bleiben wollte, ſo bewegt, daß die beſchloſſene Trennung unterbleibt. Ein junger Menſch, der, ſeine Ehre zu retten, den Vater beſtiehlt, und durch dieſe Uebelthat ſich und die Seinigen in Elend und Jammer ſtürzt. Das und dem ähnliches iſt der Inhalt unſerer Schauſpiele. Wer kann es leugnen, daß ſolche Sujets, wenn eine beliebte Feder ſie ausführt, Beyfall finden müſſen. Aber — man vergebe mir wenn ich irre, — eine durchaus beliebte Feder iſt auch das weſentlichſte Erforderniß zu der guten Aufnahme des Schauſpiels. Uebrigens wird das Schauſpiel, ſobald ſich unſere Dichter des eigentlichen Luſtſpieles eifriger annehmen, eben ſo von der Bühne verſchwinden, wie die ehmals ſo beliebte Zwittergeburt, Tragicomödie ſich verlohr, als die dramatiſchen Dichter ſich mehr um die wahre Tragödie bemühten. So viel, und — wenigſtens jetzt — kein Wort mehr von dieſer Materie.

So wie nun das Schauſpiel, weder Tragödie noch Comödie iſt, kann auch das Poſſenſpiel für keins von beyden gehalten werden. Denn, wie wir oben geſehen haben, ſoll das Schauſpiel Vergnügen und Unterricht gewähren. Ein Poſſenſpiel aber, das weder einen feſten Plan hat, noch Moral in ſich faßt, kann ſchlechterdings nicht unterrichtend ſeyn. Die Comödie ſoll beluſtigen, auch wohl ergötzen; aber durchaus kein wildes Gelächter erregen. Hierin liegt mit der größte Abſtand einer Comödie von einem bloſſen Poſſenſpiele. Denn, da letzteres keine Neigungen ſondern Charaktere zeichnet; ſo werden dieſe, weil ſie nichts anders, als die Erſchütterung des Zwerchfelles beabſichtigen, durch widernatürliche Züge, ſo ſehr herabgewürdigt, daß der vernünftige

Zuſchauer, wie Diogenes, den Wald vor Bäumen nicht erkennen kann. Zu den Poſſenſpielen rechne ich auch alle, gegenwärtig bis zur Uebertreibung beliebten Singeſpiele, oder ſogenannte comiſche Opern, welche Scenen enthalten, wo der Narr ohne Pritſche, ſeines Herrn Worte unter Tiſchen und Stühlen ſucht, oder eine Verſammlung Handwerker von oben bis unten bepudert, daß man glauben ſollte, das Theater habe ſich in eine Mühle verwandelt.

Nachdem ich geſagt, das Luſtſpiel müſſe weder rührenden, noch niedrigcomiſchen Inhalts ſeyn, komm' ich durch den natürlichen Gang meiner Ideen, auf ein neues Erfoderniß des Humors; er muß nämlich von edler Art ſeyn, und hierzu wird er am geſchickteſten, wenn er nicht ſowohl die Leidenſchaften der Menſchen, als vielmehr deren Neigungen ſchildert. Ich habe oben gewieſen, wie der Humor bey einem Trunkenbolde ſich zeiget. In dieſer Schilderung iſt nicht Leidenſchaft des Trunkes, ſondern nur eine Neigung, durch den Gebrauch hitziger Getränke, ſich unangenehmer Gedanken zu entſchlagen, zu finden. Hiernach wird ſich die Comödie ungefähr auf folgende Weiſe erklären laſſen. Die Comödie, oder das eigentliche Luſtſpiel, iſt die Art der dramatiſchen Dichtkunſt, in welcher eine, oder verſchiedene Neigungen, welche durch eine üble Gewohnheit, den Menſchen eigenthümlich geworden iſt, mittelſt des Humors, auf eine unterrichtende und beluſtigende Weiſe geſchildert wird. Das Luſtſpiel muß durchaus beluſtigen, obgleich es dem Dichter freyſteht, den Zuſchauer auch dann und wann, in eine ernſthafte oder rührende Lage zu verſetzen. Nur nehm' er ſich in Acht, daß des Guten nicht zu viel werde, und er nicht dort, wo er Nachdenken und Theilnahme bewirken will, Ueberdruß erzeuge. Dies wird immer der Fall ſeyn, wenn er öfters in Sentenzen ſpricht, zu tief ins weinerliche verfällt, oder ins niedrigcomiſche hinabſinket.

Dies iſt denn alles, was ich dem Leſer für diesmal, über das Luſtſpiel vor Augen zu legen hatte. Sollte dieſer kleine Aufſatz Verlangen nach einer weiteren Ausführung dieſes Gegenſtandes erwecken; ſo verſprech' ich die Regeln des Luſtſpieles, nach ariſtocratiſchen Grundſätzen der dramatiſchen Dichtkunſt möglichſt gebildet, in einem vollſtändigern Aufſatz zu liefern.

Heinrich Schulze.

3.

Einführungsſcene, bey der Gelegenheit, als der jüngere Baumann in der Rolle des Bettelſtudenten zu Wien am 4. März 1795 das k. k. National-Hof-Theater zum erſtenmale betrat: von W * * *.

Schneck, Mauſer, zwey reiſende Bettelſtudenten, treten auf.

Schneck.

Du kommſt mir ja nicht nach, guter Freund — biſt du dann ſchon völlig marode?

Mauſer. Ja, ich bin ein wenig ſchwach auf den Füßen — und von einer zarten Komplexion, denn ich bin ein Siebenmonathkind.

Schneck. Ein paar Monathe auf oder ab, ſchadet nichts; dieſe Art Kinder haben ſonſt eine gute, feſte Natur.

Mauſer. O, meine Natur iſt Pfenning gut, — das ſpür' ich, weil mich den ganzen Tag hungert.

Schneck. Du haſt alſo eine verfreſſene Natur; ja mein lieber Freund, der Magen eines Bettelſtudenten muß auf lauter Quatember eingerichtet ſeyn — Plenus venter non ſtudet libenter, heißt es.

Mauſer. Schon recht! aber vacuus venter dolet inſolenter. Mich hungert, ich möchte Steine freſſen.

Schneck. Geſegnete Mahlzeit! da halt' ich nicht mit — Ich bin ſelbſt müde, wir wollen Halt machen, und ein wenig ausruhen. — Wir ſind bereits an Ort und Stelle; — ſiehſt du den Meilenzeiger dort? — der erinnert uns, daß wir uns trennen müſſen. Mein Weg geht links, deiner geht rechts, mit mir gehts Bergab, mit dir gehts Bergauf. —

Mauſer. (ängſtlich) Ja, ja, wenn ich mir nur nicht auf dieſer gefährlichen Reiſe den Hals breche.

Schneck. Geh nur hübſch vorſichtig, und überlege deine Schritte. — Setz dich einmal her zu mir, und nimm zum Abſchied meinen letzten, freundſchaftlichen Rath mit. (Sie ſetzen ſich auf die Erde.)

Mauſer. So iſts dann alſo Ernſt? willſt du mich wirklich verlaſſen? Ach! mir bricht das Herz, (weinend) du warſt bisher mein Führer, mein Rathgeber, meine einzige Stütze.

Schneck. Sey kein Haſenfuß, Bruderherz! Unſer Lebtage können wir nicht beyſammen bleiben, ſo ſtehts im Buche des Schickſals. Weine nicht, und faſſe Muth, Audaces fortuna juvat, timidosque repellit, ſagen wir Lateiner. Wer weiß, wie und wo dein Glücksſtern noch aufgeht. —

Mauſer. Ach, mir geht ſo leicht nichts auf! — Ich glaub, mein Glück braucht ein Veſicator. In meinem Sternenhimmel ſchauts noch ſtockfinſter aus.

Schneck. Wird ſchon hell werden, nur Geduld! — Jtzt wollen wir uns ein wenig laben, ſo eine kleine Herzſtärkung kann nicht ſchaden. — (Er packt aus.) Da hab ich noch ein Stück von einer Cervelat-Wurſt, und ein Stück Brod, das wollen wir brüderlich alla Bullia verzehren. (Er zieht ein Taſchenmeſſer heraus, und ſchneidet die Wurſt auf. Dann legt er die Spalten auf ein Stück Papier.) Das iſt unſer Tiſchtuch — Es iſt freylich ein mageres Soupee, aber wenn man hungrig iſt, ſchmeckts ſo gut, als ein Ragout. (Sie eſſen.) Greif zu Kamerad!

Mauſer. (Eſſend und weinend.) Ach, mir ſchwillt jeder Biſſen im Maul auf; es iſt mir nicht anders, als wenn ich das Henkermahl äße.

Schneck. Schäm dich, ob deiner Kleinmüthigkeit — Hänge den Kopf nicht ſo, wie ein melancholiſcher Fiackerſchimmel. — Du haſt nur noch etliche Meilen zu überſtehen, und dann biſt du am Ziele deiner Reiſe — du kömmſt nach Wien, in die große Haupt- und Reſidenzſtadt Wien; du haſt dort Anverwandte, und Blutsfreunde, biſt du ſo glücklich ſie zu finden, ſo werden ſie dich unterſtützen, und für dein Fortkommen beſorgt ſeyn. Schlägt dir dieſe Hoffnung auch fehl, ſo darfſt du deswegen doch nicht verzweifeln. Wien iſt der Ort, wo ſchon mancher arme Teufel ſein Glück gemacht hat. (Mit Enthuſiasmus) Es leben die Wiener! (wirft ſeinen Hut in die Höhe) Dieſe edle Nation, die ſich beſonders durch ihre Menſchenliebe und Gaſtfreyheit auszeichnet, verdient die Hochachtung, die Bewunderung der ganzen Welt. Niemand kann den edlen Bewohnern Wiens ihre guten Herzen ſtreitig machen; ſie öffnen ſich mit Theilnahme bey dem Elend ihrer Nebenmenſchen, und ſind gerührt bey den Klagen und Thränen der Nothleidenden;

denden; ſie reichen wohlthätig dem Schwachen ihre Hände, muntern Genies und Talente auf, und ſind voll Güte und Nachſicht gegen den aufkeimenden Künſtler. Durch deinen Fleiß, durch deine eifrige Verwendung in den Studien, durch Anſtrengung deiner Verſtandskräfte wirſt du dich ausbilden, junger Freund, und bey deinen natürlichen Fähigkeiten wirſt du durch ein gefälliges, ſittſames, anſtändiges Betragen dir Freunde und Beſchützer erwerben. Courage! Ich will der Prophet deihes Glückes ſeyn; aber ſey vorſichtig Fratercule! das Glück iſt wandelbar, laß dich nicht blenden; es iſt eine falſche Sonne, und öfters nur ſo ein Aprilſchein. Glaube niemals, daß du zu viel weißt; die Gelehrten fallen nicht vom Himmel, und kein Menſch hat noch in der Welt ausgelernt. Rümpfe nicht ſtolz die Naſe über den vernünftigen Tadel der Kenner, öffne lehrbegierig dein Ohr den kritiſchen Bemerkungen deiner Freunde; eine beſcheidene Kritik beſſert, belehrt, und bringt den noch unvollendeten Künſtler in jeder Sphäre zur Reiſe und zur Vollkommenheit. Und hiemit Punktum, meine Faſtenpredigt iſt aus — die Wurſt iſt auch verzehrt, itzt vollen wir uns wieder ins Himmels Rahmen auf die Füße machen. — Spann' ein Kamerad. (ſie ſtehen auf, und nehmen ihre Wanderbündel.)

Mauſer. Ach Du haſt mir das Herz erleichtert, du haſt mich geſtärket an Leib und Seele, tauſend Millionen Dank für deine Lehren, für deinen guten, freundſchaftlichen Rath, ich will ihn mit Fraktur-Buchſtaben in mein Herz ſchreiben. Ach wo werd ich wieder ſo einen Freund finden?

Schneck. In Wien. — Dort iſt die Pflarzſchule, die Herberge der Nothleidenden. Erinnere dich zu Zeiten meiner, liebſter Freund, und trag mein

Angedenken in deinem Herzen. Schreibe mir bey Gelegenheit. Ich bin zu erfragen, entweder im Polizeyhaus, oder im Bettelkotter. Mache mir deine Aufnahme in Wien zu wiſſen.

Mauſer. Ja, das verſpreche ich Dir, und ſollte ich das Poſtgeld dazu betteln müſſen.

Schneck. Das wirſt Du vielleicht nicht nöthig haben. Aber juſt recht, weil vom Betteln die Rede iſt, per Parentheſin, noch eine kleine Erinnerung. Du wirſt dich wahrſcheinlicher Weiſe nothgedrungen bis nach Wien durchbetteln müſſen; es ſcheint zwar ein leichtes, kommodes Handwerk zu ſeyn, aber auch zum Betteln gehört eine gewiße Methode. Ich rede aus Erfahrung, denn ich bin ein pracktizirter Bettler. Derjenige Arme, der ſich verſtellt und verkünſtelt, findet ſelten Gehör; nur der natürliche Bettler, deſſen Stimme aus dem Herzen kommt, macht Eindruck auf die Menſchen, und erregt ihr Mitleid. Die Natur, dieſe weiſe Mutter, ſey bey allen deinen Handlungen deine Lehrmeiſterinn. Laß nie Unwahrheit über deine Zunge kommen. Alles was übertrieben iſt, mißfällt und taugt nichts, Wahrheit und Natur gefällt, und bleibt immer und ewig gut. Der grimmaſſirende Bettler hat mit einem verkünſtelten, unnatürlichen Schauſpieler ein ähnliches Schickſal; der ſtudirte Bettler wird abgewieſen, und erhält kein Almoſen, und der grimmaſſirende Schauſpieler wird ausgelacht, und erhält keinen Beyfall. Laß dich nicht gleich abſchrecken, wenn du auch zu Zeiten verſchloſſene Thüren findeſt, wenns auch manchmal heißt: Helf euch Gott! Geht ins Himmels Nahmen! Ich hab nichts Kleines! Schert euch zum Teufel! mache dir nichts daraus, aufs erſtemal trift man ſelten das Centrum, wenn du auch bey einer Thüre anklopfſt, und es wird dir nicht aufgemacht. —

Mauſer. So klopfe ich halt in Gottes Nahmen bey einer andern an?

Schneck. Geſcheid, lieber Freund! — Und itzt leb wohl: Ich wollte dir gerne ein Angedenken hinterlaſſen, aber ich bin ſo arm, wie eine Kirchenmaus — Mit einem Stück aus meiner Garderobe kann ich nicht aufwarten, denn die beſteht aus lauter Lumpen und Fetzen. Bijouterien hab ich auch keine; — Da hab ich noch einen alten Taſchenveitl, der keine Spitze hat, und da iſt ein zerſplitterter Federkiel, der iſt mein Zahnſtocher. Halt! — da fällt mir doch was ein; — da iſt meine Zyther — Sie war die treue Gefährtinn auf meiner kummervollen Reiſe, ſie hat mir manche bittere Stunden verſüßet, und mir ſo viele Jahre durch die Welt geholfen; — da, nimm ſie hin zum Angedenken, und ſo oft du ihre Saiten berührſt, ſo erinnere dich an mich, an deinen Freund. —

Mauſer. (gerührt) Theures Geſchenk! ich benetze dich mit meinen Thränen, ich drücke dich mit dankbarem Gefühl an meine Bruſt, ich will dich verwahren wie das koſtbarſte Kleinod — aber du gute Seele, du beraubſt dich deiner einzigen Stütze, und leideſt vielleicht ſelber Noth. —

Schneck. Um mich ſey unbekümmert. Ich bin mit Noth und Elend ſchon vertraut — Und nun Adieu! — Ich bin reiſefertig; behüte dich Gott, der Himmel begleite dich auf deiner Reiſe, alles nur mögliche Glück möge dir zu Theil werden, mein Segen und meine beſten Wünſche begleiten dich — Umarme mich zu guter Letzt, mein lieber Reiſekompagnon, und nimm zum Abſchied dieſen warmen freundſchaftlichen Kuß; — warte, laß mich vorher ſchneitzen! (Mauſer wiſcht ſich den Mund — ſie umarmen, und küſſen ſich.)

Mauſer. Ach, mir zerſpringt das Herz! Ich krieg ordentlich eine Alteration, ein Fieber. — Ich kann mich unmöglich von dir trennen. (weint und hält ſich an ſeinen Rock.)

Schneck. Weine nicht, du machſt mich auch weichherzig, (gerührt) laß aus, lieber Freund, ich bitte dich, laß aus, ſonſt bleibt dir eine Falte in der Hand, mein Rock iſt mürbe wie Zunder. (Mauſer läßt ihn los.)

Beyde. Leb wohl — leb ewig wohl!

(Schneck eilig und gerührt ab.)

Mauſer. (ſieht ihm betrübt nach, nach einer Pauſe.) Er iſt fort — mein einziger Freund, mein Rathgeber. Da ſteh ich jetzt, wie ein armes verlaſſenes Waiſenkind. Wer wird ſich in Zukunft meiner erbarmen? wo find ich Hülfe und Schutz? — (er nimmt den Hut ab, wendet ſich an das Publikum, und ſchreit im beweglichen Tone:) Rogo humillime ſum pauper ſtudioſus.

4.

Ueber Schikaneders neueſte Oper, der Spiegel von Arkadien.

Die Frau Schwägerin foppt mich und meine Agnes nun ſchon übers Jahr, verſpricht immer, wieder einmal einen ganzen Tag bey uns zuzubringen, und hält doch nie Wort. Jetzt wiederhole ich meine Einladung aufs neue unter Bedrohung meiner höchſten Ungnade, und erwarte Sie künftigen Sonntag auf Mittag mit Ihrem Mann und Töchterl gewiß. Wir haben ein Spanfärkel und ein Faſanl. Ich feyere an dieſem Tage ohnehin auch mit meiner Familie und Hausgenoſſenſchaft den Faſching. Auf den Abend führe ich Sie dann alle in meine Leib-Opera, den **Spiegel von Arkadien**. Frau Schwägerinn! das iſt was! — Närriſch gehts in der Welt zu; aber ſo närriſch doch gewiß nirgends, als wie in dieſer Opera. Deswegen gefällt ſie auch den Wienern ſo auſſerordentlich, daß ſie daran gar nicht ſatt werden können. Einige von den einſichtsvollſten Kennern dankten dem Verfaſſer dieſes Meiſterſtücks ſogar mittelſt öffentlicher Zeitungen in ſehr ſchönen Verſelein im Namen des ganzen ehrſamen Publikums feyerlich, *) und Herr Löſchenkohl ließ ihn hintendrein, ſo wie derſelbe als Vipernfänger in dieſer Opera erſcheint, noch in Kupfer ſtechen, und nach der Natur illuminiren. Kurz, ſo lange Wien ſteht, ſind noch keiner Opera ſo viele Ehre erwieſen worden, wie dieſer. Einen Kalender, höre ich, haben's in der Stadt auch noch mit ſchönen Kupfern aus dieſem Wunderding heraus gemacht, der trotz Krieg und rauhem Winter häufig abgeht. Es iſt aber auch der Mühe werth, daß man das Geld um ſo etwas ausgiebt. Ich will der Frau Schwägerinn, damit Sie auf den Sonntag deſto gewiſſer kommt, nur geſchwind einen kleinen Prägnſli geben.

Von der Muſik ſelbſt verſtehe ich nichts; aber Leute, die ſich wenigſt das Anſehen geben, als verſtünden ſie das Ding genau, ſagen, ſie ſey recht ſchön, und ganz nach Mozarts Geruch. **) Meine Leib-

---

*) Anhang zur Wiener-Zeitung 1794. Nro. 94 Seite 3499.

**) Der Meiſter Weber hat vermuthlich unrecht gehört. Geſchmack wollte er ſagen. Doch viele Leute haben bey

„Schild!“ ꝛc. Beym lezten Pſalm goß man ihm ein Becken mit warm Waſſer über den Kopf, und ließ ihn an einem unter den Achſeln durchgezognen Seil vom Gerüſte auf eine Schleife herunter, die mit einem Leichentuche bedeckt war. Man trug ihn in die Kirche, wo die Prieſter den Pſalmen, Deus laudem meam ne tacueris über ihn abſungen, und übergab ihm alsdenn ſeiner Schande und ſeinem Schickſale.

Als **Fontenelle** Rouen verließ, beſaß er ein ſehr beträchtliches Vermögen, das ihm blos ſeine Talente und ſeine Schriften erworben hatten. Es beſtand in 21000 Livres Einkünfte, 80000 Livres an baarem Gelde, einem großen, meublirten Hauſe, und einer Bibliothek.

Fontenelle ſah ſich ohngefähr mit einer ſehr hübſchen Dame allein, und zog hurtig die Klingel an. Auf der Stelle kamen ihre Bediente. **Ach, Madam!** ſagte Fontenelle zu der verwunderten Schöne, **wär ich nur nicht achtzig Jahr alt!**

Ein andermal beſuchte er des morgens, in ſeinem 92ſten Jahre, ein ſehr liebenswürdiges Frauenzimmer; man meldete ihn, und die Dame erſchien in ihrem Nachtkleide: „Sie ſehen, mein Herr, ſagte ſie zu ihm, „daß man Ihnen zu Gefallen aufſteht!“ — Ja, antwortete der Greis, **aber einen andern zu Gefallen legen Sie ſich nieder, und das bringt mich außer mich!**

Ein Biſchof frug eines Tages den Dichter Piron in einem Tone, der einen Lobſpruch zu wünſchen ſchien: „Haben Sie meinen Hirtenbrief geleſen, Herr Piron?“ —

Nein,

ſtückchen ſind die Arie Pum Püm, und die zwey Duet lari Fari Giri Giri, und lallalla Trallalla, welches letztere zwey himmliſche Genien ſingen.

Was aber mir und faſt allen Wienern noch weit mehr gefällt, und ganz gewiß auch bey jedem Schauſpiel die Hauptſach iſt, ſind die ſchönen Theaterveränderungen, die in dieſer Opera häufiger als in irgend einer andern vorkommen. Frau Schwägerinn, ich verſteh mein Handwerk, Gott Lob, ſo gut als ein Mäſter bey der Stadt; aber ſo fix reiße ich doch meinen Weberſtuhl nicht herum, wie der Verfaſſer dieſer Opera ſein Theater. Ich hab neulich nur einmal genieſt, und mich geſchwind links und rechts bey den Leuten für ihr Helf-Gott bedankt, und flugs waren zwey prächtige Theaterveränderungen überſehn, die ich noch nicht verſchmerzen kann.

Anfangs ſtellt das Theater eine Gegend am Meere vor. Bald nachher kömmt bey einem fürchterlich brauſenden Sturm auf einem kleinen Schifflein ganz allein ohne Ruder und ohne Steuermann eine Prinzeſſinn daher gefahren. So ein Schiff, Frau Schwägerinn, wünſchte ich wahrlich allen Seefahrern. So heftig ſelbes auch auf den ſtürmenden Wellen auf und nieder, und hinum und herum ſchaukelte und ſchwankte; ſo fuhr doch die gute Prinzeſſinn ganz unbekümmert und ohne die geringſte körperliche Bewegung auf einer ebenen Fläche dahin, wie leibhaft mein Nanerl in Kinderwagerl auf meiner Stube.

Hätte

---

uns nur vier Sinne. Was ſchmecke ich hier, ſagen ſie, ſtatt: Was rieche ich hier? — Auf dieſe Weiſe kann man alſo immer mit gleichem Rechte; auch Geruch ſtatt Geſchmack ſagen. Anmerkung des Setzers.

Hätte es der liebe Gott auf dem wahren Meer auch ſo eingerichtet, ſo bekäme man doch die leidige Seekrankheit nie, welche, wie, die Frau Schwägerinn weiß, auch ihrem Mann auf ſeiner Wanderſchaft, wenn mir recht iſt, bey — Nürnberg einſt ſo gewaltig zuſetzte. Ueberhaupt iſt die eben erwähnte Prinzeſſinn, worüber man ſich nicht genug wundern kann, auf dem Meere wie zu Haus, und ihre Gegenwart des Geiſtes in Lebensgefahren, und ihre Geſchicklichkeit im Schwimmen übertrifft gar allen Glauben. Als ſie der Zauberer im zweyten Aufzug gar ins Meer ſchmeißt, erhält ſie ſich ohne alle Körperbewegung immer mit dem halben Oberleib ober den Wellen, und bleibt, ſo ſehr auch das Meer tobt, bis der Vorhang fällt, ſtets auf dem nämlichen Flecke hucken. Kurz, je öfter dieſe Opera aufgeführt wird, deſto vertrauter wird dieſes Wunder-Mädl mit Meer und Sturm, und Todesgefahr; und eben dieß macht auch die ſpätern Vorſtellungen ſtufenweiſe immer noch ſehnswürdiger.

Alle die Sachen herzuerzählen, in welche ſich das Theater von Anfang bis ans Ende der Opera verändert, wäre mir gar nicht möglich. Erſt ſtellt es, wie geſagt, eine Gegend am Meere vor. In der Folge werden aber aus dieſem Meer tauſend andere Dinge, jetzt ein Wald, jetzt ein Garten, bald ein Bauernhaus, bald eine Dreſchtenne, jetzt wieder ein Meer mit einer Inſel und einem Thurm darin, jetzt wieder ein Meer glatt weg, bald ein Tempel, bald ein Zauberſaal, Gott ſteh uns bey, mit Geisböcken, mit Teufeln und allerley Hexen-Werkzeug, und endlich ein Kerker, und Jupiters Glorie drauf. Frau Schwägerinn! das allein iſt ſchon ſeinen baaren Siebenzehner werth, wenn man ſieht, daß man ſich faſt jede Minute ohne alle Zauberey wieder an einem andern Orte befindet, und Bäume und Felſen davonlaufen, um einem daher galoppirenden Bauernhof, oder Herrſchaftspallaſt Platz zu machen, während man immer im Parterre auf der nämlichen Bank ſitzen bleibt. Zwar ſagt mein Hauspräceptor, ſo etwas ſey nach den Theatergeſetzen nicht erlaubt. Es muß aber doch wohl erlaubt ſeyn, ſonſt würde, denke ich, die Polizey dieſen Unfug längſt geahndet haben. *)

Und wie ſchön erſt der Blitz den Zauberer, der immer alles, was Gott Jupiter macht, wieder ſpitzbübiſch verderbt, vom hohen Fels ins Meer hinunter ſchmeißt, das iſt mit Geld gar nicht zu bezahlen, und das darf mir die Frau Schwägerinn am wenigſten überſehn. Da kann man ſich recht augenſcheinlich überzeugen, daß es (unſere aufgeklärten Herrn mögen ſagen, was ſie wollen) halt doch eine würkliche Zauberey geben muß. Sobald die Zeit herannaht, wo Gott Jupiter in der Geſtalt eines kernfeſten Bauers den fatalen Terkeleon, (dieß iſt der Name des Zauberers) durch einen Blitz ſich vom Hals zu ſchaffen nur gedenkt, weiß es der Teufelskerl ſchon, und richtet ſich auf ſeinem Fels ſogleich ſichtbar zum Sprunge. Einmal, ſoll er, wie ich höre, gar ſchon hinabgeſprungen ſeyn, ehe es noch geblitzt hatte.

Auch

---

*) Des Meiſter Webers Hauptpräceptor hat recht. Wo bleibt denn bey ſo vielen höchſt unwahrſcheinlichen Theaterveränderungen die Einheit des Orts, und die artiſtiſche Illuſion (Kunſt-Täuſchung?) Theaterdichter, die ſich ſolche Dinge erlauben, trauen entweder ihrem Publikum weder Geſchmack, noch Kritik zu, oder es mangelt ihnen ſelbſt an beiden. Anmerk. des Setzers.

Auch treibt er ſeine Teufelspoſſen nachher wieder mir nichts dir nichts fort, als hätte ihm Jupiters Donnerkeil, und der Sturz ins Meer nicht ein Haar gekrümmt. Wie könnte das alles mit rechten Dingen geſchehn? —

Was eigentlich im Ganzen vorgeſtellt wird, oder was man daraus zu erlernen hat, kann ich der Frau Schwägerinn noch nicht recht ſagen. Ich habe das Ding erſt zehnmal geſehen, und man hat wahrſcheinlich vor lauter Theaterveränderungen, und Zaubereyen, und Blitz und Donner, und Sturm, und Lufterſcheinungen gar nicht Zeit auf das Spiel ſelbſt aufzumerken. Man ſitzt immer wie betäubt da, und kann alſo am Ende ſo leicht nicht wiſſen, wovon das Stück eigentlich gehandelt hat. Aber eben darin beſteht die vorzügliche Schönheit dieſes Meiſterſtückes. Das allein weiß ich noch: daß erſt ein gewiſſer Ballamo, ich weiß aber nicht wie und warum, auf eine Inſel kam, wo es auſſer einem luſtigen Vipernfänger, und deſſen Gattinn, und einem böſen Genius oder Zauberer, gar keine Menſchen gab. Aus Langerweile fleht nun dieſer Ballamo zum Jupiter um ein Mädchen. Dieſer ſchickt ihm ſo ein Ding in der obenerwähnten Prinzeſſinn, die es genau wie alle Wiener-Mädeln macht: ankömmt, den jungen Mann ſieht, und ſich ſogleich zum Sterben in ihn verliebt. *) Bald hernach fährt Jupiter ſelbſt auf einem Adler in einem rothen Veſpermantel mit zweyen Buben

---

*) Iſt ſie ſchön, frägt der Vipernfänger den jungen Griechen Ballamo, als ihm dieſer ſagte, die Götter hätten ihn erhört; und ein Mädchen auf die Inſel geſchickt. Schön wie Engel erwiedert Ballamo. Potz Griechen, Götter und Engel!!! Anmerk. des Setzers.

Himmel auf die Inſel herunter, und treibt da mit den neuen Bewohnern allerley Spaß. Ueber eine Zeit kömmt auch Frau Juno auf einem Pfauenwagen nach, um ihrem Mann Jupiter auf die Eiſen zu gehen. Da necken ſich dann der Zauberer und Gott Jupiter einander ſo lange, bis endlich jener in einen Kerker ſpaziert, und Jupiter das junge Inſulaner-Paar zum heiligen Eheſtand einweiht.

Unter der Hand giebts dann noch eine Menge pudelnärriſcher Streiche, die man gewiß, ſo lange die Welt ſteht, noch nie in einer Opera zu ſehen bekam. So wird zum Exempel auf öffentlichem Theater eine ganze Gemeinde Menſchen gemacht. Erſchreck die Frau Schwägerinn nicht. Es geht bey dieſer Menſchenmacherey ganz ehrbar zu, und Sie darf Ihr Röſerl deswegen keck mitnehmen. Es werden nur gewiſſe hölzerne Pflanzen in einen ebenfalls hölzernen Boden geſteckt, und in weniger als einer Stunde ſtehen Kürbiſſe ſo groß, wie die allergrößten Weinfäſſer da, ſpringen alle zugleich in der Mitte auf, und da kommen plötzlich, mit Gunſt, Schmiede, Schuſter, Schneider, Tiſchler, Bildhauer, Zimmerleute und Faßbinder ſamt ihren Werkſtätten und Werkzeugen auf die Welt, und hammern und feilen, und ſchlagen und ſägen alle ſo gewaltig darauf los, daß man die Muſik und ſein eigen Wort nicht mehr hört. Auf einmal wollen die Limmel, mit Gunſt, nicht mehr arbeiten, und doch freſſen. Da bindt dann Gott Jupiter fuchswild Ruthen, und ſeine Frau Juno rührt als Bäuerinn im Kübel Butter aus, und Knechte, die, weiß Gott, woher kamen, dreſchen Getreid. Als nun auch der luſtige Vipernfänger mit ſeinem ſchönen Weibe kömmt, und vom Jupiter Nahrung fodert, giebt ihm dieſer, gar ſchön zu ſehen, mit der Ruthe Tatzen. *) Als ich dieſe große heroiſch-komiſche Opera zum erſtenmal ſah, erwartete ich nach meinem ſchlichten Weber-Verſtand von Jupiters Gerechtigkeit nichts weniger, als daß nun auch des Vipernfängers hübſche Gattinn, die wohl noch boshafter als ihr plumper Mann war, nicht ohne öffentlichen Schilling wegkommen würde, und ich freute mich, unter uns geredet, Frau Schwägerinn, auf dieſe Exekution nach Wienerſitte ſchon heimlich gar ſehr. Allein vergebens. Entweder überſah dies der Verfaſſer zu ſeinem gewiß unerſetzlichen Schaden, oder die zu ſtrenge Cenſur, die, wie mein Hauspräceptor ſagt, nun oft die ſchönſten Sächlein nicht paſſiren läßt, ſtrich ihm auch dieſen herrlichen Einfall weg, über den die Wiener wenigſt tauſendmal foras geſchrien, und alle Ferngläſer und Sehröhre aufgekauft haben würden.

Daß Gott Jupiter bald nachher wieder ganz ausgeſöhnt auf einem deutſchen Dudelſack, und die Göttin Juno auf der Leier den Inſulanern ein luſtig ſteyeriſches Tänzlein aufſpielt, **) und der Vipernfänger ſich von der Juno ein Bußerl ausbittet, ſind ebenfalls ſehr drolligte Einfälle, darüber man ſich bucklicht lachen möchte. Und dann erſt die Weiberprobe mit dem Zauberſpiegel, von welchem die Opera den Namen hat; — Frau Schwägerinn! wenn ſo einen Spiegel, in Wien jeder Ehemann hätte, potz Fickerment! — — — Doch ich darf der Frau Schwägerinn nicht alles zum voraus ſagen, damit ich Ihr nicht alle Neugier benehme und Sie künftigen Sonntag uns deſto gewiſſer beſucht. Alſo Gott empfohlen. Mein Weib grüßt Sie recht ſchweſterlich, und ich bin lebenslang

---

*) Velut ægri ſomnia. Wie Phantaſien eines Fieberkranken. Horaz. A. d. S.

*) Tribus Anticyris caput inſanabile! Drey Nieſewurz-Inſeln fegen den Hirnkaſten des Dichters nicht aus. Doch vielleicht läßt ſich der Verfaſſer nur zu unſerm Geſchmack herab, und richtet ſich nach unſerm Beyfall. Liebe Wiener! reinigt jenen, ändert dieſen, und ich wette, unſere Theaterdichter, die uns ehevor aus Einem dummen Anton ein dutzend Luſtſpiele ſudelten, werden, wenn ſie bemerken, daß ſie mit ſchlechten Stücken Euern Beyfall nicht mehr erzielen, entweder beſſer zu bearbeiten ſich be-

Ihr

wohl affektionirter Schwager
Hilarius Gaſſer,
Leinweber-Mäſter auf der Wieden.

IV. Ro-

---

beeifern wenn ſie es vermögen, oder den Parnaß auf immer verlaſſen, und den ſtroppirten Pegaſus abſatteln. Zwar werden alsdann in Wien die Luſt und Singſpiele nicht mehr, wie Pfifferlinge über Nacht hervorwachſen, was verlieren wir aber an dummen Antonen, Petermännchen, Fiakern, Schweinsgeſichtern, Scheerenſchleifern, Johanns Zauberhorn, und derlei abgeſchmakten Kaſperliaden! A. d. S.

IV.

Roman.

Fragment aus dem zweyten Theil der Memoire eines Zeitgenoßen des Herzogs-Regenten von Frankreich.

(Fortſetzung.)

Glück, wie man weiß, ändert gar oft die Denkungsart. Da alles dem Abbe' ſo nach Wunſche ging, ſo vergaß er nicht allein, was ſeine liebe Hälfte für ihn gethan hatte, ſondern er betrachtete ſie auch nicht mehr als ſeine Frau und dankte ſie ohne Umſtände ab, als ob ſie nur ſeine Buhlſchaft geweſen wäre. Sie nahm das, wie billig, höchlich übel und rächte ſich durch herrliche Verachtung ihres Mannes; das war aber gerade, was ihn am wenigſten kümmerte. Beyde ſannen nun darauf, wie ſie ſich entſchädigen wollten und jedes ging ſeinen Weg. Als jedoch in der Folge die Actien der Frau gar merklich zu fallen anfingen, wollte ſie den Mann zu ſeiner Pflicht zurückrufen, allein mittelſt einer Geldſumme ſtopfte er ihr den Mund und fertigte ſie auf immer ab.

Dieſes Scandal wäre vielleicht ganz in Vergeſſenheit geblieben, wenn der Abbe' auf dem Gipfel ſeines Glücks ſich nicht hätte einfallen laſſen, das Aergerniß zu geben, Erzbiſchof oder Cardinal ſeyn zu wollen; doch eigentlich kam der Einfall von Prinzen, da er allmächtig war, ſo wollte er ſich das Vergnügen machen, ſeinen Liebling ſo hoch als möglich zu pouſſiren, denn der Abbe' war gar nicht Titelſüchtig, allein der Prinz behauptete, er verdiene ſo gut Cardinal zu werden, wie ein andrer, denn, ſetzte er hinzu, man kann dem Abbe' nicht vorwerfen, daß er nicht alle die gewöhnlichen Laſter und Gebrechen der geiſtlichen Herren hätte, die einzige Heucheley ausgenommen. — Und wirklich wurde auch der Abbe' in Ermangelung dieſer Cardinalstugend ſo unwürdig der Ehre gehalten, die ihm wiederfuhr, daß man behauptet, Clemens XI. ſey aus Aerger geſtorben, daß er ſich habe beſchwatzen laſſen, ihm den Cardinalshut für den Preis einer Million Livres zu verkaufen, welche ſeine Nepoten erhielten.

Auf dem Verzeichniß der Sünden von welchen der Pabſt den neuen Candidaten mittelſt des gedachten Löſepfennigs frey und ledig geſprochen hatte, waren unglücklicher Weiſe die beyden Heyrathen nicht eingetragen geweſen, von welchen hier die Rede iſt; er erfuhr ſie erſt nachher, und Scrupel und Verdruß verurſachten ihm ein ſo heftiges Fieber, daß er davon ſtarb. Das merkwürdigſte dabey iſt, daß er dieſen Liebesdienſt einem Erzbiſchof und einem Cardinal verdankte, die aus Rache gegen den Abbe', von welchem ſie geſtürzt worden waren, Unterſuchungen wegen dieſer beyden Ehebündniſſe eingezogen und die Urkunden nach Rom ſchickten. Da einmal die Sache nicht zu ändern war, ſo wäre es vielleicht beſſer geweſen, die beyden Herren hätten es dabey bewenden und ihren Vater und gemeinſchaftlichen Wohlthäter, den Pabſt, nicht eines ſo ſchmächlichen Todes ſterben laſſen. Doch ich komme wieder zu meiner Geſchichte zurück.

Der Prinz, der kein ander Geſetz kannte, als ſein Vergnügen, hatte nicht allein eine große Freude, über den herrlichen Einfall des Abbe's, ſondern er ermahnte ihn auch ohne Aufſchub, zur Ausübung zu ſchreiten, Morgen ſagte er, kehre ich nach St. Cloud zurück, tummele dich und laſſe mir bald gute Zeitungen wiſſen; wären meine Geſundheitsumſtände beſſer geweſen, ſo würde ich ohne Zweifel Befehl erhalten haben, dem Abbe' Beyſtand zu leiſten, ſo aber benachrichtigte mich der Prinz, daß er mich mit ſich nach St. Cloud nehmen würde; daß ich jedoch meine Einrichtung mit meinem Fieber ſo zu treffen hätte, daß ich auf den erſten Wink des Abbe's ihm zu Dienſten ſeyn könne. Zum Glück erfolgte dieſer Wink des Abbe's nicht und erſt vier oder fünf Tage nachher erſchien er zu St. Cloud, um uns zur Hochzeit einzuladen.

Ich war eben bey dem Prinzen, als er in das Zimmer trat. Als der Prinz ihn erblickte, ſagte er leiſe zu mir, ich wette er bringt gute Nachrichten, ich ſehe es ihm ſchon am Geſichte an. Was giebts Neues, rief er ihm entgegen. — Der Abbe' blieb einige Zeit die Antwort ſchuldig, doch blos aus der Urſache, um einigen anweſenden Ueberläſtigen Zeit zu laſſen, ſich entfernen zu können. Was es Neues giebt erwiederte endlich der Abbe', das neueſte iſt, daß Sie noch dieſen Abend, Monſeigneur, ſich in den Wagen ſetzen und nach Paris fahren müſſen, um mich um Mitternacht getraut und verheyrathet zu ſehen. So ſtehen jetzt die Sachen. Sagen ſie nun ſelbſt, ob ich die Hände in den Schoos gelegt habe. — Nein, wahrhaftig nicht erwiederte der Prinz voll Freuden, ſprang auf und wollte zum Zimmer hinaus. — Gemach, gemach, rief der Abbe', Sie haben

Nein, Ew. Hochwürden, antwortete dieſer: aber Sie?

Unter der Regierung **Philipps** des Zweyten hatte ein Edelmann das Unglück, daß er bey einer nächtlichen Renkontre in einer Straße von Madrid ſeinen Gegner ums Leben brachte. Er floh alſo unter die Halle einer Kirche, als zu einer geheiligten Freyſtätte, bis er im Stande ſeyn würde, ſich zu rechtfertigen. Indem er ſich von ohngefähr an die Thüre lehnte, erſtaunte er, als er ein helles Licht in der Kirche wahrnahm. Er hatte Muth genug, auf das Licht loszugehn, aber tödliches Schrecken ergriff ihn bey dem Anblick einer weiblichen Figur, die ganz weiß gekleidet aus einer Gruft herausſtieg, und in der Hand ein bluttriefendes Meſſer hielt. — „Was wollt Ihr hier?“ — rief ſie mit wilden, verirrten Blick und rauher dräuender Stimme, indem ſie ſich ihm näherte Der arme Edelmann, der ſie, ehe ſie redete, für ein Geſpenſt gehalten hatte, zitterte am ganzen Leibe, und bekannte freywillig ſeine ganze Geſchichte ohne Zurückhaltung. — „Du biſt in meiner Gewalt, rief ſie ihm wieder zu, aber fürchte Dich nicht vor mir, ich bin eine Mörderin, wie Du. Ich bin aus vornehmen Geſchlecht; ein niedriger, eydvergeßner Mann hat mich zu Grund gerichtet, und ſich gebrüſtet mit ſeinem Sieg über meine Schwäche und Leichtgläubigkeit. Doch nicht lange! Ich habe ihn ermordet. — Aber dieſes Opfer war zu gering für betrogne, beſchimpfte Liebe; ich habe den Küſter beſtochen; bin in ſeine Gruft geſtiegen, hab ihm ſein falſches Herz aus dem Leibe geriſſen, und — ſo thu' ich mit dem Herz eines Verräthers.“ — Indem ſie das ſagte, riß ſie's mit beyden Händen auseinander, und trat es mit Füßen. —

ben noch keine Anſtalten getroffen und überdies noch Zeit übrig, hören Sie unterdeſſen, wie ich die meinige angewendet habe — Der Prinz ſetzte ſich wieder und der Abbe' fing an, ihm die Art und Weiſe zu erzählen, wie er zu ſeinem Zweck gelangt ſey.

Nachdem ich mein Ueberkrägelchen abgelegt, fuhr er fort, und mich weltlich gekleidet, zeigte ich mich meinem Verſprechen gemäß der Wittwe. Da ſehen Sie, Madam, redete ich ſie an, ob das nicht Sie lieben heißt — Es erſchütterte und überraſchte ſie und ſie wußte nicht gleich, was ſie antworten ſollte; aber als ſie ſich ein wenig geſammelt, geſtand ſie, daß man keinen größern Beweis von Liebe geben könne, und daß ſchon Dankbarkeit allein ſie mehr feſſele, als ſie gewollt, daß ſie jedoch bitte, er möchte ihr noch einige Zeit laſſen, um es reiflich zu überlegen. Wie! Madam, rief ich aus, ich habe Ihnen alles aufgeopfert und Sie ſuchen noch Ausflüchte, und wollen mich mit leeren Erwartungen hinhalten? Nein! ehe will ich ſterben. — Die Großmuth der Wittwe ließ ſich erweichen und zum erſtenmal in meinem Leben bat ſie mich, herein zu kommen; ſie ſagte mir viel Zärtliches und verlangte nichts weiter, als einige von ihren Verwandten auf Morgen zuſammenberufen und ſie um Rath fragen zu dürfen. Den Tag darauf begab ich mich allein zu ihr und fand vier Perſonen von ihren Nachbaren und Freunden, die ſchon ſo gut präparirt und für mich eingenommen waren, daß unſere ganze Unterredung eigentlich blos in Becomplimentirung beſtand, die ſie mir über die Ehre machten, welche ich ihrer Familie durch dieſe Verbindung erwieſe. Ich erwiederte dieß alles lediglich durch Aeußerungen meines heftigen Verlangens, die Sache zum Schluß gebracht zu ſehen und der ganze

Tag ging damit hin, auf Mittel zu denken, wie man meine verliebte Ungeduld befriedigen könne. Ein Notar wurde gerufen und der Contract aufgeſetzt. Ich hatte zwar wegen der Trauung ſchon mit einem Geiſtlichen von meinen Bekannten geſprochen, aber die Wittwe wollte durchaus in ihrem Kirchſpiel getraut ſeyn. Anfangs ſträubte ich mich ein wenig gegen dieſen Punkt, aber als ich mit dem Vicar geſprochen, ſchien er mir eine ſo gute Haut zu ſeyn, daß ich in ganz Paris keinen gefälligeren Helfershelfer hätte finden können. Ich führte ihn zu meiner Wittwe, die er ſchon kannte, ſie und ich trugen ihm auf, alles zu veranſtalten, und es bedarf jetzt blos Ihrer Gegenwart, Monſeigneur, um alles ins Reine zu bringen; allein Sie werden dabey, wenn es Ihnen beliebt, nur die Rolle meines Freundes ſpielen. — Viel Ehre, erwiederte der Prinz, es iſt ſchade, daß du nicht oberſter Verſchnittener des Großſultans biſt. — Ich verſtehe Sie, Monſeigneur, rief der Abbe', Sie wünſchen, daß die Ceremonie nur Ihnen zu gute käme, aber ehe wollte ich, daß der Großſultan ſeine Ohren verlöhre, als mir das geringſte von meinem Recht nehmen laſſen. — Der Prinz war gut gelaunt und aufgelegt zum Scherz und fragte, wohin man ſich aus der Kirche begeben würde? Ich habe, ſagte der Abbe', bey einer berühmten Kuplerin, mit welcher ich die Wittwe ſchon als meine Anverwandtin bekannt gemacht, einen Hochzeitſchmaus auf zehn Perſonen beſtellt, hieher werden wir uns aus der Kirche zur Feyer der Matrimonialien begeben und Ehre dem Ehre gebührt, Sie verſtehen mich Prinz, wir werden dieß Sprüchwort ſpielen. —

Welch' ein teufliſcher Anſchlag auf die Augen dieſer armen Wittwe! Ich ſchmeichelte mir anfangs, daß mein Antheil ſich beym bloßen Anhören endigen und ich nicht gezwungen ſeyn würde, ſelbſt Zuſchauer zu ſeyn; aber nein. Der Prinz fragte mich zwar blos um einen guten Rath und was ich von der ganzen Sache meyne, aber der Abbe' trieb mich fort, mich anzukleiden, weil ich durchaus einer von den Begleitern und Hochzeitgäſten ſeyn müſſe. Ich war bald fertig und bereit, weil ich ſowohl auf dem Lande als in der Stadt auf ſolche Fälle eingerichtet ſeyn mußte. Wir machten uns auf den Weg und kamen mit ſinkender Nacht im Palais an. Der Abbe' hatte jedoch noch ſo viel Schonung für mich, daß er mich in Rückſicht meiner Krankheit nicht zwang, mit in die Kirche zu gehen, ſondern mich durch ſeinen Kammerdiener zu der Kuplerin führen ließ, wo er ſein Banquet beſtellt hatte. Du kannſt, ſagte er, unterdeſſen Achtung geben, daß nichts fehlt und alles in Ordnung iſt, wenn wir kommen, aber ſchicke mir meinen Kerl wieder, denn man weiß nicht, was vorfallen kann, und die Wittwe weiß überdieß, daß er in meinen Dienſten iſt.

Ich gieng mit Freuden nach dem Ort der Beſtimmung, weil ich dadurch wenigſtens des Schmerzes überhoben wurde, Augenzeuge des Spotts zu ſeyn, den man in dem Tempel des Herrn und mit einem der Sacramente der Kirche trieb; ich ſchickte ſogleich den Kammerdiener zurück und fing an mich mit der Frau vom Hauſe in ein Geſpräch einzulaſſen. Sie ſpielte die große Dame und alles in ihrem Hauſe hatte das Anſehen, als ob ſie es wirklich wäre. Sie hatte das dem Abbe' zu verdanken, der ſie und ihr Haus in weniger denn drey Tagen auf einen ſo guten Fuß geſetzt hat; er hatte ihr prächtige Zimmer gemiethet, ihr viele Bedienten und eine Kammerfrau zugelegt und ſie für eine reiche Verwandte ausgegeben, die ihm ſehr lieb und bey welcher ſeine Geliebte in Zukunft wohnen ſolle. Es war faſt 11 Uhr als ich in das Haus trat. Gegen 2 Uhr nach Mitternacht langte die ganze Hochzeit an. Die Wittwe war hübſcher als jemals und rührte mich bis in die Tiefe der Seele, ich wußte mir ſelbſt nicht zu ſagen warum und wie. Es war bei ihr eine Miſchung von tauſend Reitzen und bey mir ein faſt gleich ſtarker Drang von ſich widerſtreitenden Geſinnungen, worunter jedoch das Mitleiden die Oberhand hatte. Hätte ich mir vorſtellen oder hoffen können, daß ich dadurch nichts anderes bewerkſtelligen würde, als die Wittwe früher der Verzweiflung preis zu geben, und mir vielleicht die ſchleunigſte Ungnade zuzuziehen, ſo würde ich ihr die Augen geöffnet und ſie vor der Falle gewarnt haben, die man ihr gelegt hat. Ach, leider! ahndete ſie ſolche nicht! Voll des Zutrauens, welches Tugend einflößt war ſie heiter und luſtig und einzig beſchäftigt ihrem neuen Ehemann eben ſo viel Gelegenheit zur Zufriedenheit zu geben, als ſie in ihrer Treuherzigkeit ihm glaubte zu verdanken zu haben.

Ehe wir uns zu Tiſche ſetzten, zog mich der Abbe' bey Seite und warnte mich, den Prinzen nie anders, als meinen Onkel und ihn nur Herr oder Abbe' ſchlechtweg zu heißen. Er hatte uns nämlich, den Prinzen und mich für Onkel und Neffen, wie ehemals und beyde für ſeine Freunde ausgegeben; er ſelbſt hatte einen ſo ſeltſamen und drollichten Namen angenommen, daß er weder den Prinzen noch mir zumuthen wollte, ihn zu behalten, zumal da er erwarten mußte, daß er ſeine Rolle bald ausgeſpielt haben und unter ſeiner wahren Geſtalt erſcheinen würde.

Da alles ſchon fertig und in Bereitſchaft war, ſo nahm man unverzüglich Platz an der Tafel und ſetzte die junge Ehefrau zwiſchen ihre beyde Ehemänner. Man konnte eigentlich nicht unterſcheiden, welcher von beyden der rechte ſey, ehe hätte man an dem galanten Betragen und Manieren des Prinzen ihn für den Liebhaber und den Abbe' für den Mann halten müſſen. Man blieb nicht lange bey Tiſche ſitzen. Man ſparte dieſes Vergnügen für den künftigen Tag und die künftige Nacht. Dießmal entfernten ſich die Hochzeitgäſte bey Zeiten, nachdem ſie den Neuverheiratheten die gewöhnlichen Complimente gemacht hatten, die bey ſolchen Gelegenheiten üblich ſind.

Die Braut wußte, daß ſie nicht allein hier ſchlafen ſollte, ſondern daß auch die Freunde des Abbe's die Nacht im Hauſe zubringen würden, weil ſie incognito zur Hochzeit vom Lande herein gekommen wären. Als alle die andern ſich entfernt hatten, thaten wir ein gleiches und ließen uns von der angeblichen Frau des Hauſes nach unſerm angewieſenen Schlafzimmer führen. Es war eine Kammer mit zwey Betten, welche an die Kammer der Neuvermählten ſtieß und eine Thür hatte, die nur angelehnt und nicht verſchloſſen war. Als die Braut ſich zu Bette gelegt hatte, löſchte der Abbe' die Lichter aus, ſchlüpfte in unſere Kammer und der Prinz nahm ſeine Stelle ein, während der Abbe' und ich in unſerm Bette den Ausgang erwarteten.

Die treuherzige Leichtgläubigkeit und Einfalt der Wittwe waren ohne Zweifel ſchuld, daß ſie den Tauſch nicht augenblicklich inne wurde, denn zwiſchen dem Abbe' und dem Prinzen war ein ſo fühlbarer Unterſchied, daß jemand, dem ſeine Einbildungskraft nicht einen Streich ſpielte, ihn auch im Finſtern gewahr werden müßte. Unterdeſſen ereignete ſich doch hier der Fall nicht, allein unglücklicher Weiſe war es die Zeit der kürzeſten Sommernächte; der Tag hatte ſchon ſogar zu grauen angefangen, als man ſich zu Bette begeben. Jetzt war es völlig helle und die Neuverheurathete, die ohne Zweifel ein wenig zu ſich ſelbſt zu kommen anfing und ſich über eine ſo ſeltſame Umwandlung, die ſie in der Geſtalt, Länge und Größe (denn der Abbe' war ſehr klein und der Prinz eine große Mannsperſon) ſpürte, Raths erholen wollte, riß die Bettvorhänge auf und wurde nun des Betrugs gewiß. Sie brach in ein großes Geſchrey aus, ſprang aus dem Bette und machte uns alle durch ihren Lärm wach; ich ſage, ſie machte uns wach, denn über das lange Harren auf den Ausgang und verwundert, daß ſich dieſer Auftritt nicht eher ereignen wollte, waren wir endlich eingeſchlafen. Jetzt eilten wir aus dem Bette und ins Zimmer. Welch ein Anblick! Ich wenigſtens war durch und durch erſchüttert, die arme Wittwe lag auf den Knien, Thränen und Schluchzen erſtickten ihre Stimme und ſie rief nur unaufhörlich Gott zum Zeugen an, daß ihr Gewiſſen rein ſey und daß ſie keinen Theil an dieſer ſchwarzen Schandthat habe. Der Abbe' ſelbſt konnte ſich nicht enthalten, davon gerührt zu werden. Worüber ſind Sie unruhig, ſagte er zu ihr, ich nehme die Schuld allein auf mich, es iſt mein Wille, ich ſelbſt habe alles ſo veranſtaltet — Du, rief ſie, iſt das möglich! — Ja, und was noch mehr iſt, ich liebe Sie noch eben ſo ſehr wie vorher — Du liebſt mich noch eben ſo ſehr wie vorher, erwiederte ſie, und ich, ich verabſcheue dich noch mehr, als vorher; Gott, welch ein Ungeheuer! der ſich nicht daran begnügt hat, ein Scheuſal der Menſchheit zu ſeyn, ſondern der mich auch zu ſeines Gleichen hat erniedrigen wollen. — Wiſſen Sie, was Sie reden, ſagte der Abbe' und mit wem Sie es zu thun haben? — Und wäre es der oberſte Engel, antwortete ſie, aber nein ihr ſeyd lauter Teufel; ich Unglückliche, wo finde ich eine Höhle, um meine Schande und Schmach zu verbergen! — Poſſen, antwortete der Abbe', wie viel müßte es Höhlen auf der Welt geben, wenn jede, die in Ihrem Falle iſt, ſich darein verkriechen wollte.

Während dieſes Auftritts ſtand auch der Prinz auf, der noch im Bette geblieben war und vereinigte ſeine Suade mit der Suade des Abbe's. Der Prinz wollte ihr nachfolgen. Nein, rief ſie, ich ſpringe zum Fenſter hinaus. Das hielt ihn zurück und er ſagte zu uns; wir wollen ſie gehen laſſen, es iſt die erſte Aufwallung, ſie wird ſich ſchon faſſen. Er rief die Frau vom Hauſe und bat ſie, zu der Unglücklichen zu gehen. So geſchickt auch dergleichen Arten Weiber von ihrem Handwerke ſind, Tugend und die ehrwürdigſten Dinge lächerlich zu machen, ſo fruchteten doch alle ihre einſtimmigen Bemühungen nichts und ſie kam mit der Nachricht zurück, daß ihr in ihrem Leben noch keine Verzweifelung von der Art vorgekommen ſey.

Unterdeſſen näherte ſich die Stunde, wo die Verwandten und Bekannte des neuvermählte Paars zum guten Morgen bewillkommen wollten. Man beſchloß, ſie abzuweiſen und ſie zu bitten, erſt gegen Mittag zur Zeit des Eſſens wieder zu kommen; würde bis dahin die Wittwe nicht zu bewegen ſeyn, ſich in ihr Schickſal zu ergeben, ſo ſollte mit einem von den Verwandten über die ganze Sache offenherzig geſprochen werden, man wollte einen Verſuch machen, ob man ihn nicht durch Verſprechungen oder Geſchenke blenden und auf dieſe Art die Sache beylegen könnte. Es blieb kein anderer Ausweg zu ergreifen übrig, denn je mehr die Wittwe Zeit zum weitern Nachdenken bekam, je mehr nahm ihre Verzweiflung zu und ſtieg zu einem ſolchen

Grade, daß man anfing vor den Folgen bange zu werden. Als daher die Verwandten zum zweytenmahl ſich einſtellten, mußte man ohne Verzug ihnen reinen Wein einſchenken.

Es iſt ſonderbar, und verdient bemerkt zu werden, daß es in einer Familie immer Gefäße in Ehren und Gefäße in Unehren gibt, gewöhnlich wittern letztere einander ſich. So hatte der Abbe' es gleich weg, daß eine alte Tante der Wittwe und von welcher dieſe nichts erbte, wohl diejenige ſeyn möchte, mit welcher ſich am erſten eine Uebereinkunft treffen ließe, indem ſie ganz darnach ausſah, niemals in dem Fall geweſen zu ſeyn, einer ſolchen Verſuchung, wie ihre Nichte, unterliegen zu müſſen. Zum Glück war ſie auch die erſte, welche ſich einfand, worauf denn der Abbe' ſie unverzüglich bey Seite nahm und ihr alles entdeckte. Es gelang ihm, ſie ſo gut zu überzeugen, daß wir Recht und die Wittwe Unrecht habe, daß, als ſie bey uns vorbeyging, um der Witwe den Kopf zurecht zu ſetzen, wir ſchon aus ihrem bloßen Geſicht den guten Erfolg abmerken konnten. Sie ging zu ihr in das Zimmer, wo ſie ſich eingeſchloſſen hatte, nach einem ziemlich langen Wortwechſel erſchien ſie mit einem gravitätiſchen zufriedenen Weſen, um uns zu verkündigen, daß ſie bey ihrer Nichte ſchon ſo viel ausgewirkt habe, daß ſie verſprochen, bey Tiſche zu erſcheinen, als ob nichts vorgefallen wäre.

Ob das gleich im Grunde nicht viel war, ſo war es doch immer in unſerer jetzigen Lage ein Großes. Der Prinz und der Abbe' waren herzlich froh darüber. Was mich betrifft, wenn mich etwas hätte guter Laune machen können, ſo wäre es gewiß der kriechende Reſpect, und dabey das zuverſichtliche Air geweſen, welches die alte Hexe von Tante bey Tiſche und den ganzen Tag über gegen den Prinzen blicken ließ, mit deſſen wahrem Stand der Abbe' ſie bekannt gemacht hatte. Da die

Wittwe bis zu dieſem Augenblick noch an nichts weniger als an ihre Toilette gedacht hatte, ſo begaben wir uns aus dem anſtoßenden Zimmer hinweg und in den Saal und ließen die Tante bey ihr, um ihr angefangenes Werk zu vollenden. Endlich erſchienen beyde, und man mag ſagen, was man will, man konnte ſogleich bey Tante und Nichte an der Stirne leſen, was an beyden war. Bey der Nichte war nichts verſtellt, ſie ſah ganz wie die gekränkte und leidende Tugend aus. Die übrigen Verwandten, welche um das Geheimniß nicht wußten, waren ſehr verwundert, ſie in dem Zuſtand zu erblicken. Eine von den anweſenden Frauenzimmern unter andern, die wahrſcheinlich aus Gleichheit des Charakters größere Anſprüche auf die Liebe der ſchönen Wittwe hatte, drang bekümmert in ſie, ihr die Urſache zu entdecken. Einige Thränen, die ihren Augen entſtürzten, machten uns von neuem verlegen und beſorgt, doch der Abbe', von der Tante unterſtützt, ſchob die Schuld auf eine Schäkerey, die ſich nicht erzählen ließe, und jedermann dachte nur daran, ſich luſtig zu machen; allein der Prinz ſelbſt, dem es nie behagte, wo er ſich Gewalt anthun mußte, verrieth Mißvergnügen, und üble Laune; doch gegen Ende der Mahlzeit, that der Champagner Wein ſeine Wirkung, Herren und Damen fingen an zu ſingen, jeder mußte ſeinen Rundgeſang anſtimmen, und als die Reihe an die Wittwe kam, gab ſie auch ihr Liedchen zum beſten, doch mit der klagenden Stimme der Turteltaube die bey ihrem Erwachen den Guckuck im Neſte fand.

Nach Tiſche hätte der Prinz, der die grauſamſte Langeweile hatte, und dem die Augen immer zufallen wollten, ſich gerne entfernt; allein er mußte bleiben, um zu ſehen, was die Sache für einen Ausgang nehmen würde, doch unter Vorſchützung eines Kopfwehes begab er ſich in ein Nebenzimmer, um ein Ständchen zu ſchlafen.

Die übrigen Gäſte, lauter Krämer und Krämerinnen, ſprachen auch davon, einen kleinen Gang nach ihren Laden und Buden im Palais zu machen. Wir ließen ſie gerne gehen, ausgenommen die alte Tante, welche der Abbe' zu bleiben nöthigte. Was ſie ſchon bewerkſtelliget hatte, flößte ihm die gute Hoffnung ein, ſie werde auch ſie vollends bekehren. Aber er betrog ſich ſchrecklich. Die Wittwe verabſcheuete ihn von Herzen und ſchon ſein bloßer Anblick war ihr Qual und Tod. Da niemand mehr zugegen war, als Leute, welche um den wahren Verlauf der Sache wußten, ſo wollte ſich der Abbe' in Perſon bey ihr entſchuldigen; aber ſie begegnete ihm, wie er es verdiente. Das verdroß ihn, zumahl da er den Wein im Kopfe hatte, er wurde grob und im Ernſt böſe, und ich weiß nicht, ob ich mich nicht ſelbſt an ihm vergriffen hätte, wenn nicht der Prinz durch den Lärm aus dem Schlafe geweckt worden wäre, und durch ſeine Erſcheinung dem ganzen Dinge ein Ende gemacht hätte. Was gibts, ſagte er zum Abbe', und was willſt du? — Ich will, antwortete er, ihr zeigen, daß ich ihr Herr und Meiſter bin und daß ſie Vernunft annehmen muß, denn im übrigen lache ich zum Ganzen. — Er hat wohl Recht, ſo zu ſprechen, ſagte die arme Beleidigte, Gott, was habe ich dir gethan, daß du mich ſo verlaſſen haſt!

Den Prinzen dauerte ſie wirklich und er bemühete ſich jetzt ernſtlich, ſie zu tröſten: bis hieher hat es gar nicht geſchienen, als wüßte ſie, wer er wäre, aber jetzt ſchien ſie ſich deſſen auf einmal zu erinnern, und ihm vorzuhalten: ſie wundere ſich, daß ein ſo großer Prinz, wie er, ſich zu einer ſo niedrigen Liſt habe herablaſſen können, die ihre Ehre auf eine ſolche Art kränkt. Ich geſtehe ein, Madam, erwiederte er, daß ich mich vergeſſen habe, doch wollten Sie Trotz des Zuſtands, in welchem Sie ſich befinden, einen Blick in den Spiegel thun,

VII.

Briefe.

Lettres de M. de Voltaire à M. Helvetius.

Lettre premiere.

Mon jeune Apollon, j'ai reçu votre charmante Lettre. Si je n'étais pas avec Madame du Chatelet, je voudrais être à Montbar. Je ne ſais comment je m'y prendrai pour envoyer une courte & modeſte réponſe que j'ai faite aux Anti-Newtoniens. Je ſuis l'Enfant perdu d'un parti dont M. de Buffon eſt le chef, & je ſuis aſſez comme les Soldats qui ſe battent de bon cœur ſans trop entendre les intérêts de leur Prince. J'avoue que j'aimerais infiniment mieux recevoir de vos Ouvrages que vous envoyer les miens. N'aurai-je point le bonheur, mon cher ami, de voir arriver quelque gros paquet de vous avant mon départ? Pour Dieu! donnez-moi au moins une Epitre. Je vous ai dédié ma quatrieme Epitre ſur la modération; cela m'a engagé à la retoucher avec ſoin: vous me donnez de l'émulation, mais donnez-moi donc vos ouvrages. Votre Métaphyſique n'eſt pas l'ennemie de la Poëſie. Le Pere Malebranche était quelque

ſois

thun, ſo würden Sie mich vielleicht entſchuldigen, aber ich, fuhr er fort, entſchuldige mich jetzt ſelbſt nicht, und hätte ich mir ſo viel Tugend als möglich, vorſtellen können, ſo würde ich vielleicht ſo viel über mir vermocht haben, um Ihnen den Kummer und den Verdruß zu erſparen, dem Sie ſich ausgeſetzt ſehen. Jetzt hängt es nicht mehr von mir ab, aber wenn ich in etwas zu Ihrer Beruhigung und zur Minderung Ihrer Betrübniß beytragen kann, ſo ſagen Sie es frey, Madam, und Sie ſollen ſehen, daß ich ein Herz habe, was meinem Stande entſpricht.

Der Prinz ſagte dieſes mit einer ſolchen Würde und Freymüthigkeit, daß es Wirkung auf die Wittwe that. Ich geſtehe, ſagte ſie, daß, wenn ich mich noch einmal anführen laſſen könnte, ich es gewiß durch die Geſinnung ſeyn würde, die Sie äußern — Anführen, unterbrach ſie der Prinz? Nach dem, was Ihnen begegnet iſt, haben Sie Recht, ſo zu ſprechen; aber ſtellen Sie mich auf die Probe und Sie ſollen ſehen, ob ich Wort halte. — Proben? erwiederte ſie, ich habe an denen genug, die ich ſchon ausgeſtanden habe. Unterdeſſen, da ich einmal in dieſer Verlegenheit bin, ſo will ich Sie um eine einzige Gnade bitten. — Und welche? fragte der Prinz mit Eifer. Ich bitte Sie um die Gnade, fuhr ſie fort, mich auf immer vor den Anſprüchen zu ſichern, welche dieſer Herr, indem ſie auf den Abbe' zeigte, an mir zu haben vorgiebt. Er behauptet, er ſey mein Mann, und ehe ich ihn wieder jemahls ſo nenne, ehe will ich lieber ſterben. — O! rief der Abbe', ehe noch der Prinz zum Wort kommen konnte, wenn das Ihre Bitte iſt, die gewähre ich Ihnen von ganzem Herzen; ich mag ſo wenig von Ihnen hören noch wiſſen, als Sie ſelbſt, denn wer mich verachtet, den bezahle ich mit gleicher Münze und hundertfältig. — Schweig! ſagte der Prinz, Sie ſehen, Madam, daß er mir in Gewährung Ihrer erſten Bitte zuvorkommt; haben Sie nicht noch einen Wunſch, durch deſſen Erfüllung ich Ihnen meine Bereitwilligkeit zeigen könnte? — Ich weiß nur einen einzigen, erwiederte ſie, da ich niemals das Herz haben werde, mich wieder in meiner Wohnung oder in der Nachbarſchaft blicken zu laſſen, ſo möchte ich gerne hier bleiben; es iſt mir auch ſchon angeboten worden; aber ich glaubte nicht, in die traurige Nothwendigkeit zu kommen, es annehmen zu müſſen. Sie ſagte dieſes unter Vergießung vieler Thränen und indem ſie ſich wie eine wahre Büßerin gebehrdete.

Es war dieß der Vorſchlag und das Werk der Tante, die einige Zeit dazu bedurft hatte, und vielleicht ohne den Umſtand, der durch den Zank mit dem Abbe' veranlaßt worden, nie damit zu Stande gekommen wäre. Dem Prinzen konnte dieſer Vorſchlag nicht anders, als ſehr angenehm ſeyn. Sehr gerne, erwiederte der Prinz, wenn Sie hier zu bleiben wünſchen, ſo können Sie hier bleiben, oder wollen Sie ſich eine andre Wohnung ſuchen, ſo hängt auch das von Ihnen ab; es ſoll Ihnen überall an nichts abgehen, und ich werde mich bemühen, Ihnen überall Beweiſe von meiner Achtung und meinem Schutz zu geben — Wenn ich wählen darf, ſprach ſie, ſo bekenne ich, daß ich auch hier nicht bleiben, ſondern mir einen andern Ort zum Aufenthalt aufſuchen möchte, denn alles, was ich hier vor Augen ſehe, erweckt mir Grauen und erinnert mich zu lebhaft an mein Unglück; ich möchte mich ſo weit als möglich entfernen, und mich vor aller Welt verbergen, damit niemand von mir reden höre. — Und was könnte man von Ihnen ſagen, unterbrach ſie die Tante, was Ihnen nicht Ehre machte? — Dieſe Worte entwiſchten der Tante weniger um der Nichte Willen, als um ſich bey dem Prinzen beliebt zu machen. Doch der Himmel, der nicht immer zuläßt, daß die Böſen hienieden ihre Rechnung finden, fügte es ſo, daß ſie eben ſo wenig dabey gewann, als der Abbe'.

Die weggegangenen Gäſte hatten ſich unterdeſſen wieder eingeſtellt, obgleich das Mittagsmahl nichts weniger als fröhlich und einladend geweſen war. Jetzt ging es aus einem andern Ton. Der Prinz auf dem Gipfel ſeiner Wünſche bemühte ſich, alles zur Freude zu ſtimmen; nur der Abbe' und die Wittwe ſchnitten Geſichter und waren jedes in Tiefſinn verſunken, der eine ſah aus wie ein Wolf, dem ſeine Beute aus den Zähnen geriſſen worden iſt, das andere wie ein erſchrockenes Schäfchen, das ſich noch nicht von dem Gedanken an die entgangene Gefähr erhohlen kann. Bey Tiſche ging es alſo dieſen Abend weit luſtiger zu, als heute Mittag. Vielleicht fand man das neue Ehepaar ein wenig kalt, aber man that, als ob man es nicht gewahr würde und die Geſellſchaft trennte ſich erſt nach Mitternacht.

Als wir wieder allein waren, fragte der Prinz die ſchöne Wittwe, in welches Viertel der Stadt ſie ſich zu begeben wünſche. — Es iſt mir gleichviel wohin, gab ſie zur Antwort, wenn ich nur dort ganz vergeſſen und ungekannt bin. — Auf den Fall, erwiederte der Prinz, wird es Ihnen auch gleichgültig ſeyn, ob Sie in der Stadt oder auf dem Lande wohnen. — Ganz gleichgültig, ſprach ſie, aber ich hoffe, daß meine Tante hier mir überall Geſellſchaft leiſten wird. — Sie und jede andere, die Sie ſich wählen werden; wählen Sie ſelbſt eine Geſellſchaft, welche Sie wollen, ich nehme es auf mich, für Ihr Unterkommen zu ſorgen und bitte nur um die Erlaubniß, zuweilen ſelbſt ein Mitglied davon ſeyn zu dürfen. — Wie ſchmeichelhaft und verführeriſch! rief ſie, wollte nur der Himmel, daß alles vertrüge ſich mehr mit Pflicht und Wohlſtand! — Ich ſchwöre Ihnen, ſagte der Prinz, daß wenn es in meiner Macht ſtände, mein Betragen auch von dieſer Seite vorwurfsfrey zu machen, ſo wollte ich es gewiß nicht daran ermangeln laſſen. Jetzt empfehle ich mich Ihnen, um auf der Stelle die nöthigen Anſtalten zu treffen.

Der Prinz befahl mir, hier zu bleiben und ihr Geſellſchaft zu leiſten, und wollte ſogleich fort und das Haus verlaſſen, aber der Abbe' hielt ihn zurück. Monſeigneur, warten Sie wenigſtens, bis man Ihnen [illegible] Wagen gehohlt hat, Sie können ja überhaupt [illegible] ehe etwas veranſtalten, bis es Tag wird, beſſer wäre es, Sie blieben dieſe Nacht noch hier. — Nein, Madam, nein, ich gehe, Madam hat die Ruhe nöthig und ich will ihr zeigen, daß es mein einziges Beſtreben von nun an iſt, alle ihre Wünſche zu erfüllen. — Schön, rief der Abbe', wahrhaftig ich glaube, es geht Ihnen jetzt nicht beſſer, als mir. — Der Prinz ſetzte ſich, küßte der Wittwe wohl hundertmal die Hand, verſicherte ſie ſeiner ganzen Zärtlichkeit und Achtung, und daß er ſie durch alles zu tröſten und aufzurichten ſuchen würde, was in ſeiner Macht ſtehe. Endlich kam der Kammerdiener und meldete, daß ſein Wagen vor der Thür ſey. Der Prinz, als ob er es mit einer Königinn zu thun gehabt hätte, nahm durch einen neuen Handkuß Abſchied und fuhr mit dem Abbe' von dannen.

Dieſe Schonung, welche der Prinz für die Wittwe hatte, war gewiß hier ganz an ſeiner Stelle; ſie hatte es höchſt nöthig ſich von dem traurigen Zuſtand erhohlen zu können, in welchen ihr grauſames Abenteuer ſie geſetzt hatte. Als ſie mit ihrer

Tante und mir allein war, fragte ſie mich: und Sie mein Herr, wer ſind Sie? Das Ungeheuer, welches dieß alles angeſponnen und eingefädelt hat, wird mich gewiß in Anſehung Ihrer ſo gut belogen haben, wie in den übrigen. — Ich bin, Madam, erwiederte ich, ein junger Menſch, der Sie von Herzensgrund beklagt, und Sie gerettet haben würde, wenn es in ſeiner Macht geſtanden hätte. — Aber wer ſind Sie? fragte ſie wieder haſtig; ſagen Sie es mir geſchwind und erklären Sie mir zugleich, warum Sie bey ſolchen guten Geſinnungen, wie Sie äußern, doch Theil an ſolchen Bosheiten nehmen. — Wenn ich Theil daran nehme, gab ich zur Antwort, dies iſt mehr mein Muß als ein freyer Wille. Ich bin Page des Prinzen — Ich habe es mir faſt vorgeſtellt, entgegnete ſie; aber da es mir aus Ihrem Geſicht und Betragen wirklich geſchienen hat, als ob Sie mit Widerwillen dieſer gottloſen Maskerade beywohnten, iſt es mir lieb, daß der Prinz Sie zum Geſellſchafter gelaſſen hat. Beweinen Sie mit mir mein Schickſal. Welche unauslöſchliche Schande ruht nun ewig auf mir! Ja, mein Herr, von nun an iſt mir das Leben nur eine Laſt und ſo lange mir die Augen offen ſtehen, werde ich mir meine thörichte Einfalt bitterlich vorwerfen. Ihr allein habe ich dies alles zu verdanken, und wenn mich der Herzog von Orleans zu ſeiner Herzoginn machte, ſo würde ich mir doch ſelbſt zur Laſt ſeyn. — Thränen und heftiges Schluchzen erſtickten ihre Stimme und ſie ſchloß mit dem gnädigen Ausruf! ach meine liebe kleine Bude! wie glücklich war ich in dir! Warum mußte ein ſolcher Teufel den Zugang zu dir finden, und mich Thörinn dir entführen?

(Die Fortſetzung folgt.)

Neueſte deutſche Chreſtomathie zur Uebung im Ueberſetzen aus dem Deutſchen ins Franzöſiche. Zum Gebrauch für Schulen und Erziehungsanſtalten. Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage, gr. 8. Berlin 1795. Bei Arnold Wever. 12 gr.

Es war in der That zu bewundern, daß in unſern Zeiten wo ſo viel geſchrieben wird, und namentlich ſchon beinahe ein halbes Hundert franzöſiſche Leſebücher geſchrieben ſind, nicht ſchon eher Jemand daran dachte, der Jugend auch eine Sammlung zweckmäßiger Aufſätze in die Hände zu geben, durch deren Ueberſetzung ſie im richtigen und wahren franzöſiſchen Ausdruck ſich üben könnte. Denn die bisherigen Bücher dieſer Art, und vorzüglich Chapüſets Sammlung, deren man ſich am meiſten zu bedienen pflegt, erhalten mehrentheils Aufſätze, welche den Lehrling ſo wenig Unterhaltung, ſo wenig Unterricht gewähren, dem guten Geſchmack und nicht ſelten dem Herzen ſogar ſo gefährlich, in einer ſo ſchlechten Sprache abgefaßt und ſo zweckwidrig geordnet ſind, daß ſie die Erlernung des Fränzöſiſchen unmöglich angenehm machen können, und ſchon längſt durch ein beſſeres Buch dieſer Art hätten verdrängt ſein ſollen. Aeußerſt willkommen muß demnach gegenwärtige Chreſtomathie dem öffentlichen Lehrer ſowohl, als dem Privatlehrer ſein, da es ſich durch eine wohl überdachte Auswahl angenehmer und lehrreicher Sentenzen, Erzählungen und Briefe, durch eine reine und reichhaltige Phraſeologie, und beſonders durch eine zweckmäßige Abſtufung, welche den Lehrling von den erſten Fundamentalkenntniſſen unbemerkt bis ins Innerſte der Sprache fortführt, ſo vortheilhaft vor ähnlichen Büchern auszeichnet: daher wir mit Wahrheit dies Buch allen empfehlen können, welche mit uns überzeugt ſind, daß nicht Leſen und Sprechen allein, ſondern auch eigene Uebung im Schreiben erfordert werde, wenn man bald und glücklich zu einer wahren und gründlichen Kenntniß der franzöſiſchen Sprache und zur Fertigkeit, ſich richtig und zierlich in derſelben auszudrücken, gelangen will, wie der Verfaſſer ganz richtig in der Vorrede zu ſeinem Buche bemerkt hat.

In der Buchhandlung des Verlegers dieſer Zeitſchrift wird ein Catalogus von vorzüglich guten, größtentheils in den letzten Jahrzehnd erſchienenen, und in die ſchönen Wiſſenſchaften und andern Litteratur einſchlagenden Bücher, die er um den halben Preis gegen baare Zahlung in Preußl. Courant verkauft, gratis ausgegeben.

No. 4.

Olla Potrida.

1795.

Viertes Stück.

Berlin
in der Maurerschen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalt.

Seit

Gedichte. 3-9.

Auszüge.

Das Findelhaus oder Opitale della Pietà zu Venedig. 9.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

Die deutſche Bühne. 31.

Roman.

Beſchluß des Fragments aus dem zweyten Theil der Memoiren eines Zeitgenoſſen des Herzogs-Regenten von Frankreich. 46.

Miſcellaneen.

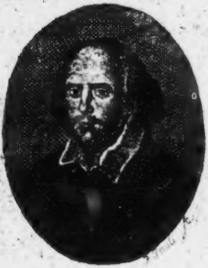
Die Murtner Schlacht; geſchildert von Adrian von Bubenberg. 65.

Ueber Cordon- und Defenſiv-Syſtem; ein Fragment. 201.

Olla Potrida.

1795.

Viertes Stück.



W^{m}. SHAKESPEAR
AT THE AGE OF 40

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

ſois Poëte en proſe; mais vous, vous ſavez l'être en vers. Il n'avait de l'imagination qu'à contre tems.

Madame du Chatelet a emmené avec elle à Paris ſon Kœnig, qui n'a de l'imagination en aucun ſens; mais qui, comme vous ſavez, eſt ce qu'on appelle grand Métaphyſicien. Il ſait à point nommé de quoi la matiere eſt compoſée, & il jure, d'après Leibnitz, qu'il eſt démontré que l'étendue eſt compoſée de monades non étendues, & la matiere impénétrable compoſée de petites monades pénétrables. Il croit que chaque monade eſt un miroir de ſon univers. Quand on voit à tout cela, on merite de croire aux miracles de S. Paris. D'ailleurs, il eſt bon Géométre, comme vous ſavez, & ce qui vaut mieux, très-bon garçon. Nous irons bientôt philoſophes à Bruxelles enſemble; car on n'a point ſa raiſon à Paris; le tourbillon du monde eſt cent fois plus pernicieux que ceux de Descartes. Je n'ai encore eu ni le tems de penſer, ni celui de vous écrire. Pour Madame du Chatelet, elle eſt toute différente: elle penſe toujours, elle a toujours ſon eſprit, & ſi elle n'a pas écrit, elle a tort. Elle vous fait mille complimens, & en dit autant à M. de Buffon.

Adieu, mon cher ami; envoyes-moi donc de ces vers, dont un ſeul dit bien des choſes. Faites ma cour, je vous prie, à M. de Buffon; il me plaît tant que je voudrais bien lui plaire. Adieu, je ſuis à vous pour le reſte de ma vie.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

I.

Gedichte.

1.

Fabel für Politiker.

Ein Landpferd kam einſt in die Stadt,
Mit Weizenſäcken überladen;
Das arme Thier war ſteif und matt
Und trug an allen Vieren Schaden;
Ach! ſeufzt' es, hier wird jeder Stein
Für meinen Fuß ein Meſſer ſeyn.
Ich will doch auch nicht weiter gehen,
Und von der Zeit an, blieb es ſtehen.
Der Bauer, den das Ding verdroß,
Verſucht es erſt mit dumpfen Schlägen,
Die er in Strömen auf ihn goß,
Den armen Rappen zu bewegen,
Allein ſein Vorſatz wanket nicht,
Er läßt ſich nicht vom Flecke bringen,
Je mehr der Bauer um ſich ficht,
Je wenger will es ihm gelingen.
Potz Wetter, fängt der endlich an,
Du willſt wohl gar, ich ſoll dich tragen?
Nun ja, dazu wär' ich der Mann!
Eh will ich dich zu Erde ſchlagen.
Und eh' der Fluch das Thier erreicht,

Fällt ſchon die Keule auf ihn nieder
Und trift ſo mördriſch ſeine Glieder,
Daß es entſeelt zur Erde keucht.
O lernt vom Bauer, ihr Barbaren!
Die euch ein heuchleriſches Lob,
Als Ahnen nur Verdienſte waren,
Zu Fürſten über uns erhob,
Lernt nur despotiſches Verfahren!
Um einem Volke, das Euch liebt,
Euch wenn es ſeyn muß, willig Leben,
Ja ſelbſt die halbe Freyheit giebt,
Den wilden Aufruhr zu erſparen,
Lernt menſchliches Gefühl erheben!
Ihr leihet euerm Stolz die Rechte,
Und dem Regenten eure Linke,
Um freye Männer zu beſtrafen,
Schafft ihr ein Vaterland voll Sklaven,
Durch Mord für jeden eurer Winke.

C. C.

2.

Die Spinnerinn.

Ein Ritter, keck, wie alle Ritter ſind,
Kam einſt erhitzt zu einem hübſchen Mädchen,
Und fragte ſie: Wieviel, mein ſchönes Kind,
Verdient dir wohl dein kleines Spinnerädchen?
Ach, ſeufzte ſie, gerade nur ſo viel
Um mich und meine Mutter zu ernähren,
Und dann vielleicht gerade noch ſo viel,
Um eines Ritters Hülfe zu entbehren.

C. C.

3.

Silen.

Auf ſeinem Eſel ſitzt Silen,
Er träumt, und baumelt mit den Füßen,
Zwey Knaben, die vorüber gehn,
Sind gleich bereit, ihn zu begrüßen:
Der eine Bube hebt von weiten
Ein Steinchen auf, und wirft ſein Thier!
Das Langohr zuckt, o wehe mir!
Der Ritter liegt, die Knaben reiten.

C. C.

4.

Die Pudelmütze.

Tief eingehüllt in ſeiner Mütze
Liegt in dem Fenſter Hans Aret,
Und ahndet nicht die Waſſerſprütze
Mit der ein Knabe vor ihm ſteht.
Er träumt ſo eben von den Siegen,
Die er durch ſeine tapfre Hand,
Dem großen Friedrich zugewandt,
Und fechtet ſchon in neuen Kriegen,
(Verſteht ſich nur mit ſeinem Munde)
Als in der unglücksvollen Stunde,
Der Schalk auf ſeinen Anſchlag ſinnt.
Er ſpitzt ſein Ohr, ſchleicht auf den Zehen
Dicht neben unſern Helden hin,
Und eh' es dieſer ſich verſehen,
Fällt des Belagrers Strahl auf ihn.

Mret fährt auf, mit edler Hitze
Ruft er: Jezt es große Noth!
Auf, Brüder, ſchlagt die Hunde todt!
Da liegt mein Kopf! — Potz Sackerlot!
Gott rette meine Pudelmütze!

C. C.

5.

Sechs Epigrammen.

Wunſch nach Rache.

„Daß meine Schrift den Leſern nicht gefiel;
„O dafür räch ich mich!“ ſprach Autor Thiel!
„Von nun an ſchreibe ich auch keine Zeile mehr.“ —
O rächte ſich doch ſo das ganze Skriblerheer!

Urſache unfriedlicher Ehen.

Wenn Mann und Frau einander quälen,
So ſoll die Schuld am Manne ſeyn —
Wie aber fiel's dem Teufel ein
Zum Hexen Weiber ſich zu wählen?

Todesart eines Streitkopfs.

Für Juriſten.

Als ihn der Tod zitirte,
Beſtritt er's Forum, exzipirte;
Bis jener, deſſen müde, kam
Und brach den Hals in Kontumaziam.

Ver-

Servus nullum caput habet.

§. 4. Inſtit. de cap. deminut.

Uns wundert, wenn der Römer ſpricht:
Daß Sklaven ohne Köpfe leben.
Wenn Räthe ohne Köpfe leben,
Des wundert ſich ein Deutſcher nicht.

Thraſo.

Zwölf Feinde warf mein Arm in's Grab.
Zwölf Hiebe — und zwölf Köpfe ab!
Da leſ't! ich kann euch überführen:
Weil alle Zwölf' es atteſtiren.

Der gekaufte Titel.

Ein ſprödes Mädchen zu erlangen,
Kauft er den Titel; welche Liſt!
Nun glaubt er ſie gewiß zu fangen,
Weil er ein *größrer* Narr mit *wengerm* Gelde iſt.

Adolph Eſchke.

6.

Das Vergißmeinnicht.

Noch von den Thränen des Thaues naß,
Stand lieblich ein Veilchen im Wieſengras;
Da kam ein Mädchen und pflückt' es ſich,
O glückliches Veilchen! Sie liebte dich!

Doch ſchnell verloſch auch des Veilchens Glanz,
Ihr blaues Auge verdunkelt es ganz.
Ihr blaues Auge, ſo ſchön und rein,
Wie Bläue des Himmels im Sonnenſchein,

Ein Röschen ſtand traurig im Garten allein,
Und wünſchte ſo ſehnlich bey andern zu ſeyn.
Da kam ein Mädchen und pflückte es ſich,
O glückliches Röschen! Sie liebte dich!

Doch ſchnell verloſch auch des Röschens Glanz,
Denn ihre Lippen verdunkeltens ganz;
Ach ihre Lippen! ſo zart und fein! —
Ihr Kuß mag wohl noch ſchöner ſeyn.

Mit prunkendem Stolze hängt hoch und hehr
Das Chor der Lilien ſilbernes Meer!
Die ſchönſte von allen erwählte ſie ſich,
O glückliches Lilgen! Sie liebte dich!

Doch ſchnell verloſch auch des Lilgens Glanz,
Ihr wallender Buſen verdunkelt' es ganz!
Ihr wallender Buſen, ſo zart und weiß,
Wie wogender Schnee von den Blüthen des Mais.

Doch kenn ich ein Blümchen, o kennte ſie's nur!
Das duftet vergeſſen auf grünender Flur.
Es blühet verborgen, drum pflückt ſie es nicht!
Doch bittet es innig, vergiß mich doch nicht.

O, wäre mein Auge von Thränen nicht naß,
So welkte ſchon lange dies Blümchen im Gras.
Ich netz' es mit ihnen wohl ſpät und früh,
Und ſeufze mit ihm doch vergebens um ſie.

Ach grauſames Mädchen, erbarme dich doch,
Das Blümchen verwelkt und liebet dich noch,
Die Thränen verſiegen; o fühle den Schmerz:
Was wäre, wenn Thränen nicht wären, mein Herz?

Erbarme dich unſer, dann blühen wir neu,
Und leben verbunden und ſterben uns treu,
Und ſagſt du: So ſchwiegen die Thränen ja doch?
So ſag ich: Die Liebe hat ſchönere noch. —

Das ſterbende Blümchen erholte ſich dann,
Und ſtimmte von neuem das Liedchen mit an,
Das Liedchen, ach, das mir's Herz noch bricht!
Das Liedchen der Liebe: Vergiß mein nicht!

C. C.

II.

Auszüge.

Das Findelhaus oder Opitale della Pietà zu Venedig *).

Eine der lobenswürdigſten Anſtalten der Venetianer iſt dieſes Hoſpital, worin alle neugebohrne und von ihren Eltern verlaſſene Kinder zu allen Zeiten von jederdermann ohne Ausnahme und Bedingniſſe aufgenommen werden. Zuvor wurden dieſe Kinder auf die öffentlichen Straßen hingelegt, und meiſtens halb, ſehr oft aber auch wirklich todt gefunden; bis 1340 ein Bußprediger vom Seraphinenorden nach Venedig kam, und die Einwohner in den beweglichſten Ausdrücken zur Errichtung eines öffentlichen Orts für die Aufnahme dieſer armen verlaſſenen Geſchöpfe aufmunterte. Er wiederholte in ſeinen Predigten ſo oft das Wort Pietà, daß er davon den Beynahmen Frà Pie-

---

*) Johann Chriſtoph Mayers Beſchreibung von Venedig. Leipzig 1795.

Pieruzzo della Pietà, und in der Folge die Anſtalt ſelbſt den Nahmen la Pietà erhielt.

Allein der Franciscaner ließ es nicht blos beym Predigen bewenden, ſondern er that auch ſelbſt den erſten Schritt zur Ausführung ſeiner Vorſchläge. Ohne einen andern Fond, als ſeinen Eifer und die zufälligen Almoſen zu haben, miethete er in verſchiedenen Gegenden der Stadt oft mehrere Häuſer, je nachdem es die Kräfte erlaubten, und ſorgte für Wartung und Pflege der zarten Kinder, durch beſonders dazu aufgeſtellte und beſoldete Weiber.

Sobald nur der Grund zu dieſer Anſtalt gelegt war, konnte es bey den mannichfaltigen Triebfedern, welche in ſolchen Fällen die Herzen der Menſchen ſo leicht in Bewegung ſetzen, an einer lebhaftern Theilnahme nicht fehlen. Die Anſtalt erweiterte ſich zuſehends, und eine Geſellſchaft von Damen bemühete ſich, ihr die erſte ordentliche Einrichtung zu geben. In der Nachbarſchaft von St. Francesco della Vigna wurden ſiebzehn Häuſer gemiethet, welche in ihrer Verbindung zu dieſem Endzweck den Nahmen Corte della Pietà erhielten. Die Geſellſchaft der Damen, welche die neue Anſtalt in Schutz nahm, hielt von Zeit zu Zeit ihre Verſammlungen, und wählte aus ihrem Mittel zur Führung der Oekonomie eine Priorin und eine Wirthſchafterin nebſt ihren Gehülfen. Bald kamen auch dem Inſtitut beträchtliche Vermächtniſſe zu Hülfe, welches Verdienſt ſich insbeſondere eine Lukrezia Dolfin machte.

Das Beyſpiel der Matronen ermunterte auch einige angeſehene gutdenkende Männer, eine beſondere Brüderſchaft zu gleichem Endzweck zu errichten; und da die Anzahl der Ausgeſetzten immer mehr anwuchs, daß der Raum der Häuſer nicht mehr zureichte, ſo ſonderte man die Knaben von den Mädchen ab, und überließ jene der Brüderſchaft, welche nun in der Parrochie St. Giovanni in Bragora ein geräumiges Haus kaufte, und gleichermaßen dieſer Anſtalt widmete.

So gut auch dieſe Anſtalt in den Händen bloßer Privatperſonen aus denen beyde Congregationen beſtanden, beſorgt ſeyn mochte, ſo konnte ſie doch nun erſt eine recht gemeinnützige Ausdehnung erhalten, wenn ſie der Staat in ſeinen beſondern Schutz nahm. Dies wurde nun am 15. December 1383 im großen Rathe beſchloßen, der Staat eignete ſich das Patronatrecht zu, und die Oberaufſicht wurde dem jedesmaligen Doge aufgetragen, der deswegen an jedem Palmſonntage hier einen ſolennen Beſuch macht. Indeſſen blieb die Erziehung und der wirthſchaftliche Umtrieb noch immerfort in den Händen der Frauen, und mit dem Ende eines jeden Jahres mußte ſowohl die Priorin als die Wirthſchafterin dem Doge Rechnung ablegen. Allein mit der Zeit wurden nicht nur beyde Hoſpitäler vereiniget, ſondern auch mit der urſprünglichen Einrichtung manche Veränderung gemacht.

Das Inſtitut nimmt alle dargebrachte neugeborne Kinder auf, ohne einen Unterſchied zu machen, ob ſie in oder auſſer der Ehe gezeugt ſind, ja man ſiehet nicht einmal die Perſon, welche das Kind einlegt. Unweit der Pforte des Spitals befindet ſich eine Oeffnung, in welcher eine Winde ungefähr von der Größe angebracht iſt, daß ſie ein neugebornes, höchſtens ein Paar Monate altes, in Windeln eingewickeltes Kind in ſich faſſen kann. Nächſt der Winde iſt eine Glocke befindlich, welche diejenigen anziehen, die das Kind bringen; die Glocke aber gehet in ein neben gelegenes Zimmer, in welchem ſich zwey Spitalmädchen von reifem Alter befinden, die denn auf das gegebene

Lettre II.

Mon cher Rival, mon Poëte, mon Philoſophe, je reviens de Berlin, après avoir eſſuyé tout ce que les chemins de la Weſtphalie, les inondations de la Menſe, de l'Elbe & du Rhin, & les vents contraires ſur la mer ont d'inſupportable, pour un homme qui revole dans le ſein de l'amitie. J'ai montré au Roi de Pruſſe votre Epitre corrigée; j'ai eu le plaiſir de voir qu'il a admiré les mêmes choſes que moi, & qu'il a fait les mêmes critiques. Il manque peu de choſe à cet Ouvrage pour être parfait. Je ne ceſſerai de vous dire que ſi vous continuez à cultiver un art que ſemble ſi aiſé & qui eſt ſi difficile, vous vous ferez un honneur bien rare parmi les Quarante, je dis le Quaranté de l'Académie, comme ceux des Fermes.

Les *Inſtitutions Phyſiques* & *l'Anti-Machiavel*, ſont deux monumens bien ſinguliers. Se ſeroit-on attendu qu'un Roi du Nord & une Dame de la Cour de France, euſſent honoré à ce point les Belles Lettres? Prault a du vous remettre, de ma part, un Anti Machiavel. Vous avez eu la Philoſophie Leibnitienne de la main de ſon aimable & illuſtre Auteur. Si Leibnitz vivait encore, il mourrait de joie de ſe voir ainſi expliqué. ou de honte de ſe voir ſurpaſſé en clarté, en méthode & en élégance. Je ſuis en peu de choſe de l'avis de Leibnitz: je l'ai même abandonné ſur les forces vives: mais après avoir en tout, ou preſque tout ce qui a été fait en Allemagne ſur la Philoſophie, je n'ai rien vu qui approche, à beaucoup près, du Livre de Madame du Chatelet. C'eſt une choſe très-honorable pour ſon ſexe & pour la France. Il eſt peut-

Zeichen ſich von innen zu der Winde begeben, und das eingeſchobene Kind empfangen. Dieſe ziehen hierauf eine andere im Innern des Spitals befindliche Glocke an, worauf ſogleich eine von den immer vorräthigen Säugammen erſcheint, um dem Kinde die Nahrung zu reichen. Am folgenden Morgen wird das Kind in die Kammer der Schreiberinnen gebracht, welche alle Umſtände, die ſich bey und um das Kind vorfinden, als Schriften, Urkunden, Medaillen, Münzen, Halbſcheiden, zerſchnittene Bilder u. ſ. w. mit der größten Genauigkeit in das ſogenannte Findelbuch eintragen; die Sachen aber in den hiezu beſtimmten Käſten auf das ſorgfältigſte aufbewahren. In dem Buche wird der kleinſte Umſtand, beſonders aber Tag und Stunde des Eintritts bemerkt. Findet man kein beſonderes Zeichen, ſo wird wenigſtens in dem Buche das Gewand, oder die Windeln nach Beſchaffenheit des Zeugs, der Zahl des Ellenmaaßes u. ſ. w. bezeichnet. Taufſcheine, wenn ſich welche vorfinden, werden ebenfals angemerkt und in Verwahrung genommen, ſolche Kinder aber, jedoch unter andern Nahmen getauft, weil das Inſtitut ſeinem Hauptgrundſatz zu Folge niemals nachforſchen will, weß Standes die Kinder ſind, und wem ſie angehören. Eben dieſe Vorſchrift beobachtet man auch durch äußerſte Geheimhaltung des Findelbuchs, um den Kindern ſelbſt alle Spuren zur Entdeckung ihrer Herkunft verborgen zu halten, damit ſie nie in den Stand geſetzt werden möchten, den Familien beſchwerlich zu fallen, oder Entdeckungen zu machen, welche die Klugheit geheim zu halten gebietet. Ueberhaupt aber hat ſich das Inſtitut die Pflicht der tiefſten Verſchwiegenheit gegen jedermann aufgelegt, und erfüllet dieſelbe auf das Pünktlichſte.

Jedes Kind bekommt ſogleich nach der Taufe ſeine eigene Säugamme, bey der nicht über funfzehn Monate von der Zeit ihrer Niederkunft an verfloſſen ſeyn dürfen. Ehedem wurde eine hinlängliche Anzahl von Ammen im Spital ſelbſt unterhalten, allein die Sache hatte manche Unbequemlichkeiten. Denn ungeachtet der möglichſten Vorſicht bey der Wahl konnte man doch nicht immer verhindern, daß ſich nicht Weibsperſonen von ſchlechter Lebensart eindrangen, und dann machte die große Anzahl von Kindern, die nicht immer mit der erforderlichen Sorgfalt gereiniget wurden, die Luft ungeſund.

Man beſchloß daher im J. 1746 die Kinder auf das Land zu vertheilen, wo bey der reineren Luft, den unſchuldigern Landſitten und der blühenden Geſundheit der Bäuerinnen für dieſelben unſtreitig beſſer geſorgt war. Von dieſer Zeit an hört die Unterhaltung der Ammen im Spital ſelbſt auf, und die Kinder werden unmittelbar nach ihrer Einlieferung einer Bäuerinn übergeben, welche ein ſchriftliches Zeugniß von ihrem Pfarrer in Rückſicht ihrer Ehrbarkeit und guten Sitten ſowohl als der Zeit ihrer Niederkunft beygebracht hat. Die Schreiberinnen tragen dieſe Uebergabe in ein eigenes dazu beſtimmtes Buch ein, und der Amme wird eine gedruckte Ordnung mitgegeben, wie ſie ſich gegen ihren Säugling verhalten ſoll. Dagegen erhält ſie vom Spital ihre Belohnung bis ins zehnte Jahr, und bezieht im erſten Jahre monatlich 10 Lire oder zwey Kayſergulden, im zweyten Jahre 5 Lire, in den vier folgenden Jahren drey und eine halbe Lire, und in den vier letzten 3 Lire. Nebſt dem baaren Gelde werden noch für das erſte Jahr die Windeln, und für ein jedes der folgenden Jahre die benöthigte Leinwand und Tuch zur Kleidung nebſt eine und eine halbe Lire für Schuhe abgereicht.

Nach Verfluß des zehnten Jahres hören die Beyträge auf, wobey es aber den Kindern frey ſtehet, auf dem Lande zu bleiben, oder in das Inſtitut zurück zu kehren.

Jn dem letztern Falle muß das Kind, um das Spital gegen jeden Betrug ſicher zu ſtellen, das Büchlein aufweiſen, welches bey ſeinem Eingange die Amme mit bekommen hat, worin auch die ſucceſſiven Zahlungen an dieſelbe bemerkt ſind, welche zu erhalten der Pfarrer des Orts jedesmal in eben daſſelbe Büchlein mit eigener Hand ein Zeugniß von dem Leben des Kindes beyfügen und mit dem Siegel der Kirche bekräftigen mußte. Wäre aber dieſes Büchlein verloren gegangen, ſo erſetzt den Verluſt deſſelben das Zeugniß des Pfarrers oder die eidliche Verſicherung anderer Leute, daß das Kind, von dem die Rede iſt, ein wirkliches Spitalkind ſey. Man hatte auch ſonſt die Gewohnheit, dieſen Kindern, um ſie immer kenntlich zu machen, den Buchſtaben P durch den Spitalchirurgus mit der Lanzette und Tinte in einem Fuß einätzen zu laſſen. Jedoch wird dieſe Gewohnheit nicht mehr genau beobachtet, und Kinder, welche zu Winterszeit eingebracht werden oder kränklich ſind, bleiben ohnehin frey von dieſer ſchmerzhaften Operation. Spätere Geſetze wollen zwar, daß die Ammen ſolche Kinder im folgenden Sommer zurückbringen ſollen, um ſie mit dieſem Merkmale verſehen zu können; allein eine ſolche öfters weite Reiſe für eine Amme, und die Furcht, ſie dürfte das Kind dem Spital zurücklaſſen, weil um ſolche Zeit das erſte für ſie einträglichere Jahr bald verfloſſen wäre, ſcheint die Veranlaſſung zu ſeyn, daß man auf die Erfüllung des Geſetzes nicht ſonderlich dringt. Uebrigens ſtehen die Ammen nicht nur unter der beſondern Aufſicht der Pfarrer ihres Orts, ſondern es muß auch einer von den Vorſtehern des Spitals von Zeit zu Zeit das feſte Land durchreiſen, um zu ſehen, ob die Kinder nicht vernachläßiget werden.

Die Mädchen, welche nach Erreichung ihres zehnten Jahres auf dem Lande bleiben, erhalten, wenn ſie ſich einſt verheyrathen, vom Spital unmittelbar nach der Trauung 160 Lire zur Morgengabe, und die Amme 80 Lire, als einen Preis der Erziehung. Iſt dieſe aber nicht mehr am Leben, ſo wird auch dieſes Geſchenk dem Mädchen zu Theil.

Die auf das Land verlegten Kinder müſſen wenigſtens drey Jahr da verbleiben. Werden ſie vor dieſer Zeit zurück gegeben, ſo beſtrebt man ſich, ſie aufs neue bey einer andern Amme oder Wärterinn unterzubringen. Da aber dies gemeiniglich ſehr ſchwer hält, und von ſolchen Kindern doch immer ein Zehntheil wieder in das Spital zurückkommt, ſo hat man im Spital ſelbſt für ſie eine Schule angelegt, welche die Schule der Brodkinder genannt wird, wo ſie ohne Unterſchied des Geſchlechts bis in ihr zehntes Jahr verbleiben. Ein Mädchen von reifem Alter, aus der Ordnung der Meiſterinnen, iſt dieſer Schule vorgeſetzt. Kinder von vorzüglichen Gaben werden noch vor ihrem zehnten Jahre in andere Schulen verſetzt. Ordentlicher Weiſe aber rücken die Knaben nach Zurücklegung des zehnten Jahres in die zweyte und letzte Schule, wo ſie durch fünf angeſtellte Weltprieſter im Leſen, Schreiben, Rechnen und der Religion unterrichtet, und zur Eingezogenheit, brüderlicher Liebe und Gehorſam angehalten werden. Alle Stunden des Tages ſind zu jeder Verrichtung ordentlich eingetheilt, und die Fortſchritte im Lernen werden von Zeit zu Zeit von den Vorgeſetzten geprüft. Verfehlet ſich einer von ihnen, ſo wird er durch Verminderung der Speiſe, Ausſchließung von den erlaubten

ten Ergötzlichkeiten, niemals aber durch Schläge beſtraft. Nur der Unverbeſſerliche wird auf eine angemeſſene Zeit eingeſperrt, und wenn auch dieſe Züchtigung nicht hilft, dem Staat zur Galeerenſtrafe übergeben, ein Fall, der ſich bis jetzt nur zweymal zugetragen hat.

Da übrigens die Knaben, nur bis zu ihrer Volljährigkeit, d. i. bis ins achtzehnte Jahr, die Unterhaltung des Spitals genießen, ſo wird bey ihrer Erziehung vornehmlich Bedacht darauf genommen, daß ſie ſich durch Erlernung einer Kunſt oder eines Handwerks in den Stand ſetzen, ihr Brod ſelbſt zu verdienen. Zu dieſem Behufe ſind im Spital ſelbſt einige Handwerker, als das Schuſterhandwerk, und die verſchiedenen Arten von Webereyen etablirt, welche auf Rechnung eines Kaufmanns oder eines andern Unternehmers getrieben werden, ohne daß ſich das Spital in etwas weiteres dabey einläßt, als daß es die Kinder in den von Unterricht freyen Stunden dazu gebrauchen läßt. Der Unternehmer iſt zwar nicht verbunden, für die Arbeit das mindeſte zu bezahlen; jedoch pflegt er immer den Knaben, um ihren guten Willen zu erhalten, und der Arbeit immer deſto geſchwindern Fortgang zu verſchaffen, ein ihrem Fleiße angemeſſenes Geſchenk aus freyem Willen zu ihrer Ergötzlichkeit zu machen.

Sobald der Knabe volljährig geworden iſt, wird er entlaſſen, und bekommt vom Spital nichts, als doppelte Kleidung, zwey Hemden, Strümpfe und Schuhe. Indeſſen ſorgt die Obrigkeit des Spitals dafür, daß er bey ehrlichen Leuten unterkommt, wo er ſein erlerntes Metier treiben, und ſich ſein Brod verdienen kann. Häufige Nachfragen um Zöglinge des Spitals erleichtern den Vorſtehern die Mühe. Uebrigens ſind ſie durch ein beſonderes vom Senat ſeit der erſten Errichtung des Inſtituts ertheiltes Privilegium berechtiget, jedes Gewerbe frey und auf eigene Rechnung ohne die ſonſt bey Innungen gewöhnlichen Bedingungen zu treiben, können auch allenfalls, wenn es ihnen am Fond dazu fehlte, ihr Vorrecht an einen andern übertragen, der ſich zu gleichem Gewerbe mit ihnen verbände. Ueberhaupt klebt ihrer Geburt ſo wenig ein Tadel an, daß ſie ſelbſt ohne alle Diſpenſation zum Prieſterthum zugelaſſen werden können.

Von der Entlaſſung ſind alle kränkliche und ein Gewerbe zu treiben unfähige Knaben ausgenommen. Für dieſe ſorgt das Spital lebenslänglich durch Bedienungen, die es ſelbſt zu vergeben hat, als Kinder- und Krankenwärter, Speiſemeiſter, Almoſenſammler, Hausknechte u. dergl.

Die Mädchen kommen nach dem zehnten Jahre aus der erſten Schule in die zweyte, welche die Schule der Mittlern genannt wird. Hier bleiben ſie bis ins achtzehnte Jahr, worauf ſie in die Schulen der größern Mädchen übertreten. Dieſe beyden Schulen werden von Meiſterinnen beſorgt, welche man aus der Zahl der beſten und geſchickteſten wählt. Dieſe nehmen ſodann wieder ſo viele Beyhelferinnen an, als ſie für nöthig finden.

Alle Mädchen werden mit Speiſe und Kleidung verſehen, bis ſie in die Schule der Größern übertreten. Denn an demſelben Tage bekommen ſie, wie die Knaben, ihre doppelte Kleider, Hemden, Strümpfe und Schuhe, und müſſen von nun an für ihre Kleidung ſelbſt ſorgen. Jeder iſt ihre beſtimmte Arbeit für jeden Tag auf Rechnung des Spitals angewieſen; was ſie aber darüber verfertiget, gehört ihr zum Taſchengelde.

Sonſt beſchäftigte man ſich blos mit Stricken, Spinnen, Spitzenmachen, und der ſogenannten weißen Arbeit, welche Beſchäftigungen manches Jahr dem Spital auſſer dem Gewinn, welchen die Mädchen beſonders davon bezogen, bis 8000 Lire abwarfen. Die Meiſterinn übernahm die Beſtellungen der Arbeit, vertheilte ſie unter die Mädchen, und reichte ihnen die feſtgeſetzte Belohnung. Allein die Beſtellungen fingen an zu mangeln, da ſich dieſe Arbeiten auch in andern Spitälern der Stadt ausbreiteten; man mußte alſo auf eine neue Beſchäftigung ſinnen, und die Wahl fiel auf Seidenmanufacturen. Man ſchloß zu dem Ende mit einem Negozianten einen Contract, und überließ ihm hundert Mädchen, welche zu verſchiedenen Arten von glatten und zuſammengeſetzten Bändern und Zeugarbeit angewieſen und vertheilt wurden. Dagegen machte ſich der Unternehmer für die erſten fünf Jahre verbindlich, dem Hoſpital monatlich 20 Ducati, und für die folgenden fünf Jahre 60 Ducati monatlich zu erlegen. In der Folge ſtieg der Ertrag noch höher, da die Arbeiten immer ſchöner und vollkommener wurden, und es trug gewiß nicht wenig dazu bey, daß man den Arbeiterinnen die Hälfte von dem Gewinn ließ, und das Spital ſich blos mit der andern Hälfte begnügte. Eine andere Beſchäftigung macht die Erhaltung des bekannten muſikaliſchen Chors, das ungefähr aus 100 Mädchen zuſammengeſetzt iſt, welche von den beſten Meiſtern im Geſang und der Inſtrumentalmuſik unterrichtet werden, und alle Chorfunctionen in der Kirche verſehen.

Will eines oder das andere Mädchen heirathen, ſo wird es nicht nur nicht daran verhindert, ſondern das Hoſpital giebt ihr noch nebſt dem ganz freyen Abzug ihres bereits erworbenen Eigenthums 200 Ducati zur Ausſteuer. Ueber beydes wird ein Verzeichniß aufgeſetzt, der Bräutigam muß den Empfang beſcheinigen und dafür haften. Denn da nach den venetianiſchen Geſetzen das Heirathsgut dem Hauſe heimfällt, welches die Braut ausſtattet, wenn dieſe ohne Erben oder letzten Willen abgeht, ſo hat ſich auch das Inſtitut dieſes Recht vorbehalten, weil es Vaterſtelle vertritt, und die Mitgabe beſorgt. Indeſſen pflegt man in ſolchen Fällen die genaueſte Erkundigungen über die Umſtände und Aufführung des Anwerbers einzuziehen, ehe man ihm das Mädchen zuſagt. Iſt aber die Heirath einmal feſtgeſetzt, ſo verläßt das Mädchen das Inſtitut, in welches ſie auf keinen Fall wieder zurückkommen kann, und wohin ihr überhaupt der Zutritt für immer verboten iſt.

Wollte etwa eine ins Kloſter gehen, ſo kann mans ihr zwar nicht wehren, allein man ſucht es auf alle mögliche Weiſe zu verhindern, da die Einkleidungskoſten das ausgeworfene Heirathsgut immer weit überſteigen würden. Indeſſen hat ſich dieſer Fall in geraumer Zeit nicht ereignet.

Zuweilen kann es ſich auch zutragen, daß die Eltern ihre, dem Spital anvertraute Kinder mit der Zeit zurück verlangen. Da nun das Inſtitut nie ein Eigenthumsrecht auf die Kinder anſpricht, ſo wird den Eltern oder in Ermangelung derſelben, den nächſten Blutsfreunden, wenn ſie ihre Auslieferung verlangen, und ihr natürliches Recht an ſie ſattſam erproben, desfalls auch keine Schwierigkeit gemacht. Das Spital verlangt blos einigen Erſatz für den bisherigen Unterhalt. Sollte dieſer den Eltern beſchwerlich fallen, ſo begnügt man ſich mit dem, was ſie wohl entbehren können, oder ſpricht ſie wohl gar von aller Schuldigkeit frey. Jedoch wird bey der Ablieferung darauf geſehen, ob das Kind ſowohl von Seiten der Sitten als des Unterhalts keine Gefahr laufe. Daher auch bey einem erwachſenen Mädchen von ſchöner Bildung die Unterſuchung weit ſchärfer zu ſeyn pflegt, als bey einem Kinde männlichen Geſchlechts von noch zartem Alter. Indeſſen kann die Auslieferung niemals verweigert werden, ſobald der rechtmäßige Anſpruch durch die Umſtände erwieſen iſt. Es hat ſich der Fall ereignet, wo ein Grieche ſein Kind zurück begehrte. Man erholte ſich darüber Raths bey den Rechtsgelehrten, welche entſchieden, das Recht des Vaters ſey unverletzlich, und könne ihm unter keinem Vorwand geſchmälert werebn. Daher werden auch mit ſo großer Sorgfalt alle Merkmale und Zeichen aufbewahrt, welche bey einer vorfallenden Unterſuchung zu Beweiſen dienen können. Obgleich das Spital für ſich den Eltern niemals nachforſcht, ſo will es doch alle mögliche Vorkehrungen getroffen wiſſen, um anf die rechte Spnr zu kommen, wenn von Seiten der Eltern ſelbſt ſich eine Nachfrage ereignete.

Der jährliche Aufwand, welchen dieſes Inſtitut zu machen hat, iſt ſehr beträchtlich.

Die Anzahl der ſäugenden Kinder, welche auf dem Lande bis in das zehnte Jahr unterhalten werden, und deren jährlicher Zuwachs auf 480 gerechnet wird, beläuft ſich auf 3000. Rechnet man auf jedes 12 — 14 Ducati, ſo beträgt die Summe von dieſen allein jährlich 36 bis 42000 Ducati. Die Zahl der Zöglinge im Spital ſelbſt kann immer auf 1000 angenommen werden, worunter obngefähr hundert Knaben ſind, welche ſich beynahe immer in gleicher Zahl erhalten, weil ſie nach erreichter Volljährigkeit entlaſſen werden. Von dieſen wird der tägliche Unterhalt auf ein Lira gerechnet, welches abermals eine jährliche Summe von 45000 Ducati beträgt. Die Kleidung der Kinder aus den zwey erſten Schulen erfordert einen jährlichen Aufwand von 4000 Ducati. Dieſe Ausgaben mit andern nicht weniger beträchtlichen verbunden, welche die Unterhaltung der Kirche, des Chors und der Gebäude, die Prozeſſe, die Beſoldungen, die Zinſen von Kapitalien, die man in der Noth aufnehmen mußte, die verſchiedenen Penſionen, mit welchen das Spital ſeinen Gutthätern und Erblaſſern beläſtiget worden iſt, und ſo manche andere Bedürfniſſe einer ſo zahlreichen Familie erfordern, belaufen ſich auf die jährliche Hauptſumme von 12000 Ducati.

Die ungleich geringern Einkünfte leiten ſich aus verſchiedenen Quellen her, und ſind theils ſicher, d. i. auf den Ertrag von liegenden Gütern, welche unter allen milden Stiftungen nur dieſes Inſtitut beſitzen darf; dahingegen die andern Hoſpitäler in der Stadt, wenn ihnen ſolche zufallen, durch ein beſonderes Geſetz zum gleichbaldigen Verkauf derſelben angehalten ſind; aber auch die Intereſſen eigener Capitalien, oder auf fürſtliche Anweiſungen gewiſſer Zölle u. ſ. w. gegründet, und belaufen ſich auf 50000 Duc., theils unſicher, weil ſie auf zufälligen Almoſen beruhen, und betragen jährlich bis 30000 Duc. Auſſerdem wird das Hoſpital in den meiſten Teſtamenten mit einem Vermächtniß, zuweilen auch mit der ganzen Erbſchaft bedacht, welche Rubrik jährlich wohl ihre 10000 Duc. trägt. Endlich werfen die Arbeiten der Mädchen, die man immer zu einer größern Vollkommenheit zu bringen ſucht, doch immer auch etwas ab, und laſſen für die Zukunft einen noch größern Gewinn hoffen.

Dem ungeachtet überſteigen die Ausgaben die Einnahme jährlich um 20 bis 30000 Duc., und das Inſtitut würde nothwendig zu Grunde gehen müſſen, wenn der Staat nicht unermüdet der Nothdurft deſſelben zu Hülfe käme; man beſtrebt ſich jedoch von Seiten des Spitals aufs äußerſte, der Staatscaſſe ſo wenig als möglich beſchwerlich zu fallen, und ſucht lieber den Bedürfniſſen durch mancherley andere Vorkehrungen und

peut-être honorable pour l'amitié d'aimer tant les gens qui ne ſont pas de notre avis, & même de quitter pour ſon adverſaire un Roi qui me comble de bontés & qui veut me fixer à ſa Cour par tout ce qui peut flatter le goût, l'intérêt & l'ambition. Vous ſavez, mon cher ami, que je n'ai pas eu grand mérite a cela, & qu'un tel ſacrifice n'a pas du me coûter. Vous la connaiſſez; vous ſavez ſi on a jamais joint à plus de lumieres, un cœur plus généreux, plus conſtant & plus courageux dans l'amitié. Je crois que vous me mépriſeriez bien, ſi j'étais reſté à Berlin. M. Greſſet qui, probablement, a des engagemens plus légers, rompra ſans doute ſes chaînes a Paris, pour aller prendre celles d'un Roi. J'ai bien dit, à Sa Majeſté Pruſſienne, que Greſſet lui plairait plus que moi; mais que je n'étais jaloux, ni comme Auteur, ni comme Courtiſan. Sa maiſon doit être comme celle d'Horace: *Eſt locus unicuique ſuus.* Pour moi, il ne me manque à preſent que mon cher Helvetius: ne reviendra-t-il point ſur les frontieres? N'aurai-je point encore le bonheur de le voir & de l'embraſſer?

Lettre III.

Mon cher & jeune Apollon, mon Poëte Philoſophe, il y a ſix ſemaines que je ſuis plus errant que vous. Je comptais de jour en jour repaſſer par Bruxelles, & y relire deux piéces charmantes de poëſie & de raiſon ſur leſquelles je vous dois beaucoup de points d'admiration & auſſi quelques points interrogans. Vous êtes le génie que j'aime & qu'il fallait aux François. Il vous faut encore un

Speculationen abzuhelfen. So gehen täglich zwey Perſonen in der Stadt herum, um die Bedürfniſſe des Inſtituts laut vorzutragen. In allen Kirchen ſind Almoſenbüchſen für daßelbe aufgeſtellt, und insbeſondere ſind die Faſtenprediger, welche meiſtens ungewöhnlichen Zulauf haben, gehalten, in ihren Anreden deſſelben Meldung zu thun. So iſt auch jeder Notar, der zur Verfertigung eines Teſtaments gerufen wird, durch ein eigenes Geſetz verbunden, den Teſtirenden an dieſe milde Stiftung zu erinnern. Endlich werden die Kinder monatlich an einem beſtimmten Tage auf alle Plätze und volkreiche Gegenden der Stadt in Proceſſion geführt, um das Andenken bey den Einwohnern an ſie ſtets zu vergegenwärtigen.

Mit unter ſucht man auch durch eine gute Speculation dem Hoſpital einen Vortheil zu verſchaffen. So werden z. B. Gelder auf Leibrenten angenommen, wobey man aber die Vorſicht gebraucht, daß kein einzelner Contrakt die Summe von 1000 Duc. überſteige. Eine Perſon von 30 bis 40 Jahren erhält nur fünf vom Hundert, in den nächſten zehn Jahren wird ein Procent mehr bezahlt, und ſo gehet es mit gleicher Fortſchreitung bis zum Sterbefall fort, wo denn das Capital dem Inſtitut als Eigenthum heimfällt.

Bey ablöslichen Capitalien, welche das Inſtitut von Zeit zu Zeit aufzunehmen ſich genöthiget ſahe, wußte es ſich durch die Genauigkeit in Auszahlung der Zinſen, und durch die Redlichkeit ſeiner Vorſteher, welche nie einen Abzug machten, in einen ſolchen Credit zu ſetzen, daß manche ihr Geld lieber hier mit geringern Intereſſen als ſelbſt beym Münzhauſe unterbringen wollten. So bekam man die Capitalien zu 3 vom Hundert, wenn das Münzhaus 4 bezahlte; das Inſtitut legte dann dieſe aufgenommene Capitalien auf ſeine Rechnung im Münzhauſe an, und gewann dabey.

Daneben verſchaffte die Errichtung eines muſikaliſchen Chors dem Inſtitut ſehr weſentliche obgleich nur zufällige Vortheile, und man hatte ſchon an den andern drey Spitälern der Stadt augenſcheinliche Beweiſe, daß eine ſolche Anſtalt vorzüglich geſchickt iſt, die Herzen der Menſchen zu erweichen, und gegen fremde Noth empfindlich und freygebig zu machen. Es ſind daher die 6000 Ducati, welche auf die Beſoldung der verſchiedenen Lehrmeiſter in der Muſik verwendet werden, in mancher Rückſicht ſehr gut angelegt.

Das weitläuftige Spitalgebäude hat vier Geſchoſſe. Im Erdgeſchoſſe neben dem Portal iſt das Zimmer mit der Winde, wo die Kinder abgegeben werden. Dann folgen zwey Zimmer zum Gebrauch der Pförtnerinnen; drey Zimmer für die Ammen, welche die Kinder im Spitale ſäugen, warten und ihre Wäſche reinigen; die drey Zimmer der Schreiberinnen, zwey Beſuchzimmer, und am Ende des Gebäudes ein ſehr geräumiger Hof, wo die Kinder friſche Luft ſchöpfen, und ihre Erholungsſtunden genießen. Im Umfange dieſes Hofes befinden ſich wieder andere Zimmer zu den Dienſten des Spitals, zwey für die Apotheke, wo aber nur die ſogenannten Hausmittel zubereitet werden; die Waſchſtuben, ein Zimmer für diejenigen Kinder, welche mit dem Grind behaftet ſind, zwey große Weinkeller nebſt andern geräumigen Gewölben für Brennholz, Kohlen, Eßwaa- u. d. g., und eine Ciſterne, mit reinem geſundem Waſſer.

Im zweyten Geſchoſſe iſt die Kanzley und das Archiv. Dann folgt ein ſchöner großer Verſammlungsſaal für die Vorſteher des Hoſpitals, und der nicht minder ſchöne Concertſaal nebſt andern zum muſikaliſchen Unterricht beſtimmten Zimmern, den übrigen Raum dieſes und des dritten Geſchoſſes nehmen drey große Küchen, zwey ſehr geräumige Speiſekammern, drey große Krankenſtuben, eine für die unheilbaren, eine für die anſteckenden, und eine für die übrigen Krankheiten, zwey Speiſeſäle, viele große und kleinere Schlafzimmer, große und weitläuftige Säle, für die verſchiedenen in Klaſſen eingetheilten Handarbeiten, ein Gebetsſaal und zwey andere zum wiſſenſchaftlichen Unterricht beſtimmten Säle ein. Hin und wieder ſind lange geräumige Gänge angebracht, um den Kindern eine freye Bewegung zu verſchaffen. Das vierte oder Dachgeſchoß beſtehet aus vier geräumigen Plätzen, welche zur Trocknung der Wäſche und Reinigung der Kleider dienen.

Die ſeit 1745 nach der Zeichnung des Giorgio Maſſari modern gebauete, marmorreiche, prächtige und helle Kirche ſtehet in der Mitte des Hoſpitals, das ſie von drey Seiten umgiebt, und hat fünf Altäre nebſt zwey bequemen Chören, in welchen die dazu beſtimmten Mädchen bey feyerlichen Meſſen, Feſten, Oratorien und andern Kirchenverrichtungen die Muſik verſehen, ſind überall hinlängliche Plätze für den übrigen Theil der Kinder angebracht, zu welchem Ende jedes Geſchoß des Spitals eine freye Communikation mit der Kirche hat. Der Hochaltar iſt mit einem edlen Tabernakel von den feinſten Steinen und verſchiedenen Bildern geziert. Das Altarblatt ſtellt den h. Peter Orſeolo vor, wie er vom heiligen Renualdus den Ordenshabit nimmt. Die Erfindung iſt von Giambattiſta Piazzella, und die Ausführung von ſeinem Schüler Joſeph Angeli. Ein ſehr ſchönes Bild von Alexander Moretto, das von Monſelice hiehergebracht wurde, enthält die Sünderinn zu den Füßen des Erlöſers, und ſtehet im äuſſerſten Chor. Das große und ſchöne Deckengewölbe mit verſchiedenen ſinnbildlichen Vorſtellungen, iſt von Giambattiſta Tiepolo.

Was nun die Verwaltung dieſes Hoſpitals betrift, ſo hat man in den erſten Zeiten für gut befunden, eigene Männer hiezu aufzuſtellen, welche dem Doge Rechenſchaft abzulegen hatten. Allein dies hat ſchon ſeit langer Zeit aufgehört. Die Dogen begnügen ſich mit der Oberherrlichkeit über dieſes Inſtitut, und überlaſſen die ganze Verwaltung den ſogenannten Gouverneurs des Spitals.

Dieſe Gouvernatori, deren Zahl unbeſtimmt iſt, aber doch meiſtens aus etlichen dreyßig Perſonen beſteht, ſind immer aus den angeſehenſten patriciſchen Geſchlechtern, da die Vorſteher der andern Hoſpitäler blos aus dem Bürger- und Handelsſtande genommen werden. Die Wahl hängt von ihnen ſelbſt ab. Einer von den Präſidenten ſchlägt das neue Mitglied vor, und die Verſammlung ballottirt über den Vorgeſchlagenen. Mit Anfang des Jahres verſammeln ſie ſich, um die verſchiedenen Deputationen aus ihrem Mittel zu ernennen, welche durchgehends zur Beobachtung der Geſetze, zur Erhaltung der Zucht, und bey neuen Vorfällen zur Vorſtellung der ſich darauf beziehenden neuen Verordnungen errichtet ſind.

Die drey Präſidenten machen die erſte und wichtigſte Bedienung. Ihnen kommt es zu, die gemachten Vorſchläge zu prüfen, und vor der Verſammlung ihre Meinung vorzutragen. Jeder aus der Verſammlung hat das Recht, ſeine Gegengründe anzuführen, und der Präſident, an welchem die Reihe iſt, muß ſich gefallen laſſen, den Satz zu erweiſen. Es wird ſodann ballottirt, und die Mehrheit der Stimmen entſcheidet. Im Falle einer von den Präſidenten abgeht, ſo vertritt ein Vicepräſident ſeine Stelle.

Der erſten Deputation liegt ob, über die Lebenszucht, Sittſamkeit, Kleidung, Religionsübung, öftern Gebrauch der Sacramente, Fleiß in der Arbeit, Entfernung von Tändeleyen, und alles dasjenige zu wachen, was eine gehorſame, ſittſame und chriſtliche Lebensart erfordert. Sie geſtattet Mannsperſonen von gutem Rufe den Eintritt in das Hoſpital, und den Mädchen iſt der Umgang mit ihnen erlaubt, jedoch unter der Bedingung, daß jederzeit eine Meiſterinn dabey zugegen iſt. Wird ein Mädchen zur Ehe begehrt, ſo unterſucht die Deputation alle Umſtände des Anſuchenden, und macht ſodann der Congregation die ſchriftliche Anzeige von der Ehrlichkeit und den Mitteln des Bräutigams. Unbedeutende Fehler der Mädchen ahndet ſie mit Entziehung eines Theils der gewöhnlichen Koſt, und Ausſchließung von den gewöhnlichen Erhohlungsſtunden, wichtigere Vergehungen aber werden vor die Congregation gebracht, welche ſodann die Strafe beſtimmt.

Die Deputation über das Chor und die Kirche beſorgt die Sacriſtey und den ordentlichen Kirchendienſt, wählt unter den Mädchen diejenigen zur Muſik aus, welche am meiſten Fähigkeit haben, und iſt bemühet, das muſikaliſche Chor zu immer größerer Vollkommenheit zu bringen.

Die Wirthſchaftsdeputation ſorgt für die Lebensmittel, Kleidung und alles was zum Unterhalt gehört, wie auch für die gute Verwaltung der liegenden Gründe, die Eintreibung der Zinſen oder ausſtehenden Gelder und alle Arten von Einkünften. Die Verwaltung des baaren Geldes wird dem Kaſſirer anvertraut, der jedoch nicht mehr als 4000 Duc., die Summe, für welche er Caution leiſtet, in Händen haben darf. Die ganze übrige Baarſchaft wird in die öffentliche Bank gelegt, oder im Spital in einer Kiſte unter zwey Schlüſſeln verwahrt, wovon ſich der eine in den Händen des Kaſſirers, der andere aber bey dem älteſten der Deputation befindet.

Die Deputation über die ſäugenden Knaben erkennt über die Ammen, und ſorgt ſowohl für die auf das Land vertheilten Kinder, als für die zurückgekommene Brodknaben.

Die Deputation über die erwachſenen Knaben ſorgt für ihre gute Erziehung und zweckmäßige Beſchäftigung, wie auch für ihre gute Unterkunft, wenn ſie volljährig geworden ſind.

Die Deputation über die Proceſſe ſchützt die Gerechtſame des Spitals, zieht die Rechtsgelehrten zu Rathe, beſorgt die Akten, und trift die bey Gerichten nöthigen Vorkehrungen. Jedoch ſucht man Proceſſe ſo viel möglich zu vermeiden, und immer lieber einen wenn gleich nachtheiligen Vergleich zu treffen. Eben dieſer Deputation iſt auch die Bewahrung des Archivs übertragen, wo ſich alle hier einſchlagende Inſtrumente und Schriften befinden.

Die Deputation über die Verlaſſenſchaften hat den Auftrag, in Fällen, wo das Hoſpital zum Erben eingeſetzt wird, ſich in den Beſitz der Verlaſſenſchaft zu ſetzen, das Leichenbegängniß des Erblaſſers zu beſorgen, die Erbſchaft ſelbſt zu übernehmen, und die darauf haftenden Laſten zu tilgen.

Die Deputation über die Gebäude unterſucht nebſt einem öffentlichen vom Spital beſoldeten Baumeiſter die Reparationserforderniſſe, überſchlägt die Koſten, und hat bey der Ausführung die Aufſicht.

Die Deputation über die Apotheken und Krankenſtuben ſorgt für den ordentlichen Gebrauch der Arzeneyen nach der Vorſchrift, und die liebreiche Verpflegung der Kranken.

Die Deputation zur Expectanz auf künftig heimfallende Verlaſſenſchaften richtet ihr Augenmerk auf jene Fälle, wo das Hoſpital zum Erben eingeſetzt iſt, wenn die Familie des Erblaſſers erlöſchen ſollte; hält ein genaues Verzeichniß dieſer Vermächtniſſe, und übernimmt die Erbſchaft nach Erlöſchung des letzten Erbens.

Da in Venedig ſich öfters der Fall ereignet, daß die vier großen Spitäler, welche ein muſikaliſches Chor unterhalten, überhaupt zu Erben eingeſetzt werden, ſo hat jedes derſelben zwey Gouvernatori ernannt, welche zuſammen die Vollmacht haben, dergleichen Erbſchaften in Ordnung zu bringen, wozu denn auch dieſes Inſtitut ſeine eigene Deputation giebt.

Jede dieſer Deputationen beſteht aus zwey Köpfen. Ihre Amtszeit dauert gewöhnlich nur ein Jahr, kann aber auch verlängert werden. Jede vollſtreckt die ſie angehende Verordnungen und Geſetze; die Congregation aber, welche aus allen dieſen Deputirten und noch andern Nichtdeputirten zuſammengeſetzt iſt, hat allein die Macht, die ihr gemachten Vorſchläge zu billigen oder zu verwerfen, und durch Stimmenmehrheit neue Einrichtungen und Anſtalten zu treffen. Die geſetzgebende Macht beruhet alſo bey der Congregation, die Deputirten ſind die Räthe, und die Präſidenten machen die Vorträge.

Man pflegt auch bisweilen den Titel und die Würde eines Gouvernatore einigen der berühmteſten Rechtsgelehrten beyzulegen, um ſich im Fall der Noth ihres Beyſtandes zu verſichern. Dieſe Rechtsgelehrten wären nun wohl berechtiget, bey den gewöhnlichen Verſammlungen zu erſcheinen; allein man pflegt ſie weder dazu einzuladen, noch ihnen einige Deputation aufzutragen.

Die Beamten, welche das Hoſpital beſoldet, ſind zuförderſt der Kanzler, der alle politiſche und ökonomiſche Angelegenheiten, nebſt den dazu erforderlichen Vorträgen in Ordnung bringt; die Verwalter und der Rechnungsführer, der für die Bedürfniſſe des Hauſes ſowohl als für die treue und zweckmäßige Verwaltung der liegenden Gründe zu ſorgen hat, und über die tägliche Einnahme und Ausgabe Rechnung führt; der Buchhalter; der Kaſſirer; der Einnehmer; ein Beamter zur Expectanz auf künftig heimfallende Verlaſſenſchaften; ein Rechnungsreviſor; ein Baumeiſter; zwey Aerzte; ein Wundarzt; ein Rechtsverſtändiger; ein Procurator; ein Notarius und ein Regiſtrator; die niedrigen Hausdienſte ungerechnet.

Zum Dienſt des Chors werden beſoldet: der Chormeiſter, welcher die nöthigen Compoſitionen macht, und die Muſik dirigirt; ein Singmeiſter, der die Stimmen der Mädchen entwickelt, und ſie die Noten kennen lehrt; ein Manierenmeiſter, der im Ausdruck der Muſik Unterricht giebt, und ein Meiſter für die Queerflöte, die Geige, den Baß und das Waldhorn. In den übrigen Inſtrumenten müſſen die Mädchen einander ſelbſt unterrichten.

Endlich wird noch ein Kaplan zum Dienſt der Kirche und fünf Weltprieſter beſoldet, welche die Jugend im Leſen, Schreiben, Rechnen und der Religion unterrichten.

Zur Erhaltung der innern Ordnung und Zucht iſt die Priorinn als die erſte Inſtanz angeſtellt, und ihr ſind alle übrige weibliche Bedienungen untergeordnet. Sie beobachtet die Aufführung der Mädchen, iſt ihre Sittenrichterinn, und kann kleinere Uebertretungen ſelbſt beſtrafen. Zugleich hat ſie auch die Unteraufſicht über das Oekonomieweſen, Küchen und Krankenſtuben, und ſiehet darauf, daß die ihr untergebenen Bedienungen ihre Schuldigkeit thun. Sie wird von der Congregation gewählt, darf ſich aber eine Gehülfinn unter dem Nahmen einer Vicepriorinn annehmen, welche erforderlichen Falls ihre Stelle vertritt. Ihr Amt iſt geſetzmäßig nur von dreyjähriger Dauer, wird aber öfters, wenn man Urſache hat mit ihr zufrieden zu ſeyn, auf Lebenszeit verlängert.

Unter ihr ſtehen ſechzig Meiſterinnen, welche von der Priorinn theils auf beſtändig, theils auf gewiſſe Zeit aus den tüchtigſten ausgeſucht werden, und das vierzigſte Jahr zurückgelegt haben müſſen. Dieſe werden je zwey und zwey als Unteraufſeherinnen über die verſchiedenen Wirthſchafts- und Arbeitsclaſſen geſetzt; die Schreiberinnen und Pförtnerinnen aber, als die wichtigſten Bedienungen dieſer Art, von der Congregation ſelbſt gewählt.

Alle dieſe Meiſterinnen genießen ſowohl in der Koſt als Wohnung gewiſſe Vorzüge, werden öfters in den Vermächtniſſen beſonders bedacht, und haben die Erlaubniß, auswärtige Kinder mit Genehmigung der Congregation zur Erziehung anzunehmen, welche aber doch von adelichem oder wenigſtens bürgerlichem Herkommen ſeyn müſſen. Aller Vortheil davon fällt der Meiſterinn anheim, dagegen ſie aber auch für den Unterhalt ihrer Koſtgängerinn allein ſorgen muß. Die ſchönen Arbeiten, und die Gelegenheit zu gründlicher Erlernung der Muſik haben nicht nur die erſten Familien dieſer Stadt, ſondern auch ſelbſt Edelleute aus fremden Staaten veranlaßt, Kinder zur Erziehung hieher zu ſchicken.

III.

Abhandlungen
und vermiſchte Aufſätze.

Die deutſche Bühne!

(Ein Bruchſtück von S. G.)

Man kann ſagen, es giebt hie und da ſeelenvolle Darſteller, Künſtler im ſtrengſten Verſtande des Worts, ehrwürdige, ſittliche Erſcheinungen ꝛc., Gelehrſamkeit, ausgebreitete Kenntniſſe u. ſ. w. unter den Schauſpielern, aber man kann nicht ſagen, es giebt eine gemeinſame gute Bühne.

Wenn uns hie und da, das ſeltſamſte Talent, und die ſchönſte Naturgabe überraſcht, ſo iſt das nur Wetterleuchten, — kein vollkommnes Gewitter! Einzeln ſtoßen wir auf Seelenzeichnungen, allgemein auf Verkrützelungen! Dieſe Viertelſtunde ergötzt ſich die Phantaſie, die andre ärgert ſich der Verſtand. Sehr oft fühlt man ſich geneigt, der Bühne einen noch mindern Grad von Vollkommenheit, als dieſen zerreiſſenden Wechſel zu verzeihen.

Es iſt nicht leicht Alles zu ſpielen, weil man einiges mit Verdienſt ſpielt — der Rollenwechſel ſteht der Verbeſſerung des Schauſpielſtandes gar ſehr im Wege, und man kann nicht eher ſagen, daß man eine gute Bühne

be-

un peu de travail, & je vous promets que vous irez au ſommet du Temple de la Gloire par un chemin tout nouveau. Je voudrais bien, en attendant, trouves un chemin pour me rapprocher de vous. La Providence nous a tous diſperſés. Madame du Chatelet eſt à Fontainebleau; je vais peut-être à Berlin; vous voilà en Champagne. Qui ſait, cependant, ſi je ne paſſerai pas une partie de l'hyver à Cirey, & ſi je n'aurai pas le plaiſir de voir celui qui eſt aujourd'hui *noſtri ſpes altera Pindi?* Ne ſeriez vous point à préſent avec M. de Buffon? Celui-la va encore à la gloire par d'autres chemins, mais il va auſſi au bonheur. Il ſe porte à merveille. Le corps d'un Athlète & l'ame d'un ſage; je compte vous envoyer inceſſamment un exemplaires de l'Anti-Machiavel. L'auteur était fait pour vivre avec vous. Vous verrez une choſe unique, un Allemand qui écrit mieux que bien des français qui ſe piquent de bien écrire; un jeune homme qui penſe en Philoſophe, & un Roi qui parle en homme. Vous m'avez accoutumé, mon cher ami, aux choſes extraordinaires. L'auteur de l'Anti-Machiavel & vous, ſont deux choſes qui me réconcilient avec le ſiécle; permettez-moi d'y mettre encore Emilie. Il ne la faut par oublier dans la liſte, & cette liſte ne ſera jamais bien longue.

Lettre IV.

Mon cher Philoſoph, je conviens avec vous que Boileau n'eſt pas un Poëte ſublime; mais il a très bien fait tout ce qu'il voulait faire. Il a mis la raiſon en vers harmonieux & pleins d'images.

beſitzt, bis man ſagen kann: Jeder ſpielt das was er ſpielen ſoll, und ſpielt außerdem Nichts!

Wir haben einige ſehr verdienſtvolle Schauſpieler zu Väterrollen! — Aber ſind ſie wohl gelehrt genug, um ſich nicht einzubilden, daß die Rolle des Helden, des Lüſtlings ꝛc. für jemand beſſer als für ſie paßt?

Nur geſunde Sinne, nicht Gelehrſamkeit laſſen ſchon begreifen, daß der Menſch als Schauſpieler, am mehrſten einſeitig erſcheint — ſich nur zu einer Verrichtung paßt, nur auf einem Wege zur Größe reift! — Aber dieſen Weg zu finden, das iſt eben die Sache! Mag es verneinen oder belächeln wer da will, ich behaupte und glaube, daß es außerordentliche Kunſt erfordert, in dieſer Kunſt nur mittelmäßig zu heißen, und daß die Allesſpieler eigentlich Nichtſpieler ſind!

Organiſation und Temperament entſcheidet über die Rollenwahl gar ſehr, doch das vergißt man ſo leicht, weil die Eitelkeit geſchäftiger iſt, als die Selbſtkenntniß.

Wenn ſich die Schauſpieler ruhig unterſuchen wollen, ſo werden ſie finden, daß die Natur den komiſchen ſo wie den ſerieuſen Schauſpieler beſonders und verſchieden ausſteuerte.

In jedem Fall, wo ſich die Extreme berühren, gelten Ueberſpannungen, nie Täuſchungen!

Die feinen Komiker ſind aber ſo ſelten, als die Darſteller des Erhabenen, (vielleicht dürften die erſten am allerſeltenſten ſeyn!)

Man könnte ſagen, nur die Mittelwelt hieße das Gebiet der eigentlichen Größe unſrer Schauſpieler!

Wenn das wahr iſt, ſo haben wir ja das Räthſel aufgelöſt, wie es zugeht, daß wir mehr glückliche als wirkliche (natürlich künſtliche) Schauſpieler beſitzen!

Wo ſoll ich dieſen Umſtand ſuchen?

In der Kultur der Nation, oder in der phyſiſchen Organiſation?

Warum erſcheinen unſre Schauſpieler als Fürſten, Höflinge, Cicisbeen, Beichtväter, Heerführer ꝛc. oft ſo ſteif und hölzern?

Warum können ſie ſich weder zum Enthuſiaſmus eines Spartacus, noch zu der Heldenſeele eines Guſtavs Adolphs erheben?

Ich vermiſſe überhaupt Reichthum an Nuancen, Geſchäftigkeit, und höfliches Nichtsthun.

Wir ſollten hier weniger mit Gelehrſamkeit pralen, mehr handeln und treffen!

Menſchenkenntniß, Ständekenntniß, — da — da liegts, ſagt Vetter Hamlet! Wir ſagen wie wirs fühlen, aber das iſt nicht genug — wir ſollten auch wiſſen, warum es ſo geſagt und ſo gefühlt ſeyn ſoll!

Während ich dem beſſern Theil des weiblichen Geſchlechts bey der Bühne meine innigſte Verehrung zolle — ihr gütigen Götter, welche Actricen überläuft mein Blick! Buhldirnen — verwieſene Freudenmädchen und Emilia Galotti! Profeſſorinnen der Unſitte, und eine Virginia! Unnatürliche Mütter, und die große Mutter des großen Coriolan! —

Kein Sinn für Kindesliebe, und Lottchen im Hausvater!

Perſonificirtes Laſter, und die leidende Tugend, die ſich über Gewalt und Schickſale erhebt! Welch ein Contraſt!

Ins Feuer mit dem Grundſatz, man ſtelle die Tugend am beſten vor, die man am wenigſten beſitzt! Nur dann erſcheint die Tugend in ihrer ſchönſten Geſtalt, wenn ſie aus dem Munde des gebildeten Gefühls, und der innern Empfänglichkeit für die erhabene Seite der Menſchennatur zu uns ſpricht!

Um die Tugend darſtellen zu können, muß der Menſch ſelbſt tugendhaft ſeyn!

Zur Darſtellung gehört nicht nur Herzensgüte und moraliſche Kultur, ſondern auch Gelehrſamkeit — Wiſſen, wie ſich die Gefühle äußern und begegnen, wie die Leidenſchaften ſich bey den verſchiedenen Volksklaſſen abſtufen — welches die Grenzlinie der Natur iſt — wo Kunſt ſich in Natur verwandelt, je beſtimmter nur das Ende des Erkannten das Wahre und Schöne heißen kann!

Iſt es z. B. hinlänglich, die Geſchicklichkeit zu beſitzen, zornig ſcheinen zu können, ohne dieſen Affekt ſtudirt zu haben?

Jenes leiſe allmählige Erwachen des Zorns bis zur höchſten Stufe, erfordert eben ſo viel Kenntniß, als deſſen Herabſinken zu einer Verſtimmung, die weder zornig noch aufgeräumt heißen kann. Der Menſch wird nicht plötzlich zornig, ſo wie er ſich nicht plötzlich beruhigt. Im allgemeinen hat der Zorn einerley Auſſenſeiten, in ſeinen Wirkungen iſt er verſchieden, und beſtimmt ſich nach Maaßgabe des Temperaments, der Kultur und Bildung! Die erzürnte Sanftmuth und die zornige Hökerinn, ſind zweyerlei Weſen! Es iſt nicht darauf zu ſehen, welches Individuum man darſtellt, wenn es der Darſtellung der Affecten gilt.

Anſtand. Wenn ihr euch auf der Bühne ſtets ſo betragt, als ob ihr unter Menſchen wäret, denen ihr Achtung ſchuldig ſeyd, ſo habt ihr Anſtand, und ſpielt mit Anſtand.

Guter Anſtand geht zwar von einem gutgebauten Körper aus — (hochübelgeborne Menſchen ſollten die Bühne eigentlich nie betreten), aber ohne die Hülfsmittel der Kunſt iſt kein wahrer Anſtand möglich. Der Anſtand iſt gleichſam ein Attribut einer gewiſſen Selbſtſchätzung, Selbſtliebe ꝛc., und geht von dem Werthe aus, den der Menſch in ſich ſelbſt ſetzt. Man könnte ihn ein Kind des Stolzes nennen! Doch die Kunſt hilft ihn von Ziererey und Affektation entbinden, denn es giebt auch einen falſchen gezierten Anſtand. Glaubet nicht ihr Schauſpieler Deutſchlands, daß ſich die höchſte Stufe des Anſtands ohne innere — moraliſche Würde und Kultur erklimmen läßt!

Tanz — Fechten, gymnaſtiſche Uebungen u. ſ. w. ſind nur Hülfemittel. Die Hauptſache iſt, im Beſitz moraliſcher Kultur und liebenswürdiger Erziehung, die Hülfemittel der Kunſt zur Erlernung des Anſtands zu benutzen.

Nicht alles iſt geradezu verwerflich. —

So erſcheint z. B. Riccobinis Spiegel und ſeine Rolle davor zu ſtudieren ſehr lächerlich, aber es iſt keinesweges ganz unverwerflich. Es iſt ſehr wohlgethan, wenn ſich angehende Darſteller beyderley Geſchlechts ſtundenlang vor dem Spiegel üben, und die Körperhaltungen ſtudieren, denn es giebt auch eine mechaniſche Natur. Wenn man Sinn und Seele für feinere Kultur hät, ſo erſcheint das Auge als ein ſcharfer Richter, und verwirft die unpaſſende Stellung durch eine momentale innere Kritik! Ich hoffe hier verſtanden zu werden.

Man lerne ſich ganze Stellen aus geiſtreichen Schriften, Gedichten, Comödien ꝛc. auswendig, und ſpiele ſie vor dem Spiegel laut und deutlich, als wenn der Mitſpieler zugegen wäre. Lautes Leſen und Declamiren iſt von dem größten Nutzen, es giebt der Begeiſterung neue Schwungfedern, und belebt mit glühendem Enthuſiasmus für die Kunſt.

Hat man einen Freund oder Freundinn, um in deſſen Geſellſchaft ganze Scenen zu ſpielen, ſo iſt der Gewinn doppelt. Ach, es iſt ſehr traurig, daß die Schauſpieler Deutſchlands ſo wenig Gemeingeiſt und wahren Enthuſiasmus beſitzen, daß ein gewiſſes Fremdſeyn ſo ſchreiend gilt, und der Neid überall und überall die Rollen austheilt. Ihr müßt euch dazu gewöhnen, Freunde, blos für Ehre zu ſpielen, und die euch angemeſſene Gage blos als ein Equivalent zu betrachten, was man um eurer Erhaltung willen zollt! Wenn ihr von dem Gefühl ausgeht, ſo werdet ihr euch ſelbſt der ſtrengſte Kritiker heißen, je beſtimmter ihr euch überzeugen müßt, daß nur der Beyfall des Herzens und der Vernunft, eine ſeelenvolle Darſtellung bezahlt, nicht die ſchwächre oder ſtärkere Gage.

Mienen und Geſichter vor dem Spiegel zu ſtudieren, iſt lächerlich, und führt zur Affektation! Das Gefühl muß den Ausdruck des Geſichts geben. — Die Empfindung zeichnet die Verzerrungen und die ſanften Züge. Es giebt Menſchen, deren Geſichtsumriſſe nicht zum Ausdruck heftiger Affekte gebildet ſind. — Dieſe ſollten und müßten blos kalte raiſonnirende Karaktere zu ihrem Rollenfache wählen. (männlich oder weiblich).

Man ſehe doch bey der Wahl des Schauſpielerſtandes und des Rollenfachs ums Himmelswillen auf ſich ſelbſt, und auf ſeine Organiſation.

Die Natur läßt ſich keine Geſetze vorſchreiben, denn ſie wirkt ſelbſt nach ewigen Geſetzen.

Der männliche Theil hat zur Erlernung des Anſtandes weit mehr Gelegenheit als der weibliche. Er kann ſich als liebenswürdiger ſittlicher Mann mehr ins Gedränge der Welt ſtürzen, und das ihm Fehlende aus der erſten Quelle ſchöpfen! Dem weiblichen Theile werfen ſich größre Schwierigkeiten in den Weg. Da einmal unſre albernen Gewohnheiten und Grundſätze über ſchicklich und unſchicklich gelten — da wir noch ſehr weit von unſrer eigentlichen Beſtimmung entfernt ſind — (die in der Mitte zwiſchen Natur und Kunſt aufgeſucht werden kann) und der Ruf des Weibes von ſo viel kleinen Kleinigkeiten abhängt, ſo bleibt dieſem Geſchlecht (eignen Fleiß, Lektüre und Beobachtung abgerechnet) blos der Unterricht der Männer ihres Standes, und der Wille immer beſſer zu werden, als man iſt.

Ein großer Theil unſrer Aktricen verſperrt ſich dieſen Unterricht dadurch, daß die männlichen Mitglieder überſehen oder geringſchätzig behandelt werden, So lange einige dieſer falſchen Prophetinnen mit Anbetern auſſer der Bühne umgeben ſind, die das Klatſchen beſorgen, wenn die Dame auftritt, wird gewöhnlich gegen den Mitſchauſpieler die Rolle der Prüde wo nicht gar der Herrſcherinn geſpielt. Es iſt ſonderbar, aber es iſt wahr, daß gerade bey der Bühne die ſtolzeſten herrſchſüchtigſten Frauen, nur hie und da eine ſolide Mutter, ſparſam gute Weiber, und ſelten wahre Freundinnen, beſtändige Liebhaberinnen angetroffen werden.

Man ſollte jedes weibliche Individuum, bey dem das Gegentheil gilt, öffentlich mit einem Lorbeerkranze krönen, der Nachahmung wegen, denn ſo lange auf dem Wege des Ehrgefühls nichts mehr bey unſern Schauſpielern zu hoffen iſt, ſcheint Hopfen und Malz verlohren.

Ein Weib das denkt, ſagt Orſina, iſt eben ſo ekel, als ein Mann, der ſich ſchminkt! —

Daß doch ja keine Prieſterinn Thaliens von dieſer bittern Perſiflage im Munde einer Orſina (die gewiß ſehr viel denkt) als Grundſatz ausgeht, daß denken dem weiblichen Geſchlecht unnöthig ſey. Als Schauſpielerinn hat das Weib ganz andere Pflichten und Verrichtungen übernommen, und erſcheint gleichſam iſolirt von der übrigen Schweſterſchaft. Sie ſollte ſogar nicht heirathen — ich erlaube hierüber zu lächeln, aber ich verſichre, daß ich die Wahrheit dieſer Bemerkung ſehr leicht zu beweiſen im Stande ſeyn dürfte.

Was iſt Natur! Gewiß nichts anders, als die große Manier, keine Manier zu haben — das heißt, ſeine Eigenheiten mit der größten Beſonnenheit zu unterdrücken wiſſen, und doch keinen Zug, keine Eigenheit der Rolle, die man darſtellt, verlohren gehen laſſen.

Leſſing ſagt ſo ſchön als wahr, wenn Kunſt ſich in Natur verwandelt, ſo hat Natur und Kunſt gehandelt.

Ich habe ſchon mehrmal erinnert, daß man um ſchön darzuſtellen, erſt ſchön denken und empfinden lernen muß! Das Gefühl berichtigt die Harmonie — Wahrheit des Gefühls iſt die Grundbaſis der Kunſt — denn nur die Wahrheit gefällt und rührt. Wenn der Zuſchauer nicht dahin gebracht wird, zu glauben, er ſey bey der Handlung zugegen, ſo iſt es ſchlecht beſtellt.

Man ſehe — im Beſitz wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe (ohne ſie iſt der Begriff eines Schauſpielers kein Begriff) bey der Darſtellung der Rolle doch ja dahin, was und wen man darſtellt. Leider ſind die mehrſten Karaktere unſrer Dichter nicht Fiſch nicht Fleiſch — ohne Haltung und Karakter — doch wenn es ſo iſt, ſo muß der Darſteller aus dem Zuſammenhange den Karakter modeln und ſtudieren, vielleicht gar ſelbſt ſchaffen.

Der Dichter zeichnet ohnehin nur (ſelbſt mit den größten Fähigkeiten) wo der Darſteller mit lebhaftem Pinſelſtrich mahlt. (Sollte hierinn nicht ein ſprechender Beweis liegen, daß der Schauſpieler ganz ausgemacht in Betreff des Ranges auf die Gelehrten Bank gehört?)

Man ſehe doch ja auf das Temperament, Herkommen, frühere Schickſale u. ſ. w. des Karakters, den man darſtellt. Ein Mann z. B. der viel gereiſt iſt, und viele Lagen des Lebens gewahr wurde, die Menſchen in allen Verhältniſſen ſtudierte, kann immer als liebenswürdiger Mann erſcheinen, aber wenn ihn der Dichter auch als ſeelenguten Mann darſtellt, ſo iſt es Pflicht des Darſtellers, dieſe Seelengüte mit Lebensweisheit zu tauſchen, denn es ſcheint faſt unmöglich, daß ein ſolcher Mann nicht Auszeichnungen an ſich haben ſollte. Jemehr wir die Welt und die Menſchen kennen lernen, je entſcheidender verlieren wir auf einer Seite, was wir auf der andern gewinnen! — ich wünſche verſtanden zu werden.

Man muß die Menſchen aus der wirklichen, nicht aus der Ideenwelt ſchöpfen, ſonſt verfehlen die Darſtellungen den Weg zum Herzen, und treffen nie; man muß die Schwächen und Eigenheiten der Menſchen belauſchen, ohne ſie zu beſitzen, ſie darſtellen ohne ſie zu lieben. Ueberhaupt gehe man von dem Grundſatz aus, das biſt du, nicht das ſollſt du ſeyn.

Auf die Nationen muß ferner Rückſicht genommen werden, folglich gehört Geſchichtskunde zum Unterricht des Schauſpielers!

Iſt perſönliche Bekanntſchaft mit fremden Völkern verwehrt, ſo nehme man ſeine Zuflucht zur Lektüre — Wir haben treffliche Werke.

Warum tödtet ihr die koſtbare Zeit durch Nichtsthun? Es giebt keine größre Unterhaltung als die, ſich in Geſellſchaft guter Bücher mit ſeinem Geiſt zu unterhalten! Wenn ihr in den Jahren der Thätigkeit, wo das Herz glüht und fühlt, nichts einſammelt, was ſoll euer Loos ſeyn, wenn die Leidenſchaften erſterben, und das Alter erſcheint? Vorwürfe!

Extempore; ich bin kein Freund von Burlesken und Harlekinaden, aber ich wünſchte wohl, daß man die ſogenannten extemporirten Stücke nicht ganz beſeitigte. Gute Bühnanſtalten ſollten darauf ſehen, daß an Tagen, wo kein Schauſpiel gegeben wird, zur Uebung der Schauſpieler bisweilen extemporirte Scenen dargeſtellt würden; wenigſtens rathe ich den Mitgliedern beyderley Geſchlechts, daß ſie dieſe angenehme und freundſchaftliche Unterhaltung, in ihren Zirkeln, mit jenen vertauſchen, wo man zuſammenkommt, um über einander zu läſtern.

Der Plan des Stücks oder der Scene, nebſt dem Scenarium würde vorgelegt, die darin vorkommenden Karaktere ſkizzirt, und ſo das Uebrige den Darſtellern überlaſſen. Welche Dichter, Schauſpieler und Temperamentsfähigkeiten hierdurch geweckt werden müßten, ſpricht wohl von ſelbſt — wie entſchieden dieſer Zeitvertreib die Anlagen zum Schauſpieler und zur Rollenbeſtimmung bezeichnen müßte, wird für den, der die Kunſt kennt, verſtändlich ſeyn! Alſo nicht alles iſt zu verdammen, was die Gewohnheit verdammt.

Engliſch und Franzöſiſch. Wenn auch die Deutſchen lieber von den Britten als von den Franzoſen borgten, ſo wird mich doch niemand von Verwandſchaft unſrer Sitten und des Nationalgeiſtes mit den Britten überzeugen; hier finde ich eine größre Kluft als zwiſchen der deutſchen und franzöſiſchen Nation.

Die Verpflanzung der engliſchen Mordſtücke auf deutſchen Boden, hat die Bühne (ſo wie das romantiſche Gebiet) zuerſt mit dem Spektakelgeiſte angeſteckt, der leider noch gilt, und der Bühne — wenn ihm nicht begegnet wird, zu Grabe leuchten muß. Die Verpflanzung der franzöſiſchen Trauerſpiele (ſo viel man ihnen auch mit Grunde vorwerfen kann) Dramen, Luſtſpiele u. ſ. w. half der Deutſchen Bühne zuerſt zu der ehrenvollen Stufe, auf der ſie ſtand, wie Leſſing ſeine Dramaturgie ſchrieb.

Jeder, der ſich der Mühe unterzog, ein engliſches Stück überzutragen, wird die Wahrheit gefunden haben, daß ſich hier wohl bearbeiten, nicht überſetzen läßt; denn in jedem engliſchen Product ſtoßen wir auf Scenen und Dinge, die ſich auf der deutſchen Bühne weder ſagen noch darſtellen laſſen! Wer das leugnet, hat keine Bekanntſchaft mit der engliſchen Litteratur. Der große Schakeſpear und ſein Heer von Nachahmern hat unſre Bühne in den Zuſtand verſetzt, unter dem ſie ſchmachtet, ſein excentriſcher Geiſt erwürgte den ſoliden Geſchmack, erſchuf die Genieflüge unſrer Dichter und Dichterleins, und gründete die Ueberſpannungen. So entſtand die Vernachläßigung der Regeln, jene wilde Anhänglichkeit für blos ſinnliche Gegenſtände, und ſo auch (da eins aus dem andern fließt) die Abſprünge und jenes Haſchen nach Zeitvertreiben.

Wollt ihr nun nachgrübeln wie es gekommen iſt, daß wir nur an Zauberzittern, Flöten und Trommeln, Singſang und Klingklang, Executionen und Schlachten, Turnieren und Waffenſpielen, blendenden Decorationen, transparenten Tempeln, Sittenpredigern aus Arabien und vom Oronoco u. ſ. w. Gefallen finden?

Fragt nicht ſo ſonderbar, warum wir bey Stücken gähnen, wo ſich kein mannhafter Ritter wie ein Dragoner in der Schenke ſpreizt, bald dem dickwanſtigen Aberglauben und der Thorheit huldigt, bald an der Spitze eines Pulks handfeſter Kerle, handfeſt über Religion und Sitte ſpricht, und einen ſchlecht gezeichneten Pfaffen dingfeſt macht? —

Welchen moraliſchen Zweck haben die mehrſten unſrer Stücke, und wie viele unter der Legion ſind zur Erweckung der Bürgertugenden gebildet, die Ariſtoteles fordert? Ihr gütigen Götter, was ließe ſich hier für ein Verzeichniß bilden, wenn man verzeichnen wollte. —

ges. Il eſt clair, conſéquent, facile, heureux dans ſes expreſſions. Il ne s'éléve guères, mais il ne tombe pas, & d'ailleurs ſes ſujets ne comportent pas cette élévation dont ceux que vous traitez ſont ſuſceptibles. Vous avez ſenti votre talent, comme il a ſenti le ſien. Vous êtez Philoſophe, vous voyez tout en grand. Votre pinceau eſt fort & hardi. La nature vous a mieux doué que Deſpréaux; mais vos talens, quelques grands qu'ils ſoient, ne ſeront rien ſans les ſiens. Je vous précherai donc éternellement cet art d'écrire, que Deſpréaux a ſi bien connu & ſi bien enſeigné; ce reſpect pour la langue, cette ſuite d'idées, ces liaiſons, cet art aiſé, avec lequel il conduit ſon lecteur, ce naturel qui eſt le fruit du génie. Envoyez-moi, mon cher ami, quelque choſe d'auſſi bien travaillé, que vous imaginez noblement. Soyez perſuadé que la ſublime Philoſophie peut fort bien parler le langage des Vers. Elle eſt quelquefois poëtique dans la Proſe du pere Mallebranche. Pourquoi n'acheveriez-vous pas ce que Mallebranche à ébauché? Il étoit un Poëte manqué, & vous êtes né Poëte.

VIII.

Biographie.

Coypel: von R — d.

Carl Anton Coypel, der vierte berühmte Maler dieſes Namens, wurde zu Paris 1694 geboren, und ſtarb

Jetzt ſcheint blos der Grundſatz zu gelten, das ſoll wahr ſeyn; die Ueberzeugung das iſt wahr, iſt beſeitiget.

Die Bühne muß nur die liebenswürdige Seite der Menſchennatur cultiviren, denn es iſt ihr Zweck. Sie darf die Gegenſtände des Abſcheus borgen und anſchauend darſtellen aber nur in der Abſicht, die Tugend und Menſchenwürde in einem deſto glänzenderm Lichte zu zeigen.

Wäre die Bühne auch keinem andern Zweck als dem Vergnügen untergeordnet, ſo ruhte ſie dennoch auf moraliſchen Quellen, je beſtimmter das Vergnügen von den moraliſchen Zwecken ausgeht. Die Bühne wirkt nicht blos ſittlich, weil ſie durch ſittliche Mittel ergötzt, ſondern auch deswegen, weil das Vergnügen ſelbſt, das die Kunſt gewährt, ein Mittel zur Sittlichkeit wird.

Ich kann mich nicht überreden, daß wir auf der Stufe ſtehen würden, auf der wir ſtehn (ach, ſo nahe am Abgrunde) wenn wir nicht die brittiſchen Kinder der furchtbarſten Einbildung auf unſern Boden verpflanzt hätten.

Ich verdamme nicht das große Genie eines Schakeſpeare, aber ich traure über ſeine Verletzung der Einheiten und aller Regeln; ich bewundre ſeine Kunſt, ſeine Fülle im Ausdruck, aber wenn ich unſern Schiller über das Erhabene leſe, ſo kommt die Erhabenheit des Britten im Schatten zu ſtehn. Nun werfe ein denkender Menſch erſt einen Blick auf die Nachahmer des brittiſchen Meteors

Ich traure darüber, daß wir einen Lear, Macbeth, Heinrich den 4ten, Schilon ꝛc. noch mit Gier verſchlingen, indeß Leſſings Nathan ſchlummert, der

Mönch von Carmel kaum gekannt iſt, und das größte Meiſterſtück unſers Jahrhunderts, ein Don Carlos kaum ertragen wird.

Den brittiſchen Spektakeldingern verzeiht man Alles! — daß Hamlet von der hohen Schule zu Wittenberg ſpricht, belächelt der Kenner, aber die Menge ſtürmt noch immer zum Hamlet, weil ein Geiſt in völliger Rüſtung von Rache ſpricht, nachdem er aus dem Lethe getrunken hat. — — —

Will man denn ſchon borgen, was eigentlich ganz unnöthig wäre, ſo iſt es gerathener von den Franzoſen zu borgen. Ihr Luſtſpiel iſt geſchwätzig, das iſt wahr — es wimmelt von Sentiments (wir gähnen leicht bey Sentiments) aber iſt natürlicher und unſern Sitten entſprechender.

Der Franzos raiſonnirt zwar da, wo der Britte handelt, aber dagegen miſcht der letzte auch alles wunderbare, Fabelhafte und Ueberſpannte, um die Handlung im Athem zu erhalten.

Wenn die Bearbeiter franzöſiſcher Stücke, die Hinſicht auf den Geiſt der D. Nation nicht überflügeln, ſo iſt der Gewinn entſchieden — das heißt, wo der Franzos trottirt, muß der Bearbeiter Schritt vorſchreiben — das iſt aber auch wirklich Alles!

Die engliſchen Stücke karakteriſirt in jeder Beziehung eine gewiſſe Wildheit — ſtetes Hinneigen zum Unnatürlichen, zum Excentriſchen. Es ſcheint, als wenn ſich dieſe Nation nicht ohne Eigenſinn behelfen könnte. —

Ob ſie Karakter hat? — Seelengröße? Ihre Kriege machen die Frage etwas verdächtig! Es iſt wohl nur mehr Imagination als Wahrheit, wenn einige bewährte (auch ſehr eingenommene) Schriftſteller zwiſchen den Britten und Deutſchen eine ſo genaue Verbindung finden. Geſchäftsmänner behaupten das Gegentheil.

Ob der reiſende Gelehrte ſich zum competenten Richter beſſer als der Geſchäftsmann qualificirt — iſt noch die Frage — ſo wie es überhaupt gewagt ſcheint, über die deutſche Nation im Ganzen zu urtheilen, je entſchiedener der ſüdliche Deutſche vom nördlichen in jeder Beziehung abweicht.

Laune. Die Laune iſt nur in ſofern ein Gegenſtand der Kunſt, wenn die Laune von und durch die Kunſt gezügelt wird.

Man kann ſie einen Grad der Munterkeit und des Frohſinns nennen! Blut, Organiſation, Seelenruhe ꝛc. beſtimmt ihre Stärke und Schwäche, ja vielleicht ihre Exiſtenz! Aus dem unbefangenen Herzen ſtrömt ſie, das gute Herz iſt ihr Tempel! Sie hat mit der Natur nur ſchwächliche Verwandtſchaft, mit der Kunſt vielleicht nicht mehr. Erzwingen läßt ſich die Laune nicht, ſie hängt von dem Grade der Täuſchung und von der Art ab, wie ſich der Darſteller zu täuſchen weiß.

Iſt der Karakter, den man darſtellt, der Organiſation des Darſtellers entſprechend, hat die Einbildungskraft dem Täuſchungsgeſchäft den höchſten Grad der Wahrheit aufgedrückt, ſo findet ſich die Laune unwillkührlich, und doch als Folge der Urſache. Sie iſt mehr phyſiſcher als geiſtiger Natur, und in ſo fern nur ein Kunſtgedanke, als die Bildung des Menſchen beym Ausdruck der Laune die Anſtändigkeit nicht überflügelt.

Es wäre ein thörichter Verſuch, die Schauſpielerlaune mechaniſch, theoretiſch und praktiſch lehren zu wollen, — fühlt der Darſteller wie er fühlen ſoll — hat er ſeinen Geiſt und ſein Herz auf die Rolle übergetragen, ſo beſtimmt ſich die Laune nach Maaßgabe ſeiner ſtärkern oder ſchwächern Täuſchung, nach dem Kreiſen des Bluts, und nach der Geſchicklichkeit, womit er den wirklichen Zuſtand mit dem idealiſchen tauſcht. Da-

Daher die Möglichkeit daß der Darſteller, ſelbſt wenn ihn Nahrungsſorgen drücken, wenn ihn der Kummer preßt, dennoch launigt ſpielen — gelaunt ſeyn kann.

Indeß gehört ein unbefangenes Gemüth doch von Hauſe aus zur Erlernung und zum Wirkungskreiſe der Laune, ſo wie eine ganz eigne Organiſation und hohe Sinnlichkeit zu ihrer Exiſtenz.

Der Schauſpieler bilde ſich nicht ein, durch Kunſt alle Hinderniſſe der Natur zu beſiegen! Wer Laune durch Kunſt erzwingen will, und von Natur doch keine Anlagen hat, wird eine Laune zu Tage fördern, die beleidigt, anſtatt zu ergötzen.

Auch die Laune hat ihre Grenzen — nämlich da — wo der launigte Ausdruck anfängt zu kränken! — Alles was die Sittlichkeit beleidigt, iſt nicht mehr Laune, ſondern Spott. Man kann alſo nicht ſagen, (oder man hat von der Sache nur unvollkommene Begriffe) die Grenze der Laune ſey das Betragen des rohen Menſchen, ſo wenig man ſagen kann, die Grenze der Kunſt ſey das Betragen des feinen Höflings.

Ein launigter Einfall auf der Bühne iſt keinesweges verwerflich, und kann ſonder Rückſicht geſagt werden. Nach den Begriffen, die ich hier über Laune voran ſende, wird der Einfall die Anſtändigkeit nicht verletzen, noch weniger ſich auf eine unſittliche Zweydeutigkeit ſtützen. Es iſt immer Beweis von wahrer Täuſchung, wenn der Darſteller im Geiſt ſeiner Rolle einen launigten Einfall zum Beſten giebt. Theater Geſetze (gegen Extemporiten) die ſo etwas beſtrafen, ſind Feſſeln für den Geiſt.

IV.

Roman.

Beſchluß des Fragments aus dem zweyten Theil der Memoiren eines Zeitgenoſſen des Herzogs Regenten von Frankreich.

Die Tante und ich thaten was wir konnten um ſie zu tröſten, und ob wir gleich durch ganz verſchiedene Bewegungsgründe dazu aufgefodert wurden, ſo ſtimmten wir doch in unſern Ausdrücken ſo ziemlich; ich ſonderlich verſicherte ihr, daß bey ihrem Unglücke es noch ein Gewinn für ſie wäre, in die Hände meines Herrn gefallen zu ſeyn, ſie habe ſchon Beweis von ſeinem Edelmuth geſehen, und ſie würde ſich bald noch mehr überzeugen, daß ſo ein großer Feind er auch für ihre Tugend geweſen wäre, er ſie doch hochſchätze, und ihr ſelbſt einen Thron anbieten würde, wenn es in ſeiner Macht ſtünde. Ein jedes gieng nun zu Bette, ſie mit ihrem Kummer, und ich mit meinem Fieber. War es die heftige Bewegung meines Geiſtes und meiner Ideen, oder war es natürliche Diſpoſition, genug mein Abſceß blieb lange aus; aber ich mußte die fünf oder 6 Stunden, die er mir ſchenkte, theuer bezahlen, denn er kriegte mich wie ein gewapneter Mann, und war ſo ſtark, daß ein Bedienter, welchen ich auf jeden Fall hatte bey mir wachen laſſen, in ſeiner Angſt das ganze Haus aufweckte. Die Wittwe, die am wenigſten ſchlief, war eine der erſten, die zu meinem Beyſtand eilte. Sie war ſo gütig, zu glauben, daß der Antheil, den ich an ihr Unglück genommen, auf meinen jetzigen Zuſtand gewirkt habe. Ich ließ ſie aber nicht in dem Irrthum, ſondern erklärte ihr die wahre Beſchaffenheit meiner Krankheit. Das ganze Haus hatte ſich verſammelt, und jeder beeiferte ſich mir zu helfen, und mir dieſes oder jenes Hausmittelchen vorzuſchlagen. Ich blieb aber bey meinem gewöhnlichen Verfahren, d. h. recht viel zu trinken. Als ich ruhiger geworden, bat ich, man möchte mich allein laſſen, und weil ich äußerſt abgemattet war, ſo ſchlief ich ſo feſt ein, daß ich erſt um 4 Uhr Nachmittags aufwachte. Ich empfing aus den ſchönen Händen der Wittwe eine Suppe, die ſie für mich hatte kochen laſſen. Sie blieb lange neben meinem Bette ſitzen, wir ſchwatzten noch vieles, endlich ſtand ich auf und begab mich zur übrigen Geſellſchaft.

Gegen Abend kam der Prinz, und ſeine erſte Frage war: wie die Wittwe die Nacht zugebracht habe. — Sehr ſchlecht, antwortete ſie, denn dieſer Herr, indem ſie auf mich zeigte, wäre bald mein Vorgänger in jene Welt geworden. — Ja, ja, erwiederte er, er ſieht mir aus, als ob ihm das Fieber einmahl kräftig durchgeſchüttelt hätte. Es thut mir leid, daß ich ihnen einen ſo kranken Geſellſchafter gelaſſen habe! — Nein, nein, ſprach ſie, Kranke und Betrübte ſchicken ſich recht gut zuſammen. — Unterdeſſen glaube ich doch, war ſeine Antwort, daß es für ſie und für ihn weit beſſer geweſen wäre, wenn ich ihn mit mir genommen hätte. — In Anſehung dieſes Herrn, erwiederte ſie, kann ich für nichts bürgen, aber was mich betrifft, danke ich es ihnen als eine vorzügliche Gnade, daß ſie ihn hier gelaſſen haben, es würde mir ſogar ſehr leid thun, wenn ſie ihn wieder mit ſich nehmen wollten. — Recht gut, Madam, wenn ſie wollen, ſo ſoll er ihnen zu Sûrenne Geſellſchaft leiſten, wo ich für ſie ſchon habe eine Wohnung einrichten laſſen. —

Der Prinz, der diesmal mehr Formalitäten machte, als ich je an ihm bemerkt, wollte gerne mit uns zu Abend ſpeiſen und ſich doch nicht ſelbſt bitten, ſondern gebeten ſeyn. Da ich aber die Verlegenheit auf beyden Seiten inne wurde, ſo nahm ich das Wort und ſagte: mein Prinz, erweiſen ſie uns die Ehre, und ſoupieren ſie mit uns, denn ohne ſie laufen wir ſonſt Gefahr, daß nur Thränen und Seufzer unſere Speiſe ſind. Er nahm mich beym Wort. Während des Soupée's und die ganze Zeit über, daß der Prinz bey der Wittwe blieb, konnte man nichts herrlicheres und nichts höflicheres ſehen, mit einem Worte, nichts was glorreicher und rühmlicher für ihre Tugend geweſen wäre. Er nahm wie geſtern Abſchied, bat ſie, ſich zu beruhigen, und gelobte ihr auf das feyerlichſte, er würde alles aufbieten, was in ſeiner Macht ſtünde, um ihr die vergnügteſten und heiterſten Tage zu verſchaffen. Wäre etwas vermögend geweſen, die Wittwe für ihren gehabten Unfall zu tröſten, ſo mußte es gewiß die Art und Weiſe ſeyn, wie ſich der Prinz jetzt und beſtändig in der Folge gegen ſie betrug. Aber das Gift, welches ihr Leben verpeſtet hatte, nagte an ihr bis zu ihrem Tode.

Nach dem Abſchied des Prinzen giengen wir ein wenig vergnügter als geſtern zu Bette, um eine Ruhe zu genießen, die wir die Nacht vorher entbehrt hatten. Ich meines Theils ſchlief ſo herrlich, daß den andern Morgen, als ich aufwachte, ich mich ſo wohl wie ein Geſunder fühlte. Um der Wittwe ihre Höflichkeit durch eine andere zu vergelten, ließ ich ihr ſtatt der Suppe die beſte Schokolade zurechte machen, die zu finden war. Sobald ſie aufgeſtanden war, bat ich ſie um Erlaubniß, in ihrem Zimmer mit ihr trinken zu dürfen. Von dieſem Augenblick bis gegen Abend unterhielten wir uns von nichts als von gleichgültigen Dingen, und dann und wann war unſer Geſpräch ſo voll von Moral wie eine Predigt. Die Tante, der dies nicht ſehr nach ihrem Geſchmack zu ſeyn ſchien, verließ uns, um mit der Frau vom Hauſe ſich auf ihre Weiſe zu unterhalten. Ihre Abweſenheit verſchaffte mir Gelegenheit, der Wittwe zu verſtehen zu geben, daß dieſe Frau mir nichts weniger als gefalle. Da es ihre Tante war, ſo hielt ich anfangs in meinen Ausdrücken ein wenig an mir; aber als ich aus ihren Aeußerungen merkte, daß ich offenherziger ſprechen konnte, ſo geſtand ich ihr gerade zu, daß ſie mir im höchſten Grad mißfalle. Ich muß ihnen freymüthig bekennen, ſagte ſie, ob ſie gleich meine Tante iſt, daß ich ſie nie recht habe leiden können; aber was iſt zu machen, ſie iſt doch immer ein Troſt für mich. Ich weiß nicht, fuhr ſie fort, durch welche Fügungen man ſich gerade an ſie gewendet hat; von allen meinen Verwandtinnen iſt ſie vielleicht juſt die einzige, die ſich entſchloſſen hätte, mir Geſellſchaft zu leiſten. — Deſto ſchlimmer, antwortete ich, wenn ſie eine Geſellſchafterinn brauchen, ſo wollte ich, ſie nähmen das Frauenzimmer, das ſie Couſine nennen, und das geſtern bey Tiſche ſo großen Theil an ihrem niedergeſchlagenen Weſen zu nehmen ſchien. — Wollte Gott! ſprach ſie, ſie wäre bey mir, ſie würde mir mein hartes Schickſal weit beſſer ertragen helfen.

Glauben ſie denn nicht, daß ſie zu bereden wäre bey ihnen zu bleiben? Sie liebt mich, antwortete ſie, ich bin davon überzeugt, aber wer weiß, ob nicht Verachtung an die Stelle ihrer Freudſchaft tritt, wenn ſie meine Schande erfährt. — Ich halte ſie für zu vernünftig, als daß ich einen ſolchen Verdacht von ihr haben ſollte, ſie müßte ganz Verzicht auf den Gebrauch ihrer geſunden Einbildungskraft thun, wenn ſie nicht bey Erfahrung deſſen, was ſie ihre Schande nennen, es ſich nicht ſelbſt zur Schande anrechnete, ihre Freundinn in einem ſo kritiſchen Augenblicke zu verlaſſen. Ich habe eine weit beſſere Meinung von ihr, und mit ihrer Erlaubniß will ich einen Verſuch machen ſie zu bereden, zu ihnen zu kommen, um nie wieder ſie zu verlaſſen. — Sie würden mir, ſprach ſie, einen reellern Dienſt erweiſen, als mir weder der Prinz noch ſonſt jemand zu leiſten im Stande iſt.

Ich fand alſo ein großes Vergnügen darinnen, der ſchönen Betrübten zu dienen, und haßte die Tante ſo herzlich, daß meine eigene Zufriedenheit dabey mit im Spiel war, einen Tauſch zu bewirken, der mir ſelbſt eine angenehmere Geſellſchaft verſprach. Unterdeſſen ehe ich die Hand ans Werk legte, wollte ich ſolches nicht ohne Vorwiſſen und Einwilligung des Prinzen thun. Als er kam, theilte ich ihm ſogleich unſer Projekt mit. Thue das, gab er zur Antwort, niemanden kann mehr daran liegen, als mir, daß es dir glückt, ſiehe zu, daß du ſchon in 24 Stunden die Couſine zur Einwilligung beredeſt, denn morgen wird zu Sürenne alles fertig ſeyn, und morgen zu eben der Stunde werde ich kommen, um Madam abzuholen, und ſie hinzuführen. — Ob ich gleich überzeugt war, daß er nichts dagegen einzuwenden habe, ſo ſprang ich doch vor Freude hoch auf. Die Schuld wird wenigſtens nicht an meinem guten Willen liegen, Monſeigneur, entgegnete ich, wenn ich nicht glücklich in meinem Anſchlag bin.

Trotz des Verdruſſes und des Grolls, den der Abbee' hatte, war er es doch, der die Sachen zu Sürenne ſo emſig trieb, und der Prinz ſagte es zu uns ſelbſt, und bat ſogar die Wittwe um die Gnade zu erlauben, daß er ſie zuweilen ſehen dürfe. Mehr behält er ſich nicht vor, ſetzte er hinzu, und er ſchmeichelt ſich, dieſe Nachgiebigkeit durch den Eifer und die Sorgfalt zu verdienen, mit welchen er ſich angelegen ſeyn läßt, für alle ihre Bequemlichkeiten zu ſorgen. — Es iſt eine ſehr kleine Genugthuung, gab ſie zur Antwort, die er mir dadurch wiederfahren läßt, aber weder durch dieſes noch durch irgend etwas auf der Welt wird er ſich je etwas Nachſicht oder Vergeſſenheit von mir verdienen können, nur wenn ſie es wünſchen oder wollen, Prinz, kann ich auf einen kleinen Augenblick vergeſſen, wie bitter er mich kränkte. — Dieſe Antwort gefiel dem Prinzen, und überhaupt verrieth die Wittwe, ſeit ſie wieder ein wenig zu ſich ſelbſt gekommen war, eben ſo viel Verſtand als feines Gefühl, was den Prinzen immer mehr und mehr an ſie feſſelte.

Als der Prinz ſich wegbegeben hatte, verfügten wir uns auch ein jedes auf ſein Zimmer, aber ruhiger und zufriedener als wir je geweſen waren. Bey mir trug die Ausſicht ſehr viel dazu bey, die Wittwe und mich von der Gegenwart der Tante befreyen zu können, deren Anblick mir von Stunde zu Stunde unerträglicher wurde. Mir lag die Sache ſo ſehr am Herzen, daß ich früher als gewöhnlich aufſtand und nach unſerer getroffenen Abrede die Wittwe wecken ließ, welche, während die Tante noch in den Federn lag, mit mir frühſtückte und mir Anweiſungen gab, wie ich es anzufangen hätte, damit mir mein Projekt mit ihrer Couſine glücke. Sobald ſie mir geſagt, daß es nun Zeit ſey, und daß ich nun jetzt ihre Couſine unfehlbar in ihrem Laden und allein finden würde, machte ich mich auf den Weg.

Sobald ich im Palais war, fand ich ſie auch wirklich und allein, wie ich mir geſchmeichelt hatte. Sie war auſſerordentlich verwundert, mich hier und ſonderlich ſo früh zu ſehen; aber als ich anfing, mich meines ſtarb daſelbſt 1752 im acht und funfzigſten Jahre. Die Familie des Coypel's war von langen Zeiten her im Beſitz eines großen Ruhms in der Malerkunſt. **Noel Coypel**, der Großvater, war Direktor der Akademie zu Rom; **Anton Coypel**, der Vater, erſter Maler des Königs und des Herzogs von Orleans, imgleichen Direktor der Maler- und Bildhauerkunſt; und **Noel Niklas Coypel**, der Onkel, Profeſſor bey dieſer Akademie. **Anton Coypel** wurde im zwanzigſten Jahre in die Akademie der Malerkunſt aufgenommen, wo er ſchon verſchiedene Gemälde von großem Verdienſt verfertigt hatte; ſein Sohn, dem er ſeinen Namen, ſeine Talente, ſeine Kenntniſſe und Tugenden hinterließ, genoß eben des Glücks im 21ſten Jahre: er wurde erſter Maler des Herzogs von Orleans, und 1747 des Königs. Ohngeachtet ihm ſeine Einſichten und perſönliche Eigenſchaften ſchon vorher bey Prinzen und Großen willkommen gemacht hatten, ſo vermehrte doch dieſe lezte Ehrenſtelle noch ſeinen Kredit, und der erſte Gebrauch, den er davon machte, war, daß er den **Hrn. von Tourarhem**, der zu ſolchen Opfern groß genung dachte, bewog, dem Titel eines Protektors der Akademie zu entſagen, der, bis dahin, mit dem Amte eines Oberaufſehers der Gebäude verbunden geweſen war, damit die Malerakademie, wie die übrigen, unter dem unmittelbaren Schutz des Königs ſtehen möchte. Auch errichtete er eine Vorbereitungsſchule zu Paris für die jungen Lehrlinge, die nach Rom gingen, wo ſie die Geſchichte ſtudirten, und ſich unter geſchickten Meiſtern übten. Ihm verdankt man gleichfalls die Ausſtellung der Gemälde des Königs zu Luxembourg; nur Schade, daß das Projekt nicht ganz ausgeführt wurde. Er hatte, wie alle Männer vom Ruf, Neider und Nebenbuhler, allein ſeine Nebenbuhler waren ſeine Freunde; ſeine Beſcheidenheit zog ſie an ſich, und er verſagte ihnen ſeine Achtung nicht. Seine Stelle

als

Auftrags zu entledigen, wuchs ihr Erſtaunen auf eine ganz andere Art. So wie ich in meiner Erzählung weiter und weiter kam, glich ſie immer mehr einer Bildſäule. Ich ließ mich aber dadurch nicht abſchrecken, und ſchloß endlich mit der Bitte, weswegen ich gekommen war. Ehe ſie ein Wort anwortete, fing ſie ſo heftig zu weinen an, daß ihr ganzes Schnupftuch feucht von Thränen wurde. Darum war alſo meine arme Couſine ſo niedergeſchlagen, ſagte ſie endlich, da ich ſie doch ganz heiter und vergnügt zu finden gehofft hatte. Geſtehen ſie, fuhr ſie fort, daß das ganze Verfahren recht ſchwarz iſt. — So ſchwarz, unterbrach ich ſie, daß die Pforten der Hölle nicht ſchwärzer ſeyn können; aber geſtehen ſie auch ihrer Seits, daß ihre Couſine mehr unglücklich als ſtrafbar iſt, und daß ſie nicht verdient, daß man ſie ihrem Schickſal preis giebt. — Das wolle Gott nicht, rief ſie, ich würde mir ſogar eine Sünde daraus machen, wenn ich nicht mit ihnen zu ihr gienge, um ſie zu tröſten. — Das war alles was ich verlangte; denn ich ſah zum voraus, daß, wenn ſie einmal dort wäre, ſie gewiß uns nicht wieder verlaſſen würde.

Sie bat mich, nur ſo lange zu warten, bis ihr Kramladenmädchen käme und ihre Stelle vertreten könne. Da dieſe zum Glück nicht lange ausblieb, ſo machten wir uns unverzüglich auf den Weg, ſtiegen in den Fiaker, in welchem ich gekommen war, und waren bald an Ort und Stelle. Die Wittwe wäre beynahe in Ohnmacht gefallen, als ſie ihre Couſine erblickte; ich würde geglaubt haben, daß die Freude ſo heftig auf ſie wirke, wenn ſie nicht, nachdem ſie ſolche in ihre Arme geſchloſſen, ſie mit Thränen benetzt und ſich den lebhafteſten Symptomen von Betrübniß und Verzweiflung überlaſſen hätte. Nachdem ſich dieſes nach und nach gegeben, fing man an, ſich über den Vorſchlag zu beſprechen.

Ich fürchtete anfangs, es möchte Schwierigkeiten ſetzen, daß ſie fern von Paris und auf dem Lande wohnen ſollte. Ich hatte dieſen Punkt nur obenhin berührt, und in der heftigen Beſtürzung über den Inhalt meiner Erzählung, konnte die Couſine ſie überdieß verhört, oder nicht recht begriffen haben. Wirklich verhielt ſich die Sache auch ſo; doch endlich ließ ſie ſich durch unſer Bitten und Zureden bewegen. Ihre auſſerordentliche Liebe und Ergebenheit für ihre Couſine, die Wittwe, hatte ohnſtreitig den meiſten Antheil daran, allein ich ſchmeichelte mir meines Theils, auch nicht unthätig geweſen zu ſeyn. Ob ich gleich keinen Auftrag hatte, ſo ſpielte ich doch hier die Rolle des Abbee' und that in des Prinzen Namen Verſprechungen über Verſprechungen, weil ich zum voraus überzeugt war, daß der Prinz nicht nein dazu ſagen würde. Ich nahm es alſo auf meine Hörner und verſicherte der Couſine, ſie könne von nun an ihren Kramladen aufgeben und überzeugt ſeyn, daß ſie denſelben nie wieder nöthig haben würde. Verkaufen ſie ihn, fuhr ich fort, oder beſſer, überlaſſen ſie ihn der Madam, indem ich die Tante der Wittwe nannte. Sie mag mit ihrer eigenen Boutike die ihrige und den Laden ihrer Nichte vereinigen, das mag ihre Belohnung ſeyn, und ich bin überzeugt, daß der Prinz es mit Freuden ihr geben wird; was ſie aber betrift, ſagte ich zur Couſine, ſo wird ſeine Freigebigkeit gegen ſie keine Grenzen kennen. Warten ſie hier bis der Prinz kommt, ſprechen ſie ſelbſt mit ihm und glauben ſie mir, ſeine Großmuth hält immer noch mehr als ſie verſpricht.

So ſtanden die Sachen bis zur Ankunft des Prinzen, der diesmahl ſehr frühzeitig und ſogar früher als wir ihn erwarteten, kam; aber außer daß ſeine Liebe ihm Eile gab, ſo hatte er auch wahrſcheinlich voraus geſehen, daß vor unſerer Abreiſe noch manches zu reguliren ſeyn möchte. Nicht allein beſtätigte er alles, was ich der Couſine verſprochen hatte, ſondern er gab ihr auch gleich zum Pfandſchilling einen koſtbaren Diamantring, den er von ſeinem Finger zog, der allein mehr werth war, als ihre ganze Bude. Dies Geſchenk machte ſie vollends bereitwillig. Was die Tante betrift, ſo ließ es der Prinz bey dem bewenden, wie ich es in Anſehung des Geſchenks der beyden Boutiken angeordnet hatte, und damit mußte ſie ſich begnügen, es mochte ihr recht ſeyn oder nicht. Wie wir fort wollten, erſchien die Frau vom Hauſe, wahrſcheinlich um auch noch etwas zum Abſchied zu erſchnappen; aber der Prinz, als er ſie zu Geſicht bekam, winkte mir mit dem Finger. Ich mußte ihr ſagen, der Abbee' würde alles berichtigen.

Nun war alles in Ordnung, und es gieng im Ernſt an ein Abſchied nehmen. Die Tante und die Nichte umarmten ſich nicht ohne Vergießung von Thränen. Der Prinz, um ſie zu tröſten, ſagte zu ihnen, es würde alles von ihnen ſelbſt abhangen, ſich einander ſo oft zu ſehen als ſie wollten, denn ſeine Abſicht ſey nicht, daß die Wittwe irgend eine von ihren alten Bekanntſchaften am wenigſten mit ihnen abbrechen ſollte, ſagte er, indem er ſich zur Tante wandte; beſuchen ſie ihre Nichte, fuhr er fort, ſchreiben ſie ihr und ſonderlich ſchonen ſie ihren guten Ruf unter ihren Bekannten und Nachbarn, nichts iſt leichter, als ſowohl ihrer Entfernung als der Entfernung ihrer Couſine einen guten Anſtrich und Vorwand zu geben. — Der Prinz ſupponirte wahrſcheinlich, daß wir an das letztere ſchon gedacht und alles deswegen ſchon verabredet hätten, allein das war uns gar nicht in den Sinn gekommen, und daher war dieſer Wink des Prinzen eben ſo nöthig als nützlich.

menparterre, wo uns ihr Duft verſicherte, daß nur die Schuld an der Dunkelheit der Nacht liege, wenn die Augen an ihrem mannigfaltigen Schmelz nicht eben ſo geweidet würden, als die Naſe an ihrem Wohlgeruch. Weiterhin kamen wir an ein Bosquet, das zur Unterhaltung unſerer ſchwermüthigen Stimmung recht angemeſſen zu ſeyn ſchien, wovon die Dame verſicherte, daß es ihr liebſtes Plätzchen ſeyn würde.

Unterdeſſen wurde uns gemeldet, daß uns das Soupee erwarte Wir ſetzten uns zu Tiſche und fanden hier eben ſo viel Galanterie und Pracht als im ganzen Uebrigen; ich erkannte faſt das ganze Silberſervice von St. Cloud. Die Wittwe bewunderte es, und der Prinz antwortete ſehr galant, betrachten ſie das als ihr eigenen, ſobald es ihnen gefällt, und fehlt ihnen das geringſte, ſo braucht es nur ein Wort, denn mein größtes Vergnügen wird ſeyn, ihren Wünſchen in allen Stücken zuvor zu kommen. Die Gerichte waren vortrefflich und ſo delikat, wie man immer bey dem Prinzen ſpeiſ't, denn ſein Haushofmeiſter, und ſein Küchenmeiſter, die in ihrer Art wenig ihres Gleichen hatten, hatten alles beſorgt, und wie ich glaube, noch Befehl erhalten, ſich zu übertreffen. Mit einem Wort, der Prinz, der von ſeiner Wittwe bezaubert war, hatte ſich alle Mühe gegeben, ſie ſelbſt zu bezaubern, und weder Koſten noch Scharfſinn geſpart, wenn es ihm gelingen möchte. Unterdeſſen glückte es ihm doch nicht; denn die Tugend hatte bey der Wittwe zu feſten Grund gefaßt, als daß ſie durch etwas anders hätte verdrängt werden können.

Ich war bisher Augenzeuge geweſen, welche Prüfung ihre Tugend ausgehalten hatte, und jetzt war ich wieder Augenzeuge von der Gewalt, die ſie ſich anthat, ſich einen Umgang gefallen zu laſſen, gegen welchen ſich ihr Herz ins Geheim empörte. Indeſſen war die Nothwendigkeit nicht ſo groß, daß ſie nicht hätte Mittel finden ſollen, ſich aus der Sache mit guter Art heraus zu ziehen; aber es giebt gewiſſe Fehltritte, die, wenn ſie einmal geſchehen ſind, machen, daß man die Augen über das zudrückt, wodurch ihren Folgen abgeholfen würde, oder die wenigſtens ſo niedergeſchlagen machen, daß ſie nicht mehr den Muth und die Kraft hat, von ihrem Fall wieder aufzuſtehen. Die Wittwe fand ſich beyden ausgeſetzt, ſie hatte zu viel Schritte in der Verzweiflung vorwärts gethan, daß ſie ſich am Rande des Abgrunds nicht mehr zu halten wähnte und ſo ihrem Schickſal unterlag, ohngeachtet es blos von ihrem Entſchluß, wenn ſie ſolchen mit einer gewiſſen Feſtigkeit gefaßt, abgehangen hätte, ſich zu retten; ich glaube ſogar, daß die Großmuth des Prinzen vielleicht ihr ſelbſt die Hand geboten; allein bey ihrem ſchwankenden Benehmen, war dieß nicht von ihm zu verlangen. Er war zu verliebt und auf ſeine Beute zu erpicht, die ſich ihm in die Hände geliefert, als daß er nicht ſich ihres Genuſſes hätte verſichern ſollen. Er brachte 8 Tage bey der Wittwe zu und zeigte ſich nur dann und wann zu St. Cloud und Paris; ich ſage, er zeigte ſich blos, denn er brachte kaum eine Nacht außer dem Hauſe zu und beſuchte dann gleich die Wittwe wieder. Dieſesmal brachte er den Abbee' mit ſich. Die Wittwe ſahe ihn, weil es der Prinz wünſchte, und ſie es verſprochen hatte, aber mit einem Abſcheu, über den ſie nicht Herr war und den ſie nicht zu verbergen vermochte.

So kurze Zeit auch die Abweſenheit des Prinzen gedauert hatte, ſo ſahen wir doch den andern Tag den ſchönſten Jagdzug und den prächtigſten Wagen und ein ganzes großes Paket für die Wittwe und ihre Couſine anlangen. Alles war im feinſten Geſchmack; die Wittwe geſtand es ſelber, und der Prinz, um den Abbee' bey ihr einzuſchmeicheln, ſchob das Verdienſt davon auf ſeine Wahl. An eben dem Tage wurde auch ausgemacht, wie es in Zukunft mit den Beſuchen und dem Briefwechſel gehalten werden ſollte; es wurde ausgemacht, daß der Prinz, auſſerordentliche Fälle ausgenommen, ſich dreymal in der Woche einſtellen ſollte, und daß man ſich die Zwiſchentage über von beyden Seiten regelmäßig ſchreiben und Nachricht geben wollte. Aber wie wird's mit dir? ſagte der Prinz, indem er ſich an mich wandte; meine Meinung wäre, du gingſt nach Paris oder St. Cloud zurück, denn dort würdeſt du mehr Bequemlichkeiten haben, und niemanden zur Laſt ſeyn. Wie? lieber Prinz, antwortete die Wittwe, haben ſie ihr Verſprechen vergeſſen, daß er bey mir bleiben ſoll? Er wird ihnen ſagen, daß ich für ſeine Bequemlichkeiten aus aller meiner Macht ſorge, und dieſes iſt der redendſte Beweis, daß er mir nicht zur Laſt iſt. Ach, fuhr ſie fort, ich fühle, daß ich in kurzem ſeiner Wartung und Vorſorge mehr bedürftig ſeyn werde, als er der meinigen. — Der Prinz, der auf dieſe letzte Aeußerung wenig Bedeutung legte und es mehr als bloße Worte betrachtete, erwiederte, ſeine Frage an mich habe nur zur Abſicht gehabt, zu ſehen, ob wir beyde noch eben ſo geſinnt wären, wie vorher, und da er finde, daß wir noch bey unſerm alten Vorſatz beharrten, ſo willige er mit Freuden darein. — Die Wittwe dankte dem Prinzen für ſeine Güte, und ſobald er weg war, entwarfen wir, die Wittwe, ihre Couſine und ich auch unſere Tagesordnung. Wir beſchloſſen, daß an den Tagen, wo wir den Prinzen nicht zu erwarten hätten, wir unſern Jagdzug durch Spatzierfahrten nutzen, an den Beſuchtagen aber fein zu Hauſe bleiben, und unſern Herrn und Meiſter in dem melancholiſchen Boſquet des Gärtchens erwarten wollten. Ich ſetzte hinzu: ich ſchmeichelte mir bey aller ihrer Abneigung gegen weitere Bekanntſchaft und Beſuche doch einen von meinen guten Freunden zu wiſſen, deſſen Geſellſchaft ſich recht gut zu unſerer paſſen würde, und deſſen Lob ich ihr zugleich pries. Dies war mein lieber Chevalier, nach deſſen ſo lang entbehrten Umgang ich mich herzlich ſehnte. Die Wittwe war ſo gütig, nach der guten Schilderung, die ich von ihm entwarf, nicht allein meinen Vorſchlag zu billigen, ſondern ſogar ſeine Ausführung und ihre Beſchleunigung zu wünſchen. Ich kannte das Herz des Chevaliers, das gut und mitleidig war, ich war überzeugt, daß er willig mit uns melancholiſiren würde, und überdieß bürgte mir ſeine Freundſchaft für alles. Sobald ich die Erlaubniß hatte, fertigte ich alſo eilig einen Boten an ihn ab, und er kam eben ſo eilig, uns aufzuſuchen.

Wir flogen einander beym erſten Anblick in die Arme, und drückten uns ſo innig und ſo zärtlich, als ob die Abweſenheit zehn Jahre gedauert hätte. Die erſte Viertelſtunde waren wir allein auf meinem Zimmer. Er ſagte mir: er habe mich vergebens im Palais Royal, zu St. Cloud und überall geſucht, und ich, ich entwarf ihm im Groben, die Geſchichte der Begebenheiten, die uns verhindert hätten, einander zu ſehen. Wir wollen uns, fuhr ich fort, jetzt darüber tröſten, da wir uns nun öfterer und mit Muße ſprechen können; alleweile will ich dich der Dame vorſtellen, deren trauriges Loos ſchon jetzt deine Theilnahme erregt, ſie weiß, daß du hier biſt, und ſie iſt gewiß begierig zu ſehen, ob du meiner Schilderung und ihrer Erwartung entſprichſt. Wir giengen zu ihr. Hier, Madam, ſagte ich, indem ich ihr den Chevalier vorgeſtellt, hier iſt der Freund, von welchem ich die Ehre gehabt habe mit ihnen zu ſprechen. — Sie empfieng ihn äußerſt gütig und höflich, wenn gleich dieſer Empfang Anfangs nur in Rückſicht meiner geſchah, ſo gewann doch die Wittwe in der Folge meinen Freund um ſein ſelbſt willen lieb, denn er entſprach ſo gut der Schilderung, die ich von ihm gemacht hatte, daß die Wittwe mir für ſeine Bekanntſchaft dankte, und ſeinen Umgang als einen Zuwachs unſerer häuslichen Glückſeligkeit anſah.

Der Chevalier verſprach auf unſer Bitten, uns in Abweſenheit des Prinzen regelmäßig Geſellſchaft zu leiſten. Wir beſchloſſen, die Genehmigung des Prinzen auszuwirken, und rechneten zum voraus darauf, daß er ſie uns geben wird; unterdeſſen ſpeiſ'te er mit uns und ich ließ ihn in meinem Zimmer ſchlafen, bis ein eigenes für ihn zurecht gemacht ſeyn würde. Bisher hatten wir uns faſt gar nicht allein ſprechen können, wir brachten die halbe Nacht damit zu, uns dieſes Vergnügen der Freundſchaft zu verſchaffen. Der Chevalier war ganz voll von der Geſchichte der Wittwe, und fing gleich wieder davon an, ſobald wir beyſammen waren. Wir waren einſtimmig der Meinung, daß auf der ganzen Welt nur ein Abbee du Bois eines ſolchen Schelmſtücks fähig wäre. Wir freuten uns, daß er das leere Nachſehn gehabt und nahmen uns vor, alles beyzutragen, was in unſerer Macht ſtünde, um die Wittwe in ihrem Abſcheu gegen ihn zu beſtärken.

Der Chevalier erzählte mir nun auch, wie er ſeit der Zeit, während wir uns nicht geſehen, zugebracht habe; er verſicherte mir, daß meine Geliebte in Verzweiflung wäre, und da ſie von mir kein Zeichen des Lebens erhalte, ein Gelübde gethan habe, der Welt abzuſterben und in ein Kloſter ſich zu begeben. Ich verſicherte ihm, daß mir das höchſt gleichgültig ſey. Mein Freund wunderte ſich darüber, aber noch mehr über meine Bekehrung, als ich hinzuſetzte, daß ich mich ſogar freuen würde, wenn ſie den Weg des Laſters verlaſſen und wieder auf die Bahn der Tugend zurückkehren wolle. Indem wir ſo plauderten überraſchte uns der

Schlaf, und wir erwachten nicht eher, bis uns der Bediente zur beſtimmten Stunde weckte.

Wir frühſtückten mit der Wittwe und ihrer Couſine. Der Prinz überraſchte uns und kam ehe es noch Mittag war. Der Chevalier und ich hatten uns auf den erſten Lärm entfernt. Der Chevalier wollte nach Paris zurück, allein ich bat ihn zu bleiben, weil ich wünſchte, ihn vorher durch den Prinzen förmlich unter uns aufgenommen zu ſehen. Alles fügte ſich von ſelbſt und ohne daß ich nöthig gehabt hätte ein Wort zu verlieren. Der Prinz war bey ſeiner Geliebten, und ſah mich aus dem Fenſter mit dem Chevalier im Garten ſpatzieren. Wer geht denn da mit ihrem Freund ſpatzieren? fragte er ſcherzend die Wittwe. Es iſt ein Freund von ihrem Pagen, antwortete ſie, der ihn beſucht hat, und deſſen Umgang für uns alle ſo ſchicklich und erwünſcht iſt, daß ich gerne eine Fürbitte für ihn einlegen möchte. Der Prinz muthmaßte gleich wer es ſeyn möchte, nahm ſein Fernglas und erkannte den Chevalier, den er mehrmals geſehen. Fürbitte? Madam, erwiederte er, es bedarf keiner; erlauben ſie, daß ich ſelbſt ihnen denſelben vorſtelle, denn es iſt auch einer von meinen Bekannten. Hierauf ließ uns der Prinz rufen, ſagte dem Chevalier viel Verbindliches, und bat ihn, uns ſo oft zu beſuchen als er könne. Man kann denken, was uns dies für Freude machte. Mein Freund gieng ſogleich nach Paris zurück, und verſprach ſeine Einrichtung ſo zu treffen, daß wir mit ihm zufrieden ſeyn ſollten. Ich hatte alle Urſache mit meiner jetzigen Lebensart zufrieden zu ſeyn, da meine periodiſchen Fieber-Abſceſſe mich zwangen, oft in mich ſelbſt zu gehen, ſo hatte ich einen Ekel vor alle geräuſchvollen Vergnügungen, und freuete mich, den Prinzen jetzt wenigſtens auf einige Zeit fixirt zu ſehen; er liebt die Wittwe, ſagte ich zu mir, und auf eine Art, die uns vor ſolchen widrigen Poſſen, wie das Götter-

mahl,

als erſter Maler des Königs näherte ihn dem Hof, und machte ihn genauer mit der Königinn und dem Dauphin bekannt. Die Königinn gab ihm oft zu thun, und er mußte Heilige und andre Andachtsbilder für ſie malen. Als ſie bey ihrer Wiederkunft von Metz über ihrem Kamin ein Gemälde fand, das Frankreich vorſtellte, wie es dem Himmel für die Rettung des Königs dankte, wurde ſie ſo davon gerührt, daß ſie ausrief: „Kein Menſch als mein „Freund Coypel iſt einer ſolchen Galanterie fähig!“ und in der That rührte ſie auch von ihm her. Der Dauphin ſchloß ſich oft mit ihm ein. Er ſelbſt fertigte die Zeichnung zu dem lezten Gemälde des Coypels, dem Sultan in ſeinem Serail. Sein Tiſch lag immer von den Manuſkripten dieſes Künſtlers voll, die er auf ſeine Koſten wollte auflegen laſſen. Der Tod des Verfaſſers verhinderte ihn daran, und als ihn der Prinz erfuhr, ſagte er überlaut an der Tafel: „Ich habe in einem Jahre drey von meinen Freunden verloren!“ — — Coypel ſchien mehr für andre als für ſich zu arbeiten; er war ein guter Herr, guter Verwandter, guter Freund, und verläugnete ſich niemals. Sein Vater enterbte ſich zum Beſten ſeiner Geſchwiſter aus einer andern Ehe, und der Sohn that ein Gleiches in Anſehung ſeines Bruders, indem er ihn alle Vortheile des Vidaultſchen Vermächtniſſes abtrat. Coypel war Verfaſſer einer Menge Schauſpiele, zu deren Vorleſung man ſich, ohne geſchminkten Beyfall, blos aus freundſchaftlicher Theilnehmung und Ueberzeugung ihres innern Werths, drängte. Die meiſten wurden auf der geſellſchaftlichen Bühne der Madame Marchand, und im Mazariniſchen Collegio geſpielt, für die ſie eigentlich verfertigt waren. Von ihm iſt auch der Don Quichotte, von dem wir eine handſchriftliche Ueberſetzung des Herrn Ekhofs beſitzen. Aber es floſſen nicht blos Schauſpiele aus der Feder des Coymahl, in Sicherheit ſetzte; wenn ihm nach ſolchen Poſſenſpielen verlangte, ſo würde er wenigſtens uns keine Rolle dabey zutheilen, und ich werde alſo auch verſchont bleiben. Ich urtheilte ganz richtig. Der Umgang mit der Wittwe gnügte dem Prinzen und ſchützte ihn vor andern Liebſchaften. So lange ſie lebte, blieb er ihr treu, und fand nur Vergnügen an ihrer Geſellſchaft, man kann verſichern, daß dieſe Liebſchaft gewiß die züchtigſte und ordentlichſte war, die er je in ſeinem Leben gehabt hat. So groß iſt die Macht der Tugend, ſelbſt wenn man ſich ihr nur von weitem nähert, ſie fixirt nicht allein die Leidenſchaften, ſondern ſie legt ihnen auch einen gewiſſen Zaum und Gebiß an, und ſetzt ihnen durch ihren Einfluß enge Schranken.

Als der Prinz weg und der Chevalier wieder zurück gekommen war, brachten wir unſern ausgedachten Plan in Erfüllung. Noch denſelben Tag fuhren wir im Boulognehölzchen ſpatzieren, und ſo machten wir mehrere kleine Excurſionen bald da bald dorthin, die uns zerſtreuten; an den Tagen, wo wir nicht ausgiengen, das heißt, an den Tagen, wo wir den Prinzen erwarteten, brachten wir die Zeit entweder im Bosquet zu, oder die Wittwe gab uns ein Concert, die ſehr hübſch ſang, und meiſterhaft auf dem Clavier ſpielte. Jammerſchade, daß dies' ſo glückliche und friedliche Leben nicht länger dauerte! Niemand verlohr mehr dabey als der Prinz, der ſich daran zu gewöhnen anfing und gewiß nicht auf die Irrwege gerathen ſeyn würde, denen er ſich in der Folge Preis gab.

Aller Sorgfalt ohngeachtet, welche der Prinz und wir uns gaben, fuhr doch der Kummer fort, zu Sürenne an dem Leben der Wittwe zu nagen, ſonderlich war es, als ob der Abbee', ſo oft er ſich da blicken ließ, ihrem Gram neuen Stoff gäbe. Es hielt gar nicht ſchwer dieſes zu bemerken, entweder im Augenblick ſelbſt oder doch kurze Zeit nachher, aller Beſuch von ihm ſchien immer ihre Lebenszeit um neue 24 Stunden abgekürzt zu haben. Die erſten ſechs Wochen hielt ſie es aus, allein am Ende erlag ſie, und wir verlohren ſie in Zeit von 14 Tugen. Man konnte dann recht deutlich bemerken, wie lieb und werth ſie dem Prinzen war; er verließ ſie faſt nicht einen Augenblick, er übernahm ſelbſt ihre Pflege und Wartung, bis die Aerzte ihm zuletzt verſicherten, daß alle Hoffnung vorbey ſey, erſt dann reiſte er ab. Ich mußte auf ſeinen Befehl bleiben, um ihm die Nachricht von ihrem Tode zu bringen. Er kündigte ſich durch einen Jerſinn an, den weder Aderlaſſen noch Blaſenpflaſter hatten heben können. Endlich verſchied ſie, und ich war bey dem Todbette einer Frau zugegen, die mehr als andere verdient hätte, auf die Liſte der Märtyrinnen eingetragen zu werden. Ich ſtieg in den Wagen, der bisher zu unſern angenehmen Spatzierfahrten gedient hatte, und eilte, einen Ort zu verlaſſen, der mir nun unerträglich war. Als ich dem Prinzen die Nachricht brachte, brach er in einen Strom von Thränen aus. Er ſagte zum Abbee': es iſt vorbey, gehe, und vollende dein Werk und laß dieſer unſchuldigen Märtyrinn ihrer Tugend die letzte Pflicht erweiſen. Der Abbee' that nicht allein was ihm der Prinz befohlen hatte, ſondern er brachte auch alles das übrige in Ordnung, und wir hörten ſeitdem nicht ein Wort mehr von Sürenne. Der Chevalier, der während der Krankheit der Wittwe und des Aufenthalts des Prinzen, faſt täglich den Weg von Paris nach Sürenne gemacht hatte, reiſte zum letztenmahl dahin. Als er erfuhr, daß ich weg ſey, um dem Prinzen die Nachricht ihres Abſterbens zu bringen, ſuchte er mich im Palais Royal auf. Wir waren beyde zur Traurigkeit geſtimmt, beklagten das gefallene Opfer, und verwünſchten den Urheber ihres Unglücks, den Abbee. Faſt in eben dem Augenblick erfuhr ich auch, daß meine Pariſer Geliebte wirklich Wort gehalten und ins Kloſter gegangen ſey. Ich freute mich herzlich darüber. Der Chevalier ſpottete mich aus und gab mir Schuld, ich hätte zu Sürenne einen Ton angenommen, wie er ſich beſſer für einen Bußprediger oder Heidenbekehrer, als für den Geſellſchafter des Herzogs von Orleans bey ſeinen Liebesabenteuern ſchicke. Wahrhaftig, ſagte er, ich ſollte glauben, du würdeſt ſo glücklich ſeyn wie der heilige Xaver, der mehr Bekehrungen bewirkte als es Sünder gab. Ich mußte lachen über dieſen Einfall. Unterdeſſen beſtand der Chevalier darauf, daß wir meine Geliebte im Kloſter beſuchen ſollten, um zu ſehen, wie ihr die bekehrte Mine kleide und um uns durch ihr Beyſpiel zu erbauen; ich widerſetzte mich aber dieſem Vorſchlag, weil ich mir um keinen Preis in der Welt vorzuwerfen haben wollte, ſie in ihrem guten Vorſatze geſtört zu haben; überdies war es heute mein Fiebertag. Der Anfall war diesmal ſehr gelinde, und ich ſchmeichelte mir, daß mit dem Winter das Fieber mich ganz verlaſſen ſollte. Siehſt du, ſagte ich zum Chevalier, der Himmel fängt an, mich lieb zu gewinnen.

Kaum hatten wir unſere Unterredung geendigt, als einer von meinen Kameraden ins Zimmer trat, und uns ſagte, daß der Prinz Willens ſey, dieſen Abend noch zu St. Cloud zu ſchlafen. Seit meiner Krankheit hatte ich gar keinen regelmäßigen Dienſt gethan; da ich alſo keinen ausdrücklichen Befehl zur Begleitung des Prinzen erhielt, ſo blieb ich wo ich war. Der Prinz gieng nach St. Cloud, um ſich dort deſto ungeſtörter ſeiner Betrübniß überlaſſen zu können. Er blieb wohl drey Wochen daſelbſt und ließ niemanden vor ſich, als ſeine allervertrauteſten Bekannten. Als er mich nicht erblickte, ließ er mir befehlen, unverzüglich zu ihm zu kommen. Ohne dieſen Befehl wäre ich zu Paris geblieben und hätte ruhig ſeine Wiederkunft abgewartet. Ich war ſehr lange nicht zu St. Cloud geweſen, allein ich fand dieſen ſonſt ſo bezauberten Aufenthalt äußerſt öde und ſtill. Die Traurigkeit des Prinzen ſchien ſich allem was um und neben ihm war, mitgetheilt zu haben; dieſes erſtreckte ſich bis auf den geringſten Bedienten herab, kurz, ich war ſo erſtaunt über den Ton, den ich im Schloſſe herrſchen fand, daß ich es nicht geglaubt haben würde, wenn ich es nicht mit eigenen Augen geſehen. Man kann ſich eine Vorſtellung daraus machen, wie innig und wahr die Betrübniß des Prinzen war. Als ich mich bey ihm meldete, erſchrack ich über den Zuſtand von Niedergeſchlagenheit in welchem ich ihn erblickte, ich mußte mir alle Gewalt anthun, um nicht zu weinen. Er wurde meine Rührung gewahr, und ſagte zu mir: folge meinem Rath, nimm dich in Acht, daß du nie in deinem Leben im Ernſt verliebt wirſt; aber wie willſt du das anſtellen? Ich ſelbſt fühlte wohl, daß mir dieſes Frauenzimmer, die Wittwe meinend, lieber als eine andere ſey, allein nie hätte ich mir eingebildet, daß meine Liebe bis zu einem Grad geſtiegen wäre, wo ihr Verluſt mich ſo tief beugen könnte. — Der Abbee' war bey dieſer Unterredung zugegen und bot ſeine ganze Rednerkünſte auf, um die Traurigkeit des Prinzen zu vertreiben. Schweig, ſagte er zu ihm, ich finde weit mehr Linderung und Zufriedenheit, mich zu betrüben, als dein Geſchwätz anzuhören.

Bey dergleichen Arten von Krankheiten thut freylich die Zeit alles und Zureden ſehr wenig; das war auch der Fall beym Prinzen. Nach und nach wurde er des Trauerns müde, und fand bald von neuem wieder Geneſung und Zerſtreuung im Tumult geräuſchvoller Vergnügungen, welche ſeine Leidenſchaft für die Wittwe bisher unterbrochen hatte. Mein Fieber dauerte noch immer fort, und auf den Rath der Aerzte, daß mir vielleicht die vaterländiſche Luft zuträglich ſeyn würde, bot mir der Prinz ſelbſt Urlaub an. Er that das auf eine ſo zärtliche und verbindliche Weiſe, als ob es weniger eine Gnade von ſeiner Seite wäre, die er mir angedeihen ließe, als eine Bitte, um deren Erfüllung er mich erſuche. Man kann leicht denken, daß ich dieſes mit beyden Händen ergriff, denn ſchon lange ſehnte ich mich in den Schooß meiner Familie zurück.

V.

Miſcellaneen.

Die Murtner Schlacht; geſchildert von Adrian von Bubenberg.

Seit Karls Rückkunft in die Waadt hatten die Eydgenoſſen, und beſonders Bern, alles mögliche gethan, um ſich gegen neuen Ueberfall zu ſichern. Zwar waren die kleinen Kantone noch unwillig über die ungleiche Theilung der Grandſoner Beute, und nur auf Zürchs und Luzerns Zureden, die es redlich und gut mit uns meynten, entſchloſſen ſie ſich, die zahlreiche und wackere Bürgerſchaft von Freyburg noch mit 1200 Mann zu verſtärken, und dem Statthalter von Zürch, Johann Waldmann, das Kommando derſelben aufzutratragen. Der König von Frankreich ward aufgefordert, zu unſern Gunſten eine Diverſion zu machen; und das um ſo viel mehr, weil wir uns ſeinetwegen dieſen Krieg auf den Hals geladen hätten. Der ſchlaue Ludwig verſprach immer viel, und leiſtete nichts. Auch diesmal ſpeiſ'te er uns mit täuſchender Hoffnung ab, lauerte auf den entſcheidenden Augenblick unſers, oder Karls Schickſal, und trug endlich den beſten Theil davon, ohne etwas gewagt zu haben.

Ich hatte mich bisher auf meiner Herrſchaft Spiez ruhig gehalten, und weiter gar keinen Antheil an den öffentlichen Geſchäften genommen, als daß ich meinen zu Bern wohnenden Freunden meine Entwürfe, zu den mir nöthig ſcheinenden Kriegsoperationen, mitgetheilt. Ungeachtet des bey Grandſon erfochtenen Sieges war die Lage der Republik dennoch ſehr gefährlich. Man hatte Köpfe und Hände nöthig. Man kannte meine Kriegserfahrenheit, meine Vaterlandsliebe, und mein vielleicht zu hoch geſpanntes Ehrgefühl. Die bisher herrſchende Parthey ſah das Unrecht ein, ſo ſie mir angethan hatte; ſie war edel genug, mich aus der unverſchuldeten Verbannung zurück zu berufen, und ſich unbedingt meiner Einſicht und meiner Vaterlandsliebe anzuvertrauen. Ich hatte von Anfang her vor leichtſinniger Kriegsunternehmung und Ludwigs Intriguen gewarnet; dadurch zog ich mir Haß zu; ich ſahe jetzt den Staat am Rande des Abgrunds; ich ſollte ihn retten helfen; die Liebe meiner Mitbürger kam mir entgegen; ich opferte nun jede Privatleidenſchaft der gegenwärtigen allgemeinen Noth auf. Man trug mir die Kommandanten-Stelle von Murten an; der gefährlichſte Poſten war unſtreitig dieſer Ort. Vertheidigte ich ihn ſchlecht, ſo würden meine Feinde mich der Verrätherey und des Einverſtändniſſes mit Karln beſchuldiget haben; vertheidigte ich ihn gut, ſo mußte dies Karls Zorn reitzen; und im

Fall der Eroberung war der ſchmählichſte Tod mein gewiſſes Loos. Entſchloſſen, mich zum Beſten des Vaterlandes aufzuopfern, nahm ich die Stelle an; doch mit der ausdrücklichen Bedingung einer unumſchränkten Gewalt über die Stadt und ihre Beſatzung, damit ich Feigheit und Ungehorſam ſogleich am Leben ſtrafen könnte, welches mir auch zugeſtanden wurde. Den 8. April 1476 übernahm ich die Vertheidigung der Stadt. Benedikt Krumm und Johann Wanner wurden mir untergeordnet, und bald darauf noch mein Neffe, Johann von Bubenberg, Johann Rudolf von Erlach, Peter Stark, alle des Raths, und Wilhelm von Affry, die mich mit Rath und That unterſtützen ſollten. Die beynahe 2000 Mann ſtarke Beſatzung und Bürgerſchaft mußte mir Treue ſchwören; und in meiner Anrede ſagte ich es kühn heraus, daß jeder der von Uebergabe ſprechen, oder die geringſte Feigheit verrathen würde, ohne anders am Leben ſollte geſtraft werden; aber ich ſtellte auch jedem frey, mich ſelbſt niederzuſäbeln, wenn er mich ſaumſelig in Erfüllung meiner Kommandanten-Pflichten finden würde. „Meine Empfindungen,“ ſagte ich, „Brüder! die mein „Herz in dieſem Augenblick erfüllen, ſind zu groß, mit „Worten ausgedrückt zu werden. Ich bin berufen, „einen jeden unter Euch bey jedem geheiligten Rechte „der Menſchheit zu ſchützen, aber auch einen jeden unter Euch zur Erfüllung ſeiner Pflichten auf das ſtrengſte anzuhalten.“ Ich bediente mich der mir anvertrauten Macht ſo, daß ich jedermann, ſelbſt meinen Feinden, als der Mann ohne Tadel in die Augen fallen mußte. Daher gab mir auch die Regierung von Bern die ſtärkſte Verſicherung, alle Kräfte aufzubieten, Murten zu entſetzen. Fünf und zwanzig Straßburger Artilleriſten bedienten nebſt den Berneriſchen das zahlreiche Geſchütz. Die Stadtgraben ließ ich ſogleich

gleich vertiefen und erweitern, die Mauern und Thürme ſo gut als möglich verbeſſern, auf der Seeſeite neue Verſchanzungen anlegen, die Magazine mit Munizion anfüllen, die unnützen Mäuler fortſchaffen, kurz alles in den beſtmöglichſten Vertheidigungsſtand ſetzen. Der Beſatzung flößte ich bey jeder Gelegenheit Muth und Kühnheit ein, behandelte auch den Geringſten mit väterlicher Güte, und ſuchte ihr den Dienſt ſo viel möglich zu erleichtern; und wenn es zum Schlagen kam, half ſelbſt mein Schwerdt die Feinde würgen, die ich nicht haßte, die ich nicht zu haſſen beſoldet war. Großmüthig und uneigennützig focht' ich wie ein gemeiner Soldat, nicht für mich, ſondern fürs Vaterland.

Während dem Karl zu Lauſanne lag, und ich Anſtalten traf, Murten hartnäckig zu vertheidigen, mußte der Landvogt des Obern Simmenthals, Niklaus Zerkinden, die Einwohner von Vevay und la Tour de Pil beſtrafen, weil ſie den Lombarden den Durchzug geſtattet hatten. Er führte dies mit der ihm eigenen Geſchicklichkeit aus. Er plünderte und verbrannte beyde Städte, und erſchlug zu la Tour 500 Mann, bezog auch von den benachbarten Ortſchaften eine Brandſchatzung von 4000 Pfunden. Die Walliſer erlegten gleichfalls auf dem St. Bernardsberge einige Hundert Lombarden und Savoyarden, die in burgundiſchen Sold treten wollten, und erklärten der Herzogin Jolande den Krieg. Bern, Uri und Freyburg vermittelten einen Frieden, in welchem Wallis einſtweilen die gemachten Er[illegible]rungen, Bern hingegen St. Mauri[illegible]en und Gundis, und der Biſchof von Sitten das Schloß Martinach behielten.

Die Beſatzung von Freyburg, unter Johann Waldmann, ward Ende Aprills durch 2000 Mann verſtärkt, welche Hans von Hallwyll und Wilhelm von Diesbach kommandirten; und dieſe wagten einen

Angriff auf Romont, welches mit 4000 Mann beſetzt war, die dies gewagte Unternehmen vereitelten. Alles, was die Unſrigen thun konnten, war, die Vorſtädte zu zerſtören und abzubrennen.

Von Payerne aus ſtreifte Graf Romont mit 4000 Mann in die Grafſchaften Erlach, Arberg und Nydau, plünderte alles rein aus, und trieb das Vieh fort, um ſeine Armee damit zu unterhalten. Die daſigen Landvögte Hans von Grafenried, Heinrich von Balmmos und Rudolf Erlach boten die Grafſchaftsleute auf, vereinigten ſich mit Biel, Neuenſtadt und St. Immerthal, zogen die Beſatzung von Neuenburg an ſich, und giengen nun dem Grafen Romont mit 3000 Mann ſo herzhaft zu Leibe, daß er die Flucht nehmen, ſeine gemachte Beute im Stich laſſen, und in zweyen Scharmützeln mehr als 1000 Mann ihrem Schwerdte Preis geben mußte. Mit großem Verluſte erreichte er Stäffis, welches die Freyburger unvorſichtiger Weiſe, auf Eydgenößiſchen Rath jedoch, verlaſſen hatten.

Um den Graf Romont anderweitig zu beſchäftigen, und den Muth meiner Leute zu ſtärken, ſetzte ich mich den 25. May an die Spitze von 600 Mann, griff die feindliche Vorhut bey Avanches unverſehens an, richtete ein großes Blutbad unter ihnen an, nahm ihnen eine anſehnliche Beute ab, und verlor nicht mehr als 4 Mann. In meinem der Regierung von Bern den 26. May abgeſtatteten Berichte von dieſem Ueberfalle bat ich, Murtens halber ganz ruhig zu ſeyn, und ohne gänzliche Gewißheit des Erfolgs ja nichts zu deſſen Entſatze zu unternehmen. Mit meinem Kopfe wollte ich dafür gut ſtehn, Murten noch fünf Wochen gegen die ganze burgundiſche Macht zu vertheidigen; man ſollte alſo die Ankunft der verbündeten Hülfsvölker erwarten.

Erſt den 27. May zeigte ſich Romont mit ſeiner Armee vor Murtens Mauern. So wie ich Nachricht von ihrem Anmarſch erhielt, verſammelte ich die Beſatzung und die Bürgerſchaft, und zeigte ihnen die Ankunft des Feindes an. Nochmals wiederholte ich meine ſchon gethane Drohung gegen Zaghafte und Ungehorſame, und ſuchte ſie mit der Kraft meines Vorbildes zu beſeelen. Beym Eyde gebot ich denjenigen niederzuhauen, dem ein zaghaftes Wort entgehen würde, und mich ſelbſt zuerſt, wenn ich meine Befehle durch mein Betragen entehren würde. Ich wußte übrigens, daß die Beſatzung aus Leuten beſtand, von denen ich mir alles verſprechen konnte; und ſie verließen ſich auf meine Klugheit und Kriegserfahrenheit.

Murten liegt an der Südſeite des davon benannten Sees, 4 Stunden von Freyburg und 6 von Bern. Die Gegend erhebt ſich von den Ufern des Sees an ziemlich amphitheatermäßig bis an die gegen Freyburg ſich erſtreckenden Hügel, welche Murten faſt zirkelweis umſchließen. Die ganze Gegend beſtehet aus Hügeln und Thälern, davon dieſe mit ſchönen Matten, Obſtbäumen und Aeckern prangen, jene aber häufig mit Weinreben beſetzt und mit Waldungen bedeckt ſind. Hin und wieder trift man Sumpfland, Moräſte, Graben, niederes Gebüſche, Hohlwege, und einzeln liegende Felsmaſſen an. Rings umher liegen große und kleine Dörfer; und durch das weite zwey Stunden lange Moos, durch den großen Murtenwald, durch die Päſſe Arberg, Laupen und Gümmenen werden die Zugänge von Murten vortrefflich bedeckt; und zu unſerm Glück waren alle dieſe Päſſe und Zugänge noch in unſern Händen. Karl konnte die Belagerung nicht mit Sicherheit führen, und den Bernerſchen Entſatz und die Gemeinſchaft zwiſchen Bern und Murten nicht verhindern. Den 1. Jun. ließ Romont die Stadt auf pels, ſondern auch einige Abhandlungen über die Malerkunſt, und akademiſche Vorleſungen, welche leztere gedruckt ſind. Er ſelbſt ſchrieb das Leben ſeines Vaters, und dieſer Aufſatz zeichnet ſich ſowohl durch die feine Art, wie er ſeinen Vater beurtheilt, als auch durch die Beſcheidenheit aus, mit der er von ſich ſelber ſpricht. Sein Umgang wurde ſehr geſucht. Eine ungeheure Menge Briefe ſind der Beweis davon. Sonderlich war er der Liebling einer kleinen Cotterie, wo Talente, Kenntniſſe und Fröhlichkeit, ohne Eiferſucht, Stolz und Ausſchweifung beyeinander waren: Unter die Zahl ihrer Mitglieder gehörten die H. H. Coylus, Helvetius, Mirabeau, Marivaux, Mamſell Quinaut, Madam Marchand, und viele andere: ſie kamen wechſelsweiſe zu einem kleinen Abendeſſen zuſammen, das nicht mehr als funfzehn Livres koſten durfte. Coypel beſaß die Tugend einer edlen Freygebigkeit. Er ließ auf ſeine Koſten ein Haus, das bey einer Ueberſchwemmung niedergeriſſen worden war, weit bequemer und ſchöner aufbauen, ohne daß der arme Beſitzer deſſelben erfuhr, wem er dieſe Wohlthat zu verdanken habe. Er legte jährlich 2000 Livres von ſeinen Renten, zu milden Werken, in einem beſondern Beutel zurück, und bat den Herzog von Orleans, den Aufwand der Kutſche, die ihm dieſer Prinz hielt, zu Allmoſen anzuwenden. Der Herzog von Orleans ſchäzte ihn ungemein. Dieſer Prinz konnte die warmen Zimmer nicht leiden, wenn aber Coypel zu ihm kam, ſo befahl er allezeit, ſtark Feuer anzumachen, „denn, (ſagte er) er iſt froſtig!“ Eben dieſer Herr verfertigte ein Gedicht, zeigte es dem Künſtler, und frug ihn, ob er es drucken laſſen könne? Coypel war aufrichtig genug, „nein“, zu ſagen, und der Prinz zerriß es, und warf es ins Feuer.

der Morgenſeite ſtark beſchießen, aber ohne ſonderlichen Erfolg. Seine Kugeln von Stein thaten wenig Schaden. Er ſtand mit 15000 Mann auf der Seite gegen Bern, ſo daß ſein rechter Flügel beym Löwenberg an den See ſtieß, und Altavilla, nebſt einigen Meyerhöfen, in und hinter der Linie war, die ſich über den Adera-Rebhügel gegen Burg hinzog; vor dieſes Flügels Fronte befand ſich das, nur einen Büchſenſchuß von Murten, dicht am See gelegene Dorf Montillier; der linke Flügel dieſer Diviſion gieng in einem Haken bis an die waldigten Höhen, wo des Herzogs Heer anfing. Ohngefähr von Burg an lief die Fronte über die Felder und Rebberge um Murten, neben Greng weg, bis an Pfauen fort, wo ſich des Herzogs linke Flanke anlehnte. Des Herzogs Zelt ſtund auf einem der ſchönſten Hügel zwiſchen Murten und Gurwolf, von wo er ſein ganzes Lager überſehen konnte. Den 11. Jun. traf Karl ſelbſt im Lager ein, und betrieb nun die Belagerungsanſtalten auf das eifrigſte. Den 12. ließ er mir ſeine Ankunft melden, und mich zur Uebergabe auffordern, mit angehängter Drohung, mich und die ganze Beſatzung im Weigerungsfall aufhängen zu laſſen. Ich gab ihm ganz kurz zur Antwort: „Die „Thore von Murten wären, ſo lange ich die Ehre „hätte, Kommandant dieſer Feſtung zu ſeyn, nie geſchloſſen worden, um den Herzog von Burgund nach „Stand und Würden empfangen zu können; er ſollte „alſo nur kommen, es ſey zu ſeiner Aufnahme alles in „Bereitſchaft.“ Dies Kompliment war keine bloße Großſprecherey; denn in der That ließ ich, um dem Feind dadurch am empfindlichſten zu trotzen und den Muth der Beſatzung zu ſtärken, die Thore während der ganzen Belagerung, niemals, ſelbſt bey Nachtzeit nicht, ſchließen, ſondern die Oeffnung blos mit einer Kanone beſetzen. Selten gieng ein Tag vorüber, daß ich nicht einen oder mehrere Ausfälle hätte thun laſſen, in welchen über 1000 Burgunder ohne beträchtlichen Verluſt von meiner Seite erlegt wurden. Karl ließ mit jedem Tage ſein Kanonenfeuer verdoppeln; allein ſein Geſchütz taugte wenig, und ward ſchlecht bedient. Romont machte indeſſen doch drey anſehnliche Breſchen, die ich mit möglichſter Sorgfalt bey Nachtzeit wieder ausbeſſern ließ. Seine gerade ob dem Dorfe Montillier errichtete Batterie agirte mit dem größten Nachdruck, ungeachtet unſer Artillerie-Feuer einige ſeiner Kanonen unbrauchbar machte und die Konſtabler dabey erſchoſſen wurden. Karls Batterie obenher dem Dorfe Merlach that faſt gar keinen Schaden, und die gegen den See gerichteten Stücke, um die mit friſchem Volk oder allerley Nothdurft uns zukommenden Schiffe in Grund zu bohren, waren unnütz, weil dieſer Vorrath nur bey Nachtzeit über den See in die Stadt gebracht wurde. Karl hatte einen wichtigen Fehler begangen, daß er ſich nicht der Päſſe von Gümmenen und Jns zu bemeiſtern geſucht hatte. Jns, ein zwiſchen dem Neuenburger- und Murtner-See etwas ſeitwärts gelegener Paß in das Neuenburgiſche, diente trefflich dazu, die der Beſatzung in Murten geſchehenen Zufuhren an Kriegs- und Mundbedürfniſſen zu veranſtalten, und dieſelben bey der Nacht weiters übers Moos durchs Wiſteloch und über den See nach Murten hinein zu ſchaffen. Bey alle dem aber iſt keine Feſtung unüberwindlich; ſie muß ohne Entſatz endlich doch verlohren gehen. Bern, das raſtloſe Bern, ſchickte den 12. Jun. allenthalben ſeine Geſandten auf Flügeln der Winde aus, und ließ beſonders die Kantone um ſchleunige Hülfe bitten. Den 26. Jun. brachen die Schultheiſſen Niklaus von Scharnachthal und Petermann von Wabern mit 6000 Mann auf, beſetzten Gümmenen, und verſchanzten ſich bey St. Gines und der Gümmenenbrücke. Karl ward des begangenen Fehlers zu ſpäte gewahr, und ließ nun eilends 12000 Mann unter Anton von Burgund aufbrechen, um ſich dieſer beyden Päſſe zu bemächtigen. Ihr Angriff war hitzig, die Vertheidigung bernerſch. Hans von Hallwyl ſtand mit 2000 Mann bey St. Gines und focht wie ein Löwe. Der dortige Pfarrer zog die Sturmglocke an, verſammelte die benachbarten Landleute, ſtellte ſich an ihre Spitze, und gab ihnen ein ſolches Beyſpiel von Heldenmuth und Vaterlandsliebe, deß es den Burgundern unmöglich fiel, Schweitzer, welche Anführer hatten, wie Hallwyl und der Pfarrer von St. Gines, zu beſiegen. Bey der Gümmenen-Brücke gieng es ihnen nicht beſſer; ſie mußten ſich mit einem Verluſte von 600 Mann zurückziehen.

Den 19. Jun. rief Bern die beyden Schultheiſſen zurück, um für die Sicherheit der Hauptſtadt zu ſorgen, und übergab das Kommando ihrer Truppen dem braven Hans von Hallwyl, der zu ſeinem größten Vergnügen noch am gleichen Abend die Hülfsvölker von Luzern und Unterwalden anlangen ſah. Den 20. Jun. erſchienen auch die Truppen von Solothurn und Biel, welche ſich bey Arberg mit 1000 Mann Savoyarden ſchlagen mußten, davon ſie 400 zu erlegen ſo glücklich waren. Peter Wyttenbach von Biel that Wunder der Tapferkeit. Heinrich Matter wollte auch kein müßiger Zuſchauer ſeyn. Er ließ Heinrich Ditlinger mit 500 Mann zu Neuſchatel in Beſatzung, und eilte mit 2000 andern auf Gümmenen zu, wo er den 20. gegen Abend faſt zu gleicher Zeit mit der Eydgenößiſchen Beſatzung von Freyburg und 800 Freyburgern anlangte, eben als Hallwyl den Befehl gegeben hatte, mit der Armee aufzubrechen und noch bis Champagni zu marſchieren. Karl mochte Wind davon bekommen haben, und ließ daher noch am gleichen Abend Murten vier Stunden lang mit aller Wuth beſtürmen und beſchießen, ſo daß ich ſelbſt glaubte, wir würden uns müſſen unter dem Schutte ſeiner Mauern begraben laſſen; doch beſchloſſen wir, nicht ungerochen zu ſterben. Wider unſer Erwarten ließ Karl zum Rückzuge blaſen, und 1500 Burgunder lagen abermals in den Staub geſtreckt. Auch unſer Verluſt war beträchtlich. Meine bewaffnete Barken mußten meine Verwundeten, bey 200 Mann, nach Erlach transportiren und mir friſche Truppen, Proviſion und Munizion zurückbringen.

Waldmann war den 20. nach Bern gegangen, um ſeine Zürcher abzuholen. Dort war alles in der größten Beſtürzung. Die ganze Bürgerſchaft hatte die Waffen ergriffen, und wollte ausziehen, um Karln bey Murten zu verjagen. Waldmann bezähmte ihre unüberlegte Hitze. Ihre Verzweiflung wiegte er in Ruhe ein; durchaus wollte er nicht ſchlagen, bis auch ſeine Zürcher würden angelangt ſeyn. Endlich kamen dieſe den 21. Jun. Abends um 9 Uhr zu Bern an, müde und hungrig. Bey beſtändigem Regenwetter hatten ſie dennoch einen Marſch von 10 Stunden gemacht, und bedurften nun der Erholung und Speiſe. Die ganze Bürgerſchaft hatte lange auf ſie geharret; länger noch Waldmann. Alles war wache. Die Greiſen und Prieſter beteten in den Tempeln; das wehrloſe Geſchlecht der Weiber und Kinder bewirthete auf den beleuchteten Straßen zitternd die marſchfertigen Retter, welche Ulrich von Hohenſax und Hans von Breitenlandenberg anführten. Die hohen Officiere wurden vor den Häuſern Scharnachthal, Wabern, Ringoldingen, Erlach, Diesbach, Hallwyl, Müllinen, Stein und Bubenberg bey anderthalb Stunden lang mit allem bedient, was nur aufzutreiben war. Beim

Geſundheittrinken baten die drey gegenwärtigen Schultheiſſen, die alten Rathsherren, und die Damen, ihre Gäſte, mit Thränen in den Augen, nicht zu vergeſſen, daß ſie Freunde und Bundesgenoſſen zu beſchützen hätten *). So wie die Tafel aufgehoben wurde, mitten in der ſtockfinſtern Regennacht, ſchrien die Obriſten: Ins Gewehr! Marſch! Ins Gewehr! — Marſch! ertönte es von Kompagnie zu Kompagnie in allen Gaſſen; und in wenigen Minuten ſtanden ſie da, die Kriegsgötter, um den Donner mit ſtarker Hand unter die Burgunder zu ſchleudern. Sie wurden zur Aufmunterung von Frauen und Töchtern mit einem Ehrentrunk und Segensküſſe verabſchiedet. Die durch Speiſe und Wein geſtärkten Truppen waren ſo muthig und aufgeräumt, daß ſie unter lautem Jubel und dem Geſang ermunternder Kriegslieder die Stadt verließen. Waldmann war nun an der Spitze. Zu Gümmenen ließ er noch die Frühmeſſe leſen; dann verſchlang ſein Heer das Morgenbrod, trank den St. Johannisſegen, und rückte den Berg hinan in das Eydgenößiſche Lager bey Ullmitz und Salvenach, das Hallwyl Tags vorher mit ſeiner Armee bezogen hatte. Ihm überlaſſe ich die Beſchreibung der blutigen Scene, bey welcher er eine ſo wichtige Rolle geſpielt hat.

---

*) Eine ſehr ſchöne Darſtellung dieſes rührenden Auftritts von dem geſchickten Zürcher Künſtler, Heinrich Freudweiler, iſt, ſo viel ich weiß, in einem Privatkabinette in Bern aufgeſtellt.

Hans

Hans von Hallwyl an die Patrizier der Stadt und Republik Bern.

Den 21. Jun. nachdem ich mich der Stadt Murten in etwas genähert, und ein Lager bey Champagni bezogen hatte, erhielt ich noch beträchtliche Verſtärkungen. Der Graf von Grierz langte ſchon frühe Morgens mit 600 Mann, und gleich nach ihm Wilhelm Herter von Straßburg mit 1000 Mann Kavallerie, 400 Schützen und 80 Konſtablern an. Er hatte ſeine Straße über Baſel, Solothurn, Biel, Nidau und Arberg genommen, und zu Nidau 40 Kanonen eilends abführen laſſen, die er mit ſich brachte, und deren ich in der That ſehr bedurfte. Ihm folgten Herrman von Eptingen mit 800 Reutern und 200 Schützen; ferner Arnold von Rotberg mit 1200 Baslern, davon 50 Konſtabler waren; desgleichen die Grafen Oswald von Thierſtein und Ludwig von Oettingen mit 2000 Reutern und 1000 Schützen, und endlich noch 4600 Mann St. Galler, Appenzeller, Schaffhauſer und Rothweiler. Erſt gegen Abend veränderte ich meine Stellung und bezog ein Lager bey Ulmitz und Salvenach, wo ich die 3500 Mann ſtarken Hülfstruppen von Uri, Schweitz, Unterwalden, Zug, Glarus, Utznach Gaſter und Sargans, und 5000 Mann Zürcher, Thurgäuer, Badner, Bremgartner, Mellinger und Freyämtler noch erwarten wollte, davon jene wirklich bey Anbruch der Nacht, dieſe aber den folgenden Morgen ſich mit mir vereinigten. Wenn Karl klug geweſen wäre, ſo hätte er uns, ehe dieſe Vereinigung geſchehen war, den 20. oder 21. Jun. mit ſeiner ganzen Macht angreifen ſollen, und wir würden ihm ſchwerlich haben widerſtehen können, oder doch erſtaunlich geſchwächt worden ſeyn; allein einige ſeiner treuloſen Generale wiegten ihren Herrn in Sicherheit ein, und ließen ihn Fehler begehen, die er, ohne ſie, ſich ſelbſt überlaſſen, nie würde begangen haben. Drohende Zettel flogen zwar an Pfeilen häufig in die Stadt; allein ein Mann wie Bubenberg verachtete ſolche Kindereyen, und kannte ſeine Kräfte und Rettungsmittel zu gut. Unſer Heer ſtand nun den 22. Jun. in einer hüglichten und buſchigten, von dem Biberen-Flüßchen durchſchnittenen Gegend, zwiſchen Ulmiß und Gümmenen. Es hatte viele und dichte Holzungen vor, und die Sane etwas weiter links neben und hinter ſich; es poſtirte ſich dem Feinde ziemlich nahe, und dem Romontiſchen Korps gerade im Rücken. Noch war die Sonne nicht am Horizont empor geſtiegen, doch erblaßten allmählig die Sterne, die nur hie und da mit funkelndem Glanze die ſchwarze Nacht erleuchtet hatten; ſie erloſchen und verſchwanden ins Unermeßliche; die ganze Natur erwachte wie aus einem tiefen Schlummer; mit friſchem Grün glänzte Gras und Laub, als wäre es neu hervorgeſproſſen; in Oſten röthete ſich der Himmel, der aber bald mit grauen dickem Nebel bedeckt ward; unſer zwar leiſe Tritt im blinkenden Thau weckte die Sänger des Tages im Schatten ſchauervoller Wälder; auf die Spitzen der höchſten Berge ſtellte der Morgen ſein goldnes Panier; es bohrten die Regenwürmer ſich wieder in die Erde hinein, voll Furcht von den geflügelten Bewohnern des Hains erbeutet zu werden; Dohlen und Kräben flogen zum Acker ſich Atzung zu ſuchen, als Waldmann mit ſeinen Zürchern und Herzog Renat von Lothringen mit 400 Reutern anlangten und unſern Muth noch mehr belebten. Auf der Stelle ward der Kriegsrath zuſammenberufen, um zu entſcheiden, was nun zu thun ſey. Dieſer beſtand aus dem Herzog Renat von Lothringen und ſeinen Hauptleuten Graf

von

ven linanges und von Bitſch; dem Grafen von Thierſtein, von Oettingen und von Grierz; dem Freyherrn Ulrich von Hohenſax; Johann Waldmann, Hans von Breitenlandenberg, Sigismund von Grieſen, Marx Röuſt und Felix Keller von Zürch; dem Venner Rudolf von Speichingen, Wilhelm von Diesbach, Ritter Heinrich Matter, Georg von Stein, Bartholomäus May, nebſt mir, von Bern; dem Schultheiß Kaſpar von Hertenſtein, und Arnold Segeſſer von Baldegg von Luzern; dem Freyherrn Jakob Arnoldi von Spiringen, und dem Freyherrn Andreas von Beroldingen von Uri; Konrad Ab-Yberg und Rudolf Reding von Schweitz; den Landammann Rudolf Zimmermann und Ulrich von Büren von Unterwalden; Hans Spiller von Zug; Freyherrn Hans von Tſchudi von Glarus; dem Schultheiß Ulrich Byß und Konrad Vogt von Solothurn; Jakob Fegelin und Rudolf von Wulpens von Freyburg; Rudolf Giel von Glattburg aus der Abtey St. Gallen; Hans Schurpf, Bürgermeiſter von St. Gallen; dem Landammann Ulrich Tanner von Appenzell; dem Ritter Arnold von Rothberg von Baſel; dem Maier von Biel, Benedikt von Römerſtahl; dem Bürgermeiſter Ulrich von Trulleren, von Schaffhauſen; Herrmann von Eptingen aus dem Biſthum Baſel, und Ritter Wilhelm Hertern von Straßburg.

Faſt einhellig beſchloß der Kriegsrath, noch heute den Herzog anzugreifen; und zwar nicht den uns nahe ſtehenden, weit ſchwächern Grafen von Romont, ſondern Karin ſelbſt, jenſeits Murten, um ihm den Rückzug abzuſchneiden und ihn ganz aufzureiben. Waldmann und ich behaupteten: Man müſſe die Burgunder nicht allein beſiegen, ſondern vernichten, weil ſie ſonſt immer wieder kämen und uns neuen Gefahren ausſetzten. Ein ſolcher Schlachtplan war von der gröſten Art, und, aller Schwierigkeiten ungeachtet, wie die Folge zeigte, möglich auszuführen. Von dem Rückzuge nach Payerne und Milden abgeſchnitten, ſollte den Burgundern bloß die Wahl bleiben, durchs Schwerdt zu fallen, oder ſich in den See zu ſtürzen. Karls beyde Flügel, oder vielmehr die äuſſerſten Krümmungen der halben Mondslinie, die ſein Heer bildete, ſollten zu gleicher Zeit angegriffen, und auf ihren Mittelpunkt geworfen werden; wo denn Unordnung und Sieg die gewiſſen Folgen waren, wenn wir dies bewerkſtelligen konnten. Dieſer kühne Rath gab Waldmann den Befehlhaberſtab des ganzen Heeres, und mir das Kommando der Vorhut. Johann Waldmann verdiente dieſe Ehre in mancher Betrachtung. Er hatte ſchon vielfältige Proben ſeines Heldenmuthes und ſeiner Kriegserfahrenheit abgelegt. Er half i. J. 1460 dem Kurfürſt Friedrich von der Pfalz, genannt der böſe Fritze, den ehrenvollen Sieg bey Neckerheim erfechten, und ermunterte den zaudernden Kurfürſten mit den Worten zum Angriffe:

Heut, Herr! ob Gott will, ſieget ihr
Durch Schweitzer Treu und Muth;
Und eh' wir weichen, eher ſinkt
Von uns der Letzt' ins Blut.

Unſere Anſtalten zum Treffen waren folgende. Das Haupttreffen von ohngefähr 14000 Mann beſtand aus den Truppen von Zürch, Uri, Unterwalden, Baſel, Schaffhauſen, Appenzell, Abt und Stadt St. Gallen, Rothweil, Thurgau, Baden, Bremgarten, Mellingen, und 2000 Mann von Bern unter Wilhelm von Diesbachs Kommando. Waldmann und Herter bekleideten die Oberbefehlshaberſtelle; und unter ihnen kommandirten der Freyherr von Hohenſax und Hans von Breitenlandenberg. Alle Fahnen der ganzen Armee befanden ſich bey dieſem Haufen, und Spieße und Hellebarden beſchützten dieſelben. Ich, und unter mir der Ritter Matter und Rudolf von Wuipens kommandirten die Vorhut, welche aus 7500 Mann Bernern, Freyburgern, Bielern und Leuten aus der Grafſchaft Grierz beſtand, und davon 1000 Mann Freywillige ausgeſchoſſen wurden. Georg von Stein, Jakob Fegelin und Benedikt von Römerſtal kommandirten unter uns. Die Hälfte der Artillerie kam zwiſchen dieſe beyde Treffen zu ſtehen, und ſollte beſonders von den Freywilligen gedeckt werden. In der Schlacht ſelbſt ſollten wir den rechten Flügel formiren.

Unſere Nachhut, oder der linke Flügel, war eben ſo ſtark als die Vorhut, und ſtand unter dem Befehl des Schultheiſſen Kaſpars von Herkenſtein. Unter ihm kommandirten Rudolf von Reding und Hans von Tſchudi, und die Hauptleute Arnold Segeſſer von Baldegg, Konrad Vogt und Landamman Spiller. Der Haufen beſtand aus den Truppen von Luzern, Schweiß, Zug, Glarus, Solothurn, Sargans, Uznach und Gaſter.

Die 2000 freyen Knechte, oder Freywillige, wurden von Petermann von Wabern, unſers Schultheiſſen Sohn, und Bartholomäus May angeführt. Dieſer bedeckte die Artillerie auf dem linken, jener aber auf dem rechten Flügel.

Die Kavallerie kam auf beyden Flügeln zu ſtehn. Der Herzog von Lothringen kommandirte den rechten, und unter ihm die Grafen von Oettingen, von Linanges, und von Bitſch; der Graf von Thierſtein den linken, und unter ihm der Graf von Grierz und der Freyherr von Eplingen.

Eine ähnliche Anekdote von dem Herzog von Orleans, dem Regenten, gegen **Anton Coypel**, dem Vater, verdient hier noch zum Schluß angeführt zu werden. Der Regent wuſte, daß Coypel, einiger Verdrießlichkeiten wegen, geſonnen war, einen Ruf nach England anzunehmen. Er fuhr alſo an einem Morgen, ganz allein, ohne Gefolge, in einem Fiacre, vor ſeine Thür, und ließ ihn, unbekannterweiſe, herunterrufen; „Steigen Sie ein, redete er den Künſtler an, der über dieſe Erſcheinung ganz verblüfft war, wir wollen zuſammen ſpatzieren fahren; Sie ſind verdrießlich, und ich will verſuchen, ob ich Sie aufgereimt machen kann.“ Man kann leicht denken, daß dieſer Zug Coypeln Verdruß und England vergeſſen machte.

IX.

Kunſtnachrichten.

Betrachtungen über verſchiedne Gemälde, in Briefen.

Aus dem Däniſchen überſezt. *)

Aber warum konnten Sie auch nicht in die Stadt kommen, ſo lange die Gemäldeausſtellung **) währte? Ich kenne Ihr warmes Gefühl für ſchöne Werke der Kunſt, und hätte Sie ſo gerne bey mir gewünſcht, als

---

*) S. Det Almind. Danſke Biblioth. N. 2. 1778.

**) Bey der Königl. Däniſchen Maler⸗ Bildhauer⸗ und Baukunſt⸗Akademie.

Um 5 Uhr gieng der Kriegesrath aus einander, und in Zeit von 3 Stunden. konnte erſt die ganze Armee, nach eben erwähnter Ordnung, formirt werden, die aber voller Muth und Feuer war. Nie war wohl bey einer Armee der Durſt nach einem Treffen größer, als wie diesmal bey der unſrigen. Der Dämon des Sieges ſchien das ganze Heer begeiſtert zu haben. Alle übrigen Leidenſchaften waren in dieſem Augenblicke dem Haſſe der Burgunder untergeordnet. Der Officier und der Gemeine beſchloſſen, keinem Burgunder in der Schlacht Pardon zu geben.

Während dem ſich das Heer in Schlachtordnung ſtellte, ſchlug der Graf Oswald von Thierſtein vor der Front des Heeres 150 Edelleute zu Rittern, und weihete ſie damit gleichſam im Angeſicht der Armee dem Tode. An der Spitze derſelben ſtand der Herzog Renat von lothringen. Edel und kraftvoll war ſein Wuchs, raſch und feſt ſein Gang, frey ſeine Stirne, feuerſprühend ſein Auge; unter den vollen rothen Backen kräuſelte ſich ſanft und weich der junge Bart. „Edle Männer!“ redete ſie der Graf von Thierſtein an, „Schamhaftigkeit ſey euer Schild, „die Zucht euer Wappenrock, Milde eure Feldbinde, „Muth euer Speer, ein Friedensſtifter euer Schwerdt, „Biederlob euer Mantel, und euer Helm ein Panier, „wohin die Bedrängten ſich retten. Ehret Gott durch „Biederkeit. Zittert vor keinem Menſchen. Seyd „ganz was ihr ſeyn könnt. Wenn der Unterdrückte „euch durch Seufzer anredet, ſo antwortet durch „Rath und That. Fliehet keinen Feind, nehmt dem „Ueberwundenen das Schwerdt, nie die Hand mit „der ers führte. Haltet immer, was ihr verſprechet. „Drohet nie, ſchlaget! Laſſet eure Worte feſt in „euerm Herzen ſtecken, los euer Schwerdt in der

„Scheide. Höret Worten; glaubet nur Thaten. „Opfert euer Leben nicht muthwillig auf; mit demſelben „verliert ihr Kraft und Gelegenheit Gutes zu thun dem „Vaterlande. Dringet trotzend in die dichten Haufen „der Feinde. Spottet des Todes nur im Taumel der „Schlacht und greifet ſtets nach dem Palmzweige des „Sieges!“ — Mit einer Stimme antworteten wir alle: „Herzensreinheit ſoll unſer Panzerſchurz ſeyn; dieſes „Schwerdt die gerechte Sache, unſer Helmſchmuck „Bruderliebe, unſere Handſchuhe Aufrichtigkeit und „Treue, unſer Wappen das Bewußtſeyn erfüllter Pflichten!“ — Unter der Menge dieſer tapfern Männer zeichneten ſich an dieſem blutigen Tage **Waldmann, Keller, Scharnachthal, Wabern, Renat** und **Diesbach** am meiſten aus; und auch **Bubenbergen** und mir ließ man Gerechtigkeit wiederfahren.

Dieſer höchſt denkwürdige Tag, wo Menſchenblut wie Waſſer floß, wo der gänzliche Untergang zweyer großer Heere auf dem Spiel ſtand, und wo der Krieg Anfangs wandelbar und ungewiß war, fiel auf einen Samſtag; und gerade an dieſem Tage hatten unſere Väter das Treffen vor Laupen gewonnen. Der gemeine Mann hielt dieſes für eine gute Vorbedeutung, ſo wie die Flucht der Burgundiſchen Hunde, die ſich mit den unſrigen in einen Kampf eingelaſſen hatten. Ich benutzte dieſen Umſtand ſo gut wie möglich war, um den Muth meiner Leute noch höher zu ſpannen; ich eilte von Haufen zu Haufen, und redete die ſchlachtbegierigen Krieger alſo an:

„Wackere Streiter, lieben Freunde und Brüder! „Es ſind heute gerade 137 Jahre verfloſſen, daß eure „Voreltern bey Laupen ein zahlreiches Heer ſtolzer „Feinde beſiegten, welche die Schweitzer aufzureiben „und ihrer Freyheit Zernichtung drohten. Ihr werdet „heute den ruhmvollen Fußſtapfen eurer heldenmüthigen

„Väter folgen; davon bin ich feſt überzeugt. Sehet
„dort das zahlloſe Heer barbariſcher Feinde, welche nicht
„nur treuloſer Weiſe eure Brüder bey Brie und Grandſon
„auf die grauſamſte Art hingerichtet, ſondern auch
„Euch mit einem ähnlichen Schickſale bedrohen, und
„Euch, eure Weiber und Kinder zu Schlachtopfern
„ihrer Grauſamkeit beſtimmt haben. Eure Kinder
„werden unter der Geiſſel der Sklaverey ſeufzen müſſen,
„und euer Leben wird in der Willkühr eines gekrönten
„Ungeheuers ſtehen. Wollüſtlinge werden eure Pfaffen
„ſeyn, Räuber eure Richter, Knaben eure Vorgeſetzte,
„Meuchelmörder eure Rittersleute. Ehrenzeichen wird
„der Laſterhafte tragen, und am Galgen der Biedermann
„ſterben. Romont wird euch Feſſeln anlegen,
„ſein Schwerdt wird die Edelſten des Landes freſſen;
„euer Schweiß wird ihn mäſten, euer Blut wird er mit
„langen Zügen trinken; und euer Seufzen wird ihm
„Geigenſchall ſeyn, wenn er mit ſeinen Huren tanzen
„will. Und ihr, Jünglinge, die ihr nach geendetem
„Kriege in die Arme euer ſchmachtenden, für euch betenden
„Bräute zurückzukehren geſchworen habt, ſollet
„ihr ſie dieſen geilen und viehiſchen Burgundern zum
„Raube überlaſſen wollen? Schon bey Grandſon habt
„ihr die Treuloſen beſtraft; mit Gottes Hülfe haben
„wir ſie dort beſiegt; laßt uns Gottes Beyſtand aufs
„neue kniend erbitten, und der Herr wird mit uns
„ſeyn!“

Alles warf ſich nun auf die Kniee nieder, und betete mit Andacht. Auf einmal öffneten ſich die dicken um uns ſchwebenden Nebel, die Sonne glänzte in ihrer ganzen Pracht an dem azurfarbnen Himmel, und warf ihre erwärmenden Strahlen auf unſer betendes Heer. Der Bogen, der mit tauſend Farben glänzend, in der finſtern Wolke ſchimmert, wo kurz zuvor der Donner rollte, verbreitet nicht mehr Ruhe über die Natur, und

Freude in die Seele des furchtſamen Landmanns, als dieſer Sonnenblick in die Herzen aller Beter. Hurtig ſprang ich auf, und rief: „Seht ihrs' Brůder! Gott will ſich unſer annehmen! Der Himmel zeigt ſich uns günſtig. Stehet auf, ſchlaget die Henker, die eure Brüder zu Grandſon erwürgten. Seyd tapfer und unerſchrocken, ihr Junggeſellen! damit nicht eure Bräute dieſen ſchädlichen Walchen zu Theil werden. Ihr fechtet und ſterbet und ſiegt fürs Vaterland. Seyd gefaßt, ſeyd einig, ſo werden eure Feunde weichen müſſen. Einigkeit, Mäßigung, Tapferkeit, und ruhige, unerſchütterliche Entſchloſſenheit, dieſe allein können uns das Vaterland retten. Kommt dem Feinde zuvor.' Erwartet nicht ſeinen Angriff. Im Siege werdet nicht läßig, bis das Ziel, Zernichtung der feindlichen Armeen, erreicht iſt. Unterliegen werdet ihr nimmer, wenn ihr ſtreitet wie eure Väter bey Laupen. Ihre Waffen krönte die Vorſehung mit Sieg und Heil für die Nachkommen!“ Ein lautes Freudengeſchrey erfüllte die Luft. Die Trommelſchläger und Pfeifer und Harſchhörner gaben das Zeichen zum Angriff. Jeder unſerer Krieger lechzete mit dürrer Zunge nach Rache. In jeder Bruſt tobte lodernde Ungeduld, den Feind zu faſſen, und ſeine Seele auf eine vom Bliz des Himmels geröthete Wolke zu ſchleudern.

Vergeſſen muß ich es nicht zu ſagen, daß, als wir uns bey Münchenweiler rechts geſchwenkt, und uns in Schlachtordnung geſtellt hatten, der Graf Oswald von Thierſtein, Graf Ludwig von Oettingen, der Herzog Renat von Lothringen, der Ritter Herter und andere Häupter der deutſchen Truppen, welche die vortheilhafte Stellung und Ueberlegenheit des Burgundiſchen Heers betrachtet hatten, zu viel zu wagen glaubten, und ſich durch Schlagung einer Wagenburg mehrern Vortheils zu verſichern vermeinten. Die Menge des groben Geſchützes, das auf Anhöhen hinter Hecken und Hölzern ſtehende Lager, und die zahlreiche Reuterei ſchreckte ſie ab, und ſie hofften, Karl werde ſein vortheilhaftes Lager verlaſſen, und ſie ſelbſt angreifen. Sie ließen dies den Schweitzerſchen Befehlshabern durch den Ritter Wilhelm Herter von Straßburg vorſtellen; allein die Nothwendigkeit eines ſchleunigen Entſatzes von Murten leuchtete uns zu gut ein; uns war mit fernerem Verzug nicht gedient. Der Venner Felix Keller von Zürch antwortete kurz in unſer aller Namen: „Wir Eydsgenoſſen haben von unſern Altvordern gelernt, dem Feind, wo und wie ſtark er auch „ſey, unter die Augen zu treten, ihn anzugreifen, und „zu ſchlagen; wenn nun die edeln Deutſchen, als „tapfere und unverzagte Leute, ein gleiches zu thun geſonnen ſind, ſo wollen wir zuſammen Leib und Gut „daran ſtrecken.“ Herter ſah' den wohlgemeinten Sinn dieſer beherzten Rede bald ein, wandte ſein Pferd, kehrte zu den deutſchen Reiſigen zurück, und ſtellte ihnen die Entſchloſſenheit der Schweitzer ſo triftig vor, daß ſie kein Bedenken mehr hatten Karlſt anzugreifen.

Dieſer hatte unſern Anzug gegen die Mitte und den linken Flügel ſeines Heeres noch frühzeitig genug vernommen, um Gegenanſtalten zu treffen. Damit Bubenberg unſern Entſatz nicht durch einen lebhaften Ausfall begünſtigen könnte, ließ er die Stadt unaufhörlich beſchießen. Seine ganze Armee änderte die Front; und der linke Flügel wurde zum rechten, weil wir ihn im Rücken angriffen. Der rechte Flügel kam ohnweit Pfauen zu ſtehen, und das Geſchütz wurde auf der ganzen Front vertheilt, beſonders aber gegen einen Buchwald gerichtet, aus welchem wir hervorkommen mußten. Karls Engliſche Leibwache, und ſeine zwar mißvergnügten Niederländer, machten den Kern ſeines Heeres aus, das er von dem Hügel ohnweit Gurwolf, auf welchem ſein Zelt ſtand, ganz überſehen konnte. Er eilte von Haufen zu Haufen, und machte als ein erfahrner Feldoberſt die beſtmöglichſten Anſtalten. Seine ganze Front war in dieſer Stellung durch Holzung, Graben, Hecken und Hohlwege wohl bedeckt. Dergeſtalt erwartete er unſern Angriff. So wie ich mit der Vorhut ſeiner Armee mich näherte, und gerade durch den Buchwald auf einen dichten Lebhag, der mit 40 Kanonen bedeckt war, losgieng, gewahrte ich bald, daß mir die Wegnahme dieſer Batterie zu viel Blut koſten würde; denn ſie empfing uns mit einem Kanonenfeuer, als noch nie eins auf dem Element der Erde erlebt worden war. Vierzig Kanonen ſtanden hier auf einen Punkt gerichtet, und ihre Feuerſchlünde ſprüheten unaufhörlich Tod und Verderben. Es war ein Bild der Hölle, die ſich zu öffnen ſchien, ihren Raub zu empfangen. Noch ehe wir dieſen Raub ins Auge faſſen konnten, fielen die Wipfel und Aeſte der Bäume von den Kugeln zerſchmettert auf unſere Häupter. Das Brüllen der Kanonen wiederhallte gräßlich durch den Wald. Es waren gleichſam Poſaunen des Todes. Ich warf mich mit der Haſtigkeit eines Buhlers, der verlorne Augenblicke für verlorne Glücksjahre hält, rechts in einen hohlen Weg, um dieſer Batterie in die Seite zu kommen; welches mir auch ſo wohl gelang, daß in Zeit von einer halben Stunde die feindlichen Konſtabler erſtochen und die Kanonen in unſerer Gewalt waren. Unſere Freywillige beſonders thaten Wunder der Tapferkeit. Sie kehrten das Geſchütz hurtig um, und beſchoſſen damit die in mehreren Treffen aufmarſchirten Burgunder mit ſo guter Wirkung, daß unſer Haupttreffen die erſte Linie ab dem Gurwolf-Rebhügel ins freye Feld warf, und mit ſeinem Geſchütz nachdrücklich unter die ſchon halb verwirrten Feinde ſpielte. Petermann von Watern hatte dazu den Weg gebahnt, und meine Leute ſchleppten mit unglaublicher Mühe unſere Artillerie über die Graben, und warfen die Burgunder ſo ſchnell über den Haufen, daß ſie kaum den Troſt genoſſen uns zu ſehen, und fechtend zu ſterben. Unſere Kavallerie, welche ſich im Murtner Holze hatte trennen müſſen, langte nun auch in der Ebene an, und ſetzte ſich auf beyden Flügeln.

Der bey Grandſon klüger gewordene Karl lernte aus dieſem Angriffe, mit was für Kriegern er zu thun hätte. Er war in dieſem Augenblick unentſchloſſen, ob er nicht ſein wohl befeſtigtes Lager beziehen und dort unſern Angriff erwarten ſollte. Während dem ſich ſeine geſchlagene Truppen wieder formirten und aus dem Lager friſche Artillerie herbey ſchafften, hielt er vor der Front ſeiner Armee einen Kriegsrath. Mit blaſſem Angeſicht, flammendem Zorn im Auge, und zitternd vor Wuth, ſtand er mitten unter ſeinen Generalen, wie eine erhabene Eiche, die vom Donner gerühret ihre Zweige ſchüttelt und noch zu zittern ſcheint. Der Baſtard Anton von Burgund, der Graf von Ravenſtein und der Prinz Oranien waren der Meinung, man ſollte ſich ins Lager zurückziehn; der Markgraf Philipp von Hochberg und Philipp von Crevecoeur hingegen hielten dies im Angeſicht eines ſo fürchterlichen Feindes für ſehr gefährlich, und lieſſen ihn beſonders bemerken, daß dergeſtalt ihm ſeine Reuterei ganz unnütz ſeyn würde. Dies verleitete Karln, unſern Angriff auf der Stelle, wo er ſich befand, zu erwarten. Seine Schlachtordnung lief von Courlevon bis Grain, und hatte den See im Rücken. Der Prinz von Oranien und Crevecoeur übernahmen das Kommando des Haupttreffens; der Baſtard von Burgund und der Graf von Ravenſtein befanden ſich an der Spitze des linken, ſo wie der Graf Friedrich von Tarent und der Herzog von Sommerſett an der Spitze des rechten Flügels, wo ſich Karl ſelbſt mit dem Kern ſeiner Kavallerie poſtirt hatte. Erſt nach 12 Uhr thaten wir den zweyten Angriff. In der Ebene, wohin wir, einem Waldſtrome gleich, herabſtürzten, entſtand nun ein hitziges Gefecht. Hoher Muth und raſche Kampfgier trieb die Männer, der ſcharfe Sporn der Reuter die Roſſe, immer näher an einander. Des Herzogs Engliſche Garde, welche der in Karls Gemahlin verliebte Herzog von Sommerſett, ihr zu Gefallen, in ſeinen Koſten angeworben hatte, und 300 Mann Deutſche unter dem Hauptmann Blaarer von Conſtanz, hielten uns nicht nur eine Zeitlang auf, ſondern trieben uns ſogar um etwas zurück; allein wir ermannten uns bald wieder, verdoppelten den Anfall mit größerer Kraft, hieben dieſe tapfern Leute in einem Augenblick zuſammen, und gewannen nun das freye Feld. Jetzt zerſtoben die Lanzen, es fielen die Schwerdter auf die Harniſche wie Schmiedehämmer auf glühendes Eiſen, daß Funken und Späne umherflogen, und die Roſſe ſich hoch auf bäumten. Unter dem Streich der ſtarken Hände knirſchten die Rücken, und der naſſe Schweiß lief von den Gliedern herunter; viele Striemen mit ſtockendem Blut entſchwollen den Seiten und den Schultern. Es war wirklich die höchſte Zeit, daß unſere Infanterie die Burgundiſche übern Hauſen warf; denn die fünfmal ſtärkere feindliche Kavallerie griff die unſrige von vornen und in der Seite zugleich an, und nöthigte die Grafen von Thierſtein und Grierz in die Flucht. Dem Herzoge von Lothringen, der ſich ſelbſt herzhaft aller Gefahr ausſetzte, und ſich heldenmäßig gegen den Baſtard von Burgund vertheidigte, (die, zween Steinen gleich, welche, aus der Schleuder von ſtarken Händen geſchwungen,

gen, durch die Luft ziſchen und gegen einander preſſen, zuſammentrafen), ſtand das nämliche Schickſal bevor, wenn ich ihm nicht in dieſem kritiſchen Augenblick zu Hülfe geeilt, und mich mit einem Theile der Vorhut zwiſchen ihn und ſeinen Gegner geworfen, und den heftigen Anfall des letztern ausgehalten hätte. Wie tauſend Wellen gegen die Felſen rollen, ſo kam die burgundiſche Kavallerie heran: wie ein Fels tauſend Wellen empfängt, ſo empfingen wir Berner die Burgunder. Petermann von Wabern kanonirte noch obenein dieſe Kavallerie auf das glücklichſte, und nöthigte ſie zum Rückzuge, ſo daß Renat Luft bekam, und nun ſeiner ſeits von meiner Infanterie unterſtützt, auch den Grafen von Ravenſtein abprellen ließ. Dies Manöver meiner Truppen entſchied eigentlich den Sieg, der ſich um 2 und ein halb Uhr für uns nicht mehr zweifelhaft erklärte. Die burgundiſche Reuterei gerieth nun in Verwirrung, und ſchaarenweiſe begab ſich die Infanterie gegen Wiſlisburg auf die Flucht. Ueberall herrſchte jetzt ein wildes Getümmel; zerriſſen waren die Glieder; Fußknechte und Reiter, Freunde und Feinde durch einander gemengt; alle waren mit der Blutarbeit beſchäftiget; keinen kümmerte ſein Nebenmann, nur der den er vor ſich ſah. Karl ſah aus, als hätte er dem Teufel geholfen das Höllenfeuer ſcheuern; er wälzte die Augen, als einer der am Strange baumelt, und ſchnaubte wie ein Roß, wenn es Trompetenhall hört. Vom Grimme ſchäumend ließ er immer neue Haufen anrücken. Er friſchte die Weichenden mit Worten und Thaten an. Allein alle ſeine Bemühungen waren umſonſt. Der Herzog von Sommerſett jagte zwar mit 400 Mann Engländern und Flammändern die Grafen von Grierz und Thierſtein zum zweytenmale bis an das Murtner Holz; allein Karl ließ ihn abrufen, um die fliehende Infanterie zu decken. Er that wirklich ſein Möglichſtes, und kämpfte wie ein Löwe. Jetzt ſtieß er auf den Ritter von Diesbach, und zwiſchen beyden begann ein ſchrecklicher Kampf. Es trafen ihre Schwerdter ſenkrecht Harniſch und Helme, und ließen tiefe Furchen zurück. Nägel ſprangen ab, Schienen platzten auf, Keuchen ſchallte aus den Viſiren hervor. Keiner wich einer Hand breit. Zerſplittert waren beyde Harniſche und Helme, matter und flacher wurden ſchon die Hiebe; mehrere Blößen wurden gegeben, und weniger genutzt. Der Schweiß ſtand wie Thautropfen auf ihren Stirnen; der halbgeöffnete Mund lechzte nach Labung; ihre Augen glichen verlöſchenden Fackeln; da traf eine Kugel von weitem her den brittiſchen Helden und ſtürzte ihn zu Boden. So wie er fiel, war auch der Muth ſeiner bisher ſieghaften Truppen dahin; ſie ſuchten ihr Heil in der Flucht. Kaum hatte ich den Baſtard von Burgund zurückgejagt und den Herzog von Lothringen gerettet, ſo kletterte ich voll kriegeriſcher Wuth über die Leichenhügel der Erſchlagenen, als ob es Erdhaufen wären; und wie ein Löwe, nachdem er ſeine Beute zerriſſen, noch ergrimmt fortbrüllt, ſo waren meine Krieger noch von Wuth entbrannt; ihr flammendes Auge, ihr keuchender Athem, ihr raſcher Tritt, jeder Schwung ihres Schwerdtes bezeichnete Rache; ſie ſchonten keines Burgunders. Hier quollen unter ihren Hieben nur Funken, dort Blutſtröme aus den Harniſchen hervor; mit ſtarkem Arm riſſen ſie die Reuter vom Pferde, wanden ihnen die Waffen aus den Händen, und ſchmetterten ihnen den Helm von der Stirne, da dann ein einziger Hieb gewöhnlich ihr Leben endete. Wir riefen: Sieg! und dieſer Ruf erſchreckte die Feinde noch mehr. Sie flohen. Doch auch uns bluteten tiefe Wunden.

ich mich im Gemäldeſaal umſah. Niemals bin ich noch ſo glücklich geweſen, eine ſolche Geſellſchaft zu haben, und Sie wiſſen wohl, was jene franzöſiſche Dame ſagte, daß man das Schöne, das Gute niemals vollkommen genießt, wenn man nicht jemand hat, zu dem man ſagen kann: Wie gut, wie ſchön iſt das! — Es verſteht ſich, daß ich aber nicht darauf ausging, dieſen Spruch dort anzubringen; denn dazu war Gelegenheit genug; ich fand genug Gaffer, qui ſe regardaient l'un l'autre au nez, après avoir fait un grand Ah! aber ihre Bewunderung ſchwebte auch nur auf den Lippen. Hier ſende ich Ihnen ein Verzeichniß, aus dem Sie finden werden, welche Stücke dort zu ſehen waren, und nun will ich Ihnen ſagen, was ich geſehen habe. Sie wiſſen, daß ich, für meinen Theil, der Malerey den Vorzug vor den andern Künſten einräume; dieß iſt mein eigner Gout — Geſchmack, dünkt mich, paßt hieher nicht — der ohne Zweifel daher rührt, daß ich von Jugend auf viele gute Schildereyen, und hingegen nur ſelten vortrefliche Arbeiten in den andern Künſten geſehen habe. Wieder finde ich in meiner Lieblingskunſt den meiſten Gefallen an Hiſtorienmalerey, und mache deswegen in meiner Erzählung den Anfang mit demjenigen, was ich in dieſem Fach geſehen habe. Zuerſt alſo von den drey großen Stücken des Herrn Prof. **Mendelberg.**

Das eine ſtellt die für Troja ſo unglückliche Schlacht vor, in der Achilles fiel. Auf linker Hand Patroclus ganz entkleideter Leichnam, von zwey Soldaten getragen; ein ſchöner junger Leichnam, noch mit einem kleinen Reſt von Farbe eines Lebenden und Biegſamkeit; der rechte Arm hängt hinab, der linke ruht auf der Bruſt. Der ungezwungne Kontraſt zwiſchen ihm und den beyden geharniſchten Kriegern, thut eine ſehr gute Wirkung. Auf rechter Hand Flucht und zwey Soldaten die mit glühender Hitze

den

Als Hertenſtein, der den Gang und die Wendung der Schlacht bisher ſcharf beobachtet hatte, ſein Tempo erſah, ſo ſchwenkte er mit der ganzen Nachhut links um, und eilte, um den Burgundern die Flucht zu verſperren, auf die Straße von Wiſlisburg hervor. Nahe bey Pfauen ſchwenkte er ſich halb rechts herum, ſo daß ſich ſeine Völker links bis an den See erſtreckten; wodurch alle Feinde, welche noch nicht über Pfauen hinaus geflohen waren, gänzlich eingeſchloſſen wurden.

Zu gleicher Zeit ſtürzte auch unſer Bubenberg wie ein gefangener hungriger Löwe, der ſeines Käfichts Stangen zerbricht, wenn er Atzung wittert, mit 1000 Mann von der Beſatzung aus Murten heraus. Blut machte nun den Boden von allen Seiten ſchläpfrig, und der Tod freuete ſich des ſcheußlichen Gemetzels. Da man den Feinden von allen Seiten zu Leibe gieng, ſo waren ſie vollkommen verloren. Die deutſche und öſterreichiſche Kavallerie, von mir und Bubenberg beſtens unterſtützt, hieb nun auf das 4000 Mann ſtarke Ravenſteiniſche Corps ein, und warf es in den See. 3600 Mann mußten erſaufen, oder wurden im Waſſer todtgeſchlagen; nur ſehr wenige waren ſo glücklich über den See zu ſchwimmen, und einigen gelang es unterhalb Murten das Dorf Monteller zu erreichen, und von da aus dem fliehenden Romont nachzueilen. Das Gemetzel war entſetzlich. Gierig trank der ſtumme Boden das Blut der erſchlagenen Burgunder. Unſer ganzes Heer metzelte ſchrecklich unter dieſen Unglücklichen. Einige davon ſtiegen auf die Bäume, wurden aber heruntergeſchoſſen und mit Spießen aufgefangen. Mehr als 12000 Mann zu Roß und zu Fuße ſtürzten ſich, um dem Morden zu entgehen, in den See; allein viele wurden am Ufer ſelbſt niedergemacht. Andre ſanken vor Müdigkeit und Schwere der Waffen zu Grund, und die übrigen wurden von den erbitterten Siegern, welche zum Theil in Kähnen herum fuhren, unter lautem wüthendem Geſchrey: Brie! Grandſon! erſtochen und erſchlagen. Selbſt die Weiber wurden nicht verſchont; oder, wenn ſie dem Schwerdt entgehen wollten, ſo mußten ſie ſich entblößen. Abends gegen 5 Uhr war Karls Heer nicht nur vollkommen geſchlagen, ſondern zur Hälfte vertilgt; denn noch war keine Schlacht, in der Schweitzer fochten, ſo blutig geweſen. Sie war ein wahres Mordfeſt. Die Grafen Thierſtein und von Grierz wollten die Schande, geflohen zu ſeyn, im Blute der Burgunder abwaſchen. Sie verfolgten dieſelben noch weit über Wiſlisburg hinaus, und hieben alles ohne Verſchonen nieder. Das Blutbad würde noch größer geworden ſeyn, wären wir nicht durch unſern Marſch, durch die entſetzliche Blutarbeit, und durch die Hitze eines ſchwülen Sommertags ſo abgemattet geweſen, daß die meiſten von uns kaum noch Athem ſchöpfen konnten; und wenn wir nicht beſorgt hätten, Graf Romont, der mit 12000 Mann zwiſchen Montellier, Charmey und Chietre ſtand, könnte uns durch einen entſchloſſenen Angriff im Rücken mit ſeinen ausgeruheten Truppen den Sieg aus den Händen reißen. Das hätte er auch wirklich thun ſollen, wäre er nicht eine Memme geweſen. Anſtatt Murten zu beſtürmen, wie er dazu von Karln den Befehl erhalten hatte, dachte er auf ſeine Rettung. Schon um 12 Uhr befahl er ſeine Bagage aufzupacken, und um 1 Uhr ließ er Lager, Geſchütz und alles im Stich, und floh über Gallmitz, neben Kerzers durch, dem Neuenburgiſchen zu, wandte ſich dann wieder links, und ſuchte über Builly und Cúdreſin, Stäffis zu erreichen. Allein viele ſeiner Leute wurden von den unſrigen bey Cúdreſin erreicht und getödtet, ſo daß bey zwey Stunden um Murten zu Waſſer und zu Land alles voll todter Körper lag. So war die Schlacht gewonnen, die Feinde zerſtreut, die ſchneidende Senſe des Todes hatte zu Tauſenden niedergemähet. Der ſtolze Burgunder, den ſeine Tollkühnheit auf einen Augenblick verließ, floh, und mit ihm ſeine Streiter. So erhebt der Engel, dem der Ewige die Aufſicht über das Weltmeer gab, ſeine Stimme mitten im Sturm! Schnell hört der Donner auf zu toben, die finſtern Wolken fliehen unter den Horizont, die Winde entweichen in ihre Höhlen, und die Wellen des Meeres, die, bis an den Himmel ſich thürmend, mit ihrem Brauſen die höhern Sphären erſchreckten, fallen jetzt nieder und fließen ſtill wie ein Bach. Schon zogen die ſcheidenden Strahlen der Sonne den falben Abendgürtel um den Horizont, es entſchlummerte ſchon das Leben der wilden Waldbewohner, als wir uns auf dem Schlachtfelde niederwarfen, und Gott dankten für den uns gegebenen Sieg. Blut befleckte noch unſere Hände, unſere Waffen, unſere Rüſtungen; Blut überſtrömte die Saaten, die Blumen, die Bäche, die Straßen, den See. Mit thränenvollen Augen überſchaut' ich noch das blutige Schlachtfeld, und mitleidig verweilte mein Blick auf den Verwundeten und Todten. Nun bezogen wir die beyden feindlichen Lager, welche kein Soldat, bey Lebensſtrafe, ohne von ſeinen Officieren angeführt zu ſeyn, betreten durfte. Auf dieſen ſchrecklichen Tag folgte für viele Burgunder eine noch ſchrecklichere Nacht. Noch wurden Tauſende von verſtümmelten Beſiegten am Boden des Schlachtfeldes gefeſſelt. Mit zerſchmetterten Gliedern, abgeriſſenen Knochen, in ihrem Blute ſchwimmend, und aller Hülfe, ſelbſt des Troſtes eines Pfaffen beraubt, wünſchten ſich dieſe Unglücklichen einen ſchleunigen Tod. Eine Menge verworfener Menſchen, und ach! mit Abſchen muß ich es ſagen, ſelbſt eydgenößiſche Soldaten, ſchwärmten in dieſer Blutnacht auf dem Wahlplatz herum, und beraubten die Lebendigen und die Todten. Vergebens ließen die Verwundeten laute Klagen erſchallen; ſie verloren ſich im allgemeinen Getöſe, das tauſendſtimmig in die Wolken drang. Der folgende Morgen entdeckte erſt recht die Schrecken des geſtrigen Tages, welche der menſchlichen Natur Schauer einjagten. Noch rauchte das Blut der Erſchlagenen, und ſtieg mit dem Winſeln und Heulen der Sterbenden gen Himmel. Des Herzogs Verluſt war unerſetzlich groß. Sein zahlloſes Heer war wie verſchwunden. 18000 Mann Infanterie und 5000 Mann Kavallerie bluteten für ihn an dieſem ſchrecklichen Tage, davon wenigſtens 12000 Mann im See ertrunken waren. 3000 Mann hatte ihm ſchon die Belagerung von Murten gekoſtet, und ein Paar tauſend hatten bey Gümmenen und St. Gines den Tod gefunden; wenn wir nun noch dazu rechnen, was Romont auf ſeinem Streifzuge ins Seeland und zu Avenches verloren hatte, ſo koſtete Karln dieſer Zug bey 30000 Mann, ohne die 20000 welche ſich nach der Schlacht verlieſen. So eine Niederlage hatte unſer Vaterland noch nie geſehn. In ſeinem Lager fanden wir eine unglaubliche Beute. Das Geld theilten die Soldaten mit den Hüten, und als ſie nichts mehr zu theilen hatten, gieng ihre unedle Beutbegierde ſo weit, ſelbſt des Herzogs von lothringen eigene Haab für gute burgundiſche Beute zu erklären. 160 Karthaunen und Feldſchlangen, ein großer Vorrath von Lebensmitteln und Munition, Waffen, Gezelte, Wagen, Pferde, Gold, Silber, Kleinodien und Kleider fielen in unſere Hände, und wurden ſo getheilt, daß wir Eydsgenoſſen vier Fünftheil, und der Erzherzog von Oeſterreich, die Biſchöfe von Baſel, Straßburg, Colmar und Schlettſtatt einen Fünftheil erhielten, den ſie zu Baſel theilten; wir hingegen transportirten alles auf luzern, um es dort zerſtücken zu können. Wir Berner bekamen faſt einen Drittheil davon in Natura, die übrigen Verbündeten aber hielten nach St. Jakob 1477 eine Steigerung zu Luzern, bey der ſich Fugger von Augſpurg und viele Kaufleute von Venedig, Genua und Lucca einfanden, und die ſeltenſten Koſtbarkeiten um ein kleines Geld einkauften. Die Kanonen, die Munition, die Zelte, Harniſche, Waffen und andere Kriegsgeräthe wurden auf dem Schlachtfelde nach Verhältniß der Truppen vertheilt, und von einem jeden Kanton nach Hauſe gebracht. Die Menge von Helmen, Küraſſen, Armſchienen, Hellebarden, Piken, Schlachtſchwerdtern Mordaxen und dergleichen war ſo groß, daß große Zeughäuſer daraus angelegt wurden, die Schießgewehre aber theilte man unter das Volk aus, um ſich damit zu üben. Einige Wagen voll Seile, womit Karl die Beſatzung von Murten wollte aufknüpfen laſſen, wurden als Reliquien von Karls Raſerey gleichfalls nach Hauſe geführt; und ihr ſollt, ſagte mir ſo eben unſer tapfere Waffenbruder Lentulus, noch viele davon in euerm Zeughauſe zum Andenken verwahren.

Romont hatte für den Herzog eine prächtig meublirte Barraque auf dem Hügel von Courgevaux errichten laſſen, von da er ſeine ganze Armee überſehen konnte. Dieſe ſchenkten wir ſamt der Geräthſchaft dem Herzog von Lothringen, der ſie auch drey Tage lang bewohnte. Eintauſend gefangen genommene Weiber und Jungfrauen mußten ihre Freyheit auf eine Weiſe von unſern Soldaten erkaufen, wie man ſichs von dieſen im Taumel eines ſolchen Sieges gedenken kann.

Uebrigens war die burgundiſche Ausbeute nicht, wie eure Scribler vorgeben, die erſte Epoche unſers Luxus; aber ſie brachte denſelben auf einen hohen Gipfel. Auch ſchon vorher waren unſere Sitten vielleicht ſo böſe, als ſie heut zu Tage bey euch immer ſeyn mögen. Verzeihet mir dies, Söhne! Ihr habt euch ja verfeinert, und

Verfeinerung ſchleift ab, und erniedrigt den Werth der Dinge. Waldmann, Zürchs Solon oder Salomo, hielt auf öffentlichen Geſandſchaften ſogar ſechs Kebsweiber, und ſchützte öffentliche Frauenhäuſer zu Zürch. Die Bäder zu Baden waren ein Amathunt, wohin Weiber von allen Ständen zum Preiſe der Liebesgöttin galante Wallfahrten anſtellten. Indeſſen iſt nicht zu läugnen, daß es vielleicht beſſer geweſen wäre, wenn unſer Sieg nicht ſo vollkommen, wenigſtens die Beute nicht ſo ungeheuer groß geweſen wäre. Aechte Tugend, Enthaltſamkeit von allem Unrechte, Aufopferung ſeiner Güter und ſeiner Würden für das Vaterland, Verachtung der Pracht und Einfalt der Sitten, veralteten von nun an bey uns, und wurden aus der Mode gekommene Eigenſchaften.

Uns koſtete dieſer Sieg wenig Blut und wenig Bürger. Wir hatten bey unſrer ganzen Armee nicht mehr als 400 Todte und 600 Verwundete, von welchen wir jene mit möglichſtem Pompe zur Erde beſtatteten. Die meiſten Väter zu Bern, gebeugt unter der Laſt der Jahre, genoſſen den Troſt, ihre Söhne wieder zu ſehen; die liebende Gattin, die ſüßen Früchte ihrer Zärtlichkeit im Arm, drückte den Gatten an ihre vor Wonne klopfende Bruſt, indeß die kleinen Sprößlinge dieſe ſanften Entzückungen nachahmten. Als ich meinen Helm weggeworfen, und meine Gemahlin, die nebſt vielen andern vornehmen Frauen nach Murten gekommen war, umarmt hatte, ſagte ich: „Ruf mich nun, Todesglocke, „wenn du willſt. Die Ehre folgt meiner Bahre, und „ein freyes Volk, ein freyes Weib, freye Kinder, legen „meine Waffen auf meinen Raſenhügel! der Dank eines „Volkes, deſſen Freyheit ich erhalten half, folgt mir „auch jenſeits des Grabes.“

Die erſchlagenen Burgunder ließen wir durch die Einwohner der dortigen Gegenden in große Gruben legen, und hoch mit Erde bedecken. So ward das Murtner Feld zur Leichengrube, worüber Raubvögel flatterten und ſich der Verwüſtung freuten. Für ihre Mühe wurden ihnen noch die übrigen Kleidungsſtücken Preis gegeben. Vier Jahre nachher ſetzte man ihre Gebeine in ein beſonderes dazu errichtetes Beinhaus bey, und folgende Innſchrift ward über daſſelbe eingehauen:

Deo optimo maximo.
Caroli inclyti et fortiſſimi, Burgundiae ducis,
Exercitus Moratum obſidens, ab Helvetiis cæſus,
Hoc ſui monumentum reliquit,
Anno MCCCCLXXVI. *)

Den 27. Juny dankten wir dem Herzoge von Lothringen, den Grafen von Thierſtein, von Oettingen, von Linanges, von Bitſch und von Gryers, dem Freyherrn Herrmann von Eptingen und dem Ritter Wilhelm Herter ſamt ihren Truppen, für die treuen uns geleiſteten Dienſte; und ſie marſchirten über Arberg, Biel und durch das Bisthum Baſel nach Hauſe. Auch die Eydgenoſſen wollten uns verlaſſen, um ſich zu Hauſe des Sieges und der Beute zu freuen; al-

---

*) Im J. 1755 ward dieſes Gebäude erneuert, und von dem verewigten Haller folgende Innſchrift dazu verfertigt:

Steh ſtill, Helvetier! Hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Lüttich fiel, und Frankreichs Thron erbebte:
Nicht unſrer Ahnen Zahl, nicht künſtliches Gewehr —
Die Eintracht ſchlug den Feind, die ihren Arm belebte.
Lernt, Brüder! eure Macht, ſie liegt in eurer Treu.
O würde ſie noch jetzt bey jedem Leſer neu!

allein Bern bat dringend um Beſtrafung der treuloſen Savoyer und Genfer, und erhielt ſo viel, daß 12000 Mann unter meinem und Hertenſteins Kommando befehliget wurden, die Waadt zu verwüſten. Ehe ich den Erfolg dieſes Streifzuges näher beſchreibe, muß ich euch noch mit dem ſchönen Kriegesliede bekannt machen, das der Minneſänger Veit Weber, welcher der Schlacht perſönlich beywohnte, noch am Abend der Schlacht abgeſungen, und damit unſern ganzen Beyfall einärndete, ſo wie er gewiß auch den eurigen verdienen wird.

Die Zeitung flog von Hand zu Hand:
„Vor Murten liegt Burgund!“
Und jeder eilt, fürs Vaterland
Zu ſtreiten mit Burgund.

Im Feld vor einem grünen Wald
Rief Knecht und Ritters-Mann,
Laut rief von Lothringen Renald:
„Wir wollen vorne dran!“

Die Führer hielten kurzen Rath;
Noch dünkt er uns zu lang:
Wenn endigt ſich der lange Rath?
Iſt ihnen etwa bang?

Schon ſteht die Sonn’ am Himmel hoch,
Nicht träg im blauen Zelt;
Und wir verziehen immer noch,
Zu hauen in dem Feld?

Zwar furchtbar knallte Karls Geſchütz;
Man gab darum nicht viel:
Man achtete nicht in der Hitz’
Ob der und jener fiel.

In weitem Kreiſe blitzt das Schwerdt,
Es klirrt der lange Spieß;

Blut dürſtete das breite Schwerdt,
Blut trank der lange Spieß.

Der Welſche kämpfte kurze Zeit,
Der Knecht und Ritter lief,
Das weite Feld ward überſtreut
Mit Speeren Kniees tief.

Der floh' zum Strauch, der floh' zum Hayn
Vor'm hellen Sonnenlicht;
Sie ſprangen in den See hinein —
Doch dürſteten ſie nicht.

Sie ſchwammen, wie der Enten Schaar,
Im Waſſer hin und her;
Als wär' es wilde Enten-Schaar
Schoß man ſie im Geröhr.

In Schiffen fuhr man auf dem See,
Schlug ſie mit Rudern todt.
Das Weidwerk war nur Ach und Weh'
Die grüne See ward roth.

Viel klommen auf die Bäume hoch,
Da ſchoß man ſie wie Kräh'n;
Die Flügel fehlten ihnen noch,
Sie mocht' der Wind nicht wehn.

Zwo Meilen lang bedeckte ſich
Das Land mit Tod und Blut.
— — — — — —
— — — — —

Den Bergen war die Sonne nah',
Die uns den Sieg gebracht:
Die Welſchen die man leben ſah',
Die dankten es der Nacht.

Ein Lager, einem Marktplatz gleich,
Kam in der Schweizer Hand;

Schnell machte Karl die Bettler reich
  Im armen Schweitzer Land.

Schachzabel iſt ein Königsſpiel,
  Jetzt ſpielt's der Eydgenoß;
Ihm nahm er ſeiner Fanten viel,
  Die Seite ſtand ihm bloß.

Die Roche halfen ihm nicht viel;
  Die Roſſe litten Noth;
Er wende ſich, wohin er will,
  Schachmatt iſt ihm gedroht.

Der hatte ſelbſt die Hand am Schwerdt,
  Der dieſen Reim gemacht;
Bis Abends mäht er mit dem Schwerdt,
  Des Nachts ſang er die Schlacht,

Er ſchwang die Saiten und das Schwerdt,
  Ein Fidler und Soldat,
Den Herren und den Fräulins werth,
  Dem Tänzer und Prälat.

Hier, Enkel! auf dieſer Stelle wo Veit Weber ſo herzlich ſang, feyert jährlich das Andenken dieſes Sieges. Laßt Euch jede Stelle in dieſer Gegend heilig ſeyn. Nehmt eure Knaben an die Hand, und ſagt ihnen: Sieh', mein Sohn! hier brach von Wabern ein, und erbeutete die Kanonen, die eure Voreltern zerſchmettern ſollten; da betete Hans von Hallwyl; dort focht Diesbach wie ein Löwe; da ſäbelte Hertenſtein die Flüchtlinge nieder; dieſe Mauern vertheidigte Bubenbenberg mit 2000 Mann gegen 60000, und hier ſtürzte er, wie ein aufgeſchwollner Waldſtrom große Steine, Ravenſteins Reiſige in den See. Auf jenem Hügel wohnte der ſtolze Karl, und auf jenem Wege entfloh der feige Romont, trotz ſeiner prächtigen Rüſtung, die von Gold und Edelſteinen glänzte. Karl den Flüchtigen nachſetzen; bleiches Entſetzen auf den Geſichtern der lezten. Das Antlitz des Vornehmſten unter den Verfolgenden ſieht man nicht; er ſteht mit dem einen Fuß auf einem gefallnen Pferd, und ſcheint wie ſein Waffenbruder ſehr eifrig auf die Verfolgung der Feinde. Jezt von dieſer grauſenvollen Scene zu einer andern nah dabey, wo Hektors Leichnam nach Troja gebracht wird; mein Lieblingsſtück im ganzen Saal. Den Wagen, auf dem er liegt, ſieht man halb von hinten, ſo auch der ganze Leichnam, der mit kein Purpurkleid bedeckt iſt. Man ſieht, er iſt ſchon lange tod; die ſchauervolle Bläſſe und die Steifheit im Ganzen ſagen's. Priamus auf ſeinem Wagen, den er ſelbſt lenkt, iſt die zwote Hauptfigur; Alter und Gram auf ſeinem Antlitz. Unmöglich kann man ihn ohne innigesMitleid ſehen, den unglücklichen König und Vater, der hier denjenigen bringt, der Troja's Hofnung war, den beſten Sohn, jezt einen todten Leichnam, den er noch dazu von dem abſcheulichen Ueberwinder erkaufen mußte. Ein Haufen Trojaner kömmt dem Trauerauſzug entgegen, und das Thor ſteht offen, ihn einzulaſſen. Zwo Figuren unterſcheiden ſich von der Menge, aber ſie ſcheinen eher — vornämlich die männliche zur Rechten des Wagens — — Abſcheu denn Betrübniß auszudrücken. Die weibliche zeigt mehr Schrecken. Dieſe lezte iſt übrigens gut angebracht, um durch die leichte Lokalfarben in ihrer Draperie dieſen Theil des Gemäldes etwas von dem Finſtern zu benehmen, das es ſonſten haben würde, indem es ſtark im Schatten liegt. Unter der Gruppe von Figuren, die ſich im Schatten der Mauern verlieren, ſieht man einen alten Mann, der mit beyden Händen ſein graues Haar ausrauft. Er ſchien mir ſo wahrer Ausdruck von Gram, der bis zur Verzweiflung ſtieg, zu ſeyn, daß ich dieſe Figur nicht um Vieles hätt' vermiſſen mögen. Ja, dachte ich, ſo hat eben der Priamus, den wir hier ſehen, in der ſtillen hatte unſere Voreltern gewaltſamer Weiſe genöthiget, die Waffen wider ihn zu ergreifen; ſie wußten ſich zu vertheidigen. Er überfiel ſie, da ſie den Frieden ſuchten und wünſchten; er ließ ihre Felder und Gärten verwüſten, ihr Vieh rauben, und ihre gefangenen Krieger morden. Sein ungezähmter Ehrgeitz und ſeine Rachſucht bereiteten ihm ſelbſt ſeinen Fall. Sein Ruhm war ſeit der Schlacht bey Murten dahin wie ſeine eingebildete Hoheit, und die Nachwelt zählt ihn unter diejenigen, welche ein falſcher Ehrgeitz zu großen Ungerechtigkeiten und dadurch zu ihrem eigenen Untergang führte. Hier empfing er den Lohn ſeiner Herrſchſucht und Tiranney. Gewiſſensbiſſe — nur leider auch Nachreue nicht, begleiteten ihn bis zum Grabe. Unter elegiſchen Klagen und lyriſchen Flüchen vergieng ihm der Tag, und die Nacht unter fürchterlichen Erſcheinungen von den Schatten erſchlagener Burgunder. Vom Schlachtfelde floh' er, ohne ſich nur einen Augenblick zu verweilen, bis Morſee, wo er den 23. Juny zu Mittag ſpeiſ'te, und am nämlichen Tage noch bis Gex ſeinen Weg fortſetzte, wo er bis den 27. Jun. liegen blieb.

2.

Ueber Cordon- und Defenſiv-Syſtem; ein Fragment.

Wenn einer mit dem Degen angegriffen wird', ſo vertheidiget er ſich mit dem Degen, oder mit einer andern dieſer ähnlichen Waffe, und die Güte der Klinge, verbunden mit der Geſchicklichkeit ſie zu führen, entſcheidet den Sieg; aber es iſt lächerlich, wenn man mit einem

Piſtol angegriffen wird, ſich mit dem Degen vertheidigen zu wollen. So wahr dies iſt, ſo wenig hat man Rückſicht in der bis jetzt üblichen Taktik darauf genommen; man hat nur immer dahin gerechnet, ſich mit denſelben Waffen zu ſchlagen, oder man war gar ſo ſtolz, die einmahl eingeführte Art für unbeſiegbar, für überall anwendbar zu halten.

Der Angriff beſtimmt die Vertheidigung.

In den älteſten Zeiten ſuchte man das vollkommene der Taktik in ungeheueren Maſſen, wie der griechiſche Phalanx; jetzt in einer übertriebenen Ausdehnung, bis zu zwey Mann hoch. Die minder hochgeſtellte römiſche Legion überwand den griechiſchen Koloß, und ein ſoliderer Körper muß unſere ſchwankenden Reihen, ohne Druck und Konſiſtenz, über den Haufen werfen. Die Griechen waren ſtolz auf ihre Taktik, auf ihre Kultur, und glaubten es nicht nöthig, von den ungebildeten Römern in irgend einer Kunſt oder Wiſſenſchaft etwas lernen zu dürfen.

Die deutſchen Armeen haben mit weniger Abänderung einerley Taktik. Die deutſchen Truppen ſind ziemlich gleich gekleidet, und ſtellen und bewegen ſich nach gleichen Geſetzen; eine Armee, vielleicht ſchneller und richtiger als die andere, aber doch nach den nämlichen Vorſchriften. Die Armee nun, die den möglichſten Grad von Vollkommenheit in dieſer Kunſt erlangt hat, wird nothwendig eine andere von gleicher Stärke, die auf einer niedern Stufe ſteht, ſchlagen, weil ſie dieſelbe Bewegung richtiger ausführt. Aber eine jede Armee wird in Verlegenheit kommen, wenn ſie mit einer andern zu kämpfen hat, die ſich anders ſtellt, und anders bewegt; ſo wie der geſchickte Fechtmeiſter, wenn er es mit einem Naturaliſten zu thun, mit ungleichen Waffen zu kämpfen hat.

Die Türken haben eine andere Taktik als die Deutſchen; die Franzoſen jetzt eine ganz verſchiedene von beyden. Der Türke, durch Religionseifer beſeelt, der Franzoſe durch ſchwindelnde Freyheitsideen entflammt, achtet die ſchwache Vertheidigungslinie des kalten deutſchen Soldaten nicht, dem es an jenen wichtigen Motiven zum Kampfe fehlt — er ſtürmt unaufhaltſam, und das Syſtem, Menſchen zu opfern, ſiegt faſt immer über das — Menſchen zu ſchonen.

Das Syſtem, die Grenze zu decken, und jeden einzelnen Unterthan in ſeinem Eigenthum zu ſchützen iſt menſchlich, und Armee gegen Armee von gleicher Taktik, möglich; da aber, wo jeder Bürger Soldat, wo jede Stadt ein Waffenplatz iſt, und eine Armee in wenig Tagen zuſammengezogen werden kann, da iſt das Syſtem ſchädlich, unausführbar; da opfert man, um wenige Dörfer auf kurze Zeit zu ſchützen, auf der andern Seite Provinzen. Die Erfahrung hat dieß den Kaiſerlichen ſchon im Türkenkriege gelehrt, die Alliirten erfahren es nun ſchon zwey Jahre hintereinander, und doch iſt noch an keine Aenderung zu denken.

Die Alliirten haben keine Vertheidigungslinie an den Grenzen Frankreichs; es fehlt an Feſtungen und ſtarken zuſammenhängenden Poſten, und die Defenſionslinie von Dünkirchen bis Baſel iſt ſo ungeheuer groß, daß ſie mit 300000 Menſchen doch noch nicht ſo beſetzt iſt, daß der Feind nicht irgendwo durchbrechen könnte, da ſeine Grenzen mit vielen und bedeutenden Feſtungen gedeckt ſind, und er bey jedem mißlungenen Verſuch höchſtens Gefahr läuft, bis auf die Kommunikation derſelben zurückgeworfen zu werden.

Durch den Vertheidigungskrieg wird das Syſtem, Menſchen zu ſchonen, ſehr ſchlecht befolgt, vorzüglich wenn man es mit einem Feinde zu thun hat, der an leichten Truppen überlegen iſt, wie die Franzoſen. Durch Deſertion und Krankheiten verliert man weit mehr, als man bey einigen entſcheidenden Schlachten verlieren würde, wobey man noch den großen Vortheil hat, den Feind in jene unangenehme Defenſion zurückzuwerfen.

Aber Bataillen entſcheiden nichts, wenn der Feind ſeine Grenzen mit Feſtungen gedeckt hat; man kann ſeinen Vortheil nicht verfolgen; man muß belagern, und hat man dazu nicht alle Mittel vorräthig, ſo gewinnt der Feind wieder Zeit, ſich hinter ſeinen Feſtungen zu ſammeln und wieder vorzukömmen; man iſt dann gezwungen, im Herbſt oder Winter zurückzugehen. Menſchen und Geld ſind ohne Zweck aufgeopfert, und ſtatt zu erobern, hat man Provinzen verloren.

Eine wirkliche Offenſive gegen Frankreich, um auf die Dauer etwas erobern zu wollen, würde ungeheuer viele Menſchen und Geld erfordern, und der Erfolg würde bey der jetzigen Anſpannung der franzöſiſchen Nation doch nicht beſtimmt zu verſichern ſeyn.

Aus dieſen Gründen, die aus der Natur des Kriegsſchauplatzes gezogen, und durch die Erfahrung leider beſtätiget worden ſind, folgt ſehr natürlich, daß man dieſen Krieg mit Frankreich nicht hätte anfangen ſollen, da das Verlieren mehr Wahrſcheinlichkeit als das Gewinnen hatte. Dies aber iſt nun einmahl nicht zu ändern; drey Kampagnen ſind gemacht, ein großer Strich Landes, viele Menſchen und vieles Geld verloren, und es bleibt nichts übrig, als aus allen dieſen Uebeln noch den möglichen Nutzen herauszuziehen.

Ein jeder Krieg hat Einfluß auf die Taktik ſelbſt. Ein langer Friede erzeugt Pedanterie, und erhebt die Puppe zur Realität. Tauſend Dinge, die auf dem Schlachtfelde nicht anwendbar ſind, werden auf dem Revüeplatze mit aller Pünktlichkeit ausgeführt, und das Nothwendige wird vernachläßiget, weil es nicht ins Auge fällt.

Ein junges Mädchen wird am Putztiſche erzogen; Tanz und Muſik ſind ihre wichtigſten Beſchäftigungen — und man verlangt, daß ſie dieſe Erziehung zu einer guten Hausfrau machen ſoll; ein ähnliches Schickſal hat der Offizier und Soldat im Frieden.

Im Frieden kann man Menſchenglück befördern, und das Leben eines Einzigen verdient die Aufmerkſamkeit einer ganzen Regierung. Aber der Krieg iſt das Entgegengeſetzte des Friedens: auf dieſen umgekehrten Stamm kann man unmöglich jene friedliche Tugenden inokuliren, vielmehr ſtehen ſie dem Kriege geradezu entgegen.

Es iſt wohl unläugbar, daß der Krieg ein großes Uebel für die Menſchheit iſt; daher muß man ihn aus Menſchlichkeit ſobald wie möglich beendigen; dies kann aber nur geſchehen, wenn der eine Theil den andern auf die ſchleunigſte Art ſo weit zurückſetzt, daß er den Krieg nicht fortführen kann, und zu dieſem Zweck führet Tod und Verderben. Unglückliche Mittel, um einen edeln Zweck zu erreichen. Aber Menſchlichkeit und Menſchenſchonung im Kriege, führen nicht nur nothwendig zur Verlängerung des Krieges, ſondern ſie befördern ſelbſt, auf eine indirekte

Art, grösseres und dauernderes Elend. Die Armeen verlieren bey dieſem Syſtem mehr Menſchen, weil die Kampagnen ununterbrochen Sommer und Winter fortdauern; der Landeseinwohner verliert auf eine langſame Art ſein Eigenthum, und noch obendrein die Zeit, in der er es hätte wieder erwerben können. Im Krieg muß eine Oekonomie ſtatt finden — Oekonomie der Zeit. Es kommen Augenblicke, die man mit tauſend Menſchenleben, und mit Millionen, aus Menſchlichkeit, erkaufen muß. Der Krieger darf und muß ſich nicht um das Glück des Einzelnen bekümmern; er muß nur den hohen Zweck immer vor Augen haben, durch den Krieg den Frieden zu bewirken.

Der Krieg iſt die eigentliche Schule des Soldaten, in die er aber ſchon Vorkenntniſſe mitbringen muß. Der alte Soldat, der ſchon frühere Erfahrungen gemacht hat, bereichert dieſe, indem er die Anwendung von den neuen Erfindungen ſieht; und der junge hat Gelegenheit, das Fabelhafte von dem Wahren, das Scheinbare von dem Wirklichen abzuſondern, und kann dadurch ſeine Theorie berichtigen.

Was wird der jetzige Krieg mit den Franzoſen für Einfluß auf die neuern Methoden der deutſchen Taktik haben? Dieſe Frage drängte ſich mir unwillkührlich auf, da ich über die traurigen Folgen deſſelben ernſtlich nachdachte. Ich verfolgte dieſen Gedanken weiter, und ich theile die Entwickelung dem militäriſchen Publikum mit, ohne Anſpruch, etwas Vollkommenes gedacht zu haben, ſondern blos, um die Meinung mehrerer über dieſen wichtigen Gegenſtand zu hören.

Seit dem ſiebenjährigen Kriege hat man angefangen, den Krieg ſelbſt wiſſenſchaftlich zu behandeln; vorzüglich wurde der Taktik ein mathematiſches Gewand angelegt, und algebraiſche Berechnungen entwickelten und verwickelten Kolonnen. Manches Nützliche wurde erfunden, manches Wahre, manches Gute eingeführt; aber auch manches Ueberflüßige und Lächerliche, als weſentlich nützlich, mit eiſerner Beharrlichkeit angenommen. Die Preuſſen hatten ihren Ruhm im ſiebenjährigen Kriege begründet; nach dieſem ließ jeder Reichsgraf, jede Reichsſtadt ihre Soldaten mit Blechkappen und weggeſchnittenen Röcken bekleiden, und alle glaubten nun ihren Gefreyten und 6 Mann unüberwindlich, weil ſie ſo gekleidet waren.

Dieſe Spielereyen, ungeachtet ſie auch in größeren Armeen nachgemacht wurden, hatten indeß doch keinen weſentlichen Einfluß auf die Taktik ſelbſt. Die höhere Taktik, vorzüglich der künſtliche Theil derſelben, der Defenſivkrieg, blieb immer ein unbebautes Feld. In Frankreich hatte man ſchon lange daran gearbeitet, und der Vertheidigungsplan von Frankreich ſelbſt war meiſterhaft entworfen. Man wollte ein ähnliches Gebäude aufführen, man baute Hypotheſe auf Hypotheſe, vergaß aber in der Defenſionslinie Feſtungen zu bauen, wo keine natürliche Grenze war; man wollte mit Menſchen die Lükken in der Natur ausfüllen, und daraus entſtand das Syſtem des Kordons, deſſen Urſprung man eigentlich in dem Bayeriſchen Succeſſionskriege 1778 aufſuchen muß, wo die Politik der Taktik ſichtbar in den Zügel griff, ihre Fortſchritte lähmte, und beyde Armeen auf eine traurige Defenſion zurückſetzte.

Beyde Armeen verloren ſo viele Menſchen, als nur immer entſcheidende Schlachten oder Belagerungen koſten können, und die Feder ſelbſt mußte die politiſchen Rechnungsfehler wieder gut machen, die der Degen hätte entſcheiden ſollen.

Dieſe heterogene Waffen taugen nichts, wenn ſie mit einander verbunden ſind; wenn der Degen gezogen wird, muß die Feder niedergelegt werden, ſonſt verdirbt man das eine mit dem andern.

Die Kayſerlichen Generale befolgten dieſes Syſtem auch in dem letzten Kriege gegen die Türken: ein ungeheurer Menſchenverluſt war auch hier wieder die traurige Erfahrung, die man davon machte, ohne irgend etwas dadurch bewirkt zu haben.

Die zwey letzten Kampagnen gegen Frankreich ſind ein neuer Beweis, daß man mit dieſem Syſtem nichts gewinnt, wohl aber viel verliert. Es iſt unglaublich, daß man es angenommen, und unbegreiflich, daß man es bis jetzt mit einer ſolchen Hartnäckigkeit beybehalten hat, da Taktik und Erfahrung ſo überzeugend dagegen ſprechen. — — —

Inhalt

der vier Stücke der Olla Potrida, vom Jahr 1795.

NB. Die römiſche Zahl zeigt das Stück, die deutſche die Seitenzahl an.)

Gedichte.

Seite.
Romanze nach dem Spaniſchen. I. — — 3
Empfindungen. I. — — 4.
An xina, bey Ueberſendung einiger Roſen. I. — 6.
Edle Betheurung. I. — — — 6.
Das Weib. I. — — — 7.
Der witzige Flaps. I. — — — 7.
Grabſchrift eines ſchwediſchen Arztes. II. — 3.
Meine Blume, nach dem Engliſchen. II. — 4.
Nach einem neuen Italieniſchen Volksliede, Cara ſe tu ſapeſſi etc. II. — — — 5.
Die Kahnfahrt am Abend. III. — — 3.
Aus einer franzöſiſchen Operette. III. — 4.
Nach dem Engliſchen. III. — — 6.
Fabel für Politiker. IV. — — 3.
Die Spinnerinn. IV. — — 4.
Silen. IV. — — — 5.
Die Pudelmütze. IV. — — 5.
Sechs Epigrammen. IV. — — 6.
Das Vergißmeinnicht. IV. — — 7.

Aus-

Auszüge.

Seit.
Das Leucker-Bad zu Wallis in der Schweiz. I. 1.
Ueber einige Gegenſtände der politiſchen Oekonomie. II. 6.
Reſultate von Ueberlegungen über Aufklärer und Aufklärung von Heinzmann. III, — 7.
Das Findelhaus oder Opitale della Pietà zu Venedig. IV. 9.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

Die Inquiſition zu Goa, wahre Geſchichte. I. 16.
Das Billet, Beſchluß. I. — — 35.
Verluſt durch Gewinn, und Gewinn durch Verluſt, Luſtſpiel. I. — — — 43.
Richard Löwenherz, König von England, Ballet. I. 101.
Auszug eines Briefes. I. — — 112.
Ein Wort über die Schrift: Sultan Peter der Unausſprechliche und ſeine Veziere. II. — — 17.
Selbſtgefühl und Empfindungen bey meinem Abgange von München, den 8. Jänner 1791, zu meiner und meiner Freunde Beruhigung im Druck gegeben von J. F. v. Göz. II. — — 85.
Ein kleines Gegenſtück zu dem Verſuche über das Charakteriſtiſche der Eigennahmen in der Olla Potrida 1790, St. 3. S. 21. II. — — 69.
Selbſtgefühl und Empfindungen ꝛc. Beſchluß. III. 20.
Gedanken über das Luſtſpiel. III. — — 55.
Einführungsſcene, bey der Gelegenheit, als der jüngere Baumann in der Rolle des Bettelſtudenten zu Wien am 4. März 1795 das k. k. Nationalhoftheater zum Erſtenmale betrat, von W. III. — — 62.
Ueber Schikaneders neueſte Oper, der Spiegel von Arkadien. III. — — 68.
Die deutſche Bühne, ein Bruchſtück von S. G IV. 31.

Re-

Majeſtät des Kummers, ſo hat er ſich auch geberdet, als man ihm ſagte: Hektor iſt nicht mehr! als man ihm ſagte, daß ihn der wilde Sieger um Trojans Mauern herumſchleife. Aber ſo durfte ein König nicht gemalt werden; das iſt ein Auftritt für ein einſames Gemach, den man der Welt nicht ſehen laſſen darf. Doch war es gut, die Idee in uns zu erwecken, und hierzu konnte ein Mann aus dem Volke gebraucht werden, bey dem es nicht unanſtändig war. Ob der Künſtler hierauf Rückſicht nahm, als er die Figur hieher ſezte, weiß ich nicht: aber er hat vielleicht die nämliche Idee gehabt, ohne ſich deren völlig bewußt zu ſeyn. Eben ſo findet man in den Werken der Dichter öfters eine nachahmende Harmonie in einem Vers, die der Verfaſſer nicht mit Vorbedacht hineingelegt hatte. Ganz im Vordergrund ſitzen zwo junge weibliche Figuren, die ganz gleichgültig, und nichts als Neugierde zu empfinden ſcheinen. Ich weiß nicht, ob ich recht habe, wenn ich ſie hinweg wünſche. Wenn auch der Künſtler einen Sarkaſmus im Sinne hatte, und zeigen wollte, daß es ſelbſt bey den traurigſten Auftritten des Lebens ſolche nur halbmenſchliche Seelen gebe, die da nichts anders als Gegenſtände für ihr neugieriges Auge ſehen, ſo glaub ich doch, daß dieſer Spott hier am unrechten Ort ſtehe. — — Als ich nun ſo da ſtand, und dieſe Stücke betrachtete, konnte ich mich unmöglich eines Gedankens erwehren, der, ſo ſehr er auch Allgemeinort iſt, mich dennoch empfindlich rührte. Auf der erſten Schilderey erſcheint Hektor — wenigſtens glaub ich, daß er es iſt, der jenen Flüchtigen nacheilt — im Stolz des Ueberwinders, wie alles vor ihm weicht, und ſein bloſer Anblick Schrecken verkündigt. Da rauſcht er hin in aller ſeiner Stärke im Kampf für Vaterland und Aeltern, Gattin und Sohn. Leben und Muth ſchwellt ſeine Adern und ſeine ſtarke Muſkeln. Auf der andern Schilderey liegt er da,

leblos,

Roman.

Seite.
Fragment aus dem zweyten Theile der Memoiren eines Zeitgenoſſen der Herzogs Regenten von Frankreich. II. 78.
Fortſezung. III. — — 77.
Beſchluß. IV. — — 46.

Naturgeſchichte.

Ob die Naturgeſchichte eine Brodwiſſenſchaft ſey? I. 114.

Anekdoten.

II. — — — 125.

Miſcellaneen.

Statute und Plane einer ſchon 1778 in einer namhaften deutſchen Reſidenzſtadt errichteten, und ihrem Namen entſprechenden gemeinnützigen Privatgeſellſchaft. II. 100.
Ein merkwürdiges theatraliſches Aktenſtück. III. 131.
Die Murtner Schlacht; geſchildert von Adrian von Bubenberg IV. — — — 66.
Ueber Cordon- und Defenſivſyſtem, ein Fragment. IV. 102.

Folgende neue Bücher ſind beym Verleger dieſes Buchs, um nebenſtehende Preiſe zu bekommen:

1.

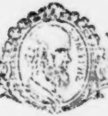
Quartalſchrift, neue, zum Unterricht und zur Unterhaltung aus den neueſten und beſten Reiſebeſchreibungen gezogen, 1795, 3tes und 4tes Stück. Das 3te enthält: 1) Schilderung des häuslichen und geſellſchaftlichen Lebens der Hamburger. 2) Sitten und Gebräuche der Venetianer. 3) Der Puls von Molſetta. 4) Schilderung des Nationalcharakters der mittern Klaſſe des Polniſchen Adels. Das 4te Stück enthält: 1) Neue Beſchreibung der Kuriliſchen Inſeln. 2) Sitten und Gebräuche der Venetianer. 3) Sitten und Gebräuche der Römer. 4) Nachrichten von Cadix und dem Zuſtande der ſpaniſchen Handlung gr. 8. beyde Stücke 20 Gr.

2. Nelkenbrechers Taſchenbuch der Münz-Maaß, und Gewichtskunde für Kaufleute; neue mit einem Anhang über das in Frankreich neue angenommene Maaß und Gewicht, vermehrte Auflage, 8. 1 Rthlr. 8. Gr.

3. Moritz, K. P. engliſche Sprachlehre für die Deutſchen, nebſt drey Tabellen, die engliſche Ausſprache, Etymologie und Wortfügung betreffen. Vierte verbeſſerte Auflage, gr. 8. 16 gr.

4. Moritz, K. P. drey Tabellen von der engliſchen Ausſprache, Etymologie und Wortfügung, 2. Gr.

5. Franzöſiſche Sprachlehre für die Deutſchen nach Wailly, durch die Verfaſſer des Dictionnaire à l'uſage des deux nations, redigé par une ſociété de gens de Lettres, augmenté de pluſieurs articles, revus par Mr. de la Veaux, dritte verbeſſerte und vermehrte Auflage, gr. 8. 10 Gr.



No. 1.

Olla Potrida.

1796.

Erſtes Stück.

Berlin

in der Weverſchen Buchhandlung.

Inhalt.

Seite.

I. Briefe von Friederike Brun, geborne Münter, auf ihrer Reiſe im ſüdlichen Frankreich, 1791. 5.

II. Meilhan's biographiſche Notizen von Mirabeau und Necker. 45.

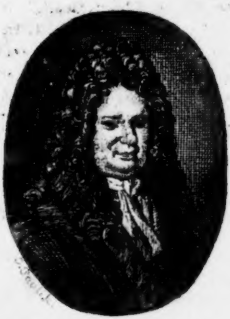
III. Beſchreibung von Bath. lebensart, Sitten ꝛc. dieſes berühmten Bades; umliegende Gegend. 80.

IV. Reiſe über den großen Bernhard, bis Turin und Genua, 1793. 103.

Olla Potrida.

1796.

Erſtes Stück.



G.W.B.v.LEIBNITZ

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Anmerkung.

Es ſind nunmehr ſiebenzehn Jahre, daß dieſe Zeitſchrift ununterbrochen fortdauert. Um ſie des Beyfalls des Publikums würdig zu erhalten, hat ſie der Herausgeber mit der Neuen Quartalſchrift, aus Reiſebeſchreibungen gezogen, vereinigt, die jetzt ihr zweytes Luſtrum feyert. Dieſe Vereinigung hat eine kleine Veränderung des Plans nach ſich gezogen. Die Rubriken werden in Zukunft wegbleiben, und der Inhalt nur aus Reiſebeſchreibungen, Biographiſchen und Naturhiſtoriſchen Aufſätzen beſtehen.

Das
Merkwürdigſte
aus den neueſten und beſten
Reiſebeſchreibungen
mit einem Anhange
naturhiſtoriſchen und biographiſchen Inhalts
vermehrt.

Eine
Quartalſchrift
Erſtes Stück 1796.

Berlin,
bey Arnold Weyer.

leblos, entehrt durch die Grauſamkeit der Griechen, ein trauriges, warnendes Beyſpiel vom Fallen menſchlicher Größe. Dieſer traurige Wechſel erfüllte mich, ſo oft ich die Schilderey betrachtete, mit ſehr ernſthaften Gedanken, und ſo gieng ich gern davon hin zu Friedrichs Grabmal Doch davon will ich zulezt reden. — Auf dem dritten Gemälde bittet, Priamus um den Leichnam ſeines Sohns. Ich glaube, die Geſchichte ſelbſt hat mich gegen dieſes Stück eingenommen. Mein Gefühl hat jederzeit widerſtrebt, wenn ich mich in dieſe Situation hineindenken wollte: Ein Achill, kaum Jüngling, deſſen einzige gute Eigenſchaft Tapferkeit iſt, ſonſten wild wie ein Huron, ſizt da, und ſieht einen alten ehrwürdigen König vor ihm knien, ſieht einen Vater, den er auf das höchſte betrübte, deſſen Gram er durch die unmenſchliche Behandlung des todten Körpers noch mehr verbittert hat, und läßt ſich nur durch groſe Geſchenke bewegen, dem Unglücklichen ſeine Bitte zu gewähren. Wie geſagt, die Situation iſt mir zu abſcheulich, und das war auch wohl die Urſache, daß die Schilderey meine Aufmerkſamkeit nicht lange auf ſich heftete. Vielleicht kam es auch daher, weil mir Priams Antliz unädel, und Achills Stellung unnatürlich zu ſeyn ſchien. Aus dieſem Grunde mag es auch wohl herrühren, daß es mich dünkte, als hätte Achill in ſeinem Lächeln, in ſeinen Mienen mehr etwas Widriges, etwas das Abſcheu einflößt, als wäre ſeine ganze Figur zu klein, und allzuſehr mit Schatten überladen.

Von eben dem Künſtler war auch eine Skizze, welche die Verſammlung vorſtellte, in der Achill zuerſt ſeinen Zorn auslässt. Er hat den Augenblick gewählt, wo Minerva ſein Haupt berührt, um ſeine Unbeſonnenheit zurückzuhalten Beym Homer faßt ſie ihn bey den Haaren, aber das durfte um derentwillen nicht gemalt werden, die alles lächerlich finden, bey dem ſie einmal eine komi-

Anmerkung.

Da dieſe ſeit zehn Jahren mit Beyfall aufgenommene Sammlung, vom Anfang dieſes Jahres an, mit der, ebenfalls ſeit mehr denn ſiebenzehn Jahren beſtehenden Olla Potrida vereinigt worden iſt, ſo werden nun auch Aufſätze aus der Naturgeſchichte der Länder, und Notizen von berühmten, und merkwürdigen Männern eingeſchaltet: eine Erweiterung des Inhalts, welche gewiß zum Vergnügen der Leſer gereichen wird.

I.

Briefe von Friedrike Brun, geborne Münter, auf ihrer Reiſe im ſüdlichen Frankreich, 1791.

1.

Reiſe von Toulouſe nach Montpellier, an meinen lieben Bruder Friedrich Münter.

Toulouſe, am 30. Jänner 1791.

Niedergebeugt von der ſüßen Bürde der Dankbarkeit nahe ich mich Dir, mein geliebter Bruder! Gern möchte ich einen kleinen Theil der Schuld abtragen, die mich belaſtet, möchte gern den lieblichen Genuß mit Dir theilen, der mich erfreut hat! Aber was ſind die Ebnen des Languedoc, gegen Campaniens Seegenbekränzte Fluren? Wie verdämmert der Gipfel der ſchönen Pic de Peyrou*), vom Abendroth vergoldet gegen den rauchenden Schlund des Aetna, welcher der kommenden Sonne Flammenſtröme entgegen athmet! Wie oft verſetze ich mich in jene traulichen Stunden zurück, in de-

---

*) Eine der höchſten Bergſpitzen in den Sevennen.

denen Du allen Zauber des ſchönſten Himmels um uns verbreiteſt! Deine Lebenvollen Beſchreibungen wurden ſüße Gegenwart! wir athmeten mildere Luft! die Gebilde der Vorzeit ſtiegen aus dem Schoße der Vergangenheit in alternder Majeſtät empor! Erſtaunt, wie aus einem freundlichen Morgentraum erwachend, fanden wir uns wieder am Geſtade der Oſtſee, in feuchter Luft, umſauſt von nördlichen Stürmen!

Allein wenig iſt beſſer als nichts! und ſo nimm brüderlich vorlieb mit dem wenigen, welches ich aus gern mittheilendem ſchweſterlichen Herzen Dir darbringe.

Wir verließen Toulouſe am 30 Januar, nach einem kurzen Aufenthalte von einem Tage. Dieſe große Hauptſtadt einer der reichſten Provinzen Frankreichs entſpricht den Erwartungen des Reiſenden nicht. Die Gegenden umher ſind flach und fruchtbar, aber nicht belebt von ſchönen reinlichen Dörfern. Das Volk ſieht arm und ſchlecht genährt aus, und die traurige Bläſſe, die ärmliche Bekleidung der Bewohner, betrübte uns im wunderbaren Kontraſt mit dem geſegneten und wohlangebauten Boden. Die Stadt iſt auffallend ſchlecht angebaut, die Garonne iſt hier weder ſo breit noch ſchnellſtrömend wie bey Bordeaux; ſie gleitet ſtill durch einförmige Ufer hin weit verſchieden von der Anmuth der rebenbekränzten Hügel, die dort in freundlichen Reihen den goldenen Strom umgeben. Wir beſuchten den Pontneuf, eine ſchöne Brücke über die Garonne, von der man bey hellem Wetter deutlich die Pyrenäen am Horizont erblickt, welcher aber heute, leider! von trüben Nebelwolken umſchwommen war. Am andern Ufer des Fluſſes iſt eine neue Promenade angelegt, allein der Blick auf die in unförmlichen, unreinlichen, verfallenden Häuſermaſſen, aufſteigende Stadt, war nicht lieblich; doch war abwärts in einiger Entfernung ein ſchönes Benediktiner Kloſter, und ein neu angelegter Quai, mit halb vollendeten Häuſern von edler Bauart. Mich verfolgt hier überall das Andenken des unglücklichen Jean Calas! Ich fürchtete immer daß jemand unter uns nach ſeinem Hauſe oder nach dem Platze fragen möchte, wo er ſein Leben endete — als eben der Zufall uns an einen Ort führte, welcher meinen Ideen eine ganz andere Richtung gab.

Unſer Miethlakey führte uns in das Hotel des Monſieur *du B* * * * *y.* Wir eilten ſchnell aus dem reichmöblirten Pallaſt, und durch die Bildergallerie, die wenig für uns intereſſantes enthielt, dem Garten zu, in dem ich die Wirklichkeit des milderen Himmels, unter dem wir wandeln, zu entdecken hoffte.

Allein ich ward auf die lächerlichſte Weiſe getäuſcht, und ſahe auch hier, daß der arme Sterbliche nur immer begehrt, was er nicht hat. Statt blühender Gewächſe und Blumen, welche die Natur auch hier im Winter nicht verſagt, fanden wir einen von dieſer Seite vernachläßigten Garten, der aber *en revanche* mit Perſpektiv Gemählden aller Art rund um verbrämt war. An einer Seite eine Gegend von Babylon unter Palmen auf einer Bretterwand. An der andern, ſteil aufſteigende Pyrenäen an denen ein Laſteſel, nicht etwa auch gemahlt, nein von Holz mit Händen zu greifen, nebſt ſeinem Treiber ſtand — und noch jetzt ſteht, wenn er nicht, wie ich hoffe, den Flammen geopfert iſt.

Auf einem ſchönen Raſenplatz ein Schäfer und eine Schäferinn — Er, ewig die Arme ausgeſtreckt, ſie zu umfangen, Sie ewig jungfräulich ſich ſträubend — beide umgeben von hölzernen Schafen und Kühen —

das ewige unauslöſchliche Gelächter, in welches wir einmal über das andere, bey jeder neuen Sünde gegen den guten Geſchmack und Menſchenverſtand ausbrachen, war unſerm Führer unerklärlich — "c'est pourtant le plus beau jardin Anglais de la Province" verſicherte er uns mit dem trockenſten Ernſt. Wir eilten davon, nach dem einzigen hübſchen Platze der Stadt, wo das ehemalige Capitule, jetzt Hotel de Ville, ſteht; ein ſchönes Gebäude. Hier wurden eine Menge der ſchönſten Blumen und Orangen feilgeboten. Die Leute hier in der Stadt ſind wohl gebildet und freundlich.

Am erſten und zweyten Februar kamen wir über Caſtelnaudary, ville Pinte und Algeone nach Carcaſſonne. Die Gegenden ſind flache fette Erde, aber nachläſſig bebaut, die Luft war warm, doch ſchwer und trübe. Hin und wieder blühte Großblatt an den Hecken; allein im ganzen ſcheint mir die Vegetation in Bäumen nicht von großer Kraft zu ſeyn. Dann und wann ſahen wir im fernen Sonnenlicht einen Gipfel der Pyrenäen durchſchimmern, welchem ich bis zum Erblinden nachkuckte, als plötzlich der Vorhang ſich öffnete, und ich die große Gränzmauer zwiſchen Gallien und Hiſpania in majeſtätiſchen Abſtufungen aufgethürmt, weit verbreitet am Horizont erblickte; dieſer Anblick erfreute mich bis Carcaſſonne. Von hier bog ſich der Weg in ein beträchtliches Felſengebirg ein, und wir verloren die Pyrenäen aus dem Geſicht. Dies kalte, rauhe, öde Gebirge heißt Alario, und wird von einem kleinen Fluſſe la Lande durchſtrömt, über dem ſehr große und maſſive Brücken führen, welches mir beweiſt, daß dies Gewäſſer im Frühling, wenn der Schnee auf den Pyrenäen ſchmilzt, wohl ſehr beträchtlich iſt. Dieſe rauhen Felſen ſtreckten die entblößten Rippen und langhin laufenden Rücken ſchauerlich um uns hervor. Bald erhelterien ſich die Gegenden, und ich ſah die erſten Olivenbäume, auf die Felder verpflanzt, oder in Terraſſen am Saume der Gebirge. Das Grün iſt grade wie das der Weide, die Krone rund und buſchig; dies war mir jetzt ein erfreulicher Anblick! wahre Oehlblätter der Hoffnung, und ein Pfand der Gewißheit, daß wir wahr und wahrhaftig in Languedoc ſind, ſo wie die zwar Blätterloſen aber ſchönen Maulbeerbäume. Ein kalter, rauher Sturm heult nun wieder in den Felſenklüften, die unſern eben hingehenden Weg umdrängen, und oft in äußerſt groteſken Gruppen aus ebner Erde um uns aufzuwachſen ſcheinen. An den Weggräben ſtehen wenige und kränkelnde Pflanzen — kein Blümchen, lauter graugrüne halbvertrocknete Kräuter. Kurz es iſt vollkommener Kontraſt! dieſes felſigte, öde, trockne Erdreich, ſtaubichte Wege, halbverſiegte Flüſſe! mit dem flachen aber höchſtfruchtbaren Gaſcogne, und der Touraine, welche von vollſtrömenden Flüſſen reichlich bewäſſert werden. Dieſe Gegenden müſſen im Sommer wahre Bratpfannen ſeyn; und ich glühe, indem ich mir dieſe Thäler durch das Abprallen der Sonnenſtrahlen von den nackten Felſenſtirnen doppelt erhitzt denke. Von Cruſcade kamen wir auf eine hochgewölbte Brücke, welche mit dem ſchmalen Wäſſerchen, das darunter hinſchlich, ordentlich komiſch abſtach. Von der Höhe dieſer Brücke genoſſen wir einer entzückenden Ausſicht! rechts verlor ſich der Blick in das Gebirge, durch welches wir kamen, bis ein rauher Felſenkoloß hoch in die Wolken ſtrebend ſich vorſchob. Dann folgte ein weites, ziemlich gut angebautes Thal, um welches ein Doppel-Amphitheater von Bergen ſich lagerte; die nächſte Reihe ganz ſichtbar im vollen Sonnenlicht; Felſen mit allen Farbenwechſelungen von Höhe und Tiefe, Licht und Schatten; hinter dieſen eine hohe Reihe entfernter Gebirgketten, aus denen die vom heftigen Sturm gejagten Wolken aufzurauchen ſchienen.*) Dieſer Anblick ergötzte mich eine lange Zeit, bis wir das freyere Thal durchſchnitten hatten, und uns in einem engen Felskeſſel befanden, deren öde giganteſke Geſtalten uns ſchauerlich umdrängten, und deren Häupter mit Felſenkronen prangten, die Trümmern der Vorzeit glichen. Hier und da, wo ein wenig Erde war, kleine Weinberge, Oliven in Terraſſen, und Maulbeerbäume.

Wir erreichten durch eine prächtige Allee von Oehlbäumen Narbonne im Abendroth. Hier ſahen wir eine vortrefliche Waſſerleitung, welche den Kanal von Languedoc durch die Stadt führt, der ſodann zwey Meilen von hier, ins Meer fällt.

Wir wollten die Stadt beſehen, aber der Sturm war ſo ſauer und heftig, daß wir Nordländer, ſonſt mit rauhen Winden vertraut, abgeſchreckt wurden. Unſer Wirthshaus lag in der Vorſtadt, und die Geſellſchaft an der Table d'hôte war ſehr belebt und angenehm; die Stadt ſoll hübſche Partien haben. Den 3ten wurden wir durch einen erſtickenden Rauch geweckt, den unſer Kamin in Strömen ausblies; bey dunkler Nacht, zwiſchen offnen Thüren und Fenſtern, durch die der Nordwind ſauſte, zogen wir uns unter Rauchwolken an, und verließen Narbonne ſtürmiſchen Andenkens des Morgens um 5. Traurige Gefilde, dürre Berge, ſandiger Weg, von dem der Sturm Staubwirbel aufjagte, empfingen uns. Eine Meile von Narbonne kamen wir über ein Stück Weges, welches für ein Fragment der von Julius Cäſar angelegten via romana ausgegeben wird; es iſt ein trefliches

---

*) Der Herr rühret die Berge an, daß ſie rauchen.

Stück Arbeit, unzerſtörbar da ſtehend mit dem kühnen Gepräge der Unvergänglichkeit, als ſey es vor wenig Jahren vollendet.

Um Beziers erheitert ſich die Gegend. Grünende Felder mit Oliven-Hainen bedeckt, und vortrefliche große reinſtämmige Maulbeerbäume umgaben uns; ſchlanke Pappeln und Feigen an den Seiten des Weges, und ſtarkes Strauchwerk von Weisdorn und Erlen. Auch ſchöne Ulmen und Kaſtanien, um die Häuſer gepflanzt, zeugen von einer kraftvolleren Vegetation, als wir ſeit Tagen erblickten. Kurz vor der Station la Nyc öffneten ſich ferne Bergausſichten. Von da bis Merſac immer in fruchtbarer Ebne; an den Seiten die Höhen mit Oliven in Terraſſen bepflanzt, die man hoch in der heiteren Luft wehen ſah. Die Wege ſind unübertreflich ſchön; man rollt wie auf einer glatten Diele. Die Brücken ſind überall prächtig, eine ſchöner und höher gewölbt, als die andre.

Kurz vor Marſes erblickten wir auf einer Anhöhe plötzlich das Meer, welches grünlich im Sonnenſchein ſchäumende Flathen rollte. Die Kinder jauchzten vor Freude beim langentbehrten heimiſchen Anblicke; es iſt dies eine Meerenge, die aus dem Golf von Lion ſich in das Land hineinſtreckt, und nicht breiter iſt, als daß wir zu beiden Seiten die Ufer ſahen. Wir fuhren zu unſerer großen Freude wohl eine Meile am Ufer hin, und ſahen den Sturm Hagelwolken über die Wogen treiben, die unter ſeinem Fittig aufbrauſten, und kurz darauf beſänftigt im Sonnenſchein wallten; dann folgten kleine ländliche Szenen am Ufer, welches das grünwogende Meer beſpühlte, und der blaue Himmel beſtrahlte. Fruchtbar glänzte die braune friſchgepflügte Erde, und die Olivenhaine wehten mit wechſelndem

Grün; ſo erreichten wir die Station Siſeus im Abendroth, und von da Montpellier in der Dunkelheit.

Den 4ten. Das Bett hatte die Erſtarrung von der Kälte des vorigen Tages kaum aufgelöſt, als ich erwachte. Mein erſter Gedanke war „Nordwind noch?“ und meine erſte Empfindung die des ſchneidenden Zuges, der zwiſchen dem Kamine der ſpaltigen Thüre, und den undichten Fenſtern in beinah ſichtbaren Strömen durchblies! ich ſprang aus dem Bette, um mich ſo nah wie möglich am Kamin zu etabliren, und hatte nun das Glück an einer Seite gebraten zu werden, während die andre eiskalt war! auf das Bewußtſein von meinen Füßen hatte ich ſchon geſtern Verzicht gethan, beim Anblick des rothen Backſteinernen Fußbodens, der durch keinen mitleidigen Teppich bedeckt iſt. O weh! iſt dies das berühmte Klima von Montpellier?

Ich hatte bey Bordeaux ſchon Veilchen, Reſeda, Myrten und die ſchöne Blüthen des wilden Lorbeers, mit Je länger je lieber im freyen gepflückt, und zu Sträußen gebunden, und mich dabey der warmen Sonne gefreut. Hier glaubte ich auf Veilchen, Primeln und Narziſſen unter dem milden Himmel von Languedoc zu wandeln, und ließ voll des ſüßen Wahnes Pelz, Muff, Fußſack, als läſtigen Ueberfluß, an den Ufern der Garonne zurück.

Ich eilte zu der liebenswürdigen Baroneß von K . . . . . . n, die Seeland verließ, um warm zu werden, und unſerer heißeſten Tage in einem Ueberrocke ſpottete. Ich fand ſie auch am Kamin, umgeben von ihren ſüßen Kindern, friſch und blühend! es war eine liebliche Ueberraſchung, und viel von beiden

Seiten zu fragen und zu beantworten. Ich forderte warme Luft von Ihr. Sie ſagte, der Nordwind ſey unſer Begleiter; — denn die fünftehalb Tage die wir in Montpellier zubrachten, verlies er uns auch nicht einen Augenblick. Wir erwärmten uns an der Erinnerung ihres ſchönen Lebens in den Thälern der Pyrenäen, wo die Natur, einer keuſchen Jungfrau gleich, in unentweihter Schönheit lächelt! wo in den tiefverſteckten Gründen ein friedliches ſchuldloſes Volk ſich nährt „von der Heerde Milch, und dem Rehe der Jagd“ Sie hat Italien und die Alpen vergeſſen in den Pyrenäen, auf der Höhe des Marborée unter ſtarrenden Gletſchern und donnernden Katarakten! Wir blieben ruhig beiſammen in intereſſanten Geſprächen, denn der Sturm machte das Ausgehen unmöglich! nur auf dem Wege von dem Wirthshauſe bis nach der Eſplanade, wo die Fr. von K*.... wohnt, war ich oft in Gefahr umzufallen, und erblindete von den Staubwolken.

Den 5ten. Immer derſelbe Sturm: man fürchtet ſehr, daß die damit verbundenen Nachtfröſte den knoſpenden Mandel- und Pfirſchenblüthen, und zumal den Oehlbäumen ſchaden werden. Ich konnte der Begierde den ſogenannten Platz Perou zu ſehen, nicht widerſtehen. Wir durchgingen auf dieſem Wege beynah die ganze Stadt, und ſchlichen uns durch viele kleine Nebengäßchen um dem Sturm auszuweichen. Die Stadt iſt beynah durchgängig ſolide und ſchön gebäut; das untere Stock der hübſchen Privathäuſer wird meiſtens von Boutiquen eingenommen, in denen Luxuswaaren anlockend zur Schau geſtellt waren. Schade, daß die Straßen nicht breiter ſind. Endlich erreichten wir den ſchönen Platz Perou, der am nordweſtlichen Ende der Stadt liegt, durch die man immer Berg an gegangen iſt. Man tritt durch eine prächtige Triumphpforte komiſche Nebenidee gehabt haben. Ihre Hand ſinkt ganz leicht auf ſeinen Schädel nieder. Mich dünkt, ich hätte von Agamemnons, Achills und Neſtors Geſichte, vornämlich von dem des leztern, etwas mehr erwartet. Aber es kann auch vielleicht bey der Ausarbeitung ſelbſt noch hineingebracht werden.

Wie weitläufig ich bey dieſen vier Stücken geweſen bin! Sind Sie meine Schwazhaftigkeit überdrüßig? — Nun von Einem muß ich noch reden, und denn will ich Sie mit dem Uebrigen verſchonen, woferne Sie ſelbſt nicht mehr verlangen. Dieſes iſt des Hrn. Prof. Stanleys unvergleichliches Stück unter No. 148. Es iſt unbeſchreiblich, wieviel man an dieſem Stück zu bewundern findet, die Erfindung, vornämlich aber die Anordnung einer ſo ungeheuren Menge von Figuren, welche das Auge gar nicht verwirren, ſondern es ganz behaglich von einer großen Partie zur andern übergehen laſſen, das Leben, die Handlung, in welche alle dieſe unzähliche Figuren geſezt ſind, ſo daß alles, wohin man immer ſieht, in voller Thätigkeit iſt; die Zeichnung des Details und die Haltung im Ganzen; die kekke Manier der Gebäude, die zum Hintergrunde dienen; die hiſtoriſche und antiquariſche Kenntniß, die ſich überall verräth — das alles macht das Gemälde zu einem wahren Meiſterſtück. Sie werden dagegen jene ſorgfältige Auslegung einer jeden einzelnen Figur, die man in einem Werk wie dieſes nicht finden kann, ſchwerlich erwarten. Wo alles groß ſeyn ſoll, kann und darf der Künſtler ſich nicht zu ſolchen kleinen Feinheiten herablaſſen. Ueberdieſes könnte man es nur bey den Figuren im Vorgrund verlangen, deren Verhältniß ohngefähr ein Zoll iſt; allein dieſe haben alle erforderliche Ausarbeitung, wiewol auch nichts mehr; und ich getraue mir zu ſagen, daß eine ſorgfälhinein, die zum Andenken der blutigen Siege Ludwigs des 14. erbaut ward. Der erſte Anblick dieſes kühnen Kunſtwerkes war von gebietender Majeſtät! dieſer freyſtehende, gleichſam ſchwebende Platz, 60 Fuß über die Ebne erhoben, die er beherrſcht, wird durch ungeheure Mauern geſtützt. Die ſimple edle Stufen-Baluſtrade ringsumher, die prächtige Statue in der Mitte, und am Ende des Platzes der runde offne Temple d'Eau. von doriſchen Säulen getragen, ſind von erhabner Wirkung. Das Innere des kleinen Tempels wird beynah ganz durch ein Waſſerbaſſin ausgefüllt, in welches die klare grüne Fluth, durch die Waſſerleitung, deren künſtlichen Bau man weit bis in die Ebne verfolgt, herabfällt, und von da durch Kanäle in die Stadt geleitet wird.

Aber welcher große unbeſchränkte Anblick rund um ſich und unter ſich, wird dem Reiſenden hier geöffnet!

Sehe ich vom Platze gerade aus, ſo dehnt ſich eine weite Ebne hinab, deren Vorgrund mit Gärten, Landhäuſern, Dörfern bedeckt iſt; beynah gerade vor dem Platz etwas linker Hand ſteigen über den nahen Bergreihen der Montagnes du Pins die fernen Pyrenäen in dunkelblauen Umriſſen prachtvoll auf; rechter Hand in ſchöner Entfernung von etwa ſechs bis acht Meilen erhoben ſich die Sevennen in großen mächtigen Geſtalten, die Häupter und Klüfte mit Schnee bedeckt. Nun wandte ich mich, und ſah über die Stadt hin rechts das Meer aufblicken im Sonnenglanz, und links nach vieler Anſtrengung und mühſamen Kucken eine ferne, dunkelblaue Wolke, in welcher man den Reiſenden die Alpen erblicken läßt!

Die Pyrenäen! die Alpen! die Sevennen! und das Meer mit einem Blick zu umfaſſen! Mir ſchwindelte! und beinah hätte der Sturm mich unter die Baluſtrade mit meiner Charlotte hinabgeweht, die ich an der Hand hielt. Ich ſchrie vor Schrecken, denn die Gewalt der Windſtöße auf dieſem alles überblickenden Platze iſt unbeſchreiblich! ein paar freundliche Jünglinge ſtanden neben mir; der eine hüllte mich in ſeinen großen Mantel, der andre nahm das weinende Kind in die Arme, und ſo führten ſie uns in unſer Logis zurück. Ich erfuhr von ihnen, daß der Place de Perou 12,000,000 Livres gekoſtet, kann aber meine Gewährsmänner nicht nennen, denn ſie verſchwanden wie Geiſter, indem ich meine Augen öffnete, (die ich der Staubwolken wegen immer zuhielt) um näher mit unſern Befreiern bekannt zu werden.

Das hieſige Schauſpielhaus iſt inwendig ſehr hübſch verzieret, und ich hörte eine vorzüglich gute Sängerinn Madame Crecqui.

Den 6ten faßten die Frau von K······r und ich den Muth, trotz des raſenden, noch immer tobenden Sturmes, eine Spatzierfahrt nach dem Schloſſe Montferrier zu machen. Eine ſandſteinige Gegend empfing uns, mit Oliven bepflanzt, die aus Kornfeldern aufwuchſen; bald folgte eine dürre Ebne, wo aus flachem Grunde Felſenſpitzen aufragen, hier und da mit Wacholder-Geſtrippe beſtreut. Die ſchönen Gebirghäupter der Sevennen, der Pieux de St. Lou, und der Pic de Peyrou, zogen meine Blicke von der traurigen Ebne ab. Wir erreichten den Felſen, auf welchem das Schloß Montferrier weitſchauend liegt. Eine ſchöne Kriſtallgrüne Aue badet den Fuß deſſelben, und ſchlingt ſich in einen anmuthigen Hain, aus deſſen, jetzt ſtarren

Aeſten, hie und da eine melankoliſche Zypreſſe oder ein immer grüner Lorbeer durchſchimmerte; dies mag ein lieblich kühler Sommeraufenthalt ſeyn. Ans Ausſteigen war nicht zu denken; denn die Kutſche ward beynah umgeblaſen. Wir kehrten alſo zurück, und blieben beyſammen bis gegen Abend.

Karl und der liebe Paul — Charlotte und die holde Julie ließen den Sturm toben, und ſpielten in ſüßer kindiſcher Genügſamkeit. Sie bedurften weder der Pyrenäen noch Sevennen. Wir aber lebten in den Tagebüchern der geiſtvollen Wanderinn, die den vorigen Sommer der drückenden Hitze von Montpellier entfloh, in das liebliche Thal von Fan-Fän, wo Roſen und Jasmin ſich in kunſtloſe Lauben wölben, wo Wein und Obſt den Reiſenden umglühet — und ein fröhliches unſchuldiges Volk oft wiederkehrende Feſte feiert. Vom März bis October iſt die dürre Hitze hier in Montpellier ſo groß, daß alle Fremde in die Sevennen oder nach den Pyrenäen, zu den Bädern von Barege oder Bagniers flüchten. Den Abend brachten wir in einer ſehr angenehmen Geſellſchaft bey Monſr. und Mad. de . . P . n zu, deſſen junge ſchöne Frau ein höchſt liebenswerthes Geſchöpf iſt. Es ward bey Tiſche geſungen und ſehr traulich geſchwatzt. Man redete viel über Lavater, den man hochſchätzte. Ein ſehr verſtändiger Arzt G . . . n äußerte Ideen über die Organiſationen der verſchiedenen Himmelsſtriche, welche ganz die Herderiſchen waren. Unſere niedliche Wirthinn ſang im ſanften Dialekt des Patois liebliche Lieder, und unſer Wirth, der deutſch redet, Volkslieder mit mir — es war ein freundlicher Tauſch.

Den 7ten vor der Sonne auf! weil die Stürme gewöhnlich dem Sonnenaufgange zu verſtummen pflegen.

Wir traten auf den Platz Peyrou, indem die erſten Sonnenſtrahlen die höchſten Schneehäupter der Sevennen begrüßten, welche dann mit Roſen gekränzt, im blauen Aether aufſtiegen. Der Temple d'Eau ſtand feierlich einſam da, im Morgenroth, und ſchien mir ein Heiligthum der alten Magier; alles wurde belebt! und ich ſah die ehrwürdigen Geſtalten in der Halle des Aufgangs dem kommenden Sinnbild der höchſten Wahrheit und Schönheit, in feierlicher Andacht entgegen harren. Jetzt erleuchtete der erſte Sonnenſtrahl die Kuppel des Tempels! nach und nach wie die Sonne ſtieg, ward das ganze Thal belebt, und mit dieſem neuen Leben begann der Sturm wieder!

Wir entflohen ihm in den königlichen Garten, wohin das Grabmahl der Tochter des unſterblichen Young uns lockte. Wir fanden es unter einer Allee von ſchwankenden Cypreſſen, die eben blühten, auch in der Blüthe melankoliſch, wie die, deren Grabmahl ſie umgaben. Hierher trug der Vater die ſchöne Narciſſe in ſeinen Armen, (wie der Greis der uns umher führte als einziger Augenzeuge erzählte); denn in geweihter Erde wurde dem holden Mädchen kein Grab verſtattet! Ich hörte die leiſe Klage des Vaterherzens im ſtöhnenden Laute des Windes in den Cypreſſen-Wipfeln!

Wir fuhren mit v. P**s nach la Verune, dem Landſitze des Erzbiſchofs. Der Weg dahin iſt dürre Ebne. Dieſer Garten unterſcheidet ſich durch eine hohe kräftige Vegetation. Er liegt am Fuß des Berges von Cette, und iſt reichlich gewäſſert. Prächtig iſt der Wuchs der ſchlanken Kaſtanien, und der ſchönen weißen Eiche. In dem engliſchen Boskett ſahen wir eine Babyloniſche Weide, die einzig war in ihrer klagenden Schönheit. Leider ſenkte ſie ihre hängenden Aeſte nicht ins Waſſer, ſondern wurde ringsum von Pfählen geſtützt, wie ein beladener Obſtbaum, auf daß die langen

Locken nicht im Staube hingen — eine Babyloniſche Weide ohne Waſſer iſt beinah ſo arg, wie ein Schiff auf feſtem Lande.

Den 8ten. Gegen Mittag verließen wir Montpellier. Die Haut war uns allen an Geſicht und Händen ſo aufgeſprungen, daß das Blut hervordrang, und wir ausſahen, wie Landkarten: der Saum meines Kleides war verbrannt, weil ich immer in den Kamin kroch, um mich zu wärmen — ein originelles Andenken von Montpellier! die Gegend um dieſe Stadt beſteht auch von dieſer Seite aus weißem harten Boden, aus dem jedoch Oliven und Maulbeeren ſchön und kräftig aufwachſen.

Wie werde ich mich freuen, wann ich wieder ehrliche, ſchwarze oder braune Erde erblicke! ich möchte nicht einmahl in dieſer weißen Stauberde begraben ſeyn! die Wieſen ſind überall mit einem grauen trocknen Geſtrippe bedeckt, wie vertrockneter Thymian, Meyran oder Lavendel. Nein! nur die Furcht vor der Schwindſucht könnte mich beſtimmen, eine Zeit meines Lebens in Montpellier zuzubringen! der Himmel mag ſo blau ſeyn, wie Azur; ſo lange ich unter ihm wandle, iſt mir die Muttererde näher!

„Aber womit habe ich es verdient, daß du mich für dieſen dürren, ſteinigten, kalten Theil deiner Reiſe zum Begleiter wählteſt? für dieſe Tage, die nur durch vergebliche Hoffnungen bezeichnet wurden, um mit dir, du Täuſchende, getäuſcht zu werden? ſo höre ich dich fragen, lieber Bruder! die Hand aufs Herz, und frage Du den inneren Zeugen!

Oder begehrſt du, daß ich unſere freundlichen Leſer zum Richter zwiſchen dir und mir aufrufen ſoll?

2.

Vaucluſe. An meine liebe Schweſter Eliſe Münter.

Von Vaucluſe ſoll ich dir erzählen, liebe freundliche Eliſe? vom Quell der Liebe, deſſen leiſes Flüſtern den holden Sänger zu den ſeelenvollſten Akkorden begeiſterte? — wie gerne erfülle ich deinen ſanften Wunſch! Aber wird es Dir genügen, am verhallenden Ton, der mir noch übrig iſt vom mächtigen Einklang der Empfindung, die dort unter dem heiterſten und mildeſten Himmel mich durchdrang? am verdämmernden Bilde deſſen, was dort in ſchöner farbenreicher Vollendung vor mir ſtand. — An einem lieblich heiteren Frühlingstage, in der letzten Hälfte des Februars, der in dieſem ſchönen Clima ſchon jetzt allen vorbereitenden Zauber eines Aprilltages in unſerm Norden verbreitete, verließen wir die Grenzen der Provence. Von Andiol, der erſten Station des päpſtlichen Beſitzthums im ſchönen Thale des Avignon, Venaſſin und Carpentras bemerkten wir alle die Veränderung des Bodens. Eingeſchloſſen von den Gebirgreihen des Languedoc und der Provence, die ſchützend ihre felſigten Stirnen den Stürmen entgegen ſtellen, — durchſchlängelt von der freundlich wallenden Rhone und dem Felsſtrom Durance, die in verſchiedenen Richtungen dies Paradies der Fülle umarmend durchwäſſern, vereint dies entzückende Ländchen erhabene Größe und holde idealiſche Hirtenanmuth. Der Boden iſt fette, ſchwere Erde. In lieblichen Wellenlinien auf und abgehend, genießt man des Anblicks majeſtätiſcher jetzt noch mit Schnee be-

bedeckter Gebirghäupter, im ſtillen Frieden des Thales. Hecken, von blühenden Mandelbüſchen umgeben, Wieſen vom zarteſten Grün, oder die neulich gepflügte braun glänzende Erde öffnet den erfreulichen Sonnenſtrahlen ihren fruchtbaren Schooß. — Dichte Weitzenfelder bieten meinem durch den weißen Felſengrund des Languedocs und der Provence ermüdeten Auge die ſanfteſte Erhohlung dar. Das friſche lebendige Athmen des Weſtes weckt die Natur aus dem leichten kurzen Schlummer, deſſen ſie in dieſem geſegneten Himmelsſtrich kaum zu ihrer Erhohlung bedarf. Ich ziehe mit offnem Sinne neues Leben aus allen mich umgebenden Gegenſtänden ein, und der wolkenloſe Himmel lächelt freundlich und milde auf die erwachende Erde hernieder. Pfirſchen und Aprikoſen blühen, und duftende Kräuter umgrünen unſere Pfade. Hinter Lille einem kleinen hübſchen Flecken, welchen die Sorgue, eine liebliche Aue, durchrauſcht, deren Urſprung die Quelle von Vaucluſe iſt, erblickten wir zuerſt am Horizonte einer weiten Ebene die Felſengruppe gleiches Namens. In der Entfernung von ohngefähr drittehalb Meilen ſahen wir deutlich die röthliche Farbe des Geſteines, und bewunderten die von Augenblick zu Augenblick ſich enthüllenden ſonderbaren Lagen, aus denen dieſer iſolirt da ſtehende Felſenklumpen zuſammengeſetzt iſt. Es war nun Nachmittag und alle Farben hatten ſchon jene ſanftere Miſchung, welche der vollen Mittagsbeleuchtung folgt, ohne dadurch an Klarheit zu verlieren. Jetzt bogen wir plötzlich aus der Ebene in die Felſen hinein, und freundlich ſpielend, über reichlich bewallten Felſengrund rollte die Sorgue uns ihre grünen Kryſtallfluthen entgegen. Ueber das lebendige Leben des Stroms bogen ſich Felſenformen — bald nackte und kalte Maſſen, bald ſcherzend mit Epheu behängt, bald mit kleinen Wieſenmatten bekleidet. Wir ſtiegen aus, und gingen bis an die Quelle. Ich eilte voran in der tiefen Felsſchlucht, durch die der Strom den Weg ſchlängelnd gebahnt. Rund umdrängten mich neue mir fremde Geſtalten der Schöpfung. Ueber und neben mir Felſenkörper, in tauſend wilden und abenteuerlichen Bildungen! Zacken aus weniger ſchroffen Abſätzen aufwachſend; Pyramiden in der ruhig ewigen Form der Dauer, andere umgewälzt zeigten ihre Gründung dem Himmel, und lagen wie durch ein fortdauerndes Wunder ohne Stütze da. In der heiteren Höhe Oeffnungen und Höhlen in die Felſen hinein, denen runde Steinmaſſen entrollt waren, die noch ganz, oder zertrümmert, auf den Abſätzen umher lagen. In die blaue Luft ſtreckten auf den höchſten Felsgipfeln zwey trauernde Ruinen ſich empor, deren eine man für Petrarchs ehemalige Wohnungen ausgiebt. Ich folgte dem kräuſelnden Strome, der immer rauſchender in Wirbeln und Felſenſtücken mir entgegen kam. In romantiſchen Situationen zogen beide Ufer meine Blicke an ſich. Jenſeits ein buntes Gemiſch von Gärten mit friedlich ruhenden Hütten, kleinen friſchen Wieſen, von Lämmerheerden beweidet, alles im rieſenmäßigen Schatten des Felſens verdämmernd, während ich in vollem Sonnenſcheine wandelte. Neben meinem immer ſteigenden Wege waren Oliven auf die Felſen verſtreut, die hoch über mir die wehenden Wipfel beugten. Wilder ſchauerlicher ward alles. Die Felſen traten näher zuſammen, und bogen grauſend ihre Stirnen über. Aus tauſend heimlichen Quellen rieſelten Bäche dieſſeits und jenſeits in den Strom, und kleine aber ſchäumende Waſſerfälle ſprudelten aus den Klüften unter uns herab. Wir näherten uns dem Ziel: Felsklumpen waren herabgeſtürzt in das Bette des Stroms, und bildeten ein Chaos von Trümmern mit dem dunkelgrünſten Mooſe bekleidet. Ueber, unter und durch dieſelben tobte die ſchneeweiße ſchäumende Fluth mit wildem Getöſe in unzähligen Armen herunter. Dies Getöſe, das ſchaurige Dunkel, nie von der Sonne erhellt, die nächtliche Kühlung, die alternde Natur in den moosbekleideten Trümmern, und den grauen Felſen, denen ſie entſtürzt, frappierten mich im wunderbar zuſammen wirkenden der äußerſten Ruhe und raſcheſten Bewegung.

Ich ſtieg noch eine mäßige Anhöhe hinan, und fand mich am Fuße des höchſten ſenkrecht aufſteigenden Felſens, deſſen Form und röthliche Farbe wir von Lille aus unverrückt erblickt hatten. — Zu beiden Seiten ſchloſſen ſich ähnliche Felſen an; in dieſer dunkeln Tiefe ſpiegelte ein heimliches Waſſerbecken die Quelle der oben herabtoſenden Fluth, deren verhallendes dumpfes Rauſchen der einzige Laut belebter Schöpfung war in dieſer melancholiſch feierlichen Stille. In der Sommerdürre ſind zwey gewölbte Höhlen unter dem Felſen ſichtbar, jetzt vom Waſſer überſtiegen. Hier in dieſen verborgenen Höhlen, in der ſchaurigen Kühlung klagte Petrarch in Nachtigalltönen! es lauſchten die Felſen und hallten die Melodien der Liebe zurück. Wie viele blinde Nachahmer haſt du gehabt, ſüßer Sänger! aber wer unter ihnen hat aus Vaucluſe's Quelle geſchöpft? Welche Abgeſchiedenheit, welche tiefe rührende Stille ergreift meine Sinne! Wie verſchwindet Vergangenheit und Zukunft! und wie verdämmert ſelbſt die Wirklichkeit unter dem Schleier tiefer leiſe athmender Wehmuth. Mein Auge klimmt mühſam an den ſteilen Felswänden hinauf, über denen der Himmel wie ein Azurteppich ruhte. Kein Laut eines lebenden Weſens unterbricht die trauernde Stille. Schüchtern gleiten meine Blicke auf die ſpiegelnde Fluth hinab. So gedankenvoll und doch ſo wenig mir ſelbſt bewußt irrt meine Seele im dunkeln Labyrinth unentwickelter Empfindung. Trübe Bilder ent-

ſtelgen dem Gewäſſer. Sie wanken umher am ſchroffen Geſtade. „Bleiche Jammergeſtalt, mit dem weit offnen Blick der Verzweiflung, nahe dich nicht der ſpiegelnden Tiefe! Ach ich fühle es mit dir: dies wäre der Ort an dem du, lange gequälte, ein marteryolles Daſein gern unbemerkt endeteſt. Wie reitzend dazu dies ſtille unergründliche Becken, und die Felſen umher, ewig verſtummende Zeugen! — aber

„Flieh, Unglückliche, flieh! Zu mächtig locket dich der grünlichen Tiefe dunkler Spiegel. Schweigend duld' und ſchöpfe — doch weggewendet, trübes Vergeſſen!“

Der erfreuliche Zuruf der meinigen weckte mich aus dieſen wachen Träumen meiner durch den nächtlichen Ernſt dieſer Naturſzene in die ſchwärzeſten Farben getauchten Fantaſie. Wir gingen zurück, und die kalten Schauer, die mich durchbebt hatten, löſeten ſich nach und nach im ſtillen Genuß des freundlichſten Abendroths auf — aber von neuem überraſchte mich das Stürmen des Stromfalls, deſſen ſtiller Urſprung mich vor wenig Momenten in ſo tiefe Träumerey verſetzte? Purpur war jetzt über die Felſenſcheitel verbreitet; um uns ſtrömten Gebüſche von Roßmarin, Thymian und Lavendel erquickenden Wohlgeruch aus. Wir erreichten auf dem ebenen Wege, von dem wir manchen Rückblick auf den verſchwindenden Felſen Vaucluſe's thaten, das Städtchen Lille wieder, und ich genoß am offenen Fenſter, dieſes reitzenden Sommerabends, bis es vollkommen Nacht ward.

tigere Bearbeitung der Wirkung des Ganzen geſchadet haben würde. Nur noch etwas vom Detail! Der Triumphator ſelbſt ſteht auf dem gewöhnlichen Siegerwagen, den vier Pferde ziehen; doch iſt der Wagen nicht rund, wie er gemeiniglich abgebildet wird, ſondern halbrund, ohngefähr ſo, wie die älteſten Streitwagen gemalt werden. In der rechten Hand hält er den Lorberzweig nach Plutarchs Beſchreibung; die linke ſtreckt er aus, wie jemand, der redet; womit auch ſein Antlitz, welches ein wenig aufwärts gerichtet iſt, übereinſtimmt. Was des Künſtlers Idee bey dieſer Stellung geweſen ſeyn mag, weiß ich nicht; eher ſollte man denken, ſein Blick ſollte gerade vor ſich hinſehen, und ſeine Hand leicht auf dem Wagen ruhn. Aber vielleicht war Herr Stanley ſo voll von ſeinem Gegenſtande, daß er ſich ſeinen Emil, der fünf Tage vor dem Einzug ſeinen geliebten Sohn verloren hatte, ſo dachte, als ſagte er zu ſich ſelbſt: „Was nützt mir alle dieſe Pracht, wenn ich ſelbſt unglücklich bin!“ Oder vielleicht wollte er ihm die Betrachtung anſtellen laſſen, daß eben dieſes Volk, das ihn vormals das Konſulat abgeſchlagen hatte, ihn jezt beynahe als einen Gott verehrte. Ohne Zweifel iſt ſein Geſicht zu jung für einen Mann, der bald 55 Jahr erreicht hat. Ein älters würde auch vielleicht auf dem Triumphwagen ſich beſſer ausgenommen haben. Perſeus und ſeine Familie, und ſein Gefolge, alle in Feſſeln, ſtellen Plutarchs Beſchreibung im Leben dar. Ich weiß nicht, ob ich irre, aber mich dünkt, hier hat der Künſtler eine Feinheit angebracht, die einen Meiſter verräth. Plutarch ſagt, die drey königlichen Kinder wären, zu jung um die Laſt ihres Unglücks zu fühlen, bey dem Aufzug ganz gleichgültig geweſen. Die Prinzeßin iſt hier größer als ihre Brüder vorgeſtellt, zum Beweis, daß ſie älter iſt. Sie tritt, mit geſenktem Haupt, aber ihre Brüder ſehn

auf⸗

3.

Reiſe von Marſeille über Avignon nach Lyon.

An meinen Freund Hieronimus Esmarch,

den 26ſten Februar 1791.

Nicht wahr, lieber Esmarch, Sie erwarteten von Ihrer alten Freundinn kein Wort, keinen Brief, keine Mittheilung der Freuden, die ſo oft ſchon in den Jahren der Kindheit mein ſehnlichſter Wunſch waren! Sie glaubten ſich vergeſſen, weil ſie Urſache hatten zu vermuthen, ich glaube mich aus ihrem Andenken verwiſcht! Nein, guter Esmarch, ſo bald vergißt man ſeine Jugendfreunde nicht! „Das Herz iſt das Thermometer der Freundſchaft, und nicht das Dintenfaß“ ſchrieb mir einſt ein Freund, und ich lies mir das geſagt ſeyn, und zweifle ſeitdem nie — auch dann nicht, wenn meine Freunde verſtummen, wie das Grab, oder wie — aber huſch! huſch! ich will feurige Kohlen auf ihr Haupt ſammlen, alſo nicht ein Wörtchen, das der Selbſtrache auch nur von ferne ähnlich ſähe!

Sie haben die Briefe an meine Schwiegerinn, meinen Bruder und Sander mit der Reiſe von Toulouſe über Montpellier und Nismes nach Marſeille, und von da über die Durance nach Vaucluſe geleſen? Alſo fahren Sie nun an einem ſchönen Morgen mit mir von Lille ab, einem kleinen freundlichen Städtchen, welches die Sorgue theilt.

Eine fruchtbare Ebene empfing uns, um die ein weiter Kreis von fernen und nahen Gebirgreihen und

Felsketten ſich verbreitete. Ich erkannte die Felſen von St. Remis, den lieben Ventoux im Oſten prächtig gelagert, und die Rochers d'Orgon in blauer Ferne. Nahe hinter uns den ſchroffen Felſen der Quelle der Liebe, Vaucluſens ehrwürdigen Scheitel. Die Wege waren ſchrecklich, und der Wagen ſank immer tief in den fetten erweichten Boden ein. Allmählig gewannen wir eine anſehnliche Höhe, von welcher wir der lieblichen Anſicht des ſchönſten Thales genoſſen, welches Gallien in ſeinem Schooße trägt.

Die Rhone und Durance durchſchlängeln in entgegengeſetzten Richtungen, von dem Berg umſchloßnen Horizont abwallend, dieſe reiche Ebene, aus welchen ſchöne Hügel aufſchwellen, und graue Felſen ſich erheben. An die Hügel ſind Städtchen und Dörfer gelehnt, auf den Felſen aber ſind weitſchauende Schlöſſer erbauet. Die Hoffnung des jungen Jahres lacht ſchon aus dem dicken grünen Weizen-Teppich, und keimt in den Knoſpen der Feigen, und Maulbeerbäume, unter welchen immer grüne Oliven und blühende Mandelbäume freundlich hervorſehen. In der Ferne am Geſtade der Rhone liegt das uralte Avignon ehrwürdig da, welches im Schooß der mildeſten Natur unter dem heiterſtem Himmel, ſelten der Ruhe genoß, und leider jetzt mehr, wie jemals, von drohenden Gefahren umringt iſt.

Während wir im Herabgehen ganz Auge und Sinn für die größeren Naturſcenen waren, ſammelten die Kinder von den bunten glatten Kieſeln, die wie ein Moſaik in unglaublicher Menge und von allen erdenklichen Farben umher geſäet lagen; wir ſahen nachher ganze Häuſer aus Kieſeln zuſammengeſetzt.

Wir haben nur dieſen Tag für Avignon, und es iſt ſchon über 10, alſo keinen Augenblick verlohren! Unſer Wirthshaus lag hart innerhalb der Stadtmauer, die eng und unfreundlich den Bewohnern die Ausſicht auf den Strom verſperrt — Wir entflohen ihr auch ſogleich, und beſtiegen einen Kahn, der uns nach der Rhone-Inſel Bartholiße brachte. Von dieſem flachen Eylande erblickt man von der einen Seite Avignon, über deſſen Mauern die oberen Theile der Gebäude, und ein nackter grauer Felſen vorragen. — Von der andern Seite landet der Blick an einem pittoresken Felsufer mit dem Städtchen Villeneuve. Ein prächtiges Benediktinerkloſter überſchaut von einer ſchroffen Klippe den Lauf der ſpiegelglatten, doch ſchnellſtrömenden Rhone. Nachdem wir wieder am flachen Sandufer dicht unter der Stadtmauer gelandet waren, umfaßten wir noch einmahl das Ganze der holden Gegend! Die Pappeln auf der Inſel ließen verſtohlen das Ufer des feſten Landes jenſeits durchſchimmern, über dem Strome ſchwebte die Ruine einer alten Brücke, durch die Gewalt deſſelben zertrümmert. Wir wandelten noch etwas auf der Promenade umher in der warmen Luft, der zarter Frühlingsregen enttröpfelte. Nachdem wir die Barfüßer Kirche andächtig beſucht, wo die traurigen Ueberreſte der Belle Laure ruhn, und man uns das angebliche Sonnet von Petrarca gezeigt, welches Franz der erſte in der Hand der Leiche fand; beſtiegen wir die Terraſſe, welche über der alten päbſtlichen Cathedral-Kirche ſich erhebt. Dies Gebäude ſiehet ſo bunt und zuſammengeflickt aus, wie das ganze päbſtliche Weſen, welches zur Zeit ſeiner Entſtehung in Avignon getrieben ward.

Wir waren nun auf dem Felſen, der die Stadtmauer überkuckt, und den ich vom flachen Ufer neugiegierig angeſtaunt hatte. Von dieſem ſchönen Standpunkte, der mit Recht ſeiner vielumfaſſenden Ausſicht halber berühmt iſt, verliert der Blick ſich im bunten Gedränge der mannigfaltigſten Gegenſtände. Es iſt die lieblichſte Unordnung, in welcher das Auge ſuchend ſich verliert; und dieſer ſchöne Schauplatz hemmt den Flug der Einbildungskraft, welche die Flügel ſinken läßt, weil ſie nicht weiß, wohin ſie ſchweben ſoll, und wo beginnen, wo enden?

Avignon lag unter uns aufgehäuft mit ſeinen engen Straßen, ſoliden Häuſern und gothiſchen Thürmen, eingeſchloſſen von der antiken Mauer, vor uns das ſchöne Becken der Rhone, die hier ſtill gleitend, zwiſchen den Mauern des alten Avignon und der quer vorliegenden Bartholaſſe-Inſel gefällig zu verweilen ſcheint. Jenſeits des Stroms winkt vom Felsufer des Languedoc das weiße Städtchen Villeneuve, in blaue Dämmerung verhüllt-ſtehen die Berghäupter des Landes ernſthaft da. Dann zieht die Rhone das Auge in ihrem ſchlängelnden Laufe den Weg nach Lyon hinauf; rechts liegt die Stadt Carpentras, dort ſteigt das prächtige Gebirge des Ventoux empor mit wolkigem Schneehaupt, und daneben erblick ich noch einmahl den Felſen von Vaucluſe. Rechts, etwas hinterwärts ſtrömt wie aus dem wolkenumfloßnen Horizont herab, die ungeſtüme Dúrance! Ihr jenſeitiges Geſtade ſind die fruchtbaren Gefilde der Provence, über denen Berge ſich heben — ich erkenne unter den Felſen die Ketten von St. Remis. Dies der farbenloſe Umriß des Ganzen? Aber nun das Innere, die Fülle der Fruchtbarkeit, Schönheit und ſanften Anmuth dieſes reizenden Thales, das mannigfaltige Winden der Flüſſe, denen bald die klare Sorgue ſich zugeſellt, das Senken und Heben der weinbedeckten Hügel, die ſüße Stille der

Kornerfüllten Thäler! das Gewimmel der Bevölkerung, die ein günſtiger Himmel und ein ergiebiger Boden hervorbringt! Dazwiſchen wie ein ernſter Gedanke in Geßners lieblichſter Idylle, ein mitten aus dem Thal aufſteigender Felſen mit einem verſinkenden Schloſſe gekrönt. Dies traurende Denkmahl verödeter Herrlichkeit war mein Ruhepunkt, im lieblichen Gewirre, und heißt Chateau Renard. Jetzt fiel ein dichter Staubregen, und verhüllte nach und nach die ganze Gegend. Dies allmählige Verſchleyern war unausſprechlich reitzend, und ich ließ mich naß regnen, ehe ich mich entſchloß, von dieſer Zinne, wo ich die Herrlichkeit von Avignon, Venaißin und Carpentras erblickte, wieder herabzuſteigen.

Den noch übrigen Theil des Tages beſahen wir die Stadt, und einige Kirchen, in denen ich hübſche Gemälde fand. Die Stadt iſt durchaus gut gebauet, und einige Parthien zeichnen ſich durch eine ſehr edle Bauart aus. Schade nur daß der Platz ſo enge iſt. Alles iſt aber öde um und neben den Palläſten; denn der Adel hat die Stadt verlaſſen, und die untergeordneten Stände klagen über Mangel an Nahrung. Man ſieht faſt lauter mißvergnügte Geſichter, unter denen viele dem armen Avignon nicht viel Gutes für die Zukunft weiſſagen. Wir umgingen dann in der himmliſch reinen Abendluft, welche dem milden Frühlingsregen folgte, die Mauern der Stadt in einer prächtigen Ulmenallee; dicht umgab uns lächelnde ländliche Natur. Dieſer Spatziergang endet an der Rhone, welche nun den ſanften Abglanz der wolkenumgränzten Abendröthe zurückwarf.

Den 27ſten ſah ich noch einen köſtlichen Sonnen-Aufgang am Geſtade der Rhone. Die Felſen von

Languedoc errötheten im Purpurlicht: die liſpelnden Wellen trugen den jungen Tag in den Schooß der Bartholaſſe, und nun mußte ich das reitzende Avignon verlaſſen.

Ueber Courteſſon erreichten wir Orange, durch ſüße Gegenden zwiſchen Kornfeldern mit jungem Grün oder friſchgepflügten Aeckern, wo die ſchwarzen ſchweren Erdſchollen vom Fett des Landes in der Sonne glänzten. Ueberall Zäune von Mandelbäumen mit weiß und rother Blüthe. — Orange iſt ein ſehr häßliches Städtchen. — Wir beſahen ein altes römiſches Gebäude, woran nichts zu beſehen war. Vor der Stadt ſteht ein antiker Triumphbogen, den man dem Cajus Marius zuſchreibt. Er iſt im großen Styl erbauet — hat 3 Bögen, und über dem Portal, und an den Seiten ſind Basreliefs. Die Fruchtbarkeit und Schönheit des Landes vermindert ſich, ſo wie wir das Comtat verlaſſen; die Kultur iſt nicht ſo ſorgfältig und belohnt, und wir ſahen mehr Arme. Aber die weiter entfernten Gebirge leuchten in gigantiſchen Formen hoch in der blauen Luft, unter ihnen lehnt der Ventoux das ſilberlockige Haupt in ein weiches Wolkenbett.

Mornas. Unſer Weg geht immer mitten im Thal hin, jetzt ſteigen die Sevennen von Oberlanguedoc in ſchwarzen eckigten Maßen auf, mit ſchneebedeckten Häuptern; mit ihrer kalten Erſcheinung weht ein rauher Wind uns entgegen!

La Palue. Hier ſind wir denn im Dauphiné, und alles wird wieder fruchtbar. Auf den Aeckern ſtehn Maulbeerbäume; und Wein und Oliven wechſeln. Ein mächtiger Wall von Gebirgen umfaßt den Geſichtskreis;

kreis, den Ventoux, den wir, glaub ich, in allen Richtungen umfahren, und die Sevennen erkenn ich noch, obgleich ſie wie ferne Sommerwolken ſchimmern. Aber vor uns ſteigt eine fremde Bergwelt auf, dunkelblaue ſchwarze, braune Geſtalten mit Schneegründen und Klüften; ſo bis Pierre-latte. Hier ſtiegen wir empor ins wilde Gebirg, in dem ein herrlich Thal, durch die Gebirge von Vivarais begränzt ſich aufthat. Die Sonne begann zu ſinken! von allen Seiten umdrängten uns Berggeſtalten, zu deren Füßen lange kalte Schatten weit umher das Land bedeckten, während auf ihren Häuptern die Abendwolken ihr täuſchendes Gaukelſpiel trieben. Der Wiederſchein der güldenſten Abendröthe, die dieſem heitern Tage folgte, ſtrahlte in dem öſtlichen Berghorizont. Im Weſten ruhte unter der ſcheidenden Sonne ein Gebirgland im tiefſten Blau, um deſſen ſcharfe Umriſſe ſich ein violetter Duft anwob. Wir erreichten Montelimart, wo wir den Abend an der table d'hôte uns ſehr beluſtigten. Denn die Geſellſchaft war unglaublich bunt, Nationalgardiſten, refugiés aus Avignon, eine luſtige Geſellſchaft, die wieder den Strom auf dem Rhodan nach Lyon heraufſchiffte, das alles vereinigte ſich zur Freude, und zum Wohlbehagen an der gut beſetzten Tafel.

Den 28. Montelimart liegt in einem engen Thalgrunde, aus dem wir uns plötzlich in eine lachende Ebene verſetzt ſahen. Liebliche Anhöhen, mit Buſchwerk bedeckt, Korn und Obſtbäume rechts, links ſenkte ſich das Land in die friſcheſten Wieſen und Aecker, an denen die Rhone breit und ſchön hinglitt. Das andere Ufer des Flußes beſtand aus einer ſchroffen hohen Felſenkette, um deren Fuß der Strom in allen Biegungen ſich windet; wir behielten immer dieſe Felſen im Geſicht, auch wenn wir den Strom aus dem Blick verlohren. Ueber die nahen Hügel rechts ſtellte ſich uns in jeder Senkung das prachtvolle Grenzgebirge der Dauphiné und Savoyens dar; und ich glaubte entzückt ſchon Alpen-Luft zu athmen! Wir fahren faſt ununterbrochen unter den ſchönſten ſchwarzen und weißen Maulbeerbäumen hin, im heitren Thal, zwiſchen wohlhabenden Dörfern, an leichten Hügeln, von denen kleine Bäche herabrieſeln, hin unter dem reinen Himmel.

Ueber Laine und Lauriol erreichten wir gegen Mittag die gothiſchen Mauern von Valence. Wir umfuhren dieſe anſehnliche Stadt, und kamen kurz darauf über die Iſere, die bald nachher in die Rhone fällt. Dieſer Theil unſerer Reiſe iſt vorzüglich angenehm. Der ſtille ruhige Genuß des ſchönen Landes wird durch nichts geſtört, denn wir ſind alle geſund, wie die Fiſche, in dieſer lebhaften Luft; die braven Leute hier im Dauphiné ſind wohl gebildet und genährt, billig, freundlich und die Wege vortreflich.

Von Valence immer Angeſichts der Alpen des Delphinats, die leuchtend mit Schneegipfeln über dem Rücken der niedern Wolken ſchweben. Allmählig traten die Felſen der Rhone und die ſteigenden Hügel rechts zuſammen, und ſchienen den Ausgang aus dem Thal, das wir nun durchfahren, zu verſperren.

Die Rhone rollte mächtig neben uns, bereichert durch die jüngſt aufgenommene Iſere unter grünem Geſtade und friſchen Maulbeerhainen. Im tiefen Bergbuſen, im Grunde des Thals, von der Rhone beſpült, und angelehnt an die Berge, auf denen der prächtige Vin d'hermitage reift, liegt das Städtchen Tain im tiefen Frieden, und blickt über die fruchtbare weite Ebene in blaue Fernen, die von der prächtig glänzenden

Maſſe des Grenzgebirges geſchloſſen werden. Nie wird die entzückende Lage dieſes Städtchens mir aus der Seele kommen! Ein allerliebſtes munteres Mädchen, mit dem ich ſcherzte, während man die Pferde vorlegte, ſagte mir, daß der Schnee bis im Juni auf den Bergen läge, auf denen die Naturforſcher ſeltene Alpenpflanzen ſammelten.

Von Tain aus ging der Weg am hohen Ufer über der ſchnell ſich krümmenden Rhone hin, unter Felſen, mit Weingärten in Terraſſen bedeckt; die dann und wann zurücktretend den Einblick in ſüße fruchtbare Thäler öffneten. Es fing an zu dunkeln, und friſche Abendluft wehte. Es iſt merklich kälter hier, wie in der Provence und im Comtat; aber die Vegetation iſt auch noch friſcher an Bäumen, Pflanzen und Menſchen. Jetzt verſchmelzen die Gegenſtände in einander; der dunkelſpiegelnde Fluß mit Waldbergen umkränzt, glich in ſeinen breiten ſchnellen Krümmungen, wo man weder Ein- noch Ausfluß ſah, oft einem ruhenden Landſee, über dem der weiße duftige Schleyer des Abends ſchwebt.

Wir erreichten das Städtchen St. Valliere.

Den 1. März. Wir verließen unſer Nachtquartier mit der Dämmerung. Es war ein ſtiller hoffnunglächelnder Morgen, deſſen Roſenſchimmer über den Gebirgen des Rhoneufers lebendig hin und her flogen. Unbegreiflich groß war die Wirkung eines Moments, in dem die dicht am Fluß hingehenden Berge ſich öffnend einen tiefen Buſen bildeten; im Hintergrunde trat ein von den erſten Sonnenblicken beſtrahltes Schneegebirg, wie eine ätheriſche Erſcheinung vor unſere Blicke, und verſchwand ſchnell wieder. Bis St. Rambert und von da nach Rouſſillon in demſelben Styl von Gegenden, am Ufer, wo wir traulich dicht am Fluß hinfuhren, bald vom erhöhten Geſtade den blinkenden Lauf deſſelben durch das anmuthige Gefilde verfolgten, welches in aller Pracht angeborner Schönheit da lag, und in dem friſchen Thau des Morgens gebadet, in zarter Beleuchtung erſchien. O wie iſt das Delphinat ſo ſchön liebſter Esmarch! Heiterkeit und gute muthwillige Freude umgiebt mich! ich gehe eben ſo viel wie ich fahre! und hüpfe denn mehr, wie ich gehe! — Ich bin wieder 14 Jahr alt geworden in dieſem ſchönen Lande, und Sie würden mich ohne Mühe wieder erkennen! Ich ſinge mir chemin faiſant alle Schulzens, Voſſens und Stollbergs Lieder vor, damit die ſchönen Berge doch auch einmal eine gute Muſik und ein teutſches Volkslied hören.

Bis Auberive hatten wir ein gut Stück ehrlicher holſteiniſcher Heide wie zwiſchen Bordesholm und Hamburg; dieß erweckte gewaltig vaterländiſche Gedanken bey mir, aber kein Heimweh, lieber Freund, dazu war ich den Alpen zu nahe! Auf dieſem Wege ſahen wir auch ein ganzes Dorf aus Kieſeln erbaut.

Von Auberive ging es einen ſteilen Berg hinan, und eben ſo ſteil wieder Berg ab; bey ſolchen Gelegenheiten ſteigt die ganze Caravane immer aus, auf Befehl des ſorgſamen Hausvaters, und zu meiner herzlichen Freude, denn mir entgeht dann keine ſchöne Anſicht!

Hier war eine Höhle, die vom Hohlwege aus in den Berg ging, ich beſuchte ſie, und ſah, daß dieſe Berge ganz aus Kieſelſteinen mit Leimerde verkittet beſtehen; in der Höhle war's ängſtlich, denn überall laaufwärts mit der vollkommenſten Gleichgültigkeit. Wahrſcheinlich hat der Künſtler gedacht: etwas in ihrem reiſern Alter, etwas dem gleich, daß Mädchenſeelen früher, als der Geiſt des Jünglings, ſich der Vollkommenheit nähern, treibt ſie an, zu zeigen, daß ſie fühlt, welche Schmach auf ſie und ihr Geſchlechte kam. — Der Antheil, den das Volk an dem Schickſal der Unglücklichen nimmt, iſt mit vieler Wahrheit und reicher Mannichfaltigkeit ausgedrückt. Dieſe lezte Eigenſchaft herrſcht in der ganzen Kompoſition. Von unzähligen Figuren hat nicht eine ihre Stellung mit der andern gemein; man muß des Künſtlers fruchtbare Erſindung bewundern, mit der er in eine ſolche Menge Abwechslung zu bringen wußte. Wo dieſe Mannichſaltigkeit nun nicht möglich war, wie bey den in mehrern Reihen folgenden Opferthieren, hat er ſich des Rauchs bedient, der von einigen Altären und Rauchfäſſern emporſteigt, um das Einförmige in dieſen Gruppen zu verhindern. Kurz, es iſt ein Meiſterſtück, das verdient, von jedem Liebhaber der Kunſt ſtudirt zu werden, er mag nun beſtimmt ſeyn, ſelbſt darin zu arbeiten, oder er mag nur ſeinen Geſchmack als Dilettante bilden wollen.

Ich bin müde, obgleich nicht überdrüßig, mehr zu ſchreiben. Sind Sie des Leſens nicht überdrüßig, ſo werd' ich Ihnen in einem nächſten Briefe mehr erzählen ꝛc.

(Die Fortſetzung folgt.)

gen abgeſtürzte Klumpen dieſer Fragmente, die der Rhodan wohl aus den höchſten Schneefirnen herabgeſpült hat.

Ich beſtieg einen vorragenden Hügel, der das ganze Thal überblickte — „ach! ſchon wieder eine Beſchreibung!“ lieber Esmarch! dafür iſt kein Rath, Sie ſind nun einmal mit unterweges! Haben Sie denn nicht Zeit genug gehabt ſich zu erhohlen auf der Heide? Kann ich dafür, daß die Dauphiné ſo mahleriſch iſt? Durch die ganze Länge des Thals verfolgte die ſchöne Rhone, blau und ſpiegelnd ihren majeſtätiſch ruhigen Lauf. Von ihrem Geſtade hob ſich die Hügelreihe auf, die den ſchönen Wein de la côte rôtie trägt, den unſer Freund Kirſtein ſo gerne trinkt. Am Fuß der braunen Weinberge liegen friedliche Wohnungen umher. Das ganze Thal iſt ſorgfältig bebaut, große Weidenpflanzungen durchſchneiden es, und an beiden Ufern des Fluſſes ſtehen trefliche Maulbeerbäume. Vor mir in dem glänzenden Sonnennebel liegt das Städtchen Vienne einladend da. Am andern Ende des Thals hebt ſich die Pyramide eines Schneegebirgs, und beleuchtet das ganze Gemälde. Bald waren wir in Vienne. Dieſer kleine Ort hat gar eine liebliche Lage! in einem Halbmond um die Rhone gekrümmt, die hier in einer prachtvollen Wendung ſich um eine Halbinſel, die gerade vor der Stadt austritt, herumſchlingt, liegen die Häuſer freundlich da, überragt von einem Amphitheater fruchtbarer, waldbekränzter Anhöhen. Ein antiker Dohm in der Stadt, und auf der Halbinſel drey verfallende Thürme der alten Veſtung, vollenden den Reitz des Ganzen, indem der Genuß der Gegenwart ſich nun im melankoliſchen Traum der Vorzeit verliehret. Ich ging in der warmen Mittagsſonne voraus mit meinem Buben, wir wollten beide vom Berge noch einmal Vienne überſehn, und des erſten Anblicks der Piemonteſer, Savojer und Schweitzer Alpen unter offenem Himmel uns freuen!

Ein paar alte ehrliche Spießbürger geſellten ſich zu uns, und wir kannegieſſerten zuſammen, langſam bergaufgehend. Es war ſo warm, daß die Hitze beſchwerlich geweſen ſeyn würde, wäre die Luft nicht ſo ſehr rein.

Endlich waren wir oben; und ich ſah mit ſehnenden Blicken die leuchtenden Zinnen des Landes meiner ſüßeſten Jugendträume, in erhabner Größe und unendlichen Umfange um den Horizont verbreitet! Einer der glücklichſten Augenblicke meines Lebens! die Schweitz o! die Schweitz! rief ich! o Mutter ſieh, iſt dies das Schreckhorn?, rief Karl! wir waren beyde Kinder, glückliche, glückliche Kinder! denn ſelig, wer die Kindheit des Herzens behält bey ſilbernem Haupte.

Von der rechten zur linken dehnt ſich der unermeßliche Circus der weltſchimmernden Alpen hin! Ihre eisbepanzerten Körper trotzen den Sonnenſtrahlen, und ihre ſilbernen Häupter heben ſich in den Aether! Die äußerſten ſind wahrſcheinlich die Gebirge über Nizza, und ſtehen rechter Hand. In ſcharfen Umriſſen ſtanden ſie da, mit Roth und Perlgrau das blendende Weiß ſanft verſchmolzen; um ihre Füße kreiſ'ten unſtäte Wolken umher, und erreichten ſelbſt in der Mittagsumleuchtung nicht den reinen Glanz der Schneeberge. Ich erkannte zur Verwunderung der beyden Alten gleich den Mont Blanc, deſſen Kuppel hervorragte; in der großen klaren Geſtalt erſchienen zwey ſpitzige Hörner ſchwarz; wie die Flecken in der Sonne. Die beiden Stationen über St. Saphorie und Fons gehts in einem Weg Bergauf und ab; auf jeder Höhe erwartete uns der immer neue Anblick der Alpen, in den Thälern umgaben uns ſtille vaterländiſche Gegenden. Waldigte Hügel, Kornäcker, und Dörfer mit leimernen Wänden, und Moos bedeckten Dächern. Wir erblickten Lyon in der Abenddämmerung, es lag dunkel umhergethürmt in einem myſtiſchen Nebel da. Wenn man an die Brücke de la Guillottiere kömmt iſt der Anblick der Stadt äußerſt impoſant. Der prächti[illegible]ſtrom, den wir hier wieder ſahen, die Häuſergebirg[illegible] Ufer, die Häuſermaſſen, unter denen man hinfährt, erregten Erwartungen, die aber bey der einbrechenden Dunkelheit nicht befriedigt werden konnten. Wir ſtiegen auf dem Platz en belle cour ab, und mir wars als ſey ich wieder in Paris.

Den 2ten war ich früh auf dem Platz-Belcour; es iſt einer der ſchönſten die ich geſehen. Das richtige Verhältniß der Größe des Raumes zu den umgebenden Gebäuden, die prächtige Promenade an einem Ende deſſelben, die Raſenplätze mit den Fontainen zu beyden Seiten, die perſpektiviſchen Ausſichten durch die ſechs Straßen, die vom Platz ausgehen, ſind auszeichnend ſchön. Eine dieſer Straßen endet auf dem Rhone-Quai, und man erblickt vom Platze die Schweitzergebirge. Eine zweyte geht bis auf das Ufer der Saône, welche die Stadt theilt. Von dieſer Seite heben ſich dicht über die Häuſer, die den Platz einſchließen, eine Reihe fruchtbarer Hügel les Fourvieres genannt, mit Häuſern, Kirchen, Gärten und Klöſtern. Lange ging ich im ſchönen Wetter am prächtigen Rhônequai neben der maßiven Baluſtrade, und beſchaute den Fluß und die ſchönen Gebäude.

Wir beſtiegen jetzt unſern Miethwagen, um nach der Kirche aux Confalens zu fahren. Wir kamen beynah den ganzen Quai entlang, der prächtigen façade des Hoſpitals vorbey, dann durch eine Menge unreinlicher Gaſſen, die von Volksmenge wimmelten, nach der Kirche. Hier zog gleich ein Gemälde, von Rubens angeblich, unſere ganze Aufmerkſamkeit an; dieß einzige Kunſtwerk wäre eine Reiſe nach Lyon werth! Es war ein ſterbender Chriſtus am Kreuz. Ich verlohr mich im Anſchaun dieſer ſeelenvollen Darſtellung, und fand mich in Thränen wieder. Das Kreuz ſteht einſam unter einem tief herabhängenden umnachteten Himmel da! Der Körper des peinlich ausgeſpannten iſt unausſprechlich wahr und kraftvoll in Zeichnung und Kolorit. Jede Nerve ſcheint im Schmerz zu erzittern, jede Muskel zu zücken! die Farbe des Todes verbreitet ſich ſichtbar wachſend. Das Haupt iſt gen Himmel gerichtet und der Mund ſanft geſchloſſen, nur das verlöſchende liebeblickende Augenpaar redet laut: „Vater vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun.“ Unten kniet Maria Magdalena, und umfaßt voll Inbrunſt das Kreuz; es iſt unmöglich der täuſchenden Erwartung zu widerſtehn, daß nun! nun! ein lauter Ausruf, ein Thränenſtrom ihr volles aufblickendes Auge und gepreßtes Herz erleichtern wird. Aus dem oberſten Winkel des Gemäldes rechts fällt aus einer zerrißnen Wolke ein dunkelrother Wetterſchein und beleuchtet die Geſtalten. Wir beſahen es aus allen Geſichtspunkten mit immer neuer Bewunderung, wie es gleich einem Basrelief hervortritt in vollkommner Rundung. Eine Kreuzabnahme zur andern Seite des Altars auch von Rubens. Der Körper wird in Leinen von zwey Männern herabgelaſſen. Maria Magdalena ſtreckt laut weinend ihre ſchönen Arme dem Entſeelten entgegen. Maria blaß wie der Tod, und verſtummend ſteht duldend da, während die Hand des Todten auf ihrer Schulter ſtarr und kalt hinabgleitet; dieſe

Gruppe iſt wunderſchön. Magdalena, eine äuſſerſt lebenvolle Geſtalt, und zumal die Arme von der gröſten Schönheit.

Wenn ich nun ſage, daß neben dieſen beyden, zur einen die Scene von Emahus, zur andern Seite Chriſtus vor Pilatus im weißen Gewande, zwey ſehr gute Tableaux von einem braven Künſtlers Creti ſich befanden, ſo denken Sie, lieber Esmarch, wie ich in der Meſſiade war! Ich hätte mir nichts höhers denken können, als auf den Stufen des Altars den 10, 11, 12, Geſang derſelben zu leſen. Wir beſahen dann die Bibliothek, nachdem wir einige Fabriken durchgeeilt hatten. Das Gebäude iſt ſehr edel und geräumig. Während Schmidt Büchertitel verſchlang, ſtand ich in ſtiller Ruh auf dem Balkon, und genoß des Anblicks der Rhone, und meiner geliebten Alpen. Den Nachmittag viel in der Stadt herumkutſchirt, und allerley Seidenfabriken beſehen; und viel ſchöne Sachen eingekauft, an Verwandte und Freunde auszutheilen, wenn wir wie Pilgrimme erſt wieder in der ſüßen Heimath ſind.

In der Abendröthe ging ich noch lange am Rhone Quai, und ſah die hübſchen und ſchön gekleideten Weiblein der Komödie in bunten Schaaren zuſtrömen. Ich war grämlich und trübſelig den Abend; denn wir hatten troß allem Suchen nichts gefunden! Nämlich hier in Lyon lebt und treibt ſein liebes Dichterweſen in den Wintermonäthen ein gewiſſer M . . . n, mit dem ich viel zu reden habe! Ich weiß von ihm, daß er Sanders Freund iſt, „das hilft hier in Lyon nichts!“ daß er ein berühmter deutſcher Dichter iſt, „hilft eben ſo wenig“, daß er im Hauſe eines reichen Banquiers lebt, deſſen Namen ich vergeſſen habe — „Ja es giebt aber der reichen Banquiers viele in dem großen Lyon.“ Daß die Familie, in der Er lebt den Winter in Lyon, und den Sommer am Genferſee auf einem Landſitze zubringt, deſſen Namen ich leider auch nicht mehr weiß — „Ja, auf die Kennzeichen hin, ſuche einmal einer ein deutſches Individuum aus 200000 Menſchen heraus. Wir wandten uns an die Briefträger, weil ich doch wußte, daß Er wohl Briefe empfängt, der unauffindbare Menſch: umſonſt! Mein Männ erkundigte ſich bey ſeinem Banquier nach dem Banquier ohne Namen, umſonſt! wir gaben uns demnach zur Ruh, weil uns nichts anders übrig blieb.

Den 3ten. Dicker ſchwerer Nebel umhüllte alles — weils aber der letzte Tag in Lyon iſt, beſahen wir in der trübſeligen Beleuchtung Fabriken und Maſchienen derſelben, und durchfuhren den innern Theil der Stadt, der von emſigen Menſchen wimmelt, wie ein Bienenkorb. Die untern Volks-Klaſſen ſind nicht gut gebildet, welches wohl dem vielen Fabrikenweſen zuzurechnen iſt, das die Arbeiter immer in anhaltend gebückten Lagen und langem Sitzen erhält, alſo nothwendig der Geſundheit, mithin auch der Schönheit nachtheilig iſt. Die Stadt iſt beinah durchgängig ſolide und gut gebaut, aber die empörendſte Unreinlichkeit herrſcht in allen Häuſern, die ich betreten habe; und ich entfloh jeder Fabrik, weil die böſen Gerüche mir Uebelkeit erregten. Um Mittag klärte ſich der Himmel plötzlich auf, und eben ſo ſchnell ſaßen wir im Wagen, um die Höhen der Fourvieres zu beſteigen. Nachdem wir die Saône Brücke paſſirt, begann das Steigen. Die Parthie iſt fatiguant, denn der Berg iſt hoch, ſteil, und mit ſpitzen Kieſeln gepflaſtert. Von dem erſten Ruhepunkte, dem Pavillon eines Weinbergs, war die Ausſicht ſchon treflich, über die ganze von beiden Flüſſen durchſtrömte Stadt; rings umgab mich ländliche Frühlings-Ahndung in knoſpenden Büſchen und grünenden Hecken. Nun beſtiegen wir das Belvedere eines Kloſterthurms, von wo wir en vol d'oiſeau mit kühn umherſchweifenden Blick eine Fülle von Gegenſtänden umfaßten die für jeden Pinſel zu bunt, doch in der weiten Naturcharte ein ſehr dichteriſches Ganzes ausmachen.

Die Stadt lag in mächtiger Maſſe da, aufgethürmt, und erſtreckt ſich mit ihren vielen Gärten und Hütten, hoch an den Berg hinauf, auf dem ich ſtehe. Durch den engſten wimmelndſten Theil derſelben drängt ſich die Saône mühſam durch mit lehmiger Fluth. Vor der Stadt wallen beyde Ströme in ſanften Linien einander immer näher, wie zwey, magnetiſch aneinander gezogne Freunde, bis nach einer halben Stunde Weges, der Rhodan die Saône aufnimmt, welche dann ſich mächtig ausbreitend an den Gränzen der Provinzen hineilt. An der andern Seite der Gegend nach Burgund und den Alpen zu, wo die Rhone raſch zwiſchen Bergen herab eilt. Die fernen Ausſichten waren verdeckt, und ich ahndete in den Wolken nur von fern einige Alpengipfel.

Am Abhange dieſer Höhen waren in Weingärten einige Trümmer römiſcher Bäder, und Waſſerleitungen. Wir beſahen einige ſehr gut erhaltene Gewölbe mit Niſchen unter der Erde, es ſind deren zwölf an einander gereiht, wie Zellen, das Mauerwerk feſt und friſch, als ſey es geſtern erſt vollendet, und durch den unauflöslichen Cement der Alten verbunden, den wir nicht mehr kennen! Am Abend, wie wir in ſtiller Ruh ſaßen — Wer pochte an? wer trat herein? M...n! Er hatte erfahren, daß Er wie nach einem Steckbriefe erfragt und aufgeſucht würde, und gab ſich (nachdem Er gehört, der Steckbrief ſey von einer Dame ausgeſtellt) freywillig in unſere Hände. Die Freude und das gegenſeitige Wohlbehagen an einander war ſehr herzlich! Wir ſchwatzten nach Herzensluſt von gemeinſchaftlichen Freunden und dem geliebten Vaterlande. Nun wird noch ein Tag zugegeben für Lyon! Leider können wir nicht mehr! Es iſt uns nun als ſeyen wir hier zu Hauſe!

Den 4ten März. Wir machten uns früh auf um den Zuſammenfluß des Rhodans und der Saone zu ſehn. Man fährt bis dahin auf einem erhöhten Damm zwiſchen beiden Strömen, im Schatten der prächtigſten Pappeln; rechts rauſcht die Saone unter Felsufern hin, die bunt bebaut ſind; links wallt der Rhodan majeſtätiſch durch reiche Ebnen. Das Dreyeck, auf dem wir fuhren, wurde immer enger, und endlich ſtanden wir auf der Spitze der Erdzunge, und ſahen der Vereinigung der Flüſſe zu, ſahen, wie erſt die beiden Gewäſſer unvermiſcht neben einander hinglitten, und wie doch endlich die gelbe Saone die grünen Kryſtallen des Rhodans trübte. So vermiſchen ſich die ungleichartigſten Gemüther, durch unabwendbares enges beyſammen ſeyn, Wirken und Leben! So wird manche zarte himmelreine Seele getrübt, bis der Strom der Ewigkeit die Schlacken hinwegwäſcht!

Wir ließen uns über den Strom ſetzen, und überſahen ein lieblich bebuſchtes Rhonethal, voll kleiner Gemälde ländlicher Einfalt und kindlichen Genuſſes. Hier dichtete M....n ſeine Kinderjahre, und hier las Er mir auch dieſe ſanften Ergüſſe eines kindlichen Herzens und erhabenen Geiſtes vor. Wir beſahen bey der Zurückkunft das große Hoſpital von Lyon, deſſen Façade ich ſchon bewundert hatte. Es enthält 1600 Betten, und in Verhältniß für die Größe der Anſtalt, und die hier herrſchende Unſauberkeit, war hier noch ziemlich gute Pflege und Reinlichkeit. Aber welche Bilder des Jammers erblickte ich hier! zumal an kleinen Kindern, die in verzehrenden Uebeln mit holder leidender Unſchuld da lagen!

Einen ſüßen Nachmittag habe ich an den Ufern der Saone zugebracht! Aus der Stadt hinaus fuhren wir am Fort Pierre enciſe vorbey, welches ſeinen alternden Moos bedeckten Felſen ſchauerlich aus den Gewäſſern der Saone heraufhebt, der das alte Gefängniß auf ſeinem Scheitel trägt. Ueberhaupt bieten die Ufer der Saone ein buntes unruhiges Gemiſch dar! von Handwerkern aller Art, von Manufakturiſten, Fabriken und den verſchiedenſten Gewerben ſind die Häuſer erfüllt, die beyde Ufer bedeckten. Jenſeits der Stadt heben ſich die Hügel Fourvieres mit Kirchen, Klöſtern, Gärten, Weinbergen dicht bebaut. Hier und da in romantiſchen Situationen ſieht man die Ueberreſte römiſcher Kunſt.

So wie man die Stadt verläßt, und ihre Nebel, und ihre wimmelnde Beſchäftigungen, öffnet ſich der Geiſt dem ſeligen Empfinden ländlicher Ruhe und Freyheit! Der Strom, der in der Stadt ſchnell in kleinen Wirbeln ſtrömt, und ungeduldig dem Stadtkerker und dem Lerm zu enteilen ſcheint, — ſchlingt ſich hier ſanftſpiegelnd zwiſchen die aufſteigenden Ufer. Mit Wohlgefallen ſcheint er unter den freundlichen Scenen der freyen Natur zu verweilen. Lange ſtanden wir am Ufer, und überſahen die ganze unausſprechlich anmuthig verbreitete Gegend jenſeits. Dieſe lachenden weinbedeckten Hügel! geſchmückt mit den eleganten Landſitzen der reichen Lyonnenſer; dieſe ſchönen Gärten, die ſich in wehende Hainwipfel verlieren! In einiger Entfernung zeigte M....n uns das Schloß, wo Heinrich der 4te mit ſeiner Gabriele lebte.

Mitten im Strom ſchwimmt ein kleines buſchigtes Eiland L'isle Barbe genannt, ein Kloſterthurm ragt aus den Baumwipfeln mahleriſch hervor. Nun ließen wir uns im kleinen engen Kahn über den Strom ſteuren; — der Kahn des erſten Schiffers*) war, glaub' ich, nicht kleiner; aber unſer Steuermann war wahrlich kein Liebesgott, ſondern ein ſehr ſchmutziger Bootsknecht. Wir erſtiegen durch angenehme Gärten und einen ſchattigen Eichenhain, wo das kaneelfarbne Laub noch friedlich an den Zweigen zitterte, den Rücken des Hügels. Hier ſetzten wir uns alle in eine heimliche Laube, und ließen unſere Blicke in der ganzen ſtill verbreiteten Gegend weiden, wie Lämmer auf ſtiller Blumen-Au!

Wir folgten dem Lauf des Fluſſes, wo er ſich rechts nach Lyon hinein verliehrt, und links um hohe Hügelſäume ſich windet. Dann überblickten wir das Geſtade welches wir verließen; friſche Wieſenhöhen, einige mit [illegible] gekrönt; zum lieblichen Ruhepunkt diente die [illegible] gefällige Inſel. Ich konnte der Begierde nicht widerſtehen, ihr einen Beſuch zu machen. Wir hüpften nun die Welle des Ufers hinab, und waren bald am Geſtade des einſamen Eiländchens. Ein Erlen-Gebüſch umkränzt es; unter hohen Bäumen liegt das Kloſter da, deſſen Glockengeläute feyerlich durch die röthliche Luft hinzitterte. Zur andern Seite wächſt aus einem Mooshügel ein grauer Fels auf, dem eine reine Quelle entſchäumt. O, dieſe Inſel iſt ein Blumenſtrauß

---

*) Siehe Geßners Idyllen.

X.

Miſcellanien.

I.

Ueber Maltha.

(Aus der Handſchrift eines Reiſenden.)

Die Inſel Maltha iſt nichts weiter, als ein weißlichter Felſen, der ſich ſehr leicht hauen läßt, der aber, wenn die Sonne darauf ſcheint, das Geſicht ſo erſtaunlich angreift, daß man Conſervirbrillen von blauem oder grünem Glas tragen muß. Deswegen findet man auch mehr Blinde zu Maltha, als anderswo, unerachtet man hier Perſonen antrift, die das ſchärfſte Auge haben, das man ſich nur denken kann, ſo daß ſie das Wild ſehen, ehe ſie noch von ihm geſehn werden, und weil der Haaſe oder das Kaninchen, indem es ſich entdeckt findet, in ſeinem Lager bleibt, aus Furcht, ſich durch die Flucht noch kenntlicher zu machen, ſo bezaubern ſie es gleichſam, und greifen es oft lebendig mit Händen. Die Kinder fangen auch zu Maltha eine Art wilder Tauben, die in den Klippen am Strande des Meeres niſten. Dieſe Jagd iſt ſo gefährlich, daß ſie durch die Geſetze verboten iſt. Denn da dieſe Klippen eine Art von Wölbung bilden, und ſich mit der Spitze herüberbeugen, ſo haben dieſe junge Leute die Verwegenheit, ſich an ein Seil zu hängen, und ſo lange daran ſtrauß am Buſen der Natur! Auch iſt ſie Mathiſſons geliebteſte Einſamkeit. Die Heimfahrt krönte den ganzen fröhlichen Tag. Der allerſchönſte Abend ſenkte ſich von den Gipfeln der Berge herab! Die Ufer waren mit weißem Dufte magiſch umwebt, und die Wipfel der Haine noch mit Klarheit erfüllt. So weit wir den ruhig gleitenden Strom überſahen, blickte das Geſtade in leiſer Zeichnung empor. Auf der Mitte des Gewäſſers ſpielten kleine purpurne Kreiſe umher. Wir blieben den ganzen Abend beyſammen in vertraulichem Geſchwätz, und verſcheuchten das Andenken an die nahe Stunde der Trennung durch die fröhliche Gegenwart wie eine hellbrennende Kerze die lichtſcheue Eule verjagt. Und was iſt Trennung für die, deren beſſeres Ich ſich gefunden hat, und ſich wieder finden wird, und wieder erkennen durch alle Welten?

II.

Meilhan's *) biographiſche Notizen von Mirabeau und Necker.

Mirabeau.

Die Naturforſcher haben ſowohl den Tiger und das Pantherthier, als diejenigen Pflanzen, welche giftige Säfte enthalten, ihrer Beſchreibung gewürdigt. Wenn die Naturkenntniß durch Beſchreibungen bereichert wird, ſo fodert auch die Sittenkunde, daß man ein treues Gemählde von ſolchen Menſchen aufſtelle, die durch eine traurige Miſchung von Talenten und von Laſtern berühmt wurden. Dieſe Miſchung zeigte ſich ganz vorzüglich an **Mirabeau**, der eben ſo ſehr durch ſeine Talente, und ſein Genie den tugendhaften Männern überlegen war, die ihm entgegen zu kämpfen wagten, als der Menge der aufrühreriſchen Köpfe, die ihm an Sittenverderbniß glichen. Begabt mit einer lebhaften Einbildungskraft, und von mächtiger Sinnlichkeit beherrſcht, war er von ſeiner erſten Jugend an ein Raub der heftigſten Leidenſchaften. Sein harter, habſüchtiger, von ſich ſelbſt berauſchter Vater, verſtand ſich weder darauf, ein feuriges Naturel zu ſchonen, noch ſeine ſtürmiſchen Begierden zu lenken; er reitzte ſeinen Sohn durch Widerſpruch, erbitterte ihn durch Strafen, brachte ihn durch Mangel zur Verzweiflung.

---

*) Aus deſſen vermiſchten Werken. Th. 2.

Ein Fluß, der majeſtätiſch hätte dahin ſtrömen, und die Gefilde befruchten können, ward in ſeinem Laufe abgelenkt und in ein raubes Felſenbette eingezwängt; und nun ſchwoll er gar bald zu einem reißenden Strom auf, und das Geräuſch ſeiner empörten Fluthen weckte den Wiederhall der ganzen umliegenden Gegend. Der Graf von Mirabeau, den man von Kindheit an unterdrückt hatte, zerbrach gar bald den von der Wuth ſeiner Leidenſchaften ungeduldig zerbiſſenen Zügel. Um ſie zu befriedigen, nahm er ſeine Zuflucht zum Geldaufleihen, zu mancherley Ränken, und ſelbſt, nach mehrerer Perſonen Zeugniß, zum Diebſtahle. In ſeiner Jugend ſchien er zu Kriegsdienſten Neigung zu haben, und that einen Feldzug in Korſika. Hier zeichnete ſich dieſer nachher für feige gehaltene junge Mann durch eine Tapferkeit aus, die bis zur Tollkühnheit ging. Die Gedald, womit er während der Nationalverſammlung Schmähreden und Drohungen ertrug, war die Frucht eines den Umſtänden angemeſſenen Syſtems. Sobald eine Regierung die Form eines Freyſtaats annimmt, kann in der Hitze der Streitigkeiten nicht mehr vom Ehrgefühle die Rede ſeyn, deſſen Erſatz der Patriotiſmus iſt. Wäre das anders, ſo würde die Parthey, welche die geſchickteſten Fechter im Solde hätte, ſich gar leicht von ihren furchtbarſten Gegnern los machen können. Mirabeau's unſtatthaftes Benehmen, die Händel die er ſich durch die Hitze ſeiner Sinnesart zuzog, erlaubten nicht, daß er in Kriegsdienſten bleiben konnte. Nach ſeiner Rückkehr von Korſika wurde er auf die Feſtung der Inſel Rhé geſetzt, und zwanzig Jahre ſeines Lebens verfloſſen ihm in Statsgefängniſſen, oder im wilden Umhertreiben in den Provinzen von Frankreich und im Auslande. Mit einer reichen Erbinn verheirathet, gab er ſeinem Hange zu Ausſchweifungen freyen Lauf; und die ſchlechte Behandlung ſeiner Frau zwang beyde Familien, auf eine gerichtliche Eheſcheidung anzutragen. Er wurde über die Entführung einer verheiratheten Frau gerichtlich belangt; und die Riegel des Schloſſes zu Vincennes entzogen ihn der Strenge der Geſetze. Während einer ziemlich langen Gefangenſchaft ſchrieb er ein Werk über die Verhaftsbefehle, (Lettres de Cachet) deren Gebrauch eine Wohlthat für ihn geweſen war. Das Intereſſe des Gegenſtandes, die Kraft der Schreibart, und die Kühnheit des Verfaſſers, erwarben dieſer Schrift mit Recht großen Ruhm. Die Briefe, die er aus dieſem Gefängniſſe an das Opfer ſeiner Verführung ſchrieb, machen eine intereſſante Sammlung aus. Einige haben das Gepräge inniger Leidenſchaft, und andre ſind rühmliche Früchte des Nachdenkens, und verrathen einen Mann von vielem Geiſte. Ueberall findet man menſchliche und philoſophiſche Geſinnungen in dieſen Briefen, die entweder aus ſeinem Herzen fließen, oder nur Erzeugniſſe des Talents ſeyn konnten, das alle Sprachen zu reden, und die Seele der Leſer auf eine Zeitlang zu heben verſteht. Dieſer Mann, den man für einen Republikaner gehalten hat, war von ſeiner vornehmen Geburt ganz berauſcht, und kann ſich ſelbſt in Briefen an ſeine Geliebte nicht enthalten, ſie es merken zu laſſen, wie tief ſie in dieſer Rückſicht unter ihm ſtand. Die Monarchie war in ſeinem Verſtande und in ſeinem Herzen in Verhältniß mit ſeinen Einſichten und mit ſeinem Stolze. Er liebte die Freyheit, wie die Herzoge von Guiſe die Religion. Aeuſſerſt unmuthig über die Behandlung ſeines Vaters, geht er in dieſen Briefen darauf aus, ihn als einen Großpraler ohne Verdienſt zu ſchildern, und äußert den heftigſten Unwillen gegen den Menſchenfreund *), der fünfzigmal die ſchiedsrichterliche Gewalt aufgefordert hatte, um ſeine Familie zu unterdrücken.

Durch die günſtige Aufnahme ſeines Buchs über die Lettres de Cachet ließ ſich Mirabeau ermuntern, mehr zu ſchreiben, und da ihn zuweilen die Noth heimſuchte, ſo glaubte er in ſeiner Feder eine zuverläßige Aushülfe zu finden. Aus dieſer Rückſicht wählte er ohne Zweifel die Gegenſtände am liebſten, welche gerade die allgemeine Aufmerkſamkeit beſchäftigten. Eine ſiegreiche Widerlegung von Linguet's Schrift über die Freyheit der Schelde, eine Anrede an die Bataver, voller Beredſamkeit, eine Schrift Sur l'Agiotage, in welcher Lebhaftigkeit der Schreibart mit herrlichen Grundſätzen vereint iſt, eine andre über die Bank St. Charles, worinn er die dunkelſten Gegenſtände von den Banken ſehr glücklich aufklärt, folgten ſehr ſchnell auf einander. In einer dieſer Schriften ſchlug er Beaumarchais zu Boden, der in dem Rauſche ſeines vorübergehenden Beyfalls ſich einbildete, ſeine Feder ſey wichtig und furchtbar. Mirabeau brachte ihn zum Stillſchweigen, nachdem er eine flüchtige, aber auffallende Schilderung von dem Leben und Charakter dieſes witzigen Abenteurers entworfen hatte, der ſich in mancherley Dinge miſchte, Handelsmann, Agioteur, und endlich zum großen Aergerniſſe Frankreichs geheimer Unterhändler in der wichtigen nordamerikaniſchen Angelegenheit war.

Die

---

*) Mirabeau's Vater war, wie bekannt, Verfaſſer des Buchs: L'Ami des hommes.

Die blühende, kraftvolle Schreibart, das Intereſſe der Gegenſtände, und eingewebte ſatiriſche Schilderungen, verſchafften dieſen Schriften großen Ruhm, und bewieſen zugleich, daß Mirabeau als Schriftſteller ein großes Talent und einen ſeltenen Scharfſinn beſaß. Kaum glaubt man, wenn man ſein Werk über die Preußiſche Monarchie lieſt, daß der nämliche Mann ſo viel Kenntniß vom Landbau, von den Grundſätzen der Handlung, in der Lehre vom öffentlichen Kredit, und in der auswärtigen Politik habe beſitzen können, und zugleich im Stande geweſen ſey, die verſchiedenen Syſteme der Taktik, der Befeſtigungs- und Geſchützkunſt der europäiſchen Mächte zu vergleichen und zu beurtheilen. Aber man lieſt die in dieſem Werke vorkommenden beredten Stellen mit Vergnügen, und entdeckt überall einſichtvolle Winke über mannigfaltige Gegenſtände der Staatswirthſchaft und der Geſetzgebung. Man bewundert darin unter andern eine Schilderung Friedrichs des Großen, die mit den vollendeteſten Charaktergemälden des Alterthums eine Vergleichung erträgt.

Der geheime Briefwechſel war das letzte Werk, welches Mirabeau herausgab; und durch ganz Europa äußerte ſich tiefer Unwille über die verläumderiſchen Dreiſtigkeiten welche dies Werk enthält. Eine merkwürdige Stelle findet ſich in dieſem Briefwechſel, welche die Verſammlung der Notabeln betrift. Mirabeau rühmt ſich, den erſten Gedanken davon dem Miniſter angegeben zu haben, und ſieht vorher, daß ſie die Zuſammenberufung der Stände veranlaſſen werde, der er den hernach eingeführten Nahmen einer Nationalverſammlung giebt. „Ich ſehe, ſagt er, den Tag als den glücklichſten meines Lebens an, an welchem ſie mir die Zuſammenberufung der Notabeln melden, auf die ohne Zweifel die Berufung der Nationalverſammlung folgen wird. Ich ſuche darin eine neue Ordnung der Dinge, welche die Monarchie wieder in Glanz bringen kann, und ich würde mir's zur höchſten Ehre rechnen, der unterſte Sekretär dieſer Verſammlung zu werden, von der ich das Glück gehabt habe, die erſte Idee zu geben, und die gar ſehr Ihres Zutritts bedarf, oder von der ſie vielmehr die Seele ſeyn müſſen." Er ſchrieb an den nämlichen Perigord, der damals nur als ein angenehmer Geſellſchafter bekannt war: „Sie, um deſſen freundſchaftlichen Händedruck ich alle Thronen der Erde hingeben möchte."

Bis hieher hab' ich von Mirabeau als Privatmann und als Verfaſſer von Schriften geredet, die großes Aufſehen machten. Die Umſtände brachten es ſo mit ſich, daß er die Schaubühne öffentlicher Angelegenheiten betrat, und zum Theil die Aufmerkſamkeit von Europa auf ſich zog. Mirabeau hatte, wie wir geſehen haben, die Verſammlung der Stände vorausgeſehen und angekündigt. Dieſe Ausſicht war ſchmeichelhaft und äußerſt anziehend für einen Mann, dem die Natur große Talente zugetheilt hatte, der aber wegen ſeiner Sitten und übeln Aufführung von allen Geſchäften einer ruhigen und wohlgeordneten Regierung entfernt gehalten wurde. Es giebt Zeiten der Unruhe, wo, wie im Stande der Natur die Stärke das einige Mittel iſt, über andre zu herrſchen, in den krampfhaften Augenblicken der Staatsveränderungen der nämliche Fall eintritt. Alle dienliche Maaßregeln werden dann der Ueberlegenheit des Genies und der Talente untergeordnet. Als der Hof den nachtheiligen Entſchluß gefaßt hatte, die Stände zu verſammeln, faßte Mirabeau den Vorſatz, ſich zum Deputirten der Provence ernennen zu laſſen. Das Parlament von Paris hatte das Libell, unter dem Titel Correspondance Secrette, in Unterſuchung genommen, und der Parlamentsbefehl, womit der Verfaſſer deſſelben bedroht wurde, legte demſelben ein unüberſteigliches Hinderniß in den Weg. Die gerichtlichen Förmlichkeiten verzögerten den Gang des Parlaments, die Regierung glaubte ſich ins Mittel zu ſchlagen, und Frankreich von einem gefährlichen Mitbürger befreyen zu müſſen. Es wurde ein Verhaftsbefehl auf ſeine Perſon ertheilt, und eine bewaffnete Fregatte zu Toulon dazu auserſehen, ihn nach Weſtindien zu bringen. Indeß erfuhr er den Schluß der Regierung noch früh genug, um der Vollziehung deſſelben vorzubeugen, und begab ſich nach Paris, ehe der königliche Befehl in der Provence angekommen war. Die Miniſter ſtutzten bey dem Anblick eines Mannes, den ſie ſich ſchon auf immer vom Halſe geſchafft zu haben glaubten. Der Abbé de Perigord und der Herzog von Lauzun thaten die dringendſten Vorſtellungen zu ſeinem Beſten; und zu einer Zeit, wo das Anſehen der Regierung wankte, wo das Volk ſich furchtbar zu machen angefangen hatte, koſtete es ihnen wenig Mühe, die Widerrufung eines Befehls auszuwirken, deſſen Vollziehung Unruhen in der Hauptſtadt erregen konnte. Mirabeau erhielt über die Regierung einen Sieg, der ein ſichrer Beweis ihrer furchtſamen Schwäche war. Er kehrte nach der Provence zurück; und die lauten Freudenbezeugungen des Volks zu Aix bey ſeiner Ankunft waren ihm eine ſchmeichelhafte Vorbedeutung ſeiner Wahl. Einem ſo einſichtvollen Manne war es leicht vorauszuſehen, welch ein Uebergewicht der geringere Stand zu einer Zeit erhalten würde, wo der Reichthum alle Schranken durchbrochen, und Rang und Geburt aufgehört hatte, auf die Einbildungskraft mächtig zu wirken. Zu einer Zeit, wo die Regierungsgrundſätze von kühnen unberedten Schriftſtellern zergliedert, ausgelegt, und allen

Volksklaſſen geläufig geworden waren, zu einer Zeit, wo es keinen Geiſt der Regierung mehr gab, und wo die, welche am Ruder ſaßen, ohne Genie und ohne Kenntniſſe waren, zu einer Zeit endlich, wo der ſchwärmeriſche Hang der Köpfe auf lauter Freyheit gerichtet war, ohne ſich weiter durch das Gefühl der Unterdrückung beſtimmen zu laſſen, bey ſolch einer Lage der Dinge wünſchte Mirabeau lieber, zum Repräſentanten eines Standes erwählt zu werden, der nichts zu verlieren, und, wie es ſchien, alles wieder zu fordern hatte. Das Vorurtheil der Geburt war tief bey ihm eingewurzelt, und behielt dennoch über jene Rückſichten die Oberhand. Er machte einige Verſuche bey dem Adel, um ſich deſſen Stimmen zu verſchaffen. Da er aber bald merkte daß die Eingenommenheit dieſes Standes wider ſeine Perſon unüberwindlich war, ſo richtete er die Anwendung und Thätigkeit aller ſeiner Kräfte auf die geringere Volksklaſſe. Dieſe wußte einem Edelmanne den Vorzug Dank, den er ihm vor ſeinem eignen Stande gab; und dieſer Beweis der Vaterlandsliebe, vereint mit den Proben ſeiner Talente, ſicherte ihr nun einen Fürſprecher, der ſich nicht minder durch Dienſteifer als durch Beredſamkeit empfahl. Man wählte ihn zum Bevollmächtigten; er wurde der Abgott der Volksklaſſe, und konnte von dieſem Augenblick an auf die Anhänglichkeit eines Volks rechnen, das in ſeiner Liebe und in ſeinem Haſſe gleich leidenſchaftlich iſt. Die Provence wurde für ihn eine Art von Königreich, in dem er durch die einmahl für ihn geſtimmte Volksmeinung eine unumſchränkte Gewalt ausübte, und von dem er eine wirkſame Unterſtützung erwarten durfte. Er bemühte ſich, dieſe ihm ſo günſtige Stimmung zu ſchonen und zu unterhalten; und ſogleich nach Eröffnung der Nationalverſammlung erſchien das Schreiben eines Deputirten an ſeine Bevollmächtiger, und bald hernach das

Journal der Provence. Dieſe Schriften waren nicht ganz von ihm; und es gehörte mit zu ſeinen Talenten, ſich geſchickte Mitarbeiter zu verſchaffen. Er ſelbſt wußte auf eine glückliche Art von dem Stoffe, den ſie ihm mittheilten, Gebrauch zu machen, und ein glänzendes Gebäude aus ſolchen Materialien aufzuführen. Auch beſaß Mirabeau die Kunſt, Fragen vorzulegen, die immer ein Beweis von der Scharfſichtigkeit des Geiſtes iſt, die dem Entſcheidungspunkte zueilt, und ſich die Einſichten beſſer unterrichteter Männer eigen zu machen weiß.

In der Nationalverſammlung hatte der Deputirte der Provence ſchon einen großen Ruhm zum Vorläufer; und dieſes rechtfertigte er ſogleich bey ſeinem erſten Eintritt in dieſelbe, ſowohl durch die Kühnheit ſeiner Anträge, als durch ſeine Beredſamkeit. Die Antwort, die er dem Oberceremonienmeiſter gab: „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir aus Macht des Volks hier ſind, und nicht eher davon gehen werden, bis man uns mit Bajonetten hinausſtößt!“ ſeine Adreſſe an den König, um ihn zur Entfernung ſeiner Truppen zu nöthigen, ſind Beweiſe einer wahrlich nicht gemeinen Dreiſtigkeit. Die Regierung hätte ſogleich nach jener Antwort an den Ceremonienmeiſter ihn als einen aufrühriſchen Unterthan behandeln, und ſo diejenigen im Zügel halten ſollen, die ſichs beygehen laſſen konnten, ſeinem Beyſpiele zu folgen. Aber man ließ ſeine Verwegenheit unbeſtraft; und ſo war Mirabeau der erſte, welcher der Nationalverſammlung das Geheimniß ſeiner Stärke e[illegible]llte, welches nichts anders war, als das Geheimniß der Schwäche des Hofes. Die Parthei des Herzogs von Orleans war ſchon gleich beym Anfange der Nationalverſammlung rege. Dieſer Herzog hatte durch ſeine Freygebigkeit ein großes Anſehen beym Volke erhalten; und dieß wurde von geſchickten Böſewichtern unterſtützt, die hin und her zu ſchwenken, bis ſie den Ort erreicht haben, wo das Neſt iſt. Es ſteht der Kirchenbann und Leibesſtrafe darauf, allein dies verhindert nicht, daß nicht täglich von dieſen Tauben, die eine ſehr geſuchte Speiſe ſind, auf den Markt gebracht werden ſollten. Die Früchte, welche die Inſel hervorbringt, werden alle darin conſummirt, ausgenommen die Granatäpfel und Pommeranzen nicht, die das beſte Obſt dieſer Art ſind, das man hat. Man erkennt die letzten an der Feinheit ihrer Haut. Es giebt welche, die inwendig ganz roth ſind. Der Pommeranzenbaum, der auf Maltha am beſten fortkommt, verſchaft mit ſeinen Blüthen der Inſel noch einen andern ſehr einträglichen Handlungszweig. Die Einwohner brennen allerhand Waſſer daraus, die ſie um einen Spottpreiß verkaufen. Die Abricoſen, die man **Alexandrini** nennt, und die Maltha eigen ſind, geben ein vortrefliches Eingemachtes. Sie können allenthalben verführt werden. Die Zugemüſe der Inſel laſſen ſich nicht ſo gut tranſportiren, ausgenommen die Wintermelonen. Die kleinen maltheſiſchen Hunde (die gröſſere Art iſt ausgegangen) bringen ebenfalls den Einwohnern, ſonderlich den Armen, die ſich mit ihrer Erziehung abgeben, ein Beträchtliches ein. Ihr Verſtand gleicht ihrer Schönheit, welche hauptſächlich in der Länge ihrer ſeidnen Haare, ihrer Kleinheit, und ihrer Stumpfnaſe beſteht, die ihnen gleich bey der Geburt eingedrückt wird. Man handelt hier auch mit Menſchen; nemlich mit den Sklaven, die auf den Kreuzzügen des Ordens gefangen werden. Für die Ausfuhr aus der Inſel wird dem Orden eine gewiſſe Summe vom Kopf bezahlt. Dieſer Menſchenmarkt, der für die Menſchlichkeit ein ſo trauriger Anblick iſt, hat ſeine Geſetze und Gebräuche. Mit den kleinen Maltheſerkreuzen, die in den Seehäfen, ſonderlich zu Marſeille, von Manns- und Weibsſchon alles vorbereitet hatten, jenes Anſehen in dem Augenblicke geltend zu machen, wo man einen Aufſtand zur Begünſtigung ſeiner Zwecke für nöthig halten würde. Mirabeau kannte den Herzog von Orleans nach ſeinem wahren Werthe, und hielt es nicht für rathſam, ſich einem Manne anzuſchmiegen, deſſen Ehrgeiz unbeſtimmt, deſſen Zuverläſſigkeit ſehr zweifelhaft, deſſen Kopf kindiſch, deſſen Charakter äußerſt leichtſinnig war, und der von Katilina nichts an ſich hatte, als die ſchlechten Sitten. Seine Politik beſtand damals darin, ſich an gar keine Parthey zu halten, in der Nationalverſammlung ſich durch beredte und gewagte Vorträge ein Anſehen zu verſchaffen, und immer mehr die Ehre zu verdienen, vom Hofe theuer erkauft zu werden. Die mißliche Lage ſeiner Glücksumſtände trieb ihn, ſeinen Gang zu beſchleunigen, und er machte verſchiedene Verſuche, ſich mit den Miniſtern in ein Verſtändniß einzulaſſen. Ein Mitglied der Nationalverſammlung, bekannt durch ſeine Treue gegen den König, und gegen die monarchiſchen Grundſätze, gab ſich Mühe, ſeine Abſichten zu befördern, und vermochte Herrn **Necker**, Mirabeau's Beſuch anzunehmen. Der ſtolze Necker nahm bey dieſem Beſuche ſeine ganze zurückhaltende Miniſtermiene an, und betrug ſich gegen ihn mit aller der ſpröden Kälte, die in ſeinem gewöhnlichen Betragen zu herrſchen pflegt. **Mirabeau** wollte das Geſpräch einleiten, und fragte ihn, ob er ihm nichts zu ſagen habe. Necker antwortete ihm ganz trocken, es ſey ſeine Sache, ſich über die Abſicht des Beſuchs zu erklären, den er bey ihm abzulegen gewünſcht habe. Die Unterredung ging alſo nicht weiter; Mirabeau überließ Nekker'n ſeinem Stolze, und ſagte beym Weggehen: „Was iſt mit ſolch einem Manne zu machen?

Umſonſt dachte er auf andere Mittel, das Miniſterium zu Unterhandlungen mit ihm zu vermögen, und, wo möglich, an den König und die Königinn ſelbſt zu kommen. Der Ruf ſeiner Laſter verſchlang den Ruhm ſeiner Talente, und man verwarf ſeine Anträge. Beſeelt vom Ehrgeiz, gedrängt von ungeduldigen Gläubigern, und verlegen über die Beſtreitung ſeines Aufwandes, fand er ſich jetzt zu einer Art von Verzweiflung gebracht. So war ſeine Lage in dem bekannten Zeitpunkte des Octobermonats; und die Unruhen, welche der Herzog von Orleans damals unter dem Volke zu erregen ſuchte, boten ihm Mittel dar, ſich aus ſeinen Verlegenheiten zu ziehen. Er war kein Vertrauter des Herzogs von Orleans; aber er war in ſeine Entwürfe eingedrungen.

Es verlohnt ſich der Mühe, uns bey dieſem unglücksvollen Zeitpunkte zu verweilen, um die Triebfedern näher zu entwickeln, welche die Volksmaſſe in Gährung brachten, und die blinde Wuth derſelben erregten. Das Brod war in Paris theuer; und die Rädelsführer des Herzogs von Orleans giengen darauf aus, unter dem gemeinen Manne das Gerücht einer nahe bevorſtehenden Theurung zu verbreiten, und auf kurze Zeit den Brodpreis durch mancherley Kunſtgriffe zu erhöhen. Zu gleicher Zeit vertheilten ſie in ſeinem Nahmen Brod und Geld, und ſuchten dadurch die Regierung in Mißkredit zu bringen, der ſie die Theurung Schuld gaben, und den Herzog von Orleans bey dem Volke beliebt zu machen. Seine Büſte war ſchon im Julius im Triumph umhergetragen worden, und von da bis zum October ſtieg ſeine Gunſt beym Volke noch immer mehr. Damahls glaubte er, um der Sache den letzten Stoß zu geben, das Volk bewegen zu müſſen, ſich nach Verſailles zu begeben. Sein Vorhaben war, den Hof in Schrecken zu jagen, und den König dahin zu bringen, daß er von Paris wegginge, und ihn dort allein ſchalten ließe *).

Mirabeau, der noch immer darüber aus war, ſich dem Hof nothwendig zu machen, beſtrebte ſich bey dieſer Gelegenheit, bey dem Volke beliebt zu werden, deſſen bevorſtehende Unruhen er vorausſah. Seine Anhänger ſtellten ihn dem Volke als ſeinen eifrigſten Vertheidiger vor; und es glückte ihnen, dem gemeinen Manne Zutrauen gegen ihn einzuflößen.

Vorzüglich merkwürdig iſt indeß der Umſtand, daß aus durchaus entgegenſtehenden Gründen viele unter den Ariſtokraten, und die ſogenannte rechte Seite des Konvents, gewiſſermaßen ſich mit dem Herzoge von Orleans verſchworen, den König von Verſailles wegzuſchaffen. Sie wünſchten ihn zu Metz mitten unter den getreuen Truppen zu ſehen; und jene für das Wohl des Monarchen und die Beybehaltung der Monarchie ſo eifrig beſorgten Leute waren durchaus nicht wider einen kurz vorübergehenden Aufſtand, wodurch der König aus einer ihm gefährlichen Sicherheit gezogen werden ſollte. Sie glaubten, nur allein eine große Erſchütterung könne in ihm einen ihm ſelbſt und ſeinem im Staate heilſamen Entſchluß bewirken. Mirabeau's Einfluß auf den Pöbel, der aus ganz Paris dem Luſtſchloſſe des Königs zuſtürzte, zeigte ſich gleich in den erſten Augenblicken. Eine große Menge von den Weibern, die nach Verſailles eilten, riefen, als ſie dort ankamen! „Wo iſt denn unſer Graf Mirabeau?“ Und als ſich hernach dieſe

Wei-

---

*) Er traf daher alle Anſtalten, daß die Ausgänge nach dem Garten zu während des ganzen fünften Octobers unbeſetzt und frey blieben.

Weiber in die Nationalverſammlung begeben hatten, dort die gröſsten Unanſtändigkeiten begiengen, und man ſich umſonſt Mühe gab, ſie in Ordnung zu halten; hatte Mirabeau allein das Herz, ſie im gebieteriſchen Ton anzureden; und ſogleich lieſsen ſich dieſe wilden Bacchantinnen, voller Ehrfurcht gegen ihn, zum tiefſten Stillſchweigen bewegen. Treuloſe Räthe hinderten den König, Verſailles zu verlaſſen; und die Nacht, die er in ſeinem Schloſſe zubrachte, war die letzte, wo er frey und als König ſchlief.

Nachdem die königliche Familie nach Paris gekommen war, und ſich mitten unter ihren Unterthanen befand, die von Tage zu Tage ſich immer mehr Unfug und Frevel erlaubten, machte Mirabeau einen neuen Verſuch, den König zu bewegen, daſs er ſich an ihn wenden möchte. Der Hof ſah die Vortheile ein, die man ſich von ſeinen Talenten und von ſeinem Einfluſs auf die Nationalverſammlung verſprechen konnte; aber der fünfte October hatte ſchwarze Wolken für ihn zuſammen gezogen. Er fand Mittel, ſie zu zerſtreuen; und da man ſeiner ſo ſehr bedurfte, ſo konnte man wohl ſo gar bedenklich nicht ſein, um ihn vorher auf ſchwere Proben zu ſtellen. Der König willigte darein, ihn zu ſprechen; und jetzt öffnete ſich eine groſse Laufbahn für ſeinen Ehrgeitz. Der Graf von Mercy leitete die Anſtalten, die man traf, zwiſchen dem Könige, der Königinn und Mirabeau gewiſſe Verhältniſſe feſtzuſetzen. Ein Freund dieſes Miniſters *) wurde dazu gewählt, die Mittelperſon zwiſchen ihnen zu ſeyn. Mirabeau hatte ſich dazu anheiſchig gemacht, die Liebe, welche das Volk zu ihm hatte, zum Beſten des Königs zu be-

---

*) Der Graf de la Mark.

nutzen. Der Erzbiſchof von * * * führte ihn durch dunkle Wege bis ins Zimmer der Königinn zu St. Cloud. Sie blieb einige Augenblicke mit ihm allein; und bald darauf kam der König. Jetzt erfolgte eine ganz ruhige Unterredung zwiſchen drey Perſonen, die nur das ſchrecklichſte Verhängniß zuſammenführen konnte.

Mirabeau ſagte dem König, er bitte ihn, ehe er ſich mit ihm weiter einließe, ihm zu ſagen, ob er den Vorſatz und die Hoffnung habe, die alte Regierung wieder einzuführen; und er geſtand ihm offenherzig, er könne ihm in dieſen Falle keine Dienſte thun. Der unglückliche König, unter das Joch der Nothwendigkeit niedergebeugt; antwortete ihm: es ſcheine ihm unmöglich, das Vergangene wieder ins Daſeyn zurückzurufen. Jetzt legte ihm Mirabeau kurz und beſtimmt die ganze Lage der Dinge vor, entwickelte das verſchiedene Intereſſe, das in der Nationalverſammlung herrſche, und erörterte alle die Mittel, die er anwenden könne, ihm zu dienen.

Der König bewies bey dieſer Gelegenheit große Klugheit dadurch daß er die Uebermacht der Umſtände anerkannte, und ſich darein ergab. Die Monarchie war ein vom Sturme ſehr angefochtenes Schiff, aus dem man einen koſtbaren Theil der Ladung ins Meer wirft, um es zu lichten, und das Schiff ſelbſt zu retten. Mirabeau verſprach, ſich den Bemühungen der Demagogen zu widerſetzen, und dem Könige eifrigſt dadurch zu dienen, daß er ſolche Maßregeln nehme, die der Denkungsart ſeiner Gegner angemeſſen wären, die man ja nicht mit Gewalt müſſe zwingen wollen, die ſich aber durch Geduld und Geſchicklichkeit allmählich würden bedeuten und umſtimmen laſſen.

Die Königinn geſtand nach dieſer Unterredung, daß Mirabeau, als er ins Zimmer getreten, ihr Schauder erregt, daß aber ſeine Beredſamkeit, das Intereſſe, das er ſeiner Erörterung gegeben, und das theilnehmende Gefühl, das er geäußert, gar bald jenen erſten Eindruck wieder vertilgt habe.

Verſchiedne Wohlthaten des Königs folgten bald auf dieſe Unterredung. Man bezahlte Mirabeau's Schulden, die ſich, ſeiner Angabe nach, auf zweymahl hundert und ſieben tauſend Livres beliefen; und man verſicherte ihm ein monathliches Gehalt von ſechs tauſend Livres. Der König war in der That ein Gefangner, und hatte ſtatt ſeiner Leibwache nichts als Trabanten. Er konnte nicht anders, als durch Gewalt, aus dieſem Zuſtande gezogen werden; und dieß ſah Mirabeau gar bald ein. Er ſtellte ihm einmahl über das andre vor, daß ein bürgerlicher Krieg allein die Ordnung wieder herſtellen, und ihm wieder zu ſeinem Anſehen verhelfen könne. Dieſer Gedanke erſchreckte den König und die Königinn, die nicht daran dachten, daß der bürgerliche Krieg wirklich ſchon ausgebrochen war, als das bewaffnete Volk ſeinen Regenten abgeſetzt, ſein Anſehen vernichtet hatte, und dem Adel und der Geiſtlichkeit ihr Leben und ihr Eigenthum ſtreitig machte. Es war nun wohl noch der Mühe werth, bloß das für bürgerlichen Krieg zu halten, wenn man ſich der Polizeywache gegen Straßenräuber bediente *)! Alle Vorſchlä-

---

*) Mirabeau brachte zwey Entwürfe einer Gegenrevolution in Vorſchlag. Nach dem einen ſollte der König ſich nach Rouen, und nach dem andern nach Metz begeben. Dieſen zweyten Plan ſchien der König zu genehmigen, und ſchickte den Grafen de la Mark heimlich nach Metz, um darüber mit dem Markis von Bouillé Unterhandlung zu pflegen.

ſchläge des Muths und Genies waren an einem Könige verloren, der durch ſeinen unbezwinglichen Widerwillen gegen Verbreitung der Gewalt mit Gewalt genöthigt wurde, alles über ſich ergeben zu laſſen. Man mußte ſich damit begnügen, den Unfällen des gegenwärtigen Augenblicks abzuhelfen, und alle gründliche Rettungsmittel aufgeben.

Mirabeau blieb bis an ſeinen Tod ſeinen gegen den König übernommenen Pflichten getreu. Dieſer überließ ſich nicht ganz ſeinen Rathgebungen; aber die Königinn rechnete ſo ſehr auf ihn, daß ſie ſagte! „Ich weiß gewiß, daß ich erſt nach ihm das Leben verliere.“

Manche glauben, wenn Mirabeau länger gelebt hätte, würde er vielleicht den Königsmord in Frankreich verhindert haben. Erwägt man aber jene beſtändige Aufmerkſamkeit, ſich jeder einzelnen Uebermacht zu widerſetzen, die ein Unterſcheidungscharakter der Revolution iſt; ſo muß man glauben, daß Mirabeau keines herrſchenden und dauerhaften Anſehens würde genoſſen haben.

Man hatte ihn wegen eines Verſtändniſſes mit dem Könige und der Königinn in Verdacht; und dies hätte über lang oder kurz aufgehört, ein Geheimniß zu ſeyn. Alsdann konnte er ihnen nicht weiter nützen, und er war in Gefahr, durch den Dolch eines Meuchelmörders, oder auf dem Blutgerüſte zu ſterben.

Nach allen dieſen hier dargelegten Umſtänden kann man ſich einen allgemeinen Begriff von Mirabeau machen; und, von verſchiednen andern Zügen ſeines Lebens und Charakters unterrichtet, will ich hier noch ſein Bild zu entwerfen ſuchen.

Eine körperliche Bildung, worin ſich eine harte Seele verrieth, und woraus Genie hervorleuchtete, unedle Züge von Blatternarben ganz durchwebt, und die Statur eines Laſtträgers machten das Aeußere von Mirabeau aus. Sein ſtark gewachſenes Haar war künſtlich friſirt, und in ſeinem ganzen Anzuge herrſchte zuweilen die Ziererey eines Stutzers, die mit ſeinem derben Körperbau, und dem finſtern Feuer ſeiner Geſtalt, einen ſonderbaren Abſtich machte. Sein Geiſt war thätig und ſcharfſinnig, und beſaß vornehmlich die Fähigkeit, Gegenſtände ſchnell und ſtark zu faſſen; aber die Zerſtreuung und die Uebermacht der Leidenſchaften erlaubten ihm nicht, ſich anders als in einzelnen Schwüngen zu heben. Seine Gemüthsart war heftig, ſein Kopf jachzornig, ſein Herz feurig, war allen ſeinen Neigungen offen, und gab ihnen das Gepräge von Leidenſchaften. Hinderniſſe brachten ihn auf; und er ſtand nicht an, ein Verbrechen zu begehen, ſo bald es ein Mittel zu ſeinem Zwecke werden konnte. Er war nichts eigennützig, aber geldgierig, weil er gierig nach Sinnlichkeit und Vergnügen jeder Art war. Stolz von Natur, verſchleierte er ſich durch die Geläufigkeit der Uebertreibung das Niedrige, der Schmeicheleyen die er ſich aus Noth oder Ehrgeitz erlaubte. Die Gewohnheit ſeinen Leidenſchaften nachzuhängen, ihre ungezügelte Heftigkeit, leiteten ihn zum Verbrechen, und vom Verbrechen zu öffentlichen Unthaten. Hätte er länger gelebt, und ſein Anſehen behauptet, ſo hätte er vielleicht in Paris dem Könige eben die Dienſte geleiſtet, wie Monk an der Spitze ſeines Heers Karl dem Zweiten leiſtete. Solch ein Mann war Mirabeau, Ungeheuer an Geiſt, Talenten und Laſtern, allen denen weit überlegen, die nach ihm auf dem blutigen Schauplatz Frankreichs erſchienen ſind. Seine Geburt war ein Unglück für ſein Land; und ſein Tod iſt vielleicht einer der größten Unfälle dieſes Landes geweſen.

Ver-

Vergleichung Mirabeau's und Necker's

Plutarch ſtellt am Schluſſe ſeiner Lebensbeſchreibungen berühmter Männer Vergleichungen zwiſchen denen an, die in Anſehung ihrer Talente oder ihrer Lage einige Aehnlichkeit mit einander haben. Ueberhaupt genommen, können dergleichen Parallelen niemahls völlig befriedigend ausfallen, weil die Umſtände zu ſehr von einander verſchieden ſind, und weil es gewiſſe Arten des Verdienſtes giebt, die ſich unmöglich genau würdigen laſſen. So läßt ſich bey einem Feldherrn der Antheil des Glücks an den Unternehmungen ſchwerlich beſtimmen, in die es oft ſo großen Einfluß hat. Wie läßt ſich Ageſilaus, König der Lacedämonier, und Pompejus mit einander vergleichen, wie Plutarch es wirklich that? Und was für Aehnlichkeit iſt zwiſchen einem Monarchen und dem Bürger eines Freyſtaats? Es läßt ſich leicht zeigen, wenn man einen Richelieu und Mazarin mit einander vergleicht, daß der Eine mehr Kühnheit und Feſtigkeit, und der andere mehr Biegſamkeit beſaß; daß der Eine frey von aller Habſucht war, und daß der andere eine unerſättliche Geldbegierde hatte; dieſe Unterſchiede fallen beym Leſen der Geſchichte von ſelbſt auf, ohne daß es nöthig wäre, ſie umſtändlich zu entwickeln.

Wenn es aber ſchwer und unnütz iſt, Männer mit einander zu vergleichen, die zu ganz verſchiedenen Zeiten, und unter ganz verſchiedenen Regierungsformen gelebt haben; ſo kann man doch gar wohl ſolche Männer gegen einander ſtellen, die zugleich auf der Bühne erſchienen, die um Volksgunſt oder Anſehen unter gleichen Umſtänden mit einander wetteiferten. Es iſt gar nicht gleichgültig, das Gemälde ihres Privatlebens und ihrer Sitten zu entwerfen; ihre Werke, wenn ſie Schriftſteller waren, mit einander zu vergleichen, und die Uebereinſtimmung ihrer Grundſätze mit ihrem Verhalten. Solch eine Zergliederung kann dazu dienen, die Kunſt der Menſchenkenntniß zu erweitern.

Ich habe die vornehmſten Züge von Mirabeau's und Necker's Leben aufgeſucht; und da ſie beyde zu gleicher Zeit lebten, und beyde in dem blutigſten alles Trauerſpiele eine Hauptrolle ſpielten, da beyde über Gegenſtände ſchrieben, welche damals die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen; ſo glaube ich dieſe beyden Männer vergleichen zu können, die einen ſo großen Einfluß auf die an ſich unglaubliche franzöſiſche Revolution hatten. Der Eine erwarb ſich eine Zeitlang als Schriftſteller und Miniſter großen Ruhm, und fiel hernach in Verachtung; der andre war lange Zeit durch ſeine Aufführung und Sitten ein Gegenſtand des öffentlichen Unwillens, bedeckte aber ſeine Fehler durch den Glanz ſeiner Talente, und machte durch die Dienſte, die er dem Könige und dem Staate zu leiſten ſuchte, ſeine Verbrechen vergeſſen oder zweifelhaft. Die ſchrecklichen Unordnungen, die nach ſeinem Tode vorfielen, machten, daß man den Verluſt eines Mannes bedauerte, der zu aufgeklärt war, um ſie nicht vorherzuſehen, und vielleicht mächtig genug, um ſie zum Theil zu hindern.

Necker war ſtrenge in ſeinem ſittlichen Betragen, und ſelbſt ſeine meiſten Feinde ſahen ihn für einen rechtſchaffnen Mann an, der durch ſeinen Ehrgeitz irre geleitet wurde. Mirabeau erſcheint in den Augen derer, die noch ſo viel Hochachtung für ſeinen Verſtand und für ſeine Talente haben, als ein Mann ohne Grundſätze und ohne Sitten, und immer bereit ſich zu erniedrigen, um einer Habſucht zu willfahren, welche durch die perſonen ſtark getragen werden, wird auch ein anſehnlicher Handel getrieben. So verfertigt man auch hier kleine Luſtkähne auf Eine und mehr Perſonen, ſehr ſauber gearbeitet, und die Hauptſtücke davon in Leinöl gekocht, um damit auf der See ſpatzieren zu fahren.

Die beſte Beſchreibung von Maltha iſt die von Abola, mit den Noten des Grafen Ciantar. Beſondre Urſachen haben die letzte Ausgabe, nach dem erſten Bande, verhindert.

2.

Johanna Gray an ihre Hinterlaßne.

Er iſt vorüber — dieſer ſchauervolle Augenblick — er iſt hingeſchwunden in die ſeeligen Stunden des Himmels! So verliert ſich der nächtliche Duft der Violen in die ſtärkern Wohlgerüche der Morgenröthe. Dieſer Augenblick — wie ſchrecklich für die Menſchheit, die noch dieſſeits der Wohnung ihrer Glückſeeligkeit wallet! Du mein Theuerſter, Du mein Sidney weiſt es, wie ich ihm entgegenſah, dieſem mir ſo erfreulichen Augenblick! Ich war ganz Frölichkeit, ganz Ruhe, ganz ſtille Freude. Voll von Wonne und Entzücken küßt ich das Schwerdt, das mein Leben enden ſollte. Da bat ich für Marien, und für meine Mutter, und zuletzt für Dich. Dich ſchien meine Seele noch zu umfaſſen, als ich aus ihrer Wohnung ſchied. O wie ſeelig ward ich, wie ſeelig gleich nach dem willkommnen Streich! Mein Guilford, mein theuerſter Guilford kam mir entgegen. Haſtig ſuchten ſich unſre Seelen, umſtralet vom Glanze des Himmels. Mein Guilford! ... meine Hannah! ....

ihn beherrſchenden unordentlichen Neigungen erregt wurde.

Necker war von armer und unbedeutender Abkunft, in einem kleinen Freyſtaate geboren, wo man von Ueppigkeit nichts weiß, und hatte daher nicht gegen die Verführung des Wohllebens und gegen den Hang zur Ausſchweifung zu kämpfen. Er erwartete ſein Glück blos von ſeinem Fleiße und von ſeiner Arbeitſamkeit, und war ſchon in ſeiner Jugend zu Sparſamkeit und Thätigkeit aufgelegt. Mirabeau war von anſehnlicher Geburt, hatte ein beträchtliches Vermögen zu erwarten, und ließ ſich durch die Hitze der Leidenſchaften hinreißen, ohne daß die Beyſpiele derer, die er um ſich ſah, ihn derſelben widerſtehen lehrten.

Necker, von einer übermäßigen Eitelkeit und wilder Ehrſucht beherrſcht, war gleich unempfindlich gegen Liebe und Freundſchaft, gleichgültig gegen die Freuden des Umgangs; ohne Hang und Neigung, ſah er nur ſich allein in der ganzen Natur. Mirabeau war für ſtarkes Gefühl empfänglich, und fähig, in der Aufwallung deſſelben von dem Intereſſe eines Freundes durchdrungen zu werden; auch die Schönheiten der Natur und der Kunſt hatten für ihn den größten Reitz.

Necker war begierig nach Geld, als er ſchon eine Menge deſſelben zuſammen gehäuft hatte, und liebte das Geld wie ein Wucherer. Mirabeau dachte an kein Geld, wenn die Noth ihn nicht drückte, wenn er ſeine Leidenſchaften nicht dadurch befriedigen konnte. Mirabeau hatte Freunde, und Necker ſchwärmeriſche, durch Kunſtgriffe angelockte Bewunderer. Necker war Urheber aller Unruhen, und ſtürzte den Staat durch ſeinen Ehrgeitz, durch die Heftigkeit ſeines Haſſes, und die Unzulänglichkeit ſeiner Talente; er verſank zuletzt in die Grube, die er ſich ſelbſt gegraben hatte. Mirabeau benutzte die Unruhen, um ſich zu heben; und fand in ſeinem Genie Hülfsquellen genug, das Uebel wieder gut zu machen, das er angerichtet hatte. Es iſt ausgemacht, daß Mirabeau auf den bejammernswürdigen Tag des fünften Octobers Einfluß gehabt hat, wie weit aber dieſer Einfluß gewirkt habe, läßt ſich noch nicht mit Gewißheit beſtimmen. Die Parthey des Herzogs von Orleans veranlaßte jene Ankunft des Volks zu Verſailles; und Mirabeau war darüber nicht mit ihr einverſtanden. Dieß iſt indeß ſein großes Vergehen, deſſen Umfang man jedoch nicht beſtimmen kann. Necker hingegen ſchaffte der geringern Volksklaſſe jener traurige Uebergewicht, welches den Umſturz der Monarchie bewirkt hat. Er war Urheber von der erſten Gewaltthätigkeit die das Volk gegen den König verübte, um ihn zu zwingen, Necker'n als Miniſter beizubehalten. Von dem Eigennutze ſeiner Ehrſucht geleitet, hinderte er den König, Verſailles am fünften October zu verlaſſen; und ſo gab er ihn allen Gefahren Preis, und brachte ihn zuletzt aufs Blutgerüſte. Als Miniſter des Königs hat er beſtändig die wahren Vortheile deſſelben verrathen, und ihn in die Nationalverſammlung gebracht, um daſelbſt freywillig ihre Macht anzuerkennen, alle ihre Unthaten gut zu heißen, und die königliche Würde vor den Augen ſtolzer Empörer herabzuwürdigen. Es iſt unſtreitig, daß Necker weit mehr Unglück über Frankreich gebracht hat, als Mirabeau; und wenn man von ihren Staatsverbrechen die ſchreckliche Vergleichung unpartheyiſch anſtellt, ſo iſt das Gewicht von Necker's Verſchuldung ungleich größer. Denkt man an Necker's kalte Fühlloſigkeit, an ſeine Freyheit von allen andern Leidenſchaften, als denen, die eine Frucht umbändiger Ehrſucht ſind; denkt man an die feurigen Ausbrüche des Gefühls bey Mirabeau, und an ſeinen Hang zum Ruhm, zum Talent, zu den Schönheiten der Natur und Kunſt! ſo kann man jenen glaub' ich, mit den Giften vergleichen, deren Natur durch nichts ſich verändern läßt, und dieſen mit der Art von Pflanzen, die ſich durch geſchickte Zubereitung von ihren giftigen Säften reinigen, und zu einem heilſamen Nahrungsmittel umbilden laſſen.

Jetzt habe ich noch von dieſen beyden Männern als Schriftſtellern zu reden. Necker iſt oft ſinnreich und zuweilen beredt, aber unfähig, einer Unterſuchung bis auf den Grund zu gehen. Vielmehr beſitzt er die Kunſt, den Gegenſtand derſelben dem Leſer ganz aus dem Auge zu rücken, den er durch glänzende Vergleichungen zu blenden, und durch den angenommenen Ton der Empfindung zu rühren weiß. Mit allem Recht hat man im Scherz geſagt, Necker's Comptes wären Contes moraux. Aber er iſt oft dunkel, emphatiſch; uneigentliche und geſuchte Ausdrücke entſtellen ſeine Schreibart, und die überſchwengliche Eigenliebe, die immer auf ihn ſelbſt zurückführt, wird am Ende höchſt widerlich. Wie abgeſchmackt iſt alles Lob, ſagt Monteſquieu, wenn es immer dahin wieder zurückgeht, woher es kommt! — Mirabeau iſt weit ſtärker, weit kraftvoller in ſeiner Schreibart, weit vorzüglicher in ſeiner Gedankenfolge, in der Kunſt, ſich von der Unterſuchung Meiſter zu machen, und in der Gabe, ſie völlig zu ergründen. Kein Gegenſtand ſcheint ihm fremd zu ſeyn, und auf alles weiß er volles, ſtarkes Licht zu werfen. Zuweilen iſt er in ſeinen Schriften Staatsmann, Finanzkenner und Redner! Necker hingegen iſt immer nur Redekünſtler, mehr oder weniger ſinnreich und beredt.

Nec-

Necker's Beſtrafung.

Ich kam vor einiger Zeit gerade um Mittag durch eine Stadt in Deutſchland. Die Tafel im Gaſthofe war eben gedeckt, und ich ſetzte mich mit daran. Die Gäſte waren zahlreich; und unter ihnen befanden ſich drey franzöſiſche Offiziere, die nach Coblenz eilten, zwey Deutſche, die von der Kaiſerkrönung zu Prag zurückkamen, ein Franzos, der ein Advokat zu ſeyn ſchien, ſo viel ſich aus ſeiner Art ſich auszudrücken abnehmen ließ, und ein Mann, deſſen Geſichtszüge zugleich Nachdenken und eine gewiſſe Wärme des Gefühls verriethen. Er trug eine polniſche Mütze, ſprach deutſch, franzöſiſch, italiäniſch und lateiniſch mit gleicher Fertigkeit. Sein Betragen war höflich ohne Zwang, und er ſchien aufgelegter zum Zuhören, als zum Sprechen.

Einer von den franzöſiſchen Offizieren leitete das Geſpräch ein. Mich dünkt, ſagte er, der Nationalverſammlung muß nach grade ziemlich bange werden! Condé und Maubeuge ſind weggenommen, und Valenciennes iſt eingeſchloſſen. Bey dieſen Worten ſchüttelte der Advokat ungläubig den Kopf, und einer von den Offizieren ſah ihn von der Seite an. Ich wette, fuhr der erſte fort, noch ehe 14 Tage ins Land kommen, ſind die Truppen in Paris.

So geſchwind gehts nun wohl nicht, verſetzte der Advokat; meine Nachrichten melden nichts weiter, als daß man Maubeuge belagert. Vermuthlich, ſagte der Offizier, haben ſie Briefe von einem Demokraten? Ich ſehe nicht, warum? erwiederte der Advokat; es iſt hier ja von Thatſachen, nicht von Geſinnungen die Rede. Ganz gewiß, fuhr der Offizier mit einem bittern Lächeln fort, hat man dem Herrn auch geſchrieben, daß von den Preußen viel Ueberläufer ausreißen, daß man den König nach Bourdeaux bringen wird; und [illegible] glauben das alles. Für unmöglich halt ich es wenigſtens nicht; denn .... O! ich brauche weder denn noch aber, um zu wiſſen von welcher Parthey ſie ſind.

Ich ſaß gleich neben dem Offizier, der ſich nun an mich wandte: Sie zweifeln doch auch nicht daran, ſagte er, daß der Herr da ein Demokrat iſt? ich weiß das gleich auf ein Haar.

Ich machte Scherz daraus, und der Offizier behauptete noch immer, er ſehe gleich an der Art, wie man neue Nachrichten anhöre, von welcher Parthey man ſey, und noch deutlicher, ſo bald man anfange zu reden. Der Advokat rechtfertigte ſich, und redete mit vielem Nachdruck, als der Offizier zu bemerken glaubte, daß der Mann mit der polniſchen Mütze ihm Beyfall zulächelte, ſich daher an ihn wandte, und ihn zum Richter wählte. Iſt es nicht wahr, fragte er ihn, daß man es ſogleich an den Mienen, an der Aufmerkſamkeit auf das Geſagte, wahrnehmen kann, wie einer geſinnt iſt?

Der Mann mit der Mütze ſchwieg immer noch ſtill, und lächelte fort. Als endlich die drey Offiziere in ihn drangen, antwortete er: „Weil ſie denn durchaus meine Meynung wiſſen wollen, ſo ſag' ich nur ſo viel, die Hoffnung iſt eine Tochter des Wunſches, und die Leichtgläubigkeit iſt ihre Geſpielinn. Je lebhafter man daher etwas wünſcht, deſto ſtärker hofft, und deſto leichtgläubiger iſt man. Der Herr da hat Sie ſagen hören, Condé und Maubeuge ſey eingenommen, und Valenciennes ſey eingeſchloſſen. Die erſte Bewegung eines Mannes, der eine Gegenrevolution wünſcht, wäre die ge-

geweſen, ſeine Nachrichten aufzugeben, und die Ihrigen anzunehmen, weil ſie noch günſtiger ſind, als die ſeinigen. Daraus, daß er immer doch noch bey den ſeinigen blieb, ſchließ' ich, daß er weniger als Sie für eine Gegenrevolution iſt. Ich hatte eine Geliebte, die ich anbetete, und die an einer ſchweren Krankheit geſtorben iſt. Von jeder Arzeney, die man ihr gab, hoffte ich, ſie würde ihr helfen, und als ſie geſtorben war, konnt' ich das nicht mehr glauben. Ich blieb eine Zeitlang bey ihrer Leiche, ganz außer mir, voller Verzweiflung. Ich ergriff ihre eiskalten Hände, bedeckte ſie mit meinen Küſſen, glaubte ſie dadurch wieder erwärmen zu können; und es ſchien mir, ſie werde wieder lebendig, ſie ſey ſchon im Begriff, mit mir zu reden. Einmahl über das andre glaubte ich, ſie ſchlage die Augen auf." — Hier hielt er ein; und man gab ſeiner Rede Beyfall.

Hernach erzählte man von den in den Provinzen verübten Grauſamkeiten; man ſprach von den Aſſignaten; und einer von den Offizieren ſagte, er ſey ſchon nahe dran geweſen, an den Laternenpfahl zu kommen. Jeder behauptete, er habe dies oder das vorhergeſagt. Man ſprach von Mirabeau, als einem Erzböſewichte. Es iſt doch Schade, ſagte der Advokat, daß ein ſo großes Genie .... Der Offizier ſah ihn mit zornigem Blick an, und ſagte: Nun iſts doch wohl klar genug, daß der Herr ein Demokrat iſt. Soll ich denn Mirabeau für einen Dummkopf halten? erwiederte der Advokat. Was ſagen Sie dazu? fragte er den Mann mit der polniſchen Mütze.

„Ich hatte ehedem, erwiederte dieſer, ein Landhaus das durch Zufall abbrannte. Als ich eine Zeitlang hernach einmahl über dieß Unglück ſprach, ſagte mir Einer, der den Brand mit angeſehen hatte, von der Gegend aus, wo er ſich befunden, wäre es ein herrlicher Anblick geweſen; die vielen brennbaren Sachen meines Hauſes hätten Flammen von allerley Farben hervorgebracht, und das ganze hätte eine prächtige und außerordentliche Wirkung gethan. Ich konnte nicht umhin, dieſen Mann etwas hart anzufahren; und es ſcheint mir, das Gefühl des Unglücks ſollte dergleichen Betrachtungen nicht erlauben, und der Abſcheu vor Verbrechen ſollte den Geiſt billig ganz beherrſchen, und jeden Gedanken entfernen, wodurch dies Gefühl geſchwächt werden könnte.“

Von Mirabeau kam man auf la Fayette. Man verſchwendete die ſchimpflichſten Beywörter an ihn. Der Offizier ſah wieder den Mann mit der polniſchen Mütze an: „Was läßt ſich nicht alles wider einen Menſchen ſagen, der in der Nacht des fünften Octobers ſich ſchlafen legen konnte?“ Mäcen, erwiederte jener, ſagte: ich ſchlafe nicht für alle Welt.

Ein Mann, der noch gar nicht geredet hatte, nahm das Wort und ſagte: ich verabſcheue alle die, welche Sie da genannt haben; es giebt aber Einen, der mir noch weit mehr ein Greuel iſt, und ich wohl möchte zum Richtplatze führen ſehen. Das iſt Necker. — Eine harte Rede! verſetzte der Advokat; Necker hat allerdings viel Unheil angerichtet; aber er hat ſich vielleicht ſehr betrogen. — „Sagen Sie vielmehr, daß er den König, die Ariſtokraten, die Demokraten, die Geiſtlichkeit und die Parlamente betrogen hat. Ja, ja, zum Richtplatze möchte ich ihn führen ſehen, nicht, um gehangen, ſondern um lebendig gerädert zu werden. Und ich, rief ein anderer Offizier, ich möchte ihn viertheilen ſehen, weil er ſich, als er Miniſter des Königs war, dem unbeſchränkten Veto widerſetzt, weil er das Volk zum Aufſtande verhetzt hat, indem er ſich den 23ſten Junius mit abſichtlicher Feyerlichkeit im Schloßhofe und in der Stadt Verſailles ſehen ließ, weil er den König irre zu führen geſucht hat, indem er ihm einen hinterliſtigen Aufſatz vorlegte, deſſen ſchlimme Abſicht dieſer glücklicherweiſe merkte, und den er nicht unterſchreiben wollte; weil er ſich von der königlichen Sitzung entfernte, da er doch der vornehmſte Miniſter des Königs war; weil er .... Aber genug davon, ich berufe mich auf den Herrn hier, ſagte er, indem er den Mann mit der polniſchen Mütze anſah, der ſich aber nicht gleich darauf einließ. Jener drang in ihn; und alle Gäſte rieſen ihm zu: thun Sie den Ausſpruch, Herr; ſagen Sie was Necker verdient. „Nun wohl, meine Herren, ich finde, daß Sie noch viel zu gelinde ſind; ich glaube, man müßte Necker ſo behandeln, wie ehedem den Meuchelmörder des Prinzen von Oranien .... Keiner wußte, wie man dieſen Böſewicht beſtraft hätte, und man fragte ihn dringend nach den nähern Umſtänden davon. „Seine Strafe, ſagte er, dauerte achtzehn Tage.“ Bey dieſen Worten verdoppelte ſich ihre Aufmerkſamkeit. „An dem einen Tage, fuhr er fort, ſchnitt man dieſem Mörder die Hand ab, und führte ihn wieder ins Gefängniß, wo man den Arm verband. Den Tag darauf goß man geſchmolzenes Bley auf ſeine Wunde, und er ward abermahls ins Gefängniß zurückgeführt. Kurz, an jedem dieſer achtzehn Tage mußte er irgend eine ſchreckliche Marter aushalten, und vergebens flehte er mit lautem Geſchrey um den Tod.“

Ich geſtehe, daß ich darüber erſtaunte, einen geiſtvollen, und, wie mirs bisher vorgekommen war, billigdenkenden Mann von einer ſo ſchrecklichen Beſtrafungsart ſo kalt reden zu hören. Er fuhr fort, und ſagte: „Wär' ich der König, und käme wieder auf den Thron, ſo würd' ich alles thun, was nur irgend in meinem Vermögen ſtände, um mich der Perſon Necker's zu bemächtigen; ſogleich ſollt' er in Verhaft genommen werden. Und Urtheil und Recht ſollte auf folgende Art über ihn ergehen. Der Gerichtshof, der über ihn Recht ſprechen ſollte, müßte aus vier Akademiſten, vier Bankiers, und eben ſo viel Finanzräthen beſtehen, die von bewährter Einſicht und Erfahrung wären. Den einen Tag ſollte man ihn über ſein Anleihen richten. Da würde man ihm beweiſen, daß er auf läſtige Zinſen angeliehen habe, als es in ſeiner Macht ſtand, die Umſtände des Königs zu verbeſſern. Man würde ihm beweiſen, daß er das größte Staatsverbrechen begangen habe, indem er das bey der Rechnungskaſſe niedergelegte Geld angriff, und dadurch dem öffentlichen Kredit einen tödtlichen Stoß verſetzte. Man würde ihm endlich beweiſen, daß ſeine Anleihen ſehr ſchlecht berechnet waren; und wenn nun die Unterſuchung völlig klar gemacht wäre, müßte man ein förmliches Protokoll aufſetzen, unter welchem er genöthigt würde, ſeine Unwiſſenheit und ſeine Irrthümer in Anſehung des öffentlichen Kredits eigenhändig anzuerkennen."

„An einem andern Tage ſollten dann die Akademiſten ein Verhör mit ihm anſtellen. Sie könnten mit ſeiner Lobſchrift auf Colbert den Anfang machen, die zu ſeinem Ruhm den erſten Grund legte. Man müßte ihm verſchiedene Stellen daraus vorleſen, wie z. B. folgende S. 8: „Es würde ſehr verwegen ſeyn, wenn man ſich anmaßen wollte, dieſen großen Leuten in ihren weiten Bewegungen zu folgen." — Weite Bewegungen! Man müßte ihn fragen, was er für Begriffe vom Raum habe? Oder folgende: „Die Geiſtesfähigkeiten welche zum Genie der Staatsverwaltung gehören, ſind ſo ausgebreitet, und ſo verſchieden, daß ſie, ſo zu reden, außer dem Gebiete der Sprache zu liegen ſcheinen." Er würde geſtehen müſſen, daß ſein Genfer Eigendünkel ihm dieſe Stelle eingegeben habe, um dadurch anzudeuten, daß ſein Genie über allen Ausdruck erhaben ſey. „Auch, fährt er fort, verſchwinden alle andre Verdienſte vor dem Genie der Staatsverwaltung". Man müßte ihm ſagen: Ihrer Meynung nach iſt alſo Newton's Genie für nichts zu rechnen? Dann würde man ihm folgende Stelle anführen, S. 33. „Die meiſten Heerſtraßen waren unbefahrbar; Colbert nahm ihre Erheblichkeit wahr." Man würde ihm vorſtellen, daß kein großer Geiſt dazu gehöre, die Mittel des Verkehrs wahrzunehmen, und daß der Ausdruck wahrnehmen (appercevoir) hier ſehr übel angebracht ſey. Dann folgende Stelle, S. 46: „Colbert verfuhr ganz anders; ſeiner Größe gewiß, ſuchte er ſich nicht durch übertriebene Grundſätze zu erhöhen." Man würde ihm bedeuten, daß man ſich durch Grundſätze nicht erhöhen (réchauſſer) kann. S. 47: „und der Grundſatz behält noch immer ſeinen Ruhm oder ſeine Anſprüche." Er wäre zu befragen, was Anſprüche eines Grundſatzes ſind?

Auch hier würde man ein Protokoll entwerfen, in welches dieſe und viele ähnliche, in ſeinen Werken vorkommende Redensarten eingetragen wären, und er müßte durch eigene Ueberführung genöthigt werden zu unterzeichnen, daß ſeine Schreibart dunkel und geſucht ſey, und daß ſeine Schriften von uneigentlichen und neologiſchen Ausdrücken voll ſind.

S. 55: „Allerdings iſt es die Vollkommenheit dieſer Kriegszucht, die Stärke mit Anzahl vereint hat."

mehr vermogten wir nicht zu denken. Von Entzücken berauſcht ſahn wir unſern Schutzengel nicht eher, als da er uns in ſeinen Armen hielt. Welch ein Anblick, unfähig einer Beſchreibung! Glänzender als die Sonne ſtralte ſein Körper vom Aether gebildet. Mit ſchimmernden Flügeln deckte er ſein Antlitz. Wie die feinſten Sonnenſtäubchen umfloß etwas unſere Seelen in einem purpurfarbnen Licht. Da konnten wir erſt uns umfangen, und Arm in Arm verſchlungen verſanken wir in unausſprechliche Gefühle von Freundſchaft, Zärtlichkeit und himmliſcher Wonne und Liebe. Nun leitete uns unſer Engel durch lichte Wolken zur Pforte des Himmels. Hand in Hand gingen wir ein in die herrliche Stadt, wo Harfen von Myriaden Engeln unaufhörlich zum Lobe Gottes tönen. Ein noch prächtigerer Glanz umſtralte unſre Häupter, wie ein Kranz der Ueberwinder, und ein Lächeln, wie es Engel oder Seraphim ſelbſten lächeln, floß aus meines Guilford's Augen in meine Seele herüber. Wir ſahn uns an, und ſchwiegen — und ſanken in tiefer Bewunderung. Dann fielen wir nieder vor dem ewigen Altar, und die Engel ſangen ein Lied zum Lobe des ewigen Mittlers. Dann ergriff unſer Schutzgeiſt das güldne Rauchfaß, und opferte für uns, und dann begannen die himmliſchen Chöre das dreymal Heilig! Heilig! Heilig!

O meine Mutter! o mein Sidney! weint nicht mehr! nicht mehr dieſer Gram, dieſe bittre Zähren der Trauer um Eure Tochter, um Eure Freundin! Sage Du Beſter, den ich liebte, den meine Seele liebte, ſag ihr, die mich unter ihrem Herzen trug, ſie ſoll nicht länger trauern um ihre ſo überſchwenglich glückliche Tochter. Sie iſt glücklich, glücklich unermeßlich mehr als eines Menſchen Verſtand es denken mag. Seelig bin ich, mein

Man müßte ihn erinnern, daß jedes Zeitalter ſeine Kriegszucht hatte, und daß dieſe vielmehr die Stärke mit kleiner Anzahl zu vereinen ſucht. Zum Beweiſe der Ungereimtheit dieſes Satzes könnte man ihm anführen, daß vermittelſt der Kriegszucht eine kleine Anzahl Spanier Peru und Mexico erobert habe; daß auch noch in unſern Tagen kleine Kriegsheere zweymahl hundert tauſend Indianer in die Flucht jagen.

„Folglich ſind unſre beweglichen Reichthümer ſo beträchtlich, daß ſie, durch eine glückliche Verbindung, uns zugleich wider Tyranney und Eroberung ſchützen *)." Man müßte den unwiſſenden Necker darüber belehren, daß reiche, handeltreibende und arbeitſame Völker ſchon oft überwunden und unterdrückt ſind; Sicilien zum Beyſpiel.

Auch müßte man ihm Stellen, wie folgende, zu Gemüthe führen: „Schwache Richter eines großen Miniſters, die ihr ihn durch euern Beyfall regieren wollt, ſeyd ihr groß genug, um ſein Haupt zu krönen? Bedenkt ihr denn nicht, daß der Mann, der die weiten Triebfedern der Staatsverwaltung mit ſeiner Denkkraft zu umfaſſen vermag, u. ſ. f." **) — Weite Triebfedern; durch Beyfall regieren; groß genug, um zu krönen; mit ſeiner Denkkraft weite Triebfedern umfaſſen! — — Ein Meiſterſtück von Galimathias, oder, wie Voltaire ſagte, von Galithomas!

„Er wird alle die Staatsentwürfe verwerfen, denen der Augenſchein widerſpricht, jene Zuſammenſtimmung der Mittel, jene Einigung der Gedanken, die ſich in ihre ei-

---

*) S. 50. **) S. 65.

eigne Harmonie zu verbergen ſcheinen.“ *) — — Eine Einigung die ſich in Harmonie verbirgt.

„Es machte mir Freude zu ſehen, daß er ein Menſch war; meine Seele vereinte ſich mit ſeinen Thränen.“ **)

„Ich werde mich nicht erniedrigen, Colbert darüber zu loben, daß er nicht nach der Ehre des Reichthums ſtrebte.“ ***) — — Man würde den unwiſſenden Schriftſteller belehren, daß Colbert ohngefähr dreyßig Millionen hinterließ, nachdem er Sceaux gebauet, die Schulden von Seguelai bezahlt, und drey und zwanzig Jahre, während deren er Miniſter war, ehrenvoll und glänzend gelebt hatte.

„Mögen Craſſus und Lukull, auf gethürmtes Geld hingeſtellt, ſich ihres Reichthums rühmen, und ihre Ehre auf die Kleinheit derer gründen, die ſie bewundern! Sie haben Recht.“ ****) — — Man müßte den unwiſſenden Bankier bedeuten, daß Lukull und Craſſus den Lebensgenuß liebten, und dem Staate nützlich geweſen waren; daß ſie die anſehnlichſten Aemter im Staate, und ſelbſt die Konſulwürde, bekleidet hatten; daß er auch ſehr Unrecht gehabt habe, den Craſſus und Lukull für Geldwucherer zu halten. Wirklich hätte er von einem Bernhard Beaujon, oder la Borde nicht anders reden können.

Auch würde man ſein berühmtes Buch über die Finanzverwaltung vernehmen, worin er ſich ſo über den

Lu-

---

*) S. 65 **) S. 66. ***) S. 68. ****) S. 69.

Luxus ausdrückt! „Es giebt ein Hinderniß der Zunahme des Luxus, nämlich die Unbeſtändigkeit des Geſchmacks, und die Herrſchaft der Mode." Den Richtern würde dieſe Ungereimtheit auffallen, und ſie würde ihn bedeuten, daß der Unbeſtand des Geſchmacks und die Herrſchaft der Mode nichts weniger ſind, als Hinderniſſe des Luxus, ſondern vielmehr ſichre und fruchtbare Beförderungsmittel deſſelben.

Man würde ihm zeigen, daß er bey dieſer Gelegenheit gerade wie ein Arzt ſpricht, der einem Kranken am Entzündungsfieber Branntewein verordnen wollte, um ſich abzukühlen.

Man würde eine andere Stelle eben dieſes Werks vornehmen *), wo Necker ſo von dem Staatskredit redet: „In monarchiſchen Staaten wird durch die Größe der Staatsſchulden, die ſo manches Privatvermögen von den Umſtänden des Prinzen abhängig macht, die Gewalt des Anſehens auf eine unnütze Art vergrößert." In wenig Worten würde man dieſem unwiſſenden Schriftſteller zeigen, daß die Verbreitung der Staatsſchulden im geringſten nicht die Gewalt des Anſehens vermehrt, ſondern vielmehr die Ausübung derſelben unvermeidlich beſchränkt. Die Regierung wird dadurch von der öffentlichen Meynung abhängig gemacht; und eben das Bedürfniß des Kredits hat die Revolution in Frankreich zum Theil erleichtert und vorbereitet, weil die Kapitaliſten in Beſorgniß geriethen, daß der König nicht die erforderliche Gewalt hätte, ihnen ſeine Schulden zu ſichern, und ſich Mittel zu verſchaffen, die Zinſen abzutragen.

Nec-

---

*) S. 279.

Necker ſetzt hinzu: „In freyen Staaten, wie England, ſchwächt die ungeheure Größe dieſer Schulden die republikaniſchen Tugenden, indem ſie einen großen Theil der Nation daran gewöhnt, jede noch ſo kleine Erſchütterung in den Triebfedern der Regierung zu fürchten, oder die kleinſte Abänderung in ihrer bisherigen Verfahrungsart.“ Man würde Necker'n zeigen, daß dieſe beyden Stellen den weſentlichen Grundſätzen der Dinge geradezu widerſprechen. Die Verbreitung der Staatsſchulden ſchwächt in einer Monarchie das Anſehen, das ſich nun zu einem ſchonendern Verfahren genöthiget ſieht; und in einem Freyſtaat vermehrt ſie die Vaterlandsliebe, indem ſie es dringender macht, die Aufrechthaltung einer Regierung zu wünſchen, an der die Sicherheit des Vermögens hängt. Wer kann daran zweifeln, daß, wenn die Nationalverſammlung, gemäßigt in ihren Unternehmungen, nur bloß der willkührlichen Gewalt einen Zügel angelegt hätte, die Staatsſchuld nicht unabänderlich wäre geſichert worden? Wer kann daran zweifeln, daß, wenn der König von England die Freyheit des Volks antaſten wollte, daß engliſche Papiergeld nicht ſogleich ſeinen Kredit verlieren würde? Die engliſche Bank kann in einer Monarchie nicht Statt finden; und hieraus folgt, daß die Triebfedern des Kredits der Engländer zerſpringen würden, ſobald die Regierungsform verändert würde.

Man würde nun ein Protokoll von dieſen Stellen niederſchreiben, welche die tiefſte Unwiſſenheit verrathen; und der als ſchuldig überwieſene Necker müßte nun es ſelbſt unterzeichnen, daß er unwiſſend und ungereimt in allem dem iſt, was Staatsverwaltung und Staatswirthſchaft betrifft. Die Aufzählung ſeiner Irrthümer, ſeiner Fehler, als Schriftſteller, als Politiker und Staatswirth, würde dazu dienen, ſeinen Eigendünkel zu demüthigen; und dieſe öffentliche Erniedrigung würde ſeyn wie heißes Bley, in ſeine Wunden gegoſſen.

Auch würde man ſein Buch über den wichtigen Einfluß der Religionsmeynungen vornehmen. Man würde ihm zeigen, daß der Titel ſelbſt ſchon frevelhaft iſt. Denn es ziemt einen Chriſten nicht, der ſeine Religion für die einzig wahre erkennen muß, ſich ſo auszudrücken. Hernach würde man ihm darthun, daß er Unterſuchungen für neu angeſehen habe, an denen ſich ſchon ſeit vierhundert Jahren alle Aufmerkſamkeit des Verſtandes erſchöpft hat.

Unter andern findet ſich in dieſem Werke ein Abſchnitt, der auf den empfindſamen Theil des weiblichen Geſchlechts viel Eindruck gemacht hat, worin nämlich der Verfaſſer von der Hoffnung redet, ſich in jenem Leben mit ſeinen Freunden wieder beiſammen zu finden. Er ſah nicht ein, daß in jenem Zuſtande der Betrachtung und des geiſtigen Entzückens die von den Sinnen losgemachte Seele, voll von unausſprechlichen Gefühlen, über alle irdiſche Neigungen werde erhaben ſeyn.

Mir kommt es bey Leſung dieſes Abſchnittes vor, als wenn ich jenen Schäfer reden hörte, welcher ſagte: „Wenn ich König wäre, würd' ich meine Schafe zu Pferde hüten."

Wenn man nun in achtzehn Sitzungen einen Theil von den Irrthümern in Thatſachen und in Denken durchgenommen hätte, die ſich in Necker's Werken finden, und die Unſchicklichkeit der Ausdrücke, die Dunkelheit der Redensarten, die Aufgedunſenheit der Schreibart geprüft hätte, wovon dieſe Schriften wimmeln; ſo würde man alle die von ihm unterzeichneten Protokolle zuſammen nehmen, welche das Geſtändniß ſeiner Fehler, als Schriftſteller, und als Verfaſſer von Werken über die Staatswirthſchaft enthielten, und würde nun zu dieſen Protokollen eine getreue Darſtellung ſeines Betragens als Miniſter hinzufügen, worin man zeigte, daß er nur den Aufwallungen ſeiner Eitelkeit gefolgt ſey, und daß es ihm an Einſichten, an Charakter und an Muth durchaus gefehlt habe. Necker würde auch dieſe Darſtellung unterzeichnen, und im Angeſichte der Welt eingeſtehen müſſen, daß er ein aufgedunſener Schriftſteller, ein elender Staatsmann, ein ungetreuer und unzuverläſſiger Miniſter geweſen ſey.

Das Urtheil, welches ſeine Vergehungen und Irrthümer enthielte, würde nun durch ganz Europa bekannt gemacht, und Necker zuvörderſt verurtheilt werden, eine demüthige Abbitte vor der franzöſiſchen Akademie, vor der oſtindiſchen Kompagnie, und vor der Sorbonne zu thun; ſodann, drey Jahre hindurch, einmahl in die Oper, und ein andermahl ins Schauſpielhaus gebracht, und genöthigt zu werden, die ganze Vorſtellung hindurch dort zu bleiben. An einem andern Tage würde man ihn nach einem öffentlichen Spatziergange führen, um an dieſen Oertern, mitten unter einem gemiſchten Haufen von Zuſchauern, in langen Zügen den Becher der öffentlichen Verachtung zu trinken.

Man hatte mit einer vom Erſtaunen erhöhten Aufmerkſamkeit die einzelnen Umſtände dieſer ſonderbaren Beſtrafung angehört, und beſonders das Gedächtniß des Polen bewundert. Manche glaubten, er habe nur ſcherzen wollen. Wenn man aber an die unerſättliche Eigenliebe dachte, wovon Necker geplagt wird, an ſein Bedürfniß andre mit ſich zu beſchäfftigen, die bey ihm alle Beſcheidenheit beſiegt, ſo war man gezwungen, zu geſtehen, daß die in volles Licht geſtellte Blöße ſeines Verdienſtes, daß das Entſetzen, ſich unter den gemeinen Haufen ſo ganz verloren zu ſehen, die grauſamſte Marter für ihn ſeyn mußte.

III.

Beſchreibung von Bath. Lebensart, Sitten ꝛc. dieſes berühmten Bades; umliegende Gegend. *)

Bath liegt, wie die mehrſten Orte dieſer Art, in einer Tiefe, von niedern und höhern Bergen eingeſchloſſen. Es iſt ein unangenehmer Aufenthalt im Sommer, weil die Sonnenſtrahlen ſich an den Bergen brechen und die natürliche Hitze vermehren, die ſich ohne dieß ſchon in einem engen Thale ſo gerne feſtſetzt. Es wird alſo ſchon vor Ende des Mays ziemlich allgemein verlaſſen, und nur wenige, und dieſe keines weges von der Modewelt, bleiben im Juny dort. Die gute Jahreszeit alſo für Bath ſind die Frühlings und Herbſtmonate bis zu Anfang des Winters, d. h. bis in den Januar. Die Luft iſt in dieſem Thale ſehr gemäßigt; doch iſt die Stadt

---

*) Küttners Beyträge zur Kenntnis von England, 14tes Stück.

Stadt jetzt ſo groß, daß ihre verſchiedenen Theile ein ſehr verſchiedenes Clima haben. In den unterſten Theilen iſt die Luft ſehr milde, aber etwas dicke und feucht, und man ſieht, wenn man auf den Höhen ſteht, einen beſtändigen Nebel über dieſem Striche; ein Nebel, der zum Theil ſchon aus den vielen und reichen warmen Quellen und aus den großen Waſſerbehältern entſteht, welche für das Publikum offen ſind und in denen jedermann ſich baden kann. Der mittlere Theil der Stadt iſt vielleicht der angenehmſte und für die Geſundheit am zuträglichſten. Weit reiner iſt die Luft auf den höhern Theilen der Stadt; aber dieſe iſt im Winter ſchon rauh und ſcharf, und faſt überall iſt die Zugluft ſo heftig, daß die Schnupfen zu Bath noch gemeiner ſeyn würden, als ſie ſind, wenn man ſich nicht der Sänften ſo ſehr bediente.

Angenehme Spatziergänge giebt es um Bath herum nur wenige, und dieſe wenigen werden nicht viel beſucht. Man bleibt mehrentheils in der Stadt, wo es einige Spatziergänge giebt, die gegen das Land offen ſind, und wo man ſchon eine gute Luft hat. Auf dieſen, in den Trinkſälen, auf den Gaſſen, in den Läden, mit Beſuchen, bey den Bücherverleihern und den Paſtetenbäckern verbringt die Modewelt den größten Theil des Morgens. Diejenigen, welche Liebhaber vom Reiten ſind, entfernen ſich weiter.

Die Gegend, welche Bath unmittelbar umgiebt, iſt zwar nicht die angenehmſte zum Reiten, aber ſo bald man einen der umliegenden Berge erſtiegen hat, findet man ſich auf weiten offenen Ebenen, die mit einem kurzen Gras bewachſen ſind, welches ſie vorzüglich zum Reiten angenehm macht. Man nennt dieſe Bergrücken Downs; ſie erſtrecken ſich ſehr weit, beſonders nach Salisbury zu, und ſo weiter bis in eine beträchtliche

Ferne nach London zu. Ich kann nicht ſagen, daß ich auf dieſen Downs viel Vergnügen fände, es ſey denn, daß man ſie blos des Reitens wegen beſuche. Sie ſind durch ihre Lage den heftigen weſtlichen Winden ſehr ausgeſetzt und ſo kahl, daß man oft viele Meilen in allen Richtungen um ſich her ſehen kann, ohne einen Baum gewahr zu werden.

Ein Paar Gegenden der Stadt heiſſen die Paraden, und zwar die Nord- und die Südparade von ihrer verſchiedenen Lage: eine Benennung die Sie oft in Romanen und in andern Schriften geleſen haben. Die Paraden ſind nichts anders, als Spatziergänge vor einer Reihe Häuſer. Man kann dieſe Paraden nicht Gaſſen nennen, weil ſie nur auf einer Seite Häuſer haben, auf der andern aber offen ſind, wodurch ſie eben zu angenehmen Spatziergängen werden. Sie haben die Länge einer mäßigen Gaſſe und etwa funfzig Schuhe Breite. Wagen und Pferde ſind davon ausgeſchloſſen.

Alle Häuſer der Paraden ſind etwa zwanzig Fuß über den Boden erhöht, und dieſer erhöhete Platz iſt mit Quaderſteinen gepflaſtert, und mit einer Baluſtrade umgeben. Die Erhöhung, auf der die Paraden ſtehen, iſt nicht von Natur, ſondern eine künſtliche. Unter den Platteformen nämlich ſind Gewölber, welche mit den Grundboden parallel laufen, und in denen Abtritte, Kohlen und andre rohe und grobe Sachen aufbewahrt werden. Im unterſten Theile der Häuſer, welcher mit dem Gewölben parallel iſt, ſind die Bedientenzimmer, Küchen u. dergl., welche ſo viel Oeffnung vor ſich haben, daß ſie keineswegs dunkel ſind. Die Oeffnungen oder Tiefen vor jedem Hauſe ſind mit ſteinernen Baluſtraden eingefaßt, ſo wie die Auſſenſeiten der Platteformen. Alle Häuſer ſind von Quaderſteinen von gleicher Höhe, zwey Stock, ohne den

Fußboden und die untern Theile, und ſind zu gleicher Zeit und von dem nämlichen Architekt erbaut.

Da ich diesmahl in der Südparade (South parade) wohne, ſo habe ich vor meinem Fenſter in den vielen hundert Spatziergängern, die täglich den Ort beſuchen, ein lebendiges Gemälde über welches hinaus ein weit ſchöneres ſich öffnet. Die Avon fließt dicht daran, und an ihrem Ufer ſtehen Bäume mancherley Art, und flache Wieſen verlieren ſich bald in beträchtliche Hügel, auf deren mittlerem Theile eine große Menge Häuſer zerſtreut liegen, während daß der obere mit Waldung bewachſen iſt. Es iſt in der That eine ſehr ſchöne Ausſicht.

Es iſt hier gewöhnlich, daß man ſeine Zimmer in einem Privathauſe miethet, und da zahlen wir für drey Zimmer und eine Bedientenſtube zwey Guineen; fünf Schillinge wöchentlich den Mägden und eben ſo viel für allerhand Hausgeräthe, das man hier nicht, wie zu London, findet. Die Zimmer alſo kommen hier nicht viel wohlfeiler zu ſtehen, als in jener Stadt.

Der Creſcent, der eine der vorzüglichſten Zierden dieſer Stadt ausmacht, iſt eine große Reihe von Häuſern, die in einem halben Monde ſtehen, und alle von einerley und ziemlich guter Architektur ſind. Eine Joniſche Säulenreihe, die auf einem Etruriſchen Fußboden ruht, läuft durch das erſte und zweite Stockwerk. Dieſer Creſcent liegt am Abhange eines Hügels und die Gegend davon iſt nicht verbaut, ſo daß alle Häuſer eine freye Luft und eine hübſche Ausſicht haben.

Ich hatte Bath ſeit drey Jahren nicht geſehen. Wie groß war nun jetzt mein Erſtaunen, als ich übermein Sidney, ich bin ſeelig! und wie unendlich mehr, als wenn ich die Welt beherrſchte, und über alles, was erſchaffen iſt. Wie nichts iſt das All gegen das Anſchauen des Unerſchafnen, und gegen geſättiget werden von der Fülle ſeiner Seeligkeiten! Weinet nicht um mich; über euch ſelbſten weinet, und über eure Brüder, ihr betrübte, tiefgebeugte Hinterbliebne! Doch ſieh da! — mein Engel, und meines Guilford's Engel! er, der ſo gern des Ewigen Wink gehorchte, da er ihn gebot, über unſre Tage zu wachen, er der Seraph lehrte mich, noch würdiger, vollkommner, ehrerbietiger die allliebende Vorſehung anzubeten. O betet ihn an mit mir, betet ihn an, den Allgütigen! Wie gut, wie ſeelig für euch, wenn ihr beſtändig feſt an den haltet, der aller Menſchen Herzen in ſeiner Hand hat! Stürme mögen dann aus finſtern Tiefen heulen, ungeſtüme Wogen aus den tiefſten Abgründen emporbrauſen, über eure Häupter toben ſie dahin, ohne euren Seelen ſich zu nähern. Dieſe ruhen in Gottes Hand, und keine Quaal berühret ſie. Wenn Donner der Widerwärtigkeit Schlag auf Schlag über eure erſchrocknen Häupter rollen; wenn man euch zwingen will, euren Glauben zu verläugnen, oder, wenn der kalte Dolch des Todes ſchon gezückt iſt auf euer ängſtlichklopfendes Herz — o dann lernt von meinem Guilford, mit himmliſcher Gelaſſenheit den Tod entgegen gehn, voll Ehrfurcht des Herrn Ruthe zu küſſen, und Thränen der Freude auf die Hand zu weinen, die züchtiget, aber auch zu ewiger Ehre erhebt. Mein Guilford liebte mich, ich liebte ihn ſo innig, als Sterbliche ſich lieben können, ſo wie wir nun lieben, wie Freunde des Himmels ihre Freunde, wie Engel ſich lieben. Aber da war nichts, das ihn in ſeinen Glauben, in ſeiner Hofnung erſchüttern konnte. Mit einem Lächeln, in das ſich Freude über unſre nahe Vereinigung all umherging; und nicht nur eine Menge zerſtreuter neuer Häuſer, ſondern auch ganze Gaſſen, Creſcents und öffentlichen Plätze fand, auf Flecke gebaut, auf denen ich vor drey Jahren ſpatzieren ging! Ich hielt Bath immer für die ſchönſte Stadt, die ich je geſehen, aber nun iſt es auch eine ſehr große Stadt. — Was zu ihrer Zierde nicht wenig beyträgt, iſt, daß die neuen Gebäude die man ſeit vierzig oder funfzig Jahren errichtet hat, nicht von verſchiedenen Leuten gebaut worden ſind, ſondern von Unternehmern, die auf einmahl und in einer beſtimmten Architektur ſo viele Häuſer baueten. So iſt der ganze Circus, ein ganz runder Platz, mit Gebäuden beſetzt. Die Häuſer ſind, (ſo wie alle hier) ganz von gehauenen Steinen, der untere Stock doriſch, der zweyte joniſch und der dritte korinthiſch. Eben ſo macht auch der alte oder Vorzugsweiſe ſogenannte Creſcent ein einziges Ganze aus.

Neben dieſem Creſcent fand ich nun diesmahl eine Linie von mehr als hundert Häuſern, abermahls nach einem einförmigen Plan, und über den alten Creſcent einen neuen, ein gutes Theil höher auf dem Hügel, mit zwey Linien von Gebäuden, die auf beiden Seiten herablaufen, und am Fuße eine ſchöne gothiſche Kirche, die ein Privatmann gebaut hat. Irgend Jemand unternimmt es, eine Kirche zu bauen, vermiethet nachher die Stühle und erhält oft zehn bis zwölf Procent für ſein Geld. Es giebt eine Kirche hier, die jetzt auf zwanzig Procent bringen ſoll.

Ich ging von da ab auf eine andere Seite der Stadt, und fand abermahls einen Creſcent, alles von großen und prächtigen Gebäuden. Dieſer letzte iſt in korinthiſchen Pilaſtern, in der Mitte aber und an beiden Enden hat er korinthiſche Säulen, die, ſo wie die Pilaſter, durch zwey Stockwerke laufen. Die Lage iſt ſehr hoch und die Ausſicht weit.

Als ich mich in der Gegend umſahe, entdeckte ich auf dem entgegengeſetzten Ufer der Avon, etwa zwey Meilen von dem Hügel, auf welchem ich ſtand, eine Menge Häuſer, die wie eine neue Stadt ausſahen. Ich erfuhr nachher, daß dies Miß Pulteneys Town ſey, eine ganz neue regelmäßig angelegte Stadt, von neunhundert Häuſern, die aber noch nicht alle errichtet ſind. Dieſe neue Stadt wird, wenn ſie vollendet iſt, bis an die alte (d. h. Bath) herabreichen, und hat ihren Nahmen von einem Frauenzimmer, die durch ihren Reichthum auf dieſer Inſel berühmt genug iſt; ſie ſoll jährlich an die zwanzig tauſend Pfund Sterling Einkünfte haben. Der Boden, auf welchem die neue Stadt erbaut wird, iſt ihr Grundeigenthum, und ich glaube, daß ſie auch viel baares Geld zum Anbau der Häuſer geliehen hat. Ihr beſtändiges Geſchäft iſt, ein Heer von Liebhabern zu entlaſſen, denen ſie nicht traut. Sie hat einen guten Verſtand, iſt gegenwärtig (1790) nicht viel über zwanzig Jahre, aber nicht ſchön, und will gewiß ſeyn, daß ihr Gätte in ſie, und nicht in ihr Geld verliebt iſt. — *)

Wer ein Dutzend engliſche Städte und ihre beſtändige und anſehnliche Vergrößerung betrachtet, muß natürlich den Schluß machen, daß die Bevölkerung dieſes Landes ganz ungewöhnlich zunimmt, oder daß das Land ohne Unterlaß entvölkert wird, und die Leute ſich in die Städte zuſammenziehen. Ich fürchte, der zweyte Um-

---

*) Miß Pulteney iſt ſeitdem zu einer Peereß in ihrem eigenen Rechte gemacht worden und heißt Marquiſe von Bath.

ſtand findet vorzüglich ſtatt, wiewohl ſich auch, zum Theil wenigſtens, noch eine dritte Urſache angeben läßt, welcher in der außerordentlichen Wohlhabenheit und in dem Reichthum dieſes Volks liegt. Nämlich eine Menge dieſer neugebauten Häuſer ſollen von Leuten bewohnt werden, die an andern Orten ſchon eins, zwey und mehrere Häuſer haben, deren Raſtloſigkeit aber (und dieß iſt ein Charakterzug der Engländer) ſie ohne Unterlaß im Lande umhertreibt. Mancher Große bewohnt im Verlaufe eines Jahres, vier, fünf und ſechs Häuſer, zu London, zu Bath, in einem oder in zwey Seebädern (in der Mitte des Sommers) in ſeiner Villa und im einem oder in zweyen ſeiner Landſitze.

Auch kommt es mir vor, als mehre ſich ohne Unterlaß die Zahl derer, die ohne irgend ein mechaniſches oder intellektuelles Gewerbe zu treiben, ganz von ihren Renten leben, und ſogenannte Gentlemen ſind. Die Zahl dieſer iſt in England ſo ungeheuer und ſo ganz außer allem Verhältniß, daß es mir noch dieſen Augenblick unbegreiflich iſt, wo der Landmann und die unzähligen Manufakturen die hinlängliche Zahl von Händen in einem Lande finden, welches in Rückſicht auf Bevölkerung keines der erſten in Europa iſt. — Bath iſt jetzt eine beträchtliche Stadt, die weder Handel noch Manufakturen hat und in der die Zahl der Handwerker nicht gar groß ſeyn kann, weil die mehreſten derer, die nur auf kurze Zeit kommen, ſich zu London equipiren. Der gemeinſte Engländer ſtrebt ohne Unterlaß nach einem unabhängigen Vermögen, und ich glaube, daß man nach und nach die niedrigſten Beſchäftigungen des Lebens Ausländern überlaſſen wird, ſo wie z. B. ſchon längſt die Sänftenträger zu London und Bath faſt alle Irländer ſind.

Es giebt zu Bath nur einen hauptſächlichen Trinkſaal, in welchem man im Verlauf des Vormittags ſo ziemlich die ganze Badegeſellſchaft, einige früher, andere ſpäter, beyſammen ſieht. Zwar giebt es mehr als eine Quelle, folglich auch mehr als einen Trinkſaal; allein mit welcher Quelle man auch anfängt, ſo trinkt man ſie nur wenig Tage, und kommt alſo gar bald in den großen Trinkſaal, welcher der Pump room heißt. Ueberdies fangen viele gleich mit dieſer letzten Quelle an und trinken alſo nie eine andere. Auf alle Fälle iſt es der einzige regelmäßige Verſammlungsort des Morgens, wohin jedermann kommt und wo man ſich aufſucht. Beſondere architektoniſche Schönheit hat er nicht.

Die beſte Einrichtung in den Trinkſälen iſt wohl die, daß die mehreſten, die ſich dort verſammeln, Leute aus den großen und wohlhabenden Menſchenklaſſen ſind, daß dieſe den Ton angeben, und daß die übrigen, die nicht zu den höhern Klaſſen gehören, dieſe ſo viel als möglich nachahmen. Es herrſcht alſo in dem großen Trinkſaal viel Anſtand, Ordnung und Stille, wie man es unter Leuten vom erſten Tone erwartet. Die Mittelſtände ahmen, wie ich ſchon geſagt habe, dieſe nach; und die wenigen Perſonen aus den niedern Ständen, die ſich etwa hier einfinden, haben genug damit zu thun, daß ſie einander die Herzoge, Miniſter, Biſchöfe, Admirale, Generale und auswärtige Geſandten zeigen, mit denen ſie ſich im nämlichen Zimmer finden.

Das Waſſer nimmt ſich niemand ſelbſt, ſondern erhält es aus den Händen der Leute, die dazu beſtellt ſind, und die es einem jeden in der Ordnung reichen, in der er kommt und es fordert. Dieſe Waſſerleute ſtehen hinter einem niedrigen Verſchlage, damit ſie nie gedrängt werden können, und vor ihnen ſtehen Gläſer von allen

Größen. Ein jeder zeigt mit dem Finger auf die Größe, welche er trinkt, und das Glas wird jedesmahl ſorgfältig gewaſchen. Zu gewiſſen Stunden ſind dieſe Waſſerleute, wenn die Zahl der Gäſte am ſtärkſten iſt, ſehr beſchäftiget, und dieſe warten dann mit Geduld einer auf den andern. — Das Waſſer ſelbſt gehört der Stadt, die es an Jemanden verpachtet, welcher dieſe Leute hält. Man fordert Niemanden etwas dafür ab, daß er es da trinkt, wohl aber giebt man wenn man die Brunnenkur geendigt hat, ein Geſchenk; etwa eine halbe Guinee, auch eine ganze, nach Beſchaffenheit der Umſtände und Perſonen.

Da in jedem Wirthshauſe zu Bath eine Köchinn gehalten wird, welche für alle, die darinnen wohnen, kocht, ſo iſt es ſehr gewöhnlich, Haus zu halten. Einzelne Mannsperſonen aber, denen es zu theuer iſt, finden in gewiſſen Häuſern Wohnung und Mahlzeit, müſſen ſich aber alsdann gefallen laſſen, an einer allgemeinen Tafel mit der Geſellſchaft zu ſpeiſen, die ſich da einfindet.

Als ich das erſtemahl nach Bath kam, war es in der Mitte des März; alſo nicht in der Jahreszeit, wo die Geſellſchaft hier am zahlreichſten iſt. Denn da in dieſem Monate die Sitzungen des Parlements noch fortdauern, ſo werden dadurch eine Menge Familien hieher zu kommen gehindert; gleichwohl zählte man damals an viertauſend Fremde, und auf dem erſten Balle, den ich beſuchte, rechnete man zwiſchen drey und vierhundert Perſonen, und man nannte dieſes einen ſehr ſchlechten Ball; wenn man einen Ball voll nennt, ſo verſteht man, daß zwiſchen ſechs und acht hundert Perſonen da ſind. Schließen Sie daraus, wie groß die Zahl der Badegäſte in dem Monaten April und einen Theil des

Mays und October, November und December ſeyn müſſe. Denn dieß iſt die eigentliche Zeit für Bath, beſonders zu Weihnachten und in der letzten Hälfte des Aprils, welches man hier a full ſeaſon nennt, und dieſes ſahe ich, als ich in der Folge mehreremahle und zu verſchiedenen Zeiten hieher gekommen bin. Die Zahl der Fremden iſt da ungeheuer, und in dieſer Jahreszeit findet man oft die vornehmſten und angeſehenſten Familien hier: Herzoge, Grafen, Lords, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Prälaten, Nabobs, Geſandte, Reiche und Müßiggänger aller Art und ohne Zahl. Alle beſuchen die öffentlichen Orte und miſchen ſich da, wie gewöhnlich, unter die Menſchen aller Stände, unter denen man ſie durch nichts unterſcheiden kann, wenn ſie nicht etwa Sterne und Bänder haben, die ſie jedoch öfters des Morgens nicht tragen.

Man ſagt mir, daß oft Leute von verſchiedenen Ländern des feſten Landes hieher kommen; allein ich habe mich noch mit keinem Ausländer getroffen. Ueberhaupt kann man Monate lang hier ſeyn, ohne ſich kennen zu lernen, wenn es nicht auf beſondere Veranlaſſung geſchieht. Man verliert ſich in dem Gewühl der öffentlichen Geſellſchaften, und ein jeder lebt mitten unter mehrern tauſend Perſonen in dem Zirkel ſeiner eigenen Bekanntſchaften, ohne ſich ſehr um die andern zu bekümmern. Dies kann auch nicht anders ſeyn, weil man oft über acht tauſend Badegäſte hier zählt, unter denen ſich bisweilen nur allein drey bis viertauſend Irländer befinden.

Dies verhält ſich indeſſen ganz anders mit den Bekannten aus den drey Reichen, und da iſt wohl kein Ort ſo dazu gemacht, wie Bath, ſich zu finden. In London verliert man ſich, und man kann dort lange ſeyn, ohne auf ſeine Bekannten zu ſtoßen; hier hingegen giebt es eine Menge Orte, wo ſich, wie in einem Mittel, alles vereiniget.

Ueberdies iſt es eine gemeine Sage, daß im Verlauf von drey Jahren alle engliſche Familien von Rang, Vermögen oder Mode nach Bath kommen. Der Ort wird täglich vergrößert, und ich glaube nicht, daß die Kranken, oder die, die wirklich des Waſſers wegen hier ſind, den hunderſten Theil der Geſellſchaft, die ſich hier findet, ausmachen. Außerdem, daß die Menge und der wohlfeile Preis der öffentlichen Beluſtigungen eine Haupttriebfeder für einen großen Theil iſt, warum ſie Bath beſuchen, ſo haben viele Familien, die nicht reich genug ſind, einen Landſitz im Sommer und ein Haus zu London oder Dublin im Winter aufrecht zu erhalten, ſich auf immer hier niedergelaſſen, ſo wie viele andere regelmäßig den größten Theil des Jahres hier zubringen. Und unter dieſen findet man eigentlich die beſte Geſellſchaft, d. h. was wahrhaft den Nahmen von Geſellſchaft verdient, während daß diejenigen, die nur um der Beluſtigungen und der Mode willen auf einige Wochen oder einen Monat hieher kommen, ſich mehrentheils auf den vier wöchentlichen Bällen, in den Speiſeſälen und an den öffentlichen Orten herumtreiben.

Wer Luſt und Neugierde genug hat, die Nahmen und die Zahl der meiſten Familien und einzelnen Perſonen zu wiſſen, die während des Verlaufs eines Jahres hieher kommen, kann beydes aus den öffentlichen oder offenen Büchern erfahren. Dies ſind Bücher, die in den Trinkſälen gehalten werden, vorzüglich im großen Trinkſaale, wo das Hauptbuch liegt, und für Jedermann offen iſt. So wie Jemand ankommt, ſo ſchreibt er ſeinen Nahmen und ſeine Wohnung in dieſes Buch, oder er läßt es ſchreiben. Dies iſt eine allgemeine Gewohnheit, die Jedermann beobachtet, weil er dadurch nicht nur ſeinen Bekannten ſeine Ankunft meldet, ſondern auch dem Publikum ſeine Adreſſe dadurch giebt, ſo daß alles, was etwa an ihn kommen oder ihn aufſuchen mag, ihn gewiß finden wird. Uebrigens hängt die Art dieſes Einſchreibens von den Individuen ab; Familien ſchreiben entweder bloß einen Nahmen und ſetzen hinzu: „mit Familie;“ oder ſie führen auch die beſondern Theile an, aus denen die Familie beſteht. Auch Frauenzimmer, die nicht mit ihren Vätern oder Männern kommen, laſſen ſich hier einſchreiben. Die Monate und Tage werden angezeigt, ſo daß man leicht überſehen kann, wie viel Geſellſchaft in einer Jahreszeit nach Bath gekommen iſt.

Dieſe Einrichtung iſt eben ſo unterhaltend als äußerſt vortheilhaft für das Publikum; denn man findet einander dadurch augenblicklich, und es iſt eine gewöhnliche Beſchäftigung der mehreſten Gäſte, alle Morgen zu leſen, wer geſtern angekommen iſt. Indeſſen lieſt man in der vollen Jahreszeit ſelten weit zurück, weil da die Nahmen der Ankommenden faſt täglich zwey Seiten füllen. Zweymahl wöchentlich werden alle dieſe Nahmen nach London geſchickt, in allen Zeitungen gedruckt, und gehen ſo durchs ganze Reich. Wenn ich weiß, daß Jemand zu Bath iſt, darf ich nur den Brief an ſeinen Nahmen richten, dieſer wird in den erſten Trinkſaal gebracht und geht von da an ſeine Beſtimmung.

Alle Bäder ſind für Müßiggänger calculirt, und wer nicht gelernt hat, methodiſch müßig zu gehen, wird manchmal durch Langeweile gezwungen, etwas zu thun. Hier hingegen hat man für alle Stunden des Tages geſorgt, und ein Mann kann von acht Uhr an des Morgens bis um eilf Uhr des Abends müßig gehen und doch jede Stunde mit etwas ausfüllen. Hören Sie, lieber Freund, wie die Leute das machen.

Ohngefähr um acht Uhr ſteht man auf, wirft geſchwind die nothwendige Kleidung an und eilt an die Quelle. Hier trinkt man ein Glas, geht dann eine halbe Stunde allein oder in Geſellſchaft ſpatzieren, trinkt ein zweytes Glas, geht wieder ſpatzieren und kommt halb zehn Uhr zu Hauſe. Nun bringt man das Frühſtück, bey dem man eine geraume Zeit ſitzt; es iſt eine Art von Mahlzeit, weil das Waſſer und lange Spatzierengehen hungrig macht.

Nach dem Frühſtücke kleidet man ſich für den Morgen an, reinlich, friſch und faſt eben ſo gut, wie für das Mittagseſſen, weil man alle Beſuche, auch die Frauenzimmerbeſuche des Morgens macht, und weil man überhaupt in verſchiedenen Plätzen, die man des Morgens beſucht, von vielen geſehen wird. So lieſt man z. B. die Zeitungen nicht zu Hauſe, ſondern in den Buchläden, wo man auf Leſebücher ſubſcribirt, und in den Caffeehäuſern wo man die mehreſten Zeitungen findet, und ohne weiteres lieſt, ohne etwas zu verzehren. In den Buchläden findet man gewöhnlich einige Bekannte und überhaupt zahlreiche Geſellſchaft von Mannsperſonen und Frauenzimmern, die theils die Zeitungen leſen, theils ſich unter den Büchern umſehen, das Verzeichniß der neuangekommenen Bücher unterſuchen, auch wohl zum Leſen ſich niederſetzen: wozu man alle Bequemlichkeiten und in der frühern oder ſpätern Jahreszeit Kaminfeuer hat.

Zwiſchen ein und zwey Uhr geht man wieder in den Trinkſaal, trinkt noch ein Glas und geht dann abermahls ſpatzieren, macht Beſuche, trinkt, fährt ꝛc.

Zwiſchen drey und vier Uhr läßt man ſich wieder friſiren, kleidet ſich für den Tag an und geht halb fünf Uhr zum Mittagseſſen. — Sie ſehen, lieber Freund, daß man alles hier zeitiger thut als zu London; denn Leute, die hier halb fünf Uhr zu Mittage eſſen, kommen in jener Stadt erſt nach ſechs Uhr an dieſes Geſchäfte. Die Mannsperſonen ſitzen bis gegen ſieben Uhr bey der Flaſche, gehen dann wieder zu den Frauenzimmern, die man beym Thee findet, und gleich nachher kommen die Spieltiſche, wo man bis um zehn Uhr gewöhnlich Whiſt ſpielt. Um eilf Uhr trennen ſich alle Geſellſchaften in den Privathäuſern, ſowohl als an den öffentlichen Orten, damit die Waſſertrinker zeitig des Morgens aufſtehen können.

Ein Tag iſt wie alle, und Sie ſehen daraus, daß nichts einförmiger und zugleich mäßiger ſeyn kann, als das Leben, das man auf dieſe Weiſe zu Bath zubringt. Freylich habe ich ihnen in dem allen nur das Privatleben, entweder zu Hauſe, oder an der Quelle, oder in Privatgeſellſchaften geſchildert, und Sie vermuthen wahrſcheinlich, daß die öffentlichen Beluſtigungen mehr Mannigfaltigkeit und Abwechslung in das tägliche Leben bringen?

Es giebt hier ſo mancherley Dinge, die meine Aufmerkſamkeit an ſich ziehen; aber mich dünkt in der That, die öffentlichen Orte ſeyn hier zu voll; es iſt ein Chaos, in dem Niemand helle ſieht, weil einer dem andern die Ausſicht verſperrt. Auf dem Balle zählt man oft über ſechs, ſieben bis acht hundert Perſonen; ſo iſt es auch mit den Conzerten; die einzigen Orte, in denen man ganz frey umher gehen kann, ſind die Spielſäle.

Bath hat zwey große öffentliche Gebäude, die man den obern und untern Saal (Upper und Lower Room) miſchte, ſah er mich an, blickte mit dem heitern Blick des Glaubens auf zu ſeinem Erlöſer, dann ergriff er den Todeskelch, und entſchlief mit Freudigkeit. „Herr!, „nimm meinen Geiſt auf!“ — ſo flehte er, und ſeine Seele entfloh aus ihrer Hütte zu dem, der ſie nun Ewigkeiten lang mit namenloſer Wonne des Himmels belohnt. So gelaſſen wandelt auch der Stunde eures Todes entgegen. Hier erwartet euch eine ſeelige Schaar vollendeter Freunde. Unaufhörlich lebt ihr da in gränzenloſer Wonne im Schoos der Ewigkeit! Da werdet ihr glücklich ſeyn, ſo glücklich wie nun euer Guilford und ſeine Johanna Gray!

Almind. Danſke Bibliothek No. 4. 1778. S. 63.

3.

Geſpenſtergeſchichten.

Herr von B*** war der Freund des Herrn von M***, und wurde der Liebhaber ſeiner Frau. Auf ſeinem Todbette bat Herr von M*** ſeine Frau, ſeinen Rival nicht zu heyrathen. Sie konnte für Thränen nicht reden, verſprach nichts, aber nahm ſich inniglich vor, keine neue Verbindung wieder einzugehn. Ihr Mann ſtarb; und Herr von B.***, der eben nicht gehaßt wurde, tröſtete gar bald die liebenswürdige Wittwe: ſie beſchloſſen, ſich einander nach Verlauf des Trauerjahrs zu ehelichen, und als die Zeit gekommen war, ganz in der Stille, ohne viel Aufſehens, ihre Hochzeit auszurichten. Zur Stunde der Trauung war Mitternacht angeſezt; beyde Liebende ſaßen am Kamin, und erwarteten den glücklichen Augenblick, als eine ſiebenjährige Tochter der Frau von nennt, und welche eigentlich zu den öffentlichen Beluſtigungen beſtimmt ſind. Jeder hat einen Aufſeher oder Ceremonienmeiſter, welcher alles anordnet, und dem Jedermann gehorcht. Dieſe Stellen, wenn ſie vacant ſind, werden von den Badegäſten beſetzt, d. h. alle diejenigen, die ſich zu der Zeit zu Bath befinden, und in dem Hauſe, in welchem die Stelle leer iſt, ſubſcribirt haben, haben eine Stimme und die Mehrheit entſcheidet.

Sobald ein ſolcher Mann einmahl gewählt iſt, wird er als Souverain betrachtet, und ſeine Entſcheidung iſt in allen Fällen ein Geſetz, das Gehorſam fordert. Wollte ſich jemand nicht unterwerfen, ſo wendet ſich der Ceremonienmeiſter an die ganze Geſellſchaft, und bittet ſie, ihn zu unterſtützen. Sie können ſich leicht vorſtellen, daß eine ſolche Stelle äußerſt unangenehm ſeyn muß, indem ein ſolcher Mann mit den angeſehenſten Perſonen des Reichs zu thun und bisweilen Verdrießlichkeiten mit ihnen hat. Auch wird ſeine Lage ſchon dadurch ſehr ungeſchickt, daß er der oberſte Befehlshaber ſeyn ſoll, und daß ihn doch die ganze Geſellſchaft als ihren unterthänigen Diener betrachtet, weil ſie es iſt, die ihn eigentlich beſoldet. Betrüge ſich ein ſolcher Mann auf eine widerliche Art, oder nähme ſich Freyheiten heraus, zu denen ihn ſeine Stelle nicht berechtiget, ſo iſt ſeine Strafe gleich da. Man vernachläßiget ſein Haus, ſubſcribirt nicht für Bälle, und ſo verliert der Mann ſein Einkommen. Dieſes Einkommen iſt übrigens ziemlich artig und ſoll in dem upper Room jährlich ein beträchtliches über tauſend Pfund betragen.

Das Geſchäfte dieſer Ceremonienmeiſter iſt, zuzuſehen, daß alles mit gehöriger Ordnung in ſeinem Hauſe zugebe, daß diejenigen welche Menuets tanzen wollen nach der vorgeſchriebenen Art gekleidet ſind, daß er die vorkommende Streitigkeiten entſcheide, auch dafür ſorge, daß es den Frauenzimmern nicht an Tänzern fehle. Die letztere ſehr beſchwerliche Pflicht wird ihm indeß erleichtert, indem ein Frauenzimmer von guten Verbindungen ſchon ohnedies verſprochen iſt, und nicht leicht einen Tänzer von den Händen des Ceremonienmeiſters annehmen wird, ſo wie überhaupt nicht leicht Perſonen mit einander tanzen die ganz und gar nichts von einander wiſſen. Indeſſen geſchieht es doch bisweilen, daß ſich Jemand an den Ceremonienmeiſter wendet, und ein ſolches verlaſſenes Frauenzimmer wird alsdann einem Tänzer zu Theile, der ſich für das nämliche Bedürfniß an den Ceremonienmeiſter gewendet hat, oder der letztere übernimmt auch wohl das Geſchäft ſelbſt.

In jedem dieſer Rooms ſind wöchentlich zwey Bälle, für welche man eine Kleinigkeit ſubſcribirt. Außer dieſen aber hat noch jeder Ceremonienmeiſter in jeder Jahreszeit ſeinen eigenen Ball, für den eine Guinee gegeben wird, und welcher ſein hauptſächlichſtes Einkommen ausmacht.

In beyden giebt es auch Spielſäle, die nicht nur alle Abende, ſondern auch des Vormittags offen ſind. Auch hier erwartet man, daß der Ceremonienmeiſter ſeine Pflicht thue und ſo viel als möglich gegenwärtig ſey. Uebrigens iſt es mit dem Spiele, wie mit dem Tanzen: man läßt ſich nicht gerne ſeine Parthie von dem Ceremonienmeiſter machen, erwartet aber, daß er ſich darüber bemühe, wenn man ſelbſt keine findet.

Von Zeit zu Zeit werden in dieſen Gebäuden auch Conzerte gehalten, und in der Charwoche iſt geiſtliche Muſik.

Das Schauſpielhaus iſt klein, aber mehrentheils ſehr gut beſetzt. Man betrachtet es als die Pflanzſchule für die Londoner Schauſpielhäuſer, und in der That iſt im ganzen Lande, London ausgenommen, kein Ort, wo ein Künſtler dieſer Art ſo gute Gelegenheit habe, ſich den beſten Geſellſchaften des Landes bekannt zu machen, wie hier. —

An dem allen, was ich bisher angeführt habe, nehme ich nun wohl mehr oder weniger Antheil, aber es iſt nicht der Antheil Eines, der mit Wohlgefallen dabey verweilt, denn oft habe ich das alles verlaſſen, und dafür eine Stunde zu Hauſe geſeſſen, ein und das andere Buch geleſen, und einen frühzeitigen Schlaf geſucht. Die Beluſtigungen von Bath haben, man ſage was man will, eine Einförmigkeit, die man in der Länge fühlt. Es iſt ein Zirkel, durch den man geht, ein Zirkel, der äußerſt abwechſelnd iſt, indem jeder Tag dem Fremdling etwas darbietet. Allein dieſer Zirkel iſt bald durchlaufen, und dann fängt man wieder von vorne an. Auch zeigt die Begierde und die Emſigkeit, mit der ein wahrer Badegaſt nach allem greift, was ihm Außerordentliches in den Weg kommt, genugſam, daß ſeine Zeit ihn drängt. Eine nichtsbedeutende Ausſtellung,*) eine armſelige Pferdewette zieht hunderte herbey,

---

*) Ausſtellungen von Kunſtſachen ſind hier ſehr häufig. Bath iſt das kleine London, d. h. man findet hier einen großen Theil der beſten Geſellſchaft von London, folglich Leute vom erſten Range, von Reichthum, Ton ꝛc. Nun aber hält es zu London etwas ſchwer, ſich bekannt zu machen. Wer hingegen hier etwas zu zeigen hat, es ſey nun eine Sammlung von Gemälden, oder von Wachswerken, eine Maſchine oder irgend eine Tändeley, darf nur ſein Schild in irgend einer beſuchten Gegend aushängen, und er wird

zur

bey, und ſelbſt in die Kirchen läuft man, wenn es etwas Neues da giebt. So predigte z. B. einmahl der Biſchof von Peterborough, ein bekannter Prediger oder wie man ſie auf Engliſch nennt, ein Crack preacher, in der hieſigen Hauptkirche, und ob ſchon der Platz geräumig genug iſt, ſo war der Zulauf doch ſo groß, daß es mir an Athem fehlte, und daß ich, da ich zuerſt nahe am Eingange ſtund, (denn alle Sitze waren vorher lange verſtößt) zuletzt bis in die Mitte der Kirche geſchoben wurde. Dieß verſchaffte mir wenigſtens den Vortheil, daß ich den Mann vollkommen hören konnte. Ich ſahe da manchen Modemann von meiner Bekanntſchaft, der ſich um eine Predigt gerade ſo viel bekümmert, als ich um eine polemiſche Abhandlung, und der ſich da herumdrängen ließ, um ein paar Stunden hinzubringen, und bey der Mahlzeit und am Spieltiſche auch ſein Wort über den Crack-preacher ſagen zu können. — In einer kleinern Kirche predigte am nämlichen Sonntage eine anderer berühmter Mann, und da war es noch ſchlimmer. Schließen Sie daraus ja nicht auf die Devotion der hieſigen Badegäſte. — Uebrigens iſt es gewöhnlich, daß Badegäſte, welche Geiſtliche ſind, öfters hier predigen, wenn nämlich die Predigt für eine beſondere Gelegenheit gehalten wird, z. B. für Almoſen, für ein Hoſpital, eine öffentliche Anſtalt u. ſ. w. —

Die Badeorte habe ich nie ſehr geliebt, und mehr oder weniger ſind ſie einander alle gleich. Ich habe meh-

---

gar bald die Aufmerkſamkeit der vielen Müſſiggänger anziehen, die einen Theil des Vormittags eben damit beſchäftiget ſind, etwas Neues aufzuſuchen, um den einförmig gewordenen Zirkel ein wenig zu erweitern.

Der Verf.

mehrere geſehen und beſucht, und, wenn mich meine Geſundheit zu deren Gebrauch nöthigte, das ganze Geſchäft äußerſt langweilig und widrig gefunden. Dreymahl habe ich das Waſſer von Bath getrunken und nachher gelegentlich zweymahl beſucht und den Ort bis auf einen gewiſſen Grad ſehr genau kennen gelernt. Bath iſt eine große Stadt, iſt ein Sitz der Eleganz, des Luxus, der Verſchwendung und der Freude; allemahl hatte ich hier mannigfaltige Geſellſchaft, und doch iſt dieſes berühmte, prächtige, das ſo ſehr geliebte Bath keinesweges der Ort, den ich vorzüglich ſchätze. Alle dieſe Orte ſcheinen ſo ganz, jedoch nur auf eine kurze Zeit, für die Reichen und Großen gemacht zu ſeyn, und mich dünkt, es iſt etwas in der ganzen Einrichtung der Großen, das ſie frühzeitig an Müßiggang gewöhnt und Zerſtreuungen und Beluſtigungen zum Bedürfniſſe macht.

Zum Beſchluſſe laſſen Sie mich Ihnen noch ein Wort von dem New Bath-guide ſagen. Es iſt das launigſte, witzigſte, treffendſte, beſtgemahlte Gedicht ſeiner Art, und enthält eine Darſtellung der mannigfaltigen Auftritte, die zu Bath vorgehen, und eine Beſchreibung der Lebensart, die die verſchiedenen Gäſte führen. Das Werk iſt in Briefen, die von einem jungen Land-Squire geſchrieben worden, der zum erſtenmahl nach Bath kommt. Die Versart iſt, was wir Knittelverſe nennen.*) Indeſſen kann einer, der Bath nicht geſehen hat, keinen Genuß darinn finden; außerdem wollte ich es Ihnen ſchicken, und einige Noten dazu ſchreiben. Der Verfaſſer iſt Ansty, wohnt hier als ein wohlhabender Privatmann und iſt der nämliche, der mit Doktor Roberts, dem Probſte von Eton, Gray's Landkirchhof in lateiniſche Hexameter überſetzt hat.

---

*) Zu der Zeit, als Haſting's Prozeß auf mancherley Art lächerlich gemacht wurde, erſchienen fünf oder ſechs Briefe in Nachahmung des Bath-guide, von Simpkin dem Zweyten, weil der Held im Bath-Guide Simpkin hißt. Dieſe Briefe ſind in der nämlichen Versart geſchrieben, und haben, ob ſie ſchon dem Originale nicht gleich kommen, vielen Witz und Laune.

Der Verf.

Volkmann *) führt auch ein Gedicht über Bath an, das Miß Chandler, die hier gelebt hat, geſchrieben, und ſcheint ihm einen großen Werth beyzulegen. Meine Aufmerkſamkeit alſo war ſchon längſt erregt und voll Erwartung; allein ich konnte es nicht bekommen, weil es ſchon längſt nicht mehr zu haben iſt, bis ich es endlich von einem Frauenzimmer zu Bath erhielt und — es kaum enden konnte, ob es ſchon nicht über einen Bogen einnimmt.

Je länger wir in der Welt umherwandern, je mehr wir lernen und ſehen, deſto weniger finden wir Neues, deſto geringer wird die Zahl der Gegenſtände, die uns wirklich anziehen, und deſto gleichgültiger werden wir gegen das Ganze. Hiezu kömmt noch, daß unſere mehreſten Begriffe von Größe, Schönheit, Merkwürdigkeit ꝛc. ganz auf Vergleichung beruhen, die Menſchen müſſen alſo in den Nachrichten, die ſie einander mittheilen, ohne Unterlaß einander hintergehen. — Von dieſer Art von Hintergehung hatte ich zu Briſtol ein auffallendes Beyſpiel, das mir eben darum noch ganz gegenwärtig iſt.

Ich hatte viel von den dortigen Docken, Kays (Quays) Glasfabriken und von der Ausſicht gehört,

---

3. Th. 3. S. 7.

die man von einigen Brücken auf die Schiffe hat, die in den beyden Flüſſen Avon und Froome liegen. Die Docken zu Liverpool ſind ungleich merkwürdiger, die Kays ſind mit denen zu Dublin, und hauptſächlich mit der zu Waterford nicht zu vergleichen, und die Ausſicht auf die Schiffe iſt bey weitem nicht ſo ſchön als die von der Londoner Brücke. Indeſſen iſt ſie bey vollem Waſſer artig genug, da man denn einen ziemlichen Fluß mit Schiffen bedeckt ſieht. Allein in der höchſten Ebbe iſt dieſe Anſicht deſto unangenehmer. Die Froome iſt alsdann nicht viel mehr als eine Pfütze, und die an ſich ſelbſt ſehr unbedeutende Avon iſt in einem tiefen und weiten Bette ſo verloren, daß ſie noch kleiner ausſieht, als ſie wirklich iſt. Die mehreſten Schiffe liegen alsdann auf dem Schlamme. Warum der Unterſchied hier zwiſchen der Ebbe und der Fluth ſo gar groß iſt, werden Sie ſich erklären, wenn Sie ſich erinnern, daß ich Ihnen zu andern Zeiten geſagt habe, daß die Fluth nirgends in der Welt ſo hoch ſteigt, als im oberſten Winkel des Briſtoler Canals. Zu Chepſtow rechnet man die höchſte Fluth drey und ſechzig Schuh.

Auf dem Wege nach Hot-Wells hat man eine neue naſſe Docke*) angelegt, in der ich einſt (1786) ein erobertes Kriegsſchiff von funfzig Kanonen ſahe.

Ich ging in eine Glasfabrike, davon es funfzehn zu Briſtol gibt, und da ſahe ich auf ein Haar nichts mehr und nichts weniger, als was ich in allen Glashütten geſehen habe, in die ich je gegangen bin.

New

---

*) Naſſe Docken ſind ſolche, die man nach Willkühr mit Waſſer anfüllen kann, oder die gewöhnlich mit Waſſer angefüllt ſind, und trockene ſolche, die man nicht mit Waſſer füllt, und in welchen man ganz im Trockenen arbeitet.

Kennen Sie vielleicht die Gedichte der Briſtoler Milchfrau Mrs Yearsley? Ich kannte ſie ſchon lange, dachte dabey an unſere Karſchin, hatte mich aber wenig darum bekümmert, bis mir Jemand ſchon vor fünf Jahren, als ich das erſtemahl zu Bath war, verſchiedene Stellen zeigte, die meine Bewunderung erregten. Ich kann nie anhaltend Gedichte leſen, ich las aber verſchiedene der übrigen, und mich dünkte, daß ich ſeit vielen Jahren keine ſo gute Sammlung geſehen hätte.

Briſtol hat jetzt noch ein anderes Natur-Genie, einen armen Tabackspfeifenmacher, ebenfalls Dichter, ſo daß er mit Chatterton und der Milchfrau gleichſam das Briſtoler Triumvirat macht. —

Die Wells werden wenig anders als der Geſundheit wegen beſucht, und da ſie vorzüglich für Schwindſucht und Auszehrung gut ſind, ſieht man hier traurige Gegenſtände. — Dieſes Waſſer iſt das nämliche, wovon jährlich ſo viele tauſend Flaſchen Briſtoler-Waſſer ins Ausland gehen.

Die Wells ſind zwey Meilen von Briſtol; allein die Gaſſe, die bey dem Brunnen, reicht beynahe bis an die Stadt, indem ſie ſich längs dem Fluſſe Avon hinzieht. — Auf dieſem kleinen und höchſt unbedeutenden Fluſſe gehen und kommen alle Schiffe nach Briſtol, welches etwa acht Meilen vom Canale (Breſtol-Channel) liegt.

Es iſt äußerſt intereſſant, aus einem Fenſter des Wirthshauſes eine Wieſe zu betrachten, in der man den nahen, aber kleinen Fluß nicht gewahr wird, und auf einmahl mitten in dieſer Wieſe ein großes Kauffarthey- oder Kriegsſchiff ſich bewegen zu ſehen.

Clifton iſt ein Dorf nahe bey Briſtol, von dem Sie öfters in Gedichten, in Humphry Klinker und in andern Romanen laſen. Es iſt aber mehr eine Gruppe (Aſſemblage) von einer Menge Landhäuſer, die größtentheils das ganze Jahr hindurch bewohnt werden, als ein eigentliches Dorf. Es liegt auf dem Rücken eines Hügels, hat eine reine aber ſcharfe Luft, und die weite Ausſicht in ein ſchönes Land umher. Dieſe Häuſer zu Clifton nehmen beſtändig zu und hängen jetzt beynahe mit den Hot-Wells zuſammen, ſo daß viele Familien, die dieſes Waſſer trinken, auf dieſem Hügel wohnen, weil die Lage derjenigen Häuſer, die am Waſſer liegen, äußerſt eingeſchränkt iſt.

Sechs Meilen weiter hin liegt Kingsweſton, der Landſitz des Lords Clifford. Haus und Park ſind artig. Was aber dieſen Sitz vorzüglich berühmt macht, iſt das ſchöne hügelichte Land umher und die herrliche Ausſicht. Man ſiehet einen großen Theil des Briſtaler Kanals, der hier etliche Meilen breit iſt und weiter hinab immer breiter wird, gegen über die Walliſiſchen Gebirge, und gegen Nordoſten die Severn weit ins Land hinein. Dieſe Ausſicht gehört unter die ſchönſten auf dieſer Inſel. — Es iſt etwa zwanzig Meilen von Bath entfernt.

IV.

Reiſe über den großen Bernhard bis Turin und Genua. 1793 *)

So wäre ich dann, mein liebſter Freund, wieder einmahl auf der Italieniſchen Seite der Alpen! Allein ich bin ſo oft über die Alpen gegangen, daß dieſer Paß über den großen Gotthardt nichts Neues für mich hatte, als was eine Folge der Jahreszeit war. Da ich Zeit in Menge vor mir habe, will ich Ihnen dieſen Alpenpaß weitläuftig beſchreiben, — nicht um deſſentwillen, was ich ausgeſtanden habe; denn ich habe mir am Ende weder ein Fieber noch einen Catharr erholt; ſondern weil er bisher von Reiſenden äußerſt wenig beſucht worden, und weil es beſonders etwas ganz neues iſt, Kutſchen über dieſen Berg zu bringen.

Bis vergangenen Sommer kannte man, für Wagen, keinen Paß über die Alpen, als den Mont Cenis, zwiſchen Lanebourg und Novaleſe, es ſey denn, daß man durch das Tyrol gehen wollte. An dieſen beyden Orten iſt man ſeit vielen Jahren in der Gewohnheit gewe-

---

*) Wanderungen durch die Niederlande, Deutſchland, der Schweiz ꝛc. Leipzig. 1796.

M*** ausrief: „da iſt Papa!“ Frau von M*** drehte ſich um, und ſah ihn wirklich. Ihr Bräutigam, der daſſelbe erblickte, ſprang auf, zog den Degen, und ging darauf los. Er that verſchiedene Fragen an den Geiſt, aber der blieb ſtumm, und ſchlüpfte endlich hinter einem Fenſtervorhang. B*** lief ſogleich zu, und hob den Vorhang auf; fand aber nichts. Er drang nun vergebens in Frau von M***, ihn glücklich zu machen. Sie, die faſt für Furcht umkam, erinnerte ſich auf einmal der lezten Bitte ihres Mannes mit ſo viel Nachdruck, daß ſie die Vollziehung der Heyrath aufſchob, ob man ſie gleich in der Kirche erwartete. Erſt lange Zeit nachher entſchloß ſie ſich wieder zu dieſer Ehe, die ſehr glücklich ausgefallen iſt. Weniger Verliebte würden dem Geiſt auch dann noch gehorcht haben. — — **Comminge**, ein Reiſender von Stande, kam mit ſeinem Gefährten in einem Wirthshauſe an, wo er ſehr wohl bekannt war, wo ihm aber der Wirth, weil alle Zimmer ſich bereits beſetzt fanden, in eine elende Stube logiren muſte, die ein kleines Seitenkabinet hatte, in welchem ſein Reiſegefährte ſchlafen ſollte. Sie aßen zuſammen, und da ſie ſehr früh wieder ausbrechen wollten, ſo legten ſie ſich zeitig nieder, und der Kammerdiener des **Comminge** ſetzte ein Licht ins Kamin. Die beyden Freunde ſchliefen bald ein, aber **Comminge** wurde durch ein Geſchrey ſeines Kammeraden aufgeweckt, der aus vollem Halſe rief: „Zu-Hülfe! man erdroſſelt mich!“ **Comminge** wachte auf, achtete aber wenig darauf, und ſchlief fort. Die Unruhe ließ ihn jedoch nicht lange ſchlafen, und er rief ſeinem Freunde: Da er keine Antwort bekam, ſo ſtieg er auf, nahm das Licht aus dem Kamin, und ging in ſein Kabinet. Man ſtelle ſich ſein Schrecken vor, ſein Freund lag ohne Puls und Empfindung da, und ein todter, über und über mit Ketten behangner, menſchlicher Körper hatte ihn bey der Gurgel gefaßt. Der Anblick war fürchterlich.

ſen, Kutſchen zu zerlegen, ſie über den Berg zu tragen und noch den nämlichen Tag wieder zuſammen zu ſetzen. Der Preis war für alles und jedes genau beſtimmt und das plurimum und minimum für die verſchiedenen Arten von Gefährten war 6 bis 3 franzöſiſche Louisd'or. Die Leute zu Lanebourg ſowohl als zu Novaleſe hatten in dieſem Geſchäfte eine ſolche Uebung erlangt, daß ich von Reiſenden weiß, die noch denſelben Tag, an welchem ihr Wagen früh zerlegt worden war, von Novaleſe nach Seze giengen. Seitdem aber die Franzoſen Savoyen eingenommen, vermieden die Reiſenden dieſen Paß, und die Engländer, die alles möglich zu machen ſuchen, kamen zuerſt auf den Einfall, ihre groſſen und ſchweren Wagen über andere Alpenpäſſe zu bringen. Man machte vergangenen Sommer mit dem St. Gotthardt den Anfang; und als wir vor zwey Monaten dort waren, hatte man fünf oder ſechs Gefährte über dieſen Berg gebracht. Ich glaube, das erſte wurde den ganzen Weg von Altorf bis Bellinzona getragen, welches an funfzehn deutſche Meilen iſt; das nächſte gieng auf einer Axe bis an den Steg; endlich zerlegte man ſie erſt im Urſeren Thal und ließ ſie blos bis Airolo tragen. Vor drey Wochen aber hat man eine Engliſche Chaiſe ganz über den Gotthardt geführt, ohne ſie zu erlegen, indem eine Menge Männer mit Stäben und Stricken auf beyden Seiten giengen und ſie bald auf dieſer bald auf jener Seite unterſtützten. Das Gepäcke wurde beſonders getragen und bezahlte von Altorf bis Bellinzona 19 neue Louisd'or, der Wagen aber 26. Wir beſichtigten vergangenen Sommer den ganzen Weg sehr genau, und Lord * * * hatte weder Luſt, ſeine Chaiſe zu wagen, noch den Preis zu bezahlen, den man forderte. Wir beſchloſſen daher, aus dem Pais de Vaud bis nach Schafhauſen oder Baſel zurück und ſo durch Tyrol nach Italien zu gehen.

Erſt zu Lauſanne erfuhren wir, daß man ſo eben angefangen habe, auch über den St. Bernhard Wagen zu bringen, und daß zu Martinach (in Wallis) ein Mann ſey, der darüber accordire. Zu Vevay traf ich ein engliſches Frauenzimmer, die für den ihrigen 25 neue Louisd'or bezahlt hatte. Da Lord *** Piſſevache zu ſehen wünſchte, giengen wir bis Martinach, und hier ſchloß ich wirklich mit einem Wirthe einen ſchriftlichen Vertrag, nach welchem an für 18 und ½ neue Louisd'or den Wagen zu Martinach empfangen und ihn zu Aoſta mir ſo wieder einhändigen ſollte, wie ich ihm denſelben übergeben hatte.

Schon den 19ten Sept. kamen wir bey guter Zeit zu Martinach oder Martigny an, in der Abſicht, erſt eine Ausflucht auf den Col de Balme zu machen, von welchem man den Mont Blanc vortreflich überſehen kann; allein ich fand, zu meinem Erſtaunen, daß es ſeit drey Tagen ſo viel auf den Bergen geſchneiet hatte, daß alle die Voralpen, die ich kurz vorher ohne Schnee geſehen hatte, ſamt und ſonders auf ihren Höhen damit bedeckt waren.

Den 20ſten ſchneiete es noch immer auf den Bergen, während daß es zu Martinach regnete. An den Col de Balme war nun nicht mehr zu denken, und ſo gingen wir des Nachmittags zu Fuße, nach St. Branchier, drey kleine Stunden auf der Straße nach dem Bernhard. Die Kutſche ſollte ſich erſt den folgenden Tag auf den Weg machen.

Den 21ſten gingen wir vier kleine Stunden über Orſiere und Lidde nach St. Pierre, noch immer zu Fuße. Hier ſchneite es, und da die Straße ſchmutzig und unangenehm war, nahm ich ein Maulthier. Lord *** war feſt entſchloſſen, den ganzen Weg zu Fuße zu machen, und er hatte Recht, denn ehe ich eine Stunde geritten war, fand ich es ſo kalt, daß ich abſteigen und im Schnee waden mußte. Indeſſen wurde dieſer härter und härter, ſo wie wir höher kamen, und die letzte Stunde, ehe wir das Kloſter erreichten, fand ich über einen Schuh tief friſchen Schnee, der zwar nicht mehr thauete, der aber darum äußerſt unangenehm war, weil der Wind ihn umhertrieb, ſo daß wir öfters ganz und gar keine Bahn ſahen. Gleichwohl begegneten wir alle Augenblicke Maulthieren, Fußgängern und Reutern, ſo daß der ganze Weg mehr der Straße zu einem benachbarten Markte, als einem Paſſe über die Alpen glich. In der letzten Stunde ſahe ich nur ſehr wenig von den Bergen um mich her; ich war in den Wolken, die der Schnee noch verdickte. Man rechnet von St. Pierre, wo wir zu Mittage gegeſſen hatten, bis auf das Kloſter drey Stunden, allein, wir brachten mehr Zeit zu und endeten hier eine Tagereiſe, deren letzter Theil unangenehm und beſchwerlich war.

Ein gutes warmes Zimmer, das wir auf dem Kloſter fanden, war uns deſto willkommner und wir fingen nun an, uns aufzuthauen. Meine Seitenhaare waren ſteif und ſtellten mir ein Mittelding von Schnee und Eis dar. Auf der letzten Hälfte des Weges bemerkte ich an den Felſen eine Menge Eiszapfen. Einer der Väter, die bey unſerer Ankunft in der Kirche waren, führte uns nun aus dem allgemeinen Zimmer in ein beſonderes, wo er ein gutes Feuer machen ließ, und wo ich bald in ihm einen angenehmen Geſellſchafter fand. Kurz nachher kam auch der Probſt, und beyde Männer hatten nichts weniger als den Ton und die Sitten von Einſiedlern. In der That haben ſie Gelegenheit genug; ſich Menſchen- und Weltkenntniß zu erwerben, denn im Verlaufe von wenig Jahren ſehen ſie auf dieſem Berge Menſchen aller Stände und von faſt allen europäiſchen Nationen. Sie rechnen jährlich, im Durchſchnitt, an 20,000 Menſchen, die über den Berg gehen, und alle im Kloſter einſprechen, weil es innerhalb ſechs Stunden Weges das einzige Haus iſt. Ich bezweifle indeſſen dieſe Zahl, theils, weil man keine genaue Berechnung darüber hält, theils, weil die, welche man auf dem Gotthardt angiebt, nicht größer iſt. Und gleichwohl, dünkt mich, müſſen weit mehr Menſchen über den Gotthardt gehen, als über dieſen weit beſchwerlicheren Berg. — Die Väter logieren und nähren ohne Unterſchied alle und jede und das umſonſt, doch nehmen ſie von wohlhabenden Leuten ein Geſchenk, es ſey, was es wolle, wenn es angeboten wird. Die Menge von Armen, die ſie unentgeldlich empfangen, muß einen großen Aufwand verurſachen, beſonders wenn Sie bedenken, daß dieſe Gaſtfreiheit in einer Gegend ausgeübt wird, welche ſchlechterdings nichts hervorbringt, und in welche man jede Nothwendigkeit des Lebens auf Pferden oder Mauleſeln aus einer beträchtlichen Ferne bringen muß. Selbſt jedes Stückchen Holz müſſen ſie ein Paar Meilen weit holen, denn in der Gegend des Kloſters wächſt weit und breit keine Staude. Selbſt der kleine See, der dicht beym Hauſe iſt, iſt unnütze; denn ſein Waſſer iſt ſo kalt, daß kein Fiſch darinnen leben kann. Im Sommer, halten die Väter etliche und zwanzig Pferde und Mauleſel, durch die ſie ſich mit allen Nothwendigkeiten des Lebens auf den Winter verſehen, in welcher Jahreszeit ſie ſie in die Gegend von Bex im Canton Bern ſchicken, wo ſie Güter haben. Auf dieſen verſchiedenen Gütern in der Tiefe halten ſie auch Rindvieh, Schafe ꝛc. von denen beſtändig eine gewiſſe Anzahl auf den Berg getrieben wird, wo man ſie ſchlachtet.

Dem allen ohngeachtet ſtellen Sie ſich nicht vor, daß dieſes Kloſter auf der Spitze des Berges liegt! Kein Alpenpaß geht über die Spitze von Bergen und die höchſten Höhen der Straßen ſind noch immer in einem Thale. Gleichwohl iſt dieſes Kloſter, nach Herrn Wild, 7668 franzöſ. Schuh über der Oberfläche des Meeres, und 7506 nach Hrn. v. Seauſſüre; folglich mehr als zweymahl ſo hoch, als die höchſten Bergſpitzen in Großbrittannien. Der Snowden in Wallis (in England) iſt nicht über 3500 franz. Schuh über das Meer erhöht und doch iſt er höher als die höchſten Berge im Sächſiſchen Erzgebirge, wo der Fichtelberg, unweit Wieſenthal, den man als den höchſten betrachtet, nicht 3000 franzöſ. Schuh über die Elbe bey Wittenberg erhöhet iſt. Eine der höchſten Spitzen des St. Bernhard iſt 9146 und der Berg Velan, den man aus den Fenſtern des Kloſters ſieht, iſt, nach dem Herrn von Seauſſüre 10,332 franzöſiſche Schuh über dem Meere. Das Kloſter auf den Bernhard iſt mehr als 1000 Schuh höher als die Capuciner-Wohnung auf dem Gotthardt, welche auf der höchſten Höhe der Straße liegt. Schon das Dorf St. Pierre iſt, nach Herrn Wild, 4954 Schuh über dem Meere, folglich höher als alle Bergſpitzen in Deutſchland, Großbrittannien und Irland.

Die Folge von dieſer Lage des Kloſters iſt, daß faſt 10 Monate des Jahres hindurch das Haus mit Schnee umgeben iſt, und daß ſelbſt in den wärmſten Sommermonaten gelegentlich friſcher Schnee fällt. In den zwanzig Stunden, die ich da zubrachte, war die Kälte von drey bis fünf Grad unter Reaumürs Frierpunkte. Der Probſt, der ein verſtändiger, beobachtender Mann iſt, aber ſehr weislich die Winter zu Martinach zubringt, ſagte mir, daß die höchſte Hitze auf dem Kloſter zwölf Grad über Reaumürs Frierpunkte, die gewöhnliche Temperatur aber des Abends, Morgens und in der Nacht von drey unter Reaumürs Eispunkte bis fünf Grad drüber ſey.

Demohngeachtet wird dieſer Paß das ganze Jahr hindurch beſucht, ſelbſt mitten im Winter. Man ſchickt alsdann täglich Leute vom Kloſter aus, die einen Theil der Schweitzerſeite, welche die gefährlichſte iſt, durchwandern, und die Menſchen, die etwa im Schnee ſich verloren haben, oder umgekommen ſind, mit Hunden aufſuchen, die beſonders dazu abgerichtet werden. Es iſt eine eigene Race, die man auf dem Kloſter fortpflanzt. Sie ſind groß und ſtark und werden gelegentlich gebraucht, Laſten von 40 Pfund zu tragen; aber ſie ſind unglücklicher Weiſe alle ganz weiß, welches denn für den Schnee eine ſchlechte Farbe iſt. Sie werden nicht alt und bekommen mehrentheils im fünften oder ſechſten Jahre das Podagra und den Rheumatiſmus. Ich bemerkte einen derſelben, der ganz krüppelicht war und an allen Füßen knotigte Auswüchſe hatte. Sie laufen, wenn man in das Kloſter kommt, auf die Fremden zu, machen einen großen Lärm, ohne Jemanden Leides zu thun und ſchweigen, ſobald Jemand vom Hauſe herbeykommt. Mit ihnen und dem Geſinde geht gewöhnlich auch einer von den Vätern aus und ſie nehmen gewiſſe Mittel mit ſich, die ſie für Erfrorene gebrauchen.

Alles deſſen ungeachtet kommen faſt jährlich Menſchen auf dieſem Berge ums Leben und — werden nie begraben. Der Eigenthümer meines Maulthiers führte mich an ein kleines Haus, das eine halbe Stunde vom Kloſter dicht an der Landſtraße ſteht, mit einem großen offenen Fenſter, durch welches ich eine Menge

Todtenköpfe und Knochen unordentlich umherliegen, und unter andern einen Körper ſah, der nichts als ein paar Beinkleider und ein Hemde anhatte — dieß war ein Soldat, der, weil er in Garniſon auf dem Kloſter geſtanden, den Berg zu kennen glaubte und unternommen hatte, einen Geiſtlichen hinaufzuführen. Sie kamen beide ums Leben: den Geiſtlichen begrub man auf dem Kloſter; der Soldat aber hatte das Schickſal, das Lord * * * und ich gehabt haben würden, wenn wir da umgekommen wären. Ich fand die Gewohnheit, die Todten nicht zu begraben, abſcheulich; allein mein Führer gab mir einen ſehr guten Grund dafür an. Im Winter iſt es auf dieſen Bergen unmöglich, Jemanden zu begraben, weil man an keine Erde kommen kann, indem da ſonſt nichts als Felſen ſind, und dieſe noch überdieß viele Klaftern tief mit Schnee bedeckt. Wenn aber im Sommer der Schnee aufthaut, ſo rührt niemand gern einen Körper an, der vielleicht ſchon ſeit vielen Monaten todt iſt. Man wirft ſie alſo lieber ſogleich in das dazu beſtimmte Haus, und der Todtengräber hat das Recht, ihnen die Kleider abzuziehen, doch ſo, daß er ſie nicht nackt laſſen darf. Ich fragte dann, warum dieſes Haus ſo dicht an der Straße ſtehe? und man ſagte mir daß der Geruch von den todten Körpern ſelbſt im höchſten Sommer faſt unmerklich ſey, und daß ein ſolcher Körper auf dieſer Berghöhe ſechs bis acht Jahre brauche, ehe er ſich ganz verzehre. — Erinnern Sie ſich hier, daß ich Ihnen einmahl ſchrieb, daß man in gewiſſen Eislöchern in der Schweitz todte Körper faſt unverſehrt gefunden hat, da ſie ſchon zwanzig Jahre und drüber gelegen haben mußten.

Dieſes Kloſter, das im neunten Jahrhundert geſtiftet wurde, beſteht aus einem Probſte, einem Prior und einer gewiſſen Zahl von Vätern, welche wechſelt, etwa von ſieben bis eilf. Gegenwärtig hatten ſie nur einen einzigen Bruder. Sie haben mehrere Pfarreyen, die ſie durch einen Theil ihrer Geſellſchaft beſorgen laſſen: wodurch ihre Zahl auf dem Kloſter bald größer bald kleiner iſt. Sie ſind nicht, wie ich immer geglaubt hatte, Bernhardiner, ſondern regelmäßige Domherren, die der Regel des heiligen Auguſtins folgen. Ihre Einkünfte ſind 1) einige liegende Gründe in der Tiefe, beſonders in der Gegend von Bex und Aigle, 2) ein Wald bey St. Pierre, in welchem ſie ihr Holz hauen laſſen, 3) was ſie von wohlhabenden Reiſenden bekommen; hauptſächlich aber 4) die Kollekte, die ſie jährlich in der ganzen Schweiz machen, indem ſie Jemanden, mit gehörigen Zeugniſſen verſehen, in alle anſehnliche Orte, und da von Haus zu Haus ſchicken. Ich erinnere mich, ſie oft zu Baſel geſehen zu haben, wo die Kaufleute ſehr reichlich gaben, weil ihnen daran liegt, daß dieſer Paß auch im Winter offen bleibe und wohl beſorgt werde. — Wir ſpeiſ'ten des Abends und zu Mittage im allgemeinen Speiſezimmer, und ich kann den Vätern nicht vorwerfen daß ſie herrlich leben.

Am Sonntage früh hatten wir auf dem St. Bernhard einen überaus ſchönen Morgen und ich bemerkte jenes dunkle Blau, unter welchem der Himmel ſich auf den hohen Alpen zeigt, wenn die Luft rein iſt. Wir hätten gern einen Spatziergang gemacht, allein es fror hart und aus den Fenſtern des Kloſters ſah ich eine traurige Scene, — den Himmel, die Wände des Hauſes und alles übrige in einem einförmigen weißen Gewande von Schnee. Alle Bergſpitzen alles umher mit Schnee bedeckt und keine Bahn, als die nach Italien, oder ins Walliſerland: und ſelbſt dieſe Bahn hatte nur wenige Fußtritte, weil die Maulthiertreiber an den

Sonntägen — zwar mit Fremden reiſen, aber keine Waaren transportiren dürfen. Wir blieben alſo im warmen Zimmer, ſpeiſ'ten um eilf Uhr mit den Vätern zu Mittage und machten uns gleich nachher auf den Weg, um die Stadt Aoſta noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen.

Ich will nun noch einige Anmerkungen über den ganzen Paß machen.

Von Martinach geht man anfangs durch ein enges von hohen Bergen eingeſchloſſenes aber ziemlich fruchtbares Thal. Der Fluß Dranſe, der auf dem St. Bernhard entſteht, und durch das Eis und den Schnee der verſchiedenen Berge umher genährt wird, macht hier eine ziemliche Figur und ſtürzt ſich ſchäumend über Felſen und durch ſein jähes Bette herab. Er iſt und bleibt faſt bis ans Kloſter der treue Begleiter des Reiſenden, der ihn nur hin und wieder auf kurze Zeit aus dem Geſicht oder Gehör verliert.

St. Branchier iſt ein elender Ort, hat aber ein erträglich Wirthshaus, erträglich nämlich für das Walliſerland, in welchem wir übernachteten. Die Landſprache iſt hier, wie im ganzen untern Wallis, Patois, doch verſtehen die mehreſten Leute, wenigſtens an der Straße, mehr oder weniger Franzöſiſch. Ich nahm hier einen armen Bauer, um unſer weniges Gepäcke zu tragen, und bemerkte mit Verwunderung, daß er nicht nur vollkommen verſtändlich, ſondern auch ziemlich correct Franzöſiſch ſprach. Mir fiel beſonders auf, daß er alle Conjunctive der vergangenen Zeit, welche die gemeinen Leute ſelten kennen, vollkommen richtig brauchte, daß er meine Sprache, die denn für einen Bauer oft geſucht ſeyn muß, durchaus verſtand und

BIBL. UNIVERS. LIPS.

daß er ſelbſt ſich mehrerer Ausdrücke bediente, die ich keineswegs, von Menſchen der niedrigen Stände gewohnt bin. Ich redete mit ihm von den ſogenannten Cretins und ihren verſchiedenen Gradationen. Was die betrifft, welche nicht reden können, ſtatt der Ohren blos Oeffnungen und einen Mund haben der beynahe bis an dieſe Oeffnungen reicht, — „oh pour ceux-là, ſagte er, ce n'eſt pas des hommes, c'eſt une maſſe de chair." Ich bezeugte ihm meine Verwunderung über ſeine Sprache, und er ſagte mir mit vieler Einfalt, daß er ſie aus der Grammatik gelernt habe. „Alſo leſ't ihr die Grammatik?" — „O ja, in den langen Winterabenden muß man doch etwas thun, und da leſe ich den Wailly und Reſtaut." — In der eigentlichen Schweiz würde mir ein ſolcher Mann wenig aufgefallen ſeyn, allein die Einwohner des Nieder-Wallis ſind eine race abrutie, die unter der deſpotiſchen Regierung ihres democratiſchen Souverains und unter dem Einfluſſe eines traurigen Clima und eines ſchlechten Waſſers nichts von der Schnellkraft haben, welche andere Bergvölker auszeichnet.

Von St. Branchier bis St. Pierre fand ich noch immer eine Menge Dörfer und Häuſer, die eine anſehnliche Bevölkerung verrathen; am meiſten fielen mir die Kornfelder auf, die ich hier gar nicht geſucht hätte und die ſich hin und wieder ſehr hoch an den Bergen hinauf zogen. Hoch über uns ſah ich kleine Dörfer, und Orſiere und Lydde, durch die wir gingen, ſind ziemlich anſehnlich.

Erſteres ſollte Ourſiere (eine Bärenhöle) heiſſen; welchen Nahmen der Ort vermuthlich daher bekommen hat, daß ſonſt viele Bären hier waren; allein ſeit zwanzig Jahren finden ſich wenige mehr, und die Wölfe ha-

Comminge ſchrie um Hülfe; der Wirth vom Hauſe kam, und erſchrack nicht wenig, als er dieſes ſah. Man ſuchte erſt dem Freunde des Comminge zu helfen, ehe man an die Aufklärung des Abentheuers dachte. Der Dorfbalbier mußte ihm die Ader öfnen; man hielt ihm einen Spiegel vor, und fand, daß ſein Athem noch aus- und einging. Man riß mit vieler Mühe den Todten weg, der ihm ſehr feſt gepackt hatte, und als endlich der Patient ſich wieder etwas erhohlte, erfuhr Comminge vom Wirthe, daß es ſein Stallknecht geweſen ſey, der ſeit einigen Tagen verrückt geworden, und dem man deswegen in Ketten legen müſſen: vermuthlich habe er ſich losgeriſſen, ſey durch eine kleine Thüre, die aus dem Stalle ins Kabinet gehet, hereingekommen, und auf dem Bette des Reiſenden geſtorben. Dieſer genas vollkommen nach einigen Tagen, und geſtand, daß er ſich in ſeinem Leben nicht mehr gefürchtet habe.

4.

*) Geſang.

O Eitelkeit! Wie ſchnell ſtrömt alles hin —
Kaum träumt' ich, daß ich war,
Als ich nicht war, als ich geweſen bin.
Ein Punkt war Jahr auf Jahr —
Ein Punkt Verdruß und Freude — —
Es kam, es ſchwand, ich ſah
Ihm nach — Weg waren beyde —
Blos Nichts, blos Grab blieb da.

O Ei

---

*) Dieſer ſchöne Geſang, voll Wahrheit und Gefühl, der nach der Melodie des evangeliſchen Kirchenlieds: **Jeruſalem, du hochgebaute Stadt** ꝛc. geht, wurde auf Befehl eines vornehmen Mannes verfertigt, um jährlich, nach ſeinem Tode, an ſeinem Sterbetage, an ſeinem ſich ſelbſtgebauten Grabe, geſungen zu werden.

R — d.

ben auch ſehr abgenommen. Mein Führer ſagte mir, daß man ſeit einigen Jahren eine neue Erfindung ſo ziemlich allgemein angenommen habe. Es iſt eine Compoſition von Fett und andern Dingen, die der Wolf liebt, die er von weitem riecht und die ihn in einer beträchtlichen Ferne anziehen und in das im Schnee verſteckte Eiſen, das darunter liegt, locken.

Dieſer ganze Strich iſt ſteil und man ſteigt faſt ohne Unterlaß, gleichwohl geht man mit kleinen Wagen bis St. Pierre. Mit dieſem Orte aber hört ohngefähr aller Bau auf, und, ein paar elende Hütten ausgenommen, findet ſich keine menſchliche Wohnung mehr. Die drey Stunden von hier auf das Kloſter müſſen zu allen Zeiten traurig ſeyn, auch wenn nicht, wie jetzt, das ganze Land und alle Berge mit Schnee bedeckt ſind. Kein Baum, kein Geſtrippe, keine hohe Staude! nichts als der nackte Felſen, ein wenig kurzes und mageres Gras hie und da und Schnee.

Die Italieniſche Seite des Bernhards iſt nicht ſo rauh und unfreundlich, obſchon auch die erſten zwey Stunden höchſt unfruchtbar und unbewohnt. Des Schnees fand ich hier ungleich weniger, und auf der Straße hörte er in der erſten halben Stunde auf, nachdem ich das Kloſter verlaſſen hatte. Der Weg iſt äußerſt jähe und man wird durch ſeine eigene Laſt fortgeriſſen, daher iſt auch das Reiten gefährlich. Wir erreichten in weniger als anderthalb Stunden den erſten Piemonteſiſchen Ort St. Remy, eine Strecke, mit der man, wenn man hinaufgeht, bis an drey Stunden zubringt.

Ich weiß nicht, iſt es lächerlich oder traurig, in dieſem verlornen Winkel der Welt, in dieſen hohen, unfreundfreundlichen Alpen, wo die Menſchen ſich freuen ſollten, Menſchen zu treffen — eine Feſtung zu ſehen! St. Remy iſt nun wohl nicht eigentlich eine Feſtung, aber der Eingang in dieſen elenden Ort iſt durch einen Thurm, und durch eine hohe Mauer geſperrt, die ſich weit am unfruchtbaren Berge hinanfzieht. So wie wir an das Thor kamen hielt uns die Wache die Flintenkolben vor mit einem lauten arrêtez! Hier mußten wir warten, bis der Corporal kam, der uns bis an die Thüre des kommandirenden Officiers führte, wo die Wache uns ebenfalls den Eingang verſperrte, während daß der Corporal unſern Paßport hineintrug. Sie müſſen wiſſen, daß man jetzt in allen Staaten des Königs von Sardinien die Paßports aufs ſorgfältigſte unterſucht und nicht ſelten Reiſende wieder zurückſchickt, ohne ſie ins Land zu laſſen. Ein Engliſcher Paßport wird überall reſpektirt, ſo wie die Nation ſelbſt; ein Franzoſe aber, ob er ſchon ein Emigrirter iſt, kann jetzt mit keinem Paßport in dieſe Länder kommen, er habe denn vorläufig einen vom Miniſter zu Turin erhalten. Ich traf einen adlichen Emigrirten auf dem St. Bernhard, den man ſo eben zurückgeſchickt hatte, und der ſich ſehr beſchwerte, daß man ſeinen Berner Paßport nicht geachtet hatte. Trauriger war, wie der Fall einer Franzöſinn, die ſich von Valenciennes geflüchtet, um zu ihrem Manne zu ſtoßen, der zu Rom ein Emigrant iſt, und die man eben ſo zurückwies.

*) Noch ehe man St. Remy erreicht, fängt der Lerchen- und der Fichtenbaum wieder an, die Seiten der Berge zu bekleiden und unter St. Remy zeigen ſich viele Spuren menſchlicher Cultur. Ein wenig tiefer findet man Kornfelder und für einen ſolchen Strich, eine Menge Dörfer nicht nur an der Straße, ſondern auch auf den Seiten der Berge. So wie man tiefer und

ief er kommt, ſo mehren ſich auch die Kornfelder und ich ſahe ſteile und hohe Seiten von Bergen ganz damit bedeckt. Indeſſen iſt man noch immer in den Alpen, deren hohe beſchneite Spitzen überall über die niedern Berge hervorragen. Am meiſten fiel mir eine ungeheuere hohe und mit Schnee bedeckte Bergmaſſe auf, von der ich hörte, daß ſie auf der Südſeite der Stadt Aoſta läge. Ich hatte mir einen falſchen Begriff von dieſem Orte gemacht, und fand in der Folge, daß er noch mitten in den Alpen liegt, wie denn das beynahe der Fall mit dem ganzen Herzogthume dieſes Nahmens iſt. Indeſſen liegt die Stadt ziemlich tief; denn vom Kloſter geht man ſechs gute Stunden faſt beſtändig bergab.

Ein ſcharfer Wind, der uns die ganze Zeit über aus Italien entgegen kam und durch unſere wohlzugeknöpften Ueberröcke drang, machte, daß wir viel über uns ſelbſt lachten, und ſo wie ſich ein neuer mit Schnee bedeckter Berg auf der Italieniſchen Seite zeigte, oder ein friſcher Windſtoß uns durchſchauerte, riefen wir einander zu: Dieß ſind die lieblichen Gefilde von Italien, dieſe die Favonii und die tepidae aurae, dieſt die reitzenden Auen und die campi transpadani, die Hannibal ſeinen Carthaginenſern zeigte. —

Die Wahrheit iſt, daß Hannibal nie in dieſen Gegenden war, und ſchon Livius will nicht an die Meynung derer glauben, welche ſagten: er ſey über den Penninus magnus (St. Bernhard) gegangen. Ich gab mir einſt einmahl viel Mühe, die Sache genau zu unterſuchen, verglich den Livius und Polybius mit dem, was ich ſelbſt von den Alpen wußte, und ich glaube jetzt mit ziemlicher Gewißheit behaupten zu können, daß er nie die Schweizeralpen geſehen hat, ſondern entweder über den Viſo oder über den Genevre ging. Beyde liegen ſüdlich vom Mont Cenis. Livius irrt ſich in den Flüßen, welches mir aus ſeinen eigenen Worten ganz klar zu ſeyn ſcheint. Hannibal blieb die ganze Zeit über auf der Südſeite der Iſere; und die insulà, von der Livius redet, war nicht die Gegend von Lyon, wo die Saone und die Rhone ſich vereinigen, ſondern es war viel tiefer, nämlich der Ort, wo die Iſere in die Rhone fällt. Von da aus folgte er einige Zeit dem ſüdlichen Ufer der Iſère und ging dann über den Viſo oder Genevre. Der Po entſpringt auf dem erſteren dieſer Berge, und von dieſem konnte Hannibal ſeiner Armee die campos transpadanos zeigen; man nehme auch das Wort trans in welcher Rückſicht man wolle, denn vom Viſo kann man beyde Ufer des Po ſehen. Geſtehen Sie mir die einzige Hypotheſe ein, daß Livius eine Verwirrung mit den Flüſſen gemacht hat, und die ganze Stelle wird klar, und alles, was vorher geht und folgt, verſtändlich. Hannibal ging dann ſo weit nördlich, als die Iſere, weil er den Römern, die unten in Provence, im Lande der Salyes, waren, aus dem Wege gehen mußte; er ging aber nicht höher, weil das unnöthig geweſen ſeyn und ſeinen Marſch erſchwert haben würde. Was mich unter andern in der Meynung beſtärkt, daß Livius eine Verwirrung mit den Flüſſen gemacht hat, iſt, daß er Hannibals Paß über die Dürence (Druentia) beſchreibt, nirgends aber mit einem Worte gedenkt, wie Hannibal über die Iſere gekommen. — Daraus und aus andern Gründen ſchließe ich denn, daß er die Iſere niemahls paſſirt hat, ſondern in einiger Ferne von ihrem ſüdlichen Ufer von Weſten gen Oſten marſchirt iſt: welches ihn denn an den Viſo und Genevre brachte, wo er ſeinen Alpenpaß gemacht haben muß. *)

Das Thal Aoſta iſt überaus ſchön, und ob es ſchon noch immer in den Alpen liegt, ſo zeigt ſich hier der Einfluß eines ſüdlichen Himmels doch ſchon ſehr ſtark. Es iſt unterhaltend, die hohen Berge zu ſehen, die es von allen Seiten einſchließen, und deren Spitzen ſeit einigen Tagen ſamt und ſonders mit Schnee bedeckt ſind, und dann die ungeheure Menge von Weinbergen zu bemerken, die ganz vortrefliche Trauben tragen; die Caſtanienbäume, die bis ziemlich hoch auf die Berge hinaufwachſen, und die Mandel und Feige, die hier im freyen Felde zur Reife kommt. Ich habe geſtern und heute verſchiedene Höhen beſtiegen, und überall zeigt ſich die Stadt, welche nicht klein iſt, überaus artig.

Das Innere der Stadt Aoſta entſpricht keineswegs dem äußern Anſehen. Die Häuſer, obſchon nicht unanſehnlich, ſind ſchmutzig, ſo wie die Gaſſen, und ſelten ſieht man zwey Fenſter neben einander, die durchaus Glasſcheiben hätten.

Aoſta hat einige anſehnliche Römiſche Ueberbleibſel; 1) ein Stück vom alten Amphitheater, das zwar keinen Begriff von dieſen Gebäuden giebt, aber doch anſehnlich iſt und ſich recht gut auf dem Papiere ausnimmt; denn ich hab' es gezeichnet. 2) Eine römiſche Brücke, deren Bogen von ſo ungeheuern großen Steinen gebaut iſt, daß er den Verheerungen der Zeit getrotzt hat und vollkommen unverſehrt iſt. 3) Ein paar Bogen, die eins

---

*) Ich bin in dieſer Meynung auch durch die Bemerkungen beſtärket worden, die ich in der Folge, im Piemonteſiſchen, über die Lage des Viſo und Genevre gemacht habe.

eins der Stadtthore ausmachen und in dem nämlichen ſchweren maſſiven Stile gebaut ſind. Vergleiche ich dieſe Ueberbleibſel mit dem Bogen zu Lincoln, mit den Waſſerleitungen zu Angſt, den Stadtmauern von Avenche und dem Pfeiler eines Tempels der nämlichen Stadt, ſo finde ich ohngefähr überall die nämliche Manier und es ſcheint durchaus, daß dieſes Volk für die Ewigkeit bauete. Das anſehnlichſte aber zu Aoſta iſt 4) ein Triumphbogen, den die Stadt dem Kaiſer Auguſtus errichtet haben ſoll. Ich maß ſeine Tiefe und fand ohngefähr 36 Schuh, und aus dieſem Maaße ſchloß ich, daß ſeine Länge über 45 und ſeine Höhe an die 60 Schuh ſeyn muß. Der Bogen ſelbſt muß über 40 Schuh hoch ſeyn. Die Säulenordnung iſt corinthiſch, die Frieſe aber doriſch. Da dieſes nun nicht eben ſehr correct iſt, ſo bin ich auf den Einfall gekommen, daß die Frieſe das Werk ſpäterer Zeiten ſeyn möchte; und eben das könnte vielleicht der Fall mit gewiſſen kleinlichen Pilaſtern ſeyn, welche man im innern Theile des Bogens angebracht hat, und welche der majeſtätiſchen Einfalt dieſes großen Bogens ſchaden. —

Hier iſt ein Biſchof. Ich begegnete ihm eines Morgens, da er eben zwiſchen Offizieren, obrigkeitlichen Perſonen und Geiſtlichen in voller Parade durch eine Gaſſe ging. Er iſt Cardinal und der erſte, den ich in ſeiner eigentlichen Kleidung geſehen habe, ich meine den Hut, das Purpurkleid und die rothen Strümpfe.

Wider unſern Willen mußten wir uns länger zu Aoſta aufhalten, als wir anfangs zu bleiben gedachten. Unſer Wagen, der in Martinach zerlegt worden war und hier wieder aufgeſtellt werden ſollte, verurſachte uns dieſen Aufenthalt. Zwar kamen die 4 Räder und die Koffer auf fünf Maulthieren bey guter Zeit an, und 4 andere brachten einen halben Tag ſpäter das Geſtelle des Wagens. Allein der Kaſten blieb noch 12 Stunden länger zurück. Die Maulthiere, die man anfangs dazu gebraucht hatte, waren zu ſchwach und ſanken unter ihrer Laſt. Man ließ alſo den Kaſten liegen und holte andere Thiere. Dieſer Aufenthalt war uns unangenehm. Denn obſchon das Thal von Aoſta, in welchem wir geſtern und heute ſehr umher gewandert ſind, außerordentlich ſchön iſt, ſo haben wir doch Urſache, über unſer Wirthshaus zu klagen, denn ſchmutziger und elender hab' ich nie eins geſehen. Mehr als zehnmahl haben wir uns einander zugerufen, was ein Engländer einſt an die Wand eines Italieniſchen Wirthshauſes ſchrieb:

When God Almighty for our ſins,
Did ſend us to Italien Inns &c.

Des Nachts wird Lord * * * vom Ungeziefer aufgefreſſen, und am Tage müſſen wir entweder die Luft von den Schneebergen durch die glasloſen Fenſter einlaſſen, oder das Tageslicht durch Fenſterläden ausſchließen. Das Eſſen iſt indeſſen noch ziemlich gut und man ſpeiſ't uns bey jeder Mahlzeit mit Steinbock (bouquetin). Das Fleiſch iſt ſchmackhaft und im ganzen übrigen Europa eine außerordentliche Seltenheit; denn wie Ihnen bekannt ſeyn wird, das Geſchlecht der Steinböcke iſt in unſerm Welttheile faſt gänzlich verſchwunden. In den nördlichen Alpen der Schweiz haben ſie ſchon ſeit 100 Jahren aufgehört und ſelbſt im Walliſerlande findet man ſeit 30 und mehr Jahren keine mehr. Der einzige Winkel in welchen ſie ſich noch aufhalten, iſt die Südſeite der Savoyiſchen Alpen und dieſen ſind wir hier ganz nahe. Die Leute in den Bergen hier nähren ſich in dieſer Jahreszeit, wie ich höre, faſt von nichts anderem. Vielleicht iſt die Zubereitung daran Schuld; allein ich ziehe das Gemſenfleiſch vor, das Thier, welches dem Steinbocke an Wildheit am nächſten kommt.

Erſt am 25ſten September waren wir im Stande, Aoſta zu verlaſſen. Die Straße durch dieſes ganze Herzogthum gehört unter die merkwürdigſten, die ich in Europa kenne und nie ſehe ich ein erhabeneres Unternehmen. Der ganze Weg geht durch enge Thäler faſt beſtändig an den Ufern der Dore Baltea, welche, wie alle Bergſtröme, mit einem donnernden Geräuſche ihren ſchnellen Lauf macht. So hoch auch noch immer dieſe Berge ſind, ſo hat man doch die Straße ſo angelegt, daß man das Steigen oder Sinken äußerſt wenig gewahr wird. Es ſind nicht über 30 Jahre, daß man dieſe Straße gemacht hat, und dieſe Thäler müſſen vorher beynahe unzugänglich geweſen ſeyn. Sehr oft läuft ſie an einem jähen — faſt möchte ich ſagen ſenkrechten Felſen hin, der ſich blos im Abgrunde des Fluſſes endet. Man mußte alſo die ganze Fläche der Straße erſt durch Schießpulver ausſprengen, ehe man ſie bauen konnte. An vielen Orten ſind die Felſen ſo unzugänglich, daß man gerade nur dieſe Straße hat, um ſeinen [illegible]g fortzuſetzen. An andern Orten ruht ſie auf Mauern und Brücken, die man nur wieder abwerfen dürfte, um einem Feinde vollkommen den Zugang zu verſperren.

Beſonders hat die Natur in der Gegend von Bard oder Bardo alles gethan, um dieſen Winkel von der übrigen Welt abzuſondern. Mich dünkt, ich ſahe hier nichts, als zwey kahle, äußerſt jähe Felſen auf beyden Seiten, mit dem Fluſſe im Abgrunde. Demohngeachtet hielt man es für nöthig, dieſen feſten Paß durch Kunſt noch feſter zu machen. Das Städtchen Bard hat auf der entgegengeſetzten Seite ein ſtarkes Schloß; und ſo viele Thore, daß ich ihrer neun oder zehn gezählt habe, durch die wir kamen. Unter andern fuhren wir durch einen Bogen, welcher nichts anders iſt, als ein Theil des natürlichen Felſen; anſtatt aber ihn wegzuſprengen, ließ man ihn ſtehen und haute bloß den Weg durch. Kurz, die ganze Straße iſt ein königliches Unternehmen und macht dem damahligen Fürſten unendlich viel Ehre. In ſolchen Dingen wünſchte ich, daß Fürſten immer ihren Aufwand machten und nicht in der Vermehrung und der Verzierung ihrer Palläſte und Luſtſchlößer. Während daß Sie in Deutſchland an vielen Gegenden auf den ebenen Straßen kaum fortkommen könnten, ob man ſchon alle Stunden dafür bezahlt, ſo zahlt man auf dieſer Straße hier von Aoſta bis Turin gar nichts, ein Paar Schiffbrücken ausgenommen, die über den unruhigen und ſchädlichen Fluß Stara gehen, der ſich bey Settimo in mehrere Arme theilt und oft eine ungeheure Strecke Landes überſchwemmt.

Daß ein Land, wie das Herzogthum Aoſta, äußerſt mahleriſch und romantiſch ſeyn muß, können Sie ſich vorſtellen. Die Eiche der ſüdlichen Länder, ich meyne den Caſtanienbaum, hab' ich nirgends größer und ſchöner geſehen. Seine Frucht iſt eine vorzügliche Nahrung des gemeinen Volks. Am meiſten gefiel mir die Gegend von Caſtiglione die etwas ſo ganz eigenes und großes hat, daß ich ſie mit nichts zu vergleichen weiß. Unter andern iſt hier eine Brücke, deren Bogen wenigſtens 100 Schuh hoch ſeyn muß.

Yvrea iſt eine feſte und ziemlich anſehnliche Stadt und hat an allem, was der Schwelger wünſchen kann, einen Ueberfluß. Aber, ſie liegt in einer Gegend, die von Reiſenden nicht beſucht wird, in welcher die Reichen ſich nicht niederlaſſen, und wo die Einwohner ſehr wenig Reſſourcen kennen. Hier erſt endigen ſich die hohen Berge; und der übrige Theil der Straße nach Turin geht durch ein ziemlich flaches, gemeines Land, das ſich blos durch die Ausſichten auszeichnet, welche man zur rechter Hand bis nach Turin in die Alpen hat.

Ein Ungemach muß ich nicht vergeſſen, an welchem die Einwohner des Herzogthums Aoſta entſetzlich leiden, und das deſto mehr, je näher ſie dem St. Bernhard wohnen: ſie haben entſetzliche Kröpfe. Bisher glaubte ich, daß das Land um Martinach das eigentliche und vorzügliche Vaterland der Kröpfe ſey; allein ich habe ihrer ſo viele und von ungeheurer Größe auf der Italieniſchen Seite gefunden, daß ſie wirklich alle Vorſtellungen von Kröpfen überſteigen. Manche ſind ohngefähr ſo groß, als der Kopf der Perſon, die ihn trägt. Ich habe ſorgfältig das Waſſer in allen dieſen Strichen beobachtet, und bin mehr als jemals überzeugt, daß in dieſem die vornehmſte Urſache derſelben zu ſuchen iſt, ohne jedoch die andern Urſachen auszuſchließen, welche ich als concurrirend betrachte, und die Cope weitläuftig unterſucht hat. Dieſes Waſſer führt einen Schleim von Erde, der ſo fein darinnen aufgelöſt iſt, daß man ihn nicht eher gewahr wird, als bis man das Waſſer kocht oder lange ſtehen läßt. Dieſer Schleim ſcheint ſich in den Drüſen des Halſes feſtzuſetzen.

Ich habe in der Folge auch in einigen Gegenden der Appenninen, ſo wie im Tyrol häufig Kröpfe gefunden, und überall fand ich, bey näherer Unterſuchung des Waſſers, eine größere oder mindere Miſchung von jenen fein aufgelöſten Erdtheilen, die, wenn man das

Waſ-

O Eitelkeit! Mir ſtrahlt der Tag nicht mehr,
Der für die Unruh weckt.
Der Abgrund bebt, der Donner rollt einher —
Mich läßt er ungeſchreckt;
Wohlthätge ſanfte Stille,
Die mich in ſich verbirgt,
Wenn Gram und Widerwille
Der Menſchen Herzen würgt.

O Eitelkeit! Singt um mein einſam Grab:
„Der Thor verwünſcht den Tod;
„Der Weiſe ſteigt gern in den Staub hinab,
„Zum Gränzſtein aller Noth;
„Hier wo kein Wunſchgedränge,
„Sein modernd Herz entzweyt —
„Hier ſinget Siegsgeſänge,
„Singt Tod, ſingt Eitelkeit!“

5.

Scenen aus Colmir.

Einem ungedruckten heroiſchen Gedichte in Oſſians Art, von Scheppler.

Colmir. Wer klaget ſo troſtlos vom Hügel der Gräber? weſſen Stimme iſt's, die dem Südwind gleichet, wenn er um Mitternacht die Gipfel einſamer Eichen durchirret? — Es iſt die Tochter Janors, das Mädchen mit dem treffenden Auge, ſprach Allar, der Barde. Sie weinet Tage und Nächte den gelblockigten Jüngling, Ullhorſt's treflichen Sohn; der izt bey den Gräbern der Starken, nahe an der Cypreſſe dort ruhe! — Allar! laß

Waſſer kocht, oder ſtehen läßt, wie ein feiner Schleim auf dem Boden ſich ſetzen. Die Farbe des Waſſers iſt in allen ſolchen Gegenden graulich, mehr oder weniger. Man ſagt Ihnen gewöhnlich, dies ſey die Farbe des Waſſers, welches aus Eis und Schnee entſteht; allein ich habe in mehreren Strichen der Berneralpen Waſſer geſehen, das den nämlichen Urſprung hatte, und doch ſo klar war, daß ich, wenn es im Glaſe war, durchſehen konnte. Auch bemerkte ich da unter den Einwohnern wenig oder gar keine Kröpfe.

Da der König von Sardinien vor etwa dreißig Jahren eine ſo ſchöne Straße durch das Herzogthum Aoſta hat machen laſſen, ſo war es ein natürlicher Gedanke, auch Poſten auf dieſem Wege zu errichten. Indeſſen können dieſe von keinem großem Gebrauche ſeyn, weil Niemand auf dieſer Straße Extrapoſt reiſen wird, als einige Güterbeſitzer, die in dieſen Alpen Ländereyen haben, die ſie, nach Italieniſcher Gewohnheit, ſehr ſelten beſuchen. Die Zahl der Kaufleute, die gelegentlich Geſchäfte dort haben, muß auch äußerſt geringe ſeyn, und am allerwenigſten möchten dieſe wohl Extrapoſt reiſen. Als eine Durchfuhre hat man dieſe Straße nie betrachten können, weil der Paß über den Bernhard etwas ganz neues iſt und Lord *** s Wagen der dritte oder vierte war, der je darüber gegangen iſt. Daher kommt es denn, daß dieſe Straße faſt ganz unbekannt iſt, auch ſteht ſie nicht in Martyn's Tour through Italy. in welchem ſich alle andere Italieniſche Straßen finden. Ich will ſie deßwegen hier geben.

Von	Aeſta.	nach	Caſtiglione	Poſten	2½.
—	Caſtiglione	—	Dounez	—	2¼.
—	Dounez	—	Yvrea	—	2.
—	Yvrea	—	Fuys Felizzo		2.
—	Fuys	—	Settimo	—	1.
—	Settimo	—	Givas.	—	1.
—	Givas	—	Turin.	—	1.
					11¾.

Dieſe Poſten beſtehen, jede aus fünf Piemonteſiſchen Meilen. Martyn berechnet die Piemonteſiſche Meile zu 2688 Engliſche Yards 10 Zollen, folglich beträgt jede etwas mehr als anderthalb engliſche Meilen, das heißt, die Poſt von 5 Piemonteſiſchen Meilen macht nicht ganz 8 Engliſche und das iſt ohngefähr die Länge einer Poſt durch ganz Italien, etwa zwey deutſche Meilen, wie man ſie ſo gewöhnlich auf den Poſten bezahlt, d. h. etwas weniger als 2 deutſche geographiſche Meilen, deren 15 auf einen Grad des Aequators gehen. Ganz gleich ſind ſich dieſe italieniſche Poſten nirgends, ſondern wechſeln nicht nur von einem Lande ins andere, ſondern auch im nämlichen Lande von einer Poſt zur andern ab, indem die eine etwas länger, die andere etwas kürzer iſt. Wenn man aber hundert Poſten zuſammen nimmt, wird man ſo ziemlich finden, daß ſie 200 deutſche Poſtmeilen betragen, beſonders wie ſie im ſüdlichen Deutſchland ſind. Der ganze Weg von Aoſta nach Turin iſt alſo ohngefähr 24 deutſche Poſtmeilen, die man ſehr bequem in 20 Stunden macht.

Wer nicht ſehr frühe Aeſta verläßt, und nicht ſpät in die Nacht hinein reiſen will, kann Yvrea den nämlichen Tag nicht erreichen. Da aber zu Donnez kein gutes Wirthshaus iſt, ſo thut er beſſer, zu Verrex zu bleiben. Nun iſt zu Verrex keine Station; er muß alſo vorläufig mit den Poſtillons einen Vergleich machen und ihnen etwas mehr für das Nachtlager bezahlen, damit ſie den folgenden Morgen den Reſt der Station bis Donnez machen. Ich fand ſie ziemlich billig, vermuthlich, weil ſie an den Handel gewöhnt ſind.

In der Gegend von Yvrea kommen Sie endlich aus den Bergen heraus und das Land iſt nun weniger ſchön und weniger intereſſant. Sonderbar iſt es, daß auch die Straße durch das ebene Land bey weitem nicht ſo gut iſt, als durch den Theil, der mehr in den Alpen liegt. Auch ſieht man auf den letzten drey Poſten vor Turin nichts, das die Annäherung zur Hauptſtadt verkündigte: keinen ſorgfältigern Bau der Felder, eher das Gegentheil; keine Gärten, keine Landhäuſer, keine Betriebſamkeit, keine Reiſenden. Dieſe Erſcheinung aber läßt ſich zum Theil durch die Lage von Turin erklären. Nahe bey dieſer Stadt erhebt ſich aus der großen Ebene der Lombardey eine Bergkette, die etwa 40 italieniſche Meilen lang, nirgends ſehr hoch und überaus ſchön iſt, und weder mit den Apenninen noch mit den Alpen in der geringſten Verbindung ſteht. Der Reitz dieſer Bergkette iſt die Urſache, daß faſt alle Landhäuſer der Turiner auf oder nahe an dieſen Hügeln liegen, da nämlich, wo ſie der Stadt am nächſten ſind. Man nennt ſie die Collina, ein Nahme, auf den ich mich öfterer beziehen werde.

Es iſt ein herrlicher Anblick, den man in der Nachbarſchaft von Turin hat, die ungeheure Menge von Landhäuſern auf und an dieſer Collina zu ſehen, die, auf der Turiner Seite, faſt durchgehends grün, und theils mit Holzung, theils mit Reben bewachſen oder mit Gärten bedeckt iſt. Großes Holz giebt es freylich hier nur wenig, wohl aber kleine Caſtanienbäume und Gebüſche in Menge, welches in der Ferne die nämliche Wirkung hat, als eigentliches Waldholz.

Ich bin auf mehreren Landhäuſern dieſer Collina geweſen und habe überall eine Ausſicht auf die Stadt, auf die Ufer des Po, die große Pläne der Lombardey und auf jene ungeheure Alpenkette, welche aus der Schweiz durch Savoyen läuft und dann, nach dem mittelländiſchen Meere zu, die Grenze zwiſchen Frankreich und Italien macht.

Wenn man aber den vorzüglichſten Augenpunkt ſucht, der faſt alles vereint, was man an mehreren Orten von der Collina herab ſieht, muß man auf die Superga gehen, welche auf einer der anſehnlichſten Höhen dieſer Hügel liegt und 6 bis 7 italieniſche Meilen von der Stadt entfernt iſt. Ohne Zweifel wiſſen Sie ſchon längſt, daß dieſes prächtige Gebäude von Victor Amadeus erbaut worden iſt, der hier im Jahre 1706 mit dem Prinzen Eugen das franzöſiſche Lager, welches die Stadt eingeſchloſſen hielt, überſah, und mit dieſem berühmten Krieger den Entwurf zum Entſatz machte. Er that hier ein Gelübde, welchem zu Folge er dieſes Gebäude errichtete, das 1731 vollendet wurde. Die Zeichnung iſt von Giuvara in einem ſehr großen Style und größtentheils gut ausgeführt: die Gemälde nur mittelmäßig und die Bildhauerarbeit in Marmor auch nicht von beſonderer Wichtigkeit. —

In dem darunter befindlichen Gewölbe ſind die Könige von Sardinien ſeit ſechzig Jahren begraben worden. Man verfährt in dieſem Begräbniſſe nach einer ganz eigenen Etikette, die ſo recht auf die Natur des menſchlichen Herzens und den gemeinen Gang der Dinge dieſer Welt gegründet iſt. So oft ein König ſtirbt, ſo ſetzt man ſeinen Leichnam nicht etwa neben ſeinen Vorgänger, ſondern an einen abgeſonderten und ausgezeichneten Ort, wo ſein Grabmahl ſehr verziert wird. Dieſen Platz behauptet er, ſo lange ſein Nachfolger lebt; ſobald aber dieſer ihm auch im Tode nachfolgt, ſo wird der erſte aus ſeinem Platze vertrieben und kommt nunmehro erſt in ſeine gehörige Reihe neben ſeinen Vorgängern, während daß der zuletzt Verſtorbene die ausgezeichnete Stelle einnimmt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Arnold Wever

Buchhändler in Berlin.

Neue Verlagsbücher,

zur

Oſtermeſſe 1796.

1.

Anweiſung für Frauenzimmer, die ihrer Wirthſchaft ſelbſt vorſtehen wollen, 10tes Stück, enthält: von der Federviehzucht und insbeſondre von der Gänſe- Enten- Truthühner- Schwanen- und Faſanenzucht. gr. 8.

2. Merkwürdigſte, das, aus den neueſten und beſten Reiſebeſchreibungen zum Unterricht und zur Unterhaltung, fur die Jahre 1786, 1787, 1788, 1789, 1790, 1791, neue mit einem ſchönen Umſchlag und 6 Portraits berühmter Gelehrten gezierte Auflage, gr. 8. ſonſt 10 Rthlr. jetzt 6 Rthlr.

3. Nelkenbrechers Taſchenbuch der Münz- Maaß- und Gewichtskunde für Kaufleute, neue mit einem Anhang über das in Frankreich neu angenommenene Maaß und Gewicht vermehrte Auflage. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

   Die vielen Auflagen dieſes für jeden Kaufmann unentbehrlichen Werks, zeigen hinlänglich die allgemeine Brauchbarkeit deſſelben an und machen jede Lobpreiſung deſſelben entbehrlich.

4. Moritz, K. P., engliſche Sprachlehre für die Deutſchen, 4te verbeſſerte Auflage, gr. 8. 16 Gr.

5. — 3 Tabellen, über die engliſche Ausſprache, Etymologie und Wortfügung, neue Auflage. 8 Gr.

6. Olla Potrida eine Vierteljahrſchrift, auf das Jahr 1795, 2ter 3ter 4ter Heft, gr. 8. 1 Rthlr. 6 Gr.

7. — Neue, mit biographiſchen und naturhiſtoriſchen Nachrichten vermehrt, für das Jahr 1796, 1tes Quartal, gr. 8. 10 Gr.

8. Merkwürdigſte, das, aus den neueſten und beſten Reiſebeſchreibungen zum Unterricht und zur Unterhaltung eine Quartalſchrift, auf das Jahr 1795, 2tes 3tes 4tes Quartal, und 1796, 1tes. 1 Rthlr. 16 Gr.

9. Franzöſiſche Sprachlehre für die Deutſchen nach Wailly von de la Veaux 3te verbeſſerte Auflage, gr. 8.

Kenner der franzöſiſchen Sprache räumen ihr mit Recht den Vorzug vor allen andern franzöſiſchen Sprachlehren ein, ja die ehemalige franzöſiſche Akademie, dieſe hierin ſo competente Richterin, hat ſie ihres ganzen Beifalls würdig befunden. Die dritte Auflage dieſer für Deutſche bearbeiteten Sprachlehre, unterſcheidet ſich von der frühern Ausgabe, theils durch das zum bequemen Gebrauch in Schulen beigefügte weitläuftigere Inhalts-Verzeichniß, theils dadurch, daß man, dem Wunſche vieler Lehrer dieſer Sprache gemäß, die franzöſiſche grammaticaliſche Terminologie beibehalten hat, koſtet 20 Gr.

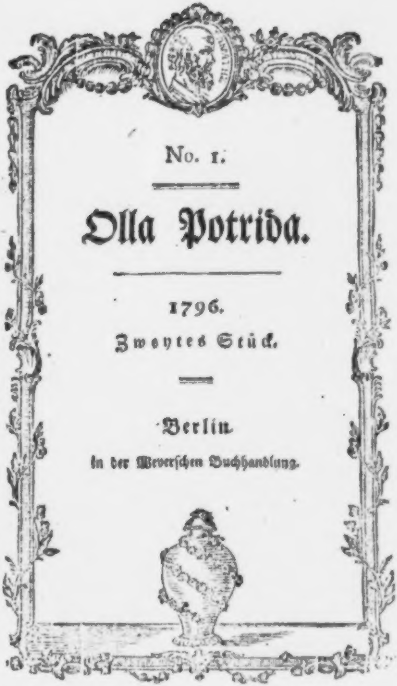
10. Voltairs ſämmtliche Schriften 28ter Band 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

11. Von der Federviehzucht und ins beſondre von der Gänſe-Enten-Truthüner-Schwanen- und Faſanenzucht. gr. 8.

12. Théatre à l'uſage de jeunes perſonnes, par Mad la Comteſſe de Genlis; ſeconde édition révue et corrigée, 4 Vol. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Zu Michaelis wird fertig.

Dictionnaire françois allemand & allemand-françois à l'uſage des deux Nations redigé par une ſocieté de Gens de lettres, cinquième Edition augmentée de pluſieurs Articles revue par Mr. de la Veaux, Tome 1 & 2. gr 8.



No. 1.

Olla Potrida.

1796.

Zweytes Stück.

Berlin
in der Weverſchen Buchhandlung.

Hat mit der Quartalſchrift einerley Inhalt.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalt.

Seite.

I. Reiſe über den großen Bernhard bis Turin und Genua. 1793. 5.

II. Leibnitzens Leben. 25.

III. Genf, vor der Revolution: aus dem Briefe eines Reiſenden. 41.

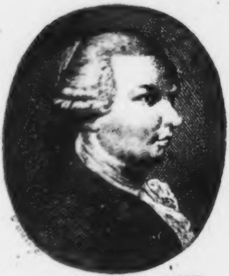
VI. Briefe über Rußland. 61.

V. Erinnerungen aus einer Reiſe nach Stokholm. 89

Olla Potrida.

1796.

Zweytes Stück.



Oliver Goldsmith NB.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

uns durch Deine ſanfttönende Stimme die Geſchichte hören! ſo ſprach Colmir, und lehnte den Speer an die moosigte Buche. — Trauern will ich mit dem weißhalſigten Mädchen, und klagen den Tod des Helden, Ullhorſt's fürchterlichen Sohns. —

Es ſind nun zween Sommer — ſo begann der Barde, — als Hylmar und Lino beym Wettſtreit ſeines Fanors Tochter mit dem blendenden Buſen entbrannten; Keiner wich dem Andern, und beide waren ſtark im Gefechte! — Lino, durch Thaten ſeiner Väter geſtärkt, war wüthend in Schlachten; Hylmar, wich keinem Gefechte, und trug Ruhm in vielen Schlachten davon. Doch friedlich war ſein Herz, und gefühlvoll. Ihm ſprach Fanors liebliche Tochter den Preis zu; Lino ergrimmte, und beſchloß, ihn zu tödten. — Er fand ihn im Walde, ihn und das Mädchen ſchlafend, ſein lockigtes Haupt ruhte an Moinens Buſen, als der Böſewicht den Pfeil auf den geſpannten Bogen legte, und Hylmar'n, Moinens Leben, und den Stolz ſeines Geſchlechtes, aus angenehmen Träumen in ewigen Tod ſenkte. — Als Moine erwachte, ſchwamm Hylmar im Blute, und röchelnd gab er ihr den letzten Kuß! —

Lieblich iſt Deine Stimme Allar! und rührend die Geſchichte! — Kommt meine Freunde! laßt uns dem Hügel der Gräber nahen, daß die Gegenwart der gefallenen Starken, die aus Nebelwolken auf ihre Gräber herabblicken, uns zum morgigen Gefechte ſtärke! Träumen wollen wir von ihren Thaten, und das ſoll unſere Kräfte erquicken!

Es war Nacht. Einzelne Sterne des Himmels leuchteten von Weſten. — Der Mond trat itzt aus blauen Wolken hervor — doch nur einzelne Strahlen ſeines falben Scheins drängten ſich durch die Bäume, und erleuchteten Hylmars Grab und das thränende Mädchen!

Hän-

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

I.

Reiſe über den großen Bernhard bis Turin und Genua. 1793.

(Beſchluß.)

Das Vorzüglichſte auf dieſer Superga iſt für den Liebhaber der Natur die Ausſicht, die man von der Laterne der Kuppel hat. Sie überſehen da nicht nur die ganze Collina, ſondern ohngefähr die ganze Alpenkette der ſüdlichen Schweiz, die Alpen Savoyens und dann die ganze ungeheure Reihe von Savoyen bis an das mittelländiſche Meer. Es iſt ſehr intereſſant, mit Jemanden zu gehen, der die Berge kennt und Ihnen die wichtigſten Alpenſpitzen neynen und die Richtung derer zeigen kann, welche durch andere verſteckt ſind. Welches ungeheure Theater! Welche Gefühle, die dieſes Wunderwerk der Natur in uns erregt! gen Süden und Südoſten zeigen ſich die Apenninen. Bis auf dieſen Augenblick wußte ich nicht, daß es einen Fleck in der Welt giebt, auf welchem man die Grajiſchen, Cottiſchen, Penniniſchen und Lepontiniſchen Alpen auf einmahl ſehen kann. Ich behalte dieſe Eintheilung der Alten bey, weil ſie mich beſſer dünkt, als irgend eine, die man ſeitdem gemacht hat. — Der Berg Roſa, nördlich, fällt vorzüglich in die Augen. Ihm der nächſte an Größe, wenigſtens dem Anſcheine nach, der Bernhardt. Roche Melon und der Berg Cenis ſind eben ſowohl hier zu ſehen, als der Genevre. Aber vorzüglich fällt der Viſo in die Augen, der ſich in einer ungeheuern Pyramide erhebt, und den man überall ſieht — nicht ſowohl wegen ſeiner vorzüglichen Höhe, denn er gehört keineswegs unter die höchſten Alpen, als wegen ſeiner ausgezeichneten Form und der unbeträchtlichen Höhe derjenigen Gebirge, die ihn unmittelbar umgeben.

Man ſagt mir, man könne auch den Gotthardt ſehen; allein das muß ein Irrthum ſeyn: und wenn man ja etwas damit meynt, ſo müſſen es die Alpen ſeyn, die ihn auf allen Seiten umgeben, und deren einige an der Mayländiſchen und Walliſiſchen Seite hier wohl ſichtbar ſeyn mögen.

Ich wußte es ſchon von andern Reiſenden, auf deren Geſchmack ich mich verlaſſen kann, daß Turin ſogar wenig von dem hat, was man in einer italieniſchen Stadt erwartet. Die Alten hatten wohl Recht, daß ſie die Apenninen und den Rubicon zur Grenze von Italien machten.

Beſonders fiel mir auf, daß dieſe Stadt ſogar wenig von den Werken der Italieniſchen Kunſt aufzuweiſen hat. Die Gemäldeſammlung im Reſidenzſchloſſe des Königs iſt vielleicht in ganz Turin die einzige, die eine ſorgfältege Beſichtigung verdient: und ſelbſt dieſe kommt den Sammlungen nicht bey, welche mehrere deutſche Fürſten beſitzen. Hier iſt die berühmte waſſerſüchtige Frau von Gerard Dow, welche man als das Gegenſtück zum Marktſchreyer des nämlichen Künſtlers zu Düſſeldorf betrachtet. Beyde werden von Kennern für ſeine Meiſterſtücke gehalten, und mir würde es ſchwer ſeyn zu ſagen, welchem von beyden ich den Vorzug geben ſollte. Indeſſen iſt das zu Düſſeldorf umfaſſender.

In dem Innern dieſes ganzen Pallaſtes iſt nichts Königliches, nichts Großes, ſelbſt nicht einmahl große Zimmer, aber deſtomehr Vergoldung und veraltete geſchmackloſe Pracht. Es iſt verboten, irgend Jemanden mit einem runden Hute hinein zu laſſen. Wir waren eine zahlreiche Geſellſchaft, keiner hatte einen andern als einen runden und ſo that natürlich die Wache ihre Pflicht. Einer der Lohnbedienten wandte ſich an einen Officier und ſagte ihm, es wären Engländer. Der Officier zuckte die Achſeln, rief die Wache, als wenn er mit ihr reden wollte und unterdeſſen giengen wir ſamt und ſonders in das Schloß. Ich führe ſorgfältig ſolche kleine Züge an. Es ſind mir ihrer ſo viel auf dem feſten Lande vorgekommen, und ſie beweiſen ſamt und ſonders, daß man Unrecht hat, es dem Engländer übel zu nehmen, daß er ſich ſo manches erlaubt, was er ſich nur darum erlaubt, weil man immer bereit iſt, es zuzulaſſen.

Sie haben überall geleſen, daß Turin eine ſchöne und regelmäßig gebaute Stadt iſt, daß faſt alle Gaſſen Arkaden und daß dieſe Arkaden gegen den obern, darauf ruhenden Theil der Häuſer ein ſchönes Verhältniß haben. Aber wiſſen Sie, daß dieſe Größe der Arkadenbogen ganz auf Koſten der niedern Stände erreicht wird? Das erſte Stockwerk ruht auf den Arkaden, und auf dem Boden ſind die Gewölber, Läden, Magazine ꝛc. Da aber die Arkaden ſehr hoch ſind, ſo muß zwiſchen dem Fußboden der Häuſer und dem erſten Stockwerke noch etwas ſeyn: und dieſes iſt ein entresol, das man alſo von außen kaum gewahr wird. Hier wohnen die mehreſten Menſchen der niedern Stände, die alſo ſehr dunkle, niedrige Zimmer haben und den Himmel nie zu ſehen bekommen.

Ich habe immer bemerkt, daß die allermehreſten Städte gegen die Stadtmauern zu geſperrt ſind, d. h. daß die Gaſſen, welche nach den Mauern zulaufen, keine Oeffnung haben, ſondern gewöhnlich auf eine Reihe Häuſer ſtoßen, die mit dieſen Gaſſen einen rechten Winkel macht. Dies hat man weislich in Turin vermieden und mehrere Gaſſen ſind gegen die Wälle offen, ſo daß man hin und wieder in einer Gaſſe die Wälle ſehen kann. Dadurch bekommt die Stadt einen unabläſſigen Zug von friſcher Luft, der ſehr zur Geſundheit derſelben beytragen muß. Freylich hat der Umſtand in kaltem Wetter auch ſeine Unbequemlichkeiten.

Wir ließen uns ein halbes Dutzend der beſten Kirchen zeigen, und verloren gar bald das Verlangen, mehrere zu ſehen. Für eine katholiſche Stadt, und dieß eine Italieniſche und eine Hauptſtadt noch obendrein, empfehlen ſich die hieſigen Kirchen weder durch ihren Bau, noch durch Reichthum, Pracht, Geſchmack, innere Verzierung, oder irgend etwas. Ich habe weit beſſere in Frankreich, in den Oeſtereichiſchen Niederlanden und ſelbſt in Deutſchland geſehen.

Wir fanden hier keinen Hof; der König und die Prinzen alle ſind in der Grafſchaft Nizza, nicht weit von der Armee und mit derſelben. Die Prinzeſſinn von Carignan iſt auf dem Lande, und die Damen von Artois, Provence und ein Paar andere aus der königlichen Familie, die in der Stadt ſind, leben jetzt eingezogen und halten keinen Hof. Von dieſer Seite hatten wir alſo hier ganz und gar keine Reſſource. Von öffentlichen Luſtbarkeiten giebt es nichts als eine Opera buffa, und wenn es nicht um die Häuſer von einem Paar Geſandten wäre, worunter eins eine liebenswürdige Italieniſche Familie iſt, ſo würden wir unſern hieſigen Aufenthalt nichts weniger als unterhaltend finden.

Die Geſellſchaft der hieſigen Oper kommt der Londoner nicht gleich; auch bin ich noch nicht Italiener genug, um immer wieder das nämliche Stück zu ſehen, und die nämlichen Grimaſſen, die nämlichen Poſſen, die man in einer Opera buffa auskramt, zu belachen. Das Lieblingsſtück dieſer Jahreszeit ſind i due Gobbi, wovon die Muſik überaus ſchön iſt. Man ſpielt nicht im großen Theater, welches ſchön iſt, und für die ernſthafte Oper im Winter aufbehalten wird.

Es iſt mir ein Paarmahl begegnet, des Abends zu Fuße in den Gaſſen zu gehen und ich erſtaunte über die todte Stille, die ich um acht, neun und zehn Uhr in dieſer Hauptſtadt gefunden habe. In einigen Gaſſen traf ich faſt Niemanden und nicht ein einziges Mahl bin ich von einem öffentlichen Mädchen angeredet worden. Dieſe Waare ſcheint hier wenig geſucht zu ſeyn, woraus mancher auf die Sittlichkeit von Turin ſchließen möchte; allein ich habe Urſache zu glauben, daß, da die Profeſſion ſo wenig zu gehen ſcheint, die Sache mehr Dilettantenmäßig getrieben wird.

In welchem elenden Zuſtande die Piemonteſiſche Armee vor dieſem Könige geweſen ſeyn muß, ſchließ ich unter andern aus dem Anblick, den das Zeughaus uns darbot. Dieß iſt ein ungeheueres Gebäude und enthält in ſeinem Umfange ohngefähr alles, was zum Kriege gehört; aber ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, als wir in den Saal kamen, wo die Waffen aufbewahrt werden. Hier hatte man ſo jämmerlich aufgeräumt, hier waren überall ſo große Lücken, daß ich wirklich nicht begreifen kann, was für Gewehr die Armee vor dem Kriege geführt haben muß, oder wie ſtark ſie geweſen ſeyn mag.

Die Ausſicht, die man von dem ſogenannten Weinberge der Königinn, einem Landhauſe nahe bey der Stadt, hat, verdient wohl, daß man einen Spatziergang dahin macht. Sonſt iſt freylich wenig da zu ſehen, und unter den Gemählden, die hier aufgehangen ſind, giebt es mehrere, die ich ſchlechterdings in keinem meiner Zimmer dulden würde.

Wir giengen eines Morgens, die Univerſität zu ſehen, welches ein weitläuftiges Gebäude iſt, wo die bekannte Tafel der Iſis, oder Iſis-Tafel, allerhand Antiken, Aufſchriften ꝛc. gezeigt werden. Aber hievon wollte ich nicht reden, wohl aber von der todten Stille, die in dem ganzen großen Gebäude herrſchte. Ich fragte, ob man jetzt Vacanzen hätte? (zu Anfang des Octobers?) Man gab mir eine kurze Antwort, auf die ich weiter nicht achtete, weil andere Dinge mich beſchäftigten. Aber in der Folge fiel mir es wieder ein, und ich redete darüber mit einem Piemonteſer, den ich wegen ſeines hellen Kopfes, ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe und wegen gewiſſer ſatyriſcher Wendungen ſchon vorher ausgezeichnet hatte. Dieſer gab mir denn einen ſchrecklichen Aufſchluß über eine Sache, die ſehr wenig Aufſehen erregt zu haben ſcheint. Der Mann ſagte mir: die Regierung habe die Entdeckung gemacht, daß die Welt nur zu viel ſchon wüßte, nur zu weiſe ſchon ſey; ſie habe alſo klüglich beſchloſſen, dem Uebel Einhalt zu thun, wenigſtens ſo weit, als es von ihr abhieng, und daher ſchon ſeit geraumer Zeit die Univerſität aufgehoben. Die Piemonteſiſche Regierung ſey militäriſch; um ein guter Bürger zu ſeyn, ſey es genug, ſich wohl in den Waffen zu üben: und die Zahl der Officiere, die man für eine Armee braucht, ſey, verhältnißmäßig gegen die Soldaten, nur ſehr geringe; und überdieß ſey es ganz und gar nicht nöthig, daß ſelbſt dieſe Officiere eine Univerſitätserziehung erhielten, weil man doch nie gefunden habe, daß die wahre Bravour in dieſen litterariſchen Geſellſchaften gelehrt werde. Leute, die auf der Kanzel etwas ſchwatzen könnten, würden ſich immer genug finden, und die Klöſter ſeyen zu ihrer Bildung hinreichend; die Rechtsgelehrten wären Verdreher der Geſetze, und die Aerzte ſchickten eine Menge Menſchen ins Grab.

Von Turin aus machten wir eine kleine Reiſe, die nur zwey Tage dauerte, mich aber ſehr unterhielt. Da die Franzoſen uns nicht erlauben wollten, durch Savoyen und über den Berg Cenis zu gehen, wollten wir uns wenigſtens in einer gewiſſen Ferne dieſem Paſſe nähern. Wir gingen alſo bis St. Ambrogio, etwa drey deutſche Meilen auf der großen Heerſtraße nach dem Cenis zu, wo wir übernachteten.

Auf unſerm Wege dahin kamen wir an ein ſchön gelegenes königliches Luſtſchloß, Rivolo. Dieſes würde von allen Schlöſſern des Königes das größte und prächtigſte ſeyn, wenn es nach dem urſprünglichen Entwurf, von dem man dort das Modell zeigt, ausgeführt worden wäre. Was man jetzt ſieht, iſt nicht die Hälfte davon, und doch iſt es ein Gebäude von ſehr großem Umfange. Der König hat es kürzlich dem Herzog von Aoſta geſchenkt, der es eben jetzt ausbeſſern und die

Oeffnung ſchließen läßt, wo das große Mittelgebäude nach dem urſprünglichen Entwurf ſich anſchließen ſollte, das denn aber nie gebaut worden iſt.

Da dieſes Gebäude auf einer ziemlichen Höhe ſteht, ſo hat es ſehr weite Ausſichten, und dieſe ſind, nach allen Richtungen, überaus ſchön. Turin ſieht man am Ende einer langen Allee, die von hier in gerader Linie dahin führt. — Das Städtchen Rivolo iſt ein elendes armſeliges Neſt, und doch iſt es der erſte, folglich der auffallendſte Gegenſtand, den man von dieſem Schloſſe ſieht.

Von Rivolo giengen wir etwa drey italieniſche Meilen weiter und kamen durch eine kleine Abweichung von der Landſtraße nach Avilianio, einem ſchlechten, aber ſchön gelegenen Orte, in deſſen Nachbarſchaft zwey liebliche kleine Seen ſind, um derentwillen wir vorzüglich den Umweg machten.

St. Ambrogio etwa 3 deutſche Meilen von Turin und 3 und eine halbe von Novaleſe, liegt in dem erſten Schlunde, den die hohen Alpen da bilden, oder wo ſie, auf dieſer Seite, ſich recht eigentlich anfangen. Hier erſtiegen wir einen Berg, auf deſſen Spitze ein merkwürdiges altes Gebäude iſt, und wo wir auf der einen Seite die weiten Ebenen der Lombardey, auf der andern aber tief in die Alpen hinein ſehen, und den Mont Cenis deutlich beobachten konnten. Dem Roche Melon, einem der höchſten Alpenberge, waren wir noch näher.

Dieſes alte Gebäude heißt St. Michael, hat aber das Anſehen eines feſten Schloſſes aus den mittlern Zeiten. Zuverläßig ſcheint es mehr zum Angriffe und zur Vertheidigung gebaut zu ſeyn als für Gebet und ein ſtilles betrachtendes Leben. Für eine Einſiedeley iſt es zu groß und zu wichtig; aber einſam genug liegt es: und dieſer Umſtand ſcheint ſo ſehr auf die Menſchen gewirkt zu haben, daß das Gebäude bisweilen ganz verlaſſen iſt, und ſelten von mehr als einem oder zwey Geiſtlichen bewohnt wird. Aber ſelbſt in ſeinem jetzigen vernachläßigten und halbzerſtörten Zuſtande hat es etwas ſehr Großes und Mahleriſches, indem es ſich mit ſeinen Thürmen und mancherley Zinnen auf einer Felſenſpitze in die Luft erhebt.

Da der Berg Roche Melon uns hier vorzüglich ſichtbar war, erkundigte ich mich genauer nach der berühmten jährlichen Meſſe, die aber nicht mehr geleſen wird. Es war wirklich ein geiſtlicher Jahrmarkt, den man mit vieler Beſchwerde beſuchte, nicht ſowohl um eine Meſſe auf einer Alpenſpitze zu hören, als um eine Parthie zu machen, die doch für viele in Krankheiten ſich endigte, weil wegen der Höhe des Berges, ein Theil der Geſellſchaft unter freyem Himmel übernachten mußte.

Es war Nacht, als wir nach Ambrogio wieder zurückkamen, und ein Wirthshaus fanden, das auf der Straße von Genf nach Turin unter die beſten gerechnet wird. In der That hat man dem Elende hier ein prächtiges Anſehen zu geben gewußt, und über den Thüren der ſehr zahlreichen Zimmer las ich die Nahmen von London, Paris, Rom und vieler andern Europäiſchen Hauptſtädte. Gleichwohl konnte ich im ganzen Gebäude nicht ein Fenſter ausfündig machen, das durchaus Glasſcheiben gehabt hätte. Die Gewohnheit, geöltes Papier ſtatt Glasſcheiben zu gebrauchen, iſt im Piemonteſiſchen ſo ziemlich gemein, und ſelbſt das ſchöne Turin iſt hier und da dadurch entehrt.

Häufige Thränen der Wehmuth entſtürzten ihrem blauen Auge. So wehet der Nordwind die Tropfen des Regens aus den Gipfeln der wankenden Buche. Gebeugt über das Grab ſaß ſie, das wallende Haar, und den aufgeſchloſſenen Buſen jedem Winde Preis! — Laut und viel war ihr Weinen, und tönend ihre Klage! — Ach Hylmar! Hylmar iſt hin, er der beſte, der ſchönſte der Jünglinge! der erſte im Gefechte, wenn Manors Schild von gewaltigen Schlägen das Thal hinab erklirrete! — Er fiel nicht im Gefechte; nicht da, wo er Schilde zertrümmern und Todte ins hohe Gras ſtürzen konnte; nicht da fiel er, er fiel vom Pfeile des niedrigſten der Menſchen, als er in meinen Armen den Schlaf der Liebe ſchlief! — Er fiel nicht da, wo der Barde nach langen Jahren, wenn bereits moſigte Stauden und Neſſeln zu ſeinem Haupte wuchſen, von ſeinem Ruhme ſingen konnte! — Und Du, Moine, Du trauerndes Mädchen, klagſt jeden Tag und jede Stunde um ihn; und Dein ſieches Leben ſchleicht unter Deinen Thränen dahin, — wie die Lüfte des Lenzes am dichten Epheu dahin ſäuſeln! Du hör'ſt ihn nicht mehr kommen vom Hügel, von ſeinen Hunden begleitet! Du ſiehſt ihn nicht mehr in ſeiner Schönheit, mit Helm und Speer, wenn er vom Jagen, oder dem Gefechte zurückkam! — O! wie ihn der Ruf zum Gefechte entzückte! Hier Mädchen fühle, ſprach er, wie der Ruf zur Schlacht mir für Freude das Herz mit hohen Schlägen emportreibt! Das fühlt' ich mit kalter, zitternder Hand; — er kam mit Ruhme zurück, und damals zittert' ich für ihn, und izt da er fiel, ſchlief ich mit ihm ohne Sorge!

Den 4ten October gingen wir nach Turin zurück, indem wir unſern Weg über die Veneria nahmen, ein Luſtſchloß, auf welchem ſich der König jährlich in der Jagdzeit aufhält. Auch hier haben die Fürſten des Landes ein abgeſchmacktes Denkmahl ihrer Eitelkeit und falſchen Größe errichtet: auch dieſes Gebäude war von einem ungeheuern Umfange. In dem ſpaniſchen Kriege wurde ein Theil davon zerſtört, und doch iſt noch jetzt Platz genug für den König und einen mäßigen Hofſtaat. Die wenigen Gemählde, die hier hängen, ſind ſchlecht, und die Familienportraits abſcheulich, und ſo ſind ſie in jedem Gebäude Seiner Majeſtät, das ich noch geſehen habe.

Hier ſah ich wieder jene großen und breiten Sandwege, ausgehauene, nackte Plätze und zugeſtutzte, verſchnittene Bäume: und das alles in einem heißen Himmelsſtriche, während daß der Engländer, in einem kühlen Lande, nichts als Schatten, Grotten und kühle Wege ſucht und der ſumpfigte Holländer einen Canal um ſein Haus gräbt. Allein ich habe ſchon ſo lange bemerkt, daß Individuen, ſo wie ganze Völker, in einem umgekehrten Verhältniſſe zu ihren Bedürfniſſen arbeiten, daß ich mich nicht mehr darüber wundern, und dem Schweizer vergeben kann, daß er, in der Mitte von allem, was in der Natur groß und ſchön iſt, einen Baum in eine fürſtliche Form martert, und mitten in der ſchönſten Landſchaft ein elendes Gärtchen ſich zuſtutzt. Die Deutſchen haben in dieſer Rückſicht, ſo wie in den mehreſten andern, ganz und gar keinen Charakter. Sie machten armſelige franzöſiſche Gärten, ſo lange, als ſie alles, was franzöſiſch iſt, nachahmten, und nun machen ſie armſelige Engliſche Gärten, weil die Mode ſich geändert hat.

Wir verließen Turin den ſechsten October, und giengen nahe bey der Stadt über die Collina, auf deren Rücken ich eine reitzende Ausſicht hatte, indem ich nicht nur unter mancherley Geſichtspunkten alles das wieder ſah, was ich vorher von der Superga und andern Höhen der Collina geſehen hatte, ſondern auch eine große Mannigfaltigkeit von kleinern Partien, die man auf dieſem Felsrücken ſelbſt findet. Indeſſen bemerkte ich, daß dieſes Gebirge nicht überall fruchtbar iſt, ſondern an manchen Orten ſehr wilde Ausſichten darbietet. Es war ein herrlicher Tag und die Luft vollkommen rein. Da ſahe ich ganz klar eine Menge der höchſten und merkwürdigſten Alpenſpitzen, den Viſo, an welchem der Po entſpringt, den Genevre, den Cenis, Roche Melon, den großen St. Bernhard und den Roſa, der ſich an den Grenzen von Wallis und Mayland zu einer ungeheuern Höhe erhebt.

Wir kamen durch das artige Städtchen Chieri, und ſchliefen zu Aſti, einer Stadt, deren ſechs und funfzig Kirchen und einſame Palläſte mehr anzeigen, was ſie geweſen iſt, als was ſie iſt. Es war einer von jenen ſchönen Sommerabenden wie ich ſie bisweilen am Genferſee in den Monaten July und Auguſt geſehen habe; die Luft war rein und ſtille, und eine warme Italieniſche Abendſonne vergoldete die mannigfaltigen Thürme und Spitzen von Aſti. Die Lage dieſer Stadt gefällt mir außerordentlich, denn hier wird die große Pläne der Lombardey abermahls durch kleine Hügel unterbrochen, von deren freylich unbeträchtlichen Höhen man abermahls die Alpen und Appenninen ſieht.

Von hier bis Aleſſandria und von da bis Novi, iſt nichts, das dieſe Pläne unterbricht; ſie iſt todt und einförmig, und würde unerträglich ſeyn, wenn man

nich

nicht die Apenninen, denen man immer näher und näher kommt, im Geſichte hätte, während daß die Alpen ſich noch immer in der Ferne zeigen. Uebrigens ſind dieſe Plänen äußerſt fruchtbar und gehören unter die allerbeſten Striche von Europa.

Wir giengen nicht mit Poſtpferden, ſondern mit einem ſogenannten Vetturino, welche Art zu reiſen mir in einem ſchönen Lande ſehr gefällt. Der Vetturino fährt mit den nämlichen Pferden, giebt Ihnen alſo Zeit, das Land zu ſehen und eine Stunde in der Stadt umher zu gehen, in der man zu Mittage ſpeiſ't. So beluſtigte ich mich z. B. ſehr zu Aleſſandria, eine Italieniſche Meſſe zu ſehen.

Wir blieben die zweyte Nacht zu **Novi** (in Genueſiſchen). Dieſe Stadt liegt am ſchroffen Fuße der Apenninen, die ſich ſo auf einmahl aus der Pläne erheben, daß man dicht an der Stadt zu ſteigen anfängt; und dann geht man faſt fünf deutſche Meilen beſtändig auf und ab, doch ſo, daß man die ganze Zeit über immer mehr Berg auf als Berg ab gehet. Die höchſte Höhe, wo wir über die Apenninen giengen, heißt die Borchetta, die einzige Fahrſtraße durch die man in das Genueſiſche Gebiete kommen kann. Als wir die höchſte Höhe der Landſtraße erreicht hatten, erſtieg ich in etwa zehn Minuten die Spitze des Hügels um eine Ausſicht zu genießen, die ich nie vergeſſen werde. In der Mitte der Apenninen ſah ich die mannigfaltig geformten Spitzen dieſer Gebirge um mich, eine weite Ausſicht auf die Ebenen der Lombardey, an deren Ende ich noch immer die Alpen entdeckte. Gegen Mittag zeigte ſich unumgrenzt das mittelländiſche Meer, über welches hinaus ich dem Dey von Tunis gerade in ſein Seraglio hätte ſehen können, wenn es nicht um die Krümmung der

Erdkugel und die Schwäche unſerer Organen wäre. Was mich am meiſten wundert, war, daß ich die Stadt Genua, oder wenigſtens einen Theil derſelben, mit bloßen Augen ſehen konnte, von der ich doch, wie ich wußte, noch vier deutſche Meilen weit entfernt war. Mit einem großen Glaſe konnte ich die höhern Häuſer, die Thürme und Kuppeln unterſcheiden. Die Reinigkeit einer Italieniſchen Atmoſphäre iſt freylich außerordentlich. Allein ich war nicht ſo weit von Genua, als ich dachte. Die Straße geht über dieſe ſteilen Berge durch ſo außerordentliche Krümmungen und Wendungen hinab, daß die vier Meilen in gerader Linie nicht zwey betragen würden.

Zu Campo Marone kommt man wieder in die Ebene, und von da bis Genua geht man durch einen Auftritt, der ſchwerlich ſeines Gleichen in Europa hat, und den ich hier in einer Republik, am wenigſten erwartet hätte. Sie wiſſen, wie oft ich Ihnen von der Lebhaftigkeit der vielen Landſitze und allem dem geſchrieben habe, was die Nähe von London ankündiget, und wie mir in Vergleichung damit, die Nachbarſchaft aller andern Hauptſtädte immer todt und arm vorkam, ſelbſt Paris nicht ausgenommen. Nur dieſe Straße hier, die nach Genua führt, iſt noch lebhafter, als irgend eine um London, hat eine weit größere Zahl von Landhäuſern, beſonders aber von großen Palläſten, und kündiget eher die Hauptſtadt von Europa an, als die einer Republik, die etwa 400,000 Seelen zählt. Der Umfang, die Höhe, die Pracht, mit der dieſe Landhäuſer gebaut ſind, geht über alles, was ich je geſehen habe, und wird nur von den Palläſten in der Stadt ſelbſt übertroffen. Die Straße ſelbſt iſt breit und ſo vortreflich angelegt, und unterhalten, daß ſie ihres Gleichen kaum hat. Sonſt mußte man alle Viertelmeilen über einen Fluß gehen, der bisweilen den Paß ganz unmöglich machte. Dieſem mußte man alſo zuerſt ſein Bette anweiſen, und mit Brücken belegen, und alles das geſchah auf Koſten der einzigen Familie Cambiaſo.

Ich kenne keine Stadt in Europa, deren Lage ſo prächtig iſt, als die von Genua. Das Land, auf welchem dieſe Stadt gebaut iſt, macht mehr als einen halben Zirkel. An den beyden Enden laufen große ſteinerne Dämme in das Meer, die mit ſtarken Batterien verſehen ſind, und alſo den Eingang in den Hafen leicht ſperren können. Allein was nützen alle dieſe Feſtungswerke der Natur und der Kunſt, wenn man ſie nicht durch weſentliche Macht unterſtützen kann! Vor 14 Tagen lief hier eine größere Zahl von Engliſchen und Spaniſchen Kriegsſchiffen ein, als die Republik, welche im gegenwärtigen Kriege neutral iſt, es hätte erlauben ſollen. In ſo große Verlegenheit indeſſen dieſe ausländiſchen Kriegsſchiffe die Stadt und den Rath ſetzten, ſo haben ſie für uns viel Intereſſantes gehabt. Nachdem wir uns mit dem Beſchauen derſelben einen Vormittag ſehr angenehm unterhalten, und den Engliſchen und Spaniſchen Admiral auf ihren Schiffen beſucht hatten, ſtachen wir in die See, um dieſe prächtige Stadt in ihrem ganzen Umfange zu ſehen. Nur der Boden am Hafen iſt ganz flach; er erhebt ſich aber ſogleich auf allen Seiten und das an vielen Orten ſo ſteil, daß kein Haus das andere dem Auge verbirgt, ſondern eins ſteigt immer hinter dem andern empor, bis auf eine beträchtliche Höhe hinauf. Es iſt ein höchſt majeſtätiſcher Anblick!

Dieſe Lage iſt auch Urſache, daß es mehrere Häuſer giebt, aus deren 2tem oder 3tem Stockwerke man ebenen Fußes in den Garten gehen kann. Auch ſind faſt alle Häuſer der Großen und Reichen ſo gebaut, daß ſie künſtliche Terraſſen haben, entweder ganz oben ſtatt des Daches, oder auf einem niedrigern Nebengebäude, ſo daß man aus dem dritten und vierten Stockwerke auf die Terraſſe gehen kann. Manche haben beydes. Auf dieſen Terraſſen hat man Springbrunnen von Marmor, kleine Grotten, Zitronen- Orangen- und Feigenbäume, Myrten; einige wenige haben auch ziemlich große Cypreſſen. Es iſt ſonderbar genug, wenn man ſo über dem ſechsten, ſiebenten und ſelbſt achten Stockwerke oben auf einem Hauſe umher geht, Schatten genießt und friſches Waſſer neben ſich rieſeln hört, welches durch Waſſerwerke von den Bergen in die Stadt geleitet und ſo durch alle Stockwerke hinauf getrieben wird, daß manche Häuſer es an 10, 11, 12 Orten haben.

Mrs Piozzi wendet eine Stelle aus der Bibel ſehr richtig auf Genua an: „das Silber wurde für nichts „geachtet in den Tagen Salomons“ — Dieß kann man hier mit Wahrheit vom Marmor ſagen. Eine Menge Kirchen ſind inwendig ganz von Marmor; faſt alle haben einen marmornen Fußboden. Selbſt viele Häuſer der Privatleute ſind von Marmor; die Fenſter- und Thürenſtücke, die Fußböden in den Vorſälen, die Treppen und die Vorſprünge der verſchiedenen Stockwerke ſind in ſehr vielen Häuſern durchaus von Marmor.

Die Höhe der Zimmer muß auch einem jeden der von der andern Seite der Alpen kommt, auffallen. Zu London iſt 14 Schuh eine gute Höhe für ein Zimmer und ſehr wenige haben mehr als ſechzehn. Hier giebt es wenige Zimmer in den Häuſern der Großen, die nicht 20 Schuh hoch wären, und manche haben 24 bis

25 Schuh. Das Haus eines der Durazzo hat 25 Fenſter in der Länge.

Bey dem allen iſt doch nichts hier ganz vollſtändig, und ich ſtoße ohne Unterlaß an etwas, das mir ſagt: In England würde das nicht ſo ſeyn. In den untern Theilen dieſer prächtigen Palläſte wohnen oft Leute von niedern Handwerken und in dem Durchgange unten ſitzt häufig, zwiſchen marmornen Säulen und marmornen Statuen auf einem marmornen Fußboden — ein Schuhflicker mit einem elenden Tiſche vor ſich und zerlumpten Schuhen um ſich her. Auch ſind die prächtigen Treppen gewöhnlich beſpuckt und nicht ſelten ſchmutzig, während, daß die Treppen in England durchaus rein und oft mit Teppichen bedeckt ſind. Und doch iſt Genua vielleicht die reinlichſte Stadt in ganz Italien. Die Architecktur iſt auch nichts weniger als correct.

Die größten Werke in und um Genua ſind von Privatperſonen gemacht worden, und das auf einen Fuß von Größe, der der Zeit der Römer würdig iſt. Hier iſt unter andern ein Krankenhaus, in welchem jetzt über vierzehn hundert Perſonen ſind, und welches von Privatperſonen geſtiftet worden iſt. Was mir beſonders daran gefällt, iſt, daß man ohne weiteres einen jeden Kranken darin aufnimmt, er ſey, aus welchem Lande und von welcher Religion er wolle. Das Ganze iſt vortreflich eingerichtet und wird mit Reinlichkeit unterhalten.

Der Adel von Genua iſt noch immer außerordentlich reich, und ganz wider die Gewohnheit des Adels anderer Länder, macht er nicht nur keine Schulden, ſondern legt noch anſehnliche Summen zurück. Da nun dieſes Land nicht Mittel und Auswege genug hat, um ſo vieles Geld anzulegen, ſo hat man es in die Franzöſiſchen Fonds gethan. Was die Summe ohngefähr ſeyn mag, habe ich nicht erfahren können, denn man redet ſehr verſchieden darüber. Einige rechnen ſie auf 200 Millionen Livres.

Mich dünkt, wir ſind drey oder vier Wochen zu früh hieher gekommen; denn es iſt jetzt (in der Mitte des Octobers) hier noch ſo heiß, daß ich am Tage mich äußerſt ermüdet und in der Nacht keine Ruhe gefunden habe. Ich bin gerade ſo, wie im July und Auguſt, gekleidet und habe mehrere Nächte hindurch unter dem bloßen Betttuche geſchlafen. Auch hab' ich häufig Kopfſchmerzen gehabt; ein Uebel, über das faſt alle meine ausländiſchen Bekannten klagen. Indeſſen iſt es eine herrliche Stadt, und die nämliche Hitze, die uns Nordmännern ſo beſchwerlich iſt, reifet in den Feldern die Olive, Citrone, Granate u. ſ. w.

Weiter ſage ich Ihnen von der Stadt Genua nichts! Sie erwarten kein Verzeichniß von der ſo großen Menge vortrefflicher Gemählde, die ich in einigen Kirchen, und weit mehr noch in 8 oder 10 Palläſten geſehen habe, ſo wenig, als eine Beſchreibung von der unbeſchreiblich prächtigen und mit Reichthum und Verzierungen beladenen Kirche St. Ambrogio und ein Paar andern, die ihr ſo gar viel nicht nachgeben. Nur ein Wort von van Dyck. Außerhalb England habe ich nirgends eine ſolche Menge von Gemählden dieſes Meiſters geſehen, als hier, und zwar mehrentheils ſehr große und vortreffliche Gemählde. Es giebt einen Pallaſt hier, in welchem er Jahre lang gearbeitet und wo man ohngefähr noch alles hat, was ſeine Hand damahls hervorbrachte.

Die Pracht, mit der das Innere mehrerer Palläſte meublirt und ausgeziert iſt, geht vollkommen Hand in Hand mit dem übrigen. Palläſte, Meublen, Verzierungen und Gemählde iſt der hauptſächlichſte Aufwand eines Genueſers von Adel. Auch empfangen ſie öfters Fremde mit Pracht, aber ihre gewöhnliche Lebensart ſcheint ſparſam zu ſeyn, und eine Menge Artikel von Aufwand, womit mancher Engliſche Große ſich zu Grunde richtet, als Menge von Pferden, Kutſchen, Rennpferden, Jagdhunden, ſorgfältige Unterhaltung mehrerer Landſitze und eine gaſtfreye Tafel, die ſelten mit einem ungeheuern Aufwande, aber nie dürftig und immer ſo beſetzt iſt, daß mehrere Bekannte uneingeladen Platz daran finden, kennt der Genueſer gar nicht.

Der Landhäuſer haben wir mehrere beſucht; ich kann aber nicht ſagen, daß irgend eins einen ſolchen Eindruck auf mich gehabt hätte, daß ich Ihnen eine umſtändliche Beſchreibung davon zu geben wünſchte. Wer an Engliſche Landſitze gewöhnt iſt, findet auf dem feſten Lande, in dieſem Punkte, wenig Befriedigung. Auch hat man keinen Begriff hier von dem, was man eigentlich in England einen Landſitz nennt. Was ich hier geſehen habe, ſind mehrentheils Gartenhäuſer, oder, wenn Sie wollen, mehr oder minder prächtige Palläſte in einem Garten.

Die Gärten ſelbſt ſind ſo, daß ſie für einen, der ſich zum erſten Mahle auf der ſüdlichen Seite der Apenninen findet, immer viel Anzügliches haben müſſen, wenigſtens im Anfange. Es macht uns Bewohnern des kältern Nordens Vergnügen, den Lorbeer, die Myrte die Aloe auf dem Felde ſtehen, und die Granate, Citrone, Pomeranze, Olive ꝛc. unter freyem Himmel reifen zu ſehen. Außerdem aber habe ich in der Gegend um Genua wenig

Gärten geſehen, an denen ich den guten Geſchmack rühmen könnte. Am merkwürdigſten war mir noch der Garten der Familie Lommelini, der größte von allen die ich kenne. Er iſt größtentheils im Engliſchen Geſchmack, und es machte mir viel Vergnügen, Engliſche Anlagen mit Italieniſchen Producten ausgeführt zu ſehen. —

Ich ſagte weiter oben, daß wir den Engliſchen und Spaniſchen Admiral am Bord ihrer Schiffe beſucht hätten, Wir beſahen auch ein Franzöſiſches, eins von denen, die ſich zu Toulon an Ludwig XVII ergeben, und das die Engländer nebſt ein paar andern mit ſich hierher gebracht hatten. Dies war eine gute Gelegenheit, die Kriegsſchiffe von drey großen Völkern an einem und dem nämlichen Orte mit einander zu vergleichen. Das Spaniſche Admiralſchiff war von 120 Kanonen, eine Größe, die dieſes Volk zuerſt eingeführt hat, und welche die Engländer ungern und nur ſehr langſam nachmachen; und wenn ſie auch gelegentlich ein Schiff für 120 Kanonen bohren laſſen, ſo findet man nicht leicht mehr als 110 darauf: und ſelbſt von dieſen bauen ſie äußerſt ſelten eins. Die Spanier aber ſcheinen zu glauben, daß dieſe ungeheure Größe und dieſe Menge von Kanonen ihren Schiffen ein Uebergewicht gebe; denn ich hörte vom Spaniſchen Admiral, daß man jetzt ein Kriegesſchiff von 130 Kanonen bauete. Es fiel mir auf, daß dieſer Admiral zugleich auch ein General iſt: eine Sache, von der man in England durchaus nichts weiß, wo dieſe beyden Profeſſionen ſehr ausgezeichnet von einander unterſchieden ſind.

Ich glaube, man empfing uns ungern auf dem Franzöſiſchen Schiffe, welches wir beſuchten. Ein ſeltſameres Gemiſche von Kleidungen iſt vielleicht nie auf

6.

Verſuch über den Charakter des Sir John Falſtaff.

(Aus dem Engliſchen, London 1777.)

Die Ideen, die ich mir von dem Muth und dem kriegriſchen Charakter des Sir John Falſtaff gemacht habe, weichen von denen, die ich insgemein herrſchen ſehe, ſo ſehr ab, daß ich meine Gedanken darüber auseinanderſetzen will, in der Hofnung, daß irgend jemand, ſo unpartheiiſch, als ich, entweder mir hierinnen aus dem Irrthum helfen, oder meiner Meynung Beyfall geben, und mich dadurch von dem Vorwurf der Sonderbarkeit befreien werde. Ich wage es nämlich zu behaupten, daß ich gar nicht einſehe, wie Sir John Falſtaff den Namen eines erzfeigen Menſchen verdiene, den man ihm insgemein beylegt, oder, mit andern Worten, daß ich nicht glaube, Shakeſpear habe Feigheit zu einem weſentlichen Zug ſeines Charakters gemacht. Ich weiß, wie allgemein die entgegengeſezte Meynung ausgebreitet iſt, und ich kenne die Achtung, die man der Stimme des Publikums ſchuldig iſt, wenn ich aber mein Paradoxen mit den Gründen unterſtütze, die mich darauf gebracht, und mich ſelbſt dem Urtheil des Publikums unterwerfe, ſo glaube ich nicht, daß man mir zu groſe Kühnheit und Unverſchämtheit vorwerfen könne.

Fürs erſte räume ich gern ein, daß der Schein hier auſſerordentlich ſtark ſey, und dies muſte er ſeyn, um ein ſo allgemeines Urtheil zu veranlaſſen. Wir ſehn dieſen ſonderbaren Mann faſt vom erſten Augenblick, da wir ihn kennen lernen, in ſchimpfliche Umſtände verwickelt, und von ſeinen vertrauteſten Gefährten hören wir ihn geradezu eine **Memme** nennen. Wir ſehen, daß er bey Gelegenheit des

Straßenauf einem Kriegsſchiffe geſehen worden! Die Zahl der Officiere war außer allem Verhältniſſe mit den Gemeinen, und von dieſen Officieren trugen die mehreſten Ueberröcke von allen Farben; die wenigen Uniformen aber, die ich bemerkte, waren Uniformen der Republik, welche denn unter der weißen königlichen Flagge ihres Schiffes und mitten unter ihren Verbündeten, den Engländern und Spaniern, eine ſehr erbauliche Figur machten.

Noch ein anderer Umſtand beluſtigte mich. Die Matroſen erhielten eben ihr Mittagseſſen, als wir am Bord des Franzöſiſchen Schiffes waren. Da hörte ich denn etlichemahl ein lautes Freudengeſchrey mit vive le roi. Die Engländer kennen die Gewohnheit, ihren König ſo oft anzuſchreyen, ganz und gar nicht, und hier fiel ſie mir um ſo mehr auf, da dieſe ſämmtlichen Truppen nur ganz kürzlich aus dem Dienſte der Republik kamen, deren Uniform ſie noch trugen.

Alle dieſe Kriegsſchiffe liegen, innerhalb des Hafens, längs dem neuen Damme hin; allein die Engländer haben auch zwey Feuerſchiffe mitgebracht und dieſe liegen weiter in den Hafen hinein und alſo ganz dicht an der Stadt. Außer der ſchmähligen Beleidigung, die einem neutralen Freyſtaate dadurch zugefügt iſt, ſetzt auch dieſer Umſtand die Genueſer in die äußerſte Unruhe, und die Engländer müſſen ſamt und ſonders mit einem übeln Auge angeſehen werden. Indeſſen mindert das nicht im geringſten die Achtung, die der Staat ſelbſt Individuen erzeigt, wovon ich Ihnen hier einen auffallenden Beweis geben will. Wir wünſchten vor einigen Tagen das Schauſpiel vor dem Thore zu ſehen; Lord * * * bat alſo vorläufig um Einlaß in der Nacht: eine Erlaubniß, die nur der Doge ſelbſt geben kann, weil bey ihm die Schlüſſel abgeholt werden müſſen. Als wir in der Nacht das Thor erreichten, kam ein Soldat, (vermuthlich ein Heſſe, der in Amerika gedient hatte) an den Wagen und fragte in Engliſcher Sprache, ob Lord * * * darin ſey? Auf die bejahende Antwort wurden die Thore geöffnet und die ganze Wache ſtand unter dem Gewehr.

II.

Leibnitzens Leben.

Gottfried Wilhelm von Leibnitz ward 1646 zu Leipzig gebohren. Sein Vater, Profeſſor der Moral daſelbſt, würde uns ſchon nicht mehr bekannt ſeyn, wenn er nicht einen ſolchen Sohn gehabt hätte. Der Vater ſtarb, da dieſer nur ſechs Jahr alt war, und hinterließ ſeinen Kindern wenig Vermögen. Der junge Leibnitz zeigte ſehr früh die Kräfte des Geiſtes und den unermüdeten Fleiß, dadurch er ſich nachher vor allen Menſchen ausgezeichnet hat. Das Beſte ſeines Erbtheils beſtand in einer zahlreichen und mannigfaltigen Bibliothek. Mit dieſer brachte er den ganzen Tag in Jahren zu, die gewöhnlich nur der Entwickelung phyſiſcher Kräfte des Menſchen beſtimmt ſind, ohne daß dieſe darunter gelitten hätten. Uneingeſchränkte Wißbegierde, und raſtloſe Thätigkeit characteriſirten ſchon ſeine frühe Jugend.

Er hatte Intereſſe für alles, was ein Gegenſtand des Nachforſchens ſeyn kann, und Sinn für Wahrheit jeder Art. Dabey trieb ihn eine ſtete Unruhe, die vielleicht zum Theil Folge ſeines lebhaften Temperaments ſeyn mochte, zu beſtändiger Abwechſelung in ſeinen Beſchäftigungen. Mit geringerer Thätigkeit, mit weniger großen Geiſteskräften verbunden, erzeugt ein ähnlicher Character mittelmäßige Menſchen, dergleichen wir oft ſehen, deren biegſame Einbildungskraft alles leicht faßt, was man ihr darbietet, die an jedem Gegenſtande leicht bemerken, von welcher Seite er für die Welt intereſſant ſeyn kann, die ſich aber durch die Mühe einer anhaltenden Beſchäftigung mit einem einzelnen, abſchrecken laſſen, die daher immer von einem zum andern eilen, die Oberfläche von allem kennen, nie etwas ergründen, und ſo mit einer Menge von Kenntniſſen unbrauchbar bleiben. Auf der andern Seite ſind die guten Köpfe, die einen Theil des menſchlichen Wiſſens ſich ganz zu eigen machen, ihn erweitern, und die Welt mit Schätzen der Erkenntniß bereichern, ſelten fähig, mehrere Wiſſenſchaften zu umfaſſen. Daher entſteht nicht blos die einſeitige Beurtheilung des Werthes der verſchiedenen Wiſſenſchaften, das Vorurtheil für ſeine eigne, ohne welches freylich keine ſo hoch getrieben wäre, ſondern es gehn auch alle die Bemerkungen verlohren, die nur die Verbindung von mancherley Kenntniſſen zu erzeugen vermag. Wenn aber einmahl einer gebohren wird, der mit Adlersblicke eine Wiſſenſchaft durchſchaut, unterdeß ein andrer nur ihre Oberfläche kennen lernt, dem das kurze Leben des Menſchen daher lang genug iſt, einen größern Theil des unermeßlichen Feldes der Gelehrſamkeit ſich zu eigen zu machen, als gewöhnlich ſelbſt große Köpfe, wenn er damit die Fähigkeit verbindet, ſeinen Geiſt in die mannigfaltigen Formen zu werfen, die die verſchiedenen Wiſſenſchaften erfordern, wenn ihn der glückliche Genius beſeelt, der eine ganze Folge von Entdeckungen in einem Gedanken ahndet, wenn dabey keine Leidenſchaft ſeiner Liebe zum Nachdenken entgegen arbeitet, ſo, daß kein Augenblick ſeines koſtbaren Daſeyns für andre Abſichten vertändelt wird, ſo gewinnen die Wiſſenſchaften durch ihn allein eine neue Geſtalt.

Ein ſolcher war Leibnitz.

Das frühe Leben ſo vieler und ſo mannigfaltiger Werke, gab ihm einen Geſchmack an der ausgebreiteten Gelehrſamkeit, die ihm immer beſonders eigen geweſen iſt. Nicht leicht war ihm ein Schriftſteller ganz unbedeutend. Er lernte immer aus der beſondern Vorſtellungsart eines jeden, etwas für ſich ſelbſt, und ſeine erſtaunliche Geſchwindigkeit machte ihm eine ſtrenge Auswahl unnöthig. Er hatte Zeit, mehr zu leſen als andre.

Seine erſten Beſchäftigungen waren vorzüglich alte Litteratur, Mathematik und Philoſophie, worin ihm Jacob Thomaſius Anleitung gab. Neben dieſen wandte er auch auf die Rechtsgelehrſamkeit einigen Fleiß, und in dieſer trat er zuerſt als Schriftſteller auf. Es war das Eigenthümliche ſeines Geiſtes, alles in großen und allgemeinen Beziehungen zu betrachten. So fing er auch hier gleich nicht mit mühſamer Bearbeitung einzelner Theile an, ſondern er zeichnete im Großen aus, wie ihm dieſe weitläuftige Wiſſenſchaft erſchien, und wie ſie nach ſeinen Ideen bearbeitet werden müßte. Dieſe erſten und unvollkommnen Verſuche ſind indeſſen von allem, was er geſchrieben am früheſten vergeſſen. Er hat ſelbſt ſeine Ideen nie ausgeführt, und die großen Entdeckungen, die er in andern Wiſſenſchaften nachgehends machte, haben ihn auf immer von dieſer entfernt.

Mathematik und Phyſik waren ſeinem ſchaffenden Geiſt angemeſſener. Er hatte in ihnen ſehr früh, zu Jena, wo er eine Zeitlang ſtudirte, unter Weigels Anführung etwas gethan. Im ein und zwanzigſten Jahre ward ihm eine Profeſſorſtelle zu Altorf angeboten: er wollte ſich aber ſo früh nicht binden. Von Altorf ging er nach Nürnberg, wo er in eine Geſellſchaft Adepten gerieth. Nicht, als ob Leibnitz ſich die Thorheiten chymiſcher Schwärmer hätte aufheften laſſen können: aber er wußte, daß ihre Verſuche, wenn ſie auch ihren Zweck verfehlen, auf mannigfaltige Art lehrreich ſeyn können. Die Chymie hatte damahls überhaupt noch nicht die Geſtalt, die ihr unendliche Bemühungen ſo vieler verdienſtvoller Männer gegeben. Sie ward noch als ein Geheimniß betrieben. Damahls waren die ſogenannten geheimen Künſte mit der Naturlehre näher verwandt. Anjetzt wiſſen die **Schüler** ſolcher Gelehrten, die öffentlich lehren, mehr, als die **Meiſter** geheimer Weisheit.

Ein Zufall verſchaffte ihm in Nürnberg die Bekanntſchaft des Maynziſchen Canzlers, Herrn von Boineburg, eines Kenners und Beförderers der Wiſſenſchaften. Ihre genaue Verbindung hörte erſt mit Boineburgs Tode auf. Ihm zu Gefallen verließ er Nürnberg, und wählte Frankfurt zu ſeinem Aufenthalte, verfertigte einige kleine Werke über die Jurisprudenz, von denen ich ſchon geredet, und eine politiſche Schrift bey Gelegenheit der polniſchen Königswahl, die ſein Gönner, für den Pfalzgrafen von Neuburg zu ſuchen, abgeſandt war.

Im Jahre 1672 begleitete er den Sohn des Herrn von Boineburg nach Paris, und beſuchte im folgenden Jahre nach dem Tode ſeines Gönners England. Der Um-

Umgang mit vielen großen Männern beſonders Mathematikern und Naturforſchern, in beyden Ländern, belebte aufs neue ſeinen Eifer für dieſe Wiſſenſchaften, denen er ſich einige Jahre lang faſt ganz widmete. Während ſeines Aufenthalts in Paris arbeitete er auf Veranlaſſung des Biſchofs Hüet an einer Erläuterung des Martianus Capello, die verloren gegangen iſt, ehe ſie gedruckt werden konnte, und die hier erwähnt wird, um zu beweiſen, wie Leibnitz ſchon damahls in ſehr verſchiedenen Wiſſenſchaften zugleich die Hochachtung aller Kenner erwarb.

Er erfuhr in England den Tod des Kurfürſten von Maynz, in deſſen Dienſte ihn der Canzler Boineburg gebracht hatte. Dieſen Verluſt erſetzte ihm der Herzog von Braunſchweig-Lüneburg, Johann Friedrich. Dieſer Herr gab ihm eine Penſion, mit der Erlaubniß, ſo lange Zeit, als ihm gefiele, in fremden Ländern zuzubringen. Ihr zufolge hielt er ſich noch funfzehn Monate in Paris auf, beſuchte noch einmahl England und Holland, und begab ſich 1676 nach Hannover. Seine erſte Arbeit war hier eine Schrift über die Rechte der deutſchen Fürſten. Leibnitz hat bey mehreren Gelegenheiten über politiſche Gegenſtände geſchrieben, bey denen die Regenten intereſſirt wären, mit denen er in Verbindung ſtand. Durch dieſe Gefälligkeit erwarb er ſich Einfluß an Höfen, durch welchen er ſehr viel für die Wiſſenſchaften gethan.

Er ſtellte bald darauf eine neue Reiſe durch Deutſchland und Italien an, alle alten Denkmähler aufzuſuchen, die für die Geſchichte des Hauſes Braunſchweig wichtig ſeyn konnten. Die geſammelten Urkunden ſind nebſt dem, was in Hannover ſchon vorräthig war, unter dem Titel Origines Guelficae gedruckt. Was er ſonſt bey dieſer Gelegenheit an wichtigen Urkunden geſammelt, macht ſeinen Codex juris gentium diplomaticus aus.

Eine Sammlung von Quellen der Braunſchweig-Lüneburgiſchen Geſchichte, beſtehend in alten Hiſtorienſchreibern, gab er unter dem Nahmen Scriptores hiſt. Brunsv. heraus.

Nach ſeiner Zurückkunft in Hannover arbeitete er bis an ſein Ende mit unermüdeter Anſtrengung in allen Theilen der Gelehrſamkeit.

Es iſt bekannt, daß ſich von ihm die Erfindung einer neuen mathematiſchen Wiſſenſchaft, der Analyſis des Unendlichen herſchreibt, durch welche die Naturlehre eine ganz neue Geſtalt gewonnen. Zu eben der Zeit, da Leibnitz dieſe Entdeckungen machte, war Newton auf einem andern Wege zu denſelben gelangt. Dieſe beyden großen Geiſter erkannten in einander Genie und Verdienſte, ſtanden jeder dem andern das Recht der erſten Erfindung zu, und würden vermuthlich nie in Streit gerathen ſeyn. Aber Schüler und Anhänger, die immer alles übertreiben, ausſchließend Hochachtung für ihren Lehrer verlangen, und blind ſind gegen fremdes Genie, gegen Verdienſte anderer, und gegen Wahrheiten, die von andern herrühren, dieſe Schüler verlangten die Ehre der erſten Erfindung für einen allein, und machten die Sache zum Gegenſtand einer Nationaleiferſucht, dadurch ein heftiger Streit entſtand, in den Newton und Leibnitz zuletzt ſelbſt verwickelt wurden. Es erſchienen die bitterſten Schriften von beyden Seiten, es ward von der Societät der Wiſſenſchaften in London eine Commiſſion niedergeſetzt, die richten ſollte, nachdem ſie aber einen Ausſpruch für Newton gethan, wie zu erwarten war, von dem deutſchen Widerſacher für partheiiſch erklärt und ihr Urtheil verworfen ward. Der König Georg der Erſte, der damahls eben den Engliſchen Thron beſtiegen, und ſich in Hannover als Kurfürſt oft mit Leibnitz über die Naturlehre unterhalten hatte, die er liebte, bemühte ſich, die beyden Männer zu verſöhnen, die die Sache zunächſt anging. Jetzt ſcheint dies faſt unglaublich. Damahls war das Zeitalter der Gelehrſamkeit. Leibnitz ſtarb ehe dieſer Streit beygelegt war.

Andere einzelne Entdeckungen in der Mathematik können hier nicht aufgezeichnet werden. Sie ſind wichtig. Aber auch hier iſt mehr von ihm zu ſagen, als die Berechnung einzelner vorhin aufgelöſeter Curven. Den großen Mann in dieſem Fache characteriſirt weit mehr die ſeltene Verbindung wirklich metaphyſiſchen Geiſtes mit mathematiſcher Einſicht, welche den Mathematiker über den bloßen Rechner erhebt, und welche ſo ſelten iſt. Sie zeigt ſich in einzelnen Aufſätzen von Leibnitz, und vielleicht noch mehr in einem noch nicht gedruckten Manuſcripte über die höhere Mechanik.

Noch mehr hat er als Philoſoph gewirkt. Unnütze Grübeleyen über willkührlich erſonnene Begriffe, die von der wirklichen Welt immer weiter abführen mußten, je mehr ſie vervollkommnet wurden, machten das Weſentliche der philoſophiſchen Lehrgebäude aus. Einige große Köpfe gingen, über das Vorurtheil erhaben, ihren eigenen Weg der Erfahrung. Nun giebt uns zwar Erfahrung allein den Stoff zur wahren Philoſophie. Sie ſelbſt aber iſt noch keine Philoſophie, welche den allgemeinen Zuſammenhang aller menſchlichen Vorſtellungen erklären, die nothwendigen und zufälligen Geſetze derſelben, und warum einige nothwendig, andere zufällig ſind, lehren ſoll. Erfahrung gibt uns keine Belehrung über das Ganze der Welt und über ihren Schöpfer, als welches außer dem Kreiſe unſerer Sinnen liegt, durch welche wir Erfahrungen machen. Es beſtand daher die Theologie jener Philoſophen auf Begriffen, die ſich ihrer Natur nach aus Erfahrung nicht rechtfertigen laſſen, und doch wollten jene blos auf Erfahrung bauen, und aus Lehren, für welche in ihren eigenen Grundſätzen keine bündige Beweiſe möglich waren, und die gegen die ſcharfe Prüfung metaphyſiſcher Köpfe nicht Stand halten konnten. Leibnitz hat eine wirkliche philoſophiſche Theologie gelehret, die mit den Begriffen einer tiefgedachten Metaphyſik harmonirte, und ſein Zeitalter, dem die freye Prüfung nicht fehlte, welche in unſerm nur allgemeiner geworden iſt, dadurch gegen den Geiſt der Irreligion geſichert, der ſich anjetzt von Frankreich her ausbreitet, wo ſeit langer Zeit die metaphyſiſchen Unterſuchungen aus unzulänglichen Gründen vernachläßigt und verlacht werden.

Ebenfalls würde über die Beſchäftigung mit mannigfaltigen Erfahrungen, die Unterſuchung der menſchlichen Vernunft und ihrer nothwendigen Geſetze, der Grenzen und des Werths dieſer Vernunft und der Erfahrung vergeſſen ſeyn. Leibnitz hat in Deutſchland eine vollkommnere Philoſophie durch die tiefgedachten Grundſätze erhalten, durch die wahren und großen Begriffe von dem menſchlichen Geiſte, auf welche ihn das Studium der Griechen geführt, die er aber in einer weit philoſophiſcheren Beſtimmtheit und Klarheit vortrug. Denn in allem war es ihm eigenthümlich, mit wenigen den Hauptgedanken beſtimmt und klar anzugeben. Dadurch nur iſt die merkwürdige Erſcheinung begreiflich, daß aus jenen wenigen Grundſätzen und Hauptideen, die er bey ſeinen Lebzeiten bekannt machte, ein ganzes Syſtem philoſophiſcher Wiſſenſchaften errichtet werden konnte, und daß lange nachher ſein ausführliches Werk über den menſchlichen Verſtand gedruckt erſchien, und mit jenem Syſtem harmonirte.

Dieſes Syſtem, welches ein großer Mann nach den Ideen, die Leibnitz hingeworfen, und nach dem Plane, den er zum Theil vorgezeichnet, errichtete, hat in Deutſchland lange geherrſcht, und fängt erſt, nachdem es in ſeinem Vaterlande gefallen iſt, an, in fremden Ländern bekannt zu werden. Die auffallenden Fehler dieſes Syſtems, die es geſtürzt, dürfen Leibnitzens Ruhme nicht ſchaden. Sie gehören mehr denen, die nach ihm das Syſtem aufgebauet, als ihm zu. Das Vorurtheil, das ſich gegen alles ausbreitet, was aus dieſer Schule kommt, darf ihn nicht treffen. Forſchende Köpfe, die noch ſo ſehr, und mit Recht, gegen die Wolffiſche Sekte eingenommen ſind, werden immer in Leibnitzens (und Wolffens) Ideen die tiefſten Aufſchlüſſe über die Natur der Seele und die Gegenſtände der abſtrakteſten Unterſuchungen finden. Wenn gleich Leibnitz der Spekulation zu viel zugetrauet, wenn es gleich ſpätern Zeiten aufgehoben war, die gerechten Anſprüche der Metaphyſik von den fälſchlich angemaßten zu trennen, ſo tragen doch immer ſeine Gedanken ſo ſehr das Gepräge des großen, hellſehenden Kopfes, ſie enthalten immer ſo viel Wahrheit, daß er auch für den höchſt lehrreich bleibt, der, von ihm ſelbſt belehrt, jetzt noch weiter ſiehet, als er ſahe.

Je tiefer der Philoſoph in ſeine Wiſſenſchaft eindringt, je mehr er ſich den allgemeinen und abſtrakten Grundſätzen der menſchlichen Erkenntniß nähert, die den vornehmſten Gegenſtand ſeiner Unterſuchungen ausmachen, deſto geringer wird die Zahl von Leſern, denen er

Straßenraubs zu Gads-Hill wirklich von dem Prinzen und dem **Poins** davonläuft. Wir ſehen, wie er bey einem rühmlichen Geſchäfte, am hellen Tage, in der Schlacht, wo er als Soldat fechten ſollte, von **Douglas** — aus der Welt laufen möchte, wenn es möglich wäre, wie er ſich todt ſtellt, und ſein Daſeyn verläugnet. Wir finden, daß er bey der vorigen Gelegenheit in die Lügen und Aufſchneidereyen verfällt, welche die gewöhnliche Gefährten der Feigheit bey Soldaten ſind, die für tapfer gehalten ſeyn wollen. Dies ſind nicht allein für ſich ſchon wichtige Beweiſe, ſondern ſie werden auch vom Dichter ſehr auffallend vorgeſtellt, zu unſrer Beluſtigung gebraucht. Kein Wunder alſo, wenn man behauptet hat, **Falſtaff** werde als eine feige Memme geſchildert.

Es wird mir nicht ſchwer werden, dieſen Gründen andre entgegen zu ſtellen, aber ſie ſind bey dem Dichter ſo zerſtreut, ſo verſteckt, und mit Fleiß ſo ins Dunkle geſtellt, daß der Leſer ſich gedulden muß, bis ich ſie geſammelt, und zu einer genauern Betrachtung vorgelegt habe.

Aber, wird man ausrufen, was gehn uns Züge an, die ſo verſteckt und verſtellt ſind. In Schauſpielen kommt es auf den **Eindruck** an, und ein Schrifſteller, der einen andern Eindruck macht, als ſeine Abſicht war, verdient keine Aufmerkſamkeit. Es iſt eine unangenehme Sache, wenn man gleich anfangs mit ſo vielen und mächtigen Vorurtheilen zu kämpfen hat. Alles, was man dann thun kann, iſt, daß man den Leſer bittet, ſich im Anfang ein wenig zu gedulden, und ſein Urtheil bis ans Ende zu verſparen. Ich behaupte alſo kühn, daß Feigheit **nicht** der **Eindruck** ſey, welchen der **ganze** Charakter des **Falſtaff** auf unpartheiiſche Zuſchauer zu machen im Stande iſt, obgleich in der **Miſchung** des Charakters genug ſeyn mag, das den Verſtand des Zuſchauers verwirrt und dadurch irre führt. Man bemerke, daß ich hier einen Unterſchied mache zwiſchen Ein-

drücken

verſtändlich und nützlich ſeyn kann. Durch dieſe wirkt er freylich mittelbar auf die Vorſtellungsarten, die ſich im großen Haufen verbreiten, aber dieſer Einfluß bleibt immer ſehr entfernt und oft zweideutig. Daher erhalten auch die größten Köpfe von der Art immer nur einen unfruchtbaren Ruhm, der ſich auf das Zeugniß der wenigen gründet, von denen ſie verſtanden werden, oder ſie werden reſpektirt, weil man ſie nicht verſtehet. Die Lieblingsphiloſophen des größern Haufens ſind mehrentheils ſolche Schriftſteller, die entweder ſelbſt weniger Tiefſinn haben, oder die ihn zu verläugnen wiſſen, ſich mit dem Leſer im engen Kreiſe ſeiner Vorurtheile herumdrehen, nie ſo weit gehen, daß ſie die herrſchende Denkungsart ganz über den Haufen werfen, ſondern immer unter Vorausſetzung ſolcher Ideen philoſophiren, die einmahl für Grundwahrheiten gelten, hie und da beſſern, auf Dinge aufmerkſam machen, die dem tiefen Denker zu gewöhnlich ſind, als daß er noch davon reden ſollte, die aber dem größten Theile des Publikums entwiſchen. Wenige verbinden wie Leibnitz den tiefſten philoſophiſchen Geiſt mit ſolchem Talente, dieſen Geiſt nach den Bedürfniſſen ſeiner Zeiten zu modificiren. In wie hohem Grade er es beſeſſen, zeigt das erſtaunliche Aufſehen, der allgemeine Beyfall, den ſeine Theodicee erhalten, und der ausgebreitete Nutzen, den ſie geſtiftet hat. In dem Zeitalter herrſchte ein allgemeiner Geſchmack für Gelehrſamkeit. Baylens weitläuftiges Werk, das man jetzt nur noch in Bibliotheken findet, und das nur Litteratoren und Geſchichtforſcher brauchen, war damals das Modebuch. Ein Glück, das ihm jetzt ſchon deswegen nicht zu Theil werden könnte, weil es aus vier Foliobänden beſtehet. Die Zweifel über viele wichtige Lehren, welche es enthält, erregten allgemeine Verwirrung. Beſonders machten die Gedanken über den Urſprung des Uebels, die darin vorgetragen ſind, ſo viele Leſer irre, daß es für menſchenfreundliche Philoſophen Pflicht ward, dieſem Uebel Einhalt zu thun, und die Gewiſſen durch Belehrung zu beruhigen.

Die nähere Veranlaſſung, die Leibnitzen dazu aufforderte, war der Wunſch der Königinn von Preußen, geborner Prinzeſſinn von Braunſchweig Lüneburg, einer Dame von dem erhabenſten Geiſte, die den Geſchmack an Philoſophie vorzüglich angenommen hatte, den Leibnitz am Hannöveriſchen Hofe verbreitete. Das Werk, welches er auf ihre Veranlaſſung ſchrieb, verdient noch jetzt, da die verſchiedenen Bedürfniſſe anderer Zeiten eine andere Behandlung des Gegenſtandes erfordern, unſere größte Verehrung, wegen der vortreflichen Wirkung, die es gethan; und in dieſer Rückſicht kann uns die Frage gleichgültig ſeyn, ob Leibnitz ſelbſt geglaubt, die Theodicee enthalte vollkommen befriedigende Aufſchlüſſe über ihren dunkeln Gegenſtand. Die edle Abſicht des Verfaſſers war, ſehr populär vorgetragenen Irrthümern und Zweifeln entgegen zu arbeiten, und das konnte er nur durch einen Vortrag, darin er allgemein angenommene wiſſenſchaftliche Grundſätze berichtigte, ohne ſich zu weit von der gewöhnlichen Vorſtellungsart zu entfernen.

So viel Leibnitz auch ſelbſt gethan, ſo iſt es alles dieſes noch nicht, welches ihn von allen andern großen Männern auszeichnet, denen wir die Erweiterung der menſchlichen Erkenntniſſe verdanken. Seine weit ausſehenden Plane umfaßten mehr, als ſelbſt er auszuführen vermochte. Die kleinliche Eitelkeit, welche die Bearbeitung der Wiſſenſchaften nur als ein Mittel, Ruhm zu erwerben, anſiehet, ward in ſeiner großen Seele von der lebhaften Begierde überwunden, wiſſenſchaftliche

Einſicht, die er als den angemeſſenſten Gegenſtand des menſchlichen Verſtandes liebte, allenthalben zu verbreiten und zu erweitern: ſey es durch eigene Bemühung, ſey es durch fremde. Durch die ausgebreitete Correſpondenz, die er ſich auf ſeinen Reiſen erworben hatte, und die ſich bis nach China erſtreckte, wußte er, womit ſich die Gelehrten von halb Europa beſchäftigten, er ſahe daher alle Lücken, die noch auszufüllen waren, und ermunterte allenthalben fähige Köpfe, dafür zu arbeiten, gab ihnen Rath, wie dies oder jenes zu betreiben ſeyn möchte, gab Entwürfe, die ſein fruchtbarer Kopf für alles, was man wollte, ſchuf, und mit denen andere geitzen, um ſich ſelbſt nichts von ihrem geringen Ruhme zu entziehen. So verdanken wir Leibnitzen vieler geringern Geiſter Bemühungen in den Wiſſenſchaften, die ohne ihn nie ſo weit gekommen, und nie auf den Weg gerathen ſeyn würden, den ſie eingeſchlagen. Die meiſten von dieſen ſind längſt vergeſſen, aber ſie bewirkten die Ausbreitung der Aufklärung, der Kenntniſſe, die ſeit jenen Zeiten ſo allgemein zu werden angefangen. Beſonders für Deutſchland war er die Seele aller gelehrten Arbeiten. Er vermochte den König von Preußen, die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu errichten, die ſich ſo viele Verdienſte erworben. Ein gleiches wollte er in Dresden und in Wien thun. Dieſe Geſellſchaften ſollten mit einander correſpondiren, und eine Verbindung vieler Gelehrten ſtiften, ohne welche die Naturlehre beſonders nie zu einem hohen Grade von Vollkommenheit kommen konnte, weil es in dieſer von zahlloſen Verſuchen abhängt, die einzelner zu machen ſelten vermögend genug iſt, und die auf das Zeugniß einzelner oft nicht Glaubwürdigkeit haben, um darauf in der Wiſſenſchaft zu bauen.

Auf ſeiner letzten großen Reiſe durch Deutſchland, ſuchte er eine große Vereinigung von Gelehrten in allen

Provinzen zu ſtiften, durch welche die Geſchichte des Vaterlandes bearbeitet werden ſollte, von welcher damahls noch ſo wenig bekannt war. Er iſt es, dem unſer Jahrhundert den allgemeinen Geiſt, Urkunden bekannt zu machen, verdankt, durch welche anjetzt praktiſche Geſchäftsmänner in den Stand geſetzt worden ſind, gründlich und zuſammenhängend zu arbeiten, und Geſchichtſchreiber, ſolche Werke zu liefern, die nicht philoſophiſche Romane enthalten, ſondern dem Staatsbürger lehrreich ſind, weil ſie auf wahrer Kenntniß aller Umſtände ſeines Vaterlandes beruhen. *)

Mit den Gelehrten anderer Nationen unterhielt Leibnitz über wiſſenſchaftliche Angelegenheiten von aller Art einen Briefwechſel zum Theil öffentlich, in den Actis Eruditorum. In dieſen Briefen und kleinen Aufſätzen beſtehet das meiſte, was wir von ſeiner Feder haben. Eben weil er ſich mit ſo vielem beſchäftigte, allenthalben neue Ausſichten entdeckte, und Erfindungen machte, hatte er nicht Zeit, alle ſeine Ideen auszuführen, in allen ihren Folgen und Verhältniſſen zu zeigen. Er überließ dies andern, und begnügte ſich, den neuen Gedanken bekannt zu machen. Sein Briefwechſel zeigt eine erſtaunliche Mannigfaltigkeit der Kenntniſſe und Fruchtbarkeit ſeines Kopfes. Derſelbe Mann unterhält ſich mit Fabricius über Gottesgelahrtheit, mit Schelhammer und Sperling über Medicin und

---

*) Ohne die Sammlungen von Urkunden und alten Geſchichtserzählungen, deren ſeit hundert Jahren ſo viele gedruckt ſind, würden wir nie gute Provinzialgeſchichten erhalten haben: und nur Provinzialgeſchichten, welche mit ſolchem Geiſte geſchrieben ſind, als diejenige, z. E. welche wir Spittlern verdanken, können den patriotiſchen Bürger über ſein politiſches Verhältniß aufklären.

Chemie, mit la Croze über Philologie, mit Muratori über Geſchichte, belehrt Bernoulli in der Mathematik, und die erſten Köpfe ſeines Zeitalters in der Philoſophie.

Es finden ſich aber aus eben dieſer Urſachen ſehr begreiflicher Weiſe in ſeinen Schriften Projecte, die weder er noch ein anderer ausgeführt hat, noch ausführen konnte. Zu dieſen gehört vorzüglich die Idee von einer allgemeinen Charakteriſtik, die zugleich eine Kunſt ſeyn ſollte, alle Wahrheiten zu demonſtriren und neue zu erfinden. Ein Gedanke, den die wenigſten verſtanden, die davon geredet, der auf die tiefſte Kenntniß der erkennenden Kräfte der Seele gegründet war, den aber Leibnitz ſelbſt, weil er die Einſchränkungen dieſer Kräfte eben ſowohl kannte, hätte fahren laſſen, wenn er ſich je an die Ausführung gemacht hätte.

Unzähligemahle ward er nicht nur von Gelehrten, ſondern auch in politiſchen und Staatsgeſchäften um Rath gefragt, und oft zu Negociationen gebraucht. Es wird ſogar behauptet, und nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, daß von ihm zuerſt der Gedanke herrührte, die Rechte des Hauſes Hannover auf die Engliſche Krone geltend zu machen.

Der Czar Peter that ihm einen Antrag, dergleichen ſeit den Zeiten der griechiſchen Weiſen wohl nie einem Philoſophen gethan war. Er ſollte nach ſeinen Ideen ein Geſetzbuch für das ruſſiſche Reich entwerfen. Aber es ward dieſes Projekt, wodurch er die höchſte Beſtimmung eines großen und weiſen Mannes hätte erfüllen können, über die Kriege und politiſchen Plane des Monarchen vergeſſen. Gewöhnlich genug wird die innere Vervollkommnung der Nationen der Befriedigung ehrgeitziger Abſichten der Großen aufgeopfert.

Die Verbindungen, in denen Leibnitz mit ſo vielen Fürſten und mit ſo vielen Gelehrten ſtand, verwickelten ihn in ein Projekt zur Vereinigung der chriſtlichen Religionspartheyen. Wenn es möglich wäre, dieſes jemahls auszuführen, ſo vereinigte Leibnitz alles, was in Einem Manne, zur Ausführung ſolcher Abſichten geſammen gedacht werden kann. Er beſaß die vollkommenſte Kenntniß der deutſchen Staatsverfaſſung und Politik. Er würde die Rechte der Fürſten zu achten gewußt haben, und durch ſeinen Einfluß an Höfen konnte er die Sache von dieſer Seite befördern. Wirklich nahmen ſich der Berliniſche und die Braunſchweigiſchen Höfe und der Heſſiſche ernſtlich der Sache an. Der König von Preußen ſetzte eine Commiſſion von Gelehrten nieder, die daran arbeiten ſollte. Auf der andern Seite verband Leibnitz die tiefſten Einſichten in die Theologie mit der Billigkeit gegen anders Denkende, und Gleichgültigkeit gegen das Geringfügige, die nicht immer jene tiefen Einſichten begleiten, und welche hier die erſte Haupterforderniß waren. Die ganze Unterhandlung, und alles, was darauf Beziehung hat, iſt noch ſehr dunkel. Dieſes ſowohl, als Leibnitzens eigene Denkungsart über die katholiſche Religion, erwartet noch eine nähere Aufklärung aus dem höchſt intereſſanten und bisher ungedruckten Briefwechſel, der noch wirklich vorhanden iſt.

Dieſer außerordentliche Geiſt, ward der Welt im Jahre 1716 entriſſen. Leibnitz ſtarb in hohem Alter, aber ohne daß ſeine beyſpielloſe Thätigkeit von ihrer beynahe übermenſchlichen Anſtrengung bis dahin verloren hätte. Die Natur muß mit dieſem durchdringenden Geiſte eine Organiſation verbunden haben, die nicht zu verwüſten war. Er ſaß Tage und Nächte nach einander auf einem Stuhle, ohne nur aufzuſtehen, ſchlief zwiſchen durch einige Stunden, und arbeitete immer fort. Einen ſehr auffallenden Ausdruck von der ganz unermüdlichen Anſtrengung und erſtaunlichen Thätigkeit haben die beſten Gemählde, die noch von ihm übrig ſind.

Der Vorwurf des Unglaubens, der von jeher allen ungewöhnlichen Geiſtern vom Volke gemacht worden — und glücklich genug, wenn nur vom Volke allein, dieſer gehäſſige Vorwurf, der auch gegen ihn mehrere Stände empörte, denen während ſeines Lebens die Gunſt des Königs Ruhe auferlegt hatte, zeigte ſich nach ſeinem Tode ſo wirkſam, daß der Leiche des von Monarchen, Fürſten und allem, was denen anhängt, geehrten, von allen Freunden der Wiſſenſchaften ſo hochgeſchätzten Mannes, Niemand folgen wollte. Darauf ward er viele Jahre hindurch vom Publikum vergeſſen. Unſern Zeiten war es aufgehoben, ihn und ſich ſelbſt durch ein Denkmahl zu ehren, welches dem deutſchen Vaterlande beweiſen wird, daß ſein Andenken da, wo er gelebt, und geſtorben, noch nicht erloſchen: und den Ausländern, die ihn bewundern, daß auch unter uns das Verdienſt früh und ſpät erkannt wird.

Das an großen Männern in den Wiſſenſchaften reiche Deutſchland hat Niemand hervorgebracht, den es Leibnitzen an die Seite ſetzen dürfte. Es iſt Entweihung ſeines großen Nahmens, zu ihm geringere zu geſellen. Es haben ſein Zeitgenoſſe Bernoulli, Euler, Lambert und Käſtner in der Mathematik, Kant in der Philoſophie, Haller in der Kenntniß der Natur, Heyne in der Alterthumskunde, Leſſing und Herder in mehreren Wiſſenſchaften, denſelben Geiſt eigener Unterſuchung auf ſelbſtgefundenen Wegen bewieſen. Aber was die erſten unter den Gelehrten unſerer Nation einzeln bearbeiten, das umfaßte und beherrſchte ſeine königliche Seele.

Ihr iſt unter den Deutſchen allein der König gleich, der wie Leibnitz alles umfaßte, und ſelbſt durchdrang, was in der Sphäre ſeiner Wirkſamkeit lag: der, wie Leibnitz, immer ſelbſt prüfte, entdeckte, ordnete, und andere dazu anführte: durch den der Welt bewieſen worden, was dem Geiſte eines Menſchen möglich iſt, außer ſich zu wirken, ſo wie ihr durch Leibnitz gezeigt worden, was der Kopf eines Menſchen im Denken vermag.

III.

Genf, vor der Revolution: aus dem Briefe eines Reiſenden. *)

Ich habe zween Tage auf einer Promenade von acht Meilen, durch den ſchönſten und größten Garten von

---

*) Des verſt. Klockenbrings zu Hannover.

Europa zugebracht. Die Reiſe von Lauſanne nach Genf, an der nördlichen Küſte des berühmten Sees, verdient dieſen Nahmen mit völligem Rechte. — Erlauben Sie mir das Vergnügen, dieſe Reiſe in Gedanken mit Ihnen noch einmahl machen zu dürfen. — Wir haben einen der ſchönſten Morgen im Herbſte. Eine ungemein lebhafte, leichte und wohlthätige Luft prädisponirt unſern Körper zu allen den Empfindungen des Vergnügens, welches uns hier die Natur durch ihre unendlich mannigfaltige Schönheiten ſchenken wird, und ſchärft unſere Fähigkeit auf alles das aufmerkſam zu ſeyn, was der Fleiß der Menſchen noch zur Verſchönerung dieſer Scenen beygetragen hat. Wir ſteigen zwiſchen Rebengeländern und nicht prächtigen aber artig erfundenen Luſtgärten hinab von der Anhöhe, worauf Lauſanne liegt, und nun entdecken wir den ganzen großen Schauplatz, auf deſſen Anblick wir ſo lange mit Ungeduld gewartet hatten, — den Genferſee. Zur Rechten, wo das Auge ſich auf der Fläche des Waſſers verliert, geht die Sonne auf, zerſtreuet in bewundernswürdiger Geſchwindigkeit die Nebel, welche uns den Anblick der entfernteſten Gebirge entzogen, und macht durch die Vertheilung von Schatten und Licht das Ganze nunmehr vollkommen mahleriſch. Auf unſerer Seite des Sees hebt ſich die Küſte auf eine halbe deutſche Meile ſanft in die Höhe, und wird darauf von hohen waldigten Gebirgen eingeſchloſſen. Gegen die Nord- und Oſtwinde geſchützt und der ſüdlichen Sonne offen, herrſcht hier ein milderes Klima, und der von Natur fruchtbare Boden, iſt noch veredelt durch den ſorgfältigſten Fleiß der Beſitzer. Unſer Weg führt uns durch die ſchönſten Alleen von Nußbäumen; und um uns her entdecken wir die reitzendſte Mannigfaltigkeit von Gärten, Wieſen, Weinbergen, Ackerfeld und Landhäuſern. Das was die Cultur des Bodens in verſchiedenen Ländern vorzügliches hat, erblicken wir in dieſem glückſeligen Erdſtriche nahe beyſammen; denn hier hat ſich mancher edle Ausländer, der den beſten Theil ſeines Lebens in dem Dienſte des Staates zugebracht, niedergelaſſen, um ſeiner letztern Jahre in dieſen Wohnungen des Friedens und der Ruhe zu genießen, und die Natur und den Feldbau zu ſtudieren. — Wir nähern uns Morges. Auf einem kleinen Vorgebirge liegt dieſes artig gebaute Städtchen und ſpiegelt ſich mit ſeinen ſchönen Promenaden in den ſilberklaren Wellen. — Welche Gruppe von ſchönen kleinen Landſchaften in dem Geſchmacke eines Sachtleben und Watteau haben wir geſehen! — Jezt auf der andern Seite des Sees in einer Entfernung von anderthalb Meilen den ſtärkſten Contraſt mit dieſen ſchmeichelhaften Schönheiten. — Gebirge und Felſenſtücke über ſie hergethürmt heben ſich ſchroff in die Höhe. Ihre Gipfel ſind mit Schnee und ewigem Eiſe bedeckt; Wolken haben ſich in der Mitte um ſie her gelagert, aber die von der Sonne erhellten ſtrahlenſchießenden Eisſpitzen erheben ſich über die Wolken. — Alles was die Natur reitzendes hat auf dieſer, alles was ſie fürchterliches hat, auf jener Seite. —

Wohlgenährte und wohlgekleidete Landleute begegnen uns, heißen uns durch ihren heitern freundſchaftlichen Blick auf die angenehmſte Art willkommen, und ſcheinen uns dadurch zu verſprechen, daß wir gut unter ihnen ſeyn werden. Sie ſind gewohnt, fremde Bewunderer der Schönheiten ihres Landes zu ſehen, und beſitzen dadurch das Geſprächige und anſtändig Freymüthige, welches uns ihre Unterredung ſo angenehm macht. — Wie geſchwinde iſt dieſer Tag verſtrichen! Nur Eine Nacht erlaubt uns unſre Zeit und die Pflicht, der Erwerbung nützlicher Kenntniſſe unſer Vergnügen aufzuopfern, in dieſem reitzenden Lande zu bleiben. Wir tredrücken auf die Seele, und zwiſchen dem Verſtand. Ich wünſche alles zu vermeiden, was allzufeiner Subtilität ähnlich ſieht, aber dies iſt ein Unterſchied, den ein jeder begreift. Es iſt keiner unter uns, der ſich nicht gewiſſer Empfindungen und Senſationen der Seele bewußt iſt, welche nicht aus dem Verſtande entſprungen zu ſeyn ſcheinen, Wirkungen vermuthlich von gewiſſen verborgnen Einflüſſen von außen her, welche auf ein gewiſſes innres Gefühl wirken, und Empfindungen und Leidenſchaften hervorbringen, welche der Stärke und Mannichfaltigkeit dieſer Einflüſſe auf der einen, und der Lebhaftigkeit unſere Gefühls auf der andern Seite entſprechen. Es rühre her, wovon es wolle, die Sache iſt unſtreitig, und das iſt alles, was ich brauche. Eben ſo kann es auch eines jeden Erfahrung beſtätigen, daß der Verſtand und jene Empfindungen ſehr oft nicht miteinander übereinſtimmen. Die Empfindungen entſpringen oft aus den geringfügigſten und oft aus ſolchen Umſtänden, die der Verſtand nicht beurtheilen, ja nicht einmal erkennen kann. Der Verſtand hingegen weidet ſich an Abſtraction und allgemeinen Sätzen, welche, ſo wahr ſie auch im allgemeinen betrachtet ſeyn mögen, ſelten, und ich möchte faſt ſagen, niemals vollkommen auf einen einzeln Fall paſſen. Und daher (unter andern Urſachen) kommt es, daß wir oft Charaktere und Handlungen auf Glauben irgend einer logikaliſchen Regel verwerfen oder billigen, indeß ſich unſer Herz empört, und uns gern zu einem ganz andern Schluß bewegen möchte. Der Verſtand ſcheint meiſtens nur die Handlungen zu bemerken, und von dieſen auf die Bewegungsgründe und den Charakter zu ſchließen; aber jene Empfindung verfährt ganz anders, und entſcheidet über die Handlungen nach gewiſſen Hauptbeſtandtheilen des Charakters, welche ganz außer der Sphäre des Verſtandes zu liegen ſcheinen. Wir können in der That nicht anders, als einräumen, daß bey jedem einzeln Individuo

auch

treten ab in Copet, und noch ein ſchöne Scene hat uns unſer gütiger Genius aufbehalten; die Abendröthe, den Aufgang des Mondes, und eine kleine Spatzierfahrt auf dem See. Aber das kann ich Ihnen nicht beſchreiben. Hier überlaſſe ich Sie Ihrer eigenen Imagination, vielleicht wäre es beſſer geweſen, wenn ich das ſchon eher gethan hätte. Aber vergeſſen Sie ja nicht den Effeckt, welchen die Abendröthe hier durch die Verſchiedenheit der Farben macht, die ſie den Gipfeln der Savoyiſchen Gebirge mittheilt, und des Ganzen, welches ſich in dem See ſpiegelt, mit in Anſchlag zu bringen. — Wir verlaſſen vor Aufgang der Sonne Copet, um noch einen ſo glücklichen Tag zuzubringen. Unſer Fuhrmann fährt zu unſerm großen Vergnügen irre, wir fragen in einem Dorfe, wo wir ſind, und befinden uns in Ferney, dem Aufenthalte des berühmten Herrn von Voltaire. Wir verweilen ein wenig, um ſein Schloß, ſeinen Garten, ſeine Kirche und ſein Grab zu beſehen. Das Schloß, gebauet in einem ſimplen ländlichen Geſchmack, mit einem Avantcorps das auf doriſchen Pilaren ruht und zween Pavillons zur Seite. Inwendig ſchöne boiſirte Zimmer, zum Theil ausgeziert mit den Portraiten der größten Geiſter unſers Jahrhunderts, wie auch mit dem Bruſtbilde des Beſitzers in Marmor. Dieſes ſoll ihm ungemein gleichen, und vielleicht iſt es hier aufgeſtellt, um den Fremden doch etwas ähnliches vom Voltaire zu zeigen, da er ſelbſt ſich höchſt ſelten zeigt. — Sein Garten iſt ungemein begünſtigt durch die glückliche Lage, und in dem Plane bemerkt man ſehr deutlich das poetiſche Genie des Eigenthümers. Das Parterre hinter dem Hauſe iſt in franzöſiſchem, der übrige Theil des Gartens aber faſt in engliſchem Geſchmacke angelegt. Der Garten verliert ſich allmählig in einen Weinberg, durch dieſen führt ein ſich ſchlängelnder Gang auf eine ſchöne Wieſe, und durch dieſelbe auf das ſehr wohl cultivirte Ackerfeld. Allenthalben die vortrefflichſte Ausſicht nach Genf zu auf einer, und nach Lyon zu auf der andern Seite, auf neun Lieues bis nach Fort L'Eclûſe, wo ſich das Jura-Gebirge theilt, als wenn es durch die Kunſt geſpalten wäre, um ein prächtiges Thor von Frankreich zu ſeyn. — Seine Kirche, ſimpel und artig gebauet, mit einem auf vier doriſchen Pilaren ruhenden Frontiſpice und der Inſchrift: DEO EREXIT VOLTAIRE. MDCCLXI. Rechter Hand an der Kirche, Voltairens Grab: eine Pyramide von weißen Steinen, welche dereinſt zur Inſchrift weiter nichts bekommen ſoll, als VOLTAIRE.

Wir haben den Herrn des Dorfs nicht kennen gelernt, wir wollen ihn aber doch ein wenig in ſeinen Unterthanen kennen lernen. Vor einem für Frankreich gut gebauten Bauerhauſe ſitzt eine Geſellſchaft von Frauensleuten beym Hanfbrechen — Euer Herr wird bald ſterben, er iſt ſehr krank. — O nein, ruft alles mit einer Stimme, Gott erhalte den guten Herrn! ach wie er gut iſt! wie würden wir weinen, wenn er uns verlaſſen ſollte! — Allein vielleicht hat Voltaire der den Weg zu den Herzen der Damen ſo gut zu finden weiß, hier nur den Beyfall der Frauen. — Aber auch ihre Männer erzählen uns in geſetzterm Tone: daß ſie weit weniger belaſtet ſeyn, als alle ihre Nachbarn; daß der Herr des Dorfs der gütigſte, freundlichſte Herr ſey, ſich oft mit ihnen unterrede, ihnen Anweiſung zur Verbeſſerung ihrer Ländereyen geben laſſe, den Unvermögenden Häuſer baue, große Fabrikgebäude für Uhrmacherarbeiter errichten laſſen, an die ſie ihre Früchte gut verkaufen könnten u. ſ. w. — Mit der gutmüthigen Freude, doch etwas vortheilhaftes von jenem Manne, von deſſen Herzen uns ſo viel Böſes geſagt worden, erzählen zu können, nähern wir uns nun der Stadt Genf, um den Fleiß, die Handlung und die Sitten ihrer aufgeklärgeklärten Einwohner zu unterſuchen, und bedauern im Vorbeygehen, daß Verſoi, weil es eine Stadt werden ſollen, jetzt aufgehört hat, ein gutes wohlhabendes Dorf zu ſeyn.

Fürchten Sie nicht, mein recht ſehr werther Herr, daß ich ſo weitläuftig fortfahren werde, als ich angefangen habe. Meine Reiſebeſchreibung würde ſonſt ſo lang werden, als meine ganze Reiſe.

Die Lage von Genf an der ſüdweſtlichen Spitze des Sees iſt ungemein ſchön. Die Rhone ſtürzt ſehr ſchnell aus dem Lac hervor, und theilt die eigentliche Stadt, von der vormahligen jetzt aber mit in den Wall gezogenen Vorſtadt St. Gervais. Der ſtarke Zug des Stroms, und die gegen Oſten offne Lage der Stadt, machen die Luft hier, vorzüglich wenn der Wind von der ſavoyiſchen Seite kommt, ſehr merklich lebhaft, und dabey iſt ſie heiter und rein. St. Gervais liegt gegen eine Anhöhe, ein Theil der Stadt, (les basses rues) im Thale, und der andere auf einem Hügel, der ſo hoch iſt, daß man von dort die Ausſicht noch über St. Gervais hat.

Die Häuſer ſind größtentheils im franzöſiſchen Geſchmacke gebaut, vier bis fünf Etagen hoch, und alle von Steinen. Die beſten ſind in der obern Stadt, wo die Kaufleute, welche en Gros handeln und die ſogenannten Millionnairs wohnen. Große Plätze hat die Stadt nicht, Der beſte iſt in der untern Stadt, da wo die Rhone durchfließt, und wo man aus dem Wirthshauſe aux Balances eine ſchöne Ausſicht hat. Vor den Häuſern in den basses rues ſind hohe Arkaden, worunter der ganze Detailhandel der Stadt geſchieht, die folglich ungemein lebhaft ſind.

Die öffentlichen Promenaden ſind unvergleichlich, vorzüglich die Treille in der obern Stadt. Drey lange Reihen von Lindenbäumen ſind an der äußerſten Seite des Hügels, worauf die obere Stadt liegt, gepflanzt, und unterhalb deſſelben, parallel mit der untern Stadt, iſt ein großer ſchattigter Garten mit ſchönen Hecken und Raſenplätzen. Die obere Promenade iſt für die kältere und die untere für die wärmere Jahreszeit. Man ſucht die Spatziergänge noch immer zu verſchönern, weil der Staat von Genf mit vielem Grunde glaubt, daß dieſes ein beträchtlicher Gegenſtand der Aufmerkſamkeit der Regierung ſey, vorzüglich in einer Stadt, worin ſich ſo viele Leute von einer ſitzenden Lebensart befinden. Wenn es das Wetter nur einigermaßen erlaubt, ſo iſt hier alles lebhaft und volkreich, vorzüglich kann man hier alle kleine Kinder aus Genf, wenigſtens aus der obern Stadt, herumſpielen ſehen, welches mir ſchon vorläufig ein Beweis war, daß gewiſſe Kenntniſſe in Abſicht der körperlichen Erziehung hier weit ausgebreiteter ſeyn müßten, als an andern Orten.

Die Lebensmittel ſind hier ſehr gut und im Ueberfluſſe, obgleich niemals ſehr wohlfeil. Die größte Zufuhr geſchieht aus dem Pais de Vaud, etwas kömmt aus Frankreich, etwas aus Savoyen und Piemont. der gewöhnliche Wein iſt ein rother Vin de la Côte, der wohlſchmeckend und geſund iſt. Das Brodkorn iſt hier freylich jetzt weit theurer als ſonſt, allein eigentlicher Mangel daran iſt nicht geweſen, obgleich der Rath, welcher hier das Monopolium mit Korn und ſtarke Magazine hat, ſich wegen Anſchaffung deſſelben in großer Verlegenheit befunden haben ſoll.

Die Einkünfte des Staats beſtehen größtentheils in dieſem Monopolio, in den Zöllen auf ein- aus- und durchgehende Waaren, und in Abgaben für die Erlaubniß einige zum Luxus gehörige Dinge zu brauchen. Alles übrige iſt der Regel nach frey, wenn nicht die Umſtände eine außerordentliche Anlage nothwendig machen, welche aber nicht ohne allgemeinen Bürgerſchluß beſtimmt werden kann.

Wie eine ſolche Bürgerverſammlung abgehalten werde, worin der Unterſchied zwiſchen Citoyens Bourgeois und Habitans beſtehe; wie die Regierungs- und Juſtizverfaſſung überhaupt eingerichtet ſey; davon werde ich Ihnen hier nichts melden, weil ſie alles das beſſer in vielen bey den noch nicht lange beygelegten Unruhen herausgekommenen politiſchen Schriften, auch zum Theil in Büſchings Geographie antreffen können. Nur das will ich Ihnen ſagen, daß ſich jetzt in Genf etwa 26000 Einwohner, und unter denen 1800 Citoyens befinden. Citoyen kann Niemand werden, weil dieſer in der Stadt gebohren ſeyn muß; Droit de Bourgeoiſie aber kann man ſowohl durch Kauf, wo es nach Beſchaffenheit der Umſtände, des ſittlichen Charakters und der auswärtigen vorzüglich Handlungsconnexionen des Candidat de la Bourgeoiſie mehr oder weniger koſtet als auch durch freywillige Uebertragung erhalten. Der Sohn des Mylord Stanhope, welcher ſich ſeit vielen Jahren in Genf aufhält, hat es noch neulich auf die letztere Art bekommen, und iſt ſtolz darauf, von einer Nation adoptirt zu ſeyn, die in ungemein vielen guten Eigenſchaften, von denen ich unten mehr ſagen werde, ſeiner vaterländiſchen gleich kommt.

Die Handlung von Genf iſt zweyfach, und beruhet entweder auf einheimiſch fabricirten Waaren, oder auf Spedition. Bey der erſten Gattung werden Ihnen nun ſogleich die berühmten Genſer Uhren einfallen.

Die Verfertigung der verſchiedenen Theile, die Vergleichung, die Zuſammenſetzung, Auspolirung und endlich der Debit derſelben, ernähren mehr als ein Drittheil der Einwohner. Jede Arbeit, von der groben Bereitung der Metalle bis zur feinſten Polirung, beſchäftigt hier ſeinen eignen Mann, indem immer einer dem andern in die Hände arbeitet, und aus dieſem Grunde ſowohl, als auch wegen der großen Frugalität der Genfer und ihrer ungemeinen Arbeitſamkeit, können ſie in der Concurrenz mit London und Paris immer den wohlfeilſten Preis halten, ja ſie verkaufen ſogar an die Uhrmacher dieſer beiden Städte, vorzüglich der letztern, eine beträchtliche Menge von Getrieben ohne Gehäuſe. Aber das iſt auch wahr, daß die größte Anzahl der in Genf debitirten Uhren, Mitteluhren ſind. Wenn wir z. E. in Europa vier Hauptſtädte für Uhrenfabriken annehmen, nämlich London, Paris, Genf und Augsburg, ſo hat Genf in Abſicht der Güte der Uhren nur den dritten Rang. Sie, mein Herr, ſind nur zu ſehr Kenner der Handlung, als daß ſie hieraus ſchließen ſollten, es würden nun in Genf, gar keine vollkommen gute Uhren gemacht; Sie verſtehn mich vielmehr, daß ich hier nur von der Art Uhren ſpreche, welche in der Handlung den meiſten Cours hat. Die gewöhnlichen Preiſe der ſimplen Uhren, welche nicht repetiren, ſind hier jetzt: goldene ſchlechte zu 5 und 6 neuen franzöſiſchen Louisd'or; mittel zu 7 und 8; gut garantirte zu 9 und 10; extra gute, gravirte, mit Steinen u. ſ. w. ohne beſtimmten Preis; ſilberne ſchlechte $2\frac{1}{2}$, mittel 3, gute 4 bis 6 Louisd'or; Tombachne ſchlechte 2, gute 3 bis 4 Louisd'or. Der größte Debit der fertigen Uhren, zu deren wohlfeilen Preiſen auch das vieles beyträgt, daß beynahe der vierte Theil aller Uhrmacherarbeiten von Frauenzimmern verrichtet wird, geſchieht in Deutſchland, Italien, Spanien, der Levante und im nördlichen Europa,

ropa, durch die in Genf wohnenden Kaufleute, die mit Uhren handeln und in den beträchtlichſten Städten von Europa ihre Comtoirs oder Commiſſionairs haben. Jeder von dieſen Kaufleuten ſteht mit einigen von den Uhrmachermeiſtern, deren Anzahl ſich hieſelbſt auf 700 beläuft, in Verbindung, nimmt ihm alle ſeine verfertigten Uhren ab, und der Uhrmachermeiſter thut eben das mit allen den Detailleurs, die unter ihm arbeiten. Es ſind alſo hier, wie bey allen übrigen, wirklich vortheilhaften Fabriken, allemahl Kaufleute, die den Vertrieb beſorgen und die Manufaktur erhalten. —

Alle Leute in Genf verſtehen ſich auf Uhren, und das werden Sie mir leicht zuglauben, wenn Sie bedenken, daß ein Drittheil der Einwohner an deren Verfertigung arbeitet. Soll ich Ihnen einige Sätze aus der hieſigen Nationalweisheit anzeigen, wie man im zweifelhaften Falle die Güte der Uhren, die ſonſt niemals mit völliger Sicherheit ohne techniſche Unterſuchung eines guten Meiſters zu beſtimmen iſt, beurtheilen kann? Drey Sätze darüber, ſind hier faſt ſprichwörtlich geworden: a) eine Uhr taugt nichts, wenn derſelbe Meiſter deſſen Namen ſie führt, ſie um geringen Preis verkauft. b) eine Uhr iſt ſchlecht, wenn eine neue Erfindung daran iſt, die keinen direkten Nutzen hat. c) man muß ſich hüten vor Uhren, die den Nahmen berühmter Meiſter führen, und wohlfeil verkauft werden. — Der Genfer Uhrenhandel hat eher zu als abgenommen, und das hat die Stadt dem Geiſte der Speculation und dem unermüdeten Fleiße der Einwohner zu danken. Der Genfer bekümmert ſich um alles, was er von allen Ländern in der Welt erfahren kann, und ſcheuet darauf keine Mühe und Arbeit, um ſich einen neuen Debit zu verſchaffen. Allein unten mehr von dem Charakter dieſer modernen Carthaginenſer.

Die übrigen Artikel der einheimiſch fabricirten oder vielmehr faſſonnirten Waaren ſind: Juvelierarbeiten, Gold- und Silber-, Kupfer- und Weißblechſchlägereyen u. ſ. w.

Die zweyte Branche der Genfer Handlung beſteht in der Spedition. Man hat mir geſagt, daß hierdurch noch mehr Geld in die Stadt gezogen würde, als durch den Uhrenhandel; und wenn man die vortheilhafte Lage der Stadt und den Handlungsgeiſt der Einwohner bedenkt, ſo iſt das nicht unwahrſcheinlich. Genf hat gewiſſermaßen zu Waſſer Verbindung mit der Nordſee und dem mittelländiſchen Meere, durch den Rhein und die Rhone. Von dem erſten iſt es nicht weit entfernt und die letztere wird fünf oder ſechs Lieues unterhalb Genf ſchiffbar. Die Waaren, welche aus dem ſüdlichen Deutſchlande und der Schweitz nach Frankreich und Italien, und von dort wieder hieher gehen, werden allemahl am beſten auf Genf ſpedirt, und die faſt an allen großen Handelsplätzen in Europa etablirten Genfer Comtoire beweiſen hinlänglich, daß dieſe Art von Handlung ungemein ausgebreitet ſeyn müſſe.

Man hört in Genf viel von den Millionairs oder Leuten, die eine oder zwey Millionen Gulden in Vermögen haben; man muß aber dabey wiſſen, daß ein Genfer Gulden etwa gleich iſt fünf Mgr in unſerm Gelde. Einer, der eine Million Gulden beſitzt, wird ſchon für ſehr reich gehalten, und deren ſollen etwa 15 bis 20 in Genf ſeyn. Hunderttauſend Gulden iſt hier ſchon ein Vermögen, (une Fortune) von dieſer Claſſe aber giebt es ſehr viele. Ueberhaupt findet man hier nicht ſo außerordentlich reiche einzelne Particuliers, als in andern großen Handelsplätzen, aber deſto mehrere von der mittlern Gattung, und dieſes hat ſeinen Grund ſowohl in der Staatsverfaſſung der Republik, als auch ſelbſt in der Art und Beſchaffenheit der Handlung.

Ich komme jetzt auf das, was mir während meines hieſigen Aufenthalts ſo viel Vergnügen gemacht hat, auf die Sitten und den Charakter dieſer liebenswürdigen Nation. Genf unterſcheidet ſich in dieſen Stücken ſehr merklich und vortheilhaft von allen ſeinen Nachbarn. Die Nation hält in ihrer Anlage das glückliche Mittel zwiſchen der großen Lebhaftigkeit des Franzoſen und der ſteifen Gravität des Deutſchen, dazu noch ein Theil Italieniſchen Scharfſinns kommt, der durch die allgemeine Aufklärung des Verſtandes und noch immer herrſchende moraliſche Principia auf das Gute gelenkt iſt. Nirgends habe ich anſtändiger und feiner diſputiren gehört als hier. Ich wünſchte, daß Sie wären bey mir geweſen, als auf dem Caffeehauſe ein Schneider und einer von der Stadtmiliz darüber diſputirten, ob ein Homme de Sentiment oder ein Homme d'Eſprit vorzuziehen ſey. Der Schneider behauptete das erſte, gewann die Sache, und ein anderer Handwerksmann ſagte ihm: Sie haben Ihren Satz mit ſo vielem Witze verfochten, daß man Sie ſelbſt dadurch für das Gegentheil des Charakters halten ſollte, den Sie vertheidigt.

Genaue Kenntniſſe der Geſetze des Vaterlandes, Principia und Raiſonnement über die Moral, etwas Beleſenheit und ungemeine Wißbegierde, vorzüglich was den Zuſtand fremder Länder betrifft, finden Sie faſt durchgängig wenigſtens bey jedem Citoyen, und dieſe machen doch auf 1800 Familien aus. Ich habe mit mehr als 40 Leuten von verſchiedenem Stande, Geſchlecht und Charakter geſprochen, und jene Beobachtung faſt bey allen verificirt gefunden. Nur ein paar Exempel ſo kurz als möglich: — Eine Frau, die auf der Straße kleine Calender verkauft — Ich — Sie leſen wohl fleißig Romane? — Sie — ganz und gar keine — Ich: aber gewiß machen Sie eine Ausnahme mit der Heloiſe ihres vormahligen Mitbürgers Jean Jaques? — Sie: deſſen Roman leſe ich am allerwenigſten, er iſt mit ſo vieler Kenntniß des Herzens und ſo vielem Enthuſiaſmus geſchrieben, daß er mir am erſten den Kopf ſchwindelnd machen könnte. — Ein Drathſaitenzieher, dem ich ſagte, daß ich es dem Rouſſeau nicht verzeihen könne, daß er die Veranlaſſung zu den Unruhen in einer ſo artigen Republik gegeben, antwortete: Nennen Sie Rouſſeau keinen Phantaſten; wenn er das iſt, waren wir es denn nicht noch weit mehr, da wir uns von ihm in Harniſch bringen ließen? —

Langeweile können Sie hier in Genf nicht haben. Geben Sie in die erſte die beſte Bude in den baſſes Rues, kaufen Sie eine Kleinigkeit, denn gewinnen mögen die Genfer ſehr gerne, fangen Sie eine Unterredung an, und es wird Ihnen ſelten fehlen, daß Sie nicht eine halbe Stunde ſehr angenehm zubringen ſollten. — Nur noch ein paar Beweiſe, wie ſehr gewiſſe Kenntniſſe hier national geworden ſind. — Das Conſeil ſouverain hat eine Lotterie errichten wollen, Die Bürger haben ſich widerſetzt, weil es, wie ſie ſagen, der Induſtrie höchſt ſchädlich ſeyn würde, wenn dem Volke andre Mittel Geld zu erwerben, als die Arbeitſamkeit, gezeigt wären — Eben das Conſeil ſouverain war nicht abgeneigt, einen Schauplatz in Genf zu errichten, und eben die Bürger, die ſo viel Kenntniß und Liebe der Wiſſenſchaften haben, widerſetzten ſich. Ich fragte einen Mann, der im kleinen mit Leinwand handelt, nach der Urſache der Widerſetzung, er antwortete mir faſt von Wort zu Wort folgendergeſtalt: unſre Nation hat bereits eine ſo ſtarke Neigung für das Leſen der Comödien

und

auch beſondere Beſtandtheile des Charakters ſeyn müſſen; die offenbare Verſchiedenheit ſelbſt unter den Seelen der Kinder erfodert dies. Aber was ſind dieſe Hauptbeſtandtheile des Charakters? Gewiß nicht Gegenſtände des Verſtandes, und doch bekommen wir von ihnen ſo ſtarke Eindrücke, als wenn wir ſie vergleichen und in einen förmlichen Schluß bringen könnten. Wir lieben oder haſſen oft auf dem erſten Anblick, wir billigen oder misbilligen in der That mit einer gewiſſen Beziehung auf jene Beſtandtheile, und wir urtheilen ſogar über die Ausführung andrer, nicht nach Begriffen von der abſtracten Güte oder Bosheit der Handlungen, ſondern ſo, daß wir die Handlungen aus einem vermuthlichen Originalcharakter der Menſchen ſelbſt erklären. Ich meine nicht, daß wir ſo davon reden. In der That könnten wir uns nicht, wenn wir auch wollten, umſtändlich darüber erklären; wir können nicht durch Worte Rechenſchaft von Eindrücken und Begriffen geben, noch ſie andern mittheilen. Töne und Blicke werden zuweilen den Affect ſtark ausdrücken, aber der Eindruck läßt ſich nicht mittheilen. Dieſelben Urſachen können ihn zu gleicher Zeit bey vielen hervorbringen, aber jeder hat ihn für ſich, und kann ihn unmöglich einem andern mittheilen; es iſt eine unvollkommne Art von Trieb, und folglich ſtumm. Wir könnten wohl, wenn wir wollten, einander offenherzig geſtehn, daß wir von ſolchen Empfindungen nur zu ſehr beherrſcht werden, und gar nicht in allen Stücken ſo vernünftig ſind, als wir wünſchen könnten; aber das hieße der erhabnen Fähigkeit, dem Verſtande Eintrag thun, auf den wir uns ſoviel wiſſen, und den wir ganz beſonders unſer Eigenthum nennen. Dies, glauben wir, darf nicht geſchehn, eilen dann über die Materie hin, und verbergen die Wahrheit vor andern und vor uns ſelbſt. In Büchern freilich, wo Charakter, Bewegungsgrund und

Hand-

Tragödien, es laufen ſo viele Leute in das ſchlechte Schauſpiel nach Chatelaine, einem eine halbe Stunde von hier auf franzöſiſchem Boden gelegnen Dorfe, was würde nun entſtehen, wenn wir in der Stadt ein gutes Schauſpiel hätten? Man würde ſehr viel Zeit verderben, unſere Unterredungen würden von dem bisherigen Gegenſtande, nämlich unſrer Arbeit, der Erziehung unſrer Kinder, und andern Kenntniſſen abgelenkt werden. Es würde bald, wie in Frankreich, auch unter uns das die wichtigſte Frage werden: iſt dieſe oder jene Scene gut, iſt ſie gut vorgeſtellt, hat die Actrice dieſes oder jenes Wort recht ausgeſprochen u. ſ. w. Das iſt es eben, was die Regierung und die Vornehmſten dabey im Sinne haben, ſie wollen unſern Geiſt auf andre Dinge lenken, damit wir weniger aufmerkſam auf die Erhaltung unſrer Verfaſſung werden, und ſie deſto weniger Beobachter haben. —

Induſtrie und Frugalität ſind hier eben ſo allgemein als Kenntniſſe. Ich will nur Facta erzählen und Sie nachher ſelbſt urtheilen laſſen. Ich rede hier vorzüglich von der mittlern Claſſe, bey der allemahl der eigentliche Nationalcharakter zu ſuchen iſt. Alſo die Lebensart in den Rues basses, wie ſie mir von verſchiedenen Genfern erzählt worden. — Man ſteht ſehr früh auf, und beſchickt die Geſchäfte im Hauſe; das Frühſtück wird geholt aus dem Kaffeehauſe um die Zeit zu ſparen. Nun werden die Buden geöffnet, worin gemeiniglich die ganze Familie ſitzt, und jeder ſich mit ſeiner Arbeit oder dem kleinen Handel beſchäfftigt. Viele laſſen auch das Mittagseſſen aus den Garküchen holen, um keine Zeit zu verlieren. Man iſt überhaupt in Genf weit weniger als in Deutſchland. So bald die Sonne untergeht, werden alle Buden faſt mit einem Mahle verſchloſſen, und alsdann gehen alle Menſchen ſpatzieren, bey gutem

Wetter auf den öffentlichen Spatziergängen, bey ſchlechtem unter den Arcaden der basses Rues. Dieſe Zeit nennet man, die verlohrne Stunde (l'heure perdue). Ein Nationalausdruck, der ungemein viel ſagt. Dieſe Stunde nun iſt der Converſation und der Mittheilung der Kenntniſſe gewidmet. Alles bewegt ſich nun nach dem Stilleſitzen eines ganzen Tages mit großer Lebhaftigkeit; Vater und Mutter, Sohn und Tochter, Liebhaber und Geliebte, alles ſcheint in intereſſanter Unterredung zu ſeyn, und alles iſt dabey ſehr anſtändig, weil einer immer unter den Augen des andern iſt. Dieſes iſt eine wichtige Stunde für den Fremden, der Converſation haben will. — Nun wird plötzlich alles ledig, man geht zu Hauſe und die, deren Arbeit es erlaubt, beſchäfftigen ſich nun eine Stunde mit der Lektüre, bis zum Abendeſſen. —

Die Kleidung der Mannsperſonen iſt durchgehends ſimpel. Die republikaniſche Gleichheit macht es zu einer Politik der vornehmſten Männer, nicht beſſer als der geringſte Citoyen gekleidet zu ſeyn. Die Kleidung der Frauenzimmer von der mittlern Claſſe iſt ebenfalls ſimpel, aber ungemein reinlich und von artigem Geſchmacke. Es iſt ein Vergnügen, ſie auf dem Markte Lebensmittel, Blumen und Früchte in ihre ſchneeweißen Handkörbe kaufen zu ſehen. Sie treffen hier ſowohl auf dem Markte, als auch bey andern Haushaltsarbeiten, doch immer einige Töchter an, deren Väter 80000 bis 100000 Genfergulden in Vermögen haben. Unſre Bürgerjungfern von gleichem Vermögen würden ſich bey manchen Arbeiten, die eine junge Genfer Bürgerinn mit Vergnügen und Grazie ausrichtet, für ſehr herabgeſetzt halten. Aber das iſt hier nun einmahl anders. Dafür ſind wir aber auch nach den Spaniern, vielleicht zu einigem Nachtheile unſerer Manufakturen, die vornehmſten Leute in der ganzen Welt. — — Ueber den Luxus der vornehmſten und reichſten Damen wird in Genf ſehr geklagt.

In dem Umgange der Mannsperſonen herrſcht gar keine Diſtinktion, ſelbſt nicht unter Citoyens Bourgeois und Habitans. — Er hat Kenntniſſe, er iſt fleißig, wohlredend und nicht liederlich; das ſind die Punkte, die jedem Genfer den Eintritt in die geſchloſſnen Geſellſchaften erwerben. Denn hier ſind unter den Mannsperſonen lauter Cercles und Clubs, die ſich an gewiſſen Tagen der Woche des Abends verſammlen, ſich unterreden, auch Schach oder im Brette ſpielen. Je vorzüglichere Männer durch Charakter und Kenntniſſe in einem Club ſind, deſto ſchwerer hält es, ohne Verdienſte darin aufgenommen zu werden. Mit den Damen iſt es in dieſem Stücke ganz anders. Ein Genfer ſagte mir darüber: (welches ich aber nicht nachgeſagt, ſondern mich für alle Imputation proteſtando zierlichſt verwahrt haben will) Les Dames sont sujettes aux petiteſſes, c'eſt la richeſſe et la parure qui decident entre elles de la Préſéance. So viel iſt immer wahr, daß z. E. ein Syndic der vertrauteſte Freund eines Schuſters und mit ihm in einem Club ſeyn kann, und die Madam Syndic die Schuſterfrau de haut en bas begegnet.

Was iſt nun die Urſache dieſer allgemeinen Aufklärung und dieſer großen Arbeitſamkeit in Genf? Ich will es verſuchen, Ihnen meine Meynung darüber vorzulegen. Der vornehmſte Grund liegt in ihrer Staatsverfaſſung. Jedem Citoyen und Bourgeois muß es äuſſerſt intereſſant ſeyn, die Geſetze ſeines Vaterlandes zu kennen, weil er ohne deren Kenntniß durchaus keinen Anſpruch auf Staatsbedienungen, ja nicht einmahl auf

die

Achtung und Converſation ſeiner Mitbürger machen kann. In den Verſammlungen der ganzen Bürgerſchaft iſt dieſe Kenntniß der Geſetze allein nicht hinlänglich, er muß ſie mit Wohlredenheit verbinden. Die Begierde zu einer genauen philoſophiſchen Kenntniß ſeiner Landesgeſetze zu gelangen, führt ihn naturlicherweiſe in das allgemeine Staatsrecht, das Natur- und Völkerrecht und in die Moral; die Nothwendigkeit wohlzureden aber, wird ihn mit den ſchönen Wiſſenſchaften bekannt machen. Der Habitant wacht ſorfältig über die Aufrechthaltung ſeiner Privilegien, folglich muß er auch die Rechte der Citoyens und Bourgeois kennen, und da nimmt ſeine Aufklärung eben den Weg. Die Frauenzimmer, die doch nun einmahl Begierde zu gefallen haben, ſehen leicht, daß man mit ſolchen Männern nicht bloß allein von Filet und bunten Schuhen ſprechen könne; ſie werden alſo keine Mühe ſparen, ihren Verſtand ebenfalls aufzuklären. Nun werden die Kinder natürlicherweiſe beſſer erzogen und unterrichtet, und das wird die Aufklärung allgemein machen.

Der zweyte Hauptgrund iſt die Nothwendigkeit und der Geiſt der Handlung. Sie wiſſen, was ein Kaufmann ohne Kenntniſſe für ein widerſprechendes Ding, und ein Kaufmann mit Kenntniſſen für ein würdiger vortrefflicher Mann im Staate iſt; alſo — allein machen Sie die Folgerungen ſelber. Ich ſchreibe ja keine Diſſertation über Genf.

Die große Induſtrie entſteht hier nach meiner Meynung, erſtlich ſelbſt aus der großen Aufklärung. Je mehr Kenntniſſe der Menſch hat, deſto mehr Bedürfniſſe wird er haben. — Die wenigen, welche ſich über die Bedürfniſſe weg philoſophirt, machen nur eine Ausnahme von der Regel. — Je mehr Bedürfniſſe, deſto mehr gierde zu gewinnen; je mehr Gewinnbegierde, deſto mehr Erwerbſamkeit: zweytens aus der Vaterlandsliebe bey der Concurrenz vieler Arbeiter. Die Genfer ſind ſehr wohl in ihrer Vaterſtadt, und haben bey einigem Vermögen Anſpruch auf Staatsbedienungen und die Hochachtung ihrer Mitbürger; folglich ſucht jedermann, mit dem äußerſten Fleiße ſich in ſeiner Stadt zu erhalten. Aus dieſem zweyten Grunde fließt auch die große Frugalität der Einwohner, vorzüglich in Kleidung und Ausgaben für den Luxus. Die große Mäßigkeit im Eſſen und Trinken aber nicht gänzlich, ſondern faſt mehr aus der Organiſation ihres Körpers, und der ſitzenden Lebensart der meiſten.

Es geht mir nahe, daß ich Ihnen bey dieſer Gelegenheit ſagen muß, daß die Hypochondrie und alle die unbeſchreibbaren Krankheiten der Nerven in Genf vorzüglich zu Hauſe ſind. Dieſe liebenswürdige Nation iſt ſehr munter und aufgeweckt bis zu einem gewiſſen Alter alsdann aber werden ſehr viele von allen Schrecken der Milzſucht überfallen, und man hat mir verſichert, daß in Genf, nach Proportion, anderthalb mahl ſo viel Selbſtmorde geſchehen, als in London. Noch vor drey Wochen iſt hier ein trauriges Exempel von der Art mit einem Syndic der Stadt vorgegangen.

Policey iſt in einer Stadt von ſolchen Sitten, wo man ſicher ſagen kann:

Plus hic boni mores valent quam alibi leges,

nicht viel nöthig; und bey ſolchen Kornanſtalten und der bloßen Zufuhr von Fremden, nicht viel möglich. Ich wenigſtens habe faſt gar keine Polizeyverordnungen von dieſer Art bemerkt. Die Statuten der Innungen und Zünfte ſind ſehr genau beſtimmt, und ſehr gut abgefaßt.

Die Akademie hat zwölf Profeſſoren. Auſſer der Mathematik und den Leibesübungen aber iſt hier wenig zu lernen, und das ganze Inſtitut verſteht kaum den Nahmen, wenn man es z. E. mit einem Göttingen vergleicht. Demohngeachtet aber würde ich doch allen Aeltern von Stande und Vermögen, die ihre Söhne in einem gewiſſen Alter, wegen Erlernung der Sprache und guter Sitten, in ein fremdes Land ſchicken wollen, ſehr treuherzig rathen, Genf in allem Betrachte, den Städten Lauſanne, Strasburg, und vornehmlich Paris vorzuziehn. Ich habe mich hier nach dem Zuſtande der Penſionen ſorgfältig erkundigt. In den Leibesübungen findet ein junger Menſch guten Unterricht, wie ſchon geſagt, in der Philoſophie ebenfalls. Unterdeſſen iſt das nach meiner Meynung das wenigſte. Nirgends beſſer als hier findet er Künſtler und Handwerker, die die Gründe ihrer Kunſt anzugeben wiſſen, und ſehr weit von den Handwerksgeheimniſſen der gewöhnlichen Meiſter entfernt ſind; nirgends beſſer als hier findet er Converſation von allerhand Art, nicht mit zu viel, nicht mit zu wenig Zutrauen auf ſich ſelbſt, und erweitert dadurch nebſt den reellen Kenntniſſen auch natürlicherweiſe die Kenntniß der Sprache; durch Wiſſenſchaft, durch gute Aufführung, Gefälligkeit und einige Adreſſen kann er in die obbeſchriebenen Clubs von würdigen Männern kommen, und wenn er einmahl darin iſt, ſo iſt er ſo gut als geſichert gegen die Verführung einiger ausſchweifenden Jünglinge, weil es hier doch noch immer eine Schande iſt, nicht moraliſch gut zu ſeyn; ſein Reichthum und ſein Stand, wenn er nicht beydes in ſehr hohem Grade beſitzt, machen ihm keine Schmeichler und bahnen ihm nicht den Weg zu der Converſation mit würdigen Männern; durch

Kleiderpracht, großen unnützen Aufwand, Stolz und affectirtes Weſen, würde er ihn ſich ſelbſt verſperren; die Luft und die Lebensmittel ſind ſehr gut, die Lage ungemein angenehm, die Manieren der Leute gefällig, und artig; Fremde von allen Nationen kommen durch Genf, und verweilen ſich hier eine Zeitlang u. ſ. w. Die Penſionen ſind auch nicht theuer; ein artiges Zimmer in der obern Stadt in einem ſehr guten Hauſe nebſt Mittags- und Abendtiſch mit Wein, Licht, Aufwartung ꝛc. ſollte monathlich 2½ neue Louisd'or koſten. — Schicken Sie mir den Sohn Ihres Freundes, wenn er achtzehn Jahr alt iſt, auf ein Jahr nach Genf, ich glaube, daß ihm das auf ſein ganzes Leben vortheilhaft ſeyn wird. — Nur ein einziger Umſtand. Der hieſige Accent iſt nicht pariſiſch, ob man gleich ſonſt grammatiſch richtiger ſpricht und ſich beſſer ausdrückt, als in Paris ſelbſt. — Aber ich habe das Zutrauen zu dem Bon Sens unſerer Landesleute, daß ſie nicht einer ſolchen für einen deutſchen lächerlichen Kleinigkeit, reelle Kenntniſſe, wahre gute Lebensart und Tugend aufopfern werden.

IV.

Briefe über Rußland. *)

I.

An die Frau von **

Sie verlangen, gnädige Frau, daß ich Ihnen ſiberiſche Pflanzen überſenden, und Ihnen oft und viel von der Kaiſerinn von Rußland, aber wenig von ihrem Hofe, ſchreiben ſoll; denn alle Höfe, ſagen Sie, ſind ſich gleich, und verlohnen nicht der Mühe, beobachtet zu werden. An dieſen Aufträgen erkenne ich Ihren gebildeten Geſchmack und Verſtand. Sie lieben die Natur und ihre Mannichfaltigkeiten; und Ihre Bewunderung großer Geiſtesfähigkeiten und vorzüglicher Talente gab Ihnen den Wunſch ein, etwas näher, als blos ihrem großen Rufe nach, eine große Fürſtinn zu kennen, etwas mehr von dem Innern ihrer Lebensweiſe zu erfahren, und hier die kleinen Umſtände kennen zu lernen, die uns erſt einen richtigen Begriff von einer Perſon geben, und uns die Triebfedern ihrer Handlungen entdecken.

Ihren botaniſchen Auftrag werde ich beſorgen; und als Beobachter und Moraliſt werde ich jetzt auch Ihrem andern Verlangen in ſo weit Gnüge zu leiſten ſuchen, als mein ſchwacher Blick einige Strahlen des von mir wahrgenommenen Geſtirns hat unterſcheiden können. Ich werde, wie ein zweyter Sunton, Ihnen die große Kaiſerinn, von ihrem kaiſerlichen Gewande frey, darzuſtellen ſuchen.

---

*) Aus Meilhan's politiſchen Schriften.

Ich weiß übrigens ſehr gut, welche Auslegung einige Leute von meiner Reiſe nach Rußland gemacht haben. Hierin aber machten ſie es wie Tacitus, der ſich über allen ſeinen Tiefſinn in Forſchungen verliert, und da zuweilen irrt, wo er ganz einfache und gewöhnliche Handlungen aus ſtaatsklugen Gründen herleiten will.

Ich bin nicht in Rom geweſen, um mich mit dem Pabſt und den Kardinälen über die Angelegenheiten der Geiſtlichkeit in Frankreich zu beſprechen, ſondern um die Merkwürdigkeiten dieſer großen Stadt in Augenſchein zu nehmen. Eben deswegen habe ich auch den Norden bereiſt. Ich wünſche das zu ſehen, was in dem weiteſten Reiche der Welt, das Intereſſanteſte iſt; und diesmahl war es nun gerade einmahl die höchſte Perſon dieſes Landes, war es ſeine Beherrſcherinn, die ich zu ſehen wünſchte. Sonderbar wird es Ihnen dünken, daß ich auch nach Petersburg hätte reiſen können, um die berühmten Logen des Vatikans zu ſehen. Die Kaiſerinn hat dieſe Gemälde kopiren, und in eine Gallerie aufſtellen laſſen, um ſie vor den Verwüſtungen der Zeit zu ſichern. Zu Rom ſind ſie entſtellt, verſtümmelt, entfärbt; hier im kaiſerlichen Schloſſe ſind ſie unverletzt. Und wenn auch die Vollkommenheit der Zeichnung etwas geringer ſeyn ſollte, ſo haben ſie doch von Seiten der friſchen Farbengebung den Vorzug.

Sie erwarten nicht, gnädige Frau, daß ich Ihnen etwas von den Kriegen, Eroberungen und Verträgen ſage, wodurch Katharinens Regierung ſich unſterblich gemacht hat. Selbſt von ihrem letzten Siege über die Türken ſage ich nichts, nach von dem glorreichen Frieden, den ſie jetzt eben zu machen, oder vielmehr zu gewähren im Begriff iſt, und zwar ohne Vermittelung irgend einer fremden Macht. Denn die vorläufigen Bedingungen dieſes Friedens ſind ſchon früher unterzeichnet, ehe noch der Groſſvezier den Erfolg der Unterhandlungen des engliſchen Miniſters Fawlkner erfahren konnte.

Aus einem ähnlichen Grunde, wie derjenige iſt, der Ihre Neugier belebt, wünſcht man das Bildniß eines großen Mannes zu beſitzen. Selbſt, ohne ihn je geſehen zu haben, entwirft ſich die Einbildungskraft von ihm ein Gemälde, und giebt ihm nach Gutdünken Züge und Phyſiognomie. An dem, der einmahl die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, und Bewunderung erregt hat, iſt uns nichts gleichgültig; und man iſt nach den kleinſten Umſtänden begierig, die ihn betreffen. Auch glaube ich, daß bey den meiſten Menſchen ſich mit dem Gefühle der Verehrung, welches uns bewegt, auf die größten Kleinigkeiten, die auf berühmte Perſonen eine Beziehung haben, ſo viel Werth zu legen, ſich noch der Antrieb der Eigenliebe vereint, welcher unter mancherley geheimen Falten verborgen iſt. Indem man nämlich mit ihrem Privatleben näher bekannt wird, vergleicht man ſie mit ſich ſelbſt; und die Eigenliebe ſagt uns, daß wir, indem wir in gewöhnlichen Dingen eben ſo denken, fühlen und handeln, wie ſie, auch in größern Dingen nicht ſo gar weit von ihnen entfernt ſeyn würden, wenn auch wir auf der Schaubühne der höhern Welt eine Rolle ſpielten. Wenn ich daran denke, gnädige Frau, daß Sie ſich Mühe gegeben haben, Richardſon's Federn und Schreibzeug zu erhalten, und dieſelben wie ein Kleinod aufbewahren, ſo fühle ich, wie viel Werth Sie auf die kleinen Umſtänden legen müſſen, die

Sie

Handlung, alles zugleich dem Verſtand vorgelegt wird, iſt es meiſtens eine ganz klare Sache, und wir entſcheiden nach dieſem allen zugleich. So ſind wir geneigt, den **Kandide** zu loben, ob er gleich den Inquiſitor tödtet, und dem Baron **Thunder—ten—tronk**, dem Sohne ſeines Gönners und dem Bruder ſeiner geliebten **Kunigunde** den Degen durch den Leib ſtößt. Aber im wirklichen Leben würde man, glaube ich, geneigt ſeyn, es dem peinlichen Richter anzuzeigen, daß der Inquiſitor getödtet worden; da **Kandide** es nicht wegen eines dringenden Nothfalls, ſondern blos aus Betrachtung eines künftigen Uebels that. Und in der That die deutliche Einſicht, die wir in Romanen und Komödien von einer Verbindung zwiſchen Charakter und Handlung bekommen, die nicht in der Natur exiſtirt, iſt der Hauptmangel dieſer Art von Schriften, wodurch ſie nur ſchlechte Gemälde des menſchlichen Lebens, und unzulängliche Vorſchriften des Betragens werden.

Wäre aber nur ein Mann in der Welt, der eine vollkommnere Schilderung von der wahren Natur machen, und unvermerkt den Zuſchauern ſolche Eindrücke beybringen könnte, welche, trotz aller Irrungen ihres Verſtandes bey ihnen hafteten; der es daher wagte, aus Abſichten, die ich ſogleich näher erklären werde, Charakter und Handlungen in anſcheinenden Widerſpruch zu ſetzen: ſo würde eine ſolche Nachahmung unſre gröſte Aufmerkſamkeit verdienen. Aber in dem Fall kann man gewiß erwarten, daß man uns alle die Sprache des Verſtandes allein reden hört, das iſt, daß wir die Handlung tadeln, ohne ſie gehörig zu unterſuchen, und den Tadel in aller ſeiner Gehäßigkeit auf die handelnde Perſon anwenden, ſo ſehe auch unſre Herzen und Empfindungen ſich heimlich dagegen empören. Denn der **Eindruck** hat, wie wir ſchon bemerkt haben, keine Sprache, und eben ſo wenig kön-

Sie von mir zu wiſſen verlangen; und da wünſcht' ich Ihnen eine von Katharinens Federn überſenden zu können. Richardſon's Feder hat ſo vielen gefühlvollen Herzen Freude gemacht; die Feder der Kaiſerinn hat Geſetze niedergeſchrieben, welche das Glück von fünf und zwanzig Millionen Menſchen machen. Ihre Feder hat in einem Briefe, mit dem ſie mich beehrt hat, folgende rührende, von der einſichtvollſten Huld eingegebene Worte geſchrieben: „Strenge Gerechtigkeit iſt gar keine Gerechtigkeit; und nur die Billigkeit allein iſt der menſchlichen Schwachheit erträglich." Worte, die mit diamantenen Schriftzügen in jedes Kabinet des Fürſten aufgeſtellt zu werden verdienten.

Jetzt will ich Ihnen ſagen, meine gnädige Frau, was für Eindruck der Anblick der Kaiſerinn auf mich gemacht hat; und hernach will ich Ihnen alle die kleinen Umſtände melden, die ich zu ſammeln, oder ſelbſt zu bemerken im Stande geweſen bin. Ich erwartete den Augenblick, ihr vorgeſtellt zu werden, in einem großen und prächtigen Saale, dergleichen man in allen Schlöſſern der Großen findet, mitten unter einem Gewühle von Hofleuten. Auch dieſes findet man überall. Die meiſten ſind in Uniform; und auch das iſt ſo an allen nordiſchen Höfen. Was mir aber auffiel, und was man nur in Rußland findet, war die Mannigfaltigkeit der Trachten. Unter den Generalen ſind Koſacken, Türken, Georgier, Tartarn, Circaſſier, in langen Talaren, mit und ohne Bärte; und aus dieſer Verſchiedenheit der Kleidung entſteht ein Gefühl von Verwunderung, welches die Vorſtellung einer Monarchie hervorbringt, die ſo viele verſchiedne Völker beherrſcht. Die Kaiſerinn erſchien. Ich ſtand in einiger Entfernung von der Thür, durch welche ſie hereintrat, und hatte ſo viel Zeit, daß ich ihren Gang und ihre Blicke bemerken konnte. Sie hat einen ernſten und ungezwungenen Gang. Andre Fürſten oder Fürſtinnen gehen durch ihre mit Hofleuten überſchwemmte Zimmer ohne ſie anzuſehen, und als ob ſie lauter todten Bildſäulen vorbeygiengen. Gewöhnt, ſich in ihrer Gegenwart keinen Zwang anzuthun, verrathen ſie in ihren Blicken ihre gegenwärtige Laune. Die Kaiſerinn wirft einen aufmerkſamen Blick auf alles, was ſie umgiebt. Man ſieht, daß ſie diejenigen, die ſie ausgezeichnet hat, mit einem gewogenem Blicke aufſucht, oder ihnen ein paar verbindliche Worte ſagt. Man ſieht, daß ſie es fühlt, daß aller Augen auf ſie gerichtet ſind, daß ſo viele Menſchen aus allen Ständen, große Männer und Feldherren, nicht deßwegen erſchienen ſind, um eine ihren Gedanken überlaſſene Privatperſon zu ſehen, ſondern eine Fürſtinn, von welcher ihr Schickſal abhängt, und daß ſie ein Recht auf ihre Aufmerkſamkeit haben. Man ſieht in der ganzen Perſon der Kaiſerinn die Majeſtät des hohen Ranges, gemäßigt durch huldreichen Ausdruck, und verbunden mit unbeſchreiblicher Heiterkeit und Ruhe, die mich an jene Worte der Schrift erinnerten: Gott ſahe an alles, was er gemacht hatte; und ſiehe, es war alles ſehr gut. „In den Augen der Kaiſerinn ſtrahlt die Schärfe des Adlerblicks, und ihr Lächeln hat etwas Bezauberndes. Ihre Gebehrden, ihr Gang, ihr Benehmen, der Ton ihrer Stimme, ſind in vollkommner Eintracht mit einander. Sie ſpricht mit einer gewiſſen Langſamkeit, die etwas Majeſtätiſches hat. Sie drückt ſich nicht geſucht aus; ſondern ſcheint ganz ruhig das Schicklichſte zu wählen. So, gnädige Frau, ſah ich die Kaiſerinn, ſo oft ſie öffentlich erſchien.

Der mir neue Anblick einer Regentinn gab mir Gelegenheit, über die Eindrücke der Macht in den Händen eines Frauenzimmers nachzudenken; und ich erinnerte mich an die Worte St. Evremont's: daß ein Frauenzimmer der Vollkommenheit näher kommt, weil man bey demſelben leichter die Gründlichkeit einer Mannsperſon, als bey dieſer die Annehmlichkeit eines Frauenzimmers hinzudenken kann. Vielleicht ſchrieb er dieſen verbindlichen Gedanken unter den Augen der ſchönen Hortenſia; aber er iſt nicht ohne Grund. Wenn ein geſchickter Bildhauer die Schönheit an einer männlichen Figur darſtellen wollte, ſo bildete er keinen Herkules; er ſchmelzte die trockne und ſtark angedeutete männliche Form mit der weiblichen zuſammen, die mehr Weichheit und Rundung hat. Und der berühmte Apoll zu Belvedere, dieß Meiſterſtück der Bildnerey, ſcheint der weiblichen Figur näher zu kommen, als der männlichen. Auch gerieth ich ſelbſt bey dieſer Gelegenheit auf einen andern Gedanken. Wenn eine Frau regiert, ſo werden wenigſtens im Aeußern den Hofleuten viele Selbſterniedrigungen erſpart. Die Uebertreibung der Schmeicheley läßt ſich zum Theil der Gewohnheit zuſchreiben, dem weiblichen Geſchlechte Ehrerbietung zu bezeugen, und der Bewunderung welche die Schönheit einflößt. Dieſer Gedanke war mir an einem Tage ganz beſonders auffallend, wo ich mich bey einem prächtigen Feſte mit befand, welches der Fürſt Potemkin der Kaiſerinn gab. Zweytauſend Perſonen waren dabey zugegen, und giengen in einem ungemein großen Pällaſte durch einander. Die Erleuchtungen, die herrlichſten Kleider, Diamanten, Tänze, Muſik, alles vereinte ſich, bey dieſem Feſte die Erinnerung an die Zauberlampe und an den prachtvollen Abulkazim, in den Feendichtungen, anzuregen. Als die Kaiſerinn erſchien, erſchallte ein Chor ruſſiſcher Lieder ihr zu Ehren, im Geſchmack des zu Paris ſo beliebten Chors: Chantons, célébrons notre Reine. In dem nämlichen Augenblicke ſah man den Fürſt Potemkin, den Stifter dieſes Feſtes, den Beſitzer dieſes prächtigen Schloſſes, den Erſten unter allen Großen des Reichs, reicher als alle, und berühmt durch mehrere Siege, in der Feldmarſchalls-Uniform, von Edelſteinen glänzend, mitten unter dieſem Geſange, beym harmoniſchen Schall von 300 Inſtrumenten ſich der Kaiſerinn zu Füßen werfen. Denke ich mir hier ſtatt der Kaiſerinn einen Kaiſer, ſo würde dieſe Bezeugung tiefſter Unterthänigkeit nur die Vorſtellung einer höchſten Gewalt einer unbegrenzten Ehrfurcht erregt haben. Da ſie aber einer Kaiſerinn geſchah, ſo dachte man dabey an die Gewalt der Schönheit; und alle Begriffe des Ritterweſens erwachten dabey, und miſchten ſich in der Vorſtellung mit den Begriffen von höchſter Gewalt und von Güte, die dem weiblichen Geſchlechte beſonders eigen zu ſeyn ſcheinen. Und nun werden jene Chöre zu Lobgeſängen; Religionsgefühl bemächtigt ſich der Seele, und man iſt bereit, ſolch eine Herrſcherinn wie eine wohlthätige Gottheit anzubeten. Uebrigens iſt es in Rußland Gebrauch, ſich den Regenten zu Füßen zu werfen, wenn man ihn in ſein Haus aufnimmt; und dieſer Gebrauch gehört zu den morgenländiſchen Sitten, die in einem Theile dieſes Reichs herrſchend ſind. Man fing ehedem die Bittſchriften in Rußland mit folgenden ſehr morgenländiſchen Worten an: „Ich berühre die Erde mit meinem Antlitz.“ Die Kaiſerinn hat dieſe Formel abgeſchafft.

Dem Anſchein nach, gnädige Frau, bin ich ganz von meinem Gegenſtande abgewichen; es iſt nun aber einmahl meine Art, in meine Erzählung einige Betrachtungen einzuſtreuen. Nachdem ich Ihnen die Kaiſerinn beym feyerlichen Hofgepränge geſchildert habe, will ich Ihnen nun von ihrer Perſon und ihrer gewöhnlichen Lebensart eine nähere Beſchreibung geben. Ehe ſie Kaiſerinn wurde, hatte ſie lange Zeit, als Großfürſtinn, eingezogen gelebt. Sie hat viele Verdrüßlichkeiten zu erdulden, vielen Widerſpruch zu ertragen gehabt; damahls gewöhnte ſich die Kaiſerinn in ihrer Einſamkeit zum Nachdenken, übte und bildete ihren Verſtand. Auch nach ihrer Thronbeſteigung behielt ſie ihren Geſchmack an Thätigkeit und Geiſtesbildung bey. Die Kaiſerinn läßt ſich auf die kleinſten Umſtände der Regierung ein, und weiß doch noch Zeit auszuſparen, nützliche und angenehme Bücher in mehrern Sprachen zu leſen, einen Briefwechſel mit Gelehrten zu führen, Umgang zu unterhalten, Schauſpiele von moraliſchen und politiſchen Zwecken, ſinnreiche Sprichwörter* zu ſchreiben, und an den Erhohlungen der Geſellſchaft Theil zu nehmen.

Alle ihre Unterthanen haben das Recht, ihr zu ſchreiben; und ihre Bittſchriften werden ihr ganz genau eingehändigt. Dieſe Freyheit hat jedoch ihre Grenzen. Es iſt nur in gewiſſen beſtimmten Fällen erlaubt, aus Petersburg und aus den Provinzen, an die Kaiſerinn zu ſchreiben. In jener Hauptſtadt wohnen ihre Miniſter; und an dieſe muß man ſich wenden; denn ſonſt müßte die Kaiſerinn alle mögliche Angelegenheiten ſchlichten. Wenn aber eine gewiſſe Zeit nach der Ueberreichung von 3 Bittſchriften verläuft, ehe man Entſcheidung erhält, ſo iſt man berechtigt, ſich an die Kaiſerinn ſelbſt zu wenden. Auf meiner Reiſe hatte ich zuerſt Gelegenheit, dieſe ſo weiſe Einrichtung kennen zu lernen, und zwar auf folgende Art.

Ich war in einem Gaſthofe, und wartete auf meine Pferde. Hier befand ſich ein lahmgeſchoſſener Offizier. Ich fragte ihn über die Wege. Er kam von Petersburg, und ich fragte ihn, wohin er gienge? Nach Narva, ſagte er, um an ihre Majeſtät zu ſchreiben. Hierüber be-

befremdet, antwortete ich ihm: die Kaiſerinn iſt aber ja in Petersburg und Sie kommen daher? Jetzt erklärte er mir die Ihnen vorhin beſchriebene Verfahrungsart in dergleichen Fällen, und ſetzte hinzu: Man hat mir, glaub' ich, Unrecht gethan; ich habe mich hier aufgehalten, um an die Kaiſerinn einen Brief zu ſchreiben, den ich von Narva aus abſenden will. Die Kaiſerinn, ſagte er, indem er ſeine Augen gerührt gen Himmel ſchlug, iſt ſehr gnädig, und ſie wird mir Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Beym Schluß dieſer mit innigem Vertrauen ausgeſprochenen Worte trocknete er ſich einige Thränen ab. Dieſer arme unglückliche Mann ſah ſich ſchon wieder im Beſitz deſſen, was man ihm genommen oder verweigert hatte, und ich bewunderte ſeine Empfindungen, und die Kaiſerinn, welche ſie einflößte.

Der Tag ſcheinet für die Kaiſerinn mehr als vier und zwanzig Stunden zu haben. Dieß Räthſel löſet ſich auf, theils durch ihr Genie, theils durch den Geiſt der Ordnung und Regelmäßigkeit, den ſie im höchſten Grade beſitzt. Ueberhaupt fehlt es uns Menſchen nicht an Zeit, wohl aber an der Kunſt ſie zu benutzen. Die Kaiſerinn ſteht früh um ſechs Uhr auf, arbeitet, lieſt, ſchreibt, ungefähr bis um neun Uhr; dann kommen ihre Miniſter; ſie unterhält ſich mit ihnen von Staatsſachen, fertigt aus, ertheilt Befehle; und ſodann macht ſie ihre Toilette. Während derſelben bringt man ihr ihre Enkel, und ſie unterhält ſich mit ihnen von ihren Beſchäftigungen. Ihre Mittagstafel währt ſehr kurz. Um drey Uhr ungefähr geht die Kaiſerinn wieder in ihr Zimmer. Sie ſoll eine Viertelſtunde ſchlafen, weil entweder das Klima oder ihre Natur dieſe Erhohlung fodert. Dieſe Mittagsruhe dauert nicht lange; denn ich erinnere mich, daß ich zu ihr höchſtens zwanzig Minuten hernach ſchon hinein gerufen bin, nachdem ſie von Tafel aufgeſtanden war. Hierauf lieſt und ſchreibt ſie; und ihr Handbriefwechſel iſt ſehr beträchtlich. Um ſechs Uhr ſieht ſie die von ihr gewählte Geſellſchaft, geht zuweilen in das Schauſpielhaus auf dem Schloßtheater; dann wieder in ihre Zimmer; und legt ſich frühzeitig ſchlafen. Dieſe einmahl eingeführte Ordnung bleibt ungeſtört; und ſo widmet die Kaiſerinn ungefähr acht Stunden täglich der Arbeit und dem Bücherleſen. Von ihrer Leichtigkeit, alle Gegenſtände der Politik und Landesregierung zu faſſen, läßt ſich leicht urtheilen, wenn man bedenkt, daß ſie mit dem lebhafteſten Scharfſinn eine große Fertigkeit in Geſchäften aller Art und vielfache Kenntniſſe verbindet. Die Kaiſerinn hat die Geſchichte, beſonders die ruſſiſche, ſehr gründlich ſtudirt; alles, was die ruſſiſche Nation betrifft, iſt ihr theuer; und die Landesſprache Rußlands würde eine allgemeine Sprache werden, wenn es in ihrer Gewalt ſtünde. Die Verwandtſchaft der Sprachen und die Wortforſchung beſchäftigen ihre Aufmerkſamkeit vorzüglich. Dieſe Unterſuchung iſt auch wahrlich kein bloßer Gegenſtand eitler Neugierde; denn nichts würde auf die Geſchichte ein ſtärkeres Licht werfen, als die Hinaufſteigung im Forſchen bis zur erſten, urſprünglichen Sprache.

So, gnädige Frau, wendet die Kaiſerinn ihre Zeit an, die den meiſten großen Herren ſo ſehr zur Laſt wird, wenn ſie durch die Menge von Genüſſen ihre Sinne abgeſtumpft haben.

Sie erwarten jetzt etwas von ihrem Charakter und Verſtande zu leſen. In ihren Reden und Gedanken herrſcht ſehr viel Gründlichkeit, und doch zugleich ein gewiſſer heiterer Ton, der die Eigenſchaft eines vorzüglichen Verſtandes iſt, der ſich nicht von den Umſtänden überwältigen läßt. In ihren Meynungen iſt eine gewiſſe Haltung, welche beweiſt, daß Erfahrung und Nachdenken ihrem Geiſte faſt über alle Gegenſtände gewiſſe Reſultate eingeprägt haben. Gern ſchreibt ſie glückliche Erfolge dem bloßem Zufalle zu, ſowohl aus Beſcheidenheit, als weil Erfahrung und Geſchichte ſie mit dem großen Einfluſſe bekannt gemacht haben, den der Zufall auf die Weltbegebenheiten hat." "Katharinens Seele iſt eben ſo groß als ihr Rang, und eine unerſchütterliche Feſtigkeit iſt ihren Entſchließungen eigen. Ihr Geiſt iſt ſehr gebildet; und die vornehmſte Kraft deſſelben iſt der Scharfſinn, die Gabe, das Weſentliche überall ſogleich zu entdecken, den Charakter und die Talente derer, die ſie brauchen will, richtig zu würdigen.

Ihre Pracht und ihre Freygebigkeit ſcheinen unermeßlich zu ſeyn; zur Zeit des Krieges ſchränkt ſie jene ein, ohne dieſer Einhalt zu thun. Sie führt Krieg, ohne neue Auflagen zu machen, und ohne mit Belohnungen ſparſamer zu ſeyn. Ihre Wohlthaten erhöht ſie noch mehr durch ſinnreiche Wendung, die deſto ſchmeichelhafter ſind, weil ſie dabey den Geſchmack und die Denkart derer, denen ſie Geſchenke macht, zu Rathe gezogen zu haben ſcheint. Die Kaiſerinn hat den Grundſatz, daß man insgeheim tadeln und öffentlich loben muß. Hierdurch ſchont ſie der Empfindlichkeit der Eigenliebe, und beeinträchtigt das öffentliche Anſehen derer nicht, die einen Fehler begangen haben. Niemahls läßt ſie ſich durch Uebereilung hinreißen; ſie weiß zu warten, und den günſtigen Augenblick zu wählen; daher gelingen ihre Unternehmungen, an welchen andre ſcheitern. So hat ſie, ohne eine große Erſchütterung zu bewirken, ohne Widerſtand zu finden, jene unermeßlichen und überflüſſigen Güter, deren die Geiſtlichkeit genoß, mit der Krone zu vereinigen gewußt, indeß Joſeph II. ganz Brabant in Feuer ſetzte, um eben dieſe Abſicht zu erreichen.

Jetzt, gnädige Frau, glaube ich zum Theil Ihren Wünſchen Genüge gethan zu haben; aber man müßte die Geſchichte Katharinen's der Zweyten ſchreiben, um Ihnen einen vollſtändigen Begriff von dieſer großen Fürſtinn zu geben. Die Gnadenbezeugungen, womit ſie mich beehrt hat, bringen Sie vielleicht auf den Argwohn, daß die Begeiſterung mir zuweilen die Feder geführt habe; und Ihnen fällt vielleicht bey meinen Lobſprüchen die Frau von Sevigné ein, die in der Bezauberung von dem, was Ludwig XIV. zu ihr geredet hatte, in ihm einen ſo großen Monarchen fand. Um dieſen Verdacht der Partheylichkeit zu entfernen, will ich einmahl folgenden Fall annehmen. Ein Fremder kommt nach Petersburg, und beſucht alle Merkwürdigkeiten dieſer Stadt. Er geht in die Akademie. Man zeigt ihm das Bild Peters des Großen in Wachs, ſeine Piſtolen, ſeinen Säbel, ſeinen bey Pultawa von vielen Kugeln durchſchoſſenen Hut, koſtbare Ueberreſte eines großen Mannes, die man mit religiöſer Verehrung aufbewahrt. Sodann öffnet man einen Schrank, und zeigt ihm einen Folioband, welcher den Entwurf eines bürgerlichen und kriminalen Geſetzbuchs enthält, worinn die Grundſätze der Regierung und der vertheilenden Gerechtigkeit entwickelt ſind; und dies Buch iſt von Katharina II. verfertigt, es iſt ganz von ihrer Hand geſchrieben, und an verſchiedenen Stellen gebeſſert. Dieſer Fremde geht Abends ins Schauſpiel; er ſieht ein ruſſiſches Stück deſſen ſinnreichen und unterhaltenden Inhalt man ihm erzählt, und welches einen ſehr nützlichen Zweck für die Nation hat. Er fragt nach dem Verfaſſer; es iſt von Katharina II. Den Tag darauf geht dieſer Fremde in eine Kirche; hier ſieht er ſehr ſchöne Verzierungen von der feinſten Stickerey, und der ſie ihm zeigt, ſagt ihm mit lebhafter Bewunderung: das iſt die Arbeit unſerer Kaiſerinn. Endlich findet er in einer Büchersammlung ein Werk in zwey Quartbänden über die ſlavoniſche und ruſſiſche Sprache; und die Kaiſerinn iſt auch Verfaſſerinn dieſes Sprachſchatzes, der einem du Cange und Court de Gebelin Ehre machen würde. Oeffentliche Gebäude, heilſame Anſtalten, weiſe Verordnungen machen einem Regenten Ehre; aber ſehr oft ſagt die Inſchrift, die ſeinen Ruhm verkündigt, nicht viel mehr, als eine Jahrzahl, und ſeine Miniſter haben alles angegeben, alles ausgeführt. So iſt es nicht, gnädige Frau, mit den Angelegenheiten des ruſſiſchen Reichs. Alles rühret von der Kaiſerinn ſelbſt her; der Neid kann ihr nichts nehmen, und die Schmeicheley nichts leihen. Das Erſtaunen und die Bewunderung dieſes Fremdlings würden ſich verdoppeln, wenn ich ihm ſagte, daß die Beherrſcherinn dieſes großen Reichs es mir erlaubt hat, mich an ſie ſelbſt wegen der Auflöſung vieler wichtigen Fragen über die Geſchichte Rußlands zu wenden; und daß ſie mit eben der Hand, welche die Verträge entwirft, bey welchen alle vier Welttheile intereſſirt ſind, die Antworten auf meine Fragen über den Zuſtand der alten Bewohner ihres Reichs, ihre Sprache und Sitten, niedergeſchrieben hat. Ihre Liebe zu der Nation, die ſie ſo glorreich beherrſcht, hat ſie vermocht, die Dunkelheiten aufzuklären, welche den Urſprung der nordiſchen Völker umhüllen, die von den meiſten Gelehrten zu wenig geachtet werden. Es ſcheint, wenn man die Geſchichte lieſt, daß nur blos Griechen und Römer in der Welt waren; die Abſtammung der zahlreichen Völker, welche Italien eroberten, und die Stifter der meiſten neuern Reiche wurden, iſt faſt völlig fremd, und die Länderkunde dieſer Völker iſt faſt gänzlich unbekannt.

ſten ſeine Wirkungen ein Gegenſtand der Unterredung ſeyn.

Nicht blos auf den Muth des Falſtaff allein paſſen, glaube ich, dieſe Bemerkungen. Kein Theil ſeines Charakters ſcheint ganz in unſerer Vorſtellung fixirt zu ſeyn; wenigſtens iſt etwas ſehr Widerſprechendes in unſern Reden und Geſinnungen über ihn. Uns allen gefällt der alte Jakob, und doch, gleichſam verblendet, ſchimpfen wir ihn alle, und ſprechen ihm jede einzle gute oder achtungswerthe Eigenſchaft ab. Das iſt etwas Sonderbares, und Shakeſpear muß eine erſtaunende Kunſt beſitzen, daß er uns für einen ſo beleidigenden Gegenſtand einnehmen kann. Man wird ſagen, er hat Witz, er hat ſehr charakteriſtiſche und einnehmende Luſtigkeit und Humor. Iſt dies aber genug? Kann die Laune und die Lebhaftigkeit des Laſters ſo feſſeln? Iſt der Witz, verbunden mit Niederträchtigkeit und allen möglichen böſen Eigenſchaften, im Stande, das Herz zu bezaubern, und Zuneigung zu gewinnen? Oder erregt nicht der Ausbruch eines ſolchen Humors, die Einfälle eines ſolchen Witzes, indem ſie die Häßlichkeit des Charakters in deſto hellerm Lichte zeigen, unſern Haß und Verachtung gegen den Menſchen deſto ſtärker? Und doch empfinden wir das nicht bey Falſtaff's Charakter. Wenn er aufgehört hat, uns zu beluſtigen, ſo fühlen wir keine Regungen von Widerwillen gegen ihn; wir können kaum die Undankbarkeit des Prinzen der neugebornen Tugend des Königs verzeihen, und wir fluchen der ſtrengen poetiſchen Gerechtigkeit, die unſern alten treuherzigen angenehmen Geſellſchafter der Verwahrung und dem Schimpf des Gefängniſſes übergiebt.

Indeſſen will ich gern einräumen, daß, wenn ein dramatiſcher Schriftſteller nur einem Charakter die Eigenſchaften einer ſtarken Seele, beſonders Muth und Fähigkeit, beylegt, es ihm her-

nach

Ich müßte ein ganzes Buch ſchreiben, gnädige Frau, wenn ich alle die einzelnen wichtigen Umſtände ſammeln wollte, welche die Perſon der Kaiſerinn betreffen. Indem ich Ihnen meine Bemerkungen über Rußland mittheile, werde ich nothwendig wieder von ihr reden müſſen; und ich werde nichts übergehen, was Sie näher mit einer Perſon bekannt machen kann, deren Gleichen ſich ſchwerlich in irgend einer niedrigern Volksklaſſe finden möchte, und die als Fürſtinn einzig in ihrer Art iſt.

N. S. Ich reiſte von Rom ab, um nach Rußland zu gehen; und bey meiner Ankunft in Petersburg fiel mir einmahl die große Peterskirche zu Rom ein, die meine Bewunderung erregt hatte. Ich hatte die Kaiſerinn geſehen; und ſie hatte in mir ein ähnliches Gefühl rege gemacht. Es fiel mir ein, die Peterskirche zu Rom und Katharina II. mit einander zu vergleichen, weil beyde einen gleichen Eindruck auf mich gemacht hatten. Dieſe Vergleichung lege ich Ihnen bey; und ich denke, ſie wird Ihnen ſowohl durch ihre Sonderbarkeit, als durch die Wahrheit der Vergleichungspunkte, auffallend ſeyn.

Vergleichung der Peterskirche zu Rom mit Katharina der Zweyten.

Die Peterskirche zu Rom iſt in der ganzen Welt berühmt; man macht ſich davon den höchſten Begriff, und erſtaunt dennoch, wenn man ſich dieſem prächtigen Gebäude nähert. Der Ruf hat Katharina II. in der ganzen Welt berühmt gemacht; und wenn man ſich dieſer erhabenen Fürſtinn naht, ſo findet man doch, daß ſie über ihren allgemeinen Ruhm noch weit erhaben iſt.

Wenn man in die Peterskirche tritt, ſo wird die Größe derſelben vor der Einfachheit und der Richtigkeit ihrer Verhältniſſe gewiſſermaßen verſchwinden; und erſt dann, wenn man in dieſer Kirche umhergeht, entdeckt man unvermerkt ihren großen Umfang. Die edle Einfachheit der Kaiſerinn thut die nämliche Wirkung; nur denn erſt, wenn man die Begebenheiten ihrer glorreichen Regierung, die durch ihren Muth beſiegten Hinderniſſe überdenkt, wenn man die Anordnungen ihrer tiefen Weisheit und ihrer einſichtvollſten Huld erwägt, kann man über den Umfang ihres Genies, über die Größe ihrer Seele, gehörig urtheilen. Die Peterskirche zu Rom vereint alle Ordnungen der Baukunſt in ſich; Katharina vereint mit den Annehmlichkeiten der liebenswürdigſten Frau den Muth und die Geiſtesſtärke eines großen Mannes.

Die Peterskirche ſtößt ehrerbietiges Religionsgefühl ein; ſie erweckt jene Art von Empfindungen, welche Folgen der Bewunderung ſind, und welche der Anblick des großen Weltmeeres, des unermeßlichen Horizonts, und aller der Gegenſtände hervorbringt, die keine Grenzen zu haben ſcheinen.

Wenn man vor der Kaiſerinn ſteht, fühlt man die nämlichen Empfindungen. Man erwägt voller Bewunderung, daß ihr großer Geiſt hundert und ſiebenzig Grade des Erdballs regiert, erleuchtet, beſeelt. Man denkt ſich Millionen von Menſchen, die an Religion, an Sitten und Bildung verſchieden ſind, einer Herrſcherinn unterworfen, die ſich ihrer unbeſchränkten Macht nur allein zur Beglückung ſo vieler Völker bedient.

Die Peterskirche zu Rom iſt für den Einfluß der Luft undurchdringlich. In ihrem Bezirke fühlt man we-

weder die Hitze des Sommers noch die Kälte des Winters. Katharinens Geiſtesſtimmung iſt von der Art, daß ſie niemahls von Widerwärtigkeiten niedergeſchlagen, noch von dem glänzendſten Glücke geblendet wird.

Die Peterskirche übertrifft die ſchönſten Denkmähler des Alterthums. Katharina gleicht den größten Regenten, und übertrifft alle Fürſtinnen, die je regiert haben. Sie gleicht der Königinn Eliſabeth in der Politik, und übertrifft ſie in der Sorgfalt für die innere Staatsverwaltung. Sie beſitzt allen den Geſchmack an Wiſſenſchaften, alle die Kenntniſſe, allen den Verſtand, wodurch Chriſtine ſo berühmt wurde; aber wie überlegen iſt ſie ihr an Stärke des Charakters, an Standhaftigkeit, und an Einſicht!

Ein Reiſender, der tauſend Meilen gereiſet wäre, um nach Rom zu kommen, und nun wieder abreiſen müßte, ohne etwas anders, als die Peterskirche geſehen zu haben, hätte nicht Urſache ſeine Mühe zu bedauern. Eben dieß würde der Fall ſeyn, wenn er in das große ruſſiſche Reich gekommen wäre, und ſonſt nichts darinn geſehen hätte, als Katharina die Zweyte.

2.

In meinen vorigen Briefen, meine gnädige Frau, unterhielt ich Sie von Italien; jetzt will ich Sie von Rußland unterhalten. Und da Sie ſich gern mit dem beſchäftigen, was ſich über das Gewöhnliche erhebt, und die Einbildungskraft rührt, ſo werde ich mit Ihnen von dem Fürſten Potemkin reden, einem der berühmteſten Männer unſerer Zeit, durch ſeinen Rang, ſeine Siege, ſeinen Reichthum und ſeine Prachtliebe. Der Geſchmack an ſchönen Künſten wird oft Anlaß zum Reiſen; aber dieſer Geſchmack allein bewog mich nicht dazu. Von jeher hatte ich eine große Vorliebe für die Alterthümer; aber ich ſuche die alten Denkmähler mehr der Gegenſtände wegen auf, die ſie der Phantaſie darſtellen, als wegen ihrer Schönheiten und Kunſtvollkommenheit. Zu Rom verweilte ich zwey Stunden im Kapitol; und mein Geiſt umfaßte dort auf einmahl zweytauſend fünfhundert Jahre, und fünf und ſiebenzig Menſchengeſchlechter.

Ich ſah, wie in einem beweglichen Gemählde, die Fabier, die Cincinnate; und hernach die Hunnen, die Vandalen; und endlich die Monſignori. Solch ein Anblick wirkt auf mich wie ein Traum, welcher die entfernteſten Perſonen vergegenwärtigt, ſie redend und handelnd darſtellt. Ich werde in Entzücken verſenkt, gleich den indiſchen Braminen, welche die Flamme vom Himmel erwarten. Dann entwerf' ich ganze Abhandlungen der Moral und Politik. Dieſer Geſchmack an Alterthümern hält ſich an die Bewunderung großer Männer; und eben daher hab' ich von jeher die Neugier gehabt, berühmte Leute kennen zu lernen. Schon in meinem achtzehnten Jahre that ich eine Wallfahrt nach den Delices, um Voltaire'n zu ſehen. Sobald ich freye Hand hatte, that ich eine Reiſe, um die Kaiſerinn von Rußland perſönlich kennen zu lernen. Endlich wollte ich nun auch den Fürſten Potemkin in der Nähe betrachten.

Sie wiſſen ſchon überhaupt, daß er der Mann iſt, der in Rußland die größte Gewalt und das glänzendſte Anſehen hat. Der Fürſt Potemkin läßt ſich mit keinem Miniſter, mit keinem Feldherrn in Europa, vergleichen.

Er vereint zugleich die Gunſt der Kaiſerinn, die anſehnlichſten Würden, die unbeſchränkteſte Gewalt über die Kriegsvölker, unermeßliche Beſitzungen an Ländereyen, mehrere Statthalterſchaften von Provinzen, ſo groß wie Frankreich, und Reichthum an beweglichen Gütern, der mehr als fürſtlich iſt. Er iſt Feldmarſchall, Reichsfürſt, Hetman der Koſacken des Don, er iſt Generaladjutant der Kaiſerinn, oder Kapitain der Leibgarde, Oberſter von mehrern Regimentern, deren eins ſeinen Nahmen führt, Capitain-Lieutenant der Garde zu Pferde, Präſident des Kriegsgerichts, Generaliſſimus der Armeen, Admiral des ſchwarzen Meers, und Ritter von zehn Orden u. ſ. f.

In einem Lande, wo der Rang durch die Anzahl der Pferde, von zweyen bis zu ſechſen, beſtimmt wird, hat er das Vorrecht, wie die Kaiſerinn und der Großfürſt mit acht Pferden zu fahren. Auch iſt es ein ſehr großer Vorrang, das Bildniß der Kaiſerinn an einem Bande wie ein Ordenskreuz tragen zu dürfen; und es giebt nur vier oder fünf Damen, die dieſer hohen Gunſt genießen, und Dames à portrait genannt werden. Der Fürſt Potemkin iſt der Einzige, der dieſe Ehre hat.

Alle dieſe kleinen Umſtände ſind nöthig, um ſich von ſeiner Perſon einen Begriff zu machen; und Sie ſehen daraus, daß unſre erſten Miniſter, wie der Herr von Maurepas und der Erzbiſchof von Sens, mit dem Fürſten Potemkin von Seiten des Anſehens nicht zu vergleichen ſind. Und doch hatten ſie einen unmittelbaren Einfluß auf alle Reichsangelegenheiten; und man kann ſagen, daß ſie alle Stellen beſetzten, weil ihre Stimmen vom Könige immer Genehmigung und Beſtätigung erhielten. Da hingegen die Kaiſerinn von Rußland

land ſelbſt regiert, da ſie ihre eignen Grundſätze und ihren eignen Willen hat; ſo giebt es unter ihrer Regierung keinen erſten Miniſter, der alles anordnet; ſie kennt das Maaß der Gewalt, welches ſie einem jeden zugeſteht, und beſtimmt deſſen Grenzen.

Der Fürſt Potemkin ernennt, ohne daß es höhere Beſtätigung bedarf, bis zum Range eines Obriſtlieutenants, und verwaltet, ohne Rechnung abzulegen, unermeßliche Summen, die ihm anvertrauet ſind. Er empfängt die Geſandten, und ſchickt deren ab, wenn er ſich bey der Armee befindet. Er hat volle Gewalt in allem dem, was die Kaiſerinn ihm einmahl übertragen hat; aber er bedient ſich nicht, wie unſre erſten Miniſter, der vollen Gewalt in allen Angelegenheiten. Man müßte zweyhundert Jahre zurückgehen, um in Frankreich einen mächtigen Staatsmann zu finden, deſſen ganze Lage ſich mit der des Fürſten Potemkin vergleichen ließe. Vielleicht wär' es am erſten noch der Konnetable von Montmorency unter Heinrich dem Zweyten. Dieſer hatte die ganze Armee als Konnetable unter ſich; er hatte eine große Statthalterſchaft, und übte darinn die ausgebreiteſte Gewalt aus. Er war Günſtling des Königs; er beſaß unermeßlichen Reichthum. Den Kardinal Richelieu muß man vielmehr als einen Maire du Palais betrachten, der die ganze königliche Gewalt in Händen hatte. Solch einen Mann kann es unter Katharinen der Zweyten nicht geben, die den Zügel der Regierung mit feſter Hand hält, und deren aufmerkſamer Blick über alles wacht.

Ich habe wenig Gelegenheiten gehabt, den Fürſten Potemkin, während ſeines Aufenthalts in Petersburg in ſeiner Privatlage zu ſehen. Er war hier beſtändig zerſtreut. Man gab ihm große Gaſtmahle; er gab ſie ſelbſt, und hatte beſtändig einen zahlreichen Zirkel um ſich. Als ich ihm vorgeſtellt wurde, war er in einem Pallaſte, welcher das Hotel der Leibgarde heißt, mit Anordnungen eines Feſtes für die Kaiſerinn beſchäftigt. Ich unterredete mich mehrmahls einige Augenblicke mit ihm. Er ſprach lebhaft und ſchnell von einigen franzöſiſchen Schriftſtellern, und er machte auf mich den Eindruck eines Mannes von Verſtande, der ſich damit abgegeben hatte, den Mechanismus der Sprachen zu ſtudiren. Ich hatte Zeit genug, dieſen wirklich merkwürdigen Mann näher zu beobachten, da ich bis Ein Uhr nach Mitternacht da blieb, ihn zu und abgehen, Befehle ertheilen, und ſich unterreden ſah. Er war in Uniform, trug rothe Abſätze, lange Manſchetten von Spitzen, Schulterband und Orden von Brillanten, und eine Art von polniſcher Mütze. Einem Franzoſen ſcheint ſolch ein Anzug ſonderbar; und die Kleidung ſowohl als mehrere Umſtände in dem gewöhnlichen Leben des Fürſten Potemkin konnten, auf den erſten Anblick, für einen Fremden, und beſonders für einen Franzoſen, leicht etwas lächerliches haben; aber ſein großer Ruf, und die beſtändige Gunſt der Kaiſerinn entfernten dieſe Vorſtellungen von mir. Ich dachte mehr an ſein Genie, als an äußre Formen, an die man ſich ohnehin gar bald gewöhnt. Ueberhaupt giebt es wenig groſſe Manner, an denen der gemeine Mann nicht etwas Sonderbares, oder gar Poſſierliches zu bemerken fände. Der Mann von Genie iſt blos mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, überläßt ſich unabhängig allen ſeinen Bewegungen, und kümmert ſich wenig um die Moden und Gebräuche, in welche die Mittelmäßigkeit ſich einzwängt. Auch ſcheint es, daß er, wie Alcibiades, der ſeinem Hunde den Schweif abſchneiden ließ, dem großen Haufen etwas zum Beſten geben will, der ſich nun bloß bey dieſen kleinen Sonderbar-

keiſelten aufhält, und ihn ſeine Entwürfe deſto ruhiger verfolgen läßt.

Ich komme wieder auf das Feſt des Fürſten Potemkin. Es war äußerſt prächtig, und in der That königlich. Man ſagte ſchon lange, er werde ſich zur Armee begeben; und ich ſah ihn zu Czarkoecelo den Abend vor ſeiner Abreiſe. Weil er wußte, daß ich nach Moskau gienge, ſo bot er mir Briefe an die Aufſeher des Arſenals, und an ſeinen Freund, den Erzbiſchof von Moskau an, die auch ſogleich geſchrieben wurden. Ich ſprach eine Zeitlang mit ihm, und er redete zu mir offenherziger, als ich es nach meiner wenigen Bekanntſchaft mit ihm erwarten konnte. Nach meinem Auffenthalte zu Moskau, wo ich nur die Archive und die ehemahlige Wohnung der Czare hatte ſehen wollen, bekam ich Luſt, die Armee und vornehmlich den Fürſten Potemkin, zu ſehen. Ich hoffte ihn da beſſer kennen zu lernen, wo er weniger zerſtreut war; und was ich von ſeiner Lebensweiſe zu Jaſſy hörte, beſtärkte mich in dieſer Hoffnung. Ich meldete ihm mein Vorhaben ſchriftlich, und er nahm mit ſehr gewogenen Aeußerungen das Anerbieten an, das ich ihm that, einige Zeit bey ihm zuzubringen. Er gab Befehle, um alle Schwierigkeiten der Reiſe zu heben, die beynahe funfzehnhundert Werſte, oder dreyhundert franzöſiſche Meilen, weit iſt. Sie werden ſich wundern, gnädige Frau, daß man einen ſo weiten Weg nicht achtet; aber ich machte es damahls wie die Ruſſen. Wenn in Paris die Rede davon iſt, nach Marſeilles zu reiſen, ſo erſchrickt man vor der Weite des Wegs. Aber in Rußland ſpricht man von tauſend Werſten, wie von einer Reiſe von fünf und zwanzig Meilen in Frankreich und an dieſe Art, die Entfernungen zu ſchätzen, hatte ich mich ſchon gewöhnt. Es ſcheint indeß, daß man in Frankreich oder in Deutſchland ſich eher zu großen Reiſen müßte entſchließen können; denn die Wege ſind beſſer, und die Gaſthöfe häufiger. Der Grund aber, warum den Ruſſen das Reiſen leichter dünkt, iſt wohl, weil ſie gewiſſermaßen von allen Ländern gleich weit entfernt ſind, von Deutſchland, von Frankreich, von Italien, von England, und von verſchiedenen großen Provinzen des Reichs ſelbſt. Frühzeitig gewöhnt von großen Entfernungen reden zu hören, wird ihnen das weite Reiſen geläufig. Da man faſt in ganz Rußland und Pohlen genöthigt iſt, Tag und Nacht zu reiſen, ſo gehen ihre Reiſen geſchwinder, und ſie ſind gegen die Beſchwerden derſelben wenig empfindlich, weil ſie an die Bequemlichkeiten nicht gewöhnt ſind, die man in andern Ländern findet.

Nach dieſer Abſchweifung, gnädige Frau, ſetze ich nun meine Reiſe fort. Ich kam nach Kiew, einem Ort, der für die Ruſſen das, was Mekka für die Türken iſt. Man reiſet von allen Gegenden des Reichs, der Andacht halber, dahin, um große unterirrdiſche Gewölber zu beſuchen, wo die Leichname ihrer Heiligen begraben ſind. Von dem dortigen Statthalter, dem General Kreteſchenikow, wurde ich ſehr wohl aufgenommen. Er verſteht kein Wort Franzöſiſch, und ich verſtehe kein Wort Ruſſiſch; aber in ſeinen Augen und Gebährden verräth ſich ſein Verſtand; und ſein Benehmen war voller Höflichkeit und Lebensart. Wir ſprachen mit einander durch Dollmetſcher; und es that mir ſehr leid, mich nicht unmittelbar mit ihm unterhalten zu können, weil ſeine edle und verbindliche Aufnahme mir überaus viel Zutrauen und Intereſſe für ihn einflößte. Endlich kam ich in Jaſſy an, der Hauptſtadt der Moldau, wo der Fürſt Potemkin krank war. Er nahm mich ſehr gut auf, und veranſtaltete alles, um mir den Aufenthalt bequem und erträglich zu machen. Er ließ mich bey der Tochter des alten Hoſpodars von der Moldau wohnen, dem man zu Konſtanſtantinopel den Kopf abgeſchlagen hat. Sie iſt an einen vornehmen Moldauer verheirathet, der ihr ungemein viel Achtung erweiſet, und wenn er von ihr ſpricht, ſie nie anders als Prinzeſſinn nennt. Er trägt einen großen Bart, und lebt ganz nach türkiſcher Weiſe, eben wie ſeine Frau, die den ganzen Tag, mit kreuzweis überſchlagnen Beinen auf ihren Divan zubringt. Sie hat Kinder, und unter andern eine Tochter von vierzehn Jahren, ſchön wie ein Engel. Ich war bey dem Unterricht gegenwärtig, den ihr Hofmeiſter ihr gab. Sie lernt Griechiſch; und ich las mit ihr den Xenophon und Plutarch. Aber meine Schülerinn, ſo jung ſie iſt, weiß ſchon weit mehr als ich, der ich mich nur noch ſehr ſchwach an die Sprache der Demoſthene erinnere.

Der Fürſt Potemkin hütete ſein Zimmer, deſſen Thür mir zu jeder Stunde offen ſtand. Es ſchien ſich mit ihm zu beſſern; er durfte aber noch kein ernſtliches Geſchäfte vornehmen. Indeß las er Depeſchen, ſtellte Befehle aus, und unterzeichnete. Ich ſpeiſte bey ihm zu Mittage; ich brachte ſieben oder acht Stunden in ſeinem Zimmer zu; und es wurde mir leicht, das Eigne ſeines Geiſtes und Charakters zu beobachten. Ich ſuchte das Geſpräch bald auf dieſen, bald auf jenen Gegenſtand zu bringen; und nun hören Sie, gnädige Frau, was ich an dieſem mächtigen und außerordentlichen Manne wahrnahm. Er hat ſich auf Kenntniſſe der Menſchen gelegt, und entdeckt gar bald ihre Talente, ihren Verſtand und Charakter. Er beſitzt Kenntniſſe, hat die griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller geleſen, ſpricht gern von der Abſtammung der Wörter, und findet ihre Wurzeln am liebſten in der griechiſchen und ſlavoniſchen Sprache. In ſeiner Jugend hatte er ſich zum geiſtlichen Stande beſtimmt; daher iſt er mit theologiſchen Dingen ſehr bekannt, und hat alles, was nach nicht ſchwer werden wird, (das ich ſelbſt zu erläutern Gelegenheit haben werde) den Widerwillen zu mindern, den laſterhafte Sitten erregen, und ſogar, wenn ein ſolcher Charakter irgend etwas an ſich hat, das Frölichkeit und Lachen erregt, uns für die Urſache und den Gegenſtand unſrer Luſtigkeit einigermaßen einzunehmen.

Aber die Frage, die ich zu unterſuchen habe, iſt von ganz andrer Art. Es iſt die Rede von einer Thatſache, die Frage betrift eine Eigenſchaft, die den Grund jedes würdigen Charakters ausmacht, eine Eigenſchaft, die das Weſen eines Soldaten ausmacht, und die uns, faſt bey allen komiſchen Auftritten des Schauſpiels, zum Gegenſtand unſrer Aufmerkſamkeit gemacht wird. Sonderbar iſt es, daß es noch die Frage iſt, ob Falſtaff ein Mann von Muth iſt, oder nicht, und ob wir ihn in der That wegen des Mangels dieſer Eigenſchaft verachten, oder wegen des Beſitzes derſelben hochſchätzen; und doch wird, glaube ich, der Leſer finden, daß er dieſe Frage, ſogar für ſich ſelbſt nicht entſchieden hat. Sollte es ſich nun am Ende finden, daß dieſe Schwierigkeit aus der Kunſt Shakeſpears entſtanden iſt, der geſchickt genug war, insgeheim Eindrücke vom Muth bey uns zu machen, und dieſe Eindrücke bey einem Charakter zu erhalten, der wegen ſcheinbarer Feigheit und Beſchimpfung jedem Gelächter und zur Kurzweil gedient, ſo werden wir weniger Urſache haben, uns zu wundern, da Shakeſpear ein Name iſt, welcher alles begreift, was dramatiſche Kunſt und Genie genannt werden kann.

Sollte hier der Leſer zu voreilig einwenden, daß die Bemerkungen und Diſtinctionen, die ich hier feſtzuſtellen ſuche, ſich gar nicht anwenden ließen, weil er ſich nicht bewußt ſey, jemals einen ſolchen Eindruck gehabt zu haben, was kann ich anders thun, als ihn auf folgende Blätter verweiſen. Aus der Weitläuftigkeit meiner Schrift und der Menge der Beweiſe, die ich vorbringen werde, ſchließe der

Leſer,

zur Liturgie gehört, vollkommen inne. Sein Geſpräch iſt mannichfaltig, und er ſtrebt nicht darnach, allein zu reden, ſondern weiß aufmerkſam zuzuhören. Er hat viel Munterkeit des Geiſtes. Er kennt die beſten franzöſiſchen Schriftſteller, und bewundert Rouſſeau und Büffon vorzüglich. Die Ausländer, von denen ich ihn mit der meiſten Achtung und Freundſchaft habe reden hören, ſind der Prinz de Ligne, und der junge Herzog von Richelieu. Wohl zehnmahl wiederhohlte er mir: Ich liebe den Prinzen von Ligne recht herzlich; er iſt ein Mann von vielem Verſtande, ein trefflicher Offizier, ein angenehmer und ſehr rechtſchaffner Mann. Mit Hochachtung ſprach er von der Klugheit, Beſcheidenheit und Tapferkeit des Herzogs von Richelieu. Einmahl, da er von Theaterſtücken ſprach, ſagte er mir, der Graf von Segür habe ihm ein von ihm ſelbſt verfertigtes Trauerſpiel vorgeleſen, worinn alles durch Briefe ſey herbeygeführt worden. Er habe daher zu ihm geſagt: „Alſo iſt wohl heute Poſttag, Herr Graf?“ Durch die Gewohnheit, Menſchen zu beobachten, hat er ſich die Gabe erworben, ihre Stimmen, ihre Gebährden, ihre Redensarten nachzumachen. Ich ſagte einmal zu ihm: Schon dieſes Talents wegen würde man Sie zu allen Abendeſſen in Paris bitten; und als mir die Wahrheit auffiel, mit der er einem Manne nachmachte, den ich kannte, ſo ſchickte ich ihm darüber folgende vier Verſe zu:

Si Potemkin ſçait bien imiter les héros,
Dont il ſuit conſtamment la trace,
Il ne ſçait pas moins bien contrefaire avec grace
Les Impertinents et les Sots.*)

---

*) „Wenn Potemkin den Helden glücklich nachzuahmen weiß, deren Spur er unabläſſig betritt: ſo verſteht er ſich auch nicht minder darauf, Gecke und zudringliche Narren geſchickt nachzubilden.“

Ich habe bisher von ſeinem Verſtande geredet; jetzt muß ich noch ſeinen Charakter nach den Zügen ſchildern, die ich theils ſelbſt an ihm bemerkt, theils von andern gehört habe. Wodurch er ſich vornehmlich auszeichnet, iſt Beharrlichkeit. Was er will, das will er lebhaft und ſtandhaft; und dieß iſt der Weg, auf dem man zum Glück und Ruhme gelangt. Was den Menſchen gemeiniglich fehlt, um ihr Ziel zu erreichen, iſt eine feſte Entſchloſſenheit; und das ſicherſte Mittel, ein großes Glück zu machen, iſt, ſtandhaft zu wollen. Die Meiſten wünſchen den Zweck, und verſäumen die Mittel; ſie machen es wie die Kranken, die gern geſund werden möchten, aber ſich dem Gebrauche der Arzeneyen nicht unterziehen können. Der Fürſt Potemkin hat ſehr viel Edelmuth; nie hat er eine Wohlthat vergeſſen, und ſelbſt auf dem Gipfel der Gewalt hat er ſich doch nie an ſeinen Feinden gerächt. Ich habe ſehr frey über ihn reden, habe ſein Verdienſt herabſetzen, ſeine Fehler vergrößern hören; und doch habe ich ſeine größten Gegner alle darin einſtimmig gefunden, daß er nie Jemanden Leides gethan habe; und alle erkannten ihm großes Genie zu. Der Charakter, der ihm in großen Dingen lebhafte und ſtandhafte Wünſche einflößt, zeigt ſich auch in Kleinigkeiten; und die Entfernungen ſind nichts für ihn, wenn es darauf ankommt, ſeine Abſicht zu erreichen. Er wünſchte, ſagte man, einmahl Gurken zu haben; man rühmte ihm die, welche in London verkauft werden; und folglich ſchickte er eine Stafette dahin, um welche zu erhalten. So iſt er in Allem; er hat einen entſchiedenen Willen, und läßt ſich durch kein Hinderniß abhalten, das durch Arbeitſamkeit, Thätigkeit und Geld zu haben ſteht. Gern mag er etwas Schweres zu Stande bringen, und etwas Seltnes beſitzen; und er beſtrebt ſich alles zu übertreffen, was man ihm von der Pracht und dem Aufwande anderer Länder erzählt. Seinen Reichthum, ſeine Einkünfte, ſeine bewegliche Güter, ſeine Diamanten, mag ich nicht ſchätzen; aber ſein Vermögen iſt doch am Ende ſo auſſerordentlich nicht, als es Anfangs ſcheint, wenn man an die großen Bedienungen denkt, die der Fürſt Potemkin bekleidet hat, an ſeine Siege, an den Reichthum des ruſſiſchen Reichs, und an die Freygebigkeit der Kaiſerinn. Kurz, gnädige Frau, es giebt in allen großen Staaten gewiſſe Zeitpunkte, in welchen Dienſte Gunſt und Reichthum eines oft unbekannten Landes Privatperſonen gleich vermögend gemacht haben. Ich will nicht weit zurückgehen; denken Sie nur an die Zeiten Ludwigs des Vierzehnten, wo der Reichthum des Kardinals Mazarin größer war, als der Schatz der größten Fürſten. Herr von Louvois ſagte, als er Meudon baute: „Ich bin bey meiner vierzehnten Million,“ das heißt, bey der acht und zwanzigſten nach dem jetzigen Werthe des Geldes; und dieſer Miniſter hinterließ doch noch mehr als vierzig Millionen. Colbert war nicht weniger reich, ob man ihm gleich nie Habſucht vorgeworfen hat. Der Reichthum des Herzogs von Marlborough war unermeßlich; und zu den erſtaunlichen Geſchenken der Königinn Anna fügte die Nation noch ſehr anſehnliche hinzu. Der Fürſt Potemkin beſchützt die Künſte; er hat auf ſeinen Gütern Manufakturen aller Art angelegt, die mit denen der blühendſten Länder wetteifern. Unter andern hat er eine Spiegelgießerey, die ungleich größer iſt, als in irgend einem andern Lande. Er hält beſtändig hundert und funfzig Muſiker, eine Schauſpielergeſellſchaft, die aus Bauern von ſeinen Landgütern beſtehn, die er tanzen, ſingen und deklamiren lernen läßt. Auch hat er eine eigne Druckerey, worinn er meine Ueberſetzung von einigen Büchern des Tacitus drucken laſſen will. „Es wird ſonderbar genug ſeyn, ſagte er, wenn Tacitus in der Moldau gedruckt

druckt wird.“ Er ſprach oft mit mir von dieſem Vorhaben; und ich ſagte ihm einmahl: Billig müßte ich für Ihre Güte dadurch erkenntlich ſeyn, daß ich Ihnen meine Ueberſetzung zueignete; aber die Zueignungsſchriften an vornehme und große Männer ſind nicht mehr Mode. Ich habe, fuhr ich fort, ein neues Mittel ausfündig gemacht, Ihnen meine Ehrerbietung zu bezeugen; Tacitus ſelbſt ſoll Sie loben. Und wirklich machte ich mir auf der Rückreiſe von ihm den Zeitvertreib, Redensarten im Tacitus aufzuſuchen, die ſich auf ihn anwenden ließen, und verfertigte, ſo zu reden, ein Moſaik, die ſeine Abſchilderung enthielt, ohne ein Wort von mir ſelbſt hinzuzuſetzen, und ſo, daß die darinn enthaltenen Lobſprüche die Wahrheit nicht im mindeſten verletzen.

Ich will Ihnen die Ueberſetzung dieſer eingelegten Arbeit beyfügen, ob ſie gleich die Kraft und Gedrungenheit des lateiniſchen Ausdrucks nicht erreichen wird:

„Ein Mann von edler Abkunft, von hoher Bildung und ſchöner Geſtalt. In ſeiner frühern Jugend beſchäftigte er ſich mit der Weltweisheit und Religion. Ein gründlicher Kenner der Sitten ſeines Landes; aber auch weiſe durch fremde Erfahrungen. Beſitzer großen Reichthums, und lange ſchon im Genuß der Gunſt der Kaiſerinn, ohne ihrer je zu mißbrauchen. Kein Feind des Vergnügens, das ihm aber kein Hinderniß an großen Geſchäften wurde; und wenn es Noth that, focht er an der Spitze des Heers. Seine Kleidung unterſcheidet ihn kaum von dem gemeinen Krieger. Gegen ſchlechte Menſchen iſt er unfreundlich; nie aber behält er einen Groll gegen die, auf die er gezürnet hat. Seine Zurückhaltung und ſein Schweigen darf man nicht fürchten; er hält es für edler, Jemanden Vorwürfe zu machen.

chen, als ihn zu haſſen. Eine mächtige und kriegeriſche Nation bezwang er durch öftere und glückliche Schlachten. Sie bat um Frieden; eine anſehnliche Stadt ergab ſich; und ſo erhielt er viel Anſehen, und den Ruhm', die Grenzen des Reichs erweitert zu haben. Auch genoß er der Ehre eines Triumphs und eines ruhmvollen Nahmens. Er lebt in dem jetzigen glücklichen Zeitalter Katharina's der Zweiten. Was konnte ihm das Glück Größeres gewähren?“

Ich fing dieſen Brief zu Jaſſy an, der Hauptſtadt der Moldau; und ich endigte ihn unterweges in Warſchau. Eben, da ich die Feder niederlegen will, erfahre ich den Tod des Fürſten Potemkin; und mein aus dem Tacitus entlehntes Lob kann nun ſeine Grabſchrift werden. Aus den Zeitungen werden Sie die nähern Umſtände ſeines Todes erfahren; ich bezeuge Ihnen nur mein Bedauern deſſelben. Ich verließ den Fürſten, nach einem Aufenthalt von zwölf Tagen, während derer ich ſehr vertraut mit ihm umgegangen war; und ich glaubte ihn faſt völlig wiederhergeſtellt zu verlaſſen. Ich hatte ihn gewiſſermaßen von ſeiner Größe entkleidet und als Privatmann geſehen, voller Herzensgüte, Verſtand und Geradheit in ſeiner Sinnesart. Zu dem herzlichen Bedauern ſeines Todes kommt bey mir die Ueberraſchung hinzu, als ob es ein plötzlicher Tod geweſen wäre. Er ſtirbt als ein Opfer jener unabhängigen Denkungsart, die kein Hinderniß und keinen Widerſtand dulden wollte. Er konnte ſich in Diät nicht ſchicken, die ihn gerettet hätte. Leben Sie wohl, gnädige Frau; ich bin u. ſ. f.

V.

Erinnerungen aus einer Reiſe nach Stokholm.

Vorbericht.

Dieſe Erinnerungen ſind auf folgende zufällige Weiſe entſtanden. Meine Zurückreiſe von Stokholm war nicht glücklich. Dreizehn Tage war ich gleichſam ein Gefangener der Oſtſee. Die fünf erſten Tage waren Tage der Langenweile und wir mußten die meiſte Zeit laviren; die drey folgenden, Tage der Beſorgniß: wir hatten ziemlich heftigen Sturm und das Schiff hatte einen Leck bekommen, zu dem man der Ladung wegen nicht kommen konnte. Die fünf letzten Tage waren den fünf erſten ähnlich, und ihre Langeweile war um ſo quälender, da wir die meiſte Zeit die Küſten Deutſchlands, längs denen wir ſchwebten, im Geſicht hatten. Unter den Mitteln, die ich in dieſer traurigen Lage ergriff, mich zu zerſtreuen, war dieſes, daß ich die Bilder der ſchönen Tage, die ich in Stokholm mit meinen Freunden gelebt hatte, in meine Seele zurückrief und mich den Gedanken und Empfindungen überließ, die ſie in ihr erregten. Ich habe alſo nicht die Abſicht gehabt, die Fächer der Statiſtik oder der Reiſebeſchreibungen zu bereichern; ob vielleicht dennoch die eine oder die andre meiner Bemerkungen für die Länder- und Völkerkunde brauchbar ſey, überlaſſe ich dem Urtheil des Leſers. Doch glaube ich mit dieſem kleinen Werkchen außer meinen Freunden, denen es vorzüglich gewidmet iſt, auch noch andern einiges Vergnügen zu machen.

Alle dieſe Aufſätze wurden in der Kajüte geſchrieben. Ich hätte kein einziges gedrucktes oder geſchriebenes Hülfsmittel bey der Hand, die ſehr wenigen, die ich mir angeſchafft hatte, waren übereilt in einen Koffer gepackt, den ich ſchon vor meiner Abreiſe von Stokholm mit Schiffsgelegenheit geradesweges nach Kiel abgeſandt hatte. Da ich die Reiſe blos zu meinem Vergnügen machte, ſo hielt ich kein Tagebuch, welches ich überhaupt nie in meinem Leben gethan habe. Auch habe ich die ſo nützliche Methode über die neuen Gegenſtände, die man ſieht, gleich nieder zu ſchreiben, nie befolgt. Nachher in der Studierſtube ſind blos einige Verbeſſerungen gemacht und die Noten beygefügt.

Ich hätte Stoff genug zu noch mehr Aufſätzen, z. E. Stokholms Anſicht; der Ritterholmsmarkt; der Nordermalmsmarkt; der Thiergarten; die deutſche Gemeine; Guſtav III. u. ſ. w. Allein am 17 Aug. auf der Rhede von Travemünde verließen wir das Schiff und am 19ten waren wir zu Hauſe. Nun wurden meine Erinnerungen durch Amtsarbeiten unterbrochen.

Die Scheeren.

Wir reiſten um Mitternacht von 4ten zum 5ten July mit einem Schiffe von Kiel ab. Wir hatten abwechſelnden Wind und veränderliche Witterung; in der Mitwöchsnacht war ein kleiner bis gegen Morgen anhaltender Sturm. Am 9ten des Morgens früh erreichten wir Lankort, wo man aus der See in die Scheeren übergeht. Hier iſt eine Feuerbake für die Schiffe, die in dunkeln Nächten dieſen Weg machen. Hier iſt auch eine Lootſenanſtalt. Sobald das Schiff ſeine Ankunft durch Aufſteckung ſeiner Flagge angekündigt, kommt der Vorſteher mit einem Lootſen, und einem Upſeingeman (Aufſichtsmann) an Bord. Sie werden mit Branntwein bewillkommt und der Schiffer macht ihnen einige Geſchenke. Der unſrige z. E. gab jedem ein Packet Taback und einen Käſe. Er hatte Käſe geladen. Schiffer, die eine andre Ladung führen, machen andre Geſchenke, z. E. mit Fleiſch, Speck oder Butter, u. ſ. w. Schiffer und Steuermann haben von nun an mit der Führung des Schiffs nichts zu thun, ſie müſſen ſich ganz dem Lootſen überlaſſen. Der Upſeingemann iſt deswegen am Bord, acht zu geben, daß unterweges keine Waaren an Land gebracht werden. Beide müſſen vom Schiffer nicht nur bezahlt, ſondern auch, ſo lange ſie auf dem Schiffe ſind, unterhalten werden.

Einem, der aus Deutſchland kommt, iſt der Anblik der Scheeren etwas Neues, wenn er gleich Beſchreibungen davon geleſen hat. Bekanntermaßen ſind es Klippen, die in mehreren Reihen neben einander, aus dem Waſſer hervorragend, eine Art von Vormauer längs der Schwediſchen Küſte bilden. Dieſe Klippen bieten eine große Mannigfaltigkeit von Anſichten dar. Sie ſind ſehr verſchieden in Anſehung ihrer Geſtalt, einige, gleichen dem Kopfe eines Kegels, andere einem umgekehrten Boote, einige erheben ſich ſteil in die Höhe, andre allmählig; ſehr ungleich ſind ſie einander in ihrer Größe; bald liegen ſie dicht zuſammen, bald weit auseinander. Zwiſchen zwey ſolchen Inſeln durch hat man bald eine eingeſchränkte, bald eine weit ausgedehnte Ausſicht, hier eine Scheere hinter der andern, dort eine große Waſſerbucht. Endlich ſtechen ſie auch ſehr in Anſehung ihrer Bekleidung von einander ab; einige ſind ganz nakt, andre bewachſen. Dieſes ſind doch bey weitem die meiſten. Aber auch dieſe bilden Landſchaften von einer Art, die dem Fremden neu ſind. Alle haben einen ſehr dunkelgrau und braun ſchattirten Boden, ohne Zweifel von dem vielen untermengten Eiſen. Die meiſten ſind mit Nadelholz ziemlich dicht bewachſen. Aeußerſt ſelten ſieht man etwas weniges Laubholz, meiſtens Birken. Von dem Dunkelgrau jener Bäume, ſticht das hellere Grün des Graſes, das manche Stellen bedeckt, angenehm ab. Hier ſieht man oft Kühe weiden, mehrentheils einzeln, dann und wann kleine Horden. Das Geklingel der Glocken an den Hälſen der Kühe auf einigen Inſeln erinnert den Deutſchen an den Harz. Hin und wieder erblickt man kleine Häuſer, meiſtens einzelne, ſelten mehrere beyſammen. Alle ſind von Holz, klein, braunroth angemahlt, mit weißen Schornſteinen, mehrentheils weißen oft aber auch gelben und grünen Fenſterrahmen. Alle ſchienen im guten Stande. Menſchen ſieht man wenig. Eine ſolche Wohnung auf einer dieſer Inſel ſcheint für Menſchen, die die Einſamkeit und Ruhe lieben, und die Welt entweder nicht kennen oder verachten, im Sommer nicht ohne Annehmlichkeit zu ſeyn. Außer den wenigen ländlichen Beſchäfftigungen, wozu ihnen ein ſo unfruchtbarer Boden Gelegenheit giebt, ſcheint ergiebiger Fiſchfang ſie angenehm und nützlich beſchäfftigen zu können. Wahrſcheinlich giebt es hier auch Land- und Seevögel zu ſchießen oder zu fangen. An den Felſenwänden wachſen in Ueberfluß gute Beeren, Erdbeeren, Bilbeeren, Himbeeren und die Art, die die Schweden Lingen nennen.

nen. Kurz der Sommer kann den hier Wohnenden unter mancherley Beſchäfftigungen im Genuß einfacher Vergnügungen vorüber gehen. Aber er iſt ſehr kurz in Schweden, nur von vier Monaten. Dann folgt ein langer Winter von acht. Zwar warm genug ſoll ſichs in dieſen hölzernen Häuſern wohnen laſſen; ſie ſind ſehr dicht. Aber die Einſamkeit! nur im Winter ſcheint mir die Einſamkeit traurig, fürchterlich; nur im Winter von Schnee und Eis umgeben werden wenige Menſchen der Geſellſchaft entbehren können, ohne im hohen Grade unglücklich zu ſeyn.

Von Landort Dalarö bis Stokholm rechnet man achtzehn Meilen. Sechs Meilen von Landort, zwölf von Stokholm liegt Dalarö, eine Zollſtäte. Wenn man von Landort herkommt, ſtellt ſich einem ein Kaſtell auf einem Felſen, ſo zu ſagen, gerade in den Weg. Hinter dieſem Kaſtell bildet ſich ein großes Amphitheater, wo mehrere, entweder nach Stokholm beſtimmte, oder von Stokholm kommende Schiffe zu liegen pflegen, die ſich hier einer ſcharfen Viſitation unterwerfen müſſen. Dies Amphitheater iſt theils von Scheeren, theils von einer Landzunge eingeſchloſſen, auf welcher letztern der Flecken Dalarö liegt in einer ſehr pitoresken Lage. Unter den an einem Abhange liegenden hölzernen, braunrothen Häuſern ſticht ein großes von Stein gebautes Haus hervor, die Wohnung des oberſten Zollaufſehers. Der Schiffer muß die Zollbedienten, die die Viſitation verrichten, mit ſeinem Boote abholen. Es kamen ihrer ſechs. Der Raum, die Kajüte und alle Winkel und Löcher wurden durchſucht. Der Raum und alle Kuffer und Kaſten, worinn nicht augenſcheinlich blos Lebensmittel und unentbehrliche Kleidungen waren, wurden verſiegelt. Dann wurden dieſe Herren mit Wein und Branntwein tractirt und jeder bekam ſein Geſchenk, ſo wie

Leſer, wie wichtig mir dieſe Einwendung iſt. Vielleicht kann ich endlich doch ihn bewegen, gewiſſe Empfindungen zu erkennen, die vielleicht immer bey ihm verborgen lagen, die aber weder durch Zeit, noch Raiſonnemens, noch Vorurtheile ganz ausgerottet werden können.

Schwer mag es wohl ſcheinen, es zu erklären, wie es komme, daß, da wir den Falſtaff als einen Charakter von gleicher Art mit dem Parolles, oder dem Bobadil betrachten, wir für ihn immer noch einen hohen Grad von Achtung und Zuneigung behalten, und doch die gröſte Verachtung gegen jene empfinden, ob ſie gleich in ähnliche Situation gerathen. Der Leſer, glaube ich, würde ſich ſehr wundern, wenn er ſähe, daß Parolles, oder Bobadil in der Gefahr ihrer mächtig wären; was mag denn wohl die Urſache ſeyn, daß wir uns über Falſtaff's Fröhlichkeit und Ruhe in der gröſten Verlegenheit gar nicht wundern, daß wir den Shakeſpear niemals deswegen beſchuldigen, als hätte er die Wahrheit und Uebereinſtimmung des Charakters verlezt? Vielleicht iſt bey dem allen doch der wahre Charakter des Falſtaff von ſeinem ſcheinbaren verſchieden; und vielleicht iſt dieſer Unterſcheid zwiſchen Schein und Wirklichkeit, welches zugleich unſer Gefallen und Misfallen erklärt, auch die wahre Quelle des Humors in dieſem Charakter, und die Urſache von unſerm Lachen und Vergnügen. Wenn wir nur ein wenig die Umſtände unterſuchen, die ihn zufälliger Weiſe zweydeutig gemacht, ſo werden wir vielleicht finden, daß es des Dichters Abſicht war, in ihm einen Charakter von vieler natürlichen Herzhaftigkeit und Muth zu ſchildern. Wir werden vielleicht jene Urtheile widerrufen, die wir auf gewiſſe allgemeine, aber unanwendbare Sätze gebaut, die gewöhnliche Quelle von Irrthümern bey andern und wichtigern Materien. Ein wenig Nachdenken wird uns vielleicht wieder auf den Punkt zurückbringen, von wie die Lootſen zu Landsort. Der Lootſe und Upſeingsmann von Landsort nahmen ihren Abſchied. Dagegen kamen ein Lootſe und Upſeingsmann von Dalarö an Bord, die uns bis Stokholm begleiteten.

Zu Stokholm bekömmt jedes Schiff einen neuen Upſeingsmann, der, bis es wieder abſegelt, auf demſelben bleibt und, wie ſeine Vorgänger und die Lootſen, vom Schiffer unterhalten wird.

Jedem, der dergleichen Auftritte geſehen hat, müſſen ſich nothwendig eine Menge Betrachtungen über die urſprünglichen Veranlaſſungen und Abſichten dieſer Geſchenke, in Anſehung der Geber ſowohl, als der Empfänger, aufdringen, und wenn man, wie faſt unvermeidlich iſt, ſich der Zweifel über ihre Pflichtmäſſigkeit auf beiden Seiten in vielen Fällen nicht erwehren kann, wenn es dann bey einer ſo traurigen Vorausſetzung augenſcheinlich iſt, daß die Mannſchaft einiger tauſend Schiffe, die jährlich ſolche Zollſtäte paſſiren, daß alle die Einwohner eines ſolchen Orts wo nicht um die Abſichten und Wirkungen dieſer Geſchenke wiſſen, doch ſie als ſehr wahrſcheinlich vermuthen: ſo kann man nicht ohne Schauder an die in ihren Folgen unabſehbare Zerrüttung der Moralität denken, die durch ſolche Anſtalten unter den ſogenannten niedrigen Volksklaſſen bewirkt wird.

Fürſten unſrer Zeit wüthen gegen die Preßfreyheit im unſinnigen Wahne, dieſe ſey eine von den Quellen des moraliſchen Verderbens, ſo wie ehemals unwiſſende Aerzte den Zugang freyer Luft möglichſt verſtopften, die ſie ihren unglücklichen Patienten für ſchädlich hielten. Aber übelunterrichtete oder deſpotiſch geſinnte Fürſten ſind es, die mit eigner Hand die ergiebigſte, die giftigſte aller Quellen des moraliſchen Verderbens eröffnet und die Anſtalten errichtet haben, wodurch die Achtung gegen die Geſetze und gegen den Eid bey jeder neuen Generation ſtuffenweiſe, ſchwächer werden und endlich in Null verſchwinden muß. Wenn man aber auch in vielen Fällen eine unſchuldige Veranlaſſung und Abſicht dieſer Geſchenke annimmt, — und ich glaube, daß man ſie, annehmen muß — wenn der Geber dadurch blos eine geſchwinde Abfertigung bereiten will, damit er ohne langen Aufhalt ſeine Reiſe fortſetzen könne; ſo finden doch wieder eine Menge Betrachtungen ſtatt, die die Schädlichkeit ſolcher Zolleinrichtungen insbeſondere auch durch den ungeheuren Koſtenaufwand, den ſie verurſachen, für das Verkehr der Völker beweiſen können.

Das Schloß.

Wenn ſich die einzelnen Theile des weitläuftigen und prächtigen Amphitheaters, das ſich Fremden beym Einlaufen in den Hafen von Stokholm darſtellt, allmählig deutlicher entwickeln; ſo zieht bald ein durch Höhe, Umfang und Schönheit ſehr hervorragendes Gebäude die Aufmerkſamkeit des um ſich ſchauenden Beobachters auf ſich. Er darf es nicht lange betrachtet haben, ohne auf die Vermuthung zu kommen, daß es das Schloß ſey; und das iſt es. Auf dem höchſten der Hügel, auf welchen Stokholm erbaut iſt, errichtet von ungeheurem Umfange, von einer dieſem Umfange angemeßnen Höhe ſchön in ſeinen Proportionen, und Formen dringt es ſich, ſo zu ſagen, dem Blicke eines jeden, der ſich der Stadt nähert, auf, er mag kommen von welcher Seite er will. Insbeſondere gilt dieſes, wenn er über die Königsholmerbrücke nach der Stadt kommt. Es würde zu wenig ſeyn, zu ſagen, daß es der Idee einer Königsburg entſpräche, es erregt die Idee einer Götterburg. Hier, könnte man ſagen, wollte Karl XI auf ſeine Unterthanen wie Jupiter vom Olymp auf die Sterblichen herabſchauen; hier wollte er, gleichſam in den Wolken thronend, als der Herr ihrer Schickſale, von ihnen verehrt werden.

Wenn auch das Innere des Schloſſes bey dem, der es zum erſtenmal beſieht, Bewunderung erregt und Ideen von Größe veranlaßt, ſo kann dies nur eine Wirkung der ungeheuern Menge einander an Pracht und Koſtbarkeit der Verzierungen übertreffender Zimmer ſeyn. Eigentlich iſt es aber doch nur eine Art von Betäubung, die nur bey einem entſtehen kann, der entweder nie oder ſelten dergleichen Schlöſſer geſehen hat, und in ein paar Stunden alle dieſe Zimmer mehr durchläuft, als aufmerkſam betrachtet. Schwerlich wird bey einem vieljährigen Bewohner dieſes Schloſſes, oder bey einem, der es oft im Innerm geſehen hat, noch irgend eine Spur von dem erſten großen Eindrucke übrig ſeyn, da hingegen das wahre Große nie aufhören muß, mit voller Kraft auf denjenigen, der es betrachtet, zu wirken. Nur einzelne große Säle ſind unter den Zimmern, die als ſolche betrachtet, immer einerley Eindruck und Erhabenheit machen müſſen, zumal, wenn man an ihre Beſtimmung denkt, daß nämlich in ihnen die Angelegenheiten und Geſchäfte einer ganzen Nation betrieben werden. Es iſt ausgemacht, daß alle Vorſtellungen, die wir groß und erhaben nennen, moraliſche Vorſtellungen zum Grunde haben. Dies moraliſche kann in der Baukunſt nichts anders, als die Beſtimmung des Gebäudes ſeyn. Ein Gebäude iſt folglich nur dann im erhabenen, großen, majeſtätiſchen Style gebaut, wenn es zu großen, wichtigen, erhabenen Zwecken beſtimmt und von einer dieſer Beſtimmung angemeßnen, würdigen Pracht, Größe und Schönheit iſt.

Doch genug dieſer Betrachtungen. In einigen großen Sälen ſind die Wände ganz bemahlt. Jede Wand enthält ein- oder zwey große Gemälde. Sie ſtellen Schlachten aus der Geſchichte Karl Guſtavs, oder, wie die Schweden ſprechen, Karls X. und Karls XI. vor. Die Portraite dieſer Könige ſind, wenn ſie ſelbſt zugegen waren, bey jeder Schlacht angebracht, ſo auch die Portraite der Feldherren. Jedes Portrait hat ſeine Nummer, und unter dem Gemälde lieſt man die Namen, auf die jene Nummern ſich beziehn. Ich will nicht unterſuchen, ob ganze Schlachten ein würdiger Gegenſtand für den Pinſel eines die Beſtimmung ſeiner Kunſt kennenden Mahlers ſind. Was kann er in einem Schlachtgemälde darſtellen? Gewühl mancherlei Todesarten, mancherley Bewegungen der Kämpfer, der fallenden, der fliehenden, der Menſchen, der Pferde, Mienen der Furcht, des Schreckens, des Muths, der Freude, der Wuth, der Rache ꝛc. alles dies aber nur im Allgemeinen. Solche Vorſtellungen erſchüttern oder betäuben einen Augenblick; aber ſie hinterlaſſen keine bleibende Eindrücke. Einzelne Scenen aus einer Schlacht hingegen können ſich auszeichnen durch auſſerordentliche Wirkungen nicht gemeiner Leidenſchaften, Affekten, Geſinnungen, z. E. wenn der Grieche Cynegirus, nachdem ihm beide Hände abgehauen waren, noch mit den Zähnen ein fliehendes perſiſches Boot feſt halten will; oder wenn Franz I. bey Pavia, überwunden vom treuloſen Bourbon, einſt ſeinem Unterthan, ſeinen Degen dieſem Bourbon nicht hingeben will, ſondern den Niederländer Lannoi herbey ruft, um ihn dieſem zu überliefern. Nur ſolche einzelne Scenen aus Schlachten kann der Mahler dem Zweck ſeiner Kunſt gemäß behandeln.

Aber ich muß jene Schlachtengemälde noch von einer andern Seite betrachten. Es kann nicht fehlen, ſie müſſen bey jungen Prinzen, denen ſie früh erklärt werden, wenn dieſe anders nicht vom phlegmatiſchen Temperamente ſind, kriegeriſche Ruhmſucht erzeugen. Sie können ſie auch leicht dazu gewöhnen, Nationen, mit denen ihre Vorfahren viele Kriege führten, als eine Art von erblichen Feinden zu betrachten. Ueber die Immoralität ſolcher Mittel Nationalfeindſchaft zu verewigen, werde ich bey einer andern Gelegenheit mehr ſagen.

Alle dieſe prächtigen, bis zur Verſchwendung vergoldeten Zimmer, alle dieſe mannigfaltigen koſtbaren Meubeln, von denen die neuern vor den alten unſtreitig den Vorzug leichterer Formen und einfacherer, gewählterer Verzierungen haben, reizen gleichwohl den Freund des wahren Schönen nicht, ſich lange zu verweilen. Aber gern blieb er Stundenlang in dem Gemäldezimmer, käme gern manchen Tag wieder noch Stundenlang mit ihrer Betrachtung zuzubringen. So glücklich müßte auch einer ſeyn, der dieſe Gemälde beſchreiben will. So glücklich war ich nicht; ein Grund mehr, warum ich mich dieſer Arbeit enthalten muß.

Aus dem, was ich oben von der hohen Lage des Schloſſes ſagte, werden meine Leſer richtig ſchließen, daß man von allen Seiten aus den Zimmern deſſelben, die ausgedehnteſten, ſchönſten Ausſichten haben müſſe. Auf der ſüdlichen Seite ſieht man den ganzen Hafen, einen der größten und tiefſten in Europa, wo ſich die größten Schiffe dicht an die Schiffsbrücke legen können, bey der oft einige hundert in einer Reihe neben einander liegen.

Drottningholm.

Ohngefähr eine deutſche Meile weſtwärts von Stokholm auf einer von den vielen Inſeln des Mälar, deren an die tauſend ſeyn ſollen, liegt Drottningholm, ein Schloß mit einem Garten. Königin Katharina, aus dem jagelloniſchen Hauſe, Gemahlin Johanns II. war die erſte, die dieſe Inſel zu einem Luſtſchloſſe wählte; von ihrer Anlage aber iſt nichts mehr übrig. Das jetzige Schloß wurde im vorigen Jahrhundert unter Karl XI. erbaut; aber unter Adolph Friedrich wurde, ſeiner Gemahlin zu gefallen, die gern zu Drottningholm war, der eine Flügel ganz nach ihren Ideen, ſo wie auch der zwar nicht engliſche, aber doch von der ſteifen franzöſiſchen und holländiſchen Regelmäßigkeit abweichende, natürlich ſchöne Garten eingerichtet. Der unveränderte innere Theil des Schloſſes iſt prächtig genug; das Gold iſt zur Verzierung aller Zimmer verſchwendet; aber die neuen zeugen von dem ſchönern Geſchmack ihrer Stifterinn. Man kann ſie, vorzüglich die Bibliothek, das Naturalienkabinet und das Medaillenzimmer, in welchen allen ſich auch viele ſchöne alte Kunſtwerke befinden, nicht verlaſſen, ohne der Schweſter Friedrichs II. in dieſer Hinſicht Verehrung zu widmen. Allerdings wird es den Großen, wenn ſie nur etwas Kenntniß und Geſchmack beſitzen, ſehr leicht, vermittelſt der ihnen zu Gebote ſtehenden Talente anderer, die ſchönſten Werke auszuführen. Oft beſteht ihr ganzes Verdienſt darin, eine gewiſſe Idee dunkel gedacht zu haben, die dann von dem beſten Artiſten entwickelt und zur Wirklichkeit gebracht wurde. Immer zeugt es aber doch von einem richtigen Geſchmacke, von ſichrer Urtheilskraft, wenn Perſonen hohen Standes zur Ausführung ihrer Idee wirklich große Artiſten zu wählen wiſſen. Von Luiſa Ulrika ſind in Drottningholm Denkmäler genug vorhanden, die beweiſen, daß ſie wirklich, außer Geſchmack, auch Talente beſaß und manche Stunden auf die Ausübung der Künſte verwandte. In dem reichen, ſchönen und gut erhaltnen Naturalienkabinette fielen mir beſonders ſechs Bildniſſe en medaillon auf, wovon zwey über den zwey gegen einander über liegenden Thüren, die vier übrigen an den beiden andern Wänden, zwey und zwey gegen einander über hingen. Es waren Svab, Klingenſtierna, Linné, Roſén, Walerius und Dalin. Letzterer ſoll eine vorzügliche Achtung der Königin genoſſen haben. Es ſcheint, daß er viel von dem Geiſte beſaß, den ihr Bruder ſo ſehr liebte, und um deſſentwillen er in dem Umgang mit Voltaire, Algarotti und d'Argens ſo viel Vergnügen fand. Man hat in Schweden ein Volkslied, Höns Guman Wiſa, d. i. das Lied der alten Hünermutter. Die alte Frau charakteriſirt darin kürzlich die Gutsherren, die ſie auf dem Edelhofe gekannt hat, und macht ihre Anmerkungen über den manhigfaltigen Verdruß, der ihnen von ihren Verwaltern, eigennützigen Menſchen, zugefügt wurde. Es iſt eine allegoriſche Geſchichte der Könige von Schweden, von Chriſtian an bis Adolph Friedrich, beide mit eingeſchloſſen. Es iſt ein Lied in dem Geiſte und in der Manier, wie ſo viele Volkslieder der Engländer und Franzoſen; es iſt ganz dazu gemacht, die Anhänger der Königlichen Partey in ihren Geſinnungen zu beſtärken und ihre Gegner lächerlich und verhaßt zu machen. Als Dalin ſtarb, war Louiſa Ulrica über ſeinen Tod äußerſt gerührt. Ihrem Verlangen gemäß wurde er feyerlich begraben. Alle Mitglieder der Akademie der Wiſſenſchaften, die ſich zu Stokholm befanden, wohnten dem Leichenbegängniſſe bey. Er wurde, ſo wie auch Klingenſtierna, auf dem Kirchhofe einer Landkirche zu Loſd, ohngefähr eine halbe Stunde von Drottningholm auf der öſtlichen Seite des Gartens, wo man ſie deutlich ſehen kann, begraben. Am Abend des Begräbnißtages begab ſich beim Mondſchein Louiſa Ulrika mit ihren Kindern, begleitet von einem Gefolge, dem ſie ſympathetiſches Gefühl zutraute, nach dem Grabe des Verſtorbenen und beſtreute es mit Blumen.

Es iſt bekannt, daß in dieſem Garten ein kleines Schloß mit vielen Zimmern ganz im chineſiſchen Geſchmacke nach der Idee der Königin Louiſa Ulrika gebaut iſt. In einem Zimmer unten ſieht man eine Eſſe und eine Drechſelbank. Mit beiden ſoll ſich Adolph Friedrich beſchäftigt haben. Einem König ſollte zwar dazu wenig Zeit übrig ſeyn; allein dieſem guten Könige überließen die Reichsräthe ſo wenig Geſchäfte, daß er nicht einmal ſeinen Namen zu unterſchreiben brauchte. Das thaten ſie für ihn vermittelſt eines Stempels; was kann ein König, der nichts zu thun hat, unſchuldigeres vornehmen, als Schmieden und Drechſeln?

Am Ende des Gartens liegen einſame kleine Häuſer nach ſchwediſcher Art von Holz, braunroth angemahlt, beyſammen, und machen ein kleines Dorf aus, das Louiſa Ulrika ihr Canton nannte, nicht der äußern Geſtalt wegen, die ganz ſchwediſch iſt, ſondern weil ſie hier einigen Arbeitern in Seide zu thun gab. Sie dachte ſich unter dem Namen Canton blos einen von fleißigen Fabrikanten bewohnten Ort, wie Canton in China ſeyn ſoll.

Einige neue Alleen und Anlagen zu einem engliſchen Garten ſind von Guſtav III. Was ihm aber Dröttningholm vorzüglich zu verdanken hat, iſt der neue Weg, auf dem man von Stokholm ganz zu Lande nach dieſem Luſtſchloß kommen kann. Vormals mußte man einen großen Theil des Weges über den Mälar in einem Boote oder Fahrzeuge machen.) Dies war für diejenigen beſchwerlich, die etwa einer Oper oder ſonſt einem Feſte bei Hofe beigewohnt hatten, und nun ſpät in der Nacht, ganz erhitzt vom Gedränge und der Wärme der Zimmer, oft in kalten Nächten, auf einem offnen Boot über das Waſſer mußten. Nur ein Guſtav III. konnte es unternehmen einen bequemern Weg zu ſchaffen. Dieſer Weg wurde nur dadurch möglich, daß eine Kette von Felſen auf einer Strecke von einer Meile geſprengt wurde. Dies geſchah. An die zehn Jahre ſollen auf dieſe Arbeit verwandt ſeyn. Dann mußten über drey Arme des Mäler Brücken, jede von 4 — 500 Fuß Länge, angelegt werden. Dies geſchah. Dieſe Brücken ſind von Holz und zwey ſind Floßbrücken. Sie können auseinander gehoben werden, um Schiffe, die häufig kommen, durchzulaſſen. Wenn man den letzten Felſen, über den der Weg geht, herunterfahren will, ſieht man auf einmal unten am Fuße die letzte lange Brücke, und jenſeits demſelben das Schloß mit ſeinem Vorplatze; ein herrlicher Anblick. So viel that Guſtav III. für das Vergnügen ſeiner Unterthanen, eine Bemerkung, deren man ſich bey dieſer Gelegenheit nicht enthalten kann, ob ſie gleich bey künftigen Generationen ganz andre Schlüſſe veranlaſſen wird, als unſere Vorfahren aus ſolchen königlichen Unternehmungen zu ziehen pflegten.

Profeſſor Sparmann.

Ich würde bald Bedenken getragen haben, dieſen berühmten Gelehrten zu beſuchen, da ich diejenigen Wiſſenſchaften, worin er ſich auszeichnet, nicht ſtudiert habe; allein der Verfaſſer der Reiſe nach dem Cap konnte mir es nicht übel nehmen, daß ich ihm perſönlich für das Vergnügen dankte, das mir ſein Buch gemacht hat. Ich bekenne, daß ich zu meinem Beſuch auch durch eine gewiſſe Neugier bewogen wurde. Von einem glaubwürdigen Manne war mir ſchon einige Jahre vor meiner Reiſe geſagt, daß Profeſſor Sparmann mit den Swedenborgianern in genauer Verbindung ſtünde. Ich wünſchte in einem Geſpräch mit ihm Gelegenheit zu finden, über dieſen Punkt meine Neugier zu befriedigen, ſo viel die Diſcretion erlaubte. Seitdem ich gewiſſe Entwürfe der Swedenborgianer in England geſehen hatte, war ich auf die Vermuthung gekommen, daß der Myſticiſmus dieſer Sekte, wenigſtens einiger ihrer Häupter, wohl die Hülle mehr von einem politiſchen als religiöſen Syſteme ſeyn möchte. Da unſre Unterredung ganz natürlich von Afrika anfing und eben ſo natürlich bald auf Sierra Leona gelenkt wurde, ſo war hier der Uebergang zu den Abſichten und Planen der Swedenborgianer in England leicht zu finden. Das Reſultat unſers Geſprächs entſprach indes den Wünſchen meiner Neugier nicht ganz. Ich erfuhr, daß es unter den Swedenborgianern Parteyen giebt; alle kommen darin überein, daß der Buchſtabe der Schrift allegoriſch zu nehmen ſey. Aber über den Sinn ſelbſt, ſcheint es, ſind die Meinungen verſchieden. Die ächten Swedenborgianer, urtheilte Herr Sparmann, müßten keine beſondre Sekte ausmachen wollen. Der ächte Swedenborgianer könne ſich äußerlich zu jeder Sekte oder Kirche halten und brauche ſie nicht zu verlaſſen. Ueber meine eben erwähnte Vermuthung, die ich Herrn Sparmann freymüthig zu geſtehen Gelegenheit fand, erklärte er ſich nicht beſtimmt. Von einem Seeoffiziere, ſeinem Freunde, der vorzüglich in die Swedenborgslehre eingedrungen ſeyn ſoll, erzählte er mir, daß er auf folgende Art von der vermeinten Wahrheit dieſer Lehre überzeugt worden dem wir ausgingen, und unſern Verſtand mit unſrer Empfindung vereinigen — Laßt uns denn einen Augenblick wenigſtens unſre Entſcheidung aufſchieben, und unpartheyiſch und kaltblütig unterſuchen, ob **Sir John Falſtaff** in der That das ſey, was er ſo oft von Kritikern und Auslegern männlichen und weiblichen Geſchlechts gehalten worden, eine **offenbare Memme.** Es wird faſt nicht möglich ſeyn, den Muth des **Falſtaff** ganz abgeſondert von ſeinen andern Eigenſchaften zu betrachten; aber ich ſchreibe über keinen Theil ſeines Charakters ausdrücklich, als über denjenigen, den das Wort **Muth** begreift. Indeß werde ich doch gelegentlich einiges Licht über das Ganze verbreiten. Ich brauche dem Leſer nicht zu ſagen, daß dieſe Unterſuchung natürlich auf eine Beurtheilung von dem Genie und der Kunſt des **Shakeſpear** hinausläuft. Denn was ſind **Falſtaff,** und **Lear** und **Hamlet,** und **Othello,** als verſchiedene Modificationen von **Shakeſpear's** Gedanken? Es iſt wahr, meine Unterſuchung ſchränkt ſich nur auf einen einzeln Punkt ein; aber allgemeine Kritik iſt eben ſo unnütz, als leicht; **Shakeſpear** verdient im Detail betrachtet zu werden; eine bisher noch vernachläßigte Arbeit.

Es wird am ſchicklichſten ſeyn, fürs erſte eine kurze Ueberſicht von allen Theilen von **Falſtaff's** Charakter zu geben, alsdann, wo möglich, zu beſtimmen, was für Eindrücke von Muth oder von Feigheit er auf die Perſonen des Stücks gemacht; darauf wollen wir die Beweiſe von **Perſonen** und **Begebenheiten** entlehnen, die die Sache erfodert, und ſo gut als möglich den Schein erklären, der die Meynung, als wenn er ein Feiger ſey, ſcheint erzeugt zu haben.

Die Scene von dem Raub und dem Verdruß, der daraus entſteht, welche den Anfang im Stück macht, und uns zuerſt mit **Falſtaff** in Bekanntſchaft bringt, will ich (denn ich glaube, daß dieſe Scene die Quelle

von

worden ſey. Nach langen Unterſuchungen ſey er, kurz vor der Schlacht bei Holland, noch unſchlüſſig geweſen. In dieſem Zeitpunkte habe er Gott angerufen, ihn an irgend einem Merkmale die Wahrheit erkennen zu laſſen. Während der Schlacht ſey er in die Kajüte gegangen, wo er eine feindliche Kugel, die eben in das Schiff gefallen, auf dem Tiſche zwiſchen der Bibel und einem Werke von Swedenburg liegen gefunden; beide Bücher unverſehrt. Dies ſey von ihm für das vom Gott veranſtaltete Merkmal gehalten, und von dem Augenblick an ſey er Swedenborgianer geworden. Es war natürlich, daß ich mich hiebey der Bekehrungsgeſchichte des berühmten Stenſons erinnerte, die ich in Leibnizens Theorien geleſen hatte. *) Ich erwehnte ihrer gegen Herrn Sparmann. Er antwortete, daß man bey ſolchen Merkmalen, ehe man auf ſie baute, Gewißheit haben müſſe, daß ſie von Gott, nicht vom Teufel wären.

In Schweden dürfen die Swedenborgianer keine öffentliche Verſammlungen halten.

Profeſſor Wilke.

Auſſer der Hochachtung, die man jedem in ſeinem Fache ſich auszeichnenden Gelehrten bezeigen darf, wenn man ihm nur ſeine Zeit nicht verdirbt, war mein Wunſch, einer Verſammlung der Akademie der Wiſſenſchaften beyzuwohnen, eine natürliche Veranlaſſung dem Herrn Prof. Wilke, als Sekretär der Akademie, einen Beſuch zu machen. Dazu kam noch ein Umſtand, der meiner Beſcheidenheit mehr Muth gab. Herr Prof. Wilke kennt

---

*) Theod. I. 100.

kennt die Freunde, mit denen ich lebe, und iſt wohl ein Mitglied ihres Zirkels geweſen. Mein Schwager führte mich zu ihm, und er empfing mich ganz mit der Art eines freundlichen, guten, muntern, dienſtfertigen Mannes, wie er mir war beſchrieben worden. In der Bibliothek zeigte er mir die von dem Präſidenten, Roſenadler, zuſammengebrachte und der Akademie geſchenkte Sammlung aller in Schweden gedruckten Werke, wovon das Verzeichniß gedruckt iſt. Ein ſehr ſeltnes Stück darunter iſt eine Schrift in Folio: Karls XII. Schlachterbank. Es kann zum Beweiſe dienen, mit welcher Heftigkeit die Parteyen in Schweden immer gegen einander verfahren haben.

Eine litterariſche Seltenheit iſt auch der vierte Theil von Rudbeks Atlantica. *)

Ein zweytes Exemplar ſah ich hernach auf der Bibliothek zu Upſala.

Herr Prof. Wilke iſt aus Wismar gebürtig, wo ſein Vater Prediger war. Dieſer wurde an die deutſche Kirche nach Stokholm berufen. Als Hrn. Wilkes Vorgänger im Sekretariat, der vortrefliche Wargentin, ſtarb, gab es der Kompetenten zu dieſer Stelle nicht wenig. Herr Wilke bekam wegen ſeines unintereſſirten Eifers für die Wiſſenſchaften, wegen ſeiner glücklichen Fertigkeit in phyſiſchen Experimenten, und wegen aller andern zu einem ſolchen Poſten erforderlichen Eigenſchaften die meiſten Stimmen, worunter beſonders die des Reichsraths, Grafen von Höpken, der Hrn. Wilke

---

*) Eigentlich hätte ich ſagen ſollen: „So viel als vom „vierten Bande gedruckt iſt;" denn er wurde wegen einer Feuersbrunſt, worin die Druckerey abbrannte, nicht fertig. Von den fertigen Bogen ſollen nur etwa fünf Exemplare verhanden ſeyn.

vorzüglich ſchätzte und liebte, von großem Gewicht war. Dieſe Umſtände erfuhr ich nicht von Herrn Wilke ſelbſt, ſondern von einem ſeiner Verehrer.

Sergels Werkſtäte.

Ein Freund zeigte mir zwey Hefte von einem Werke, das der vortrefliche Graveur Martin herauszugeben anfing, betitelt: Svenska Galerier. Das erſte Heft iſt von 1782, das zweyte von 1783. Im erſten ſind die Bildniſſe und Lebensbeſchreibungen vom Grafen Karl Friedrich Scheffer, von Jonas Alſtrömer, von deſſen beiden Söhnen, Patrik und Clas Alſtrömer, von der Frau Nordenflicht und von Polhem. Im zweyten vom Feldmarſchall C. G. Wrangel, von der Gräfin Katharina Charlotte de la Gardie, vom Kontreadmiral Chapman, von O. Acrel, von T. Bergmann und von O. Hukauſſom. Die Bildniſſe machen dem Künſtler, die Lebensbeſchreibungen dem Schriftſteller Ehre. Mangel an Abſatz ſoll gleichwohl die Fortſetzung des Werks unterbrochen haben. Herr Martin ſelbſt führte zur Urſache ſeine andre Arbeiten an, und ſagte, er würde bald ein neues Heft herausgeben. Wenn wirklich dieſe Gallerie ſo wenig Käufer ſollte gefunden haben, ſo muß man ſich gleichwohl hüten, daraus zu ſchließen, daß es an Liebhabern ſchöner Kunſtwerke in Schweden fehle. Daß dieſer Schluß ganz falſch ſeyn würde, davon kann uns unter andern Sergels Werkſtätte überzeugen. Könnte ich meine Leſer doch dahin führen. Beim Eintritt in dieſelbe iſt das erſte, was auffällt, die Menge der von Sergels Hand und unter ſeiner Anleitung verfertigten Stücke von allerley Art, Portraits en medaillon, Büſten, ganze Figuren, Gruppen. Eine ſo volle Werkſtäte ſetzt ein Publikum voraus, das Sergels Meiſterſtücke zu ſchätzen weiß, und unter dem es viel

Liebhaber giebt, die ſich kein Geld verdrießen laßen, etwas von ſeinen Arbeiten zu beſitzen. Ich weiß nicht, ob das feine Kennerauge in Sergels Werken noch etwas vermiſſen könne, um ſie den berühmteſten aus dem Alterthum übrig gebliebnen Werken nicht völlig gleich zu ſchätzen. Ich bekenne, daß ich ſehr geneigt ſeyn würde, ſolch ein Urtheil einem übertriebnen Enthuſiasmus für das Alterthum zuzuſchreiben. Von den Bildniſſen en medaillon betrachtete ich die von Chapmann, Swedenborg, Höpken und andern Männern, die ſich durch ihren Geiſteskarakter ausgezeichnet, am liebſten. Unter den Büſten war eine von Karl X. oder Karl Guſtav die neuſte; ſie ſoll, wenn ich mich recht erinnere, in einem kleinen griechiſchen Tempel zu Karlberg zu ſtehen kommen. Unter den ganzen Figuren, aber nach einem verjüngten Maasſtab, fällt die Statue Guſtav III. in ſchwediſcher Nationaltracht mit einem langen Mantel auf; die ganze Stellung und der Ausdruck, im Geſicht vorzüglich, entſprechen der Idee, die man ſich von dieſem Monarchen machen muß, wenn man die immer noch enthuſiaſtiſch für ihn eingenommenen Schweden aus den nicht ariſtokratiſchen Ständen von ihm ſprechen hört: man kann nämlich nicht umhin, aus der Wirkung, die jetzt noch ſein bloßes Andenken auf dieſe Gemüther hat, zu ſchließen, daß er theils durch die natürliche Grazie ſeiner Perſon, theils durch ſeine einnehmenden Manieren und durch ſeine Beredſamkeit das Herz eines jeden, dem es nur zulächelte, oder mit dem er nur ein Paar Worte ſprach, zu bezaubern wußte. Eben dieſe Figur von koloſſiſcher Größe, von Bronze gegoſſen, wird auf einem der größten und ſchönſten Plätze vor dem Schloſſe nach dem Hafen zu errichtet werden. *) Das Mo-

---

*) „Auf dem Strande, von welchem er zum erſtenmal, um dem Feinde entgegen zu gehn, ſich dem Meere vertraut."

Graf

Modell von Sergel iſt fertig; aber der Artiſt, der die Figur in Bronze gießen ſoll, iſt noch nicht gewählt.

Unter den Gruppen befindet ſich ein Modell von zwey Figuren; der Reichskanzler Oxenſtirn und die Muſe der Geſchichte; er ſtehend, ſie vor ihm zu ſeinen Füßen ſitzend; er mit dem Zeigefinger auf ihre Rolle geſetzt, ſcheint ihr zu diktiren, was ſie ſchreiben ſoll. Und dies iſt es, was mir an dieſer Gruppe nicht gefällt. Auch ein Reichskanzler muß der Muſe nicht diktiren, als ob ſie ſein Sekretär wäre. Die Muſe iſt immer ein höheres Weſen als ein Reichskanzler, und dieſer, dünkt mich, müßte der Muſe ehrfurchtsvoll erzählen, was ſie etwa ſelbſt aus ſeinem Munde wiſſen will; er könnte dies, dünkt mich, ohne den geringſten Nachtheil ſeiner Kanzlerwürde; die Gruppe, die nach dieſem Modell verfertigt werden ſoll, iſt für den Nordermalmsmarkt, neben der Statue Guſtav Adolphs, beſtimmt.

Das ſchönſte aber in dieſer Werkſtäte, vielleicht Sergels Meiſterſtück, iſt Amor und Pſyche in dem Augenblick, da der über die ſtrafbare Neugier der Pſyche zürnende Gott ſie verlaſſen will. Beſtürzt, reuvoll, liebend, verehrend liegt ſie auf ihren Knieen, will ihn gern halten mit ihren Armen, zu bleiben bewegen mit ihren Blicken, aus der hingefallnen Lampe fließt noch das Oel, das herausgefloßne hingegen hat ſich ſchon geſetzt. Amor ſieht auf ſie mit einem Blicke herab, der zu ſagen ſcheint, daß der Gott, ſo ſehr er Gott iſt, mit ſich ſelbſt nicht einig ſey, ob er ſie mehr für ſtraf-

---

Graf Oxenſtiern p. 192. Die Stadt Stokholm hat dem Andenken des Königs dieſe Säule im Namen des ſchwediſchen Volks gewidmet. Ebend.

ſtrafwürdig, als für unſchuldig halten ſoll, der aber doch vorerſt die zugefügte Beleidigung ahnden müſſe. Mit leiſer Hand zwar, aber die von Götterkraft bewegt wird, ſchiebt er ihren rechten Arm, womit ſie ſeine Flucht hemmen will, zurück und ſcheint von ihr wegzuſchweben. Vortreflich iſt die Stellung, vortreflich der Ausdruck beider Figuren, vortreflich die Bearbeitung ſelbſt an den geringſten Theilen; manche wirklich beſeelte Figur iſt Stein gegen dieſe marmorne. Eben ſo vortreflich iſt das Gewand in den kleinſten Fältchen. Dieſe Gruppe hat Guſtav III. noch gekauft, und ſie, wie man glaubt, nach Hdga beſtimmt. Es ſollen viele Copien nach verjüngtem Maasſtab darnach gemacht ſeyn; ich ſah vier oder fünf fertig. An einer arbeitete Sergels Gehülfe, ein Italiäner. Eine ſolche Copie wird mit fünfhundert Thaler bezahlt. Gewiß es muß unter der wohlhabenden Claſſe viel Geſchmack ſeyn; das beweiſt der Abſatz ſo vieler, ſo theurer Copien.

Die Akademie der Wiſſenſchaften.

Die Verſammlung beſtand diesmal nur aus ſechs Mitgliedern, dem damaligen Präſidenten Hrn. Oekonomie-Intendanten Fiſcherſtrömer, Hrn. Archiater Bäck, Hrn. Aſſeſſor Odhelins, Hrn. Dokt. Sparmann, Hrn. Prof. Wilke und Hrn. Prof. Schwarz. Es war der Jahrszeit zuzuſchreiben, daß nur ſo wenig Mitglieder zugegen waren. Wer, wenn er es in ſeiner Gewalt hat, lebt im Sommer nicht lieber auf dem Lande, als in der Stadt?

Die Akademie hatte verſchiedene neue Sachen bekommen. Man beſchäftigte ſich damit ſie zu beſehen, ehe die Sitzung eröfnet wurde. Es war ein fliegendes
Eich-

Eichhörnchen aus Finnland; ein chineſiſcher Grundriß von einer Stadt; auf den erſten Anblick ſchien es eine Landkarte, allein verſchiedene Merkmale bewieſen, daß eine Stadt vorgeſtellt wurde. Allem Anſehen nach war es eine mit vielem Fleiß, mit vieler Genauigkeit gemachte Arbeit. Da niemand der Anweſenden chineſiſch verſtand, ſo konnte man nicht weiter darüber urtheilen. So verhielt ſichs auch mit verſchiedenen chineſiſchen Büchern, imgleichen mit einem auf Palmblättern geſchriebenen malayiſchen Buche. Ich hatte dieſe Sachen ſchon vorher theils bey Hrn. Prof. Wilke, theils bei Hrn. Sparmann geſehen; bey letztern auch chineſiſche Zeichnungen von Fiſchen. Dieſe waren ſehr ſchön und ich ſah daraus, daß diejenigen, die dem Chineſer allen Geſchmack in der Zeichenkunſt abſprechen, nichts anders, als chineſiſche Tapeten müſſen geſehen haben. Man muß aber ſo billig ſeyn, und die Zeichenkunſt einer Nation nicht nach ihren Tapeten beurtheilen. Nachdem die Mitglieder ſich geſetzt hatten, wurde zuerſt das Protokoll der vorigen Sitzung von Hrn. Prof. Wilke vorgeleſen. Alsdann las der Präſident die übrigen für den Tag beſtimmten Aufſätze vor. Der merkwürdigſte darunter ſchien mir ein Vorſchlag zur Verbeſſerung des ſchwediſchen Forſtweſens. * Der deutſche Ausdruck Forſtweſen, war von dem Verfaſſer des in ſchwediſcher Sprache geſchriebenen Aufſatzes beybehalten. Es ſchien mir, daß man in Schweden von der Nützlichkeit einer zweckmäßigen Einrichtung guter Forſtanſtalten bisher noch keinen Begrif gehabt hat. Bey dem Ueberfluſſe von Holz, womit die Schweden verſehen ſind, iſt es ſehr natürlich, daß bisher noch kein Gedanke von einer guten Haushaltung mit dieſem Artikel entſtanden iſt. Allein vielleicht iſt die Zeit nicht mehr weit, wo auch ſie das Bedürfniß empfinden werden, und die verſchwenderiſche Art, wie ſie mit dem Holze umgehen, wird vielleicht dieſen Zeitpunkt beſchleunigen. Die Vorſchläge giengen dahin, daß tüchtige Subjekte auf öffentliche Koſten nach Deutſchland reiſen, und hauptſächlich im Preußiſchen, Heſſiſchen, Churpfälziſchen das Forſtweſen ſtudiren ſollten. Ich konnte das Geſpräch, das unter den Mitgliedern über dieſen Vorſchlag geführt wurde, nicht verſtehen. Nur ſo viel ſagte mir nachher mein Freund, der mich in die Verſammlung begleitet hatte, daß viele Stimmen dahin gegangen wären, es müßten Botaniker zu dieſer Abſicht gewählt werden, welches vielleicht nicht nothwendig iſt.

Das Muſeum.

In einigen Zimmern im untern Stockwerke des rechten Flügels am königlichen Schloſſe werden die alten Kunſtwerke aufbewahrt, die Guſtav III. durch den Hrn. von Fredenheim in Italien hatte ſammeln laſſen. In zwey Zimmern ſind die Werke der Bildhauer ſchön aufgeſtellt, in einem dritten ſollen die hetruriſchen Gefäße, und in einem vierten, wenn ich mich recht erinnere, die Münzen und geſchnittenen Steine ihren Platz bekommen. Der Herr von Fredenheim iſt Oberaufſeher dieſes Muſeums. Ohne Zweifel haben wir ein vollſtändiges Verzeichniß von der ganzen Sammlung durch ſeine Veranſtaltung zu erwarten. Dieſes Verzeichniß, wenn es herauskömmt, wird beweiſen, daß Schweden von wenig Ländern an ſolchen Schätzen übertroffen wird. In einem der ſchon in Ordnung gebrachten Zimmer ſtehen auf der einen Seite die Büſten berühmter Römer, theils aus den Zeiten der Republik, theils der Kaiſer aus den erſten beiden Jahrhunderten. In einem andern, einem großen Saale, ſtehen am Ende deſſelben, der Thüre gegen über zwey Säulen von grünem ägyptiſchen Marmor; an der Seite, wo die Thüre iſt, ſtehen auch zwey Säulen, die jenen vollkommen ähnlich ſehen, aber gemahlt ſind. Auf jeder der beiden längern Seiten des Saals ſtehen zwölf Säulen, zwiſchen denen, wie in Niſchen, auf der einen Seite die neun Muſen, ein Apoll und eine Pallas ſtehen. Sie ſind alle würdig aus der Hand eines der beſten griechiſchen Künſtler gekommen zu ſeyn, beſonders die Pallas. Zwiſchen den beiden egyptiſchen Säulen ſtehen zwey große ſäulenförmige Leuchter und zwiſchen dieſen eine Prieſterin. An der andern Seite und in der Mitte des Saals in einer langen Reihe ſind eine große Menge von Büſten, kleinen Figuren, Faunen, Silenen, Vaſen, Urnen, Dreyfüßen, Lampen u. ſ. w. aufgeſtellt. Ob es gleich über dreyßig Jahr her iſt, daß ich den Winkelmann geleſen, ſo erinnerte ich mich doch des Enthuſiasmus, womit er den vortreflichen Geſchmack der Alten ſelbſt in den kleinſten Verzierungen, z. E. an einer Opferſchale, bewundert, und ich fand dieſen Enthuſiasmus vollkommen gerechtfertigt. Für das Vorzüglichſte der in dieſem Saale befindlichen Werke wird eine mit einer gewiſſen Miene des Erſtaunens erwachende männliche Figur gehalten. Es ſoll ein Endymion ſeyn. Sie ſoll über zwanzigtauſend Thaler gekoſtet haben.

Die Abſicht Guſtavs III. ſoll geweſen ſeyn, dies Muſeum für die Liebhaber der Künſte in gewiſſen Stunden öfnen zu laßen. Wenn dies geſchieht, ſo kann es nicht fehlen, Schweden muß bald eine Menge Künſtler vom erſten Range hervorbringen. Der Kunſttrieb iſt unter der Nation nicht ſelten; durch eine Anſtalt, wie dies Muſeum, muß er entwickelt werden.

Der Porphyr, der erſt vor einiger Zeit in Schweden gefunden iſt, und der an Schönheit vielleicht jeden andern Porphyr übertrift, wird dann, von Artiſten wie Sergel zu Vaſen, zu Urnen, zu andern Kunſtwerken geſtaltet, von den Liebhabern in andern Ländern geſucht, und wahrſcheinlich ein vortheilhafter Kunſthandelszweig für Schweden werden. *)

Haga.

Ungefehr eine Viertelmeile von Stokholm an einem kleinen Arm des Mälar liegt eine Gegend, die die Natur ſelbſt zum ſchönſten engliſchen Garten ſcheint erſchaffen zu haben. Kleine mit Gras und Bäumen bewachſene Anhöhen, kleinere Felſen, einige wenige nackt, die

---

*) Dieſer Porphyr wird im Kirchſpiel Elfwedal gefunden. Man hat eine Societät durch Actien errichtet, die das Porphyrwerk auf ihre Koſten betreiben läßt. Eine Direktion von funfzehn Perſonen (ſ. Stockholms Stads-Calender för, Året 1794, p. 115.) hat die Aufſicht darüber. Die aus dieſem Porphyr verfertigten Sachen gehen ſtark nach England. Daß das Werk nicht den ſchnellen Gang vorwärts geht, wie bey der Ausſicht eines großen Abſatzes erwartet werden konnte, ſoll dem Umſtande zuzuſchreiben ſeyn, daß der verſtorbene König für beträchtliche Summen davon kaufte, die aber der eingetretenen unglücklichen Zeitläufte wegen noch nicht haben bezahlt werden können. Dadurch ſind die Kräfte der Geſellſchaft geſchwächt. Der Umſtand, daß dieſer ſchöne Porphyr aus den Eiſengruben kommt, hat dem Grafen Oxenſtierna Anlaß zu einem redneriſchen Gedanken gegeben. Er redet von den Fortſchritten der Künſte unter Guſtav III. „Sie ſuchten, ſagt er, und bearbeiteten „vorhin unbekannten oder unbenutzten Stof, und der „Porphyr, neben dem Eiſen gebrochen, mahlte gleichſam „die Sinnesart eines Volks, deſſen mildere Aufklärung die „Künſte nicht weniger liebt als die Tapferkeit, und das „Stärke mit Annehmlichkeit verbindet.“ (ſ. Äreminne öfver Konung Gustav III. p. 95.)

von vielen grundloſen Vorurtheilen geweſen,) mit Erlaubniß des Leſers verſparen, bis wir mit dem ganzen Charakter des Falſtaff näher bekannt ſind; und ich hoffe alſo, der Leſer wird indeſſen darauf, und auf die Scherze des **Prinzen** oder des **Poins** über dieſe unglückliche Begebenheit nicht achten.

Wenn ich die einzeln Theile von Falſtaffs Charakter auseinander ſetze, ſo werde ich mir die Freyheit nehmen, natürliche Herzhaftigkeit darunter zu zählen; aber der Leſer beliebe das, was ich davon ſage, für jetzt nur noch als eine Hypotheſe zu betrachten, welche beſtätiget oder umgeſtoßen werden ſoll, je nachdem er am Ende entſcheidet.

Mir ſcheint es alſo, die vornehmſte Eigenſchaft in Falſtaff's Charakter, die, von der alle übrige ihren Anſtrich erhalten, ſey ein hoher Grad von Witz und Humor, verbunden mit einer großen natürlichen Lebhaftigkeit des Geistes. Dieſe Eigenſchaft führte ihn vermuthlich ſehr frühzeitig in die Welt, und machte ihn der Geſellſchaft ſehr angenehm, ſo angenehm, daß es ihm unnöthig ſchien, irgend eine andre Tugend zu erwerben. Daher vielleicht ſeine beſtändigen Ausſchweifungen und Zerſtreungen von aller Art. — Er ſcheint von Natur ein Herz frey von Bosheit und böſen Grundſätzen gehabt zu haben, aber er gab ſich nie die Mühe, irgend einige gute zu erlangen. Er ſah, daß er bey allen ſeinen Fehlern geſchäzt und geliebt ward; ja ſogar wegen ſeiner Fehler, die alle mit dem Humor verbunden waren, und gröſtentheils daraus entſtanden. Da er vielleicht keine andre Laſter an ſich hatte, als ſolche, von denen er glaubte, daß er ſie öffentlich zeigen dürfe, ſo ſchien er mehr aus Prahlerey lüderlich. Seinen Witz und Humor, wornach ſich alle ſeine andern Eigenſchaften ſcheinen geformt zu haben, gab er eine ſehr nöthige Stütze durch ſeinen Beruf als Soldat. Er hatte von Natur einen kühnen und unternehmenden Geiſt, der ihn in jenem kriegeriſchen Zeitalter (ob er gleich nur gelegentdie meiſten wenigſtens nicht ganz unbedeckt von fruchtbarer Erde, dazwiſchen grüne Thäler, ſchlängelnde Gewäſſer, in dieſen kleine Inſeln, an den Ufern Bäume. Hin und wieder durfte nur ein Strauch umgehauen werden, um die Ausſicht zu erweitern; andern Stellen, die zu nakt ſchienen, beſonders am Waſſer, konnte man durch einige hinzupflanzende Bäume mehr Reiz ertheilen. Eine gewiſſe Wittwe hatte hier einen kleinen ländlichen Sitz, den Guſtav III. nach dem Antritt ſeiner Regierung ihr abkaufte. Hier wohnte er nun gern, ohne Pracht; aber vielleicht ſtrahlte ſeine Größe aus dieſem kleinen, einfachen Landhauſe mit reinerm Glanz hervor, als nachmals aus alle den Palläſten, wo er den Ausdruck der Größe zu ſehr in ſinnlichen Zeichen ſuchte. Hier von wenig Vertrauten umgeben, was für die Großen ſchon Einſamkeit iſt, durchdachte er ſeine Plane für ſeine künftige Regierung. Und weil gleich der erſte, der gewagteſte, von deſſen Ausgange die Möglichkeit aller übrigen abhieng, ihm ſo glücklich gelang, ſo faßte er eine Vorliebe für Haga und ſchien zu glauben, daß dieſer Ort vorzüglich geſchickt ſey, anhaltendes und ſcharfes Nachdenken zu befördern. Hier verſammelte er auch in der Folge ſeine Vertrauten um ſich, wenn er große Entwürfe mit ihnen überlegen wollte. Auch war, erzählte man mir, die Nation, oder vielmehr die Einwohner der Hauptſtadt, waren aufmerkſam auf den Aufenthalt des Königs zu Haga; ſie ſahen dann wichtigen Begebenheiten entgegen; ſo waren ſie voll großer Erwartungen, als der König kurz vor dem Ausbruch des ruſſiſchen Krieges, an dieſem Orte ungewöhnlich viele und lange Rathſchlagungen hielt, die mit mehr als gewöhnlicher Heimlichkeit angeſtellt wurden. *)

Seine

---

*) Der Glaube eines Menſchen, daß ihm ſein Nachdenken an dieſem oder jenem Orte beſſer gelinge, als an jedem andern,

Seine Vorliebe für Haga drückte Guſtav auch dadurch aus, daß er auf ſeinen Reiſen den Titel eines Grafen von Haga führte. Haga ſcheint Guſtav III. das geweſen zu ſeyn, was Sans-Souci Friedrich II. war, der Hain der Egeria dem Numa.

dern, iſt natürlich. Der Geiſt, ſo immateriel er ſeyn mag, iſt in ſeinen Arbeiten keinesweges unabhängig von ſinnlichen Nebenumſtänden. Jeder, der ſich ſelbſt oder ſeine Bekannte beobachten will, kann ſich täglich davon überzeugen. Es giebt Menſchen, denen irgend ein Geräuſch alles Nachdenken unmöglich macht, andre, denen es dann beſſer noch, als bey völliger Stille gelingt. Einige ſind keiner Geiſtesarbeit in der Kälte fähig, aber auch nicht, wann die Wärme ſich über einen gewiſſen Grad erhebt. Einige vertragen Gegenſtände um ſich, deren Anblick ihnen, wenn ſie die zu angeſtrengte Denkkraft etwas abſpannen wollen, Erholung iſt; andere leiden durchaus nichts um ſich, das die Gedanken einigermaßen zerſtreuen kann. Man kann ſich endlich im Denken, wie in jedem Geſchäfte, an gewiſſe mechaniſche Hülfsmittel gewöhnen. Es giebt ſogenannte witzige Köpfe, denen eine Pfeife Toback, andre, denen ein Glas Wein zu einem Gedanken verhelfen. Vielleicht läßt ſich aus dieſen Bemerkungen erklären, woher bey den Alten, bey ihren Dichtern, bey ihren Weiſen der Wahn entſprang, daß ihnen an gewiſſen Oertern, etwa in einem Haine, an einer Quelle, in einer Höle Gedanken von irgend einer Gottheit eingegeben würden. Es war nichts als der natürliche Einfluß gewiſſer Beſchaffenheiten des Orts, die das Spiel der Denkorgane erleichterten. Noch zu wenig Beobachter, um den Einfluß phyſiſcher Urſachen auf das Denkvermögen entdeckt zu haben, ſchrieben die Alten dieſe Wirkung, die von ihnen empfunden wurde, irgend einem unſichtbaren an dem Orte wohnenden Weſen zu. So läßt ſich die Nymphe Egeria, die dem Geſetzgeber der Römer ſeine Geſetze eingab, vielleicht auf eine natürliche Art erklären, wodurch das Andenken des weiſen Numa von allem Vorwurf eines frommen Betruges gerettet werden könnte.

Ungefehr vor acht Jahren, kurz vor dem ruſſiſchen Kriege, fiel es Guſtav ein, Haga durch die Kunſt und durch Pracht in ein zweites Verſailles zu verwandeln. Das kleine Haus lies er abbrechen und auf einem benachbarten Felſen wieder aufrichten, erhöhte es aber mit einem Stokwerk, das völlig ſo wie die untern Zimmer eingerichtet wurde. Hingegen ließ er einen Pavillon oder ein kleines Schloß aufführen, das an Pracht, Eleganz und Bequemlichkeit, mit einem Worte — verzeiht mir es, ihr Verehrer Guſtavs — das an Luxe eines Ludwigs XIV. vollkommen würdig war. In dieſem Pavillon iſt die eigentliche Bibliothek, die Graf Creuz zu Paris ſammelte, und König Guſtav von ihm kaufte. In dieſer Bibliothek ſaß Guſtav eines Abends, als die Meuchelmörder ihn belauerten, in der Abſicht, wie man uns ſagte, ihn durch das Fenſter mit einer Piſtole zu erſchießen. *)

Mit dieſem Pavillon, deſſen Luxe mit einer ſo natürlich ſchönen Gegend zu ſehr abſtach, begnügte ſich

---

*) In dem Urtheile des Königl. ſchwediſchen Hofgerichts über Ankerſtröms Mitſchuldige wird an einer Stelle geſagt, Graf Horn und Ankerſtröm hätten eines Abends die ganze Gegend von Haga durchwandert, um zu überlegen, wie man daſelbſt am beſten den König aufheben könne. Bey der Gelegenheit hätten ſie von außen durch das Fenſter des Königs Gemach und den König ſelbſt beſehen. (S. das Urtheil ꝛc. im deutſchen Magazin 1793 Januar p. 33.) An einer andern Stelle aber findet man, daß Ankerſtröm und Graf Horn ſich in Haga nach einem zur Ermordung des Königs bequemen Ort umgeſehen haben. (S. eben daſelbſt p. 116.) Bey dem Widerſpruche dieſer beiden Stellen in dem Urtheile, das nach einer ſehr fleißigen Unterſuchung vom Hofgericht geſprochen wurde, ſcheint die Sage unter den Verehrern des Königs, daß er durch das Fenſter habe ſollen erſchoſſen werden, nicht ganz verwerflich.

Guſtav nicht; er wollte noch ein neues, viel größeres, majeſtätiſcheres Schloß aufführen. Blos die Souterrains ſind fertig geworden.

Zur Verſchönerung der Gegend ließ Guſtav Erde herbey fahren, die Felſen, wo ſie nackt waren, damit zu bedecken, ließ große Strecken von Fichten weghauen und eine große Menge Bäume von lieblichern Grün dafür pflanzen, ließ prächtige Gondeln bauen, ließ in einem Felſen eine ſenkrechte Oefnung ſprengen, um dadurch Waſſer hinauf zu einem Springbrunnen zu treiben.

Viel tauſend Hände und eine Reihe von Jahren wurden erfordert, alle dieſe Entwürfe zu vollenden. Mitten im Kriege bis an den Tod des Königs wurden die Arbeiten fortgeſetzt; jetzt ruhen ſie.

Während des Krieges arbeiteten viele hundert, andere ſagten einige tauſend kriegsgefangene Ruſſen daran. Man hatte ſie gefragt, ob ſie es wollten, ſie waren willig dazu. Jeder bekam Brod und vier Schilling des Tages.

Reiſe nach Upſala.

An einem Freytage, Vormittags um halb 11 Uhr, fuhren wir, mein Schwager, ich und unſre Frauen nebſt meinem älteſten Sohne in einem Phaeton mit drey Pferden von Stokholm ab; am Abend um ſieben waren wir in Upſala, das von Stokholm ſieben ſchwediſche, oder neun und eine halbe deutſche Meile entfernt iſt. Dieſen Weg machten wir alſo in acht und einer halben Stunde. Am Sonntag, Morgens um ſechs Uhr, reiſten wir wieder ab, und waren, ungeachtet wir unterweges eine kleine Viertelſtunde der Predigt in einer

Landkirche beywohnten, um zwey Uhr Nachmittags wieder in Stokholm. So ſchnell reiſt man beſtändig in Schweden allenthalben. Die vortreflichen Wege machen dieſe Geſchwindigkeit möglich. Der Boden auf dieſen Wegen iſt weder leimigt, noch ſandigt, noch moraſtig; er iſt feſt; die Grundlage iſt Felſen mit ein wenig Erde oder Sand überdeckt. Die kleinen, aber ſtarken und abgehärteten Pferde gehen beſtändig im Trab oder Galopp wechſelsweiſe. So fährt man, was man in Deutſchland nicht wagen wird, ſelbſt bergunter. Auf den Stationen bekommt man ohne allen Verzug friſche Pferde. Man bezahlt äußerſt wenig dafür. Canzler hat in ſeinen Memoires die ſchwediſche Poſteinrichtungen, die unter Guſtav III gemacht ſind, richtig beſchrieben. Nur einer Veränderung, die ſpäter gemacht wurde, will ich erwähnen. Vor dem ruſſiſchen Kriege bezahlte man für ein Pferd nur vier Schilling die Meile. Auf dem Reichstage 1789 wurden acht Schillinge bewilligt. Das iſt der einzige Vortheil, den der Bauernſtand für ſeine dem Könige und dem Staate während des Krieges geleiſteten treuen Dienſte erlangt hat. Jemand ſagte, der Adel ſey mit dieſer neuen Einrichtung ſo wenig zufrieden, daß er auf den längſten Reiſen lieber mit ſeinen eigenen Pferden fahre, ſollten ſie auch darüber zu Grunde gehen, als daß er ſich der Poſtpferde, die alle Bauernpferde ſind, bedienen ſollte, damit dem Bauer das erhöhte Poſtgeld, ſo viel am Adel liegt, nicht zu gute komme. Sollte auch die Thatſache, daß die von Adel lieber mit ihren eigenen als mit Poſtpferden fahren, ihre Richtigkeit haben, ſo muß man doch wohl, ohne Zweifel, annehmen, daß andre Bewegründe dabey zum Grunde liegen. Ich führe dieſen Zug blos an, um auch dadurch zu zeigen, wie unter einer Nation, die das Unglück hat, in Partheien getrennt zu ſeyn, jede Parthey ſo geneigt iſt, die vielleicht ganz unſchuldigen Handlungen der andern, aus böſen Abſichten herzuleiten.

Auf dem Wege nach Upſala hat man beſtändig auf beiden Seiten ſchöne Ausſichten und die größte Mannigfaltigkeit ſchwediſcher Landſchaften. So nenne ich große Maſſen von theils nackten, theils mit Hölzungen, meiſt mit Tannen und Fichten, mit unter, aber ſelten, mit etwas Bauholz bewachſene Felſen, dazwiſchen viel Kornfelder, weniger Wieſen, Gewäſſer, Buchten oder Arme von großen Landſeen, einzelne oder beyſammen liegende und ein Dorf bildende Bauerhäuſer, alle von Holz, braunroth angemahlt, die Fenſterrahmen weiß oder gelb; die Schornſteine weis; die Häuſer alle klein; Ställe und Scheunen neben den Häuſern beſonders gebaut; ſelten eine Landkirche, ſelten ein Edelhof, wo ein großes ſteinernes, weiß angeſtrichenes Gebäude durch ſeinen Abſtich von den Bauerhäuſern den Vorüberreiſenden deutlich genug ſagt, daß es die Ehre habe, ein ſo genanntes Herrenhaus zu ſeyn.

Dieſe Abwechſelung von Landſchaften hört dicht vor Upſala auf, und man ſieht eine unbegrenzte Ebne vor ſich. Upſala iſt eine kleine Stadt, hat breite Gaſſen und die Häuſer liegen weit auseinander; faſt jedes Haus hat ſeinen Garten hinter oder neben ſich. Außer der Kathedralkirche, dem Pallaſte des Erzbiſchoffes und den Univerſitätsgebäuden ſind äußerſt wenig Häuſer von Stein; einige ſcheinen es zu ſeyn, ſind aber nur ſo angemahlt. Die meiſten ſind von Holz, darunter ſind aber ſehr große, die an innerer, bequemer und eleganter Einrichtung keinem Hauſe der ſchönſten Städte in andern Ländern weichen.

Für den Zweck, warum ich nach Upſala reiſte, hätte ich die Jahreszeit nicht unglücklicher wählen können.

nen. Seit Johannis waren die Ferien angefangen die bis zum Oktober dauern. Fragte ich nach irgend einem berühmten Lehrer, ſo war er auf ſeinem Landgute. Von ohngefehr ſechshundert Studirenden waren vielleicht nicht zwanzig in der Stadt geblieben, die andern waren alle verreiſt, die Ferien im Schoße der Ihrigen zuzubringen. Glücklicherweiſe traf ich noch Hrn. Mag. Sandberg, an den ich eine Adreſſe hatte. Zwar auch er ſollte am Sonnabend aufs Land, um am folgenden Sonntage für einen Freund eine Predigt zu halten. Allein er war doch ſo gütig, am Sonnabend Morgens unſer Begleiter zu ſeyn, und uns die Bekanntſchaft des Herrn Magiſters Ahlberg, eines Amanuenſis bey der Bibliothek, zu verſchaffen. Dieſen beiden Männern hatte ich es zu verdanken, daß meine Reiſe nicht ganz fruchtlos war.

In den Zimmern der Bibliothek, in welchen die Manuſcripte ſind, werden auch die aufbewahrt, die Guſtav III. der Univerſität anvertraut hat. Sie ſind in zwey Kaſten, in einem großen und einem kleinen, der auf jenem ſteht, verſchloſſen. Es iſt bekannt, daß ſie nach Guſtavs Willen erſt über funfzig Jahren ans Licht kommen ſollen. Warum vertraute doch Guſtav dieſen Schatz der Univerſität? warum nicht ſeinem Nachfolger? warum nicht einem der höchſten Collegien? warum nicht dem Rath und der Bürgerſchaft von Stokholm? Man darf nur mit der Geſchichte der Völker bekannt ſeyn, die durch heftige Parteyen zerrüttet werden; man darf nur wiſſen, wie ſolche Parteyen ſich alles erlauben, und wie mit Papieren, die der einen oder der andern Partey wichtig ſind, oft verfahren wird, ſo wird man einſehen, daß Guſtav zur Erhaltung der ſeinigen und zur Bewahrung ihrer Aechtheit gegen jeden Verſuch zu verſtümmeln oder zu verfälſchen, nicht vorſichtig genug ſeyn konnte. Es ſcheint aber, daß ſie an keinem andern Orte gegen die Gefahren, die für ſie aus irgend einer möglichen Veränderung im Staate oder der Regierung zu befürchten waren, ſo geſichert ſeyn konnten, als in jenem Heiligthum zu Upſala. Um dieſes ganz deutlich einzuſehen, muß man ſelbſt in Schweden geweſen ſeyn, wo man über manche Bemerkungen Aufſchlüſſe bekömmt, die die geſchriebene Geſchichte nicht weiß, oder zu erzählen nicht rathſam findet. *)

Die Repoſitoria haben, bis ſo weit man hinauf langen kann, Gitterthüren, die verſchloſſen ſind, durch die man aber die Titel der Bücher deutlich leſen kann. Höher hinauf ſind keine Thüren, ſondern da ſtehen die Bücher ganz frey. Die Abſicht bey dieſer Einrichtung iſt zu verhindern, daß niemand ſelbſt Bücher aus den Repoſitoriis nehmen kann. Dies iſt bey niedrig ſtehenden Büchern, wenn eine Bibliothek ſtark beſucht wird, ſchwer zu verhindern, ſo aufmerkſam auch Cuſtodes und Amanuenſes ſeyn mögen. Solche verſchloßne Gitterthüren ſind hiezu das beſte Mittel. Dieſe brauchen aber nur halb hinauf zu reichen, die höher ſtehenden Bücher kann man ohne Treppe nicht herunter langen. Die Treppe aber herbeyzuſchleppen iſt vielen zu mühſam, oder wenn ſich jemand Mühe giebt, kann es von einem Amanuenſis leichter bemerkt, und derjenige, der auf dieſe Weiſe ſich ſelbſt ein Buch ſuchen will, an

---

*) Daß ich neugierig genug geweſen, den Codex argenteus nicht unbeſehen zu laſſen, bedarf kaum geſagt zu werden. Eben ſo wenig aber wird nöthig ſeyn zu wiederholen, was ſchon von ſo vielen Gelehrten über dieſe berühmte Handſchrift geſagt iſt. Neue Bemerkungen ließen ſich in einer ſo kurzen Zeit, als ich auf die Beſichtigung wenden konnte, ſchwerlich erwarten.

das auf einer öffentlichen Bibliothek ſehr nöthige, ſolches Selbſtſuchen verbietende Geſetz erinnert werden.

Die kritiſche Philoſophie hat hier an Herrn Prof. Boethius einen Freund gefunden, der alle Talente beſitzen muß, ihr Beyfall zu erwerben, wie ich aus dem Erfolge, wie ihn Herr Magiſter Ahlberg mir beſchrieb, urtheilen kann. Herr Ahlberg machte mir ein Geſchenk mit einigen unter dem Vorſitz des Herrn Prof. Boethius gehaltnen philoſophiſchen Disputationen. Ich will ſie meinem Collegen Herrn Reinhold geben, der daraus am beſten die Verdienſte des Herrn Boethius um die kritiſche Philoſophie wird beurtheilen können. Daß dieſe Philoſophie als eine neue auch hier Gegner gefunden habe, iſt natürlich zu erwarten. Was kann einem Menſchen mehr zuwider ſeyn, als ſein Gedankenſyſtem, worin er alt und grau geworden, erſchüttert zu ſehen? Haſſen ſollte er nun zwar denjenigen nicht, der ſein Syſtem mit gutem Erfolge angreift. Aber ach! auch der Haß iſt eine von Natur uns zu tief eingepflanzte Leidenſchaft, als daß ſie leicht könnte unterdrückt werden. Dieſe Bemerkung, muß ich hinzufügen, gilt die Widerſacher der kritiſchen Philoſophie in Upſala nicht. Wenigſtens habe ich nichts davon gehört, daß ſie ſich ihr mit Leidenſchaft widerſetzen ſollten.

Ich muß noch die Höflichkeit des Hrn. Prof. Lillenblad rühmen, der uns das ſchöne Naturalienkabinet der Upſaliſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zeigte. Hr. Prof. Thunberg, der von ſeinem Landhauſe nicht ſelbſt zur Stadt kommen konnte, hatte die Güte, uns das ſeinige, das eines ſo großen Kenners würdig iſt, durch den Lehrer ſeiner Kinder zeigen zu laſſen.

Hr. Dokt. Lübeke hatte die Güte gehabt, mir einen Brief an den Hrn. Prof. und Bibliothekar Aurivillius mitzugeben. Da er auf dem Lande war, ſo ließ ich noch am ſelbigen Abend, da ich ankam, den Brief in ſeinem Hauſe, weil ich hörte, daß am folgenden Morgen ein Bothe herausgehen würde. Mein unglückliches Schickſal wollte, daß Herr Aurivilius zur Stadt kam, ehe der Bote ſein Landhaus erreichte. Hr. Aurivilius, der alſo den Brief noch nicht geleſen hatte, beſorgte nur einige Geſchäfte in der Stadt, und begab ſich dann nach ſeinem Landſitze zurück. Ich ſelbſt erfuhr dieſe ſeine kurze Anweſenheit nicht eher, als bis es mir nichts mehr nutzen konnte.

Hätte ich meine Reiſe nach Stokholm früher gemacht, ſo daß ich im Junius in Upſala hätte ſeyn können, ſo würde ich meinen Zweck völlig erreicht, würde Collegia beſucht, würde mich um die Bekanntſchaft berühmter Männer mit glücklicherem Erfolge beworben haben. Ich würde dann einer Magiſterpromotion beygewohnt haben, die hier eine viel wichtigere Feyerlichkeit iſt, als in Deutſchland. Man reiſt aus benachbarten Städten, ſelbſt aus Stokholm dahin, ihr zuzuſehen, wie man zu einem berühmten Jahrmarkt oder Meſſe reiſt. Dieſe Promotionen werden nur alle drey Jahre gehalten. Der Candidaten iſt eine große Menge; in dieſem Jahre waren ihrer ſiebzig. Die Solennitäten werden mit einer großen Mahlzeit beſchloſſen. In dieſem Jahre ſoll eine Tafel von hundert und ſiebzig Perſonen geweſen ſeyn.

Dicht vor Upſala, wenn man von Stokholm herkommt, liegt auf einer Anhöhe, von der man ganz Upſala und die umher liegende Ebne überſchauen kann, ein altes Schloß, jetzt die Wohnung des Landhauptmanns und eines Staatsgefangnen. In den zu dieſem Schloß gehörigen an einem Abhange der Anhöhe gelegenen lich davon Gebrauch machen konnte,) vor der Verachtung ſicherte, ihm eine gute Aufnahme unter den Großen verſchaffte, und ſich am beſten zu ſeiner Art von Laune und von Laſtern ſchickte. Indem er ſo beſtändig in der Geſellſchaft; ja ſogar in Wirthshäuſern lebt, ſich aller Art von Ausſchweifungen überläßt, dem Trunke, der Hurerey, der Freßerey und dem Müßiggange ergiebt, eine Unverſchämtheit in Erdichtung annimt, die vielleicht bey ſeinem Witze nothwendig war, und oft in Betrug und Lügen verfällt, ſo ſcheint er allmählig allen guten Namen aufgeopfert zu haben; und, da er immer eine Zuflucht bey ſeinem Witze findet, ſo borgt er, ſpielt Streiche, betrügt und ſtiehlt ſogar, ohne beſchimpft zu werden. Lachen und Beyfall begleiten ſeine größten Ausſchweifungen, und, da er offenbar von keinen eingewurzelten böſen Grundſätzen oder ſchlimmen Abſichten regiert wird, ſo rechtfertigen und bemänteln Poſſen und Laune alles. Stufenweiſe indeſſen, und weil man ihm alles erlaubt, nimmt er böſe Gewohnheiten an, wird ein wunderlicher Mann, kriegt einen entſetzlich dicken Körper, und fällt in die Schwachheiten des Alters: legt aber doch nie nur einen Leichtſinn oder Laſter ſeiner Jugend ab, verliert nichts von der Frölichkeit des Geiſtes, welche ihn in Stand ſetzte, ſeine Bahn, bequem für ſich und angenehm für andre zu wallen. So vereinigt er zulezt Jugend und Alter, einen unternehmenden Geiſt und einen dicken Körper, Witz und Thorheit, Armuth und Aufwand, Rang und Narrheit, Unſchuld der Abſichten und Bosheit der Handlungen. Er zieht ſich weder Haß durch ſchlimme Geſinnungen, noch Verachtung durch Feigheit zu; geräth aber doch in Umſtände, wo er beydes beſchuldigt wird. Ein Weinſchlauch und ein Wüſtling, ein mürriſcher Mann und ein Mann von Laune, einer der Leute vexirt, und der zum Geſpötte dient, ein Spaßer und ein Gegenſtand des Spaßes, war Sir

John

Garten ſoll der bisher in der Stadt befindliche botaniſche Garten verlegt werden. Dort wird er erſt den ſeiner Beſtimmung angemeſſenen Umfang, den er jetzt nicht hat, bekommen können. Auch verdient ein öffentlicher botaniſcher Garten jene ſchönere Lage, mit der ſeine jetzige nicht zu vergleichen iſt.

In einem der akademiſchen Conſiſtorienzimmer ſieht man unter andern Gemählden einige, die verſchiedene von Chriſtians II. in Schweden begangnen Grauſamkeiten vorſtellen, z. E. auf einem derſelben ſitzt der König und ſieht der Hinrichtung zwey junger Brüder aus dem Hauſe der Sturer zu. Der älteſte liegt ſchon enthauptet da, der jüngere wird von dem Henker angefaßt, um ihm die nöthige Stellung zu geben und einer hat das Schwerd in der Hand. Man erzählt, daß dieſer junge Knabe, als er das Blut ſeines Bruders geſehen, die Henker gebeten habe, ja dahin zu ſehen, daß ſein Hemd nicht mit Blut befleckt würde, ſeine Mutter würde ſonſt böſe werden. Chriſtians Grauſamkeiten und die Mittel, die man angewendet hat, ſie vielleicht vergrößert im Andenken zu erhalten, die Erzählungen, Lieder und Gemählde, von denen ſie der Inhalt waren, haben gewiß viel dazu beytragen, jungen Gemüthern den Nationalhaß gegen die Dänen einzuflößen. Dies iſt ein Punkt, der mir die Aufmerkſamkeit eines Geſetzgebers zu verdienen ſcheint. In Zeiten, wenn ein unterdrücktes oder beleidigtes Volk gegen eine mächtige und ungerechte Nation kämpfen muß, iſt es allerdings zweckmäßig, die Gemüther des Volks durch alle jene Mittel anzufeuern und bey ihnen alle die Leidenſchaften zu erregen, die den Kämpfenden Stärke geben. Eine ſolche Leidenſchaft iſt der Haß gegen einen ungerechten Feind. Aber auch Völker müſſen vergeſſen und vergeſſen können. Und da, dünkt mich, wäre es

Weisheit des Geſetzgebers, dafür zu ſorgen, daß ſobald jener Krieg vollkommen entſchieden iſt, und von der vorher ungerechten Nation keine Ungerechtigkeiten mehr zu befürchten ſind, jener Haß ſich wieder verlöre. Nicht blos die Moral, ſondern auch die wahre Politik erfordert es, daß ein Volk nicht fortdaurend ſich von einer Leidenſchaft, die ſeinem eigenen Intereſſe ſehr nachtheilig werden kann, beherrſchen laſſe. Es können Zeiten kommen, wo zwey Nationen, die bisher Feinde von einander waren, ihr Wohl, ihre Unabhängigkeit nicht anders als durch genaue und redliche Verbindung mit einander behaupten können. Und da iſt jene Leidenſchaft ein großes Hinderniß. Sie kann machen, daß beide Völker den rechten Zeitpunkt, wo ihnen ein Bündniß mit einander ſehr nützlich werden könnte, überſehen, und zu dieſem Mittel nicht eher ſchreiten, als bis es zu ſpät iſt. Dieſer Haß kann machen, daß, wenn auch endlich ein ſolches Bündniß zu Stande kommt, gleichwohl auf beiden Seiten oder auf der einen noch ein gewiſſes Mißtrauen übrig bleibt, welches zur Folge haben kann, daß die Bedingungen des Bündniſſes nicht mit dem erforderlichen Nachdrucke, mit der nöthigen Willigkeit, die auch allenfalls mehr thut, als der Buchſtabe ſagt, erfüllt werden. Wenn jemals eine Regierung befugt war, ſich der Triebfeder des Haſſes zu bedienen, um ihrem Volke im Kampfe gegen einen mächtigen Feind die nöthige Energie zu geben, ſo war es die Republik Holland, als ſie ihre Unabhängigkeit gegen Spanien vertheidigte. Doch waren ſeit dem Münſteriſchen Frieden, worin Spanien die Republik Holland anerkannte, kaum zwanzig Jahre verfloſſen, als dieſe jenen Haß ſchon abgelegt hatte und den rechten Zeitpunkt benutzte, durch eine Verbindung mit Spanien, der um ſich greifenden Uebermacht Frankreichs, das bis dahin Hollands Alliirter geweſen war, Einhalt zu thun.

Die erzbiſchöfliche Kirche oder der Dom zu Upſala hat große Einkünfte, die jährlich einen beträchtlichen Ueberfluß geben. Dieſen hat man bisher belegt. Der jetzige Erzbiſchof glaubt, die ſolchergeſtalt geſammelten Schätze würdig anzuwenden, dadurch, daß er die zum Dom gehörigen Gebäude ganz neu aufführen läßt. Man hat Urſache zu erwarten, daß ſie ſehr zur Verſchönerung Upſalas beytragen werden. Die Liebe zur Baukunſt und ein vortreflicher Geſchmack darin haben ſich unter der ſchwediſchen Nation allgemein verbreitet. Ich beſchreibe die im gothiſchen Stil gebaute Domkirche und die in ihr enthaltnen Merkwürdigkeiten nicht, weil ſie ſchon längſt beſchrieben ſind. Aber eines ganz neuen Monuments muß ich erwähnen, das der Herr von Fredenheim ſeinem Vater, dem Erzbiſchof Menander hat ſetzen laſſen. Es iſt die Religion, in menſchlicher Größe, von weißem italiäniſchen Marmor, treflich gearbeitet. Unten iſt ein Basrelief etwa einen halben Fuß hoch, das den verſtorbenen Erzbiſchof ſitzend und die Wiſſenſchaften und Künſte, die er liebte, als weibliche Figuren vorſtellen, nemlich die Beredſamkeit, die Philologie, die Hiſtorie, die Zeichenkunſt, die Malerey, die Baukunſt, die Agricultur. Dies ſchöne Stück iſt die Arbeit eines italiäniſchen Bildhauers.

Auf der Rückreiſe gingen wir in eine kleine Landkirche, wo eben die Predigt anfing. Die Kirche war reinlich und nett, ſo ſollen die Landkirchen in Schweden durchgängig ſeyn. Die Verſammlung war andächtig ohne alle Affektation. Man hatte uns von einer alten in Schweden noch beſtehenden Sitte erzählt: bey jeder Kirche iſt ein Mann, der das Amt hat, während des Gottesdienſtes auf die Gemeine Acht zu geben, daß niemand einſchlafe. Diejenigen, die dieſer Verſuchung unterliegen, weckt er dadurch, daß er ſie mit einer langen Stange anſtößt. Man nennt ihn den Spö Gubben, von dem Worte Spö, welches einen Spies, und Gubbe, welches einen alten Mann bedeutet. Während der Verwaltung ſeines Amts trägt er einen Stock von einer beſondern Farbe, an der man ihn erkennen kann. Wir waren gewiſſermaßen Zeugen von dieſer Sitte, wir ſahen wenigſtens den Spö Gubben dieſer Kirche; unſre ſchwediſchen Freunde zeigten ihn uns, wir erkannten ihn an ſeinem Rocke und an ſeiner Stange.

Das ſchwediſche Schauſpiel.

Außer der Oper ſind zwey Theater in Stokholm. Auf jedem derſelben wird wöchentlich zweymal geſpielt. Nach den Stücken zu urtheilen, die während meines freilich ſehr kurzen Aufenthalts aufgeführt wurden, ſcheint der Geſchmack der Schweden für die rührende Gattung zu ſeyn. Kein Trauerſpiel wurde dieſe Zeit über vorgeſtellt, und man ſagte mir, daß ſie ſelten gegeben werden; aber auch große, durchaus komiſche werden ſelten geſpielt. Nur läßt man, wie es ſcheint, gewöhnlich auf das Drama ein Nachſpiel von einem oder zwey Akten komiſchen Inhalts folgen.

Es war eine Zeit, wo der erſte Gegenſtand, den ich in Stokholm zu ſehen gewünſcht hätte, ein ſchwediſches Schauſpiel geweſen wäre. Aber auch bey mir haben die Jahre ihren Einfluß auf meinen Geſchmack gehabt. Ich ſah nur eine Vorſtellung auf dem einen ihrer beiden Theater. Den Anfang machte Menreſo und Adelaide, ein Drama von Hrn. Björn überſetzt; den Schluß: der vernünftige Thor, ein Luſtſpiel. So viel ich, der ich mit der Sprache bekannt zu werden anfing, beurtheilen konnte, war die Ueberſetzung gut. Die

Aktöre ſpielten mit vieler Einſicht; der Ton und die Bewegungen waren natürlich und dem jedesmaligen Inhalt ihrer Rede gemäß. Es wurde einigemal, wie es mir ſchien, mit großem Rechte applaudirt; einigemal applaudirte man auch, ſo kam es mir wenigſtens vor, nicht ſowohl dem Schauſpieler, als dem Inhalt der Stelle, die er recitirte. Es waren große edle Geſinnungen, gewiſſe Wahrheiten, fein bemerkt und ſchön geſagt. Bey dem Nachſtücke merkte ich mit Vergnügen, daß das Komiſche, ſtatt übertrieben zu werden, wie auf ſo vielen Theatern geſchiehet, ſo zu ſagen, nur leiſe ausgedrückt wurde.

Gern hätte ich ſchwediſche Opern geſehen; allein es wurden keine gegeben, weil der Hof abweſend war. Auch werden ſie im Sommer nicht zu Stakholm, ſondern zu Drottningholm, wenn nemlich der Hof da iſt, aufgeführt. Der König kam acht Tage vor meiner Abreiſe nach Drottningholm und acht Tage nachher ſollte eine Oper ſeyn; allein meine beſchloßne Abreiſe litt keinen Aufſchub.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachricht,

die fünfte Auflage des Dictionnaire des deux nations par Mr. de la Veaux betreffend.

Der ausgezeichnete Beyfall, womit die bisherigen Auflagen dieſes Wörterbuchs aufgenommen worden ſind, legen dem Herausgeber die Verbindlichkeit auf, daſſelbe dieſes Beyfalls immer würdiger zu machen. Dieſes Beſtreben wird man bey der fünften Auflage dieſes Werks, die zur Michaelismeſſe dieſes Jahrs gewiß erſcheinen wird, nicht verkennen. Es iſt daſſelbe nicht nur von neuem ſorgfältig revidirt, und mit vielen bisher in demſelben noch nicht befindlichen Wörtern, Bedeutungen und Redensarten bereichert worden, ſondern man findet nun darinn auch ein vollſtändiges Verzeichniß, der ſeit der franzöſiſchen Revolution entweder ganz neu geprägten, oder in einer andern Bedeutung vorkommenden Wörter. Der Ladenpreis dieſes Werks iſt ſechs Thaler in Preuß. Courant; diejenigen, welche noch binnen hier und Michaelis pränumeriren, erhalten es für fünf Thaler in der benannten Münzſorte.

Handbuch der franzöſiſchen Sprache. Oder Auswahl intereſſanter Stücke aus den klaſſiſchen franzöſiſchen Proſaiſten und Dichtern. Nebſt Nachrichten von den Verfaſſern und ihren Werken. gr. 8. Berlin 1796. 1 Thlr. 4 gr.

Die Herausgeber des mit Beyfall aufgenommenen Handbuchs der engliſchen Sprache liefern hier ein nach ähnlichen Grundſätzen und mit gleicher Genauigkeit verfaßtes Handbuch der franzöſiſchen. Das Buch leiſtet vollkommen was der Titel verſpricht und die Herrn Verfaſſer haben ihren gutgewählten Plan, ſo trefflich ausgeführt, daß man mit Recht hoffen darf, dieſes Handbuch werde vorzüglich dazu beitragen, den Unterricht in der franzöſiſchen Sprache reeller und umfaſſender zu machen, als es durch die mehreſten der bisherigen Leſebücher erreicht werden konnte. Man kann dieſes Handbuch für ein concentrirtes Gemählde der klaſſiſchen franzöſiſchen Litteratur halten, zu welchem die einzelnen Züge aus den beſten Werken genommen ſind. Das Ganze iſt alſo nicht blos für den Jüngling beſtimmt, ſondern wird auch für den gebildeten Mann eine intereſſante Lectüre bleiben. Vor jedem Stück ſtehen biographiſche und literäriſche Nachrichten, welche als Einleitung zu demſelben dienen.

Um das Publikum vorläufig mit dem Inhalt und Umfang dieſes Handbuchs bekannt zu machen, wird es hinlänglich ſeyn aus den 43. Schriftſtellern nur die allervorzüglichſten zu nennen. d'Alembert, Barthélemy, Bonnet, du Paty, Fénelon, Florian, Fontenelle, Friedrich II., Marmontel, Montesquieu, Raynal, Rousſeau, le Sage, Thomas, Voltaire etc. Daß die Herausgeber auch Proben von dem Styl einiger Männer gegeben haben, deren Namen während der Revolution berühmt geworden ſind, J. S. Bailly, Briſſot, Dumouriez, Mercier, Mirabeau, Vergniaud etc. giebt dem Buche ein noch größeres Intereſſe.

Druck und Korrektheit entſprechen vollkommen der Güte der Arbeit.

Anzeige

Folgende bey mir eben fertig gewordene Schrift: Ohnmaßgebliche Vorſchläge zum allgemeinen litterariſchen Frieden, als Beförderungsmittel zur Dauer und Sicherheit des bevorſtehenden politiſchen Friedens, 8 (4 gr.) iſt in allen Buchhandlungen zu haben.

Auch kann ich dem Publikum nun melden, daß der von mir angekündigte Almanach der jährlichen Fortſchritte in Wiſſenſchaften, Künſten und Handwerken ꝛc., deſſen Redakteur und Herausgeber, der durch ſein Handbuch der Erfindungen, rühmlichſt bekannte Herr Pfarrer Buſch zu Arnſtadt iſt, bereits unter der Preſſe iſt, zu nächſter Michaelismeſſe fertig ſeyn, und gewiß ein brauchbares intereſſantes Werk wird. Es ſoll auch den Titel bekommen: Ueberſicht der jährlichen Fortſchritte in Wiſſenſchaften, Künſten, Manufakturen und Handwerken ꝛc. Erfurth den 20ten Jun. 1796.

Georg Adam Keyſer.

Neue Verlagsbücher.

Anweiſung für Frauenzimmer, die ihrer Wirthſchaft ſelbſt vorſtehen wollen. 12. Stück, gr. 8.

Magie, ökonomiſche, oder auserleſene Kunſtſtücke für Frauenzimmer zum Nutzen und Vergnügen in der Hauswirthſchaft. 2. Stück, gr. 8. 12 gr.

Olla Potrida, 1797. 3. Stück, gr. 8. 10 gr.

Das Merkwürdigſte aus den neueſten und beſten Reiſebeſchreibungen, eine Quartalſchrift 1797. 3. Stück. gr. 8. 10 gr.

Zur Oſtermeſſe erſcheint bey mir eine neue ſehr verbeſſerte Auflage von Nelkenbrechers Taſchenbuch für Banquiers, Kaufleute ꝛc. — worauf ich das kaufmänniſche Publikum ſchon jetzt aufmerkſam machen will.

Bücheranzeige.

Auch der 4te und letzte Theil der neueſten Auflage des Diktionnaire des deux nations par Mr. de la Veaux hat nun die Preſſe verlaſſen und kann von den Pränumeranten gegen Vorzeigung des Scheins, in Empfang genommen werden. Das ganze Werk koſtet nunmehr complett auf Druckpapp. 6 Thlr. und auf feinem Schreibpappier 10 Thlr., und iſt in der Weverſchen Buchhandlung allhier zu haben.

John Falſtaff, in der Periode des Lebens, in der wir ihn ſehen, der vollkommenſte komiſche Charakter, der je geſchildert worden.

Es iſt vielleicht nicht ganz unnüz, hier anzumerken, hätte Sir John Falſtaff etwas von jener herrlichen Eigenſchaft, der Klugheit, beſeſſen, die eben ſowohl die Tugend bewahrt als das Laſter beſchüzt, von der Eigenſchaft, von deren Beſitz oder Mangel der Charakter und das Schickſal der Menſchen in dieſem Leben mehr ihren Anſtrich erhalten, als von Tugend und Laſter ſelbſt; hätte er ſeinen Witz nicht als eine Haupt- ſondern als eine Nebenſache, als das Werkzeug des Ruhms nicht als Ruhm ſelbſt angeſehn, hätte er niederträchtig genug gedacht, um in Verborgnen zu leſen, hätte er weniger von dem, was man Gelindigkeit oder Gutherzigkeit nennen könnte, oder weniger Geſundheit und Feuer gehabt, hätte er alle Welt mit ſeinem Witze geſpornt, anſtatt, daß er ſich von jedem Buben zu Grund reiten läßt, ſo hätte er, ohne irgend eine andere wichtige Veränderung, die Bewunderung und nicht der Spott der Leute ſeyn können. Oder, hätte er in unſern Tagen gelebt, und, anſtatt ſich einem Prinzen zu ergeben, aller Freundſchaft und allen Verbindungen entſagt, und ſich als das allzeitfertige Werkzeug von jedem Miniſter brauchen laſſen: ſo hätte er vielleicht die große Ehre erlangt, ſein Todtenkleid oder ſeinen Sarg mit den glänzenden Strahlen einer irrländiſchen, wo nicht gar brittiſchen Krone zu ſchmücken; anſtatt, daß er jezt zwar allen Temperamenten Lachen abnöthigt, aber doch als ein Charakter erſcheint, der jeder weiſer Mann bedauern und fliehen, jeder Schelm tadeln, und jeder Narr fürchten wird. Daher hat auch Shakeſpear, ſtets der Natur getreu, ihn von Heinrich verlaſſen und vom Lancaſter tadeln laſſen. Er ſtarb, wo er lebte, in einem Wirthshauſe, voller Gram und Kummer, ohne einen Freund, und ſein leztes Ende war dem Spott der Thoren Preis ge-

No. 3.

Olla Potrida.

1796.

Drittes Stück.

Berlin
in der Weverſchen Buchhandlung.

Hat mit der Quartalſchrift einerley Inhalt.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalt.

Seite.

I. Erinnerungen aus einer Reiſe nach Stokholm. 5.

II. Reiſe von Speyer bis Maynz. 34.

III. Nachricht von dem Eilande Hinzuan oder Johanna. 50.

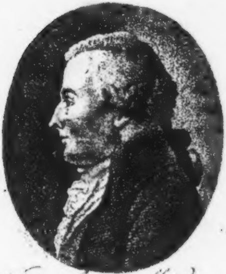
VI. Forſters Reiſe, durch das Innere von Hindoſtan an die Gränze von Kaſchemire. 89.

V. Gedichte 126

Olla Potrida.

1796.

Drittes Stück.



Carl Ludwig Willdenow
geb. zu Berlin den 22 August
1765

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VATERS.
L.BUS.

I.

Erinnerungen aus einer Reiſe nach Stokholm.

Fortſetzung.

Karlberg.

Karlberg iſt ein königlicher Luſtgarten, etwas weiter von Stokholm, als Haga. Man läßt Haga zur Rechten, wenn man nach Karlberg fährt. Der Garten iſt ganz in dem Geſchmack, der, bevor die engliſche Gärten Mode wurden, allgemein herrſchend war: Hekken, Alleen, in regelmäßiger Ordnung. Bis zum Tode Guſtavs III. ſtand dieſer Garten dem Publiko offen. Wer in der Nachbarſchaft wohnte oder ſich Zimmer miethete, konnte ſich des Karlberger Gärtens faſt als ſeines eigenen bedienen. Man hat ſeitdem dem Publiko dieſes Vergnügen durch verſchiedene Verfügungen entzogen, z. E. der Garten wird des Abends zu einer gewiſſen Stunde geſchloſſen, ſtatt daß man ſonſt bis ſpät in die Nacht daſelbſt ſpazieren durfte. Auf dem Schloſſe wohnen jetzt Kadetten. Eine Regierung verliert immer etwas von ihrer Popularität, wenn ſie das Publikum von Luſtörtern, die ihm einmal frey gegeben wurden, entweder durch ausdrückliche Verbote ausſchließt, oder durch mittelbare Verfügungen zu entfernen ſucht. Sie muß dann auf andere Weiſe ſo viel in der Achtung des Volks wieder zu gewinnen wiſſen, als ſie durch ſolche Abkürzungen ſeiner Vergnügungen in der Liebe deſſelben zu verlieren wagt.

Das Vauxhall.

Es wird, ſoll ich ſagen, gegeben oder gehalten im königlichen Garten auf Ladugardtiand, Sonntags und Donnerſtags. Es unterſcheidet ſich von allen mir bekannten Vauxhallen in folgenden Punkten: 1) in Anſehung der Zeit. Es fängt an Nachmittags um 5 und hört auf Abends um 9, alſo bei hellem lichten Tage, ſtatt daß andre Vauxhalle erſt mit der Nacht anfangen. Bey dieſen letztern iſt Erleuchtung des Gartens Hauptſache. Daß das ſchwediſche Vauxhall keine Erleuchtung bedürfe, verſteht ſich von ſelbſt. 2) In Anſehung der Vergnügungen, die man genießt. Im ſchwediſchen Vauxhall geht man im Garten ſelbſt ſpatzieren; im Orangerieſaal wird getanzt. In andern Vauxhallen macht man Partien in Lauben, ißt, trinkt; es wird Vokal- und Inſtrumentalmuſik aufgeführt, aber nicht getanzt. 3) In Anſehung der Koſtbarkeit. An andern Orten iſt der Eintritt ziemlich koſtbar. In Stokholm zahlt man, wenn man blos im Garten ſpatzieren will, nichts; der Eintritt in den Tanzſaal koſtet nur 12 Schillinge. Auf die Namen in dergleichen Dingen kommt nicht viel an. Das ſchwediſche Vauxhall, als ein öffentlich veranſtalteter Vergnügungsort, verdient großen Beifall; nur vielleicht nicht das Tanzen in einem von Menſchen vollgedrängten Saale, der ſeiner Beſtimmung nach auf der einen Seite lauter Fenſter hat, auf der gegenüber ſtehenden keins, der auf jener den ganzen Tag über die Sonne gehabt hat, der folglich ſchon von erhitzter Luft voll iſt, ehe noch der Tanz beginnt. Sollte man nicht zum Tanz in Sommertagen einen unſchädlichern Ort wählen müſſen?

Auf den gedruckten un an den gehörigen Orten angeſchlagenen Anzeigezetteln wird den Bindemäſſern (d. i. Mützen, wie die Dienſtmädchen tragen), und Livreen angekündigt, daß ſie im Vauxhall nicht zugelaſſen werden. Wie mag den armen Leuten, die dies leſen und dann einen Blick auf die Livree werfen, die ſie tragen, wie mag den Mädchen, die vielleicht mit ihren Mützen prangend aus dem Hauſe gingen, und nun, wenn ſie dies leſen, eben dieſer Mützen wegen ſo gedemüthigt werden, wie mag ihnen wohl zu muthe ſeyn?

Die Modellkammer.

Sie iſt auf dem alten Schloſſe. Sie ſteht unter der Aufſicht des Hrn. Norbergs, eines einſichtsvollen praktiſchen Mechanikus. Naturalienkabinette zeugen von der Wißbegierde und den Kenntniſſen der Menſchen; Sammlungen von Gemälden, Kupferſtichen und Bildhauerarbeiten, ſind Denkmäler von der Zauberkraft des menſchlichen Geiſtes; gewiſſe Kunſtarbeiten beweiſen blos die Geſchicklichkeit ſeiner Hände, aber von der Größe ſeines Verſtandes im eigentlichen Sinn des Worts ſieht man nirgend ſo viele und ſo überzeugende Beweiſe, als in einer Modellkammer, wie dieſe zu Stokholm. Denn hier ſieht man, daß der Menſch in alle die Anſtalten, wodurch die Natur ihre Bewegungen hervorbringt, eingedrungen iſt, daß er ſie richtig gefaßt und vollkommen verſtanden hat. Man braucht die Mechanik nicht ſtudirt zu haben, man braucht nur ſeinen natürlichen Menſchenverſtand mitzubringen, um zu bewundern, wie durch die Anwendung einer beſtimmten Kraft, nach einem einzigen deutlich und richtigen Grundſatze die gröſten Wirkungen zu Stande kommen. Ich weis nicht, ob irgend eine andere Modellkammer in Europa iſt, die dieſer ſchwediſchen an Menge ſo ſinnreicher, ſo lehrreicher mechaniſchen Modellen gleich kommt. Sie iſt es vielleicht, die dem ſchwediſchen Genie am meiſten Ehre macht. Vorzüglich ſiehet man hier viel Stücke vom großen Polhem. Sein ſogenanntes mechaniſches A b c zeigt alle mögliche Arten Bewegungen, z. E. horizontale, perpendiculäre, rük- und vorwärts, gehende u. ſ. w. durch die einfachſten Mittel. Billig ſollte jeder Jüngling in einem ſolchen mechaniſchen A b c unterrichtet werden. Es iſt ein Verzeichniß von allen in dieſer Sammlung befindlichen Sachen gedruckt.

Die patriotiſche Geſellſchaft.

Ihr Zweck iſt richtige Kenntniſſe und Einſichten in der Landesöconomie zu verſchaffen. In dieſer Abſicht ſammelt ſie Bücher und Modelle und giebt Schriften heraus. Dies letztere geſchiebt auf Koſten der Mitglieder, ſo wie die Schriften und Modelle nur durch freiwillige Beiträge der Mitglieder zuſammen gebracht werden. Der Sekretair der Geſellſchaft, Herr Modeer, der alle die Eigenſchaften beſitzt, wodurch ſich ein Gelehrter die Hochachtung und Dankbarkeit der Reiſenden erwerben kann, wahre Höflichkeit, aufrichtige Dienſtfertigkeit, und Unverdroſſenheit dem Fremden alles Licht, das er wünſcht, zu verſchaffen, verurſachte mir viel Vergnügnügen durch ein Kompliment, das er den deutſchen Gelehrten machte. Ich bemerkte in der Bibliothek der Geſellſchaft verſchiedene deutſche Werke. Herr Modeer ſagte darauf, daß, wenn die Geſellſchaft die Wahl zwiſchen einem engliſchen oder franzöſiſchen Original und einer deutſchen Ueberſetzung mit Anmerkungen hätte, ſie die letztere immer vorzöge; ein ſolches ins deutſche überſetzte Werk, ſagte er, iſt die meiſte Zeit veredelt. Es verſteht ſich, daß in dieſer Bemerkung nur von wiſſenſchaftlichen Büchern die Rede war. Hr. Modeer hat ſich ſelbſt ein kleines ſchönes Medaillenkabinett geſammelt, theils für die ſchwediſche Geſchichte, theils zum Andenken verdienſtvoller und berühmter Menſchen aus allen Nationen. Dieſe letztern machten mir vorzüglich viel Vergnügen. Er hat ſich auf kupferne Exemplare eingeſchränkt.

Das Kaffeeverbot.

Der fünfte Julius als der Tag, mit welchem die Freiheit Kaffee zu trinken, in Schweden zu Ende ging, indem das Verbot deſſelben am erſten Auguſt in Kraft trat, war ſchon lange der Inhalt ernſthafter ſowohl als ſcherzhafter Geſpräche geweſen. Er erſchien, ein Tag der Trauer und des Klagens für Kaffeetrinker, Wirthe und Kaufleute, die mit Kaffee handeln. Wir aßen zu Mittage bey unſern Freunden im Thiergarten. Am Nachmittage giengen wir nach dem Brunnen. Alle Wege, die dahin führten, waren voll Menſchen. Wie wir ankamen begaben wir uns nach dem Saal, weil wir ſahen, das alles ſich dorthin zog, woraus wir ſchloſſen daß daſelbſt etwas Merkwürdiges vorgehen mußgeben. Und noch endet ſich hiermit ſein Unglück nicht; das Aergerniß, das der unrechte Gebrauch ſeines Witzes und ſeiner Talente gegeben, ſcheint unſterblich. Er hat bey ſeinen letzten Richtern, den Kritikern, eben ſo Gerechtigkeit der Gnade gefunden, als bey ſeinen Mitſpielern im Drama. Mit Wangen, ganz roth von Lachen, ſchelten wir ihn, eben ſo undankbar als ungerecht, eine Memme von Natur und einen Schurken aus Vorſaz; wiewol, wenn dem ſo wäre, zu unſrer eignen Ehre zu hoffen wäre, daß wir ihn mehr mit Widerwillen und Misfallen, als mit Vergnügen betrachten würden. — Doch ich komme auf meine Frage zurück: Iſt Falſtaff von Natur feige?

In Anſehung jeder andern Schwachheit, außer der Feigheit, müſſen wir ihn ſo nehmen, wie er in der Periode war, in der er uns vorgeſtellt wird. Sehen wir ihn lüderlich, albern, nun wohl, wir haben nicht mit ſeiner Jugend zu thun, wo er vielleicht beſcheiden, keuſch, und nicht eine Adlersklaue in der Wüſte war. Aber angeborner Muth erſtreckt ſich auf eines Mannes ganzes Leben, macht einen Theil ſeines Temperaments aus, und läßt ſich nicht, wie eine blos moraliſche Eigenſchaft, annehmen und ablegen. Es iſt wahr, es giebt einen Muth, der auf Grundſätzen beruht, oder vielmehr Grundſätze, unabhängig von Muth, welche zuweilen trotz der Natur wirken, ein Grundſatz, der uns den Tod der Schande vorziehen heißt, der aber immer mit den herrſchenden Arten von Ehre und mit den Moden des Zeitalters im Verhältniß ſteht. Aber natürlicher Muth iſt etwas ganz anders, er hängt von keinen Meynungen ab, er richtet ſich nach jedem Vorfall, bleibt derſelbe unter jeder Geſtalt, und kann ſich ſo gut die Flucht als die Schlacht zu Nutze machen. Im letzten Kriege, als einige Indianer in Amerika bemerkten, daß eine Linie Schottländer ihren Poſten in der mißlichſten Lage und unter einem Feuer, das ſie nicht nachdrück-

lich

mußte. Unſre Vermuthung war richtig. Wir fanden im Saal an einem Ende deſſelben, auf einem etwas erhöhten Platze einen in Trauer gekleideten Redner, der mit vielem komiſchen Affekte eine Art von Abſchiedsrede auf den Kaffee hielt. Bei einigen Stellen wurde applaudirt. Ich konnte nichts davon verſtehen, weil ich zu weit von ihm entfernt war und im Gedränge zu oft verhindert wurde, alle Worte deutlich zu hören. Am Schluß der Rede nahm er eine mit ſchwarzem Flor umwundne Koffekanne und zerſchmiß ſie mit Heftigkeit. In wie weit dieſe Aktion, die mir ein Ausdruck des Unwillens über das Kaffeetrinken zu ſeyn ſchien, mit dem Inhalt der Rede, die allem Anſehen nach Klage und Trauer über das nicht mehr erlaubte Kaffeetrinken ſeyn ſollte, übereinſtimmte, konnte ich nicht beurtheilen. Die Rede iſt vermuthlich nachher gedruckt worden; allein ich habe verſäumt, mich darnach zu erkundigen. Mit jener Aktion verließ der Redner die Bühne und eine Trauermuſik fing an. Die Muſikanten und die Frauenzimmer die im Chor ſangen, ſo wie auch die Marſchälle der Ceremonien, waren alle in Trauer gekleidet. Mitten im Saal ſtand ein Tiſch voller mit ſchwarzen Flor umwundener Kaffeekannen und Taſſen. Wie die Muſik zu Ende war, fing, man kann ſagen, ein allgemeines Kaffeetrinken an, das mit Scherzen, Luſtigkeit und Gelächter begleitet wurde. Dies ſchien Mehreren ein ὕστερον πρότερον. Dies Trinken zu guter letzt, dies Valettrinken hätte vorhergehen und die Rede und die Muſik hätten den Beſchluß machen ſollen. Andre ſuchten dieſen anſcheinenden Uebelſtand zu vertheidigen. Man konnte den Kaffee mit der untergehenden Sonne vergleichen, die, indem ſie eben unter den Horizont herunter geſunken iſt, ſich wieder zu erheben ſcheint, den Sterblichen noch einmal einen tröſtenden, ſegnenden Blick zu ſchenken. Beim Scherzen dieſer

ſer Art kommt es vielleicht nicht ſowohl auf einen genau zuſammenhängenden Plan, als auf eine leichte muntre glückliche Ausführung an.

Daß es am erſten Auguſt unter Feunden und Bekannten an ſcherzhaften inquiſitoriſchen Fragen und Nachforſchungen, ob man auch das Verbot übertreten und an gegenſeitigen Beſchuldigungen, daß dieſes geſchehen ſey, nicht gefehlt habe, iſt natürlich zu vermuthen.

Wohl der Nation, die ſich mit ſo viel guten Humor zu tröſten weiß, wenn ihr ein Lieblingsgetränk, ein Getränk, das ganzen Volksklaſſen zum Bedürfniß geworden iſt, unterſagt wird! Wohl dem Geſetzgeber, der, wenn er es für nöthig hält, den Hofmeiſter über ſein Volk zu machen und ihm vorzuſchreiben, was es genießen oder nicht genießen ſoll, genug guten Humor hat nicht darauf zu achten, wenn ſeine Unterthanen ſich einen kleinen Spas über ſeine Strenge machen.

Dieß Kaffeeverbot giebt reichen Anlaß zu politiſch-komiſchen Betrachtungen. Allein da ich dergleichen auf meiner Reiſe nicht angeſtellt habe und ich nur Erinnerungen aus meiner Reiſe ſchreibe, ſo würden ſie gewiß an unrechten Orten ſtehen, wenn ich ſie jetzt erſt nachholen und hier einſchieben wollte.

Gjörwell.

Der Herr Aſſeſſor Gjörwell hat einen eigenen Buchladen, den er den hiſtoriſchen Buchladen betitelt hat. Man findet darinn keine andre als die von ihm ſelbſt geſchriebnen oder verlegten Schriften nebſt ausländiſchen Sachen. Bekanntermaßen war er unter den Schweden der zweyte *), der die Bahn Baylens, Clerc Hallers, des Stifters der göttingiſchen Anzeigen, und Nicolais betrat. Er folgte dem Beiſpiel dieſer Männer mit eben ſo vielem Eifer, als Geſchicklichkeit und glüklichem Erfolg, den Erfolg nämlich nicht kaufmänniſch, ſondern nach der Denkungsart eines uneigennützigen gelehrten Cosmopoliten berechnet. Ich brachte einigemal angenehme Stunden bey ihm in einem Buchladen zu. Er erbot ſich mir die die königliche Bibliothek auf dem Schloſſe zu zeigen, da der eigentliche Bibliothekar, Herr Kanzleirath Wilde, an den Hr. Doct. Lüdeke bei ſeiner Reiſe durch Kiel mir eine Adreſſe gegeben hatte, krank, und Hr. Sekretair Björkegreen, von dem ich ſonſt dieſe Gefalligkeit hätte erwarten können, verreiſt war. Ich dankte Hrn. Gjörwell für ſein Erbieten und zog ein Geſpräch mit ihm in ſeinem Cabinette vor. Ich bin gewiß, meine Wahl wird keinen Tadler finden, es müßte denn die Klaſſe von Bücherliebhabern ſeyn, denen es wichtiger iſt, die äußere Geſtalt einer Bibliothek, Editionen und Raritäten, als den Geiſt eines Mannes kennen zu lernen.

Hr. Aſſeſſor Gjörwell gehört zu den glücklichen Alten. Jugendliche Heiterkeit, die Frucht theils einer geſunden körperlichen Anlage, theis einer richtig geſtimmten Seele ſtrahlt aus ſeinem ſehr angenehm gebildeten Geſichte hervor und theilt ſie denen mit, die ſich mit ihm unterhalten. Er ſpricht deutſch, nicht nur richtig, nicht nur fertig, ſondern auch ſo ſchön, wie wenige Deutſche

es

---

*) Salvius war der erſte S. Lüdekens ſchwediſches Gelehrſamkeitsarchiv p. 243.

es ſprechen. Seine Geſpräche ſind voll Witz und Feuer. „Man hat mir," ſagte er, „bei der königl. Bibliothek die Ehre erwieſen, mich, um einen Wiener Ausdruck zu brauchen, zu jubiliren." Dies gab mir Gelegenheit nach ſeinem Alter zu fragen. Er iſt drei und ſechzig Jahr alt. Ich möchte ihn eine lebende Quelle für ſchwediſche Geſchichte, Litteratur und Statiſtik nennen. Wohl dem jungen ſchwediſchen Gelehrten, der aus ihr zu ſchöpfen Gelegenheit hat und dieſer Gelegenheit würdig iſt.

Von den Armen in Schweden.

Mit zwey Vorurtheilen ging ich nach Schweden. Das eine betraf das Armenweſen in dieſem Lande. Ich ſchloß ſo, Schweden hat nicht Getraide genug für die Einwohner, hat oft Theurung, oft Hungerjahre. In Schweden ſind alſo mehrere mächtiger wirkende Urſache der Armuth, als anderswo; aber in Schweden ſind viele gemeinnützige Anſtalten. Die Schweden ſind mit die erſten geweſen, die den wahren Weg betraten, gemeinnützige Anſtalten zweckmäßig zu Stande zu bringen, den Weg nämlich durch freywillige Geſellſchaften. Das Armenweſen iſt vorzüglich ein Gegenſtand, der nur durch dieſen Weg mit gutem Erfolg behandelt werden kann. Vielleicht iſt kein Geſchäft, in Anſehung deſſen eigne Aemter zur Beſorgung deſſelben weniger leiſten, als die Armenpflege. Aus allem dieſen folgerte ich, daß in Schweden vorzüglich gute Armenanſtalten ſeyn müſten. Allein aller meiner Erkundigungen ungeachtet habe ich nicht erfahren können, daß dergleichen vorhanden ſind. Zwar in Stokholm iſt ein Arbeitshaus, allein es iſt nicht nach den wahren Grundſätzen eingerichtet. Wer daſelbſt Arbeit ſucht, muß Bürgſchaft machen.

Allein auch die andre Hälfte meiner Vorausſetzungen, dieſe nämlich, daß in Schweden viel Armuth ſeyn müſſe, fand ich ungegründet. In keiner großen Stadt habe ich je weniger Bettler gefunden, als in Stokholm ſelbſt in Amſterdam nicht, da doch dieſe Stadt, wie Holland überhaupt, wegen guter Anſtalten zur Verhütung der Betteley bekannt iſt. Auf der Reiſe nach Upſala, freilich der einzigen, die wir ins Land hinein machten, aber auf einem ſtark beſuchten Wege, wo ich erwartete, daß ſich die Bettler häufig einfinden würden, iſt uns nicht ein einziger begegnet; keinen einzigen haben wir in Upſala wahrgenommen.

Nicht allein dies; ſondern wir trafen überhaupt äußerſt ſelten, ich darf ſagen, faſt nirgends, ganz ſchlecht in Lumpen oder ſchmutzig gekleidete Menſchen, und die ſchlecht gekleideſten hatten reinliche Wäſche. Des Sonntags ſcheint es der Hauptzug der geringſten zu ſeyn, ganz reine Wäſche zu tragen; ſie iſt ſehr weiß. Sodann trafen wir von Lansort bis Upſala nirgends eine ſo kleine Hütte, die in Verfall geweſen wäre; bei weitem die meiſten waren gut unterhalten, auch die geringſten ſogar ein wenig aufgeputzt. In reichern Ländern, d. i. in Ländern, denen die Natur alle Güter zum Genus des Lebens verſchwendriſch verliehen hat, ſind der Bettler ſo ungeheuer viel, und in einem armen Lande, d. i. das von der Natur kaum das Nothdürftigſte erhalten, findet man ihrer ſo wenig. Was iſt die Urſache? Eben dieſe, welche macht, daß ein Mann, der ſeinen Unterhalt kümmerlich gewinnen muß, gewöhnlich haushälteriſcher iſt, als derjenige, der im Ueberfluß geboren wurde, daß jener folglich auch dem völligen Verarmen beſſer zuvor zu kommen weis, als dieſer:

Acuit mortalia corda
cura.

Aus dem Bewußtſeyn, das in Schweden, die Hauptſtädt und einige Handelsſtädte ausgenommen, in jungen Gemüthern früh entſtehen und immer gleich lebhaft ſeyn muß, aus dem Bewußtſeyn, daß ohne angeſtrengte Thätigkeit und haushälteriſches Verfahren kein reichliches Auskommen möglich ſey, entſpringt Betriebſamkeit, Wachſamkeit und Entſchloſſenheit, jede Gelegenheit, wo was zu verdienen iſt, zu benutzen, und das, was man verdient hat, nicht zu verſchwenden.

Alle die Böte, mit denen man ſich in Stokholm über die verſchiedenen Arme des Mälar ſetzen läßt, werden von zwei Weibern gerudert, die des Sonntags ſehr reine Wäſche, und um den Kopf oder um den Hals ein reines buntes Schnupftuch tragen. Weiber verrichten auch andere Arbeiten, die an andern Orten nur von Männern verrichtet werden, z. E. Zupflegerdienſte beim Bauen, ein Beweis, ſowohl daß es in Schweden an männlichen Händen zur Beſtreitung ſolcher Arbeiten fehlen muß, als auch, daß daſelbſt das weibliche Geſchlecht zur Arbeitſamkeit angehalten wird.

Aus jener Urſache, aus jener einen haushälteriſchen Charakter befördernden Erziehung auf dem Lande und in kleinen Städten folgt eine Wirkung, die den Haushaltungen in Stokholm und in andern beträchtlichen Städten ſehr zu ſtatten kommt. Hier, wo alles ſehr theuer iſt, iſt es wohlfeiler, Domeſtiken zu halten, als an irgend einem andern mir bekannten Orte, theils, weil man ihnen keine andere als die ſchlechte Koſt giebt, an der ſie von Kindheit an gewöhnt ſind, theils, weil dieſe Leute, die von Jugend auf wenig Geld ſehen, den geringen Lohn, den ſie bekommen, als ein großes Kapital betrachten.

Aus eben der Urſache, aus welcher ich die Betriebſamkeit der Schweden herleite, aus dem frühen Bewußtſeyn der Schwierigkeit des Erwerbes muß auch ihr Hang erklärt werden, ihren Wohnungen und Kleidungen wenigſtens den äußerlichen Anſchein der Wohlhabenheit zu verſchaffen. Der haushälteriſche Mann, der Mühe hat, ſein Auskommen zu erwerben, wird immer lieber etwas mehr auf ſeine Wohnung, ſeine Kleidung und ſeine Möbeln wenden, als auf ſeinen Tiſch, einmal, weil er rechnet, daß der den Augen ſo angenehme Genuß einer hübſchen Wohnung und hübſcher Kleidung, anhaltender, bleibender Genuß iſt, da hingegen der Genuß der Zunge ſchnell vorüber geht, und nicht einmal eine angenehme Erinnerung zurück läßt; zweitens, weil eine hübſche Wohnung und hübſche Kleider Wohlſtand der Beſitzers ankündigen und weil ſolche äußere Zeichen des Wohlſtandes bey andern eine nicht ungegründete Achtung gegen ihn erregen.

Von der Erziehung.

Mein zweites Vorurtheil betraf die Erziehung. Zwei Thatſachen ließen mich glauben, daß in dieſer Hinſicht vortrefliche Anſtalten in Schweden ſeyn müßten. Erſtlich Schweden hat ſo viel Männer von großen Verdienſten um die Wiſſenſchaften und Künſte hervorgebracht. Hieraus ſchloß ich, daß vorzüglich gute Schulen

len zur Bildung dieſer Männer in dieſem Lande ſeyn müßten. Zweitens der ſchwediſche Bauer wird nicht nur in allen Reiſebeſchreibungen wegen ſeiner Einſichten gelobt, ſondern eine Klaſſe von Bauern macht den vierten Reichsſtand aus; Bauern ſitzen mit auf dem Reichstage und geben ihre Stimme über die wichtigſten Dinge. Es kann nicht fehlen, ſo dachte ich, die Bauern werden ſelbſt für gute Anſtalten geſorgt haben, nützliche Kenntniſſe unter ihrem Stande zu verbreiten. Da die Bauern ſehr weit, oft meilenweit aus einander wohnen, ſo verlangte mich insbeſondre zu wiſſen, wie das Hinderniß, das dem Beſuchen der Schulen, beſonders den Winter, aus dem weiten Wege entgegen ſteht, gehoben ſey. Wider meine Erwartung fand ich, daß die Landſchulen nichts vorzügliches haben. Nur der unentbehrlichſte Religionsunterricht wird darinn gegeben. Die Schule in einer Pfarre von weitläuftigem Umfange iſt wandelnd. Die Gemeine iſt in kleinere Diſtrikte getheilt und der Schulmeiſter wandert von einem Diſtrikte zum andern, bleibt in jedem einige Wochen und in dieſer kurzen Zeit bekommen die Kinder des Diſtrikts ihren ganzen Unterricht. Lektüre iſt ſo wenig Beſchäftigung oder Zeitvertreib der Bauern, daß die wenigſten leſen oder ſchreiben können; die wenigſten laſſen es ihre Kinder lernen, weil ſie es nicht für nöthig halten. Dieſer Meinung wären ſelbſt die wohlhabenden Eltern des berühmten Sprechers Hukanſſen; er legte ſich erſt ſpät aus eignem Triebe auf Leſen und Schreiben. Die Bauern, die als Deputirte auf den Reichstag kommen, bringen nichts, als natürlichen Menſchenverſtand, Aufmerkſamkeit, Kenntniß ihrer Rechte und Selbſtgefühl als freye Menſchen und Reichsſtände, mit. Menſchen indeſſen, die auf dieſe beyden Vorzüge, da ſie der nämlichen Volksklaſſe auf der Erde ſo ſelten zu Theil werden, nicht unbefugter Weiſe ſtolz ſind, ſollten vielmehr jedes

Mittel anwenden, ſich Kenntniſſe zu verſchaffen, als irgend eins zu verachten. *)

Um die gelehrten Erziehungsanſtalten habe ich mich weniger bekümmert. Nur ſo viel habe ich von kundigen Männern überhaupt erfahren, daß die Schulen und Gymnaſien in Schweden denen in Deutſchland weder nachſtehen, noch etwas vor ihnen voraus haben.

Ueberhaupt hat es mir geſchienen, daß es in Schweden nicht ſowohl die Anſtalten als der eigne Trieb iſt, was das Wachsthum der Talente und Genies, die im Lande geboren werden, befördert. Vielmehr giebt es im Lande eher Hinderniſſe als Anſtalten; aber der Trieb iſt zu mächtig. So iſt es wohl überhaupt. Natur, Natur, was helfen alle Aufmunterungen, alle Anſtalten ohne deine urſprüngliche Kraft! aber wo du ſelbſt nicht ein kurzſichtiger künſtelnder Erzieher, dem Geiſte Trieb und Flügel giebſt, da eilt er ſeinem Ziele mit unaufhaltbarem Schwunge zu, und kein Hinderniß ſchreckt ihn ab, keins hält ihn auf, des ſind Zeugen Linné, Alſtrömer,

Pol-

---

*) In den Schriften der Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe finde ich das Zeugniß eines Schweden ſelbſt für das, was ich eben von dem Mangel der Aufklärung, die durch das Leſen erworben wird, geſagt habe. Nur redet dies Zeugniß nicht blos von den Bauern, ſondern von dem Volke überhaupt. Es wird daſelbſt die Frage aufgeworfen, (Skrifter af Sällſkabet för allmänne medborgerlige Kundſkaper 1 B. p. 31.) wie man dem ſchwediſchen Volke mehr Aufklärung und Kenntniſſe beibringen könne. Zugleich wird behauptet, daß es dem engliſchen Volke in beiden Hinſichten unendlich nachſtehen müſſe.

Polhem und viele andere unter allen Nationen. Ich weiß nicht, ob etwas lehrreichers und intereſſanters ſeyn könnte, als eine Sammlung von Lebensbeſchreibungen ſolcher durch eignen Trieb und eigne Kraft zu einer ſo bewundernswürdigen Höhe des menſchlichen Geiſtes geſtiegner Männer. *)

Vom Adel in Schweden.

Vielleicht giebt es in Europa keinen Adel, der im Kampfe gegen die königliche Macht nach Beſchaffenheit der Zeitumſtände bald ſo kühne Entſchloſſenheit, bald ſo viel ſchlaue Biegſamkeit, überhaupt aber ſo viel Beharrlichkeit bewieſen, der bald ſo dreiſte, bald ſo feine Maasregeln in dieſer Hinſicht ergriffen, der ſo weit, der ſo weit vorausſehende Plane angelegt hätte, als der Adel in Schweden. Ebenfalls ſcheint er es beſſer, wie der Adel irgend eines andern Landes verſtanden zu haben, ſich zu dieſem ſeinem Zwecke der übrigen Stände zu bedienen, ohne dieſen je die geringſte Theilnahme an Rechten, die ſie dem Adel nur um eine Stufe näher gebracht hätten, zu geſtatten.

Man pflegte die Verfaſſung Schwedens ſeit dem Tode Karls XII. eine freie Verfaſſung zu nennen, der ſchwediſche aufgeklärte Bürger nennt ſie nicht ſo: der Adel herrſchte.

---

*) Man wollte mich nicht mißverſtehn. Ich bin kein Verächter guter Schulen- und Erziehungsanſtalten. Ich erkenne ihre Nützlichkeit, ihre Unentbehrlichkeit überhaupt. Aber es giebt auch hier Ausnahmen von der Regel. Leibnitz wurde nicht in der Schule gebildet.

ſich erwiedern konnte, behauptete, irrten ſie ſich ſo ſehr in Anſehung unſres Point d'honneurs, daß ſie aus der Tracht und der Hartnäckigkeit dieſer Truppen ſchloßen, es wären engliſche Weiber, denen es an Muth fehlte, zu flüchten. Den Muth, der ſich auf Natur und Temperament gründet, beſaß **Falſtaff** gewiß; aber ich räume gern ein, daß obgedachter Grundſatz, inſofern es blos die Ehre betrift, anfing, ſo wie jede andre moraliſche Eigenſchaft, bey ihm in ſeinem Alter wankend zu werden, das iſt in der Zeit des Lebens, in der er uns vorgeſtellt wird, in der Periode, da er, wie es ſcheint, der **ſiebenzig** nahe war. In Wahrheit hatte er auch Drolligkeit genug, um ſich ohne Point d'honneur in Anſehn zu erhalten, und Geſchicklichkeit genug, um ſelbſt die Erhaltung ſeines Lebens zu einem Gegenſtand der Luſtigkeit zu machen. Man wird merken, daß ich, wiewohl etwas zu früh, auf ſeinen erdichteten Tod in der Schlacht von Shrewsbury ziele. Dieſer Vorfall wird allgemein zu **Falſtaff**'s Nachtheil ausgelegt; es iſt eine Begebenheit, die alle äußere Zeichen von Feigheit hat; ſie wird in den Augen der Zuſchauer noch ärger durch die unnöthige Grimaßen der Schauſpieler, welche bey der Gelegenheit alle Geberden und heftige Ausdrücke von Furcht anbringen; ſie beeifern ſich, wie es ſcheint, mehr einen **Kaliban**, als einen **Falſtaff**, oder in der That mehr eine arme, träge, elende Schildkröte, als einen Menſchen vorzuſtellen. Der angſtvolle Komödiant liegt auf dem Bauch ausgeſtreckt, und bedeckt ſich nicht allein ganz mit ſeinem Rocke, wie mit einer Schaale, ſonden macht auch eine Art von runden Schildkrötenrücken, indem er, ich weiß nicht, ob er ihn ausgeſtopft, oder was er ſonſt gemacht hat. Noch überdem hebt er wechſelsweiſe und ſenkt und dreht ſeinen Kopf, und ſieht bald auf die, bald auf jene Seite, ſo recht mit dem barmherzigen Anblick jenes Thieres, ſo daß man

nicht

Mancher nannte das Jahr 1772 das Todesjahr der freyen ſchwediſchen Verfaſſung und hielt für Schmeichelei, wenn ſelbſt in ſchwediſchen Predigten geſagt wurde, durch die damahlige Verminderung wären die Schweden wieder ein freies Volk geworden: der ſchwediſche aufgeklärte Bürger legt dem wißbegierigen Fremden überzeugende Gründe dar, daß das ſchwediſche Volk und die Nichtadelichen ſeit 1772 Rechte erhielten, die ihnen vorher von der übermächtigen Ariſtokratie vorenthalten wurden.

Die Sicherheitsakte wird von vielen außer Schweden für eine von einem Deſpoten gegebene, den Deſpotismus befeſtigende Akte gehalten; der ſchwediſche Bürger betrachtet ſie als ſein Palladium. Sie ſichert ihm Rechte und Freiheiten, die der Adel ihm ſonſt ſtreitig machte.

Die Grenzlinie zwiſchen dem Adel und dem Bürgerſtande iſt in Dännemark, iſt in Deutſchland, ſelbſt wenn man in letzterm Lande die Stiftsverfaſſungen und einige Höfe ausnimmt, bei weitem nicht ſo ſcharf beſtimmt, bei weitem nicht ſo tief herabgezogen, als ſie bis zur Regierung Guſtavs des III. in Schweden war.

Von Anfang an, ſeitdem die höchſten Gerichte in Deutſchland und in Dännemark errichtet ſind, ſaßen Bürgerliche darin ſo gut wie Adliche. Erſt die Sicherheitsakte hat den Bürgerlichen in Schweden dieſes Recht verſchaft. Aber noch werden dieſe bürgerlichen Beiſitzer in den ſchwediſchen Gerichten Ofrälſe genannt. *) Noch heißt

---

*) S. die Sicherheitsakte im dritten Artikel und Suergies Civiloch Krigs Calender för Året 1794 p. 15. In den deut-

heißt in der ſchwediſchen Geſetzesſprache blos der adeliche Stande frälſe (frei) und die nichtadelichen Stände heißen ofrälſe (unfreie). Dieſe Benennung wollte der Bürgerſtand in Dännemark 1660 nicht länger ertragen. Als einer von den ſtolzen Reichsräthen zu dem Bürgermeiſter Nanſen ſagte; „Ihr Unfreie ſollt wiſſen" wurde im Bürgerſtande die Revolution beſchloſſen.

Die Sicherheitsakte hält freilich die Prüfung nach Grundſätzen des natürlichen Staatsrechts nicht aus. Allein ſo lange es rathſam iſt, daß die verſchiedenen Stände eines Volks, insbeſondre die minder begünſtigten ſich feſt an die geſchriebenen Grundſätze halten, wodurch ihnen ihre Rechte und Befugniſſe ausdrücklich zugeſichert, ſo lange thun die nichtadlichen Stände in Schweden wohl, für die Aufrechthaltung der Sicherheitsakte, wie die Proteſtanten in Deutſchland für die Aufrechthaltung des weſtphäliſchen Friedens alles zu wagen. *)

Die

Ueberſetzungen von der Sicherheitsakte, die ich geſehen habe, ſind die ſchwediſchen Wörter Frälſe und Ofrälſe durch Adelich und Unadelich überſetzt, allein ſie bedeuten eigentlich Frei und Unfrei.

*) Ueber die Entſtehung der Sicherheitsakte hat freilich die Gerechtigkeit erhebliche Zweifel, ſie ſind aber durch den dem jetzigen Könige von allen Ständen geleiſteten, die Sicherheitsakte beſtätigenden Huldigungseid gehoben. Die Sicherheitsakte und überhaupt des Reichstages, auf dem ſie gemacht wurde, kann nicht unpartheiiſcher dargeſtellt werden, als ſie der Graf Oxenſtierna in ſeiner Gedächtnißrede vorgeſtellt hat; aber mit ſo feinen Wendungen und Zügen, mit ſo ſcharf abgewogenen Ausdrücken, daß ich zum Voraus den Ueberſetzer bewundere, der dieſe Stelle glücklich in unſre Sprache übertragen wird.

Der Stolz des Adels in Schweden hat bei Criminalprozeſſen der Adlichen eine für die übrigen Stände äußerſt beleidigende Sitte eingeführt, die in andern Ländern nicht bekannt iſt. Wenn einem adlichen Verbrecher das Urtheil geſprochen wird, ſo wird ihm ſein adlicher Name genommen und ein andrer beigelegt und unter dieſem neuen Namen empfängt er eigentlich ſeine Strafe. Gewöhnlich beſteht der neue Name, den man ihm giebt, aus dem Taufnamen ſeines Vaters mit der hinzugefügten Endigung ſohn. So wurden die am Königsmorde mitſchuldigen Edelleute, Horn, Ribbing und Ehrenſchwärd verurtheilet unter den Namen Frederikſon, Samuelſon und Karlsſon enthauptet zu werden. *) Nun giebt es in den übrigen Ständen viel Namen der letzten Art, die aus Taufnahmen und der Endigung ſohn zuſammengeſetzt ſind. Vielleicht giebt es würklich bürgerliche Familien in Schweden, die den Namen Friedrichsſon und Karlsſon führen. Durch dieſe Umänderung des Namens wird der Verbrecher aus dem Adel geſtoßen und gleichſam mit Gewalt einer bürgerlichen Familie aufgedrängt, die Schande, die dem Namen des Verbrechers ankleben ſoll, fällt nun auf den Namen einer bürgerlichen Familie. Man will den adlichen Verbrecher dadurch beſchimpfen, daß man ihm einen Namen giebt, der vielleicht von einer rechtſchaffnen bürgerlichen Familie geführt wird. Solchen Stolz, ſolche Verachtung gegen die Plebejer bewieſen die römiſchen Patrizier nicht. Nie würde der römiſche Plebs gelitten haben, daß die Patrizier ſich hätten erlau-

---

*) S. das Urtheil über die Mitſchuldigen am Königsmorde im Deutſchen Magazin 1793 Januar p. 117 und 118; blos Ankerſtröm wurde unter ſeinem Familiennamen verurtheilt und hingerichtet.

lauben dürfen, einem Verbrecher aus ihrem Schooße den Nahmen einer plebejiſchen Familie beizulegen, in der Abſicht ihn zu entehren.

Doch dieſe empörende Sitte wird gleichwohl nie die Wirkung haben, daß die Geſchichte je vergeſſe, in welchem Stande die Horne, die Ribbinge, die Lilienhorne geboren waren.

Ganz neulich iſt in Stokholm im Piller eine Geſellſchaft von Männern zuſammengetreten, in der Abſicht Kenntniſſe, die jedem Mitbürger eines Staats wichtig ſind, zu verbreiten. Sie hat ſich ſelbſt einen Namen, der dieſe Abſicht ausdrückt, beigelegt. Sie nennt ſich Sällſkabet för allmänne medborgerlige Kunſkaper. In dieſer Abſicht will ſie theils eigne, theils ſolche Schriften, die ihr zugeſandt werden, in kleinern Heften, daß jedermann ſie kaufen kann, heraus geben, ohne ſich an eine gewiſſe Zeit zu binden.

Die Mitglieder der Geſellſchaft ſind dem Publiko noch unbekannt. Selbſt einige der angeſehenſten Gelehrten, Männer, die von allem, was in der ſchwediſchen Litteratur vorgeht, am beſten unterrichtet ſind, hatten, wie ſie mir ſagten, die Exiſtenz der Geſellſchaft nur durch die Erſcheinung des erſten Hefts erfahren.

Von einem der Mitglieder bekam ich das erſte Heft, vier und dreißig Seiten ſtark. Der dritte Aufſatz in dieſem, den Bogen nach kleinen, aber eine eingerükte Lebensbeſchreibung abgerechnet, inhaltreichem Hefte iſt überſchrieben; über die ſicherſten Gründe des allgemeinen Wohls. Unter dieſem Titel wird ein kleiner Commentarius über die Sicherheitsakte geliefert; er beſtätigt das, was ich oben von der Wichtigkeit dieſes neuen Grundgeſetzes für die nicht arriſtokratiſchen Stände geſagt haben. Uebrigens ſcheint der Verfaſſer das natürliche Staatsrecht nicht gekannt oder ſeine Gründe gehabt zu haben, warum er keinen Gebrauch davon bei der Beurtheilung dieſer Sicherheitsakte gemacht hat.

Der letzte Aufſatz iſt überſchrieben: **Einige Fragen und Aufgaben, deren Beantwortung und Auflöſung von der Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe mit Dankbarkeit entgegen genommen und ihrer Vermuthung nach von wirklichem Gewinne begleitet werden wird.** Einige dieſer Fragen ſchienen mir Spuren der Begriffe und Grundſätze zu enthalten, die ſich bei dem denkenden Theile der Nation über Staatseinrichtungen, allem Anſehn nach, immer mehr verbreiten, z. E. die ſechſte Frage, die folgenden Inhalts iſt: „Man hat nicht ſelten darüber geklagt, daß ein großer Theil der zum „Unterhalte der Offiziere beſtimmten Landgüter *) insbeſondre die den Offizieren der untern Grade angewieſenen kleinern, nicht ſo gut im Stande erhalten „werden, als ſie ſollten, weil die Inhaber darauf rechnen, durch Avancement bald größere zu bekommen. „Eine ähnliche Hoffnung, bisweilen aber auch aufgegebne Hofnung ein einträgliches Amt zu erlangen, „mag nicht ſelten einen ähnlichen Einfluß auf die Verwaltung eines geringern Amtes gehabt haben. Da „es auch etwas wiederſprechendes ſcheint, zu verſchiednen Aemtern und Bedienungen gleiche Kenntniſſe und

---

*) Im ſchwediſchen Original ſteht Boſtälle. So heißen die Landgüter, die den Offizieren der Landtruppen ſtatt eines Gehalts am Gelde gegeben werden.

„gleiche Mühe zu fordern und die Verantwortlichkeit bei allen gleich zu machen, ungleich aber die damit verbundnen Vortheile und Anſehen, und da ein allzulanges Harren nach einem nöthigen hinlänglichen Auskommen nicht unwahrſcheinlich Ermüdung, Trägheit und Unbekümmertheit veranlaſſen muß u. ſ. w.; ſo ſcheint es nöthig zu ſeyn, die Frage gründlich zu beantworten, ob die ſo verſchiednen Stufen und Grade bei Aemtern und Bedienungen für den Staat ſowohl als für die Beamten nöthig und vortheilhaft ſind? oder ob es nicht für beide beſſer wäre, wenn es in Anſehung der Aemter und Bedienungen weniger Stufen und Grade, und mehr Gleichheit, insbeſondre in Anſehung der Beſchuldigungen gäbe? und ob nicht mit jeder Stelle ein für eine ordentliche Haushaltung hinreichendes Auskommen ſollte verknüpft werden.“

Die ſiebente Frage betrifft eine Sache, die heut zu Tage wahrſcheinlich die Aufmerkſamkeit aller nicht ganz geiſtloſer Völker in Europa beſchäftigt. Dieſe Frage iſt hier von dem ſchwediſchen Verfaſſer ganz behutſam folgenderweiſe ausgedrückt. „Welches ſind die Nachtheile und die Erſchütterungen, die das ſchwediſche Reich zugeſtandnermaßen von den Hinderniſſen erlitten hat, die ſeinen Königen und Regenten durch einſeitige Unterthanen entſtanden und wie kann ſolchen Hinderniſſen künftig vorgebaut werden?“

Hiſtoriſche Phantaſien auf der See.

Vielleicht giebt es keine Lage, welche ſo viel natürlichen Anlaß giebt, wenn man einigermaßen mit der Geſchichte bekannt iſt, die verfloßnen Jahrhunderte, jedes in ſeiner eignen Geſtalt, mit ſeinem unterſcheidenden Charackter in der Einbildungskraft vorüber zu führen, als die Lage, worin man ſich an einem ruhigen und heitern Tage auf dem Verdeck befindet, und Küſten, Inſeln, Städten oder ſonſt Oertern vorbei ſchwebt, die einſt Schauplätze großer, oder auch nur ſolcher Auftritte waren, die durch die Sitten, Begriffe und Gewohnheiten der handelnden Perſonen von denen in unſern Zeiten ſehr verſchieden ſind. Solche die Phantaſie begünſtigende Stunden hatten wir einigemal auf unſrer Hinreiſe. Gothlandsküſte und der Anblick von Wisby konnten nicht fehlen, an die Zeiten des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts zu erinnern, wo dieſe Stadt eine der größten und reichſten in Norden war. Wenn man einen Matroſen von dieſer Stadt erzählen höret, der Reichthum dieſer Stadt habe einſt ihre Einwohner ſo übermüthig gemacht, daß ſie ihre Schweine aus ſilbernen Trögen gefüttert hätten, ſo hat man ein anſchauliches Exempel, wie die blos mündliche Ueberlieferung, wenn ihr die Schreibkunſt nicht zu Hülfe kömmt, ſich allmählig in Sage und die Sage ſich in Fabeln verwandelt.

Wenige wiſſen, daß in jenen Jahrhunderten die Niederdeutſchen durch die Hanſe die erſte Nation in Norden von Europa waren. Niederdeutſche Sitten und Moden wurden von den nordiſchen Nationen, wurden von den nordiſchen Höfen nachgeahmt. Niederdeutſch war die Sprache der Geſchäfte der Höfe und des Umgangs.

In jenen Jahrhunderten wurden die Wisbyſchen Seegeſetze geſammelt, Geſetze, die blos der natürliche Menſchenverſtand gegeben hat. Keiner derer, die daran arbeiteten, hatte einen juriſtiſchen Curſum gemacht.

Noch hatte man die Theorie der Geſetzgebung nicht ſtudirt.

Geſtern waren wir einige Meilen von Rügen. Die Vorfahren des jetzt auf dieſer Inſel durch die härteſte Knechtſchaft unterdrückten Volks waren einſt freye, und muthige Wenden, die ſich aber von ſchlauen Prieſtern betrügen ließen. Ihre Schiffe mit kühnen Räubern beſetzt ſchwärmten in der Oſtſee herum und waren den chriſtlichen Kauffardeifahrern eben ſo furchtbar, wie jetzt die von Algier und Turis im mittelländiſchen Meere. Auch in Pommern, an deſſen Küſte wir heute, wie durch Zauberei feſtgehalten wurden wohnten Wenden. Nach langen Kampfe wurden ſie von den Niederdeutſchen überwunden und genöthigt, theils die Ceremonien des chriſtlichen Gottesdienſtes mitzumachen, theils für ihre Ueberwinder die Aecker zu bauen, die einſt ihr Eigenthum geweſen waren. Sie ſelbſt wurden nun als ein zu dieſen Aeckern gehöriges Geräth betrachtet.

Dort liegt Roſtok, dort Wismar und dort, wohin wir gern wollten, woher aber zu unſerm Verdruß der Wind kommt, dort liegt Lübek, alles Namen, die einſt in Norden von Europa eben ſo oft genannt wurden, und eben ſo Ideen von Größe, Reichthum, Macht und Uebermuth erregten, wie jetzt die Namen von London und Amſterdam.

Einſt werden Jahrhunderte kommen, wo ein Matroſe vielleicht begierig forſchenden Knaben von London und Amſterdam eben ſo alberne Märchen erzählen wird, als der oben angeführte Matroſe meinen Kindern von Wisby erzählte. Die Minuten, da ich dieſes ſchreibe, werden meinem Gefühle zu Jahrhunderten und die Jahrhunhunderte der Vorzeit ſind in meiner Einbildungskraft zu Minuten geworden.

Was ſehe ich? träume ich? Was wollen alle dieſe Böte? woher kommen ſie? Jhrer ſcheinen an die hundert zu ſeyn. Welche wilde, ſchreckliche Menſchen! Sie führen Waffen, Streitäxte; am Stiele ſind Steine an einem Ende ſpitzig, am andert platt, befeſtigt. Jhre Wuth iſt unwiederſtehlich. Welche furchtbare Geſänge! Jſt es nicht der Name Odin, der ſo oft in meinen Ohren erſchallt? Herr! wir ſind verloren! wir ſind überwunden! Wohin ſchleppte man uns? Wir ſchienen auf Seeland zu ſeyn. Aber hier iſt kein Kopenhagen, kein Helſingör. Jch ſehe nichts als Hütten aus ganzen übereinandergelegten Bäumen errichtet. Wohin führt man uns? wohin begleitet uns dieſe Menſchenmenge? Was ſage ich Menſchenmenge? Dieſe Menge ſchrecklicher Raubthiere in menſchlicher Geſtalt. Hier iſt eine Opferſtäte, ich errathe es, hier iſt eine. Entſetzen! ſchon hat man einen unſrer Gefährten nakt über einen großen Stein gelegt und ein Ungeheuer menſchlicher Geſtalt öffnet ihm mit einem ſpitzigen Stein die Bruſt; aufmerkſam betrachtet er das fließende Blut, prophezeiht aus der Langſamkeit und Geſchwindigkeit, womit es fließt. Jetzt erhebt ſich ein fürchterliches Gebrüll dieſer Barbaren; es ſind Lieder, worinn ſie ihrer Thaten ſich rühmen, wie Raubthiere der ihrigen, wenn ſie ſprechen könnten, ſich rühmen würden. Menſchen rühmen ſich daß ſie Blut vergoſſen. — Jetzt ſchmauſen ſie. Wie die vermeinten Helden das Pferdefleiſch begierig verſchlingen! wie ſie das ekelhafte Bier aus ſchmutzigen Hörnern in ſich ſtürzen! was für abſcheuliche Lieder ſie brüllen! Verflieg häßlicher Traum. So phantaſirte ich, als mir Bornholm auf der einen, Möen auf der andern Seite das achte Jahrhundert ins Gedächtniß brachte.

Die Zurückreiſe.

Am Montage, den 4ten Auguſt, mit Einbruch der Nacht giengen wir mit einem nach Lübek beſtimmten Schiffe aus dem Stokholmer Hafen ab. Wir hatten bald den Verdruß zu ſehen, daß der Wind uns ungünſtig wurde. Er hielt uns bis zum Sonnabend Morgen in den Scheeren auf. Da erſt war er, aber man konnte ſagen, faſt nur einen Augenblick, ſo gefällig uns Lansort vorbei in die See zu bringen. Aber die Hofnungen, die kaum für uns entſtanden waren, wurden vereitelt. Als wir endlich langſam Oeland erreichten, zogen am Sonntag Morgen in Südweſten finſtre Wolken auf, von allen Anzeigen eines nahen Sturms begleitet. Die Miene unſers Schiffsvolks und ihre Anſtalten, unter andern auch in der Kajüte, wo alle bewegliche Sachen befeſtigt wurden, verkündigten die Annäherung gefahrvoller Stunden. Gegen Abend fing der Sturm an. Das Schiffsvolk hielt zum erſtenmahl ſeine Andacht; der Inhalt und der Ton ihrer Geſänge waren nicht gemacht, Reiſende, die von außenher Muth ſchöpfen müſſen, zu beruhigen. Um unſern Seeleuten Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, muß ich hinzufügen, daß ihre Andachtsſtunden in der Folge fortgeſetzt und nicht nur des Abends, ſondern auch des Morgens richtig gehalten wurden.

Wir waren nun in der Kajüte eingeſperrt. Die Schiffer durften es nicht leiden, daß die Reiſenden ſich während eines Sturms auf dem Verdecke aufhielten;

dieſe

nicht böſe ſeyn würde, wenn man ſeinen eifrigen Nachahmer in ſeinem Rocke brav ausgemacht, und der Gallerie zur Beluſtigung gemacht ſähe. In dem Stück iſt kein Wink von einer ſolchen Mummerey gegeben. Was auch Entehrendes in Falſtaffs Betragen ſeyn mag, er thut und ſagt bey der Gelegenheit nichts, was Schrecken oder Beſtürzung anzeigte. Im Gegentheil iſt eben die Handlung ein Beweis, daß er vollkommen bey Verſtande iſt, eine Kriegsliſt, die ſich recht gut für einen Narren ſchickte, deſſen Schickſal ſehr hart ſeyn würde, wenn man ihm nicht erlauben wollte, ſich ſeinen Charakter zu Nutze zu machen, da, wo er ihm am meiſten nützen kann. Wir müſſen uns zu ſeiner Vertheidigung erinnern, daß die verheerende Hand des Douglas über ihm war. Es war Zeit, daß er ſich ſo ſtellte, oder der hitzige baumſtarke Schotte hätte ihm die Zeche bezahlen laſſen. Er hatte nur eine Wahl; er war genöthigt, die Ceremonie des Sterbens im Scherz oder im Ernſt zu machen, und wir werden uns über ſeine Wahl nicht wundern, wenn wir uns ſeines Hanges zum Scherz erinnern. Leben, und beſonders Falſtaffs Leben, mag ein Spaß ſeyn; aber beym Sterben konnte er keinen Scherz ſehn. Sich zerhauen zu laſſen hieß bey ihm Leben und Charakter zugleich verlieren, er ſah das Point d'honneur, ſo wie alles andre, in einem lächerlichen Lichte, und fieng an, der Tyranney deſſelben zu entfliehen.

Doch ich gerathe zu weit voraus, und muß mich um beſſern Vortheils willen wieder zurückziehn. Ich darf nicht vergeſſen, wie ſehr das Vorurtheil gegen mich iſt, und daß ich mir blos durch die Stärke und durch das Gewicht der Beweiſe einen Weg bahnen kann. Ich will daher alle Stellen aufſuchen, die irgend einige Beziehung auf Falſtaffs Muth haben. Es wäre eben ſo vergebens, als unüberlegt, wenn ich irgend eine Stelle

ver-

dieſe müſſen, ſo gern ſie oben blieben, dem gerechten Verlangen der Schiffer, nachgeben und ſich ſelbſt in der ängſtlichen Kajüte einſchließen. Nicht allein würde man den Schiffern in ihren Arbeiten und Bewegungen, die alle ihre Aufmerkſamkeit erfordern, die mit der größten Anſtrengung müſſen verrichtet werden, jeden Augenblick hinderlich ſeyn; ſondern man würde ſelbſt in Gefahr ſeyn, von einem ſchnell umgedrehten Segel, von einem mit aller Kraft und Geſchwindigkeit bewegten Taue fortgeriſſen und über Bord geſchleudert zu werden.

Ueber uns hörten wir nun die eilenden Schritte der arbeitenden Schiffer, das lang gedehnte Geſchrei, womit ſie beim Geheul des Sturms einander zurufen müſſen, um von einander gehört zu werden, das Geklapper der Taue, das fürchterliche Rauſchen der Seegel, das Knarren der Maſte, das Gebrauſe der Wellen. Das ſchwankende Schiff legte ſich meiſtens auf die linke Seite. Aus dem Kajütenfenſter ſahen wir das empörte Meer. Aus den dicken ſchwarzen Wogen ſprangen die weißen, ſchäumenden Wellen hervor. Die Matroſen hatten den Nachmittag, wie der Wind heftig zu werden anfing, geſagt, es würde erſt recht toll werden, wenn die ſchwarzen Lämmer aus den Ställen ſprängen. Dieſe Vergleichung fanden meine Kinder aus dem Kajütenfenſter ſehr anpaſſend und es beluſtigte ſie.

Wir legten uns ſchlafen und ſchliefen glücklich ein. Doch erwachten wir oft, nämlich meine Frau und ich; nichts ſtörte den Schlaf der Kinder. Aber wir bemerkten einen neuen Umſtand, der uns um den Schlaf brachte. Wir hörten unten die Pumpe ohne Unterlaß. Am Morgen erfuhren wir, daß das Schiff einen Lek hatte und daß man die Stelle, wo der Lek war, nicht finden konnte.

Wir mußten faſt den ganzen Vormittag noch in der Kajüte bleiben. So eingeſperrt fühlt man im innerſten der Seele, daß es eine ernſthafte Zeit der Prüfung iſt. Wehe dem, der in ſolchen Stunden der Furcht und dem Aberglauben den Ausſpruch überläßt. Aber auch der iſt nicht zu beneiden, der ſich für glücklich hält, wenn er ſich leichtſinnig der Prüfung in dieſer Lage erwehren kann. In dieſen Stunden, dünkt mich, iſt es, wo die Vernunft, mit ihrem ganzen reinen Glanze ſtrahlen und dem Geiſte leuchten muß, daß er den Ausgang aus dem dunklen Labyrinthe finde, worin er ſich ſonſt verlieren würde.

Aber auch das Herz will in dieſen Stunden beſchäftigt ſeyn. Im Einverſtändniß mit ihm führt dann die Einbildungskraft die Scenen unſers Lebens herbei, die vorzüglich intereſſante Eindrücke hinterließen. Sie ſtellt uns dann unſre Freunde dar, insbeſondre diejenigen, mit denen wir die letzten Tage verlebten.

Ihr Lieben in Stokholm, noch einmal und zum letztenmale nahmen wir Abſchied von euch; ſagten das letzte Lebewohl auch euch, ihr Freunde in K. und H.

Wenn etwas in ſolcher Lage ein glücklicher Umſtand genannt werden kann, ſo war es für mich folgender: die Theilnehmerinn meiner Schickſale behielt ganz ihre gewöhnliche Geiſtesſtärke. Meine kleine, bald ſechsjährige Tochter, die bis dahin ſo geſund und munter geweſen war, wurde am Sonntag Abend etwas ſeekrank, welches die gute Folge hatte, daß ſie dieſe traurige Zeit über meiſtens ſchlief. Meine beiden Söhne, der eine von eilftehalb, der andre von neuntehalb Jahren, blieben ſo munter, wie vorher. Sie urtheilten, nach ihren Begriffen, über jeden Umſtand, über jeden Vorfall, als ob ſie blos Zuſchauer geweſen wären. Ich ſchreibe dieſe ihre glückliche Gemüthsſtimmung unter andern auch der Urſache zu, daß ſie früh Seereiſen geleſen, dadurch Ideen von allen dabey möglichen Gefahren bekommen und die Vorzüge des Muths vor dem Verzagen haben kennen lernen.

Erſt am dritten Tage, am Dienſtage wurde die Stelle entdeckt, wo das Schiff den Leck hatte. Aber unglücklicherweiſe war ſie in dem Theile des Raums, wo dreihundert Theertonnen lagen, welche es unmöglich machten, hinein zu kommen, um ſie zu ſtopfen. Von außen anzukommen litt die Unruhe des Meers nicht. Dagegen war es eine beruhigende Entdeckung, daß die Stelle nicht unter Waſſer war, daß folglich kein Waſſer mehr durch ſie eindringen würde, ſo bald das Schiff vom Winde nicht mehr auf die Seite gelegt wurde. Außerdem hatten wir auch ſchon geſehen, daß das Pumpen dem Anwachſen des Waſſers das Gleichgewicht hielt. Während man im Raume dieſe Stelle ſuchte, von der der Ausgang abhieng, machte mir der Umſtand neue Beſorgniſſe, daß man mit brennenden Lichtern mitten unter den Theertonnen nach ihr ſuchte. Ich theilte dieſe Beſorgniſſe niemanden mit, als dem Schiffer, der mir antwortete, daß Laternen nicht Licht genug geben, und daß man ſich auf die Vorſicht der Leute verlaſſen müßte.

Der Sturm hatte allmählig nachgelaßen, aber der Wind war uns immer entgegen. Günſtig ſchien er uns am Donnerſtag Morgen, und ſchien es in ſolchen Grade, daß wir ſchon hofften, am folgenden Tage in Lübek zu ſeyn. Es war ein ſchöner Morgen und wir hatten das herrliche Schauſpiel, daß eine Menge Schiffe, deren ich, Kurzſichtiger, durch ein Glas an die dreißig zählte, deren aber weit mehr waren, und der Sturm bis dahin aufgehalten hatte, um Bornholm her zum Vorſchein kommen; ſie nahmen, da wir ſüdwärts giengen, alle ihren Weg weſtwärts nach dem Sunde. Es waren meiſt Engländer.

Aber ach! alle dieſe Hoffnungen wurden ſchon um Mittage vereitelt. Der feindſeligſte Wind kam uns gerade von der Seite, nach der wir wollten, entgegen. Er beförderte die Reiſe aller der Schiffe, die wir ſahen, eins nach dem andern verlor ſich aus unſerm Geſichte; dem Sunde ſich nähernd. Wir hatten Mühe, durch Laviren zu verhüten, daß wir nicht zurückgetrieben wurden. Am Freytag Morgen waren wir einige Meilen von Rügen, und ſo ſchwebten wir nun längſt der Küſte von Pommern. Etwas weniger ungünſtig wurde der Wind in der Nacht, aber es half uns wenig. In dieſer Lage befanden wir uns noch am Sonnabend Morgen, den 16ten Aug., wo dieſes von mir geſchrieben wurde.

II.

Reiſe von Speyer bis Maynz. [*]

Auf meiner Reiſe über die Alpen hatte ich einen Theil der dreyfachen Quelle des Rheinſtromes geſehen; ich hatte ſeinen Fall bey Schaffhauſen bewundert, wo er in ſeiner ganzen Breite von der Höhe herabſtürzt — ein Schauſpiel, das ich beſchreiben würde, wenn ich nur einigermaßen hoffen könnte, der Wahrheit in der Darſtellung gleich zu kommen — ich hatte mich ſeines ruhigern und edlen Laufes erfreut, als ich ihn Baſel majeſtätiſch durchſtrömen ſah; ich hatte ihn endlich mit geringerer Theilnahme bey ſeinem Austritte aus Helvetien begleitet, und ihn mit trauriger, einförmiger Pracht durch die Ebnen des Elſaſſes fließen ſehen.

Die vornehmſten Abweichungen in ſeiner Direktion bis Speyer bemerkt man erſtlich unterhalb Baſel, wo er ſich von Abend nach Mitternacht wendet; von hier an zeigen ſich in ſeinen Gewäſſern zahlreiche Inſeln, ferner etwas vor Breyſach und etwas hinter Straßburg, wo er ſich gegen Abend zu neigt. Die Zahl der Flüſſe und Bäche, die ſich bis Speyer mit ihm vereinigen, beläuft ſich auf funfzig. Unter dieſen ſind die Thur, die Aar, die Birs, die Elz, die Kenzing, die Jll, die Sur, die Motter, die Lauter, die Queich und die Murg die merkwürdigſten.

---

[*] Mahleriſche Rhein-Reiſe des Abbate de Bertola. Manheim 1796.

Der berühmte Geograph Schatz hat bemerkt, daß ſich die größten Veränderungen mit dieſem Fluße zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche ereignen *). Dann ſchwellen ſeine Waſſer an; dann enthüllt er hier eine Inſel, bedeckt dort eine andere, und bildet deren neue. Er verändert dann ſeine Richtung, drängt ſich bald mehr auf die eine, bald mehr auf die andere Seite; er erweitert ſeine Krümmungen oder zieht ſie zuſammen, und ſtrömt mit einer ganz ungewöhnlichen Schnelligkeit. Dieſe Veränderungen fallen am meiſten in der Nähe von Alt-Breyſach, Rheinau und vielleicht noch mehr bey Philippsburg auf, wo ſich der Fluß wunderbar krümmt und ſchlängelt.

Der Rhein und ſeine Ufer behalten faſt bis nach Speyer denſelben einförmigen Anblick, deſſen ich vorhin erwähnte. Indeſſen zeigen ſich nun doch ſchon prächtige, wiewohl entfernte Gebirge, bald mehr auf der einen, bald mehr auf der andern Seite, je nachdem der Strom ſeine zahlreichen und mächtigen Krümmungen mehr oder weniger nach Morgen oder nach Abend zu ausdehnt, und ſich bald dieſem, bald jenem Gebirge anſchmiegen zu wollen ſcheint. Die Berge von Speyer ſteigen linker Hand gegen Neuſtadt empor; zur Rechten erheben ſich die Anhöhen von Heidelberg mit unbeſchreiblicher Pracht. Mit Freuden rufe ich das Andenken mei-

---

*) Nach Erfahrungen der Rheinbewohner ereignen ſich ſeine Ueberſchwemmungen meiſtentheils um Johannis und im December.

ner Wanderungen durch den größten Theil der Gebirge rechter und linker Hand in mein Gedächtniß zurück.

Um die Gränzen meiner Wanderungen in den Gebirgen bey Speyer leichter zu beſtimmen, zeichne man ſich in Gedanken ein Dreyek, indem man von Speyer nach Landau zu bis an den Fuß der erſten Berge geht, ſich dann Neuſtadt einem kleinen Städtchen in der Pfalz, gerade gegenüber wendet, und von hier längſt dem Speyerbache zu dem erſten Punkte, zurückkehrt. Das Thal, welches in einer ungleichen Breite einige Meilen lang fortgeht, iſt bevölkert und fruchtbar. Sanft ſteigt man von da durch gekrümmte Alleen, die bald von friſchen Bächen beſpült, bald von den ſchönſten Gruppen dichter Büſche beſchattet werden, zu den Weingärten empor, mit denen die Hügel bedeckt ſind. Aus der Gegend von Weyer ſieht man über eine reitzende Kette von Anhöhen hin, die ſich ſtufenweis erheben, und von denen die letzte das Bild eines ſanft bewegten Meeres erweckt. Steigt man den ſanften, von beyden Seiten mit Weingärten begränzten Weg weiter hinauf, ſo eröffnet ſich den Blicken eine reiche, über alle Beſchreibung mannigfaltige Ausſicht. Die Gebirge jenſeits des Rheins erſcheinen ganz deutlich und der Fluß ſelbſt zeigt ſich am mehrern Stellen. Dießeits erheben ſich Berge und Hügel von höchſt mannigfaltiger Form und Farbe; Wälder und Hayne; und außer Speyer und Landau, eine unzählbare Menge von Flekken und Dörfern. Man ſagt, daß die Einwohner von einigen hundert Ortſchaften dieſer Gegend mit aller Bequemlichkeit in einem Tage den Jahrmarkt von Landau beſuchen und wieder nach Hauſe zurückkehren können.

Meine kleine Reiſe in dieſe Gegend wurde durch die Geſellſchaft meines Freundes, des Baron Joſeph von

Beroldingen, verſchönert, der das zarteſte Gefühl für die Schönheiten der Natur mit dem feinſten Geſchmacke in den Künſten vereinigt. Nicht leicht wird ein Reiſender dieſe Berge beſteigen, ohne zu nützlichen Betrachtungen Stoff zu finden. In einer kleinen Strecke Landes findet er die verſchiedenſten Religionen, Catholiken, Calviniſten, Lutheraner, Wiedertäufer und Juden gemiſcht; verſchiedene Verfaſſungen, Sitten, Phyſiognomien und Mundarten! die Höhen und Tiefen der Berge von verſchiedener Subſtanz; Kalk- Sand- und Tonſchichten in künſtlicher Anordnung über einander liegend; und den eiſenhaltigen Ocker, welcher hier in großer Menge gefunden wird, die Erde mit den mannigfaltigſten Farben durchſtreift, und in Verbindung mit andern Gegenſtänden das Mahleriſche der Anſicht nicht wenig erhöht; endlich verſchiedene Arten des Landbau's und der Produkte. Unter den letztern verdient vornehmlich die Färberröthe oder Krapp (rubia tinctorum) Erwähnung, welche das Gebiet von Speyer durch feindliche Einfälle ſeit langer Zeit verlohren hatte. Dieſe für die Färberey ſo wichtige und einträgliche Pflanze faßt nur mit Mühe Wurzel.

Die Bewohner dieſer Gegend ſind gegen Fremde höflich. Genie iſt unter ihnen nicht ſelten; Thätigkeit iſt gemein. Für den Genuß des Lebens zeigen ſie eine große Empfänglichkeit. Der Wein vereinigt, belebt und ermuntert ſie. Bey ihm vergeſſen ſie die Uebel, deren ſie ſich nicht entladen können.

Bey der Fortſetzung unſerer Wanderung ſtiegen wir bey Neuſtadt herab, welches von zweytauſend Reformirten, tauſend Catholiken und einigen Hundert Lutheranern bewohnt wird. Unter dieſen Einwohnern herrſchte ehemals die heftigſte Zwietracht. Dieſe ging ſo weit, daß als der Churfürſt Carl Philipp in Perſon nach Neuſtadt kam, um für die catholiſche Gemeine, zu welcher er ſich bekannte, einen Gottesacker zu verlangen, ihm ſein Begehren anfänglich abgeſchlagen wurde. Aus demſelben Grunde war auch ehedem unter den andern Bewohnern dieſer Gebirge die Eintracht nicht ſonderlich groß.

Der Grund, in deſſen Eingange Neuſtadt liegt, verſtattet eine Ausſicht auf den Paß gegenüber, wo die Gebirge jenſeits des Rheins einen Durchgang eröffnen. In dieſem Grunde, in welchem ein ergötzender Schauder herrſcht, ſtößt man unvermuthet auf eine Mühle, in welcher die Achate bearbeitet werden, die man in einer Entfernung von ſechs Meilen bricht. Einige andere Gegenden der Pfalz, vornehmlich die Gegend von Oberſtein, einem Flecken am Zuſammenfluſſe der Eder und Nahe, bringt dieſes Produkt, welches einen beträchtlichen Handelszweig ausmacht, in noch größerer Menge hervor. Die Berge auf der rechten Seite der Eder beſtehen aus einem grünlichen Felſen, in welchem ſich der Achat erzeugt. Längſt dieſem Fluſſe liegen in einer Strecke von anderthalb Stunden einige 30 Mühlen, in denen man, wie in der Mühle bey Neuſtadt, Doſen, Etuis, Knöpfe, Pettſchafte, Meſſerſtiele, Kugeln, Pyramiden u. d. m. verfertigt.

Eine vorzügliche Erwähnung verdienen die ſinnreicher Erfindungen, von denen ich hier Gebrauch gemacht ſah, und die den Arbeiter in den Stand ſetzen, ſeine ganze Kraft mit großer Leichtigkeit wirken zu laſſen. Das Ründen und Eckigtſchleifen des Steines, das Ebnen und Poliren ſeiner Oberfläche iſt hier faſt nur das Werk eines Augenblickes; und in dieſem Punkte, glaube ich, könnten unſere Künſtler den Pfälzer in manchem Stücke nachahmen. Doch eines wollte ich nicht, daß ſie nachahmten. Der berühmteſte Mathematiker kann von ſeinen Spekulationen keine höhere Meynung haben, als die Achatarbeiter in der Pfalz von ihrer Geſchicklichkeit.

Nachdem wir Neuſtadt verlaſſen hatten, ſahen wir in einer geringen Entfernung den Flecken Deidesheim, welcher auf der Abendſeite des mahleriſchten Horizonts genießt, den ich in dieſen Gegenden geſehen habe. Mehr als vierzig kleine Anhöhen erheben ſich dieſer Seite gegenüber, die zum Theil angebaut, zum Theil faſt nackt liegen. Einige derſelben durchkreuzen ſich; andere ſtehen allein; andere ſind zur Hälfte bedeckt, intereſſanter durch das was ſie der Einbildungskraft errathen laſſen, als durch das, was ſie zeigen. Mit runden und ſchwellenden Hügeln wechſeln ſpitzige und ſchroffe Höhen ab. Sie verlieren ſich in die Ebne mit unbeſchreiblicher Sanftheit.

Als wir uns nach Speyer zu wendeten, klärten ſich die Gebirge jenſeits des Rheines auf, und ſonderten ſich von einander ab. Dieſer Anblick brachte eine höchſt angenehme Täuſchung hervor. So wie wir uns aber dem Fluſſe näherten, ſchien die Gegend ihre mannigfaltige und reiche Harmonie zu verlieren; nur ein ſchwacher und einförmiger Ton war zurückgeblieben, dem vielleicht noch eine gänzliche Stille vorzuziehen geweſen wäre.

Vier Stunder von Speyer liegt Heidelberg. Ohngefähr auf der Hälfte des Weges trifft man auf Schwetzingen, ein Luſtſchloß des Churfürſten, wo alles vereinigt iſt, was die Künſte prächtiges, ſchönes und reitzendes haben. Aber es liegt auf einer feuchten und traurigen Ebne. Gleichwohl gehört es einem Fürſten, der verſchweigen wollte. Wie könnte ich es verhindern, daß ſie entdeckt würde? Jedermann weiß das Stück auswendig, und eine einzige Stelle, die man übergangen fände, würde bey einem partheyiſchen Beobachter funfzigmal mehr gelten, als ihr wahrer Werth. Ich will alſo alle Stellen anführen, aus denen irgend etwas, günſtiges oder nachtheiliges für meine Meynung, iſt oder kann gefolgert werden, aber nicht methodiſch, nicht wie Texte, die ich kommentire, ſondern wie mich Ohngefähr und Bequemlichkeit darauf bringen wird.

Sehr authentiſch werden wir uns belehren können, wenn wir unterſuchen, was für Eindrücke Sir John Falſtaff auf die Perſonen des Schauſpiels gemacht hat, in was für einem Rufe er überhaupt und beſonders wegen ſeines perſönlichen Muthes ſteht. Aber man muß, ich geſtehe es, die Stellen, die ich anführe, nur obenhin berühren, und keine einzle Stelle, die für oder wider ihn ſeyn könnte, zergliedern. Alles, was er ſelbſt ſagt, oder was von ihm geſagt wird, iſt durch Laune, durch Narrheit, durch Scherz ſo ſeltſam, daß wir meiſtens mehr auf den Geiſt, als auf den Buchſtaben ſehen, und zuletzt nur auf die Zuſammenſetzung des Ganzen Rückſicht nehmen müſſen.

Wir wollen alſo zuerſt ſehen, was ſelbſt der Pöbel ſich für eine Idee vom Falſtaff gemacht hat. Hielt man ihn nur nicht für einen Feigen, ſo mag man ihn gehalten haben, wofür man will, für einen gewaltthätigen Mann, für einen **alten Buben**, wie ihn Heinrich nennt, oder für ſonſt etwas, und es dient zu meiner Abſicht, ſo unbedeutend auch ſonſt die Perſonen und die Vorfälle ſcheinen mögen, die ich zuerſt vorbringe. Denn dieſe Ideen muß man ſich durch perſönliche Bekanntſchaft und Beobachtung gemacht, oder, welches noch beſſer zu meiner Abſicht dient, durch den allgemeinen Ruf bekommen haben.

am Rheine die ſchönſten und geſundeſten Gegenden beſitzt. Von hier führt eine herrliche, zwey Stunden lange Allee von den ſchönſten Bäumen bis nach Heidelberg. Ihr zur Seite, aber etwas in der Ferne, vertreten dichte Hecken, und zwey große, halbrunde Gebüſche, die Stelle des Schattens in dem reichlichen Lichte dieſer Landſchaft. Die Gebirge gewähren auf dieſem Wege die mannigfaltigſten Anſichten. Endlich öffnet ſich das Thal, durch welches der Neckar herabſtrömt. Hier liegt Heidelberg von ſanften Abhängen, und ſteilen Höhen umgeben, auf denen ſich, was menſchlicher Fleiß vermag, in ſeiner vollen Stärke zeigt.

Das Waſſer und die Luft dieſer Stadt ſind balſamiſch. Sie wird ohngefähr von zehntauſend Einwohnern, Catholiken, Reformirten, Lutheranern, bewohnt. Sie iſt eng begränzt, von der einen Seite durch den Berg, von der andern durch den Neckar. Die ſteinerne Brücke, welche neuerlich über den Neckar gebaut worden iſt, würde einer Hauptſtadt Ehre machen. Heidelberg war ehedem die Reſidenz der Churfürſten; aber die Religionsſtreitigkeiten, eine alte und verderbliche Krankheit dieſer Gegenden, haben die Stadt um dieſen Vortheil gebracht.

Von der Brücke herab, genießt man wie von einem Balcon, die reitzendſte Ausſicht. Wie viele Gegenſtände fordern nicht hier zum Genuſſe auf! Der Fluß, welcher rauſchend durch die Klippen eilt, und, ehe er ſich auf der fruchtbaren Ebne ausbreitet, mit einer Krümmung nach der Rechten den hervorſpringenden Fuß eines Hügels benetzt, der an Sanftheit und Anmuth vielleicht dem Poſilippo ſelbſt nicht nachſteht; viele Nachen, die mit bewundernswürdiger Zuverſicht hier und da durch die Klippen fliegen, die nahen und entfernten

Berge, die auf mannichfaltige Weiſe mit einander zu wetteifern ſcheinen; einige der höher gelegenen Theile der Stadt; die Miſchung von Gärten und Felſen; und alles dieſes in der vollkommenſten Harmonie! Die Brücke bietet aus mehrern Punkten in der Stadt ſelbſt einen ſchönen Anblick dar; noch ſchöner aber iſt ihre Anſicht vor der Stadt von dem ſchmalen, ebnen Striche her, der ſich zwiſchen dem Berge und dem Fluſſe hinzieht. Von hier aus erſcheinen die entfernten Gebirge des Horizonts bald in die offnen Bogen der Brücke gleichſam eingerahmt; bald prangen ſie frey und ſchön über der Brücke ſelbſt. Auch die Stadt mit ihren Umgebungen erſcheint von dieſer Seite in einem vorzüglich mahleriſchen Lichte, ſowohl wegen der Stärke und des Auffallenden der Contraſte, als auch wegen der allmähligen Abſtufung der Gegenſtände, welche endlich in den Horizont verſchwinden und gleichſam verdunſten. Endlich wird hier der Blick durch den langen Grund mehr zuſammen gehalten. Das Auge mag, wie es ihm gut dünkt, auf einem Gemählde verweilen, oder mehrere der Reihe nach durchlaufen; die Berge zu beiden Seiten ſchließen das Ganze wie in einem Rahmen ein.

Auf einer Anhöhe von einer Viertelſtunde liegt das churfürſtliche Schloß. Ob es gleich in dem vorigen Jahrhunderte durch den Krieg verwüſtet worden iſt, ſo zeigt es doch noch Größe in ſeinem Verfalle. In ſeinem Innern herrſcht ein Ton der Melancholie und Düſterheit, welcher die Seele mit einem langen, ſtummen und ruhigen Genuſſe erfüllt. Aus geräumigen Höfen kommt man in eine große Gallerie, von wo man eine Ausſicht faſt über die ganze Stadt genießt, beynahe ſo wie auf dem nächſten Caſtell bey Verona, nur mit dem Unterſchiede, daß, da der Neckar zwiſchen zwey Bergen eingeſchloſſen iſt, einige Gegenſtände noch näher ſcheinen, andere es wirklich ſind. Man ſollte glauben, ſie mit den Händen ergreifen zu können. Vorzüglich auffallend ſind die Trümmer des einen der vier Thürme, welche das Schloß vordem geſchmückt haben. Ein gutes Drittheil iſt eingeſtürzt; er ſenkt ſich nieder, aber doch hebt er noch ſein gebrochenes Haupt mit majeſtätiſchem Stolze empor, und ſcheint ſich von neuem aufrichten zu wollen. Eine grünende Ceder auf ſeiner Höhe contraſtirt mit der Verwüſtung umher. Aber einen ſtärkern Contraſt mit dieſer und den übrigen Ruinen machen die beyden großen, drey Stockwerk hohen Faſſaden, die ſich noch erhalten haben.

Es iſt in dieſen Ruinen kein Winkel, den ich nicht durchſucht habe. Mit jenem ſüßen Erſtaunen, das aus dem Reizenden quillt, wenn es mit dem Schrecklichen gepaart erſcheint, entdeckte ich durch drohende Riſſe bald einen lachenden Hügel, bald einen Theil der Stadt, bald die Brücke; auch das Sauſeln des Windes in dem grünen Gebüſche, das in ſo manchem Zimmer des Pallaſtes wuchert, erfüllte meine Bruſt mit einem ungewohnten Schauder. Wie oft habe ich in der Zeit von ſechs Tagen die Umgebungen dieſes Schloſſes beſucht! wie ſchwer fiel es mir, mich von ihnen zu trennen! und wie oft ſagte ich zu mir ſelbſt: Fürwahr, de Lüc hat Recht in dieſes Land verliebt zu ſeyn! — Immer hab ich mich auf dieſen Höhen mit mir ſelbſt zufrieden gefühlt. Ich weiß nicht recht, wie ich dieſes Gefühl erklären ſoll; aber es iſt Niemanden unbekannt, der oft Berge beſtiegen hat. Unſer Blut und unſere Empfindung nehmen etwas von der Reinheit der Luft auf dieſen Höhen an; und der weite Umfang des Raums, welchen die Augen beherrſchen, ſcheint das Gemüth zu erheben, und Seele und Sinnen zu ſtärken.

Beym Untergange der Sonne kehrte ich auf die Brücke zurück. Die tiefere Regionen der Hügel hatten ſich ſchon im Dunkel gehüllt, während die Höhen von einem lebhaften Lichte ſtrahlten. Der Fluß war mit dem Purpur des Abendrothes, die gegenüberliegenden Berge mit Golde bedeckt; und mitten unter dieſen lachenden Gegenſtänden erhob ſich das Schloß, auf welches kein Strahl der Sonne mehr fiel, in düſterer, feyerlicher Größe. In dieſen Momenten ſchien es über ſein Schickſal zu trauern, und flößte dem Herzen gleiche Traurigkeit ein.

Alle Berge, um die Stadt herum, beſtehen aus Sandſteinen, unter denen ein ſchöner Granit liegt, von dem ich auch in der Stadt einige Säulen ſah. Die Felſen, mit denen der Neckar gleichſam beſäet iſt, ſind ebenfalls granitartig. Die Sandſteine werden häufig zum Bauen gebraucht. Sie ſind von röthlicher Farbe; wenn daher der nackte Sandſtein durch das grüne Laub der Weingärten und Büſche ſchimmert, ſo trägt dieſes zur Abwechslung der Scenen auf dieſem Theater nicht wenig bey.

Die Laune, die Geſundheit und ſelbſt der Geiſt der Einwohner ſteht in Verhältniß mit dem Lande, der Luft und dem Waſſer. Die Weiber haben in ihren Augen und in ihren Zügen eine gewiſſe Feinheit, die man in den angränzenden Ländern nicht findet. Den Handel, den die Stadt unter Begünſtigung des Neckars treibt, und mehrere Manufakturen zeigen die Betriebſamkeit der Einwohner. Die Univerſität, welche dreyßig Lehrer und 300 Studenten hat, iſt zwar nicht mehr wie ehedem eine der berühmteſten, aber doch zuverläſſig eine der fleißigſten. Die Cameralwiſſenſchaften werden hier in ihrem weiteſten Umfange und mit vielem Aufwande getrieben. Die Regierung unterſtützt ſie auf das wirkſamſte.

Die Reihe von Hügeln am linken Ufer des Neckars, zwiſchen Heidelberg und Heppenheim, und zwiſchen dieſem Städtchen und dem magern, ſandigen Lande nach Darmſtadt zu, iſt unter dem Nahmen der Bergſtraße bekannt. Die Reihen von Bäumen, die Hecken, die Felder, die Art den Weinſtock zu ziehen, Fruchtbäume mancher Art, ſogar ſolche, die dem Clima nicht angemeſſen ſchienen, dieſe und andere Umſtände in der Cultur und den Producten des Landes, weckten in meiner Seele ein lebhaftes Bild unſerer Hügel auf. Als Joſeph II. die Bergſtraße zum erſtenmahle ſah, rief er aus: Hier bin ich in Italien!

Eine Menge unter einander verbundener Anhöhen, die in ſanften Wellenlinien ſteigen und ſinken, kühle Gründe und anmuthige Thäler, die gleichſam als Ruheſtellen für die Augen und die Füße von der gütigen Natur vertheilt ſind; ſteile Felſenrücken, wider Erwarten mit Reben geſchmückt und mit dem Sammet grüner Wieſen reichlich bekleidet; die entfernte Ausſicht auf herrliche Hayne; eine außerordentliche Mannigfaltigkeit in den Schattirungen des Grünen, welcher hier und da von dem Inkarnate reifender Früchte unterbrochen wurde; das ſind die vorzüglichſten Eigenheiten dieſer Gegend. Die ſämmtlichen Hügel ziehen einen weiten Halbkreis gegen die Ebne, und ihr Abfall iſt ſo ſanft und abgemeſſen, daß man auch in ihrer Nähe wenig oder nichts von den höhern Bergen verliert, aus denen ſie gleichſam hervortreten, und deren Azur auf eine bewundernswürdige Weiſe in das mannigfaltige Grün der vor ihnen oder zur Seite liegenden niedrigen Hügel ſpielt.

Die Gebirge bey Speyer haben dieſe Anordnung nicht, und auch in andern Gegenden iſt ſie äußerſt ſelten.

Heppenheim liegt am Fuße der Berge. Ueber der Stadt, auf dem Gipfel eines hervorſpringenden Felſen, erhebt ſich ein Schloß — ein ſchönes Solo in dieſem mahleriſchen Concert! Die Einwohner dieſes Ortes, und ſo auch in den benachbarten Flecken und Dörfern, ſind faſt insgeſammt wohlhabend. Auch ſuchen ſie andere Menſchen vergnügt und zufrieden zu machen, und geben dadurch einen großen Beweis von ihrer eigenen Zufriedenheit. In der That ſind ſie menſchenfreundlicher und rechtſchaffener, als man in einem ſo viel bereiſten Lande erwarten ſollte. Manche Reiſenden haben ſich zwar über die Poſtillions in dieſer Gegend beklagt. Auch ich bin hin und wieder auf einen geſtoßen, der Miene machte, mich zu betrügen oder zu beunruhigen; aber ein halbes Maas Wein ſtimmte ihn ſehr geſchwind um. Nun weiß ich nicht, ob man mit Recht ein Volk bösartig nennen kann, das ſich durch eine ſolche Kleinigkeit gewinnen läßt.

Von dieſen Hügeln herab führte mich mein Weg über eine fruchtbare Ebne, die ſich gegen Abend nach dem Rheine hinzieht, bis nach Manheim.

Wer Manheim in der Zeit geſehen hat, wo der Hof daſelbſt reſidirte, erkennt die Stadt jetzo mit Mühe wieder. Unterhalb derſelben vereinigt ſich der Neckar mit dem Rheine, nachdem er fünf und dreyßig Flüſſe in ſein Bett aufgenommen hat. Einen ſo anſehnlichen Tribut empfängt kein anderer, dem Rheine zinsbarer Fluß. Er entſpringt auf dem Schwarzwalde, nicht weit von den Quellen der Donau; nach welcher er ſich, in der Nähe von Tübingen, auf eine Weiſe zuwendet, als ſey er ungewiß, ob er in ſeinem Vaterlande ſterben, oder über die Gränzen deſſelben hinausſchweifen ſolle.

Man darf nur einen Blick auf den Lauf des Neckars werfen, um zu begreifen, was für weſentliche Vortheile er dem Handel vieler innern Provinzen Deutſchlands verſchafft, die durch ihn mit den entferntern Gegenden, ja ſelbſt mit dem Meere in Verbindung geſetzt werden. Man ſollte in der That nichts unverſucht laſſen, um mehr Leben und Freyheit in die Schifffahrt auf dem Rheine zu bringen, durch den man, gleichſam im Fluge, von dem Fuße des Sanct Gotthards bis an den Ocean gelangen kann. Und wie ſehr erleichtern nicht die Moſel, der Mayn und die Lahn den innern Verkehr? Wo iſt ein Fluß, der einer großen Nation ſo weſentliche Dienſte leiſten kann, als der Rhein den Einwohnern Germaniens?

Da, wo ſich der Neckar in den Rhein ergießt, iſt das Land tief, traurig und einförmig; aber wenige Stunden weiter, in der Nähe von Worms, gewinnt es eine größere Mannigfaltigkeit, die ſich dann in der Nachbarſchaft von Oppenheim noch auffallender zeigt. Hier bietet ſich den Blicken rechter Hand das große Rheinthal dar, und von dem Fluſſe ſelbſt zeigen ſich hin und wieder beträchtliche Strecken, als eben ſo viele, mit fruchtbaren Hügeln bekränzte Seen. In dem Hintergrunde des Thals erhebt ſich die Bergſtraße. Die letzten Gebirge auf dieſer Seite ſchwinden unvermerkt und krümmen ſich ſo gegen ſich ſelbſt zu, daß ſie dem Auge ſelbſt das, was jenſeits liegt, zu entdecken ſcheinen. Linker Hand führt ein breiter Weg an der Berglehne hin; die Felſenrücken ſind hier weniger rauh und mit fruchtbringenden Bäumen geſchmückt. Hier genießt man die reiche Ausſicht auf Oppenheim, auf das Schloß, welches auf dem Gipfel eines Vorgebirges liegt, und im vorigen Jahrhunderte von den Franzoſen zerſtört worden iſt; und auf mehrere Flecken und Dörfer, die ſich an einer prächtigen Krümmung des Fluſſes erheben.

Die Oberamtsſtadt Oppenheim gehört dem Churfürſten von der Pfalz. Sie ſcheint nicht ſowohl an den Ufern eines Fluſſes, als an einem Meere oder in dem Hintergrunde eines Sees zu liegen. Sie iſt gleichſam die Gränze der erſten Gebirgketten des Rheins; denn jenſeits des Vorgebirges wendet ſich der Fluß in einem großen Halbkreiſe auf der Linken zu. Hier genoß ich faſt zu gleicher Zeit die Ausſicht auf mehrere ſchmale Gründe, ſanfte, und grasreiche Abhänge, liebliche Gruppen von Gärten und Wäldern, und auf den breiten Strom, der, mit grünenden Inſeln geſchmückt an dem Fuße der Berge hingleitet, wo ſich hier ein Dorf, dort eine eine einſame Hütte zeigt.

Auf dem Rücken dieſer Berge breiten ſich große Weingärten aus, zwiſchen denen hie und da die aſchgraue Farbe des Bodens hervortritt. Jenſeits eines kleinen Vorgebirges aber, das ſich ſchrof und ſteil erhebt, und wie das Zeichen einer wichtigen Revolution erſcheint, röthen ſich die Berge und zeigen ihre neue Farbe, mit einer Art von Prahlerey, an mehrern ſteilen und nackten Seiten. Hin und wieder verkündigen ihre Spalten und Brüche die neuen Arbeiten der Bewohner dieſer Gegend, welche hier Bauſteine zum Gebrauche der Städte brechen. Denn die Berge beſtehen, ſo wie die meiſten Felſen an dem Ufer des Rheines, aus Sandſteinen. Ihre rothe Farbe macht einen höchſt angenehmen Contraſt mit dem lebhaften Grün des entgegengeſetzten Ufers und mit den einzelnen grünen Parthien, womit dieſe Berge ſelbſt, doch nur ſparſam bekleidet ſind.

Bey Nackenheim, der Gränze des Halbkreiſes, welchen der Rhein bey Oppenheim zu bilden anfängt, tritt man aus dem Gebiete des Churfürſten von der Pfalz. Der Weg, welcher ſich bis dahin nicht von der Berglehne entfernte, fängt hier an, ſich etwas von dem Fluſſe abwärts zu beugen. Die Berge werden rauher, ohne ſich doch dem Fortkommen der Reben zu widerſetzen. Der Weg nähert ſich dem Fluſſe von neuem, keine Berge geben ihm mehr zur Seite, ſondern ſanfte Hügel, die in der Entfernung von einer Stunde vor Maynz über und über mit Weingärten und Fruchtbäumen bedeckt ſind. Hinter der Stadt bilden ſie ein reitzendes Amphitheater. Vor derſelben liegen die churfürſtlichen Gärten auf einem ſanften Abhange. Ihnen gegenüber nimmt der Rhein den größten ſeiner Vaſallen auf, und ſtrömt hier mit einer Majeſtät und Größe, daß der Mayn in einen weiten See einzutreten ſcheint.

Dieſer trübe, aber fiſchreiche Fluß entſpringt in Franken aus einer doppelten Quelle. Mit Bewunderung und Vergnügen betrachtet man das Gewirre der Arme ſo vieler Gewäſſer, die ſich nicht weit von ſeinem Urſprunge mit demſelben vereinigen, und ihn bald zu fliehen bald zu ſuchen ſcheinen. Zweymahl verſucht er es, in dem Gefühle ſeiner Kraft, dem Rheine parallel zu laufen; zweymal kehrt er zurück; und mit Unwillen fügt er ſich dem Schickſale, das ihn nur zum Vaſallen beſtimmte. Jene drey großen Krümmungen ſtehen in einem genauen Verhältniſſe mit der Natur und Geſtaltung des Bodens, durch welchen er geht. Bevor er ſich in den Rhein ergießt, iſt die Maſſe ſeines Waſſers faſt der Maſſe des Rheines vor ſeiner Vereinigung mit dem Mayn gleich; ja Gennette verſichert, daß der Rhein durch dieſen Zuwachs weder tiefer, noch breiter werde. Ich kann nicht ſagen, daß der Augenſchein die

Wahrheit dieſer Behauptung beweiſe, gegen die man wenigſtens die Größe der Fahrzeuge anführen kann, die nicht eher als unter Maynz angetroffen werden.

Auch die Gegend zwiſchen Maynz und Frankfurt verdient bemerkt und geſehen zu werden. Die Bevölkerung iſt hier überaus groß. In einer Strecke Landes von drittehalb Meilen in der Länge und drey Stunden in der Breite zählt man acht kleine Städte, fünf große Flecken und mehr als ſiebenzig Dörfer.

Zu Wickert, einem Dorfe anderthalb Stunden von Maynz, zeigt das Land eine ungewöhnliche Geſtalt. Ein Theil eines Berges, Wetterau genannt, zieht ſich bis an das Ufer des Mayns hinab, und bildet zwey Hügel, auf deren einem das genannte Dorf, auf dem andern Hochheim liegt. Die Umgebungen des erſtern erzeugen einen ſehr guten Wein, der aber doch noch von dem Hochheimer übertroffen wird. Von dieſem Orte nennen die Engländer jede Art von Rheinwein Hock. Nichts iſt reitzender und mannichfaltiger, als die Ausſicht, die man auf dem Wege von Hochheim bis Maynz genießt. Man glaubt eine Landſchaft von mehreren Meilen zu überſehen, ob man gleich nur in eine Entfernung von drey Viertelſtunden ſieht. Einer ihrer ſchönſten Punkte iſt der Zuſammenfluß der beyden Ströme; ein großer und majeſtätiſcher Anblick unter einer Menge von anmuthigen und lachenden Gegenſtänden.

Die Einwohner dieſer Gegend ſind ſtark, wohlgebildet, und von einem muntern Weſen.

Die Wirthin Quickly braucht zwey Gerichtsdiener, um den Falſtaff gefangen zu nehmen. So wie ſie ihn nennt, bemerkt der eine davon ſogleich, es könne einigen von ihnen das Leben koſten, denn er werde vom Leder ziehen — — Ach lieber Gott, ſagt die Wirthin, nehmt euch ja vor ihm in Acht, er kümmert ſich nicht darum, was er für Unheil anrichtet, wenn er mit ſeiner Fuchtel heraus iſt. Er ſtößt zu, wie ein Teufel, er ſchont euch weder Mann, noch Weib, noch Kind. Daher finden wir auch, daß, wenn ſie nur Hand an ihn legen, er ſich aus allen Kräften widerſetzt, und dem Bardolph, der noch frey iſt, zuruft, er ſoll den Degen ziehen: Fort, ihr Lummel! Zieh vom Leder, Bardolph; hau mir den Schurken den Kopf herunter, wirf den Sauſödel in die Goſſe. Die Gerichtsdiener ſchreien: Hülfe! Hülfe! Aber der Oberrichter kommt herein, und da hört der Lärm auf. In einer andern Scene fragt ihn ſeine Hure Dortchen Tearſcheet, wann er einmal aufhören werde zu fechten, wann er einmal anfangen werde, ſeinen alten Leib zum Himmel reiſefertig zu machen? Dazu wird ſie veranlaßt, weil er, aufgefodert, ſeinen Degen zieht, und den Piſtol, der gleichfalls gezogen hat, die Treppe hinunterjagt, und ihn in die Schulter verwundet. Den Piſtol zu verjagen, war keine große That, und ich führe ſie auch nicht als eine ſolche an, aber bey der Gelegenheit war es nothwendig. Ein Schlingel, ein elender Großprahler, ſagt er, der Schurke lief vor mir weg, wie Queckſilber. Lauter Ausdrücke, die, ſo wie ſie die Feigheit des Piſtol in Erinnerung bringen, zu beweiſen ſcheinen, daß Falſtaff ſich auf die Begebenheit nicht viel zu gute that. Man kann auch etwas aus dem David, Shallow's Bedienten ſchließen, der den Falſtaff in ſeiner unwiſſenden Bewunderung einen Kriegsmann nennt. Ich muß hier bemerken, daß weder dieſe Leute, noch ſonſt jemand von Falſtaffs

ſtaffs

III.

Nachricht von dem Eilande Hinzuan oder Johanna.

(Aus dem Engliſchen des Herrn William Jones.)

Das Eiland Hinzuan, deſſen Nahme nach und nach in Anzuama, Anjuan, Johanna und Juanny verkehrt worden, wird ſeit ohngefähr zweyhundert Jahren durch eine Kolonie von Arabern beherrſcht, und ſtellt ein merkwürdiges Beyſpiel einer allmähligen Annäherung eines kleinen Völkchens zu einer geſitteten bürgerlichen Einrichtung dar, welche daſſelbe unter mannichfaltigen natürlichen Vortheilen, aber nur dürftigen Mitteln zu ihrer Verbeſſerung, gemacht hat. Eine Nachricht dieſes afrikaniſchen Eilandes, in welchem man die Sprache der Araber hört, und ihre Sitten findet, wird eben ſo intereſſant an ſich ſelbſt ſeyn, als ſie es auch wegen der Seltenheit der Nachrichten iſt, die man von demſelben hat.

Montags den 28ten Julius 1783. wurden unſre Augen durch einen ſo ſchönen Anblick ergötzt, daß weder mahleriſche noch dichteriſche Schilderungen ihn vollkommen darzuſtellen vermögen, der uns ſo erfreulich war, daß nur die, welche mit uns in einerley Lage geweſen ſind, ſich einen deutlichen Begriff davon werden machen können, wir waren nämlich im Crocodil zehn Wochen und zwey Tage von den ſchroffen Eilanden des grünen Vorgebirges bis hieher unterwegs geweſen. Die Sonne ſtieg in vollem Glanze hinter dem Eilande Marata (wie die Seeleute es nannten) herauf, welches wir freudenvoll den vorhergehenden Nachmittag an der Höhe ſeines Pics erkannt hatten, und welches wir nun nicht beträchtlich entfernt aus den Fenſtern der Kajüte ſahen; dabey lag Hinzuan, nach dem wir uns ſo lange geſehnt hatten, gerade vor uns, deſſen hohes Land uns vorzüglich zugänglich ſchien. Das Wetter war ſchön, das Waſſer eben; und ein gelindes Lüftchen brachte uns kurz vor dem Mittagseſſen um einen Felſen, an welchem der Brilliant genau ein Jahr vorher ſcheiterte, in eine gemächliche Rheede, wo wir unſern Anker des Abends bey guter Zeit fallen ließen. Den Tag über hatten wir auch Mohila, ein anderes nahe gelegenes Eiland, geſehen.

Die Fregatte war ſogleich mit Kanoen umgeben, und das Deck voll von Einwohnern aus allen Ständen, von dem Hochgebohrnen Befehlshaber, der ſein Linnengeräth wuſch, bis zum halbnackten Sklaven, der nur ruderte. Die mehreſten derſelben hatten Empfehlungsſchreiben von Engländern, die aber keiner von ihnen leſen konnte, ob ſie gleich verſtändlich engliſch ſprachen. Einige ſchienen ſtolz zu ſeyn auf Titel, die ihnen unſere Landsleute, nach ihren vermuthlichen Geſchäften zum Spaß gegeben hatten. Wir hatten Lords, Herzoge und Prinzen am Bord, die ſich um unſere Kundſchaft erwarben, und uns um Geſchenke plagten. Wirklich waren ſie zu vernünftig, auf bloße Töne ſtolz zu ſeyn; aber ſie glaubten mit Recht, daß dieſe lächerliche Titel ſie beſonders auszeichnen, und dadurch, das ſie Aufmerkſamkeit erregten, ihnen weſentliche Vortheile verſchaffen würden. Die einzigen wirklich angeſehenen

Leute, die wir ſahen, ehe wir an Land kamen, waren: der Gouverneur Abdullah, zweyter Neffe des Königs, und ſein Bruder Alwi mit einigen von ihren Söhnen, die in der Folge noch wieder werden erwähnt werden; verſtanden Arrabiſch; ſchienen eifrige Anhänger des mahometaniſchen Glaubens, und bewunderten meine Exemplare des Alkoran, in welchem ſie einige Verſe laſen, unterdeſſen daß Alwi ein anderes arabiſches Manuſcript öffnete, und es genauer ins engliſche überſetzte, als ich es erwartete.

Den folgenden Morgen zeigte ſich uns das Eiland in ſeiner ganzen Schönheit; der Anblick war ſo mannigfaltig, daß der beſte Pinſel kaum fähig ſeyn würde, ihn genau darzuſtellen. Sie müſſen ſich alſo mit einer an Ort und Stelle geſchriebenen und ſorgfältig mit der natürlichen Landſchaft verglichenen Beſchreibung begnügen. Wir lagen in einer ſchönen Bey vor Anker, und hatten ein weitläuftiges Amphitheater vor uns, von welchem Sie ſich einen allgemeinen Begriff machen können, wenn ſie ſich eine Menge in Geſtalt und Größe verſchiedener Hügel denken, und ſich dieſe mit kunſtloſer Symmetrie in allen möglichen Lagen unter einander geworfen, vorſtellen. Den Hintergrund bildete eine Reihe Berge, unter denen einer, auf einer Entfernung von etwas mehr als drey Meilen (Engl.) vom Geſtade, beynahe eine halbe Meile ſenkrecht über dem Waſſerſpiegel der See emporragte; alle waren reichlich mit Holz, größtentheils Fruchtbäumen, von einem vorzüglichen Grün bekleidet. Ich hatte manchen Berg von außerordentlicher Höhe in Wales und in der Schweitz geſehen, aber nie einen um deſſen Buſen Wolken beynahe beſtändig herumrollten, und der dabey ſeinen grünen blühenden Gipfel über ſie erhoben hätte, und durch ſie einen Zuſatz eines ſchönen Anſehens erhielt. Zunächſt vor dieſer

ſer entferntern Hügelreihe, war eine andere zum Theil reitzend grün bekleidet, zum Theil unfruchtbar; aber der Contraſt machte auch dieſe Nacktheit ſchön. Noch näher waren unzählbare Berge, oder eigentlicher Klippen, deren grüne Bekleidung und Fruchtbarkeit ganz bis zum Geſtade herrunter reichte. Jede Schattirung von Grün, der angenehmſten Farbe, ſtellte ſich dem Auge auf dem Lande und im Waſſer zugleich dar. Nichts trug mehr zur Abwechſelung dieſer bezaubernden Ausſicht bey, als die vielfältigen Palmbäume, vorzüglich die hohen und anmuthigen Areca's, die am Ufer, in den Thälern, und auf den Rücken der Hügel ſo regelmäßig ſtanden, daß man glauben ſollte, ſie wären abſichtlich ſo gepflanzt worden. Ein angenehmerer Anblick als dieſer, den eine ſo groſze Menge ſchöner Palmen in einer ſolchen Stellung, mit ihren wollüſtigen, wie grünende Federn geſtalteten Gipfeln, nach abgemeſſenen Zwiſchenräumen geordnet, zwiſchen denen man die entferntere Landſchaft erblickt, deren Ergänzung ſie der Einbildungskraft des Beſchauers überlaſſen, ein angenehmerer Anblich als der, den dieſe gewähren, läßt ſich kaum gedenken. Die Stadt Matſamuda lag uns zur Linken, ſie zeichnet ſich in der Entfernung durch den Thurm der Hauptmoſchee aus, welche Halimah eine Königinn des Eilandes, von welcher der jetzige König abſtammt, erbauete. Etwas zur Rechten lag eine kleinere Stadt, Nahmens Bontani. Weder die Gegend von Nizza mit ihren Oelbäumen, Dattelbäumen und Cypreſſen, noch die hieriſchen Eilande, mit ihren entzückenden Orangenwäldern, haben mir ſo reitzend geſchienen, als die Ausſicht von der Rheede von Hinzua; die jedoch, wie uns der Capitain des Crocodils verſicherte, durch die Anſicht mancher Eilande in der Südſee, noch ſehr übertroffen werden ſoll. Wenn das Leben zur vollſtändigen Erfüllung aller unſerer Pflichten gegen Vaterland und die

Unſrigen und zur Erwerbung der nöthigſten Kenntniſſe in irgend einem Grade von Vollkommenheit, nicht ſo ſehr kurz wäre, mit wie vieler Wonne und Nutzen ließe ſich ein beträchtlicher Theil deſſelben auf Bewunderung dieſer wundervollen Welt, und die Betrachtung der Natur des Menſchen in allen ihren Mannigfaltigkeiten verwenden!

Wir eilten an feſtes Land zu kommen, deſſen wir ſo lange entwöhnt waren, und fuhren gleich nach dem Frühſtück an Land, die Stadt zu beſehen, und den Beſuch des Gouverneurs zu erwiedern. Wie wir in Begleitung von einer großen Menge Volks, durch die Stadt giengen, ſetzte ich ſie dadurch in Erſtaunen, daß ich eine arabiſche Inſchrift über dem Eingange einer Moſchee laut las; und noch ungleich mehr, wie ich hineinging, und ihnen vier an die Wand derſelben geſchriebene Denkſprüche erklärte, deren Inhalt folgender war:

„Die Welt iſt zu unſerer Erbauung, nicht zur Er-
„richtung prächtiger Gebäude gegeben; das Leben:
„zur Erfüllung der Pflichten gegen Gott und unſere
„Mitmenſchen, nicht zum Müßiggang bey eitlem
„Vergnügen; Reichthümer: zu freigebiger Verwen-
„dung nicht zu geitziger Bewahrung; und Gelehrſam-
„keit: zu Erzeugung guter Handlungen, nicht zu
„leeren Streitigkeiten.“

Wir konnten nicht umhin den Tempel, ſelbſt des falſchen Propheten zu ehren, in dem wir ſo vortreffliche Moral fanden; wir ſahen nichts beſſer unter allem römiſchen Flitterſtaat in der Kirche zu Madera. Wir kamen zu Abdullahs Hauſe; man führte uns durch einen kleinen Hof in ein offenes Zimmer, in welchem an zwey

Seiten bequeme Sofa's ſtanden; und darüber eine erhöhte Schlafſtelle in einer dunkeln Abtheilung, über welcher eine durchgenähte bunte zitzene Decke, von der Decke des Zimmers herunterhing. Dies iſt die allgemeine Einrichtung der beſten Zimmer auf dieſem Eilande; und die mehreſten mittelmäßigen Häuſer haben eins, an der dem Hofe gegenüber liegenden Seite, um zu allen Tageszeiten ein Zimmer zum Speiſen und zur Ruhe zu haben. Man ſetzte uns reife Datteln von Yemen, und Milch aus Cocusnüſſen vor; aber die Hitze des Zimmers, welches Jedem offen zu ſtehen ſchien, der Neigung hatte, hineinzugehen, und der ſtarke Geruch von Muskus und Cibeth, mit welchem es parfümirt war, erzeugte ſehr bald in uns ein Verlangen, reinere Luft zu genießen. Auch mich konnten die arabiſche Manuſcripte, welche der Gouverneur uns vorlegte, nicht aufhalten, weil ſie mir wenig nutzbar, und folglich von keinem Werth ſchienen, ausgenommen etwa für Liebhaber bloßer Seltenheiten. Doch würde ich eins darunter, das eine Beziehung auf die mahometaniſchen Strafgeſetze hatte, gern für einen billigen Preis gekauft haben; aber er wußte nicht, was er fordern ſollte, und ich wußte, daß beſſere Schriften über eben dieſen Gegenſtand in Bengalen zu haben wären. Er bot mir darauf einen ſchwarzen Knaben für einen von meinen Alkorans, und quälte mich, eine jüdiſche Kleidung, die er am Bord geſehen hatte, gegen eine Kuh und ein Kalb zu vertauſchen; die goldenen Pantoffeln gefielen ihm am beſten, weil, wie er ſagte, ſeine Frau ſich ſehr dazu freuen würde, ſie zu tragen; deswegen ſchenkte ich ſie ihm; das Buch und das Kleid hatte ich ſeinem Herrn beſtimmt. Ich konnte keine hohe Meynung von Sayyad Abdullah faſſen, weil er ſehr gewinnſüchtig und niederträchtig ſchien, wo er etwas zu erhalten hoffte.

Den nächſten Beſuch ſtatteten wir bey Schaikh Salim ab, dem älteſten Sohn des Königs. Hätten wir ihn zuerſt geſehen, ſo würden wir nach ihm die Verfeinerung der Nation auf der allerunterſten Stufe geſchätzt haben. Der ärmſte engliſche Häuerling wohnt in dem ſchlechteſten Stall beſſer, und hat in demſelben ein fürſtlicheres Anſehen, als dieſer Kronprinz. Wenn gleich ſein Anſehen und ſeine Bekleidung äußerſt wild waren, ſo iſt jedoch etwas davon auch mit auf ſeine Krankheit zu rechnen, welche, wie wir in der Folge hörten, ein Abſceß in der Milz war; welcher in dieſen Gegenden nicht ſelten ſeyn, und oft, nach arabiſcher Heilart, durch wirkliches Brennen geheilt werden ſoll. Er kauete unaufhörlich Stücken von einer Arekanuß mit Muſchelkalk, eine Gewohnheit, die, wie ich glaube, von den Indiern entlehnt iſt, welche jedoch das Gemiſch durch Gewürz und Betelblätter, wozu ſie ehemahls auch Kampher miſchten, ungemein verbeſſern. Prinz Salim gaffte ſich von Zeit zu Zeit mit Wohlgefallen in einem Spiegelſcherben an, der auf ein Brett geklebt war, ein Beweis einer Armſeeligkeit, die wir in keinem andern Hauſe bemerkten. Mancherley Veranlaſſungen überzeugten uns, daß die anſcheinend elenden Umſtände ſeiner königlichen Hoheit, da er ſich mit ſeinem Vater recht gut ſtand, und es ihm auch nicht an Anſehen zu fehlen ſchien, bloß in ſeinem Geiz gegründet waren.

Sein Bruder Hamdullah, der gewöhnlich zu Domoni reſidirt, iſt von ganz verſchiedener Gemüthsart, und wird für einen würdigen, klugen und gelehrten Mann gehalten; er war den Tag vorher zu Matſamuda angekommen, weil er gehört hatte, eine engliſche Fregatte ſey auf der Rheede, und da ich einige Minuten ausgegangen war, um eine arabiſche Inſchrift zu leſen, fand ich ihn bey meiner Zurückkunſt beym Verſchlingen eines Manuſcripts, welches ich Einem von der Geſellſchaft in Verwahrung gegeben hatte. Er iſt ein Kati oder mahometaniſcher Richter, und ſcheint mehr Kenntniſſe zu beſitzen, als ſeine Landsleute, es war mir ungemein leid, daß ich mich nur wenig mit ihm unterhalten konnte. Der König Schaikh Akmed hat noch einen jüngeren Sohn, Nahmens Abdullah, der gewöhnlich in der Stadt Vani reſidirt, die er aber ſelten verläßt, weil er eine ſchwächliche Geſundheit hat. Da die Thronfolge der Sultane nicht unveränderlich bey einer Linie feſtgeſetzt iſt, ſondern eine Beſtätigung der Vornehmſten des Eilandes erfordert, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß der Prinz Abdullah zur Regierung kommen wird.

An der Seite des Lochs, in welchem uns Salim empfing, war ſein Haram, oder die Wohnung ſeiner Frauenzimmer, die er uns lange zu ſehen erlaubte, nicht aus Höflichkeit gegen uns als Fremde, wie wir zuerſt glaubten, ſondern wie er uns nachher ſelbſt ſagte, in Erwartung eines Geſchenks. Wir ſahen nur zwey oder drey elende Geſchöpfe, mit bedeckten Köpfen, unterdeß ſeine Favoritinn, wie wir glauben, hinter einem groben Vorhang ſtand, und uns ihre mit ſilbernen Ringen beladenen Fußknöchel zeigte; welche ſie, wenn ſie einiges Nachdenkens fähig war, mehr für glänzende Feſſeln als für Zierrathen halten mußte. Aber ein vernünftiges Geſchöpf würde den Zuſtand eines, der Gefahr des Hungers in einem Walde ausgeſetzten wilden Thieres, dem glänzenden Elende vorgezogen haben, Salims Maitreſſe oder Frau zu ſeyn.

Vor unſerer Rückkehr wollte mir Alwi noch ſeine Bücher zeigen; aber es war ſchon zu weit am Tage, und ich verſprach, ihn den folgenden Morgen zu beſuchen. Der Gouverneur vermochte uns aber dahin, den folgenden Tag ſeinen Landſitz zu beſehen, wohin er uns auf den folgenden Tag zum Mittagseſſen einlud. Der Weg dahin war ſehr angenehm, an der Seite eines Baches, der an einer Stelle ein kleines zum Baden ſehr bequemes Becken bildete, und von dannen durch kleine Wälder und Alleen, bis zum Fuß eines Hügels führte. Das Speiſezimmer war aber wenig beſſer, als ein offenes Wetterdach, und nur wegen der Kühle ſeines Schattens empfehlungswürdig. Bey der Rückkehr wollte uns Abdullah mit zwey Mufti's, die nur ſchlecht Arabiſch ſprachen, und ſehr begierig ſchienen, alle meine Manuſcripte zu ſehen, an Bord begleiten. Sie waren aber keine ſonderliche Gelehrte, und ſtaunten ein ſchönes Exemplar vom Hamaſah, und andere Sammlungen alter Gedichte, mit dummer Bewunderung an.

Früh am folgenden Morgen kam ein ſchwarzer Bote vom Prinzen Salim, mit einem gelben Jungen, der ihm als Dollmetſcher diente. Der Prinz hatte ſein Perſpectiv zerbrochen, und wünſchte ein anderes zu kaufen, oder einzutauſchen. Man ſchickte eine höfliche Antwort zurück, und traf Veranſtaltung zu Erfüllung ſeiner Wünſche. Da wir unſerer Seits ein Verlangen bezeugten, den König zu Domoni zu beſuchen, ſagte uns des Prinzen Bote, ſein Herr würde uns ohne Zweifel Palankins leihen, (dann auf dem ganzen Eilande war kein Pferd,) und einer zureichenden Anzahl ſeiner Unterthanen befehlen uns zu tragen, die wir nach Billigkeit für ihre Bemühung bezahlen könnten. Wir trugen ihm deswegen auf, dieſe Gefälligkeit für uns zu erbitten, und baten, daß alles zur Reiſe vor Sonnenaufgang möchte in Bereitſchaft gehalten werden, um der Mittagshitze zu entgehen, die wir, ob es gleich Winter war, außerordentlich ſtark fanden. Der Junge deſſen Nahme Cambo

Madi war, blieb länger bey uns als ſein Begleiter; er hatte etwas vorzüglich Kluges in ſeinem Blick, und ſprach ſein gebrochenes Engliſch ſo natürlich, daß wir ihn aufmunterten, ſein unſchuldiges Geplauder fortzuſetzen. Er las und ſchrieb das Arabiſche erträglich gut, und ſchrieb auf mein Verlangen die Nahmen verſchiedener Städte des Eilandes auf, auch ſagte er mir zuerſt, daß der eigentliche Nahme des Eilandes Hinzuan wäre. Er hatte dem Fehler mit dem Gouverneur und andern Edlen gemeinſchaftlich, daß er ſich alles ausbat, was ihm gefiel; doch kaum im höheren Grade als jene. Seine erſte Bitte um etwas Lavendelwaſſer, wurde ihm bereitwillig gewährt; und eine kleine Flaſche davon machte ihn ſo erfreut, daß er, wenn wir es hätten leiden wollen, unſere Füße geküßt haben würde. Aber er freuete ſich nicht ſo auſſerordentlich um ſein ſelbſt willen; er bezeugte uns unter dem Ausbruch von Thränen, daß ſeine Mutter ſich ſehr darüber freuen würde, und die Vorſtellung ihrer Freude erfüllte ihn mit Entzücken. Nie ſah ich wärmeres Gefühl kindlicher Liebe, und zärtlichere und meiner Meinung nach, ungekünſteltern Ausdruck derſelben. Doch war dieſer Knabe kein Günſtling unſerer Officiere, die ihn für einen Heuchler hielten. Er ſagte, ſeine Mutter hieße Fatime, und drang in uns ſie zu beſuchen, indem er, wie ich glaube, dafür hielt, jedermann müſſe ſie lieben und bewundern; wir verſprachen ſeinen Wunſch zu erfüllen, und entließen ihn mit einigen Geſchenken.

Da ich mich bey ihm des Aladdin in den arabiſchen Mährchen erinnerte, nahm ich mir vor, ihm dieſen Nahmen in dem Empfehlungsbriefe zu geben, um den er mich inſtändig bat, anſtatt des Nahmens St. Domingo den ihm einige Europäer lächerlicher Weiſe gegeben hatten. Weil aber die Anſpielung nicht allgemein beſtaffs Gefolge den geringſten Ausdruck fallen laſſen, woraus die kleinſte Vermuthung von Feigheit von ihm gefolgert werden könnte; und dies iſt, deucht mich, ein negativer Beweis, der Gewicht hat.

Doch, um ein wenig höher zu gehn, (wenn wir anders höher gehn, indem wir Shallow's Urtheil betrachten) von ihm bekommen wir indeſſen doch die früheſte Nachricht vom Falſtaff. Er erinnert ſich, wie Falſtaff ein Edelknabe von Thomas Mowbray, Herzog von Norfolk war. Er ſchlug, ſagt er, am Thorweg unſrer Stiftung dem Skogan ein Loch in den Kopf, als er nur noch eine kleine Krabbe, kaum ſo hoch, war. Shallow betrachtet ihn durchgehends als einen braven Anführer und Soldaten, und erzählt das nur als ein frühes Zeichen von ſeiner künftigen Tapferkeit. Es iſt wahr, Shallow iſt ein ſehr lächerlicher Charakter, aber dieſe Ideen hat er irgendwo aufgeleſen, aber keine, die dieſen entgegen wären. Ich brauche jezt nur zu beweiſen, daß Falſtaff in dem Stücke in gutem Rufe ſtand, und er war damals ſchon faſt ſiebenzig Jahr alt, und hatte im Soldatenſtande den thätigen Theil des Lebens zugebracht. In dieſer Epoche kann man den allgemeinen Ruf wohl als das Siegel ſeines Charakters betrachten, ein Siegel, das man vielleicht wegen nachheriger Handlungen nicht einmal brechen ſollte.

Doch wir wollen weiter gehn, Lord Bardolph war ein Mann von Welt, von Einſicht und Beobachtungsgeiſt. Er bringt dem Northumberland die, obgleich irrige, Nachricht, daß Percy den König bey Shrewsbury geſchlagen habe. Der König ward, ihm zufolge, verwundet, der Prinz von Wallis und die beyden Blunts geſchlagen, gewiſſe Edle, die er nennt, entkamen durch die Flucht, und der dicke Sir John Falſtaff ward gefangen genommen. Aber wie kam Falſtaff nun in die Liſte? Das Gerücht ſezte ihn darunter. Er hat dieſem Gerüchte viel zu

dankannt geweſen ſeyn möchte, und der Titel Alau' Idin Hochgläubig, ſeine Obern hätte beleidigen können, ſo hielt ich für rathſamer, ſeinen afrikaniſchen Nahmen beyzubehalten.

Wir fanden nur eine ſehr mittelmäßige Mahlzeit in dem Hauſe des Gouverneurs für uns bereitet; ihn ſelbſt ſahen wir den ganzen Tag nicht, weil es der Anfang des Ramadan, oder der mahometaniſchen Faſten war; er war mit Andachtsübungen beſchäftigt, oder brauchte ſie zur Entſchuldigung; aber ſein älteſter Sohn, nebſt Muſa, der nebſt ſeinem Bruder Huſſain dem Capitain als Unterhändler zugegeben war, ſaßen die Zeit über, daß wir aßen, bey uns.

Ich hatte eine ſehr ſchöne ſechs Fuß hohe Staude, die aber damahls nicht blühete, in dem Hofe bemerkt, und erfuhr mit Vergnügen, daß es der Hinna wäre, von dem ich ſo viel in arabiſchen Gedichten geleſen hatte, welchem die europäiſchen Botaniker den lächerlichen Nahmen Lawſonia gegeben haben. Muſa zerquetſchte einige ſeiner Blätter, befeuchtete ſie mit Waſſer und legte ſie auf unſere Nägel und Fingerſpitzen, welche in kurzer Zeit mit einer dunkeln ſcharlachrothen, ins orangegelbe ſpielenden Farbe davon gefärbt wurden. Ich hatte mir daher von dieſer Färbung eine irrige Vorſtellung gemacht, und geglaubt, die Araber brauchten ſie dazu, um die natürliche Röthe dieſer Theile bei jungen geſunden Leuten nachzumachen, die in allen Ländern, für eine Schönheit gehalten werden muß. Vielleicht daß eine geringere Menge des Hinna, oder eine andere Zubereitung dieſe Wirkung geleiſtet hätte. Die alten Leute in Arabien bedienen ſich dieſer Farbe, ihre grauen Haare zu verbergen, und ihre Töchter färben ſich Lippen und Zahnfleiſch ſchwarz, die Weiße ihrer Zähne abſtechender zu machen. So allgemein iſt bey allen Nationen und Altern perſönliche Eitelkeit, und die Liebe die Wahrheit zu verſtecken; wenn gleich in allen Fällen unſer Geſchlecht, je weiter es ſich von der Natur entfernt, auch deſto weiter hinter wahrer Schönheit zurück bleibt. Wenigſtens ſollten Männer dergleichen Künſteleyen, um ſich bey irgend einer Gelegenheit oder zu irgend einem Zweck zu verſtellen, ihrer unwürdig halten; und wenn Frauenzimmer von Stande zu Paris oder London wünſchen ihnen nachzuahmen, und Araber Barbaren nennen wollen; ſo ſollten ſie ihren Haarputz und Wangen in einem Spiegel betrachten, und wenn ſie nicht erröthen können, ſich wenigſtens innerlich ihrer Vorwürfe ſchämen.

Des Nachmittags ging ich ein beträchtliches Stück eines geſchlängelten Pfades an den Bergen hinauf, zwiſchen Pflanzen und Bäumen, die ſo ſchön als neu für mich waren, und beklagte ſehr, daß ſo wenige derſelben in Blüthe ſtanden, weil ich Muße genug hatte, ſie näher zu unterſuchen. Neugierde leitete mich von Hügel zu Hügel, und zuletzt kam ich zu den Quellen eines Baches, über welchen wir nahe bey dem Geſtade gegangen waren, und aus welchem unſer Schiff mit vortreflichem Waſſer verſehen wurde. Ich ſahe keine Vögel auf den Bergen, als Guineiſche Hühner, die man leicht hätte fangen können. Keine Inſekten waren mir beſchwerlich als Mücken; auch fürchtete ich keine giftigen kriechenden Thiere, weil man mich verſichert hatte, die Luft ſey zu rein, als daß ſie darinn leben könnten, aber oft verſcheuchte ich die angenehmen harmloſen Eidexen, die zwiſchen den Stauden herumliefen. Auf meiner Rückkehr verlohr ich den Weg, auf dem ich gekommen war; aber einige Schwarze, die mir mit Yams und Plantanen beladen begegneten, zeigten mir einen andern, welcher mich durch einen angenehmen Wald von Cocosnußbäumen wieder zum Landſitz des Gouverneurs brachte, wo unſer Tractament mit einem Sillabub beſchloſſen wurde, deſſen Bereitung die Engländer die Araber gelehrt hatten.

Wir erhielten keine Antwort von Salim, auch erwarteten wir keine, weil wir es für unbezweifelt hielten, daß er unſer Vorhaben, ſeinen Vater zu beſuchen, nicht anders als billigen könnte; wir kamen deswegen vor Sonnenaufgang an Land, in ſicherer Erwartung einer angenehmen Reiſe nach Domoni, aber unſere Hoffnung ſchlug glücklicherweiſe fehl. Die Diener des Prinzen ſagten uns an der Thür, ihr Herr wäre nicht wohl, ſie glaubten, er ſchliefe noch, er hätte wegen der Palankins nichts befohlen, und ſie dürften ihn nicht ſtören. Alwi kam bald, uns ſein Compliment zu machen, und hatte ſeinen älteſten Sohn bey ſich, wir gingen mit beiden in die Gärten der Prinzen Salim und Hamdullah. Ihre Lage war natürlich gut, aber ſie waren wüſt. In Salims Garten, in welchen wir durch ein elendes Schauer eingingen, ſahen wir einen bequemen Badeplatz von Steinen erbauet, aber damahls in groſſer Unordnung; auch ein Wetterdach ſtatt eines Gartenhauſes, völlig ſo, wie das, unter welchem wir bey dem Gouverneur gegeſſen hatten, aber kleiner, und nicht ſo nett. Auf der Erde lag eine Art von Wiege, gegen ſechs Fuß lang, und wenig über einen Fuß breit aus gedreheten in eine Art von grobem Netzwerk verbundenen Strängen, welche an jeder Seite an einem langen und dicken Bambu befeſtigt war. Wir hörten mit Verwunderung, dies ſey ein königlicher Palankin, und eins von den Behältniſſen, in welchem wir auf Menſchenſchultern über die Berge hätte ſollen geſchaukelt werden.

Ich ſprach viel mit Achmed, und fand ihn wohl unterrichtet und mittheilend. Er erzählte mir, mehrere von ſeinen Landsleuten hätten Geſänge und Melodien dazu gemacht; er ſelbſt ſey ein leidenſchaftlicher Liebhaber der Dichtkunſt und Muſik, und wenn wir bey ihm eſſen wollten, ſo wollte er uns vorſingen und vorſpielen. Wir lehnten ſeine Einladung ab, weil wir Bana Gibu verſprochen hatten, wenn wir einen Tag zu Matſamuda zubringen würden, bey ihm zu ſpeiſen. Von Bana Gibu, der ein ehrlicher Mann war, kauften wir Eyer und Gartengewächs, die Engländer hatten ihm den Beynahmen Lord gegeben, der ihn äußerſt eitel machte. Wir konnten Sayyad Achmed deswegen bloß einen Morgenbeſuch machen. Er ſang uns einen oder ein paar Hymnen arabiſch vor, und begleitete ſeinen gezogenen doch pathetiſchen Geſang mit einer Art von Mandoline, die es mit einer umgekehrten Federſpuhle ſtrich. Das Inſtrument war ſehr unvollkommen, ſchien ihm aber große Freude zu machen. Die Nahmen der Saiten waren mit arabiſcher und indiſcher Schrift, einzeln und vermiſcht, darauf geſchrieben; mir ſchien es keiner Abſchrift würdig. Er gab dem Capitain Wilſon, welcher litterariſche Seltenheiten der Bibliothek zu Dublin ſchenken zu können wünſchte, eine kleine Rolle, die einen mit arabiſchen Buchſtaben geſchriebenen Hymnus enthielt, in der Sprache von Mombaza, mit arabiſch vermiſcht. Sie ſchien kaum einer Unterſuchung würdig, denn das Sprachſtudium an ſich hat nur geringen innern Werth, und iſt nur als Hülfsmittel zu wahren Kenntniſſen nützlich, die wir aber ſchwerlich bey Dichtern zu Mozambique ſuchen dürfen. Achmed würde nach meiner Meynung, eine europäiſche Arie (ich nehme allemahl franzöſiſche Melodien aus) mit Entzücken gehört haben; denn ſein Leibſtückchen war ein gemeiner Iriſcher Bauerntanz, in den er höchſt verliebt ſchien.

Bey unſerer Rückkehr an das Geſtade hatte ich mir vorgenommen, den alten Alwi, und den Prinz Salim, mit deſſen Denkungsart ich damahls noch nicht bekannt war, zu beſuchen. Ich entſchloß mich deswegen allein am Lande zu bleiben, weil wir unſer Mittagseſſen bey Gibu früh beſtellt hatten. Alwi zeigte mir ſeine Manuſcripte, welche vorzüglich auf die Gebräuche und Geſetze ſeiner Religion Beziehung hatten. Eins derſelben, das ich vormahls auch in Europa ſchon geſehen hatte, war eine Sammlung erhabener und ſchöner Lobgeſänge auf Mohammed, mit erklärenden Anmerkungen am Rande. Ich bat ihn, einen derſelben nach arabiſcher Weiſe zu leſen, und er ſang ſie mir in einer gar nicht unangenehmen Melodie vor; aber, ich bin überzeugt, daß er ſie nur ſehr unvollkommen verſtand. Das gegen die Straße zu offene Zimmer wurde bald voll Beſuchender; die größtentheils Mufti's oder Ausleger des Geſetzes waren. Alwi, der vielleicht Neigung hatte, ſeinen Eifer vor ihnen, auf Koſten guter Erziehung zu zeigen, leitete meine Aufmerkſamkeit auf eine Stelle einer Auslegung des Korans, welche mir gegen die Chriſten gerichtet ſchien.

Der Commentator, nachdem er mit einigen Zuſätzen, jedoch im Ganzen mit ziemlicher Genauigkeit, die Umſtände der Verſuchung erzählt hat, legt dem Verſucher folgende Worte in den Mund: „Bin ich gleich unfähig, dich zu betrügen, ſo will ich doch durch dich mehr Menſchen verführen, als du zurecht bringen kannſt.“

„Dieſe Drohung war auch nicht vergeblich,“ ſagt der mahometaniſche Schriftſteller, denn die Bewohner eines viele Tauſend Meilen großen Landes werden noch immer ſo vom Teufel betrogen, daß ſie gottloſer Weiſe I'ſa den Sohn Gottes nennen; der Himmel bewahre uns, fährt er fort, „ſowohl für Gott läſternden Chriſten, als Gott läſternden Juden.“

Obgleich ein Religionsſtreit mit dieſen hartnäckigen Eiferern ſehr an der unrechten Stelle und gänzlich fruchtlos geweſen ſeyn würde, ſo ſchienen ſie mir doch deswegen einen leichten Verweis zu verdienen, weil ſie dieſen Angriff wahrſcheinlich unter ſich verabredet hatten.

„Der Commentator“, ſagte ich, „verdient groſſen Tadel wegen ſeines übereilten und ungerechten Urtheils. Der Beynahme, der einem Geſetzgeber, und auch euch, ſo anſtößig ſcheint, wurde in einer ſtarken Figur der hebräiſchen Sprache gemäß, wenn gleich nicht der arabiſchen, Einzeln, heiligen Menſchen, und ſogar, allen Menſchen, beygelegt, denen ſogar anbefohlen iſt, Gott ihren Vater zu nennen. In dieſem weitläuftigen Sinne, nennt der Apoſtel an die Römer die Auserwählten Kinder Gottes, und den Meſſias, den Erſtgebohrnen unter vielen Brüdern; aber das Wort: eingebohren, kömmt ihm im höhern Verſtande und ausſchließlich zu [*]) Was mich betrifft, der ich an die Schrift glaube, an die ihr gleichfalls zu glauben eingeſteht, wenn ihr gleich, ohne es bewieſen zu haben, vorgebt, wir hätten ſie verfälſcht, ſo kann ich ihm einen Beynahmen nicht verſagen, durch den, wenn er gleich unſere Begriffe weit überſteigt, er in dem Evangelio beſonders ausgezeichnet wird. Auch machen ſie die Mahometaner, die ihn ausdrücklich den Meſſias nennen, und auch glauben, daß er von einer Jungfrau geboren worden, welcher Umſtand allein hinreichend wäre, den

---

*) Röm. 8, 29. 1 Joh. 3, 1. 2 Barrow. 231. 232. 251.

Ausdruck zu rechtfertigen, den euer Schriftſteller verdammet, ſelbſt der Wortklauberey ſchuldig, wenn ſie nicht läugnen können, daß unſer Glaube in der Hauptſache mit dem ihrigen übereinſtimmet.

Die Muſelmänner hatten hierauf nichts zu erwiedern, und wir ſprachen darauf von andern Dingen.

Ich erſtaunte über die Fragen, die Alwi mir wegen des letzten Friedens, und der Unabhängigkeit von Amerika vorlegte; von der Stärke und den Hülfsquellen Großbrittanniens, Frankreichs, Spaniens und Hollands; vom Charakter und den anſcheinenden Abſichten des Kaiſers; von einer verhältnißmäßigen Stärke der ruſſiſchen, der kaiſerlichen und der türkiſchen Kriegsheere, und den verſchiedenen Arten ſie zur Wirkſamkeit zu bringen. Ich beantwortete alles ohne Rückhalt, mit Ausnahme des Zuſtandes unſerer Beſitzungen in Oſtindien; auch waren meine Antworten nicht verlohren, denn ich bemerkte, daß ſie auf die ganze Geſellſchaft mannigfaltige Eindrücke machten, gewöhnlich durch Erſtaunen, oft durch Theilnahme; beſonders, wann ich ihnen die große Stärke und bewundernswürdige Kriegszucht des öſterreichiſchen Heeres, und die dummen Vorurtheile der Türken ſchilderte, die ſich durch nichts dazu wollen bringen laſſen, ihre alte tatariſche Kleidung abzulegen, und die Schwäche ihres Reichs in Afrika, und ſelbſt in den entfernteren Provinzen ihrer Beſitzungen in Aſien, nicht verbergen können.

Zur Vergeltung gab er mir eine deutliche, wenn gleich nur allgemeine, Nachricht von der Regierungsform und dem Handel dieſes Eilandes. „Sein Vaterland“, ſagte er, „ſey arm, und erzeugte nur wenige Handelsartikel; wenn ſie aber nur Geld anſchaffen könnten, welches ſie jetzt den Spielſachen vorzögen," das waren ſeine eignen Worte, „ſo würden ſie auch leicht im Stande ſeyn, ſich fremde Bequemlichkeiten anzuſchaffen, und dieſe mit Vortheil bei ihren Nachbarn, auf den nächſten Eilanden, und auf dem feſten Lande abſetzen können. Mit ein wenig Geld kaufen wir jetzt Schießgewehre, Pulver, Kugeln, Hauer, Meſſer, Laken, rohe Baumwolle, und andere Waaren, die uns von Bombay gebracht werden, und mit dieſen handeln wir nach Madagaſcar, um natürliche Erzeugniſſe des Landes, oder um Thaler, mit denen die Franzoſen Vieh, Honig, Butter und dergleichen daſelbſt einkaufen. Mit dem Gelde, das wir von euern Schiffen erhalten, können wir von dem Einwohnern von Mezambique Elephantenzähne einkaufen, welche ſie auch gegen Ammunition und Stabeiſen verkaufen. Auch geben uns die Portugieſen in dieſem Laken verſchiedener Art für die Erzeugniſſe unſeres Landes. Das Laken ſetzen wir mit vielem Vortheil auf drey benachbarten Eilanden ab; woher wir Reis, Vieh, und eine auf Comara wachſende Brodfrucht, auch Sklaven, zurückbringen, die wir gleichfalls in andern Oertern, nach denen wir handeln, einkaufen. Und allen dieſen Handel treiben wir mit unſern eigenen Schiffen."

Hier konnte ich mich nicht enthalten, meinen Abſcheu an ihrem Sklavenhandel zu bezeugen, und ihn zu fragen, mit was für Recht ſie ſich ein Eigenthum an vernünftigen Weſen anmaaßen könnten, da unſer Schöpfer unſerm Geſchlecht doch nur eine mit Mäßigung zu benutzende Oberherrſchaft, über die Thiere des Feldes und die Vögel der Luft, aber keine Herrſchaft des Menſchen über Menſchen ertheilt habe. „Durch gar kein Geſetz," antwortete er, „es ſey denn, daß man Noth für ein Geſetz anerkenne. Es gibt Nationen in Afrika, die weder Gott, noch ſeinen Propheten, noch Moſes, noch David, noch einen Meſſias kennen. Dieſe Nationen leben beſtändig im Kriege, und machen viele Gefangen, welche ſie gewiß tödten würden, wenn ſie ſie nicht verkaufen könnten. Einzelne unter ihnen leben in der äußerſten Armuth, und haben viele Kinder, welche, wenn ſie dieſelben nicht los werden könnten, mit ihren elenden Aeltern Hungers ſterben müßten. Dadurch, daß wir dieſe kaufen, erhalten wir ihnen das Leben, und vielleicht noch manchen andern, die unſer Geld rettet. Die Summe unſerer Schlüſſe iſt die: Wenn wir ſie kaufen, erhalten ſie ihr Leben — wenn ſie gute Diener werden, können ſie gut leben; wenn ſie aber nicht verkauſt werden, müſſen ſie eleydiglich umkommen.“

„Es mag einzelne ſolche Fälle geben, ſagte ich, allein, ihr macht aus einzelnen Fällen irrig einen allgemeinen Schluß; und das iſt eben der Fehlſchluß, der die Menſchen bey ſo mannigfaltigen andern Gelegenheiten irre führt. Unbezweifelt erregt ein beſtändiger vortheilhafter Handel mit Menſchen Kriege, in welchen allmahl Gefangene gemacht werden, und unterhält dadurch eine beſtändige Feindſchaft. Dieſe haltet ihr für die Urſache eines ſchädlichen tadelnswürdigen Gewerbes, da ſie doch in der That die Wirkung derſelben iſt. Eben dieſer Handel beſtärket die Faulheit einiger Aeltern, und verleitet andere, ihr natürliches Gefühl zu betäuben, da ſie doch alle durch gehörigen Fleiß ihre Familien würden haben erhalten können. Höchſtens kann aber dieſe Rettung ſolcher unglücklicher Kinder, nur ein perſönlicher zwiſchen beiden Theilen eingegangener Vertrag ſeyn, zu Dankbarkeit und billigen Dienſtleiſtungen von ihrer, und zu Güte und Leutſeligkeit von eurer Seite. Könnt ihr aber euch wohl überreden, dieſen von eurer Seite erfüllt zu haben, wenn ihr geg[illegible] ihren Willen über ſie verordnet, und ſie mit eben der Gleichgültigkeit verkauft, wie ein Stück Vieh; beſonders denn, wenn ſie fähig werden den Koran zu leſen, und Stützen eures Glaubens zu ſeyn?“

„Das Geſetz,“ erwiederte er, „verbietet uns, ſie zu verkaufen, wenn ſie an den Propheten gläubig werden; auch werden bloß kleine Kinder verkauft, auch dieſe nicht oft, und nur von einzelnen Herren.“ —

„Ihr, die ihr an Muhammed glaubt,“ ſagte ich, „ſeyd nach dem Buchſtaben und dem Geiſt ſeiner Geſetze verbunden, Sorge zu tragen, daß auch die an ihn gläubig werden; und wenn ihr dieſe wichtige Pflicht, um ſchnöden Gewinnſtes willen, vernachläßigt, ſo begreiſe ich nicht, wie ihr auf Glück in dieſer, und Seeligkeit in jener Welt hoffen könnt.

Mein alter Freund und die Mufti's geſtanden das zu, und murmelten einige Gebete, hatten aber wahrſcheinlich vor Ablauf weniger Minuten meine ganze Predigt vergeſſen.

Bey dieſer Unterredung war die Zeit ſo verlaufen, daß ich dem Prinzen Salim nur einen kurzen Beſuch machen konnte. Die Abſicht meines Beſuchs war, die Zeit unſerer Abreiſe nach Domoni, auf morgen möglichſt früh anzuſetzen. Sein Aeußeres war wilder als jemahls, und ich fand ihn in einer Laune, ſich aufs bitterſte über die Engländer zu beſchweren. „Man hätte auf keine Weiſe, ſagte er, die gütige Aufmerkſamkeit, die er ſelbſt und die Vornehmſten ſeines Landes, den Offizieren und dem Schiffvolk des Brilliant bewieſen hätten, erkannt, obgleich ſchon ein ganzes Jahr ſeit dem Schiffbruch deſſelben verfloſſen wäre.“ Ich wunderte mich wirkdanken. Hätte er aber nicht als Soldat in Ruf geſtanden, wäre er nicht eben ſo tapfer als fett, wäre er blos dick geweſen, ſo wäre es ſchicklicher geweſen, wenn der Lord ihn zur Bagage oder Proviant gezählt hätte. Die Wahrheit der Sache ſcheint zu ſeyn, daß Sir John Falſtaff wirklich eine wichtigere Perſon iſt, als er vorgeſtellt wird. Wir ſehn ihn blos in ſeinen vertrautern Stunden, wir gehn mit Heinrich und Poins ins Wirthshaus, wir helfen mit lachen, und machen uns einen Ruhm daraus, auf ihn zu ſticheln. Aber es mag immer viel Wahrheit in dem ſeyn, was er ſelbſt an den Prinz ſchreibt, ob er gleich Hans Falſtaff unter ſeinen guten Freunden wäre, ſo ſey er doch Sir John für das übrige Europa.

Man hat, und ich glaube, mit Recht bemerkt, daß niemand ein Held in dem Auge ſeines Kammerdieners ſey. Und ſo iſt es auch, wir ſind blos Zeugen von Falſtaffs Schwachheit und Narrheit, wir lernen den Hans Falſtaff den dickbäuchigten Hans, den Sir John Bauch kennen; wollen wir uns aber nach dem Sir John Falſtaff umſehn, ſo müſſen wir, wie Bunyan es würde ausgedruckt haben, die Brillen der Beobachtung aufſetzen. Was z. E. ſein militäriſches Kommando zu Shrewsbury betrift, ſo wird man auf den erſten Anblick nichts finden, als daß der Prinz ganz vertraut in dem Ton, den er insgemein annimmt, wenn er vom Falſtaff ſpricht, ſagt: Ich will dem fetten Schurken eine Stelle unter dem Fußvolk verſchaffen, und an einem andern Orte: Hans, ich will dir eine Stelle unter dem Fußvolk verſchaffen: komm morgen früh zu mir in Tempel Hall. Wir können in der That daraus folgern, daß ein Prinz von ſo großen Fähigkeiten, deſſen Wildheit nur äußerlich und angenommen war, unter ſo kritiſchen Umſtänden, keinem bekannten feigen Menſchen eine Stelle unter dem Fußvolk verſchaft haben würde. Aber es liegt noch mehr darinnen. Wir ſehn aus dieſem Bericht,

dem

lich über die Vergeſſenheit, der man eine ſolche Vernachläßigung zuſchreiben müßte, und verſicherte ihn, daß ich mich darüber an beyden Orten, in Bengalen und durch Briefe in England äußern wollte. „Von Briefen, ſagte er, haben wir wenig zu hoffen, denn wenn wir damit anſtatt des Geldes bezahlt wurden, und ſie am Bord eurer Schiffe vorzeigten, wurden wir gewöhnlich mit Verachtung, oft mit Verwünſchungen behandelt. „Ich verſicherte ihn, daß dieſe Briefe von ſehr gleichgültigem Inhalt, und von Leuten ohne allen Einfluß geweſen, oder ſehr ungezogenen Leuten vorgezeigt ſeyn müßten, deren in jeder Nation nur zu viele wären, daß aber ſolche einzelne Beyſpiele von Grobheit bey ihm kein allgemeines Vorurtheil gegen den Charakter der Nation erzeugen könnten. „Aber,“ erwiederte er, „ihr ſeyd eine reiche Nation, und wir ſind dürftig; und obgleich alle unſere Cokuswälder, unſere Früchte und unſer Vieh zu euern Dienſten ſind, ſo ſucht ihr uns doch immer den Kauf alles deſſen zu erſchweren, was ihr Luſt habt uns zu überlaſſen, und wollt uns ſehr oft nicht einmahl weder geben noch verkaufen, was uns vorzüglich mangelt.“ Um eine angemeſſene Meynung von uns zu erhalten, antwortete ich ihm, müßtet ihr uns in unſerem eigenen Eilande, oder wenigſtens in Indien, beſuchen. Hier ſind wir fremde und Reiſende; viele von uns haben überall keine Neigung zum Handel, und keiner von uns denkt daran, auf Hinzuan Handel zu treiben, wo wir blos anlegen, um uns zu erfriſchen. Diejenigen Kleider, Waffen oder Werkzeuge, die ihr verlangt, ſind uns gewöhnlich unentbehrlich, oder dienen zu unſerer Bequemlichkeit. Sollten aber Sayyad Alwi, oder ſeine Söhne, einmahl Fremdlinge in unſerem Lande werden, ſo ſollten ſie ſicher keine Urſach haben, ſich größer Gaſtfreyheit zu rühmen. Er zeigte mir darauf zum zweytenmahl ein Stück einer alten ſeidenen Weſte, mit dem Stern des Diſtelordens, und erſuchte mich, ihm die Umſchrift zu erklären; dabey bezeugte er einen Wunſch, daß der König von England, ihm zur Vergeltung der guten Dienſte, die er den Engländern geleiſtet hätte, dieſen Orden ertheilen möchte. Ich ſtellte ihm die Unmöglichkeit der Gewährung ſeines Wunſches vor, und benutzte die Gelegenheit, ihm zu ſagen: daß viel mehr wahre Würde in ihren eigenen angebohrnen Titeln wäre, als in den Benennungen Prinz, Herzog, Lord, die man ihnen alberner Weiſe gegeben hätte, die aber gar keine Beziehung auf die Einrichtung ihrer Regierungsform hätten.

Da dieſe Unterhaltung für keinen von uns beyden angenehm war, veränderte ich ſie durch eine Bitte, daß die Palankins und ihre Träger den folgenden Morgen in aller Frühe für uns mögten in Bereitſchaft gehalten werden. Er antwortete: ſeine Palankins wären umſonſt zu unſern Dienſten; aber wir müßten für die zu jedem gehörigen Träger, ihm zehn Thaler bezahlen. Das wäre der geſetzte Preis, den auch Hr. Haſtings bezahlt habe, wie er den König beſucht hätte. Dies war, wie ich in der Folge hörte, nicht wahr. Aber ich wußte ein für allemahl, daß er die Thaler für ſich ſelbſt behalten, und den Trägern, die ſie eher verdienten, nichts geben würde, die er zwänge, ihre Wohnungen und Geſchäfte zu verlaſſen, um ſich dadurch Vortheil zu machen. „Könnt ihr glauben, verſetzte ich, daß wir 24 Leute brauchen würden, uns ſo weit auf ihren Schultern zu tragen ohne ſie dafür reichlich zu belohnen? Da ſie aber freye Leute und nicht eure Sklaven ſind, (deſſen hatte er mich vorher verſichert) ſo wollen wir ſie ihrem Fleiß und ihrer guten Aufführung gemäß, bezahlen; und es iſt weder eurer noch unſrer Würde anſtändig, dies vorher zu bedingen.“

Ich zeigte ihm eine ſchöne Abſchrift des Korans, die ich ſeinem Vater beſtimmt hatte, und beſchrieb ihm meine übrigen Geſchenke, Er frug mich aber ganz kalt: „Iſt das alles?“ Wäre er König geweſen, ſo würde ihm ein Beutel mit baaren harten Thalern mehr Freude gemacht haben, als das beſte und heiligſte Manuſcript. Da ich ihn bey einem fernern Geſpräch ganz ohne alle Kenntniſſe und Grundſätze fand, ſo nahm ich meinen Abſchied, und beſuchte ihn nicht weiter, verſprach ihm aber, ihn ſicher wiſſen zu laſſen, ob wir die vorhabende Reiſe machen würden.

Wir aßen den Mittag ziemlich fröhlich, und hatten den übrigen Theil des Tages Gelegenheit, die Lebensart der Eingebohrnen vom Mittelſtande, die ſie Banas nennen, und ſämtlich beſtändig Sklaven in Arbeit für ſich haben, zu beobachten. Wir beſuchten Combo's Mutter, die in einem, dem Anſchein nach, nur wenig über Dürftigkeit erhabenen Stande lebte. Ihr Mann, der ein Seefahrer war, vertauſchte eine arabiſche Abhandlung über Sternkunde und Schiffahrt, die er geleſen hatte, gegen einen Seecompaß, deſſen Gebrauch er ſehr wohl kannte.

Des Morgens hatte ich zwey ſehr alte Araber von Yemen geſprochen, die einige Handelsartikel nach Hinzuan gebracht hatten; und des Nachmittags traf ich einen andern an, der von Maskat (wo damahls ein bürgerlicher Krieg war) kam, um, wenn er könnte, hundert Waffenrüſtungen einzukaufen. Ich ſagte ihnen allen, daß ich ihre Nation liebte, und ſie erwiederten meine Höflichkeit mit vieler Wärme, beſonders die beyden Alten, die beynahe achtzig Jahre alt waren, und mich an Zouair und Hareth erinnerten.

Man hatte mir von dem Wege über die Berge eine ſo ſchlechte Beſchreibung gemacht, daß ich meinen Geſellſchaftern ausredete, an die Reiſe zu denken, zu welcher der Capitain auch gar keine Luſt hatte. Da ich aber wünſchte, ein Land kennen zu lernen, welches ich nie wiederſehen möchte, ſchrieb ich den folgenden Tag an Salim, bat ihn um einen Palankin, und eine gehörige Anzahl Leute. Er antwortete mir nicht ſchriftlich, welches ich vielmehr ſeiner Ungeſchicklichkeit als ſeiner Grobheit zuſchrieb; aber der Gouverneur kam gegen Abend mit Alwi und ſeinen beiden Söhnen am Bord, und ſagten mir, ſie hätten meinen Brief geſehen, alles ſollte fertig ſeyn; aber weniger als zehn Thaler könnte ich für die Leute nicht bezahlen. Ich ſagte, ich wollte mehr bezahlen, aber an die Leute ſelbſt, wenn ſie ſich darnach aufführten. Sie giengen etwas unzufrieden weg, nachdem ich vorher mit Alwi's jüngſtem Sohn Schach geſpielt hatte, indeſſen Betragen und Anſtand etwas vorzüglich Angenehmes war.

Den zweyten Auguſt begab ich mich des Morgens vor Sonnenaufgang, mit einem kleinen Korbe mit Vorrath für den Tag, und einigen Kiſſen, um des Prinzen Palankin zu einem einigermaaßen erträglichen Behältniß zu machen, ganz allein an Land. Aber der Prinz war feſt entſchloſſen, das Geld in Empfang zu nehmen, das ſeinen Leuten zukam; und da er wußte, daß ich auf die Reiſe beſtand, ſo konnte er mir die Bedingungen vorſchreiben. Alwi kam mir am Strande entgegen, und brachte mir Entſchuldigungen von Salim, von dem er mir ſagte, er ſey umpaß. Er führte mich in ſein Haus, und ſchien große Luſt zu haben, mich zur Aufgebung des Vorhabens, den König zu beſuchen, zu bewegen. Aber ich bezeugte ihm: daß, wenn mir der Prinz die gehörigen

Leute nicht geben wollte, ich willens wäre, zu Fuße mit meinen eigenen Leuten und einem Wegweiſer nach Dchmoni zu gehen.

„Schaikh Salim,“ ſagte er, ſey jämmerlich geizig; „er ſchämte ſich eines ſo geitzigen Vetters; aber er wäre eben ſo eigenſinnig als mißtrauiſch; und er glaubte nicht, daß es möglich ſeyn würde, Träger zu erhalten, wenn die zehn Thaler nicht voraus bezahlt würden.“ Ich gab ihm drey Guineen, die er Salim brachte, oder zu bringen vorgab, aber ohne den Ueberſchuß zurück zu bringen wieder kam, und zur Urſache angab, er hätte kein Silber, indeſſen verſprach, er wolle mir die übrigen Thaler bey meiner Zurückkunft wiedergeben. In ohngefähr einer Stunde kam das alberne Behältniß mit neun trotzigen Schwarzen, die kein Wort arabiſch ſprechen konnten, an; ſo, daß ich während meiner Reiſe nichts von dem Lande erfahren konnte, durch welches ſie gehen ſollte; aber Alwi half mir in dieſem, für mich ſo wichtigen Stück.

„Ihr könnt ohne Dollmetſcher nicht reiſen,“ ſagte er, „denn der König ſpricht nichts wie die Landesſprache; aber ich habe einen Knecht, Nahmens Tumuni, der engliſch verſteht, und den der König ſehr wohl leiden mag; er iſt in ganz Hinzuan bekannt und geſchätzt. Dieſer Menſch ſoll euch begleiten, und ihr werdet bald finden, was an ihm iſt.“

Tumuni wollte meinen Korb tragen, und wir reiſeten mit einer Ausſicht auf ſchönes Wetter, aber einige Stunden ſpäter ab, als ich gewünſcht hatte. Ich ging zu Fuße die Gärten der Prinzen vorbey, bis zum äußerſten Ende der Stadt, und kam in ein kleines Dorf, das aus einigen ſehr netten, größtentheils von Cocusblättern

tern errichteten Hütten beſtand. Aber etwas weiter hin, wurde der Weg ſo ſteinig, daß ich mich in den Palankin ſetzte, und mit der größten Sicherheit über einige Felſen weggetragen wurde. Ich bat meinen Führer, die Leute zu verſichern, daß ich ſie reichlich bezahlen wollte; aber die armen Bauern die aus ihren Hütten geholt waren, kannten den Gebrauch des Geldes nicht recht, und nahmen meinen Verſprechen ſehr gleichgültig auf.

Ohngefähr fünf (engl.) Meilen von Matſamuda, liegt die Stadt Wani, wo der ſchon erwähnte Schaikh Hamdullah gewöhnlich reſidirt. Ich ſah es in der Entfernung, und es ſchien mir ſehr angenehm zu liegen. Nachdem ich den felſigten Theil des Weges zurückgelegt hatte, kam ich an einen ſteinigen Strand, den die See verlaſſen zu haben ſchien, weil ein feiner Sand zur Linken war, an deſſen anderer Seite eine ſchöne Bay lag, der von Weymouth ähnlich, und eben ſo bequem zum Baden; auch ſchien es mir nicht, als ob die See kürzlich die Steine bedeckt gehabt hätte. Hier ſah ich die Fregatte, und nachdem ich auf zwey Tage Abſchied von ihr genommen hatte, kam ich von der Küſte ab in ein ſehr ſchönes nett angebauetes Land. Es beſtand theils aus vorzüglich grünen Hügeln, theils aus Ebenen, die damahls mit einer fröhlichen Decke reicher gelber Blumen bedeckt waren. Mein Führer belehrte mich, es ſeyen Felder, mit einer Art Wicken beſtellt, welche bloß die Eingebohrnen äßen. Hütten und Bauerhäuſer lagen überall auf dieſem fröhlichen Felde zerſtreuet, und der ganze Schauplatz war entzückend, bald aber veränderte er ſich durch Schönheiten anderer Art.

Wir kamen in ein kühles Thal, durch welches ein Bach von ſehr hellem Waſſer floß. Ich fand mein Be-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52319-X
REICHARD,H.A.O. FN. 17593/030

hältniß hier unbequem, und ob ich gleich aus dem Lachen und der Fröhlichkeit meiner Träger ſchloß, daß ſie völlig guter Laune wären, ſo befahl ich ihnen doch mich nieder zu ſetzen, und ging den ganzen übrigen Weg vor ihnen her. Mit ſchönen Bäumen und blühenden Stauden bekleidete Berge zeigten ſich nun, wie wir aus dem Thal heraufſtiegen, und wir kamen eine halbe Stunde lang durch anmuthige Holzgänge, in denen ich die Unthunlichkeit bedauerte, hier etwas zu verweilen, um die Menge der jungen Blüthen zu unterſuchen, die ſich bey jedem Schritt darſtellten, deren Kräfte und Nahmen Tumuni ſehr bekannt zu ſeyn ſchienen. Endlich ſtiegen wir wieder in ein größeres Thal als das erſte hinab. Ein größerer Strom lief mit ſeinem Winterwaſſer durch daſſelbe, und ſtürzte ſich an ſeinem Ende von einem ſteilen Abhange herab, wo er ſich in den Felſen zu verlieren ſchien. Vieh graſete an den Seiten des Fluſſes, und die Hütten der Eigenthümer ſtanden auf den Hügeln. Keinen angenehmern Fleck habe ich in der Schweitz, und in Merionetſhire geſehen; aber dieſem folgte noch eine Vereinigung natürlicher Schönheiten, die ich in einem kleinen Eilande, zwölf Grade jenſeits der Linie, kaum zu finden geglaubt hätte. Ich war mit meiner einſamen Reiſe nicht völlig zufrieden, Schönheiten zu entdecken, die nicht wirklich vorhanden waren, und der erſte Eindruck des Contraſts zwiſchen St. Jago und Hinzuan hatte nachgelaſſen. Aber ohne irgend eine Neigung, der Landſchaft ein zu hohes Colorit zu geben, kann ich mit Wahrheit ſagen, daß es mir damahls ſchien, daß die ganze Gegend, die ſich zunächſt darſtellte, Ermenonville oder Blenheim, oder andere Nachahmungen der Natur, die ich in Frankreich und England geſehen hatte, ſo weit übertraf, wie eine ſchöne Bay, eine künſtliche Waſſerparthie in einem Garten übertrifft.

Zwey bis zu ihren höchſten Gipfeln mit dem reichſten Grün bedeckte hohe Berge waren mir auf einige Entfernung zur Rechten; Wieſen mit Hütten und Heerden verſchönert, oder von dem Getöſe mehrerer Waſſerfälle wiederhallende Thäler, ſchieden mich von ihnen; linker Hand ſah ich die See, durch Oeffnungen zwiſchen den Hügeln und Wäldern, und der Weg war ein ebener durch einen Wald gewürzhafter Sträuche, Fruchtbäume und Palmen natürlich ſich ſchlängelnder Pfad. Einige hohe Bäume prangten mit weißen Blüthen, die wie Orangenblüthen dufteten; mein Führer nannte ſie Menongo's; aber der Tag neigte ſich ſo eilig zu Ende, daß es unmöglich war, ſie näher zu unterſuchen. Die Menge Früchte, Blüthen und Vögel, deren vorübergehenden Anblick ich in dieſem prächtigen Garten genoß, würden einem Naturforſcher monatlanges Vergnügen gewährt haben. Aber ich ſah kein bemerkenswerthes Inſekt, und kein kriechendes Ungeziefer irgend einer Art. Das Gehölz wurde durch einige offene Plätze abwechſelnder, und öffnete beſtändig neue Ausſichten. Endlich kam wieder eine neue unerwartete Ausſicht nach der See, und nachdem wir noch über einen oder ein Paar Hügel gekommen waren, kamen wir wieder an den Strand, der mit Hügeln umgeben war, auf denen Hütten ſtanden. Wir wendeten uns wieder ab vom Strande, und auf der nächſten Höhe ſahen wir die Stadt Domoni nahe unter uns. Hier begegneten uns mehrere Eingebohrne unter denen einige Arabiſch ſprachen. Ich hielt dies für einen bequemen Ort zum Ruhen, und ſandte meinen Führer dem König einen Beſuch zu melden. In einer halben Stunde kam er mit einer höflichen Antwort zurück, und ich ging in die Stadt, die mir groß und volkreich ſchien. Eine große Menge begleitete mich, und ich wurde in ein Haus geführt, welches eben ſo wie die beſten Häuſer zu Matſamuda gebauet war. In der

Mitte des Hofes ſtand ein großer Monongobaum, der die Luft mit Wohlgerüchen erfüllte. Das Zimmer zur Linken war ledig, und in dem zur rechten ſaß der König auf einer mit einem gewöhnlichen Teppich bedeckten Bank oder Sofa. Da er aber blos die Sprache von Hinzuan ſprach, ſo nahm ich meine Zuflucht zu meinem Freunde Tumuni; einen fertigern und genauern Dollmetſcher hätte ich nicht finden können. Ich ſchenkte dem König eine ſehr ſchöne indiſche Kleidung, von blauer Seide mit goldenen Blumen, die nur auf einer Maskerade getragen war, und eine ſchöne Abſchrift des Korans, aus welcher ich ihm einige Verſe vorlas. Er nahm beides mit großer Gefälligkeit an, und ſagte: „Er hätte gewünſcht, daß ich zur See gekommen wäre, damit er eins von meinen Fahrzeugen mit Früchten, und etwas von ſeinem ſchönſten Viehe hätte beladen können. Er hätte mich am Bord der Fregatte geſehen, wo er ſeiner Gewohnheit nach verkleidet geweſen wäre, und hätte von ſeinem Sohn Hamdullah von mir gehört. „Ich gab ihm Nachricht von meiner Reiſe, und rühmte die Schönheit ſeines Landes. Er legte mir verſchiedene mich betreffende Fragen vor, und bezeugte große Achtung für meine Nation. „Aber ich höre,“ ſagte er, „ihr ſeyd ein Richter und ſollt Frieden ſtiften; warum ſeyd ihr mit einem breiten Schwert bewaffnet.“ Ich antwortete: „ich wäre zuerſt ein Mann, und denn ein Richter, und wenn es ſich jemahls ereignen ſollte, daß das Geſetz mich nicht ſchützen könne, ſo müßte ich mich ſelbſt ſchützen.“

Er ſchien ohngefähr ſechzig Jahre alt, hatte ein freundliches Angeſicht, und den größten Anſchein eines guten, und mit einer gewiſſen Würde begabten Herzens, welche ihn von dem Haufen der Miniſter und der Be-

diendem **Lord Bardolph** allen Glauben verſchaft, daß jedermann die Augen auf Falſtaff als auf einen verdienten Officier richtete, den man im Feld zu finden erwartete, und für deſſen Schickſal in der Schlacht ſich das ganze Publikum intereſſirte. Sein Leben ſchien in der That von Wichtigkeit zu ſeyn, ſo wichtig, daß ſelbſt die Erdichtung, die die Schickſale der Fürſten webt, ihn, ſo grob er auch war, nicht für unwichtig hielt, ihn mit hineinzuweben.

Wir wollen nun die Ausſage des Lord Oberrichters hören. Er fragt ſein Gefolge, ob der, der dort gehe, Falſtaff ſey, der, der wegen des Straßenraubs im Verhör war. Der Bediente bejaht es, erinnert aber ſeinen Herrn, daß er ſich ſeitdem bey Shrewsbury gut gehalten habe, und der Oberrichter, der ihm bey der Gelegenheit ſeine Ausſchweifungen vorrückt, ſagt ihm, ſein Tagedienſt in der Schlacht bey Shrewsbury habe ſeine nächtliche That auf Gadshill übergüldet. Dies iſt gewiß mehr, als bloßes Gerücht. Der Oberrichter mußte ſeinen ganzen Charakter kennen, und die authentiſcheſten Nachrichten von ſeinem Verhalten in der Schlacht haben.

Doch vielleicht wird man bey dem alten Krieger für die beſten Richter in dergleichen Sachen halten. So laßt uns denn den Coleville vom Thal hören, einen Soldaten, einen Ritter, einen weltbekannten Rebellen, und deſſen Vorgeſetzten, wenn ſie ſich von ihm hätten rathen laſſen, ihn theurer würden verkauft haben, einen Mann, den man für wichtig genug hält, ihn von Blunt bewachen, und ſogleich hinrichten zu laſſen. Dieſer Mann ergiebt ſich blos auf Falſtaffs Namen und Ruf. Ich glaube, ſagt er, ihr ſeyd Sir John Falſtaff, und in dieſer Meynung ergeb ich mich. Aber dies iſt nur einer von den Kriegern, ich will ſie dutzendweiſe vorbringen, wenn dies überzeugt. Als der König und der Prinz Heinrich aus Wallis zurückkommen, ſucht der Prinz den Falſtaff, und

findet

dienten, die ihn umgaben, auszeichneten. Unſere Unterredung wurde dadurch unterbrochen, daß ihm gemeldet wurde, es ſey Zeit zum Abendgebet. Wie er aufſtand, ſagte er: „dies Haus iſt eure, und ich will euch in demſelben beſuchen, nachdem ihr werdet einige Erfriſchungen eingenommen haben.“ Bald nachher brachten einige Bedienten ein gebratenes Huhn, und einen Reispudding, nebſt einigen andern Gerichten, auch Papayas und Granatäpfel; mein eigner Korb ergänzte das übrige Abendeſſen.

Das Zimmer war mit altem rothen Tuch und mit Stücken von Porzellain, und Feſtonen von engliſchen Beutellien behangen; die Lampen wurden in großen Muſcheln auf die Erde geſetzt; und die Schlafſtelle war eine Art von Alkoven, der durch einen zitzenen Vorhang von dem Zimmer geſchieden, und dem Sofa gegenüber war, auf welchem ich geſeſſen hatte. Ob es gleich keine Stelle war, die zur Ruhe einlud, und die Mücken unausſprechlich läſtig waren, ſo gewährte mir doch die Ermüdung des Tages einen erquickenden Schlummer. Ich wurde durch die Zurückkunft des Königs und ſeines Gefolges erweckt, von denen einige Araber waren, denn ich hörte einen ſagen: „Huwa rahid“ oder: er ſchläft. Sogleich wurde er ganz ſtill, und ich ſchlief die Nacht ohne weitere Beunruhigung, als die von dem unwillkommenen Geſange der Muſliten.

Des Morgens war es eben ſo einſam und ſtill um mich her, das Haus ſchien ganz verlaſſen zu ſeyn, und ich fing an, mich zu wundern, was von Tumuni geworden ſeyn möchte. Endlich kam er, mit Kummer auf dem Geſichte, und erzählte mir, die Träger wären in der Nacht davon gelaufen, aber daß der König, der mich in einem andern ſeiner Häuſer zu ſehen wünſchte, mich mit Trägern verſehen wollte, wenn er es nicht von mir erhalten könnte, zu warten, bis nach einem Fahrzeuge geſendet würde.

Ich ging gleich zum Könige, den ich auf einem erhabenen Sofa in einem großen Zimmer fand, deſſen Wände mit Sprüchen aus dem Koran, mit ſehr leſerlichen Schriftzügen verzieret waren; ohngefähr funfzig ſeiner Unterthanen ſaßen in einem halben Kreiſe vor ihm auf der Erde, und mein Dollmetſcher ſtellte ſich in die Mitte. Der gute alte König lachte herzlich, wie er mein Abenteuer von voriger Nacht hörte, und ſagte: „Ihr werdet nun, wie ich hoffe, eine Woche lang mein Gaſt bleiben; wenn ihr aber ernſtlich bald wieder zurück müßt, ſo will ich auf das Land ſenden, einige Bauern hohlen zu laſſen, die auch tragen.“ Er entſchuldigte darauf Schaikh Salims Betragen, welches er durch Tumuni erfahren hatte, der mir nachher ſagte, es habe ihm ſehr mißfallen, und er werde gewiß ſeine Unzufriedenheit darüber äußern. Er beſchloß mit einer langen Rede über die Vortheile, welche die Engländer davon haben würden, wenn ſie jährlich ein Schiff ſendeten, mit ſeinen Unterthanen zu handeln, und über die bewundernswürdige Wohlfeile ihrer Waaren.

So lächerlich dieſe Idee an ſich ſelbſt auch ſcheint, ſo bezeugt ſie doch Freymüthigkeit, Verlangen die Wohlfahrt ſeines Volks zu verbeſſern, und einen Begriff von der Wohlthätigkeit des Handels, wie man ſie von einem afrikaniſchen Landesherrn erwarten konnte, und welche, wenn er Herr von Yemen geweſen wäre, zu vernünftigen, der Größe ſeines Gebiets verhältnißmäßigen Entwürfen, hätte erweitert werden können. Ich antwortete: der indiſche Handel ſey mir nicht zureichend be-

bekannt, daß ich aber den Inhalt ſeines Antrages weiter anzeigen, und immer ſeinen edlen Eifer zum Beſten ſeines Landes, und die Milde ſeiner Regierung bezeugen würde.

Da ich keine Luſt hatte, eine zweyte Nacht am Lande zu bleiben, ſo bat ich ihn um Urlaub, zurückkehren zu dürfen, ohne die Träger zu erwarten. Er ſchien mich ſehr ernſtlich zu nöthigen, meinen Beſuch zu verlängern, hatte aber zu viel arabiſche Höflichkeit, um ungeſtüm in ſeinen Nöthigungen zu werden. Wir reiſeten desfalls ab; und auf Tumuni's Antrag, der mich verſicherte, wir würden nur wenig Zeit verlieren, um einen der würdigſten Männer auf Hinzuan kennen zu lernen, machte ich dem Gouverneur der Stadt noch meinen Beſuch, deſſen Nahme Muticka war. Sein Betragen war ſehr gefällig, und er zeigte mir einige Briefe von den Offizieren des Brilliant, welche warm aus dem Herzen geſchrieben zu ſeyn ſchienen, und das höchſte Lob ſeiner Höflichkeit und Freygebigkeit enthielten. Er beſtand darauf, daß ich meine Körbe mit den ſchönſten Granatäpfeln, die ich je geſehen hatte, anfüllen mußte; darauf verließ ich die Stadt mit der günſtigſten Meynung vom Könige und ſeinem Gouverneur.

Wie ich in Begleitung vieler Eingebohrnen den Hügel wieder hinaufſtieg, ſagte mir einer von ihnen arabiſch: man würde mir die höchſte Ehrenbezeugung erweiſen, deren der König fähig wäre; und kaum hatte er ausgeredet, ſo hörte ich den Knall einer einzigen Kanone: Schaikh Achmed begrüßte mich mit ſeiner ganzen Artillerie. Ich ſchwenkte meinen Hut, und ſagte: „Allah Acbar!“ das Volk jauchzte und ich ſetzte meine Reiſe fort, nicht ohne Furcht vor den nachtheiligen Folgen der ſtarken Hitze, und der Ermüdung von Erſteigung der Felſen. Indeſſen war mein Marſch im Ganzen nicht unangenehm. Ich ruhete bisweilen in den Thälern, und watete durch alle Bäche, die mich mit ihrer Kühlung erfriſchten, und mir vortreffliches Waſſer darboten, um es mit dem Saft meiner Granatäpfel, oder nach Umſtänden mit Branntwein zu vermiſchen. Einige Bauern, die einen nähern Weg über die Hügel gekommen waren, begegneten uns, und brachten des Königs Geſchenk, eine Kuh mit einem Kalbe, und eine Ziege mit zwey Lämmern; ſie waren augenſcheinlich wegen ihrer Schönheit ausgewählt, und kamen glücklich mit über nach Bengalen.

Die Ausſichten, die mich den vorhergehenden Tag ſo ſehr entzückt hatten, hatten ihre Reitze noch nicht verlohren, ob ihnen gleich die Empfehlung der Neuheit fehlte. Aber ich muß doch geſtehen, daß der entzückendſte Anblick während des heutigen Marſches von ohngefähr zehn Meilen, die ſchwarze Fregatte war, die ich bey Sonnenuntergang von einem Felſen, nahe bey des Prinzen Garten wieder erblickte.

Nahe bey der Stadt begegnete mir ein Eingebohrner, der, wie er wahrnahm, daß ich müde war, eine ſchöne Cocusnuß öffnete, die mir einen herrlichen Trunk gewährte. Er erzählte mir auch, daß dieſen Nachmittag einer ſeiner Landesleute am Bord der Fregatte wegen eines Diebſtahls wäre beſtraft worden; und ſetzte hinzu, ſeiner Meynung nach wäre die Strafe eben ſo gerecht, als das Verbrechen ſchimpflich für ſein Vaterland. Ich erfuhr nachher, daß der Beſtrafte ein junger Menſch von guter Familie, und ein Schwiegerſohn von Alwi wäre. Man hatte ihn einen Augenblick in der Kajüte allein gelaſſen, wo er ein Paar blaue ſaffianene Pantoffeln ſahe, und der Verſuchung nicht wi-

widerſtehen konnte; ſie aber ſo ungeſchickt unter ſeinem Kleide verbarg, daß ihn das geſtohlene Gut gleich verrieth. Dieſes bezeugt, wie wenig Grundſätze von Ehre Leuten von guter Erziehung auf dieſem Eilande beygebracht werden; ſelbſt Alwi, wie er einmahl ſagte: „In dem Monat Ramadan wäre es ſo unſchicklich ſich mit Hinna zu färben, als zu lügen;“ und ich ihn fragte: ob beydes denn das ganze übrige Jahr recht wäre? antwortete: „Lügen wären unſchuldig, wenn niemanden dadurch Schaden zugefügt würde.“

Tumuni nahm, von der Reiſe ſo vergnügt als ich, ſeinen Abſchied. Ich ſagte ihm in Gegenwart ſeines Herrn: ihm ſollten die Thaler zukommen, die ich von den drey Guineen noch zu gute hätte; und wenn ſie jemahls auseinander giengen, ſo wollte ich ihn gern in meine Dienſte nehmen.

Herr Roberts, der Schiffer der Fregatte, hatte den ganzen Tag mit Sayyad Achmed zugebracht, und von ihm einige merkwürdige Nachrichten von der Regierung von Hinzuan erfahren; er fand, es ſey eine durch Ariſtokratie eingeſchränkte Monarchie. Der König, ſagte man ihm, habe nicht die Gewalt, nach ſeinem Willen Krieg anzufangen; ſondern wenn die Verſammlung des Adels, die der König von Zeit zu Zeit beriefe, den Krieg gegen ein benachbartes Eiland beſchlöſſe, ſo trügen ſie auch die Kriegskoſten durch freywillige Beyträge unter ſich; dafür behielten ſie auch alle im Kriege gemachte Beute und die Gefangenen als ihr Eigenthum. Hoffnung der Beute, oder Mangel an Sklaven wären gewöhnlich die wahren Urſachen ſolcher Kriege, und Scheinvorwände dazu fänden ſie leicht. Eben jetzt dächten ſie auf einen Krieg, weil ihnen Arbeiter zu bevorſtehenden Erndte fehlten. Ihre Flotte beſtände aus ſechzehn oder ſiebenzehn kleinen Fahrzeugen, die ſie mit ohngefähr zweytauſend fünf hundert, mit Schießgewehr und Hauern, oder mit Bogen und Pfeilen bewaffneten Eingebohrnen bemannten. Vor ohngefähr zwey Jahren hätten ſie ſich in den Beſitz zweyer Städte auf Mayata geſetzt, welchen ſie durch eine Beſatzung, die ſie in denſelben noch unterhielten, behaupteten. Die gewöhnlichen Ausgaben der Regierung würden von einer auf hundert Dörfer gelegten Abgabe beſtritten. Die drey Hauptſtädte wären von allen Abgaben frey, ausgenommen daß ſie jährlich dem oberſten Mufti den vierzigſten Theil des Werths aller ihrer beweglichen Güter bezahlten; von welcher Abgabe weder der König noch der Adel eine Ausnahme machten. Die königliche Würde beruhe, nach den Grundſätzen ihrer Verfaſſung, auf Wahl, obgleich die Linie der Erbfolge, ſeit ſie einen Sultan hätten, noch nie wäre unterbrochen worden. Ein wandernder Araber, der ſich auf dem Eilande niedergelaſſen hätte, habe durch ſeinen Muth in mehreren Kriegen zuerſt ſich die Würde eines Oberhaupts, und nachher die einer eingeſchränkten königlichen Macht erworben. Dies wäre der Großvater, des Schaikh Achmed geweſen.

Mich hatte man verſichert: die Koniginn Halimah wäre ſeine Großmutter geweſen, und er wäre der ſechſte König. Aber man muß bemerken, daß die arabiſchen Wörter Jedd und Jedda, ſowohl männliche als weibliche Vorfahren bezeichnen; und daß es ohne einen wichtigen Stammbaum von Achmed's Familie, den ich zu erhalten vergeblich hoffte, es kaum möglich ſeyn wird, genau zu beſtimmen, zu welcher Zeit ſeine Vorfahren zur höchſten Würde erhoben wurden.

Capitain John Davis, der eine Nachricht von ſeiner Reiſe hinterlaſſen hat, fand im Jahr 1600, Mayata durch einen König, und Anzuama oder Hinzuan durch eine Königinn regiert, die ihm große Freundſchaft erzeigten. Er ankerte vor der Stadt Demos, (ſollte er Domoni meynen?) die, wie er ſagt, ſo groß wie Plymouth wäre; und ſchließt aus den Ruinen, die er um ſie fand, daß ſie ehemahls ein ſtarker und großer Ort geweſen ſeyn müſſe. Ich kann nur bezeugen, daß ich keine ſolche Ruinen bemerkt habe. Funfzehn Jahre nachher, legten Capitain Peyton und Sir Thomas Roe, bey den Comara Eilanden an; aus ihren Nachrichten erhellt, daß damahls eine alte Sultaninn in Hinzuan regierte, die eine Oberherrſchaft über alle dieſe Eilande hatte; und drey ihrer Söhne regierten in ihrem Nahmen auf Mohila.

Wenn dies wahr iſt, ſo müſſen Sohiati und die Nachfolger der Halimah ihren Einfluß auf den andern Eilanden verlohren haben, und durch Erneuerung ihrer fortwährenden Anſprüche mögen ſie allezeit, wenn ſie Vortheil davon zu haben glauben, leicht einen Vorwand zum Kriege finden.

Fünf Generationen der erſtgebohrnen Söhne würden auch gut zu einer Zeit von hundert und ſiebenzig Jahren paſſen, die ſeit der Zeit verfloſſen ſind, daß Davis und Peyton Hinzuan von einer Sultaninn regiert fanden. Achmed war in ſo hohem Alter, daß man die Zeit ſeiner Regierung für eine volle Generation rechnen kann. Im Ganzen iſt es wahrſcheinlich, daß Halimah die Witwe des erſten arabiſchen Königs war, und daß die von ihr erbauete Moſchee von ihren Abkömmlingen in baulichem Stande erhalten worden iſt. Man kann alſo annehmen: daß ohngefähr zwey hundert Jahre verfloſſen ſeyn werden, ſeit ein einzelner Araber Muth und Geſchicklichkeit genug hatte, auf dieſem ſchönen

Eilande eine Regierungsform einzuführen, die, ſo ſchlecht ſie an ſich ſelbſt auch ſeyn mag, doch zum wahren Nutzen der urſprünglichen Einwohner bisher iſt verwaltet worden.

Neuerlich hat man innere Unruhen auf Hinzuan gehört, welche, wie wir zu behaupten wagen, ſicher nicht durch Grauſamkeit oder Gewaltthätigkeit Ahmeds, ſondern wahrſcheinlich durch eine dem Könige und dem Volke gleich nachtheilige Oligarchie veranlaßt worden ſind.

Daß die Gebirge der Comara Eilande Diamanten und edle Metalle enthalten, welche die Klugheit ihrer Regierungen ſorgfältig geheim halten, kann wahr ſeyn; ob ich gleich keine Urſach habe, es zu glauben, indem ich es bloß ohne weitere Beweiſe habe behaupten hören. Aber ich hoffe, daß weder die Erwartung ſolcher Schätze, noch irgend ein anderer Vortheil eine europäiſche Macht verleiten werde, durch Anmaßung einer Oberherrſchaft über Hinzuan, die erſten Grundſätze der Gerechtigkeit zu verläugnen, da dieſes Eiland keinen größern Nutzen haben kann, als den, unſre Flotten mit bedürftigen Erfriſchungen zu verſehen. Obgleich die Eingebohrnen einen in die Augen fallenden Nutzen davon haben, daß ſie uns bereitwilligſt aufnehmen; ſo ſind wir doch verbunden, wenn wir anders wünſchen, daß ihre Neigung zu uns ungeheuchelt, und ihr Verkehr mit uns aufrichtig ſeyn ſoll, ihnen ein ſtrenges Beyſpiel in Erfüllung unſerer Verſprechungen zu geben. In der That ſcheint unſere Nation von den Einwohnern von Hinzuan nicht aufrichtig geliebt zu ſeyn, die, wie es gewöhnlich geſchieht, ihre allgemeine Meynung von uns, nach einzelnen Beyſpielen von Gewaltthätigkeit und Treuloſigkeit beſtimmen.

Es iſt noch nicht lange her, daß ein Europäer, der gaſtfrei zu Matſamuda aufgenommen, und daſelbſt freygebig unterſtützt war, ſich unſchicklich gegen eine junge Ehefrau betrug, die, weil ſie aus einem der niedern Stände war, des Abends verſchleiert auf der Straße gieng. Ihr Ehemann lief zu ihrem Schutze herzu, erwiederte die Grobheit, wahrſcheinlich durch Drohungen, vielleicht auch durch wirkliche Gewalt. Man ſagt: der Europäer hatte ihm mit einem Meſſer, oder einem Bajonet, eine tödtliche Wunde verſetzt, welches er nach dem Handgemenge aus ſeiner Wohnung hohlte. Dieſer häßliche Mord, welcher ſchon nach bloßem Recht der Natur jede Obrigkeit berechtigt haben würde, ihn mit dem Tode zu beſtrafen, wurde dem Könige gemeldet, welcher dem Gouverneur ſagte: (ich bediene mich hier Alwi's eigener Worte) „Es würde am beſten ſeyn, die Sache zu vertuſchen.“

Alwi erzählte mir auch eine bürgerliche Rechtsſache, die nicht verſchwiegen werden muß: wie er in Afrika, in dem Lande eines ſehr wilden Fürſten war, litt ein kleines europäiſches Fahrzeug daſelbſt Schiffbruch. Der Fürſt nahm nicht allein alles, was von dem Schiffbruch gerettet werden konnte, als ſein Eigenthum zu ſich, ſondern machte auch den Capitain und das ganze Schiffsvolk zu Sklaven, und begegnete ihnen mit der grauſamſten Härte. Alwi verſicherte mich: er wäre, ſo bald er den Vorfall erfahren hätte, eiligſt zu dem Fürſten gegangen, hätte ſich vor ihm niedergeworfen, und hätte mit Thränen und Ungeſtüm ihn dahin vermocht, den Europäern die Freiheit zu geben. Er habe ſie auf ſeine Koſten unterſtützt, und ſie in den Stand geſetzt, ein Fahrzeug zu erbauen, mit dem ſie nach Hinzuan gefahren, und nachher von da nach Europa oder Indien abgegangen wären. Er zeigte mir des Capitains Obligationen für Summen, die allerdings für einen nach Afrika handelnden Schiffer beträchtlich, aber kein verhältnißmäßiger Preis für Freiheit, Sicherheit und vielleicht Leben waren, welche ſeine guten und uneigennützigen Dienſte verſchafft hatten.

Ich beklage, daß es in meiner Lage ganz außer meiner Macht iſt, dem guten Alwi zu Erhaltung ſeines Rechts beyzuſtehen. Aber er bat mich, einen arabiſchen Brief von ihm, mit dieſen Obligationen, dem Generalgouverneur zu überbringen, von dem er ſagte, daß er ihn recht gut kenne; und ich gewährte ihm ſeine Bitte.

Weil es möglich iſt, daß derjenige, der auf dieſe Weiſe eines ſehr großen Unrechts beſchuldigt wird, eine gegründete Vertheidigung gegen dieſe Beſchuldigung aufſtellen kann; ſo will ich weder ihn, noch das Schiff, welches er führte, nennen. Sollte er aber noch leben, und dieſes Papier ihm in die Hände fallen, ſo wünſche ich, daß es ihm Anlaß werden möge, zu überlegen, wie wichtig es für die Ehre unſerer Nation iſt, daß ein Volk, welches wir Wilde nennen, die wir aber zu unſerm Nutzen gebrauchen, keine Urſache haben möge, uns gegründete Vorwürfe wegen gebrochener Verträge zu machen.

---

findet ihn ſchwankend in einem Wirthshauſe. Peto [illegible] bringt ihm hier ſogleich ſchlimme Neuigkeiten aus Norden, und ſetzt hinzu: Unterwegens begegneten wir wohl ein Dutzend Officier, die mit bloßem Kopfe, voller Schweis umherliefen, und alle nach Sir John Falſtaff fragten. Ihm folgt Bardolph, der dem Falſtaff die Nachricht bringt, er müßte den Augenblick nach Hofe, ein Dutzend Officiere warteten drauſſen auf ihn. Hier ſind militairiſche Beweiſe in Menge; ja noch Hofbeweiſe dazu. Denn was können wir daraus, daß Falſtaff auf dieſe ſchlimmen Nachrichten nach Hofe geholt wird, anders ſchließen, als daß man ihn, als einen geſchickten und erfahrnen Soldaten, über die nöthige Gegenwehr um ſeine Meinung fragen wolle. Auch iſt Shakeſpear hier nicht damit zufrieden, daß er uns Falſtaffs Charakter durch Folgerungen ſchließen läßt. Er erklärt die Sache, indem er den Falſtaff bemerken läßt: Leute von Verdienſten werden aufgeſucht, der Verdienſtloſe kann ſchlafen, wenn der brauchbare Mann abgerufen wird. Ich verlange nicht, Falſtaff's Charakter aus ſeinem eignen Munde zu beweiſen, aber dieſe Bemerkung bezieht ſich auf eine Thatſache, und iſt in der Vernunft gegründet. Auch dürfen wir nicht verwerfen, was er an einem andern Ort zum Oberrichter geſagt, indem er ſich da auf ſeine Kenntniß beruft. Es kann doch kein gefährlicher Vorfall aus dem Ey kriechen, gleich muß ich mit dabey ſeyn! Der Oberrichter ſcheint in ſeiner Antwort die Sache zu beſtätigen: Nun ſeyd nur rechtſchaffen, ſeyd rechtſchaffen, und der Himmel ſeegne euer Vorhaben. Doch die ganze Stelle verdient abgeſchrieben zu werden.

Richter: „Nun, der König hat euch und Prinz „Heinrich voneinander getrennt. Ich höre, ihr geht mit „Lord Johann von Lankaſter gegen den Erzbiſchof und den „Grafen von Northumberland?

IV.

Forſters Reiſe, durch das Innere von Hindoſtan an die Gränze von Kaſchemire. *)

Nourpour 1783.

Wertheſter Freund,

Am 22ten des letzten Monats hatte ich das Vergnügen, Ihnen meine Reiſe von Lalldong, nach Bellaspour zu beſchreiben. Jetzt kann ich Ihnen ſagen, daß ich in Nourpour, der angeſehenſten Stadt in einem Diſtrikte gleichen Nahmens, geſund angekommen bin, ohne von Tigern, Räubern oder den Sicques beſchädigt zu werden. Von dem weſtlichen Ufer des Setloud giengen wir am 24. März acht Coß bis an das Dorf Comour-Hatten. Ein Hatten, das in der Landesſprache Garküche bedeutet, giebt einem Reiſenden die meiſte Befriedigung; und ich ſuchte daher immer, eine ſolche Garküche zu meinem Raſtplatze zu machen. Hier erhielt ich Weitzenmehl, Erbſen und Ghee **), aus welchen Ingredienzien meine Speiſen gewöhnlich zuſammengeſetzt ſind; und wenn ich den Verkäufer

---

*) Reiſe aus Bengalen nach England ꝛc. von Forſter. Zürich 1796.

**) Ghee iſt gekochte Butter, in welchem Zuſtande ſie in Indien ſtets in der Küche gebraucht wird.

höflich hat, ſo erlaubte er mir gewöhnlich, daß ich mich in dem Vordertheile ſeines Hauſes aufhalten durfte.

Am 25 reiſten wir zehn Coß bis zur Bellaspour Armee. Es iſt gerade keine Homeriſche Feder nöthig, um die verſchiedenen Völker, welche dieſes Lager ausmachten, oder die Nahmen, Stärke und Charaktere ihrer Führer, oder die Plätze welche ſie einnahmen, zu ſchildern. Es iſt genug, zu ſagen, daß ohngefähr 300 Reuter, und 8000 Mann zu Fuß, mit Flinten, Schwertern, Spießen und Keulen bewaffnet, zwey Seiten eines Berges, in der größten Verwirrung und in einem gleichen Schmutze, einnahmen. Da die Truppen hier vier Monate unter kleinen Schirmdächern, die man aus den Zweigen von Bäumen gemacht hatte, gelagert geweſen waren; ſo kann man leicht denken, daß ein ſolcher Aufenthalt weder angenehm noch geſund ſeyn konnte. Ueberhaupt waren nur vier ſehr gewöhnliche Zelte vorhanden. Eins von dieſen wurde vom Generaliſſimo, dem Bruder, und, wenn ich nicht irre, dem älteſten Bruder des letzten Rajah von Bellaspour bewohnt; denn das Erſtgeburtsrecht wird noch immer in Indien weder von den Hindus noch von den Mahomedanern genau beobachtet. Da dieſer oberſter Feldherr wegen ſeines hohen Alters keine wirkliche Dienſte mehr thun konnte, ſo wurde ihm ein jüngerer Bruder zugegeben, der ſtatt ſeiner commandirte. Die Ranee, mit ihrem Sohn, einem Knaben von zehn Jahren, und einem Sunaßen, der ein Günſtling der Fürſtinn war, hatten ſich in eine benachbarte Feſtung begeben, von wo aus die erſtere die Unternehmungen des Krieges leitete. Da ich mich ſchon ſo weit in die Geſchichte von Bellaspour eingelaſſen habe, ſo will ich auch noch einiges aus der Geſchichte der Fürſtinn berühren, das vielleicht ein gewiſſes Licht auf den weiblichen Charakter und das weibliche Betragen wirft. Und wie könnte ich dieſe Gelegenheit vorbeylaſſen, ohne zu erklären, daß ich ein aufrichtiger Verehrer des ſchönen Geſchlechts, und daß ich bereit bin, alles zu thun, was den Schönen Nutzen bringen oder ihre Verdienſte gelten machen kann.

Ohne mich in weitere Lobreden, die mehr mich ſelbſt, als die Schönen gelten würden, zu verlieren, melde ich Ihnen, daß die Ranee von Bellaspour nach dem Tode des letzten Rajah, der vor ohngefähr drey oder vier Jahren erfolgte, ſich ſelbſt für die Aufſeherinn ihres Sohns und für die Regentinn des Landes erklärte. *) Dagegen ſetzte ſich der Bruder ihres Gemahls; eben derjenige, welcher jetzt das Ober-Commando über die Armee hatte. Ueberdem waren noch manche andere Hinderniſſe zu überwinden, unter welchen die größten aus ihrem Geſchlechte entſtanden, das ihr unterſagte, öffentlich zu erſcheinen. Endlich beſiegte ſie alle Schwierigkeiten, und befeſtigte ſich in der Regierung. Der Sieg der Fürſtinn zog die Einſperrung ihres Nebenbuhlers nach ſich, der aber im Gefängniſſe gut gehalten, und auch bald wieder in Freyheit geſetzt wurde. Dieſe geiſtvolle Frau, welche bisher kriegeriſche und Regierungs-Angelegenheiten gleich glücklich geführt hat, iſt jetzt in den Schlingen der Liebe gefangen. Ich überlaſſe es den gelehrten und erfahrnen Kennern der Liebe,

ob

---

*) Ich habe ſchon in den Beobachtungen über die Religion der Hindus angemerkt, daß unter den Hindus die Wittwe nach dem Tode ihres Mannes ein unbedeutendes Mitglied der Familie wird. Dies Geſetz wird heut zu Tage durch Reichthum, Macht und Intrigue oft eludirt. — Unterdeſſen wird es nicht überflüſſig ſeyn, anzuführen, daß die Hindus das Wort „verwittwet“ brauchen, um etwas nichtswürdiges oder unbedeutendes auszudrücken.

ob dieſe Leidenſchaft, wie die ſtrengern Sittenlehrer behaupten, ein Zuſatz, und gleichſam eine Legierung unſerer Tugenden ſey, oder ob ſie unſere übrigen Tugenden erhebe, und neue Tugenden in uns ſchaffe, wie der witzige Yorick ſchreibt. Genug, der Gegenſtand der Liebe dieſer Fürſtinn, den ich ſelbſt ſah, macht ihrem Geſchmack Ehre. Er iſt ein junger ſchöner Hindu, der aber ganz gegen die Sitte ſeiner Secte, welche beynahe ſo ſtrenge, als der Orden der Cartheuſer iſt, ſich ſchön, und nach Art der Mahomedaner kleidet. Man erkennt in ihm an einer gewiſſen Leichtigkeit und Politur ſeiner Manieren, ſo wie, an der ſtutzerhaften Zierlichkeit ſeiner Kleidung, ſogleich den Liebling der Weiber. Die Liebe bringt alſo die größten Veränderungen ſelbſt unter einem Volke hervor, das ſonſt alle Vorſchriften ſeiner Religion mit einer den gemeinen Menſchenverſtand beleidigenden Genauigkeit beobachtet, und in die gröbſte Albernheit verfällt. *) So viel von der Ranee von Bellaſpour, welcher ich übrigens alles Wohlergehen wünſche.

Nun hörte ich, daß mein Weg zu der Kangrah-Armee, ohne eine militäriſche Bedeckung, mit vielen Gefahren verknüpft ſeyn würde. Um dieſen ſo wichtigen Punkt auszumachen, begab ich mich zu dem oberſten Heerführer, der unter einem Banianen-Baum ſaß, und mit ſeinen vornehmſten Offizieren umgeben war, wovon die meiſten weiter nichts als einheimiſches Büffel-

---

*) In der Nachbarſchaft von Benares iſt ein religiöſer Orden von Hindus, die durchaus keinen Gebrauch von ihrer Hand machen, auch in den nothwendigſten Fällen nicht, ſondern ſich von andern füttern und ſonſt bedienen laſſen.

leder trugen. Er muſterte gerade Recruten; die ganz friſch aus dem Lande, oder vielmehr aus den Wäldern angekommen waren. Alle ſahen den Satyrs, Faunen oder andern Waldgöttern, wie ſie von den Alten beſchrieben werden, ſehr ähnlich; und ich glaube nicht, daß alle Kunſt und Zwangsmittel eines preußiſchen Exercier-Corporals hinreichend ſeyn würden, dieſen Waldmenſchen eine gehörige Kenntniß des Kriegsdienſtes beyzubringen. Indem ich mich dem Anführer näherte, bot ich ihm eine Rupie dar, welche ich auf den Zipfel meines Kleides gelegt hatte. Vielleicht wiſſen Sie es noch nicht, daß man ein ſolches Stück Geld nicht auf der bloßen Hand, ſondern entweder auf einem Schnupftuche, oder auf einem Zipfel des Kleides hinhalten dürfe; und daß, wenn der Obere ſeinen Clienten erhören oder begünſtigen will, er doch aus Großmuth, oder aus Rückſicht auf ſeinen Stand, das Geſchenk oft nicht annimmt, ſondern nur mit ſeinem Finger berührt. Auch dadurch wird dem Bittenden die gehoffte Ehre erwieſen, und die erwartete Hülfe der Protection zugeſagt. Der Fürſt nahm mich gütig auf, und willigte in unſere Bitte, daß unſere kleine Reiſegeſellſchaft den erſten Courier oder Abgeordneten begleiten möchte, welchen man in das Kangrah-Lager ſchicken würde. Er ſetzte noch hinzu, daß gewiſſe Briefe; an denen man jetzt arbeite, nächſtens würden abgeſchickt werden. Eine oder zwey Tage nachher machte ich die Erfahrung, daß dieſer Bergfürſt aus eben dem Stoffe zuſammen geſetzt ſey, aus welchem die meiſten Eingebohrnen von Hindoſtan beſtehen. Als ich ihm das zweyte Mahl aufwartete, wo er bloß den Cotewaul, oder ſeinen Ceremonien-Meiſter *) bey ſich hätte, erinnerte man mich daran, daß ich ihm mein

---

*) Eben dieſer Hofbediente hat auch die Aufſicht über die Polizey.

mein Geſchenk anbieten möchte. Dies beſtand in einer Rupie, welche Schach Allum, der jetzige Kaiſer, hatte ſchlagen laſſen. Da dieſe Münzen hier von geringerem Werthe ſind, als Rupien von einem andern Gepräge, ſo wurde ich mit einer unfreundlichen Miene empfangen, und mein Geſchenk mußte eine genaue Unterſuchung aushalten. Sollten Sie nicht glauben, daß ich eher mit einem indiſchen Hauſirer, als mit einem Landesfürſten zu thun gehabt hätte? So ſehr mich dieſe Probe von Filzigkeit und unanſtändigem Betragen verdroß, ſo ſehr ergötzte ſie mich auch wieder, weil ſie mir auf die unzweydeutigſte Art den Charakter der Hindus aufſchloß. — Als einen fernern Beweis des Mangels von Gleichförmigkeit im Betragen, und von ächter Tapferkeit, will ich Ihnen einen andern Vorfall erzählen, ungeachtet er eigentlich nicht in den Zuſammenhang dieſer Briefe gehört *). Als die Mahomedaner aus Kattuck vertrieben wurden, floh der Beſitzer oder Befehlshaber dieſes Landes nach Bengalen. Nachdem er hier die geretteten Schätze und Koſtbarkeiten verthan hatte, gieng er an die Coromandel-Küſte, wo er eine Penſion von dem Nabob von Carnatic erhielt. So lange dieſe richtig bezahlt wurde, lebte der Mann im Wohlſtande, und hatte ſeinen Palankin, und ein anſtändiges Gefolge oder Dienerſchaft. Eine Einſchränkung, welche der Nabob mit den angeſehenern Penſioniſten vorzunehmen für gut fand, zog eine Verminderung der Penſion ſeines Clien-

---

*) Ich finde dieſe Anekdote deßwegen nicht paſſend, weil man die Denk- und Handlungsart von indiſchen Mahomedanern, oder ſogenannten Mohren, nicht zur Erläuterung der Denk- und Handlungsart der eigentlichen, oder der heidniſchen Hindus brauchen kann. Ueber die Verſchiedenheiten von beyden, ſehe man meine Betrachtungen über die Fruchtbarkeit u. ſ. w. 1. B. 247. u. f. S. A. d. U.

Clienten aus Kattuck nach ſich. Dieſer entſagte nun ſeinem Palankin, und kaufte ein kleines Pferd. Dies war allerdings eine harte Erniedrigung; allein der Becher der Trübſale war noch nicht ausgeleert. Die Penſion wurde noch ferner beſchnitten und zuletzt ganz eingezogen. Nun vergaß der gute Mann ganz, was er geweſen war. Er war zu ſtolz, um ſich durch ehrliche Arbeiten ſeinen Unterhalt zu verdienen, und legte ſich alſo auf Diebereyen und Bübereyen, ſo, daß man ihn kaum von einem ſchimpflichen Tode retten konnte. Dieſe Beyſpiele werden Ihnen den Nationalcharakter beſſer bezeichnen, als weitläuftige Räſonnements. Wenn das Gemüth des Menſchen nicht früh Beyſpiele von Ehre und Redlichkeit kennen und bewundern lernt, und zur Verabſcheuung laſterhafter Handlungen gewöhnt, wenn es vielmehr von der erſten Kindheit an geleitet wird, die Pflichten des Lebens nur nach eitlen Gebräuchen, und ungereimten Fabeln und Vorurtheilen zu ſchätzen; ſo dürfen wir uns nicht wundern, wenn es zuletzt auf ſolche Art verdorben wird,

Die Fliegen quälten mich in dem Bellaſpour-Lager ſo ſehr, daß ich meine Speiſen nur mit genauer Noth vor ihren ekelhaften Anfällen retten konnte. Eine indiſche Fliege hat, glaube ich, eine gewiſſe Doſis von Gift in ſich. Denn wenn man eine davon verſchluckt, ſo folgen gleich Uebelkeit und Erbrechen darauf. Ich vermuthete anfangs, daß dies Uebelbefinden durch die Bewegung des Inſekts im Magen hervorgebracht werden könnte. Allein nach genauerer Unterſuchung fand ich, daß eine Fliege, die nur eine ſehr kurze Zeit im Magen geweſen war, kein Merkmahl des Lebens hatte. Die große Hitze des Magens muß ein ſo kleines Thier augenblicklich tödten.

Unſer Aufenthalt in dem Lager von Bellaſpour war ekelhaft und unbequem. Die Hitze war ſehr groß, und die Luft durch die Unreinigkeiten der vielen Menſchen und Thiere verdorben. Mich überfiel eine ſolche Ungeduld, daß ich mir vornahm, alles zu verſuchen, um aus meiner Lage herauszukommen. Dieſe Ungeduld veranlaßte einen Entſchluß, der wahrſcheinlich meinen ganzen Plan vereitelt hätte. Zwey Couriere, oder Abgeordnete, welche Friedensvorſchläge in das Kangrah-Lager bringen ſollten, verſprachen, daß ſie uns ſicher hinbegleiten wollten. Ich war entſchloſſen, mich ihnen anzuvertrauen, ungeachtet meine Reiſegefährten ſich heftig dagegen ſetzten, und beſtändig behaupteten, daß dieſe Männer uns verrathen würden. Der Chobedar des Feldherrn, *) ein mahomedaniſcher Glaubensgenoß, ſuchte gleichfalls, mir nachtheilige Begriffe von den Abgeordneten beyzubringen. Wenn dieſe Menſchen einen böſen Anſchlag gegen uns gemacht hatten, ſo wurde er glücklicher Weiſe den Abend vor unſerer Abreiſe durch einen Zug von Eſeln vernichtet, die mit Eiſen beladen waren und unſern Weg nehmen wollten. Am 29ſten ſetzte ſich die ganze vereinigte Geſellſchaft in Bewegung, und war kaum an den Gränzen von Bellaspour, acht Meilen vom Lager, angekommen, als wir alle in die größte Angſt geriethen. — Es erſchienen zwey Kangrah-Reuter, zogen vor mir vorbey, und fielen über den Nachtrab unſerer Karavane her, wo ſie den Eiſenhändlern den Werth von hundert Rupien abnahmen, welches in dieſen Gegenden für eine große Summe gehalten wird. Auch packten ſie einen zögernden Kaſchemirier an, und waren eben in Begriff ihn

---

*) Ein Mann, der einen ſilbernen Stab vor hohen Standesperſonen herträgt.

auszuplündern, als er laut zu ſchreien anfing, was nicht gegründet war, daß er mein Bedienter, und daß ich eine Perſon von Stande ſey. Dieſe Nachricht veranlaßte die Reuter, mir zu folgen. Als ſie ſich mir näherten, ſo ſagte einer derſelben: Daß ich das Anſehen eines Balla Audlwer *) habe, und daß ich nichts von ihnen befürchten dürfe, weil ſie ſich nur an einzelne oder verlaufene Reiſende wagten. Da ich ſie ſo höflich fand, ſo machte ich den Kaſchemirier, ſo wie auch meinen Bedienten frey, der herzugekommen und von ihnen in Verwahrung genommen worden war. Das war ein Glück für die Gefangenen, daß ich hinzukam. Die Reuter waren recht auf Beute erpicht, und ſchienen keine große Auswahl von Perſonen zu machen. Denn ſo lange ich in ihrer Nähe blieb, ſetzten ſie mehrere einzelne Wanderer in Contribution, und nahmen unter andern einem Eſeltreiber ein paar Schuhe ab. — Jetzt hörten wir, daß zwey hundert Sicques, welche in dem Kangrah Solde geſtanden hatten, ſich nächſtens zeigen würden. — Weil ich die Ausgelaſſenheiten der Jünger des Nanock **), beſonders in fremden Dienſten kannte, ſo hätte ich gern die Hälfte meines Vermögens hingegeben, um nur die andere Hälfte erhalten zu können. Hier war kein ander Mittel, als die Miene des Zutrauens und der Sicherheit anzunehmen, die, der Himmel weiß es, ſehr wenig mit meinem Innern übereinſtimmte. Ich ritt einen ſtarken Trott, und war in kurzer Zeit mitten unter dieſem fürchterlichen Corps, das mich zwar in genauen Augenſchein nahm, aber mir kein Leid zufügte.

---

*) So nennt man in Hindoſtan eine Perſon, die über die gemeinen Volksklaſſen erhaben iſt.

**) Der Stifter der Religion und der Secte der Sicques.

Weil die Sicques geglaubt hatten, daß wir ein feindlicher Haufe ſeyen, ſo hatten ſie ſich zum Gefecht bereit gemacht; wozu ſie, wie ſie in einem Tone von religiöſer Ausrufung verſicherten, durch ihren Propheten aufgemuntert würden. Ich ſtieg zum Zeichen der Achtung ab, und hielt mein Pferd an der Hand, als ein Sicque, ein munterer Kerl, im Vorbeyreiten mich berührte. Das muthige Roß, worauf er ſaß, ſchien mich, oder mein Pferd, oder uns beyde zu verachten, und fing heftig an, hinten auszuſchlagen. Während dieſer Sätze fiel der Sicque auf den Boden, und da der Schauplatz der Handlung gerade die oberſte Höhe eines Berges war, ſo rollte der abgeſetzte Reuter bis an den Fuß des Berges hinab, und verlohr unter Weges ſeine Flinte, ſein Schwert und ſeinen Turban. Ich fürchtete, daß die gänzliche Unordnung des Reuters alle Sicques gegen mich aufbringen würde. Allein ich erhielt einen allgemeinen Dank, da ich meine Theilnehmung an dem Umfall des Reuters zu erkennen gab, und mich ſorgfältig bemühte, ihm die verlohrnen Stücke wieder zuzuſtellen.

Mein gutes Glück, das dieſen Tag eine Menge von Gefahren von mir abgewandt hatte, brachte mich unverſehrt in das Lager des Kangrah, oder, wie man ihn von einem ältern Nahmen des Landes oft nennt, des **Kotochin-Rajah**. Wir thaten uns dieſen Abend mit frohem Muthe gütlich, da wir ſowohl von Hunger als von Ermüdung gelitten hatten; ungeachtet unſere heutige Reiſe nur ſechzehn bis ſiebenzehn Meilen betrug. In dem Lager fand ſich nur ein kleines Corps, vorzüglich nur von Cavallerie. Der größte Theil der Truppen war unter der Anführung des Rajah mit der Belagerung vor Kote Kangerah beſchäftigt. Der gewöhnliche Weg von hier nach Jumbo geht durch Nadone, die Hauptſtadt in der Landſchaft Kangrah, und durch den

Diſ-

Falſtaff: „Ha, ich danke euren hübſchen und beſcheiden „den Verſtande dafür. Aber betet doch ja dafür, ihr alle, „die ihr Milady Ruhe zu Hauſe küßt, daß es zwiſchen unſern „Armeen an keinem heißen Tage zum Treffen komme. Denn „beym Himmel, ich nehme nur zwey Hemden mit mir ins „Feld, und denke eben nicht außerordentlich zu ſchwitzen; „aber iſts ein heißer Tag, ſo will ich keinen Tropfen wieder trinken, wenn ich da was anders in die Hand nehme, „als meine Flaſche! Es kann kein gefährlicher Vorfall aus „dem Ey kriechen, gleich muß ich mit dabey ſeyn! Nun ich „kann nicht ewig fortleben. Aber das war nun immer „die Art unſrer engliſchen Nation, wenn ſie was gutes haben, „ſo machen ſie's gleich zu gemein. Wenn ihr denn durchaus „behaupten wolltet, ich ſey ein alter Mann, ſo ſolltet ihr mir „Ruhe gönnen. Wollte der Himmel, mein Name wäre „den Feinden nicht ſo fürchterlich, als er wirklich iſt! „Beſſer wäre mirs, wenn ich vom Reſte aufgefreſſen würde, als daß man mich mit unaufhörlicher Bewegung für „nichts und wieder nichts zu Tode ſcheuert."

Richter: „Nun, ſeyd nur rechtſchaffen, ſeyd rechtſchaffen; und der Himmel ſegne euer Vorhaben!"

Falſtaff überläßt ſich hier launigten Uebertreibungen. Dieſe Stellen ſind nicht beſtimmt, buchſtäblich genommen zu werden, und, ich glaube auch nicht, daß man ſie ſo genommen. Hätte aber gar keine Wahrheit zum Grund gelegen, hätte Falſtaff nicht ſo vielen militairiſchen Ruhm gehabt, der da auf dieſe launigte Art hätte übertrieben werden können, ſo wäre das ganze Geſpräch ſehr verkehrt und abgeſchmackt, und die genehmigende Antwort des Lord Oberrichters ſehr unſchicklich geweſen. Wenn man aber annimmt, daß Falſtaff überhaupt als ein guter und braver Officier betrachtet wurde, ſo iſt die Antwort richtig, und kommt mit dem Geſtändniß überein, das kurz zuvor gethan ward: ſein Tagedienſt bey Shrewsbury habe ſeinen nächtlichen Anfall auf Gadshill übergüldet —

Diſtrikt Huriepour. Da aber dieſe Gegenden mit Sicques überſchwemmt waren, ſo mußten wir die gewöhnliche Straße verlaſſen und uns mehr weſtwärts wenden. Es iſt zu fürchten, daß dieſe Bergbewohner ſolche Unruhen in dem Lande erregen werden, daß der Weg der einzige aus Indien nach Kaſchemir, dadurch geſchloſſen, oder wenigſtens ſo unſicher gemacht wird, daß kein Gewinn die Gefahr deſſelben aufwiegen kann *).

Wir brachen am 30ſten auf, und kamen in Geſellſchaft der Kafilah von Eiſenhändlern ſechs Coß weit nach Sooren, einem kleinen Dorfe, wo die meiſten Mitglieder der Karawane zu Hauſe gehörten. Man raſtete in dieſem Dorfe, das eine ganze Tagereiſe von dem Wege entfernt lag, weil die Eſeltreiber ihre Weiber und Kinder ſehen wollten. Weſtwärts von Sooren, das in einem Thale liegt, kamen wir über eine Reihe von hohen und ſteilen Gebirgen weg.

Am 31ſten vier Coß nach Bompal, einem Dörfchen auf einer Anhöhe. Dieſe Tagereiſe wurde aus Gefälligkeit gegen die Eiſenhändler ſo kurz gemacht, damit ſie in das Kangrahlager gehen, und verſuchen möchten, ob ſie nicht das von den Sicques ihnen Geplünderte wieder erhalten könnten. Allein ſie kamen unverrichteter Sachen zurück, und ſchienen mit Angſt aus einem Lande wegzueilen, wo man, anſtatt Schaden zu erſetzen, neue Forderungen an ſie gemacht hatte. Die ganze Nacht durch war ich einem anhaltenden und heftigen Regen ausgeſetzt. So viel ich auch auf meiner Reiſe vom ſchlimmen Wetter ausgeſtanden habe, ſo iſt meine Geſund-

---

*) Dieſe Furcht iſt durch den Erfolg beſtätigt worden.

Geſundheit dennoch, Dank ſey es meiner guten Conſtitution, nicht angegriffen worden.

Der fortdauernde Regen hielt uns zu Bompal bis zum 2. April feſt, wo wir acht Coß weit nach Chumbah, einem kleinen Dorfe kamen, das zur Rajaſchaft von Jesſoul gehört. Nicht weit von Bompal hielt uns der Zolleinnehmer von Nadone an, der drey Meilen weit hergekommen war, um von uns einen Zoll von wenigen Pencen zu empfangen. Ohngefähr auf halbem Wege ſieht man zur Rechten einen indiſchen Tempel, an deſſen Fuße der Byas Gunge, der zweyte der Punjab-Flüſſe, von Oſten her gerechnet, mit einem ſchnellen, ohngefähr hundert Ellen breiten, Strome fortfließt. Der Fluß läuft an der linken Seite hin.

Ein großer Theil des Weges von Bompal nach Chumbah geht durch ein Thal, das von dem Byas gewäſſert wird, an deſſen Nordſeite man die Ebenen und fruchtbaren Gebiete von Huriepour erblickt. Die Landſchaft Kangrah oder Katochin, gränzt gegen Norden und Nordweſten an Huriepour; gegen Oſten an Chumbah; gegen Süden an Kalour und gegen Weſten an das Punjab. Die gewohnlichen Einkünfte, die man ſonſt auf ſieben Lacks Rupien ſchätzte, haben durch die Verbindung des Rajah mit den Sicques abgenommen; welche letztern allenthalben, wohin ſie kommen, Verwüſtung verbreiten. Dieſe Räuber betragen ſich wie der Mann, der von dem Pferde eingeladen wurde, ſeinen Streit mit dem Eber zu ſchlichten. Sie wiſſen, zu welchem Gebrauch das gedankenloſe Pferd gezwungen wurde, nachdem der Sieg zum Vortheil der vereinigten Mächte entſchieden worden war.

An dieſem Tage entſchloß ſich unſere kleine Geſellſchaft, die in dem Bellaspour-Lager noch durch die

Kaſchemirier vergrößert worden war, aus Furcht vor den Sicques, welche den gewöhnlichen Weg unſicher machten, die Kafilah zu verlaſſen, und durch abgelegene Seitenwege nach Jumbo zu kommen. Ein indiſcher Kaufmann rechnet den Verluſt von Zeit faſt für nichts, und bleibt lieber zwey oder drey Monate liegen, als daß er ſich der geringſten Gefahr ausſetzen ſollte.

Am dritten, zehn Coß nach Dada, das von dem Rajah von Sebah abhängt. Aus einem Bache der durch dieſes Dorf fließt, erhielten wir trefliche Fiſche, die in der Geſtalt und auch im Geſchmacke viel ähnliches mit Forellen hatten. Da dieſer Diſtrikt das Haupt oder die oberſten Gegenden des Punjab berührt, ſo iſt er ganz der Willkühr der Sicques überlaſſen, die allenthalben ſo theilen, daß ſie ſelbſt ſich nicht zu beſchweren haben. Unſer Weg ging dem Fort *) Sebah vorbey, das eine ſehr angenehme Lage an einem Bache oder kleinen Strome hat. Hier ſahen wir wie zwey Sicques zu Pferde den Commendanten und die ganze Beſatzung in Schrecken ſetzten, ungeachtet ſie in ihre Feſtung eingeſchloſſen waren. Die Reuter waren abgeſchickt um den Tribut einzuſammeln, welchen die Sicques allen Bergfürſten vom Ganges bis nach Jumbo aufgelegt haben. Weil ſie über die verzögerte Zahlung aufgebracht waren, ſo führten ſie gegen die erſchrockenen Hindus ohngefähr die Sprache, welche eine unſerer Obrigkeiten auf dem platten Lande gegen Zigeuner oder andere Landſtreicher

---

*) Dies Fort liegt ohngefähr drey Coß ſüdweſtwärts von Dada, und iſt die einzige durch Kunſt befeſtigte Reſidenz, welche ich in den Gebirgen geſehen habe. Die Nachbarſchaft des Punjab hat wahrſcheinlich die Bergbewohner bewogen, dieſen Ort zu befeſtigen.

annehmen würde. — In der That, mein Freund, gehört nicht gemeine Standhaftigkeit oder Menſchenliebe dazu, den Scepter der Gewalt mit Mäßigung zu brauchen, indem unſere Natur nur zu ſehr geneigt iſt, die Gewalt, welche man in Händen hat, zu übertreiben, da wir, wenn wir in uns ſelbſt hineinblickten, viele Gründe zur Milde und Schonung finden würden. Aus einer Anwandlung von Ungeduld, die ich ſchon ſo lange in mir bemerkt habe, daß ich ſie für angebohren halten muß, verließ ich meine Geſellſchaft und ging etwa eine Meile voraus. Hier begegnete ich einem Mann zu Pferde, der ganz das Anſehen eines Straßenräubers hatte. Da ich aber gut bewaffnet und augenſcheinlich der Stärkere von uns beiden war, ſo fürchtete ich bey dieſem Zuſammentreffen nichts. Unterdeſſen veranlaßte meine Eigenſchaft eines Fremdlings, und meine Ausſtaffirung, die eine verführeriſche Beute verſprach, den Reuter, daß er mich anhielt, und in einem gebieteriſchen Tone nach dem Orte meiner Heimath und nach meiner Beſchäftigung fragte. Meine Antwort war weder höflich noch befriedigend, und ich verließ den Unbekannten plötzlich, ſo ſehr er es auch zu wünſchen ſchien, unſer Geſpräch fortzuſetzen. Eine Viertelmeile weiter traf ich einen Sicque zu Pferde an, der offenbar auf Beute ausging. Nachdem er mich aufmerkſam betrachtet, und gefunden hatte, daß ein Kampf von ungewiſſem Ausgange ſeyn würde, da mein Schwert lang und meine Miene kühn war, ſo grüßte er mich freundlich und ritt fort. Gleich darauf aber hielt er mit dem Unbekannten, den ich zuerſt ſah, einen Rath über meine Beute, und der Entſchluß fiel dahin aus, daß man mich ausplündern wolle. Meine Reiſegefährten, die mich von dieſer Abſicht benachrichtigten, naheten ſich, als dieſe Männer vom Degen ſich über den Plan ihres Angriffs beſprachen. Es erfolgte eine gegenſeitige Aufklärung.

Die Beuteſucher entdeckten, daß die vier Männer zu Fuße, welche ſie vor ſich ſahen, zu mir gehörten, und zogen daraus den Schluß, daß, wenn ſie ſelbſt zwey mit vorher auch überlegen waren, eine ſolche Verſtärkung den Streit zu ihrem Nachtheile wenden müßte. Sie gaben alſo dieſem triftigen Grunde nach, und ließen uns ruhig von dannen ziehen.

Am 4ten, zehn Coß nach Julwara einem Dorfe im Diſtrikte Outar, wo ein Häuptling der Sicques ein kleines Fort errichtet hatte, um die umliegende Gegend im Gehorſam zu erhalten. Von hier aus wurde das Land allmählig eben, welches meine Augen auf eine unbeſchreiblich angenehme Art rührte, indem ſie ſeit langer Zeit durch den Anblick von nahen und hohen über einander bis zu den Wolken emporſteigenden Bergen ermüdet, und auf eine gewiſſe Art eingeſperrt geweſen waren. Der Diſtrikt von Outar, oder Outarah, zieht ſich bis über die Gebirge und Hügel des Punjab hinaus, durch welche wir nach unſerer letzten ſüdlichen Richtung gekommen waren. Während dieſer Tagereiſe beſtand unſere Geſellſchaft nur aus dem kaſchemiriſchen Kaufmann und mir ſelbſt; denn die drey Kaſchemirier, die ſich in dem Bellaspour-Lager zu uns geſellt hatten, waren vorausgegangen und mein Bedienter war zurückgeblieben. Gegen Abend, da wir den Fuß eines Berges erreicht hatten, ſahen wir einen Haufen von Reutern auf demſelben Wege hinter uns her kommen. Der Anblick dieſer Männer, welche wir ſogleich für Sicques erkannten, verſetzte uns in große Beſorgniß. Bey ihrer Annäherung legte ich, ohne daß mein Reiſegefährte es bemerkte, meinen kleinen Vorrath von Wechſeln und Baarſchaften in ein benachbartes Gebüſch. Unſere nachtheiligen Begriffe von dieſen Reutern waren ungerecht, und ich ſchätze mich beſonders glücklich, daß ich das Betragen der Sicques in zwey Fällen von einer günſtigen Seite darſtellen kann. Der Haufe, welcher etwa 200 Mann, und unter dieſen viele Mahomedaner enthielt, marſchirte in den Diſtrikt Hariepour. Wir nahmen eine ruhige Faſſung an, und ſchmauchten unſere Pfeifen, aus welchen einige unſerer Glaubensgenoſſen im Vorüberreiten einen Zug thaten, und uns zugleich verſicherten, daß ſie uns gegen die böſen Anſchläge ihrer Cameraden beſchützen wollten; denn wahrſcheinlich hatten ſie der Miene ungeachtet, welche wir erkünſtelt hatten, eine ängſtliche Verlegenheit in uns entdeckt. Nach ihrem Abzuge nahm ich mein Depoſitum, ohne von meinem Gefährten bemerkt zu werden, aus dem Buſche zurück. Der kaſchemiriſche Kaufmann war über unſere Errettung ganz entzückt, und er ſchwor bey ſeinem Barte, daß er, ſobald wir unſer Nachtlager erreichen würden, entweder dem Mahomed, oder dem Schutzheiligen ſeines Landes, Murdoem Saib, für zwey Pennywerth bräunen Zuckers als ein Dankopfer wegen unſerer wunderbaren Erhaltung darbringen würde. Wir begegneten noch vielen einzelnen Sicques, welche gewöhnlich die gefährlichſten ſind. Wir ſagten ihnen, daß man uns aufgetragen habe, ſie zu ermuntern, daß ſie ihren Cameraden ſobald als möglich folgen möchten. Dieſer Auftrag gab uns einiges Anſehen. Da ſie ſahen, daß wir von unſerm Trupp nicht geplündert worden waren, ſo folgten ſie demſelbiger löblichen Beyſpiele.

Ein Krämer zu Tulware gab uns ein bequemes Nachtlager. Mein Bedienter, der hier zu uns kam, hatte zwar gleiche Gefahren mit uns ausgeſtanden; allein er hatte dennoch die Ueberbleibſel der Fiſche, welche wir zu Dada gekauft hatten, ſorgfältig aufbewahrt. Aus dieſen bereiteten wir ein prächtiges Abendeſſen, an welchem wir fröhlichen Antheil nahmen. Dies wird mir ein jeder gern glauben, der nach gleichen Abentheuern ein ſicheres Nachtlager erreicht hat. Mein Gefährte, der ſein Gelübde treulich erfüllte, tadelte meine Gefühlloſigkeit bey der augenſcheinlichen Fügung der Vorſehung, wodurch wir gerettet worden waren. Vergebens pries ich das Verdienſtliche von innern Herzensgebethen, oder betheuerte die aufrichtigen Dankſagungen für unſere Befreyung, von welchen ich hoffte, daß ſie nicht weniger gottgefällig ſeyn würden, als Geſchenke von Zucker, die ich nicht geben könne; dieſe Gedanken, die dem in geräuſchvollen Ceremonien beſtehenden Glauben meines Gefährten widerſprachen, zogen mir nur neue Vorwürfe zu.

Am 5ten ſieben Coß nach Badpour, einem volkreichen Dorfe im Nourpour-Diſtrikt. Ohngefähr zwey Coß oſtwärts von Badpour ſetzten wir bey Rhay Gaut, oder Puttum *), in einem Fährbote über den Byas Gungah, und kamen in die Jumbo-Straße, die in dieſen Gegenden noch nicht von den Sicques unſicher gemacht worden iſt.

Am 6ten nach Gungatau, zehn Coß. Im Durchreiten durch einen Bach nahe bey dieſem Dorfe warf mich mein Pferd, das plötzlich ſtehen blieb, der Länge nach in das Waſſer. Unter andern Sachen wurde ein Wechſel auf Jumbo ganz naß, und dies war nicht einmahl die erſte Beſchädigung welche er erhalten hatte.

Am 7ten nach Nourpour, dem Hauptorte eines Diſtrikts gleiches Nahmens. Dieſe Stadt liegt auf dem Gipfel eines Berges, den man auf ſteinernen Stu-

---

*) Der Nahme einer Fähre in gewiſſen Gegenden des Punjab.

ſen hinanſteigt, und hat das Anſehen von Wohlſtand und Betriebſamkeit. Gegen Südoſten iſt die Landſchaft offen und lieblich. Ihre Schönheit wird noch durch einen mahleriſchen Fluß erhöht, deſſen Waſſer Kryſtallhell iſt. Berge, die meine Augen bisher genug beleidigt haben, ſchließen die Ausſicht gegen Weſten und Norden. Allein dieſe haben ihren Nutzen; und da ich den Nutzen ſelbſt erfahren habe, ſo wäre es undankbar, nicht davon zu reden. Die Sonnenhitze wurde jetzt außerordentlich heftig. Dieſe würden wir zu unſerer größten Beſchwerde empfunden haben, wenn nicht der Nordwind von dem Schnee, der in dieſen Gegenden die Gipfel der höchſten Berge bedeckt, auf eine angenehme Art erfriſcht worden wäre. Ohne eine gleiche Abkühlung würde der Aufenthalt in dem Bellaspour-Lager, deſſen Andenken mich ſchaudern macht,. unſerer Geſundheit oder unſerm Leben gefährlich geworden ſeyn.

Auf einer Ebene bey Nourpour hatte ſich eine Jumbo-Kafilah gelagert, deren Waaren vorzüglich Sunaſſees *) gehörten, und für den Dehlimarkt beſtimmt waren. Von dieſer Karawane hörte ich, daß der Rajah von Jumbo durch einen verderblichen Krieg, in welchem er mit den Sicques verwickelt worden, in ſeinen Finanzen ſehr zerrüttet ſey; daß er eine Kriegsſteuer auf alle Einwohner der Stadt ohne Ausnahme gelegt, und daß viele der angeſehenſten Kaufleute um dieſer Exactionen willen die Stadt verlaſſen hätten. Die Sunaſſees hatten zwey oder drey Kaſchemirier in ihren Dien-

---

*) Ungeachtet dieſer Orden, ſeinen Statuten nach, der Welt ganz entſagen muß, ſo finden ſich doch viele unter ihnen, die Kaufleute, Soldaten, oder auch Staatsmänner geworden ſind.

Dienſten, die ſich zu allen brauchen laſſen, und, wenn ſie etwas erwerben können, eine unermüdliche Geduld und Thätigkeit beſitzen. Dieſe ſagten mir, daß ich ſehr viel wagte, wenn ich zu einer Zeit nach Jumbo gienge, wo ein jeder, der etwas zu beſitzen ſcheine, die Aufmerkſamkeit der Regierung auf ſich ziehe. Dieſe Nachricht war nun deſto beunruhigender, da meine Angelegenheiten durchaus eine perſönliche Gegenwart in Jumbo verlangten. Indem ich der Stadt Nourpour erwähne, kann ich es nicht mit Stillſchweigen übergehen, daß ein ſehr achtungswürdiger Kaufmann Daud Khan, aus dem Punjab gebürtig, in dieſer Stadt wohnt. Er lebte viele Jahre in Jumbo. Nachdem er aber auch die Erpreſſungen der Regierung in der letzten Stadt erfahren hatte, ſo entfloh er nach Nourpour, wo er neben einer mäßigen Sicherheit ſeines Vermögens die Vortheile einer geſunden Luft und eines fruchtbaren Landes genießt. Sollte je einer meiner Landsleute unter dem Charakter eines Mahomedaners in dieſe Gegenden kommen, ſo kann er verſichert ſeyn, daß die Bekanntſchaft von Daud Khan für ihn nicht ohne Nutzen ſeyn werde.

Am 8ten hielten wir Raſttag. Am [illegible] wir acht Coß weit nach dem Dorfe B[illegible] Bedienter war heute wegen eines Katharrs [illegible] einer natürlichen Schwäche ſeiner Bruſt kaum im Stande, zu gehen. Ich fürchte jetzt, daß die Laſt, welche ich ihm aufgelegt hatte, zu ſchwer für ihn war; und ich klage mich ſelbſt an, daß ich ihm ſeine Bürde nicht durch eine ſolche gütige Sorgfalt erleichtert habe, welche menſchenfreundliches Wohlwollen allenthalben, beſonders aber in Aſien, einem Herrn gegen ſeine Diener, am meiſten gegen ſeine guten Diener, vorſchreibt. Und ſagen zu wollen, daß mein Bedienter kein guter war, würde die gröſste Ungerechtigkeit gegen den Genoſſen meines Glücks, und eine grundloſe Entſchuldigung meiner Vernachläſſigung ſeyn. Sollte ich je im Stande ſeyn, ſeine Verdienſte zu belohnen, ſo würde ich dieſes zu meinen rühmlichſten Handlungen rechnen. Ich verſtärkte die Unzufriedenheit mit ihm, die zu gewiſſen Zeiten in mir entſtand, durch die ſtrengen Aeuſserungen über die Ueppigkeit ſeines Temperaments. Dieſer Fehler rechtfertigt mein Betragen gegen ihn in meinen eigenen Augen nicht mehr, und hindert die Regungen von Reue nicht, die ich fühle, ſo oft ich die liebevollen Dienſte zurückrufe, welche der Bediente mir während einer beſchwerlichen Reiſe erwieſen hat.

Die Diſtrikte von Nourpour werden gegen Norden an dem Fluſse Rawen, gegen Oſten von der Landſchaft Chambay *), gegen Weſten von einigen kleinen indiſchen Diſtrikten in den oberſten Gegenden des Punjab und von dem Fluſſe Byas, und gegen Süden von Huriepour begränzt. Die Einkünfte von Nourpour werden auf vier Lacks Rupien geſchätzt. Auch hat es das Anſehen, daſs dieſes Land mehr innere Ruhe genieſst, weniger Anfechtungen von den Sicques hat und milder regiert wird, als irgend ein anderes oder benachbartes Gebiet.

Am 10ten, zehn Coſs, nach Plaſsen, einem kleinen Dorfe in dem Biſsouly-Diſtrikte. Ohngefähr acht Meilen nordweſtwärts von Bunguren, und gerade dem Fort Biſsouly gegenüber, giengen wir über den Räwen **) der hier etwa hundert und zwanzig Ellen breit

und

---

*) Eine Berggegend von groſsem Umfange.

**) Der Rawen iſt der mittelſte der Punjab-Flüſse, und läuft nahe bey der Stadt Lahor vorbey.

güldet — Ihr mögt immer der unruhigen Zeit dafür danken, daß euch jener Streich ruhig hingeht, ſagt der Richter; welches mit dem übereinſtimmt, wo Falſtaff an einem andern Orte ſagt: „Nun, Gott ſey gedankt für dieſe Rebellen, ſie beleidigen niemanden, als die Rechtſchafnen, ich lobe ſie, ich preiſe ſie.“ Ob dies im ächten Ton eines Soldaten geſprochen ſey, will ich nicht entſcheiden; es iſt aber gewiß nicht die Sprache eines bloßen Poltrons.

Es wird unnöthig ſeyn, zu zeigen, was ſich aus einer Menge von Umſtänden zeigen ließe, daß Falſtaff bey Hofe bekannt war und in Anſehn ſtand. Shallow ſchmeichelt ihm in der Idee, daß ein Freund bey Hof beſſer ſey als ein Schilling in der Börſe. Weſtmoreland ſpricht von ihm, als wie von ſeines Gleichen. Wenn ihm Falſtaff ſagt, er habe geglaubt, Mylord wäre ſchon zu Shrewsbury, ſo erwiedert Weſtmoreland: Freylich, Sir John, es iſt hohe Zeit, daß ich dort ſeyn muß, und Ihr auch. Der König, muß ich Euch ſagen, erwartet uns alle; dieſen Abend müſſen wir alle fort. „O, ſagt Falſtaff, ſeyd meinetwegen unbeſorgt, ich bin ſo wachſam, wie eine Katze, wenns Ruhm zu mauſen giebt.“ —

(Die Fortſetzung folgt.)

S.

XI.
Fragmente.

(Aus Meyers Briefen über Rußland.)

Ein Fremder, der nur einige Adreſſe in Petersburg hat, findet ſonſt an keinem Orte die Gelegenheit, ſo geſchwind bekannt zu werden, als da. Die Bekannt-

ſchaft

und ſehr reißend war. In dem Fährſchiffe waren zwey Sicques, welche in das Fort giengen, das die Sicques bey Gelegenheit einer Hülfe, die ſie dem Rajah von Bißouly leiſteten, beſetzt hatten. Ungeachtet dieſes der beſtändige Erfolg des Beyſtandes der Sicques iſt, ſo laſſen doch die bethörten Bergfürſten nicht nach, die Hülfe der Sicques anzuflehen, ſo oft ſie mit ihren Nachbaren in Krieg gerathen. Ein benachbarter Rajah hatte die Bißouly-Diſtrikte überfallen, hatte die Einwohner geplündert und die Dörfer verbrannt, bevor man ihm Widerſtand leiſten konnte. Man rief die Sicques herbey, um den Feind zurück zu treiben und das Fort zu vertheidigen. Nachdem ſie beydes gethan hatten, ſo gefielen ſie ſich in ihrer neuen Lage und weigerten ſich dieſelbe zu verlaſſen.

Man empfahl es uns dringend, was nicht einmahl nöthig geweſen wäre, dies Gebiet ſo ſchnell, als möglich, zu durchreiſen, um den Sicques auszuweichen. Der Schiffer bey der Fähre zu Bißouly forderte von uns, ungeachtet wir ſeine Glaubensgenoſſen waren, ein unmäßiges Fährgeld. Durch die Vermittelung der Sicques ließ er ſehr viel von ſeinen erſten Forderungen nach. Die Reuter, welche die Erpreſſung einſahen, hatten nur nöthig, ihren Willen zu erkennen zu geben, um ſich gleich gehorchen zu machen. Die Reiſe dieſes Abends, die einſam und traurig war, gab jeder Saite der Phantaſie eine falſche Stimmung, welche ſich nun ſträubte, auch nur ein erfreuliches Bild aufzunehmen. — Es iſt in der That zu beklagen, daß wir die gemeinen und ſchon zu ſchweren Uebel des Lebens nicht fühlen können, ohne ſie durch eine Zuthat von erdichteten Uebeln noch ſchwerer zu machen. Dieſer Hang in der menſchlichen Natur ſcheint dem Zwecke zu widerſprechen, um deſſentwillen der Menſch da iſt, und auch die Vernunft zu beſchimpfen, welche er in ſo reichem Maaße beſitzt.

Ein freundlicher Wirth in dem Dorfe Plaßen nahm mich beſſer auf, als ich erwarten konnte. Seine kleine Hütte beſtand aus Materialien, die dem letzten allgemeinen Brande des Landes widerſtanden hatten, weßwegen er mit ſeiner Familie wieder ruhigen Beſitz von ſeiner Wohnung genommen hatte. Da er mich kraftlos und ermattet von einem Fieber ſah, das mich auf dem Wege überfallen hatte, ſo verſchaffte er mir ein Bett und alle Speiſen und andere Erquickungen, welche ſein Haus darbot.

Am 11ten, zehn Coß nach dem Dorfe Buddoo, der Reſidenz eines kleinen Häuptlings, der von Jumbo abhängt. Gerade an dieſem Tage wurde ein jährliches Feſt in einem Dörfchen gehalten, das nahe an unſerm Wege lag, weßwegen wir uns unter die zahlreichen Zuſchauer miſchten. Die Freude, welche wir in dieſer Verſammlung ſahen, machte mit den geſtrigen Scenen einen ſtarken Contraſt, und ſtellte uns die mannichfaltigen Wohlthaten des Friedens in lebhaften Farben dar. Unter den Ergötzungen dieſes Tages bemerkte ich auch ein Rad mit Sitzen, die an dem Reif, oder Rand deſſelben befeſtigt ſind. Dieſe Räder ſind im ſüdlichen Indien ſehr gemein, und treiben durch die Umdrehung um ihre Achſe alle diejenigen in der Luft herum, die einen ſolchen Kreis zu beſchreiben wünſchen. Ich habe mich mehr als einmahl in einen Sitz ſolcher Räder geſetzt, und ich kann Ihnen verſichern, daß die Bewegung, wenn ſie gleich keine der ernſthafteſten iſt, doch ihr Vergnügen hat, und daß ſie, was man nicht von allen Vergnügungen ſagen kann, einen jeden da niederſetzt, wo ſie ihn aufgenommen hat. Mein Bedienter kam dieſen Abend nicht in meinem Nachtquartier an. Dieß verurſachte mir manche kleine Unbequemlichkeiten, da ich mich bisher ganz an ſeine Dienſte gewöhnt hatte. Eine

raſchekaſchemiriſche Familie, die zu Buddoo anſäſſig war, erleichterte mir in gewiſſen Graden meine Lage, da ſie wegen ihrer Bekanntſchaft mit meinem Reiſegefährten uns beide freundlich aufnahm, und uns ein leidliches Abendeſſen verſchaffte.

Am 12ten, acht Coß nach Mancote. Dies Dorf liegt auf einer Anhöhe, die von einer Seite von einem kleinen Strome umſchlungen wird, und iſt die Reſidenz eines Häuptlings, der dem Rajah von Jumbo unterthan iſt. — Hier kam ich in neue Verlegenheiten, die, wenn ſie gleich nicht den Nahmen von Unglücksfällen verdienten, mich doch auf mancherley Art beunruhigten. Mein Kaſchemiriſcher Reiſegefährte war durch ein Verſehen weiter gegangen, als wir mit einander verabredet hatten; und es war alſo niemand da, der mein Eſſen bereiten, oder für mein Pferd ſorgen konnte. Ungeachtet die Hindus einen Abſcheu dafür haben, Fremden kleine knechtiſche Dienſte zu erweiſen; ſo war mir doch der Krämer zu Mancote, von welchem ich alles, was ich den Tag über brauchte, gekauft hatte, ſehr behülflich. Er gab mir Logis, ein Bett, und ſo vielerley Geräth oder Gefäße, als nöthig waren, das Futter meines Pferdes, und meine eigenen Speiſen zu faſſen. Durch die Trennung von denen, die bisher meinen Bedürfniſſen entgegen gekommen waren, und meine Reiſe angenehm gemacht hatten, war ich auf einmahl alles Beyſtandes beraubt. Zuerſt ſäuberte und futterte ich mein Pferd, was dieſes nicht weniger von meiner, als von meines Bedienten Hand verdiente; denn es war ein gutartiges, ſicheres und lebendiges Thier. Ohne dieſe Tugenden hätte es nicht ſolches Ungemach ausſtehen, und ſolche ſteile und felſige Berge erſteigen können, als ſich uns bisher entgegengeſtellt hatten. — Nach der Verſorgung meines Pferdes war es nöthig, auf meine eigenen Bedürfniſſe Rückſicht zu nehmen, die ſehr laut und dringend waren, weil ich den ganzen Tag nichts gegeſſen hatte.

Da ich hörte, daß ein bettelnder Seid*) von außerordentlicher Heiligkeit in dem obern Theile der Stadt wohne; ſo beſuchte ich ihn, ſtellte ihm meine Lage vor, und bat ihn um Hülfe. Ich dachte, daß der Mann, der von der allgemeinen Mildthätigkeit lebte, und deſſen Wohlfahrt von der Ausübung des allgemeinen Wohlwollens abhing, mir willig Beyſtand leiſten würde, beſonders da ich nicht die geringſten Anſprüche auf ſeine Börſe machte. Allein ich hatte ohne Wirth gerechnet. Nie hat ein infulirter Prieſter, in der Fülle ſeiner Macht, und im Genuß mehrerer reichen Pfründen, auf einen armen Pfarrer mit größerer Verachtung herabgeſehen, als womit der ſtolze Abkömmling des Mahomed mein Geſuch aufnahm. Ich bat ihn bloß, daß er mir durch ſeine Anhänger ein Abendeſſen bereiten laſſen möchte, für welches ich alles zuſammen gekauft habe, da mein Bedienter nicht gegenwärtig, und ich ſelbſt in der Kochkunſt gänzlich unerfahren ſey. Dieſe Bitte machte nicht den geringſten Eindruck auf den Seid, der entweder im Zutrauen auf die Kraft ſeines Glaubens die Lehre von den guten Werken ganz verworfen hatte, oder auch das Bettlerhandwerk als ein Monopol ſeiner Verehrer anſah, und eben daher alle Pfuſcher abſchrecken wollte. Auf alle meine Vorſtellungen von den Verlegenheiten, worin ich mich befände, und auf die Anſpielungen, die ich über ſein Benehmen einfließen ließ, murmelte er unwillig ſeine Einwilligung in mein Verlangen hervor; wie-

---

*) So nennt man in Indien die Nachkommen des Mahomed.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

wiewohl mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ich für Brennholz ſorgen müſſe. Er hätte von mir eben ſo gut einen Klumpen Diamanten, als ein Stück Holz fordern können; denn es war ſehr dunkel, und Hunger und Ermüdung machten mich zu einer jeden neuen Anſtrengung unfähig. Ich wandte mich alſo mit Unwillen von ihm weg, und warf ihm laut die Verletzung der Rechte der Gaſtfreundſchaft vor, die auch dem roheſten Mahomedaner heilig zu ſeyn pflegen; deren Erfüllung, wie er wohl wiſſe, allen Rechtgläubigen anbefohlen ſey, und deren Uebertretern die göttliche Rache beſonders angedroht werde. Dieſe mit Wärme vorgetragene Strafrede erregte die Aufmerkſamkeit der Anhänger des Heiligen. Einer derſelben bat, daß ich mich beruhigen möchte, weil er mich aus meiner Verlegenheit reißen wolle. Er brachte mich in das Haus einer Sängerinn, die gleich, nachdem ſie von meiner Geſchichte unterrichtet worden war, ihr Gewand aufſchürzte, und meinen Bedürfniſſen abzuhelfen anfing. Sie würden ſich gewiß darüber gefreut haben, wenn Sie geſehen hätten, wie willig dieſes gute Mädchen mein Brod backte, meine Erbſen kochte, und dabei häufig bemerkte, daß ich ihr eine Ehre erzeigt habe, und daß der gegenwärtige Dienſt nur eine geringe Vergeltung für die mannigfaltigen Gefälligkeiten ſey, welche ſie von Perſonen meines Standes erhalten habe. Werden Sie nicht die Nachricht, daß ſie alle Anerbietungen eines Geſchenks ausſchlug, für eine morgenländiſche Uebertreibung halten? Und doch iſt dieſes ganz richtig. Wäre Mancote nicht weiter von Lucknow, als Schieck Seray *), ſo würden Sie von dem dienſtfertigen Kinde die Wahrheit ſelbſt erfahren können.

---

*) Dieſer Ort liegt ohngefähr ſechs Meilen von Lucknow.

Am 13ten kam ich nach Manſir, acht Coß. Die Gegend wurde immer offener und beſſer angebaut, als ich ſie weſtwärts von Bißouly geſehen hatte. Die heutige Tagereiſe war ſehr angenehm; und ich verirrte mich nicht vom Wege, ungeachtet ich allein war. Indem ich vor einem Lager von Bettlern, einem Haufen fröhlicher Menſchen, vorüberzog, baten ſie mich abzuſteigen und einige Erfriſchungen anzunehmen. Ich folgte der Einladung, und hielt ein einfaches, aber herzliches Mahl, an welchem man es häufig wiederhohlte, daß ich ſehr willkommen ſey. Manſir beſteht nur aus wenigen Häuſern, und liegt an dem Ufer eines ſchönen fiſchreichen Baches. Da man aber die Fiſche für heilig, oder für ein Eigenthum des Fürſten hält, ſo läßt man ſie ungeſtört. Die Gegend um Manſir wurde vormahls von einem Rajah von Jumbo zum Unterhalt von gewiſſen Byroghees, einer religiöſen Secte, welche das Gelübde der Eheloſigkeit ablegt, geſchenkt; und dieſe heiligen Väter genießen in der reitzenden Landſchaft jedes Vergnügen, was Männe[illegible] Indien nur genießen können. Freylich werden Sie mir hier zurufen, daß die Byroghees die Weiber aus ihrer Gemeinſchaft verbannt haben, und daß unſer Leben, ſo ſehr es auch ſonſt an andern Freuden überfließen möge, ohne die Geſellſchaft von Perſonen des andern Geſchlechts eben ſo wenig glücklich ſeyn, als der Tag ohne das Licht der Sonne hell und froh genannt werden könne. In dieſem Dorfe beſorgte die Frau eines mahomedaniſchen Oelhändlers meine Küche, aber auf eine ganz andere Art, als vor kurzem meine muſikaliſche Freundinn. Sie machte unverantwortliche Vortheile, an einem ſchlecht bereiteten Abendeſſen; und ihre Katze, die mit der Beſitzerinn von gleicher Natur zu ſeyn ſchien, that die Nacht über einen Angriff auf mein Gepäcke, aus welchem ſie den kleinen Vorrath von Lebensmitteln herausſtahl, den ich für das Frühſtück des folgenden Morgens aufgeſpart hatte.

Damit meine Ankunft in Jumbo deſto weniger Nachfragen verurſachen möchte, welches mir nach den damahligen Stimmungen des Rajah nicht vortheilhaft ſeyn konnte; ſo gab ich mich für einen Offizier im Dienſte des Rajah aus, der von der im Felde ſtehenden Armee zurückkomme. Der Weg, den ich heute in einer ſüdweſtlichen Richtung machte *), war der traurigſte, den ich bisher gemacht hatte, und wurde beſonders für mich dadurch noch trauriger, daß ich ihn ohne irgend einen Reiſegefährten machte. Bey der Annäherung an eine ſo beträchtliche Stadt, als Jumbo, hoffte ich wenigſtens ein mittelmäßig bevölkertes Land zu finden. Allein der Anblick ſtellte gerade das Gegentheil dar. Der größte Theil des Weges ging durch tiefe Sandſtrecken, die von hohen und meiſtens perpendicularen Felsgebirgen eingeſchloſſen waren. Die Lage, worin ich mich befand, warf einen dunkeln Schleyer über mein Gemüth, und ich fühlte nie die Wahrheit des Satzes inniger: daß der Menſch ein geſelliges Thier ſey. Ich dachte nicht an die übrigen großen Vortheile, welche wir der menſchlichen Geſellſchaft zu verdanken haben, ſondern nur an die mannichfaltigen Vergnügungen, die uns oft ein kurzdauerndes Beyſammenſeyn mit andern Menſchen verſchafft. Welche Harmonie und Fröhlichkeit herrſchen nicht oft in den Buden, wo man Süßigkeiten erkauft, und welche man die Kaffeehäuſer in Indien nennen kann. In dieſen Häuſern werden allerley Gegenſtände, nur den von Weibern ausgenommen, mit

---

*) Die ſüdliche Direction dieſes Tages kam, wie ich glaube, von der Richtung eines Zweiges der Gebirge her.

der größten Freymüthigkeit, und wenn auch nicht in einen ſolchen Fluſſe von Beredſamkeit, wie in den Hauptſtädten Europens, wenigſtens mit eben ſo vieler Hitze und ſo großem Geräuſche unterſucht. Der Hauptgegenſtand iſt der Krieg; und man hört nicht ſelten Heldenthaten einzelner Krieger, bey deren Erzählung ſelbſt Secunder *) erblaßt ſeyn, und Ruſtum **) gezittert haben würde. Das Vergnügen der Mittheilung wodurch ſie die Helden ihrer eigenen Erzählungen werden, iſt ein mächtiger Sporn für die verſchiedenen Klaſſen von Abentheurern; und vielleicht würden ſich weniger Menſchen in Gefahren wagen, wenn ſie nicht das Vergnügen hoffen dürften, ſie ſelbſt erzählen zu können.

Zuletzt entdeckte ich zu meiner großen Freude, an der Seite des Weges einen grünen Platz, wo eine Familie ſich gelagert hatte, und ihr Vieh weiden ließ. Ich ſetzte mich ohne Umſtände nieder, worauf man mir ein Gefäß mit Buttermilch anbot, die ich mit großer Begierde trank, weil die Hitze der Tages mich ſehr durſtig gemacht hatte. Der Vater erzählte mir, daß er durch die Expreſſungen ſeines Herrn gezwungen worden, ſeine bisherige Wohnung zu verlaſſen, und daß er jetzt einen ruhigern Aufenthalt aufſuche. In Ihren Gegenden werden unſtreitig manche Handlungen ausgeübt, die Schande und Haß auf unſere Nation bringen. Sie können mir aber ſicher glauben, daß diese nur Kleinigkeiten ſind, wenn man ſie mit den Ungerechtigkeiten und Räubereyen vergleicht, welche in andern aſiatiſchen Ländern ausgeübt werden. Einer aus der Familie litt viel an einem verwundeten Finger. Da man nun alle Menſchen von meiner Farbe für Zauberer, Aerzte und Artilleriſten hält, ſo bat man mich um Hülfe, welche ich zur großen Freude der Hindus umſonſt gewährte.

---

*) Der aſiatiſche Nahme Alexander des Großen.

**) Ein berühmter Held, der in den alten dichteriſchen Sagen der Perſer beſungen wird.

Gegen Abend kam ich in der untern Stadt Jumbo an. Indem ich ein abgelegenes Haus entdeckte, wo ich gern eine Aufnahme gefunden hätte, ſo traf ich eine Perſon an, die etwa vor einem Monat einige Tage in meiner Reiſegeſellſchaft geweſen war, aber ſie wegen eiliger Geſchäfte verlaſſen hatte. Dieſer Mann war nun im Dienſte eines Kaſchemiriers zu Jumbo, an welchen ich einen Brief hatte, und deſſen Nahme auf der Reiſe von mir genannt worden war. So bald er mich erkannt hatte, lief er zu ſeinem Herrn, mit welchem er in kurzer Zeit zurück kam. Der Kaſchemirier ruhte nicht eher, bis ich ihm verſprechen hatte, in ſein Haus einzukehren. Ich nahm dieſes endlich an, ungeachtet wir unter einem heftigen Regen nach dem Hauſe unſers Gaſtfreundes gehen mußten. Es würde ermüdend ſeyn, wenn ich die unaufhörliche und ehrerbietige, faſt peinliche Aufmerkſamkeit ſchildern wollte, welche dieſer Kaſchemirier für mich bewies, den er nie geſehen hatte. So partheyiſch ich auch von meinen Verdienſten denken mochte, ſo mußte ich dennoch glauben, daß die Sorgfalt meines Wirths aus der Meynung von meinen Reichthümern, und von irgend einem vortheilhaften Handel herrühre, den er mit mir ſchließen könne. Nachdem er mir meine außerordentlichen Fähigkeiten und Tugenden, welche ihm ſein Correſpondent zu Lucknow berichtet habe, vorerzählt hatte, ſo wünſchte er mir zu dem günſtigen Zufall Glück, der mich bey meiner Ankunft gerade ihn habe treffen laſſen, indem er der einzige ehrliche Mann ſey, den ich in Jumbo hätte finden können. So, mein Freund, iſt der Prunk der morgenländiſchen Complimente beſchaffen, der, wenn man ihn der kühlern Luft des nördlichen Europa ausſetzt, bis auf eben die Rede zuſammenſchwindet. die man täglich in Change Allay und Cheapſide hört. Ich hielt es für das Beſte, meinen Kaſchemirier nicht aus ſeinem Irrthum zu reißen; denn als Kaufmann wird man hier am meiſten geachtet und erregt auch am wenigſten Verdacht gegen ſich. Als ich dem Banquier in Jumbo meinen Wechſel präſentirte, fand ich, daß die Falten, in welche er zuſammengelegt war, durch eine doppelte Tränkung ſich ſo feſt zuſammengeſchloſſen hatten, als wenn ſie wären zuſammengeleimt worden. Der Banquier *) erweichte mit vieler Güte das Papier, entfaltete mit Sorgfalt den naſſen Wechſel, und las, wiewohl mit großer Schwierigkeit den Inhalt deſſelben. Wenn er die Abſicht gehabt hätte, die Zahlung zu verzögern, ſo hätte er hinreichende Urſache dazu gefunden. Allein er erkannte das Papier bald für einen gültigen Wechſel, und machte noch die freundliche Bemerkung, daß ich für eine ſo lange und beſchwerliche Reiſe, als die meinige ſey, eine größere Summe hätte heben ſollen.

Jumbo liegt an dem Abhange eines Berges, und beſteht aus zwey verſchiedenen Hälften, welche man die obere und die untere Stadt nennt. Der Fuß des Hügels wird von dem Rawen beſpült, der in den Chinnaub fällt, ohngefähr vierzig bis funfzig Ellen breit, und den größten Theil des Jahres ſo untief iſt, daß man ihn durchwaten kann. An ſeinen Ufern liegen viele Kornmühlen, die viel netter als in dem übrigen Indien gebaut, und von den Kaſchemiriern eingeführt ſind, welche überhaupt

---

*) Sein Nahme iſt Juala Naut, ein Neffe des Kaſchemiriers Niull zu Benares.

ſchaft eines Mannes, der Mitglied eines Klubs iſt, wird allemal jedem wichtig ſeyn, der nicht blos dahin gehet, ſchöne Häuſer zu ſehen; er wird dadurch in die zahlreichſten Verſammlungen eingeführt, wo er Perſonen allerley Gattung und Klaſſen zu ſehn bekömmt, die ihm von großen Nutzen ſeyn können, ſeine Bemerkungen ſich zu erleichtern. Dieſe Klubs, ob ſich gleich zu ihrem Nachtheil auch ſehr viel ſagen läßt, verdienen es, daß ich Sie etwas näher damit bekannt mache. Es giebt derſelben in der Stadt drey, die ſich dadurch voneinander unterſcheiden, daß der eine der muſikaliſche Klub, der andre der Kaufmanns-Klub, der dritte der Bürger-Klub benannt wird; nicht als ob dieſes ausſchließungsweiſe wahr wäre, ſondern wahrſcheinlich, weil die erſte Benennung von der Anlage den Namen erhalten haben mag. Der erſte heißt nur darum ſo, weil alle Wochen einmal Koncert darin gegeben wird, welches aber eigentlich nur eine Uebung für Liebhaber iſt. Große Spieler waren nicht da, allein das Auditorium verdiente ſie auch nicht, denn der Koncertſaal war leer, dagegen die Nebenzimmer deſto ſtärker mit Spieltiſchen beſetzt, und der Billardſaal nicht vergeſſen. Die Geſellſchaft iſt untermiſcht, Kaufleute, Hofleute, Officiers — alles durcheinander; welche ſich jedoch alle, bevor ſie zugelaſſen werden, und ihre Namen unterzeichnen, den Geſetzen der Geſellſchaft unterwerfen, und ſelbige unterſchreiben müſſen. Dieſe Ihnen nun zu erzählen, würde zu weitläuftig ſeyn, allein ich will doch ſoviel davon ſagen, als hinreichend iſt, die Anſtalt, die wirklich groß iſt, daraus kennen zu lernen; und dazu wähle ich den Kaufmanns-Klub, weil ich ihn genauer habe unterſuchen können, und die Geſetze geleſen habe. Er beſteht aus fünfhundert Mitgliedern, deren jeder jährlich 25 Rubel zur gemeinſchaftlichen Kaſſe bezahlt, dies beträgt eine artige haupt die Stadt ſehr verbeſſert und bereichert haben. Mein kurzer Aufenthalt in Jumbo erlaubte mir nicht, über die Geſchichte, oder über die Urſachen des wichtigen Handels, Reichthum und Luxus von Jumbo vollſtändige Nachrichten einzuziehen; denn dieſe Stadt iſt ihres Verfalls in den letzten Zeiten ungeachtet noch jetzt einer der erſten Handelsplätze im nördlichen Hindoſtan. Vielleicht würde die Sammlung ſolcher Nachrichten die Mühe, welche das Leſen derſelben verurſacht hätte, nicht vergolten, oder nicht die Belehrung gewährt haben, welche ich durch meine Briefe ſtets zu geben wünſche. Unterdeſſen lege ich Ihnen das, was ich erfahren habe, lauter oder unverändert vor.

Vor Nadir Schahs Einfall in Indien gieng die gewöhnliche Handelsſtraße von Dehli nach Kaſchemir über Sirhend, Lahor und Hearepour: welche Straße unter dem Nahmen von Bember in Berniers Reiſe vollkommen iſt beſchrieben worden. Seit den Einfällen der Perſer, Afganen und Maratten, beſonders aber ſeit den Eroberungen der Sicques, iſt dieſer Weg unſicher, und deswegen von den Kaufleuten verlaſſen worden. Eben daher lenkte ſich der Handel von Kaſchemir in die Straße von Jumbo. Da nun dieſes Land vom Punjäb durch eine Kette von hohen Gebirgen, wohin Reuterey nur mit Gefahren und Schwierigkeiten vordringen kann, abgeſondert iſt, ſo wurde der Jumboweg der Straße über Lahor vorgezogen, ungeachtet der erſtere weiter und beſchwerlicher iſt, und dadurch alſo auch die Koſten des Transports vermehrt werden.

Runzeid Deve, der Vater des jetzigen Rajah von Jumbo, trug durch ſeine weiſe und gerechte Regierung ſehr viel zu dem Wohlſtande und der Wichtigkeit von Jumbo bey. Er ſah die großen Vortheile ein, welche der

Aufenthalt mahomedaniſcher Kaufleute hervorbringen würde, und er ſuchte ſie daher durch allerley Ermunterungen, am meiſten durch ein unintereſſirtes und achtungsvolles Betragen, an ſich zu ziehen. Von aſiatiſchen Deſpoten erwartet man höchſtens negative Tugenden, und die Unterthanen ſchätzen ſich ſchon glücklich, wenn ſie einen mit ſolchen Tugenden begabten Fürſten haben. Der Rajah von Jumbo enthielt ſich nicht nur von Erpreſſungen, ſondern er erwies ſeinen Unterthanen, und beſonders den mahomedaniſchen Kaufleuten, wirkliche Wohlthaten. Er gab den letztern ein beſonderes Quartier der Stadt ein, das von ihnen den Nahmen Moghulpour erhielt. Er erlaubte ihnen ſogar eine Moſkee zu errichten; welche Großmuth um deſto merkwürdiger war, und ſeinem Andenken um deſto mehr Ehre bringt, da dieſes das einzige Beyſpiel von Duldung in dieſen Gegenden von Hindoſtan iſt, und die Kaſchemirier, welche den größten Theil ſeiner mahomedaniſchen Unterthanen ausmachten, ſeit ihrer Bekehrung die heftigſten Verfolger der Hindus geworden ſind. Er ſtrebte ſo ſehr darnach, ihre Achtung und Zutrauen zu erhalten, daß, wenn er zur Zeit des Gebets durch ihr Quartier ritt, er allemahl ſtille hielt, bis der Prieſter die gewöhnliche Gebetsformel ausgeſprochen hatte. Die Hindus klagten einſt ihrem Rajah, daß die öffentlichen Brunnen der Stadt durch die Gefäße der Mahomedaner befleckt würden; und ſie baten deßwegen, daß man dieſe bloß auf den Gebrauch des Flußwaſſers einſchränken möchte. Der Rajah antwortete auf dieſe Klage und Bitte: Daß das Waſſer zum Gebrauch aller Menſchen beſtimmt, und ein zu reines Element ſey, als daß es durch die Berührung irgend einer Claſſe oder Secte von Menſchen befleckt werden könne. Eine ſo kluge und aufmerkſame Regierung, als die des letzten Rajah von Jumbo war, machte dieſe Stadt zu einem reichen Handelsplatze, wo Menſchen aus allen Gegenden, und von allen Religionen völlige Sicherheit ihrer Perſonen und ihres Eigenthums genoſſen.

Die Waaren, welche die Artikel des Handels von Jumbo und Kaſchemir ausmachen, werden gewöhnlich von Menſchen, meiſtens Kaſchemiriern, fortgebracht. Die Ladungen dieſer Träger ſind ſchwer, indem zwey derſelben die volle Ladung eines ſtarken Mauleſels betragen. Jeder Träger erhält vier Rupien. Die Schaals, welche von Kaſchemir ausgeführt werden, ſind in länglichte Ballen gepackt, die ein beſtimmtes Gewicht haben, welches man in der Landesſprache Biddery nennt. Die Ballen werden in Büffels- oder Ochſenhäute eingewickelt, und mit ledernen Riemen feſt zuſammengeſchnürt. Weil die Ballen einander faſt gleich ſind, ſo werden ſie ſelten eher eröffnet, als bis ſie an den Oertern anlangen, wohin ſie verkauft ſind. Ein Kaſchemirier trägt ſeine Ladung, wie ein Soldat ſeinen Knapſack; und wenn er ein wenig ruhen will, ſo unterſtützt er dieſelbe mit einem Krückenförmigen Stock, der ihm auch beym gehen zur Stütze dient. Man führt zwey Urſachen an, warum nur Menſchen zum transportiren der Waaren genommen werden. Die erſte entſpringt der Sage nach aus einer gegenſeitigen Eiferſucht der Rajahs, deren Gebiete an den beyden Ufern des Chinwam *) liegen, und die mit einander dahin übereingekommen ſind, daß weder eine Brücke noch eine ordentliche Fähre über den Fluß angelegt werden ſoll. Die zweyte Urſache, die ich hier für gültiger halte, liegt in der ungeheuren Höhe und Steilheit der Gebirge, welche

---

*) Der vierte Punjabfluß, von Oſten an gerechnet.

die Wege für Pferde und Mauleſel ſehr gefährlich oder gar unzugänglich machen.

Es ſcheint, als wenn der Handel und Wahlſtand von Jumbo bis zum J. 1770 ſtets zugenommen habe, wo nach dem Tode des Runzeid Deve, einer ſeiner Söhne, der gegenwärtige Rajah, ſich gegen den Willen des Vaters, der Regierung bemächtigte, den einen Bruder, der zum Nachfolger beſtimmt war, hinrichten, und einen andern einſperren ließ, welcher aber entwiſchte, und bey den Sicques Hülfe ſuchte. Die Sicques freuten ſich nicht wenig darüber, daß ſie einen ſo guten Vorwand erhielten, in Jumbo einzudringen, welches ſie während der Verwaltung des Runzeid Deve nicht gekonnt hatten, und ſie verſprachen daher, dem Flüchtlinge mit Nachdruck beyzuſtehen. Auch in frühern Zeiten hoben die Sicques allerdings einen Tribut von dem Lande Jumbo. Allein dieſer Tribut war es faſt bloß dem Nahmen nach; wenigſtens viel geringer, als welchen alle benachbarte Länder bezahlen mußten, indem ſie durch die Fähigkeiten und die Macht des Rajah von ſtärkern Forderungen abgeſchreckt wurden. Die fruchtbarſten Theile der Jumbo-Diſtrikte liegen in den flächeren Gegenden des Landes, und machen einen Theil des nördlichen Punjab aus. Dieſe verwüſtete ein Corps von Sicques unter dem Vorwande des Schutzes, welchen ſie dem entflohenen Prinzen angedeihen ließen. Jetzt gehen ſie damit um, den Krieg gegen den regierenden Rajah mit Nachdruck fortzuſetzen, welcher wegen des Abfalls vieler Unterthanen zu ſeinem Bruder nur einen ſchwachen Widerſtand leiſten kann. Damit ſein Unglück vollendet würde, nahm er einen Trupp Sicques in ſeinen Dienſt, der von dem Mhah Sing, einem mächtigen Häuptling in dieſen Gegenden angeführt wurde. Dieſer hat ſein Anſehen zu Jumbo feſt gegründet, und an der Südſeite des Hauptpaſſes in das Punjab eine Feſtung angelegt. Um den Sold an die Sicques bezahlen zu können, hat der regierende Rajah ſchwere Steuern von ſeinen Unterthanen gefordert, und denkt nun daran, auch die fremden Kaufleute zu beſteuern, welcher wegen dieſer ihnen bekannten Geſinnungen des Rajah in eine allgemeine Furcht verſetzt worden ſind. Mit Vergnügen bemerkte ich daher, daß der ehrliche Mann, auf welchen mein Wechſel ausgeſtellt war, mitten unter der allgemeinen Unruhe einer mäßigen Sicherheit genoß. Er war, wie es ſchien, ſo glücklich geweſen, den Schutz des Mhah Sing und anderer Offiziere zu erhalten, die ihn gegen die Anſchläge des Rajah ſicher ſtellten. Der Gouverneur der Stadt, welchen der im Felde ſtehende Rajah zu ſeinem Stellvertreter ernannt hatte, war in Anſehung des Erpreſſungs-Syſtems ein ſo genauer Abdruck ſeines Herrn, daß man mich zur ſchnellſten Abreiſe ermahnte, damit ich nicht in ſeine Klauen fallen möchte. Ich war von meiner Reiſe ſehr ermüdet, und hatte auch noch den vortheilhaften Verkauf meines Pferdes und anderer entbehrlichen Dinge zu beſorgen. Nichts deſto weniger trieb mich die Furcht vor dem Rajah oder ſeinem Stellvertreter ſo ſehr, daß ich am 16ten dieſes Monats fertig war, abzureiſen.

Unter den vermiſchten Nachrichten, welche ich Ihnen mitgetheilt habe, darf ich nicht vergeſſen, daß die Tänzerinnen, oder die öffentlichen Weiber in Punjab und in Kaſchemir, oder vielmehr eine aus dem Blute dieſer beyden Länder gemiſchte Race, ſchöne Mädchen ſind, die im ganzen nördlichen Hindoſtan ſehr geſchätzt werden. Die Kaufleute in Jumbo hängen ſich oft ſo feſt an dieſe Tänzerinnen, daß ſie darüber ihr Geſchäfte vernachläſſigen, und, wie ich ſelbſt geſehen habe, bis an den Bettelſtab gebracht werden. Die öffentlichen Mädchen

chen ſind eben ſo verſchwenderiſch und gierig, als ſie ſchön ſind.

Mein Wirth, der ſtets fortfuhr, mich mit Höflichkeiten beynahe zu erdrücken, hatte einen Bruder im Hauſe, der von rheumatiſchen Schmerzen ſo gequält wurde, daß er nicht aus dem Zimmer gehen konnte. Dieſer Mann war ſehr unterrichtet, und von einem heitern gefälligen Umgange. Es war mir daher ſehr lieb, daß ich ihn beſuchen durfte, weil er mir die Zeit angenehm vertreiben half, und mir manche nützliche Nachrichten über dieſe nördliche Gegenden von Hindoſtan gab. Er belehrte mich auch über mein Betragen in Kaſchemir mit ſo vieler wohlmeynender und abſichtloſer Aufrichtigkeit, daß ich in einem lächerlichen Grade hätte mißtrauiſch ſeyn müſſen, wenn ich ihm keinen Glauben hätte beymeſſen wollen. Am Tage vor meiner Abreiſe rief er mich in ſein Zimmer, und ſagte mir in einem freundſchaftlichen Tone: „Freund, Sie gehen jetzt in ein Land, deſſen Einwohner von allen den Menſchen, welche Sie bisher in Indien geſehen haben, gänzlich verſchieden ſind. Seyn Sie ja auf ihrer Huth, denn die Kaſchemirier ſind äußerſt fein und durchtrieben. Beſonders nehmen Sie ſich vor meinem Bruder in Acht, der jetzt in Kaſchemir iſt, und der es wahrſcheinlich verſuchen wird, Geld von Ihnen zu borgen. Widerſtehen Sie ſtandhaft allen ſeinen Zumuthungen, und borgen Sie ihm keine Rupie; denn das Geld iſt gewiß verlohren. Zahlen Sie ihm, wie er Waaren abliefert; aber ſchießen Sie ihm ja nichts auf abzuliefernde Waaren vor.“ Der Mann gab mir, wie auch Sie geſtehen werden, eine ſeltene Probe von Rechtſchaffenheit, welcher er das Intereſſe ſeines eigenen Bruders aufopferte.

Ungeachtet die Diſtrikte von Büddoo und Chinanas *) bis auf den heutigen Tag von Jumbo nicht un-

mit-

---

*) Dieſe Diſtrikte liegen weſtwärts von Jumbo.

-mittelbar abhängig ſind, ſo ſind ſie doch in ſo genauer Verbindung damit, daß ich, um Weitläuftigkeit zu vermeiden, ihre Gränzen in Eins zuſammenfaſſen will. Dieſe ganze vereinigte Landſchaft wird gegen Norden von dem Fluſſe Chinaun, welcher ſie von Kiſhtawer ſcheidet; gegen Oſten von unabhängigen Hindu-Diſtrikten; gegen Süden von Bißouly; und gegen Weſten von dem Punjab begränzt. Es wäre zu viel gewagt, wenn man eine genaue Angabe von den Einkünften von Jumbo machen wollte. Die größere Hälfte derſelben beſteht in den Zöllen von eingehenden und ausgehenden Waaren, welche jetzt ſehr ſchwankend ſind, und ſich ſeit der Regierung des jetzigen Rajah ſehr vermindert haben. Der gemeinen Sage nach belaufen ſich die gewöhnlichen Einkünfte auf fünf Lacks Rupien, den Ertrag von Budhoo und Chinanah nicht mit gerechnet.

V.

Gedichte.

1.

Bey der Verbindung eines Maurers im Julius 1793.

Mensching.

Preiſen ſoll dies Lied die Schöne,
Die voll reiner Zärtlichkeit,
Eines unſerer Biederſöhne
Sich in ihrem Herzen freut,
Die kein Flitterſtaat berücket,
Daß ihr Herz dem Jüngling ſchlägt,
Die, was einzig ihn beglücket,
Edle Treu im Buſen trägt.

Von des Lenzes Hauch entfaltet,
Prangt der Blumen Königinn,
Unter Flora's Schutz geſtaltet,
Strömt ſie Wohlgerüche hin.
Noch iſt ja die Zeit der Roſen,
Ihrer Reitze ſtille Pracht
Lockt die Weſte ſie zu koſen,
Eh' der Stürme Heer erwacht.

Einſam irrt, auf dunkeln Wegen,
Der Verlaßne durch das Thal
Seiner Freuden Ziel entgegen,
Träumt ſich Sorgen, ſchafft ſich Qual.
Wer wird ihm zum Führer dienen,
Wer des Armen Helfer ſeyn,
Iſt ſein Frühling ſchon erſchienen,
Oder bricht er nie herein?

Ha! Er kömmt, dort blinkt von ferne
Schon ein ſchwacher Strahl des Lichts;
Sieh! der Preis der ſchönſten Sterne
Reißt Dich plötzlich aus dem Nichts.
Warum willſt Du länger weilen?
Auf! verbanne jeden Wahn,
Such' ihn emſig zu ereilen
Und verfolge ſeine Bahn.

Haſt Du endlich ihn errungen
Deines Sieges großen Lohn,
Biſt Du mühſam durchgedrungen
Zu der Gottheit Flammenthron,
Dann ſo nah' Dich den Altären
Und empfang den Friedenskuß,
Ewig mußt Du ſie verehren
Durch der Liebe Hochgenuß.

Sieh, noch prangt der Blumen Schöne
Auf der Liebe Roſenpfad,
Und der Nachtigallen Töne
Ehren den, der ihn betrat.
Heil Dir! Du haſt ihn gefunden
In des Lebens Blüthezeit,
Freude würzt Dir alle Stunden,
Sie geleitet — Einigkeit.

Fröhlich ſchallt das Lied der Brüder,
Deiner Freunde ſchönſtes Lied,
Denke gern der Stunden wieder,
Wo der Liebe Lohn Dir blüht.
Deiner Gattinn ſanftes Koſen
Raubt dem Freundechor Dich nicht,
Das Acacien und Roſen
Heut um Deine Schläfe flicht.

F. A. A. Meyer.

2.

Verkettung.

Des Tages bange Schwühle
Vertreibt die braune Nacht,
Noch immer hat ſie Kühle
Dem Duldenden gebracht.

Der Raupe letztem Häuten
Entſchlüpft der Schmetterling,
Dem Raum der Ewigkeiten
Wird jede Laſt gering.

Betäubung folgt den Schmerzen
Und Schlummer dieſer nach;
So wird einſt Ruh dem Herzen,
Was nicht die Sorge brach.

F. A. A. Meyer.

Summe, allein es iſt noch wenig, in Betracht deſſen, was auf andere Art derſelben zufließt, wie Sie das unten deutlicher ſehen werden. Die Ausgaben ſind der Einnahme angemeſſen, und ſehr groß; Hausmiethe (welche, wie mir geſagt iſt, allein 3000 Rubel beträgt); Unterhaltung der Meubles und aller nothwendigen Küchen- Keller- und andern Geräthſchaften; Unterhaltung von ſechs Bedienten in Livree, eines Oekonomen (der allein 300 Rubel Beſoldung erhält), eines Kochs nebſt Gehülfen, eines Schweitzers, und dreyer Markeurs bey den Billards. Ferner, zu Linnen und Drell, auch Zinnen und Silberzeug, Feurung, Erleuchtung, und was dergleichen Ausgaben mehr ſeyn mögen.

Zween von der ganzen Geſellſchaft erwählte Vorſteher führen die Rechnung, und revidiren die des Oeconomen; ſie müſſen ſelbige nachhero der Geſellſchaft oder einem Ausſchuß derſelben wieder ablegen, und haften vor das fehlende. Das Ameublement einer ganzen Reihe Zimmer iſt ſehr ſchön, alles was nur zur Bequemlichkeit und zur Unterhaltung dienen kann, findet man daſelbſt, und in dem Saal hängen ein Paar Kriſtallkronen.

Jeder hat nun für dieſe erſte Einlage ſich das Recht erworben, in den Klub zu gehn, wenn es ihm gefällt, er kann täglich von des Morgens bis des Abends da ſeyn, allein um 12 Uhr des Nachts ſoll alles vorbey ſeyn, wer nach dieſer Zeit noch da iſt, bezahlt die feſtgeſetzten Strafgelder, welche mit einer jeden Viertelſtunde ſteigen, und dies trägt der Kaſſe gar viel ein; denn oft ſind Geſellſchaften im Spiel verwickelt, und gehen nicht vor 2 Uhr auseinander, wie ich denn dies oft geſehen habe. Der Oeconom muß dafür ſorgen, daß ein jeder der Geſellſchaft dort für baares Geld bekommen kann, was er will, Mittags- und Abendeſſen, Wein, Caffe, Punſch, Summa alles, was nur in großen Wirthshäuſern

häuſern

Arnold Wevers

Neue Verlagsbücher der Michaelismeſſe 1796.

Olla Potrida, 1796. 2tes und 3tes Quartal gr. 8. 10 gr.

Quartelſchrift, neue, zur Unterhaltung aus den beſten und neueſten Reiſebeſchreibungen gezogen. 1796. 2tes und 3tes Quartal gr. 8. 20 gr.

Pantheon, militairiſches, oder biographiſches Lexicon aller Helden und Militairperſonen, welche ſich in Preuß. Dienſten ausgezeichnet haben, neue, mit einem ſchönen Umſchlage verſehene Auflage, ſonſt 4 Thlr. 16 gr., von jetzt bis zur Oſtermeſſe. 3 Thlr.

Voltairs ſämmtliche Schriften 28ter Band. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Magazin des Enfans, ou dialogues entre une ſage Gouvernante & pluſieurs de ſes élèves de la première diſtinction, par Mad le Prince de Beaumont, nouvelle édition. avec figures 8 1 Thlr.

Dictionnaire françois - allemand, & allemand - françois à l'uſage des deux nations redigé par une ſociété de gens de lettres, cinquième édition. Tome 1 & 2. gr 8.

Die 5te Auflage des Dictionnaire des deux nations par Mr. de la Veaux erſcheint unfehlbar gleich nach der Michaelismeſſe dieſes Jahrs. Diejenigen welche bis dahin bei mir dem unterzeichnetem Verleger auf dieſes Werk pränumeriren wollen, erhalten das Exemplar zu 5 Rthlr.; der nachmahlige Ladenpreis iſt 6 Rthlr.

Dieſe fünfte Auflage eines allgemein beliebten Werks iſt nicht nur von neuen ſorgfältig revidirt und mit vielen inſonderheit technologiſchen Ausdrücken bereichert worden, ſondern man hat auch vorzüglich diesmahl auf die Veränderungen Rückſicht genommen, welche die franzöſiſche Sprache während der Revolution erfahren hat. Es ſind daher zuvörderſt viele ganz neue, mit unter ſehr kühn geprägte Wörter, als z. B. influencer, coſtumier, volcaniſer, bureaucratie, ſans-culottiſation, populariſer, biscameraliſer etc., ſodann auch diejenigen aufgenommen werden, die zwar bereits vorhanden waren, allein gegenwärtig oft in einem ganz andern oder ſehr erweiterten Sinn gebraucht werden z. B. ſacrer, amalgamer, fabricateur, ramification etc. Nicht minder war es die Pflicht der Herausgeber auf die in den verſchiedenen franzöſiſchen Konſtitutionen vorkommenden, die politiſche Organiſation betreffenden Ausdrücke Rückſicht zu nehmen, und daher die Wörter aſſemblée nationale, aſſemblée primaire, aſſemblée électorale, Directoire, Conſeil des anciens, conſeil des cinq cent etc. ferner einige ganz neue Redensarten als z. B. mentir à la conſcience etc. zu erläutern. Eine am Ende des zweiten Theils befindliche Tabelle der neuen franzöſiſchen Maße und Gewichte, in welcher dieſe auf bekanntere Maße und Gewichte reduzirt worden ſind, wird dem Leſer gewiß angenehm ſeyn. Die Herausgeber hoffen daß nun vermittelſt dieſes Wörterbuchs auch alle revolutionaire Schriften verſtändlich ſeyn werden.

⁂

Verzeichniß einer Sammlung vorzüglich guter, größtentheils im letzten Jahrzehend erſchienener und in die ſchönen Wiſſenſchaften und andere Litteratur einſchlagender Bücher, zum Nutzen und Vergnügen, ſo um die Hälfte des beygeſetzten ganzen Ladenpreiſes gegen baare Zahlung in Pr. Cour. und poſtfreye Einſendung der Briefe und Gelder verkauft werden ſollen. 3te Abtheilung. — Dies Verzeichniß, das durch die vielen, während den jetzigen kriegeriſchen Zeiten erſchienenen Flugſchriften und den dadurch verhinderten Abgang guter Bücher entſtanden iſt, wird in der Weverſchen Buchhandlung gratis ausgegeben.

A. Wever.

No. 4.

Olla Potrida.

1796.

Viertes Stück.

Berlin
in der Weverſchen Buchhandlung.

Hat mit der Quartalſchrift einerley Inhalt.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Inhalt.

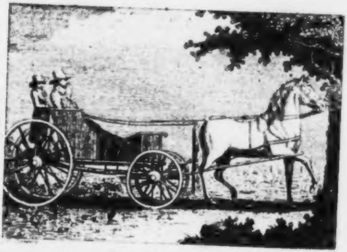
Seite.

I. Reiſe des Herrn Campbells von Aleppo nach Bagdad, in Begleitung eines Tartars. 5.
II. Reiſe des Herrn Follie durch die Wüſten von Sahara. 52.
III. Ulrich von Hutten. 68.
IV. Gex. 84.
V. Briefe auf einer Reiſe von Genf nach Lyon, zurück nach Genf, im Jahr 1792. 90.
VI. Reiſe von Genf nach Bern. 112.

Olla Potrida.

1796.

Viertes Stück.



Dreſſels Reiſe nach Sachſen.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

I.

Reiſe des Herrn Campbells von Aleppo nach Bagdad, in Begleitung eines Tartars. *)

Der engliſche Conſul zu Aleppo ſtellte mir meinen Begleiter vor, und ſagte mir, daß er ein Tartar ſey, und einer von der ungeheuren Anzahl dieſer Art, welche von der türkiſchen Regierung dazu gebraucht werden, die Depeſchen von dem Hofe nach den verſchiedenen Vicekönigen und Baſchas zu bringen und wechſelſeitig auch wieder von dieſen zurück. — Daß es Leute wären, auf die man ſich feſt verlaſſen könnte; und daß dieſer Menſch, der einen vortrefflichen Charakter habe, mich nach Bagdad zu ſchaffen verſpräche, wofern ich mich als Tartar verkleiden wolle.

Die Punkte, die zwiſchen uns feſtzuſetzen waren, überließ ich ganz dem Gutdünken des Conſuls, der die Güte hatte, ſie folgendermaßen zu beſtimmen. Der Tartar ſollte mich wohlbehalten nach Bagdad liefern, auch mich und meinen Bedienten, der den Dollmetſcher abgab, mit einem hinreichenden Vorrathe von Lebens-

---

*) Landreiſe nach Indien. Altona, 1796. 8.

mitteln und Pferden auf der Reiſe verſehen; die Pferde, und ſo oft ich es wollte, mit mir wechſeln, und ſo reiſen, entweder ſchneller oder langſamer, als ich es für gut hielte; dafür ſollte er 100 Pf. Sterling empfangen; und ich verſprach ihm ferner, als eine Ermunterung, daß wenn er zu meiner Zufriedenheit ſich betrüge, er bey unſerer Ankunft zu Bagdad noch 20 Pf. als ein Geſchenk erhalten ſolle.

Er kam den nächſten Tag, und ich konnte nun meinen Reiſegefährten und meinen vermeintlichen Herrn, denn an einigen Orten mußte ich für ſeinen Sclaven paſſiren, genau betrachten. Er war eine von den auffallendſten Charakterfiguren, ſo daß ein Mahler hätte Luſt bekommen ſollen, ihn zu zeichnen — mir däuchte, Tartar war leſerlich in jeder Linie ſeines Geſichts und ſeines Körpers geſchrieben — er war ſchlank, ſtark von Muskeln und Knochen — ſeine Geſtalt deutete auf Abhärtung, Stärke und Thätigkeit — die engen und langen Beinkleider, die er trug, konnten den herkuliſchen Bau ſeiner Glieder nicht verheimlichen — ſeine Schultern waren zu einer außerordentlichen Breite ausgedehnt — er war nicht mit Fleiſch belaſtet, ſondern wirklich auſſerordentlich mager — ſein Vorkopf, obgleich zum Theil unter ſeinen Turban verborgen, war ſehr hoch, ſeine Naſe lang, höckerig, ſcharf, hervorragend — ein Paar kleine, kühne, ſchwarze, durchdringende Augen, kaum durch die Naſe getrennt und ein furchtbarer Schnurrbart, den er ſehr ſorgfältig mit Pommade ſo glättete, daß er einem Schuſterahl ähnlich ſahe, und der ſich wie der Bart einer murrenden Katze, mit jedem Wort, das er ſprach, bewegte, gab ſeinem Anſehn eine über alle Beſchreibung widerliche Wildheit und machte ihn als einen zutraulichen Freund ſo abſchreckend, wie je nur einer geweſen war, dem ein Chriſt ſein Leben, ſeitdem Muhamed zuerſt den Propheten ſpielte, anvertraute. Er betrachtete mich mit großer Aufmerkſamkeit, öffnete zwey- oder dreymal gleich einer gähnenden Katze ſeinen Mund, als wenn er ſprach — ſtrich eben ſo oft ſeinen Knebelbart und ſagte endlich, daß er es über ſich nehmen wolle, mich zu führen, indem er in Bezug auf mein ſchwarzes Haar und meine dunkle Geſichtsfarbe hinzuſetzte, daß ich einem Eingebornen mehr gliche, als je ein Franke, den er geſehen habe. Er befahl mir mein Haar ganz abzuſchneiden, mich mit einem tartariſchen Kleide und einer Kappe zu verſehen, nach dem Schnitt der ſeinigen, verſprach zur gehörigen Zeit vorzukommen und ging weg. So ausgerüſtet reiſ'ten wir ab.

Da ich mit meinem tartariſchen Führer vertraut wurde, ſo fand ich, daß ſein Charakter beſſere Züge bewies, als ſein erſter Anblick verſprach und ich hielt ihn allmählig für einen ſehr unterhaltenden Menſchen. Wie er wahrnahm, daß ich ſehr niedergeſchlagen und nachdenkend war, bezeigte er mir merkliche Beweiſe ſeines Bedauerns und des Gefühls, die ſeinem Herzen Ehre machten. Um die Wahrheit zu geſtehen, er that alles, was in ſeiner Macht war, um mein Gefühl zu erleichtern, indem er ſich bald durch den Dollmetſcher, bald gebrochen in der lingua franca mit mir unterhielt; half liebevoll und in Ueberfluß allen meinen Bedürfniſſen ab, wechſelte die Pferde mit mir ſo oft ich wollte; und reiſ'te entweder ſchnell oder langſam, gerade wie es meiner Laune oder Neigung paßte.

Das erſte, was er auf unſrer Reiſe zu beabſichtigen ſchien, war, mir eine Vorſtellung von ſeiner Wichtigkeit und Autorität als Botſchafter des Sultans einzuprägen. Da alle dieſe Leute von den erſten obrigkeitlichen Perſonen im Lande gebraucht werden und gewiſſermaßen die Verbindungskette zwiſchen ihnen ausmachen; ſo glauben ſie ſich von großer Wichtigkeit im Staate. Die Großen, welche ſie in Geſchäften brauchen, laſſen ſie das Gewicht ihrer Autorität fühlen und begegnen ihnen mit der äußerſten Verachtung; ſo werden ſie aus Gewohnheit kriechend gegen ihre Obern und demzufolge natürlich übermüthig und unerträglich gegen ihre Untergebnen, und halten diejenigen, die in ihrer Macht ſind, dafür. Als Ueberbringer der Depeſchen iſt ihre Macht und Autorität allenthalben in gewiſſer Hinſicht keinem Zweifel unterworfen; und ſie können in Ergänzung ihres Mundvorraths Pferde und Begleiter erzwingen, ſo oft ſie es nöthig haben; keiner darf ſich ihrem Rechte widerſetzen, das Pferd unter ſeinem Leibe wegzunehmen, um in des Kaiſers Geſchäften vorwärts zu kommen, die Geſchäfte des Eigenthümers mögen auch noch ſo dringend ſeyn.

Meine Gefühle, die von der aller unangenehmſten Art waren, dienten meiner Seele zu einem Antrieb und vergrößerten meinen Eifer um vorwärts zu kommen. Ich ließ es alſo immer ſo ſchnell gehen, als die Pferde, die gemeiniglich vortrefflich waren, nur laufen konnten. Und da wir auf einer Menge von Stationen Halt machten, um friſche Pferde und Mundvorrath zu erhalten; ſo hatte mein tartariſcher Führer oft Gelegenheit, ſeiner vermeintlichen Wichtigkeit nachzuhängen, und ſeine große Autorität und Macht an den Tag zu legen. Sobald wir bey einer Karavanſera ankamen, ſo rief er augenblicklich ſehr weidlich im Nahmen des Sultans und forderte mit einer gebieteriſchen und drohenden Stimme auf der Stelle friſche Pferde, Lebensmittel u. ſ. w. Das Schrecken, was dieſer große Mann verurſachte, wirkte gleich die der Zauberey; nichts übertraf die Hurtigkeit der Männer, häuſern zu haben iſt, und dies iſt alles ſehr gut beſetzt, das Eſſen treflich apretiret, nur zu Zeiten, wenn die Geſellſchaft eben ſtark iſt, etwas wenig. Dies läßt ſich leicht begreifen, denn der Oeconom weiß es nie vorher, ob 180 oder 100 dort eſſen werden, er muß ſich folglich immer auf mehrere anſchicken, und wird doch oft in ſeiner Rechnung betrogen. Die Geſetze, das Spiel betreffend, ſichern nun einen jeden die Bezahlung des Gewonnenen, dies muß bey Strafe der Ausſtoßung in einer gewiſſen Friſt bezahlt werden; allein beſſer wäre es, wenn dieſe Geſetze das Spiel im Ganzen mehr eingeſchränkt, und ſo herabgeſetzt hätten, daß es blos Commerzſpiele, Spiele zum Vergnügen, und zur Erholung wären, allein, ſo wie man ſie jetzo ſpielt, macht man Commerzſpiel zu Hazard, ſpielet die Marque in Lombre zu [illegible] Rubel, und ſo nach Verhältnis alle andere Spiele. Ueberhaupt iſt dies eine wahre Seuche in Petersburg, und allgemein eingeriſſen: die Kartenfabrikken kommen dort gut fort, und der hohe Preis der Karten zu $\frac{1}{2}$ Rubel das Spiel, ſchreckt keinen ab.

Doch muß man nun auch noch zur Steuer der Wahrheit ſagen, daß die Klubs in Anſehung des Spiels, (in ſofern es nemlich eine Hauptpaſſion der Ruſſen iſt) von Nutzen ſind; denn hier wird das Uebel wenigſtens etwas durch Geſetze eingeſchränkt, anſtatt daß es in andern Geſellſchaften oft alle Schranken überſteigt. Die Aufnahme eines neuen Mitglieds geſchiehet durch Ballotiren, von der ganzen Geſellſchaft, doch muß derſelbe bereits einige Zeit vorhero derſelben angekündigt worden ſeyn. Sobald er dazu vorgeſchlagen, hat jeder das Recht während der Zeit, die bis zu ſeiner Aufnahme verſtreicht, alles was er an ſelbigen auszuſetzen hat, an eine Tafel zu ſchreiben, die desfalls in einem der Zimmer hängt; an dieſe Tafel werden auch andere Bemerkungen, oder ner, die Raſchheit der Weiber und das Schrecken der Kinder; denn die Karavanſeras ſind gewöhnlich voll von einer Menge der niedrigſten Volksklaſſe. Aber keine Schnelligkeit in der Zurüſtung, keine Bemühung und Emſigkeit gnügte meinem Herrn; er wollte nur ſeine Macht in einem noch mehr auffallenden Grade zeigen; haute ſie mit ſeiner Peitſche und ſtieß ſie mit aller Macht. Ich muß geſtehen, mich verdroß dieſer übertriebene Mißbrauch angemaßter Gewalt; ich war zwey bis dreymahl im Begriff, mich ins Mittel zu legen; aber erinnerte mich glücklicherweiſe, daß es nicht meiner Rolle gemäß ſey, und daß es keine gute Wirkung haben würde; daß mein Führer zu meiner Sicherheit genöthigt wäre, mich zu geißeln, um keinen Verdacht zu erregen.

Dieſe unbedachtſame Tyranney und Grauſamkeit, hatte ich nachher Grund zu glauben, rührte auf keine Weiſe aus irgend einer ſeiner natürlichen Neigungen her; aber Eitelkeit, die in Europa ſo viele Opfer zählt, nöthigte ihn zur Uebertreibung, die ſein Herz, ich darf es ſagen, im Geheim verurtheilte.

Es war am fünften oder ſechſten Tage (ich kann nicht genau ſagen, an welchem) nachdem wir von Aleppo abgegangen waren, daß wir in Diarbecker ankamen, der Hauptſtadt der Provinz dieſes Nahmens, nachdem wir ein Land von der Ausdehnung von 78 bis 100 deutſchen Meilen durchreiſt hatten. Viele Gegenden waren mit der äußerſten Fruchtbarkeit geſegnet; an den wenig bebauten Stellen bringen ſie Korn, Früchte von mancherley Art und Seide in großer Menge und im großen Ueberfluß hervor, und ſind mit den reichſten Weiden, die ich je ſahe; welche mit unzähligen kleinen und großen Heerden bedeckt ſind, reichlich verſehen.

Die Luft war auf eine reitzende Weiſe des Tages milde, aber für mein Gefühl des Nachts außerordentlich kalt.

Ungeachtet der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens läßt die ſchlechte Verwaltung der Regierung, die ſich mit der Indolenz der Einwohner verſchworen hat, es unbevölkert und unbebaut. Diarbecer wird auch eigentlich Meſopotamien genannt, weil es zwiſchen den beyden berühmten Flüſſen, dem Euphrat und dem Tigris liegt und von Moſes **Padam Aram** d. h. das fruchtbare Syrien genannt wurde. Es hat einen Ueberfluß an Korn, Wein, Oel, Früchten und allen Nothwendigkeiten des Lebens. Man hält es für das irdiſche Paradies und alle Geographen kommen darin überein, daß Noah hier zuerſt nach der Sündfluth ſich niederließ.

Unbedeutend wie dieſer Umſtand auch denjenigen, die ſich mit dem bloßen Benehmen des Verluſts und Gewinns beſchäftigen, vorkommen mag; ſo iſt es doch nicht zu leugnen, daß ſie eine ſtarke und angenehme Wirkung auf die verfeinerte Einbildungskraft haben. Den Boden zu betreten, wo Abraham ſeinen Fuß ſetzte, wo Nahar lebte, der Vater der Rebecca und Laban, zu dem Jacob flohe, um dem Zorn ſeines Bruders zu entgehen, und dem er vierzehn Jahre, aus Liebe zu der Rahel, diente, waren für mich Umſtände, die die angenehmſten Empfindungen hervorriefen. Wie ſchön hat Johnſon mit ſeiner unſterblichen Feder ſolche Empfindungen auf ſeiner Reiſe nach dem Hochlande von Schottland und nach dem weſtlichen Inſeln gerechtfertigt; in den er ſeine Empfindungen bey der Beſuchung der berühmten Inſel Jona oder Colomkill beſchreibt, ſagt er: „wir betraten jetzt die berühmte Inſel Jona, von der einſt das Licht in der Kaledoniſchen Gegend hervorſtrahlte, woher wilde Geſchlechter und räuberiſche Barbaren die Wohlthaten der Kenntniſſe und den Segen der Religion erhielten.

Die Seele von allen Empfindungen, die dieſer Ort veranlaßte, abzuziehen, würde unmöglich ſeyn, wenn man es verſuchen wollte, und würde thöricht ſeyn, wenn es möglich wäre. Was uns von der Macht unſrer Sinne abbringt — was das Vergangene, das Entfernte und das Zukünftige über das Gegenwärtige herrſchend macht, erhebt uns zu der Würde denkender Männer. Fern von mir und meinen Freunden ſey die kalte Philoſophie, die uns gleichgültig und ungerührt über den Grund führt, der durch Weisheit, Kühnheit und Tugend geehrt iſt! Der Mann iſt wenig zu beneiden, deſſen Vaterlandsliebe auf dem Gefilde von Marathon keine Stärke gewinnen, oder deſſen Mitleiden unter den Ruinen von Jona nicht theilnehmend würde.“

Die Stadt Diarbecker ſelbſt, in einer angenehmen Ebne an den Ufern des Tigris und nahe an ſeiner Quelle belegen, iſt eine der reichſten, am mehrſten handelnden, ſtärkſten und bevölkertſten Städte in der aſiatiſchen Türkey und iſt mit vielen Plätzen und Märkten auf türkiſche Weiſe und mit einer großen und prächtigen Moſchee, die vormahls eine chriſtliche Kirche war, verziert. Denn bis zum ſechſten Jahrhundert blühte das Chriſtenthum in dieſem Lande. Es iſt ſelbſt hier noch eine Sekte, deſſen Patriarch in dieſer Stadt reſidirt, und man zeiget auf dem Wege neben dieſem Ort eine Kapelle, wo der heilige Hiob ſoll begraben ſeyn. Dieſe Stadt iſt hinreichend mit Waſſer durch einen Kanal, der vom Tigris abgeleitet iſt, verſehen, und hat auf beyden Seiten des Fluſſes viele Karavanſeras.

Wenige Gegenden in der Welt übertreffen diejenige in der Nachbarſchaft dieſer Stadt an Reichthum und Schönheit — das Brod und der Wein ſind vortrefflich — die Früchte über alle Vorſtellung köſtlich — und mein tartariſcher Freund, unter dem Vorwand von argwöhniſcher Hauteur, nahm Gelegenheit einige Vögel in Stücken zu reißen, und mir dann ein Bein und dann einen Flügel hinzureichen, bis ich die köſtlichſte Mahlzeit in meinem ganzen Leben gemacht hatte.

Man rechnet, daß ſich in dieſer Stadt nicht weniger als 20,000 Chriſten aufhalten, wovon einige katholiſch ſind, und vielleicht rührt es aus dieſer Vermiſchung her, daß das ſchöne Geſchlecht hier mehrere Freiheit hat und die Männer höflicher und artiger ſind, als in andern Städten des Reichs. — Das Hauptgewerbe iſt die Bereitung des ſchönen Leders, das man gewöhnlich türkiſches Leder nennt.

Stelle dir vor, mein lieber Sohn, meinen tartariſchen Führer, der ein vortrefflicher Schauſpieler war, im Karavanſera angeputzt bey ſeiner Mahlzeit ſitzen, indem er vortreffliche Vögel, ausgeſuchte Pillaws, (ein orientaliſches Gericht) ausgewählte und köſtliche Früchte, in einem ſo großen Pomp, als ein Baſcha, zu ſich nahm, und um den Schein der Autorität aufrecht zu erhalten und meine Verkleidung zu verheimlichen, mir, der ich in einer demüthigen Entfernung ſaß, einen Theil ſeines Vorraths hinreichte — du magſt dir eine Vorſtellung von der Scene machen, aber alle die Anſtrengung der Einbildungskraft muß bey dem Benehmen, der Geſtalt, den Worten, den Blicken und den Handlungen des Tartarn wegfallen; bisweilen ſchien er verächtliches Mitleiden, bisweilen argwöhniſche Anmaßung, bisweilen barbariſchen Starrſinn, bisweilen die edle Herablaſſung ſich ſelbſt kennender Größe zu verrathen; und alles dieſes mit einer ſo meiſterhaften Art der Ausführung, daß ich zweifle, Garrick mit aller Macht über ſeine Miene würde ihn nicht übertroffen haben. So kritiſch meine

Lage war und ſo ſehr ich von dem Schmerz einer Gemüthskrankheit litt; ſo machte doch dies übertriebene Benehmen und die luſtige Prahlerey mir oft meine Klugheit vergeſſen und veranlaßte mich, laut und unmäßig zu lachen; bey allen ſolchen Gelegenheiten ſtemmte er ſeine Hände in die Seite, zog ſeine Augenbraunen bis zum Turban auf, ſchrob die Winkel ſeines Mundes auf das traurigſte nieder und gab einen lauten Ausruf von ſich, hatte ſeine Augen ſtarr auf mich geheftet; bis ich ganz vom Lachen überwältigt, im Begriff niederzuſinken, mein Geſicht zwiſchen meinen Händen hielt und ſo gut ich konnte mich bückte, und Beweiſe meiner Reue und meiner Demuth zu erkennen gab. Er drohte mir heftig und ſtieß zu gleicher Zeit bange Ausdrücke von Zweifel aus, als wenn er befürchtete, man habe ihn mit einem Dummkopf betrogen, lief geſchäfftig umher, gab Befehl, daß die Pferde zurecht gemacht werden ſollten, gebot mir zu Pferde zu ſteigen, drohte ſtark mit harter Behandlung und ſchwang unzähligemahl ſeine Peitſche über meinen Kopf.

Indem ich ſo einher ritt und über die verächtliche Art nachdachte, wozu ich gezwungen wurde, bloß weil ich ein Chriſt war, um durch dieſes Land zu kommen, ſo mußte ich bekümmert über die traurigen Wirkungen des Aberglaubens nachdenken, bedauern, daß der Ort, der zu den Zeiten der frühen Kindheit des Menſchen das irdiſche Paradies genannt wurde; daß der Ort wo Gott zuerſt den Menſchen nach der Sündfluth hin verſetzte: wo der göttliche Abraham und der heilige Hiob die reine Luft der Frömmigkeit und der Einfalt hauchten; der Ort, der wegen aller dieſer Umſtände überhaupt als das allgemeine Erbtheil der Menſchen ſollte betrachtet werden, für alle, ausgenommen eine Horde unſinniger Andächtler, barbariſcher Fanatiker und unbiegſamer Tyrannen ſollte verſchloſſen ſeyn. Ich konnte nicht umhin mit trauriger Theilnahme über die Blindheit und Bethörung der Menſchen nachzudenken, die weniger ſich angelegen ſeyn laſſen, es ſich ſelbſt bequem zu machen, als andre zu beleidigen und ihre Nebengeſchöpfe von demjenigen, was ſie nicht gebrauchen werden, auszuſchließen. Während ſie zuläſſen, daß tauſende der reichſten Aecker in der Welt unbebaut liegen, und in die Luft ihre Annehmlichkeiten verhauchen, beneiden ſie mit niederträchtiger Eiferſucht und mehr als teufliſchem Neid, dem andern den kleinen Fleck, wo er ſteht, und verbannen ihn ſo, als wenn ſie einen verwüſtenden Tyger von ihrem Lande verjagten.

Je mehr wir ſüdöſtlich von Diarbecker auf Bagdad zu kamen, deſto wärmer wurde allmählig die Luft, und ich bemerkte, daß die Neigung des Volks deſto diebiſcher wurde. Das Betragen meines Führers, weil er hier wohl zu Hauſe war, wurde daher deſto künſtlicher und mein Benehmen mußte demzufolge demüthiger werden. Seine Autorität ſchien immer dieſelbe zu bleiben und er ſchien ſie mit größerer Strenge auszuüben, nicht in Hinſicht der Härte und der Züchtigung, ſondern in Hinſicht der Forderung des genaueſten Gehorſams. Aber immer verfuhr er mit großer Vorſicht und Behutſamkeit; denn in einigen Bezirken vermied er entweder die kleinen Oerter durch Umwege, oder ſtürzte in Eile durch ſie hin, indem die gaffende Menge uns als Boten von Wichtigkeit und Eilfertigkeit betrachteten, — in andern gieng er ohne Rückhalt in die Städte, und überließ es dem Zufall zu entſcheiden, ob wir entdeckt würden oder nicht. In einigen Karavanſeras behandelte er mich mit erzwungener Vernachläßigung, in andern mußte ich mit ihm eſſen und Wein trinken, wovon er an einigen Stellen ſelbſt viel trank, aber ſich an andern eben ſo ſorgfältig dafür in Acht nahm. Bisweilen lagen wir des Nachts eher unter freyem Himmel, als daß wir in eine Stadt uns hineinbegaben, bey welcher Gelegenheit ich das Wetter eben ſo unerträglich kalt des Nachts fand, als es ſchrecklich heiß am Tage war. So wie der Mann durch Erziehung ein Mittelding zwiſchen Sklaven und Tyrannen war, ſo vermeinte ich bisweilen zu bemerken, daß ein Theil ſeines Betragens aus Launen herrühre; aber da er von Natur gefällig war, und da viele Abweichungen von der gewöhnlichen Art zu reiſen für ihn ſelbſt mit Mühſeligkeiten und Unbequemlichkeiten vereinigt waren, und da mein Bedienter ſich völlig überzeugt hielt, daß er Recht habe, ſo bin ich eher geneigt zu glauben, daß er im Ganzen genommen nach Grundſätzen der geſunden Vernunft und der Politik handelte.

Er warnte mich häufig gegen das unmäßige Gelächter, ſagte, daß es unmännlich, unanſtändig und mit der Ernſthaftigkeit, die einem weiſen Manne gebühre, nicht beſtehen könne, und daß es noch dazu gefährlich ſey.

Eines Abends kamen wir ſehr ermüdet nach einer Karavanſera, der Tag war ſehr heiß und wir waren ſehr ſchnell geritten, ob es nun Laune oder Müdigkeit oder Wirkung der Politik war, die ihn handeln machte, kann ich nicht ſagen; aber er war wirklich dießmahl geneigt, mehr als je den Tyrannen zu ſpielen. Er peitſchte die Menſchen, welche die Pferde nahmen, ſtieß jeden, dem er begegnete, erſchütterte das Haus mit ſeiner ungeheuren Stimme, befahl, daß das Abendeſſen zurecht gemacht werden ſollte, brummte beym Eſſen und fand an allem etwas zu tadeln, und unter dem Vorwand, daß er die Ingredienzien eines vortrefflichen Pillaw nicht möchte, gab ers mir hin, indem er ſagte: „Hier Jimmel (ſo nannte er mich) nimm dieſen Dreck und ſtecke es in deine grobe Kehle, es dient blos für einen Franken.“ Ich nahm es mit ſo demüthiger Miene, wie mir möglich an, und indem ich das Fleiſch mit meinen Fingern zerriß, welche ich auch anſtatt mielnes Löffels brauchte, um den Reis zu eſſen, verſchluckte ich es begierig, er ſah mich dabey die ganze Zeit über aufmerkſam an. Als ich damit fertig war, gab ich ihm in der lingua franca zu verſtehen, daß ich es mit etwas Wein nieder zu ſpülen wünſchte, aber er konnte, oder richtiger, er wollte es nicht verſtehen.

Wie die Abendmahlzeit vorbey war, beorderte er einen Bedienten, ihm Waſſer zu bringen und befahl ihm ſeine Füße zu waſchen; während daß dieſe Operation vorgenommen wurde, drohete er allen um ſich herum. Mein Bedienter, der neben mir und hinter ihm ſaß, überſetzte alles, was er ſagte, „Ja, ihr Sclaven, ſagte er, indem er ſich rückwärts auf ſeinem Kiſſen wiegte, „der beſte von euch ſoll meine Füße waſchen; denn wer wird ſich weigern die Füße desjenigen, der den Sultan der Welt, den Sohn des Propheten vorſtellt, den Botſchafter des Herrn zu waſchen?“ Der arme Menſch verrichtete in Demuth ſeine Dienſte, und unterbrach ihn bloß, indem er ſagte: „Geſegnet ſey mein Herr, der Sultan und Preis ſey Gott unſerm Herrn und Muhamed, ſeinem Propheten. „Ja, ja fuhr mein Tartar fort, „ſegne Gott und Muhamed und bete für ſeinen Diener, den Sultan, und alle, die wie ich ihn repräſentiren, daß Sclaven von eurem Gelichter leben dürfen: ja du ſollſt ſelbſt die Füße dieſes Franken waſchen. „Dann drehte er ſich mit einer Art von zuchtmeiſterlicher Zärtlichkeit um. „Jimmel, ſagte er, halte die Füße her, und laß ſie von dem Schüler des Ali gewaſchen werden, ich ſage es, halte deine Füße her!

Kaum konnte ich über dieſe orientaliſche Großprahlerey das Lachen laſſen, und über die pomphafte Weiſe, womit er ſeine Befehle gab, ich zog meine Beinkleider auf und meine Stiefeln aus — der Mann brachte friſches Waſſer und fing an, meine Füße mit vielem guten Willen und mit Demuth zu reiben; aber er fühlte ſichtbar ſo dieſe Demüthigung, daß ich anfing beſorgt zu werden und gern mit dem Waſchen verſchont geweſen wäre, obgleich es zur Bequemlichkeit diente.

Mitten in der Operation erhob ſich der Tartar, der auf ſein Kiſſen gelehnt war und eine Pfeife rauchte, ſchritt zwey oder dreymahl quer durch das Zimmer auf und nieder mit der komiſchen Miene von Selbſtzufriedenheit und Wichtigkeit, nahm ſeine Tabackspfeife aus dem Munde, und indem er ſie bewegte, brach er in einem Ton und auf eine Weiſe mehr eines Raſenden als eines Mannes bey geſundem Verſtande mit dem emphatiſchen Ausdruck der Selbſtzufriedenheit aus, und ſagte: „Das heißt von einem großen Mann beſchützt werden; Muſelmann neige dich vor ihm und waſche ihm die Füße.“

Das Uebertriebne dieſes Ausdrucks, die Ungereimtheit der Anwendung davon, und die damit verbundene Feyerlichkeit ſeiner Aktion und ſeiner Mienen, womit er ſprach, ſtürzten mit einer ſolchen unaufhaltſamen Stärke auf mich ein, daß ich dem nicht widerſtehen konnte, und aller Bemühung, mich zu halten, zum Trotz, in ein unmäßiges Gelächter ausbrach.

Hätte ich Hogarths Pinſel oder Schakeſpears Feder, oder Garriks Talente, ſo würde ich es verſuchen können, einen Begriff von ſeiner Miene zu geben, als er, indem er ſich umwandte, ſah, daß ich beynahe Konvulſionen vom Lachen hatte. Ich könnte es verſuchen, ſage ich, aber ich würde es nicht ausführen. Eine ſolche Verbindung von komiſchen Ausdrücken ſahe ich nie, es war in der That ein Inbegriff von allen niedern menſchlichen Leidenſchaften.

Wuth hatte die Oberherrſchaft, aber es war eine ächzende Wuth, eine, die mehr grämte als zürnte; obgleich Scham und Kränkung, Sorgen und Empfindlichkeit, Stolz und Erniedrigung, mürriſche Schamhaftigkeit und verſchwundene Wichtigkeit darunter ſichtbar waren. Während einiger Zeit ſtand er wie auf den Boden geheftet, ſeine Augen glänzten gleich denjenigen einer Ratze in einer Falle, ſein ſpitziger Knebelbart bewegte ſich mit der Verdrehung ſeiner Lippen und ſein Mund eröffnete ſich dann und wann, wie der Schnabel eines verwundeten Habichts. Er war unvermögend, ſeine Empfindungen von ſich zu geben, und er beharrte ſo lange, nicht blos bis ich mein Gelächter unterlaſſen hatte, ſondern auch bis ich zum Nachdenken Zeit hatte und wirklich beſorgt ſeyn konnte.

Endlich, ohne etwas zu ſagen, lief er umher, zog ſeine Pantoffeln aus, ſeine Stiefeln an, lermte ſo lange, bis er alle Leute in der Karavanſera um ſich herum brachte und befahl, daß augenblicklich Pferde bereit ſeyn ſollten. Und da Befehle von einer ſolchen Perſon nicht durften vernachläſſigt werden, ſo waren die Pferde gleich bereit. Ich ſahe, daß ich mit ihm entweder fortreiſen oder ganz mit ihm brechen müſſe, indem ich aber bedachte, daß ich ſelbſt Schuld hatte, daß ein Streit gefährlich ſey, zog ich meine Stiefeln an und war bereit zu gehen, obgleich ich mich mehr zu einem Schlaf von zwölf Stunden, als zu einer Reiſe zu Pferde von einer Stunde ſchickte. Wir ſaßen gleich auf und es war

Vorſchläge, die Klubs betreffend, geſchrieben, wie auch die Namen derer, welche nach einer beſtimmten Zeit ſchuldig bleiben, was ſie verzehret oder verſpielet haben.

Sobald einer aus der Geſellſchaft ſtirbt, oder ſonſt aus ſelbiger tritt, wird dieſe Stelle ſogleich wieder aus der Zahl der Expectanten erſetzt, denn derſelben ſind immer viel vorhanden. Es können täglich 12 Fremde mitgebracht werden, allein dies müſſen keine dort Anſäßige, ſondern Reiſende ſeyn, und doch müſſen ſie gehörig angemeldet werden, widrigenfalls der, welcher einen ſolchen mitbringt, Strafe bezahlt. Zu den muſikaliſchen Klub bekommt man alsdenn ein Billet auf einmal; ich erhielt aus beſonderer Güte eines auf beſtändig, welches eigentlich wider die Geſetze läuft, wovon man jedoch in Anſehung meiner eine Ausnahme zu machen beliebte. Der Fremde bezahlet daſelbſt nichts, der ſo ihn mitgebracht bewirthet ihn, und ſteht auch für ſeine Aufführung; noch iſt ein Geſetz vorhanden, welches die feinen Weine unterſagt, doch iſt der Burgunder davon ausgenommen. Jeder kann ſich nun dort die Zeit vertreiben, womit es ihm gefällt; man trift in einem der Zimmer eine kleine artige Bücherſammlung, öffentliche Blätter, Zeitungen, Journale und dergleichen; in andern Schach und Toccadille-Spiele, Billiards, und Spiele aller Art; der große Saal iſt zum Speiſen. Spielgeld wird wie in andern Häuſern bezahlt, und auch Parthien beym Billiard, dies fällt zur Kaſſe, und macht ein wichtiges Stück der Einnahme aus. Dieſe Einrichtung nun würde noch weit beſſer ſeyn, wenn, wie ich bereits oben geſagt habe, dem Spiel mehr Schranken geſetzt wären; doch vielleicht haben die Entrepreneurs und Geſetzgeber gewußt, daß dies unter Ruſſen nicht wohl möglich iſt.

So angenehm es nun iſt, dort täglich in einer Geſellſchaft ſeyn zu können, wo man ohne allen Zwang le-

ben,

mein Glück, daß ich das beſte Pferd hatte. Er ritt in vollem Galopp davon. Der Mond ſchien beynahe ſo hell, als es am Tage iſt, ich ſpornte mein Pferd an, und blieb immer vor ihm, welches ihn ſo verdroß, daß er das arme Thier, worauf er ritt, unbarmherzig ſchlug. Endlich, nach einem Ritte von zwei oder drittehalb deutſche Meilen rief er: Halt. — Stieg ab, und ſagte, er wolle da die ganze Nacht ausruhen. Ich ſahe, daß es blos Empfindlichkeit war, aber ich wußte, daß es vergebens war, Einwendung zu machen, ich ſtieg alſo auch ab, und da ich wohl wußte, daß die beſte Weiſe, ihn wieder zu kränken, wäre, mit affektirter Billigung ſich darin zu finden, wandte ich mich zu meinem Bedienten und ſagte ihm, (indem ich wohl wußte, daß der Tartar es würde erfahren) daß ich über die ſchöne Nacht ſehr froh ſey, und bemerkte zu gleicher Zeit, daß das Liegen in der angenehmen, geſunden Luft viel beſſer ſey, als in dem ſchwulen Schmutz einer Karavanſera eingeſchloſſen zu ſeyn.

Sobald dieſes dem Tartarn zu Ohren gekommen war, bemerkte er, daß die freye Luft der beſte Platz für die Thiere des Waldes ſey und deswegen paſſend für einen Franken; er für ſeinen Theil möchte lieber auf einem Kiſſen ruhen, was er denn auch gethan haben würde, wenn ich mein verfluchtes Lachen gelaſſen hätte.

Hierbey blieb die Unterhaltung und wir ſchliefen ein. In wenigen Stunden weckte er uns; und wir reiſten weiter; nach einer Pauſe fing er auf folgende Weiſe an zu ſprechen, was mir wörtlich von meinem Bedienten überſetzt wurde.

„Wahrlich Gott machte das Lachen zum Spott und zur Schande der Menſchheit und verlieh es den Franken und den Affen; denn der eine hat ſein Ha, Ha, und der andre ſein Hi, Hi; beide ſind boshaft, heimtückiſch und taugen zu nichts, als alles, was ihnen in den Weg kommt, verdrießlich und aufgebracht zu machen.“

Hier hielt er inne, als wenn er eine Antwort erwartete; ich blieb aber ſtille. Endlich fuhr er fort: „Nicht, daß ſie bey allem Gelächter Weisheit genug haben, ſich ſelbſt hinreichend in Acht zu nehmen, denn ein halbes Dutzend Affen werden Hi, Hi, Hi ſingen und zu Hunderten einen ganzen Fruchtgarten von ſeinen Früchten leer machen; und ein Franke wird Ha, Ha, Ha ſagen und wird Pillaws und Hühner wie ein Wolf freſſen, und Wein mit derſelbigen Mäßigung trinken, als ein Kameel das Waſſer.“

Ich dächte, ich wäre geſtorben, ſo ſehr zwang ich mich, das Lachen zu verbergen; ich wollte ihn aber nicht unterbrechen, und vermochte es über mich, es zu laſſen; er fuhr fort zu mäkeln.

„Aber mit alle dem Hi, Hi, Hi, Ha, Ha, Ha kömmt es oft, daß ſie gefangen werden; der Affe wird in einer Falle gefangen und eingeſperrt, oder man ſchlägt ihm den Kopf ab, und den Franken wirft man in einen Kerker, geißelt ihn oder hängt ihn; und dann iſt der Geſang anders und es heißt Oh, oh, oh! Hier ahmte er das Geſchrey ſo bewundernswürdig nach, daß ich wieder an zu lachen fing.“

„Merke, Jimmel, merke, ſagte er eilig, du kannſt dich nicht halten! Aber bey unſerm heiligen Propheten, ſagte er ernſthaft, es kann ſo endigen, wie ich geſagt habe, ſieh dich vor und lache nicht in den Karavanſeras oder wir müſſen uns trennen; denn es giebt Orte und an einem davon waren wir geſtern Abend, wo Verdacht dich zu Grunde richten würde. Und wenn du dein Leben verlöreſt, was ſollte ich zu meiner Entſchuldigung in Aleppo ſingen? was ſollte ich für mich ſingen? Ha, Ha, Ha würde es nicht ausmachen. Nein, nein, ſie würden es nicht glauben und ich würde meinen Karackter verlieren.“

„Wie? lachen ſie denn ſelbſt nicht,“ ſagte ich; „ſehr ſelten oder vielmehr nie,“ erwiederte er, „zum wenigſten nicht zur Zeit der Gefahr. Nein, nur Chriſten und Affen werden Handwerk vom Lachen machen. Türken und Tartarn ſind weiſer.“ Ich verſprach, ich wollte in Zukunft mehr Sorgfalt anwenden und um ihn mit einer kleinen Schmeicheley wieder gut zu machen, ſagte ich, daß er ſeine Rolle ſo bewundernswürdig ſpiele, daß man unmöglich der Wirkung davon widerſtehen könne. Aber antwortete er mit einem ernſthaften Geſichte, ſein Benehmen bey einem ſolchen Fall ſey zu ernſthafter Art, um einen Gegenſtand des Spaßes davon zu machen — und rieth mir, ihm zu glauben.

Die Sorge meines Führers für meine Sicherheit war die Gewiſſenhaftigkeit eines Geſchäftsmannes, der ſich bemüht, mit der äußerſten Pünktlichkeit ſich der Pflicht, die er übernommen hatte, zu entledigen, und ich muß dir bemerken, daß ſein ganzes Betragen eine Genauigkeit und Pünktlichkeit in ſeinen Pflichten verrieth, die man ſelten in dem Umgang mit Menſchen wahrnimmt. Ehe wir Aleppo verließen, hatte er verſprochen, mich ſicher zu führen, er war, wie du ſchon geſehen, unermüdet und unnachläſſig in ſeinem Beſtreben dieſes zu thun; er hatte verſprochen, mir Speiſe zukommen zu laſſen, und dieſes that er ſehr reichlich; er verſprach, ſo wie es mir gefiel, langſam oder ſchnell zu reiten, er that ſo; er verſprach Pferde mit mir zu wechſeln, ſo oft ich es für gut fände — er that ſo. Aber überdem ſchien er ſeine Sorgfalt für mich nicht weiter auszudehnen, als über einen Ballen Waaren, der ihm anvertraut geweſen wäre. Er war verpflichtet, mich ſicher, wohlbehalten und in einem guten Zuſtande nach Bagdad zu liefern: dies zu thun war er entſchloſſen, und er dachte auch an nichts weiter. Ich hatte Briefe an die Baſchas einiger Städte, durch welche wir kamen, erhalten; aber da die Ueberreichung eines Briefes nach den Sitten dieſes Landes allezeit mit einem Geſchenk begleitet werden muß; ſo hielt ich es für gut, ſie nicht abzuliefern, ausgenommen, wenn die Nothwendigkeit mich zwang, obgleich der Zuſtand des Landes ſo roh war, daß wir bisweilen wohl eine Wache nöthig gehabt hätten.

So bald als die Erinnerung an den Streich mit dem Lachen ein wenig verſchwunden war, fing der Tartar an guter Laune zu werden. Denn er war allezeit nach der Stimmung ſeines Gemüths auf eine mürriſche Weiſe ſtill oder außerordentlich geſprächig. Man konnte ſeine Zunge als ein Thermometer anſehen, wonach die Wärme oder Kälte ſeines Temperaments könnte berechnet werden, und das Aeußerſte der Geſchwätzigkeit und des Schweigens waren die Anzeigen davon. Seine Unterhaltung war aber ſehr beſchränkt und beſtand vorzüglich aus Geſchichten von ihm und ſeinem Pferde, der außerordentlichen Reiſe, die er mache, und den Heldenthaten die er verrichte. Einen Umſtand muß ich billigerweiſe erwähnen, der, wie es mir deucht, die angewöhnte Delikateſſe und die Beſcheidenheit dieſes Volks ſtark bezeichnet. Obgleich er oft meine Verbannung von meiner Familie beklagte, und obgleich wir achtzehn Tage uns beſtändig über eine Menge von Gegenſtänden unterhielten, die auf dieſen Punkt hätten führen können, ſo ſprach er doch nie von Frauenzimmern und bey allem ſeinem Bedauern über meine Lage, ſpielte er auch nur in der Ferne auf die Möglichkeit an, in dieſer Hinſicht mich ſchadlos halten zu können, oder gab mir zu verſtehen, daß er ſelbſt darauf bedacht ſey. Wenn ich Weiber nach dem Brunnen kommen ſah, ſo erinnerten ſie mich an einige Geſchichten des alten Teſtaments. Ich erwähnte dieſes, aber dabey blieb es; denn immer, wenn der Gegenſtand zur Sprache kam, goß er kaltes Waſſer darüber.

Daß er in einiger Hinſicht mich wirklich für ein Packet Waaren hielte, kann ich mit guten Gründen glauben; denn ich bemerkte daß in einigen Karavanſeras die Leute um mich herum kamen, und mich mit ſtarken Symptomen von Erſtaunen und Mitleiden anſahen; einige blickten auf mich mit Erbarmen, andre mit Verachtung; aber kein einziger, ſo elend und verworfen er auch ſeyn mochte, ſchien mein Schickſal zu beneiden.

Ich wurde um deſtomehr in meiner Meynung durch einen Vorfall, der ſich zwiſchen Diarbecker und Moſul zutrug, beſtärkt. Eines Morgens litt ich ſehr an der Ermüdung des vorhergehenden Tages; der Tartar rief mich, befahl mir aufzuſitzen, und da er fand, daß ich nicht antwortete und kein Zeichen gab, daß ich aufwachte, nahm er mich von meinem Lager in ſeine Arme (er war ſo ſtark, daß er dieſes ohne Schwierigkeit thun konnte) ſchleppte mich ohne alle Umſtände heraus, und ehe ich noch gänzlich aus dem Schlafe war, um meine Lage zu kennen, hatte er mich auf mein Pferd geſetzt, das zur Reiſe bereit ſtand.

Ein ſo ſonderbares Unternehmen, du kannſt es denken, ſetzten mich in Erſtaunen und konnte ſobald nicht vergeſſen werden. Einen ſolchen Haufen fremder, verwirrter, unzuſammenhängender Gedanken und Empfindungen die in mir entſtanden, hatte ich vorher nie gekannt: ſie ſchmerzten mich, ſie ſetzten mich in Erſtaunen—aber ich war in einer ſolchen Lage, daß ich ſie nachher nicht zergliedern konnte. Die Hauptbetrachtung, die daraus entſtand, war, daß das Gefühl eines Menſchen wirklich in einem bedauernswürdigen Zuſtand der Verſunkenheit ſeyn müſſe, wenn etwas vorfallen könnte, das auf den Gedanken brächte, der Menſch ſey eben ſo viel als ein Vermächtniß, oder ein Eigenthum könne auf dieſelbe Weiſe fortgeſchafft und auf eben dieſelbe gefühlloſe Art von der Stelle gebracht werden, als eine lebloſe Materie, die einen Ballen Kaufmannswaaren ausmacht. Von der Wahrheit dieſes Satzes hatte ich bald nachher einen melankoliſchen Beweis bey einem Fall, der obgleich bedauernswürdig doch von ſo ſpaßhaften Umſtänden begleitet wurde, daß ich ſelbſt jetzt nie anders als lächelnd daran denken kann und ich lächelte damahls auch, aber mein Herz blutete von Theilnahme.

Eines Morgens wurde ich vor Tagesanbruch durch ein Geräuſch in der Karavanſera, worin wir wohnten, aufgeweckt. Ich vermuthete, der Tartar ſey beſchäfftigt, zur Abreiſe Zurüſtung zu machen, und ſtand auf, um keine Zeit zu verlieren. Ich hatte ſo weit Recht in meiner Vermuthung: die Pferde waren bereit, ich kam heraus um aufzuſitzen und war ſehr erſtaunt noch Pferde vor mir ſtehen zu ſehen, die mit etwas beladen waren, was aufrecht auf ihren Rücken ſtand, und wovon ich ſahe, daß es keine Männer wären. Ich hielte es für Ballen von Kaufmannswaren, die man auf eine ſonderbare Weiſe gepackt habe und fragte gar nicht, bis das Tageslicht mir zeigte, daß es menſchliche Geſchöpfe in Säcke geſteckt und auf des Pferdes Rücken mit ausgeſperrten Beinen gebunden wären. Es war eine ſonderbare Vereinigung von Schrecken und Widerwillen bey dieſer Wahrnehmung, die mich mit einmahl mit einer gemiſchten Wirkung von Unwillen, Mitleid und Freude erſchütterten — die erſten erhielten die Oberhand, und ich fragte meinen

Bedienten mit einer Wärme, was dieſes bedeute. — „Er ſagte, die Säcke enthielten einige junge Frauenzimmer, die der Tartar gekauft habe.“ Großer Gott! ſagte ich, iſt es möglich, daß er unglückliche Frauenzimmer kann gekauft haben, um ſie mit ſo weniger Zärtlichkeit zu behandeln? „Er hat, erwiederte mein Bedienter, ſie des Handels wegen, nicht zum Vergnügen gekauft. „Wenn auch, ſagte ich, auch vorausgeſetzt daß es Männer wären, nicht daran zu denken, daß es Weiber ſind, wie kann er glauben, daß ſie dieſes überleben werden. In einen Sack gebunden und erſtickt auf ein Pferd befeſtigt und ſo ſchnell vorwärts geführt (denn damahls waren wir abgereiſt, ein andrer Tartar peitſchte die Pferde immer und jagte ſie vorwärts) wie iſt es möglich, daß ſie dieß überleben können? Sie müſſen erſtickt ſeyn, ſie müſſen in Stücken gedrückt ſeyn, ſie müſſen zerſchlagen, geſchunden und zu Tode gefoltert ſeyn!

„Wenn ich Ihnen einen Rath geben dürfte, ſagte er, ſo würde ich ſagen, daß ſie lieber keine Anmerkung darüber machten, es würde vielleicht blos verurſachen, daß ſie noch ſchlechter behandelt würden und ihn nur gegen ſie aufzubringen.“

Ich nahm am Ende ſeinen Rath an und behielt meine Denkungsart für mich. Die unglücklichen Weiber wurden auf dieſe Weiſe zwölf und eine halbe deutſche Meile geführt, und hier ließ ihr zärtlicher Führer ſie bis zu ſeiner Zurückkunft aufbewahren, und ich denke, daß er ſie in Säcken auf ein Pferd ganz nach Aleppo hin, um ſie da an den Meiſtbietenden zu verkaufen, zurück geführt hat.

Uns, lieber Sohn, die wir in einem Lande leben, wo das Zurückhalten in einem Hauſe von einer Stunde, gegen unſern Willen, als eine geſetzwidrige Gefangenſchaft beſtraft wird; uns, die wir den reichen Schatz der Freyheit über alle irdiſche Segnungen ſchätzen, kommt der bloße Gedanke von Sclaverey ſchrecklich vor. Wenn das Elend der Sclaverey noch durch Grauſamkeit geſchärft wird, ſo entflammt ſich unſer Unwille gegen dieſe Beleidigung: aber ſolch ein verwickeltes Stück von Entſetzlichkeit, wie ich erwähnt habe, überſteigt allen Glauben und Unwille verlohr ſich in Verſtummen. Es giebt nur wenige Männer, ſelbſt in unſerm rauhen Klima, die von einem Ritt von zwölf und einer halben Meile nicht ganz mürbe gemacht und beynahe zu Tode gequält würden. Kein Weib dürfte darauf denken. Aber wenn hier noch hinzukommt erſtens der Zwang, dann der Schmerz und das gar nicht bequeme Geſchirr des Pferdes — die zärtliche Perſon eines Frauenzimmers, die ans Reiten nicht gewohnt iſt — die ſtickende Hitze des Sacks und über alles das ſchreckliche Klima mit beynahe vertikaler Hitze brennend (wenigſtens gegen unſere Sonne vertical) ſo muß man eingeſtehn, daß es ein Wunder iſt und beynahe etwas Uebernatürlichem gleich kommt, daß ſie auch nur die Hälfte der Reiſe überleben. Die wunderſchaffende Hand des Allmächtigen kann ſie blos hindurch führen, und als ich am Abend fragte, ob ſie ſterbend oder todt wären, und man mir ſagte, daß ſie vollkommen geſund ſich befänden, ſo konnte ich nicht umhin, den ſchönen Ausdruck, welchen der unvergleichliche Sterne der Marie in den Mund gelegt hat, zu wiederhohlen: „Gott mildert den Wind auf Seiten des unſchuldigen Lammes.“

Dieſe Geſchichte hätte beynahe dazu gedient, mich ſtark gegen meinen tartariſchen Führer einzunehmen und ich konnte einige Zeit nicht ohne Schrecken auf ihn ſehen: endlich aber ließ meine Empfindlichkeit nach;

und die Vernunft, die den Sitz der kaltblütigen Entſcheidung wieder eingenommen hatte, ſagte mir, obgleich es ein ſehr ſchweres Verbrechen ſey, ſo ſey er doch nicht ſo verantwortlich, als alle diejenigen, die beſſer unterrichtet wären und durch ihre Theilnahme es autoriſirten, die Sanktion der Geſetze geben, und in ſeiner Ausübung es ganz gewöhnlich machten. Er thäte blos, was ihn von ſeiner Kindheit an gelehrt ſey und müßte deswegen nicht nach Regeln beurtheilt werden, welche ein Britte für die Beurtheilung ſolcher Fälle zum Grunde legen würde.

Ein Britte! halt! habe ich nicht eine bittre Satire auf die brittiſche Nation geſagt? einem Mann eine Tugend beylegen, die er nicht beſitzt, iſt die ſchlimmſte Satire. — Ich glaubte es damahls nicht, und will auch nicht zurücknehmen, was ich geſchrieben habe. Britten verdienen die Geißel der Satire; ſie verdienen noch eine härtere Geißel; denn der Handel mit Menſchen iſt noch immer ein blutiges Brandmahl für den großen Nationalrath. Das Blut ihrer Brüder, das Blut von Millionen ermordeter Afrikaner ſchreit gegen ſie, gleich dem Blute Abels, gen Himmel, und wird, ich hoffe es, nicht umſonſt ſchreien. Großer Gott, was für ein ſchrecklicher Gedanke! was für ein unvertilgbarer Schandfleck! daß ein Geſetzgeber gleich einem Kaufmann bey kaltem Blut eine Berechnung von dem wahrſcheinlichen Gewinn auf Menſchenleben macht! Handelsvortheile in die Wagſchaale gegen Mord wirft, und durch Bequemlichkeit Verbrechen entſchuldigt. Immer mag der Räuber ſo verfahren! Aber ſollen Britten, edelmüthige Britten, die ſtolz ſich eines Vorzugs an Freyheit, Mannheit und Gerechtigkeit vor andern in der Welt rühmen — ſollen ſie es wahrnehmen und ſehen, wie eine geringere Nation mit Entſetzen dieſen

Handel von ſich ſtößt und ſollen ſie angeſpornt von Habſucht, von niederer Politik geleitet, den Fleck behalten, den andre Staaten verwiſcht haben, und ſollen ſie leben mit dem Fluch der einen Hälfte, und mit der Verachtung der andern Hälfte der Menſchheit? Wehre es Barmherziger! wehre es Allmächtiger! Und ach! möge der tugendhafte Mann, der das boshafte Geräuſch des Niederträchtigen und Intereſſirten verachtete, kühn als der Sachwalter der Menſchen und ſeines Vaterlandes fortſchreiten, möge er immer in jeder Sitzung, von dem Lager der Ruhe, welches Ueberfluß ihm darbietet, aufſpringen, um die Ketten und die Geißeln, welche Verworfenheit und Habſucht für unſre Nebengeſchöpfe gefügt haben, zu zerbrechen! möge es ihm gelingen und er alle ſeine Gegner zu Boden ſchlagen! und möge die Gerechtigkeit ſeines Vaterlandes ſeinen Ruhm und ſeinen Triumph eben ſo gewiß und vollkommen hienieden machen, als die Gerechtigkeit des Weſens, unter deſſen Leitung er handelte, ohne Zweifel ihn jenſeits machen wird.

Wegen der Betrachtung, deren ich ſchon hinlänglich erwähnt habe, war meine Seele auf keine Weiſe in einem ruhigen Zuſtande. Das unaufhörliche Reiſen auf ſo lange Zeit, beynahe neunzehn deutſche Meilen auf jeden Tag und wovon ich nicht wußte, wie lange es fortdauern würde, vermehrte meine Aengſtlichkeit; und die Furcht, daß uns etwas Schlimmes begegnen, daß wir aufgehalten und vor allem, daß ich etwa krank werden möchte, füllte meine Einbildungskraft mit Schrecken. Ueberdem näherte ich mich der Gegend, wo der Wind alles Lebendige, was ihn einathmet, augenblicklich tödtet, während ich ſahe, daß je eiliger ich war, die Reiſe zurückzulegen, deſtomehr Gefahr lief ich, dieſem Unglück nicht zu entgehen. Aber nichts deſto weniger eilte ich imken, und ſich nach ſeiner Neigung vergnügen kann; ſo geldfreſſend iſt es jedoch, beſonders für den, der täglich hingehet, es wird ihm jährlich ein kleines Capital koſten, wenn er auch gar nicht ſpielet. Den Kaufleuten iſt es außerordentlich wichtig: in Petersburg fehlt es an Kaffehäuſern, und dergleichen Oertern, wo man ſich, im Fall man ſich auf der Börſe vermiſſet hat, finden kann; zum Erſatz beſtellt man ſich in den Klub, und ich glaube, daß eine Menge Geſchäfte dort abgethan werden. Der Bürger Klub iſt ohngefähr nach eben dem Zuſchnitt, nur ſtärker; wie mir geſagt iſt, ſo beſtehet er aus 1200 Perſonen, allerley Standes.

Da ich doch eben von Zeitvertreiben rede, ſo ſollte ich Ihnen auch etwas von den Theatern ſagen, deren es in Petersburg drey giebt, als das Rußiſche und Franzöſiſche im Schloß unentgeldlich, und das Deutſche in einem dazu erbaueten Hauſe, wobey die Entree bezahlt wird, eine Geſellſchaft Kaufleute führet die Direction darüber. Das Komödienhaus im Schloſſe iſt ungemein räumig, die Maſchinerien vortreflich, die Acteurs, ſowol Ruſſen als Franzoſen ſehr gut, und die Tänzer unverbeſſerlich; allein der Zugang iſt ſchlecht, und die Erleuchtung von den einzeln Lichtern, die an den Logen befindlich, iſt bey der Größe des Hauſes viel zu ſchwach. Eine dunkle, enge, ſehr unbequeme Stiege führt zu ſelbigen. Auf dieſem Theater wechſelt die Rußiſche und Franzöſiſche Truppe ab; das mehrſte, was während der Zeit, die ich da war, geſpielt wurde, waren komiſche Opern, von welchen man doch wenig verſtehen konnte. Ueberhaupt kann man nur ſagen, daß man in Petersburg Schauplätze geſehen, aber nie, daß man ſie gehört habe; das Geplauder und Gelärm der jungen Officier und Unterofficier der Garde im Parterre, iſt ſo groß, daß ich oft habe auch kein Wort verſtehen können. Dies iſt außerordentlich unangenehm, immer herzlich vorwärts und drang immer in den Tartar, bis er zulezt sein Erſtaunen und ſeinen Beyfall ausdrückte und mir das Compliment machte, daß ich beynahe eben ſo gut, wie er, die Mühſeligkeit aushalten könne; er ſchloß mit der ſehr klugen Vermuthung, daß ich aller Wahrſcheinlichkeit nach ſelbſt ein Kourier im Frankenlande geweſen wäre.

Eines Tages, wie wir beynahe eine deutſche Meile von der Karavanſera entfernt waren, wo wir unſre Pferde gewechſelt hatten, fand ich, daß mir ein abſcheuliches Thier zu Theil geworden war. Es war ſteif, kraftlos und überritten, weswegen es ſehr oft ſtrauchelte und ich jeden Augenblick vermuthete, daß es niederſtürzen und auf mich fallen würde. Ich ſchlug daher dem Tartar vor, mit mir zu tauſchen, eine Gunſtbezeugung, die er mir bis jezt nie abgeſchlagen hatte, und wornach ich deſto begieriger war, da er ein ſehr gutes Thier ritte. Zu meinem großen Erſtaunen ſchlug er dieſes geradezu ab, und da er dieſen Tag außerordentlich ſtille geweſen war, ſo ſchrieb ich dieſe Weigerung auf üble Laune und ſeine Wunderlichkeit, und war entſchloſſen, es nicht dabey bewenden zu laſſen. Ich verlangte alſo vom Dollmetſcher, ihm zu ſagen, da er zu Aleppo verſprochen hätte, ſo oft es mir gefiele, Pferde mit mir zu wechſeln, ſo hielte ich unſern Vertrag gebrochen, wenn er nicht einwilligte und würde deswegen an den Conſul nach Aleppo ſchreiben.

Sobald dieſes ihm hinterbracht war, ſchien er ſehr verdrießlich zu werden, bemühte ſich aber mit erzwungnem Lächeln und Verſpottung ſeine Aufwallung zu verbergen, welches ein ſo ſonderbares Grienen verurſachte, wie nur je das Geſicht eines Menſchen entſtellt haben kann. Endlich brach er ſo aus:

„Du willſt nach Aleppo ſchreiben, wirklich! thörigter Franke! ſie werden dir nicht glauben, beym Muhamed! ſie werden die Klagen eines herumirrenden Franken gegen Haſſan Artaz nicht glauben; gegen Haſſan den Getreuen, den Gerechten, der gegen zehn und mehrere Jahre der Bote des Kaiſers geweſen iſt, ein Freund und Vertrauter der Kadis, Baſchas und Vicekönige und noch nie ein Lügner genannt wurde. Wer, denkſt du, armer bethörter Menſch! wer ſage ich, würde es glauben, daß ich mein Verſprechen gebrochen hätte?“

Warum leiſtet ihr, unterbrach ich ihn, warum leiſtet ihr es denn nicht, indem ihr die Pferde wechſelt, wenn ihr im Gewiſſen (wofern ihr eins habt) überzeugt ſeid, daß es ein Theil eures Verſprechens war? „Ein für allemahl ſage ich euch, unterbrach er mich, ich werde dieſes Pferd nicht weggeben. Es giebt, ſagte er im Gasconadenton, es giebt keinen Muſelmann, der je einen Bart trug, geſchweige denn ein elender Franke, der dieſes Pferd, was unter meinem Leibe iſt, erhielte, ich würde es dem Herrſcher der Gläubigen in dieſer Minute nicht abſtehen, wenn er an eurer Stelle wäre, ich würde es nicht, das ſage ich euch Franke und ich habe meine eigne Gründe dafür.“

Ja ihr habt ſie gewiß, erwiederte ich; Liebe zur Gemächlichkeit und Furcht für eure Knochen!

Wie er dieſes hörte, wurde er ganz wüthend, rief Muhamed und Alla zu Zeugen, daß er keine Furcht kenne — ſagte, er wäre überzeugt, ein hölliſcher Geiſt wäre dieſen Tag in mich gefahren; und ſchien ſehr geneigt zu ſeyn mit mir Händel anzufangen. Endlich, wie er ſahe, daß ich verächtlich und mit Trotz über ihn lächelte, kam er an mich heran. Ich glaubte, er wollte mich ſchlagen und machte mich zur Gegenwehr bereit. Ich irrte mich aber; er riß die Zügel meines Pferdes aus meiner Hand, faßte ſie dicht bis am Gebiß zuſammen; dann peitſchte er mein Pferd und ſpornte das ſeinige, bis er ſie beyde in vollem Galopp brachte. Dabey ließ er es nicht, ſondern fuhr fort dem meinigen mit der Peitſche und dem ſeinigen mit den Spornen zuzuſetzen und ſtürmte ſo geradeswegs über alles, was uns in den Weg kam, daß ich wirklich glaubte, er ſey toll geworden, oder hätte die Abſicht, mich zu tödten. Mehrmahl war ich im Begriff, ihn mit meiner Peitſche ſo zu ſchlagen, daß er vom Pferde hätte herunter fallen müſſen. — aber immer kam glücklicherweiſe die Geduld mir zu Hülfe und liſpelte mir zu, es zu ertragen, und den Ausgang zu ſehen. Ich glaubte aber mich in einiger Gefahr zu befinden; und doch war die Macht, die er über das Thier hatte, ſo groß, daß ich es unmöglich fand, es zu halten; ſo mußte ich den Ausgang der Vorſehung überlaſſen und hinderte ihn gar nicht am Fortgang. Ich aber nannte ihn bey jedem ſchimpflichen Nahmen, den ich nur in der lingua franca erdenken konnte, er greinte und nannte mich wieder Dumus, Jihaſh und Burhl (d. h. Schwein, Eſel und Mauleſel) mit einem ſchnellen und heftigen Ungeſtüm des Tons und des Ausdrucks.

Er that dieſes, auf einer Strecke von beynahe einer deutſchen Meile, in einer unbebauten Gegend, hie und da von Kanälen durchſchnitten, welche durch Bäche vom Waſſer in der periodiſchen Regenzeit gebildet werden, und die dicht mit niederm Gäus und Farrenkraut und andern kleinen Geſträuchen bewachſen, und ſehr hügelich war. Sein Pferd führte ihn raſch über alles weg, und obgleich meines jeden Augenblick ſtolperte und beinahe niederfiel, ſo hielt er es doch mit einer unglaublichen Gewandheit und zugleich erſtaunlichen Lebhaftigkeit mir aufrecht und führte mich, wenn ich ſo ſagen darf, cavalierement über alles weg. Ich war über alles dies ſehr erſtaunt, und am Ende eben ſo ſehr erfreut als erſtaunt. Wie er dieſes wahrnahm, rief er häufig und im Triumph aus: O la Frangi! Heli! Heli. Frangi. Endlich hielt er das Pferd an, machte Halt, ſahe mir gerade ins Geſicht und ſagte in der lingua franca: Que dice Frangi, que dice?

Ich war nicht im Stande ihm gleich auf der Stelle zu antworten, ſondern ſahe ihn vom Kopf bis zum Füßen an, als den außerordentlichſten Wilden, den ich je geſehen hatte, während er mit großer Selbſtgefälligkeit und Ruhe ſeinen Knebelbart ſtrich, dann und wann mit ſeinem Kopf nickte, als wenn er ſagen wollte: Ja, ja, ſo verhält es ſich! Siehe auf mich! bin ich nicht ein Allerweltskerl? Ein ganz Allerweltskerl ſeyd ihr, ſagte ich, das iſt wahr, aber ich wünſchte, daß ich aus euren verfluchten Fäuſten wäre.

Wir ſtiegen auf dem Gipfel eines kleinen Hügels ab, von dem man eine ununterbrochene Anſicht des ganzen Landes rings herum hat. Da der Dollmetſcher herauf kam, rief er ihn und verlangte von ihm, daß er ſorgfältig die Bedeutung desjenigen, was er ſagen würde, überſetzen ſollte; welches ich ſo gut als möglich mit ſeinen eignen Worten geben will, wie ſie vom Dollmetſcher überſetzt wurden.

„Ihr ſeht dort die Gebirge, ſagte er, indem er nach Oſten zeigte, ſie ſind in der Provinz Kurdiſtan, von einer verworfenen Gattung von Räubern bewohnt, genannt Jeſidis, die ihren eignen Gott Jeſid (Jeſus) verehren und den Teufel aus Furcht anbeten. Sie leben vom Plündern und kommen oft vom Gebirge herunter, quer durch den Tigris, der zwiſchen uns und ihnen fließt, und plündern und verwüſten dieſes Land in Rotten von großer Anzahl und beträchtlicher Stärke, führen in Sklaverey alles, was ſie nur erhaſchen können und ermorden alles, was ihnen Widerſtand leiſtet. Das Land in einiger Entfernung rings um uns iſt daher für Reiſende ſehr gefährlich, deren einziges Heil in der Flucht beſteht. Es war unſer Unglück dieſen Morgen ein ſehr ſchlechtes Pferd zu erhalten, wofür ſo Alla will, (indem er ſeinen Knebelbart ſtrich) jemand die Baſtonade erhalten ſoll. Wenn uns eine Rotte von ſolchen Kurden begegnet wäre, was hätten wir anders thun können, als fliehen? Und wenn ihr Frangi dieſes Pferd geritten hättet, und ich das eurige, ſo würden wir nie haben entwiſchen können, denn ich denke, ihr würdet ihn nicht, wenn ich darauf geweſen wäre, ſo am Fallen verhindert haben, wie ich, da ihr darauf waret. Ich wäre daher geſtürzt, und wäre gefangen genommen worden — ihr würdet euern Führer verloren und den Weg verfehlet haben und wir alle wären unglücklich geweſen. Ueberdem, fuhr er fort, giebt es hier viele Dörfer, wo Menſchen leben, die, wenn ſie auch nur vermutheten, daß ihr ein Franke wäret, euch verfolgen und euch Muhamed aufopfern würden und die ihr deswegen vermeiden müßt.

Sobald der Dollmetſcher mir dieſes überſetzt hatte, fuhr der Tartar fort: „Gut, was ſagt er jetzt dazu, indem er ſich gegen mich wandte, und ſeinen Kopf in den Nacken warf“ — Que dice Frangi?

Ich erwiederte, ich ſage, daß ihr gut und vernünftig geſprochen habt, und daß ich euch ſehr danke.

Wie ihm das ganz verdollmetſchet war, machte es eine ſehr angenehme Wirkung auf ihn. Sein Geſicht verwandelte ſich in einen ſehr zufriedenen Blick und er ſagte: „Ich werde alles thun, um euch ruhig und zufrieden zu machen, und wenn ich hartnäckig bin, ſo müßt ihr euch nicht widerſetzen. Denn ſeyd verſichert, ich habe meine Gründe dazu und vor allen Dingen lacht nicht in meiner Gegenwart.“ Aber wir werden nun bald Moſul erreichen und wahrſcheinlich dürfen wir dann nicht weiter reiten. Denn ich hoffte den Tigris von Moſul nach Bagdad herunter gehen zu können, hatte ihm dieſes geſagt und er beſtärkte mich in meiner Vermuthung.

Dieſe Nacht kamen wir nach einer Karavanſera, die in einiger Entfernung von einem Dorfe lag. Hier ließ der Tartar, der mit ſich ſelbſt über ſein heutiges Betragen und über meine Zufriedenheit vergnügt war, eine vortreffliche Abendmahlzeit anrichten; und verwarf, nicht wie er gewöhnlich that, die beſten Schüſſeln um ſie mir zukommen zu laſſen, ſondern wählte auch auf dem Tiſch, die beſten Biſſen für mich aus. Er forderte darauf Wein und bemerkte, daß die Strapazen eines Staatsboten Nachſicht erforderten und gebrauchte die Ausflucht, die ich bey einer andern Gelegenheit angegeben hatte; nämlich, daß der Prophet eben ſo wenig auf Reiſende zürnen würde, als auf Kranke, wenn ſie den Wein als Medicin gebrauchen.

Demzufolge erhielten wir Wein, der ſehr vortrefflich war, obgleich lange nicht ſo gut, als derjenige, den wir in Diarbecker tranken. Ich nahm nur wenig und der Tartar erſtaunte über meine Enthaltſamkeit und ſagte, daß er nie vorher einen Franken geſehen habe, der nicht ein wahres Schwein geweſen ſey, wenn er den

Becher an ſeine Lippen geſetzt habe. Daß ich nur ſo wenig nahm, während er ihn als Tiſchbier trank, erſtaunte ihn ſehr. Ehe er ſich auf ſein Lager legte, gab er der Pferde wegen Ordre, und bedrohte die Leute mit harter Strafe, wenn ſie ſchlechte gäben, indem er als ein Beyſpiel die Menſchen anführte, die uns die ſtolprichten Pferde dieſen Morgen gaben und indem er ſagte, daß ſie die Baſtonade erhalten ſollten, ſobald er zurück käme, wenn nur in zehn Meilen herum ein Kadi zu finden ſey, und ich kann ſagen, daß er gewiß heilig ſein Wort halten wird.

Den nächſten Morgen hatten wir vortreffliche Pferde; Furcht bewirkte Wunder und wir reiſten bey Sonnenaufgang ab. Wie wir in das erſte Dorf hinein kamen, wurde ich etwas beunruhigt, als ich ſahe, daß mein Führer ſein Pferd anhielte — berathſchlagte und vor ſich murmelte, und ſehr unruhig war, da er einen Haufen auf der Straße vor uns ſtehen ſah; einige davon ſchienen durch eine außerordentliche Bewegung des Körpers erſchüttert zu werden, während ein Mann in ihrer Mitte ſtand, der ſeinen Körper in einer Menge von ſtarken Kontorſionen verdrehte — der Tartar ſchien einige Minuten mit ſich zu ſtreiten, ob er darauf zugehen oder umkehren ſollte: endlich, nachdem er mich auf ſeine linke Seite nahm, eilte er vorwärts, ließ den Haufen rechts, welcher, da er unſre entſetzliche Eile ſahe, zur Seite flohe und uns vorbey ließ. Wir hörten aber bald hinter uns ſchreyen und konnten deutlich die Worte unterſcheiden: Ghiaour! Frangi Cucu! und indem wir uns umſahen, bemerkten wir, daß einige lumpichte Kerl, gleich wie Wilde uns verfolgten, bisweilen Steine aufnahmen und ſie mit aller Macht hinter uns her warfen. Die Schnelligkeit unſrer Pferde brachte uns bald ſo weit, daß wir ſie weder mehr ſehen, noch hören konnten, und ich ſahe nun vollkommen ein und wurde zum erſtenmahl ganz überführt, daß das Betragen meines Führers durch geſunde Vernunft, Muth, Treue und Rechtſchaffenheit geleitet würde.

Der außerordentliche Vorfall, den ich in meinem letzten Briefe erwähnte, bedurfte einer Erklärung und mein tartariſcher Freund ſäumte nicht, ſie mir zu geben; denn er hörte ſich außerordentlich gern ſelbſt ſprechen und über jeden Gegenſtand, der in dem Kreis ſeiner Kenntniſſe lag, ſprach er ſehr klug und deutlich und ſelbſt natürlich beredt. Er hatte dazu bey dieſer Gelegenheit die Rolle eines geſchickten Generals geſpielt, und da ich ſeine Geſchicklichkeit und ſeine Klugheit lobte, ſo war er außerordentlich artig und geſprächig und gab mir eine ausführliche Nachricht von der Geſchichte, ſeinen Bewegungsgründen, ſeinen Berathſchlagungen und der Schwierigkeit des Falls; kurz alles, was die Umſtände mehr ins Licht ſtellen und ſeine Wichtigkeit vergrößern konnte. Es würde hart ſeyn, wenn ich es nicht mit ſeinen eignen Worten erzählte; ich will es dir daher ſo mittheilen, wie ich es durch unſern Dollmetſcher erfuhr. Es machte einen ſolchen Eindruck auf mein Gedächtniß, der nicht leicht verlöſcht wird.

„Ihr müßt wiſſen, ſagte er, daß in dieſem großen und ruhmwürdigen Reiche eine Menge von Derwiſchen von verſchiedener Art zerſtreut ſind — Heilige, die auf die Freuden und Vergnügungen der Welt Verzicht thun, um mit Muhamed umzugehen, und Alla zu verehren. Einige davon ſind gute Menſchen, wirklich Heilige, und thun nie etwas Böſes, predigen und beten, ohne irgend einem zu ſchaden, weder einer Ratze noch einer Schnecke, ja ſie würden ſelbſt einem Chriſten nicht weh thun. Es giebt andere, von denen ich unſre

ſre Baſchas und Effendis und ſelbſt den Mozin habe ſagen hören, daß ſie durch den Koran verboten wären, und doch verehrt und betet das gemeine Volk (ihr wiſſet, daß ſie keinen Verſtand haben) ſie an, — man nennt ſie Santons; ſie leben bisweilen für ſich, wie Kaninchen unter der Erde und bisweilen in den Dickichten und Wäldern. Sie gehen hin, wohin ſie wollen, nehmen den beſten Sitz in jedermanns Haus, ſtopfen ſich voll mit Speiſe und Trank und Niemand widerſteht ihnen, einige wollen, andere dürfen es nicht. Ja ſie entehren ſelbſt Weiber auf öffentlichen Straßen — und werfen nie ihre Augen auf einen Franken oder Chriſten, daß ſie ihn nicht, wo möglich, zu tödten ſuchen. Ich für mein Theil glaube, daß ſie aufgehängt werden müßten, wenn ſie nur einen Kopf hätten, um aufgehängt zu werden — oder vielmehr geſpießt — denn keine Beſtrafung iſt für ſie zu groß; aber ich darf dieſes nicht in der Stadt ſagen, wenn ich es thäte, würde ich von dem Pöbel zu Tode geſteinigt werden.

Sobald ich den Haufen bemerkte, und die Schurken tanzen ſah, ſo wußte ich, daß es Santons wären, und war ſicher, daß ſie uns aufhalten würden, um Geld von uns zu erzwingen, wobey ſie euch wahrſcheinlich entdeckt hätten — denn ſie haben des Teufels Augen. Nichts würde denn euch haben retten können, der Haufe würde ſich mit ihnen vereinigt haben und ihr würdet zu Tode geſteinigt ſeyn. Ich hatte die Abſicht umzukehren und um den Ort herumzugehen, aber das hätte Verdacht erregen können und man hätte uns vielleicht abgeſchnitten; ſo entſchloß ich mich dreiſt vorbeyzureiten, welches ich dann auch, wie ihr bezeugen könnt, als ein braver Mann that. Ihr habt genug geſehen, um euch von der Gefahr zu überführen, der ihr entgangen ſeyd, und von meiner Weisheit und Tapferkeit. Laßt euch deßwegen geſagt ſeyn, euch gänzlich meiner Führung anzuvertrauen und vor allen Dingen den verfluchten Hang zum Lachen fahren zu laſſen.

Als ich zuerſt den Entſchluß faßte, dieſe Nachricht von meiner Reiſe aufzuſchreiben, habe ich mir Mühe gegeben, mit den beſten Geſchichtsſchreibern bekannt zu werden, und ich fand, daß in jeder Hinſicht mein tartariſcher Führer Recht habe. Dieſe Santons ſowohl als andre Arten der Derviſchen oder Scheits reiſen im Lande herum und erheben Abgaben von den Einwohnern. Einige ſind wirklich, was ſie vorgeben zu ſeyn, und ſind ſo rein und ſo fromm, wie die Mönche der frühern chriſtlichen Kirche; aber die Santons ſind Ungeheuer, die bloß durch die barbariſche Leichtgläubigkeit und durch die rohe Unwiſſenheit des geringen Volks vorhanden ſind; obgleich von dem beſſern Theil der Türken getadelt und wirklich geflucht. Sie ſtellen ſich als wären ſie verrückt (welches bey den Muhamedanern der größte Beweis der Heiligkeit iſt) und unter der Hülle dieſer Tollheit begehen ſie jede Ausſchweifung und jede Entſetzlichkeit nicht bloß ungeſtraft, ſondern auch mit Beyfall.

Die Schwierigkeiten und Gefahren der Reiſe, welche immer mehr zu werden ſchienen, je weiter wir reiſten, ließen mich ein baldiges Ende begierig wünſchen und die Begebenheit des letzten Tages zeigte mir deutlich die Gefahr, der wir uns ausſetzen mußten; welche ſich wahrſcheinlich immer mehr vergrößern würde, je weiter wir Südoſtwärts giengen, wo die Wuth des Aberglaubens ohne Gewiſſensbiſſe herrſchte, wo die größere Entfernung von dem Sitz der Regierung das Volk gleichgültiger gegen die Geſetze machte, und die Obrigkeit verdorbner und tyranniſcher iſt; wo die gänzliche Abſonderung von jeder gutgeordneten Geſellſchaft ſoll jedoch nicht ganz ſo arg ſeyn, wenn die Monarchin zugegen iſt; und die war zu der Zeit anfänglich zu Sarskojo Zelo, und nachher, da der König von Schweden kam, zu Peterhof. Das Parterre iſt zwar ſo eingetheilt, daß jeder nach ſeinem Range ſeinen Platz wiſſen könnte, allein eben dies verurſacht ein unſchickliches und unleidliches Gedränge, welches an andern Orten beſtändige Händel geben würde. Unter den Acteurs ſowol als unter den Actricen giebt es welche, die es verdienten, daß ich Ihnen ihre Namen ſagte, allein ich habe ſie vergeſſen; eben ſo giebt es einige feine Stimmen unter ihnen; die beſte von beyden Truppen aber iſt eine junge artige Ruſſinn, die in beyden vor allen den Vorzug hat. Dieſen Acteurs, Tänzern, Operiſten und überhaupt allen zum Theater gehörigen Perſonen, iſt ein kaiſerlicher ſehr geräumiger Pallaſt eingeräumet, in welchem ſie alle freye Wohnung genießen.

Die Deutſche Truppe iſt ſehr gut, die mehreſten erheben ſich über das Mittelmäßige, und vorzüglich zeichnen ſich unter ihnen einige als ſehr gute Sänger aus. Die Entree koſtet im Parterre einen Rubel, und demohngeachtet wird es ſtark beſucht, ſelbſt die Monarchinn beehrt es oft mit Ihrer Gegenwart.

Der erſten Eröfnung des Petersburgiſchen Vauxhall habe ich auch beygewohnt, es iſt dazu ein artiges Gebäude mit einem Bosquet auf Caminie Oſtrog, einer Inſel, die von einem Arm der Newa gebildet wird, eingerichtet. Da dies noch in ſeiner Kindheit war, ſo läßt ſich nun freylich davon nicht viel ſagen, allein ich habe dort Gelegenheit gehabt, etwas zu hören, was ſonderbar genung iſt, um nicht übergangen zu werden; ich meyne die berühmte Jagdmuſik. Ich kannte ſie bereits aus der Beſchreibung, die uns davon im Hannöveriſchen Magazin von 1766. gemacht wurde, allein ſie übertraf noch bey weitem meine Erwartung; da Sie vielleicht dieſe Wa-

chenſchaft die Sitten barbariſcher machte, wo man ſelten Fremde ſähe und wenn man ſie ſähe, ſie ſchinden und verfolgen würde; und wo ich vorzüglich glauben könnte, daß nie ein Engländer ſeinen Fuß geſetzt hätte, und woſelbſt ſogar die Winde, die da wehten, mit Verderben belaſtet wären und augenblicklichen Tod auf ihren Fittigen trügen. Ich ſehnte mich daher ernſthaft Moſul zu erreichen, wo ich wahrſcheinlich eine bequemere und zuträglichere Gelegenheit zu Waſſer bekommen würde, wo ich mich hinlänglich von den Strapazen meiner Reiſe, die ſo viel Tage gedauert hatte, erholen könnte, und wo ich, wenn es nöthig wäre, eine Bedeckung und Wache erhalten könnte, da ich einen Brief an den Baſcha bey mir hatte, den ich zurückhalten oder übergeben konnte, ſo wie es für meine Bequemlichkeit und für meine Neigung paßte.

Ich konnte nicht umhin, mit einem traurigen und melancholiſchen Auge auf meine gegenwärtige Lage zu ſehen, indem ich ſo zu ſagen allein, ohne Bequemlichkeit und in mißlichen Umſtänden durch eine unfreundliche Gegend und unter einem ungaſtfreyen Volke umherirrte, wo Gefahren in tauſend Geſtalten mich umringten und wo ich jeden Schritt mit Gefahr meines Lebens that. Ich verglich ſie mit den Scenen des Ueberfluſſes und der Zufriedenheit, die ich einſt erlebt hatte, wo jeder geſetzlicher Wunſch erfüllt wurde; wo zärtliche Liebe und Zuneigung jedem Verlangen zuvorkam, und jede Sorge linderte; wo die wechſelſeitigen Liebkoſungen und gegenſeitigen Gefälligkeiten von zärtlichen Verwandten, Gattinn, Weibern, getreuen Freunden und innigſt Vertrauten dem Leben einen Reitz gaben; mich fühlen ließen, daß mein Daſeyn nicht allein mich, ſondern auch andere intereſſire, und mir ein Bewußtſeyn meiner Wichtigkeit mittheilten, welches der iſolirte, einſame ſelbſtiſche

Mann nie fühlt. Ich konnte nicht ohne Kummer und Kränkung darauf zurück ſchauen, daran zu denken, daß ich dieſe Segnungen einſt beſaß und ſie vielleicht nie wieder beſitzen würde, ſondern im Gegentheil unbekannt, unbemerkt und unbeweint in den Wüſteneyen einer unbekannten feindlichen Gegend, ohne einen Freund, mich zu tröſten und mich zu erheitern, umkommen könnte, oder der denjenigen, die mich liebten oder Theil an meinem Schickſal nähmen, den Ort, wo ich läge, und die beſondern Umſtände meines Schickſals erzählen könnte.

In dieſer ſchrecklichen Menge von Reflektionen wurde Aleppo auch nicht vergeſſen. Es machte das große vereinigende Gelenk in der Kette meines vorigen Glücks und meines gegenwärtigen Unglücks. Es war das Thor, wodurch ich ging, als ich dem Troſte das letzte Lebewohl ſagte; wie es zuging und mich ausſchloß, war der Anblick wirklich finſter: nachher fühlte ich nie eine glückliche Empfindung, ausgenommen die konvulſiviſche Freude des Lachens und die ungeſtüme erſchütternde Freude, die von den Sonderbarkeiten meines Führers herrührten, welche, wie die Wellen, die durch den Sturm über ihre gewöhnliche Höhe erhaben die geſchleuderte Barke bloß erheben, um ſie an die Küſte zu werfen und ſie dem Zertrümmern Preis zu geben, meinen Geiſt auf einen Augenblick über ſeine gewöhnliche Höhe hinaufbrachten, ſich dann ſchnell entfernten und ihn dem Schrecken einer Melancholie, die zehnmahl ſtärker war, zu überlaſſen.

Wie mein freundlicher Tartar ſahe, wie niedergeſchlagen ich war, ſo neckte er mich. Einmahl ſagte er, „die Santons haben euch in Schrecken geſetzt: aber ſeyd nicht erſchrocken. Hazzam Artaz iſt kein Knabe;

er kann euch durch größere Schwierigkeiten, als dieſe bringen, wenn ſie uns befallen ſollten.“

„Aber, wie kömmt es Haſſan, ſagte ich, daß ihr, die ihr ſo mächtig ſeyd in den Karavanſeras, keine Macht habt, den bübiſchen Santons oder dem Pöbel eines Dorfs zu widerſtehen.“

„Was den Pöbel betrifft, ſagte er, ſo wollte ich, wenn ich allein wäre, oder nur einen Rechtgläubigen bey mir hätte, ihn vor mir fliehen machen, wie der Staub vor dem Winde. Was die Santons betrifft, ſo kann keiner ihnen widerſtehen; die Großen, die ſie haſſen, müſſen ihnen doch Reſpeckt erzeigen, und der Baſcha von Aleppo, ja ſelbſt der Herrſcher der Gläubigen könnte euch nicht retten, wenn einer den Pöbel aufforderte, euch zu ſteinigen oder euch zu zerreißen. Seyd deswegen aber gutes Muths; denn wills Gott liefere ich euch geſund und wohl nach Bagdad; überdem werden wir recht bald in Moſul ſeyn, von da wir zu Waſſer herunter gehen wollen; welches ſehr angenehm ſeyn wird, und die Hauptgefahr wird dann ſeyn, wirklich fechten zu müſſen, welches beſſer iſt, als von den Santons abgeſchnitten zu werden. Wenn es Noth thut, ſagte er, und machte ein ernſthaftes Geſicht, ſchwang ſeine Peitſche — ſollten wir von Kurden- oder Räubern angehalten werden, ſo ſollt ihr ſehen — ſollt ihr ſehen, Himmel, o! heiliger Prophet, wie ich fechten werde.

Es war nah am Abend, wie die ſpitzigen Thürme der Stadt Moſul ſich in unſerm Geſichtskreiſe darboten, und meinem Herzen nicht wenig Freude mittheilten. Ich befand mich auf dem Boden des Landes der heiligen Geſchichte und fühlte etwas von dem Stolz eines Reiſenden, wenn ich daran dachte, daß ich nun Ninive, ſo bekannt in der heiligen Schrift, vor mir hatte. Die Stadt liegt in einer ſehr unfruchtbaren, ſandigen Ebene an den Ufern des Tigris, verſchönert durch die vereinigten Gaben der Pomona, der Ceres und Flora. Der äußere Anblick der Stadt iſt ſehr zu ihrer Gunſt, da ſie mit ſtattlichen Wällen von feſten Steinen umgeben iſt, über denen die Spitzen der Thürme oder die Minarets und andre erhabne Gebäude ſehr in die Augen fallend hervorragen. Hier ſahe ich zuerſt eine große Karavane im Lager, wo ſie auf ihrem Zug vom perſiſchen Meerbuſen nach Armenien Halt machte, und es ſahe wirklich ſehr prächtig aus, füllte das Auge mit einer Menge von großen Gegenſtänden, die ſich alle vereinigten, um ein majeſtätiſches Ganze zu bilden.

So ſchön auch die Auſſenſeite der Stadt iſt, ſo abſcheulich iſt das Innere, die Hitze iſt ſo erſtickend, daß man mitten am Tage an kein Ausgehen denken darf, und ſelbſt des Abends ſind die Mauern durch die Hitze am Tage ſo glühend, daß ſie eine unangenehme Hitze am Körper hervorbringen, wenn man ſich ihnen einen Fuß oder eine Elle nähert. Ich kam dennoch mit Muth hinein, weil ich ſie als die letzte Station von dem ſchlimmern Theil meiner Wallfahrt anſah. Aber ach! ich hatte mich in meiner Erwartung geirrt. Der Tigris war durch die entſetzliche Hitze und eine ungewöhnliche lange Dürre ausgetrocknet worden. Ich war genöthigt, dieſes mit geduldiger Hingebung anzunehmen und mich auf eine Reiſe zu Pferde gefaßt zu machen, die, wenn auch nicht eben ſo lang war, wie die, welche ich gemacht hatte, doch eben ſo gefährlich war, und daher Anſtrengung von Muth und Entſchloſſenheit forderte. Es ſind tauſend verborgene Energies in jedem Menſchen, die bloß die mächtige Stimme der Nothwendigkeit erfordern, ſie hervor zu rufen: auf dem äußerſten Gipfel meiner Sehnſucht machte ich mich gefaßt, den andern Morgen abzureiſen, eben ſo froh, als wenn die Hoffnung einer Waſſerfahrt nach Bagdad mir nie eingefallen war.

Es war noch immer die heiße Jahrszeit und wir mußten durch ein Land reiſen, worüber der ſchreckliche Wind, deſſen ich vorher erwähnte, ſeine gerade Richtung nimmt. Die Tartarn nennen ihn Samiel und er wird in der heiligen Schrift unter dem Nahmen Oſtwind erwähnt und dehnt ſeine Wuth ganz vom äußerſten Ende des Meerbuſens von Cambage bis nach Moſul aus; er führt Feuerſtreifen mit ſich, die wie Seidenfäden ausſehen, tödtet augenblicklich diejenigen, die ihn einathmen, und verzehrt ſie inwendig zu Aſche; das Fleiſch wird bald kohlſchwarz und fällt von ſeinen Knochen ab. Philoſophen betrachten es als ein elektriſches Feuer, das aus den ſchwefelichten und pechartigen Ausdünſtungen entſtünde, die durch die Bewegung des Windes entflammt würde. Das einzige mögliche Mittel ſeiner ſchädlichen Wirkung zu entgehen, iſt flach zur Erde zu fallen und dadurch das Einhauchen zu verhindern; um dieſes zu thun, muß man ihn erſt ſehen, was nicht allemahl möglich iſt.

Ueberdem iſt die außerordentliche Hitze des Klimas dem Blute und der Lunge und ſelbſt der Haut ſehr gefährlich; die Blaſen bekommt und ſich von dem Fleiſch trennt; greift auch die Augen ſo ſehr an, daß die Reiſenden genöthigt ſind, eine durchſichtige Bedeckung darüber zu tragen, um die Hitze abzuhalten.

Dieſe Nacht, ſagte Haſſan, da wir unſre Reiſe nach Bagdad zu Pferde fortſetzen mußten, wollte er in Moſul zubringen, um uns zu erfriſchen, was ich denn auch vorſchlug. Er ſprach darauf von dem folgenden Theil der Reiſe als einer Kleinigkeit; er war ſchon beynahe 225 deutſche Meilen gekommen, und hatte nur noch 125 zurück zu legen, überdem da das Wetter wärmer war, wollten wir mehr des Nachts reiſen und des Tages an Oertern, wo er gut bekannt wäre, ſtille liegen.

Kurz der arme Mann ſchien Antheil an meinem Heil zu nehmen und zu wünſchen, den Kummer meiner Seele zu erleichtern; er ſchloß allezeit mit einer Warnung gegen das Lachen, welches ich vom häufigen Hören jetzt ſelbſt in ſeiner Sprache verſtand. Lache nicht! Jimmel, lache nicht! ſagte er mit großer Feyerlichkeit. Ueberdem bemerkte ich, daß er mich allezeit Jimmel nannte, wenn er gut geſinnt war. (Ein Nahme, von dem ich vermuthete, daß er ihn mit Hülfe meines Bedienten von der Aehnlichkeit zwiſchen dem Klang von Campbell und Camel herleitete, da Jimmel der türkiſche Nahme des Thiers iſt.) Wenn er verdrießlich war, ſo nannte er mich Frangi mit allen den Abſtuffungen von türkiſcher Ungezogenheit, Dumus, Cucu u. ſ. w.

Des Abends, wie wir in der Karavanſera ſaßen, kam ein Mann herein und ſprach zu Haſſan, der große Aufmerkſamkeit auf dasjenige, was er ſagte, zu verwenden ſchien. Es war ein ſchön gewachſener Mann, unter mittler Statur — und hatte ein Geſicht, was Klugheit, freymüthiges Weſen und Freude anzeigte. Endlich begab er ſich hinweg, und gleich befahl Haſſan uns, aufzuſtehen und ihm zu folgen, er ging in eine Art von öffentlichem Zimmer, wo eine Menge Volks verſammelt war, die, wie es in den Kaffeehäuſern Sitte iſt, auf niedrigen Stühlen ſaßen. Haſſan winkte mir zu, mich nieder zu ſetzen, welches ich that, dann ſtellte er den Dollmetſcher neben uns und ſetzte ſich ſelbſt. Gleich darauf nahm ich den kleinen Mann, der eben mit ihm geſprochen hatte, gewahr, ſahe, daß er aus dem Haufen hervorkam, um eine Art von Prolog zu halten, den ich weder verſtand, noch es auch wünſchte; er ſchien wegen des kleinen Eindrucks, den er auf ſeine Zuhörer machte, gar nichts vorzüglich Empfehlungswürdiges zu haben. Endlich hielt er ein und räuſperte mehrmahl um ſeine Röhre zu reinigen, fing dann an wieder fort zu ſprechen. Er wird eine Geſchichte erzählen, ſagte der Dollmetſcher. Aller Erwartung war auf ihn gerichtet, und er fuhr fort, mit einer Abwechſelung von Tönen, mit einer Mannichfaltigkeit der Bewegung und mit einer Energie des Ausdrucks, daß ich nie etwas hörte oder ſahe, was dem übertraf. Vorzüglich waren ſeine Bewegungen außerordentlich bewundernswürdig, und ich konnte wahrnehmen, daß er bald im Ton eines Frauenzimmers, bald eines Mannes ſprach. In dem erſten Karakter gab er ein Gemählde von ängſtlicher, aber ſpaßhafter Verlegenheit, welches die ganze Geſellſchaft lachend machte. Ich ſahe auf Haſſan und er lachte eben ſo herzlich, wie immer ein Affe oder Franke in Aſien es thun könnte. Gelegentlich überſetzte der Dollmetſcher, was der Erzähler ſagte, und ich vermuthete bald, daß es eine Geſchichte ſey, die ich mehrmahlen in den der tauſend und eine Nacht geleſen hatte, obgleich verändert und einigermaßen durch den Sprecher dramatiſirt. Ich ſahe boshafter Weiſe mehrmahl auf Haſſan und er erwiederte meinen Blick, als ob er ſagen wollte, ihr ſeht, daß ich über alles dieſes nicht lachte. Endlich kam der Redner auf eine Stelle, wo er einen kleinen armen Bucklichten nachahmte. (Denn ich entdeckte nun, daß es die Geſchichte von dem kleinen armen Bucklichten war, der an einem Knochen ſtickte.) Er bog ſich zuſammen, drückte ſich, bis alles Blut ſeines Körpers in ſein Geſicht geſammelt war; ſeine Augen rollten, ſein Kinn zitterte; er krümmte und preßte ſeinen Körper zuſammen, ſteckte ſeine Vorfinger und ſeinen Daumen in ſeine Kehle, ſuchte mit aller ſeiner Macht etwas zu faſſen, als wenn er es heraus kratzen wollte: endlich wurde er ſchwächer, ſtreckte ſeine Arme nieder, ſeine Finger zurück, gleich einem Menſchen, der erwürgt war; ſtieß die Füße von ſich, fiel, ſchauderte und ſtarb. Eine Beſchreibung kann unmöglich ſeiner Handlung Genüge thun, und was es noch deſto außerordentlicher machte, war, daß obgleich er eine Scene des Todes vorſtellte, die ſehr gut ausgeführt wurde, ſo machten es doch die Umſtände ſo närriſch, daß die Zuſchauer nicht wußten, ob ſie lachen oder weinen ſollten. Sie blieben nicht lange ſo, denn er ſprang plötzlich auf und fing das kläglichſte Geſchrey eines Frauenzimmers an und machte eine ſolche Scene von burleſker Verlegenheit, wie ich nie ſahe. Alle brachen in ein unaufhörliches Gelächter aus, Haſſan ſowohl als die übrigen — ich blieb mit Vorſatz ernſthaft, und der Redner, der Gewohnheit gemäß, brach mitten in einer intereſſanten Scene ab.

Als wir nach der Karavanſera zurückkehrten, neckte ich den Tartar wegen ſeines Lachens; er nahm es übel, und ſagte: „Wer konnte es vermeiden? Warum lachtet ihr nicht, wie ihr gewöhnlich thut?“ Weil er nicht ſo komiſch ſeine Sache machte, wie ihr. Nein, ſagte er weil Franken und Affen bloß zum Schaden lachen, und nur dann, wenn ſie nicht dürfen. Nein, Jimmel, du wirſt nie ſehen, daß ich aus Schadenfreude lache. Was, ſagte ich, lachtet ihr nicht darüber, daß ein armer Mann ſich zu Tode kaſteiet? Nein, ſagte er, ich lache ſelten, aber da konnte ich es nicht vermeiden. In eben der Stunde aber wurde ein Puppenſpiel in demſelben Zimmer gezeigt und mein ernſthafter Führer lachte, bis ihm die Thränen die Wangen herunterliefen und ſeine Stimme in einen weinerlichen Ton verſank. Karagluſe war wirklich außerordentlich komiſch, obgleich ſchmutzig, und ſetzte einen Kadi mit einem ganzen Haufen Janitſcharen in Schrecken, dadurch, daß er zwey oder drey — a parte poſt auf ſie fliegen ließ.

Den nächſten Tag begaben wir uns gut beritten wiederweg und eilten auf Bagdad mit erneuertem Muth zu. Haſſan konnte nun nicht mehr mit ſo vieler Zuverſicht das Lachen tadeln, und da ich zur Zeit der Gefahr es gar nicht zu thun geneigt war, ſo kamen wir ſehr gut darin überein. Kurz unſre Geſellſchaft gefiel uns, und wenn ich es machte, daß er mehr lachte, wie er gethan hatte, ſo rechnete er ſich ſelbſt das Verdienſt zu, mich ernſthafter gemacht zu haben, wie ich war — ich hatte Vortheil bey ſeiner Belehrung.

Es würde ein Unternehmen, eben ſo unnütz und fruchtlos von meiner Seite, als unintereſſant und unterhaltend von deiner Seite ſeyn, wenn ich es verſuchte, dir eine genaue und umſtändliche Nachricht von unſerer Reiſe von Moſul nach Bagdad zu geben. Dieſelben allgemeinen Vorſichtsmaßregeln wurden genommen und dieſelben zufälligen Widrigkeiten traten ein. Haſſan fuhr fort, mit einer Wiederholung von ſich und ſeinem Pferde, von ſeinem Eſſen und dem Eſſen ſeines Pferdes mich zu unterhalten; ſtill zu ſeyn, wenn er nicht bey Laune, und geſprächig, wenn er munter war; die Aufwärter in den Karavanſeras zu peitſchen; die beſten Nahrungsmittel zu eſſen und mir das ausgeſuchteſte von beyden zu geben; und endlich erzürnten wir uns bisweilen und vertrugen uns wieder. Aber ich hatte die Kränkung nicht mehr, zu ſehen, daß Weiber in Säcke geſteckt, und aufs Pferd gebunden wurden, um durch einen Ritt von beynahe 13 Meilen des Tages geſchunden zu werden.

Auf unſrer Reiſe begegneten wir oft herumwandernden Kallandars, einer Art mahomedaniſcher Mönche, die Armuth und große Heiligkeit gelobten, ſie waren ganz in Lumpen gehüllt, mit Schmutz bedeckt, führten einen Kürbis bey ſich anſtatt einer Bouteille zum Waſſer, ich glaube auch, bisweilen des Weins wegen, und hatten in ihrer Hand eine lange Stange mit Lumpen und Stücken von Kleidern von allerley Farben verziert. Das gemeine Volk traute ihnen überirdiſche Kräfte zu; aber Haſſan, der alle ſeine Vorſtellung von den Großen zu haben ſchien, äußerte ſeine Meynung gar nicht darüber, er fluchte auf ſie, und gab ihnen doch Geld. Es war ſonderbar genug, daß ſie alle eben dieſelbe Geſchichte erzählten — alle waren auf der Pilgrimsreiſe nach Mekka — oder wie ſie es nennen, Hadje.

Sobald ſie uns nicht mehr ſehen und hören konnten, ſchüttelte Haſſan ſeinen Kopf und wiederhohlte Hadje, Hadje! mehrmahls im zweifelhaften Ton, und greinte, wie er gewöhnlich that, wenn er mißvergnügt war, ohne ſein Aergerniß ausdrücken zu dürfen. Hadje, rief er dann, Jadje, Hadje! Ich fragte ihn, was er meynte, und er erwiederte, daß dieſe Menſchen eben ſo wenig nach Mekka giengen, als ich. Ich bin tauſend- und tauſendmahl, ſagte er, Kallandars auf der Landſtraße begegnet, und fand, daß ſie allezeit ihr Geſicht nach Mekka gekehrt hatten. Wenn ich ſüdwärts gehe, ſo hohle ich ſie allezeit ein; wenn ich nordwärts gehe, ſo begechenſchrift nicht zur Hand haben, ſo will ich ſie Ihnen ſo beſchreiben, wie ich ſie gefunden habe.

Die Zahl der Jäger und Jägerburſche, die dazu gebraucht werden, iſt, wenn ſie komplet ſind, 49, deren jeder ein krummes Horn von Metall gleich einer Zinke hat, welches einen Ton gleich dem Gedackt in der Orgel angiebt. Dieſe Hörner ſind in Anſehung der Größe, und alſo auch in Anſehung des Tons verſchieden, und formiren vier volle Oktaven, folglich ſind ſie zu allen Stücken hinreichend. Wieviel Mühe es mag gekoſtet haben, die Leute zu der allergenaueſten Aufmerkſamkeit zu gewöhnen, können Sie ſich leicht vorſtellen, da jeder nur einen Ton angeben kann, und folglich vorhero muß geübt ſeyn, im höchſten Grade pauſiren zu können, bevor er mit eintreten kann. Ohngeachtet nun dieſe ſeltſame Muſik aus 49 Perſonen beſteht, ſo klingt alles von ferne ſo, als ob Sie eine große Orgel ſpielen hörten, allein noch unbeſchreiblich angenehmer; die allergrößeſte Genauigkeit und Aufmerkſamkeit bey Variations der ruſſiſchen Liederchen, die Suiten, die ſie ſpielen, worin ſehr oft Läufe aus 16 Theilen beſtehend vorkommen, die beobachtete Bedingungen und Mäßigung des Tons, alles dies macht die ruſſiſche Jagdmuſik zu der Einzigen in ihrer Art, die man nicht ohne Entzücken zum erſtenmal hören kann, weil man vorhero nichts ähnliches gehört hat. Die Leute ſind in drey Glieder geſtellt, der Baß hintan, deren Hörner, weil ſie ſehr groß ſind, auf kleinen dazu verfertigten Stativen ruhen; jeder hat ſein Buch, wovon er kein Auge verwenden darf, um zur gehörigen Zeit ſeinen Ton anzugeben. Das Beſchwerliche eines ſolchen Pauſirens können Sie ſich leicht denken, vorzüglich da, wo viele Läufe vorkommen; die genaue Abwartung des Augenblicks, wenn jeder in ſein Horn ſtoſſen ſoll, macht die ganze Kunſt aus, die doch viele Gebegegne ich ihnen, und allezeit gehen ſie dahin, wo ihr Handwerk ſie hinführt.

„Ich holte einen, fuhr er fort, eines Tages ein, gab ihm ein Allmoſen und ritt ihm vorbey, er würde mir nachkommen, ſagte er, nach Mekka, ich lag abſichtlich einen Tag ſtille, aber er ging nicht vorbey; und ein Kaufmann, der in dieſelbe Karavanſera kam, ſagte mir, er wäre demſelben Menſchen 4 Meilen weit nordwärts begegnet; er habe ihm dieſelbe Geſchichten erzählt und noch immer ſein Geſicht gegen Süden gewandt.

Vor 50 Jahren hätte niemand in der Türkey ſo ſprechen dürfen, aber die Erfahrung jedes Tages beweiſ't es, daß das Licht der Vernunft ſeine Strahlen ſchnell durch die Welt verbreitet — ſelbſt durch die Türkey, und die ſehr gegründete Hoffnung gewährt, daß nach einem halben Jahrhundert jeder mönchiſche Betrüger (ich meyne wahre Betrüger) ſey er muhamedaniſcher oder chriſtlicher Mönch, aus der Geſellſchaft wird verbannt und gezwungen ſeyn auf ehrliche Mittel für ſeinen Unterhalt zu denken.

Nachdem wir durch eine unermeßliche Strecke Landes, welche durch nichts ſich auszeichnete, was ſelbſt als ein Umſtand hätte dienen können unſere Tagereiſe zu bemerken und uns deſſen zu erinnern, ſondern welches, wie ich bemerkte, ſichtbar ſchlechter in Anſehung des Bodens und des Klimas wurde, gekommen waren, ſo bekamen wir, wie wir gegen Süden fortreiſten, am ſiebenten Tage, nachdem wir Moſul verlaſſen hatten und am 18ten Tage nach meiner Abreiſe von Aleppo, die berühmte Stadt Bagdad zu Geſicht. In dieſen 18 Tagen hatten wir 350 Meilen geritten, zum Theil durch eine Gegend, die, wie ich Grund habe zu glauben, ein Europäer vorher nie bereiſte.

Wie wir in die Stadt hinein kamen, verlangte ich von meinem Führer, daß er mich zu dem Hauſe eines Kaufmanns führen ſollte, an den ich Empfehlungsſchreiben und Kreditbriefe erhalten hatte. Er führte mich folglich durch die engen Gänge verſchiedener Straßen und hielt endlich vor der Thür eines armeniſchen Kaufmanns, oder Cojas ſtill, wo er mich abſteigen und hineingehen ließ. Ich wurde mit großer Höflichkeit empfangen und da ich meinen Brief herausnahm, fand ich, daß er nicht die Perſon ſey, an die der Brief gerichtet war, ich ſuchte mich beſtens zu entſchuldigen und wollte mich wegbegeben, um das Haus des rechten Mannes aufzuſuchen, weswegen der Armenier mir ſeinen Bedienten anbot, als zu meinem großen Erſtaunen der Tartar ſich widerſetzte, und ſagte, daß er dieſem Kaufmann alle ſeine Güter brächte, und daß ich bleiben müßte wo ich wäre. Zugleich befahl er dem Armenier im gebietenden Ton, Sorge für mich zu tragen, und mich gut zu behandeln. Es war vergebens, daß der Armenier ſich bemühte, ihm den Zuſammenhang der Sachen auseinander zu ſetzen, und daß ich darauf beſtand zu dem andern Kaufmann zu gehen. Haſſan war kurz ab, und ſagte, ich ſollte nicht. Dies war ſo erſtaunt, outre und lächerlich, daß ich nicht böſe ſeyn konnte und der gute Armenier vereinigte ſeine Stimme mit der des Tartarn, und bat mich, ihn mit meiner Geſellſchaft zu beehren; ich willigte ein, und blieb wircklich, die ganze Zeit über, die ich in Bagdad war, in ſeinem Hauſe. Dieſes war ein deutlicher Beweis, wenn ich anders noch einen nöthig gehabt hätte, daß er mich bloß als eine Kaufmannswaare betrachtete, die er verpflichtet ſey, nach der Sprache der Kaufleute in guter Ordnung und Kondition zu überliefern.

Ich hatte es mir vorgenommen, ehe ich Aleppo verließ, dem Führer, wenn er ſich meinem Wunſche gemäß betrüge und ſich gut aufführte, 20 Pf. Sterling zu den 100 Pfund, die in dem Vertrag feſtgeſetzt waren, zu geben. Ich ſchickte deswegen nach ihm hin, um bald fertig zu werden und wegzukommen. Er hatte gehört, daß ich nicht die Perſon ſey, die er vermuthete; aber er änderte ſein Betragen nicht, wie man hätte erwarten können, oder daß er kriechend wurde; er ſprach mit derſelben ehrlichen und dreiſten Vertraulichkeit, und als ich ihm die verſprochene 20 Pfund gab, ſo äußerte er keine Miene, oder ſchmeichelte, oder ſah aus, als wenn er mehr erwartete. Aber wie wir uns trennen ſollten, ſo bewies dasjenige, was er zu fühlen zeigte und was ich ſelbſt fühlte, daß der Menſch von Natur nicht das Thier ſey, wozu Vorurtheile ihn machen. Und wenn es ſeinem Gange überlaſſen würde, das menſchliche Herz allgemein liebevoll, theilnehmend und ſympathetiſch ſeyn würde. Der arme, rohe, unkultivirte Türke verräth die ſtärkſten Merkmahle der Theilnahme und ich ſelbſt fühlte auch mit das Unangenehme der Trennung..

Ich denke, dieß iſt der ſchicklichſte Ort, dir meine Meynung von den Türken zu ſagen, da noch die Rückerinnerung von dem ehrlichen Haſſan friſch in meinem Andenken iſt; und ich kann es nicht beſſer, als mit den Worten eines vortrefflichen franzöſiſchen Schriftſtellers.

„Die Türken, (ſagt Herr Du Lois) ſind von Natur ein gutes Volk, welches dem Klima nicht zugeſchrieben werden kann; denn die Griechen, die in eben demſelben gebohren ſind, haben ganz andre Anlagen und haben bloß noch die ſchlechten Eigenſchaften ihrer Vorfahren, nämlich Betrügerey, Verrätherey und Eitelkeit.

Die Türken im Gegentheil rühmen ſich ihrer Rechtſchaffenheit und Beſcheidenheit, unterſcheiden ſich gewöhnlich durch ihre offene, ungezwungene Einfalt der Sitten, ausgenommen allein die Hofleute, die in der Türkey, eben ſo wie allenthalben, Sclaven der Ehr- und Habſucht ſind.

II.

Reiſe des Herrn Follie durch die Wüſten von Sahara.

(Aus dem Franzöſiſchen.)

Viele Reiſende haben es gewagt, Afrika zu durchdringen, und faſt unüberwindliche Hinderniſſe und große Mühſeligkeiten dabey getroffen und erfahren. Zu dieſer Menge von Fatiguen, von denen man ſich ohne eigene Erfahrung keinen Begriff machen kann, gehören die traurigen Schickſale, oder um ſich noch richtiger auszudrücken, die Hungersnoth, welche Vaillant wegen der Unmöglichkeit, ſeine Lebensmittel mit ſich zu führen, erduldet hat, nebſt der Sklaverey welche gewiſſermaßen eine nothwendige Folge aller dieſer Uebel iſt. Wenige kehrten in ihr Vaterland zurück; die größere Anzahl unterlag ihrem Schickſale. Shaw, welcher ohne alle Zweifel die beſte Reiſebeſchreibung über die

Morgenländer geliefert hat, iſt doch nicht im Stande geweſen, bis in die Wüſten von Sahara, welche einen Theil der Barbarey ausmachen, zu dringen. Das dortige Klima iſt unerträglich heiß, und die Einwohner beſitzen eine empörende Grauſamkeit und Gefühlloſigkeit.

Die Reiſe, wovon ich jetzt rede, ward inzwiſchen weder aus Neugierde, noch aus unerſättlicher Liebe für die Beförderung der Wiſſenſchaften und Entdeckung noch unbekannter Dinge unternommen; Hr. Follie hatte den Befehl das Amt eines Regierungsbedienten der Colonien an der Küſte von Senegal zu verwalten. Er ſchiffte ſich alſo am 19ten December 1783 auf den Deux Amis — ein Schiff dieſes Nahmens, welches der Capitain Carſie commandirte — ein. Der Wind war günſtig, und ſchien eine glückliche Fahrt zu prophezeien; erſt gegen die Nacht vom 1ten auf den 2ten Januar änderte ſich das Wetter, und fing an ſtürmiſch zu werden. Eintracht und Friedfertigkeit, welche auf einem Schiffe und zu deſſen guter Direktion beſonders erforderlich ſind, fehlten hier ganz und gar. Kein Officier, der gehörige Kenntniß von ſeinem Geſchäffte beſaß; kein Zutrauen, keine Liebe der Matroſen zu ihren Obern, und beſonders zu ihrem Capitain. Dieſes und die Unerfahrenheit des Schiffsvolkes, von dem die Hälfte nie das Meer erblickt hatte, ließ einen unglücklichen Erfolg erwarten. Bis an den 17ten ging inzwiſchen alles ziemlich gut; allein an dieſem Tage trieb ein widriger Wind das Schiff nahe an die Küſte, und plötzlich ſah man ſich von Felſen umringt. Der Capitain, welcher ſich nicht weit von der Seite von Mogodor glaubte, fand jetzt zu ſeinem Erſtaunen, daß ſie ganz im Gegentheil auf der Höhe von Cap de Nun, 60 Meilen von dort entfernt waren. Der Tag brach endlich an, und ſo erblickte man in einer Entfernung von etwa einer Viertelſtunde zur größten Freude feſtes Land. Die Paſſagiere bemerkten Neger, wo einer von ihnen, mit Nahmen Deſchamps, welcher der Schwimmkunſt im hohen Grade mächtig war, entſchloß ſich, ſich ihnen zu nähern; allein kaum war er angelangt, als ſich die Neger ſeiner bemächtigten, ihn entkleideten und bis auf das Hemd plünderten, ihn fortſchleppten, und ihn unter dem wildeſten Tanz und Freudengeſchrey auf der Spitze eines Hügels bey den Beinen aufhiengen. Seine unglücklichen Reiſegefährten geriethen hierüber in Verzweifelung, gaben alle Hoffnung auf, ihren Kameraden je wieder zu ſehen, und waren nur zu feſt überzeugt, daß er ein Opfer der unmenſchlichen Grauſamkeit dieſer Barbaren geworden ſey. Ein anderer Paſſagier, der Schiffsfaßbinder, ſetzte ſich deſſen ungeachtet eben der Gefahr des erſtern aus, und verſprach, ihnen ein Zeichen zu geben, wenn er ſähe, daß ſein Gefährte noch am Leben ſey. Auch ihn traf gleiches Schickſal, gleiche Behandlung. Keiner wollte ſich nun mehr aus dem Schiffe wagen. Die Nacht brach ein; der Capitain rief alle zu einem allgemeinen Gebete auf das Verdeck zuſammen, und ſchlug vor, das Schiff zu ſprengen. Einige ergriffen ſeinen Vorſchlag mit Begierde; andere, unſchlüſſig in ihrer Wahl, wußten nicht, was ſie thun ſollten, und mit vieler Mühe brachte ſie Follie endlich dahin, daß ſie ſeinen Rath, erſt den folgenden Tag zu erwarten, befolgten. Der Capitain gerieth hierüber in eine ſo ſchreckliche Wuth, daß er ſich mit zwey Piſtolen durch den Mund ſchoß; allein er verfehlte die rechte Stelle und blieb am Leben.

Endlich kamen am folgenden Tage die Neger ſchwimmend zum Schiffe, erkletterten ſelbiges, plünderten es, und nahmen die Paſſagiere auf den Trümmern mit ſich ans Land. Eine heftige Welle, die gegen das Brett ſchlug, welches unſerm Reiſenden als Schiff diente, riß ihn von ſeinem Sitze herunter, und er würde ohne alle Rettung verloren geweſen ſeyn, wenn nicht vier Mohren zu ſeiner Hülfe herbeygeeilet, und ihn vom Untergange errettet hätten. Bey der Ankunft am Lande erwartete ihrer ein ähnliches Schickſal mit ihren Kameraden und Vorgängern. Die Neger theilten ſich gleich in die Weißen, jedoch mit ſolcher Uneinigkeit, daß nicht viel daran fehlte, ſie hätten ſich einander ſelbſt umgebracht. Follie war nebſt noch neun andern ſeiner Kameraden eine Beute der einen Parthey dieſer Barbaren, und auch dieſe ſollte er nur zuweilen ſehen. Mit Gewalt führte ihn nun ſein Herr fort, und brachte ihn ſo nach ſeiner Wohnung. Follies Angſt ſtieg aufs höchſte, denn ungeachtet aller Freudensbezeugungen, die ihm bey ſeiner Ankunft gemacht wurden, bildete er ſich doch ein, daß ſein Todesurtheil ſchon geſprochen ſey. Sie bemühten ſich auf alle Art ihm ſeine Furcht zu benehmen, und ihm begreiflich zu machen, daß ſein Leben in Sicherheit ſey: doch kaum ſahen ſie, daß dieſer Unglückliche ſich vom erſten Taumel ſeiner Angſt erhohlt hatte, als ſie ihn durch Gebehrden und Schläge zwangen, ihnen bey Plünderung des Schiffes, ſeiner Schwäche ungeachtet, behülflich zu ſeyn. Hierauf mußte er noch eine Quantität Holz für ſeinen Herrn herbeyſchaffen, und dies Geſchäfft vom Morgen bis an den Abend, ohne ausruhen zu dürfen, betreiben. Seine übrige Lage trug nicht wenig dazu bey, die Qualen noch zu vermehren, da er nackend der abſcheulichſten Hitze ausgeſetzt, ſeine Füße geſchunden, und ſein ganzer Körper ſo ſehr mit Wunden bedeckt war, daß ſie alle nur eine Wunde ausmachten; und bey allem dem mußte er das Holz und die Zweige mit den Fingern abreißen. Seine Koſt beſtand täglich in einer bis zwey Taſſen Milch; weiter bekam er nichts, ſelbſt nicht einmal Waſſer, weil man dies in der dortigen dürren Gegend gar nicht findet. Sein Bette war der brennende Sand und die bloße Erde.

Am 28ſten trennten ſich nun dieſe Wilden, welche zwey Horden ausmachten, die eine von Moßelmis, die andere von Mouzearis, nachdem ſie vorher erſt die Ueberbleibſel des Schiffes verbrannt und ihre Theilung gänzlich unter ſich vollendet hatten.*) Unſer Reiſender hatte ſchon ganz die Hoffnung aufgegeben je einen ſeiner unglücklichen Gefährten wieder zu ſehen, als er auf einmahl den Capitain erblickte, welcher, von zwey Mohren geführt, auf ihn zukam. Er war ſchrecklich durch ſeine Wunden entſtellt, ſeine Augen verwirrt und das Geſicht blutig und zerſetzt. Schon hatte ſich der Brand ſeines Mundes bemächtigt, und ſein Tod ſchien nah zu ſeyn. Die Mohren, welche voraus ſahen, daß ihnen ſeine Pflege mehr Mühe verurſachen, als Nutzen ſchaffen würde, wollten ſich daher nicht weiter um ihn bekümmern, ſondern warfen ihn auf die Erde. Follie aber lief ihm mit der größten Eile entgegen, tröſtete ihn, bot ihm alles an, was er nur hatte, und erbauete ihm auf dem Felde eine Hütte von geſammleten Zweigen und Büſchen. Während er nun ſo die Pflichten der Menſchheit erfüllte, kamen die Mohren mit heftigem Geſchrey auf ihn zu, und zwangen ihn zum Weichen. Einer von ihnen drohete ſogar auf ihn zu ſchießen, und ſo ſahe er ſich denn genöthigt, dieſen Unglücklichen, ſeines dringenden Bittens und Flehens ungeachtet, zu verlaſſen, und ihn ſeinem Schickſal zu übergeben, da ſie ihn dann während der Nacht mit Flintenkolben todtſchlugen.

Ich begnüge mich von tauſenden nur einen Zug hier zu erzählen, welcher die Grauſamkeit dieſer Barbaren gegen diejenigen, die das Unglück haben, ihre Sclaven zu werden, hinlänglich ſchildert. Follie war die Sorge für die Heerde aufgetragen. Eines Tages, als er abgemattet von den vielen Fatiguen und Schmerzen, welche er erdulden mußte, ſo ganz ſeinen quälenden Gedanken nachhing, hörte er plötzlich einen Tiger unter fürchterlichem Brüllen aus dem Walde auf ſeine Heerde zukommen. Seiner Schwäche ſich bewußt, und überzeugt, dieſem reißenden Thiere nicht widerſtehen zu können, verſteckte er ſich im Gebüſch, und während dieſer Zeit verſchlang der Tiger drey von den Ziegen und verſchwand. Follie kam nun aus ſeinem Rückhalt hervor, zählte ſeine Heerde nach, und bemerkte ſeinen Verluſt. Seine Angſt ſtieg aufs höchſte, und unſchlüſſig, ob er zu ſeinem Herrn zurückkehren, oder ſich dem Raube der wilden Thiere aufopfern ſollte, verzögerte er das Heimgehen. Der Herr ward über ſein Ausbleiben ungeduldig, gieng ihm entgegen, und fragte ihn um die Urſach. Er erzählte ihm nun, was ihm begegnet; doch kaum hatte er ausgeredet: ſo zwang er ihn, ſich auf die Erde zu ſetzen, und peitſchte ihn mit einem geflochtenen Stricke ſo jämmerlich, daß das Blut bey jedem Schlage ſtromweiſe auf die Erde floß. Er ſchleppte ihn hierauf nach Haus, und band ihn in dieſem ſchrecklichen Zuſtande an einen Ständer, welcher am Eingange zur Hütte ſtand, wo er, dem Winde und Wetter ausgeſetzt, eine ganze Nacht zubringen mußte. Der Nebel und die Kälte beraubten ihn ſeines Geſichts, und er bemerkte daher am folgenden Morgen nicht, wer diejenigen waren, die ihn befreyeten. Zur Vermehrung ſeiner Qualen mußte er noch die Drohung anhören, daß man ihn, wenn er nicht binnen drey Tagen wieder ſehen würde, todtſchlagen werde. Glücklicherweiſe aber ward er nach Ablauf von 35 Stunden von ſeiner Blindheit befreyet, und dieſer Umſtand ſowohl, als die Ankunft eines fremden Mohren war die Urſach, daß er für drey Ziegen an dieſen neuen Herrn verkauft ward. Es war am 14ten Februar, als ihn dieſer Mohr, einer der reichſten und angeſehenſten Kaufleute mit ſich nahm. Sie hatten eine Reiſe von etwa 100 Meilen zu machen. Unſer Follie mußte mehr als die Hälfte davon zu Fuß, und zwar ganz barfuß unter der Begleitung von 5 bis ſechs Sklaven zurücklegen, welche ihn durch Schläge zum Fortgehen zwangen. Er fiel ohnmächtig zur Erde, und erſt, nachdem ſie ihn durch Prügel wieder zu ſich ſelbſt gebracht hatten, entſchloſſen ſie ſich, ihn auf einen Karren zu ſetzen. Bey der Ankunft in ſeines neuen Herrn Wohnung ward ihm eine Friſt von drey Tagen zum Ausruhen gegeben, und hierauf bekam er eben das Geſchäfft, welches er bey dem vorigen Herrn gehabt hatte. Seine Koſt ward durch etwas Teig von Gerſtenmehl vermehrt, blieb aber noch immer ſchmal genug. Inzwiſchen behandelte ihn dieſer neue Herr, der ſich nicht wenig darüber wunderte, daß ſeine Kräfte ſo ſichtbarlich zunahmen, nicht ſo hart und ſtreng, als der vorige, und verkaufte ihn am 15ten März wiederum an einen Bekannten in Glimy. Zwey franzöſiſche Negotianten, welche ſich zu Mogodor aufhielten, erfuhren ſein Schickſal, kauften ihn an ſich, und nahmen ihn mit nach Mogodor. Der Kaiſer von Marocko ward darüber ſehr aufgebracht, daß dieſe Negotianten es gewagt hatten, einen franzöſiſchen Sklaven zu kaufen, da dies ein Recht iſt, welches ihm nur ausſchließlich zukömmt. Allein ſie beſänftigten ihn doch bald, und brachten ihn durch Geſchenke ſogar dahin, daß er ſich alle Mühe gab, durch Gewalt und Geld alle diejenigen wieder zu vereinigen, welche dort Schiffbruch gelitten hatten. Dies geſchah auch bis auf einige Wenige noch, welche theils umgekommen, theils nicht zu finden waren. Follie ging

hierdeſto erfordert. Unſern gemeinen Mann würde das ſchwerlich beyzubringen ſeyn, allein der Ruſſe hat ein muſikaliſches Ohr; Zeugniß deſſen ſind ihre Volkslieder, die zwar faſt alle über einen Leiſten paſſen, allein doch unendlicher Abwechſelung in der Melodie fähig ſind. Dieſe ruſſiſche Landmelodie, wie ich ſie nennen will, wird gar oft wie ein Canon geſungen, oft variirt, und dem Text, der dazu geſungen wird, angepaſſet; wenn ihrer viel zuſammen ſtimmen, ſo pflegt gemeiniglich einer, oder zween derſelben die Singende mit einer Art von Schalmey zu begleiten, ein Inſtrument, welches einen ſchneidenden durchdringenden Ton hat, und vorzüglich auf dem Waſſer Meilenweit gehöret wird. Zwölf Matroſen einer Chaluppe haben deren allezeit zwo bey ſich, und ſo bald nur die Ruder zur Seite gelegt werden, geht das Singen an.

Auch bey den Spazierfarthen auf der Newa und in den Kobacken iſt es die gewöhnlichſte Muſik, die ſich nicht übel ausnimmt.

XII.

PIECES FUGITIVES.

Diſcours en vers ſur l'eſpérance de ſe ſurvivre, lu dans la ſéance publique de l'académie françoiſe. Par M. Marmontel.

L'Homme laiſſe à la tombe une cendre inſenſible,
Mais ce ſouffle divin, cette ame incorruptible,

hierauf mit ſeinen Kameraden über Marocko nach Cadix, und kam ſo glücklich in ſein Vaterland zurück. Er kann nicht genug die Menſchenfreundlichkeit und Güte ſeiner beyden Retter rühmen, denen er, ſeiner gänzlichen Unbekanntſchaft mit ihnen ungeachtet, doch alles zu verdanken hat; und ſucht ſie dadurch der Welt als ein Paar achtungswürdige und verdienſtvolle Männer bekannt zu machen. Hiermit ſchließt der Verfaſſer ſeine eigene Geſchichte, und fährt nun fort, uns die Sitten der Einwohner von Sahara zu ſchildern. Er leitet ihren Urſprung von den Arabern, Mohren und Portugieſen her, welche dorthin geflüchtet, als ſich die Familie der Scheriffs der drey Königreiche der Barbarey bemächtigte. Nachdem er nun bemerkt hat, daß die Einwohner in drey Claſſen eingetheilt, und unter dem Nahmen der Monjearten, der Traſarten, und der Bracuarten bekannt ſind, ſo verweilt er ſich beſonders bey der erſtern Gattung. Ihre Religion, ſagt er, iſt ein Gemiſch von Mahometismus und allen möglichen Arten von Aberglauben. Alle Religionen, außer der jüdiſchen, ſind dort geduldet. Wenn ein Jude das Unglück haben ſollte, daſelbſt erkannt zu werden; — welches doch wegen der großen Verſchiedenheit ihrer Gebräuche wohl möglich wäre — ſo würde man ihn bey lebendigem Leibe verbrennen. Die Prieſter ſind die Aufſeher der Horden und Lehrer der Kinder. Es iſt gewiß eine ſeltſame und zugleich bewundernswürdige Sache, daß ungeachtet der Grauſamkeit gegen die Gefangenen und Sklaven, die Gaſtfreundſchaft ihr erſtes Geſetz iſt, welches ſie auch mit der größten Genauigkeit und Strenge beobachten. Erſcheint ein Fremder vor ihren Zelten; ſo zeigt ihm der erſte, der ihn erblickt, den Ort an, wo er aufgenommen werden ſoll. Wenn der Herr des Hauſes nicht ſelbſt da iſt; ſo kommen ihm die Frau oder die Sklaven entgegen und nun muß er in einer Entfernung von etwa 20

Schritten halten bleiben. Hierhin ſchickt man ihm einige Milch zur Erfriſchung, beſorgt hierauf ſeine Kamele, und bringt ſeine Habſchaften in Sicherheit. Iſt dies geſchehen; ſo bekommt er eine Strohmatte zum Lager, und eine andere zur Decke während der Nacht. Sollten ſie ſich auch ſelbſt dieſer Bedürfniſſe berauben; ſo behelfen ſie ſich lieber, als daß ſie ſie ihrem Gaſte entzögen. Seine Waffen werden in des Herrn Zelt gebracht, um ſie vor dem Thau und der Näſſe zu bewahren. Am Abend erhält er eine Mahlzeit, welche man ihm im Zelte zubereitet hat, und wenn ſie ſelbſt nichts haben, wie es oft der Fall iſt; ſo nehmen ſie ihre Zuflucht zu den Nachbaren, und nie wird daher ein Fremder Mangel leiden, weil jeder gern das Seinige hergiebt, und ſelbſt hungert, um ihn nur hinlänglich zu verſorgen und zu bewirthen. Eigentlich iſt es zwar ihr Oberhaupt, welches die Beköſtigung bezahlt; allein alle übrigen Mitglieder tragen dazu bey, indem ſie ihm wöchentlich zwey Pfund Gerſtenmehl als eine Vergütung liefern. Dies iſt eine hinreichende Entſchädigung der Koſten, welche ihm die Bewirthung der Fremden verurſacht. Da ihr Oberſter gewöhnlich der reichſte iſt und die anſehnlichſten Heerden beſitzt: ſo fehlt es ihm nie an Milch zum Getränk; ſollte ſich jedoch dieſer Fall zutragen: ſo verſehen ihn gewiß damit die benachbarten Zelte.

Ein Kind lehret das andere leſen; indem es mit arabiſchen Buchſtaben einige Grundſätze des Alcorans auf Bretter zeichnet; und die geſchickteſten und gelehrteſten unter ihnen werden nach der Reihe Prieſter. Sobald ſie das ſiebente Jahr erreicht haben, werden ſie beſchnitten, und in eben dieſem Alter wird ihnen der Kopf faſt ganz geſchoren. Nur vier kleine Haarbüſchlein läßt man ſtehen, welche bey jeder merkwürdigen Handlung der Kinder abgeſchnitten werden. Ehe dieſe Ueberbleibſel nicht ganz vertilgt ſind, ſieht man ſie nicht als Männer an. Ihre Gerichte beſtehen aus den Aelteſten der Herde, welche gewöhnlich ohne weitern Widerſpruch und Apellation Recht ſprechen.

Die Lebensart dieſer Völker iſt völlig ſo, wie man ſie bey jeder Nation, welche von der Viehzucht lebt, antrifft. Ihr Werkzeug und übriges Haus- und Küchengeräth wird von reiſenden Handwerkern aus Bildugerid verfertiget oder doch wenigſtens verbeſſert. Selten findet man, daß ſie ſich über das Ihrige ſtritten. Wenn ſie Beute machen: ſo wird ſolche in ſo viele Theile gebracht, als Prätendenten vorhanden ſind; hierauf legen ſie die abgeſonderten und beſtimmten Theile in Körbe, ſetzen dieſe alle zuſammen, und nun nimmt ein Dritter, welcher gar kein Intereſſe dabey hat, einen Korb nach dem andern, ſetzt dieſen auf eines jeden Platz, und dieſen trägt der Eigenthümer ohne allen Neid und Mißgunſt nach ſeiner Behauſung. Ihre Kleidung beſteht in einem dunkelblauen Hemde von indianiſcher Leinwand, und diejenigen welche dies nicht anſchaffen können, tragen es von Wolle. Hierüber hängen ſie eine wollene Decke etwa vier eine halbe Elle lang und fünf viertel Ellen breit, und einen ſehr weiten Mantel von Ziegenfellen. Ihren Kopf bedecken ſie mit einem Turban von Leinwand, Wolle und andern Stoffen, Viele gehen inzwiſchen wegen der großen Hitze, welche in ihren Gegenden herrſcht, ganz nackend.

Obgleich die Vielweiberey bey ihnen erlaubt iſt: ſo findet man doch ſelten einen Mann, welcher mehr als eine Frau hätte, und überhaupt ſtehen ſie bey ihnen in weit größerer Achtung, als bey allen benachbarten Völkern. Wenn ein Weib das Glück hat, einen oder mehrere Knaben zu gebähren, ſo wird es außerordentlich ſich geſchätzt. Das ſicherſte Zeichen der Liebe, welches dieſe Barbaren ihrer Frau geben können, iſt, daß ſie ſie ſchlagen, welches denn freylich auch nicht unterbleibt. Um ſich vom Ungeziefer zu reinigen, reiben ſie ihren ganzen Körper mit einem ſtinkenden Fette, und ihre Cur bey Krankheiten ſind Ruhe und Diät. Ihre Wunden — und dies verſuchte unſer Reiſender ſelbſt — heilen ſie dadurch, daß ſie ſolche mit einer glühenden dünnen Eiſenplatte ausbrennen, und mit einer Vermiſchung von Schiffstheer und Schildkrötenthran beſchmieren. Für die Augenkrankheiten haben ſie folgendes Mittel: ſie legen auf das kranke Auge pulveriſirte Schlangenhaut, und befeſtigen dies mit einer Bandage eben der Art. Wenn ein Vater, oder ein anderer aus der Familie ſtirbt; ſo gehört demjenigen Kinde der ganze Nachlaß, welches zuerſt nach deſſen Tode in die Hütte tritt. Was die Unglücklichen anbelangt, die dort Schiffbruch leiden; ſo werden dieſe zu Gefangenen gemacht, und immer ſo grauſam gemißhandelt, als es Follie erfahren hat. Findet ſich inzwiſchen ein Kind unter ihnen; ſo gehen ſie mit dieſem ſehr menſchenfreundlich um. Es wird nicht zum Sklaven gemacht, ſondern hat gleiche Freyheit mit ihren eigenen Kindern, und wenn ſelbſt ſein Herr wagen ſollte, es zu ſchlagen, ſo würde man ihn ſehr hart und ſcharf beſtrafen. Ihr Boden iſt ſehr trocken, wüſt und unbebauet; nur hin und wieder trifft man einen einzelnen Baum, da alles mit Sträuchen und Buſchwerk beſetzt iſt. Es giebt dort zwar die ſchönſten Ebenen, allein die Einwohner ſind zu faul, um ſie zu bebauen. Der Sand formirt hohe Berge, welche durch Wind und Wetter oft von einer Stelle zur andern geworfen werden.

Follie geht hierauf zu der Nation der Meßelminer über, und das Merkwürdigſte was er davon ſagt, iſt kurz folgendes: Ihrer Religion gemäß erkennen ſie ein allgemeines Oberhaupt an, für welches ſie eine Achtung hegen, die nahe an Anbetung grenzt. Dieſer Mann, ungeachtet er weder Güter, Truppen noch Titel beſitzt, iſt dennoch der mächtigſte in ganz Afrika, ſeine Gewalt iſt ohne Grenzen, und wenn er Krieg gegen den Kaiſer von Marocko befiehlt, ſo gehorcht man ihm ohne allen Widerſpruch. Sie begnügen ſich nicht damit, ſich nur defenſiv zu verhalten, ſondern erſtrecken ihre Streifereyen und Plünderungen ziemlich tief in das Reich hinein. Auf ſeinen Befehl wird Frieden, und ohne den geringſten Beſitz von Ländereyen, gehört ihm doch eigentlich alles. Jede Familie macht ihm jährlich ein Geſchenk, und bemüht ſich, ſolches ſo ſchön und anſehnlich, als nur möglich iſt, zu liefern. Er iſt oberſter Richter über das ganze Volk, und wenn daher jemand Partheylichkeit der Unterrichter bemerkt, oder Unrecht behandelt zu ſeyn glaubt; ſo wendet man ſich an ihn, da er denn die Klage ſeinem Rathe vorlegt, und in wenigen Tagen ein entſcheidendes Urtheil ſpricht. Er zwingt niemanden zu einer Gabe, allein Jeder macht ſich eine Ehre daraus, ihm das Seinige anzubieten, und für ihn aufzuopfern. Sein Anſehen beruhet gänzlich auf der Liebe des Volkes und der Religion. Da er in allen Grundſätzen, Meynungen und Betragen gänzlich vom Kaiſer von Marocko abweicht; ſo behauptet er auch keine Inſpiration der Propheten, und wagt es nicht, dem Volke weis zu machen, daß er aus einer der erſten Familien der Moßelminer herſtamme. Er befolgt den Glauben ſeiner Prieſter, und iſt hinlänglich überzeugt, daß ein verändertes Betragen ihm die Liebe und Achtung gänzlich entziehen würde. Nie ſpricht er ein Urtheil, ohne nicht vorher den Rath der Weiſen, welche aus den Aelteſten der Familien beſtehen, angehört zu haben. Einem Jeden ſteht das Recht zu, ihn der Fehler, welche ſich etwa in ſeiner Entſcheidung finden ſollten, zu überführen. Seine Herrſchaft, oder vielmehr ſeine Achtung erſtreckt ſich über alle Moßelminer und Einwohner von Sahara. Selbſt die Mohren unterwerfen ihm oftmahls ihre Streitigkeiten, und beobachten ſeinen Rath, obgleich ſie nicht zu ſeinem Volke gehören. Der Kaiſer, ſo mächtig er auch immerhin ſeyn mag, hat es doch nie gewagt, etwas gegen das Anſehen des Mannes vorzunehmen, noch ſelbſt in Kriegszeiten ſeine Truppen gegen den Ort anrücken zu laſſen, den er bewohnt. Man nennt ihn Sidi Mahomet Moußa. Dieſes Betragen der Araber iſt ein ſicherer Beweis, daß das Anſehen und die Macht, welche durch die Liebe des Volks begründet wird, tauſendmahl größer und ſicherer iſt, als diejenige, welche durch Furcht und Gewalt bewirkt wird.

Der Verfaſſer ſchließt ſeine Erzählung mit einigen Anmerkungen über das Reich von Marocko, welches ſchon hinlänglich durch die Reiſen des Herrn Shaw, deſſen ich ſchon ganz im Anfange erwähnt habe, und beſonders durch die Recherches ſur les Maures, ein Werk in fünf Bänden von Herrn Chernier, welcher ſich lange Zeit als franz. Conſul in der Barbarey aufgehalten hat, bekannt iſt. Ich begnüge mich daher, dieſen Auszug mit einigen Anekdoten zu beſchließen, welche beweiſen, bis zu welchem hohen Grade dieſer Despot und Beherrſcher dieſer einfältigen und abergläubiſchen Völker unbeſtraft die Grauſamkeit treiben kann, und mit Genauigkeit und Strenge die Gaſtfreundſchaft bey dieſem ſonſt ſo wilden und barbariſchen Volke beobachtet wird. Dies ſind die Worte des Verfaſſers.

Bey einer der blutigen Executionen, welche ihm — nämlich dem Kaiſer von Marocko — etwas ſehr alltägliches waren, befahl er dem Anführer der franz. Renegaten, den ich geſehen, und im Jahre 1783 zu Mogodor ſelbſt geſprochen habe, die Köpfe aller der Menſchen, die er erwürgen würde, aufzubewahren, ſie auf die Zinnen der Stadtmauer von Rebatte zu ſtecken, und wenn er bey ſeiner Ankunft eine dieſer Stellen nicht mit einem Schädel geziert fände; ſo ſollte der Seinige die Leere ausfüllen. Der Renegat ließ alle Köpfe in Säcke ſtecken, und zog mit ſeiner Bande davon. Da er nun aber die Anzahl ſeiner Schädel nachſah und unterſuchte, wie viel erforderlich wären, um den Befehlen ſeines Kaiſers gehörig nachzukommen, ſo bemerkte er, daß ihm zur pünktlichen Vollführung ſeines Auftrages noch funfzehn Stück fehlten. Nicht willens jedoch, ſeinen eigenen Kopf zu dieſem Schauſpiel herzugeben, ſandte er einen Theil ſeiner Mannſchaft mit dem Befehl auf die Heerſtraßen aus, den erſten beſten funfzehn Vorübergehenden den Hals abzuſchneiden, und die Köpfe zu liefern. Der Kaiſer, welcher ſowohl genau die Anzahl der Schädel wußte, die der Renegat mit nach Rebatte genommen hatte, als auch die zu der Ausfüllung der ganzen Zinne erforderliche Menge kannte, war nicht wenig erſtaunt, als er bey ſeiner Ankunft alle Plätze beſetzt fand. Er fragte alſo den franz. Renegaten, wie es ihm möglich geweſen ſey, den Befehl ſo genau zu vollführen? Dieſer erzählte ihm nun ſeine That, und erhielt dafür eine anſehnliche Belohnung, obgleich es dem Kaiſer nicht an Luſt zu fehlen ſchien, ſtatt der Belohnung auch ſeinen Kopf zur Schau auszuſtellen.

Eines Tages, als der Kaiſer in ſeinem Kabinette war, kam der Capitain eines engliſchen Schiffes zu ihm, um eine koſtbare Axt zu präſentiren, bey der er beſonders die Härte des Stahles rühmte. Der Kaiſer ergriff ſie, und wollte in demſelben Augenblick einen Verſuch damit bey dem Engländer ſelbſt machen. Er hieb auf ihn ein, allein der Capitain wich dem Schlage aus. Dies ſetzte den Kaiſer ſehr in Erſtaunen; allein da er bedachte, daß dieſer Menſch nicht zu ſeinem Volke gehöre; ſo ließ er ihn auch nicht beſtrafen.

Es würde viel zu weitläuftig ſeyn, alle die verſchiedenen Beweiſe für die Grauſamkeit dieſes Fürſten anzuführen. Man verſichert ganz zuverläſſig, daß er mit eigener Hand 4000 ſeiner Soldaten umgebracht haben ſoll, bis er dann endlich durch den Dolch eines franz. Soldaten ſein Leben verlor.

Was die Gaſtfreundſchaft betrifft; ſo mag folgendes Beyſpiel aus der gegenwärtigen Regierung hinreichen, zu zeigen, wie ſehr dieſe bey ihnen geſchätzt und beobachtet wird.

Der Anführer einer ſich in den Gebirgen aufhaltenden Diebesbande, welcher Nachricht bekommen hatte, an welchem Tage verſchiedene franz. Négotianten, die ſich des Handels wegen zu St. Croix in der Barbarey aufhielten, von dort abreiſen würden, erhielt zu eben dieſer Zeit den Befehl vom Kaiſer, dieſen Ort zu verlaſſen, und ſich nach der Stadt Mogodor zu begeben, welche der Kaiſer damahls erbauen ließ. Dieſen Umſtand dachte der Räuber zu benutzen, und den Kaufleuten die Waaren abzunehmen, die ſie mit ſich führten. Er ſchickte daher ſeine Bande, welche aus 400 ſehr gut bewaffneten Kerlen beſtand, deren Muth durch die Hoffnung der reichen Beute ſehr geſtärkt war, in einen hohlen Weg, durch welchen die Karavane ihren Marſch nehmen mußte. Es würde ſehr viel dazu gehört haben, daß die Eskorte dieſes Zuges ſtark genug geweſen ſeyn ſollte, um ſich der Bande widerſetzen zu können, und auf dieſelbe Weiſe bemächtigen, und ſich dies bey ihnen wegen der weit civiliſirteren Staatsverfaſſung zu einem viel größeren Verbrechen bildet, und weit ſtrafbarer iſt.

III.

Ulrich von Hutten.

Wenn ein junger, edler, feuriger Mann ſchon in Jahren, die andere noch als Pflanzen wegträumen, Mann fürs Vaterland iſt, den trägen Weg früh verläßt; wenn er nach allen Kräften ſtrebt, empor zu kommen, wenn er freywillig mit dem Gute und für das Gute Ungemach leidet, Stand, Güter, Ruhe, Leben und Ehre aufopfert, und ſich durch keine Gefahr abſchrecken läßt, bis ans Ende ſeines jungen ſtürmiſchen Lebens auszudauern im Kampfe für Wahrheit und Tugend, — dann verdient er gewiß ein Ehrendenkmahl unter den erhabenſten Weltbürgern, dann iſt ers werth, daß man Jünglingen zuruft: Wallfahrtet zu ſeinem Grabe und zu ſeinem Leben, als einem Spiegel alter Zeiten! Und ein ſolches Muſter ſtellt uns Ulrich von Hutten, dieſer edle deutſche Mann, auf; er, der als ein Flüchtiger, Lebensunſicherer, Vertriebener, ſtarb, der nicht hatte, wo er ſein Haupt hinlegte, bey dem man nach ſeinem

Tode

Semblable à la vapeur que diſſipent les vents,
Sera-t-elle à jamais étrangere aux vivans?
Croirai-je à ce Léthé, dont l'eau dormante & noire,
Du monde, où l'on n'eſt plus, abſorbant la memoire,
Déroberoit au juſte un éloge touchant,
Et du blâme vengeur ſauveroit le méchant?
Loin de moi cette aveugle & fatale aſſurance.
Le néant, qui du crime eſt l'affreuſe eſpérance,
L'oubli, qui de la gloire éteindroit le flambeau,
Ne nous attendent point au-delà du tombeau.
Et ſi la mort rompoit tous les nœuds de la vie,
Quelle gloire, au-delà, ſeroit digne d'envie?
D'où naîtroit dans nos cœurs, pour un long ſouvenir,
Cette ardeur qui s'allume au nom de l'avenir?
Aux plus fiers des tyrans d'où viendroit cette crainte,
De livrer à l'opprobre une pouſſiere éteinte?
D'où viendroit aux héros ce mépris du trépas,
Pour mériter la gloire & n'y ſurvivre pas?
Non, non, l'homme ſurvit à ſa honte, à ſa gloire.
Turenne, à qui la mort arrachoit la victoire,
Vit le deuil de ſon camp immobile & muet:
Condé, du haut des cieux, entendit Boſſuet.
Ah! lorſque d'une voix ſi ſublime & ſi tendre,
Boſſuet à Condé croyoit ſe faire entendre,
Et qu'un peuple, témoin d'un hommage ſi beau,
Croyoit voir le grand homme évoqué du tombeau,
Etoit-ce un vain preſtige? Ou ſon ombre appellée,
Planoit-elle, en effet, ſur ce grand mauſolée?
J'en crois, dans tous les cœurs, la voix qui me répond;
J'en crois ce ſentiment unanime & profond,
Qui dans tous les climats, comme dans tous les âges,
Enflamme les héros & conſole les ſages.
Leur pays trop ingrat les a-t-il rebutés;
Dans des tems malheureux ſont-ils perſécutés,
L'avenir ſe préſente à leur ame abattue:
Socrate le contemple en buvant la ciguë;
Caton mourant le voit, charmé de ſes vertus,
Se ranger tout entier du parti de Brutus.
Et toi, Colomb, & toi, victime de l'envie,
Quel eſpoir te ſoulage au terme de la vie?

Tode nur eine Schreibfeder und einige Briefe an ſeine Freunde fand. —

Hutten wurde im Jahre 1488 zu Stackelberg, unweit Fulda, einem ſeiner Familien zugehörigen Schloſſe gebohren; und machte ſeine erſten Studien zu Fulda, Köln und Frankfurt an der Oder, wo der Churfürſt, Johann Cicero aus Brandenburg, vor kurzem (im J. 1495.) eine hohe Schule geſtiftet hatte. Als er noch zu Fulda war, wollten ihn Mönche zum Mönch machen. Tunc hoc ingenium perderes? ſagte der verdiente Eitelwolf von Stain zum Abte, und errettete den fähigen Knaben. Dafür aber hing Huttens Herz Zeitlebens an dieſem edlen Manne, ſeinem Erretter, dem er nachher die Gunſt des Churfürſten von Mainz, ſeine Reiſe nach Italien, und ſein erſtes blühendes Hofglück zu danken hatte, mit deſſen Tode aber auch ſeine erſte Stütze ihm entging. — Köln war damahls, wie wir aus Luthers Geſchichte wiſſen, ein Hauptneſt von Philoſophaſtern und Theologaſtern, und der Ekel, den Hutten an dieſen Menſchen fand, gab ihm noch unbeſtimmt, wie er ausbrechen würde, den Stoff zu ſeinen nachherigen Epiſtolis obſcurorum virorum, dem Heldenwerke ſeines Lebens. In Fulda war Crotus Rubianus, ſein nachmahliger Mitarbeiter an dieſen Briefen, ſein Mitſchüler geweſen, ein Freund, der ihm auch treu blieb, bis ans Ende. In Köln lebten nun alle die Originale, inſonderheit der graviſſimus Ortuinus, die das künftige Heldengedicht galt. — Abermahls ein Beweis, daß das Meiſte, was wir in unſerm Leben thun, von denjenigen Verbindungen und Umſtänden herrührt, in welche uns früh die Vorſehung ſetzt. Morgenröthe des Lebens, Jugendeindrücke, frühe Freunde, Situationen von Jugendhaß und Jugendliebe — ſie machen meiſt den Anklang unſerer Beſtimmung.

Sie weben das Grundgewebe, in welches ſpätere Schickſale und reifere Vernunft uns den Einſchlag geben. Von Köln ging Hutten überdrüſſig nach Frankfurt, deſſen reitzende Lage er, vermuthlich für ſeinen Eitelwolf,[*] in Verſen beſchrieb. Bald trieb ihn ſeine jugendliche Unruhe in ſeinem 20ſten Jahre (1508) auch von hier weg, und ſo wie er ſein ganzes Leben durch, die Liebe der Muſen mit der Leidenſchaft zu ritterlichen Thaten verband, ſo traf es ſich auch jetzt, daß er es als eine ruhmvolle Laufbahn betrachtete, nach Italien, in den berühmten venetianiſchen Krieg, zu gehen, wo der unternehmende Geiſt, die immer argwöhniſche Eiferſucht und die ſchwindlichte Politik der Fürſten, die damahls das Steuerruder von Europa führten, der Welt ein ſo ſeltſames Schauſpiel gaben. K. Maximilian belagerte eben damahls Padua. Hutten brachte den größten Theil der Zeit, während dieſe Händel dauerten (von 1508 — 1517.) in Italien zu, wo er ſich durch die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes und ſeine litterariſchen Talente ebenſo ſehr, als durch ſeine Tapferkeit und Geſchicklichkeit in ritterlichen Uebungen hervorthat. Aber hier hieng ſich auch die Schlange, eine Krankheit, die ſich gleich ſelbſt erklären wird, an ſeinen Fuß, deren Gift er Zeitlebens mit ſich trug, und der zuletzt ſeinen Feinden auch Anlaß zum Hohn geben mußte. — Wer die Geſchichte der damahligen Zeiten und dieſes Uebels kennt, als es zuerſt in Europa bekannt ward, der muß ungerecht oder ein Witzling ſeyn, wenn er nicht dem allgemeinen Zeugniſſe folgt, daß man damahls ſehr unſchuldig dazu kommen konnte, und deſto ärger daran war, weil man noch kein Mittel dagegen wußte. Die Krankheit hatte den Schandfleck noch nicht, den ihr die ſpätere Zeit mit Recht gegeben hat. Das Ungeheuer iſt jetzt in ſeine Grenzen gebannet: damahls wars Peſt am Mittage. Hutten ſchreibt in ſeinen Briefen mit einer

Offenherzigkeit davon, die am lauteſten für ſeine Unſchuld zeuget, an der auch damahls kein Menſch zweifelte, wer ihn kannte. An die Fuggers ſchrieb er ein öffentliches Dank- und Glückwünſchungsſchreiben über den Lebensbaum, Guaiaci medicinam, der damahls allein durch ſie nach Deutſchland kam. —

Unter die Begebenheiten ſeines Lebens in Italien gehört auch dieſe, daß er einſt auf einer Fahrt, von Viterbo in den Fall kam, ſich ganz allein, (denn ſeine Gefährten waren davon gelaufen,) mit fünf Franzoſen, mit denen er zufälliger Weiſe Händel bekommen hatte, herum zu ſchlagen. Ungeachtet er nun ſehr klein von Perſon war, und fünf gegen einen, eine ziemlich ungleiche Parthie iſt, wehrte er ſich doch ſo verzweifelt, daß die Franzoſen endlich ihr Heil in der Flucht ſuchen mußten.

Inzwiſchen befand ſich der raſtloſe Jüngling nicht oft in dem Falle, in dieſem Kriege ſeinen Muth auf eine ſo ausgezeichnete Art zu zeigen, und das Schickſal ſcheint ihm nicht ſo gewogen geweſen zu ſeyn, als die Natur. Sein Aufenthalt in Italien gab ihm weniger Anlaß, ſeinen Heldenmuth in Kriegsthaten, als in Erduldung aller Arten von Ungemach zu beweiſen, denen nach der damahligen Weiſe Krieg zu führen, und zu leben überhaupt, ein Rittersmann, der nichts als ſeinen Nahmen und ſeinen Degen hatte, noch weit mehr als heutiges Tages, blos geſtellt war. Als er zu Padua krank lag, kam es ſo weit mit ihm, daß er ſich vorläufig ſeine Grabſchrift machte, worin folgende Stelle zugleich ein Denkmahl ſeiner Leiden — und des immer unbefangenen und unbezwinglichen Muthes iſt, womit er ſie ertrug.

Vixi equidem Muſis, animum coluique per artes.
Sed reor irato me ſtuduiſſe Deo.

Mens erat arma ſequi et Venetum ſub Cäſare bellum.
Verum alio bello concidi et hoſte alio.
Pauperiem, morbos, ſpolium, frigusque, famemque.
Vita omni et *quae ſunt aſperiora* tuli.
Recte autem, cecidi juvenis miſer et miſer exul
Ne majora feram ne videarque meis.

In Krieg und Krankheiten waren Huttens Arbeiten flüchtige, einzelne Sinngedichte, unter andern ſein Vir bonus (der brave Mann) und ſein Lobgedicht auf Deutſchland und die deutſche Nation, die ſich aber wider ſeinen Willen zerſtreueten, und gar geſammelt herausgegeben wurden, die er alſo nothgedrungen ſelbſt herausgab, und ſie Maximilian zueignete. Coluit, ſagte er —

Coluit per mille periculis Muſas
Et *quanti potuit* carminis auctor erat.

Von früh auf ſieht man an Hutten einen Mann, der nicht zur Pedantenautorſchaft gemacht war. Alles lebt in ſeinen Schriften, ſeine Bücher, meiſtens alle kleine Stücke, ſind Stimmen aus ſeinem Leben, einzelne Laute ſeines Worts: Handlung. Und darum wirkten ſie auch in ihrer Art, wie Luthers Schriften in der ſeinigen, ſo viel; und darum ſchrieb er auch ein Latein, wie es kein Stubenſitzer und Wortpedant auf ſeiner Drehbank ciceronianiſcher Perioden in einer Silbe hervorbringen kann. Wie Dädals Bildſäulen ſieht man alles gehen, kommen, handeln, leben!

Er kam nach Deutſchland zurück und ein Landedelmann, ſein Vetter, der an ihm einen fleißigen, mühſamen

men Juriſten, nach damahliger Juriſtenzeit in Deutſchland ſuchte, fand gar nicht, was er ſuchte.

Der arme junge Menſch ſchrieb ſeinen Nemo. Beym erſten Auftritt war er ein Niemand und iſt gewiſſermaaßen Zeitlebens ein Niemand geblieben. — Vorher hatte er unter mancherley Schickſalen ganz Deutſchland durchkrochen und durchflogen, und gewiß nun auch den Vortheil, es in allen ſeinen Provinzen zu kennen. Zu Wittenberg warf er ſein Gedicht de arte verſificatoria, Zeichen des Brodſtudiums, worin er Unterricht geben mußte, hin; aber mit einer Wärme, die ganz den künftigen Mann prophezeihete. In der Schweiz nahm ihn der verdiente Reformator Vadian auf, und ſo kam er zum zweytenmale, jetzt ein edler Juriſt zu werden, nach Welſchland. Eben aber, als er hier den Geſetzen oblag, kam bald ein Umſtand ganz andrer Art, Hutten als den, der Er war, zu zeigen und zu üben. Der Herzog von Würtemberg hatte ſeinen Vetter, Johann von Hutten, mit höchſt eigener Hand im Beblinger Walde umgebracht: und nun folgten aus Italien des Huttens, der ſo ſehr Edelmann und Geſchlechtsvertheidiger war, Klagen, Briefe, Deplorationen und endlich fünf Invectiven gegen den Mörder — wahre Demoſthenesreden von Herz und Seele, nicht Schulübungen; die wahre Sprache der Unſchuld und Rache, die alles zu Hülfe nahmen, gegen einen Thäter, welcher Herzog war.

Als aber die Sache durch thätige Mitwirkung der Huttenſchen Familie und andrer Feinde des jungen ausgelaſſenen Fürſten zu einer gemeinen Sache wurde aller Fürſten, die ſich durch den berühmten ſchwäbiſchen Bund des Herzogs Ulrich Vergewaltigungen und Uebermuthe entgegen ſetzten, ſo zog unſer Hutten nun auch den

Degen, den er eben ſo muthig und fertig zu führen wußte, als die Feder, und half ritterlich Thaten thun; wie ſie denn nicht eher von Herzog Ulrich abließen, als bis ſie ihn nackt von Land und Leuten verjagt hatten. Bey Gelegenheit dieſer großen Fehde entſtand Huttens Freundſchaft mit dem berühmten Franz von Sickingen, Götzens von Berlichingen Schwager, und dem Einzigen vielleicht in ganz Deutſchland, der werth war, des herrlichen Mannes Bruder zu ſeyn. Zwiſchen ihnen beyden war eine natürliche Verwandtſchaft, welche durch die Gleichheit ihrer Geſinnungen in bürgerlichen und Religionsſachen (denn auch der tapfere Sickingen war in der Folge einer von Luthers erſten und wärmſten Freunden), noch enger und inniger wurde. Hier bemerken wir noch, daß die Stimme, die ſich jetzt für ein ſchreiendes unerhörtes Bruderblut erhob, bald zu Kaiſer und Reich gegen Pabſt und Seelenverkäufer rufen ſollte, und ſich hier an einem ſo ſonderbaren tragiſchen Vorfalle zu etwas erproben mußte, was ſie noch nicht einſah. In dieſem Jahre (1515) war es, wo ihm ſein Freund, Erretter und Beförderer, Eitelwolf von Stain, ſtarb, und nun ging ſeine weite Laufbahn an.

Die Beklemmung, in welcher ſich damahls die Ehre und das Licht Deutſchlands, ein verdienter Mann von manchen noch unerkannten Seiten, Reuchlin, befand, ging ihm zu Herzen; er machte ſich mit ſeinem Schul- und Buſenfreunde, Crotus, auf, ihm gegen den Ketzermeiſter Hochſtraaten und ſeine Spießgeſellen, durch ein Mittel, was mehr, als eine Deduktion wirkte, zu helfen! er ſchrieb die Epiſtolas obſcurorum virorum. Daß Crotus daran Theil gehabt habe, iſt unleugbar; ſie ihm aber deswegen, weil Crotus mit geholfen hat, abſprechen zu wollen, iſt ſo thöricht, als ſie gar Erasmus zuzuſchreiben, der unter allen Sterblichen ſie wohl am wenigſten ſchreiben konnte und wollte. Darüber lachen, ſich im Buſen freuen, ſich gar ein tödtliches Gift ausſtreuen, einige recht treffende Briefe auswendig lernen, mehr konnte der furchtſame Erasmus nicht. —

Dieſe Schrift Huttens überwand für Reuchlin mit. Sie traf ſo ſcharf, ſchied Mark und Bein, zeichnete ſo genau, daß die Pfefferkorne, Ortuini und alle ihres Geſichters in ihrer ganzen Blöße da ſtanden, und da galts weiter keines Leugnens. Unglaubliche Wirkung hat dieſe Schrift hervorgebracht; ſie iſt für Deutſchland unendlich mehr geworden, als der Hudibras für England, und Gargantua für Frankreich, viel etwas nützlicheres geworden, als der Junker von Mancha für Spanien ſeyn konnte — eine Nationalſatyre voll Geiſt, Feuer, Witz und äußerſt genauer treffender Detailwahrheit. — — Rümpfe mir nicht, feiner Jüngling, das Wort Pasquill entgegen. Alle treffende Satyre iſt Pasquill; nur je allgemeiner und doch treffend das Pasquill iſt, deſto beſſer: und dies traf wirklich allgemein! Eine laue Satyre, die nicht Fiſch, nicht Fleiſch iſt, wird auch weder Fleiſch noch Fiſch beſſern: dies Buch hat viel gebeſſert! Warum? Es war ganz wahr! Es lebte, was Hutten ſchrieb. Möchte zu unſerer Zeit ein Hutten Epistolas *clarorum* virorum ſchreiben! und mit der Wahrheit, dem Intereſſe, dem Glücke! —

Der edle Franz v. Sickingen mit dem Hutten ſich noch für den geretteten Reuchlin verbündete, und der ein mannhaftes Sendſchreiben an und wider Provinzial, Prioren und Conventen deutſcher Nation und ſunderlich Bruder Jacob von der Hochſtraaten, von wegen und Nahmens des Hochgelehrten und weltberühmten Herrn Johann Reuchlins, beyder

Rechten Doktor, ſeiner erlangten Executorial halben u. ſ. f. ergeben ließ, vollendete was Hutten angefangen hatte. Reuchlins Feinde krochen zum Kreuz, und der Greis hatte in ſeinem Alter Ruhe. — Der Bruder Ketzermacher, Hochſtraaten, gegen den auch in Luthers Schriften ein herrlicher Cherubsſtreich zu leſen iſt, ſoll einmahl Hutten in den Niederlanden begegnet, ihm vor Schrecken und Angſt zu Füßen gefallen ſeyn, und ſeine arme Seele ſchon allen Heiligen mit dem Stoßſeufzer empfohlen haben: „Leben wir, ſo leben wir dem Herrn ꝛc.“ An dir verunreinige ich mein Schwert nicht, ſagte Hutten, und ließ ihn gehen.

Als Hutten (1517) zum drittenmahle aus Italien kam, war ohne Zweifel die Knoſpe ſeines Ruhms in der ſchönſten Blüthe. Da jauchzten ihm alle ſchönen Geiſter zu; Erasmus fröhnte ihm, ſelbſt, wo es nicht hingehörte, vor ſeinem Neuen Teſtament, als einem Manne, desgleichen nicht geweſen; Hutten fand allenthalben, beſonders aber in dem gaſtfreundlichen Hauſe des berühmten Conrad Peutinger in Augſpurg, dieſes edlen Freundes aller Talente und Verdienſte, eine liebreiche, ſchmeichelhafte Aufnahme, und auf die Empfehlung dieſes braven Mannes, ſo wie des redlichen Pirkheimer Nürnbergs verdienten Patriciers, Albrecht Dürers, und der Freunde alles Guten, erhielt er hier die Ehre, vom Kaiſer Maximilian zur Belohnung ſeiner im venetianiſchen Kriege bewieſenen Mannheit und ritterlichen Tugenden, zum Ritter geſchlagen, und zugleich mit dem poetiſchen Lorbeer gekrönt zu werden; zu welchem Ende Peutingers Tochter, Conſtantia, das ſchönſte und artigſte Mädchen ihrer Zeit in Augſpurg, den Kranz mit eigenen Händen geflochten hatte. — Von dieſer Zeit an ging ein Bildniß Ulrichs von Hutten, gewaffnet und mit einem Lorbeerzweige um die Scheitel, in

Deutſchland herum; eine Ehre, worüber er, da ſie damahls noch ungewöhnlich war, eine gar groſſe Freude gehabt haben ſoll.

Nach dieſer Zeit begab ſich Hutten an den Hof Churfürſtens Albert von Mainz, wo er ſich einige Jahre aufhielt. Eine Frucht davon iſt, ſein Geſpräch de Aula, (vom Hofleben) an Heinrich Stromer, einen verdienſtvollen Arzt aus Leipzig und ſeinen beſondern Freund, der damahls beym Churfürſten Albert in Dienſten war. Wie gut oder übel es unſerm ritterlichen Dichter hier ergangen ſey, davon mag uns folgende Stelle aus einem ſeiner Briefe an Peutingern einen kleinen Geſchmack geben. „Du fragſt mich, wie mir das Hofleben hier bekomme? Nicht zum beſten. Und doch, was ſollte ein ehrlicher Kerl nicht ertragen können, bey einem ſo guten Fürſten, wie Erzbiſchof Albert? der ſo leutſelig, ſo wohlthätig, ſo edelmüthig iſt! der für die Wiſſenſchaften und für die Gelehrten alle ſo gut geſinnt iſt! Sonſten ekelt mirs von Herzen, vor aller der Wirthſchaft der Aufgeblaſenen, der Höflinge, den groſzthuiſchen Verſprechungen, den ellenlangen Complimenten, den hinterliſtigen Reden, kurz vor alle dem Zeuge, das am Ende nichts als blauer Dunſt und Wind iſt. u. ſ. w.“

In eben dieſem Jahre (1518) begleitete Hutten ſeinen Herrn, den Erzbiſchof Albert, nach Augſpurg auf den Reichstag, wo Kaiſer Maximilian von Fürſten und Ständen Abſchied nahm, und wo auch von Herzog Ulrich von Würtemberg und von D. Martin Luthers Sache die Rede war. Der arme Hutten, dem ſein Schickſal allenthalben Streiche ſpielte, hatte dieſe ganze Zeit über das Fieber. Aber weder Schickſal noch Fieber, noch irgend etwas in der Welt, konnte über ſeinen guten Muth Meiſter werden. In einem ſolchen launiſchen Augenblicke ſchickte er ein ſcherzhaftes Billet in Verſen an Anton Fuggern (bey dem damahls der Cardinal Cajetan wohnte) worin er ihm ſein Fieber zuſchickt, weil es beſſere Tage und mehr Wart und Pflege bey Fuggern finden würde, als bey einem ſo armen Teufel wie er ſelbſt ſey.

Unſer Hutten ſtand, wo er konnte, ſtets an der Spitze jener braven Männer, die, in ewiger Theilnehmung an allem, was ſie, weil ſie Menſchen ſind, als ſie angehende Dinge betrachten (wenn gleich nicht unmittelbar um ihr eigen Fell geſpielt wird) immer bereit und fertig ſtehen, ſich für die gute Sache des erſten beſten Unbekannten, der ihnen in den Wurf kömmt, mit der ganzen Welt herum zu balgen. Man kann ſich alſo leicht vorſtellen, daß er bey den großen Bewegungen, welche Luthers Lehre im Jahre 1517 verurſachte, keinen müßigen Zuſchauer abgegeben haben könne; und ſchwerlich wird jemand einen Augenblick zweifelhaft ſeyn, welche Parthey ein Mann von Huttens Sinnesart und Charakter ergriffen haben werde. Jacta eſt alea! ich habs gewagt! war ſein Wahlſpruch; nicht: „darf ich? kann ich? wer ſteht mir bey? wirds auch werden?“ — Hutten bahnte in der That, ohne es ſelbſt zu wiſſen, Luthern den Weg, und half ihm nachher, da er ihn kannte, treulich. Nachdem er den Feldzug gegen Ulrich von Würtemberg abgethan hatte, vollendete er auf ſeinem Schloſſe zu Stackelberg ſeine Dialogen über Glück, Fieber und Pabſt; er ſchrieb gegen Pabſt Leo X. und ſeine Courtiſanos (wie er ſie nennt) und gegen alle, die ſich einer Sache, die (ſeinem Gefühl nach) gerechte Sache der Menſchheit war, entgegen ſetzten, eine Menge heftiger Broſchüren, in Latein und Deutſch, in Proſa und Verſen; munterte Luthern in einem

Devant quel tribunal ſeront-ils préſentés,
Ces fers injurieux que tes mains ont portés?
Pour qui dans ce tombeau veux-tu qu'on les dépoſe?
Sur la poſtérité ton ame ſe repoſe:
Elle ſera ton juge, & le juge des rois
Qui de ce prix infâme ont payé tes exploits.

. . . .

Mais que ſert aux mourans la verité tardive,
Si juſqu'au ſein des morts jamais ſa voix n'arrive;
Et ſi, pour l'innocent & pour le criminel,
Regne autour de la tombe un ſilence éternel?
Un Dieu, ſans doute, un Dieu punit & récompenſe;
Et pourquoi l'un des prix que ce Dieu nous diſpenſe,
N'eſt-il pas le plaiſir, & ſi pur & ſi doux,
De ſavoir quels regrets nous laiſſons après nous?
Quoi! des larmes d'un fils privera-t-il un pere?
Des larmes d'un époux, l'épouſe la plus chere?
Un roi, des vœux d'un peuple heureux par ſes bienfaits?
Un héros, du triomphe ou des fruits de la paix?
Il a mis dans nos cœurs ce deſir de revivre;
Ah! ſans doute il permet que la vertu s'y livre.
L'homme eſt foible; & la gloire en lui tendant la main,
Du devoir, ſous ſes pas, adoucit le chemin,
Lui fait fouler aux pieds les ſerpens de l'envie,
L'arme contre la mort du mépris de la vie.
Mais s'il ſe voit privé de cet heureux appui,
Quel monument durable attendez-vous de lui?
Naître, vivre & mourir ſont un inſtant qui paſſe;
Et, qu'une ame timide en meſure l'eſpace,
Aux bornes d'un inſtant tout ſera limité:
Rien de grand ſans l'eſpoir de l'immortalité.
Trompeuſe illuſion! préjugé populaire!
Me répond triſtement un ſage atrabilaire:
L'homme crédule & vain ſe prend à ces appâts;
L'homme habile & puiſſant les ſeme ſur nos pas;
Les tyrans aux héros ont jetté cette amorce . . .
Les tyrans, éprouvons leur courage & leur force,
Et voyons ſi pour eux tout doit s'anéantir.
Qu'un Tibere, un Commode entende retentir,
Juſqu'à ſon lit de mort, cet affreux cri de joie:

»Qu'il

einem herrlichen Briefe öffentlich auf, muthig fortzufahren *); gab die Bulle vom Jahre 1520 mit ſehr treffenden und beißenden Randgloſſen heraus; ſchrieb in deutſcher Sprache eine hiſtoriſche Deduction, über den ſteten Ungehorſam der römiſchen Päbſte gegen den Kaiſer, worin er, da endlich auch von den Treuloſigkeiten Leo X. an Kaiſer Maximilian die Rede iſt, folgendes als die eigenen Worte des Kaiſers anführt: „Nun iſt dieſer Pabſt auch zu einem Böſewicht an mir worden: nun mag ich ſagen, daß mir kein Papſt ſo lang ich gelebt, je Treu und Glauben gehalten hat; hoffe, ob Gott will, dieſer ſoll der letzte ſeyn!“ Aber es dauerte nicht lange, ſo kam der ſchärfſte verweiſendſte Befehl aus Rom nach Mainz:“ daß ein ſo frecher Sünder, als Hutten, gegen den die Theologen in Köln, längſt die Bulle über die epiſtolas obſcurorum virorum gehabt, und der immer fortführe, von der römiſchen Dreyeinigkeit, (ſo hieß ſein letzterer Dialog) in Mainz zu ſchreiben, nichts anders, als in Ketten nach Rom geführt zu werden, verdiente.“ — Zu dieſem edlen Werke ward alles mit aller Schärfe aufgeboten und — Hutten hatte keinen Beſchützer. Albert konnte und durfte es nicht ſeyn: zum Erzherzog Ferdinand ſchrie Hutten laut, aber vergebens: noch lauter an Kaiſer Karl, an die ganze deutſche Nation; aber vergebens! Er hatte Muth genug, an Kaiſer Karls Hof nach den Niederlanden ſelbſt zu gehen, aber umſonſt; er fand nirgends Gehör: Dolche, Meuchelmörder, Ketten und Ban-

---

*) Zur Probe nur dieſen einzigen Zug: Ferunt excommunicatum Te. *Quantus*, o Luthere, *quantus es*, *ſi hoc verum* eſt! —

Ich ſchäme mich faſt, daß ich es wage, nach dieſem Wort noch etwas von dem Manne zu ſagen, der eine Seele hatte, die ſo fühlte.

Banden, warteten allenthalben ſeiner. Und immer blieb Hutten unerſchütterlich derſelbe.

Man ſchauert, wenn man die Briefe, oder vielmehr die Reden und Aufforderungen an Ferdinand, Karl, Albert, Friedrich von Sachſen, alle Stände des Reichs lieſet. Hier iſt Deutſchlands Demoſthenes in ſeiner ganzen Größe. Wahrheit, Freyheit, Stand, Ruhm, Nothdurft, Vaterland, Alles ſpricht, alles ruft und klagt in ihm. Laut beſchwert er ſich über das ihm vom römiſchen Hofe zugefügte Unrecht, behauptet ſeine Sache und fordert Gerechtigkeit. „Freygebohren bin ich (ſchreibt er unter andern an Churfürſt Friedrich von Sachſen) und frey werde ich bleiben; denn ich fürchte mich vor dem Tode nicht, und nimmer ſoll man von Hutten hören, daß er ſich von einem ausländiſchen Fürſten, ſo übergroßmächtig er auch wäre, befehlen laſſe, geſchweige von einem Pontifex“ u. ſ. w. Alle fünf Klageſchriften ſind ins Deutſche überſetzt, mit dem Beyworte:“ Ein großes Ding die Wahrheit! ſtark über Alles!“ Er hätte aber lange rufen mögen, wenn ihm nicht ſein alter Freund, Franz von Sickingen, ein Mann, deſſen Nahmen Deutſchland zu den edelſten Römern ſtellen, und vielleicht ſagen kann: „Weichet dieſem!“ wenn der ihm nicht, ungerufen, mit bewehrter Hand Schutz und Freyſtatt gegeben hätte.

Hier geht leider der dritte Abſchnitt von Huttens Leben an, und Gottlob! daß auch der nicht lange dauert. In ſeines Sickingens Schloſſe, Ebernburg am Main, fand der alſo Freyſtatt, der ſie nirgends und auch auf ſeinen Gütern nicht mehr fand. Nach Frankreich ward er geladen, aber er wollte ſein Deutſchland nicht verlaſſen, deſſen Sache er jetzt am eifrigſten, fröhlichſten, freyeſten betrieb. Jetzt machte er mit Luthern Bund; munterte ihn auf, bot ſich und ſeinen Sickingen zu allem an. Er ließ den Ergießungen ſeines Herzens gegen alle diejenigen freyen Lauf, die er als Feinde der litterariſchen, bürgerlichen und geiſtlichen Freyheit, als Lanzknechte einer ausländiſchen geſetz- und vertragwidrigen Tyranney, als gedungene Verfechter der Dummheit und des Aberglaubens, und als ewige Gegner aller Aufklärung, geſunden Vernunft und richtigen Empfindung anſah. Er verfolgte ſie mit den bitterſten Stachelſchriften, und that ihnen beſonders durch deutſche Lieder, die auf allen Gaſſen geſungen wurden, großen Abbruch. Ich weiß, fängt er in der Beklagung der Freyſtätte deutſcher Nation an:

Ich weiß, ich werd noch Lands verjagt,
Und daß ich ſolch's nicht ſchweigen kann,
Und nehm des Dings allein mich an.
Doch iſt es wahr und iſt nicht recht,
Daß man will machen krumm zu ſchlecht. —

Die traurige Weiſſagung ward bald erfüllt. Das Jahr darauf fingen Sickingens Sachen an übel zu gehen, und 1523 im May ſtarb dieſer edle Held auf folgende unwürdige Weiſe: Sickingen hatte einen Zug zu thun gegen den Herzog von Lothringen, den Erzbiſchof von Trier, den Churfürſten von der Pfalz, den Landgrafen von Heſſen. Ein Ritter, gegen die Fürſten des ganzen Rheins! Ja er war alt, mit Gicht behaftet, konnte nicht mehr aufs Pferd, mußte in einem Seſſel getragen werden, und da rottete ſich gegen den alten Löwen ein Haufe anderer Thiere zuſammen. Er ſchrieb noch vorher an die Fürſten und den wider ihn aufgereitzten Adel, und ſtellte ihnen in einer kraftvollen Sprache vor, wie ſehr ſie wider ihr eigenes Intereſſe handelten, wenn ſie ihn, den Verfechter der Wahrheit und wahren Chriſtusreligion zu überwinden ſtrebten, wenn ſie das Joch des Pabſtthums beſchirmen, und die ächte Freyheit untergraben wollten, u. ſ. w. Aber ſeine gutgemeinten Vorſtellungen waren fruchtlos. Er ward von vier Fürſten und einem zahlreichen Adel in ſeinem Schloſſe Landſtein zuletzt umringt, von einer Kugel, die ſie ins Schloß ſchoſſen, auf der Mauer getroffen, lebte noch 24 Stunden, hörte die Fürſten und Herren alle ſehr freundſchaftlich von ihm ſprechen, und gab ſeinen Geiſt auf. Wie alle Guten den Tod dieſes Edlen betrauert haben, braucht keines Worts. Er fiel — und nicht um ein Phantom politiſcher Freyheit fiel er, ſondern um Wahrheit, Licht, Recht und Billigkeit, Religion Chriſtus. Die meiſten Aufklärer in Süddeutſchland hat er geſchützt, ernährt, beherbergt, verfochten: Aquila, Patricius, Bucer, Schwebel, Reuchlin, Oekolampadius; ſelbſt Luthern lud er mehr als einmahl ein: ſein Freund Hutten überlebte ihn nur drey Monate!

Er hatte durch ſeinen Feuereifer, mit welchem er gegen alle ſchlechte Menſchen zu Felde gezogen war, eine Welt voll Feinde gegen ſich in Harniſch gebracht, vor deren Macht, Bosheit und Nachſtellungen er nun, da er ſeinen einzigen noch übrigen Freund verlohren hatte, in Deutſchland keinen Augenblick mehr ſicher war.

Mit gebrochnem Herzen gieng er der Schweitz zu, Rettung zu ſuchen. Ufnort hieß die kleine Inſel im Zürcherſee, wo er im Gebiete des Zürcher Raths Schutz, und bey einem armen Prediger Pflege, Wartung und Ruheſtätte fand. Ein Höherer entriß ihn dem Bann und der Acht, Feinden und falſchen Freunden aus den Rachen: er ſtarb zu Ende des Auguſts 1523 im 36ſten Jahre ſeines Alters.

Schiffe hinüber, reiſender Jüngling, ſuche ſein Grab und ſage: „Hier liegt der Sprecher für die deutſche Nation und Freyheit und Wahrheit, der für ſie mehr als ſprechen wollte!“

Ulrich von Hutten war klein von Perſon, wiewohl von ſtarkem Bau; abgehärtet zur Ertragung alles Ungemachs; ein Verächter aller Vortheile und Wollüſte, die er mit der geringſten Beugung ſeiner freyen Seele, der mindeſten Gefälligkeit auf Koſten ſeines Charakters hätte erkaufen müſſen; von einem unternehmenden kühnen Geiſte, der allem Widerſtande trotzte, und durch nichts zu bändigen war; heftig in Thaten und Worten; unveränderlich ſtandhaft bey der Parthey, die er einmahl genommen hatte; treu in ſeinen Verbindungen; aber immer bereit, ſich um Wahrheit und Recht mit dem unentbehrlichſten Freunde oder Beſchützer zu überwerfen. Durch den ewigen Streit mit Unglück, Mangel, Elend und Krankheit auf einer Seite, und den unzähligen Feinden, die ihm ſeine Freyheits- und Wahrheitsliebe auf der andern machte, wurde er endlich in eine Bitterkeit geſetzt, die zuweilen in Anſtöße von wirklicher Härte ausbrach; deſſen ungeachtet war er voller Wärme für die Rechte und das Glück ſeiner Brüder und ſeines Vaterlandes, edelmüthig, bieder, offen und treuherzig; ein tödtlicher Feind aller Falſchheit, Unredlichkeit und krummen Wege; bey allen dieſen Tugenden eines ächten Ritters, einer der gelehrteſten, aufgeklärteſten und beredteſten Männer ſeiner Zeit; und, zum Gegengewicht gegen alles Ungemach, das ihn ſein ganzes Leben durch verfolgte, mit einem guten Muthe und einem Selbſtgefühle begabt, die ihn in Drangſalen empor hielten, denen jeder gewöhnlichere Menſch unterlegen wäre.

IV.

Gex.

An meine geliebte Jugendfreundinn Charlotte Gräſinn von Dernath.

Genf, am 2. April 1791.

Du biſt mir willig gefolgt, beſtes Lottchen, auf den Gipfel des Salève: und dein geiſtiges Auge hat, in der Erzählung der Freundſchaft, Bilder vorübergehen ſehn, die eine bleibende Stätte fanden im Innern deiner Seele. Mögen ſie dort den Wunſch bilden, ſelbſt zu ſehen, wofür die Sprache nur ſchwache Töne hat, ſelbſt zu fühlen, was jedes reingeſtimmte Herz zur höhern Empfindung hebt, und in erhabner Vollendung bis zum Urquell alles Großen und Schönen leitet. Folge mir dann auch durch die Wieſen und Haine, die wir dort wie ſtille Eliſiſche Auen, unter uns verbreitet ſahen; folge mir auf und ab an den reitzenden Hügeln, genetzt von der ſchmeichelnden Welle! Nur deine Gegenwart kann mich tröſten über das Scheiden vom Genferſee, von den ſtillen Reitzen, die im Buſen der friſchen Thäler aufblühen, von der erhabenen Pracht der Rieſengipfel, die ihn umragen.

Ich verließ Genf in der erſten Woche des Mai's, und bin dir alſo die Geſchichte dieſer Tage ſchuldig, die ich im Pais de Vaud zubrachte. Aber erſt theile die Freude eines ſchönen Tages mit mir, des zweiten Aprils, den wir am Fuß des Jura im Ländchen Gex zubrachten, welches einer von den vier Nachbarn iſt, die den Freyſtaat Genf umgeben. Freundlich weckte uns das junge Sonnenlicht über den Schneebergen, die wir bald hinter uns ließen; und wir erreichten durch Wieſen mit ſchwellenden Fruchthainen bepflanzt, durch freundliche Dörfer das Städtchen Ferney. Stadt und Schloß liegt am Saum des Jura, und man hat aus den Zimmern deſſelben eine ſchöne freye Ausſicht auf den See und an die jenſeitigen Bergamphitheater hinan. Die Anlage des Gartens und die Bauart des Schloſſes haben nichts Auszeichnendes. Von Ferney gewinnt der Weg mit jedem Schritte an Neuheit und Mannigfaltigkeit der Gegenſtände; es geht gerade auf den Jura zu, deſſen ernſte Maſſe ſich zuſehends dem Blick enthüllt, und Höhe und Tiefe, Licht und Schatten, Klüfte, Zakken, Fichtenwälder und Schneebedeckte Höhen mahleriſch gruppirt. Dies vor uns! Hinter uns, und rechts, ſeitwärts über dem See, die ſteigende Eiswelt!

Nach einer vierſtündigen Fahrt waren wir im Städtchen Gex; unſer Weg war leiſe Berg auf gegangen, und wir waren am Hügelſaum des Jura, der nah über dieſem Orte ſeine Felſen-Stirnen aufhebt. Die Situation iſt äußerſt pittoreſk. Die in der Entfernung dem Auge eben hinlaufende Wand des Jura — die von der Kluft des Fort Ecluſe, zwiſchen dem Credo *) und Wouache eine dunkle gleichgehaltene Maſſe

---

*) Dieſer Berg, der noch zu Frankreich gehört, verwittert allmählich; und zuweilen ſtürzen ganze Felſenmaſſen zuſammen. Ein witziger Genfer ſagte daher: es gienge dem Berge Credo, wie dem chriſtkatholiſchen Glauben in Frankreich: über ein Kleines würde ſeine Stätte nicht mehr gefunden werden.

darbietet, ſenkt ſich hier in einem Halbmond, aus dem rauhe Felſenklumpen aufragen. Zu beiden Seiten ſteigt dieſer Theil des Bergs in ſteinigen Abſätzen hinab, mit finſtern Tannenhainen bedeckt, und ſinkt dann in den weichen Schooß des Thals hinunter in ſchwellende Korn- und Wieſenhügel.

Wir lieben das Nomaden-Leben, und halten uns nicht in den Städten auf. Alſo ſchnell durch die Berganliegende Stadt, einen Hügel über derſelben erſtiegen! Welch ein Blick rund um mich! ich hüpfte vor Freuden, und rufte eilends die Meinigen, die langſamer herauf ſtiegen. Vor mir hin im ſanften Abhang dehnte ſich das ſchönſte Thal aus, mit allem erfüllt, was Aug und Herz erfreut! Mit der höchſten Harmonie jede einzelne Schönheit vereint, das Ganze bethaut mit den ſanft aufblühenden Farben des werdenden Frühlings! Rechter Hand am leiſe gebeugten Horn des Sees, Genf, prächtig auf einem Hügel gelagert, mit den glänzenden Blechzinnen mitten im Schooß der höchſten belohnten Kultur. Jenſeits der Stadt, die anmuthige Ebne, die ſich mit den Savoiiſchen Flecken und Dörfern am Fuß des Saleves, und des Pittons bis in die hintere Ferne hindehnt, wo der Sion fern blauend den Geſichtskreis begränzt; dann von Genf her der See, welcher blau wie Azur, ein würdiger Spiegel des Himmels, die Tiefe ausfüllt, in welcher die ſtillen Gedanken ſo willig verſinken, um mit geſtärkter Schnellkraft ſich an den Gebirgen zu heben, dahin zu ſchweben in Licht und Klarheit. Gegen uns über, durch den Zwiſchenraum des Kryſtallhellen Gewäſſers von uns getrennt, der ſchöne Hügel Coligni, und Beſſinge, der Montoux in friſchem Kolorit, über dem der Pyramidaliſche Mole aufſteigt. Ueber dieſem thronend und aus der Kluft der Saleves aufwachſend, der Mont Blanc, und die Aiguillen

Heere, die ihn umſtarren: er ſelbſt, wie immer, über alles erhaben, ſtrahlend im Mittagslicht. Der Mole, der bei Genf ſo keck ſeinen Platz behauptet, furchtſam zu ſeinen Füßen geſchmiegt. In ewiger Wandlung ſtand dies große Theater vor uns — einige der ewigen Eishäupter, von andern beſchattet, ſtarrten Eisblau, bis der freundliche Blick der Sonne auch auf ihnen verweilend, ſie ins Leben rief. Linker Hand über dem anmuthigen Boiſy, *) lehnt ſich das Gebirge der Voirons, welches ohngefähr in gleicher Linie mit den Saleves in ſeiner Fruchtbarkeit und friſchem grünen Bekleidung, ein intereſſantes Gegenſtück dieſes entkleideten Felſenkörpers macht. Hinter den Voirons ſteigt das, weiter wie der Blick reicht, den See begränzende Gebirge von Wallis auf, in ſo wunderbaren grotesken Geſtalten, ſo mahleriſch von der Sonne erhellt, daß meine Sinne immer wechſelsweiſe von dieſen beiden großen Scenen angezogen wurden. Die rauhen Zacken, la dent du Midi & du Morcle, die in einer Richtung vorüber hängend aus hoher Luft über einander zu ſtürzen, und alle Schönheit umher in Schutt und Graus zu verwandeln drohen, zogen immer bei Genf meine furchtſamen Blicke an. Hier ſtanden ſie, aus dieſem Geſichtspunkt geſehn, kühn aufſtrebende Obeliske der Ewigkeit.

Lange ſtand ich im Vollgenuß dieſes Anblicks vertieft, bis der Zuruf der Kinder, die vom frühen Morgen an gefahren, das friedliche Läuten der Mittagsglocken, und die aufſteigenden Rauchſäulen aus den Schorn-

---

*) Dieſe ſchönen Hügel erhalten dieſen Nahmen hier nur Vergleichungsweiſe, bei uns wären es Berge. Die Hügel Coligni, Montoux, Boiſy erfordern zwei und drei Stunden Zeit, um ſie zu erſteigen.

Schornſteinen eines Dörfchens unter uns, mich erinnerten ein Plätzchen zum Mittagsmahl zu erkieſen. Die Herren meinten im Thal eins zu kennen — ich aber blieb eigenſinnig dabei, man müſſe Angeſichts der Eisberge diniren. Wer ſuchet, der findet! Bald ſchimmerte eine friſche Wieſe von Obſtbäumen überwölbt durch einen Zaun, an den ein Weinberg gränzte, wo die ermüdeten Arbeiter Mittagsruh hielten. Der Zaun war leicht überſtiegen, und wir mitten in der Wieſe, durch die ein kleiner Quell geleitet war, der rieſelnd den Abhang hinabeilte. Eine holde Idylle, dies Fleckchen! Und vor uns im blauen Aether durch die knoſpenden Aeſte, die Gletſcher Savoiens. O! es war ein ſüßes Mahl, und wir genoſſen es einfältiglich, wie die unſchuldigen Kinder, die uns umhüpften. Die Wieſe, auf der wir umdüftet von Veilchen, auf dicken Raſen ruhten, gehörten zu einem Nonnenkloſter, das romantiſch auf dem Hügel lag. Wir wünſchten den guten Nonnen ein eben ſo fröhliches Mahl in ihren Mauern, als das unſere unter offenem Himmel war. Ein Stündchen nach Tiſche fuhren wir über Genthod zurück, um Nachricht von dem Befinden des ehrwürdigen Bonnet einzuziehn, der, an einer Bruſtwaſſerſucht darnieder liegend, mit der Ergebung eines Engels die größten Qualen erduldet. Wir erhielten die traurige Nachricht, daß die Nacht äußerſt ſchmerzhaft geweſen ſey. Wir fuhren zurück, traurend und ſtill. Die Sonne begann zu ſinken; indem wir hinab fuhren öffnete ſich links das Walliſer Gebirge in ſolcher Klarheit, die wilden Zacken ſo milde mit reinem durchſichtigem Gold beflimmert! Mattbeglänzt dämmerten dagegen die Gletſcher von Faucigny, im Südlichen Himmel, über dem Sion ruhte ein Wolkengürtel, mit allen Schattirungen eines verbreiteten Regenbogens, und goß magiſche Farben über das angränzende Thal. Hinter dem ſchwarzblauen

Jura

„Qu'il meure, & des vautours que ſon corps ſoit la proie!
„Qu'il meure dans l'opprobre; & rebut des tombeaux,
„Qu'il ſoit traîné, meurtri, déchiré par lambeaux" . . .
Il frémit. Mais pour lui qu'auroient-ils de terrible,
Ces vautours, appellés à cette fête horrible,
Si ſon ame exhalée avec un long ſoupir,
D'un ſommeil éternel eſpéroit s'aſſoupir?
Il craint, non les vautours affamés de pâture,
Mais cette longue horreur qu'il laiſſe à la nature;
Et le preſſentiment de la poſtérité
Venge déjà ſur lui tout un ſiecle irrité.
Dans une heure, il verra ſa dépouille inſultée;
Dans mille ans, ſa mémoire en tout lieu déteſtée;
Tandis que Marc-Aurele entendra l'avenir,
Par d'éloquentes voix, à jamais le bénir.
Ah! laiſſons aux méchans cette crainte accablante.
Laiſſons cette eſpérance utile & conſolante
A l'ami qui pleurant l'ami qu'il a perdu,
Se flatte au moins encor qu'il en eſt entendu.
Et pour qui ce beſoin n'eſt-il pas invincible,
De penſer que des morts tout n'eſt pas inſenſible?
Eſt-ce une froide cendre, un marbre inanimé,
Que je preſſe en pleurant ſur un objet animé?
Et ſi rien n'eſt ému dans cette urne glacée,
Pourquoi ſi tendrement la tiendrois-je embraſſée?
Je ne ſens point un cœur ſous le mien palpitant;
On ne me répond point; mais peut-être on m'entend.
Il me ſemble, aux accens de ma bouche plaintive,
Qu'une ombre, qui m'échappe, eſt au moins attentive,
Qu'inviſible & préſente, elle voit mes douleurs,
Recueille mes ſoupirs, & jouit de mes pleurs.
La nature a mêlé ce charme involontaire
Aux regrets d'un époux errant & ſolitaire,
Aux regrets d'un amant que conſume l'ennui:
Une ombre ſeule au monde eſt encor tout pour lui.
Dans le calme des bois, au ſein des nuits funebres,
Il l'appelle. Il croit donc qu'au milieu des ténébres,
Près de lui, pour l'entendre, elle vient quelquefois
Dans la grotte où l'écho s'attendrit à ſa voix?
Ah! du moins dans ſon ame elle ſe plaît à lire.

Mais

Jura flammte noch die Sonne, doch uns geſunken. Weiß und matt hingedehnt, wie entſeelte Körper ſtarrten die Schneebedeckten Amphitheater des Sees, und eine vorzeitige Dämmerung bedeckte das Thal — als plötzlich, wie das Werde des Lichts, ein neues Leben von Gluth ſie beſeelte! von unten herauf ſtieg himmliſches Licht, und erhellte erſt die verſchmolzenen Füße, dann lächelten die Höhen der Saleve, des Voirons, des Mole, wie Roſen. Aber welche Worte können die Glorie mahlen, mit welcher der gebogene Rücken des Velan, die Pyramide des Buet, und zuletzt die ganze herrſchende Maſſe des Mont-Blanc überſtrömt ward. Die ganze Säule der Ewigkeit ſchien durchdrungen von Licht und Klarheit, wogegen Geld und Purpur verlöſchen! ſchien belebt und umſchwebend durch irgend ein neues Organ dem gerührten Herzen, die Würde und Herrlichkeit des Schöpfers verkünden zu wollen. Karls kindlich fromme Empfindung beim Anſchaun dieſer Naturerſcheinung rufte mich freundlich aus meiner Entzückung auf die Erde zurück.

Aber, liebſte Freundinn, du biſt wohl mit mir ermüdet — alſo für heute nicht mehr. Willſt du mich nächſtens über Genthod und Nyon nach Lauſanne begleiten? und dann mit mir nach Vevay und Clarence nach dem Schloſſe Chillon wandern? Wir werden wenig reden, aber deſto mehr empfinden, im doppelten Genuß der Gegenwart und Erinnerung der Tage, in denen das Gemählde aus Rouſſeau's Zauberpinſel uns zu dem höchſten Ideal der Freundſchaft begeiſterte.

V.

Briefe auf einer Reiſe von Genf nach Lyon, zurück nach Genf, im Jahr 1792. *)

I.

Lyon, am 8. September, 1792.

Jetzt bin ich ſicher, das heißt, endlich, in dieſer berühmten, aber entvölkerten Stadt angekommen; und brenne vor Ungeduld, indem alles um mich herum ruhig iſt, ein Tagebuch von demjenigen in Ordnung zu bringen, was ſeit meinen letzten Nachrichten laut geworden iſt. Die Genfer Gerüchte waren, einige Tage vor meiner Abreiſe, voll von Erzählungen von Mord und Zwietracht, welche in dieſer Gegend durchaus wüthen ſollten. Aber mein Entſchluß war vorher gefaßt. Ein Verlangen nach einem bequemen Winter-Auffenthalt im Süden, hatte die Frauenzimmer, welche ich nach den Gletſchern begleitete, veranlaßt, meinen Verſatz anzunehmen, und auf eine Reiſe über Lyon, nach Montauban, und das ſüdliche Ende von Frankreich zu denken. Ohne Zweifel war es ein hinlänglich angenehmer Umſtand, eine Geſellſchaft zu finden, welche geneigt war, die Vergnügungen und Koſten der Reiſe zu theilen; und die wohl überlegte Entſcheidung einer Dame, welche die

---

*) Owen's Reiſen durch Europa. a. d. E. Leipzig 1797. 8.

die Sorge für eine einzige Tochter, und die Erfahrung von vierzig Jahren zur Rathgeberinn hatte, war wenigſtens ein hinlänglicher Grund für mich zur Willfährigkeit. Bisher waren keine Begebenheiten vorgekommen, welche ſie geneigt machen konnten, ihr Unternehmen zu bereuen. Ein vierſitziger Wagen wurde in Genf bedungen, und Päſſe wurden mit aller Vorſicht genommen. Nachdem dieſe Anſtalten gemacht waren, ſo wurde der Morgen des fünften Septembers zum Anfang der Reiſe beſtimmt. Ich hatte vorher von meinem alten Freund, dem Patrioten, Abſchied genommen, welcher mir auf die Schulter klopfte, als ich ihn verließ, mir ſeinen herzlichen Segen gab, und mit den Worten ſchloß: „Allés donc, mon cher ami, vous y verrés de belles choſes.“ —

Da die Vertheilung unſrer Reiſe, nach den Geſetzen der Fuhrleute, auf dieſen beruhte, ſo brachte man uns in eine Art von Schenke in dem Dorf Colonges, in einer Entfernung von drey Poſten von Genf. Einige elende Wach-Soldaten hatten uns am Morgen unſern Eintritt auf das franzöſiſche Gebiet verkündigt; und da ſie in einem Kampf mit einem wüthenden Reiter beſchäftigt waren, deſſen Piſtolen ſie ſich bemächtigt hatten, ſo warfen ſie nur einen flüchtigen Blick auf unſern Paß nud ließen uns weiter fahren.

Colonges gab uns eine ſehr kriegeriſche Aufnahme. Das Dorf, welches aus ungefähr zwanzig zerſtörten Häuſern zu beſtehen ſchien, war unter Waffen; und eine Wache von ungefähr einem Dutzend zerlumpter und krüpplichter Bauern, verrichteten ihre Schwenkungen vor den erſtaunten Augen von faſt eben ſo viel Zuſchauern. Nachdem eine dürftige Abendmahlzeit und eine nächtliche Ruhe unſre Lebensgeiſter erfriſcht hatte, ſo ſetzten wir, mißvergnügt wegen dieſer kriegeriſcher Schrecken, und über die Zudringlichkeit einiger Zollhaus-Beamten zu dem Heiligthum unſers Gepäcks, am nächſten Tag unſre Reiſe nach Cordon fort, welches wir nach einem Weg von acht Poſten erreichten.

Mich hinderte an der Beobachtung des mahleriſchen Laufs der Rhone, ein langer Zug von Nationaltruppen, welche nach den Grenzen zogen. Sie waren an der Zahl achthundert, und ſchienen größtentheils Neugeworbene zu ſeyn, welche die Kriegszucht noch nicht erfahren hatten; einige wenige ça ira's waren die einzige Begrüßung, welche wir von ihnen erhielten. Unſer Paß wurde in Nantua verlangt; und nach einem ſehr kurzen Zögern, ohne die geringſte Unhöflichkeit zurück gegeben. Unſre Wirthinn in Cordon ſchien uns für einen geſetzmäßigen Raub anzuſehen, und entließ uns nicht eher, als bis ſie eine ſehr reichliche Forderung für das Vorrecht erzwungen hatte, ſur les terres de la liberté geſchlafen zu haben.

Einige wenige Schimpfworte, und ein zufälliges Geſchrey von Ariſtokraten, waren die einzigen Unbequemlichkeiten, welche wir auf dem Wege nach Montluet zu leiden hatten. Die Matrone, welche uns hier bediente, war etwas menſchlicher, als jene, mit welchen wir bisher zu thun gehabt hatten. Sie unterhielt uns während der Abendmahlzeit über den Zuſtand des Landes; und erkundigte ſich ganz beſonders nach dem Herzog von York, welchen ſie ſehr bald auf Frankreichs Thron ſitzen zu ſehen hoffte. Lyon wäre, verſicherte ſie uns, ganz ruhig, und Fremde würden dort eine ſehr ſtille Zuflucht finden. — Drey Poſten waren es überhaupt, welche uns von Lyon trennten, und dieſe überſtanden wir in einem halben Dutzend Stunden.

Das Auge wird durch keine hervorſtechende Größe in dem entfernten Anblick dieſer Stadt überraſcht, und der Eintritt ſcheint ſie nicht als eine zweyte Hauptſtadt anzukündigen. Wir fuhren, ohne einige Störung, längs einer ſchönen Anlände zur Seite der Rhone, und kamen auf den berüchtigten Platz Bellecourt, oder Louis le Grand. Dies iſt der prächtigſte Platz vielleicht in Europa. Er beſteht auf drey Seiten aus regelmäßigen und ſchönen Gebäuden; die vierte Seite wird durch eine Reihe von Spatziergängen erſetzt. Unſer Fuhrmann hatte Anweiſung, uns „aux armes de France“ — zu bringen. Aber die Zerſtörung der Wappen-Zeichen hatte die ehemahligen Unterſcheidungen der Gaſthöfe vernichtet! daher wurden wir, nach einer fruchtloſen Erkundigung, vor dem Gaſthof abgeſetzt, aus welchem ich jetzt ſchreibe, und welcher ehemahls als das Hôtel de Provence bekannt geweſen zu ſeyn ſcheint. Er liegt an einem ſehr offenen Theil jenes Platzes, und hat ein Anſehen von Pracht, welches mich nicht ohne allen Zwang ließ. Kein Grund findet ſich jedoch zu Argwohn; die Straßen werden blos von den Feſttags-Gruppen beunruhigt, welche das Feſt de notre Dame feyern, — eine Dame, von welcher ich glaubte, ſie hätten ihr höflich den Abſchied gegeben; und die Gaſttafel, bey welcher ich mich ſehr bald einfinden werde, wird mich wahrſcheinlich in den Stand ſetzen, Ihnen in meinem Nächſten einige Vorboten von meinem künftigen Schickſal zu melden.

2.

Lyon, am 9. Sept. 1792.

Ich kenne im allgemeinen kein beſſeres Mittel, um örtliche Nachrichten zu erhalten, als einen Beſuch an der Gaſttafel. Diesmahl war jedoch der Fall da, wo die Regel fehl ſchlug; und ich habe ſelten meinen petitecu auf einen ſo leeren und uneinträglichen Markt gebracht. Die Geſellſchaft beſtand hauptſächlich aus Offizieren, und Furcht oder Klugheit ſchien ein allgemeines Schweigen, in Bezug auf Staatsſachen, auferlegt zu haben. Kriegeriſche Gegenſtände füllten die ganze Unterhaltung; und die Hauptfrage war: ob Fußvolk oder Reiterey dem Feind am furchtbarſten wäre. Die Frage wurde von den Offizieren der verſchiedenen Partheyen mit beträchtlichem Muth verfochten, und endlich durch eine Berufung auf die Frauenzimmer entſchieden. Ich darf nicht erſt ſagen, daß die Reiterey die Stimme erhielt; und die Offiziere fügten ſich höflich in die Entſcheidung, indem ſie verſicherten, daß diejenigen, welche von Damen in Schutz genommen würden, unüberwindlich ſeyn müßten.

Ich beſuchte Abends verſchiedene Theile der Stadt; und kann nicht ſagen, daß ſie der Erwartung nahe kam, welche ich mir aus dem Leſen ihrer Geſchichte, und nach der Beſchreibung ihrer ortlichen Merkwürdigkeiten gemacht hatte. Der neue oder moderne Theil der Stadt beſitzt beträchtliche Schönheit mit Geſchmack; aber der alte und größere Theil hat wenig aufzuweiſen, was nicht auch gewöhnlich in Städten gefunden wird, welche dem Handel und Gewerbe gewidmet ſind. Wenn ich das Gewühl eines Feſtes abrechnete, ſo konnte ich kein gleiches Verhältniß zwiſchen der Volksmenge und dem Umfang der Stadt finden. Dies läßt ſich leicht erklären, wenn man die Zahl von Ausgewanderten bedenkt, und die Vorſicht, welche Perſonen von Vermögen und Charakter anzuwenden gezwungen ſind. Niemand war auf den öffentlichen Spatziergängen, oder auf irgend einem der Plätze allgemeiner Zuſammenkünfte zu ſehen, als Bürger von dem niedrigſten Stande; und nachdem, was ich bisher geſehen habe, werden meine Sitten durch die hieſige Geſellſchaft wohl nicht viel gewinnen.

Der Platz, welchen ich bewohne, wird durch abwechſelnde Mengen belebt, welche nach dem Mittelpunkt zu treiben, um die gedemüthigte Majeſtät des vierzehnten Ludwigs anzuſtarren und zu höhnen. Dies war eine ſehr edle Statue zu Pferd in Bronze, auf einem erhabenen Fußgeſtell; und muß in ihrem vollkommenen Zuſtand ſehr viel zur Zierde des Platzes Bellecourt beygetragen haben. Seit den Begebenheiten in Paris war ein Befehl an die Municipalität von Lyon ergangen, dieſe herrliche Statue zu zerſtören. Der Eifer des Pöbels kam der regelmäßigen Vollziehung dieſes Beſchluſſes zuvor; und das eherne Bild war, in der Nacht vor dem beſtimmten Tag, der Erde gleich gemacht. Nachrichten zum Verkauf ſeines Stoffs ſind in den Ecken der öffentlichen Straßen angebracht; und alle zeigen ſich begierig, ihren Beyfall über dieſe That dadurch zu äußern, daß ſie ſich verſammeln, um ihren hingeſtreckten Oberherrn zu treten, und ihre bittere Verwünſchungen gegen ſein königliches Andenken laut werden zu laſſen.

Mitten unter den Betrachtungen, welche ein ſolcher Auftritt veranlaßt, iſt es nicht möglich, ein geheimes Gefühl von Befriedigung ganz zu erſticken. Volksrache iſt immer ungeſtüm und übertrieben; und die Schuld eines Einzelnen iſt, nach ihrem flüchtigen Urtheil, kaum von der Schuld einer ganzen Claſſe zu trennen. Aber beym Schaudern über dieſe Gewalthätigkeiten, und beym Seufzen über dieſe Wendung des Schickſals, verweilt doch das Gemüth bey der Erinnerung an einen Menſchen, welcher den Weihrauch des Lobes für die Veranſtaltungen zum Unglück erhielt; welcher die Geſchichten ſeiner Zeit mit Blut füllte; und deſſen einzige Entſchuldigung bey ſeinem Scherz mit dem Leben ſeiner Unterthanen, und mit den Einkünften ſeines Königreichs, das elende Bekenntniß mitten unter den Schrecken des Todes war: „J'ai aimé trop la guerre.“

Aber ich werde durch einen verworrenen Zug unterbrochen, welcher jetzt unter meinen Fenſtern vorbeyzieht. Es iſt — wie ich von dem Kammermädchen höre — ein feyerlicher Zug der Nationalwache, welche im Begriff ſteht, alle Abbildungen ihres Königs öffentlich zu verbrennen. Sie ſcheinen ein zahlreiches Gefolg auszumachen, und ſind mit einem Haufen von Zuſchauern begleitet. Die vermiſchten Töne von Muſik und Geſchrey beſtürmen mich mit beträchtlicher Heftigkeit; und mein Verlangen, den Feyerlichkeiten dieſes Feſtes mit beyzuwohnen, iſt die einzige Entſchuldigung, welche ich wegen der Kürze dieſes Schluſſes anführen kann.

3.

Lyon, am 9. Sept. um 3 Uhr,

Der Zug, von welchem ich in meinem letzten Briefe ſprach, fand mich bald unter der Zahl ſeines Gefolges. Ich verlor keine Zeit, um mich unter den Haufen zu miſchen, und mich über ihr Vorhaben und über ihre Abſichten zu belehren. Es ſchien, als ob die Gemählde ihrer Könige, und alle die Bücher, Urkunden und Verzeichniſſe, welche auf die Gründung der Königswürde Bezug hatten, bereits an den Ort der Zuſammenkunft abgeführt worden wären; und die feyerliche Verbrennung derſelben auf einem Todtenhaufen ſollte in Gegenwart der National-Miliz vorgenommen werden. Die

Wache, welche einen zahlreichen Haufen ausmachte, zog nach dem Platz, welcher ungefähr eine halbe Meile von der Stadt entfernt war, in Haufen, welche den Antheil enthielten, den ein jeder Bezirk lieferte. Als ſie an den Ort gekommen waren, ſo wurden ſie in einen Kreis von beträchtlichem Umfang geſtellt, in deſſen Mitte ſich ein von geladenen Kanonen umringter Scheithaufen befand; rothe Mützen waren auf verſchiedenen Standarten aufgeſteckt, und Fahnen verkündigten in regelmäßigen Entfernungen: „la liberté ou la mort.“

Nachdem ein Zeichen mit einem Kanonenſchuß gegeben worden, ſo wurde die Fackel angelegt; und faſt augenblicklich ſah man den ganzen Haufen in Flamme. Alsdann wurden die Gemählde und Bücher auf den wüthenden Brennſtoff geworfen; und der Nahme des königlichen Schlachtopfers wurde laut ausgerufen, ſo wie jedes einzeln verzehrt wurde. Die Soldaten ſteckten ihre Hüte auf ihre Bajonette, und erhoben ſie zum Zeichen des Beyfalls. Der Pöbel ergriff das nämliche Mittel; und wer nur einen Stab hatte, der ſchwenkte ſeinen Hut mit einem Ausdruck wüthender Freude. Dieſe Feyerlichkeit — wenn ſie ſo genannt werden kann — wurde bey jedem Opfer erneut, welches die Flammen erhielten; aber wenn der Nahme Louis XIV gemeldet wurde, ſo war das Geſchrey des Pöbels über alle Maaße fürchterlich. Die Aſche von ſeinem Gemählde erhob ſich mitten unter dem Toben und Fluchen von vierzig tauſend Zuſchauern.

Ich kann nicht ſagen, daß die Mienen der Soldaten, oder des Pöbels, die wohlwollendſte Gemüthsſtimmung verrathen hätten. Außer dem nachtheiligen Umſtand, daß ich einen weißen Hut aufhatte, kam noch die Unannehmlichkeit hinzu, daß mein Anzug leidlich war; ſo daß es unentſchieden blieb, ob meine Gegenwart, oder ſelbſt die Erhebung meines weißen Bibers, den Hoſenloſen völlig angenehm geweſen ſeyn mochte. Mehr als einmahl veränderte ich meinen Platz, um nicht Gelegenheit zu geben, daß von mir geſprochen würde; denn einen ſolchen Fall konnte ich mit Grund vermuthen, da die Ausdrücke von fripon, und andre Beſchimpfungen, auf Könige angewendet wurden „qui ont fait tout le mal“ ſagten ſie. Meinen letzten Stand nahm ich neben einen ältlichen Bürger, deſſen Geſichtszüge mich etwas beſſers ahnden ließen. „Ah! — ſagte er mit heiterer und zufriedener Miene — c'eſt un beau jour“ — Weil ich merkte, daß er auf die Vorfälle, und nicht auf die Witterung deutete, ſo ſagte ich ihm, ich hätte die Abſicht gehabt, das Rathhaus zu beſuchen, um jene Gemählde zu ſehen, welche jetzt verbrannt würden. „Eh bien! — ſagte er — vous les verrez ici en plus belles couleurs.“ — Es war in dem Augenblick der Verbrennung des Gemähldes von dem vierzehnten Ludwig, als ich mit dieſem Altgedienten in Unterredung mich eingelaſſen hatte; und der Ungeſtüm von Männern, Weibern und Kindern, um ſich zu dem Scheithaufen zu drängen, und ihren Abſcheu gegen das Andenken des Tyrannen zu bezeugen, war faſt zu ſtark für die Wache, wiewohl ſie mit Bajonetten bewaffnet, und mit Kanonen unterſtützt war. Der Alte rieth mir daher, mich von dem Kreis zu entfernen, und machte mich geſchwind als einen Engländer mit einem Hauptmann von der Wache bekannt, welchen er als einen Mann von Talenten, Standhaftigkeit und Vermögen ſchilderte.

Von dem Hauptmann erfuhr ich, daß die aus den Lyoner Bürgern beſtehende Nationalwache einen Haufen von dreißig tauſend Mann ausmachte. Ich erwähnte

gegen

Mais des vives douleurs n'eſt-ce pas un délire?
On le dit, & bientôt ſoi-même on ſe dément.
Qui de nous, dans le calme & le recueillement,
Seul, au fond de ce temple, où de nos grands modeles
S'offrent à nos regards les images fidelles,
N'a pas ſenti ſon ame entre eux ſe balancer,
Et vers le plus chéri doucement s'élancer?
O toi, dont les écrits, où la bonté reſpire,
Donnent à la vertu tant de charme & d'empire,
Fénélon, quand mes yeux attachés ſur tes yeux
Se mouillent devant toi de pleurs délicieux,
Et que mon cœur ému, cherchant à ſe répandre,
T'adreſſe le tribut le plus vrai, le plus tendre,
Le tribut de l'amour, & de culte ſi doux,
Que l'ange de la paix recevroit parmi nous,
Suis-je inſenſé? Parlé-je à la toile, à l'argile?
Je parle à cet eſprit qui fend d'une aile agile
Les champs de la lumiere, &, comme elle épandu,
Sur ces murs quelquefois tient ſon vol ſuſpendu.
Au plaiſir d'être aimé s'il eſt ſenſible encore,
Ce Lycée eſt un temple où ſans ceſſe on l'adore:
Il doit s'y plaire. Et toi, dont les travaux divers
Ont durant ſoixante ans étonné l'univers,
L'aurois-tu depoſée au terme de la vie,
Cette gloire qui fit le tourment de l'envie;
Et d'un monde par toi ſi long-tems éclairé,
Ton indigne tombeau t'auroit-il ſéparé?
Quoi? tandis que tes vers enchantent nos oreilles,
Que nos plus doux plaiſirs ſont le fruit de tes veilles,
Que, d'une voix enfin, tous les cœurs attendris,
Du grand art d'émouvoir te décernent le prix,
Qu'inſtruits par tes leçons, des rois couverts de gloire
T'accompagnent en pompe au temple de mémoire,
Et ſur un monument à jamais affermi,
Vont graver de leur main le nom de leur ami;
Tu ne l'entendrois pas ce concert de louange,
Ce cri des nations qui l'honore & le venge!
Vous, qui deviez former des accords ſi touchans,
Suſpendez votre lyre, interrompez vos chants,
Enfans du Pinde: au ſein d'une nuit vaſte & ſombre

V

gegen ihn der Fortſchritte der öſterreichiſchen und preuſſiſchen Truppen. Er lächelte, und ſagte: „Mögen ſie vorrücken! mögen ſie bis an die Thore von Paris kommen! — & d'abord vous verrez, qu'aucun Autrichien & Pruſſien ne reverra ſon pays.“ — Nichts — ſetzte er hinzu — kann der Begeiſterung gleich kommen, welche das gemeine Volk überall zeigte, und dem Eifer, mit welchem es zu den Waffen eilte.“ — Ihr Sold war bey ſeiner Abtheilung täglich fünf und dreißig Sols, und Kleidung vom Kopf bis zum Fuß. In dem letzten Artikel konnte ich ihm kaum einige Genauigkeit zutrauen, oder wenigſtens mußte ich ſeine Erzählung blos von ſeiner beſondern Abtheilung gelten laſſen; denn kaum ein Drittheil von den Truppen unter Waffen war in kriegeriſcher Uniform gekleidet.

Unſer Geſpräch wurde jetzt durch den Beſchluß dieſes ſtürmenden Feſtes unterbrochen. Meine Geſellſchafter führten mich durch eine Reihe des Pöbels, welche dem Hauptmann Platz machte, und wir zogen neben ſeiner Kompagnie nach den Stadtthoren. Die Muſik ſpielte, beym Abzug von dem Platz, die glänzende und belebende Melodie von ça ira; und wir betraten Lyon mitten unter dem lauten und anhaltenden Tumult von Singſtücken und Trompeten, harmoniſchen Tönen, und Zurufungen von Beyfall.

4.

Lyon, am 10ten September, 1792.

Da die Erzählung von dem Aufenthalt meines erſten Tages in Lyon den Weg zur Poſt noch nicht gefunden hat, ſo mag ſie in Geſellſchaft einer umſtändlichen Nachricht von Verbrechen und Blutvergießungen abgehen, welche das friedenvolle Gemählde ehemahliger Anzeigen umſtürzten, und mein Gemüth mit Angſt und Schrecken füllten. Der Hauptmann, mit welchem ich am geſtrigen Morgen eine Unterredung gehabt hatte, hatte, bey der Erklärung ſeines Urtheils über den Zuſtand der Stadt, eine Beſorgniß geäußert, welche mich nicht ganz von aller Unruhe frey ließ. „Das einzige Uebel — ſagte er — was jetzt befürchtet werden kann, iſt, daß das Volk aufſtehen, und alle diejenigen ermorden dürfte, welche es für ſeine Feinde hält; und wirklich ſind bereits Anzeigen geſchehen, welche in zweydeutigen Ausdrücken zu einer ſolchen Art von Aufſtand einladen.“ — Dann führte er mich durch einen Theil der Stadt, mit welchem ich noch nicht bekannt war, und ſagte: Voilà le quartier des gens ſuſpectes! —

Ich brachte einen ſo günſtigen Bericht von dem allgemeinen Zuſtand der Stadt zurück, als ich von dieſer Ausflucht nach Hauſe kam, daß die Frauenzimmer Neigung bekamen, das Theater zu beſuchen; und in dieſer Lage war es, als wir die erſte Nachricht von einem wirklichen Aufſtand, und von bereits vollbrachten Thaten der viehiſchten Grauſamkeit erhielten. Ein Stück — „Le Payſan Magiſtrat — welches ausdrücklich zu Empörungs-Gefühlen angelegt war, wurde aufgeführt; und der Beyfall, welchen es bey den Zuſchauern erhielt, war ſichtbar mit beträchtlichem Tumult vermiſcht. Die Fortſetzung der Vorſtellung wurde häufig, nach ça ira, und nach dem Marſeiller Marſch, unterbrochen. Dieſer letztere iſt ein wilder Kriegsgeſang, deſſen Melodie bey einer kriegeriſchen oder theatraliſchen Muſik vorzüglich edel und eindrucksvoll iſt. Die Worte, welche von zwey Soldaten, bey Verbrennung des Gemähldes geſungen wurden, ſind nicht wenig blutdürſtig und rachſüchtig. Ein ſolches Geſchrey giebt nicht die ſchmeichelhafteſten Erwartungen. Damen ſah man ihre Logen allmählig verlaſſen, und bald befanden wir uns faſt ganz einſam. Zu gleicher Zeit ſchienen — les Petits Savoyards — welches das Nachſtück war, die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer gar nicht zu reitzen, welche in ihren Forderungen nach dem Marſeiller heftig wurden, und endlich alle andere Bewegungen zum Schweigen brachten.

Wir hielten für dienlich, uns jetzt zu entfernen; und fanden den Bedienten mit der Nachricht bereit, daß ein Volkshaufe ſich verſammelt und ſieben Offiziere geköpft habe, und daß ſie dieſe Köpfe jetzt im feyerlichen Zuge durch die Straßen trügen. Die Beſorgniß, dieſem unmenſchlichen Zuge zu begegnen, war ein Gegenſtand der grauſamſten Aengſtlichkeit, bis wir an den Platz Bellecourt kamen.

Nachdem ich meine Geſellſchaft bis in ihr Zimmer begleitet, und die Lichter geputzt hatte, welche der zitternde Bediente — er war ein Oeſterreicher — bey dem erſten Rufen der Rotte, in Ordnung geſtellt hatte, ſo gieng ich hinunter, um mich zu erkundigen, was in dieſem blutigen Trauerſpiel vorgefallen wäre. Es ſcheint, der Pöbel war anfangs durch einige Freywillige von Marſeille zum Aufſtand gereitzt worden; und gegen fünf Uhr verſammelten ſie ſich, und beſtürmten ein Wachhaus, aus welchem ſie einen vornehmen Offizier herausſchleppten, welcher nebſt ſechs andern, von der Municipalität, wegen Verdacht eines Briefwechſels mit dem Feind, in Verhaft genommen war, und zum Verhör aufbewahrt wurde. Er ſtürzte ſich in die Saone, um ihrer Wuth zu entgehen; aber ſie feuerten auf ihn; und nachdem ſie ihn an das Ufer gezerrt hatten, ſchlugen ſie ihm den Kopf ab, und übten dort die nämliche Rache an den ſechs übrigen. Unterdeſſen hatte bis neun Uhr die Rotte beträchtliche Stärke erhalten; und ſie begieng die wildeſten Ausſchweifungen, vor dem Rathhaus, um die Köpfe herum, welche ſie auf Pfähle geſteckt hatten. Alle Straßen waren durch die ganze Stadt, auf Befehl der Rotte, erleuchtet, und herum ſtreifende Haufen zogen durch verſchiedene Gegenden, und ſchrien: „Vive la Nation:“ —

Ich will ihrer Empfindſamkeit nicht dadurch läſtig werden, daß ich Ihnen die Lage meiner Freundinnen, in dem Zwiſchenraum von zwey Stunden ſchildere, welche zwiſchen der Zeit unſrer Rückkunft in den Gaſthof, und der Zeit, da die Rotte umherzog, verſtrichen war. Um eilf Uhr wurde der Tumult, welcher ſich bisher nur undeutlich hatte hören laſſen, immer vernehmlicher; und das allmählige Wachsthum des Aufruhrs ſchien irgend eine Veränderung des Auftritts zu verkündigen. Nur einige Minuten waren uns zu Muthmaßungen verſtattet, als der ganze Haufe der Rotte den Platz betrat. Sie bildeten eine lange, und nach dem Anſcheine, regelmäßige Reihe; die Vorderſten trugen Fackeln und Piken; und an den Spitzen derſelben die Siegeszeichen ihrer Rache. Dieſer Zug gründete ſich, wie ich bald erfuhr, auf einen neuen Vorfall. Dreyzehn Prieſter waren aus zwey Hunderten, welche im Verhaft waren; und das Blut von dieſen hatte jetzt ihre hölliſche Freude geweckt. Ein Gekreiſch und Getöſe begleitete ihren Zug über den Platz; und ſchon der Ton ihres Schreyens war ganz im Ausdruck des Mordes. Es hatte ſich bey Unterſuchung gefunden, daß der Offizier, welchen die erſte Rache traf, vierzehn Tage vor dieſer Begebenheit in unſerm Gaſthof war ergriffen worden; und der erſte Eintritt der Rotte auf dieſen Platz litt keine Erklärung, welche zur Minderung der Beſorgniß wegen unſrer Sicherheit abzielte. Die Köpfe wurden indeſſen an die Bäume gehenkt, und der Pöbel begab ſich nach ſeinem Hauptquartier vor dem Rathhaus.

Unterdeſſen wurden einige thätige Maaßregeln von der Municipalität ergriffen, und eine reitende Patrouille machte zwiſchen eilf und zwölf Uhr die Straßen rein. Eine allmählige Stille erfolgte, und um zwey Uhr ſchien die Gefahr verſchwunden zu ſeyn.

Die frühſte Stunde des Morgens wurde zur Erwägung der Mittel angewendet, um jenem Unheil zu entkommen, wovon der bisherige Vorgang blos der Vorläufer zu ſeyn ſchien. Meine Erkundigungen über die benachbarten Städte brachten mich zu dem Entſchluß, die Sicherheit meiner Reiſegefährten durch keinen andern Verſuch in Gefahr zu ſetzen, als durch gänzliche Entfernung von einem Lande, welches der Volkswuth Preis gegeben war; und daher war der erſte Schritt, welchen ich that, daß ich mich der Bewilligung von Päſſen verſicherte.

Hierzu wurde erfordert, daß ein jeder in Perſon erſcheinen mußte und vielleicht hat weibliche Standhaftigkeit nicht oft im gewöhnlichen Leben eine härtere Prüfung beſtanden, als auf einem Weg durch einen Pöbel, welcher von dem Blut ſeiner Mitgeſchöpfe gleichſam berauſcht war. Durch einen ſolchen Pöbel mußte man nothwendig hindurch gehen, um zu dem Rathhaus zu kommen. Meine Bitten — denn dies war die Zeit der Erniedrigung — konnten kaum den Frauenzimmern einen Weg ſichern, oder ſie gegen Unhöflichkeiten ſchützen. „Voilà des Ariſtocrates!“ — war die Muſik, womit wir unterhalten wurden, als wir zwiſchen ihnen hindurch giengen. Ich beſtand darauf, es wären Engländerinnen, welche ſich Päſſe holen wollten. „Qu'elles s'en aillent — ſagten ſie — il n'eſt plus le temps pour les étrangers.“ — In dieſem Augenblick waren ganze Mengen mit Zerſtörung von Statüen und anderer Denkmahle beſchäftigt, welche auf der Treppe zum Vorſaal zu finden waren.

Der Ort, wo die Päſſe ausgefertigt wurden, war mit Leuten beſetzt, welche dergleichen verlangten, und von welchen manche abgewieſen wurden. Ein elendes Geſchöpf brachte ſein Geſuch bey mir an, und bat, ich möchte meinen Einfluß verwenden, um ihm einen Paß als Bedienter zu verſchaffen. Aber unſere Umſtände waren zu bedenklich, um einen ſolchen Verſuch zu wagen; und nicht ohne beträchtliche Schwierigkeit, und einen Aufenthalt von zwey Stunden, wurden unſere Geſichtszüge, Größe, und Beſtimmung in Betracht genommen, und unſre Päſſe gehörig unterzeichnet. Nachdem dieſes endlich zu Stande gebracht war, ſo giengen wir nach unſerm Gaſthof zurück; und was mich zunächſt bekümmert macht, iſt die Beſorgung einer Reiſe-Gelegenheit. Meine bisherigen Erkundigungen zeigten ſich alle fruchtlos; die erſchreckten Prieſter hatten jedes Fuhrwerk in Beſchlag genommen, welches zu bekommen war; und ſobald als ich dieſen Brief werde geſiegelt haben, will ich mich umſehen, ob irgend ein Mittel zu finden iſt, um einen ſichern, wenn gleich nicht ehrenvollen Rückzug zu bewirken.

5.

Lyon, am 11ten September, 1792.

Kaum würde ich bey Ihnen Dank, oder bey mir ſelbſt Rechtfertigung verdient haben, wenn ich das Paket aus meinen Händen hätte gehen laſſen, ohne den Ausgang eines andern Tages abzuwarten. Aus verſchiedenen Nachrichten erfuhr ich geſtern, daß die Abſichten der Volksrotte die Geſtalt eines Plans angenommen hatten; und ein ziemlich angeſehener Kaufmann verſicherte mir, daß man ſich wirklich auf ein Vorhaben eingelaſſen habe, Feuer an die Häuſer zu legen; — indem man ein Verzeichniß von ſechs Hundert in den Händen eines Empörers geſehen habe. Unſre Wirthinn, welche vor Kummer und Furcht während der erſten unruhigen Nacht ſich eng verſchloſſen hatte, ließ ſich geſtern bewegen, wieder zu erſcheinen; und von ihr erfuhr ich, daß der junge Offizier, deſſen trauriges Schickſal ich erzählt habe, ein Oberſter bey den ſtehenden Truppen war; ein Mann von ſchöner Bildung und einnehmendem Betragen, und in einem Alter von nicht mehr als zwey und zwanzig Jahren. Das Frauenzimmer, deren Wohnung mit der unſrigen grenzte, war mit ihm, während ſeines Aufenthalts im Gaſthof, in ſehr vertrautem Umgang geweſen, und hatte ihn noch am Nachmittag vor ſeiner Ermordung beſucht. Er ſprach in ſehr zuverſichtlichen Ausdrücken von ſeiner Unſchuld; und in der Hoffnung einer baldigen Befreyung aus dem Verhaft, verſprach er ſeinen erſten Beſuch bey der Madame zu machen.

Die Sache mit jenem Aufſtand hatte ihren Urſprung von einigen Marſeiller Freywilligen erhalten, welche zu dem Lager vor Dijon gehörten; und es zeigte ſich aus einer ſehr lebhaften Vorſtellung, welche am folgenden Tag von der Stadt-Obrigkeit erlaſſen wurde, daß den Polizey-Beamten keine Nachläſſigkeit vorgeworfen werden konnte. In dieſer Vorſtellung, welche an den Ecken der öffentlichen Straßen erſchien, werden die Einwohner, in ſehr beiſſenden Ausdrücken, wegen der ſchändlichen Vorfälle der geſtrigen Nacht zur Rede geſtellt. — „Nicht eher, als bis zu dieſem Zeitpunkt — heißt es — wurden die Hände der Lyoner mit Blut verunreinigt. Es fehlte an keinem Widerſtand von Seiten euers Bürgermeiſters; — heißt es weiter — er warf ſich zwiſchen die Mörder und Gemordeten, und entkam mit Gefahr ſeines Lebens.“ — Dann ſchildert er ihnen die wahrſcheinlichen Folgen ſolcher unordentlicher Auftritte; zeigt ihnen die Unbrauchbarkeit von Verfaſſungen überhaupt, wenn ſolche Schritte erlaubt werden; und fordert zum Schluß alle Bürger auf, ſich zur Erhaltung der Ordnung zu vereinigen, und in ihren verſchiedenen Abtheilungen unter Waffen zu erſcheinen; „denn — ſetzt er hinzu — wenn dieſen Mördern nicht Einhalt geſchieht, ſo iſt das Land verloren!“ —

Auch Gegen-Anzeigen wurden in Umlauf gebracht, welche zu Unthaten aufforderten, und die Aufmerkſamkeit der Bürger gegen die Claſſe verdächtiger Perſonen hinlenkte, mit welcher, wie zu verſtehen gegeben wurde, keine Bedingungen eingegangen werden ſollten. Es fand ſich jedoch, daß die Befehle der Stadt-Obrigkeit ſiegten; und um fünf Uhr waren alle Straßen mit den Einwohnern unter Waffen vor ihren Häuſern beſetzt; und ſehr ſtarke Patrouillen waren zu Pferde, um die verſchiedenen Gegenden der Stadt zu beſichtigen.

Auf dem Rückweg von einer ſorgfältigen, aber vergeblichen, Erkundigung nach einem Reiſewagen, gieng ich durch verſchiedene Straßen, als die Lichter bereits angezündet wurden; und die äußerſte Regelmäßigkeit ſchien bey dem allgemeinen Vertheidigungs-Syſtem ſtatt zu finden. Die Volksrotte hatte, wie man erfuhr, im Verlauf der Nacht einen Verſuch gemacht, ſich zu verſammeln; aber durch die Thätigkeit der Wachen wurde ſie gehindert, in die Stadt zu kommen.

Am heutigen Morgen habe ich einen Wagen in Beſchlag genommen, um nach Genf zurück zu kehren; und um unſrer Abreiſe ſo wenig als möglich das Anſehen einer Auswanderung zu geben, ſoll unſer Gepäck mit der Meſſagerie abgehen, und wir werden mit ſachten Schritten unter dem Vorwand einer Spatzierfahrt aufbrechen. Dieſe Vorſicht wird von dem Eigenthümer des Fuhrwerks angerathen, welcher berichtet, daß die Freywilligen kein Bedenken getragen hätten, auf diejenigen zu feuern, welche zu entkommen geſucht hätten.

Zum Erſtaunen iſt es, zu welchem hohen Grade, und mit welcher Schnelligkeit, die Gefühle eines Menſchen ſich bis zum Vieh herabſenken können. Ich blicke umher, wenn ich durch die Straßen gehe, und finde keine Spuren mehr von jener Sittſamkeit, welche ehemahls das Betragen dieſes Volks auszeichnete: jeder Blick iſt von Wildheit umhüllt, und jede Miene ſcheint auf Rache zu ſinnen. Die Geſpräche derer, welche am Abend des Blutbades auf den Straßen giengen, waren von einem Inhalt, welcher die Gefühle der Natur empörte; Weiber wuſchen grade vor meinem Fenſter ihre Hände, welche mit dem Blut der unglücklichen Schlachtopfer befleckt waren. Ich unterſuchte am folgenden Morgen die Bäume, auf welchen die Köpfe gehangen hatten; und da ich ſie nicht bemerkte, ſo fragte ich eine alte Frau, welche unter den Zuſchauern war: „Où ſont les têtes?“ — Mit völliger Gelaſſenheit antwortete ſie: „On les a emportés, & on eſt allé en chercher d'autres.“ —

Doch, Anſtalt zu unſrer Abreiſe fordert jetzt meine Aufmerkſamkeit; und ich denke, mein Schickſal hat ein beſſeres Anſehen, als es vor ſechs und dreißig Stunden hatte. Die Gefahren, welche zwiſchen mir und Genf liegen mögen, will ich nicht vorher ſagen; ſie ſind im Buch des Schickſals aufgezeichnet; und ich bin nicht ohne Hoffnung, daß der Verlauf von wenigen Tagen mir verſtatten wird, Ihren Glückwunſch, wegen meines Entkommens aus einem Lande der Freyheit in ein Land der Sicherheit, anzunehmen.

6.

Genf, am 15ten September.

Nach einer langweiligen und mißlichen Reiſe von vier Tagen habe ich endlich mein Vorhaben erreicht, und durch muthige Bemühungen die Damen, über welche ich die Aufſicht hatte, aus den Händen eines Volks befreyt, welches wohl nicht ſo leicht das Joch einer friedvollen Unterwürfigkeit wieder annehmen dürfte.

Eine zweyte Warnung von der Stadtobrigkeit erſchien am Morgen des eilften Septembers, in welcher die Lyoner an ihren ehemaligen friedlichen Charakter erinnert werden; ſie werden ermahnt, einen Schleier über die entehrenden Vorfälle des neunten zu werfen, und muthig ſich zur Wiederherſtellung jener Ruhe und Ordnung zu vereinigen, ohne welche Geſetze und Verfaſſungen leere Rahmen wären. Ferner wurde angekündigt, daß zu Mittag ſich alle in ihren verſchiedenen Abtheilungen unter Waffen verſammeln ſollten, um ihren Eid zu erneuen, und zu ſchwören, daß ſie ihr Leben zur Erhaltung der Geſetze und Ordnungen opfern wollten. Dieſe Feyerlichkeit gieng vor ſich, als unſer Wagen aus Lyon fuhr; und wir kamen bey verſchiedenen Haufen vorbey, welche in einer runden Reihe aufgezogen waren, und den Eid ablegten.

Vos ſons perdus, jamais n'iront flatter ſon ombre.
Aux pleurs des malheureux, aux éloges des rois,
Voltaire eſt inſenſible; il n'entend plus nos voix.
Elle fut donc bien vaine, hélas! cette eſpérance,
De conſoler ſon ombre & d'acquitter la France,
Lorſque par l'univers notre zele avoué,
Promit la palme à qui l'auroit le mieux loué;
Et toi, Moliere, & toi, lorſqu'un ſiecle plus juſte,
Au buſte de Voltaire aſſociant ton buſte, *)
Conſacre parmi nous ton génie & le ſien,
Eſt-il vrai que pour toi la gloire n'eſt plus rien;
Et qu'en vain mis au rang des mortels les plus ſages,
Tu ne ſauras jamais ſur les ſombres rivages,
Combien de tes affronts la patrie à gémi,
Combien de tes ſuccès l'impoſture à frémi?
Ah! le lâche envieux & le fourbe hypocrite
Peuvent donc avec joie inſulter le merite:
Vivant, il eſt en proie à ſes diffamateurs;
Mort, il n'a plus d'amis ni de conſolateurs.
Aux traits de l'impudence & de la colomnie
Le Ciel aura livré la vertu, le génie,
Ils auront vu l'orgueil dédaigneux & jaloux,
Leur faire de la vie épuiſer les dégoûts,
Et de leurs ennemis, renouvellés ſans ceſſe,
Encourager l'audace & payer la baſſeſſe;
Et, lorſque la juſtice, arrivant ſur leurs pas,
Vient venger leur mémoire, ils ne l'entendroient pas?
Ceſſons d'injurier le Ciel & la nature;
Et quand l'homme à vécu pour la race future,
Croyons que de ſa gloire il va jouir en paix.
Pour la poſtérité les grands hommes ſont faits:
Ils ont ſemé pour elle, & chez elle ils recueillent;
Comme leurs bienfaiteurs les ſiecles les accueillent;
Et, préſens d'âge en âge à ce beau ſouvenir,
Leur eſpace eſt le monde & leur tems l'avenir.

---

*) Le buſte de Voltaire & celui de Moliere étoient en regard dans la ſalle de l'aſſemblée.

* * *

Da die Zugänge zur Stadt gerade diejenigen waren, von welchen die meiſte Gefahr befürchtet wurde, ſo wurde während der drey Poſten, welche zunächſt mit der Stadt zuſammen hiengen, alle mögliche Vorſicht mit dem Aushängen von National-Bändern, und andern Merkmalen patriotiſchen Theilnehmens, angewendet. Einige Haufen Neugeworbener trafen wir gelegentlich, welche auf der Heerſtraße aufgezogen waren; aber ihr Benehmen war friedlich und ordentlich. Unſre Wirthinn in Montluet war nicht ſo geſprächig, wie bey unſerm vorigen Beſuch; ſie verſchaffte uns die Bequemlichkeit ihres Hauſes, ohne nach den Urſachen unſrer plötzlichen Rückkehr ſich zu erkundigen. Da wir die beyden vorhergehenden Nächte in dem Zuſtand der Erleuchtung verbracht hatten, ſo verlangten wir zu wiſſen, ob dieſe Nacht ſicher in Dunkelheit verlebt werden könne. Unſre Wirthinn verſicherte uns, daß das Peloton-Feuer, welches in dem Augenblick erfolgte, uns nicht beunruhigen dürfe; denn wir ſollten keine Kränkung leiden, ſo lange als wir unter ihrem Schutz ſtünden.

Die zweyte Tagereiſe nach Nantua brachte uns in Geſellſchaft von zwey flüchtigen Prieſtern, welche ungeachtet aller unſrer Bemühungen, ſie zu meiden, Mittel zu finden wußten, in unſerm Gefolg zu bleiben. Nantua, wohin ihre Reiſe gieng, hatte Schrecken, welchen ſie zu begegnen nicht geſtimmt waren; und daher betraten wir dieſe Stadt ohne ihre Begleitung. Es war ſpät am Tag, als wir ankamen, und der Wagen war ſchnell von jungen Freywilligen umringt, welche nicht leicht zu dem Glauben zu bereden waren, daß man ihrer Dienſte mit Unterſuchung des Wagens entbehren könne. Jedes Zimmer, mit Ausnahme des Platzes, welchen wir inne hatten, war mit dieſen muthigen und unbiegſamen Knaben angefüllt; und wenn gleich keine Gewalt gebraucht wurde, ſo waren doch viele Bitten und einige Geſchenke nöthig, um eine Geſellſchaft von ihnen zum Abzug am folgenden Morgen zu bereden, ohne den Damen ihre Aufwartung gemacht zu haben. Ausdrückliche Verſicherungen unſrer demokratiſchen Tugenden bewirkten endlich, in Verbindung mit dem Wein unſers Wirths, daß ſie ihren bereits gefaßten Entſchluß aufgaben, die Frauenzimmer zu Ablegung eines Eides, und zum Küſſen der Spitze des Schwerdts, zu nöthigen; eine Feyerlichkeit, welche von manchen minder beglückten Fremden war verlangt worden.

Beym Abgang von Nantua wurde unſer Paß von einer Soldatenwache unterſucht. Einige Neugewordene zeigten mir die Waffen, welche ſie den ausgewanderten Prieſtern abgenommen hatten; und unter andern ein Paar Piſtolen, welche bis an die Mündung geladen waren, und welche ſie ſehr früh in den Händen zweyer Flüchtigen gefunden hatten, welche nach der Beſchreibung genau mit unſern Verfolgern übereinkamen. Sie warnten mich, keine dergleichen Leute in unſer Gefolg zu nehmen, weil kein Unterſchied in der Behandlung gemacht würde. — „Die Leute — ſagte der Anführer des Haufens — ſuchen uns durch lange Schweife, bunte Kleider, weiblichen Anzug und dergleichen zu täuſchen; aber keine Verkleidung kann einen Prieſter retten; — ces gueux là ne s'y cachent point — nous nous connoiſſons bien en prêtres. “ —

Ein Zank mit einigen flüchtigen und unordentlichen Herumſtreichern, in einiger Entfernung von Nantua, verſprach keinen ſo guten Ausgang. Die Pferde wurden angehalten, und ein wilder Sohn des Mars zog ſeinen Säbel, näherte ſich dem Wagen, und fragte nach dem Ziel unſrer Reiſe. Ich ſagte ihm, daß wir uns umgeſehen hätten, womit ſeine Brüder beſchäfftiget wären, und weil wir genug geſehen hätten, ſo wären wir jetzt auf unſerm Rückweg. Ich zeigte ihm die Päſſe; auf dieſe ſetzte er keinen Werth, und gelobte, daß ſein Blut nicht für diejenigen fließen ſollte, welche das Land verließen. Als er mit ſeiner Rede fertig war, fragte ich ihn, was denn das Land für Anſpruch an uns, Engländer, ſeine Freunde und Verbündete, habe. Dies ſchien ihn zu beſänftigen; er ſteckte ſeinen Säbel in die Scheide, und verlangte meine Hand. Dieſen Dienſt mußte ich mir gegen alle ſeine Gefährten gefallen laſſen; und weil ich keinen Gebrauch von dieſer Freundſchaft zu machen wünſchte; ſo ergriff ich die erſte Gelegenheit, von ihnen Abſchied zu nehmen.

Colonges verſchaffte uns eine ungehinderte Zuflucht am Abend des dreyzehenten, und am Mittag des geſtrigen Tages kamen wir nach Genf. Halt wurde bey der Ueberfahrt über die Grenze geboten; und ein Offizier machte Anſtalt, den Wagen zu beſichtigen, ob Waffen verborgen wären. Ich fragte ihn, ob dies die beſte Art ſey, wie er ſeine Achtung gegen die Engländer bezeigen könne? — „Monſieur eſt Anglois?“ — unterbrach er mich eilig. Ich gab bejahende Antwort. Schnell ſtieg er von dem Wagentritt herunter, ſchloß die Thür, und wünſchte uns bon voyage. Die Augen der Genfer waren auf uns bey unſrer Ankunft gerichtet; und während der vier und zwanzig Stunden, welche ich in dieſer Stadt zugebracht habe, war meine Hauptbeſchäfftigung die Beantwortung der Fragen der Neugierigen.

VI.

Reiſe von Genf nach Bern.

An meine geliebte Jugendfreundinn Charlotte Gräſinn von Dernath.

den 11. Mai 1791.

Heute habe ich endlich den Heiligen zu Genthod geſehn! Wie gern meine traute Lotte hätte mein Herz dieſe fromme Freude mit der Deinigen getheilt! Ich fand meinen edlen Freund von B*********n dort, und bemerkte bald, welcher freundlichen Mitwirkung ich die huldreiche Art, mit welcher der himmliſche Greis mich empfing, zu verdanken hatte.

Die Unterredung ward ſchnell belebt. Bonnets Herz verſtand das meine, durch jenes geiſtige Orhan, welche das träge Wort überflügelnd, die Seele enthüllt. Das ganze Weſen des chriſtlichen Philoſophen trägt das Gepräge patriarchiſcher Einfalt, und kindlichen Glaubens. Aus ſeinem Auge blitzt nicht Verklärung, wie ich ſie oft aus Vater Jeruſalems Blicken ahndend hervorſtrahlen ſah; allein der tiefe Ernſt des Denkers iſt in ruhiger Majeſtät über ſeine Stirn verbreitet. Wie hängt ſein Geiſt an der Lehre Jeſu! wie inbrünſtig liebt er ſeinen Erlöſer! Wie gern hätte ich manchen überklugen Jüngling unſers überreifen Jahrhunderts dir gegen über geſtellt, Himmelnaher Greis! du, deſſen Le-

Leben dem Erforſchen anſchaulicher Wahrheiten gewidmet war, und der dich glaubte, bis er nun bald ſchauen wird. Wir redeten viel über gemeinſchaftliche Freunde. Auch fragte er mich manches über meinen theuren Vater, deſſen Schriften er kannte. Oft wollte ich gehen, um den kaum Geneſenden nicht zu ermüden, aber er hielt mich immer mit ſüßer Freundlichkeit. B*********n ſtellte ihm meinen Karl vor, der im Garten geſpielt hatte. Treuherzig mit glänzenden Augen ſchüttelte der Knabe ſeine Hand, ah! que j'aime ces ſalutations allemandes, ſagte Bonnet, und betrachtete das Kind mit innigem Wohlgefallen, ſegnete, und küßte ihn! Da ſtand Vater Jeruſalem vor mir, wie auch Er, ſchon vom Schlage gelähmt, kurz vor ſeinem Tode den glücklichen Knaben herzte und ſegnete! und ſanfte ſüße Thränen entfloſſen dem Mutterauge. Ach möge der vereinte Segen auf dir ruhen! Ich verließ ihn mit gerührter Seele, nachdem er mich väterlich umarmt und an ſein Herz gedrückt hatte.

Der Weg von Genf hierher iſt höchſt anmuthig; immer am Ufer des Sees fährt man die anderthalb Meilen ohngefähr, an freundlichen Hügeln auf und ab; bald durch Kornfelder und Obſthaine, vom Waſſer entfernt, bald nah am Geſtade. Seit 16 Jahren lebt in Bonnets Hauſe ein däniſcher Unterthan, ein Holſteiner, Namens Plötz. Er iſt ein treflicher Miniatur-Mahler, ich habe nie etwas vollendeteres in der Art geſehen, als einige ſeiner Idealiſchen Köpfe, von denen beſonders eine heil. Cecilia mich entzückte. Die Lebenswärme, unſichtbar in die Farben gehaucht! Dieſe Augen, andächtig mit einer Thräne gen Himmel blickend, die wie ein Thautropfen im Kelch eines Vergißmeinnicht glänzt! dies goldne Haar, fein wie mit Sonnenſtrahlen durchwebt! Mehr für's Auge der Kunſt, als für das meinige, war eine ſchöne reichgekleidete Türkinn, an der ich die Feinheit des Pinſels im Detail ihres Schmukkes bewunderte. Er beſitzt das Geheimniß, ſeinen Farben eine Dauerhaftigkeit zu geben, welche der Näſſe widerſteht; vor meinen Augen wuſch er ein noch unvollendetes Gemälde mit Waſſer, ohne es im geringſten zu beſchädigen. Er iſt in Berlin ohne ſein Anſuchen zum Mitgliede der Akademie aufgenommen: ob ſein Vaterland ihn dieſer Ehre gewürdigt hat?

Genthod liegt am ſanften Abhang eines vom Ufer aufſchwellenden Hügels. Das Haus iſt in einem edlen Stil gebaut, und überſchattet von einem heiligen Dunkel alter Kaſtanien. Vom Balkon überſchaut man den See, der hier in das engere Ufer von Bellerive gedrängt in prächtiger Biegung, einem ungeheuren Strome gleicht. Die Gebirgwelt jenſeits zog in veränderten Lagen meine immer neugierigen Blicke an; ein noch milderer Himmel ſcheint über Genthod zu leuchten: denn ich habe hier alles früher entfaltet gefunden, als um Genf. Unter dem Hügel in einem lieblich bebüſchten Seebuſen liegt das Landhaus des Herrn von Sauſſüres; dieſes edlen und kühnen Naturkündigers, der hier zu den Füßen ſeines ehrwürdigen Oheims und Lehrers wohnt. Der Ort heißt Le creux de Genthod. Ich fuhr in der Abendröthe nach Genf zurück.

Den 11ten verließ ich Genf mit dem fröhlichen Bewußtſeyn, hier zwey Monate (vom 7ten Merz bis zum 11ten Mai) verlebt zu haben, die für mein ganzes Leben voll froher Erinnerung ſeyn werden. Ich führe dich nun nach Nyon in den Tempel der Freundſchaft. Welche ſelige Tage lebte ich auch dort am Arm der Freundſchaft! welche ſchöne Pfade habe ich an B*********s und M*********s Seite gewandelt!

welche frohe Stunden entflohen mir nur zu ſchnell unter dieſem Gaſtfreyen Dache der alten Burg, im Schooß dieſer höchſtliebenswürdigen Familie! Feinfühlende liebenswürdige Adelaide, wie wohl war's mir an deinem traulichen Theetiſchchen, im Gewühl unſerer munteren Kinder, des ſchönen Idyllen Knaben Charles, der von Karl unzertrennlich war: des kleinen Krauskopfs Eduard, der ſo willig ſich in die Laune der blonden Charlotte fügte. Wie wirkte die gegenſeitige Sympathie der Eltern in den Kindern fort! lieber fröhlicher Alter! biederer R******l, bey deſſen erſter Erblickung das Wort Urbanität deutlich perſonificirt vor mir da ſtand, wie oft gedenkt mein Herz ihrer, und der ſanften leidenden Gattinn!

Die Lage von Nyon, auf einem freiſtehenden Hügel iſt ſchön und romantiſch, der Weg von Genf bis hieher, ohngefähr drei Meilen, iſt ununterbrochen angenehm, immer am See hin, durch wohlhabende Dörfer, Genthod vorbei, durch die Städtchen Copet und Verſoix, dicht am Ufer, wo eine friſche Aue gleiches Namens den Tribut ihrer klaren Wellen der Nymphe des Rhodans darbringt. Der See breitet ſich allmählig aus, und drängt Hügelreihen, Dörfer und Flecken näher an den Jura hin, das Thal verengend. Lieblich iſt der Einblick in die kleinen Zwiſchen-Thäler, die vom See auf in den Vertiefungen der Anhöhen bis an den Jura ſich hinziehen, und kleine niedliche Scenen auf dem großen Naturſchauplatze bilden. Kurz vor Nyon dehnt das Gewäſſer ſich plötzlich mächtiger aus, und füllt einen tiefgewölbten Seebuſen, über dem das Städtchen auf einem hohen Hügel frei und weitſchauend ſich erhebt. Indem man hinauf fährt, krümmt der See ſich rechts in die Bucht ein, und links blickt man in ein niedliches zwiſchen zwei grünen Wieſenhöhen hingebendes Thal, deſſen Tiefe ein Bach durchwandelt. Dies iſt eins jener ſchönen Profilthäler, die vom See aufgehend der Jura begränzt. Wie ich das erſtemahl in die Zimmer der Burg trat, ward ich geblendet von der Pracht dieſer Hinunterſicht, in die Wellen dieſes kleinen Meeres! der Hinanſicht an die gedoppelten Bergketten Savoiens und des Walliſerlandes, die jene rechts über dem engeren Theile des Sees Le petit Lac genannt, aufragen, dieſe gerade vor mir, und links bis in die dämmernde Ferne über der immer wachſenden Breite des Sees, ſich gebietend erheben.

Ich will verſuchen dir einige liebliche Ausflüge zu ſchildern, die wir von Nyon aus, in die umliegenden himmliſchen Gegenden zu verſchiedenen Tageszeiten thaten. Erſt eine kleine Fahrt auf einem offenen Wagen mit meinem Brun, M*********n und B*********n nach dem Walde von Pragin, der zu dem Schloſſe und der Baronie gleiches Namens gehörig auf dem erhöhten Seegeſtade, Nordwärts von der Stadt ſich befindet.

Wir kamen in das Dorf Promenton über einen kleinen Bach. Lieblich war das Luſtwandeln in dieſer anmuthigen Wildniß! die in ſchlängelnden Pfaden bald unter düſtre Tannenſchatten führt, dann auf einmal im vollen Mittagsglanz den See enthüllt, dann unter jungen Buchenzweigen ihn halb verſtohlen durchſchimmern läßt! Anmuthige Ruheplätze auf den Schatteninſeln, die das ſenkrechte Herabſtrömen der Sonnenſtrahlen bildete, boten ſich uns dar! Dieſer Elyſiſche Hain war die Wiege der vollkommenſten, der treueſten und unzertrennlichſten Erden-Freundſchaft! Hier unter dieſen majeſtätiſchen Wipfeln, beim harmoniſchen Geſange der Wogen ward der ſchöne Bund geſchloſſen, der über das Grab hinausdauert. Jedes geweihte Plätzchen wurde geſucht, und geſunden; deine glückliche Freundinn ward Schweſter dieſes ſchönen Bundes reiner Freundſchaft, welcher gegründet auf Sympathie der Gemüther, und auf gemeinſchaftlichem Sinne für alles Wahre, Schöne und Große, in der belebten Schöpfung, ewig iſt und bleiben wird wie unſer Daſeyn.

Wir ruhten auf einer Bank, die auf ſchroffem Ufer, an einer Kluft vom Waldbach durchrauſcht, ein Sitz iſt für einſame Schwärmerei. Hier entſtand das vollendete Meiſterwerk *) der Genferſee, dem man die kühne Harmonie der Wogen anhört, die ſein Geburtslied ſangen.

Beim Zuhauſekommen fanden wir eine intereſſante Tiſchgeſellſchaft und unter andern einen Mönch aus dem Spital auf der Höhe des Bernhards! Mit inniger Ehrfurcht ſah ich dieſen Märtirer der Menſchenliebe an, der von der höchſten bewohnten Spitze Europens herunter geſtiegen war, die nur dieſer reine Enthuſiasmus bewohnbar macht; denn für dieſe Bewohner des Spitals lächelt kein Lenz, ewig nakte Klippenhäupter umſtarren ſie, und tiefer wie ½ Meile unter ihnen fängt die Vegetation erſt wieder an. Der Blick dieſes Mannes war gewohnt aufwärts zu ſchauen, und ich fand ihn oft auf dem gewohnten Wege.

Am Abend deſſelben Tages machten wir in der Kühlung einen Spaziergang nach dem Champ Trembly; ein traulicher Weg in einem anmuthigen Hügelthal führte uns ſanftſteigend an hangende Höhen, auf ein

---

*) Siehe Fr. Mathiſſens Gedichte. Füßlin 91. 92.

ein frei liegendes Feld. Dieſer Standpunkt iſt deßwegen einzig, weil man eine durchgehends uneingeſchränkte Ausſicht, Um- und Ueberſicht hat, um den ganzen Horizont dieſes großen Ovalthales, vom Sion Südwärts über Genf, ſo wie vom Jorat über Lauſanne im Norden begränzt. Die Sonne ruhte über dem Jura, der dunkel ſich aufhob! in ſtiller ſichtbarer Dämmerung lag das ganze Thal zu ſeinen Füßen verbreitet. Von der Oeffnung des Vouache und Credo an, folgte ich der großen Mauer bis an die Kluft über dem Städtchen Ger; dann bis an die ſchwarze Kuppel der Dole. In ſtillem Frieden lagen die romantiſchen weißen Landſitze unter hohen Ulmen oder Kaſtanien-Wipfeln, und die ruhigen Dörfer im Kranze röthlich blühender Obſthaine. Beſonders feſſelte mich die Lage des Chateau Beaumont, und das reizende Dorf Divonne, deſſen Quell der Sänger des Genferſees verewigt hat. *) Neben uns links am Ufer fortgehend die Rebenhügel von Lacote. Ueber dem immer mächtiger ſich ausdehnenden See ſchweben die Gedanken auf Wellenlinien der Schönheit zwiſchen dem Geſtade hin, das an der Schweitzerſeite ſich in einer weiten Linie bis Lauſanne herumſchlingt.

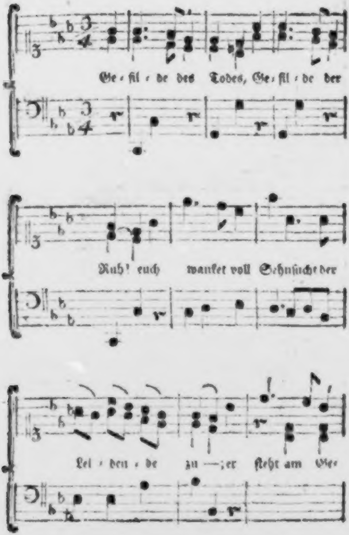
Gegen uns über an der Savoier Seite hebt ſich in einer Entfernung von zwei Meilen der reich kultivirte Hügel Boiſy mit Weinbergen, Korn, und Wieſen bedeckt, und gekrönt mit einem ſchönen Walde; weiter links das Städtchen Thonon und das prächtige Kloſter Ripaille, von den Felſen näher an den See gedrängt. Dies der Vorgrund, deutlich vor uns aufgeſtellt, über den duftigen Wogen des Sees, und unter dem großen Hin-

---

*) Siehe Matthiſſons Gedichte der Genferſee Strophe 35.

Grabgeſang.

Langſam.


Ge - fil - de des Todes, Ge - fil - de der
Ruh! euch wanket voll Sehnſucht der
Lei - den - de zu —; er ſteht am Ge-

Hintergrunde mächtiger Gebirge, welche dem Blick die kleineren Gegenſtände gleichſam entgegen tragen, und verbunden mit der reineren Luft dieſes glücklichen Landes, die Urſache ſind, warum man in ſo beträchtlicher Ferne ſo deutlich die jenſeitigen Ufer erblickt. Hier hebt ſich ein ſchroffes Felſenvorgebirge, mit deſſen Profil das jenſeitige Ufer abbricht, und das ſichelförmige Ende des Sees mit Evian, Meillerie, Villeneuve, Chillon, Clarence und Vevay uns verbirgt. Jetzt blickte ich auch rechts, und ſah im Schatten der zuſammengedrengten Gruppe der Saleves und des Pitons die Gegend von Genf. Von der Spitze der Voirons herunter, jetzt enthüllt vom aus einander gleitenden Wolkenflor, ſchwebt in göttlicher Klarheit der Mont Blanc, unter ihm ſtrahlte der Buet, die Sonnenſeite wie Rubin, die abgewendete dunkelblau; der breite Rücken des Velan leuchtete wie Silber, mit zufälligen Wolkenlichtern begoſſen. Das Walliſergebirg, von einem Vorwall grauer Felſen eingezäunt, bot unſern Blicken ein verworrnes Chaos von Licht und Dunkel dar; von ſchwebenden Wolkengebilden und durchſichtig ſcheinenden Felszacken, runden Kuppeln und Schneebergen, während die in rauhen Klumpen und ſchrägen Lagen hingebenden Seiten und Füße nächtlich trauerten, weil die uns ſchon geſunkene Sonne ihr mildes Licht von ihnen abgewendet hatte. Auf der breiten Fläche des Sees irrten weiſſe Nebel, von röthlichen Wolken hier und dort gefärbt; es war ein ewiges Wandeln von Klarheit in Dämmerung, von Dämmerung in Schatten. Wir wandelten ſinnig heim, vom Monde beleuchtet, der am Himmel aufgieng, und deſſen Glanzſäule die Wellen in Silber-Funkeln aufnahmen.

Am folgenden Morgen machte ich einen niedlichen Spaziergang im kleinen Hügelthal. Durch die Oeffnungen zwiſchen den Hügeln ſtellt ſich immer im Gehen eine kleine holde Perſpectiv-Landſchaft dar. Bald ein Fragment des Jura, mit braunem Fuß, grünem Wieſengürtel, und ſchwarzen mit Schnee durchblickten Tannenhöhen. Dann ein glattes Becken des Sees, ein röthlich beduftetes Berghaupt, oder ein Dörfchen in buntem Blüthenkranz. Wir kamen durch einen engen heimlichen Pfad, Creve-coeur genannt, wieder zur Burg, wo ein geſelliges Frühſtück uns erwartete.

Nun machte unſer lieber Wirth mir die Freude einer Seefahrt; ein Genuß nach dem ich mich ſchon lange geſehnt! So wie wir uns vom Ufer entfernten ſtieg die Stadt wachſend auf der luftigen Anhöhe empor, auf deren Spitze die Gothiſche Burg rittermäßig prangt. Das alte römiſche Nyon hat den ganzen Hügel bedeckt und war eine große Stadt. Man zeigt noch Gewölbe davon, und am Thor ſind Bruchſtücke von Corniſchen eingemauert, an denen ich ſchnell den römiſchen Meiſſel erkannte, deſſen vollendetere Reſte mir in Niſmes ſo viel Vergnügen machten.

Hier, im leichten Nächlein ſchwebend auf der Kryſtallfluth, in deren transparente Tiefe der Blick ungehindert mit ſüßem Staunen ſich verliert, und im klaren Dunkel die merkwürdigſten Ruinen von den Gebirghäuptern der Alpenwelt in bunten glatten Kieſeln erblickt; überwölbt von einem reinen milden Himmel, unter dem die Seele weniger die Bürde des Körpers fühlt, hebt ſich der Geiſt hoch im ungehinderten Fluge! Feſſellos ſchweift die Einbildungskraft umher im Raume der Vorzeit! Sie erblickt den einſamen Leman umgeben von wilder unbebauter Pracht heiliger Uferhaine, überragt von grauen Klippen, welche nur ewige Schneehäupter, erhellend die dunkle Nacht der Wälder überblicken. Sie hört das wilde Stürmen des Rhodans, im engeren Seethal, ſieht den rauhen Celten am Ufer kämpfen mit dem wilden Uhr — wie Klopſtocks Jünglinge in Herrmann und die Fürſten — bis das Traumbild der Vergangenheit dem holden Zauber der Gegenwart weicht, und die durch Menſchenhand gebildete Schönheit, in immer neuer Anmuth den geſchmeichelten Sinn anlächelt. Wir landeten an der weißen Kieſelſpitze von Romenton an der die Wogen tönend ſich brechen. Hier hat M........n im Elegiſchen Schluß des Genferſees ſein Grab erhöht, und ſein Freund hat es im Voraus mit flüſternden Pappeln umpflanzt. *)

Während des Zurückruderns nach dem Dorfe Promentou ergötzte ich mich am freundlichen Anblick des Coteau Boiſſi. Dieſer liebliche, von dem Savoyer Ufer den Wogen entgegen ſchwellende Berghügel, liegt dem Seebuſen von Nyon gerade gegen über, der ſeine beiden grünen Vorländer ihm entgegen zu ſtrecken, und in deſſen Einhöhlung die Auswölbung von Coteau Boiſſi gleichſam zu paſſen ſcheint. Wir giengen über dem ſchönen Garten von Prangin heim, und freuten uns der nun blühenden Kräuter und Blumen. Ich pflückte Rouſſeaus Pervenche für dich.

In den folgenden Tagen meiner glücklichen Exiſtenz in dem lieben Nyon, war das Wetter mir weniger günſtig; ſo verunglückten mehrere Parthien, und unter an-

---

*) Bei den bald darauf entſtehenden Gährungen im Pays de Vaud ward eine Schildwache auf dieſe vorragende Erdzunge geſetzt. Ich mußte herzlich lachen über die Schildwache am Grabe des friedlichen Sängers.

andern eine Fahrt nach Rolles, einem freundlichen Städtchen, welches hart an der gröſſeſten Breite des Sees in einer Paradieſiſchen Gegend liegt, Thonon gegenüber. Doch war der Tag nichts weniger als verlohren. Denn die Freunde unſerer Freunde, nahmen uns mit der liebenswürdigſten Offenheit auf. Die Geſellſchaft war unterhaltend, der Ton fein ohne geſucht zu ſeyn; wir waren heiter und traulich. Geben und nehmen von Freundlichkeit und Wohlwollen iſt der einfache Grund guter Geſellſchaft. Er wird nur da gefunden, wo er nicht geſucht werden darf, wo er eine ſimple Emanation guter Seelen iſt.

Den 12. May verließ ich mein liebes Nyon mit gerührtem Herzen, und umfaßte noch einmal in Gedanken die ſchlummernde Mutter mit den geliebten Kindern. Wir entführten aber den Landvoigt, der uns bis Bern begleitet. Ich blickte dem in fernen Schleyer der frühe dämmernden Genfergeſtade, und den halb verhüllten Bergformen, ein Lebewohl zu; und ſo rollten wir davon, immer am erhöhten Ufer des Grazienſees hin. Bald kamen wir durch das Städtchen Rolles, an den Halbmond der Weinberge von la côte gelehnt; dann durch die Flecken Perroix und Allaman; hier wölbt ſich ein unausſprechlich anmüthiger Hain den Hügel herab, zart, grün und einladend. Nichts iſt der freundlichen Milde dieſer leicht gereihten Hügelufer zu vergleichen, die bald in den See ausſchwellen, bald eintretend in ſanften Buchten gezeichnet ſind. Jede Bucht ſcheint, vom See aus erblickt, ein Paar weiche Arme auszuſtrecken, und die Menſchen, welche die niedlichen Seeſtädtchen bewohnen, eingeladen zu haben, ſich hier anzubauen; hier, wo Freude die Fülle reift, im nährenden Halm, und in der Herz erfreuenden Traube. Auch iſt das ganze Pays de Vaud ein Garten: Fleiß, Induſtrie und Wohlſtand reden aus allen Gegenſtänden. Bey dem Flecken St. Preux, einem über den Spiegelſchooß des Sees blickenden Hügel, verließ ich den Wagen; gegen uns über liegt Evian unter dem von blauen Duft umflorten Felsufer Savoiens. Die Lüfte waren mit dämmernder Klarheit umwallt; halb ſah, halb ahndete man die ferneren Theile der Rieſenufer, die abentheuerlich und verworren aufragten; Luft und Fels, und Duft verſchwammen in einander.

In Morges, einem ſehr niedlich gebauten Flecken, machten wir wieder eine kurze Halte; und giengen ans Ufer des Sees, wo auf dem beſchatteten Raſenplatz die ſchöne Kirche feierlich da ſteht, Wir ſetzten uns auf die Bänke, und ließen unſere Blicke rund umher weiden. Eine Viertelſtunde vor Lauſanne giengen wir zu Fuß, um von der Spitze des Hügels eines vorzüglich ſchönen Anblicks zu genießen. Welche göttliche Gegend! von der ausgewölbten Höhe überſchwebt man den ganzen See! und umfaßt mit einem Blick beyde Silberhörner rechts bis Genf, links bis Ville neuve! welch ein Reichthum der Schönheit, ausgegoſſen über dieſe lichten Geſtade! hinab in den weichen Schooß der Thäler, von Auen, Bächen, Quellen durchſtrömt und durchrieſelt! welche Kultur! welch übervolles, doch nicht überladnes Gemählde! dieſe reitzenden Haine, von Landhäuſern belebt! dieſe verſtreuten Pappelgruppen, dieſe Fülle von Korn, Obſt und Wein! Hier haben doch einmal die Menſchen den lieben Gott recht verſtanden! Hier hat Freiheit unter dem Flügel der Geſetze Fleiß hervorgerufen, und Wohlſtand iſt der Spur des Pfluges und der Hacke gefolgt.

Nun erſtiegen wir vollends den Abſatz des Jorat, an dem Lauſanne liegt. Mein Freund zeigte mir hier den Hügel, der die Fluthen weit umſchaut, *) wo S...s und M.......n einander zum erſtenmal begegneten, ſich ſchnell erkannten! „du biſt S...s! du M.......n!“ und nun die Umarmung, und der Wonnejubel des Sehens von Aug in Auge!

Mit unſerm Eintritt in Lauſanne fing es an ſtark zu regnen, und nach einem kurzen Mittagseſſen verließen wir dieſe alte, wegen ihres ſchönen Klimas, der heitern Lage und des feinen geſelligen Tones ſo berühmte Stadt.

Noch immer im Regen kamen wir durch das Städtchen Sütri an die Rebenberge von La vaud. Dies ſind höher gehobene ſteile Hügel ohne Vorland, aus dem tiefen blauen Schooß des Sees aufragend. Der Grund iſt Felsboden, oft nackt, oder doch nur kümmerlich mit Erde bedeckt. Die fleißigen Einwohner tragen die fehlende Erde oft in Körben hinauf, und verwahren und ſtützen dieſen Schatz mit Mauern; aber der feurige edle Ryffwein belohnt mit Wucher die Mühe des Winzers. Solch ein Berg, mit Wein in Steinterraſſen bis in Himmelhöhe bedeckt, giebt einen höchſtſonderbaren mir ganz neuen Anblick! wenn ich in den See blicke, ſteigt dies Gemiſche von Natur und Fleiß bis an den ſteil und eng ſich windenden Weg, und nach dieſer kleinen Unterbrechung ſo ſchroff über unſern Häuptern auf, daß mir ſchwindelt, wenn ich die ſaure Mühe und ungeheure Koſten bedenke, die dieſe ſchwebenden Weinberge erfordert haben. Wie angeklebt an die folgende Terraſſe liegen die Weinberghäuschen verſtreut; ich dankte dem Him-

---

*) S. Friedrich Matthiſſons Gedichte. Zürich 1792. Seite 46.

Himmel in dieſem Augenblick für Regen und Kühlung, denn die Hitze unter dieſen Mauerbergen muß erſtickend ſeyn.

Jetzt hörte der Regen auf, und meine Blicke hefteten ſich am immer höher aus dem gähnenden Gewölk brechenden Felsufer Savoiens. Bald zerfloſſen die Gewölke um die rauchenden Spitzen, und rollten in runden Wallungen in die Klüfte, und an den Seiten weißlich herab.

Nun öffnete ſich das blaue ſcharf abgeſchnittne Felsufer zu beiden Seiten des letzten Hornes vom See, und ſtand wie Couliſſen eines ungeheuren Theaters da, deſſen Schauplatz ſich perſpektiviſch ins Wallis hinein öffnet. Uns näher gegenüber ſtehend, am Ufer des immer enger werdenden Sees, der ernſte Felſenkörper von Meillerie; die untern Säume mit hellem Frühlingsgrün geſchmückt, dem ein dunkler Gürtel von Tannen folgte, dann die Felszacken, und ſchaurigen Klüfte, mit Schnee beſtreut, furchtbar wie St. Preux ſie erblickte. Dies im Kontraſt der ſanfteren Scenen um uns her, umgeben von Reben und Obſtgärten, umrauſcht von kleinen Waſſerfällen, die aus Epheu behängten Klüften hervorſprudeln, verſetzen das Gemüth in jene ſanfte Träumerei, aus der man ſo ungern erwacht.

Bey Dir, mit Dir, in der Heloiſe lebend, erreichte ich Vevay, welches gerade an der letzten Biegung des letzten Hornes vom Halbmonde, den der Genferſee bildet, in der allerromantiſchſten Situation liegt, und vom flachen Ufer, durch die große Perſpektive ins Wallis hinein blickt. Wir eilten durch das Städtchen an den See, nachdem wir uns beim Anfang der Promenade am Ufer, ein einſam ſtehendes, das Waſſer und die

Felſen überblickendes Haus, als Juliens Wohnort ausgeſucht hatten. Mächtig vom Felsufer von Meillerie zu uns herüber rollten die langen tönenden Wogen. Der Mond leuchtete matt durch zerfloßne Wolken; unſtätes Gewölk gürtete die Klippen, und wallte wie ein Gewand bis zu den vorſtrebenden Füßen herunter.

Wir kehrten ins Logis der drei Kronen zurück, halb beſorgt „ob M........n kommen würde? ob er auch unſern Brief erhalten?“ Da ſtand er plötzlich mitten unter uns! und machte unſre Freude vollkommen.

Nach einer heitern Abendmahlzeit ging ich noch einmal mit B........n ans Ufer, um mir gute Hoffnung für den morgenden Tag, und die Wallfahrt nach Meillerie zu hohlen. Der Mond ſchien heller, und die Wellen des Sees waren bis zur Spiegelglätte geſunken; wir kehrten zweifelnd zurück.

(Die Fortſetzung folgt.)

Regiſter

der Vier Stücke von 1796.

Erſtes Stück.

Seite.
Briefe von Friederike Brun, geborne Münter, auf ihrer Reiſe im ſüdlichen Frankreich, 1791. 5.
Meilhan's biographiſche Notizen von Mirabeau und Necker. 45.
Beſchreibung von Bath. Lebensart, Sitten ꝛc. dieſes berühmten Bades; umliegende Gegend. 80.
Reiſe über den großen Bernhard, bis Turin und Genua, 1793. 103.

Zweytes Stück.

Reiſe über den großen Bernhard, bis Turin und Genua, 1793. Fortſetzung. 5.
Leibnitzens Leben. 25.
Genf, vor der Revolution: aus dem Briefe eines Reiſenden. 41.
Briefe über Rußland. 61.
Erinnerungen aus einer Reiſe nach Stockholm. 57.

Drit

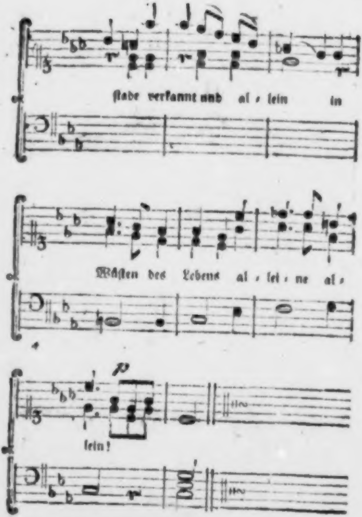
Drittes Stück.

Seite.

Erinnerungen aus einer Reiſe nach Stockholm. Fortſetzung. 5.
Reiſe von Speyer bis Maynz. 34.
Nachricht von dem Eilande Hinzuan oder Johanna. 50.
Forſters Reiſe, durch das Innere von Hindoſtan an die Gränze von Kaſchemire. 89.
Gedichte. 126

Viertes Stück.

Reiſe des Herrn Campbells von Aleppo nach Bagdad, in Begleitung eines Tartars 5.
Reiſe des Herrn Follie durch die Wüſten von Sahara. 52.
Ulrich von Hutten. 68.
Gex. 84.
Briefe auf einer Reiſe von Genf nach Lyon, zurück nach Genf, im Jahr 1792. 90.
Reiſe von Genf nach Bern. 112.


ſtade verkannt und al - lein in
Wüſten des Lebens al - lei - ne al -
p
lein!

Gefilde des Todes,
Gefilde der Ruh!
Euch wanket voll Sehnſucht
Der Leidende zu; –
Er ſteht am Geſtade
Verkannt und allein
In Wüſten des Lebens
Alleine allein!

1.

Der Ton in kleinen Städten, oder Revolutionen im Städtchen * * * drey Meilen von Berlin. Eine komiſche Geſchichte, 3 Theile, neue Auflage 1797. 8. gebunden. Berlin bey Arnold Wever, bis Oſtern 1 Thlr. 16 gr.

Nach Muſäus, einem der Lieblingsſchriftſteller der Deutſchen im naiven Fache, iſt bis jetzt noch keiner erſchienen, der mit gleichem Rechte auf einen ſo vollkommenen Beyfall Anſpruch machen konnte, als der Verfaſſer dieſes unterhaltenden Werkchens. Seine Schilderungen ſind meiſterhaft und aus der wirklichen Welt genommen. Sie betreffen noch lebende Perſonen, unter denen der biedre Hauptmann von Herkrat, der geſchwätzige Mahler Hegelün und der Paſtor Dampſig ſich vorzüglich auszeichnen. Mit wahrer jovialiſcher Laune erzählt der Verfaſſer die guten und ſchlechten Eigenſchaften der Bewohner dieſes kleinen Ortes, und ſtellt ſie in einem ſo treffenden Gemählde dar, daß die Originale gar nicht zu verkennen ſind. Seine Characteriſtik paßt auf alle kleine Städte und gewährt gewiß eine ſehr angenehme Lektüre wider die Langeweile im Winter. Der Preis dieſer neuen Edition iſt zwar ſo wie bei der erſten 2 Thl. 8 gr., ſie ſoll aber wegen eines davon gemachten Nachdrucks bis Oſtern für 1 Thlr. 16 gr. gelaſſen werden.

2 Magazin des Enfans, ou dialogues entre une ſage gouvernante & pluſieurs de ſes élèves de la première diſtinction par M. la Princeſſe de Beaumont, ornés de figures en taille douce 4 Tomes ſeconde édition 1 Thlr. — Bey dieſer neuen Auflage iſt für einen reinern Abdruck und ſchönere Kupfer geſorgt worden.

3 **Oekonomiſche Magie für Frauenzimmer oder Sammlung von Kunſtſtücken zum Nutzen und Vergnügen in der Haushaltung.** gr. 8. 10 gr.

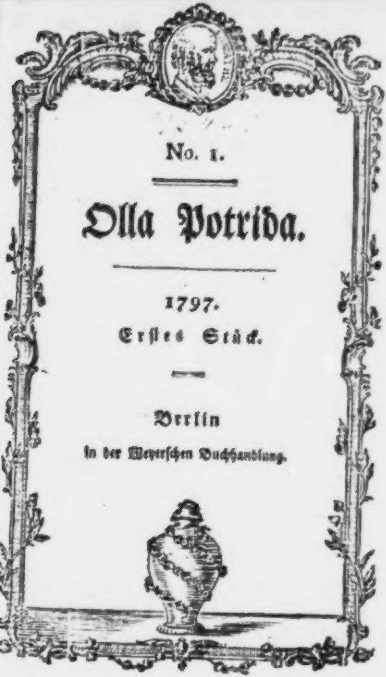
4 **Olla Potrida** 1796 4. Stück, gr. 8. 10 gr.

Auch unterm Titel: das Merkwürdigſte aus den beſten und neueſten Reiſebeſchreibungen, eine Quartalſchrift 1796 4. Stück, gr. 8. 10 gr.

Cours Théorique & pratique de Langue & de Littérature françoiſe, ouvrage entrepris par ordre du Roi de Pruſſe par J. C. de la Veaux 3 Volumes 8. nouvelle édition, à Berlin, chez A. Wever. 1797.

Nach dem übereinſtimmigen Urtheils aller kompetenten Richter gehören die Schriften von J. C. de la Veaux, in Hinſicht auf Korrecktheit des Styls zu den vorzüglichſten, welche die franzöſiſche Litteratur aufzuweiſen hat. So ſtrenge dieſer Schriftſteller in ſeinen Anforderungen an ſich ſelbſt in Anſehung des guten Ausdrucks war, eben ſo ſtreng beurtheilte er auch diejenigen, die ſich dieſer Sprache in Schriften bedienten. Die mannigfaltigen Fehler, die ſein ſcharfer kritiſcher Blick darin bemerkte, und der Wunſch einen gründlichen Unterricht denen zu ertheilen, die ihre Schreibart zu vervollkommnen wünſchten, war die nächſte Veranlaſſung zu der Herausgabe ſeines Cours théorique & pratique etc. der ehemahls aus 12 Cahiers beſtand, nun aber in dieſer neuen Auflage aus 3 Bänden beſteht, wovon der erſte, außer verſchiedenen lehrreichen Abhandlungen über die Franzöſiſche Sprache und den Genius derſelben, die art de penſer enthält: der zweite handelt vom Periodenbau und der dritte betrift die einzelnen Redetheile. Alles wird durch die aus klaſſiſchen Schriftſtellern angeführten Stücke, die der Verfaſſer analyſirt, deutlich und äußerſt lehrreich vorgetragen. Außerdem findet man in dieſem Werke Beurtheilungen verſchiedener franzöſiſcher Schriften, und da der Verfaſſer hier jedesmal genau die Gründe angiebt, warum er dieſer oder einer andern Meinung ſey, ſo kann man in der That dieſes Werk, als ein, einem jeden, der die Franzöſiſche Sprache gründlich erlernen will, unentbehrliches Hülfsmittel anſehen. Um den Liebhabern der franzöſiſchen Sprache den Ankauf dieſes für ſie ſo nützlichen Buchs zu erleichtern, will der Verleger dieſe neue Auflage bis Oſtern für 2 Thlr 16 gr. laſſen, nachher nimmt ſie ihren alten Preis von 4 Thr. wieder an.

A. Wever.



No. 1.

Olla Potrida.

1797.

Erſtes Stück.

Berlin
in der Meyerſchen Buchhandlung.

Hat mit der Quartalſchrift einerley Inhalt.

J. F. Schmidt

BIBL.
VATERS.
LIPS.

Inhalt.

Seite.

I. Reiſe von Genf nach Bern. 6.

II. Reiſe von Bern über Lauterbrunn und Grindelwald nach Meiringen. 14.

III. Der Berg der Wiſſenſchaften. 55.

IV. Reiſe von Luzern nach Zürich. 65.

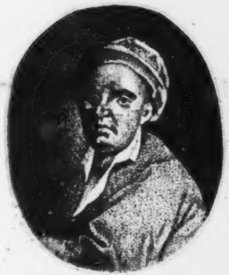
V. Etwas über Taurien. 79.

VI. Briefe über das Cap und über Batavia: von einem deutſchen Officier. 105.

Olla Potrida.

1797.

Erſtes Stück.



JAKOB THOMSON.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LVGD.

I.

Reiſe von Genf nach Bern.

An meine geliebte Jugendfreundinn Charlotte Gräfinn von Dernath.

(Fortſetzung.)

Den 13ten. Regen in Strömen! o liebe Lotte, es iſt aus mit der Tour nach Meillerie! denn ohne Schiffbruch an dem umnebelten Ufer zu leiden, würden wir im Boot ſchwimmen müſſen, und von dem durch den Regen ſchlüpfrig gemachten Felſen-Abſturze, könnten wir leicht unverſehens den Leukadiſchen Sprung machen, mit dem St. Preux der armen Julie, ſo männlich trotzend droht! Alſo erwarte ich von dir, wenn dein Genius dich bald in meine Fußſtapfen führt, die Erzählung deiner Abentheuer von Meillerie, als reichlichen Lohn für all' dies Geſchreibſel.

Wir thaten indes, was ſich ohne Halsbrechen thun ließ, und fuhren, obgleich es auch nicht einen Augenblick aufhörte zu regnen, nach Chateau Chillon. Du kennſt dieſe antique Burg aus der Heloiſe. Sie liegt in einer Entfernung von etwa anderthalb Meilen links von Vevay, und hebt ihr gothiſches Thurmgemäuer auf Felſengrunde gerade aus dem grünen aqua marino des Sees heraus. Wir kamen dicht am Schloſſe Clarens vorbey, welches etwas Land einwärts am erhöhten Geſtade in Büſchen verſteckt liegt. Wir ſuchten und wählten das Fenſter von Juliens Zimmer, von wo ſie la Dent de Jament, ein rauhes Gebirghaupt, erblickte; wir fanden das Boskett, in dem der erſte Kuß gegeben ward. Alles ſtand lebendig und herzbewegend vor mir da! Ein reißender Waldſtrom ſtürzt durchs Gebirg herab, welches über dem ſanften Ufer ſich aufiehnt, und bedeckt eine große Strecke Land mit Kieſeln. An lieblichen Obſthainen, unter denen wunderſchöne ächte Kaſtanien waren, erreichten wir die alte Burg, welche iſolirt, auf dem Felſen da ſteht. Sie iſt durch eine Zugbrücke mit dem Ufer verbunden, das in rund aufſchwellenden waldigten Bergen, in einem ſanften Amphitheater aufſteigt.

Lange ſtanden wir im großen feierlichen Ritterſaale, der mit einem ungeheuren Kamine verſehen iſt, und ſchauten vom Fenſter in die Kryſtallfluthen hinab, die liſpelnd an den Klippengrund anſchlugen! Die Ausſicht muß bey hellem Wetter unübertreflich ſchön ſeyn. Man blickt bis in unbegrenzte Fernen des Sees, und müßte ihn bis Nyon und weiter überſehen können; rechter Hand das reitzend gekrümmte Geſtade nach Vevay zu, links die majeſtätiſche Perſpektive nach Ville neuve in Wallis hinein, über die grüne Wieſenebene hin, aus welcher der Rhodan in den See fließt. Mit Wehmuth irrten meine Blicke am Ende dieſes Gewäſſers, und ſeiner Geſtade, die ich ſo bald, und vielleicht auf immer verlaſſe. Dann gieng ich mit B........n in den unterirdiſchen Gewölben der Burg umher, wo Felſen unter dem Tritt ſcharren, und von außen die Wellen anſchlagen mit dumpfen Ton. Dunkle, ſchauerliche Schatten wanken zwiſchen den Bogengängen umher, und wir ſahen das Gefängniß, wo Bonnay eingekerkert ſchmachtete. Ehedem war dies Schloß die Reſi-

denz

Er kam zu den Menſchen
So willig und gut,
Er trug in den Adern
So glühendes Blut;
Er ſah nach Gefährten,
Nach Antwort ſich um,
Doch alles war öde,
Doch alles war ſtumm.

Jn Mondſchein wird blinken
Sein mooſigtes Grab,
Doch war wo ein Auge
Das Thränen ihm gab?
Es rauſchen, vergeſſend,
Die Tritte bey hin,
Vergeſſend wen decket
Des Hügelchens Grün.

Laß rauſchen die Tritte!
Laß Menſchen ſich freun!
Einſt hüllt auch das Dunkel
Des Grabes ſie ein;
Wohl rollen die Jahre,
Wohl ſchwindet ihr Lauf;
Einſt trinkt ihren Moder
Die Sonne mit auf.

Gefilde des Todes,
Gefilde der Ruh.
Nur ihr weht Vollendung
Dem Leidenden zu:
Die Träume der Todten
Sind kühle und leicht:
Wohl dem, der vom Ziele
Nicht ferne mehr ſchleicht.

denz der Landvögte zu Vevay, und wir ſahen die Wappen und Nahmen der ehemahligen Bewohner an den Wänden des Burgſaales, wünſchten aber, daß eine unpartheiiſche Hand auch zugleich das Zeugniß ihres Lebens und Wandels daneben abgelegt hätte.

Umſonſt ſuchte ich die Terraſſe, von welcher herab Julie ſich dem geliebten Kinde nachſtürzte. Rouſſeau hat das Fenſter, an dem wir ſtanden, und in den See ſchauten zur Terraſſe idealiſirt. Dieſe getäuſchte Hoffnung war ein großes Creve-coeur für mich, und eine Gelegenheit für meine Begleiter, ihren Muthwillen an mir auszulaſſen. Ich blickte noch einmal ins Ende des Sees, und ins Wallis hinein, welches mir das Ende der Welt ſchien, und von welchem ich ungern ſchied, ohne es näher geſehn zu haben, da ich doch ſo nah war. Freundlich winkte mir das andre Geſtade, und der Weg über die Salzwerke von Bex nach Martinach, dann weiter durch Evian ꝛc. ꝛc. welcher die innere Linie des ſchönen Halbmondes ausmacht, deſſen äußern Umriß ich nun umzogen habe. Ich ſuchte vergebens den Gipfel der Furka, die ich ſo gern erſtiegen hätte, um die Geburt des Rhodans aus dem Rhodangletſcher zu ſehn! So entſpringt aus jedem erfüllten Wunſche ein neues Begehren. Wir erſtiegen unter Regengüſſen das Städtchen Moutru, das am Ausgange eines kleinen Zwiſchenthales liegt, welches ſich unter Profil-Bergen eindrängt. Vom hohen Kirchhof herab taucht der Blick in die unbegrenzte Fläche des Lemanns. Die kleinen Fußſteige an den Weingärten ſind mahleriſch! Wildes Gebüſch nickt über dunkle Höhlen herunter, in denen friſche Kühlung mit plätſchernden Waſſerfällen herabrieſelt.

Dieſer Theil des Genferſees hat das mildeſte Klima, und ich fühle mich ſanft umfangen von der ſchmeichelnden Luft, obgleich das Wetter ſchlecht iſt. Die Trauben ſind voll Geiſt, die Früchte balſamiſch.

Ganze Wälder von ſüßen Kaſtanien grünen rund umher. Die Gemüſe ſind würzig, und alle Pflanzen hauchen aromatiſchen Duft. Das gute leichtgeſinnte Völkchen liebt Tanz und Geſang; und während der Weinleſe werden laute Feſte gefeiert, vor denen die Unſchuld nicht erröthend entflieht. Beym Zurückfahren wurde herzlich gelacht; denn wir waren alle naß, wie man's nur ſeyn kann, aber ein londerndes Kaminfeuer erwartete uns.

Den 14ten. Der Regen vertheilte ſich endlich, und ich eilte an den See, um wenigſtens einen heitern Abſchied zu nehmen; es war früh am Morgen, und die dunkeln Felſenmaſſen verbreiteten lange, ſchaurige Schatten über die ruhende Tiefe. Verdoppelt ſtieg der röthliche Felſenabſturz von Meillerie aus der blinkenden Fluth empor. Die Sonne erhob ſich über die Gebirge, und erhellte langſam die ſtolz über einander gethürmten Felslagen.

Ich trat auf dem bedeckten Kieſelufer den liſpelnden Wogen ſo nahe, wie möglich; und ſenkte, in Erinnerung und Gegenwart verlohren, mein geiſtiges Leben in die ſchönſte Fluth! Wie ſtrömte aller Vollgenuß, der an deinen Geſtaden mein Herz hob und erweiterte, noch einmal durch mein Innres! Freundſchaft! Freude an der Natur: Grazien meines Lebens, ſanfte beſeligende Ackorde meines Daſeyns! o wendet euch nie von mir! Verſtumme nie, himmliſcher Einklang; nichts möge dich verſtimmen! Euch war mein erſtes aufdämmerndes Gefühl geweiht, als Geßners Hirtenwelt mich entzückte; euch meine roſige Jugend! Ach! in euren

Schatten fand ich Schutz und Kühle vor der ſteigenden Mittagsſonne meines Lebens! Holde Grazien, verlaſſet mich nicht! begleitet von Euch, lächle ich dem Abend entgegen!

Ich kehrte zu meiner Reiſegeſellſchaft zurück B........n war vorausgegangen, und M.......n fuhr bis Moudon mit uns. Es geht gleich von Vevay Berg an, vom See ab. Wir giengen die Höhe von Chêbre hinan, von wo der Wanderer zum lieben letzten mahle den Genfer-See überblickt.

Jetzt beginnt ein ganz neuer Ideengang der Natur. Der ſchöne Lemann und ſeine lieblichen, ſeine erhabnen Geſtade ſinken hinter uns in die Tiefe zurück; nur fern und verſtohlen ragt noch dann und wann ein einzelnes Berghaupt, la dent de Jament, oder la dent d'Oche oder la Tour d'Ai & de Mayene, aus dem Reihen der Walliſer Koloſſen auf. Lauter hübſche freundliche Gegenden, im Styl der Seeländiſchen Gefilde, umgaben uns; beſonders war der Waldſee Bré mit ſeinen Umliegenheiten ganz heimiſch. Gegen Mittagszeit erreichten wir Moudon, ein nettes Städtchen in fruchtbarer Gegend; hier trennten wir uns von unſerm edlen geliebten M........n! Er verſchwand unter uns, wie die Erſcheinung eines freundlichen Brudergeiſtes! Wehmüthige Stille umgab uns. Hinter Moudon, welches wir zu Fuße verließen, empfing uns ein ſchmales lang hingehendes Thal, von ruhig gezeichneten Bergen rings umſchloſſen, an denen der Lenz alle Pracht ſeiner Laubgewölbe entfaltet hat. Man blickt in dichte hochwehende Buchenwälder hinauf, die an den ſanft ſinkenden Bergſeiten hinabgleiten. Schwarze Tannen krönen pyramidaliſch die Höhen, und ihre weißen Säulen ſchimmern durch die Dunkelheit. Anmuthige Gebüſche von Eichen- und Wallnußbäumen ſind überall verſtreut. Die klare ſtill gleitende Broie ſchlingt ſich am Saum der Gebirge durch blühende Triſten, und ladet an ihre kühlen Ufer ein, zum Genuß der ländlichen Ruh,- und ſtill ſinnenden Melancholie, welche der Farbenton des Ganzen iſt. Wir erſtiegen eine mäßige Höhe mit einem Landhäuschen, an dem, überſchattet von blühenden Flieder, ein Quell hervor ſprudelte. Hier lagerten wir uns auf eine hohe Wieſe, die mit allen Farben in bunter Vermiſchung prangte. Unter uns ſpielte der friſche Wind in wogenden Rockenfeldern umher, und trug uns ſüße Gerüche zu. Wir überſahen von unſerm hohen Sitze den Pfad von Moudon nach Vevay, den unſer Freund jetzt einſam und traurend wandelt; unſre liebenden Gedanken begleiteten ihn.

Immer durch Ländereyen in dieſem Geſchmack, ſo verſchieden von der ſtrahlenden Pracht der Ufer des Lemanns, erreichten wir unter intereſſanten Geſprächen Avenche im hellen Mondſchein des ſchönſten Frühlingsabends. Wir wanderten lange auf den Wällen des Stadt, unter den wenigen Ueberreſten des alten Aventicum umher. B........n erzählte mir von der Lage und Größe dieſer alten römiſchen Stadt. Fern in der Ebne ſtand traurend eine Säule feierlich vom Mond beleuchtet da, die durch ein Spiel des Zufalls der allgemeinen Zerſtörung entgangen war. Unter Schutt und übergrünten Ruinen umgiengen wir einen Theil des Platzes, den das Amphitheater eingenommen haben ſoll. Die Stadt Avenche liegt auf dem Hügel, deſſen ganzen Umfang das alte Aventicum bedeckte, und wir überblickten eine weitere Ebne und einen offneren Horizont, als ich ſeit Monaten geſehn hatte. Leiſeathmende Ruh war um uns verbreitet, die zweifelhaften Lichter der Mondbeleuchtung umirrten alle Geſtalten mit geheimen Zauber. Das ernſte Andenken entflohner Jahrhunderte redete aus ſinkenden Trümmern; alles entſchlummerte, und ſchien zu ewigem Schweigen zu verſtummen. Aber der Himmel, ſtrahlend über uns verbreitet, führte uns über die engen Grenzen des irdiſchen Daſeyns hinaus; und Tod und Unſterblichkeit ſtanden in trauter Verbrüderung auf den Denkmahlen vergangener Größe! Indem wir die Stadt durchgiengen, fanden wir auf einer Terraſſe unter hohen Kaſtanien einen Trupp ſingender und tanzender Mädchen, die uns ganz in die fröhliche Wirklichkeit des glücklichen Pays de Vauds zurückführten.

Den 15ten. Es war ein kühler Morgen, an dem wir das ſchauerliche Beinhaus von Murten, erhöht über dem rauſchenden See, erblickten. Weiß gebleicht, liegen die Gebeine der Dränger aufgeſchüttet; ich ſah das Getümmel der Schlacht; hörte das Angſtgeſchrei der fliehenden Burgunder, und den Siegsruf der nacheilenden Schweitzer! Sah Schaaren von Kriegern ſtürzen in den See, ſah unter dem Geſchoß der Verfolgenden, und im Schooß der ſchäumenden Wogen, den doppelten Tod ſie ereilen. Ich ſah auch den kühnen vermeſſenen Heerführer mit den Wogen kämpfen, und mühſam das Geſtade erreichen. B........n erhöhte und belebte dieſe Empfindungen durch intereſſante Züge und Erzählungen aus der alten Schweitzergeſchichte.

Etwas weiter hin überſahen wir den ſchönen länglichten Seehügel Vully, der die drey Seen von Murten, Biel und Neuſchâtel trennt. Ich hätte ihn gern mit meinen Augen durchbohrt, um die Inſel St. Pierre nur von ferne zu ſchauen. Wir berührten Murten nicht; und fuhren unten am See herum. Bald darauf waren wir im Kanten Bern, und ich ſah mit fröhlich klopfendem

dem

den Herzen die erſten eigentlichen Schweitzerhütten des Fleißes, Friedens und genügſamen Wohlſtandes. Auf grünen Hügel lagen ſie umher verſtreut, beſchattet von ſchönen Fruchtgärten. Die Bauart iſt der Schwediſchen und Nordiſchen ſehr ähnlich, nämlich aus behauenen Tannenſtämmen aufgerichtet, und mit Stroh bedeckt. Die braven Landleute ſtanden in ruhiger Sonntagsfeyer vor ihrem kühl umſchatteten Hausplätzchen, und riefen uns ein treuherziges „Gott grüß euch“ laut zu. Die ſorgfältigere Kultur der Wieſen, deren fettes Gras und dunkles Grün von durchgeleiteten Waſſerbächen genährt wird, und ein rührender Einklang der ſtillen ländlichen Einfalt verſetzten mich ſchnell in das geliebte Land, dem meine Sehnſucht ſchon ſeit manchem Jahre entgegen ſtrebte. Wir begegneten einigen hübſchen Freiburger Bäuerinnen mit ihrer niedlichen Tracht. Die, der Berner Frauen, welche wir auf dieſem Wege ſahen, iſt nicht hübſch.

Während die Pferde im Städtchen Gumene gefüttert wurden, erſtiegen wir den grünen Wieſenberg gleiches Nahmens, an deſſen Fuß der grüne Sahne-Strom vorbei rauſcht. Hier paſſirte ich die erſte Brücke von Schweitzeriſcher Bauart, nämlich äußerſt ſolide von Holz erbaut, und mit einem Obdach verſehen wider die rauhe Witterung. Auf der Höhe ſahen wir noch einmal über den Hügel Vully den See von Neuſchätel in hellern Sonnenlicht, und die Stadt am Fuße des Jura, der wie ein dunkelblauer Gürtel unten am Horizont im fernen Dufte ſchwimmt. Ich glaubte noch die Höhe der Döle zu unterſcheiden. Nie habe ich ein ſo buntes Gemiſch von Bäumen geſehn, wie an dieſen Hügeln in dieſen Thälern. Tanne, Fichte, Eiche, Buche, Linde, Erle, das alles wächſt im fröhlichen Beiſammenſeyn zu herrlichen Wäldern empor, und giebt eine harmoniſche Skala aller Schattirungen in der Farbe der Hoffnung. Ich reiſe, dem Frühlinge folgend, wie der kuk; jetzt blühen hier Birn- und Aepfelbäume, die ich ſchon längſt bei Genf blühend erblickt hatte.

Nun dehnte ſich eine weite Ebne von uns hinab aus, durch mannichfaltige und hohe Bergformen begrenzt, und den Schooß mit furchtbaren Hügeln beſäet. Mit unausſprechlicher Freude begrüßte ich die hohen Urformen der Schöpfung wieder, die ich beynah zwey Tage lang am Horizont vermißte. Ich ſuchte eifrig die Jungfrau! das Schreckhorn! den Gemmi! feſt entſchloſſen, mich, (wie groß! wie leuchtend! wie göttlich erhoben ſie auch ſeyn möchten!) doch durch ſie nicht von meinen erſten geliebten, den Hauptgebirgen Savoiens abwendig machen zu laſſen! Nein! Großvater der Berge, einziger Montblanc, ich habe die Sonne an deinem Silberhaupt ſchimmern ſehn, wie noch die Erde im Dunkel lag; und die ſchöne Jungfrau, wie lieblich ſie auch erröthe, macht mich dir nicht ungetreu.

Wir erreichten Bern Nachmittag gegen drei. Dieſe ſchön gebaute, reinliche Stadt, machte gleich einen äußerſt angenehmen Eindruck auf mich. Fröhlich eilte ich der edlen Familie v. H....r entgegen. Sie waren mir ja alte Bekannte, denn wir hatten einen lieblichen Vereinigungspunkt: Fragen ohne Ende, und willige Antwort, über das geliebte Weſen, Ihre und unſere Sophie, welche ſie mit ſo edlem Glauben an Lieb' um Liebe, dem Hyperboräiſchen Jünglinge dahin geben.

II.

Reiſe von Bern über Lauterbrunn und Grindelwald nach Meyringen.

An meinen lieben Freund Chriſtian Grafen
von Bernſtorff.

Bern, den 21ſten Mai 1791.

Als Sie mir neulich bei unſerm frohen Wiederſehn von Ihrer herbſtlichen Schweitzerreiſe erzählten, während welcher der Himmel Ihnen ſo ſelten freundlich lächelte, und die erhabnen Schönheiten dieſes Landes nur durch einen trüben Nebelflor Ihnen erſchienen; da mein geliebter Freund kam mir der Gedanke mit Ihnen zu theilen! Mit Ihnen, beſter Chriſtian, mit dem ich von früher Jugend an ſo manche Freuden, ſo manches Leid ſchweſterlich theilte!

Mir erſchien die Natur während meiner Schweitzerreiſe in voller Pracht des vollendeten Lenzes. Himmel und Erde ſo vereinigt, wie ſie es nur in dieſen Himmeltragenden Gebirgen ſeyn können, ſtrömten Entzücken durch mein ganzes Weſen!

Ihnen ſey die Geſchichte dieſer Tage meiner Reiſe durch Ihre Lieblingsthäler Lauterbrunnen Grindelwald und Oberhasli geweiht!

Möchten Sie in meiner Darſtellung nur halb wiederfinden, was die Gegenwart Ihnen voriges Jahr ſtiefmütterlich verſagte.

Wir verließen Bern mit der Morgendämmerung eines ſchönen Tages. Heinriette Haller, die Enkelinn des großen Hallers, Schmidt, Karl und ich machten die Reiſegeſellſchaft aus. Der Weg von Bern nach Thun führt unter den erfreulichen Szenen der ſorgfältigſten Kultur, der Ordnung und des Wohlſtandes der glücklichen Bewohner, durch blumige Triſten unter ununterbrochenen Alleen blühender Obſt- und beſonders Kirſchenbäume, die erheiterten Reiſenden freundlich in den Schooß der größeren Natur.

Bald hob ſich über den Tannenwipfeln des Palperts das Stockhorn, dieſer Markſtein der Alpen mit ſeinen angereihten Felſen empor, und kurz vor Thun, welches wir um neun erreichten, erblickten wir den noch mit Schnee bedeckten pyramidaliſchen Rieſen. In der Stadt war das fröhliche Getümmel eines Wochenmarkts, wo mein Herz ſich am Anblick der ſchön gebildeten, reinlichgekleideten, und wohlgenährten Landleute inniglich erfreute.

Nachdem wir unſre Boote beſtellt hatten, giengen wir während man unſre Sachen hineinbrachte, an den bebüſchten Ufern der Aar bis ans Schloß Schadau, welches gerade am Ausfluſſe des Stroms liegt. Grün, wie Smaragd in ſanfter Bewegung entſchlüpft die friſche Najade dem Bade des Sees!

Schweitzeriſcher Gaſtfreiheit eingedenk gieng ich zutraulich in das Schloß hinein, deſſen reitzende Lage mich anlockte; — freundlich empfingen mich die biedern Bewohner, deren Nahmen ich vergaß, deren Güte mir unvergeßlich iſt, und führten mich an die anmuthigſten Stellen ihrer ſchönen Beſitzung.

Die Mauern des gothiſchen Gebäudes werden vom See beſpült, von einem der ſchönſten unter den ſchönen Seen der Schweitz! welche ſüße einſame, und doch offen heitre Lage! von der Terraſſe vor dem Garten überſahen wir den ſpiegelglatten See, auf dem halbverduftete Morgennebel umherwallten. Wir blickten zwiſchen den Profilen des Nieſen- und des Abendberges in das Thal Frutingen hinein, deſſen dämmernder Hintergrund von der Wolkengeſtalt eines Schneegebirges, welches man mir als den Gemmi nannte, begrenzt wird. Links über grünen Alpen erhob ſich im ſittſamen Morgenſchleier die edelruhige Form der Jungfrau; ihr zur Seite ſtand der ſchöne Eiger mit zwei abgeſtumpften Thürmen. Jetzt lag unſer Nachen an der Schloßmauer; fröhlich beſtiegen wir ihn, von den freundlichen Wünſchen der glücklichen Bewohner begleitet.

Nun giengen wir in den leiſe ſich öffnenden See hinein! es war, den Lemann ausgenommen, der erſte Schweitzerſee, den ich ſah, in aller Farbenpracht eines Frühlings ſah, der auch unter dieſem Himmel ungewohnte Reitze entfaltet. Getrennt von Freunden, die ich lange geung beſeſſen hatte, um ihren ganzen Werth, und die feſte Verbindung unſeres beſſern Selbſt, für die ganze Dauer unſers Daſeyns mit ſeliger Gewißheit zu fühlen! war mein Geiſt in der Wonne, ſie gefunden und ſchnell erkannt zu haben, und dem tiefen Weh einer wahrſcheinlichen lebenslänglichen Entfernung wie verlohren. Sie kennen dieſe Gemüthsſtimmung ganz, mein liebſter Freund, und ich brauche Ihnen daher nicht zu ſagen, daß ich mit doppelter Empfänglichkeit dieſe rüh-

ren-

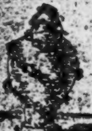
No. 3.

Olla Potrida.

1779.

Dritter Vierteljahrgang.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.



rende Naturſchönheiten aufnahm! daß mein Ohr jedem tröſtenden Laute lauſchte! mein Blick jedes erhabne Verhältniß geſchärfter umfaßte, jeder Spur des Wiederauflebens folgte, — und jedes Auferſtehungsbild des Lenzes mit ahndender Seele umfaßte! Wen in der bittern Stunde der Trennung der Glaube an Unſterblichkeit nicht auf unſichtbarem Fittig trägt; ach wie vermag der das Wehe derſelben zu ertragen?

Der Thuner See zeichnet ſich, wie ich durch ſpätere Erfahrungen überzeugt ward, beſonders durch die höchſtintereſſanten Einblicke, in die zwiſchen den erhabnen Profilen Kouliſſenartig geſtellter Berge, vom Ufer auflaufenden Thäler, aufs vortheilhafteſte aus. Ich nannte Ihnen den Durchblick ins Frutinger Thal und werde Ihnen im Vorbeigleiten die folgenden bekannt machen. Das mittägliche Ufer des Sees iſt mit freundlichen Weingärten bedeckt, welche, ſo wie wir uns von ihnen entfernten, ſich dichter an die Stadt anzuſchlieſſen ſchienen. Die höchſt fruchtbare Ebne, die ſich vom Fuß des Stockhorns, bis nach Thun erſtreckt, machte jetzt den reitzenden Vorgrund des Gemäldes aus, das gleich dem Zauberſpiel der Laterna Magika unſern Blicken vorbeizog. Jetzt öffnete ſich an der andern Seite des Rieſen das Siemen-Thal, welches ſich in einer Länge von zwölf Stunden, bis nach Wallis zu erſtreckt. Die Kander rauſchte in den See hinab; ein zorniger Gießbach, deſſen Verheerungen die Regierung von Bern Dämme entgegen geſetzt hat. Wir ruderten immer längs der mittäglichen Seite des Sees hin, Buchen verdrängen nun die Weinreben, die Felſen ſetzen den ſtarren Fuß in die grüne Woge, Tannen krönen die Häupter, hellgrüne Alpen ruhen in der ernſten Umſchattung. Nun krümmt ſich der See, und am mitternächtlichen Geſtade verſchließt der hohe noch mit

Schnee beſtreute Schwarzenberg die Ausſicht ins Siementhal. Auf dem grünen friſchen Vorlande der Halbinſel und Freiherrſchaft Spiez liegt das alte Schloß im Buſchkranze halb verſteckt. Unſere RuderSleute erzählten uns die melancholiſche Geſchichte der Erlöſchung des berühmten Bubenbergiſchen Geſchlechts. (Siehe Meiners Briefe 2ter Theil 1ter Brief) Trauernd lag nun die anmuthige Landſchaft da, im Schatten der Gebirge. Jetzt ſteigen zackigte Schneegebirge im Hintergrunde auf, welche unſer Führer uns unter den Namen der Fienthalberge bekannt machte. Von Augenblick zu Augenblick wechſeln über dem andern Ende des Sees, der Nieſenberg und das Stockhorn Form und Lage, die rauhen Klippen des letzteren ſind noch mit Schnee gefeuchtet, und der fruchtbare Nieſen trägt auch noch ein dünnes Schneegewand. Nun gleicht er dem Môle in Savoien — das Stockhorn bohrt ſich immer ſpitzer auf, die angereihte Felskette drängt ſich zuſammen und das Ganze entſchwindet mit einer zweiten Krümmung des Sees; wir erblickten nun das Ende dieſes reitzenden Gewäſſers, und fuhren zwiſchen der Gründung des Braten- und Abendberges dahin; die ganze rechte Seite des Sees trägt ein Gepräge von dunkeln Ernſt; ſchroffere Felſen ſteigen ohne Vorland drohend empor, mehrentheils mit Tannen bewachſen. Linker Hand lag das ſonnige Geſtade heiterlächelnd, im zarten Frühlingsſchmucke ſchimmernder Alpen, und verjüngter Buchenhaine da, von Dörfern und verſtreuten Sennhäuschen belebt. Der weiße Breitlauinenberg erhebt ſich über der grünen Ebne von Unterſeen, an ſeinem Rücken ragt das Schreckhorn drohend empor, der hehre Anblick der Jungfrau, die mit blendender Pracht, über dem dunkeln Abendberge, zu uns herüber ſah, und ihres ſchönen Nachbars Eiger hatte uns immer mit ſtillem Staunen erfüllt! Wir landeten nun in einer

einer kleinen Bucht des Bratenberges, um die Höhle gleiches Namens zu erſteigen.

Die Höhe des Berges geht ziemlich jähe vom Ufer empor, und der kleine halbverlohrne Fußpfad führte bald über abhängige Wieſen, bald über loſes Geſtein hin, welches die Winterſtröme mit ſich herabgeführt hatten; aber das Steigen ward mir ſehr leicht in der leichten Gebirgluft. Wir erreichten nach einer halben Stunde raſchen Steigens, eine anſehnliche Höhe, und fanden uns in einer holden Wildniß, die manchen ſüßen Traum meiner Kindheit in der Wirklichkeit darſtellte. Zartes duftendes Alpengras umgrünte eine Felskluft, über die ein plätſchernder Quell herabrieſelte in ſpielenden Waſſerfällchen; ſchöne Steinlinden und Buchen verbreiteten Schatten und Kühlung; eine Hirtenhütte von einem jungen **Alexis** bewohnt, hieng gleichſam an der ſchroffen Wieſe. Die leichtfüßige Ziegenheerde weidete im Kühlen am Felsbache, und benaſchte muthwillig die herabhängenden Sprößlinge der Steinlinden.

Nachdem ich mich neben dem Quell ruhend, dieſer Geßneriſchen Idille gefreut, begann ein kurzes doch ſcharfes Klettern am überhängenden Felſen von deſſen nackter Scheitel die Sonnenſtrahlen ſegnend zurückprallten — und plötzlich befand ich mich vor dem Eingange der Höhle, aus deren Dunkel friſche Kühlung mir mit dem rauſchenden Felsſtrome entgegen kam.

Dieſe ſchöne Grotte geht etwa 40 Fuß in den Felſen hinein, und der Boden iſt flach mit dem Waſſer zwei voller Quellen befloſſen, die in der Vertiefung derſelben über Felsſtücken herabplätſchern; man muß alſo durch den Bach gehen, um in die Grotte zu kommen. In der Mitte derſelben ragt ein großer Stein über das Waſſer hervor — ich war bald hinein und nahm triumphirend von der kleinen Inſel Beſitz. Wo der gute heilige Beatus, der alte Bewohner dieſer Grotte, ein Plätzchen darinnen fand, um trocken zu liegen, weiß ich wirklich nicht — denn es war kaum für meine kleine Perſon Raum zum trocken ſitzen. Aber lieblich war die kleine Siedelei! eine wahre Ruheſtätte ſtiller in ſich ſelbſt verſenkter Schwärmerei. Aus der ſchaurigen Kühlung, und dem zärtlichen Dunkelhell, ſchaut man in das reine Tagslicht hinaus, und über Buchenwipfel in den See hinab, den die hohen Berggeſtalten umragen, über denen das ſchwarzgefleckte Schreckhorn immer ſchrecklicher die Luftbläue durchbohrt, je länger man es anſchaut. Ueber die gewölbte Oeffnung der Höhle hieng ein zartes Gewebe von glänzenden Epheuranken herab — leiſe umliſpelten mich die Quellen — welche rührende Harmonie ihres freundlichen Geſchwätzes, und der zarten Beleuchtung der dämmernden Grotte! Ich verließ mit Sehnſucht dieſe Stätte, und gieng zu meinen Gefährten, welche vom letzten Steigen abgeſchreckt bey der Ziegenhütte blieben. Ich fand ſie in einer Felsbucht, in welche die Quellen aus der Beatus-Höhle über Felſenklumpen, in viele Silberfäden vertheilt, herabfallen.

Das Herabgehen war Luſtwandeln durch dieſe friſchen Frühlingshaine. Oft blieb ich unter einer Buche ſtehn, und blickte in die reine Tiefe des Sees hinab! Wie reitzend ſind die Ufer deſſelben gezeichnet, in ſanfte Buchten, und ſchwellende Vorländer! aus dem ungetrübten Spiegel ſtieg das jenſeitige Geſtade verdoppelt empor, und mit weicheren Umriſſen ruhten Jungfrau und Eiger in der Smaragdenen Fluth. Bald waren wir wieder in unſerm Nachen, drohend und unwirthbar erhoben ſich nun die Gebirge links, wir landeten beym

Neuen-Hauſe; es war gegen vier Uhr Nachmittags, und wir hatten alſo, (den Abweg nach der Beaten-Höhle miteingeſchloſſen) 6 Stunden auf der Fahrt zugebracht; wegen der Windſtille, welche die Segel unnütz machte, und der widrigen Strömung hatte es ſo lange gedauert. Wir alle fanden uns überraſcht, uns hatte es ſo kurz gedünkt. War's Ihnen nicht auch auf den Schweitzerſeen, als ob Sie bergauf-führen? ich konnte der Täuſchung nicht widerſtehen, zumal wenn die Seen in einem ſchroffen Felsbuſen wie der Thuner und Luzernerſee endeten.

Wir fanden uns nun im verſchwiegen einſamen Thal von Unterſeen, und mein Herz klopfte vor Freuden! mir war's als nähme die ächt ſchweitzerliche Natur mich hier zum erſtenmal auf ihren Mutterſchooß. Zwei mit fruchtbaren Alpen bekleidete, mit Buchen bebüſchte, und mit Tannen gekrönte Pyramiden, der Suſter- und Hardenberg begrenzen die linke Länge des Thals, während zur rechten über den Klüften des Breitlauinen, die Jungfrau und der Eiger immer blendender ſich enthüllten!

Wir machten die dreiviertel Stunden bis nach Unterſeen zu Fuß; Korn und Wein ſind verſchwunden, aber friſche Schweitzermatten mit Eliſiſchem Grün beglänzt umduften uns, über uns blühen Kirſchenhaine, und beſchneien uns zum freundlichen Willkommen mit zarten Blüthen. Wie verſchmelzen alle dieſe Frühlingsfarben in einander Blüthe an Blüthe! Die Wipfel der Bäume füllen den Schooß der Wieſen mit Schnee! Der mit ewigem Schnee bedeckte Schooß der Jungfrau ſtrömt blendende Klarheit über die Wipfel der ſchwarzen Tannenwälder. Der kurze Weg war nur zu ſchnell zurückgelegt — beym Pfarrer von Unterſeen, einem

Anverwandten meiner lieben Reiſegefährtinn, erquickten wir uns mit Brod und Milch, und genoſſen dabey einer vorzüglich ſchönen Ausſicht des Eigers und der Jungfrau deren der Bewohner täglich in ſeinem Fenſter ſich erfreut. Es iſt mir ein ſüßer Gedanke an der Hand einer Hallerinn die Alpen zu beſteigen! Die Gedichte des großen Ahnherrn ſind in unſern Händen, aber erſt in Lauterbrunn werde ich anfangen die Alpen auf dieſem klaſſiſchen Boden zu leſen.

Unſer Leiterwagen war bald vor der Thüre, aber ich fand dies Fuhrwerk bey weitem nicht ſo gemüthlich, als meine lieben Chars à Banc in Savoien, wiewohl man dieſe Leiterwagen hier uneigentlich Chars à Banc nennt. Wir durchfuhren nun den beynah wagerechten Wieſenplan von Unterſeen, der mit der Richtung des Thunerſees zwei Linien eines Dreiecks ausmacht. Grüne Alpen hoben ſich von allen Seiten bis an die Tannen; hinter dieſen ruhen Gefilde noch mit Schnee bedeckt, welche erſt im Auguſt abgeweidet werden. Jetzt weidete um uns prächtiges Schweitzervieh; mit tönenden Glocken geſchmückt, ſtanden die Kühe bis an den Bauch in des Graſes üppigem Wuchs, und ſchauten zutraulich uns an, denn das ſorgfältig gepflegte Thier liebt den Anblick des Menſchen. Ziegenheerden gaukelten um die Wette mit muntern Kindern, welche ſpielend ſie hüteten. Die Häuſer der dicht auf einander folgenden Dörfer ſind ſchön und dauerhaft aus behauenen Tannenſtämmen auferbauet mit Schnitzwerk verzieret, und mit treuherzigen Denkſprüchen; beynah immer mit einer luſtigen Gallerie umgeben, auch wohl der Vorplatz mit Säulen geſtützt, deren Muſter zwar nicht Hella's Ruinen, ſondern die Stämme der ſchützenden Tannenwälder ſind, die das glückliche Hirtenvolk umgeben. Kirſchenbäume von einer Höhe und Stärke des Wuchſes, wie ich ſie noch nie ſah, überſchatten mit Kühlung und Duſt das ganze Thal.

Wir waren nun am Ende des Thalgrundes, dem dieſe erheiternden Gegenſtände einen ſo ſanften Einklang der Ruhe geben! Plötzlich wandelte ſich auf dem Scheidewege, und beym Dorfe Zweilütſchienen die Szene! Die beiden Lütſchienen die eine die ſchwarze, die andere die weiße genannt, ſtürmen dieſe aus dem Lauterbrunn-Thal, vom Fuß der Jungfrau, jene vom Gründalwald herab, und ſtrömen mit Ungeſtüm zuſammen. Der Weg bog ſich rechts an ſchroffen Alpenſeiten des Sauſenberges in eine tiefe Thalkluft. Hier begegnete uns ein Trupp von jungem Landvolk, welche an des Samſtags Feierſtunden ſich ergötzten. Dieſe ſchöne blühende Jugend umhüpfte unſern Wagen, der des Weges (der eigentlich ein Umweg iſt) halber, langſam fuhr, Thal und Kluft hallten von ihrem Jauchzen wieder! Sie ſangen muntere Lieder, ich verſtand die Worte beynaah ganz, die Melodien ſchienen mir zum Theil bekannte deutſche Volksweiſen. Wir kamen über den Sachſenbach und der Weg drängte ſich immer tiefer ins enger uns umſchließende Gebirge. Die Lütſchiene ſtürzt, und tobt uns zur Seite, in unaufhörlichen Waſſerfällen von mannigfaltiger Art herab — Mit immerwährendem Schaum bedeckt, eilt dieſer zornige Felsſtrom über Felsblöcke, Kieſel und wüſtem Geſtein brauſend und ſtürmend herunter. Noch nie ſah ich ein ſo ergrimmtes Gewäſſer! Staunend ſah ich die unwiderſtehliche Gewalt, mit welcher es alle Hinderniſſe beſiegt, mit ſich hinwälzt, überfluthet, umdrängt! Auf engen Pfaden ſchwebte das Fuhrwerk, neben und über dem zerriſſenen Ufer, und wenn man von ſo großer Natur umgeben Zeit zum Fürchten fände, ſo gäbe dieſer Weg Veranlaſſung dazu.

Mit ſtiller Majeſtät im reinſten Schneegewand, ſtieg die Jungfrau immer höher vor uns empor! rings umgeben von ſchrecklichen Abſtürzen, die furchtbare Abgründe begrenzen, und ihre erhabne Einſamkeit auf immer begründen. Dieſer Gedanke der Unerſteigbarkeit *), iſt eine Empfindung, welche die Jungfrau allein erregt, und welche der Montblank nicht bey mir hervorbrachte. Immer auf andere Berge ringsum mit ſeiner herrſchenden Maſſe geſtützt, erſcheint er wie der Ahnherr dieſes Rieſengeſchlechts, der im noch friſchen Alter ſeine zahlreiche Abkommenſchaft überſieht. Je mehr man ſich der Jungfrau nähert, um deſto mehr iſolirt ſie ſich, und ſteht auf ihrer ſchon unerſteigbar ſcheinenden Gründung in heiterer unbevölkter Einſamkeit da. — Ob dieſe Vergleichung bey noch näherer Bekanntſchaft, mit dieſen beiden Rivalen der deutſchen und welſchen Schweitz Stich hält, weiß ich nicht. Aber nie ergriff mich beym Anblick der Jungfrau jenes Gefühl, das ſo oft in der Nähe des Montblank mich entzückte; nie erblickte ich ſie weder von den Gegenden um Bern, noch hier in jener Höhe und Klarheit, welche mir der Montblank oft als ein nicht zu dieſer Welt gehöriges Weſen darſtellte, ſondern ihn vielmehr als die ätheriſche Erſcheinung eines Augenblicks mir gleichſam nur verſinnlichte, ſo daß ich dann kein Auge von ihm zu wenden wagte, damit die hehre Geſtalt nicht auf immer meinem Auge ſich entzöge.

Rechter Hand von unſerm Wege hob ſich immer ſchroffer und kühner der Sauſenberg, ſeine Wände mit alten Felsruinen wild beworfen. In den Spalten gro-

gro-

---

*) Ich nehme natürlicherweiſe die ihrem Namen nach ſchon unerſteigbaren Felſenklippen, die Hörner Aiguilles und Dents aus.

großer Felsblöcke hatten Buchen gewurzelt, und ihre Wipfel wehten über den wüſten Trümmern, wie das immer wieder aufkeimende Leben der Natur, aus ſcheinbarer Zerſtörung hervorgeht. Uralte Tannen ſenkten ihre mit Moos begleiteten Aeſte ſchwer herab. Ueber die tiefen Einſchnitte des uns nah beängſtigend umdrängenden Gebirges ſtieg nun das Wetterhorn, in rauher Wildheit auf — hier ſtreckt es die entblößten röthlichen Knochen hoch in die Lüfte, dort glänzen ungeheure Maſſen mit Schnee bedeckt, die Spitze deſſelben aber ſcheint wie vom Donnerkeil der Allmacht aus einander geſpaltet. — In der Nähe des **Wetterhorns** über die nähern Felſen mit ihm ſich erhebend ſtellt ſich ein wüſtes, wildes Aiguillen Heer dar. Seine phantaſtiſche Form erſchien mir, wie eine ſich gegen das Firmament ausbreitende Titanenfauſt mit ausgeſtrecktem Daumen. — Dieſe momentanen Aehnlichkeiten nur gelten für den Anblick einzelner Augenblicke aus gewiſſen Geſichtspunkten.

Die Dämmerung unter den nahen Klippenwänden, das dumpfe Rauſchen der Lütſchiene, die kalten Schauer, welche den himmeltragenden Tannen entſanken, erfüllten mich mit einer bangen Beklommenheit; ich erhob mein Auge, da ſtand die Jungfrau lächelnd, erröthend vor mir da! Es war mir als erblickte ich ſie nun zum erſtenmahl; ganz mit einer lieblichen Roſenfarbe begoſſen ſchien dieſe wunderſchöne Berggöttinn, mit jedem Augenblick einen Zuwachs an lieblicher Anmuth zu erhalten, und ob dem Bewußtſeyn ihrer Schönheit immer tiefer zu erröthen. Aber im blauen ſterbenden Lichte ſchien auch ihr ſchrecklicher Schneebuſen Todeskälte auszuhauchen, während ihr Antlitz mit warmer Lebensfarbe leuchtete.

Jenſeits der Lütſchiene ſtieg nun die Hunnenfluhe, dieſer wunderbare, einer aus Quaderſteinen aufgemauerten Baſtion ähnliche Fels empor, und beynah zu gleicher Zeit ſchäumte rechts neben uns, aus ungeheurer Höhe der Sauſenbach herab. Zwiſchen wildzerborſtenen Felsſeiten ſchlingt er ſich mit raſtloſer Bewegung milchweiß und ſchäumend herunter, mit einem ganz eigenthümlichen vollen betäubenden Geſauſe, und vereinigt ſich vor unſern Füßen mit der Lütſchiene. Nun mit einer Biegung des Weges vom Sauſenberg ab um die Hunnenfluhe, waren wir im engen Thal Lauterbrunnen. Ganz enthüllt und beym letzten Abſchiedkuß der Sonne tieferröthend, ſchien die Jungfrau uns freunlich zu bewillkommen. Die entſetzliche Felszacke, der Mönch genannt, die wir lange für einen ſcharf gezeichneten, von einem nahen Berge auf das Gewand der Jungfrau geworfnen Abendſchatten gehalten hatten, ſahen wir jetzt vom Thal auf bis an ihren reinen Schneeſchooß ſich erheben, von dem aber eine ewig unerſteigbare nächtliche Kluft ihn trennt.

Gleich beym Eintritt in daſſelbe machte das tiefgeſenkte charakteriſtiſche Thal von Lauterbrunnen einen ſehr tiefen Eindruck auf mich. Ich hatte von der Fülle, Neuheit und Nähe der immer wechſelnden erſtaunenswürdigen Gegenſtände gleichſam belaſtet, ſeit Zweilütſchienen kaum frei geathmet. — Hier fand ich Ruhe, Größe und Schönheit vereint, und alle Gegenſtände mit dem holden Abglanze geſchmückt, den der Jungfrau leuchtendes Haupt ausſtrömte. Im Hintergrunde des Thals ruhten in werdender Dämmerung die Schneeberge Breit- und Großhorn genannt, denen die am Ende des Thals befindlichen Gletſcher entſtrömen. Rechter Hand grenzt die beynah ſenkrechte aus röthlich und weißlich gefärbten Felſen beſtehende Wand, des

Plät-

VNIVERS. LIPS.

Innhalt.

Gedichte.

Dramat. [illegible] Aufſätze.

Der weibliche Kammerdiener. Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge von [illegible]

Auszüge.

Die Kaukaſiſchen Völkerſchaften [illegible]

Abhandlungen. Vermiſchte Aufſätze.

1. Gladiatoren-Spiele der Römer, von [illegible] 63
2. Der Abentheurer aus [illegible] Zweyte Fortſetzung. — 75

Plätſchenberges an das Thal; linker Hand erhebt ſich unter der Jungfrau der fruchtbare Wengeralp; mit herrlichen Wieſen bekleidet, durch Sennhäuschen, Heuſchober und ein ganzes Dörfchen belebt, macht er einen ſchönen Kontraſt mit der nackten unwirthbaren Plätſchenwand, die oben ſpärlich mit Tannen, wegen der ſchroffen Höhe gleichſam wie behaart erſcheint. Nun ſahen wir den Staubbach leicht wallend an dieſem Felſen herabſchweben, wir giengen noch in der Dämmerung zu ihm hin, und ich ſah ihn denn vom matten Sternenlicht weißlicht erhellt. Leider fehlte uns, um unſer Reiſeglück zu krönen, des Mondes Beleuchtung, welche über dieſen zarten Waſſerfall ganz eigenthümliche Schönheit verbreitet.

Den 22ſten. Wir wohnten beym Herrn Pfarrer, der uns mit beſonderer Güte aufnahm; ich ſchlief nach einer vergnügten Abendmahlzeit ſehr ſüß, vom Geräuſch der Lütſchiene eingeſungen, und erwachte zu meiner großen Freude eben noch früh genug, um die erſten Sonnenſtrahlen an der Stirn der Jungfrau zu erblicken. Schnell war ich aus dem Hauſe und ins Thal geſchlüpft. — Nie nie in meinem ganzen Leben werd' ich dieſen rührenden Augenblick vergeſſen, der meine ganze Seele, mit einer unnennbar ſanften Erhebung, zu meinem Gott empor hob, welcher eine Ruhe folgte, die ein Vorſchmack höherer Seligkeit war.

Noch deckte Dämmerung das Thal, welches der kühle und leiſe Athem der Frühe durchſäuſelte; blaßblau, mit röthlichem Duft durchſchimmert ruhte der Himmel, wie eine zarte Thauwolke auf den unermeßlichen Felsgipfeln, welche von allen Seiten das Thal einſchließen, und ſich nur gegen Süden und Norden beym Aus- und Eingange deſſelben wie zwei ungeheure Portiken öffnen.

Die vier Bergprofile, durch welche dieſe Dekoration hervorgebracht wird, ſind: beym Eingang, die Hunnenfluhe und der Plätſchenberg, beym Ausgang, der Mönch und Steinbergalp.

Aus dem noch mit ſchwachem Morgenſchimmer erhellten Thale blickte ich zwiſchen dieſen dunkeln Felsſeiten durch auf die herrlich beſonnten Schneeberge, wie aus dämmerndem Dunkel des Lebens in erhellte Geſilde der Zukunft. Einſam verweilete ich auf dieſer für mich heiligen Stätte, bis die Sonne die Tannenſpitzen der Felſen vergoldete und ſich ins leichte duftige Wallen des Staubbachs tauchte. Dann kehrte ich zu meinen lieben Gefährten und zum geſelligen Frühſtück zurück.

Jetzt war es um die Zeit, in welcher der Regenbogen im Staubbach ſichtbar wird. Unter dem Waſſerfall war ein kleines noch ungeſchmolzenes Schneefeld, eine Erinnerung an den langen Winter dieſer hohen Thäler, mitten im Frühlinge. Zu beiden Seiten ſind zwei pyramidaliſche Hügel aufgehäuft, von ſchwarzem Grus, den der Staubbach aus der ſchwindelnden Höhe ſeines Falls*) von den Felſen mit ſich herabführt, ſparſam mit eben hervorkeimendem Graſe bewachſen. Wir erſtiegen erſt über immer thauigen Wieſen, unter Erlenbüſchen, welche freundlich den jungen Felsſtrom überwölben, den linkern dieſer Hügel, und traten bis dicht unter dem Fall, wo man hinauf ſchaut in dies lichte wolkige Wallen. Weit ab vom Felſen ſtürzt erſt der Strom und breitet ſich duftig aus, während ſeiner weiten Reiſe durch die Luft, bis er an einem rundausgewölbten Theil des Felſens, ſich brechend und abprallend,

---

*) Er beträgt 8 bis 900 Fuß.

lend, von neuem in ſtärkerer Bewegung, und feinen Staubtheilchen umher fliegt, die ſich dann in zarten Silberfäden in der Tiefe ſammeln. Wir ſahen einzelne grüne und rothe Schimmer an der naſſen Felswand ſchweben, aber der vorliegende kleine Gletſcher verbarg uns die Tiefe des Beckens. — Bald war er erſtiegen, und ich ſahe vor mir und um mich den vollkommenſten Regenbogen glühen, ſchimmern, erblaſſen, keinen Moment derſelbe, ſo wie der mit dem Sturz herabſäuſelnde Wind, die Waſſertheilchen umhertrieb. Hier fühlte ich ganz den klaſſiſchen Werth der wunderſchönen Strophe aus Hallers Alpen, welche den Staubbach mahlt, und welche ich Ihnen ſtatt jeder ferneren Beſchreibung herſetze.

„Hier zeigt ein ſteiler Berg die mauergleichen Spitzen,
Ein Waldſtrom eilt hindurch und ſtürzet Fall auf Fall.
Der dickbeſchäumte Fluß dringt durch die Felſenritzen,
Und ſchießt mit jäher Kraft weit über ihren Wall:
Das dünne Waſſer theilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft ſchwebt ein bewegtes Graun
Ein Regenbogen ſtrahlt durch die zerſtäubten Theile
Und das entfernte Thal trinkt ein beſtändig Thau.
Ein Wandrer ſieht erſtaunt am Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn und ſich in Wolken gießen.“

Am zweiten der aufgehäuften Hügel, ſahe ich zwei kleine Staubbäche von derſelben Felswand von ungeheurer Höhe herabſchießen, und kehrte dann durchnäßt aber ſehr fröhlich ins Pfarrhaus zurück.

Die Zeit meines Aufenthalts in der Schweitz war mir leider ſo knapp zugemeſſen, daß ich die in der Tiefe des Thals liegenden Gletſcher des Breitlauinen Gebirgs unbeſucht laſſen mußte; auch waren hier wie vor 14 Tagen in Chamouni die Bergrücken noch mit Schnee bedeckt, und alſo der intereſſante Uebergang über die Höhe des Wengeralps nach Grindelwald herunter unmöglich.

Wir widmeten alſo dem lieblichen Thal noch einige Stunden — wohl haben Sie recht es ihr Lieblingsthal zu nennen! Wie iſt es vom ſchweigenden Ernſt, und von Majeſtät umgeben; wie iſt der trauliche Raum deſſelben mit friſcher Anmuth erfüllt! Wie erquickend dem Auge ſpielen alle Nüanzen von Grün in einander — und welch ein nie geſehnes Grün iſt, welches dieſe vom Thau des Staubbaches erfriſchten Wieſen bedeckt, ſich auf dieſe Erlenhaine verbreitet, deren Wurzeln von den Bächen und Strömen genährt werden. Wir beſuchten den Trommelbach, der noch wenig bekannt iſt, und es ſehr zu ſeyn verdient, weil dieſer Waſſerfall ſehr eigenthümliche Schönheit hat. Unſer Weg gieng an der linken Seite des Thals unter dem Wengeralp hin, und es war ein ſüßer Morgenſpatziergang, auf zarten Raſen an den Erlen-Gebüſchen der rauſchenden Lütſchiene, mit deren trüben Fluth bald der kryſtallreine Felsbach ſich vereinigte. Um uns im Graſe lockten uns die zarten Kinder des Frühlings. Die kleine türkisblaue Gentiane, welche den Thau der Waſſerfälle liebt, funkelte im tiefen Grün; die ſchöne violette Aurikel der Alpen, dieſe meine Lieblingsblume, die ich hier zum erſtenmal in unverkünſtelter Schönheit, als wahres Kind der Natur am mütterlichen Buſen fand, verbreitete ſüßen Duft, und die gelbe Prima-vera (Schüſſelblume) ward als eine alte Bekannte von den Kindern begrüßt. Wir folgten dem ſchnellen Trommelbach und hörten darauf das dumpfe Toſen ſeines Falls. Bald ſtanden wir an der nächtlich beſchatteten Felskluft des Wengeralps. Aus dem ſchwärzlich gähnenden Schlunde wird der donnernde Strom hervorgeſchleudert. Denn ſo weit ab vom Felſen ſtrebt die Fluth, ſchießt ſo unaufhaltſam, ſo unfreiwillig hervor, als würde die Waſſermaſſe durch eine fremde Macht aus ihrer dunkeln Behauſung ans Tageslicht getrieben.

Dem Fall gegenüber auf einem kleinen Raſenplätzchen ſtand eine junge Hirtinn im netten Sonntagskleide, ſinnend und verloren in Betrachtung des Waſſerfalls. Ich ſtieg hinauf — das Klettern war ängſtlich, auf dem glatten Raſen über dem zornigen Schlunde. Freundlich eilte ſie mir entgegen, half mir hinauf, und ein Himmel der Unſchuld lächelte aus ihrem ſchönen Antlitze. Es war kaum Raum für uns beide auf dem kleinen abhängigen Grasplätzchen; feſt und traulich umſchlang ſie mich, und vor dem Gleiten mich zu ſichern. So ſtanden wir ein Weilchen ſchweigend, und blickten in die hoch auf hervorſchäumende Fluth, welche ergrimmt von einem ſchwarzglänzenden Marmorblock abprallt, und denn ſich ſammelnd, dem tiefgehöhlten Fels-Baſſin meergrün entwallt. — Das Schlagen des Gewäſſers an dem ſchwarzen marmorartigen Pfeiler giebt ein dem Ton der Trommel ähnliches Getöſe, und dem Waſſerfall ſeinem Namen. Hochher donnert das Waſſer aus einer finſtern Schlucht herunter, und kömmt vom Fuß der Jungfrau herab. Sprechen konnten wir nicht, weil der donnernde Strom jeden Laut verſchlang. — Aber freundlich blickte das ſchöne Schweitzermädchen mich an mit fragendem Blick und drückte mir dann einen herzlichen Kuß auf die Wange. — Wie ganz, wie herzlich erwiederte ich dieſe ſympathetiſche Empfindung!

dung! Wie war ſie ſchön dies einfaltvolle Kind der Natur; nicht allein ein griechiſch-ſchöner Kopf, ihre ganze Geſtalt, in welcher Adel mit Jugendfülle vereint war, erfüllte mich mit Bewunderung. —

„In einem ſchönen Leibe wohnt eine ſchöne Seele, ſagte ich mit Haller und war hier in den Alpen ſicher, keinen Trugſchluß zu machen. Ich ſah Heinrielle Haller auf einem ähnlichen Vorſprung, aber noch höher ſtehn, an der Seite eines Jünglings, der nicht minder ſchön, wie das Mädchen, die Kraft des Helden mit der Ruhe des Hirten in ſeiner edlen Geſtalt vereinigte. Es war der junge Ehemann der lieben Schweitzerinn und beide ein junges erſt vor drey Monathen verehlichtes Hirtenpaar. Sie waren von ihrer ſtillen Hütte aus den hohen Wieſen des Wengeralps herabgeſtiegen, um zur Sonntagsfeier, die Größe Gottes in der Natur zu verehren und den Trommelbach zu beſehn. Jetzt prieſen ſie uns ihr glückliches Hirtenleben, und die Schönheit ihres Landes, mit naiver Herzensfreude. — Seliges Volk der Natur und Einfalt, welches ſein Glück zu ſchätzen weis, o bleibe deinen väterlichen Sitten treu! ſtehe feſt wie eine Felſeninſel mitten im Ozean tobender Völker! Und ihr beiden Lieblinge des Himmels, deren Tage frei von Leidenſchaften und Sorgen in Unſchuld verrinnen werden, Gott ſeegne Euch!

Sie kehrten in ihre friedliche Hütte, und wir nach dem Dorfe zurück. — Feierlich tönte die Glocke der Kirche im Thal, die braven Männer, die ehrbaren Matronen, die ſittſamen Weiber, und die ſchöne Jugend des Dorfs wallten ſtill in die Kirche; gern wäre ich ihnen gefolgt, allein wir mußten ſcheiden, vom lieben Lauterbrunn-Thal, in welchem der Lauterbrunn der Freude an Natur und Menſchen, ſich mir aufthat!

Ilen-

Aeußerſt romantiſch iſt die Lage des Dörfchens auf der Höhe der von Felſen getragenen Wieſen des Wengeralps. Auch von dort herab kommen Hirten zur Kirche des Thals, alles ſtarke ſchön gebildete Leute, mit freundlichem biedern Antlitz. Bald waren wir zurückgekehrt bis an den Scheideweg der zwey Lütſchienen, und wir bogen rechts ins enge Thal hinauf, jetzt dem Laufe der ſchwarzen Lütſchiene entgegenfahrend.

Auf engen und ſchroffen Wegen hängt das Fuhrwerk gleichſam an den Seiten des Zuckithurm Gebirgs (dies iſt der Nahme jener wilden Felſenreihe, deren Klippen ich geſtern mit einer Titanenfauſt verglich). Tief und immer tiefer ſcheint die ſchäumende Lütſchiene unter unſerm ſteigenden Wege zu verſinken, bald verſchwindet ſie in ſchneller Krümmung, und kommt aus der Umarmung reitzender Erlenufer wieder hervor. — Die Seiten des ſchrecklich rauhen Gebirgs, welches wir befahren, ſind mit einem Chaos der Zerſtörung belaſtet, ungeheure Klippenſtücke ruhen dem Auge unſicher, am jähen Abhange; aber das dicke Moos welches ſie bekleidet, und die Tannen, die ihren Spalten entwachſen, zeugen von dem Alter der Revolution, welche ſie von den überhangenden Gipfeln los riß, und von der Sicherheit ihrer Lage. Jenſeits über dem Strom erhebt ſich der Spätenberg mit lang hingehendem Rücken, ſeine ſteilen Seiten mit Buchen begrünt, und mit Tannen der hohe Rand der Felſen eingefaßt.

Hinter dieſen Tannen, deren Spitzen der blaue Aether durchſchimmert, ruhen die hohen Alpen, deren Schooß eine balſamiſche Kräuterwelt nährt, und welche im Juli und Auguſt erſt abgeweidet werden.

Um uns drängten ſich die abwechſelndſten Szenen wilder Schweitzernatur. — Die weißen Tannenſäulen umhäuſten ungeheure Felſenklumpen bis an die Wipfel; dort war ein Felsblock mit einer kleinen Blumenmatte geſchmückt, oder mit Barbaritzen-Sträuchen, mit den Büſchen der lieblichen Alpenroſe begrünt; einſame Hütten an friſchen Quellbächen, lagen im Schirm großer Felsmaſſen, und ſpielende Kinder kletterten dazwiſchen herum.

Bey Rothweil hielten wir auf einem anmuthigen Hügel von Buchen beſchattet, unſere Mittagsmahlzeit. Hier iſt die Grenze des Zweilütſchien-Thals, hier beginnt der Grindelwald. Uns gegen über ſtand der Pramen-Berg, dem Schaaren von Waſſerfällen entſtürzen, entgleiten und ſich an ſeinen minder ſteilen Seiten herabwinden, Aus der kaum mit dem Blick zu erklimmenden Höhe ſtürzt jener herab, dieſer gleitet ſcheinbar langſam in der tiefen Furche, bis an den Wieſenſaum des Gebirgs, und ſchäumt dann mit der Lütſchiene zuſammen. — Dort ſchlängelt ſich ein nachläſſig geworfenes Silberband durch die Buchenhalne, bis in den Strom herab. Gerade uns gegenüber feſſelte die höchſt mahleriſche Kaskade des Jtramenbachs meine Blicke; weit ab ſtrebt er muthig über dem Felſenfall, und ſtürzt in drey verſchiedenen Fällen deren mittelſter ihn in Staub auflöſ't, in die Tiefe. Nun blickte ich zwiſchen den rieſenmäßigen Bergprofilen in den Grindelwald hinein. — Wie intereſſant ſind dieſe Bergprofile, mit kühnen Abſtufungen ungeheurer Felslagen bezeichnet, auf denen das Auge wie auf einer Leiter ihre Höhe erſteigt. Wie winzig klein erſcheinen die Tannen, welche die gigantiſchen Umriſſe gleichſam mit Haaren bekleiden.

Das Wetterhorn, der Mettenberg und der Eiger, dieſe Koloſſen des Grindelwalds, ſtanden belaſtend im Grunde des Thals. Zwiſchen dem Eiger und Mettenberg ſtrömte der erſte Gletſcher herab. Welch ein Ruheplätzchen war dies! es war kaum möglich Ruhe darauf zu finden, denn dieſe Kontraſte erhalten den Geiſt in immerwährender Spannung. —

Wie erhaben iſt die Ruh der Vollendung in dieſen aufgethürmten Gebirgformen! welches rege Leben im verlornen Liſpeln des Jtramen-Bachs uns gegen über, und dem zornigen Rollen der Lütſchiene unter unſern Füßen!

Wir haben unſere herzinnige Freude an dieſem lieben Hirtenvolke, das uns in fröhlichen zur Sonntagsfreude verſammelten Truppen überall begegnet, und dann den gewöhnlichen Zuruf „Gott grüß Euch“ aus reiner Bruſt erſchallen läßt.

Wir haben manche blühende Schönheit geſehn; feine und gute Phyſiognomien, ſchöne blaue Augen, kaſtanienbraunes Haar, runde Wangen bräunlich, aber zartgefärbt, und ſchlanker Wuchs, ſind den Mädchen ziemlich gemein. An den Knaben bemerkten wir vorzüglich ſchönen und ſtarken Haarwuchs. Von den jüngern Kindern ſahen wir viele, denen das Haar abgeſchnitten war. Das ganze Weſen dieſer geliebten Oberländer trägt ein Gepräge von Ruhe und Sanftmuth, welches von einer offenen Freymüthigkeit begleitet iſt, die dieſem edlen Volke mein Herz gleich zugewandt hat. Hier gilt nur reine Humanität, und ihr erhabener Stempel iſt dieſen Gebirgbewohnern unverkennbar aufgeprägt.

So wie wir im Grindelwald fortrücken, ſteigt des Schreckhorns trotziger Gipfel iſolirt wie der Drü in Chamouni und wie er, mit einzelnen Schneeflecken bezeichnet, über dem Mattenberg. Das mit Schnee bedeckte Jungfrauhorn lehnt ſich in ſtrahlender Reinheit auf den Eiger. Das Thal öffnet ſich zu einem Länglichrund; neben dem Jtramen rechts tritt der ſanftabhängige freundlich begrünte Wengeralp, der gute Bekannte von Lauterbrunn mit grünem Fuß ins Thal, und wir ſahen die Wege, die von dort hierher führen. Links iſt die Scheidegg, auch eine Alpenhöhe, über deren Rücken man nach Oberhasli herunterſteigt.

Dem Reihen der majeſtätiſchen Urgebirge gegenüber, lehnt ſich freundlich die ganz mit fruchtbaren Alpen bedeckte Grindel auf. Dies ſind die begrenzenden Gebirge des Thales Grindelwald, welches keine Ebne darbietet, ſondern in der Mitte von der Lütſchiene durchrauſcht und getheilt, ſich zu beiden Seiten von ihrem Geſtade an, wie eine Wiege erhebt.

Kleine dicht wie Perlen an eine Schnur gereihte Wieſen und Waldhügel, ſind wie Feſtons an den Berggehängen herumgezogen. Unſer Weg gehet höher wie ſie, an den Seiten der Berge dahin, und wir blicken über Buchen und Tannen in Erlenhaine hinab, die ich nie ſo ſchön ſah, als die, ſo das Ufer der Lütſchiene bekränzen. Wir erreichten gegen vier des Nachmittags das ſehr gute Wirthshaus, welches ohngefähr in der Mitte des Thals zur linken Seite liegt. Die Hitze war heftig geweſen und die hieſigen Chars à banc ſind äußerſt unbequem.

Wir ruhten nun ein Stündchen, während welcher ich mit der Enkelinn des großen Mannes Hallers Alpen mit einem Entzücken las, welches als Weihe zum Eintritt in dieſe erhabnen Naturſcenen, mich mit ſtiller Wonne durchdrang.

Dann

Seite

18. Die ſchwarze Höhle: In einem Schreiben des J. Z. Holwell Eſqu. an Wm. Davis Eſqu. 88.

Naturgeſchichte.

Kurze Anweiſung, wie Naturalien zu ſammlen, zuzubereiten, zu verpacken und weit zu verſchicken ſind. 112.

Anekdoten. 128.

Briefe.

Vacant. 131.

Biographie.

Rameau: von R—d. 132.

Kunſtnachrichten. 138.

Miſcellanien.

1. Begebenheiten einiger Aſtronomen, auf ihren Reiſen zur Beobachtung des Durchgangs der Venus durch die Sonne: von R—d. 140.

Dann traten wir vor das Haus, welches ſehr bequem liegt zur Ueberſicht oder vielmehr zum Anſchauen dieſer erhabnen Grundpfeiler der Mutter Erde. In etwas veränderten Lagen erblickten wir hier dieſe hohe Geſtalten: der Eiger bildet ein ungeheures längliches etwas nach oben ſich verengendes Viereck, auf die beiden kurzen Seiten deſſelben ſind zwey abgeſtumpfte Thürme gepflanzt, und die ganze ſchöne regelmäßige Form, bis auf einige ſchroffe Abſtürze, mit weichem Schnee bedeckt. — Ueber dem Eiger vertraulich auf ihn gelehnt, ſchaut die glänzende Jungfrau ins Thal herunter. Dann folgt von der Rechten zur Linken der Mettenberg, ein rauher Koloß in Form einer abgeſtumpften Pyramide. — Der nackte röthliche Granitfelſen iſt mit ſchrecklicher Pracht bis in die Himmelswölbung gethürmt — und nie ſah ich den Mettenberg an, ohne jene Zeilen aus Matthiſſons Alpenwandrer laut herzuſagen:

„Kalt wehn des Grabes Schrecken,
„Wo dräuend der Granit
„In kühngethürmten Blöcken
„Den Abgrund überſieht.“

Von ſeinem Abgrund ſteigt das Schreckhorn majeſtätiſch, und durchſchneidet mit ſeiner dunkeln ſcharfzugeſpitzten Höhe den Aether. Zwiſchen dem Mettenberg und Eiger tritt in weit entfernter, doch unendlich klarer Vertiefung das eingezackte wunderſchöne Vleſcherhorn, wie eine fremde Erſcheinung ein, und ſcheint aus der Fülle des reichen Schneegewandes, welches ſeinen Schooß deckt, den erſten Gletſcher herabzuſtrömen — ſcheint, ſage ich, denn der Fuß dieſes unausſprechlich reitzenden Gebirgs wurzelt im Wallis.

Neben dem Mettenberg ſteht das wilde Wetterhorn fürchterlich da. — Seine ſchwärzlichen Granitblöcke, überſchauen von allen Seiten grauſenerregende Abgründe! Hier und da iſts mit Schnee wie beſprenkelt; der geſpaltene Gipfel deſſelben aber öffnet einen blendenden Schneebuſen, aus dem ein tiefer Lavinengang ſich öffnet. — Kniſternd mit raſſelndem Gepraſſel flogen von Zeit zu Zeit Schneebälle von dieſer Höhe herab, bis an die ſchirmenden Wälder von uralten Tannen, welche beynah überall die mittleren Regionen der Gebirge einzäunen.

Wir eilten den Gletſcher des Mattenbergs zu beſuchen, und giengen auf einer zerbrechlichen Brücke über die wildrauſchende, Steine mit ſich wälzende Lütſchiene, bis an den Ort ihrer Geburt aus dem Gletſcher; es iſt eine ſchwache Miniatur des Arverons und der Gletſcher mit keinem der Chamounenſer weder an Fülle, Größe noch Reinheit zu vergleichen. Auch verließen wir ihn bald, und lagerten uns im Erlenhaine der Lütſchiene auf die weichen Schweitzermatten.

Wir hatten uns ein Plätzchen ausgeſucht, welches Kühlung mit Anmuth verband, und uns den reitzenden Anblick auf die zahmeren Gebirge, den Scheidegg und die Grindel bis an die große Kluft nach Zweilütſchien gewährte, deren Oeffnung auf der anderen Seite vom fruchtbaren Itramm und Wengeralp begrenzt wird; ſeitwärts ſtanden Eiger und Jungfrau, hinter uns Mettenberg, Wetter- und Schreckhorn. Den ſehr ſchwülen Nachmittagsſtunden folgte eine ſanfte Kühlung, welche mit dem Duft aromatiſcher Alpenkräuter erfüllt, wohlthätig uns umſäuſelte. Fette glänzende Kühe mähten das junge Frühlingsgras des Thales ab, und harmoniſch tönten ihre Glocken. Dies Thal iſt viel milder wie das von Chamouni, weil es viel minder hoch liegt, wiewohl unter nördlicherm Himmel. Hier blühen die Kirſchenbäume, und die ſchöne Erle mit dem atlaſglänzenden Silberſtamm ſproſſet empor in üppiger Schönheit; dort ſah ich nur Tannen- und Lerchenbäume. Die mit ſegenvollen Alpenweiden bedeckte Grindel lag freundlich da, der friedliche Sommeraufenthalt mancher glücklichen Alpenfamilie. Die mahleriſch verſtreuten Sennhäuschen, Käſeſpeicher und Heuſchober, waren ſo viel Ruhepunkte, mit denen mein Herz immer eine Szene friedlichen Lebens, und Idylliſcher Glückſeligkeit verband. Noch ſtehen dieſe Hütten leer, aber in wenig Tagen werden die unterſten Alpenweiden, deren friſches ſaftiges Grün ihnen ſeine Fülle darbeut, jauchzend von den fröhlichen Hirten bezogen; dann zieht das genügſame glückliche Völkchen immer höher empor, bis die letzte Stufe fruchtbarer Vegetation erſtiegen iſt, worauf ſie denn mit ihrem wohlgenährten Vieh in eben der Ordnung ab den Alpen ſteigen, und im Thal die letzte Herbſtweide genutzt wird. — So wie der Winter im Frühling vor ihren läutenden Heerden entflieht, folgt er ihren Spuren im Herbſte, und ruhig ſehen ſie ihren geliebten Sommeraufenthalt ſchon unter der wärmenden Schneedecke verſteckt, während im Thal mannigfaltiger Duft, und die Schönheit der Schweitzerwieſen ſie noch umgiebt. Einige muntere Mädchen aus dem Dorfe waren uns gefolgt, und tummelten ſich um uns herum. Die ſchwüle Hitze hatte mich ermattet, mich dürſtete, und ich wagte nicht aus den eiskalten Quellen zu trinken; zu meiner großen Freude fand ich an der Schattenſeite großer Steine, und um die Baumwurzeln, den ſchönſten Sauerklee; ich genoß einige Hände voll von dieſer zarten Pflanze, deren reine Säure, mich kühlend, meinen Durſt löſchte. Wie die muthwilligen Dirnen das ſahen, giengen ſie lachend weg, und kamen bald darauf wieder, die

Schürzen voll von allerhand Futterkräutern, welche ſie mir unter unaufhörlichem Kichern anboten. — Sie wurden mit den Blumen geworfen, wie billig, und von unſerm Gelächter ertönte das Thal. Jetzt gab die ſinkende Sonne allen Gegenſtänden jenen ſanften Reitz, jene unausſprechlich holde Beleuchtung, durch welche das Mittelmäßige ſchön, die Schönheit aber bis zur überirdiſchen Verklärung erhöht wird. Die Blüthenwipfel der Kirſchbäume wurden mit Gold durchwebt, und ſchimmernd kräuſelten ſich die Wellen der Lütſchiene umher. Die Tannenſpitzen waren mit Purpur beſäumt und eine warme Lebensfarbe durchglühte die Felſen umher. Nun ſtieg das ſüße Zauberlicht, das Thal ſank in Dämmerung und roſenbekränzt ſtanden die unſterblichen Häupter der Urgebirge mit Ehrfurcht erweckender Majeſtät.

Wir kehrten ſtill und gedankenvoll in unſer Wirthshaus zurück, und freuten uns des verlebten Tages.

Adieu auch für heute mein liebſter Freund! Aber ich wecke ſie früh wieder, denn ich habe es mir verſprochen, keinen Sonnenaufgang unbelauſcht, und ungenoſſen vorüber gehen zu laſſen, während ich am Herzen dieſer Alpennatur ein neues Leben einathme.

Grindelwald den 23. May 1791.

Mit den erſten Morgenſtrahlen, die am großen Eiger die röthlichen wilden Granitthürme vergoldeten, und in den Buſen des Viehſcherhorns reine Gluth herabgoſſen, war ich ſchon auf der Fläche des Hügels vor dem Pfarrhauſe. Dieſer Standpunkt iſt einer der vortheilhafteſten

ſten im Thale um die den in daſſelbe herabgleitenden Gletſcher zugleich um die Baſen der ſie begrenzenden Berge ſich hinunterkrümmen zu ſehen.

Im tiefen Thal war alles mit dem grauen Gewande der Morgendämmerung angethan — es war ein ähnlicher Augenblick, in welchem ich die Wirkung des erſten Sonnenſtrahls in Chamouni belauſchte. Dort ſteigen die Pfeiler der Allmacht auf Poſtamenten von ſchrecklichen Maſſen empor, ihre unausſprechlich erhabnen Häupter aber ruhen ſorgenfrei im Aether! Dieſe Pyramiden des Grindelwalds ſtehen einzeln, beynah von unten auf iſolirt, und ihre drückende Nähe enthüllt in den furchtbaren Geſtalten Abgründe, und Klüfte, Schlünde und grauſende Höhlen. — Jene, leicht verſchwebt in Licht und Aether, ſcheinen dem Himmel mehr wie der Erde anzugehören, und erfüllten mein Herz immer mit ſüßen ahndenden Schauern, welches jetzt in der ernſten einſamen Morgenſtunde zurückbebt vor dem überhängenden, erdrückenden Gewicht dieſer ungeheuren Koloſſen.

Feierliche Stille umgab mich! von Zeit zu Zeit flog mit kniſterndem Getöſe eine Lavine von den Gletſcherhöhen aufs Eis hinab. Andere rollten in ihrem gebahnten Felſenbette, zu Schneeſtaub verfliegend, wie eine ſchäumende Kaskade, aus grauer Luft hinunter. Heller ward nun das Thal, die freundlichen Erdenhaine durchblickten das junge Licht, und freudig rauſchten die Wogen der Lütſchiene unter ihm auf.

Nach dem Frühſtück verließen wir dies in der Umarmung fruchtreicher Alpen ruhende Thal. Herzlich erfreute uns im Zurückfahren das Bild der Ordnung und des ruhigen Wohlſtandes, das die ſchönen Bauerhöfe, ſo wie die demüthigſte Hütte, umgiebt. Um jede Wohnung iſt ein beträchtlicher Holzvorrath, dicht ums Haus ordentlich aufgeſtapelt. Behauene Balken, Planken, Bretter, Latten, Blöcke und kleingeſpaltenes Brennholz, haben die braven Hauswirthe auf jeden Fall in Bereitſchaft *). Das hölzerne Haus- und Wieſengeräthe liegt ordentlich dabey und in einiger Entfernung ſteht der unten auf Felsſtücken ruhende, und dann aus behauenen Tannenſtämmen aufgerichtete, Käſeſpeicher, wo der fette Gewinn der würzreichen Kräuter, die großen Schweitzerkäſe, aufbewahrt werden.

Dieſe ſanfte Eintönigkeit des patriarchaliſchen Alpenlebens erfüllt die Seele mit einfachen Bildern eines ruhigen, im Arm der Natur und Unſchuld verrinnenden Lebens, deſſen Anfang und Ende man mit eben ſo traulichem Blick überſieht, wie jenen klaren Quellbach, der unter Laubgehängen zwiſchen hohem Alpengras, dem Bergſtrome zueilt. Schnell rollten wir durch das enge Thal der Lütſchiene herab, bis an den Scheideweg der beiden Gletſcherſtröme dieſes Namens. Hier ward uns noch eine entfernte Einſicht in das geliebte Thal von Lauterbrunn gewährt, welche ich mit einem ſehnſuchtsvollen Seufzer ſich wieder verſchließen ſah. Nun empfing uns wieder der holde Thalgrund von Unterſeen, dieſe blendende Dekoration aus den Schattenthalen Eliſiums, in welcher Licht und Dämmerung, Höhe und Tiefe, aufs reitzendſte in Wellenlinien der ſanfteſten Schönheit ſich gegen einander zu neigen, und harmoniſch zuſammenfließen. Der freudige Wuchs der Kirſchen und Wallnußbäume erhebt ſich hoch mit wehenden Wipfeln

---

*) Nur bey auskommendem Feuer könnte dieſer dicht um das Haus aufgehäufte Vorrath von trocknem Tannenholz ſehr gefährliche Folgen haben.

feln. Dieſe Wieſen, dieſe ächten Schweitzermatten, ſind mit einer Frühlingspracht bekleidet, an deren einzelne Schönheiten das Auge ſich nicht müde ſiehet. Karl konnte nicht aufhören das Glück der Schweitzerkühe und Kälber zu preiſen, und — das Glück der Kinder die hier unter Blüthenbäumen mit den Ziegen umherſpielten.

Die wohlhabenden, ſchön gebauten Dörfer Sachſenbach, Walderswyl und Matten, liegen in fröhlichen Reihen dicht an einander im langen Thale. Die zu beiden Seiten ſtehenden Berge ſind mit hellgrünen Buchenholzungen bekleidet, oder mit zartem Wieſengras. Dieſe untern Abſätze und Bergſäume ſind die Vorberge der Alpen, die erſte Frühlingsweide. Einzelne Felſenterraſſen folgen dem fruchtbaren Berggelände, von Tannen eingezäunt, hinter denen, noch mit Schnee bedeckt, die hohen Alpen ruhen, die, wie ich oben geſagt, erſt im Juli und Auguſt abgeweidet werden. Mir ward es für dieſe meine Schweitzerreiſe nicht vergönnt, dem Frühlinge bis in dieſe halb-ätheriſchen Wohnungen des Schweitzervolkes zu folgen, die von ihnen ſo enthuſiaſtiſch geliebt werden, daß ſie ihre ſchönen Thäler jubelnd, wie die Lerche den Käfig verlaſſen, um das Reich der Lüfte zu beſteigen. Bald waren wir nach einer Biegung rechts in Interlachen an der Aar, welche hier, leicht wie Aether und klar wie Kryſtall, dem erſten Bade des Brienzerſees in vollen majeſtätiſchen Wallungen entgleitet. Während unſer Schiffchen ankam und alles in Ordnung gebracht ward, erſtieg ich einen blumigen Hügel über dem Zollhauſe und der Aarbrücke. Mein treuer Naturinſtinkt hat mich geleitet und wer, wie ich, eines der ſchönſten Anblicke genießen will, ohne durch zu große Anſtrengung vorher erſchöpft zu ſeyn, der verſäume nicht dieſe kleine Anhöhe zu erſteigen.

Gott! welches Tempe lag, in aller Farbenpracht des entfalteten Frühlings, um mich verbreitet! Ich weinte und jubelte vor Freuden in einem Athem, und mit ſtrebendem Fittig dehnte Pſyche die enge Hülle, um zu verſchweben in Licht und Klarheit, in Schönheit und Größe, in Anmuth und Pracht! Der runde Hügel, auf dem ich ſtand, ward dicht von der Aar umſäumt, die ſanft und liſpelnd ſein Blumengewand küßte. Drei herrlich ſchöne Thäler lagen, wie ein Kleeblatt, vor mir, in deſſen Herzen ich mich befand.

Rechts die Wieſenebne von Unterſeen mit dem Dorfe gleiches Namens, dann die Tiefe, welche der blaue Spiegel des Thunerſees füllt, wo die Ferne ihn dem Auge verhüllt, ſchwebt der Sinn in dem glänzenden Sonnennebel dahin, bis an die goldnen Schneehöhen des Rieſenbergs oder der Fienthalberge.

Vor mir die ſegenvolle Thalebne bis nach Zweylütſchienen, das mittelſte Kleeblatt, zwiſchen den Baſen des Breitlauin und Sauſenbergs hingedehnt. Im Hintergrunde deſſelben ſtehen, über dem Späten und Zuckithurm Berge, das lilienweiße Jungfrauhorn und der Eiger, ſo von Glanz umfloſſen, daß man, gleich der Sonne, nur auf Augenblicke ſie anzuſchauen vermag.

Dicht unter mir der Buſch und Baum umkränzte Flecken Interlachen, mit dem gothiſchen Schloß des Landvoigts, der ſeinem Wohnorte nach einer der glücklichſten Menſchen ſeyn muß.

Links, zwiſchen der andern Seite des Breitlaunen und dem Brienzer Berge eingeſenkt, der reitzende See von Brienz, der im zarten verſchleierten Perſpectiv zwiſchen den Gebirgen den Blick hindurchführt bis auf die Wolkenhöhen der weißen klaren Engelberge, die, weit entfernt, und hoch erhaben, wirklich Lichtgeſtalten einer beſſern Welt ähnlich, dieſen entzückenden Wohnplatz der Sterblichen zu überſchauen ſcheinen. Die Aar kömmt hier links aus dem Brienzer See, um ſich rechts in dem von Thun zu ergießen, und macht alſo den Verbindungskanal beider Seen, oder, um bey meinem Gleichniß zu bleiben, genau den Herzſtiel des Kleeblattes aus.

Dies iſt der treue Umriß des Ganzen — aber nun das Innre, die Füllung, welche nicht zu beſchreiben iſt, und von der ich Ihnen nur einzelne Gegenſtände heraushebe. Der große und kleine Rügel, dunkle Waldpyramiden, wachſen an den breiten Füßen des Sauſenbergs auf, unter ihnen verſinkt in Graus und Trümmern die Zwingherrnburg von Urſpannen, dies Denkmahl der Tirannei, vermodernd im Schooß ſegenvoller Freiheit! Zu meiner Linken tritt ein waldiges Vorgebirge in den Brienzerſee, mit der mahleriſchen Ruine des Schloſſes der Vögte auf Rinkeberg gekrönt. Tönend entſchwingt ſich, gerade an ſeinem Fuß, die Aar dem See. Vögelchöre ſchallen aus dem dicken Buchenwalde über mir! Fernher liſpelt von den ſchwarzen Seiten des Sauſenbergs eine Silberkaskade herab. In der ſpiegelnden Aar zu meinen Füßen ſteht eine zahlreiche Heerde prächtigen Schweitzerviehes. Bis an die Schenkel von der kühlenden Fluth umfloſſen, halten die zufriednen Thiere Mittagsruh, und laſſen nur einzelne Töne von ihren Glocken hören. Das reine Mittagslicht beſtrömt alle Gegenſtände mit einer Glorie der Vollkommenheit, die meine Sinne beynahe blendet. Die Schneeberge ſenden kühle Lüftchen herab, die ſtärkend mich umathmen. — — Aber ich ſinke dennoch an beideinen Schooß, o gütige Muttererde, und verberge mein geblendetes Auge und meine glühende Wangen in deinem ſchwellenden, duftenden Buſen! Nimm mich freundlich an demſelben auf, freundlich wie du mich dereinſt in deinen Schooß aufnimmſt, wenn ich dies kurze von Wonne und Kummer belaſtete Daſeyn verlebt habe!

Ich verließ den Hügel voll Danks und der innigen Ueberzeugung voll, hier den ſeligſten Moment meines irdiſchen Lebens genoſſen zu haben.

Und welcher Zauber war es denn, der mich ſo mächtig über mir ſelbſt empor hob? Warum iſt dieſes Anſchaun erhabner und ſchöner Natur die höchſte Wonne meines Daſeyns? da doch nur zu oft meine ſchwachen Kräfte den Strömen des Genuſſes erliegen, die ſich in einſamen Stunden über mich ergießen; da ich in dieſen Augenblicken mehr, wie je, die Beſchränktheit meines Daſeyns, die geringe Umfaſſungskraft meines Geiſtes empfinde? — Ahndung, Ahndung deſſen, was ich ſeyn werde, erfüllt dann meine Seele! Gefühl der Unſterblichkeit ſchwellt meine Bruſt! Blendendes Antlitz der Jungfrau, du, welches den erſten Morgengruß der Sonne empfängt, von ihrem letzten Strahle errötheſt, einſt wirſt du dahinſinken in Nacht und Vergeſſenheit! Jahrtauſende werden an dir vorübergehn. — Aber deine Zeit kömmt dennoch endlich, in welcher dein Urſtoff ſich in ſeine Theile auflöſet, und du in den großen Schmelztiegel ſinkeſt, aus dem dereinſt uns undenkbare neue Schöpfungen hervorgehn. — Du weißt nicht, was du biſt, und dein neuer Zuſtand wird keine Folge deiner Vergangenheit ſeyn: Ich aber werde beſtehen in ewig jugendlicher Kraft. Unſterblicher Athem des göttlichen Weſens, Werkmeiſter meines Schickſals, werde ich erndten, was ich geſäet habe, in

alle

1. Die [illegible] [illegible]
dem [illegible] [illegible]
2. [illegible]

Fragmente.

Aus [illegible] neuesten [illegible]. 1

PIECES FUGITIVES.

1. Aux Manes de Voltaire, Dithyrambe
qui a remporté le prix [illegible]
de l'Académie [illegible] 1779.
2. Romance.

alle Ewigkeit! Jede reine Freude iſt Knoſpe einer ewig himmliſchen Blüthe! Jedes tiefempfundne Seelenleid ein Verkündiger unausſprechlicher Wonne der Vollkommenheit.

Gegen zwölf ſaßen wir im kleinen Schiffe. Dieſe Waſſerreiſen haben für mich einen großen Reitz; der ſtille ununterbrochene Genuß wird durch das Plätſchern der Wellen, und den eintönigen Ruderſchlag eher erhöht, wie geſtört. Dieſe kleinen Schiffe ſind ſehr gut eingerichtet, mit bequemen Bänken rundumher, mit einem Tiſche, und einem Zelt gegen Regen und Sonnenſtrahl, welches man jedoch nach Belieben zu beiden Seiten bis in die Mitte wie eine Gardine aufziehen und niederlaſſen kann. Wir hatten von Interlachen unſre kleine Proviſion mitgenommen, die in kalten Schinken, Butter, Semmel, Käſe, (und worauf Henriette Haller als ächte Schweitzerinn ſich kindlich freuete) friſchen Nideln (Rahm) beſtand.

Wir ruderten wider den ſchönen Strom in die Mündung des Brienzerſees hinein; als gerade die abgekühlte Heerde das Waſſer verließ, und, im Klange der Glocken, mit dumpfem Brummen des thieriſchen Wohlſeyns, den duftenden Wieſen zutrabte. — Es iſt kaum möglich, eine anmuthigere Landſchaft zu ſehn, als die war, welche ſich unſern entzückten Blicken darbot. Im Seegrund ein Trupp luſtiger Bäume, darunter friſche ſäuſelnde Kühlung, die von den Wipfeln auf die Wogen der Aar herab ſich kräuſelte. Heitre, duftige Sonnenferne, mit himmeltragendem Gebirg; Dorfthurmſpitzen. Am Geſtade kleine Hütten, in ruhiger Bewegung die glänzende Heerde.

Wir hielten nun unſer fröhliches Mittagsmahl. Mit dem Nideln wurde angefangen wie billig. Dieſer ſüße Rahm war dick, wie die dickſte Schafmilch unſerer Stoppeln, und im eigentlichſten Verſtande (wie unſer Freund Henkler, zum Spott der Rahm naſchenden Weiblein, unſern milchdünnen Rahm immer nennt) junge Butter. Für mich machte dieſe Lieblingskoſt der Schweitzergaumen, dieſe duftende Bergbutter, Anfang und Ende der Mahlzeit auf 24 Stunden. Denn als ich drey Eßlöffel voll mit Brod gegeſſen, war ich ſo geſättigt, als könnte ich zeitlebens nicht wieder hungrig werden. Ueberhaupt geſtehe ich aufrichtig in meinem Leben nicht weniger gegeſſen und geſchlafen zu haben, wie in den Bergen des Oberlandes und Savoiens. Dieſe Luft nährt auch, glaube ich; denn ſonſt weiß ich wirklich nicht, wie man, bey ſo viel Anſtrengung der moraliſchen und phyſiſchen Natur, durch Ruhe und Nahrung ſo wenig geſtärkt, munter und ausdaurend ſeyn kann, wie ich es bin.

Der Brienzerſee, ein ovales, ſanft umgebnes Baſſin, war, mit ſeinem freundlich aufſteigenden Ufern, vom hellen Schmelz ſchweitzeriſcher Matten beſäumt, und durch das lichte Grün zarter Buchen mehr beſchimmert, wie beſchattet, ein wahrer Spiegel des Lenzes. —

„Doch Jüngling die Blume verblüht“ tönte es mir, wie von unſichtbaren Stimmen aus den finſtern Tannen der höhern weit zurücktretenden Felsklüfte herab. Wir laſen wechſelsweiſe in Hallers und Matthiſſons Gedichten, und fanden das Schönſte nicht zu ſchön, und Wahrheit hier, wie immer, erhaben über jede Verſchönerung. Immer reitzender ſchwillt der See aus in ſein friedliches Geſtade, welches in immer offnerem Amphitheater ſich erhebt, und ſo ſtufenweiſe dargeſtellt, alle Schönheit ſeiner Natur, im Glanze des Frühlings enthüllt. Selten nur, um die Anmuth mit Erhabenheit zu vermiſchen, ſetzen wilde Felſen den ſtarren Fuß in die liſpelnde Woge, oder hebt eine gähe Felswand ſich aus der grünen Fluth empor.

Freundlich einladendes Vorland, mit friſchem Grün bekleidet, dämmert unter dichtem Schatten überhängender Büſche. Die abhängigen Berggelände ſind mit fruchtbaren Wieſen bedeckt, und mit Sennhütten mahleriſch beſtreut. Waſſerfälle, Gießbäche, Silberquellen, Kaskaden, ſchäumen, perlen, rieſeln, oder ſtürzen ſtäubend in das Becken des Sees.

Einzelne Kirchthurmſpitzen heben ſich aus den Buchenhainen der Höhe hervor, hübſche Häuſer und Hütten liegen friedlich umher. Kurz ehe wir das Ende des Sees erreichten, ſtürzte links vom begrenzenden Brienzerberg der Plan Alperbach, in kühnen ſtäubenden Fällen, ſeine reichen Wellen herab. Zwey angenehme Stunden hatten wir auf dieſer kleinen Fahrt zugebracht, und landeten nun beym großen Dorfe Brienz, wo die gutmüthigen Einwohner als wären wir erwartete Freunde, am Ufer uns empfingen, und treuherzig uns die Hände darboten.

Die drey Stunden, die man von hier bis Meiringen hat, gehen erſt in einer etwas ſumpfigten am Saum hoher Gebirge eingedrückten Ebne hin, die wenig Charakteriſtiſches haben. Die Aar trübe, unſtät, und ungeſtüm, wie es die Bergſtröme immer ſind, ehe ſie im Schooß ſtiller Seen ihre Unarten, ihren Schlamm und ihren Grus zurückgelaſſen, verurſacht durch unregelmäßiges Austreten ihrer ungedämmten Fluthen dieſe zu beiden Ufern ſtehenden Lachen und Binſenmoore. Bald aber, ſo wie unſer Weg etwas bergauf gieng, nahm alles um uns eigenthümlichere Geſtalten an. Beſonders ſtand plötzlich, wie herbeygeblaſen, zu unſerer Linken eine Felsreihe, die an phantaſtiſcher Bildung alles übertrifft, was ich ſeit den Rochers D'organ auf der Grenze der ehemahligen Provence und des Languedoks je in der Art geſehn. Sie waren den wüſten Bildern einer kranken Phantaſie ähnlich, die nackten dürren Geſtalten! Mit vom Himmel geſchleuderten Felsmaſſen, wie ſo viele Trümmerberge der Schweitz, waren ſie zu vergleichen! noch viel weniger jenen erhabnen Geſtalten, an denen das ruhige Wirken von Jahrhunderten arbeitet, um ſie zu bilden, und an deren großen Schichten man oft den Spuren ihrer Schöpfung folgen zu können glaubt.

Plötzlich, wie Pilze, ſchienen dieſe in einer Nacht dem Schooß der Erde entſtiegen zu ſeyn, in ungeheuern, weich abgeglittnen, ich möchte ſagen, weſenloſen Geſtalten. Ich glaubte immer ſie wieder vor meinen Augen verſinken zu ſehn. Aber ſie ſtanden leider nur zu feſt, und ſendeten von ihren grauen Scheiteln, und aus ihren weißen Klüften brennend die eingezogne Sonnenhitze zurück. Dieſe ſonderbare Felsfamilie heißt die Ballenberge. Wir näherten uns der rechten Bergſeite des Thales, wo liebliche Kühlung aus den Grotten der Buchen umkränzten Felſen hervorſäuſelte, und holde Waſſerfälle in unerſchöpflicher Mannichfaltigkeit unſere Blicke feſſelten. Mit dieſen freundlichen Szenen beginnt das Thal Oberhasli, berühmt durch den vorzüglich ſchönen Menſchenſtamm, den es beherbergt, durch ſeine fetten Wieſen, und mahleriſchen Kaskaden. Der Wiesbach ſtürzte jetzt plötzlich neben uns herab; weiß, wie Milch, ſchäumt es aus der dunkeln Tiefe des Waldberges herunter. Kaum hatten wir dieſen erſtern hinter uns, als der Lanhallbach hoch über uns der rauhen Felſenſtirn ſich entreißt, im freyen Bogen die blaue Luft durchſchießt, bis er, in einen grünen Waldbuſen hineinbrauſ't, aus dem die Fluth in zwey Armen freundlich hervorkömmt, die um eine kleine Inſel ſich winden. Der Falkenerbach rieſelt aus ungeheurer Höhe, beynah zu Staub aufgelöſt, in drey pittoresken Fällen auf die Wieſen herunter; zuletzt fliegt mit lautem Getöſe der volle Oltſchibach vom Felsſtein in die Ebne hinab. Die ſchroffe grüne Felswand, dieſe Waſſerfallmutter heißt der Oltſchiberg. Bey einer Biegung des Weges erblickten wir alle dieſe Kaskaden auf einmal in bezaubernden Grün der Wälder, und zugleich in ſonniger Ferne noch einmal den Planalperbach am Brienzerſee.

Jetzt öffnete ſich mit unendlicher Anmuth das friedliche **Haslithal**, indem der fruchtbare **Hasliberg** mit ſeinen Wieſen, Alpen und Sennhütten bedeckt, hervortrat. Seinen fruchtbaren Seiten ſahen wir in der Ferne den vollen ſchäumenden Alpbach und zwey kleine Kaskatellen entſchimmern.

Es war eben Muſterung der rüſtigen Mannſchaft des Thales, und ſo, wie wir uns dem Hauptdorfe Meiringen näherten, begegneten uns kleine Haufen der ſchöngewachſenen kraftvollen Bewohner. Einzelne Truppe ſtanden im Schatten, ſchwatzten oder ſprangen mit fröhlichem Jauchzen umher. Die Weiber, welche wir ſahen, waren groß von Geſtalt und mit ſchönem Ebenmaaß gebildet. Die Köpfe vorzüglich gut geformt, die Theile des Geſichts Charakteriſtiſch und edel. Die Kleidung der Frauen iſt entſtellend. — Dicke wülſtige Röcke werden bis unter den Buſen hinaufgebunden, und die ſchlanke Gewandtheit des Wuchſes dem Blicke ganz entzogen. Das ſehr gute Wirthshaus fanden wir bis zum Brechen voll von Berneriſchen Offizieren und tanzendem Landvolk. Wir würden die Nacht auf den Stühlen in der Gaſtſtube haben zubringen müſſen, hätte nicht ein Berner Bekannter der Fräulein Haller uns ſein Zimmer eingeräumet.

Wir eilten dem Reichenbach zu, auf deſſen Anblick ich ſowohl durch die mündlichen Erzählungen, als durch die gedruckten Beſchreibungen meines Freundes Meiners, höchſt begierig war. Der Weg dahin iſt der Anfang der Paſſage über den Scheidegg, und führt durch grünende Triften des Thales, allmählig bis an einen ſteilen Pfad, der aber unter einem lieblich gemiſchten Haine verſchiedenen Laubholzes ſich hinaufſchlängelt.

Nach einer Viertelſtunde hörten wir das erſte dumpfe Brüllen des ſtürzenden Alpenwaſſers, und ſahen bald darauf die obere Maſſe voll und ſchäumend aus der Felsſchlucht auf eine Wieſe ſtürzen, die ſich, um den Fall her, auf hohen Hügeln gebildet hat. Nun traten wir aus dem Wäldchen an den Fuß eines dieſer koniſchen Hügel, welcher ſteil aufſtieg, und, mit kurzem dicken Raſen bewachſen, durch den ewigen Thau des Waſſerfalls ſchlüpfrig gemacht war. Die Erwartung, das ängſtliche Klettern, das Herzklopfen welches dadurch erregt wurde — alles — ſelbſt der Lauf meines Bluts, war gehemmt — und verſchlungen, als ich nun plötzlich den Mächtigen vor mir, über mir, unter mir ſah, um mich hörte, empfand; und jeder aufſteigende Gedanke, jede Bemühung den fliehenden zu faſſen, in ſeinen donnernden Wirbeln dahin geriſſen wurde. Der Föen *) ſtürm-

---

*) Ein warmer Südwind, der von einem Gebirge gleiches Namens her weht, und plötzlich im Frühlinge den Schnee auflöſt.

ſtürmte gewaltig, und wirbelte die aufſteigenden Dunſtwolken um mich herum. Wie durch einen magiſchen Nebel erblickte ich, wenn der Sturm die Waſſerſtaubwolken zertheilte, die große Erſcheinung. Mit zornigem Gebrüll weitabprallend die ungeheure Maſſe derſelben, wälzt die Fluth ſich aus der waldbehängten Tiefe der Felsnacht weißſchäumend hervor, und ſtürzt gleichſam in einen Krater herab, oder in einen Becher rundaufſtehender Wieſenhügel. Die Tiefe höhlt der tobende Strom immer tiefer, die Hügel erhöht er, durch die mit herabgeführte Erde und Grandtheile. Jetzt wird der Fall gebrochen, durch einige wildaufſtrebende ſich ihm entgegen dämmende Felſen, die kühn ihn zurückſchleudern. Durch dieſe gegenwirkende Kraft entſteht ein Wallen, ein Wirbeln und Wogen von Steigen und Fallen, welches weit umher die Luft mit zerſtäubten Waſſertheilchen füllt. Noch war in die Tiefe geſenkt ein Felſenvorſprung zu beſteigen, von dem man ganz in die grauſige Höhlung hinabſchaut; ich war unten, aber auch in einer Minute wieder, wie hinaufgeblaſen, betäubt und durchnäßt, als ſtieg ich aus einer Badewanne.

Aber ich hatte doch die wilden glatt abgewaſchnen Abgründe geſehn, in die der Mächtige, wie in Schatten des Todes, hinabbrauſt, und in einer blitzſchnellen Wendung, um Wald und Geſtein dem Auge entſchwindet.

Die Erſchütterung von dieſer Allmachtsſcene, durch mein ganzes Weſen verbreitet, legte ſich nicht, bis ich ruhig wieder auf dem Stuhl im Wirthshauſe ſaß. Wie durch einen Flor und halbträumend, ſah ich von der Platteforme des Zwirgi beym Herabgehen, die ſtille Schönheit des Haslithales von der Aar durchſtrömt. Der Sturm heulte in den Baumwipfeln, im großen Uniſono mit dem Reichenbach; purpurnes Abendgewölk flog vor ihm her, und lagerte ſich auf den Zinnen des langen Brienzerberges.

Der Lerm im Wirthshauſe war mir unendlich läſtig, und ſtörte mich in dem ſinnenden Genuß, der dem Anblick großer Naturerſcheinungen immer folgt. Beynah hätte ich vergeſſen Ihnen zu ſagen, daß wir auch den untern Fall des Reichenbachs beſuchten. Er gleitet hier beſänftigt über einen breiten Felſendamm in die Wieſen herab, und iſt ſo durchaus nicht mehr derſelbe, daß ich mir (da man noch dazu von dieſem unteren Standpunkt, auch nicht einen Blick der Erinnerung auf den obern Sturz heften kann) immer ſagen mußte, dies iſt auch der Reichenbach. Der kühne Felſen durchdringende Jüngling, wie iſt ſeine wilde Kraft bezähmt!

Ich gieng in die Gaſtſtube, um die ſchönen Hasler Weiber tanzen zu ſehn. Allein ich ward in meiner Erwartung getäuſcht, doch gern getäuſcht; denn es iſt ein feiner Zug von Sittlichkeit, daß im Haslithale kein Mädchen im Wirthshauſe tanzt. Die Grazien waren aber auch von dieſem Gelage entwichen, und wir entfernten uns bald, um die uns ſo nöthige Ruhe, wiewohl vergeblich, zu ſuchen.

Den 24ſten. Wir genoſſen noch mit Muße in den heitern Stunden der Frühe, den Anblick dieſes, dem Anſcheine nach feſtverſchloſſenen, rings von himmelragenden Gebirgen umgebenen Alpenthales, welches nur gegen den Brienzerſee hinab in lächelnde Fernen ſich öffnet. Der Brienzerberg frappierte mich durch ſeine lang hingedehnte Maſſe, ſein breiter Rücken hat von der Natur die Geſtalt eines großen Gebäudes empfangen, mit einer runden Kuppel an jedem Ende, dem in der mittleren Abtheilung ein Pavillon mit einem Thürmchen folgt. In der Mitte über dem Eingange ein rund gewölbtes Frontiſpiz Vom Zwirgi überſchaut man am Beſten dies ſymmetriſche Gebäude des Brienzerberges. So enge ſich aber das Haslithal vor dem ſuchenden Blick des Reiſenden zu verſchließen ſcheint, ſo gehört es doch zu denen, welche ſich die meiſten Ausgänge und Uebergänge öffnen.

Unter den rauhen Zuſchtenhörnern geht der Weg nach Engelberg hinauf; gern wäre ich dieſem Pfade gefolgt, um den ſchönen Titlis in ſeinem blauen Eismantel zu ſehn. Ueber die fruchtbaren Alpen des Brünigs, ſteigt man nach Luzern herunter. Vor uns der Scheidegg mit dem Uebergang nach Grindelwald. Weiter hinten im Thal der Gelmersberg, von dem man auf die Grimſel ſteigt, um den Lauteraargletſcher zu beſuchen, und das Finſteraarhorn in fruchtbarer Schöne zu erblicken. Im Hintergrunde dieſes milden Thales ſteht eine nackte ſcharf gezeichnete Felspyramide, der Plattenſtock genannt, welche geſtern, bey untergehender Sonne von Wolken umgeben, ein äußerſt unterhaltender Gegenſtand war. Bald ſchienen die mit Gewitterroth gefärbten, vom Sturm gepeitſchten Gewölke aus ihm aufzurauchen; bald ſtürzten ſie, wie weiße Lavinen, an ſeinen ſchroffen Wänden herunter; bald aber glitten ſie in langen Falten, wie ein fließendes Gewand, von ſeinen Hüften, bis an die Wieſenſäume herab. Der freundlich grüne Hasliberg mit dem ſtrahlenden Jungfrauhörnern geſchmückt, war unter den umgrenzenden Gebirgen mein Liebling. In einer ſchwarzen Felskluft, die in ungeheurer Höhe ſich aufthat, erblickten wir in der Gegend nach Grindelwald zu, einen Zipfel des ſchönen Roſenlavin Gletſchers.

Lebe wohl, freundliches Thal; und du, kriegsluſtige Jugend deſſelben! ach möchteſt du nicht aus fremden

Ländern, ſtatt der Einfalt angeerbter Sitte, mit fremdem Golde, fremde Laſter dem heimiſchen Heerde zuführen. Dieſer herzzerreißende Gedanke hatte mich, ſeit meiner Ankunft in Meiringen, verfolgt, und mir das fröhliche Getümmel des Landvolks, welches ich ſonſt ſo gern höre, ihren Geſang und ihr Jauchzen, verleidet. Denn nicht allein Berner Offiziere, ſondern Werboffiziere waren hier — Werboffiziere in einem Hirtenthale Helvetiens! ſo bekannt mir die Sache war, ſo wenig konnte ich mich doch mit dem Anblick vertragen.

Wir wollen heute noch Bern wieder erreichen und haben zu eilen. Raſch giengs das Thal bis Brienz hinab, in unſerm leichten Leiterwagen; dann führten uns friſche Morgenlüftchen ſchnell den Brienzerſee hinunter, über deſſen ſüdöſtlichem Ende wir mit Freuden die uns in der Nähe von umragenden Felſen verdeckten Engelberge ſchimmernd emporſteigen ſahen.

Freundlich begrüßte ich den unvergeßlichen Hügel, zwiſchen beiden Seen. In Interlachen frühſtückten wir, und waren gegen Mittag wieder auf dem Thunerſee. Sehr unterhaltend war dieſe zweyte Fahrt auf dieſem Gewäſſer, deſſen höhere und wildere Küſten man beym Hinunterfahren in ganz anderm Lichte erblickt, als beym Hinauffahren. — Kühne gigantiſche Schlagſchatten, waren jetzt beym werdenden Nachmittag hier verbreitet, wo dort helles Morgenlicht ſpielte. Die Perſpektive in die Seitenthäler hinauf, ſtellte neue Formen dar. Eiger und Jungfrau aber waren unverändert dieſelben, in unverſchleierter Schönheit, ſtreckten ihre ſanftabgerundeten Geſtalten ſich in die blaue Luftheitre empor.

Die Fienthalberge waren mit einer bläulichen Tinte getuſcht, die ihre ſchroffen Eistafeln und gleichſam näher

Olla Potrida.

1779.

Zweiter Band.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

näher herantrug. In der Tiefe des Siementhals erblickten wir den begrenzenden Schwarzwaldgletſcher.

Gegen fünf Nachmittags waren wir wieder in Thun. Während unſer Berner Kutſcher anſpannte, beſtiegen wir den hohen Kirchhof, von dem man eine ſo reitzende als weitausgedehnte Landſchaft überſieht; aber noch anziehender war für mich die Ausſicht aus dem Fenſter der Landvoigtey, wo man das holde ruhige Thal ſo traulich nahe unter ſich verbreitet ſieht, welches ſich vom Fuß des rauhen Stockhorns am Ende des Sees bis nach Thun hindehnt. Mit Kornfeldern und fetten Triſten iſt dieſe anmuthige Fläche bedeckt; einzelne Landhäuſer und friedliche Wohnungen des glücklichen Berner Landvolks liegen umher verſtreut, unter dem Schatten blühender Bäume. Henriette Haller zeigte mir die Wohnungen ihrer Freunde im ruhigen Thale.

Zur Abendmahlzeit waren wir wieder im gaſtfreien Halleriſchen Hauſe, wo, beym Singen vaterländiſcher Lieder, dieſer letzte frohe Abend meines Aufenthalts in Bern, nur zu ſchnell dahin ſchwand.

III.

Der Berg der Wiſſenſchaften.

Ein Traumgeſicht.

Aus den miscellaneous pieces in prose by John Aikin, M. D and Anna Lætitia Barbauld, London 1792. 8. überſetzt.

In jener Jahrszeit, wo die Heiterkeit des Himmels, die mannigfaltigen Früchte, die den Boden bedecken, das entfärbte Laub der Bäume, und alle die holden, aber dahinſchwindenden Annehmlichkeiten des begeiſternden Herbſtes, das Herz dem Wohlwollen öffnen und zur Betrachtung ſtimmen, luſtwandelte ich in einer ſchönen romantiſchen Gegend ſo lange, bis Ermattung über meine Neugier ſiegte. Ich ſetzte mich auf ein mit Moos bewachſenes Felſenſtück. Das Rauſchen des herabfallenden Laubes, das Geplätſcher des Waſſers und das dumpfe Geräuſch der fernen Stadt wiegten meine Seele in die vollkommenſte Ruhe. Indem ich den angenehmen Träumereien nachhieng, welche die Gegenſtände um mich her mir einflößten, überfiel mich unvermerkt der Schlaf.

Plötzlich fand ich mich auf eine weite Ebene verſetzt, aus deren Mitte ſich ein Berg erhob, höher als ich je einen geſehn hatte. Er war mit einer Menge größtentheils junger Leute bedeckt, von denen viele mit dem lebhafteſten Ausdruck des Eifers auf ihrem Geſicht hinanſtrebten, obgleich der Weg an verſchiedenen Stellen ſteil und mühſam war. Ich bemerkte, daß diejenigen, die ſo eben erſt den Berg zu erſteigen angefangen hatten, bereits auf ſeinem Gipfel zu ſeyn wähnten; aber indes ſie weiter giengen, erhoben ſich ſtets neue Berge vor ihren Blicken und der Gipfel des höchſten, den ſie vorher entdecken konnten, ſchien dann nur der Fuß eines andern zu ſeyn, bis endlich der Berg ſelbſt ſich in die Wolken verlohr. Indem ich dieſe Gegenſtände mit Erſtaunen betrachtete, erſchien mir plötzlich mein guter Genius und ſprach: „Der Berg dort vor dir, iſt der Berg der Wiſſenſchaften; auf ſeinem Gipfel ſteht der Tempel der Wahrheit. Er erhebt ſein Haupt über die Wolken und iſt mit einem Schleyer vom reinſten Licht umfloſſen. Bemerke die Fortſchritte derer die hinanſtreben, ſchweig und ſey aufmerkſam!“

Ich ſah, daß der einzige regelmäßige Pfad zu dem Berge durch eine Pforte führte, die Pforte der Sprachen genannt. An derſelben ſaß ein Weib in einer nachdenkenden Stellung, und bewegte ſtets ihre Lippen als ob ſie mit ſich ſelbſt ſpräche. Ihr Name war Gedächtniß. Als ich in den erſten Bezirk des Berges trat, ſchallte mir ein verwirrtes Geſchrey von mißklingenden Tönen entgegen, das in jedem Augenblick ſtärker auf mich eindrang und mich endlich ganz betäubte. Es glich der Sprachenvermiſchung beym Thurmbau zu Babel. Der Weg war hier ſehr uneben und ſteinigt; Trümmer, die von den höhern Theilen des Berges herabfielen, und Ruinen alter Gebäude, über welche die Wan-

derer

drer faſt bey jedem Schritte ſchreiten mußten, machten ihn noch mühſamer, ſo daß viele, denen ein ſolcher Anfang Ekel einflößte, umkehrten und keinen Verſuch mehr wagten, den Berg zu beſteigen; indeß andere, die dieſe Schwierigkeiten beſiegt hatten, keine Luſt bezeigten, weiter zu gehen, ſondern ſich auf einen Haufen jener Trümmer ſetzten und von hier aus die am Fuße des Berges befindliche Menge mit der Miene der größten Wichtigkeit und Selbſtgenügſamkeit anredeten.

Ungefähr auf der Hälfte des Weges bemerkte ich an jeder Seite des Pfades einen dicken Wald, durch welchen labyrinthiſche Gänge, ſchlängelnde Fußſteige und ſich durchkreuzende Alleen führten, auf welchen man ſich bey jedem Schritt in Dornen und Brombeergeſtrauch verwickelte. Er hieß der **Wald des Irrthums.** Ich hörte viele, die ſich in demſelben verirrt hatten, einander zurufen und ſah, wie ſie vergeblich bemüht waren, einen Ausweg zu finden. An einigen Stellen beugten die Bäume ihre Zweige über den Pfad, und oft ruhte ein dicker Nebel auf demſelben, doch nie ſo ſehr, daß er nicht durch das Licht, das von dem Tempel der Wahrheit ſtrahlte, hätte etwas erleuchtet werden ſollen.

In dem anmuthigſten Theile des Berges waren die **Grotten der Muſen.** Ihnen lag es ob, durch die entzückenden Harmonien, die von ihren göttlichen Harfen ertönten, die Wandrer zu erheitern und ihnen neuen Muth einzuflößen, wenn ihre Schritte wankten. Nicht weit von hier waren die **Gefilde der Erdichtung.** Hier ſproßten ſchwelgeriſch mannigfaltige wilde Blumen, hier dufteten ſüße Wohlgerüche, hier entfalteten ſich Blumen, die ſchöner waren, als ich ſie je in irgend einem Lande ſah. An dieſe Gefilde ſtieß der dunkle Pfad der **Allegorie,** der ſo künſtlich beſchattet war, daß das

Sonnenlicht zur Mittagszeit hier nie ſtärker war, als das eines ſanften Mondſcheins. Dies gab ihm in den Augen derer, die in Betrachtung ihr Vergnügen fanden, ein angenehmes und romantiſches Anſehen. Die Fußſteige und Alleen liefen unregelmäßig in einander und am Ende derſelben ſtand die Bildſäule einer Grazie, einer Tugend oder einer Muſe.

Nachdem ich dieſe Gegenſtände betrachtet hatte, wandte ich meine Augen auf die Menge derer, die den ſteilen Pfad hinanklimmten. Unter ihnen bemerkte ich einen Jüngling, der etwas ſtolzes und regelloſes in ſeinen Bewegungen hatte; ſein Blick war lebhaft und durchdringend. Er hieß Genie. Gleich einem Adler ſtrebte er den Berg hinan und ließ alle ſeine Gefährten hinter ſich zurück; aber ſeine Fortſchritte waren ungleich und durch tauſend Launen unterbrochen. Erſcholl der Laut der Freude im Thal, ſo miſchte er ſich in ihr lachendes Gefolge; rief ihn der Stolz an den Abgrund, ſo wagte er ſich an den jähnenden Schlund. Er fand ſein Vergnügen daran, auf nie betretenen oder auf Abwege führenden Pfaden einherzugehen und ſchweifte ſo oft von dem rechten Wege ab, daß ſeine ſchwächern Gefährten ihn öfters einholten. Ich bemerkte, daß die Muſen ihn mit Parteilichkeit anſahen, die Göttinn der Wahrheit aber oft die Stirn runzelte und ihren Blick von ihm wandte. Indeß er ſeine Kraft auf Nebenwegen verſchwendete, erblickte ich eine Perſon von ganz verſchiedener Geſtalt, Fleiß genannt. Mit langſamen, aber raſtloſen Schritten ſchlich ſie dahin, ihre Augen auf den Gipfel des Berges gerichtet; mühſam räumte ſie jeden Stein aus dem Wege, der ihren Lauf hemmte, bis ſie endlich die Meiſten von denen, die anfänglich ihre kaum bemerkbaren und mühſamen Fortſchritte verlacht hatten, weit hinter ſich ſah. In der That beſtiegen auch nur wenige den Berg mit gleich raſtloſer Beharrlichkeit, denn, die Schwierigkeiten des Pfades ſelbſt abgerechnet, war außerdem noch ein Schwarm Begierden, Leidenſchaften und Vergnügungen ſtets bemüht, ſie an ſich zu locken. Hatten ſie einmal dem ungeſtümen Verlangen derſelben nachgegeben, ſo waren ſie immer weniger im Stande zu widerſtehen und kehrten ſie gleich zuweilen wieder auf den Weg zurück, ſo fühlten ſie dann das Rauhe deſſelben um ſo ſtärker, die geſunden und erquickenden Früchte dünchten ihnen herb und ſchmacklos; ihr Auge ward trübe und ihre Füße ſtrauchelten bey dem kleinſten Hinderniß.

Ich bemerkte mit einigem Erſtaunen, daß die Muſen deren Geſchäft es war, diejenigen zu ergötzen und zu erheitern, die den ſteilen Berg hinaufſtrebten, oft in den Grotten der Freude ſangen, und diejenigen begleiteten, die durch den Ruf der Leidenſchaften angelockt waren. Aber die Göttinnen begleiteten ſie nur auf eine kurze Zeit und verließen ſie immer dann, wann die Unglücklichen den Gipfel des Berges aus den Augen verloren. Dann würden dieſe von ihren tyranniſchen Beherrſcherin mit doppelten Ketten belaſtet und ohne Widerſtand in die Wohnungen der Unwiſſenheit und die Behauſungen des Elends geführt.

Unter der unzählbaren Menge verführeriſcher Gottheiten, die bemüht waren, diejenigen, die ſich dem Dienſt der Wahrheit gewidmet hatten, von dem Wege zu derſelben abzuführen, befand ſich eine, die ſo wenig furchtbares in ihrem Aeußern, und ſo etwas Angenehmes und Schmachtendes in ihren Mienen hatte, daß ich ſie nicht bemerkt haben würde, hätte nicht die große Anzahl derer, die von ihr unvermerkt mit Ketten belaſtet waren, meine Aufmerkſamkeit auf ſie gezogen. Sie hieß

Träg=

Trägheit. Von offener Fehde weit entfernt, verſuchte ſie es nicht den Fuß der Wanderer vom rechten Pfade abzuführen, ſondern begnügte ſich, ihre Fortſchritte zu hemmen, und da ſie dieſe nicht zwingen konnte, ihren Vorſatz aufzugeben, ſo beredete ſie ſie, die Ausführung deſſelben noch etwas zu verzögern. Ihre Berührung hatte eine der Torpedo *) ähnliche Eigenſchaft und lähmte die Kraft derer, die in ihren Wirkungskreis kamen. Ihre unglücklichen Gefangenen richteten zwar noch immer den Blick auf den Tempel, hofften noch immer dort anzukommen; aber der Boden ſchien unter ihren Füßen zu ſchwinden, und ſie ſahen ſich bereits an den Fuß des Berges verſetzt, bevor ihnen noch ahndete, daß ſie ihren vorigen Standort verlaſſen hätten. Die ruhige Heiterkeit, die anfänglich auf ihrem Geſicht wohnte, verwandelte ſich nach und nach in ein melancholiſches Schmachten, und ihr Auge ward immer trüber, je weiter ſie auf dem Strome der Unwichtigkeit hinabglitten. Dies war ein trübes, langſamſtrömendes Waſſer, das von keinem Lüftchen gekräuſelt, von keinem Geräuſch belebt, ſich endlich in einen todten See ergoß. Dann wurden die erſtaunten Reiſenden zwar durch einen Stoß aus ihrem Schlummer erweckt, aber einen Augenblick darauf, in den Abgrund der Vergeſſenheit begraben.

Von allen den Unglücklichen, welche den Pfad des Wiſſens verlaſſen hatten, ſchienen keine weniger geſchickt auf denſelben zurück zu kehren, als die welche der Trägheit folgten. Die Sklaven der Begierden und Leidenſchaften konnten noch oft in den Augenblicken, wo ihre Tyrannen ſorglos waren oder ſchliefen, ſich ihrer

Herr-

---

*) Krampfiſch. Er betäubt die Thiere, die ſich ihm nähern.

Herrſchaft entziehen; aber die Trägheit beherrſchte die übrigen unaufhörlich und raſtlos, und ließ ſelten eher ab, bis jeder Widerſtand vergeblich war.

Nachdem ich dieſe Gegenſtände betrachtet hatte, wandte ich meine Augen auf den Gipfel des Berges, wo die Luft ſtets rein und heiter, der Weg durch Lorbeerbäume und andere ewig grünende Gewächſe beſchattet war und wo der Glanz, der von dem Antlitz der Göttinn Wahrheit ſtrahlte, eine Glorie um ihre Verehrer zu werfen ſchien. Glücklich, ſagte ich, ſind diejenigen, denen es vergönnt wird, dieſen Berg zu erſteigen! — aber indem ich in dieſe Worte mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit ausbrach, ſah ich eine Geſtalt mit göttlichen Zügen und von einem ſanften Lichte umſtrahlt, neben mir ſtehen. Glücklicher, ſprach ſie, ſind diejenigen, welche die Tugend zu den Wohnungen der Zufriedenheit führt. — Wie, ſagte ich, wohnt denn die Tugend im Thale? — Ja, erwiederte ſie, man findet mich im Thale, und ich erleuchte den Berg; ich ergötze den Bewohner der Hütte bey ſeiner Arbeit und begeiſtre den Weiſen bey ſeinem Forſchen; ich miſche mich in das Gewühl der Städte und beglücke den Einſiedler, im Thale; ich habe einen Tempel in dem Herzen eines jeden, der mir den Zutritt verſtattet, und bin ſtets dem gegenwärtig, der mich wünſcht. Die Wiſſenſchaft kann Glanz verleihen, aber nur ich kann zur Glückſeligkeit führen.

Indem die Göttinn alſo ſprach, ſtreckte ich meine Arme nach ihr ſo heftig aus, daß ich vom Schlaf erwachte. Der kalte Thau fiel um mich her nieder und die Schatten des Abends verbreiteten ſich über die Landſchaft. Ich eilte nach Hauſe und weihte die Nacht dem Schweigen und der Betrachtung.

VI. Reiſe

IV.

Reiſe von Luzern nach Zürich.

An meinen Freund C. Fr. Trant.

den 26. May 1791.

Ich war unpäßlich geweſen; anhaltende Anſtrengung meiner Kräfte und zu lange daurender Genuß des Schönen hatten mich erſchöpft. Erſt beym Anblick des **Sempacher Sees** erwachte ich aus dem wachen Schlummer, in welchem ich das fruchtbare Ergau durchreiſ't war, ohne ſeinen ſtillen Reitzen mehr wie einige flüchtige Blicke geweihet zu haben. — Schmäle mit mir! Schelte mich aus, du lieber treuer Freund meiner Kindheit und Jugend! aber vor allem lehre mich erſt eine ſanfte beruhigende Kinderweiſe, womit ich dies lautklopfende Herz zur Ruhe bringe, wenn es wünſchend und begehrend die Fülle der Schönheit und Größe vergebens zu umfaſſen ſtrebt.

Hier war es alſo an dieſem leiſe ſich erhebenden Geſtade des heiter lächelnden Sees, wo Arnold von Winkelried unſterblichen Ruhm des beſten Bürgers, und des Helden nicht zu theuer erkaufte mit Verluſt ſeines Lebens! Hier von der Anhöhe rechts kam der kleine Hauſe der Schweitzer herab, ſchlechtbewaffnet, und wenig kundig des Krieges, aber ſtark durch die gerechte Sache, und ihren Muth. Hier erwarteten ſie die ſchöngewaffnete kriegserfahrne Jugend, die Blüthe des öſterreichiſchen Adels, an ihrer Spitze der ſchöne kühne Leopold von Oeſterreich. Hier gab Gott den Schweitzern Sieg, vornehmlich durch die edle That Arnolds von Winkelried *).

Wir ſind noch drey Stunden von Luzern entfernt, die Hitze des Tages iſt groß geweſen, aber ſchon wehte ein kühleres Lüftchen und dort, o welche Freude! ſteigen die beſchneiten Gebirgketten von Schwyz und Uri vor uns am Horizont empor; eine ſtärkende Luft kömmt von ihnen her, bald aber ſchiebt ſich der mächtige Rieſe, der graue nackte Pilatus vor, und fodert meine Blicke auf, ſeine nähere Größe zu ermeſſen und nicht vorwitzig nach den entfernten Gefilden zu ſpähen.

Im freien Schwunge kömmt die breite durchſichtige Reus uns entgegen. Ihr anmuthiges Geſtade iſt bedeckt mit Fülle der Fruchtbarkeit. Schon beſäumt Purpur die Wipfel der Uferhaine und ſpiegelnd wirft der glatte Strom das Bild des Abendhimmels zurück. Wie milde und erquickend iſt der Athem des Sonnenuntergangs hier unter dieſem freundlichen Himmelsſtrich! Wir erreichten Luzern mit der Dämmerung, die wir auf der Reusbrücke ſpatzierend, ſich im Thale lagern, und nach und nach auch die Krone des hohen Pilatus einhüllen ſahen.

Den 27ſten. Es ward mir ſehr ſchwer, meinen gehabten Vorſatz, den Rigi zu beſteigen, aufzugeben. Allein

---

*) Siehe Johannes Müllers Geſchichte der Schweitzeriſchen Eidgenoſſenſch. 2. Th. Seite 429 - 447.

Allein die ſtarke Hitze, und eine matte Schwere, die ich in den Gliedern empfand, ließen mich fürchten, daß dies heute wohl über meine Kräfte gehen würde. Man ſteigt fünf Stunden, ehe man den Gipfel dieſes äußerſt vortheilhaft geſtellten Berges erreicht, welcher die drey Seen von Luzern, Zug und Lowerz trennt, und deſſen Höhe eine der uneingeſchränkteſten und prachtvollſten Ausſichten der Schweitz darbietet. Man blickt in die Unterwaldener, Schwyzer und Urier Gebirge, überſieht den fruchtbaren Kanton Luzern bis an die Berner Grenzen, und ſoll vierzehn Seen zählen — dem allen mußte ich entſagen! glaubſt du mich nun hart genug geſtraft für meine moraliſche Unmäßigkeit?

Wir ſtatteten dem General Pfyffer unſern Beſuch ab, und fanden in ihm einen friſchen ehrwürdigen Greis, der mit der zuvorkommendſten Güte uns empfing. Er zeigte uns ſein berühmtes relief eines Theiles der Alpen. Er hat Luzern zu ſeinem Mittelpunkt gewählt, weil dieſer ſein ſchöner Geburtsort wirklich ohngefähr mitten im Herzen der Schweitz liegt. Die Verhältniſſe dieſes Kunſtwerkes ſind mit der bewundernswürdigſten Genauigkeit beobachtet, und in den mir bekannten Theilen des Ganzen erkannte ich jeden Berg, jeden Strom, jeden Flecken wieder. Aber das größte Intereſſe war das, welches der Ueberblick dieſes großen Theiles vom erhabenen Amphitheater der Alpen gewähret; die in der Symmetrie ungeheurer Verhältniſſe ſich aneinander reihen und majeſtätiſch gegen die Ebnen zu abſteigen. Die Erzählung der Beſchwerden, die der ſchon alternde Mann hiebey erlitten, der Muth und die Kraft, mit der er alle Hinderniſſe beſiegt, erfüllten uns mit Bewunderung.

Ich machte einen kleinen Spatziergang an der Hand des lieben freundlichen Greiſes, auf einigen Hügeln hinter der Stadt, von wo man die reitzendſten Ausſichten über den See und die angrenzenden Gebirge genießt. Die Luft iſt ſo balſamiſch und milde, die Vegetation ſo freudig, das Grün der Wieſen ſo ſchimmernd, als ich es ſelbſt in der Schweitz ſelten erblicket. Man ahndet Italiens Nähe in dieſem traulichen Bunde des Erhabnen mit weicher reitzender Schönheit.

Der Himmel entwölkt ſich und die zarten Morgennebel ſteigen empor. Schon ragt die Krone des grauen Pilatus rauh eingezackt über den ziehenden Dunſtwolken auf. Mein ehrwürdiger Führer brachte mich ins Schiffchen, empfahl mich mit väterlicher Sorgfalt den Schiffern, und ſo entglitten wir der vollen lebendigen Reus in den See der vier Kantone. Ungern verließ ich das liebliche Luzern ſo ſchnell. Alles hatte mir da ſo wohl gefallen. Aber beſonders die hübſchen ſittſamen Weiber und Mädchen mit ihren ſchönen freundlich blickenden Augen, rothen Backen, und niedlichen um das Haupt gelegten Haarflechten. Die Stadt iſt außerordentlich reinlich, und die Gebäude verrathen Wohlſtand.

Luzern blickte uns noch ein Weilchen vom anmuthigen Geſtade nach; bald ſahen wir nur noch die rothen Dächer, dann zuletzt die vielen Thürme. Schützend ſteigt der Pilatus im Weſten und der Rigi im Nordoſten in luftiger Entfernung von der Stadt auf.

Ueber Ufergebirgen an der ſüdweſtlichen Seite des Sees zu unſerer Rechten ſteigen die Engel-Berge ſchimmernd empor. Vergebens ſuchte ich unter den glänzenden Eisſpitzen den Titlis, die Führer wußten mir ihn nicht zu zeigen. Die Unterwaldner und Urier

Schneegebirge erhoben ihre hohe Kuppeln und Zacken herrſchend in die Luft.

Wir aber ſchwammen auf der glänzenden Tiefe dieſes wunderſchönen Sees friedlich dahin. Grüne ſonnige Hügelreihen ſchienen einen muntern Tanz mit den ſchimmernden Wellen des Sees zu beginnen, Waſſer und Land in trauter Vereinigung. Kein rauhes Klippenufer ſtört den ſanften Einklang. in ſchönen Wellenlinien Hügel ab Hügel an iſt dieſes entzückende Vorland der Gebirge gebildet und entfaltet, ſo wie wir daran vorbeygleiten, jede Fülle üppiger Vegetation unter milderem Himmel. Rockenfelder mit der gräulichen Blüthe, in denen der friſche Mittagswind umherſpielt, und die Befruchtung des menſchennährenden Halmes befördert, wechſeln ab mit Weitzenäckern gleich ſchwellenden Sammetteppichen; Wieſen verbreiten alle Düfte des Frühlings um uns, und Obſtbäume ſtehen am Geſtade, beſonders ſchöne Wallnüſſe, deren bräunlich glänzendes Laub ſo eben der Knoſpe entſchlüpft iſt.

Bald heben ſich die Hügel höher und ſteiler. Feierliches Tannen-Dunkel ſenkt ſich von ihrem Rücken hinab. Grüne Alpen ſchimmern dem blauen Himmel nah. Einſam verſtreute Sennereyen ſcheinen kaum an den ſchroffen Abhängen zu kleben. Noch ragen auf den mittleren Höhen einzelne Dorfthurmſpitzen aus buſchigtem Grün. Wir landeten nun auf der Kingelis-Au, nicht um das Monument zu ſehen, welches Abbé Raynal ſeiner Eitelkeit dort errichtete, ſondern um der vorzüglich ſchönen Situation dieſer kleinen Inſel zu genießen. In irgend einer unſere Zeitrechnung überalternden Revolution ſcheint ſie ſich vom Fuß des Rigi losgeriſſen zu haben; denn gleich ihm iſt ſie ganz aus

Kieſeln, die durch eine thonartige Erde verbunden ſind, zuſammengeſetzt. Sauſſure nennt dieſe Verbindung Poudingue, und die Geſtade von St. Jean und la batin, über der Rhone beſtehen ganz aus dieſen von den höchſten Urgebirgen herabgeſpülten Fragmenten.

Wir blickten in die glänzenden Fernen des Sees, deſſen vier Winkel (die letzte Felsbucht nach Flüeln zu ausgenommen) man hier überſieht. Altes verſinkendes Gemäuer überhängt traurend die Wellen, es iſt eine Volksſage, daß hier das alte Luzern geſtanden habe, und verſunken ſey, in die Tiefe des Sees. Die lieblichſten Wieſenblumen umgrünten den Obelisk; wir pflückten unſere Schürzen voll, um während des ruhigen Gleitens auf dem See, Kränze zu winden — es waren beſonders die blauſten und größten Vergißmeinnicht in großer Menge hier, die ich je geſehen. Nach dieſer kleinen Pauſe beſtiegen wir unſer Fahrzeug wieder. Ein Mönch aus Altdorf hatte ſich ſchon in Luzern zu uns geſellt und gab mir Auskunft über manches, was ich von den Schiffern ſchwerlich würde erfahren haben.

Kurz darauf befanden wir uns im Zentrum des ſchrägen Kreuzes, welches der Vierwaldſtädter See bildet, und erblickten durch das lichte unbewölkte Perſpecktiv der Gebirge im Oſten Kußnacht, das Grab des grauſamen Geslers; nicht weit davon ragten die Trümmer von Habsburg auf dem Felſen Rothen-Flur aus dickem Gebüſch hervor. Gegen Mitternacht zu Luzern, aber von kleinen Hügeln verſteckt. Im Mittag Uri auch von hohen Felſen bedeckt, nur kenntlich an ſeinen Schneehäuptern; im Weſten Stanz in grüner freundlicher Bucht, überthront von weißen Lichtbergen, unter denen im blauen Bergnebel halbverhüllt, der gute Mönch mir die Spitze des Wetterhorns, und über dem Brünig, die Hörner der Haslijungfrau zeigte.

Bald mußte ich von dieſen meinen alten lieben Freunden Abſchied nehmen, denn ſie ſanken hinab in die Schatten des hohen **Pilatus**. Dagegen trat ein ſehr ausgezeichnetes Gebirg im Hintergrunde des großen Felstheaters auf, der Roßſtock genannt. Mit ewigem Schnee bekleidet zackt er ſich über die waldigen Bergrücken hervor, und iſt die Grenze zwiſchen **Glarus** und **Unterwalden**.

Nun befanden wir uns in einer Seeenge nahe begrenzt von **Rigi** und **Bürgen**. Die Baſen des erſtern treten in einen halben Mond zurück, deſſen eines Horn eine allerliebſte grün bebüſchte Halbinſel bildet, die ſich mahleriſch in die Fluth hinausſtreckt und an der Zinne genannt wird. Hier an dieſem heimlichen Plätzchen hielten wir unſere Mittagsmahlzeit. Unſere Becher waren mit Blumen umkränzt, und die Namen der Bundes-Brüder *) ertönten im Schooß der Gebirge, deren Ketten Sie zerbrachen.

Dann ward das Andenken der Freunde gefeiert und der fernen Lieben. Das Weib dachte des Gatten, die Kinder, des Vaters! die Freundinn, der Freunde!

Die Felſen hallten die geliebten lautausgerufenen Namen wieder, und die Wonne der Wehmuth umſchleierte ſanft unſere Freude. O ſchöne, große, mütterliche Natur, wie hebſt du unſer Herz empor! wie linderſt du jede bittre Empfindung! wie leiſe rundeſt die zu ſcharfen

---

*) Werner von Stauffacher aus Schwyz, Walter Förſt aus Uri, und Arnold von Melchthal aus Unterwalden, ſchwuren im Jahr 1307 auf der Grütlie Matte: in der Neujahrsnacht 1308 wurden alle Schlöſſer der Zwingherrn verbrannt.

Spitzen des Gefühls ab! An deinem Buſen will ich hangen. —

Jetzt traten die waldigten Vorgebirge des Rigi und Bürgen, die Naſen ſo komiſch wie wahr benannt, vertraulich nahe zuſammen, wir bogen in die ſchmale Oeffnung zwiſchen ihnen hinein und — verſchwunden war alles hinter uns, wir fanden uns in ein unbekanntes Becken des Sees verſenkt. Gerade beym Umbiegen, ehe ich noch das kommende erblickt, das verſchwindende verlaſſen hatte, ſtand wie durch Zauberey ein ganzer Flecken im Spiegel des Sees — und ich erblickte das Bild vor dem Original, den Schatten vor dem Körper. Es war die ganze Republik Gerſau, die ſich uns zuerſt im Spiegel gezeigt hatte und die nun auf ſchmalem Ufer hart am Rigi gelehnt, ſich uns wirklich darſtellte. Wir landeten um den braven Gerſauern unſern Beſuch zu machen, die in harmloſer Unbekanntheit leben „als die Niemandes Herr und Niemandes Knecht ſind. Aber wir konnten in der gewaltigen von den Wänden des Rigi abprallenden Hitze nicht ausdauern, und flohen ſchnell wieder dem Boote und der Kühlung des Sees zu.

Allein der See hat ganz ſeinen Charakter verändert; die lieblichen Gegenſtände ſind entflohn, ernſt und ſchroff hebt ſich der Rigi, doch iſt er mit Alpen bis zu großer Höhe bekleidet, die bald von rauhen Felſen getragen, bald von Klippen überhängt ſind. Dem Rigi gegenüber ſteigt ſenkrecht aus der fruchtbaren Tiefe des Sees der Zellit-Berg, eine kahle Felsmauer ſpärlich mit Wald bekleidet. Bald aber öffnet ſich das Gewäſſer, Brunnen und Schwyz treten im Vorgrunde friedlich am Geſtade hervor. Ueber den allmählig ſich hebenden ſchönbegrünten Höhen, an welche dieſe beyden

Städte des alten Kantons Schwyz ſich lehnen, ſteigt eine fürchterliche Felſen-Gruppe überdräuend in die Luft. Sie heißen die Schweitzerhacken und der Mythen. Durchaus aus nacktem röthlichem Geſtein aufgethürmt ſteigen drey Klippenhörner gigantiſch empor, deren mittelſtes zumal an wildem Trotz alles übertrifft, was ich noch geſehen habe. Der erſte Anblick deſſelben preßte mir ein unwillkührliches Geſchrey aus, denn es ſchien mir Brunnen und Schwyz zu überhängen *(Surplomber)* und ich ſah die beiden lieben Flecken ſchon unter den ſtürzenden krachenden Ruinen begraben. Bis jetzt ſchien uns dies flache von den Wellen beſpülte Geſtade, das Ende des Sees, bis plötzlich rechts ſich ein Arm des Gewäſſers ausſtreckte, in welchen die Wogen dunkler und höher ſich heben und tönend an den grauen ſchwarzen Felſenſäumen ſich brachen.

Wir blickten durch die rauhen ſchroffabgeſchnittenen Felſen-Hallen hindurch ehrfurchtsvoll in den hohen Tempel der Freiheit. Links ſahen wir ſchon in der Ferne die Tellenplatte mit der kleinen demüthigen Kapelle; rechts ſchräge gegenüber die Grütlin Matte im Kranz junger Büſche und in höhere Alpen eingeſenkt. In der Tiefe über des Sees Ende ſteigt das Urier Schneegebirge glänzend in die Lüfte, und umſtrahlt die ſchauerlich dunkle Szene der Geburt Schweitzeriſcher Freiheit, mit der reinen Glorie der Vollendung. Unter dieſen Gebirgen zeichnet der ſchöne mit Schnee bedeckte Peitſchen ſich durch ſeine edle ruhige Pyramiden-Form beſonders aus. Der Rigi ſchließt ſich hinter uns ſcheinbar den umgebenden Felſen an; Brunnen und Schwyz ſind verſchwunden, wir ſind allein mit der großen Natur, und vertieft in die Erinnerung an die Bundesbrüder, an ihren Muth und ihre Mäßigung, die übrige Welt iſt uns verſunken. Unſer kleines Boot durchſchneidet jetzt plötzlich die aus dem engen Seebuſen ins Freiere herausſchäumende Wogen. Wir lenken wieder mitten unter die Felſen ein. Rechts ſteht rund um von den Wellen umdrängt, ein nackter Felsthurm, der Rütheſtein genannt, der wohl einſt der ſchwindelnden Höhe überhangender Fels-Häupter entſtürzt, dem Zufall dieſen ſeinen ſichern Standpunkt verdankt. Einige Tannen grünten auf ſeiner Spitze, und wir mußten dicht um ihn herbiegen. Die Natur ſcheint ihn zu einem Leuchtthurm beſtimmt zu haben, deſſen dieſe fürchterliche Enge des Sees wohl bedürfte.

Nur in den Phantaſien meiner Kindheit fand ich die Urbilder dieſer wüſten rauhen Bergſeiten, Klüfte, Zakken und Häupter wieder, dieſe herabhängenden Tannenwälder, dieſe grünen Alpen mit den kleinen Sennhäuschen, die in den See zu fallen drohen. So dunkelblau bildete ich mir den Himmel, ſo ſmaragdgrün die hüpfenden Wellen. — Selbſt dieſe mächtig aufgethürmten Koloſſen zu beiden Seiten überraſchten mich nicht ſo ſehr, als ſie mich in Träumereien verſenkten. Dieſe ganze Gegend kam mir ſo bekannt vor, als habe ich ſie in einer unentfalteten Präexiſtenz meines Daſeyns ſchon oft geſehen: als ſey ich unter der Geſtalt einer leichtfüßigen Gemſe ſchon oft von Abſatz zu Abſatz über Klüfte und Schlünde dahingeeilt — oder als habe ich wie treue Turteltauben im einſamen, Klippen umgebenen, Waldthal, ein ſchuldloſes Daſeyn gelebt. Dieſe wunderbaren Töne und Gebilde der Erinnerung, die oft plötzlich aus den verborgenſten Tiefen der Seele aufdämmern, woher ſind ſie entſtanden? und wer kann den mächtigen Einfluß leugnen, den ſie auf die Stimmung unſerer Empfindungen in der Kindheit haben, die ſo gern in dieſen Träumereien unentwickelter Gefühle ſich verliert — und dadurch auf unſer ganzes Leben!

Der Strom war uns entgegen und wir kamen nur langſam vorwärts. Der ſchwarze Föhe, nachdem der uns entgegenwehende Südwind gleiches Namens benannt iſt, lehnte ſich nun ernſthaft über dem Ende des Sees, und der kleine Flecken Flüele hart an den See gedrängt lächelte uns freundlich entgegen, im Obſtbaumkranze die weiſſen Häuſerchen halb verſteckt.

Wir landeten an der Tellenplatte. Dies iſt bekanntlich der flache Felsſtein an dem Tell in der groſſen Noth landete, und das Boot, das ſeinen Todfeind trug, mit dem Fuß in die tobenden Wellen zurückſchleuderte. Die kleine Kapelle ward mit Andacht von uns betreten und wir erbauten uns an den kindlichen Gemählden, die Tells Geſchichte enthielten, durch einfältige Reime erklärt. Auf den Sinn der beiden Kinder wirkten ſie gar mächtig — Karl haderte mit Gesler und glühte vor Zorn und Liebe zugleich; denn Tell iſt ſein, wie aller Kinder, Held. Die kleine Charlotte mußten wir an die Gemählde hinan heben, da ſtreichelte ſie den armen Knaben mit dem Apfel auf dem Kopf recht herzlich. Mir ſtand der Sinn nach der Rütlie-Wieſe (oder Grütli Matte) aber es war ſchon zu hoch am Tage, und wir wollten Altorf noch ſehen. Im Jahr 1713 ward der Bund ſchweitzeriſcher Freiheit, Eintracht und Gerechtigkeit, hier auf der Grütli Matte durch 120 Männer erneuert und beſchworen.

Nach einer halben Stunde erreichten wir Flüele, von wo wir uns gleich auf den Weg nach Altorf begaben. Von Flüele bis zum Hauptort des Kantons Uri hat man ohngefähr eine Stunde Weges, ich machte dieſen angenehmen Spatziergang zu Fuß mit Schmidt, Karl und dem gutherzigen Mönch.

Von himmelhohen ſchwärzlichen Gebirgen eingeſchloſſen gehet dies ſchmale Wieſenthal leiſe ſteigend bis nach Altorf zu. Durch die Mitte der grünen Fläche ſchlängelt ſich ein gepflaſterter Weg mahleriſch hindurch, welcher ſchon der Anfang der Gotthardts-Straße iſt.

Ein melancholiſcher Ernſt iſt über alle Gegenſtände verbreitet. Auch die Bewohner dieſes einſamen Bergthales tragen in ihren Phyſionomien Spuren dieſer Gemüthsſtimmung, die jedoch durch eine äußerſt gutmüthige Freundlichkeit gemildert werden. Unverwandt hiengen meine Blicke an den herrlichen Bergen, die ſo herrſchend und kühn da ſtehen, als könnten ſie die erhabne Pracht erkennen, womit ihr Schöpfer ſie bekleidet. Jede ſeltene Fläche noch ſo ſchroff herabhängend, iſt mit dem erquickenden Grün ſchweizeriſcher Matten bekleidet; Eichen und Buchen entgrünen muthig den Felsſpalten; die königliche Tanne aber beherrſcht die ihr angewieſene Region der Gebirge. In den höchſten ſchauerlichen Klüften lag noch oft Schnee, der aber zum Theil noch hinwegſchmilzt. In einer furchtbar ſchwarzen Tiefe nahe dem blauen Firmament zeigte mir unſer Begleiter den Geburtsort eines kleinen heimlich genährten Gletſchers, der von dort ſich gen Engelberg hinabſenkt.

Ein großer Zug ſchöner und muthiger junger Pferde war mit ſeinen Führern auf der ſchmalen Straße: bald vor, bald neben, bald hinter uns. Der Zug gieng über den Gotthardt nach Italien, und ich glaubte hollſteiniſche und däniſche Zucht daran zu erkennen, konnte mich aber nicht mit den Führern verſtändigen. Mich ängſtigte dieſe Reiſegeſellſchaft nicht wenig, denn zu beiden Seiten war kein Nebenweg, gieng ich ſchnell voran, ſo ereilten uns die leer battirenden, cabriolirenden

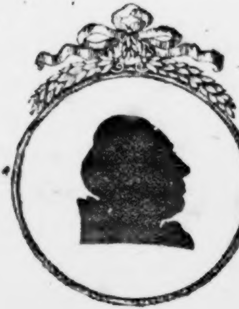
Thiere

Olla Potrida.

1779.

Dritter Vierteljahrgang.

Juli, Auguſt, September.



GLEIM.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

Thiere bald, blieb ich zurück, ſo wurde ich doch alle Augenblicke aufgehalten, denn die muthwilligen Pferde machten durch vorn und hinten ausſchlagen, und allerley Unart ihren Führern viel zu ſchaffen — ich dankte dem Himmel, wie ich mich und meinen Knaben wohlbehalten nach Altorf gebracht hatte.

Dieſer Ort liegt anmuthig da, an ein grünbehangnes Gebirg vertraulich gelehnt, hinter deſſen grauen Felſenkronen fruchtbare Alpen ruhen; es iſt ein erheiternder Gedanke, daß ſo hoch im Reich der Lüfte noch Leben athmet. Wir beſuchten den Tellen-Brunnen in dieſem Geburtsort des wackern Schweizerhelden. Hier ſteht er mit ſeinem theuer erkämpften Sohne. Ohngefähr 150 Schritte davon der Thurm, welcher den Ort bezeichnet, wo das Kind, das lebende Ziel des väterlichen Pfeiles ſtand! Wer fühlt nicht ſein Herz bewegt und im innerſten erſchüttert bey der lebhaften Vergegenwärtigung dieſer Szene?

Wir giengen im Abendroth nach Flüele zurück. Der Föhn ſtürmte heftig, und trieb dunkle Gewitterwolken hinter den Gebirgen herauf. Schrecklich ſchön war der Widerſchein der untergehenden Sonne in dieſen ſchweren Gewölken! Oft ruhten ſie einer Schneedecke ähnlich auf dem Gipfel des Gebirgs; oder ſie floſſen dort wie ein rothes Gewand herab den Berg gürtend. Hier trieb der Wind eine Purpurrothe Wolke in eine finſtre Bergſchlucht hinein; andere zerſchellten wie Meereswogen an den ſpitzen Felſen, und rollten dann zertheilt an den Seiten herab. In den Tannenwäldern rauſchte der Sturm und hallte das Treiben in den ſchwarzen Klüften wieder. Raubvögel ſchwebten über uns, aufgeſtört durch den ſpäten Sturm. Ich war voll Erwartung eines Gewitters in den Alpen, und gieng immer langſamer, nicht achtend das Treiben unſeres Führers, der die Heimath zu erreichen ſtrebte. Jn einer kleinen Kapelle blieb ich endlich gar ſtehen, ohngefähr auf der Mitte des Weges, um von hier, wo eine weitere Ausſicht ſich öffnete, das Gewitter recht zu beobachten. Aber der wüthende Sturm trieb die Gewitterwolken über den See hinweg, und ein ſtarker Regenſchauer endete alles. Ziemlich durchnäßt langten wir wieder in Flüele an, wo die ſchwarzen Wellen des empörten Sees ſich zornig am Geſtade brachen.

Unſere Schiffer prophezeihten nicht viel Gutes für unſere morgende Fahrt durch die gefährliche Enge des Sees, bis nach Brunnen zurück; ich aber traute meinem von Jugend auf bewährten Glück zu Seefahrten, und ſchlief ſanft und ruhig ein beym Getöſe der Wogen.

(Die Fortſetzung folgt.)

V.

Etwas über Taurien.

Von L. Guckenberger, der Arzeneygelahrtheit Doktor, und Ruſſiſch-Kaiſerlichem Collegien-Aſſeſſor.

Die Halbinſel Krimm iſt jetzt in vier Ujesde oder Diſtrikte eingetheilet. In jedem Diſtrikt iſt eine Ujesde Stadt, in welcher die Gerichts- und Magiſtratsperſonen wohnen, die von dem Gouvernement Befehle erhalten, und an daſſelbe berichten. Die erſte Ujesde Stadt iſt **Sympheropol**, vom Sympheropoliſchen; die zweyte **Ewpatoria**, das ehemahlige Koslow, vom Ewpatoriſchen, die dritte **Feodoſia**, vormahls Kaffa, vom Feodoſiſchen, und die vierte **Perecop**, vom Perecopiſchen Diſtrikt. Außer dieſen gehören zur tauriſchen Statthalterſchaft noch drey in der kleinen Tartarey, oder der Strecke zwiſchen Perecop und dem Dniper liegenden Ujesde, deren Städte aber erſt angelegt werden ſollen. Sie heißen: **Denprowsk**, **Melitopol** und **Phanagorien**.

Sympheropol iſt die unter ruſſiſcher Oberherrſchaft neu angelegte Gouvernementsſtadt, die in einem nicht großen Thale, mit mittelmäßig hohen Bergen umgeben, an dem Salgir liegt. Außer dem auf die

Ankunft der Kaiſerinn erbaueten Palais, einigen Gouvernementsgebäuden, und zwey oder drey Privathäuſern, ſollen die übrigen erſt erbauet werden. Eine Werſte von dieſer Stadt liegt die alte tatariſche Stadt Achmetſchet. Sie iſt ziemlich verfallen und beſtehet nur aus einigen bewohnbaren Häuſern. Sie war ehemahls die beſtändige Reſidenz des Galga-Sultans oder Thronfolgers. Jetzt wohnen dort die bey den verſchiedenen Kanzeleyen und Gerichten angeſetzten Perſonen; auch halten ſich hier mehrere ab und zu reiſende ruſſiſche Kaufleute auf, einige Griechen, Tataren und Handwerker von den hergeſchickten Coloniſten.

Ewpatoria war vormahls ihrer Handlung wegen außerordentlich berühmt, und ihres hohen Alterthums wegen verdient ſie noch jetzt bemerkt zu werden. Sie liegt auf der weſtlichen Seite der Halbinſel am ſchwarzen Meere. Die Bauart ihrer Häuſer kömmt vollkommen mit der in Kaffa überein. Ihre Rhede wird auch noch jetzt, unter allen Krimmiſchen Häfen, von türkiſchen und griechiſchen Schiffen am meiſten beſucht; hauptſächlich rühret dieſes daher, weil das in der Nachbarſchaft von Ewpatoria befindliche Salz am reinſten und weißeſten iſt, und von den Anadoliſchen Einwohnern vorzüglich geſucht wird.

Feodoſia, vormahls Kaffa, welches die Tartarn Käpa nennen, kannte man ſonſt auch unter dem Namen: Kerim Stambul, oder des Krimmiſchen Konſtantinopels. Dieſe Stadt liegt auf der Südoſtſeite des Landes nahe am ſchwarzen Meere, und iſt gegen Nordweſt mit ziemlich hohen Bergen umgeben, an deren Fuße ſie ſehr angenehm und vortheilhaft liegt. Die untere Fläche dieſer Gebirgskette bildet die Meerufer und die Bucht, wo die ankommenden Schiffe einlaufen.

Vor mehreren Jahren enthielt ſie, während ihres blühenden Zuſtandes, eine katholiſche, nebſt 32 armeniſchen Kirchen, und 12 türkiſche Moſcheen. Ohne mich über das auszubreiten, was von ihrem Alterthume, ihrer ſtarken Handlung und ihrer damahligen außerordentlichen Bevölkerung geſagt werden könnte, will ich nur von ihrem jetzigen Zuſtande reden. Sie beſtehet aus wenigen noch erhaltenen Gebäuden, die man zwiſchen ganz oder halbeingefallenen Häuſern und Mauern erblickt. Die Befeſtigungsmauer, welche die Stadt ſowohl von der See- als von der Landſeite umgiebt, iſt noch mehrentheils erhalten, allein die Caſtelle, welche, in der Entfernung von einigen hundert Schritten, längs dieſer Mauer ſtehen, ſind ſehr verfallen. Die Kirchen ſind am meiſten mehr oder weniger vor der Zerſtörung bewahrt, und unter dieſen iſt ein vorzüglich ſchönes und geräumiges Kuppelgebäude zu bemerken. Auch ſtehet noch ein ſehr alter jüdiſcher Tempel, der, wie mir ein alter Rabbi aus Handſchriften zeigte, 1091 Jahr alt ſeyn ſoll. Die jüdiſche Gemeinde bewahrt in dieſem, den Einſturz drohenden Hauſe, verſchiedene alte Manuſcripte, unter denen vielleicht ein gelehrter Orientaliſt manches Schätzbare herausfinden würde, und an deren Untergange Staub und Inſekten hier ungeſtört arbeiten. Nach verſchiedenen Angaben, die ich mit einander verglichen, und deren Mittelzahl ich herſetze, leben jetzt in Feodoſia, 3 polniſche und 60 caraidiſche Judenfamilien, 8 katholiſche, 30 bis 40 armeniſche und 60 bis 80 griechiſche Familien.

Perecop heißt die in der Geſchichte ſo berühmte Feſtung, die wegen der hier ehemahls vorgefallenen blutigen Auftritte, und als Schlüſſel zu der Halbinſel Krimm, noch immer merkwürdig bleibt. Die Tataren nennen ſie Orkapi, welches ſo viel als Thorſtadt bedeutet, und die ruſſiſche Benennung Perecop ſagt ſo viel, als ein Graben oder Kanal von einem Meere zum andern. Die Feſtung iſt gänzlich verfallen, doch ſcheint es, als wenn ſie nicht viel zu bedeuten gehabt hätte, wenigſtens nicht, ſeitdem man das Pulver erfand. Perecop ſtehet beynahe in der Mitte der Linie, die man in ältern Zeiten als Cordon von dem ſchwarzen bis zum faulen Meere gezogen hat; die Entfernung vom ſchwarzen Meere beträgt in beynahe gerader Linie vier Werſte, und die vom faulen Meere drey und eine halbe. Die Linie ſelbſt beſtehet aus einem ziemlich breiten, tiefen Graben, der bey beiden Meeren durch eine Batterie gedeckt wird. Perecop iſt zwar bey der neuerlich erfolgten Gouvernementseröffnung zu einer Ujeſde Stadt ernannt, bis aber die neu anzulegende Stadt erbauet ſeyn wird, iſt der armeniſche Markt zum Sitz einer Gorodniſchickſchaft gemacht. Dieſer Ort iſt vier Werſte von der Feſtung entfernt, und von verſchiedenen Tataren und Armenianern bewohnet, die dort mancherley Gewerbe treiben. Bachſchiſarai iſt die von den urſprünglichen Einwohnern jetzt am meiſten bewohnte Stadt. Sie liegt von felſigten Abgründen und Bergen rings umgeben gleichſam in einem Keſſel, und überraſchet das Auge auf eine ſehr angenehme Art, weil man, wegen der ziemlich hohen Berge, die Stadt nicht eher erblickt, bis man im Begriffe iſt, zu ihr hinabzuſteigen. Die mit vielen Schornſteinen verſehenen tatariſchen Häuſer, und die auf jedem Hofe ſtehenden ſchönen hohen Bäume, verbunden mit der reitzenden bergigten Lage, geben dieſem Orte ein ſehr romantiſches Anſehen. Dazu kommt noch das angenehme Rauſchen und Plätſchern der Bergwaſſer, welche von den Bergen herabſtrömen, und ihren Lauf durch die Straßen der Stadt fortſetzen. Mit dem größten Rechte kommt ihr daher der Name: Bachſchiſarai zu. Dieſes Wort bedeutet, nach einer wörtlichen Ueberſetzung: Gartenpallaſt, und mag zur Zeit ihres eigentlichen Flors ſehr richtig geweſen ſeyn. Die vielen Ruinen zeigen deutlich, wie äußerſt groß und ſchön ehemahls die Stadt war, aber auch jetzt iſt ſie noch unter allen krimmiſchen Städten die größte, und die, welche am meiſten bewohnbare und bewohnte Häuſer enthält. Selbſt die Felſen richtete man ehedem zu Wohnungen ein, wie dieſes die Spuren von den ehemahls eingehauenen Höhlen hinlänglich beweiſen. An dieſe Höhlen ſtießen Häuſer, die von Erdziegel und Meerſandſteinen aufgeführt waren, und jetzt ebenfalls verfallen ſind. Dieſe Erſparung jedes leeren Raumes giebt uns den überführendſten Beweis, von der außerordentlichen Volksmenge und der Betriebſamkeit, welche hier in vorigen Zeiten herrſchte. Die Länge des ſchmalen Thales, in welchem die Stadt liegt, beträgt ungefähr vier Werſte. Es läuft beynahe halbmondförmig zwiſchen hohen Bergen fort, und endigt ſich in zwey äußerſt enge Ausgänge. Die Hauptſtraße der Stadt läuft etwa drey Werſte lang in der Mitte dieſes Thales fort; auf beiden Seiten ſtehen Häuſer mit Buden, in denen Pelzwerk, Lederzeug, Nahrungsmittel, Eiſenarbeiten und verſchiedene andere Nothwendigkeiten verkauft werden. Die Tataren, welche Handwerker ſind, arbeiten in ihren Buden, wenn der Verkauf ſie nicht beſchäftigt, und dieſes alles zuſammen genommen, giebt der beſchriebenen Straße eine ziemliche Lebhaftigkeit. Die von dieſer quer ablaufenden Straßen ſind eben nicht die regelmäßigſten; man findet ſie mehr oder weniger bewohnet, jedoch ohne Buden. An mehreren Plätzen trifft man ſtets fließende Fontainen, die ein ſchmackhaftes, reines und klares Waſſer geben. Hier reſidirten ehedem die Chans. Wie ſehr ſie für ihre Bequemlichkeit ſorgten, ſiehet man aus dem ſchönen, nach tatariſcher Art, prächtigen Pallaſte, der auch bis jetzt noch erhalten iſt. Verſchiedene ſtets laufende Brunnen ſind in dem Vorhauſe angelegt, und gleich daran ſtößt ein ſehr artiger mit Obſtbäumen bepflanzter Garten. Nicht weit davon trifft man ein ſteinernes Haus an, in dem die verſtorbenen Chans, welche hier reſidirten und ſtarben, beygeſetzt ſind.

Seweſtopol, das ehemahlige Achtiar, Aſſermon oder Cherſon, iſt von dem General Makenzin erbauet. Dieſe Stadt liegt ganz nahe an dem Hafen, welchen die Natur ſo vortheilhaft gebildet hat, und beſtehet meiſtentheils aus Häuſern für die Seeofficiere und Matroſen, denn in Friedenszeiten liegen hier alle Kriegsſchiffe, die nicht gebraucht werden.

Karaſubaſar, am Fluſſe Karaſſu, iſt nach Bachſchiſarai die am meiſten bevölkertſte Stadt. Sie liegt nahe bey einem großen Kreideberge, beym Anfange der Gebirge, in einer ſehr fruchtbaren Gegend. Ihre Straßen ſind in dem ſchlechteſten Zuſtande, voller Steinhaufen und Moräſte. Die Häuſer ſind klein, enge und niedrig, aber von Tataren und Juden häufig bewohnet.

Altkrimm, Eskikrimm, oder Crüminda, liegt in einem angenehmen Thale, mit Bergen umgeben. Dieſer Ort iſt ſchon längſt verfallen, und beſtehet, einige elende Hütten abgerechnet, aus Steinhaufen. In ältern Zeiten gehörte er unter die berühmteſten Städte.

Baluklawa liegt nahe am ſchwarzen Meere, und hat einen Hafen. Hier lebt ein großer Theil der Albaneſer, die gleichſam ein bürgerliches Militaircorps vorſtellen, und vom Handel und Ackerbau ſich ernähren, hingegen bey feindlichen Anfällen die Beſchützung ihres Vaterlandes übernehmen.

Außer dieſen angeführten Hauptörtern, muß ich noch die Namen einiger Dörfer herſetzen, die in einer oder der andern Rückſicht eine Erwähnung verdienen. So iſt z. E. in der Gegend von Sudack, auf deutſch: Bergwaſſer, der ſtärkſte Weinbau. Dieſer Ort liegt im Gebirge, drey Werſte vom ſchwarzen Meere und zwar auf der Südſeite der Halbinſel. **Elboſe**, oder **Elbislikoi**, auf deutſch: Gott mit uns, iſt 15 Werſte von Altkrimm, und zwanzig Werſte von Sudack. Dieſes Dorf iſt wegen ſeiner kleinen artigen Moſchee und des daran ſtoßenden Kirchhofes merkwürdig, weil man jetzt in der Krimm äußerſt wenige, zur Gottesverehrung und zum Begräbniß der Todten beſtimmte Plätze in ihrer urſprünglichen Verfaſſung antrifft. Eine Menge von Bäumen, die auf der einen Seite der Moſchee in einen Zirkel gepflanzt ſind, machen ein dunkles, wildſcheinendes, dichtes Gebüſch aus, unter deſſen Schatten die Tataren ihre Todten begraben, und jedes Grab mit einem ſenkrecht aufgerichteten unbehauenen Steine bezeichnen. Außerdem findet man hier eine Fontaine mit dem klarſten beſten Waſſer. **Bilbeck** liegt in der Gegend von Balukiawa, und die Einwohner treiben einen ziemlich ſtarken Weinbau, ſo wie auch in Kös, 15 Werſte von Sudack.

Die Waſſerleitungen, deren Überbleibſel man noch in verſchiedenen krimmiſchen Städten findet, gehören zu den vortreflichſten Anſtalten, die dieſes Land aufzuweiſen hat. Ob, wie man von Kaffa behauptet, dieſe Waſſerleitungen noch von den Zeiten der Genueſer herſtammen, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. So viel iſt gewiß, daß ſie ſchon vor vielen Jahren angelegt ſind, denn man findet über vielen Brunnen Spuren von gehauenen Wapen und alten, lateiniſchen Buchſtaben ähnlichen, Schriftzügen. Die Menge dieſer dicht neben einander fortlaufenden Leitungen und die große Anzahl der ehemahls beſtändig fließenden Brunnen, beweiſen hinlänglich, daß ſie zu einer Zeit angelegt ſind, da die Städte außerordentlich ſtark bevölkert waren. Das Quellwaſſer, welches in den Bergen entſpringet, wird mehrere Werſte weit zu den Städten in irdenen Röhren hingeführet. Dieſe Röhren ſind etwa einen Fuß lang, und haben ohngefähr vier Zoll im Durchſchnitt. Sie liegen mehr oder weniger tief in der Erde, je nachdem die Quelle hoch oder tief liegt, und laufen von da bis zu dem in der Stadt befindlichen Baſſin, wo ſie hineingeleitet ſind. In dieſem mit Quaderſteinen oder Marmor ausgemauerten Baſſin führen verſchiedene Treppen, damit man bequemer Waſſer ſchöpfen kann, und auf den Seiten ſind Sitze, für die Ermüdeten zum Ausruhen angebracht. Die hintere Mauer dieſer Behälter iſt einige Fuß höher, als der übrige Umkreis, über der Erde erhaben, oben ausgeſchweift und mit einigen Auszierungen verſehen. Durch dieſe gehet die Waſſer führende Röhre, und über derſelben iſt der Inſcriptionsſtein befindlich. In Kaffa, Bachſchiſarai, und Koslow oder Ewpatoria trifft man ſolche mehr oder weniger erhaltene Brunnen. Sie geben aber theils ſehr ſparſam Waſſer, theils trocknen ſie während der heißen Sommertage aus, weil bey den Quellen nicht gehörig nachgeſehen wird, und die zerbrochenen Röhren nicht durch neue erſetzt werden. An den Heerſtraßen findet man ebenfalls hie und da ſtets fließende Fontainen, unter denen Tröge und Rinnen angebracht ſind, um das Waſſer aufzufangen, aufzubewahren, und das überflüßige abzuleiten. Mehrentheils ſind dieſe Brunnen aber nur in dem gebirgigten Theile befindlich.

[illegible]

[illegible]

Die öffentlichen Heerſtraßen ſind überall in dem beſten Stande, jede Werſte lang mit einer kleinen ſteinernen Pyramide, und alle zehn Werſte mit einer weit größeren, auf einem viereckigten Piedeſtal ruhenden Pyramide beſetzt. Die kleinen Bäche und Flüſſe ſind mit Brücken bedeckt, welche die einſtweilige Ueberfahrt wenigſtens erlauben, obgleich ihre Bauart eben nicht ſehr ſicher und dauerhaft iſt. Diejenigen Gegenden ausgenommen, wo die reißenden Bergſtröme die öffentlichen Wege durchſchneiden, ſind die Straßen ſehr fahrbar und bequem eingerichtet. Aeußerſt unangenehm iſt es freylich für den Reiſenden, oft durch die plötzliche Anſchwellung dieſer Flüſſe aufgehalten zu werden, oder durch die gewagte Durchfahrt ſich der Gefahr des Ertrinkens auszuſetzen, allein, ſo ſehr auch eine Aenderung hierin zu wünſchen wäre, ſo ſchwer und koſtbar würde es doch ſeyn, dieſe auszuführen. Die Ergießungen der Flüſſe nach Regengüſſen ſind theils ſo weit verbreitet, theils beſtehen ihre Ufer aus ſteilen Bergen, und dieſes mit noch andern Schwierigkeiten verbunden, macht die Anlegung irgend einer Brücke äußerſt umſtändlich, und an manchen Orten unmöglich. — —

Die brennbaren Materialien, welche man zum Einheitzen der Zimmer und zum Kochen anwendet, ſind nach der Verſchiedenheit der Lage der Oerter ſehr verſchieden. Man bedient ſich dazu des Holzes, des Schilfes, des Kiſiks und des Burjans. Von allen dieſen werde ich beſonders reden. Das Holz, welches man allenthalben, da wo es zu haben iſt, zum Gebrauch vorziehet, befindet ſich nirgends im Ueberfluſſe, wird dreyßig und mehrere Werſte weit hergeführet und iſt gar nicht wohlfeil. Indeſſen brennt man es in Kaffa, Karaſubaſar und andern Städten. Die Waldungen vermindern ſich von Jahre zu Jahre, da man die neue

Anpflanzung gänzlich verabſäumet, und die ſchönſten jungen Stämme umhauet. Die Griechen, Armenianer und Tatarn heitzen gewöhnlich des Winters ihre Stuben nicht, ſondern ſie bedienen ſich des Kohlenfeuers, womit ſie ihre Stuben nothdürftig erwärmen, oder ſie haben zugleich Kamine. Durch Schaden gewitzigt, gehen ſie ſehr vorſichtig mit dem Kohlenfeuer um, laſſen die Kohlen auf der Straße hinlänglich ausglühen und beſtreuen ſie mit ein wenig Salz ehe ſie ſolche in die Stube bringen. Zur Winterszeit trifft man in jedem Zimmer ein tiefes, kegelförmiges, oben mit einem breiten Rande verſehenes kupfernes Becken mit ausgeglüheten Kohlen. Dieſe Art der Erwärmung iſt mehrentheils bey allen aſiatiſchen Völkern im Gebrauch. Das Gefäß, deſſen ſie ſich dazu bedienen, iſt unter dem Namen Mangal allgemein bekannt. Nie habe ich bey der Vorſicht, mit welcher ſie dabey zu Werke gehen, ſchädliche Folgen davon beobachtet; denn alle dieſe Völker ſind hierauf außerordentlich aufmerkſam, und laſſen den Mangal ſogleich zur fernern Ausdünſtung hinaustragen, wenn ſie den geringſten Dunſt bemerken. Um indeſſen bey dieſer Erwärmung der Zimmer nicht zu frieren, muß man freylich nach Landesſitte, das heißt: mit mehreren Pelzen bekleidet ſeyn. Um Perecop und Ganikel, wo die Natur nicht einen einzigen Strauch, viel weniger Bäume, hervorbringt, würde man während eines heftigen Winters, (dergleichen ich im Jahr 1786 zu bemerken Gelegenheit hatte, da das Thermometer nach Reaumür mehrere Tage hindurch auf funfzehn Grad unter o ſtand) in Gefahr ſeyn zu erfrieren, wenn die dringende Noth nicht immer erfindungsreich wäre. In Ganikel weiß man ſich daher ſehr gut mit Schilf zu behelfen, und um Perecop bereitet man den Kiſik, der, ſo viel ich weiß, in Deutſchland eben nicht bekannt iſt. Man erhält ihn, einmahl, indem man den auf den

Steppen zerſtreuten Kuhmiſt einſammelt, trocknet und in Haufen bringt, dann aber auch auf folgende Art: die Ställe, in denen Kühe und Schafe ſtehen, werden nie ausgemiſtet, und da dem Vieh wenig, oder gar nicht geſtreuet wird, ſo tritt es den Miſt ſo feſt zuſammen, daß der Boden der Hürde oder des Stalles mit einer mehr oder weniger dicken Miſtkruſte bedeckt iſt, die den ganzen Winter hindurch bis zum Anfange des Frühlings entſtehet. Im May läßt man dieſen zuſammengetretenen Miſt in kleine würflichte Stücken abſtechen, aus einander legen, und in der Sonne dörren. Mit dieſem Kiſik heitzet man die Zimmer, backet Brod und kochet dabey das Eſſen. Beym Kochen hat man nur die Vorſicht zu beobachten, daß man ihn völlig brennen und in heller Flamme auflodern läßt, ehe man die Töpfe beyſetzt, weil die Speiſen ſonſt einen widerlichen Geruch annehmen. Dieſe Erfindung gereicht den Ruſſiſchen Regimentern zum außerordentlichen Nutzen, indem es ihnen in wälderleeren Steppen ſonſt beynahe unmöglich ſeyn würde, ohne dieſelbe fortzukommen. In den Ebenen und holzleeren Orten ſammeln die Tatarn zur Herbſtzeit verſchiedene ſtaudenartig wachſende Pflanzen ein, womit ſie ihre Stuben erwärmen und dabey kochen. Sie nehmen auch die Stengel von Verbaſcum, Onopordon &c. Man nennt dieſe Brennmaterialien im gemeinen Leben: **Burjan**, ein ruſſiſches Wort, das ſo viel als Unkraut bedeutet. —

Die Gärten, welche man in der Krimm findet, darf man nicht mit europäiſchen Gärten vergleichen. Sie ſind gänzlich von ihnen verſchieden, beſitzen aber doch in ihrer Art Mannichfaltigkeiten und Reitze, die das Auge um ſo mehr an ſich ziehen, je ſeltner es ſolche Ausſichten genießt. Man trifft dieſe angenehmen, oft ziemlich großen Baumgärten in der Nähe der tatariſchen Häuſer, an den vortheilhafteſten Orten, in der Nähe der Bäche und Flüſſe. Dieſe Lage iſt ſehr nothwendig, weil ſonſt die verſengende Hitze der dürren Sommertage alles verbrennen würde. Die wenigſten Gärten aber ſind jetzt noch in ihrer urſprünglichen Beſchaffenheit erhalten, und man ſieht meiſtentheils nur noch einige Ueberbleibſel von ehemahligen größern Anlagen. Dieſe Baumgärten ſind eigentlich geraumige Wieſen, die mit einer kleinen Mauer oder Buſchwerk umgeben ſind, und in denen haufenweiſe Obſtbäume mancherley Art wachſen. Sie ſtellen beynahe einen natürlichen Wald von Obſtbäumen vor, in welchem ſich die Bäume von ſelbſt und ohne alle Kultur fortpflanzen; denn die Tataren verſtehen nichts von der Kultur der Bäume, und ſie ſind dazu auch zu träge, wenn ſie gleich die Kenntniß davon hätten. Ueberaus angenehm und ſchattigt ſind dieſe Gärten während der heißen Sommertage, und zugleich verſehen ſie den Haushalt mit verſchiedenen nützlichen Früchten. Linden, Eſchen, Pappeln ſtehen hier neben den Obſtbäumen geſellig unter einander. Die ſchlanke Rebe windet ſich gleichſam als wüchſe ſie wild, um irgend einen Stamm, oder ſteht für ſich allein, wie eine Staude. Die einzige Sorgfalt, welche die Eigenthümer auf dieſe Gärten verwenden, beſteht darin, daß ſie für die Bewäſſerung derſelben ſorgen.

Da die Tataren, wie geſagt, nichts von der Veredelung der Bäume verſtehen, und ſie ſich gar keine Mühe geben, gute Obſtſorten zu erhalten, ſo ſind alle Früchte lange nicht von der Güte, wie man, nach der Beſchaffenheit des Klima und des Erdreichs erwarten ſollte. Es fehlt daher gar ſehr an Mannichfaltigkeit der Gattungen, und die Früchte ſelbſt ſind mehligt, ſauer oder unſchmackhaft. Von der nunmehr angefangenen Verbeſſerung des Gartenbaues hat man ſich aber in der Zukunft den herrlichſten Nutzen zu verſprechen. Alle Früchte ſind übrigens in der Krimm ſehr wohlfeil. Die Arbuſen oder Waſſermelonen werden vorzüglich groß, und ſind ſehr ſaftig und ſchmackhaft. Man bauet ſie in großer Menge und verkauft das Oka (drey Pfund) um zwey und drey Copeken. Auch werden ſehr kleine, ſaure und ſüße Kirſchen, eine große Art Birnen, deren nur wenige auf ein Oka gehen, Pflaumen, einige Arten Melonen und andere Früchte zum Verkauf nach den Städten gebracht. Andere europäiſche Küchengewächſe trifft man in der Krimm nicht ſo häufig, als man es zum Beſten der dortigen Einwohner wünſchen ſollte. Vor zwey oder drey Jahren zog man ſie aber noch weit weniger als jetzt. Die, nach aſiatiſchen Sitten und Gebräuchen lebenden Einwohner machen ſehr wenig aus dieſen Gewächſen, und viele derſelben ſind ihnen auch gar nicht einmal bekannt: Gurken, Kohl und Rüben werden etwa zum Verkauf gebracht, jedoch ſehr ſparſam. Man muß daher ſchlechterdings ſelbſt Oekonomie treiben, um die nöthigen und zur Erhaltung der Geſundheit ſo nothwendigen Zugemüſe zu erhalten. Denn, natürlicher Weiſe iſt das beſtändige Fleiſcheſſen während der heißen Sommertage ſehr geſchickt, Krankheiten zu erzeugen, und man hat ſich um ſo viel mehr vor dem häufigen Genuß deſſelben zu hüten, je kürzere Zeit man dort gelebt hat.

Ich komme jetzt auf den Weinbau, der in der Gegend von Sudack am ſtärkſten getrieben wird. Man findet hier die Weinſtöcke nicht auf oder an den Bergen, ſondern in den Thälern, welche Anlage wahrſcheinlich wegen der ſo nöthigen Bewäſſerung befolgt worden iſt. Während einer trocknen Witterung wird der thonigte, ſteinigte Erdboden ſo dürre, daß Spalten und Riſſe in ihm entſtehen, und auch dieſes mag dazu beygetragen haben, daß man die Reben nicht auf Anhöhen angepflanzet hat. Man überläßt die Weinſtöcke, außer, daß man ſie tränket und beſchneidet, gänzlich der Pflege der Natur, und deſſen ungeachtet erhält man ſehr gute Früchte. Die Trauben ſind außerordentlich groß und von vortrefflichem Geſchmack. Man findet nicht ſelten Trauben, die vier bis ſechs und mehrere Pfunde wiegen, und einzelne Beeren von drey und mehreren Lothen. Der aus den Sudacker Trauben zubereitete Wein iſt angenehm ſäuerlich und beſitzt ſehr viel Geiſt. Er enthält ſehr viele fixe Luft, ſchäumt daher außerordentlich und hat bey einer ſorgfältigen Zubereitung viele Aehnlichkeit mit dem Champagner. Der ſchlechte gemeine Wein iſt mit ſehr vielen wäſſerigten Theilen vermiſcht und friert daher bey einer ſonſt eben nicht ſtrengen Kälte, aber freylich muß man dieſes auch den flachen und ungewölbten Kellern mit zuſchreiben. Unſtreitig wird man in der Folge aus den ſaftigen und wohlſchmeckenden Trauben durchgehends den beſten Wein bereiten. Wenn man den jetzt gewöhnlichen verkäuflichen Wein ſchaal, trübe und ſauer findet, ſo liegt dieſes blos an der wenigen Sorgfalt und Reinlichkeit, die man bey dem Keltern, der Gährung und der Aufbewahrung anwendet. Ueberdem verkauft man eine große Menge der ſchönſten und beſten Trauben, und fügt dadurch der Güte des Weins einen großen Schaden zu. Im Herbſt wird der Moſt von den Tataren zu 40 bis 50 Copeken der Eimer verkauft, welchen der betriebſame Grieche und Armenianer aufkauft, und nachher daſſelbige Maaß einjährigen Weins um einen Rubel wiederum verhandelt. Was die Farbe des Weins betrifft, ſo hat man zwar rothen und weißen, allein der letztere iſt der gebräuchlichſte.

Die Hauſthiere, die in der Krimm zum Arbeiten oder anderer Vortheile wegen gehalten werden, ſind zwar meiſtentheils dieſelbigen, welche man in andern europäiſchen Ländern zu ſehen gewohnt iſt, indeſſen hält man hier das Kameel mit zwey Höckern in der Gegend von Perecop, Koslow und Kertſch. Dieſe Thiere ziehen, obgleich ſehr langſam, außerordentliche Laſten fort, und erfordern wie bekannt, keine große Pflege. Man ſieht ſie oft zu vieren vor einen Wagen geſpannt. Sie ſind gar nicht wohlfeil: denn man verkauft das Paar zu 120 und mehreren Rubeln. Die gemeinen Ochſen und Kühe, welche man überall antrifft, ſind nur mittelmäßig groß, inzwiſchen findet man auch ukrainiſches Vieh, das durch die aus Rußland gekommenen Regimenter und auf andere Art hierhergebracht worden iſt. Die Tataren haben bey ihren Kühen die ſchlimme Gewohnheit eingeführt, daß ſie ſich durchaus nicht anders melken laſſen, als wenn das Kalb bey ihnen iſt. Dieſes hat die unangenehme Folge, daß man nicht den gehörigen Nutzen von der Viehzucht ziehet, den man ſonſt erhalten könnte, und daß die Milch verloren iſt, ſo bald das Kalb verunglückt. — Die Pferde ſtehen eigentlich in einem größern Rufe, als ſie es verdienen. Sie ſind ſehr leicht, hitzig und zum geſchwinden Laufen vortreflich; aber ſie ſind nicht ſehr dauerhaft, und zu anhaltender Arbeit nicht ſonderlich geſchickt.

Der Verkaufhandel, welcher in der Krimm getrieben wird, iſt für den Krämer äußerſt einträglich. In der Gouvernementsſtadt Sympheropol und drey Werſte von Karaſubaſar im Hauptlager wohnen ruſſiſche Krämer, die einige Sorten Tuch, Leinwand, Lebensmittel und ſonſtige nothwendige Bedürfniſſe mit außerordentlichem Vortheil verkaufen. Meiſtentheils ziehen ſie dieſe Waaren unmittelbar aus Moskau, oder auch aus Kremenſchuk, Charkow und andern ruſſiſchen Handelsſtädten. Einige in Cherſon anſäßige Kaufleute fangen auch an, dieſen Krämern ſolche Waaren in Commiſſion zu geben, die ſie mit Schiffen aus dem mittelländiſchen Meere, oder über Conſtantinopel erhalten haben; allein, der Abſatz iſt unbedeutend, da ſich außer den ruſſiſchen See- und Landofficieren nur wenige Käufer finden. Ein beträchtlicher Tauſch- und Geldhandel wird hingegen mit den krimmiſchen Lämmerfellen getrieben. Im Frühjahre reiſen anſäßige Armenier, oder aus Polen kommende Juden auf den Dörfern in der Nachbarſchaft von Koslow herum, und kaufen von den Tataren die bläulich- weiß- geſprenkelten Lämmerfelle auf. Sie bezahlen das Stück zu anderthalb, bis zu zwey und drey Rubel.

Der Seehandel über das ſchwarze Meer wird größtentheils durch Griechen, Armenianer und Türken betrieben. Die Waaren, die man einführt, ſind: baumwollene und ſeidene türkiſche Zeuge, einige ſüße Weine, Liqueurs, Tabak, Weihrauch, verſchiedene Syrupe, kupferne Platten, Steingeſchirre, nußbaumene Bretter, Eſſig, türkiſche Seife, Baumwolle, Reiß, allerhand Früchte, ſogenannte Bachanalien, oder die unter dieſer Benennung begriffnen eingemachten oder getrockneten Früchte und Confect. Kaffee wird nur ſelten und in geringer Quantität eingebracht. Die kleinen türkiſchen oder griechiſchen, meiſtentheils einmaſtigen Schiffe, welche mit dieſen Waaren beladen ſind, beſuchen gewöhnlich mehrere krimmiſche Häfen und laſſen ſich ihre Ladung mit baarem Gelde bezahlen. Da nun kein ruſſiſches Geld außer Land geführt werden darf, ſo bezahlt man allgemein mit holländiſchen Ducaten, und da der Zufluß dieſer Münzſorte nicht ſehr ſtark iſt, ſo ſteht der

Ducaten in der Krimm in einem außerordentlich hohen Werthe. Man erhält dafür 3 Rubel und 25, auch 30 Copeken, da er im übrigen Rußlande gewöhnlich kaum 3 Rubel gilt. Die Waaren, welche aus der Krimm nach Anadolien und dem Archipelagus geführt werden, ſind: rohe Ochſenhäute, weiße und ſchwarze Wolle (beyde Artikel ſind aber kürzlich auszuführen verboten) Salz, Woilocken (wollene gewalkte Decken) Ziegen- und Kameelhaare, Butter, Schaf- und Rindertalg, Haſenfelle, Flachs, Hanf, Tauwerk, ruſſiſche Leinwand und dergleichen mehr.

Die Salzſeen, welche man ſo häufig in der Krimm antrifft, ſind außerordentlich einträglich, und bringen dem Lande einen ſehr großen Nutzen. Man berechnete ehemahls die Einkünfte vom Salze auf 400,000 Rubel. Jetzt verkauft die Krone diejenige Quantität Salz, welche zwey vor einen Wagen geſpannte Ochſen ziehen können, für zehn Rubel; in dieſem Falle muß der Käufer ſolches aber ſelbſt aus den Salzſeen holen. Wem dieſes zu beſchwerlich iſt, der kann das in den Magazinen ſchon aufgeſchüttete Salz nehmen, allein, alsdann erhält er für eben den Preis nur ſiebenzig Pud Salz. Sonſt verkauft man auch das Kilé-Salz, welches dreißig Oka oder neunzig Pfund wiegt, für vierzehn Copeken. Ein gewiß ſehr geringer Preis! Die Salzgewinnung und Ausführung beſchäftigt ſehr viele Menſchen. Große Karavanen von hundert und mehreren Ochſenfuhren trifft man beynahe beſtändig auf dem Wege von Kiſiknomen (dem heutigen Boreslaw) nach Perekop, und die Ufer des Dniepers ſind ſtets mit einer großen Menge ſolcher Wagen beſetzt, welche hier auf ſogenannten Parums (Fähren) auf das gegenſeitige Ufer gebracht werden. Dieſe Fähren faſſen gemeiniglich zwölf, auch wohl mehrere ſolcher Wagen.

Ich wende mich nunmehr zu den Bewohnern der Krimm. Die Tataren ſind bekanntlich diejenigen Völker, welche vor der Vereinigung dieſer Halbinſel mit Rußland dort wohnten, und auch jetzt ſich daſelbſt aufhalten. Es giebt unter ihnen zwey Claſſen, die ziemlich von einander verſchieden ſind. Die herumziehenden, nur in Hütten wohnenden Tataren kennt man unter dem Namen der Noguiar. Sie leben meiſtentheils in der kleinen Tartarey dießſeits der Perekopiſchen Linie und genießen ihre ehemahlige Freyheit auch noch jetzt. Dieſe Leute kennen außerordentlich wenige Bedürfniſſe, und ernähren ſich blos von ihren Heerden. Pferdefleiſch iſt für ſie die größte Delikateſſe, und Stutenmilch das vortreflichſte Getränk. Wenn ſie einen Fremden nach ihrer Art auf das beſte bewirthen wollen, ſo ſetzen ſie ihm zuerſt jene Milch vor. Mir ſelbſt iſt dieſe Ehrenbezeugung mehrere male erwieſen worden, und ich benutzte dieſe Gelegenheit, um meine Neugierde zu befriedigen. Dieſe Milch hat einen ſehr ſtarken, brenzlichten, ſäuerlich fetten Geſchmack, und iſt nichts weniger als angenehm. Wenn ſie einige Zeit geſtanden hat, iſt ſie noch weit widerlicher, und riecht etwas geiſtig. Was das Eſſen des Pferdefleiſches betrifft, ſo ſollen dieſe Tataren ſogar ihre umgefallenen Pferde mit großem Appetit verzehren. Die Murſen und Begüterten unter ihnen eſſen hingegen nur das Fleiſch der geſchlachteten jungen Füllen, und bewirthen auch damit ihre Gäſte, welche ſie gut aufnehmen wollen. Allerdings iſt dieſes auch ein koſtbares Gericht, und man hat mich verſichert, daß das zubereitete Fleiſch ſehr wohlſchmeckend ſey.

Die kultivirten und in Häuſern wohnenden Tataren trifft man nicht in dem Diſtrikte, welcher zwiſchen dem Dnieper, dem faulen Meere und Perecop liegt, ſondern

I.

Gedichte.

1.

An Stella.

„Sey keuſch wie Eis, ſey rein wie Schnee, — Du
wirſt doch der Verläumdung nicht entgehen! —
Geh in ein Nonnenkloſter!“

Hamlet.

Nur noch eine einz'ge bittre Zähre
Trübe meinen ſtarren Blick!
O daß es die letzte wäre
Ueber menſchliches Geſchick!

Eine nur! – Dann lebe wohl, Du gute
Unterdrückte Dulderin!
Seys denn daß mein Herz mir blute,
Muß ich ſträubend von Dir fliehn.

Stirb, – und tröſte mich mit einem Blicke,
Du, – zu gut für dieſe Welt! –

dern ſie halten ſich in der Halbinſel auf, und zwar am häufigſten in dem gebirgigten Theile und in der Nachbarſchaft von Koslow. Sie leben beynahe wie die Türken und überhaupt, wie alle aſiatiſche Völker, unthätig und ſchwelgeriſch. Ihr Anzug iſt einfach, bequem, und bey allen gleichförmig, obgleich bey den Vornehmen mehr prächtig und koſtbar. Die Speiſen, deren ſie ſich bedienen, ſind größtentheils einfach, doch lieben ſie das Süße, Saure und Fette außerordentlich. Im Handel iſt der Tatar meiſtentheils redlich, obgleich er auch ſchon anfängt, mehr als billigen Profit zu nehmen. Gewöhnlich fordert er ſogleich den Preis, unter dem er die Waare nicht überlaſſen kann. Mit untergeſchlagenen Füßen, bedecktem Kopfe und ſtets Tabak rauchend, ſitzt er in ſeiner Bude ſo gleichgültig, als wenn ihm an dem Verkauf ſeiner Waare nichts gelegen wäre. Zuweilen giebt er auch dasjenige treulich zurück, was man ihm aus Verſehen etwa zu viel gegeben hat. Sehr getreu bleibt übrigens der Tatar ſeinen Sitten und Gewohnheiten, und das Ceremoniel des Gottesdienſtes iſt ihm äußerſt heilig. Mit dem Gefühle eines freyen und ununterjochten Menſchen erſcheint er vor jedermann mit bedecktem Kopfe, und nur vor ſeinem Schöpfer kniet er mit entblößtem Haupte nieder. Auf eine ehrerbietige Art beuget er ſich gegen ſeine Obern mit kreuzweiſe auf die Bruſt gelegten Händen, und begrüßt auch auf gleiche Art, nur mit einiger weniger tiefen Verbeugung, jeden zu ihm kommenden Gaſt. Seine andächtige, ehrfurchtsvolle Anbetung des allerhöchſten Weſens iſt äußerſt hinreißend und rührend. Mit dem Geſichte gegen Morgen gekehret, verrichtet er täglich dreymahl kniend, mit Andacht und Abkehrung von allem Irdiſchen, ſein Gebet. Mit Waſchen des Kopfes, des Halſes und der Hände, fängt er es an, und ſo beſchließt er es auch. Von dem Anfange dieſer Ceremonie bis zum Schluſſe derſelben, iſt nichts auf der Welt vermögend, ihn darin zu ſtören.

Ueber den eigentlichen Charakter der Tataren kann ich wenig Beſtimmtes ſagen, da mir hinreichende Gelegenheit fehlte, ihre Denkungsart zu erforſchen. Allein, ſie ſcheinen durch ihre einfache und religiöſe Erziehung zu billigen ſanftmüthigen und guten Menſchen gebildet zu werden. Straßenmord und Beraubung der Reiſenden ſind unter ihnen ſeltene Verbrechen. Aus welchen Urſachen ſollte auch ein Menſch, der wenig Bedürfniſſe kennet, und ſie leicht befriedigt, Grauſamkeiten ausüben, gegen die ſich das natürliche Gefühl empöret, und woraus ihm keine Vortheile zuwachſen? Der Geiſt der Schwärmerey, der im Ganzen genommen, alle Nationen mehr oder weniger beherrſchet, iſt bey den Tataren zu ſchwach, als daß er etwas wirken könnte, und dieſe Quelle, woraus ſonſt Grauſamkeiten ohne Zahl herfließen, iſt bey ihnen ſo gut, wie völlig verſiegt. — —

Die meiſten Häuſer der Tatarn ſind von Fachwerk aufgeführt und mit Erdziegeln ausgefüllet. Sie ſind mit Ziegeln, oder bey den ärmern mit Raſen gedeckt. Die Sitze in den Zimmern beſtehen, bey Armen, aus feſtgeſchlagenem Thon, und ſind, wie eine Bank, nicht gar hoch von der Erde aufgeführet; dieſe belegen ſie mit gewirkten türkiſchen Decken. Gewöhnlich findet man auch in ihren Stuben ſehr große, auswendig ganz artig mit Stroh beflochtene Kaſten, die mit allerley Figuren gezieret ſind, und in denen ſie die Kleidungen ihrer Frauen oder andere Koſtbarkeiten aufbewahren.

Unter den ſonderbaren Gebräuchen und Gewohnheiten, die den Tataren eigen ſind, und die größtentheils

theils aus religiöſen Grundſätzen herfließen, hebe ich nur einen aus, der wegen ſeiner Sonderbarkeit angeführet zu werden verdienet. Sie haben nämlich allgemein den Gebrauch eingeführet, ihre Wagenräder nie zu ſchmieren, ſondern ſie befahren unter unausſtehlichem Getöſe und Geknarre die Heerſtraßen. Frägt man ſie um die Urſache, ſo antworten ſie, daß der ehrliche Mann Jedermann ſeine Ankunft dürfe wiſſen laſſen, und der Dieb allein ſchleiche.

Die in den Städten ſonſt noch lebenden Einwohner ſind Griechen, Armenianer und Juden. Sie lebten hier ſchon vor der ruſſiſchen Beſitznehmung, und ernährten ſich als Kaufleute oder Handwerker. Man findet unter ihnen Schneider, Riemer, Silberarbeiter und Schmiede. Die Griechen treiben meiſtentheils Handel, und ſind die bemitteltſten und angeſehenſten Einwohner der Krimm. Der größte Theil von ihnen, die ſogenannten Albaneſer, leben in Baluklawa, und ſtellen gleichſam eine kleine kriegeriſche und zugleich handelnde Republik vor. Die Griechen ſind ſehr thätig, aber dabey äußerſt liſtig und verſchlagen, zum Handel geboren, und noch weit intereſſirter als die Juden. Meiſtentheils findet man bey ihnen Scharfſinn, ein ſchnelles Faſſungsvermögen und Geſchicklichkeit zu mancherley verwickelten Geſchäften; allein man hat alle Urſache, gegen ihren Wuchergeiſt beſtändig auf ſeiner Hut zu ſeyn. Mit außerordentlich weniger Mühe und beynahe nur durch den Umgang, lernen ſie verſchiedene Sprachen, und oft reden ſie deren fünf oder ſechs. Ihre Frauenzimmer ſind mehrentheils ſchön, und zeichnen ſich durch ihre erhabne geiſtreiche Geſichtsbildung vortheilhaft aus. Die Frauen beobachten den ſonderbaren Gebrauch, ihre neugebohrnen Kinder mit Küchenſalz zu beſtreuen, und ſie darauf recht feſt einzuwickeln.

Die Armenianer übertreffen die Griechen in Rückſicht der Betriebſamkeit und Emſigkeit im Handel; aber ſie ſind bey weitem nicht ſo ſcharfſinnig, ihr Geiſt iſt eingeſchränkter, und ſie werden von den Finſterniſſen des Aberglaubens allgemein beherrſchet. Unter ihnen giebt es einige Künſtler, die ſehr dauerhafte Uhrketten verfertigen. Sie beſtehen aus kleinen, treſſenartig zuſammen geflochtenen Drathringen, die von gehämmertem Golde oder Silber gemacht ſind. Die armeniſchen Mannsperſonen verheirathen ſich gewöhnlich im dreißigſten, und die Mädchen im vierzehnten Jahre. Der Bräutigam ſucht durch ſeine Verwandte oder Bekannte weiblichen Geſchlechts, um die Braut nach. Wenn die Einwilligung erfolget, ſo leben ſie dennoch, wie vorher, in völliger Entfernung, und bleiben ſich einander ganz fremd. Vor und nach der Hochzeit beſchenken ſie ſich gegenſeitig mit goldenen und ſilbernen Münzen oder ſonſtigem Schmuck, und jeder Verwandte giebt der Braut ein Stück Zeug. Dieſe Münzen tragen die Frauenzimmer um den Hals, und ſie ſind nebſt den Schildern, welche ſie an dem Gürtel tragen, ihr vornehmſter und am meiſten hochgeſchätzter Putz. Die Hochzeit fängt jedesmahl des Sonnabends bey der Braut an, und endiget ſich am Dienſtage. An den Zwiſchentagen wird das Brautpaar von den Eltern oder nahen Verwandten eingeladen und bewirthet; allein, die Weiber bleiben immer für ſich in beſondere Zimmer, ſo auch die Mahnsperſonen. An dem darauf folgenden Sonntage wird die Hochzeit in dem Hauſe des Bräutigams fortgeſetzt, und am Mittwochen beſchloſſen. An allen dieſen Tagen werden die Freunde und Verwandten mit ſtetem Eſſen, Trinken und Muſik unterhalten. In der Nacht von dem Sonntage auf den Montag holt der Bräutigam, in Begleitung aller ſeiner Gäſte, die Braut nach ſeinem Hauſe ab, und bey dieſer Abholung ſiehet er ſie zum erſtenmahle. Aber auch jetzt noch gebieten die Geſetze die Aufſchiebung der ehelichen Pflicht, und erlauben ſolches erſt in der Nacht von dem Mittwoch auf den Donnerſtag. Nachdem ſie getrauet aus der Kirche kommen, baden ſie ſich jeder beſonders, kleiden ſich an, und der Prieſter umgürtet ſodann unter verſchiedenen Ceremonien und Gebeten den Bräutigam mit einem Säbel, und krönet darauf das Brautpaar. Eine ſolche ſchon angekleidete und geputzte Braut ſah ich vor ihrer Trauung, durch Begünſtigung einer ihrer Verwandten in einem kleinen abgelegenen Zimmer eingeſperret. Sie ſaß mit unter den Tiſch geſteckten Füßen, auf der Erde, in Geſellſchaft ihrer Schweſter und noch einem Frauenzimmer. Der kleine niedrige Tiſch war mit etwas Confekt und einem Trinkgeſchirre beſetzt. Sobald ich hereintrat, ſtand ſie auf, ohne jedoch ihr Geſicht ſehen zu laſſen, welches ein länglichtes, ſchmales rothes ſeidenes Tuch bedeckte. Vielleicht war die Abſicht des Geſetzgebers, daß die gänzliche Unbekanntſchaft und Entfernung, und die darauf folgende beyderſeitige abgeſonderte Einſperrung eine gegenſeitige ſtärkere Zuneigung hervorbringen, und die Enthaltung lebhaftere Begierden erregen ſollte. Ihre Ehen ſind auch in der That ſehr fruchtbar, und man findet nicht ſelten Ehepaare, die funfzehn und ſechzehn Kinder haben. Sechs oder ſieben iſt beynahe die kleinſte Anzahl, und ungeachtet der Ungleichheit des Alters zwiſchen den Eheleuten hält die junge Frau doch gewöhnlich nach neun Monaten ihr erſtes Wochenbett. Die Eheſcheidung iſt zwar möglich, aber ſie wird ſelten verlanget, und es müſſen auch ſehr erhebliche Urſachen angegeben und bewieſen werden. Der Erzbiſchof hat allein dieſe Macht, und beyde Perſonen dürfen nie wieder heirathen.

Ueberhaupt aber richtet ſich das Allgemeinere der Lebensart der Griechen und Armenianer nach den Völkern, unter denen ſie leben. Man findet alſo bey ihnen meiſtentheils aſiatiſche Sitten und Gewohnheiten, die bekanntlich auf eine wollüſtige, unthätige Schwelgerey hinauslaufen. Sie baden ſich oft, und bey heißer Witterung mehrere mahle des Tages. Ihre Badſtuben haben alle nur erdenkliche Bequemlichkeiten, aber jetzt trifft man wenige, die noch in ihrer urſprünglichen Anlage erhalten wären. Auch in ihren Zimmern findet man den **Mangal**, welchen ſie als Ofen und Küchenheerd gebrauchen. Sie kochen auf demſelben ihren Kaffee, welchen ſie den ganzen Tag hindurch, ohne Zucker und Milch aus kleinen türkiſchen Taſſen trinken. Die Mannsperſonen ſitzen in einem Zirkel um den Mangal herum oder rauchen auf dem **Diwan** (eine Art von Kanapee) in ſchwelgeriſcher Ruhe ihre Pfeife. Des Abends verſammeln ſich mehrere Nachbaren in einer Stube, und plaudern und rauchen Tabak bis in die ſinkende Nacht. Wenn ſie recht aufgeräumt ſind, laſſen ſie Muſikanten kommen, die mit der Trommel, der Geige und einer Art von Clarinette ein lärmendes unharmoniſches Getöſe machen, wobey ſie ſich außerordentlich ergötzen.

Einige aſiatiſche Speiſen, die von den Tataren und übrigen Einwohnern ziemlich häufig gegeſſen werden, verdienen hier vielleicht eine Stelle. **Dulma** iſt bey ihnen eine Speiſe, die aus gehacktem Fleiſche, beſonders Hammelfleiſch, zubereitet wird. Nachdem ſolches gekocht und gehackt iſt, füllen ſie ausgehöhlte Gurken damit an, bereiten dazu eine Brühe, und bringen ſie ſo auf den Tiſch. Ein anderes ihrer vorzüglichſten Gerichte nennen ſie **Halwa**. Sie geben es bey Hochzeiten, aber dem deutſchen Gaumen will es nicht behagen.

Es beſtehet aus einer Vermiſchung von Weitzenmehl und Honig. Beide Ingredienzien werden wohl unter einander gerühret, dieſe dicke breyartige Subſtanz auf einer großen dünnen blechernen Schüſſel ausgebreitet, und mit Haſelnüſſen häufig beſteckt. — —

In Karaſubaſar, Achmetſchet und Bachſchiſarai wird in jeder Stadt an einem feſtgeſetzten Tage wöchentlich einmahl Markt gehalten. Der in Karaſubaſar iſt der anſehnlichſte. Hornvieh, andere Thiere, Geflügel, Korn, Flachs, Hirſe, Tabak, Früchte und dergleichen, findet man zum Verkauf. Die Tataren handeln am liebſten gegen Silbergeld, wodurch dieſe Münzſorten einen hohen Werth erhalten. Ein Rubel wird gewöhnlich mit 8 bis 10 Copeken Aufgeld eingewechſelt. Die Imperiale haben zwar auch dort einen höhern Werth; allein, Silber gilt nach Verhältniß mehr. Von den Dukaten iſt ſchon oben geredet worden.

Der Aufenthalt in der Krimm wird vorzüglich durch das ruſſiſche Militair angenehm. Vieles von dem Guten, was man dort genießt, hat man dieſem Stande zu verdanken. Die Haltung der Poſten, die Beſorgung des Fiſch- und Auſternfanges, die Einſammlung des Heues, die Verfertigung manches Hausgeräthes, Meublen und Kleidungsſtücke, und die Beſorgung mehrerer zum Leben nothwendiger Bedürfniſſe, verſchafft der Soldat und Handwerker der ruſſiſchen Armee. Ueberdem hat man verſchiedene, in ihrer Art, ſchwere Unternehmungen durch die Soldaten in kurzer Zeit glücklich und ohne große Unkoſten geſchwind bewerkſtelligt. Hieher gehört die Anlegung öffentlicher Heerſtraßen, welche an manchen Orten mit unſäglicher Mühe und Arbeit verknüpft geweſen iſt; die Reinigung der Städte von Schutt und Steinhaufen; die Erbauung verſchiedener Palläſte und Häuſer, und manche andere zum allgemeinen Beſten abzielende Einrichtungen.

Da die Soldaten nicht immer in den Städten einquartiert werden, ſo ſind ſie in die Nothwendigkeit geſetzt, ſich Caſernen zu bauen. Dieſe Häuſer ſtellen gleichſam ein mittelmäßig großes, regelmäßig gebauetes Dorf vor, das in der Gegend eines Fluſſes, oft in der angenehmſten Gegend angelegt, und meiſtentheils mit einigen Bäumen umpflanzet iſt. Dieſe Häuſer werden von den Soldaten, ſobald ihnen ein Standquartier angewieſen iſt, mit der größten Geſchwindigkeit und Leichtigkeit gebauet. Sie nehmen dazu Leimen, Steine, oder Holz, je nachdem ihnen die Gegend eines oder das andere dieſer Materialien darbietet. Dieſe Häuſer ſind freylich nichts weniger als dauerhaft gebauet, aber ſie geben den Soldaten doch immer einen weit beſſern Aufenthalt, als den in den Zelten.

VI.

Briefe über das Cap und über Batavia: von einem deutſchen Officier.

Erſter Brief.

Liebſter Freund,

Sie wollen doch auch wohl eine kurze Beſchreibung von dem Cap haben? Der Cap iſt ſo wenig eine Feſtung als eine Stadt, ſondern nach Europäiſcher Art zu reden ein Flecken, beynahe ſo groß wie Wolfenbüttel; er wird aber von Jahr zu Jahr erweitert, und immer mehr angebauet. Von vorn liegt er hart an der See, und hinten und an beyden Seiten iſt er mit ſehr hohen Gebirgen umgeben, worunter der ſogenannte Tafelberg und Löwenkopf die berühmteſten ſind. Ich bin auf beyden geweſen, jedoch in Geſellſchaft und mit Gewehr, weil man wegen der Löwen, Tieger und anderer wilden Thiere, welche ſich in dieſen Gebirgen vielfältig aufhalten, ſehr auf ſeiner Hut ſeyn muß. Dieſe Gegend von Afrika iſt überhaupt ſehr bergigt, ſo daß man vier bis fünf Monath beſtändig zwiſchen Gebirgen reiſen kann.

Die Straßen auf dem Cap ſind nicht gepflaſtert, weil es von keiner Dauer ſeyn würde, indem die Südoſtwinde zu Zeiten ſo ſtark wehen, daß ſie die Steine loßreißen würden. Aus eben dieſem Grunde ſind auch die Dächer auf den Häuſern nicht mit Steinen gedeckt, ſondern von Rohr geflochten, ungeachtet hier ein groſſer Ueberfluß an Steinen iſt; ja man ſiehet faſt nichts wie Klippen und Felſen.

Die Häuſer ſind alle mit weißem Kalk angeſtrichen, und werden wenigſtens alle Jahr renovirt, weshalb ſie allezeit neu ſcheinen. Sie ſind mehrentheils nur von einem Stockwerk, jedoch hat man ſeit einiger Zeit angefangen, ſie auch von zwey Stockwerken zu bauen; inwendig ſind ſie ſehr prächtig, und man ſieht hier durch die Bank viel magnifikere Meublen wie in Europa, ungeachtet ſie größtentheils aus Europa kommen, und die hieſigen Einwohner ſie zwey bis dreymahl ſo theuer, wie in Europa bezahlen müſſen. Inſonderheit trifft man die prächtigſten Schildereyen an, welche von den berühmteſten Meiſtern in Europa verfertigt ſind.

Die ganze Beſatzung auf dem Cap beſteht aus vier Compagnien, jede hundert Mann ſtark, wovon der Herr Major von Prehn Chef iſt. Zuweilen wird eine Compagnie durch einen Capitain commandirt, zuweilen durch einen Lieutenant. Es ſind außer dem Major nicht mehr wie eilf Officiere an dem Cap, nämlich 1 Capitain, 1 Capitainlieutenant, 2 Lieutenants, 6. Fähnriche, und ein Adjutant, welcher allemahl der jüngſte Officier iſt. Ein Fähnrich ſteht ſich monathlich auf etliche 60 Gulden hievon kann er aber doch nicht ſubſiſtiren, wenn er nicht einen kleinen Handel dabey führt, wie ſie alle thun.

Man kann ſich hier nicht ſo einſchränken und einrichten, wie in Europa. Man kann ſich nicht einmiethen, ohne ſich zugleich in die Koſt zu dingen, und ſol-

ches

Wo der Edle in die Stricke
    Der verworfnen Schurken fällt.

Aber die, die ſchändlich Dich betrogen,
    Spotteten der Herzensnoth,
Die Dir Schmeicheleyen logen,
    Mädchen, – die beſtrafe Gott!

Könnt' ich mich der Menſchen Blick entziehen,
    Leben unbekannt, allein;
In die tiefſten Wälder fliehen,
    O wie müßt' ich ſeelig ſeyn!

Ach! dann wären Bosheit, Liſt und Ränke
    Mir – wie Kindern – unbekannt;
Schmeckt' ich keine Wermuthstränke
    Dargereicht von Menſchenhand.

Lebe wohl, ich liebte Deine Seele,
    Lohn Dirs Gott, das fühlteſt Du! –
Wenn ich fern von Dir mich quäle,
    Gebe Dir der Himmel Ruh.

Ohne Dich dies Leben durchzuwallen,
    Meine Stella, dacht' ich nicht!
Eine Thräne wird noch fallen,
    Wenn mein Aug' im Tode bricht.

Lebe wohl! Nimm meinen beſten Segen,
    Nimm – das Wort im Munde bricht! –
Gott geleit' auf allen Wegen
    Mädchen Dich, – vergiß mein nicht!

Wagenſeil.

ches kann man monathlich nicht unter 36 Gulden haben. Hiefür hat man zwar alles, den Wein mit eingeſchloſſen; aber der Staat, welchen man führen muß, die Pracht in Kleidern und dergleichen, dies nimmt das mehrſte Geld weg. So bald einer hier Officier iſt, muß er heirathen, und er kann allemahl ein Mädchen mit 40 bis 50000 Gulden kriegen. Es iſt auch kein einziger Officier auf dem Cap, der nicht verheyrathet iſt. Als ein Fremder konnte ich mit meiner Uniform in alle Geſellſchaften kommen; aber als ein Einheimiſcher wäre ich nicht angeſehen worden, wenn ich nicht wenigſtens mit ſeidenen ſehr prächtig bordirten Weſten erſchienen wäre, ungeachtet alles was Kleidung heißt, hier wenigſtens noch einmahl ſo theuer iſt, wie in Europa. In Batavia iſt es noch ärger, wie mir von vielen verſichert worden, welche daſelbſt geweſen ſind. Mit einem Worte, es iſt hier eine ganz andere Welt, ganz andere Sitten und Gebräuche.

Für die kurze Zeit, welche ich auf dem Cap geweſen bin, habe ich mich recht gut divertirt; aber die Geſellſchaften ſtehen mir doch im Grunde nicht an, weil der Umgang gar zu gezwungen und zu genirt iſt. Auf den Rang wird ſo ſteif und feſt gehalten, daß man genug zu thun hat, um nicht dagegen zu ſündigen. Es würde eine Todſünde ſeyn, wenn man z. E. die Geſundheit eines jüngern Fähnrichs erſt tränke, als eines ältern; es würde aber noch ein größeres Verbrechen geweſen ſeyn, wenn man eine ältere Frau Fähnrichen einer jüngern nachſetzte. Ich nehme die wenigen Geſellſchaften aus, wo man auf einen ſehr freundſchaftlichen Fuß mit einander umgeht; es darf aber kein einziger darin ſeyn, mit welchem man nicht eben ſo vertraut iſt, ſonſt muß ein jeder feſt auf ſeinen Rang halten.

Ich habe noch keinen Ort gekannt, wo ſo viel geklatſcht wird, wie auf dem Cap. Dies iſt aber ganz natürlich, denn erſtlich iſt es ein kleiner Ort, und fürs zweyte, ſo wird hier in den Geſellſchaften gar nicht geſpielt, ſondern allzeit geſprochen, oder ſie ſitzen wie die Statüen, und ſehen ſich einander an. Die Discourſe in den Geſellſchaften ſind ſo trocken, daß ich oftmahls dabey eingeſchlafen bin, denn die Mannsperſonen reden von nichts als vom Handel und der Schifffahrt, und von beyden verſtehe ich noch zur Zeit ſehr wenig. Wenn man bey den Damen angenehm ſeyn will, muß man immer mit ihnen badiniren, küſſen und tanzen, und hiezu bin ich nicht allezeit aufgelegt. Sie ſind ſehr verliebt, doch muß man es ihnen zum Ruhme nachſagen, daß ſie ſich nicht leicht in einen verbotenen Liebeshandel einlaſſen, und es iſt hier ein rares Exempel, wenn eine Frau oder Demoiſelle ihren Pflichten ungetreu wird, dahingegen heyrathen ſie eben ſo gern, wie die Europäiſchen Frauenzimmer, und ein Mädchen von 13 bis 14 Jahren iſt hier ſchon vollkommen mannbar und bisweilen noch früher. Dahingegen werden ſie auch früher älter, wie in Europa. Ein Mädchen von 20 Jahren iſt hier ſchon eine alte Jungfer. Sie ſind mehrentheils gut gewachſen, groß, und ſehen nicht übel aus. Alles was ich hier geſagt habe, iſt von den weißen Afrikanern, welche alle Abkömmlinge von Europäern ſind, zu verſtehen. Schwarze giebt es hier nicht außer den Sklaven, welche von Indien und andern Ländern hieher zum Verkauf gebracht werden.

Der eigentliche Aufenthalt der Hottentotten iſt noch wohl 200 Meilen von dem Cap; jedoch ſieht man hier verſchiedene, welche bey den Bauern auf dem Lande dienen, und zu Zeiten an den Cap kommen. Es giebt in dieſen Gegenden ſo wenig Dörfer, als Städ-

te,

le, ſondern die Bauern, welche man aber wegen ihres Reichthümer wohl Edelleute nennen könnte, wohnen auf einzelnen Höfen, welche ſich auf 200 Meilen ins Land erſtrecken. Wirthshäuſer findet man auf dem Lande gar nicht, dahingegen kann man allenthalben dreiſt einkehren, eſſen, trinken und ſchlafen, ſo lange und ſo viel man will, und es würde übel genommen werden, wenn man Geld dafür offeriren wollte, denn die Gaſtfreyheit iſt hier überall ſehr Mode.

Die Lebensart auf dem Cap iſt ſehr uniform und einen Tag ſo wie alle Tage. Des Morgens mit Anbruch des Tages ſteht man auf und trinkt Koffee, gleich darnach wird die Tafel gedeckt, und mit kalter Küche und allerley Früchten ſerviret, wobey man ein paar Gläſer Wein trinkt. Dann gehet ein jeder an ſeine Arbeit. Um 11 Uhr werden wieder ein oder zwey Gläſer Wein getrunken, und dabey eine Pfeife Tabak geraucht. Um 12 Uhr präciſe wird ſowohl bey den Vornehmen als Geringern geſpeiſet, man mag Gäſte haben oder nicht. Ehe man an die Tafel gehet, wird einem jeden durch die Sklaven ein Waſchbecken und Handtuch präſentirt, um ſich zu waſchen, und ſobald man aufſteht, wieder. Das erſtemahl wußte ich gar nicht, was es zu bedeuten hatte, wie zwey ſchwarze Mädchen, ſo ſchwarz wie eine Kohle, zu mir kamen, von denen die eine ein Waſchbecken nebſt einem Handtuch, und die andere eine Kanne in der Hand hielt, und dabey allerley Grimaſſen machte. — In einer großen Geſellſchaft von Damen und Herren mich zu waſchen, hielt ich für unanſtändig, und daher verweigerte ich es anfänglich. Wie ſie mir aber alle ſagten, ich ſollte mich waſchen, ſo wollte ich wenigſtens abſeiten gehen, aber auch dieſes gieng nicht durch, und ich mußte mich alſo, in Gegenwart der ganzen Geſellſchaft, waſchen, und die andern folgten mir nach.

Um halb zwey Uhr oder einige Minuten früher oder ſpäter, ſtehet man gewöhnlich allezeit von der Tafel auf, es mag eine Gaſterey ſeyn oder nicht; alsdann wird eine Pfeife Tabak präſentirt, welches ordinair bis zwey Uhr dauert, und hierauf gehet die Geſellſchaft allezeit ohne Ausnahme auseinander. Von zwey bis vier Uhr iſt Niemand zu ſprechen, denn um dieſe Zeit hält ein jeder Nachmittagsruhe. Um vier Uhr wird Thee getrunken. Hiemit amüſirt man ſich bis gegen ſechs Uhr. Alsdann ſtattet man entweder Viſiten ab, oder man bleibt zu Hauſe. Geht man in Geſellſchaft, ſo wird dem Chapeaux Wein und eine Pfeife Tabak präſentirt, und den Damen Thee, Kaffee und allerley eingemachte erfriſchende Sachen, Confekt und dergleichen. In den Geſellſchaften wird niemahls geſpielt, ſondern die Zeit wird mit allerley leeren Diſcourſen zugebracht, wobey oftmahls inſonderheit von den Damen manchem ehrlichen Nahmen der Hals gebrochen wird. Da geht es, wie Gellert ſagt:

Lächelnd rücken ſie zu ihrer Nachbarinn,
Und mit dem Lächeln ſtarb ein guter Nahme hin.

So bald es neun Uhr ſchlägt, ſo bricht man auf den Glockenſchlag ſogleich auf, und wenn man auch eben eine Pfeife angezündet hätte, ſo würde einen der Wirth doch nicht invitiren, länger zu bleiben, es ſey denn, daß man zum Abendeſſen eingeladen iſt. Dahingegen würde es für eine große Unhöflichkeit gehalten werden, wenn man vor neun Uhr die Geſellſchaft verlaſſen wollte. Nach neun Uhr geht man wieder an die Tafel, und man ißt des Abends allemahl warm, und beynahe mit ſo vielen Schüſſeln, wie des Mittags. Nach der Tafel wird wieder eine Pfeife Tabak geraucht, und alsdann geht man zu Bette. Hier haben Sie im kurzen die Capſche Lebensart.

Das Clima iſt ſehr geſund, und an Lebensmitteln, inſonderheit was die Früchte anbetrifft, ein großer Ueberfluß. Deſſen ungeachtet würde ich doch, wenn ich die Wahl hätte, das deutſche Clima allzeit vorziehen. Von dem Capſchen Sommer kann ich nicht urtheilen, weil ich zur Sommerzeit nicht da geweſen bin. Man hat mich aber verſichert, daß man die wenigſte Zeit, theils wegen der außerordentlichen Hitze, theils wegen der heftigen ſüdöſtlichen Winde, welche im Sommer die mehrſte Zeit wehen, ausgehen kann. Der capſche Winter hat mich mehr incommodirt wie in Europa, ungeachtet die Kälte bey Ihnen ungleich größer und penetranter iſt. Es iſt wahr, man hat hier im Winter bisweilen ſo heiße Tage, wie bey Ihnen im Sommer; dahingegen kann es aber auch ohne Schnee und Eis, wovon man hier nichts weiß, ſo kalt ſeyn, daß man ſich kaum bergen kann, denn man hat hier ſo wenig Oefen als Kamine, worüber ich mich ſehr wundere. Die Winde machen es oftmahls ſehr kalt. Zu Zeiten hat man in einem Tage alle vier Jahrszeiten. Es iſt hier im Winter und Sommer allezeit grün, nur mit dem Unterſchied, daß diejenigen Bäume und Pflanzen, welche aus Europa hierher gebracht ſind, ihre Natur beybehalten, und im Winter nicht beſtändig grünen; die Afrikaniſchen Gewächſe aber Jahr aus Jahr ein grünen. Wenn aber auch das Laub von den Europäiſchen Bäumen abfällt; ſo ſind ſie doch nach ſechs Wochen ſchon wieder grün. Es iſt heute ſo kalt, daß mir die Finger beym Schreiben ganz ſteif gefroren ſind.

Dieſen Brief fange ich ſehr früh an, denn ich kann ihn erſt von Batavia wegſenden. Wir hoffen mit Gotteshülfe wenigſtens mit dem Ende des Septembers da zu ſeyn, und weil die erſte Holländiſche Flotte im Anfange des Octobers abzuſegeln pflegt, ſo werde ich in Batavia nicht viel Zeit zum ſchreiben übrig haben, zumahl da ich im Anfange alle Hände voll zu thun haben werde.

Ich bin ꝛc.

In der Bay Falſo auf dem Vorgebirge
der guten Hoffnung, den 9ten Jul. 1771.

Zweyter Brief.

Beſter Freund,

Was macht man ſich doch in Europa für wunderliche Begriffe von Oſtindien! Man glaubt, daß man hier das Geld auf der Straße, und ächte Perlen und Juwelen am Strande findet. Aber weit gefehlt. Es wird den Menſchen hier eben ſo ſauer, etwas zu erwerben, wie in Europa. Oſtindien iſt das lange nicht mehr, was es vor zwanzig oder dreyßig Jahren geweſen iſt. So wie es in der ganzen Welt ſchlecht geworden, ſo iſt es hier in Oſtindien auch. Es ſind nur zwey Wege hier, ſein Glück zu machen, entweder durch eine einträgliche Bedienung, deren es hier ſehr viele giebt, oder durch den Handel, oder durch beydes zugleich, und alles iſt ſchwer und mühſam. Von tauſenden, welche hierher kommen, bleiben kaum funfzig am Leben, und von dieſen funfzigen machen kaum fünfe ihr Glück.

Wie ſieht es denn im Militairſtande aus? Der Militairſtand allhier in Aſien iſt von dem Europäiſchen ſehr unterſchieden. In Europa dient man

BIBL. VNIVERS. LIPS.

nicht allein ums Geld, ſondern auch um mit der Zeit zu avanciren; hier aber hauptſächlich ums Geld, und es iſt gleich viel, ob man Fähnrich oder Oberſter heißt. Wer Geld hat, iſt auch angeſehen. Es iſt hier eine ganz andere Welt. Mancher Fähnrich, der allein Commandeur von einem Poſten iſt, wird mit keinem Capitain in Batavia tauſchen. Ein Capitain ſiebt ſich hier wohl jährlich auf 4000 Gulden; aber das iſt nichts in Vergleichung des Aufwandes, welchen er, vermöge ſeines Charakters, machen muß. Er muß unumgänglich Equipage halten, und dies koſtet ihn jährlich wenigſtens anderthalb tauſend Gulden; er muß ferner viele Sklaven halten, und dergleichen mehr. Ein Fähnrich ſchämt ſich ſchon, zu Fuße zu gehen, ohngeachtet das hieſige Fuhrwerk enorm theuer iſt. Will man einen Wagen heuren, ſo muß man für einen halben Tag fünf, und für einen ganzen Tag zehn Gulden geben. Wer gute Freunde und Gönner hat, welche Equipage halten, hat nicht nöthig dafür zu ſorgen. Ein Fähnrich hier in Indien hat ohngefähr 42 Thaler monatlich; davon kann man aber in Batavia nicht ſubſiſtiren, wenn man nach der Geſundheit leben will. Hierzu gehört, daß man alle Tage eine Bouteille Wein und etwas Bier trinkt, denn Waſſer allein zu trinken, iſt höchſt ungeſund, nicht aber Wein mit Waſſer vermiſcht. Weil hier weder Bier gebrauet wird, noch Wein wächſt, ſo iſt beydes theuer. Das Quartier Wein koſtet wenigſtens 16 Stüber, das Quartier Bier eben ſo viel. Eine ſchlechte Uniform ohne Schärpe und Ringkragen, ſo wie ſie die Officiere tragen, wenn ſie auf die Wache ziehen, kömmt wenigſtens auf 150 Thaler zu ſtehen. Außer Dienſt ſchämt man ſich hier eine ſimple Uniform zu tragen. Man trägt faſt nichts wie ſeidene Kleider, und dieſe müſſen über und über mit Gold oder Silber bordirt ſeyn. In Deutſch-

Land kann ein Officier ſich einſchränken, ſtille, und ſo zu ſagen unbemerkt für ſich wegleben, hier aber nicht, oder man wird für einen Menſchen gehalten, der keine Ambition hat, und von ſchlechtem Herkommen iſt, und dann bleibt man ſitzen und macht kein Glück.

Wie fängt es denn aber ein Officier an, um hier ſtandesmäßig zu leben? wie macht es ein Fremder wie ich, der keine Mittel hat? Das will ich Ihnen ſagen. Die Menſchen hier in Oſtindien ſind ſo einfältig nicht, daß ſie nicht wiſſen ſollten, daß Niemand nach Oſtindien geht, der Geld hat. Wer wird eine ſo lange und gefährliche Reiſe thun, wer wird ſich an einem ſo ungeſunden und heißen Orte, wie Batavia iſt, wovon ich bald mehr ſagen werde, aufhalten, wenn ihn nicht die Noth dazu treibt. Wer inzwiſchen gute Rekommendationen hat, und ſich gut aufführt, kann hier recht gut zurechte kommen. Es iſt hier einmahl eingeführt, daß Perſonen von Diſtinktion, die nicht verheyrathet ſind, von den Erſten hier in Batavia die Tafel offerirt wird. Dieß muß man abſolut acceptiren, und es wird mir ſelbſt zu meiner Ehre gerechnet. Ich bin nur erſt zwey Tage hier, und es iſt mir ſchon von verſchiedenen ein für allemahl des Mittags und Abends die Tafel offerirt. Ich ſpeiſe nicht allein ſehr gut, ſondern ich habe auch alle Tage ein ſehr gutes Glas Wein und Bier, ohne daß es mich das geringſte koſtet, und lebe alſo nach der Geſundheit. Es dependirt allzeit von mir, bey wem ich ſpeiſen will, und ich habe nichts weiter nöthig, als vor Mittag es ſagen zu laſſen, damit ſie mir einen Wagen ſchicken, welcher mich auch wieder nach Hauſe bringt. Wenn ich alſo hier in Batavia bleibe, ſo könnte ich zwar wohl ſubſiſtiren, aber nichts erübrigen, und damit iſt mir nichts gedient. Doch werde ich wohl vorerſt hier placirt werden, und dann muß ich die Gelegenheit wahrnehmen, wenn ein profitabler Poſten aufkömmt, um ſolchen zu erhalten.

Das Clima in Batavia iſt ſo ungeſand, daß ich auch dieſerhalb ſuchen werde, ſo bald wie möglich von Batavia wegzukommen, denn nahe um Batavia und auf verſchiedenen andern Inſeln von Java iſt es ſehr geſund. Es iſt hier in der Stadt nichts neues, daß, wenn ich heute bey jemanden zum Eſſen bin, und ihn friſch und geſund verlaſſe, und ich komme nach drey Tagen wieder; daß er ſchon begraben iſt. Dergleichen Fälle fallen hier täglich vor. Es iſt ſogar ein großer Unterſchied in welcher Gegend der Stadt ich wohne. In dem Striche der Stadt, wo ich wohne, iſt es noch mit am geſundeſten. Ueberhaupt aber entwiſcht unter Tauſenden, welche hierher kommen, kaum einer einer tödtlichen Krankheit, und wer ſich nichts zu Gute thun und täglich ein Glas Wein trinken kann, muß ſterben und wenn er eine Natur von Eiſen hat. Von den Officieren, welche hier ſind, iſt Jahr aus Jahr ein wenigſtens die Hälfte krank, und wenn dreyßig in einem Jahre ſterben, das iſt was gewöhnliches, daher kann man hier bald avanciren. Man muß hier in Batavia immer eine ſolche Diät halten, wenn man gleich geſund iſt, wie in Europa, wenn man krank iſt, oder man macht es nicht lange; inſonderheit muß man ſich bey Tage hüten, daß einen die Sonne, und des Nachts, daß einen der Mond nicht beſcheine. Mein Wirth, welcher nun ſchon ſieben Jahre in Batavia iſt, und unter dieſen ſieben Jahren kaum ein halbes Jahr recht geſund geweſen, hat mich verſichert, daß er gleich ohnmächtig wird, wenn ihn der Mond nur ein wenig beſcheinet, weßhalb man beym Mondlicht allzeit einen Sklaven mit einem Schirm mitnimmt, wenn man ſpatzieren geht. Eben ſo iſt es mit der Sonnen-

Hitze von des Morgens um zehn bis des Nachmittags um 3 Uhr. Dieſe muß man ja vermeiden, weil die Sonnenſtrahlen ſo ſehr penetrant ſind. Außerdem ſind noch viele Dinge, welche man der Geſundheit wegen beobachten muß.

Seit einigen Tagen habe ich gar nicht zum ſchreiben kommen können, weil ich erſt meine vornehmſten Viſiten habe ablegen müſſen, und hiezu muß man den Morgen und Abend anwenden. Es iſt hier eine ganz andere Lebensart wie in Europa. Ich muß Ihnen doch eine kurze Beſchreibung davon machen. Mit Anbruch des Tages ſtehet man auf, und weil hier, Jahr aus Jahr ein, Tag und Nacht gleich iſt, wenigſtens differirt es nicht viel, ſo iſt es ordentlicher Weiſe ſechs Uhr, da es vollkommen Tag iſt. Um fünf Uhr ſteht man ſchon auf. Dann zieht man ſich gemächlich an, trinkt Kaffee und raucht ein Pfeifchen Tabak. Wer etwas zu verrichten hat, geht um ſechs Uhr an ſeine Geſchäfte, und wer Viſiten zu geben hat, fängt auch um 6 Uhr ſchon an, und da kann man einen jeden, ſelbſt den Generalgouverneur am beſten ſprechen. Um neun Uhr läßt man ſich nicht mehr auf der Straße ſehen, wenn man es nicht ſehr nöthig hat, weil es ſchon gar zu heiß iſt. Bis Mittag ſucht ſich ein jeder einen Ort im Hauſe, oder vor der Thür aus, wo es am kühlſten iſt. Um 12 Uhr pünktlich wird geſpeiſet vom Höchſten bis zum Niedrigſten. Man ſitzt niemahls länger wie ein, höchſtens anderthalb Stunden an der Tafel. Nach Tiſche raucht man noch ein Pfeifchen, trinkt dabey ein Gläschen Wein oder Bier für den Durſt, dann wünſcht man ſich eine angenehme Nachmittagsruhe, und legt ſich ordentlich wie des Nachts ſchlafen. Dies dauert bis vier oder halb fünf Uhr, und unter dieſer Zeit iſt niemand in ganz Batavia zu ſprechen. Iſt dies nicht eine vortrefliche Mode? Von fünf bis ſechs Uhr trinkt man Thee, und dann geht

2.

Lied eines Mädchens.

Nach dem Engliſchen: The Sun his gladſome beams withdrawn &c.

Der Sonne milder Stral erbleicht,
Die Hügel all beſchneyt,
Sehn mich vom Gram ſo tief gebeugt,
Verſenkt in Traurigkeit.
Umſonſt auch lachte jezt ſie mir,
Umſonſt der Hügel Grün;
Denn er, mein Damon, iſt nicht hier,
Was wär' das ohne ihn?

Uns trennen Flüſſe ſtarr beeiſt,
Und Thäler ohne Bahn;
Die Vögel girren ſich, verwaiſt
Auf kahlen Bäumen, an.
Doch was ſind Bäche mir und Thal,
Was jene Vögel mir,
Was Bücher auch und Saitenſchall?
Iſt Damon doch nicht hier.

Ohn' ihn wird jeder Augenblick,
Zu Jahren mir voll Schmerz.
Ihr Stunden, eilt! bringt ihn zurück
Mir bald an dieſes Herz.
Ein ſchöner Morgen führ' ihn bald
Auf ewig zu mir her.
Wenn dann für mich ſein Blut nur wallt,
Schlägt bang mein Herz nicht mehr.

Nach einer Kompoſition von Giordani.

H.

man wieder an ſein Geſchäfte, oder in Geſellſchaft bis 9 Uhr. Um 9 Uhr präciſe wird wieder geſpeiſet, und allzeit ſo gut, wie des Mittages. Nach der Tafel raucht man wieder ein Pfeifchen, und dann legt man ſich zu Bette. So lebt man hier einen Tag und alle Tage, und ſo muß man auch leben, wenn man geſund bleiben will. Wer hier ſo ſchwärmen wollte, wie viele in Europa thun, würde es nicht lange machen.

Wenn es nur nicht ſo entſetzlich heiß wäre; ich habe Tag und Nacht keinen trockenen Faden an meinem ganzen Leibe, ob ich gleich ohne Decke und im bloßen Hemde ſchlafe. Ich wünſche oft in Gedanken, o, wenn es doch einmahl Winter wäre! ich denke aber nicht daran, daß man hier von keinem Winter etwas weiß. Was man hier eigentlich Winter nennt, ſind drey bis vier Monate, wo es faſt beſtändig regnet. Dem ohngeachtet iſt es hier doch ſehr warm, und wenn nach dem Regen die Sonne ſcheint, ſo iſt es heißer wie im Sommer. Zur Winterszeit ſterben hier die Menſchen am meiſten, beſonders iſt der Regen ſehr ſchädlich und ungeſund.

Was hat doch der größte Theil von Europa vor den drey andern Welttheilen für einen Vorzug, was das Klima und die Geſundheit anlangt. Darum geht auch faſt Niemand aus Europa hierher, um hier zu bleiben, ſondern um ſein Glück zu machen und dann wieder zurück zu kehren. Wollte der Himmel, daß ich erſt ſo weit wäre, ich wollte mich mit Freuden zum zweitenmahle dem wilden Meere auf einige Monate anvertrauen. Es gehet aber ſo geſchwind nicht, wie man in Europa glaubt. Aller Anfang iſt ſchwer, und ſo gehet es auch hier, beſonders im Militairſtande, es ſey denn, wenn Krieg iſt, oder daß man, wie ich ſchon geſagt habe, als Commendant einen Poſten allein hat, und dies muß man bey Gelegenheit durch Patronen erhalten. Denn es werden aus dem Haag ſo viele an den Herrn Generalgouverneur recommandirt, daß er unmöglich einem jeden gleich helfen kann. Die Commendanten auf den Auſſen-Poſten haben ein hartes Leben, weil das Clima um Batavia geſund iſt.

Mit denen, welche als Commandeurs von Holland nach Indien gehen, hat es folgende Bewandniß. Es gehen jährlich etwa einige 30 Schiffe von Holland nach Indien. Auf jedem Schiffe iſt ein Commandeur. Wer nun von dieſen Commandeurs mit Recommendationen verſehen iſt, gleich wie ich, wird erſtlich in Batavia, oder auf Ceylon, oder auf Java, oder auf einer andern Inſel, wo etwas erlediget iſt, gleich als Officier placirt. Bis dahin bleibt er frey von Dienſten. Wenn nun ein Auſſen-Poſten vacant wird, und man ſolche Vorſprache hat, wie ich, ſo kann man ſolchen leicht erhalten. Es iſt noch vor kurzem ein ſolcher Poſten an einen vergeben werden, der nur erſt ein Jahr hier geweſen iſt. Wer weiß, ob ich ihn nicht bekommen hätte, wenn ich eher hier angelangt wäre. An dem Herrn Sabendar Rynſt habe ich einen großen Patron, denn er gilt ſehr viel bey Sr. Hochedelheit. Dies iſt der Titel, welcher man dem Herrn Generalgouverneur von der Parra giebt, und die Räthe von Indien heißen edle Herren. Einen jeden andern nennt man Myn Heer. Der Titel von der Gemahlinn des Herrn Generalgouverneurs iſt Meffrow Generaalſe; die Gemahlinn eines Raths von Indien heißt Meffrow, und alle andere Damen heißen Juffrows, ſie mögen verheyrathet ſeyn oder nicht. Das Wort Gnädig, Ihre Gnaden ꝛc. kennt man ſo wenig in Holland als in Indien, ſondern man läßt die Gnade hier unſerm Herr Gott allein übrig, und der

Herr Generalgouverneur ſo wohl, wie ſeine Frau Gemahlinn würden es ſehr übel und für eine niederträchtige Schmeicheley aufnehmen, wenn man von Gnade gegen ſie ſpräche, wohl aber von Gütigkeit.

Ich ſchreibe, ſo wie es mir in den Sinn kömmt. Sie werden es daher nicht übel nehmen, wenn keine Ordnung in meinem Briefe herrſcht, denn es iſt hier zu Lande zu heiß, und man iſt hier zu gemächlich, um recht ordentlich zu denken. Batavia iſt eine prächtige Stadt, und ſehr fortificirt. Wenn ich Holland ausnehme, ſo glaube ich, daß in ganz Europa keine Stadt iſt, welche durch die Bank ſo reguläre und magnifike Häuſer hat. Dies iſt aber alles nichts gegen die Pracht, welche in den Häuſern herrſcht. Die koſtbarſten Meublen welche man in Europa nur in königlichen und fürſtlichen Schlöſſern ſieht, findet man hier bey allen Perſonen vom Stande. Es blitzt alles vom Silber und Golde.

Ein gewiſſer Fähnrich, welcher ſich nach acht Tagen mit einer Indianerinn verheyrathet, verſichert mich, daß ihm die Hochzeitsunkoſten wenigſtens auf 5000 Thaler, und die Meublen, Sklaven und was dazu gehört, das Haus nicht mitgerechnet, wenigſtens 20000 Thaler zu ſtehen kommen; und dies iſt nur ein Fähnrich. Es gehört aber eine große Entſchließung dazu, eine ſolche Indianerinn zu heyrathen. Erſtlich muß man beſtändig hier im Lande bleiben, zweytens haben ſie nicht die geringſte Erziehung und Lebensart, ſo daß man nicht den geringſten Umgang an ihnen hat, drittens haben ſie alle eine Gewohnheit, die ich gar nicht ausſtehen kann. Sie kauen vom Morgen bis in den Abend eine gewiſſe Wurzel, welche man Pynang nennt. Dieſe Wurzel giebt einen rothen Saft von ſich, welcher ihnen beſtändig am Munde herunterfließt, und dies iſt für einen Europäer ſehr ekelhaft. Von dieſer Gewohnheit ſind ſie ſo wenig abzubringen, wie ich vom Schnupftabak. Sie ſprechen wenig Holländiſch, ſondern faſt nichts wie Malayiſch. Es ſind poſſierliche Geſchöpfe, und ihr Anzug und Sitten noch poſſierlicher.

Was kriegt man hier nicht alles zu ſehen! Wie vielerley Nationen! beſonders halten ſich viele Chineſer hier auf; ich habe ſelbſt einen **Chineſer** zu meinem Barbier, er raſirt recht gut, und macht allerley Grimaſſen und Hokuspokus dabey, ich kann ihn aber kein Wort verſtehen. So geht es mir auch mit den Sklaven, welche mich bedienen; ich muß alles durch Minen und Zeichen zu verſtehen geben, oder meinen Herrn Wirth zum Dollmetſcher brauchen.

Geſtern Abend habe ich einer **Luſtbarkeit** beygewohnt, welche ich noch nirgends wie in **Batavia** geſehen habe. Ich war bey einem gewiſſen Herrn G... aus Z.. gebürtig, auf eine Suppe eingeladen, er iſt mit der Tochter des ſeligen Brigadier **Faber**, an welchen ich, wie ich Ihnen ſchon geſagt, von dem Herrn von **Prehn** ſtark recommandirt war, verheyrathet. Um eilf Uhr, da wir aus einander gehen wollten, ſchlug der Herr G... der Geſellſchaft, welche aus einigen funfzig Perſonen beſtand, vor, ob es nicht gefällig wäre, eine kleine Spazierfahrt zu machen. Sie waren alle damit zufrieden, und ich gieng auch mit, wie der Wirth von Bielefeld. Es dauerte keine halbe Stunde, ſo ſtunden gleich einige dreißig zweyſitzige Kutſchen vor der Thür, denn in einem vierſitzigen Wagen zu fahren, iſt hier in **Batavia** viel zu ungemächlich. Bey jeder Kutſche waren zwey Sklaven mit brennenden Fackeln, wovon es auf der Gaſſe ſo hell war, als, wenn es Tag gewe-

geweſen wäre. Drey Trupp Muſikanten, gleichfalls Sklaven, wovon ein Trupp vorn, einer in der Mitte und einer hinten poſtirt war, regalirten uns mit einer Muſik. Noch waren bey jedem Wagen zwey Sklaven, welche Wein und allerley Erfriſchungen präſentirten. In dieſem Aufzuge fuhren wir ganz langſam, Schritt vor Schritt, in der Stadt zwiſchen lauter Alleen etwa zwey Stunden ſpatzieren, und darauf fuhr ein jeder nach Hauſe. Dieſe kleine Nachcomödie hat dem Wirthe wenigſtens anderthalb hundert Thaler gekoſtet, aber hieraus macht ſich keiner etwas in Batavia, wer gleich wie der G... eine ſehr einträgliche Bedienung hat.

Es geht hier juſt ſo wie in Europa. Denenjenigen, welche reich ſind, fließt das Geld von allen Orten zu, da es hingegen einem Anfänger ſehr ſauer wird. Nur muß man dieſes den Einwohnern von Batavia zum Ruhme nachſagen, daß ſich viele eine Ehre daraus machen, einem Fremdling zu dienen und ihn zu unterſtützen.

An der Oſtküſte von Java iſt jetzt ein kleiner Krieg. Einige inländiſche Könige haben ſich empört, und wollen den Tribut nicht bezahlen, welchen ſie zu erlegen ſchuldig ſind. Es iſt zu dem Ende vor 14 Tagen ein Commando von einem Lieutenant, zwey Fähnrichen und hundert Mann darnach zu gegangen, um ſich mit der übrigen Miliz, welche die Oſtindiſche Kompagnie auf der Oſtküſte hat, zu vereinigen. Es iſt Schade, daß ich nicht einige Wochen früher gekommen bin, ich würde darum angeſucht haben mit zu gehen. Hiebey iſt noch zu Zeiten etwas anſehnliches zu gewinnen, inſonderheit wenn man einen ſolchen König der Rebellen gefangen kriegt. Die Art mit den Wilden Krieg zu führen iſt hier zu Lande zwar ſehr beſchwerlich, indem man mehr gegen das heiße und ungeſunde Clima zu fechten hat, als gegen den Feind, dahingegen kann man aber auch durch eine glückliche Beute ein reicher Mann werden. Sollte der Krieg ein wenig anhalten, und noch ein Transport darnach zu ſegeln, ſo werde ich ſuchen von der Gelegenheit zu profitiren.

Neue Verlagsbücher

der Weverſchen Buchhandlung

zur Oſtermeſſe 1797.

1.

Anweiſung für Frauenzimmer, die ihrer Wirthſchaft ſelbſt vorſtehen wollen. 11. Stück, gr. 8. 10 gr.

Auch unterm Titel: Von Verbeſſerung der Federviehzucht.

2) Cours Théorique & pratique de Langue & de Littérature françoiſe, ouvrage entrepris par ordre du Roi de Pruſſe par J. C. de la Veaux 3 Volumes 8. nouvelle édition, à Berlin, chez A. Wever. 1797. geb. 2 Thlr. 16 gr.

Nach dem übereinſtimmigen Urtheile aller kompetenten Richter gehören die Schriften von J. C. de la Veaux, in Hinſicht auf Korrecktheit des Styls zu den vorzüglichſten, welche die franzöſiſche Litteratur aufzuweiſen hat. So ſtrenge dieſer Schriftſteller in ſeinen Anforderungen an ſich ſelbſt in Anſehung des guten Ausdrucks war, eben ſo ſtreng beurtheilte er auch diejenigen, die ſich dieſer Sprache in Schriften bedienten. Die mannigfaltigen Fehler, die ſein ſcharfer kritiſcher Blick darin bemerkte, und der Wunſch einen gründlichen Unterricht denen zu ertheilen, die ihre Schreibart zu vervollkommnen wünſchten, war die nächſte Veranlaſſung zu der Herausgabe ſeines Cours théorique & pratique

que &c. der ehemahls aus 12 Cahiers beſtand, nun aber in dieſer neuen Auflage aus 3 Bänden beſteht, wovon der erſte, außer verſchiedenen lehrreichen Abhandlungen über die Franzöſiſche Sprache und den Genius derſelben, die art de penſer enthält; der zweyte handelt vom Periodenbau und der dritte betrifft die einzelnen Redetheile. Alles wird durch die aus klaſſiſchen-Schriftſtellern angeführten Stücke, die der Verfaſſer analyſirt, deutlich und äußerſt lehrreich vorgetragen. Außerdem findet man in dieſem Werke Beurtheilungen verſchiedener franzöſiſcher Schriften, und da der Verfaſſer hier jedesmahl genau die Gründe angiebt, warum er dieſer oder einer andern Meynung ſey, ſo kann man in der That dieſes Werk, als ein, einem jeden, der die franzöſiſche Sprache gründlich erlernen will, unentbehrliches Hülfsmittel anſehen.

3) Damms Götterlehre und Fabelgeſchichte der alten Griechiſchen und Römiſchen Welt, neue von Friedrich Schulz umgearbeitete und verbeſſerte Auflage 8.

Die ſechzehn von dem berühmten Henne dazu geſtochenen Kupfer geben derſelben einen vorzüglichen Werth.

4) Dictionnaire françois - allemand & allemand-françois à l'uſage des deux nations redigé par une ſociété de gens de lettres; cinquième édition. IV Tomes gr. 8. 6 Thlr.

Dieſe fünfte Auflage eines allgemein beliebten Werks iſt nicht nur von neuem ſorgfältig revidirt und mit vielen inſonderheit technologiſchen Ausdrücken bereichert worden, ſondern man hat auch vorzüglich diesmahl auf die Veränderungen Rückſicht genommen, welche die franzöſiſche Sprache während der Revolution erfahren hat. Es ſind daher zuförderſt viele ganz neue, mit unter ſehr kühn geprägte Wörter, als z. B. influencer, coſtumier, volcaniſer, bureaucratie, ſans-culottiſation, populariſer, biscameraliſer &c., ſodann auch diejenigen aufgenommen worden, die zwar bereits vorhanden waren, allein gegenwärtig oft in einem ganz andern oder ſehr erweiterten Sinn gebraucht werden z. B. ſacrer, amalgamer, ſabricateur, ramification etc. Nicht minder war es die Pflicht der Herausgeber, auf die in den verſchiedenen franzöſiſchen Konſtitutionen vorkommenden, die politiſche Organiſation betreffenden Ausdrücke Rückſicht zu nehmen, und daher die Wörter aſſemblée nationale, aſſemblée primaire, aſſemblée électorale, Directoire, Conſeil des anciens, conſeil des cinq cent etc. ferner einige ganz neue Redensarten als z. B. mentir à la conſcience etc. zu erläutern. Eine am Ende des zweiten Theils befindliche Tabelle der neuen franzöſiſchen Maaße und Gewichte, in welcher dieſe auf bekanntere Maaße und Gewichte reducirt worden ſind, wird den Leſern gewiß angenehm ſeyn. Die Herausgeber hoffen, daß nun vermittelſt dieſes Wörterbuchs auch alle revolutionaire Schriften verſtändlich ſeyn werden.

5) Magazin des enfans. par Mad. la Princeſſe de Beaumont. IV Tomes nouvelle édition 8.

Ohngeachtet dieſelbe durch beſſeres Papier und ſchönere Kupfer viele Vorzüge vor der vorhergehenden erhalten hat, iſt dennoch der geringe Preis von 1 Thlr. beybehalten worden.

6) Allgemeines Kochbuch, aus den beſten Kochbüchern unſerer Zeit nach vorhergegangener Prüfung geſammelt und mit einer Anweiſung zu einer guten Wirthſchaft herausgegeben, 3 Thle. gr. 8. neue Auflage 97. geb. 1 Thlr.

Da wir troß der vielen Kochbücher, die ſeit einiger Zeit erſchienen, und die größtentheils theoretiſch ohne vorher angeſtellte Verſuche bearbeitet ſind, ſo daß auch die geſchickteſten Frauenzimmer, die ſich mit der

Kochkunſt beſchäftigen, daraus keinen vollſtändigen Unterricht ſchöpfen können, immer noch Mangel an guten Kochbüchern hatten, ſo wurde der unterzeichnete Verleger bewogen, aus allen dieſen Kochbüchern das Brauchbarſte herausnehmen, ſolches vorher practiſch prüfen, und es unterm Titel: allgemeines Kochbuch, herausgeben zu laſſen, und es ſo für ganz Deutſchland anwendbar zu machen. Da die unzähligen, darin enthaltenen Aufſätze aus allen Theilen der Kochkunſt, lichtvoll und deutlich vorgetragen ſind, ſo daß jede Köchinn, ohne weitere Anweiſung dies Buch zum ſicherſten Leitfaden gebrauchen kann, ſo wird keine Wirthinn ſeyn, die es gereuen ſollte, ſich ſolches anzuſchaffen.

7) Militairiſches Pantheon, oder biographiſches Lexikon aller Helden und Militairperſonen, welche ſich in Preußiſchen Dienſten berühmt gemacht haben, 4 Thl. Neue Auflage, gr. 8. geb. 3 Thlr.

Die erſte Auflage dieſes Werks iſt vom Publiko mit Beyfall aufgenommen worden; und dieſen verdiente es auch in mehr als einer Hinſicht. Da es nämlich in alphabetiſcher Ordnung vollſtändige, aus den beſten, nicht leicht jedermann zugänglichen Quellen, geſchöpfte biographiſche Nachrichten, von allen den Helden enthält, die ſich in den Kriegen, die der Preußiſche Staat zu führen veranlaßt wurde, auszeichneten, genau die Zeit, wann ſie zu höhern militairiſchen Würden befördert wurden, ſo wie die Schlachten angiebt, in welchen ſie fochten ꝛc. ſo muß es nicht nur dem Geſchichtſchreiber willkommen ſeyn, ſondern auch beynah den größten Theil der adlichen Familien in den Preußiſchen Staaten intereſſiren, indem dieſe hier authentiſche Nachrichten von den Thaten ihrer Vorfahren finden. Daß es bey der Genauigkeit, mit welcher es abgefaßt iſt, ſo wie ſeines Inhalts überhaupt wegen, theils als militairiſches Leſebuch, theils aber auch als Erläuterungsſchrift vieler

Wer-

3.

Der Traum.

Jüngſt ſtieg auf ſüßer Schwärmerey Gefieder,
Der ſchönſte, ſchönſte Traum zu mir hernieder.
Sie, Deren Bild mich ſtets umſchwebt,
Sie, Die im Herzen thront und lebt,
Sie ſtand ſo ſchlank, ſo reizend da,
Wie einſt, am unvergeßlichſten der Tage
Ich tief Sie fühlte, fühlt' und ſah'
O Glück! Sie war nicht mehr ſo ſpröde,
Und ich, o Glück, auch minder blöde;
Den Mund an Ihren lieben Mund,
Dies Herz ans Ihrige gedrungen,
Den Arm um Ihren Hals geſchlungen,
Beſchwuren wir der Liebe Bund,
Und in dem ſeeligſten Genuſſe,
Flog auf die Seel' im Flammen-Kuſſe.

Nun fühl' ich's, Wachender, zu ſehr,
Es war ein Traum, und ach! nichts mehr!

(Nach einem welſchen Gedichte.)

4.

An einem Frühlingsmorgen.

Einſames Thal! aus dem mir ſtille Wonne
  So ſchön entgegen lacht,
Wie jetzt der Stral der milden Frühlingsſonne
  Nach einer trüben Nacht;
O möchte einſt der Reſt von meinen Tagen
  In deinen Schatten fliehn!

Dieß

Werke, welche die Geſchichte des Preußiſchen Staats enthalten, inſonderheit auch der Werke Friedrichs II. nützlich ſeyn könne, braucht hier nicht angeführt zu werden.

8) Magie, ökonomiſche, für Frauenzimmer oder Sammlung auserleſener Kunſtſtücke zum Nutzen und Vergnügen in der Haushaltung, von J. G. S. gr. 8. 10 gr.

9) Olla Potrida 1796. 4. und 1797 1. Stück gr. 8. 20 gr.

10) Quartalſchrift, neue, zum Unterricht und zur Unterhaltung aus den neueſten und beſten Reiſebeſchreibungen aufs Jahr 1796. 4. und 1797. 1. Stück gr. 8. 20 gr.

11) Taſchenatlas, oder geographiſches ſtatiſtiſches Handbuch von allen 4 Welttheilen zum lehrreichen Unterricht der Jugend nebſt 42 Landkarten. Neue Auflage, geb. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Dieſes in vielen Schulen beym Unterricht in der Geographie zu Grunde gelegte Buch iſt gänzlich revidirt worden und um der Jugend zugleich eine Ueberſicht des gegenwärtigen Kriegsſchauplatzes geben zu können, hat der Verleger mit vieler Sorgfalt die Kupfer wieder neu aufſtechen laſſen.

12) Der Ton in kleinen Städten, oder Revolutionen im Städtchen * * * drey Meilen von Berlin. Eine komiſche Geſchichte, 3 Theile, neue Auflage 1797. 8. gebunden. Berlin bey Arnold Wever, bis Oſtern 1 Thlr. 16 gr.

Nach Muſäus, einem der Lieblingsſchriftſteller der Deutſchen im naiven Fache, iſt bis jetzt noch keiner erſchienen, der mit gleichem Rechte auf einen ſo vollkommenen Beyfall Anſpruch machen konnte, als der Verfaſſer dieſes unterhaltenden Werkchens. Seine Schilderungen ſind meiſterhaft und aus der wirklichen Welt genommen. Sie betreffen noch lebende Perſonen, unter denen der biedre Hauptmann von Herkrat, der geſchwätzige Mahler Hegelün und der Paſtor Dampfig ſich vorzüglich auszeichnen. Mit wahrer jovialiſcher Laune erzählt der Verfaſſer die guten und ſchlechten Eigenſchaften der Bewohner dieſes kleinen Ortes, und ſtellt ſie in einem ſo treffenden Gemählde dar, daß die Originale gar nicht zu verkennen ſind. Seine Charakteriſtik paßt auf alle kleine Städte und gewährt gewiß eine ſehr angenehme Lektüre wider die Langeweile im Winter.

13) Voltair's ſämmtliche Schriften 29. Bd. 8. 1 Thlr. 8 gl.

In der Weverſchen Buchhandlung in Berlin iſt eine neue Auflage von: Clariſſe in Berlin, oder Geſchichte der Albertine von Seelhorſt, ein Leſebuch für deutſche Mädchen von Friedrich Schulz. 5 Thle. 8. gebunden, erſchienen.

Herr Friedrich Schulz einer der beliebteſten Schriftſteller unſerer Nation, kam während ſeines Auffenthalts in Berlin auf die Idee, aus Richardſon's Meiſterwerk ein teutſches Original zu machen, indem er in Richardſon's Manier eine teutſche wahre Geſchichte zu Grunde legte, ſo wie dieſer die Geſchichte der Miß Clariſſe Harlewe. Bey der ſo ſchön gerathenen Umarbeitung mußte unſtreitig das teutſche Publikum gewinnen, da durch Veränderung des Lokale der Reitz der engliſchen Geſchichte immer verringert werden mußte. — Nur durch ſolche Veränderung konnte es zu einem Handbuche für teutſche Mädchen gemacht werden, und dies geſchah auch mit dem beſten Erfolg. Der ſchnelle Abgang der erſten Auflage und die vortheilhaften Recenſionen in mehreren kritiſchen Journalen beſtätigen dieſe Wahrheit. Um Müttern die Anſchaffung dieſes Buchs für ihre Töchter zu erleichtern, will der Verleger dieſe neue Auflage bis Oſtern für 2 Thlr. 16 gr. (gebunden) verlaſſen, nachher nimmt ſie ihren alten Preis von 3 Thlr. 16 gr. wieder an.

Neueſte deutſche Chreſtomathie zur Uebung im Ueberſetzen aus dem Deutſchen ins Franzöſiſche, enthaltend kurze und leichte Sätze, Bruchſtücke aus der Naturgeſchichte, Erzählungen, Geſpräche und Briefe durchgängig mit hinlänglicher Phraſeologie verſehen. Zum Gebrauch für Schulen und Erziehungsanſtalten. Dritte Auflage, Berlin 1797.

Die allgemeine Litteraturzeitung vom Jahr 1794 Nr. 273 fällte bereits über die erſte Auflage dieſes Schulbuchs das günſtigſte Urtheil. In der zweiten wurden in Anſehung der Wahl und Ordnung der aufgenommenen Stücke mancherlei Verbeſſerungen vorgenommen, ein ganz neuer Abſchnitt hinzugefügt, inſonderheit wurde die franzöſiſche Phraſeologie genau revidirt und vieles berichtigt. Letzteres iſt dann auch bey dieſer dritten Auflage geſchehen; in Anſehung der Wahl und Ordnung der Materialien iſt aber keine Veränderung vorgenommen, ſo daß in Schulen dieſe neue Auflage neben der zweyten gebraucht werden kann. — Koſtet in der Weverſchen Buchhandlung 12 Gr. — Eine nach einem ähnlichen Plan ausgearbeitete Chreſtomathie zum Ueberſetzen ins Engliſche erſcheint in eben dieſer Handlung zur Oſtermeſſe 1797.

A. Wever.

Verzeichniß
derer in der
Sammlung von Büchern und Journalen
enthaltenen
Zeit-Schriften,
bey
Johann Friedrich Schmidt.

In Dresden, auf der Schöffergaſſe, No. 356.
zwey Treppen hoch.

Gelehrte Zeitungen.

Jenaiſche allgemeine Litteratur-Zeitung.
National-Zeitung der Deutſchen.
Neue Leipziger gelehrte Anzeigen.
Rintelſche theologiſche Annalen.

Politiſche Zeitungen.

Reichsanzeiger von Becker.
Bayreuther Zeitung.
Dresdner Anzeiger.
Frankfurter Staats-Riſtretto.
Zeitung des Hamburgiſchen unpartheyiſchen Correſpondenten.
Leipziger Zeitung.
Leipziger Intelligenz-Blatt.
Gazette françoise de Berlin.

Wochenſchriften.

Der Bote aus Thüringen von Salzmann.
Wahrheit und Dichtung.

Monatsſchriften.

Allgemeine Bibliothek der bibliſchen Litteratur, von Eichhorn.
Appollo, von Meißner.
Berliniſche Monatsſchrift von Gedicke und Bieſter.
Neues theol. Journal, von Hänlein und Ammon.
Journal für Fabrik, Manufaktur, Handlung und Mode.
Journal des Luxus und der Mode.
Hamburger politiſches Journal.
Neuer Deutſcher Merkur.
Minerva, von Archenholz.
Deutſche Monatsſchrift.
Der Genius der Zeit, von Hennings.
Die Horen, von Schiller.
Berliniſches Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks.
Frankreich.
Nouveaux Cahiers de Lecture p. l'année 1796.

Quartalſchriften.

Olla Potrida.
Neue allgemeine deutſche Bibliothek.
Zeitung für Landprediger und Schullehrer.
Vierteljahrſchrift für Stunden der Erholung. (Bisher als Monatsſchrift unter dem Titel: Leipziger Monatsſchrift für Damen.)

Livres François

de diverses matières.

Qui se trouvent dans la

Bibliothèque de Lecture

chez

J. F. Schmidt.

Sur la Schössergasse, No. 356.

No.

1 Cahiers de Lecture p. l'année 1794. 8, Gotha 1794.

2 La vie du Général Dumouriez, Tom. 1—3, 8, Hambourg 795.

3 Souvenirs d'un homme du monde etc. Tom. 1. 2. 8, Paris 789.

4 Voyagès et avantures d'un Exilé en Sibérie, p. Mr. Wagner, av. fig. 8, Bern 794.

5 Histoire de la guerre de trente ans. P. Mr. Schiller, T. 1. 2. 8, Berne 794.

6 Paul et Virginie, p. de Saint-Pierre, 12, Maestr. 792.

7 Le Philoſophe anglois, ou Histoire de Mr. Cléveland, fils nat. de Cromwel, T. 1—8. 4. Volumes. 8, Amſterdam 777.

8 Amusemens de Société, ou Proverbes dramatiques, T. 1—6. 8, Neuchat. 783.

Hat mit der Quartalſchrift einerley Inhalt.

9 Marmontel, Contes moraux et pièces choisies, T. 1—4. 8, Leip. 791.

10 Montgaillard, Ma conduite pendant le cours de la Revolution françoise etc. 8, Lond. 795.

11 Dumouriez, Coup d'oeil politique sur l'avenir de la France, 8, Hamb. 795.

12 Epitre du vieux Cosmopolite Syrach à la Convention nationale de France etc. 8, Sarm. 795.

13 Comte de Herzberg, Memoires et Ecrits publics etc, T. 3me, 8. 795.

14 Louvet, I. B. Notices pour l'Hiſtoire, et le récit de mes périls depuis le 31. May 1793. 8, Paris l'an IIIme de la République.

No. 2.

Olla Potrida.

1797.

Zweites Stück.

Berlin

in der Weverſchen Buchhandlung.

Hat mit der Quartalſchrift einerle [illegible] alt.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalt.

Seite.

I. Beſchreibung eines Theils des Rheingaus und des engliſchen Gartens zu Niederwald. 5.

II. Ueber das Leben des ruſſiſchen Feldmarſchalls, Grafen Suwarow. 21.

III. Briefe auf einer Reiſe von Marſeille nach Smyrna. 1792. 25.

IV. Der klaſſiſche Weg von den pontiniſchen Sümpfen bis Neapel. 58.

V. London: von einem franzöſiſchen Emigranten geſchildert. 77.

VI. Des Ritters und Hauptmanns, Georgs von Frundsberg Geſchichte der Erſtürmung der Stadt Rom, im Jahre 1527.

Dieß arme Herz, daß ſich nach Ruhe ſehnet,
Dem matten Wandrer gleich,
Der athemlos nach Labungstranke ſtöhnet,
Nach Kühlung im Geſträuch;
Dieß arme Herz, nach Ruhe ſchmachtend, findet
Vielleicht ſie noch in Dir.

In ſtillen Gram, in Wehmuth ſanft zerfließet
Vielleicht mein wilder Schmerz,
Und hier vielleicht in deinem Schoos ergießet
In Thränen ſich mein Herz.
Ach! dieſes Herz, für das auch ſelbſt in Thränen
Kein Troſt mehr übrig war.

Ja! fließt für Sie, — — ihr lang erſtickte Zähren! — — —
Die nun, der Welt entrückt,
Noch liebevoll, von jenen beſſern Sphären
Auf mich hernieder blickt.
Ja fließet hier dem Engel, der Verklärten,
Denn ſie iſt eurer werth.

Dieß ſey mein Troſt, in dieſen düſtern Hainen
In Dunkel eingehüllt,
Euch ungeſtört und einſam hinzuweinen
Auf meiner Fanny Bild.
Auf dieſes Bild, das mir von der Verklärten
Allein zurücke blieb.

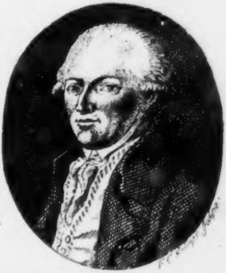
Nur dann verſiecht, wenn mir nach langem Leiden
Der Todesengel winkt,
Und dann mein Geiſt mit ihr des Himmels Freuden
Aus Lebensbächen trinkt,
Und dann mein Geiſt mit ihr vor Gottes Throne
Ihn lobt, ihn preiſt, ihm dankt.

H.

Olla Potrida.

1797.

Zweytes Stück.



I. F. RUNDE.

Profeſſor der Rechte zu Göttingen

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

I.

Beſchreibung eines Theils des Rheingaus und des engliſchen Gartens zu Niederwald 1793. *)

Gedankt ſey es dem ſeligen Cüſtine, dieſem Manne ohne Kopf, daß er einſt ein Stück Geld nahm, und dafür uns und dem Fürſtbiſchofe von Fulda jenen köſtlichen Göttertrank ließ, den der nachbarliche Johannisberg hervorbringt. Man kann wohl zu Mainz und an mehreren Orten den Wein haben, der nicht nur für Johannisberger ausgegeben wird, ſondern deſſen innere Güte ihm auch beynahe, und deſſen hoher Preis ihm nur zu ſehr gleicht: ich glaube aber doch, erſt in der Probſtey ſelbſt den hier gewonnenen ächten Nektar, aus der unverfälſchten Urquelle geſchöpft, kennen gelernt zu haben. Denn es iſt bekannt, daß der Johannisberg, welcher den Wein dieſes Namens allein hervorbringt, viel zu klein iſt, als daß aller der Wein ächt ſeyn könnte, welcher unter dieſem Namen in Flaſchen

---

*) Ueber die Pfalz am Rhein und deren Nachbarſchaft. Brandenburg, 1795. 8.

gekauft und getrunken wird, die von kaufmänniſch ſpekulirenden Köpfen ohne Scheu mit dem probſteylichen Siegel verſiegelt worden ſind. Dazu kommt noch, daß das edle Gewächs dieſes kleinen Berges nach ſeiner innern Güte ſehr verſchieden iſt. Denn bloß an der Mittagsſeite, und zwar nur da, wo der ſanfte Bergabhang zunächſt an den Klóſtergebäuden grenzt, und wo deren blendendes Weiß die kochenden Sonnenſtrahlen auf den Weinſtock zurück werfen kann, wächſt das edelſte Erzeugniß unter allen Rheinweinen. Ja was noch mehr iſt, auch hier lieſt man wieder die ſogenannten Jungfertrauben — das heißt, die Trauben der zum erſtenmal tragenden Reben — beſonders, um dieſe Erſtgeburten für den lüſternen Gaumen des Geweihten zu Fulda unvermiſcht preſſen zu können.

Sie werden ſich erinnern, daß man in der Regel beym Leſen und Preſſen des Weines wenig reinlich zu Werke ſchreitet, ſondern vielmehr die faulen Beeren, ja ſogar den Saft der Spinnen, Ohrwürmer und vieler anderer Inſekten ohne Umſtände mit auspreſſet. Man hat theils in der geſchäftvollen Erntezeit keine Muße zur Abſonderung alles dieſes Schmutzes, theils glaubt man auch ziemlich allgemein, die Gähre des jungen Weins werfe allen dieſen mit ausgepreßten Unrath und alle fremdartigen Theile von ſich. Hier auf dem Johannisberge hält man jene Meynung, ſo ſcheinbar richtig und ſo allgemein herrſchend ſie auch ſeyn mag, zum Theil dennoch für ein Vorurtheil, in welchem tauſend Winzer alt und grau geworden ſind. Man giebt zwar gern zu, daß ſehr viele und bey weitem die meiſten Unreinigkeiten durch die Gähre des Weines aufgeworfen werden, iſt aber doch der nicht unwahrſcheinlichen Meynung, daß dadurch ſchwerlich jede feine Beymiſchung fremdartiger Theile und jeder Nebengeſchmack für eine geübte Zunge verhindert und aufgehoben werde. Mit dieſer Theorie rechtfertigen ſie die außerordentliche Sorgfalt, welche ſie auf die Säuberung der einzelnen Trauben wenden, von denen ſie mittelſt einer Schere die in Fäulniß übergegangenen Beeren und jede ins Auge fallende Unſauberkeit von der zu kelternden Traube trennen.

Das delikate, gewürzhafte, feurige Weſen, welches in dem hohen Grade kein anderer Rheinwein mit dem Johannisberger gemein hat, verdankt er übrigens einer zufällig gemachten Erfahrung. Lange nämlich ſammelte man die Trauben zu eben der Zeit zum Keltern ein, wo in allen benachbarten Wingerten — ſo nennet man hier die Weingärten und Weinberge — ebenfalls die Weinleſe gehalten wird. Da aber der Pater Kellner dieſer Probſtey vor der jedesmaligen Ernte bey dem Fürſtbiſchof zu Fulda über den Zeitpunkt, wenn geleſen werden ſoll, ſchriftlich anfragen mußte: ſo traf ſichs einmal zufälligerweiſe, daß der Befehl zum Leſen einige vierzehn Tage nach der gewöhnlichen Erntezeit erſt ankam. Man verſprach ſich daher dießmal eine ſchlechte Ernte, weil die Trauben am Stocke überreif und zuſammen getrocknet, zum Theil auch ſchon in Fäulniß übergegangen waren. Indeſſen wurde nun ſogleich geerntet, und man ſuchte dem Schaden ſo gut als möglich nachzukommen. Zu dem Ende ſonderte man die verfaulten Trauben und Beeren von den unverdorbenen ab, preßte die letztern, und ſiehe — man gewann ganz unvermuthet einen Wein, der bis dahin am Rheine noch nie ſo delikat gepreßt und getrunken war. Dieſe unerwartete Erſcheinung wurde höhern Orts berichtet, wo man ſich glücklich pries, dasjenige, was an Quantität der dießjährigen Ernte abgegangen war, in deren Qualität zehnfach erſetzt zu ſehen. Dem zufolge wurde nun ein für allemal befohlen, daß die

Weinleſe auf dem Johannisberge jedesmal erſt vierzehn Tage nach der biſher gewöhnlichen Erntezeit ihren Anfang nehmen ſollte.

Sie werden ſich erinnern, daß die einzelnen Pflaumen, welche zufälligerweiſe dann und wann bis ſpät in den Herbſt hinein an den Bäumen bleiben, und dann das werden, was man hotzlicht nennt, einen überaus ſüßen Geſchmack dadurch bekommen, indem die nächtliche Kälte, welche dann ſchon einzufallen pflegt, und die Witterung überhaupt, das Wäſſerigte in der Pflaume verzehren, und die edlern Beſtandtheile derſelben mehr zuſammenengen. Eine ähnliche Bewandniß ſcheint es hier mit den über die Erntezeit hinaus hangenden Weintrauben zu haben. Freylich verfaulen mehrere davon, aber in den Ueberſtänden, deren wäſſerigte Beſtandtheile verdünſtet ſind, müſſen dafür die dadurch konzentrirtern feurigen und gewürzhaften Süßigkeiten die Trauben nothwendig veredeln. Edlere Beſtandtheile aber geben edlern Wein. Dies folgt ſo natürlich eins aus dem andern, daß ich kaum begreiſe, wie erſt ein Zufall dieſe Wahrheit anſchaulich machen mußte. Dazu kommt noch, daß die Art und Weiſe, wie man den herrlichen Strohwein gewinnet, die größte Aehnlichkeit hiermit hat, und daher ſchon längſt auf jene Vortheile einer etwas verſpäteten Ernte hätte hinweiſen ſollen.

Der Strohwein hat bekanntermaßen ſeinen Namen von der Verfahrungsart, wie man ihn gewinnt. Man ſchneidet in der Ernte die reifſten und beſten Trauben behutſam und ungequetſcht vom Stocke, legt ſie auf Stroh, und bewahrt ſie an einem Orte, wo es weder zu warm noch zu kalt iſt, oft bis in die Mitte des Winters auf, indem man die von Zeit zu Zeit in Fäulniß

niß übergehenden einzelnen Beeren und Trauben unausgeſetzt auf das ſorgfältigſte von den gut gebliebenen Trauben abſondert, bis letztere faſt wie die ſogenannten Traubenroſinen zuſammen getrocknet ſind. Nun erſt werden ſie gepreßt, und geben den überaus lieblichen Strohwein. Sie können leicht denken, daß man aus den Trauben, welche, friſch gekeltert, vielleicht vier Ohmen Wein gegeben haben würden, kaum einen Ohm Strohwein erhält: allein da man ihn vorzüglich nur in Franken und ſolchen Gegenden zubereitet, wo das Erzeugniß des gewöhnlichen Landweins nur wenig innere Güte und kaufmänniſchen Werth hat, ſo iſt, in Hinſicht auf lüſterne Zungen, noch immer Gewinn dabey. Ich habe dergleichen Strohwein ächt zu Mainz bey der Frau Geh. Räthinn von Specht getrunken, und muß geſtehen, daß er mir auch in der Rückerinnerung noch gut ſchmeckt.

Jetzt bleibt mir noch ein Einwurf zu beantworten übrig. „Wenn das Gewächs des Johannisberges — werden Sie vielleicht fragen — durch die etwas verſpätete Ernte ſo ſehr an innerer Güte gewinnt, warum ſetzt man nicht in dem benachbarten Rüdesheim, und im ganzen Rheingau, die Ernte ebenfalls hinaus?“ — Wahrſcheinlich, weil viele Köpfe von jeher ſchwer unter Einen Hut zu bringen waren. Die Abhaltungsgründe dürften ohngefähr die nämlichen ſeyn, aus welchen in dem preußiſchen Staate da, wo die Gemeinheiten noch nicht aufgehoben ſind, tauſend Gutes verhindert wird, und unbenutzt bleiben muß. Der ſpekulativere Eigenthümer eines Wingerts mag die ökonomiſchen Vortheile wohl einſehen, welche aus einer kleinen Abweichung vom alten Herkommen für ihn entſtehen müßten: allein die Uebrigen laſſen ſich auf keine genaue Berechnung dieſer Vortheile ein, und denken: „Bekommt der Fürſtbiſchof auf ſeinem Johannisberg durch die hinausgeſetzte Ernte etwas beſſern Wein, ſo gewinnt er dafür auch etwas weniger;" So bleibts alſo beym alten, weil für die ſämmtlichen Weingärten einer Dorfgemeine gemeinſchaftliche Wächter gehalten werden, deren Verpflichtung aufhört, ſo bald die von der Gemeinde feſtgeſetzte Zeit der Leſe vorüber iſt. Die einzelnen ſpekulirenden Köpfe müſſen daher entweder dem alten Schlendrian ebenfalls folgen, oder Gefahr laufen, daß eine gewiſſe Volksklaſſe, die ſich das Recht der Nachleſe nicht nehmen läßt, ihnen auf eine unerbetene Weiſe leſen hilft.

Ich bin, wie ich aber jetzt bemerke, heute bey dem Kapitel vom Weine, wider meine Gewohnheit, ungemein redſelig geweſen; und Sie, liebſter Freund, ſollten, wenn Sie mich nicht kenneten, dadurch wohl gar auf den Gedanken gebracht werden, als ob mir der Wein überhaupt, und der hieſige insbeſondere — wie man zu ſagen pflegt — gar ſehr ans Herz gewachſen ſey. Indeſſen es iſt nun einmal geſchehen, und um das Werk zu krönen, ſetze ich Ihnen noch die Rangordnung der verſchiedenen zu meiner Bekanntſchaft gelangten Weine her. Da man aber über Geſchmacksangelegenheiten weder ſtreiten kann noch ſoll, ſo laſſe ich nicht unbemerkt, daß ich ſie nur nach meinem Gaumen gewürdigt und geordnet habe.

Von den ſämmtlichen Rheinweinen ſcheint der edle Johannisberger allen übrigen den Rang abzulaufen; aber ganz in ſeiner Nähe, und nach dem Geſchmacke Einiger, ſogar ihm zur Seite, ſteht der herzerquickende Rüdesheimer, der in Abſicht ſeines gewürzhaften Geſchmackes und angenehmen Feuers allerdings mit jenem wetteifert. Dann folgt der Hochheimer, hierauf der

Nierenſteiner, dann der Bacharacher; die Liebfrauenmilch, der Asmannshauſer und endlich die übrigen Rhein- und Pfalzweine. Zu den letztern werden auch die Naheweine gerechnet, unter welchen ſich der vorzüglich auszeichnet, welcher in der Gegend des Rheingrafenſteins bey dem Dorfe Norum wächſt. Die Moſelweine ſind ein wenig gar zu kühl, und die Neckar- und Frankenweine pflegt man auch bald zu verkennen, und ungerecht zu beurtheilen, wenn man einige Zeit in dem Rheingaue gehauſet hat.

Ehe ich mich endlich von dem Johannisberge trennen kann, habe ich Ihnen noch zwey Worte von der unausſprechlich ſchönen Lage dieſes Wonnehügels zu ſagen. Die vor kurzem neu erbaute Probſtey ſteht in ihrem blendenden Weiß auf ſeiner höchſten Fläche. Von ihr herab überblickt man eine lachende Gegend voller Anmuth und Reitze. Rund um ſie her liegt der ſchönſte Theil des ſegenreichen Rheingaues in einer großen offenen Ebene, die ſich in der Ferne allmählig amphitheatraliſch erhebt. Da wo der faſt iſolirt liegende Berg am ſteilſten iſt, ſchmiegt ſich an ſeinen Fuß das Dorf Johannisberg an, und die Klauſe eines jetzt aufgehobenen Nonnenkloſters. Die demüthige Geſtalt mehrerer unterhalb gelegenen einzelnen Häuſer und Hütten erhöhet die prächtige Außenſeite der Probſtey, und deren natürliche Erhabenheit nur noch mehr. Auf der Rheinſeite beherrſcht das Auge dieſen immerfort ſchiffbelebten majeſtätiſchen Strom, deſſen reitzende wohl angebauete Inſeln in ſeiner breiten Fläche zu ſchwimmen ſcheinen; aus tiefer Ferne blickt ein Waldgebirge über ihn her. Man befindet ſich im Mittelpunkte einer großen Zirkelfläche, die mit Dörfern und Ritterſitzen, mit Gärten und Fluren, mit Thälern und Weinhügeln im abwechſelnden Grün recht eigentlich in der Abſicht beſäet zu ſeyn ſcheinet, um die über ſie hoch erhabene Prälatur in jeder Rückſicht zum Sitze der Freude zu machen. Die Wonnegefühle, womit meine gieren Blicke jeden einzelnen Reitz einer ſo zauberiſchen Landſchaft genoſſen, werden mir ſtets eben ſo unvergeßlich bleiben, als ſie unbeſchreiblich ſind. Auch kann ichs dem gaſtfreyen Pater Kellner, und dem Pfarrer, den einzigen, welche in der Prälatur dieſes irdiſchen Paradieſes hauſen, durchaus nicht verargen, wenn ſie ſich, in ihrer Lage, nach dem himmliſchen eben nicht ſehnen.

Um aus einem Genuß von ſeltenen Naturſchönheiten in den andern überzugehen, ſetzte ich meine Wanderung vom Johannisberge, über Rüdesheim, nach den engliſchen Partien des Niederwaldes fort. Ich ſollte Ihnen daher in eben dieſer Folge jetzt die himmliſch ſchöne Lage jenes hart am rechten Ufer des Rheins gelegenen Dorfes bekannt machen. Allein da Sie aus eigener Anſchauung noch keinen Begriff von den unbeſchreiblichen Reitzen eines freundlichen Rheinuferdorfes haben, ſo würd' ich meiner Darſtellungsgabe zu viel zutrauen, wenn ich Ihnen die Heiterkeit, die frohen Gefühle anſchaulich zu machen verſuchte, womit ich, und jeder, dem die Natur ein Herz für Naturfreuden verlieh, hier in Rüdesheim verweilt, und aus einem der ſchönen Gaſthöfe dem raſtloſen Getümmel des Rheins und ſeiner beyden Ufer mit meinen Freunden zugeſehen habe. Ich gebe gern zu, daß ein mit edlem Rüdesheimer gefüllter Pokal die Empfänglichkeit des Herzens für Schönheiten der Natur erhöhen kann, und auch bey mir und meinen Begleitern erhöhet haben mag: allein Sie, liebſter Freund, und alle, welche die Abſichten unſers Daſeyns ohne Vorurtheile würdigen, werden, anſtatt das Verdammungsurtheil über uns auszuſprechen, uns vielmehr glücklich preiſen, daß wir kein

Beden-

5.

An einem Geburtstage.

Den 28. Juli 1772.

Ihr zwanzig Flammen ſollt hier ſchwelgen
An dieſen Blumen, die das Zuckerbrod
In dieſer Schale zieren mit den Kelchen,
Blau, weiß und purpurroth.

In dieſe Gläſer ſoll ſich ſtürzen
Der Traube Hochheims ausgepreßter Moſt;
Mit Scherzen wird er die Geſpräche würzen
Bey einer leichten Koſt;

Und wenn ſein Taumelgeiſt die Sinnen
Umwirbelt, und das Feuer angefacht;
Dann ſoll der Trunkenen Geſang beginnen,
Bis in die Mitternacht;

Und jauchzen, daß von allen Wänden
Die Freude wiedertönt; – die ganze Schaar
Der Freunde ſoll zum Kranze Roſen ſpenden,
In ihres Freundes Haar.

Denn neunzehn Seiner Jahre weichen
Zurück, das zwanzigſte ſtrömt mit dem Lauf
Der Morgenröthe zu dem freudenreichen
Gewünſchten Feſt herauf.

E.

Bedenken tragen, jeder ſchuldloſen Lebensfreude, die ſich uns im freudearmen Soldatenleben darbietet, mit weiſer Mäßigung zu genießen, um ſo auf die weniger unſchuldigen Genüſſe, wozu Veranlaſſung und Reitz im Kriege nur gar zu oft da iſt, mit deſto größerer Verachtung herabblicken zu können.

Der Niederwald liegt trotz ſeines Namens auf einer beträchtlichen Höhe, die wir von dem nahe dabey gelegenen Rüdesheim aus, erſt in einer halben Stunde erſtiegen hatten. Er gehört einem Herrn von Oſtein, der ganz oben in einem Waldſchloſſe wohnet, und das weitläuftige Gehölz um ihn her mit vielem Geſchmacke in die angenehmſten engliſchen Partien umgewandelt, und allenthalben auf das zweckmäßigſte für eine freye Ausſicht in eine offene weitläuftige Landſchaft gelüſtet und erhellet hat, ſo daß ſich bey jeder durchgehauenen Schluft dem Auge ein neuer Gegenſtand bald aus der Nähe, bald aus tiefer Ferne darbietet. Der felſigte Berg, deſſen fruchtbare Gipfelfläche dieſer Niederwald gleichſam krönet, liegt hart am rechten Rheinufer und macht mit dem Gebirge des entgegengeſetzten Ufers hier den Anfang der beyden bis Koblenz ſich fortſchlängelnden ununterbrochenen Gebirgsketten, zwiſchen deren hocherhabenen, ſteilen Felſenwänden ſich der mächtige Rhein gewaltſam hindurchwindet. An ſeinem Fuße liegt Bingen, und bloß der Rhein trennet ihn von dieſer Stadt; aber von dieſer Seite iſt er wegen ſeiner Steilheit unerſteigbar. Man pflegt daher die Wallfahrt nach den Heiligthümern des Niederwaldes allemal von Rüdesheim aus anzutreten.

Wenn man vom Schloſſe aus, unter dichten Schattengängen zwiſchen Muſchelkabinettern, unerwarteten Hütten, Nieſchen, Raſenbänken und andern Eigenthümlichkeilichkeiten eines engliſchen Gartens eine Zeitlang fortgeſchlendert, und in die felſigte Gegend des Dickigts vorgedrungen iſt, ſtößt man unvermuthet auf einen gewölbten unterirdiſchen Gang, die Zauberhöle genannt. Ich durchtappte neugierig ſeine Krümmungen, die hier und da ein ſchwacher Lichtſchimmer gerade ſo viel erhellet, als nöthig iſt, um dadurch die dicke Finſterniß, die mich umgab, gleichſam um ſo mehr zu erkennen. Endlich machte der Gang plötzlich einen Winkel, und ich erblickte in einer etwas mehr erhelleten Gegend im ſchäuerlichen Halbdunkel plötzlich und unerwartet einen betagten bärtigen Zauberer an meiner Seite, den ſein Stab und ſeine Zauberkreiſe zu beſchäftigen ſchienen. Ich ließ den ſtummen Alten ſtehen, und tappte weiter durch die Dunkelheiten, die nun wieder zunahmen. Mir war, als ob mich grauen wollte, wie ich jetzt den Zauberer hinter mir hatte, und das ſich fortſchlängelnde Gewölbe mir immer ſchaudervoller vorkam. Aber aufs höchſte wurden meine Erwartungen geſpannt, da ich bey Endigung des Ganges auf etwas ſtieß, welches dem Gefühle nach die Thüre zu einem mir unbekannten Gemache war. Ich eröffnete ſie, feſt entſchloſſen, kennen zu lernen, was ſich meinen Blicken auch darſtellen möchte. Höchſt angenehm wurde ich überraſcht, da ich beym Eintritt in dies Gemach plötzlich in dem helleſten Lichte, in dem Zaubertempel ſelbſt mich befand. Dieſer Tempel gleicht einer ſehr hohen kuppelartig gewölbten grünen Laube von ſchlanken jungen Baumſtämmen, zwiſchen welchen der reinſte Himmelsglanz des heiterſten Tages allenthalben durchzublicken ſcheint. Aber es iſt dennoch keine Laube, ſondern ein bemahltes undurchſichtiges Gemach, deſſen Wände ſehr verführeriſch täuſchen. Rechts und links eröffnen ſich zwey entzückende Ausſichten in den jähen Abgrund des Rheinbettes hinab, in welchem der Rhein zwiſchen hoch aufgethürmgethürmten Felſenufern ſich fortwälzt. Aber wie ſehr wuchs mein Erſtaunen über dieſe beyden Anſichten, da ich auf den erſten flüchtigen Blick nicht nur, ſondern ſelbſt nach angeſtellter Vergleichung jedes einzelnen Gegenſtandes die möglich höchſte Uebereinſtimmung und Aehnlichkeit zwiſchen beyden bemerkte. Es fehlte in der That nur wenig, ſo hätt' ich mich fragen müſſen, ob da eine Zauberey vorgehe. Denn dieſe beyden Landſchaften, die ſich auf beträchtliche Entfernungen meinen Augen darſtellten, waren ſchlechterdings nur darin von einander zu unterſcheiden, daß ich die eine in der mitternächtlichen Richtung nach Koblenz hinunter, und die andere in der entgegengeſetzten Richtung nach Mainz hinauf erblickte. Auf beyden Seiten ſah ich, von dem ſt[illegible]n Felſen, auf welchem der Zaubertempel erbauet iſt, über hervorragende Klippen, die hier und da mit Geſträuchen bewachſen ſind, in den jähen Abgrund hinab. Auf beyden Seiten wurden auf dem Rheine eine gleiche Anzahl Rheinſchiffe von Pferden mir entgegen gezogen. Auf beyden Seiten erblickte ich im Vordergrunde ein friedliches Uferdorf, welches ich ſogleich für Dreieckshauſen erkannte, und im Hintergrunde auf den Berggipfeln Ruinen, die mir ebenfalls ſonſt ſchon zu Geſichte gekommen waren. Eine Weile gaffte und verglich ich, ohne zu wiſſen, wie ich dieſe ſo ſehr täuſchende ſonderbare Erſcheinung erklären ſollte, bis endlich die von Pferden gezogenen Rheinſchiffe das Räthſel mir auflöſen halfen. Ich wußte nämlich, daß nur die Schiffe, welche von Koblenz nach Mainz hinauf gehen, von Pferden gezogen werden; und doch bemerkte ich, daß auch diejenigen Schiffe, welche dem Scheine nach von Mainz herunter kamen, von Pferden gezogen wurden. Dies gab mir Veranlaſſung, die Sache genauer zu unterſuchen: und ſo fand ich dann, daß in der ganzen Zauberhütte eigentlich nur ein einziges bis auf den Fußboden hinab reichendes Fenſter mit ſehr großen Glasſcheiben iſt, wodurch man in der Richtung nach Koblenz die vorhin beſchriebene prächtige Anſicht des Rheinthals zu Geſichte bekommt. Dieſem Fenſter gegenüber hat man ſehr erſinderiſch und täuſchend hinter den Zweigen und jungen Bäumen, woraus der Tempel ſcheinbar zubereitet war, einen ſehr hohen mit Zweigen bemahlten Spiegel, der ebenfalls bis auf den Fußboden hinabreicht, in einer ſolchen Richtung angebracht, daß ſich die ganze ihm gegenüber liegende Landſchaft noch einmal darſtellet.

Für eine ſolche Zauberey habe ich alle Achtung, und ich erinnere mich nicht, je auf eine angenehmere Art bezaubert, das heißt, getäuſcht worden zu ſeyn. Vielleicht empfand ich die Größe der Täuſchung lebhafter, als Andere, die zwar eben ſo unvorbereitet, aber mit beſſern Augen, als ich, aus der Finſterniß jenes Zauberganges in dies himmliſch erleuchtete Gemach traten. In dieſem Falle müßte ich mich alſo bey dieſer Gelegenheit zum erſtenmal über das Bedürfniß einer Lorgnette glücklich preiſen, welches vielleicht ſchuld war, daß ich, ſpäter als Andere, den hinter grünen Zweigen verborgenen Spiegel entdeckte.

Von hier aus führte mein Führer mich durch mancherley angenehme Partien und ſchattigte Umwege in das ſogenannte Klippenhaus. Dies Gebäude liegt in einer beträchtlichen Höhe auf einer faſt ſenkrecht über den Rhein hangenden Felſenklippe, und iſt eigentlich bloß in der Abſicht an dieſem ſonderbaren Orte erbauet, um den Anblick des ſchönen Uferdorfes Aßmannshauſen, der Ruine Ehrenfels und des Rheines in der Gegend zu gewinnen, wo er, hart am Fuße des Niederwaldberges, eine hier ſonſt nirgend ſichtbare plötzliche Krümmung macht, und ſich unterhalb Bingen in ſein begrenztes ſchmales Bette ſo hineindrängt, daß man faſt bangen möchte, wie es ihm gelingen werde, durch die Felsmaſſen, die ſich gerade vor ihm aufthürmen, ſich einen Weg zu bahnen.

Ich beſtieg ferner die benachbarte künſtliche Ruine des Niederwaldes, die dem Klippengebäude zur Seite, aber in einer noch viel beträchtlicheren Höhe, als dieſes, erbauet iſt. Sie erregt Ehrfurcht und Schauder, theils durch die Kühnheit der Erfindung und Ausführung, theils und hauptſächlich durch den Standpunkt, in deſſen ſchwindelerregender Erhabenheit und Steilheit man ſich auf dem erſtiegenen Altan dieſer Ruine befindet. Aber ſie lohnt dann auch den Wanderer für die Mühe des Erklimmens mit einer Ausſicht, deren ohnehin ſchon ſo hohe Reitze, durch die ſeltene Eigenthümlichkeit ihres Hauptgegenſtandes noch unendlich erhöhet werden. Nicht genug, daß ich in dem ſteilen Abgrunde unter mir die brauſenden Fluthen des **Rheins** erblickte, wie ſie ſich im Felſenbette über die Klippen des berüchtigten **Bingerlochs**, die gleichſam einen natürlichen Waſſerfall hier bilden, aufrühreriſch hinwegwälzen. — Nicht genug, daß mitten in dieſen ſtürmiſchen Fluthen der **Mauſethurm** (deſſen Geſchichte ich Ihnen auf meiner nahen Rheinfahrt von Mainz nach Koblenz mitzutheilen Gelegenheit nehmen werde) ſich mir darſtellte, als wäre er aus den Wellen hervorgewachſen. — Nicht genug, daß die ganze Stadt Bingen mit ihren Ruinen im Vordergrunde wie zu meinen Füßen zu liegen ſchien: Nein, das göttlichſte Schauſpiel gewährte die **Nahe**, wie dieſer Fluß aus einer mit zunehmender Entfernung ſich immer mehr erhebenden lachenden Gegend, von Kreuznach her, ſich allmählig in die Tiefe herabſchlängelt; wie er hierauf jenſeits Bingen zwiſchen zwey Bergen hindurchſchlüpft, die bey ihrer Nähe und ſteilen Erhabenheit von einander geriſſen zu ſeyn ſcheinen; wie er dann die ſieben breite Wölbungen der ſchönen maſſiven Brücke bey Bingen paſſirt, und endlich am Fuße des Niederwaldes ſein gelbes Waſſer in den Rhein hineinſtürzt. Die anſehnliche Entfernung, in welcher man die Waſſerfläche der ſchiffbaren Nahe daher ſchimmern ſieht, und ihr ungewöhnlich ſtarker Fall, verbunden mit dem auſſerordentlich erhabenen Standpunkte des Niederwaldes, von welchem aus man ſie auf mehrere Meilen überſieht, machen einen ganz eigenen und lebhaften Eindruck auf den Wanderer. Ich glaubte einen künſtlich angelegten Waſſerfall zu erblicken, der ſich über zahlloſe Abſätze von einem ungeheuren Berge in die Tiefe herabſtürzt. Vielleicht findet ſich in Deutſchland kein Fluß und kein Waſſer mehr, welches durch die eigenthümlichen Reitze einer ungewöhnlichen Erſcheinung mehr gefiele, als dieſer Fluß. Wenigſtens ſcheint es mir, als ob die herrlichen Kunſtwerke der Gewäſſer des Weißenſteins bey Kaſſel — ſo prächtig und ſo ungeheuer, als Werk von Menſchenhänden ſie auch ſeyn mögen — doch dieſe Natur hier an Pracht und Majeſtät nicht erreichen.

Wir ſchlenderten von der erwähnten Kunſtruine in das Dickigt des Waldes zurück, und ſtießen auf eine Einſiedlerwohnung mit der Ueberſchrift: Die Stunde des Todes iſt ungewiß" — und auf ein dazu gehöriges Küchengärtchen. Ihr niedliches Sommerzimmer iſt indeſſen viel zu zierlich und ſchön für den menſchenſcheuen Träumer, den ich in der Kapelle vor dem Altar kniend fand. Ueberhaupt ſollte dieſe Einſiedlerpartie zweckmäßiger und täuſchender eingerichtet ſeyn. Allein deſto mehr Werth giebt ihr die entzückende Ausſicht auf Münſters ſter, auf Ober- und Niederingelheim, und auf die mahleriſche Uferlandſchaft der dortigen Gegend.

Faſt mitten im Niederwalde fand ich eine verfallene Koſſätenwohnung mit der Ausſicht auf ein Dörfchen des Rheingaus. Nicht weit davon ſteht eine künſtliche Bauerhütte, in welcher ſich Herr von Oſtein ein ſchönes Herbſtkabinet hat zubereiten laſſen. Die Täuſchungen dieſer Partie ſind indeſſen erſt im Werden, und die Attribute eines kleinen Bauerguts, als Ställe für allerley Vieh, Schenne und Ackergeräthſchaften, ſollen erſt noch hinzugefügt werden.

Deſto täuſchender iſt die benachbarte Kohlenſchwelerhütte, und der ſchwelende Holzſtoß. Die Oberthüre der Hütte iſt eröffnet, und der Kohlenbrenner liegt, ſein Pfeifchen rauchend, mit geſtütztem Kopfe auf die Unterthüre, und beobachtet den in einiger Entfernung vor ihm ſchwelenden Holzſtoß, den er in Kohlen umwandelt. Dieſer iſt wie gewöhnlich, allenthalben mit Raſen und Erde bedeckt, zwiſchen welchen aus verſchiedenen Luftlöchern, dicker Qualen hervordampft. Ganz unerwartet eröffnete mein Führer verborgene Thüre und Fenſter dieſes nur ſcheinbar glühenden Kohlenhaufens, und ich trat, auf das angenehmſte überraſcht, in ein niedliches Kabinettchen, das mittelſt eines Kamines erheizt wird, deſſen Rauchfang ſo um das Gewölbe herum geleitet iſt, daß ſich der Rauch ebenmäßig nach allen Richtungen vertheilt, und dem Holzſtoße von außen die höchſte Aehnlichkeit mit einem wirklich brennenden giebt.

Die ſchönſte Partie des ganzen Niederwaldes ſcheint mir indeſſen der am Rande des Berges erbauete hoch erhabene Freundſchaftstempel zu ſeyn. Es iſt ſchlechterdings nicht zu beſchreiben, welch einen, ich möchte ſagen, überirdiſchen Eindruck der erſte Anblick deſſelben auf mich und meine Begleiter machte. Lange waren wir in den Kühlungen des dichten Waldgartens, und in deſſen ſich fortſchlängelnden dunkeln Schattengängen umher geirrt, um die allenthalben zerſtreuten einzelnen Partien aufzuſuchen. Nur hier und da ſtießen wir auf eine durch das Dickigt durchgehauene Schluft, durch welche irgend ein reitzender Gegenſtand aus tiefer Ferne ſich unſern Augen entzückend darbot; allein noch immer hatten wir des allgemeinen Ueberblicks des ganzen diesſeitigen Rheingaus nicht genoſſen. Plötzlich und ganz unerwartet eröffnete ſich uns bey einer raſchen Krümmung des von dicklaubigten Eichen verfinſterten Irrganges eine durch den Wald gehauene Schluft, die ſich hinterwärts mehr erweiterte, und mit jenem im ſchönſten Geſchmack erbauten, erhabenen Freundſchaftstempel endete. Zwiſchen ſeiner durchſichtigen Kolonade blickte nichts als der heiterſte blaue Himmel durch. Es ſchien als ob wir den ganzen Tempel in dieſem Lichtgewande ſchwebend erblickten. War es die blendende Farbe des Tempels oder der auſſerordentliche heitere Tag, oder die Ueberraſchung, mit welcher wir aus dunkeln Schattengängen plötzlich in dieſe himmliſchen Scenen des Lichts verſetzt wurden, wo uns nicht gleich ein irdiſcher Gegenſtand aus der Ferne ins Geſicht fiel — oder war es vielleicht alles dieſes zuſammen, und in Verbindung mit unſern zur Freude geſtimmten Gefühlen: genug der Anblick verſetzte uns alle in eine Art von Entzücken. Wir traten ein in den der reinſten Freude geheiligten Tempel; überſchaueten nun erſt mit ſchwelgenden Blicken die vor uns offen liegende himmliſch ſchöne Fluren des Rheingaus, verfolgten den Rhein bis hinter Mainz und Nierſtein hinauf, und riſſen uns endlich ſpät gegen Abend nicht ohne Mühe von dieſem Wohnſitze der Freude los.

II.

Ueber das Leben des ruſſiſchen Feldmarſchalls, Grafen Suworow.

So intereſſant es auch iſt, von einem Manne, der einen ſo allgemeinen Ruf ſich erworben, die vollſtändige Geſchichte ſeiner Perſon und ſeines Privatlebens — ſelbſt bis zu der kleinſten Begebenheit zu wiſſen; ſo wäre es doch gegen meinen Zweck, mich weitläuftig hierüber einzulaſſen, und ich ſchränke mich blos auf das vornehmſte ein, wovon ich Nachricht zu geben mich verbunden erachte.

Die Familie Suworows iſt ſchwediſchen Adels. Vor 120 Jahren wählten die Erſten dieſes Namens ihren Aufenthalt in Rußland, zogen gegen die Tartarn und Pohlen zu Felde, und bekamen Landgüter und Bauern von den damaligen Czaren zum Geſchenk.

Baſil Suworow, der Vater des Grafen, war Taufkind Peters des erſten; er hatte den Ruhm eines großen Staatsmannes, beſaß ausgebreitete Wiſſenſchaften, und ſtarb als General en Chef und Senateur.

Alexander Baſilowitſch Suworow, der Held dieſes Buches, iſt im Jahr 1730 geboren. Anfänglich gedachte ihn ſein Vater dem Civildienſt zu widmen; aber ſeine Neigung trieb ihn zum Militairſtande, und ſeine Beſtimmung wurde, Kriegsheeren zu befehlen und den Kommandoſtab zu führen.

Nach dem Herkommen des Landes wurde er ſchon frühe in die Garde eingeſchrieben, dies geſchah im zwölften Jahre ſeines Alters. Er verblieb unterdeſſen in dem väterlichen Hauſe; *) Von Jugend auf liebte er die Wiſſenſchaften, und las mit Vergnügen den Nepos, die Geſchichte von Türenne und Montekukuli, beſonders waren Cäſar und Karl der Zwölfte die Helden, die er am meiſten bewunderte, und von denen er Schnelligkeit und Unerſchrockenheit nachzuahmen geſucht hat. Geſchichte und Philoſophie hatten vielen Reitz für ihn, er ſtudirte erſtere nach Rollin und Hübner, letztere nach Wolf und Leibnitz. Von ſehr vielen Sprachen beſitzt er Kenntniſſe, deutſch und franzöſiſch iſt ihm, als wenn jede ſeine Mutterſprache wäre, im Schreiben und Sprechen vollkommen geläufig, italiäniſch, moldaviſch und pohlniſch iſt ihm nicht unbekannt, auch türkiſch, die Sprache derer, denen er ſich ſo oft als Ueberwinder gezeigt hat, iſt ihm verſtändlich.

Im

---

*) Eine vor kurzem in Wien herausgekommene Lebensgeſchichte dieſes Feldherrn enthält mehrere Unrichtigkeiten und erdichtete Anekdoten; die Erzählung von ſeiner Erziehung und Jugend-Jahren.

II.

Dramatiſche Aufſätze.

Der weibliche Kammerdiener.

Ein Luſtſpiel in Einem Aufzuge

von B — n.

Zum erſtenmal in Berlin aufgeführt den 30. November 1779.

Der Mamſell Döbbelin gewidmet.

Perſonen.

von Sternheim, Wittwe von mittlern Jahren. (Madam Langerhans.)

von Wibach, Huſarenrittmeiſter. (Herr Döbbelin.)

von Liß, Nachbar der Frau von Sternheim. (Herr Unzelmann.)

Sophie unter dem Namen Friedrich, Kammerdiener beym Rittmeiſter von Wibach. (Mlle. Döbbelin.)

Lina, Kammermädchen der Frau von Sternheim. (Madam Lanz.)

Andrews, Bedienter des Herrn von Liß. (Herr Wolſchowsky.)

Der Wachtmeiſter, von Wibachs Schwadron. (Herr Langerhans.)

Ein Reitknecht (Herr Beſſel.)

(Der Schauplatz iſt in Schleſien, nahe der Böhmiſchen Grenze, auf dem Landhauſe der Frau von Sternheim.)

Erſter

Im Jahre 1774. verheyrathete er ſich mit Barbara Iwanowna Fürſtin Proſorowski, Tochter des General en Chef, Fürſten Ivan Proſorowski. Von dieſer Ehe leben noch zwey Kinder. Natalia Gräfinn Souworow, hat kürzlich den General Grafen Nicolai Zoubow geheyrathet; und der Sohn Arcadie, 11 Jahr alt, ein lebhafter hoffnungsvoller Jüngling, iſt Lieutnant der Breobrachenkiſchen Garde.

Ungeachtet ſeines Alters, ſeiner großen zum Theil ſehr beſchwerlichen Reiſen im Dienſte (die zuſammen gegen 6000 deutſche Meilen betragen) und ſeiner Kriegsſtrapazen und Wunden, hat er doch noch ein ſehr munteres und weit jüngeres Anſehn behalten, als ſeine Jahre mit ſich bringen; körperliche Gebrechen und Schwächlichkeiten ſind ihm ganz unbekannt. Die äußerſte Härte von aller Art, an welche er ſich von Jugend auf gewöhnt, ſeine ſtarke Natur und große Mäßigkeit in allen Stücken, ſind die Urſache davon.

So wie er in ſo vielen Stücken von gewöhnlichen Menſchen abgeht, ſo geſchiehet dies auch gar ſehr in ſeiner Lebensart, und wie er ſeine Zeit eintheilt und zuzubringen pflegt.

Er ſteht gewöhnlich ſehr früh auf, — im Sommer und Winter, im Feld und in der Stadt nie nach 4 Uhr. Sein Bette iſt nicht das wollüſtige Lager der Weichlinge von Eiderdunen und mit Seide umhangen; — ſeit vielen Jahren iſt ſein Bette das was die Natur am einfachſten hervorbrachte, worauf auch der müde Landmann ſeine Ruhe nimmt, ein Haufen friſches Heu, von beträchtlicher Höhe und Umfang, mit einem leinenen Tuche bedeckt, ein Kopfküſſen darauf, und ein Mantel dient zum Deckbett. Er ſchläft gewöhnlich ganz entkleidet, ohne irgend eine Hülle um ſeinen Körper. Im Sommer und ſo lange es die Witterung erlaubt, wohnt und ſchläft er unter einigen Zelten im Garten.

Sein Anzug iſt in wenig Minuten vollendet. Er iſt außerordentlich reinlich, und wäſcht und übergießt ſich mit Waſſer zu vielen malen des Tags. — Er trägt beſtändig Uniform oder ein kurzes Kamiſol, (Gurtka) nie civil Kleider, nie Schlafrock, Oberrock, Handſchuhe, Mantel oder Pelz — welche Witterung es auch ſeyn mag; blos auf der Reiſe macht er von beyden letztern eine Ausnahme.

Nachdem er einige Taſſen Thee zum Frühſtück genoſſen, pflegt er gewöhnlich durch Laufen ſich eine halbe Stunde lang Bewegung zu machen, dann beſchäftigt er ſich mit den Arbeiten die den Dienſt betreffen, läßt Rapports und Briefe ſich vorleſen, ertheilt die nöthigen Antworten darauf, und ſetzt dieſes mit größter Beharrlichkeit bis gegen Mittag fort. Er ſchreibt und ändert vieles ſelbſt mit eigner Hand. Seine Schreibart iſt ſehr kurz und männlich, dabey iſt er in der Wahl ſeiner Ausdrücke ſo gewiß, daß er faſt nie aufzuſtreichen pflegt; ein Beweis ſeines feſten Gedächtniſſes und ſeiner richtigen Beurtheilungskraft.

Zur Mittagstafel iſt keine beſtimmte Zeit feſtgeſetzt, er ſpeiſt um neun, er ſpeiſt um zwölf Uhr. Hier pflegt er oft ſehr geſprächig und aufgeräumt zu ſeyn; gewöhnlich beſteht ſeine Tafel aus 20 bis 24 Couverts. In der Koſt iſt er mäßig, und die Faſten hält er jederzeit mit äußerſter Strenge. Gleich nach Tiſche ſchläft er einige Stunden, abermals gänzlich entkleidet, und von dieſer Nachmittags-Ruhe, iſt, außer den dringendſten

Umſtänden, keine Ausnahme. Abends ſpeiſt er gewöhnlich nicht.

Zeitvertreib, den die lange Weile und der Luxus erfunden, kennt er gar nicht.

Seine Hauptbeſchäftigung, welche zugleich ſein größtes Vergnügen ausmacht, iſt das Kriegsweſen, und alles was darauf Beziehung hat. So ſtreng er gegen die Soldaten iſt, indem er ſie oft exerzirt und manövrirt, und im Felde unglaubliche Märſche (von 8 bis 10 deutſche Meilen in 24 Stunden) thun läßt, wodurch er Wunder der Ueberraſchung zuwege bringt, und paniſches Schrecken unter dem Feind verbreitet; ſo lieben ſie ihn doch allgemein, und ſind voll unüberwindlichen Muthes unter ſeinem Kommando; — im Felde und im Quartier trägt er alle nöthige Sorge für ſie.

Die Zeit des Tages, die ihm von Geſchäften übrig bleibt, iſt beſtimmt ſich vorleſen zu laſſen. Er folgt hierin dem Geiſte ſeines Zeitalters; Journale und Zeitungen haben vieles Intereſſe für ihn, zuweilen auch lieſ't man ihm Bücher über die Kriegskunſt oder dergleichen vor.

Zu Geſellſchaften und rauſchenden Zerſtreuungen zeigt er wenig Neigung, wenn er ſich aber zuweilen in derſelben befindet, ſo iſt er aufgeräumt, und nimmt, andern zu Gefallen, am Vergnügen, ſelbſt zuweilen am Tanze Antheil, am Kartenſpiel ſehr ſelten, wenn er es der Etiquette zu Gefallen thun muß.

Er beſitzt anſehnliche Güter von ſeinem Vater, die neuerlich durch die großmüthigen Geſchenke der Monarchinn ſind vermehrt worden; da er zeithero noch immer Geſchenke an Geld oder Gütern abgelehnt, und ſie gegenwärtig blos ſeiner Kinder wegen angenommen. — Die Verwaltung dieſer Güter überläßt er gänzlich andern. Allem dem, was gewöhnlich den Begüterten der Erde zum Genuß und Vergnügen des Lebens nothwendig ſcheint, entſagt er; er beſitzt keine zierliche Wohnung und Tafelgeräthe, Equipage, Livree, Gemählde oder Kunſtſammlung ꝛc. Als Krieger, der im Felde zu leben gewohnt iſt, und der ſich nie an einen feſten Aufenthalt bindet, begnügt er ſich mit dem, was er antrifft, was nothwendig erforderlich iſt, und ohne Weitläuftigkeiten kann fort- und angeſchafft werden. Als eine Nebenbemerkung darf ich hier nicht vergeſſen, daß er ſich ſeit 20 Jahren keines Spiegels bedient, und eben ſo lange das, was allen unentbehrlich ſcheint, weder Geld noch Uhr bey ſich führt.

Seinem Charakter nach iſt er jedem als ein ſehr rechtſchaffener Mann bekannt, leutſelig, zuvorkommend, höflich, unbeſtechbar, beſtändig in ſeinen Vorſätzen und unverbrüchlich in ſeinen Verſprechungen, ſelbſt gegen den Feind. Sein choleriſches Temperament ſucht er zu mäßigen und möglichſt zu unterdrücken. Dieſes feurige Aufwallen, behält inzwiſchen ſo viel Einfluß auf ihn, daß nichts ſchnell genug für ihn kann zur Vollendung gebracht werden. Er iſt ſehr religiös, und außer ſeinen innern Grundſätzen, beweiſ't er dieſes auch äußerlich, durch öftere Beywohnung des öffentlichen Gottesdienſtes, und durch die Andachtsvorleſungen, die er an Sonn- und Feſttagen in ſeinem Hauſe, in Beyſeyn vieler, ſelbſt zu halten pflegt.

Vaterlandsliebe, und für deſſen Ruhm zu fechten, ſind die ſtärkſten Triebfedern ſeiner unermüdeten Thätigkeit, und denen er, gleich den alten Römern, alle übrigen Gefühle aufopfert, und gänzlich ſeine Kräfte und Jahre widmet.

Stets focht er mit glücklichem Erfolge gegen den Feind; welches wohl hauptſächlich, ſeinem perſönlichen unternehmenden Muth, ſeiner Geiſtesgegenwart, Unerſchrockenheit, Schnelligkeit in der Ausführung, und durch ſtarke Märſche dem Feinde, der ſchon vor ſeinen Namen zittert, zuvorzukommen, und endlich dem gänzlichen Zutrauen ſeiner Streiter zu ihrem General — zuzuſchreiben iſt.

III.

Briefe auf einer Reiſe von Marſeille nach Smyrna. 1792. *)

Smyrna, den 7ten April 1792.

Verwichenen Dienſtag als am 13ten März, beurlaubte ich mich in Marſeille bey meinen Freunden, und begab mich an Bord des Schiffes Caſimir, welches unter dem Befehl des Kapitain J * * ſtand, und nach Smyrna beſtimmt war.

In den erſten drey Tagen hatte ich viel von der Seekrankheit auszuſtehn; am vierten ließ ihre Heftigkeit nach; und am fünften konnte ich die ſchwankende Bewegung des Schiffes ohne weitere Unbequemlichkeit vertragen. Deswegen glauben Sie aber ja nicht, daß etwa meine Lage ſehr wünſchenswerth war; denn von dem Augenblick an, wo ich Marſeille verließ, bis zu dem Augenblick, wo ich zu Smyrna landete, hatte ich ſo bittere Langeweile, daß es mir weit lieber geweſen ſeyn würde,

---

*) Hunters Reiſe durch Frankreich, die Türkey ꝛc. Leipzig, 1797. 8.

würde, von dieſer Periode meines Daſeyns ganz und gar nichts zu wiſſen.

Ich war der einzige am Bord befindliche Paſſagier, und der Kapitain war gewöhnlich ſo ſehr in ſeine Schiffsangelegenheiten vertieft, daß er ſich faſt gar nicht mit mir ins Geſpräch einließ. Von Zeit zu Zeit griff ich zwar nach meinen Büchern, oder nahm die Feder zur Hand; es giengen mir aber immer eine Menge unangenehmer Ideen durch den Kopf, daß der Zeitvertreib, welchen ich mir auf jene Art zu verſchaffen ſuchte, blos negativ war. Es war mir ſchlechterdings nicht möglich, weder durch Lektüre, noch durch Nachdenken die unangenehme Vorſtellung aus meiner Seele zu entfernen, daß ich mich in einem franzöſiſchen Schiffe befand; daß meine Lage einer Art von Gefangenſchaft nicht unähnlich war; hauptſächlich aber, daß ich niemand um mich hatte, den ich meinen Freund nennen konnte. Wenn der Morgen anbrach, wünſchte ich, daß es ſchon wieder Nacht ſeyn möchte, und kam die Nacht herbey, ſo ſehnte ich mich wieder nach dem Morgen. Es machte mir ſogar ein Vergnügen, die Stunden zu zählen, und herzlich gern gab ich jede derſelben der Vernichtung preis.

Am funfzehnten bekamen wir Sardinien zu Geſicht. Den ſechzehnten des Nachts, ſegelten wir an der Küſte der Barbarey, und den achtzehnten bey der Inſel Maltha vorüber. Am neunzehnten ſtellte uns der Berg Aetna einen herrlichen Anblick dar, und am drey und zwanzigſten Nachmittags, wurden wir das Vorgebirge Matapan anſichtig.

Am vier und zwanzigſten in aller Frühe, als wir eben in die mittelländiſche See einlaufen wollten, ent-

decken

deckten wir eines von jenen korſariſchen Fahrzeugen, welche die Schifffahrt in dieſer Gegend ſo unſicher machen. (*) Sobald uns daſſelbe gewahr wurde, kam es mit vollen Segeln auf uns los, und gegen acht Uhr war es uns bereits ſo nahe, daß wir ſowohl die darauf befindlichen Kanonen, als auch die Mannſchaft deutlich unterſcheiden konnten. Es beſtrebte ſich, uns immer näher zu kommen, und da es uns an Stärke weit überlegen war, ſo ſchien es mir gar nicht unwahrſcheinlich, daß es zwiſchen uns und ihm zum Gefecht kommen möchte. Jetzt kam es demnach auf Muth und Entſchloſſenheit an; aber die Furchtſamkeit hatte ſich unſers Kapitains ſo ſehr bemeiſtert, daß er gar nicht mehr wußte, was er vornehmen ſollte. Zeit meines Lebens werde ich die klägliche und ganz erbärmliche Figur nicht vergeſſen, die er unter dieſen bedenklichen Umſtänden machte. Von rechtswegen hätte er ſeine Leute zu Beobachtung ihrer Schuldigkeit aufmuntern, und ihnen vorſtellen ſollen, ihr Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen; ſtatt deſſen aber, ſah er ſo blaß wie der Tod aus, lief ängſtlich auf dem Verdeck hin und her, und ſchrie einmal über das andere in weinerlichem Tone: Ah! Nous ſommes tous perdus! (Ach, wir ſind alle verloren!) Noch nie hatte ich ein ſo unmännliches und verächtliches Betragen mit angeſehen. Es brachte mich ſo ſehr auf, daß ich mehr als einmal im Begriffe ſtand, die Memme über Bord zu werfen. Unſere Lage ward mit jedem

---

*) Wir erfuhren nachher, daß dieſes Fahrzeug zum Geſchwader des Lambro gehöre. Dieſer Kerl war ein ruſſiſcher Renegat, der es durch ſeinen Muth und Unternehmungsgeiſt dahin gebracht hatte, daß er eine anſehnliche Macht kommandirte. Er nahm eine groſe Anzahl Kauffahrer weg, und war eine Zeitlang das Schrecken der mittelländiſchen See.

Augenblick kritiſcher, und als die Seeleute ſahen, daß ihr Kapitain nicht mehr im Stande war, die geringſte Anſtalt zur Gegenwehr zu machen, ſo feuerten ſie ohne ſeinen Befehl zwey der größten Kanonen ab, die ſo gut gerichtet waren, daß die Kugeln dicht vor dem feindlichen Schiffe in die See fuhren. Hierüber erſchraken die Seeräuber dergeſtalt, daß ſie ſogleich die ruſſiſche Flagge aufſteckten; ſie bedachten ſich ſodann ein wenig, zogen die Segel ein, und ſteuerten nach der Küſte von Morea.

Dieſe Schurken gehen gewöhnlich darauf aus, die Reiſenden zu überrumpeln, oder ſie wenigſtens nur in ſolchen Fällen anzugreifen, wo ſie keinen, oder doch nur geringen Widerſtand zu erwarten haben. Kömmt es zu einem Gefecht, wo beyde Parteyen gleich ſtark ſind, ſo ergreifen ſie meiſtens die Flucht, und ſelbſt einen ſchwächern Feind werden ſie nicht leicht angreifen, wenn ſie ſehen, daß er darauf gefaßt iſt, ſie gehörig zu bewillkommen.

Am ſechs und zwanzigſten waren wir bereits zwanzig Meilen weit über die Inſel Cerigo (*) hinaus; als ſich der Wind gegen Norden umſetzte, und heftig zu ſtürmen anfing, ſo ſahen wir uns genöthigt, wieder umzukehren, und nachdem wir die beſagte Strecke von zwanzig Meilen wieder zurückgeſegelt waren, ſuchten wir uns hinter jener weiland ſo berühmten Inſel zu bergen.

---

*) Das ehemalige Cythera, deſſen ſo oft in den Werken der Dichter gedacht wird. Jetzt gehört dieſe Inſel den Venetianern, iſt aber ſehr bergicht, und ſo unfruchtbar, daß ſie kaum ſo viel Getreide hervorbringt, als dazu erforderlich iſt, ihre Einwohner zu ernähren. — Sie hat auf der ſüdlichen Seite einen geräumigen und ſichern Hafen.

gen. Hier kam uns das nämliche korſariſche Fahrzeug wieder zu Geſicht, welches uns am vorhergehenden Tage ſo ſehr in Schrecken geſetzt hatte; jetzt fürchteten wir uns aber nicht mehr vor ihm, denn wir waren nun nicht mehr allein, ſondern befanden uns in Geſellſchaft eines kaiſerlichen Schiffs.

Da uns der Wind wieder ziemlich günſtig zu werden ſchien, ſo machten wir uns am ſieben und zwanzigſten des Morgens von Cerigo wieder auf, wurden aber von neuem drey Tage lang im Archipelagus herumgetrieben, und mußten zuletzt unſre Zuflucht im Hafen von Milo (*) ſuchen.

Vor Zeiten war dieſe Inſel ſtark bevölkert, und in einem blühenden Zuſtande. Beſonders zeichnete ſie ſich während des peloponneſiſchen Krieges durch ihren langwierigen Widerſtand gegen die Athenienſer aus, welche dieſelbe unter ihre Bothmäßigkeit zu bringen ſuchten. Sie behauptete ihre Wichtigkeit ſogar noch zu Anfange dieſes Jahrhunderts, und die franzöſiſchen Kaufleute, welche ſich daſelbſt niedergelaſſen hatten, trieben einen beträchtlichen Handel. Die Korſaren pflegten damals alle ihre Priſen nach dieſem Hafen zu bringen, und ſie daſelbſt zu veräußern. Dies zog natürlicherweiſe eine große Menge von Fremden aus allen Gegenden des Archipelagus herbey, machte den Spekulationsgeiſt rege, und munterte die Abentheurer zu kühnen Thaten auf. Dieſe

---

*) Das Melos der Alten. Es war der Geburtsort des berüchtigten Diagoras, welchen man nur den Atheiſten zu nennen pflegte. Er ward in der ein und neunzigſten Olympiade aus Athen verbannt, weil er das Daſeyn Gottes läugnete.

Erſter Auftritt.

Vorſaal.

Sophie, (niedergeſchlagen zur Seitenthür heraus.)

Kaum Tag, und ſchon wieder einen Auftrag, der das Innerſte meines Herzens zerreißt. — Ich möchte verzweifeln! — Nach ſoviel überſtandenen Unbequemlichkeiten und Gefahren führet uns endlich ein grauſames Schickſaal hierher — (Pauſe, während welche ſie ſich das Geſicht mit einem Tuche bedeckt.) hier, wo Frau von Sternheim die Kunſt beſitzt, Wibachen zu feſſeln, und ich — muß nun alle Hofnung aufgeben: Hart — ſehr hart! Und dann nicht einmal den Troſt, klagen zu können: nichts, als die unausbleibliche Folge, die verdiente Strafe meiner Uebereilung. — O Liebe, Liebe, wozu haſt du mich verleitet? Hat ſe ein Mädchen deine Gewalt ſo empfunden wie ich? Ich verließ alles, alles, um mich dir zu widmen; verachtete den väterlichen Zorn; verbarg mein Geſchlecht unter dieſe Kleider; trotzte dem Tode, und nun — wie mich aus dieſem Labyrinthe herauswickeln? (Pauſe) Ich muß mich entdecken — kein ander Mittel. — Auf was Art aber? So geradezu dem Rittmeiſter ſagen, wer ich bin — unmöglich! (Pauſe)

Zweiter Auftritt.

Lina. Sophie.

Sophie, (da ſie Lina'n erblickt.)

Ha, guten Morgen, Mamſell Lina?

Lina. Guten Morgen, Herr Friedrich! Schon ſo früh hier? Was ſteht zu Ihren Dienſten?

Dieſe Scene vormahliger Glückſeligkeit, iſt aber jetzt gänzlich verſchwunden. Die Franzoſen haben die Inſel verlaſſen, ihre Kirchen, ſo wie das von ihnen geſtiftete Kapuzinerkloſter, ſind in Schutthaufen verwandelt, und wo man nur hinblickt, wird man weiter nichts als Verwüſtung und Elend gewahr.

Die zwey vornehmſten Städte dieſer Inſel, ſind nach und nach ſo tief herabgeſunken, daß ſie heutiges Tages blos ein paar Dörfer vorſtellen. Sie ſollen nicht mehr als etwa tauſend oder zwölfhundert Einwohner haben, und man ſieht es den Wohnungen dieſer Menſchen ſchon von außen an, daß ſie dem Müßiggange und der Armuth zum Aufenthalt dienen. Sie ſind insgeſammt Griechen, nur den Richter ausgenommen, welcher ein Türk iſt, und leider nur allzuviel Macht beſitzt, um allerley tyranniſche und gewaltthätige Handlungen verüben zu können. Sie bringen den größten Theil des Tages damit zu, ſich im Sonnenſchein gütlich zu thun; auch ſind ihnen die Laſter der Völlerey und der Spielſucht nicht fremd. Sie treiben zwar einigen Handel mit den Schiffen, die ihren Hafen beſuchen; er iſt aber von geringem Belang, und ſie laſſen ſich dabey, ſo wie die meiſten Griechen, allerley Betrügereyen und niederträchtige Kniffe zu Schulden kommen. Einer von ihnen kaufte unſern Matroſen eine Parthie Flaſchen ab, und wollte ſie mit falſchen Thalern bezahlen. Als man ihn auf der That ertappte, ward er darüber ganz und gar nicht verlegen, ſondern entſchuldigte ſich blos damit, daß er ſich geirrt habe. Wohlbedächtig griff er ſodann in die andere Taſche, und zog einen Beutel heraus, worin er gut Geld hatte.

Der Boden auf dieſer Inſel iſt zwar von Natur fruchtbar genug, und brachte ehedem eine große Menge

Oliven, Feigen und Weintrauben hervor; da er aber ſchlecht angebaut wird, ſo erzeugt er auch wenig. Indes ſieht man doch mit unter ein Fleckchen, worauf etwas Baumwolle wächſt, auch wird man hie und da ein Stück Feld gewahr, das mit Gerſte beſäet iſt. Für's Vieh giebt es hier wenig Weide, deswegen iſt es auch ſehr mager und klein.

Das Klima iſt hier äußerſt ungeſund, und die meiſten Menſchen ſahen ſehr kränklich aus. Anſteckende Fieber, und Waſſerſucht, ſind hier die gewöhnlichſten Krankheiten. Man ſchreibt dies vornehmlich dem Waſſer zu, welches von ſehr ſchlechter Beſchaffenheit und ſtark mit Schwefel impregnirt iſt.

Faſt in allen Gegenden dieſer Inſel trifft man Spuren von der außerordentlichen Menge mineraliſcher Subſtanzen an, welche mit dem Grund und Boden derſelben vermiſcht ſind. Auch giebt es daſelbſt einige Höhlen, worin ſich allerley vitrioliſche und alaunartige Maſſen gebildet haben. Die atmoſphäriſche Hitze iſt daſelbſt ſo heftig, daß man es unmöglich länger als zwey bis drey Minuten darin aushalten kann. Es iſt gar nichts ſeltenes, daß man aus den Erdſpalten auf dieſer Inſel einen dicken Dampf emporſteigen ſieht, und ſogar am Geſtade des Meeres iſt das Waſſer an einigen Stellen ſo heiß, daß man ein Ey darinn ſieden kann. *)

Die Weibesperſonen verwenden hier die größte Sorgfalt auf ihren Putz, der aber dem ungeachtet ſehr plump

---

*) Wir machten den Verſuch, thaten ein Ey in dies Waſſer, und ließen es einige Minuten darin. Nach deren Verlauf war es durch und durch heiß; obgleich noch nicht in dem Grade gar, daß ich es genießen konnte.

plump und ungeſchickt ausſieht. Sie tragen ſehr kurze Röcke; eine Mode, gegen die ich gar nichts einzuwenden hätte, wenn ſie nur nicht zu gleicher Zeit ihre Beine mit ſo dicken Wulſten von Leinwand belaſteten, daß dadurch alles Ebenmaaß und alle Zierlichkeit der Geſtalt gänzlich verloren geht. Sie pflegen auch ihre Wangen mit einem gewiſſen Pulver zu bemahlen, welches aus einer Seepflanze zubereitet wird, und man ſieht es ihnen an den Augen an, daß ſie ſehnlich wünſchen, bewundert zu werden. In dieſer Rückſicht, werden Sie ſagen, haben dieſelben ſo viel beſonderes eben nicht; denn das ganze weibliche Geſchlecht wünſcht ja bewundert zu werden; und vielleicht äußert ſich dies Beſtreben hier blos deswegen ſo deutlich, weil man ſich entweder in der Nothwendigkeit befindet, der Natur Gewalt anzuthun, oder doch nichts von den vielfältigen Künſteleyen und Ziererеyen weiß, die in den cultivirten Ländern Europens üblich ſind.

Der Hafen, welchen die Natur daſelbſt gebildet hat, iſt einer der geräumigſten und ſchönſten auf der ganzen Welt. Er iſt beynahe ganz zirkelrund, und von hohen Hügeln umgeben. Die Mündung deſſelben liegt gegen Abend, und iſt ſo breit, daß die größten Schiffe daſelbſt einlaufen können. Sie wird auf eine Strecke, die beynah eine halbe Meile beträgt, von einem ungeheuern Felſen gedeckt, welchen man Antimilo nennt; mithin iſt die Einfahrt mit gar keiner Gefahr verbunden, der Wind komme woher er wolle. Man hat daſelbſt ſehr guten Ankergrund, und einige Yards vom Geſtade, iſt die See noch fünf bis ſechs Faden tief, und dabey ſo hell, daß man faſt bis auf den Grund ſehen kann.

Während unſers Aufenthalts zu Milo, giengen wir faſt täglich an Land; ſo oft wir es aber verließen,

fühl-

fühlten wir nicht die geringſte Neigung, wieder dahin zurück zukehren.

Eines Morgens trafen wir daſelbſt einen armen venetianiſchen Kapitain an, deſſen Schiff von einem Windſtoß zertrümmert wurde, als er eben in den Hafen einlaufen wollte. Er machte uns eine rührende Beſchreibung von ſeinem Unglück, und ſagte unter andern, er wiſſe nun nicht, was aus ihm werden würde, da er ſobald wohl keine Gelegenheit finden möchte, wieder in ſein Vaterland zu gelangen, und da ihm die Griechen noch überdies den größten Theil der Waaren geſtohlen hätten, die er der Wuth der Meereswogen entriſſen habe.

Am erſten April lichteten wir die Anker, wurden aber leider des andern Morgens ſchon wieder zurückgetrieben. Am dritten war uns der Wind abermahls günſtig, und nun ſegelten wir des Abends um fünf Uhr ab. Des folgenden Morgens in aller Frühe ſchifften wir zwiſchen Tino und Nicaria *) hindurch, und des Nachmittags hatten wir die ſchöne Ausſicht von Scio *), einer von den fruchtbarſten Inſeln im Archipelagus.

Da

---

*) Vor Alters Tenos und Icaria genannt. Erſteres iſt ungemein fruchtbar, und bringt nicht nur vortreflichen Wein, ſondern auch eine groſe Quantität Feigen hervor. Einſt ſtand ein Tempel auf dieſer Inſel, welcher dem Neptun gewidmet war. — Icaria iſt bergig und unfruchtbar. Die dortigen Einwohner ſind die ärmſten Leute von der Welt.

*) Das Chios der Alten. Es iſt eine fruchtbare und volkreiche Inſel. Sie war von jeher wegen ihres Weins und ihrer Feigen berühmt. Auch bringt ſie eine groſe Quantität Korn und Oel, ſo wie allerley Arten von Früchten und

von

Da der Wind immer nördlich blieb, ſo ſahen wir uns genöthigt, bis auf wenige Meilen gegen Mitylene *) zu ſteuern, ehe wir bey der Landſpitze vorüber fahren konnten, welche den Meerbuſen von Smyrna bildet. Am vierten des Morgens, lieſen wir in dieſen Meerbu-

---

von Gummi hervor. Diejenige Gattung, welche man Maſtix nennt, findet ſich daſelbſt ſehr häufig und von beſonderer Güte. Die Türken kauen dies Gummi außerordentlich gern, und verbrauchen zu dieſem Behuf eine große Quantität deſſelben. Der größte Theil deſſen, welches auf dieſer Inſel wächſt, wird für das Serail aufgekauft. Es iſt ein herrliches Verdauungsmittel, und ſoll, wie man ſagt, nicht nur die Zähne ſehr weiß machen, ſondern auch einen wohlriechenden Athem verurſachen. Die Einwohner von Scio verarbeiten viel Seide, treiben einen anſehnlichen Handel, und ſind größtentheils wohlhabende Leute. Die dortigen Weibesperſonen ſollen, wie ich höre, ſehr ſchön, ſehr munter ſeyn, und ſich auf eine frappante Art herauszuputzen ſuchen.

*) Das ehemahlige Lesbos, eine der berühmteſten Inſeln im Archipelagus. Vor Zeiten war es die Heimath der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. Pittacus Alcäus, Sappho, Terpander und Theophraſt, nebſt mehreren andern berühmten Dichtern und Philoſophen, wurden daſelbſt gebohren. Noch bis auf den heutigen Tag iſt es ſehr fruchtbar, (denn es bringt Wein und köſtliche Feigen hervor) und ehedem war es ſtark bevölkert.

Auf dieſer Inſel iſt ein Dorf, das blos von Ausſätzigen bewohnt wird, welchen aller Umgang mit den übrigen Einwohnern unterſagt iſt. Dieſe Leute verheirathen ſich unter einander, und ſollen ihre Berufsgeſchäfte mit eben der Munterkeit treiben, als ob ſie gar nicht mit dieſer abſcheulichen Krankheit behaftet wären.

ſen ein. Er iſt auf beiden Seiten von hohen Gebirgen umgeben, die mit dem friſcheſten Grün bekleidet ſind, und eine Scenerey darſtellen, die wirklich romantiſch iſt. Wir waren noch nicht weit gefahren, als wir an ein Dorf kamen, welches, der Sage nach, auf der nämlichen Stätte erbaut ſeyn ſoll, wo einſt Clazomene ſtand; eine Stadt, deren in der Geſchichte des alten Griechenlandes zum öftern gedacht wird.

Da eben eine Windſtille eintrat, ſo bekamen wir das Seekaſtell *) nicht eher zu Geſicht, als am ſechſten des Morgens. Es iſt ein großes viereckigtes Gebäude von Stein welches dicht am Geſtade des Meeres liegt, und worin man ein paar große verroſtete Kanonen aufgepflanzt hat, welche dieſem Orte das Anſehen geben, als ob er vertheidigt werden ſolle, ihn aber eben dadurch deſto verächtlicher machen. Gleichwohl gewährte mir deſſen Anblick das größte Vergnügen, weil er mir zum Beweis diente, daß ich nun am Ziel meiner mühſeligen Reiſe ſey, und baldige Befreyung aus meiner unangenehmen Lage zu hoffen habe.

Gleich nachher ergötzte ich mich an der Anſicht von Smyrna. Je näher wir dieſem Orte kamen, deſto mehr nahm ich mir Zeit, deſſen Lage zu betrachten, und ihr meine Bewunderung zu zollen. Smyrna iſt am Abhange eines Hügels erbaut, auf deſſen Gipfel man Ueberbleibſel einer geräumigen Citadelle wahrnimmt,

von

---

*) Jedes Schiff muß dieſem Kaſtell bey ſeiner Abfahrt eine Art von Tribut entrichten, der in einem Thaler, und einer Patrone voll Pulver beſteht. Die dortigen Offiziere pflegen dieſe Sporteln unter ſich zu theilen, und ſie machen ihr ganzes Salarium aus.

von welcher alle Theile der Stadt beſtrichen werden können, und welche faſt unüberwindlich ſeyn würde, wenn man ſie wieder herſtellen und gehörig befeſtigen wollte. Auf der andern Seite wird ſie von den Wogen des Meeres beſpült, welches daſelbſt eine der geräumigſten und ſchönſten Buchten bildet, die man nur irgendwo ſehen kann.

Abends gegen fünf Uhr ſtieg ich aus, und ließ mich ſogleich nach der Behauſung des Herren P** führen, wo ich aber leider die Nachricht erhielt, daß er ſich nebſt ſeiner ganzen Familie auf dem Lande befinde. Meine Sehnſucht nach meinem Bruder *) war jedoch viel zu groß, als daß ſie mir den geringſten Aufſchub geſtattete. Ich machte mich daher ſogleich auf den Weg nach Bournabat, (einem Dorfe, wo Herr P** ſich den Sommer hindurch aufzuhalten pflegt) und hatte nach Verlauf einer Stunde das unbeſchreibliche Vergnügen, einen Bruder und einen Freund zu umarmen. Ich bin u. ſ. w.

Smyrna den 23. April 1792.

Sieben Städte machten einander die Ehre ſtreitig, dem Homer das Daſeyn gegeben zu haben. Der wahrſcheinlichen Vermuthung zu Folge, hat Smyrna ganz allein hierauf Anſpruch zu machen. Noch jetzt zeigt man daſelbſt einen Ort, wo die Schule dieſes gött-

---

*) Mein Bruder befand ſich ſchon ſeit zwey Jahren zu Smyrna, und zwar in dem Hauſe des oberwähnten Herrn. Ich entfernte mich hauptſächlich deßwegen ſo weit aus meinem Vaterlande, damit ich das Vergnügen genießen möchte, ihn wieder mit nach Hauſe zu nehmen.

göttlichen Dichters geſtanden, und in deren Bezirk er ſeine unſterbliche Jliade verfertigt haben ſoll. Damals mag Smyrna, nicht nur im Betracht ſeines Umfangs, ſondern auch in Rückſicht ſeiner Bevölkerung, wohl noch ein ſehr unbedeutender Ort geweſen ſeyn. Allein in ſpätern Zeiten haben ihm die Werke des erhabenſten Genie's, das je der Erdkreis ſah, einen beneidenswürdigen Vorzug verliehn.

Smyrna hat zwar allerley Revolutionen und widrige Schickſale erfahren, iſt aber demungeachtet noch immer eine ganz anſehnliche Stadt. Ihre Länge beträgt ohngefähr anderthalb engliſche Meilen, und ſie iſt faſt eben ſo breit. Ihre Einwohner beſtehn aus Türken, Griechen, Juden, Armeniern und Franken, deren Anzahl ſich bis auf hundert tauſend *) erſtreckt.

Alle Europäer welche keine Unterthanen des Großherrn ſind, werden ohne Unterſchied **Franken** genannt. Dermalen begreift man unter dieſer Benennung: Engländer, Franzoſen, Holländer, Neapolitaner, Venetianer und Raguſaner. Jede dieſer Nationen hat ihren eigenen Conſul, der dazu beſtimmt iſt, das Intereſſe ihrer Handelsgeſchäfte zu gewahrſamen. Dieſe Conſuln ſtehn bey den Türken in ſehr großem Anſehn; man geſtattet ihnen Janitſcharen zu ihrer Bedeckung und ihre Macht erſtreckt ſich ſo weit, daß ſie ſogar ſolche Perſonen in Schutz nehmen dürfen, die unter türkiſcher Bothmäßigkeit ſtehn.

---

*) Seit den letzten ſechzig Jahren, hat ſich die Volksmenge zu Smyrna ganz außerordentlich vermehrt. Einige ſchätzen ſie dermalen auf hundert und dreißig tauſend Seelen. Da ſie jedoch nicht im Stande ſind, dieſe Zahl mit Gewißheit zu verbürgen, ſo mag ihre Angabe wohl größtentheils auf bloßen Vermuthungen beruhen. Ich habe mich daher ſorgfältig gehütet, die Berechnung in dieſer Rückſicht zu übertreiben, und hoffe dadurch der Wahrheit um ſo näher gekommen zu ſeyn.

Die vortrefliche Lage von Smyrna, vermittelſt deren es ſich zwiſchen Conſtantinopel, Aleppo und Salonichi, gleichſam im Mittelpunkte befindet, und die mannigfaltigen Privilegien und Vorzüge, welche man den Franken daſelbſt zugeſteht, haben nicht nur mit vereinter Kraft den Handelsgeiſt in dieſer Stadt rege gemacht, ſondern ſie auch zu dem Range eines der vornehmſten Handelsplätze erhoben, wo man faſt alle Producte des Morgenlandes antrifft. Die Hauptartikel, welche von den Europäern dahingebracht werden, ſind: Cochenille, Indig, Spezereyen, leinene Waaren, Camelotte, Chalons, Feuergewehre, Bley und Zinn. Hingegen beziehen ſie von daher: Baumwolle, Seide, Teppiche, Crapp, gedörrtes Obſt, Wachs und allerley Apothekerwaaren *). Alle Handelsgeſchäfte zwiſchen

---

*) Der Handel, welchen mein Vaterland nach der Türkey treibt, hat ſich ſeit den letztverfloſſenen Jahren ungemein erweitert, und iſt in der That ein Gegenſtand von der größten politiſchen Wichtigkeit geworden: allein, ſo lange man kein Contumazhaus daſelbſt anlegt, und in Betreff der Quarantäne nicht die gehörigen Verfügungen trifft, ſo lange wird er ſich auch nicht bis zu jener vortheilhaften Höhe emporſchwingen, zu welcher er allerdings getrieben werden könnte. Gegenwärtig ſehen ſich die Holländer vermittelſt einer ganz einfachen Operation in Stand geſetzt, es uns auf unſern eigenen Marktplätzen zuvorzuthun. Wenn nämlich in der Türkey, die Peſt regiert, ſo müſſen unſere Schiffe entweder nach Livorno, Venedig, oder Maltha ſegeln,

den Franken und Türken, werden unter Vermittelung der Juden und Armenier betrieben, welche ſich als Mäkler

und ſich in einem oder dem andern dieſer Häfen, einer ſechswöchentlichen Quarantäne unterwerfen. Rechnet man hierzu noch die Zeit, welche zum Ein- und Ausſchiffen der Güter erforderlich iſt, ſo veranlaßt dies gemeiniglich einen Aufenthalt von ſechs bis ſieben Monaten. Die holländiſchen Schiffe hingegen fahren geradeswegs nach ihrer Heimath zurück, wo ſie eine ganz leichte Quarantäne auszuhalten haben, bey welcher man ſehr partheyiſch verfährt. Sie beſteht meiſtens blos darin, daß einige Waarenballen an Bord der neben den Schiffen befindlichen und zum Beſehen beſtimmten Boote gebracht werden, wo ſie etwa zehn bis vierzehn Tage lang liegen bleiben. Bisweilen ſucht man ſogar dieſe kleine Ungemächlichkeit zu vermeiden, ſchafft die Waaren, wenn ein Schiff aus der Türkey anlangt, ſogar an Bord eines andern, und iſt folglich vermittelſt dieſer Liſt der Quarantäne ganz überhoben. Die Holländer eilen hierauf mit dieſen Kaufmannsgütern nach England, kommen daſelbſt gemeiniglich einige Monate früher als unſere eigenen Kauffahrer an, und nehmen ihnen folglich den ganzen Gewinn vor der Naſe weg, der demjenigen natürlicherweiſe zufließen muß, welcher dergleichen Waaren zuerſt auf unſere Marktplätze bringt. Solchergeſtalt müſſen wir die Gefahren, welche aus der Verbreitung der Peſt entſpringen, nicht nur ganz allein auf uns nehmen, ſondern unſere Kaufleute verlieren auch noch überdies alle Vortheile, worauf ſie doch gewiß vor allen andern die gerechteſten Anſprüche zu machen haben. Glücklicherweiſe vernehme ich, daß unſere Regierung jetzt damit beſchäftigt iſt, die Erbauung eines Contumazhauſes in Ueberlegung zu nehmen. Wenn man dieſen Entwurf, welcher auf die Beförderung unſers vaterländiſchen Handels abzweckt, nur ernſtlich beherzigt, ſo wird er auch wohl ſchleunig genug in Ausführung gebracht werden.

Sophie. Ich ſoll mich nach dem Befinden der gnädigen Frau erkundigen.

Lina. Eben ſteht ſie auf, und — wie ich wenigſtens hoffe — befindet ſich wohl.

Sophie. (will gehn.)

Lina. Nicht ſo eilig, Herr Friedrich! Laſſen Sie mich doch erſt zu meiner gnädigen Frau gehn: ſie kann ja noch beſondre Aufträge an den Herrn Rittmeiſter haben.

Sophie. Auch das: allein — wenn ich bitten darf — halten Sie mich nicht lange auf.

Lina. Ich muß geſtehn, Herr Friedrich, nach gerade fang' ich an, es übel zu nehmen: es ſcheint ordentlich, als ſcheueten Sie ſich vor mir.

Sophie. Nichtsweniger!

Lina. Warum eilen Sie denn aber immer ſo?

Sophie. Mein Herr ſchilt, wenn ich lange bleibe.

Lina. O der Herr Rittmeiſter nimmt's gewiß nicht übel, wenn ſie mal eine Stunde mit einem Mädchen verplaudern.

Sophie. Kann ſeyn: allein es iſt meine Sache nicht, — ich haſſe das Plaudern.

Lina. Haben alſo noch nie mit einem Mädchen gerne geplaudert?

Sophie. Eine Gewiſſensfrage, Mamſell! — (nach einigem Nachdenken) Wenn ich Ihnen nun darauf ganz deutlich antworte, daß ich nie in ein Mädchen bin verliebt geweſen — werden Sie mir's glauben?

Lina. Schwerlich! Wenigſtens würd' ich Sie für eine ſonderbare Mannsperſon halten.

Sophie. Das bin ich — in der That!

ler gebrauchen laſſen, und alle Waarenartikel ſowohl einkaufen als wieder verhandeln *).

Da man hier zu Lande keine Karren hat, ſo werden alle Gattungen Waaren von Menſchen aus einer Gegend der Stadt in die andere auf dem Buckel getragen. Die Anzahl der Laſtträger iſt folglich außerordentlich groß, und ob man gleich ihre Handthierung für ſehr verächtlich hält, ſo iſt ſie doch zu gleicher Zeit ſo einträglich, daß ſich immer weit mehr Leute darum bewerben, als das Publikum zu ſeiner Bedienung bedarf. Sie werden vom Gouvernement angeſtellt, und damit keiner Veranlaſſung haben möge, ſich über den andern zu beſchweren, ſo muß alle Jahr eine gewiſſe Anzahl von ihnen abtreten, und andern Platz machen, welches jederzeit durchs Loos entſchieden wird. Durch die immerwährende Anſtrengung, erlangen dieſe Leute eine ganz ungewöhnliche Stärke in den Muskeln. Die Laſt, welche ſie aufladen, ruht auf einer Maſchine, welche quer über ihre Schultern befeſtigt iſt, und auf eine ziemliche Strecke den Rücken hinab hängt. Wenn ſie dieſelbe forttragen, krümmen ſie ſich ganz zuſammen, und ſtemmen die Hände auf die Knie; eine Poſitur, die unſern Laſtträgern in London ſehr ſauer ankommen würde. Die meiſten

---

*) Die Abgaben, welche von Waaren entrichtet werden müſſen, die aus fremden Gegenden nach Smyrna gebracht werden, haben keine beſtimmte Vorſchrift. Einige Nationen werden hierbey mehr, andere weniger geſchont. Auch auf dem Zollhauſe verfährt man in dieſer Rückſicht nicht gar zu ſtreng. Wenn man Contrebande erwiſcht, ſo wird ſie deswegen nicht gleich confiſcirt, ſondern man muß nur doppelte Abgabe, oder ſonſt eine mäßige Geldbuße dafür entrichten. Bey uns, in England, würde dies Verfahren ſeiner Abſicht gewiß nicht entſprechen.

ſten von dieſen Leuten, können einen Ballen Teppiche, der gewöhnlich ſechs bis ſieben hundert Pfund wiegt, nicht nur aufladen, ſondern auch auf eine beträchtliche Strecke fortſchleppen.

Wenn jemand in der Türkey in Handelsgeſchäften fallirt, ſo hat er gar nicht nöthig, dies vor Gericht anzuzeigen, damit ſeine Angelegenheiten unterſucht und in Ordnung gebracht werden; auch bedarf er keines Certificats von ſeinen Gläubigern, um ſich in [illegible]kunft vor ihren Anſprüchen ſicher zu ſtellen. Iſt er ſonſt nur ein ehrlicher Mann, ſo hat er nichts weiter zu thun, als ſeine Habſeligkeiten den Gläubigern zu überlaſſen, damit dieſelben, nach Verhältniß ihrer Schuldforderungen unter ſie vertheilt werden. Wenn dieſe Ceremonie vorüber iſt, ſo braucht er von nun an für nichts mehr zu haften, was er nicht bezahlen konnte. Dieſe Verfahrungsart giebt jedoch häufigen Anlaß zu Verübung jener Betrügereyen, die ſelbſt durch unſere weit ſtrengern Geſetze nicht immer verhütet werden können. Nicht ſelten ereignet ſich der Fall, daß ein ehrloſer Menſch vorgiebt, er könne ſeinen Geſchäften nicht länger vorſtehen, da er ſich doch in den blühendſten Umſtänden befindet. Er verſteckt daher entweder den größten Theil ſeiner Effekten, oder vertraut ſie ſo lange der Obſorge eines Freundes, bis die trügliche Theilung vollbracht iſt, und nimmt ſodann einige Monate nachher ſein Eigenthum wieder zu ſich.

Die Straßen zu Smyrna ſind eng, unreinlich, unbequem, und ſehr ſchlecht gepflaſtert. An den Häuſern nimmt man eine ſehr inelegante, alberne Bauart wahr, und da ſie größtentheils aus Holz beſtehn, ſo hat der Ausbruch einer Feuersbrunſt gewöhnlich die fürchterlichſten Folgen. Allein die Türken ſind nun einmahl ſo abgeſagte Feinde von allen Verbeſſerungen, daß ſie durch nichts bewogen werden können, auf ihre Vorurtheile Verzicht zu thun, und ſich eines beſſern belehren zu laſſen. Als im Jahr 1778 beynahe die ganze Stadt durch eine heftige Feuersbrunſt in die Aſche gelegt wurde, erboten ſich die dort wohnenden Franken, ſie nach einem ſehr ſchönen und großen Plan, welchen ſie den Türken zur Beurtheilung vorlegten, von neuem wieder aufzubauen. Dieſe dachten ein wenig darüber nach, was ſie etwa bey dieſem Vorſchlage gewinnen möchten, konnten aber gar nicht begreifen, daß eine Veränderung dieſer Art ihrem Vortheil gemäß ſey, und beſchloſſen daher endlich, den Vorſchlag zu verwerfen.

Indes ſind allerdings einige Häuſer, die den Franken zugehören, welche ſämmtlich in einer einzigen Straße längs dem Hafen wohnen, ſehr regelmäßig und dauerhaft gebaut, Bazar *) hat nicht nur einen beträchtlichen Umfang, ſondern iſt auch reichlich mit Waaren verſehen. Der Hafen iſt geräumig, und ſicher. Man findet daſelbſt guten Ankergrund, und das Waſſer iſt ſo tief, daß die Schiffe ſich bis auf wenige Yards dem Landungsplatz nähern können.

Das Gouvernement der Stadt, wird von einem Sardar verwaltet, der die Janitſcharen befehligt, und von einem Cadi, welcher die Juſtizgeſchäfte beſorgt.

Un-

---

*) In der Türkey findet man nicht etwa einzelne Kramläden in den Straßen, wie bey uns, ſondern ſie ſind alle auf gewiſſen Plätzen an einander gebaut, welche Bazars oder Bezeſtines genannt werden.

Ungeachtet ſeines hohen Alterthums *), kann Smyrna ſich gleichwohl keiner Denkmäler aus frühern Zeitaltern rühmen, die der Aufmerkſamkeit werth wären und den Kenner für die Mühe des Nachforſchens belohnten. Kaum entdeckt man noch einige Spuren von jenen prachtvollen Tempeln, jenen Amphitheatern und Säulengängen, deren die Schriftſteller des Alterthums ſo oft und mit ſo großen Lobeserhebungen erwähnen. Das Kaſtell verdient blos wegen ſeiner Lage und ſeines Umfangs einige Aufmerkſamkeit; und ob man gleich die Zeit ſeiner Erbauung, in Ermanglung zuverläſſiger Nachrichten, nicht mit Gewißheit beſtimmen kann, ſo läßt ſich doch leicht aus ſeiner Bauart ſchließen, daß es das Werk eines barbariſchen Zeitalters iſt **). Nahe dabey lagen ehedem ſchöne Trümmern von einem alten Tempel, der aus vortrefflichem Marmor beſtand; die Türken aber haben ihn ſchon vor mehrern Jahren vollends zerſtört, und aus den Steinen einen Bazar und ein Caravanſeray gebaut. Mehrere Griechen verehren das Andenken des heiligen Polykarpus, welcher der erſte Biſchof von Smyrna war, und verrichten noch jetzt ihre Andacht an der Stätte, wo der Sage nach ſeine Aſche ruhen ſoll. — Am Wege nach Sedequi (einem Dorfe, das nur ein paar Meilen von dieſer Stadt liegt) ſieht man eine Waſſerleitung, welche ganz

[illegible]

---

*) Smyrna iſt eine von den älteſten Städten auf Erden. Auch war ſie eine von den ſieben Gemeinden in Aſien, welche in der Offenbarung Johannis vorkommen.

**) Da, wo Tournefort in ſeinen Reiſen auf dies Kaſtell zu ſprechen kömmt, ſagt er, in dritten Bande S. 308, es ſey von Johann Ducas erbaut worden. — Chandler in ſeinen Reiſen nach Klein-Aſien erzählt S. 61. Johann Angelus Comnenus habe daſſelbe wieder hergeſtellt.

unleugbar ein Ueberbleibſel von dem Geſchmack und der ſoliden Bauart der Römer iſt.

Der Fluß Meles, welcher einſt ſo berühmt war, iſt heutiges Tages ein unbedeutender Bach. Im Winter iſt er nicht viel breiter als ein Graben, und im Sommer trocknet er ganz aus. Am Ufer des Meles ſteht eine ſteinerne Säule, welche dem Genius deſſelben geweiht iſt. Zu Errichtung derſelben gab Folgendes Anlaß. Das Land ward von einer anſteckenden Seuche heimgeſucht, welche ganz außerordentliche Verheerungen anrichtete. Da legten die Einwohner das Gelübde ab, dem Schutzgotte des beſagten Stroms eine Ehrenſäule zu errichten, wenn er ihr Gebet erhören, und ſie von dieſer Lage befreyen wolle. Der Gott ließ ſich erweichen, und das Gelübde ward erfüllt. — Nicht weit von dieſer Stätte fließt ein Quellwäſſerchen, welches man das Bad der Diane nennt.

Da kurz vor meiner Ankunft die Peſt ausgebrochen war, und ihre Wuth gerade jetzt ſich am ſchnellſten verbreitete, ſo riethen mir meine Freunde, ich ſolle nicht allzu oft in der Stadt herumgehn, damit ich mich nicht unnöthigerweiſe der Gefahr ausſetze. Hätte das Coliſeum *) im Mittelpunkte von Smyrna ſein ſtattliches Haupt erhoben, und hätte ich gleich noch ſo viel Schwierigkeiten und Gefahren überwinden müſſen, um mir bis dahin den Zugang zu bahnen, ſo würde ich mich demungeachtet durch alles Zureden nicht haben abhalten laſſen, mich demſelben zu nahen; da jedoch gar nichts merkwürdiges daſelbſt zu ſehen war, ſo bedurfte es eben kei-

---

*) Das berühmte, vom Veſpaſian erbaute, Amphitheater zu Rom.

keiner ſonderlichen Mühe, meine Neugier zu unterdrükken, und ich war um ſo bereitwilliger, den Rathſchlägen meiner Freunde zu folgen.

Man hat zwar die ſchrecklichen Folgen dieſer fürchterlichen Krankheit auch in andern Welttheilen ſehr ſchmerzlich empfunden, doch immer nur zu gewiſſen Perioden; allein in dieſem bedauernswürdigen Lande, bricht ſie regelmäßig immer alsdann aus, wann das Frühjahr herbeykömmt; eine Jahrszeit, die in andern Gegenden von der Vorſehung recht eigentlich dazu beſtimmt ſcheint, dieſelben mit neuer Lebenskraft zu beglücken, und die ganze Schöpfung zum Genuß des Wohlſeyns und der Freude zu ermuntern *). Man pflegt die öftere Wiederkehr dieſer Seuche mancherley Urſachen zuzuſchreiben, auch will ich gar nicht in Abrede ſtellen, daß die Beſchaffenheit des Klima großen Theils daran Schuld ſeyn möge; doch bin ich zugleich ſehr überzeugt, daß ſie weder ſo ſchnell um ſich greifen, noch mit ſo außerordentlicher Heftigkeit wüthen würde, wenn man den Leuten nur richtigere Begriffe beybringen, und ſie an eine beſſere Lebensart gewöhnen wollte. Sie eſſen wenig Fleiſchſpeiſen, genießen hingegen deſto mehr Vegetabilien, ranzige Butter und Oel, welches den Magen nicht nur ſchwächt, ſondern gänzlich verdirbt. Sie ſind ſehr unſauber in ihrer Kleidung, und pflegen nicht viel auf reine Wäſche zu halten. Auch bedienen ſie ſich der warmen Bäder zu häufig, bleiben zu lange darin, benehmen folglich den Nerven ihre Kraft, und halten ſich die Schweißlöcher immer offen, ſo daß ihr

Klei-

---

*) Die Peſt läßt gemeiniglich in der Mitte des Julius nach, und hört von dieſer Zeit an allmählig auf. Nachher bricht ſie aber meiſtens von neuem wieder aus.

Körper faſt in einem fort dunſtet. Wenn daher etwas Schädliches in der Luft herum ſchwimmt, ſo iſt leicht zu erachten, daß ihre Haut ſolches einſaugt, da es hingegen einem geſunden und abgehärteten Körper nichts anhaben kann. Rechnet man nun zu allen dieſen, noch die irrigen Meinungen der Türken, ſo wird die Verwunderung vollends verſchwinden.

Die Lehre von der Prädeſtination gehört mit zu den weſentlichſten Grundſätzen des Mahomedismus. Ein Anhänger dieſer unvernünftigen und irre geleiteten Secte glaubt ſteif und feſt, er ſey trotz aller Klugheit und Anſtrengung ſchlechterdings nicht vermögend, in den geringfügigſten Vorfallenheiten ſeines Lebens auch nur die geringſte Veränderung zu bewirken. Er betrachtet daher ſowohl das Vergangene als Zukünftige mit der dümmſten Gleichgültigkeit, bekümmert ſich weder darum, glücklicher zu werden, noch Unglück zu vermeiden, und ſtürzt ſich mit eben der Apathie in die größte Gefahr, womit er ſeine Pfeiſe raucht, oder ſeinen Caffee hinunter ſchlurft.

Als ich einmahl des Morgens einen Beſuch bey unſerm Conſul abſtatten wollte, ſah ich eine Menge Menge Menſchen im Hofe vor deſſen Wohnung verſammelt. Sie baten mich, daß ich doch ja nicht näher hinzutreten möchte, weil ſie eben damit beſchäftigt wären, einen Menſchen aus dem Hauſe zu ſchaffen, der Tags vorher mit der Peſt befallen worden ſey. Da ich mich nicht unnöthigerweiſe der Gefahr ausſetzen wollte, ſo machte ich mir dieſen Wink zu Nutz, und blieb, ſo lang ich mit den Leuten im Hofe ſprach, in beträchtlicher Entfernung ſtehn. Eben als ich mich hinwegbegeben wollte, gieng zufälligerweiſe ein Türk vorüber, deſſen Neugier durch dieſen ungewöhnlichen Zuſammenlauf rege gemacht wurde. Er ſtand alſo ſtill, fragte nach der Urſache, und hatte dieſelbe kaum vernommen, als er ſogleich zum Patienten gieng, und alle Symptomen ſeiner Krankheit mit dem kälteſten Blute und mit der größten Aufmerkſamkeit unterſuchte. Als er damit fertig war, ſagte er, mit dem Kranken ſteht es ganz gut, und er werde nach aller Wahrſcheinlichkeit binnen wenig Tage geneſen. Dieſer Prophezeihung ungeachtet, war der arme Menſch des andern Morgens todt. Wie es dem Türken gieng, konnte ich zwar nicht in Erfahrung bringen; es läßt ſich aber vermuthen, daß er das nämliche Schickſal hatte.

Hieraus erhellet demnach, daß die Türken vermittelſt ihrer Lebensweiſe gar leicht mit der Peſt angeſteckt werden, und vermöge ihrer Denkart dieſelbe auch weiter verbreiten können.

Die Aerzte halten dieſe Krankheit für ein ſehr bösartiges Fieber. Die erſten Symptomen, wodurch ſie ſich gemeiniglich zu äußern pflegt, ſind öftere Erbrechungen, wobey ſich zugleich heftige Kopfſchmerzen einſtellen. So wie ſich das Gift im Körper verbreitet, erfolgen fieberhafte Zufälle, Herzensangſt, ſchweres Athemholen, Verdüſterung des Verſtandes, und gänzliche Entkräftung. Bald darauf kommen dunkelblaue Flecken und Geſchwüre, an verſchiedenen Theilen des Körpers, beſonders aber unter den Armen, an den Halsmandeln, und auf den Schenkeln zum Vorſchein. Gemeiniglich ſtirbt ſodann der Patient in Zeit von zweymahl vier und zwanzig Stunden, oder längſtens drey Tagen, an einer gänzlichen Gerinnung des Bluts, welches durch deſſen ſchlechte Beſchaffenheit verurſacht wird *). Ueberlebt er dieſe Periode, ſo läßt ſich hoffen, daß er wieder aufkommen werde.

Noch

---

*) Die Ausdünſtungen der Leichname ſind gar nicht anſteckend.

Noch bis auf den heutigen Tag hat man kein bewährtes Mittel ausfündig machen können, der Verbreitung dieſer gräßlichen Landplage Einhalt zu thun, oder doch wenigſtens ihren ſchädlichen Einfluß zu mindern. Es iſt nicht anders, als würden die Menſchen hauptſächlich deswegen damit heimgeſucht, um ſie für ihre thörichte Sorgloſigkeit und für ihr albernes Selbſtvertrauen zu beſtrafen; denn die Mittel, deren man ſich in dem einen Jahre mit dem beſten Erfolg gegen dieſelbe bediente, thun im nächſtfolgenden nicht die geringſte Wirkung mehr. Auf die Empfehlung des Herrn B**, eines Mannes, welcher ſich ehedem als engliſcher Conſul zu Aleppo aufhielt, tauchte man verwichenes Frühjahr einige mit der Peſt behaftete Perſonen in Oel, oder rieb ſie zum öftern damit, welches ihnen nicht nur ſehr wohl bekam, ſondern auch ihre Geneſung bewirkte. *)

---

*) Die Aufwärter, welche die kranken Griechen in den Spitälern bedienen, werden gemeiniglich von dem befallen, was man, ſeiner außerordentlichen Bösartigkeit wegen, die Mutterpeſt (the Mother-Plague) nennt. Die wenigen, welche die ganz abſcheuliche Krankheit überſtehn, bekommen ſie ſelten zum zweytenmal. Doch hat man auch mitunter Beweiſe vom Gegentheil.

Vor einigen Jahren ſchickte die Kaiſerinn von Rußland zwey Aerzte nach Smyrna, welche die Beſchaffenheit und Wirkungen der Peſt unterſuchen ſollten. Dieſe verließen ſich ſo ſehr auf ihre Kunſt und Geſchicklichkeit, daß ſie, trotz allen Ermahnungen ihrer Freunde, ſich ſchlechterdings nicht der geringſten Präſervativmittel gegen die Anſteckung bedienen wollten, als ſie das Spital beſuchten. Die Folge davon war, daß beyde die Peſt bekamen, und binnen wenig Tagen nach einander ſtarben.

Was mich aber hauptſächlich in dem Glauben beſtärkt, daß dieſe Krankheit mehr den Gebräuchen und Vorurtheilen der Einwohner, als dem Einfluß des Klima beyzumeſſen ſey, das iſt der Rückblick auf die Beſchaffenheit dieſes Landes in ältern Zeiten.

Die berüchtigſte Peſt, welche im zweiten Jahre des peloponneſiſchen Krieges zu Athen ausbrach, hatte mit der, welche noch heutiges Tages im Schwange geht, ſowohl in Rückſicht ihrer Beſchaffenheit, als ihrer Folgen, die auffallendſte Aehnlichkeit; man betrachtete ſie aber damals als eine ſo merkwürdige Krankheit, daß Thucydides (im zweiten Buche ſeiner Geſchichte) jeden Ort, wo ſie graſſirte, ſo wie jedes Symptom derſelben mit der vollſtändigſten Genauigkeit beſchreibt. Daß das Klima ſeit jenen Zeiten vielleicht eine weſentliche Veränderung erlitten habe, läßt ſich ganz und gar nicht vermuthen; denn in immer gleicher Entfernung von der Mittagslinie, werden die Wirkungen der Sonne, in jedem cultivirten Lande, alle Zeitalter hindurch, ſo ziemlich die nämlichen bleiben. Wenn jedoch eine epidemiſche Krankheit einmal eingewurzelt iſt, und die Leute, anſtatt ihr entgegen zu arbeiten, und ſie auszurotten, vielmehr durch ihr Verhalten alles Mögliche dazu beytragen, damit ſie an Kraft und Stärke gewinne; ſo dürfen wir uns freylich nicht wundern, wenn ſie die gefährlichſten Folgen hat. Die Türken tragen nicht einmal Bedenken, die Kleider anzuziehen, welche die verpeſteten Perſonen bey ihrem Ableben anhatten.

Da ſich die Franken vor dieſer Krankheit auf alle mögliche Art zu verwahren ſuchen, ſo werden ſie auch nur ſelten damit angeſteckt. Ein abermahliger Beweis, daß man dem ſchädlichen Einfluß des Klima gar leicht entgehen kann, wenn man nur gehörige Sorgfalt und Auf-

Lina. Haben Sie denn aber meinem Geſchlechte einen ganz unverſöhnlichen Haß geſchworen?

Sophie. Das wohl eben nicht: ſobald es aber auf's Verlieben, oder wohl gar auf's Heyrathen ankömmt — bin ich Ihr gehorſamer Diener.

Lina. Würden Sie keine Ausnahme machen?

Sophie. Keine — ich kann nicht!

Lina. Waren Sie etwan ſchon einſt unglücklich in der Liebe?

Sophie. (Betroffen, ſeufzt; faßt ſich aber ſogleich wieder) Ich habe Ihnen ja bereits geſagt, daß ich nie in ein Mädchen bin verliebt geweſen.

Lina. Vielleicht in eine Frau?

Sophie. Auch das nicht.

Lina. Oder wohl gar in eine Wittwe?

Sophie. Sie plagen mich auf's äußerſte, Mamſell Lina! Zum letztenmale wiederhol' ich es: nie, nie bin ich in ein weibliches Geſchöpf verliebt geweſen.

Lina. Das wäre eben ſo übel nicht, wenn Sie nur vorhero nicht hinzugeſetzt hätten: Sie würden ſich auch niemals weder verlieben, noch verheyrathen.

Sophie. (Seufzend) Wenigſtens müßt' es ſonderbar zugehn! — Allein in wie fern kann Sie das intereßiren, wenn ich fragen darf?

Lina. Auch eine Gewiſſensfrage? Wenn ich Ihnen nun darauf gleichfalls ganz deutlich antwerte: ich kenne ein ziemlich hübſches Mädchen, das nicht gleichgültig gegen Sie iſt — was werden Sie ſagen?

Sophie. Ich werde das gute Mädchen bedauern.

Lina. Bedauern! Ein ſchlechter Troſt! —

Aufmerkſamkeit anwendet. Von dem Augenblick an, da ſich die Peſt äußert, geben die Franken auf das genaueſte darauf Acht, damit nicht jedermann der Zutritt in ihre Wohnungen geſtattet werde. Müſſen ſie über die Straße gehn, ſo laſſen ſie es ſich ſehr angelegen ſeyn, allen denen auszuweichen, welche ſie nicht kennen, und hüten ſich ſogar ihre Kleider zu berühren. Greift dieſe fürchterliche Seuche noch ſtärker um ſich; ſo ſchließen ſie ſich in ihre Häuſer ein, und aller Verkehr zwiſchen den Familien hört nach und nach auf. So lange ſie fortfährt zu wüthen, wird niemanden vergönnt, bey ihnen aus und ein zugehen. Während der Zeit, daß ſie ſolchergeſtalt eingeſperrt ſind, kömmt alle Morgen ein Mann, und erkundigt ſich, was die Familie für Lebensmittel begehre, holt ſie hierauf vom Markte, und wirft ſie nach ſeiner Zurückkunft in einen Trog mit Waſſer, der ausdrücklich zu dieſem Behuf hinter der äußern Hausthür ſteht. Hier läßt man ſie ſo lange durchwäſſern, bis man glaubt, daß ſie von aller Anſteckung gänzlich gereinigt ſind. Alle Briefe oder andere Papiere, welche ins Haus gebracht werden, pflegt man auf das ſorgfältigſte zu durchräuchern, ja das Geld ſogar wird erſt in Weineſſig gereinigt, bevor man es durch die Hand gehen läßt.

In einem Umkreiſe von ſechs bis zwölf engliſchen Meilen von Smyrna, liegen mehrere recht hübſche Dörfer *), wo die Franken ihre Landhäuſer haben, und beſonders während der Sommermonate ſich aufzuhalten pfle-

---

*) Die Dörfer, welche von den Franken am häufigſten beſucht werden, ſind: Sedequi, Bournabat und Bugia. Bournabat iſt das größte, Sedequi aber hat die angenehmſte Lage.

pflegen. Zu Bournabat, welches ich ſehr oft beſuche, hat ein Venetianer ein vortreffliches Wirthshaus angelegt, worin unter andern auch ein Billardzimmer befindlich iſt, das ſehr ſtark beſucht wird. Die Hälfte Weges nach dieſem Dorfe, mache ich gewöhnlich zu Waſſer, dann ſteige ich aus dem Boote, und ſetze mich auf einen Eſel, welcher mich bis vor die Hausthüre des Herrn P** trägt. Man reitet aber auf dieſen Thieren gar nicht bequem, und es hält bisweilen ziemlich ſchwer, ſie gehörig zu lenken; fürs erſte wegen ihrer angebornen Störrigkeit, und zweitens deswegen, weil die türkiſchen Sattel ſehr breit, und die Steigbügel außerordentlich kurz ſind. Letztere haben beynahe die nämliche Geſtalt und Größe, wie eine engliſche Feuerſchaufel. Die Türken tragen nie Sporen, wollen ſie aber ſchneller als gewöhnlich reiten, ſo ſtoßen ſie das Thier, worauf ſie ſitzen, mit einer von den Spitzen jener ungeſtalten Inſtrumente in die Rippen.

Das Klima iſt hier außerordentlich ſchön. Regen, und ſogar Schnee, ſind zwar im Winter hier zu Lande nichts ungewöhnliches; im Sommer aber iſt der Himmel ſo heiter und hell, daß man nur ſelten eine Wolke zu ſehen bekömmt.

Die Anſicht des Landes, iſt romantiſch und reitzend, denn ſie beſteht größtentheils aus hohen Bergen *), tiefen Thälern, und großen Ebenen, welche zuſammen einen ſehr intereſſanten und anmuthigen Contraſt darſtellen.

---

*) Einige dieſer Berge ſind gegen den Gipfel zu ganz kahl, und man nimmt kein Hälmchen Gras darauf wahr. Im Winter ſind ſie gewöhnlich mit Schnee bedeckt, den die Bergbewohner in Gruben, welche ſie zu dieſem Behuf graben, für die Sommermonate aufzubewahren pflegen.

ſen. Man kann ſich nichts belebteres und fröhlicheres denken, als den Anblick dieſes Landes im Frühling; ſobald aber der Sommer herannahet, werden die Triften von den ſenkrechten Strahlen der Sonne verbrannt, und von nun an bekömmt man kein Grün mehr zu ſehn. — Der Boden iſt ungemein üppig, ſo daß er nur ein wenig bearbeitet werden darf, um eine Menge Oliven, Melonen, Pomeranzen, Feigen und Weintrauben hervorzubringen *). Myrten, Hagebutten, Jasmin, ſo wie eine Menge balſamiſcher Kräuter, ſproſſen freywillig hervor, und durchwürzen die Luft mit ihren Wohlgerüchen **). Indes gilt auch hier die allgemeine Bemerkung, daß die Menſchen, welche unter einem Himmelsſtrich wohnen, wo die Natur weniger freygebig war, dasjenige, was ihnen mangelt, durch Nachdenken und Erfindſamkeit reichlich erſetzen. Zur nämlichen Zeit, wo die Sonne in heißen Ländern die Erde befruchtet, und das Wachs-

---

*) Dieſe Feigen werden wegen ihrer Größe und ihres Wohlgeſchmacks ſehr geſchätzt. Sowohl mit dieſem Artikel als auch mit Roſinen wird ein ſtarker Handel getrieben. — Die Engländer haben die Erlaubniß, alle Jahre eine Schiffladung Früchte unter dem Vorwande aus dem Lande zu führen, daß ſie für ihres Königs Tafel beſtimmt ſey. Es iſt aber leicht zu erachten, daß ſie dieſe Erlaubniß zum öftern mißbrauchen. — Außer den bereits erwähnten Früchten wachſen hier auch Aepfel, Birnen, Pfirſchen, Granatäpfel und verſchiedene Gattungen von Nüſſen, in großer Quantität.

**) Ungeachtet der plumpen und ſorgloſen Art, mit welcher die Pächter den Ackerbau betreiben, wächſt gleichwohl hier zu Lande ſehr ſchönes Getraide, wovon jährlich einige Schiffladungen aus Smyrna verſendet werden.

thum ihrer Produckte befördert, entnervt ſie zugleich ihre Bewohner, und macht ſie zu Anwendung ihrer körperlichen Kräfte ſo unfähig, daß ſie nur äußerſt ſelten ſo viel Thätigkeit beſitzen, als dazu erforderlich iſt, die Vorzüge, welche ihnen die Natur verlieh, gehörig benutzen zu können. Unter einem gemäßigten Himmelsſtriche hingegen, beſchäftigt ſich der menſchliche Verſtand vorzüglich mit dem Ackerbau und der Kräuterkunde, welche daher auch zu einem höhern Grade von Vollkommenheit getrieben werden. Solchergeſtalt erſetzt demnach der Menſch dasjenige, was ihm die Natur verſagte, durch Nachdenken und Kunſt.

Es giebt hier eine große Menge Wildpret *), und man darf eine gänzliche Vertilgung deſſelben ſo wenig beſorgen, daß man eben keiner Geſetze benöthigt iſt, kraft deren die Vergnügungen der Jagd bloß dem Reichen geſtattet werden. Ich wünſchte, daß dies auch der Fall in **England** wäre, oder daß man wenigſtens den Theil unſerer Criminalgeſetze, welche auf das Wildpret Beziehung haben, von neuem wieder durchſehen, und ihn dergeſtalt erklären und modificiren möchte, daß endlich die groben und offenbaren Widerſprüche beſeitigt würden, die einem ſogleich in die Augen leuchten, wenn man ihn nur ein wenig durchblättert. — Das Rindvieh

---

*) Man findet hier eine ziemliche Menge Rebhüner, Wachteln, Schnepfen, wilde Enten, Taucher, Droſſeln, Lerchen, Beccaſinen, Haſen und Kaninchen. Die Beccaſine iſt ein treflicher kleiner Vogel, der des Wohlgeſchmacks wegen von einigen dem Ortelan an die Seite geſetzt wird. — Im Gebirge giebt es auch Wildſchweine, worauf die Bergbewohner Jagd machen. Da aber dergleichen Jagden mit großer Gefahr verbunden ſind, ſo wird das Fleiſch dieſer Thiere ſehr theuer verkauft.

iſt klein; *) aber die Pferde ſind ſtark, ſchnellfüßig und muthig. Ich kann hiervon aus Erfahrung reden; denn gerade das erſtemal, als ich eines derſelben beſtieg, gieng daſſelbe, wiewohl es ſchon ziemlich in die Jahre war, mit mir durch, und rannte einige Meilen weit mit mir umher. **)

Im Innern des Landes giebt es einige Bergwerke, worin man ſehr reines Kupfer bricht. Die Ausfuhr dieſes Metalls iſt bey Strafe verboten. Dem ungeachtet finden die Bergleute Mittel, dergleichen Contrebande bey Nachtzeit an Bord der Schiffe zu bringen, welche ſich in dem dortigen Hafen aufhalten. Einigemal hat ſich bereits etwas von dieſem Kupfer auch in England eingeſchlichen, und da es ſehr wohlfeil iſt, ſo ſind hierdurch die Eigenthümer der Bergwerke in Cornwallis nicht wenig beunruhigt worden.

Es thut mir ſehr leid, daß ich wegen der Peſt mein Vorhaben aufgeben muß, eine Reiſe nach Epheſus zu machen, wo man noch dermalen einige Ueberbleibſel von jenem berühmten Tempel ***) ſieht, welcher einſt die Be-

---

*) In der Gegend von Smyrna werden wenig Kühe gehalten; die Milch, deren ſich die Franken zum Caffee bedienen, iſt meiſtens von Schafen oder Ziegen. — Die Schafe ſind ſehr feiſt und haben buſchichte Schweife, deren einer bisweilen drey Pfund wiegt.

**) Damit die Türken ihre Pferde deſto beſſer regieren können, pflegen ſie ihnen eine ganz beſondere Art von Gebiß anzulegen. — Sie geben ihnen wenig Hafer, und futtern ſie meiſtens mit Häckerling.

***) Dieſer prachtvolle Tempel wurde zweymal erbaut. Der erſte war der nämliche, welchen Heroſtrat in der Nacht, wo wanderung der Menſchen dergeſtalt auf ſich zog, daß ihn die Alten unter die Wunder der Welt rechneten. Ich bin ꝛc.

IV.

Der klaſſiſche Weg von den pontiniſchen Sümpfen bis Neapel. *)

So vollendeten wir unſere Reiſe durch die pontiniſchen Sümpfe, und waren gegen 3 Uhr Nachmittags zu Terracina, dem alten Volſciſchen Anxur.

Anxur, welches auf weitherſcheinende Felſen erbauet iſt.

Wirklich liegt die Stadt auf einer Höhe, und wird daher in einer großen Entfernung geſehen. Häl-

wo Alexander geboren ward, in Brand ſteckte. Der zweyte ſtand noch zu den Zeiten des Strabo und Plinius, die deſſen zum öftern in ihren Schriften erwähnen. Die Ueberbleibſel deſſelben ſollen aber, wie ich hörte, ſehr unbedeutend ſeyn.

*) Jacobi Briefe aus der Schweiz und Italien, 1. Band, Lübeck 1796. 8.

Hätte die Natur auf einen Abſtich geſonnen, ſo würde ſie ihn nicht auffallender haben liefern können, als ſich zwiſchen der Wüſteney, die wir eben verlaſſen hatten, und der herrlichen Gegend von Terracina findet. So bald man die zwanzig Miglien lange Straße durch die Sümpfe zurückgelegt hat, lenkt man um, und die ganze große Ebene iſt mit einemmale verſchwunden. Die Stadt liegt, wie geſagt, auf einem Berge, deſſen Abhang ſich bis an den Strand hinabſenkt, und aus lauter Gärten beſteht. Dieſe waren ganz voll großer Orangen- und Citronen-Bäume, deren Zweige ſchwer beladen mit der goldenen Frucht zur Erde herabhingen. Die Mandelbäume ſtanden jetzt auch in der höchſten Pracht ihrer Blüthe. Hier und da erhub eine ſchöne Dattelpalme ihr Haupt hoch über die niedern Obſtbäume, und Indianiſche Feigen, (eine Art Cactus) die hier wild wachſen, bekleideten in großer Menge die Blöße des Felſens. Unten war das Meer, ganz ſtille, und wie lebendig von einer Menge großer und kleiner Fahrzeuge. Auf der Rhede lagen verſchiedene Schiffe vor Anker. Zur Rechten ſtand das Vorgebirge der Circe, gegen uns über drey ſchöne bergige Inſeln Palmirola, Ponza und Sannone, weiterhin Ventotiene, der Verbannungsort der Julia, der Tochter Auguſts, und zur Linken ſtiegen in grauer Ferne Iſchia und die zwey Spitzen des Veſuvs, wie kleine Wolken, aus der flachen See empor. An dem Strande hebt ſich eine Reihe ſchroffer Felſen, deren einer hoch und unerſteiglich über die andern hervorragt, und ins Meer zu ſtürzen droht. Neben der Stadt liegt ein Minoritenkloſter, und unweit davon, hoch auf dem Berge, eine große, aus einer Menge von Bogen beſtehende Ruine. An die Felſen kettet ſich die lange mahleriſche Reihe der Appenninen. Das Ganze war ſo hehr und doch ſo lieblich, wie ſichs nicht beſchreiben läßt! — Mir ward ganz wunderbar zu Sinne. Der herrliche Kranz von Früchten und Blüthen um die Stadt, die Menge der ſüdlichen Gewächſe, die mir hier zum erſtenmahle in freyer Luft vorkamen, dann das weite Meer, die Inſeln, die mahleriſchen Felſen, und auch noch die Ruine hoch auf dem Berge, das alles war ganz dazu gemacht, die Phantaſie in Bewegung zu ſetzen, und ſtellte mir hundert Träume, mit denen ich meine Kindheit gewiegt hatte, lebendig dar.

Nichts kann mich ſo innig froh machen, als wenn ich in der Natur eine Gegend finde, die mit meinen kindiſchen Idealen eine ferne Aehnlichkeit hat. Ach, ſie waren ſo ſelig die Stunden, wo ich mich in einem wüſten Erker des Hauſes oder in einem einſamen Winkel des Gartens verbarg, um nur ganz in meiner Zauberwelt leben zu können! Wie alle Vorſtellungen da ſo ausgemahlt, ſo lebendig wurden! Berge, Wälder, Ströme, Meere, alles lag leibhaftig vor mir da, und ſo groß und ſchön Alles, die Menſchen ſelbſt wie gut, wie makellos waren ſie nicht! Dieſe Allgewalt der Phantaſie, welcher nichts unerreichbar iſt, dieſe Huld, dieſe Reinheit, dieſe Zuverſicht, wohin ſind ſie entflohen? Vergraben in dem Gewühl der Wirklichkeit, in der Erinnerung ſo manches frühen Kampfes, in dem unſeligen Wiſſen deſſen, was gut und böſe iſt. Ich kann es nicht ſatt werden, dieſe Erinnerungen an die Jahre meiner Kindheit zurückzurufen. Immer werden ſie mir heilig bleiben, als die Morgenröthe meines Lebens! Wohl iſt ihrer das Himmelreich! — Doch wohin bin ich gerathen? Schadet nichts! auch dieſes war einer meiner ſchönſten Tage. Der Himmel war ſo heiter, die Luft ſo milde, Alles ſo lauter Frühling. Wir ſahen Erbſen in voller Blüthe, und in den Hecken Hollunder mit jungen Laub und Blumen; und es war der dritte Februar! —

— O, des unbeſchreiblichen Segens, der auf dieſen Geſilden ruht, und in jeder Zeit des Jahrs die reife Frucht neben der Blume und das friſche Grün der kleinern Staude neben dem dürrenden Eichenblatt hervorzubringen weiß! Wie groß iſt nicht die Verſuchung, die hier ſo raſtloſe Natur in unſern rauhern Himmelsſtrichen der Trägheit zu beſchuldigen, und bey dem Anblick unſerer ſchneebedeckten Winterfelder über ſie zu murren! — Und doch hat ſie auch uns ſo manche ihrer Gaben zu eigen vertheilt. Womit möchten wir unſere prächtigen Eichen- und Buchenwälder wohl vertauſchen, die unſere Gebirge in ſanftes Grün kleiden und über unſere Ströme herabhängen? womit ſie ſelbſt, die ſo hehr und herrlich durch die Thäler eilen, und überall Segen verbreiten? Bricht nicht auch auf deutſchem Boden der Frühling mit tauſendfacher Pracht des Blatts und der Blume hervor? und was iſt ſchöner, als ein heller Herbſtmorgen, wenn die ſteigende Sonne den glänzenden Reif in Tropfen zu wandeln anfängt? Gewiß auch hier behält mein deutſches Vaterland für mich noch gleichen Werth, und ich betrachte es als einen der wichtigſten Vortheile meiner Reiſen, daß ich die gerechte Hand der Natur erkennen lernte, die überall die Fülle ihrer Reitze zu vertheilen weiß, und gewiß kein Land ganz verlaſſen hat.

So dachte indeſſen der Minorit nicht, der uns auf unſerm Spatziergange an dem Strande des Meeres begegnete, und da wir über verſchiedene Dinge Auskunft von ihm erlangten, uns freundlich zu einem Beſuch in ſein Kloſter einlud, um einen der ſchönſten Blicke auf die ganze Gegend zu werfen. Wir verſprachen zu kommen, und bald darauf war er in unſerm Wirthshauſe, um uns abzuholen. Als wir auf dem Wege mit ihm über das hieſige Clima und deſſen groſſe Verſchiedenheit

vor

von dem unſrigen ſprachen, ſagte er uns: er habe mit einem Deutſchen ſtudirt, und ſey ganz „capace del noſtro clima;“ (er kenne unſer Clima genau;) wir wären jetzt und viele Monate hindurch „tutti ſepolti nella neve“ (ganz vergraben in Schnee). Wirklich ſchien er mir von dieſer „Capacität“ ſo feſt überzeugt zu ſeyn, daß ich es gar nicht verſuchen mochte, ihn aus ſeinen Irrthümern zu reißen; übrigens fehlte es dieſem guten Mönche weder an Kopf noch Herz. Bekannt mit der Geſchichte und den Alterthümern ſeines Wohnorts, beantwortete er unſere Fragen ſehr fertig, und zeigte uns auch jede Frucht, und jedes Kraut des Gartens. Wir mußten ſein Zimmer ſehen, deſſen Ausſicht er uns mit Entzücken als die ſchönſte des Kloſters geprieſen hatte, und fanden außer der Ausſicht noch eine gutgewählte kleine Bibliothek, die er ſich, wie er ſagte, von ſeinen Allmoſen geſammelt hatte. Bey dem letzten großen Ausbruche des Veſuvs, erzählte er, ſey das ganze Meer bis hierhin erleuchtet geweſen, und da habe er bey dem Abendeſſen immer die Lichter ausgelöſcht, um den „gran candeliere del mare“ (den großen Meerleuchter) allein leuchten zu laſſen. Aus dem Garten hat man eine ungemein reitzende Ausſicht über die ganze Gegend. Die Sonne war grade hinter dem Circeiſchen Gebirge untergegangen, und die Inſeln und der ferne Veſuv verſchwanden in dem Schatten der Dämmerung über der See, als wir von unſerm guten Mönch Abſchied nahmen. Geſchwinde brach er noch von den reifen Früchten des Citronaden-Baums zu unſerm Nachtiſch, und lud uns freundlich ein, bey unſerer Rückkehr wieder einzuſprechen. Wir giengen froh und innig zufrieden mit unſerer Bekanntſchaft nach Hauſe, und ließen uns die lang verſchobene Mahlzeit wohl ſchmecken.

Der Abend war ſo ſchön, und die Luft ſo milde, daß wir uns auch heute nicht enthalten konnten, noch

nach

Sophie. Der einzige, den ich ihr geben kann.

Lina. Und die Urſache?

Sophie. Sehr wichtig! — Zwey ganz gute Hälften können zuweilen ein ſehr ſchlechtes Ganzes ausmachen —

Lina. Ich verſteh' Sie nicht.

Sophie. Das glaub' ich gern.

Lina. Sind Sie denn aber nicht neugierig, das Mädchen wenigſtens kennen zu lernen?

Sophie. O ja! — Ihr Name? —

Lina. (macht eine kleine Verbeugung) Lina.

Sophie. Sie ſelbſt?

Lina. Zu dienen.

Sophie. Würklich? — (nachdenkend.)

Lina. (nach einer kleinen Pauſe, ergreift Sophien bey der Hand) Nun? Könnten Sie ſich entſchließen?

Sophie. Es kömmt darauf an, Mamſell, daß Sie ſich eine einzige Bedingung gefallen laſſen.

Lina. (voller Freuden) Tauſend, mein lieber Friedrich, und abermal tauſend.

Sophie. Nur eine!

Lina. Und dieſe iſt?

Sophie. Sie müſſen zuvor ſchwören, niemanden etwas davon wiederzuſagen.

Lina. Ich ſchwöre!

Sophie. (nach einigem Nachdenken) Nun wohl! Wiſſen Sie alſo: (nähert ſich ihr) ich bin — ein Frauenzimmer.

Lina. Was? Sie ein Frauenzimmer?

Sophie. Nicht anders.

Lina.

nach Tiſche einen Ausflug zu unternehmen. Es wurde ein Kahn gemiethet und in See geſtochen. Hell und rein ſchien der Mond auf die weißen Felſen, und kleine Silberwellen ſpielten um unſer Fahrzeug. Der Abendduft zog ſtille und langſam über die See, und die glatten Wellen leckten nur an der ſchroffen Klippe. Auf den größern Schiffen, an welchen wir vorüberfuhren, vernahmen wir nur das Bellen der wachſamen Hunde. So ſchifften wir eine Weile umher, und ſangen das Lied von Elyſiſchen Gefilden. Auch Eurer gedachten wir, und wünſchten Euch zu uns; es war ein wunderbarer Friede in mir den ganzen Tag über, und der Abend ſelbſt ein Bild dieſes Friedens, von dem ich ganz durchdrungen mich zur Ruhe legte.

Sonnabend den 4. Februar 1792 Morgens verließen wir vor Tages-Anbruch das alte Anxur. Cluver, unſer Noth- und Hülfsleiter, lehrt mich, daß dieſes der alte Volſciſche Name immer geweſen ſey, und die Griechen den Ort erſt ſpäter wegen ſeiner Unzugänglichkeit Τραχινη genannt haben, woraus zuletzt Terracina geworden iſt. Terracina war durch einen Tempel des Jupiter berühmt, und hatte auch einen Hafen, von dem im Meere noch Spuren zu ſehen ſeyn ſollen. Die Ruine auf der Höhe des Berges über der Stadt war eine feſte Citadelle, die aus dem Jahrhundert Theodorichs des Großen ſeyn mag. In ſpätern Zeiten war Terracina durch die böſe Luft ſehr öde geworden; die Austrocknung der Sümpfe hat aber dem Uebel jetzt ſchon ſo weit abgeholfen, daß die Krankheiten lange nicht mehr ſo häufig ſind, und die Bevölkerung ſich unter der gegenwärtigen Regierung beynahe verdoppelt haben ſoll. Man ſchätzt ſie jetzt auf 9000 Menſchen. Die Stadt iſt häßlich, und die Gaſſen enge. Unten an dem Strande hat der Pabſt ein großes Kornmagazin für dieſe Gegenden und ein Zollhaus erbauen laſſen.

Wir verließen bald den Strand, um der Kette des Gebirges zu folgen, und es war eben Tag geworden, als wir die Gränze des päbſtlichen Gebietes erreicht hatten, und nach Vorzeigung unſerer Päſſe, womit man ſeit den franzöſiſchen Unruhen ſehr ſtrenge iſt, durch das Thor Portella in das Königreich Neapel traten. Die Gegend verwandelt ſich bald auf eine ganz unerwartete Art. Das Meer verſchwindet, und ſtatt ſeiner ſieht man einen langen Landſee, welcher durch einen ſchmalen Erdſtrich von dem Meere abgeſondert wird. Dieſer ganze Damm iſt mit einem hohen Eichenwalde beſetzt, deſſen Bäume ſich auf der ſtillen Fläche des Waſſers zeichneten. Im Hintergrunde liegt das Städtchen Fondi, welches noch ſeinen alten Namen trägt, und ihn auch dem ſchönen See mittheilt. Das Städtchen iſt ſchlecht, aber ausgezeichnet durch die große Menge der Orangen- und Citronen-Bäume, die es rund umgeben und gleichſam beſchatten. Es ſind wahre Alkinoiſche Gärten. Wir giengen in einen derſelben hinein, um uns recht an der Fülle der Schönheit zu laben, und ſelbſt von den reifen Früchten zu brechen. Ich war bey dem erſten Anblick ganz außer mir vor Freude und Erſtaunen. Der Baum hat die Größe unſerer mäßigen Obſtbäume, aber ſeine Geſtalt iſt ungleich ſchöner, und nichts iſt ihm unnatürlicher als der runde Kopf, den unſere Schneider-Gärtner ihm in den Töpfen aufſetzen, dabey iſt er dicklaubig, und faſt in keinem Jahre fehlt es ihm an einer Menge von Früchten. Gewiß, auch die größten und berühmteſten Orangerien in unſern Nordgegenden ſind nicht im Stande, uns einen Begriff von einem ſchönen Orangen-Baume zu geben, und ich würde alle Abbildungen, die mir davon vorgekommen ſind, für Ideale halten, wenn ich nicht meinen Augen trauen müßte.

Alles vereinigte ſich in dieſem herrlichen Thale, um uns den Winter völlig vergeſſen zu machen. Hier ragte Fondi eben aus dem Orangen Walde hervor, deſſen dunkles Laub mit dem reichen Segen der goldenen Früchte eine wunderſchöne Miſchung machte, und der ganzen Gegend ein unbeſchreibliches Anſehen von Ueppigkeit und Fülle gab. Der liebliche Duft verbreitete ſich über das ganze Thal. Rechts und links prangten die Felder mit der ſchon hoch aufgeſchoſſenen Saat, und die Hecken mit wohlriechenden Mirten und Lorbeern und der Coluthea, die in voller Blüthe ſtand. Auch der Raſen war voller Blumen, und die Luft ſo milde und warm, als ſie es bey uns an dem ſchönſten Apriltage nur ſeyn kann. Von dem Berge St. Andrea, an dem wir jetzt hinauffuhren, hat man noch einen ſchönen Blick auf das liebliche Thal und die ferne Rhede von Terracina. Der Berg ſelbſt war auf dieſer Seite ein nackter Felſen, und nur eine Menge von Ruinen römiſcher Landhäuſer zeugt vom ehemahligen Anbau. Auf der Höhe liegt der Flekken Itri, mitten in einem großen Oelwalde, der auch die ganze andere Seite des Berges einnimmt. Hier ſahen wir zuerſt den Johannisbrodbaum, der bey uns nur zu einer mäßigen Stande wird. Er iſt nicht ſehr hoch, aber ſeine ſchöne Krone breitet ſich außerordentlich weit aus. Zuweilen ſenken die Zweige ſich bis zur Erde hinab, und faſſen wieder Wurzel, ſo, daß ein einzelner Baum oft einem ganzen Buſche gleicht. Das Laub, welches überwintert iſt ſchön hellgrün, und die bohnenartige Frucht dient den Menſchen, beſonders aber dem Vieh zur Speiſe. Der ganze Abhang des Berges iſt voll von dieſen ſchönen Bäumen. — Zur Rechten des Berges läßt man die Ruine des alten Thurms liegen, bey welchem Cicero ſein Leben verlor. Wir gedachten des edlen, durch und durch liebenswürdigen Mannes, der für ſein verderbtes Zeitalter zu gut war, und deſſen

Leben, und welch ein Leben, dem grauſamen Muthwillen ſolcher Menſchen dahin gegeben wurde! Wer kann ohne Schaudern an jene Tage denken, und wen werden die unſrigen nicht an ſie erinnern? — Doch nicht dahin! In Italien laßt mich nicht bleiben. Iſt nicht hier jetzt das Land des Friedens?

Ungefähr um Mittag langten wir in dem Flecken Mola di Gaëta, dem alten Formio, an. Die alten Römer hatten hier viele Landhäuſer, unter welchen Cicero's Formianum bekannt iſt. Unſer Wirthshaus lag am Strande des Meeres, und wir ſahen uns auf einmahl wieder in einer ſo zauberiſchen Gegend, daß wir unſchlüſſig waren, ob wir ihr oder Terracina den goldenen Apfel zuwerfen ſollten. O, es iſt wunderbar dieſes Element, welches ſich uns täglich unter andern Geſtalten zeigt, und unergründlich ſind ſeine Schätze! So manchen Tag verlor ſich nun ſchon mein Blick in ſeinen Fluthen, und immer war es heute anders als geſtern, und immer gleich groß und herrlich. Wo es ſich zeigt, da theilt es auch nackten Küſten ſeinen Zauber mit, und die ſchönen werden zu Paradieſen.

Mola liegt an einem großen und ſchönen Meerbuſen, welcher rings umher von einer mahleriſchen Bergkette eingeſchloſſen wird. Zur Rechten tritt in mäßiger Entfernung ein abgeriſſenes Vorgebirge weit in das Meer hinein und hängt nur durch einen ſchmalen Strich Erde mit dem feſten Lande zuſammen. Auf dieſes Vorgebirge ſind Stadt und Caſtell Gäeta erbaut, und ſcheinen aus dem großen Gewäſſer wie emporzuſteigen. Den ganzen Raum zwiſchen Gäeta und Mola nehmen die Vorſtädte ein, die aus lauter freundlichen weißen Häuſern beſtehen. Abwechſelnd mit den Häuſern zieren ſchöne Gärten voll Orangen, Mandel- und anderer

Fruchtbäume den Strand. Die Berge ſind mit mancherley Gebüſch und beſonders mit großen Oelwäldern beſetzt. So iſt das ganze Geſtade, in einer Strecke von 2 Stunden, bewohnt und bebaut, und bekleidet mit allem Zauber des ſüdlichen Himmels und des Alles belebenden Oceans. Zur Linken ſieht man die erhabene Kette der Appenninen bis jenſeits Neapel, und unter ihnen erhebt hier und da eine hohe Schneekuppe ihr glänzendes Haupt über die andere. Hinter dem Miſeniſchen Vorgebirge, welches auf dieſer Seite den Meerbuſen ſchließt, tritt jetzt der Veſuv mit ſeinen beyden hohen Spitzen deutlich hervor, und in grauer Ferne begränzen die Gebirge von Sorrento die Ausſicht. Vorn iſt die weite hohe See, aus welcher hier die ſchönen Bergſpitzen von Iſchia und dort die felſichte Capri emporſteigen.

Wir weideten uns noch an dieſer entzückenden Ausſicht, als ein Mann, deſſen Zopf mehr als ſeine halbe Länge maß, wie gedrechſelt in das Zimmer trat, und ſich uns als Caffetier Cicerone vorſtellte. Die ſonderbare Verbindung der beyden Aemter, deren jedes ſein eigenes großes Anſehen bey mir behauptet, gab uns eben ſo viel zu lachen, als der zierliche Anſtand des Polyhiſtors; indeſſen nahmen wir doch ſeine Dienſte an. Nach der Mahlzeit, welche uns und unſere Magen mit allerhand und ganz neuen Erzeugniſſen des Meeres bekannt machte, verrichtete er erſt das eine Amt, und ſchickte ſich hierauf, durch behende und abgemeſſene Anlegung eines großen Mantels, zu der Verwaltung des andern an. Man ſah recht deutlich, wie der ganze Caffetier unter den Mantel des Cicerone huſchte, und der Mann ſich jetzt für ein Weſen höherer Art hielt. Wir giengen zuerſt eine Quelle nahe bey dem Orte zu beſuchen, welche von vielen, die nach Anleitung der alten

Römer den Hafen der Läſtrygonen hierher verſetzen, für Homers Artakia gehalten wird. Wirklich ſprudelt hier in einem kleinen Garten, an dem Abhange des Berges, eine herrliche, reiche Quelle hervor. Ein dickſchattiger Lorbeer hing über die Quelle hinab, und ein herrlicher Kranz von ſchwerbeladenen Orangen-Bäumen ſtand auf dem blumigen Raſen um ſie herum. Der Platz war ſchön, und wohl werth, von Homer beſungen zu werden, wenn er ihn auch nicht gekannt hat. Von hier führte uns unſer würdiger Cicerone zu der Villa ſeines großen Anherrn Marcus Tullius. Die weitläufigen Subſtrucktionen, welche hier la villa di Cicerone genannt werden, erſtrecken ſich weit in das Meer hinein, und haben wahrſcheinlich zu mehr als einer Villa gehört. Ob Cicero's Landhaus hier wirklich geweſen ſey, kann ich nicht entſcheiden, indeſſen iſt die Lage zur Rechten der Appiſchen Straße, gerade ſo, wie Cicero ſelbſt ſie beſchreibt; weit von hier kann alſo der Ort nicht ſeyn. Wie oft und gern mag der Gute, Vortrefliche vor dem Gewühl der Geſchäfte und dem ſchändlichen Gewirr ſeiner Zeitumſtände hier eine Zuflucht geſucht haben, um unter einem milden Himmel, in der entzückenden Gegend, der hohen Weisheit und der herrlichen Natur zu leben! War doch ſein Herz ſo voll und groß! Ein dunkles Orangenwäldchen beſchattet dieſen Platz, und hier tranken wir zu des edlen Mannes Andenken gern ein Glas von dem Weine, den der Eigenthümer des Gartens uns anbot. — Wir ſtiegen aus dem Garten in ein kleines Schiff, welches uns bald über die ſtille See in den Hafen von Gäeta, einen der ſicherſten des Königreichs, brachte. Die Stadt ſelbſt iſt ziemlich wohlgebaut, und ſoll nebſt den Vorſtädten etwa 16000 Seelen enthalten, die von einem beträchtlichen Gewerbe reiche Nahrung haben. Unſer Cicerone führte uns auf das Caſtell, und wo wir eine ſchöne Ausſicht erwarteten,

fan

fanden wir eines der ſonderbarſten und größten Spiele der Natur, die ich je geſehen habe. In dem Felſen iſt ein großer Riß, beynahe von dem oberſten Gipfel bis tief in das Meer, welches ſich gleich einem Strom mitten hindurch drängt. Beyde Maſſen verbindet ein großes Felsſtück, welches, wie von oben herabgefallen, in der Mitte der Spaltung hängt und einer Brücke gleicht. Mitten auf dieſer Brücke ſteht eine Capelle, die ein berühmter Wallfahrtsort iſt; denn man giebt vor, dieſer Felſen ſey durch das Erdbeben bey dem Tode Chriſti geborſten, und der Gedanke an irgend ein Erdbeben iſt wohl ſehr natürlich. Dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt es begreiflich, daß der Ort ſehr heilig gehalten wird, und eine große Menge von Pilgrimmen hieher zieht. Durch eine Oeffnung jenes großen Felſens, die einem Thore gleicht, ſteigt man eine Treppe hinab, und gelangt ſo auf die natürliche Brücke und in die Capelle. Alles vereinigt ſich, um dem frommen Pilgrimm gleich bey ſeinem Eintritt in dieſen Ort ein heiliges Grauen abzugewinnen. Ein ſchwaches, dämmerndes Licht fällt durch die enge Spaltung des Felſens in die Capelle, und dumpf ſchallt das Geheul der Brandung durch die hohlen Klüfte zurück. Steigt man auf das Dach, ſo erreicht das Auge kaum zwiſchen den hohen Felſenwänden einen ſchmalen Strich des Himmels. Unten ſieht man tief in den Abgrund der See hinein und auf die kommende Woge, die ſich ſchäumend an der ſchwarzen Klippe zerſchmettert. Ueberaus freundlich und willkommen erſchienen uns hier einige Tazetten und kleine Palmen, die zwiſchen den Ritzen des Felſens hervorwachſen. Selbſt dieſer Ort des Grauſens, den die Sonne nie anders als auf Augenblicke erreichen kann, muß von ihrem Segen zeugen; der nackte Stein ſelbſt muß lebendig werden, ſo wie ſie ihn berührt. Mir war als müßte ich ihr dafür danken, und eilte, um ſie noch zu ſehen, ehe ſie hinabgeſunken wäre. Ihr unterſter Rand berührte eben die Fläche der See. Eine dünne Wolke bedeckte ſie gleich einem Schleier; nach und nach verbarg ſie ſich immer tiefer in den Fluthen, und jetzt war auch der letzte Punkt verſchwunden, der eben noch hell über der glatten Welle leuchtet. Nur die kleine röthliche Wolke lag noch über dem Meer, und färbte es mit ihrem ſanften Schimmer. — Da war ſie geweſen, da hatte ſie uns verlaſſen, die Geberinn des Guten! Noch einen Blick auf die beyden Meerbuſen, die nur durch die ſchmale Erdenge von einander getrennt werden, auf die herrliche Gegend, wie ſie in dem Abendroth zu ruhen ſchien, und hinab in die See, die unter der Brücke, wie aus einer dunklen Grotte, hervorſtürzte. — Stille und ernſthaft ſtiegen wir wieder in die Stadt hinab. Der Gouverneur des Orts, ein biederer Schweitzer, ließ unſern lieben St* zu Lande nach Mola zurückfahren; Bruder N* und ich zogen die Waſſerfahrt vor, und nahmen alſo Abſchied. Als wir an den Strand kamen, hatte ſich ein friſcher Abendwind erhoben, unſer Caſſerier Cicerone, deſſen Muth nicht nach ſeinem Zopf gemeſſen werden durfte, zog ſich mit ſeinem Anſtande zurück, und hielt es für pflichtmäßig, den Wagen zu bedienen. Unterdeſſen ſtiegen wir mit unſerm Bedienten und Vetturino, der uns auch begleitet hatte, in das Schiff. So wie wir aus dem Hafen waren, wurde der Wind heftiger; die Schiffer wollten die kleine Fahrt nicht wagen, und giengen wieder an Land. Leider waren jetzt die Thore der Stadt geſchloſſen, und wir ſahen die traurige Möglichkeit vor uns, die Nacht auf dem Werft bleiben zu müſſen, und den Unſrigen die größten Sorgen zu verurſachen. Zum Glück kam ein Schiffer, der auf eine Höhe geſtiegen war, um Wetterbeobachtungen zu machen, mit der frohen Nachricht zurück, daß die Fahrt zu wagen ſey, wir waren alſo bald wieder aus dem Hafen.

Der Mond ſchien hell, und zeigte uns die ganze Gegend in ſeinem ſchönen Lichte. Ein friſcher Wind blies in das ſchwellende Segel, und unſer Schifflein tanzte bebende über die ſilbernen Wellen. Wir wurden bald innig froh, und ſangen ein Lied nach dem andern, bis wir an dem entgegengeſetzten Ufer waren. Mit ganz andern Vorſtellungen beſchäftigte ſich unſer treuer Guido Orenzio, und zuletzt ward es ihm ganz unmöglich, uns ſein Aergerniß über unſer frohes Singen und Scherzen länger zu verbergen. „Er möge mit dieſem böſen Elemente nichts zu ſchaffen haben, ſagte er, und nie ſey ihm wohl darauf zu Muthe. Es gebe da weder Landſtraßen noch Wirthshäuſer, und in dem Wirthshauſe ſey es doch Abends unſtreitig am beſten.“ In dieſe Gedanken vertieft, blieb er ſo blaß und kümmerlich in der Ecke des Schiffes ſitzen, daß wir uns bey der völligen Entfernung alles Anſcheins von Gefahr des Lachens gar nicht erwehren konnten. Nach einer ſchönen Fahrt von anderthalb Stunden waren wir an dem Lande, und gaben den Unſrigen unſere Ankunft durch ein lautes: Hallo! zu erkennen. Unſer Guido ſprang aus dem Schiff, und verſchwur hoch und theuer, ſich den verrätheriſchen Fluthen nie wieder anzuvertrauen. Wir wurden froh und freundlich von unſerer lieben Geſellſchaft empfangen, und ließen uns den rothen Wein des Landes bey unſerm Abendeſſen trefflich ſchmecken.

Sonntags den fünften war die Sonne noch nicht lange, rein und ſchön, hinter den Bergen aufgegangen, als wir Mola verließen. Unſer anmuthiger Cicerone zeigte uns noch eine Quelle, die nicht ferne von dem Wege lag. Es iſt ein ſchöner Orangen-Hain, worin mitten unter einem Raſen, der mit Güldenlack und Tazetten ganz bedeckt war, eine der reinſten und ſchönſten Quellen aus der Seite des Berges hervorſprudelte.

Hier die freundliche, einſame Quelle, und in der Ferne das weite Meer, welches heute ſo ſchön dunkelblau war, daß ſelbſt der Himmel dagegen bleich ſchien; dieſer Abſtieg machte dieſe Stelle beynahe noch ſchöner, als die andere, — Wir ſtiegen hier ein, und gelangten durch weite Saatfelder, die mit Aloe, Lorbeern, Myrten und blühender Coluthea eingezäunt waren, zu den Trümmern des alten Minturnä, die acht Miglien von Mola entlegen ſind. Das Beträchtlichſte darunter iſt eine große Waſſerleitung, die von den benachbarten Bergen kommt, und uns auf Spuren der ehemahligen Thermen leitete. Man ſieht noch den ganzen Raum und Umfang der Piſcina, und vieles Gemäuer von den Hallen und Bädern ſelbſt — Dieſe Ebene wäſſert der Garigliano, ein anſehnlicher Fluß, der in großen Windungen dem Meere langſam zuſtrömt. *) Wir ſetzten in einer großen Fähre hinüber, und ſtrichen jetzt nahe an den Moräſten von Minturnä vorbey, welche die Flucht des Marius, der ſich vor ſeinem Gegner darin verbarg, berühmt gemacht hat. Kibitze und Meven, Vögel, die nur in ſolchen waſſerreichen Gegenden ihre Nahrung finden, zeigten uns die Stelle. Bekanntlich wurde er gefunden und nach Minturnä gebracht, und hier war es, wo er den Cimbriſchen Sclaven, der ihn umbringen ſollte, allein durch ſeinen Blick und die Frage: „Willſt du den Marius tödten?“ in die Flucht trieb. Die großmüthigen Minturnenſer entließen hier den Unglücklichen mit allem Nöthigen verſehen. Dies alles ſchwebte vor unſern Augen, und wir gedachten des Mannes, der mit einer gränzenloſen Selbſtſucht und unerhörter Grauſamkeit mehrere Anlagen und höhere Kräfte verband, als

---

*) Es iſt der alte Liris, und führt dieſen Nahmen weiter hinauf auch noch.

Lina. Unmöglich!

Sophie. Glauben Sie mir immer auf mein Wort —

Lina. Und Sie ſind verwegen genug, mir das ſo gerade in's Geſicht zu ſagen?

Sophie. Nicht übel! Da Sie mich durchaus heyrathen wollen, muß ich Ihnen doch wohl ſagen, wer ich bin?

Lina. (bey Seite) Da bin ich garſtig angeführt — ich möchte raſend werden! (laut) Eine artige Geſchichte: meine gnädige Frau wird ſich freuen.

Sophie. Sie werden doch wohl Ihren Schwur nicht brechen?

Lina. I denkt doch! Nun verlangt Sie wohl noch gar, daß ich ſchweigen ſoll? Unter dem Vorwande, mich zu heyrathen, mir einen Schwur abzulocken, iſt Kleinigkeit: da kann man einem ehrlichen Mädchen wohl noch mehr ablocken. Nein, durchaus muß ich's meiner gnädigen Frau ſagen — die wird mich ſchon an Ihr rächen, Mamſell Friedrichen! Mit Schimpf und Schande ſoll Sie zum Hauſe herausgejagt werden.

Sophie. Das wird mein Herr wohl verhüten.

Lina. Ja, verlaſſe Sie ſich nur auf den — der wird froh ſeyn, ſo ein Menſch mal wieder los zu werden.

Sophie. Zum Henker, ſchimpfen Sie nicht, Mamſell!

Lina. Sie hat wohl gar noch Ehre im Leibe?

Sophie. Gewiß mehr, als Sie denken —

als vielleicht irgend ein anderer Menſch, und deſſen Größe im Unglück man über ſeiner Unmenſchlichkeit im Glücke nie vergeſſen muß.

Wir blieben den Mittag in St. Agata, einer Poſtſtation unweit Seſſa, dem alten Sueſſa der Aurunker, eines Volkes, welches den Strich Landes von hier bis Terracina bewohnte. Die Stadt liegt ſehr anmuthig auf einer Höhe, umkränzt von ſchöner Waldung, und überſieht die ganze fruchtbare Ebene zwiſchen den ſchönen Schwingungen des Garigliano und darüber hinaus bis an den herrlichen Meerbuſen von Gäeta. Hier iſt auch der Berg Maſſicus, jetzt Monte Dragone. Die Lacrima di Seſſa, einen Wein, der in dieſer Gegend wächſt, fanden wir zwar gut, aber der alte Falerner muß doch noch beſſer geweſen ſeyn.

Es war wieder ein herrlicher Frühlingstag, und beſonders der Mittag ſo warm und ſchön, daß nur die Furcht vor dem ſtarken Sonnenlichte uns abhielt, unſere Mahlzeit in freyer Luft zu halten. Den Nachmittag fuhren wir durch ein freundliches Thal, und nun eröffnete ſich mit einem mahle unſern Augen die fruchtbare Ebene von Campanien, dieſer unabſehliche Garten Italiens, wo die raſtloſe Natur von keinem Winter erſtarrt, und eine Erndte der andern die Hand beut; ein herrlicher Teppich der üppigen Saat, ſo weit unſer Auge reichte! hier und da waren Oelbäume, Eichen und hohe Ulmen, die von frohen Reben in tauſendfachen Geſtalten umſchlungen wurden. Im Oſten ſtand die hohe Mauer der Appenninen, und vor uns jetzt ſchon näher der Veſuv und die beyden Rauchſäulen, vergoldet von den Strahlen der ſinkenden Sonne. Der herrliche Abend erhöhte noch die Lieblichkeit der Gegend, und von dem einen, wie von der andern gleich erfreut und heiter, kamen wir mit einbrechender Nacht nach Capua, dem Ziel unſerer Tagereiſe.

Dieſes neue Capua liegt etwa zwey Miglien von den Ruinen der alten Stadt, an dem ſchiffbaren Volturno, einem ſchönem Fluß, der ſich durch dieſe herrlichen Gefilde ſchlängelt und ſeinen alten Nahmen behalten hat. Eine ſteinerne Brücke führt hinüber. Die Stadt iſt eine ſtarke Feſtung, gut und regelmäßig gebaut, und hat eine zahlreiche Beſatzung.

Montag den ſechſten Morgens machten wir uns nach Sonnenaufgang auf den Weg, und erreichten bald die Ueberbleibſel der alten üppigen Hauptſtadt Campaniens, die es wagte, ſich mit Rom und Carthago zu meſſen, und auch von dem großen Hannibal die Verheißung erhielt, zur Hauptſtadt Italiens erhoben zu werden. Auch nach der harten Behandlung, die ihre Einwohner am Ende des zweyten Puniſchen Kriegs von den Römern erlitten, blieb ſie doch immer eine der größten Municipal-Städte, und ward erſt im Jahr 844 von den Sarazenen völlig zerſtört. Eine Menge von Subſtructionen und Grabmälern, ein altes Thor, und beſonders die großen Trümmer eines Amphitheaters zeugen allein noch von ihrer ehemahligen Herrlichkeit. Dieſes Amphitheater iſt nebſt dem römiſchen Coliſſeo und dem Amphitheater zu Verona das größte, wovon noch Spuren übrig ſind. Die Arena wird jetzt zum Feldbau genutzt; außer ihr ſieht man noch den ganzen untern Theil des innern, und viel von dem äußern Umfang. Die Tuſciſchen und Doriſchen Säulen, woven man noch Ueberbleibſel ſieht, ſind nicht ſchön gearbeitet. Mehr Bewunderung verdient die Feſtigkeit des Gebäudes. Das ganze Gemäuer iſt von großen Backſteinen und mit Quadern bekleidet. Das Römiſche Coliſſeo iſt hö-

höher, aber nicht ſo breit, als dieſes Amphitheater; ein Umſtand, der die oberſten Zuſchauer hier ungleich weiter von dem Geſichtspunkte entfernte. — Die Ruine iſt übrigens eine der mahleriſchſten, die ich geſehen habe.

Wir nahmen einen kleinen Umweg, um über Caſerta zu fahren. Dieſes iſt ein offenes Städtchen, mit einem ungeheueren und prächtigen königlichen Luſtſchloſſe. Die Hackertiſchen Gemählde, welche hier ſind, und der neuangelegte Engliſche Garten hatten uns eigentlich hieher gezogen, aber die Leute drangen in uns, doch zuerſt die Waſſerkunſt und die ſchöne Veduta auf dem Berge zu ſehn; und da wir doch alle, wo nicht die Waſſerkünſte, doch wenigſtens die ſchönen Veduten lieben, ſo ließen wir uns bereden, hin zu fahren. Wirklich fanden wir auf einem mäßig hohen Berge eines der prächtigſten Werke, welches die neuere Kunſt in dieſer Art hervorgebracht haben mag. Es iſt eine Waſſerleitung, die eine Quelle aus dem Gebirge in die Gärten des Königs zu Caſerta und von dort nach Neapel führt. Aus dem tiefen Thal ſind drey Reihen Schwibbogen aus lauter feſten Quadern über einander gebaut, und reichen bis an die Mitte der einander gegenüberſtehenden Berge, die ſie wie eine Brücke mit einander verbinden, und das Waſſer von dem einen zu dem andern führen: ein ungeheures, wahrhaft königliches Werk. Als wir unſere Bewunderung gebührend an den Tag gelegt hatten, und nun nach der ſchönen Veduta fragten, führte man uns an den Fuß der oberſten Bogenreihe, und zeigte uns einen Gang, der mitten durch die dicken Mauern führte, und einer unabſehlichen Reihe von Zimmern gleicht. „Ecco la bella veduta!“ (da iſt die ſchöne Ausſicht!) ſagte unſer Führer. So ſehr wir uns in unſerer Erwartung getäuſcht fanden, mußten wir doch lachen, und nahmen unſern Rückweg zu dem andern Berge mitten durch die bella veduta. Wir kamen zu ſpät nach Caſerta zurück, um noch irgend etwas Anders zu ſehen, und machten uns gleich nach der Mahlzeit auf den Weg nach Neapel. Das Land bleibt bis dicht an die Hauptſtadt ſeinem Charakter von ungemeiner Lieblichkeit getreu. Die Saatfelder ſind überall mit Reihen großer Ulmen durchpflanzt, an denen Reben ſich hinaufwinden, und unter einander verketten. Dann ſieht man einmahl wieder ein Dorf, eine große Wieſe und einen Bach zwiſchen ſchönen Pappeln. Immer näher tritt der Veſuv, und plötzlich ſahen wir uns mitten in der Stadt, die wegen ihrer niedern Lage und des dichten Ulmen- und Rebenwaldes auf dem Felde kaum eine halbe Viertelſtunde weit geahndet werden kann, und zudem weder Mauern noch Thore hat. So endigten wir eine Reiſe, die man mit der Poſt in 24 Stunden abzumachen pflegt; wir brachten fünf Tage darauf zu, und möchten keinen dieſer Tage verkürzen, viel weniger entbehren. Dank ſey der Natur, die ſich uns in ihrer ganzen Herrlichkeit enthüllte, und Dank dem, der unſer Herz ihr aufſchloß!

V.

London: von einem franzöſiſchen Emigranten geſchildert.

Nach acht Tagen vergeblichen Harrens drehte ſich plötzlich der Wind. Jedermann erhielt Befehl, die Nacht am Bord zuzubringen und den Morgen in aller Frühe ſegelten wir von Rotterdam ab. Man kann ſich vorſtellen, welche Verwirrung und Unreinlichkeit im Schiffe herrſchte, denn wir waren alle wie auf einander geſchichtet und die meiſten von uns nicht an die See gewohnt, was denn höchſt ekelhafte und unangenehme Auftritte veranlaßte.

Es war ſeltſam anzuſehn, wie in dem Augenblick, wo die Matroſen ihr Fleiſch aus dem Kochkeſſel nahmen, man ſich um den Koch drängte, um einen Löffel von der Brühe zu bekommen, welche die Matroſen gar nicht achten und die man gemeiniglich weggzuſchütten pflegt.

Unſere Ueberfahrt war eine der glücklichſten. Den vierten Tag, nachdem wir uns am Kay von Rotterdam eingeſchifft hatten, landeten wir bey Tower zu London. Als wir die Küſte am zweyten Tage unſerer Fahrt gewahr wurden, war die Freude allgemein. Jeder wünſchte ſich Glück, die Holländer und die Patrioten vom Halſe zu haben und in einem ſchätzenden Lande zu ſeyn, wo wir als Königlichgeſinnte mit Vergnügen und als Unglückliche mit Theilnahme aufgenommen werden würden. Voll von dieſen guten Gedanken ſchifften wir die Themſe hinauf, wo uns bald eine Barke mit Zollbedienten begegnete. Zwey oder drey von ihnen kamen am Bord und ihr erſter Ausruf, als ſie uns gewahr wurden, war: Again! D—n the French! was wir, weil wir es nicht verſtanden, faſt für ein Compliment auslegten.

Es war an einem Sonnabend den 21ſten December Nachmittags gegen drey Uhr, als wir beym Tower anlangten; dann wären wir auf der Stelle ans Land gegangen, aber man wollte uns nicht erlauben, unſere Effekten mitzunehmen, weil die Zollbedienten, wie ſie ſagten, noch nicht Zeit gehabt hätten, ſie zu viſitiren. Den andern Tag war es Sonntag, und da wird nicht viſitirt, ſo wenig als am Neujahrstag. Wir mußten uns alſo entſchließen, ans Land zu gehen, ohne unſere Sachen mitzunehmen.

Als ich am Dienſtag wieder kam, traf ich die meiſten meiner Reiſegefährten noch auf dem Schiffe an, und ſah, daß man Anſtalten traf, unſere Sachen auf das Zollhaus zu ſchaffen.

Wir folgten ihnen in einem Boot, es waren unſerer 8 oder 9 mit dreyeckigten Hüten und unſern Monturmänteln von allerley Farben, was denn freylich zu London ſehr auffallen mußte, wo niemand dergleichen trägt, was aber im Grunde von unſerer Seite ſehr natürlich und ſehr zu entſchuldigen war. Aber der Abſcheu, den die niedern engliſchen Claſſen vor allem haben, was fremd ausſieht, ließ uns unſern Weg nicht ruhig fortſetzen. Wir waren gezwungen, an den Kohlenſchiffen hin zu fahren und wurden auf dem ganzen Wege mit dem Zurufe: God d—n de French dogs! und was noch ſchlimmer war, mit Stein- und Kohlenwürfen begleitet. Als der Pöbel am Ufer das ſah, nahm er Theil an der Luſt, überhäufte uns mit Schmähungen und warf uns auch mit Steinen; einer, der wohl ein Pfund wog, traf mich ſo auf die Bruſt, daß ich im Schiffe niederſank.

Auf dem Zollhauſe betaſteten die Zollbedienten unſere Taſchen, um, wie ſie ſagten, zu wiſſen, ob wir Contrebande oder verborgene Waffen bey uns führten. Sie nahmen uns unſere Säbel und andere Gewehre, ſchickten uns darauf ohne Umſtände fort, mit dem Bedeuten, ein andermal wieder zu kommen. Das habe ich wohl viermal gethan und mein Paquet erſt nach 14 Tagen, und wie alle meine unglücklichen Landsleute, gegen Bezahlung wieder erhalten.

Kaum waren wir auf der Gaſſe, als von allen Seiten lauter God d—n's erſchollen und die Gaſſenjungen uns ins Geſicht auslachten und uns höhniſch fragten: Parlez-vous françois, mon chien? Ich war ſo glücklich, einen ehrlichen Mann zu finden, der, als er mich in dieſer Verlegenheit ſah, mich auf Italieniſch anredete und mich dahin brachte, wohin ich wollte.

Kaum war ich aus dem Viertel, wo das Matroſenvolk wohnt, heraus, ſo bemerkte ich mit Vergnügen, daß der Pöbel die Impertinenz nicht mehr ſo weit trieb. Er begnügte ſich, uns vom Kopf bis zu den Füßen zu meſſen und zu lachen, entweder weil die Schuhe nicht geputzt, der Bart nicht raſirt, die Haare nicht friſirt, die Stiefeln oder der Mantel fremd, oder ſonſt etwas nicht nach engliſcher Sitte war; aber wenigſtens ließ man uns ruhig unſers Wegs gehen. Es gab ſogar viele Beyſpiele von Leuten vom erſten Range, die bey Erblickung eines Emigrirten, der in Verlegenheit war, und ſich an niemand zu wenden wagte, aus ihrem Wagen ſtiegen, ihn auf Franzöſiſch fragten, wo er hin wolle und ihm den Weg zeigten. Andere, wie der Engländer, der mich anredete, begleiteten ſie ſogar eine ganze weite Strecke. Wer von meinen Landsleuten mit der Landesſitte ſchon etwas vertraut war, gieng in den erſten beſten Laden und war verſichert, hier alle mögliche Höflichkeit und Dienſtfertigkeit zu finden. Ich machte die Bemerkung, daß unter den gemeinen Leuten, die man in den Gaſſen antraf, es auch nicht einen Menſchen gab, der nicht, wenn er bey einem franzöſiſchen Emigrirten vorbeygieng, die Geſinnung ſeines Herzens ausgedrückt haben ſollte. War es ein Royaliſte, ſo bedauerte er ihn, oder ſagte ihm etwas ſchmeichelhaftes, war es ein Republikaner oder Jacobiner, ſo ſagte er etwas grobes oder beleidigendes. Aber ich gewöhnte mich bald nach einigem Aufenthalt in England ſo ſehr an alles dieſes, daß ich nicht im mindeſten mehr darauf Achtung gab.

In den erſten Tagen meiner Ankunft zu London lief ich dahin und dorthin, ohne eine gewiſſe feſte Stimmung zu haben, blos in der Abſicht, mich zu orientiren. Das Ohngefähr brachte mich auf meinem Umherirren zu manchem herrlichen Denkmahl der Kunſt. Die St. Pauluskirche iſt ſicherlich eins der ſchönſten Gebäude in Europa; ihr Portal iſt äußerſt edel und übertrifft nach meiner Meinung das Portal der Peterskirche zu Rom; aber welch ein Unterſchied dagegen ſowohl in Anſehung der Lage, die zu London ſchlecht und eng iſt, als in Anſehung der innern Verzierungen. Wer das Portal von St. Paulus geſehen hat, hat alles geſehen. Aber in welches Erſtaunen geräth man, beym erſten Schritt, den man in die Peterskirche thut, über die Pracht und Größe des Gebäudes, über die Schönheit der Moſaikgemählde und der unzähligen Statüen. Zu London hat der Proteſtantismus alle Verzierungen aus den Kirchen verbannt und das Innere von St. Paul gleicht nur einem ungeheuern Steinklumpen. Eine Nacktheit, die mit dem Reichthum der äußern Verzierungen einen noch auffallendern Contraſt macht.

Nach St. Paul hat Sommerſeth-Houſe oder die Admiralität den erſten Rang. Der Platz iſt aber eben ſo übel gewählt, und man ſieht ſie nicht eher als beym Eintritt, denn die Engländer haben das Unglück, ihre ſchönen Denkmähler nicht allzugut anzubringen. Alle Denkmähler in London haben überhaupt genommen keine gute Lage; man erblickt ſie nicht eher, als bis man über ihnen iſt.

Der Pallaſt des Lord-Majors, deſſen Portal nach dem Muſter des Pantheons zu Rom erbaut iſt, würde ſelbſt dieſer berühmten Stadt Ehre machen; aber es iſt gar nicht ſo gelegen, um ſich in ſeiner ganzen Schönheit zeigen zu können; man ſieht es nur von der Seite und obgleich die Perſpecktive ſeiner Säulen, die mit der Gaſſe in einer Linie vortritt, von ferne eine allerliebſte Wirkung thut, ſo würde das Gebäude doch weit beſſer prangen, wenn es im Grunde eines großen Platzes läge.

Die Börſe oder Royal Exchange, ob ſie gleich ihrem Zwecke angemeſſen und ein nettes Gebäude iſt, hat jedoch nichts außerordentlich Merkwürdiges, ausgenommen die Statüe Karls II. zu Fuß von weißem Marmor, die ohne Widerrede die ſchönſte in London iſt; denn alle Plätze ſind mit einer großen Menge ſchlechter vergoldeter Statüen bedeckt, deren Ueberfluß den Engländern nicht den vierten Theil ſo viel Ehre macht, als ihnen eine noch ſo kleine Anzahl von Meiſterſtücken machen würde.

Ich bewunderte die neugebauten Stadtviertel, aber ich geſtehe, daß der Theil, der am Fluſſe liegt, mir ſehr mißfallen hat. Es fehlt der Stadt gänzlich an einem Kay, und die Häßlichkeit der Häuſer, die am Ufer ſtehen, erſcheint in einem noch weit widrigeren Lichte, wenn man dieſe Häuſer von den prächtigen Brücken betrachtet, auf welche die Themſe mit Recht ſtolz iſt. Hätte London einen breiten Kay von Tower bis nach Weſtmünſter, ſo würde Paris nicht mehr mit ihr verglichen werden können.

Auf meiner Wanderung kam ich auch zu dem berühmten Monument. So heißt bekanntlich eine hohe Säule, die zum Andenken der großen Feuersbrunſt errichtet wurde. Ich ſtieg bis zu ihrer Spitze hinauf, und von hier ſchwebte mein Blick über der großen Stadt London; aber man kann nichts weiter als die Feuereſſen unterſcheiden, aus welchen ein dicker Rauch dampft und eine Wolke über der Stadt bildet.

Der berühmte Tower von London iſt eine alte Burg am Waſſer und ziemlich im Geſchmack aller der alten Schlöſſer, die man in der Nähe alter Städte antrifft. Hier werden die Archive des Staats, die Magazine, Arſenäle und Zeughäuſer verwahrt und in Friedenszeiten zeigt man hier den Neugierigen allerhand wilde Thiere; aber jetzt, wo die Regierung irgend einen Volksaufruhr fürchtete, und dieſe Burg vor einem Ueberfall ſichern wollte, war der Eingang dem Publikum unterſagt.

Die

Dritter Auftritt.

Frau von Sternheim. Vorige.

v. Sternheim. (im Hereintreten)

Du vergiſſt mich ja ganz, Lina! Geh, beſorge Frühſtük.

Lina. (voller Unwillen ab)

v. Sternheim. Will Er zu mir, mein lieber Friedrich?

Sophie. Ja, gnädigſte Frau! Ich ſoll mich erkundigen, wie Ew. Gnaden geſchlafen?

v. Sternheim. Gut, ſehr gut! Sein Herr iſt äuſſerſt galant: ſtatt' Er ihm dafür meinen verbindlichſten Dank ab.

Sophie. (neigt ſich und will gehn)

v. Sternheim. Doch wart' Er noch einen Augenblik, mein Freund! Ich habe den Herrn Rittmeiſter nothwendig nach einer Sache zu fragen: dies wird ſchriftlich am beſten geſchehn können. (ab)

Sophie. Schriftlich am beſten? Was muß das ſeyn? — (Pauſe) Geduld, Sophie! Dein Schickſal iſt nun bald entſchieden. Lina wird gewiß nicht ſäumen —

v. Sternheim. (giebt Sophien ein verſiegeltes Billet) Hier, mein lieber Friedrich; geb' Er dies Seinem Herrn.

Sophie. (ab)

Vierter Auftritt.

Frau v. Sternheim. (nach einer kleinen Pauſe)

Ich habe doch wohl nicht zu viel geſagt? — Geſezt auch! Ein Mann wie Wibach kann es nie mißbrau-

Die Stadt wird bey Nacht durch Leute bewacht, die man Watchmen nennt, und die mit einem Prügel und einer Laterne bewaffnet in den Straßen Past ten o clock in einem weinerlichen und klagenden Ton rufen, woran man ſie erkennt, wenn man ſie auch nicht ſieht.

Falſche Schillinge und falſche Pence haben in Menge Cours. Ich habe faſt nie eine Guinee gewechſelt, ohne welche zu bekommen. Der Kaufmann, der Krämer finden eine gewiſſe Freude daran, ſich das falſche Geld vom Halſe zu ſchaffen, das trotz des Mißtrauens und ihrer Vorſicht ſich in ihre Caſſe eingeſchlichen hat. Die verſchiedenen Schauſpielhäuſer liegen alle in Weſtminſter und ſind von innen ſehr ſchön, aber von außen ohne alle Verzierung; nicht einmahl der Eingang iſt bequem.

Das Engliſche Theater iſt ganz dem Geſchmack der Nation angemeſſen, und ein Fremder, und ſonderlich ein Franzoſe, der an die ängſtliche Regelmäßigkeit ſeiner alten dramatiſchen Schriftſteller gewöhnt iſt, hat Mühe, ſich an die Freiheiten zu gewöhnen, welche ſich die Engliſchen erlauben! unterdeſſen wird es ſchwerlich Jemand geben, der nicht bey der Leſung gewiſſer Stücke des Shakespear von dem herrlichſten und gerechteſten Enthuſiasmus entflammt wurde. Der Engländer weint von ganzem Herzen im Trauerſpiel, und lacht eben ſo herzlich im Poſſen- oder Luſtſpiel, und ſo erreicht der Geſchmack in den Engliſchen Stücken den Zweck, den man von einer dramatiſchen Arbeit erwarten kann.

Die übrigen Vergnügungsörter ſind ſehr zahlreich und wohlfeilen Preiſes. Sie liegen größtentheils auf der andern Seite des Fluſſes, z. B. der Tempel der Flora, die Gärten Apollo's u. ſ. w. Für 6 Pence, die man beym Eintritt bezahlt, bekommt man hier zwey Taſſen Thee mit Butterbrod und hat überdieß noch das Vergnügen Muſik zu hören, und eine Art Komödie mit anzuſehen, die ein Mimiker ganz allein ſpielt. Man befindet ſich in zahlreicher Geſellſchaft und kann den ganzen Abend nach Herzensluſt in den künſtlichen Gärten umherſpatzieren. Das Vauxhall iſt ein prächtiges Inſtitut, wo ſich die beſte Geſellſchaft verſammelt. Bey gewiſſen großen Veranlaſſungen ſteigt der Preis des Einlaſſes bis auf 2 und 3 Guineen, und dann wird die Geſellſchaft mit einem Soupee bewirthet, wo die ausgeſuchteſten Speiſen und Weine vollauf zu haben ſind.

Die Juſtiz wird öffentlich und mit allem Ehrfurcht gebietenden Prunk verwaltet. Das einzige iſt mir sehr zuwider geweſen, daß der erſte beſte boshafte Menſch, dem es einfällt, einen andern unter dem Vorwand einer ververhaften laſſen kann, er braucht nur vor einem Friedensrichter zu ſchwören, daß die und die Perſon ihm eine Summe Geld ſchuldig ſey; hierauf muß der Verhaftete zuerſt die Gefängnißkoſten bezahlen, die ziemlich theuer ſind, und Bürgſchaft ſtellen, wenn er losgelaſſen ſeyn will. Hierauf kann er gegen den, der ihn hat verhaften laſſen, einen Prozeß, verſteht ſich für ſein Geld, anfangen; aber wenn es zum Schluß kommt, verbirgt ſich ſein Ankläger, oder wenn er geſtraft wird, ſo geſchieht es wieder auf des Verhafteten Koſten.

Man könnte der Juſtiz mit Recht vorwerfen, ein wenig gar zu exekutionsthätig zu ſeyn, denn es vergeht keine Woche, wo nicht einige Leute gehangen werden, und man iſt das ſo gewohnt, daß Niemand davon ſpricht, und daß ſogar das Volk nicht zuſammenläuft, um die Hinrichtung mit anzuſehen. Iſt es nicht etwas grauſam, das Leben der Menſchen unnöthiger Weiſe und oft wegen ſehr geringer Verbrechen aufzuopfern und mit derſelben Strafe den Böſewicht, der ſeinen Nebenmenſchen umbrachte, und den Armen zu belegen, den der Hunger zur Uebelthat verleitete und der im ganzen Lauf eines vorwurfsfreyen Lebens nur einmal ſich ſchwach finden ließ und einige Schillinge ſtahl.

Der Mangel an Vorſichtsanſtalten auf den großen Heerſtraßen macht den Straßenraub in der Gegend um London zu einer ſehr alltäglichen Sache, und obgleich oft Leute bey der Vertheidigung ihres Geldbeutels ihr Leben einbüßen, ſo ſcheint doch dieſes Rauben und Stehlen dem Engländer gar nichts ſo außerordentliches, und beym Antritt einer Reiſe braucht man einzig und allein die Vorſicht, etwas Geld für den Räuber bey Seite zu ſtecken und in Bereitſchaft zu halten. Eine Nothwendigkeit, die an ſich ſchimpflich iſt, welche die Engländer aber durch den Vorwand entſchuldigen, man würde dem Könige zu viel Macht in die Hände geben, wenn man eine Sicherheitswache für die Landſtraßen errichtete, ungeachtet es ſchwer zu begreifen fällt, warum das Kommando über eine Mareſchauſſee den König mächtiger machen ſollte, als das Kommando über die andern Truppen.

Einsmal beſuchte ich den Pallaſt, welcher den Matroſen zu Greenwich zum Spital dient. Nie habe ich etwas prächtigeres in dieſer Art geſehen, und was dies Spital noch mehr auszeichnet, iſt die außerordentliche große Reinlichkeit, die darin herrſcht. Die armen Teufel, die hier unterhalten werden, ſcheinen ſo glücklich, als man es mit ein paar Gliedmaßen weniger in einem ſolchen Inſtitute nur immer ſeyn kann. Sonderlich verdient die Kapelle alle Aufmerkſamkeit; man weiß nicht, was man beym Eintritt mehr bewundern ſoll, die Eleganz, die Nettheit oder die Schönheit der Bauart. Vielleicht tragen alle dieſe Dinge zur Glückſeligkeit der Perſonen, die hier wohnen, wenig bey, aber ſie machen der Nation Ehre, die ſo viel darauf verwendet. Als wir beym Rückweg durch das Matroſenviertel giengen, waren unſer vier zu Fuß und ohne Handſchuhe, und nie werde ich vergeſſen, daß unter andern Höflichkeiten man uns auch zu wiederholten Malen zurief: French dogs, nacked hands.

Ein andermal beſuchte ich Chelſea, das Invalidenhaus für die Landtruppen. Es wird zwar ziemlich gut unterhalten, und hat ziemlich viel Aeußerliches, aber es kommt doch bey weitem nicht dem Matroſen-Spital bey, denn alle Vorſorge und Aufmerkſamkeit der Regierung ſcheint mit Recht nur auf das Seeweſen gerichtet.

Die Promenaden von London ſind nicht zahlreich, aber ſehr weitläuftig und ſo angelegt, daß ſie von der freyen Luft durchſtrichen werden können. Der St. James-Park liegt mehr im Mittelpunkt; eigentlich iſt es weiter nichts als ein großer Bezirk mit einigen alten Bäumen, welche eine kreisförmige Allee bilden, in deren Mitte ein großer Waſſerſpiegel und eine Wieſe iſt, auf der man einige Pferde und anderes Vieh erblickt, welches, wie man mir ſagte, dem König gehört. An der Seite dieſes Parks iſt der St. James-Pallaſt gebaut. Die Königinn hat an dem andern Ende einen kleinern aber weit geſchmackvollern Pallaſt.

Zu Hyde Park promenirt die ſchöne Welt zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß. Jede von dieſen drey verſchiedenen Arten hat ihre beſondern Alleen, um alle Verwirrung zu vermeiden, die ſchon allzugroß iſt. In

deſ

deſſen haben die königl. Familie und eine kleine Anzahl von Günſtlingen, die aber für dieſe Auszeichnung ſehr theuer bezahlen müſſen, das Vorrecht in der Reitallee zu fahren. Was die Fußgänger anbetrifft, ſo werden ſie auf einem Spatziergang, der faſt eine engliſche Meile lang, und 12 Fuß breit iſt, gedrängt und geſtoßen. Dieſe Promenade führt zu einer kleinen elenden Thür, welche dem prächtigen Park von Kenſington zum Eingang dient, wo die ſchöne Welt an den Sonntagen im Frühling und Sommer zu luſtwandeln pflegt. Es dünkt unglaublich, daß die ſchönen Damen, die ſich dahin begeben, noch nicht veranlaßt haben, daß ein ſchicklicher und beſſerer Eingang gemacht worden iſt. Es iſt ſonderbar anzuſehen, wie man ſich an Sonntagen drückt und die Kleider von Leibe reißt, um hinein oder heraus zu kommen. Der Park ſelbſt iſt im Frühjahr der anmuthigſte Luſtort, den man ſich denken kann. Alles ſcheint hier in der größten Ordnung gehalten zu ſeyn und doch iſt alles natürlich und einfach; man findet hier nichts von dem Flittertand, welcher die neuen Gärten entſtellt. Ein großer natürlicher Waſſer-Teich iſt die ganze Verſchönerung dieſes Gartens; unterdeſſen erblickt man auch einen kleinen Erdhügel, der gewiß durch Kunſt hervorgebracht iſt, deſſen Urſprung ich nicht weiß, von dem man aber keinen Gebrauch macht.

Die alte Weſtminſterkirche iſt ein ſchönes Denkmahl gothiſcher Baukunſt und wird noch ehrwürdiger durch die Beſtimmung, zu der man ſie braucht. Hier ruhen die Ueberreſte der Könige und aller, die ihr Vaterland verherrlicht haben, oder ihm nützlich geweſen ſind. Die Leute, welche die Kirche zeigen, haben ſich in ihre verſchiedene Merkwürdigkeiten getheilt. Einer zeigt das Chor, der andere die Kapellen u. ſ. w. Unter andern führte mich einer mit mehrern Perſonen, die ſich darinn umſahen, in einen dunkeln Winkel, wo er einen Schrank aufſchloß und uns mit großen Umſtänden verſchiedene alte Lumpen zeigte, die ſeinem Vorgeben nach einigen großen Perſonen gehört haben ſollten; er zeigte uns auch die ſchmierigte Mütze des Thomas Morus, wenn ich mich recht beſinne, und erſuchte uns, einige Pence oder Schillinge hinein zu werfen.

Einer von meinen Freunden war in der Abenddämmerung in die Weſtminſterkirche gegangen, und während er mit Betrachtungen der Statüen und Leſung der Inſchriften beſchäftigt war, wurden die Thüren zugemacht, und er war gezwungen, die Nacht darin zuzubringen. Als ich ihn den andern Morgen blaß und entſtellt mit matten Augen erblickte, fragte ich ihn, wo er geweſen ſey. O! gab er zur Antwort, ich habe die Nacht in ſehr guter Geſellſchaft zugebracht, ich habe die Ehre gehabt Chatam und einer großen Anzahl andern Pairs vorgeſtellt zu werden; der König ſelbſt und noch mehrere waren zugegen; ſie waren alle ſehr höflich gegen mich, obgleich ein wenig kalt und wenig ſprechend. — Als man ſich hierüber wunderte, erzählte er uns nach einigen andern Umſchweifen, daß er dieſe Nacht auf Lord Chatam's Grabe geſchlafen habe.

Der Pallaſt Whitehall liegt nahe dabey. Inwendig ſieht man die Bildſäule des Königs Jacob zu Fuß von weißem Marmor. Dieſer Pallaſt hat nichts merkwürdiges, als das vermauerte Fenſter, durch welches der unglückliche Karl I. auf das Blutgerüſte ſtieg. Seine Statüe zu Charing Croß ſcheint mit der Hand nach dem Ort hinzuweiſen, wo er gerichtet wurde. Ich habe niemals dieſes Denkmahl der Reue anſehen können, ohne die lebhafteſte Rührung zu empfinden. Wer weiß, dachte ich, ob nicht dereinſt meinen verführten Landsleuten die Binde auch von den Augen fällt und ſie — — doch, wie entfernt ſcheint dieſes noch zu ſeyn!

Ein kleiner abgeleiteter Fluß verſieht die Stadt reichlich mit Waſſer, ſo daß faſt jedes Haus ſeinen Waſſerbehälter hat.

Die Gaſſen ſind gemeiniglich breit, und haben faſt alle einen Weg für die Fußgänger, was ſehr bequem iſt, aber was nicht verhindert, daß ſie bey dem geringſten Regen ſehr ſchmutzig und klitſcherig werden. Es fällt einem im erſten Augenblick auf, daß alle Steine zum Pflaſter und ſelbſt zu den Häuſern aus Schottland gebracht werden; und doch iſt es die Wahrheit. Ich habe ſelbſt in Schottland mehrere Steinbrüche geſehen, die nur für London bearbeitet werden.

Ich werde mich nicht weiter in eine Beſchreibung der ungeheuern Stadt einlaſſen; ich müßte ein dickes Buch ſchreiben, wenn ich alle ihre Schönheiten hernennen wollte, und überdieß iſt das ſchon von ſo vielen andern vor mir geſchehen. Ich komme daher wieder auf uns Emigrirte zurück.

Die Regierung behandelte uns mit vieler Güte. Man unterſtützte die unglücklichen Geiſtlichen und andere Emigrirten, die in der Noth waren, mit ſehr reichlichem Gelde und andern Beyträgen. Man kann die Menſchlichkeit und das Mitleiden der reichen und biedern Einwohner Londons nicht genug rühmen. Während in der ganzen übrigen Welt unſer Unglück uns nur die Brandmarke einer allgemeinen Verwerfung aufgedrückt zu haben ſchien, waren die Engländer die einzigen, die uns nicht allein eine Freyſtätte bewilligten, ſondern auch für den Unterhalt der Unglücklichen ſorgten, die ſie aufgenommen. 500 Geiſtlichen wurden zwey königl. Häuſer angewieſen, wo man ſie auf des Königs Koſten verpflegte.

Ein halb Dutzend Nonnen, deren Aebtißinn mit dem Hauſe Braunſchweig verwandt war, erhielten die Erlaubniß, nach ihrer Ordensregel in einem Hauſe leben zu dürfen, das der Prinz von Wallis für ſie an einem Ende der Stadt gemiethet hatte.

Als die bekannte Bill durchgieng, wurden wir gezwungen, unſere Nahmen und Wohnungen bey dem Friedensrichter anzugeben. Die heilſame Folge davon war, daß die Jacobiner nun das Maul halten und bald darauf das Land räumen mußten, was für uns keine geringe Herzenserleichterung war, denn vorher führten ſie das große Wort an allen Wirthstafeln und ſchimpften laut auf König, Adel und alle mögliche Regierungen in der Welt. Sehr oft wandelte einem die Luſt an, dem Redner Krug und Teller an den Kopf fliegen zu laſſen; aber das Unglück hat uns klüger gemacht, wir begnügten uns zu ſchweigen und ſie ruhig anzuhören, aus Furcht, ein ſolcher Ausbruch unſerer Vaterlandsliebe möchte uns mit der Landesverweiſung gelohnt werden.

Die Regierung traf keine andere öffentliche Vorſichtsanſtalten gegen ſie, als daß ſie den Tower vor einem Ueberfall zu ſichern ſuchte. Unterdeſſen haben mich mehrere Perſonen verſichert, daß ſie manchmal haben Maler an die Wirthstafel kommen und ſtatt zu eſſen die ärgſten unruhigen Köpfe abzeichnen geſehen. Ich ſelbſt habe ſo etwas nie geſehen, aber ich weiß es unter andern aus dem Munde eines Bekannten, der für einen Jakobiner gehalten wurde, und alle Mühe hatte, den Maler zu bereden, daß er keiner ſey.

Nach der Fremden-Bill wurden ſie ungleich ſittſamer, zumal, da das geringſte Wort hinreichte, ihnen ein kleines Billet doux, vom Miniſter zu verſchaffen, worinn ſie gebeten wurden, ſich ihrer Wege zu packen. Als einſtmal einer von ihnen ſeine Zunge an der Wirthstafel mit etwas mehr Heftigkeit, als gewöhnlich übte, bekam er mitten in ſeiner Freyheits-Predigt ein Billet: oho! ſagte er, indem ers öffnete, es iſt Engliſch, das verſtehe ich nicht, und bat ſeinen Nachbar, es ihm zu dollmetſchen. — Darf ich es laut leſen, fragte dieſer? — Warum nicht. Ich habe keine Geheimniſſe. — Das Billet war folgenden lakoniſchen Inhalts. — „Sir, you will be pleaſed to leave London in four „and twenty hours, and the kingdom in three „days.“ Man kann leicht denken, auf weſſen Seite die Lacher bey Anhörung dieſer Worte waren.

Als meine Neugier einmal geſtillt war, und ich die Stadt zur Gnüge nach allen Richtungen durchſtrichen hatte, fiengen die vielen Emigrirten, zu denen ich gehörte, und die impertinenten God damns, die ich täglich von den Grobianen dieſes guten Landes verſchlucken mußte, an, mir läſtig zu werden. Feſt entſchloſſen, kein preußiſcher, öſterreichiſcher, holländiſcher Soldat mehr zu ſeyn, meines Müßigganges und noch mehr der leeren Verſprechungen überdrüßig, die man uns machte, und an deren Erfüllung ich mehr als jemals verzweifelte, verließ ich an einem ſchönen Morgen London, nach einem vier monathlichen langweiligen Aufenthalt, um eine Wanderung zu Fuß in das Innere der Inſel vorzunehmen, und zu verſuchen, ob ich nicht mit Hülfe körperlicher Strapazen die Ruhe des Geiſtes wieder gewinnen, und durch die Betrachtung neuer Gegenſtände, aus meinen Gedanken die zu friſchen und leider zu harten Rückerinnerungen verdrängen könnte, unter welchen meine Seele erlag.

Ehe ich mich auf den Weg machte, brauchte ich die Vorſicht, zufolge der neuen Parlaments-Bill mir vom Miniſterium einen Paß geben zu laſſen. Ich erhielt einen in Extenſo, der mir die Erlaubniß gab, in ganz Großbrittanien mich hinbegeben zu können, wohin ich wollte, except his majeſty's dock yeards. Ich verſah mich hierauf mit einem Empfehlungsbrief des Herrn Hanckey, eines Londner Kaufmanns, nahm Abſchied von meinen Freunden und Verwandten, und verließ dieſe Stadt mit völliger Ergebung in mein Schickſal und mit der feſten Ueberzeugung, daß ſo wie die Emigrirten in London Wohlthätigkeit und freundſchaftliche Aufnahme ſowohl bey der Obrigkeit als den Privatperſonen gefunden, und hingegen auf der andern Seite manches Unangenehme und Beleidigende ſich von anders Denkenden gefallen laſſen müſſen, ſo würde ich auch im Lande ſelbſt beyde, Freunde und Feinde antreffen, die, ſo verſchieden auch ihre Geſinnungen und Meinungen ſind, doch ganz friedlich mit einander leben; ſo wie man zu London die Statüen der Familie Stuart und die von Wilhelm und ſeinen Nachfolgern ganz ruhig und gleichgültig neben einander ſtehen ſieht.

chen. — Wäre meine Hofnung nur gegründet! — Gewiß! Seine beſondere Aufmerkſamkeit läßt mir keinen Zweifel übrig, nur wagt er's nicht, ſich zu erklären: ich mußte dieſen Schritt thun, um ihm alle Furcht einer abſchlägigen Antwort zu benehmen.

Fünfter Auftritt.

Frau v. Sternheim, Lina. (bringt Kaffe)

v. Sternheim.

Schenk' ein! (ſezt ſich)

Lina. (ſchenkt ein und giebt der Frau v. Sternheim eine Taſſe)

v. Sternheim. (indem ſie die Taſſe nimmt) Du ſiehſt ja ſo verſtört, ſo erhizt aus.

Lina. Vermuthlich weil ich vom Feuer komme.

v. Sternheim. (giebt Lina'n die ledige Taſſe) Noch eine?

Lina. (ſchenkt ein u. ſ. w.)

v. Sternheim. Sorge, Lina, daß wir dieſen Mittag genug zu eſſen haben: Der Rittmeiſter Wibach iſt mein Gaſt, und — wie ich glaube — kömmt auch der Herr von Liß.

Lina. Der Herr von Liß? Das ſollte mich wundern?

v. Sternheim. Wie ſo?

Lina. Wär' ich der Herr von Liß, hätte ſo lange ſchon mich um Sie beworben, und Sie zögen mir dann endlich einen Rittmeiſter Wibach vor, gewiß! ich beträte Ihre Schwelle nicht wieder.

v. Sternheim. Wie Du da ſchwazeſt! — Kann ich dafür, wenn ſich der Herr von Liß um mich bewarben?

VI.

Des Ritters und Hauptmanns, Georgs von Frundsberg Geſchichte der Erſtürmung der Stadt Rom, im Jahr 1527.

Nach Chriſti unſers Herrn und einigen Heylmachers Geburt, als man zält fünfzehen hundert, ſieben und zwanzig Jahr, den ſechſten Tag May, an einem Montag, ließ der Hertzog von Bourbon nach Mitternacht Drommen und Lerman ſchlagen, das Volk in der Stadt Rom zu erſchrecken und müd zu machen. Am Morgen, als Gott ein dicken Nebel gabe, der das Keyſeriſch Kriegevolk überſchattet, daß man ſie aus der Stadt nicht wohl ſehen mocht, hat der Hertzog die verordneten Hauffen zum Anlauff ermahnet, ob ſie wohl weder Geſchütz noch Laytern hätten. Etliche nahmen Bretter beym Ziegelſtadel, etliche banden Gartengatter mit Wieden aneinander. Dargegen waren die in der Stadt auf den Mauern mit ihrem Geſchütz und Waffen, alle Bollwerk und Zinnen, mit Leuten, Schlangen, Falconen und Hacken, wohl verwahrt, und alles Geſchütz in des Keyſers Volk gericht. Chunrad vom Bemelberg, des von Frundsbergs Locotenent, über fünf und dreißig Fähnlein, war verordnet zur Porten Torrion bey dem Wahl auf der rechten Seiten, als aber das Schießen, das die Hiſpanier im Nebel thaten, auf ſie gieng, muſten ſie da abſtehen, und lieſen einen andern Wahl an zur Rechten, da traff ſie auch das Geſchütz. Deßgleichen geſchah, als ſie zum dritten mal auffſtiegen, und muſſten derwegen weiter lauffen bis zur Höhe und Porten St. Spiritus.

Zu dieſem erſten Anlauff waren verordnet fünff Häuptleut, Diebold Häl, Albert von Freyberg, Barthelme Mohr, Anthoni von Wechſel, und Barthelme Bonieler von Wangen, und ſein Fähndrich, item, Hauptmann Barthelme Mohr, und Anthoni Wechſel, item, Andreas, ein junger Herr von Fleckenſteyn, und ſonſt bey dreyſſig Landsknechten, die auf dem Flecken blieben, aber viel ſind vom Geſchütz und Pulver beſchädigt worden. Der Frundsbergiſch Locotenent ließ bald die verordneten zehen Fähnlin lauffen, da haben die Häuptleut den Knechten tapfer zugeſprochen, ſelbſt Hand angelegt, und auf die Mauwer geeilet, mit Namen Philipp Stumpff, Ludwig Graf zu Lodron, Niclas Herr von Fleckenſteyn, Chriſtoff Graf von Eberſteyn, Veit von Wehnigen, Sebaſtian Schertlin, und Urban Lynſing, Hauptmann Heinrich Flitzinger empfing Schaden, daß er bald darnach ſtarb. Es war ein herber Sturm, denn das Geſchütz, ſonderlich die Handrohren, giengen immer auf ſie ab, doch hat Gott merklich ob ihnen gehalten, denn ſo oft ſie anlieffen, fiel ein dicker Nebel an, der ſie bedeckt und überſchattet, daß die Bäpſtlichen nicht ſahen wo der Einfall geſchahe. Es haben auch etliche Kriegsleut bekännt und geſagt, Gott ſey ihnen vorgangen im Nebel, und hab ſie über die Mauwer hinein zogen. Die Einwohner in der Stadt Rom haben auch aus der alten Stadt Rom über die Tyber heraus, zwiſchen Leonina und Janiculo, das Geſchütz laſſen abgehen. Niclas Seydenſticker ein Hauptmann und Profeß, mit ſeinem großen Schlachtſchwerdt, war der erſten einer, die bey der Porten St.

Spiritus über die Mauwer ſtiegen. Dieſe Häuptleut haben im erſten Einfall bey viertauſend Italiener erſchlagen, die nicht kondten entfliehen. Michael Hartmann von Altkirch, und die Landsknecht, die den Wahl überſtiegen, haben den Feinden das groß Geſchütz auf dem Bollwerk abdrungen, bald umbgewendt, und auf die Engelburg abgeſchoſſen. Wenn die Teutſchen das Geſchütz nicht gewunnen hetten, ſo weren die Hiſpanier wieder abgetrieben worden. Carl, Hertzog von Bourbon, war mit dem Hiſpaniſchen Fußvolk bey der Porten Torrion, zur Linken, an der Mauwer gegen Mittag, bis zur Porten Pertuſa hinter St. Peters Tempel, als er ſahe, daß die Hiſpanier das erſt mal abſtunden, ſich wollten entſetzen, hat er die Leiter ergriffen, war der erſt der hinauf ſtieg, und iſt mit einem Handrohr durch die Stirn von den Feinden erſchoſſen worden, daß er herabgefallen, und alsbald geſtorben. Das gienge den Hiſpaniern zu Hertzen, daß ſie am ſelbigen Ort grimmig über die Mäuwern ſtiegen, mit großer Mühe und Gefahr, daß ihr viel darob todt blieben, zween Fähndrich ſind über die Mauwer abgeſtürzt worden, und ein groß Stück hat viel in der Ordnung hingeriſſen, aber ein dicker Nebel hat immer das Keyſeriſch Kriegsvolk bedeckt, daß man ſie nicht wohl ſehen mocht. Alſo hat Carl, Hertzog von Bourbon, ſein Leben ring gewagt, und willig in die Schantz geſchlagen, daß ſein Kriegsvolk möcht erhalten werden. Er iſt als ein Oberſter zuförderſt antretten, daß ihm die Hiſpanier ſollten nachfolgen.

Mit dieſer That iſt er den allerberühmpteſten Heerführern zu vergleichen. Epaminundas, der Hertzog Thebarum, als er mit den Lacedemoniern ein Feldſchlacht gethan, und mit einer Lantzen erſtochen ward, ſprach er: Ich ſtirb gern dieſes Tods, ſo nur das

Kriegsvolk erhalten wird. Codrus, der Athenienſer König, als er im Peloponeſer Krieg Weiſſagung empfing, das Volk würd ſiegen, wenn der Hauptmann untergieng, hat er ſeine Kleider abgelegt, und iſt wie ein gemeiner Knecht den Feinden unter die Händ kommen, und hat ſich erſchlagen laſſen. Der Keyſer Veſpaſianus iſt allweg der erſt geweſen, und ſeinem Heer vorgezogen, wie Cornelius Tacitus ſchreibt. Sabinus, ein Syrier, war der erſt, der mit gewiſſem Tod zu Jeruſalem auf die Mauwer geſtiegen, daß nur andere hernach druckten. Alſo hat hie der Hertzog von Bourbon ſeinen Kriegszug ehrlich vollendet, und mit ſeinem Tod geſieget, den hat man nach dem Schuß zugedeckt, bis hernach die Stadt gewunnen und geöffnet worden, da ward ſein Körper in St. Peters Tempel, und in die Capell Sixti getragen, ſein Leib iſt hernach gen Caieta in das königliche Schloß geführt, daſelbſt Fürſtlich vergraben, der Grabſtein mit eim gülden Tuch bedeckt, und die Kriegsfähnlein, ſo unter ihm geweſen, zum Grab, zur Anzeigung ſeines Siegs und Triumphs, aufgeſtellet worden.

Wilbert, Fürſt von Orangi, ſampt dem Reiſigen Zeug, haben mitler Zeit an der Porten Pertuſa gearbeitet, die Brücken, angehänkte Thor, und eiſerne Schußgatter, und alles, mit Gewalt zerſchlagen und hinweg geriſſen. Da geſchah ein ungeſtümmer gewaltiger Einbruch in neu Rom, in die Stadt Leonina und Vatican genannt, daß man meynet, daß ſolcher Einfall nach dem Willen Gottes auf dieſen Tag und Stund habe geſchehen müſſen. Das Kriegsvolk hat nicht über ein Stund am Sturm und Einfall gearbeitet, aber drey Stund in dieſer Stadt zu thun gehabt, bis ſie alles in ihr Hand und wieder in die Ordnung gebracht. Melchior von Frundsberg, Herrn Georgen Sohn, war mittlerweil mit fünf Fähnlein verordnet, daß er ſolte den Hauffen verwahren, daß die Römer nicht aus der Stadt bey porta Pangratij und Septimiana möchten heraus, oder die Bündtiſchen zurück, in [illegible] fallen.

Dieſes Ein und Unfalls hat ſich Bapſt Clement ſo gar nicht verſehen, daß er ſich in derſelbigen Stund in Sanct Peters Tempel zur Meß hat laſſen tragen, als man ihm auch ſagt, es geſchehe der Einfall, hat ers verlacht, und nicht glauben wöllen, meynet, er wäre ſicher, ſo er den Hertzog von Bourbon und ſein Volk öffentlich verbannt und verdampt, alſo verhart, bis das Keyſeriſch Kriegsvolk in Tempel drang, auch die Schweitzer und andre, die in Tempel geflohen, vor ſeinen Augen nieder geſchlagen: Da er das ſahe, iſt er eilends durch die Thür und Stiegen, und auf den beſchloſſenen Gang in der Höhe in die Engelburg ſo ſchnell gelaufen, daß ihm der Schweiß ausgieng, als ob man ihn mit Waſſer begoſſen hatt, und ward St. Peters Tempel mit Mord und Blut erfüllt. Paulus Jovius, Biſchoff zu Nucaria, ſchreibt: Bapſt Clement hat in dieſer Stund ſeine Götter vergebenlich angerufft vor dem Altar, Er lief darvon über die zwiefachen Mauwern, und hat durch die Fenſter geſehen, wie die Römer in der Flucht von den Feinden zu todt geſchlagen und erſtochen worden. Jovius iſt Clementi auf dem Fuß nachgeeilt, hat ihm das lange Kleid, daß er deſto baß lauffen möcht, in den Händen nachgetragen, ſein braunen Mantel über ihn geworffen, und hat ihm ſeinen Hut aufgeſetzt, daß er auf der offnen höltzern Brücken, die in die Engelburg gieng, im köſtlichen Kleid nicht erkannt noch erſchoſſen würde. Dazumal iſt die Guardia der Schweitzer niedergelegen, deren Babſt Clement zwey hundert hett, die allezeit mit Schwerten und Hellenparten auf ſeinen Leib muſten warten, die ſind zum Theil an der Mauwer umkommen, zum Theil in der Guardia und im Tempel vor Bapſt Clementis Augen, und denn auch auf und hinter dem Altar erſtochen worden. Nicht mehr denn zween und viertzig Schweitzer ſind lebendig in die Engelburg entronnen, ihr Hauptmann, mit Nahmen N. Röſch von Zürch, iſt unter ſeinem Weib, die auf ihn fiel, und ihn gern errettet hett, von den Hiſpaniern erſtochen und dem Weib die Finger abgehauen worden. Rentius Ceres, Oberſter Hauptmann, iſt auch eilends in die Engelburg entlauffen ſampt dreyzehn Cardinälen. Item, Matthens Giberti Datarius, Jacobus Salviati von Florenz der Elter, und Albert von Carpen, des Königs von Frankreich Ambaſcator, denen folget ein groſſer Anhang, da viel Leut, jung und alt, Weib und Kinder, niedergetreten, und auf der Brücken erdruckt worden, wie denn auch Laurentius Puccius, Cardinal von Florenz, der Poenitentiarius, ſchier erdruckt worden, und ſchwerlich in die Engelburg kommen. Falcius, ein Hiſpaniſcher Hauptmann, iſt bis unter die Porten der Engelburg gelaufen und da umbkommen. Die Port iſt bald beſchloſſen, und das arme Volk in Aengſten gelaſſen, das den Tod vor Augen ſahe, wuſt nicht, wo aus und an, doch ſind viel des Bapſts Kriegsleut, die verwundt waren, und andere Bürger über die Engelbruck, Pons Angeli genannt, in die Stadt kommen, und ehe denn die Keyſeriſchen zuſammen kamen, eingelaſſen worden.

Der Jammer, der Tumult, und die Ungeſtümigkeit, die ſich zu beyder Seit hat begeben, kan nicht beſchrieben werden. Die in der Engelburg haben immer mit groſſem Geſchütz, Carthonen und Schlangen, heraus geſchoſſen, und ein Feuwrkugel aus der Engelburg in das Zeughaus geſchoſſen, darinn bey tauſend Tonnen Pulvers lagen, welche dardurch angezündt worden, viel

Menſchen und etlich Knecht beſchädigt und getödtet. Sie haben auch aus der alten Stadt Rom ihr Geſchütz laſſen abgehen. Es lagen alle Gaſſen voll todten Körper von Menſchen und Roſſen, Der verlorne Hauf, der in Unordnung und aus Burgo novo auf den Platz vor der Engelburg kommen, auch in einem Grimmen über die Engelburg, die alte Stadt Rom, wollten anlaufen, die hat der Printz und der Reyſigzeug, wieder hinter ſich getrieben, und ermahnt, man ſollt den ganzen Hauffen laſſen zuſammen kommen. Die neue Burg, St. Peters Tempel, und des Bapſt Pallaſt, ſind allein mit den Handrohrn und langen Spieſſen in Eil gewunnen und eingenommen, alles mit Blut beſprengt, und die ganze Stadt, neuw Rom, Vatican genannt, in dreyen Stunden vor Mittag mit Gewalt eröbert und gewonnen, darinn ſind bey ſechs tauſend Mannen erſchlagen und erſtochen worden, Römiſche Soldaten und Bürger, aber auf des Keyſers Seiten ſind wenig, und nicht über drey hundert, mehrentheils Hiſpanier, umbkommen. Conrad Huß von Bemelberg, des von Frundsbergs Locotenent, drang mit dem gewaltigen Haufen hernach, und bey St. Peters Burg verſammelt er auf dem Platz den verlohrnen Haufen, die den Sturm eröbert hetten, und ließ ausrufen, daß keiner plünderte, oder ſich vom Haufen ließ, bey Verlurſt ſeines Lebens, und that ſich nach dieſem erſten Sieg alles Kriegsvolk wieder in die Ordnung, und blieben da ſtehen, bis ſie alle zuſammen kamen, haben eine ſtarke Ordnung gemacht, und muſten ſorgen, die aus der Stadt möchten in ſie fallen, ſie haben weder eſſen noch trinken, und keiner Ruw pflegen, ſondern dem erlangten Sieg nachdrucken, und die ganz Stadt, alt Rom, jenſeit der Tyber, auch einnemmen wöllen, ehe denn die Römer die Tyber Brück abwürffen, wie Rentz Ceres mit ihnen hett beſchloſſen.

Bapſt Clement, als er von Bernard Patavin, der vom Keyſeriſchen Haufen in die Engelburg kam, vernommen, daß der Hertzog von Bourbon geſtorben, und daß die Keyſeriſchen ob ſeinem Tod hart erſchrocken, ſich mit der Bezahlung leichtlich würden ſtillen laſſen, hat er darauf keinen Unterhändler wöllen hinausſchicken, ſondern faſſet wieder ein Herz, und verhofft, er wolt ſicher ſeyn, der Hauff würd ohn einen Oberſten nichts mehr ausrichten, und der von Urbin würd ihn erlöſen, Er wolt ſich nicht begnügen laſſen an dieſem Schaden, ſondern lieber die ganze alte Stadt Rom mit Weib und Kindern zu Grund gehen laſſen, ehe denn er ſich mit den Keyſeriſchen in einen Vertrag einlaſſen und ihnen Beſoldung geben wolt, verſperrt und wehret ſich aus der Engelburg, und ſchoß ſtreng heraus. Es were dem Bapſt und der ganzen Stadt Rom nützlicher geweſen, der Hertzog von Bourbon were bey Leben blieben, denn Er war nicht willens die alte Stadt Rom zu plündern, er wollt allein ein namhaffte Summa Gelts geſchätzt haben, damit der Hauf wäre bezahlt worden, welches dem Bapſt nicht geſchadet, weil er unſäglich Gold lange Jahr eingeſammelt, Alsdann wollt er auch die Florentiner umb ein Kriegsſteuwer angeſucht haben, und den nächſten in Frankreich gezogen ſeyn, den Frantzoſen umb ſein Verbrechung zu ſtrafen, das war ſein endlich Fürnemmen. Als aber kein Oberſter vorhanden, haben ſich die Häuptleut unter jenen ſelbſt entſchloſſen, der Proviant und Unterhaltung halber, alles Rom in Eil einzunehmen.

Die Keyſeriſche Hauptleut hielten Rath, als ſie die erſte Vorſtadt gewonnen, und der Bapſt ihnen entgangen, haben ſich vereinet und beſchloſſen, ſie wolten auch die ganze Stadt Rom gleichergeſtalt in Eil mit Gottes Hülf erobern, daß ſie Proviant und Speiß für den Hunger möchten finden, und den Bapſt der Beſoldung halben mit der Belägerung auswarten, denn ſie wußten nicht anders, der Herzog von Urbin und der Bündtnuß Kriegshauff eileten hernach, und wenn ſie dieſen Abend Rom nicht einnehmen, ſo möchts hernach nicht mehr geſchehen: Haben nach Mittag alle große Stück auf den Mauwern und aus dem Zeughauß genommen, ſo viel ſie bekommen, zur andern Vorſtadt geführt, und ſich zum Sturm und Anlauff gerüſtet. Chunrad Huß, der Locotenent, macht wieder ein verlornen Hauffen. Chunradin von Glürnitz hatt unter ihm acht Fähnlin Cremoner Knecht, zu dem that ſich Ludwig von Grünenſteyn, die hatten den Vorzug, haben mit Gewalt die ſtarke Porten S. Spiritus in Vaticano, und die Port Septimii an der andern Vorſtadt aufgebrochen, deßgleichen S. Pangratij Porten. Sie nahmen große Blöck für Kriegswider, und ſtießen die ſtarke Thor aus den Thürangeln, Bey derſelbigen Porten iſt Ferdinand Gonſaga mit den Pferden auch eingefallen, zu ihm ſchlugen ſich Italiſche Häuptleut, und viel Pferd, Ludwig Gonſaga, Fabricius Maramald, Johan Dorbin, und Sarra de Columna, die aus Neapels kommen, bey dreißig Fähnlin, und hat der ganze Hauff, Teutſch, Hiſpanier und Italiener, die ander Vorſtadt mit Gewalt erobert, die Feind bald von der Mauwer abtrieben.

Janiculum oder Transtyberinum war die ander Vorſtadt an der Tyber, gegen Niedergang gelegen, mit ſtarker Mauwer umbfangen, hat drey Porten. Die erſt gegen Mitternacht, porta Septimii, in dieſe haben ſie geſchoſſen und geſtürmet, die Knecht haben mit den Handrohrn das Volk von der Mauwer und Zinnen getrieben, daß keiner ſicher ſtehen mocht, und jeder ſein Ort verlaſſen muſt. Die andre Port, S. Pangratii oder Aurelia, bey welcher das Keyſeriſch Kriegsvolk über die Mauwer eingefallen, und die Höhe bey S. Peter in Monte aureo mit dem Sturm herab kommen, haben das Volk in dieſer Vorſtadt abtrieben. Sie fanden auch in einem ſchönen Luſtgarten, dem Cardinal von Sena zugehörig, ein Thürlin durch die Stadt-Mauwer, mit Miſt, Holz und Erd verlegt, das haben ſie, geöffnet, und da iſt das Keyſeriſch Kriegsvolk einer nach dem andern hinein kommen, welches die Römer, ſo auf der Mauwer des Sturms ſich erwehren ſolten, überſehen, und das war der ander Sieg, und die beyde Städt ſind ohn alles Geſchütz erobert werden. Die Einwohner in der alten Stadt Rom, da ſie das gewaltig Kriegsvolk an der Brücken Sixti ſehen, und ſich nicht wußten zu erhalten, haben ſie Marggraf Albrechten von Brandenburg, der lange Zeit zu Rom bey den Bäpſten geweſen, vermöcht und erbetten, daß er, als ein gebohrner Teutſcher, bey dem Keyſeriſchen Kriegsvolk umb Fried anrufen wölt, ſo wölten ſie alles thun was ihnen müglich. Der Marggraf wagt ſich heraus, verhofft einen Fried umb ein merkliche Summa Gelts zu erlangen. Aber er vermocht nichts, das Kriegsvolk war hitzig und grimmig, und wolt ſein Werbung nicht hören noch annemmen. Sie drangen fort, und mußt Rom auf dieſen Abend erobert werden. Die Teutſchen haben den Marggraffen gefangen genommen. Das Keyſeriſch Kriegsvolk hat auf der Brücken Sixti in Janiculo, die verbollwerkt war, gedrungen, unangeſehen, daß das große Geſchütz aus der Engelburg ſtreng in ſie abgieng, wie auch durch ſolch ſchießen nicht viel Schaden geſchehen. Aber ein Kirche auf der Brücken haben ſie aus der Engelburg zertrümmert. Die Häuptleut haben immer ermahnet, man ſoll eilen und nachdrucken, die Stadt müßt in dieſer Stund erobert werden, derhalben die Drommeter immer aufgeblaſen, und die Drommenſchläger Lerman geſchlagen.

Bey

ben? Ein ſolches Geſchöpf zu heirathen, würd' ich mich nie entſchlieſſen, und ſollt' ich lebenslang Wittwe bleiben. Geb' ich dem Rittmeiſter einige Vorzüge, ſo gehe mir's vermuthlich wie Dir — nicht wahr, Friedrich gefällt Dir auch beſſer als Andrees?

Lina. Da ſind Sie weit links, gnädige Frau! Friedrich, ſo wenig als ſein Herr, hat die Ehre, mir zu gefallen, und ich bin feſt entſchloſſen, den Andrees zu heirathen.

v. Sternheim. Nun, viel Glück! — Aber ſage mir doch, was haſt Du denn mit einmal gegen den Rittmeiſter? Du warſt ihm ja ſonſt ſo gut?

Lina. Ich wuſte noch nicht, was ich izt weiß.

v. Sternheim. Und was weißt du denn izt?

Lina. Sehr viel, und nicht viel Gutes.

v. Sternheim. Darf ich es denn nicht wiſſen?

Lina. Wenn Sie durchaus wollen, freuen werden Sie ſich aber nicht. Friedrich, des Rittmeiſters Kammerdiener, iſt —

v. Sternheim. Nun? —

Lina. Ein Frauenzimmer.

v. Sternheim. Nicht möglich!

Lina. Wie ich Ihnen ſage.

v. Sternheim. Und woher weiſt Du das?

Lina. (etwas verlegen) J nu — es hat mirs Jemand geſagt, der's wiſſen kann: ich muſte aber verſprechen, ihn nicht zu verrathen.

v. Sternheim. Sonderbar, in der That, wenn's wahr iſt! Du wirſt mir aber erlauben, noch daran zu zweifeln, bis ich den vorgegebenen weiblichen Kammerdiener ſelbſt geſprochen.

Bey dieſem Sturm haben ſich inſonderheit gebraucht, Caſpar Schwegler, des von Frundsbergs Feldzahlmeiſter, die Häuptleut, Wendel vom Weyer, Sebaſtian Schertle, Steffan Weinwand Bret, Michel Merckle, Claus Seydenſticker, Rudolph Ehinger, Franz von Heimbſteyn, Hans von Bibrach, Hans Eckle, Wilhelm Reydhart von Ulm, Anthoni von Feldkirch, Hans von Stamm, N. Blaurer, Hans Werdenberger, und Hans Schenck, welche alle mit großem Ernſt die Stadt Rom geſtürmet. Es haben auch viel andre ſich ehrlich und redlich am Sturm gehalten, als die nachfolgende, ſo hernach zum Theil Häuptleut worden, Graf Ludwig von Oeting der jüng., Martin von Kulmbach, N. Reiſchacher, Georg von Saltzburg, Bernhauſer von Heyerlech, Ulrich Ruoming, Veit Holtzbock, Hans Wendel, Bernhauſer, Ulrich Müller von Greding genannt, Weißkopff, Dumbehirn, und Menhard und Kudringer, und ſind mit Ungeſtümme über die Brücken kommen, das Bollwerk bey der Porten eröbert, und ein Stund vor Nacht haben ſie die alt Stadt Rom gewunnen, das war der dritt Sieg in einem Tag. In derſelben Stund ſind der Keyſeriſchen mehr denn viertzig tauſend ſtark in die Stadt gefallen, und haben die Keyſeriſchen etlich tauſend Mann im erſten Einfall erſchlagen und erſtochen. Die Römiſche Kriegsleut, die nit erſchlagen worden, ſind entlauffen, und über die Mauwer ausgefallen.

Alſo ſind alle drey Städt Rom in einem Tag mit dem Sturm eröbert und gewunnen worden, vom Volk, das der Hertzog von Bourbon und Herr Georg von Frundsberg hinein geführt. Das Keyſeriſch Kriegsvolk hat nach dem Einfall ſich wieder zuſammen gethan, und haben müſſen ſorgen, wenn ſie ſich zerſtreuweu, ſo würden ſie überfallen. Die Teutſchen ſind im Campo flor, am Roßmarkt, die Hiſpanier am campo Agon, am gemeinen Platz, in guter Ordnung geſtanden bis Mitternacht, haben ſich einer Schlacht mit den Römern beſorgt, dann denſelbigen Tag iſt Graf Guido Rongon mit dem Reiſſigenzeug, und mit acht hundert Hackenſchützen zur Brücken Salavia auf eine halbe Meil hinzu, und hat wöllen bey Nacht in die Stadt kommen. Als er aber gehört, daß die Stadt eröbert, iſt er wieder hinter ſich auf Ortriculi gewichen, man meynet, wenn er eilende für ſich gerückt, er hette die Keyſeriſchen, ſo ob dem Rauben in keiner Ordnung weren, geſchlagen. Dieweil aber in dieſer Nacht zu Rom alles ſtill war, ſich kein Stadtvolk rühret, und jedermann in die Häuſer geflohen, haben die Hiſpanier, die des Raubs begierig waren, ſich nach Mitternacht getrennt, und angefangen in die Häuſer zu fallen, und zu plündern, darnach auch die Teutſchen, haben aber nicht blutgierig gewütet, ſondern der Menſchen, ſo viel möglich verſchont, nach Eſſen und Trinken, darnach auch nach Gut und Gelt, geſtellt.

Unmöglich iſts, daß man beſchreiben mög, was ſich in dieſer Nacht hat zugetragen, das arm hungerig Kriegsvolk plünderten und raubten was ſie bekamen, ſie haben alle Häuſer und Gemächer aufgebrochen, Kiſten und Käſten zerhauen, und alle Gebäuw zerriſſen, darnach auch Mann und Weib gefangen genommen, und geſchätzt, die muſten ſich mit viel Gelt löſen, und denn anderer Gefangenen auch ſeyn. Viel ſind auch peinlich gefragt, und etliche darob erſtochen worden. Kein Schatz noch Gelt zu Rom hat mögen verborgen bleiben, es muſt alles den hungerigen Kriegsleuten in die Hände kommen. Pompeij Columna Hauß darein die Reicheſten vom Adel geflohen, und meynten ſie wölten ſicher ſeyn, darinn die Marggräfinn von Mantua, Alphonſi, Herzogs zu Ferrar Schweſter war, die zu Rom ihrem

Sohn einen Cardinalſhut kauft, bey drey tauſend Menſchen, Edle Frauwen und Mann, ſind mit ihren Schätzen hineingeflohen, haben das Haus wohl verſperrt und verriegelt, meyneten ſie weren in einer Freyhung, und ſicher, weil die Columneſer Keyſeriſch waren, aber Alexander Gonſaga, Graf zu Nuvolari, und Alphonſus de Corduba, ein Hiſpanier, ließen ſich in der erſten Stund der Nacht in ihrem Harniſch, in einem Seyl, auf einem Bengel, in dieſes Haus ziehen, da hat die Margaräſin das Haus vor plündern errettet mit merklicher Summa Gelts, welches Gelt die Kauffleut und andere Reiche, die darinn waren, erlegt haben, darvon hat Ferdinandus Genſaga ein guten Theil behalten, und hat ſeine Mutter aus Rom geführt, weil niemands vor Gewalt mocht errettet werden. Foelicia a Robore, ein Urſinerin, die auch in dieſem Haus mit ihrer unverheyratheten Tochter war, als nachmahls alle, ſo viel im Hauß, um achtzig tauſend Kronen geſchätzt worden, hat ſie Silber und Gold, und all ihr Geſchmeyd, dargelegt, und die übrige erforderte Schatzung zu entrichten auf ſich genommen, daß ſie alle vor großer Gefahr, Beſchwernuß, Schand und Schaden, möchten errettet werden. Im Capitolio ward Dominicus Venerius, der Venediger Legat, umb zehen tauſend Gülden geſchätzt. Es iſt jedermann zu Rom geſchätzt worden, und man meynt, daß ob zwantzig tauſend Menſchen, nach bezahlter Schatzung, aus Rom ins Elend geflohen, alles verlaſſen, daß ſie nur mit dem Leben davon kommen möchten.

Cardinäl, Biſchoffe und alle Prieſter und Prelaten, ſind geſchätzt worden, mit Nahmen: Cardinal Caeſarinus, Dominicus, Jacobatius und Tudertinus. Beym Cardinal Poncera haben die Hiſpanier großes Gut, an Gold und Gelt, gefunden. Cardinalis ad aram coeli, der zuvor ein Barfüſſer Münch, und Caietanus. Cardinal in Minerua, ſind hoch geſchätzt. Etlich Cardinälen, Biſchoffen und Prelaten ſind die Händ auf ihre Rücken gebunden, und durch alle Gaſſen geführt worden, bis ſie zuletzt ihre auferlegte Schatzung bezahlt haben. Tempel und Klöſter ſind alle beraubt und geplündert, Kelch, Monſtranzen, Heiligthumb, und aller Kirchen Ornat, entwendt und geſchmelzt, alle Klöſter aufgeriſſen, und alles verwüſt worden, daß auch die Gräber aufgethan, und ob Bapſt Julij des Andern todten Körper ein gülden Ring gezogen worden. Aber ſolche Stück haben die Hiſpanier, Itali und Brutij gethan, Und inſonderheit die Hiſpanier großen Freſſel und Muthwillen getrieben, mit Weibern und Töchtern, vor den Augen der Eltern und Mannern. Die Teutſchen haben ſich an Eſſen und Trinken begnügen laſſen, und die Leut umb wenig Gelt geſchätzt, und war das Kriegsvolk muthwillig, weil ſie keinen Oberſten hatten.

Bibliotheca in Vaticano, die große Liberey, welche Nicolaus V. angefangen, und Bapſt Sixtus mit allen griechiſchen und lateiniſchen Büchern gezieret hatt, iſt gar verwüſt, und alle Bäpſtliche Bullen und Brieff verbrannt, zerriſſen und zu nichten gemacht, daß alle Gaſſen voll Bulla, Brieff und Bücher lagen, den Roſſen in S. Peters und andern Tempeln untergeſtreuwet worden, und iſt alles, was man für heilig hielte, zu Schanden worden. Es iſt auch ſo gar nichts ganz blieben, daß auch das alte Bild Laocuontis, welches Keyſer Titus in ſeinem Haus gehabt, aus einem ganzen Marmorſtein kunſtreich gehauwen, und in ſo vielfältiger Römiſcher Zerſtörung bisher hinkommen, ſo Babſt Julius mit großem Geld kaufft, und in ſeinen Luſtgarten, Belvidere genannt, geſetzt hatt, jetzt zerbrochen worden. In des Cardinals Engeforts Haus, der mit Adriano VI. aus

Niederland gen Rom kommen, und für Keyſeriſch geacht, word ein merklichs Gut geflöhnet von reichen Römern, Cardinälen, Biſchoffen und andern, man meynt es ſolt ſicherer ſeyn denn anderswo. Daſſelbig Haus hatten die Hiſpanier eingenommen, und haben das Haus gefreyet, wenn er dreiſſig tauſend Ducaten erlegte. Als aber Melchior von Frundsberg, Herrn Georgen von Frundsberg Sohn, mit dem Cardinal Red gehalten, und die Hiſpanier Sorg trugen, er würd mit den Landsknechten das Haus einnemmen, haben ſie bey der Nacht Kiſten, Käſten, Truhen, und alle Schloß geöffnet, dieſelben voll Gelts und groß Gut gefunden, daß ſie eilends an andern Ort verzogen. Des andern Tags ſind Teutſche Knecht hinein gelegt werden, die haben nicht viel mehr gefunden.

Johan Baptiſta, der viel Tag zu Rom umbgangen, blos ob der Gürtel, zu Zeiten ein Tuch umbgeſchlagen, und dieſe Zerſtörung weißgeſagt, des Babſts, der Cardinäl und Volks Sünd und Laſter mit Worten geſtraft, und zur Bekehrung ernſtlich ermahnt hatt, deßhalben in Gefängniß gelegt, und durch das Keyſeriſch Kriegsvolk wieder erledigt, Da er ſahe, daß die ſchöne Palläſt der Cardinal und große Häuſer zerſtört, zerſchlagen und alles verwüſt war, hat er ſich ſtillſtehend verwundert, und zum Kriegsvolk geſagt: Liebe Geſellen, Zeit iſt hin, raubet und nemmet alles was ihr findet, ihr müßts noch alles wieder ſpeyen, iſt alſo unterm Kriegsvolk umbgangen, die haben ihm zu eſſen geben. Wie nun die Teutſchen geſehen, daß die Hiſpanier allenthalben in der Stadt Rom die reicheſten Schätz überkommen, die reicheſte Häuſer und Palläſt eingenommen, weil ſie noch in der Ordnung geſtanden, auch die reicheſte Cardinäl und Prelaten gefangen, und ihnen darnach Freyheit zugeſagt, haben ſie ſich erzürnet, und unterſtanden, den Hiſpaniern ihr geraubt Gut wieder zu nemmen, darauf ihr Schlachtordnung gemacht, ſind erſtlich in des Cardinals Andreas de Valle Haus eingefallen, darein die Hiſpanier ihr Gut geflöhnet, und plünderten daſſelbig Haus, unangeſehen, daß der Cardinal auf der Columneſer Seiten, und des Königs von Portugal Botſchafft darinn war. Sie fingen die Römer, die zuvor geſchätzt, gefreyet, und da, als an einem ſichern Ort, waren. Sie ſind auch in des Cardinals von Seno Pallaſt gefallen, das Thor verbrennt, haben den Cardinal gefangen, ſein Haus geplündert, und die, ſo darinn waren, höher geſchätzt, denn weren ſie in ihren Häuſern blieben. Solche Aufruhr haben die Häuptleut mit großer Mühe und Arbeit geſtillet, denn das Kriegsvolk war ungeſchickt und muthwillig, haben große Spiel gethan, etwan dreyhundert, ſechs hundert und tauſend Gülden, in ein Schantz geſchlagen, haben einander verwundt und beſchädigt, Es-waren die Knecht reich, und die Stadt im Grunde verderbt. Die Jüden, deren gar viel zu Rom ſitzen, als ſie ſich erſtlich mit auferlegtem Gelt erledigt, haben ſie viel Ding den Knechten wohlfeil abkauft, großen Gewinn und Reichthumb überkommen. Im Capitolio hetten ſie etliche Römer in einen Thurm verſperrt, den hat das Kriegsvolk mit Pulver angeſteckt, zerſprengt und die Leute umgebracht. Es ſind auch viel Häuſer angezündt und verbrannt worden, und hat plündern, rauben, brennen und tödten ſechs Tag und Nacht gewähret, am ſiebenten Tag iſts verbotten worden.

Man meynt, das geraubt Gut von Gold, Silber und Edelgeſteinen, haben zehen Million Golds, und das auferlegt Strafgelt viel ein größere Summa übertreffen. Dieſem Jammer und Untergang der ganzen Stadt hat Bapſt Clement in der Engelburg zugeſehen.

Die Landsknecht haben die Cardinäls Hüt aufgeſetzt, die rothen langen Röck angethan, und ſind auf den Eſeln in der Stadt umbgeritten, haben alſo ihr Kurtzweil und Affenſpiel gehalten. Wilhelm von Sandizell iſt oftermals mit ſeiner Rott, als ein römiſcher Bapſt, mit dreyen Kronen für die Engelburg kommen, da haben die andern Knecht in den Cardinals Röcken ihrem Bapſt Reverenz gethan, ihre lange Röck vornen mit den Händen aufgehebt, den hintern Schwanz hinten auf der Erd laſſen nachſchleiffen, ſich mit Haubt und Schultern tief gebogen, niederkniet, Füß und Händ geküßt. Alsdann hat der vermeynt Bapſt mit einem Glas voll Wein den Segen gemacht, und Bapſt Clementen einen Trunk gebracht, die angelegte Cardinäl ſind auf ihren Knien gelegen, haben ein jeder ein Glas voll Wein austrunken, und dem Bapſt Beſcheid gethan, darbey geſchrien, ſie wöllen jetzt rechte fromme Bäpſt und Cardinäl machen, die dem Keyſer Gehorſam, und nicht wie die vorige widerſpenſtig, Krieg und Blutvergießen anrichten. Zuletzt haben ſie laut vor der Engelburg geſchrien: Wir wöllen den Luther zum Bapſt machen, welchem ſolchs gefalle, der ſoll ein Hand aufheben, haben darauf all ihre Hände aufgehebt, und geſchrien, Luther Bapſt, und viel dergleichen ſchimpfliche lächerliche Spottreden gethan. Grünenwald, ein Landsknecht, ſchrey vor der Engelburg mit lauter Stimme, er hett Luſt, daß er dem Babſt ein Stück aus ſeinem Leib ſollt reiſſen, weil er Gottes, des Keyſers, und aller Welt Feind ſey, der ſich unterſtanden, Italia und Neapels mit Krieg unter ſein Hand zu bringen, und den Keyſer zu vertreiben. Philippus Cerbellius und Mendanius, zween Hiſpaniſche Häuptleut, ſind darzu verordnet worden, daß ſie die Engelburg ſollten bewahren, verſchantzen und vergraben, daß kein Menſch aus noch ein möcht kommen, die waren auch ſo ſtreng, daß ſie ein alt Weib, welche Kreuter, Lottich, ꝛc. zur Engelburg in Graben trug, und dem Bapſt ſchenken wollt, vor des Bapſt Augen gehenkt, und die Kinder, ſo Kreuter an Strick banden, daß mans ſollt hinauf ziehen, mit Büchſen erſchoſſen haben. Es war viel Volks und kein Speiß in der Engelburg, daß die Cardinäl und Biſchoff ihrer Eſel Fleiſch muſten eſſen im Hunger. Es ſind die erſte Wochen zu beyden Theilen gefallen, umbkommen, erſtochen und erſchoſſen worden, ob zwölf tauſend Menſchen, daß die Häuſer und Gaſſen mit todten Körpern erfüllet bis an ſechſten Tag unbegraben lagen, darvon entſtund ein großer Geſtank und Peſtilenz.

Engelburg, des Bapſts Wohnung und Haus, iſt der alten Keyſer Begräbnuß, an der Tyber, vorzeiten Moles Adriani genannt, denn Keyſer Aelius Adrianus hatt aus Marmorſteinen gebauwet, da auch ſein und nachfolgender Käyſer Eſchen gehalten, wie man aus alten Grabſchriften ſehen mag, auswendig vierecket, eins Steinwurfs weit und hoch, auf ſolchen Stock hat nachmahls Creſcentius, Conſul zu Rom, ſich gelägert wieder den teutſchen Keyſer Otto den dritten, da überkame es den Nahmen Caſtellum Creſcentij. Bapſt Bonifacius IX. der erſt, der die bürgerliche Oberkeit zu Rom abgeſtellt, und allen Gewalt auf ſich gewendt, hat dieſe Keyſerliche Begräbnuß befeſtigt, und zu einem Schloß gemacht, da haben ſeine Nachkommen gewohnet. Alexander VI. hats mit Gräben und Bollwerken, und mit großem Geſchütz verwahret, daß mans nicht kann gewinnen. Zu öberſt hangt ein Engel an einer Stang, deßhalben die Engelburg genannt. Dieſer Stock hat in der Höhe drey Wohnungen über einander, wie drey Schlöſſer, mit Mauwern umbfangen. In dieſer Burg war Bapſt Clement vor allem Gewalt ſicher, und mocht das Geſchütz an alle Ort laſſen abgehen,

hen, wie denn auch den unbehutſamen trunkenen Knechten mehr Schadens aus der Engelburg, denn am Sturm, geſchehen. Zu öberſt beym Engel ließ er, ſo lang er belägert war, ſeine rothen Kriegsfahnen, als ein Feind, und den Keyſeriſchen zu Trutz, fliegen, und hat auch andere Kriegsfahnen ausgeſteckt. Im erſten Zwinger und in Zinnen lagen viertzig Stück Büchſen, Falconen, Schlangen, und ein Doppelſchlang, auch Carthonen, und viel Hagelgeſchütz. Im andern Schloß darob lagen auch viel Carthonen und Schlangen. Er hett bey ihm im Caſtell neuntzig Schweitzer, und bey vier hundert Italiſcher Kriegsleut, die ließ er am Tag in St. Peters Burg heraus fallen, die Keyſeriſchen zu beſchädigen, ſie wurden aber bald wieder hinein gejagt.

Der gefangen Bapſt hett ſeine Hoffnung auf der Bündtnuß Kriegshauſen, und meynt alle Stund, ſie würden kommen, und ihn erledigen, aber ſie ſind erſt am dritten Tag Maij von Florenz ausgezogen, mit dem Beſchluß, daß Marggraf von Salutz ſolt den Vorzug, ſo wolte der Herzog von Urbin mit dem Venediſchen Hauffen den Nachzug, haben, das hat ſich aber ſo lang verzogen, daß der Bapſt ſein Hoffnung mußt fallen laſſen. Als er nun ſah, daß er überwältigt, und dermaßen umblägert war, daß er ſich umb kein Hülf bewerben, auch ſich ſelbſt nicht entſchütten, und in der Engelburg mit dem Kriegsvolk, Mangel halb an Proviant nicht erhalten mocht, hat er Tag und Nacht mit den Cardinälen berathſchlagt, wie er das Kriegsvolk aus Rom bringen möcht, Er wolt alles verheißen und verſchreiben, bis ers möcht hinausbringen.

Die Keyſeriſche Häuptleut hetten viel Mühe mit dem Kriegsvolk zu ſtillen, die Nationen waren ſtets uneins, die Hiſpanier hetten die beſte Häuſer eingenommen, und wollten umb niemands geben, je mehr einer gewunnen, je ſtölzer er ward, denn etliche hetten viel überkommen, dargegen etliche gar nichts eröbert, dieſelbigen waren ungedültig, ſo ſie noch keine Beſoldung empfangen. Es war alles theuwer, Speiß und Trank in hohem Werth. Der Geſtank von todten Cörpern ward immer größer, und were das Kriegsvolk gern aus Rom gezogen, wenn ihnen der Babſt ihre verdiente Beſoldung bezahlt hette. Kein Oberſter war über den Hauffen, jeder thet nach ſeinem Gefallen, niemand wolt ſich des ungeſchickten Hauffens unterſtehen, oder ohne Befelch des Keyſers der Sachen annemmen, niemand wußt auch was dem Keyſer lieb oder leid were. Letzlich iſt Bilbert, der junge Fürſt von Orangl, von allen Häuptleuten, und mit Bewilligung der Teutſchen und Hiſpanier erbetten und erwehlt, daß er wolte ihr Oberſter Hauptmann ſeyn, bis auf weitern deß Keyſers Beſcheid, angeſehen, daß er dem Keyſer für andern bekannt, und dem geſtorbenen Hertzog von Bourbon mit Freundſchaft verwandt war, dem verſprachen ſie gehorſam zu ſeyn. Dargegen verpflicht ſich der Fürſt, er wolt keinen Fleiß ſparen, daß ſie alle bezahlt ſolten werden, vom wenigſten bis auf den meiſten.

Pompejus de Columna, Cardinal, und ſeine Vettern Aſcanius und Veſpaſianus de Columna, welche Hertzogen zu Alba und Traject waren, kamen mit zwey hundert Pferden und einem Fähnlin Italiſcher Knecht den achten Tag gen Rom, und da Pompejus ſahe, daß alles zu Rom verändert, alle Häuſer voll Kriegsleut, und alle Gaſſen voll todter Cörper waren, und höret das Geſchrey von Weib und Kindern, und daß die große Prelaten arm und gefangen, und daß ſein Widerpart, die Urſiner und Guelphen, geſtraft waren, hat er von Hertzen müſſen weinen, und geſprochen: Es were ſolch

Lina. O, zweifeln Sie, ſoviel Sie wollen: Ich bin meiner Sache gewiß. Aber, nicht wahr, der Rittmeiſter hat das Ding nicht übel eingerichtet? Vermuthlich fürchtete er Langeweile während der Kampagne —

v. Sternheim. Schweig! — Geh' und lege meine Kleider zurecht: ich werde mich ſogleich anziehn.

Lina. (ab)

v. Sternheim. Wibach, ein Frauenzimmer zum Kammerdiener — noch kann ich's nicht reimen. — Wenn's denn aber würklich ſo iſt, könnte Wibach wohl unſchuldig ſeyn? — Wer weiß! Sobald als möglich muß ich mich dieſer quälenden Ungewißheit entreiſſen. (ab)

Sechſter Auftritt.

Wibachs Zimmer.

Der Wachtmeiſter. (tritt auf und bleibt an der Thüre)
Wibach. (zur andern Seitenthür herein)

Wibach.

Was Neues, Wachtmeiſter?

Wachtmeiſter. Nein, Herr Rittmeiſter!

Wibach. Deſto beſſer! Sorg' Er dafür, daß Menſchen und Pferde ſich noch recht pflegen; der Waffenſtillſtand könnte leicht in einigen Tagen gehoben werden, und dann weiß Er wohl, haben wir keine Zeit zu verlieren.

Wachtmeiſter. Gut, Herr Rittmeiſter! (ab)

Werk dem Keyſeriſchen kleinen Hauffen nicht müglich geweſen, wenn nicht Gott inſonderheit dieſe Stadt hett wöllen ſtraffen. Er hette ſonder Mitleiden, Schmerzen und Trauwren, daß Rom und alles gar verderbt, und daß Bapſt Clemens, ſein Feind, ungeſtraft war, und alle Jammer über das arme Volk gieng. Er hat ſeinen Hof und Pallaſt den Armen aufgethan, und bey Häuptleuten und Knechten ſo viel mit ſeiner Authorität ausgericht, daß man Frauwen und Jungfrauwen verſchonen, die armen gefangenen Bürger nicht mehr peinigen, die Gefangenen erledigen, Geſatz und Ordnung machen ſollt: Er hat ſeine oberſte Säl mit Edlen Frauwen und Jungfrauwen erfüllt, die arme Cardinäl, die zu ihm flohen, bekleidet und geſpeiſet, und viel Leut, die von Kriegsleuten gefangen, mit ſeinem Gelt ledig gemacht, für ſie Bürg und Verſprecher worden. Ermeldter Pompejus de Columna iſt der armen verderbten Stadt ſo gut nütz geweſen, als were er vom Himmel kommen, er hat allen Bekümmerten gerathen und geholfen, auch ſeinen alten Feinden guts gethan, und ein Edle Frau mit ihrer Tochter, die vom Geſchlecht Sacta Crucis war, (welches ſeinen Vater Hieronymum Columna getödtet) in ſein Haus genommen, und mit Gelt erledigt, doch hat er des Bapſts Dorf am Berg Mario laſſen verbrennen, an der Brücken Mollis, bey zwey tauſend Schritt von Rom. Und da der Bapſt in der Engelburg den Rauch und das Feuwer ſahe, ſprach er zu den Cardinäln: Pompeius thut mir recht, ſo ich die Städt und Dörfer in ſeinem Land Latio hab laſſen mit Feuwer verderben.

Bapſt Clemens, als er ſahe, daß er verlaſſen, von niemand keine Hülff hett, daß er auch nicht Speiß hett, hat er ſich bedacht, er wölle viel Geldt aus den Kleinotern, die in der Engelburg waren, laſſen münzen, die ſonſt möchten durch das Kriegsvolk entzogen und beraubt werden, wölle auch Cardinäls Hüt verkauffen, und Gelt mit Landſteuwren machen, denn ſeinen Schatz und Gold wolt er ſeinen Feinden nicht gönnen. Darauf hat er nach ſeinem Willen Vertrags Artikel geſtellt, Brieff und Sigill gemacht, und am zehenden Tag Maij dem Kriegshauffen laſſen fürhalten, ſeines ungefährlichen Innhalts: Er wölle verheiſſen, alles zu thun, was ihm der Kayſer auferlege, und an barem Gelt erlegen hundert tauſend Cronen, jedem Knecht zween Monat Sold, und über zwanzig Tag wöll er noch mehr einen Monat Sold, funfzig tauſend Cronen, geben, was denn weiter ausſtendig ſey, das ſollen ſie zu Pleſenz empfangen, welche Stadt er zum Unterpfand einſetzen wöll, und mit dem Geding, daß alle, die bey ihm in der Engelburg, ſolten Leibs und Guts ſicher ſeyn, doch ſoll der Hauff von Stund an aus Rom und ſeinen Landen ziehen: Wiewohl es nun nie erhört, und nicht der Kriegsbrauch, daß der Gefangen dem Ueberwinder einen Vertrag ſoll fürſchreiben, ſo hätten doch die Oberſten und Häuptleut dieſen Vertrag leichtlich angenommen, Aber die gemeinen Knecht haben ſchlechts nicht dreln bewilligen, ſondern umb alle ausſtehende Monat Söld gar bezahlt ſeyn wöllen, oder keinen Tritt weichen, und geſagt: Wer wolt dem Mann vertrauwen, der kein Zuſagen kann halten? Hat er nicht der Columneſer Land wider alles Verſprechen verderbt? Wir wölten in der Engelburg Gelt finden, daß dieſer Hauffen drey mögen bezahlt werden, Wer wolt ſich mit ertichten Worten laſſen abbringen? Der Bapſt, als er die Abſchlag vernommen, hat er andern Capitel geſtellt, und dem Hauffen abermahls laſſen fürhalten: Er wölle ſich mit ſampt den Cardinälen und mit der Engelburg in des Keyſers Hand und Gewalt ergeben, und wölle fünf Städt dem Hauffen ſen zu Pfand ſetzen, nemlich, Plaſentz, Parma, Modéna, Civita Vechia, und Hoſtia, und alsbald par hundert tauſend Cronen geben, jedem Knecht zween Monat Sold, und wölle ſie darnach in einem Monat gar bezahlen, doch daß ſie von Stund an aus der Stadt Rom ziehen. Es ſey jetzt nicht mehr Gelt vorhanden, Sie mögen aber vier Mann in die Engelburg ſchicken, und ſuchen laſſen.

Wilbert, Fürſt von Orangi, oberſter Hauptmann, war ein junger Mann, und in großen Aengſten, Er dörfft kein Gewalt an Bapſt legen, wußt nicht was dem Keyſer gefällig, ſahe die Noth und den Jammer, und den Geſtank von den todten Cörpern, von Vieh und Leuten, ließ alles Kriegsvolk auf Campoflor zuſammen berufen, und hielt ihnen für, er wölt auf des Bapſts Zuſagen jedem alſo bar zween Monat Sold geben und den übrigen Ausſtand in Monatsfriſt gar bezahlen, darumb wöll er ihr Bürg, und ſelbſt Schuldner, auch ſambt den Hiſpaniſchen Herren ihr Gefangener ſeyn, ſo lang bis ſie bezahlt würden, doch ſollten ſie mit ihm auf Florenz ziehen, da mögen ſie auch etwas überkommen, und müſſen die Städt ſo viel erlegen, daß ſie benügig ſeyn ſollen. Die Hiſpanier ließen ſich bereden, wolten die Sach annemmen, aber die Teutſchen wollten nicht bewilligen, ſagten: Es were dem Bapſt keineswegen zu vertrauwen, es werè weder Treuw noch Glauben in ihm, ſie wölten auch nicht verrücken, ſie weren denn gar bezahlt, machten darauf einen Ausſchuß, welcher von ihr aller wegen handeln ſolt, Dieſelbigen haben ſich entſchloſſen, und beym Prinzen angebracht: Dieweil die Knecht unbezahlt nicht ziehen wöllen, ſoll man die Engelburg baß verwahren, und in Hut haben, damit der Bapſt und die Cardinäl nicht heimſich entrinnen, und den Schatz dannen bringen. Der Fürſt von Orangi, Oberſter, ließ umbſchlagen, ausſchreyen dem ganzen Hauffen, Teutſchen und Hiſpaniern fürhalten und verbieten, daß man ſollt aufhören plündern, den Bürgern Fried geben, ſie wieder in ihre Häuſer kommen laſſen, alle Kornkäſten ſolt man anzeigen, und der Mühlen verſchonen, daß ſie nicht zerriſſen würden, denn man wolt noch länger da hauſen, Man ſolt auch Ordnung und Recht halten, und den Kaufleuten ihre Schuldbücher wieder geben, und ein jeder Knecht zu ſeinem Fähnlin ziehen. Darauf ward Carolus de la Motta zum Richter verordnet, der hat den Richterſtuhl beſeſſen, Klag und Antwort gehört, und Recht gehalten.

Als ſich nun der gewaltige Kriegshauff zu Rom gelägert, da bleiben, und vor der Bezahlung nicht hinziehen wöllen, hat man ſich für die Engelburg gelegt, darvor Gräben und Schantzen aufgeworfen, und erſt dem Bapſt, und denen die bey ihm waren, Angſt gemacht, die haben ſich unterſtanden, den Hauffen abzuſchrecken, und heftig heraus geſchoſſen, Sie ſind auch, am fünfzehenden Tag heraus in die Tagwacht zum Gefallen, aber bald wieder hinein gejagt worden. Darauf der Bapſt mit dem Prinzen gehandelt, ihn dahin bewegt und vermögt, daß er abermahls am ſiebenzehenden Tag Malz auf Compoſtor Gemeyn gehalten, und den Knechten ernſtlich zugeſprochen, Sie ſollen den Fürſchlag annehmen, ſo wölle er ihnen ein Eydt ſchweren, in Monatsfriſt ein jeden vom höchſten bis auf den wenigſten zu bezahlen. Das wolten aber die Knecht nicht bewilligen, es were denn, daß Bapſt Clement, als des Keyſers Gefangener, beym Hauffen bleiben, und ſich verſchreiben würd, vom Hauffen nicht zu weichen, bis er ſein Zuſagen leiſtet, und ſie umb die ausſtehende Beſoldung be-

bezahlte, So ſoll auch der Prinz zu ihnen ſchweren, von ihnen nicht zu weichen, ſie weren denn bezahlt, und das in einem Monat; Wo das geſchehe, wolten ſie jetzt die zween Monat Söld annemmen, und hinweg ziehen, damit ſie nur aus dieſer ſtinkenden Mördergruben kämen, Doch ſolt man zuvor die Engelburg erſuchen, ſo würd man mehr Guts und Gelts finden, weder der Babſt fürgebe, denn man wiſſe wohl, daß alles Geldt aus der ganzen Chriſtenheit durch die Pallia, Annata, Indulgentz ꝛc. in die Engelburg komme, ſo hab er lange Zeit ein großen Schaz auf dieſen Krieg wider den Keyſer eingetragen. Auf ſolches hat der Prinz Bedacht genommen, und am achtzehenden Tag Maij auf Campoflor in Ring getreten, ſich erbotten, er wölle ſich für ſich ſelbſt zu ihnen verpflichten, das ſollen ſie auch thun, Sagt aber nichts von der Bezahlung, oder wo der Babſt bleiben würd, deßhalben ward nichts ausgericht. Der Fürſt fing an zu merken, daß der Bapſt betrieglich mit ihm handelt, ihm nichts halten, und ihn in der Gefahr wolt ſtecken laſſen. Er hett auch erfahren, daß er nicht allein mit ſeinen Bundtsgenoſſen, ſondern durch ausgeſandte Legaten einen neuwen Krieg practiciret. Hierauf wolt er den Knechten weiter nichts zuſagen, ließ den Bürgern gebieten, daß ſie ihre lange Spieß, Wehr und Harniſch, auf Campoflor ſolten überantworten, und rüſtet ſich den Feinden Wiederſtand zu thun.

Franciſcus, Hertzog zu Urbin, der Venediger öberſter Hauptmann, der bisher mit einem großen Heer, zu Roß und Fuß, mehr denn dreyſſig tauſend ſtark, zu Florenz ſtill gelegen, und verzogen, dem Bapſt die Schlappen wohl gegönnt, der ihn bey Leone X. aus ſeinem Erbland vertrieben, und hett mit dem Kriegsvolk practicirt, ſie ſolten ihren Herrn, den

Hertzog von Urbin, tödten oder fahen, und gen Rom überantworten. Solche erzeigte Unbilligkeit hat den Hertzog bewegt, daß er, ſich zu rechnen, gern verzogen. Und ob er wohl mit dem Margaraſen von Salutz verlaſſen, er wölte ſeinem Verzug nachfolgen, iſt er doch vom Läger zu Corton einen weiten Abweg auf Peruß, daſelbſt drey Tag ſtill gelegen, darnach auf Tode und Orte. Und als die Schweitzer auf der Reyß ein Caſtell geplündert, und acht hundert darinn erſchlagen, hat ſich die Reyß verlängert, daß der Hertzog erſt am ſechzehenden Tag zu der Tyberbrücken und gen Orvieto kommen. Da haben ſie berathſchlagt, daß Friederich Boſula und Hugo Populus ſolten mit den Kuriſſern in der Nacht für die Engelburg rücken, und der Marggraf von Salutz mit ihren Hauffen den Bapſt und die Cardinäl unverſehens ledig zu machen. Aber dieſer Anſchlag wolt nicht von Statt gehen, Denn als ſie nicht fern von Rom, fiel Friderich mit dem Pferd ſo hart, daß er weiter nicht kondt, Und ob wohl Hugo nach der Sonnen Aufgang für die Engelburg kommen, iſt er doch alsbald wieder hinter ſich gewichen. Nachmahls haben ſie beſchloſſen, Es ſollen alle Hauffen am zwantzigſten Tag zu Iſchola ſeyn, zwo teutſche Meil von Rom. Die Franzoſen und Veneter waren begierig den Bapſt zu helfen, Aber der von Urbin hat immer verzogen und aufgehalten, und jetzt ſpat auf das ſtreng anhalten an den Berg Marie, ein teutſche Meil von Rom, dem Bapſt in das Geſicht gelägert, ſich ſehen laſſen, aber keinen Angriff thun, noch gegen den Ueberwindern einlegen, oder in Gefahr begeben wöllen, ob er wohl ſtark genug war.

Die Weverſche Buchhandlung in Berlin, offerirt Denenjenigen die ſich mit ihren Beſtellungen directe an ſie ſelbſt wenden folgende Bücher bis zur Michaelismeſſe 1797, um den halben Preis:

---

1) Voltaire theologiſche Schriften 6 Bände. 1788. ſonſt 8 Thl. bis dahin 4 Thl.

2) Korreſpondenz mit dem Philoſophen von Sansſouci 4 Thle. 1789. ſonſt 5 Thl. 8 gr. bis dahin 2 Thl. 16 gr.

3) Korreſpondenz mit d'Alembert 3 Thle. 1792. ſonſt 4 Thl bis dahin 2 Thl.

4) Korreſpondenz mit Staatsmännern, Militair- und Standesperſonen, Gelehrten, Litteratoren und Künſtlern 3 Bde. 1793—1796. ſonſt 6 Thl. 16 gr. bis dahin 3 Thl. 8 gr.

5) Romane, Erzählungen und Dialogen, 3 Thle. 1785 u. 1786. ſonſt 4 Thl. bis dahin 2 Thl.

6) Schilderung der Sitten und des Geiſtes der Nationen von Karl dem Großen bis zu Ludwig dem Dreyzehnten 7 Thle. 1786 ſonſt 9 Thlr. 8 gr. bis dahin 4 Thlr. 16 gr.

7) Olla Potrida. Eine Vierteljahrſchrift von 1778 bis 1795 zuſammen 72 Stücke gr. 8. ſonſt 30 Thl. bis dahin 15 Thlr.

8) Quartalſchrift, Neue, oder Auszüge aus den neueſten und beſten Reiſebeſchreibungen auf die Jahre 1786 bis 1795, zuſammen 40 Stücke gr. 8. ſonſt 16 Thl 16 gr. bis dahin 8 Thl. 8 gr.

Auſſer dieſen ſind die anfänglich nur bis zur Oſtermeſſe dieſes Jahres heruntergeſetzten Bücher, als:

Cours théorique & pratique de la langue & de littérature françoiſe par Mr. de la Veaux, 3 Volumes.

Allgemeines Kochbuch aus den beſten Kochbüchern unſerer Zeit 3 Thle., neue Auflage.

Militairiſches Pantheon, oder biographiſches Lexikon aller Helden und Militairperſonen, welche ſich in preußiſchen Dienſten berühmt gemacht haben, 4 Thle.

Taſchenatlas, oder geograph. ſtatiſt. Handbuch von allen 4 Welttheilen zum lehrreichen Unterricht der Jugend nebſt 12 Landkarten.

Der Ton in kleinen Städten, oder Revolution im Städtchen*** drey Meilen von Berlin, eine komiſche Geſchichte 3 Thle. noch bis zur Michaelismeſſe um denſelben Preis zu bekommen.

In derſelben Handlung wird gleich nach der Meſſe die vierte Abtheilung des Verzeichniſſes einer Sammlung vorzüglich guter, größtentheils im letzten Jahrzehend erſchienener und in die ſchönen Wiſſenſchaften und andere Litteratur einſchlagender Bücher, zum Nutzen und Vergnügen, ſo um die Hälfte des beygeſetzten ganzen Ladenpreiſes gegen baare Zahlung in preußl. Courant und poſtfreie Einſendung der Briefe und Gelder verkauft werden ſollen — zu haben ſeyn. Dieſe Abtheilung welche gratis ausgetheilt wird, iſt wegen vieler wichtigen Bücher, vorzüglich intereſſant.

A. Wever.

Siebenter Auftritt.

Wibach, hernach Sophie.

Wibach.

Ich wünſchte, der Waffenſtillſtand wäre gar nicht geweſen! Wenigſtens hätt' ich Frau von Sternheim nicht kennen lernen. — Der Abſchied wird mir ſauer werden — ſehr ſauer! Nur gut, daß ich mich noch nicht erklärte — was würd' es helfen?—

Sophie. (tritt auf) Herr Rittmeiſter! (giebt ihm das Billet)

Wibach. Ein Billet? Von wem?

Sophie. Von der gnädigen Frau. (bleibt an der Thüre)

Wibach. (lieſt) „Ihre beſondre Aufmerkſamkeit, Herr Rittmeiſter, läßt mir feſt hoffen, mein Wunſch ſey erfüllt, es wird nur von Ihnen abhangen, ſich dieſes Wunſches erklären zu laſſen — Dieſen Mittag erwart' ich Sie.“ —

v. Sternheim.

Leſ' ich recht? — Gutes Weib! Du wagſt alſo den erſten Schritt! — O, dies hätt' ich Dir erſparen ſollen — (wird Sophien gewahr) Was macht Ihr noch hier, Friedrich? Geht!

Sophie. (ab)

Wibach. Was kann aber das alles helfen? Bei itzigen Zeitläuften bin ich ja nicht im Stande, ſie zu heirathen — Getroſt, Wibach! Es wird doch einmal Friede werden, und dann — Ein herrliches Weib!

No. 3.

Olla Potrida.

1797.

Drittes Stück.

Berlin

in der Weverſchen Buchhandlung.

Hat mit der Quartalſchrift einerley Inhalt.

L. F. Schmidt

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalt.

Seite.

I. Fragment, im Palais Egalité, auf meiner letzten Pariſer Reiſe gefunden. 5.

II. Brief über die Tertulias und Privatvergnügungen der Spanier. 78.

III Verſailles. 98.

IV. Vom türkiſchen Harem zu Aleppo. 108.

Olla Potrida.

1797.

Drittes Stück.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Das

Merkwürdigſte

aus den neueſten und beſten

Reiſebeſchreibungen

mit einem Anhange

naturhiſtoriſchen und biographiſchen Inhalts

vermehrt.

Eine

Quartalſchrift

Drittes Stück 1797.

Berlin,
bey Arnold Weber.

I.

Fragment, im Palais Egalité, auf meiner letzten Pariſer Reiſe gefunden.

Auf meinem traurigen Lager, auf welchem ich die wenigen Tage ende, die ich noch zu leben habe, nehme ich noch alle meine übriggebliebenen Kräfte zuſammen um ein Gemälde zu entwerfen — — — Könnte es die ſchrecklichen Verirrungen verlöſchen, über welche ich die Ausübung der Tugend und meine Pflicht vergaß, die mich zu einem ſchädlichen Gliede der menſchlichen Geſellſchaft machten und ihr ein Beyſpiel eines nur zu ſehr tadelnswerthen und mit der tiefſten Schande befleckten Lebens zeigten. Wenigſtens ſey es mir erlaubt, den tröſtenden Gedanken mit ins Grab zu nehmen, daß mein Ende vielleicht das Böſe wieder gut machen könne, welches mein Leben hervorbrachte. Junge Perſonen meines Geſchlechts! ihr ſeyd es, für die ich dieſe ermattende Hand noch einmal aufhebe; euch übergebe ich dies Gemälde, das immer eure Blicke feſſeln ſollte. Ueberleſet mit Aufmerkſamkeit dieſe Bekenntniſſe, die meine ſtrafbare Verirrungen, den Kummer, die Qualen, und dieſe ewigen Vorwürfe meines Gewiſſens enthalten, die jenen folgten. Wenn ihr euch aus dem tiefen Abgrunde, in den euch das Laſter hinabgeſchleudert hat, euch zurufen höret: Meine Freundinnen, die ihr das wahre Glück genießt, das allein der Antheil des ſchuldloſen Lebens iſt die ihr nicht von euren Eltern weichet, um euch den Zaubereyen der Verführung zu überlaſſen — ſo behaltet ſtandhaft dieſen Muth, den die Tugend giebt, und ſeyd überzeugt, daß ihr mit dieſen Grundſätzen wahrhaft glücklich ſeyn müſſet. Das wahre Unglück beſteht nur in der Entfernung von dem Pfade der Tugend. Traut meiner grauſamen Erfahrung, daß der nie wirklich unglücklich iſt, der ſich keine Vorwürfe zu machen hat. Was iſt denn auch endlich das Unglück und der Tod ſelbſt im Vergleich mit einem Daſeyn voll moraliſcher Verdorbenheit? Sehet dieſes Leben gequält und angeklagt von jedem Seufzer, der dieſer Bruſt entflieht, und von Gewiſſesbiſſen unerbittlich gepeinigt.

Ich ſchreibe dieſe Blätter mit der Pein meines Herzens, die nur mit dem Ende meines Daſeyns aufhören wird.

Ich wurde zum Troſt meiner Familie gebohren; Unerwartete und unverdiente Unfälle hatten ſie um ihr Vermögen gebracht. Mein Vater ſtarb im Kampfe fürs Vaterland und hinterließ mich noch in der Wiege. Ich beſaß die ganze Zärtlichkeit meiner Mutter: — Mutterliebe iſt ja, wie einer unſerer Schriftſteller ſagt, die höchſte, ſie ſcheint den Verluſt jeder andern zu erſetzen. Meine Mutter, die meinen Vater unaufhörlich beweinte, theilte ihrer Tochter ganz ihr fühlendes Herz mit; — Eugenie war allein der Gegenſtand ihrer Liebe; ſie war es allein, die ſie ans Leben feſſelte. Von ihrer Bruſt ernährt, kam ſie nie aus ihren Armen; — und alles ſchien anzuzeigen, daß ſie mir ihre Tugend einſtößen, daß ich ihren mütterlichen Sorgen, ihrer Zärtlichkeit und ihrem Beyſpiele entſprechen, — mit einem Worte, daß ich ihrer würdig ſeyn würde. — — Die Feder entfällt mir, da ich dies ſchreibe — ich muß weinen! — Doch ich will zu der Erzählung meiner Geſchichte zurückkehren.

Ueber

Achter Auftritt.

Herr v. Liß, v. Wibach, Andrees, hernach der Reitknecht.

v. Liß.

Guten Tag, Herr Rittmeiſter, ſo zu ſagen!

v. Wibach. Guten Morgen, Herr von Liß!

v. Liß. Sie ſprachen da von einem herrlichen Weibe; wen meinen Sie damit?

v. Wibach. Ihre Frage iſt verteufelt dreiſt.

v. Liß. Dreiſt oder nicht, ſo zu ſagen; genug ich will's wiſſen.

v. Wibach. Sie ſprechen aus einem ſehr hohen Tone, Herr von Liß: wolt' ich Ihnen antworten, wie Sie's verdienen, Sie fliegen zur Stube heraus.

v. Liß. Es kömmt drauf an. Antworten Sie nur immer, und ſagen, wer, ſo zu ſagen, das herrliche Weib iſt.

v. Wibach. Frau von Sternheim. Und nun? —

v. Liß. Da haben wir's. Herr Rittmeiſter, Sie ſollen durchaus von dieſer Frau nicht ſprechen, und noch viel weniger, ſo zu ſagen, ſchöne mit ihr thun. Wiſſen Sie, daß ich mich ſchon ſehr lange um ſie beworben?

v. Wibach. Das weiß ich.

v. Liß. Wiſſen Sie, daß ich ſie mir von Ihnen nicht werde nehmen laſſen?

v. Wibach. Kann ſeyn! — Aber nun dächt' ich, beantworteten Sie mir auch mal eine Frage.

v. Liß. Wollen ſehn, ſo zu ſagen.

v. Wibach. Sie kommen mir heute ganz beſon-

ders

Ueber die erſten Jahre meines Lebens will ich hinwegeilen; ſie ließen hoffen, daß ich die mütterlichen Hoffnungen nicht täuſchen würde. Wenn ich mich bey meinem Aeußerem etwas verweilen darf, ſo erlaube ich mir das Geſtändniß, daß die Natur mir einige Reitze ſchenkte, die ſich mit zunehmendem Alter noch vermehrten. Zu einem ſehr fühlbaren Herzen kam noch eine ſehr lebhafte Einbildungskraft, und dieſe zog mir oft Vorſtellungen von meiner Mutter zu, die ich heimlich einer mürriſchen Strenge zu beſchuldigen wagte. O! hätte meine Mutter wirklich dieſe ernſthafte Strenge gezeigt, würde ich wohl ſo tief geſunken ſeyn, als ich es bin? — Ich erhielt den Unterricht einiger Lehrer; meine Fortſchritte waren ſchnell, und meine Mutter wünſchte ſich ſelbſt Glück zu den Bemühungen, die ſie auf meine Erziehung wandte; nur zu dieſer Ausgabe gebrauchte ſie das geringe Vermögen, das uns noch übrig war.

So erreichte ich mein ſechzehntes Jahr. Man hörte nicht auf, meine Figur zu rühmen — und dieſes nöthigt mich zu einer, wie es ſcheint, ſehr nöthigen Bemerkung, die einen ſehr weſentlichen Fehler betrifft, deſſen Abänderung ich zu erreichen wünſchte! Ein junges, ſchönes Mädchen tritt nicht ſobald in einen geſellſchaftlichen Zirkel als ſich auch ſchon ein allgemeines Lobpreiſen der reitzenden Figur erhebt — und dies iſt noch der geringſte Lobſpruch, den man ertheilt — aber niemand lobt ihre Tugend und ermuntert ſie, dieſe Tugend zu lieben und ſtandhaft auszuüben; niemand ſagt ihr mit herzlichem eindringendem Tone, daß die Tugend tauſendmal der Schönheit vorzuziehen ſey. — Aber die Welt hat Gründe genug, uns Schmeicheleyen über unſer Aeußeres zu ſagen; ſie kümmert ſich wenig um Eigenſchaften, die ihrem verdorbenen Geſchmacke nicht ſchmeicheln; ſie redet nur mit dem häßlichen Egoismus, der dem Laſter eigen iſt.

Ich war daher auch der Gegenſtand dieſer Schmeicheleyen, die ſo gefährlich ſind, und deren Gift ſo heimlich wirkt, daß man es nicht bemerkt. Meine Mutter lebte mit einer ſehr achtungswürdigen Dame in freundſchaftlichen Verhältniſſen, die aber nicht vorſichtig genug in der Wahl ihrer Geſellſchafter war. Ein junger Mann, — er hieß Derval — gehörte mit unter die Zahl ihrer Bekanntſchaften, und wurde immer mit einer beſondern Auszeichnung von der Frau von Lormain empfangen. Und wirklich war der Urheber alles meines Unglücks und meiner Schande — was ich ihm nie verzeihen kann, — von dem verführeriſcheſten Aeußern, ein Mann von Geiſt, Anſtand, und allem Anſtrich des feinſten Gefühls, uneigennützig, von einer einnehmenden Sprache und einem allgemeinen Reitz. Dies waren die Waffen, deren ſich dieſes Ungeheuer von Treuloſigkeit und Bosheit mit einer unbeſchreiblichen Kunſt bediente, um ſich der Herzen zu bemächtigen. Ach! auch das meinige konnte dieſem traurigen Zauber nicht entfliehn! Zu meinem Unglück wurde meine heimliche Neigung für Derval immer ſtärker; ich that das Aeußerſte, um die entſtehende Flamme zu löſchen, um ſie den Blicken anderer und ſelbſt den meinigen zu entziehen; ich wurde in mich gekehrt, melancholiſch; meine Mutter machte mir ſonfte Vorſtellungen über dieſe ſo ſchnell entſtandene Veränderung meines Charakters; — nicht die unſchuldsvolle Seele verliert dieſe Ruhe, dieſen Frieden, der das Loos der Tugendhaften iſt; dieſe innere Unruhe enthüllt faſt immer die Annäherung zum Laſter, wenn es uns nicht ſchon unterjocht hat. Ich fühlte das Herannahen meines Elends, ich hatte Geheimniſſe vor meiner Mutter, vor dieſer ſo zärtlichen Mutter, die ich bis zu dieſem Augenblick für meine beſte Freundinn angeſehen hatte. Eines Tages überraſchte ſie mich, als Thränen meinen Augen entfließen wollten: — Meine Tochter!

kannſt du über etwas bekümmert ſeyn, das du mir mitzutheilen fühleſt. Ach! ſeit wann biſt du mißtrauiſch in meine Freundſchaft? Mein Kind! ich kenne ihn demohngeachtet: in deinem Herzen gehet etwas vor, das du mir verbirgſt; Geheimniſſe zu haben für eine Mutter, die dich mehr liebt als ſich ſelbſt! — Ich konnte dieſen rührenden Worten nicht widerſtehen; ich warf mich an ihren mütterlichen Buſen! — Ja, Mutter, ich habe einen Kummer, und ich bin gewiß ſtrafbar, daß ich Ihnen mein Herz nicht öffnete. Ach meine Mutter, bisher war es nur von Ihnen erfüllt, erfüllt von meiner Erkenntlichkeit und Liebe für die zärtlichſte aller Mütter, die alle Tage mich mit neuer Güte überhäuft: ein andrer .... der junge Mann, den ich ſo oft bey der Frau von Lormain ſehe .... Meine Mutter .. nun kennen Sie mein Geheimniß. „Ach! ich habe alles gethan, um mich dieſes Gefühls zu bemeiſtern .... Dieſen Derval ſehe ich immer im Innern meiner Seele wieder und .... wider meinen Willen! Bey dieſen Worten floſſen ungehemmt meine Thränen. Meine Mutter ſchloß mich in ihre Arme: — Meine Tochter, ſagte ſie, laß dich das Geſtändniß nicht gereuen, das ich verdient zu haben glaube. Du mußt dich mit Feſtigkeit wider dich ſelbſt waffnen, und vorzüglich dieſen gefährlichen Menſchen nie wiederſehen. Er hat einen ſehr reichen Vater, mein Kind, und daher erniedrige dich nicht, denn die Günſtlinge des Glücks ſuchen die nicht auf, die es ungünſtig behandelte. Wegen unſerer Lage iſt es dir gewiſſermaßen verboten, den Wunſch zu hegen, dich als Dervals Gattinn zu ſehn. Du haſt alſo die nothwendige Pflicht auf dir, alles das zu entfernen, was noch einen Schatten des Bildes unterhalten könnte, das du, ich wiederhohle es, auf immer von dir ſtoßen mußt. .... Ich werde auf Gründe denken, die deine Entfernung von unſrer Freundinn rechtfertigen werden ... aber, noch einmal! lege dir unwiderruflich das Geſetz auf, einen Mann nicht wieder zu ſehen ... meine Tochter, er iſt dein grauſamſter Feind; nur dadurch, daß du ihn fliehſt, daß du das geringſte Andenken an ihn entfernſt, wirſt du wieder zu der Ruhe gelangen .... Ach! Eugenie, Du beſaßeſt dieſes koſtbare Gut, und vielleicht wirſt du jedes andere entbehren müſſen, wir haben ſehr wenig Vermögen! Ich fühle es nur allzu ſehr, daß ich unrecht hatte, mich mit der Frau von Lormain in dieſe Verbindung einzulaſſen. Die Unglücklichen ſollten niemals die Geſellſchaft der Reichen ſuchen. Wenn ich die Seelenſtärke gehabt hätte, immer in dem Zirkel unſerer dürftigen Häuslichkeit zu bleiben, zufrieden dich an meinen Buſen drücken zu können, ſo wäre ich jetzt dieſer ſchmerzhaften Prüfung überhoben! aber ich hoffe von deiner Klugheit, von der Liebe für deine Mutter und die Tugend .... daß du dieſer treu bleiben wirſt: ich will durch meinen Unterricht deinen Muth ſtärken, vor allem aber mußt du dieſen Derval und ſelbſt ſeinen Namen vergeſſen!

Ich konnte mich nicht aus den Armen meiner Mutter reißen. Ich verſprach Alles — ich that ein heiliges Gelübde, daß ich dieſen meiner Ruhe und meiner Pflicht ſo gefährlichen Menſchen nicht wiederſehen wollte, und in dieſem Augenblick war dieſer Vorſatz ernſthaft: ich glaubte, daß mein Herz mit meinem Munde übereinſtimmte, und daß es ſich wider dieſen feſten Beſchluß nicht auflehnen würde.

Meine Mutter beſuchte die Frau von Lormain ſeltner; ſie hatte einen Vorwand zur Entſchuldigung meiner Abweſenheit gefunden.

Ich war einige Tage lang überzeugt, daß ich mich einer Neigung bemeiſtern würde, zu deren Unterdrückung ich auf alle Weiſe gezwungen war. Ich unglückliches Opfer der Unbekanntſchaft mit den Leidenſchaften, kannte zu wenig das menſchliche Herz und das meinige! das meinige war ein Räthſel, deſſen Auflöſung ich bald erfahren ſollte: ich machte bald die überzeugende Entdeckung und fühlte es, daß jener Derval allein meine Seele beherrſchte, daß es mir unmöglich war, ihn daraus zu verbannen; ich wagte es meiner Mutter zu ſagen, daß ich ihn vergeſſen wollte, und mehr als jemals füllt ſein Bild mein Herz! Wirklich genoß ich noch, als ich dieſer Schwachheit unterlag, des ſehr ſchätzbaren Vortheils, daß niemand als allein ich und meine Mutter die Vertrauten des Geheimniſſes waren, das mich beunruhigte, und daß der Urheber nichts davon wußte; und ſo war wenigſtens meine Eigenliebe nicht gekränkt, die ſo ſehr in dem menſchlichen Herzen herrſcht. Dies war der einzige Gedanke den ich hatte; aber, ich wiederhohle es, ich gab mit Mühe dem Blick meiner Mutter die geringe Wirkung zu verhehlen, die ihre weiſen Vorſtellungen und ſelbſt meine eigene Vorwürfe auf mich gemacht hatten. In dieſem Augenblick geſchahe mein erſter Schritt auf der traurigen Laufbahn des Unglücks und des Laſters.

Ich konnte mich nicht daran gewöhnen, den Umgang eines Mannes zu entbehren, deſſen Anſehen, weit entfernt ſchwächer zu werden, vielmehr immer bey dem innern Kummer zunahm, den ich fühlte. Meine Mutter freute ſich über ihre weiſen Maaßregeln, und ſtand in der Meynung, daß ich, entfernt von Derval, einen ſiegreichen Kampf über mich ſelbſt davon tragen würde. Ach! meine Wunde war ſchon zu tief! Wenn ich nur noch einen Schatten von Vernunft hatte, ſo mußte mir dieſe Verſtellung gegen meine Mutter, die Gefahr zeigen, der ich entgegen gieng. Ich hatte Augenblicke, wo ich im Innerſten meiner Seele Derval Vorwürfe machte, daß er ſo wenig Theilnahme an meiner Abweſenheit zeigte. Meine Mutter hatte mir verſchiedene Male geſagt, daß er ſich niemals nach mir erkundigte, und dieſer Beweis ſeiner mangelnden Theilnahme war mir ſehr empfindlich. Das weibliche Herz iſt doch unerklärbar, und kann ſeinen eigenen Bemerkungen nicht entfliehen.

Als ich einſt mit meiner Mutter ausgieng, benuzte ein Bettler dieſe Gelegenheit und gieng einige Schritte vor mir her und gab mir ein Zeichen, und ich war ſo unvorſichtig zu ihm zu gehen. Er überreichte mir ein Billet und ſagte mit leiſer Stimme: Mademoiſelle .... geben Sie es nicht zurück, (ich wollte es nicht annehmen); Sie werden erfahren, von wem es iſt — ein Geheimniß .... man erwartet Antwort .... alle Morgen werde ich in dieſer Straße, wenige Schritte von Ihrem Hauſe ſeyn.

Dieſer Brief, die Quelle alles meines Unglücks, iſt noch in meiner Hand. Ich vergaß mich ſo weit, daß ich ihn annahm, und meiner unglücklichen Schwäche zu gefallen, ein Geheimniß daraus machte. Ich verbarg das Briefchen in meinem Buſen: ich brannte, meine Neugierde oder vielmehr die blinde Neigung zu befriedigen, die mich zu beherrſchen anfing. Nach der Rückkehr in unſer Haus laufe ich geſchwind in unſer Zimmer, öffne haſtig das Billet und Derval iſts," der mir den zärtlichſten Brief ſchreibt; Flammen der Liebe verzehren ihn; er fürchtet mir Unannehmlichkeiten zuzuziehen, wenn er ſich in Gegenwart meiner Mutter ein Wort entfallen ließe, das mich zum Gegenſtande hätte, aber er könnte meine Abweſenheit nicht ertragen, und ſein Tod würde die Folge dieſer ſchrecklichen Lage ſeyn"; er fordert, er bittet mich um eine Antwort wie um das Leben, wär es auch nur ein Wort, ein einziges Wort;

dieſer Beweis meines Mitleidens würde ihn von dem Grabe zurückrufen, in das er ſinken würde, wenn mein Mitleiden ihm nicht dieſe Gunſt erzeigte; nur um mein Mitleiden bät er; er wage es nicht, mich um ein Gefühl zu bitten, dem gleich, das ich ihm eingeflößt hätte, ein Gefühl, das nur mit ſeinem letzten Seufzer aufhören würde.

Ich legte den Brief auf den Tiſch; ich ſetze mich vor dieſen Gegenſtand, der mir alle meine Kraft nahm, und nach einigen Augenblicken erhohle ich mich etwas von dieſem unausſprechlichen Gefühl und ſagte endlich mit einem tiefen Seufzer: — So bin ich denn wirklich geliebt! Kaum kann ich Rechenſchaft von den verſchiedenen Gefühlen geben, die meine Seele durchſtrömten, aber ich beruhigte mich einigermaßen, da ich den Brief anſah — ich las ihn wieder — unaufhörlich wandte ſich mein Blick auf ihn, den ich nicht zurückhalten konnte. Ach! unglückliche, unglückliche Eugenie! du trankſt das Gift in langen Zügen, das dir den Tod geben ſollte.

So iſt es denn geſchehen: die Liebe zur Tugend iſt aus meinem Hetzen gewichen. Ich will meinen Blick nicht zurück wenden, ich betrat die Bahn des Laſters.

Derval verlangte eine Antwort von mir: ich ſetzte mich, ich ſtand wieder auf. Ich muß geſtehen, daß ich alles Schreckliche meiner Lage einſah und fühlte; ich war eine Beute von unzähligen Stürmen nnd von dem Kampf in meinem Innern. Meine Mutter hatte mir immer geſagt: dein Schickſal hängt von dieſem Handel ab: und wenn ich nun antworte, mein Loos iſt entſchieden, ich überlaſſe mich alle dem, was trauriges aus dieſer Schwäche entſtehen kann .... ja ich mache mich ſelbſt ſtrafbar für mein ganzes Leben; meine Ruhe, der Frieden meiner Seele, meine Ehre iſt verloren — und auf ewig, auf ewig! — Ich nahm den Brief wieder und überlas ihn noch einmal — doch! wenn ich die Urſach ſeines Todes wär: er ſcheint mir ja ſo heiß zu lieben! Und wenn das, was ich für ihn fühle, nun weiter nichts als Mitleiden und Menſchlichkeit wäre... Unglückliche! warum ſagteſt du nicht Liebe? Kann ich mich nicht dieſem ſo natürlichen, ſo rechtmäßigen Gefühl überlaſſen, dem alle Herzen huldigen ſollen? hätte ich mir wirklich nichts vorzuwerfen, wenn ich Urheberinn des Todes eines Menſchen wäre, der mich mit ſo vielem Feuer, mit ſo vieler Zärtlichkeit liebt? — Und er fordert ja nicht, daß ich zurückkehren ſoll, er verlangt ja nichts, als mein Mitleiden... Ach! wüßte er nur, wie ſehr ſein Zuſtand mich rührt! Es iſt mir nicht möglich, es würde eine Barbarey ſeyn, ihm ſeine Bitte abzuſchlagen. Nur ein Wort, nur ein einziges Wort will ich ihm ſchreiben ...: ſo verletze ich meine Pflicht und die Tugend nicht. Kann ein einziges Wort ſo wichtige Folgen haben?

Meine Hand zitterte, ich zauderte, endlich entſchloß ich mich die Feder zu nehmen, und endlich ſchrieb ich.

Bey dieſem Fehler will ich ſtehen bleiben, es war der erſte, und die Quelle aller meiner Verirrungen. Ja, meine junge Freundinnen — denn ohne Euch zu kennen, gebe ich Euch dieſen Namen — ich verſetze mich in Euer Alter, in dieſen Zuſtand der Unſchuld und des Friedens, aus dem ich auf ewig heraustrat, beherzigt dieſe Stelle! Ich ſchrieb, und daher — denkt immer daran! — rührt mein ganzes Unglück. Möchte dieſes Gemälde ſich tief Euren Herzen einprägen! Ich antwortete, und dieſe Antwort machte das Unglück meines Lebens! Mit Thränen ſchreibe ich Euch dieſes;

ach! könnten ſie in Euer Herz dringen und zur ewigen Erinnerung ſich darin erhalten!

Ich ſchrieb alſo, ob ich mich gleich hatte bemühen müſſen, zwey ſehr unverträgliche Dinge, meine Pflicht und meine Schwäche zu vereinigen. Mein Briefchen wurde dem Boten übergeben. Der Abgrund öffnete ſich. Ihr könnt leicht erwarten, daß es bey den einen Briefe Dervals nicht blieb, ihm folgten andere, die Maſke wurde allmählig weggenommen, die Liebe wagte es, ſich endlich zu erklären, und ich zögerte nicht, auch dieſe Sprache anzunehmen; ich theilte nur ſchon zu ſehr jene Leidenſchaft mit ihm, die er mir ſo lebhaft und ſo aufrichtig geſchildert hatte. Ich liebte ihn wirklich! das Ungeheuer war zu laſterhaft um die Liebe zu kennen. Es iſt die Strafe für die Laſterhaften, daß ſie die Süßigkeiten der Liebe nicht zu ſchmecken vermögen; dies Wohlbehagen des fühlenden Herzens kennt nur der Tugendhafte, und dies beſchleunigte meinen Fall; ich liebte mit ſo viel Wahrheit, mit ſo vieler Innigkeit!

Wir ſetzten unſern ſchriftlichen Umgang fort. Die Zärtlichkeit für meine Mutter war erkaltet; ich vollendete das Werk meiner Ausbildung mit weniger Eifer und Thätigkeit. Nur Dervals Bild ſchwebte vor meinen Augen und ruhte in meinem Herzen. Bald folgten heimliche Zuſammenkünfte nach dem Briefwechſel. Ich überließ mich ganz meiner verliebten Trunkenheit; indeſſen hatte ich noch nicht ganz die Schranken der Sittlichkeit überſchritten. Der Verführer nahm den Himmel zum Zeugen, daß Hymens Bande unſre Liebe feſter binden ſollten. Und — ſollte ich ihm nicht glauben? Alles was er mir ſagte, prägte ſich tief meinem Herzen ein. Aufrichtige Liebe iſt leichtgläubig. Endlich öffneten ſich die Augen meiner Mutter dieſer ſtrafbaren Verbindung. Ach! meine Tochter, meine Tochter, ſchrie ſie, was habe ich entdecken müſſen! Eugenie, zu dieſem Grade der Verirrung biſt du gekommen? Iſt das die Frucht der Unterweiſung, die ich dir gab? iſt das der Lohn für meine Sorgen, für meine Zärtlichkeit? Willſt du dich, deine Mutter, und deine ganze Familie mit einem unauslöſchlichen Schandfleck entehren? Ich ſank auf meine Knie, ich rechtfertigte mich und vergoß einen Strom von Thränen; mit ſtammelnden Worten ſagte ich zu meiner Vertheidigung, daß ich in meinem Geliebten meinen Gatten ſähe, daß ich ſein Verſprechen hätte, ſich mit mir zu verbinden, ſobald er eine Gelegenheit gefunden haben würde, ſeinen Vater zu bewegen, unſre Verbindung mit ſeiner Einwilligung zu verſiegeln. — Unſinnige! — ſagte meine Mutter, und ihre Thränen floſſen, wie die meinigen, ſo drücken ſich alle Verführer aus. Derval hat keine andere Abſicht als dich zu entehren, und die Neigung zu benutzen, die er dir eingeflößt hat. Ich ſehe dich ſchon als ein beweinenswürdiges Opfer deiner Verblendung. — Eugenie! du giebſt mir den Tod! du ſtößeſt den tödtlichen Pfeil in die Bruſt, die dich ernährte, die dir das Leben gab. ...,

Wie ſchrecklich war meine Lage? giebt es Worte des Ausdrucks für dieſen Zuſtand? nur ein Strom von Thränen floß aus meinen Augen.

Endlich verſprach ich meine Mutter und verſicherte es durch die heiligſten Schwüre, daß ich dieſen Derval nicht wiederſehen wollte; ſeine Briefe wollte ich vernichten, und alles entfernen, was mir das Andenken an ihn und ſein Bild wieder zurückrufen könnte. Ich that dies Verſprechen, und in dieſem Augenblick der Vernunft beraubt, war es mir ſelbſt verborgen, daß ich zu der ſchändlichen Verirrung, die ich mir vorzuwerfen hatte, noch [illegible] vor: Sie ſind verteufelt brav — ſagen Sie mir, wie kommen Sie dazu?

v. Liß. Das kann ich Ihnen wohl ſagen, Herr Rittmeiſter, ſo zu ſagen. Ich erzählte geſtern Abends meinem Schreiber, daß Sie mir ins Gehege kämen, und wie der Frau von Sternheim, ſo zu ſagen, ſchöne thäten; daß Frau von Sternheim daran Gefallen hätte, und mich gar nicht mehr anſähe; kurz, daß Sie mir vermuthlich dies herrliche Weib vor dem Munde wegſchnappen würden — ſo wie Ihr Friedrich meinem Andrees die Lina. Da gab er mir den Rath, mal recht barſch zu thun, und zu verſuchen, ob ich nicht, ſo zu ſagen, mit Gewalt was ausrichten könnte?

v. Wibach. Nicht übel! Und was für eine Würkung verſprach er Ihnen davon?

v. Liß. Er meint, Sie würden ſich abſchrecken laſſen, und lieber all' Ihre Anſprüche entſagen, als ſich Händel ausſezen.

v. Wibach. Der gute Mann kann's unmöglich recht aufrichtig mit Ihnen gemeint haben. Wiſſen Sie: wenn Sie noch ein einziges unanſtändiges Wörtgen hier gegen mich ausſtoſſen, ſo ſtehn Ihnen ein paar Piſtolen, oder — der Säbel zu Dienſte: ich laſſe Ihnen die Wahl.

v. Liß. Gott ſey bei uns, ſo zu ſagen! — Ja, Andrees, wenn dem ſo iſt, da müſſen wir wohl das andre Mittel verſuchen.

Andrees. Geſchwind, Herr, um Gotteswillen! ſonſt kommen wir hier nicht lebendig zur Stube heraus.

v. Liß. Nun, Herr Rittmeiſter, es iſt doch hübſch, daß Sie einem, ſo zu ſagen, vorher Ihre Willensmeynung ſagen: da kann man ſich doch vor Schaden hüten. Geben Sie noch Lügen und Falſchheit hinzufügte. War es mir erlaubt, war es mir möglich, noch im geringſten an dieſe feyerliche Verbindung zu denken? Ach! hätte ich tief in das Innere meines Herzens geblickt, ich würde bald ganz entgegengeſetzte Wünſche darin entdeckt haben — den Wunſch beſtändig mit Derval vereinigt zu ſeyn .... und auf dieſer Höhe meiner Leidenſchaft ſelbſt zu ſterben, wenn ich ihm mein Leben nicht weihen könnte! Freylich regte ſich meine Vernunft bey den Klagen meiner Mutter, die nur allzuſehr gegründet waren, aber was wirkt die Vernunft gegen die Liebe? das Uebel war ſchon zu ſehr eingewurzelt; im Anfange hätte ich mich ihren Fortſchritten entgegen ſtämmen müſſen; mein Verbrechen beſtand eigentlich darin, daß ich nicht immer das Zutrauen zu meiner Mutter hatte, das ich ihr jetzt eben bezeigt hatte; dann wäre ich nicht in dieſen Abgrund geſunken.

Bey dieſem Zuſtande kann man es vermuthen, daß ich nicht zögerte, meinen Schwur zu brechen, daß ich ſchwächer und ſtrafbarer wurde, als ich es je geweſen war. Ja, mehr als jemals überließ ich mich meinen Verirrungen; und da zeigte mir meine Mutter ihre gerechte Strenge; denn der Himmel ſelbſt ernannte ja die Urheber unſerer Tage zu unſern Herren. Sie erſtickte ihre Zärtlichkeit, oder ſie glaubte ſie vielmehr vernünftig anzuwenden, wenn ſie ſtrenge Maßregeln nahm. Sie begleitete mich in ein Kloſter mit der beſondern Vorſchrift, aufmerkſam auf mich zu ſeyn, und mich keinen Briefwechſel unterhalten zu laſſen. Ich will übergehen, wie viel Zeichen ihres Schmerzes meine Mutter blicken ließ; bey meinem zerriſſenen Herzen und bey der höchſten Verzweiflung mußte ich mir doch ſelbſt geſtehen, daß ſie nicht ungerecht gegen mich gehandelt hatte, und daß ich mir dieſe Züchtigung ſelbſt zuzog. Ich ſagte alles, was man ſich nur denken kann, wider mich ſelbſt; aber doch hörte ich nicht auf, Derval zu lieben. Der Pfeil ſaß tief in meiner Bruſt; es war nicht mehr möglich, ihn herauszureißen.

Derval wußte ſich Eingang in mein Gefängniß zu verſchaffen. Wir ſahen uns, aller Aufmerkſamkeit meiner Wächterinnen ungeachtet, und hatten mehrere Zuſammenkünfte. Das Ende davon war, daß ich, zu meinem Unglück, alle Hinderniſſe überwand. Ich erhielt meine Freiheit wieder, und gieng mit Derval, dem Schöpfer meines traurigen Schickſals, weit von dem Orte meiner Geburt, entfernt von meiner Mutter, in eine kleine Stadt der Provinz.

Er nahm den Himmel zum Zeugen unſrer Vereinigung, die er ohne Aufſchub geſetzmäßig vollziehen laſſen wollte, und ich betrachtete mich daher als Dervals Gattinn. O Gott! was ſage ich? Ich bin in den Armen des ſchändlichſten Verführers, in den Armen des verabſcheuungswürdigſten und laſterhafteſten Menſchen. Ich ſtand in dem Wahn, die Liebkoſungen des tugendhafteſten und liebenswürdigſten Gatten zu erhalten. In dieſem Wahn hielt ich mich für glücklich und war es nicht; ich hatte meine Mutter, meine höchſte Wohlthäterinn, beleidigt, beſchimpft, verlaſſen; ich hatte der Ehre, ich hatte Allem entſagt! unaufhörlich machte mir mein Gewiſſen Vorwürfe. Nur die Bekanntmachung meiner Heyrath konnte einen Schleyer über meine zweydeutige Lage werfen, und dieſe machte mir unaufhörliche Pein.

Ich komme jetzt zu dem ſchrecklichſten Zeitpunkt; die Verſicherungen der Zärtlichkeit meines Gemahls hörten auf; ich bat, drang und beſchwor ihn täglich, den Augenblick zu beſchleunigen, der unſere Heyrath geſetzmäßig machte, um meiner Mutter Nachrichten von mir geben zu können, denn nur unter dieſer Bedingung durfte ich Vergebung von ihr hoffen, ohne die ich nicht mehr leben konnte; denn man beleidigt nicht ungeſtraft die Natur.

Ein Freund von Derval kam, um uns in unſerm Zufluchtsort Geſellſchaft zu leiſten. Beide waren einander würdig. Dormeuil — ſo hieß er — beſaß vielleicht noch mehr Eigenſchaften zu gefallen, als Derval, er war zu Paris als ein Muſter von Annehmlichkeiten bekannt, deren Beſitzer man gewöhnlich einen angenehmen Geſellſchafter nennt. Jeden ſeiner Vorzüge wußte er bemerkbar zu machen. Er beſaß viele Freunde, die ihn mit Feuer lobten. Er verſchwendete die ſinnreichſten Schmeicheleyen an mich; jeden Augenblick bewunderte er meine Schönheit und nannte mich bezaubernd. Nach und nach verlor ſich dieſe Reinheit meiner Seele, die ich mir bisher noch zu erhalten geſucht hatte. Ohne daß ich es wahrnahm, durchdrang mich Dormeuils Geiſt, ſeine Art zu denken und zu ſehen! unwillkührlich wurde ich ſeine gelehrige Schülerinn. Durch dieſe Veränderung meines Innern verlor aber Derval nichts von der Liebe, die ich ihm geſchworen hatte, und doch konnte dieſe Liebe den Kummer nicht entfernen, der mich zu beunruhigen anfing. Unſere Verbindung erhielt das Siegel nicht, das ich ſo ungeduldig erwartete. Mein Gemahl ſchien täglich weniger ſich an mich zu binden; ich machte ihm Vorwürfe darüber, die Dormeuil durch ſeine Scherze zu verſcheuchen ſuchte: — Wollen Sie, daß mein Freund die Perſon des Schäfers Coridon ſpiele? Ihre Liebe iſt nicht nach der Mode; heut zu Tage liebt man ſo nicht; die Grazien fliehen Klagetöne. Das Vergnügen, Madame, war niemals traurig und voll Kummer.

Ich führe dieſe Züge des Tons der großen Welt nur darum an, um einen Begriff von denen zu geben, die ſie beſaßen.

Ich kehre zur Beſchreibung meiner Lage zurück. Meine Schwermuth wurde durch Dervals Veränderung noch vermehrt — eine Veränderung, die ich in allem bemerkte, was ihn angieng. Eines Tages traf ich ihn in einer Bewegung, die er mir zu verbergen ſuchte; ich fragte ihn nach der Urſache, er antwortete mir nicht; aber ich entdeckte auf ſeinem Geſicht die Spuren ſeiner heimlichen Unruhe. Ich hörte nicht auf von meiner Mutter zu reden, und gab ihm das äußerſte Verlangen zu erkennen, über ihre Lage Auskunft zu haben. Sie haben alſo keine Mutter mehr? ſagte ich ihm — Sie kennen vielleicht die Bande nicht, die uns an die Urheber unſrer Tage feſſeln? Ach Derval, Derval, wüßte doch meine Mutter, daß ſie mir noch immer theuer iſt, daß ſie niemals aus meinem Herzen kam! Für Sie allein habe ich mich zu einem ſo großen Opfer entſchloſſen! Derval antwortete mir nur durch Worte, die ohne Zweifel nicht der Ausdruck ſeiner Empfindung waren.

Der Schleyer iſt zerriſſen; das Bild meines Unglücks ſtand mit allen ſeinen Schrecken vor mir. Mein Mann war ausgegangen, und kam zur gewöhnlichen Zeit ſeiner Rückkehr nicht wieder. Der Tag verſtrich. Ach! wie unruhig war mein Herz! der Abend kam heran und — keine Nachricht von Derval. In dieſem herzzerreißenden Kummer überfiel mich die Nacht. Ich überließ mich meinen Gedanken, und fürchtete bald das eine, bald das andere. Ein Schlummer oder vielmehr eine gänzliche Erſchlaffung überfiel mich. Ein ſchrecklicher Traum erweckte mich aus dieſer peinvollen Ruhe. Ich ſtehe auf und rufe — ein Bedienter meldet mir Der-

Dormeuil. — So früh, mein Herr? und wiſſen etwas von Derval? — Er iſt die Urſache, Madame, warum ich hieher komme — (ſein Blick war ſo ernſthaft, daß mich ein Schauer überlief, und in ſeinem Geſicht ein Zug von Traurigkeit) — Hier haben Sie Nachricht von ihm, und er gab mir einen Brief. Was kann mit ihm vorgegangen ſeyn? — ich öffnete haſtig den Brief. Er unterrichtet ſie von Allem, Madame, haben Sie die Güte ihn zu leſen. Ich las, aber was? Hier iſt der Inhalt dieſes Briefes, der mir faſt den Tod gab. „Schon lange, meine theure Eugenie, müſſen „Sie bemerkt haben, daß ich das Opfer einer Unruhe „wurde, deren ich mich nicht bemeiſtern konnte. Vernehmen Sie die Urſache derſelben: Wir müſſen uns „trennen. Mein Vater iſt von unſrer Verbindung unterrichtet, und wendet alles ſein Anſehen an, um die „Erfüllung derſelben zu hintertreiben. Wir müſſen daher beide auf die veſtere Verbindung Verzicht thun, „die er mißbilligt. Ich gebe Ihnen alle Ihre Rechte „zurück. Ich wünſche, daß Sie einen Gemahl finden „mögen, der Ihrer Zärtlichkeit würdig ſey; aber er „wird Sie niemals mehr lieben, als ich Sie liebte. „Dormeuil wird Ihnen einen ſchwachen Beweis meiner „Liebe überreichen, der ich nun nicht mehr Gehör geben „darf. Hätte mich das Glück begünſtigt, ſo würde „ich mehr gethan haben. . . . .“

Ich wankte einige Schritte, aber die Kräfte verließen mich. Ich verlor das Bewußtſeyn, indem ich ſchrie: Ach Gott! ſo handelt Derval! Dormeuil rief einen Bedienten mir zur Hülfe; die Nachbarn hören den Lerm und kommen herein. Man bemüht ſich, mich wieder zum Leben zu bringen, und ich erwache wieder vom Rande des Todes. Meine Augen irrten allenthalben herum, und aufs neue ſchrie ich: ich ſehe ja Derval nicht! Dormenil hielt mich in ſeinen Armen. — „Erhohlen Sie ſich, Madame, kehren Sie ins Leben zurück! ſagte er. Der Schlag iſt ſchrecklich, aber es giebt Mittel gegen alle Uebel.“ — Es giebt keins, mein Herr! Laſſen Sie mich ſterben — das Licht des Tages iſt mir verhaßt.

Ich ſank wieder in mein tödtliches Hinbrüten zurück. Die mitleidigen Menſchen um mich her entfernten ſich. Ich blieb allein mit Herrn Dormeuil. Kaum ſahe er, daß wir allein waren, ſo ſagte er: Sie waren nicht beſtimmt, mein Fräulein, mit ſo ſchwarzem Undank belohnt zu werden. Es thut mir leid, daß ich Ihnen Derval in dem ſchlechteſten Bilde darſtellen muß. Aber die Wahrheit gilt mehr als die Freundſchaft. . . . ich hörte nicht mehr auf dieſen Menſchen; ich ſchrie unaufhörlich: Derval, ein ſolcher Verräther biſt du? — Sie müſſen ſich nicht, — fieng Dormenil wieder an — ganz unnützen Klagen überlaſſen; — verzeihen Sie meine Freymüthigkeit! Mein Freund — ich muß es geſtehen — war nicht ſehr gewiſſenhaft in der Wahl der Mittel, ſeinen Geſchmack zu befriedigen, der ſehr fein war; er liebte Sie bis zur Thorheit: man wird es nicht glauben, aber man muß auch zu ſeiner Entſchuldigung ſagen, daß es ihm unmöglich war, dieſen Roman ernſthaft zu endigen: er hängt von einem Vater ab, der ihm ein unermeßliches Vermögen hinterläßt; und dieſe reichen Leute, mein Fräulein, haben andere Augen, als die Liebhaber. . Sie kennen dieſes nicht. . . Erwählen Sie, meine theure Eugenie, das beſte Theil, vergeſſen Sie ſchnell dieſen ungetreuen Theſeus, und tröſten Sie ſich. Sehen Sie ſich als eine junge Wittwe an — und — auf meiner Ehre, Sie ſind reitzend: Derval wird nicht ohne Nachfolger bleiben, indeſſen beſchäftigen wir uns, ihm den Prozeß zu machen. —

Hier iſt — (er zog ein Papier aus der Taſche) — ein Wechſel auf einen unſrer beſten Banquiers von zehntauſend Franken. Ich unterbrach ihn verächtlich. . Wie? das Ungeheuer bietet mir einen ſolchen Tauſch an. — Er kann ſein Geld wieder zurück nehmen, das ich nicht annehmen darf. .Das iſt der höchſte Grad der Verworfenheit! mich ſo zu erniedrigen und mit Schande zu überhäufen. Wohlthaten von Derval? War ihm ſeine abſcheuliche Treuloſigkeit noch nicht genug? Ach! was bin ich heute? — ich bin ſeine Gattinn nicht. O meine Mutter, ich habe meine ſtrafbaren Verirrungen zur größten Höhe gebracht, bin ich nicht genug geſtraft?

Ich erlag unter meinem Schmerz, faſt erſtickt von Thränen wünſchte ich den Tod. Ach, mein Herr, ſchrie ich ſchluchzend, laſſen Sie mich ihn ſehen, nur noch einmal ſehen! Ich will mich ihm zu Füßen werfen, beſchwören will ich ihn, mir das Leben zu nehmen. Nach dieſem ſchrecklichen Schlage kann ich nicht mehr leben — ich bin mir ſelbſt zum Abſcheu.

Dormeuil ließ meine Verzweiflung austoben. Als er glaubte, daß ich meine Sinne wieder ein wenig geſammelt hätte, ſagte er: Ich bin Ihr Freund, mein Fräulein, unter dieſer Benennung bitte ich, daß Sie mich hören. In dieſem Augenblick müſſen Sie ſich nicht mit dem Andenken an Ihre Mutter beſchäftigen; Sie wiſſen ſelbſt, daß ſie empfindlich gegen Sie ſeyn muß; denn die Flucht aus dem Kloſter war ohne Zweifel kein Weg, ſie zu verſöhnen. Wir wollen von der Zeit eine Wiederannäherung erwarten, die ich Ihnen zuerſt rathen will. In dem gegenwärtigen Zuſtande erfordert es die Klugheit und Vorſicht, der Nothwendigkeit nachzugeben, der Sie gehorchen müſſen. Unſre Lage, mein Fräulein, iſt das erſte Geſetz, das uns befiehlt. Es giebt keine ähnliche ſo abſolute Macht als dieſes. Jetzt ſind Sie in der, freilich grauſamen, Nothwendigkeit, die zehntauſend Franken anzunehmen; vielleicht ſind Sie ſo glücklich, dieſe Summe einmal wieder erſtatten zu können; und ſo beſtimmen Sie frey unter dem Namen einer Anleihe darüber. Ich habe hier eine Freundinn, die ſich ſehr freuen wird, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Sie führen den Namen einer Verwandtinn von mir, und unter dieſer Benennung wird ſie Ihnen gern ihr Haus öffnen; Sie können ſelbſt als ihre Koſtgängerinn bey ihr wohnen. Ich ſtehe dafür, daß man Ihnen alle Achtung und ſchuldige Aufmerkſamkeit bezeugen wird. Was Derval betrifft, ſo ſage ich Ihnen nochmals als Freund: bemühen Sie ſich, ihn ganz zu vergeſſen. Ich geſtehe gern zu, daß Ihr Gefühl dieſem Rath nicht ſehr angenehm finden wird, aber die Vernunft, mein Fräulein, ſagt Ihnen, daß Sie keine andere Wahl ergreifen können. Wenn Sie einige Erfahrung hätten, ſo würden Sie überzeugt ſeyn, daß ein ſolcher Freund, wie ich, alle Liebhaber in der Welt aufwiegt, und hernach muß er die Binde wegnehmen, welche die Liebe Ihnen vor die Augen band; übertragen Sie ihm die Sorge für Ihr Vergnügen, aber machen Sie ihn nicht zum Theilnehmer Ihres Kummers — dies iſt meine Philoſophie, und ich wünſche — hier wollte er mir die Hand küſſen, die ich zurückzog — daß Sie meine Schülerinn ſeyn mögen. Wir wollen die Roſe pflücken, aber uns vor ihrem Stachel hüten. Das Leben iſt flüchtig — wir haben ſo wenig Zeit uns glücklich zu machen. Sie werden gerächt werden; Derval wird nie eine ſo liebenswürdige Gattinn erhalten, als Sie es ſeyn konnten.

Ich erzähle nur deshalb dieſe leichtſinnigen gehaltloſen Vorträge mit ſo viel Umſtändlichkeit, um eine

Skizze von den Leuten aus der großen Welt, die jungen Perſonen ſo gefährlich ſind, zu entwerfen. — — Und dieſe Menſchen nennt man geiſtvoll und liebenswürdig; dieſe, welche die moraliſche Verdorbenheit immer weiter verbreiten, und Kummer, Schande und Unglück in ſo manche Familien bringen? Wenn mich das Unglück nicht zur Frau von Lormain geführt hätte, hätte dieſe nicht Herrn Derval in ihrer Geſellſchaft aufgenommen, würde ich mich wohl an dieſem Orte, bedeckt mit Schande und Niedrigkeit, befinden? —

Ich will mich damit nicht entſchuldigen, noch die Schuld auf andre werfen. Rein von aller Eigenliebe, will ich nur die Wahrheit darſtellen; und dieſes tröſtliche Gefühl, giebt mir noch einige Achtung meiner ſelbſt. Ich ſchließe mein Auge mit der Hoffnung, meines Gleichen noch nützlich zu ſeyn; man wird aus meinen Fehlern lernen, deren Kette ich zu erzählen beginne, und unter denen der keiner der geringſten war, daß ich mich ſo zu ſagen dieſem Dormeuil ergeben hatte. War dies der Buſen, an dem meine Thränen ausſtrömen ſollten? War dies das Herz, fähig, die Ergießung des meinigen anzunehmen? Ach, wie vielen Verirrungen habe ich mich überlaſſen?

Ich beging alſo die Erniedrigung, dieſen Preis meiner Schande, den Wechſel anzunehmen, den mir Dormeuil zwanzig mal in die Hände geben wollte, und den ich eben ſo oft zurückgab. Nach dieſem erniedrigenden Auftritt ließ ich mich von meinem neuen Führer zu der Frau begleiten, die ſeiner Bekanntſchaft würdig war.“ Frau von Meilcourt war gleich bereit, jedem ihre Geſchichte mitzutheilen, der ſie nur anhören wollte. Sie war die Wittwe eines in fremden Dienſten geſtorbenen Offiziers und genoß eine mittelmäßige Revenüe, die aber doch, wie ſie ſehr geſchickt zu bemerken wußte, beträchtlich genug war, um ihr den Schimpf zu erſparen, ihre Zuflucht zu anderer Menſchen Wohlthätigkeit nehmen zu müſſen, eine Sache, die ſelten ohne Demüthigung iſt; und gegen wen machte ſie dieſe Bemerkung? — Ich will aufhören von dieſer grauſamen Prüfung.

Ich nahm alſo meine Wohnung bey der Frau von Meilcourt, der ich ein ziemlich beträchtliches Koſtgeld gab, um die Annehmlichkeiten des äußern Wohlſtandes zu genießen. Den erſten Gebrauch, den ich von meiner Rückkehr — ich darf ſagen von meiner Rückkehr ins Leben — machte, war, daß ich mich bemühete von meiner Mutter Nachricht zu erhalten. Ich ſuchte dies mittelbar zu bewirken; denn ich hatte mir ihren Verdruß zu ſehr zugezogen, als daß ich mich hätte unterſtehen ſollen, an ſie zu ſchreiben, ſie von meiner jetzigen Lage und dem neuen Aſyl zu unterrichten, wohin ich mich zurückgezogen hatte. Ich erfuhr, daß meine Mutter meinen Geburtsort verlaſſen hatte, und daß man mir keine Nachricht von ihr geben könnte. Ich begriff ſehr leicht den Bewegungsgrund dieſer unerwarteten Veränderung: der Verdruß, den ich ihr verurſacht hatte, und die Unwiſſenheit über meinen Zuſtand, haben ſie genöthigt ſich von einem Orte zu entfernen, den die ſchändliche Aufführung ihrer Tochter ihr verhaßt gemacht hat. Hier fühlte ich die Macht der Natur; ihre Stimme tönte klagend in mein Herz. Unaufhörlich ſchwebte das Bild meiner Mutter vor mir, ich redete mit ihr, meine Klagen waren an ſie gerichtet, ich bezeugte ihr meine Reue, und eine heißere Zärtlichkeit als jemals. Aber ach! dieſe Täuſchung meines Gefühls gab mir doch das Süße der Wirklichkeit nicht, um die meine Wünſche unaufhörlich baten. Ich ſollte alle Bitterkeiten fühlen, die ein ſolcher Verluſt mit ſich führt.

O

mit Ihre Hand: nicht wahr, wir ſind wieder gute Freunde, ſo zu ſagen?

v. Wibach. O, rechte Herzensfreunde!

v. Liſt. Nun aber ſagen Sie mir doch: wollen Sie denn durchaus die Frau von Sternheim heirathen?

v. Wibach. Wieder eine beſondere Frage!

v. Liſt. Nur nicht gleich böſe, Herr Rittmeiſter, ſo zu ſagen! Ich mein' es ſo übel nicht: ich will Ihnen gern einen Thaler Geld zuſchanzen.

v. Wibach. Auf was Art, wenn ich fragen darf?

v. Liſt. I nu, ſehn Sie: ich möchte für mein Leben gern die Frau von Sternheim, ſo zu ſagen, heirathen, und da ſollt' mir's denn auf ein paar hundert Piſtoletten nicht ankommen, Ihnen Ihre Anſprüche abzukaufen.

v. Wibach. Auch ein Rath von Ihrem Herrn Schreiber?

v. Liſt. Ja ja! Er meint, Offiziere brauchten öfters Geld. —— Nun, was ſagen Sie dazu?

v. Wibach. Daß Ihr Herr Schreiber recht ernſtlich darauf bedacht geweſen iſt, Sie mit Rath zu unterſtützen — den Mann müſſen Sie in Gold einfaſſen laſſen.

v. Liſt. Ja, es iſt ein rechter kreuzbraver Menſch — ich frag' ihn auch beſtändig um Rath, ſo zu ſagen.

v. Wibach. Nach alle dem zu urtheilen, was ich von ihm gehört, können Sie ſich nicht anders als vortreflich dabey befinden. Dieſes mal aber — ſo gut ſeine Abſicht auch geweſen — hat er nicht die beſten Mittel gewählt. Doch iſt er hinlänglich zu entſchuldigen, da — dies ſey Ihnen hiermit feierlich geſagt — kein

O Himmel! wie ſehr war die Frau, bey der ich wohnte, von meiner Mutter verſchieden. Es bedurfte nur wenige Zeit, um den Abgrund zu ſehen, in den ich mich geſtürzt hatte. Dieſe Frau von Meilcourt war von der Zahl der Weiber, die ſich in alle Formen biegen und Beförderer des Laſters ſind. Sie war in dieſer Rückſicht mehr als einmal dieſem Dormeuil nützlich geweſen, der vielleicht der verdorbenſte, aber auch der verführeriſchſte Menſch war. Wenn ich ſagte, daß ich den Abgrund unter meinem Tritt eröffnet ſah, ſo ſchloß er ſich doch bald vor meinen Augen, die mit einer thörichten Verblendung befallen wurden. Sehr ſelten bemerkt man die unmerklichen Fortſchritte der Verdorbenheit: man athmet eine peſtilenzialiſche Luft, die täglich anſteckender wird. Dieſe Meilcourt bezeugte mir die lebhafteſte Freundſchaft, und daher machte ſie, wider meinen Willen, Eindruck auf mich. Ich ſahe mich, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, in eine andre Sphäre verſetzt; das was meine Mutter mir als Tugend geprieſen hatte, wußte mir meine verächtliche Lehrerinn als Lächerlichkeit, Einfalt und Schwäche darzuſtellen: bis an dieſen Augenblick hatte ich beinahe gar nicht gelebt. Ich hatte keinen Begriff von der Welt, von Convenienz und Wahrheit. Ueberhaupt, ſagte Dormeuil oft, muß man ſich in Acht nehmen, Geſchichte mit dem Roman zu verwechſeln. Es iſt kein Wort Wahres, kein Funken von Menſchenverſtand in dem, was man Ihnen, liebe Eugenie, bis hieher vorgeſagt hat. Sie leben mit Leuten — er ſprach von der Meilcourt — von denen Sie Licht über alles dieſes erhalten werden. Laſſen Sie jene großen Leidenſchaften den Verfaſſern unſerer unwahrſcheinlichen Erzählungen. Vergnügen, meine Theure, alles für das Vergnügen thun, alle Mittel anwenden, um ſich die Gunſt des Glücks zu verſchaffen, — weil man, entzweyt mit dieſem, kein Vergnügen beſitzen kann — den äußeren Anſtand nicht verletzen — das ſind die wichtigſten Artikel im Buche des geſellſchaftlichen Lebens; man muß immer den äuſſern Schein unverletzt halten, und ſich beſonders vor allen Verbindungen des Herzens hüten. — — Meine Freundinn, Sie haben davon ſchon eine traurige Erfahrung gemacht. Man muß, mit einem Wort, ſeines Frühlings genießen, und ſich bemühen, ihn zu verlängern, indem man ſein Aeußeres und ſeine Talente geltend macht. — Alle Tage auf ſeinem Wege die Blumen pflücken, deren es zu jeder Jahreszeit giebt; mit verſchloſſenen Augen ſich dem Lauf des Lebens überlaſſen, ohne ſich um das Ende zu bekümmern, das kein angenehmes Bild gewährt; — kurz: genießen! dies, mein Fräulein, iſt der Stein der Weiſen; er iſt in ihren Händen. Nun, meine ſchöne Alchymiſtinn, vergeſſen Sie nicht dieſe Kenntniſſe in Ausübung zu bringen, die Sie mir und der Frau von Meilcourt zu danken haben. Das ſind, ich wiederhohle es Ihnen, nicht die Jeremiaden und Erzählungen meiner Mutter Gans, die man Ihnen in Ihrer Familie zum Beſten gegeben hat. Ich unterrichte Sie in der Kunſt zu leben, in der Kunſt der großen Welt; zerreißen Sie alle Ihre Bücher und leſen Sie keins, als das meinige.

Ich formte mich, wie ein Teig, nach alle dem, was ihm mir noch zu ſagen beliebte; ein Fehler der Jugend, der ſich nicht ſo leicht verwiſcht. Ich glich einem armen Bäumchen ohne Stütze — ein Spiel der Winde. — Dieſe Vergleichung kann vielleicht einen Begriff von meinem Zuſtande geben. Dieſe Meilcourt und ihr würdiger Gefährte waren die beiden böſen Genien, die mich beherrſchten, und allen böſen Einfluß auf mich auszuüben ſuchten.

Ein Mann, der ſchon etwas bey Jahren war, machte meiner Wirthinn ſehr häufige Beſuche; er ſchien reich zu ſeyn; und der Gegenſtand aller ſeiner Reden war das Lob meiner angeblichen Reitze. Man wird bemerken, daß Dormeuils Verdorbenheit jenen Hoffnungen machte; er hatte ſich, wo nicht zum Meiſter meines Herzens, doch meiner Sinne gemacht; — ſo viel hatte ich ſchon von dem Unterricht dieſes Verführers gewonnen. Er hatte mich ſchon ſo weit gebracht, daß ich mich über das, was man Empfindung nennt, luſtig machte; und Frau von Meilcourt ſchien gar nicht böſe über die kleinen Treuloſigkeiten ihres Dormeuils zu ſeyn, wie ſie es nannte.

Endlich verließ mein Lehrer in der Kunſt der innern Verdorbenheit ſeinen leichten Ton, nahm ein weniger zerſtreutes Weſen an, und kündigte mir an, daß er nothwendig mit mir eine ernſthafte Unterredung halten müßte. Wir beſtimmten die Zeit, wenn dieſe, ſeiner Verſicherung nach, ſehr intereſſante Unterhaltung ſtatt haben ſollte; und dieſe kam heran.

Dormeuil nahm, wenn ich ſo ſagen kann, eine andere Phyſiognomie, eine andere Sprache an, und ſagte folgende Worte: Ich hoffe, liebe Eugenie, daß Sie vollkommen überzeugt ſind, daß ich Ihr Freund, ich will nicht ſagen, ihr Liebhaber bin; denn dies iſt eine Benennung, die viel zu ernſthaft für den iſt, der ſich mit Allem zu vergnügen ſucht, und der das Leben als einen Garten anſieht, in welchem man, wenn es möglich iſt, alle Blumen zu pflücken ſuchen muß. Veränderung iſt mein Sinnſpruch. Ein Liebhaber iſt ein Egoiſt, und ein Freund hat nur das Glück deſſen zur Abſicht, dem er Neigung ſchenkte; er muß ſelbſt ſeinen Geſchmack und ſeine Vergnügungen dafür aufopfern können. Ich bin gerade, in Rückſicht Ihrer, in dieſem Fall. Sie ſind ſehr liebenswürdig, und ich würde mich gar nicht wundern, wenn ſich viele Menſchen bemüheten, Ihre Gewogenheit zu erhalten; aber es iſt hier die Rede von Ihrem Vortheil, nicht von den meinigen. Ich will Ihnen einen überzeugenden Beweis von der Freundſchaft geben, die ich Ihnen mein Leben lang verſprochen habe. Wir wollen vernünftig reden, Eugenie, was Sie freilich von mir wundern wird. Meine ganze Denkungsart iſt Ihnen bekannt; ich habe ſie Ihnen entdeckt, und ich wiederhohle es Ihnen hier, meine liebenswürdige Freundinn: Auf dieſer Erde, wo wir einige Jahre lang vegetiren, iſt das Geld alles, und Dürftigkeit der Gipfel alles Elends. Meine Rede, die eine der gedachteſten iſt, wird ſich daher um zwey Punkte drehen: daß man alles — alles thun muß, um ſich Reichthum zu verſchaffen, und um ſich die ſchrecklichen Prüfungen zu erſparen, welche die Armuth im Gefolge hat. In der menſchlichen Geſellſchaft iſt keiner ſo zurückſtoßend und ſo zurückgeſtoßen als der Arme, man darf ihn nicht hervorziehen — man würde lieber die Geſellſchaft eines anerkannten Schurken ſuchen, wenn nur Gold bey ihm glänzt. Noch einmal, liebe Eugenie, dies ſind Wahrheiten, die man Ihnen in Ihren erſten Jahren nicht geſagt hat. Tugend, Ehre, Klugheit, gute Aufführung, reine Liebe, das ſind alles ſehr ſchöne Ausdrücke in Büchern. Aber was ſind in den Augen des denkenden Mannes, den Erfahrung und Wahrheit aufgeklärt machten — Bücher? erbärmliche Spiele des Witzes und unwahrſcheinliche Romane. Ich bin es, meine Theure, der Sie in der wahren Geſchichte des Lebens unterrichtet; und alle die Lügen wollen wir den Narren überlaſſen, welche ſie die Moral nannten. Wir wollen nun von dieſen Bemerkungen abgehen, oder ſie vielmehr dem anpaſſen, was Sie thun müſſen. Sie und Ihre Mutter beſitzen nur ein mittelmäßiges Vermögen, wie Sie mir ſelbſt geſtanden haben; Sie würden alſo mit allen Reitzen, womit Sie die Natur ausgeſtattet hat, zu ewigen Entſagungen verdammt ſeyn, und dies iſt das unerträglichſte Leben. Wenn Derval Ihr Gemahl geworden wäre, dann hätten Sie mit Ihrem Willen das Glück und die Tugend haben vereinigen können, und dieſes würde Ihnen zur Ehre gereicht haben, aber dieſes Wunder konnte nicht geſchehen. Sie haben ein unangenehmes Abentheuer beſtanden, das bekannt geworden iſt. Wollten Sie in den Schooß Ihrer Familie zurückkehren, was hätten Sie da zu erwarten? eine ewige Erniedrigung, die Strafe der Dürftigkeit. Dies würde Ihren Verwandten und allen Leuten von Ihrer Bekanntſchaft das Recht geben, Sie zu beſchimpfen. Vergeblich würden Sie Ihre innigſte Reue zeigen, man würde ihr wenig glauben, und alle dieſe Beweiſe Ihrer Rückkehr zur Tugend würden Ihnen von keinem Nutzen ſeyn; Sie würden eine alte Jungfer werden. Haben Sie recht einen Begriff davon, was eine alte Jungfer iſt? das lächerlichſte Geſchöpf, immer am unrechten Ort, mit dem man kaum Mitleid hat, und dieſes gränzt doch ſo nahe an Verachtung. Ich komme nun zu meinem Zweck, und das iſt der, daß Sie ſich bemühen ſollen, ſelbſt auf Koſten des meinigen Ihr Glück zu machen; denn ich bilde mir ein, daß Sie mich eiferſüchtig machen werden; urtheilen Sie, was Sie auf Ihren Freund wirkten ... der ſich jetzt erinnert, daß er nur Ihr Freund ſeyn, und ſich auch nur mit Ihnen allein beſchäftigen ſoll. Sie haben ohne Zweifel bemerkt, daß oft eine Perſon hieher kam, die reich iſt und das Vergnügen zu jedem Preiſe erkaufen kann. Er hat Sie geſehen, Eugenie, ... Sie verſtehen mich. .. Urtheilen Sie, ob ich mich nicht aufopfere ... (ich wollte den verächtlichen Menſchen unterbrechen). — Nur noch einen Augenblick — ſagte er — und hernach will ich Sie ſich ſelbſt überlaſſen, und Sie werden dann Zeit haben, ſich ſelbſt zu rathen. Ich will wieder auf das Gemälde zurückkommen, das Ihnen nicht oft genug vor Augen geſtellt werden kann. Ein Glück — und vielleicht ein beträchtliches Glück — wartet Ihrer, die Mittel alle Vergnügungen zu koſten, und ſelbſt Ihrer Familie Verbindlichkeiten auflegen zu können. Denken Sie daran, daß Sie nur eine Summe von 10000 Franken beſitzen, worin Sie ſchon ein großes Loch gemacht haben, und wenn dieſe Quelle erſchöpft iſt, ſo ſehe ich für Sie nichts als einen Abgrund des Elends. Frau von Meilcourt iſt in ihrer Lage ſehr eingeſchränkt. Wenn die meinige meinen Wünſchen angemeſſen wäre, ſo ſollten Sie niemals anderer Hülfe bedürfen, meine Börſe würde die Ihrige ſeyn; Sie könnten volle Hände daraus nehmen, aber ich kann nichts, als Sie lieben, Eugenie, und Wünſche für Ihr Glück thun, das immer das meinige ſeyn wird. Ich eile mich vor Ihren Vorſtellungen zu retten, die nichts weiter ausrichten können, als mich unnöthig zu betrüben. Ich ſage es Ihnen nochmals, berathen Sie ſich jetzt ſelbſt, und überlegen Sie wohl, daß das Glück niemand zuvor kommt; wenn es einen einmal verlaßen hat, kehrt es ſelten zurück. . . . Und ich muß Ihnen die Wahrheit ſagen; Ihre Geſchichte mit Derval zwingt Sie auf jede Hoffnung zur Heyrath — Verzicht zu thun.

So ließ mich dieſer Dämon der Verſuchung allein, gebeugt von meiner Lage und niedergedrückt unter einer Laſt von Gedanken. — Ich bin noch nicht genug entehrt! rief ich: Alles, was mir Dormeuil ſagte, konnte aller ſeiner Verführungskunſt ungeachtet, noch nicht in mein Herz dringen, und dieſes Herz erhebt ſich mehr als jemals gegen dieſes ſtrafbare Daſeyn, das ich herumſchleppe. O Tage meiner Kindheit! Tage der Unſchuld und des Friedens, wo ſeyd ihr hin? Damals war ich glücklich — und — Thränen floſſen von meinen Augen — ich werde es nie wieder ſeyn; ich muß darauf Verzicht thun! Was iſt alles äußere Glück gegen die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt? Ja, dieſer Dormeuil iſt ein Betrüger . . . aber was habe ich zu hoffen? . . Iſt mein Schickſal nicht entſchieden? Ich habe meine Ehre und den Troſt verloren, am Buſen meiner Mutter zu weinen; ſie iſt mir geraubt; ich kenne ihr Schickſal nicht. Und wäre ſie auch davon unterrichtet, würde ſie mich als ihr Kind anſehen? Sie würde mich immer mit Abſcheu von ſich ſtoßen, meine Schande würde auf ſie und meine ganze Familie zurückfallen; und ich komme dann auf den Punkt, wo das ſchrecklichſte Elend die Qualen meiner Seele noch vermehren wird. Darf ich Hülfe von dieſer Frau und von dieſem Elenden erwarten, die mich gewiſſermaßen verführt haben? Könnte ich mich entſchließen, Beweiſe ihres Mitleidens, eines ſo tödtenden Mitleidens anzunehmen, wenn ſie — wie ich annehmen will — auch die Mittel in Händen hätten mir Verbindlichkeiten aufzulegen? Wie komme ich aus dieſem ſchrecklichen Labyrinth? Der Tod allein rettet mich — ich kann nicht ſchnell genug dieſes Leben enden, das ich mit der niedrigſten Schande befleckte.

Kaum hatte ich dieſe letzten Worte geſprochen, als ich auch an einen Tiſch lief und raſch ein Meſſer nahm; es war in meinen Händen, gegen mein Herz gerichtet, als meine Wirthinn hereintrat, einen Schrey ausſtieß, mir zu Hülfe eilt und mir den Stahl entreißt. Unglückliche — ſagte ſie — ſind Sie wahnſinnig? Was für ein Verbrechen wollten Sie begehen? ſo ſehr wollten Sie den Himmel beleidigen? Frau von Meilcourt war es, die mit mir vom Himmel ſprach; dies iſt die Kunſt, Tugend und Laſter zu vereinigen. Ich hatte keine Kraft zu antworten. Man nahm mir ohne Mühe das Inſtrument weg, das mein Herz durchbohren ſollte, und ich ſank ohne Beſinnung dahin.

Ich öffnete mein Auge wieder, und fand mich in meinem Bette. Dormeuil und ſeine Gefährtinn ſaßen mir zur Seite. Es iſt unnöthig, alles das zu erzählen, was ſie mir ſagten, die mannichfaltigen Waffen, die ſie anwendeten, um mich zu bekämpfen, mein Widerſtand und die vielen Stürme, die ich auszuſtehen hatte, und den ewigen Kampf mit mir ſelbſt. Endlich erhielten ſie den Sieg; meine Schande war noch nicht vollſtändig; man kam überein, meine Natur ganz umzuändern; in meiner ſchändlichen Verirrung hatte ich wenigſtens in den Wahn geſtanden, Dervals Gattinn zu ſeyn, und ich wurde nichts, als die erklärte und bezahlte Geliebte eines Herrn Dorſemon, der 200,000 Livres Renten hatte, ehelos lebte, und alles an ſein Vergnügen verſchwendete. Er war ein Mann von Geiſt, der ſich ein Syſtem von Unempfindlichkeit und Egoismus geſchaffen hatte; er beſaß alle Annehmlichkeiten eines Mannes von Welt mit aller Verdorbenheit eines ſolchen; und mit einem Wort, er war ein Schüler des ehrbaren Dormeuil, deſſen Fortſchritte den Bemühungen deſſelben um ſeinen Unterricht entſprachen. So war der, deſſen Beute ich geworden war. Dormeuil, der eben ſo leichtſinnig als ſtrafbar war, ließ keinen von ſeinen Anſprüchen auf mich fahren. Ich war bey Frau von Meilcourt geblieben, welche die Rolle einer Gefälligen mit aller der Kunſt ſpielte, deren ſie fähig war. Es würde eine unnöthige Bemerkung ſeyn, wenn ich ſagte, daß Dorſemon irgend etwas über mein Herz erlangt hätte; ich war genöthigt in ihm nur den Glanz des Glücks zu achten, und dieſer Glanz, der nicht in mein Herz drang, blendete nur meine Augen. Meine Verblendung wurde alle Tage größer: überdieß gab mir Dorſemon die überzeugendſten Beweiſe ſeiner Freigebigkeit. Ich hatte die 10000 Franken an Derval zurückſchicken wollen: Dormeuil machte dieſen Entſchluß lächerlich, den er den höchſten Grad des Unverſtandes nannte; endlich ſagte er, daß er mich ſelbſt an der Ausführung dieſes Vorſatzes hindern wollte. — Wirklich würde er nicht bey mir die gewöhnliche Gelehrigkeit gefunden haben, wenn ich nicht gehofft hätte, daß er mir in Rückſicht meiner Mutter nicht einigen Nutzen leiſten könnte; denn ungeachtet meiner neuen Bemühungen und wiederhohlten Verſuche, war es doch unmöglich, mir das geringſte Licht über ihr Schickſal zu verſchaffen, und dieſes machte, ſo wie die innern Vorwürfe meines Gewiſſens, mir das Leben bitter und zur Laſt.

Ich hatte die Dunkelheit der Provinz verlaſſen, um das große Licht in der Hauptſtadt zu ſehen, das heißt, um dieſes ſchändliche Leben eben ſo dort fortzuſetzen. So war ich denn mit allen meinen Reichthümern, meinen Diamanten und meinem verhöhnenden Stolz herabgewürdigt zu dem Range der ewig verächtlichen Geſchöpfe, die man „Courtiſanen" nennt. Ich hatte meinen Lehrer in der Verderbtheit aus dem Geſicht verloren: Dormeuil war in eine Unruhe von bald einander folgenden Reiſen hineingezogen worden, die mich ſeiner Geſellſchaft beraubten; und gewiß war ein Mann ſeiner Art nicht im Stande, mir Klagen über ſeine Abweſenheit zu entlocken. Ich opferte alles meinem Geſchmack, meinen Fantaſien auf; ich beſuchte das, was die Leute vom guten Ton, die beſte Geſellſchaft nannten. Meine „Soupees" waren ausgeſucht, ich verſammelte da um mich her die angenehmſten Bekannten, die ſchönen Geiſter des Tages, von denen der größte Theil ſo niedrig und verworfen war, als alle dieſe Schmarotzer, von denen Paris wimmelt. Ich trank das Gift mit langen Zügen, aber mitten in dieſer ewigen Betäubung ſagte mir mein Herz doch nur zu oft, daß ich keinesweges glücklich ſey, daß nur Gefühl für Tugend Frieden der Seele verſchaffen können, und daß es außer dieſem keins giebt. Unter meinen Kleinodien, und unter der Laſt meines Glücks, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, fühlte ich Langeweile, und wagte nicht in mein Inneres zu blicken. Täglich kehrte dies Bild zurück, weil täglich meine Lage die nämliche war. Ach wie bedaure ich euch, unglückliche Opfer einer ſo traurigen, ſtrafbaren Verirrung!

Ich war daher genöthigt auf ein Mittel zu denken, mir meine ängſtliche Lage etwas zu verſüßen. Mein fühlendes Herz verlangte einige Nahrung, und dieſer Dorſemon konnte mit allen ſeinen Geſchenken und ſeinem glänzenden Aeußerm doch dieſes Bedürfniß — das Bedürfniß des Herzens, nicht befriedigen.

Es wurde mir von einem der „Elegants“ unſeres Zirkels (ſo nannte man die jungen Leute unſerer angeblichen guten Geſellſchaft) ein junger Mann vorgeſtellt, und dieſes that er mit den Worten: — Erlauben Sie, Madame, daß Herr von Sellerive unter die Anzahl der Glücklichen aufgenommen werde, die Ihnen aufwarten dürfen; ſchon lange bittet er um dieſes Glück, er iſt ein guter Menſch — empfindſam; überdies iſt er nicht ohne Geiſt, und wird daher zu dem Vergnügen unſrer Geſellſchaft beitragen können; er iſt ein noch ungebildetes Kind, er tritt in die Welt und wird unſer Schüler ſeyn, und Sie werden ihn für den Unterricht ſehr empfänglich machen. Ihnen wird er ſein wahres

Mittel, kein Ding in der Welt vermögend iſt, mich der Frau von Sternheim entſagen zu machen. Wird ſie die Meinige, bin ich der glücklichſte Menſch auf Erden. Haben Sie auch Anſprüche, wer hindert Sie, ſie geltend zu machen? Sie gehn Ihren Weg, ich den meinigen: es kömmt darauf an, wer am glücklichſten iſt.

v. Liß. (halb weinend) Ich gewiß nicht! Fünf Jahre lang geb' ich mir nun ſchon alle erſinnliche Mühe, und hab' es noch nicht den zehnten Theil ſo weit bringen können, als [illegible] fünf Wochen. Was noch mehr iſt, während [illegible] Zeit hab' ich noch keinen einzigen freundlichen Blick bekommen: indeſſen hofft' ich doch noch immer, Frau von Sternheim würde ſich erweichen laſſen, da führt Sie nun aber, ſo zu ſagen, das Unglück hierher, und da iſt es vollends ganz aus mit mir. — Lieber Andrees, was iſt zu machen? Ich möchte deſperat werden — möchte mich todtſchießen — ſo zu ſagen!

Andrees. Da wären Sie ja todt.

v. Liß. Nun freilich, wenn ich nur wüßte, wie ich's am beſten anfinge?

Andrees. Was denn? Das Todtſchießen?

v. Wibach. Was Henker, Sie ſprechen von Todtſchießen! Sie werden doch nicht auf böſe Gedanken gerathen? Wen wollen Sie denn todtſchießen?

v. Liß. Mich ſelbſt, Herr Rittmeiſter, mich ſelbſt, ſo zu ſagen!

Andrees. Herr, um alles in der Welt! Der Schulmeiſter hat uns ja viel hundertmal geſagt, daß es eine groſſe Sünde iſt, wenn man ſich ſelbſt um's Leben bringt. Haben Sie denn das ſchon wieder vergeſſen?

v. Liß. Nein, mein lieber Andrees! Aber wie ſoll man's denn machen, wenn man nicht mehr leben will?

Daſeyn danken; er darf nur in Ihren Augen leſen, und er wird die Geheimniſſe der Kunſt zu leben und zu gefallen daraus lernen. Meine Blicke waren mit einer Art von Wohlbehagen auf Sellerive geheftet. Seine Geſichtsbildung, die ich nicht zu ſchildern verſuche, hatte etwas Intereſſantes, das für ihn einnahm; ſelbſt der Ton ſeiner Stimme vermehrte den Reitz, der über ſeinen ganzen Körper ausgegoſſen war; er wurde noch mehr verſchönert durch ſein beſcheidenes Anſehen; es war nicht möglich an ſeiner Tugend zu zweifeln. Ich empfing ihn daher mit der Höflichkeit, die aus dem Herzen kommt, die man nicht mit der kalten Höflichkeit verwechſeln muß, welche man ſich angewöhnt hat. Der junge Mann beſuchte uns öfters: er hatte des egoiſtiſchen Dorſemon Aufmerkſamkeit erregt, und vielleicht noch mehr die meinige. Da ich ihn unter den andern Perſonen, die unſern Zirkel ausmachten, auszeichnete, ſo konnte ich ihn ohne Mühe beobachten. Ich bemerkte bald, wenn er allein mit mir war, eine Art von Verwirrung an ihm, ich hörte die Seufzer, die er unterdrücken wollte. Wenn er einen Augenblick ſein Auge auf mich heftete, ſo ſchien eine heimliche Verwirrung ſich aller ſeiner Sinne zu bemeiſtern, ſeine Worte waren abgebrochen, und ſein Geiſt hatte von ſeiner Lebhaftigkeit verloren. Noch ſonderbarer kam es mir vor, als ich mich ſelbſt prüfte, und fand, daß ich jene Unruhe des Herzens, die er mir zu verbergen ſuchte, mit ihm theilte.

Endlich, da er einmal allein bey mir war, entſchloß ich mich, ihn um die Urſache der Veränderung zu befragen, die ich an ihm bemerkte. Ach, Madame, was ſoll ich Ihnen ſagen? Warum habe ich Sie geſehen? was kann ich von der Leidenſchaft hoffen, die Sie mir einflößten, von der feurigſten und unglücklichſten

Leidenſchaft. . . Thränen fielen ihm hier aus ſeinem Auge auf meine Hand, die er zitternd zu ſeinem Munde führte. Ich wollte reden . . . aber das Wort ſtarb mir auf den Lippen. Ich wunderte mich ſelbſt über dieſe Furchtſamkeit, welche ich ſchon längſt — Dank der Verdorbenheit! abgelegt zu haben glaubte. Ach! warum fand ich dieſes Gefühl wieder in mir, das nur der Antheil der Reinheit und der Unſchuld der Tugend iſt. So öffnete ich mein Herz der Liebe wieder, die mir ſo theuer zu ſtehen kam. Wir waren alle beyde ſtumm. Der junge Mann brach zuerſt dieſes ſeltſame Stillſchweigen. Ja, Madame, dies Geſtändniß muß Ihnen ſehr ſonderbar vorkommen — es iſt mein gröſstes Unglück, daß ich Sie ſah . . . . ich werde deshalb ums Leben kommen. — Was wollen Sie, Sellerive? Ach! ich liebe Sie, Madame, ich bete Sie an. Aber es war, iſt keine Zeit mehr zu reden. Dorſemon kam und unterbrach uns. Sellerive gieng endlich weg, ohne Gelegenheit gefunden zu haben, mit mir allein zu ſeyn.

Ich bemühte mich, mich wieder zu ſammeln; ich unterwarf mein Herz einer ſtrengen Prüfung, und fand, daß Sellerive es ſchon beſaß. — Aber wo wird mich dieſe neue Vergeſſenheit der Vernunft hinführen? Sollte mich die Erkenntlichkeit nicht an einen Mann feſſeln, der zwar nicht die Annehmlichkeiten eines Geliebten hat, aber doch mein Wohlthäter iſt? Ich verdanke Dorſemon mein Glück, und früh oder ſpät wird dieſes Glück mir Mittel an die Hand geben, meiner Mutter und meinen Verwandten nützlich zu ſeyn, und ich kann mich dann vielleicht ſchmeicheln, daß durch dieſe Art von Büßung meine Verirrungen in einem beſſern Licht erſcheinen werden. Ich will meiner Mutter, meiner Familie und den Unglücklichen Gutes thun; und auf dieſe Art kann ich mich vielleicht mit mir ſelbſt wieder verſöhnen,

nen, und die Vergebung der Welt und des Himmels hoffen. Ach! ich beleidigte beyde nur zu ſehr! —

Aber werde ich auch die Kraft haben, mir dieſes Gefühl zu verſagen, das mich zu Sellerive hinzieht. Er verdient Achtung, er iſt ſo liebenswürdig! — er ſcheint die Liebe ſo gut zu kennen, und iſt dieſe nicht alles für ein ſo fühlbares Herz, als das meinige? Wozu ſoll ich mich entſchließen? was ſoll ich thun? Mein ewiges Schickſal iſt ein zerriſſenes Herz.

Dieſem Selbſtgeſpräch folgte bald ein Erguß von Thränen, die ich mit einer Art von Beruhigung fließen ließ; — ſie gaben mir Erleichterung. Thränen ſind eine Beruhigung, die uns die Natur giebt, wenn wir unglücklich ſind, und wenn ſie aus Gefühl fließen, geben ſie dann nicht eine reine, ſüße Freude, die nur der Tugendhafte fühlt? Dieſe Empfindſamkeit, von der meine Thränen zeugten, war durch Sellerive aufs neue in aller ihrer Stärke erwacht.

Ich hatte mich dieſer unbeſchreiblichen Bewegung meines Innern überlaſſen, als mir ein Bedienter einen Brief brachte; ich öffnete ihn und las:

„Vielleicht, Madame, werde ich, indem ich dieſes ſchreibe, jene Unbefangenheit des Geiſtes haben, „die zu einer Erklärung nothwendig iſt, deren ich aber „in Ihrer Gegenwart beraubt bin. In dieſem Augenblicke höre ich die Grundſätze der Vernunft ſo ſehr, „als ſie mit der Liebe vereinbar ſind; denn dieſes Wort „iſt der einzige Ausdruck meiner Empfindungen. Ja, „Madame, Liebe und zwar die heftigſte Liebe iſt das unglückliche Reſultat unſrer Bekanntſchaft, und Sie „müſſen den Charakter einer Leidenſchaft kennen, die ſie „ſo ſehr zu erregen wußten. Sie läßt ſich nicht theilen.

„Wenn ich einer von den Männern nach der Mode wäre,
„ſo würde ich nach nichts, als nach den Freuden der
„Sinne ſeufzen; aber ich habe mehr Forderungen oder
„mehr Liebe. Mein Wunſch iſt nur die Eroberung
„Ihres Herzens — dieſe Belohnung würde mich mit
„Wolluſt erfüllen. Ich würde zu mir ſelbſt ſagen: ich
„lebe in ihrem Herzen, einer lebt nur für den andern,
„wir ſind uns ſelbſt genug! . . . Aber, kann ich ihn
„erfüllen dieſen zauberiſchen, lügenhaften Traum! Mein
„unglückliches Geſchick will, daß Sie von einem andern
„abhängen, daß Ihr Intereſſe . . . . . Verzeihen Sie
„mir. Ich will mich nicht bey dieſer Darſtellung verweilen.
„Aufhören Sie zu lieben, würde meine Kräfte
„überſteigen, aber ich kann mein Leben Ihnen aufopfern
„und vor Kummer ſterben, daß ich Sie nicht beſitzen
„konnte. Mein Tod wird Sie in kein nachtheiliges
„Licht ſetzen, denn Sie können überzeugt ſeyn, daß Sie
„allein mein Geheimniß wiſſen. Wenigſtens werden
„Sie mich beklagen, wenn es Ihnen nicht erlaubt iſt,
„ein Gefühl, dem ähnlich zu hegen, das Ihr treueſter
„und zärtlichſter Liebhaber empfindet.“

Dieſer Brief war für die unglückliche Eugenie der Funken einer Flamme, die bald hell aufloderte. Ich war nicht mehr Herr über mich ſelbſt. Sellerives Beſuche waren ſeltner, aber jedesmal, da ich ihn ſahe, ſchien er mir mehr bewegt und in größerer Unruhe. Er hatte die Vorſicht immer ein „Tete-a-Tete“ zu vermeiden, das ich zu bewirken ſuchte, endlich aber verſchaffte mir ein Zufall dieſe längſt gewünſchte Gelegenheit. Kaum ſah ich mich mit ihm ohne Zeugen, ſo ſagte ich: Sellerive, ich erwarte von Ihnen eine Erklärung, die Sie mir nicht verſagen werden. — Ich habe mir vorgenommen, Madame, daß ich niemals die Pflichten eines rechtſchaffenen Mannes vergeſſen werde;

und ſo heftig auch meine Leidenſchaft iſt, ſo werde ich mich doch nie von den Geſetzen entfernen, die Edelmuth und feines Gefühl auflegen, und die, ohne Widerſpruch, die Begleiter der wahren Liebe ſind. Sie ſind nicht frey, Madame, es iſt Ihnen gewiſſermaßen verboten, Ihr Herz zu verſchenken. Ich enthalte mich aller weitern Erörterungen, die wider meinen Willen Ihnen unangenehm ſeyn könnten, und wie viel Vorwürfe würde ich mir nicht machen, wenn mir ein Ausdruck entgieng, der die Höflichkeit beleidigte. — Mein Herr — fragte ich ihn, gleichſam aus tiefem Nachdenken erwachend — Sie lieben mich? — Könnten Sie daran zweifeln, Madame? zeigt Ihnen nicht alles meine Liebe an? — Meine Liebe — Sellerive — ich achte Sie zu ſehr, um Ihnen nicht dies Geſtändniß zu thun — iſt der Ihrigen gleich. Urtheilen Sie — (ich ſagte dies mit einiger Verlegenheit) — ob ich nicht gern eine Liebe mit Ihnen theile, die wir geſetzmäßig machen können. Sie lieben mich? nun wohlan! ſo wollen wir uns durch ein Band verbinden, das niemals zerreißt, ein Band endlich, das Ihre Rechtſchaffenheit und Ehre eben ſo ſehr als die Geſetze befeſtigen. . . . Ich werde Herrn Dorſemon nichts verheimlichen; ich habe Vermögen genug für uns beyde: ich weiß, daß Sie nicht reich ſind, und darum ſind Sie mir deſto lieber. Ich will Ihnen mein Vermögen und meine Hand mit meinem Herzen geben: reden Sie — nehmen Sie die Verſicherung meiner Treue an, verſichern Sie mich der Ihrigen und werden Sie mein Gemahl! Sellerive fiel mir zu Füßen. Ich bin durchdrungen von Dankbarkeit und Liebe, aber . . . . — er konnte nicht reden, er ſtand auf und gieng fort.

In welchem Zuſtande ließ er mich! — ich warf einen Blick auf mich ſelbſt und erſchrack. Er liebt mich — rief ich — das iſt gewiß; er liebt mich, und doch will er mir ſeine Hand nicht geben! Er würde mein Herz und mein Vermögen theilen, — doch was ſage ich? — nicht theilen — ſondern beydes ganz beſitzen. Arme Eugenie! ſiehſt du die Strafe der Schande! Sellerive würde erröthen, mein Gatte zu ſeyn. Ich will mir dieſe ſchreckliche Wahrheit nicht verbergen. Nein, das Geld kann meine Schande nicht verlöſchen. Er hat mich zu ſehr über meine wahre Lage aufgeklärt; ich muß mein Leben traurig dahin ſchleppen und in der Schande ſterben, die nichts auszulöſchen vermag. Ja! ewig ſehe ich mich dazu verdammt, ewig werde ich mich ſelbſt verachten. O mein Gott! konnte ich ſo viele Demüthigung erwarten?

Ich will keinen Verſuch machen, das, was in mir vorgieng, zu ſchildern. Eine ſolche Lage iſt über allen Ausdruck. Ich unterlag dem Schmerz und mußte eine Krankheit ausſtehen, die um ſo ſchmerzlicher war, da ich ihre Urſach nicht entdecken durfte. Zu meinem Unglück kam noch Sellerives Abweſenheit. Endlich erhielt ich ein Billet von ihm. Wie lebhaft und mit wie viel Freude empfing ich es; ich las: „Ich weiß nicht, was ich Ihnen ſchreibe. Alle meine Sinne ſind in Aufruhr. Alles, was ich Ihnen ſagen darf, iſt, daß ich Sie bis zu meinem letzten Seufzer anbete. Warum muß ich? — ich darf nicht mehr ſagen. Dieſes Unglück war mir auch noch aufbehalten. Ich kann nicht der Ihrige ſeyn. Was ſagte ich? welcher Gedanke. Vergeſſen Sie mich! Leben Sie glücklich, während ich der unglücklichſte aller Menſchen ſeyn werde. Aber ich habe nicht lange mehr zu leben; ich fühle, daß ich unmöglich entfernt von Ihnen ſeyn kann; und wenn ich die höchſte Stufe des Glücks hätte erſteigen können. . . . Wenn Sie meinen Brief erhalten, habe

„ich ſchon Frankreichs Grenzen verlaſſen, und vielleicht
„auch ſchon mein Leben verloren. Ich konnte das nicht
„annehmen. — — Mein Herz iſt zerriſſen bey die-
„ſem Wort, bey dieſem ſchrecklichen Wort, nein! ich
„konnte es nicht annehmen! Ach, wäre Eugenie in der
„tiefſten Dunkelheit begraben geweſen, hätte ſie in der
„drückendſten Armuth gelebt! Wie würde ich mich ge-
„ehrt gefühlt haben, wie groß wäre meine Freude ge-
„weſen, wenn ſie mich ihren Gatten genannt hätte!
„Noch einmal: Leben Sie wohl! Sie werden mich
„nie wiederſehen, aber Sie werden bis an das Ende
„meines Lebens in meinem Herzen herrſchen.“

Dieſer Brief war gewiß nicht dazu gemacht, mir die Geſundheit wieder zu ſchenken. Ich ſahe alles Schreckliche meiner Lage ein, ich fühlte ganz das Ehrloſe derſelben, und ich ſollte Sellerive nicht wiederſehen. Ich haßte die ganze Welt und mich ſelbſt. Mit einem Wort: Sellerive hatte mich auf immer verlaſſen. Ich erfuhr in der Folge, daß ihm ſein Kummer nach Amerika gefolgt war, wo er ſtarb. Ich war es, die unglückliche Liebe zu mir, brachte ihn ins Grab.

Jetzt erſchien ein neuer Dormeuil in unſrer Geſellſchaft: Melißain wollte ſich mein Zutrauen erwerben. Ich übergehe eine Menge kleiner Vorfälle. Meine Geſundheit wurde nicht ganz wieder hergeſtellt. Der tödtliche Pfeil blieb in meinem Herzen. Ich konnte Sellerive nicht daraus verbannen, und eben ſo wenig den Bewegungsgrund, der ihn gehindert hatte, mein und ſein Glück zu gründen. Man kann ſich ſelbſt nicht entfliehen. Der Glanz der Wahrheit verfolgt uns, er erreicht uns mit ſeiner traurigen Klarheit. Ich ſahe ein, daß man mich verachten müßte, und ich verachtete mich ſelbſt.

Melißain beſaß Geiſt, und nahm alle Masken an. Vor meinen Augen ſpielte er den treuen Freund, der nichts wünſcht, als ein unbeſchränktes Zutrauen zu verdienen. Er hatte beſtändig den Mund voll von Rechtſchaffenheit und Uneigennützigkeit; vorzüglich unterwarf er diejenigen Sätze einer ſtrenger Prüfung, bey welchem man nur auf das innere Gefühl zu hören braucht, um immer darüber richtig zu urtheilen. Er ermangelte nicht, eine Menge von Wahrheiten als Vorurtheile zu betrachten — die von der größeſten Evidenz ſind, und die man daher Wahrheiten des Herzens nennen kann. Wehe dem, der dieſe Wahrheiten anzugreifen wagte, die meiner Seele eingeprägt waren; ſie zeigten mir, wie in einem getreuen Spiegel, das Elend des Laſters, ſelbſt bey dem höchſten äußern Glanze, und in dieſem Laſter lebte ich; ſein Bild hätte mich in der tiefſten Abgeſchiedenheit der Welt verfolgt.

Melißain folgte alſo dem verächtlichen Dormenil bey mir. Dieſer verſtand die Kunſt am beſten, ſich alles deſſen zu bemeiſtern, was er beherrſchen wollte. Er ſahe mich, niedergedrückt unter dem Kampf mit mir ſelbſt. Er kannte alle Urſachen meiner Niedergeſchlagenheit: er wußte, daß ich geliebt hatte, daß ich Selerive liebte, und daß meine niedrige, ſchändliche Lage ihn verhindert hatte, der Stimme ſeiner Liebe Gehör zu geben, und den Namen meines Gemahls zu führen. Wie können Sie ſich — ſagte er zu mir — in einem ſo ſtrengen, düſtern Lichte betrachten? Wie? Schönheit und Glück wäre nicht das vorzüglichſte, das erſte Geſchenk der Natur? Alles, was man Ihnen da vorgeſtellt hat, ſind Träumereyen, ſehr üble Träumereyen. Man muß ſich niemals von der Natur entfernen; ſie muß immer unſre treue Begleiterinn ſeyn. Gefallen und reich ſeyn — ſage ich Ihnen — das ſind die großen Looſe in dieſer elenden Lotterie des menſchlichen Lebens. Man laſſe die Neidiſchen und die Narren reden, und ihre Anzahl iſt, Gott ſey Dank! groß. Ich danke für dieſe großen Geiſter und ſogenannten Philoſophen, die Ihnen von Tugend, Weisheit und Ehrbarkeit vorpredigen; die nicht ſo viel Dreiſtigkeit haben freymüthig zu geſtehen, daß Intereſſe und die Liebe zu uns ſelbſt, die einzigen Triebfedern unſrer Handlungen ſeyn müſſen. Außer unſerm Intereſſe iſt alles Täuſchung, Lüge und Abgeſchmacktheit aus der Romanenwelt, die man den Büchermachern überlaſſen muß. Wenn Sellerive nur einen Funken von Menſchenverſtand gehabt, wenn er Sie wahrhaft geliebt hätte, ſo würde er, ohne ſich zu beſinnen, Ihren Vorſchlag angenommen haben; dadurch würde er ſein perſönliches Intereſſe befördert haben; er hätte eine liebenswürdige Frau, die ihn liebte, erhalten, und aus einem armen Teufel wäre ein reicher Mann geworden. Und wiſſen Sie, was die Armuth iſt, Madame! Giebt es etwas Schrecklicheres, etwas Traurigeres? Sie müſſen wiſſen, daß Dürftigkeit das größte Unglück und die größte Lächerlichkeit iſt; daß ſie die Quelle der Verachtung und der wahren Entehrung iſt. O mein Herr, — unterbrach ich ihn lebhaft — machen Sie doch, daß alles, was Sie mir da ſagen, mein Herz glaube. Meine Vernunft würde überzeugt ſeyn, aber dies Herz, ich wiederhohle es Ihnen, ſtreitet dawider: dies Herz führt die Waffen wider Sie und wider mich ſelbſt; es ſagt mir, daß alles das, was Sie mir da als Täuſchung und Irrthum mahlen wollen, Wahrheit iſt, die mit feurigen Zügen in mein Herz geſchrieben iſt; dieſe peinigt mich, und wird mir noch den Tod bringen. Die ganze Welt erhebt ihre Stimme einſtimmig und ſagt: Nein! die Tugend iſt nur zu gewiß! und dieſe Tugend habe ich unterlaſſen; Sellerive hatte nur zu viele Gründe, meine Hand und mein Vermögen auszuſchlagen, die ich ihm anbot; — dies Vermögen, das der Lohn eines Wandels iſt, wegen deſſen ich mich ſelbſt anklage, der aller Ihrer ſophiſtiſchen Sätze ungeachtet, ſich doch unaufhörlich in aller ſeiner Schrecklichkeit meinem Auge zeigt.

Ein Thränenſtrom endigte dieſen Erguß meiner Seele, die nur zu voll von dem Gefühl der Wahrheiten war, die ich ſagte.

Dies iſt der Zuſtand des Unglücklichen, den Gewiſſensbiſſe verfolgen; er fühlt ihre Pein, und doch hat er nicht die Kraft, auf den Weg zurück zu kehren, von dem ihn ſeine Schwachheit abzog. Ich gieng auf derſelben Bahn fort und Melißain betäubte meine Vernunft.

Ich war zu einem Ball eingeladen, der einem prächtigen Schmauſe folgen ſollte. Reichthum und Geſchmack war in meiner Kleidung vereinigt. Eine glänzende „Equipage“ führte mich und Melißain an den Ort, wo man uns mit Ungeduld erwartete. Ich hielt mich einen Augenblick bey einem Juwelenhändler auf. Melißain gab mir den Arm; ich kehrte zu dem Wagen zurück. Eine Frau, ſchon bey Jahren, deren Aeußeres ihre Dürftigkeit ankündigte, begegnete mir hier. Ich ſtieß einen Schrey aus, und ſtürzte mich in ihre Arme. Meine Mutter! — das war das einzige Wort, welches ich hervorbringen konnte. Wirklich, es war meine Mutter ſelbſt. Wie war mir, als ſie mich mit einer Art von Verachtung von ſich ſtieß, und ſagte: Du, Unglückliche, meine Tochter? Geh, ich habe keine Tochter; und ſogleich entwand ſie ſich mir und verſchwand, ohne daß ich daran dachte, ſie zurückzuhal-

v. Wibach. Mir fällt was ein, erlauben Sie, daß ich mal die Stelle Ihres Schreibers vertrete, und Ihnen einen Rath gebe. Es iſt Krieg, wie Sie wiſſen, und die Gelegenheit, todtgeſchoſſen zu werden, kann einem braven Kerl nicht fehlen — zumal bey den Huſaren. Wie wär's, wenn Sie ſich bey meiner Schwadron engagirten? Sie ſollten gleich Unteroffizier — auch bey erſter Gelegenheit Offizier — und ihr Andrees Gemeiner werden. Ich werde ſo väterlich für Sie ſorgen, und hauptſächlich darauf ſehn, daß Sie immer den gefährlichſten Poſten bekommen. — Nun, was meinen Sie? — Geſchwind entſchloſſen!

Andrees. (hat während der vorigen Rede ſeinen Herrn beſtändig beym Rockſchoß gezupft, und fährt itzt noch ſtärker damit fort.)

v. Liß. (der es ihm ſchon einigemal ſtillſchweigend verboten) Still doch! — (zum Rittmeiſter) Der Vorſchlag iſt ſo übel nicht — wenn ich wüßte, daß Sie es recht ehrlich mit mir meinten, Herr Rittmeiſter, ſo zu ſagen! —

v. Wibach. Daran zweifeln Sie? Verlaſſen Sie ſich auf mich! Es ſoll Ihnen an nichts fehlen, und in Zeit von Jahr und Tag entweder todt, oder Herr Kornet.

v. Liß. Todt, Herr Rittmeiſter, ſo zu ſagen, todt! — Bin einmal deſperat — hol's der Henker — (reicht dem Rittmeiſter die Hand) Topp!

v. Wibach. (ſchlägt ein) Brav, Kamerad! (nimmt eine von den Mützen, die in der Ecke auf dem Tiſche liegen, und ſetzt in aller Eil dem Herrn von Liß eine auf. Da Andrees ſich aber weigert, nimmt er ſeinen Geldbeutel heraus) Hier haſt Du auch Handgeld.

Andrees. (voller Freude, nimmt mit der einen Hand das Geld, und ſetzt ſich mit der andern ſelbſt die Mütze auf.)

v. Wibach. (ruft in die Szene) Friedrich!

Reitzuhalten. Ich rief laut in Gegenwart des Volks, das ſich um mich her verſammelte: ja, ſie iſt meine Mutter! und ſie hat Recht mich von ihrem Buſen hinweg zu ſtoßen; ich bin nicht werth, daß ich ihr mein Leben danke. Man zieht mich hinweg und bringt mich ohnmächtig zu dem Kaufmann, den ich eben verlaſſen hatte. Es iſt meine Mutter! wiederhohlte ich Melißain in Gegenwart des Juwelenhändlers; ſehen Sie, mein Herr, das iſt die Folge einer Lebensart, die Sie mir annehmlich machen wollten. Ich hatte den Gebrauch meiner Sinne verloren, und ach! warum mußte ich nach dieſem Schlage das Tageslicht wieder ſehen? Meine Augen öffneten ſich wieder; ich wiederhohlte mit ſterbender Stimme, allen die mich umgaben: ja, es iſt meine Mutter! die Sie geſehen haben; und ſie lebte im Unglück, während ich im Ueberfluß ſchwelgte. Wie ſehr erniedrigt mich dieſer Reichthum. Ich muß erröthen bey dieſer ſchrecklichen Zuſammenkunft.

Ich kam endlich aus der tödtlichen Betäubung wieder zu mir ſelbſt. Ich bat verſchiedene Perſonen, meiner Mutter nachzueilen, und ihre Wohnung zu entdecken. Aber ſie entzog ſich allen Nachſuchungen; mit einem Wort: man konnte mir keine Nachricht geben. Sie ſchien alles Elend der Dürftigkeit zu leiden: dieſer Gedanke empörte alle meine Sinne. Man brachte mich ermattet, und wie vom Blitz gelähmt, wieder nach Hauſe. Melißain unternahm es, mich zu beruhigen, und kramte alle ſein vergiftendes Geſchwätz vor mir aus: Sie werden Ihre Frau Mutter wieder finden; ohne Zweifel wird ſie ſanfter werden; und wenn ſie Beweiſe Ihrer wohlthätigen Zärtlichkeit erhalten hat, ſo wird ſie ohne Zweifel zu den Gefühlen der Natur zurückkehren — Gefühle, die ſie Ihnen in jeder Lage ſchuldig iſt. Man vergiebt gern einem Kinde, das im Wohlſtande

ſtande iſt, und uns Wohlthaten erweiſen kann. Glauben Sie mir, ſie wird zuerſt geſtehen, daß ſie Ihnen einen unangenehmen Vorfall verurſachte. . . . Ach! mein Herr, wollen Sie mir zumuthen, daß ich meiner Mutter Unrecht geben ſoll? ich bin ſchuldig, ich bin mit Schande bedeckt. Nein, dahin werden Sie mich niemals bringen. O meine Mutter! wie ſehr laſſen Sie mich fühlen, daß ich verachtungswerth und ſtrafbar bin. Nein! ich bin nicht würdig Ihre Tochter zu ſeyn! Ich bin herabgeſunken auf die niedrigſte Stufe, geſtürzt in die Hefen des Laſters. Kein Gold, mein Herr, kann mir meine ſchändlichen Verirrungen abkaufen. O! könnte ich doch wenigſtens in den Armen meiner Mutter ſterben, und noch vor meinem Ende Vergebung von ihr erhalten. Dies wäre noch ein Troſt für mich, aber alles, alles iſt mir genommen. Es gab Augenblicke, wo ich dieſen Melißain mit Abſcheu anſah, wo ich ihm die größten Bitterkeiten ſagte. Dieſen Aeußerungen meiner kränklichen Laune, wie er es nannte, ſetzte er nichts als eine ſehr ruhige Gelaſſenheit entgegen, die er für philoſophiſche Feſtigkeit hielt, oder er ſcherzte darüber, und hielt dies für Einfälle eines witzigen Kopfs.

Ich weiß nicht, welches Geſchick über mir waltete, daß ich nicht die Kraft hatte, mich eines Menſchen zu entledigen, den ich nach ſeinem ganzen Werth würdigte. Aber er wußte mich mit ſeinen giftigen Grundſätzen einzunehmen, und außerdem verſtand er die Kunſt ſich nothwendig zu machen; und dies iſt das Talent ſolcher Leute, die ihr Daſeyn im geſellſchaftlichen Leben übel anwenden wollen. Melißain hatte es über ſich genommen, alles, was mein Vermögen betraf, zu beſorgen, aber zu der Verdorbenheit ſeiner Sitten, beſonders gegen unſer Geſchlecht, kam noch Nachläßigkeit und üble Beſorgung.

Ich bemerkte ſeit einiger Zeit, daß ſich Dorſemon's Zuneigung gegen mich abkühlte. Dieſe Beobachtung rührte mich aber wenig; indeſſen litt doch meine Eigenliebe darunter, und ich konnte doch einige Ausbrüche von übler Laune nicht zurückhalten, die der größte Theil ſolcher Leute, wie Dorſemon, als Anzeigen von Eiferſucht oder Liebe anzuſehen pflegen; und ſo iſt man ſein ganzes Leben lang nur vom äußern Anſchein abhängig. Ich erfuhr, daß eine andere ihn eroberte, daß eine Operntänzerinn ſich unterfieng, meine Nebenbulerinn zu ſeyn, und noch mehr, daß ſie bald einen ausgezeichneten Rang über mich erhielt; ich ergoß mich in Vorwürfen, und jetzt nahm ich Melißains Unterricht an. Aber alles, was ich von ſeinen unmoraliſchen Vorſchriften annahm, wurde mir unnütz. Ich wußte die Kränkung ertragen, die Rolle einer in Ungnade gefallenen Sultanin zu ſpielen, und dies war mir, wie ich freymüthig geſtehen will, keine der geringſten Demüthigungen, die ich erfuhr. Dorſemon hielt es nicht für nöthig, ſich weiter an mich zu kehren. Er ließ mir alle Reichthümer, die er an mich verſchwendet hatte, und erklärte laut, ſeine Fantaſie und ſeine neue Favoritinn nähme meinen ſchändlichen Platz ein. Ich weiß nicht, ob mehr der Verdruß, oder die Rückkehr zur Tugend mich begeiſterte. Ich beſchloß Dorſemon alle das Vermögen zurück zu geben, das ich ihm dankte. Ich freute mich über dieſen muthigen Entſchluß. Mein thätiger Rathgeber bemühte ſich, mir dieſes Projekt aus den Gedanken zu bringen; und die Folge lehrte mich nur zu ſehr den Bewegungsgrund, den er dafür hatte. — Wie? ſagte mir Melißain, Sie wollten von dem, was Sie Verirrung nennen, keinen andern Vortheil als eine unnütze Reue haben? Durch die Armuth erhalten Sie das nicht wieder, was Sie für Tugend halten, und wenn Sie von Dorſemon verlaſſen ſind, wo wollen Sie

Unterſtützung berauben? Noch ein anderer weit mächtigerer Grund muß Ihre Mutter ſeyn, die Sie ſo ſehr lieben; Sie ſehen ſie vom Mangel gedrückt, und Sie wollten ſich aller Mittel berauben, ihr zu helfen? Glauben Sie mir, liebe Eugenie! bleiben Sie reich, und Sie werden dann alle Freiheit haben, Ihre romantiſchen Ideen zu erfüllen, und ſich einer neuen Lebensart überlaſſen können, welche ihre .... Verirrungen verſöhnen wird. Er rief mir meine Mutter nicht erſt wieder in mein Gedächtniß zurück, ihr Bild war keinen Augenblick aus meinem Herzen gekommen, aber er öffnete mir wirklich die Augen über die Ohnmacht, wohin ich gerathen würde, ihr nützlich zu ſeyn; und dieſer Gedanke allein war fähig, mich zu der Beibehaltung des Reichthums zu zwingen, der mir ſo viel Gewiſſensbiſſe und heimlichen Kummer verurſachte.

Eines Tages war ich allein, meinen Betrachtungen überlaſſen, die ohne einen feſten Entſchluß blieben. Man meldete mir eine alte Frau, die, wie man mir ſagte, allein mit mir zu ſprechen wünſchte. Unwillkührlich bemächtigte ſich eine Unruhe aller meiner Sinne. Der Bediente gieng hinaus, die Frau trat herein: — meine Mutter! o ich habe Sie wieder? Ja. Beklagenswürdiges Mädchen — ich konnte nicht länger widerſtehen; ich hörte, daß deine ſchändliche Verbindung aufgehört habe, und daß du nun, meine Tochter, zur Tugend zurückkehren kannſt. — Sie hatte nicht die Kraft fortzufahren. Sie ſchloß mich in ihre Arme, und ſo badeten wir uns in unſern wechſelſeitigen Thränen, ohne daß wir ein Wort hervorbringen konnten. Ich brach zuerſt dieſes ſo ausdrucksvolle Stillſchweigen: Ich drückte Sie an meine Bruſt, meine Mutter, zweifeln Sie nicht daran. Sie bringen die Liebe zur Tugend, die aufrichtigſte Reue und das Verlangen in dies

Herz zurück, meine vorige Lebensart wieder gut zu machen. — Sollte mir dieſe ſüße, tröſtende Hoffnung verſagt ſeyn? Ja, meine Mutter, Ihre Tochter wird nur leben, um ſich Ihrer würdig zu machen. Aber — verzeihen Sie meiner Neugierde, Sie ſcheinen mir arm zu ſeyn? — Ja, meine Tochter, ich bin auf dem äuſſerſten Grade der Dürftigkeit. Unſre Trennung war der Gipfel alles meines Unglücks. Das Schickſal begnügte ſich nicht, mich durch Kummer allein niederzudrücken, ich verlor auch noch das wenige Vermögen, von dem ich dich erzogen hatte; ich kam nach Paris, um mich hier zu verbergen; ich lebte von meiner Hände Arbeit. . . . O, meine Mutter, ich will Sie aus dieſer ſchrecklichen Lage reißen. Ich beſitze einiges Vermögen, es gehört alles Ihnen. . . . Was ſagſt du, Eugenie? Wie? ich ſollte den Preis deiner Schande theilen? Lieber ſterbe ich, als daß ich ſolche Hülfe annähme. — Aber, erlaubt Ihr Zuſtand, meine Mutter, daß — Ich ſage dir, ich bin überzeugt, daß ich nur noch wenige Tage in dieſem Jammer zu leben habe. Ich fühle mein Ende herannahen, ich will es nicht durch Mittel verlängern, die . . . Eugenie, du willſt meine Tochter ſeyn? ahme mir nach, ſchaffe dir Feſtigkeit an, und habe den Muth arm zu ſeyn; wir wollen zuſammen arbeiten, und die Einkünfte dieſer Arbeit werden uns jedes Erröthen erſparen. Wir wollen ein Stück Brod theilen, das wir, wenn es gleich mit unſern Thränen benetzt iſt, doch mit Ehre eſſen können. — Du weinſt? Du mußt geſchwind dieſem Dorſemon alle ſein Geld wieder zurückgeben, ohne das geringſte zu behalten. Will er dieſe Wiedererſtattung nicht annehmen, ſo lauf und gieb es den Armen. Wenn irgend etwas in den Augen der Welt und des Himmels deine Verirrungen verlöſchen kann, ſo iſt es allein dieſe muthige Handlung. Man vergißt, bey der Rückkehr zur Tugend, daß man gefehlt hat, und wenn auch die Welt nicht duldſam iſt, Eugenie, ſo verzeiht Gott.

Ich erſtickte in meinen Thränen. Ich konnte nichts als meine Mutter umarmen, aber ich geſtehe, daß es mir Mühe koſtete, mich zu dem Opfer zu entſchließen, das ſie von mir forderte. Durch eine ſolche Veränderung ſollte ich in das Elend der Armuth herabſinken? Dies Bild machte mich ſchaudern. Indeſſen verſprach ich doch mitten in meinen Thränen, den Willen meiner Mutter zu erfüllen. Ich beſchwor ſie etwas Geld anzunehmen, das ich ihr anbot. — Habe ich mich noch nicht deutlich genug erklärt? Ich mag nichts von dieſem Gelde. Ich ſage dir, Eugenie, ich hoffe bald auf meinen Tod. Ich habe dich reuig wiedergefunden, bereit dich aufzuopfern, und an den Buſen deiner Mutter und zu der Ehre zurück zu kehren, und dann ſterbe ich beruhigt. Ich wiederhohle es dir: wenn dieſer laſterhafte Menſch ſeine Geſchenke nicht zurück nimmt, ſo vertheile ſie unter die Armen, die den Himmel um Verzeihung für dich bitten werden. Die Vorſehung ſetzt ihrer Gerechtigkeit ein Ziel, aber nicht ihrer Gnade.

Meine Mutter empfahl mir über unſre Zuſammenkunft und unſre Verabredung ein Stillſchweigen zu beobachten; ſie verwarf mit Abſcheu das Anerbieten, ſie in meinem Wagen nach ihrer Wohnung bringen zu laſſen; ich gab ihr alſo den Arm, da ich keinen Bedienten hatte, der mitgehen konnte, und endlich kamen wir in ihre traurige Wohnung. Ach! ſie war wenig von der unterſchieden, in der ich jetzt meine letzten Seufzer aushauche; ich weinte noch mit ihr, zwanzigmal kehrte ich in ihre Arme zurück, und ſchied endlich mit der Verſicherung von ihr, daß ich ſie morgen wiederſehen, oder daß ich Nachricht von mir geben würde.

Als ich zu Hauſe kam, kämpfte ich wieder mit mit ſelbſt, und dieſer Kampf war um ſo ſchrecklicher, da nur der Tod das Ende davon ſeyn konnte. Wenn ich alle meine Reichthümer hingab, ſo ſtürtzte ich mich in das Elend der Armuth, und wenn ich ſie behielt, ſo zog ich mir den Fluch meiner Mutter zu. Ich unterlag der äußerſten Verzweiflung. Wozu ſollte ich mich entſchließen? was ſollte ich ergreifen? und doch war die Entſcheidung ſo dringend.

Melißain traf mich in dieſem Zuſtande: — immer in Kummer und Unruhe? — Melißain, ich habe meine Mutter wiedergeſehen, endlich habe ich ſie wieder, aber hören Sie zu welchem Preiſe ich ihre Zärtlichkeit wieder erhalte! Ich theilte ihm unſre Unterredung mit und ſagte endlich: Reden Sie! Sie haben mir zuweilen gerathen. Ich habe zwey Dinge zu wählen: entweder die Schande und die Gewißheit, von der, die mir das liebſte auf der Welt iſt, verworfen zu werden, und mich ewig ſelbſt verachten zu müſſen, oder in den Jammer des Elends und der Armuth hinabzuſinken.' Sagen Sie welchen dieſer beyden Abgründe ſoll ich wählen? — Können Sie mich dies fragen, Eugenie? Erinnern Sie ſich, was ich Ihnen über die Armuth geſagt habe, und was Sie ſich ſelbſt über dieſen Gegenſtand ſagen müſſen. Ihre Mutter iſt Enthuſiaſtinn für das, was man Tugend nennt, und noch nie hatte der Enthuſiasmus Verſtand, Augen und Ueberlegung. Dieſe Ueberlegung wird Ihnen die Wahrheit zeigen, die ſo oft unſern Blicken entgeht. Entſagen Sie allen Gedanken an eine Verminderung ihres Reichthums, und bemühen Sie ſich Ihrer Frau Mutter alle mögliche Wohlthaten zu erweiſen, ob ſie gleich den Entſchluß gefaßt hat, alles zu verwerfen, was Sie ihr anbieten; zu dieſer guten Handlung können Sie noch manche andere hinzufügen:

Sie

Sie können ſich in manchen Dingen einſchränken, und etwas von Ihren Einkünften zum Beſten der Armen beſtimmen. Durch dieſe Anordnung werden Sie die Abſichten Ihrer Frau Mutter erfüllen, und Ihr Vermögen wird Ihnen bleiben; endlich werden Sie dann auch auf keine Art gebunden ſeyn, und nicht von den Wohlthaten anderer abhängen. Ueberlegen Sie dieſen Punkt; fühlen Sie, wie ſehr der zu beklagen iſt, der gezwungen iſt, die Grosmuth, oder noch mehr, das Mitleiden anderer anzuflehen. Das Mitleiden — ja! merken Sie ſich dieſes ſchreckliche Wort! Würde wohl die Arbeit Ihrer Hände zu Ihrem Unterhalt hinreichen, würde ſie Ihnen Mittel verſchaffen, für die Bedürfniſſe Ihrer Mutter zu ſorgen, die unter der Laſt des Alters und Elends ſeufzt? Was können Sie dieſem Gemälde, das ich Ihnen mit allen ſeinen wahren Schreckniſſen zeige, entgegen ſetzen? Sie haben die Beſinnung verloren: hören Sie einen Menſchen, der Ihr Freund iſt, und für Sie und Ihre Mutter Verſtand hat. Denken Sie daran, daß es Ihnen dann nicht mehr möglich ſeyn wird, aus dem Abgrunde herauszuſteigen, in den Sie ſich ſtürzten. Nicht zu Thränen, ſondern zu dem vernünftigen Rath der Freundſchaft, die Ihr Beſtes wünſcht, müſſen Sie Ihre Zuflucht nehmen; jede Uebertreibung iſt ein Fehler; und das Opfer, das Ihre Mutter verlangt, dürfen Sie nicht bringen. Um Sie von ſich ſelbſt zu retten, will ich alle Mittel anwenden, welche mir die wahreſte und uneigennützigſte Freundſchaft an die Hand giebt.

So war meine Lage, die ich nicht darzuſtellen vermag. Nein! ich kann keinen Begriff von meinem zerriſſenen Herzen geben. Ich war gewohnt, alle die Annehmlichkeiten des Wohlſtandes zu genießen; aus dieſer angenehmen Lage ſollte ich nun heraustreten, und mich von der Arbeit meiner Hände ernähren! Ich ermüdete im Kampfe mit mir ſelbſt, und hatte nicht die Kraft einen feſten Entſchluß zu faſſen. —

Ich kehrte zu meiner Mutter zurück, die ich in der nämlichen Lage fand. Du redeſt von Zärtlichkeit, Eugenie, ſagte ſie; du weinſt hier an meinem Herzen; du machteſt mir Hoffnung, meine Tochter wieder zu erhalten. — Ach, ich fange an zu fürchten, daß dieſes Wunder nicht geſchehe; ich werde nicht den Troſt haben, dieſe Arme meiner lieben Eugenie wieder zu öffnen. Iſt dies wirklich meine Tochter, die hier vor meinen Augen ſteht? — Thränen erſtickten ihre Stimme. Welche ſchreckliche Prüfung! Ich verſprach wieder meiner Mutter und der Tugend zu gehören, die mir durch ſie Geſetze gab, und mich zur Reue, brachte.

Ich darf nicht verhehlen, daß Melißain täglich neue Herrſchaft über mich erhielt, die meine Schwäche oder vielmehr den höchſten Grad meiner Verirrung aufs neue enthüllte. Mein Herz bedurfte Liebe, und ich gab mich der Leidenſchaft hin. Ich vergaß Derval, Dormeuil und ſelbſt Sellerive, deſſen Andenken ich nie aus meiner Seele verbannen zu können glaubte, und ſo führt endlich eine übel gerichtete Fühlbarkeit von Fall zu Fall, und das, was unſer Glück ſeyn konnte, wird zum Unglück und führt uns zur Schande. Melißain nahm das Betragen des leidenſchaftlichen Liebhabers an, er beſtritt mein Gefühl für meine Mutter, er beſtritt mich ſelbſt; alle meine Vorſätze zur Rückkehr zur Tugend verſchwanden, wenn ich meinen Verführer wieder ſah; ich hörte ihn; ich lieh ſeinen Gründen Stärke, weil ich ſie liebte. O! wie ſchwach iſt das Anſehen einer Mutter gegen das eines Geliebten!

Ich war daher die Beute einer Unentſchloſſenheit, die mich quälte und bekümmerte. Man brachte mir folgenden Brief von meiner Mutter: — „Darf ich Dich noch meine Tochter nennen? Es macht mir Mühe, mir dieſe ſüße Benennung — jetzt — wo dieſes Vergnügen mir auf ewig entriſſen wird — zu verſagen. Eugenie! es iſt geſchehen! wir ſehen uns nie wieder! der Tod wird uns bald trennen. Möchten wir bald wieder vereinigt ſeyn! Ich ſterbe, ohne das Vergnügen zu ſchmecken, ein Kind meiner würdig, und würdig der erſten Jahre ſeines Lebens zurückzulaſſen.“ Ich konnte nicht weiter leſen! — ich eile, ich fliege zu meiner unglücklichen Mutter — Welch ein Bild! Sie lag ſterbend in ihrem Bette, und eine arme Frau ſtand ihr blos aus Mitleiden bey. Ich ſtürzte mich in ihre mütterlichen Arme; was ſah ich, o Himmel! — es iſt dein Werk! Ja, meine Tochter, — ich habe es dir ja geſchrieben, daß ich bis zu meinem letzten Hauche, deinen Namen nächſt Gott am liebſten ausſpreche — ja Eugenie, durch dich ſterbe ich! — Ich? meine Mutter? ich, die Urheberinn Ihres Todes? — Ich ſchmeichelte mir, daß ich meine Tochter wiedergefunden hätte, daß meine Vorſtellungen, meine Bitten, ſie von ihren Verirrungen zurückgerufen hätten. — Iſt das das Leben, welches ich dir gab? — ich kann dich nicht überzeugen, nicht rühren . . . . du bleibſt in deiner Verblendung — aber du wirſt deine Augen öffnen, und vielleicht wird es dann nicht mehr Zeit ſeyn. Ich vergebe dir, ich liebe dich noch! Ich ſchloß ſie in meiner Bruſt, ich badete ſie in meinen Thränen; ich bot der gutherzigen Frau etwas Geld an, und bat ſie ſchnell einen Arzt zu holen. Meine Mutter erhob ſich noch einmal aus dem Rachen des Todes: Meine würdige Freundinn, ſagte ſie zu der Frau, nehmen Sie dieſes Geld nicht, ich habe noch einiges Geräth, das

Reitknecht. Er iſt nicht da, Herr Rittmeiſter! Er hat müſſen zur gnädigen Frau kommen.

v. Wibach. Zur gnädigen Frau? Schon lange?

Reitknecht. Nein, den Augenblick.

v. Wibach. Der Wachtmeiſter ſoll gerufen werden.

Reitknecht. Gut, Herr Rittmeiſter. (ab)

v. Wibach. Ihr beyde wartet hier auf mich. (ab)

Neunter Auftritt.

v. Liß. Andrees.

v. Liß. (nachdem er den Andrees einige Augenblicke ſtillſchweigend an geſehen)

Haſt Du gehört, wie er ſchon befiehlt, Andrees?

Andrees. Leider!

v. Liß. Freilich leider! Das beſte iſt: es wird nicht lange dauren.

Andrees. Wie ſo?

v. Liß. Wir werden bald todtgeſchoſſen werden.

Andrees. Iſt denn das wirklich Ihr Ernſt, mein Herr?

v. Liß. Mein völliger Ernſt, ſo zu ſagen!

Andrees. So kann ich denn alſo nicht länger die Ehre haben, Ihnen Geſellſchaft zu leiſten: mich todtſchießen zu laſſen, hab' ich noch gar keine Luſt.

v. Liß. Da wird man Dich auch fragen.

Andrees. Ja — ſo wie's an's Schießen, oder an's Hauen geht, lauf' ich, ſo weit mich meine Beine tragen.

v. Liß. Da biſt du ja, ſo zu ſagen, ein Hundsfott.

An-

man verkaufen kann, und mit dieſem werde ich die wenigen Tage meines Lebens noch hinbringen. Welch ein Jammer für mein Herz! Wie ſchrecklich fühlte ich das Gewicht meiner Lage. Endlich ſchloß meine Mutter ihre Augen. — Sie war nicht mehr! und zu meiner Züchtigung muß ich noch leben!

Welchen Ausdruck hat man für eine ſolche Scene. Ich fiel in eine Art von Wahnſinn. Unaufhörlich ſah ich meine Mutter, ich redete mit ihr, ich ſtreckte meine Arme nach ihr aus, um ſie an meinen Buſen zu drücken. Ich ſchrie: ich habe ſie beleidigt, ich habe den Himmel und die Tugend beleidigt; ich bin hingeſtürzt in den Pfuhl des Laſters und der Schande . . . nein! ich mag dieſe Reichthümer nicht, ſie ſind der Preis der Schande und des Verbrechens. Ehe will ich tauſendmal den Tod leiden, als dieſes Leben ſo fortführen. — Ich kann nur das hieher ſchreiben, was man mir nachher erzählt hatte.

Endlich erwachte ich aus dieſem Zuſtande der Unruhe und des Schmerzes, um noch beklagenswürdiger zu werden. Ich erhielt meine Beſinnung nur wieder, um das Elend und die Schande meiner Lage ganz einzuſehen.

Melißain verließ mich nicht. Er gab mir Beweiſe der aufmerkſamſten Gefälligkeit. Ach, rief ich unaufhörlich, ich war es, der den tödtlichen Pfeil in das Herz meiner Mutter ſtieß. Sie hörte auf zu leben, da ſie an meiner Rückkehr zur Tugend verzweifelte; aber wenn die Seele uns noch überlebt, wie ich es ſo gerne glaube, ſo ſiehſt du oben vom Himmel herab, Mutter! wie deine Tochter ihre ſchändlichen Verirrungen verabſcheut, und alles von ſich entfernt, was ihr das Andenken daran zurückrufen könnte. Ach! könnte ich Verzeihung erhalten, könnte ich mich mit mir ſelbſt verſöhnen, könnte meine Reue mir nur Mitleid erwerben, wenn man mir keine Achtung wiederſchenken will. — Ach! nie, nie werde ich ſie erhalten!

Ich war feſt entſchloſſen. Ich faßte den Vorſatz, mich deſſen zu entledigen, was mir immerwährende Gewiſſensbiſſe verurſachte, das heißt, ich wollte das Vermögen wieder zurückgeben, das der Lohn meines freyen Lebens war. Melißain, dem ich dieſen unwiderruflichen Entſchluß, der durch nichts zerſtört werden konnte, bekannt machte, wendete alle Mittel, alle ſeine Liſt an, um die Ausübung dieſes Vorſatzes zu verhindern, den er eine wahnſinnige Handlung nannte, die mich zum Geſpräch aller Geſellſchaften machen würde. — Was liegt mir daran, mein Herr, ob die ganze Welt von mir ſpricht, und mich zum Gegenſtande ihres Gelächters macht; ich will ſchon etwas finden, das mich ſchadlos halten wird, wenn ich zu mir ſelbſt komme: ich habe dann meiner Pflicht ein Genüge geleiſtet; meine Armuth iſt ein Opfer, das ich der Tugend brachte, und iſt dieſe nicht unſer höchſtes Gut, mein Herr? Meine Mutter endlich wird die Genugthuung haben zu ſehen, daß ihre Tochter ihrem Rathe folgt, dem ich nur zu lange nicht hörte. — Hören Sie, Melißain, Sie lieben mich. Ich liebe Sie auch. Wenn ich Ihnen ſo theuer bin, als ich es mir einbilde, ſo müſſen Sie mit der unglücklichen Eugenie einſtimmig dieſe Wiederherſtellung bewirken helfen, die mich wieder meiner und Ihrer würdig machen wird; mein Geliebter kann von nun an nur mein Gemahl ſeyn, und dieſer muß nicht über mich erröthen dürfen. Ich will dieſe niedrige Lebensart verlaſſen, — kein Stand iſt ſo niedrig, der nicht über meinen jetzigen erhaben wäre. — Und wollten Sie den Preis meines ſchändlichen Lebens theilen; ſollte ich mich mit Ihnen verbinden. . . . Melißain, erſparen Sie mir demüthigende Erörterungen für uns beyde. Ich wiederhohle es Ihnen: mein Entſchluß iſt gefaßt: ich will mich einer Laſt entledigen, die zu ſchwer auf meinem Herzen liegt; ich will alles wieder zurückgeben, was ich beſaß, und wozu mich alles verpflichtet, und dann wollen wir uns mit einer Verbindung beſchäftigen, die mein Glück gründen wird, wenn das Ihrige damit verbunden iſt.

Melißain war erſtarrt — vernichtet. Er verſuchte es noch einmal mich von einem Vorſatze abzubringen, den er eigenſinnig und unvernünftig nannte, und — fügte er hinzu — nichts wäre fähig, die reine Liebe zu verändern, die ich ihm eingeflößt hätte. Ich Thörichte, glaubte an dieſe Liebe!

Ich machte ſogleich Anſtalten, Derſemon das Geld zurück zu ſchicken, womit er die leichtſinnige Vergeſſenheit meiner ſelbſt bezahlt hatte. Das, was mir noch übrig blieb, wollte ich zur Unterhaltung der Hoſpitäler und zur Unterſtützung der Armen anwenden: von dieſer Laſt entledigt, wollte ich dann eine Lebensart erwählen, die mir Mittel zu einem anſtändigen Unterhalt verſchaffte, und alsdann mich ganz der ſüßen Sorge für die Liebe überlaſſen, das heißt, ich wollte mich ganz mit dem beſchäftigen, was zu unſrer Verbindung beitragen könnte. Ich war voll von dieſem verführeriſchen Traum; er wurde beynahe vor meinen Augen erfüllt; ich fühlte ſchon, wie viel die Freuden der Tugend erhaben über die des Laſters ſind. Ich überließ mich über dieſen Gegenſtand aller zauberiſchen Bilder meiner Einbildungskraft.

Ich trug Melißain alles auf, was zu meiner Verwandlung nöthig war; ich vertraute ihm gänzlich die Führung eines ſo wichtigen Geſchäfts. War er nicht mein anderes Selbſt? Ueberdies beſaß er einen Verſtand, der meine Wahl rechtfertigte. Ueberwunden von meiner hartnäckigen Beſtändigkeit, die ich ſeinen Gründen entgegen ſetzte, entſchloß er ſich endlich meinem Willen Folge zu leiſten. Er vernachläßigte nicht das Geringſte. Alles, was ich beſaß, alle meine Reichthümer, waren in ſeinen Händen, und der Augenblick kam heran, wo er einen weiſen Gebrauch davon machen ſollte. Ich ſagte ihm: ich genieße ſchon im voraus das Vergnügen, das mit einem tugendhaften Leben verbunden iſt. Ich ſehe mich ſchon als eine geachtete Frau, als eine treue Gattin und zärtliche Mutter; ich kenne keinen Stand, auf den man ſtolzer ſeyn könnte.

Doch was ſollte ich vernehmen? welch ein Erwachen! ich war mit dem trügeriſchen Traum eingeſchlafen!

Der Blitz ſollte mich zerſchmettern. Einige Tage ſahe ich Melißain nicht; ich erkundige mich: man konnte mir nicht die geringſte Nachricht geben. Wider meinen Willen, aller meiner Liebe ungeachtet, überließ ich mich der Unruhe, und endlich erfahre ich — man konnte es mir nicht länger verbergen, — daß Melißain — dieſer Menſch, den ich anbetete, den ich achtete und eben ſo ſehr liebte, da er mir alle das meinige geraubt hatte, und mir nichts als den Schmerz und die Verzweiflung ließ, mich betrogen und verrathen zu ſehen. Wie ſchrecklich iſt die Nothwendigkeit in dem Gegenſtande unſrer reinſten und zärtlichſten Liebe den niedrigſten Böſewicht zu ſehen! er hatte meine Reichthümer in ein fremdes Land mitgenommen; aber wird der Unglückliche ſeinem eigenen Gewiſſen haben entfliehen können?

Die Vorwürfe deſſelben werden ihm an den Ort gefolgt ſeyn, wohin er floh.

Zwey tödtliche Pfeile zerriſſen mir ſo das Herz; die Bekanntſchaft mit einem Ungeheuer, das ich geliebt hatte, und der Verluſt aller meiner Reichthümer, die nur ein Verbrecher benutzte, da ich ſie der leidenden Menſchheit beſtimmt hatte.

Welcher meiner Leſer wird, wenn er dieſe Geſchichte ließt, nicht geſtehen, daß auf der Erde kein unglücklicheres und bedauernswürdigeres Geſchöpf war, als ich? Möchten fühlende Herzen ein wenig bey dieſem Gemälde verweilen? Hatte die Unglückliche Eugenie noch nicht genug Leiden erfahren? Ihr Leben war eine ewige Strafe, Gott! was wird ihr Ende ſeyn?

Ich war noch nicht gedemüthigt genug! Ich war in die drückendſte Armuth hinabgeſtürzt, im Begriff, an den nöthigſten Bedürfniſſen Mangel zu leiden; und er gab mir den tödtlichen Stoß! Ein Menſch, den ich geliebt hatte, den ich noch liebte. Fühlende Herzen, weint mit mir hier eine Thräne!

Täglich wurde mein Elend größer und meine Lage dringender. Bald war ich der geringen Quellen meines Unterhalts beraubt, die mir noch übrig waren. Sie waren verſchlungen von der gebietenden Nothwendigkeit zu leben, und ich entſchloß mich zu einem Gange, der mir tauſendmal quälender war, als wenn ich hätte mein Leben hingeben ſollen. Zu welchen Erniedrigungen kann uns nicht die Armuth bringen, Ich bat um Hülfe, und bey wem? bey denſelben Leuten, die ich zu meinen Füßen geſehen hatte, die mich mit Liebeserklärungen beſtürmten, die mir ſchwuren, wie theuer ich ihnen wäre, die mich nach ihrem Ausdruck anbeteten, wie eine Gottheit.

heit, und es gab Augenblicke in meinem Leben, wo eine thörichte Eitelkeit mich dieſe groben Lügen glauben ließ! Ich führe dies nur an, um jungen Perſonen meines Geſchlechts nützlich zu ſeyn, die mich leſen. Der erſte dieſer verdorbenen Menſchen, zu dem ich mit Thränen gieng, empfing mich mit einer Gleichgültigkeit, die an Verachtung grenzte. Bilden Sie ſich ein, ſagte er zu mir, daß ich die Rolle eines Einfältigen ſpielen ſoll? Ich bezahle meine Vergnügungen, aber ich will kein Romanenheld ſeyn. Großmuth iſt eine der Tugenden deſſelben, die ſich ſehr gut in einem dramatiſchen Stück ausnimmt, aber ich liebe das Theater nicht, und daher bitte ich Sie, ſich zu entfernen. Wenn man ſolche Kontributionen bezahlen ſollte, ſo muß man Reichthümer haben, die ich nicht beſitze; denn ich habe nur ſo viel als nothwendig iſt, um meine Vergnügungen beſtreiten zu können. Adieu! ich wünſche, daß es Ihnen anderswo beſſer gelinge. — Und mein Herz brach nicht bey dieſen mörderiſchen Demüthigungen! Ich erſtickte von Weinen und Schluchzen. Ich raffte indeß alle meine Kräfte zuſammen, um mich den Blicken dieſes Ungeheuers zu entziehen. Ach! wäre es bey dieſer ſchrecklichen Prüfung geblieben; aber das Elend, der Hunger, und die betrügeriſche Hoffnung, ein weniger entartetes und mitleidensfähigeres Herz zu treffen, gaben mir neue Stärke, und ich gieng zu einem andern meiner Verführer: ich mahlte ihm alle Schreckniſſe meiner Lage, ich rief ſeine Menſchlichkeit an; aber welche Antwort erhielt ich? Die Anrufung der Menſchlichkeit iſt etwas gemein; Sie ſind noch nicht häßlich; ſagen Sie lieber im Namen der Liebe; wir wollen verſuchen uns unſerer genoſſenen Freuden wieder zu erinnern, und unter dieſer Bedingung biete ich Ihnen einige Unterſtützung an; ich ſchrie: wie können Sie in dieſem Augenblick eine Frau beleidigen, der Sie hundertmal die zärtlichſte, die leidenſchaftlichſte Liebe geſchworen haben. Nein! mein Herr, auf dieſe Bedingung will ich nicht die wenigen Tage meines Lebens friſten; ich will lernen zu ſterben!

Mit einem Wort, geliebte Freunde, angebliche Wohlthäter der Unglücklichen, niemand hörte auf meine Klagen, alle Herzen waren verſchloſſen. Die Welt war mir nichts mehr als eine weite ungeheure Wüſte. Meine Wohnung war eine elende Kammer, aus der man mich aus Mangel an Bezahlung herauswerfen wollte; dies ſind die eigenen Ausdrücke des Wirths. Vergeblich ſuchte ich ſein Mitleiden zu erregen, und verſprach ihn in wenig Tagen zu befriedigen. Keinen Verzug weiter, antwortete er mir; mit Ihren Klagen kann ich die Koſten meines Hauſes nicht beſtreiten; wenn Sie nichts haben, wovon Sie Ihre Miethe bezahlen können, ſo legen Sie ſich auf die Straße; Sie können da eben ſo gut ſterben, als wo anders. Sie haben kein Mittel zu Ihrem Lebensunterhalt — alſo, machen Sie es anders — man muß andern Leuten nicht zur Laſt fallen. Ich will noch warten bis morgen, aber alsdann entweder Geld, oder vor die Thüre. Das iſt mein letztes Wort.

Ich machte aufs Neue Verſuche, die Hülfe anderer zu erhalten, aber ſie waren eben ſo vergeblich, als vorher. Ueberall erhielt ich abſchlägige Antwort.

Ich kehrte in meine traurige Wohnung zurück. Ich warf mich auf mein Bett und vergoß einen Strom von Thränen. Niedergebeugt, geſättigt von Schmerz, ſchlief ich in dieſer ſchrecklichen Lage ein; dies iſt noch eine Wohlthat der Natur für die Unglücklichen. Der Tag brach an; ich erwachte aus dieſer Lethargie. Ich überſah mein Elend und maß ſeine Größe. O mein

Gott! rief ich, ſtrafſt du mich nicht zu ſehr? was darf ich hoffen! der Tod nur iſt das Ende meiner Leiden. Und — wird er auch bald kommen! Ich will den Muth haben dieſen Augenblick zu beſchleunigen, der uns alle erwartet; iſt er nicht unſre Beſtimmung? Er muß auch die meinige ſeyn, und ich will nicht länger anſtehen. . . . Er iſt ſchrecklich, aber wie iſt meine Lage? Muß ich nicht den Tod tauſendmal dieſem Leben vorziehen? Ich will dieſe drückende Laſt von mir werfen, die ich nicht mehr ertragen kann; ja, ich will ſterben, ich will aufhören zu ſeyn. — Die Religion hielt mich zurück, ich erblickte ſie mit aller ihrer Macht bewaffnet. — Bin ich Herr über mein Schickſal? Iſt es mir erlaubt mich einer Laſt zu entledigen, die mir der Himmel ſelbſt aufgelegt hat? würde ich nicht ein unverzeihliches Verbrechen begehen? Ach ich bin ſchon zu ſehr ſtrafbar, und dieſes würde das größte aller meiner Verbrechen ſeyn, die ich mir vorzuwerfen habe!

In dem Augenblick, da ich einen ſolchen Kampf mit mir ſelbſt zu beſtehen hatte, trat eine arme Frau herein, die eine Kleinigkeit fordern wollte, welche ich ihr für Wäſche ſchuldig war. Sie erſchrack bey meinem Anblick. Ach, Madame, in welchem Zuſtande finde ich Sie? — In dem Zuſtande einer Unglücklichen, meine Freundinn, die eben der Laſt des Unglücks unterliegt und ohne Hülfe iſt. Ich muß glauben, daß Gott mich ſtraft, und ich danke ihm, ich habe es verdient. Ein Thränenguß folgte dieſen Worten. Die ehrliche Simon — dies iſt der Name der edlen Frau — bemühte ſich mich zu tröſten; ich erzählte ihr alle mein Unglück, und geſtand ihr endlich, daß ich bis aufs äuſſerſte entblößt wäre, und daß ich nur ſterben könnte. Nein, Sie ſollen nicht ſterben, ſagte die brave Frau, und ließ ihre Thränen auf meine Hand fallen; ich bin zwar arm, aber ich hoffe, daß mich Gott nicht verlaſſen wird; meine Arbeit wird ſo viel eintragen, daß Sie leben können. Ich will mein Stück Brod mit Ihnen theilen. Ich habe nur ein Kind, und wir werden genug haben für uns drey. Ich will meine Thätigkeit verdoppeln und die Nacht arbeiten. Ich konnte ihr nicht antworten, ich ſank in die Arme dieſes edlen Weibes und weinte: Wie, himmliſches Geſchöpf — du biſt meine Wohlthäterin, wenn die ganze Welt mich verläßt? Ich nehme Ihre Hülfe an, edle Frau. Seyn Sie überzeugt, daß ich mich bemühen werde, Ihnen alle meine Erkenntlichkeit zu beweiſen. Ich will mit allen meinen Kräften, die meine ſchwache Geſundheit mir läßt, Ihnen bey Ihren Arbeiten helfen. — Nein, Madame, ich bin ſo glücklich, Ihnen jetzt einen Dienſt leiſten zu können; ich bin ſchon dadurch glücklich. — Wehe dem, der den niedern Stand verachtet! Unter ihm fand ich das Muſter der Wohlthätigkeit.

Ich verhehlte der Frau Simon nicht, daß mein Wirth ſein Geld von mir verlangte. — Augenblicklich, ſagte ſie, bin ich zu Ihren Dienſten. Eilig verließ ſie mich, und ließ mich allein mit dem Gedanken zurück, das Alles nur Täuſchung ſey: Eine arme Wäſcherin iſt es, die kaum ſelbſt ſo viel hat, ihr Leben zu erhalten, und dieſe Unglückliche eilt mir zu Hülfe? Dies konnte ich mir nicht genug wiederhohlen.

Frau Simon kam zurück, gab mir ſchnell das Geld, und ſagte mir: ich bedaure, Madame, daß ich nicht mehr thun kann, aber ich habe doch den Troſt daß ich Ihnen eine hinreichende Summe für den häßlichen Wirth bringen kann; geben Sie es ihm bald, und kommen Sie dann zu mir. Sie werden freilich eine ſchlechte Wohnung, aber doch ein gutes Herz finden, und niemand wird Sie beleidigen. Ich wünſchte, daß ſie ſelbſt den Wirth bezahlen möchte: Nein, Madame, ſeyn Sie überzeugt, daß ich, ob ich gleich nur eine Wäſcherinn bin, doch ſo viel feines Gefühl, wie eine vornehme Frau habe; ich habe ein Herz, Madame, das ganz Ihnen gehört. Ich umarmte ſie und drückte ſie an meine Bruſt; ich konnte nichts ſagen, als: meine theure Wohlthäterinn! — Kommen Sie — eilen Sie, um von dieſem niedrig denkenden Menſchen wegzukommen. Kommen Sie geſchwind, ich will das Mittagseſſen bereiten. Sie werden meine Tochter kennen lernen, und dieſe wird Sie lieben; meine Virginie hat ein Herz, wie ihre Mutter.

Ich gab, ohne mir einen Vorwurf zu erlauben, dem Wirth das Geld, das ich ihm ſchuldig war, und eilte dann zu meiner gütigen Wohlthäterinn.

Sie bewohnte das fünfte Stock, und dieſes hatte alles Zurückſchreckende der Armuth. Die gute Simon ſtürzte ſich in meine Arme. Nun, ſeyn Sie willkommen! wir warten mit dem Eſſen auf Sie. Ich bemerkte jetzt einen Engel von Schönheit, der kaum 15 Jahr alt war, mit allen Reizen der Unſchuld und der Tugend. Sie kam auf mich zu und küßte mir die Hand. Die Mutter, Madame, hat mir geſagt, daß Sie ſehr traurig wären. Wie viel habe ich ſchon geweint. Ach! wir wollen alles thun, was wir können, um ſie zu tröſten. Ich umarmte das liebenswürdige Kind. Meine liebe Freundin, ich habe niemand auf der Erde, als Ihre gute Mutter und Sie, die an dem Schickſal einer Unglücklichen Theil nehmen, die es lebhaft fühlt, was ſie Ihnen ſchuldig iſt. Bey dieſen Worten floſſen meine Thränen, und die gute Frau und Virginie ſchloſſen mich in ihre Arme und vermiſchten ihre Thränen mit den meinigen.

Andrees. Hundsfott hin, Hundsfott her! Wenn ich nur lebe: ich will Ihnen gerne die Ehre laſſen, todtgeſchoſſen zu werden.

v. Liß. Glaubſt Du denn, daß es ſo ſehr weh thut, wenn man todtgeſchoſſen wird?

Andrees. Ganz entſezlich! Der alte Hirte in unſerm Dorfe iſt Stückknecht geweſen; der hat mir oft davon erzählt: der meint, die Todtgeſchoßne ſchrien ganz erbärmlich.

v. Liß. Ei was Du ſagſt, ſo zu ſagen!

Andrees. Ja, ja!

v. Liß. Und Du willſt alſo Reisaus nehmen?

Andrees. Nicht anders!

v. Liß. Nun, weiſt Du was? Wenn's mal dazu kommen ſollte, nimm mich, ſo zu ſagen, mit.

Andrees. Ha ha! Kommen Sie nun auf andere Gedanken.

v. Liß. Ich habe mich einmal an Dich gewöhnt, und kann Dich unmöglich verlaſſen.

Andrees. Ein jeder ſorgt da für Sich, mein Herr.

v. Liß. Du wirſt mich doch nicht, ſo zu ſagen, im Stich laſſen?

Andrees. Haben Sie ſich nicht ſelbſt die Suppe eingebrokt? Ich bin nicht Schuld; ich habe Sie genug angeſtoſſen.

v. Liß. Du haſt aber doch Handgeld genommen.

Andrees. I, Geld nehm ich immer, ſo oft man mir was geben will.

v. Liß. (halb weinend) Wenn nur der Schreiber da wär —

Andrees. Ja, der Schreiber, das iſt der rechte.

Haben

nigen. Welche Lage! eine arme Frau ſtand mir bey, die kaum ſelbſt Brod hatte, um ihr Leben hinzubringen, und dies Stück Brod theilte ſie mit dem unglücklichſten Geſchöpf!

Unſere Mahlzeit beſtand in einer Schüſſel voll Kartoffeln. Die gute Simon hatte ſich ein kleines Feſt wegen meiner Ankunft gemacht, und deswegen kam noch ein Stück Käſe und einige Aepfel zu dieſem Gericht, und endlich hatte ſie noch eine halbe Flaſche Wein gekauft. Die gute Frau ſagte zu mir: Erlauben Sie Madame, daß der Wein allein für Sie beſtimmt ſey; meine Tochter trinkt keinen, und ich trinke ſelten welchen; er koſtet zu viel, und ich verdiene zu wenig. Ich muß eine Schuld an jemand abtragen, der die Güte gehabt hat, mir hundert Thaler vorzuſchießen, um mir dieſe wenigen elenden Möbeln anſchaffen zu können, die Sie hier ſehen, und wenn man Ehre hat, ſo muß man ſeine Schulden bezahlen. — Sie reden von Schulden, meine gute Simon, und ich fange eben an, eine ſehr wichtige auf mich zu laden, die ich vielleicht nie tilgen kann. Ein Thränenſtrom floß dabey von meinen Augen und hemmte meine Worte. — Ach! liebe Madam, ich habe Ihnen nicht den geringſten Kummer machen wollen. Dies iſt keine Schuld. Von meiner Seite iſt es eine Pflicht und eine Freude für mich. Glauben Sie, daß man, wenn man auch arm iſt, doch kein Gefühl hat? und giebt es ein größeres Vergnügen als ſeinen Nebenmenſchen nützlich zu ſeyn? Es iſt eine Pflicht Unglücklichen beyzuſtehen. Ich bin erfreut und entzückt Ihnen einige ſchwache Beweiſe meiner Theilnahme geben zu können. In dieſem Augenblick bedaure ich es, daß ich nicht reich bin; wie würde ich Sie da empfangen haben! — Weinen Sie nicht, Madame, weinen Sie nicht; wenigſtens werden Sie bey uns an dem Nothwendigſten keinen Mangel leiden; ich habe Ihnen geſagt, daß ich meine Thätigkeit verdoppeln will, und wenn es nöthig iſt, will ich die Nacht zu Hülfe nehmen. Tröſten Sie ſich; der Himmel wird uns unterſtützen; jeder Kummer geht zu Ende. Wir wünſchten freilich, daß wir mehr nach Ihrem Stande — — Was ſagen Sie von Stand? O meine liebe Frau Simon — ich umarmte ſie und weinte bitterlich — Sie ſind in meinen Augen vom höchſten Range. Iſt nicht ein edles Herz das vorzüglichſte? — Nein, es giebt niemand, der edler wäre, als Sie; welche Fürſtinn, welche Königinn kann man mit Ihnen vergleichen? Ich habe Menſchen von der höchſten Geburt gekannt, ſie haben mich alle verlaſſen, verſtoßen, ohne Sie, Muſter der Wohlthätigkeit, wäre ich im Elend geſtorben.

Virginie war ſtill bey den Reden ihrer Mutter, aber das gute Mädchen küßte mir voll Entzücken die Hand, und ſahe mich zärtlich an. All' ihr Mitgefühl ſprach in dieſem Blick, und ſie weinte. Welch ein Anblick für ein Herz, wie das meinige, in welchem das Laſter doch niemals hatte das Gefühl der reinen Tugend erſticken können? Hieran erkennt man die Züge der Gottheit, deren Bild ich nur zu ſehr entweiht hatte.

Es wurde Abend. Meine wohlthätige Wirthin ſagte mit einiger Verlegenheit zu mir: ich bedaure, Madame, daß ich Ihnen nicht eine andere Kammer geben kann, aber dies iſt alles, was wir inne haben, und hiemit öffnete ſie mir die Thür einer Art von Boden, worin ich zwey Strohſtühle, ein Bett mit einer Strohmatte, eine Matratze und eine leinene Decke fand. Ich bemerkte doch, daß der Ueberzug, der für mich beſtimmt war, obgleich von grober Leinwand, doch ſehr reinlich war. Dieſe Kammer iſt freylich ſehr von der

Wohnung verſchieden, die Sie zu beſitzen verdienten, ſagte Madame Simon, aber der Menſch kann keine Wunder thun, und ich gebe Ihnen alles, Madame, was in meinem Vermögen iſt. — Ich konnte nicht aufhören ihr zu danken, und nach einem Abendeſſen, das der Mittagsmahlzeit gleich war, nahm ich Abſchied von meinen Wirthinnen, um mich in meiner Bodenkammer zu begeben. Kaum war ich darin, als Virginie kam: — Ach, Madame, wie viel Kummer macht es der Mutter und mir, daß wir Sie nicht beſſer aufnehmen können; ſie hat es Ihnen ſchon geſagt, daß es uns nicht möglich iſt. — Jetzt erſt fühlen wir unſere Armuth. Die Mutter würde Sie gern ſo empfangen haben, wie Sie es verdienen. — Liebe Freundin, ich bedarf nichts als Mitleiden, und das Ihrige, ſo wie das Ihrer wohlthätigen Mutter, können ſchon meine Unglücksfälle mir etwas verſüßen. Der Antheil, den Sie an mir nehmen, liebe Virginie, rührt mich unendlich, und ich bin Ihnen dafür erkenntlicher, als ich auszudrücken vermag. Umarmen Sie mich, ſeyn Sie meine Tochter, mein liebes Kind. Legen Sie ſich zur Ruhe, und bringen Sie meine Küſſe und meine Thränen Ihrer guten Mutter.

Ich war allein, und in was für einer Wohnung? ein mattes Licht ſchimmerte. Ich überſah die Größe meines Elends. Ich hatte ſtolze Palläſte bewohnt, und hier fand Eugenie Hülfe und Menſchlichkeit! Sie erinnert ſich an die Vergangenheit, und erliegt unter dem Bilde der Gegenwart. Wo bin ich? und was wird aus mir werden? ich bin hinabgeſtürzt in Armuth, und liege faſt ſchon im Grabe, jetzt, in einem Alter von noch nicht 37 Jahren? Alle Täuſchungen der Welt ſind vor meinen Augen verſchwunden! Nur mein Herz iſt mir übrig geblieben, und dies vielleicht zu meiner Strafe; alle meine Verirrungen ſtehen vor meinen Augen wie

Geſpenſter, die aus der Erde ſteigen, mich zu erſchrekken, und mir mein laſterhaftes Leben vorzuwerfen. Zu meiner Quaal ſtehen meine erſten Jahre vor mir, jene ſo ſchnell entflohene Zeit, da ich das Glück der Unſchuld genoß, wo ich an dem mütterlichen Buſen die Freuden der Tugend ſchmeckte, ein Glück, das ich nie wieder genießen kann. Ach! grauſamer Urheber aller meiner Leiden, elender Derval! warum mußte ich dich kennen lernen? warum liebte ich dich? Wenn es noch Sellerive geweſen wäre, der allein mein Herz hätte beherrſchen ſollen, wenn ich dies Herz den Verirrungen der Leidenſchaft öffnete. — Die Liebe giebt nur Qualen. — Und Melißain — dieſes Ungeheuer, der mein Gefühl wieder erweckt hatte, der zum Lohn einer ſo heißen Zärtlichkeit mich alles des meinigen beraubte, und mich der Nothwendigkeit überlieferte, von dem Mitleiden einer Frau zu leben, die ſelbſt ein Gegenſtand des Bedauerns iſt! — O Himmel, wie ſtrafſt du mich!

So redete ich mit mir ſelbſt, und dieſe Selbſtgeſpräche endeten ſich immer in Ergüſſe von Thränen.

So vergieng die erſte Nacht in meiner neuen Wohnung. Erſchöpft von Unruhe, ſchlief ich erſt bey anbrechendem Tage ein; ich erwachte auf wiederhohltes ſanftes Rufen: — Schlafen Sie, Madame? ſagte man, und öfnete die Thür. Nach verſchiedenen ſolchen Fragen kam jemand in meine Kammer herein: Virginie war es, mit aller ihrer Herzlichkeit, munter nach einem Schlafe, wie ihn nur die reine Seele ſchmeckt. — Haben Sie wohl geruht, Madame? die Mutter und ich hätten gewünſcht, daß das Bette beſſer wäre. — Es iſt ſehr gut, liebes Kind, aber die Ruhe können nur ſolche gute Geſchöpfe genießen, als Sie ſind. Ich kann nicht ſchlafen, Virginie; nur der Tugendhafte kann es.

Glauben Sie mir: Erhalten Sie ſich immer dieſe unſchuldsvollen Sitten, die das höchſte Glück ſind. Möchte Sie mein Beyſpiel lehren. Ich umarmte ſie: Virginie, weichen Sie nie von Ihrer Mutter; folgen Sie immer ihrem Rath. Wir haben keine Freunde, die mehr unſer Beſtes kennen, als Vater und Mutter. — Sie weinen, Madame? — Ach! Virginie, dieſe Thränen werden nur mit meinem letzten Seufzer aufhören.

Frau Simon kam bald nach ihrer Tochter: — Nun, Madame, wie befinden Sie ſich? Wenn ich einen Pallaſt hätte, ſo würde er ganz zu Ihren Dienſten ſeyn. — Ach, Madame, nicht in den Palläſten wohnt das Glück. Wenn ich in Virginiens Stelle wäre, ſo würde mir dieſe Wohnung ein freudiger Aufenthalt ſeyn. — Ueberall, liebe Frau, folgt dem Menſchen ſein Herz; ich habe mir ſo viel vorzuwerfen, und wenn man in dieſem Zuſtande iſt, ſo kennt man die Süßigkeiten der Ruhe nicht. Ich ſagte es eben zu Ihrer Tochter: nur der Tugendhafte iſt der Ruhe fähig; ich bin gewiß, daß dies liebenswürdige Kind die ganze Nacht geſchlafen hat. — Es iſt wahr, Madame, unterbrach mich Virginie; wenn ich einmal eingeſchlafen bin, ſo erwache ich erſt am andern Morgen; auch iſt die Mutter manchmal böſe auf mich und ſagt, ich wär ein faules Mädchen.

Eines Tages ließ die gute Simon mich und ihre Tochter allein. Ich wollte ihr ſogleich bey ihrer Arbeit helfen, aber ſie widerſetzte ſich meiner Abſicht meiner Wohlthäterin nützlich zu ſeyn. Was wollen Sie thun, Madame? Sie ſind nicht zur Wäſcherinn beſtimmt, wie wir! Ich gebe es niemals zu. — Laſſen Sie mich, Virginie, laſſen Sie mich. Ach! hätte ich immer mein Leben in Ihrem Stande zugebracht, — du würdeſt mich dann, mein Kind, nicht von Kummer verzehrt ſehen, der mich zum Grabe führt. — Das Laſter ſchändet, nur die Tugend adelt. Möchte mein Beyſpiel, Virginie, dir immer vor Augen ſeyn!

Ich benutzte die Gelegenheit, ihr die Geſchichte meines Unglücks und meiner Verirrungen zu erzählen, und brauchte dabey alle die Schonung, welche nöthig war, um meiner jungen unſchuldigen Freundinn die Erzählung faßlich und unſchädlich zu machen. Wie? rief ſie, ſind denn die Menſchen ſo böſe, Madame? das kann nicht ſeyn! Ach! ich kann mir nicht vorſtellen, daß ein Herr, der hier nicht weit von uns wohnt, mit zu dieſen Betrügern gehört, die Sie mir ſchildern. Wenn Sie ihn kennten; er ſieht ſo gut aus, und wenn er mir begegnet, ſo ſagt er zu mir, ob ich gleich nur die Tochter einer Wäſcherinn bin: Mamſell, ich würde mich für ſehr glücklich halten, wenn ich Ihnen und Ihrer Mutter einen Dienſt leiſten könnte, ſie ſind arm — und wenn Ihre Mutter etwas bedarf, ſo kann ich ihr etwas Geld vorſchießen. — — Ich ließ dieſes treuherzige Geſchöpf nicht ausreden: — Sie ſind verloren, meine Freundinn, wenn Sie nur zugeben, daß dieſer Menſch Sie wieder anredet. — Ach, Madame, ich verſichere Ihnen, daß der Herr von Men.eville, denn er hat mir ſeinen Namen geſagt, nicht zu dieſen niedrigdenkenden Leuten gehört; noch einmal, wenn Sie ihn ſähen, ſo würden Sie anders von ihm denken.

Bey dieſer Unterhaltung kam die ehrliche Simon wieder, die, als ſie mich mit ihrer Tochter arbeiten ſah, auf mich losſtürzte: Ach! Madame, ſo weit erniedrigen Sie ſich! Und du, Eugenie, haſt das zugegeben? — Mutter, ich habe die Madame daran hindern wollen; ſie wollte mir aber nicht folgen. — Meine

Simon, ſchelten Sie nicht auf Virginien, ſie hat alles gethan, um mich von meinem Vorſatz abzubringen, den ich aber ausführen will. Glauben Sie, daß ich Ihnen zur Laſt ſeyn, und Ihre Wohlthätigkeit misbrauchen will? das wäre wirklich ſehr demüthigend. Rauben Sie mir die Zufriedenheit nicht, gegen eine Freundinn meine Dankbarkeit zu zeigen, die ihr Stück Brod mit mir theilt. Ach! würdige Frau, ich habe es zu Virginien geſagt, wäre ich die Tochter einer Wäſcherinn geweſen! — Thränen hemmten meine Worte. Ich erhohlte mich wieder und ſagte: ich kann mein Koſtgeld nicht anders bezahlen; gewiß wird das, was ich arbeiten will, nicht hinreichend ſeyn, um meine Schuld abzutragen, aber wenigſtens werden Sie daraus meine Begierde ſehen, für eine ſo heilige Schuld dankbar zu ſeyn. Die achtungswürdige Simon ſchloß mich feſt in ihre Arme und weinte mit mir, während Virginie meine Hand küßte und ihre Thränen darauf fallen ließ. Welch eine rührende Gruppe für unverdorbene Herzen!

Ich brach dieſe Unterredung ab, nachdem ich nochmals erklärt hatte, daß ich meinen Vorſatz, ihr bey ihren Arbeiten hülfreiche Hand zu leiſten, befolgen wollte, und hernach ſtellte ich der tugendhaften Simon die Gefahr ihrer Tochter vor. Ich will Ihnen, ſagte ich, kein Geheimniß daraus machen, und in ihrer Gegenwart zeige ich Ihnen den Abgrund, worin ſie ſich ſtürzen wird. Liebe Simon, auf dieſelbe Art habe ich meine Verirrungen angefangen; ich war ſo unſchuldsvoll, ſo aufrichtig wie Virginie, und was war ich? was bin ich? meine Freundinnen, wenn man einmal die Tugend verloren hat, ſo erhält man dieſes köſtliche Gut nie wieder! Ich erfahre es nur zu ſehr. Alle, auch die größten Opfer können dieſen Verluſt nicht erſetzen.

Virginie hörte auf meinen Unterricht und hütete ſich vor Menneville, wenn er ihr begegnete. Dieſen Heldenmuth erzählte ſie mir ſogleich und ſagte: ich habe mich vor ihm gerettet; ich ſagte ihm blos, daß ich recht gut wüßte, daß er mich betrügen wollte, und ohne ſeine Antwort zu erwarten, lief ich fort. Ich lobte ſie ſehr wegen dieſer Feſtigkeit, weil ich überzeugt bin, daß ein Lobſpruch eines der ſicherſten Mittel iſt, ein junges Herz in den Vorſätzen zu beſtärken, die man ihnen als nützlich beibringen will.

Eines Tages erſchien eine alte Frau in unſrer Wohnung, wendete ſich an mich und bat, daß ich ihr eine Unterredung erlauben möchte; ich ließ ſie in meine Kammer gehen, verſchloß die Thüre und nöthigte ſie, ſich zu ſetzen. — Was wollen Sie von mir, meine liebe Frau? wie haben Sie meine Wohnung entdeckt; ich glaubte, daß ich von der ganzen Welt vergeſſen wäre? Sollte ſich noch jemand meiner erinnern? — Ja, Madame, und man weiß, daß Sie das Opfer der Unſchuld ſind, und daß Sie gewiß nicht geboren wurden, unter ſo herben Schickſalen zu erliegen. Die großmüthige Perſon, welche mich zu Ihnen ſchickt, wünſcht ſehr das Schreckliche Ihrer Lage zu vermindern, wenn ſie auch nicht im Stande iſt, ſie ganz von Ihnen zu verbannen. Es hängt nur von Ihnen ab, ob Sie aus dieſem Jammer heraustreten wollen. Der rechtſchaffenſte und großmüthigſte Herr wünſcht, von Mitleiden angetrieben, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Er heißt? — Menneville, Madame, er iſt ein Nachbar von Ihnen. — Sie haben mir genug geſagt, geben Sie der Perſon die Nachricht, daß ich keine neue Bekanntſchaften anfange, daß ich gedemüthigt bin. — O! Himmel! ſollte ich auch noch dieſe letzte Beleidigung erfahren? Entfernen Sie ſich, Madame. — Betrachten

Sie den Zuſtand, Madame, worin Sie ſich befinden. Man wird Sie wieder auf den Platz ſtellen, den Sie in der Welt einnehmen ſollen. Sie haben einige Macht über dieſe Wäſcherinn, und guter Rath — — Ich verſtehe dich nur zu ſehr, Bote der Schande! Es iſt auf das Unglück eines tugendhaften Mädchens abgeſehen. — Sie würden ſehr erſtaunen, Madame, wenn dieſe Perſon . . . Herr Menneville will ſie heirathen. Gehe ſie hinaus — ich ließ ſie nicht ausreden — gehe ſie — geh ſie ſchnell zu dem verdorbenen Menſchen und ſage ſie ihm, er möchte ſich andere Werkzeuge ſeiner Wolluſt ſuchen; — ich eilte zu meiner Wirthinn: Nehmen Sie ſich in Acht, liebe Freundin, dieſer Menneville will mich brauchen — um Ihnen einen Dolch ins Herz zu ſtoßen. — Sie lieben die Tugend, und er will Ihre Tochter verführen. Wie, Madame? unterbrach mich die würdige Geſchäftsträgerinn, Herr Menneville hat die ehrlichſten Abſichten, ich habe es Ihnen geſagt, daß er ſie zu heirathen wünſcht. Ich ließ das Weib nicht ausreden, ich unterbrach ſie mit Hitze: Herr Menneville, liebe Simon, ſollte die Hand Ihrer Tochter verlangen? Eben ſo hat man mich betrogen, mich verrathen, ſo hat man mich ins Laſter und Unglück geſtürzt.

Meine Thränen folgten dieſen Worten, und die Abgeſchickte von Herrn Menneville entfernte ſich ſchnell und voller Verwirrung.

Meine Wirthinn erfuhr das Nähere über dieſen Anſchlag von einer Nachbarinn. Herr Menneville hatte — ich weiß nicht auf welchem Wege — mein Hierſeyn erfahren, und da er nicht zweifelte, daß ich einiges Gewicht bey meiner Wirthinn hätte, ſo wollte er mich zur Mittlerinn gebrauchen, eine neue ſchändliche Handlung auf mich zu laden. Es war noch nicht genug.

nug, daß ich verdorben war, ich ſollte auch noch andere verderben helfen. Nein! eine ſolche Handlung will ich mir nicht noch vorzuwerfen haben!

Meine Tage verfloſſen ſo unter Reue der begangenen Fehler; vergeblich wünſchte ich, daß die Zukunft die Vergangenheit verlöſchen möchte, deren Bild mich unaufhörlich quälte. Ich ſchmeichle mir, und dies tröſtet mich noch, daß das Geſtändniß meiner Verirrungen meines Gleichen nützlich ſeyn möchte. Wenn man mich auch für ſtrafbar hält, ſo wird man mir doch das Mitleid nicht verſagen. Ich bemühete mich eine junge Pflanze zu warten, um ihr Liebe zur Tugend und Ehrbarkeit einzuflößen; täglich ſtellte ich Virginien das Gemälde meiner Verirrungen vor Augen, und die Uebel, welche ihnen folgten. Ich fürchtete nicht, mich in ihren Augen zu erniedrigen, wenn ich ſie durch ein Beyſpiel unterrichtete und ſie vor Fehlern zu bewahren ſuchte, in die ich verfallen war. Ich erröthete weniger, da ich die Hälfte der Arbeiten meiner Wirthin übernahm, und dadurch die Laſt erleichterte, die ich ihr verurſachte. Mit weniger Bitterkeit eſſe ich das Brod des Schmerzes, das meine wenigen Tage noch verlängert. Verwandte, Freunde, Bekannte, alle haben mich verlaſſen; ich ſehe um mich her nur flüchtige Täuſchungen, Erſcheinungen, die bald verſchwinden. Unaufhörlich ſehe ich mit Kummer auf meine erſten Jahre zurück, wo ich tugendhaft war, und einen ruhigen Schlaf genoß. O glückliche Zeit; Zeit meiner Unſchuld, kann nichts dich wieder zurückrufen? Nein, Gewiſſensbiſſe können dieſen Verluſt nicht erſetzen. Es iſt geſchehen! Ich bitte nichts weiter von der göttlichen Güte, als bald dies Daſeyn zu endigen, das mir nur ein ſchrecklicher Traum iſt. O Himmel! wann werde ich davon erwachen?

Haben Sie ſchon vergeſſen, wie ſchön es Ihnen gerathen? Hundert Prügel muß er haben! — Mein Rath iſt der: wir müſſen keinen Augenblick verſäumen, und laufen ſo weit wir können: iſt der Rittmeiſter einmal wieder in's Feld, ſo können wir auch beyde wieder nach unſerm Guthe gehn.

v. Liß. Schön, lieber Andrees, ſchön, ſo zu ſagen: komm nur, komm! (gehn beide nach der Thüre zu)

Zehnter Auftritt.

Wachtmeiſter. Vorige.

Wachtmeiſter.

Wohin, meine Herren, wohin? Sie wollen doch wohl dem Rittmeiſter die Mützen nicht ſtehlen?

v. Liß. O nein, mein lieber Herr! Der Herr Rittmeiſter hat uns beyde angeworben: mich, ſo zu ſagen, als Unterofficier, und meinen Andrees, als Gemeinen.

Wachtmeiſter. So? — Viel Glück! Groß und ſtark genug ſeyd Ihr: nur ſo krumm müßt Ihr nicht ſtehn, wie die Bauerjungen — hübſch gerade! (ſtellt ſie zurecht) Und dann ſchaft Euch bey Zeiten Schnurbärte an — Wenn Ihr keine Hundsfötter ſeyd, ſo will ich ſchon was aus Euch machen.

v. Liß. Gewiß, das ſind wir nicht, ſo zu ſagen! Wir haben uns blos anwerben laſſen, um todtgeſchoſſen zu werden.

Wachtmeiſter. Dazu könnt Ihr wohl kommen, wenn's Euch Ernſt iſt.

v. Liß. Völliger Ernſt, ſo zu ſagen! Wir ſind beyde desperat, und wollen nicht länger leben.

Andrees. (bey Seite) Daß Du toll wirſt mit Lügen! (laut) Ob's denn nicht Friede wird, lieber Herr Wachtmeiſter?

Wacht.

Gott hat mich erhört. Dies ſind die letzten Züge meiner matten Hand! Mein einziger Wunſch iſt, daß meine Verirrungen dem Publikum bekannt werden, ſo bald ich meine Augen geſchloſſen habe. Ich wünſche, daß ein Gelehrter die Fehler darin verbeſſere, und meinen letzten Willen ausrichte. Ich bitte ihn als Vollzieher deſſelben, es mit aller der Aufmerkſamkeit durchzuſehen, die ein Menſch haben muß, dem man ſein Zutrauen ſchenkt. Ein anderer Beweis ſeines Mitleidens, das ich erflehe, iſt: daß er von dem Verkaufe dieſes Werks ſo viel als möglich ſammle, um meiner Wohlthäterinn dadurch nützlich zu ſeyn; er verſichere ihr, daß bey meinem Glauben an die Unſterblichkeit der Seele, meine Dankbarkeit mir an den Ort folgen wird, den mir Gott beſtimmen wird. Ich mache es dieſer würdigen Mutter zur Pflicht, ihrer Tochter alle Tage dieſe Bekenntniſſe meiner Verirrungen vorzuleſen; dies wird vielleicht für dieſes junge Mädchen, und für alle ihres Geſchlechts und Alters, ein Mittel ſeyn, die Gefahren von Ihnen abzuwenden, die ſie umgeben. Ich gehe in eine andere Welt. — Ach! in welchem Zuſtande ſtoße ich meinen letzten Seufzer aus? O Gott, dahin hat mich der erſte Fehltritt geführt.

Das war das Ende dieſes unglücklichen bedauernswürdigen Mädchens. Wer ſollte ſie nicht beklagen, wenn man auch ſo ſtrenge iſt, ihr nicht verzeihen zu wollen. Es iſt unnöthig, daß der Leſer wiſſe, wodurch ich dieſe Frau Simon habe kennen lernen. Es ſey genug, daß er wiſſe, ich habe die Abſicht der Todten zu erfüllen geſucht. Ihre Wohlthäterin hat mir die nähern Umſtände ihres Todes erzählt. Virginie ſtand am Fuß ihres Bettes, und richtete ihr Auge auf das Bild des Schmerzens; die Sterbende gab ihr noch die rührendſten Lehren, und ihre letzten Worte, welche ſie ausſprach, ung, daß ich verdorben war, ich ſollte auch noch andere verderben helfen. Nein! eine ſolche Handlung will ich mir nicht noch vorzuwerfen haben!

Meine Tage verfloſſen ſo unter Reue der begangenen Fehler; vergeblich wünſchte ich, daß die Zukunft die Vergangenheit verlöſchen möchte, deren Bild mich unaufhörlich quälte. Ich ſchmeichle mir, und dies tröſtet mich noch, daß das Geſtändniß meiner Verirrungen meines Gleichen nützlich ſeyn möchte. Wenn man mich auch für ſtrafbar hält, ſo wird man mir doch das Mitleid nicht verſagen. Ich bemühete mich eine junge Pflanze zu warten, um ihr Liebe zur Tugend und Ehrbarkeit einzuflößen; täglich ſtellte ich Virginien das Gemälde meiner Verirrungen vor Augen, und die Uebel, welche ihnen folgten. Ich fürchtete nicht, mich in ihren Augen zu erniedrigen, wenn ich ſie durch ein Beyſpiel unterrichtete und ſie vor Fehlern zu bewahren ſuchte, in die ich verfallen war. Ich erröthete weniger, da ich die Hälfte der Arbeiten meiner Wirthin übernahm, und dadurch die Laſt erleichterte, die ich ihr verurſachte. Mit weniger Bitterkeit eſſe ich das Brod des Schmerzes, das meine wenigen Tage noch verlängert. Verwandte, Freunde, Bekannte, alle haben mich verlaſſen; ich ſehe um mich her nur flüchtige Täuſchungen, Erſcheinungen, die bald verſchwinden. Unaufhörlich ſehe ich mit Kummer auf meine erſten Jahre zurück, wo ich tugendhaft war, und einen ruhigen Schlaf genoß. O glückliche Zeit; Zeit meiner Unſchuld, kann nichts dich wieder zurückrufen? Nein, Gewiſſensbiſſe können dieſen Verluſt nicht erſetzen. Es iſt geſchehen! Ich bitte nichts weiter von der göttlichen Güte, als bald dies Daſeyn zu endigen, das mir nur ein ſchrecklicher Traum iſt. O Himmel! wann werde ich davon erwachen?

Gott hat mich erhört. Dies ſind die letzten Züge meiner matten Hand! Mein einziger Wunſch iſt, daß meine Verirrungen dem Publikum bekannt werden, ſo bald ich meine Augen geſchloſſen habe. Ich wünſche, daß ein Gelehrter die Fehler darin verbeſſere, und meinen letzten Willen ausrichte. Ich bitte ihn als Vollzieher deſſelben, es mit aller der Aufmerkſamkeit durchzuſehen, die ein Menſch haben muß, dem man ſein Zutrauen ſchenkt. Ein anderer Beweis ſeines Mitleidens, das ich erflehe, iſt: daß er von dem Verkaufe dieſes Werks ſo viel als möglich ſammle, um meiner Wohlthäterinn dadurch nützlich zu ſeyn; er verſichere ihr, daß bey meinem Glauben an die Unſterblichkeit der Seele, meine Dankbarkeit mir an den Ort folgen wird, den mir Gott beſtimmen wird. Ich mache es dieſer würdigen Mutter zur Pflicht, ihrer Tochter alle Tage dieſe Bekenntniſſe meiner Verirrungen vorzuleſen; dies wird vielleicht für dieſes junge Mädchen, und für alle ihres Geſchlechts und Alters, ein Mittel ſeyn, die Gefahren von Ihnen abzuwenden, die ſie umgeben. Ich gehe in eine andere Welt. — Ach! in welchem Zuſtande ſtoße ich meinen letzten Seufzer aus? O Gott, dahin hat mich der erſte Fehltritt geführt.

Das war das Ende dieſes unglücklichen bedauernswürdigen Mädchens. Wer ſollte ſie nicht beklagen, wenn man auch ſo ſtrenge iſt, ihr nicht verzeihen zu wollen. Es iſt unnöthig, daß der Leſer wiſſe, wodurch ich dieſe Frau Simon habe kennen lernen. Es ſey genug, daß er wiſſe, ich habe die Abſicht der Todten zu erfüllen geſucht. Ihre Wohlthäterin hat mir die nähern Umſtände ihres Todes erzählt. Virginie ſtand am Fuß ihres Bettes, und richtete ihr Auge auf das Bild des Schmerzens; die Sterbende gab ihr noch die rührendſten Lehren, und ihre letzten Worte, welche ſie ausſprach,

ſprach, waren die nämlichen, mit denen ſich ihr Teſtament endigt. O Gott! dahin hat mich der erſte Fehltritt geführt! Was kann ich dieſen Worten noch hinzu ſetzen? Man ſage mit Eugenie: Junge Frauenzimmer, nie komme dieſe Schrift aus Euren Augen. Möchte ſie Euch die Menge der Gefahren enthüllen, deren Eure Jugend und Eure Reitze Euch ausſetzen.

II.

Brief über die Tertulias und Privatvergnügungen der Spanier. *)

Ich komme auf die Privatvergnügen, und du wirſt ſehen, daß eigentliche Nationalvergnügen, unabhängig von Anordnung des Staats, weit mehrere Theilnehmer finden, als die öffentlichen. Zu dieſen gehören die Tertulias, oder freundſchaftlichen Zuſammenkünfte, die durch alle Stände, von der vornehmſten bis zu der niedrigſten Klaſſe, in großem Anſehen ſtehen; der Reiche bezeichnet ſie mit dem Gepränge des Reichthums, der Wohlhabende thut es jenem nach, dieſem wieder ein anderer, und ſo geht es durch alle Klaſſen durch, bis es endlich an eine Klaſſe kömmt, wo die Tartulia von allen fremden Zuſätzen, prächtigen Gaſtmahlen und Luxus gereinigt, in ihrer wahren Geſtalt erſcheint, und nur

---

*) Spanien, wie es gegenwärtig iſt, Gotha 1797.

nur das einfache Vergnügen in Tanzen, Singen und Scherzen geſucht wird; jede Tertulia trägt alſo genau das Gepräge von dem Grade von Wohlſtand, mit welchem das Glück den Herrn vom Hauſe, als Stifter des Feſtes, begünſtigt hat.

Der Spanier kennt kein größeres Vergnügen, als die Tertulias, und es macht einen Theil ſeiner Glückſeligkeit aus, entweder Tertulias ſelbſt zu veranſtalten, oder wenigſtens welche zu beſuchen; öfters dergleichen Geſellſchaften zu haben, iſt dem Spanier etwas Ausgezeichnetes, wodurch er ſich ein gewiſſes Anſehn von Wichtigkeit und Erhebung über andre zu geben glaubt; ſelbſt diejenigen, deren knappe Vermögensumſtände nicht erlauben, auf Nebenſachen der Tertulia etwas zu verwenden, ſuchen es dem Reichen doch wenigſtens dem Nahmen nach gleich zu thun, und bitten ſo viel Geſellſchaft zu ſich, als ſie nur immer können. Wer immer im Beſitze eines geräumigen, gutmöblirten Zimmers iſt, der veranſtaltet dergleichen Zuſammenkünfte, und nennt ſie Tertulias, ohnerachtet ſie nach dem jetzigen Begriffe von Tertulien dieſen Namen nicht verdienen; inzwiſchen iſt eine Tertulia weiter nichts, als eine Zuſammenkunft unter Freunden, Bekannten und Verwandten, um ſich miteinander luſtig zu machen; es iſt eine Art von Luſtparthie, die hauptſächlich von dem Frauenzimmer veranſtaltet wird. Die Liebe zum Vergnügen, der Hang von beyden Geſchlechtern zu einander, der hier in einem höheren Grade herrſcht, als bey irgend einer andern Nation, ſind die Quelle, woraus dergleichen Beluſtigungen fließen.

Es giebt hier keine öffentlichen Vergnügen von der Art, weder Bälle, Masqueraden, noch Pickenicke oder Foxhalle, und man hat dafür ein Surrogat an den

Tertulien. Es iſt hier ſchon ſo üblich, daß ein Frauenzimmer zuweilen ihre Freunde alle zuſammen bey ſich unterhält; will ſie eine ſolche Tertulia veranſtalten: ſo ladet ſie ihre Freundinnen auf den beſtimmten Tag dazu ein, und dieſe haben die Erlaubniß, ihren Freunden das Feſt mitzutheilen, welche alsdann nicht verfehlen, ſich an Ort und Stelle einzufinden, und wenn ſie auch die Königinn des Feſtes nicht kennen ſollten, ſo ſchadet dies doch der Sache nicht; ſie dürfen nur nach ihrer Freundin fragen, und werden ohne Bedenken zugelaſſen. Mehr als einmal war ich auf dieſe Art zu Tertulien eingeladen, ohngeachtet ich die Frau vom Hauſe in meinem Leben nicht geſprochen noch geſehen hatte.

Das Feſt fängt mit einem Rinfresko (Erfriſchung) an, das gewöhnlich darin beſteht: Bediente, oder in deren Ermangelung Mädchen, tragen Teller in der ganzen Geſellſchaft herum, man ſetzt ſich und legt den Teller auf das Knie; ſich am Tiſche zu ſetzen iſt nicht üblich, die großen Tiſche würden nur geniren; auch ſah ich deren nirgendswo, der Spanier macht ſich alſo einen ganz natürlichen ungekünſtelten Tiſch. Wenn alſo jeder mit ſeinem Teller und Tiſche in Ordnung gekommen iſt, ſo gehen Gläſer mit Waſſer, zuweilen auch mit Limonade herum, jeder nimmt eins, alsdann folgen Schüſſeln mit geröſtetem Zucker, der ſo weiß wie Schnee, ſo leicht wie Luft, und ſo porös wie ein Schwamm iſt; jeder nimmt ſich deren ein oder mehrere Stücke nach ſeinem Belieben, tunkt ſie in das Waſſer, wo alles ſich ſogleich auflößt, und trinkt es hinunter.

Nie habe ich außer Spanien etwas von der Art getrunken, es hat einen ſehr angenehmen Geſchmack, und iſt zugleich kühlend; die leeren Gläſer werden alsdann wieder abgenommen, und es wird Chocolade herumgegeben; verſchiedene Teller mit Zuckerbrod, oder gewöhnlichem geröſteten franzöſiſchen Brode, machen die Runde, und jeder nimmt nach Belieben; nur eine einzige Taſſe Chocolade wird gereicht, und dieſe iſt nicht mit Milch und Eiern, wie in Deutſchland, ſondern nach ſpaniſcher Weiſe in klarem Waſſer gekocht; auf einer Taſſe werden zwey Loth, auch zwey und ein halb Loth Chocolade genommen; auf dieſe Art hat ſie einen ganz reinen ſehr angenehmen Geſchmack, der dem von einer in Milch gekochten Chocolade weit vorzuziehen iſt; die ſpaniſche Chocolade iſt ſo gut, daß ſie der Milch gar nicht bedarf; und die Spanier verſtehen ſie ſo gut zu kochen, daß ſie den an ſich ſchon guten Geſchmack noch mehr zu erhöhen wiſſen; vorzüglich wiſſen ſie viel Schaum darauf zu ſchlagen; und wenn die Chocolade ſchon ganz fertig iſt, ſo laſſen ſie ſolche in der Taſſe noch eine zeitlang bey gelindem Kohlfeuer braten, wodurch ſie noch mehr Subſtanz erhält.

Die Chocolade wird hier nicht getrunken, ſondern mit Brodſchnitten nur ausgetiſchelt, wozu das lockere geröſtete Brod ſehr geſchickt iſt; hierauf werden Teller und Taſſen wieder weggetragen, und Gläſer mit reinem Waſſer herumgegeben, um die Chocolade wieder ein wenig abzukühlen. Ein aufgeräumtes Geſpräch unterhält alsdann die Geſellſchaft, bis es Zeit wird zum Abendeſſen; allein ſehr ſelten ſind die Abendeſſen; der Spanier liebt keine Traktamente, woran ſeine Nüchternheit und ſeine wenige Freygebigkeit Urſache ſind; größtentheils nur Rinfreſcos ſind hier Sitte; die Abendeſſen ſind alſo Ausnahmen, und auch da beſtehen ſie größtentheils nur aus kalten Speiſen, wobey die Männer ihre Damen ſehr ſorgfältig bedienen. Dieſe Mahlzeiten hängen ganz von der Willkühr des Hausherrn oder der Hausfrau ab; es herrſcht darin gar keine beſondre

Sitte, jeder macht es wie er will; ſie tragen daher in ihrer Einrichtung ganz das Gepräge von dem Geſchmacke und der Gaſtfreyheit des Königs oder der Königinn des Feſtes. Der Spanier zeichnet ſich hier durch Mäßigkeit im Genuſſe geiſtiger Getränke aus, und die Damen enthalten ſich deren faſt ganz. Demohngeachtet herrſcht hier allgemeine Heiterkeit; die Quelle der Fröhlichkeit liegt in dem Spanier ſelbſt, und er braucht ſie nicht erſt, wie der phlegmatiſche Deutſche, aus der vollen Flaſche herzuleiten; alles athmet hier Wonne und Freude; ein jeder giebt ſein Schärflein zu dem gemeinſchaftlichen Vergnügen, und ſtrömt ſeine frohe heitre Laune aus.

Am angenehmſten ſind die nicht zu großen Geſellſchaften, wo jeder an dem Geſpräch Antheil nehmen kann, wo alles mit ſcherzt, ſchwatzt und lacht. Manches feine Bonmot kömmt dabey mit auf die Bahn, und ich muß geſtehen, daß die Spanier ſehr lebhaft und unterhaltend ſind; ſie beſitzen ſehr viel Witz, gute Laune, und viel geſunde Einfälle; ſie verſtehen die Kunſt, einen langen galanten Streit durch alle Stufen und Wendungen von Feinheit und Scherz durchzuführen, ohne im mindeſten gegen gute Lebensart, Höflichkeit, Wohlſtand und die dem Frauenzimmer ſchuldige Achtung zu ſündigen; ſelbſt wenn ſie etwas geſagt haben, das vielleicht einen ſcheinbaren Doppelſinn hätte: ſo wiſſen ſie durch die feinſten ſinnreichſten Allegorien ſich ſo ſchön aus dem Spiele zu ziehen, daß die ganze Geſellſchaft ihnen am Ende zulächelt.

Nach dem Abendeſſen beginnt Muſik und Tanz; die Geſellſchaft ſitzt rund an den Wänden herum, und die Männer ſetzen ſich häufig zu den Füßen ihrer Schönen auf den Teppichen oder Matten nieder; es ſind dazu gewöhnlich Muſikanten gedungen; es wird franzöſiſch, engliſch und ſpaniſch getanzt, hauptſächlich aber Nationaltänze, und die andern dienen nur, um mehr Abwechſelung und Mannigfaltigkeit in das Ganze zu bringen.

Zur Anordnung des Ganzen iſt gewöhnlich ein Feſtkönig ernannt, der ein Freund vom Hauſe iſt, und von einem kleinen Stabe, der ihm zum Zeichen ſeines Amtes übergeben wird, Baſtonaro genannt wird; dieſer beſtimmt, was getanzt werden ſoll, und ruft die Perſonen zum Tanze auf; wer nicht aufgerufen wird, tanzt nicht, ſondern ſieht nur zu. Dieſes Amt, ſo nothwendig es zur Ordnung, beſonders bey zahlreichen Tertulien, iſt, giebt doch nicht ſelten zu Feindſchaften und unangenehmen Folgen Anlaß; mancher hält ſich für beleidigt, weil er ſeiner Meinung nach nicht oft genug zum Tanz iſt aufgefordert worden, und ſchwört blutige Rache; eben ſo entſteht oft Eiferſucht daher, wenn einer mit der Geliebten eines andern ſich zuweilen unterhalten hat, und aus dergleichen Urſachen erhielt zuweilen ein Baſtonato oder Nebenbuhler beym Nachhauſegehen Meſſerſtiche von ſeinem Feinde.

In Tertulien, wo lauter Freunde des Hauſes verſammelt ſind, die ſich einander kennen, wird dies der Fall nicht ſo leicht ſeyn; aber in ſo enge Grenzen ſind die Tertulien nicht immer eingeſchloſſen; oft kommen viele ganz fremde Perſonen hinzu, ja zuweilen werden ordentliche Billete dazu ausgetheilt, wie zu Freybällen, und da können leicht Händel entſtehen; aber bey dergleichen ausgebreiteten Tertulien iſt es nicht üblich, ein Nachteſſen zu geben, und die Geſellſchaft wird nur mit Muſik und Tanz ergötzt.

Bey dergleichen Tertulien habe ich die geſchickteſten Tänzer und Tänzerinnen geſehen; gewöhnlich tanzt nur ein Paar, höchſtens zwey, den Nationaltanz; nichts nimmt ſich hier vortheilhafter aus, als die Kleidung der Mannsperſonen à la ma jo. Sie beſteht in einem leichten Anzuge, ſeidenen Strümpfen, ſilbernen Schnallen, atlaſſenen knappen Beinkleidern, einer blauen zuweilen rothſeidenen Weſte mit ſilbernen ſchmalen Treſſen beſetzt, einer kurzen ſchwarz atlaſſenen Jacke mit kleinen erhabenen ſilbernen, oder auch, ſchwarzen Glasknöpfchen, die ſie ſo häufig brauchen, daß man deren an einem Anzuge wohl über die hundert zählt (denn damit wird ſehr viel Staat gemacht), und einem ſeidenen Redeſilla (Haarnetz), das vom Schädel bis auf den Rücken herabhängt, und ſich in eine ſeidene Quaſte endigt; das Frauenzimmer tritt gleichfalls in ſeiner angenehmen Nationaltracht, nur ohne Schleyer, auf; ein Rock, der kaum die Waden bedeckt, iſt ſehr ſchicklich, das ſchöne nette Füßchen in den reizendſten Bewegungen ſpielen zu laſſen; beyde ſtehen einander gegenüber, und befeſtigen die Caſtannuelas an die gelenken Hände; die Guitarre ertönt, und nun beginnt der Tanz; die Caſtannuelas erſchallen im Einklange mit der Guitarre und der Stimme des Sängers.

Eine ſanfte Seguedilla macht gewöhnlich den Anfang, und die geſchmeidigen Tänzer leiſten alles, was natürliche Gelenkigkeit, durch Kunſt ausgebildet und noch mehr verfeinert, Liebe zum Vergnügen, Hang nach Beyfall, und Begierde zu gefallen nur immer leiſten können. Ihr Anſtand iſt edel, ihre Wendungen gleich fern von ſteifer Kunſt als roher Natur; ihr Gang abwechſelnd voller Ausdruck und Grazie; Arm und Hände ſind ſtets in der anmuthigſten Bewegung, um die Caſtannuelas nach dem Takte der Muſik zu klappern;

Wachtmeiſter. Ey was Friede! Da wär Euch ja nicht mit gedient, wenn Ihr durchaus wollt todtgeſchoſſen werden.

v. Liſt. Eben deswegen — ſo zu ſagen —

Wachtmeiſter. Seyd ganz ruhig: am Frieden iſt nicht mehr zu gedenken. In einigen Tagen wird der Waffenſtillſtand gehoben, und dann ſoll's nicht lange mehr mit Euch dauren.

v. Liſt. In einigen Tagen? Wenn's auch nur nicht gar zu balde kömmt! —

Wachtmeiſter. Je eher, je lieber, ſollt' ich denken!

v. Liſt. Ach lieber Herr, ich habe ja noch nicht mal, ſo zu ſagen, mein Teſtament gemacht: Verſchonen Sie mich immer noch einige Monate — ich will Ihnen auch gern ein paar hundert Thälerchen vermachen.

Wachtmeiſter. Was Teufel, dem Herrn wird ſchon bange, wie ich merke: er iſt wohl gar Monſieur Pralhans? Da hilft nun aber alles nichts: habt Ihr A geſagt, müßt Ihr auch B ſagen, oder — es ſezt-Prügel. Dafür laßt mich ſorgen! ich will Euch ſchon Herz machen, wenn Ihr keins habt. —

Eilfter Auftritt.

v. Wibach. Vorige.

v. Wibach.

Wie gefällt Ihm meine Werbung, Wachtmeiſter?

Wachtmeiſter. Auswendig ſind die Kerls recht gut, Herr Rittmeiſter, aber inwendig taugen ſie den Teufel nicht.

v. Wibach. Wie ſo?

Wachtmeiſter. Sie haben kein Herz (auf H. v. Li[illegible] Dieſer hier wenigſtens nicht.

v. Wipern; das Haupt ſchwebt ſtets empor, und die Augen voller Leben und Ausdruck ſind ſtets auf den Tanzgeſellſchafter gerichtet. Der Spanier, wenn er tanzt, vergißt alles um und neben ſich, und ſeine ganze Lebenskraft äußert ſich nur in den gefälligen Bewegungen ſeines Körpers; und eben dieſe Aufmerkſamkeit bringt ſo viel Genauigkeit und Harmonie in den Tanz.

Nach der Seguedilla folgt der Volaro und Fandango, und der langſame ſanfte Gang der Seguedilla verwandelt ſich in lauter Feuer; alles gewinnt mehr Ausdruck und Leben; ſie zeigen einen weit höhern Grad von Schönheit und Grazie in raſchen Schwenkungen und blitzſchnellen Bewegungen, und das Schnelle und Langſame wechſelt auf eine ſo bezaubernde Art mit einander ab, daß der Zuſchauer ganz davon entzückt wird; alle ihre Wendungen ſind im hohem Grade angenehm, und der bald ſanftere bald raſchere Gang des Tanzes wechſelt ſtets in der gefälligſten Abwechſelung; alles iſt dabey genau nach dem Takte abgemeſſen, und der bezauberte Zuſchauer ſtaunt über das Feuer, den ſtarken Ausdruck, den Einklang, die Leichtigkeit und Ungezwungenheit aller ihrer Glieder, und wähnt im Taumel der Wonne den Tanz der Feen zu ſehen; ſo anmuthig leicht ſchweben ſie, daß ſie die Erde gar nicht zu berühren ſcheinen; wie matt und ſchwerfällig, ohne Ausdruck und Leben, ſcheinen dagegen nicht die einförmigen ſchweren Tänze von andern Nationen, ſelbſt die luſtigen Franzoſen nicht ausgenommen, alles iſt dagegen plump, ohne Anmuth und Grazie.

Viele Ausländer haben verſucht, dieſe Nationaltänze zu erlernen, aber immer mit wenigem Erfolge, ſie können nie den ſpaniſchen Ausdruck und die entzückende Mannigfaltigkeit, die Anmuth in allen Bewegungen, und ein gewiſſes Etwas, ich möchte ſagen Unnachahmliches, hineinbringen, das den gebornen Spanier dabey karakteriſirt; der Ausländer ahmt wohl nach, lernt alle Gänge und Bewegungen, aber es bleibt ein Bild ohne Geiſt, ohne Leben und Ausdruck, ohne Schönheit und Grazie; wie ungeſchickt würden unſere deutſchen Tänze nicht erſt dagegen ausſehen; der Spanier würde geradezu lachen, wenn er Menſchen, die ſich ſo viel auf Geſchicklichkeit einbilden, auf eine ſo plumpe ſchwerfällige Art, in einer ſo ekeln Einförmigkeit, gleich Bären, herumſpringen ſähe. Wie oft ſah ich nicht unſern Tänzen zu, aber ich könnte nicht ſagen, daß die Art des Tanzes, noch der Vortrag der Tänzer mich unterhalten hätte; und welch inniges Vergnügen fand ich dagegen nicht an den ſpaniſchen Tänzen! mit wie viel Wohlbehagen verfolgte ich nicht jeden Tritt, jede Wendung! oft ſah ich halbe Nächte dieſen Vergnügungen zu, und ſtets entdeckte ich neue Schönheit und neue Reitze.

Man hat den Spaniern den Vorwurf gemacht, daß ihre Tänze den Geſetzen der Anſtändigkeit, der Ehrbarkeit und weiblichen Schamhaftigkeit zuwider wären; ja manche ſind ſo weit gegangen, ſie mit den beleidigenden Ausdrücken von Frechheit und Unverſchämtheit zu belegen; aber das iſt eine Sprache, die von Neid und Eiferſucht herſtammt; beſonders ſind die tadelſüchtigen Franzoſen und Franzöſinnen dazu aufgelegt, alles zu verachten, was nicht Copie von ihren oft kindiſchen Erfindungen iſt; am meiſten tadeln die Franzöſinnen; ſie finden ihre Eitelkeit beleidigt, von den geſchmeidigen Spanierinnen übertroffen zu werden, und ſuchen ſich dadurch zu rächen, daß ſie jene Vollkommenheit im Tanzen verdächtig machen, ohne zu bedenken, daß dasjenige, was ihnen anſtößig vorkömmt, es vielleicht nur deswegen iſt, weil ſie es an ſich vermiſſen.

Die Tracht der Spanierinnen iſt kurz, ſo daß die Röcke kaum die Waden bedecken, aber eben dieſe Tracht ſetzt ſie in den Stand, ihre ſchönen niedlichen Füße in den reizendſten Bewegungen ſpielen zu laſſen; das Auge des Spaniers iſt an Tracht und Tanz gewöhnt, und findet hier gar nichts Beleidigendes; und ich muß geſtehen, daß ſelbſt in den außerordentlich raſchen Schwenkungen des Fandango ich nie einige Blöße entdeckt habe, und eben dieſer Tanz iſt es, der für anſtößig ausgeſchrieen wird. Man giebt es den hieſigen Coquetten ſchuld, daß ſie Stolz darin ſetzen, bey den Schwenkungen ihre ſchönen Strumpfbänder, aber auch ſonſt nichts, ſehen zu laſſen. Inzwiſchen wird der Fandango bey weitem nicht ſo oft als die Seguedilla und der Bolaro getanzt, und wenn er ja der gekünſtelten Sittſamkeit der ſogenannten Leute von gutem Tone nicht entſprechen ſollte: ſo muß ich aufrichtig geſtehen, daß ich bey allen Tertulien die ſtrengſte Ehrbarkeit beobachten ſah; nie bemerkte ich etwas Anſtößiges, weder in Worten noch Handlungen, und nie vergaß eine Mannsperſon die dem Frauenzimmer ſchuldige Achtung, und ich glaube nicht, daß bey irgend einem franzöſiſchen Balle ſo viel Sittſamkeit beobachtet wird, als in den ſpaniſchen Tertulien. —

Außer den Nationaltänzen wird auch noch zur Abwechſelung eine Art Menuet und Engliſch getanzt; jene mag wohl ganz franzöſiſchen Urſprungs ſeyn, inzwiſchen tanzt man ſie mit mehr Anſtand und Ausdruck, als die Franzoſen ihre Menuets; der Spanier trägt ſeine Geſchicklichkeit aus den Seguedillen über, und bringt um ſo viel mehr Anmuth und Grazie in den Tanz; weniger als dieſer gefiel mir das Engliſche; es iſt viel zu ſchwerfällig, zu ſteif und zu einförmig, als daß man daran, neben den ſpaniſchen Tänzen, Behagen finden könnte; wenigſtens nehmen ſie ſich, meiner Meynung nach, ſehr ſchlecht aus, und ich weiß nicht, ob die Schuld an der Form des Tanzes, oder an den Tänzern, oder vielleicht nur daran lag, daß mein Auge durch den Anblick der bezaubernden ſpaniſchen Tänze ſchon zu verwöhnt war, um an ſo einfachen geſchmackloſen Wendungen noch Vergnügen finden zu können; es geht mit dem äſthetiſchen Geſchmack wie mit dem phyſiſchen, ſehr leicht kann er verwöhnt werden; das Vollkommnere gewährt uns mehr Unterhaltung und Vergnügen, als dasjenige, das es weniger iſt, und ſind wir einmal an jenes gewöhnt, ſo will uns dieſes nicht mehr behagen; das Engliſche und Franzöſiſche ſchien mir alſo in den Tertulien nichts anders, als was Schatten in einem ſchönen Gemählde iſt. —

Auffallend war es mir, daß während den Nationaltänzen eine ſo große Stille herrſchte; die ganze Aufmerkſamkeit der Zuſchauer war ganz allein auf die Tänzer geheftet, und ſie ſchienen mit ganzer Seele an ihren Bewegungen zu hängen; ein ſichtbares Wohlgefallen leuchtete aus aller Augen und Mienen hervor, und im Taumel der Wonne ſuchte zuweilen eine Mannsperſon durch lautes Beyfallrufen dem Drange ſeiner Empfindungen Luft zu machen, und eben dieſe leidenſchaftlichen Ausbrüche zeugten für die Stärke ſeines innern Gefühls. Der entzückte Tänzer, im Triumphe ſeiner Geſchicklichkeit, angefeuert durch dieſen betäubenden Weihrauch, ſtrebte mit frohlockender Anſtrengung ſich ſelbſt zu übertreffen, und durch unnachahmliche zauberiſche Schwebungen das Entzücken der Zuſchauer aufs äußerſte zu treiben, deren leidenſchaftlicher Beyfall mit jeder neuen Schwenkung immer höher ſtieg; ihre Augen funkelten, die Wangen glühten, jede Muſkel des Geſichts war geſpannt, alle Glieder am ganzen Körper zitterten vor

heſheftigem übermäßigem Gefühle, und ihre Hände reckten ſie in zitternder Bewegung empor, und ſo wie der zauberiſche Ausdruck und die hinreißende Stärke des Tanzes ſtieg, ſo ſtieg auch ihr taumelndes Gefühl, ſo daß ich jeden Augenblick glaubte, die außerordentliche leidenſchaftliche Empfindung und unglaublich heftige Spannung und krampfartige Zuckung des Körpers würde in einem Schlag losbrechen, bis endlich der Guitarreſpieler dieſen Zauber durch ſein Verſtummen auf einmal zernichtete; in meinem Leben ſah ich ſolch ein Beyſpiel nicht, wo der Zuſchauer blos durch den Anblick des Tanzes bis zu krampfartigen Zuckungen wäre hingeriſſen worden; urtheile alſo, wie feurig dieſe Nation ſeyn müſſe, wie reizbar ihre Nerven, was für eines hohen Grades von Vergnügen ſie fähig ſey, und wie raſend leidenſchaftlich ſie an ihren Nationaltänzen hängen müſſe, wenn dieſe ſolche ſtarke Empfindungen hervorzubringen vermögen; aber auch nirgends ſah ich mit ſo vieler Leidenſchaft und zugleich mit ſo viel Anmuth tanzen, als eben hier.

Man ſagt, daß unter allen Spaniern ſich die Valentianer am meiſten an Leichtigkeit, Behendigkeit und Vollkommenheit im Tanzen auszeichneten, und daß ſie noch weit leidenſchaftlicher, als irgend andere Spanier (wenn das möglich iſt) an Muſik und Tanze hiengen. Die Erfindung der Caſtannuelas ſtammt von ihnen her; auch ſagt man, daß die geſchickteſten Seiltänzer Valentianer wären.

Für meinen Theil glaube ich, daß die Madrider keinesweges ihnen etwas nachgeben; ich habe hier viele Valentianer und Valentianerinnen in Tertulien tanzen ſehen, aber die vortreflichſten Tänzer waren immer Madrider, und wenn ja der Ruhm der Valentianer gegründet iſt, ſo muß dieſes wohl mit Ausnahme von Madrid verſtanden werden; wo Zerſtreuung und Vergnügen die Berufsgeſchäfte von einer nicht geringen Anzahl Einwohner ausmachen, und wo unter dem günſtigen Einfluſſe des Reichthums, Luxus und Künſte zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gedeihen können.

Man hat dem Staatsminiſter, Grafen Florida Blanka, den Vorwurf gemacht, daß er eine zu leidenſchaftliche Liebe für die Nationaltänze gehabt, und einer geſchickten Tänzerin gleich eine jährliche Penſion von vier, ſechs, ja mehrern tauſend Realen aus dem Staatsſchatze angewieſen habe, wenn ſie geſchickt genug war, ihn durch den Zauber ihres Tanzes für ſich einzunehmen. In wie weit dieſer Vorwurf gegründet iſt, kann ich nicht ſagen; inzwiſchen iſt mir das Factum mehr als einmahl von den Madridern verſichert worden. Iſt es gegründet, ſo beweiſt es leider nur zu ſehr, wie leicht es Miniſtern iſt, ihre Privatleidenſchaften auf Koſten des Staats zu befriedigen, und wie leicht an ſich unſchuldige Vergnügen in dem Staatsmanne zur Sünde werden können.

Du wirſt mir verzeihen, wenn ich mich ſo lange bey den Tertulien aufhalte; ich war ſo oft dabey zugegen, und fand ſo viel Vergnügen, daß ich glaubte, dir eine (freilich nur matte) Beſchreibung davon machen zu müſſen; gäbe es eine Sprache, wodurch man einem Abweſenden das Gefühlte in gleichem Grade und Stärke mittheilen könnte, ſo wäre ich deines Danks ſchon von der Seite verſichert; inzwiſchen glaube ich, daß dir auch eine ſchwache Schilderung in der Hinſicht nicht unerheblich ſeyn wird, wenn du daraus dieſe Lieblingsbeluſtigungen der Spanier, als karakteriſtiſche Züge der Nation, kennen lernſt, beſonders da ſie nicht einem

Stande, einer Klaſſe von Menſchen allein, ſondern der ganzen Nation eigen ſind; und wozu es weder einer beſondern Zeit, noch einer beſondern Veranlaſſung bedarf, um die zum Vergnügen ſtets geſtimmten Spanier in Tertulien zu verſammeln.

Zwar können die glänzenden Tertulien als beſondere Feſte angeſehen werden, die nicht alle Tage gefeiert werden, aber dieſe allein würden, als Monopol des Reichen, nichts karakteriſtiſches bezeichnen, wenn nicht auch die Nichtreichen und die arbeitende Volksklaſſe mit gleichem Enthuſiasmus daran hienge; der an ſich ſo nüchterne Spanier fragt nichts darnach, ſeine Lieblingsluſt noch durch leckerhafte Speiſen und Getränke aufzuſtutzen; ihm iſt es ſchon genug, das Bedürfniß der Geſellſchaft, beſonders gemiſchter Geſellſchaft, das hier in einem hohen Grade würkt, auf eine ganz einfache Art zu befriedigen, und ſeiner angebornen Lebhaftigkeit durch Tanz und Geſang Luft zu machen; wo nur immer ein geräumiges Wohnzimmer iſt, deſſen Beſitzer kein Grießgram iſt, und der für Vergnügen Empfänglichkeit hat, da ſind ſolche frugale Tertulien gar nichts ſeltenes, und Winter und Sommer zu allen Zeiten, wo Religion es nicht verbietet, wird ſo mancher Abend mit Tanzen, Singen und Scherzen zugebracht, und ſo vergißt der nur Liebe und Vergnügen athmende Spanier die ganze Welt, ſeine oft knappen Umſtände, ſeinen Gram und ſeine Noth, und ſetzt ſich in gleichen Rang mit den Kindern des Glücks, mit denen er gleiches Vergnügen genießt. Wohlleben iſt ihm kein Bedürfniß, um glücklich und zufrieden zu leben.

Um nichts zu vergeſſen, was Bezug auf die Tertulien hat, muß ich noch erinnern, daß Frauenzimmer (denn meiſtens ſind dieſe die Stifterinnen der Tertulien) einen Stolz darin ſuchen, öfters Tertulien von nicht gemeinen Leuten bey ſich zu haben, um ſich dadurch einen gewiſſen Grad von Anſehn und Gewicht zu geben; inzwiſchen waren oft ihre Vermögensumſtände keinesweges glücklich genug, um den Aufwand von feſtlichen Tertulien ertragen zu können; demohngeachtet wußten ſie die Sache auch ohne Gaſtmahl ſo fein einzurichten, und ſo ausgewählte Geſellſchaft zuſammen zu bitten, daß ihre Tertulien allen äußern Glanz der feſtlichen erhielten.

Die Tertulien ſind zugleich das große Feld, worauf das Heer der Liebenden ſich herumtummelt; hier werden Liebſchaften geſtiftet, gebrochen und wieder angeknüpft; hier iſt der ſchönſte Spielraum für Eitelkeit, Eroberungsſucht und Hang nach Beyfall; hier wirft die Coquette ihre Netze aus, indeß das beſcheidene Mädchen ebenfalls nicht ermangelt, durch Sittſamkeit und Unbefangenheit ihr Glück zu machen; alles wetteifert hier mit einander, und ſtrebt durch Putz, Pracht und Geſchicklichkeit die Blicke und den Beyfall der Geſellſchaft auf ſich zu ziehen, und ſeinen Nebenbuhler zu überglänzen.

In der That giebt es keine beſſere Gelegenheit, wo ein ſchönes Mädchen, das durch einen geſchmackvollen Anputz die Vorzüge der Natur noch zu erhöhen weiß, ſich in einem vortheilhafteren Lichte zeigen könnte; die Betrachtung der Schönheit geht hier in Entzücken über, und der bezauberte Anbeter taumelt in einem Himmel voll des ſeligſten Gefühls herum, triumphiret in der Glorie ſeiner bezaubernden ſtolzen Königinn, und dünkt ſich ſchon glücklich, ihr gehorſamſter Knecht ſeyn zu dürfen, wenn er ſie mit unausſprechlichem Reitze im leichten Fandango daher ſchweben und allgemein bewundert und beklatſchet ſieht; aber auch die Mannsperſonen ſuchen gleich dem Frauenzimmer in den Tertulien ihr Glück zu machen, und alle Kräfte, alle Geſchicklichkeit wird hier aufgeboten, um das Herz einer ſpröden Schönheit zu rühren.

Ich habe dir nun alles mitgetheilt, was ich von den Tertulien auf dem Herzen hatte, und du wirſt gewiß mit mir bedauern, daß eine ſo muntere Nation, die gleichſam nur zum Vergnügen geſchaffen zu ſeyn ſcheint, durch geiſtlichen und weltlichen Deſpotismus um jene Glückſeligkeit betrogen wird, zu welcher ein ſanftes Klima und ein entzückend ſchöner Himmel ſie in einem ſo hohen Grade fähig macht; erſtaunen muß man, wenn man ſieht, wie eine ſo feurige Nation willig ihren Nakken unter das doppelte Joch ſchmiegt, das chriſtliche Mitbrüder aus lauter chriſtlicher Nächſtenliebe für ſie bereiteten. Um einen einzigen Menſchen oder eine einzige Klaſſe von Menſchen zu irdiſchen Göttern zu erheben, müſſen Millionen von Menſchen, gleich Inſekten, in den Staub getreten werden. Leb wohl und wünſche mit mir der Menſchheit bald ein beſſeres Loos; noch iſt der jüngſte Tag nicht erſchienen, und bis dahin läßt ſich noch vieles hoffen — hoffen, freylich nur hoffen, denn vielleicht dürfte die jetzige und nachfolgende Generation noch keine Verbeſſerung erleben, und auf den Fall hat die Hoffnung ſchon Glücks genug, und hält den Muth der Gedrückten aufrecht.

Dieſe Tertulien, von denen ich in meinem letzten Briefe ſo weitläuftig geredet habe, waren in Gefahr, einen ſtarken Stoß zu leiden, als die Maskeraden aufkamen; der Graf Aranda hat dieſe eingerichtet, es war dazu ein eigenes Amphitheater angelegt worden, wo in der Ballzeit wöchentlich zweymal getanzt wurde. Die

Anlage war ſehr prächtig gemacht, und man hatte nichts vergeſſen, was auf Vergnügen, Bequemlichkeit und gute Ordnung Bezug hatte; es war da Raum genug, daß dreyhundert Paar auf einmal tanzen konnten, und um den Tanzſaal liefen dreyfache Gallerien amphitheatraliſch herum, wo mehr als ſechs tauſend Zuſchauer Platz hatten; vier bequeme Treppen giengen auf die Gallerien, und es waren verſchiedene Speiſezimmer vorhanden, wo alle Arten von Erfriſchungen, Speiſen und Getränken zu billigen Preiſen gereicht wurden, und eine Menge Bedienten waren zu ſchneller Aufwartung beſtellt. Auf den Fall, daß jemand plötzlich ſollte krank werden, ſo waren dazu zwey große Zimmer bereitet, eins für die Frauenzimmer, und das andere für die Männer, und jedes enthielt vier Betten, und Aerzte und Barbiere mußten jede Nacht zum Beyſtand der plötzlichen Kranken bereit ſtehen. — Zwey Chöre Muſikanten, jedes von zwanzig Perſonen, mußten abwechſelnd ſpielen; dadurch wurde der Tanz nie durch Pauſen unterbrochen, und dauerte des Abends von neun Uhr bis des Morgens um ſechs Uhr fort. Zu guter Aufführung der fremden Tänze waren verſchiedene Tanzmeiſter beſtellt, um die Tänze anzugeben, und die fehlenden zurecht zu weiſen.

Zu den Ballgeſetzen gehörte, daß jederman maskirt ſeyn mußte; Gold und Silber und Edelgeſteine waren verboten, und es galt hier kein Unterſchied des Standes, kein Anſehn der Perſonen, und wer immer auf dem Balle erſchien, mußte ſich dutzen laſſen; ein Geſetz, wodurch alles läſtige Ceremoniel und der Reſpektspunkt, dieſe läſtigen Störer menſchlicher Freuden, verbannt, und eine vollkommene Gleichheit eingeführt wurde; der Geringere konnte frey mit dem Großen ſprechen, und ſich dem Taumel der Freude ungeſtört über-

v. Wibach. Das ſcheint Ihm nur ſo, Wachtmeiſter! Kleide Er ſie ein; wenn ſie fertig, will ich ſie ſehn.

Wachtmeiſter. Gut, Herr Rittmeiſter! (zu den Rekruten.) Marſch! — hübſch gerade! (alle drey ab)

v. Wibach. Luſtig genug! Bis auf den Abend wenigſtens ſollen ſie die Angſt ausſtehn — Frau von Sternheim wird lachen. (ab)

Zwölfter Auftritt.

Vorſaal.

Sophie (tritt auf)

Die gnädige Frau ließ mich rufen — gewiß hat ihr Lina mein Geheimniß entdeckt! — Deſto beſſer! das war ja eben meine Abſicht — und doch zitter' ich! Wo werd' ich Worte finden, mich in den Augen der Frau von Sternheim zu entſchuldigen? Nichts als Zorn und Verachtung wird ſie mir gewähren, ſie, die ſelbſt die ſtärkſten Anſprüche auf Wibachs Herz macht. — Und Er? — Unglückliche Sophie! Mit welchem Ausdruck des lebhafteſten Vergnügens er das Billet las —

Dreizehnter Auftritt.

Frau v. Sternheim. Sophie.

v. Sternheim.

Schon hier, mein lieber Friedrich?

Sophie. Ew. Gnaden Befehl zufolge.

v. Sternheim. Sag' Er mir: dient Er ſchon lange beim Rittmeiſter Wibach?

Sophie. Seit Anfang des Krieges.

v. Sternheim. Er hat alſo den ganzen Krieg mitgemacht?

Sophie.

überlaſſen, und der Große gewann an Vergnügen und Luſtigkeit das wieder, was er an eitler Ehrenbezeugung einbüßte. Aranda ſelbſt war alle Nächte zugegen, und wachte über die gute Ordnung der Ballluſtigen, und er hatte für die Friedensſtörer zwey Zimmer bereiten laſſen, eins für Männer mit der Aufſchrift: jaula por los paxaros (Käfig für die Hähne), und das andre für Frauenzimmer: jaula por las paxaras (Käfig für die Hühner); wer Unruhe anfieng, wurde ohne Gnade dahinein geſperrt, und die Nacht hindurch bewacht; der Eingang zu dem Ball koſtete zwanzig Realen.

Eine ſolche Anſtalt konnte bey einem ſo jovialiſchen Volke ihre Abſicht nicht verfehlen, und ſie wurde oft ſo häufig beſucht, daß das Amphitheater, trotz ſeiner Geräumigkeit, nicht zureichen wollte; die Eitelkeit des Bürgers fand ſich geſchmeichelt, mit Granden einmahl auf gleichem Fuß zu leben, und dieſer fand wieder ſeine Entſchädigung, daß er ganz frey und unbemerkt ſeine Liebeshändel in der Bürgerklaſſe verfolgen konnte; alles, wo ſich noch eine Ader zum Vergnügen und zur Liebe regte, beſuchte den Ball, und mancher befriedigte ſeine Leidenſchaft auf Koſten ſeines häuslichen Glücks.

Dieſe Beluſtigung war gleichſam zu einer Raſerey geworden, die mit ihrem ſüßen Gifte alle Stände gleich ſtark angeſteckt hatte; die Maſkerade war das Lieblingsgeſpräch von allen Geſellſchaften, ſie war eine unerſchöpfliche Quelle von Unterhaltung, und zugleich der ſchönſte Wirkungskreis für Liebe, Eitelkeit, Neugierde und Beobachtung; um Luxus zu entfernen, hatte das Ballgeſetz ſehr weislich Gold, Silber und Edelgeſteine ausgeſchloſſen, aber das war umſonſt; die Eitelkeit findet ſtets einen Schlupfwinkel, und es wurden große Summen an ausgeſuchte, bald einheimiſche, bald fremde

Trachten, verwendet; man wetteiferte, ſich bey jedem Balle durch eine neue ſinnreiche Maske auszuzeichnen, und indem man dieſe Schwachheit befriedigte, untergrub man unvermerkt die Grundfeſten des häuslichen Glücks; die ſonſt ſo beliebten Tertulien wurden bald zu einfach, um den ſchon verwöhnten Geſchmack ihrer ehemaligen Verehrer noch ferner zu reizen; ſie nahmen immer mehr ab; und ſtanden in Gefahr, am Ende noch ganz verdrängt zu werden.

In dieſer Noth kam ihnen die Geiſtlichkeit zu Hülfe, die ganz natürlich gegen eine Beluſtigung eifern mußte, von der die chriſtliche Sitte ſie ausſchloß: überdies wurde dadurch ſo manche geiſtliche Liebſchaft zerſtört, da das empfindſame Frauenzimmer lieber in bunten Reihen dem rauſchenden Vergnügen in einem alle Sinne bezaubernden Prunkſale zuflog, als zu Hauſe in einem einſamen Winkel blos zu platoniſiren; ſie eiferte, predigte und donnerte daher in den ſtärkſten Ausdrücken gegen dieſe neue ſchlüpfrige Beluſtigung; man mahlte ſie mit den gräßlichſten Farben, und von allen Kanzeln erſchollen fürchterliche Verdammungsurtheile auf die ſündigen Weltkinder herab, die ſich dieſem ärgerlichen Vergnügen überließen; die Maskerade wurde als ein Scheuſal vorgeſtellt, wo die Sittlichkeit untergraben, die Unſchuld vergiftet, den Ausſchweifungen und der Wolluſt gefröhnt, und alle weibliche Tugend getödtet würde; die hämiſchen Sündenrichter verglichen ſie einer ſchlüpfrigen Roſenbahn, auf der die üppige trunkene Sinnlichkeit der Hölle zutaumelte; aber alle ihre Strafpredigten waren lange umſonſt, man ließ ſie ſchelten und donnern, und tanzte munter fort; das Vergnügen war zu ſüß, ſeine Reitze zu lockend, der Sinnlichkeit zu ſehr dabey geſchmeichelt, als daß man ihm ſo geradezu aus heroiſch-chriſtlicher Tugend hätte entſagen können; ſo lange Aranda am Brete blieb, war alles Schreien der Geiſtlichkeit umſonſt, erſt ſeitdem dieſer Mann ſank, konnte ihre Stimme bey Hofe durchdringen, und die Maskeraden wurden zum großen Leide der Madrider ganz wieder abgeſchafft, ſo daß anjetzt auch keine Spur mehr davon ſichtbar iſt. Die Nation mußte nun wieder ihre Zuflucht zu häuslichen Vergnügen nehmen, und die Tertulien gelangten nun zu einem noch größeren Flore, als ſie vor Errichtung dieſer glänzenden Masquerade gehabt hatten.

Seit dieſer Aufhebung der Maskerade iſt alle Hoffnung zu öffentlichen Beluſtigungen verſchwunden, weder Winter noch Sommer werden hier öffentliche Bälle gegeben, und ein Fremder, der nicht in Privatfamilien bekannt wird, hat in der Hinſicht die tödtlichſte Langeweile. Dies Verbot der Maskeraden hat zugleich alle andre öffentliche Beluſtigungen mit verboten, und aus eben der Urſache wurde einem Deutſchen, der am Kanale ein Luſthaus und eine Art von Foxhall errichten wollte, die Erlaubniß dazu abgeſchlagen.

III.

Verſailles. *)

Stat — — umbra.

Sichtbarer, und mit überwältigendem Eindrucke ſo tief erſchütternd, iſt der Dinge Wechſel, der Anblick der Nichtigkeit des Glanzes der Welt nirgend, als in dem verödetem Verſailles. Was in dem ordentlichen Laufe der Zeit viele Dezennien nicht bewirken können, was Jahrhunderte verſchonten, das haben hier wenig Jahre gethan, und Zerſtörer verwüſtet.

Verſailles hat dreyßigtauſend Einwohner eingebüßt, iſt verarmt und leer, das Schloß iſt unbewohnt, vernachläßigt iſt der ſchönſte Theil des Parks, in deſſen Ausbildung die Kunſt der Natur ſo glücklich die Hand bot; ausgeleert, verfallen oder ganz zerſtört ſind die Luſtſchlöſſer und Gartengebäude von Trianon; verſtümmelt, wenn nicht ganz zerſchmettert, ſind viele ſchöne antike und moderne Statuen, Büſten, Basreliefs und Vaſen. — Eine todte Einöde, wie in den Gräbern derer, die hier einſt auf dem Throne ſaßen, umgiebt den Wanderer in dieſen vordem belebten Gegenden.

Schon beginnt die Zeit, den lindernden Schleier der Vergeſſenheit über die Epochen dieſes ſchrecklichen Ruins auszubreiten; mit ſorgſamer Hand wirkt die

Regie-

---

*) Meyers Fragmente von Paris, Hamburg 1797. 8.

Regierung ſelbſt, den von den Vandalen geſtifteten Schaden wieder auszubeſſen, das Verlorne herzuſtellen, die ſchauderhafte Anſicht des Ganzen hie und da durch neue Einrichtungen zu mildern. — — O warum geſchieht es denn, daß an dem Tage, da ich dieſes ſchreibe, *) von einer andern Seite jener Schleier wieder gehoben, und ein geräuſchvolles Feſt angeordnet wird? — Mit Schonung erklären zwar die Geſetzgeber der Nation: weit entfernt ſey der Gedanke, durch ein Feſt das Andenken einer öffentlichen Hinrichtung zu feyern, die ſchlummernden Gebeine des Todten verhöhnen, und ſie ſtören zu wollen in der Ruhe ihrer Gruft. Treue Anhänglichkeit an die jetzige Verfaſſung, Haß der Anarchie und der willkührlichen Gewalt, neue Vereinigung zur Herſtellung der Ruhe und der allgemeinen Ordnung zu ſchwören, ſey der Zweck dieſer Feyerlichkeit. Iſt aber, wird der unbefangene Zuſchauer fragen, der Stiftungstag der Republik nicht mehr zu dieſer zweckmäßig geachteten Feyerlichkeit geeignet, als Ludwigs Todestag? Warum will man überhaupt das Andenken an jenen Prozeß, und an die ihn begleitenden Umſtände wieder erneuern? Iſt es in einer Zeit der noch immer geſpannten Empfindungen, der genährten verderblichen Hoffnungen der Gegenpartheyen, und der im Innern drohenden Gährungen, weiſe, dieſen Tag zu feiern? durch den ſiegenden, der Ohnmacht ſeiner Feinde trotzenden Muth der Regierung, Leidenſchaften zu reitzen? und den tollkühnen mörderiſchen Unternehmungen der Unruhſtifter einen Vereinigungspunkt zu bereiten, wodurch für Frankreich neue Bürgerkriege, zahlloſe Leiden und ewiges Blutvergießen entſtehen können? Wird die nur zu ſichtbare Gleichgültigkeit eines großen Theils des Volks, das den innern und äußern Frieden will, gegen

---

*) Am 21ſten Januar 1797

die Regierung auf dieſem Wege vermindert und in Anhänglichkeit verwandelt? Iſt nicht vielmehr ein gänzliches Vergeſſen gewiſſer Abſchnitte der vergangnen Zeit, durch thätigſt bewirkte Ueberzeugung von den Vorzügen der Gegenwart, durch eröffnete frohe Ausſichten in eine glückliche Zukunft, dazu das einzig wirkſame Mittel? Nein, kein ruhiger Beobachter, der Frankreichs Glück und ſeiner jetzigen Verfaſſung Dauer wünſcht, kann unter ſolchen Umſtänden die Feier des 21ſten Januars billigen!

Ich wende mich zu den Trümmern von Verſailles, — in der Gegend des Parks von Trianon.

Klein-Trianon, dieſes von dem feinſten Geſchmacke und von dem erfinderiſchten Geiſt ausgeführte Gebäude, mit ſeinen Gärten, einer Gabe ſchöner durch die Hand der Kunſt veredelter Natur, wo alles, was das ſchöpferiſche Talent Vollendetes darzuſtellen vermag, vereinigt war: — es war!

An der Eingangspforte verkündigte ein Anſchlagszettel mit den Worten: Proprieté à vendre *) — den bevorſtehenden — nicht Verkauf, ſondern Verſchleuderung dieſes Nationaleigenthums: für einen elenden Preis ward es damals durch Soumiſſionen veräußert. — Die Thüren zu dem üppigen Wohnhauſe der Königinn waren zuſammengetrocknet, geſpalten; Gras ſproßte an den Stufen, Epheu rankte die Mauern hinan; ausgeleert bis auf die treflich gearbeiteten bronzenen Thür- und Fenſterbeſchläge, waren die Säle und Zimmer; ausgebrochen, ausgeſprengt die Täfelungen und Spiegel; herabgeriſſen die gemahlten Thürſtücke; ein Kellerdunſt gieng aus den verſchloſſen gehaltenen Gemächern hervor; an den nackten und feuchten Wänden ſchlug Salpeter aus. — In den drey, mit dem zarteſten Geſchmacke vormahls angeordneten und verzierten Wohnkabinetten der Königinn, dem im mahleriſchen Gartengebüſch halbverſteckten Amoretempel gegenüber, waren nur noch die mit höchſter Kunſt vollendete Boiſerien und die Spiegelfenſter übrig gelaſſen, deren Kriſtallklarheit ſo ſehr täuſcht, daß die geſchloſſenen Fenſter von den geöffneten nicht zu unterſcheiden ſind. — Das noch übrige Geräthe in dem Hauſe beſtand in Bruchſtücken von verſchiedenen Arten vormahliger Gartenſpiele, zerbrochnen Wagen und phantaſtiſchen Thiergeſtalten von Karrouzel- und Rennbahnen. Dieſe lagen in dem Speiſeſaale über einander her, und in einem andern Zimmer ſtand eine aus Wachs boſſirte Gruppe lebensgroßer Figuren, der von Tippo-Saib im Jahr 1787 an den König abgeordneten Geſandten, welche, bey ihrer Rückkehr, von dem orientaliſchen Tyrannen, zur Belohnung ihrer geleiſteten Dienſte, erdroſſelt wurden. Die Königinn ließ dieſe Figuren, in ihrem Landeskoſtume gekleidet, nach dem Leben verfertigen, und der Aufſeher des Schloſſes kaufte ſie in der Verſteigerung, um den Fremden doch wenigſtens Karrikaturgeſtalten zeigen und ſich dafür ein Trinkgeld erbetteln zu können. — — Das iſt der Schutt dieſes vormahligen Tempels des verfeinertſten Genuſſes und der fliehenden Freude.

---

*) Verkäufliches Eigenthum.

Ein mit eben ſo viel Pracht als mit Geſchmack dekorirtes kleines Schauſpielhaus in Trianon's Park, trägt noch, in den reichen Vergoldungen und ſchönen Schnitzwerken, die Reſte ſeines vormahligen Glanzes: was aber auch nur entfernt die Raubgier reitzen konnte, iſt daraus entwandt. Sogar der blaue Sammet, womit die Sitze und die Lehnen der Logen und des Orcheſters in kleinen Stücken gepolſtert waren, ward abgeriſſen, obgleich der Werth des zerſtückelten Zeuges nicht einmal den Tagelohn des Abſchneiders vergüten konnte. An zwey treflichen Gruppen der drey Grazien, die auf der Vorderbühne herrliche Kandelabern trugen, ſtanden die Worte: en réquiſition pour le Muſée; und ſie ſind wenigſtens dadurch gerettet. Durch labyrinthiſches Gebüſch ſchleicht von hier der Fußſteig einen kleinen Hügel hinan. Die Pflanzungen ſind vernachläßiget und dem wilden Wuchſe überlaſſen; die Wege ſind unaufgeräumt. Das Ganze iſt verwilderte Natur: aber die Anſicht der einzelnen Partien iſt noch groß und mahleriſch, und mit geringer Arbeit würde hier alles, wie es ſonſt war, wieder herzuſtellen ſeyn. — Auf dem Hügel erhebt ſich aus blühenden Geſträuchen von Roſen, Jasminen und Myrthen, ein Tempel der Flora, ein reizendes Gartenkabinet. Vor ihm, an dem Fuße des Hügels hin, breitet ſich hinter einem kleinen See, — jetzt ein verwachſener Sumpf — eine Wieſe aus, unregelmäßig mit Gebüſch umpflanzt, dort mit einer geöffneten lachenden Anſicht in das Feld. Hohe Gruppen von Pappeln und Platanus, decken zur Rechten halb die Anſicht des Schloſſes von Klein-Trianon; zwiſchen dämmerndes Gebüſch ſchimmert ſeitwärts ein künſtlicher Kalkfelſen durch, vor welchem einſt ein Waſſerfall rauſchend niederſtrömte, und ſich in den See ergoß. — In dieſem Pavillon frühſtückte die Königinn gewöhnlich, und eine ländliche Muſik ertönte dann aus dem Blumengebüſch. — Die Dekoration des kleinen Saals iſt ein Meiſterſtück der Freskomahlerey: — nie ſah ich dieſe ſchöner, und die lachenden Ornamente glücklicher gewählt. Es ſind Blumengruppen und Gehänge, Fruchtſchnüre, Trophäen der Künſte des Friedens, leichte Arabesken, dichteriſche Phantaſien — in reitzenden Kontraſten, gefälligen Kompoſitionen und

Sinnbildern vereint; und bis ins kleinſte Einzelne meiſterhaft vollendet. Sie bilden den Charakter einfacher Natur und ländlicher Freude dieſes Salons. Die Farben waren noch ſo friſch, als wenn ſie erſt aufgetragen wären, und der Aufſeher benutzte ſorgſam alle Mittel, um die treflichen Wandmahlereyen gegen die Einwirkung der feuchten Luft zu verwahren.

Wenn man aus dieſem Gartenſaal heraustritt, und dort von erhaltner Schönheit der vormahligen Anlage dieſer Gegend geträumt hatte; ſo trift man ſchon wieder auf Spuren vandaliſcher Verwüſtungen. An der runden Treppe des kleinen Tempels liegen acht Sphynxe. Die Zerſtörer hielten ſie für Figuren verführeriſcher Sirenen, ſahen in dieſem die Sinnbilder — des weiblichen Hofſtaates, und hieben ihnen die Naſen und Ohren ab.

Durch Gebüſch und mannigfaltige Blumenpflanzungen windet ſich von dieſer Anhöhe ein Fußſteig, bis an einen ſanften Abhang. Hier überraſcht die Ausſicht auf eine Ebene, einen unregelmäßigen See, mit Ruinen an ſeinem Ufer, und auf ein Dörfchen im Hintergrunde halb im Gebüſche verſteckt. Es ſind etwa acht Häuſer nach den Eingebungen ländlicher Phantaſie erbauet: eine Mühle, eine Scheune, ein Milchhaus, ein Schulgebäude und andre Bauerhäuſer. Jedes war vordem mit Aufwand meublirt, und das Dorf der Beluſtigungsort des königlichen engern Familienzirkels. Man trieb hier Mummereyen und Kinderſpiele. Der König verkleidete ſich als Müller, die Königinn als Bäuerinn, Monſieur, der jetzige Prätendent, als Schulmeiſter; und in dieſem Koſtume bewohnte die Familie das Dorf mehrere Tage. — Jetzt iſt auch hier alles verwildert; viele Fenſter ſind eingeſchlagen, die Treppen halb einge-

fallen,

und mit wilden Weinranken und Epheu überwachſen. Es glich nicht mehr einer Wohnung lachender Freuden des Landlebens, ſondern einem düſtern Schlupfwinkel von Diebesbanden. Als ich beym anbrechenden Abend, freylich unvorſichtig genug, dieſe unſichre Gegend des Parks zum zweitenmahle und ohne Begleiter durchſtreifte, ſah ich verdächtige Menſchen verſtohlner Weiſe Bäume fällen, dort andre einzeln an den verödeten Häuſern hinſchleichen. Früh genug entdeckte ich ſie, um mich ungeſehen entfernen zu können, und mein zurückgelaſſener Führer unterhielt mich nachher, um meine Kühnheit, wie er ſagte, zu beſtrafen, mit gräßlichen Erzählungen von den Mörder- und Räuberbanden dieſer Gegend.

Ein reitzendes Gemählde dieſes Parks ſtellt noch jetzt die Lage von Amors Tempel dar. Er iſt von dem Schloſſe Klein-Trianon durch eine, mit zerſtreuten Baumgruppen bepflanzte, und mit Buſchwerk umwachſene Wieſe getrennt, und ragt nur halb aus dem Gebüſche hervor: eine üppige Architektur von zwölf kannelirten korinthiſchen Säulen, die eine reich dekorirte Kuppel tragen, unter welcher Bouchardon's reitzender Amor ſtand, der jetzt in das Muſeum von Verſailles verſetzt iſt.

Verſchiedene kleine Gebäude in dem Parke ſind ganz eingeriſſen, oder drohen, ihrer Dächer, Fenſter, und eines Theils der Mauern beraubt, den nahen Umſturz. — Das ſchreckende Bild der Zerſtörung und des Todes, iſt in dieſer Gegend dem Bilde lebendiger Schöpfung und ſchöner Ordnung gefolgt. — Wie in einer menſchenleeren Wüſte ſteht dort der Marmorpallaſt Groß-Trianon. Ausgeleert bis auf einige elende Mahlereyen, verfällt auch er. Die Kolonnaden von

Sophie. Ja, gnädigſte Frau!

v. Sternheim. (tritt näher zu Sophien, und betrachtet ſie genau) Nun, noch eine Frage: Dieſe Kleidung, trägt Er die mit Recht?

Sophie. (tritt einige Schritte zurück) Gnädigſte Frau!

v. Sternheim. Nun? —

Sophie. Ich ſeh', ich bin entdeckt: es würde vergeblich ſeyn, einen Augenblick länger zu läugnen, daß ich ein Frauenzimmer bin.

v. Sternheim. Alſo doch würklich?

Sophie. Ja, gnädigſte Frau, ich bin ein Frauenzimmer; ein unglückliches Mädchen, das von nun an keine andere Zuflucht hat, als Ihre Gnade. — (wirft ſich ihr zu Füſſen) Wenn ich Ihnen hier bey allem was heilig iſt! ſchwöre, daß Wibach dieſen Augenblick ſo wenig meinen Stand weiß, als Sie ihn geſtern wußten — darf ich dann wohl einigen Anſpruch auf dieſe Gnade machen?

v. Sternheim. Sie machen mich neugierig. (hebt ſie auf)

Sophie. Ich erwarte nur Ihren Befehl, mich näher zu entdecken.

v. Sternheim. Sie werden mich verbinden — Sie heiſſen? —

Sophie. Sophie von Strälen.

v. Sternheim. Tochter des Herrn von Strälen aus Lindow?

Sophie. Ja, gnädigſte Frau!

v. Sternheim. Ich erſtaune. Ihren Herrn Vater kenn' ich — wenigſtens dem Namen nach — als einen ſehr rechtſchaffenen, würdigen Mann: von Ihnen ſagte man, Sie wären ertrunken.

Sophie. Der gute Vater! Er that alles, um mich

wenig-

Marmor ſcheinen allein noch dem allgemeinen Untergange trotzen zu wollen. Die Gartenpartien, die das Schloß von Verſailles unmittelbar umgeben, ſind gut unterhalten, und werden bis ins Einzelne unverändert und ſorgſam gewartet. Zwar nicht alle, aber doch viele Waſſerwerke ſind im Stande; Statuen, Gruppen und Vaſen ſtehen an ihrer Stelle, und die Beſchädigungen mehrerer dieſer Kunſtwerke werden ergänzt. Man hat den ſcheußlichen Anblick halbzerſchlagener Statuen entfernt. Ich ſah, außer einigen römiſchen Kaiſerbüſten mit abgeſchlagnen Naſen und mehrern an ihren Basreliefs beſchädigten Vaſen, keines dieſer vielen Opfer der Barbaren. Umgemodelt waren die übrig gelaſſenen königlichen Statüen. Die von Ludwig IX. in dem großen Orangeriesaal, trägt, ſtatt der weggehauenen Perrücke, eine Freyheitsmütze, eine Pike ſtatt dem Befehlshaberſtab, und damit man ſich in dem neugeſchaffenen Kriegsgotte nicht irre, ſteht an dem Fußgeſtelle der Statue: Mars françois protecteur de la liberté du monde. *) Eine ähnliche Spielerey hat man mit Couſtou's koloſſalem Basrelief, Ludwig IX. zu Pferde, in der großen Gallerie des Schloſſes, getrieben. Der aus den Wolken herabſchwebende Genius des Ruhms hält, ſtatt des vormahligen Lorbeerkranzes, eine Freyheitsmütze über den kahlen Kopf des Königs. — Die trefliche Sammlung von zwölfhundert üppigen Orangenbäumen, darunter einige aus Franz I. Zeiten ſind, iſt vollkommen gut erhalten, und wird ſorgſam gewartet.

Wer das große Schloß von Verſailles nicht in den Tagen des blendenden Prunks des Hofes geſehen hat, oder einen Augenblick dieſe vordem geſehene Sze-

---

*) Franzöſiſcher Mars, der Weltfreyheit Beſchützer.

nen des ſchimmernden Nichts vergeſſen kann, dem wird jetzt das Innere dieſes unbewohnten Gebäudes, mit der Gallerie und den vormahligen Gemächern der königlichen Familie, noch in höherer Schönheit als vordem, und im wirklichen Glanz erſcheinen. Das Muſeum von Kunſtwerken des Verſailler Departements, iſt in dieſen Sälen errichtet. Die Einrichtungen dieſes Muſeums ſind muſterhaft, und übertreffen die des Pariſer Muſeums in der Louvregallerie. Die aufgeſtellten Sachen ſind hier mit mehr Geſchmack gewählt, ſind nicht ſo gehäuft, ſind zweckmäßiger geordnet und beſſer beleuchtet. Das trefliche Locale begünſtiget die Ueberſicht des Ganzen und die Betrachtung des Einzelnen mehr. Hier ſieht man nur Meiſterwerke der Mahler- und Bildhauerkunſt, geſondert von allen kleinlichen Spielereyen. Herrliche Gemählde aus den italieniſchen, niederländiſchen und franzöſiſchen Schulen, moderne und antike Statuen, Büſten, Basreliefs, Vaſen, Bronzen, Porzellain, reiche und geſchmackvolle Geräthe. Alle Werke der Kunſt von vorzüglichem Werthe, die vordem in Verſailles und in den umherliegenden Schlöſſern zerſtreut waren, ſind jetzt in dieſem Muſeum vereinigt. — Viele trefliche Kunſtwerke, womit die verſchwenderiſche Dubarry ihr Schloß Lucienne übermäthig ſchmückte, ſtehen in den vormahligen Zimmern der Königinn: ſie unterſcheiden ſich von allen übrigen, durch blendenden Reichthum, wollüſtigen Karakter, und durch Schönheit und Vollkommenheit der Ausführung.

Zum erſtenmahle ſah ich dieſe Säle des Verſailler Schloſſes, am 1ſten Januar 1784, an dem Ritterfeſte des cordon-bleu vom H. Geiſtorden, im vollen Prunke des Hofes; das grand lever des Königs, das Kourgepränge, die Ritterprozeſſionen, den Ritterſchlag in der herrlichen Kapelle, die feyerliche Mittagstafel. Ein ausſchweifender orientaliſcher Pomp, ein ungeſtümer Tumult, ein Gedränge von Tauſenden, Hofleute, Garden, Zuſchauer, Bediente. — So ſah ich dieſe Säle damahls; jetzt ſah ich ſie wieder, und zwar in dem weiten Raume — allein. In größerer Geſellſchaft beſuchte ich an einem Morgen das Muſeum, ging aber nach einer einſamen Wanderung durch den Park von Trianon, am Abend, noch einmahl allein in das Schloß, um hier den Abſtand der Vergangenheit von der Gegenwart ganz zu empfinden. — Ein ſehr gefälliger Aufwärter des Muſeums öffnete mir die Thüren zu den Sälen. Das Raſſeln der aufſpringenden Schlöſſer ſchallte wieder in den leeren Sälen. Ich trat hinein; mein Führer blieb in dem Vorgemache zurück. Eine Grabesſtille herrſchte; den Wiederhall meines Fußtritts gaben die einſamen Wände zurück. — Ich konnte nun ungeſtört alle die herrlichen Kunſtwerke betrachten; — aber unaufhaltbar glitt die geſpannte Phantaſie zu andern Gegenſtänden und Erinnerungen hin. Ihr gingen jene Bilder der Vergangenheit, die Stürme der Revolution, die Reihe denkwürdiger Auftritte, und die ſchrecklichen Blutſcenen in dieſen Sälen vorüber. — Es war ein trüber Abend; über dem Parke hingen drohende Gewitterwolken: — mir ward die Einſamkeit und dieſe Stille drückend. — Es ſchlug neun; und plötzlich tönte aus einem innern Zimmer ein gedämpftes Harfen- und Flötenſpiel, als Begleitung des Stundenſchlages einer treflichen Inſtrumentenuhr, die ich vor zwölf Jahren in den Zimmern der Königinn bewunderte. — Es war das ſchmelzende Andante einer Sonate, welches zu einem ſchwermüthigen Adagio übergieng, und ſich dann in kaum hörbar verhallende Töne verlor. — Nun ſchwiegen Flöte und Harfe, und die vorige Grabesſtille herrſchte wieder.

Die Erſcheinung des in die Gallerie hereintretenden Aufſehers war mir in dieſen ſchauerlichen Momenten willkommen. Mit ihm verließ ich dieſe Säle und das Schloß.

Am folgenden Morgen kehrte ich nach Paris, und von dort am 16ten Meſſidor (4ten Juli) nach Hamburg zurück.

VI.

Vom türkiſchen Harem zu Aleppo. *)

So ſehr es auch einem Reiſenden in der Türkey darnach verlangen mag, die Gemüthsart und häusliche Sitten der türkiſchen Frauenzimmer kennen zu lernen, ſo muß er erwarten, bey ſeinen Unterſuchungen mancherley Hinderniſſe zu finden; die Anordnungen des Harem ſetzen der Neugier ſtarke Schranken entgegen; eingewurzelte Gewohnheit ſchließt die Frauenzimmer von Geſellſchaften des andern Geſchlechts aus, und ſogar mit ihren nächſten männlichen Verwandten ſcheinen ſie unter einem Zwange zu leben, von welchem ſie vielleicht nur im vertraulichen Umgange unter ſich ſelbſt frey ſind.

In

---

*) Rouſſel's Naturgeſchichte von Aleppo; nach der zweiten Ausgabe überſetzt von Gmelin. Götting. 1797. 8.

In Geſellſchaft ſprechen die Türken ſelten von ihren Frauen, und ein Fremder hat ſehr wenige Gelegenheit, einen Gegenſtand zur Sprache zu bringen, welchen ſie abſichtlich zu vermeiden ſcheinen; einige Nachricht kann man wirklich von Chriſtinnen und Jüdinnen erhalten, die zuweilen Zutritt zu den Harems haben, allein ihre Nachrichten müſſen behutſam aufgenommen, und dabey immer auf ihre religiöſe Vorurtheile, ſo wie auf die Neigung der Morgenländer zu Mährchen Rückſicht genommen werden.

Alle Reiſende, welche die Morgenländer beſuchten, haben dieſe und andere Hinderniſſe des Nachforſchens mehr oder weniger erfahren, und daher iſt es deſto weniger merkwürdig, daß die Nachrichten, welche man in einigen der beſten Reiſebeſchreibungen von mohamedaniſchen Frauenzimmern antrifft, ohne den Fleiß oder die Wahrheitsliebe des Schriftſtellers zu bezweifeln, oft widerſprechend und mangelhaft ſind. Da ich aus Erfahrung überzeugt bin, daß weder einige Kenntniß der Sprache, noch ein vertraulicher Umgang mit den Eingebohrnen im Verlaufe eines langen Aufenthaltes im Lande die Schwierigkeiten ganz überwinden, mit welchen Andere bey geringeren Vortheilen zu kämpfen hatten, ſo halte iſt es für ſchicklich, wegen der Fehler, welche ſich in folgender Darſtellung mahomedaniſcher Sitten etwa finden möchten, um Nachſicht zu bitten; ich habe darin einige häusliche Umſtände angeführt, welche mir die Freyheit meiner Kunſt, im Innern des Harems zu beobachten, Gelegenheit verſchaffte.

Schon in dem erſten Abſchnitte des vorhergehenden Buchs habe ich eine Beſchreibung des Quartiers in den türkiſchen Palläſten gegeben, welches für die Frauenzimmer beſtimmt iſt; ich füge hier nur noch bey, daß dicht an dem äußern Thore, ungefähr zween Schuhe hoch von der Erde, in der Mauer eine drittehalb Schuh hohe und beynahe zween Schuh breite Oeffnung iſt; in dieſe paßt ein ſchmaler hölzerner Rahmen, deſſen Mitte durch eine hohle hölzerne Walze ausgefüllt iſt, und der ſenkrecht auf Angeln ſteht, ſo daß er leicht umgedreht werden kann; dieſes Geräth dient, da es eine oder mehrere wagerechte Abtheilungen hat, und auf einer Seite von oben bis unten offen iſt, um Schüſſeln aus der Küche herein zu bringen, oder größere Päcke anzunehmen, ohne daß man nöthig hat, die äußere Thüre zu öffnen, oder ſich die Leute von beyden Seiten einander ſehen; die Abtheilungen ſind beweglich, und können auch, wenn man will, herausgenommen werden, um größere Päcke anzunehmen. Weiber, die bey dem Harem zu thun haben, erinnern die Bediente, welche ſich innerhalb deſſelbigen befinden, indem ſie ſanft an jenen Rahmen anſchlagen; wird ihnen aber nicht fertig geantwortet, ſo ſetzen ſie den Klopfer des äußern Thors mit großer Heftigkeit in Bewegung. Bemerken muß ich hier, daß die Thore des großen Harems vom Morgen bis zum Untergang der Sonne ſelten geſchloſſen ſind, weil beſtändig Leute kommen und gehen; allein anders verhält ſich dieſes in geringern Harems und gewöhnlichen Häuſern, wo für Frauenzimmer kein beſonderes Quartier iſt; hier ſchließt der Hausherr, wenn er ausgeht, nicht nur die Straßenthüre zu, ſondern nimmt auch den Schlüſſel mit ſich.

Zu den Härems der Großen gehört ein Bedienter, der Harem Kebiaſy heißt, und über alle den Harem betreffende Dinge außerhalb des Hauſes die Aufſicht hat; gemeiniglich hat er einen oder zween Knaben unter ſich, welche zu den Zimmern Zutritt haben, und von den Frauenzimmern zu Botſchaften und andern kleinen Dienſten

ſten gebraucht werden; dieſe Knaben ſind im Durchſchnitte ſchwarze Sklaven, aber keine Verſchnittene; ihr Herr iſt zuweilen ein Verſchnittener; gewöhnlicher aber wird das Amt, im Dienſte der Baſchas ausgenommen, einem vertrauten weißen Sklaven, oder einem Bedienten von höherem Alter zugetheilt.

Niemand von den gewöhnlichen männlichen Hausgenoſſen nähert ſich je der Thüre des Harems, ohne daß der Harem Kehiaſy oder einer ſeiner Unterbedienten zugegen iſt; und alle weibliche, die mit den Frauenzimmern zu thun haben, ſowohl, als die Aerzte, und was zu ihnen gehört, müſſen ſich an ihn wenden, um zugelaſſen zu werden: Sogar der Herr ſelbſt nimmt es ſich, wenn weibliche Beſuche in ſeinem Harem ſind, nicht heraus, hineinzugehen, ehe er angemeldet iſt, um ihnen zu ſeiner Aufnahme Zeit zu laſſen; denn dem Gebrauche nach dürfen die Frauenzimmer ſich auch vor ihm nicht ohne Schleier zeigen; und bey gewiſſen Gelegenheiten, z. B. wenn große Geſellſchaft im Harem iſt, kommt er, wenn er vorläufig davon benachrichtigt iſt, dem Harem nicht nahe, bis die Gäſte hinweggegangen ſind.

Wenn ſich die Frauenzimmer einander Vormittags beſuchen, ſo nehmen ſie den Schleier nicht ſogleich ab, als ſie in den Harem kommen, damit nicht etwa einer von den Männern noch zu Hauſe ſeyn, und ſie im Vorbeygehen ſehen möge; aber ſobald ſie in das Zimmer der Frau treten, welcher der Beſuch beſtimmt iſt, ſo hilft ihnen eines der jungen Frauenzimmer oder eine Sklavin den Schleier abnehmen, welcher ſorgfältig zuſammen und bey Seite gelegt wird; es iſt ein Zeichen, daß der Beſuch nur kurze Zeit dauern wird, wenn ſie, ſtatt den Schleier abzulegen, ihn nur zurückſchlägt, und nachläſſig über die Schultern hinunterhängen läßt; dies erregt meiſtens einen freundſchaftlichen Streit zwiſchen beyden Theilen; der eine beſteht darauf den Schleier abzulegen, der andere weigert ſich deſſen; ein ähnlicher Streit findet am Ende des Beſuchs Statt; wenn kein Bitten es dahin bringen kann, den Beſuch zu verlängern, ſo wird der Schleier verſteckt, und die Sklavinnen, welche vorläufig dazu angewieſen ſind, geben vor, daß ſie ihn allenthalben vergebens ſuchen, und dringt ſie endlich darauf, daß ſie durchaus gehen müſſe, ſo verſichert man ihr, der Aga oder Hausherr ſey noch nicht ausgegangen; und neckt ſie damit, ſie möge es wagen, ohne Schleier hinwegzugehen.

In ihrer Art, einander zu empfangen, ſind die Frauenzimmer nicht ſo feyerlich, als die Männer; ihre Höflichkeitsſprache hat zwar einen hohen Ton, iſt aber im Ausdruck ſchneller und vertraulicher.

Der gemeine Gruß beſteht darinn, daß man die rechte Hand auf die linke Bruſt legt, und das Haupt ſanft neigt; manchmahl küſſen ſie ſich dabey auf die Wange, und junge Frauenzimmer ihren ältern Verwandtinnen die Hände; ſie warten einander mit Kaffee und Toback auf; Schorbet und Rauchwerk kommen nur bey beſondern Gelegenheiten vor.

Die Großen werden im Harem von den Sklavinnen eben ſo bedient, wie in den äußern Zimmern von den Kammerdienern; ſie bleiben in der niedrigen Stellung eines Dienſtboten ſtehen; ihre Hände kreuzweiſe über den Gürtel geſchlagen, und ihre Augen auf die Erde geheftet. Andere Frauenzimmer, ſo wie die Töchter des Hauſes, bringen zwar auch zuweilen Pfeife und Toback herbey, aber ſie bleiben nicht ſtehen, ſondern man erſucht ſie entweder ſich zu ſetzen, oder ſie geben wieder

BIBL. UNIV. LIPS.

wieder hinweg: Dies iſt inzwiſchen nur bey den Großen ſo eingeführt, denn im gemeinen Leben bedienen Frauen und Töchter die Männer knechtiſch. Niemahls ſitzen beyde Geſchlechter zuſammen bey Tiſche.

Selten ſieht der Große alle Frauenzimmer ſeines Harems beyſammen, wenn er ſie nicht etwa im Sommer im Divan überfällt; wo ſie beyeinander ſitzen, um friſche Luft zu genießen; bey ſeiner Annäherung ſtehen ſie alle auf, ſetzen ſich aber, wenn er es verlangt, einige der Sklavinnen ausgenommen, wieder, und gehen wieder auf ihre Arbeit. So geſchwätzig ſie auch vor ſeiner Ankunft geweſen ſeyn mögen, ſo tritt im Augenblicke, da er erſcheint, ein ehrerbietiges Stillſchweigen ein; ein Zwang, welchen ſie um deſto weniger fühlen, da ſie beynahe von Kindheit an daran gewöhnt ſind; es iſt zum Erſtaunen, wie plötzlich ſich bey der Annäherung des Vaters das Geſchrei der Kinder legt; aber die Frauen beklagen ſich oft, daß es ihnen an Macht fehlt, ſie in ſeiner Abweſenheit durch Drohen oder Schmeicheln zur Ruhe zu bringen.

Wenn gleich die Gegenwart des Großen den jüngern Frauenzimmern Stillſchweigen auferlegt, ſo findet er doch immer einige von den ältern Frauen bereitwillig genung, ihn zu unterhalten, wenn er Luſt dazu hat. Auf dieſe Weiſe erfährt er die Hausneuigkeiten der Stadt, welche, wenn ſie gleich ſelten die Unterhaltung der Männer ausmachen, doch, da man in den öffentlichen Bädern ſtark darnach frägt, durch die Hauſirerinnen und die Beduinenfrauen, die zum Harem gehören, in Umlauf kommen; die erſtern, welche hauptſächlich Jüdinnen oder Chriſtinnen ſind, verſehen die Frauenzimmer mit Gahs, Muſſelin, geſtickter Arbeit und Tändeleyen, und verſtehen überdies die Kunſt, alle Arten von beſondern Stadtgeſchichten aufzuraffen und zu verſchönern; die letzteren ſind eben ſo geſchwätzig und eben ſo wenig geheim, beſitzen aber auch ein anerkanntes Recht, frey mit den Männern zu ſprechen, welches ſie treflich zu gebrauchen wiſſen; dieſes Recht rührt daher, daß man ſie oft als Ammen behält; dadurch gewinnen ſie eine bleibende Stelle im Hauſe; die Pflegeſchweſter bleibt im Harem, und folgt mit der Zeit ihrer Mutter nach. Die Groſſen unterhalten ſich auch in dieſen Stunden der Trägheit über ihre eigene Hausangelegenheiten, und ergötzen ſich an ihren Kindern; wünſchen ſie noch einſamer zu ſeyn, ſo begeben ſie ſich in ein anderes Zimmer, in welches niemand, als die Frau, welcher es zugehört, ungerufen zu kommen, ſich herausnehmen darf.

Die Türken nehmen in Gegenwart ihrer Frauenzimmer ein hochmüthigeres und zurückhaltenderes Anſehen an, als gewöhnlich, und ſind in der Art, wie ſie mit ihnen ſprechen, nicht ſo höflich, und brechen kürzer ab, als ſie das ſonſt gegen einander, und ſogar gegen Männer thun, welche weit unter ihnen ſind. Da man dies häufig an Leuten wahrgenommen hat, welche ſich durch ihr leutſeliges Betragen auszeichneten, ſo kann man dieſes eher für ihr gewöhnliches Benehmen anſehen, als der zufälligen Gegenwart eines Europäers zuſchreiben; auch beſtätigt ſich dies durch die gewöhnliche Aufführung der Knaben, welche gebieteriſch mit den Frauenzimmern ſprechen, was ſie nur durch Beyſpiel gelernt haben können. Die Männer halten vielleicht in einer Lage, wo muthmaßlich die Herrſchaft mit gröſſerer Schwierigkeit behauptet werden könnte, als unter ihren männlichen Anhängern, dieſes Benehmen der Klugheit gemäß, und wagen es daher, nur in Stunden der Einſamkeit dieſe Leutſeligkeit zu äußern, und, als wenn ihrer Würde dadurch Abbruch geſchähe, in ihrer allgewenigſtens der öffentlichen Verachtung zu entreiſſen. — Ach, gnädigſte Frau, wär' ich ſo glücklich, Ihr Mitleid zu gewinnen! —

v. Sternheim. Seyn Sie nur aufrichtig, Sophie — vielleicht! — Setzen Sie ſich. (ſie ſetzen ſich)

v. Sternheim. Nun? —

Sophie. Als im vorigen Frühjahre die Armee vorrückte, war der Rittmeiſter Wibach einige Tage bey meinem Vater einquartirt. Figur, Geſichtszüge, edler Anſtand — alles dieſes nahm mich augenbliklich für ihn ein. Da ich nun aber, während ſeines viertägigen AufenthaltsGelegenheit hatte, auch ſeine rechtſchaffne, großdenkende Seele kennen zu lernen — gnädigſte Frau, das war eine Klippe, an der mein Herz — das noch nie die Liebe kannte, und ſie alſo auch nicht ſcheute — nothwendig ſcheitern mußte. Den zweiten Tag ſchon empfand ich alle Quaalen der Liebe. Da Wibach mich nicht vorzüglich zu bemerken ſchien, und — wie ſchrecklich der Augenblick ſeiner Abreiſe mir war? gnädigſte Frau, das läßt ſich nicht beſchreiben. Er war fort, und ich äußerſt unglücklich; hatte keinen ruhigen Augenblick; ſah, hörte, dachte nichts als — Wibach! Kurz die Liebe hatte ſich meiner ſo bemeiſtert, daß ich den kühnſten aller Entſchlüſſe faßte. Die zärtliche Vorſorge meines Vaters — der mir zu meinem Vergnügen ein Reitpferd hielt, und auch Mannskleider hatte machen laſſen — beförderte die Ausführung dieſes Entſchluſſes. Wibach war kaum vier oder fünf Tage fort, als mein Vater verreiſte, ich nahm dieſe Gelegenheit wahr, zog Mannskleider an, ließ mein Pferd ſatteln, und ritt — ohne alle Begleitung, ohne an die Folgen zu denken — immer der Grenze zu.

v. Sternheim. Um's Himmelswillen, meine Beſte, wie konnten Sie ſich hierzu entſchlieſſen?

allgemeinen Aufführung gegen Leute zu verläugnen, deren Gehorſam, wie ſie glauben, nur durch eine ſtrenge Hoheitsmine geſichert werden kann.

Die Frauenzimmer, insbeſondere Frauenzimmer von Stande, ſcheinen in Rückſicht auf ihre Männer zurückhaltend, zeigen aber eine verbindliche Zuneigung und Zärtlichkeit für ihre Brüder, die ihnen oft mit wenig mehr als einer kalten Gefälligkeit erwiedert wird, als wenn ihre liebevolle Schmeicheleyen nur ein Zoll wären, welchen ſie der männlichen Ueberlegenheit ſchuldig wären; inzwiſchen giebt es Zeiten, wo natürliche Neigung über dieſe kalte Gleichgültigkeit junger Leute Meiſter wird; der Anblick einer unglücklichen, oder in einem harten Anfall von Krankheit ſchmachtenden Schweſter, bringt oft in ihrem Gemüthe Bewegungen hervor, deren ſie nach dem allgemeinen Anſchein nicht empfänglich zu ſeyn ſcheinen. Das Anſehen, das ſich die Türken geben, frey von Leidenſchaft zu ſeyn, iſt ein merkwürdiger Zug in ihrem Charakter; dadurch geben ſie ſich im Unglück einen Schein von Gemüthsruhe, die ſie in der That ſelbſt in dem Maße nicht genieſſen, und beſtreben ſich bey andern Gelegenheiten die Empfindlichkeit zu verbergen, welche ſich andre Völker zur Ehre anrechnen. Ihre äußerliche Sitten ſind durchaus durch dieſen Zug bezeichnet; ihre wirkliche Gefühle, auf welche die gemeinſchaftliche Quellen der Menſchlichkeit Einfluß haben, liegen dem Auge des Beobachters entfernter.

Leute von Stande, welche in Aemtern ſtehen, verlaſſen das Harem früh Morgens, und bringen, zwo Stunden Nachmittags ausgenommen, ihre Zeit in den äußern Zimmern zu; aber andere, welche wenig zu thun haben, und üppige junge Leute von allen Benennungen, vertändeln viele Stunden in ihrem Harem; jungen Leuten kann man in dieſem Betracht einige Wochen nach der Hochzeit etwas zu gut halten; aber es iſt weit gefehlt, daß ein weibiſcher Charakter, der unter den Männern nichts weniger als geachtet iſt, dem andern Geſchlechte willkommen wäre; die Gegenwart der Männer zu ungewöhnlichen Stunden des Tages legt dem ganzen Harem einen Zwang auf, und ſo ſehr auch immer einer vorzüglich Geliebten durch die beſondere Aufmerkſamkeit ihres Herrn geſchmeichelt wird, ſo beklagen ſich die übrige Frauenzimmer leicht über die Freyheit, deren ſie beraubt werden, wenn er zu viel zu Hauſe bleibt.

Die Großen laſſen, wenn ſie nur wenig krank ſind, in den äußern Zimmern immer noch Geſellſchaft vor ſich; wenn aber die Krankheit ernſtlich wird, ziehen ſie ſich in das Harem zurück, um von ihren Frauenzimmern gepflegt zu werden; und in dieſer Lage kann außer ihren Aerzten und den Leuten, welche ſie in ſolchen Abſichten bedienen, und ſehr nahen Anverwandten niemand, wer er auch ſei, es wäre denn wegen ſehr dringender Geſchäfte, zu ihnen kommen; ſie wählen unter den Frauenzimmern diejenige aus, welche ſie mehr unmittelbar um ſich zu haben wünſchen, und eines iſt insbeſondere beſtimmt, dem Arzt von dem Nachricht zu geben, was etwa in der Zeit zwiſchen ſeinen Beſuchen vorfällt, ſeine Verordnungen anzunehmen, und dafür zu ſorgen, daß ſie gehörig befolgt werden.

Aerzte, ſeien es nun Europäer oder Eingebohrne, können zu allen Zeiten in das Harem kommen, wenn ihre Hülfe erfordert wird. Man nöthigt den Arzt, nachdem er angekündigt iſt, an der Thüre zu warten, bis der Weg rein gemacht iſt, das heißt, bis ſeine Kranke ihre Geſellſchaft und ihre Bedienung und andere Frauenzimer, die ſich zufälligerweiſe in den Höfen befinden,

finden, durch welche er kommen muß, entweder den Schleier umgeworfen, oder ſich aus dem Wege gemacht haben; dann führt ihn eine Sklavin, die an einem fort mit lauter Stimme ſeine Ankunft anzeigt, indem ſie ruft: Dirb, Dirb al Hakibm Dſchiay oder: Aus dem Wege, aus dem Wege, der Arzt kommt, in das Zimmer der Kranken; dieſe Vorſicht verhindert inzwiſchen nicht immer, daß nicht unverſchleierte Frauenzimmer, die nicht davon benachrichtigt waren, zufälligerweiſe über den Hof gehen; in ſolchen Fällen geziemt es einem wohlerzogenen Arzte, ſeine Augen nach einer andern Seite zu kehren.

Wenn er in das Zimmer kommt, ſo findet er ſeine Kranke in einen loſen Schleier verhüllt, und da ſich nach den Volksbegriffen die Krankheit aus dem Pulſe entdecken läßt, ſo hat er ſich kaum niedergeſetzt, als ihm die entblößte Handwurzel zur Unterſuchung dargeboten wird; ſie beſchreibt denn, was ſie zu klagen hat, und ſchlägt, wenn es nöthig iſt, nach der Zunge zu ſehen, in dieſer Abſicht den Schleier zurück, indem ihre Gehülfinnen das übrige Geſicht, und vornehmlich den Nabel ſorgfältig bedeckt halten. Die Frauenzimmer tragen kein Bedenken, den Hals, den Buſen, oder das Herzgrübchen, wenn es der Fall erfordert, zu entblößen, geben es aber nur mit dem äußerſten Widerwillen zu, den Kopf zu entſchleiern. Frauenzimmer, welche ich ſehr jung gekannt hatte, und die es wegen unſerer langen Bekanntſchaft nicht ſo genau nahmen, ihr Geſicht vor mir zu verbergen, ließen ſich doch nie ohne ein Tuch oder eine andere leichte Bedeckung ſehen, welche ſie über den Kopf geworfen hatten. So weit ich aus dem allgemeinen Gebrauche urtheilen konnte, ſchien man es von Seiten des Wohlſtandes für bedeutender anzuſehen, den übrigen Kopf in den Schleier zu verhüllen, als das Geſicht.

Der Arzt wird gewöhnlich mit Toback und Kaffee bedient, und da ihm zum Zeichen der Achtung damit aufgewartet wird; ſo kann er es aus Höflichkeit nicht ablehnen, obgleich dieſe Gefälligkeit einen unmäßigen Gebrauch beyder nach ſich zieht. Nachdem er alſo ſeine Kranke unterſucht, und die nöthige Verordnungen darüber ertheilt hat, ſo bittet er um Erlaubniß ſich zu entfernen, aber er erhält ſie ſelten, ohne die unheilbare Klagen ſo vieler kränklichen Beſuche, als gerade zugegen ſind, anzuhören, die entweder in ihren Schleier gehüllt da ſitzen, oder hinter einem Vorhange ſprechen, welcher bey Gelegenheit im Zimmer aufgehängt wird. Dieſe Frauenzimmer glauben ſich immer zu einem Rath berechtigt, oder wenigſtens dazu, von den Arzeneyen, welche andere vorgeſchlagen haben, ihre Meynung zu ſagen; und ein Haupttheil der Heilkunſt unter den eingebohrnen Aerzten beſteht darinn, daß ſie im Stande ſind, ſich auf eine geſchickte Weiſe ſolche dazwiſchen kommende Rathſchläge vom Halſe zu ſchaffen.

In Häuſern, welche ein europäiſcher Arzt zu bedienen pflegt, wird er zuweilen, wenn ſeine Kranke auf die Beſſerung iſt, erſucht, den Beſuch zu verlängern, und muß denn die Neugierde der Frauenzimmer befriedigen, welche über ſein Land zahlloſe Fragen an ihn thun; insbeſondere fragen ſie viel nach den Frauenzimmern der Franken, ihrer Kleidung, ihren Beſchäftigungen, Heurathen, Behandlung der Kinder und Ergötzlichkeiten; dagegen ſind ſie offen und mittheilend, und entwickeln Talente, welche, da ſie der künſtlichen Bildung wenig zu verdanken haben, gleichſam als natürliches Erzeugniß des klaren Himmels, und als Folge des angenehmen Klima anzuſehen ſind; ihre Fragen ſind oft paſſend, und die Bemerkungen, welche ſie gelegentlich über Sitten machen, die ſo weit von den ihrigen abweichen, voll Geiſt und Scharfſinn.

Wenn der Beſuch endlich zu Ende geht, und bereits Befehl gegeben iſt, den Weg rein zu machen, ſo geht der Arzt hinweg, und ihm, wie zuvor, eine Sklavin voran, allein ſelten wird er nicht mehr als einmahl aufgehalten, um einigen der Hausgenoſſen, welche auf ſeine Zurückkunft warten, ſeinen Rath zu ertheilen; denn ſo unbedeutend auch ihre Krankheit ſeyn mag, ſo iſt doch die Verſuchung, ihre Klagen dem Arzte zu erzählen, unwiderſtehlich. Dieſe Frauenzimmer haben ſelten einen andern Schleier, als ein Tuch, das ſie über den Kopf werfen, und an der einen Ecke im Munde halten; um aber auch dieſer Mühe überhoben zu ſeyn, ſtellen ſie ſich oft hinter eine halb offene Thüre oder Fenſterladen, und ſtrecken in dieſer Stellung den Arm hervor, mit dem Verlangen, den Puls zu fühlen. In großen Harems ſtößt man zuweilen noch auf ein anderes Hinderniß, ehe man das Thor wieder erreicht; dies kommt von einigen der jüngern Frauenzimmer oder Sklavinnen, welche im Hofe an einer Arbeit ſind, und ſich hartnäckig weigern, entweder den Schleier über ſich zu werfen, oder davon zu gehen. Es geſchieht blos zum Spaß, um die Führerin zu necken, welche dadurch genöthigt wird, Halt zu machen. Vergebens ſchreit ſie Dirb! und verſucht es mit Bitten, Drohen und Vorwürfen, bis ſie, wenn ſie alles fruchtlos findet, noch eine endliche Warnung giebt, und ihre Zuflucht zu einer nie fehlſchlagenden Liſt nimmt; ſie geht nehmlich zu und heißt den Arzt folgen — es erfolgt eine gänzliche Zerſtreuung, die Frauenzimmer machen ſich auf und nach verſchiedenen Seiten davon, nehmen, was ſie zuerſt haben können, um ſich als Schleier überzuwerfen, oder ſuchen ſich hintereinander zu verbergen. Nur wenn keiner von den Männern im Harem iſt, kann dieſer Auftritt vom Davonlaufen Statt finden. Wird der Arzt vom Aga ſelbſt geführt, ſo geht alles in Stille und Ordnung ab, und außer den ältlichen und verheuratheten Verwandten bietet ſich im Zimmer der Kranken niemand zur Geſellſchaft an; aber ſelten bemüht ſich der Aga, nach den erſten Beſuchen, ſelbſt damit, wenn nicht der Arzt in dem Hauſe fremd iſt.

Frauenzimmer von Stande bringen viele Zeit zu Hauſe zu; ſie haben zum gewöhnlichen Gebrauche ein Bad innerhalb des Harems; der Ankauf von wirthſchaftlichen Bedürfniſſen liegt nicht in ihrem Bezirke; nach Kramwaaren, Kleidungsſtücken und Tändeleyen wird entweder in die Läden geſchickt, um ſie auszuſuchen, oder werden ſie ihnen durch die vorhin erwähnte Hauſirerinnen zugebracht; zu Hauſe ſind ſie inzwiſchen nicht müßig; die Aufſicht über die Haushaltung, die Sorgfalt für ihre Kinder, Nadel und Stickerey geben ihnen viele Beſchäftigung.

Man lehrt ſie, ſo lange ſie jung ſind, arabiſch leſen, zuweilen auch ſchreiben, ſie verabſäumen aber beydes ſehr leicht, wenn ſie aus der Schule genommen werden, ſo daß Leſen für keine gewöhnliche Ergötzung des Frauenzimmers gehalten werden kann, und niemahlen ein Studium iſt; indeſſen habe ich einige Ausnahmen davon gekannt. Eine Tochter des letzten Grosveziers, Rogab Baſcha, hatte, wie er mir verſicherte, erſtaunende Fortſchritte gemacht, und er zeigte mir eine von ihrer eigenen Hand ſehr ſchön geſchriebene Handſchrift. Die Andacht ſcheint ihnen nicht viele Zeit zu nehmen; ſie gehen niemahlen in die Moſchee, und ſind auch, etwa die ältern Frauen, und diejenige, welche zu Mekka geweſen ſind, ausgenommen, in ihren Gebeten zu Hauſe nicht ſo gewiſſenhaft, als die Männer.

Dieſes behaupte ich nur, ſo wie es mir vorkam; an den öffentlichen Tagen kann man die Frauenzimmer eſt in den Gärten beten ſehen; allein es iſt nur eine geringe Anzahl unter einer großen Menge. Im Harem hat man nicht die gleiche Gelegenheit, ſie beten zu ſehen, wie man die Männer beten ſieht. Meine Meynung gründete ſich darauf, daß ich, wenn ich meine Beſuche Nachmittags oder bey Untergang der Sonne machte, ſo ſelten gezwungen war zu warten, bis das Gebet vorüber war, und daß, wenn ich gerade vor der Zeit des Gebets in den Harem gieng, ſo wenige durch Abwaſchen dazu vorbereitet fand; denn wenn ſie einmahl das Wodu abgethan haben, können ſie keinem Chriſten erlauben, ihnen den Puls zu fühlen, ſie müßten ſich denn noch einmahl waſchen; wirklich ſollten ſie wegen eines Umſtandes, der dem andern Geſchlechte eigen iſt, und ſie zu gewiſſen Zeiten außer Stand ſetzt, Handlungen der Andacht zu verrichten, davon freygeſprochen werden. Die Zeit des Untergangs der Sonne ſchien diejenige zu ſeyn, wo die Frauenzimmer hauptſächlich beteten.

Es ſcheint nicht nöthig zu ſeyn, ſich darauf einzulaſſen, ob die mohamedaniſche Frauenzimmer vom Paradies ausgeſchloſſen ſind; dieſer, ſo wie unzählige andere Irrthümer und falſche Vorſtellungen von ihnen, finden ſich bey Reiſenden, welche in andern Rückſichten einen guten Ruf haben.

Ihre gewöhnliche Spiele ſind Mankala, Tabudук, Bretſpiel, und zuweilen Schachſpiel; aber ſie ſpielen, wie ſchon zuvor von den Männern erwähnt iſt, blos zur Beluſtigung; an Winterabenden, wenn ſich die Männer in den äußern Zimmern befinden, vertreiben ſich die Frauenzimmer oft die Zeit mit arabiſchen Erzählungen; dieſe werden von jemand, der eine klare deutliche Stimme hat, und allenfalls die in die Geſchichte verwebten Stanzen abſingt, auswendig hergeſagt, gewöhnlicher aber abgeleſen. Es iſt bereits geſagt, daß ſich die arabiſche Unterhaltungen, Tauſend und eine Nacht, die in England bekannt ſind, zu Aleppo kaum finden. Eine Handſchrift, welche zweyhundert und acht Nächte enthielt, wo alles, was ich antraf, und zu beſonderer Gefälligkeit die Erlaubnis erhielt, abſchreiben zu laſſen; dieſe Abſchrift ging nach und nach in mehr als zwanzig Harems herum, und mir verſicherten einige Ullamas, welche die Frauenzimmer zuweilen bewogen zuzuhören, daß ſie bis dahin nicht einmal wußten, daß es ſo ein Buch gebe.

Die Toilette beſteht aus einem umgekehrten Diwanpolſter, auf welches ein kleiner Spiegel geſetzt wird; ſie verlieren nicht viele Zeit dabey, denn ihr Kopfputz kann, ſo daß er ganz beyſammen bleibt, abgenommen werden; und das Flechten der Haare, was eher eine verdrüßliche Arbeit iſt, geſchieht immer im Hummam; ſie kleiden ſich für alle Tage nett Morgens früh; nur an Tagen, wenn ſie zu Feyerlichkeiten ausgehen, oder ein öffentliches Bad beſuchen, fällt eine Aenderung in der Kleidung vor, und auch dieſe nimmt ihnen nicht viele Zeit weg.

Sie ſind in Blumen und wohlriechende Pflanzen ſehr verliebt, und ziehen ſie zuweilen mit eigener Sorgfalt; doch kaufen ſie ſie meiſtens von Leuten, welche ſie auf den Kauf ziehen; ſie halten ſie in porcelainenen oder gläſernen Blumentöpfen, welche mitten im Diwan auf hölzerne Pyramiden geſtellt werden, und machen daraus, wenn es nöthig iſt, ſchöne Sträuße: Schicken die Frauenzimmer einander Glückwünſche oder eine feyerliche Einladung zu, ſo wird ſie gewöhnlich von einem Blumenſtrauße begleitet, und um dieſen ein geſticktes Tuch geſchlagen. Die Botſchaft geſchieht wörtlich, und wird oft in der erſten Perſon ausgerichtet. „So ſagt meine Frau, ich nehme keine Entſchuldigung an — und ſagt mir nicht — verſprecht ihr mir nicht u. ſ. w.“ Dies iſt inzwiſchen nicht beſtändig ſo, ſondern ſie wird immer genau mit denſelbigen Worten, welche aufgegeben werden, ausgerichtet. Wer die Botſchaft annimmt, nimmt mit eigener Hand die Blumen heraus, legt das Tuch ſorgfältig zuſammen, und ſchickt es durch den Boten zurück. Sie halten leicht abfallende Blumen im Sommer auf, indem ſie ein mit Waſſer beſprengtes Tuch von Muſſelin darum ſchlagen, und in einem metallenen Becken in einen kühlen Keller bringen: Pomeranzenblüthe, arabiſcher Jaſmin und Biſamroſen werden auf dieſe Weiſe viele Stunden friſch erhalten.

Junge Frauenzimmer ergötzen ſich damit, daß ſie ihre Sträuße mit Seide von gewiſſen Farben binden; dieſes ſoll ihnen, ſo wie die Wahl der beſondern Blumen ſelbſt, wie man glaubt, eine ſinnbildliche Deutung geben; allein darauf verſtehen ſich die Frauenzimmer ſo durchaus, daß dieſer Kunſtgriff zu der Abſicht, ein geheimes Verſtändnis zu unterhalten, ganz und gar untauglich iſt; und ein Beweis, daß die Farben meiſtens als gleichgültig angeſehen werden, liegt in der Gewohnheit der Männer, welche, wenn ſie von ihren Frauen Sträuße, entweder von ihrer eigenen Arbeit, oder ſolche, die ihnen von andern Harems zugeſchickt worden ſind, empfangen, ſie hinweggeben, oder mit denen, welche ſie beſuchen, vertauſchen, und daß die Frauen zuweilen, ehe ſie ihn anbieten, eine Aenderung in dem Binden des Straußes machen, als wenn die hinweggeworfene Fäden unſchicklich wären.

Frau Maria Wortley Montague hat in ihrem 40ſten Briefe eine Probe von dieſer Art Galanterie gegeben

geben. „Es giebt keine Farbe, kein Holz, keine Blume, keine Frucht, kein Kraut, keinen Kieſel oder Feder, welche nicht einen Vers hat, der ſich darauf bezieht, und man kann zanken, Vorwürfe machen, Liebesbriefe, freundſchaftliche oder Höflichkeitsbriefe, oder auch Neuigkeiten ſchreiben, ohne die Feder in Tinte zu tauchen.“

Die Frauenzimmer zu Aleppo ſind nicht ſo weit gekommen, als dieſe Frau von denen zu Konſtantinopel ſchreibt; aber Verſe und Anſpielungen ſind beynahe dieſelbige, nur ſtatt der türkiſchen in der arabiſchen Sprache ausgedrückt; die Farbe des ſeidenen Garns bedeutet Furcht, Zweifel, Eiferſucht, Ungeduld oder Verzweiflung.

Mit den häuslichen ernſthaften oder angenehmen Geſchäften füllen die Frauenzimmer ihre Zeit ganz aus, und beklagen ſich ſelten über Langeweile; aber verſchiedene Veranlaſſungen rufen ſie aus dem Hauſe; ſie beſuchen nahe Verwandte mehrmahlen im Jahre, auch wenn ſie in den Wochen oder krank ſind. Sie ſind bey ihren Hochzeiten oder Leichenbegängniſſen gegenwärtig, und gehen zu beſtimmten Stunden aus, ihren Arzt in ſeinem Hauſe um Rath zu fragen, wenn der Fall ſeinen Beſuch im Harem nicht erfordert. So gehen Frauenzimmer über einen gewiſſen Stand, nach Verhältniß ihrer weitläuftigeren oder eingeſchränkteren Verbindungen, mehr oder weniger aus, da hingegen geringere Frauen oft genöthigt ſind, auf den Markt und immer in das Bad zu gehen. Das letztere bringt allerdings alle Frauenzimmer aus dem Hauſe; denn ſogar diejenige, welche zu Hauſe ein Bad haben, ſind, wenn ſie feyerlich eingeladen werden, genöthigt, in ein öffentliches Bad zu gehen.

Sophie. Liebe, Liebe macht ſtark, gnädigſte Frau! Auch nur ſie kann mich einigermaßen entſchuldigen. — Erſt gegen Abend kam ich nach der Grenzſtadt, fünf Meilen von unſerm Guthe, und war ſo glücklich, zu erfahren, wo Wibach zu finden. Um mich ſo viel als nur immer möglich unkenntlich zu machen, verſchnitt ich mein Haar, nahm andere Kleider; verkaufte die meinigen, wie auch das Pferd, um ein Geringes, und machte mich des folgenden Tages in aller Früh zu Fuß auf den Weg. Mittags erreichte ich Wibachs Quartier: da ich von ihm gehört, daß er einen Kammerdiener brauchte, ſäumt' ich keinen Augenblick, mich als ſolcher bey ihm zu melden. — Sie können ſich meinen Zuſtand vorſtellen, gnädigſte Frau, als ich zu ihm ins Zimmer trat: kaum daß ich mich in der gehörigen Faſſung hielt. — Ich hatte das Glück, ihm zu gefallen, ward angenommen; einige Tage nachher rückte unſer Regiment in Böhmen ein, und ſo entkam ich der Nachforſchung meines Vaters.

v. Sternheim. Und der Gedanke, Ihren ſo rechtſchaffenen Vater äuſſerſt unglücklich zu machen, beunruhigte Sie nicht?

Sophie. Nein, mein ganzes Weſen war Liebe, und ich fühlte nur das Glück, Wibachen unaufhörlich zu ſehn und zu hören. — Was für ein Mann, gnädigſte Frau! So ohn' alle Schminke; ſo menſchenfreundlich; nicht romanhaft, aber doch gewiß zärtlich; ſeinen Freunden ſo treu als ſeinem Könige; gütig, aber nicht ſchwach gegen Untergebne; ehrerbietig, aber nicht kriechend gegen Vorgeſezte, kurz — ein Mann, der die Hochachtung aller Rechtſchaffenen verdient. — Während des ganzen Feldzugs kam ich ihm nicht von der Seite; verachtete mitten in den größten Gefahren die Kugel, die mich treffen, und fürchtete nur die, die ihn treffen konnte. So vergieng

Montag und Donnerſtag ſind die freye Tage der Frauenzimmer, an welchen ſie Gräber beſuchen und mit ihren Kindern und Sklavinnen auf dem Felde oder in Gärten friſche Luft ſchöpfen können. Die Sklavinnen tragen Teppiche, Pfeifen, Kaffeegeſchirr und Mundvorrath; der Garten liefert Lattich, Gurken und Früchte, wie ſie die Jahrszeit mit ſich bringt; einige nehmen von den Sommerwohnungen in den Gärten Beſitz, andere ſetzen ſich in den Schatten der Bäume, und alle bringen den Tag in hoher Feier zu; im Frühling ſind die Gärten in der Nähe der Stadt gedrängt voll Frauenzimmer, und gegen Abend, wenn ſie zu Hauſe gehen, ſind mehrere Zugänge zu der Stadt mit ihnen angefüllt. Einigen Partieen von beſſerem Stande geht eine Bande ſingender Weiber voran, und die Frauenzimmer ſelbſt gehen ihren langſamen und ſtolzen Schritt hinten nach; aber das gemeine Volk iſt nicht ſo feyerlich; ſie gehen in ganzen Haufen, ſingen im Gehen, und laſſen die Luft von allen Seiten von Pauken und dem Silaricht widerhallen. Frauenzimmer von höherem Stande kleiden ſich bey dergleichen Gelegenheiten auf die einfachſte Weiſe, und tragen ſtatt des weißen Furradſchi den gewöhnlichen geſtreiften Schleier; aber die meiſte übrige werfen ſich in ihre prächtigſte Kleider, und da ſie es in einer kleinen Entfernung von der Stadt mit ihrem Schleier nicht ſo genau nehmen, ſo geben ſie zufällig Gelegenheit, mehr von ihrem Antlitz zu ſehen, als zu irgend einer andern Zeit.

Da an ſolchen öffentlichen Tagen Männer von den Gärten nicht ausgeſchloſſen werden, ſo findet man natürlich viele in den Spaziergängen herumſtreichen; dies nöthigt denn die Frauenzimmer mehr auf ihrer Hut zu ſeyn und vermummt zu bleiben; aber es giebt an andern Tagen geſchloſſene und in aller Hinſicht ſchönere Geſellſchaften, wo dieſer unangenehme Zwang hinwegfällt; dieſe beſtehen aus den Frauenzimmern von zwey oder drey Harems, welche den Garten auf dieſen Tag miethen. Die Diwans in den Sommerwohnungen auf den Gärten werden von der Stadt aus eingerichtet; man ſendet Köche, die Tafel zu beſorgen; der Harem-Kahiaſi ſteht mit einigen Kammerdienern am Thor, und ſieht zu, daß ſich keine Fremde zudrängen; und da noch überdies die Gärtner verpflichtet ſind, den Weg rein zu halten, ſo können die Frauenzimmer frey und nachläßiger verſchleiert herum gehen; die Geſellſchaft geht mit der Morgendämmerung aus der Stadt, und kehrt mit Untergang der Sonne dahin zurück. Ein zahlreicher Zug von Sklavinnen oder Mägden bedient ſich der Gelegenheit, ſich luſtig zu machen, und man hält den Tag für einen Tag erlaubter Fröhlichkeit. Muſikanten, Tänzerinnen und Poſſenreiſſerinnen ſind im Gefolge, und man kann ihre Muſik und ihr Silaricht eine Meile weit hören. Inzwiſchen hat der Gärtner wenig Urſache, ſolche Partieen zu wünſchen, weil er für den Schaden an ſeinen Bäumen keineswegs nach Verhältniß belohnt wird, denn blühende Zweige werden ohne Gnade abgebrochen, und die Früchte gepflückt, ehe ſie noch halb reif ſind.

Bey ſolchen Gelegenheiten gehen die Frauenzimmer gewöhnlich zu Fuß in den Garten, wenn er nicht zu weit entfernt liegt; in dieſem Falle ſetzen ſich die vornehmſte Frauen in eine bedeckte Sänfte, welche von zwey Maulthieren getragen wird, und wer von ihrem Gefolge nicht gerne zu Fuße geht, reitet auf Eſeln oder Maulthieren.

Die Sänfte heißt Tahtruan, und wird zuweilen von alten oder ſchwachen Männern gebraucht; ſie iſt das modenhafteſte Fuhrwerk für Frauenzimmer, aber auf langen Reiſen, insbeſondere auf der Wallfahrt nach Mekka, wird ſie ſtatt der Maulthiere von zwey Kameelen getragen; im Gefolge eines Baſcha iſt immer eine gewiſſe Anzahl von Tahtruans.

Für Frauen und Kinder von gemeinem Stande giebt es noch eine andere Art zu reiten; man hat nehmlich hölzerne Wiegen, welche halb mit dünnen hölzernen Reifen überſpannt ſind, und über dieſen allenfalls noch ein Tuch ausgeſpannt haben; zwo derſelben hängen ſo, das ſie einander immer das Gleichgewicht halten, einander gegenüber am Kameel; ſie ſind mit einer Matratze und Kiſſen verſehen, worauf jemand nach morgenländiſcher Weiſe bequem liegen, ſich aber nicht ganz ausſtrecken kann; ſie heißen Muhaffi.

Außer den zween öffentlichen Tagen in der Woche, werden zum Andenken gewiſſer Scheihs oder heiliger Männer, deren Gräber ſie jährlich aus Andacht beſuchen, verſchiedene andere von den Frauenzimmern gefeiert. Das Kloſter des Scheih Abu Bekar wird zwey- oder dreymahl im Jahr von ungeheuren Schaaren von Frauen beſucht.

Es iſt eine grauſam getäuſchte Hoffnung, wenn den Frauenzimmern durch einen Befehl des Statthalters oder des Kady verboten wird, an ihren gewöhnlichen freyen Tagen auszugehen, und dieſer Fall trifft ein, wenn Truppen nahe an die Stadt kommen, oder wenn man ſonſt Auflauf beſorgt. Ein Baſcha handelt darin ſelten aus Eigenſinn, aber der Befehl wird immer für tyranniſch angeſehen, und verurſacht, wenn er auch genau befolgt wird, großes Murren.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52319-X
REICHARD,H.A.O. FN. 17594/031

Aus demjenigen, was geſagt worden iſt, ergiebt ſich, daß die türkiſche Frauenzimmer in der That nicht ſo ſtreng eingeſchränkt ſind, als man ſich insgemein einbildet; darzu kommt noch, daß ihre Kleidung und ihr Begriff von Wohlanſtändigkeit, der mit ihrer Einſchränkung verknüpft iſt, ſie weniger verdrüßlich macht. Da ſie von den Freyheiten nichts wiſſen, welche die Frauenzimmer in vielen Theilen Europens genießen, ſo kommen ſie auf keine kränkende Vergleichungen, und wenn man ihnen auch von ſolchen Vorrechten ſagt, ſo äußern ſie eben kein großes Verlangen nach einer Freyheit, welche ſie in vielen Beyſpielen mit ihren Begriffen von weiblicher Ehre und Zartgefühl nicht zuſammenreimen können. Wenn es daher in der erſten Ausgabe hieß: „Die Türken zu Aleppo halten aus Eiferſucht ihre Frauen ſo viel zu Hauſe, als ſie können, ſo daß es ihnen ſelten geſtattet wird, einander zu beſuchen,“ ſo war das nur in Vergleichung mit der Freyheit europäiſcher Frauenzimmer zu verſtehen; aber die Gewohnheit, die Frauenzimmer feſt einzuſchließen, hat in den Morgenländern ein hohes Alter, und iſt von den Türken nicht ſowohl in Syrien eingeführt, als angenommen worden.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Gelehrte Sachen.

Oekonomiſche Magie oder auserleſene Kunſtſtücke zum Nutzen und Vergnügen in der Haushaltung. Berlin, bey Arnold Wever. 1797. gr. 8. 10 gr.

Der Verfaſſer der Anweiſung für Frauenzimmer, die ihrer Wirthſchaft ſelbſt vorſtehen wollen, macht hier dem ſchönen Geſchlechte abermals ein ſehr nützliches Geſchenk welches vorzüglich diejenigen intereſſiren muß, die an der häuslichen Glückſeligkeit und den mancherley Beſchäftigungen im Hausweſen Vergnügen finden. — Wir brauchen nur einen Theil des Inhalts anzuzeigen, um das Nützliche dieſer Schrift bekannt zu machen. — Man findet darin eine Anweiſung, Aprikoſen zu trocknen, Auſtern einzumachen, Baum- und andere Oele zu reinigen, Biſchoff zu machen, Citronenwein zu verfertigen, Eſſig auf eine leichte Art zu machen, Federn zu färben, lederne Handſchuh zu waſchen, Krebſe fett zu machen, Marzipan zu verfertigen, die Milch vor dem Gerinnen zu verwahren, ſparſam brennende Nachtlichte zu machen, Pelzwerk zu waſchen, angelaufene Perlen zu reinigen, unächte Perlen zu machen, Prälat und Punſch zu machen, ſpätblühende Roſen zu erziehen, gelbgewordene Wäſche wieder weiß zu machen, Weintrauben früher zur Reife zu bringen, und außerdem noch ſehr viele andere intereſſante und in die Oekonomie einſchlagende Kunſtſtücke, — die der enge Raum hier anzuführen verbietet.

Bey dem Verleger dieſes Buchs ſind auch bereits die drey erſten Quartale des Jahrgangs 97. von der Olla Potrida, die man auch unter dem Titel: Das Merkwürdigſte aus den neueſten und beſten Reiſebeſchreibungen nebſt einem Anhange naturhiſtoriſchen und biographiſchen Inhalts, haben kann, erſchienen, und enthalten folgende intereſſante Aufſätze. 1) Reiſe von Genf nach Bern, 2) Reiſe von Bern über Lauterbrunn und Grindelwald, nach Meiringen, 3) Der Berg der Wiſſenſchaften, 4) Reiſe von Luzern nach Zürich, 5) Etwas über Taurich, 6) Briefe über das Cap und Batavia, 7) Beſchreibung eines Theils des Rheingaus, 8) Ueber das Leben des un-

[illegible]

ſiſchen Feldmarſchalls Suwarow, 9) Briefe auf einer Reiſe von Marſeille nach Smyrna, 1791, 10) der klaſſiſche Weg von den pontiniſchen Sümpfen bis Neapel, 11) London: von einem franzöſiſchen Emigranten geſchildert, 12) Des Ritters und Hauptmanns, Georgs von Frundsbergs Geſchichte der Erſtürmung Roms im Jahr 1527, 13) Fragment, im Palais Egalité, auf meiner letzten Pariſer Reiſe gefunden, 14) Brief über die Tertulias und Privatvergnügungen der Spanier, 15) Verſailles, 16) Vom türkiſchen Harem zu Aleppo, koſtet geheftet in gr. 8. jedes Quartal 10 gr.

Auch iſt die 4te Abtheilung des Verzeichniſſes einer Sammlung vorzüglich guter größtentheils im lezten Jahrzehend erſchienener und in die ſchönen Wiſſenſchaften und ander Litteratur einſchlagender Bücher, zum Nutzen und Vergnügen; ſo um die Hälfte des beygeſetzten ganzen Ladenpreiſes gegen baare Zahlung in Preußl. Courant und poſtfreie Einſendung der Briefe und Gelder verkauft werden ſollen: fertig geworden. — Dieß Verzeichniß, daß durch die vielen, während der jetzigen kriegeriſchen Zeiten erſchienener Flugſchriften und den dadurch verhinderten Abgang gute Bücher entſtanden iſt, und welches diesmal vorzüglich in großem Format erſchienene Schriften enthält, wird gratis ausgegeben.

A. Wever.

No. 4.

Olla Potrida.

1797.

Viertes Stück.

Berlin
in der Weverſchen Buchhandlung.

Hat mit der Quartalſchrift einerley Inhalt.

BIBL.
VNIVERS.
[illegible]

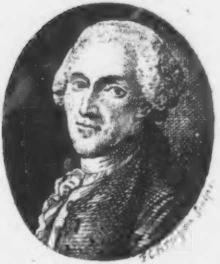
Inhalt.

Seite.
I. Vom türkiſchen Harem zu Aleppo. (Fortſ.) 5.
II. Reiſe auf den Brocken. 22.
III. Phyſiſche Karakteriſtick der Bewohner des Ruſſiſchen Reichs. 46.
IV. Das Luſtſchloß Weißenſtein. 75.

Olla Potrida.

1797.

Viertes Stück.



C.F. GELLERT.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

gieng ein Tag nach dem anderen, ich lebte wie im Traume; die immerwährende Beſchäftigung erlaubte mir nicht, über meinen Zuſtand nachzudenken, bis endlich — nach ſo vielen überſtandenen Gefahren und Beſchwerlichkeiten — der Waffenſtillſtand kam, und ein grauſames Schickſal uns — hierher führt — (ſucht ihre Thränen zu verbergen.)

v. Sternheim. Ich verſteh' Ihre Thränen, Sophie! Fürchten Sie nichts: ich werde alles thun, Sie glücklich zu machen.

Sophie. (ergreift ihre Hand) Werden Sie das auch können, gnädigſte Frau?

v. Sternheim. Gewiß! Ich geſteh' es, Wibach iſt mir nichts weniger denn gleichgültig, allein von nun an geb' ich all' meine Anſprüche auf: Sie, Sophie, haben das erſte Recht auf ſein Herz — nie gab wohl ein Mädchen deutlichere Beweiſe ihrer Liebe.

Sophie. Und doch! Wird Wibach ſie erwiedern? Wird er nicht vielmehr mit Abſcheu und Verachtung auf mich herabſehn? — Ich that alles, um mich als Kammerdiener ſeiner Gnade zu verſichern, aber — als Mädchen, als Fräulein von Serälen? — (etwas bitter) Sie beſizen ſein Herz, gnädige Frau, und werden es wohl ewig beſizen.

v. Sternheim. Geſezt, es wäre ſo — hätten Sie wohl Urſache, dem Rittmeiſter Vorwürfe zu machen?

Sophie. Auch ſteigt der Gedanke bei mir nicht auf —

v. Sternheim. Konnten Sie in dieſer Verkleidung verlangen, daß er Ihre Liebe erwiederte? Was glauben Sie denn eigentlich zu bewirken?

Sophie. Ihn unaufhörlich zu ſehn, war damals mein einziger Wunſch, bald aber fühlt' ich, dieſes allein ſey zur Befriedigung meines Herzens nicht hinlänglich,

und

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

I.

Vom türkiſchen Harem zu Aleppo.

(Fortſetzung.)

„Die barbariſchen Völker, ſagt Plutarch, und unter ihnen insbeſondere die Parſen, ſind von Natur eiferſüchtig, grob und verdrüßlich gegen ihre Frauen, ſo daß nicht nur ihre Ehefrauen, ſondern auch ihre Sklavinnen und Beyſchläferinnen ſo ſtreng gehalten, und ſo beſtändig in's Haus geſprochen ſind, daß man ſie nirgends anders, als bey ihrer eigenen Familie ſieht, und wenn ſie eine Reiſe machen, ſo werden ſie in ein Fuhrwerk geſetzt, welches von allen Seiten feſt zugeſchloſſen iſt; in ſolch ein Reiſefuhrwerk ſetzten ſie Themiſtokles, und ſagten denen, welchen ſie begegneten oder welche ſie unterwegs ſprachen, ſie führten ein junges griechiſches Frauenzimmer aus Jonien einem Edelmann am Hofe zu.“

Dieſer Vorfall fällt in das erſte Jahr von Artaxerxes, das heißt, ungefähr 462 Jahre vor der Geburt unſers Erlöſers; auch muß ferner bemerkt werden, daß es in Perſien ein Hauptverbrechen war, über die Straße zu gehen, wenn ein Fuhrwerk mit Frauenzimmern vorüber kam; aber die Griechen ſelbſt hatten ihre Orte zur Verwahrung der Frauenzimmer; welche mit dem Frauenquartier in den ſyriſchen Serails nahe übereinzukommen ſcheinen; die Frauenzimmer lebten darin eingeſchloſſen unter großem Zwang; ſie wurden zuweilen von Verſchnittenen bedient, und kamen nie ohne einen Schleier oder einige alte weibliche Dienſtboten in ihrer Begleitung heraus. Die römiſche Sitten waren in dieſer Hinſicht ſehr unterſchieden; es iſt aber nicht wahrſcheinlich, daß ihre Eroberungen in Syrien in der Wirthſchaft des griechiſchen Harems viele Aenderung veranlaßten.

Frauen von Stande in Syrien gehen immer mit einem zahlreichen Gefolge aus; niemahls ſieht man ein beſcheidenes Frauenzimmer ohne Magd oder Geſellſchaft auf der Straße, etwa ältliche Frauen von geringerem Stande ausgenommen. Von der Bedienung der Vornehmern iſt eine im Durchſchnitt eine Beduinenfrau, welche zum Harem gehört, und ſich trotz ihrem Schleier, den die Frauenzimmer ſelbſt gewöhnlich tragen, nicht zu, ſie vor ihren Bekannten zu verbergen, und wenn ſie den ſchwarzen Flor über das Geſicht werfen, welcher ſie in der That mehr unkenntlich macht, ſo verrathen die Sklavinnen in ihrem Gefolge, die oft gebraucht werden, Bothſchaften zu beſtellen, oder in die Baſars zu gehen, da ſie den Krämern daſelbſt bekannt ſind, das Harem, zu welchem ſie gehören.

öffent-

Dieſe Umſtände, ſo wie der Mangel an ſchicklichen Orten zu Zuſammenkünſten, kann man als weſentliche Hinderniſſe laſterhafter Ränke anſehen, welche durch mancherley Dinge ſo leicht entdeckt werden könnten; da man überdies ſelten von ſolchen Ränken hört, ſo läßt ſich mit Grund ſchließen, daß ſie nicht oft vorkommen; ich erinnere mich in der Zeit von zwanzig Jahren kaum eines öffentlichen Beyſpiels von Ehebruch zu Aleppo, und in der geheimern Geſchichte ſolcher anſtößigen Begebenheiten, fielen diejenigen, von welchen ich hörte, unter dem niedrigern Stande vor, und beliefen ſich kaum über ein Dutzend. Was den unerlaubten Zutritt Fremder zu den großen Harems betrifft, ſo ſcheint er unmöglich zu ſeyn, wenn man erwägt, wie vielen Leuten das Geheimniß anvertraut werden muß; auch unterſcheidet ſich vermuthlich Aleppo in dieſer Hinſicht nicht ſehr von andern türkiſchen Städten, ob es gleich vielleicht in der Hauptſtadt einen dritten Ort geben mag, der zur Beſtellung bequemer iſt, als in den Provinzen. Was die Franken angeht, ſo iſt das Unternehmen nicht nur für jeden Einzelnen mit ſolcher Gefahr verknüpft, ſondern dürfte auch die ganze Niederlaſſung in ſeine Folgen ſo ernſthaft verwickeln, daß es entweder niemahlen verſucht, oder mit einer Heimlichkeit, welche in andern Sachen ohne Beyſpiel iſt, behandelt worden iſt; ich habe Grund zu glauben, daß ſich europäiſchen Reiſenden zuweilen eine griechiſche Luſtdirne für eine Sultaninn ausgegeben hat, und daß ſie, nachdem ſie darüber herzlich erſchrocken, dadurch ſich genöthigt ſahen, ſcharf zu bezahlen, um ein Geheimniß nicht auskommen zu laſſen, welches den Tag darauf der halben Schweſterſchaft in der Stadt bekannt war.

Aber es würde übereilt ſeyn, die Keuſchheit der Frauen bloß dieſem äußerlichen Zwange zuzuſchreiben. Wenn man aufrichtig ſeyn will, ſo muß man es angebohrner Beſcheidenheit, welche von ihrer erſten Dämmerung an mit mütterlicher Sorgfalt gehegt, und in reiferen Jahren gegen die Anſteckung hinterliſtiger Liebe geſchützt wird, zum Theil beymeſſen, daß das andere Geſchlecht vor Unordnungen ſicher iſt, welche der Himmelsſtrich ſowohl als die natürliche Beſchaffenheit begünſtigen dürfte, und da Geſchicklichkeit in den Künſten der Verführung oder Beſtimmung für erlaubte Liebſchaften zu dem Charakter eines guten Türken von Stande weder erforderlich noch erläßlich erachtet werden, ſo dürfte vielleicht aus dieſem Grunde die Beſchirmung, da ſie wenigere Hinderniſſe zu überſteigen hat, ihren Zweck nicht ſo leicht verfehlen, als in einigen andern Ländern.

Die Frauen und Beyſchläferinnen von Verwandten, welche vertraulich zuſammen leben, halten die Bande der Blutsfreundſchaft von einem laſterhaften Umgange ab, der für anſtößig, wo nicht gar für Blutſchande gehalten werden würde, und heimliche Liebſchaften zwiſchen Bedienten und Mägden ſind, es mag nun von einer Urſache kommen, von welcher es will, in der That nicht ſo häufig, als man erwarten ſollte; es iſt wahrlich kaum möglich, daß im Harem eine Liebesgeſchichte lange verborgen bleiben ſollte, und die Mütter ſorgen gewöhnlich dafür, die Heirath ihrer Söhne zu beſchleunigen, ehe die Leidenſchaften für die Aufſicht des älterlichen Anſehens zu mächtig werden.

Mir haben türkiſche Frauen geſagt, daß eine Hauptabſicht, warum ſie zu Dienſtboten die Sklavinnen den freyen Mädchen vorziehen, dieſe ſey, ſolche Streiche im Hauſe zu verhüten; wird ein freyes Mädchen verführt, ſo nützen ihre Verwandte den Vorfall, die Familie zu brandſchatzen, indem ſie mit einer öffentlichen Klage drohen, welche nicht nur Koſten verurſacht, ſondern auch, was die Frauen mehr kränkt, die Ehre des Harems auf's Spiel ſetzt. Die Mädchen locken zuweilen ſchlauer Weiſe dazu an, nicht bloß in der Hoffnung einiger Schadloshaltung an Geld, ſondern vielleicht auch in der Hoffnung einen Mann zu bekommen; dies letztere iſt keine ungewöhnliche Art, die Sache beyzulegen, da es nicht ſchwer hält, einen zu finden, der bereitwillig iſt, für Geld das Mädchen zu nehmen, aber auch dafür ſorgt, als Heirathsgut die Macht zu behalten, ſo oft, als er in Noth kommt, die Familie zu quälen. Zuweilen werden Familien in dem Verlauf mehrerer Jahre mit ſolchen Leiden heimgeſucht, und das ſogar, wo die Klage grundlos iſt. Ich habe zufälliger Weiſe Gelegenheit gehabt, ſolche Händel bey dem Mahkamy unterſuchen zu hören, ich glaube aber, daß ſie nicht gemein ſind; denn im Durchſchnitte unterwirft ſich die Frau des Harems, um öffentliches Aergerniß zu verhüten, lieber ſolchen geheimen Erpreſſungen. Die Sklavinnen hingegen können, da ſie keine Verwandte haben, die ſie unterſtützen, von ſolchen verbotenen Liebesſtreichen wenig ähnliche Vortheile ziehen.

Jünglinge von Stande haben außer dem Umkreiſe des Harems wenige oder keine Gelegenheit, unerlaubter Luſt nachzuhängen; denn ſie erhalten nicht nur niemahlen Erlaubniß ohne Begleitung auszugehen, ſondern es giebt auch keine beſondere Verſammlungen, wo beyde Geſchlechter mit einander zuſammen kommen können. Die gemeine Huren (welche ſich hauptſächlich an die Soldaten hängen) ſind vom niedrigſten Stande, und wohnen an ſolchen dunkeln Orten in der Stadt, daß niemand von Stande irgend einen anſtändigen Vorwand haben kann, ihnen nahe zu kommen. Dieſe Huren haben ihre Freyheit von des Baſcha's Tuſingky Baſchis, den ſie für ſeinen Schutz bezahlen. Einige ſind von Aleppo gebürtig, aber viele kommen aus andern Orten; ſie zeigen ſich auf den Straßen und an den äußern Grenzen der Stadt, mit Prunk gekleidet; ihr Schleier fliegt los auf dem Geſichte, ihre Wangen ſind gemahlt, Blumenſträuße ſtecken prächtig an ihren Schläfen, und ihr Buſen iſt entblößt; ihr Gang iſt männlich und voll Ziererey, und ſie ſind im höchſten Grade unverſchämt und frech; es mag vielleicht einige wenige Luſtdirnen von etwas höherem Stande geben, welche ihre Beſuche in anſtändigere Wohnungen unterhalten; aber die Gefahr, welche Leute von einigem Vermögen laufen, daß man ſie, wenn ſie ertappt werden, zwingt, ſich willkürlichen Erpreſſungen zu unterwerfen, oder öffentlich lächerlich macht, ſchränkt dieſe Unſittlichkeit auf die geringere Oſmanli und die Janitſcharen ein.

Die Frauen im Harem ſind entweder frey gebohrne und aus der Türkey gebürtig, oder Sklavinnen, die urſprünglich Chriſtinnen ſind, und aus Georgien kamen; die Anzahl der letztern iſt zu Aleppo nach Vergleichung gering.

Die türkiſchen Mädchen vom Stande werden ſorgfältig erzogen, und, ſie mögen einen Namen haben, welchen ſie wollen, zum Stillſchweigen und zu einem beſcheidenen und zurückhaltenden Betragen, wenn jemand vom andern Geſchlechte zugegen iſt, angehalten. Von Kindheit an führt man ſie ſelten aus dem Hauſe, ohne ihnen ein Tuch von Gaus über dem Kopf zu werfen, und vom ſechſten oder ſiebenten Jahre an tragen ſie den Schleier. Wenn ſie ungefähr ſieben Jahre alt ſind, ſchickt man ſie in die Schule, um nähen und ſticken zu lernen; aber ihre Stickerey erreicht die Arbeit der Frauenzimmer zu Konſtantinopel bey weitem nicht; die

Schnupftücher der Männer werden mit Seide von verſchiedener Farbe ſowohl, als mit Gold und Silber geſtickt; gewöhnlich ſind es, ſo wie dergleichen Uhrgehänſe, Geldbeutel und Tabacksbeutel, Geſchenke, welche die Frauen machen; einige Mädchen lernen, wie oben erzählt iſt, arabiſch leſen und ſchreiben; aber alle werden in ihren Gebeten, ihren Pflichten gegen ihre Aeltern, und in dem äußern Anſtand ihres Betragens unterrichtet. Leute von Stande ſchicken ihre Kinder nach dem neunten Jahre ſelten in die öffentliche Schule, ſondern nehmen entweder ſonderliche Lehrer an, die in das Harem kommen, oder tauſchen ihre Kinder zu wechſelſeitiger Aufſicht gegen einander um; auf dieſe letzte Weiſe wird der Muthwille, der ſo oft eine Folge der Nachſicht im älterlichen Hauſe iſt, einigermaßen gebeſſert; denn die freywillige Vormünderinn, hält ſtreng auf ihr Anſehen, und läßt die junge Pflegetochter nicht aus dem Auge, ſondern ſie in dem Zimmer, wo ſie mit ihren Sklavinnen an der Arbeit iſt, ſich aufhalten, und, wenn ſie ausgeht, unter der Aufſicht von jemand, der von ihrer Aufführung Bericht abſtatten muß; in Gegenwart dieſer Mädchen beobachtet man im Umgang eine löbliche Beſcheidenheit, und giebt ihnen bey Gelegenheit mittelbar manche gute Lehre, indem man den Sklavinnen, ſo daß ſie es hören können, Verweiſe ertheilt. Wirklich ſcheint das Ganze ihrer Erziehung nicht ſowohl in einer ordentlichen Reihe von Vorſchriften zu beſtehen, als darin, daß man ihnen geſchickt Beyſpiele aus dem häuslichen Leben vor Augen bringt, aus welchen ſie Maaßregeln für ihr eigenes Betragen ziehen können, und welche vielleicht eben deswegen, weil ſie der Erfolg ihres eigenen Nachdenkens zu ſeyn ſcheinen, einen bleibenden Einfluß haben.

Die frühe Trennung der Knaben und Mädchen (denn ſie werden in verſchiedene Leſeſchulen geſchickt) veranlaßt bald jedes Geſchlecht, für ſich ſeinen eigenen Luſtbarkeiten nachzugeben, und bereitet ſie nach und nach zu dem getrennten Zuſtande ihres künftigen Lebens vor; die Knaben werden darüber ungeduldig, daß ſie in das Harem eingeſchloſſen ſeyn ſollen, und bringen ihre Zeit lieber unter den Kammerdienern und den Pferden zu; ſie nehmen eine ernſthafte geſetzte Miene an, und ahmen diejenigen, von welchen ſie gewahr werden, daß ſie unter den Männern in Achtung ſtehen, in ihren Sitten nach. Das Mädchen bildet ſich von ihrer eigenen Würde andere Begriffe, wird auf die Spitzfindigkeiten ihres Geſchlechts aufmerkſam, iſt hochmüthig in ihren Schleier verliebt, und beſtrebt ſich, den Gang, den Ton der Stimme, und die beſondere Redensarten derjenigen Frauenzimmer nachzuahmen, welche ſie vorzüglich rühmen gehört hat.

„Den Knaben iſt, nach H. d'Arvieux, nach ihrem ſiebenten Jahre nicht erlaubt, in die Zimmer des andern Geſchlechts zu kommen; ſo groß iſt die Eiferſucht der Männer.“ Andere haben eben daſſelbe geſagt; allein wenn der Umſtand zu der Zeit wahr war, als er ſchrieb, ſo iſt er es gegenwärtig zu Aleppo nicht, die Knaben können bis zum ſechzehnten oder ſiebenzehnten Jahre im Harem frey aus- und eingehen; in das Bad gehen ſie freylich, nachdem ſie das ſechſte Jahr zurückgelegt haben, nicht mit den Frauenzimmern.

Die Frauenzimmer ſind für ihre Perſon mehr einnehmend, als ſchön; es iſt ſchon zuvor bemerkt worden, daß ſie in ihrer Kindheit niedlich waren, ſich aber, ſo wie ſie aufwachſen, nicht zu ihrem Vortheil, verändern; doch behalten ſie das ſchöne feurige Auge für immer, und viele zwar nicht ihre Farbe, aber ihre angenehme Geſichtszüge bis zu Ende; ſie tragen keine Schnürbruſt, und bekümmern ſich wenig darum, ihren guten Wuchs zu erhalten. Im Durchſchnitte ſind ſie klein, und diejenigen, welche ſchlank ſind, krümmen ſich größtentheils. Frauenzimmer von Stande nehmen einen ſtolzen Gang an, der aber keinen Reitz hat, und tragen ihren Leib nicht mit der Ungezwungenheit und dem Anſtande, an welche ſich ein europäiſches Auge gewöhnt hat; die Kleidung, in welcher ſie außer dem Hauſe erſcheinen, iſt nicht darauf berechnet, ſie herauszuſetzen; der Schleier zeigt ihre Geſtalt zu ihrem Nachtheil, die Beine werden ungeſchickter Weiſe durch die Stiefel verdeckt, und ſelbſt ohne ſie iſt ihre Bewegung nicht ſo angenehm ungezwungen, wie das Spiel ihrer Arme; darin mag der Grund liegen, warum ſie ſich am meiſten zu ihrem Vortheil zeigen, wenn ſie auf dem Diwan ſitzen.

Die vorübergehende Art, wie nur ein Fremder die türkiſche Frauenzimmer ſehen kann, macht es ſchwer, wo nicht unmöglich, entſcheidend von ihrer Schönheit zu ſprechen, in Vergleichung mit den Reitzen der Frauenzimmer aus andern Ländern, welche man mit mehr Vertraulichkeit ſehen kann. Ihre Kleidung und ihr Schleier, ſo nachtheilig ſie auch ihrer ganzen Geſtalt ſind, mögen vielleicht (insbeſondere der letztere) ihren Blicken vortheilhaft ſeyn. Ich habe Gelegenheit gehabt, viele von ihnen zu ſehen, und hielt ſie im Durchſchnitte für ſchöner, als die chriſtliche und jüdiſche Frauenzimmer; aber ich hatte bisweilen Luſt zu zweifeln, ob dieſe Meynung nicht gewiſſermaßen daher komme, daß ich ſie mit einiger Partheilichkeit betrachtete, oder daß ſie ſich auf eine Weiſe zeigten, die ihre Schönheit erhöhte; gewiß iſt es, daß manche, deren Geſicht unter einen loſen Schleier mir außerordentlich ſchön vorkam, beträchtlich verloren, wenn ſie es mehr entblößten.

Wenn

und war alſo wieder unglücklich. Hofnung, leidige, ungegründete Hofnung, war noch mein einiger Troſt; (ſeufzend) Hier aber, gnädigſte Frau, verloſch mir auch jeder Funken von Hofnung, und ich ſah' kein ander Mittel zur Rettung als — mich zu entdecken.

v. Sternheim. Sie haben ſich alſo ſelbſt entdeckt?

Sophie. Ja, gnädigſte Frau! Ihrer Lina — dieſen Morgen —

v. Sternheim. Lina ſagte mir aber —

Sophie. Bei Gott, gnädigſte Frau, niemand war vermögend, mich zu verrathen, als ich ſelbſt. Ew. Gnaden können denken, daß ich jederzeit die größte Vorſicht brauchte, meinen Stand geheim zu halten: durch immerwährende Aufmerkſamkeit iſt mir's gelungen; dieſen Morgen erſt entdeckt ich mich Ihrer Lina, zwar unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit, doch nur in der Abſicht, daß ſie ihr Verſprechen nicht erfüllen —

v. Sternheim. Genug, meine Beſte! Mich dünkt, ich höre den Rittmeiſter kommen! Lina ſoll Sie ſogleich Ihrem Stande gemäß ankleiden: für das übrige laſſen Sie mich ſorgen; wenn es Zeit iſt, werd ich Sie ſchon holen. (beide ab)

Vierzehnter Auftritt.

Wibach, hernach Frau v. Sternheim.

Wibach. (im Hereintreten ſieht ſich um)

Frau von Sternheim nicht hier? — Ich glaube, ſie ſprechen zu hören — vermuthlich noch mit der Tollette beſchäftigt: ich muß hier warten. (ſetzt ſich nachdenkend)

v. Sternheim. Guten Morgen, Herr Rittmeiſter!

Wenn die Sklavinnen ſehr jung gekauft werden, was ſich ſelten zuträgt, ſo werden ſie beynahe eben ſo erzogen, wie die Töchter des Hauſes; haben ſie aber ein Alter von funfzehen Jahren oder darüber erreicht, ſo glaubt man, ſie ſeyen ſchon zu weit, um ordentlich in die Schule zu gehen, und nun haben ſie ihre künftige Verbeſſerung zufälligen Veranlaſſungen zu verdanken, und ſind deswegen ſelten ſo ausgebildet, als türkiſche Mädchen vom Stande. Dieſes iſt inzwiſchen nur von ſolchen zu verſtehen, wie ſie zum Verkaufe nach Aleppo gebracht werden; denn viele von denen, welche jung nach Konſtantinopel kommen, werden von dem Kaufmann ſorgfältig verwahrt, bis ſie es ſo weit gebracht haben, daß er mit dem Preiſe aufſchlagen kann; man giebt ihnen Unterricht in der Muſik, im Tanzen, in der Kleidung, und in allen Künſten, die ſie anziehend machen; auch haben ſie im Durchſchnitte den Vortheil perſönlicher Reitze für ſich. Solche vornehm erzogene Frauenzimmer kommen zu Aleppo ſehr ſelten vor; ihr ausnehmend hoher Preis iſt ein Grund; man denkt aber auch, ſie möchten durch ihr Beyſpiel die minder verfeinerte Sitten des ſyriſchen Harems verderben. Ich kannte ein Beyſpiel eines Baſcha, der ſich mit ſehr beträchtlichen Unkoſten zwey ſolche Frauenzimmer von Konſtantinopel kommen ließ; er entließ ſie aber, ehe noch ein Vierteljahr vorüber war, und erklärte, ſie hätten binnen dieſer Zeit der Hälfte der Frauenzimmer ſeines Harems den Kopf verdreht, und glaubte, ſie würden, wenn er ſie noch zween Monathe lang behalten hätte, nicht nur in ſeinen Kleidern ihn zu Grunde gerichtet, ſondern auch ſeine Töchter in Tänzerinnen umgeſchaffen haben.

Die Sklavinnen von einem gewiſſen Alter werden entweder bloß als Dienſtboten oder als künftige Beyſchläferinnen gekauft; unter den erſtern giebt es viele, die, auch wegen ihrer Treue, trefflich anſchlagen; ſie haben keine Verwandte, noch andere Verbindungen, welche ſie aus dem Hauſe locken, und bekommen daher eine aufrichtige Anhänglichkeit an die Familie, in welche ſie der Zufall geführt hat. Obgleich ſolche Sklavinnen in der Gewalt ihres Herrn ſind, ſo ſchützen ſie doch feſtgeſetzte Gewohnheit ſowohl als andere Betrachtungen großentheils gegen Gewaltthätigkeit; werden ſie ja allenfalls ſchwanger, ſo hören ſie zwar nicht auf, Sklavinnen zu ſeyn, aber ihr Herr hat nicht mehr das Recht, ſie zu verkaufen, und ihre Kinder haben mit ſeinen rechtmäßigen Kindern beynahe das gleiche Erbrecht. Gehört die Sklavinn einem von den Frauenzimmern des Harems zu, ſie mag nun gekauft, oder ein Geſchenk ſeyn, ſo achtet man ſie im äußern Betragen eben ſo wie eine Tochter vom Hauſe, und ein Schimpf, den man ihr anthut, würde als eine große Beſchimpfung ihrer Frau angeſehen werden.

Die Sklavinnen, welche zu Beyſchläferinnen beſtimmt ſind, empfehlen ſich mehr durch ihre Schönheit und perſönliche Reitze, als durch ihre häusliche Tugenden, und ihr künftiges Glück hängt von mancherley Zufällen ab. Kommen ſie in das Harem eines jungen Wollüſtlings, ſo findet ſich die neue Geliebte, nachdem ſie in einem reitzenden Traume von beneideten Vorzügen triumphirt hat, bald in eben demſelben Zuſtande, wie die hintangeſetzten Sklavinnen, welche ſie geſtürzt hat, und muß ſich, wenn ſie nicht in die Wochen kommt, noch zuweilen dem demüthigenden Geſchäfte unterziehen, glücklichere Nebenbuhlerinnen zu bedienen, oder, wenn es ihrem Herrn beliebt, ihr Glück in einem andern Hauſe zu verſuchen. Wenn die junge Sklavinn einem Junggeſellen, oder einem Manne von guten Jahren, welcher, da er nie Kinder gehabt hat, von ſeiner Frau die Einwilligung bekommt, eine Beyſchläferinn zu halten, zu Theil wird, ſo wird ſie nicht nur wohl aufgenommen, ſondern verſchafft ſich auch nicht ſelten für ihr ganzes Leben eine glückliche Lage; aber zu oft iſt es das Loos dieſer verwaiſten Schönheiten, ein hülfloſes Schlachtopfer reicher, eigenſinniger, unvermögender Alten zu werden; ſie ſind verurtheilt, ungeſehen zu blühen, und ihre beſte Jahre in geſchmackloſer Ueppigkeit durchzubringen. Der Tod ihrer Herrn erlöſt ſie am Ende von der Sklaverey; allein da der Antheil von Glücksgütern, der ihnen zufällt, nicht im Stande iſt, ſie ſo zu unterhalten, wie ſie bisher gewohnt waren, ſo finden ſie ſich genöthigt, ihre übrige Tage in ſparſamer Einſamkeit zuzubringen, oder laden ſich, wenn ſie ſich in einen niedrigen Stand zu verheirathen ſuchen, Pflichten auf, für welche ſie ihre ehemahlige müßige Lebensart ſehr wenig geſchickt gemacht hat.

Die Mädchen, welche den Frauen zugehören, und jung angekauft wurden, werden mit Sorgfalt erzogen, und zuweilen auf eine rühmliche Weiſe im Harem angeſtellt, oder vielleicht mit Einwilligung ihrer Frau an einen Dienſtboten außerhalb des Hauſes verheirathet; ſie erhalten ihre Freyheit, und bleiben brauchbare Freundinnen des Hauſes. Aber ein großer Theil dieſer Sklavinnen bleibt für immer unverheirathet; ſie folgen dem Schickſale ihrer Frau, und ob ſie gleich im Durchſchnitte bey ihrem Tode frey werden, ſo behalten ſie doch eine dankbare Anhänglichkeit an ihre Kinder.

Wenn jemand ſtirbt, ſo fallen ſeine Sklavinnen (diejenigen ausgenommen, welche Kinder gebohren haben) als Eigenthum ſeiner Erben zu; es giebt inzwiſchen gewiſſe Grade der Blutsfreundſchaft, welche ſie vom Bette des Nachfolgers ausſchließen. Die Großen überlaſſen zuweilen Sklavinnen, welche keine Kinder gehabt haben, als Zeichen der Achtung ihren liebſten Anhängern, doch gewöhnlich mit jener Einwilligung, die denn mit ihrer Freyheit ein Heirathsgut bekommen; auf der andern Seite bringen ihnen zuweilen reiche Kaufleute, oder andere, welche nöthig haben, für ihre Angelegenheiten am Hofe zu ſorgen, eine Sklavinn, die noch Jungfer iſt; und haben ſolche Frauenzimmer das Glück, die Lieblinge zu werden, ſo geben ſie oft in den Dienſten, welche ſie der Familie ihres erſten Herrn leiſten, Beweiſe ihrer Dankbarkeit.

Die großen Herren machen einander auch mit Sklavinnen Geſchenke; aber die Gewohnheit iſt nicht ſo gemein, und wird mehr für gefährlich gehalten; man hat ſie zu der ſchändlichſten Politik gemißbraucht, um dadurch Mord und Todſchlag in die heiligſte Einſamkeit häuslicher Sicherheit zu bringen, und die lieblichſten Geſtalten weiblicher Schönheit ſind zuweilen, doch vielleicht oft ohne Grund, in den Verdacht gerathen, daß ſie das grauſame Werkzeug der ſchwärzeſten Verrätherey waren.

Von einem Baſcha, den ich Gelegenheit hatte, im Jahr 1762 zu Aleppo kennen zu lernen, und der wenige Monate darauf als Baſcha zu Kairo ſtarb, hatte man eine ſtarke Vermuthung, es habe ihn eine ſchöne Sklavinn vergiftet, in welche er außerordentlich verliebt war, und welche ihm der Großvezier, nachdem er Konſtantinopel verließ, zugeſtellt hatte. Ich hatte nachher Gelegenheit, mich mit mehreren ſeiner Hausbedienten zu beſprechen, und fand mich durch die Umſtände bewogen zu glauben (was ſie nicht thaten), daß ſein Tod, wenn er gleich plötzlich eintrat, bloß zufällig war; er hatte mich wegen Schwindel, dem er mehrere Jahre hindurch ausgeſetzt war, ehe er nach Kairo gieng, um Rath gefragt; es war ein junger vollblütiger Mann, mit kurzem Halſe, unmäßig in ſeinem Vergnügen, und, da er ſeine Mutter im Schlagfluß verloren hatte, ſehr beſorgt, er möchte auch an dieſer Krankheit ſterben; ein Anfall davon traf ihn unglücklicherweiſe, da niemand, als dieſe Sklavinn bey ihm war.

Unter Leuten von Stande ſo wie unter reichen Kaufleuten giebt es viele, welche lieber eine Sklavinn heirathen, als eine freye Frau, und lieber alle Geldvortheile und andere Vortheile der Verbindung in den Wind ſchlagen, als ſich den Bedingungen unterwerfen, unter welchen man ſolche Frauen erlangt. Eine Frau von vornehmer Geburt, welche ſich der Wichtigkeit ihrer Familie bewußt iſt, iſt nur zu leicht ſtolz und muthwillig, und ihre Verwandte machen es zuweilen zu einem Stück des Heirathsvertrags, daß der Mann keine andere zu ſich zu Bett nehmen darf. Wie dem auch ſey, die Beſorgniß einer Rache von Seiten der Familie legt ihm einen Zwang auf, von welchem er bey einer andern nichts erfährt, deren eigener Vortheil es iſt, ſich ängſtlich um die Zuneigung eines Mannes zu bewerben, von welchem ſie allein abhängt, und welcher es in ſeiner Gewalt hat, ſie willkürlich zu verlaſſen. Dieſer Geiſt der Freyheit oder vielmehr der Frechheit ſoll gegenwärtig allgemeiner ſeyn, als vormahls, da es ſchwerer geworden iſt, ihn zu befriedigen; indem die Anzahl der georgiſchen Sklaven, welche in die Provinzen kommen, abnimmt. Zugleich muß ich bemerken, daß, da die Einſchränkung auf eine Frau nur Gegenſtand eines beſondern Vertrags, nicht Glaubensgeſetz iſt, dieſer

Theil des Vertrags oft gebrochen, und folglich Anlaß zu manchem häuslichem Verdruſſe wird.

Man könnte vermuthen, daß, wo Liekoſungen nicht Statt finden können, als nach dem Beſitze, oder wenigſtens bis der Gegenſtand in der Gewalt des Liebhabers iſt, auch keine Zärtlichkeit der Empfindung Statt finden kann;; und daß, indem der Mann, bloß durch grobe Leidenſchaften geleitet, die Künſte einer verfeinerten Aeußerung derſelbigen vernachläſſigt, die Frau mit ſorgloſer Gleichgültigkeit die Treuloſigkeit anſehen würde, welche die Gewohnheit entſchuldigt, und welche ſie weder verhüten, noch ſich dafür rächen kann. Die Vermuthung mag vielleicht im Durchſchnitt in Abſicht auf die Theorie der Liebe in der Türkey richtig ſeyn. Die Männer behaupten Höflichkeit gegen das andere Geſchlecht als nichtswürdig zu verachten; auch iſt die Einbildung beyder Geſchlechter durch die Erdichtungen von Romanen noch nicht verkehrt. Nichtsdeſtoweniger beſtärkte mich der Verlauf einer genauern Bekanntſchaft mit einzelnen Leuten in dem Glauben, daß die Natur ſelbſt eine nahmenloſe Verfeinerung der Leidenſchaft gebietet, welche ſie oft unruhig oder mißvergnügt macht, und zeigt, daß ihnen zur Vollkommenheit ihrer Ueppigkeit etwas mehr fehlt, als die bloße Gewalt über eine leidende Schönheit.

Auf der andern Seite läßt ſie, wenn ſchon der Abfall ihres Mannes der Frau nicht gerade zur Unehre gereicht, eine gewiſſe Empfindlichkeit, das Unrecht, das ihr dadurch ohne ihre Veranlaſſung widerfährt, oft hart genug fühlen, und ſie beklagt insgeheim eine Vernachläſſigung, die, wenn ſie auch die Mode in Schutz nimmt, die Gefühle des menſchlichen Herzens nicht unterdrücken kann. Die ungewöhnliche Aufmerkſamkeit auf die

Kleidung, und die verbeſſerte Ausbildung der Sitten, welche man bey vielen jungen Türken bald nach der Hochzeit gewahr wird, ſpricht ſtillſchweigend für die größere Achtung des andern Geſchlechts, als die gerühmten Grundſätze des männlichen zuzulaſſen ſcheinen ſollten, da zu gleicher Zeit die verwelkten Wangen einer vergeſſenen Schönheit mit einem großen Gefolge langwieriger Kränkungen, die ſie zur Schwermuth geneigt machen, nur zu häufig vorkommende Beweiſe der weiblichen Empfindlichkeit ſind, welche den Geiſt langſam verzehrt, und die Blüthe der Jugend dem Krebſe eines verborgenen Grams Preis giebt.

Die ſo eben angeführten Beyſpiele ſind zwar nicht ungewöhnlich, können aber doch als Ausnahmen von dem gewöhnlichen Einfluſſe der Gewohnheit angeſehen werden, nach welchem ſich das andere Geſchlecht geduldig in die Unbeſtändigkeit der Männer ergiebt, oder ſie höchſtens vorübergehende Anfälle von Rache fühlen läßt. Die Sklavinnen, die ſich nach andern eingedrängt haben, haben wenig Recht, über die getheilte Zueignung des Mannes zu murren, und ſcheinen damit zufrieden zu ſeyn, daß ſie ſie mit den übrigen gemeinſchaftlich theilen. Die Frauen finden ihren Vortheil dabey, zu ſchweigen, und halten es, wenn ſie nicht ihrer geſetzmäßigen Anſprüche an den Mann beraubt werden, für klüger, es dabey bewenden zu laſſen, als Vorſtellungen dagegen zu machen; es iſt ein Glück für beyde, wenn ſie allenfalls Kinder haben, um die Aufmerkſamkeit der Mutter ins Spiel zu ziehen, ſie überträgt ihre Liebe und ängſtliche Zärtlichkeit auf ſie, und giebt ſich um ihrentwillen gefliſſentlich Mühe, den Vater bey gutem Willen zu erhalten, wenn ſie auch nicht hoffen darf, daß er ihre Liebe erwiedert.

Einige Zeit nach der Hochzeit iſt der junge Hausherr bloß auf ſeine Frau eingeſchränkt; erſt, wenn er weiter gekommen iſt, oder in den Beſitz des väterlichen Vermögens geſetzt wird, nimmt er ſich das Recht der Vielweiberey heraus. Ein herrſchender Gedanke, daß nur Mannigfaltigkeit Vergnügen gewährte, hindert ihn natürlich, daß er ſich viele Mühe giebt, einer Leidenſchaft nachzuhängen, die ihn ſo leicht an einen einzelnen Gegenſtand feſſeln könnte; es ereignet ſich inzwiſchen zuweilen, daß er unverſehens gefangen wird, und es iſt in großen Harems gar nicht ungewöhnlich, daß die Zuneigung eines Mannes ausſchließlich auf eine Frau fällt, und die Beſuche, welche er den andern zu machen, gewiſſermaßen verbunden iſt, ihn nur deſto feſter von dem Unterſchied zwiſchen bloßer Begierde und tiefgewurzelter Zuneigung überzeugen. Wir haben Männer ſelbſt Beyſpiele von ausſchweifender Leidenſchaft, wie ſie es nannten, erzählt, die ſie zu verſchiedenen Zeiten ihres Lebens erfahren haben, und die, wie ſie offenherzig bekannten, ſie gegen die Frau ſo närriſch unterwürfig machten, daß ſie ſich ihrer Schwachheit von Herzen ſchämten. Auch iſt es beſonders zu bemerken, wie wenig in einer Lage, wo Geld und andere Beweggründe keinen Einfluß haben können, Schönheit bey der Wahl des Mannes in Betrachtung kommt. Man hat oft bemerkt, daß Frauenzimmer, welche nur an wenige perſönliche Reitze Anſprüche machen, den anmuthigſten und reitzendſten Geſtalten vorgezogen werden, und die Beyſpiele von daurenden Verbindungen mit den einfachſten Frauen in Harem ſind zahlreich.

II.

Reiſe auf den Brocken. *)

Meine abermahlige Wallfahrt nach dem Gipfel des Rieſen unter den Harzbergen, iſt nun auch wieder vollendet. Diesmahl bin ich ungewöhnlich glücklich geweſen, und ich wünſche von ganzem Herzen allen künftigen Brockengäſten mein Schickſal. Beym Erſteigen des langen Herrn Philiſters — um mit Asmus zu reden — wehete ein kühles Lüftchen. Das Sprichwort; der Himmel giebt gelinden Wind, wenns Lamm geſchoren iſt — gieng alſo an mir in Erfüllung. Das war der erſte Glücksumſtand, den ich keineswegs undankbar verkenne; denn nun koſtete es mich wenigſtens nicht gar zu viel Schweißtropfen und ſaure Fußtritte, den wolkigten Brockengipfel zu erklimmen. Ja, zu erklimmen im eigentlichſten Sinne; denn der Weg da hinauf, von dem Dorfe Schierke aus, den ich diesmahl nahm, iſt überaus höckerigt, und mit unter ziemlich ſteil. Nur gut, daß man in Schierke ſchon die Hälfte der ganzen Berghöhe unter ſich hat! — Von da aus anders als zu Fuße zu reiſen, daran iſt kaum zu denken; denn man win-

---

*) Reiſen durch den Harz und die heſſiſchen Lande. Braunſchweig, 1797. 8. (von H. Wagener).

windet ſich zwiſchen zahlloſes umhergeſtreuten Granitmaſſen dahin. Nicht zehn Schritte kann man auf dem ungebahnteſten aller Fußſteige ſeinem Führer folgen, ohne auf ein neues Felſenſtück zu ſtoßen. Oft muß man gerade darüber hinklettern; noch öfter daſſelbe in mühſamen Krümmungen umgehen, und zwiſchen wild verwachſenen Klippen die ſogenannte Bahn nur ahnden. Wo auch nur eine Hand voll Dammerde zwiſchen dem höckerigten und ſteinigten Boden ſich ſammeln und feſtſetzen konnte, da pflanzte Mutter Natur in ihrer ungeſtörten Ruhe eine Fichte, oder des etwas und erſchwerte dem Wanderer jeden Fußtritt durch Rankelgewächſe und verworrene Geſträuche.

Der Weg zur Brockenhöhe führt von allen Seiten durch hohe Wälder, wie denn das überhaupt im Harze der Fall faſt allenthalben iſt. Da wir uns aber dem Ziele näherten, und das Wirthshaus auf der Heinrichshöhe bald erreicht hatten, ſchien die Fruchtbarkeit den Boden allmählig zu verlaſſen. Das hohe Holz, welches da immer niedriger und ſeltener wird, geht zuletzt ganz aus; und nirgends ſieht man noch eine ſchlanke Tanne. Alles, was man von Holzarten hier und da noch antrifft, ſind kränkelnde, krüpplicht gewachſene Fichten oder Kienen, die aufs höchſte halbe Mannshöhe erreichen. Dies gilt von der ganzen beträchtlichen Fläche des Brockengipfels.

Dieſe Unfruchtbarkeit rührt indeſſen einzig von der Witterung her. Sie iſt das ganze Jahr hindurch empfindlich, und tödtet entweder, oder verkrüppelt doch den jungen Baumaufſchlag. Der Schnee verläßt dieſe erhabene Gegend nur in den wärmſten Sommermonaten. In einem, der Brockenſpitze mitternächtlich gelegenen Thale ſchmilzt er ſelbſt in den Hundstagen nicht völlig.

Wibach. (ſpringt auf) Ew. Gnaden verzeihen, wenn ich heute ſo früh beſchwerlich falle —

v. Sternheim. Beſſer zu früh als zu ſpät, Herr Rittmeiſter! Um deſto lieber iſt mir's, da ich Sie nothwendig wegen einer Sache zu ſprechen habe.

v. Wibach. Ich verſteh', gnädige Frau: meine Schuldigkeit wäre geweſen, ſogleich ſchriftlich zu antworten —

v. Sternheim. Nicht doch! das kann mündlich viel beſſer geſchehn. Eh' wir aber zu dieſer Sache ſchreiten, dürft' ich fragen: wie Sie mit Ihrem Kammerdiener zufrieden ſind?

v. Wibach. Vollkommen, gnädigſte Frau! Im Kriege hat ein Diener am erſten Gelegenheit, Treu' und Liebe für ſeinen Herren zu zeigen, und da gab er mir jederzeit die deutlichſten Beweiſe, die Gefahr mochte auch noch ſo groß ſeyn, er verließ mich keinen Augenblick: eines Tages ſogar entriß er mich, — wo nicht dem Tode, doch wenigſtens der Gefangenſchaft. Mein Pferd wurde mir unterm Leibe todtgeſchoſſen; ſogleich war er da, und als es ſich eben traf, daß ich kein Handpferd hatte, ſprang er von dem ſeinigen; ich ſetzte mich drauf, und er blieb zu Fuß mitten im Gedränge: da wir das Glück hatten den Feind zu jagen, entkam er dann auch. Kurz, ich habe alle Urſache, mit ihm zufrieden zu ſeyn, und würde mich ſchwerlich entſchließen können, ihn jemals von mir zu laſſen.

v. Sternheim. Doch werden Sie's müſſen Herr Rittmeiſter! Er hat gewiſſe Anſchläge gemacht, deren Ausführung ihm wohl nicht erlaubt, Kammerdiener bey Ihnen zu bleiben: er will heirathen.

v. Wibach. Nicht möglich! er ſagte mir ja noch kein Wort.

v. Sternheim. Vielleicht fürchtete er —

Am gemächlichſten und mit dem mehreſten Nutzen bereiſet man den Brocken daher in den Monaten Junius, Julius und Auguſt. Auch findet man nur im Sommer ſein Wirthshaus bewohnt; im Winter ſteht es leer und in Schnee gehüllt.

Unſtreitig liegt auch hier in der hier faſt ununterbrochen herrſchenden Herbſt- und Winterluft der Grund von folgender eigenen Naturerſcheinung. Die Brockentannen treiben auf ihrer Südoſtſeite geſunde, ſtarke Zweige, während daß ihre Nordweſtſeite, wegen der darauf ſtoßenden Winde, ſo kahl bleibet, daß ſie ihnen das Anſehen von Bäumen giebt, welche dicht an einem Gebäude ſtehen, und daher an dieſer Seite nicht Zweige treiben können. Auch hat man die unangenehme Erfahrung gemacht, daß auf den am höchſten gelegenen Holzrevieren, die ganz abgeholzt wurden, nachher kein Baum wieder aufkommt, weil der neuen Kultur aller Schutz genommen iſt.

Wir hatten unſern Weg von Schierke bis zum Wirthshauſe auf der Heinrichshöhe — neben welchem noch ein Jagdhaus für die Landesherrſchaft, den Grafen von Wernigerode, ſteht — in weniger als drey Stunden zurückgelegt. Von da bis zur höchſten Gegend des Brockens wird noch eine Viertelſtunde Weges gerechnet. Auf dem Wege von Ilſenburg bis dahin gebraucht der Fußgänger vier Stunden, obgleich die Entfernung eigentlich nur eine deutſche Meile beträgt. Auch von Elbingerode geht ein Weg hinauf. Der bequemſte von allen aber iſt der, von Wernigerode. Man gebraucht ſieben Stunden, um ihn aufwärts zurückzulegen. Dafür kann man ihn aber auch reiten und fahren.

Der Brocken hat zwey und funfzig Grade, eine Minute und ſiebenzehn Secunden zur Polhöhe. Die Höhe ſeines Aequators wird auf ſieben und dreißig Grade, acht und funfzig Minuten, und drey und vierzig Secunden beſtimmt. Seine ſenkrechte Höhe gegen die Lage von Jlſenburg beträgt nach angeſtellten trigonometriſchen Meſſungen, zwey hundert und fünf und dreißig Rhein. Ruthen, deren ein Tauſend neun hundert und fünf und ſiebenzig auf eine deutſche Meile gehen. Nimmt man hierzu die ſenkrechte Höhe vom platten Lande bis Jlſenburg, ſo möchte der ganze Brocken etwa eine ſechſtel Meile hoch ſeyn. — Nach Silberſchlags Berechnungen beträgt die Brockenhöhe über die Holzemme bey Wernigerode fünf hundert eilf und eine halbe, über der See aber fünfhundert, zwey und achtzig und zwey Drittel Toiſen, deren drey tauſend, ſieben hundert und ſechs und ſiebenzig auf eine deutſche Meile gerechnet werden. Man ſieht aus dieſen Vermeſſungen, daß der Brocken, bey aller ſeiner Beträchtlichkeit in Deutſchland, doch immer nur ein Zwerg iſt, gegen den höchſten Berg der Erde, den Chimboraſſo in Südamerika, deſſen ſenkrechte Erhabenheit über der Meeresfläche ein tauſend ſechs hundert und ſechs und ſechzig Rhein. Ruthen, mithin beynahe eine Meile, beträgt.

Die holzleere Brockengegend trägt in ihren Niederungen, wo das viele Schnee- und Regenwaſſer nicht ſo geſchwind abfließen oder einziehen kann, ein mit den Wurzeln verwachſenes langes Gras, welches über den quabbigen Boden eine elaſtiſche Rinde bildet. Ueber ſie hin ſind Laufbretter gelegt, die man, um die Brockenſpitze zu erreichen, nicht verfehlen darf, wenn man nicht knietief einſinken, und vielleicht ſtecken bleiben will. Dies iſt beſonders auf dem ſogenannten Brockenbette.

der Fall, wo die brettернen Torfhütten, zur Trocknung des in dieſer ſo beträchtlichen Höhe geſtochenen Torfes ſtehen. Auch iſt dieſer ſchwammigte Boden noch mit verſchiedenen Rankelgewächſen, namentlich von Grumsbeeren — deren wohlſchmeckende hellrothe Frucht viele medicinische Kräfte hat — wild belegt. Dadurch wird dem Fremden jede willkürliche Wahl ſeiner Wege vollends ſehr erſchwert. Ueberhaupt iſt ihm nicht zu rathen, ſich von ſeinen Reiſegefährten, oder gar von ſeinem Führer, beträchtlich zu entfernen. Oft treibt der Wind mit überraſchender Geſchwindigkeit, und ganz unvermuthet, Dünſte und Wolken daher, und man ſieht ſich urplötzlich in ihren kalten, undurchſichtigen Schleyer gehüllt. Oft erkennt und bemerkt man in einer ſolchen Wolke den kaum drey oder vier Schritte entfernten Gefährten nicht. Man thut wohl, wenn man nicht vom Flecke geht, bis das Dunſtgewölke vorübergezogen iſt, weil man ſonſt in Gefahr iſt, einander zu verlieren, und dann lange in der Irre umherzugehen. Auf das Zuſammenrufen darf man ſich da auch nicht verlaſſen; denn die Luft iſt in einer ſo beträchtlichen Höhe viel zu unelaſtiſch, und die Waſſertheile, womit ſie geſchwängert iſt, ſind viel zu dichte, als daß die durch das Rufen hervorgebrachten ſchwachen Schwingungen in einer ſolchen Luft auf einigermaßen entfernte Gehörsorgane einwirken ſollten.

Die Erhabenheit des **Brockens** über den ganzen Oberharz — die beſtändige Kühlung, welche den Niederſchlag befördert und das Ausdünſten hindert — die ſchwammigen Steinarten und die fetten Niederungen und Brücher, welche das Waſſer vom Regen, vom aufgethaueten Schnee und vom Nebel einſaugen — dies alles zuſammen verurſacht, daß hier eine Menge Quellen entſpringen, und folgenden, zum Theil ſehr waſſerreichen und reißenden, Bächen das Daſeyn geben: dem Haſelbache, dem Königsbache, der Ilſe, der Radau, der Ecker, der Oker, der Holzemme, der kalten Bode, und dem Mönchwaſſer.

Uebrigens verkündigt das Haupt des Brockens denen, welche ihm gegen Morgen wohnen, durch den Nebel, in welchen es ſich oft ganz einhüllet, bevorſtehendes Regenwetter. Man ſagt dann von ihm: der Brocken braue. Eine lange Erfahrung nämlich hat gelehrt, daß man von der Menge dieſer Dünſte den ſichern Schluß, auf ein baldiges Ergießen derſelben in die niedrigern Gegenden, machen darf.

Eine eben ſo merkwürdige als ſonderbare Erſcheinung auf dem Gipfel des Brockens, iſt ferner folgende: Wenn Wolken zwiſchen dem letztern und den benachbarten niedrigern Bergen ſtehen: ſo erſcheinen die niedrigern zuweilen höher, als der Brocken, und ganz nahe. Sobald ſich aber die Wolken tiefer in das Thal hinabſenken, ſo hat es das Anſehen, als wenn die höher geſchienenen niedrigern Berge einige tauſend Fuß einſtürzten, und die Brockenſpitze, auf der man ſteht, ſich erhöhete. Eine dem Auge ungemein angenehme optiſche Täuſchung, zu deren Wahrnehmung keinesweges ein gewiſſes Uebermaaß von Einbildungskraft erfordert wird.

Wenn der trübe Himmel den Brockengäſten da oben zu lange zaudert, ehe er ſich aufklärt: ſo pflegen ſie ſich nach einem, ſeit 1736 in der höchſten Gegend erbaueten, kleinen Hauſe vor dem Gewölke zu flüchten, und da bey einem erwärmenden Kaminfeuer die durchnäßten Kleider zu trocknen, bis erwünſchtere Witterung ſie erfreut. Dies Häuschen dürfte eben ſo das höchſte in

Deutſchland ſeyn, wie das Hoſpitium auf dem St. Gotthard das höchſte auf dem Erdkreiſe ſeyn ſoll.

Einhundert Schritte von dem kleinen Hauſe iſt auf deſſen Morgenſeite ein Brunnen mit einem angenehm ſchmeckenden, ſehr kalten und hellen Waſſer. Da es ſcheint, als ob er mit dem Brockengipfel in einer gleichen Höhe ſich befände, und doch faſt nie verſiegt: ſo würde, wenn jenes ſich in der That ſo verhielte, das letztere allerdings ein ſchwer zu erklärendes Wunder ſeyn. Wahrſcheinlich hat er von dieſem Umſtande den Nahmen eines Zauberbrunnens erhalten. Eine genauere Unterſuchung zeigt indeſſen, daß der fünfhundert Fuß entfernte höchſte Punkt des Berggipfels ganzer achtzehen Fuß höher iſt. So ſehr trügt hier der Schein! Da das benachbarte Gewölke ſich beſtändig an den Brocken, als der kältere und ſpecifiſch ſchwerere Gegenſtand, hinzieht, und demſelben gleichſam etwas von ſeinen Feuchtigkeiten zollet: ſo können die vom Regen, Schnee, Nebel und Thau geſammelten Waſſer den Brunnen hinlänglich unterhalten. Und da ſeine Erdſchichte lettig iſt, mithin ſein Waſſer nicht durchläßt: ſo verſiegt er nur dann, wenn ihm der Zufluß fehlt; welches außerordentlich ſelten geſchieht. Dieſer ſeltene Fall trat im Monat Juni 1786 ein, wo es eilf Wochen lang nicht geregnet, und wenig gethauet hatte.

Das Wetter kann übrigens nirgends launiger ſeyn, als hier. Der Brockenwirth verſicherte, daß er Tage erlebt habe, wo der trübe Himmel, auf deſſen Erheiterung ſeine Gäſte mit ſchmerzlicher Sehnſucht geharret hätten, bey allem Anſcheine dazu, doch über alle Gebühr angehalten habe; und daß dann einmahl der Brockenhorizont an einem und dem nämlichen Tage drey, viermahl völlig aufgeklärt, und eben ſo oft wieder von herbeyei-

lenſenden Wolken oder aufſteigenden Dünſten verfinſtert worden ſey. Das iſt dann freylich für diejenigen Reiſenden, nicht ſehr erwünſcht, welche hauptſächlich hier ſind, um ſich an der entzückenden Ueberſicht eines ungeheuern Landſtriches zu laben. Denn einſiedleriſcher und entfernter von aller menſchlichen Geſellſchaft kann man kaum wohnen, als der Wirth auf der Heinrichshöhe, zu welchem man in jenem Falle ſeine Zuflucht nehmen muß. Seine Familie und ein paar Ziegen ſind alles, was man an lebendigen Weſen hier vorfindet. Indeſſen wird es in ſeinen vier Pfählen faſt den ganzen Sommer über nicht leer von Reiſenden aus allen Ständen und Gegenden. Man hält hier ſogenannte Stammbücher für dieſelben. Doch die liegen ja in dieſen preßſüchtigen Zeiten aller Welt gedruckt vor Augen, ſammt allen ihren trivialen Bemerkungen, ekelhaften Einförmigkeiten und ewigen Klagen über vorgeſpiegelte Hoffnungen, getäuſchte Erwartungen und trübes Wetter. — Gerade ſo denke ich mir das ungeheure Buch; welches entſtehen würde, wenn die Gottheit einmahl alle Bemerkungen über erlebte Schickſale und alle die Wünſche und Hoffnungen zu Papiere brächte, welche von dem Häuflein der Chriſten an einem einzigen Neujahrstage zu ihr hinaufgeſchickt werden. Und wenn der Brocken eben ſo oft nicht brauen ſollte, als die ihn Bereiſenden das eigennützig wünſchen, ſo müßte das daraus entſtehende Unglück für die Halberſtädter und übrigen Nachbarn, deren Fluren er dann auch nicht befruchten könnte, verhältnißmäßig eben ſo groß ſeyn, als das Elend, welches die göttliche Gewährung jener ſich durchkreuzenden Neujahrsbitten über die Menſchheit bringen dürfte.

Nachdem wir uns an dem Spiele der Wolken, in denen wir unſre Hände wuſchen, zur Gnüge ergötzt hatten, klärte ſich gegen Abend, zu unſerer größten Freude, der Himmel rund um uns her auf. – Wir hatten alſo nicht nöthig, den zahlreichen Klagen jenes Stammbuchs die unſrigen hinzuzufügen. Und dies war ein zweytes, allerdings ſehr ſchätzenswerthes Glück, das uns auf unſerer Brockenwallfahrt zu Theil ward. Wir ſahen das Licht der Sonne den Nebel- und Wolkenſchleyer, der es uns bisher vorenthielt, unaufhaltſam durchbrechen. Erſt zerſtreute ſich, und dann entfloh das Dunſtgewölke allenthalben. Der Sonne allmächtiger Strahl erwärmte uns wieder, und deckte rund um uns her die Herrlichkeiten der Welt auf. Was den Zauber dieſer Naturſcene noch für uns vermehrte, war die muthmaßliche Ankündigung des folgenden eben ſo heitern Sonnenaufgangs und Tages. Alle Gegenſtände gegen Morgen, waren bis in die tiefſte Ferne von dem ſanftern Lichte der Abendſonne erhellet. Allenthalben lagen Dörfer und Städte, Berge und Thäler, Waſſer und Fluren in der ſchönſten Abwechſelung von Licht und Schatten bunt unter einander vor meinen ſchwelgenden Blicken aufgedeckt.

Denken Sie ſich das Ungeheure des Ueberblicks, Freund! wenn ich Ihnen mit wenig Worten ſage, daß man im Wernigerodiſchen, Halberſtädtiſchen, Magdeburgiſchen, Anhaltſchen, Thüringiſchen, Braunſchweigiſchen, Lüneburgiſchen und Heſſenſchen tauſend Gegenſtände aller Art vor ſich ſieht. Es war mir faſt, als ob ich vom Monde herab unſere irdiſchen Wohnſitze im verjüngten Maaße auf einer großen Landkarte zuſammengedrängt erblickte! — Die Elbe ſchlängelt ſich gleich einem Silberfaden durch die Ebenen dahin. Selbſt die Nordſee will man mit gut bewaffneten Augen erkannt haben. Zwar habe ich mich von der Richtigkeit dieſer allerdings auffallenden Behauptung, aus Mangel an einem guten Dollond, nicht ſelbſt überzeugen können; ich bezweifle ſie aber dennoch nicht, weil ich einſt die nicht viel weniger auffallende Verſicherung, daß man von dem Gipfel des Dalkauſchen Berggartens, ohnweit Groß-Glogau, bey hellem Wetter die achtzehn deutſche Meilen von da gelegene Schneekuppe des Rieſengebirges ſehen könne — ohne Dollond, ſchon mittelſt einer guten Lorgnette, mit eigenen Augen vollkommen gegründet gefunden habe.

Eine ungemein täuſchende Erſcheinung, die man im Harze auf jedem nicht ganz niedrigen, ſteilen Berge wahrzunehmen pflegt, gewährte uns Hocherhabnen der Anblick der Stadt Wernigerode. Sie lag uns im Vordergrunde der großen offenen Landſchaft. Troz ihrer meilenweiten Entfernung von der Brockenſpitze, wurden wir verführt, zu glauben, ſie liege ganz nahe zu unſern Füßen. Kaum trauten wir unſern eigenen Augen und faſt möchte ein Schleuderer die Thorheit begehen, zu verſuchen, ob er nicht mit einem Steinwurf in die Tiefe hinab ihre Ringmauern erreichen könne.

Indeſſen rückte die Sonne dem Ziele ihres uns ſichtbaren Kreislaufs immer näher; und endlich war der große feyerliche Augenblick wirklich da, wo ihr prächtiges Feuermeer unſern ihm folgenden Blicken ſich gänzlich entzog. Wir ſahen daſſelbe in aller ſeiner Herrlichkeit untergehen. So ſchwindet oft irdiſcher Glanz und irdiſche Hoheit dahin! Doch mit dem Unterſchiede, daß dieſe uns dann nur um ſo tiefer demüthigt, während daß jene unbeſchreiblich wonnevolle Naturſcene uns in ein ſeliges Entzücken verſetzt.

Die unbeſchreiblich ſchöne Sonnenſcheibe erſchien uns beym Untergange außerordentlich groß. Man fühlt ſich beym ſchwelgenden Anblick des goldenen Flammeumeers gedrungen, jene naive Aeußerung eines jüdiſchen Herzens: „Unabkenutzt behält ſie ihren Klanz und Schein, das muß eps Neres von Verkültung ſeyn“ für einen ſehr richtigen Ausdruck ſeiner Empfindungen anzuerkennen.

Wahrſcheinlich iſt Ihnen aus dem Tagebuche derer, die den Monblanc zuerſt erſtiegen, das ganz eigene Phänomen bekannt, welches man auf vorzüglich hohen Bergen beym Untergange der Sonne, und im umgekehrten Verhältniſſe auch beym Aufgange derſelben, wahrnimmt. Die mächtig große Sonnenſcheibe ſenkte ſich mit der gewöhnlichen, in der Natur des Umlaufs der Erde um die Axe gegründeten, Langſamkeit und Gleichförmigkeit, bis ſie zur Hälfte unter dem Horizonte war. Kaum aber hatten wir ſie noch halb geſehen, ſo war ſie ſchon ganz aus dem Geſichtskreiſe verſchwunden. Da man nur ſelten Gelegenheit hat, dieſe auffallende Eilfertigkeit der halben Sonnenſcheibe von ſehr hohen Bergen hinab zu beobachten: ſo trägt dies Ereigniß ſchon wegen der Neuheit der Sache, in der That in einem hohen Grade den Charakter des Uebernatürlichen an ſich. Mich wundert daher gar nicht, daß man auf dem Montblanc, wo man das nämliche in einem ungleich höhern Grade beobachtete, anfangs in das heftigſte Erſtaunen und ſelbſt in einige Unruhe darüber verſetzt wurde. Die Erſcheinung läßt ſich indeſſen, trotz alles Anſcheins von Unerklärbarkeit und Wunder, aus dem erhabenen Standpunkte der Beobachter in und über dem Dunſtkreiſe, aus den Geſetzen der Lichtſtrahlenbrechung, und aus der ſich darauf gründenden Lehre von dem ſcheinbaren und wirklichen Auf- und Untergange des Geſtirns leicht und ganz natürlich erklären.

Gegen die Nacht ereignete ſich ein neuer Glücksumſtand. Der Wirth verkündigte uns, daß nach allen Anzeigen, die er wahrgenommen, ein heftiges Gewitter im Anmarſch ſey. Ich freuete mich über die Ankündigung, wie ein Kind zur Weihnachtsgabe, zumahl da ſie uns ganz unerwartet kam. Denn hätten wir auf der Unterwelt einen Tag über ſo naßkaltes empfindliches Wetter gehabt, wie auf dem Brocken war, nimmermehr würden wir auch nur von Ferne her ein Gewitter geahndet haben. — Schon oft hatte ich bisher vergebens gewünſcht, mich einmahl auf einer beträchtlichen Höhe an der Majeſtät eines ernſtlichen Donnerwetters ergötzen zu können. Und in der That, ich habe mich in meiner großen Meynung davon nicht im geringſten betrogen; zumahl da das gegenwärtige ſtundenlang nicht von der Stelle wich. Unbeſchreiblich iſt es, was wir gegen Mitternacht, da es in ſeiner größeſten Nähe zu unſern Füßen tobte, erlebten. Denn will ich auch gar nicht einmahl den Verſuch machen, Ihnen meine Wahrnehmungen und Empfindungen, während des großen Kampfes einer Naturkraft mit der andern, durch Worte auszudrucken. Nur das kann und muß ich Ihnen wiederhohlt ſagen, daß wir uns in einer Himmelsgegend befanden, die über den unter uns ſchwebenden Gewitterwolken anſehnlich erhaben war. Sie nahmen zu unſern Füßen den Zug nach Wernigerode hin. So oft ein Blitzſtrahl die Majeſtät des Schauſpiels in ſeiner furchtbaren Schönheit und Würde ſo recht anſchaulich vergegenwärtigte, lag das ganze Wolkengewühl von mitternächtlicher Schwärze, unter und neben uns, unſern ſtaunenden Blicken aufgedeckt. Oft lieh der Blitz dem Saume des einzelnen Dunſtgewölkes eine Flammenerleuchtung, welche dem vergoldeten Rande eines dunkeln Körpers glich, und die einen Augenblick zerſtreute dicke Finſterniß des letztern nur noch ſichtbarer machte.

v. Wibach. Was fürchten, gnädigſte Frau! Ich verſäume keine Gelegenheit, das Zutrauen meiner Leute zu gewinnen, und hätte alſo Urſache, wegen dieſes Beweiſes ſeines Mistrauens auf ihn zu zürnen.

v. Sternheim. Verdammen Sie ihn noch nicht: hören Sie erſt weiter. — Wiſſen Sie ſein eigentliches Herkommen?

v. Wibach. Nein, kurz zuvor, eh' wir in Böhmen einrückten, kam er zu mir: da ich eben einen Kammerdiener brauchte, nahm ich ihn an, ohne mich weiter zu erkundigen: wer er wäre, und woher er käme?

v. Sternheim. Das hätten Sie doch billig thun ſollen.

v. Wibach. Sie ſprechen geheimnißvoll, gnädigſte Frau!

v. Sternheim. (nach einer kleinen Pauſe) Ihr Friedrich, Herr Rittmeiſter — iſt ein Frauenzimmer —

v. Wibach. Das wär' der Teufel!

v. Sternheim. Gewiß!

v. Wibach. Bei Gott und bei meiner Ehre, gnädigſte Frau, wenn dem ſo iſt: ich wuſte kein Wort davon.

v. Sternheim. Auch das weiß ich.

v. Wibach. Gewiß, irgend ein lüderliches Menſch, das ſich der Verkleidung bediente, um ihrer unſeligen Leidenſchaft deſto ungehinderter Gnüge leiſten zu können: augenblicklich ſoll ſie zum Hauſe heraus.

v. Sternheim. Nicht ſo raſch, Wibach! — Hören Sie erſt weiter.

v. Wibach. Noch mehr?

v. Sternheim. Noch viel mehr! — Kennen Sie den Herrn von Strälen in Lindow?

v. Wi-

Noch öfter bahnten ſich die ſchlängelnden Blitzſtrahlen, wie aus einem fürchterlichen Abgrunde, durchkreuzende Wege durch das ſchwarze Gewölk, und wurden bald in die Tiefe hinab, bald himmelanwärts geſchleudert. Der Donner rollte bey der Erhabenheit unſeres Standpunkts auf der Heinrichshöhe nicht ganz ſo furchtbar tobend, aber viel feyerlicher und anhaltender dahin, als da, wo man auf dem platten Lande die elektriſchen Wolken über ſich hat. Oft und lange hallte das Echo von allen den Bergen, die den Brocken zunächſt umgeben, ſein Gemurmel vernehmlich zurück, bis endlich das lauſchende Ohr, in dem allmähligen Abnehmen des Wiederhalls verſunken, durch einen verſtärkten Wetterſchlag zur Freude über neuen Wohlklang und neue Majeſtät der Natur hingeriſſen wurde.

Wir eilten, geleitet von unſerm treuen Führer, in der prächtigen Nacht nochmahls auf die höchſte Brockenſpitze, und achteten nicht die tobenden Naturſtürme unter und neben uns. Ich glaubte auf dem Gipfel des Atlas und Olymps zu ſeyn, wovon die Alten als von einem Wunder erzählen, daß man die Wolken und Blitze und Donner zu ſeinen Füßen habe. Das Rollen des Donners hörten wir indeſſen hier in dieſer Höhe um vieles ſchwächer, als auf der Heinrichshöhe. Selten erheben ſich die Gewitterwolken über den Brocken, faſt immer haben ſie entweder gleiche Höhe mit ihm, oder ſie ſtehen noch tiefer. Diesmahl ſchwebten ſie, nach Ausſage des Wirths, ungewöhnlich tief, denn wir hatten ſie ſelbſt in der Gegend des Wirthshauſes noch unter uns.

Dies prächtigſte aller Naturſchauſpiele währte länger als eine Stunde. Hoch erfreut über unſern zur Reiſe gewählten äußerſt glücklichen Zeitpunkt, warfen wir uns gegen Mitternacht endlich ganz ermüdet aufs Lager, um wenigſtens ein paar Stunden neue Kräfte für den kommenden Tag zu ſammeln, deſſen aufgehende Sonne wir bewillkommen wollten. Was uns bey ſolchen Vorfällen vom nothwendigen Schlafe in Reſt bleibt, das pflegen wir bey der nächſten Mittagsruhe nachzuhohlen. Auch iſt es, dünkt mich, unſern Fußwanderungen in dieſem Lande der Berge vollkommen angemeſſen, die früheſten Morgenſtunden wachend zu benutzen, und hingegen die ermattende Tageszeit, wo die Sonne ihre Strahlen uns ſenkrechter zuſendet, der Ruhe zu widmen.

Noch muß ich bemerken, daß während des Gewitters auf der Brockenſpitze vollkommen helles Wetter war. Etwas mehr unterwärts auf der Heinrichshöhe regnete es zwar auch nicht eigentlich, obgleich bey der Unruhe, welche die Elektricität in der ganzen Natur hervorbrachte, und bey den ſich mehreremahle verändernden Luftzügen einiges Dunſtgewölke um und neben uns kreuzend vorbeyzog; ganz unten in Wernigerode hat es, ſo lange das Gewitter über der Stadt und in deren Nähe war, ſehr ſtark geregnet. Vielleicht waren die Wolken, welche ſich über die hieſigen Einwohner ergoſſen, die nämlichen, die auf der Heinrichshöhe als ſchwebende Dünſte unſere Kleider anfeuchteten und von den Luftzügen dem Gewitter zugeführt wurden.

Am nächſten Morgen harrte unſer ein neues herrliches Schauſpiel. Kaum hatten wir in der Morgendämmerung, vom Wirthshauſe aus, den Gipfel des Brockens abermahls erſtiegen: ſo brach die bald verſchlafene entzückende Morgenröthe in ihrem ſchönſten Glanze hervor. Sie bildete einen feurigen Zirkel, der gleichſam ein Vorbote deſſen war, was immer in ihrem Gefolge iſt. Nach einigen flüchtig vorübereilenden Minuten wandelte das noch viel entzückendere Sonnenlicht ſelbſt die Nacht in Tag. Nichts in der Natur iſt dieſer

Scene gleich! Nichts erreicht in ſeinen Wirkungen den Zauber dieſer Augenblicke! — Das goldene Sonnenrad erſchien uns drey bis viermahl größer, wie gewöhnlich, und ſeine milden Feuerſtrahlen hatten noch nichts von dem blendenden Lichte der Tagesſonne. Viel zu eilfertig für den Genuß des Naturfreundes, ſchwang es ſich über den Horizont empor, verſcheuchte gebieteriſch auch die letzten Reſte des nächtlichen Halbdunkels, und jagte die fliehenden Morgennebel vor ſich her. Das jetzt noch ſo ſanfte Sonnenlicht beleuchtete nach und nach tauſend und abertauſend Gegenſtände, und verbreitete neues Leben und neue Freude über die ganze offen vor uns daliegende Natur. Wenn um meinen hocherhabnen Standpunkt herum kein Vögelgeſang und keiner Lerche frühe Kehle mit mir den neuen Tag begrüßte: ſo drängten ſich doch meinen Sinnen von allen Seiten erſchütternde Bilder und Spuren der Güte und Größe Gottes auf.

Ich war indeß vor Entzücken in einer der höchſten Gegenden des Brockens, auf den ſogenannten Hexenaltar, geſtiegen, um mich des großen und ſich doch täglich erneuernden Wunders der Natur noch eine Zeitlang zu erfreuen. Hier, wo noch vor tauſend Jahren unſre heidniſch-deutſchen Urväter vielleicht der aufgehenden Sonne dankbare Opfer darbrachten, auf eben dieſem Felſenaltar opferte diesmahl ich dem Gotte der Chriſten eine dankbare Freudenthräne, und dachte in meinem Sinn: O wunderſchön iſt Gottes Erde, und werth, darauf vergnügt zu ſeyn! —

Der unter dem Nahmen des Hexen- oder Teufelsaltars bekannte, auf der Abendſeite der Gipfelfläche des Berges gelegene Granitſtein iſt ſechs Fuß hoch, und hat oben eine abgeründete, länglichte Fläche. Wenige

Schritte davon ſteht noch eine andere zehn Fuß hohe Granitmaſſe, die allgemein die Teufelskanzel genannt wird. Beyde ſcheinen mit den übrigen hier umherliegenden Steinen die Reſte der Steinſchichten zu ſeyn, welche der Brocken bey ſeiner Erzeugung auf ſeinem Scheitel mit ſich in die Höhe geführt, und bey ſeinem erlittenen Bruch und Einſtürzen der Klippe als Reliquien oben zurückgelaſſen hat, weil ſie, ihrer flachen Geſtalt wegen, nicht ſo, wie faſt alle übrigen, in die Tiefe hinabrollen konnten. Offenbar weiſet der Nahme dieſer Steine auf ihre ehemahlige Beſtimmung zurück; und es iſt nicht zu leugnen, daß auf dem Altar einſt heidniſche Opfer verbrannt worden ſind. Auf der Teufelskanzel ſoll, der mündlichen Ueberlieferung zufolge, das verehrte Götzenbild geſtanden haben. Auf dem geräumigen, noch jetzt ſogenannten Hexentanzplatze hingegen wurde in der Walpurgis- oder erſten Maynacht der Opfertanz, mit Feuerbränden vom Altar in der Hand, verrichtet.

Ohne allen Zweifel hängt hiermit die über ganz Deutſchland verbreitete dunkle Volksſage innig zuſammen, als ob die Tänzerinnen in jener berüchtigten Nacht auf Ofengabeln und Miſtforken reitend, durch die Lüfte dem Tanzplatze zugeeilet wären. Erlauben Sie mir daher, über dieſen Gegenſtand ein wenig zu plaudern, um Ihnen, lieber Freund, zugleich eine andre damit verwandte Frage, noch ehe Sie mir dieſelbe aufwerfen können, zu beantworten. Sie dürften nämlich beym Leſen meiner nächſtfolgenden Briefe über den Harz veranlaßt werden, halb zweifelnd zu fragen, warum wir denn vorzugsweiſe gerade hier, und ſonſt in Deutſchland faſt nirgends weiter, ſo deutliche, ſo zahlreiche und ſo mannigfaltige Spuren vom deutſchen Götzendienſte antreffen ſollten.

Beydes, die Antwort auf dieſe Frage, und der Schlüſſel zu dem räthſelhaften Mährchen von jenem wundervollen Luftritt, liegt, dünkt mich, in der Geſchichte Karls des Großen klar vor unſern Augen. Als dieſer berühmte chriſtliche Frankenkönig mit eben ſo vielem Bekehrungs-, als Eroberungsgeiſte, die kriegeriſche Schaubühne in Deutſchland zuerſt betrat, waren die Deutſchen, nahmentlich die Sachſen, noch freye Völker voll Kraft und Muth, die ſich durchaus keiner fremden Herrſchaft ſklaviſch unterwerfen wollten. Als eifrige Götzendiener lag ihnen aber die Religion ihrer Väter nicht weniger, als ihre Freyheit am Herzen. Karl bot alle ſeine Kräfte auf, ſie zu überwinden. Indeſſen wollte er ſie nicht bloß überwinden, ſondern auch zum Chriſtenthum bekehren. Dies verwickelte ihn in einen Krieg mit den Sachſen, der über dreyßig Jahre dauerte. Oft wurden die letztern geſchlagen; aber nach jedem Siege Karls, und nach jedem Friedensſchluſſe, griffen ſie immer wieder zu den Waffen, und nach jeder ſcheinbaren Annahme des Chriſtenthums kehrten ſie zum Götzendienſte zurück. Dies erbitterte Karln zuletzt ſo ſehr, daß er, nach damahligen ſchrecklichen Toleranzbegriffen, Gewalt brauchte — viele, die ſich nicht wollten taufen laſſen, niederhauen ließ — und überhaupt ein Geſetz gab, das dem Feuereifer eines ſpaniſchen Großinquiſitors angemeſſen iſt. Alle diejenigen nämlich, welche die chriſtliche Taufe anzunehmen ſich weigern, oder unter den Chriſten ſich verbergen, und trotz der Annahme des Chriſtenthums fortfahren würden, als Heiden zu leben, und nach wie vor, den Götzen zu dienen: ſollten mit dem Tode beſtraft werden!

Die heidniſchen Sachſen mußten zwar endlich der Gewalt weichen, und öffentlich die Taufe annehmen;

allein in ihren Herzen blieben ſie dennoch Heiden; und wenn ſich Karl mit ſeinem Kriegsheere kaum ein wenig zurückgezogen hatte, ſo opferten ſie in den Wäldern ſchon wieder den Götzen. Der König ließ darauf alle ihre Altäre und Götzenbilder zerſtören und da ſie nun in der Ebene gehindert wurden, ihre Opferfeſte zu feyern, ſo nahmen ſie ihre Zuflucht zu den Waldungen und Gebirgen des Harzes, und nahmentlich auch zum Gipfel des **Brocken**, der damahls noch wenig zugänglich ſeyn mochte, und wo man ſie zu verfolgen ſich ſchwerlich gelüſten ließ. Indeſſen ließ Karl, der bald Nachricht davon erhielt, an den vorzüglichſten Opferfeſttagen die Zugänge zu den Gebirgen und nahmentlich zum **Brocken** mit Wache beſetzen. Allein die Sachſen, welche, wie alle wegen des Glaubens Verfolgte, der Religion ihrer Väter jetzt nur um ſo eifriger anhingen, ſannen auf Liſt, dennoch an den Freuden ihrer Opferfeſte Theil nehmen zu können. Sie verkleideten ſich in ſcheußliche Larven, bahnten ſich den Weg zu ihren Götzen, indem ſie des Nachts die Wachen erſchreckten, die beym Anblick dieſer Hexen- und Teufelsgeſtalten um ſo geſchwinder die Flucht ergriffen, da die Theilnehmer der nächtlichen Opferzüge, auf alle Fälle gefaßt, mit Heuforken oder Feuergabeln bewaffnet waren. Letztere gebrauchten ſie im Nothfall zum gewaltſamen Beſtürmen und Verdrängen der chriſtlichen Wache ſowohl, als auch zum Schutze gegen wilde Thiere. Vielleicht bedurften ſie ihrer auch beym Opferfeuer ſelbſt, theils zum Nachlegen des Holzes, theils zum Herausziehen der Feuerbränder, mit welchen in der Hand ſie in Schmaus und Fröhlichkeit um das Opferfeuer herumtanzten. — Da auf den Höhen des Harzes, wenigſtens auf dem **Brocken**, am Feſte des erſten Mays gewöhnlich noch Schnee liegen mochte, ſo bedurfte man der **Beſen**, auf deren Stielen die Fabel die Damen der Walpurgisnacht unter andern auch reiten läßt, zum Fegen und Reinigen des Opferplatzes.

Die damahligen Chriſten hielten allgemein den Götzendienſt für Teufelsdienſt, und glaubten nichts gewiſſer, als daß der Teufel ſelbſt, trotz der mit chriſtlichen Wachen beſetzten Zugänge zu den Opferplätzen, ſeine treuen Anhänger zu unterſtützen wiſſe, und durch die Luft zum Brocken hinaufführe. Ein Wahnglaube, welchen die abergläubigen Wachen durch ihr Geſchwätz von den geſehenen Teufelsmaſken und Hexengeſtalten, zur Bemäntelung ihr Flucht entweder veranlaßte, oder doch nährte, indem ſie ihm nicht widerſprechen durfte.

Auf dieſe hiſtoriſch wahren Umſtände gründet ſich die unſinnige Fabel von der Hexenfahrt auf den Brokken. Auch ſtimmt dies vollkommen mit der Ausſage des Verfaſſers einer ungedruckten Lebensbeſchreibung Herzogs Julius zu Braunſchweig Lüneburg überein, der den Zuſammenhang der dunkeln Geſchichte der erſten Maynacht durch mündliche Ueberlieferung zu wiſſen behauptet. Wirklich giebt er von dem Worte Unhold — welches von den gemeinen Leuten noch immer den ſpukenden Weſen jener Walpurgisnacht, den Hexen und Zauberern beygelegt wird — eine Etymologiſche Erklärung, die Beyfall verdient.

„Als zu Karls des Großen Zeiten die Sachſen zur Annahme der Lehre Jeſu gebracht wurden, hatten viele keine Neigung ihrem Götzendienſte zu entſagen. Auch waren ſie ſehr ungehalten darüber, daß ihr Heerführer Wittekind ein Chriſt worden war. Dieſe nannte man daher Unholde, d. h. Ungehalten, Unzufrieden. Sie verrichteten ihren Götzendienſt auf den höchſten Bergen unſerer Gegend, vorzüglich auf dem Brocken, wo ſie der Hertha *) opferten. In den ſpätern Zeiten nahm man das Wort **Unhold** für gleichbedeutend mit Hexe, und dies gab Gelegenheit zur Fabel.“

Wahrſcheinlich trugen dieſe verfolgten **Unholde** ihre Unzufriedenheit mit **Wittekind** bald auf die unter ihnen zerſtreut lebenden Chriſten überhaupt über; und fügten ihnen und dem Viehe derſelben auf ihren nächtlichen Wallfahrten zum Opfertanze des erſten Mays allerley Schaden zu. So bewieſen ſie dann freylich durch die That, daß ſie den Chriſten **unhold** waren. Dieſe wußten ſich denn in ihrer Einfalt vor dergleichen Schadenzufügungen nicht beſſer zu verwahren, als durch die chriſtlich-abergläubigen Kreuze womit unſre gemeinen Leute noch immer die Thüren der Häuſer und Ställe bezeichnen, des feſten Glaubens, daß ſie und das Ihrige denn von den durchziehenden **Unholden** nicht behext werden könne.

Warum jene Faſeleyen von den Hexenzügen gerade der Nacht vor dem erſten May angedichtet werden ſind? — Mit Gewißheit läßt ſich dieſe Frage zwar nicht beantworten; aber der Wahrſcheinlichkeiten, die uns einſtweilen genügen können, ſind viele: Da die heidniſchen Deutſchen eins ihrer größten und fröhlichſten Feſte — das Feſt des lieblichen Mays und der wiederkehrenden ſchönen Jahreszeit — am erſten May, alſo um die

---

*) Eigentlich de grote Hertha genannt. In dem Götzenbilde mit dieſem Nahmen verehrte man die Erde. Sie war nach der deutſchen Götterlehre die Mutter des Götzen Krodo, de Grote — dieſes Vaters der Menſchen, den Karl der Große im heiligen Eifer den groten Dübel (den großen Teufel) nannte.

die Zeit feyerten, wo unſre Oſtern und Pfingſten fällt — da ſie in dieſer Abſicht ihre Wohnungen und Opferplätze mit Mayen oder jungen Birken auszuſchmücken und um das mächtige Opferfeuer herum frohlockend zu tanzen pflegten, und da endlich dies Feſt vorzüglich der in den Harzgegenden ſo ſehr verehrten Göttinn Oſtera geheiligt geweſen zu ſeyn ſcheint: ſo iſt es in der That mehr als bloß wahrſcheinlich, daß die große Anhänglichkeit der Sachſen an dies beſonders fröhliche Feſt des erſten Mays jenes unaufhaltſame nächtliche Zuſtrömen der Unholden zum Opfertanzplatze veranlaßte — daß der in mehrern Gegenden Deutſchlands noch bis auf dieſen Tag herrſchende Gebrauch, am Pfingſtfeſte die Häuſer und Kirchen mit Mayen zu ſchmücken, noch ein Reſt von jener heidniſchen Feyerlichkeit iſt — daß die ebenfalls noch übliche Gewohnheit der jungen Burſche in und um den Harz, am Oſterabende auf den Bergen ein großes Freudenfeuer anzuzünden, und daherum zu tanzen, von den heidniſchen Tänzen der erſten Maynacht herſtammet — und daß endlich vielleicht unſer deuſches Wort Oſtern ſelbſt aus dem Götzenthum in die Kirchenſprache der Chriſten hinübergetragen iſt.

Wenn aber das Feſt des erſten Mays eins ihrer liebſten war, woran jedermann Theil nahm, und welches am wenigſten die tanzluſtigen Schönen gerne eingehen laſſen wollten: ſo mochte ſelbſt manche muntere Hausfrau, deren Mann, und manche aufblühende Tochter, deren Aeltern gedankenlos die chriſtliche Taufe empfangen hatten, beym Herannahen des erſten Mays in die Verſuchung gerathen, ſich ganz im Stillen aus dem ehelichen Bette oder aus dem älterlichen Hauſe zu ſtehlen, um der nächtlichen Maskerade, dem Tanze und den übrigen vielleicht nicht ſehr züchtigen Freuden, des ihnen zunächſt gelegenen Opferplatzes beyzuwohnen.

So entſtand nun der in der Folge ſo mörderiſche Wahnglaube, daß dieſer oder jener Mann eine Hexe zur Frau habe, die in der Maynacht nach dem Brocken reiſe, um mit dem Teufel zu tanzen. Die unſinnigſten Fabeln ſo jemals da waren, haben irgend einen hiſtoriſchen Grund; und das ganze Mährchen von der Brockenfahrt erläutert ſich zur Gnüge aus dieſer Geſchichte irgend eines oder mehrerer Götzenfeſte, die von unſern heidniſchen Vorfahren zur Zeit Karls des Großen auf den Bergen, und vorzüglich auf dem Brocken gefeyert worden ſind.

Man darf es übrigens nicht unwahrſcheinlich finden, daß die heidniſchen Sachſen einer ſo guten Religion wie der chriſtlichen, ſich ſo halsſtarrig widerſetzt haben ſollen; denn beydes, die Kirchengeſchichte und die Natur des menſchlichen Herzens, verbürgt uns dieſe Thatſachen. Wer hält nicht feſt an der Religion ſeiner Väter, die ihm von Jugend an beygebracht wurde? Wer wird nicht ſelbſt allenfalls ein Märtyrer derſelben, wenn man ſie ihm mit Gewalt entreißen will? So lange dem Menſchen irgend ein Gut aufgedrungen wird, ſo lange iſt es ihm verdächtig; er begehrt es nicht, weil er es nicht richtig würdigen kann. Das Chriſtenthum war den vorigen Begriffen der heidniſchen Sachſen nicht angemeſſen. Alles, was ſie davon verſtanden, das mochten die Satzungen ſeyn, gegen welche ſie die ihrigen vertauſchen ſollten. Man lehrte ſie, geliebte Vorältern, deren Thaten ſie in ihren Liedern beſangen, als Teufelsverehrer verabſcheuen! Man unterſagte ihnen bey Todesſtrafe, den Aſchenkrügen derer, die ſie als die größeſten Helden, als den Stolz ihrer Nation betrachteten, die ihrigen hinzuzufügen. In der That, das hieß ihre Folgſamkeit auf zu harte Proben ſetzen!

Dazu

v. Wibach. O ja; ich lag einige Tage bei ihm im Quartier.

v. Sternheim. Lernten Sie nicht auch ſeine Tochter kennen?

v. Wibach. (verdutzt; nach einigem Nachdenken) Gott im Himmel, wär's möglich? — Fräulein von Strälen? — Sophie — Fräulein von Strälen — doch nein, es iſt nicht möglich!

v. Sternheim. Und doch, Herr Rittmeiſter! Ihr Kammerdiener Friedrich iſt kein andrer, als — das Fräulein Sophie von Strälen.

v. Wibach. Ich erſtaune, gnädigſte Frau! (Pauſe) Izt erſt fällt der Vorhang von meinen Augen — wie war's möglich, ſie ſo lange zu verkennen? — Aber auch, wie könnt' ich mir ſo etwas nur träumen laſſen? — Um's Himmelswillen, gnädige Frau, ſagen Sie mir: was beweg Fräulein von Strälen zu dieſem unüberlegten Schritt, zu dieſer Verkleidung?

v. Sternheim. Eine Urſache, die Sie wenigſtens entſchuldigen müſſen. Liebe — Liebe — zu Ihnen, Herr Rittmeiſter!

v. Wibach. Zu mir? — Und womit habe ich dieſe Liebe verdient?

v. Sternheim. Das wird Ihnen Sophie am beſten ſagen können. — Was denken Sie denn nun aber zu thun, Wibach?

v. Wibach. (entſchloſſen, nach einigem Nachdenken) Was mir Ehre und Dankbarkeit befiehlt. Ich will, ich muß Sophiens Ehre retten: noch heute werde ſie die Meinige, und dann zu ihrem Vater — vielleicht läßt er ſich erbitten —

Dazu kam, daß ſie mit der Religion ihrer Väter zugleich ihre Freyheit verlieren ſollten; denn der Fürſt, der ihnen einen beſſern Glauben aufdringen wollte, ſtrebte nach ihrer Unterjochung. Auch ſollten ſie den zum Theil noch herzlich einfältigen chriſtlichen Prieſtern den Zehnten geben, da ſie doch den ihrigen bisher nur etwas willkürliches gereicht hatten. Und, was vielleicht mehr als dies alles ſagen will, war der leidige Umſtand, daß ſie bey der Annahme des Chriſtenthums unter andern auch den Opfertänzen gänzlich und auf einmahl entſagen mußten. Wirklich war auch der Tanz von jeher ein ſo natürlicher und allgemeiner Ausdruck der Freude, daß beynahe auf dem ganzen Erdboden kein Volk iſt, welches nicht tanzte. Allein der Tanz ſtand in einem gar zu innigen Zuſammenhange mit dem Götzenthume, als daß ihn die erſten chriſtlichen Lehrer den getauften Sachſen ferner hätten erlauben dürfen.

Bey den mehrſten Völkern des Alterthums war der Tanz eine von den vorzüglichſten Zeremonien. Ohne ihn vollendeten die Griechen, die Römer, die Deutſchen kein feyerliches Opfer, keine öffentliche Luſtbarbarkeit. Aber eben, weil er ſo weſentlich zum Götzenthume zu gehören ſchien, und vielleicht auch weil die unſchuldige Freude, welche er mit ſich führt, gemißbraucht ſo leicht zu verderblichen Thorheiten und Ausſchweifungen zu berauſchen und hinzureißen pflegt, erklärte man dieſe urſprünglich heidniſche Luſtbarkeit zuletzt von allen Kanzeln herab für abgöttiſches Weſen, für heidniſche Lüderlichkeit und wahre Teufelsluſt, an welcher der Chriſt durchaus keinen Theil nehmen dürfe. Sogar die Kirchenverſammlungen, die Päbſte und Biſchöfe und alle Fürſten verboten den Tanz förmlich und belegten die Uebertreter mit ſchweren Strafen.

So wurde alſo die Selbſtverleugnung der erſten chriſtlichen Sachſen durch das Gebot von Enthaltſamkeit von frohen Tänzen auf eine Art geprüft, die freylich ihren Kräften nicht angemeſſen ſeyn mochte. Und wenn dem ſchönen Geſchlechte, deſſen Lieblingsvergnügen der Tanz von jeher war, auch nach der Einweihung zum Chriſtenthum, noch je zuweilen die Luſt anwandelte, dem frohen Tanze einer angenehmen Maynacht beyzuwohnen: ſo werden wahrſcheinlich unſre jetzigen Schönen, ſofern auch ſie Geſchmack an Bällen finden, kein ſtrenges Verdammungsurtheil über ſie ausſprechen.

II. Pho-

II.

Phyſiſche Karakteriſtick der Bewohner des Ruſſiſchen Reichs *)

Die Ruſſen bilden eine mittelmäßig große, ſtarke und dauerhafte Menſchenrace. Der Wuchs und die Leibeslänge dieſer Nation iſt in mehrern Gegenden ſehr verſchieden, doch in den meiſten eher groß als klein, und ihr Gliederbau hat durchgehends ein ſehr gutes Verhältniß. Natürlich Verunſtaltete ſieht man äußerſt ſelten, welches ohne Zweifel in der zwangloſen Kleidung und den vielen Leibesübungen ſeinen Grund hat. Alle Spiele des jugendlichen Alters dienen dazu, den Körper zu entwickeln und geſchmeidig zu machen.

So leicht es bey einiger Gelegenheit zum Vergleichen iſt, den Ruſſen durch ſein Aeußeres von andern europäiſchen Völkern zu unterſcheiden, ſo ſchwer wird es doch, die Grundzüge der Nationalphyſiognomie anzugeben, da ſprechende Geſichtszüge überhaupt ſelten ſind. Vorzüg-

---

*) Hiſtoriſch-ſtatiſtiſches Gemälde des Ruſſiſchen Reichs am Ende des 18ten Jahrhunderts, von Heinrich Storch, 2 Th. Riga, 1792.

züglich karakteriſtiſch und allgemein möchten etwa folgende ſeyn: ein kleiner Mund, dünne Lippen, weiße Zähne, kleine Augen, eine niedrige Stirn; die Naſe hat eine ſehr mannigfaltige Form; am häufigſten ſieht man ſie klein und aufwärts gebogen. Der Bart iſt faſt immer ſehr ſtark; die Farbe der Haare geht durch alle Nüanzen vom Dunkelbraunen bis zum Rothen, ſelten aber iſt ſie ganz ſchwarz. Der Karakter der Phyſiognomie iſt Ernſt und Gutmüthigkeit oder Verſchlagenheit. — Gehör und Geſicht ſind gewöhnlich ſehr ſcharf; die übrigen Sinne aber durch Lebensart und Klima mehr oder weniger abgeſtumpft. Der Gang und die Bewegungen des Körpers haben eine karakteriſtiſche und oft leidenſchaftliche Lebhaftigkeit, und ſind auch bey dem roheſten Landbewohner mit einer gewiſſen Geſchmeidigkeit und einem gefälligen Anſtande verbunden.

Bey dem weiblichen Geſchlecht finden im Ganzen die nämlichen Grundzüge ſtatt, nur überhaupt verfeinert und hin und wieder auch wirklich veredelt. Eine zarte Haut und eine blühende Farbe ſind nach den Volksbegriffen die erſten Erforderniſſe der Schönheit; in der That ſieht man unter den Ruſſinnen weit häufiger ein ſchönes Inkarnat als in andern Ländern, aber nirgends iſt auch die Schminke ein ſo weſentliches Hülfsmittel der Toilette als hier, ſelbſt unter der niedrigſten Klaſſe des Volks. Da der Wuchs der ruſſiſchen Frauenzimmer durch keine Windeln, keine Schnürleiber in Zwang gehalten wird, ſo reicht das Ebenmaaß der Theile gewöhnlich auch weit über die Linie hinaus, die der europäiſche Geſchmack für den Kontour der ſchönen Bildung feſtgeſetzt hat. — Die frühe Reife der Mädchen, ein Zeitpunkt, welcher bey den mehreſten ſchon im zwölften oder dreyzehnten Jahre eintritt, läßt ſich unter einem ſo kalten Himmelsſtrich nur durch den häufigen Gebrauch der heißen Bäder erklären, die freilich dieſe Entwickelung beſchleunigen, aber auch das frühere Verwelken der Schönheit und Feſtigkeit des Körpers befördern. Selten erhalten verheirathete Weiber die friſche Farbe und den eigenthümlichen Reitz der Jugend über das erſte Wochenbette hinaus. Durch ihre Badſtuben, ihre Schminke, und durch die größere Dienſtbarkeit in welcher ſie bey ihren Männern leben, verblüht der mäßige Antheil von Schönheit ſo leicht, mit welchem die Natur dieſe Töchter der nordiſchen Erde ausgeſtattet hat, und zwar in einem Alter, wo der Mann erſt das Ziel ſeiner vollkommenen Ausbildung erreicht.

Bey den mehreſten Nebenzweigen des ruſſiſchen Volks finden ſich nur wenig Verſchiedenheiten in der körperlichen Bildung. Die Kleinruſſen haben in ihrer Phyſiognomie etwas Polniſches; die doniſchen Koſaken etwas Tatariſches, und die uraliſchen etwas Tatariſch-Kalmückiſches, welches von der Vermiſchung herrührt, in welcher dieſe Völker lange Zeit hindurch lebten. Bey allen aber ſind die Grundzüge ruſſiſch, und ſo unverkennbar, daß ſchon die bloße Geſichtsbildung den ſtärkſten Beweis für den Urſprung derſelben hergiebt.

Die körperliche Beſchaffenheit der Ruſſen iſt vortrefflich. Ihre glückliche Organiſation, ihr heitrer fröhlicher Sinn, die Abhärtung zu jedem Ungemach, die natürliche einfache Lebensart, und das rauhe aber trockne und geſunde Klima, verſchaffen der großen Maſſe des Volks, einen Grad von phyſiſchem Wohlſeyn, deſſen ſich nur wenige andere Nationen rühmen können. — Die Ruſſen ſind mit einer Vitalität begabt, von welcher man bisher in andern Ländern faſt gar kein Beyſpiel hat. Wenn der Engländer, der Spanier, dem Ruſſen an körperlicher Stärke überlegen iſt, ſo übertrifft dieſer jene in der Ausdauer oder in der Erduldung harter Mühſeligkeiten bey weitem. Hunger und Durſt, Mangel an Bequemlichkeit und Ruhe, kann der Ruſſe weit länger als andere Perſonen ertragen 1). — In allen niedern Volksklaſſen, den Soldatenſtand ausgenommen, iſt ein geſundes hohes Alter etwas ſehr gewöhnliches; hundertjährige muntere Greiſe ſind überall in Rußland keine außerordentliche Erſcheinung, aber wahrſcheinlich würde die Anzahl derſelben noch weit größer ſeyn, wenn der Hang zum Branntweintrinken nicht im mittlern Alter eine ſo große Sterblichkeit verurſachte.

Es

---

1) Von der beynahe unglaublichen Ausdauer der Ruſſen geben die langen und beſchwerlichen Märſche der Armeen, die harten körperlichen Strafen, u. ſ. w. Beyſpiele, die jeden Ausländer in Erſtaunen ſetzen. Wie oft iſt nicht der ruſſiſche Soldat gezwungen geweſen, durch wüſte waſſerloſe Steppen zu ziehen, oder den Winter in kleinen Erdhütten, ohne Feurung und ohne andere Nahrungsmittel, als ſeinen getrockneten Zwieback, zuzubringen. Wie oft ſieht man nicht Verbrecher, nach einer Beſtrafung, deren bloßer Anblick jede Nerve zittern macht, den Weg nach ihrem Gefängniſſe ohne Unterſtützung und ohne ſichtbare Veränderung in ihrem Gange zurücklegen. — Merkwürdig iſt es bey alle dem, daß die Ruſſen, trotz dieſer außerordentlichen leidenden Kraft, wie ich mich ausdrücken möchte, dennoch nicht ungewöhnlich viel körperliche Stärke beſitzen. Um eine Laſt in Bewegung zu ſetzen, oder durch Menſchen von der Stelle zu bringen, werden in Rußland immer weit mehr Leute gebraucht, als in andern Ländern; und daß dies nicht allemal bloße Schonung iſt, davon kann man ſich z. B. an der Börſe von St. Petersburg überzeugen, wo ein engliſcher Schiffsknecht zuweilen Dinge zu Stande bringt, deren die Anſtrengung von dreyen Ruſſen nicht gewachſen zu ſeyn ſchien.

Es giebt unter dem ruſſiſchen Volk wenig herrſchende eigenthümliche Krankheiten, und gegen die mehreſten derſelben weiß es ſich durch einfache Diät und ungekünſtelte Hausmittel zu ſchützen. Die Weiber gebären übrigens leicht, und gewöhnlich in den Badſtuben; die Anzahl der todtgebohrnen Kinder iſt daher, im Verhältniß zu andern Ländern äußerſt gering. Pocken und Maſern raffen in Rußland bey weitem nicht ſo viele Kinder weg, als im größten Theil des übrigen Europa; aber deſto gefährlicher und anſteckender ſind die Wirkungen des veneriſchen Uebels, deſſen Bösartigkeit durch die Kälte unglücklicher Weiſe verſtärkt wird. — In Siberien äußert ſich zuweilen im Sommer die Luftſeuche, eine epidemiſche Krankheit, die ſowohl Menſchen als Thiere befällt. Sie zeigt ſich durch eine Beule an irgend einem Theile des Körpers, und iſt, wenn keine ſchleunige Hülfe erfolgt, tödtlich, doch nicht anſteckend; jetzt aber weiß man ſie auf eine ſehr leichte und ſichere Art zu heilen. — An der obern Lena ſind Kröpfe, ziemlich allgemein; ſie vergehen aber bey jungen Leuten, wenn dieſe in Gegenden kommen, wo beſſeres Waſſer zu finden iſt. — In der Nachbarſchaft des kaspiſchen Meeres iſt ein ſcheußlicher, langwieriger und tödtlicher Ausſatz zu finden, der jedoch glücklicher Weiſe immer ſeltner wird, und den man von ſeinem ehemahligen Vaterlande, die krimmiſche Krankheit zu nennen pflegt.

Die meiſten Hausmittel des gemeinen Ruſſen ſind heroiſch. Lauch, Zwiebeln und ſpaniſcher Pfeffer, mit Brantwein vermiſcht, gilt für eine Univerſalarzeney, und wird ohne Rückſicht und Wahl, bey den verſchiedenartigſten Krankheiten angewendet; ſo auch Wolfs- und Nieſewurzeln, u. dergl. deren Heilkräfte in großem Rufe ſtehen. Bey Gliederſchmerzen oder Koliken zündet man auf der bloßen Haut Moxa von Beyfußwolle an, u. ſ. w. — Ueberhaupt gebraucht der gemeine Ruſſe wenig Arzneyen; ſtatt derſelben dient ihm in allen Zufällen das Schwitzbad, eine Erfindung, die ſo allgemein iſt, und einen ſo entſchiedenen Einfluß auf den ganzen phyſiſchen Zuſtand des Volks hat, daß wir bey derſelben nothwendig etwas länger verweilen müſſen. 2)

Die Bäder, dieſer ehrwürdige Ueberreſt aus der Lebensart der alten Welt, ſind jetzt beynahe nur noch im Orient gebräuchlich, wo ſie der Geſundheit und dem Luxus dienen und durch die Religion verewigt werden. In Europa haben ſie ſich erſt ſeit wenigen Jahrhunderten allmälig verloren, obgleich ſie auch hier gewiſſermaßen in die Religion verwebt waren 3); Rußland und Ungarn ſind jetzt die einzigen Länder dieſes Welttheils, wo man noch nach alter Sitte badet. In Rußland beſonders gehört das Bad ſo ſehr zur Lebensart des Volks, daß es von demſelben in jedem Alter und bey allen Umſtänden, von kleinen Kindern, bey den Niederkunften der Weiber, in faſt allen Krankheiten, vor und nach dieſen, nach ſchweren Arbeiten, und ſo weiter gebraucht wird. Bey dem gemeinen Mann iſt das Bad ein ſo weſentliches Bedürfniß, daß er es auch in geſunden Tagen und ohne eigentliche Veranlaſſung, ſo oft als mög-

---

2) Das nachfolgende Raiſonnement über die ruſſiſchen Dampfbäder iſt größtentheils ein wörtlicher Auszug aus der vortrefflichen Abhandlung des Prof. Schlözer: über die Unſchädlichkeit der Pocken in Rußland; nur die eigentliche Beſchreibung ihrer Einrichtung und ihres Gebrauchs iſt nach eignen Beobachtungen niedergeſchrieben.

3) Ein geringer Ueberreſt davon iſt noch das Weihwaſſer in der römiſchen Kirche.

lich, wenigſtens aber wöchentlich einmal, beſucht. Auch der begüterte Mittelſtand und die Groſſen erbauen ſich gewöhnlich in ihren Häuſern Dampfbäder nach ruſſiſcher Sitte; doch iſt bey dieſen Klaſſen der Gebrauch derſelben ſchon viel eingeſchränkter, und wird es mit der Verbreitung ausländiſcher Sitten immer mehr.

Die Bäder ſind in Rußland ſeit undenklichen Zeiten einheimiſch; ſchon Neſtor beſchreibt ſie im eilſten Jahrhundert gerade ſo, wie ſie noch jetzt beſchaffen ſind. Im Alterthum waren die Bäder öffentliche Gebäude, die unmittelbar unter der Aufſicht des Staats ſtanden. Bedürfniß und Reinlichkeit hatten ſie zwar erfunden, allein in der Folge verſchwendete die Baukunſt ihre Reitze zur Verſchönerung derſelben, und endlich brachte Luxus und Wolluſt ſie dergeſtalt von ihrer erſten Beſtimmung ab, daß ſie ſogar den Moraliſten der alten Zeit anſtößig wurden. Alexander erſtaunte in Perſien über die Pracht der daſelbſt befindlichen Bäder; in Rom waren einſt unter den Kaiſern über 870 ſolcher Gebäude vorhanden, die in Rückſicht der Pracht und des Geſchmacks für Meiſterſtücke gelten konnten, und deren ſpäteres Loos es war, von den Gothen zerſtört, oder von Biſchöfen in Kirchen verwandelt zu werden. — Heutiges Tages iſt Ungarn das einzige Land, welches noch Bäder von alter römiſcher Pracht aufweiſen kann. In Rußland hingegen ſind ſie noch immer ſo einfach, als es ihre erſte und weſentlichſte Beſtimmung erheiſcht.

Hier beſtehen die öffentlichen Bäder 4) gewöhnlich aus ſchlechten hölzernen Häuſern, die, wo möglich an

ei-

---

4) Oeffentlich heiſſen ſie deswegen, weil ſie unter der Aufſicht der Polizey ſtehen, und für Rechnung der Krone an gemeine Leute verpachtet ſind; übrigens bekümmert ſich der

Staat,

einem fließenden Waſſer angelegt werden. Das Badezimmer ſelbſt hat einen großen gewölbten Ofen, der, wenn er geheizt wird, die darauf liegende Feldſteine glühend macht, und mit einem eingemauerten Keſſel verſehen iſt, um ſiedendes Waſſer zu erhalten. Rund umher an den Wänden ſind zwey bis drey Reihen Bänke angebracht, die ſtufenweiſe übereinander ſtehen. Die Badeſtube hat wenig Licht, aber hin und wieder Oeffnungen, um die Dünſte herauszulaſſen. Das nöthige kalte Waſſer läuft in offnen Rinnen zu. Einige Bäder haben Vorzimmer zum Aus- und Ankleiden, bey vielen aber geſchieht dies auf einem offnen Vorhofe, der deshalb mit hölzernen Bänken beſetzt iſt.

So wie wir die Bäder hier beſchrieben haben, ſind bey weitem die mehreſten beſchaffen. Auf dem Lande, in Gegenden, wo das Holz ſelten iſt, beſtehen ſie zuweilen aus armſeligen Erdhütten, die gemeiniglich am Ufer eines Fluſſes in die Erde gegraben werden. In den Häuſern des wohlhabenden Mittelſtandes und in den Palläſten der Großen ſind ſie bey der nämlichen Einrichtung im Weſentlichen unendlich prächtiger und bequemer.

Die Hitze im Badezimmer wird gewöhnlich auf 32 bis 40 Reaumüriſche Grad getrieben, und noch dadurch ſehr vermehrt, daß man etwa von fünf zu fünf Minuten Waſſer auf die glühenden Feldſteine in der Ofenkammer ſprengt. Zuweilen ſteigt ſie daher, beſonders

---

Staat, weder um ihre Einrichtung noch um ihre Verwaltung. Auf dem platten Lande ſind die Badeſtuben ohnehin völlig frey. — Der Ertrag der Pacht iſt unbedeutend. Im Jahr 1723 wenigſtens betrug er im ganzen Reiche nicht mehr als 37,957 Rubel.

v. Sternheim. Ich hoff' es. Rechnen Sie auf meinen Beyſtand: ich will ſelbſt mit ihr hin —

v. Wibach. Gnädigſte Frau, welche Güte! —

v. Sternheim. Brechen Sie ja nicht in Dankſagungen aus, Wibach! Sie ſind mir theuer, ſehr theuer — ohne zu erröthen, geſteh ich es Ihnen — Wäre kein Fräulein von Strälen in der Welt, vielleicht — Doch, da ich ſelbſt nun nicht im Stande bin, Ihr Glück zu machen, ſchäz' ich mich glücklich, es wenigſtens befördern zu können.

v. Wibach. (küßt ihr die Hand)

v. Sternheim. So viel als möglich aber müſſen wir die ganze Geſchichte geheim halten — wenigſtens bis der Vater unterrichtet und beſänftigt iſt; meiner Lina hab' ich bereits deshalb die gehörigen Befehle gegeben.

v. Wibach. Lina alſo? —

v. Sternheim. Weiß alles: eben ſie iſt's, der ſich Sophie zuerſt entdeckte.

v. Wibach. Wann?

v. Sternheim. Dieſen Morgen.

v. Wibach. Und die Urſache dieſer ſo plözlichen Entdeckung? —

v. Sternheim. Sie ſollen alles erfahren. Izt aber iſt's Zeit, daß Sie Sophien ſehn, und ſie der marternden Ungewißheit entreiſſen. (ab)

v. Wibach. (nach einer Pauſe) Noch iſt mir's immer als träumt' ich — doch es iſt würklich ſo und nicht anders — O Sophie! — (nachdenkend) auf der oberſten Bank, bis zu 44 Graden. — Die Badenden legen ſich völlig entkleidet, auf eine der Bänke, und ſchwitzen hier mehr oder weniger nach Maaßgabe des heißern Dunſtkreiſes in welchem ſie ſich befinden. Um die Ausdünſtung noch mehr zu befördern und die Schweißlöcher völlig zu öffnen, laſſen ſie ſich mit Beſen von belaubten Birkenreiſern reiben oder ſanft ſchlagen. Nach einer Weile ſteigen ſie von der Schwitzbank herunter, und waſchen ſich den Körper mit wärmern oder kälterm Waſſer ab, und zuletzt ſtürzt man ihnen gewöhnlich einen ganzen Eimer Waſſer über den Kopf. Viele Leute werfen ſich unmittelbar aus der Schwitzſtube in den nächſten Fluß, wie die Jünglinge des alten Roms nach dem Ringen in den Teich ſpringen, oder wälzen ſich bei einer Kälte von zehn und mehr Graden in den Schnee.

Die ruſſiſchen Bäder ſind alſo Schwitzbäder; keine römiſche Tepidaria oder Caldaria von gemäßigter Wärme, ſondern ſehr heftige Schwitzbäder, die einen Ungewohnten zu einer wirklichen, obgleich ſanften und beynahe wollüſtigen Ohnmacht bringen. Es ſind Dunſtbäder, keine Waſſer- und auch keine trockne Schwitzbäder; hierzu unterſcheiden ſie ſich von allen Bädern ſowohl des Alterthums als der neuen Morgenländer, und dies iſt auch ihr weſentlicher Vorzug, der ſie in ſo vielen Fällen wohlthätig macht, wo heiße Waſſerbäder unnütz oder gar ſchädlich ſeyn würden. Es ſind ferner Geſundheitsbäder, welche die Reinlichkeit befördern, der Ausdünſtung nachhelfen, die Haut geſchmeidig machen, u. ſ. w. keine Wolluſtbäder, wie bey den Griechen und Römern. Alle Erfindungen der Weichlichkeit und des Luxus fallen alſo bey denſelben weg; von den Salben nach dem Bade (welche in Rom für ein ſo unentbehrliches Bedürfniß gehalten wurden, daß die Kaiſer

ſer ſogar Oel an das Volk austheilten) weiß der Ruſſe nichts. Statt deſſen härtet der plötzliche Uebergang aus der Hitze in die Kälte ſeinen Körper zu allen Beſchwerlichkeiten des Klimas, zu jedem Wechſel der Witterung ab; ein Uebergang, der unſerm ſchwächlichen Zeitalter nur aus einem Vorurtheile der Weichlichkeit als unnatürlich oder gefährlich erſcheint. 5)

Es iſt keinem Zweifel unterworfen; daß die Ruſſen ihre ſtarke Lebensdauer, ihren feſten Geſundheitszuſtand, ihre geringe Diſpoſition zu gewiſſen tödtlichen Krankheiten und ihre glückliche phyſiſche Exiſtenz großentheils dieſen Bädern verdanken, obgleich Klima, Nahrungsmittel und Lebensart ebenfalls das ihrige dazu beytragen mögen. — Der große Baco und andere ſcharfſinnige Natur- und Menſchenbeobachter bedauern gewiß nicht ohne Urſache, daß die Bäder bey den neuen europäiſchen Völkern außer Gebrauch gekommen ſind, und wünſchen ſie mit Recht in alle unſere Städte und Dörfer zurück. In der That, wenn man bedenkt, daß die alten Aerzte dieſes gleichſam von der Natur ſelbſt erfundene Mittel ſchon ſo früh in ihre Kunſt gezogen und mit ſo glücklichem Erfolge angewandt haben; wenn man ſich erinnert, daß Rom über fünfhundert Jahre hindurch keine Aerzte, ſondern bloß Bäder gehabt hat, und daß noch jetzt eine Menge Völker faſt alle ihre

---

5) Die türkiſchen Damen, die den europäiſchen an Zartheit wohl nichts nachgeben dürften, vertragen dieſe ſchnelle Veränderung eben ſo gut als der ruſſiſche Pöbel. Sie bleiben nach dem Zeugniß der Lady Montague wenigſtens vier bis fünf Stunden beyſammen, ohne ſich zu erkälten, ungeachtet ſie unmittelbar aus dem heißen Bade in das Kühlgemach gehen — welches natürlich für die engliſche Lady etwas ſehr erſtaunliches war.

Krankheiten bloß durch Bäder heilen; ſo kann man nicht umhin, das Abkommen derſelben als die Epoke einer Hauptrevolution anzuſehen, die der phyſiſche Zuſtand des menſchlichen Geſchlechts in unſerm Welttheile erlitten hat.

Die natürliche Ausdünſtung, die wichtigſte aller Excretionen, muß bey einem Körper, der beſtändig durch das Baden weich erhalten wird, ungleich beſſer von Stätten gehen. Eine Menge Unreinigkeiten, die den heimlichen Zunder langwieriger und gefährlicher Krankheiten in uns legen, werden frühzeitig weggeſchafft, ehe ſie das Blut und die Säfte vergiften. Alle exanthematiſche Krankheiten gewinnen bey dem Baden, folglich auch die Pocken; und wenn dieſe fürchterliche Krankheit wirklich bey dem ruſſiſchen Volk weniger tödtlich iſt, als in andern Ländern, ſo darf dieſe Erſcheinung wahrſcheinlich keiner andern Urſache, als den Dampfbädern zugeſchrieben werden. 6)

Mit den Ruſſen durch Abſtammung und Sprache verwandt, haben die Polen auch in ihrer körperlichen Bildung noch ſo viel Aehnlichkeit mit jenen, daß man beyde Völker leicht für Stammgenoſſen erkennen würde, wenn die Verſchiedenheit der Nationaltracht nicht ſo gar auffallend wäre. Im Ganzen genommen ſind die Polen ein großer, derber, fleiſchiger Schlag von Leuten ihre Geſichtsbildung iſt offen und freundlich; ihr Körperbau hat ein wohlgetroffenes Verhältniß, und nur der Hals iſt bey ihnen gewöhnlich dicker, als er bey den übrigen Euro-

---

6) S. hierüber in Schlöters obenangeführtem Werk, die Abhandlung des Dr. Sanches: De cura variolarum vaporari ope apud Ruſſos &c.

europäiſchen Völkern zu ſeyn pflegt. Die Männer aus allen Ständen tragen Zwickelbärte, und beſcheeren ihr Haupthaar ſo, daß nur auf dem Scheitel ein Büſchel Haare übrig bleibt; eine Tracht, die ihnen in den Augen der übrigen Europäer ein fremdes und beynahe aſiatiſches Anſehen giebt. Das weibliche Geſchlecht iſt wegen ſeiner Schönheit im ganzen Norden berühmt; zu den eigenthümlichen Vorzügen ſeiner Bildung gehören beſonders ein feiner Wuchs, kleine niedliche Füße und ſchönes langes Haar. — Eben die Gelenkſamkeit, die wir vorhin bey den Ruſſen bemerkten, findet auch bey den Polen ſtatt; ihr Geberdenſpiel im gewöhnlichen Umgange iſt noch weit lebhafter.

So feſt und dauerhaft der Körper der Polen gebaut zu ſeyn ſcheint, und ſo ſehr die Erziehung und Lebensart des gemeinen Mannes ihn nothwendig abhärten muß; ſo zahlreich iſt doch das Heer von Krankheiten, denen dieſe Nation vergleichungsweiſe mit ihren Nachbarn ausgeſetzt iſt. Sey es nun die Beſchaffenheit der Luft, die durch die vielen und großen Moräſte ungeſund wird, und durch die Lage der karpathiſchen Gebirge eine beſondere Schärfe erhält; ſey es der Mangel an gutem trinkbaren Waſſer, oder die unreinliche Lebensart des größern Theils der Einwohner: immer bleibt es eine auffallende Erſcheinung, daß Polen von mehreren heftigen und bösartigen Krankheiten heimgeſucht wird, und daß dieſe hier anſteckender und gefährlicher ſind, als in dem nördlicher gelegenen Rußland.

In den polniſchen Provinzen die jetzt zum ruſſiſchen Reiche gehören, vorzüglich in Volhynien und der Ukraine, wo das Land jedoch in Vergleichung mit Litthauen, hoch und trocken iſt, ſind Bruſtkrankheiten, Wechſelfieber, Pocken, Würmer, Weichſelzöpfe, Krätze und Luſtſeuche, die häufigſten gangbaren Krankheiten. Epidemiſche Krankheiten ſind ſelten; keine unter denſelben aber richtet größere Verwüſtungen an, als die Pocken, welches zum Theil der ſchlechten Diät, hauptſächlich aber der allgemeinen Sorgloſigkeit des Volks zuzuſchreiben iſt. So wenig der gemeine Türke ſich gegen die Peſt zu ſchützen bemüht iſt, eben ſo wenig bekümmert ſich der polniſche Bauer um die Anſteckung der gefährlichſten Pocken. Kranke und Geſunde liegen, gemeinſchaftlich mit ihrem Vieh, in einem engen Raum bey einander; die zuſammengepreßte Ausdünſtung, und das gewöhnlich übermäßige Heitzen der Zimmer ertheilen dieſem Uebel einen ſolchen Grad von Bösartigkeit, daß es ein Wunder ſcheint, wenn eins von den unglücklichen Geſchöpfen ſein Leben rettet.

Die Verheerungen dieſer Krankheit ſind, ſelbſt in Rückſicht des rauhen Klimas, überaus groß. Man kann zuverſichtlich die Sterblichkeit auf ſechs bis ſieben von zehn anſetzen, und diejenigen, welche dieſem Schickſal entrinnen, ſind oft erbärmlich verunſtaltet. Daher kommt es auch, daß kein Land in Europa ſo von Blinden wimmelt, als Polen. Nimmt man diejenigen aus, die es durch den Weichſelzopf geworden ſind, ſo hat der Ueberreſt dieſen traurigen Zuſtand den Blattern zuzuſchreiben. Die Inoculation iſt nur in wenigen großen Städten gebräuchlich, auf dem platten Lande aber faſt gänzlich unbekannt, und ihrer hin und wieder verſuchten Einführung ſetzen ſich hartnäckige, ſchwer zu beſiegende Nationalvorurtheile entgegen.

Widernatürliche Geburten ſind äußerſt ſelten; unter 800 bis 1000 Fällen trifft ſich kaum einer, wo die Kunſt des Geburtshelfers nöthig iſt.

Die Luſtſeuche verhält ſich in den größern Städten wie ſechs zu zehn; ſo allgemein iſt dieſes fürchterliche Uebel verbreitet. Auf dem Lande iſt es verhältnißmäßig nicht weniger herrſchend; unter 100 Rekruten fanden ſich einsmals 80 veneriſche. — Von allen Modifikationen dieſer ſchleichenden Peſt wird keine häufiger beobachtet, als veneriſche Naſengeſchwüre, und es giebt vielleicht kein Land in Europa, wo man mehr Menſchen ohne Naſen ſieht, als in Polen. Das rauhe nordiſche Klima und die daher faſt immer unterdrückte Ausdünſtung verſchlimmert dieſe Krankheiten ſo ſehr, daß ſogar eine aus wärmern Ländern mitgebrachte in Polen ſelbſt weit leichter zu heilen iſt, als eine in Polen erzeugte.

Alle bisher genannte Krankheiten hat Polen mit andern Ländern unſers Welttheils gemein, der Weichſelzopf aber iſt ein dieſem Lande ganz eigenthümliches Uebel, und erheiſcht daher ſowohl aus dieſer Urſache, als wegen ſeiner ſehr allgemeinen Verbreitung eine etwas umſtändlichere Erwähnung.

Der Weichſel- oder Wichtelzopf (Plica Polonica) iſt eine in Polen und einigen angrenzenden Ländern 7) endemiſche Krankheit, bey welcher ſich die Krankheitsmate-

---

7) Man bemerkt jetzt dieſe Krankheit von dem Urſprunge des Weichſelfluſſes (dem ſie ihren Nahmen ſchuldig iſt) bis in die Karpathiſchen Gebirge, Litthauen, Weiß- und Rothrußland und die Tatarey. — Wann und in welchen Gegenden ſie entſtanden ſeyn mag, iſt nicht mit Gewißheit zu beſtimmen. Griechen, Römer und Araber kannten ſie nicht. Einige neuere Schriftſteller ſetzen ihren Urſprung in Europa in das Jahr 1387, und behaupten, daß ſie durch die Tataren nach Polen gekommen ſey.

Wenn dieſe Behauptung wirklich ausgemacht wäre, ſo würde es der Mühe verlohnen, zu unterſuchen, warum der Weichmaterie kritiſch in die Haare abſetzt, und dieſe auf eine ganz eigne Art dergeſtalt zuſammenklebt, daß ſie auf keinerley Weiſe auseinander gewickelt oder gekämmt werden können. Doch geht der Krankheitsſtoff nicht immer bloß in die Haare über, ſondern ſetzt ſich auch zuweilen in die Nägel der Hände und Füße.

Dieſe gefährliche und ekelhafte Krankheit verſchont weder Alter, noch Geſchlecht, noch Stand, ſelbſt nicht einmal neuangekommene Ausländer in Polen; ſogar neugeborne Kinder bringen ſie zuweilen mit auf die Welt. Am häufigſten ſind ihr jedoch die untern Volksklaſſen, Bauern, Bettler und Juden, unterworfen. In Volhynien und der Ukraine verhält ſich dieſe Krankheit unter dem gemeinen Mann wie zwey bis drey zu zehn; unter dem Adel und dem wohlhabenden Bürgerſtande wie zwey zu dreyßig bis vierzig. Viele tauſend

Men-

Weichſelzopf nicht auch in Rußland durch die Tataren einheimiſch geworden iſt: da ein großer Theil dieſes Reichs bekanntlich lange unter tatariſcher Oberherrſchaft ſtand, und die Gemeinſchaft zwiſchen beyden Nationen ſo groß war. Aber auch ohnedies bleibt es eine merkwürdige Erſcheinung, daß eine ſo anſteckende Krankheit, bey der Grenznachbarſchaft und dem häufigen Verkehr zwiſchen Polen und Ruſſen, und bey der großen Aehnlichkeit der Lebensart, des Klimas, der Nahrungsmittel, nicht auch auf dies leztere Volk übergegangen iſt. Entweder muß alſo der Grund in der Lokalbeſchaffenheit Polens liegen (welches de la Fontaine jedoch gerade zu leugnet) oder es muß ein Umſtand in der Lebensart der Ruſſen vorhanden ſeyn, der ihre Diſpoſition zu dieſer Krankheit verringert oder vernichtet. Sollten vielleicht die heißen Dampfbäder hier eine ſo wohlthätige Wirkung thun? Wenigſtens rechnet unſer Gewährsmann die warmen Dämpfe und ſchweißtreibende Mittel zu den nothwendigſten Erforderniſſen der Heilung. S. a. a. O. S. 32. 36. 38.

Menſchen bleiben ihr ganzes Leben hindurch von derſelben befreyt; andere bekommen ſie mehreremale, zuweilen ſogar in regelmäßigen Zeiträumen. Alle Farben der Haare ſind ihr unterworfen; am meiſten aber die lichtbraunen. Je weicher dieſelben ſind, deſto leichter geht der Krankheitsſtoff in dieſelben über. Der Weichſelzopf iſt übrigens anſteckend; er wird entweder angebohren, oder theilt ſich durch Ammen, durch den Beyſchlaf oder durch Kleidungsſtücke mit. Auch Thiere ſind dieſer Krankheit ausgeſetzt, vorzüglich diejenigen welche langes Haar haben.

Die nächſte Urſache des Weichſelzopfs iſt eine noch unbekannte Materie, die eben ſo ſchwer mit Gewißheit zu beſtimmen iſt, als die veneriſche, ſkorbutiſche u. a. dergl. So viel lehrt der Augenſchein, daß es eine eigne, klebriche, ſcharfe Materie iſt, die ihren Sitz in der Lympha hat, und ſich in die Haare oder Nägel abſetzt, welcher Abſatz als eine Kriſis anzuſehen iſt. Die Urſachen dieſer Materie ſind nicht leicht zu beſtimmen; denn weder Luft, noch Waſſer, noch Speiſen, ſcheinen zur Entwickelung dieſer Krankheit gerade etwas beyzutragen; durch Reinlichkeit und öfteres Kämmen der Haare iſt man davor nicht geſichert; auch ſcheinen andere Krankheiten an den Urſachen dieſen Uebels nicht Theil zu nehmen, ob ſie es gleich verſchlimmern, wenn der Kranke von denſelben zugleich befallen wird.

Der Uebergang der Materie des Weichſelzopfs in die Haare geſchieht alsdann, wenn ſie von der allgemeinen Maſſe der Säfte abgeſondert und zur Kriſis hinlänglich zubereitet iſt. Ehe dieſe Kriſis eintritt, hat der Kranke oft viel zu leiden; zuweilen bildet ſich aber auch der Weichſelzopf ohne die mindeſte vorhergegangene Beſchwerde. Iſt der Arzt nicht ſo glücklich, die Krankheitsmaterie in die Haare oder in die Nägel abzuleiten, oder wird dies nicht von der Natur ſelbſt bewirkt, ſo ſteht der Kranke in äußerſt großer Gefahr; denn wenn ſich der Krankheitsſtoff auf einen der edlern Theile, z. B. auf das Gehirn, die Lungen, den Magen, wirft, ſo bewirkt er die ſchwerſten tödtlichen Krankheiten; wirft er ſich auf die Augen, ſo entſtehen Entzündungen, Staar u. ſ. w. iſt er ſo ſcharf und ätzend geworden, daß er das Mark in den Knochen angreift, dann bleibt die Krankheit meiſtens unheilbar, und der Kranke ſtirbt unter den fürchterlichſten Schmerzen.

Sobald die Kriſis nach den Haaren oder Nägeln geſchieht, hören alle böſe Zufälle auf, und der Kranke wird allmählig vollkommen geſund; kehren aber die Zufälle aufs neue wieder, dann iſt es ein ſicheres Zeichen, daß noch ein Theil der Materie in den Säften zurückgeblieben iſt, der ebenfalls nach dieſen Theilen übergehen muß. Oft, wenn die Krankheitsmaterie angehäufter iſt, als daß ſie ganz von den Haaren aufgenommen werden könnte, platzen dieſe in ihrer Mitte und ſie ergießt ſich zwiſchen denſelben in großer Menge, wobey der Kranke zugleich unbeſchreiblich von Ungeziefer geplagt wird. Daß ſich aber die Haare ſo ſtark ausdehnen ſollten, daß Blut aus denſelben fließt, wie einige ältere Schriftſteller behaupten, iſt keinesweges gegründet. — Wenn der Weichſelzopf ſich völlig gebildet hat, ſorgt auch die gütige Natur dafür, dieſes Uebel von ſich zu ſtoßen, und wieder neue Haare hervorzubringen, die den Weichſelzopf gleichſam mit Gewalt vom Kopfe abſondern. Dieſes geſchieht, wiewohl ſelten, in einigen Tagen oder Wochen, gemeiniglich aber in einem bis vier Monaten, zuweilen auch erſt in Jahresfriſt.

Die Kurart bey dieſer ekelhaften und nicht ſelten äußerſt gefährlichen Krankheit, iſt nach den verſchiedenen Zufällen und dem Gange derſelben, natürlich ſehr mannigfaltig. Es müſſen ſowohl innerliche als äußerliche Mittel gebraucht werden. Gleich beym Anfange bemüht man ſich die zähe ſcharfe Materie zu verdünnen, zu mildern, und ſie zum Uebergange in die Haare geſchickt zu machen. Sobald die Kriſis ſich einſtellt, werden ſchweißtreibende Mittel angewandt, wenn kein Fieber vorhanden iſt. Hat ſich die Kriſis einmal entſchieden, ſo darf man nicht mehr fürchten, daß die Materie wieder in die Blutmaſſe zurückkehren wird; den Fall ausgenommen, wenn man einen Weichſelzopf abſchneidet, in welchen die Krankheitsmaterie noch nicht gänzlich übergegangen iſt. 8) Die vorzüglichſten äußern Mittel ſind warme Dämpfe, Bähungen und Waſchen der Haa-

---

8) Der Weichſelzopf kann ohne alle Gefahr abgeſchnitten werden, wenn er an geſunden, neu nachgewachſenen Haaren hängt, und ſeinen ihm eigenen Geſtank, Fett und Glanz verlohren hat. Um ganz ſicher dabey zu ſeyn, ſchneidet man zuerſt täglich nur einige Spitzen ab; entſtehen hieraus keine üble Folgen, ſo kann er endlich ganz vom Kopfe abgeſchnitten werden, nämlich in den nachgewachſenen Haaren, aber — was höchſt ſonderbar iſt — nicht ohne Schmerzen in ſeiner Mitte. — Die ſchrecklichen Folgen des zu frühen Abſchneidens haben das Volk ſo furchtſam gemacht, daß es ſelten erlaubt, den Weichſelzopf auch alsdann abzuſchneiden, wenn dieſes ohne Gefahr geſchehen kann. Daher ſieht man, beſonders bey den gemeinen Leuten, daß ſie ihre Weichſelzöpfe ſo lange tragen, bis ſie von ſelbſt abfallen, oder wenn dieſes nicht geſchieht, mit denſelben begraben werden.

Die polniſche Nationalſitte, den Kopf zu beſcheren, iſt wahrſcheinlich daher entſtanden, daß man geglaubt hat, dem Weichſelzopf dadurch zuvorzukommen. Wie wir geſehen haben, ſind aber die Haare der ſicherſte Ableiter, den die Natur ſelbſt wählt, um den Krankheitsſtoff aus der Blutmaſſe fortzuſchaffen, und es iſt wirklich auffallend, daß die polniſche Nation, nach einer ſo langen Erfahrung, einen ſo nachtheiligen Gebrauch noch nicht abgeſchafft hat

Funfzehnter Auftritt.

Frau v. Sternheim. Sophie. (in Frauenskleidern) **Wibach. Lina,** hernach der **Wachtmeiſter.**

v. Sternheim.

(die zuerſt hereintritt, zu **Sophien,** die, indem ſie den **Wibach** erblickt, ängſtlich in der Thüre ſtehn bleibt, und die Augen niederſchlägt)

Nun Fräulein?

v. Wibach. (wird Sophien gewahr; läuft auf ſie zu und küßt ihr die Hand) O mein Fräulein! Ich war ſo vieler Liebe nicht werth: wo ſoll ich Worte finden, Ihnen dafür zu danken, und Thaten, Sie zu belohnen?

Sophie. (noch immer mit niedergeſchlagenen Augen)

v. Wibach. Um's Himmelswillen, beſte Sophie! zögern Sie nicht, mir in Ihren Augen die Beſtätigung meines Glücks leſen zu laſſen: ewig, ewig bin ich der Ihrige.

Sophie. Und ich alſo glücklich! O Wibach! (küßt ihn) Gewiß, es war ein guter Geiſt, der mir Kraft gab, den kühnen, den übereilten Entſchluß zu faſſen und auszuführen. Schon öfters war ich geneigt, ihn zu bereuen; mein Gewiſſen machte mir die bitterſten Vorwürfe, aber nun — nun! O mein Wibach! (küßt ihn) Welche unausſprechliche Wonne, Sie den Meinigen nennen zu können.

v. Wibach. Ja, meine Beſte! dieſen Abend noch vereinigen uns unauflösliche Bande: alles übrige nimmt Frau von Sternheim auf ſich.

Sophie. (zur Frau v. Sternheim) Beſte Freundin! Ihnen bin ich mein Glück ſchuldig, und es würde ganz vollkommen ſeyn, wenn das Ihrige —

Wachtmeiſter. Ein Brief vom General, Herr Rittmeiſter!

Haare mit Pflanzenabſud. — Wenn alle äußere und innere Mittel den Weichſelzopf nicht hervorlocken können, ſo bewirkt dies die Inoculation deſſelben, indem man den Kranken eine Haube oder Mütze aufſetzen läßt, die ein mit einem friſchen Weichſelzopf Behafteter getragen hat.

Die untere Klaſſe des Volks bedient ſich überhaupt nur ſelten eines Arztes, und gebraucht gewöhnlich, theils durch Armuth gezwungen, theils durch Vorurtheile geleitet, keine andere Mittel als ſolche, die ihr durch allgemeine Erfahrung bekannt ſind. Glücklicherweiſe iſt die Nahrungsart des polniſchen Bauern, im Ganzen genommen, unter die unſchädlichſten zu rechnen, weil ſie die einfachſte iſt, die ſich denken läßt. Alle Speiſen die das Thierreich zu liefern pflegt, ſind bey ihm, wo nicht ganz unbekannt, doch wenigſtens äußerſt ſelten, Verſchiedene Arten von Grütze, Hülſenfrüchte und Kartoffeln machen ſeine gewöhnliche Nahrung aus. Sauerkohl, ſaure Rüben, Sauerkraut und andere antiſeptiſche Mittel, genießt er in unglaublicher Menge. Beſonders verdient eine Nationalſpeiſe angemerkt zu werden, welche „Barszez" genannt wird. Dieſes iſt eine Suppe, worin Gerſte oder Grütze mit ſauer gemachten rothen Rüben oder Kohl abgekocht wird, und die eine eben ſo wohlſchmeckende als geſunde Speiſe abgiebt. Dieſen Nahrungsmitteln verdankt es allerdings der Pole, daß er bey der unreinen Luft, die er in ſeiner engen ſtark geheitzten Stube einhaucht, dem Skorbut in geringerm Grade unterworfen iſt, als es ſich ſonſt erwarten ließe. Und noch weniger würde er dieſen fühlen, wenn nicht die Unmäßigkeit im Trinken unter dem Pöbel weit ſtärker als in jedem andern Lande wäre. 9)

Die

---

9) Die Schilderung, welche de la Fontaine in dieſen Zeilen von der Lebensart und den Nahrungsmitteln der Polen entwirft,

Die Litthauer ſtehen in ihrer körperlichen Bildung zwiſchen Polen und Ruſſen, aber tiefer als beyde. Von Sklaverey und Mangel niedergedrückt, trägt auch ihr phyſiſcher Karakter die Spuren der Herabwürdigung, zu welcher dieſes einſt ſo blühende Volk geſunken iſt. — Beſſer als ſein äußeres Anſehn, iſt jedoch der Geſundheitszuſtand deſſelben, man findet hier weniger Krankheiten als unter den Polen. Faſt alle Gegenden in Litthauen, die an die Oſtſee grenzen, ſind moraſtig und feucht; deſſenungeachtet herrſchen dort äußerſt ſelten Wechſelfieber; auch der Weichſelzopf und die Luſtſeuche ſind weniger allgemein, als in dem ehemahligen Groß- und Kleinpolen. Erſterer verhält ſich hier bey den niedern Ständen wie vier zu vierzig, bey den höhern wie drey zu neunzig bis hundert. Hautausſchläge, Krätze, Skropheln, Bruſtkrankheiten, hitzige Fieber gehören zu der gangbarſten Uebeln; keine Krankheit iſt jedoch ſo allgemein, als die Würmer. Die Pockeninoculation iſt hier noch völlig unbekannt.

Nicht viel vortheilhafter fällt die Schilderung aus, die wir von den Letten machen müſſen. Beyde Völker haben, wie in ihrem Schickſal, ſo auch in ihrer Geſichtsbildung viel Aehnliches; harte Dienſtbarkeit, Mangel aller höhern Kultur, Entbehrung der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe, ſind in ihrer Phyſiognomie mit ſehr leſer-

---

wirkt, paßt wörtlich auch auf die ruſſiſche Nation; nur die Kartoffeln ausgenommen, die in Rußland noch wenig gebaut und genoſſen werden. Der „Borſchtſch" wie er ruſſiſch heißt, iſt eigentlich in der Ukraine zu Hauſe; wird aber auch in ganz Rußland, und ſelbſt auf den Tafeln der Ausländer in St. Petersburg, als eine heilſame, wohl ſchmeckende Suppe häufig geſehen.

edelt, doch bleibt der Karakter der Phyſiognomie derſelbe. Die Tſcheremiſſen und Tſchuwaſchen haben in der körperlichen Geſtalt mehr von den Tataren, die Mordwinen kommen darin den Ruſſen näher und die Wogulen den Kalmüken. Letztere ſowohl als die Oſtjäken verrathen ſchon dadurch ihre Vermiſchung, daß ſie dunkles Haar haben, da die blaßgelbe Farbe deſſelben, bey allen ächtfinniſchen Nationen karakteriſtiſch iſt.

Der Geſundheitszuſtand der finniſchen Völker ergiebt ſich aus ihrem Klima und ihrer Lebensweiſe. Sie haben ſämmtlich einen feſten Körperbau und kennen wenig Krankheiten; aber der unmäßige Hang zu ſtarken Getränken untergräbt die phyſiſche Stärke. — Bey den Lappen iſt die Sterblichkeit unter Kindern, wegen des Mangels an Pflege und Sorgfalt, ſehr groß; auch ſieht man unter ihnen wenig alte Leute. Ihre häufigſten Krankheiten ſind Krätze, Lungenſucht, faule Fieber, Beinbrüche (die wegen des Kletterns auf den Schneealpen häufig vorfallen) und Augenkrankheiten, eine Folge des Schneelichts und des Rauchs in ihren Wohnungen. Außer vielen abergläubiſchen Gebräuchen und Opfern wider dieſe Uebel, bedienen ſie ſich bey innerlichen Krankheiten vorzüglich des warmen Bluts friſchgeſchlachteter Rennthiere, und bey äußern Schaden des angezündeten Schwamms. Kein Lappe darf eher heirathen, als bis er mit eigner Hand ein Rennthier ſchlachten kann. Die Unfruchtbarkeit der Weiber iſt ſchimpflich, aber ſelten; ſie gebären übrigens leicht und genießen dabey des Beyſtandes ihrer Männer. — Die Finnen ſind durchgehends ſtarke Eſſer, und werden trotz ihrer Liebe zum Branntwein, nicht ſelten ſehr alt. Gangbare Krankheiten unter ihnen ſind Waſſerſucht, Scharbock, die fallende Sucht, und vorzüglich Hypochondrie. — Die übrigen finniſchen Völker wiſſen von dieſen Krankheiten wenig oder nichts; doch iſt es merkwürdig, daß bey den Oſtjäken die Pocken ſchon vor Ankunft der Ruſſen bekannt waren.

Der tatariſche Völkerſtamm theilt ſich in ſo viele Zweige, und die Lebensart und Verfaſſung derſelben iſt ſelbſt innerhalb des ruſſiſchen Reichs ſo mannigfaltig und abweichend, daß eine allgemeine Schilderung ihrer phyſiſchen Beſchaffenheit etwas unmögliches wird. Mehrere tatariſche Völkerſchaften haben durch die Vermiſchung mit andern Nationen alles eigenthümliche Gepräge verloren, und mit dem Umtauſch ihrer bürgerlichen Einrichtung, ihrer Religion und ihrer Sitten hat ſich auch ihr phyſiſcher Karakter ſo weit entſtellt, daß man, ohne hiſtoriſche Nachrichten ſchwerlich ihren Urſprung würde auffinden können. Beſonders gilt dies von allen Zweigen der ſibiriſchen Tataren, die größtentheils nur noch den Namen ihrer Stammgenoſſen tragen, und ſeit ihrer Niederlaſſung in dieſem weiten wüſten Erdſtrich entweder wahre Ruſſen, oder Zwitter aller in ihrer Nachbarſchaft wohnenden Völker geworden ſind. Unter den eigentlichen Tataren haben vorzüglich nur die kaſaniſchen, aſtrakaniſchen und krimmiſchen ihre Nationaleigenthümlichkeit, ſelbſt im Aeußern, beybehalten, und dieſe ſind es daher, bey welchen wir die karakteriſtiſchen Züge ihrer körperlichen Bildung aufſuchen müſſen.

Der ächte, unvermiſchte Tatar iſt mittlerer Größe und hager. Sein Kopf hat eine ovale Form, die Geſichtsfarbe iſt friſch und lebhaft; Mund und Augen ſind klein, letztere meiſtens ſchwarz und überaus ſprechend; die Haare dunkelbraun, die Zähne feſt und weiß. Ueberhaupt ſind die Tataren ein ſehr wohlgebildetes Volk, und ihr beſcheidener, ſchüchterner Anſtand leiht ihrem ſchlanken Körperbau etwas gefälliges, das ſich nicht wohl beſchreiben läßt. Unter dem weiblichen Geſchlecht giebt es zwar wenig Schönheiten im eigentlichen Verſtande; aber die offenen freundlichen Geſichtszüge, die blühende Farbe der Geſundheit und das gute Verhältniß der einzelnen Glieder theilen ihnen Reitze mit, die ſelbſt unter Europäerinnen nicht alltäglich ſind. — Dieſe reine edle Form iſt jedoch nur das Erbtheil der wahren Tataren, und verliert ſich mehr oder weniger bey den Nebenzweigen dieſes Volks. Die Baſchkiren, z. B. haben ſchon weit plattere Geſichter, größere Ohren, einen ſtärkern Gliederbau und ſind fleiſchiger. Bey den Kirgiſen verengt ſich das ohnehin ſchon kleine tatariſche Auge noch mehr; und die Teleuten und Jakuten tragen in ihrer Bildung unverkennbare Spuren ihrer Vermiſchung mit mongoliſchen und kalmükiſchen Völkern.

Die Tataren haben überhaupt eine ſehr gute, dauerhafte Konſtitution, und ihre einfache Lebensart, ihre Mäßigkeit und Reinlichkeit bewahren ſie größtentheils vor bösartigen anſteckenden Krankheiten; die Pocken ausgenommen, die zwar ſelten unter ihnen wüthen, aber dann auch deſto größere Niederlagen anrichten. Reinlichkeit und Mäßigkeit ſind bey den Tataren nicht bloß Volksſitte, ſondern auch Religionsgeſetz. Der Koran gebietet ihnen, ſich mehrmals des Tages zu waſchen, und ſchreibt beſonders dem weiblichen Geſchlecht in allen ſeinen Zufällen Verhaltungsregeln vor. Er unterſagt ferner den Genuß des Weins und Branntweins, und erſpart dadurch den Gläubigen das ganze Heer von tödtlichen Krankheiten, die das Gefolge der Unmäßigkeit ſind. Weniger heilſam und diätetiſch iſt das Gebot, welches die Enthaltung von allen Speiſen befiehlt; die Tataren zählen jährlich zweyhundert und fünf Faſttage, an denen ſie nicht etwa bloß gewiſſe Speiſen ausſchließen,

ſondern ſich gänzlich aller Nahrungsmittel enthalten, ſo lange die Sonne am Horizonte ſichtbar iſt. — Obgleich der Koran die Vielweiberey erlaubt, ſo iſt es doch ſelten gewöhnlich, daß Leute aus den ärmern oder niedrigen Volksklaſſen mehr als eine Frau heirathen; Wohlhabende beſitzen deren gemeiniglich zwey, und nur äußerſt wenige gehen über dieſe Zahl hinaus.

Je weiter wir uns von den Grenzen unſers europäiſchen Welttheils entfernen, deſto ſeltſamer und abweichender treffen wir die Formen an, in welche die unerſchöpfliche geſtaltenreiche Natur das edelſte ihrer Geſchöpfe gehüllt hat. Welch ein Uebergang von der reinen harmoniſchen Bildung der Tataren in dem eigenſinnigen Verhältniß, welches in den Zügen und dem Körperbau der mongoliſchen Völker herrſcht!

Die Kalmüken haben gewöhnlich eine mittelmäßige Leibeslänge; ſie ſind feſtgebaut, und eher hager als fleiſchig. Das Geſicht iſt ſo platt, daß der Hirnſchädel eines Kalmüken unter tauſend andern erkannt werden kann. Vorzüglich karakteriſtiſch ſind die kleinen engen Augen mit den ſpitzen Augenwinkeln, die ſich weit nach der Naſe und den Schläfen ziehen. Die Naſe iſt eingedrückt und klein, das Kinn ſchmal, die Lippen dick, der ſpät keimende Bart ſehr ſchwach, die Zähne weiß und und wohl geordnet. Die großen Ohren ſtehen weit vom Kopfe ab. Die Geſichtsfarbe ſchattirt ins Rothbraune oder Braungelbe; die Haare aber ſind ſchwarz. Durch das häufige Reiten und durch ihre Art zu ſitzen, erhalten die Kalmüken durchgehends frühzeitig auswärtsgebogene Knie. Gefühl und Geſchmack ſind bey den mehreſten ſehr abgeſtumpft, die übrigen Sinne aber überaus ſcharf. Das weibliche Geſchlecht unterſcheidet ſich bey der nämlichen Bildung nur durch ſeine Kleinheit und durch eine ſehr feine Haut. — So dauerhaft der Körper der Kalmüken gebaut zu ſeyn ſcheint, ſo häufig ſind doch bösartige Krankheiten unter ihnen. Die Pocken werden gewöhrlich tödtlich; Faulfieber und die Luſtſeuche raffen einen großen Theil der Volksmenge weg, und ein eigenthümliches Uebel iſt die Krätze, die ſich hier beſonders hartnäckig und von böſen Folgen begleitet zeigt. Die Schullehrer ſind zugleich Aerzte; ihre vorzüglichſten Mittel beſtehen in Rhabarber, Gewürzen, Fett und Gehirn der Thiere, Moxa von Artemiſia, u. dergl.

Die Buräten gleichen den Kalmüken in der äußern Bildung bis auf einige unbedeutende Verſchiedenheiten. Man findet z. B. unter den erſtern mehr fleiſchige Leute; ihr Haarwuchs iſt noch ſchwächer, und viele Männer bekommen nie einen Bart. Die Geſichtsfarbe iſt blaß und gelblich; der Körperbau hat wenig Feſtigkeit und Stärke: ein Ruſſe von gleichem Alter und gleicher Größe wiegt immer ſchwerer als ein Buräte, und nimmt es im Fauſtkampf mit mehrern auf. — Trotz dieſer ſchwächlichen Konſtitution ſind die Buräten doch ein ſehr geſundes Volk; ſelten aber erreichen ſie ein hohes Alter. Die Pocken waren ihnen ehemals ſehr gefährlich; ſeitdem jedoch in Irkutsk eine Inokulationsanſtalt errichtet iſt, ſcheint die Sterblichkeit derſelben ſich vermindert zu haben. Jetzt bringen die Buräten nicht nur ihre Kinder ſchaarenweiſe dahin, ſondern ſie inoculiren ſich auch häufig ſelbſt. Die Krätze, die ſich unter ihnen häufig findet, iſt eine Folge ihrer Lebensart, Nahrung und Kleidung. In chroniſchen Krankheiten gebrauchen ſie die warmen Bäder an der Oſtſeite des Baikal-Sees. Ihre Aerzte ſind die Schamanen die aber mehr durch Opfer und Beſprechungen als durch natürliche Mittel zu helfen ſuchen. — Die Mongolen nähern ſich in ihrer phyſiſchen Beſchaffenheit mehr den Kalmüken, als den Buräten.

Unter allen ſibiriſchen Völkern zeichnen ſich die Tunguſen durch ihre regelmäßige Bildung aus. Sie ſind gewöhnlich von mittlerer Größe, wohlgewachſen und ſchlank. Das Geſicht iſt weniger platt als bey den Kalmüken, Die Augen ſind klein aber lebhaft, die Naſe iſt ebenfalls klein, doch wohlgebildet. Der Bart wird ſelten ſtark; die Haare ſind ſchwarz. Geſicht und Gehör ſind zum Erſtaunen ſcharf. Das weibliche Geſchlecht hat eine angenehme Bildung. — Von Krankheiten wiſſen ſie wenig; eigenthümliche giebt es unter ihnen gar nicht. Indeſſen werden ſie ſelten alt, welches theils von dem Klima, theils von ihrer mühſeligen und gefahrvollen Lebensart herrührt. Zuweilen verbreiten ſich die Packen unter ihnen, und dann richten ſie gewöhnlich große Verwüſtungen an. Ihre Götzenprieſter ſind zugleich ihre Aerzte.

Näher nach dem Nordpol zu, ſchrumpft die animaliſche wie die vegetabiliſche Natur zuſammen. Die gewöhnliche Manneslänge der Samojeden beträgt ſelten über vier bis fünf Fuß, und ihre ganze äußere Bildung entſpricht dieſer Zwerggeſtalt. Sie ſind gemeiniglich unterſätzig, und haben ſehr kurze Beine; der Kopf iſt dick und flach, die Naſe platt, der untere Theil des Geſichts ſteht beträchtlich hervor, Mund und Ohren ſind groß, die Lippen dünn, das Ganze wird von zwey kleinen, ſchwarzen, langgeſchlitzten Augen belebt. Mit dieſen Schönheiten vereinigt ſich eine braungelbe, von Fett glänzende Haut und ſchwarzes, borſtiges Haar, welches ſo ſparſam es ſich auch zeigt, dennoch ſorgfältig ausgerauft wird. Das weibliche Geſchlecht iſt zum Theil etwas geſchlanker, übrigens aber noch kleiner und im Ganzen eben ſo häßlich; ſeine Entwickelung geſchieht ſehr früh, aber es ſtirbt auch deſto früher für die Fortpflanzung ab. Die mehreſten Mädchen werden im eilften oder zwölften Jahre Mütter; ſelten aber ſind ihre Ehen ſehr fruchtbar, und ſchon vor dem dreyßigſten Jahre hört ihre Empfänglichkeit auf.

Der nämliche Körperbau und die nämlichen Geſichtszüge finden unter mancherley Abweichungen vom Häßlichen zum Häßlichern, auch bey den öſtlichen ſibiriſchen Völkerſchaften ſtatt. Die Kamtſchadalen ſind eben ſo zwergortig, nur breitſchultriger; dicke Köpfe, lange platte Geſichter, kleine Augen, dünne Lippen, ein ſchwacher Haarwuchs, ſind auch hier die Grundzüge der Menſchenform. Die kamtſchadaliſchen Weiber hingegen machen hierin eine Ausnahme; man lobt an ihnen eine feine weiche Haut, ſehr kleine Hände und Füße, und mit unter auch ein beſſeres Verhältniß des Gliederbaues. — Die Kamtſchadalen kennen wenig Krankheiten, aber deſto häufiger ſieht man Krüppel unter ihnen, die es durch ihre gefahrvollen Reiſen und Beſchäftigungen geworden ſind. Die gangbarſten Uebel ſind der Skorbut und die Luſtſeuche; letztere war ſchon vor Ankunft der Ruſſen unter ihnen bekannt. Der blendende Widerſchein des Schnees, der hier den größten Theil des Jahres liegen bleibt, veranlaßt häufige Augenentzündungen. Die Pocken ſind unter dieſem, größtentheils von Fiſchen und andern leicht in Fäulung übergehenden Nahrungsmitteln lebenden Volke ſo bösartig, daß ſie, gleich der Peſt, gewöhnlich eine ganze Generation wegraffen, wenn ſie einmal herrſchend werden. Die Inoculation iſt jedoch bey ihnen ſchon längſt im Gebrauch; jeder Kamtſchadale verrichtet dieſe Operation an ſich ſelbſt, vermittelſt einer in Pockengift getauchten Fiſchgräte. — Männer und Weiber haben beyde ein gleichhitziges Temperament, die ſcharfen Säfte welche bey dieſen Ichtyophagen durch Speiſen, Klima und Lebensart erzeugt werden, geben ihnen einen un-

v. Wibach. (nimmt den Brief) Gut.

Wachtmeiſter. (ab)

(Während daß Wibach den Brief lieſt, gratulirt Lina ſtillſchweigend Sophien)

v. Wibach. (nachdem er geleſen) Ich bin ſtolz, gnädigſte Frau, Ihnen zuerſt eine ſo angenehme Nachricht mittheilen zu können: Der Friede iſt geſchloſſen.

v. Sternheim. Gott ſey ewig Dank!

Sophie. So vereinigt ſich denn heute alles, meine Wünſche zu erfüllen!

v. Wibach. Ja, beſte Sophie! Wir können nun ganz das Glück genießen, einander zu beſitzen. In einigen Tagen, ſchreibt mir der General, marſchirt unſer Regiment nach den Garniſonen; dann, mein Fräulein, gehn Sie — in Geſellſchaft der Frau von Sternheim — zu Ihrem Vater, und — wie ich wenigſtens hoffe — ſöhnen ſich mit ihm aus. Sobald als möglich nehm' ich Urlaub, und komme ſelbſt, mir die Gnade dieſes ſo würdigen Vaters auszubitten. Von Ihnen beiden wird es dann abhängen, ob ich dieſe Kleidung länger trage oder nicht? Aufrichtig zu geſtehn, ich wünſchte ſie bis an's Ende meines Lebens tragen zu können.

Sophie. Nun gut, Wibach! Und Ihre Sophie folgt Ihnen nicht allein in die Garniſon, ſondern auch wieder in den Krieg, nicht wahr?

v. Wibach. Wer weiß, meine Beſte! Sie ſind dann Frau, und, ich will hoffen, Mutter — Umſtände verändern die Sache —

Sophie. Nein, Wibach, nein! Nichts in der Welt iſt vermögend, meine Geſinnungen gegen Sie weder zu ändern noch zu ſchwächen —

unbeſchreiblichen Hang zur Wolluſt. Die Weiber gebären leicht und ſind ſehr fruchtbar.

Die Bildung der Tſchuktſchen und Korjäken weicht ſo ſehr von der kamtſchadaliſchen ab, daß dieſe Völker nothwendig einen verſchiedenen Urſprung haben müſſen. Erſtere zeichnen ſich beſonders durch einen kleinen Kopf, und durch ein rundes, mageres Geſicht aus. — Die Kurilen nähern ſich ſchon den Japaneſern und ſind bey weitem wohlgebildeter; ein großer Theil dieſer Inſulaner hat einen ſo ſtarken Haarwuchs über dem ganzen Körper, daß ſie deswegen die haarigen Kurilen genannt werden. Bey den Aleuten hingegen iſt ſelbſt der Bart äußerſt ſchwach, und die Haut völlig weiß; im Ganzen hat ihre Bildung viel angenehmes.

IV.

Das Luſtſchloß Weißenſtein. *)

Das Landgräfliche Luſtſchloß Weißenſtein liegt mit ſeinen benachbarten Partien und Anlagen, die ſich zu beyden Seiten längs den Waſſerkünſten den Berg hinauf ziehen, eine gute Stunde von Caſſel, am Fuße des Habichtswaldes und des erhabenen Carlsberges, auf deſſen vordern Gipfel Landgraf Carl zu Anfange dieſes Jahrhunderts durch das zu den Waſſerkünſten gehörige Rieſengebäude ſich ein Denkmahl errichtete, das der Ewigkeit zu trotzen ſcheint. Den Nahmen hat Weißenſtein von dem weißen Felſen, der hier gebrochen wird. Urſprünglich hatte der Auguſtinerorden hier ein Mönchs- und dann ein Nonnenkloſter, welches ſchon im Jahr 1143 erbauet war, und in alten Urkunden und dem Nahmen Witzenſtein und Wyßenſtein vorkommt. Seine jetzige Beſtimmung und erſte Anlage dankt es dem Landgrafen Moritz, der im Anfange des vorigen Jahrhunderts das erſte Schloß hier erbauete,

---

*) Reiſe durch den Harz und die heſſiſchen Lande, beſonders in Hinſicht auf Naturſchönheiten und Alterthümer. Braunſchweig, 1797.

ete, das Landgraf Friedrich der Zweyte nachmals verbeſſerte und erweiterte; Wilhelm der Neunte, der regierende Herr, legte endlich das jetzige neue Schloß hier an, das aus einem Hauptgebäude und zwey Flügeln beſtehet, wovon erſteres noch nicht ganz vollendet iſt.

Auch dankt ihm die ſchnurgrade Straße von Caſſel nach Weißenſtein, und deren doppelte Reihe ſchattigter Linden und Eſchen ihr Daſeyn.

Alle drey Gebäude des Schloſſes, in alt-römiſcher Bauart, fallen vortrefflich ins Auge, ſind inwendig ſehr räumlich und bequem, und die Flügel auf das pracht- und geſchmackvollſte meublirt; ſie ſcheinen für die Ewigkeit gebaut, und ſind dem erhabenen Styl, worinnen das Gebäude oben auf dem Berge angelegt iſt, völlig angemeſſen. Sie beſtehen aus drey Stockwerken, haben fünf Fuß dicke Mauern und platte, mit Kupfer gedeckte Dächer, welche rund um von Gallerien, mit Urnen geziert, umkränzt ſind. — Beym Eingang des rechten Flügels liegen zwey große von Ruhl in Stein gebildete Löwen, dergleichen auch beym Eingang des linken Flügels von der nämlichen Größe, durch die Gebrüder Hayden verfertigt liegen, die ihren Künſtlern Ehre machen. Der ganze Vorgang des linken Flügels, welchen zwey Säulen zieren, iſt marmorirt; man tritt aus demſelben in den Audienzſaal, deſſen Wände mit drey und zwanzig ſehr ſchönen Gemälden von dem verſtorbenen Hofmaler Tiſchbein behangen ſind. Ihr Gegenſtand iſt die Geſchichte des Antonius und der Cleopatra. Rechts an dieſen Saal ſtößt der ebenfalls ſchön marmorirte Speiſeſaal, und links ein Vorzimmer, woraus man in ein Schreib-Cabinet, und aus dieſem, durch ein daran grenzendes koſtbares Zimmer, in das

Schlafgemach kömmt. — Ueber der Thür des letztern, woran noch zwey Zimmer ſtoßen, ſieht man das Gemählde einer liegenden Venus, von der geſchickten Hand des Profeſſors Bötner. — In der bel Etage herrſcht das nämliche Verhältniß, und dieſelbe Eintheilung der Zimmer. Hier ſind die mehreſten Gemälde von ebengenanntem Bötner, einem Künſtler, deſſen Talente in Frankreich und Italien Aufſehen erregt haben. Zum Gegenſtande wählte er ſich den Wielandiſchen Oberon.

Man findet daher in dieſen Zimmern: Hüon mit der Amande, in dem Augenblick, wo ſie auf der wüſten Inſel von dem Einſiedler geſegnet werden; — die Entbindung der Amande; — dieſelbe, wie ſie erwachend den neugebohrnen Knaben auf ihrem Schooße erblickt; und — Hüon, wie er zurück kömmt, und über die neue Erſcheinung ſtaunt. — Außer dem Audienz- und Speiſeſaal ſind alle Zimmer mit Seidenſtoffen verſchiedener Farben, in Hanauer Fabriken verfertigt, tapezirt, womit Vorhänge und Stühl-Ueberzüge der Zimmer übereinſtimmen. Es würde zu weitläuftig ſeyn, die mannigfaltigen Verzierungen der Zimmer im Detail anzuführen, aber es verdient zur Ehre des Fürſten bemerkt zu werden, daß alle hiezu gehörige Erforderniſſe im Lande ſelbſt verfertigt ſind, und daß kein Franzos, noch irgend ein anderer Ausländer ſich rühmen kann, etwas dazu beygetragen zu haben.

Linker Hand des Schloſſes iſt ein See mit Gondeln; jenſeits deſſelben aber ein von ſeiner Bauart und Einrichtung ſogenanntes chineſiſches Dorf, wo man einen niedlichen Speiſeſaal, eine kleine Fürſtliche Wohnung, die Bagatelle genannt, ſeitwärts eine Meyerey, und in einer geringen Entfernung einen Thiergarten antrifft, in welchem Hirſche, Rehe und dergleichen zum Vergnügen unterhalten werden.

Nahe hinter dem Schloſſe ſind auf beyden Seiten Luſtwälder, in angenehmen Abwechſelungen angelegt, deren mannigfaltige Schönheiten den aufmerkſamen Beobachter ganze Tage hindurch beſchäftigen können. Gleich Anfangs ſtößt man auf die Einſiedeley des Petrus Eremita, dieſes Stammvaters des Eremiten- und nachherigen Mönchslebens. Dieſer Ort iſt im Sommer äußerſt angenehm, beſonders durch das kühle Dunkel der Bäume, welche die Einſiedeley umgeben. Verſunken in ſeine ſchauerliche Einſamkeit. hört man auf einmal vor ſich den Donnerfall des Aqueducs, eines großen Römiſchen Gebäudes von vierzehn ziemlich weit geſprengten Bogen, woraus deſſen beträchtliche Länge zu ermeſſen iſt. Das Ganze hat völlig das Anſehen einer Ruine, beſonders vermehrt der darauf halb zuſammengeſtürzte Thurm, und der funfzehnte Schwiebbogen, deſſen Hälfte mit ſeinem Pfeiler gänzlich zertrümmert in den rauhen Abgrund geſtürzt iſt,. die Täuſchung im hohen Grade. Dieß Kunſtwerk iſt von einem geſchickten Baumeiſter nach römiſchen Denkmälern von behauenen Quaderſteinen aufgeführt. Hinten iſt dieſe Ruine der Anhöhe, von welcher das Waſſer aus einem dahinter gelegenen Baſſin darauf geleitet wird, gleich gebaut. Das Waſſer ſtrömt mit Heftigkeit durch breite Kandeln, ſtürzt ſich achtzehn Fuß breit, und einen Fuß im Durchmeſſer in eine Tiefe von einhundert und vier Fuß, und erfordert in jeder Stunde zweytauſend, achthundert Ohmen Waſſer. Der Fall ſelbſt gewährt ein herrliches Schauſpiel. Das Waſſer ſtürzt mit einem fürchterlichen Getöſe die Ruine herab in einen Behälter, wo es zu lauter Schaum aufwallt. So ſchlängelt es eine kurze Strecke, rauſchend über Felſen und Klippen hin in das Baſſin der Fontaine. Oben auf beyden Seiten der Ruine ſind breite Gänge, worauf man ohne Furcht hin und her bis an den Sturz des Waſſers ſpatzieren, und von deſſen größter Höhe man mittelſt einer Wendeltreppe, die innerhalb des nur noch zur Hälfte ſtehenden Thurms verſteckt, angebracht iſt, in die Tiefe hinabſteigen kann. Man muß indeſſen, durchaus nicht zum ſchwindlicht werden geneigt ſeyn, weil theils der jähe Abgrund, in deſſen geräuſchvolle, ſchäumende Tiefe man hinabblickt, theils die in den Kanal der Waſſerleitung heftig vorbeyſtrömende Fluth den Kopf des Wanderers ungemein leicht ſchwindeln macht.

Nahe hierbey erblickt man ein kleines Haus, worinnen eine in Gips geformtes Modell des ganzen Plans von Weißenſtein aufbewahret wird.

Seitwärts davon liegt auf einer kleinen Anhöhe der Tempel des Apoll, ſo wie in einiger Entfernung der des Merkurs, und die Halle des Plato, wo man dieſen Weltweiſen unter ſeinen Schülern erblickt. —

Auf der entgegengeſetzten Seite findet man, nachdem man einen ſogenannten Philoſophen-Gang durchwandert hat, den Sokrates. Hier hat das Auge die reitzendſte Ausſicht; man ſieht in der Tiefe den großen See, und in der Ferne eine Landſchaft, die nicht maleriſcher ſeyn kann, wer an dieſem zauberiſchen Orte nicht ein wenig ausruhet, um im Genuſſe der ſchönen Natur zu verweilen, der iſt ihr Freund nicht.

Von hier kömmt man unvermerkt in ein kleines romantiſches Thal, wo Pythagoras, der weinenende Heraklit, und der lachende Democrit, neben dem weiſen Anaxagoras hauſen. Auch kann man hier der

Cumäiſchen Sybilla in ihrer hundert Fuß tiefen dunkeln Grotte, mit Hülfe eines Lichts, einen Beſuch machen.

Die Grabmähler Virgils und eines Cajus Sextus, wovon das erſtere nach dem bey Neapel befindlichen, der Sage nach, wahren Monumente dieſes Dichters erbaut iſt, begrenzen dieſes herrliche Thal, und zugleich die ſchönſten Spaziergänge, die man nur wünſchen kann. Man bemerkt übrigens in dieſer Gegend ſehr viele ausländiſche Holzarten, womit die Luſtwälder bepflanzt ſind; z. B. die ſeltene Ceder, und zwar in verſchiedenen Sorten, den Tulipanenbaum, verſchiedene Arten Nadelhölzer, Amerikaniſche Fichten mit fünf Sproſſen, den ſogenannten Baum des Lebens, und Hamhols aus Canada.

Etwas weiter hin, und zwar oberhalb des ſchon beſchriebenen Aqueducts, wird man abermahls durch den Anblick eines prächtigen Waſſerfalls überraſcht. Sein Waſſer ſtürzt hier über einen ungeheuren Felſen beynahe eben ſo tief und in einer noch beträchtlichern Breite als bey jenem herab. Da die künſtlichen Felsmaſſen mitten in einem hohen und dichten Bergwalde liegen, deſſen in und über die Fluthen wild herabhangende Zacken und Geſträuche das Ganze in ein ſchauerliches Dunkel hüllen, und das wilde Chaos vermehren helfen: ſo begreift man kaum, wie die Natur hier nicht durchaus alles allein, und die Kunſt auch nur das Geringſte gethan haben ſollte. Ein größerer Freund der Natur, als der ſich nachbildenden Kunſt, empfand ich daher ungleich mehr Vergnügen hier bey dem Anblick deſſen, was kein Menſchenwerk zu ſeyn ſchien, als dort, wo die Kunſt wenigſtens an dem zerfallenen römiſchen Bau ſtets durchſchimmerte. Lebhaft erinnerte mich der ſchöne Waſſerfall, an den Zackenfall im Rieſengebirge ohnweit

Hirſchberg, wovon er eine glückliche Nachahmung im Kleinen zu ſeyn ſcheint.

Ueber demſelben erſcheint der Felſen wie durchſprengt, und von der einen Felſenwand zur andern, iſt eine Brücke gebaut, die Teufelsbrücke genannt, auf welcher man den majeſtätiſchen Waſſerfall unter ſich hörbar durchſtürzen ſieht, und vor ſich die prächtigſte Ausſicht hat, indem das Auge nicht nur den Strom des Waſſers bis an den äußern Rand des Aqueducs, wo es herabſtürzt, verfolgen kann, ſondern auch eine zauberiſch ſchöne Gegend und ganz Caſſel überſieht.

Die Ueberſicht der Stadt von dem erhabenen Standpunkte aus, veranlaßte indeſſen für uns eine Störung im Genuß dieſer Naturfreuden. Wir ſahen nämlich den 15 Juny, 1794 Sonntags Nachmittags von der Teufelsbrücke aus plötzlich eine ſchwarze Dampfwolke mit lichten Flammen über den Häuſern der Caſſeler. Der Landgraf und alle anweſende Einheimiſche eilten ſchleunig und höchſt beſorgt in die Stadt zurück. — Die vortrefflichen Löſchungsanſtalten, welche ſich ſchon am Sonntage vorher, bey einem ebenfalls gefährlichen Feuer zu Caſſel, das bald nach dem erſten Ausbruch gelöſcht ward, ſehr wohlthätig erwieſen hatten, ließen uns hoffen, daß die Gefahr auch diesmahl nicht um ſich greifen würde.

Unmittelbar nach dem Anblick dieſer Feuersbrunſt führte man uns in die nahe bey der Brücke gelegene tief in einen Felſen gehauene Grotte — in Plutos unterirdiſches Reich. Ein jeder von uns, der zum erſtenmal und unvorbereitet in ſie eintrat, hatte, wegen des ſo eben vorhergegangenen Umſtands, einen heftigen Schreck. Wir ſahen die ganze Grotte ſammt denen darin befindlichen Perſonen der heidniſchen Götterlehre, in einer Art von Flammenerleuchtung, die widerſprechend genug mit einem grauſigten Halbdunkel verbunden zu ſeyn ſchien. Es war, als ob von außen durch die Fenſter der Grotte, die Flammenerleuchtung einer ungeheuern Feuersbrunſt hineinfiele, und bloß durch dicke Fenſtervorhänge verhindert würden, alle Gegenſtände in eine blendende Flammenröthe zu ſetzen. Ich weiß ſelbſt nicht genau anzugeben, wie ich mir in dem erſten überraſchenden Augenblick dieſe furchtbare Erſcheinung erklären mochte, oder doch zu erklären verſuchte, aber das weiß ich, daß das Feuer in Caſſel, mit welchem meine ganze Seele noch beſchäfftigt war, mir ſchwer aufs Herz fiel, und mir eine ſo überaus räthſelhafte Erſcheinung erklären mußte. Kaum hatte ich beym Eintritt in dies unterirdiſche Reich einen flüchtigen Blick auf ſeinen Beherrſcher und deſſen ſchreckliche Geſellſchaft geworfen: ſo ſprang ich an die Fenſter der Grotte um zu ſehen, ob die Feuersbrunſt in Caſſel plötzlich ſo fürchterlich überhand genommen habe, daß ſie ihren Schein ſelbſt beym hellen Tageslichte bis in dieſe Grotte hineinwerfe. Aber o Himmel was erblickte ich! — die umliegende Gegend, Städte, Dörfer, Bäume und das Himmelszelt, in einer gräßlichen Flammenerleuchtung. Eine Ueberraſchung und Täuſchung die für den Unvorbereiteten im eigentlichſten Sinn fürchterlich ſchön war. Ihre Dauer konnte indeſſen nur kurz ſeyn; denn wer nur nicht ganz unbekannt mit der Naturlehre iſt, merkt ſogleich, daß dieſes ſonderbare Phänomen auf einem optiſchen Betrug beruhen müſſe, welchen das feuergelb gefärbte Fenſterglas dem Auge ſpielt, indem es das Tageslicht färbt und bricht. So ſahen wir denn auch bald, daß das Feuer zu Caſſel auch nicht in der entfernteſten Verbindung mit der Erleuchtung der Plutoniſchen Grotte ſtand. Verziert iſt dieſes hölliſche Reich auf der einen Seite des Eingangs mit Herkules und

Alceſten, welche er aus der Unterwelt zurückbringt, und ihrem entzückten Gemahl, dem König Admet zuführt; er wird von drey Furien verfolgt, die ihm den ſchönen Raub wieder abnehmen wollen. Alle dieſe Figuren ſind von Gips, und haben viel Ausdruck. Auf der andern Seite ſieht man den Sänger Orpheus, mit ſeiner geliebten Euridice. Pluto hatte, gerührt vom Saitenſpiel des Unglücklichen, die Rückkehr ſeiner Geliebten auf die Oberwelt, ihm unter der Bedingung verſtattet, daß er ſich, ſo lange er mit ſeiner Beute noch in ſeinen Staaten verweilen würde, nicht nach ihr umſehen ſollte; er überſchreitet dieſes Gebot, die Furien bemächtigten ſich von neuem der Euridice, und ein kleiner Amor beweint das harte Schickſal der beyden Liebenden. — Neben dieſen Statüen erblickt man die drey Parzen: Lacheſis hält den Rocken, Clotho zieht den Faden, und Atropos ſchneidet ihn ab. —

Inwendig ſteht beym Eingang der Grotte abermahls Herkules mit ſeiner Keule, welche er gegen den Cerberus, den ſtrengen Wächter des Tartarus ſchwingt. In der Mitte ſitzt auf einem Throne Pluto, der Gott der Unterwelt, mit ſeiner Gemahlinn Proſerpina, welche die drey Höllen-Richter: Minos, Aeacus und Rhadamantus zu ihrer Rechten haben. — Verſchiedene Gruppen ſtellen die mancherley Strafen vor, womit, nach der Dichtung der Griechen die Verbrechen der Oberwelt im Tartarus gebüßt wurden.

So ſieht man den Tantalus, angeſchloſſen im Waſſer; über ihm beugt ſich ein Baum mit ſchönen Früchten, welche aber, ſo wie er im Begriff iſt, ſie mit dem Munde zu haſchen, gleich dem Waſſer, worinnen er bis ans Kinn ſteht, zurück weichen. Er leidet dieſe Strafe,

Wachtmeiſter. Die beiden Rekruten ſind da, Herr Rittmeiſter!

v. Wibach. Ha, die hätt' ich beinah ganz vergeſſen. Ew. Gnaden müſſen wiſſen, daß ſich der Herr von Liß nebſt ſeinem Andrees dieſen Morgen aus Deſperation bei meiner Schwadron engagirt hat.

v. Sternheim. Närriſch genug! — Aus Deſperation?

v. Wibach. Ja ja; aus Deſperation. Laſſ' Er ſie herein, Wachtmeiſter! — Sie werden uns zu lachen geben.

Wachtmeiſter. (ruft in die Szene) Marſch!

Lezter Auftritt.

v. Liß. Andrees,

(in völliger Montirung; bei der Thüre ſtellt ſie der Wachtmeiſter zurecht)

Vorige.

v. Wibach.

Nun? Wie gefällt Ew Gnaden meine Werbung?

v. Sternheim. Vortreflich.

v. Wibach. Treten Sie näher, Herr von Liß!

v. Liß. (tritt näher)

v. Wibach. Eben erhalt' ich eine — für uns alle und für das menſchliche Geſchlecht höchſterfreuliche, und für Sie allein höchſttraurige — Nachricht: es iſt Friede!

v. Liß. (läßt ſeinen Stock fallen; läuft zum Andrees und umarmt ihn) Friede, lieber Andrees, Friede, ſo zu ſagen!

Andrees. Friede, Friede! (ſpringen beide)

v. Wibach. Ich habe mich geirrt, wie ich ſehe: Sie freuen ſich ja auſſerordentlich.

v. Liß.

weil er die Geheimniſſe der Götter, womit dieſe bey einem von ihm veranſtalteten Gaſtmale, unter den Freuden des Weins und der Tafel, zu freygebig geweſen waren, zum größten Scandal, unter die Leute gebracht hatte.

Irion iſt mit Schlangen auf ein Rad geflochten, welches ſich ſchnell und unaufhörlich mit ihm umwendet. Er hatte die Verwegenheit gehabt, ſeine Augen zur Gemahlinn des erſten der Götter zu erheben, und ihre nähere Bekanntſchaft zu wünſchen. Jupiter, welcher ſich das Reciprocum in dieſem Punkte von ſeinen Geſchöpfen natürlicher Weiſe nicht gefallen laſſen wollte, empfand das Beginnen Irions, ihn einem ſo menſchlichen Schickſale unterwerfen zu wollen, ſehr übel, und ſtrafte den Frevler auf die gedachte Art. Auch Juno entrüſtete ſich gewaltig darüber, daß Irion ſie ſchön gefunden hatte — zum offenbaren Beweiſe daß ſie nicht zu den Töchtern der Erde gehörte. —

Siſyphus iſt verurtheilt, einen großen runden Stein einen hohen Berg hinauf zu ſchieben, welcher, ſobald er dem Gipfel deſſelben nahe iſt, immer wieder in die Tiefe hinabrollt. Seine Räubereyen auf der Oberwelt haben ihm dieſe ewig vergebliche Arbeit auferlegt. Die Danaiden, welche ihre Geliebten in der Brautnacht ermordet hatten, ſind durch einen gerechten Urtheils-Spruch zu dem langweiligen Geſchäfte verdammt, ein durchlöchertes Faß mit Waſſer füllen.

Oberhalb des Plutoniſchen Reichs, und zwar linker Hand deſſelben, kömmt man an einen Waſſerfall, von einer neuen Anlage; die Gegend iſt hier ſo wild und ſo ſchauerlich, als eine lebhafte Phantaſie ſie ſich nur immer denken kann. Der Waſſerfall ſtürzt ſich in einem etwas ſchmalen Berg über unordentlich auf einander gethürmte Felſen-Stücke, und durch wildes Baumgeſträuch in eine beträchtliche Tiefe, und rauſcht von da, als ein ſchmaler Gießbach, über natürliche Caſcaden, durch die eremitiſchen Fluren der vorhin erwähnten Griechiſchen Philoſophen, bis er ſich in den großen See ergießt. —

Auf dem Gipfel des Carlsbergs ſteht das Rieſenſchloß, oder das ſogenannte Octogon, ein achteckigtes ſehr ſonderbares Gebäude von Tufſtein, aus welchem auch die ſämmtlichen Grotten, Caſcaden und Treppen beſtehen. *) Ein großes Kreuzgewölbe mit vielen offenen Bogen, macht das erſte Stock dieſes Gebäudes, worüber noch zwey andere Gewölbe aufgethürmt ſind. Dieß Rieſenſchloß iſt aus ſehr großen, roh behauenen Steinen erbaut, welche ſo künſtlich zuſammengefügt ſind, daß es nur aus einem Felſen gehauen zu ſeyn ſcheint. Der berühmte Italiener Guermieri brachte es in den Jahren 1701 bis 1714 zu Stande. Der Durchſchnitt dieſes zierlichen Achtecks beträgt 224 Fuß. In der Mitte iſt es völlig leer. Zu ſeinem Dache hat es den Himmel. Das dritte und letztere Gewölbe hat über ſich eine Platteforme mit einer Gallerie, welche auf ein hundert zwey und neunzig Pfeilern ruht, und auf deren vor-

---

*) Der gelehrte Domherr von Beroldingen hält in ſeinem Werke: Ueber die Vulkane älterer und neuerer Zeiten, dieſen Tufſtein für wirklich vulkaniſche Aſche, die nach ihrer Auswerfung, meiſtens durch Näſſe und Druck, verhärtet ſey.

dern Seite eine ſechs und neunzig Fuß hohe Pyramide ſich erhebt, welche die Statüe des auf ſeine Keule geſtützten Herkules trägt. Sie iſt von Kupfer, zwey und dreyßig Fuß hoch, acht Fuß im Durchſchnitt, und nach dem vollkommenſten Ebenmaaße gebildet. Bis in die Keule, worauf die Figur ruhet, und welche acht Menſchen ganz bequem faßt, kann man ohne Gefahr ſteigen, aus dieſer aber in den Körper fortzuſteigen, iſt ein gefährliches Unternehmen, ob es gleich zu Zeiten von Waghälſen geſchehen iſt. Vor der vorerwähnten Pyramide ſind zwey Figuren mit Poſaunen angebracht. — Von dem Fuße dieſes Achtecks laufen in gerader Richtung die mit Bley belegten Caſcaden in verſchiedenen Abtheilungen mit dazwiſchen liegenden Waſſerbehältern und Fontainen den Berg hinunter. Zuletzt ſtürzt das Waſſer über die unterſte Grotte, vor welcher es gleichſam eine Wand von Waſſer ziehet, in das große zweyhundert und zwanzig Fuß breite Baſſin.

Von dieſem Baſſin an, bis in die Keule des Herkules, hat man achthundert zwey und vierzig meiſtens ſehr bequeme, breite Stufen zu ſteigen, woraus man ſich einigermaßen einen Begriff von der ungeheuern Höhe dieſes Werkes machen kann. Die Ausſicht in die weite offene Gegend von oben herab iſt eine der ſchönſten. Bey einem heitern Himmel ſieht man den Brocken.

Einige Stufen unter dem Octogon iſt die Grotte Polyphems, welcher auf einem Felſen ſitzend, und auf einer ſiebenſtämmigen Flöte blaſend, vorgeſtellt iſt. Neben der Statüe des Rieſen ſelbſt aber ſind die Bilder des Neids, der Hoffnung, der Liebe und des Todes, in Gips geformt. Man wird hier durch eine täuſchende

Muſik, deren wahren Urſprung man nicht gleich entdeckt, um ſo angenehmer überraſcht, je neuer und ungewöhnlicher der Eindruck iſt, den ſie hier, begleitet von den ſanften Geräuſche der nahen Waſſerfälle, — in dem Halbdunkel einer kühnen Felſenkluft — auf die Seele macht. Eine unſichtbare in dem Felſen verborgene Orgel iſt es, deren Blaſebälge und Walzen vom Waſſer getrieben werden, und ſieben verſchiedene Stücke ſpielen. In dieſer Grotte, ſo wie auf verſchiedenen Stufen neben den Caſcaden ſind kleine Vexierfontainen angebracht, welche unvermerkt angelaſſen werden können und den Sinnen des unbeſorgten, überraſchten Zuſchauers ganz wohl behagen. Da man aber gewöhnlich vom Aufſuchen der verſchiedenen Gartenpartien, und von dem Erſteigen des beträchtlich hohen Berges durchaus erhitzt iſt, ſo iſt denen, die ſich nicht gerne erkälten, mit dieſer totalen Abkühlung wenig gedient, ſo behaglich ſie auch dem Gefühl ſcheinen möchte. Indeſſen machte dieſe Waſſerſpielerey der ganzen Geſellſchaft, in welcher ich mich befand, doch vielen Spaß, theils weil man den Schnupfen noch nicht mit in Anſchlag brachte, den ſie uns zuzog, beſonders aber wegen des Vergeltungsrechts, welches der Kunſtmeiſter hier mit vieler Strenge ausübte. Nachdem nämlich einige Damen aus der Geſellſchaft, wahrſcheinlich von einem unterrichteten Freunde gewarnt, in der einzigen Gegend der Grotte, wo die Vexierfontainen ſie nicht erreichen konnten, ſich geſtellt und uns plötzlich durchnäßte Männer fein ſchadenfroh und herzhaft verlacht hatten: ließen ſie uns auch über eine gewiſſe Gegend der ſteinernen Treppe voranſteigen; allein die Hoffnung, uns arme Naßkittel da noch einmal angeführt zu ſehen, betrog ſie. Sie eilten dann raſch hinter uns her, der faſt zu ſchalkhafte Kunſtmeiſter aber nahm ſeinen Zeitpunkt wahr, und ließ plötzlich in der Gegend des Treppenganges, wo ſie waren, eine Menge feiſeiner ſenkrecht ſteigender Waſſerſtrahlen unter ſie ſpringen; unſtreitig wurde ihr voriges ſchadenfrohes Lachen zu hart beſtraft, da wir Männer vorhin die Strahlen nur von der Seite und ins Geſicht bekommen hatten. Die Reihe zu lachen wäre nun freylich an uns geweſen aber wir lächelten nur! —

Auf jeder Seite der Polyphems-Grotte befinden ſich noch zwey verſchloſſene Grotten, die auf verſchiedene Art ausgeziert ſind; vor derſelben aber ein Baſſin, mit einer ſteinernen Artiſchocke, aus welcher das Waſſer funfzig Fuß hoch ſpringt. —

Einige Stufen tiefer kömmt man an den ſogenannten Rieſenkopf. Man ſieht daſelbſt einen Rieſen bis an die Schultern unter einem Felſen begraben; vermuthlich eine Vorſtellung des Enceladus eines Sohnes der Erde, welcher mit ſeinen Brüdern, nach der Griechiſchen Götterlehre, den Olymp beſtürmte, und vom Zevs vernichtet wurde. Sein hohler Kopf wirft mit einem ſonderbaren Geräuſch das Waſſer bis auf eine Höhe von fünf und funfzig Schuhen; der Sturz der breiten Waſſerwand über den ungeheuern Fels, giebt einen angenehmen Anblick, und die monotoniſche Muſik, welche ein auf beyden Seiten angebrachter Centaur und Faun, die in Hörner ſtoßen, hervorbringen, erregt ein überaus ſonderbares und zweydeutiges Gefühl in dem Zuſchauer. Verlohren in der Betrachtung der mannigfaltigen, durch die Kunſt hier ausgeführten Ideen, wollt' ich mich freuen, aber mir ſchauderte die Haut über das entſetzenerregende Geräuſch des Waſſers, und beſonders jener brüllenden Hörner. Das Gehör glaubt gleichſam in dem Rachen der Hölle zu ſeyn, und das Geſicht weiß nicht, woher es Augen genug nehmen ſoll, um nichts ungenoſſen zu laſſen. In jedem Fall muß man nicht mehr Kind ſeyn, um das Abentheuer dieſer Scene männlich zu beſtehen, wovon uns der kleine Sohn einer mit uns hier gegenwärtigen Preuß. Offizier Dame — ein lebendiges Beyſpiel gab.

Vor dem Fels ſelbſt iſt ein Baſſin, worin das Waſſer ſich ſammelt, und ein Fremder wird ſelten dieſen begeiſterten Ort verlaſſen, ohne auf der daſelbſt zur Bequemlichkeit angebrachten ſteinernen Bank, den verſchiedenen hier befindlichen Kunſtwerken ſeine Aufmerkſamkeit einige Minuten hindurch geſchenkt zu haben. Aus dem letztern Baſſin fällt das Waſſer auf die bewunderungswürdige Caſcade, die hier ihren Anfang nimmt und wiederum drey Baſſins hat, von denen das Waſſer herabfällt, und einen herrlichen Anblick gewährt. Am Ende der Caſcade, kömmt man in eine Grotte, worinnen Neptun mit andern Meer-Gottheiten reſidirt. —

Aus dem vor Neptuns Grotte befindlichen Baſſin, geht das Waſſer unter der Erde in ein anderes, dem Plutoniſchen Reiche ganz nahe gelegenes, woraus dann ein großer Theil deſſelben über den Fels unter der vorhin beſchriebenen Teufelsbrücke ſich ſtürzt, und ein kleiner Theil ins Plutoniſche Reich geführt iſt. —

Vor dem letztern iſt ein Baſſin, deſſen Waſſer theils auf den Aqueduc, und theils unter der Erde weg in ein anderes Baſſin geleitet iſt, wo es für die unten, in einiger Entfernung vom Fürſtl. Schloſſe angebrachte große Fontaine aufbewahrt wird. Dieſe wirklich ſchöne Fontaine, unſtreitig das Bemerkenswertheſte von allen Weißenſteiner Anlagen, erreicht eine Höhe von einhundert und ſechzig Fuß, und hat vierzehn Zoll im Durchmeſſer. Bloß die Natur entblößt von jedem Kunſtwerk, treibt ſie zu dieſer ſeltenen Höhe, und es giebt einen Majeſtätiſchen Anblick, wenn ſich das Waſſer, bey Anlaſſung der Fontaine, mit unbeſchreiblicher Heftigkeit in die Höhe thürmt, eine vollkommene Waſſerſäule bildet, und nachdem es die höchſte Höhe erreicht hat, bey einer völligen Windſtille, rund um den Strahl in einem feinen Staubregen herabtröpfelt, und eine unaufhörliche Bewegung auf dem Spiegel des Baſſins verurſacht. Ich war kaum im Stande mich an dieſem prächtigen Naturſpiele ſatt zu ſehen. Bloß die Erinnerung an den Umſtand, daß es ſchon nach Verlauf einer halben Stunde an Waſſer für dieſes Schauſpiel fehlen werde, erhielt meine Freude darüber in den Schranken der Mäßigung, — eine Erinnerung, in welche ſich dann noch unwillkürlich die Empfindung der Vergänglichkeit und Eilfertigkeit aller unſrer Lebensfreude einmiſchte. — —

Das ſämmtliche vom Rieſenſchloſſe auf verſchiedene Wege herabſtürzende Waſſer muß nämlich daſelbſt von dem Gipfel eines hinterwärts liegenden noch höhern Berges, der eine Quelle hat, aufgefangen und geſammelt werden, und da viele Zeit dazu gehört, um die jedesmahl erforderliche große Menge Waſſers zuſammen zu bringen: ſo werden dieſe Kunſtwerke in der Regel nur an gewiſſen Tagen im Jahre z. B. in den Meſſen, angelaſſen. Wer ihre Wirkungen außer dieſer Zeit ſehen will, muß bey dem Rath Dury einen Erlaubnißſchein dazu löſen, welcher dann an den Brunnenmeiſter Steinhöfer abgegeben wird.

Aus dem Baſſin der großen Fontaine endlich ſchlängelt ſich das Waſſer in mancherley Krümmungen um kleine Inſeln, und ſtürzt ſich über Felſen und Klippen durch die ſogenannten Eliſäiſchen Felder in den großen See, welcher linker Hand des Fürſtl. Schloſſes liegt. Unter dieſen kleinen Waſſerfällen zeichnet ſich derjenige aus, wo das Waſſer durch die Oeffnung eines Felſen wider einen davorliegenden Stein fällt, und durch die Gewalt des Drucks einen beſondern Sprudel verurſacht; überhaupt wird der Freund der Natur dieſe kleinen romantiſchen Waſſerfälle vielleicht den obern Caſcaden vorziehen, woran bloß die Kunſt ſichtbar iſt.

Uebrigens iſt im Ganzen und in allen Anlagen auf dem Weißenſtein Kunſt und Natur auf das glücklichſte vereinigt, und in manchen ſcheint bloß die letztere durch. Auch ſagt man nicht zu viel, wenn man den Weißenſtein, in ſeinem ganzen Umfange, für das einzige Werk in ſeiner Art ausgiebt. Nur ein Landgraf von Heſſen-Caſſel beſitzt ihn, allein vielleicht konnte auch wegen des vorauszuſetzenden Lokals kein anderer Fürſt ein gleiches Werk in ſeinem Lande hervorbringen. — Der jetzt regierende Herr findet Vergnügen daran, dieſen ſeinen Lieblingsort auf alle Art täglich mehr zu verſchönern, und ſein bekannter feiner Geſchmack in Bau- und Garten-Anlagen, den das Wilhelmsbad bey Hanau verbürgt, ſetzt ihn hierzu vollkommen in Stand, und läßt von den neuen Planen, die noch ausgeführt werden ſollen, alles erwarten. Hierzu gehört ein Blumengarten, hinter dem linken Flügel des Schloſſes, dicht am Fuße des weißen Felſen, welcher dem ganzen Orte den Nahmen gegeben hat, ſodann, ein Pavillon unter den Caſcaden, und hauptſächlich ein altgothiſches Gebäude hinter dem Thiergarten. Letzteres wird auf einer Anhöhe, wovon man eine treffliche Ausſicht hat, angelegt, erhält daher den Rahmen Bellevüe, und wird die Geſtalt einer Ruine mit zwey Thürmen bekommen, wovon einer zuſammengeſtürzt, der andere aber, in der Höhe von ein hundert Fuß, oben mit einer Gallerie verſehen werden, und eine Fürſtl. Wohnung enthalten ſoll.

Regiſter

der Vier Stücke von 1797.

Erſtes Stück.

Seite.

I. Reiſe von Genf nach Bern. (Fortſetz.) 5.

II. Reiſe von Bern über Lauterbrunn und und Grindelwald nach Meiringen. 14.

III. Der Berg der Wiſſenſchaften. 58.

IV. Reiſe von Luzern nach Zürich. 65.

V. Etwas über Taurien. 79.

VI. Briefe über das Cap und über Batavia: von einem deutſchen Officier. 105.

Zweytes Stück.

I. Beſchreibung eines Theils des Rheingaus und des engliſchen Gartens zu Niederwald. 5.

v. Liß. Sie ſagten ja, das ganze menſchliche Geſchlecht müſte ſich freuen: wir gehören doch auch, ſo zu ſagen, zum menſchlichen Geſchlechte — Friede, lieber Andrees, Friede!

Andrees. Friede! Friede!

v. Wibach. Wie ſieht's aber mit dem Todtſchießen aus? Dazu iſt Ihnen nun alle Gelegenheit benommen. Auch ſteht es blos bei Ihnen, wieder frei zu ſeyn: da Sie ſie ſich nur zum Todtſchießen anwerben ließen, hab' ich nun weiter kein Recht auf Sie, und Sie können in Gottes Namen wieder nach Hauſe gehn.

v. Liß. Nach Hauſe, lieber Andrees, nach Hauſe!

Andrees. Nach Hauſe, nach Hauſe!

(ſchmeiſſen ihre Säbel und Müzen weg, und wollen ſich auch weiter entkleiden)

v. Wibach. Sachte, meine Herren! Bedenken Sie, daß Damen in der Stube ſind.

v. Liß. Wohl wahr! Nehmen Sie's nicht übel, gnädige Frau, ſo zu ſagen! Kann ich gratuliren?

v. Sternheim. Wozu, Herr von Liß?

v. Liß. Zur Frau Rittmeiſtern, ſo zu ſagen.

v. Sternheim. Sie ſpaſſen: hier, dieſe Dame iſt des Herrn Rittmeiſters Braut.

v. Wibach. Ja ja, Herr von Liß! die Sachen haben ſich geändert —

v. Liß. Und Frau von Sternheim hat alſo noch keinen Mann, ſo zu ſagen? O da könnte ſie mich doch wohl nehmen —

v. Sternheim. Mein Gott! Glauben Sie denn, daß ich durchaus einen Mann haben will und haben muß? Wenn ich bitten darf — niemals ein Wort von Heiraten wieder.

v. Liß.

Seite

II. Ueber das Leben des ruſſiſchen Feldmarſchalls, Grafen Suwarew. 21.

III. Briefe auf einer Reiſe von Marſeille nach Smyrna. 1792. 25.

IV. Der klaſſiſche Weg von den pontiniſchen Sümpfen bis Neapel 58.

V. London: von einem franzöſiſchen Emigranten geſchildert. 77.

VI. Des Ritters und Hauptmanns, Georgs von Frundsberg Geſchichte der Erſtürmung der Stadt Rom, im Jahre 1527. 93.

Drittes Stück.

I. Fragment, im Palais Egalité auf meiner letzten Pariſer Reiſe gefunden. 5.

II. Brief über die Tertulias und Privatvergnügungen der Spanier. 78.

III. Verſailles. 98.

IV. Vom türkiſchen Harem zu Aleppo. 108.

Vier-

Viertes Stück.

Seite.

I. Vom türkiſchen Harem zu Aleppo. (Fortſetzung.) 5.

II. Reiſe auf den Brocken. 22.

III. Phyſiſche Karakteriſtick der Bewohner des ruſſiſchen Reichs. 46.

IV. Das Luſtſchloß Weißenſtein. 75.

Nacht und Ohngefähr

ein

Luſtſpiel in einem Akt.

von Heinrich August [illegible] Reichard

Der Plan iſt von la Notte des Marcheſe Albergati
Capacelli genommen.

Berlin,
bey Arnold Wever. 1779.

Perſonen.

Präſident von Röhm, auf Reiſen.
Amalie, ſeine Tochter.
Friedrich, ſein Kammerdiener.
Baron Wallerhauſen, }
Herr von Thalheim, } auf Reiſen.
Hauptmann von Rheinberg.
Thomas, Kellner.

Die Handlung geht zu Maynz in einem angeſehenen Gaſthof vor.

Scene I.

(Ein meublirter Saal im Gaſthof; im Proſpekt eine Thüre, die zum Eingang dient, und zwey Fenſter mit Ausſicht in die Straße: Seitwärts zwo Thüren, eine der andern gegen über. Um zu den Fenſtern hinauszuſehn, muß man Stufen ſteigen.)

Wallerhauſen liegt in einem großen Lehnſtuhl, und hat die Füße auf einen kleinen Fußſchemel ruhend. **Thalheim** liegt gegen über, auf der andern Seite des Theaters, auf einem Kanapee. Bey Wallerhauſen ſteht ein brennendes Licht. Thalheim ſchläft ruhig.

Wallerhauſen (für ſich halb raſend.)

Kann ein Zuſtand ärger ſeyn als der meinige? — Mich zu verlieben, und doch den Muth nicht haben, meine Liebe zu geſtehen; es bis zur Nacht vor ihrer Abreiſe kommen zu laſſen; Gott! vierzehn Tage in einem Gaſthofe, unter einem Dache mit ihr zu wohnen, und nicht im Stande geweſen zu ſeyn, mich zu entdecken? — (ungeduldig,) Thalheim kann ſchlafen! der Glückliche! Er weiß nicht, was

Leidenſchaft iſt. (wirft ſich auf dem Lehnſtuhl hin und her) Zum Teufel! auch nicht eine Minute Ruhe? Wie viel Uhr mag es wohl ſeyn? (läßt ſeine Uhr repitiren) Zwo Stunden, und es iſt Tag. Ach! jeder Menſch, der eine unruhvolle Nacht hat, kann doch wenigſtens den Anbruch des Tages wünſchen, aber ich — ich darf ihn nicht einmal wünſchen, ich muß ihn fürchten: ſie wird dann abreiſen, wir werden uns trennen müſſen — — und Thalheim kann ſchlafen. Wenn er doch aufwachte! es würde mir leichter ums Herz werden, wenn ich mit ihm plaudern könnte. (ruft ihn mit leiſer Stimme) Thalheim! Thalheim! Er ſchläft veſt; lieber Freund! — — zum Henker, ich muß Geſellſchaft haben; vielleicht wenn ich ein Geräuſch mache — (ſtößt den Schemel um, auf dem er die Füße liegen hatte. Thalheim fährt etwas zuſammen, wendet ſich aber gleich auf der andern Seite und ſchläft fort. Mit Ungeduld), daß du ſchlafen müßeſt! (mit lauter Stimme) Thalheim, ich bitte Sie um des Himmelswillen, Thalheim, ermuntern Sie ſich.

Thalheim. (ſchläfrig) Aber Sie wiſſen, daß mir den ganzen Tag nicht wohl iſt, wenn ich nicht genug geſchlafen habe, ich kriege Kopfwehe, bin zu nichts aufgelegt; laſſen Sie mich doch ruhen. (ſucht wieder einzuſchlafen.)

Wallerhauſen. (ſteht eilends auf, und ſtellt den umgeworfenen Stuhl wieder auf die Füße) Nein, nein, Sie ſollen mir gewiß nicht wieder einſchlafen. (geht und ſetzt ſich zu des Thalheims Füßen) Es iſt gleich Tag. Wir müſſen abreiſen, was nützt's alſo. —

Thalheim. (ſich ermunternd und mit Ungeduld) Was es nützt? Was es nützt? Wie Sie fragen können! wenn mein Schlaf Ihnen nicht nützt, ſo nützt er mir.

Wallerhauſen. Laſſen Sie uns ein wenig miteinander ſchwatzen.

Thalheim. Nun, gut! ſo wollen wir ſchwatzen!

Wallerhauſen. Nicht wahr, Freund, das waren ſchnelle vierzehn Tage! Nicht wahr?

Thalheim. (gähnend) Ja nun, es waren vierzehn Tage, gerade ſo wie ſie ſind! vierzehn Tage. (ich will wieder einſchlafen.)

Wallerhauſen (rüttelt ihm eiligſt) Aber, mein Gott, ſo ſchlafen Sie doch nicht wieder ein, ich bitte Sie.

Thalheim. (thut ſich Gewalt) Es iſt eine edle Sache um den Schlaf; aber wenns denn nicht anders ſeyn ſoll und muß, nun gut ſo wollen wir ſchwatzen (nimmt Toback) ich hoffe, daß die Augen offen bleiben ſollen.

Wallerhauſen (traurig) Noch zwo oder drey Stunden, und wir werden reiſen müſſen.

Thalheim. Gewiß.

Wallerhauſen Ach! aber das liebe Mägdchen hier.

Thalheim. Gewiß, Sie könnten mich lachen machen, Romanen, Komödienſtreiche. Gewiß!

Wallerhauſen. Ich ſchwöre Ihnen bey meiner Ehre, meine Worte gehen von Herzen, und —

Thalheim. Ich rede nicht von Ihren Worten. Ich rede von Ihren Handlungen. Haben Sie dem lieben Mägdchen, von dem Sie immer ſprechen, wohl das geringſte Geſtändniß gethan?

Wallerhauſen. Meine Blödigkeit war Schuld.

Thalheim. Eben dieſe Blödigkeit wird man nicht glauben. Gewiß nicht.

Wallerhauſen. (ungeduldig) Aber da dieß meine erſte Liebe iſt, ſo —

Thalheim. So wird man ſagen, daß Sie ſehr lange gewartet haben, ſich zu verlieben. Gewiß, das wird man ſagen. Gewiß!

Wallerhauſen. (noch ungeduldiger) Gewiß! gewiß! mit Ihren ewigen Gewiß; ich glaube Sie reden noch im Schlafe! wenn Sie mein Freund ſeyn wollen, ſo ſcherzen Sie jetzt nicht.

Thalheim. Nun, Sie ſollen das gewiß, nicht minder von mir hören. Ja, ich bin Ihr Freund und bereit, alles für Sie zu thun, aber ich fürchte, wir haben ſchon zu lange gewartet. Mit Anbruch des Tages reiſet der Präſident mit ſeiner Tochter nach England, auch wir müſſen unſere Reiſe nach Wien fortſetzen. Ich denke immer, Ihr Zaudern, Ihr Zaudern in Wien einzutreffen, wird Ihrem Proceſſe nicht wenig geſchadet haben.

Wallerhauſen. Ach was kümmert mich jetzt der Proceß.

Thalheim. Schön! wenn Sie ſich nicht darum bekümmern wollen, ſo brauche ich es noch weniger! es iſt Ihre Sache. Ich bin Ihnen zur Geſellſchaft hieher gereiſet. Ob wir nun reiſen, bleiben, umkehren, das iſt mir alles einerley! Ich werde Sie überall begleiten. Doch als Ihr Freund thut es mir wehe, zu ſehen, daß Sie ſo ſorglos —

Wallerhauſen. Nein, Freund, nein, glauben Sie nicht, daß ich ſo unverſtändig bin, eine ſo wichtige Angelegenheit auf die leichte Achſel zu nehmen — Sie wiſſen aber, daß ich in Wien einen Vetter habe, auf den ich mich vollkommen verlaſſen kann.

Thalheim. Verzeihen Sie, eigene Angelegenheiten von der Art beſorget man ſelbſt.

Wallerhauſen. Sie haben Recht, allein ich habe bey unſerer Ankunft einen Brief von meinem Vetter auf der Poſt gefunden, der die beſte Hofnung enthielt.

Thalheim. Und worin er Ihnen ſchrieb; daß Ihre Gegenwart in Wien höchſt nützlich ſeyn würde.

Wallerhauſen. Das iſt alles wahr! doch die Liebe! die Liebe! ach Sie können ſich den Eindruck nicht vorſtellen, den Amalie beym erſten Anblick auf mich gemacht hat — und ich habe ja auch meinen Vetter geſchrieben, daß ich ſeine Antwort hier erwarten wollte. Die Poſt kömmt. —

Thalheim. Morgen. Wir können die Briefe gleich holen laſſen, und uns dann auf den Weg machen. Amalie reiſet morgen in aller Frühe mit ihrem Vater auch ab. Sie nach London und wir nach Wien. Da heißts wohl recht: mit ſeiner Liebe zu den Antipoden reiſen.

Wallerhauſen. Leider! doch —

Thalheim. Sonderbar! vierzehn Tage ſtecken wir ſchon in dem verwünſchten Gaſthofe, warum haben Sie denn dem Fräulein Ihr Liebe nicht entdeckt?

Wallerhauſen. Weil ich nicht die Kühnheit hatte.

Thalheim. Was Kühnheit? Kühnheit. Da iſt keine Kühnheit nöthig. Sie iſt ledig, Sie ſind ledig. Sie iſt vom Stande, Sie ſind vom Stande! Ich wüßte nicht, was da weiter für Bedenken wäre, oder was man an einer Liebe zwiſchen zwo Perſonen von gleichem Verhältniße ausſetzen könnte. Allein ſo geht es gemeiniglich; der Anblick eines ledigen Frauenzimmers macht auch die herzhafteſten Männer verzagt, aber an eine Frau macht ſich alles; das drängt ſich, das ſeufzt, das ſchmeichelt! ſeltſam! gewiß ſehr ſeltſam! was wir nicht haben können, das wollen wir, und was wir haben könnten, wollen wir nicht! Hoho!

Wallerhauſen. Ja, ich ſehe ein, daß ich ſehr thörigt gehandelt habe, aber nun iſt es zu ſpät.

Thalheim. Warum haben ſie nicht wenigſtens mit ihren

v. Liß. Nun, wie Sie wollen. Bin froh, daß ich die ſchwere Mütze wieder los bin — eine Frau wird ſich, ſo zu ſagen, auch wohl noch finden —

v. Sternheim. Ganz gewiß! Sie ſind doch mein Gaſt?

v. Liß. O ja, gnädige Frau! Mich hungert ganz verteufelt, ſo zu ſagen.

v. Sternheim. So kommen Sie: geben Sie dem Fräulein den Arm.

v. Liß. (bedankt ſich ſehr demüthig, da er Sophien den Arm giebt, beyde ab)

v. Sternheim. Ich bitte mir den Ihrigen aus, Herr Rittmeiſter!

v. Wibach. Sogleich, gnädige Frau: nur noch ein paar Worte mit meinem Wachtmeiſter (zum Wachtmeiſter) Der geſchloſſene Friede muß der Schwadron ſogleich bekannt gemacht werden; in einigen Tagen marſchiren wir nach den Garniſonen: Er wird ſo gut ſeyn, und die gehörigen Anſtalten dazu machen.

Wachtmeiſter. Sehr wohl, Herr Rittmeiſter!

(v. Wibach mit Frau v. Sternheim ab)

(Andrees und Lina, die ſchon einige Zeit miteinander ſehr vertraut, heimlich geſprochen, Arm in Arm ab)

Wachtmeiſter. (ſezt ſeine Mütze auf) Alſo doch Friede! — Recht gut: immer beſſer, man raucht ſein Pfeifgen in Ruhe — freu's mich recht, Weib und Kinder mal wieder zu ſehn. (nimmt die Mütze wieder ab) Gott ſegne die, ſo den Frieden machten!

---

dem Vater geſprochen. Er hat uns mit Höflichkeiten überhäuft.

Wallerhauſen. Alles wahr, aber ich geſtehs ich fürchtete mich vor ſeinem finſtern ernſthäftern Weſen, und die Worte vergiengen mir auf der Zunge, wenn ich von ſeiner Tochter anfangen wollte.

Thalheim. So hätten Sie mir es auftragen ſollen, ich hätte in Ihrem Namen mit ihm reden wollen.

Wallerhauſen. Sie ſind grauſam, daß Sie mir jetzt Vorwürfe machen, und mir die Mittel vorſpiegeln, die ich verfehlt habe. Aber die Verzweiflung giebt mir Muth, ich bin feſt entſchloſſen, dem theuren Mägdchen meine Liebe zu entdecken, wenn ich nur den geringſten günſtigen Augenblick dazu finden kann.

Thalheim. Sie vergeſſen, daß wir alle morgen früh abreiſen.

Wallerhauſen. Ich hoffe unter dem Lärm vom Einpacken, Reiſeanſtalten und ſo weiter, ſoll ich eine günſtige Minute finden, wo ich mich meiner Geliebten zu Füßen werfen kann, und wenn nur ihr Herz nicht von einem Dritten eingenommen iſt. —

Thalheim. Das glaube ich nicht, denn aufrichtig zu ſagen, ſo habe ich nicht die mindeſte Spur gefunden, daß dieſe Dame nur einen Funken von einer Leidenſchaft nähre. Laſſen Sie uns alſo den glücklichen Augenblick ablauren. Aber, das ſage ich Ihnen, reden Sie wieder nicht, ſo rede ich. Giebt ſie uns Hofnung, dann Herz gefaßt und gleich zum Vater.

Wallerhauſen. Was hernach unſere entgegengeſetzte Reiſe betrift, da ſind leicht Mittel zu finden —

(Man hört einige Probegriffe auf Inſtrumenten unter den Fenſtern).

Was iſt das? Muſik! (betroffen).

Thalheim. Was anders? Muſik. (gleichgültig) Sind wir einmal ihrer Liebe verſichert, die Hinderniſſe der Reiſe werden leicht zu heben ſeyn. —

[die Muſik fängt an].

Wallerhauſen. Es wird unter den Saalfenſtern geſpielt, ich irre mich nicht! wahrhaftig unter dieſen Saalfenſtern. (mehr betroffen)

Thalheim. Ach ich dachte! es wird auf der Straße ſeyn! ein Ständchen!

Wallerhauſen. Ich habe doch andere Nächte keine gehört.

Thalheim. Die andern Nächte ſchliefen wir hinten in unſern Zimmern, aber dieſe Nacht wollten Sie ja durchaus haben, daß wir wie die wahren Dom Quichotte, geſtiefelt und geſpornt vor der Schwelle Ihrer Dame kampirten, und Kopfweh und allen Teufel —

(zwey Stimmen (von Rheinberg und von Fiſcher) fangen hinter dem Theater zu ſingen an, und werden von einigen Inſtrumenten begleitet).

Sich von der Geliebten trennen,
Alle ihre Reitze kennen,
Und für ſich verlohren wiſſen,
Welch ein Schickſal! welch ein Schmerz!
Doch, o Tröſtung für den Kranken,
Unſere Treue ſoll nicht wanken,
Liebe trozt den Hinderniſſen,
Und noch hoffen kann dies Herz.

(Thalheim hört gleichgültig zu, Wallerhauſen mit Aufmerkſamkeit, Erſtaunung, und immer wachſender Gemüthsunruhe).

Thalheim. Was fehlt Ihnen? Hat ſie der Paſtorfido da draußen mit ſeinen Klagen angeſteckt?

Wallerhauſen. Ach Freund, ich fürchte. —

Thalheim. Und was?

Wallerhauſen. Dieß Ständchen — dieſe Arie. Ich wollte wetten —

(man hört in den Zimmern linker Hand ein Geräuſch). Hören Sie, Hören Sie, in dieſem Zimmer iſt jemand auf.

Thalheim. Wenn alle Leute dächten wie ich, ſo lägen alle Leute in ihren Betten.

Wallerhauſen. (indem das Geräuſch ſtärker wird). Das Geräuſch nimmt zu, und auch mein Verdacht. (ſpringt auf und ſteht horchend) Ich muß dahinter kommen, es koſte was es wolle. (läuft und löſcht das Licht aus).

Thalheim. Warum löſchen Sie das Licht aus.

Wallerhauſen. Damit wir deſto beſſer lauſchen können, wenn was vorgeht, denn niemand vermuthet uns jetzt im Saal.

Thalheim. (der nun auch aufſteht) Es wäre doch ein verwünſchter Streich, wenn Amalie —

Wallerhauſen. (der aus obigem Zimmer gehen hört, mit leiſer Stimme zu Thalheim) Still, ſtill, laſſen Sie uns horchen.

Scene II.

Amalie. (im Deshabiller tritt vor ſich greiffend, furchtſam heraus, und nähert ſich einem Fenſter) **Vorige.**

Amalie.

(für ſich) Mein armer Rheinberg, er iſt ſo traurig; — ich will ihm Muth einſprechen! (kömmt nach und nach zu dem Fenſter und ſieht hinaus. Indeſſen machen die andern Schauſpieler ein ſtummes Spiel, das auf dieſe Umſtände paſſet.

Wallerhauſen. (ſachte zu Thalheim) Sagte ich es nicht? O Verliebte betrügen ſich ſelten.

Thalheim. Sie haben Recht, allein ich erſtaune —

Wallerhauſen. Still, laſſen Sie uns horchen. —

Amalie. (am Fenſter) Wollen Sie mich durch Ihre Verzweiflung noch unglücklicher machen? bin ich es nicht ſchon genug? Erinnern Sie ſich was Romeo geſtern ſang: **Hoff' und Liebe!** Leben Sie wohl mein Romeo! (man muß annehmen, daß die Stimme desjenigen, der mit ihr von der Straſſe herauf redet, nur von ihr kann gehört werden, indem ſich Wallerhauſen und Thalheim dem Fenſter nicht zu nähern trauen, aus Furcht entdeckt zu werden.)

Wallerhauſen. (äußerſt niedergeſchlagen, ſachte zu Thalheim) Ach alle meine Hoſnungen ſind verlohren.

Thalheim. (ebenfals leiſe) Tröſten Sie ſich, wenigſtens ſind Sie doch nun aus der Ungewißheit.

Wallerhauſen. Ein ſchöner Troſt! — Stille!

Amalie. (ſtets nach der Straſſe redend) Rheinberg, wozu dieſe Ausſchweifung! Sie beleidigen mich! ich habe es Ihnen ja tauſendmal geſagt, daß die beyden Cavaliers die hier wohnen, nicht ſo wohl meine, als meines Vaters Freunde ſind, und ich wiederhole es Ihnen noch einmal, es hat keiner von ihnen jemals auch nur eine verliebte Sylbe mit mir geſprochen!

Wallerhauſen. (wie oben) O das iſt nur allzuwahr!

Thalheim. Sehen Sie, was es für eine Thorheit war zu ſchweigen. Hätten Sie geredet, wer weiß —

Amalie. (wie oben) Ja, ja, ich habe Ihnen den Baron Wallerhauſen gerühmt, ich habe geſagt, daß er angenehm gebildet iſt, gut zu ſprechen weiß, und im Umgange ſehr artig iſt, aber mein Herr Eiferſüchtiger! Ich habe Ihnen auch zugleich verſichert, daß er auf mein Herz nie den geringſten Eindruck gemacht hat, noch jemals machen wird, und daß ich an ihn nicht einmal im Schlafe gedacht habe.

Wallerhauſen. (Der im Anfange dieſer Rede gegen ſeinen Freund einige Zeichen ſeines Wohlgefallens geäuſſert hat, iſt bey der letzten Erklärung ganz betroffen).

Thalheim. (der ſeinen Freund in dieſem ſtummen Spiel unterſtützt hat) Haben Sie's gehört? Kommen Sie, nun können wir uns zu Bette legen!

Wallerhauſen. Sie ſind grauſam! o ich bitte Sie, ſpotten Sie nicht.

Thalheim. Aber da iſt doch nichts weiter zu machen!

Wallerhauſen. Still, ſtill, laſſen Sie uns das Ende mit anhören.

Amalie. (wie oben) Ich überlaſſe mich gänzlich Ihrer Führung; der Schritt iſt zwar kühn, doch ich kann Ihnen dieſe letzte Probe meiner Liebe nicht abſchlagen. Morgen reiſen wir (man hört in dem Zimmer, aus dem Amalie kam einiges Geräuſch) O Gott! ich höre jemand in meinem Zimmer, wenn es mein Vater wäre! — — ich muß, ich muß eilen, leben Sie wohl, mein Geliebter, mein Rheinsberg! Leben Sie wohl, ewig wohl. (geht eilends vom Fenſter, das ſie wieder zumacht, ſuchet die Thüre ihres Zimmers, findet ſie, und geht hinein, im Hineingehen) O Liebe ſteh uns bey!

Scene III.

Wallerhauſen. Thalheim betäubt und unbeweglich.

Wallerhauſen.

Nun was ſagen Sie?

Thalheim. Daß bey dem ſchönen Geſchlechte der Schein ganz entſetzlich trügt. Ich hätte geſchworen, daß dies Mädchen nicht einmal wüßte, was Liebe wäre, re, und doch giebt ſie ſchon Rendezvous, troz der Ausgelernteſten. Wahrhaftig, ich glaube, die Kunſt zu Intriguen wird dem Frauenzimmer angeboren.

Wallerhauſen. Wenn wir nur hätten verſtehn können, was von der Straße herausgeſprochen wurde.

Thalheim. Ich dächte, Sie hätten an dem genug, was Sie gehört haben.

Wallerhauſen. Ach, ja wohl! ja wohl! ich bin auſſer mir!

Thalheim. Ich beklage Sie, allein man muß ſich fa[illegible]nnen; Sie ſind immer noch glücklich, ſo dem Ver[illegible]e entgangen zu ſeyn, ſich ein Körbchen zu holen, wie doch ſicher geſchehn ſeyn würde.

Wallerhauſen. Aber, wie hat dieß Liebsverſtändniß angefangen? Wie haben ſie es fortführen können? Wer iſt der glückliche Mann? wie heißt er? wer war bey ihm? lauter Dinge —

Thalheim. Lauter Dinge, die jezt zu wiſſen nicht den Teufel nützen, da ſie überzeugt ſind, daß dieſe Eroberung für Sie unmöglich iſt. Morgen reiſen Sie ab, und damit iſts aus! —

Wallerhauſen. (der in Amaliens Zimmer ein Licht gewahr wird) Halt, ich ſehe Licht, es iſt Amalie — wir können ihr nicht mehr ausweichen.

Scene IV.

Amalie (voll Unruhe.) **Vorige.**

Amalie.

Ach! meine Herren, ſtehn Sie mir bey; eben wollte ich Sie aufſuchen. Ich hatte einen Augenblick mein

Zimmer verlaſſen, und fand bey meiner Rückkunſt meinen Vater, der unter den Fenſtern Muſik gehört hatte, und mir Schuld gab, ich ſey ihr zu gefallen aufgeſtanden. Er wollte wiſſen, wer geſungen hätte. In der Angſt ſagte ich, Sie wären es geweſen. Allein er ſchien es nicht zu glauben, und ich fürchte, er zieht ſich jetzt an, um Sie ſelbſt zu ſprechen. Wenn Ihnen die Ehre einer Dame, die ſich Ihnen vertraut, lieb iſt, ſo unterſtützen Sie meine Erdichtung. Hier iſt die Arie, wenn er etwa darnach fragen ſollte. Sie ſollen alles hernach erfahren, ſchriftlich oder mündlich! Jetzt verlaſſe ich mich auf Ihre Klugheit und Ehre!

(Alles dieſes muß in größter Eil geſprochen werden, ſo daß beyde Herren nicht Zeit gewinnen können, dazwiſchen zu reden. Dieſe ſehn einer den andern mit Erſtaunen an. Amalie eilt in ihr Zimmer zuruck, und die andern bleiben in Finſtern wie vorher.)

Wallerhauſen. Träum' ich, oder wach' ich?

Thalheim. Nein, nein, es war kein Traum; gewiß! Aber das Luſtigſte iſt, daß wir —

Wallerhauſen. Amaliens Kuppler ſeyn ſollen.

Thalheim. Ach, was Kuppler, Kuppler! wir ſind —

Wallerhauſen. Höll und Teufel!

Thalheim. Und was wollen Sie thun?

Wallerhauſen. Die Unverſchämt entlarven! Es ſoll ſie reuen —

Thalheim. Was ſoll ſie reuen? daß ſie ſich in uns betrogen hat? daß ſie ſich Leuten anvertraute, die das Vertrauen einer Dame in ſolchen Umſtänden nicht beſſer zu ſchätzen wußten? Schämen Sie ſich, mein Freund, und laſſen Sie uns handeln, wie es Männern von Ehre, wie es unſers Gleichen gebührt.

Wallerhauſen. Alſo ſoll ich —

Thalheim. Sie ſollen, wenn der Vater kömmt, dem Mädchen heraushelfen, und dann, ohne weitern Aufſchub, ſich in Ihre Chaiſe werfen, und zum Thore hinausjagen. Glauben Sie mir, der Proceß und Wien werden Sie ſchon genug beſchäftigen, und Ihnen die verliebten Grillen aus dem Kopf bringen! Gewiß!

Wallerhauſen. (der ſich Gewalt anthut) Ja, ja, Sie ſprechen ſehr wahr, aber mein Herz —

Thalheim. (der Licht gewahr wird) Ach man muß Herr über ſein Herz ſeyn! Sehen Sie, der Präſident kömmt, denken Sie an Ihre Ehre, und an die Rettung ſeiner Tochter.

Scene V.

Präſident (angekleidet, Licht in der Hand, ohne Hut, Stock und Degen.) **Vorige.**

Präſident (grüßt ſie ernſthaft aber vertraulich.) Meine Herren, Ihr Diener!

Thalheim. Herr Präſident, Ihr Diener! (ganz frey)

Wallerhauſen. Unterthänigſter Diener! (gezwungen)

Präſident. Schon gekleidet, und ſchon ſo früh aus dem Zimmer? (mit natürlicher Ernſthaftigkeit)

Wallerhauſen Ja, wir ſind die ganze Nacht auf — (will nach dem Kanapee und Stühlen weiſen.)

Thalheim. Wir ſind die ganze Nacht auf der Straſſe geweſen, der Nachtluft zu genießen. (ſachte zu Wallerhauſen) Denken Sie doch, was Sie reden!

Wallerhauſen. (verbiſſen) Ja, ja, ſpatzieren; in der Kühle. (bei Seite) Ich möchte berſten.

Präſident. Ich habe Muſik gehört.

Wallerhauſen. (ſchnell und mit verbißner Wuth) Ja, ja, Muſik, wir auch! wir auch!

Thalheim. (wie oben lächelnd) Und das ging ganz natürlich zu, denn wir waren es ſelbſt, die zum Spaß eine Weile ſangen.

Präſident. Bravo, bravo, das freuet mich, ſo waren Sie's?

Wallerhauſen. Ja es war ein Spaß. (für ſich) beſonders für mich.

Präſident. (für ſich) Ich traue nicht recht.

Thalheim. (für ſich) Ich befürchte, der Baron wird ſich verrathen.

Präſident. Und wer hat denn von Ihnen beyden geſpielt? Wir wohnen doch eine ziemliche Zeit zuſammen, und mir däucht, ich habe bey keinem noch ein Inſtrument geſehn.

Thalheim (für ſich) Verdammte Frage! Doch getroſt! (laut) Wir trafen unterwegs ein Paar Bekannte an, die vortreflich ſpielten. Nicht wahr, Baron!

Wallerhauſen. Ganz gewiß, ſie ſpielten zum Entzücken. (für ſich) Ich wollte, daß ich die verdammte Violine in tauſend Stücke werfen könnte!

Präſident (für ſich) Es kann ſeyn, daß ſie die Sänger geweſen ſind, aber der Text, der Text iſt mir verdächtig. (laut) Das Liedchen ſchien recht artig zu ſeyn, aber ich konnte nicht alles verſtehn; dürfte ich bitten —

Thalheim (zieht ſogleich das erhaltne Blatt heraus) O mit Vergnügen. Es iſt aus einer Operette, an der ich arbeite. (lieſt.)

Sich von der Geliebten trennen,
Alle ihre Reize kennen,
Und für ſich verloren wiſſen,
Welch ein Schickſal! welch ein Schmerz!
Doch o Tröſtung für den Kranken.
Unſre Treue ſoll nicht wanken!
Liebe trotzt den Hinderniſſen,
Und noch hoffen kann dieß Herz.

Präſident. Recht artig und verliebt! (den Baron anſehend) Aber was fehlt dem Baron, daß er ſo wenig ſpricht?

Wallerhauſen. Nichts, Herr Präſident, aber das kann ich Ihnen ſagen —

Thalheim. Die Nachtluft hat ihm ein wenig geſchadet, er iſt nicht ſo daran gewöhnt, als ich.

Präſident. Und hernach das viele Gehn.

Thalheim. Freylich, und das Singen.

Wallerhauſen. Ja, ja, eben das Singen, das Singen hat mich ruinirt. (voller Wuth)

Präſident. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen als meinen Freunden, einen kleinen Argwohn entdecke. Ich habe eine Tochter — Sie war dieſe Nacht am Fenſter. — Sie verſtehn mich ſchon, ich dachte, es ſteckte jemand anders hinter der Nachtmuſik; nun ich aber weiß, daß Sie es waren, ſo bin ich ſchon wieder ruhig, und bitte um Vergebung, wenn ich Ihnen mit meinen Fragen beſchwerlich gefallen bin.

Thalheim. O im geringſten nicht, es freut uns, wenn wir Sie von Ihrer Unruhe befreuen konnten. Es iſt wahr, das Fräulein kam ans Fenſter. Nicht wahr, mein Freund? (zu Wallerhauſen)

III.

Auszüge.

Die Kaukaſiſchen Völkerſchaften.

(Aus der Beſchreibung aller Nationen des Rußiſchen Reichs.)

Der Kaukaſus, oder das Gebürge, welches den Raum zwiſchen dem ſchwarzen Meer und der kaſpiſchen See einnimmt, von Weſten in Oſten ſtreicht, und in Süden gegen Perſien, in Norden aber gegen Rußland abfällt, hat bey den Völkerwanderungen, die die Heerszüge der Tartaren veranlaßten, wegen ſeiner feſten und fruchtbaren Beſchaffenheit ſo viele Reſte ſeiner verſcheuchten Bewohner und ſo viele Colonien von den Ueberwindern erhalten, daß wohl kein ſo kleiner Theil des Erdbodens eine ſolche Mannichfaltigkeit von Nationen und Sprachen aufzuweiſen haben wird. Man findet hier Nachkommen von Griechen, Genueſern, die gegen das 13te Jahrhundert am ſchwarzen Meere herrſchten, böhmiſchen Brüdern, Perſianern, und andere. Die ſiegenden Tartaren verſchlungen dieſe Völkerreſte gleichſam, und brachten ſie nach und nach zu ihrer Lebensart, Sitten und Glauben. Weil ſie ſich mit ihnen, ſo wie ſie ſich ſelbſt durch Heirathen vermiſchten, und die Sprachen vermengten und verdarben, ſo ſind die mehreſten gegenwärtig deſto ſchwerer zu ihren Stammvölkern zurücke zu führen, da ſie ſelbſt in der größten Unwiſſenheit wegen ihrer Geſchichte leben, und wenige in ihren Sprachen ſchreiben können. Die Völkerhaufen haben ſich nicht nur abgeſondert erhalten, ſondern wahrſchein-

lich

Wallerhauſen. Ja, Sie kam ans Fenſter und ſprach —

Thalheim. Mit uns: Sie ſagte uns viel verbindliches, hörte eine kleine Weile zu, gieng aber gleich wieder auf ihr Zimmer.

(Wallerhauſen beiſſet ſich in die Lippen)

Präſident. Ich danke Ihnen; nun bin ich auſſer Sorgen, und will noch einige Augenblicke zu ſchlafen ſuchen, bis es vollends Tag wird. Meine Freunde, leben Sie wohl!

Wallerhauſen. Ich empfehle mich Ihnen.

Thalheim. Angenehme Ruhe

Präſident. (kehrt, indem er den einen Fuß auf die Thürſchwelle ſezt, wieder um) Noch eins, (geht wieder zu ihnen) Sie müſſen mir ganz aus dem Traume helfen.

Thalheim. Wir ſind bereit, befehlen Sie. (zu Wallerhauſen) Standhaft, Freund!

Präſident. Es plagt mich noch ein kleiner Zweifel und Sie allein können mir ihn heben. Vielleicht ſuchten Sie mir nur einen Kummer zu erſparen, vielleicht wollten Sie den Fehler meiner Tochter bemänteln.

Thalheim. (zu Wallerh.) Was wird da herauskommen.

Wallerhauſen. (unwillig) Kann ich's wiſſen?

Präſident. Ich glaube alles was Sie mir von der Nachtmuſik geſagt haben. Allein die Stimmen — die Stimmen, verzeihen Sie, die ſcheinen mir nicht die Ihrigen geweſen zu ſeyn — vielleicht —

Thalheim. Sie begreifen ja wohl, daß die Stimme von einer Perſon, die ſingt, ſich verändert und ganz verſchieden iſt, von der Stimme mit der man gewöhnlich redet? Iſt's nicht wahr, Walherhauſen.

Wallerhauſen. Nein — ja, (für ſich) Ich weiß viel, was ich ſagen ſoll!

Präſident. Eine einzige Gnade. —

Thalheim. Befehlen Sie.

Präſident. Mein Verlangen iſt ſehr unbeſcheiden, ich geſtehe es, allein die Sache auch ſo kützlich — Wenn Sie die Gütigkeit hätten ein wenig zu ſingen.

Thalheim. (für ſich und verlegen) Der Teufel hole den Schlaukopf! das war ich mir nicht vermuthend. Ich kenne nicht eine Note!

Wallerhauſen. (wüthend zu Thalheim, heimlich) Ich will nur gerne ſehn, ob ich auch werde ſingen ſollen.

Präſident. Liebſter Freund, darf ich Sie um dieſe Gefälligkeit bitten? Meine Ruhe. —

Thalheim. Aber ohne Inſtrumente, ohne jemand der uns accompagnirt? es wird ja nicht klingen?

Präſident. Das thut nichts, wenn ich nur Ihre Stimmen höre, und mich überzeuge, daß es die nemlichen ſind. Ich bitte nochmals.

Thalheim. (heimlich zu Wallerhauſen) Kommen Sie, laſſen Sie uns den Roman ganz ausſpielen, der Dame als wahre irrende Ritter dienen.

Wallerhauſen. (knirſchend) Das heißt, wir wollen ſingen?

Thalheim. Ja.

Wallerhauſen. (ſachte) Er wird den Betrug merken.

Thalheim. (ſachte zu Wallerhauſen) Wer weiß! friſch gewagt. (laut) Nun Herr Präſident! wenn ſie durchaus darauf beſtehen.

Präſident. Unendlich werden Sie mich verbinden (für ſich) zu der Probe würden Sie es gewiß nicht haben kommen laſſen, wenn Sie befürchten müßten, von mir auf der Lüge ertappt zu werden.

(Währender Zeit da der Präſident mit ſich ſelbſt ſpricht, bemüht ſich Thalheim den Wallerhauſen zu bereden, daß er ſinge. Dieſer äußerſt aufgebracht, will nicht. Endlich ſchleppt ihn Thalheim mit Gewalt bey dem Arm hervor).

Thalheim. Den Augenblick, Herr Präſident: allein um Vergebung (rauſpert ſich) ich bin ſchlecht bey Stimme, und mein Freund noch ſchlechter.

Wallerhauſen. (zornig) O ſo wollte ich daß Gaſthöfe, Weiber und Muſik, beym Teufel wären!

Thalheim. (ſachte zu Wallerh.) Laſſen Sie uns doch wenigſtens nur anfangen, ich weiß der Alte hat kein Gehör, und verſteht nicht das geringſte von der Muſik.

Wallerhauſen. Nun ja, ja, ja, machen Sie nur einmal ein Ende!

Thalheim. Wollen Sie der erſte oder zweyte ſeyn.

Wallerhauſen. (höniſch und verbittert) Sie wiſſen der erſte kann ich nicht mehr ſeyn, und zum zweyten bin ich zu ſtolz.

Thalheim. Ach das wird ſich ſchon geben. Nur Tackt gehalten. (nach einigen Grimaſſen ſich zum Singen zu bereiten, die Thalheim ganz natürlich, Wallerhauſen aber voll ſtiller Wuth macht, ſingen ſie auf gerathewol, und detoniren abſcheulich.

Sich von der Geliebten trennen ꝛc.

Präſident. (unterbricht ſie nach einigen Tacten und bezeigt ſich gänzlich befriedigt) Genug, genug, ich muß Ihre Güte nicht mißbrauchen. Es ſind dieſelben Stimmen. Ich bin überzeugt, ich bin beruhigt. Meine Freunde wie ſehr danke ich Ihnen für Ihre Gefälligkeit (umarmt ſie) Ich habe meine Tochter Unrecht gethan. (für ſich, und ernſthaft ab).

Scene VI.

Thalheim. Wallerhauſen.

Thalheim.

(der nach kurzen Schweigen in Lachen ausbricht.

Da haben wirs! wir ſind zwey ſo vortrefliche Sänger, und wußtens nicht einmal!

Wallerhauſen. (zornig) Verrückt ſind wir! das iſt ausgemacht.

Thalheim. Wie ſo?

Wallerhauſen. Uns in Sachen zu miſchen, die uns nichts angehn; uns bey der Naſe herumführen zu laſſen! zu lügen! Und warum?

Thalheim. Um das Vertrauen einer Dame zu erwiedern, die Ruhe einer Tochter und eines Vaters zu erhalten, und einen Lärm zu verhindern, der die Sache nicht wieder gut gemacht hätte, und weiter nichts als traurige Folgen gehabt haben würde. Mit ſolchen Lügen baut man ſich eine Stufe im Himmel, pflegte mein alter Informator zu ſagen. Und gewiß unter zwey Uebeln muß man immer das kleinſte wählen, gewiß!

Wallerhauſen. (noch immer zornig) Kommen Sie mir wieder mit Ihrem Gewiß? — Das kleinſte Uebel, ſagen Sie? Nun, und weiter?

Thalheim. Wir wollen den Kellner wecken, die Pferde beſtellen laſſen, ſehn, ob keine Briefe für uns auf der Poſt ſind, bey dem Präſidenten und ſeiner Tochter uns beurlauben, und dann abreiſen.

Wallerhauſen. Der Rath iſt der beſte! Doch — Nein, es bleibt dabey. Verdammt will ich ſeyn, wenn ich mich jemals wieder verliebe.

(Sie tappen im Finſtern gegen die mittlere Thüre zu.)

Thalheim. (im Gehn) Recht ſo, mein Freund! laſſen Sie Mädchen Mädchen ſeyn!

Wallerhauſen. (bleibt auf einmal ſtehen und ſeufzt) Ach!

Thalheim. (betroffen) Was fehlt Ihnen?

Wallerhauſen. Geben Sie mir einmal das Blatt, worauf die Verſe an Amalien ſtehen.

Thalheim. Von Herzen gerne. Aber im Finſtern werden Sie ſie nicht leſen können.

Wallerhauſen. Nein, nein, leſen will ich ſie auch nicht. Nur her.

Thalheim. (ſucht in der Taſche) Ach, Sie wollen ſie vielleicht noch einmal ſingen?

Wallerhauſen. (mit äußerſter Ungeduld) O zum Teufel auch —

Thalheim. Da, da!

Wallerhauſen, (nimmts und zerreißt es in Stücken) Sie ſollen zur Hölle fliegen. Dieſe verdammten Verſe, und verflucht ſey die Stunde, in der ich Sie gehört habe. (ſeufzet)

Thalheim. Machen Sie es nicht wie die Spieler, die ein Spiel Karten zerreißen, um ein friſches zu nehmen.

Wallerhauſen. O das iſt Thorheit; ein Spiel Karten gleicht dem andern.

Thalheim. Und ein Frauenzimmer dem andern. — (unter dieſen Geſprächen kommen ſie zur Mittelthüre)

Wallerhauſen. Halt, ich glaube es kommen Leute die Treppe herauf.

Thalheim. Mich deuchts auch ſo.

Wallerhauſen. Um dieſe Stunde?

Thalheim. In einem Gaſthofe kommen zu allen Stunden Leute an.

Wallerhauſen. Aber ich habe doch weder eine Kutſche noch die Thorfahrt öfnen gehört. St! St! Sie kommen hieher.

Thalheim. (für ſich) Daß wir doch ſchon aus dieſer Stadt, oder doch wenigſtens aus dieſem Gaſthofe wären!

Scene VII.

Thomas, zwey Violinen unter dem Arme, und die beyden Herren von **Rheinberg** und **Fiſcher** an der Hand führend. **Vorige.**

Thomas.

(heimlich) Hier ſind wir im Vorſaal; des Nachts kömmt keine Seele hieher: halten Sie ſich ſtille. Mit Anbruch des Tages —

Fiſcher. (heimlich) Ich recommandire meine Violine, ich möchte nicht gern, daß ſie zerbrochen würde.

Thomas. Ach Ihre Violine iſt in guten Händen. Es wird nichts davon zerbrochen werden; wir wollen dem Himmel danken, wenn unſre Beine ganz bleiben.

Rheinberg. Und wer ſollte uns was thun?

Thomas. Ich habe Sie auf meine Gefahr hereingebracht, wenn uns der Herr Präſident anträfe!

Rheinberg. Ach, fürchte nichts!

Wallerhauſen. Hola! da haben wir unſere Nachtſchwärmer!

Thalheim. Wir ſind einmal im Feuer, wir müſſen nun aushalten: es wäre mir doch auch nicht lieb, wenn hier was vorgienge, daß —

(beyde Hand in Hand ſuchen ſich zu ſetzen, und ſetzen ſich, der eine auf den Stuhl, auf dem Wallerhauſen gelegen, der andere auf den Fußſchemel, der dabey ſteht. Dieſes geſchieht, nachdem Thomas die beyden andern auf das Kanapee geführt hat, worauf Thalheim zu Anfange des Stücks ſchlief.)

Thomas. (zu Rheinb. und Fiſcher) Da habe ich das Kanapee gefunden! Setzen Sie ſich, und warten Sie Ihr Glück ab. Können Sie das Fräulein noch vor Tage ſprechen, deſto beſſer, wo nicht, ſo will ich thun, wenn ich die Fenſter aufmache, als wenn Sie erſt gekommen wären, und nach einem Fremden fragten. So geht das Ding ganz natürlich zu.

Rheinberg. Und wenn reiſen den Wallerhauſen und der andere ab?

Thomas. Sie reiſen auch dieſen Morgen.

Rheinberg. So wollt ich, daß ſie der Teufel zuerſt fortführte!

Thomas. Ach wenn Sie ſie kennten, ſo würden Sie nicht ſo ſprechen; es ſind zwey recht artige Kavaliere, und ſo liberal!

Rheinberg. Für mich waren es zwey Plaggeiſter, die mir eine Hölle auf Erden machten.

Thalheim. (ſachte zu Wallerh.) Das iſt doch hübſch, wenn man ſeine Lobrede noch bey lebendigen Leibe hört.

Wallerhauſen. Mir iſts gar nicht ſpaßhaft!

(indeſſen kömmt Friedrich aus dem Cabinet des Präſidenten mit einem Brief in der Hand, und geht um ſich greifend in das Zimmer von Wallerh. und Thalheim.)

Thomas. Nun auf das längſte in einer halben Stunde bin ich wieder hier.

Rheinberg. Da, da, ich danke dir, nimm (giebt Geld.)

Thomas. Ich küſſe Ihnen die Hände.

Fiſcher. Pſt! Pſt! ich empfehle nochmals meine Violine.

Thomas. (lächelnd) Seyn Sie unbeſorgt, ich will ihr zu eßen und zu trinken geben, und wenn Sie wollen, ins Bett legen. (ab)

Scene VIII.

Vorige hernach Friedrich.

Fiſcher.

(lachend) Was das für ein Narr iſt.

Rheinberg. Deſto beſſer für uns, denn wenn er klüger wäre, ſo hätte er uns nicht ſo leicht herein geholfen.

Friedrich. (kömmt wieder zurück und bleibt eine Weile mitten auf dem Theater ſtehn) Der Baron und ſein Freund ſind ausgeflogen, und ich ſollte einem oder dem andern dies Billet von meinem Fräulein zuſtellen. Wie mach ich es nun? Fort ſind ſie wohl noch nicht. Aber ich höre auch nichts. (geht tappend im Saal herum)

Wallerhauſen (zu Thalheim) Hören Sie! man geht.

Thalheim. Ja, gewiß ſuchen die beyden Amaliens Zimmer. Mir wäre es bey alledem leid, wenn Amaliens Ehre — (ſteht auf und bleibt auf den Zähen lauſchend ſtehen.)

Wallerhauſen. Da ſollte ſie das Donnerwetter! — (ſteht auch auf.)

Thalheim. Laſſen Sie uns gefaßt ſeyn, alles Böſe zu verhüten. (die Hand am Hirſchfänger)

Wallerhauſen (ebenfalls) An mir ſoll es gewiß nicht fehlen.

Rheinberg. (zu Fiſchern, beyde aufgeſtanden) Es tappt jemand auf dem Saale herum.

Fiſcher. Ich hörte es ſchon lange, gewiß wird Thomas die Thüre nicht finden können.

Rheinberg. Das vermuthe ich auch!

Friedrich. Ich höre ein Geräuſch und ein Gefliſter, ohne Zweifel ſind es die, die ich ſuche. (räuſpert ſich einigemal)

Rheinberg. (räuſpert auch und nähert ſich ſammt dem Fiſcher.)

Wallerhauſen (zu Thalheim) Wenn das Amalie wäre? (zieht ganz)

Thalheim. So einen Streich kann ich nicht von ihr glauben. (zieht halb)

Wallerhauſen. O, ich halte Sie zu allem fähig (naht ſich etwas dem Geräuſch)

Friedrich. Sind Sie es?

Rheinberg. Ja, wir ſind es. (mit leiſer und verſtellter Stimme)

Friedrich. Gut! ich habe mich alſo nicht geirrt,

Thalheim. (zu Wallerh.) Das iſt eine Mannsſtimme.

Wallerhauſen. Ich glaube Friedrich iſts. (zu Thalheim)

Friedrich. Mein Fräulein läßt dem Herrn Baron von Wallerhauſen und Herrn von Thalheim vielmals danken, und weil Sie ſchwerlich ſo viel Zeit zu finden hofte, Sie mündlich ſprechen zu können, ſo ſchreibe ſie Ihnen hier, was Sie verſprochen gehabt. (giebt dem Rheinberg, der zuerſt darnach greift, das Billet) Gute Nacht, oder vielmehr guten Morgen. (geht nach dem Zimmer ſeiner Herrſchaft. Rheinberg iſt niedergeſchlagen und Fiſcher voll Verwunderung.)

Thalheim. (zu Wallerh.) Haben Sie gehört?

Wallerhauſen. Ja, Amaliens Billet an uns, worin ſie uns vermuthlich ihre Liebesgeſchichte entdeckte, iſt in andere Hände gefallen. Meinethalben! wir wollen einſtecken und fortgehen. Ich kann es nicht mehr aushalten.

Thalheim. Sehr wohl, kommen Sie. (ſteckt den Hirſchfänger ein) Die Nacht iſt ſo bald vorüber, und Amalie wird gewiß nichts thun, das ſich nicht ſchickt; das bin ich gewiß. (gehn Hand in Hand nach der Mittelthür)

Rheinberg. (nach einem ſtummen Spiele) Ich bin wie vom Donner gerührt; ich merke, daß mich der verwünſchte Fremde, bis auf den letzten Augenblick foppt.

Fiſcher. So lange wir den Brief nicht geleſen haben, können Sie auch kein Urtheil fällen. (greift nach dem Blatt, und fühlt, daß es offen iſt) Aber das Billet, deucht mir, iſt offen, wir können es alſo hernach mit gutem Gewiſſen leſen.

(Wallerhauſen und Thalheim, indem Sie im Finſtern den Ausgang ſuchen, ſtoßen an die beyden andern, die ſich auch zuſammen halten.)

Rheinberg und Fiſcher. Wer da?

Wallerhauſen und Thalheim. Wer da?

Rheinberg. Ehrliche Leute!

Wallerhauſen. Ehrliche Leute ſchleichen nicht ſo bey Nachtzeit herein.

Rheinberg. Gaſthöfe ſtehen Jedermann offen —

Thalheim. Eben deswegen kömmt man nicht heimlich, wenn man nicht ſchlechte Abſichten hat.

Rheinberg. Aus was für einem Tone ſprechen Sie, mein Herr?

Wallerhauſen. Aus dem Tone, in dem ein Mann von Ehre ſprechen darf, der ſchlechte Streiche zu ahnden weiß.

Rheinberg. Ehrliche Leute brauchen niemand zu ſcheuen!

Thalheim. Ja, ehrliche Leute!

(Nach der erſten Zuſammentreffung haben ſie ſich wieder etwas auseinander entfernt, und ſo wie ſich der Streit erhitzt, alle Viere ihre Degen gezogen.)

ſich auch durch Trennungen noch mehr vervielfältiget. Man nennet, die **Georgianer** ausgenommen, alle der Aehnlichkeit der Lebensart, und einer merklichen tartariſchen Vermiſchung wegen ſeit langer Zeit **Tartaren** und zum Unterſchiede der andern Tartaren **Gebürgtataren**. Aus dieſer Urſache will ich ihrer auch hier gedenken, obgleich manche dem Urſprunge nach zu andern Völkern gehören.

Der **geographiſchen Eintheilung** nach nimmt **Georgien**, mit den dahin gehörigen Provinzen, den größten Theil der Südſeite des kaukaſiſchen Gebürges, und die **Kabardeyen** der Nordſeite deſſelben ein. Der öſtliche Theil des Kaukaſus iſt die Provinz **Lesgiſtan**, die **Diſtrikte der Truchmenen, Derbent Alrypari** ꝛc. und gegen das ſchwarze Meer, oder im weſtlichen Kaukaſus ſind die Gebiete der ottomanniſchen Pforte unterworfenen Gebürgsvölker. Die **Georgianer** und Lesgiſtaner ſind unabhängig, und daher theils Ober-, theils Schutzherren verſchiedener geringen Völker, oder einzelne Stämme derſelben. Die übrigen ſind **Schutzverwandte**, oder Vaſallen von **Rußland**, der **Pforte** und **Perſien**. Nach meiner Abſicht ſind nur die Rußland unterworfene mein Gegenſtand. Da aber dieſe unruhigen Haufen zum Theil bald dieſe, bald jene Parthey nehmen, und nun dieſen, dann einen andern Oberherrn nach Wahl, oder durch Zwang erkennen, ihre Diſtrikte ſehr durcheinander liegen, und die Georgianer ausgeſchloſſen in ihren Verfaſſungen nicht nur große Gleichheit haben, ſondern ſich oft eine auf die andere beziehet, kann ich die übrigen ohne unverſtändlich zu werden, nicht ganz übergehen. Der von mir bisher beobachteten Kürze werde ich um deſto weniger zu nahe kommen, da wir in den Reiſebemerkungen des St. Petersburgiſchen Akademiſten Hrn. D. Güldenſtädt nächſtens ausgearbeitetere Nachrichten von dem Zuſtand und der durch-

len

Rheinberg. Sie würden kein ſo groſſes Maul haben, wenn wir im Freyen wären, und Sie die Nacht nicht ſchützte.

Wallerhauſen. O im Freyen wollen wir gleich ſeyn, an uns ſoll es nicht fehlen.

Rheinberg. Wolan, kommen Sie herunter auf die Gaſſe.

Thalheim. Nur fort, ich fürchte keine Gefahr.

Fiſcher. Nicht ſo viel Worte gemacht.

Wallerhauſen. Gut, gut, wir wollen ſehen, ob Sie auch ſo fix mit der That ſind.

[während dieſes Geſprächs erheben ſich ſchon zuweilen die Stimmen, aber alle ſuchen ſich zu mäſigen, um keinen Auflauf zu machen: Sie wollen eben hinaus, als Thomas mit dem Licht kömmt.]

Scene IX.

Thomas, Vorige.

Thomas.

Was iſt das für ein Lärm? Bloße Degen!

Rheinberg. Laß uns hinaus.

Fiſcher. Halt uns nicht auf.

Wallerhauſen. Da hilft nichts!

Thalheim. Fort! was willſt du hier?

[Alle dieſe Reden müſſen mit Heftigkeit und ſehr ſchnell geſprochen werden.]

Thomas. Wollen Sie gleich ſtill ſeyn, ihre Degen einſtecken, und keinen Lärm machen, oder ich rufe mit einem Pfiff Leute von der Straße herauf, die ſchon Macht und Anſehen haben ſollen, Sie zu Raiſon zu bringen.

[Alle Viere ſcheuen ſich und ſchweigen.]

Sagen Sie, warum wollen Sie in einem Gaſthofe Händel miteinander anfangen? Es iſt ein Wunder, daß man das Lärmen nicht ſchon gehört hat? [wendet ſich an Wallerhauſen und Thalheim und deutet auf die andern.] Dieſe Herren, wenn Sie nicht wiſſen, ſind Herr Hauptmann von Rheinberg und Herr von Fiſcher hier aus der Stadt, und [zu Reinberg und Fiſcher] dieſe der Herr Baron von Wallerhauſen und Herr von Thalheim, zwey Fremde die jetzt im Gaſthofe logiren. Ich glaube keinen ſo groſſen Fehler begangen zu haben, wenn ich die Liebe des Herrn Hauptmanns zu Fräulein Amalien begünſtigte, und dann führte ich ihn auch nicht in ihr Zimmer, ſondern in dieſen Saal, der für alle Gäſte offen ſteht.

Wallerhauſen. Ich habe alle Achtung für die Herren, aber ich fodre —

Rheinberg. Gleicher Achtung von unſrer Seite. Das widerſpricht Ihnen niemand, und worinn haben wir gefehlt?

Thalheim. Unſere Freundſchaft für den Herrn Präſidenten und ſeine Tochter verpflichtet uns, über ihre Ehre zu wachen.

Rheinberg. [bitter] Wir wiſſen ſchon was Sie für Freundſchaft für das Fräulein haben! und das gab Ihnen noch alles kein Recht uns ſo zu begegnen. Wenn Sie des Präſidenten Freunde ſind, ſo haben Sie keine Urſache ſich den Abſichten eines Liebhabers zu widerſetzen, deſſen einziger Wunſch iſt, ſeine Tochter zu heyrathen.

Wallerhauſen [mit Wuth] Zu heyrathen? — Blitz —

Thalheim. [heiml. zu Wallerh.] Thun Sie ſich Gewalt an, und verbergen Sie ihre Leidenſchaft. Meine Herren laſſen Sie uns allen Streit bey Seite ſetzen, und gelaſſen miteinander reden.

[Alle ſtecken die Degen ein.]

Rheinberg. Gut.

Thalheim. Ein Billet das an uns geſchickt worden. —

Rheinberg. Hier iſt es! es iſt aus Verſehen in unſere Hände gefallen. Verzeihe Sie, wenn Liebe und Eiferſucht mich dieſem Irrthume nicht gleich vorbeugen ließe. [giebt Wallerhauſen das Billet.]

Wallerhauſen. [verächtlich zu Thalheim] Leſen, leſen Sie es. [ſchlägt es aus.]

Thalheim. So will ich es laut leſen, denn ich glaube ſo wohl des Fräuleins als unſrer aller Ehre machen es nothwendig.

Rheinberg. Ich geſtehe es Ihnen, das iſt meine Meynung auch. [Thalheim will anfangen]

Thomas. Mit Erlaubniß! Es iſt bereits Tag, ich mache Ihnen die Fenſter auf, und gehe meiner Wege, ich kann nicht ſo mit dem Lichte, wie eine Bildſäule ewig da ſtehen. [macht die Fenſter auf, und zu gleicher Zeit wird das Theater wiederum völlig erleuchtet.]

Rheinberg. Schon gut.

Fiſcher. Ich recommandire nochmals meine Violine.

Thomas. Potz Violinen und kein Ende; ich habe es nicht vergeſſen! [ab]

Scene X.

Rheinberg. Fiſcher. Wallerhauſen. Thalheim.

Rheinberg.

[zu Thalheim] Wenn es Ihnen gefällig wäre?

Thalheim. Gleich. [lieſt. Rheinberg und Fiſcher ſind ſehr aufmerkſam, Wallerhauſen erbittert, bezeigt keine Neugierde und giebt gar nicht Acht.] „Ihr edelmüthiges Betragen,

„meine Herren, verdient meine ganze Dankbarkeit; aber „mit Recht erwarten Sie nun die Auflöſung meines Räth„ſels, das Ihnen ſo ſonderbar vorkommen muß. Gleich „den Abend nach unſerer Ankunft in dieſer Stadt, ward „ich mit meinem Vater zu einer ſehr alten Freundin von „ihm, der Generalmajorin von Rheinberg gebeten, wo ich „den Hauptmann, ihren Sohn, kennen lernte, der Eindruck, „den ich auf ihn machte, blieb mir nicht lange verborgen; „wir Frauenzimmer haben in ſolchen Dingen ſehr ſcharfe „Augen; aber — ſoll ich es Ihnen geſtehen — ich war „entzückt darüber, denn der Herr von Rheinberg war mir „nichts weniger als gleichgültig. Wir ſprachen uns her„nach noch vielmals, theils in Aſſambleen, und auf Bäl„len, und theils durch Vermittelung des Thomas und un„ſeres Kammerdieners, die mein Geliebter gewonnen hatte. „Briefe, heimliche Unterredungen am Fenſter, alles gieng „gut von ſtatten. Dieſe Nacht brachte er mir eine Nacht„muſik, um mich dadurch ans Fenſter zu locken, weil er „über meine ſo nahe Abreiſe bekümmert war. Er hat mich „noch vor Tages Anbruch hier im Gaſthofe ſprechen wol„len, allein ich zweifle, daß er es möglich macht — Aber „ich muß ſchließen, denn ich fürchte, ich möchte geſtört wer„den. Ihre ergebenſte Amalie von Röhm."

Rheinberg. [fällt vor Freuden den Thalheim um den Hals, und küßt das Blatt] Ach mein Herr, was ich höre, macht mich zum Glücklichſten von allen Menſchen.

Thalheim. Auch wir freuen uns, daß Sie von der Redlichkeit unſrer Abſichten und der Liebe des Fräuleins überzeugt ſind, nicht wahr, mein Freund? [zu Wallerh. der ſeine Gemüthsunruhe zu verbergen ſucht] Ja, ja, nicht anderſt; ich bin für Freuden auſſer mir.

Wallerhauſen. [verbiſſen und hernach heimlich zu Thalheim] O machen Sie, daß wir fortkommen, oder ich zerplatze!

Rheinberg. Ach! meine Herren, da Sie ſchon ſo vielen Theil an meinem Schickſale nehmen, ſo laſſen Sie mich eine Bitte wagen, die die Heftigkeit meiner Leidenſchaft entſchuldigen wird.

Thalheim. Befehlen Sie nur; wir ſind bereit, alles für Sie zu thun, nicht wahr? [zu Wallerhauſen]

Wallerhauſen. [heimlich zu Thalh.] Verdammter Spötter!

Thalheim. (zu Wallerhauſen heimlich) Standhaft! Niemand läßt ſich hier was von Ihrer Liebe träumen: und alle Hofnung iſt doch nunmehr für Sie verloren! (laut zu Rheinberg) Reden Sie frey!

Rheinberg. (der unterdeſſen Worte zu ſuchen geſchienen hat) Ja, ich will reden, und frey reden! die Zeit iſt kurz und jeder Augenblick koſtbar! Wiſſen Sie alſo, meine Herren, daß ich Sie um Ihr Fürwort bey dem Präſidenten bitte: ich weiß, wie viel Sie über ihn vermögen. Ich habe noch niemals ſo viel Muth gehabt, ihm meine Abſichten entdecken zu können. Der feſte Entſchluß, den er bezeigte, ſeine Tochter erſt nach ſeiner Londoner Reiſe zu verheyrathen, ſchreckte mich und meine Mutter ab. Nun, da die Abreiſe meiner Geliebten vor der Thür iſt, möchte mir das Herz für Verzweiflung zerſpringen. Denn wenn ich ihr auch nachreiſete, wie ich gewiß thun werde, Himmel! was werde ich ausſtehen! Ich werde mich verbergen müſſen; ich werde ſie nur ſelten, und verſtohlner Weiſe ſprechen können, und erſt nach einer langen Reiſe — Ach! ich halte es nicht aus!

Thalheim. Sie haben mein ganzes Mitleiden rege gemacht, ich bedaure Sie, und will Ihnen herzlich gerne dienen. Der Herr Präſident kennt Sie ſchon, folglich darf ich ihm Ihre Perſon nicht erſt empfehlen.

Fiſcher. Aber da wäre ich ja auch zu gebrauchen.

Wallerhauſen. (für ſich erbittert) Gewiß mit ſeiner verdammten Fiedel!

Thalheim. Es kommt alſo jetzt blos darauf an, den Vater von ſeinem Vorſatz abzubringen, ſeine Tochter erſt nach ſeiner Londoner Reiſe zu verheyrathen?

Rheinberg. Ganz recht! O wie unendlich würden Sie mich verbinden!

Thalheim. Gut, gut! an uns ſoll es nicht liegen. Nicht wahr? (zu Wallerhauſen)

Wallerhauſen (wie oben) Gewiß nicht! (für ſich) Nun laufe ich davon, und ſollte ich zu Fuß nach Wien gehn.

Rheinberg. Aber erwägen Sie, daß keine Zeit zu verlieren iſt.

Thalheim. Ich weiß es; aber ich kenne auch den Präſidenten; was man von ihm oft mit wenig Worten erhalten kann, erhält man nicht, wenn man ihm auch ganze Tage in Ohren läge — Ich wollte wetten, er kömmt jetzt aus ſeinem Zimmer. — Fort, gehn Sie ins unſrige: ich will Sie ſchon rufen, wenn's nöthig ſeyn wird.

[Rheinberg und Fiſcher gehn in Wallerhauſen und Thalheims Zimmer.]

Scene XI.

Wallerhauſen. Thalheim. Hernach der **Präſident** reiſefertig, dann **Thomas.**

Wallerhauſen.

Und das Spielgefechte, wie lange ſoll's noch währen?

Thalheim. So lange, bis die beyden Verliebten in Sicherheit ſind. Sehn Sie nicht ein, daß dieß das einzige Mittel iſt, mein Freund, Ihre Leidenſchaft, die niemals glücklich werden kann, bis auf die letzte Spur auszuwurzeln. Niemand weiß was davon, niemand ſoll auch was davon erfahren. Sie werden die Ehre haden, für einen großmüthigen und ſeltenen Menſchenfreund zu paßiren. —

Wallerhauſen. Und über alle die Ehre den Verſtand verlieren! — Der Teufel hol Ihre Kälte! Sie haben gut ſchwatzen, Sie haben keinen Begriff, keinen Begriff von dem, was ich leide! (aufs Herz weiſend) Hier brennts! Hier!

Thalheim. Ach Thorheiten! — Der Präſident kömmt!

Präſident. Meine Freunde, Ihr Diener! (immer ernſthaft aber natürlich. Man ſieht von Zeit zu Zeit beyderſeitige Bediente aus ihren Zimmern mit Koffern und Felleiſen zur Mittelthür hinausgehn, auch Friedrich läßt ſich bisweilen ſehn, und ordnet an, und ein andrer Bedienter, der nicht redet, zeigt ſich an der Thüre des Zimmers von Wallerhauſen, und läßt die Sachen fortbringen.)

Thalheim. Herr Präſident, guten Morgen!

Wallerhauſen. Guten Morgen!

Präſident. Ich komme, mich Ihnen zu empfehlen.

Thalheim. Leider müſſen wir uns trennen!

Wallerhauſen. Leider!

Präſident. Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll, ich reiſe fort, allein Sie nehmen mein Herz mit. Ich wünſche nur Gelegenheit zu haben, Ihnen Beweiſe meiner Hochachtung und Erkenntlichkeit geben zu können!

Thalheim. (Nun iſt es Zeit.)

Wallerhauſen. Freylich, Großmuth! Ehre! (zu Thalheim mit Wuth.)

Thomas (kömmt.) Meine Herren, beyde Kutſchen ſind angeſpannt.

Wallerhauſen. O dem Himmel ſey Dank! Geſchwind ſchick auf die Poſt, und laß ſehn, ob Briefe an mich da ſind!

Präſident. Das Frühſtück!

Thomas. Sie ſollen gleich bedient ſeyn. (für ſich im Abgehn) Wo müſſen denn die andern ſtecken?

Thalheim. Wir ſind von Ihrer Gewogenheit überzeugt, und gewiß, was ich und mein Freund jetzt von Ihnen aufs dringendſte bitten wollen, würden wir nicht zu bitten wagen, wenn wir nur im geringſten daran zweifelten, nicht wahr, Baron?

Wallerhauſen. Ja, ja! aber mich deucht, unſer Poſtillion bläßt ſchon!

Thalheim. Ach, er kann warten! er ſoll doppelt Trinkgeld haben!

Präſident. Es wird mich freuen, wenn Sie mich auf die Probe ſtellen wollen. Heraus mit der Sprache!

Thalheim. Jemand, der nicht Muth genug hat, ſich ſelbſt an Sie zu wenden, hat uns zu ſeinen Sprechern gewählt, und hoft ſo nicht vergebens zu bitten. Wir wollten es zwar anfangs von uns ablehnen, allein wir fürchteten, ſie möchten es als eine Beleidigung, als ein Mangel von Zutrauen auslegen.

Präſident. Allerdings, davor würde ich es auch genommen haben! Sie können ſich ſicher darauf verlaſſen, ich ſchlage Ihnen nichts ab, was in meiner Macht ſteht.

Thalheim. Geben Sie mir Ihre Hand darauf.

Präſident. Ich verſpreche es Ihnen auf mein Ehrenwort!

Thalheim. Baron, laſſen Sie ſich auch die Hand geben.

Wallerhauſen. Aber das iſt ja nicht nöthig!

Präſident. Nein, nein, es iſt mir vielmehr lieb, mich Ihnen recht genau verbunden zu wiſſen. Hier haben Sie meine Hand. (zu Wallerhauſen) Ich weiß, daß Sie nichts Unbilliges von mir begehren werden.

Wallerhauſen. (der ihm kaltſinnig die Hand giebt) Oh, ich ganz gewiß nicht. (für ſich) Das iſt zum raſend werden!

Thalheim. So hören Sie denn, wir ſind Freywerber von einem braven und wackern Mann, der in den Beſitz Ihrer liebenswürdigen Fräulein Tochter ſein ganzes Wohl und Weh geſetzt hat! (Der Präſident bezeugt ſich überraſcht und als ob es ihm reuen wollte) Beunruhigen Sie ſich nicht, es ſoll Sie nicht reuen, ſich mit uns eingelaſſen zu haben. Der Kavalier hat alle gute Eigenſchaften, die ein Vater von ſeinem Schwiegerſohn nur wünſchen kann. Sie werden es ſelbſt geſtehn, wenn Sie ihn ſehn werden. Vielleicht kennen Sie ihn auch ſchon. Und was hernach Ihren Entſchluß betrift, Ihre Tochter vor der Londoner Reiſe nicht zu verheyrathen, ſo ſage ich Ihnen, daß unſer Freund bereit iſt, noch heute mit Ihnen nach England zu gehn, nur wünſchte er zuvor der Fräulein Hand verſichert zu ſeyn. Mit einem Wort., der Bräutigam iſt der Hauptmann von Rheinberg, der in unſerm Zimmer Ihre Antwort erwartet!

Präſident. Genug, genug. Gleich ſollen Sie ſie haben. (In ſein Zimmer ab.)

Scene XII.

Wallerhauſen. Thalheim. Hernach **Präſident** und **Amalie** in Reiſekleidern, ferner **Rheinberg, Fiſcher, Thomas.**

Wallerhauſen.

Da haben Sie die ſchönen Früchte von Ihren Einfällen; nun wird das gute Kind von ihrem Vater keinen kleinen Sturm auszuhalten haben.

Thalheim. Wahrhaftig, ich fürchte es ſelbſt. Doch da war kein andrer Rath, als kurz von Herzen weg zu reden.

Wallerhauſen. Hier kömmt er mit ſeiner Tochter. Um des Himmelswillen, laſſen Sie uns fort. (ängſtlich.)

Thalheim. Umgekehrt! eben jetzt müſſen wir bleiben.

Wallerhauſen (geht auf und nieder, ſuchet ſeine Blike nicht auf Amalien zu richten, nebſt andern Bewegungen die Wuth und Verwirrung bezeichnen.)

Präſident. (mit ſeiner Tochter an die Hand) Meine Herren, hier bringe ich Ihnen in meiner Tochter die Braut Ihres Freundes!

Thalheim. Ach Herr Präſident, meine Dankbarkei und des Barön's ſeine — (auf Wallerhauſen deutend)

Wallerhauſen. Oh! iſt überſchwenglich! (mit Ironie

Präſident. Nein, nein, keine Dankſagung. Ich kenne und ſchätze den Herrn Hauptmann von Rheinberg, ſeine Mutter iſt meine älteſte und beſte Freundin. Gleich nach dem Frühſtücke wollen wir zu ihr gehen, und das übrige in Richtigkeit bringen, und nachher ohne weitern Verzug unſere Reiſe nach London fortſetzen.

Thalheim. Fürtreflich! Kommen Sie heraus meine Herren, kommen Sie heraus! (gegen ihr Zimmer)

Rheinberg. Hier ſind wir! (kommt mit Fiſchern)

Thalheim. Sie ſind glücklich! die Dame die Sie lieben, iſt die Ihrige.

Rheinberg. Iſt es ein Traum? Reden Sie wahr?

Präſident. Ja, ja, mein lieber Schwiegerſohn, ich gebe Ihnen meine Tochter, aber Sie müſſen uns nach London begleiten. Erſt ſoll meine Tochter andere Länder und Sitten ſehen, und ſich Weltkenntniß ſammeln; dieſen meinen Plan, hoffe ich, werden Sie ſelbſt billigen.

Rheinberg. Ich bin alles zufrieden —

Thalheim. Jezt gehn Sie in das Haus ihrer Mutter, dort die Ringe zu wechſeln, und dann, an der Seite der Geliebten nach England!

Rheinberg. Ich bin außer mir für Freuden! (umarmt alle) Theuerſter Vater! meine Amalie! Freunde! denen ich mein ganzes Glück zu danken habe! (Wallerhauſen nimmt es kalt an) Ach, es fehlt wir an Worten, die Regungen der Freude und Dankbarkeit auszudrücken, die ich empfinde!

Thalheim. Ich nehme an Ihrer Freude den lebhafteſten Antheil.

Fiſcher. Mein Entzücken gleicht dem Ihrigen.

Thalheim. (zu Wallerhauſen) Sagen Sie doch auch was.

Wallerhauſen. (verlegen) Ich freue mich unendlich.

ſen Geſchichte der in Abſicht der Völkerwanderungen ſo merkwürdigen Kaukaſer zu hoffen haben.

Die **Lesgier**, die von den Georgianern **Lekki** genannt werden, bewohnen die Provinz **Lesgiſtan**, im öſtlichen Kaukaſus, vorzüglich an der Südſeite des Hauptgebürges. Ihr Land beſtehet aus vielen Diſtrikten, die eigene Fürſten (Lesge Muzuart) haben, unter welchen gegenwärtig der **Chan** über den Diſtrikt **Auar** und der **Kaskumüſchſche Chan** die mächtigſten ſind, da jeder bis 5000 Reuter ſtellen kann. Im Frieden, der 1739 zwiſchen Rußland und der Pforte geſchloſſen ward, wurden die Lesgier ein freyes Volk.

Die **Truchmenen**, terekemeniſche Tartaren oder die alten **Turkomannen** beſitzen an der Weſtſeite der kaſpiſchen See den öſtlichen Theil der Südſeite des kaukaſiſchen Gebürges von der See bis an die georgiſche Provinz Kachetien. Ihre Diſtrikte ſind **Derbent**, **Bolmak**, **Schirwan** u. m. Die mehreſten Diſtrikte haben in dem **Fatali Chan** einen gemeinſchaftlichen Oberherrn, andere ſtehen unter eigenen Fürſten, und einige unter den Nachbaren.

Die **Truchmenen** ſind unvermiſchte Tartaren. Das **Stammvolk** derſelben nomadiſiret noch in ſeinen alten Wohnſitzen an der öſtlichen Küſte des kaſpiſchen Sees, welche bis an den Aralſee reichen und in S. mit Perſien gränzen. Vor der Mitte dieſes Jahrhunderts geriethen die **Horden** unter das Joch der **ajukiſchen Kalmucken**, und da ſie auch von Perſien gedrängt wurden, wollten ſie ſich im Jahr 1741. 30,000 Haushaltungen, oder Kibitken ſtark, unter Rußlands Schutz geben, welches der perſiſche Schach verhinderte; bey dieſer Gelegenheit aber begaben ſich nicht wenige truchmaniſche Familien zu unſern

Orte

Amalie. Sie wiſſen noch nicht, was Sie alles dieſen beyden Herren zu verdanken haben, ich werde es Ihnen unterwegens erzählen.

Rheinberg. Ich werde es mit Vergnügen hören.

Thomas. (läßt auf einen kleinen Tiſch Backwerk, Bouteillen und Gläſer bringen.)

Präſident. Laſſen Sie uns nun den Magen eine kleine Stärkung geben, he, Kellner! mein Poſtillion ſoll wieder abſpannen, ich reiſe erſt Nachmittags.

Thomas. Gleich! (ab)

Fiſcher. Nun luſtig, wir wollen es uns ſchmecken laſſen!

Rheinberg. Niemanden kann es beſſer ſchmecken als mir.

Wallerhauſen. (für ſich) Das glaube ich; mir deſto ſchlechter!

Amalie. (heimlich zu Wallerhauſen und Thalheim) Leſen Sie in meinem Stillſchweigen — meinem Erröthen, die Dankbarkeit, von der mein Herz voll iſt!

(Wallerhauſen und Thalheim machen eine Verbeugung ohne zu reden.)

Thomas. (kömmt wieder und bringt Wallerhauſen einen Brief) Es war ſonſt kein Brief auf der Poſt als dieſer.

Wallerhauſen. Gieb her. (lieſt heimlich)

Thalheim. Ich wünſche, daß die Nachrichten gut ſeyn mögen! (indeſſen gehen alle zum Tiſche und eſſen)

Präſident. Das wünſch ich von Herzen.

Amalie. Ich gewiß auch.

Wallerhauſen. Ich danke Ihnen für Ihre Gütigkeit.

Rheinberg. Was betrift es?

Amalie. Einen Proceß, von welchem der Herr Baron Nachricht aus Wien erwartete.

Wallerhauſen. Der Proceß iſt gewonnen

Rheinberg. Ich gratulire!
Fiſcher. Glück zu!
Präſident. Sie ſollen leben!
Amalie. Die gute Zeitung!

} zugleich und durcheinander geſagt.

Thalheim. Ich habe nicht nöthig zu reden, Sie kennen mich. (ſachte zu Wallerhauſen) Gutes Muths! Bedenken Sie, drey Tauſend Thaler mehr Einkommen, das iſt immer mehr werth als eine Braut!

Wallerhauſen. Mein Vetter ſchreibt, es wäre dem ohngeachtet gut, wenn ich nach Wien käme, um mich perſönlich bey denen zu bedanken, die ſich meiner Sache ſo eifrig angenommen haben!

Thalheim. Deſto beſſer, deſto beſſer, ſo kriegen wir doch Wien zu ſehen.

Präſident. (zu Thalheim und Wallerhauſen) Iſt Ihnen nicht gefällig was davon zu verſuchen? (bietet ihnen zu eſſen und zu trinken an.)

Thalheim. Kommen Sie, wir wollen zulangen!

Wallerhauſen. Ich habe keinen Hunger.

Thalheim. Eh! koſten Sie was! (giebt ihm was, Wallerhauſen iſt wider Willen)

Rheinberg. Wenn es der Geſellſchaft nicht zuwider wäre, ſo wollte ich ein Trinklied ſingen. Der zweyte Theil kann als Chor widerholt werden!

Fiſcher. Thomas!

Thomas (kömmt.) Ihro Gnaden!

Fiſcher. Meine Violine!

(Thomas holt ſie, kömmt gleich wieder zurück, und bleibt beym Aufwarten).

Präſident. Der Einfall konnte nicht beſſer ſeyn! da auch der Herr von Thalheim und der Herr Baron vortrefliche Sänger ſind. (ganz ernſthaft)

Wallerhauſen. (für ſich) O verdammt, da hat ihn nun der Teufel wieder beym Singen! ich ſinge gewiß nicht! (laut) Vergeben Sie, mein Poſtillion wartet bereits eine Stunde; ich kann nicht länger profitiren!

Präſident. Ey, ſo dächte ich, wir brächen auch auf, und gingen zu der Frau Generalmajorin von Rheinberg!

Rheinberg. Und von da nach London!

Fiſcher. (der ſich die ganze Zeit über mit ſeiner Violine beſchäftigt, geſtimmt und probirt hat) Ja, nach London! ich begleite Sie, ich und meine Violine!

Thalheim. (zu Wallerhauſen) Kommen Sie, armer Schäfer, Entfernung iſt das Grab der Liebe! (laut) gnädiges Fräulein, Herr Präſident, meine Herren, wir empfehlen uns! Vielleicht ſehen wir uns auf der Retour!

Wallerhauſen. Ich empfehle mich zu Gnaden!

Amalie. Ich werde nie vergeſſen, was ich Ihnen ſchuldig bin!

Präſident (umarmt ſie) Es wird mir ein wahres Vergnügen ſeyn, wenn ich höre, daß es Ihnen wohl geht!

Rheinberg. Wie ſehr ich Ihnen verbunden bin, wiſſen Sie ſelbſt am beſten!

Fiſcher. Ich harmonire vollkommen darinn mit meinem Freund! (Alle gehn unter Komplimenten ab, bis auf Thalheim und Wallerhauſen nicht; wie ſie weg ſind ſagt Thalheim.)

Thalheim. Ich geſtehe, die Begebenheiten dieſer Nacht möchte ich wohl beſchrieben haben.

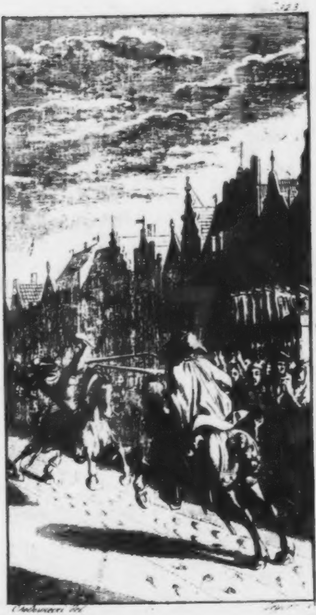
Wallerhauſen. Wiſſen Sie, was ich über die Beſchreibung ſetzen würde?

Thalheim. Nun?

Wallerhauſen Traut den Mägdchens nicht!

Thalheim. Nein, Freund, ſetzen Sie drüber: die Rechnung nicht ohne den Wirth gemacht!

Ende.



Chodowiecki del.

Buch der Liebe.

Innhaltendt
Herrliche, ſchöne Hiſtorien, allerley Alten
und newen Exempel; züchtigen Frauwen
und Jungfrauwen, auch jedermann in
gemein, zu leſen lieblich und
kurzweilig.

Erſter Band.

Leipzig,
in der Weygandſchen Buchhandlung
Verlegung
Anno Domini MDCCLXXIX.

Anmerkungen
des Herausgebers.

Mit kühnen, treuen, frommen Rittern,
Verdorb ſich der Geſchmack von unſern guten Müttern;
Mit feinerm Witz, empfindungsvollen Scherzen,
Verdirbt man unſrer Töchter Herzen.

Hatte der Epigrammatiſt in den zwey erſten Zeilen Recht, ſo bleibt freylich nicht viel Entſchuldigung für mein Unternehmen; aber ſtanden ſie bloß da, um die Spitze des Epigramms zu ſchärfen, ſo hoffe ich noch viel zu meiner Rechtfertigung vorbringen zu können.

Wenn es wahr iſt, daß die Romane nie aus dem Genie der Autoren allein entſtehen, ſondern immer Kinder der Sitten ihrer Zeit ſind, ſo iſt es wohl gar verdienſtliches Werk, ſolche Abdrücke der Gewohnheiten und des Geiſtes der Vorwelt, das ihr Alter zu Seltenheiten und zu den Schränken weniger Bücherſäle verdammte, aus ihrem Staube hervorzuſuchen, und vor den Augen Aller aufzuſtellen. Unſre Sprachkunde bereichert ſich ſo mit manchem Urworte das verlohren gegangen war; hie und da findet ſich ein Stück, das eine Lücke in der Vaterlandsgeſchichte ausfüllt; und wenn alle die Abentheuer gleich nicht mehr in dem Ton der waltenden Mode paſſen, ſo beluſtigt doch ihr fremder Anblick gewiß eben ſo ſehr, als der Anblick einer altdeutſchen Tracht auf einer Redutte: er iſt getreu. Nach tauſend Jahren — wenn kein Kometenſchweif die Rechnung ſtört —

wird man vielleicht unſre **Leiden Werthers** und **Siegwarts** eben ſo emſig zum Studium des achtzehnten Jahrhunderts zuſammen ſuchen, und zerklittern, als jezt unſre Bibliothekere die Handſchriften des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts.

Wir ſchreiten in unſern Trachten ſchon rückwärts in die Trachten der Voreltern hinüber, und bald werden unſre Kleinmeiſter wieder in gewickelten Strümpfen und aufgeſchlizten Wämſern erſcheinen. Wie mit den Moden, ſo mit den Büchern! das Publikum klatſcht den neuen Auflagen der Volkslieder, des Eulenſpiegels, des Robinſon Cruſoe: warum ſollte es eine Sammlung von Volksromanen oder altdeutſchen Dollmetſchungen ſeinen Beyfall verſagen, wo mancher Roman mehr Originalität und Erfindung aufweiſt, als die Kopien unſerer Tage, die, wie die Schwalben um den

Stock

orenburgſchen, ufaiſchen und aſtrachaniſchen Tartaren. Ein Haufen Truchmanen blieb den Kalmucken unterthänig; als aber im Jahre 1770. ein Theil der kalmukiſchen Horde nach der Soongarey entflohe, befreyeten ſich dieſe Truchmenen am Uralfluß, mit gewafneter Hand, und nomadiſiren jetzo als freye Unterthanen Rußlands, um die Mündung der Kuba. Die der kaſpiſchen See öſtlichen Truchmenen theilen ſich in zwey **Horden**, von welchen die eine die **airaklianiſche** genannt wird. Jede hat ihren **Chan.** Beyde jetztregierende Chane ſind Brüder und Prinzen (Sultane) des kirgiſchen Chans **Nur Hali.** Beyde Horden ſind an Pferden, Hornvieh und Schaafen, Ziegen und Kameelen reich. Unter ihnen ſind mehr und geſchicktere **Handwerker und Künſtler**, als unter andern Nomaden, wie ſie denn Feuergewehre (ohne Schlöſſer) Säbel, ꝛc. Schroot und Pulver, ſelbſt verfertigen, und ſo wie ihr überflüßiges Vieh an die Nachbaren verkaufen.

Sie ſind von tatariſchen Anſehen, wohl gewachſen, geſittet und entſchloſſen. In Kriegsläuften gehn ſie unſern Schweitzern gleich, in die Dienſte der Nachbaren, und da ſie darüber bey ihren Obern nicht anfragen, ſo fechten ſie bisweilen widereinander.

Die kaukaſiſchen Truchmenen ſind ebenfalls ſeit der Ausbreitung der tſchekomanniſchen Herrſchaft um die kaſpiſche See ꝛc. in ihren jetzigen Beſitzen. Sie ſind ſehr zahlreich, reden noch die tartariſche Sprache, und leben zwar nach der Weiſe anderer Kaukaſen, haben ſich aber mehr unvermiſcht und bey ihren Glauben und Sitten, wie ihre Nachbaren, erhalten.

Die **Oſeten** erhalten dieſen Namen auch von den Georgianern. Sie beſtehen aus mehreren kleinen Stämmen, deren einige eigene Murſen, die mehreſten aber ei-

Stoßvogel, um jedes Genie-Produckt zu ſchwärmen pflegen?

Seltene Drucke, (wie der von Ritter Galmy, der noch vor 1587. gehört) und Handſchriften von Romanen zu ſammeln, und nach und nach eine deutſche Bibliotheque bleue von ausgewählten Schriften dieſer Gattung anzulegen, — iſt der Zweck des Werks, und dieſes der **Verſuch**. Ich werde die Nachrichten und Mittheilungen von ſeltenen Ausgaben und Manuſcripten, mit dem Dank erkennen, den eine ſolche Unterſtützung verdient: ich ſodere meine Leſer dazu auf, und bitte ſie, ihre Bekanntmachungen an die **Weygand**ſche Buchhandlung oder an mich, einzuſenden. Gotha im Jänner 1779.

Reichard.

I.

Ein ſchöne kurzweilige vnnd liebliche Hiſtori, von dem Edlen vnd Thewren Ritter Galmyen, vnnd von ſeiner züchtigen Liebe, ſo er zu einer Herzogin getragen, welche er in eines Mönchs geſtalt, von dem Fewer vnd ſchändtlichem Todt erlöſſt hat, vnd zulezt zu einem gewaltigen Herzogen in Britannien erwehlt.

1588.

Das I. Cap.

Wie Galmy der Ritter nicht gen Hof kam, ſich von wegen groſſer Liebe zu Bett legt, Auch wie in Friederich ſein Geſell tröſtet, und wie es ihnen beyden hernach ergieng.

Es war ein Herzog in Britannien, an deſſen Hof wohnet ein Ritter, mit Namen Galmy, auß Schottenland geboren, derſelb gewann ein ſolche groſe Liebe zu deß Fürſten Herzogin, alſo, daß er weder eßen noch trinken mochte, auch ſeines natürlichen Schlaffs ganz entraubet, daß er in kurzen Tagen von allen ſeinen Kräfften vnnd Schöne kommen thet. Vnd das langwirige Trawren ihn zulezt dahin bracht, daß er ihm endlich fürnam zu ſterben, vnd ſolche heimliche Liebe mit ihm vnter die Erde zu tragen. Denn er je keinem Menſchen ſolche Liebe zu wiſſen thun wolt, wer ihm auch leid geweſen, daß ſolches die Herzogin ſelbs gewißt hette. Denn er ſorget, ſo baldt die Herzogin ſeiner Liebe gewar würde, ſo möchte er in große vngnad gegen ihr fallen. Als aber der Ritter den Flammen der Liebe durch keinerley wege außleſchen mocht, vnd ſich aber ſein Kummer vnd Leyden von tag zu tag mehret, vnnd er ſich jezt gänzlich alles troſtes verwegen hett, leget er ſich eines Abendts zu Bett, name ihm für da nimmer aufzuſtehen, biß ihn der Todt von ſolchem Leyden vnnd Trübſal nemmen thet. Als nun Galmy der Ritter deß morgens von ſeinem Geſellen Friderich nicht ward geſehen, vnd er nach ſeiner Gewonheit ſeines Geſellen gewartet, der aber nicht kommen wolt, Friderich zu ihm ſelbs ſprach: Die Sach freylich nicht wol vmb meinen Ritter ſtehen wirdt, was mag ihn doch an dem Ort verhindern, mag ich mich nicht gnugſam verwundern, in ſolchen Gedanken gieng er hin und her ſpatzieren, den morgen Imbiß zu erwarten, zu dem er ſeinen Geſellen zu kommen vermeynet, war aber alles vmbſonſt. Als nun die Zeit kam, der Imbiß zubereyt, vnnd männiglich zu Hof erſcheinen thet, allein Galmy der Ritter nicht geſehen ward, welches ſeinem geſellen nicht wenig ſchrecken bracht, Denn er offt die verkehrte geſtalt ſeines Geſellen wargenommen hett, vnd zum offtermal ſolchs begert zu erfahren, aber ganz kein vrſach von ihm vernemmen mocht, daucht Friderichen ein Jar ſeyn, biß der Jmbiß vollbracht ward. Als aber das Mal vollendet, nam männiglich vrlaub von dem Herzogen, gieng jeder ſeinen Geſchäfften nach, Friderich ſich nicht lang ſaumen thet, zu ſeines Geſellen Kammer gieng, alles verſperret fandt, ein kleine weil allda auff im ſelbſt ſtund, nicht wißen mocht ſeinen Geſellen zu finden, in ſolchem ſtillſtehen, ein kläglich ſeuffzen und klagen in ſeines Geſellen Kammer vernemmen ward, ſich etwas neher zu der Kammer füget, ſein Haupt an die Thür leinet, vermeynet das hertzliche klagen vnd ſeuffzen zu vernemmen, aber alles vmbſonſt war. Denn die klag ſeines Geſellen ſo ſtill zugieng, daß nit müglich war, etwas darvon zu vernemmen, manchen ſeltzamen vnd frembden gedanken hatt, faſt gern angeklopfft hette, aber von wegen ſeines Geſellen, vnterwegen ließ. mit großem leyd ſtillſchweigend von dannen gieng, vor leyd nit wußt, was er thun ſollt. Ach Gott von Himmel, ſprach Friderich, was vrſachet doch meinem freundtlichen lieben bruder, zu ſolcher ſchweren klag, ihm muß freylich großes daran gelegen ſeyn, denn er mirs warlich nit verſchwiegen hett, in ſolchen gedanken lang hin vnd her gieng, nicht gedenken mocht, die verſach ſeines Geſellen klag zu erfahren, In ſolchen gedanken ſieht er deß Ritters Reitbuben die Kammer auffſchließen, dem er ſchnell zuſprach, mit jm in die Kammer gienge, ſeinen Geſellen aller verkehret an ſeinem Bett liegen fandt. Friderich wünſchet jm einen guten Tag, in dem der Ritter ſeiner Klag ein ende gemacht hatt. Friderich anhub, vnnd ſprach: Mein allerliebſter Galmy, was ſol.ich abnemmen ab ſolchem ſchnellen vnd vnverſehenen niderkommen, vnd daß ich dich in ſo verkerter geſtalt, wider dein Gewohnheit, an deinem bett ligen findt, ich bitt mir ſolches offenbaren wölleſt. Galmy der Ritter mit einer ſchwachen und traurigen ſtimm anfieng zu reden, mein getrewer vnd lieber bruder, welcher ſich allzeit in freundlicher vnd brüderlicher lieb, gegen mir erzeigt hat, ich bitt, wölleſt mich nit mehr fragen, die vrſach meiner krankheit, die warlich von deinen fragen nit gemindert, ſond' kräfftiglich zunimmt, mit dieſem wörten vnd weynenden Hertzen, ſich von ſeinem Geſellen kehret, manchen ſchweren ſeufftzen ließ, alſo, daß Friderich ein groß mitleiden mit ihm hatte, ſich des weynens kümmerlich überheben mecht, zulezt anſieng, alſo ſprach: Ach mein freundtlicher lieber Galmy, deine Red mich warlich nit wenig bekümmern thut, dieweil ich dich hör alſo mit mir reden, als mit einem, ſo dir etwas vntrew bewieſen hab, nun haſt du mich doch, dieweil wir geſellſchaft mit einander gehabt, in keinen vntrewen nie erfunden noch geſpürt, deßhalben ich nit wenig vnmuth ab deiner Red empfangen hab, Dieweil aber dir vnverborgen iſt, mit was vertrawen vnſer beyder Hertzen allweg gegen einander geſtanden ſeindt, vnnd das meine noch vngezweiffelt ſtehet, Umb ſolcher freundtlichen vnnd brüderlichen Liebe willen ich dich ermahnet vnd gebeten haben wil, wölleſt nicht minder vertrawen vnnd troſt (denn allwegen) zu mir ſetzen vnd mir dein jetzigen anligen kummer vnd leiden entdecken, wirſt du, ob Gott will, ein guten vnd getrewen Raht bey mir finden.

finden, damit du von ſolcher deiner Krankheit erlöſſt werden ſolt. Dann fürwar ſoll mich kein mühe, Gelt noch Gut daran verhindern, wo mir anderſt müglich ſeyn mag, vnnd ob ich ſchon mein Leib daran ſtrecken ſolt, wil ich vnverhindert dir vnterſtehen zu helffen.

Das II. Cap.

Wie Galmy der Ritter ſeinem Geſellen die vrſach ſeiner Krankheit zu wißen thut.

Als Galmy der betrübt Ritter ſeinen liebſten Geſellen ſo freundtlich mit jm reden hort, ſein fürnemmen eines theils zurück ſchlug, mit ſeinem Geſellen alſo anfieng zu reden: Deine freundtliche vnd ſüße Wort, allerliebſter Friederich, mir mein fürnemmen gäntzlich gebrochen haben, vnnd daß ſo ich mir fürgenommen hatt, in mein Grab zu behalten, von dir bewegt würd, dir ſolches zu entdecken. Du ſolt wißen mein Friderich, daß ich nie gedacht hab dich einigen falſch gegen mir zu brauchen, denn ich dich in allen treuwen in allweg gegen mir geſpürt vnd gefunden hab, deßhalben verſchaff vns beyde alleinig in dieſer Kammer zu ſeyn, wil ich dir die vrſach meiner Krankheit gänzlich entdecken. Friderich deß Ritters Buben auß der Kammerſchuff zu gehen, die Kammer nach ihm zuſchloß, ſich zun Füſſen auff ſeines Geſellen Bett ſetzet, der Antwort mit begierigem Herzen von jm warten was. Galmy der Ritter anfieng, vnd ſprach: Mein Friderich, demnach du von mir begert haſt, zu erfahren die vrſach meiner Krankheit, So wiße, daß ich nu ein lange Zeit mit ſchweren ſeufftzen vnnd klagen beladen geweſt bin, daß dir denn mein trawrigs Angeſicht zu mehrmahlen anzeigung geben hat, diß mein langwirigs trawren vnn klagen, mich zu letzt in dieſe meine krankheit bracht hat, auß welcher mich kein Arzt nimmer erlöſen kann oder mag. Darumb mich nicht not ſeyn deucht, mein anliegen einigem Menſchen zu entdecken, vnd iſt mein endtlich fürnemmen, alſo zu ſterben, ſo bald vnnd ich dir mein Klag geöffnet, du wol abnemmen wirſt, mir in keinem weg zu helffen ſeyn. Mein lieber Friderich, du ſelt wißen, daß ich vergangen zweyen Monaten angefangen lieb zu haben ein Weibsbildt, welcher nit ziemt einen alſo ſchlechnen gemeinſchaftlichen Fürſten haben. Das ganze Volk kann doch bis 5000 Reuter aufſitzen laſſen. Die **Oſſeten** bewohnen die mittlere Gegend des hohen Gebürges. Ihr Fürſt iſt ein ruſſiſcher Schutzverwandter, vergaß aber in dem letzten Türkenkriege ſeine Pflicht, und mußte daher im Jahr 1771 von neuem huldigen und Geiſſel geben. Die einzelnen Stämme halten ſich am ſüdlichen Abhange des Gebürges, und ſtehen unter dem georgiſchen Zaar.

Die **Taulinzen**, auch **Tawlinzen** wohnen auch im hohen Gebürge (Tat. Tau) wovon ſie den Namen führen, und eigentlich **Bergtataren** (R. Gorski) genennet werden. Sie beſtehen aus **Lesgiern**, **Oſſeten**, **Baltzowen**, **Alanen**, **Dwalcten**, und mehr kleinen Völkerhaufen, die alle für ſich ſind, und nach den Umſtänden mehr oder weniger zuſammen halten, alſo kein eigen Volk ausmachen. Die mehreſten erkennen perſiſchen Schutz.

Das Volk, welches die Georgianer **Barſianer**, die Tſcherkeſſen aber **Tſchechen**, d. i. Böhmen nennen, wohnt im hohen Gebürge, um die Quellen des Kuban. Es theilet ſein Gebiete, welches bey den Georgianern **Baſiana**, ſo wie bey den Tſcherkeſſen **Tſchetſchem** heißt, in viele Diſtrikte, die mehrere Schutzherren erkennen. Die eigentlichen **Baſianen** ſind von Abkunft **nogaiſche Tataren**, die ſich vor Alters vom Kuma ins hohe Gebürge begaben.

Bey dieſen Baſianern wird ein kleiner Haufen von **Tſchechen**, oder **Böhmen** angetroffen, die Nachkommen von einer mähriſchen Brüderkolonie ſind, welche ſich zu Ende des 15ten Jahrhunderts, wegen der Bedrückungen in ihrem Vaterlande, hieher begaben, und zwar ganz ausgeartet ſind, ſich aber doch zuſammenhalten, und durch Sprache, Lebensart, und eine mit vielen chriſtlichen Ge-

bräu

ſchlechten Ritter, als ich bin, lieb zu haben, deßgleichen mir auch nit gebürt, ein ſolche Fraw lieb zu haben, noch vielweniger ihr meine Lieb zu öffnen, wiewol mich kein vnehrliche Lieb gegen ihr nie angefochten hat, Allein wo ich einmal von ihr hett mögen einigen troſt empfahen, aller mein ſchmerzen ſich in freud gekehret hett, Dieweil ich aber wol erachten mocht, daß nit müglich wer, ich troſt von der Frauwen zu empfahen, hab ich mirs ſo ſchwerlich an mein Herz gelegt, daß ich einer ſolchen ſchweren Krankheit nider kommen bin, mit ſolchen Worten vnd ſchweren ſeufftzen der Ritter ſeiner Red ein end gab. Friderich ſich nicht gnug ab ſeiner Geſellen Red verwundern mocht, eins theils troſt empfieng dieweil er kein andere vrſach vernam, ſo den Ritter zu ſolcher krankheit vrſachet, wieder anfieng auff ein ſolchẽ meynung mit dem Ritter zu reden: Ich kan mich, allerliebſter Gatmy, nicht genugſam verwundern, aber die vrſach deiner Krankheit ich wol vernimm. Nun nimpt mich aber immer wunder, wohin doch die Mannlichen Flammen deines Gemüts geflohen ſeind, haſt du die alſo laſſen durch eines Weibsbildt willen erlöſchen? gedenkſt du nicht, womit du den Ritterlichen Orden bekommen haſt? warlich nicht von Liebe wegen, ſo du zu den Weibern getragen, ſondern deine Mannliche vnnd dapfern Thaten deß ein vrſach geweſen ſeindt. Darumb ſchlag von dir ein ſolch Weibiſch Gemüt, vnn greiff dapffer nach den Waffen deines Ritterlichen Ampts, Fürwar ſo du die ſach ſelbſt bedenken wolteſt, mir nicht not ſeyn würd, ein ſolche Red mit dir zu haben, Dann was großen ſpott würd darauß erfolgen, ſo man ſprechen möcht, Galmy der Ritter, welcher ſeinen Feinden mit dapfferem Gemüt hat dörffen begegnen, vnnd in keinen ſtreit ſich der Waffen entſetzen hat, derſelbe jezt on alle Schwertſchläg, von eines Weibs wegen ſich in den Todt ergeben hat, darvor Gott ſeyn wölle, darumb mein Galmy, vnn vns kurzweil mit einander haben. Als nun der Ritter ſeinen Geſellen in ſolcher meynung hatt hören reden, eines theils gerewen ward, daß er jm ſein anliegen geöffnet hatt, doch wiederumb anfieng, vnd ſprach alſo: Deinem Raht, mein allerliebſter Friderich, wol zu folgen wer, wo mir müglich ſeyn möcht dem alſo leichtlich nach zu kommen, du ſchlegſt mir für die Mannlichen dapffern Thaten, dardurch ich in Ritterlichen Orden kommen bin, darzu rede ich, kein ſorg, angſt, noch gefahr, mich nimmermehr dahin bringen möcht, dahin mich die lieb mit ihrem Gewalt gedrungen hat, welcher ich ganz kein widerſtandt hab können thun, vnn jren gewalt ſo freuenlich an mir müßen geſtatten. Darumb dann dein Red gar umb ſonſt gegen mir iſt, Wo du aber je vermeynen wolteſt, ich allein der wer, ſo die liebe vberwunden, ſo nimm zu gedanken, die alten weiſen vnd ſtarken Männer, vnnd zu allerförderſt unſern erſten Vater Adam, bedenk wohin je die liebe gedrungen hab, Gedenkeſtu nicht an die Dürſtigkeit unſers alten Propheten Dauids, der in ſeiner Jugendt unterſtehen dorfft, den großen Goliam vmzubringen, als er dann thet, wozu ihn aber die Lieb in ſeinem alter bracht hat, iſt dir unverborgen: Wer hat Samſon vmb ſein Leben bracht? Was iſt die vrſach geweſen, daß die mächtige ſtatt Troya zerſtört iſt worden? Wer hat Achillem vnnd Jaſonem umb ihr Leben bracht? deren ich mich keinem vergleichen mag: Iſt nicht Pontus auch ein Mannlicher vnn küner Heldt geweſen? Herr Triſtrant nicht wenig gefehrlichkeit durch liebe

beſtan

beſtanden hat, ich geſchweige deß Pyramus, der ſich vmb ſeiner Thisbe willen, williglich in den todt ergeben thet, Wer wolt mich denn vor ſolchen gewalt gefreyet haben. Du aber, ſo nie erkannt haſt, was ware und rechte Liebe ſey, nimmermehr glauben magſt, was gewalt vnnd ſtärke die Liebe verborgen trägt, darumb du dich mit höchſtem fleiß davor bewaren vnd hüten ſolt, ein ebenbild an mir nemmen, vnd dich dieſem Gewalt nimmermehr vnterwürffig machen, dann wo du dich einmal in ſolche gefahr begibſt, nimmer leichtlich davon entflihen wirſt. Darumb mein Friderich, ſo laß von deiner Red, vnnd belad mich nicht mit mehr kummer dann ich mit ſchwerem joch beladen bin. Friderich nicht klein verwundern ob ſolcher Red empfing, nicht wuſſt, ob er weiter mit Galmyen reden wolt, oder alſo ſtillſchweigendt von ihm gehen, jedoch bezwang ihn die Trew vnnd Lieb ſo er zu ſeinem Geſellen trug, daß ers nicht laſſen mecht von neuwem alſo anfing zu reden. Fürwar Galmy, nicht wenig ſeindt, ſo alſo von wegen großer liebe, ſich in große gefehrlichkeit begeben haben, vnnd wie du ſagſt, mit Kinder geweſen doch meinnte ich mit meiner vorigen Red dich von deinem fürnemmen abzuwenden, ab ſolcher Red bitt ich dich kein verdruß haben wölleſt. Dieweil aber mein vorige meynung an dir nit verfahren mag, ſo bitt ich doch, wie vor, wolleſt mir den Namen dieſer Perſonen anzeigen, dieweil du dich doch in allen züchten liebhaben meyneſt, vnd mir nit anders bekennet haſt. Wo dir dann (wie du ſprichſt) mit jenem Troſt geholffen werden mag, ſolt du ſonder zweiffel getröſt ſeyn, ichs zu wegen bringen will, (wo mir anderſt die Fraw bekannt iſt) ſie ſelbſt mit Mund vnnd ihrem Troſt dich heymſuchen muß, dann freylich ein vnbarmhertzig Weib die ſeyn müßt, welche ein ſo edlen vnnd thewren Ritter ihres Troſtshalben verderben ließ, darumb biß frölich, der Sachen noch wol guter Raht beſchehen ſoll. Galmy ein wenig Troſt von dieſer Red empfing, mit trawriger ſtimm alſo anfing zu reden, Fürwar Friderich, dein Raht nit wenig an mir verfahen wirdt, wo nur alſo dem ſtatt geſchehe, wie du mir angezeigt haſt, Aber fürwar, die ſach nicht wol müglich zu wegen zu bringen iſt. Dann die Fraw, ſo mein Hertz gefangen hat, iſt mein allergnädigſte Fraw die Hertzogin, welche mich mit jrer ſchöne vñ zucht ſo kräfftiglich gefangt hat, daß mir nicht müglich iſt die ſach anderſt denn mit dem Todt zu verkommen Friderich, als er von ſeinem geſellen verſtanden hatt, daß er in ſo großer liebe entzündt, namlich gegen der Herzogin ſelbſt, nit gedenken mocht, wie der ſach zu begegnen wer, groß ſorg vnnd angſt ſein Herz vmbgeben thet. Jedoch bezwang ihn die liebe, ſo er zu ſeinem geſellen trug, daß er ihm endtlichen fürnam, ſelbſt mit der Herzogin zu reden, anfing, vnnd alſo ſprach: Gehab dich wol, mein Galmy, ich will (ob Gott will) die ſach zu ſolchem end bringen, dz, ehe dañ die Nacht wider an den Himmel kompt, die Herzogin perſönlich mit dir reden muß, vnd dich in deinem leid tröſten dieweil du ſprichſt ſie in allen züchten vnnd ehren lieb haben. Friderich, ſprach der Ritter, wo ſolches geſchehe, möcht mir kein größere freud auff Erden nit begegnen, du ſollt auch deß ſicher vnnd getröſt ſeyn, dz mich kein vnordentliche Lieb gegen meiner allergnädigſten Herzogin nie keins angefochten hat, derhalben auß dieſer vrſach alle ſorg zurück ſchlagen ſollt. Dieweil nu du dich ſelbſt vrbietig gemacht haſt, vnnd mich vnterſteheſt mit deiner trew, von dieſer meiner ſchwerer krankheit zu erlöſen, darinn ich dann ware vnnd rechte trew an dir ſpürẽ mag, bitt dich hiemit müglichen fleiß anfahren wölleſt. biß getroſt, ſprach Friderich, ich gehe dahin, meinem Fürnemmen ſtatt zu thun, gehab dich wohl, mein Galmy, dann dir gewißlich die Herzogin, Perſönlich ihren Troſt geben vnnd mittheilen ſoll, Mit dieſen Worten Friderich von ſeinem geſellen gieng, willens war, wo er die Herzogin betretten mögt, ir das anliegen ſeines geſellen zu entdecken.

Das III. Cap.

Wie Friderich von ſeinem Geſellen ſchiedt, in einem ſchönen Garten der Herzogin warten thet, ihr ſeines Geſellen Krankheit zu wiſſen thut, vnd wie es ihm gangen iſt.

Friderich der edel vnnd treuwe Jüngling von ſeinem geſellen gangen war, manchen frembden vnd ſeltzamen gedanken hatt, in was meynüng er doch mit der Herzogin reden wolt, lang in ſeiner Kammer allein manchen frembden vnnd ſeltzamen anſchlag machet, zulezt nach langen ſeinen gedenken, in ein ſchönen Baumgarten ſich fügen thet, in welchem er die Herzogin offt kurzweil ſuchen wußt, lang in dem Garten auff vnnd ab ging, für vnnd für gedanken hatt, mit welchen Worten er doch der Herzogin ſeines Geſellen Krankheit entdecken wollte. Zulezt ſich zu einem kühlen Brunnen vnter einem Apffelbaum niederſetzet, der Herzogin zukunfft zu erwarten, in ſolchen ſeinen vielfeltigen gedanken hinter ſich blicket, die Herzogin, mit zweyen ihren Jungfrawen kommen ſahe. Den Jüngling dauchte, die Herzogin nie ſo ſchön geſehen ſeyn, dann ihr ſchöne er den ganzen Gartē durchleuchten vermeynet, mit züchten auffſtund, mit erſchrecknen Herzen der Herzogin begegnen thet, vnnd mit gebogenen Knien vnnd zuchtiger Reuerenz die Herzogin grüßt, vnd darnach anhub alſo mit ihr zu reden. Allergnädigſte vnd Hochgeborne Herzogin, ich armer, euwer Gnaden Diener, bitt demüthiglich, ihr mir ein ehrliche botſchafft abnemmen wöllet, wo anderſt euwer Gnad ſolche gütiglich von mir hören wil. Friderich, ſprach die Herzogin, ſaget im Namen Gottes, was euch geliebt, doch ſo ferre meiner Ehren nichts verweißlichs darauß erfolge, will ichs gern von euch vernemmen. Mit ſolchen Worten ihre Jungfrauwen etwas hinter jr bleiben ließ, mit dem Jünglinge bey dem obgedachten brunnen nieder ſaß, die Bottſchafft vom Edelmann endtlich zu vernemmen. Welcher auff ſolche meynung anfieng zu reden. Gnädige Fraw, die treuwen Dienſt deß Ritters Galmyen, meines Geſellen, meyne ich euwer Gnaden, meiner gnädigen Frauwen, vnverborgen seyn, von dem an, als er ein junger Knab in diß Herzogthumm kommen iſt, er ſich ſo ehrlich gehalten hat, dz jn mein gnädiger Herr zu Ritter geſchlagen, Derſelb edel vnd thewer Heldt jezt zumal mit einer ſchweren Krankheit beladen iſt, von welchem ich allererſt kommen bin, vnd jn in ſchweren gedanken hab ligen laßen, derſelbig mein edler vnd lieber Geſell mich ſo ſehr erbarmet, daß ich je hab wollen wißen, womit ihm doch von ſolcher Krankheit zu helfen wer, vnd woher ihm doch ſolche Krankheit entſprungen, nach langem meinem bitten mir ſein Herz gantz geöffnet vnd kundt gethan, daß er ihm endlich hat fürgenommen, ehe zu ſterben, dann ſolche ſein Krankheit zu öffnen. Dieweil ich ihm aber vnſer trew, ſo wir je vnd je zuſammen getragen haben, ermahnet hab, bin ichs gründlich von ihm bericht worden, Vnnd iſt ſolches ſein endtliche meynung, wo euwer Gnad ſo demütig ſeyn wolt, vnnd ſelbſt Perſönlich zu ihm kämet, er ganz frölich vnnd geſund von ſeiner Krankheit auffſtehen wolt, wo ihm aber euwer Hülf vnnd Troſt entzogen, er ihn ſonſt von keinem Menſchen Hilff oder Troſt zuſleben mag. Deßhalben ich euwer Gnad, von wegen des elenden, troſtloſen Ritters bitten wil, ihr wöllet ſo demütig ſeyn, vnd jn in ſeiner ſchweren Krankheit heimſuchen, darumb ich euwer Gnaden verſprechen vnd geloben wil, dz Galmy der elende Ritter in keinem (ſo ewer zucht vnd ehr verletzung bringen möcht) ewer Gnaden begeren thut, allein ſich in allen züchten vnd ehren, in ewer Gnaden ſchirm ergeben wil. Die Herzogin nicht wol antwort auff deß Edelmañs red geben kundt, dann ſie vermeynt villeicht ein betrug oder falſch darin verborgē läg, ein kleine weil ſtillſchweigē thet, doch zulezt mit ſolchen Worten anfing zu reden. Friderich, ich meyne nicht von nö-

ten

bräuchen vermengte Religion unterſcheiden, auch ſich ſelbſt noch **Tſchechen** nennen.

Die **Tſcherkeßen** werden von den Türken und Georgianern **Tſcherkeßiani**, von den Rußen und andern Europäern **Tſchirkaßen**, von den Oſſeten **Kaſach** genennet. Man begreift im gemeinen Geſpräch oft die geſammten Kabardiner, Tſchetſchengen, Kiſten, u. a. unter den Tſcherkeßen; die eigentliche Tſcherkeßen aber ſind ein nicht zahlreich Volk, welches die Provinz **Abaſania** auch **Awchaſama** oder **Awachaſia** am untern Kuban und die Inſuln dieſes Flußes, alſo den nordweſtlichen Theil der großen Kabardey beſitzt, und ſich ſelbſt von dieſen Inſuln **Adige**, **Adigi**, auch **Adole** d. i. Inſulaner nennet.

In der Mitte des 16ten Jahrhunderts brachte ſie der rußiſche Zaar Iwan Waſiljewitz unter ſein Zepter, und veranſtaltete ihre Bekehrung mit gutem Fortgange. Im 17ten Jahrhundert geriethen ſie unter den **Chan der Krimm**, dem ſie zum Beweiſe ihrer Unterthänigkeit jährlich ein Mädchen für ſeinen Harem, oder ein Pferd, oder einen Panzer, wovon man nemlich unter dieſen Sachen das ſchönſte antraf, geben mußten. Es kamen von Zeit zu Zeit krimmiſche Commiſſarien, die den Tribut ſelbſt ausſuchten, und nicht nur freygehalten werden mußten, ſondern ſich durch Eigennutz und zu häufige Prüfungen des tſcherkeßiſchen Frauenzimmers äußerſt verhaßt machten. Im Jahre 1708. erſchlugen die Tſcherkeßen die Commiſſarien, und ſiegten auch über die krimmiſchen Truppen, die ſie deswegen züchtigen ſollten. Um weitern Folgen vorzubeugen, begaben ſie ſich unter den Schutz der hohen Pforte, ohne derſelben tributbar oder ſonſt unterworfen zu werden, unter welcher ſie noch ſtehen.

Die **Tſcherſchengen**, die auch **Mikſcheßen** und **Atachen** heißen, weil ſich das Völklein der **Mikſcheßen**, das ten ſeyn, mein herkommen vnd wirdigen ſtand, in dem ich bin, zu erzehlen, meyn auch, mein guter Leimut ſich nie gemindert hab, ſich auch (ob Gott will) nimmermehr mindern ſol, darumb mir nicht füglich ſeyn wil, euwerm begeren nach zu kommen, ich wiße dann gewißlich, in was meynung der Ritter nach mir ſchicken thut, Wir jr mir erzehlet habt ſeiner Krankheit halben, mir warlichen leyd iſt, vnd wo ich jm mit ehren helffen oder rathen kündt, ich mich nimmer ſaumen wolt. Wo aber Galmy der Ritter etwas der vnehren an mich muten oder langen wolt, er mich in großen vngnaden gegen jm finden würd, auch alle die, ſo hülff, raht oder that, darzu theten, wiewol ich ſolches Vertrauwen nicht zu jm hab, dann ſo lang ich ihn erkannt, allzeit für ein züchtigen vnd ſchamhafftigen Jüngling gehalten hab. Dem ſey aber wie jhm wöll, wil ich dennoch die vrſach ſeines niederkommens erfahren, vnd was jn zu ſolcher ſchnellen Krankheit bewegt, von ihm vernemmen. Friderich der Herzogin red wol verſtanden hatt, anfing weiters mit jr zu reden: Allergnädigſte Fraw, ſprach er, euwer Gnanden ein botſchafft (ſo euwern Ehren ſchädlich ſeyn möcht) zu bringen, ſey weit von mir. Dann mein aller gnädigſter Herr ſolches vmb mich nie beſchuldt hat, darumb ich ehe den Todt leiden wolt, Aber ich weyß meinen freundtlichen lieben Bruder in ſolcher züchtiger Lieb gegen euch entzündt, daß jm leyd wer, ſolt er etwas args oder vbels gegen euwer Gnad gedenken, ich geſchweig zu thun, Darumb die ſach on alle ſorg geſchehen vnd zugehen mag. Die Herzogin nicht langer verziehen wolt den Ritter zu tröſten, Friderich, ſprach ſie, Ich bin bereit mit allem fleiß, Galmyen dem Ritter mein hülff vnnd troſt zu beweiſen, Derhalben ich von ſtunden mich zu jm in ſein Gemach fügen wil, wo anderſt die ſach nach euwerem anbringen geſchaffen iſt, Daran ich dann kein zweiffel mehr trag, darumb ich willig vnnd bereit bin den elenden Ritter in ſeiner ſchweren Krankheit zu tröſten. Der Edel Friderich der Herzogin großen Dank ſaget, jr thewer vnd hoch verſprach, die ſach nit anderſt war, dann wie er jr angezeigt, von der Herzogin vrlaub nam, vnd von dannen ſchiedt. Die Herzogin ein kleine weil bey jr Jungfrauwen in dem Garten bleiben thet, die ding je mehr vnnd mehr zu Herzen nam, in jr ſelbſt gedenken ward, Ach Gott wz vrſacht doch dieſen jungen Ritter, alſo vmm meinet willen in ein ſolche Krankheit zu kommen, offt hin vnnd her die ſach erwegen ward. Zulezt jhr Jungfrauwen ermahnet mit ihr zu gehen, ſich ſchnell zu deß Ritters Kammer füget, mit züchten anklopfft, die Thür auffgieng, die Herzogin, wie Friderich geſagt, den Ritter alſo onmächtig ligen fand.

Das IIII. Cap.

Wie die Herzogin mit ihren Jungfrauwen den Ritter Galmyen heimſuchet, ihn auff ſeinem bett ligen findet, vnd wie der Ritter von der Herzogin getröſtet ward.

Die Herzogin als ſie nun von dem anſehen des Ritters wol vernemmen kund, dz Friderich nicht anderſt denn die Warheit mit jr geredt hatt, ein groß bedawren mit dem Ritter haben ward, ihm freundtlichen zuſprach vnnd grüſſet, Mein Edler Ritter, ſprach die Herzogin, Gott wolt, daß ich euch in einer andern geſtallt euwers Leibs halben heimſuchen ſolt, dieweil aber Gott vnd das Glück die Ding je alſo ſchicken vnn haben wöllen, ſolt irs mit gedult ertragen, vnd euch nicht alſo in ein verzagnuß kommen laßen. Mich hat ewer getrewer Friderich bericht, mir daß jr euch fürſetzet, vnnd meynet euch nicht geholffen werden mög durch keinerley Arzeney, Das ſey weit von euch, Denn fürwar ſolt ihr mir glauben, mein Herr kein Gut an euch wirdt laßen erwinden. Dann ihr mir nicht der vnwerdeſt Diener an ſeinen Hofe ſeyt. Galmy der Ritter vor ſcham vnd freuden nicht ein einiges Wort reden mocht, ein ſolches die Herzogin wol verſtehen kundt, wol merkt, der Ritter ein ſcheuhens ab ihren Jungfrawen hett, zu hand die beyden Jungfrowen, mit ſampt des Ritters Knaben, in ihr Gemach ſchicken thet. Als ſie ſich nun aller einig bey dem Ritter vernam, anfieng auff ſolche meynung mit ihr zu reden, Galmy mein lieber Freundt, mit was bekümmernuß iſt ewer Mannlichs Herz beladen, ich bitt euch wöllet mir das zu wißen thun. Galmy der Ritter die Herzogin mit einem großen ſeufftzen anblicket, zuhand ſeine Augen vnter ſich ſchlagen thet, ein einiges Wort nicht reden mocht. Die Herzogin ſtillſchweigendt deß Ritters antwort wartet. Als ſie aber kein Wort von ihm vernemmen mocht, die große ſcham vnd forcht an jm bedenken thet, die Red ſeines geſellen erſt bedenken ward, die er dann mit jr in dem Garten geredt hatt. Die Herzogin mit milter vnnd niderer ſtimm anfieng: Mein Edler Ritter, ich bitt, die vrſach deiner Krankheit zu öffnen, dann ich dir mit geneigtem willen bereit bin zu helffen, hab auch eines theils vrſach deiner Krankheit genugſam von Fridrichen deinem geſellen verſtanden, Darumm biß getröſt, vnd ſtehe frölich auff, dann ich dich von dieſem Tag an für meinen liebſten Ritter haben wil. Galmy der elendt vnd betrübt Ritter, an der Herzogin Worten wol abnemmen mocht, daß ſein treuer geſell Friderich ſeine bottſchafft nach dem fleiſſigſten geendet, vnd der Herzogin alle ding zu wißen war, darumb er ihr gar nichts mehr verhalten wolt, anfieng alſo zu antworten: Wie mag ich armer elender Ritter (aller gnädigſte Herzogin) immer vergelten, der großen gutthat vnnd gnaden, ſo mir heut von euch beſchicht, in dem ihr mich alſo in meinem leiden heimſuchet, mit ſolchen freundtlichen Worten tröſtet, vnnd das noch mehr iſt, mich halb todt von meinem leiden erquicket, euch aber (aller gnädigſte Herzogin) zu antworten auf euwer erſte Frag, mir gantz vnmüglich iſt, Gott wolt daß müglich wer, jr in mein Herz ſehen möchtet, warlichen bericht vnn vrſach meiner Krankheit erfahren würdet. Die Herzogin wol verſtundt an deß Ritters Worten, daß er ihr ſein leyd nicht eröffnen würde, dann ihn ein vnmenſchliche forchtſame freud vmgeben hatt, welche ihm nicht geſtatten wolt, weiter mit ihr zu reden. Die Herzogin wider anhub, Galmy, ſprach ſie, du ſolt wißen, daß mir die vrſach deiner Krankheit vnverborgen iſt, darumb du wol frölich on alle ſorg mit mir redē magſt. Friderich dein trewer Freundt mir alle ding zu wißen gethan hat, mich deines Kummers gantz gründtlich berichtet. Dann ich vnlang mit zweyen meinen Jungfrauwen in vnſern Garten ſpatziret, die Hitz der Sonnen vnter die luſtigen bäum fliehen thet, mich vnd meine Jungfrauwen einig in dem ſchönen Garten vermeynt, hin vñ her die edlen Frücht beſchauwen thet: In ſolchem ſehen ich Friderichen gegen mir aller ſchamrot kommen ſihe, wol an jm verſtunde, ihn großer ſchrecken umgeben hatt, zulezt ſich erholet, mit zaghaſtiger ſtimm begert, ich ihm ein ehrliche bottſchafft abnemmen wolt. Als ich ein wenig jezt von meinen Jungfrawen gangen war, bey einem ſchönen vnd kühlen brunnen den Jüngling zu mir ſitzen ſchuff, mit begirigem Herzen ſein bottſchafft begert zu vernemmen, Nach ſolchem meinem begeren der Edel Friderich mir deine Krankheit zu wißen thet, auch genugſam zu verſtehen gab, was dich zu ſolcher Krankheit gefördert hett, mit großem bitten an mich langend, dz ich dich in deiner ſchweren Krankheit heymſuchen vnnd tröſten wolt, welchs ich jm verſprach vnd zuſaget, ſo bald mir die zeit das vergünnen, ich mich ſchnell zu dir fügen wolt. Als nu Friderich vrlaub von mir nam, ich nicht lang mit meinen beyden Jungfrauen in dem Garten bleiben thet, dann mich dein edle geſtalt ſehr erbarmet, vnnd dieweil je dein meynung wer, dir von niemand anderſt, dann mir geholffen werden möcht, hab ich mich eylendts zu dir gefügt, damit dein edler Leib nicht lang in ſolchen gedanken mit ſeufſzen vnnd klagen gepeinigt wird. Dieweil ich doch verſtanden hab, du mich nicht anderſt dañ in züchten vnd in ehren liebhabeſt, vnnd allem meines Troſtes begeren thuſt, So bin ich hie, Edler Ritter, dich zu tröſten, ſtehe auff, vnnd ſuch bey andern geſellen kurzweil vnd freud, vnnd ſchlage auß deinem gemüt alle ſorg vnnd ſchmerzen. Der Ritter große Freud von der Herzogin red empfing, nit mehr ſorg hat mit jr zu reden, ſondern mit frölicher ſtimme anfieng, vñ ſprach: Gnädige Fraw, dieweil ich verſtehe, dz euch mein trewer bruder mein anligen ganz entdeckt hat, iſt mir nit müglich euch ſolches zu bergen. Jr ſolt wißen allerliebſte Fraw, daß mich ewer zucht vñ ſchöne ſo gänzlich gefangen hat, daß mir nicht müglich iſt, deren in keine weg widerſtand zu thun, vñ mir ſolch heimliche Liebe an mein Herz gelegt, daß ich mich gänzlich verwegen hatt zu ſterben, vnnd keines andern Troſts noch hülff wertig geweſen bin, biß mich mein freundtlicher lieber bruder vnnd Geſell dahin bewegt hat, mit ſeinem freundtlichen bitten, daß ich ihm meine lieb gegen euch geöffnet hab, vnd wie euch mein Geſell angezeigt, nimmer anderſt an mir ſpüren ſollen, ſo lang mir Gott mein leben erſtrecken thut. Die Herzogin dem Ritter antwort gab, vnnd ſprach: Mein außerwehlter Ritter, deiner lieb ich mich nit genug verwundern mag, woher doch ſolche kommen mir verborgen iſt, bitte dich aber umb ſolcher Liebe willen, mir den vrſprung deines liebhabens zu verſtehen geben wölleſt, Der Ritter antwort vnnd ſprach: Allerliebſte Fraw, euch iſt verborgen, als mein gnädiger Fürſt vnd Herr, vergangen zweyen Monaten, ewer Gnaden zu gefallen ein ſchön Jagen angefangen, vnd aber in ſolchen unwegſamen Gebirgen, darinn nicht on ſorg zu reiten war, ihr von euwerem Zelter abſaßet, zu Fuß die rauhen Weg für euch namet, als ich aber ewer Gnad, mit ſambt euwern Frawenzimmern alſo gehen ſah, mich ein ſorg anfiel, wo euwer Gnaden etwas wiederfahren, wir all einen ungnädigen Herzogen vnd Herrn haben würden, Ab von meinen Pferdt ſaß, meink Knecht ſolches befelen thet, den Weg durch die rauhe mit euch zu Fuß gieng, Als ich mich aber ganz einig bey euwer Gnaden vnd ihrem Frawenzimmer finden thet, mich große ſcham vbergab, nit wißen mocht, ob ich mein Herz noch in mir hatt, mit fleiß ewern ſchimpflichen Worten zuhöret, ewer ſchöne vnnd zuchtigen Geberd bedenken ward, in ſolchen gedanken ein ſorglichen vnwegſamen

Steig antraffen, darüber nicht wol müglich on merklichen ſchaden zu kommen war, alſo, daß ich mich beſorgt darüber zu gehen, andere weite vmbweg ſuchen wolt, deren aber keiner müglich war zu kommen, welches mich euwert halben in merklichs, leyd bringen thet, Als aber euwer Gnad ſolchen verzagten Willen an mir ſpüret, mich anſprach, ſo ich dir ſorg beſtehen, jr mir all in gemein nachfolgen wöllet, mich alſo ſchamrot machten, zuſtundt die ſorg beſtehen thet, als ich aber auff halben Weg war, mich euwer Gnad wider zurück berüffet, an mich begeret, euch bey der Hand hinüber zu führen, dem ich alſo mit geneigtem willen folge gab, ſo bald aber ewer ſchöne weiße Hand in die mein verſchloßen ward, augenblicklich mich ein brennender Flam umb mein Herz entzünden thet, vnnd von ſolchem Tag an die liebe in mir ſtätigs gemehret, und ſo kräfftiglich zugenommen, daß mir nicht müglich iſt, euch die zu erzehlen, hab doch mit großen Sorgen meine Lieb gegen euch aller Welt vnwißendt getragen, dardurch ich in ein ſolche harte vnnd ſchwere Krankheit kommen bin, darvon mich dann kein Menſch dann ihr hett mögen entledigen. Dieweil aber mir

Gott

mit den Atachen eins iſt, zu ihnen hält, **bewohnen** den öſtlichen Theil der groſſen Kabarden, zwiſchen den Quellen des Tereck, und des in den Tereck fallenden Sunſchafluſſes, alſo das Mittelgebürge. Sie ſind Schutzverwandte Rußlands, und geben Geiſſel. Beyde Völker können bey einem Aufgebot bis 5000 Reuter ſtellen.

Die **Kyſtinzen** oder Kiſten, die auch von den Ruſſen Inguſzi genannt werden, ſind den Tſchetſchengen an Stärke und überhaupt an allem ähnlich. Sie **bewohnen** die in viele Diſtrikte getheilte Provinz **Kiſtetien** am Sunſcha und deren Flüſſgen, im Mittelgebürge der kleinen Kabarden. Sie ſind auch Schutzunterthanen Rußlands, welches ſie im vorigen Kriege wider die Türken vergaſſen, aber im Jahr 1771. zu ihrer Schuldigkeit zurückkehrten, von neuem huldigten und Geiſſel gaben.

Die **Kumücken** Kumuzki, oder **kumikiſchen Tartaren** gleichen ebenfalls den Tſchetſchengen. Sie bewohnen die ſandigten Flächen am Fluß des Gebürges, am untern Sunſcha und am Tereck hinab, von welchen ſie den Namen führen. In ihrem Gebiete ſind die berühmten kisliäriſchen heiſſen Bäder, die auch von einem nahen tartariſchen Dorf, die Braguniſchen genennet werden, auch mehrere Naphtaquellen. Die **Kumucken** ſind rußiſche, aber ſo unruhige Vaſallen, daß die Sicherheit des Gebrauchs dieſer Schwefelbäder, die nach den Unterſuchungen derer Herren Schlözer und Güldenſtädt den Achnern völlig gleichen, darunter ſehr leidet und ohne militäriſche Bedeckung nicht ſtatt hat.

Die **Ambarliner**, oder Thalleute haben ihre Benennung von den Thälern (P. Ambar) des gilaniſchen Gebürges, in welchen ſie wohnen, und ſie in ſechs Chanſchaften theilen. Alle zählen nur bis 2000 Bogen. Vor

die

Gott eñ dz Glück günſtig geweſt, auch mein liebſte Fraw zu mir geſchafft zu kommen, ich frölicher (dañ kein Mann auff Erden nie geboren) ſeyn will, vnnd mein langwierigs trawren ganz hindan ſetzen, Das thu, ſprach die Herzogin, frölich Edler Ritter, vnd biß getroſt, daß ich dich von dem Tag an lieb haben will in gleichem, wie du mich denn lieb haſt, vnnd zu einem waren zeichen nimm hin dieſen Ring, den trag von meinetwegen zu einem zeichen warer vnd rechter Liebe. Die zeit aber kam, daß die Jungfrauwen jrem befelch nach ſchier kommen ſolten, die Herzogin gut bedunkt, ein abſchiedt vom Ritter zu nemmen, alſo ſprach: Mein allerliebſter Galmy, vns wil nit lenger geziemen bey einander zu bleiben, deshalben ich ein freundlich vrlaub von dir beger, ſie jm ihre ſchneeweiße Hand bieten thet, Was großer Freud der Ritter von der Herzogin Troſt hett, ich dem jenigen zu ermeßen gieb, ſo ſich in liebe gevbt, vnd deren vnterworffen geweſen ſeindt, ich nit glaub, ihm größer freud zu hett mögen ſtehen, die weil das, ſo er ob aller Welt lieb hatt (vñ das noch mehr war) die, von der liebe wegen, er jm gänzlich fürgenommen zu ſterbẽ, jn alſo in ſeiner Krankheit tröſten thet, vñ ihn als einen halb geſtorbnen vor dem Todt erquicket, Das laß ich alſo einem jeden nach ſeinem verſtandt vrtheilen, vnd komm wider an den Ritter, Die Herzogin alſo mit vrlaub von ihm geſchieden war, die Kammer nach ihr verſchloßen hatt, der Ritter ſich in ſeinem Herzen größlich erfreuwen thet, viel gedanken nach der Herzogin hatt, zu jm ſelbſt ſprach: Wie Galmy, wolteſt dich lenger in diſen ſchweren Gedanken bekümmern, die weil doch der troſt, welchen du vielfeltig empfangen, dich nach allem deinem Willen getröſtet hat, vnd du doch nie nichts anderſt dann ſolches troſtes begert haſt. Fürwar dir nit geziemen will, lenger kummer zu tragen, ſiehe auff nach der Edlen Herzogin Raht, vnnd ergetze dich mit andern freuden, dann in ſolchem jämmerlichen klagen vnnd trawren, wie du biſzher gethan haſt. Mit ſolchen gedanken auffſtund, ſeine Kleyder anzoch, ſich aller friſch vnd geſundt befinden thet, mit großen Freuden ſtätigs ſeines Geſellen wartet, in jm ſelbeſt gedacht, ach, mein Friderich, wie mag dir mein freud ſo gar verborgē ſeyn, möchteſt du wißen, wie mich alle ſorg, ſchmerz vnd angſt, ſo gar verlaßen hett, du vngezweiffelt dich nicht ſammen würdeſt, ſchnell vnnd bald freud mit mir zu haben bereit wereſt, mit ſolchen vnd dergleichen gedanken ſein Reitbub an der Kammer klopfft, köſtlich Confect vnd Latwergen von der Herzogin Jungfrawen empfangen hatt, ſeinem Herren die eberantwortete. Alsbald der Ritter ſolchs von dem buben empfing, jn ſchnell nach ſeinem Geſellen ſchicken thet, damit er frölich vnd wol zu mut mit jm, als ſeinem liebſten freundt ſeyn möcht.

Das V. Cap.

Wie die Herzogin von dem Ritter gangen, ward er ganz frölich vnd wolgemut nach Friderichen ſeinem Geſellen ſchicken, damit er ihn ſeiner Freud theilhaftig machen thet, vnnd was große Freude ſie beyde mit einander hatten.

Friderich der fromme vnnd getrewe Edelmann, nach dem er von der Herzogin in dem Garten vrlaub genommen hatt, in ſein Gemach gieng, auff ſein bett nider lag, offt wündſchet die Herzogin ihrem verheißen nach zu kommen, gern zu ſeinem Geſellen gangen wer, aber ſolchs unterlaßen thet, ſtetigs in ſorgen ſtund, die Herzogin noch nicht bey jm geweſen wer, vnnd er jn noch in ſchweren gedanken finden würd, wie er alſo in ſligenden gedanken lag, des Ritters Bub freuendlich an der Kammerthüren klopffet, Friderich bald auffſchloß, ab deß Knaben zukunfft großen ſchrecken empfing, jn zuhand fregen thet, wie es vmb den Ritter ſtünde, ob er noch an ſeinem bett lege, der Bub jm frölich antwort gab, nein ſprach er, als ich erſt von ihm gangen bin, er in Hoſen vnnd Wammes ſich ganz ſcharpff neſtlen thet, mit frölichem Angeſicht ſich erzeiget. Friderich ab des buben red nicht wenig Freud empfieng, da er hort ſeinen Geſellen ſeiner Krankheit entladen, mit freuden zu dem Ritter gieng. Als er ihn anſahe, mit lachendem Mund alſo ſprach: Fürwar mich große freud umgiebt, ſo ich dich mein allerliebſter Galmy in ſolcher geſtalt vor mir ſehe, der du doch heut morgen gar ein verkehrte erſchrockene geſtallt an dich genommen hatteſt, was glückhafftigen Arztes dich davon entledigt hat, mir verborgen iſt, bitt dich aber (damit ſo mir ein ſolche Kranckheit zuſtünd) mir dieſen Arzt anzeigen wölleſt, bey dem ich auch ſo kräfftige Arzeney (als du) finden möcht. Galmy das Geſpött ſeines Geſellen wolleiden mocht, dieweil er jm ſo trewlich ſein fleiß angewendt; damit er die Herzogin verſchafft hat zu jm zu kommen, mit ein wenig ſchamroten angeſicht alſo anfieng Friderichen zu antworten. Die vrſach meines niderkommens liebſter Freundt, meyne ich dir nit verborgen iſt, meyne auch du gut wißen tragſt, wodurch ich wider zu meinen verlornen kräfften kommen bin, derhalben on not iſt, dir ſolchen Arzt anzuzeigen. Damit du aber wißeſt, wie dem ſey, ſo ſag ich, daß all Ding nach meinem vnnd deinem begeren geſchehen iſt, vnd hab allein darum̄ nach dir geſandt, damit du dich mit mir, als ein bruder mit dem andern erfrewen mögeſt, wil dir aber zu aller förderſt mit höchſtem fleiß deiner trewlichen lieb vnd dienſt gedankt haben, daß du dich ſo eylends bereit haſt meinem willen ein genügen zu thun, bitt dich auch mein allerliebſter Friderich, mich nimmer ſparen wölleſt, vnnd mich hinfürter dir ein getrewer Diener laßen ſeyn, ja ob ich ſchon mein Leben daran ſtrecken ſolt, mich nimmermehr vnwillig finden wirſt. Friderich ſeinen Geſellen nit lenger weit laßen reden, alſo anhub, Galmy, ſprach der Edelmann, ſolche vielfältige ehrerbietung nicht not iſt, dieweil ich dich doch nie anderſt dann einẽ Bruder, vnd nit als einẽ Geſellen gehalten, darumb ich mich alweg alles guten zu dir, als zu meinem beſten Freund verſehen hab, ſolchs vertrauwen ich biß in ewigkeit haben will. Solt auch nit wunder haben, daß ich mich ſo fleißig in deinen Dienſt geſchickt habe, dann mich die Liebe, ſo ich allwegen zu dir getragen, das gelehrt hat, dieweil ich dich mit ſolchen ſchmerzen beladen ſahe, dann warlichen der für ein rechten vnd trewen Freund erkennt wirdt, welcher in nöten (vnd nit allein dieweil es jm glücklich geht) bey eim bleibet, was freud oder kurtzweil möcht ich an dich gehaben, mir nicht müglich wer ein ſolchen trewen Geſellen zu bekommen. Darumb mein außerwehlter Freund vnd Geſell, heut ich dir verſprechen will, in keinen nöten nimmermehr zu weichen, ſolch vertrauwen ich auch feſtiglich zu dir habe, vnnd haben wil, dieweil ich leb. Galmy ſeinem Geſellen fleißigen dank ſaget, ihm dergleichen freundtſchafft vnnd trew verſprechen thet. Nu wolt ich gern hören, ob man zu vnſern zeiten auch der Geſellen finden möcht, deren ich warlich nicht viel geſehen hab, ich ſprich, gröſzlich zu verwundern wer, wo man ſolcher brüder (ich geſchweig zweyer, ſo einander ganz nichts verwandt ſeindt) finden ſolt, wie wol ich glaub, trew und gerechte Geſellen mögen gefunden werden, aber ſonder zweiffel faſt wenig, deren ſo ſich in ſolche gefahr gegen einander (als dieſe zween gethan,) verpflichten würden, hiebey wöllen wirs laßen bleiben, vnnd wieder von dieſen zweyen trewen Geſellen ſagen, was guten Rahts Friderich ſeinem Geſellen geben thet, Mein allerliebſter Galmy, ich wil dich bitten, dieweil die ſach alſo weit kommen, wölleſt meinem Raht ein kleines gehorchen, vnd zu guten annemmen, das, ſo ich dir freundtlicher vnnd trewer meynung rahten will, halt dafür, dir mehr nuß dann ſchadens darauß bekommen ſoll, Du weyßt mein allerliebſter Galmy baß, dann ich dir erzehlen kan, mit was gewalt die liebe gegen denen, ſo ſich ihr vnterwürffich machen, herrſchen thut, alſo, wo ſie überhand nimmpt, das Geſicht vnd Gehör dermaßen verblennt vnd verſtopfft, daß der Liebhaber oder Liebhaberin derin ſich vor jrem ſchaden nicht fürſehen mögen, es ſey dann weißliche vorbetrachtung bey jhnen beyden. Darumb mein Galmy, du dich weißlich in den Orden der liebe ſchicken wölleſt, zu Herzen ſaßen, vnnd gedenken, was großen ſchmerzens dir entgegen gehen wirdt, wo du das kaum vberkommen, leichtlich verlieren würdeſt, Was großens leydens dir zu ſtehen wirt, wo du die (ſo du ob aller Welt lieb haſt) ſehen würdeſt etwas leydens vnnd kummers durch deinetwillen leiden, warlich deinem erſten Leiden vergleichen wird, Ja vielmehr leids haben würdeſt, dann ehe du Liebe von ihr empfangen hatteſt. Nimm zu einem Spiegel Eurialum, vnnd ſein allerliebſte Lucretia, bedenk was großen ſchmerzens ihn beyden ihres abſchiedts haiben zu ſtund, ſtarb nicht die edel Lucretia in der Schoß jrer Mutter, da ſie vernam daß ihr Eurialus von ihr geſchieden, vnd ſie kein hoffnung mehr hat ihn zu ſehen. Was folgt der herrlichen vnnd tapfern Frauwen Sigismundel (die da war eines Herzogen Tochter aus Sallorn) als ſie vernam jren Gwißgardum von jret wegen den Todt gelitten haben, ja nichts anderſt, dann mit weinenden Augen ob ſeinen todten

Herzen (welches jr von Tancrede jrem Vatter zugeſchickt) ihren edlen Geiſt auffgeben thet, Deren beyſpiel ich dir noch viel anzeigen wellt, mich aber nit von nöten ſeyn dünkt, ich weyß dich in allen dingen fürbeträchtlich ſeyn, darumb ich acht dich in dieſem auch nicht ſaumen werdeſt, vnd auch von not wegen ſeyn muß. Haſt du angefangen lieb zu haben, ſo gedenk vnnd tracht nun forthin, wie du dich glimpfflich in den Orden der Liebe ſchicken wolleſt, damit du dich gegen niemands argwehnig erzeigeſt. Iſt dir (wie ich glaub) die Herzogin alſo von ganzen Herzen lieb, ſo gedenk, daß du das lieb nicht beleidigeſt, du mußt mir allhie an dieſem ort ſelbſt gewunnen geben, wiewohl du der Herzogin in keinen vnehrlichen ſachen Liebe tregſt. Wer wolt dich aber in ſolchem entſchältigen, fürwar ich glaube, ſo bald mein gnädiger Herr ein wenig auff dich argwehnig wirdt, er dich an ſeinem Hof nicht bleiben ließ, wo anderſt dir nit andere vnruhe darauß folgen vnd zuſtehen würde, ich geſchweig der ſchmach, ſo meiner gnädigen Frauwen darauß erwachſen, das dich dann mehr, dann alles dein leiden, kränken würd, haſt du ſie anderſt in wahren vnnd rechten treuwen lieb. Darumb mein allerliebſter Galmy vnnd getreuwer Freundt, wölleſt ingedenk ſeyn, was ich hie in freundtlicher meynung mit dir reden thu. Der Ritter die Red ſeines Geſellen wol verſtanden hett, Auff mein trew Friderich, ſprach der Ritter, deine Red mich nit wenig gedenken macht, wil ſie auch mit fleiß in mein Herz ſchreiben vnd wol behalten, dir auch nach meinem höchſten Vermögen folgen, vnnd deines treuwen Rahts pflegen, auch dank ich dir ſolcher treuwen vnd Brüderlichen Warnung, welche auß dem rechten brunnen warer freundtſchafft fleußet, Bitt auch dich mich in deiner treuwen Hut halten wölleſt, wo du mich in einigerley weg ſehen würdeſt, zu viel oder zu wenig thun oder laßen, mir ein treuwer Freundt vnnd bruder ſeyn wölleſt, dann ich dir bekennen muß, dir Liebe blind vnnd ohn alle hut wandern, wo man ihr nit mit fleiß den Zaun, gleich wie einem freudigen jungen Gaul, halten thut, ſie der Wind in allweg bewegen mag, vñ hin vnd her in viel große gefehrlichkeit werffen thut, es ſey dann der Segel des unbedachten Gemüts niedergelaßen, Mich aber nicht wenig wunders vmbgeben hat, dieweil ich dich mit dieſem erkannten ſie bald dieſen, bald einen andern Oberherrn, gegenwärtig aber ſind ſie dem Beherrſcher Perſiens, **Kerim Chan** zinsbar. Von Abkunft ſind ſie Perſianer, deren Anſehen, Sprache und Sitten ſich auch bey ihnen erhalten hat

Alle dieſe Völkerſchaften beſtehen aus vielen, theils kleinen Stämmen, deren mancher nur ein nicht großes Dorf begreift. Die Mannsleute ſuchen auf alle Weiſe bey ihren Stämmen, Sprachen und Mundarten zu bleiben, wodurch die verſchiedenen Volkshaufen erhalten werden, ob ſie gleich zum Theil durcheinander heyrathen, und ſich dadurch von Generation zu Generation ähnlicher werden.

Die **Georgianer** oder **Gruſiner**, deren Provinzen Kachetien, Kartwalli, Imeretien, Guria, Mingrelien ꝛc. die Gegenden um den Kurfluß oder Cyrus der Alten, gegen die perſiſchen Grenzen und überhaupt das ſüdliche Vor- und Mittelgebürge des Kaukaſus einnehmen, ſind zwar die zahlreichſte und mächtigſte Nation im Kaukaſus, ſie haben ſich aber als alte griechiſche Chriſten weder durch Geblüt, noch Sprache und Glauben im geringſten mit den Tartaren vermiſcht, und ſtehen unter dem unabhängigen Zaar von **Georgien**, der in Teflis am Kur reſidiret, und dem Zaar von **Imeretien**, die viele Georgiſche Fürſten (Zarewitſchi) unter ſich haben, und über verſchiedene kaukaſiſche Völklein gebieten. Sie gehören alſo weder als Tartaren, noch als ruſſiſche Vaſallen hieher, daher was ich von den Kaukaſern überhaupt ſagen werde, mit Ausſchluß der Georgianer zu verſtehen iſt.

Die mannichfaltigen europäiſchen und aſiatiſchen Völkerreſte ſind nach und nach und in vielen Generationen durch keiner Lieb beladen ſiehe, woher dir ſolche wiſſentliche Ding (denen ſo die gebrauchen) zu erfahren zu geſtanden ſeyen. Friderich ſprach zu dem jungen Ritter, daß mich kein Liebe nie gefangen hat, ich zum wenigſten klag, wa aber ich dahin vber kurz oder lang kommen ſolt, ich ewiglich klagen müßt, wil mich auch mit höchſtem fleiß vnterſtehen darvor zu bewaren, ſo ich aber je dahin kommen ſolt, ich meiner vorigen Red nachkommen wolt, Mit dieſen vnnd andern vielen warnungen, dieſe zween den Tag biß zu dem Abendt vertreiben theten, ſo lang die zeit deß Nachtmals kommen war. Galmy nach viel guter Speiß vnnd Trank ſchicken thet, die zween getreuwen Geſellen das Nachtmal mit einander namen, dann der Ritter denſelben Tag nit auß ſeinem Gemach gehen wolt. Als nun die zween mit viel kurzweiligen vnnd lieblichen Worten das Nachtmahl vollbracht hatten, deß Ritters Reitbub den Tiſch auffhub, Der Ritter mit ſampt Friderichen anfieng das Schach zu ziehen, damit ſie den Abendt mit freuden zu ende bringen möchten. Als ſich nun die Sonn mit ihrem klaren ſchein hinter die hohen gipffel der Berg verbergen thet, vnnd jezt die kühlen Lüfft alle ſchöne Anger vnd grüne Bäume durchweheten, Die zween edlen Jüngling durch verborgene weg in den obgedachten ſchönen Garten ſpatziren gingen, viel vnd mancherley zu redē wurden, der Ritter der Herzogin zu mehrmalen gedenken thet, alſo in dem grünen Garten biß in die finſtere Nacht jre zeit vertrieben.

Das VI. Cap.

Wie die zween Herren von einander ſchieden, zu bett ſich nieder legten, ihre Ruh namen, biß an den Morgen, die Nacht mit ſüßem Schlaff vertrieben.

Die zween Edlen vnnd getreuwen Geſellen den Tag alſo mit einander vertrieben, biß die finſter Nacht jetzundt den ganzen Erdkreyß vberzogen hatt, vrlaub von einander namen, beyde zu Bett giengen, Galmy der Ritter der Herzogin ſchöne lang bedenken ward, biß daß ihn ein ſüßer vnd ruhiger Schlaff vmbgeben thet, offt gewünſcht hatt, ihm die Herzogin in ſeinem Schlaff fürkommen ſollt, als jm dann begegnet, Da der Ritter jezt ganz entſchlaffen war, ihm ein ſüßer vnnd freudenreicher Traum fürkam. Dann ihn ganz eygentlich bedaucht, die Herzogin (frölicher dann er ſie vor nie mehr geſehen hat) zu ihm käm, ihn von neuwen tröſten thet mit lieblichen vnnd freundtlichen Worten, ihm ihre Lieb zu erkennen gab, Darab er merkliche freud empfing, ihn gedaucht, wie er der Herzogin Antwort geb auff ſolche meynung. Allergnädigſte liebſte Fraw, jr ſoit wißen, daß mich euwer tugendtlich Gemüt ſo größlich erſrewen thut, daß mir nimmer müglich zu trawren oder klagen. Dann ſo ich bedenk die gutthat, ſo mir von euwer Gnaden in meinem Elendt beſchehen, wie möcht ich jmmermehr trawrig werden. Ihr habt mich auß einem brennenden Feuwer in einen luſtbaren külen Schatten geführet, Ihr habt mir die Bande, damit mein troſtloß Herz gebunden war, mit euwerm ſüßen vnnd edlen troſt auffgelöſet. Was ſoll ich ſagen, ja mich, der jezt mehr denn halb todt, wider zu meinen kräfften vñ leben gebracht? Die Herzogin dem Ritter antwortet, Galmy, ſprach ſie, Dein Edle wolgeſtallte jugendt (welche mit Mannheit vnd ſchöne hoch begabt iſt) deß und noch mehr troſts wirdig iſt, mit ſolchen Worten die Herzogin den Ritter umbſahen thet, mit frölichem Angeſicht von ihm ſchied, indem ſein Schlaff ſich endet, der Ritter vmb ſich nach der Herzogin ſehen ward, aber niemandt denn ſich allein in der Kammer befand, ein wenig vnmütig ward, zu jm ſelbſt ſprach: Wer mag doch mich alſo mit einer falſchen Freud betrogen haben, offt wünſcht, der Herzogin auch ſolcher ſchein fürkommen ſeyn, die Nacht alſo biß an den Morgen vngeſchlaffen vertreiben thet. Als nu der newe Tag mit dem ſüßen geſang der Nachtigalien verkündet ward, der Ritter von ſeinem Bett auffſtund, groß verlangen nach ſeinem Geſellen hatt, wann er auffſtünde, damit ſie jr kurzweil mit einander haben möchten, lang an ſeinem Kammerladen, (welcher in einen luſtigen Garten gieng) dem geſang der Vögel zuhören thet, die lichtſcheinende Sonn jezt in alle Höhe anfieng auffzuſteigen, Galmy nicht lenger warten mocht, zu ſeines Geſellen Schlafkammer gieng, ihn auffwecket, welchen er noch hart ſchlaffend fand. Friderich auffſtunde, wunder hatte, wer ihn doch ſo frühe von ſeinem Schlaff auffweckt, zuhand die Kammer auffſchloß, ſeines Geſellen anſichtig ward, mit lachendem Mund ihn empfing, Der Ritter ihm ein guten Morgen wünſchet, Friderich, jm freundtlichen dankt, vnnd zu ihm ſprach: Ach mein liebſter Galmy, mit was ernſtlichen geſchefften biſt du beladen, die dich alſo frühe von deinem Schlaff auffwecken thun, Galmy ſeinem Geſellen antwort, vnd ſprach: dich ſoll nicht wunder nemmen, mein Friderich, daß ich dich alſo früh von deinem Schlaff aufferweckt habe, mich aber warlich in vier ſtundē kein Schlaff mehr angefochten hat, Jhm damit den Traum, ſo ihm fürkommen war, zu wißen thet, Friderich faſt gutiglichen anfieng zu lachen. Galmy, ſprach Friderich: Fürwar der Orden der Liebe alſo gefundiert iſt, dz er weder Tag oder Nacht, nimmer ruhen mag. Dann die Liebhaber vnd Liebhaberin die angebern weiß an jn haben; ob ſchon alle ſach, nach jrem gefallen zu vnd gehen, noch mag ſich leichtlich etwas einreißen, dadurch ſie jnen ſelbſt ein vnruhiges Herz machen. Dann wo eins für das ander gehet, ſich nicht gleich frölich erzeiget, von ſtund an das ander ſorg vnnd ſchmerz vmbgeben thut, jezt gedenkt es ſeinem Lieb etwas widerdrieß begegnet ſeyn, oder meynt vielleicht ſein Lieb zorn gegen jm trage, dann gedenkſt die Klaffer dich gegen deinem Lieb verſchwezt haben, In ſolchen gedanken dein zeit ſtetig in ſorg vnnd angſt vertreiben muſſt. Siheſtu dein Lieb zu zeiten mit einem andern reden, du ſtetig ſorgen thuſt, ſie dein vmb eines andern willen vergeßen werd. Darumb mein Galmy, gib dich nur willig in ſolche gefengnuß vnd band, Dann wilt du je der Liebe vnterworffen ſeyn, du zu fōrderſt ſolche bürden auff dich laden muſſt, vnnd dich vnter ſolch Joch willig begeben, kein arbeit, kein mühe, kein Schlaff wirt dir zu ſchwer noch zu lieb ſeyn, ſonder einem Leiberanē Knecht gleich vnterwerffen. Darumb ich mich dann, dieweil ich leb, vor ſolcher ſchwerer Dienſtbarkeit hüten vnd bewaren will, Gott wolt du ſolchem Joch auch nicht vnterwürfflich wereſt. Galmy der Ritter mit fleiß ſeinem Geſellen zuhorchet, ihm mit ernſtlichen Gedanken nachtrachten ward, Doch auff ein ſolche meynung anfieng mit dem Edelmann zu reden. Mein allerliebſter Friderich, wiß daß ich nicht zu kleinem Dank annim̃ dein freundtliche vnd getrewe warnung, Aber vnmüglich iſt deinen Fußſtapffen nachzufolgen, wo ſich anderſt dein Leben deinen jezt geſagten worten vergleichen thut, ſo haſtu warlich kein Liebe nie empſunden. Darumb du mir dann nimmer glauben magſt. Wie mag doch der, ſo in keiner Fortun auff dem Meer nie geweſen iſt, den jenen, ſo mit großer gefahr dē wällen deß Meers mit ſorg vñ angſt entrunnen ſeindt, glauben? Darumm mein allerliebſter Bruder vnd Freundt, ich dich (vmb aller freundtſchafft vnd Liebe willen, ſo wir zuſammen tragen) bitten wil, mich nit mehr von ſolchem meinem fürnemmen vnterſtehen wölleſt zu werden, dieweil du doch ſiheſt vnd ſpüreſt, dich zu ſpat kommen ſeyn zu ſolcher warnung, fürwar mich nichts dann der Todt von meinem fürnemmen vnd angeſangener Liebe bringen wirt, vnnd ob ſchon (deß ich mich doch keines wegs verſehen thu) die Herzogin jre Trew und Lieb von mir kehren wirt, ich doch, alle weil ich meine Seel in meinem Leib hett, nicht auffhören wolt ſie lieb zu haben. Darumb mein allerliebſter Friderich nicht wölleſt vnterſtehen mich von ſolcher Liebe abzuwenden, ſondern mir mit höchſtem fleiß deinen Raht darzu geben, damit ich meiner allerliebſten Herzogin nach jrem willen vnd gefallen dienen möge. Friderich das anliegen ſeines Geſellen wol ermeßen kundt, alſo ſprach: Nicht gedenk, mein allerliebſter Galmy, ich ſolche Wort reden thu, darumb daß du deiner lieben Herzogin vergeßen ſolt, allein darumb, dz du dich nach allem deinem vermögen darein ſchicken mögeſt, dz dein angefangene Lieb einen rechten vnd feſten grundt bekommen mög. Ich will auch ſonder zweiffel nit minder trachten (dann du) womit du dich in waren vnnd rechten dienſt der Liebe ſchicken vnd richten mögeſt. Galmy dem Edelman fleißigen Dank ſaget vmb ſolchs erbietē. Nach ſolchem vnnd mancherley Geſprech die zeit deß Morgenmahls kommen war, die zween Geſellen mit einander gen Hof giengen, das Morgenmahl nach ordnung vnd ihrer gewohnheit nemmen theten, wie ihr dann nacher hören werdet.

Das VII. Cap.

Wie die zween jungen Herren mit einander gen Hof gehen, das Morgenmahl nemmen, vnd wie ſich menniglich ab dem Ritter verwundern ward.

Da nun die zween Herren vnd getrewen Geſellen jm Hof kommen waren, vnd das ganze Hofgeſinde aber gut wißen von des Ritters Krankheit tragẽ thet, männiglich groß verwundern darob nam, vnd inſonderheit etliche andere junge Edelleut, welche denn ein groß mißfallen ab der beyden guten vnd getrewen Geſellſchafft hatten, Vñ nemlich einer vnter jnen, der war genant Wernhart, ein neydiger, vergünſtiger Menſch, demſelbigen war ſonderlich angelegen, wie er zu wegen bringen möcht, damit Galmy vnd Friederich mit einander zertrennet würden, war aber alles vmbſonſt, denn die Freundſchafft der zweyer getrewen Geſellen, dermaßen eyngewurzelt hatt, dz ſie nicht leichtlich mocht außgerottet werden. Als nun die böſen vnd argen neyder die zween Geſellen gen Hof kommen ſahen, Wernhart ſich zu ſeinen Mithälern fügen thet, vñ alſo ſprach: Sehet jr nit, mein allerliebſten Geſellen vnd guten Gönner mit was betrug der ſchändliche vngetrewe Schott vmbgehen thut? Hat er ſich nit den geſtrigen tag einer Kranckheit angenommen, vnnd nieder gelegt, ſehet doch, ob ſich nicht ſein alte farb noch in ſeinem Angeſicht erzeigen thut? Hiebey iſt wol abzunemmen, mit was betrug vñ falſchen liſtẽ er ſich behelffen thut. Noch wil jn dennoch vnſer gnädigſter Herr gantz empor tragen, jr werdet ſehen, mein allerliebſten Geſellen, wo er lenger an den Hof wohnen vnnd bleiben ſol, wirt jn der Herzog warlich groß machen, vnnd ihn mit einem reichlichen Ampt begaben, denn müßen wir dahinden (wiewol wir alle in vnſers gnädigen Herrn Land erzogen vnnd geboren ſind) bleiben, vnd ſehen den vngetreuwen Schotten vber vns herrſchen, Fürwar ſolchs mich faſt bekümmert, vnd nimpt mich größlich wunder, wie ihr alle ſo wenig darzu möget reden, jr ſehet daß er ſich aller Geſellſchafft gegen vns entſchlegt, vnnd ſich keines (denn Fridrichen des jungen Edelmanns) annemmen thut, Das macht daß er jm in allen Dingen gewonnen vnnd recht giebt, vnnd eben auch ein ſolch falſch Herz tragen thut, als der Ritter. Einer vnter dieſen, genannt Heinrich, welcher den zweyen

jun-

Gleichheit des Klimas, der Erziehung, Lebensart, und vorzüglich durch das bey ihnen übliche Rauben fremder Weiber zu einer ſtarken Aehnlichkeit des Anſehens, Temperaments und ſittlichen Charakters gelangt, der ſie denen den Meiſter ſpielenden Tataren am meiſten nähert, ihnen aber doch von andern Tataren viel Eigenthümliches läßt. Ueberhaupt genommen, ſind ſie groß, wohlgewachſen, mehr hager als fleiſchicht, von braunen männlichen Geſicht mit trocknen Naſen, kleinen lebhaften Augen, und braunen, rothen, oder ſchwarzen Haaren. In ihrem Betragen ſind ſie aufgeweckt, höflich, entſchloſſen, wollüſtig, prahleriſch in Kleidern und Gaſtereyen, aus Stolz großmüthig und verſchwenderiſch, aber auch hart, ungerecht, treulos, räuberiſch und rachſüchtig.

Das **Frauenzimmer** wird ſehr wohl gehalten, und iſt meiſtens wohlgebildeter, freyer und artiger, als ſonſt Tatarinnen. Beſonders iſt das **Tſcherkeſſiſche Frauenzimmer** wegen Schönheit, Munterkeit und Feinheit der Sitten und des Geſchmacks mit Recht berühmt. Im **Kaukaſus** findet man rothe Haare für das Frauenzimmer ſo verſchönernd, daß man ſie mit Pomaden roth färbe.

Mit Inbegriff der ſehr abweichenden **Mundarten** iſt die **Zahl der Sprachen**, welche im Kaukaſus geredet werden, faſt nicht kleiner, als die Zahl der Völkerreſte, die ſich voneinander unterſcheiden. Bisweilen haben einzelne Dörfer eine ganz eigene und dem nächſten Dorf unverſtändliche Sprache, die auch auſſer demſelben nicht geredet wird; andere Sprachen ſind bey mehr Völkern im Gebrauch. Wahrſcheinlich haben ſich die Sprachen und Mundarten durch die eingeriſſene Unwiſſenheit, und die durchgängig ſeltene Kunſt, ſie zu ſchreiben, durch die verdorbene Ausrede aus der tiefen Kehle, die die Wörter

ſo

jungen Herrn auch guts gönnet, fieng an: Mein lieber Wernhart, laß dich nicht verwundern ob deß Ritters Krankheit, denn jr wißet all, mit was blödigkeit das Menſchlich leben vmbgeben iſt, daß wir nicht einer Stunden ſicher ſeyn mögen, vns widerwertige fäll begegnen, nimmt euch wunder ab einen tag, ſo dem Ritter etwas Krankheit zugeſtanden iſt, begiebt es ſich nit zum öffternmal, dz einen eine ſtunde mehr beleidiget, denn die ander zuſtehet, wer weiß, was jm anligt? Darumb mein liebſter Wernhart, vnterlaß ſolche rede, du haſteſt den Ritter vmb das, daß er von vnſerm gnädigen Herrn lieb gehalten iſt. Warumb ſchicken wir vnſere dienſt nicht auch in deß Herzogen gefallen? Was mögen wir vns beßer achten, daß wir hie in britannien erzogen, vnd er ein Schott bürtig iſt, findet man nit gut vnd böß an allen enden? Ja, in allen Landen vnd Nationen, Wer guts thut, vnnd Gerechtigkeit lieb hat, iſt zu loben, er ſey woher er wöll. Als viel mir der Ritter bekannt iſt, vnd ich vmb ihn gewohnt, habe ich nie kein vngerechts an jm geſpürt, deßgleichen nie an jm einigen neid od' haß gegē ewer keinem befunden, weiß ihn auch der trew, wo er einem, meines gnädigeñ Herrn diener, vor ſchaden ſeyn möcht, er ſein Leib daran ſtrecken würd, ſolche trew vnd freundtſchafft ich zu mehrmal an ihm geſpürt hab. Iſt euch nit eyngedenk, als er mit vnſerm gnädigen Herrn in Irrland, in einem harten Streit geweſen iſt, daß er jm ſein Leben von der Feinde Hand erlößt hat; dann als ich von vnſerm Herrn ſelbſt verſtanden vnd gehört hab, wo jm Galmy nit mit ſeiner wehrlichen Hand zuhülff kommen wer, er von den Feinden erlegt vnd todtgeſchlagen worden were. Wie möcht denn mein gnädiger Herr ſolche trew jmmermehr an jm vergeßen. Darumb mein Wernhard, nit haſt den, ſo billig gelobt ſoll werden, vnnd alles lobs würdig iſt, Mit dieſen Worten thet Heinrich ſein Red enden. Wernhard ſich nit verſehen hett, daß jemands vnter jn allen ſeyn ſollt, ſo Galmyen dem Ritter guts gönnet, Derhalben er ganz ſchamrot vor Heinrichen ſtehn mußt, durfft auch keiner nichts mehr dazu reden, dieweil jn allen vnverborgen war, die Lieb ſo der Herzog zu dem Ritter tragen thet. Wernhard ſtillſchweigen gewöllt hatt, er deß Ritters nie gedacht, oder von ihm geſagt hett. In dem jezt der Herzog mit ſampt ſeinen Rähten

kom

kommen war, die Taffeldiener Waßer auff die Hände gaben, man jezt zu tiſch niederſaß, dz Mal mit freuden vollbrachten. Wie aber dem Herzogen der vergangene Tag deß Ritters Krankheit zuwißen worden war, vnd jm ſein auffkommen noch verborgẽ, ſicht der Herzog von angeſicht den Ritter bey den andern Herrn mit frölichem Angeſicht ſitzen, nit wißen mocht, ob ers wer oder nit, mit auffgerichten Haupt Galmyen dem Ritter zuſprach, vnd jm mit ſeinem Namen růffet. Galmy von ſcham gänzlich in ſeinem Angeſicht errötet, auffſtund, mit zůchtẽ dem Herzog antwort gab, Auff mein trew, ſprach der Herzog: Galmy, den geſtrigen tag haſtu mir etwas kummers bracht, aber dein jetzige Geſtalt mich wieder erfrewet, dieweil ich dich wider in guter vnd frölicher geſtalt ſehẽ thu. Dieſe red von dem Herzogen ward von jederman gehort, die Neider namen groß mißfallen darab, vnd inſonderheit Wernhart, dem die ſach ganz mißfallen thet, ſeine Geſellen ſtetigs anſahe, mit mancherley gedanken den Imbiß zu ende bracht. Als nun das Mahl ſich ganz geendet hatt, die tiſch auffgehaben wurden, gieng jederman von dannen. Der falſche Wernhard nit ruhen thet ſtetigs vnterſtund zu gedenken, damit er Galmyen den frommen vñ theuren Ritter gegē allem Hofgeſinde vertragen möcht, ſolcher ſein falſcher vnd böſer ſund, bey etlichē ſtat fande, aber an vielen nit verfahen wolt, ſolcher Neid dem Herzogē durch einen ſeinē Diener zuwißen ward, kleins gefallen darab nemmen thet, gedacht in jm ſelb: Woher mag doch ſolcher neid vnd haß erwachſen? Nun weiß ich doch Galmyen eins ſolchen tugentlichen gemüts, dz er niemands, ſonder groß vrſachen beleidigen thut. Der Herzog jm fürnam ſtill darzu zu ſchweigen, vnd acht haben, welchen er an ſolchem Handel (als den rechten vrſächer) ergriff, er jn darumb ſtraffen wolt, jm auch fürnam, den Ritter mehr vmb ſich zu haben, dann vor nie, als er denn thet, Denn der Herzog mit fleiß den Ritter, wo er ritt oder ging, für all ſeiner diener vnd Hoffgeſinds zu jm nam, dardurch der neidt ſeiner widerſächer, je mehr vnd mehr ſich mehret vnd zunam, dorfft ſich aber keiner einiges vnwillens gegen ihn annemmen. Diß alles war dem frommen Ritter verborgen, ſo lang, biß er aller ſach zulezt vom obgedachten Heinrichen vnterricht ward, vñ trewlich von jm gewarnet, demnach der Ritter acht nam, all jr Weiß vnd Geberd erwegen thet, wol verſtundte, daß jm Heinrich die wahrheit geſagt hett, ſich ſo feſt er mocht, vor jn hüten thet, vnd ſeinem Geſellen ſolches auch zu erkennen gab, die vrſach ſolches Neids nicht wiſſen mocht, offt willens hatt, ſie dafür zu bitten, welches ihm aber Friderich allzeit widerrieht, dem er allzeit trewlichen folget.

Das VIII. Cap.

Wie der Herzog mit ſampt etlichen ſeiner Diener in Frankreich auff einen Thurnier reit, vnd wie Galmy der Ritter das beſt auff dem Stechen gewann, vnd davon bracht.

Nun habt ihr wol verſtanden, den Neyd vnd Haß, ſo mit dem edlen vnnd thewren Ritter gebraucht ward, vmb alle vnſchuldt, dardurch der Herzog beweget ward, dem Ritter mehr guts denn zuvor zu beweiſen. Nicht lang darnach ſichs begab, der Herzog etlicher Geſchäfft halbē in Frankreich reiten wolt, dahin viel mächtiger Fürſten vñ Herren auff einen Tag kommen ſollten. Der König von Frankreich, vmb kurzweil willen ein Stechen angericht, vnnd etliche Kleinot da zu gewinnen außgeben hett, damit die Ritter vnd Edlen, ſo mit jren Herrn dahin kämen, jr kurzweil auch haben möchten. Der Herzog von Britañien mit einem wolgerüſteten Zeug in Frankreich kam, vnter den auch Galmy der Ritter nit der vnachtbareſt war, welchem der Herzog auch mit jm dahin bracht hatt, Wiewol dē Ritter ein ſolche Reiß ſchwer war, noch dorſſt er keineswegen dergleichen thun, ihn auch nachmals groß Preiß vnd Ehr dardurch zuſtund, alſo, daß er nicht gewollt hett, er daheimen blieben wer, Vnd wiewol er ſo ein ferren weg von ſeiner allerliebſten Herzogin war, noch dennocht ſie ſtätigs in dem Spiegel ſeines Herzens beſchauwen thet. Nicht minder die Herzogin groß verlangen nach ihrem Ritter hett, ſtetigs wünſcht den Tag kommen, an dem ſie ihren lieben Ritter ſehen möcht. Als nun der Herzog mit ſampt andern mächtigen Herrn in Frankreich kommen war, vñ jezt den mehrertheil jrer Geſchäfft zu gutem end bracht hatten, alle frölich vnd wol zu mut waren, mancherley freud vnnd kurzweil anſahen theten, Vnter andern der König etliche Kleynot außgab, vmb welche die Edlen Herren, Ritter vnd Knecht kurzweilen möchten, welcher denn vnter jn allen, drey Tag nacheinander den Preiß vor männiglich behalten würde, ſolt das beſt zu förderſt, vnnd je darnach der nechſte nach ihm die andere vnnd dritte Gabe gewonnen haben. Der vrſach halben ſich mancher freuwet, vnd etwas da vermeynte zu erholen. Galmy der Ritter von ſolchem Stechen vnd kurzweil auch vernommen halt, zu einem ſeiner Mitgeſellen ſaget: Auff mein Eyd, ſo mir mein Gnädiger Herr vergönnen wil, ich auch mein Heyl hie in Frankreich verſuchen ſol. Zuhand ſich zu ſeinem Herrn füget, alſo ſprach: Allergnädigſter Herr, wo mir ewer Fürſtliche Gnade erlauben wolt, ich fürwar mein beſtes auch auff dieſem Stechen wolt vnterſtehen vnnd verſuchen, ob mir das Glück beyſtendig ſeyn wolt. Dem Herzogen die Rede deß Ritters faſt wolgefallen thet, Warlich, Galmy, ſprach der Herzog, ich dir faſt gern darzu helffen vnd rahten will, vnnd ſo ſichs begeb, du wenig oder viel gewinnen thetest, will ich dir halb ſo viel darzu verehren, Du ſolt auch nach dem reichlichſten zugerüſt werden, ſo wol als einer auff dieſem Thurnier erſcheinet. Dem Ritter die Red groſſe Freud bracht, zuhand der Herzog gebott, jm das beſte Pferdt ſo er da hatt, gemuſtert werden ſolt, ihm auch ein ſchönen Stechzeug verordnet zu bringen, vnnd jn nach allem dem ſo ihm notwendig war, verſorget. Als aber etliche ſeiner Geſellen, von den oben gemeldet iſt, ſolches höreten, groſſe freude empfingen, in hoffnung waren, der Ritter ſolt zu ſchanden werden, das aber Gott vnd ſein mannlich Herz fürkommen theten, vnd warb jn ihr will vnd anſchlag ganz widerſams außgehen, Denn den ſie meynten, ſchande da eynzulegen, die gröſte ehre erwerben thet. Diß laſſen wir alſo ſtehen, vnnd ſagen hinfürter von Galmyen dem Ritter, der ſich nach aller notturfft außrüſten ließ. Der Herzog jm ein mächtigen Gaul verordnet, welcher mehr bey ſolchem Schimpff geweſen war, ſo war Galmy der Ritter, ein mächtiger Heldt ſeines Leibs, ſtark von Gliedern, Alſo was er traff zu grundt gehen mußte. Da nun der Tag kommen war, die Schranken auffgeſchlagen, vnnd die Ehrnholden jezt an das ort, jederman, nach dem er geadelt war, verordneten, darnach männiglichen die

Ordnung deß Thurniers oder Stechen, zu wiſſen theten, jeglichem inſonderheit verbieten, daß keiner kein Neidſtück gegen dem andern gebrauchen ſolt. Alſo ward den Tag das Stechen mit freuden angefangen, Da ſahe man manchen ſtolzen Mann zu Roßz das beſte thun. Galmy der Ritter mit züchten auch auff die Bahn geritten kam, von niemands denn dem Herzogen vñ ſeinen Dienern erkannt ward, alles Volck ſo umb den Schranken ſtund, gemeiniglich auffſehen auff ihn hett, Sein ſchöner wandel vñ mannlich Gemüt nicht zu erzehlen war. Als nun Galmy der Ritter von männiglichen geſehen ward, vnnd vor allen andern gelobet, Ein hochmütiger Ritter groſſen verdruß darab nam, der war an des Herzogen Hof von Burgundy, derſelbig Ritter ſich ſchnell zu Galmyen füget, ein Ritt oder drey mit ihm zu thun begert, alſo ſprach: Ritter, von wannen ihr ſeyt, iſt mir verborgen, weyß auch euwers Namens nicht, darumb ihr aber nicht an mich zörnen wölt, vnd mich meiner bitt geweren, mir ewren Namen, als einem guten Ritter öffnen, Galmy, in welchem kein Zorn nicht war, mit tugentlichen worten dem Ritter antwort gab, Ich hab nie edler Ritter, mich meines Namens und Herkommens geſchämet, welches ich mich heut zu tag nit ſchämen will, Galmy iſt mein Nam, ein geborner Schott, vnd bin an dem Hof meines Allergnädigſten Fürſten vnnd Herrn, deß Herzogen auß Brittannien, welchem ich jezt bey ſechzehen jaren gedienet hab, Auff mein Eyd, ſprach der Burgunder, ihr dünket mich ein ſtolzer vnnd kühner Mann ſeyn, Derhalb ich an euch beger, jr wöllt ein Ritt oder drey mit mir thun, denn ich meinem Herren verſprochen hab, dem Herzogen von Burgundien, der erſt vnd mañlichſt Held, ſo mir heut zu geſicht kommet, mit dem wil ich mein Heil verſuchen. Galmy der Ritter mit lachendem Mund dem Ritter antwort gab: Ihr möget edler Ritter wol abnemmen, mich nicht vmbſonſt herkommen, denn fürwar, wo ich mich eines Mañs entſeſſen hett, wolt ich ſolchen Ritt vnterwegk gelaſſen haben. Darumb langet mein bitt an euch, wöllet euch auffs förderlicheſt darzu richten, denn ich euch nach allem everem willen begegnen wil. Mit ſolchen Worten der Burgundiſch Ritter zu ende der Schranken reyt, zuhand die Trummeter anfiengen zu blaſen, die zween Mannlichen ſo unförmig macht, daß man viele gar nicht mit unſern Buchſtaben ſchreiben kann, und theils auch wohl durch muthwillige Verderbung derſelben, in räuberiſchen und andern Abſichten, etwan nach der Weiſe der Zigeuner durch Rückwärtsſprechen, vorgeſetzte Buchſtaben und dergl. vervielfältiget. Alle kaukaſiſche Sprachen möchten doch wohl die **Tartariſche** zur Mutter haben, von welcher in allen viele Wörter angetroffen werden; viele haben finniſche, andere ſlawoniſche, italieniſche, und andere meiſt unbekannte Wörter häufig. Man kann ſie in die reine **Tartariſche, Tſcherkeßiſche, Lesgiſche, Kiſtiſche, Georgiſche** und **Oſetiſche** theilen.

Die **Tartariſche Sprache** reden in verſchiedenen Dialekten die **Truchmenen, Ambarliner, Baſaner,** und andere. Die **Tſcherkeßiſche Sprache** iſt ebenfalls in verſchiedenen Mundarten bey den Tſcherkeßen und bey denſelben am feinſten und delicateſten, den Tſchetſchengen und andern **Kabardinern** in Gebrauch. Die **lesgiſche** Sprache, die in Lesgiſtan und bey mehr Völkern geredet wird, hat beſonders ſechs ſo verſchiedene Mundarten, daß man ſie für ſo viele beſondere Sprachen halten möchte. In derſelben findet man vorzüglich viele ſinnreiche und perſiſche Wörter. Die **kiſtiſche** Sprache, die außer den Kiſten noch viele andere Völkerhaufen in ungemein vielen Mundarten reden, hat ſo viel eigenes, daß ſie ſich zu keiner bekannten bringen läßt. Die **Georgianiſche** iſt auſſer Georgien bey den Georgien unterworfenen Völkern im Gebrauch. Die **Oſetiſche** Sprache iſt nur bey den Oſeten üblich, ſie hat zwey Dialekte und ſcheinet die perſiſche zur Mutter zu haben. **Tſchechen** oder **Böhmen** bey den Baſianen ſprechen verdorben und vermiſcht Böhmiſch. Vieler Sprachen oder Mundarten kleiner Völker, die man zu keiner der genannten bringen kann, zu geſchweigen.

Helden mit eyngelegten ſtarken Spären zuſammen ranuten, einander mannlich traffen, die beyde Spär in der Lufft in ſtücken ſchicken theten, aber vnbeweglich, als zwo Mauren, beyde ſitzen blieben, denn jr keinem an Stärke noch Mannheit nichts mangeln thet, alle vmbſtänder groſſen ſtöſſen hatten. Die zween Ritter von allem Volck gelobt würden. Der Herzog auß Brittannien ſeinem Ritter mit fleiß zuſahe, ein groſſe freud ſeinet halben an ſeinem Herzen hat. Nicht minder der Herzog von Burgundy, jeder hoffnung hatt, der ſeine dem andern obligen würd, Die widerwertigen Neyder aber, Galmy dem Ritter ſolcher Ehren vergönneten.

Das IX. Cap.

Wie Galmy der Ritter in Frankreich auff einem Thurnire den Preiß behielt, vnd die beſte Gab darvon brächt.

Als nun die zween mannlichen Helden einander deß erſten Ritts ſo mannlichen vnd ritterlichen troffen hatten, beyde wider zu ende der Schranken geritten waren, mit andere Spären vnd Glänen verſehen wurden, von neuwen zuſammen ritten, beyde einander mit ſolchen kreften treffen theton, daß jro beyder Roßz zuhauffen giengen, doch die ſo geſchwinde wider auffmuſterten, daß ſie vnverruckt in ihren Sätteln blieben, zuhand wider zu ende der Schranken kamen, ſich nicht lang ſäumbten, wider zuſammen rannten, ihren zweyen Roßen die Sporen gaben, einander ſo vngeſtümmiglich traffen, indem der Burgunder die Schanz vberſahe, daß er hinder ſeinem Gaul auff der Erden auffſtunde, wiewol Galmyen dem Ritter das fallen nit weit war, noch erholt er ſich auff ſeinem Gaul, dz er darauff ſitzen blieb. Als nun der Herzog auß Britannien ſolche mañheit und geſchickligkeit ſahe an Galmyen ſeinem Ritter, groſſe Freude davon empfahen thet, vermeynet die andern ſeine Diener nicht minder freud davon haben ſollten. Wernhard aber mit ſeiner Geſellſchafft ein großmißfallen darob nam, das alles dem frommen Ritter ganz verborgen war, deñ ſie dergleichen theten, als hetten ſie ein große Freud darob. Als nun den Tag mancher weydlicher vnd mannlicher Ritter ſein be-

ſte

ſtes thet, niemands war, der Galmyen deß Ritters mehr begeret, Denn er den Burgunder dermaßen empfangen hatt, daß männiglich ein ſcheuhens ob jm nam, Der Tag alſo zu ende kam, daß der Ritter Galmy in guter Ruh bleib. Als nun der Tag vnd das Stechen ſich mit einander geendet hatten, jederman in ſeine verordnete Herberge reyten thet. Galmy, als er von dem Herzogen geſehen ward, der Herzog freundtlichē zu jm ſprach! Galmy, dein Tapfferkeit hat mir auf den heutigen tag nicht wenig freud bracht, als ich dich mit mannlichem vnnd vnverzagtem Gemüt, alſo auff der Bahn das beſt thun ſahe. Verhoff, wo du dich die künfftigen zween tag dermaßen brauchen werdeſt, wir nit klein Ehr vnd Lob auß Frankreich bringen wöllen. Der Ritter dem Herzogen antwort gab: Allergnädigſter Herr, ich hab nicht minder Hoffnung, den morgenden tag den preiß von männiglich zu erlangen, denn heut, wo mir anderſt das Glück nit in widerwertigen fall begegnen thut, ich meine ſtärke nach meinem vermögen brauchen wil. Nicht lang nach ſolcher red, der Herzog mit ſampt ſeinem Volk zu tiſche ſaßen, das Nachtmahl mit großen Freuden vollbringen theten:

ten. Galmy der Ritter zu nechſt bey dem Herzogen ſitzen mußte, daſſelbige ſeine Geſellen, ſo jm widerwertig waren, nit wenig verdrieſſen thet, aber nit dergleichen dorfften thun, ſich gemeiniglich erzeygten, als hetten ſie ein groß wolgefallen daran. Als nun deß andern tages jezt die zeit widerkommen war, daß man ſich zu dem Stechen rüſten ſolt, alle die ſo ſich den vorigen Tag gebraucht hetten, wider auff der Ban erſcheinen. Der Ritter, welchem Galmy den vorigen tag angeſiget hatt, derſelb hatt einen Diener, welcher von Geburt nit Edel war, jedoch eines hochtragenden Gemüts, denſelben die Schmach ſeines Herrn ſehr verdrießen thet, daß jn Galmy der Ritter den vorigen tag ſo ſeuberlich auß ſeinem Sattel gehebt hett, ſeinem Herrn den Burgundiſchen Ritter verſprechen thet, er wolt nicht ſein Diener ſeyn, er hett ſich denn ſeinet halben an Galmy dem Ritter gerochen, vnd jn vor ſeinem Pferde geramt. Dieſer diener aber nit wißen mocht mit was geſchichlichkeit vnd ſtärke der Ritter Galmy begabt war, er ſonder zweiffel ſonſt ſein verheißen geſpart, hette. Als nun Galmy deß andern tags auff die ban kommen war, der gut Mañ ſein bald warnam, zu jm in die Schranken geritten kam, auff ſolche weiß mit jm anfieng zu reden. Ritter, ſprach er, jr habt auff den geſtrigen tag meinen Herrn erlegt, das mir denn größlichen mißfallen thut, aber wo ihr meiner bitt ein genügen wöllet thun, auch ein Abenthewer mit mir beſtehen müßet. Dem Ritter Galmyen war wenig an ſolcher anmutung gelegen, zu deß Ritters Knecht alſo ſprach: Daß deinem Herrn den vorigen Tag von mir begegnet iſt, du gewißlich von mir warten ſolt, mit ganzem geneigtem willen ich dich deiner bitt geweren will, darumb du dich ſchnell bereiten ſolt, deinem fürnemmen nachzukommen, mit dieſen worten ſie beyde von einander ritten. Als ſie nun ihre Spären nach aller notturfft zu handen genommen hatten. Der Ritter mit frölichem Herzen deß Burgunders Knecht begegent in ſolcher maß, daß ihm den erſten Ritt ſchier zu eng auff ſeinem Gaul geweſen wer, jn wol halb gerewen war, dz er dem Ritter eine ſolche anmutung gethan hett, doch ſchand halben nim̃er abſtehen mocht, ſeinem anmuten nachkommen mußt. Den andern Ritt mit verzagtem mut dem Ritter entgegen kam, welcher ihn ſo vnſäuberlich empfieng, daß man ihn halber todt hinder ſeinem Pferdt auffloͤſen mußt, vnnd alſo onmaͤchtig auß den Schranken tragen. Alſo der gut Geſell der zweyer Ritt ſo wol vergnuͤget warde, daß er deß dritten nicht begeren thet. Als nun Galmy der Ritter mit dieſem, aber ſo vnzuͤchtig vmbgangen war, ſich niemands deßelben tags mehr an zu reiben wolt, die zween Tag alſo mit fuͤnff Ritten den preiß behalten thet. Die Nacht ſich jezt genaͤhret hatt, daß ſich alles Volk zu dem Nachtimbiß ſchicket. Galmy die Nacht ein Jar lang ſeyn meynet, alſo groß begierde hett er dem Stechen ein end zu geben. Als nun die Nacht vergangen, vnnd jezt der dritte Tag kommen war, an welchem alle Ding zu ende bracht werden ſolt, vñ nun der Morgenimbiß vollbracht war, maͤnniglich erſt wolgeruͤſt erſcheinen thet, ein jeder vermeynet den lezten Tag erſt Preiß zu erlangen. Da ward erſt mannlich ſtechen von Rittern vnd Knechten geſehen, Galmy ſicherſt faſt dum̃eln ward, welcher jm der nechſte zu geſichte kam, der ward von jm zu der Erden gerannt, welcher da baß mocht, der thet baß. Da ward kein ſondere Ordnung mehr gebraucht, biß durch deß Koͤnigs befelch, ſolchs abgeſtellet ward. Nun war auch da ein franzöſiſcher Graff, welcher nicht minder Preiß die andern zween vergangene Tag erlanget hett, denn Galmy der Ritter, derſelbige Graf hatt erfahren, wie daß Galmy in gleichem ruhm gegen jm ſtünde, dardurch er denn verurſachet ward, eine anmutung an ihm zu thun, als denn geſchach. Damit ichs aber bekürz, die zween Mannlichen Helden mit Löwenmut gegen einander rannten, beyde Roſz vnd Mann zu hauffen fallen theten, doch keiner keinen Sattel raumet, die Pferde beyde ſchnell wider auff jren Füßen ſtunden, den andern Ritt zuſam̃en theten; jr beyde Spär zu ſtücken ranntẽ, auff ein newes treffen theten. Gallmy der Ritter erſt alle ſeine Mannheit vnd Kunſt brauchte, den Graffen von ſeinem Gaul zu der Erde reñete. Alsbaldt der Herzog ſolchs erſahe, große freud ſein Herz vmbgeben thet, gedacht wol, ihm forthin keiner kein ſchaden mehr thun würde. Galmy der Ritter thet auff einem Ort der Schranken warten, ſo jemandts ſein begeren würde, wolt er jm zu willen werden, aber keiner vnter ihnen allen ſich an jn ſetzen dorfft. Der König ſelbs perſönlich die Ding geſehen hatt, groß verwundern ab dem

Ritter nam. Ich meyn, ſprach der König, daß dieſer Ritter auff ſeinen Gaul gewachſen ſey, daß jm die beyde vergangene vnd auch den heutigen tag niemand zukom̃en mag. Fürwar er hat ſich Ritterlich auff dem Stechen gehalten, jm wirt auch von rechtswegen das beſte zugetheilet. Der Tag, welcher denn der lezte war, an dem alle Ding vollendet werden ſolt, jezt auch ſchon dahin war, dz niemand kommen thet, ſo Galmyen deß Ritters begeret. Als nun das Stechen ſich gänzlich geendet hat, die frembden Herren gemeiniglich in ihr Herberg ritten, die andern, ſo zu dem Stechen verordnet waren, als Richter, verſchuffen jedermann in ſeine Herberg zu reiten. Auch alle die ſo geſtochen hatten, in jr Herberg reiten ſolten, man würde den nechſtkünfftigen tag einen jeden, ſo etwas gewonnen hett, reichlich begaben. Als nun jederman in ſein Herberg gezogen war, das Nachtmal mit großen freuden genommen warde, der Herzog den Ritter gegen männiglich loben thet. Als nun dem Nachtmal ein ende gegeben ward, vnnd jezt die finſtern Wolken den Lichtſcheinenden Tag ganz begraben hatten, männiglich zu ruh vnnd bett gehen thet, die Nacht mit ſüßen ſchlaff verzehrten, vnnd ſezt der neuwe Tag wider kommen war, Galmy der Ritter mit großen freuden auffſtund, offt gedacht, Ach Gott, wer es doch müglich meiner gnädigẽ Frawen mein Glück zu wißen, ſo mir in Frankreich zugeſtanden iſt, Ich weiß ſie würde ſonder zweiſſel große Freude darab nemmen vnd haben. Ach du mein liebſter Friderich, möcht ich dir ſolches kundt thun, würdeſt du dich nit ſaumen, ſonder ſolches meiner allerliebſten Frauwen anzeigen. O Galmy, du theſteſt nicht vnrecht, denn ſo lang die Herzogin nichts von dir vernemmen mocht, ſtetig große ſorg deinet halben tragen thet, offt nach Friderichen ſeinem Geſellen ſchicket, jn von Galmyen fragt, ob jm nichts von jm zu wißen wer, Friderich kundt nichts ſagen, zulezt alſo ſprach: Ach mein allergnädigſte Fraw, meynet ihr (wo mein liebſter Geſell mir etwas zu wißen thet oder entbieten würde) ob er nicht zuvor ewer Gnad freundtliche Grüß zuſendten würd, ja, ſonder zweiſſel er ewer nie vergeßen hatt. Die Herzogin ſprach: Mein lieber Friderich, du ſolt mir glauben, wiewol mich die Ehrbarkeit dahin weißt, daß ich meinen gnädigen Herrn als meinen ehrlichen Gemahl vor aller

Welt lieb hab, auch mein Trew vnd Ehr an jm nie gebrochen, noch hat mich Galmy mit ſeiner züchtigen Lieb dermaßen gefangen, daß ich nit wol wißen mag, welcher mir vnter jnen beyden der liebeſt ſey, fürwar kein Nacht nie vergangen iſt, ſeyther mein Herr Galmyen mit jm in Frankreich genommen hat, iſt mir der Ritter ſo ganz eigentlich in meinem Schlaff fürkommen, daß bißweilen mich dunket, wie ich nit ſchliff, ſondern jn mit offnẽ augen anſehe, fürwar mein eigen Herz mir ſolchs ſagt, dz meinem lieben Ritter etwas großes leyd, oder aber merkliche freud zugeſtanden ſey. Friderich ſprach: Das wöll Gott nicht, ich hoff wir wöllen ihn baldt friſch vnnd geſundt alhie in Britannien ſehen, vnnd große Freud von jm nemmen. Das wöll Gott, ſprach die Herzogin, Aber mich thut warlich nicht wenig verwundern, daß vns der Ritter ſo gar nichts entbeut. Herzogin, ſprach Friderich, er ſolchs warlich vmb deß beſten willen vnterläßet.

Das

Alle kaukaſiſche Nationen möchten, ob manche gleich nur kaum 50 Bogen zu ſtellen vermögend, doch leicht 100,000 berittner Krieger aufbringen können, da einige deren bis 10000 haben. Die geſammten Staaten machen gleichſam einen aus vielen kleinen Ariſtocratien beſtehenden unregelmäßigen ariſtocratiſchen Staat aus. Die Macht der Beherrſcher, Chane oder Murſen (Fürſten) und Beye, die unſerm Adel gleichen, und theils einer von dem andern abhangen, oder unabhängig, Lehnleute oder erwählet ſind, iſt überaus verſchieden.

Einige Fürſten ſind Herren über Leben und Tod, und behandeln ihre Unterthanen in Abſicht des Vermögens, der [illegible], Perſonen, Dienſte ꝛc. ganz willkührlich, andere hingegen haben faſt nichts zu ſagen, und werden um geringer, auch wohl ohne Urſache abgeſetzt, verjagt, oder wohl gar in die andere Welt geſchickt. Mancher kleiner Edelmann iſt mehr Souverain, als mancher großer Fürſt.

Gebietende Herren ſehen alle wehrhafte Männer als ihre Soldaten an, die ſo oft und lange ſie wollen auf ihre eigene Koſten beritten und bewaffnet erſcheinen, und wohin ſie dieſelben führen, ziehen müſſen. Bey den Kriegen benachbarter Mächte nehmen mehrere Fürſten wegen ihres Antheils, oder ihrer Sicherheiten Abreden, alle aber kommen nimmer zu gemeinſchaftlichen Maasregeln, vielmehr bekriegen und beeinträchtigen ſie ſich bey aller Gelegenheit untereinander, daher faſt nie allgemeiner Friede unter ihnen herrſcht. Das unruhige und räuberiſche Betragen dieſer Völker und die eigene Sicherheit der Partheyen und Hauſen untereinander veranlaſſet mehr oder weniger förmliche **Schutzverträge.** Sie huldigen ihren Schutzherren in ihren Befehlshabern, und verſprechen denen Unterthanen weder an Leib noch Gut zu verletzen, mit ihnen ehr-

Das X. Cap.

Wie Galmyen dem Ritter drey Kleynot, ſo er auff dem Frankreichiſchen Stechen gewonnen hatt, bracht wurden.

Nun wöllen wir die Herzogin vnd den Edelmann ihr Geſpräch mit einander laßen treiben, vnd ſagen, welcher maß die Gaben auff dem Stechē in Frankreich außgetheilet worden ſindt. Als nun die zeit kommen war, die Ritter ſo zu dem Thunier deß erſten verordnet waren wurden, daß mit willen deß Königs eyns wurden, daß ſie Galmyen dem Ritter das beſte zutheilen wolten, vnnd nachgehends der Graffe, ſo zulezt mit jm geſtochen hett, die nechſte Gab nach dem Ritter haben ſolt. Die dritte Gab ward bracht einem jungen Edelmann auß Frankreich. Als nun Galmyen das beſt bracht ward, von vngeſchicht der Herzog mit ſampt ſeinem Volk zugegen ſtunde, die ſo jm die köſtliche Gab (welches denn ein ſchöne Ketten war, ein Halßband, vnd ein köſtlicher Ring, mit einem Edlenſtein verſezt) brachten, zu dem Ritter kamen. Nemmet hin, ſprach der Herolt, ſo die Kleynot trug. Edler Ritter, die Gab ſo jr die drey vergangen tag mit ewer manlichen Handt gewonnen habt, welche mein Allergnädigſter König befohlen hat, euch zu bringen. Der Ritter mit züchtigen Geberden dieſe Gaben von dem Herolden empfangen thet, alſo ſprach: Fürwar ſolche reichliche Kleynot ich durch keinerley wege verdient hab. Dieweil aber ein Kron auß Frankreich mir ſolche ſchicken thut, wil ich ſie mit großem dank annemmen, mit ſolchen vnd mancherley züchtigẽ worten vñ Reverenz, nam der Ritter die Kleynot zu ſeinen händen, thet ſie ſeinem Herrn vberantworten. Der Herzog die köſtlichẽ Ketten in anſehen ſeines Volks den Ritter an ſeinen Halß henket, vñ jm auch das Halßband vmbleget, alſo ſprach: Fürwar Galmy, du billig vnd von rechtswegen ſolche Kleynot an deinem Halß tregeſt, die du mit deiner wannlichen Handt ritterlichen gewonnen vnd erlangt haſt. Darzu wil ich dir, ſo bald wir in Britannien kommen, geben wz ich dir verſprochen hab. du ſolt auch ſolche Kleynot auß Frankreich öffentlich an deinem Halſe führen, allen denen zu gefallen, ſo vermeynt haben ſolche Kleynot auß Frankreich zu bringen. Der Ritter ſich ganz willig gegē dem Herzogen erzeiget. Nun wöllen wir hie gnug von dem Stechen geſagt haben, deñ mich nit von nöten ſeyn bedünkt, viel darvon zu ſchreiben, deß ſo ſich mit Galmyen dem herzhaften Ritter begeben hat, wöllen auch alſo die Franzoſen die and'n Kleynot, nach dem ſie ein jeder verdienet hat, tragen vnd vberantworten laſſen, vñ weiter von Galmyen dem Ritter ſagen. Ihr habt gehört, mit maſireichlichen Gaben der edel Ritter verehret ward, vnd wie große Freud der Herzog ſelbs darvon empfieng. Die neydigen vnd vergünſtigen Herzen aber ihm der ehren ganz vergönnen theten, doch ſich keiner anderſt erzeygen thet, deñ were jm ſonderlich groſſe freude darven begegnet, wiewol jm dennoch etliche vnter deß Herzogen Volk der ehren gönneten. Aber die, welchen es die allergröſte freude bracht hett, nichts darvon mochten wiſſen. O edle Herzogin, wie mag euch die freud vnd das glück euwers allerliebſten Ritters ſo ganz vnd gar verborgen ſeyn, warumb ſeyt ihr nit von herzen ſchlagen alle ſorg ſeiner halben, vnd erfrewet euch mit dem, deß Herz ihr zu allerzeit vnd alle tag bey euch habt.

Deßgleichen Friderich, ſage mir, was bekümmert dich, daß ſich dein Angeſicht nimmer frölich erzeigen wil? Vergönneſt du deinem Geſellen, daß er ſolch groß lob vnd ehr erlanget hat? Nein, ſonder zweiffel, ſo euch beyden wiſſent wer, dz das Glück ſich ſo gäntzlich, in aller mildigkeit, gegen dem Ritter erzeygen thet; ewer freud ſender zweiffel ſich größlichen mehren würd. Hievon gnug geredt ſey. Als nun der Herzog vnd andere Fürſten jren Geſchäfften gäntzlich ein ende gemacht hatten, ſich männiglich rüſten thet, damit ſie wider jeglicher in ſein Landt reyten möchtē. Der Herzog ſich auch förderlich darzu bereyten ward, wie jr denn nachmals hören vnd vernemmen werdet.

Das XI. Cap.

Wie ſich der Herzog rüſtet, vnd wider in Britannien reyten thut, vnd wie es jm hernach ergieng.

Da nun die zeit kam, daß männiglich verricht ward. Alle Fürſten vnnd Herren ſich bereyteten vnd zurüſten, den nechſten weg wider heim zu reyten. Als nun der Herzog auß Britannien ſich mit ſeinem Volk zugerüſt hatte, zuhand den nechſten in Britannien reyten thet, gut Wetter erreicht hatten, derhalb ſie auch guten Weg zu reyten, deſte eher heimfördert, denn er in kurzer zeit auß Frankreich in Britannien geritten kam. Als nun der Herzog etliche tagreyſen noch hatte gen Vannes, da er dem Hof hielt, ſchickt er einen von ſeinen Dienern vor anhin, ſein zukunfft zu verkünden. Die Herzogin, ſo bald ſie es innen ward, ſchnell nach dem Botten ſchickt, jn aller Sach halben fragen thet, wie es vmb jren Herren ſtünde? Wol, ſprach der Bott, denn ich jn frölich am vorigen tag gelaſſen hab, als ich von jm geritten bin. Wie ſtehet es aber, ſprach die Herzogin vmb ſeine Diener, kommen ſie alle, wie ſie mit meinem Herrn außgeritten ſind? Gnädige Fraw, ſprach der Bott, ſie ſind alle frölich vñ wol zu mut, deñ Galmy der Ritter, drey ſchöner köſtlicher Kleynot in Frankreich auff einen Stechen gewonnen hat, vnd ſolchs für die beſte Gab (als der, ſo das beſt gethan) von dannen geführt. Die Herzogin die rede ſo baldt nicht ver=

vernommen hatt, alles ihr Geblüt von groſſen freuden empören thet, jr Herz von groſſen freudē ſich auffbäumet, zuhand dem Boten vrlaub gab, vnd jm befahl, ſo bald er Friderichen finden möcht, ſolt er jn ſchnell heiſſen zu jr kommen. Der Bott von der Herzogin ſchied nach Friderichē dem Edelmañ gieng, jn ſchnell zu der Herzogin kommen ſchuff, welcher als ein gehorſamer erſcheinē thet, ſo bald die Herzogin ſeiner anſichtig war, jr Angeſicht vor freuden ſich entferbt Friderich, ſprach die Herzogin, frewe dich mit mir, deñ vnſer liebſter Ritter biß morgen zu nacht hie ſeyn wirdt, welcher groſſen lobwirdigen Handel beſtanden hat, Denn er jezumals in Frankreich drey ſchöner Kleynot mit Stechen gewonnen, vñ auch den preiß vor männiglich behalten, alſo, daß jm drey Kleynot zugetheilet, für die beſte Gab worden ſind. Nun bedarff niemands fragen, was groſſer freuden Friderichen zugeſtanden ſey, da er ſolche ehrliche bottſchafft von ſeinem allerliebſten Geſellen vernommen ward, deñ er jn, wie jr offt gehört habt, nit für einen geſellen, ſondern einen Bruder zu allen zeiten hielt. Die Herzogin vnd der Jüngling mancherley frölich Geſpräch mit einander von des Ritters wegen hatten. Zuletzt der Edelmann vrlaub nam, ſich mit ſampt andern Edlen bereit, dem Herzogen entgegen zu reyten. Der Marſchalk, welcher denn allein Gewalt am Hof vñ in dem ganzen Lande getragen hatt, in des Herzogen abweſen, derſelbig mit ſampt den jungen Edelleuten dem Herzogen entgegen reyten thet, ſich noch deſſelbigen tages auff machten, den weg für ſich namen, die nacht ſo weit ſie mochten ritten, deß andern tags frü auffwaren, den vberbliebenen weg mit freuden erſtreckten, ſo lang biß ſie dem Herzogen begegneten. Der Marſchalck den Herzogẽ mit frölichen Angeſicht empfahen thet. Der Herzog den Marſchalck zur ſtundet fraget, wie es vmb ſeine Frawe ſtünde, ob ſie friſch vnd wol zu mut were? Dem der Marſchalck nichts denn alles guts verjehen that, ihm auch nichts denn alles, ſo dem Herzogen gefiel, von ſeinem Land vnd Leuten ſaget. Dieſe laſſen wir alſo hinreyten, vnd ſagen forthin von der Herzogin, die daheymen blieben, auch Friederichen den Edelmann bey jr zu bleiben erbeten hatt, damit ſie ſich mit ihm deß Ritters halb erſprechen möchte, vielerley zu rede wurden. Die Herzogin mit ſampt jrem Frawenzimmer vnd Friderichen auff einen hohen Thurn giengen, damit ſie von fern ſehen mocht, weñ jr Herr vñ Galmy der Ritter daher kämen reyten. Als es nun gegen der Veſper ward, ſo blicket die Herzogin von vngeſchichte gegen einen grünen Walde, ſo erſicht ſie ein hellen vnd liechten blitzenden ſchein, denn die Sonn jren glaſt in die ſchönen vnd ballierten Harniſch oder Küriß vermiſcht. Die Herzogin zu hand abnam, ſolches würde jres Herrn Volk ſeyn, vor groſſen freuden kümmerlichen ſtehen mocht, baldt Friderichen zu jr rüffet, jm die Ding ſelbs anzeyget, welcher von ſtundan erkannt ſeines Herrn Volk ſeyn würde. Die Herzogin mit ſampt den andern ab dem hohen Thurn ſteigen theten, ſich mit ſampt jrem Frauwenzimmer nach dem köſtlichſten zierten, deß Herzogen zukunfft zu erwarten. Nicht lange darnach kam der Herzog mit ſeinem Volk geritten, die Herzogin mit jren Jungfrauwen vor dem Pallaſt ſtunde, den Herzogen mit freundtlichen vnnd lieblichen Worten empfahen thet. Zunechſtẽ nach dem Herzogen der Ritter Galmyen ritt, welchen die Herzogin mit frölichem Angeſicht anſahe, doch kein Wort zu ihm ſprechen dorfft: Was groſſer Freuden die zwey liebhabenden Menſchen vmbgab, nicht zu beſchreiben iſt. Der Ritter der Herzogin manchen lieblichen blick gab, gern mit jr vnd ſie mit ihm geredt hette, aber beyde des durch glimpffs willen vnterlieſſen. In dem Friderich kame, ſeinen freundlichen vnd lieben Geſellen mit groſſen freuden empfahen thet. Galmy zuhand von ſeinem geſellen begert mit jm zu gehen, ſeinem Buben ſein Pferdt befahl. Er vnd Friderich gingen mit einander, in den luſtigen vnd ſchönen Garten, von dem oben geſagt iſt. Der Ritter Friderichen aller ſachen halber fraget, groſſe Freude ab ſeiner rede empfieng, als er vernam die Herzogin ſein alſo gedacht haben, vnd daß ſie ſo baldt erfaren hatt, wie es ihm in Frankreich gangen war. Alſo eine gute zeit bey einander ſpatzierten, ihr zeit vertrieben. Zulezt gieng der Ritter in ſein Gemach, thet ſich erſt abziehen, vnd legt andere Kleyder an. Friderich vnd Galmy giengen mit einander gen Hof, denn die zeit des Nachtimbiß war jezt vorhanden. Der Herzog aber größlich von Galmyen rühmet, wie er ſich ſo mannlich iſt Frankreich gehalten hett, dadurch denn aber groſſer neydt vnnd Haß vnter ſeinen Widerſachern entſtehen thet, wie jr denn nacher hören werdet.

Das XII. Cap.

Wie die Herzogin den andern Tag nach Galmyen dem Ritter ſchicket, jn empfächt, vnnd was freundtlichen Geſprächs ſie mit einander hetten.

Als nun der ander Tag mit frölichem geſang der edlen Vögel an den Himmel brach, ſtund der Ritter mit Freuden auff, zu Friderichen kam, mit einander ſpatzieren ritten, in den grünen Angern vnd Wälden, manchen ſüßen vnd lieblichen Thon von der wunſamen Troſtein vernam̃en, auch große freude ab den luſtbaren blümlein namen, welche mit mancher farben gekleidet vñ gezieret waren. In ſolchem reyten vnnd ſpatzieren, thet Galmy nichts anders, denn von ſeiner liebſten Herzogin reden, ein große freud hatt, daß jm ſein Geſell

von

ehrlich zu handeln, ſie zu ſchützen, im Kriege mit Gut und Blut Hülfe zu leiſten, und verſtehen ſich bisweilen wohl auch, zum Beweiſe ihrer Unterwürfigkeit, zu einem kleinen Tribut, auch geben ſie einige reiche oder vornehme Leute zu Geißeln, (R. Amanati) von welchen die zur Sicherheit Rußlands dienenden in Kislar, Mosdock und Aſow ſind. Ihnen wird dagegen Schutz wider ihre Feinde verſprochen. Auf gleiche Weiſe, doch meiſtens mit Erlegung etwas ſchweren Tributs, begeben ſich die ſchwächern Völker theils freywillig, theils aus Zwang unter den Schutz der mächtigen Kaukaſer. Dieſe anerkannte, beſchworne und durch Geißel verſicherte Abhängigkeit bindet ſie ſehr wenig, vielmehr richten ſie ſich, beſonders in Kriegsläuften, blos nach ihrer Neigung, Vortheil, Stärke und der ihnen entgegengeſetzten Macht, ohne eben ſehr auf Folgen und Zukunft zu ſehen, daher ſie bald dieſe bald jene Parthey ergreifen, und ſeltener durch Vorſtellungen, als durch Macht wieder zur Ruhe und Gehorſam gebracht werden können.

Einige dieſer Völker entrichten ihren Fürſten oder Aelteſten beynahe nichts, andere müſſen ſich auf einmal den größern Theil ihres Vermögens nehmen laſſen; der gewöhnlichſte Tribut aber beſteht in dem Zehenden von allem, was die Erde trägt, in einer nach dem Vermögen ohngefähr angeſetzten Anzahl Pferde und andern Vieh, oder von Kaufleuten und Handwerkern, Waaren, Panzer, Waffen, Geräthe ꝛc. Die Rechtspflege iſt türkiſch; willkührliche Strafen erfolgen oft ohne Unterſuchung, ohne Aufſchub, nicht ſelten alſo, auch ohne Verſündigungen und ohne Verhältniß zu den Verbrechen.

Die Kaukaſer haben zwar beſtändige Wohnſitze, welches auch die ſtarke Bevölkerung nothwendig macht, ihre Wildheit aber nähert ſie dennoch dem herumſchweivon der Herzogin ſagt, wie ſie ſo offt ſeiner halben nach jm geſchickt hett, vnd alſo trewlich nach jm gefragt, vnnd alle zeit ſorg für ihn getragen, mit ſolcher rede vñd kurzweilligen Geſpräch ſie die zeit lang vertrieben. Zulezt fraget Friderich ſeinem Geſellen, wie er ſich auff dem Stechen in Frankreich gehalten hett, daß im der Ritter von anfang erkläret, ihm auch die drey Kleynot in jrem wehrt anzeiget. Als nun Friderich verſtund von ſeinem Geſellen, daß er ſo ein köſtlichen Ring, mit einem ſolchen köſtlichen Stein verſezt, gewonnen hett, ſprach er zu dem Ritter: Mein liebſter Galmy, ich bitt dich, du wolleſt mir an dieſem ort folgen, und meinem Raht gehorchen, wo mich das Glück mit einem ſolchen ſchönen Bulen begabet hatt, vnnd mir, nachgehends ein ſolch Kleynot zu ſtünde, deren du nun zumal drey gewonnen haſt, ich wolt das trewlich mit ihr theylen, Ich ſage dir, wo du meiner gnädigen Frauwen den Ring, von welchem du mir jezt geſagt haſt, geben wirſt, ſie wirt ihn warlich für ein große Freud annemmen. Galmy der Ritter antwortet zu hand ſeinem Geſellen: Mein Friderich, was darffſt du mich alſo zu bitten, nun magſt du doch wol wißen, daß ich meiner liebſten Frawwen zugefallen, ſo es müglich, vnd ihr eingefallen were, meines eigenen Herzen, in meinem Leib nicht verſchonen, ſondern ihr das williglichen geben wolt, wiewol (wo du mich nit gemahnet hetteſt) ich warlichen nie daran gedacht hett, aber wolt Gott, ich wißt, daß mein gnädige vnnd allerliebſte Fraw ein gefallen darab hett, ich wolt jr warlich dieſe drey Kleynot alle geben. Mit nichten, ſprach Friderich, die Herzogin ſo viel köſtlicher Gaben keines wegs begeren thet. Darumb on not iſt, ſolche reichliche Kleynot der Herzogin zu geben, denn ſie ihr ganz nicht vmb der köſtlichheit willen achtet, ſonder allein von der Liebe wegen, die für lieb vñd wehrt behalten wirt. Mit dieſen Worten ſie jetzund der Statt naheten, jezt die zeit kam, daß man das Mal nem̃en ſolt. Nachdem ſolches vollbracht ward, die Herzogin mit jren zweyen Jungfrawen in ihren Garten, nach ihrer gewonheit ſpatzieren gieng, ſo baldt ſie in den Garten kommen war, zuhand einen ihrer Kammerbuben nach Galmyen dem Ritter ſchicken thet, welchen der Knab noch zu Hof fand, bey Friderichen ſeinen Geſellen ſtehen, zuhand zu ihm gieng, Edler Ritter, ſprach der Knab: Es hat mich mein gnädige Fraw zu euch geſchickt, läßt euch ſagen, daß jr ſchnell zu jr kom̃et in ihren Garten, denn ſie mit euch etwas zü reden hat. Der Ritter nicht wenig Freude ab ſolcher bottſchafft empfahen thet, ſich von ſtund an mit ſampt ſeinem Geſellen in den grünen Garten zu der Herzogin verfüget. So baldt die Herzogin des Ritters zukunfft vernemmen ward, alles jr Geblüt in freuden erbrinnen thet, jr ſchneeweiße Hand dem Ritter in die ſeine Hand verſchloßen ward, alſo zu ihm ſprach: Edler Ritter, ihr ſolt mir willkom̃en ſeyn auß einem frembden Land, ſaget vns, was bringet jr vns newes aus Frankreich? Wie gefallen euch die Frankreichiſchen Weiblein? Der Ritter vor großer Freud, der Herzogin nicht wol antwort geben kundt, doch zu lezt der Herzogin antwortet: Allergnädigſte Fraw, euwern Gnaden viel newer Meer zu ſagen, deren ſeynd mir nicht viel zu wißen. Aber daß mich euwer Gnad fragen thut von ſchönen Frawen, deren hab ich warlich kein acht gehabt. Wie, ſprach die Herzogin: Mein lieber Galmy, ich hab euch doch je vnd allweg für einen getrewen vnd rechten Frauwendiener gehalten, vñ ſaget, jr kein acht auff ſie haben, mit ſolchen worten nam die Herzogin den Ritter bey ſeiner Hand, mit ihm Zirkels weiß in dem Garten ſpatzieren gieng, fieng erſt an auff ſolche meynung mit ihm zu reden. Ach mein allerliebſter Ritter, wie haſtu an deinem Herzen mögen haben, daß du ſo lang deinen allerliebſten Friderichen vnd mich hie in Britannien gelaßen haſt, vnnd vns keinerley Bottſchafft, wie es doch vmb dich ſtünde, zuwißen gethan, wie haſt du mich, die dich ob aller Welt lieb hat, in ſolchem ſehnen vñ verlangen mögen laßen, nun meyn ich doch, ich dir für allen andern Weibern lieb ſeyn, ſo anders ſich dein Herz nit erſt in Frankreich verkehret hat. Warlich, ſolt mir glauben, mich viel ſorg vnd angſt deinet halben in deinem abweſen vmbgeben hat, den kein Nacht vergangen iſt, du mir in meinem Schlaff, jezt frölich denn trawrig, erſcheinen theteſt. Darumb ich denn zu mehrmalen nach Friderichen deinem Geſellen geſchicket, welcher mir allzeit einen guten troſt geben hat. Der Ritter nicht länger dulden mocht, daß die Herzogin alſo mit ihm redet, zuhand anfieng, alſo ſprach: Auch mein Außerwehlete, allerliebeſte Frauwe, mich thut nicht wenig bekümern, daß mich euwer edles Herz in ſolchem vbel verdenket. Nun ſey deß Gott mein zeug, daß ich keine Stunde ewer ſchönen vnd adelichen Tugendt nie vergeßen hab. Ja, was mir zu handen gangen, ich allweg zů vor gewünſchet hab, euch ſolches zuwißen, da ich aber ſchon gern ewer Gnaden meiner außerwehlten Frauwen etwas entbotten hett, mir keines wegs müglich geweſen iſt, ehe ſonder großen argwon zu wegen zu bringen. Jr ſolt wißen, mein allerliebeſte Fraw, daß alles das, ſo ich gehandelt hab, in euwerem gefallen beſchehen iſt, hab auch zu allen zeiten krafft vnd ſtärke genugſam gehabt, ſo ich an euch gedacht hab. Als ich mich zu dem Stechen vnd Thurnier rüſten thet, euwer Liebe zu allerzeit inngedenk war, glaub auch mich alles glücks, ſo mir zugeſtanden ſey, von euch kommen ſeyn. Mich wundert doch, was mir zu ſchwer ſeyn wolt, denn ich an euch gedächt, daß ichs nit beſtehen dörfft. Darvmb allerliebſte Fraw, wöllet dieſen Ring von mir nemmen, welchen ich in euwerem dienſt erlanget hab, Gott wolt, müglich geweſen wer, daß jr ſolchs ſelbs hetten mögen ſehen, Die

Herzogin den Ring von dem Ritter mit groſſen Freuden nemmen thet, ihn an ihr ſchneeweiſſen gedrungenen Fingerlein ſtieß, Edler Ritter, ſprach ſie, mich warlich nicht mehr bekümmern ſoll, das, ſo ich dir vorgehalten hab, Dieweil ich dich doch in ſolchen trewen ſpüren thu; hab auch von deiner Mannheit gnugſam, ehe denn du wider herkommen biſt, verſtanden, mit was groſſem Lob du auß Frankreich geſcheiden ſeyeſt. Der Ritter ſprach: Ach mein liebſte Fraw, es iſt nit ohn, daß mir die beſte Gab auff dem Stechen für andere Ritter vnd Grafen zugetheilt worden iſt, wiewol man mir ſie vielleicht mehr auß Gunſt denn vmb verdienſts willen geben haben möcht. Aber was ich in Frankreich erlangt hab, ewer Tugendt vnd Liebe ein vrſach iſt, Ich ſey wo ich wöll, vnnd ich an euch mein allerliebſte Fraw gedenken thu, mir nicht trübſal zu handen gehen mag, ſonder alles mein thun vnnd laſſen lauter Glück iſt, wie es ſich denn zum öfftermal begeben hat, Die Herzogin zu dem Ritter alſo ſprach: Mein außerwehlter Ritter vnnd allerliebſter Freundt auff Erden, dein Liebe vnd Trew gegen mir nicht not iſt probieren, denn ich dich zu allerzeit, als einen waren rechten liebhaber geſpüret vnd erkennet hab, damit du warlichen mein Herz gefangen haſt, Gott wolt, daß wir on alle ſorg vmb einander wohnen möchten, damit wir vns in keinem wege verdächtlich möchten machen. Aber ich hoff die Zeit ſoll noch kommen, in welcher ich dich nach meines herzen willen vnd begeren anſchauwen mög, ſolches ward auch Galmy der Ritter von herzen wünſchen. Als ſich nun die zwey liebhabende Menſchen nach ihrem wunſch vnd willen erſpracht hatten, vnd ihn die zeit nit länger vergönnen wolt, bey einander zu bleiben, Sie beyde wider an das ort, da ſie Friderichen vnnd die zwo edlen Jungfrauwen gelaſſen hatten, giengen, die denn ihr kurzweil auch mit dem Edelmann gehabt hetten, mit mancherley ſchimpfflichen worten, der Ritter vnd die Herzogin nit weit von ihnen geweſen waren, alſo daß Friderich ſeinen Geſellen ſtätigs in ſeinem Geſicht behalten hatt. Als nun die Herzogin ſambt dem Ritter wieder zu jm kam, der Ritter vrlaub von der Herzogin begeren thet, jr ſeine Hand bot, alſo ſprach: Gnädige Fraw, ich bitt euwer Gnad, wolle mir mein Geſchwätz, ſo ich gegen euwer Gnaden gethan hab, verzeihen. Ach mein Galmy, vielmehr ihr mir verzeyhen ſolt, daß ich euch ſo lang mit worten auffgehalten hab, denn mir ein groſſe freud geweſen iſt, daß ihr mir alle Sache, wie ſichs in Frankreich verlauffen, angezeigt habet. Mit ſolchen worten von einander ſchieden, Friederich ſich gegen der Herzogin neyget, vrlaub begert, mit ſeinem allerliebſten geſellen von dannen gieng, welcher wol zu muht war, als denn wel zu glauben iſt. Die Herzogin mit ihren Jungfrauwen noch ein gute zeit in dem Garten bleiben thet, ihnen deß Ritters mañheit offenbaret, wie er in Frankreich das beſt gethan hett, dardurch er denn drey köſtlicher Kleynot erlanget hette. Darab denn die Jungfrauwen auch ſonderliche Freude empfiengen. Hiebey wöllen wirs bleiben laſſen, vnd ſagen, was groſſen leyds (die ſo dem edlen vnnd theuwren Ritter wider waren) ab ſeinem lob, ſo er in Frankreich erholt hatt, tragen theten. Wie ihr denn nachgehends klärlich bericht werden.

Das

Das XIII. Cap.

Wie der vngütige Wernhard ſich heimlich zu ſeinen Mitgeſellen fügt, vnd was falſchen anſchlags ſie wider den Ritter erdachten, doch lezlich über ſie ſelbſt auß gieng.

Nicht lang nach ſolchen verloffenen Geſchichten, ſich eines Tages begeben thet, der ſchändliche Wernhard, welchen ſein vntreuwes falſches Hertz nim̄ermehr ruhen ließ, ſondern all weg trachtet, womit er doch dem Edlen Ritter ſein gut Lob außtilgen möcht, zu ſeinen Mithelffern kommen was, ſie all zuſam̄en rufft, ihnen auff ſolche meynung vorhielt. Ihr ſehet lieben Herren, mit was gunſt der Hertzog gegen dem Ritter Gawein geneigt iſt, darbey wol hören, was großen ehren er ihm täglichen zumeſſen thut, nichts mehr dann von ſeiner Mannheit vnd geſchicklichkeit reden kan, dardurch wir warlichen alle verkleint werden, zu ſorgen iſt, wo wir die ſach nicht fürkommen, er in kurzer zeit mehr gewalts, dann vnſer keiner an dem Hof, vberkom̄en wirdt, Darumb iſt noch mein endtlich will vnd meynung, wie ich mit euch geredt hab, ehe dann wir in Frankreich kommen ſeindt, wo jr mir dann behülflich ſeyn wöllet, ich den ſchalkhaftigen Schotten in kurzer zeit dahin bringen will, daß ſein lob vnnd ehr, ſo er in Frankreich angezündet hat, hie in Britannien gar außlöſchen muß. Solche falſche neydige Red die andern neydige ſeine Geſellen faſt gern horten, vnnd ward von ihnen faſt gelobet, ihm endtlich bey ihren treuwen verſprechen theten, daß ſie ihm mit allem fleiß darzu rahten vnnd helffen wellten. Sie begerten auch von ihm ſeinen anſchlag zu vernem̃en, mit was fugen er doch ſolchs vnterſtehen wolt zu wege zu bringen. Wernhard anfing auff ſolche meynung mit ihnen zu reden, alſo ſprach: Ihr meine lieben verwandten Geſellen vnnd Eydtgnoßen, euch allen iſt vnverborgen, Wie der König in Frankreich ein ſolch Herrlich ſtechen angericht hat, auff welchem der hochmütige Ritter das beſt gewunnen, dadurch er dann vielmehr denn zuvor ſich in hochmut vnnd hoffart erheben thut. So wer ſolches mein gut bedünken, daß wir alle gemeinglichen für den Herzogen giengen, vnd ihm erzehlten, ſenden Leben ſehr, und ihr mildes Klima bietet ihnen dabey die Hand. Alle **wohnen** nur in **Dörfern**, jedes von 20. bis 50 Gehöfden, und mit einem breiten ſteinernen Thurme verſehen, der ihnen bey Ueberfällen zur Vertheidigung, und Weibern und Kindern zur Zuflucht dient. Wann ſie feindliche Ueberzüge vorausſehen, verlaſſen ſie ihre Dörfer, und fliehen ins unzugängliche Gebürge, in welchem ſie unter Zelten, oft ohne Brodt und ihre gewöhnlichen Lebensmittel ſind. Nicht immer finden ſie nach der Gefahr ihre Dörfer, ſondern nur Brandſtellen wieder, welches bey ihnen aber deſto weniger ſagen will, da das Verſetzen derſelben nicht ungewöhnlich iſt. Die gemeinen **Wohnungen** ſind geringe hölzerne Hütten, und nicht wenig Familien behelfen ſich in den Dörfern mit weißen Filzjurten. **Fürſten- und Ritter-Sitze** werden Kabaken genannt. Die mehreſten ſind von Holz, wenige von Stein, ſchlecht gebaut, und meublirt. Um dieſelben ſtehen die Hütten und Zelte der Hofleute und Knechte, Ställe für Pferde ꝛc. Die **Tchſerkeßen**, die in allem, was die Lebensart betrift, voraus ſind, wohnen auch beſſer, und halten ihre Wohnungen netter, wie ihre Nachbaren.

Die **Ambarliner** oder Thalleute haben geringe Winterdörfer, und nomadiſiren des Sommers den Baſchkiren gleich unter Zeltern, die ſie aber meiſtens nur mit Schilfmatten und ſelten mit Filzen bedecken.

Die **Hauptgewerke** der Kaukaſer beſtehen in **Ackerbau** und **Viehzucht**, viele treiben auch gemeine Profeßionen und Handel. In ihrem warmen Lande wiſſen ſie nichts von Winterkorn, daher bauen ſie Gerſte, Haber, Hirſe, etwas Flachs, vielen Toback und an einigen Orten vorzüglich Reis. Die **Kumucken** haben auch Baumwollen **Pflanzungen**, und gewinnen Seide. Alles trägt reichlich.

was nutz es vns bringen würde, ſo ſein Gnad vns hie in Britannien auch ein ſtechen zurichtete, daß wir vns auch in Mannlichen vnd Ritterlichen dingen vben theten, vnd wo vns ſeine Gnad behülflich ſeyn wolt, vnd etwas bevor geben, wolten wir dann zuſammen ſchieſſen, vnnd auß ſolchem zuſammen gelegten Gelt etlich Gaben außtheilen, damit die ſo das beſt thun würden, begabt werden möchten, Wann das ſtechen angieng, ſo müſt Galmy ſchanden halben auch vnter ſtehen ſein Mannheit, die er in Frankreich geübt hat, alhie in Britannien zu gebrauchen. Wann ſichs dann begeb, daß Galmy auff die ban kåme, daß denn ein jeglicher ſein Mannheit gegen jm gebrauchen ſolt, auch an jm kein mangel nicht haben müſſen. Dann ich ihn zu allerförderſt anwenden wolt, vnd ihn vnterſtehen zu ſchanden zu bringen, vñ ob ſchon (ſprach Wernhard) ich jm zu ſchwach ſeyn würde, daß mir gegen ihm nicht nach meinem willen gelingen thet, ſo ſeindt doch euwer noch vier, welche meiner vnd deß Ritters ſtårke wol zwo haben, er euch warlich kein widerſtandt thun wirt, Wiewol ich mich nichts vor jm beſorg, meyn auch, ich wölls bald mit ihm außmachen. Datumb lieben geſellen, wann euch mein anſchlag gefellt, möget jr wol von ſtund an mit mir gehen, dann ich meinen Herrn jezt ganz müßig weyß zu finden. Dieſe Red ihnen allen gemeiniglich wolgefallen thet, mit einander für den Herzogen kamen. Wernhard von jrer aller wegen anfieng mit dem Herzogen zu reden, Allergnädigſter Herr, ich euwer Fürſtlichen Gnaden vnterthäniger Diener, ſtehe hie, von wegen ewers ganzen Hofgeſinds vnd bitt ewer Gnad ein groß wolgefallen daran haben werd. Der Herzog, welcher dann ein freundtlicher vnnd gütiger Fürſt war, antworten: Mein liebẽ vnterthanen, wie jr hie vor mir erſcheinet, ſagt frölich nach euwerm begeren, was euch geliebet, kan ich euch behelffen ſeyn, wil ich mich nicht ſparen.

Das XIIII. Cap.

Wie der neydige Wernhardt, mit ſampt ſeinen geſellen für den Herzogen kompt, an ihm begerten ein Stechen zu zurichten.

Wernhardt anfieng vnnd ſprach: Gnädiger Herr, euwer Gnad gut wiſſen tregt, was herrlichen Stechens in Frankreich geweſen iſt, mögend auch wol ermeſſen, was nutz vnnd frucht darauß (den edlen Rittern vnd Knechten) erwachſet, Dann ſo ſie ſich in ſolchen Ritterlichen vnd Mannlichen Tugenden vnd geſchäfften vben, ſich in allweg, ſo ſichs begiebt, deſto vnverzagter beweiſen. Darumb allergnädigſter Herr, ſo haben wir vns deß zuſammen verpflicht, wo euwer Gnad vns ein Kleynot zuvor geben will, vnnd vns ſolchs geſtatten, wöllen wir in gemein zuſam̃en ſchieſſen, vnnd den jenen, ſo das beſt thun, zu ihrer beſoldung etlich Gaben verehren. Jedoch ſol der, ſo vor Frawē vñ Jungfrauwen den Preiß behelt, das beſt davon bringen, Wie dann dz Frankreichiſch ſtechen auch geordnet geweſen iſt. Wo nu ewer Gnad vns ſolcher bitt gewehren thut, wöllen wir vns ingemein ſo redlich darein ſchicken, daß jr groß wolgefallen daran haben ſolt, mit ſolchē wortē Wernhard ſein Red beſchlieſſen thet. Dem Herzogen der falſche anſchlag verborgen war, dem Edelmann auff ſeine Red antwort gab, Wernhardt dein bitt, ſo du von wegen deiner geſellen an mich langſt, ich dich gänzlich gewehrē will, mir auch ſonderlich wol gefellt, daß jr ſolchs begeret, Deßhalb jr dann morgen deß Tags wider vor mir erſcheinen ſollet, hie zwiſchen ich meinen Marſchalk, vnd andere meine Räht, darinn zu raht nemmen will, was ſie mir dann rahten, vnnd für gut anſehen, ich euch nicht minder, ſondern mehr geben will. Die andern alle, mit ſampt Wernharten, dem Herzogen groſſen Dank ſagten, mit vrlaub von ihm ſchieden, ihrem argen willen ſtätigs nachgedachten, aber jr anſchlag vber niemandts anderſt denn ſie außgieng. Der Edel Ritter vnnd ſein Geſell bey ſolchem anſchlag nicht geweſen waren, jn auch gar verborgen war, biß ſie das durch die Herzogin zu wiſſen ward. Deß andern tags, nachdem man den Imbiß vollbracht hatt, der Herzog gebeiten thet, dz niemands hinweg gehen ſolt, dann er jn allen etwas fürhalten wolt, alſo der Herzog mit ſeinem Hofgeſinde anfieng zu reden: Jr allerliebſten Vnterthanen, demnach ihr mir deß nechſten Tags alle gemeiniglich für habt gehalten, ein ehrlichen vnnd dapffern anſchlag, vnd ich euch auff heut ein antwort zu geben verſprochen hab, bin deß auch mit meinen Rähten vberkommen, daß ich euch willfahren ſoll, vnnd iſt diß mein endtlich will vnd meynung.

nung, daß ich euch allen ein reichliche Gab außgeben will, er ſey Edel oder Vnedel, Ritter oder Knecht, welcher dann drey Tag das beſte thun wirdt, dem ſoll ſie on alle irrung zugetheilt werden. Ich ſetz auch hierinn Vrtheil zu ſprechen, allen Edlen Frauwen vnd Jungfrauwen, ſo an meinem Hof ſeindt, vnnd ſo denſelben tag hie erſcheinen werden, welchem dann von jhnen der Preiß gegeben wirdt, ſol ſein genieſſen, Es ſol auch ein jeder ſich zum förderlichſten darzu ſchicken, dann auffs längſt in vierzehen Tagen das ſtechen anfahen ſoll, Jr wiſſet, daß jezt künfftig in vierzehen Tagen ein groſſer Jarmarkt ſeyn wirdt, auff welchem dann järlich viel frembder Edelleut, Ritter vnnd Knecht kommen, ſo will ich ſchaffen, dz in kurzer zeit ſolcher Thurnier außgeſchriebē werden ſoll, als weit dann mein Herzogthumb gehet, vnd alle die, ſo mir vnterworffen ſeindt. Es ſoll auch mein Marſchalck alles, ſo zu dem Thurnier gehörig, auffs aller förderlichſte zurichten, dañ hie nichts geſpart werden ſol. Darumb mein liebe Heren, ſo ſeyt Mannlich vnnd tapfer gegen denjenigen, ſo euch alhie in Britannien ſuchen werden, damit ihr nicht den wenigſten theil bey euch behaltet, So ſihet man, daß ihr euwer zeit nicht allein in Weibiſchen vnd vnritterlichen Dingen verzeret, als die Weiber in tanzen vnd dergleichen kurzweilen, ſondern man wirdt euch auch ſehen in dapffern vnd Mannlichen dingen gevbt ſeyn, mit dieſen Worten der Herzog ſein Red enden thet. Wernhardt, welcher dann der fürnembſte vnter ſeinen Geſellen war, anfieng zuförderſt dem Herzogen von ihrer aller wegen fleißigen Dank ſaget, darnach alſo ſprach: Allergnädigſter Herr, euwer Fürſtlich Gnad ſol deß vertröſt ſeyn, daß vns gar nichts von hinnen kommen oder geführt werden ſoll, Denn wir alle gemeiniglich vnſern müglichen fleiß anwenden wöllen, dz der mehrertheil an ewer Gnaden Hof den Preiß erwerben müſſen. Auff mein trew, ſprach der Herzog: Ich hörs faſt gern, wolts aber noch viel lieber ſehen, dann es mir warlichen ein ſondere freud bringen würde, ſo man ſprech: Ihr, als mein Hofgeſindt, vor allen andern den Preiß erlangt hette, ſolches mich warlich luſtig behalten würd, Alſo, daß ich auff ein ander zeit etwas dapfferes anrichten dörfft, Darumb jr alle gemeiniglich fleiß ankehren wöllet, damit euch doch nur das beſt bleiben thu, wo doch die andern hinkommen. Aber wo ihr alle deß gemüts weret, als Galmy der Ritter, wer nit not euch ſolchs fürzuhalten. Es hat euwer der mehrer theil geſehen, wz Mannlichen ſtechens er in Frankreich gethan, vnd dardurch erlangt hat, daß jm der Preiß vor allen andern zugetheilt worden iſt, auch das gröſt vnd beſt Kleynot da dannen bracht, Solche Red mancher vnter dem Hofgeſindt nicht vngern hort, welche dann Galmyen dem Ritter der Ehren wel günten. Die andern aber, als Wernhart mit ſeinem anhang, ganz kleine Freud darab hatten, Wernhardt, dem ſein Herz in neidt vnnd haßz gegen den Ritter brannt, dem Herzogen auff ſein Red antwort, alſo ſprach: Gnädiger Herr, ich wil hoffen, euwer Fürſtlich Gnad hab der Ritter mehr, denn einen, Das wer mir faſt lieb, ſprach der Herzog, verhoff auch ſolches in kurzer zeit zu erfahren. Mit ſolchen Red ſie der Herzog geſchweigt, doch gaben ſie jm gemeiniglich zu verſtehen, daß ſie ſich alle mannlich vnnd dapffer wolten finden laſſen. Nach dieſen Worten vrlaub von dem Herzogen nammen, Demnechſt rüſt ſich ein jeder nach ſeinem beſten vermögen, als er kundt, vermeynten all das beſt zu thun.

Bey ſolchem Anſchlag aber Galmy vnd ſein Geſell Friderich nicht geweſen waren, war jnen auch noch gänzlich verborgen, ſie waren beyde in deß Herzogen Geſchäfften außgeritten. Solches aber der Herzogin vnverborgen war, Als ſie aber von dem Tiſch auffgeſtanden, ward ſie durch ihren Marſchalk deß anſchlags vnterrichtet, zuhand an ihren lieben Ritter gedenken ward, dem ſie ſolche Ding wol wuſſt verborgen ſeyn. Ach gedacht ſie; mein liebſter Galmy, were dir darvon zu wiſſen, ich weyß du dich fürderlichen her ſchicken würdeſt, damit du dich auch ehrlichen auff ſolchen Thurnier rüſten möchteſt, als denn von nöthen ſeyn wirdt.

Das XV. Cap.

Wie die Herzogin Galmyen dem Ritter die beſtimpte zeit deß ſtechens verſchreibt, vnd wie ſie an ihn begert, daß er ſich auch darauff rüſten ſol.

Ihr habt gehört, wie Galmy mit ſampt ſeinem Geſellen nicht zu Hof geweſen, als man von ſolchem Stechen zu red worden war, auch wie die Herzogin ſolchs durch den Marſchalk bericht ward, Deß andern Tags der Ritter nach dem Imbiß kommen thet, das die Herzogin bald vernam, zu hand ſich gantz einzig in jr Schlaffkam̃er fůget, Feder vñ Dinten nam, dem Ritter auff ſolche meynung einen Brieff ſchreiben thet. Mein edler Ritter vnd allerliebſter Galmy, deine Mannliche tugendt nicht gnugſam gelobt werden mag, ſie erſchallt auch im gantzen Britannien, alſo, daß menniglich vñ deinem ritterlichen vnnd tapffern Gemůt zu ſagen weyß. Nun wiß, mein allerliebſter Galmy, daß, dieweil du in meines Herrn geſchäfften außgeweſen biſt, haben die alle gemeiniglich, ſo an ſeinem Hof ſeindt, ein ehrliche bitt an jn gelangt, alſo, daß er jn vergůnnen wöll ein ſtechen allhie zu Wannes anzurichten, welches meinem Herrn ein groß wolgefallen geweſen, hat jn verwilligt ein ehrliche vñ reichliche Gab für ein gewinn außzugeben, und ſoll ſolches ſtechen auffs lengſt in vierzehen tagen gehalten werden, eins ſolchen ich von dem Marſchalk bericht worden bin. Darauff, mein allerliebſter Ritter, ich dich bitten will, wölleſt dich auch zu ſolchem ſchimpff rüſten, vñ dein Mannheit, ſo du in Frankreich bewießen haſt, hie in Britannien auch ſcheinen laßen, vnd mir deinen willen auffs bäldeſt zu wißen thun, Doch ſoltu mir ſolchen deinen brieff bey einem andern dann dieſem boten ſchicken, mir iſt jezt nicht müglich ein andern zu haben, dieweil dein liebſter Friderich nicht anheymiſch iſt, hoff aber er baldt kom̄en werd, bey demſelbigen kannſt du mir deinen willen kundt thun, Were dann ſach, dz du dich auff ſolche kurzweil zu rüſten willē hetteſt, ich dich reichlich darzu begaben ſoll. Hiemit mein Galmy, wolleſt dich wolgehaben, vnd gedenk was groſſen wolgefallens du mir thun wirſt, ſo du meinem Raht folgeſt. Gott pflege dein in geſundtheit. Die Herzogin dieſen brieff zu mehrmalen leſen thet, vnnd darnach mit einem Wachs verſieglet, zu hand jn in ein ſchönē ſeidenne Schleyer wicklet, zu jrer Kam̄ermagdt (welche der Herzogin vor der Kammer wartet) gieng, ſie nach des Ritters Buben ſchickt, welchen ſie zu hand finden thet, ihn zu der Herzogin bracht, Die Herzogin den Knaben einzig zu jr in die Kammer gehen hieß, alſo anfieng mit ihm zu reden. Nimm hin, ſprach die Herzogin, dieſen lich: Wein wächſet im Gebürge wild, wird aber nicht genutzet.

Die **Viehzucht** hat alle Vortheile, nur kann ſie der nahen Dörfer wegen nicht ſtark ſeyn. Es bedarf hier keiner Stall- oder Winterfütterung, ob es gleich dem Vieh ſehr gut thut, wenn man es ein paar Wintermonathe etwas unterſtützt. Die **Pferde** weichen den arabiſchen an Schönheit, Feuer, Gelehrigkeit ꝛc. wenig, wie denn ein zugeritten Pferd 100 und mehr Ducaten gilt, daher die Fürſten und Edelleute ſehr auf Stutereyen halten. Zu den Künſten der kaukaſiſchen Pferde gehöret, daß ſie ſich beym Auf- und Abſitzen auf die Knie legen, gewiſſe Wörter verſtehen u. d. gl.

Außer gemeinen **Handwerkern** haben ſie auch gute **Meiſter in Eiſenarbeit**, die gemeine und damaſcirte Säbelklingen, breite und eckigte Dolche, Panzerhemden, Meſſer ꝛc. alles in türkiſchem Geſchmack verfertigen. Die **eckigten Dolche** dienen durch die Ringe der Panzerhemden zu ſtoßen, und ſind zum Theil, damit die Wunden tödlich werden mögen, von arſenicaliſchem Stahle verfertiget. Eiſen kaufen die Kabardiner von Rußland, einige aber ſchmelzen es aus eigenen Erzen. **Pulver** machen ſie auf Handmühlen. Ueberhaupt beſitzen ſie wenig mechaniſche Einrichtungen, doch haben ſich einige Fürſten durch Ruſſen Kornmühlen bauen laſſen. Das **Frauenzimmer** ſpinnet und webet überall Leinewand, baumwollene Zeuge und gemein wollen Tuch. Hie und da findet man auch eigene nicht ungeſchikte Weber.

Sie **handeln** nach Rußland, Georgien, Perſien und der Türkey mit Pferden, Schaafen, Häuten, Lämmerfellen, Talch, Butter, Honig, Wachs, Getraide, Baumfrüchten, Baumwolle, Safran, Saflor, Säbeln, Dolchen ꝛc.

Schleyer mit ſampt dieſen Brieff, ſo darinn iſt; vnnd ſag deinem Herren, daß er forthin meine Jungfrauwen vnbeleidiget laſſen wölle, mit ſchenken vnd mit brieffen, dann wo ein ſolches mehr beſchehe, ihm groß vnruhe darauß entſtehen ſol. Deß Ritters Reitbub in großen ſorgen vor der Herzogin ſtund. Als ihm nun die Herzogin erlaubet, ſchnell gieng, da er ſeinen Herren in ſeinem Gemach zu finden meynet, als auch geſchahe, wie jr dann hören werdt.

Das XVI. Cap.

Wie deß Ritters Reitbub dem Ritter einen brieff bringt von der Herzogin, was groſſer Freud er darvon empfinge, vnd wie er der Herzogin ein andern Brief ſchicket.

Der Bub in großen ſorgen war, nicht wußt, ob er ſeinem Herrn dieſe Bottſchafft ſagen wolt oder nicht; ſtetig forchte, er ihn erzürnen würde. Doch zulezt gedacht, die Bottſchafft nach der Herzogin geheiß zu werben, zu dem Ritter kam, welchen er in ſeinem Gemach fand, mit erſchrockenem Herzen anklopffet, der Ritter zu hand die Kammer öffnet, wol ſahe, daß ihm der Bub gern etwas geſagt hett, vnd ihm aber vor forcht wegen ſolches nicht ſagen kundt, der Bub ihm das zuſam̃engelegt Tüchlein geben thet, kein Wort ſprach. Der Ritter mit lachendem Mund zu dem Knaben ſprach: Wo kompſt du ſo ſtill mit dieſem Seidenſchleyer her? Der Knab mit erſchrockener Stimme anfieng, Edler Ritter, es hat mich mein gnädige Fraw beſchicket, vnd mir ſolches tüchlein geben, vnd mir euch zu ſagen befohlen, ihr ſolt euch forthin maſſen, vnd ſein gänzlich abſtehen, ihr Jungfrawen mit ſchenken oder Brieſen anzufechten, Wo aber ſolches mehr beſchehen, ſolt ihr dardurch in groß vngnad gegen ihr kommen, dieſe Bottſchafft mir ſchwer geweſen iſt außzurichten, dieweil aber mein gnädige Fraw mich darzu genötet hatt, bitt ich euch Edler Ritter, mir ſolchs zu verzeihen, der Ritter mit freuden dem buben dz Päcklein abname, wol gedachte, die Herzogin ſolches vmbs beſten willen gethan haben, zu dem Knaben ſprach: Gehe hin, vnd ſo dein die Herzogin anſichtig wirdt, weiter mit dir reden thet, ſo ſag jr, du mir alle

Ding nach jrem befehl geſagt habeſt, vnnd ſprich: Ich wölle mich hinfürter vor ſolchem vnd anderm hüten, das wider ihr Gnaden gefallen ſey. Der Knab frölich vnd wol zu mut von dannen ſchiedt, jm leyd geweſen wer, dz er der Herzogin wieder vnter Augen kommen ſeyn ſolt. Darumb er ſich mit fleiß anderer weg gebrauchen thet, Der Ritter die Kammer wol verriegelt, ſich auff ſein Bett niderſetzte, das Tüchlein mit ſampt den brief leſen ward, groß freud empfing von dem zukünfftigen ſtechen. Der Ritter zu ihm ſprach: Wol mir, daß ich die ſtund erlebt hab, daß mich ein Edle Herzogin in ſolcher wirdigen handlung bitt vnd mahnet, auch ſich erbeut, mich zu ſolchem ſtechen zu rüſten, damit ich mich köſtlichen darzu richten vnd ſchicken mög, ihm leg auch faſt an, daß die Herzogin ſeines ſchreibens begeren thet, offt wünſchet ſeinen liebſten Felderichen bey ihm zu ſeyn, damit er ihm ſein bottſchafft enden möcht. Nun möcht einer fragen, ob die Herzogen ihren Herren auch von Herzen lieb gehabt hat? Darzu ſprich ich, ja, von ganzen Herzen, vñ mehr denn zu glauben iſt. Nu ſprichſt du, wie mag doch das müglich ſeyn, dieweil ſie dem Ritter alſo freundtlich zu ſpricht, vñ ihm ein ſolchen Brief zu ſchreibt, vnnd ſich zum offternmal mit ſolchen freundtlichen Worten gegen ihn beweiſet, wie dann offt gemeldt iſt? Darüber antwort ich, vnd ſage alſo: Daß die Herzogin nicht andere Lieb zu dem Ritter getragen habe, dann wie ein Schweſter gegen ihrem natürlichen bruder, deß gleichen der Ritter gegen ihr. Ich glaub auch, daß der Herzogin die trew des Ritters ſo lang hernach an ihr bewieſen ward, jr in ihrem Herzen vorgebildt ſey. Dann als ſie vom ganzen Britannien verlaßen ward, kein Hülff, troſt, noch zuflucht zu keinem Menſchen mehr hett, ward ſie von ihrem Ritter von dem brennenden Fewer vnd grimmigen Todt erlöſt, der ſich doch keinem Menſchen zu erkennen gab, Ja von ſeiner allerliebſten Herzogin keines wegs erkennet ward, mit einem Ritterlichen Kampff die Herzogin von ſolcher not erlöſet. Das laſſen wir alſo bleiben, vnd ſagen weiters von dem Ritter, welchem ſtetigs anlag, der Frawen willen zu vollſtrecken, zuhand nieder ſaß, anfieng einen brieff zu ſchreiben auff ſolche meynung. Ich wündſch euch, allergnädigſte Fraw, viel glücks vnd geſundheit, jr ſolt wiſſen, daß mir ewer brieff tauſentfeltige freud gebracht hat, Daß mich aber ewer Gnad bitten, daß ich mich in eim ſolchen ehrlichen ſtechen auch brauchen wöll, mich ganz on not ſeyn daucht, Dann ihr ſölt wiſſen, allerliebſte Fraw, daß ich mich allzeit in euwerem gebott verpflicht haben will, darumb jr mir mit voller macht zu gebieten habt. Dann euch allerliebſte Fraw vnverborgen iſt, daß ich mich gern zu aller zeit nach euwerem dienſt vnd wolgefallen richten vnd ſchicken wolt, wo mir vnderſt müglich were, ſolches zu wiſſen, ſollet ihr mich allerliebſte Fraw, zu aller zeit willig finden, Ja, ob ich mich ſchon von euwert wegen in den Todt geben ſolt, mir warlich nicht zu ſchwer ſeyn würde. Darumb, allerliebſte Fraw, ſolt ihr wiſſen, daß mein endtlich will vnd meynung iſt, mich mit ernſt euch zu gefallen in dieſen Thurniek zu rüſten, verhoff auch mehr Mannheit vnnd Preiß hie in Brittannien dann in Frankreich zu erwerben, Dieweil ich euch, allerliebſte Fraw, zugegen weyß, welche mir mein Herz vnd Gemüt nach jrem gefallen regieren mag. Hiemit ſeyd Gott dem Herrn in ſeinem ſchirm befohlen, Gott wolt, euwer Gnad mein [illegible] wes Herz erkennet. Mit dieſen Worten Galmy der Ritter den brief beſchlieſſen thet, mit ſeinem Ring verſieglet, Zuhand gieng zu erfahren, wo er den Edelmann ſeinen Geſellen finden möcht, welcher noch nicht kommen war, das ihm dann groß leyd bringen thet, Doch nicht lang ſtund, Friderich ſein getrewer vnd liebſter Freund geritten kam.

Das XVII. Cap.

Wie Galmy der Ritter der Herzogin ein Briff ſchickt, bey Friderichen ſeinem lieben Geſellen.

Nicht lang darnach, als Galmy der Ritter ſeinen Brieff geſchrieben hatt, ſeinen lieben Geſellen Friderichen ſuchet, ihm die Bottſchafft zu befehlen. Zuhand Friderich geritten kame, Galmy jn freundtlich empfangen thet, zu ihm ſprach: Ach mein allerliebſter Friderich, dein außbleiben mir warlich lange weil bracht, aber dein zukunfft mich zum theil wieder erfrewet hat, Darumb ſitze ab, vnd komme mit mir, dann ich ein nötige vnd groſſe bitt an dich habe. Friderich zu hand von ſeinem Pferdt abſaß! mit ſeinem Geſellen gieng, ſein anſchlag von ihm zu vernemmen. Als ſie nun mit einander an heỳmliche vnnd ſichere ort kamen, Galmy mit ſampt ſeinem Geſellen ganz einig waren, Der Ritter den Brieff, ſo ihm die Herzogin geſchickt hatt, ſehen ließ, alſo anffing. Mein allerliebſter Bruder vnnd Freundt, ich bitt dich, wölleſt dieſen Brieff ſelbſt leſen, vnd demnach mir in ſolcher ſach berahten vnnd beholffen ſeyn, Der getrewe Friderich zu hand den Brief leſen thet, alle Sach des Thurniers halben darauß bericht ward, auch der Herzogin willen vnnd meynung darauß verſtehen thet, mit ſeinem Geſellen auff ein ſolche meynung reden ward: Mein allerliebſter Galmy, es thut dir warlichen not, daß du weißliche vorbetrachtungen hierinnen habeſt, damit die Ding nicht lautbrecht werden, Dann fürwar ein groſſe ſorg darauff ſtehen wirdt, nach meinem bedünken möcht ſich die ſach dermaſſen eynreiſſen, daß ihr nicht leichtlich zu widerſtehen ſeyn würd, laß dich gegen keinem Menſchen ſolchs merken, er ſey wer er wöll, Wem wilt du mein Galmy doch dieſen deinen Brieff geben, dem du die Sach vertrauwen dörffeſt, mich wölleſt wiſſen laſſen? Galmy der Ritter ſeinem Geſellen antwort gab, vnnd alſo ſprach: Ach mein allerliebſter Friderich, was vrſacht dich doch zu ſolcher Frag? nun tregſt du gut wiſſen, daß ich in ſolchem handel keinem Menſchen nie ſolche Lieb von mir gemerkt oderfahrt. Darum̃ ich dann kein andern Boten weyß dann dich, der du ein vrſach biſt meiner geſundheit, Bitt dich, mir ſolches nicht verſagen wölleſt, vnnd dich forthin als ein treuwen Freundt erzeigen. Friderich ſeins Geſellen will vnnd meynung wol verſtanden hatt, alſo ſprach: Mir iſt warlich mein Galmy nicht ein klein kümmerniß, daß du mit ſolcher groſſen Liebe gegen meiner allergnädigſten Frauwen behaftet biſt, dieweil ich ſtätig ſorg tragen muß, dir etwas widerwertigkeit darauß erwachſen. Dann ich betracht vnd gedenk daß niemands ſonder freundt vnd feindt auff dieſem Erdreich lebet. Darumb meine gedanken ſtetigs in ſorgen für dich ſtehen, dz ich förcht, die falſchen kläffer dir etwas widerdriß zufügen werden. Deßhalb ich dich bitten will, dich mit höchſten Fleiß darvor bewaren wölleſt, vnd ſonderlich vor denen, ſo du Feindſchafft gegen dich tragen ſpůreſt. Dz aber du mich zu einem Botten außerleſen haſt, ich dir keins wegs abſchlagen kan, will auch mit geneigtem Willen dir ſolches außrichten. Der Ritter jm den Brieff gab. Friderich ſich ſchnell in ſein Gemach füget, Stiffeln vnd Sporn abzog, zu förderſt ſeines Herrn Geſchäfft außrichtet, etliche Brieff, ſo dem Herzogen zu ſtunden, vberantworten thet, darnach in das Frawenzimmer kam, die Herzogin vnter jren Frawenzimmer ſitzen fand, welche auff einer Harpffen ſpielen thet, dann ſie in der Muſica mehr dann einem Weib müglich ſeyn ſolt, erfahren was. Die Herzogin deß Edelmanns bald wargenommen hatt, jn zuhand zu ihr nieder ſchuff zu ſitzen, ihn newer Mähr fragen thet, ein freůndtlich geſpräch mit Friderichen vor ihren Jungfrauwen hatt, jm auch den Thurnier zu wiſſen thet, ihn fraget, ob er noch nie darvon erfahren hett. Friderich antwortet der Herzogin, vnnd ſprach: Gnädige Fraw, ihr ſolt wiſſen, daß mich der anſchlag von ſolchen ſtechen ſehr erfrewet, bin auch nicht ſo bald von meinem Gaul geweſen, mein allerliebſter Ritter vnnd freundt mir das mit groſſen freuden geöffnet hat, welcher ſich dann mehr darauff freuwet, dann keiner an dieſem Hof. Dann er endtlich deß willens iſt, das beſt darauff zu thun. Die Herzogin ſo bald ſie die Red von dem Edelmann vernam, zu hand wol abnemmen mocht, daß ihn Galmy der Ritter einen andern brieff ihr zu bringen geben hatt, die Harpffen, ſo ſie an jrem Arm hatt, von ihr leget, den Edelman bey ſeiner Hand nam, in dem Saal mit jm auff vnnd ab ſpatzieren gieng, jn heymlich nach dem Brieff fraget, Friderich, der Herzogin den Brieff ſo verborgen vberantwortet, daß ſein niemands an jnen beyden gewaret. Als nun Friderich ſeins Geſellen Geſchäfft gäntzlich ausgerichtet hatt, zuhand vrlaub von der Herzogin nam, dem ganzen Frawenzimmer gnadet, von dannen andern Geſchäfften nachgieng. Nicht lang darnach die Herzogin allein in jr Kammer gieng, den Brieff mit groſſen Freuden leſen ward, die meynung des Ritters ihr groß Gefallen bracht. Als ſie nu den Brieff mit gantzem fleiß geleſen hatt, ſie ſich ſchnell bereitet dem Ritter ein andern Brieff auff nachlautende Meynung zu ſchreiben.

Das

und ziehen dagegen Metalle, feine Laaken, ſeidene Zeuge und andere Manufakturprodukte, Pelzereyen, feine Leinwand, allerley kurzen Kram, Zucker ꝛc. Gewöhnlich handeln ſie durch Tauſch, aber auch für Geld, welches ſie, da ſie ſelbſt nicht Münzen, nach dem Gewicht an Silber oder Gold, ohne auf das Gepräge zu ſehen, rechnen, von Dukaten und einigen andern Münzen aber Gewicht und Werth als bekannt annehmen. Bey aller ihrer Neigung zu Hintergehen iſt der Handel mit ihnen für Fremde ſehr vortheilhaft. Man kann faſt die Räubereyen an Menſchen und Vieh unter die Gewerbe einiger zählen. Sie geſchehen beynahe öffentlich, und der gute Ausgang macht dem Wagehalſe Ehre. Nicht ſelten nehmen Fürſten Theil an denſelben, oder theilen mit den Räubern. Sie ſchonen ſich untereinander nicht, am meiſten beſchweren ſie die Georgianer und nogaiſchen Tataren, die letztern aber bleiben ihnen wieder nichts ſchuldig. Ein vorzüglicher Gegenſtand ihrer Räubereyen ſind ſchöne Mädchens und Weiber, die ſie, oder ihre Fürſten zu Kebsweibern machen, oder an die Armenianer verkaufen, die ſie den Harems der Türken, unter dem Namen von Chriſtinnen liefern. Der berüchtigte Handel mit tſcherkäßiſchen Mädchens iſt zwar übertrieben beſchrien, aber doch keine Erdichtung. Kleemann, (Reiſe nach der Krimm,) einer der neueſten und zuverläßigſten Reiſenden, verſichert, daß die Tſcherkaſſen nebſt Vieh, auch ihre Kinder nach Kaffa bringen, und für eine junge, ſchöne rothhärige Dirne 6, bis 7000 türkiſche Piaſter erhalten. So viel können nur reiche, und reichere Männer, als den Frauenzimmern in ihrem Vaterlande zu Theile werden konnten, bezahlen, daher dieſe Opfer der Wolluſt wenigſtens gute Tage zu hoffen haben.

In der Kleidung ſind bey ihnen die Abweichungen nicht größer, als bey uns. Alle gehen in langer mor-

Das XVIII. Cap.

Wie die Herzogin dem Ritter ein andern Brieff ſchreibet, vnd jm etlich Kleynot ſchicket, Vnd wie ſich der Ritter ſo köſtlich auff das ſtechen rüſten thet.

Die Herzogin, demnach ſie gründtlich bericht worden war, zuhand in ihrem Gemach einen Brieff anhub zu ſchreiben. Dein Brieff, Edler Ritter, mir durch deinen lieben Friderich vberantwort worden iſt, welchen ich vom anffang biß zum ende fleißig geleſen hab, mir warlich nicht wenig freüd bringen thut, inſonders ſo ich vernimb, dich alſo mit groſſen freuden zu dem Thurnier ſchicken, zu welchem ich dir berahten vnnd beholffen ſeyn will, ſchicke dir hiemit ein bargelt, mit dem du dich noch notturfft auff den Thurnier rüſten magſt, deßgleich die Seiden binden, die ſolt du von meinet wegen auff deinem Helm führen. Hiemit Edler Ritter, wölleſt dich wol gehaben, vnd meiner bitte ingedenk ſeyn. Als nu die Herzogin ſolchen Brieff geſchrieben hen vnnd beſchloſſen hatt, nam ſie das Gelt, vnnd die Seidene Binde, welche an jedem ort ein ſchöne Trew, von Golt vnnd Perlin geſtickt, mit ſubtiler arbeit, vnd ſonſt an allen enden mit güldenen Sternen gezieret war, Die binde war von ſchöner köſtlichen blauwen Seiden, darauß das Gold lieblich erſcheinen thet, das alles die Herzogin zuſammen in ein ſubtiles Trühlein verſchlieſſen ward, zuhand nach Friedrichen dem Edelmann ſchicket, der zuhand zu jr kame, die Herzogin jhn die Laden mit ſampt den andern dingen ſeinem Geſellen zu bringen verſchaffen thet. Friderich ſich nicht lang ſaumet, ſeinem Geſellen das Lädlein vberantwortet. Galmy die Ding alle darinn fande, groſſe freud darvon empfahen ward, ſich zu hand anfieng nach allen ſeinem vermögen, auff die Hochzeit oder Thurnier zu rüſten. Ein ſchönen Gaul welcher zu ſolchen ſchimpff offt gebraucht war, zuvor hatte. Der Ritter ließ ſich in ganz blaw kleyden, ein ſchöne blawe Decken auff ſeinen Gaul zu richten, vnnd an jede ſeiten ein köſtlich Trew mit ſeinem Golde vergülden, Darzu die Decken allenthalben mit gülden ſternen kleyden, deßgleich hinden vnd fornen an ſeinem Harniſch, an beyden enden ein köſtlichẽ Trew malen, ſo war ſein Schurz von einem blauwen Kermeßin, mit güldẽ Sternen gemengt. Der Ritter führet auch nachgehends die weil er lebt für ſein Liberey ein Trew, hinten vnd fornen. Als nun der Tag ſich jetzundt nähern thet, Galmy der Ritter ſich zum offternmal mit ſeinem Pferdt probieret, vnd ſeinen Gaul nach aller notturfft dummeln vnd muſtern thet.

Das XIX. Cap.

Wie Galmy der Ritter deß erſten Tags den Preiß behielt, vnd wie es hernach gienge.

Nun habt ihr wol gehöret, mit was fleiß ſich Galmy der Ritter zu dem Thurnier ſchicken thet. Als nun die Zeit vnd Tag kommen war, vnd jezt viel mächtiger Herrn, Ritter vnd Knecht, auff dem Thurnier erſcheinen. Der Marſchalk auch mit groſſer köſtlichkeit alle ding zugericht hatt, der ort vnd platz, da man das Stechen halten ſolt, auff einen ſchönen

nen grünen Anger gelegt ward, auff welchem die Schranken auffgeſchlagen waren, da ſahe man viel ſchöner Gezelt, mit deß Herzogen Wappen auffgeſchlagen, Vnter den köſtlichſten ein ſchöner Sitz auffgericht war, vnter welchem die Herzogin mit ihrem Frauwenzimmer, vnd andern ſchönen Edlen züchtigen Frauwen ſitzen thet, Vnter dem nechſten vnd köſtlichſten nach demſelben der Herzog mit etlichen ſeinen Rähten ſaß, auch andern Fürſten vnd Herrn. Darnach die frembden Edlen Frawen vnnd Jungfrauwen nach ordnung geſezt wurden, Da ward jedermann nach ſeinem Stande ehr bewieſen. Zuhand hort man die Trommeten in aller Statt ertönen, vnnd ward jedermann zu dem Thurnier gemahnet. Die Herolten menniglich die ordnung deß ſtechens zu wiſſen theten, zuhand war verordnet ein mächtig Volk zu Fuß wol gerüſt, dieſelben in einer ſchönen ordnung auß der Statt gezogen kamen, in mitten deß zugs einer auff einem weidlichen Hengſt in einem ganzen ſchönen Küriß angethan war, demſelben trugen zween junge Edelknaben vor, Der erſt eine ſchöne Silbern blatten voller Gülden, Der ander nach jm ein köſtliche ſchwere Ketten von guten Gold, vnnd ward der Thurnier oder ſtechen alſo auß geruffen, welcher den erſten Tag den Preiß vor menniglich behalten würde, dem ſolt die Blatten mit den Gülden zugetheilt werden, welcher dann deß andern Tags das beſte thet, dem ſolte die Ketten zu ſeinem Gewinn gebüren, vnd am lezten Tage ſolt der Hengſt mit ſampt dem Küriß, ſo der anhatt, der darauff ſaß, für ſein Gab, dem, ſo den Preiß behielt, geben werden. Wo aber ſach wer, daß einer vnter ihn allen wer, der die drey Tag an einander das beſt thet, dem ſolten die drey Gaben on alles fehlen zugetheilt werden, Die jenen, ſo ſich zu dem Stechen gerüſt hatten, jezt gemeiniglich auff die Ban geritten kamen. Die Herzogin in dem ſchönen Gezelt ſaß, ſtetig ihr Geſicht gegen den Schranken kehret, nach jren lieben Ritter ſehen thet, aber noch nicht auff die Ban kommen war, dann in etlich geſchäfft verhindert hatten. Als aber nun alle Ding geordnet waren, vnnd man jezt das ſtechen anfahen ſolt, ſo kompt Galmy der Ritter mit etlichen ſeiner Geſellen daher getrabt, Menniglich auff ſehen auff den Ritter hatte, niemandt wiſſen mocht wer er doch were, Dann ihn der Herzog ſelber nicht erkennet, biß ers von ſeinen Rähten erfahren thet. So bald nun Galmy der Ritter zu den Schrancken kommen war, von vngeſchichte für der Herzogin Zelt anhin reitẽ muſte, die jn zu hand an der Vinden erkennet, zu andern ihren beyſaſſen ſprach: Wer mag doch der Herr ſeyn, deß weiß vnd geberd all andere vbertreffen thut? Fürwar ich glaube, jn von ferren Landen herkom̃en, demnach ſein Viberey vnd farb anzeiget, niemandts aber da war, ſo die Herzogin ihrer frag entſcheiden kundte. Die Herzogin wußte aber wol wer er war, thet aber in keinem weg deß gleichen, wie wol ſie groſſe Freud an ihrem Herzen truge, Zuhand das Stechen angefangen ward, wo einer deß andern begeren thet, er zuhand von jm gewehret ward. Als ſich nun nach ordnung je zween vnd zween zuſammen theten, Galmy offt willen hatte ſeinen Mann auch zu ſuchen, jedoch ſorget er, man ihm das zu einem trutz ermeſſen würde, oder für einen hochmut, Wie er in ſolchen Gedanken auff ſeinem Pferdt helt, zuhand der vngetrew vnd falſche Wernhardt gegen ihn geritten kam, alſo ſprach: Du hochmütiger Ritter, welcher in Frankreich groſſen Ruhm vnd Preiß erholt haſt, wie wol er dir mehr auß gunſt dann auß verdienſt zugemeſſen wirdt. Damit man aber ſehe, daß mein gnädiger Herr noch ſtärker vnd Mañlicher Leut an ſeinem Hof hat dann dich, ſo bin ich deß willens vnd meynung drey ritt mit dir zu thun, vnnd dein Lob hie in Britannien ganz zu nicht machen. Galmy dem neydigen Wernhardt faſt gütlichen antwort gab, wiewol er ihn ſo trutzlich angefallen hatt, alſo anfieng zu reden: Wernhardt, ſprach er: hat mich Glück oder Ehr in Frankreich beſchienen, verhoff ich in Britannien zu behalten, vnd nicht zu mindern, ſondern zu mehren, hab auch warlich vmb dich nie beſchuldt, daß mir ſolchs vergünt, oder in ſolchen fall auffgehaben werden ſol. Dieweil aber du je der biſt, ſo meines ſtechens zum erſten begert hat, ſo wiß dich hienach zu richten, daß ich dich mit aller meiner ſtärke bekommen will. Darumb richt dich ſchnell vnd bald darnach, damit du deines begerens gewehrt wirſt. Mit dieſen Worten die jr ordnung gaben, einander mit ganzen kräfften zu begegnen. Galmy der Edel vnd Mañlich Ritter, mit ſchönen geberden dem Edelmann begegnet, ihn ſo züchtiglichen auff ſein Bruſt traff, deß ſich Wernhardt kaum enthalten mocht, daß er nit von ſeinem Gaul fallen thet. Die zween Helden wider zu Ende der Schranken ritten, auff ein neuwes ihr Spår zu handen namen, mit groſſen begierdt wider gegen einander rannten. Galmy dem Edelmann ein ſolchen freuelichen ſtoß gab, dz er mit ſampt ſeinen Gaul zu boden fallen mußt, auß ſeinem Sattel kam, ſo hårtiglich gefallen war, daß er deß dritten Ritt nicht begerte, zu hand auff ſein Pferdt ſaß, von dannen reitẽ thet. Galmy aber deß nicht warnam, ſondern ſich verſahe des dritten Ritts von dem Edelmann zu warten, in dem er ihn meynt erſt von ſeinem Gaul zu ſprengen, aber alles vmbſonſt war, dann Wernhardt heim war, ſein Harniſch abzog, groſſen rewen hatt, dz er dem Ritter deß ſtechens auß hat gebotten, nit gedenken mocht, in was fugen er Galmyen den Ritter möcht rechen. Als aber die Herzogin ſolchs alles geſehen hatt, nam ſie groſze Freud an ihrem liebſten Ritter, als ſie ſahe, daß ſich der Ritter ſo Mannlich gebraucht hatt, daß er den Wernhardt in zweyen Ritten ſo ganz vergnůget, daß er ſein des dritten Ritts nicht begert, in dem an manchem

ert

ort der Schrancken Ritterlich geſtochen ward, niemandt aber des Ritters mehr begeret, alſo bleib der Ritter deſſelbigen Tages in guter ruhe. Solchs der Herzog warnam, nit gedenken mochte, was doch den Edelmann vrſachte, daß er den dritten Ritt mit Galmyen dem Ritter nicht gethan hatt.

Das XX. Cap.

Wie ein köſtlicher Tanz gehalten ward, Auch was der Herzog mit den ſeinen zu Red ward.

Als ſich nun das ſtechen deß erſten Tags geendet hatt, vnd nun das Nachtmal mit frewden gehalten ward, Der Herzog viel vnd mancherley zu Red kame von dem ſtechen, vnd vnter andern fieng er an mit den ſeinen zu reden, fürwar ſprach der Herzog: Ich glaub, mein Hofgeſindt mit einander vberlegt haben, daß ſie Galmyen den Ritter die Gab wöllen laſſen gewinnen, die weil ich ſehe, daß keiner heut zu Tage ſeiner mehr begert hat, vnd das mich noch mehr verwundert, Wernhardt nicht mehr dann zween Ritt mit ihm gethan hatt, vnd jm den Preiß ſo gänzlich gelaſſen, hett doch wohl ſich an ihm deß dritten Ritts mögen rechen, vnnd ſeines ſchadens zu kommen, Mich wil aber bedunken, er hab ihn die beyden mal ſo freundtlich gehalten, daß er ihm den dritten Ritt nicht hat wöllen genahen, Wernhardt ſolche Wort alle wol von dem Herzogen verſtanden hatt, auch wol hören mochte, daß er ſie in geſpötts weiß mit ihm geredt hatt, groſſe ſchaam vnnd verdruß darvon empfieng, doch keins gleichen thet. So baldt aber das Mahl vollendt was, menniglich gehen mocht wo ihm geliebt, jedoch das mehrertheil von Ritter vnd Knechten zu Hof blieben. Da ward erſt ein ſchöner Tag angehaben, Galmy der Ritter mit ſampt ſeinen Geſellen auch darbey war, beyde wol zu mut, nit lang ſtunde, dem Ritter Galmyen ein Tanz mit der Herzogin geben ward, darburch ihr beyder Herzen groſſe freud empfiengen, Doch keins gleichen gegen einander theten, daß ſie in Lieb entzündt weren, Jedoch jm die Herzogin zu lezt zu ſprach. Edler Ritter, mir hat nit wenig freud bracht, euwer züchtiger Wandel vnd Ritterliche vbung, ſo ihr

heut

genländiſcher Tracht, ſcheeren den Kopf, und laſſen einen anſehnlichen Zwickelbart ſtehen. Ein wohlgekleideter **Kabardiner** trägt gute Wäſche, weiße Hoſen, Saffianſtiefeln, ein langes ſeidnes umgürtetes Unterkleid, einen langen Oberrock mit aufgeſchnittenen, zurückgeworfenen Ermeln, von feinen Laken oder Seide, ein weich Kalotchen und eine flache Mütze, die oben weiter, als am Rande iſt. Nicht leicht ſiehet man ihn ohne Dolch am Gurt des Oberrocks, und ohne Säbel an einem ledernen Gehänge. **Bewafnet** erſcheinet er im Panzerhemde mit Säbel, Spieß, Bogen oder Flinte. Arme kleiden ſich in ſelbſt gewebte baumwollene Zeuge oder Laken.

Die **Frauenzimmertracht** iſt bey einigen nicht tatariſch oder armenianiſch, bey andern kommt ſie der europäiſchen näher. Eine **Kabardinerin** trägt ein Hemde, Beinkleider, Kamiſöler und Röcke mit oder ohne Ermel, des Winters einen auf die Waden reichenden Pelz, Ohrgehänge, Halsbänder, und bedeckt den Kopf mit einem tatariſchen Schleyertuch, (Taſtar) den ſie beym Ausgehen über das Geſicht ziehet. Alles iſt nach dem Vermögen der Männer, oder Väter, und ihrer Eitelkeit von ſehr ungleichem Werth.

Ihre **Speiſen** ſind im tatariſchen Geſchmack, aber gewürzter und beſſer, auch eſſen ſie, auf Stühlen ſitzend, an Tiſchen. Sie lieben **hitzige Getränke**, und ſchränken das Gebot des Propheten blos auf Wein ein, daher ſie ſich abgezogene Brandweine, Meeth, und ſtarkes, ſelbſt gebrautes, dem Engliſchen ähnliches Bier nicht verſagen.

Sie ſind **Polygamen**, räumen aber der erſten Frau ſo viele Vorzüge ein, daß die zweyte und folgende darunter leiden, daher ſie gewöhnlich nur eine Frau haben, aber neben derſelben Kebsweiber halten. Den **Brautpreis**

nem

heut auff dem Thurnier geübt habt, vñ auch zum theil den Preiß behalten, dieweil ewer widertheil vor der zeit hat müſſen abſtehen. Galmy der Ritter der Herzogin züchtiglichen antwort gab, alſo ſprach: Aller gnädigſte Fraw, euwer Gnad ſchimpfft mit mir, dann jr mir der ehren mehr, dann ich verdient hab, zumeſſet, aber was ich heut nicht gethan hab, will ich ein ander zeit erfüllen, mit dieſen Worten ſich der Tanz geendet hatt. Der vngetrew Wernhardt aber bey ſolchem Tanz nit lang bleiben thet, mit ſeinen Geſellen auß den Pallaſt an heymliche ort gehen thet, Wernhardt der Red des Herzogen ſtetigs ingedenk war, mit ſeinē mithälern auff ſolche meynung anfieng zu reden, Ihr mein allerliebſten Herrn vnnd Geſellen, euch allen vngezweiffelt die Red des Herzogen, ſo er ob dem Nachtmal getrieben hat, vnverborgen iſt, daran ihr wol verſtanden habt, wie er vns all ingemein vernichtet, vnd dem hochmütigen Schotten allein den Preiß giebt, als ob keiner vnter euch allen ihm angeſigen möcht. Nun iſt nit minder, hettet ihr alle das herz als ichs hett, ehe dann mir der Schott mit ſeinen liſten obgelegen iſt, er wirt warlich in ſeim hochmut nit lang beharren, vnnd ſonder allen zweiffel von euwer einem, ſo wirs am wenigſten vertrauwen, vberwunden werden. Nun wiſſet ihr gemeiniglich alſammen, daß ich ein anfänger in dem anſchlag geweſen bin, vnnd ein ſolch ſtechen vnd Thurnier mit erſt angefangen, bin aber leyder mit erſten von dem Ritter erlegt vnd zu ſchanden bracht worden, indem ich niemands denn das vnſtät Glück beſchulden kann. Dieweil aber mir mein will vnd meynung ſo gröblich gefehlet hat, iſt an euch mein embſigs bitten vnnd begeren, wöllet vnſer aller fürnemmen noch erſtatten, vnnd euwerm verheiſſen nachkommen, vnd dieſen ſtolzen Schotten ſeinen Pracht zerknitſchen, Mit dem Wernhardt mit immer ſchweren ſeüfftzen ſeiner Red ein ende gab. In dem ein anderer ſeiner Mitgeſellen auß groſſen Hochmut anfieng zu reden. Wernhardt, daß dich der Ritter heut alſo zur Erden gerannt hat, ſolt du dir nicht meynen ſchändlich oder vnehrlich ſeyn, dieweil doch ſolches manchem theiwren Mann widerfahren iſt, hat ſchon der Ritter an dir heut geſigt, das ſol vnd muß er ſich nicht lang rühmen, dann ich hoff, er morgen zu Nacht vielmehr zu ſchanden,

den, (dann du) kommen ſoll, Ob aber mir das Glück, gleich wie dir, zuwider ſeyn wirdt, ſo ſeynd doch ewer noch mehr (vnter denen ich der wenigſt bin) dieſelben ich hoff dem Ritter ſeinen Hochmut wol brechen werden. Bitt euch hiemit, welcher vnter euch deß willens ſey, die Sach mit mir zu beſtehen, daß er mirs hie anzeigen wöll. Alß nun dieſer ſeinen ſtinkenden Mund zuſchloß, ſo ſahet einer an, mit namen Rupert, ein mächtiger vnd ſtarker Ritter ſeines Leibs, derſelb Galmyen nit minder neyd (dann die andern) truge vnd ſprach: „Es iſt von nöten, ſo man einer Geſellſchafft fürſchlegt, daß ein jeder ſein gut bedünken anzeige, weil mir aber nicht geziemet, keines wegs antwort für euch all zu geben, dann ich nicht wiſſen mag, was ein jeder vnter euch allen geſinnet iſt, Darumb ich denn für niemands, denn mich ſelbſt antwort geben wil, es iſt nit ohn, der hochmut des Ritters mich nicht weniger dann ewer jeden beſicht, wo ich jm auch den mit meinem leib brechen mag, ſolt ihr mich als ein willigen finden, ich behalt auch hie vor euch allen ingemein, ſo war mir Gott helff, ich morgen der erſt ſeyn wil, ſo den Ritter anwenden ſoll, es ſey dann

ſach,

ſich, daß mirs von euch oder andern fürkommen werd. Iſt er ein Ritter, ſo bin ich eben deſſelben Ordens. Hat er die Ritterſchafft mit Mannheit erlanget, das hab ich auch gethan, darvmb ich ihm dann wenig bevor geben wil, Ich weyß auch, ſo wir beyd zu ringen mit einander kommen ſollten, ich jn dahin bringen wollt, daß er ſich an mich ergeben müßt, dieweil ich dann ſolche macht vnd ſtärke hinder mir weyß, verhoff ich den Ritter zu Roßz auch zu vberwinden, gleich wie er Wernhardt vnſern Nahtgeſellen vberlegt hat. Darumb ſo jemand mehr vnter euch wer, dem mein Naht gefallen hett, der mags wol vor vns allen zu geſtehẽ geben, damit wir vns darnach mögen richten. Die red dieſer beyden, Wernhardt vnd Ruperts, die andern all gemeiniglich lobten, ſie auch dermaſſen von des Ritters red ſo herzhafft wurden, dʒ ſie alle gleich meyneten, dem Ritter Galmyhen anzuſigen. Aber ihr aller anſchlag vmbſonſt war, dann er ihn ſo gröblich fehlt, daß ſie dardurch all zu ſchanden kamen, wie jr denn nachmals hören werdt. Als nun der neydige Wernhardt ihren willen vnd anſchlag gänzlich verſtanden hatt, Auff mein Eyd ſprach

Wern

Wernhardt: Ihr Herrn, mein erlittenen ſchaden vnd ſchmach ich forthin nim̃er klagen will, ſeitemal ich von euch allen verſtehe, daß ihr mich an dem hochmütigen Ritter rächen wöllet, derhalb ich auß ganzem meinem Herzen begeren bin, daß ihr alſo euwern fürnemmen nachkommen wöllet. Dann ich forthin nit mehr dann ein zuſeher, vnnd bedarff mich nim̃er an dem Ritter rechen, dieweil mich der Ritter vberwunden, vnnd zu nicht gemacht hat, das mich dann nicht wenig beſchweret. Dieweil aber jr je euwerm fürnem̃en nachkommen wöllet, Weyß ich ſonder zweiffel, an euwer jedem ſo viel ſtärke vnd Mannheit, daß er gewißlich kein keinen Ritt beſtehē wirdt, nach langem ſolchen reden vnd geſpräch dieſe falſchen Rahtſchläger von einander ſchieden, keiner dieſelbige Nacht zu dem Tanze gieng. Galmy der Ritter, bey ſolchem Außbleiben, auch anderer vrſach halb wol abnemmen mocht, daß ein practick wider jn gemacht wer, dann er ſie den tag ſtetigs bey einander hatt ſehen haltē in den Thurnier ſchranken, vnd ſich ſeiner minder als eins fremden angenommen hatten. Darumb er ſich denn deſto baß vor ihren bücken verſehen mocht, noch nam er ſich gegen jrer keinen nichts an, ſondern ſich allweg freundtlich gegen jnen erzeiget. Doch in jm ſelbſt gedenken ward, Ach Gott, woher mag doch ſolcher vnwillen erwachſen, daß dich böſe, mit denen du lieb vnd leyd leiden muſſt, vnnd denen du nach ſchuldigen Eydspflicht, guts vnnd kein arges beweiſen ſolt, das ſie dann dir auch zu thun ſchuldig weren, Dieſelben mich aber vnverſchuldt in groſſer vntrew gemeynen. Gott wolt mir ſolchs vnverborgen ſeyn möcht, ich wolts mit güte vnterſtehen zufür kommen. Nu war Galmy, mit ſampt ſeinem getrewen Geſellen Friderichen, noch zu Hof bey dem Tanz, ſo lange, daß menniglich von dannen begundt ſcheiden, jedermann ruhe begert, ſich zu Bett niderlegten, den morgenden Tag mit freuden erwarteten.

Das XXI. Cap.

Wie ſichs deß andern Tags auff dem Thurnier begeben hat, wie Mannlich ſich Galmy der Ritter gegen ſeinen Widerſachern gehalten hat. Auch wie der Herzog ſeinem Hofgeſinde verbot weiter mit dem Ritter, zu ſtechen.

Da nun die Nacht vergangen, vnnd jezt die Edle Morgenröte mit ganzem gewalt daher trang, vnd das Erdtrich mit ſüſſem Thaw bedeckt, die Sonn mit klarem ſchein in aller höhe auffgeſtiegen war, ſich menniglich mit groſſem ernſt zu dem Thurnier ſchicken thet, jetzundt die zeit kommen war, daß man den Imbiß zu Hof mit groſſen Freuden, mit mancherley Seitenſpiel, auch Trommeten verkündet, Alle Welt gen Hof gieng, den Imbiß frölich vollbrachte, demnach auff zu Roßz ſaſſen. Der Herzog mit ſampt einer groſſen menge, von Weib vnd Mannen, an dz ort vnd Platz geritten kamen, da dann, wie obgemelt, die reichen Zelten auff den wolſchmackenden Angern auffgeſchlagen waren. Galmy

ſich

wol verſehen hatt, er wenig Ruhe den
g haben würd, Darumb er ſich denn deſto
annlicher darein ſchicket, wenig ſorge hat,
er mit ihnen allen ſolt ſtechen, jedoch nam
jm für, keinen ſeiner geſellen mit erſtē
ſzufordern, ſo bald aber einer ſolchs an jm
erret, wölt er ihm zu hand zu willen wer-
, als er dann thet, wie ihr dann nachmals
en werdet. Diß alles nam der Herzog
erlichen war. Als ſich nun menniglich
das ort gefüget, vnd jezt die Stecher ge-
niglich in den weitē Schranken waren,
von vngeſchicht begab, dz Galmy ſich aber
hindert, das dann die Herzogin mit erſten
nam, in ſorgen ſtund, dem Ritter etwas
erwärtigs begegnet wer, dann ſie wohl
ſt, er nicht auß verzagniß außbleiben thet.
nu die Herzogin in ſolchen Gedanken ſaß,
kompt der Ritter, mit ſampt etlichen an-
, ſo auff ihn gewartet hatten. So baldt
Galmyen erſahe, jedermann auffſehens
ihn hatt, ſein ſchönheit nit gnug ermeſſ
kundten, Der Herzog auch ein groß ge-
n ab jm nam, Deßgleichen die Herzogin,
aldt ſie deß Ritters ſichtig ward, alles ver-
en hindtan ſezte, das ende mit groſſen freu-

den begert zu erwarten. Die widerwertigen aber gemeiniglich bey einander halten theten, allſammen gerahtſchlagt hatten, Der Ritter würd ſich deß Tags auff der Ban nicht ſehen laſſen. Als ſie ihn aber gemeiniglich kommen ſahen, vnd jn mit ſolchen frölichen Gemüt ſeinen Gaul in den Schranken dummeln, jren eines theils nicht viel Herz davon empfiengen. Der Ritter aber, Rupert genannt, mit groſſem freuel vnd hochmut gegen den gütigen Herrn Galmyen geritten kam, mit ſpähigen Worten zu ihm ſprach: Dein langes außbleiben, Ritter, mir warlichen lange weil gemacht hat, denn ich ſorget mich des tages ſtill ſtehen müſſen. Du ſolt wiſſen, daß ich geſchworen hab, nimmer kein Spär gegen jemands auff dieſem Stechen eynzulegen, du ſeyeſt denn zuvor von mir vberwunden, Darumb ich dich ermahnet haben will, wölleſt dich nach deinem beſten vermögen darzu richten, vñ mir zu willen werden, vnd nach ordnung vnd Brauch diß Stechens drey Ritt mit mir thun. Der jung vnd Edel Ritter den anſchlag wol merket, dem Rupert mit züchten antwort, vnd ſprach: Dein anſuchen an mich, kan vnd mag ich dir mit keinem fugen abſchlagen, ich danke dir auch der ehren, daß du mein alſo zum erſten vor andern begereſt. Daß aber du geredt oder verſprochen haſt, mich zu vberwinden, dunkt mich nit ein kleine thorheit an dir ſeyn, denn vnſer keiner wiſſen mag welchem dz Glück den Sieg verleihen wil. Hetteſt du geſprochen mit mir zu ſtechen, wer gar klein zu achten, aber gegen mir zu ſiegen, wirdt dir warlichen ſchwer ſeyn, deßhalb dich auch baldt darnach richt, damit man ſehen mög, wem das glück günſtig ſeyn wöll, Mit dieſen worten die zween Helden von einander ritten, ihre Spär zuhanden namen, mit groſſer begierd zuſammen rannten, zu beyden ſeyten mannlich traffen, keiner ſich minder dann der ander brauchet, beyde ſteiff vnd vnverrückt ſitzen blieben, zuhand den andern Ritt züſammen ranntem, in gleichem wie vor, keiner fallen wolt, zuletzt in dem dritten Ritt ſprengten ſie in ſolchen kräfften zuſammen, ſo trifft Galmy den Rupert mit einem ſolchen harten ſtich, daß er ſich von ſtund an ſeines Sattels ſchämen müſſt, vnd hinter ſeinem Pferd auff der Erden auffſtehen, Da höret man ein groß jubilieren, ſchreyen vnd blaſen von den Herolden, vnnd gaben alle Galmyen dem Ritter

den

nennen ſie aus Stolz Geſchenk, ſetzen ihn aber eben ſo genau wie andere Tartaren feſt. Ihre **Leichen** hüllen ſie in groſſe Tücher, und begraben ſie ohne Särge.

Die kaukaſiſchen Völker halten ſich alle für **Muhamedaner**; die an der Nordſeite des Gebürges meynen, daß ſie zur **ſunniſchen**, ſo wie die andere Südſeite zur **aliſchen** Sekte gehören. Sie ſind auch beſchnitten, feyern den Freitag, faſten, baden, und halten bisweilen Anbetungen, (in welchen ſie Gott nicht wie die Tartaren **Alla**, ſondern **Dalla** nennen.) Einige haben **Bethäuſer** (Meſcheden) und bey denſelben **Mulas** aus Perſien. Sie ſind daher, bey dem Mangel der Schulen, in Glaubensſachen außerordentlich unwiſſend, und wiſſen ſelbſt nicht, was ſie wollen, dahero man bey ihnen häufige Spuren des Chriſtenthums, aber auch nicht wenigern heydniſchen Aberglauben antrift. Faſt alle feyern den **Sonntag**, zwar nicht mit Gottesdienſt, aber doch mit Ruhe von Geſchäften. Die **Abaſaner** haben einen Oberprieſter, den ſie **Kaltakos** nennen, der ein eheloſer, unſträflicher Mann ſeyn muß, das Fleiſch nach den Faſten einſegnet u. ſ. w. Der **Zaninſtag** (Reiner Mann) der **Kyſtinzen** iſt ebenfalls ehelos, und hält ſich bey einer alten ſteinernen Kirche auf, in der Statuen und Bücher ſeyn ſollen, die keiner ſehen darf. Nach der Erndte beſuchen die Frommen den Zaninſtag, da er denn einer Opferung gleich viele weiße Schaafe ſchlachtet. Hie und da findet man **Grabſteine**, mit Kreutzen und chriſtlichen Inſchriften ꝛc. Dieſe Ueberbleibſel ſind wahrſcheinlich von den Zeiten des griechiſchen und byzantiſchen Kaiſerthums, den mähriſchen Brüdern, und dem Bekehrungsgeſchäfte des rußiſchen groſſen **Zaars Iwan Waſiljewitz**.

IV. Ab-

den Preiß. Die Herzogin ſolches alles mit jren Augen ſehen mocht, nit wenig freud einpfieng. Zuhand der vngetrew Wernhardt die andern ihres verheiſſens ermahnet, die jm mit verzagten Herzen nachkamen. Damit ichs aber kürze, ſo wurden ſie alle, die ſich deſſelben tags gegen den Ritter empöret, nidergelegt, diß wäret ſo lang, biß daß Galmy der Ritter vieren deß Herzogen Diener jre Sättel raumet. Da nun dem Ritter den tag auch der Preiß zugetheilt ward, vnd er ſich ſo Ritterlich dummelt, war keiner mehr, ſo deß Ritters begeret. Diß hatte nun der Herzog alſo war genommen, vnd wol verſtanden, den auffſatz gegen den Ritter, das ihm dann nit kleinen verdruß bracht hat, jm von ſtund an fürnam ſolchs zu für kommen. Zuhande der Abendt kommen war, die Trommeten in den Schranken allenthalben erſchallten, jedermann wider zu herberg ritt, die ſo in dem Stechen geweſen waren, jre Harniſch von jn legten, ſich in köſtliche Kleyder antheten, gen Hof zogen, da ward nach gewohnheit ein köſtlicher Tanz angefangen. Die Herzogin demnach ein Tanz oder zween geſchehen war, ſie mit zweyen ihren Jungfrauwen ſtill ſchweigend von dannen gieng, Als ſie zu ihrem Gemach kommen war, jren Jungfrawen vrlaub gab, allein in jr Kammer ſaß, von ſtund an dem Ritter einen Brieff ſchreiben thet, auff ſolche meynung lautend.

Das XXII. Cap.

Wie die Herzogin Galmyen dem Ritter ein Brieff bey Friderichen ſeinen Geſellen ſchicket, in vor ſeinen Widerſachern trewlich warnet.

Allertugentlichſter Ritter, dein zierlichſter wandel, weiß vnd geberd, nit gnug zu loben iſt, mit was hohen ehren du begabet biſt, kann ich nit außſprechen; dein Mannheit kann man nit gnug preiſen, hett auch ſolches nimmermehr geglaubet, wo nit meine Augen deß ſelbs zeugniß geben. Mir iſt vnverborgen, mit was auffſatz dir heut etliche begegnet, die dir ſonder zweiffel neydig vnd häßig ſind, warumb aber es beſchicht, iſt mir ganz verborgen, es wer denn deiner tapfferkeit ſchuldt, Darumb du aber nit zu haßen, ſondern zu

liebē

liebt biſt. Du haſt aber, edler Ritter, deren willen und anſchläg ganz zu nicht gemacht, vñ ſie vor aller månniglich zu ſchanden bracht, dz ſie on zweiffel nit wenig bekümmert thůt. Ich glaub aber, wo ſie dich in jhren vortheil bekommen möchten, ſie würden ſich vnderſtehen dir ſchmach zu beweiſen. Darumb mein allerliebſter Galmy, biß gewarnet, verſihe dich nachdem dich dein Vernunfft wohl lehren kann. Hiemit gehabe dich wohl, vnd biß nit minder mannlich den künfftigen tag, denn du dieſe zween gethan haſt, thuſt du das, ſo biß ſonder zweiffel, du wirſt den preiß vnnd auch die beſte Gab vor allen andern darvon bringen, Hiemit biß Gott in ſeinen ſchirm befohlen. Die Herzogin nam den Brieff, vnd verſchloß jn mit einem Wachs, ſie gieng ſchnell da ſie ihre Jungfrawen wußt zufinden, zu hand ward dz Nachtmal köſtlich bereit. Der Tanz ein end nam, Die Herzogin mit ſampt ihren Frawenzim̃er zu tiſche ſaß, von vñgeſchichte Friederich, des Ritters trewen Geſell, der Herzogin Tafeln warten mußt, deß die Herzogin wol zu mut war, die Herzogin mit liſten zu Friderichen dem Edelmann kam, ihm zu Hand den Brieff gab, Der Edelmann

mann wol verſtundt wem er ihn bringen ſolt, ſeinen Geſellen ſuchen gieng, den er bey den neuwen angefangenen Tanz fand, jn zuhand auff ein ort nam, vnd den Brieff heimlichen zuſtieß, davon der Ritter abermals große Freude empfieng, jn von wort zu wort leſen thet, in ihm ſelbſt gedacht, Ach Gott, wie mag ſich doch Weibliche trew ſo ganz nicht verbergen, mag auch nimmer geruhen, Die warnung von der Herzogin jm ſonderliche freude brachte, gedacht jm auch gänzlich nachzukommen, als er denn thet, in ſolchen freuden wider zu dem Hoſtanz gieng, damit er die Herzogin mit freuden ſehn mecht, die an ſeinen geberden und frölichen Angeſicht, wol abnam, daß er jr Geſchrifft empfangen habt. Darumb die Herzogin erſt frölich und wol zu muht war, nicht lang darnach der Tag geendet ward, jedermann nach ſeinem gefallen gehen mocht, wo ihn gelüſtet. Galmy der Ritter mit groſſen freuden zu bett gieng, alſo freudenreich ein ſüſſer Schlaff umgab, ſtätigs der Herzogin inngedenk war, jm alſo ein frölicher Traum fürkam, in dem ihn bedaucht, die Herzogin ihm fürkäm, jn nach laut deß Brieffs auff ein newes warnet, darnach jn freundtlich mit jrem Armen vmbfahen thet, mit züchten vrlaub begert, von jm ſchied. Jn ſolchen freuden der Ritter der Herzogin antwort gab, mit einer ſolchen ſtarken ſtimm anfieng zu reden, daß er gänzlich auß ſeinem Schlaf erwachet, vmb ſich ſahe, wol merket er gleich wie ander mal betrogen ſeyn. Ach, ſprach er zu ihm ſelbs, mag mir das glück nicht vergönnen, daß mir doch einmal wachend ſolche freud zuſtünd, die mich jetzt ſo manichmal, in meinem ſchlaf betrogen hat, die vberige Nacht alſo in trauren und klagen vertreiben mußt. Nun war der Herzogin dieſelbige Nacht auch ein harter und faſt ſchwerer Traum zugeſtanden, durch den ſie nicht ein wenig geängſtiget ward, denn ſie eigentlich bedaucht, wie ſie von ihr Menſchlichen Geſtalt kommen, vnd in ein ſchnelles Eynhorn verkert wer, mit viel edlen Thieren vmgeben, welche mit einander auff einer ſchönen Wieſen in wolriechenden Blumen ſpatzieren giengen, in kurz darnach die andern edlen Thierlein von jr ſchieden, mit groſſem jammer vrlaub von jr namen, ſie allein bey einem vngeſtümmen Wolff vnnd Beren verlieſſen, bey welchem ſie in groſſen ſorgen ſtehen bleib, zuhand der freyſam bär mit auffgethanem Rachen deß Eynhorns begeren thet, das zuhand der flucht begeret, zu lezt der Wolff mit ſeinem Halß in einen Strick fellt, darinn er ſein Leben endet, der bär aber dem Eynhorn mit geſchwindem lauff nachjaget, gegen einen großen brennenden Walde, welcher mit zweyen tieſen Waſſern verſchloſſen war. Als aber nun das edel Einhorn kein ander außfahrt mehr haben mocht, ſich gänzlich verwegen hatt, in das vngeſtümme Waſſer zu ſpringen, oder aber mit ſchnellem Lauff in den brennenden Wald zu kehren, ſo kompt zu hand gegen ihr ein Löw, mit einer vnbekannten Haut vberzogen, welchen ſie vor rnh Hülffe zugeſprochen hatt, aber keiner Hülff von ihm getröſtet ward, der hatt ſich mit eines Lämmleins Haut bedeckt, doch einem Lamb ganz vnähnlich. Der Löw zuhand den Bären mit großem Zorn anwante, ihm ſeinen Leib ganz verwundt, vñ jezt ſchier halb todt in den brennenden Wald ſchleifft, darinn er zu hand durch das Fewr verzehret ward, indem die andern Thierlein auch kommen waren, der zweyer kampff zu ſehen. Als aber der Löw oben lag, vnd den vngeſtüm̃ bär ſein vnd alſo härtiglichen nennen mußt, ſie alle große freud von des Eynhorns erlöſung empfiengen, darnach niemandt dem Eynhorn begeret leyd zu thun. Der vnbekannt Löw ſich niemand zu erkennen gab. Als er aber einen weiten weg von den andern Thierlein kommen war, das Eynhorn jm mit begierigen Herzen nachſehen thet. In dem der Löw ſein vnbekannte Haut von jm ſchütt, nitt lang ſtund, er die geſtalt eines Löwen auch verlor, auffrecht ſtunde, einem wolgewapneten Ritter ſich vergleichet, zu hand auff ein ſchnell Pferdt ſaß, aller vngeehrt von dannen ſchied. Die Herzogin ſchnell jr menſchliche form wider an ſich nam, dem Ritter mit vnverkerten Augen nachſahe, ſtetigs meynt ſie ihn erkennen wölt, in jr ſelbs gedacht, fürwar das mag wol Galmy der Ritter ſeyn, der ſich einem Löwen wol vergleichet. In ſolchem ſchweren Traum der Herzogin ſchlaff ſich endet, die in großen ängſten geweſen, jr ganzer Leib vor groſſem Schrecken begundt zu zittern. Die Herzohin vor groſſer ſorge nimmer ſchlaffen mochte, die vbrige zeit der Nacht mit groſſen ſchweren ſeufftzen zu end bracht, offt wünſcht, daß ihrem lieben Ritter ſolchs kundt geweſen wäre, ſie nam ihr auch für, dem Ritter ſolchs zu ſchreiben, als denn nachmals geſchahe, denn ſie jm ſolchen Traum mündlich zu wiſſen thet, wie ihr hören werden. (O du vnſchuldigs vn̄ keuſchs Eynhörnlein, dir wirt warlich mit der zeit manches vngeſtümmes vnnd freyſams Thier nachhängen, dich vnterſtehen, nicht allein vmb dein Ehr, ſondern, vmb Leib vnd Leben zu bringen. Aber du wirſt von einem thewren vnnd edlen Löwen von aller deiner trübſal erlöſet werden, vnd der freyſam wütend Bär, der dich vermeint mit gewalt in den brennenden Waldt zu jagen, der wirdt durch dieſen Löwen vberwunden, vnnd mit deinem bereyten Feuwer von dieſer Welt getilget werden.) Dieſer Traum nicht lang hernach der Herzogin in aller maßen war ward, ſie bildet ihn auch für vnd für jn jr Herz. Hie wöllen wir alſo gnug von der geredt haben, vnd nun fürbaß ſagen, wie ſich das Stechen des dritten tags geendet hat, an dem denn das Feſt ſich endet. Als nun Galmy der Edel Ritter ſich gänzlich nach der Herzogin verſchreiben gerüſtet hat, vnd jezt den dritten Tag mit groſſen freuden auf die Ban geritten kam. Der

Herzog zu hand durch die Herholden ein ſtille gebieten warde, vnd ließ da bey hoher peen gebieten allen ſeinen Vnterthanen, daß keiner mehr, er were wer er wolte, jm fürnemmen ſolt, mit Galmyen dem Ritter zu ſtechen, denn er deß nechſten tags wol gemerkt, daß ſie ſich wider ihn gerottet, er wolt auch auffmerken darauff haben, welche ſolche Rotten gemacht, dieſelben wolt er härtiglichen ſtraffen. So baldt nun Wernhardt mit ſampt ſeinen Mitgeſellen ſolches vernam, nicht wenig ſchrecken davon empfingen, gern gewöllt hätten, ſie deß anſchlags nie gedacht hetten. Jedoch bleib ſolcher anſchlag lange zeit verborgen, daß der Herzog bey ſeinem Leben nicht erfahren mocht. Nun kam jezt die zeit, daß das Stechen wider angefangen werden ſolt. Die Trommeter vnd Herholden zu allen orten ein groß rufen und blaſen hatten. Da ſahe man erſt manchen Spär gen Himmel auffſtüben, da wardt niemandts verſchont. Galmy der Ritter erſt alle ſeine Mannheit braucht, niemandts aber von deß Herzogen Dienern jm genahen mochten oder dorfften, denn wer jm vber zwerg bekam, der mußt jm ein Stoß ſitzen, oder mußt ſchnell ſeinen Sattel raumen.

men. Der Herzog mit ſampt anderen Herrn ſich faſt von des Ritters geſchwindigkeit verwundern theten. Nun was ein Edelmann an des Herzogen Hof von Claſſ, der ſich die zween tage dermaßen gedummelt hett, Wo der Ritter Galmy von jm vberwunden werden were, jm die reichſt vnd beſt Gab ohn alle einred zugeſtellet worden. Wernhardt der noch nicht ruhen mocht, ſich zu demſelben Edelmann füget, ihm zu verſtehen gab, wo er Galmyen vberwinden möcht, würd jm ſond' zweiffel dz beſt zugeſtellet werden. Der Edelmann war von natur ein ſanfftmütiger vnd gütiger Menſch, in jm gedacht, wo er dem Ritter des Kampffs nicht anmuts würd, jm ſolchs von andern zu verweiſſen kommen, ſich zuhand zu Galmyen dem Ritter füget, mit gütigen worten auff ſolche meynung mit ſin anhub zu reden: Edler Ritter, mir iſt vnverborgen, daß ihr vor andere alle die nechſt vergangen zween tage den preiß behalten habt. Nun iſt nicht on, ich mein Sattel auff dieſem Thurnier nie geraumet habe, derhalb wir beyde in gleicher Wag gegen einander ſtehn, Darumb mir nach euch nicht anderſt geziemen will, denn daß wir beyde vnſer

heyl

IV.

Abhandlungen.

Vermiſchte Aufſätze.

1.

Gladiator-Spiele der Römer,

von K — h.

Manchen Leſern wird es angenehm ſeyn, hier von den Gladiator-Spielen der Römer dasjenige zuſammengetragen zu finden, was davon in den alten Schriftſtellern zerſtreut war, wo es aufzuſuchen, ſie vielleicht weder Luſt noch Gelegenheit hatten. Ein fremder Gelehrter hat mir vorgearbeitet, und ich brauche alſo blos bey dieſem Aufſatze ſeinem Faden zu folgen. Dieſe Gladiator-Spiele gehören zu den Denkmälern der menſchlichen Wildheit, die man gern für Erdichtungen und Uebertreibungen einer ſchwarzen Einbildungskraft halten möchte, wenn nicht die Geſchichte, und leider auch! Beyſpiele aus unſern Zeitaltern, die Wahrheit beſtätigten, daß der Menſch aller Grauſamkeiten fähig iſt. In weſſen Herzen Milde und Menſchenliebe ſchlägt, der wird gewiß dieſen Aufſatz nicht leſen können, ohne oft zuſammenzuſchauern, und jenen Armen ſein Mitleid zu weihen, unter denen vielleicht mancher Deutſcher Vorfahre mit blutete.

Dieſe Kämpfe führten ſich aus Griechenland oder den aſiatiſchen Ländern, in Hetrurien, und von da in Rom ein.

Im

heyl gegen einander verſuchen, welcher denn obliegt, der hat billig das beſt erlanget. Galmyen dem Ritter die Red von dem Edelmann nicht wenig freud bracht, als er jn gütig mit jm reden höret, zu ihm ſprach: Lieber Herr, wer ihr ſeyt, mir verborgen iſt, denn daß ich meyn, euch ein deß Herzogen von Cleff Diener oder Hofgeſind ſeyn, Ob aber jr ein Ritter oder Edelmann ſeyt, mag ich nicht wiſſen, jr ſeyt aber wer jr wöllet, bin ich begerens mit euch drey Ritt zu thun. Mit ſolchen worten, ſie ſich beyde zu euſſerſt der Schranken fügten, vnnd damit ichs bekürz, ſo traffen die beyden Helden einander ſo mannlich, daß die beydenmal ihre Spär gen Himmel ſtuben, zulezt aber jedem ein faſt ſtark Spär bracht warde. Die zween Herren mit Löwenmuht zuſam̃en rannten, in dem gerieht dem Ritter ein Stich, daß er den Edelmann weit hinter ſeinen Gaul ſtach, davon er ſo ſchwerlich fallen thet, daß man jn halbetodt auß den Schranken tragen mußt. Nun hat männiglich der beyden Herren wargenommen, vnd inſonders die Herzogin, mit ſampt ihrem Frauwenzimmer, die denn zu vrtheilſprechern dahin geſezt waren. Die Herzogin

zogin anhub, vnd ſprach: Ihr mein allerliebſten Frauwen, mich wil bedunken die beſte Gab ſchon gewonnen ſey, und ritterlich erobert, wy ihr anderſt der Ding, wie ich, wargenommen habt, Ich hab warlich geſtern vnd heut groß verwundern ob dem Ritter gehabt, vnnd heut noch vielmehr, Galmy der Ritter, wie jr alle geſehẽ habt, fürwar er die Ritterlich erobert hat. Ein Gräſſin, die denn zunechſt neben der Herzogin ſaß, anfienge auff ſolche meynung zu reden: Gnädige Fraw, euwer Gnad faſt wol geurtheilet hat, warlich dem Ritter mit recht nicht abgeſprochen werden mag, darumb ichs gänzlich bey euwerem vrtheil beſtehen will laſſen. Die Herzogin die Frauwen zu ring vmb fragen thet, alle eynmündig vrtheilten, das der Herzogin ſonderlich große Freude bracht, gar dick wünſcht, der Ritter die Vrtheil auch gehöret hett. Mit dieſen Worten ſich ſchon das Stechen geendet, einem jedem demnach er verdienet hat, ein Kleynot zugetheilet ward, wie ihr dann nachmals hören werdet.

Das

Das XXIII. Cap.

Jn was geſtalt die Gaben außgeben wurden, mit Galmyen dem Ritter die beſte ward, vnd wie er auch der Herzogin Truchſeß ward.

So bald nun das Stechen ein end nam, vnnd jezt ſchon auffgeblaſen hatt, der Herzog mit ſammt andern Herrn, an die ort der Schranken ritten, allda Galmyen deß Ritters warten, ihm gemeinlich Glück wünſchten, deß er ganz ſchamrot ward, Der Herzog den Ritter neben ihn ſchuff zu reiten, das aber ſeinen Feinden ein newes leid ſchöpffen thet, denn ſie jm deß vnd aller Ehren vergönneten. Als nun der Herzog mit ſampt den andern Herren in die Statt kommen war, ſein ordnung zu hand geben thet, daß alle die, ſo im Thurnier geweſen, zu Hof kommen ſolten, denn man wolt da einen jeden nach ſeinem verdienſt begaben, Die Herolden ſolches an allen enden vnnd Herbergen verkünden vnnd außruffen theten, in kurzer zeit ein große menge von Ritter vnd Knechten ſich zu Hof verſamleten, der Herzog ein köſtlich Nachtmal zu bereitet hatt, da mochten alle die zukommen, ſo auff dem Thurnier erſchienen, waren, Denn es nach aller notwendigkeit zugerichtet war, alſo, daß da kein mangel an keiner köſtlichheit geſpürt ward, die Tiſch waren alle in einem luſtigen grünen Garten bereytet. Der Herzog hatt geordnet, daß der Ritter Galmy an dem nechſten Tiſch bey jm ſitzen ſollt, darnach an jeden Tiſch, die alle einander nachgeſezt würden, demnach ſie den Preiß auff dem Thurnier erlanget hatten. Es war auch geordnet, ſo baldt man in mitten deß Nachtmals ſeyn würde, daß denn die, ſo die Gaben vnd Kleynot fürtragen ſolten, ohn allen verzug erſcheinen vnd ein jede Gab vnd Kleinot nach ordnung außgeben. Als nun die zeit ſchier kommen war, ſo komt zuförderſt ein Herolt, welchem denn befohlen war, einem jeglichen anzuzeichen demnach er begabet werden ſolt, Nach dieſem kamen zwo ſchöner Jungfrauwen, Die eine trug ein köſtliche Ketten, mit einem reichlichen Kleynot, von Perlen vnd Edlemgeſtein gezieret. Die ander Jungfrauw in einer ſchöner Schalen

len ein anzahl gülden, mit einem ſchönen Kränzlein bedeckt, tragen thet. Nach dieſen Jungfrawen ein reyſiger Knecht auff einem köſtlichen Gaul geritten kam, mit einem ſchönen Küriß angelegt. Nach demſelben wider eine Jungfraw mit einer wunderñ Ketten daher gieng. Der Herolt, ſo zuförderſt allhin gehen thet, ſo bald vnd ſie bey einander in dem ſchönen Garten waren, zuhand ein ſtille anblaſen ließ, den Ritter Galmyen den preyß mit ſampt den Kleynoten vnn Gaben außruffet, anzeiget, wie er mit ſeinem Leib die drey vergangen tag den preiß behalten, vnd billich vor allen andern das beſt erlangt haben ſolt, zu hand ſich zu Galmyen füget, jn bey ſeiner Hand von dem Tiſch auffzoh. Die Jungfraw, ſo die köſtliche Ketten tragen thet, jm die zu hand an ſeinem Halß hänget. Nemmet hin, ſprach ſie, edler Ritter, das, ſo euch ewer manliche Hand, vnd das Glück zugeeignet hat. Die andere Jungfraw jm das Goldt in ſeinen Geren ſchütt, dz grüne Kränzlin auff ſein Haupt ſetzt, Diß, weil jhr, ſprach die andre Jungfraw,, ſtrenger Ritter, allen denen, ſo auff dieſem ehrlichen Stechen erſchienen, ſeyt obgelegen, ſollt ihr billich mit einem Kränzlein, zu einem zeichen deß Siegs gekrönet werden. Der Ritter vor großen freuden nicht wohl wußte, was antwort er den Jungfrauwen geben ſollt, Doch, nach dem er Friderichen ſeinen Geſellen, das Goldt, ſo er in ſeiner Schoß hett, befalch, nam er darvon ein reichliche ſchenk, jede Jungfraw, ſonderlich begabet. Darnach die erſte freundtlich vmbfahen thet, ihn beyden nach einander freundtlichen dank ſaget, die Jungfrauwen mit züchten von dem Ritter ſchieden, zuhand der reyſig Knecht dem Ritter den ſchönen Hengſt vberantwortet, mit ſam̃t dem Küriß vnd einem köſtlichen Schwerdt, deß Ritters Knecht von ſtund an ſolches alles in deß Ritters gewarſame achte:, Galmy der Ritter ſich ſchnell zu dem Herzogen füget, nachdem er jm ſein Reverenz gethan, auff ſolche meynung anffieng zu reden: Allergnädigſter Herr, mir iſt nit müglich ſolche Gutthat, ſo mir von ewern Gnaden bewieſen wirt, zu beſchuldigen, nun bin ich je ſolcher reichlichen Gaben nicht würdig geweſen. Darumb ich jezt denn auß ſondern Gnaden von euch meinem Herrn begabet werde, Gott wöll, ichs mit meinem armen Dienſt vmb euch meinen Herren verdienen mög. Der Herzog mit dem Ritter anfieng auf ein ſolche meynung zu reden: Dein mannlich Gemüht Galmy, ſolcher vnd noch mehrer Kleynot wirdig iſt, denn du ſolches nit allein hie in Britanien bewieſen haſt, ſondern auch in Frankreich dich dermaßen gehalten, daß du die reicheſte vnd beſte Kleynot ab dem Thurnier geführt haſt, vnd das noch mehr iſt, ſo bekenn ich hie vor allen denen, ſo hie zugegen ſind, daß mich Galmy in ſeiner Jugendt, ehe denn er zwanzig Jar auff ihm hatt, von meinen Feinden, in einem mächtigen Streit mit ſeiner manlichen Handt entſchützet vnd erlöſet hat, darumb ich ihn denn billich zu Ritter geſchlagen hab. Damit aber, edler Ritter, erkennen mögeſt, daß du mir nicht der wenigſt an meinem Hof biſt, will ich dich mit einem ehrlichen Ampt begaben, denn menniglichen weiß, daß meiner Frauwen Truchſeß vergangen etlichen tagen mit Todt abgangen iſt, dem Gott genad, Deßhalben ich dich an ſolch Ampt ordnen will. Der Ritter von ſolchen Worten nicht wenig freud empfieng, da er höret, daß er hinfürder ohn alle ſorg täglich vmb ſein allerliebſte Herzogin wohnen mocht.

macht. Die Herzogin ſolche Wort auch wol hat hören mögen, denn ſie auch mit jrem Frawenzimmer zugegen war, indem ſie nicht minder freud denn der Ritter empfahen thet. Dieweil nun der Herzog mit dem Ritter alſo geredt hatt, der Heroldt mit ſampt den andern Jungfrauwen die vbrigen Gaben außgeben hatt, Vnlang hernach die Tiſch auffgehaben wurden, ein ſchöner Tanz angefangen. Die Ritter vnnd Knecht auch mancherley kurzweil trieben, mit ſpringen, Ballſchlagen, vnd mit Steinſtoßen, ein jeder darzu er Luſt hatt, ſeines gleichen fand. Galmy der Ritter etliche Jungfrawen nam, zu dem neuwen Truchſeſſen führet, ihm ein Tanz mit der Herzogin befahl zu thun. Der Ritter vnd die Herzogin in hohen freuden lebten. Galmy, ſprach die Herzogin, ich wünſche euch Glück an meinen Dienſt, denn jr forthin mein Truchſeß ſeyn ſollet, das mir nit wenig freud bringet. Der Ritter antwort der Herzogin, vnnd ſprach: Allergnädigſte Fraw, mir wirt warlich vielmehr ehr vnd guts bewieſen, denn ich nimmer beſchulden kann. Dem aber ſey wie jm wöll, ſo ſprich ich, daß mich kein Ding mehr erfrewet, denn ſo ich mich in

euwe:

euweren Dienſt begeben ſol, wiewol ich ein vngeſchickter vnd vnwirdiger Diener bin, einer ſolchen vnd mächtigen Herzogin zu dienen. Bitt aber euwer Gnad wöllen mich, wo ich mich nit recht in euwer Gnaden Dienſt ſchick vnd richt, treuwlich ſtraffen, Mit ſolchen freundtlichen worten ſie beyde deß Tanzes erwarteten. Als nun der Tanz züchtiglich vollbracht ward, vnd jezt der Ritter vrlaub von der Herzogin nam, aber mit Friderichen ſeinem Geſellen von dannen gieng auff einen ſchönen gang zuſammen an einen Laden lagen, mancherley mit einander zu red kamen, Deñ Friderich wohl von dem Herzogen gehört hat, daß er den Ritter zu einem Truchſeſſen gemacht, darvon er nicht große freud empfieng, deñ er in ſorgen ſtunde ꝛc. das viel beywohnen der beyden liebhabenden Menſchen, ſie vielleicht gegen männiglichen argwöhnig machen würd, dardurch ſie denn beyde in vnruh kommen würden, als denn zulezt geſchach, wie ihr nachgehends hören werdet. Dañ die falſchen zungen durch jre argen Gedanken vnd falſche red die zwey liebhabenden Menſchen ſcheiden theten.

Das XXIIII. Cap.

Wie Friderich leyd trug, darumb daß Galmy der Herzogin Truchſeß werden ſolt, vnd wie er mit ſeinem Geſellen redt.

Friderich der fromme vnd getrewe Edelmann nicht wohl zu mut war, zu Galmyen ſeinem Geſellen ſprach: Mein allerliebſter Galmy, ich muß ein kleines mit dir reden, wie wol ich weiß ein ſolcher wider dich ſeyn wirt, bitt aber mir zu verzeichen. Mir iſt nicht verborgen, daß dich der Herzog zu einen Truchſeſſen gemacht hat. Nun weißt du mich des Herzen gegen dir, daß mich dein Glück nit wenig frewet, vnd ich dein wolfart zu allen zeiten gern ſehen thu. Nun biſt du vngezweifelt, mit groſſen freuden vmbgeben, dieweil du dich weißt oder meyneſt on ſorg bey deiner liebſten Frauwen zu wohnen. Solche dein freud mir warlichen ſorg vnd ſchmerzen geberen thut, Dann ich förcht, das Glück, ſo ſich in dem anfang frölich gegen dir erzeigen thut, es werde ſich zulezt in großen ſchmerzen vnnd Trübſal verlaßen. Deßhalben mein allerliebſter

Im Jahr 490 der Erbauung Roms wurde das erſte Schauſpiel dieſer Art daſelbſt gegeben. Anfangs erlaubte man es nur bey den Leichenbegängniſſen der Vornehmſten in der Republik, aber unvermerkt griff es weiter um ſich; auch bloße Privatperſonen ſezten Summen dazu in ihren Teſtamenten feſt, und kurz, es gab ſogar Gladiator-Kämpfe bey den Leichenbegängniſſen der Frauenzimmer. Eigentlich waren dieſe Gefechte, die zu Ehren der Todten, und um ihre Männer zu beſänftigen, gegeben wurden, eine Folge von der ſchrecklichen Gewohnheit, Gefangene auf den Gräbern der im Krieg Gebliebenen zu ſchlachten. So opfert im Homer Achill zwölf trojaniſche Jünglinge dem Schatten des Patroklus, und ſo ſendet der fromme Aeneas im Virgil dem Evander verſchiedene Gefangene zu, um ſie auf dem Scheiterhaufen ſeines Sohnes Pallas zu tödten. Die Trojaner glaubten, die Gräber ihrer Todten müßten mit Blut benezt werden, und ſie giengen in dieſem Aberglauben ſo weit, daß ſogar die Weiber ſich Einſchnitte zu machen, und mit dem Blute die Aſche der geliebten Perſonen zu beſprengen pflegten. Mit den Fortſchritten ihrer Polizirung ſahen die Völker das Abſcheuliche dieſer Opfer ein, und ſezten, um ihre Grauſamkeit zu mildern, feſt, daß Sklaven oder Kriegsgefangene miteinander kämpfen, und ſich alle Mühe geben ſollten, ihr Leben zu vertheidigen, oder es ihrem Gegner zu rauben; kämen ſie um, ſo wäre es ihre eigene Schuld, wenigſtens in gewiſſem Betracht.

Das römiſche Volk bekam einen ſo heftigen Geſchmack an dieſen Spielen, daß man ſie nicht allein häufiger bey den Leichenbegängniſſen, ſondern auch im Circus, den Amphitheatern, bey feyerlichen Gaſtmalen, in den Portiken und Bädern, anbringen mußte. Die Aedilen, die Prätoren, die Conſuln, oder die Anſprüche auf Ehrenſtellen in der Re-

publik

ſter Galmy, wölleſt mit fleiß bedenken, den außgang deß ſchmeichlenden Glücks. Der Ritter ſeinem Geſellen auff ſeine Red mit wolbedachten Muht antwort, vnnd ſprach: Friderich, deines guten vnd getrewen rahts ich dir mit höchſtem fleiß dank zu ſagen ſchuldig bin, ich hoff aber, mein Sach nun zumal keiner ſorg mehr bedürff, dieweil ich, wie du ſelbſt wiſſen magſt, on ſorg täglich bey meiner allerliebſten Frauwen wohnen mag. O Galmy, (ſprach Friderich) du meyneſt dich von ſorgen entladen ſeyn, darzu ſage ich, daß deine Sach nie ſörglicher denn auff dieſe ſtund geſtanden iſt. Warlich ich förchte etwas fährlichkeit vnter dieſen Dingen verborgen ſey, Denn ich warlichen ſorg, die neydigen vnd falſchen Kläffer, welche dir zum theil wol bekañt ſind, haben dich dahin geben, damit ſie deſte mehr vrſachen an dich mögen ſuchen, damit ſie dich diß Hofs vertreiben, Ich bitt dich mein liebſter bruder fleiß anzukehren, vnd dich nach dem beſten vor ihn zu bewaren, damit du dich nicht argwönig gegen ihn macheſt, ſo du deines Ampts pflegen thuſt, dann ſie warlichen mit Liſt acht auff dich haben werden, vnd dir denn auß einer kleinen Quellen ein vngeſtümm Waſſer anrichten. Ich ſage dir, ſolt mein Herr etwas innen werden, oder ſie dich in einem ſolchen fall gegen jm verleumden ſolten, dir wirdt warlich nit kleine ſorg darauß erwachſen, ſolches du alles wohl ſelbs ermeſſen magſt. Darumb mein allerliebſter Galmy, bitt ich, wölleſt mein warnung vnd guten raht nicht verſchmähen, denn er dir warlichen zu keinem ſchaden dienet. Galmy der Ritter ſeines Geſellen rede wol verſtanden hatt, zu jm ſprach: Warlich, Friderich, du mir nicht vbel gerahten haſt, Gott laß mich ſolche Freundtſchafft, ſo du mir täglichen beweiſeſt, vmb dich verdienen, mir iſt nicht verborgen die vntrew meiner Feindt, welche mir mit liſten tag vnd nacht nachhängen, damit ſie mich in gefährlichkeit bringen möchten, ich hoff vnd traw zu Gott, der mein Herz vnd Liebe am beſten erkennen mag, er werd ſie zu ſolchen ſchanden kommen laßen, dahin ſie mich vnterſtehen zu bringen. Aber mein allerliebſter Friderich, ich bitt, wölleſt dein trew, alſo ſtet wie bisher gegen mir ſcheinen laßen, vnd mich nit minder in hut haben, denn allwegen. Friderich ſeinem Geſellen antwort, vnd ſprach: Mein Galmy, du ſolt wiſſen, daß ich mein Leben in vnzerſpaltenen treuwen gegen dir enden vnd beſchlieſſen wil, leb ſonder zweiffel gegen mir, ich bin bereit mein Leib vnd Leben für dich zu ſetzen. Mit ſolchen worten die zween Jüngling von einander ſchieden, beyde gut vertrauwen zuſammen ſagten, beyde zu ruhe ſchlaffen giengen, Galmy mit fleißigen Gedanken betrachter ward, womit er doch ſeins Ampts nach der Herzogin willen pflegen möcht, als er denn nachmals wohl zu end bracht.

Das XXV. Cap.

Wie ſich Galmy an ſeinem newen Ampt wol vnnd ehrlich helt, Vnd wie es ihm darnach ergieng.

In was geſtalt ſich Galmy der Ritter an ſeinem Ampt gehalten habe, nit not zu ſchreiben iſt, Dann ich einem jeden daßelb gib zu ermeſſen. Niemands lebet ſelbiger an dem Hof denn er allein, dieweil er täglich bey ſeiner allerliebſten Frawen wohnet, Er war auch darzu verordnet, daß er der Herzogin alle Speiß fürſchneiden mußt, vnd alle Koſt ſo für ſie getragen ward, Credenzen, deß gleichen das Trinken, Er gab der Herzogin manchen freundtlichen vnd liebreichen blick. Nun begab es ſich auff ein zeit, da die Herzogin geſſen hatt, vnd man jezt auffgeſtanden war, daß die Herzogin Galmyen den Ritter bey ſeiner Hand nam, zu ihm ſprach: Truckſeß, ich bitt, ihr bey vns ein zeitlang wollet bleiben, vnnd vns etwas Neuwerzeitung ſagen. Mit ſolchen Worten zu öberſt deß Pallaſt ſie ſich neben einander ſezten, die andern Frauwen vnd Jungfrauwen in dem ſchönen Saal, je zwo vnd zwo bey einander ſaſſen, vnd ſich mit einander erſprachten. Die Herzogin vnd der Ritter on alle irrung mit einander reden mochten. In dem aber die Herzogin den Ritter etwas fragen ward, darüber er ganz keine antwort gab, Die Herzogin mit vnverkehrten Augen ſtetigs anſehen thet, deß die Herzogin baldt warnam, zu dem Ritter ſprach: Mein allerliebſter Galmy was meinnt das ſtetigs anſehen vnd ſtillſchweigen, ihr habt warlich euwer Gedanken an einem liebern ort, dann hie, nun meinet ich doch, ihr nit vngern bey mir ſeyn ſollet. Ich bitt euch mir euwer Gedanken offenbaren wöllet. Das bin ich bereit zu thun, Aller gnädigſte Fraw, fürwar meine Gedanken nie von euch gewichen ſeynd, von dem tage an, als ich euch anfieng Liebe zutragen, bin ich kein weg ſo weit auß Britannien nie geweſen; mein Herz hie bey euch blieben iſt, vnd nie von euch gewichen, daß jr mich aber meines vnverwendten Geſichts fraget, ſo hab ich warlich ewer ſchöne vnd züchtigen geberd alſo hoch erwegen, daß ich warlich nicht hab mögen wiſſen ob ich lebend oder tod bin, dann auch die Edel natur mehr dann kein ander menſch reichlich begabt hat, fürwar ewer ſchöne ſich mehr einem Engel dann einen Menſchen vergleichen thut. Darumb allerliebſte Frauwe, nicht verwunderet euch ab ſollichem meinem Geſicht, warlich ihr mir zu viel malen in meinem Schlaf für kommet, alſo, daß ich meyn, euch lieblich vor mir ſehen, aber dieß jetzig Geſicht, dieſelben weit vbertrifft. Die Herzogin mit lachendem Mund zu dem Ritter ſprach: Ach mein allerliebſter Ritter ich bitt euch vertraget mich euwers ſchimpffs, vnd nit leget mir ſolche ſchöne zu, deren ich doch wenig an mir hab. Herzogin (ſprach der Ritter) ich wolt daß müglich wer, ihr mir in mein Herz ſehen kündtet, damit jr erkennen möcht, mit was groſſen freuden jr mich vmbgeben, weñ ich euwer ſchöne anſichtig werd, Dann ſo baldt ſolchs geſchicht, ſich mein Herz in meinem Leib auffbäumet, vnnd alles mein Geblüt ſich in freuden erhebt. Die Herzogin zu dem Ritter ſprach: Mein allerliebſter Ritter, es darff nicht weiter probieren, mir dein Liebe zu beweyßen, denn ich deß gnugſam erfahren hab, deßgleichen weyſt ich dir mein Lieb auch vnverborgen ſeyn, Ich glaube auch ſicherlich, daß ſolches alles ein ſchickung von Gott ſey, vnnd er faſt groß wunder mit vns beyden wirken werd, es ſchick ſich zu gutem oder böſem. Der Ritter gab der Herzogin antwort, vnd ſprach: Darvor (allerliebſte Fraw) wölle vns Gott bewaren, daß vns nichts vbels beſtehe, Denn ich fürwar mehr freud denn leyds hoff zu erwarten, wo mich aber je das Glück betriegen wolt, vnd ich in ſorgen ſeyn müßt, auch etwas widerwertiges von meinetwegen zu leiden, wolt ich warlichen mein Leben verlieren, vnnd wie großen ſchmerzen mir euwer ſcheiden bringen würdt, noch wolt ich ehe reyten da mich kein Menſch nimmermehr erfahren müßt, gleich dem elenden vnd betrübten Fileno, welcher ſich, von wegen groſſer Liebe, in ein Wüſte verbergen thet, allda ſein allerliebſte ſo lang mit weynen vnd ſeuffzen klaget, biß er ſich ganz, von viele ſeiner Zäher in einen Brunnen verkehret, ſo lang biß ſein allerliebſte Fraw von vngeſchicht dahin kam, vnnd jn von ſeinem Leyde tröſtet, er wider in einen Menſchen bekeret ward, Dennach ich mich warlichen auch an vnbekannte ort fügen wolt, vnd mein Leben in trawren vnd klagen biß an das ende bringen, damit ich nicht ein vrſach euwers trübſals wer. Ach, neyn, mein allerliebſter Galmy, ich meyn die Ding nicht ſo ernſtlichen, als du ſie vielleicht verſteheſt, wie offt begibt es ſich, daß zweyen liebhabenden Menſchen etwas zuſteht, daran ihn groß leyd beſchicht, doch allein ihnen beyden wiſſend, das Glück aber ſie zulezt wider mit reichlicher Freud begabet, Denn vergeſſen ſie alles ihres trübſals, ſo lang biß ihnen das Glück ſolch trübſal wieder vnter augen ſtellet. Darumb lieber Galmy, nicht gedenk, daß ich Sorge vnſer Liebe halben trage, daß vns etwas arges zuſtehen ſoll. Darumb ich dir aber meine red erklär, davon ich geſaget hab, dz ich meyn Gott ſolchs nach ſeinem Göttlichen Willen ſchicken thu, ſo wiß daß mir vergangen tagen in einer Nacht, ein grauſamer vnd erſchreckenlicher Traum getraumet iſt. Mit diſſen Worten dem Ritter ſolchen Traum zu wiſſen thet, davon er groſſen ſchrecken empfieng, nicht wol wußt, der Hertzogin darauff zu antworten. Jedoch ſie nach ſeinem Vermögen darab nam vnd tröſtet.

Das XXVI. Cap.

Wie Wernhardt vnd ſeine Geſellen mancherley anſchläg machten, den Ritter vmbzubringen, doch alles widerſinns außgieng.

In größen vnd hohen Ehren, der edel Ritter Galmy auffwuchs an dem Hof wie ihr denn gehört habt. Solchs aber Wernhardt mit ſampt andern ſeinen Mithelffern größlich mißfallen thet. Eines Tags ſich begab, der neydig Wernhardt, eine verſamlung ſeiner Geſellen zu wegen bracht, mit jhnen anfieng auff ſolche meynung zu reden: Ihr mein allerliebſten Gönner vnd Freund, jetzt ſehet ihr wol, in was hohen Ehren Galmy der Ritter auffwachſen thut. Denn in der Hertzog, demnach jm dz beſt auff dem Thurnier zugetheilt worden iſt, erſt mit einem herrlichen Ampt begabet hat, vnd ihn ſeiner Frauwen Truckſeſſen gemacht. Nun iſt zu ſorgen, er wachs noch mehr vnd mehr an dem Hoff auf, denn ich den Gunſt deß Herzogen faſt gegen jm ſpüren thu, ich glaube feſtiglich, ſolt meines Herren Marſchalk abgehen, er ihn zu ein Marſchalk machen würde, das vns warlich zu großen vnſtatten kommen würd, denn ihm der auffſatz nit ganz verborgen iſt, ſo wir lang gegen jm gebraucht haben, ſolt er denn meines Herren Raht werden, er möcht ihn dahin bewegen, daß er vns alle härtiglichen ſtraffen würde. Nun habe ich mir ein raht oder drey, weiß aber nicht, welchem zu folgen ſey. Deß erſten wiſſet jr daß der Ritter vnſer gnädigen Frauwen alles Eſſen fürſchneidt, müßten wir trachten nach den Meſſern, ſo er ob tiſch brauchet, vnd dieſelben vergifften, wenn denn der Ritter der Herzogin fürſchneidet, vnd ſie die Koſt eße, ſie zuhand geſchwüll, vn ſterben müßt, ſo würde man denn den Ritter ſchuldig an ihren Todte achten, vnd würde jn der Herzog, als ein Mörder vnd Verrähter laſſen richten. Der ander weg wer, daß man zunacht vor ſeiner Kammer auff jn warten ſollt, deñ er gewöhnlich alle nach ſpat von ſeinem Geſellen kompt, ſo müßt denn einer vngewarneter ſach ein Schwerdt durch jn ſtoßen. Der dritte anſchlag iſt der, jr wiſſet daß er faſt gern Bier trinkt, nemlich deß Abends, daſſelb macht er alweg in dem Brunnen am Baumgarten kalt, da möchte man am beſten weg finden, damit er mit Gifft hingericht würd, vnd wir denn in guter ruh vor jm bleiben möchten. Da nun Wernhard ſeine rede beſchloſſen hatt, wiewol ſie jm davor alle geneigt waren geweſen zu helffen, noch war keiner der ſolchen anſchlag loben wolt, vn ward jm von Rupert, welcher denn auch mit dem Ritter geſtochen hatte, eine ſolche antwort auff ſeine red geben. Fürwar (ſprach Rupert) dieſer anſchläg mir keiner gefallen thut, deñ ſie weder vor Gott noch vor der Welt vngerochen möchten bleiben, Denn es warlich nit leichtlich gegen Gott zu verantworten wer, ein Menſchen alſo vmbzubringen, vñ ſolcher liderliche vrſachen, ich weyß ſchier nicht warumb wir doch den Ritter haſſen, denn er warlich mehr zu loben denn zu ſchelten iſt, hetten wir vns nit

alſo

publik machen, kauften auf ihre Koſten Gladiator-Truppen; ſie gaben ſehr oft dergleichen Spiele, und dieſes war immer ein untrügliches Mittel, ſich der Stimmen der Zünfte bey den bevorſtehenden Wahlen zu verſichern. Die Feldherren, wenn ſie ſich zu ihren Heeren begaben, feyerten gleichfalls ihre Ankunft durch ſolche tragiſche Scenen. Als endlich die Römer Herren der Welt geworden waren, kannte dieſe herrſchſüchtige Nation weder Ziel noch Maas mehr in ſeinen Lüſten, und betrachtete alle unterjochte Völker, als ſo viele nichtswürdige Sklaven, die das Recht des Siegers ſeinem Eigenſinne unterwerfe. Sie giengen mit ihrem Leben wie mit einem Gute um, das ihnen gehörte: Die Amphitheater wurden mit dem Blute vieler tauſend Menſchen gefärbt, und die Anzahl der Gladiatoren wuchs ſo beträchtlich, daß man ſie in verſchiedne Klaſſen abtheilen mußte, die ſo viel Akademien oder Schulen formirten, wo beſondere Lehrmeiſter angeſtellt waren, die ſie unterwieſen, ſich einander nach Methode zu morden.

Man kaufte ſie auf den Märkten ein, und dreßirte ſie nach dem Stock: alle Bedürfniſſe des Lebens erhielten ſie im Ueberfluſſe. Sie wurden mit den ſaftigſten und kräftigſten Speiſen genährt, um ihnen jenes fleiſchigte, fette Weſen, und jene Rüſtigkeit zu verſchaffen, die ihr vorzügliches Verdienſt ausmachten. Ihre Lehrmeiſter verhandelten ſie darauf für ein beträchtliches Geld an die Unternehmer des Schauſpiels, und führten ſie fertig und gewafnet ins Amphitheater, als ſo viel Schlachtopfer, die man zum Todesfeſte geſchmückt hatte. Ehe der Kampf angieng, mußten ſie, mit den fürchterlichſten Eiden, angeloben, ſich bis auf das äuſſerſte zu vertheidigen, oder im Uebertretungsfall gewärtig zu ſeyn, unter den entſetzlichſten Martern, und auf der Folterbank zu ſterben. Sie

waren

alſo truglich wider jn gelehnt, wir weren nit gemeinlich zu ſchanden kom̃en, hetten auch vielleicht mehr gewonnen, dann den weg (der Ritter ſey wer er woll) will ich nit darzu helffen, jn zu mörden, ich geſchweige mein gnädige Fraw in ſolchem ſchein vmbzubringen. Weh vns vnd allen denen ſo ſolchs gedächten, vnd ſein mein gnädiger Herr innen werden ſolt. Zu dem andern ſage ich alſo: Ich wolt gern den ſo dürſtig anſehen, welcher ſich vnterſtehen wolt, den Ritter vmzubringen, denn er warlich nit ein Kind iſt, ihr habt wol geſehen was gewinnens wir daran gehabt hahaben, als wir ihn vermeyneten auff dem Thurnier zu ſchanden zu bringen, darumb ich mich gar nichts mehr mit jm vnterſtehen will, ich müße mich denn mit not dahin bringen laſſen. Daß aber du meynſt, dem Ritter ſein Trank in dem Brunnen zu vergifften, keins wegs zu thun iſt, denn zum öfftermal ſich begiebt, dz jm darauß getrunken wirt, vnd denn wider hineingehenkt, ſo man denn ſchon vber ein dem Ritter vergeben wolt, möcht ein anderer vor ihm kommen, vnnd zuvor auß der Fläſchen trinken, denn ich zum öfftermal ſelbſt darauß trink, vn ſo ich ſchon ein ſolchs nit beſorgen dürfft, will ich dennoch nim̃ermehr an ſeinem Todte ſchuldig werden, weñ ſchon der Ritter ein Mörder wer, als er nicht iſt, mag man nicht ein mordt an einem Mörder begehen, darzu ich doch den Ritter nimmehr rechnen will. Mich wundert aber Wernhardt, was böſen Geiſts dir ſolchen raht geben hat, daß Du vns allen ein ſolche anmutung thun darffſt, denn ich dieſe warlichen alle der ehrbarkeit erkenne, daß keiner ſolchs gedenken, ich geſchweig zu thun, vnterſtehen dörfft. Darumb mein Wernhard ſchlag auß deinem Gemůht ſolche läſterliche Gedanken, vnd vnterſtehe nicht zu thun, das, ſo dich vmb Leib vnd Seel bringen möcht. Die Rede Ruperts von allen ſeinen Geſellen gelobet ward, ihm eynmůtig gewonnen gaben. Als nun Wernhard verſtunde, dz ſein ſchändlich fůrnemmen kein ſtatt funden hatt, iſt jm ein große angſt vberfallen, Alſo, daß er nit hat mögen wiſſen, mit was fugen er jn begegnen ſollt, damit ſie ſolchen ſchändlichen Anſchlag nit von jm ſagten, anfieng, vnd ſprach alſo: Mein allerliebſten Geſellen vnnd Freundt, ich bitt euch, mir mein red zu verzeihen, deñ ich jm nit ſo weit hab nachgedacht, ſo ich aber meinen anſchlag ſelbs erwige, ſo erfinde ich ganz kein Ehrbarkeit darinn. Diß alles ſaget Wernhardt auß einem falſchen Herzen, denn er jm endtlich fürſagt, ſeinem anſchlag nachzukommen, ſo baldt es immer müglich ſeyn möcht, denn er dem frommen Ritter ſo ganz gehaßt war on alle vrſach, daß er jm fürſagt, ſeinem fürnem̃en nachzukommen, oder darumb zu ſterben. Dieſe Geſellen alſo von einander ſchieden, vnnd ward der anſchlag des neydigen Wernhards nit faſt gelobt von jnen allen. Diß wöllen wir alſo laſſen ruhen, vnd weiter ſagen, wie Galmy der Edel Ritter ſein Ampt ſo mit ganzem fleiß verſehen thet, vnd wie ſich ſein vnfall zutragen hat, dardurch er gänzlich von ſeiner lieben Herzogin ſcheiden mußt. Wie jr hernacher hören werdet.

Das XXVII. Cap.

Wie ſich der Ritter durch einen Finger ſtach, als er der Herzogin fürſchneid, wie der Herzogin hart geſchwand, vnd niderſank.

Salmy der Ritter, jezt gar nahe ein halbes Jar ſeines Ampts mit groſſen freuden in allem fleiß gepfleget hatt. Nun begab ſich eines tags, daß der Ritter der Herzogin fürſchneiden ſolt. Als er nun das, ſo er auff ſeinem Teller hatt, darab er denn der Herzogin geſchnitten hatt, wider in die Blatten legen will, mit ſeinem Meßer vermeynt das rein zu ſtechen, ſo ſicht er aber die Herzogin freundtlich an, vnd meynet jr auff etliche red zu antworten. In dem er ſich ſelber in mitte durch ſein Daumen ſtach, Die Herzogin ſein nit wargenommen hatt, biß ſich der Ritter ganz in ſeinem Angeſicht entferbt, vnd mehr einem todten denn einem lebendigen Menſchen, ſich vergleichet, das Meſſer auß ſeinem Finger zoch, zuhand die Herzogin das warnam, des Ritters blut der Herzogin auff eine Hand ſprang.

von ſtundan die Herzogin ohn alle Hülff hinder dem Tiſch nider ſank, ihre ſchönen Roſenfarben Wänglin in ein ganz tödtliche farb verkeret wurden, ſolchs ſchnellen niderfallens, alle frauwen vnd Jungfrauwen groſſen ſchrecken empfiengen, ſchnell von dem Tiſche auffſtunden. Der betrübte Galmy in groſſen ängſten bey der Herzogin vnverbunden ſtehen bliebe, ein weiß Facenntlin vmb ſeinen verwundten Finger wandt, zuſtund köſtliche vnd kräftige Waßer bracht wurden; durch die der edlen Herzogin ihre verſchwundene Geiſter wider bracht wurden. Galmy der Edel Ritter die Herzogin in ſeinen Armen hälten thet, ſich deß zehern kaum enthalten mocht, Indem die Herzogin ihre braunen Aeuglin ein klein auffblicket, ihren allerliebeſten Ritter erſehen thet, davon ſie noch mehr zu ihren Kräfften kam, in ihr Gemach begeret, Der Ritter mit ſampt zweyen Jungfrauwen ſie ſchnell in ihr Gemach trugen, ſo baldt ſie darein kam, auff ein köſtlich Bett gelegt ward, Galmy, ſprach die Herzogin, wo habt ihr mich hinbracht? Fürwar mir der Todt nicht weit geweſen iſt. Der Ritter ſich nicht enthalten mocht, ſich ein kleines von den Jungfrauwen kehrt, ſich baldt erholet, zu der Herzogin ſprach: Ach allergnädigſte Fraw, ich bitt euch mit höchſtem Fleiß, wöllet mir durch Gott verzeihen, denn ich allein an euweren ſchmerzen ſchuldig bin, dem Ritter ſeine Wunde faſt angieng, ſolches die Herzogin erſahe, Ach Galmy ich bitt euch, (ſprach ſie) gehet ſchnell, vnd laßet euch verbinden, vnnd kommet baldt wieder zu mir. Der Ritter war der Herzogin Gebott gehorſam, ſo baldt er verbunden war, wider zu der Herzogin kam, Die Herzogin der zukunfft deß Ritters fro ward, ihn fraget, ob ihm die Wunde faſt ſchädlich were? Der Ritter antwert vnd ſprach: O mein allerliebſter Galmy, nicht laß dich mein ſchwer Gemüht irren, weiß du nicht, daß wir Frawen verzagter, vnd mehr in mitleiden, denn ihr Mann bewegt ſeyt? Ich bitt dich aber mein liebſter Galmy, daß du mir ſagen wölleſt, wie dirs doch ſo ſchnell widerfahren iſt, daß du dich in dein eigen Finger ſo härtiglichen verwundtet haſt, bin ich ein vrſach daran, ſo muß mirs leid ſeyn, daß du nit dein ſelbſt verfehlt, vñ mich getroffen haſt. Darvor ſey Gott (ſprach der Ritter) ehe wolt ich, dz ich mich ganz leibloß gemacht hett, aber dieweil mich euwer Gnad fragt, ſo ſage ich, als ihr mich etwas fragten, vnd ich euch anſahe, antwort auff euwer Rede zu geben, meynet ich in deß Bratens zu ſtechen, vnd mit einem freflen Stich traff ich mich ſelbs, aber klein zu achten wer, wenn ewer lieb nicht ein ſolch beſchwer davon hett genommen. Die Herzogin zu dem Ritter ſprach; Mell lieber Galmy, gehab dich wol, vnd pfleg meines Rahts, niemands iſt geweſen der ſein geacht hab, darumb ſo man dich fraget, ſo gib kein ander antwort, denn ich dir anzeige, ſag, als du das Fleiſch an dem Meſſer haſt wöllen ſtecken, ſey es vor vbriger mürbe hindurch gewüſchet, vnnd durch deinen Finger gangen, dergleichen ich nicht anderſt ſprechen will, denn daß ich von dem ſchnell ſpringenden blut ſolchen ſchrecken empfangen habe, damit wir vns gegen keinen Menſchen argwönig machen. Nicht lang darnach dem Herzogen die Ding geſaget ward, als er noch in einem anderen Saal bey ſeinen Herrn vnd Rähten ob dem Tiſche, auffſtunde, zu der Herzogin gieng, der Ritter erſt von der Herzogin koñen war, vngeſehr dem Herzogen bekommen thet. Der Herzog den Ritter fraget, wie es ihm gangen, ob er faſt wundt wer? Darauff jm der Retter antwort, wie jm denn die Herzogin gerahten hatt, der Herzog den Ritter mit ihm gehen hieß, beyde zu der Herzogin kamen, die ſie ganz trawrig vnd betrübt in ihrem Gemach ſitzen funden, das Blut ſo von dem Ritter geſprungen, noch an ihrem weißen Gewand vnd ſcheeweißen Händen hatt. Der Herzog die Frawe fragen ward, wie es ihr gegangen wer, die ihm gleich, wie ſie dem Ritter befohlen hatt, ſagen thet. Der Herzog mit ſchimpfflichen worten zu Galmyen dem Ritter ſprach: Zwar Galmy, wo du lang meiner Frawen Truckſeß ſeyn wirſt, du dich zwar ſelbſt zu todt ſtechen, vnd mein Fraw zu todt erſchrecken würdeſt, darauß denn zween merkliche ſchaden entſtehn würden, Ich bitt, dich hinfort baß bewarē wölleſt. Der Ritter von des Herzogen ſchimpflichen worten ganz ſchamrot worden war, alſo eine gute zeit beyeinander ſaßen, der Herzog dem Ritter befahl, daß er ſein auff ſolche Aderlaß wol warten thet, denn es jm von nöthen wer. Galmy der Ritter aber ſich ſein Wunde nit irren ließ, ſonder ſeins Ampt mit ganzem fleis wartet. In kurzem hernach zu ſein Geſellen kam, jm alle ſach zu wiſſen thet, darburch Friderich aber in groſſen ſorgen vnd ängſten war, ſtetig forcht, die ſo Galmyen dem Ritter widerwertig wären, würden ein argwohn darauß nemmen; vnd dem Ritter darauß groß Unruh ſchöpfſen, aber nit geſchah, biß lang hernach, als ſich noch etwas anders eynreiß, da roch eins zum andern, wie ir hernach hören werdet, vnd kam dahin, daß Galmy mit groſſem leyd auß Britannien ſcheiden mußt, da er die Herzogin in groſſem leiden hinder jm laſſen thet, das ihnen zu beyden ſeiten groſſen ſchmerzen bracht, biß zulezt ſie beyde alles ihres elendts ergezt, vnd in groſſen freuden bey einander wohneten, on alle forcht, wie ihr denn klärlich hernach bericht werdet.

Das XXVIII. Cap.

Wie die Herzogin eines tags auß der Kirchen kam, der Herzog mit viel ſeiner Diener der Herzogin begegnet, vnd wie es hernach gieng.

Als nun Galmy der Ritter von ſeiner empfangenen Wunde ganz heyl worden war, vnd jezt wider nach allen ſeinem willen gieng, mocht jm das vnſtät glück ſolche Freude nimmer vergünnen, vndt begunt ihm mit widerwertigen anſtößen durch viel weg begegnen. Eins tags begab ſichs in dem kalten Winter, daß der Herzog mit allen ſeinem Hofgeſindt zu Kirchen gehen wolt, vnter dieſen was auch Galmy d' Ritter, welcher nach deß Herzogen Rähtē der nechſte war, gleich nach jm der neydige Wernhardt mit den andern, ſo dem Ritter nit faſt günſtig waren. Friderich aber mit Galmyen ſeinem Geſellen gieng. Alß ſie nun auß der Kirchen kommen, von vngeſchicht ſich der Herzog von einem köſtlichen Kram verhindert ein kleine weil, alſo daß die Herzogin mit jrem Frawenzimmer auß der Kirche gehen wolt, ſich begab, daß ſie für ihren Herrn gehen mußt. Der Herzog mit ſampt ſeinem Hofgeſindt der Herzogin auß dem Weg ſtunden, die Herzogin mit züchtigem wandel für ſie alle gehen ward, ſo baldt ſie aber kompt, da Galmy der Ritter ſtundt, ſie ſich ganz in ihrem Angeſicht entferbet, dergleichen dem Ritter auch geſchehen thet, das aber niemands dann Friderich, deß Ritters Geſell, vnnd der vngetreuwe Wernhardt wahrgenommen waren Paarweiſe eingetheilt, und hatten verſchiedene Benennungen, die ſich nach der Art des Gefechtes, oder der Waffen richteten. So heißen einige Secutores, **Verfolger**, weil ſie ihren Gegner nicht feſten Fußes bekämpften, ſondern ihn durch unaufhörliches Verfolgen mit dem Degen in den Rippen, müde zu machen ſuchten. Nach dem Iſidore führeten ſie auch noch eine Keule, mit Bley am Ende ausgegoſſen, und einen Helm und Schild.

Die Retiarii waren mit einem Dreyzack bewafnet, und bedienten ſich eines Netzes oder Garns, worein ſie ihren Feind zu verwickeln ſuchten; daher ihr Name.

Die dritte Klaſſe machten die **Thracier** aus, ſogenannt von den breiten thraciſchen Schwerdte, das in einem ſtumpfen Winkel gebogen war. Nach dem Herodot pflegte das thraciſche Volk ſeine Privatſtreitigkeiten durch Zweykämpfe zu entſcheiden.

In der vierten Klaſſe befanden ſich die **Mirmillonen**, eine Benennung, die ſich von einer Art galliſchem Schilde herleitete, der ihnen eigen war. Auf ihrem Helm ragte die Geſtalt eines Fiſches empor, und gegen einen von ihnen ſchlug ſich gewöhnlich der Retiarius, und ſuchte hauptſächlich, ſeinen Kopf mit ſeinem Garn zu fangen, weil ihm alsdenn der Sieg nicht fehlen konnte; auch deswegen pflegte er ihm, wie **Feſtus** anführt, ſpöttiſch zuzurufen: Non te peto, piſcem peto; quid me fugis, Gale? „Was läufſt Du vor mir, Gallier? ich will nicht „Dich, ſondern Deinen Fiſch.“ **Caligula** haßte dieſe Mirmillonen, und liebte die Thracier; Als einer der erſten einen von dieſen überwunden, und nur einen leichten Ritz davon getragen hatte, ließ ihn **Caligula** mit einem Gifte von ſeiner Erfindung verbinden, woran er ſtarb. Man fand in der Folge dieſen Gift, in der Sammlung von Giften,

die

men hatten. Nu war an dem ganzen Hof erſchollen, wie ſich Galmy ſelbſt ſo hart verwundt hatt, auch wie der Herzogin bey dē Tiſch, als ſie es geſehē, geſchwunden wer, ſolchs auff mancherley vrſachen außgelegt ward, aber von niemands ſo vbel, als von dem ſchåndtlichen Wernhardt, der dann zu allem vnglück auch die verkehrung ihrer Angeſichter geſehen hatt, ihm zu hand für fiel, womit er dem herrlichen Ritter den Hof erleyden wolt. Als nun jederman jen Hof kam, Wernhardt deß Ritters Geſellen Friderichen auff ein ort nam, alſo ſprach: Friderich, ich bitt ſag mir, was iſt Galmyen deinem Geſellen heut, als mein gnådige Fraw für vns gangen iſt, widerfahren, daß er ſich ſo ganz in ein andere geſtalt verwandlet hat, für war mich nichts guts bedünket, ich wil auch ſonder zweifel nicht laſſen, vnd weiter acht neñen, denn ich nun zumal guter warzeichen zwey vernoñen hab, ſo ich dz dritt auch erſahr, ſol es ſonder zweiffel ſeyn, ich als ein trewer Diener ſolchs meinem gnådigen Herrn ſelbs öffnen wil, vnd jn als ein vngetrewen Ritter, vor jm verklagen. Mit dieſen Worten der öde Vogel ſein Geſang beſchloß.

ſchloß. Friderich von ſolchen Worten ganz von jm ſelbſt kam, nit wol wußt, wie er dem vngetrewen Verrähter antworten ſolt, zulezt ſprach: Wernhardt du ſolt wiſſen, daß mein liebſter Freundt vnd Bruder nun lang vmb mich, gewenet hat, vnd aber ich ein ſolchs nie wargenommen, noch an jm gemerckt hab, bin auch der Hofnung, es werde ſich nim̃ermehr an jm erfinden, als du dann ihm zu legeſt, mich wundert warlich nit klein, womit er doch je ſolchs vmb dich verſchuldt hab, dann jm warlich deine große vntrew nit verborgen iſt, ſo du nun lange zeit gegen jm fürgenommen haſt, welche pracktiken dir doch allezeit gefehlt haben, vnd den mehren theil vber dich vnd deine Mithelffer gangen ſeindt, hoff auch es werde dir hinfürter beſchehen, mit ſolchen Worten in großem zorn von ihm gieng, ganz anmutig ſeinen Geſellen ſuchet, den er ganz frölich bey andern Edelleuten fand, ſo bald er Friderichen ſeinen Geſellen in ſolchem vnmut gegen ihm gehen ſah, jm von ſtund an ſeine freud entfallen war, wol gedacht etwas neuwes vorhanden ſey, zu ſeinem Geſellen ging, der ihn mit einem groſſen ſeuſzer anſahe, vor leyd nicht mit ihm reden mocht. Galmy ſprach zu ſeinem Geſellen: Mein allerliebſter Friderich, was meynet die trawrige Geſtalt deines Angeſichts, ich bitt mir ſagen wölleſt die Urſach deiner zukunfft. Friderich ſprach zu ſeinem Geſellen. O mein allerliebſter Galmy vnnd Freundt, das, ſo ich lange ſorg getragen hab, iſt jezt mit hauffen vnd ganzer Macht vns beyden vberfallen, ich förcht, wo du dich nicht bald auß Britannien machſt, du werdeſt dich vnnd die Herzogin in groß leyd bringen. Damit erzehlet er jm alles das, ſo Wernhardt mit ihm geredt hatt, ſo bald der Ritter ſolche Red von ſeinem Geſellen vernam, kein Tropffen Blut in ſeinem Leib war, der ſich nit ganz vnd gar vmbkehret, vor groſſem Schrecken nit wußt, weß es ſich doch halten ſolt, mit kläglichen Worten anfieng vnd ſprach: O mein allerliebſter Freundt, ich bitt mir rahten vnd helffen wölleſt, wie ich mich doch nach dem aller beſten in die ſach ſchicken ſoll, dann ich mir fürwar mit keinem Weg ſelbſt zu rahten weyß. Friderich anhub vnd ſprach: Wiewol ich dir mein allerliebſter Galmy, dieſen meinen Raht nicht gern gib, noch zwinget mich die Liebe, ſo ich zu dir hab, daß ichs thun muß, Du weyſt, daß du nun zůmal von vnſerm Herrn in hohen werdt gehalten biſt, vnd noch kein Jar das Ampt, ſo dir befohlen, getragen haſt, ſollt du dann auff ein ſtutz alſo vom Hof ſcheiden, ſo wirdt der Herzog je die vrſach deines hinweg ſcheidens wiſſen wölleſt, ſolteſtu dann ſonder ſein wiſſen vnd willen hinweg ziehen, wirdt dir warlich nicht ein kleinen nachtheil bringen, begerſtu denn vrlaub, vnnd ſo ſolches deine Widerſacher erfahren, möchten ſie erſt ſprechen, vnnd für war ſagen, etwas an der Sach ſeyn. Darumb wer mein Raht, du ließeſt mich ein Brieff ſchreiben, wolt ich mich geſchäfft annemmen, vnd etlich Meyl von hinnen reiten, vnd verſchaffen, daß ſolcher brieff durch ein vnbekanten Botten heran deß Herzogen Hof käm, als ob er dir von deinem Vatter zugeſchickt wer, demnach möchteſt du freundtlich erlaubnuß von dem Herzogen begeren, vnd daheim in Schottland etliche zeit bleiben, vnd darnach nach deinem Gut, ſo du hie in Britannien verleſt, ſchickẽ, auch ein freundtlich vrlaub on den Herzogen begeren, ſo kämeſtu mit glimpff auß Britannien, wann ſichs dann begeb, daß du vernemeſt, deine Widerſacher eins theils nim̃er hie ſeyn, dann möchteſt du wol widerumb an mein Herren Dienſt begeren, er wirdt dir warlich nicht abgeſchlagen werden, doch ſolt du das alles meiner gnädigen Frawen vor anzeigen, vnd jres Rahts zu aller förderſt pflegen. Der Ritter mit groſſen Schmerzen ſeines Geſellen Red verſtanden vnd zugehort hatt, vor großem Leyd nicht wußt, was ihm darinn zu thun wer, dann jm vielmehr vmb die Herzogin zuthun war, dann vmb ſich ſelbſt, ihm lag auch faſt an die Trew vnd lieb, ſo ſein Geſell zu ihm trug, die Sach offt hin vnd wieder erwegen ward. O mein allerliebſter Friderich, wie ſol hinfort mein Leben ſich enden? wie mag ich doch immer frölich werden, dieweil ich das, ſo mir ob allen dingen liebet verlaſſen muß? wie mag ich doch immermehr frölich leben, wann ich gedenk dich mein getrewſten vndt liebſten Freundt zu verlieren? mir wer leydlicher in einem weiten Feldt mit meinen Feinden zu ſtreiten, vnnd den todt von jn zu empfahen. Galmy der Ritter mit ſeiner klag ſeinen Geſellen zu großer erbarmbdt bewegt. Nicht alſo (ſprach Friderich,) mein allerliebſter Galmy, iſt dir die Herzogin lieb, wie du ſprichſt, vnd ich auch gänzlich glaub vnnd halt, ſo wirſt du ſie freülich vmb kein ding zu ſchanden kom̃en laſſen, vnd auch ſie, wo du kanſt, vor leyd vnnd trůbſal bewaren, wolteſt du nicht ein Jar oder zwey von ihrentwegen Britannien melden? Folge mir mein Galmy, vnd laß nicht das Fewr zu weit vnd hoch vmb dich flacken, damit mans on große Mühe löſchen mög. Ich weyß wenn du hinder ſich gedenken thuſt, du wirſt dir ſelbſt kein andern vnd beſſern weg anzeigen, auch ſo wird dir die Herzogin, ſo baldt ſie ſolchen aufſſatz hört, keinen andern Raht geben. Friderich den Ritter mit dieſen Worten zum theil bereden thet, dz er ihm verſprach ſeinen Raht gänzlich nachzukom̃en. Von ſtund an ſich zur der Herzogin füget, jr ſolchen aufſſatz vnd hinderliſt zu wiſſen thet, ihres getreuwen Rahts in der ſach begeret, Friderich ſein Geſell auch bey ihm war, wie ihr ſolches alles bericht werdet.

Das XXIX. Cap.

Wie der Ritter vnd ſein Geſell der Herzogin alle Ding zu wiſſen thun, vnd wie die Herzogin groß leyd darvon empfing.

Zum erſten, als Galmy der Ritter zu ſeiner allerliebſten Herzogin kam, er ſie nicht mit ſolchem frölichen Angeſicht, als andere mal, grüßen thet, ſondern mit einem ſchweren ſeufſzen er ihr ſeinen gruß bieten ward, das die Herzogin zuhand warnam, nicht gedenken mocht, was ſolches bedeuten wolt, ſie beyde freundtlich empfinge, Friderich der Herzogin züchtiglichen danket, aber der Ritter mit trawriger vnd ſchwacher ſtimm antwort gab. Die Herzogin groß verwundern darvon empfienge. Mein allerliebſter Ritter (ſprach ſie) was gemeynet ein ſolche trawrige vnd ſtille red, der ihr doch gantz nicht gewohnt ſeyt. Ach allerliebſte Herzogin, mein freud vnd kurzweil ſich ganz verkert hatt, vnd in leyd vnd trawren verwendt, ich förcht allerliebſte Herzogin mein, vnſer Freud ein end haben werd.

Hiemit der Herzogin alle ding zu wiſſen thet, auch den Raht ſeines Geſellen ihr offenbaret. Die Herzogin von ſolcher red ganz betrübt ward, kein Raht darüber geben kundt, dieweil jr vnverborgen war der neyd, ſo der vntugendliche Wernhardt zu dem Ritter trug, zuhand den getrewen Raht Friderichs lobet, den Ritter bat, ihm alſo nachzukommen, daß er jr an der ſtätt verſprach, wie wol es jnen beyden ſchwer was zu dulden, noch war die Liebe ſo gerecht, ehe dann er wolt die Herzogin vmb ſeinetwillen etwas zu leiden, begab er ſich williglichen ſolche Reyß zu vollbringen, vnd ſprach: Allergnädigſte vnd liebſte Fraw, dieweil das neydige vnd vnſtät Glück vnſer züchtige Liebe nicht länger dulden wil, vnd je ſeyn muß, daß ich von euch ſcheiden ſoll, ſo bitt ich euch, wöllet ingedenk bleiben, vnnd mein vmb ferrn deß Wegs nit vergeſſen, dann mich fürwar kein freud noch leyd vergeſſen macht. Ach mein allerliebſter Galmy, nicht gedenk mir müglich ſeye, deiner in einigerley weg zu vergeſſen, dann du weyſt, ich dich in ehren vnd züchten ob allen dingen lieb hab, Gott wolt, mein Herr unſer beyder Lieb alſo wol erkennen möcht, als wir, er würd ſich ſonder zweiffel kein falſche vnwarhafftige Red verwirren laßen, daß er vns leyd vnterſtund zu beweiſen. Aber wer wolt vns rahten, ſolchs dem Herzogen anzuzeigen, fürwar niemandts, ſo vns anderſt in treuwen meynet. Darumb mein außerwehlter Ritter, ich dich bitten will, von wegen der groſſen Liebe, ſo ich zu dir, vnnd du zu mir tragen thuſt, die warlich nicht klein iſt, du wölleſt Friderichen deinen liebſten Freundt vnd Bruder folgen, vnd ein ſolchen Brieff ſchreiben, vnd nicht vrlaub ſondern erlaubnuß von meinem Herrn begeren, wer weyß, ſich vielleicht in kurzem begeben wirdt, daß der trewloß Wernhardt von dieſem Hof kompt, dann magſt du wol on alle ſorge hie bey mir wonen. Der Ritter der Herzogin gänzlich verſprach zu willfahren, vrlaub von jr nam, zu hand in ſein Kammer gieng, mit raht ſeines geſellen anfieng einen Brieff zu ſchreiben, nicht anderſt, dann ob ihm der von ſeinem Vater zugeſchickt were. Der Ritter mit betrübten vnd trawrigen Herzen den Brieff beſchlieſſen thet, ſein Pitſchier darauff drucket, welchs ſich dem Pitſchier ſeins Vatters ganz vergleichet, dann ſie einen Namen vnd Wappen hätten. Nit lang hernach ſich gegab, dz der Herzog etlich ſeiner Rähte gen Lunden ſchicket, mit denen Wernhardt vnd Friderich auch ritten, Friderich ſeines Geſellen brieff mit ihm führet. Es war auff dieſelbige zeit eben ein Schiff an die Port kommen, welches etlich Kauffmannſchatz auß Schottland dahin bracht hatt, Friderich in jm ſelbſt gedacht, nun mag ich meinem Geſellen dieſen brief wol mit meines Herrn diener verſchaffen zu bringen, ſich bald zu dem Patron deß Schiffs fügen thet, ihn fraget, von wannen er ſchiffet? Der Patron ſaget ihm, wie er auß Schotten gefahren käm, auch der mehrertheil Schottlendiſch Kauffleute mit jm bracht, Friderich den Patron fraget, ob nit auch Idenburgiſch Kauffherrn auff dem Schiff weren. Ja ſprach der Patron: Wolt ihr, ich führ euch zu etlichen. Friderich deß wol zufrieden war, der Patron mit jm zu den Kauffleuten gehen thet, deren mancher vnter ihnen war, Der Edelman Friderich zu einem (welcher jn ein gütig Mann ſeyn daucht) ſich fügt, Zuhand nach Galmyen des Ritters Vatters fragen thet, auff mein Eyd (ſprach der Kauffmann) er iſt ein werdt gehaltē Mann zu Idenburg, denn er meines gnädigen Herrn

Königs

die man in dem Kabinette dieſes Kayſers antraf, Columbus überſchrieben, welches der Name des Mirmillon geweſen war.

Hoplomachi: ſie waren vollkommen geharniſcht und bewafnet, und hatten die Provocatores zu Gegnern, eben ſo gerüſtet wie ſie.

Simachaeri: ſie ſchlugen ſich, mit einem Dolch in jeder Hand.

Eſſedarii: ſie fochten auf Streitwägen.

Andabatae: ſie ſtritten zu Pferde und mit verbundenen Augen: Letzteres geſchah entweder durch eine Binde, oder durch einen Helm, der ſich über die Augen herunterklappte.

Meridiani: ſo genannt, weil ſie den Kampfplatz um Mittag betraten. Ihre Waffen war ein Schwerdt, und kämpften mit Gladiatoren aus ihren eignen Mitteln.

Beſtiarii: die ihren Muth und Geſchicklichkeit freywillig, ungefähr wie die ſpaniſchen Toreros oder Toreadors unſrer Zeiten, gegen wilde Thiere probten.

Fiſcales, Caeſariani, Poſtulatilii. Der Fiſcus unterhielt ſie, und ſie nahmen den Titel, Caeſariani, an, weil ſie für diejenigen Kampftage aufbehalten wurden, wo die Kayſer ſelbſt zugegen waren. Da ſie aus den muthigſten und geſchickteſten Gladiatoren beſtanden, ſo verlangte das Volk, ſie oft zu ſehn, und daher der Name, Poſtulatilii.

Caterrarii: weil ſie aus den verſchiedenen Klaſſen genommen wurden, und ſich Truppweiſe ſchlugen.

Waren nun die Gladiatoren auf dem Kampfplatz angelangt, ſo hielten ſie kleine Vorſpiele, ſchoſſen ſich Pfeile zu, oder fochten mit Rappiren, um ihre Stärke und Geſchicklichkeit zu prüfen. Aber ſo bald die Trompete das Zeichen gegeben hatte, fing der ernſtliche Kampf an, und die Fechtenden ſchonten einander nicht. Ihre Lehrmeiſter waren zu-

Kenigs Räht einer iſt. Friderich fragt, ob er nit einen kennt, ein Ritter vnd deſſelben Edelmanns Son. Nein, fürwar ſprach er, ich hab aber wol von ſeinem Vatter verſtanden, dz jn der Herzog in Britannien an ſeinem Hof hab, vnd hab er von ſein Vatter in acht jaren kein bottſchafft gehabt, vnd weyß nit ob er im Leben ſey oder nit, er hat mir (ſprach der Kauffmann) ein Brieff geben, den ich morgen bey meinem Diener ſenden will, gen Vannes an deß Herzogen Hof, warlich ſprach Friderich, jr möget ſolchen ritt wol erſparen, dann er mein liebſter vnd beſter Freundt iſt, und ich bin ſelbſt auch an des Herzogen Hof, es ſeindt auch etlich meines gnädigen Herrn Räht hie, bey dem jr im den Brieff gewißlich vberantworten möget. Der Kauffmann als ſolch innen ward, große freud empfieng, möcht ich mich, ſprach der Kauffmann, bey zeit fertig machen, ich wolt ſelbſt zu euch reiten, vnd erfahren wie ſein ſachen ſtünden, damit ich ſeinem Vatter gewiſſe kundtſchaft von jm ſagen möcht. Friderich den Kauffmann bat, ſo es jm müglich wer, ſolt er morgens mit jm reiten, er wolt jm gut Geſellſchaft halten. Der Kauffmann deß wol zufrieden war, ſeinem Factor alle Ding befelen thet, ſich mit den Britanniſchen Herrn zurüſt zu reiten. Diß laſſen wir bleiben, vnd ſagen weiter von dem Ritter Galmyen, der in groſſen kummer vnd leyd in Britañien blieben war, alle die verflucht, ſo an ſeinem hinweg ſcheiden ſchuldt trůgen, die Herzogin offt nach jm in jr Frauwenzimmer ſchicket, damit ſie ſich die zeit vollends mit freundtlichem Geſpräch ergetzten, dieweil ſie Wernhardts jres feindes ſicher waren, Eins tags der Ritter bey der Herzogin in einem ſchönen Saal ſaß, jres ſcheidens zu red wurden, die Herzogin zu dem Ritter ſprach: Mein allerliebſter Ritter, die zeit ſich warlich faſt nähert, dz Friderich koñen wirt, vnd dir dein bottſchafft bringen, Wann du nun ſolche Bottſchafft meinem Herren anzeigeſt, vnd erlaubnuß von jm begehreſt, ſo bitt jn, daß er deinen Geſellen an ſtatt dein Ampt gegen mir verſehen laß, biß zu deiner widerkunfft, ſolchs wirt er dir warlich nicht abſchlagen, Wann dann Friderich dein Geſell mit einer ſolchen vrſach bey mir wohnen mag, wird mir dein abſchiedt auch nicht ſo ſchwer ſeyn, wann ich gedenk die große Freundtſchaft, ſo ihr beyd zuſam̃en getragen habt, auch mag er offt Gottſchafft von dir vberkom̃en, dann er, als du weyßt, die Statt Lunden offt braucht, dahin viel Idenburgiſche Schiff kommen, ſolchs mir dann auch ſonder freud vnd kurzweil bringen wirt, ſo dann die Zeit kompt, daß du hinweg ſcheiden mußt, wil ich dir mit Friderichen deinem Geſellen ein reiche Letz ſchicken, dabey du mein ingedenk ſeyn ſolt, vnd dein Herz nicht minder von mir kehren, dann ich von dir, ich verſprich dir auch das, ſo ſichs begeb, daß Gott würd' vber meinen Herrn gebieten, ich dich zu einem gewaltigen Herzogen in Britannien machen wolt, wie wol mir ſolches leyd wer, daß ich meinen Herrn verlieren ſolt, dann er fürwar ein frommer vnd gütiger Fürſt iſt. Die Herzogin dem Ritter ſolches verſprach, dadurch er wider ein freud empfahen thet, der Herzogin auf jr Wort antwort gab. Ewer troſt vnd verſprechen, allerliebſte Herzogin, mir warlich mein Herz zum theil wider erquicket, ihr ſolt auch nicht gedenken oder meynen, daß ich Euwer ſchöne oder weibliche Zucht nimmer mehr vergeſſen mag, ſoll mich auch kein andere Lieb darven entziehen, dann ſo ferren mein hinſcheiden von hinnen ſeyn wirdt, ſo näher mein Herz bey euch wohnen bleibt, das ich euch zu einer letze hie laſſen wil. Mit ſolchen Worten die zwey betrübten Herzen einander offt zutröſten vermeyneten, Zulezt aber ſie kein Troſt erfreuwen mocht, als ſie den ernſt jres hinweg ſcheidens entpfunden.

Das XXX. Cap.

Wie deß Herzogen Räht von Lunden kommen waren, Der Kauffmann mit ihn gen Vannes kam, vnd Galmyen den brieff bracht.

Deß Herzogen Räht jezt alle Ding nach ordnung außgericht hatten, ihren weg zu hand wider gen Vannes zu reiten für ſich namen. Der Kauffmann von Idenburg mit ihn gen Vannes kam, Friderich ihn aller ſach von dem Ritter Galmyen berichten thet, im erzehlet, wie er den Ritterlichen Orden vberkommen, auch wie er ſich in Frankreich vnd britannien ſo mannlich auff den beyden Thurnieren gehalten hett, davon der Kauffmann ſonderliche freud empfieng. Als ſie nun gen Vannes kommen waren, vnd Galmy ſeines Geſellen zukunfft vernemen ward, er ihn zu hand etlichen weg entgegen reiten thet, jn mit ſampt den andern Herrn freundtlichen empfahen thet. Friderich dem Ritter den Kauffmann zeiget, ihm darbey ſaget, er etlich brieff hatt von ſeinem Vatter. Der Ritter meynet, die ſach mit Friderichen vnd dem Kauffmann vberleget ſeyn. Als er den Kauffmann freundlich empfahen hatt, er ihm von ſtund an ſeines Vatters ſtand zu wiſſen thet, darauß Galmy der Ritter wol verſtund, er ein Kauffmann von Adenburg were. Als ſie gen Vannes kamen vnd jezt von jren Pferden abgeſtanden waren. Galmy den Kauffmann bey ſeiner Hand nam, in ſein Gemach führet, ihn aller ſach ſeines Vatters halb fragen thet, der jm zuhand ſeines Vatters weſen vnd ſtand erzehlet, ihm auch den Brieff, ſo jm ſein Vatter geben hatt, vber antwort, darinn der Ritter wol verſtunde, daß der König auß Schottland an ſeinen Vatter gemut hat nach jm zu ſchicken, der Ritter in ihm ſelbſt gedacht, Allmächtiger Gott, wie ſeltſam biſt du in deinen Wunderwerken. Nun bin ich zwölff Jar in Britannien geweſen, vnd hab in acht ganzen Jaren von meinem Vatter keine Bottſchafft mögen haben, dann jezt, da ſie mir zu dem notwendigſten iſt, ich hett mein Brieff warlichen nicht dörffen ſchreiben, wo mir ſolches zu wiſſen geweſen wer, Der Ritter von ſtund an nach Friderichen ſeinem Geſellen ſchicket, jm die Handſchrifft ſeines Vatters zeiget, der ſolchs auch für ein ſonderlichs wunder achtet, Als ſie ſich nun mit einander erſpracht hatten, Galmy dem Kauffmann andere Kleyder bringen ſchuff, ihr Stieſſel vnd Sporen abzogen, all drey mit einander gen Hof giengen. Der Herzog ihn ohn alles gefehr begegnen thet, zuhand den Ritter fragen ward, ob der frembd Herr ſein Freundt wer. Nein, allergnädigſter Herr, ſprach der Ritter, Er iſt aber auß der Statt Idenburg, ein Kauffmann, vnd iſt mit etlicher Kauffmannſchatz in Britannien gefahren, hat ihm mein Vatter etlich Brieff geben, mir dieſelben her gen Vannes zu ſchaffen. Als er nun von Friderichen zu Lunden verſtanden hat, dz ich noch hie zu Vannes in ewer Gnaden Dienſt bin, hat er mir die Brieff je ſelber wöllen vberantworten, die ich dann von jm empfangen hab. Darumb allergnädigſter Herr, ich an ewer Fürſtlich Gnad begeren bin, wöllet mir ein Reyß erlauben, damit ich einmal ſehe, wie es vmb meinen lieben Vatter vnd Mutter ſtehe, vnnd mein geſellen Friderichen dieweil meines Amts pflegen laſſen, will ich mich, ſo bald ich mag, wieder herfügen, Dem Herzogen die Red des Ritters nicht wenig vnruhe bracht, dann er forcht der Ritter an deß Königs Hof in Schettland bleiben würd, als dann geſchah, dem Ritter auff ſolche meynung antwort gab: Galmy, wo ich wüßte, daß du deinem zuſagen nachkämeſt, ich dich fürwar gern in Schotten laſſen wolt, ich förcht aber, dieweil ich vernim̃, dein Vatter an deß Königs Hofe wolgehalten ſeyn, der König werd dich auch nim̃er von ihm laſſen. Nun iſt dir vnverborgen, mit was trewen ich dich allzeit gemeynet hab, dardurch ich in Hoffnung geweſen bin, dich an meinen Hof zubehalten, vnnd mitler zeit eines herrlichen Ampts zu begaben, vnd dir etwan vmb ein Edle vnd reiche Frau zu werben, damit wir beyde vnſer Leben bey einander hetten mögen beſchlieſſen. Der Ritter heymlich in jm ſelbſt gedenken ward, darvor ſey Gott, daß mich einiges Frawenbild dahin bringen ſolt, daß ich meiner allerliebſten Herzogin vergeſſen thet, nach dem der Herzog ſeine Red geendet hatt, Galmy der Ritter anfieng vnd alſo ſprach: Allergnädigſter Herr, der trew vnd gutthat, ſo mir vnwirdigen diener von euwern Gnaden begegnet, ich nimmer in vergeß ſtellen werd, bedank mich auch gegen euwer Gnaden mit höchſtem fleiß, nit minder dank zu ſagen ſchuldig bin, hoff auch zu Gott, ich wöll ſolches noch mit der zeit vmb euwer Gnad verſchulden, ihr ſolt auch wiſſen Gnädiger Herr, daß mich kein Menſch dahin bewegen ſoll, dz ich ewer Gnaden Dienſt vbergeben werd, ob ſey dann, daß mich mein Vatter nicht von ihm laſſen wollt, ſo mil mir je nach göttlichen geſatz gebüren, ihm gehorſam zu ſeyn, Bitt hierauff euwer Gnad mir demütiglichen zu erlauben. Der Herzog großen vnmut nam von deß Ritters Worten, doch kundt er ihm mit keinen fugen ſein bitt abſchlagen, Galmy, ſprach er: Mir iſt warlichen ſchwer, dich zu laſſen, dieweil du aber je nicht bleiben wilt, wil ich dir gern erlauben, ſo anderſt herwider kommen wilſt, Es ſoll auch Friderich dein getrewer vnd liebſter geſell, biß zu deiner zukunfft dein Ampt tragen. Darumb mein liebſter Galmy, du mir anzeigen ſolt, wann dirs geſchickt ſeyn wil, ſolche Reiß zu vollbringen, wil ich dir ein ehrliche geſellſchafft zu geben, die dich biß gen Lunden beleyten müſſen, ſo du auch etwas nottürfftig biſt, an Gewand oder Gelt, will ich dir gnugſam verſchaffen. Allergnädigſter Herr, ſprach Galmy, ſo bald mein gefert auff ſeyn wil, muß ich ihm von Freundtſchafft wegen geſellſchafft leiſten, denn er mir zu lieb von Lunden her gen Vannes geritten iſt. Der Herzog zuhand den Kauffmann fragen ward, wann ſein zeit ſeyn wird, bat ihn damit ein Monat oder zween an ſeinem Hof zu bleiben. Der Kauffmann war ein vernünftig Mann dem Herzogen mit züchten antwort gab. Allergnädigſter Fürſt vnd Herr, euwer Fürſtlich Gnad mir armen Kauffmann vergeben ſoll, daß ich wider euwer Gnad in ſolchem fall handel, wie wol mir vnwiſſend geweſen iſt, daß ich den Ritter mit meiner Bottſchafft bewegen ſolt hinweg zuziehn, noch dannoch bekenne ich mich gegen ewer Gnaden geſündiget haben. Die weil aber die ſach ſich alſo ſchicket, vnd der Ritter je mit mir dar von wil, ſo iſt meines bleibens nicht lenger denn den morgenden tag. Ich hab meinem Factor zu Lunden etliche geſchäfft angehenkt, vnd nicht weiter, dann derſelbigen halben, gewalt geben, wo ich nun nicht zu rechter Zeit zu ihm käm, mir großer Schadt darauß entſtehen möcht. Da nun der Herzog die meynung von dem Kauffmann verſtanden hatt, zu Galmyen dem Ritter ſprach: mein lieber Freundt Galmy, demnach du von mir verſtanden haſt, ſo dir etwas mangels wer, ſolt du mich laßen wißen, zuhand ich verſchaff dir ſolcher gewendt wirdt, der Ritter dem Herzogen großen Dank ſaget, vnd ſprach: Allergnädigſter Herr, mir mangelt von Gottes Gnaden nichts, dann ich hoff Gelts genug, in Schottland zu reyſen, in meinem Vermögen zu haben, begeb ſichs dann ſchon, daß mir an zehrung abgehen würde, ſo tröſt ich mich meines Kauffherrn, der wirdt mich ſonder zweiffel nicht laſſen. Mit dieſen Worten der Herzog von ihm ſchiedt, von ſtund an verſchuff ſeinem Reñtmeiſter dem Ritter zweyhundert ſtück Golts zu liefern, ihm ſolches von wegen des Herzogen zu einer zehrung zu verehren. Galmy der Ritter mit ſampt Friderichen gegen, ermahnten ſie, ſich brav zu halten, und ſparten weder Drohungen noch Schläge. Wenn einer von den Streitenden den Finger in die Höhe hob, oder die Waffen niederlegte, ſo war es ein Zeichen, daß er ſich der Barmherzigkeit des verſammelten Volks überließ, und wenn dieſes Volk ihn der Wuth ſeines Gegners Preis geben wollte, ſo ſchrie es ihm zu recipe ferrum! „empfange „das Eiſen!“ oder es wieß mit dem Daum auf den Unglücklichen, der ſogleich ſeine Kehle dem tödlichen Streich hinreichte. Sein Tod wurde durch den traurigen Klang der Trompeten verkündigt, und ſein Leichnam ſchimpflich von dem Kampfplatze weg, und an einen dazu beſtimmten Ort geſchleift, wo man ihn vollends todt ſchlug, wenn er noch einiges Lebenszeichen blicken ließ. Dieſer Ort hieß ſpoliarium, weil dort den Ueberwundenen ihre Waffen und Kleidungen ausgezogen wurden, und der Eingang dazu, die Todtenpforte. Sollte man wohl glauben, wenn es nicht Plinius bekräftigte, daß ſich die Römer um die ſterbenden Fechter drängten, ihre Lippen auf ihre noch bebende Glieder drückten, und warm das Blut, das aus ihren Wunden ſtrömte, als ein Mittel wider die fallende Sucht, begierig hinuntertranken? Ein Aberglaube, der bis auf unſre Zeiten gekommen, und bey Enthauptungen armer Sünder noch oft vom Pöbel erneuert wird, der dieſem ſchrecklichen Getränke gleiche Tugend zuſchreibt.

Eben dieſe Römer, die ſo taub bey den Bitten und Geſchrey feiger Fechter blieben, begegneten denen, die eine edle Geringſchätzung des Lebens bewieſen hatten, mit der ausgezeichnetſten Nachſicht, und dieſe leztern waren faſt immer ſicher, begnadigt zu werden. Es gab nur einen einzigen Fall, wo der Gladiator, der ſich eines Mangels an Muth oder Geſchicklichkeit ſchuldig gemacht hatte, dem Ausſpruche des Volks entgehn konnte, nemlich wenn der

Kayderichen vnd dem Kauffmann zu der Herzogin giengen, Der Ritter der Herzogin Gnaden wolt, jr alle Sach vnd Brieff zu wiſſen thet, Davon die Herzogin ein neuwes leyd vberkam, den Ritter fraget, wann er doch auff ſeyn welt, der jr die ſtund vnd den tag verkündet, die vrſach des Kauffmanns der Herzogin zu verſtehen gab. Erſt ward jr leyd zu beyden ſeiten gemerkt, Friderich nicht minder leyd dann jr jetwederß tragen ward. Nu war ob an dem, daß der Reſitmeiſter den Ritter mit den Golt ſuchen gieng, dem ward zu hand geſagt, wie er bey der Herzogin in ihrem Frauwenzimmer war. Als er jn nun darinn fand, das Golt nam, ihm ſolchs in ſeinen Mantel ſchütt, alſo zu ihm ſprach: Ritter nemmet hin die zehrung von wegen meines gnädigen Herren, der euch ein ſolches befohlen hat zu bringen. Dem Ritter dieſe Wort vnd auch ſolchs Gelt nicht zu ſolchen Freuden dienet, als da er auff dem Thurnier die köſtlichen Gaben empfangen hatt, dieweil dieſelben ihm zu einer frölichen vrſach dieneten, als in empfahung derſelben, zu einem Truckſeſſen erwehlet ward, vnd aber jezt, die jn niergend anderſt zu dann zu ſeinem

nem Abſchiedt fördern theten Nichts deſtoweniger dem Herzogen groſſen Dank gegen ſeinen Rennmeiſter ſaget, wie jm dann ſein Ritterlich gemüt vnterricht gab.

Das XXXI. Cap.

Wie die Herzogin dem Ritter vnd ſeinen Geſellen befahl, den nechſten tag nach dem Morgenmahl zu ihr in ihr Gemach zu kommen.

Als nun der Tag dem Ritter mit wenig kurzweil vergangen war, vnnd jezt jedermann an ſein ruh gehen thet. Der elende Ritter die ganze Nacht vngeſchlaffen verzehret, ſtetigs an das bitter ſcheiden gedenken thet, offt wünſcht, er nie in Britannien kommen wer, oder daß er Friderichen die vrſach ſeiner Krankheit nie entdeckt hett, ſo wer er doch nicht ein vrſach an der Herzogin leyd geweſen, dieweil ſie von ſeiner Liebe noch nichts gewißt, In ſolchen ſchweren gedanken der Ritter ein lange zeit vngeſchlaffen lag, zulezt vnterſtund ihm ſelbſt ein Herz zu ſchöpffen, anfieng zu ihm ſelber ſprach: Galmy wohin gedenkſt du doch? Haſt du nicht offt gehört, dz zu ſpater rewen kein frucht bringt? Was bekümmerſt du dich vmb ein ding, ſo nim̃er gewehret werden mag? Nun haſt du doch offt gewünſcht dich einmal nach deinen gefallen mit der Herzogin zu reden, darnach williglich in den Todt zu gehen, wie wolteſt du ſolches vollbringen, ſo du mit ein Jar oder zwey von jr ſeyn magſt, ſprach Galmy, vnd redete hinfort mit ihm ſelbſt. Ja wenn ich auch gewiß wer, nach zweyen Jaren wider zu kommen, es ſtehet doch zu deiner wahl, ſo du anderſt im Leben biſt, ich bin aber nicht gewiß, daß mein die Herzogin nicht vergeſſen werd, ſie möchte vielleicht einen liebern Ritter, dann mich, vberkommen, dieweil man doch gemeiniglich ſpricht, ab Augen ab Herzen. So ich aber der Herzogin ſolches vertraw, wie möcht ich ſie denn recht lieb haben, dieweil ich doch nie keinen falſch an ihr geſpürt hab; vnd ich auch ſehe, dz ihr mein abſchiedt ſolch leyd bringet, warumb hat ſie dir dann das gerahten zu thun? nun hat ſie doch wol für ſich ſelbſt die jenen mögen beſchicken, ſo ihr args zulegen wolten, vnd dermaßen mit jn geredt, daß ſie ſolches vermitten hetten, ſie möcht aber dadurch in groſſen argwohn gegen menniglich komen ſeyn, darburch ihr dann mit der zeit nit klein leyden entſprungen wer. Du irreſt dich warlich mein lieber Galmy, dann wañ dich die Herzogin nit in waren trewen lieb hett, wie möcht ſie an dem tag, als du dich mit eygenem Meſſer verwundeſt, in ein ſolch groß ontmacht gekomen ſeyn, gedenkſt du nit der zuſagung ſo ſie dir vergangen Tag gethan, auch daß du ihr zu mehrmalen verheißen haſt, ſo bald du gegen ein Menſchen dich argwöniſch ſeyn meyneſt, du wolteſt ehe an frembde vnbekañte ort reiten, da du von niemandts erkañt werden möchteſt, vnd wilt jezt nit mit guten fugen in dein Vatterland reyten, ſo doch Niemands die vrſach deines hinweg ſcheidens erfahren oder wißen mag, Iſt dir die Herzogin lieb, als du ſagſt, ſolteſtu dich in größer gefahr geben dann dieſe, darumb ich mir endtlich will fürnemmen, den willen vñ gebot der Herzogin mit willigen Herzen zu vollſtrecken, Als nn Galmy der Ritter in ſolchen gedanken lag, vnd jezt die liechte Sonn auß dem tieffen Meer geſtiegen war, das ganze Erdreich mit klaren ſchein erleuchtet. Der Ritter auffſtund zu ſeinem liebſten Geſellen kam, jm ſein fürnemmen eröffnet, dadurch Friderich ein groſſe freud empfieng.

Das XXXII. Cap.

Wie Galmy mit ſampt ſeinem Geſellen zu der Herzogin kompt, vnd wie ſie ihn freundtlich vmbfähet, mit weynenden Augen den Ritter geſegnet.

Als man nun zu Hof den Imbiß vollbracht hatt, die Herzogin zu hand in ihr Gemach gieng, allen Jungfrauwen ſo bey ihr waren, vrlaub gab, mit groſſem leyd Galmyen des Edlen Ritters warten thet, der nach kurzer zeit mit ſeinem Geſellen Friderichen gegangen kam, die Herzogin die beyden geſellen freundtlich empfieng, den Ritter zu jr nider ſitzen hieß, ihm ihr leyd klaget, dardurch Galmyen dem Ritter ſein erſtes Leyd verneuwert ward, Die Herzogen mit züchtigen Worten tröſten thet, ihr Friderichen ſeinen Geſellen trewlich befahl, vnnd darbey anzeiget, daß er ihn hinfort vetretten ſolt, dardurch die Herzogin aber ein wenig troſtes empfieng, Friderich ſie auch beyde nach ſeinem vermögen tröſten was, Nach langer vielfeltiger trawriger Red die Herzogin auffſtund, dem Ritter ein anzahl Gülden zu einer lezt, mit ſampt einem köſtlichen Ring geben thet, deßgleichen der Ritter ihr ein köſtlich Kleynot zu einer letze gab, darbey ſie ſein ingedenk ſeyn ſolt, welches Kleynot die Herzogin hernach in groſſen Ehren hielt. Ach mein allerliebſter Ritter ſprach die Herzogin, erſt vmbgiebt mich angſt vnd not, ſo ich den ernſt vnſers ſcheidens empfinden thu, mich rewet, daß ich dir ſolchs gerahten hab, daß du dich von dieſem Hof thun ſolt, ich weiß, die Ding würden ſich nit ſo vbel zugetragen haben, demnach wir ſie vberſchlagen haben, nun will ſich aber nit geziemen die ſach wieder zurück zutreiben, dieweil du vrlaub von deinem Herrn genommen, vnd er dich ſchon abgefertiget hat, Ich bitt dich aber allerliebſter Galmy, wölleſt dich ſo bald du magſt, wider her zu vns fügen, vnd dich kein falſche Zunge nichts jrren laßen, ich habe aber ſorg, du dich deinen Vatter bereden werdeſt laßen, ein Weib zu nemmen, dardurch du mein ganz vergeſſen wirſt, darfür ich dich aber freundtlich bitt, ſolch nit thun wölleſt, ſo du aber je ein Weib haben wilt, ſo wölleſt hie in Britannien eine nemmen, dann du hie durch meinen Herrn wolgefördert werden magſt. Ach mein Edler Ritter, biß doch ingedenk der Liebe, ſo du zu mir getragen haſt, nicht laß die auß deinem Herzen verlöſchen. Der Ritter nit wenig ſchmerzen ab der Herzogin Red empfangen thet, ihr trewlich verſprach, allem dem nachzukommen, ſo ſie an ihn begeret, als er auch trewlich thet. Friderich in groſſen ſorgen ſtund, von wegen des kläglichen geberdens, ſo die zwey mit einander trieben, dann er ſorget, der Herzog oder jemandts widerwertiges darzu kommen möchte, darauß denn ihn allen dreyen groß Leyds zuſtehen möcht. Als nun die Herzogin vnd der Ritter lang in ſolcher geſtalt mit einander viel vnnd mancherley Red getrieben, vnd ſie jezt beyde zeit daucht zu ſcheiden, der Ritter mit ſchwerem ſeuffzen die Herzogin züchtiglichen an ſeine Arm nam. Nun geſegne euch Gott mein allerliebſte Herzogin, welche da iſt ein auffenthalt meiner Seelen, auch ein einige Hülff meines Lebens, dieweil ich leb, ewer Diener ſeyn will, Dann mir nit müglich iſt ewer zu verbergen. Die

Herzogin dem Ritter von weynen nicht antwort geben mocht, im ſein Leyd dadurch größlich mehret. Galmy anfieng, zu der Herzogin ſprach, allerliebſte Herzogin gehabt euch wol, iſt es euwer gefallen, ich von hinnen nicht ſcheiden will, wie ich doch ſolchs zu wegk bringe, ich bitt euch aber, allerliebſte Herzogin mir zu erlauben, ſo verſprech ich euch das bey meinem Ritterlichen Orden, ſo bald mir müglich ſeyn wirt, ich mich zuhand wider her zu euch fügen wil, wo aber ich je nicht kåm, vnd mit glimpff von meinem Vater nicht kommen möcht, ſolt jr oder Friderich mir ſchreiben, wil ich mich ſonder ſaumen zu euch in ſchneller eyl fördern zu kommen, die Herzogin eines theils von des Ritters Worten einen troſt empfieng, vnnd ſprach: Muß es dann Edler Ritter je den weg haben, ſo ziehet hin im namen Gottes, vnd keret nach euwern Worten baldt herwider. Gott euch ein glückſelige Reyß verleihen wölle, damit jr euweren Vatter mit freuden anſchauwen, vnnd darnach frölich wieder herkommen möget. Mit dieſen Worten die zwey liebhabenden Menſchen von einander ſchieden, mit trawrigem Herzen der Ritter ſich eylendts rüſten thet, ſein fürgenommene Reiß zu vollbringen, deßgleichen ſein Geſell Friderich, der jn dann vngern von jhm ſcheiden ließ. Als nun der Ritter ganz bereit war, alle die ſo an dem Hof waren, freundtlich geſegnet, ſich mit jedermann letzet, vnd ſonderlich mit ſeinen Widerſächern, vnnd ganz keines gleichen thet, als ob jhm ſolche feindtſchafft zu wiſſen wer, alle gemeiniglich groß wunder von ſeinem ſchnellen hinweg ſcheiden namen, niemandts die vrſach, dann Friderich, Galmy, vnnd die Herzogin, wiſſen mocht, das ganz Hofgeſindt ſich bereitet, dem Ritter morgends das geleyt zu geben. Als es nun abends ward, vnd daß man zu Hof eſſen ſolt. Galmy mit ſampt dem Kauffmann in das Frauwenzimmer von dem Herzogen geführet wurden, Der Herzog jn zu lieb auch bey der Herzogin zu Nacht eſſen thet, welche ſich mehr frölich denn jr im Herzen war, erzeiget, Den Ritter offt mit heymlichen ſeufftzen anblicket. Als nun der Nachtimbiß ſchier ein end hatt, die Herzogin den Ritter Galmyen auch faſt bitten ward, bald wieder zu kommen, das er ihr auch zum öfftermal verſprechen thet. Friderich dieſelbe Nacht erſtmal ſeines Ampts pflegen thet, die Herzogin anfieng vnd ſprach: Ritter, ich meyne euch nit gefallen hab, mein Diener zu ſeyn, dann ihr noch kein Jar mein Dienſt verſehen habt. Der Ritter ſprach: Aller gnädigſte Herzogin, ich hab mein Dienſt noch keineswegs auffgeben, allein ſol mich Friderich biß zu meiner widerkunfft vertretten, dieweil jr dann, ſprach die Herzogin, in euwer Vatterland reiten wöllet, Damit vnd ihr möget ſagen, ihr mein Diener ſeyt, ſo reitet nicht hinweg, ſchicket mir vor ewern Buben, ſo wil ich euch ein reiche ſchnur auff ewern Hut ſchicken, die ſolt ihr mit euch in Schottland führen, vnd darbey euwers dienſts ingedenk ſeyn, vnnd euch deſto fürderlicher wider herfügen. Der Ritter der Herzogin größlich dank ſaget, ihr auch in beyweſen deß Herzogen verſprach bald wider zu kommen. Als nu nach mancherley ſchimpfflichen Worten der Imbiß vollbracht, jedermann von dannen ſchiedt, zu ruhe vnd Bett giengen, biß jezt der ander new tag erſchein.

Kayſer in dem Augenblik, wo das Urtheil gefällt worden war, in das Schauſpiel trat. Seine Würde gab ihm ein Recht, den Verurtheilten freyzuſprechen, und er that es gemeiniglich, entweder ſchlechtweg, oder unter der Bedingung, daß er ein andermal wieder fechten ſollte, wenn er von ſeinen Wunden genäſe. Die gewöhnliche Belohnung der Sieger beſtand in einem Blumenkranz oder Krone, mit leinenen Bändern umflochten, die ihnen über den Schultern hingen, und die lemniſci genannt wurden. Sie bedeckten ſich den Kopf mit dieſem Kranze, und hießen alsdenn Lemniſcati Manchmal gab man ihnen auch elfenbeinerne Täfelchen, welche ihnen das Recht verſchafften, den Schauſpielen beywohnen zu dürfen. Die größte unter allen Belohnungen aber war die Freyheit, die ſie von Rechtswegen, entweder nach dreyjährigem Dienſte, oder nach vorzüglichen Siegen erhielten. Von dem Augenblicke ihrer Freylaſſung an bekamen ſie den Namen Rudiarii, von rudis, einen knotigen Stock, den ihnen der Praetor in die Hand gab, doch wurden ſie deswegen nicht Bürger. Viele von ihnen ſtellten ſich hernach für Geld von neuem den Gefahren des Kampfes blos, und ihre Begierde, Theil an dieſen Gefechten zu nehmen, glich an Gröſſe der Sehnſucht, die das Volk hatte, ſie wieder in der Arena zu ſehn.

Anfangs beſtanden die Leute, die zu dieſen Kämpfen beſtimmt und gezwungen wurden, größtentheils aus Böſewichtern, von denen die Erde gereinigt werden muſte; aber unter den Ceſaren, z. E. unter Caligula, Nero, wurden auch Männer von Stande, Senatoren und römiſche Ritter in die grauſame Verlegenheit gebracht, unter der Folterbank oder dem Kampfplatze zu wählen. Proculus, ein edler römiſcher Jüngling, von außerordentlicher, ſchöner Geſtalt, mußte ſich auf Befehl des Caligula, der wegen ſeiner Häßlichkeit allen ſchönen Leuten äußerſt gram war, mit zwey

Das XXXIII. Cap.

Wie Galmy mit einer ehrlichen Geſellſchafft zu Vannes außreit, Vnd wie ihm Friderich das geleyt gen Lunden gab.

Nun habt ihr wol gehört, mit was züchtiger Liebe Galmy der Ritter gegen ſeiner allerliebſten Herzogin vmbfangen geweſen iſt, deßgleichen was großer Liebe die Herzogin zu dem Ritter getragen hat, auch mit waß groſſem leyds ſie vmbgeben wurden, als ſie von einander ſcheiden mußten. Ein ſolches alles denen zu erkennen geben wil, ſo ſich je in ſolcher gaſtaldt verwundt haben, dann mir darvon nicht not iſt viel zu ſchreiben, vnd wil nun zumal gnug davon geſagt haben, vnnd weiter ſagen, wie der Ritter auß Britannien geritten. Als nun Galmyen ein köſtlich ſchnur von Perlen geſtickt, von der Herzegin geſchickt ward, vnd er ſich jezt ganz wegfertig gemacht hatt, auff zu Roßz ſaß, an einem morgen mit einer weidlichen Geſellſchafft zu Vannes außritt, manchen ſchweren ſeuffzen hinder jm ließ, ihm die Herzogin auch manchen trawrigen ſeufſzen nachſchickt, ſich zu öberſt in jr gemach füget, da ſie dem Ritter einen ferren weg nachſehen mocht. Friderich ſtetig neben ſeinem Geſellen ritt, jm vnterricht gab, wie er ſich in ſeinem abweſen halten ſollt. Als nu der Ritter Galmy etlich Weg vnd Meilen von Vannes geritten war, vnd ihm nun der mehrertheil deß Hofgeſindtes genadet hatten, er die andern all freundtlich bat heym zureiten, ihn großen Dank ſaget, daß ſie ihn ſo weit beleytet hatten, zu hand ſie alle von ihm ſchieden biß an Friderichen ſeinem Geſellen, vnd Heinrich ein Edelmann, welcher dann auch groß leyd von der Ritters abſchiedt empfangen thet, derſelb Heinrich ſich allweg zu den beyden jungen Herrn gehalten hatt, Die beyde mit Galmyen dem Ritter bis gen Lunden ritten, vnd erſt daſelbſt ein abſchiedt mit ihm machten. Als nun Friderich und Heinrich mit Galmyen gen Lunden kamen, etlich tag da bey ihm blieben, vnnd jezt die Kauffleut ganz fertig waren, ein glücklich wind vnd wetter zu ſchiffen anſchlug, der Ritter mit ſampt den Kauffleuten zu ſchiffen bereit waren. Die beyde junge Herren dem Ritter das geleyt biß zu dem Schiffe gaben.

Galmy Friderichen seinem gesellen sein Pferd zur lezt schankt, die andern zwey verkaufft, vrlaub von seinen Gesellen nam, Heinrichen ein köſtlichen Ring zur letzte gab, mit bekümmerten Herzen von seinem allerliebſten Friderichen vrlaub nam, auff das fleißigſte jm die Herzogin befehlen thet. Zulezt mit seinem Buben vnd Knecht auff das mächtig schiff giengen. Nit lang darnach der Patron des Schiffs verschuff vom Land zufahren. Die beyde jungen Edelmänner Galmyen viel Glücks nachwünschten, an der Port blieben, so lang sie den Segel deß Schiffs immer sehen mochten. Friderich seinem liebſten Gesellen das Creutz nach machet, Zuhand seinen Weg gen Vannes nam, mit dem Edelmann Heinrichen mancherley Red hatt, Galmyen seinen gesellen herzlich klaget. Die laſſen wir alſo reiten, vnd sagen forthin, wie es dem Edlen Ritter Galmyen ergieng, als er auff dem Meer fuhr, vnd ein vnmutigs Herz hatt, nit lang ſtund, er faſt krank ward, daß dem Kauffmann vnd deß Ritters Knechten große sorg zu ſtund, aber nit lang auff dem Meer blieben, mit glückſeligen Wind dahin kamen, so sie dann gemeiniglich begerten, Der Ritter mit groſſen ſorgen dahin kom̃en war. Als ſie nu das Land erreicht hatten, den Kauffmann den Ritter zu ſtund in ein gute Herberg führen ließ, ſein wol zu pflegen verſchaffen thet; biß er wider zu ſeinen verlornen Kräfften käme. Alſo lag Galmy in der Statt auf die acht tag, da ward ſein faſt wol gewartet, der Kauffmann auch die zeit bey jm blieb, ſein Hab vnd Gut heim ſchicket. Als nu Galmy ganz geſundt worden war, ander köſtliche pferdt kauffet, mit dem Kauffmann in kurzer zeit gen Idenburg reiten thet, zu deß Ritters Vatters kamen. Galmy, ſeinen Vatter freundtlichen grüßet, der aber, von wegen ſeines langen außbleibens, ſeinen Son nicht erkennet, Dann er faſt jung, wie jr dann offt gehört habt, auß Schottland kommen war, vnd jezt ein wolgewachßner gerader Ritter war, wie dann offt gemeldt iſt, ihn ſein Vatter nicht erkannt.

Das XXXIIII. Cap.

Wie ſich der Ritter ſeinem Vatter zu erkennen giebt, Auch wie er von dem König empfangen ward.

Da nun Galmy von ſeinem Vatter nicht anderſt dann ein frembder Ritter erkannt warde, vñ er ſolchs wol verſtund, aufieng mit jm auff ſolche meynung zu reden. Herr, ſprach er, habt jr nicht ein Son an deß Herzogen Hof in Britannien, mit namen Galmy? Ja warlich ſprach der Vatter, ich hab jn jezt mehr denn zwölff Jar nit geſehen, vnd das mich noch mehr bekümmert, ſo hab ich in acht jaren nichts von jm vernommen, ich wolt warlichen gern wißen, wie er ſich in Britannien hielt, Herr ſprach Galmy, er helt ſich gantz frölichen vnd wol zu mut, es iſt auch nicht lang, ich mit ihm geßen vnnd getrunken hab, warlich ich hör es faſt gern ſprach der Vatter, ich hab jm newlich ein Brieff mit dieſem Kauffmann geſchickt, vnd jm entbotten, daß er einmal zu mir herkomme, das ich warlich faſt gern haben wolt. Herr, ſprach der Kauffmann ich hab jm den brieff in ſeine Hand geben, bin auch ſelbſt bey jm zu Vannes in Britannien geweſen, mit jm ein leichten mut gehabt, vnd jm auch etlich tag zu Lunden geſellſchafft gehalten. Das hör ich gern, ſprach der Edelmann, ich bitt euch, wöllet mir ſein weſen vnd handel ſagen, Auff mein Eyd, ſprach der Kauffmann, ich hab viel guts von ihm hören ſagen, vnd ihn den Herzogen vnd ſein Gemahl faſt hören rühmen, denn ich den lezten Imbiß zu Vannes bey der Herzogin an jrem Tiſch geſeßen bin, auch hab ich verſtanden von allem Hofgeſindt, daß jn der Herzog zu Ritter geſchlagen habe, vnd wie er in Frankreich auf einem Thurnier das beſt gewunnen hab, deßgleich in Britannien drey mächtiger Kleinot auff einem Thurnier gewunnen, er iſt auch in hohen ehren bey dem Herzogen gehalten, dann er der Herzogin Truckſeß iſt. Deß Ritters Vatter große Freud von des Kauffmanns red empfieng, ihm ſeiner bottſchafft großen dank ſaget, Auff mein trew, ſprach er, es brecht mir warlichen große Freud, wañ ich meinen Son einmal ſehē ſolt. Herr, ſprach der Kauffmann, jr werd jn ſonder

zweiſſel

zweiffel in kurzer zeit ſehen; dann ich dabey ſtund, als er erlaubnuß von dem Herzogen nam, hab auch geſehen, daß ihm der Herzog zweyhundert ſtück Golds zu einer zehrung geſchenket hat. Deß Ritters Mutter bey ſolcher red ſtunde, groß freud darvon empfing, vor freuden nicht wußt was ſie ſagen ſolt, Der Edel Ritter ſeinen lieben Vatter vnd Mutter nicht lenger auffhalten wolt, ſeinen Vatter vmbfahen thet, alſo ſprach: Hie iſt dein Son, allerliebſter Vatter, ſeyeſt gegrüßt. Deßgleich die Mutter auch freundtlichen grüßen thet. Als nun der Vatter vnd Mutter vernamen, ihren liebſten Son mit jn reden, vor großen Freuden ſie beyde kaum geſtehen kundten, ſich ab ſeiner ſchöne vnd ſtärke nicht gnug verwundern mochten, viel kurzweil mit einander hatten, Zuhand nach ihren Freundten ſchickten, ein herrliche Wirthſchafft zu richteten. Als nu menniglich des Ritters zukunfft erfuhr, erſchall ſolches auch für den König, der zuhand nach des Ritters ſchicket, ihm befahl ſeinen Son mit ihm zu bringen, das ward zu hand nach deß Königs Gebott vollbracht. Als nu Galmy der züchtige Ritter für den König kame, vnnd jezt dem König ſein Reverenz gethan hatt, der König groß verwundern ab ſeinem züchtigen wandel genommen, deßgleich an ſeiner herrlichen vnd dapffern größe, dieweil ſein Vatter nit alſo gerad war. Der König den Ritter zu ihm ſchuff ſitzen, allerhand von ihm zu erfahren, der Ritter mit großer Vernunfft antwörten kundt, davon der König ein große freudt empfahen thet, Von ſtundan den Ritter begert jm zu dienen, Der Ritter dem König ein kurze antwort gab, Allergnädigſter Herr vnd König, euwern Königlichen Gnaden zu dienen, mir warlichen groß gefallen brecht, wo ich von meinem allergnädigſten vnd liebſten Herrn in Britannien vrlaub hett. Ich bin aber ſinns, ein zeitlang in ewerm Königreich zu bleiben, dann ich in zwölff Jaren meinen Vatter nie geſehen hab, biß auff dieſe zeit, allweil ich dann hie zu Idenburg bleib, ich ewer Gnaden Hofgeſindt ſeyn will, ſoll mich auch ewer Königliche Gnaden in keine weg ſparen. Der Ritter von dem König hochgeprieſen ward, vñ jn alſo bey jm, dieweil er in Schotten wer, zu bleiben. Der Ritter ſich die zeit in allen Ritterſpielen vbet, als mit ſtechen vnnd Thurnieren,

ren, mancherley Kurzweil an dem königlichen Hof anfieng, alſo ein halb jar ſein zeit vertreiben thet, ſtätig ſeiner allerliebſten Herzogin gedenken wär, offt wündſchet, daß er wiſſen möchte, wie es vmb ſein allerliebſte Herzogiñ ſtünde, nicht minder verlangen die Herzogin nach ihm hett, deßgleichen ſein allerliebſter Friderich, der war in großen ſorgen von ſeines geſellen wegen, wann er ſein Krankheit in Britannien bedenken ward. Offt gedacht, Gahmy ſein Geſell võ ſeines Kum̃ers wegen in ein newe Krankheit kommen würde, das aber nicht geſchach, dann jm der Ritter ſelbſt viel freud mit den Gaben, ſo er von der Herzogin empfangen, machen thet. Nun wollen wir den Ritter in Schottland laſſen bleiben, vnd fürbaß ſagen, was newes Leyds der Edlen Herzogin in Britannien zuſtund, dardurch ihr leiden vnd leyd mannigfaltiglich zunam.

Das XXXV. Cap.

Wie der Herzog mit einer löblichen Geſellſchafft zu dem Heyligen Grab reit, vnd ſeinem Marſchalk die Herzogin, Land vnd Leut befahl.

Indem ſich nun viel Ding verloffen hatten, wie jr dann oben gehört, vnd nu der warme glänz den grimmen Winter ganz vertrieben hatt, vnd jezt die erſtorbenen Felder wieder erquickt, vnd alle Wieſen mit ſchönen wolſchmeckenden Blumen geziert waren, in allen Bäumen vnd Wälden die Vögel jr ſüße ſtimmen erthönen ließen, vnd jezt alle lebendige geſchöpff luſt vnd willen hatten zu weſſern. Der Herzog eines tags den guten vnnd langwierigen frieden bedenken ward, jhm fürnam, das, ſo er in lang willen gehabt hatt, zu ſolcher zeit an ein ort zu bringen, Ein löbliche geſellſchafft verſamlet, ihnen fürhielt, eine Reyß zú dem Heyligen Grab zu thun, er willens wer, Darumb er alle die, ſo luſt mit jhm hatten zu ziehen, gebetten haben wolt, ſich auff das förderlicheſt darzu rüſten, denn

er

Gladiatoren ſchlagen: er tödtete beyde. Caligula, voll Wuth, befahl, ihn mit Lumpen behangen in Rom herumzuführen, und ihn ſonderlich den Damen zu zeigen, die ſeine Schönheit intereſſiren könnte; darauf ließ er ihn ermorden. Auch Frauenzimmer vom freyen Stande ſahen ſich gezwungen, dieſes fürchterliche Handwerk mit den Männern zu treiben: nec virorum modo pugnas ſed foeminarum, und einige dieſer Mannsperſonen errötheten nicht, um ihrem Herrn die Cour zu machen, ſich freywillig dazu zu entſchließen. Andre, die ihr Vermögen verſchwendet hatten, glaubten hier ein Mittel zu ihrem weitern Fortkommen gefunden zu haben, und vermietheten ihr Leben zum Beſten ihrer Gläubiger. Dieſes Schikſal hatte unter andern, nach des Quintilians Erzählung, ein junger Menſch, der, als er gezwungen war, Geld zu leihen, um ſeinen Vater beerdigen zu können, und von dem, der das Geld vorgeſchoſſen hatte, als Gladiator vermiethen ließ. Unter dem Caracalla iſt mit das meiſte Blut vergoſſen worden Er war es, der den Fechter Baton zwang, ſich an Einem Tage mit dreyen zu ſchlagen; der dritte tödtete ihn, und Caracalla ließ ihm ein Grabmal ſetzen, das man in der vigna Pamphyle gefunden hat; es führt die Aufſchrift, Batoni. Er iſt auf einem Marmor, ſechs und einen halben Fuß hoch, abgebildet; er hält in der einen Hand ſeinen Schild, und ſeinen Säbel in der andern, ſein Helm mit Viſier hängt an einem Baumſtamm. Claudius, der Kayſer, liebte die Gladiatorſpiele bis zur Wuth: viele Münzen, die er ſchlagen ließ, führen zum Revers weiter nichts, als einen bewafneten Gladiator. Lag einer von ihnen auf der Erde, ſollte er auch nur durch Zufall gefallen ſeyn, ſo ließ er ihn mit Dolchſtichen hinrichten, um das barbariſche Vergnügen zu haben, ihn ſterben zu ſehn. Er ließ ſich zu ſeinem Gebrauch zwey Meſſer aus den Schwerdtern zweyer Gladiatoren machen, er ſe, ſo ihm Gott die Gnad geben wolt, die heyligen Stett zu beſichtigen, vnd zu erfahren, ihm ohn alles hindern fürgenommen hett, zuhand ſich ein ehrliche Geſellſchafft zuſammen verpflicht, ſie all mit dem Herzogen ziehen wolten. In kurzer zeit hernach alle ding köſtlich vnd wohl verſehen wurden, zu Waſſer vnd Land. Als nun der Herzog vnd ſein Geſellſchafft ganz bereyt waren, vnd minder an kein mangel mehr war, dann allein wem er ſein Land nnd Leut befehlen, ward ihm von etlichen ſeinen Rähten ſein Marſchalk dargeben, dem der Herzög auch ſonderlich wol vertrauwet, auch kein argen Wandel nie an ihm geſpürt hatte; zu ſtund er ſeinen Marſchalk für alle ſeine Räht berufen ließ, ihm die meynung für hielt, ihn durch Gott vnd der Gerechtigkeit willen bitten ward, jm ſein Land vnd Leut in ſeinem abweſen trewlich zu regieren, ihm auch ſönderlichen die Herzogin empfehlen, daß er jr in allen trewen pflegen ſolt, ſolcher zu ewigen zeiten vmb ihm verdienen wolt. Als nun der Herzog ſein rede geendet hatt, der falſche Marſchalk anfieng in ſolcher geſtalt mit ihm zureden: Allergnädigſter Herr, dieweil mich ewwer Gnad ſolcher Ehren vertrawet, will ich mich ſonder zweiffel in maſſen darzu ſchicken, daß ich groß Lob vnd Ehr von euch erlangen will. Darumb allergnädigſter Herr, ihr kein Sorg noch Gedanken heim haben ſolt. Marſchalk ſprach der Herzog, ſolchs wil ich mit geneigtem willen allzeit vmb euch beſchulden. Als nun der Herzog vnd ſein Geſellſchafft gantz bereit waren, der Herzog vrlaub von der Frauwen nam, auff zu Roßz ſaß mit den ſeinen, den weg zu dem heyligen Lande mit großer andacht für ſich nam, ſo lang ritten, biß ſie kamen an ein Port deß Meers, auff die Schiff ſaßen, ihre Pferdte zurück wieder heym ſchickten, alſo mit glücklichen vnd gutem Windte das hohe Meer vberſchifften, ſo lang biß ſie das Land mit freuden erlangten.

Das XXXVI. Cap.

Wie der ſchändtliche Marſchalk zu der Herzogin kam, ſeinen ſtinkenden Mundt gegen ihr auffthut, vnd wie jm die Herzogin antwort gab.

Ir habt gehört, wie der Herzog mit einer löblichen Geſellſchafft gen Jeruſalem die heiligen Stett zu beſehen, fahren thet, den laſſen wir alſo fahren, vnd ſagen forthin, wie der Marſchalk die Land in ſeinem abweſen regiret. Der ſchalkhaſtige Marſchalk, ſo bald der Herzog hinweg war, ſich gegen allen Britanniern gütig beweiſen thet, dardurch er ihm einen merklichen gunſt gegen allem Volk erlanget, Das alles aber darumb thet, daß er ſeinem böſen willen, deſte ehe ein genügen thun möchte. Als nun der Marſchalk ſich deß Herzogen ganz ſicher wußte, fieng er an ſich freundtlich gegen der Herzogin zu erzeigen. Eines ſolchen die Herzogin große Frewde hatt, denn ſie jn ſolchs von deß Herzogen wegen thun meynet. Der ſchalkhaſtige Marſchalk aber ein ander fürnemmen vor jm hatt.

Als er nun nach ſeinem willen zu der Herzogin gehen mocht, wenn er wollt. Eines tages, als er ſich vnnd eynig bey der Herzogin ſeyn meynet, fieng er an, der Herzogin ſeinen böſen willen zu entdecken. Allergnädigſte Fraw, ſprach der Marſchalk, wie wohl ich mir fürgenommen hatt, das, ſo mir an meinem Herzen lange zeit gelegen iſt, heimlich bey mir feſt zu behalten, noch zwinget mich ewer ſchöne, daß ich es nimmer verbergen mag. Nun wißt ihr, gnädige Fraw, daß ich nun zumal den Gewalt in ganzen Britannien tragen thu, vnnd nun zumal niemands, denn ich allein darinn herrſchet. Ihr wißet auch, Allergnädigſte Herzogin, daß ich mich zu allerzeit in euwerem Dienſt mit ganzen Fleiß geübet hab, vnd allzeit euwer Gnaden williger Diener geweſen bin, umb ſolcher Dienſt vnd Liebe willen, ich euch Allergnädigſte Frau bitten wil, wöllet mich euwere Liebe auch laſſen erwerben, dieweil wir doch ſolches on alle Sorge vollbringen möget, es wirdt euch auch kein Menſch darinne verdenken, denn menniglich wiſſen mag, daß ihr mir von dem Herzogen befohlen ſeyt zu bewaren, Darumb allerliebſte Fraw, ſchlaget zurück alle ſorg vnd angſt, vnd gebt meinem willen ſtatt, weil ich mich hinfort in euwerem Dienſt vnd Liebe, dieweil ich lebe verpflichten. Die züchtig vnnd edel Herzogin großen ſchrecken von deß Marſchalks rede empfieng, vor großem ſchrecken jm lang keine antwort geben kundte zulezt anfieng, vnd ſprach: Mich wundert warlichen lieber Herr vnd Marſchalk, was vbels ihr doch gedenken möget, daß jr, als die, ſo euch in ehren zu bewahren, befohlen iſt, vnnd mich vnterſtehet oder fürnemmet vmb meine Ehre zu bringen, hat euch mein Herr ſo viel guts vnd Ehre bewieſen, wie möget jr denn ſolchs vbels wider ihn vnterſtehen zu gedenken, ich will deß fürnemmens zu thun geſchweigen, wo euch anderſt ſolchs, nachdem ihrs außſprechet, in ewrem Herzen iſt, das ich euch doch nimmermehr vertrawe. Der Marſchalk von ſeinem böſen fürnemmen nicht ſtehn wolt, ſondern weiter an die Herzogin ſazt, mit liſtigen worten ſie hintergehen meynet, aber alles nit an der Herzogin verfahen wolt, auff ſolche meynung anfieng zu reden: Jr ſeit deß ſicher von mir warten ſeyn, wo ihr mit ſolcher ſchändtlicher anmutung nicht nachlaſſen wollet, ſo bald mein

Herr zu Land kommet, im ſolchs von euch gerühmet werden ſoll, damit er ſehen möge, wem er mein Weibliche Ehr befohlen hat zu bewaren, auch in wen er all ſein vertrawen geſezt hatt, darumb gehet hin, bey mir ſolt ihr keine Gnad nimmermehr erfinden. Der Marſchalk von der Herzogin red wegen in großer ſorg vnd angſt fallen thet, denn er gewißlich wußt, wo der Herzog ſolches von ihm erfahren würd, im große vnruh darauß erwachſen, vnd vmb ſein Leib vnd Leben kommen möcht. Die Herzogin den Marſchalk allein in ihrem Gemach ſitzen ließ, von ihm gieng in großen zorn gegen ihn gefallen war, doch die Ding niemandts offenbaret, ſolches ſie zulezt in großes Leyd bracht. Als nun der Marſchalk ſich ganz einig in groſſer ſcham ſitzen fand, nicht wohl wußt, wie er ſich doch ſolcher Bürde entladen möcht, manchen ſeltſamen anſchlag für ſich faßet, biß er zulezt ein böſen fundt erdacht, dardurch er die Edel Herzogin vnterſtunde, vmb Leib, Ehr vnd Gut, zu bringen, als auch geſchehen were, wo nit der edel vnd thewre Ritter Galmy ſolches mit ſeiner mannlichen Hand für kommen hett. Als nun die edel vnd keuſch Herzogin von dem ehrloſen Marſchalk gegangen war, vnd zu ihren Jungfrawen in das Frawenzimmer kommen, ganz traurig ſich gegen jnen erzeiget, aber niemandts die vrſach ihres trawrens erkennen mocht, die offt willens war, Friderichen ſolches anzuzeigen, doch vmb güte willen ſolches vnterwegen ließ, In dem der Marſchalk auß der Herzogin Gemach gienge, ſeinem böſen Fürnemmen ein ende zu geben.

Das XXXVII. Cap.

Wie der Marſchalk mit einem Küchenbuben einen ſchändlichen anſchlag macht, dardurch die Herzogin meynet vmb ihr leben zu bringen.

Da nun der Marſchalk auß der Herzogin Gemach gangen war, ihm zuhand ein böſer Gedank einfiel, ſich bald zu einem ſchönen Knaben, ſo lang zu Hof in der Küchen geweſen war, füget, zu ihm ſprach: Jüngling, wilt du meines Rahts pflegen, ich dich an Haab vnd Gut faſt reich machen wil, alſo, daß keiner an dieſem Hof dir an Kleydern vnd Gelt gleichen muß. Der Jung die rede des Marſchalks wol verſtanden hatt, zu hand begierde hatt, ſich von ſeiner Arbeit zu entledigen, vnnd in Reichthumb zu kommen, Herr, ſprach er: Wie möchte ich euch nit folgen, wenn mir ſolche Gutthat von euch widerfahren thet. So ſchweig ſtill, ſprach der Marſchalk; vnd ſo bald du magſt, komme zu mir in Garten, wil ich dir meinen Raht zuwiſſen thun, Der Jung, ſo bald er kundt, ſich fertig machet, zu dem Marſchalk in den Garten kam, denn er ſeiner embſiglichen warten fand. Nun höret von einem ſchalkhaftigen böſen fürnemmen, dardurch er den Buben vmb ſeinen Leib, die Herzogin vmb jr Ehr, ſich ſelbſt vmb ſein Leben bracht. Als nun der Küchenbub zu den Marſchalk kommen war, der Ehrenhold Marſchalk anfienge mit ihm zu reden: Jüngling du weiſſt, ſprach er, daß ich nun zumal in gantzem Britannien zu gebieten habe, vnd ſonſt niemandts anderſt. Nun ſolt du wiſſen, daß ich eine ſache für mich genommen habe, welche ich ohn hülff nicht weiß zu vollbringen, vnd bedarff eines verſchwiegenen Jünglings darzu, ten wölte ich an Gut vnd Haab reich vnnd mächtig machen. Darumb ſo du mir verſprechen wilt, die ſache verborgen zu tragen, will ich dir ſolchen meinen anſchlag entdecken. Der Küchenbub nach dieſem guten Leben groß verlangen empfieng, vermeynt ein reicher Herr zu werden, nicht gedacht daß ſeine Herrſchafft ſo ein ſchändlich end nemmen würde, zu hand dem Marſchalk auff das höchſte verſprechen vnnd zuſagen thet, ſolche Sach heimlich vnd verborgen zu halten, ſolt jm der Tode daraus erwachſen. Der Marſchalk ihm von ſtund an eine ganze Hand voll Gülden vngezehlet in ſein Paret ſchüttet, darvon der Bub das giffte empfahen thet. Der Marſchalk anfieng, vnd alſo ſprach: Dieweil du dich nun in meinen Dienſt verpflichtet haſt, ſo wil ich, daß du zu ſtund hingeheſt, die köſtliche Kleyder kauffen vnd machen laſſeſt, vnd ſo dir an Gelt zu rinnen wil, dich zu Nacht zu mir in meine Wohnung fügen ſolt allda ich dich reichlich mit Golde vnd Gelde verſehen will. Du ſolt auch alle Tabern vnnd Wirthshäuſer außgehn, vnd dirs nach dem beſten hertragen laſſen, auch gute Geſellen an dich henken, alles was ſie verzehren, außgeben.

geben, Mit ſpielen ſolt du dich auch tapffer dummeln, nicht acht ob dir an Gut oder Gelt zerrinnen will, Dich aber alle nacht zu mir ſätzen ſolt, wo du denn mangel haſt, ich dir allezeit die völle geben wil, Deß ſolt du dich aber gebrauchen, daß du allwege auff einer Rede bleibeſt, Vnnd ſo man dich fragen wirdt, von wannen dir ſolch Gut kömpt, ſo ſprich, die Herzogin alle Abendt nach dir ſchicket, denn du müßeſt die Nacht bey ihr ſchlaffen, wenn ſie dich denn deß morgens von ihr ſchicke, geb ſie dir nach deinem Gefallen, alles was du an ſie begereſt, vnd ſo bald du jezt von mir geheſt, zu deinem Meiſterkoch ſagen ſolt, mein gnädige Fraw dich nicht länger in der Küchen haben wöll, darumb du denn vrlaub von ihm haben wölleſt. Aber gedenk, laß dich nicht merken, daß ich die Sach mit dir vberleget hab. Der Bub die Sach mit gutem willen annam, nicht meynet ſie ſo ſchwär außgehen ſolt, von ſtund an zu ſeinem Meiſter in die Küchen kam, nach Geheiß des Marſchalks, mit ihm anhub zu reden. Der Küchenmeiſter auff deß Buben Rede antwort gab: Wider meine gnädige Fraw geziemet mir nit zu handeln, wil ſie

mag

chen, die ſich einander zugleich getödtet hatten. Kayſer Commodus fochte ſelbſt in der Arena mit, und man mußte ihm jedesmal 250000 Drachmen aus den dazu beſtimmten Fond auszahlen. Dem Koloſſus auf Rhodus ließ er den Kopf abnehmen, und den ſeinigen darauf ſetzen; mit der Innſchrift: „dem Erſten der Gladiatoren, die Secutores genannt; der allein mit ſeiner linken Hand 12000 Menſchen tödtete und überwand.“

Wenn man Gladiatoren anwarb, ſo geſchah die Ceremonie in dem Tempel des Herkules; an den Pforten eben dieſes Tempels hingen ſie ihre Waffen auf, wenn ſie den Stab und die Freyheit erhalten hatten. Daher führen unſre Fechtboden noch zum Zeichen einen mit einem Rappier bewafneten Arm.

In den bürgerlichen Kriegen der Republik bediente man ſich oft der Gladiatoren zu Soldaten. Otto hatte ihrer 2000 unter ſeinen Truppen bey ſeinem Zug wider den Vitellius, und unter Gordian III. zählte man ihrer bis auf 1000 Paar. Marcus-Aurelius führte ſie alle mit ſich fort, als er gegen die Marcomannen marſchirte, und das Volk ſah ſie höchſt ungerne ziehn; auch die Perſonen, die ſich um obrigkeitliche Aemter bewarben, wurden gezwungen, ſich nach dem Tulliſchen Geſetze zu richten, das ihnen verbot, durch ſo ſchändliche und grauſame Mittel die Gewogenheit des Volkes zu erſchleichen. Unter den erſten Kayſern kam dieſes Geſetz in die Vergeſſenheit, und troz der Einführung der chriſtlichen Religion, troz der Verlegung des Reichs nach Byzanz, troz den Bemühungen des Honorius und Arcadius, hörten dieſe blutige Luſtbarkeiten nicht ehe als mit dem Augenblicke auf, wo das groſſe Reich, durch den Einfall Theodorichs, Königs der Gothen, im Jahr 500 nach Chriſti Geburt, gänzlich ſcheiterte.

mag ſie gar einen Herren auß dir machen, mit dieſen Worten der Bub von jm gienge. Alsbald der Bub ſein vppiges Weſen anfahet, köſtliche Kleyder vnnd Ring kauffen thet, Als er nun ſeine Kleyder hatt laſſen machen, vnnd jezt mehr einem Edelmann, denn einem Küchenknecht ſich vergleichet, männiglich ein auffſehens auff ihn gewann, auch mancherley Rede darauß getrieben ward. Etliche meyneten, er were dem Herzogen vber ſeinen Schatz kommen, aber niemandts der ſchändtlichen Verrätherey gedenken ward. Der Marſchalk jn auch mit köſtlichen Ketten vnd Kleynoten zieret. Als ſich nun der armſelige Bub ſo köſtlich anfieng herauß zu butzen, vnd ſolchs die jungen Edelleut, ſo zu Hof waren, ſahen, ein verdruß darab nemmen theten, anfiengen die Köpff zuſammen zu ſtoßen, einen anſchlag machten, wie ſie doch hinder ihn kommen, damit ſie ſein Weſen erfahren möchten. Einer vnter ihnen, ein frecher vnnd faſt dürſtiger Junger, Sebolde genannt, zu ihnen ſprach: Möget ihr mir zu ſehen, vnd mir mit in mein Sache reden, will ich ſein Jungkerſchafft (woher die kompt) bald erfahren? Dann ich mich zu ihm geſellen wil, mit ihm zechen, vnnd guts Männlich ſeyn, denn müſſet ihr euch auch einer nach den andern zu uns ſchlagen, ſo wir ihn denn einmal genug trunken machen, wil ich denn mit geſchickten Worten an ihn kommen vnd all ſein heymlichkeit an ihm erfahren. Dieſer anſchlag jn allen wol gefallen thet, dem Seboldt in gemein verſprachen, jn in der Sache nicht zu verſtören, er ſolt machen was er wolt.

Das XXXVIII. Cap.

Wie ſich Seboldt zu dem Küchenknecht geſellet, vnd alle heimlichkeit von jm meynet zu erfahren, aber nichts denn Lügen von ihm erfuhr.

Seboldt der junge Edelmann ſich zuhand zu dem falſchen vnd verrähteriſchen Küchenbube geſellet, mit jn in alle Tabernen vnd Wirtshäuſer gehen thet, ſich freundlich gegen ihn erzeiget, indem ſich die andern auch hübſchlich zu ihnen machten. Als ſich nun eines tag begab, daß ſie allzumal wol getrunken, allein ſich Seboldt ganz nüchtern halten thet, biß ihn ſein zeit meynet kommen ſeyn, anfieng auff ſolche meynung mit ſeinen Geſellen zu reden: Mich erbarmet wärlich lieben Geſellen nicht wenig, der junge Herr, daß er ſein junge Tage alſo lang in der Küchen hat müßen ſchließen, nun ſihet man wol, daß er nicht auß einem Stein entſprungen iſt, dieweil jm ſeine Eltern (als ich denn meyn) ſolche große menge deß Guts ſchicket, denn er fürwar kürzlich mehr anworden iſt, denn ich, dieweil ich an dem Hof geweſen, anfieng den Küchenbuben faſt zu loben, damit er jn reyſig machen möcht, zulezt anfieng jm zu bitten, daß er jm ſein Herkommen vnd Geſchlecht zu erkennen geben wolt. Der Küchenknecht anfienge zu lachen, vnd ſprach: Fürwar ich bin von einem faſt armen Vatter vnd Mutter, die mich von armut wegen in ein Kloſterküche verdingt haben.

Als ich mich aber mit demſelben Kloſterkoch nie vertragen kundt, ich ohn aller Welt wißen hinweg lieff, vnd her an dieſen Hof in die Küchen kommen, darinnen ich mich jezt lang enthalten habe, mich auch noch darinn enthalten wolt, wo mich nicht ſolch groß Glück vmgeben hett, wie ihr denn gemeinlich wohl ſehet, mit dieſen Worten ſeine Red beſchließen thet. Als nun die jungen Herren alle gemeinlich ſeine rede vernommen hatten, erſt groß Verlangen vnd begier hatten, ſeinen Handel zu erfahren; Seboldt wider an ihn ſazt, freundtlich bittend, er ihnen die vrſach ſeines Glücks anzeigen wolt. Der Küchenknecht von ſtundan anfieng, vnnd ſprach: Dieweil mein Herr jezt auß geweſen iſt, habe ich ein ganz gnädige Fraw gehabt, denn ſie ſeither zum dickern mal deß Abends nach mir geſchickt hat, ſo bin ich von ihr freündtlich empfangen worden, vnnd habe darnach dieſelb Nacht in freuden bey ihr geſchlaffen. Wenn ich denn deß Morgens von ihr auffſtehe, ſie mir vnbegert viel Gelt vnnd Kleynot ſchenket. Darumb ihr nicht wunder nemmen ſolt, ab meinem frölichen Weſen. Die Edlen jungen Herren die Red von dem lügenhafftigen Buben, ſo bald nicht vernommen hatten, von ſtund an auffſtunden, groß Leyd empfingen, daß ſie mit ihm geßen vnnd getrunken hatten, etliche ſeiner Red glauben gaben, die andern nicht, groſſe ſorg der Herzogin halben trugen. Als aber der verlaſſen

Bub, von manchen gefragt, vnd allweg ſolche antwort gab, vñ jezt das geſchrey im gänzen Hof erſchollen war, Die Herzogin in der Statt vnd auff dem Land in ein ſchändlichen Beruff kam, der Edlen vnd vnſchuldigen Herzogin ſolche verrähterey ganz verborgen war, ſo lang der Edel Friderich diß red auch erfahren thet, groß Leyd vnnd ſchmerzen ihm ſein Herz an allen orten vmbgab, nicht gelaßen mocht, zu der Herzogin kam, O Herzogin, ſprach er: Was großen vbels vnd verrähterey mit euch gebrauchet wirdt, nicht zu ſchreiben iſt, ich förcht die falſchen Zungen euch groß vnruh zurichten werden. Die Herzogin zu dem Edelmann ſprach, mit erſchrockenem Herzen: Allerliebſter Friderich, ich bitt mir ſolchs zu öffnen. Der Edelmann der Herzogin das vor allen ihren Frawen vnnd Jungfrauwen erzehlt, dardurch ſie in ſolchen großen ſchmerzen kam, daß ſie ſchnelliglichen nider zu der Erden ſaick, alle ihre Krafft vnd Vernunfft verſchwinden thet, lang in ſolcher ohnmacht lag, als ob ſie ganz von dieſer Welt geſchieden wer, in großem weynen vnd klagen jre Jungfrawen ob jr ſtunden vielerley mit jr verſuchten, damit ſie, ſie zu jren verlornen krefften bringen möchten. Friderich in großem leyd bey der Herzogin ſtund, Ach mein allerliebſter Geſell Galmy, möchteſt du wißen in was großem leyden dein allerliebſte Herzogin wer, du würdeſt in Schottland nicht bleiben, vnd dein Lieb in Britannien in ſolchem leyd laſſen. Als nun die Herzogin ein wenig zu jr ſelber kam, jre zarte äuglein ein wenig auffſchloß von ſtund an Friderichen bey ihr mit weynenden Augen ſtehen ſahe.

Das XXXIX. Cap.

Wie die Herzogin in ein große onmacht kam, als ſie ſolches mord vnd vbel auff ſie reden vernam.

Die Herzogin mit weynenden Augen zu Friderich ſprach: O mordt mein allerliebſter Diener; wer mag mir doch ſolche große ſchand ohn alle vnſchuldt zu legen, nun habe ich doch all mein tage ſolch vbel in meine Gedanken nie genommen. Ach was wil mein allerliebſter Herr ſagen, ſo er von ſeiner weiten Reyß wider heim kompt, vnd mich als ein verleumbdte Ehebrecherin meynt zu finden, daran mir doch gewalt vnd vnrecht geſchehen thut, warlich er wirdt nicht anderſt denn wie mit einem brüchigen Weib mit mir handeln, vnnd mich mit dem grimmen Todt darumb ſtraffen. Den Todt aber ich nit klagen wolt, wo man nicht ſprech, mich vmb ſolche ſchandt vervrtheilet worden ſeyn. O du frommer Fürſt vnd Herr mein, möchteſt du mich doch nach meinem Todte vnſchuldig erfinden, wolte ich gern ſterben. Die Herzogin in ſolchem trawren vnd klagen jre zeit vertrieb, von niemandts keinen Troſt empfahen mocht. Nun hatt der vntrew Marſchalk wol vernommen, wie dz geſchrey allenthalben außgeſchollen war, vnd deß Herzogen Räht ſein ſchon ganz voll waren. Eins Abends, als der ſchändtliche Bub verborgen zu jm kam, fieng er an mit jm zu reden. Dein fürgenommen meynung mir warlich nicht vbel gefallē thut, wo du anderſt alſo fortfähreſt, du warlich reichlich von mir begabt werden ſolſt. Wenn ſichs aber begeben würd, daß ich von vnſer beider glimpffs wegen zu dir greiffen würde, vnnd dich in ein Gefängnuß legen, auch mit andern Herren zu dir kommen, vnd dich der Sach befragen ſo gedenke, vnd bleib feſtiglich auff deiner Rede, wo du anderſt deß Tods nicht ſeyn wilſt, vnd mich auch mit dir in leyden bringen; Wo du aber, wie ich dir anfänglich geſagt vnd gebetten hab, auff deiner Rede beharreſt; will ich dich ſolcher zweiffel hoch in dem Lande Britannien machen. Der Marſchalk nicht unrecht daran ſaget, denn er zuletzt den Buben nach ſeinem Verdienſt erhöhet. Alß nun der eynfältig Bub von newem dem Marſchalk verpflicht, vrlaub von jm nam, von dannen gieng, ſein mutwillig leben, da er es gelaſſen hatt, wider anfieng.

Das XL. Cap.

Wie der ſchändtliche Marſchalk zu der Herzogin kam, vnd was er mit jr redet.

Deß andern tages, als der Marſchalk von dem Bett auffgeſtanden war, ſich von ſtund an zu der Herzogin füget, die er gantz traurig vnter ihren Jungfrawen ſitzen fand, ſie alle zumal freundtlich grüßen thet, on erlaubt ſich neben die Herzogin niderſazt, auff ſolche meynung mit ihr anfieng zu reden: Gnädige Fraw, iſt euch das geſchrey, ſo nun zumal ganz Britannien voll iſt, auch zu wißen? Warlich, wo jm alſo wer, ich nicht wol vor meinem Herrn beſtehen würd. Die Herzogin nicht gedenken mocht, daß ihr das vbel von dem ehrloſen Mann zugericht wer, anfieng, vnd ihr Leyd von neuwen zu klagen, ihr vnſchuldt gegen Gott bezeuget, ſie ſagt auch, ſie mit wißen den ſchändtlichen Buben nie geſehen hett. Alß nun der falſche Böſwicht der Herzogin klag vernommen hett, anfieng vnd ſaget: Warlich, Fraw, es euch für eine groſſe ſchand zu achten wer, wo ihr in der Sach ſchuldig ſeyn ſolten, damit man aber erfahren mög, wie die Sache ſey, will ich heut deß tages den Küchenknecht fahen, vnd die Sach, damit er vmbgehet, erfahren, habt ihr denn, wie man ſaget, mit ihm in ſolcher geſtalt gehandelt, ſol mich euwer Adeliche Geſtalt reuwen. Hiemit der Marſchalk von der Herzogin gieng, ſie in groſſem leyd ſitzen ließ, zuhand der falſche Mann etliche deß Herzogen Räht beruffen ließ, ſie in der

Sach, als ob es ihm ein frembd ding wer, rahts fragen thet, zuhand von jnen allen beſchloßen ward, daß man den Buben in Gefäncknuß verwaren, vnd die rechte Währ an jm erkündigen ſolt. Der Marſchalk ſprach: Lieben Herren, gefellet mir ewer Rahtſchlag wol, doch wäre mein meynung, daß man den Buben mit ernſt für vns beruffen ließ, vnd ihn der Sach gütlich befraget, denn ſolt man eins mals mit ihm eylen, vnd ihn gefänklich annemmen, ſo iſt er noch nit über ſeine ſechzehen Jar, er möchte von der Wahrheit fallen, vnnd ein anderes für die Hand nemmen; Dieſe meynung ihnen allenſammen wolgefallen thet; eylends nach dem Buben ſchickten, der ſich nicht lang ſaumen thet, zu jnen kam; Die Herren ſo ihn nit geſehen hatten, groß wunder von ſeiner köſtlichen Kleydung namen; denn ſie jn nie anders denn einen ſchmutzigen Küchenbubk erkannt hatten. Als er nun vor den Herrn allen ganz verwegenlichen ſtehen thet, Der Herrn einer mit ihm anfieng zu reden, vnnd ſprach: Junger, wer, oder von wannen du ſeyſt, iſt mir ganz verborgen, ich aber dich nit anders denn in ſchlechter vnnütziger Kleydung in der Küchen geſehen hab, Man muß ſich nicht ſowohl wundern, daß ſich dieſe Spiele ſo lange erhalten haben, (ſagt die Encyclopedie,) als vielmehr über die barbariſchen und ausgeſuchten Verfeinerungen, zu denen man ſie ſo viele Jahrhunderte brachte. Man raffinirte nicht allein über die Kunſt, die Fechter zu unterweiſen, zu bilden, ihren Muth anzufeuern, und ſie mit gutem Anſtande ſterben zu lehren, ſondern auch über die Mordwerkzeuge womit dieſe Elende einander metzeln ſollten: man vervielfältigte die Gattungen ihrer Waffen, um ihre Todesarten deſto mannichfaltiger zu machen: man nährte ſie mit Gerſtenbrey und andern fettmachenden Speiſen, damit ſie ſich langſamer verbluten, und die Zuſchauer ſich länger an ihrer Todesangſt weiden möchten.

Die angeſehenſten Stände des Reichs wohnten dieſen grauſamen Zeitvertreiben bey. Die Veſtalinnen ſelbſt ermangelten nicht, ſich dabey einzufinden, und hatten den erſten Plaz. Man muß das poetiſche Gemälde leſen, das **Prudenz** bey dieſer Gelegenheit von jener Schaam entwirft, die ihre Stirne färbte, und ein Gefallen an den Auftritten in der „Arena“ fand; von jenen heiligen Blicken, die ſo begierig nach Wunden waren; von jenem ehrwürdigen Ornat, den man anthat, um ſich an der wilden Geſchicklichkeit der Männer zu ergötzen; von jenen zärtlichen Seelen, die bey den blutigſten Streichen in Ohnmacht ſanken, und allemal zu ſich ſelber kamen, wenn das Schwerd ſich in der Gurgel des Elenden begrub; endlich von dem Mitleiden dieſer blöden Jungfrauen, die durch ein fatales Zeichen über den Lebensreſt des Gladiators entſchieden.

Pectusque jacentis
Virgo modeſta jubet converſo pollice rumpi,
Ne lateat pars ulla animae vitalibus imis
Altius impreſſo dum palpitat enſe ſecutor.

hab, ſpülen vnnd Holztragen, jezt aber du eine zeitlang einem ſolchen ſudler ganz vngleich gangen biſt, vnd damit ichs bekürz, kein Edelmann dir an Kleydung, Zerung vnd köſtlichheit zu kommen mag. Deßhalb du dich nicht verwundern ſolt, daß wir alſo nach dir geſchicket haben, dieweil vns dein Herkommen verborgen, vnd vnſer keiner wißen mag, wo dir ſolch Gelt vnd Gut herkomt. Deßhalb vns ein ſolches zu wiſſen thu, denn wo dir ſolch Gut von rechten zeugen herkomt, wir dich ſolchs gern mit guter ruh verzehren wöllen laſſen, Wo aber nicht, mußt du ja ſagen, von wannen dir ſolches kompt. Der bub mit freflen worten anfieng vnnd ſprach: Ihr Herren all in gemein, wie ihr mich beſchicket habt, ſo meyne ich, ihr habt nunmehr wol von andern gehört, von wannen mir das Gelt vnd Kleyder kommen; denn ich mich ſein noch nie geborgen habe, Dieweil ihr mich aber auch fräget, ſo ſage ich, daß mir ſolches alles von der Herzogin kommet, anderſt ich mich noch nie habe hören laßen. Als nun die Rähte des Herzogen, von dem Buben alle Dinge gehört hatten, haben ſie ihn von ſtundan in das Gfänknuß laßen legen, ein ſolchs der Marſchalk alles zuvor angerichtet hatte. Da nun der Abendt kommen iſt, der Marſchalk ſich heymlich durch verborgene Wege zu dem Küchenbuben in das Gefänknuß mit köſtlicher wolbereitener Speiß vnnd Trank gemacht hatte, den verwehnten Buben in ſeinen ſchändtlichen vnd böſen fürnemen getröſtet vnd geſterket, ihm geſagt, wie man morgendts zu jm kommen vnd etwas reichers mit ihm reden, ſo man denn ſchonet was peinlich mit ihm fürnemmen wolt, ſolt er kein anders, denn eben die alte Rede bekennen, vnnd wenn es ſchon dahin käm, daß man ihn zu dem Galgen führet, vnd er ſchon den Strick am Halſe hab, wolle er ihn dennocht wol vor allem Leyd entheben, Er wiß doch niemandt nun zumal, denn ihn allein, den höchſten gewalt in ganzem Britannien zu tragen, Darumb biſt getroſt, daß ich dir nicht zu kurz geſchehen laſſen wil, mit keinerley ding, wenn ich dich ſchon dem Volk zu lieb die Leyter hinauff führen laß, vnd du ſchon jezt den Strick am Halſe haſt; ſoll dir dennoch nichts arges widerfahren, vnnd von mir wol errettet werden, denn mein anſchlag durch ſolche Ding, wie du von mir vernommen haſt, zu muß gehen. Dem Küchenbuben die Sach anfieng nicht bey dem beſten gefallen, Warlich Herr, die Sach faſt mißlich zu wagen ſeyn wirdt, denn es ſich begeben möcht, daß der Henker das Warzeichen vnrecht verſtehen würde, vnnd ſo er mich wieder loſführen ſolte, er mich abher ſtoßen, vnd mich an dem Galgen erwürgen laßen, wenn ihr darnach ſchon viel mit mir machen woltet, ſo were es gethan vmb mich, Darumb ich alles thun will, ſonder den Strick an meinem Hals koſten laßen. Der Marſchalk dem Buben antwortete, vnd ſprach: Haſt du mich denn in meinen Zuſagen je anders denn gerecht erfunden, vnd wolteſt dich erſt an dem notwendigſten ort von mir wenden? Ich ſage alſo: Wenn man dich jetzundt außgeführet hat, will ich dich vnnd den Henker allein auf einen Ort nemmen, vnd mit ihm reden, daß du alle ding hören muſt, denn ſolt du ſelbſt hören, was ich ihm bey hoher Peen gebieten will, thuſt du denn nach meinem Raht, du dein Lebetag genug haben ſolt, vnd dir an Geldt vnd Goldt, minder denn bißher, gebrechen, deß nimm hin meine Trew zu einem ſichern Pfandt. Der einfältige Bub, wiewol er ein groſſe Sorg hatt, nach dennocht dem Marſchalk verſprach, ſeinem Raht, ganz nach zu kom̃en. Der Marſchalk ganz ſtillſchweigende von ihm gienge, zu Bett ſich niederleget, die Nacht mit groſſen ſorgen zu ende bracht, ſtätiges fürcht, der Bub an dem lezten nicht beſtehen würde, vnd ſeine, deß Marſchalks liſten entdecken.

Das XLI. Cap.

Wie die Landsherren aber zu dem Küchenbuben kommen, jn vnterſichen peinlich zu fragen.

Deß andern tages, an dem morgen früh, der Marſchalk ſeine ordnung gemacht hatte, daß alle Landsherrn zu Bannes erſcheinen ſolten. Als ſie jezt auffgeſtanden waren, ſich in einen weiten Saal verſam̃let hatten, ſo ſtehet der Marſchalk vnter jnen auff, auff ſolche meynung mit jnen anfieng zu reden: Ihr allerliebſten Freundt, Euch allen iſt vnverborgen, in was geſtalt der Küchenbub jezt etliche Tage hie gangen, ſich auch öffentlichen berümet, wie er ſolches Gelt allein von der Herzogin vberkom̃en habe, wo dann ein ſolches weiter von jm gehöret würde, vnnd wir ihn alſo vngeſtraffet laßen ſolten, würde es vns warlich einen großen nachtheil gegen vnſerm Herrn bringen, darumb mein endtliche meynung wer, ſo baldt er ſich der Wort noch einmal hören läßt, daß wir jn von ſtundan an den Galgen henken laßen, vnd die Herzogin deß Herzogen ſtraff erwarten, biß zu ſeiner zukunfft. Niemandts war vnter den Herren allen, dem ſolcher Raht mißfallen thet, mit einander auff ein newes zu dem Küchenbuben giengen, ſich gegen ihm mit tapffern worten hören ließen, wo er darauff beharren vnd die Sach nit widerruffen wolte, ſie ihn zuhand henken würden. Der verwehnt Bub anfieng, vnd ſprach: Machet vnd handlet mit mir, was euch gefellt, ſo werdet ihr mich nit einmal anderſt als das ander reden hören, vnd ob jr mich gleich ſchon henket, werde ich doch nim̃er anderſt bekennen, denn wie alwegen, deßhalben höret mich nur auff zu fragen. Als nun die Landsherren deß Buben rede ganz verſtanden hatten, hätten, groß betrauꝛens mit der Herzogin gewonnen, von jm auß der Geſänknuß giengen. Da ſie nun herauß kommen waren, der ſchändtliche Marſchalk noch nit ein genügen an ſeinem böſen fürnemmen hatt, ſtätig in ſorgen ſtund, der Bub würd ſchwanken, zu den Herren ſprach: Mich dünket gut ſeyn, wenn ich zu dem Buben gangen wer, vnd allein mit ihm verſucht zu reden, ob er mehr vmb mein rede geben wolt, deñ vmb die ewer, ich mit jm will verſuchen, möcht ich jn einmal dahin bringen, daß er die Herzogin vnſchüldig bekennt, wollten wir mit jm eylends handlen, damit er mit ſeinen worten die Herzogin nit zu ſchanden brächt. Den Herrn deß Marſchalks red wol gefallen thet, zuhand wieder zu dem Buben gieng, jn von newen laben vnd ſtärken thet. Als er nun wider zu den Herren kam, anfieng, Warlich ſprach er, Ich weder mit guten noch böſen Worten, anderſt nichts, denn wie jr alle, von jm bringen kann. Die Herrn zuhand eynhelliglich meyneten, man ſolt den Buben heymlich ertrenken, damit es nicht vor aller menge beſchehe, denn ſolt man öffentlich mit ihm handeln, wer noch nicht davon wißt, würd die ſach erſt erfahren, Dawider allein der Marſchalk war, fürwandt vnnd ſaget; Daran nichts zufürkommen iſt, ihr wißet, daß dieſer Rede Land vnd Statt voll iſt, Darumb mein endlich fürnemmen iſt, den ſchalkhaften Buben öffentlich bey dieſem tage zu henken. Niemandt war, der wider den feygen Marſchalk reden dorft, von dannen giengen. Der Marſchalk an der ſtett nach dem Henker ſchicket, alſo mit ihm reden thet: Richter, darumb ich nach dir geſchickt hab, iſt darumb beſchehen, Du ſolt wißen, daß ich ein Buben im Gefänkniß hab, den ich heut deß tags will laßen henken, dem ſolt du alſo nachkommen, vnd dich nichts daran kehren, was ich fürter mit dir reden würde, ich will den Buben deß tröſten, daß im nichts geſchehen ſoll, vnnd ob er ſchon den Strick an dem Halß hab, den troſt ſolt du im auch geben, ſo bald ich dir aber mit meinem Stab wink, ſo ſtoß in vber die Leyter ab.

Das XLII. Cap.

Wie man den Küchenbuben henkt, vnd er biß an ſein End auff einer Red bleibt, davon alle Welt die Hertzogin ſchüldig ſeyn meynet.

Die gantze Statt Wannes deß baldt innen ward, daß man den Küchenbuben henken wolt, ein groſſe menge deß Volks, zu dem Galgen kamen, daß ſie ſehen wolten, ob doch der Bub auff ſeinem ſchändtlichen fürnem̃en beharren wolt. Als nun die Zeit kam, vnd man den elenden Buben jetzundt außführet, der ſchändtliche Marſchalk ſtätigs neben ihm reyt, vnd wo er am meiſten Volk bey einander ſahe, er den Buben fragen thet, ob er noch auff ſeiner Rede beſtünde, der jm nicht anderſt, denn allwegen bekennen thete. Als er nun an die Halßſtatt kam, vnd ihn der Henker jezt auffziehen wolt, Der Marſchalk alls Weldt weit von ihm treiben thet, er allein zu dem Henker vnd Buben reyt, alſo ſprach: Richter, merk was ich dir gebeut, wenn du dem Jungen den Strick an den

Halß geleget haſt, ſo gedenck daß du nicht weiter mit jm fürnemmeſt, ſo baldt ich ihn gefraget habe, wie allweg, vnd er nicht anderſt bekennt, ſolt du ihn wider ledig herab laßen. Der Richter dem Marſchalk zuſaget, ſolchem Gebott nachzukommen, thuſt du das, es ſoll dir frommen bringen, Wo aber dem Jungen einicherley von dir widerführe, ich dich zu ſtund an den Galgen wolt laßen hencken. Der Richter deß Marſchalks Anſchlag wohl verſtehen kundt, zuhand fürfuhr, als er aber nun zu halber Leyter kam; der Marſchalk ein ſtill anblaſſen ließ, Da nun menniglich ſtill ward, fieng er an, vnnd ſprach: Jüngling, du kämeſt noch nicht zu ſpat, weil du mein gnädig Fraw vnſchuldig gebeſt, wolte ich dich ohn alle Entgeltnuß ledig laßen lauffen. Der Bub anfieng, vnd ſprach: Herr Marſchalk, ich mag ſein nimmermehr gelaugnen, das, ſo ich auff mich geſaget, ihm iſt auch nicht anderſt, erfindet ſich auch nimmermehr anderſt, was mir auch von euch darumb widerfehret. Der Henker den Buben wohl hinauff führet, ihm den Strick an ſeinen Halß leget. Der Marſchalk zu dem Buben rüffet, ob er die Herzogin nicht ledig ſagen wolt, Darauff antwort er, neyn, heut vnd nimmermehr. Der falſch Marſchalk dem Henker mit ſeinem Stab, ein warzelchen geben thet, zuhand er den Buben ſchüpffet, der nachmals gern widerrüfft hett, aber es nimmer ſeyn mocht, der Seckel was ihm verknüpfft. Gott wolt, allen denen ſolcher Lohn würde, ſo ſich dahin bringen ließen, vmb, Gab, Schenk, oder Liebkoſens willen, ein Menſch alſo vnſchuldig vberzeugten, als dann leider zu vielmalen geſchiehet, denſelben aber mit der zeit, wie dieſem böſen Vogel gelohnt werden ſol. Der ſchändtlich Marſchalk ſein böſen Anſchlag jezt nach ſeinem begeren ganz vollbracht hatt, alle Welt wider heim reyt, niemandt andere Gedanken hatt, dann der Herzogin recht geſchehe, da ſie den Buben alſo verwegentlich hatten ſehen henken, vnd er biß an ſein end darauff beharret was, Niemand aber wißen mocht, den falſchen erdachten anſchlag, ſo der Marſchalk ſelbſt gemacht hatt, Darumb daß die Herzogin ſeinem böſem fürnemmen nicht hat wöllen ſtatt geben. Als nun der ſchandtlich Marſchalk, noch kein vernügen an ſeinem böſen verbrachten vbel, vnd der Herzogin noch

nicht

Um dieſe Zeit würde man ſelbſt bey den Römern den Menſchen für einen Barbaren gehalten haben, der einen Sklaven hätte brandmarken laſſen, der ihm Tafelwäſche geſtohlen, und unſre Geſeze verdammen unſer Geſinde, das doch von freyem Stande iſt, wegen einer ähnlichen That zum Tode. Woher mag dieſer wunderliche Kontraſt in ihren Sitten, woher das auſſerordentliche Vergnügen kommen, das ſie an dergleichen Schauſpielen fanden? Von einem maſchinenmäßigen Triebe, den die Vernunft nicht zu erſticken vermag, und die überall die Menſchen anſpornt, nach Gegenſtänden zu laufen, die am erſten ihnen das Herz zerreiſſen. Jemehr ein armer Sünder bey ſeiner Hinrichtung Martern auszuſtehn hat, jem[illegible] lockt er Zuſchauer herbey: das bloſſe Hängen reizt die Aufmerkſamkeit des Volks ſchon ſchwächer.

Die Griechen, denen man keine Grauſamkeit vorwerfen kann, gewöhnten ſich Gladiatoren zu ſehn. Antiochus ließ welche von Rom kommen, und ihre Gefechte wurden zugleich ein Zeitvertreib für das Volk, und eine Schule für die Künſtler: Hier war es, wo Cteſilas ſeinen ſterbenden Fechter ſtudirte. Es wird ſchwerlich einen Dilettanten der ſchönen Künſte geben, ſagt der Abt du Bos, der nicht wenigſtens Kopien von dieſer berühmten Bildſäule geſehn haben ſollte, die vor dieſem in der Vigna Ludovece war, und nachher nach dem Pallaſt Chigi gebracht worden iſt. Dieſer Fechter, der eben den tödlichen Streich empfangen hat, ſucht gefaßt und geſezt zu bleiben, um mit Ehren zu fallen, ut procumbat honeſte. Er ſizt auf der Erde, und hat noch ſo viel Kräfte, ſich mit dem rechten Arm zu unterſtützen. Ob ihn gleich das Leben verläßt, ſo ſieht mans ihm doch an, daß er ſich beſtrebt, weder ſeinen Schmerz noch ſeine Kraftloſigkeit merken zu laſſen, ſondern mit jenem herzhaften Anſtand zu

ſternicht trübſals genug zugefüget hätt, ſo baldt er heim kam, ſich baldt zu der Herzogin machet, die er ganz betrübt allein in jrem Gemach fand, darinn ſie Gott jr vnſchuldt klagen thet, jn bittend er jr Ehr zu bewaren, damit ſie nicht alſo vnſchuldig ihr guten Leymund vnd Ehr verlier. Als nun der ehrenhold vnd ſchändlich Verrähter zu der Herzogin kam, ſie alſo klagen vnd weinen fand, ſie anfieng auß einem falſchen grund zu tröſten, auff nachfolgende meynung zu ihr ſprach: Gnädige Fraw, gehabt euch wol, dann der Bub iſt erhangen, ſo euch ein ſolchs geſchrey bracht hat, was habe ihr euch doch zigen, das jr ewern ſtolzen Leib einem ſolchen ſchändlichen Buben vnderworffen habt, in dem doch kein Verſchwiegenheit hat mögen wohnen, vnd mich, der euch ſo in ganzer warer trew vñ Lieb angeſucht hat, außgeſchloſſen, vnd dieſen ſtinkenden Buben ſelb zu ewer lieb gereizt. Die Herzogin an ſolchen Worten wol abnemmen mocht, daß der Marſchalk nicht die kleineſte vrſach ihres Leidens was, ihm auff ſeine verlogene Red antwort gab: O Marſchalk, ſprach ſie: Gott verzeihe euch das vbel, ſo mir mit aller Vnwarheit zugelegt wirdt, daran niemandts, dann ihr allein ſchuldt traget, worvon das kompt, ich an ewer vergangnen vnd jetzigen red wol abgenom̃en hab, hett ich ewerm böſen vnd ſchändlichen Willen ſtatt geben wöllen, mir ſolches von euch nicht begegnet were, ich habe darumb ſolche ſchmach, vnd was mir noch weiter zuſtehen mag, williglich ertragen wil. Denn ſolt ich an meinem allerliebſten Herren vnd Gemahl brüchig worden ſeyn, an dem doch meine Gedanken nie geſchwanket haben, Ich aber trawe Gott dem Allmächtigen, der anſchlag gut oder böß verborgen iſt, er werde mein vnſchuldt an tag bringen, vnd ob ich ſchon darumb ſterben muß, hoffe ich dennocht, mein vnſchuldt nach meinem Todte an tag kommen ſol. Der Marſchalk anfieng, vnd ſprach: Daß ihr ſprecht, Herzogin, die ding durch mich angerichtet ſeyn, wie möcht ſich doch einer von meiner rede wegen in den Todt geben? Nun weyß männiglich, daß ich den Buben an ſeinem lezten ende, als er ſchon den Strick am Halſe gehabt hat, gemahnet vnd gebeten, zu widerruffen, wölle ich ihn ledig ohn alle entgeltnuß laßen lauffen, aber vmb kein ding an ihm mögen zu wegen ſeinigen, alſo vor aller menge deß Volcks, auff ſein lezt ende genommen hatt, daß der Sach nicht anderſt ſey, denn wie ich alweg bekannt hab, Deßhalben Herzbgin wie ihr mich der Sach nit ſchüldigen möget, Ich habe auch noch viel Gut vnd Gelt, ſo man bey ihm funden hat, daß ich denn meinem gnädigen Herrn, ſo baldt er zu land kompt, vbergeben wil, wo wolt jm ein ſolchs Gut herkommen? Nun weyß doch männiglich von ſeiner armut zu ſagen, Darumb Fraw, die ſach gröber am Tage legt: denn mir lieb iſt, ich weyß daß ich meinem Herrn ein ſchwären vnd harten Standt thun muß. Dieweil er mir ewer Leib vnd Gut, auch Land vnd Leut befohlen hat, die ich hoffe warlich vnd ehrlich geregiert haben, aber ewernthalb nicht wol beſtehen werde, das mir warlich ſchwär anliegt. Die Herzogin von der rede deß Marſchalks großen ſchrecken empfinge, kläglichen anhub zu weynen, vnd ſprach: O du ſchändtlicher zernichter Verrähter, warlich, haſt du geſagt, deinem Herrn ein ſchwären Standt thun müßeſt, denn ſo das hie nit beſchicht, du warlich vor Gott dem Allmächtigen antwort geben mußt, Die hat, wie du ſagſt, mein allerliebſter Gemahel vnd Herr, mein Ehr befohlen, du aber der Mann biſt, ſo mich deren hat heimlich begert zu berauben, Du biſt der, ſo mit deiner falſch erlichten practick mich vmb all mein Ehr vnd gutes Lob gebracht hat, du wirſt auch an meinem tode ſchuldig werden, aber Gott mein Schöpffer, mich an dir rechen wirdt, vnd dich bey deinem Leben in großer Schande verſinken laßen. Der Marſchalk zornig ward, vmb daß ihn die Herzogin alſo vbel ſchelten thet, anfieng, vnd ſprach: Fraw, ich bit euch wöllet mich der Scheltwort erlaßen, denn mir die nicht zu vertragen ſind, ich hab mein Standt vnd Weſen in großen würden vnd ehren herbracht, vnd bin auch allzeit bey meinem Herrn in großer würde gehalten worden, ſolt mir denn von euch ein ſolche ſchandt zugelegt werden, ich nit wol leyden möcht, Was mag euch an ewer boßheit vnd mutwillen entgelten? Ich will aber euch darumb nicht vrtheilen ſondern meinem gnädigen Herrn die Sach, ſo jm Gott zu lande hilfft, befehlen. Mit dieſen Worten von der Herzogin ſchiedt. Die elende vnd betrübte Herzogin jre zeit in jämmerlichen

lichen klagen vnd weynen verzehren thet, Gott den Allmächtigen offt von grunde ihres Hertzens anrüffet, daß er ſein Göttliche Gnade mit jr theilen wolt, vnd jre große vnſchuldt an tag kommen laßen. In der zeit alle freud an dem Hof erloſchen war, alle gemeinlich mitleiden mit der Herzogin hatten, vnd inſonders der getrewe Friderich, welcher offt willen hatt den Marſchalk zu tödten, vnd denn in Schottland zu ſeinem liebſten Galmyen zu reyten, aber allein vmb der Herzogin willen vnterwegen ließ. Diß laßen wir alſo ſtehen, vnd kommen wieder an den Herzogen, wie er mit großen freuden an das Land kömpt.

Das XLIII. Cap.

Wie der Herzog mit großen freuden wieder in Britannien ſchiffet.

Alß nun der Herzog mit großer mühe ſein angefangene Reyſe mit großen freuden vollendet, vnd jetzundt ſein Land wieder erreychet hatt, ein tag oder etlich in Frankreich ſtill lag, ſag, ein Botten vor ihm heim ſchicket, ſeine zukunfft verkünden ließ, vermeynet, der Marſchalk groß Freudenfeſt zurichten würde, ſeiner Frawen auch ſein zukunfft ſonderlich zu wißen thet, wenig gedenckend was großen Leyds in Britannien für gieng. Als nun der Herzog meynet, man ſeiner zukunfft innen worden wer, zuhand mit ſeinem Zeug auffbrach, den nechſten in Britannien zu reyten für ſich nam. Als nun der verrähteriſche Marſchalk innen ward, daß der Herzog nit weit mehr von Vannes war, zuhand in ſchwarzer Kleydung jm mit einer kleinen Geſellſchafft entgegen geritten kame. Der Herzog von weitem das ſtillſchweigend Volk gegen ihm reyten ſah, ſich gegen ſeinen Herren kehret, vnd ſprach: Jr lieben Brüder, ſehet ihr auch das ſtillſchweigend Völklein gegen vns reyten, Fürwar mich dunkt ſie ſich nicht faſt frölich erzeygen thun. Iſt es meins Hofgeſinds, ſo gefällt mir die Sach gar nichts, Denn ſie vns warlich keine fröliche Bottſchafft bringen. Mit dieſen worten ſie dem leydigen Volk je lenger je näher koñen theten, in dem der Herzog ſeinen Marſchalk erkennet. Als nun der Marſchalk mit ſeiner

Geſellſchafft dem Herzogen nahend kommen waren, ab von jren Pferdten ſaßen, dem Herzogen den vbrigen Weg entgegen giengen. Als nun der Marſchalck nahe zu dem Herzogen kam, ihn mit gebogenen Knyen empfahen thet, aber ſich ganz trawrig gegen ihm erzeiget, Davon der Herzog nicht wenig ſchrecken empfahen thet, zuhand den Marſchalk hieß auffſtehen, wider auff ſein Pferdt ſitzen, deßgleichen auch die andern, den Marſchalk neben ihm reyten hieß, ihn zuſtund fraget, wie es vmb ſein Land vnd Leut ſtünde? Gnädiger Herr, ſprach der Marſchalk, ich hoff, ich habe ſolchs geregieret, daß euwer Gnad ein groß wolgefallen darinnen haben ſoll. Der Herzog von ſtundan fragen ward, wie es vmb ſein liebſte Gemahel ſtünde, ob ſie friſch vnd wol vermögend wer? Auff ſolche frag der Marſchalk ganz keine antwort geben thet, davon der Herzog ohn maßen ſehr erſchrak, daß er kaum auff ſeinem Roßz ſitzen blieb, mit heller ſtimm anfieng, daß alle die, ſo mit jm ritten, wol horen mochten: Weh mir, ſprach er, habe ich mein allerliebſte Frauw verloren, wie mag ich denn immer frölich werden? Der Marſchalk erſchrack ſehr von deß Herzogen worten, vnd ſprach: Nicht alſo, gnädiger Herr, die Herzogin lebt, vnd iſt geſundt. Warumb, ſprach der Herzog, gabet jr mir nicht antwort, als ich euch fraget, wie es vmb ſie ſtünde? Gnädiger Herr, ſprach der Marſchalk, ein ſolches ich euch nicht ſagen wil, ihr müßet es von ander Leuten erfahren. Der Herzog in einen großen Zorn gegen den Marſchalk bewegſt ward, anfieng, vnnd ſprach: Marſchalk, ich gebeut euch bey hoher Peen, mir ſolches nicht zu verhalten, vnd mir alle Sachen zu entdecken, oder jr müßet aller meiner Trew beraubet ſeyn. Dieweil ich euch denn, gnädiger Herr, ſprach der Marſchalk, je die Warheit bekennen vnd ſagen muß, ſo iſt es mir leyd, daß die Sach' nicht anderſt, vnd beßer an ihr ſelbſt iſt, Denn ich weiß euwer Gnade in großen Zorn vnd Vnmuht fallen wirdt. Es hat ſich begeben, gnädiger Herr, daß an euwerm Hof zu Vannes, ein junger gerader Küchenbub geweſen iſt, Da nun euwer Gnad von Land geſcheyden hat ſich mein G. F mit ihmverſehen, ihm köſtliche Kleyder, viel Goldt, Geldt, vnd Geldts werth, auch Ketten vnd Ring angehenkt, in dem der Bub, in hohem Vbermut vnd Hoffart ſich ſelbs erhebt vnd gerühmet hat, dadurch das ganze Hofgeſind ein mißgefallen gewonnen hat. Nachdem ihn aber etliche Edelleut zu red geſtellet haben, woher im ſolch Geldt komm, hat er vnverholen bekennet, wie er alle Nacht bey der Herzogin ſchlaff, darnach ſolchs vnbegert von ihr empfahen thue. Als er nun ſolcher red nicht hat wöllen entperen, hab ich mit raht der Landsherren zu ihm laßen greiffen, vnd ſelbs gefraget, iſt er gegen vns allen der Rede geſtanden. Zuletzt hab ich den ſchändtlichen Buben laßen erhenken, vnd ihn nachgehends, als er auff der Leytern ſtunde, gemeynet zu bewegen, daß er die Herzogin vnſchuldig ſagen ſolt, aber keines weges an ihm erlangen mögen, iſt alſo in ſeinem fürnemmen beharret, vnd darauff geſtorben, daß ganz Bauyes geſehen vnd gehört hat. Als baldt der Herzog die rede von dem Marſchalk gehört hat, das Herz in ſeinem Leibe ſich vmbkeret, in groſſem Zorn zu dem Marſchalk ſprach: Du ſchändtlicher zernichter Mann, haſt du nicht gedacht deiner Pflicht vnd Eyd, die du mir gethan haſt, warumb haſt du das ſchändlich Weib nicht nach ihrem Verdienſt geſtraffet, wie darfſt du vnter meine Augen kommen, dieweil du die, ſo mir Schandt vnd Laſter zugefüget hat, alſo lang auffenthalteſt? Warumb haſt du ſie nicht mit dem Sächer in einem Feuwer verbrennet? Der falſche Marſchalk ſprach: Allergnädigſter Fürſt, ich bitt euwer Gnade, wöllet mir an dieſem ort vergeben, das ich gehandelt hab, mit Raht der gemeinen Landesherrn beſchehen iſt. Der Herzog in groſſem Zorn ſchweren that, ſo bald er gen Vannes käm, wolt er die Herzogin on alle Gnad laßen verbrennen, darfür ihn alle die ſo mit jm ritten, freundtlich bitten waren, aber jn kein bitt erweichen mochte. O du trewloß Weib, ſprach der Herzog, habe ich mit meiner trew, ſo ich dir allzeit bewieſen hab, ein ſolchs vm dich verdienet? Mich reuwet, daß dich meine Augen je geſehen haben, Gott wolt, du von dieſem Erdreich getilget wereſt, damit du mir nicht vnter mein Augen kämeſt. Mit dieſen Worten der Herzog der Statt Vannes ſich nähern thet, ein ſolche klag führt, daß alle die, ſo mit jm ritten, das weynen kaum verhalten mochten, groß mitleyden mit dem Herzogen hatten.

ſterben, den die Fechter in dieſem traurigen Augenblicke zu behaupten eiferten, und wozu ihre Lehrmeiſter in den Fechtſchulen die Stellungen angaben. Er fürchtet nicht den Tod, ſondern die Schande, ſich einer Verzuckung oder eines feigen Seufzers ſchuldig zu machen.

Unter allen Griechen waren die Athenienſer die einzigen, die ſich weigerten, die Gladiatoren in ihrer Stadt aufzunehmen. Jemand brachte ihre Einführung in Vorſchlag, damit Athen, ſagte er, nicht Corinth nachſtehen mögte: „Erſt ſtürzt, antwortete man ihm mit Hitze, erſt ſtürzt den Altar um, den unſre Väter vor mehr denn tauſend Jahren der Barmherzigkeit errichteten!“ — Eine Antwort, die des ſchönſten Alters dieſer groſſen Stadt würdig war!

Im Jahr 680, nach Roms Erbauung, erregten die Gladiatoren, unter der Anführung des Spartacus, einen innerlichen Krieg, welcher der Republik, weil immer mehr Sklaven und Aufwiegler ſich dazu geſellten, viel Blut koſtete, bis Craſſus ſie dergeſtalt ſchlug, das Spartacus mit 40000 Mann auf dem Platz blieb. Dieſer Gladiator ſuchte im Handgemenge den römiſchen Feldherrn auf, drang bis in die Mitte der Legionen, haute alles nieder, und tödtete zwey Centurionen, die den General bedeckten. Craſſus, der entſchloſſen war, ſich nicht mit einem Abentheurer zu meſſen, zog ſich tiefer unter ſeine Truppen zurück, und Spartacus wurde übermannt. Ein Wurfſpieß erreichte ihm am Schenkel, und machte ihn eine tiefe Wunde. Er vermogte nicht mehr, ſich aufrecht zu halten, kniete mit einem Fuß nieder, rafte ſich hinter ſeinem Schilde zuſammen, und vertheidigte ſich wüthend; endlich erlag er. Die Römer mußten ihn bis in ſeinen Tod bewundern: Die Natur, ſagten ſie, vergrif ſich, als ſie ihn bildete, und that die Seele eines Helden in dem Leibe eines Thraciers und Sklaven.

2. Der

Das XLIIII. Cap.

Wie der Herzog mit bekümmerten Herzen zu Vannes eynreyt, vnd wie jn die Herzogin empfächt, aber er ihr nicht zuſprach.

Wiewol der Herzog mit großen Freuden an Land kommen war, vnd meynet auch in großen freuden gen Vannes zu kommen, aber der Marſchalk mit ſeiner red jm alle ſeine freud zerſtöret hatt. Als nun das Landvolk deß Herzogen, ſeiner zukunfft innen ward, mit großen freuden vnd frolockung den Herzogen empfiengen, Aber der Herzog ganz keiner freud achtet, die red deß Marſchalks jm hart anlag. Als nun der Herzog zu Vannes eynreyt, ihn alle Bürger mit großen freuden empfiengen. Die Herzogin mit ſampt ihrem Frawenziṁer ihrem Herrn auch begegnet, jn zu empfahen. So baldt der Herzog der Frauwen gewahr ward, in großem Zorn ſich von jr wendet. O du ſchändlichs Weib, wie darffeſtu vnter mein Augen kommen? Zuhand gebot, daß man die Frawe wol in Gefänknuß verwaren ſolt. Die Fraw mit weynenden Augen begert ſich zu begnaden, vnd ihr vnſchuldt zu verhören. Aber keine Gnade bey dem Herzogen finden mocht, ſie zuhand in einen Kerker hart verſchloſſen ward, von niemands kein troſt noch hülff mehr haben mocht. Der edel Friderich in großem leyd vnd ſchmerzen ſtund, ſich bald zu der Frawen fůget. So bald jn die Fraw erblickt, ihm vor großem ſchmerzen kein Antwert geben mocht. Der Edel vnd getrew Friderich ſie nach ſeinem beſten Vermögen tröſten thet, Gnädige Fraw, ſprach er: Wißet ihr euch in der ſach vnſchuldig, ſo ſeyd getroſt, Gott der Allmächtige wird euch nimmermehr verlaßen, wenn ihr meiner Lehr folgen wöllet, will ich euch auß allem euwerm leiden helffen. Es iſt hie ein Graf auß Pickardey, welcher mit dem Herzogen bey dem Heyligen Grab geweſen iſt, den will ich wol vermögen zu euch zu kommen. Meynet jr dann, daß euch ſolche verrähterey durch den Marſchalk zugerichtet ſey, möchtet jr dann an dem Grafen erwerben, daß euch der Herzog zuließ, ein Ritter für euch zu kämpffen, vnd euch dann etlich Monat zugeb, in den jr euch vmb ein ſolchen Kämpffer möchtet bewerben, jr ſonder Zweiffel an euwerem Hof einen finden würdet, der euwer vnſchuldt offenbaren würde, wo aber ſolches nicht geſchehe, vnd jr in Britannien keinen finden, wolt ich mich Perſönlich Tag vnd Nacht bemühen, biß ich zu Galmyen meinem liebſten Geſellen käme, den weyß ich, er euch in euwer lezten not nit laßen wirt, ſo weyß ich noch ein getreuwen Botten, dem Steg vnd Weg durch das ganz Brittannien vnd Schottlandt bekannt ſeindt, denſelben ich darzu vermögen wolt, daß er die Bottſchafft fleißig vollenden würde, Die Herzogin dem Edelmann ſeines getreuwen Raths freundtlich danket, jn mit weinenden Augen bitten ward, wo er zu wegen bringen möcht, dz der Graf auß Pickardey zu ihr käm, wolt ſie nach ſeinem Raht mit ihm reden, vnd bitten, ob er ihr an dem Herzogen erlangen möcht, jr vmb ein Ritter, ſo für ſie kämpffet, zu beſehen, Friderich der Herzogin verſprach, die Ding förderlich zu vollenden, ſie eylends fügt, da er den Grafen wißt zu finden. Als er nun zu ihm kam, mit gebogenen Knien ſich für ihn nider auff die Erde ließ, Der Graf war ein faſt gütiger Herr, den Edelmann zu hand auffzog, jn fraget, was er an jn begeret? Der Edelmann ſprach: Welgeberner Herr, mich ſchickt zu euch mein gnädige Fraw, vnd bitt euch, daß jr ſo demütig ſeyn wöllet, ſie in jrer gefangnuß nicht verſchmehen, vnd zu jhr kommen, dann ſie euwer hülff vnd guten Rahts notturfftig wer, Der Graf dem Edelmann züchtiglichen antwort, vnd ſprach: Gott wolt ich meiner gnädigen Frawen erſchießlich ſeyn möcht, mir warlich kein ſchlaff zu lieb ſeyn müßt, ich mich willig in ihrem Dienſt finden laßen wolt. Von ſtundan an Friderichen begert, daß er ihn zu der Herzogin führen ſolt, das Friderich ganz willig war, Als nun der Graf zu der betrübten Frauwen kam, ſie zum erſten in jrem leiden tröſten thet, dem die Herzogin mit allem Fleiß danket. Der Graf ſprach: Gnädige Fraw, mich hat der gut Edelmann bericht, wie euwer Gnad meines Rahts in euwern nöten bedarff. Herr, ſprach die Herzogin, ich mir ſolchs für ein ſondere Gnad von Gott achten wolt, wann jr mich meiner bitt gewehrtet. Bittet im namen Gottes, was mir müglich zu thun iſt, jr mich willig erfinden ſollet, es ſey doch was es wöll. Die Herzogin ſprach: Allerliebſter Herr, Gott wolt euch müglich wer mein leiden zu erkennen, welches mir allein durch ein ſchändtlichen verrähter zugericht iſt, ein ſolchs ich euch kürzlich anzeigen will. Als mein allerliebſter Herr vnd Gemahl zu dem Heyligen Grab gezogen, hat er zuvor ſeinem Marſchalk ſein Land vnd Leut befohlen, auch mich ſonderlich zu bewaren, vnd in hut zu haben, Als aber der ſchändelich vnd ehrloß Mann gedacht hat, daß er jezt ganz ſicher vor dem Herzogen ſey, hat er mit ſeiner ſchalkheit vnterſtanden mich zu betriegen, Als aber ich ſeinem böſen willen nit ſtatt geben wolt, hat er durch ſeinen böſen vnd verrähteriſchen anſchlag zu wegen bracht, dz ſich ein ſchändtlicher Bub, ſo in meines Herrn Küchen geweſen iſt, außgeben hat, wie ich mit ihm mein Ehe gebrochen hab, vnd wie ich jm köſtliche Kleyder vnd Gelt geb, zu lezt den Buben laſſen henken, welcher denn für vnd für die ſchandt auff mich gelegt hat, dardurch dann dz ganz Britannien in dem glauben iſt, ich lig vmb verſchuldte ſachen hie in dieſer gefangnuß. Nun wolt ich ein ſolchs alles gern leiden, förcht mich auch gar nicht, weder vor der Marter noch vor dem Todt, allein, wo mir von meinem allerliebſten Herrn doch mein lezte Bitt zugelaſſen würde, das iſt, wo er mir ein Monat oder zween vergünnet, in der zeit mir zu laßen, dz ich mich vmb ein Ritter, oder wer der were, bewerben möcht, ſo vmb der Warheit vnd Gerechtigkeit willen für mich kämpffen wolte, ſo hab ich ſolches vertrawen zu Gott dem Herrn, er werdt mein vnſchuldt anſehen, vnd meinem Kämpfer krafft vnd ſtärcke geben, damit mein vnſchuldt, vnd die groſße Verrähterey deß ſchändtlichen Manns, an tag kommen würde. Mit dieſen Worten der Graf von der Herzogin in groß mitleiden bewegt ward, ihr verſprach, ſo viel mit dem Herzogen zu verſchaffen, daß jr ſolche bitt zugelaßen würde.

Das XLV. Cap.

Wie der Graff auß Pickardey zu dem Herzogen kompt, der Herzogin zween Monat friſt erlanget, vnd wie es hernach gieng.

Der Edel vnd gütig Graf groß mitleiden mit der betrübten Frauwen hatt, ſich eylends zu dem Herzogen füget, etlich ſeiner mitbrüder vnd geſellen, ſo mit einander zů Jeruſalem geweſen waren, mit jm nam. Als ſie nu zu dem Herzogen kamen, jn in trawrigen Gedanken funden, der Graf anfieng mit dem Herzogen zu reden, alſo ſprach: Allergnädigſter lieber Herr vnnd Mitbruder, Als mich die ſach anſihet, ihr euch wol halb vmb ſonſt bekümmern thut, dann ich ſicherlich glaube, der Edlen Fraw ſolch leyd von böſen falſchen Zungen zugerichtet ſey, Vnd ſo ihr mir ſolgen wöllet, ſo beſchickt all euwer Landsherr, ſondern den Marſchalk, den ſolt ihr bey ſolchem Rahtſchlag nicht haben, denn er, wil mich die Sach bedunken, der rechte Thäter iſt, wann dann euwere Herren all für euch kommen, ſolt ihr wol vernemmen, wie dieſe Sache geſchaffen ſey, Der Herzog in großem Zorn zu dem Grafen ſprach: was vrſacht euch mein Herz weiter zu betrüben? Was darff ich mehr erfahrnuß? dieweil ich von menniglich vernimm, daß der ſchandtlich Bub darauff geſtorben, vnd ſolches auff ſein leztes ende behalten hat, deßhalb ihr ganz kein Red mit mir haben ſollet, von deß läſterlichen Weibs wegen, ich wil ſie ehe morgẽ zu Nacht ſchändtlich laßen verbrennen, davor ſie niemandts gefriſten mag. Der Graf wider anfieng, vnd ſprach: Gnädiger Fürſt, mein meynung iſt nicht für die Herzogin zu bitten, wo aber ihr ſie alſo vnverantwortet verbrennen laßet, ſo ſprech ich, daß der Frauwen gewalt vnd vnrecht geſchehe, Darumb ich wie vor, an euch beger, mir vnd meiner geſellſchafft zu gefallen, wöllet all euwre Landsherrn beſchicken, on den Marſchalk, ſo ſolt ihr, ob Gott wil, etwas neuwes erfahren, Zuhand deß Grafen will vollbracht ward, daß man ihn hieß auß der verſam̃lung abtretten. Als er nun hinauß war, der Graf anfieng vnd ſprach: Allergnädigſter Herr, nun begere ich zu allerförderſt, daß jr euwere

Landherrn all nacheinander fraget, was ſie von dem Buben gehört haben. Als nun ein jeder inſonderheit gefragt wurde, alle gleich zu ſagten, wie der Bube bekennet hatt. Dardurch der Herzog auff ein newwes zu großem Zorn beweget ward, auffſtund, zu dem Grafen ſprach: Was vrſacht ir mich in ein newwen Zorn? dieweil ich ſein gnug auff mir hab, dieſe ding ſeindt mir alle vor kundt geweſen? Der Graf ſprach: Gnädiger Herr ich bitt euch, wöllet mich weiter vernemmen vnnd hören. Der Herzog wider nider ſaß, der Graf anfieng vnnd ſprach: Ihr Landsherrn in gemein, ich bitte euch, ihr ſagen wöllet, wie lang hat ſich der Bub in ſolchem köſtlichen Leben gehalten? Die gemeinen Herrn antwort gaben, Warlichen mehr dann drey Monat lang. Der Graf ſprach: Warumb hat ihn der Marſchalk nicht von ſtundan ſo bald er ihn in einem ſolchen ſtand geſehen hat, gefangen? Dann wolt ich gern wiſſen, ob er gleich ſich der Herzogin berühmt hatt? Ja fürwar ſprachen die Herren, er nicht ein Monat alſo gangen iſt, das ganz Britannien deß geſchreys voll geweſen iſt, Dardurch ſich dann groß murmeln vnter vns allen erhebt hat, daß ihn der Marſchalk nicht ſahen wolt, Lieben Herrn, ſprach der Graf; Iſt er auch bey dem Marſchalk auß vnd ein gegangen, oder iſt der Marſchalk bey weilen nicht allein zu ihm kommen? Davon ſprachen die Herren, iſt vns nicht zu wißen, Dann als er in die gefengnuß kommen iſt, vnnd wir ihn einsmals gefragt haben, der Bub allweg auff einer Rede geblieben iſt, aber als wir all von ihm gangen waren, der Marſchalk wider zu ihm in den Thurn gieng, lang bey jm drinnen blieb, was er aber mit jm geredt habe, vns verborgen iſt, auch den lezten Tag, als man den Buben henkt, der Marſchalk alles Volk von ihm gehen hieß, er allein unter dem Galgen mit ihm vnd dem Richter, ein lang Geſpräch hielt, niemands aber hören mocht, was er mit jm redt, daß der Richter, als er nun den ſtrick am Halß hatt, der Richter nicht mit ihm fortfaren wolt, lang auff Beſcheidt wartet, zu lezt der Marſchalk mit ſeinem Stab ein warzeichen gab, zuhand der Bub von der Leyter geſtoſſen ward, alſo an dem Galgen erwürgen thet, Als er nu den Landsherrn die Red angezeiget hatt, der Graf an der Red wol abnemmen

2.

Der Abentheurer aus China.

Zweyte Fortſetzung.

6. Erläuterungen. Häusliche, Einrichtungen auf einſtweilen.

Was Mandarine ſind, weiß jedermann; tauſend Beſchreibungen von China haben ſie uns kennen lernen. Aber was man vielleicht nicht weiß, iſt der Umſtand, daß die Mandarine, als die erſten Perſonen im Staate, großen Aufwand machen müſſen. Gemeiniglich iſt ihr Gefolge ſehr zahlreich, ihre Garderobe gut verſehn, ihre Equipage glänzend. Alles das war in Kanton eine bekannte Sache; aber durch eine beſondere Schickung konnte Myredorb in Schouwin-Kan, ob er gleich kein Gefolge, kein Anſehn, keine Kleider nicht einmal hatte, doch nichts anders ſehen, als einen Mandarin, ders für gut fände, ſeine Freyheit zu mißbrauchen, und ſeinen ſeltſamſten Launen den vollen Zügel zu laſſen. Er hatte ſie durch ſein Geſchwätz völlig eingenommen. Schon einige Jahre, ſagte dieſes Original, ſey er unbekannt herumgereiſet, und ſo das Incognito zu beobachten, habe ihm viel Vergnügen gemacht, aber ſehr oft hätten ihn dennoch ſeine Reichthümer und ſein Rang verrathen. Nach ſeinen Verſicherungen hatte er 100000 Unzen Gold auf die Unterſtützung von hundert Armen verwendet, war Menſchenliebe ſein Charakter und ſein ganzes Vermögen, sollt' es auch hundertmal beträchtlicher ſeyn, gäb' er mit Freuden dem Unglücklichen, der ihn um ſeine Hülfe anſprechen würde. So ohngefähr ſchwazte Schouwin-Kan, und Myredorb war von ihm entzückt. Niemals hatte ſie einen ſo

ädlen

men mecht, wie es vmb die Herzogin ſtehen würde, vor menniglichen anfieng, vnd ſprach: Allergnädigſter Fürſt vnnd Herr, ſo mich eüwer Gnad nach dem Henker ſchickt, ich mit der Hülfe Gottes, der Frauwen vnſchuld; auff den heutigen Tag vor euch allen offenbaren wolt, Die Landsherrn alle gemeiniglich große freud von deß Grafen Red empfingen, dann ſie gemeiniglich einen böſen argwon auff den Marſchalk gewannen, einhelliglich nach dem Richter zuſchicken nicht lang verzogen ward, der Herzog nach dem Richter ſchicket, der zuhand kam, der Graf von ſtund an fraget, was der Marſchalk mit dem Buben vnter dem Galgen geredet hatt? Der Richter anfieng vnd ſprach: Wann mir mein Gnädiger Herr erlaubt, will ich diß vnd anders mehr ſagen? Der Herzog im zuhand erlaubt, Aller Gnädigſter Herr, ſich hat begeben, alß der Bub noch im gefengnuß war, der Marſchalk nach mir ſchickt, ſo bald ich nun zu im kam, er mich ganz einig auff ein ort führet, anfieng mit mir zu reden auff ſolche meynung, Richter, ſprach er, wiße, daß ich ein Buben im gefengnuß hab, den will ich heut an dieſem tag laßen henken, denn ich denk alſo nachzukommen, nicht kehr dich an meine Red, ſo ich hinnach mit dir reden würde, dann ich den Buben ſeines Lebens tröſten wil, ſo lang biß er den Strick an ſeinem Halß hab, den troſt ſolt du jm auch geben. Ich, als ein gehorſamer, dem alſo nachkam, Als ich nun den Buben vnter den Galgen bracht habe, der Marſchalk alles Volk von vns treiben thet, wir drey allein vnter dem Galgen blieben, der Marſchalk mir bey meinem Leib vnd Leben verbieten thet, daß ich dem Buben nicht ſchändtlichs zuſügen ſolt, vnd wann er ſchon den Strick an ſeinem Halß hett, ſo bald er mir mit ſeinem Stab ein warzeichen geb, ſolt ich ihn ledig herab laßen. Als ich aber den Buben jezt hinauff bracht, ich nach meinem erſten Befehl fortfahren thet, zuhand den Buben erhenket, daran ich dann den Marſchalk ein groß wolgefallen gethan hab. Die gemeinen Landsherrn ein groß wunder ab ſolcher Red namen, ein böſen argwon auff den Marſchalk gewinnen, erſt groß Mitleiden mit der Herzogin hatten, der Herzog aber in ſolcher maß von dem Marſchalk vnterricht war, daß er dieſer Red aller kein glauben gab, von ſtundan meynet, die ſach mit dem Richter vberlegt wer. Der Graf anfieng, vnd ſprach: Allergnädigſter Herr, waß mein Sach ſtünd gegen den Marſchalk wie euwer Gnaden, ich ihn nicht minder dann die Herzogin verwaren wolt, vnd iſt das die vrſach, wie ihr dann von den gemeinen Herrn vnd auch dem Henker gehört, die Ding ſeindt warlich faſt argwöhnig, Jr ſolt auch wißen, daß ich nit one vrſach nach den Herrn hab laßen ſchikken, Dann ich bey meiner gnädigen Frauwen vor geweſen bin, da hab ich zum Theil die falſchheit deß Marſchalks vernommen. Jr ſolt wißen gnädiger Herr, ſo baldt ihr auß dieſem Landt geſchiffet ſeyt, hat der ſchändtlich Marſchalk, dem jr euwer Fraw befohlen habt, ſie mit erſt vnterſtanden zu betriegen, Als aber ſie nun nicht hat ſeines böſen willens willfahren, hat er in ſorgen müßen ſtehen, euch werd ſolches von der Frauwen geſagt, dardurch ihm dann groß gefahr zugeſtanden war, hat er ſolche practik mit liſten zu wegen bracht, dardurch er ſich von ſolchem laſt vermeynt zu ſichern. Nun begert mein Fraw die Herzogin kein ſicherung ihres Lebens, allein entſchüttung jrer Ehren, Vnd daß euwer Gnad ihr etlich Monat friſtung geben wöll, in dem ſie ſich bewerben mög, vmb einen Kämpffer, ſo durch Gott vnd der Gerechtigkeit willen ihr vnſchuldt offenbar, ein ſolchs jr euwer Gnad mit keinen fugen abſchlagen kann. Der Herzog dem Grafen auff ſein Red antwort, Das ſol von mir keins wegs zugelaßen werden, dann ich weyß, daß mein Marſchalk eins ſolchen dapffern gemüts iſt, daß er die Ding gar nit vnterſtanden hat. Das aber der Nachrichter ſolche Wort außſtößt, laß ich mich ganz nit irren, Mag er nicht mit ſchenken vnd gaben dahin bracht werden, daß er ſaget was man ihn heißt. Nun höre ich von dem großen Gut, ſo der Bub in dreyen Monaten verſchwendt hat, daß ich wol weyß, ihm der Marſchalk ein ſolchs nicht geben hat, daß aber die Fraw ſpricht, dz ſie ihr vnſchuld durch einen Kampff offenbaren wöll, Wer iſt doch, mit dem ſie meynet ihr vnſchuld zu beweiſen? Fürwar ſie mit dē ganzē Land Britannien kämpffen müßt, das auff der Gaßen offentlich jr ſchandt bekennen thut. Der Graf wider anfing, vnd ſprach: Gnadiger Herr, dieweil die Herzogin begert, ihr ein Kämpffer zu vergünnen, mögen E. G. ihr das nimmer abſchlagen, ſo hab ich auch gnugſam vrſach, dem Marſchalk den Kampff zu bieten, dieweil er ſie erſtmals vnterſtanden hat jr ehr zu berauben, daß gleich auff die Red, wie der Nachrichter offentlich bekennt hat. Die Landsherrn gemeiniglich auffſtunden, den Herzogen fleißig baten, daß er deß Grafen bitt freundlich erhören wolt, vnd ihm ſeines Rahts folgen. Zuletzt den Herzogen erweichten, anfieng vnd ſprach: Ihr allerliebſten Herrn vnd Räht, Nun ſaget mir mit erſten, wie doch der ſach zu begegnen wer, damit man den Marſchalk zu dem Kampff vervrſacht. Der Graf ſprach: Gnädiger Herr, ſo laßt jhn eylends beſchicken, vnd mich allein mit ihm reden, wil ich jn dahin bringen, daß er ſich deß Kampffs ſelbſt erbieten muß. Der Herzog von ſtundan den Marſchalk beſchicket, der mit großen ſorgen zu dem Herzogen vnd ſeinen Rähten kommen thet, dann ihn wol bedaucht, die Sach nit wol vmb jn zugehen würde. Als er ſich nun ganz frölich vor dem Herzogen erzeiget, alſo vor ihn allen ſtund. Der Graf anfieng vnd ſprach: Auff mein Eyd Marſchalk, mich bedünkt ihr mit einem argen anſchlag vmbgangen, auch mit der vnwarheit die frōm Herzogin in ſolch leyden gebracht habt, das dann, wo mans anderſt verſtehn wil, ganz heyter am tag ligt, deß ich euch dann vollmächtige vrſachen anzeigen wil. Mit erſtem, als der Herzog in ſeinem abweſen, euch Land vnd Leut beſohlen hat, deßgleich ſein allerliebſten Gemahel, ſeyt jr der erſt geweſen, ſo die züchtige Fraw habt vnterſtanden an ihren ehren zu letzen. Zum andern, daß jr den ſchändlichen Buben ſo lang in ſeinem Pomp habt laßen fortſahren. Zum dritten, daß ihr den nie in gegenwertigkeit der Herzogin habt wöllen fragen. Zu dem Vierten, daß jr euch zu ihm heimlich ins gefengnuß verfügt habt, vnd zum lezten, ſo habt jr heymlich practik mit dem Nachrichter gemacht, vnd habt dem Buben verheißen, jm an ſeinem Leben nichts widerfahren ſoll, das dann nicht die wenigſt anzeigung iſt ewers argen vnd erdichten vbels. Hierauff wißet euch kurz zu bedenken, ihr müßſet der ſach ſchuldig ſeyn, oder euch mit einem Ritterlichen Kampff darvon entſchütten, ein ſolchs meines gnädigen Herrn will vnd meynung iſt, deßgleich von allen ſeinen Rähten erkannt.

Das XLVI. Cap.

Wie der falſch Marſchalk groſſen ſchrecken ab deß Grafen Red empfieng, Vnnd wie er ſich entſchuldigen wolt.

Der Marſchalk von deß Grafen Red nicht wenig ſchrecken empfangen hatt, als er ihm ſolche merkliche vrſachen für wendet, mit groſſen ſorgen anfieng zu reden, Wolgeborner Graf, ſprach er; daß mich ewer Gnad einer ſolchen ſchweren ſach zeihen thut, mir nit wol zu leiden iſt, dann es mir mein Leib, Ehr vnd Gut berürt, es ſol ſich auch gegen mir nimmermehr erfinden, Daß ihr mich aber zum erſten beſchuldiget, darüber ich ganz kein antwort geben wil, Dann mir ganz nichts von dem Buben zu wißen geweſen iſt, biß ich deß von den Landsherrn gehört habe. Das andre aber alles so ihr mich beſchuldiget, auff mich erdacht iſt, ſol ſich auch mit keiner Warheit erfinden, iſt mir auch deren keins in mein gedanken nie kom̃en, die Fraw thut als ein gefangene, was ſie auß ihrer gefengnuß bringen möcht, ſie mit fleiß erdenken wirdt, möcht ſie ſich ſelbſt mit meinem Todt entledigen, ſie warlich mich nicht anſehen würd, Ich hoff auch den Nachrichter, als einer verleumbten Perſon, nicht geglaubt werden ſol, dann er vmb gunſt vnnd gaben willen mich an Todt geben möchte. Daß jr mir aber fürſchlaget, mich mit dem Kampff davor zu entſchüldigen, darüber antwort ich, daß mir mit keinem Rechten das zugemut werden ſol oder mag. Dieweil mir mein Gnädiger Herr in ſeinem abſchiedt allen gewalt vbergeben hat, das vnrecht zu ſtraffen, ſolt mich dann ein jeder, ſo ich geſtraft hab, beſchuldigen, daß jm vnrecht von mir geſchehen, vnd mir gleich den Kampff fürwenden, wo möchte ich da gelenden? Ich weyß aber mein Gnädiger Herr deß verſtandts, daß er mich an dem ort wol beſchirmen werd, ſolt ich kämpffen, ſo müßten auch alle die, ſo mir in der ſach gerahten haben, ſich deß Kampffs vnterziehen. Mit dieſen worten der Marſchalk ſeine Red endet. Der Graf von ſtund an wider auffſtund, auff ſolche meynung wider anfieng zu reden: Du ſchändtlicher vngetreuwer Marſchalk, in deiner erſten verantwertung haſt du dich ſelbſt lügenhaft bekennt, als du ſagteſt, dir die Sach mit dem Buben verborgen geweſen wer, biß du deß von den Landsherrn bericht worden ſeyſt, Darzu ſag ich daß du ſolches in deinen Rachen erlogen haſt, dann ich dich ſolches genugſamlich bezeugen wil, Daß du gar nahe der erſte Mann an dem Hof geweſen biſt, ſo ſolchs geäffert hat, Deßhalben ich dann, wo du dich deß Kampffs widerſt, dich ſchuldig vnd geſchuldigt haben wil, dz du durch deine ſchändtlich anſchläg vnd verrähterey die fromme Herzogin vnterſteheſt vmb jr Ehr, Leib vnd Leben fälſchlich zu bringen. Da nun der Marſchalk vernam, wo die Sach hinauß wolt, konnt er ſich nit mehr mit ſeinem falſchen Geſchwätz behelfen, Er ſahe auch wol, daß jm der Herzog noch niemandts anderſt kein beyſtandt thun wolt, wohl verſtundt, daß ſie ſich mit einander vnterredt, vnd ſein ſchalk zum theil außgebrochen vnd offenbar worden war, anfieng vnd ſprach: Dieweil ſich denn je mein Sach alſo zu tregt, daß ich mich nicht anderſt behelffen mag, vnd mich vberein in den Kampff ergeben muß, ſo erbiet ich mich gegen euch allen, oder wer der ſey, der mich mit ein Ritterlichen Kampff beſtehen wil, vnd mich diſer ſach beſchuldigen, dem wil ich mit der Warheit vnd der hülffe Gottes widerſtehen, Deß leg ich hie mein Pfandt zu einer zeugnuß meines erbietens. Als nun der Marſchalk diß alles vollbracht, vnnd ſeine Red geendet hatt, er in großem Zorn vnd vnmut von dannen gieng. Der Graf große Freud empfieng, zuhand an den Herzogen begeren thet, daß er der Frawen vnd dem Marſchalk ein beſtimpten Tag anſetzen wolt, in dem ein jeglicher gerüſt auf der Ban erſcheinen ſolt. Der Herzog mit ſeinen Rähten der Sach eins warde, daß ſich die Herzogin in zweyen Monaten vnd acht Tagen mit einem Kämpffer bewerben ſolt, ſolchs ward jr durch einen Herolden verkündet, deßgleichen auch dem Märſchalk. Als nun der Herzogin die bottſchafft verkündet ward, große freud vnd hoffnung empfieng zu Gott vnd ihren Ritter, Zuhand nach dem Edlen vnd getreuwen Friderichen ſchicket, jm die Bottſchafft deß Ehrenholden verkündet, darab er nicht minder freud, dann Galmy der Edel Ritter empfieng, als er von ſeiner liebſten Herzogin in ſeiner Krankheit, wie ihr darvor gehört habt. Die Herzogin zu Friderichen ſprach: Ach mein ädlen ſo liebenswürdigen Mann geſehn: ſie war unerſchöpflich in ſeinem Lob, und widerſprach jedermann ins Geſicht, um einem Mann, den ſie weiter nicht kannte, das Wort zu reden.

Inzwiſchen plauderte ganz Kanton von dem glänzenden Glück, dem Doliverte zueilte. „Wohl denen, ſeufzten die unbeſchäftigten Mädchen, wohl denen, deren Mütter ihr Haus Fremden öfnen! tauſend angenehme Begebenheiten warten ihrer, fliegen ihnen entgegen.“ — Aber die Zeit war nicht mehr fern, wo Doliverte in Thränen über das Schikſal klagen und ſich wegen ihrer Uebereilung Vorwürſe machen ſollte. Doch es iſt noch zu früh, das Geheimniß zu enthüllen. —

Myredorb hatte kürzlich einen Brief von ihrem Tochtermann bekommen, der, von ſeiner Familie verfolgt, in das Gebiet eines gewiſſen tartariſchen Kans, eines großen Beſchützers junger Unglücklichen, ſeine Zuflucht genommen hatte. Nach einem kurzen Aufenthalt an dem Hof dieſes Kans hatte ihn Mangel an Dienſt und Geld genöthigt, nach Peking zu wandern. Auch hieher war ihm das Unglück auf der Ferſe nachgefolgt, und jezt ſchrieb er an ſeine Schwiegermutter, er müßte alle Quaalen der Dürftigkeit ausſtehen. Die gute Mutter, der ſein Zuſtand ſehr zu Herzen gieng, fragte den Mandarin, wie ſie's anfangen ſollte, um ihrer Tochter und ihm mit Geld zu helfen. „Weiter nichts, als Geld? antwortete der Mandarin — dafür laſſen Sie mich ſorgen. Ich will Ihnen für Sie eine Anweiſung an meinen Kaßier auf 10000 Unzen Goldes geben, der ſie Ihnen auf der Stelle auszahlen wird.“ — Das Erbieten war grosmüthig, und — was noch mehr iſt, es kam zu rechter Zeit; auch verſäumte die gefühlvolle Doliverte keinen Augenblick, ihren lieben Mandarin dafür durch einen Kuß zu belohnen,

durch

mein getreuwer Fridrich, wie brächt ich zu wegen ein frommen vnd getreuwen Botten, zu welchem ich mein vertrawen ſetzen möcht. Der ſchalkhafft Marſchalk iſt liſtig, er wirt mir vnterſtehen mit allem fleiß vnter dem weg zu ligen, damit er mein frommen hinderſtellig machen mög.

Das XLVII. Cap.

Wie Friderich der Herzogin zween weg anzeiget, vnd welchen ſie an die Hand nimpt.

Friderich, welchem der Herzogin Leyd nicht wenig anlag, anfieng vnd ſprach: Aller Gnädigſte Fraw, iſt es euwer gefallen, ich von ſtund an auf ſeyn wil, vnd kein mühe, ruhe noch ſchlaff mich jrren laſſen, ſo lang ich zu meinem allerliebſten geſellen in Schottland komm, den weyß ich, ſo bald ers vernimpt, er ſich nicht ſaumen wirdt, biß daß er ſich in Britannien ſeyn weyß, damit er euch in euwern nöten zu Hülff komme, Friderich, ſprach die Herzogin, Ich mag dein in meinem Leyd nicht entberen, denn ich, ſonſt von keinem

Menſchen kein troſt nicht hab, denn allein von dir, ich bin in meinem trübſal von aller Welt verlaßen, vnd wo du mich nicht mit deinem edlen Troſt heimgeſucht hetteſt, wer ich von meinem eigenen ſinn nicht ſo bedacht geweſen, wie du mir dann gerahten haſt. Dieweil du dann mein liebſter Friderich wol andere Botten finden magſt, bitte ich dich, du wölleſt bey mir in meinem elendt bleiben. Friderich von ſtund an mit allem fleiß nach einem Botten trachtet, vrlaub von der Herzogin name. Nicht lange ſtund, ein getreuwen vnd frommen Menſchen fand, mit dem er alſo anfieng zu reden, Allerliebſter freundt vnd Gönner, wiße, daß ich ein groß vertrauwen zu dir hab, vnd bin alſo zu dir kommen, wo du mich nun meiner Bitt geweren thuſt, es dir dein lebtag frommen bringen ſoll. Der gute freundt, Lupolt genañt, dem Edelmann antwort gab, Edler Friderich ſprach er: Was ich mit ehren verantworten mag, jr mich keines wegs ſparen ſolt, Friderich ſprach: Mein lieber Lupelt, was mit ehren nicht zugieng, ich nicht gern zu rahten oder helffen wolte, Darumb wiße, daß ich dich in Schottland ſchicken wil, zu Galmyen, meinem liebſten geſellen, der dir dann nicht vnbekañt geweſen iſt, vnd iſt diß die vrſach, Es hat mein Gnådiger Herr ſeinem Gemahel zu gelaßen, zween Monat vnd acht Tage, in denen ſie ſich vmb einen Kåmpffer mög bewerben, mit dem dann der ſchåndtliche Marſchalk ein Kampff beſtehen muß, welcher dann allein ein vrſach iſt des trůbſals, ſo die zůchtige vnd Edel Fraw leiden muß, Nun weyß ich an dieſem Hof kein Mannlichern Helden, als du auch ſelbſt erkennen mußt, dann eben Galmyen den Edlen Ritter, demſelben ich meiner gnådigen Frawen gerahten hab zu ſchreiben, ſo bald er vernimpt den verechten gewalt, ſo an ſie gelegt wirt, er ſonder zweiffel nicht vnterlåßt der Herzogin zu helffen, vnnd mit ſeiner Ritterlichen Hand für ſie zu kåmpffen. O Friderich, ſprach Lupolt, wo ich meiner Gnådigen Frauwen in einem ſolchen Fall erſchießen möchte, mir warlich ein ſondere Freud bringen würde, mich ſol auch keine ferre deß wegs daran verhindern. Friderich ſprach: Dieweil Lupolt dein meynung iſt, die Bottſchafft zu vollenden, Es bald auff mit mir, ich dich eylends zu meiner Frauwen führen wil, Die beyde zuſtund zu der Frawen kamen. Friderich der Herzogin Lupolts guten willen zu wißen thet, darab ſie nit wenig freudt empfahen thet, Lupolt ſprach ſie, wo du zu wegen bringſt, daß der Ritter mit dir her in Britannien ſchiffet, du reichlich begabt werden ſolt. Gnädige Fraw, ſprach Lupolt, an mir nichts verſaumpt werden ſol. Friderich ſprach die Fraw, Jch bitt mir eylig ein Schreibzeug zu wegen bringen wölleſt, vnd Papier, Friderich dem gebott der Herzogin eylendts nachkam. Nun war der Marſchalk nit minder vnmüßig gegen denen, ſo an dem Hof waren, die er dann meynet, ſie für die Herzogin kämpffen würden, ihn die ſach ſo glaublich machet, daß ſich niemandts deß Kampff vnterſtehen dorfft, Wiewol die Herzogin keinen an dem Hof begert. Es waren auch alle die, ſo den Buben hatten ſehen henken, ganz verzagt gegen der Herzogin, dieweil er die Ding auff ſein leztes end behalten hatt. Als nun Friderich jezt der Herzogin allen zeug gebracht hatt. Die Edel Herzogin nider ſaß, ihrem allerliebſten Ritter, zu welchem ir heyl vnd erlöſung ſtunde, anfieng ein Brieff zu ſchreiben, auff ſolche meynung lautendt.

Das

Das XLVIII. Cap.

Wie dem Galmy ein Brieff von der Herzogin geſchrieben ward, vnd durch Lupolt den Botten zugeſchickt.

Ich wünſch vnd entbeut dir Ritter viel glücks, freud vnd geſundtheit, Mir aber nicht müglich iſt, dir etwas frölichs von mir zu ſchreiben, Dann mein leiden vnd trůbſal vbertrifft alles leyd, ſo mir je zu handen gegangen. O Edler Ritter mein, wer dir müglich in Britannien zu ſehen vnd kein gegendt darinn verborgen, noch möchteſt du mein Leiden ſo mir zu handen gehet, nicht vernemmen. Das gantze Land Britannien jezt zumal, mit mir vmbgehet, die jungen vnverſtändigen Kinder mir mit der vnwarheit groſze ſchandt vnd laſter zulegen. Ach was ſol ich dir ſchreiben, mein allerliebſter Ritter? Du nimmermehr glauben wirſt, in was groſzen nöten mich das wankelmütige Glück verlaſzen hat. Damit ich aver dich mit meinem ſchreiben nicht lang auffhalt, wil ich dir die vrſach meines trůbſals zu erkennen geben. Als du Edler Ritter, auſz auß Britannien geſchieden biſt, nicht lang darnach mein liebſter Herr vber Meer gen Jeruſalem mit einer löblichen geſellſchafft gefahren iſt. In ſeinem Abſchiedt hatt er ſeinem Marſchalk Land vnd Leut befolen, vnd mich deßgleichen, als er ſich nun ſicher vor dem Herzogen gewißt, er an mich geſezt hat, vermeynt mich meiner Ehren zu berauben. Als aber ich ſeinem böſen willen nicht folgen wollt, hat er durch arge liſt einen ſchnöden Küchenbuben mit Geldt vnd zuſagung dahin bracht, daß er fürgewandt hat, wie er mich beſchlaffen hab, vnd ich ihm ſolch Gelt zugeſtelt, noch weiter den Buben beredt, daß er ſich hat laßen an den Galgen führen, vnd ihm auff deß ſchändtlichen Manns zuſagung den Strick an den Halß gelegt, nit anderſt vermeynt, dann der Marſchalk werd ihm davon helffen, aber ganz von ihm verlaßen worden, vnnd an dem Galgen laßen erwürgen, mit diſen Dingen zu wegen bracht, dz mich mein Herr vngnädiglich in Gefengnuß geworffen hat, vnnd ich mit großer bitt zu wegen müßen bringen, daß mir von meinem Herrn zugelaßen worden iſt, dz ich mir in zweyen Monaten vnd acht Tagen vmb einen

Kämpf=

Kämpffer trachten ſoll, ſo meine vnſchuldt mit Ritterlicher Handt fürbring. Nu weyß ich Edler Ritter in aller Welt keinen ſo mich mehr mit treuwen meynet, dann allein du; Ich weyß auch dir meine vnſchuldt nit verborgen iſt, dann du mich nit minder erkenneſt, dann ich dich. Darumb mein allerliebſter Ritter vnd getrewer Freundt, ſeyeſt ermahnet, der ehrlichen Lieb, ſo wir in groſſen trewen zuſammen tragen, vnd alß ich hoff noch lange zeit trägen wöllen, wo anderſt dein Herz gegen mir, als ich gegen dir, ſtätt, vnwankelbar blieben iſt. Ach Edler Ritter, ich bitt, zu Hetzen nemmen wölleſt, das mitleiden, ſo ich mit dir in deiner ſchweren Krankheit hatt, ich ermahne dich auch deß ſchmerzens ſo mein Herz vmbgab, alß ich dich verwundt, ob meinem Tiſch ſtehen ſahe, als du dich ſelbſt durch deinen Finger ſtachſt, bitt dich wölleſt mein groß elendt auch zu Herzen nemmen, vnd mir in meinem groſſen leiden zu hülff kommen, als ich mich dann trewlich zu dir verſahe, gedenk mein allerliebſter Galmy, ein troſt vnd einige zuflucht meines heyls. Gott gebe dir meine vnſchuldt zu erkennen, damit du eylends kommeſt

meſt mir zu helffen. Gott pfleg dein mein allerliebſter Ritter in Geſundtheit. Als nun die Herzogin den Brieff geſchrieben, vnd ihn mit manchen heißen Thränen vbergoßen hatt, Friderich denſelben gab, der ihn ſchnell vnnd bald verſieglet mit ſeinem Pitſchier. Der Bott mit zehrung nach aller notturfft verſehen ward, auch alles ſo jm zu dieſer Reyß nottürfftig war. In kurzer zeit ſichs begab, daß er in ein Schiff kam, welches jn gen Lunden in Engellandt führet, daſelbſt er ein ander Schiff antraff, on alles geſehr, das ihn in Schottlandt biß gen Dundt in ſchneller eyl tragen thet gen Idenburg zu dem Edlen vnd treuwen Ritter. Dieſen Botten laßen wir alſo fortziehen, vnd kommen wider an die Edle Herzogin, die zu Vannes in großen ſorgen ſtunde. Eines tags der Edel vnd getreuwe Friderich zu der Herzogin kam, die ihn mit einem großen ſchweren ſeufftzen anſahe, vnnd ſprach: O mein allerliebſter Friderich, ich habe ſorg, mein allerliebſter Ritter in vergeß geſtellt hab, vnd mich vmb einer andern willen hindangeſezt, dann mir hinnacht getraumt hat, wie er mir entbotten hab, er nit kommen wölle, jm auch nicht möglich zu kommen ſey, nicht lang darnach, Galmy der Ritter für mich gieng, dermaßen, als ob er mich nicht erkennt, mir auch ganz kein Wort zuſprach Diß Geſicht vnd Traum mir meine zeit vnd leiden erſt ganz lang machet, vnd in großen Kummer bringt. Friderich gütiglich zu der Frawen ſprach: Ach mein allerliebſte Herzogin, nicht gedenkt ſolchen Fantaſeien nach, dann warlich ganz nichts darauff zu bawen iſt, ihr ſolt allen zweiffel meines geſellen halben von euch ſchlagen, dann ich weyß, er die Bottſchafft ſo bald nicht vernimmt, er ſich von ſtundan herfügen wirdt, jm iſt ſonder zweiffel noch nit vergeßen die trew vnd lieb, ſo jr jm in züchten vnd ehren bewieſen habt, vnd ſonderlich alß ihr ihn von ſeiner ſchweren Krankheit entlediget habt. Hat er, als ich nicht zweiffel, anderſt ein Herz in ſeinem Leib, er ſolches nim̃ermehr vergeßen wirdt. Das wöll Gott, ſprach die Herzogin, der wöll ihm nichts anders in ſeinen ſinn geben, dann wie er es in Britannien gegen mir getragen hat. Mit dieſen Worten die Herzogin vnd der Edelmann eine gute zeit vertrieben, Die Edel Herzogin kein andern troſt ſonſt von niemandts empfahen mocht. Dann das ganze Britannien ſie in dem argwohn hatt, wiewohl jung vnd alt groß mitleiden mit ihr hatten, Es war auch dem ganzen Frauwenzimmer verbotten, nicht zu der Herzogin zu gehen, Das alles jr der Herzog zu einer ſchmach thet. Dann er für vnd für dem ſchändtlichen Marſchalk mehr glauben gab, Dann ſo ihm etwas von denen, ſo bey der Herzogin geweſen waren, geſagt ward, Er kame auch in der zeit nie zu ihr. So baldt nun Lupolt gen Idenburg in Schottlandt kam, zuhand nach Galmy dem Ritter fraget, jm ward angezeiget, wie er an deß Königs Hof were. Lupolt ſich gen Hof füget, nach dem Ritter fraget, alſo bald zu ihm geführet ward. Galmy mit andern Herrn vnd Edeln vmb kurzweil willen den Stein ſtieß, So bald er Lupolten den Botten erſahe, von ſtundan von ihm erkannt ward, alle kurzweil vnterließ, mit großen freuden zu Lupolten dem Botten kam, vermeynet eine fröliche Bottſchafft von ihm zu vernemmen, zuhand Lupolt von Galmyen mit groſſen freuden empfangen ward, der ihm nach mancherley freundtlichen Worten den Brieff gab, Der Ritter von ſtundan ſeines liebſten durch einen Kuß, der ein Verſprechen war, daß in einer günſtigern Stunde ihm viele andere folgen ſollten.

Entzückt über den neuen Liebhaber ihrer Tochter und von Dankbarkeit durchdrungen, ſchrieb Myredorb wieder an ihren Tochtermann einen langen Brief, in welchem ſie dem Mandarin eine herrliche Lobrede hielt, und zugleich die ſonderbare Art, wie ſie mit ihm bekannt worden wäre, erzählte. Eine Beilage war die Anweiſung auf 20000 Unzen. Sie ſchloß mit der Frage, was er wohl von einem Manne dächte, deſſen Freygebigkeit ſich durch ein ſolches Geſchenk angekündigt hätte? „Alles iſt aufs beſte, ſagte die beredte Myredorb, (die eben den Kandide, von einem chineſiſchen Mylius, ſo treflich wie dieſer, in die Gelehrtenſprache überſezt, ausgeleſen hatte;) der Mandarin Schonwin-Kan hat ſich in Dolivertens Schlinge gefangen, und es iſt nicht wahrſcheinlich, daß er ſich jemals wieder herauswickeln werde. Es iſt doch wahr, das Mädchen hat einen beſondern Kniff, einen vornehmen Mann beſtändig zu machen.“

Kaum war der Brief abgegangen, ſo erſuchte Myredorb mit groſſen Cerimonien den Mandarin um eine geheime Unterredung. Gnädiger Herr, ſagte ſie zu ihm, nachdem das erſte Gepränge der Höflichkeit vorüber war, Ihr Brief wird mich auf Lebenszeit zur vorzüglichſten Erkenntlichkeit verbinden, und ich wünſchte, Sie ſezten mich in den Stand, ſie Ihnen thätig zeigen zu können. Ich würde Ihnen durch überzeugende Beweiſe darthun, daß ich Gefühl und gutes Herz habe; allein, Gn. H., eine zahlreiche Familie, ein Vermögen, das mir wenig mehr als das Nothwendigſte verſtattet, das alles wird mir freylich nichts als ohnmächtige Wünſche übrig laſſen, woferne Sie mir nicht ſelbſt die Mittel an die Hand geben ... Myredorb redete gut, beſaß alle Nuancen des Verſtandes,

und

Geſellen Pittſchet erkennet, deßgleichen die vberſchrifft, ſo dann Friderich auff den Brief geſchrieben hatt, ſo baldt aber der Ritter deß Brieffs inwendig gewahr ward, von ſtundan erkannt, daß ihn ſein allerliebſte Herzogin mit eygener Hand geſchrieben hatte, von großen freuden in allem ſeinem Angeſicht ſich verkehret, lang nicht wißen kundt, was er anfahen ſolt. Als er aber jezt Lupolten den Botten gefragt, wann er von Wannes außgefahren ſey, vnd wie es vmb den Herzogen, vnd die Fraw ſtehe. Lupolt anfieng vnd ſprach: Edler Ritter, ich meyne, ſo ihr den Brieff biß an das ende leſen werdet, ihr warlich deß trübſals gnugſam bericht finden werdet, Dann es warlich nicht wol vmb mein gnädige Fraw die Herzogin ſtehet. Der Edel Ritter von dieſen Worten großen ſchrecken empfieng, von ſtundan Lupolten bey ſeiner Hand nam, mit ihm an einen ſichern ort gieng, da er dann nach aller notturfft mit ihm reden thet, ehe dann er den Brieff anfieng zu leſen, von Lupolt alle Sach grundtlich erfuhr, ſo bald er nu deß großen Trübſals bericht war, ſo ſeiner allerliebſten Frawen zuhanden gangen war, vnd in großen ſorgen ſie noch ſtünde, ſtůnde, vor großem Leyd ſeine Augen Waßer ließen, von Lupolten eine kleine weile gehen mußte, ſich an ein Fenſter ſazt, den Brieff von Wort zu Wort mit ganzem fleiß leſen thet. O du vnſtätes Glück, wie magſt du ein ſolch züchtige Fraw mit ſolchen ſchweren läſten beladen? Ach mein allerliebſte Fraw, wo bin ich in ſolchem euwrem leiden, daß ich euch nicht tröſten mag? Als nu der Edel vnd thewre Ritter den Brieff mit ganzem fleiß vberleſen hatte, zu Lupolten dem Bottē ſprach: Mein allerliebſter Lupolt, du thawreſt mich, dz du ein ſolchen weiten vnd ſorglichen Weg gezogen vnd gefahren biſt, vnd aber ganz vmbſonſt, Dann ich der Frawen in ein ſolchen ſchweren händel nicht zu helffen weyß. Darumb meiſt lieber Lupold, du wol den nechſten wider heym magſt. Lupolt nicht wenig ſchrecken von deß Herzogen ſchnellem vnd kurzem angeſezten Tag, vnd daß er erſt von dem Ritter vernam, daß er ſich der Herzogin nichts beladen wolt, empfienge. Allerliebſter Ritter, ſprach er: Ich bitt von wegen meiner gnädigen Frawen, wöllet mit mir den nechſten in Britannien reyſen, vnd ſie in jren lezten nöten, mit euwerem Ritterlichen Kampff von dem ſchändtlichen Todt erlöſen. Der Ritter zu dem Botten ſprach: Mit dir Lupolt in Britannien zu reyſen, ich faſt vbel gerüſt bin, habs auch noch nicht in meinem ſinn, doch wil ich der Frawen nichts abgeſchlagen haben, das magſt du ihr wol anzeigen, kom̃ ich, ſie wirt mich wol ſehen. Edler Ritter ſprach Lupolt: Mit einer ſolchen Bottſchafft ich nicht wol heym kom̃en werd, ich bitt euch mit mir zu reyten, oder mir aber ein ander Bottſchafft in geſchrifft zu ſtellen, damit ſich meine Fraw auff euch vertröſten mög. Der Ritter dem Botten keine andere antwort geben wolt, dann wie vor. Als aber Lupolt nit nachlaßen, ſondern ein andern beſcheidt haben wolt, nam der Ritter ein Papier, ſaß nieder, vnd ſchrieb der Frawen einen Brieff, auff nachfolgende meynung. Allergnädige Fraw, ich hab euwern Brieff wol verſtanden, ein ſolches mir nit große Freude bringt, ich bin aber ganz vngerüſt in Britannien zu fahren, doch ſey euch hieran nichts abgeſchlagen, komm ich, ihr werdet mich ſehen, hiemit bewar euch Gott. Alß nun der Brief verſieglet vnnd beſchloſſen war, Lupolt den von dem Ritter empfing, ſich baldt wider ſeines wegs zurück kehret, groß Leyd an ſeinem Herzen hatt, daß er der Frawen kein andere Botſchafft bringen ſolt.

Das XLIX. Cap.

Wie Lupolt in groſſen trawren hinweg ſchiedt, vnd Galmy ſich rüſtete eylendts in Britannien zu reyten.

Als aber Lupolt zu Dundt hinweg geſchieden war, der Ritter ſich nicht lang ſaumet, auff ſein Pferdt ſaß, nit mehr dann ſeinen Buben mit ihm nam, niemandts von ſeiner Reyß ſagt, allein zu ſeinem Vatter ſagen ließ, er ein geſchäfft außzurichten, nicht lang auß ſeyn wolt, alſo den nechſten hin vnbekannten Weg durch Schottland reyten thet, wol dreyer Tage ehe vber Meer kam, denn Lupolt. Als er nun ganz Engelland durch ritten hatt vnd jezt wieder zu Schiff ſaß, den nechſten in Britannien fuhr. Als er nun das Land wieder erreichet, den nechſten weg gen Wannes vber landt für ſich nam, biß auff ein viertel meil wegs, da war ein mächtig Abtey, in der ein Abt wohnet, welcher ihm mit ſippſchafft verwandt war, vnd auch auß Schottland geboren. Galmy der Ritter ſeinem Knecht ſein pitſchier Ring gab, ihn den Abt ſchicket, zu einem glaubwürdigen zeichen, daß der Abt dem Knecht ſeiner Red glauben ſolt, der Ritter ein wenig vor dem Kloſter halten bliebe, ſeines Knechts Pferd an der Hand haltend. Als bald nun der Knecht zu dem Abt kam, vnd ihm den Ring zeiget, Der Abt von ſtundan den Ring erkennet, den Knecht nach ſeinem Herren fraget, Gnädiger Herr, ſprach der Knecht, er hält vor dem Kloſter euwer wortend, denn er gern heimlich bey euch ſeyn wolt, Der Abt ſich nicht lang ſaumet, zu dem Ritter gieng, jn mit großen freuden empfahen thet, Wirdiger Herr vnd Vetter, daſ ich nicht zu euch einkehrt hab ſo wißet, daß ſolches allein von der Vrſach wegen geſchehen, ich wolt mich gern ein zeitlang bey euch enthalten, vnd euch etlicher Sachen halber rahts fragen, ich wolt aber gern, daß ſolchs on euwer Brüder vnd Münch wißen geſchehen möcht, Der Abt zuhand ein anſchlag erdacht, dadurch ſie ſolch Sach wol zu wegen brächten, er nam heymlich ein Münchskutten, vnd bracht die dem Ritter für das Kloſter, dem Ritter ſchar er auch das Haar ab, mit einer Scheren, vnd befahl ihm die Kutten anzulegen, vnd alſo in das Kloſter zu kom̃en, ſo es ſchier vmb den Abendt würd. Der Ritter war deß willig mit ſeinem Knecht noch ein zeitlang in einem Wald ſpatzieren ritt, Zuſtund der Abt in ſein Kloſter gieng, ſein ganz Convent zuſammen berufft. Lieben Brüder, ſprach er, mir kompt ein ehrlicher Gaſt auß Schottlandt, welcher vnſers Ordens iſt, ein faſt geiſtlich vnd from̃er Mann, dem ſolt jr alle zucht vnd Reuerenz erbieten, dz'wil ich von euch gehabt haben, die Münch der ſach allwol zufrieden waren, ſie hatten auch gemeiniglich deß Ritters Knecht geſehen, Jn dem der new Ordensmann vnd angenommen Abt an das Kloſter kam, anklopfft, zuhand der ganze Convent ſolches innen ward, dem Abt entgegen giengen, jn mit großen Ehren empfahen theten, der neuwe Münch ſich faſt geiſtlich ſtellet, als hett er den Orden ſein lebtag getragen, von ſeinem Pferdt abſtund, mit dem Abt in ſein Gemach gieng, bey zuſammen niderſaßen, der Abt anfieng, Vetter, ſprach er, mich wundert, was dich vrſacht einen ſolchen ferren weg zu reyſen, Der Ritter anfieng vnd ſprach: Herr vnd Vetter, ich hab in Schottlandt vernommen, wie mein gnädige Fraw die Herzogin vmb groß vnſchuldt in ein Kerker geworffen ſey, vnd wie ſie durch den Marſchalk dazu bracht worden, auch daß jr durch den Herzogen zugelaßen, vmb ein Kämpffer zu trachten, nun vernim̃ ich, daß ſie in ganzen Britannien kein finden kann, was aber die vrſach ſey, iſt mir verborgen, bin allein willens, vnd herkommen, daß ich für die Fraw kämpffen wöll, vnd ihr vnſchuld mit meiner ritterlichen hand beſchirmen, auch Gott den Allmächtigen zu hülff nemmen, welcher die warheit vnd vnſchuldt erkennt vnd beyſtehet. Der Abt von ſeines Vettern fürnemmen großen ſchrecken empfieng, dann er ſelbſt meynet, Die Fraw vmb ſchuld gefangen leg, darumb er dann ſeins lieben Vettern Leib vnd Leben ſorgen thet, anfieng vnd ſprach: Mein allerliebſter Vetter, wilt du mir verzeihen, ich dir etwas newes anzeigen wil, auch dabey ein guten vnd getrewen Raht geben. Herr vnd Vetter, jr ſolt wißen, daß ich allein darumb zu euch kommen bin, dz ich euwers guten Rahts beger zu pflegen, dann jr vngezweiffelt mehr vmb die Sach wißt, dann ich, dieweil jr in Britannien vnd ich in Schottland geweſen bin, Der Abt anfieng vnd ſprach: Mein allerliebſter Vetter, Dieweil du meines Rahts pflegen wilt, ſo bitt ich dich, wölleſt die ſach gänzlich nit vnterſtehen, dann ſie warlich nicht kleine ſorge auff ihr tragen thut, es iſt leider der Frawen ſchuldt zu weit an tag kommen, denn der Bub ſolchs biß an ſein leztes end bekennt hat, auch deßgleich bekennt, da er ſchon das Seyl an ſeinem Halß hatt, vnd es jezt von dem Marſchalk an jn gemut ward, ſprach er, daß er es nicht thun wolt ewiglich, damit jn der Henker von der Leyter geſtoßen hat. Der Bub alſo an dem Galgen hengt, wo du ſein wargenom̃en, hetteſtu in den heutigen tag geſehen. Der Ritter von der Rede deß Abts ganz kein ſorg empfieng, jm auff ſeine Wort antwort gab, Herr vnd Vetter, wie jr ſagt, mir alles in Britannien kundt gethan worden iſt, darbey auch die falſche verrähterey deß Marſchalk, mit was liſten er den Küchenbuben dahin beredt hab. Der Abt ſprach: Vetter, die ding mir nit minder zu wiſſen ſeindt dann dir, das mich aber zum allermeiſten in argwohn gegen der Frawen bewegt, das iſt, die Fraw zuſtund härtiglich in ſichere vnd ſchwere geſengnuß gelegt worden iſt, Der Marſchalk aber reyt vnd geht in ganzem Britannien, wohin jn lüſt, Es iſt auch nit zween Tag, er in eygner Perſon hie in meinem Gemach geweſen iſt, ich jn mit ernſt von dem Handel gefragt hab, aber gar wenig antwort von ihm empfangen, allein daß er ſpricht, er hoff die warheit ſich erfinden ſoll. Dieß alles, ſprach der Ritter, ich mich nit irren laß, es macht allein den Marſchalk friſch, daß er gänzlich meynet, die Fraw keinen Kämpffer finden ſol. Es iſt nicht on, ſprach der Abt, ich hab von etlichen meines Herrn Dienern verſtanden, daß er ſich nie freundtlicher gegen allem Hofgeſindt gehalten hab, dann in diſer zeit, dieweil die Fraw in geſengnuß kommen, er hab auch ſeither manch köſtlich Banket gehalten, dabey alles Hofgeſindt gehabe, auß der vrſach er in ganzem Bannes keinen wißz, ſo ſich vnterſtehen werd mit dem Marſchalk zu kämpffen, der aber mir ſolches geſaget hat, ich wol an jm verſtundt, er gewißlich ein Ritter kommen meynet, ſo für die Fraw kämpffen werd, mir aber denſelben nit zu erkennen gab, Ich meyne er dir wol bekannt ſey, dann dieweil du zu Hof geweſen biſt, er manchmal mit dir hie geweſen iſt, ich meyne er heiße mit ſeinem Namen Friderich, Der Rittek an des Abt Rede wol vernam, wer der war, von dem er jm geſagt hett. Herr Vetter, ſprach er, wo mich Frlderich in dieſem Kloſter ſeyn wißt, er ſich nit lang zu Wannes ſaumen würd, ich glaube auch, wann ſchon die Port verſchloßen wer, er vber alle Mauren fallen würd, damit er zu mir kommen möchte. Aber warlichen mir leyd were, ſolte mein ein Menſch in ganzen Britannien innen werden, denn ich je nicht erwinden wil, ich hab dann den ſchändtlichen Marſchalk vberwunden, doch ſol mich in den kein Menſch erkennen. Da nun der Abt von ſeinem Vettern vernam, daß er nit nachlaßen wolt, vnd je den Kampff mit dem vngetreuwen Marſchalk vollbringen, anfieng, Allerliebſter Vetter vnnd Freundt, Dieweil du je nit von deinem fürnemmen ſtehen wilt, ſo bitte ich, mir doch an diſem ert folgen wöl-

leſt,

und alle Annehmlichkeiten unſerer veralteten Herzoginnen, war ſich auch ſelbſt ihrer Talente bewußt. Jezt hatte ſie große Luſt, eine lange Reihe von Perioden auszukramen, die ſie ſehr weit geführet haben würde, aber der Mandarin, dem nach etwas ganz anderm lüſtete, unterbrach ſie, um ihr zu verſichern, daß er willens wäre, ſein ganzes Leben hindurch die glücklichſten Tage bey ihr zuzubringen. „Doliverte, fuhr er fort, ſoll meine Frau werden. Sie wiſſen, wer ich bin, und die Größe meines Vermögens können Sie vermuthen. Ich geb' ihr 20000 Unzen jährlich, und außerdem einen Couron *) für Schmuck und eben ſo viel Nadelgeld. Gefällt Ihnen dieſe Einrichtung? — Zu gütig, gnädiger Herr! verſezte Myredorb, zu viel Ehre für uns! .. Ich bin . . . wahrhaftig ich bin ganz beſchämt darüber, daß Sie uns ſo viel Gutes zudenken. . . Aber noch zwo Bedingungen, fiel ihr der Mandarin ins Wort. Einmal, Sie müſſen mir niemals dafür danken, und dann muß ich mit meiner Verlobten in voller Freyheit leben können, denn ich liebe Freyheit und Vergnügen. — Alles, Gn. H., rief Myredorb, alles! und nicht nur das, ſondern ich will Doliverten befehlen, Sie künftig als ihren Mann anzuſehn.“

Nach dieſer Abrede giengen beyde wieder in den Saal, wo ſie Doliverten nachdenkend an einem Flügel fanden, dem ihre zauberiſchen Hände die ſüßeſten Töne entlokten. Ihre Stimme miſchte ſich darein; ſie ſang ein zärtliches Lied. Myredorb unterbrach ſie mit dem ernſtlichen Befehl, den Mandarin künftig als ihren Gemahl zu betrachten, und ihm als ſolchen zu begegnen. Doliverte, das liebe Mädchen, immer nachgiebig und folgſam, antwortete ihm blos durch eine Geberde der Unterwürfigkeit; insgeheim aber that ihr Herz ſogar das Gelübde, mehr noch, als ihre Mutter befohlen hatte, zu thun.

An

---

*) Ohngefähr 100000 Rthlr.

leſt, dardurch du dann vor vñ ehe du den Kampff vnterſteheſt, erfahren magſt, ob die Fraw ſchuldig oder vnſchuldig iſt. Der Ritter mit begierd den anſchlag von dem Abt begert zu vernemmen. Der Abt anfieng vnd ſprach: Lieber Vetter Galmy, deß Rahts ſolt du dich auch gebrauchen, Es wirt zum lengſten in acht tagen die zeit kommen, in deren die Fraw vnd der Marſchalk jr vnſchuldt beweiſen müßen, es ſeindt auch ſchon die Schranken zu dem Kampff auffgeſchlagen, die zwiſchen ich dich als einen Beichtvatter vnterrichten wil, wann dann ſolche zeit kompt, daß man die Fraw jetzundt außführen wolt, will ich dich ganz glatt auff deinem Haupt beſcheren, gleich einem Münch, vnd dir dann ein Kutten anlegen, mit mir gen Vannes für den Herzogen führen, an ihn begeren, dieweil die Fraw alſo in den todt verurtheilt ſey, daß er ſie dich, als ein andächtigen Pater, beicht hören laß, dann du ſie auff einen guten vnd ſeligen weg weiſen mögeſt, damit ſie mit jrem todt all ſünd vnd ſchuld ablegen mög. Wann nun der Herzog, als ich nit zweiffel, ſolchs zuleſt, mußt du die Fraw auff das tieffeſt ermahnen, dz ſie dir bekenn, ob ſie an der ſach ſchuldt trag oder nit, jr fürwenden, dz jr Seelen heyl daran ſtehe, ſie auch für vnd für mahnen zu ſterben, vnd den todt mit gedult zu vertragen. Wann ſie ſich dann als ſchuldige bekennet, wolt ich dir warlich nit rahten, dein Leben vmb jret willen zu wagen, ſo ſie aber nit anderſt von dir abſcheidt, dann dz ſie jr gänzlich fürſezt zu ſterben, vnd alſo vmb vnſchult den Todt zu leiden, ſolt du von jr begeren, ſo ſie noch ein Kleynot, oder was das ſeyn möcht, bey jr hett, dir das zugeben, wölleſt du zu aller zeit jr in deinem andächtigen Gebett ingedenk ſeyn, Wo aber ſie ganz nichts bey jr hett, magſt du jren Gürtel behalten, oder ein Stück von jren Kleydern ſchneiden, ſolches behalten, dz mag dir dann vber lang gegen dem Herzogen vnd der Frawen zu groſſem ſtatten kommen, gibt dir denn Gott gegen den ſchändtlichen Mann, als du jn nenneſt, ſieg, ſolt dich jm auch keines wegs zu erkennen geben, ſondern ſagen, du von Gott zu dieſem Kampff verordnet ſeyeſt. Dem Herzogen ſollen die Ding auch ganz verborgen bleiben, Dem Ritter Galmyen der Raht ſeines Vettern wolgefallen thet, dem Abt verſprach, gänzlich nachzukommen. Hie wöllen wir gnug von dem Ritter geſagt haben, vnd jn alſo bey ſeinem Vettern den Abt im Kloſter bleiben laßen, vnd weiter ſagen von der Herzogin, vnnd Lupolten dem Botten, wie er gen Vannes kommen iſt, vnd der Frauwen ſein bottſchafft vberantwortet.

Das L. Cap.

Wie Lupolt der Bott wider gen Vannes kompt, die Bottſchafft von dem Ritter bringt.

Lupolt der fromme vnd getrewe Bott, mit großem leid jezt wider gen Vannes kommen war, der Frawen gern ein andere Bottſchafft bracht hett, aber nit haben möcht. So bald aber Friderich deß Botten zukunfft vernam, mit großen freuden ſich zu jm füget, was ihm ſein Geſell für eine antwort gegeben hat, gänzlich von jm bericht ward. Darab Friderich nit wenig ſchrecken empfieng, mit klåglicher ſtimm anfieng zu klagen, vnd ſprach: O Galmy, wie hat ſich dein Edles Herz ſo ganz in vntrew gegen deiner allerliebſten Herzogin verkeret, wie biſt du wenig eingedenkt der Gutthat, ſo dir von deiner allerliebſten Frawen beſchehen iſt, wer wolt gedacht haben, in einem Ritter ein ſolchs wankelmütigs Herz zu wohnen, iſt das Galmy dein verſprechen vnd zuſagen, ſo du deiner gnädigen Frawen zum öffternmal gethan haſt? Mich muß immer reuwen daß ich in dein Geſellſchafft je kommen bin, wie wol ich weyß, wenn ich ſelbſt bey dir geweſen were, du würdeſt dich eins andern beſonnen haben, du glaubſt vielleicht, der Frauwen vmb ware ſchuldt ſolches geſchehen, Darmit anfieng Lupolten zu fragen, wie ſich Galmy gehalten hett, alß er ſein zum erſten gewar worden war? Ich fand jn, ſprach Lupolt, in Schottlandt an deß Königs Hof, da er mit andern Herren vnd Edelleuten den Stein ſtieß, ſo baldt er aber mein ſichtig ward, all andere Herren ſtehen ließ, mir mit großen freuden entgegen kam, von ſtundan nach euch, dem Herzog vnd der Frawen fraget. Als ich ihm aber mit kurzen worten den Brieff vberantworten, zuſtund die vberſchrifft vnd ſiegel erkennet, den Brieff auffſchloß, vor großen Freuden nicht mehr reden kundt, mich mit jm in einen ſchönen Saal füret, wir beyde zuſammen niderſaßen, vor vnnd ehe er den Brieff laß, mich weiter nach der Herzogin fraget, als ich jm aber ihr elendt eines theils zu erkennen gab, er von ſtundan anfieng zu wäßern mit ſeinen Augen, von wegen groſier ſchaam ſich von mir kehret, an einem Fenſter ſaß, den Brieff mit ganzem fleiß leſen thet, manchen ſchweren ſeuffzer darab ließ, offt gen Himmel blickt, demnach mir dieſe meine Bottſchafft mit Munde ſaget. Als aber ich kein vergnügen daran haben wolt; ihm mit ernſtlicher bitt anlag, mir ein andern beſcheidt zu geben, er mir diſen Brieff gegeben hat, ich jn in groſſem trawren ſtehen ließ, mich von ſtundan von Idenburg machet, meines nächſten wegs in Engellandt kehret, vnnd mit großer arbeidt ich wider in Britannien kommen bin. Da Friderich die Red vernam, wider ein Herz empfieng, ſo iſt gewiß, ſprach Friderich, er wirdt kommen, mit dem Botten zu der Frawen kam, der Herzogin deß Ritters Brief vberantwortet, die Fraw freud vnd leid davon empfieng, ſo baldt ſie aber den Brieff auffſchloß, vnd jn jezt ganz leſen thet, bitterlich anhub zu weynen, O Gott, ſprach ſie, nun iſt erſt mein leiden ganz, nun magſt du dich billich frewen, du ſchändtlicher Marſchalk, denn dein böſer anſchlag baldt nach deinem Willen zu ende gehen wirdt. O Galmy, wie haſt du mich ſo gar verlaßen? Friderich die Fraw trewlich tröſten thet, ſeyt getroſt, ſprach er, allerliebſte Fraw, ich weyß, ihr von Galmyen den Edlen Ritter nicht laßen werdet, denn ihm ſein Sinn vnd Gedanken noch genzlich in Britannien ſtehet. Die Fraw aber ſprach: O mein allerliebſter Friderich, ich fürcht er mich glaubt gänzlich ſchuldig an der Sach ſeyn, vnd gedenket vielleicht ſeinen Leib vmb eines ſolchen Weibs willen nit zu wagen. Als nun die Fraw in ſolchem großen Leiden was, Friderich etlicher geſcheſſt halbẽ von jr mußt, doch jr allweg ein guten Troſt gab, damit Lupolt vnnd Friderich von dannen ſchieden. Als nu die Fraw ganz einig blieb, erſt anfieng ihr leid Gott vnd ihrem lieben Ritter zu klagen. O Gott vom Himmel, du mein Erlöſer vnd helſſer, ich bitt dich, dieweil ich ihn, vmb mein groß vnſchuld ſterben muß, wöllſt nach meinem Todt meinem liebſten Herrn zu erkennen geben, vnnd meine vnſchuldt dem ganzen Britannien öffnen, will ich mich williglichen in den Todt ergeben, vnd mein Leiden gedultiglichen tragen, vnd die dann meine arme Seele auffopfern. O Galmy, du mein allerliebſter Ritter, wer hat dir dein Edles Herz ſo ganz gegen mir verkehrt? Magſt du nit die, ſo dich in hohen ehren lieb gehabt hat, noch einmal in ihren großen nöten heimſuchen? Ach warum biſt du nicht kommen, vnnd mich doch in meinem Elendt heimgeſuchet, als ich dich in deiner ſchweren Krankheit? O Edler Ritter, wie vbel es dich gerewen wirdt, wann man ſpricht: Die Herzogin auß Britannien vmb vnſchuld willen den Todt gelitten hat. O Galmy, Edler vnd getreuer Ritter, wie haſt du mein ſo gar vergeſſen, nun hab ich doch all mein Troſt vnd Hoffnung allein zu dir geſeze. Ach komm doch Edler Ritter, vnd tröſte mich, ich begere nit mehr an dich, für mich zu kämpffen, dann ich mich dem Todt willig ergeben hab. Die Herzogin mit ſolcher Klag, für vnd für ihr zeit vertreiben thet, ſo lang die Zeit kam, daß man ſie auß dem Kerker nam, vnd zu dem ſchändtlichen todt führet. Nun ſag mir Galmy, du Edler Ritter, Wie möchteſt du an deinem Herzen haben, daß du die, ſo dir ob allen dingen lieb iſt, in ſolchem groſſen leiden vngetröſt in harter gefengnuß verſchloßen, ließeſt liegen, vnd doch wol mit glimpff zu ihr kämeſt. Wie magſt du doch die, ſo nichts dann deiner Zukunfft begeret, ein ſolche nicht zu wißen thun, dardurch du ihr alles Verlangen gewendet hätteſt, dann ſo baldt ſie deiner zukunfft innen worden were, ſie vnzweiffelt wol gewißt hett, warumb du in Britannien kom̃en wereſt, ſie von ihrem leiden zu erlöſen.

Das l. Cap.

Wie der Abt heymlich nach Fridrichen ſchicket, vnd wie ihm Galmy verbot ſein zukunfft der Frawen, noch niemandts anders zu ſagen.

Als nun die zeit ſich nähern thet, daß der Marſchalk ſeines Kämpffers warten, auch die Herzogin den ihren darſtellen ſolt. Galmy zu dem Abt ſeinem Vettern ſprach: Herr vnd Vetter, mir wil warlich etwas fürfallen, ſo mich gröẞlich an meinem fürnemmen hindern wirt, ihr ſehet mich noch ganz vngerüſtet in ein Kampff zu geben, ſo weyß ich mich auch in keinem Weg zurüſten, es ſey denn ſach, daß ich mich gegen meinem allerliebſten Geſellen nicht verborgen halt, denn als ich zu Vannes hinweg ſchiedt, ich ihm eine ſchöne Rüſtung vnnd Stechzeug gelaßen hab, indem ich in Frankreich vnd zu Vannes manchen ſchönen vnd ſtolzen Ritt gethan habe, nach dem wolt ich, daß ihr heymlich ſchicktet, wenn er denn meine meynung vnd fürnemmen vernem̃en, er mich warlich gegen niemandts vermelden würde. Der Abt zuhand einen Botten nach dem Edelmann ſchicket, der ſich nicht lang ſaumen thet. Galmy der Ritter ſeine Kutten anthat, bey dem Abt in ſeinem Gemach ſaß, Friderich zu dem Abt kam, ihm ſein Gruß bot, der Abt ihn zu ihm nieder ſitzen hieß. Galmy auffſtundt, ſeine Kapp abzoch, ſeinen beſchoren Kopff ſcheyn ließ. Der Abt ſprach: Friderich, ich bitt euch, ſaget mir, hat meine Gnädige Fraw noch keinen Kämpffer vberkommen, oder iſt der Ritter noch nicht vorhanden, davon ihr mir in vergangenen tagen geſagt habt? Nein fürwar, ſprach Friderich, ich kann mich ſein nicht gnugſam verwundern, ich fürchte aber, er der gedachten Handlung glauben geben habe, vnd dadurch meine gnädige Fraw ſeinent halb verkürzen werde. Es iſt auch in dem ganzen Britannien kein Mann, ſo ich gedenken möcht, der für die Edel vnd züchtige Fraw zu kämpffen vnterſtehet. Gott wolt, der Graff von Pickardey die ding bey zeit gewißt hett, er würd meiner Herzogin ſonder zweiffel einen Kämpffer zuwegen bracht haben, Wie wol ich noch der Hoffnung bin, der Ritter kommen werde. Iſt es aber ſach, daß er ja nicht kompt, wil ich von ſeinetwegen mich in den Kampff begeben. In ſolchem reden Galmy ſtetigs auff vnd abging, Friderich jn zum öfftermal anſahe, in jm ſelbs gedacht: Nun haſt du dieſen Mönch mehr geſehen, doch alſo verſteckt war, daß er ihn nicht erkennen mocht. Der Abt anfieng, lieber Friderich, wo helt ſich der Ritter, mag man jm nit weiter entbieten? Man hat jm vielleicht die ſach nit recht angezeigt, Herr, ſprach Friderich, mein Fraw ihm mit eigener Hand geſchrieben hat, vnd hab ich den Brieff verſiegelt vnd vberſchrieben. Iſt der

Bott

An eben dem Tage noch wurde der glückliche Mandarin gebeten, ſein Wirthshaus gegen ein Wohnung bey Miredorb zu vertauſchen. Der Kadi ward überredet, dieſe Einrichtung zu billigen; man machte ihm begreiflich, wie wichtig es für ihn wäre, zwey Mandarine der erſten Klaſſe in ſeiner Familie zu haben. Er ſpitzte die Ohren bey dieſer ſchmeichelhaften Vorſtellung; ſein häßlicher Kopf ſchwoll zum Erſtaunen auf, ſo daß man glaubte, er würde zum Zeichen des Beyfalls das Rad ſchlagen; allein die Natur hatte dem armen Kadi das Gefieder des Vogels, deſſen Kopf er trug, verſagt.

Weil nun künftig der Mandarin im Hauſe des Kadi wohnen ſollte, ſo mußt' er freylich vorher im Gaſthof ſeine Schulden bezahlen, wollt' er anders ſeine Sachen wieder haben. Allein ſollte man's wohl denken? Eben dieſer Mann, der noch nicht lange zuvor einem Fremden eine Anweiſug auf 20000 Unzen Gold gegeben hatte, der ſeiner Braut zwey und einen halben Courru ausgeſezt, eben dieſer hatte jezo nicht einen Fanoe,*) um ſeine Zeche zu bezahlen; Myredorb mußte den Wirth befriedigen. Nun erwartete man, die Sachen des Mandarins zu ſehen, aber vergebens. Ein armſeliger Oberrock, ein Paar elende Baboſchen**), die ehemals geſtikt geweſen waren, machten ſeine ganze Garderobe aus. Dennoch blieb Myredorb noch immer verblendet.

Ein anderer Umſtand ſezte ſie in eine Verlegenheit, die an ſich ſelbſt ſonderbar genug war. Sie hatte nämlich kein leeres Zimmer, das ſie dem Mandarin hätte einräumen können, dasjenige ausgenommen, welches Dolwerte bewohnte. Man iſt übel dran, wenn man für alles ſorgen ſoll. Der Kadi, der ſeiner großen Ohren ungeachtet

wohl

---

*) Eine kleine Silbermünze von ohngefähr ſechs Sous.

**) Schuhe.

Bott kommen, ſprach der Abt, ſo bey dem Ritter geweſen iſt, ſie möchten wol noch mit einander kommen? Herr, ſprach Friderich, er iſt erſt den geſtrigen morgen kom̃en, vnd hat ein Brieff, ſo ihm der Ritter geben hat, mit ihm bracht, aber gantz kein troſt der Frawen darinnen begriffen iſt, hat auch dem Botten kein andere Antwort geben, dann daß er meiner Frawen ſagen ſoll, komme er, ſie werde ihn wol ſehen. Der Abt ſprach: Was mag die Fraw zu dem empfangenen brieff geſagt haben? Ach Gott, ſprach Friderich, kläglicher wort ich nie mehr gehört hab, ſie machet mir vnd dem Botten mit ihrem klagen die Augen vbergehen. O wie trewlich ſie ihrem liebſten Kämpffer noch heut bey tag rüffet, ich mag mich zu dem Kerker von erbärmbde wegen, nimmer genahen, wiewol ich alle tag bey ihr geweſen bin, dieweil ſie im Gefängnuß gelegen iſt. Friderich den Mönch aber fleißig beſehen warde, wol ſahe, daß jm ſeine Augen ein wenig wäßerten. Galmy ſich nit länger enthalten mocht, Friderich, ſprach er, der Ritter iſt hie, ſo dein Frauwe mit der Hülffe Gottes erlöſen wirdt, denn er von dem Botten in Britannien geweſen iſt. Fri derich die Stimme ſeines Geſellen von ſtundan erkennen thet, vor großen freuden nicht wußte wie er ſeinen Geſellen empfahen ſolte, anfieng: O mein lieber Galmy, ich bitt, wölleſt diß Kleyd abthun, vnd deine gewönliche Kleyder anlegen, denn ich dich in dem Kleyd in keinem weg erkennen mag. Friderich; ſprach Galmy, diß mein Kleyd ſolt dich nicht jrren laßen, denn ich dir die vrſach diß Kleyds zu wißen thun wil, jm damit alle ſeine anſchläg offenbaret, ihn darmit vmb aller Geſellſchafft vnd Freundtſchafft willen bitten thet, der Frauwen noch keinem Menſchen von ſolchem anſchlag zuſagen, daß ihm Friderich in ſeine Hand verſprach. Wer war fröhlicher denn der Edel Friderich, als er ſeinen allerliebſten Geſellen mit jm reden höret. Galmy zu ihm ſprach: Friderich, als mich die Sache bedünken will, wirdt mir not ſeyn, mich zu dem Kampff zu rüſten, Nun hab ich gar kein Harniſch noch Rüſtung bey mir, darumb lug, wie du kannſt heimlich vnnd verborgen mein ringen Küriß, ſo ich auß Frankreich bracht habe, zuwegen bringen, doch daß ſein niemandt gewar werde, will ich den vnter meine Kutt anthun, vnd das vbrige einem deß Abts diener befehlen zu heben, biß ich sein auch notturfftig bin, vnnd denn mein Leib vnd Leben für die Herzogin setzen, wo ich anders, wie du von mir gehöret hast, die Herzogin in ihrer Beicht vnschuldt erfinde. Friderich seines gesellen Bottschafft wol verstanden hatt, demselben vnterstunde, eylendts nachzukommen, als er denn thet, von stundan wider gen Vannes reyt, sich gegen niemandts merken ließ, wo er gewesen were, oder was er willens zu thun hett, sich heimlich in seines Gesellen Kammer füget, den Harnisch nach dem geschmeidigsten zusammen packet, in einen Sack stieß, in sein Kammer trug, einen guten Freundt zu Vannes so er vertrawet, deß Abendts in sein Hauß tragen ließ, mit ihm verschaffen thet, daß er ihn deß nechsten tages am morgen früh vor tage an die Pforten tragen solt, als denn nach allem seinem Willen geschahe. Als es nun morgen warde, der Edelmann auff sein Pferdt saß, den nechsten in das Kloster reyt, das Kloster noch versperret stande, so lang klopffet, biß man ihm auffschloß, zuhand seinen Sack nam vnd für deß Abts Gemach, der noch hart schlaffen thet, anklopffet, nicht lange stunde, die thür auffgeſchloßen warde, Friderich ſeines Geſellen Harniſch hinein truge, den auß dem Sack zoge, Galmy ſeinen Geſellen auffweckte, welcher ſeiner Zukunfft froh war, Jhn zur Stund fraget, ob man nichts von ihm wüßte? Nein, ſprach Friderich, kein Menſch dein gedenket, noch ein Wort von dir wißen mag. Der Ritter dem Edelmann auff ein newes befahl, niemandts nichts von ihm zuſagen, vnd er im aber verſprach. Friderich, ſaget der Ritter, du ſolt jezt wißen, wenn mir Gott der Allmächtig Glück geb, daß ich ihn in dem Kampff obleg, ſolt du wißen, daß ich den nechſten wider in diß Kloſter reyten, vnd nicht gen Vannes wil, Denn ſolt du zu mir herkommen, vnd ein abſcheidt mit mir machen, Aber nun zumal reyt wider in die Statt, damit man nicht argwönig werd, Der Edelmann nach ſeines Geſellen Gebott, wider auff zu Roßz ſaß, wider gen Vannes reyt. Nun hat ſich die zeit genähert, daß man in zweyen tagen die Herzogin für Recht ſtellen ſolt, Friderich nach dem Jmbiß zu der Herzogin in die Gefänknuß kam, die faſt trawrig fand. O mein allerliebſter Friderich, wo habt ihr mich geſtern ſo ganz verlaßen?

Ach mein Friderich, wie habe ich meinen troſt ſo ganz vmbſonſt auf Galmyen den Edlen Ritter geſetzet, O Gott, Galmy, wie haſt du mein ſo gar vergeßen? Dem Edlen Friderichen faſt ſchwer war, der Frawen das zu verbergen, doch anfieng, vnd ſprach: Allergnädigſte Fraw, ſeyt gewiß, daß Galmy der Ritter kommen wirdt, wo es aber je ſach ſeyn wirdt, daß er nicht käme, vnd ir auch ſonſt keinen Kämpffer vberkämet, wolt ich meinen Leib daran wagen, denn ich bey euch biß an euwer Ende bleiben wil. Die Herzogin wenig troſt mehr empfienge von des Edlen Friderichen Worten, Die zeit ſich auch faſt nähern warde, daß man itzt mit der Herzogin fortfahren ſolte, Friderich auch nimmer mehr zu ihr kame, biß ſie wider ledig wardt, Alſo die Herzogin von aller Welt in iren großen nöten verlaßen ward.

Das LII. Cap.

Wie die Herzogin für Gericht geſtellet, vnd zu ihr hertiglich geklaget ward, zu dem Feuwer verurtheilet vnd außgeführet.

Die zween Monat vnnd Acht Tage jezt ganz verſchienen waren, alſo, daß nit mehr denn ein Tag noch vorhanden war. Der Herzog alle ſeine Landsherren jezt beſchicket hatte, die Schranken zu dem Kampff auffgeſchlagen, Er hatt auch faſt nahe bey den Schranken, einen mächtigen Hauffen Holz führen laßen, darauff man die Edel Herzogin verbrennen ſolte. Als nun die Fraw den lezten Tag mit großen ängſten erwartet hatt, am morgen früh ein Trometer mit ſampt einem Herold in allem Bannes vmbreyten in allen Gaßen vmb blieſen. Der Herolt mit lauter ſtim̃ dem Marſchalk, mit ſampt der Herzogin Kämpffer in die Schranken beruffen ward, darinnen der Marſchalk mit gewehrter Hand ſeines Widertheils erwarten ſolt, ſo lange biß die Herzogin verrecht vnd mit dem Fewer vom Leben zum Todte bracht würde. Der ſchändtliche Marſchalk auff einem ſchönen Gaul, faſt wol gerüſt in die Schranken kame, in großem Hochmut in den Schranken von einem ende zu dem andern ritte, gänzlich meynet kein Ritter vorhanden ſeyn würde, wenig wußte, wie ſich die Sache noch verlauffen würde. Als nun der Herzog ſeine Landsherrn zu Gericht hatt verordnet zu ſitzen, vnd jezt das Gericht beſetzt war, Die Edel vnd betrübt Herzogin für die gemeinen Landsherrn geführt warde, für Recht geſtellt, Der Herzog eine große vnd ſchwere klag wider die edle Fraw führen ließ, darauff einer vnverzogne Vrtheil begeren thet, alſo, dz die Fraw mit dem Fewer von dieſer Welt getilget werden ſolt. Die gemeinen Richter eynhellig erkannten, dieweil der Marſchalk jezt zu kämpffen bereit were, vnd aber niemandts die Herzogin vertretten wolte, ſolt ſie nach beger deß Herzogen mit dem Fewer jr Leben enden, zuhand dem Henker an die Hand geben ward, welcher die zarte vnd jugendtliche Fraw mit großer vngeſtümmigkeit härtiglich bitten thet, mit einer großen kumer, die edel Fraw außgefüret warde, wohin ſie blicket, niemandts vmb ſich ſehen mocht, denn die, ſo ſie verhüten theten, damit ſie von niemandts erlöſet werden ſolt. Als nun die Frawe jren liebſten Herrn erſahe, kläglich anhube zu weynen, anfieng, vnd ſprach: Nun geſegne euch Gott, mein allerliebſter Herr, vnd Gemahl, vnd alle meine Freud vñ kurzweil. Gott wölle euch vber lang mein vnſchüldigen Todt zu erkennen geben, vnnd euch dieſen meinen vnſchuldigen Todt verzeihen. O mein herz allerliebſter Herr, vnd ſüßer Gemahel, ich euch hierinn ganz nit ſchuldigen kann, allein euren vngetrewen Marſchalk, vor dem jr euch forthin fürſehen ſolt. Der Herzog nicht lenger leiden mocht, daß die Fraw lenger mit jm redt. Denn jm ſein Herz anfieng in erbärmbd gegen der Herzogin zu bewegen, ſich der zehren nim̃er verhalten mocht, denen, ſo die Fraw führeten, ein zeichen gab, daß ſie fort trucken ſolten, das denn geſchah. In dem die Herzogin den Edelmann Friderichen erblicket, den ſie nicht als einen Kämpffer gerüſtet ſahe, davon ſie erſt in großen Sorgen ſtunde, ſich dem Todte erſt gar ergeben thet, das ganze Hofgeſindt mit herzlichem weynen vnd ſeufſzen Gott in ſeinem ſchlecht empfalch, ſich zu Friderichen irem Truckſeſſen kehret, anfieng, vnnd ſprach: O mein aller liebſter Truckſeß, Gott pfleg dein zu allen zeiten, Ich danke dir mein lieber Friderich deines getreuwen Rahts, ſo du mir geben haſt, auch daß du mich ſo offt in meiner ſchweren Gefänknuß mit deinem edlen troſt heimgeſucht haſt, Ich bitt dich, wer dir lieb ſey, mir auch trewlich geſegnen wölleſt, vnd mein groß elend anzeigen. Hiemit für den Edelmann kommen war, der die Fraw gern getröſtet hette, aber vor großem leyd vnd mitleyden, ſo er mit jr hatte, ein wort nicht gereden mocht, indem die Herzogin zu der Pforten hinauß geführet ward, als ſie ſich wider herumb kehren thet. Nun geſegne dich Gott du edele vnd ſchöne Statt Vannes, in der ich viel großer freud vnd kurzweil gehabt habe, In der mir allezeit groß Zucht vnnd Ehr bewieſen worden iſt. O ihr edelen Bürger zu Vannes, ich bitt euch, meinen vnſchuldigen Todt zu Herzen nemmen wöllet, vnnd mich an dem ſchändtlichen Marſchalk rechen. O jr jungen Kinder zu Vannes

nemmet

nehmet zu Herzen mein groß vnſchuldt vnnd leyden, in dem ich jetzundt bin. Mit ſolchem weynen vnd klagen die Herzogin biß zu den Schranken kommen war, da der ſchändtliche Marſchalk mit großem Pomp halten thet, wie jr hören werdet.

Das LIII. Cap.

Wie die Herzogin zu den Schranken kam, vnnd wie ſie mit dem Marſchalk redt.

Da nun die Herzogin biß an den Schranken kommen war, vnd jezt den ſchändtlichen Marſchalk darinn halten ſahe. Die Fraw zu dem Marſchalk ſprach: O du falſcher Marſchalk, wie haſt du meinen allerliebſten Herrn ſo fälſchlich betrogen, vnnd mich alſo mit aller vnwahrheit in den todt verrahten, du ſolt ſicher ſeyn, Gott wird mein vnſchuldt ſchwerlich an dir rächen, indem der Herzog auch mit ſeinem Volk geritten kame. Der Marſchalk mit lauter ſtimm ruffen thet, Wo der were, ſo mit ihm kämpffen ſolt, ſich aber niemandts ſehen ließ. In dem der Abt zu

dem

wohl wuſte, wie unmöglich das iſt, ſtellte ſeiner theuren Ehegenoſſin dieſe Inkonvenienz vor, allein Myrebord wuſte ihr bald abzuhelfen. Sie wollte nemlich, ſagte ſie, Dolliverten einen groſſen Stuhl in Dolifouls Zimmer ſtellen, und der Kadi ließ ſich dieſe ſchnakiſche Einrichtung gefallen.

Inzwiſchen erwartete der Mandarin, welche Folgen ſein Einzug in das Haus des Kadi haben würde. Einige Sklaven hatten ihm geſagt, wie wenig Raum in den Zimmern wäre. Nicht lange, ſo kam die zärtliche Mutter, und fragte ihn, ob ers wohl gern ſähe, wenn Doliverte Bett' und Zimmer mit ihm theilte? Man kann leicht denken, daß er mit Vergnügen Ja! ſagte. Die Theilung geſchah und die Liebe befand ſich ſehr gut dabey. Zwar hat ſie uns nichts als Muthmaßungen zurückgelaſſen; allein ein gewiſſes ſchmachtendes Weſen, Augen voll Glut, ein höheres Roth auf den Wangen, das alles ſchien dieſe Muthmaßungen zu beſtätigen.

Da jezt der Mandarin bey ſeiner künftigen Frau wohnte, war es in der Ordnung der Dinge nicht genug, daß er bey ihr alle Vorrechte eines Gatten genoß, wenn er nicht auch alle Sorgfalt, die ihm als ſolchem zukam, für ſie anwendete. Es war nicht genug, daß Doliverte die ſchimmernde Ausſicht einer vortheilhaften Heyrath vor ſich ſah, die ihr Titel und Rang verſchaffen ſollte, ſie mußte auch ſchon jezo einen Theil der Vortheile genießen, die auf ſie warteten. Auch vergaß der Mandarin nicht, ſeine Schwiegermutter bemerken zu laſſen, das Incognito, unter dem er ſich verborgen gehalten, ſey jezo nicht mehr möglich, indem ſich das Gerücht von ſeiner nahen Verbindung überall ausgebreitet habe; er ſey alſo genöthigt, ein zahlreiches Gefolge anzunehmen, und überhaupt ſeine Braut in einer ſtandesmäßigen Verfaſſung ſehn zu laſſen.

dem Herzogen mit ſampt ſeinem Mönch kommen war, anfieng vnd ſprach: Allergnädigſter Herr, Ich bitt euch von der armen Frawen wegen, ihr wöllet ihrer Seelen Heyl an dieſem Ort auch bedenken, vnd ſie vor vnnd ehe ſie zu dem Todte geführet wirdt, laßen beichten, vnd jre Sünde bekennen, Dann ich ihr zu lieb her bracht habe einen Geiſtlichen vnnd andächtigen Vatter, der ſie ſonder zweiffel auff einen ſeligen Weg leyten vnd weiſen wirdt. Der Herzog ſprach: Nun wolan, im Namen Gottes, was ſie zu jrer Seligkeit ſteuren mag, ich ihr gern gönnen wil. Der Apt zuhand mit ſeinem Mönch zu der Frawen ging, anfing, vnd alſo ſprach: Allergnädigſte Fraw, mir iſt leyd, daß ich euch in ſolchen nöten anſprechen ſoll. Dieweil euch aber Gott der Allmächtige je alſo haben will, ſo nemmet die Ding mit gedult an, vnd bekennet ewer Sünd vnd Schuldt, damit ewer Seel ſeliglichen zu Gott dem Allmächtigen fahren möge. Die Herzogin von ganzem Herzen zu beichten begert. Der Apt ſeinem Mönch befahl die Fraw zu hören. Galmy der Ritter nieder ſaß, die Fraw für ihn knyet, anfieng jr Beicht von Herzen zu erzehlen. Der Ritter anfieng, vnnd ſprach: Fraw, gebt jr euch in der ſünde darumb ihr denn zu dem Todte geführet worden ſeyt, nit ſchüldig? Herr, ſprach die Herzogin, Ich will ſolchs auff mein lezte hinfart behalten, daß ich den Buben, deß man mich zeuht, mit wißen nie geſehen habe, hab mich auch mein tag in ſolchem fall nie verſündiget gegen keinem Mann, Darauff ich dann heut dieſen ſchändtlichen Todt leyden will. Der Mönch nach langem die Herzogin fragen thet, ob ſie niemands wüßte, ſo für ſie kämpffen ſolt? Nein, ſprach die Fraw, Ich bin auff dieſen Tag von aller Welt verlaßen. Ich bin eines Ritters vertröſt geweſen, ſo vor anderthalb Jaren mein Truckſeß war, aber ich ſehe ihn nicht kommen, mir zu helffen, Gott wolt, er gewißt hett, wie meine Sachen ſtünden, er wer nicht außblieben. Der Mönch ſprach: Wolan liebe Fraw, dieweil ihr nun ſterben müßet, ſo trachtet allein demnach, wie ich euch deß vnterrichtet hab, vnnd laßt alles zeitliche fallen, denn es euch zu dem ewigen nicht genutzen mag. Die Fraw dem Mönch verſprach, ihm trewlich nachzukommen. Fraw, ſprach der Mönch, ich bitt euch durch Gott, habt ihr jezt, ſo

nit

mir vnd meinem armen Conuent zu ſtewer vnnd troſt kommen mag, wöllet mir das geben, dafür ich ewer in meinem Gebett allezeit trewlich gedenken will. Die gute Fraw nichts mehr hatte, denn einen Ring an einem Finger, denſelben ſie dem Ritter gab, damit auffſtunde, dem Ritter ihr Leib vnd Seel in ſein Gebet befehlen thet. Der Mönch zu der Herzogin ſprach: Fraw ſeyt getroſt, es ſol euch, ob Gott will, wol ergehen. Mit dieſen Worten auffſtund von der Herzogin. Der Henker zuhand da war, der wolt die Herzogin wider gebunden haben. Halt ſtill, ſprach der Mönch, du ſolt ob Gott will, heut keinen gewalt mehr vber diß vnſchuldig Blut haben, denn ſie ihr vnſchuldt wol beweren ſol. Mit dieſen Worten zu den Schranken gienge, die Herzogin bey der Hand nam, zu dem Herzogen führet, der jetzundt bey dem hochmütigen Marſchalk hielt, der Mönch ſeine Kappen abzoch, die für den Marſchalk in den Schranken warff, mit lauter ſtimm, daß das männiglich hören ward, anfienge vnd ſprach: Du ſchändtlicher trewloſer Verräther, welcher du nicht wirdig biſt, daß dich die Sonne anſcheinet, du haſt mit deiner verräh-

terey

ferky die fromme Herzogin vnterſtanden vmb ihr leben zu bringen, vnd ſie als ein verrähter vnd Böſewicht angelogen, deß ich dich heut mit meiner Hand bezeugen will, ich lege dir auch hie mein Pfandt, daß du deß Kampffs von mir warten ſolt. Der Marſchalk nicht wenig ſchrecken von dieſer Red empfieng, da er den Mönch ſo dürſtig mit jm reden hörte. Mönch ſprach er: Wer du biſt; mag ich nicht wißen, dir gezіemet aber keines weges mit mir zu kämpffen, dieweil du ein Geiſtlich Mann biſt, vnd ich ein weltlicher Ritter, ich wolte ſonſt bald mit dir zu ende kommen ſeyn. Der Mönch ſprach: Du ſchnöder Mann, wie gedarffſt du dich einen Ritter nennen, ſo du mit einem ſolchen ſchändtlichen Handel vmbgeheſt, du magſt dich mit ſolchen Worten nicht behelffen, dieweil es Leib Ehr vnd Leben antrifft, magſt du dich deß Kampffes gegen mir nicht friſten. Der Marſchalk mit viel Wechſelworten ſich meynet zu behelffen, zulezt die Sache zu deß Herzogen Rähten ſezt, zuhand ein gemein geſchrey ward, vnter allem Volk, Der Marſchalk ſoll kämpffen, der Marſchalk ſol kämpffen, denn alles Volk der Herzogin erlöſung gern geſehen hett. Die gemeinen Räht deß Herzogen auch ſolches erkennen theten, Der Herzog auch faſt gern der Herzogin vnſchuldt geſehen hett, der Mönch ſich von ſtund zurück kehret, mit ſeinem Abt in das Kloſter revt, von ſtund an ſeinen Harniſch anlegt, ſich nit lang ſaumet, die Kutt vber ſeinen Harniſch ſtreiffet, auff zu Roßz ſaß, mit begierigem Herzen den Marſchalk vnter Augen ritt, Der Abt ihm ſeinen Segen gab, von ſtund an den beyden Kämpffern gleiche Lanzen vnd Schwerdter bracht wurden, jnen ein Herolde den Eyd auffgabe, darnach männiglich auß den Schranken gehen mußten, niemandt denn der Mönch vnd der Marſchalk darinnen blieben, Der Marſchalk auß groſſer verächtnuß anfieng: Bruder, ſprach er, nun verſich dich nach deinem beſten vermögen, denn du mußt mir heut dein Leben vbergeben. Der Marſchalk wenig wußt, was im begegnen wird, auch mit wem er kämpffen ſolte, Aber es nicht lang ſtunde, ſein innen ward, wie jr denn hernach hören werdet.

Das LIIII. Cap.

Wie der Ritter Galmy in eines Mönchs geſtalt mit dem Marſchalk kämpfft, vnnd jm ablag.

Der Ritter Galmy ſich nicht viel an deß Marſchalks Worten kehret, zu ende der Schranken ritt, ſein Spår zu handen nam, deßgleichen der Marſchalk. Zuhand die Trom̄eter auffblaßen theten, Der Marſchalk dem Mönch mit großen ſorgen begegnet, deß der edel vnnd vnverzagt Ritter balde war nam, den Marſchalk ſo züchtiglichen treffen thet, daß er von ſtundan ſeinen Sattel råumet, ſo hårtiglich zu der Erden fiel, daß er einer guten zeit vergaß, auffzuſtehen, Galmy der Ritter behend von ſeinem Pferdt ſprang, auff den Marſchalk ſaß, jm ſein Schwerdt abgürt, weit von jm werffen thet, jm zuhand ſeinen Hauptharniſch abzog, ſein Schwerdt nam, an ſeine Gurgel ſezt, alſo ſprach: O du ſchåndtlicher Bößwicht, heut muß du mir deinen Geiſt auffgeben, aber zuvor der Edlen Herzogin vnſchuldt bekennen, oder du mußt ewig

ver

verdam̃t ſeyn, Was größen Schrecken der Marſchalk von deß angenom̃enen Mönchs rede empfing, iſt nit zu ſchreiben. O Herr, ich bitt euch durch Gott, wöllet mir gnad vnnd, barmherzigkeit mittheilen, vnd mich nicht ſo ſchnelliglich tödten, damit ich meine Sünd vnd Schuldt bekennen mög. Der Mönch dem Marſchalk ſeinen Gürtel abgürt, jm ſeine Hände mit verknüpft, damit er ſein ganz ſicher ſeyn möchte, Der Mönch mit lauter ſtim̃ ruffen thet, dz man ein ſtille halten ſolt, der ſchändtliche Mann wolt ſeine Verrähterey öffentlich beichten vnd bekennen. Da begab ſich große Freude von männiglichen, als man ſahe daß die Edel Herzogin vnſchuldig war deß zigs, ſo ſie der Marſchalk vnd männiglich gezichen hatte. Der Herzog von ſtund an eine Stille auffblaſen ließ. Als nun alles Volk mit fleiß auffmerket, der Marſchalk anfieng, vnd ſprach zu dem Herzogen: O Allergnädigſter Herr, ich bitt mir gnade beweiſen wöllet, denn ich mich leyder als einen ſchuldigen erkennen muß. Die Herzogin die red deß Marſchalks wol verſtunde vnd auch geſehen hatt, in was maßen der Mönch mit ihm gehandelt, große Freud darvon empfieng, darvon nicht not iſt viel zu ſchreiben, denn ein jedes ſelbſt ermeßen mag, dieweil die Herzogin in ſolchen nöten geweſen iſt, vnd ſich jezt dem Todte ganz ergeben hatt, ſich aber ſo ſchnell davon entlediget geſehen hat. Nicht minder der edel vnd getrewe Friderich, als er ſeinen liebſten Geſellen geſehen hatt, dem Marſchalk angeſigen. Als nun der Herzog den Marſchalk vberwunden ſahe, vnd ſich alſo ſchuldig bekennen, in großen Zorn bewegt ward, zu im ſprach: O Marſchalk, ich mich ſolcher vntrew nicht zu dir verſehen hett. Dieweil aber die Sach alſo ſteht, ſolt du hie macht habẽ zu reden wz du wilt, Dem Marſchalk von ſtundan ein Seßel in die Schranken getragen ward, auff den er ſich niederſezt, anfing auff ſolche meynung zu reden: So ich bedenk, vnd zu Herzen nimm das gute, ſo mir von meinem gnädigen Herrn beſchehen iſt, deßgleichen von ſeinem Gemahel, vnd von allem Hofgeſindte, ſo reuwet mich, daß ich je geboren ward, Ich ſehe, daß Gott meine Boßheit nicht lenger vertragen wil, vnnd die vnſchuldt der Frawen nicht lenger verborgen bleiben mag, wil ich meine ſchändliche anſchläg vnd Boßheit bekennen.

Es hat ſich begeben, als jr Allergnädigſter Herr, in ewer weiten Reyß mit allen gewält in ewrem abſcheid vbergeben habt, vnd ich mich jetzundt ein gewaltigen Regierer in ganz Britannien geſehen, hab ich mir in meinen Sinn genommen, die edel Herzogin vmb jre Ehr zu bringen. Als ich aber zu jr kam, vnd ſolches an ſie mutet, Die Fraw mich mit züchtiger ſtraffe von jr meynet zu weiſen, vnnd aber ich noch weiter an ſie ſetzet, fieng ſie mir an, als billich war, mit ſcheltworten zu begegnen, mir auch dräuwet, ſo baldt jr Herr zu Lande käme, ſie ihm ſolche vntrew von mir ſagen wolte, ein ſolches mich nicht in ein kleine ſorg ſetzen thet, mir zuſtund fürnam, die Ding zu für kom̃en, mich eylends zu dem Küchenbuben macht, dem ich groß Gut vnnd Ehr verſprochen hab, auch ein merkliche ſumma Geldts an jn geſtreckt, daß er denn, wie männiglich weiß, ein großen theil ohn worden iſt, damit ich ihn darzu bracht habe, daß er ſich ſolchs vbels berümet hat, hab ihm auch für vnd für zugeſagt, daß jm an ſeinem Leben nichts widerfahren ſoll, Auff ſolchen troſt er in Gefänknuß vnerſchrocken gangen iſt, in die ich zum öfftern mal bey Nacht zu jm kommen bin, köſtlich Speiß vnd Trank mit mir genommen, ihn von neuvem beredet, daß er ſeiner Red biß an den Galgen geſtanden iſt, Ich hatte aber zuvor mit dem Henker vberlegt, ſo bald er ihm das Seyl an den Halß brächte, wolt ich ihm ein Zeichen mit meinem Stab geben, denn ſolt er ihn vnverzogenlich vber die Leyter abſtoßen, vnd ihn alſo an dem Galgen laßen erwürgen. Als aber der Bub von mir vnd dem Henker getröſtet ward, ließ er ſich alſo hinauff führen, feſtiglich hoffend, ich würde ihn wider erlöſen, aber von mir gleich wie ihr alle betrogen ward, Darumb ſage ich die Edel Herzogin ledig, vnd lege alle ſchuldt auff mich, bitte euch hiemit Allergnädigſter Herr, wöllet mir Gnade vnd Barmherzigkeit mittheilen, vnnd mich meines Lebens friſten. Der Herzog in großem Zorn zu dem Marſchalk ſprach: O du vngetrewer ſchändlicher verrähter, wemit hab ich doch ſolchs vmb dich verſchuldet, daß du mich meines liebſten Gemahls haſt wöllen berauben, vnd ſie alſo fälſchlich in todt verrahten, jr auch vnverſchuldt ſolche vnehre zugelegt? Biſt du nicht eingedenk geweſen der großen Gutthat, ſo dir

alwege

ſen. Myredorb, die zwar zum Schein eine Andächtige war, aber deswegen doch auf keine Annehmlichkeiten des Luxus Verzicht gethan hatte, Myredorb fand den Einfall des Mandarins ganz vortreflich. Nur eine kleine Schwierigkeit hinderte oder hemmte wenigſtens auf einen Augenblick die Ausführung des Plans, den der ohnmächtige Mandarin entworfen hatte; Geld fehlte ihm und ihr. Es mußte alſo welches aufgetrieben werden, und ſie fing an, mit vollem Eifer daran zu arbeiten.

Von meinem Gegenſtande voll hab ich abermals einen Umſtand von großer Wichtigkeit vergeſſen. Er betrift Myredorbs häusliche Einrichtung, und ihre Art, mit ihrem Manne zu leben. Mich dünkt, ich ſagte ſchon einmal: Myredorbs würdiger Gemahl trug auf ſeinen ziemlich plumpen Schultern einen Welſchenhahnkopf, an den erbärmlich genug ein Paar Eſelsohren angeſetzet waren; aber ich habe noch nicht geſagt, daß die ſinnlichen Kräfte des Kadi mit den Kräften des Helden der Jeanne d'Arc ſo ziemlich im Verhältniß ſtanden, und eben dieſes war ſeine ſchönſte Seite für ſeine zärtlich-liebende Gemahlin. Uebrigens war ſein Verſtand ſo eingeſchränkt, als man ſich ihn immer denken mag. Er ſprach mit feyerlichem Ernſt ſehr ſchöne Beſcheide aus, in die er niemals das Sportel-Verzeichniß nach einem ſehr hohen Anſchlag einzuſchließen vergas, denn darinnen beſtand ſein vornehmſtes Einkommen. Auch war dieſer Artikel, ſo wie der vom Schlafengehen für Myredorb von der äuſſerſten Wichtigkeit; und die ſicherſte Barometer, die die phyſiſche und moraliſche Bedürfniſſe der würdigen Gemahlin anzeigte, waren die Liebkoſungen, mit denen ſie ihrem zärtlichen Kadi ſchmeichelte, denn auſſerdem lebten ſie gar nicht gut miteinander, und ſchon lange her war die Zwietracht in ihre Wirthſchaft eingezogen.

alwege von mir beſchehen iſt? Ich hab dir mein ganzes land befohlen, vnd vertrawet dir auch meine allerliebſte Fraw zu bewaren, Dargegen, du mein allerliebſten Gemahl in ſolche große not bracht, vnd vmb deines böſen fürnem̃ens willen, das ganze Herzogthumb Britannien vnterſtanden zu ſchündten. Deßhalb du bey mir keine Gnad mehr warten; Ich hab dir auch keine Gnade mehr zu beweiſen, denn ich dein keinen gewalt mehr hab, Der fromme Mann, ſo dich Ritterlich vberwunden, hat dich macht zu tödten oder zu erlöſen. Darauff der Marſchalk den Mönch freundtlich bitten thet, der jezt ſeinen Hauptharniſch ſchon abgezogen, vnd ſeinen Gugel wider auffgeſezt hatte, zuhandt dem Marſchalk antwortet vnd ſprach: Keine andere Barmherzigkeit du bey mir finden ſolt, denn du der edel vnd züchtigen Frawen bewieſen haſt, denn du in dem Feuwer dein Leben enden mußt, welches du der edlen Frawen geſchaffen haſt zu bereyten. Der Mönch darauff dem Henker gebot, das Holz anzuzünden, den ſchändlichen Marſchalk bey ſeinem Bart nam, ihn zu den Schranken hinauß ſchleiffet. Der Marſchalk mit groſſer

ſer bitt, gnad an den Mönch begeren thet, aber ganz vmbſonſt war. Der Henker den Marſchalk name, ihn in ſeinem Harniſch ins Feuwer werffen thet, allda der ſchändtliche Verrähter ſeinen Geiſt mit großem geſchrey auffgab. Nun nemmet war den Traum, ſo der Herzogin vor langem erſchienen war, ob er jetzundt nit gänzlich erfüllt ſey? Nun möget ihr wol gedenken, was großer freuden die Edel Fraw vmbgeben hat, nicht allein darumb, das ſie ſich von dem Todte entledigt ſahe, aber vielmehr, als ſie ſich vor allem Volk entſchuldiget ſahe. Die Fraw dem Mönch fleißig anſahe, Allmächtiger Gott, gedachte ſie, wer mag doch der from̄e Mann ſeyn, ſo mich von dem ſchändtlichen Tode erlöſet hat? Möchte ich ihm doch ſolche gutthat vergelten. Die Fraw den Ritter ſtät anſahe, ſie daucht ihn mehr geſehen haben, aber nit meynet daß er der edle Ritter Galmy ſeyn ſolte. Der Ritter merket wol, daß die Fraw ein fleißig auffſehen auff ihn hatte, deßhalb er gedacht, wie er ſich von dannen machen könnt, dieweil auff ihn alles Volk ein auffſehens hatte, Wie man den Marſchalk verbrannt, der Mönch auff ſein Pferdt ſaß,

mit

rükt ſampt ſeinem Vettern von dannen in ſein Kloſter reyt. Als nun der Marſchalk verbrannt war, der Herzog verſchaffet hatte, daß das ganze Frawenzimmer auß der Statt gefahren kamen, die Frauwe, ſo mit großer Schandt auß der Statt gefürt war worden, mit großen Ehren wider hineyn geleytet ward, ihr Frauwenzim̃er ſie von dem tage an nie geſehen hatt, als ſie in Gefänknuß kommen war, davon ſie große freude empfiengen. Da nun die Herzogin mit großem poſaunen vnd freuden in die Statt kam, der Herzog von ſeinem Pferdte ſtunde, der Herzogin entgegen kam, ſie freundlichen empfahen thet, Allerliebſte Fraw vnnd Gemahel, Ich bitte euch, mir zu verzeihen, daß ich euch vmb vnſchuldt zu dem Todte habe führen laßen. Der Herzog in großen reuwen kame, daß er der Herzogin ſo ganz vngnädig geweſen war. Als er ſich nun in ſolcher großen Demut gegen jr erzeiget. Die Herzogin anfieng vnnd ſprach: O mein allerliebſter Herr, alles was ihr gehandlet, vnd wider mich fürgenom̃en habt, ich euch kein ſchuldt geben kann, denn jr größlich darzu verurſacht worden ſeyt, Darumb mein allerliebſter Herr, ſo laßet alles trawren fahren, vnd gedenket der Ding nimmermehr, Denn die, ſo ſchuldig geweſen ſind, die haben ihren verdienten Lohn darumb empfangen, Gott verzeihe jr armen Seelen, aber ich bitt euch mein allerliebſter Herr, jr wöllet mir mein Beichtvatter vnd Kämpffer beſchicken, der mich ſo trewlichen ermahnt hat zu ſterben, vnd mich, die ſo alles troſts ſchon beraubet war, von dem ſchändlichen Fewer erlöſet, mein vnſchuldt an tag bracht, den wolte ich faſt gerne reichlich begaben. Frauwe, ſprach der Herzog, Ich habe warlich auch nicht klein Verlangen nach jm, iſt es jm gefällig, er an meinem Hof ſein Lebtage bleiben ſoll. Der Herzog von ſtundan einen Botten zu dem Abt ſchicket, daß er mit ſampt dem Mönch zu ihm kom̄en ſolt, zuhandt die Bottſchafft geendet ward, ſo baldt der Bott zu dem Abt kam, jm deß Herzogen befehl anzeiget, Der Abt ſprach: Mir iſt leyd, daß ich jn nicht bey mir hab mögen behalten, denn vor, vnd ehe der Marſchalk verbrannt, der Mönch auff zu Roß ſaß, den nechſten wider reyt, da er meynet ein Schiff zu finden, ſo jn in Schettland führt, von dannen er kommen iſt. Der Botte ſprach: Warlich, wenn ich jn wißte zu erreyten, ich ihm den nechſten nacheylen wolte, vnd ihn bitten, daß er mit mir zu meinem Herrn führe, denn er ein groß Verlangen nach ihm hat. Warlich, ſprach der Abt, die Mühe ganz vmbſonſt ſeyn wirt, den ich ihn nit vermöcht habe, mit mir in mein Kloſter zu reyten, Er hatt auch kein ander vrſach, denn daß er geförcht hat, der Herzog werde nach ihm ſchicken, vnd ihm viel Ehr beweiſen, deß er aber ganz nicht hat wöllen warten. Denn er ſaget, die Herzogin allein durch Gottes willen erlößt haben, darumb er kein zeitliche belohnung dafür empfahen wolte. Diß alles möget ihr dem Herzogen wol anzeygen, wo er aber nit damit vergnüget ſeyn wil, mag er mich ſelbſt beſchicken.

Das LV. Cap.

Wie der Bott von dem Abt wider gen Vannes zu dem Herzogen kompt, vnnd wie der Herzog groß leid vmb den Mönch hatt.

Als nun der Bott von dem Abt alle Ding vernom̃en hatt, von ſtundan wider gen Vannes zu dem Herzogen kam, alles was er von dem Abt vernommen hatt, zu wißen thet. Darvon der Herzog groß leid empfienge, zu der Herzogin kam, ihr die Ding zu wißen thet, die Herzogin groß leid von der rede empfienge, daß ſie ihren Beichtvatter verloren hatte. Ach Gott, ſoll ich meinen Kämpffer vnd Beichtvatter nimmer ſehen, der ſo trewlich für mich gekämpfft hat? Friderich bey ſolcher Rede ſtunde, O Fraw, gedachte Friderich, wißtet ihr ſo wol wer der Mönch were, ſo euch erlößt, als ichs weyß, ihr würder mehr verlangen nach ihm haben, denn dieſen weg. Friderich mit dieſen Gedanken hingienge, auff zu Roßz ſaß, den nechſten weg in das Kloſter ritt, zu ſeinem lieben Geſellen kam, der ſeiner zukunfft groſze Freud empfieng, die Nacht bey einander blieben. Friderich dem Ritter anzeiget, wie die Herzogin ſo groß verlangen nach ihrem Beichtvatter hett. Der Ritter ſeinem Geſellen von neuwen befehlen thet, daß er ſein ſach vertragen wolte. Als er jm aber verſprach, Galmy den Edelmann fraget, wie ſich alle Sachen in Britañien zugetragen hetten, dieweil er in Schottlandt geweſen were, deß alles er gründlich berichtet warde. Als nun die Nacht ſchon vergangen ware, vnd jetzundt der neuwe Tag kommen. Galmy ſich eylendts bereit, wider heym zu reyſen. Friderich jn geleytet biß an ein Port deß Meers, auff dem Wege mancherley zu reden wurden, davon nicht not zu ſchreiben iſt. Galmy vnter andern ſeinem Geſellen ernſtlich befehlen thet, was ſich in Britannien zutrug, daß er ihn ſolchs ſolt laßen wißen, In ſonders wenn ſichs begebe dz die Hertzogin oder der Herzog mit todt abgienge, daß er jm ſolchs vnverzogenlich entbieten ſolt, wolte er verhoffen Belohnung vmb ſeinen Kampff zu empfahen. Aber dieweil ſie noch beyde in Leib vnd Leben weren, ſolten ſie es nit erfahren, Friderich ſprach, Galmy, du ſolt on zweiffel ſeyn wo ſolchs mein gnädiger Herr wiſſen möchte, er dich warlich wol darumb begaben würd. Dieweil du dir aber fürgenommen haſt, die Sach heimlich zu haben, ſo biß deß getroſt, ich dich nicht melden wil, vnd dir auch was fürfellt eigentlich entbieten, mit dieſen Worten an den Port kommen waren. Galmy ſeinem Geſellen empfalch, ſeinen Harniſch mitler zeit wider gen Vannes zu führen, vrlaub von ihm nam, mit groſſem leyd wider von einander ſchieden. Doch Friderich ſeinem Geſellen verſprach, ihn in kurzer zeit heym zu ſuchen, vnd Schottenlandt zu beſichtigen, deß jnn Galmy fleißig bitten thet. Als nun die beyden Geſellen von einander geſchieden waren, Friderich den nechſten Vannes zureyt, männiglich wunder hatt, wo er geweſen wer, noch war jm mit keiner ſach ein ſolches auß zu erfahren. Galmy der Ritter mit gutem vnd glücklichem winde in Schottland kame, frölich vnd wol zu muht war, ſein Haar ganz abgeſchoren hatt. Alle die, ſo ihn kañten, groß verwundern ab ſeiner zukunfft hatten, niemands an ihn erfahren möchte, wo er doch geweſen were, oder was er außgerichtet hett, weder ſeinem Vatter noch ſeiner Mutter ſolchs anzeygen welte. Darbey wöllen wirs laßen bleiben, vnnd weiters ſagen, wie es zu Vannes an deß Herzogen Hof gieng.

Das LVI. Cap.

Was ſich weiter mit Friderichen an deß Herzogen Hof begeben hat.

Was groſʒen frewden ſich nun in dem gantzen Britannien begeben habe, nicht zu ſchreiben iſt, der Hof mit mehr freuden vnd kurtzweil angefangen vnd gehalten ward, denn vor nie. Eins tages begab es ſich, daß der Herzog bey der Herzogin an ihrem Tiſche ſaß, vnd Friderich ſeines Ampts pflegen thet. Der Herzog anfieng, vnd ſprach: Friderich, mich wil warlich bedünken, dein Geſell Galmy der Ritter, nicht mehr luſt habe in Britañien zu kommen, ich glaube warlich an deß Königs Hof in Schottenlandt Dienſt empfangen haben. Der Herzogin von ſtundan ihr Hertz in ihrem Leibe in zorn gegen den Ritter beweget ward, dem Herzogen alle ding zu wiſſen thet, wie ſie nach ihm geſchicket hett, alſo ſprach: Warlich Herr, ihm iſt, wie jr ſaget, der Ritter an deß Königs Hof in Schottland Dienſt hat, damit ihr aber höret, wo her ich ſolches weyß, ſo wiſſet, daß ich in meiner Gefänknuß nach ihm geſchickt habe, Denn ich der Hoffnung war, er für mich ein Kampff beſtehen würde, dieweil mir nit müglich war in ganz Britannien einen Kämpffer zu bekommen, dieweil ſie gemeiniglich dem falſchen Marſchalk glauben gaben. Mir ward aber kein anderer Beſcheid von dem Ritter geſchickt, denn ein ſpöttlicher brieff, in dem nicht anderſt geſchrieben war, denn wenn er käme, ich ihn wol ſehen würde. Darauff ich mich aber keines troſts verſehen mocht, denn wie gegen andere ſo in Britannien waren, wol abnemmen mocht, daß der Ritter ſolcher falſchen erdachten Rede auch glauben gabe, noch hat mich Gott, zu dem denn alle meine Hoffnung ſtunde, mit einem weydlichen Kämpffer verſehen. Der Herzog von der Frauwen Rede in einen großen argwohn kame, deß Mönchs halben, Auff meine trew,

7. Herrliches Arkanum, Geld zu bekommen, zum Gebrauch der Kadi's. Nöthige Vorſicht.

Ein berühmter Schriftſteller, der über die Seelen der Weiber ſehr gut geſchrieben, hat behauptet, ſie hätten vor allen geſchaffenen Weſen einen ausgezeichneten Rang durch ihre Eigenheiten, und durch die Art, wie ſie Männer zu lenken wüßten, ſelbſt auch diejenigen, die ſie ihre Verachtung am meiſten hätten fühlen laſſen. Dieſer Mann, der viel Schönes geſagt hat, wurde zu Peking gehenkt, weil der Kayſer Yao, der öfter Zänkereyen mit ſeiner Gemahlin hatte, klärlich bewies, ſein Werk würde in dem ganzen weiblichen Geſchlecht die Herrſchaft, welche die Kayſerin über ihn beſaß, verewigen; er ſprach alſo das Todesurtheil über ihn, und ließ es ohne Anſtand vollziehn.

Myredorb verſtand die Philoſophie, welche die Prinzeſſinnen von Babylon angeht, und mehr als einmal hatte ſie behauptet, der Neffe des Abtes Bazin habe Unrecht, wenn er ſich ſo ernſtlich bemühe, ihre Keuſchheit darzuthun. Sie hatte unter andern auch das Buch des gehenkten Autors geleſen. Gegenwärtig war ſie eben in einer jener kritiſchen Stunden, wo ihr die Zärtlichkeit aus der Verlegenheit gegen ihren lieben Eheherrn helfen ſollte. Weite Umwege zu ihrem Zweck bey ihm zu machen, dazu war ſie die Frau nicht; denn, ſagte ſie, man müßte die Thiere da, — ſo nennte ſie die Männer — nicht verderben.

Man ſaß bey Tiſch; der Mandarin von Rechtswegen obenan; neben ihm ſeine Dolwerte; dann der Kadi, kupferroth, aufgedunſen, durchräuchert, der ins Gelage 'nein von Juriſterey plapperte, und von Polizey, von der er doch weiter nichts als das Kapitel von Strafgeldern verſtand; ihm zur Seite die wohlthätige Myredorb, die ihrer älteſten Tochter verſtohlen auf die Zehen trat, damit ſie ihn

im

ſprach er, der Ritter iſt warlich in den ſchranken geweſen, in eines Mönchs geſtalt, Denn ich weyß, mein Geſicht mich nicht betrogen hat. Nun verwunderet mich, was jn doch dazu vervrſacht habe, es hat mirs warlich mein eygen Herz geſagt, ſo iſt die Rede Galmyen deß edelen vnd thewren Ritters geweſen, Ach warumb habe ich ihn nicht bey mir behalten, Ich wolte ihn warlich anſtatt deß Marſchalks geſezt haben, Dann er von ſeiner Mannlichen Thaten wegen gröſzlich zu loben iſt, auch aller Ehren wirdig. Die Frauwe ein wenig beweget warde, von deß Herzogen Rede, ihm tieff nachgedachte, erſt die Geſtalt deß Mönchs erwegen thete, Warlich, ſprach die Herzogin, ich dörffte ſchier glauben, wie mein Herz geſaget hat, denn mich für vnd für geanet hat, wie ich den Ritter mehr geſehen habe, fürwar ſein Geſtalt dem edlen Ritter nicht vngleich ſehen thut. Der Herzog ſprach: So bald der Imbiß vergehet, wil ich einen Botten zu dem Abt ſchicken, Ich weyß er mir die rechte Wahrheit bekennen wirdt. Mit ſolchen Worten Friderichen befehlen thete, ſo baldt der Imbiß ein ende hette, ſolt er eylends nach dem Abt reyten, vnd jm ſagen, daß er gen Hof kommen ſolt, der Herzog viel mit jm zu reden hette. Friderich war deß willig, daß er die Bottſchafft außrichten ſolte, damit er einen Anſchlag mit dem Abt machen möchte, daß er ſeines Geſellen halb ſich nicht gegen den Herzogen merken ließe. So baldt nun die Zeit kommen war, vnd Friderich zu dem Abt kame, anfieng vnd ſprach: Allerliebſter Herr, jr ſolt wißen, daß mich der Herzog zu euch geſchickt hat, vnnd läßt euch bitten, ihr wöllet nicht laßen, vnnd zu ihm gen Vannes kom̃en, Was aber die vrſach iſt, ich euch anzeigen wil. Es iſt mein Herr in ein ſolchs gedenken kommen, daß er gänzlich meynet, der Mönch, ſo für die Frawe geſtritten habe, ſey der Edel vnd theuwere Ritter Galmy geweſen, wie denn auch die ſach an ihr ſelbſt iſt. Nun wißet ihr, wie der Ritter vns beyden verbotten hat, wo wir nun dem Herzogen den argwon nicht außreden, wirdt der Ritter meynen, wir haben den Heling offenbar gemacht. Der Abt ſprach: Friderich, du ſolt ſonder zweiſſel ſeyn, ich wil dem Herzogen die Sache wol außreden. Als nun der Abt mit ſampt Friderichen gen Vannes kom̃en ware, Der Herzog den Abt freundlich empfahen thet, ihn bey ſeiner Hand nam, in einem ſchönen Saal führet, beyde zuſammen nider ſaßen, Der Herzog anfing mit dem Abt zu reden, auff ſolche meynung wie nachſtehet: Herr, ſprach er, demnach vnd ihr zum nechſten (als mein allerliebſte Fraw an den Todte geführet ward, vnd ſich ganz zu ſterben begeben hatte) vnd zu mir kommen, mit ſampt einem andern Geiſtlichen Mann, den ihr mir, als einen beichtvatter anzeigeten, mich bittend, daß ich meine Fraw vor jrem Ende beichten ließ, welches ich gänzlich bewilligen thet. Nachdem aber ſie gebeichtet, derſelbe ihr Beichtvatter ſie durch einen Ritterlichen Kampff erlöſen thet, wie ihr denn ſelbſt wißen möget. Nun bin ich in einem großen zweiffel deſſelben Mönchs halben, denn ich ſchwür, ihn Galmyen den Ritter geweſen ſeyn, der euch denn (als ich ſelbſt von ihm gehöret habe) mit Sipſchafft verwandt iſt, Nun weyß ich, daß euch die Ding nicht verborgen ſind, bitte euch hiemit, wöllet mir auß dem argwohn helffen, vnd mir die rechte wahrheit anzeygen. Gnädiger Herr, ich ſage euch, daß dieſer Mönch in einem Kloſter wohnet, ſo in

Schottland liegt, nit weit von der Statt Dundt, darinnen iſt er ein Abt, als ich in einem Kloſter bin, hat faſt ein Geiſtlichen Conuent vnter jm. Nun iſt er eine zeitlang hie bey mir gelegen, ſo bald er aber den Kampff vollendet hatt, er nicht mehr in meine Kloſter wöllen kehren, ſondern den nechſten in Schottlandt gefahren. Als ich aber die vrſache von ihm begeret zu wißen, er mir antworten thet, er hätte ſorg, wo er wider in Britannien kehren würde, vnd jm denn große Ehr bewieſen, ſolches er nicht erwarten wollt, denn er hat die Herzogin allein vmb Gottes willen erlöſt, von dem wolte er keinen Lohn empfahen, anderſt ich euwer Gnad nit bekennen kann, Der Herzog der Rede gänzlich Glauben gabe, nicht weiter nach dem Ritter fraget, Ich wolte, ſprach der Herzog, daß ich Bottſchafft zu dem guten frommen Mann hett, ich wolt ihm dennoch etwas ſchicken, damit er ſehe, daß ich ihm geneigt were zu dienen. Deß mag ewer Gnad, ſprach der Abt wol vnterlaßen, denn wie ich gehöret hab, er ganz keine Belonung begeret, er würde auch ſicher nichts von euch haben wöllen. Als nun der Herzog lang bey dem Abt geweſen war, beyde aufſtunden, das Nachtmal mit einander aßen, Demnach Friderich den Abt wieder heym geleyt, wol zu mut waren, daß der Herzog den Abt all ſeinen Worten geglaubet hatt. Demnach der Herzog lange zeit in großen freuden in Britannien lebt, wie ihr denn ſelbſt wol erachten möget, Die Herzogin jn in hohen ehren halten thet, deß ſie deß auch wirdig war. Das laßen wir nun bleiben, vnd ſagen, wie es weiter mit dem Edlen Ritter gangen ſey.

Das LVII Cap.

Wie Friderich in Schottland zu ſeinem Geſellen reyt, vnd wie der Herzog in eine große Krankheit fiel.

Als ihr nun oben gehört habt, wie Friderich ſeinem Geſellen verſprach, zu mittler zeit zu ihm in Schottlandt zu kom̃en. Als nun die Zeit kame, Friderich den Herzog bat, ihm eine zeitlang zu erlauben, er wolt einmal ſeinen allerliebſten Geſellen vnd Ritter heymſuchen, vnd doch hören was ſein meynung were, ob er nicht wider in Britañien kommen wolt? Er wolt auch, wo ſeinen Gnaden gefallen wollte, zu dem Abt reyten gen Dundt, Die Herzogin von dem Todt erlöſet hett, Dem Herzogen gefiel die ſach wol, er macht auch Friderichen ein reich geſchenk zuſam̃en, ſo er dem ehegenannten Abt bringen ſolte, Friderich deß wol zumut war, in jm ſelbſt gedacht, warlich ich ſoll dem Abt die ſchenke wol überantworten, Als nun Friderich ganz fertig war, zu der Herzogin in ihr Gemach gieng, was ſie Galmyen dem Ritter embieten wolte? Die Fraw ſprach, nichts, denn daß er jm ſagen ſolt, wie ich mein troſt allein auff ihn geſetzet hatt, vnd aber er mich ſo ganz verlaßen hab, ein ſolchs ich ihm nim̃ermehr vertrawt hett, jedoch ſag ihm darbey, meinen freundlichen Gruß, vnd ſprecht, ich hett gemeynt, wann er ſchon nicht kommen wer, mich zu erlöſen, er wäre doch kommen mich ſterben ſehen. Der Edelmann ſprach: Fraw, was ſol ich aber dem Abt ſagen, der für euch gekämpffet hat, dann ich nicht laßen wil, ich ſey dann bey jm geweſen, ſo er anderſt noch im leben iſt? O mein Friderich, ſprach ſie, ſaget ihm, wie ich ſo groß Verlangen nach ihm hab, ihr ſollet ihm auch von meynetwegen großen Dank ſagen, Dann er von mir geſchieden iſt, ehe dann ich ihm gedankt hab, Sie gab auch dem Edelmann reichliche ſchenken, ſo er dem Abt bringen ſolt. Als nun Friderich ganz bereit war, von dannen reyt, den echſten weg nam, an die Port deß Meers, da er zuhand ein Schiff ſande, auff welches er ſaß, biß in Schottland fuhr. Als er nun gen Idenburg kame, zuhand nach ſeinem Geſellen fraget, der ihm an deß Königs Hof angezeiget warde. So bald es Galmy innen wurde, daß Friderich ſein Geſell zu Landt kom̃en war, vor großen freuden nicht wußte, wie er ihn empfahen ſolte, zu ihm kame, ihn vmbfieng, freundtlich willkom̃ ſeyn hieß, große Freude mit einander hatten. Galmy ſeinen Geſellen fraget, ob man noch nicht wißte in Britannien, daß er für die Herzogin gekämpffet hätte? Friderich ihm alle Ding zu wiſſen thet, was ſich mit dem Abt vnd dem Herzogen verloſſen hatt, ihme auch die Bottſchafft von der Herzogin ſaget, Deßgleichen ihm auch die ſchenken gabe, ſo ihm der Herzog vnd die Herzogin befohlen hatten, dem

Abt zu bringen. Dabey der Ritter wohl abneñen mochte, daß dem Herzogen vnd der Herzogin ſein kämpffen verborgen war. Die zween Herren auff ein Monat lang bey einander blieben, große Freud vnd kurzweil mit einander hatten, davon nicht zu ſchreiben iſt. Nun begab es ſich in der Zeit, dieweil Friderich in Schottlandt war, daß der Herzog in ein ſchwere Krankheit fiel, Darvon ein neuwes leid in ganz britannien entſtehen thet. Als aber viel mit jm verſuchet, vnd alles vmbſonſt war.

Das LVIII. Cap.

Wie der Herzog von dieſer Welt ſchiedt, vnnd er ehrlich zu der Erden beſtattet wurde.

Der Herzog zulezt von dieſer Welt verſchiedt, darvon groß klagen vnd weynen in Wannes, von jung vnnd alt, gehöret ward. Der Herzogin auch faſt großes Leid davon erwachſen thet, dañ ſie erſt freundlich mit einander lebten, wie ihr oben gehöret habt.

Als nun der Herzog faſt ehrlich zu der Erden beſtattet warde, vnnd ihm jezt alle Seelrecht nachgethan waren. Friderichen die Ding all verborgen waren. Als er jezt vrlaub von Galmyen dem Ritter genommen hatte, wider in Engellandt kam. Wie er jetzundt auß dem Schiff gehet, ihm Lupolt der Bott entgegen kompt, welchen der Abt in Schottland geſchicket hatt, dem Ritter Galmyen deß Herzogen Todt zu verkünden, So bald Lupolt Friderichen erſiehet, ihm zuhand deß Herzogen todt zuwißen thut, Deßgleichen, wie er in Schottland zu dem Ritter wölle. Friderich ſprach, Lupolt, Wer hat dich in Schottland geſchicket? Der Bott dem Edelmann alle ding anzeiget. Friderich ſprach: Lupolt ich bitte dich, du wölleſt wider heym reyſen, vnnd dich aber ſo lang bey dem Abt enthalten, biß ich wider zu dir komme, das ſol vnd muß dir großen frommen bringen, ſo will ich den nechſten wider zu rücke fahren, dem Ritter die Ding ſelbſt verkünden. Der Bott Lupolt der ſach wol zufrieden war, wider zurück kehret, in kurzen Tagen zu dem Abt kam, ihm alle Ding zu wißen thet, der anſchlag dem Abt auch faſt wol gefiel, Lupolt heymlich ſich in dem Kloſter enthalten thet; gut tag hatt, daß vertragen mechte, dann ſolt er in Schottland gefahren ſeyn. Als nun Friderich mit gutem Wind gen Schottland kam, Galmyen dem Ritter ſein baldt wider kommen ſehr verwundert, wie jr dann hernach hören werdet.

Das LIX. Cap.

Wie Galmy der Ritter wider in Britannien ſchiffet, vnd wie er von der Hertzogin empfangen warde.

Da nun Friderich wider zu ſeinem Geſellen kame, der Ritter ſich ab ſeiner Zukunfft größlich verwundert, nit gedenken mechte, was doch ſeines Geſellen widerkehren bedeutet. Friderich, ſprach er: Was meynet doch ſolch ſchnelles widerkehren, ich meyne du dich der ſchiffung verſaumet habeſt? Nein ſicher, ſprach Friderich, Du ſolt wißen, daß, ſeither ich von dir geſcheiden, an dem Britanniſchen Port außgeſtanden bin, vnnd ein zeitlang darauff geweſen. Als ich aber durch Lupolim Fall der Noth helfen ſollte. Der Kadi war eben mit einer abſcheulichen Albernheit herausgeplazt; dies war der günſtige Augenblick, und die geſchikte Myredorb machte ſich ihn zu Nutze. „Wahrhaftig! ſagte ſie zu ihm, Sie ſind doch immer liebenswürdig! Was ich auch ſagen mag, und ohngeachtet meines Vorſatzes, Sie zu haſſen, werd' ich Sie doch niemals mit Gleichgültigkeit anſehen können. Ich weiß nicht, wie Sie's anfangen, aber alles gelingt Ihnen; bald werd' ich Sie beneiden müſſen.“ — Ein ſchallendes ha! ha! ha! verkündigte die Antwort des Kadi. „Sieh Dich vor, ſagt' er zu Myredorb, Deine Mühe wird umſonſt ſeyn; lange ſchon zeigt' ich Dir die zärtlichſte Liebe, und Dein Schikſal würde ganz Kantoin zum Neide reizen, wenn . . . Doch ich will Deine kleinen Fehler überſehn, und nur an Dein Vergnügen denken; ſag mir, Liebchen, was hätteſt Du gern?“ . . . Myredorb zog, aus Mode und um artig zu ſcheinen, Geſichterchen, nahm einen ſchmachtenden Blik an, hohlte tief einen zärtlichen Seufzer, und dann — indem ſie den Kadi beym Ohrläppchen faßte — lieber Dindino, ſagte ſie, ich brauche 10000 Unzen Gold, und habe nichts, gar nichts; ſieh zu, wie Du ſie mir verſchaffen kannſt. Ich weiß, es iſt eine ungeheure Summe, aber Dein Verſtand iſt ſo allumſpannend, Deine Kenntniſſe ſo ausgebreitet, daß ich immer noch glauben kann, ich gebe Dir ein ſehr leichtes Mittel an die Hand, Deine Myredorb für ihre Zärtlichkeit zu belohnen . . . Buh! ſagte der Kadi, 10000 Unzen Gold . . . ! eine ſchreckliche Summe. . . ! Zwar hab' ich deren 15000 richtig abgewogen, aber ich muß dem Kayſer Rechnung davon ablegen; es iſt anvertrautes Gut, das ich in ſechs Monaten abliefern muß . . . Bravo, lieber Dindino! rief Myredorb, ſo viel haſt Du, und erſt in ſechs Monaten abzuliefern? — Sieh, lieber Mann, Du ſollſt immer mein Theuerſter, mein Abten den Botten bericht worden bin, wie daß der Herzog mit Todte abgangen ſey, hab ich jn ſchnell wider zurück heißen kehren zu Deinem Vettern den Abt, vnd jn daſelbſt meiner zukunfft heiſſen warten, mich von ſtundsan auff ein Schiff geſezt, vñ her zu dir gefahren. So bald Galmy der Ritter vom ſeinem Geſellen vernam, daß der Herzog todt war, ſich von ſtund an bereyten thet, vrlaub von ſeinem Vatter nam, auff ein Schiff ſaß, mit ſampt ſeinem Geſellen in kurzer zeit in Britannien kamen. Als ſie nun von dem Schiff ausgegangen waren, auff jre Pferdt ſaßen, den nechſten weg zu dem Kloſter geritten kamen, darinn dann der Abt war. Nun hatt ſich die ſach nach deß Herzogen todt verweilet, daß es jezt gar nahe ein halbes Jar war. Der Ritter mit raht ſeines Geſellen ein Brieff an die Herzogin ſchreiben thet, auff nachfolgende meynung lautend. Jch wünſch euch allergnädigſte hochgeborne Fraw viel Glück vnd geſundtheit, klag darbey meinen lieben Herrn, ſo mit todt abgangen iſt, dem Gott genade. Gnädige Fraw, euch iſt vnverborgen, in was großen nöten jr geweſen ſeyt, als ihr zu dem ſchändtlichen

Todt geführet wurdet, mir zu einzigen einen Botten auß Britannien geſchickt in Schottland an deß Königs Hof, eine Bottſchafft an mich zu werben, Alſo, daß ich ſchnell vnd baldt bereit ſeyn ſolt, euch zu helffen, Ich ewer Gnaden ein ſchlechte antwort ſchicket, aber mein weg den nechſten in Britannien, vnnd mehr denn acht Tage vor dem botten bey meinem Vetter in ſeinem Kloſter war, Euch auch, damit ichs bekürtze, Beicht gehört in eines Mönchs geſtallt, mit meiner eygenen Hand von dem grauſamen Todt erlöſet. Das ichs aber verkehrt hab, auch ganz ſchnell on vrlaub hinweg geſchieden bin, nicht ohn vrſach geſchehen iſt, als jr dann nachmals von mir berichtet werden ſollet, Vnd damit jr die warheit ſelbſt erkennen müßet, ſo habt ihr hie den Ring, ſo mir von euch in der Beicht gegeben ward, Darumb zur Belohnung ich nichts anderſt beger, dann daß ihr mich zu einem Diener vnd Hofgeſind annemmen wöllet.

Das LX. Cap.

Wie der Ritter einen brieff geſchrieben, darein er den Ring gethan, ſo ihm von der Herzogin in der beicht gegeben ward.

Da nun der Ritter dieſen brieff geſchrieben vnd verſchloßen, den Ring darein gethan hatte, fůget er ſich von ſtund an, on alle geſellſchafft gen Vånnes, gen Hof kam, von ſeinem Pferdt abſtunde, an die Porten gienge, anklopffet. Der Pörtner zuhand auffſchloß, von ſtundan den Ritter erkennet, jn freundtlich empfahen thet, hinein gehen hieß, Aber der Ritter ſolches keins wegs thun wolte. Pörtner ſprach er: Ich bitte mir dienen wölleſt, vnd zu meiner gnådigen Herzogin gehen, jr anzeigen, daß ich hie an der Porten ſey, vnnd begere, daß ſie ein Wort zu mir kommen wölle. Der Pörtner den gebotten deß Ritters gehorſam war, zu der Herzogin kame, welche er in geſchåfften bey ihren Råhten ſtehen fande, zu ihr ſprach: Allergnådigſte Herzogin, mich ſchickt zu euwer Gnaden Galmy der Ritter, ſo vor Jaren meinem

Herrn ſeligen gedienet hat, der helt drunden an der Porten, vnd begert, daß euwer Gnad zu ihm komen wölle, dann er etwas mit euch zu reden habe. Die Herzogin die Red des Botten nicht ſo bald vernomen hatte, vor großem zorn in ihrem Angeſicht entzündet, zu dem Pörtner ſprach: Gehe hin zu dem Ritter, vnd ſag ihm, Er mog wol warten, jm ſey nichts abgeſchlagen von mir, Kom̃ ich, ſo ſoll er mich wol ſehen. Der Pörtner dem Ritter die Bottſchafft von der Herzogin bracht. Der Edel Ritter wol verſtunde, was die Herzogin darzu vrſachet, gütiglichen anfieng zu lachen, zu dem Pörtner ſprach: Dieweil mein gnädige Fraw nicht ſelbſt zu mir kommen wil, bitte ich dich, du wölleſt jr dieſen brieff bringen, vnd darbey anzeigen, daß ich jn auß Schottland bringe von dem Münch, ſo vor ſie gekämpffet hat. Der Pörtner zuhand den brieff name, zu der Herzogin gieng, nach deß Ritters befelch ihr den brieff vberantwortet. Die Herzogin den brieff mit groſſen Freuden empfahen thet, ihn zugegen aller Herrn auffthet, Den Ring darinnen fand, von ſtundan erkennen ward, wer der Münch geweſen war, ſo für ſie in ihren großen nöten gekämpfft, vnd vom Todte erlöſet hatt, zu jren Rähten ſprach: Wol auff, vnd bald mit mir, erſt erkenne ich meinen getrewen Beichtvatter, ſo mich in meinen großen nöten, mit ſeiner Ritterlichen Hand erlöſet hat.

Das LXI. Cap.

Wie die Herzogin den Ritter freundlich empfahen thet, nach dem ſie erkannt, daß er ihr beichtvatter in ihren großen Nöten geweſen ſey.

Die Herzogin mit großen Freuden vmbgeben ward, zu jrem allerliebſten Ritter kam, ihn mit großen Freuden in ihren Arm empfahen thete. Biß mir Gott willkomb, du mein allerliebſter vnd getrewweſter Kämpffer, ich bin bereit, dir vmb ſolche trew zu lohnen. Du ſolt nicht ein Diener oder Hofgeſind an meinem Hofe ſeyn, ſondern hinfürter gewaltig herrſchen vber das ganze Land Britannien, Die Rähte der Herzogin ſich deß Ritters nicht genug verwundern möchten, groß gefallen davon empfingen, dz er jr Herr werbert ſolt, dann ſie ihn zu allerzeit milde vnd gerecht erkannt hatten. Als nu der Ritter von allen Herren gemeiniglich mit groſſen Ehren empfangen ward, die Herzogin den Ritter bey der Hand nam, in den Pallaſt führet, zuhand Galmy der Ritter die Fraw bitten thet, daß ſie nach dem Abt, Friderichen vnd Lupolten, ſchicken ſolt in das Kloſter. Die Herzogin ſprach: Edler Ritter, ihr ſolt forthin kein bitt an mich legen, ſondern mir gebieten, was euch gefellt, ich euch williglichen gehorſam ſeyn wil. Als nun Friderich mit ſampt dem Abt vnd Lupolten, die fröliche bottſchafft vernammen, groſze Freud darvon empfiengen, gen Vannes ritten, von der Herzogin ehelich empfangen wurden. Als nun die Herzogin von Friderichen, dem Abt vnd auch dem Ritter aller ding gründlich bericht worden, nit lang darnach mit verwilligung aller Landesherren die Herzogin dem Ritter vermählet ward, darvon groſze freud im gantzen Vannes geſchehen ward. Als nun die Hochzeit vnd Kirchgang mit wenig geſchölls vollbracht ward, auß der vrſach, daß noch kein Jar verſchienen war, daß der Herzog geſtorben war, Die Fraw freundlichen mit dem newen Herzogen leben thet, nach dem der Herzog mit ſeinem Volk gantz britannien eyn nam.

Das LXII. Cap.

Wie Galmy als er Herzog zu Britannien worden war, den Wernhardt mit ſeinen Geſellen begnadet. Item wie er Lupolten den trewen Botten, zu ſeinen Eltern in Schottland ſchicket.

Als jm nun das Volk geſchworen, vnd er ſich nu gantz ruhig geſezt hatte, fieng er an gedenken der vntrew, ſo ihm von Wernharde vnd andern ſeinen Widerſächern begegnet war, als er an deß Herzogen Hof gedienet hatt, ſie von ſtundan beſchicket, auff ſolche meynung mit ihnen anfieng zu reden. Dieweil mich Gott der Allmächtige durch ſeine milde gütigkeit begabet hat, vnd mich nun wider ewern willen euch zu einem Herrn geſetzet, ſo hab ich darauff nach euch geſchickt, daß ich von euch erfahren vnd vernemen mög, was doch die vrſach geweſen ſey euweres große Neides, ſo ihr wider mich gebrauchet habt, darnach wißet euch zu richten, wo ihr mir aber je den rechten meinen Feindt nicht anzeiget, ſolt ihr all gemeiniglich in gleichem geſtrafft werden. Als nun die, ſo allweg wider den jetzigen Herzogen geweſen waren, ſolche meynung von jm verſtunden, Rupert anfieng, vnd ſprach: O allergnädigſter Herr, wir ſtehen hie, als die, ſo ſich größlich gegen euch verſchuldt haben, vnd billichen darumb geſtrafft werden ſollen, Aber ich von wegen meiner Geſellen, vmb ein gnädige ſtraff bitten wil. Der Herzog ſprach: Jr ſolt keiner gnaden von mir gewertigen ſeyn, jr ſagt mir dann zuvor, wer doch ſchuldt an ſolchem neidt trag. Rupert anfieng, vnd erzehlt dem Herzogen alle Ding, ſo ſich verloffen hatten, auch die böſen Anſchläg, ſo Wernhardt wider jn gethan hatt. Als nun der Herzog alle Ding von Rupert vernommen hatte, zu Wernhardt ſprach: Wernhardt, Ich bitt mir anzeigen wölleſt, womit doch ſolche verrähterey vnd vntrew vmb dich verdienet hab, nun haſt du mich doch in keinen vntrewen gegen dir nie befunden. Wernhardt vor groſſem Schrecken dem Herzog keine antwort geben kundt, für ihn nider auff die Knie fallen thete, ihn vmb Gottes willen vmb Gnade bat. Der Herzog ihn zuhand hieß auffſtehen, zu ihm ſprach: Wernhardt, dir ſoll gänzlich verziehen ſeyn, aber wo ich dich mehr in einem ſolchen fall erfinde, ich dich härtiglichen ſtraffen wil.

Das LXIII. Cap.

Wie der Herzog Wernhardt begnadiget vnd Lupolten den Botten in Schottland zu ſeinen Eltern ſchicken thet, jnen ſein Wolfahrt zu verkünden.

Als nu der Herzog Wernhardt vnd ſeinen mitgeſellen ganz verziehen hatt, zuhand Lupolten den Botten beruffen thet, der als ein gehorſamer zu ihm kam. Lupolt, ſprach er: Ich weyß dir die weg in Schottlandt wol bekannt ſind, derhalben ich doch noch ein Reyß brauchen will, alſo, daß du meinem Vatter vnd Mutter mein wolfart verkündeſt, ſo du dann ein ſolche Reyß vollendet haſt, will ich dich reichlich mit einem ruhigen Ampt verſehen. Lupolt ſich deß ganz williglich begab zu vollenden. Als nu die Brieff geſchrieben wurden, vnd Lupolt abgefertiget ward, ſich auff das fürderlichſte darnach richten thet, daß er bald in Schottlandt kam. Als er nu des Herzogen Vatter ſolche Bottſchafft zu wißen thet, ein ehrlich Bottenbrot von ihm erlanget. Was großer freud deß Herzogen Vatter darvon empfieng, deßgleichen die Mutter, nicht not zu ſchreiben iſt, ſich beyde von ſtundan auffmachten, mit Lupolten den nechſten in Britannien ſchifften. Als ſie nun gen Vannes kamen, von jrem Sohn vnd der Herzogin mit großen freuden empfangen wurden, lange zeit bey jnen in Britannien blieben. In ſolcher zeit der Herzog der groſſen trew ſeines geſellen gedenken ward; ihn mit großem Gut begabet, macht jn auch zu ſeinem oberſten Raht, er vermählet jm ein ſchön Jungfraw, ſo in der Herzogin Frawenzimmer die reichſte vnd ſchönſte ſeyn mocht,

alſo

gott ſeyn; gieb mir die 15000 Unzen; in drey Monaten ſollſt Du dafür, wenn Du willſt, 20000 wiedergeben: denn der gnädige Herr — ſie zeigte auf den Mandarin, — wird Dir damit aushelfen. Nicht wahr, gnädiger Herr? — Der Mandarin ſah zu gut, wo ſie hinauswollte, um nicht dazu ſein Jawort zu geben. Er verſprach dem Kadi nicht allein 15000 Unzen, ſondern gab ihm auch die Verſicherung, er könnte auſſer Sorgen ſeyn, ſollte gleich nach drey Monaten ein ganzer Courrou von ihm verlangt werden.

Es würde dem guten Kadi ſehr ſchwer geworden ſeyn, einer Herrſchaft, die er ſchon zu lange ſeiner theuren Hälfte überlaſſen hatte, zu widerſtehn. Er verſuchte alſo nur aus dem Opfer, das er ihr bringen wollte, ſich ein Verdienſt zu machen. Um auch gegen alle Zufälle gedekt zu ſeyn, beſchloß er, aus ſeinem Amt und aus ſeinem Talente für Strafgelder-Auflagen den möglichbeſten Vortheil zu ziehn. Es kam nur auf ein ſchikliches Mittel, und das boten ihm die Umſtände dar, bevor ers noch vermuthete.

In Kanton ſollte zu Anfang des künftigen Monats das Feſt des Kayſers Ximcoukingin gefeyert werden. Der Kadi, der bey dieſer Gelegenheit eben ſo ſehr ſeine Ergebenheit gegen den Kayſer als ſeine wachſame Sorgfalt auf die ſtrengſte Ordnung bey der Feyer des Feſtes zeigen wollte, gab alſo einen Befehl, daß alle Einwohner der Stadt zu Ehren des Kayſers ein Akroſtichon in Hexametern machen ſollten; wem es nicht gelänge, der ſollte eine Geldbuße von drey Unzen Goldes, wer es aber nicht einmal verſuchen würde, eine von zehn Unzen erlegen; für diejenigen hingegen, dies am beſten gemacht hätten, wurden drey Prämien ausgeſezt. Zu Folge dieſer Verordnung, der ſich der Kadi mit ſeiner Familie ſelbſten unterwarf, alſo der Herzog, mit ſampt ſeiner lieben Frawen lange Jar in groſzer Gottesfurcht ſeliglichen regieret, ſeinem Vatter vnd Mutter groß zucht vnd ehr bewieſen, dardurch ihn Gott der Allmächtige ihr Leben lang erſtrecket. Als ſie nun lange Jar in groſzen freuden bey einander lebten. Nicht läng darnach, alß der Herzog mit Todte abgieng, Die Herzogin auch ſeliglich von dieſer Welt ſchiede, Demnach ſie beyde mit einander die ewige freud beſaßen. Darzu vns alle helff Gott der Vatter, Sohn vnd heyliger Geiſt, Amen.

ENDE.

II.

Appolonius von Tyrlandt:

ain Bruchſtick.

Anmerkung.

Dieſes Fragment iſt aus einer uralten; handſchriftlichen Ueberſetzung, des bekannten Romans, Appolonius von Tyrus, genommen, die gegen 1400 verfertigt zu ſeyn ſcheint, und einen Reichthum von alten deutſchen, verlohren gegangenen, oder ſelten gewordenen Redensarten und Wörtern enthält, und ſich auch in der Rechtſchreibung von vielen andern altdeutſchen Handſchriften unterſcheidet. Ich habe einige, mit Hülfe eines gelehrten Freundes, erklärt, und dem Text beygefügt; viele aber ſind unerklärt geblieben. Der Ueberſetzer zu „Wien in öſt'erreich" nennt ſich ſelbſt in dem Eingange zu ſeinem Buche.

Wer diß puch gedichtet hatt
Das ſag ich euch das iſt nit rat
Ain ſchöne frauw In dar vmb pat
Meiſter Hainrich vo' d' neunſtat
Ain artzt von den puchen
Will In yemand ſuchen
Er iſt geſeßen an dem grab'n
Got muß In Inn ſeind' Hut hab'n
Wie In das puch ſey komen an
Im gabs gar ain pidermann
Dem poßhait iſt vnmäre
Der ſälig pfarrere
Her niklas von ſtadlaw ꝛc.

Ich bitte meine Leſerinnen ſich nicht durch die Holzſchnitts-Geſtalt des Fragments von ſeiner Leſung ſcheuchen zu laſſen, ſondern es zu Liebe des „ſäligen Meiſter Hainrichs“ wenigſtens zu durchblättern, der galant genug war, „ain ſchone Frauw“ und eines Pfarrers wegen, die Mühe von ein paarmal hunderttauſend Reimen, und einigen hundert wunderſchönen illuminirten Bildern, zu übernehmen.

Zur Verſtändlichkeit des Fragments, muß ich noch anmerken, daß Apollonius mit ſeiner Flotte, worauf ein Fürſtenſohn war, an einem Lande ausſtieg, ein jämmerlich Klaggeſchrey einer Dame hörte, zu Hülfe eilte, ein Ungeheuer, den Achiron, Vater des Kolkans, erſchlug, und von einer Sirene, einen Ring empfieng, der ihn unſichtbar machte: das Fragment fängt ſich da an, wo die Sirene ſich wieder ins Meer ließ.

Bruchſtick.

Dy Fraw'n ließen ſy in das mer
Frolich ward das wilde her
Zehant ſy ſich vnder a) lie
Vnez ſy ain krafft zu Jr b) genie
darnach ſy ſich enpor ſchwanck
Sy hub an und ſanck
Ein Liedel nach ir Hertzen c) gier
Sie ſungen alle gar nach ir
Alſuß hueb ſy das Liedel an
Appolonius der werde man
hat heut das verdienet wol
daß er mit eren furen ſoll
Meine Figuren wilde
Di Syrenen an dem ſchilde
Er hatt Achiron erſchlagen
deß ſell wir ihm danck ſagen
Wo er vert auf dem mer
das ſoll im dienen vnſer her
Der tone ſuße ward ſo groß
daß es in den Wolken d) doß.
Si myen alle dem werden man
Vnd ſueren frolich hindan
Ainer zu dem anderen ſprach
der diß groß ſach.
Solt wir den man nit eren
dem got alſo kan meren

Sein

---

a) ließ. b) genoß. c) Sinn. d) ſchell da-der Getöſe.

Sein lob in deß mereß grunt
Ja zwar Im ſoll vnnſer munt
Lob und er ymer e) jehen
Dieweil wir mit den augen ſehen
Ze f) ſcheffe was jn gedacht
Do ſy zuſamen wurden pracht
Si furen hin in gloria
Di richte gegen Galacia.
Sj furen hin mit freudenpracht
den ſelben Tag vnd di Nacht
Deß morgens do es g) was tag
Galacia da vor jn lag
Die kayſerliche veſte
Der h) morner und die geſte
Redeten das man in dem mere
Die i) ſcheß ließ und das here
Deß ward gefolget an der ſtund
k) Ancheren warff man an den grund
da die ſcheffe ane peliben
Vnd von der l) ſtat nicht wurden entriben.

m) Schore ward gethan kuiid
Kolkanem gen grotimunt
Das ain angefuges heer
Mit Scheffen wer auff dem mer
Di ſullen mir wilkommen ſein
Es iſt alleſampt mein

das

---

e) geſtehen. f) Zu Schiffe wurde ſeiner gedacht. g) war. h) Schiffer. i) Schiffe. k) Anker. l) Stätte. m) Alsbald.

das ſy treyben vnd tragen
Sy n) wanent ere hie pejagen
ich mein aber ſy mußen o) pagen
Mit haut vnd mit hare
Komen ſy mir ze p) nare
Er lieff q) zetal an der ſtund
Unſynnig als ain hunt
Do er di Scheff ane ſach
r) Muget Jr horen wie er ſprach
Jr Narren was ſuchet ir
Jr mußet heut zollen mir
Mit leben und leibe mir
Jr wånet zu ainem weybe
Nach kurtzweyle gefaren han
Nain ich ſ) pins Kolkan
Flaten t) ſun von Grotimunt
Das wirt ir bey der weyle kunt
Er lieff nach flaten ſo u) tzehant
Tyrus kerte an das lant
Er ſtieß das edel vingerlein
An die x) tencken hant ſein
Er pat Jm zehant y) verjehen
Ob In yemand kund geſehen

---

n) wähnen (glauben) hier Ehre zu erjagen. o) bezahlen: (ſollte nicht es vom franzöſiſchen payer herkommen, oder dieſes von jenem?) p) nahe, heißt auch im däniſchen noch ſo. q) vielleicht, zu Thal, zur Ebene, ans Geſtade. r) Möget. ſ) bin es. t) bekanntlich, Sohn. u) Zu Hand. x) linke. y) Er bat ihm gleich zu ſagen.

Sy ſprachen diß iſt ain groß liſt
Wir z) enwißen Herre wo du piſt
Deß freuwet ſich der kunig do
Er was de rede vnmaßen fro
Das er daran nit was petrogen
Printzlein geb er den pogen
Wann er kund ſchießen wol
Als ain gut ſchitz künden ſoll. a)

Appolonius nicht b) enließ
Was In di fraw tuen hieß
In die purg kam er c) drate
Da was die kemnate
Offen vnd vnpeſchloßen
Do gieng er vnverdroßen
In di kamer da er vant
das ſchwert hangen pey der want
do vant er nahent dapey
Groſſer ſchuppen ligen drey
Er ſprach herre was iſt das
Vnd ſatzte darauff deß ſchwertes ſpitz
Es ſchnaid dadurch an alle not
Er ſprach Kolkan Ir ſeyt dot
Ir mugt ew mir nicht d) enperen
Euch welle dann got vor mir e) erneren

Fro-

---

z) nicht wißen. (Sollte man dieſes Wort nicht zum Equivalent des franzöſiſchen, ignorer, wieder einführen?) a) Er war ein ſo guter Schütz, als ein Schütz ſeyn ſoll. b) unterließ. c) gleich. d) ihr mögt euch meiner nicht erwehren. e) erhalten, beſchützen.

Frolich als ain kuener man
Nu was komen Kolkan
Flata was in Galacide
Wol zwaintzig meil oder me
Sj enmocht Jm nit zu Hilffe komme
deſſ nam er da *f)* klaine frummen
Kolkan klaubte ſtaine
Payde groſſ vnd klaine
Er warff jn auff di Schilde
Das der wurff wůde
Den ſchilt von der Hand raub
das er ze fur als ein laub.
Er warff ſy auff dy kopffe
Das ſy *g)* vmb drăten als di topfe
Er warff manigen das er lag
Vnd vberlebte nie den tag
Er ſchwam zu Jn in das mer
Vnd *h)* peſtund das groſſe her
Er kam *i)* auff aines ſcheffes grans
Gar drate (es) (er) zu dem land dans
Do det er Jamer und not
Jr lagen vil manig vone Jm dot
War Flata da geweſen
Ich enwaiß ob yemand war geneſen
Prinzel was ze lang ain dail
Das was diſer vnhail.

Di

---

f) das brachte ihm ſchlechten Vortheil. g) ſich umdrehten wie Töpfe. (ſchönes Gleichniß!) h) griff an (Abentheuer beſtehen) i) Er faßte ein Schiff und zog es ans Land.

warf, ſchickt' er einen Expreſſen nach Peking an einem Bonzen, der in dergleichen Verſen ſehr geſchickt war, und ließ ihn bitten, ihm gegen eine anſehnliche Belohnung vier ſolche Akroſtichon zu machen, die den höchſten Preis ohnfehlbar verdienen müßten.

Sobald der Kadi dieſes vortrefliche Mittel ausgedacht hatte, ſeine 15000 Unzen und noch mehr wieder zu bekommen, überließ er ſie ſeiner zärtlichen Gemahlin. Myredorb, mit dem Geſchenk vollkommen zufrieden, lief ſogleich damit zum Mandarin, um ihn zu fragen, wie man es am beſten anwenden könnte. Doliverte verlangte ſofort zehn Sklaven, männlichen und weiblichen Geſchlechts; der Mandrin aber einen Palankin und ſechs Träger.

Unter den Sklaven, die Myredorb Doliverten ſchenkte, war einer, der ſich ſehr gut aufs Coeffiren der Damen verſtand. Man ſagte, und zwar mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit, daß er öfters auch die Männer coeffirt habe. Es giebt Verdienſte von mancherley Art, und in Peking giebt es mehr als einen Mandarin, der zu dieſer Würde blos durch ſein Talent im Coeffiren emporſtieg. Doch ſey es damit, wie es wolle, genug, Dolivertens Sklav war ein gutgewachsener, gewandter, vielverſprechender Junge, auch hatte ſeine Gebieterin alles angewendet, um ihn zu bekommen. Uebrigens war er viel um ſie, trug ihr des Morgens den Thee vors Bette u. d. Man hat ſich über dieſe Morgenbeſuche ſehr luſtig gemacht, aber was auf dieſer Welt wird nicht bekrittelt?

Doliverte hatte ſich eine beſondere Methode, ihre Sklaven zu unterrichten angewöhnt; ſie rief nämlich einen nach dem andern zu ſich; ſo ſpashaft kann man ſich nicht leicht etwas denken! So rufte ſie z. E. ihren Coeffeur, und befahl ihm, wenn ſie ihn fortſchikte, einen andern herauſ-

Di da dot ſind gelegen
Den pogen zoch der kunig k) degen
Mit gantzer kraſſt vnd geluſt
Ain pfeil fur Im durch di pruſt
Do er deß ſchußes empfand
Er ſchre achiron zehant
Der ſchuß get von deinem pogen
da pin ich an l) vnpetrogen
Wer hatt dir den pogen dein
Genommen lieber Vatter mein
Er iſt dir verſtolen
Vnd genommen dir verholen
Wir ſein hewt langk entwicht
kain eyſen mich verſchneidet nicht
dann dein pfeil vnd mein ſchwert
Nu pin ich nit aines m) mannes wert
In derſelben weyl
Im ſchenckte mit ainem pfeil
Printzel der junge degen
Er kunde des ſchußes rechte pflegen
Er draif In in den rucke
Das was ſein ungelucke
Kolkan vil laute ſchre
Wann Im det der ſchuß we
da wolt er geflohen han
Appolonius kam In an
Er ſlug Im einen ſchwertſlag
Das ihm ain n) ſchincken lag

Pey

---

k) Held. l) da irre ich mich nicht darinn. m) wehrlos, kein Mann nicht mehr. n) Lende.

Pey Im auff der ſtraßen
Da muſt er verwaßen
Wallen durch rechte not
Do ſprach kolkan ich pin dot
Mit meins ſelbs ſchwert erſlagen
Wer hat das daher getragen
Oder von wem iſt es geſchehen
Ich doch o) yemand hie geſehen
Ey Klara liebe Muter mein
Hetteſt du das kindelein
Pracht in ain Hel herfür
Das ich das Leben nit verlür
Es iſt alſo ſtercke doch
das es mich mechte rechen noch
Appolonius ließ ſich ſehen
Er ſprach welt Ir mir p) ſiges jehen
Ja gerne degen wert
Sag mir wer gab dir das ſwert
Tyrus der gehewre
Sagt Im die abentewre
was er q) arbaitte laid
do er mit Achirone ſtrait
Iſt Achiron von dir erſlagen
den muß manig fraw klagen
In dem mere vnd ſein genoß
r) Wan ſein kuenhait was ſo groß

---

o) niemand. p) einräumen, daß ihr überwunden ſeyd. q) für Mühe ausgeſtanden gelitten, da er mit Acheron geſtritten. r) Indem

Er ward wuetend als ain Hund
Vnd ſtarb an der ſtund
Flata kam gelauffen her
Tobigk als ein wilder f) per
Si grain als ein lintwurm
Sy fuer als ain ſchawrſturm
Si horte auff dem wege ſagen
das Jr ſun war erſlagen
Si kam t) ſein an die warhait
Es ward laid vnd laid
Da ſo ir kind erſlagen ſach
Si ſprach we vnd vngemach
Mein u) ſchoner ſun kolkan
di Wunter hat dejn ſwert getan
das hat Formoſa dargegeben
deß muß yetzund x) ſten ir leben
Dein liebes kind Terkenß
Wirt noch frech vnd weyß
Den mag ich noch ſo y) frechen
Er muß dich herre rechen
Tyrus heit die Red vernommen
Ee das er war komnen
Von grotimunt ſo tzehant
Tyrus der held ſing vmb ain want
Terkiß kolkans kint
Di teufel nu gelegen ſint

Von

---

f) Bär. t) hinter die Wahrheit. u) ſchöner. x) Ihr Leben dafür haften. y) anreitzen, kühn machen.

Von den diß ſelige lant
z) laid ſo laſterleiche pandt.

Terkiß was dem vatter geleich
Sein antlitz was a) fraiſleich
Formoſa die raine
wainte darumb klaine
Flata lieff an das purgtor
Di muſte beleyben davor
wan es was geſperret
Sie hette ſchir gezerret
Ain lukel durch die maurwant
Appolonius zehant
Stach ſy durch den ſchwartzen pauch
der was feiſet vnd rauch
Darnach det er ainen ſlag
Das ſy vor Im dot lag
Er ſprach mit züchtiklichen ſitten
Fraw diß land iſt erſtritten
Er ließ ſich di frauwen ſehen
Di fraue ſprach ich wil euch b) jehen
Siges von der warhait
Herre ſecht an ewr Zuchtikeit
Vnd laſſet ew erparmen
Mich gevangen armen
Ciprianes kint pin ich
Herre nu c) piſt tugentlich

laſſ

---

z) Torus ſchlug das Kind an eine Wand, und das Land ward nun von ſeinen Plagegeiſtern befreyet. a) ſchrecklich. b) Euch gewiß als Sieger erkennen. c) nun ſeyd.

laß mich in deinen Gnaden leben
Ich will dir einen *d)* hort geben
Deß du ymmer frummen muſt han
Lebt aber noch kolkan
Oder iſt er dot ſprach das weib
Nain ſein *e)* verworchter leib
liegt dort pey dem mer erſlagen
das will ich dir pey mein trewen ſagen
Herre deß ſeyſtu gelobet
Sprach di Fraue.

Schyr komen di måre
Das Flata dot wåre
Vnd das kolkan wår erſlagen
Mant hort In wenig Leut klagen
Vnd Terkis ſein ſun wår dot
Man gab da manig petten prot
Reich und coſpere
Der werde Tyrlandere
Peſatzte vaſte grotimunt
Das er an der ſelben ſtund
legte ſich fůr galacia
Di junge Tirilla
Do ſy erfur daß kolkas
Von ainem man erſlagen was
Si ſprecht denſelben Degen hant
hat mich verdienet vnd das lant
Will er es werben her zu mir
Zu Im ſtet meins herzens gier

Wie

---

d) Schaz. *e)* verruchter.

Wie wol ich ſein nicht hab geſehen
Ich her In aller tugent f) jehen
Ein kunig von Tyrland
Appolonius genant
Meinem vatter Ciprian
Dem was das lant vndertan
Der iſt dot ſe leb ich
ditz land das erbet auff mich
Formoſa die ſchweſter mein
Di ſol doch Frauwe mit mir ſein
Si ſantte poten g) in das here
Dy vor der purge da zu were
Sagen was ſy ſuchten
Oder waß ſy do geruchte
Do enpot Ir der hauptmann
Er wolt das ſchone Hauß han
Vnd Galaciten das landt
Das hett ſain h) werliche hant
Mit kampſe erlichen erſtritten
Cirilla ſprach mit ſchonen ſitten
Saget dem Tyrlander
Von mir dieſe mår
Will er dieß landes herre ſein
Des pin ich frauwe vnd iſt es mein
Iſt er ein degen als man ſaget
i) Milte, kuen und vnverzaget
Kampfes ſoll er mich peſtan
k) Jehe ich In ſiges dann

So

---

f) von ihm alles Gutes rühmen. g) An das Heer, das vor der Burg ſtand. h) kriegeriſche. i) Milde, kühn. k) Erkenne ich ihn dann als Sieger.

So iſt das landrechte ſein
Ich vnd alle die leute mein
Saget Im fürwar was ich jehe
Das er l) her ein ge und ſehe
Mit fride ſein kampfgenoß
Dunk ich In deß ze m) groß
das er mich muge nit peſtan
So ſoll er mir mein land lan
Wenn es gedienet nummer n) kainen man
Er muß mir geſigen an
Iſt Im nach dem Lande o) haiß
So drett mit mir in ainen krayß
Nemu p) wir zwey vechten aus
Iſt er ſo frech und ſo q) knauß
das er den ſig gehaltet
des landes er dann waltet
Vnd das Im furpaß nummer me
Mit kainem kampfe r) geſchicht we
Mit rittern noch mit knechten
Endarf er furpaß nit vechten
Vnd Galacides das lant
Muß werten ſeiner werden hant.

Do

---

l) hier eingehe. m) hält er mich für zu mächtig daß er mich nicht überwinden könne. n) Weil es noch kein Mann beherrſchet, unabhängig iſt. o) Luſt zum Land. p) Leſen wählen wir zwey Kämpfer aus. q) eigennützig, (knauſerig.) r) iſt der Kampf vorbey, und er geht als Sieger aus, ſo iſt das Land ſein, und er darf nicht weiter fechten.

Do der Tyrlander
Vernam di fremden Märe
Er gedacht in ſeinem ſynde
das Jn die kunigynne
Ze manne gerne wollte nemen
Er gedachte das ſoll muße zemen
Mir das ich der s) ſalden ſchrein
Lucinam die frauwen mein
Auß meinem Hertzen laßen
Es war ein t) vnmaßen
Das ich ſo ſchyre di u) verküre
di gegen mir der genaden Türe
Auff dete da ich arm was
Jr ſüße tugent x) adamas
Zoch mich auß des jamers not
Jr milte hant mir hilfe pot
das ich ir nit vergeſſen ſol
Mir geſchech we oder wol y)
Suß ſtund er in gedancken da
das er nicht recht weſte z) wa
Sein ſin hin komen wäre
Wan er was freuden a) lare
Mit dem haupt er nider b) naich
Vnd ſand lang vnd c) ſchwaich

Des

---

s) das würde ſich nicht ſchicken, daß ich die vergeſſen ſollte, die meine ganze Freude ausmacht t) Unweſen, Unrecht. u) verwürfe. x) Demant, (das Kleinod ihrer Tugend) y) Es war alſo ein treuer Ritter, der Herr Tyrlander z) wo ſeine Sinne ꝛc. (geht in den andern Vers über.) a) leer. b) ſenkte. c) ſchwieg.

Des ſein di herren verdroß
Jr raum d) der ward e) harte groß
Der man iſt fraißlich erkommen
Das Jm die ſynne ſind penommen
furchtet er die ſchonen maget
Woy f) wie er iſt verzaget
Zwar er giebt Jr kampfes genug
Seyt das er Achiron ſchlug
Flatam und kolkan
Er muß Jr zwar geſigen an
Sein ſtreyt wirt mit herte
Wenn ſein ſtreyt generte
Sy reyttet mit Jm an di ſtet
Das ſy nit viel hilffe hett
So iſt er ſtercker doch dann ſy
Er ſol nit långer weſen hie
Wir ſullen in di purgk gan
Weſehen wer Jn ſulle peſtan
der edle mit dem parte
Ja vellet er nicht harte
Ob er wird abgeſtochen
Es peleibet wol vngerochen
Zwiſchen g) zwein leylachen
Mit hofeleichen ſachen
wirt der turnay penommen
Er pejaget we vnd frumen

Es

---

d) Vermuthlich, raunen, murmeln. e) ſehr. f) Pſuy. g) Seine Gefährten, wunderten ſich über ſeine Muthloſigkeit; Sie legten der Dame Cyrilla Fehde, für ein Turnier der Liebe aus, wie es ſcheint.

Es mag harte wol geſchehen
Das Im des ſiges wirt gejehen
Von der ſchonen de zehant
So dient Im das werde lant.

Suß triben ſy mit werten dar
Das er der rede wart gewar
Er ſach die herren alle an
Vnd ſprach ich pin ain Traurig man
Do ſagt In der eren hort
di rede alle k) vntz an ain i) ort
Do ſprechen die recken
Dy frechen und dy kecken
Here das iſt alles war
Doch iſt ſein mer denn ain Jar
Das ditz ding iſt geſchehen
du ſolt dich laßen in freuden ſehen
Hewt lengk deß iſt wol zeyt
laß varen herre diſen ſtreyt
Wann er iſt zenichte gut
Du ſolt haben mannes mut
Weyb dy ſullen alſo klagen
Du det geleich ainem zagen
Du piſt ain kunig und ain helt
Wol für Tauſent man gezelt
Do ſprach der tugentreiche man
Was Jr welt das ſey gethan

k)

---

k) bis. i) Er erzehlte ihm alles bis auf ein Wort.

herauskommen zu laſſen. Ging ſie ins Bad oder ins Labyrint, ſo empfahl ſie ihnen ſorgfältig, in der ſchönſten Ordnung ihr hintennach zu treten; die Leute, ſagte ſie, ſollten doch auch wiſſen, daß ſie ihr angehörten.

Indeſſen hatte ſie und ihr Mandarin den Verdruß, troß Sklaven und Palankin und Trägern, täglich eine Menge beißender Epigrammen umherfliegen zu ſehn; doch ſezten ſich beyde über dieſe Ausbrüche des Mutwillens hinaus, der nun bald durch eine glückliche Verbindung zum Schweigen gebracht werden würde. Die empfindſame Dolliverte hatte ſchon angefangen, ihre vorige Bekanntſchaften zu verachten, unter dem Vorwande, daß ſie nothwendig ihr Vergnügen ſtören müßten, ſchwazte ſchon von Schlöſſern, vom Hofe, von Equipagen, von Courrous, und ſelbſt auf Myredorb wär ihre Verachtung gefallen, hätte ſie nicht warten müſſen, hätte ſie nicht noch einen ſchwachen Reſt von Achtſamkeit und Erkenntlichkeit zu ſchonen gehabt.

Es wurden nun reiche Zeuge zur Hochzeit beſtellt. Der Mandarin ſchafte ſich zwey ſtandesmäßige Kleider, und gab dem Soupdar das geborgte wieder. Alsdenn macht' er Anſtalt zur Reiſe in ſein Vaterland, um ſeine Brieſſchaften und ſo viel Geld zu hohlen, daß er auch die Reichſten in Kanton verdunkeln könnte; weil er aber, ſagt' er, dem Soupdar den Urſprung ſeines Glücks zu danken hätte, ſo ſollte ihn dieſer begleiten. Zugleich verſprach er ihm, wenn ſie nach Peking kämen, ihm eine von den zwölf Kompagnien der kayſerlichen Garde und den Titel eines Mandarins von der gelehrten Klaſſe zu verſchaffen. Es iſt hier keine überflüßige Bemerkung, daß wohl nicht leicht in irgend ein Menſchengehirn weniger Gelehrſamkeit hat eindringen können, als in das Gehirn des Soupdars; allein es giebt Fälle, Umſtände, unter denen

k) . . . .
Das es mit fride geſchehe
l) Leychte furchtet er mich ſo
Das er mir an m) alle dro
Mein purg lait vnd mein lant
Ich wil zu Im gen zu hant
Für di purgk auff dem plan
Da mugen wir erſchawen han.
Di purg vor gedrenge
Ward In allen zu enge
Die herren wurden deß gemait
Do In di rede wart geſait.

Fraw Venus nu dar
Nu n) pflig deiner werden ſchar
Leib heren geſchoß vnd pogen
Mit ſcharffen ſtrelen eingezogen
o) leych her pant vnd joch
Hilff deiner ſchar das duſtu doch
Nu iſt das mynnikliche her
Wol peraitet zu der wer
Cirilla di raine
Kam dar nicht allaine
Man mochte ſi gerne ſchauwen
Sechshundert ſchon junckfrauwen

Gien-

---

k) Hier ſcheint eine Lücke im Mſpt. zu ſeyn, ob gleich keine angegeben iſt, und die Handſchrift an Eins fortgeht: denn was nun folgt, ſagt augenſcheinlich die Cyrilla. l) Vielleicht m) ohne alle Drohungen, Gewalt. n) pflege. o) gieb ihr.

Giengen vor Ir auff den plan
Do ward gevangen manig man
p) Gevesstet vnd gepunden
Venus slug da wunden
Tieffe zu dem hertzen
Vil süßen senfften schmertzen
laid da manig q) wetschelir
Liecht r) gevar ward der rivier
Lilien vnd rosen s) var
Von der mynniklichen schar
t) Gewan der tag so liechten schein
Manig rotes mündelein
Prachen in, di Herz mit gewalt
Große wunder mannigvalt
hett die nature
Gelegt an di Figure
Ir prustel her für u) gedrungen
haete aller erst entsprungen
Vil maniger süßer augenplick
Warff dahin den x) mynnestrick
das manigen da ward sigeloß
den man für ain helt erkoß
Ir gewan ,was so reiche
Ich sprich y) sicherlaiche
Das was freuden manigerlay
Das der wunder z) perude may

Nie

---

p) Fixer. q) litte da mancher Ritter. r) lichtfarbig, glänzend. s) Farbe, Rosenfarbe. t) Gewann. u) Ihr Busen hob sich, drang herfür. x) Ihre Blicke fesselten; (Minnestricke.) y) sicherlich z) Wunderthätige, Wunder gebärende May.

Nie ward ſo wunnikleich geſtalt
Nach di wiſen noch der walt

Aller Erſt ſach man her prangen dort
Di mynnen ſolt der ſalden a) hort
Cirillam die vil ſchonen
In maren vnd in danen
Hort ich nie ſingen oder ſagen
Di man lob ſoll pejagen
Von ſo großer ſchonhait
Als an die magt was gelait
Da ſy der Tyrlander ſach
Ir ſchone Im in das hertze prach
In dauchte in ſeinem ſynne
Sy wer ain gottinne
Gewaltig vber alle lant
Venus nam In an ir hant
Vnd gab In an alle wer
Vnd das kunigleiche her
In der kunigynne gewalt
Sy ſprach tyrus degen palt
Nu ſich an ditz ſchones kint
di her zu b) were kommen ſint
Du ſiheſt da manig wenglin rot
di dein hant von großer net
hat erloſet werden man
Nu laß dir geſigen c) an

---

a) Freuden Schatz. b) Wehre, Vertheidigung. c) laß dich überwinden, erweichen.

d) . . . deß ſy jetzund mir
Diſz reich land gib ich dir
Vnd darzu meinen ſtoltzen leib
Dir jehent man vnd weib
Das teurer ritter mendert leb
Vnd das dein ſin nach eren ſtreb
Ir wort di waren ſüße
Von dem haupt e) vntz an die fueße
Wart der Tyrer entzund
Sein hertz ward von mynne wunt
Er ſprach du mynnikliche maget
Dein ſchoner leib mir wol behaget,
Der hat mir geſiget an
Fraw ich pin dein dienſtman
Du haſt mich pracht in ſoliche not
f) Wurdeſt du mir nit ich lag tot.

Die ritterſchafft ward alle fro
freud vnd wunne hub ſich do
Si ſprachen all gemaine
Paide groß vnd klaine
Gelobet ſey der werde man
der land vnd leut ervechten kan
Er gab dem fride g) ainen punt
Vnd kußt ſy an Iren roten mund
Allererſt ward der frid gantz
Man richte ainen ſchonen tantz

---

d) Hier ſteht ein Wort, das ich nicht zu leſen im Stand war. e) bis. f) Ich ſterbe, wenn du nicht meine biſt. (Die gelobte Treue war alſo ſchon vergeſſen.) g) Zum Siegel des Friedens.

Vor der purgk auff dem plan
Di junckfrauwen vnd di werden man
ſach man da ſchone tantzen
Vnd hoſeleichen ſchwantzen
ſur di purg auff das veld
Slug man das koſper gezelt
Das da vor h) ejectas was
Als ich es i) ew hie vore laß
Das was ſo koſpäre
Das man noch heut k) mere
Saget von der reichait
Di daran was gelait
Di landt herrn alle
Kamen dar mit ſchalle
Si waren ſein mit hertzen fro
Wirtſchaft, freuden hub ſich dort
Im ward genaden vil geſaget
Das er den preyß hette peſaget
An Flatain vnd an kolkan
den da l) vor nie kain man
In gar langen zeyten
Nie enmocht erſtreyten
Di hochzeid ward geſprochen
Geleich vber vier wochen
Poten ſant er ſchone
hin gen Marcilone

Er

---

h) Name eines Kaysers, deſſen im vorhergehenden gedacht wird. i) euch. k) das man noch heute erzehlet (Mähre) von ſeiner Reichheit. l) den vorher niemand zu überwinden vermocht; die 3 Zeilen gehören zuſammen.

Er m) poſt den kunig paldein
Das er pey Im wolte ſein
deß ward der kunig wol gemait
Do er vernam die warhait
das er dem n) grymen kolkan
Mit kraft hett geſiget an.

Do ward geſandt weytien
In das land galaciten
Ze tharſis ward auch geſagt
Wie er den preyß hett pejagtt
Ze o) warcilon an ejectas
An achiron vñd an kolkas
Das er di magt vnd das lant
hette gewunnen in ſein hant
deß frewtten ſich die land gar
Zu Im furen große ſchar
di wurden allē emphangen wol
Als man zerecht enpfahen ſolt
leute di der eren pflegen
Appolonius der degen
Stiffte manig hochtzeit
In den vier wochen ſeye
Mit land herrn vnd mit geſten
den tewriſten vnd den peſten
Yeden man nach ſeiner art
Mit weybe da pedacht ward
Ich maine die junckfrewelein
die kolkan vnd die muter ſein

Gevan

---

m) bat. n) grimmen. o) Zu.

Gevangen hatten mit gewalt
Di ließ frey der degen pald
Vnd gab yegleicher ainen man
Nu ſaget wie vil wirder dan
p) Prewiſchafft vnd hochtzeit
Geleich funff hundert ane ſtreyt
Di andern waren ze klaine
Oder ſy wolten pelaiben allaine
Di hochtzeit ward auff ainen tag
Eya was freuden man da pflag
q) Paldein von warcilone
Prachte der vil ſchone
Was ain r) keil mochte getragen
Von ſilber pfennyng geſlagen
Er furte aus ſeinem Lande
Von edlem Gewande
Zehen tauſent mannen klaid
Mit ſ) hermlain vndertzogen prait
Punt purper ſamt zendal
deß gab der paldein genûg zemal
Ze eren dem von Tyrland
Mit paldein kam gerandt
der werde kunig von ſpangen
der ward da wol enpfangen
Sein dochter pracht er mit Im dar
Di was ſo mynniklich gevar
Es ware ze ſagen ain wunder
Sie prachte mit Ir t) peſunder

hun-

---

p) Brautſchaft. q) War Fürſt von Marcilone. r) Schiff. ſ) Hermelin, gefüttert, ausgeſchlagen. t) beſenders, (auſſerdem noch.)

hundert ſchon junckfrauwen
Di mocht man gerne ſchauen
Wenn ſie hatten reiches leben
Sie was dem printzel gegeben
Es hatten paide angetragen
Als ich here das puch ſagen
Ze eren Appollonio
Deß werd niemand vnfro.

Nu ſind vier wochen hin.
Appolonio ſtand ſein ſin
zu ſeiner mynniklichen praut
Sein augen waide ſeins hertzen traut
Er mußte n) paytten vber dank
In daucht di zeyt vnmaſſen lanck
di was nu zu ende pracht
An ainem ſuntage zu nacht
Da legt man Jm di ſchonen pey
wie wol ſeinem hertzen ſey
das merke ein yeglicher degen
den man zu ſolte legen
Ain maget ſo mynne pere
wie ſeinen hertzen were
Do was manig hoch gezelt
Geſlagen auff das veld
die preutte wurden zugelaitt
Funf hundert als ich hab geſait

---

n) warten, långer als ihm lieb war.

Ey wol ain x) ſmucken
Vnd wol ain herz drucken
Vnd wol ain umbfahen
Vnd wol ain y) ligen nahen
des nachtes ward vegangen
Ich wolte lieber hangen
dann ich es z) hiet angeſehen
das ich der ſchonen kindelein
hiette aines an dem arme mein
In dem gezelte was perait
dem kunig vnd der ſchonen maid
Ain potte da ſy lagen an
Appolonius der kuene man
hub an den erſten ſtreyt
der a) kampfraid was nicht weydt
Si enmocht Im nit entweichen
Der kunig ließ der ſtreychen
b) Vnz er ſy drang in den krayß
Er ſprach Ir c) arnet es gotte waiß
das Ir mir er habe gethan
Ver der purgk auff dem plan
da ich euch zu liebe erkoß
dy ſchone ward do ſigeloß
So daß ſy Im des ſiges jach
Ich waiß doch wol was geſchach
Als mir iſt ſyder werden kunt
Geſiget er wol d) dreyßig ſtund

Spra-

---

x) vielleicht, ſchmunzeln. y) nah liegen, bey einander liegen. z) hätte. a) Kampfplaz. b) bis. c) arbeitet. d) ſein Sieg über Cyrillen daurete dreyßig Stunden.

Innhalt.

Seite

I. Ein ſchöne kurzweilige vnnd liebliche Hiſtori, von dem Edlen vnd Thewren Ritter Galmyen, vnnd von ſeiner züchtigen Liebe, ſo er zu einer Herzogin getragen, welche er in eines Mönchs geſtalt, von dem Fewer vnd ſchändtlichen Todt erlöſſt hat, vnnd zulezt zu einem gewältigen Herzogen in Britannien erwehlt. 1584. 9

Cap. 1. Wie Galmy der Ritter nicht gen Hof kam, ſich von wegen groſſer Liebe zu Bett legt, Auch wie in Friederich ſein Geſell tröſtet, und wie es ihnen beyden hernach ergieng. 11

Cap. 2. Wie Galmy der Ritter ſeinem Geſellen die vrſach ſeiner Krankheit zu wiſſen thut. 16

Cap 3. Wie Friderich von ſeinem Geſellen ſchiedt, vnd wie es ihm gangen iſt. 24

Cap. 4. Wie die Herzogin mit ihren Jungfrauwen den Ritter Galmyen heimſuchet 30

Cap. 5. Wie die Herzogin von dem Ritter gangen, vnnd was große Freude ſie beyde mit einander hatten. 40

Cap. 6. Wie die zween Herren von einander ſchieden, die Nacht mit ſüßem Schlaff vertrieben. 49

Cap. 7 Wie die zween jungen Herren mit einander gen Hof gehen, vnd wie ſie ſich menniglich ab dem Ritter verwundern ward. 56

Cap. 8. Wie der Herzog mit ſampt etlichen ſeiner Diener in Frankreich auff einen Thurnier reit, vnd wie Galmy der Ritter das beſt auff dem Stechen gewann, vnd darvon bracht. 61

Cap. 9. Wie Galmy der Ritter in Frankreich auff einem Thurnire den Preiß behielt. 68

Cap. 10. Wie Galmyen dem Ritter drey Kleynot bracht wurden. 78

Cap. 11. Wie ſich der Herzog rüſtet, vnd wie es jm hernach ergieng. 81

Schwarz weiß wie Schnee wird, und Myredorb, ihre Tochter und der Soupdar hatten einen beſondern Glauben an dieſe Fälle und Umſtände.

Das Vorhaben der Reiſe wurde mit aller möglichen Schonung angekündigt, ſo wie der Entwurf zur Beförderung des Soupdars mit allem Uebermuth eines aſiatiſchen Beherrſchers. Myredorb ſeufzte beym Abſchied des Mandarins. Dolliverte rieb ſich ihre ſchönen Augen, um Thränen hervorzulocken, aber vergebens; die Freude über eine glückliche Zukunft, die ſie zum voraus empfand, hielt ſie zurück. Doch vergaß ſie keine von allen jenen kleinen Ziererеyen, die oft für Thränen des Gefühls gelten müſſen; tiefgeholte Seufzer, Blicke voll Wolluſt, die Zärtlichkeit reden ſollten, aber nur Ausdruck des Verlangens waren, darinnen beſtand die Bürgſchaft, die Dolliverte zur Sicherheit der reinſten Liebe und der Ergießung des Herzens ihrem Mandarin mit auf die Reiſe gab.

H.

(Die Fortſetzung folgt.)

Seite

Cap. 12. Wie die Herzogin den andern Tag nach Galmyen dem Ritter ſchicket. 87
Cap. 13. Wie der vngütige Wernhard ſich heimlich zu ſeinen Mitgeſellen füget, vnd was falſchen anſchlags ſie wider den Ritter erdachten. 96
Cap. 14. Wie der neydige Wernhardt, mit ſampt ſeinen geſellen für den Herzogen kompt, an ihm begerten ein Stechen zu zurichten. 99
Cap. 15. Wie die Herzogin Galmyen dem Ritter die beſtimpte zeit deß ſtechens verſchreibt. 105
Cap. 16. Wie deß Ritters Reitbub dem Ritter einen brieff bringt von der Herzogin, vnd wie er der Herzogin ein andern Brief ſchicket. 108
Cap. 17. Wie Galmy der Ritter der Herzogin ein Briff ſchickt, bey Friderichen ſeinem lieben Geſellen. 113
Cap. 18. Wie die Herzogin dem Ritter ein andern Brieff ſchreibet, vnd jm etlich Kleynot ſchicket. 118
Cap. 19. Wie Galmy der Ritter des erſten Tags den Preiß behielt, und wie es hernach gienge. 120
Cap. 20. Wie ein köſtlicher Tanz gehalten ward, Auch was der Herzog mit den ſeinen zu Red ward. 126
Cap. 21. Wie ſichs deß andern Tags auff dem Thurnier begeben hat, wie Mannlich ſich Galmy der Ritter gegen ſeinen Widerſachern gehalten hat. 134
Cap. 22. Wie die HerzoginGalmyen dem Ritter ein Brieff bey Friederichen ſeinen Geſellen ſchicket. 139
Cap. 23. Jn was geſtalt die Gaben außgeben wurden, mit Galmyen dem Ritter die beſte ward 150
Cap. 24. Wie Friderich le[illegible]d trug, darumb daß Galmy der Herzogin Truchſeß werden ſolt. 157
Cap. 25. Wie ſich Galmy an ſeinem newen Ampt wol vnnd ehrlich helt. 160
Cap. 26 Wie Wernhardt vnd ſeine Geſellen mancherley anſchläg machten, den Ritter umzubringen. 165
Cap. 27. Wie ſich der Ritter durch einen Finger ſtach, als er der Herzogin fürſchneid. 171
Cap. 28. Wie die Herzogin eines tags auß der Kirche kam, vnd wie es hernach gieng. 176

Sprache ich mer ich lug nicht
lange rede werd enwicht
Ich will ſy kurtzen ob ich mag
Si lagen ſchon vntz an den tag
Mit armen vmbevangen
do kam zu Im gegangen
Ir Muter frauwe anthonia
Mit ſußer *e)* armonia
Sungen vor In zwey maidelein
Sußer kunde nit geſein
herpſen oder geygen
die enwolten nie geſchweygen
Vntz das der herre entwachte
f) Lieplichen da lachte
Ain *g)* Frewnt den andern an
Si liebes weyb er lieber man
Von golden ain reiches kleid
Ward der frauwen angelaid
Der ſelben lay legt an ſich
Appolonius der zuchtereich
In dem klaid was ain vogel *h)*
Von gold geweben hie vnd da
den ſogel fürt der milte
kunig Ciprian an dem ſchilte
Der Vogel in dem lande was
Als ich euch hie vore laß

---

e) Harmonie, Muſik. *f)* Lieblich. *g)* Freund.
h) das Wappen des Königreichs war ein Vogel, dieſes Wappen war auf die Kleider geſtickt, die Appolonius austheilte.

Der kunig hett ain milte hant
Er gab allen den gewant
Di es nemen wolten
Er was vor *i*) vergolten
Was der man da verzerte
Niemant da dem andern werte
Was er mochte vertuen
der vaſhon *k*) vnd das rephuen
Wein fleiſch prett vnd wiltpratt
Deß hetten ſy do vellen rat
Buhurdern vnd ritterſpil
Deß ward getriben da gar vil
Dem preuttegam was peraitt
Vnd den preutten gantz kleid
Die hochzeit was mit glantze
Wol vier wochen gantze
Die hochzeit ward *l*) verre kunt
Ze Pariß auff pinpuntt
Ze ſpangen vnd ze *m*) arregim
Ze portany vnd ze montſchalim
Ze ſchetten vnd zu engsland
Ward die Hochzeit pekant
den *n*) vnrenden leutten ward ſo vil
Gewandeß ſilber ane Zil
Da ſy do ſchaiden ſolten
Als ſy ze lande wolten

do

---

i) aller Aufwand war ſchon vorher bezahlt; es war freye Zeche. *k*) Faſan. *l*) ferne, in der Ferne. *m*) Arragenien. *n*) herumziehenden.

do ward Gabe do gegeben
Solt ich hundert jar leben
So ſach ich ſolcher gab nit
Alle gab iſt gar enwicht
Di der kunig arlans gab
Pla aller gab ain *o)* vrhob
Was der Tyrlander
Vnd paldein der mare
der reiche kunig von ſpangen lant
hett ein *p)* gab reiche hant
Suß ſchieden ſie mit freuden dann
Do was frolich manig man.

Kunig printzel vnd paldein
wolten lenger alda ſein
Ains jares wol ain *q)* Viertail
Sie waren frolich vnd gail
Darnach ward vrlaubes gegert
Deß wurden ſy vnſanffte gewert
Doch furen ſi von dannen
frolich mit Jr mannen
Do pelaib der von Tyrland
Nu von galacia genannt
Mit ſeiner lieben preutte
Di werden landt leuete
dienten wol mit willen
Jm vnd frauwen Cirillen

Fer:

---

o) Urheber. (Tyrlander und Paldein, gaben nemlich allein die Geſchenke) p) freygebige, gabreich. q) ein Vierteljahr.

Formoſa die raine
Enplaib nit alleine
Si vnd Jr müterlein
Muſten pey ein ander ſeln
Jn zwain kemmaten
do wurden ſy wól peratten.
Wenne Jn ains ward gedacht
Der wurden Jn wol viere pracht
Der ſchuppen was vil vnd genug
Di kelkan auff der heutte trug
Der ward vil aldar getragen
Vnd auff ain platten geſlagen
Auff ſchilt vnd auff den helm hut
Si waren für die ſlage gut
Kain ſchwert mocht ſy geſchneiden nicht
Armſt pogen warn da wider r) enwicht
Sie waren als der ſ) adamas
herte und leicht als ain glas
Do der harnaſch was perait
deß ward der kunig gar gemait
Er hieß es ſchone vaßen
Mit guldeinen t) gaßen
Dy giengen pey den orten
Mit u) wolgeworchten porten
das harnaſch ward ſo weiche
Es trug wol x) pilleiche

Ain

---

r) gering, unvermögend. ſ) Diamant. t) Rieſen; gerieſt u) ſchön gewirkten. x) billig, (es war nur ein Harniſch für einen Fürſten.)

Ain kunig vnd nieman ander man
Alſo wol was es getan

En denſelben zeytten
Sach man y) em reytten
Reiche potten vber velt
Jre roß gingen wol enzelt
Sie waren von dem ſcheffe kommen
Do das der kunig hatte vernommen
Er enpfieng ſy vil ſchone
Do myen ſy Jn zu Lone
Vernym vnſer potſchaft
werder kunig tugenthaſt
Von galacide genant
Der edel Jechonia
Ain kuñig von aßiria
Ainen hoff hatt er geſprechen
Recht vber acht wochen
Dar kommend furſten manigerlay
Da wird ain reicher turnay
Wer den frauwen dienen wil
Der vindet reiches ritterſpil
Wer den preyß will pejagen
der ſoll den hoff nit z) pedagen
Er gewinnet da vil reichen ſolt
Roß ſilber vnd gold
Dannoch die abentewr hatt
Ain gar wunderliche dat

Er

---

y) daher. z) verſáumen (betagen.)

Er hat das aller ſchonſte weib
Der ve ward ſchwanger frauwen leib
Die iſt in dem lande
Auffgeſatzt zu pfande
Wer dem holde geſiget an
Der füret die frauwen mit Im dan
Er gewynne dan ſein holde
Mit ſilber vnd mit golde
Oder ſuß mit *a)* aigenſchaft
Der kunig iſt ſo manhaft
das In niemand mag peſtan
Du tueſt dann es vil werder man
Wir ſein auch furpaß geſant
Zu andern furſten in das lant
di alle dar ſind geladen
Auff Ir gewinn oder auff Ir ſchaden
Er patt ſy das ſy eßen ee
Si ließen ſich nit pitten me
Darnach ritten ſy zehant
Als ſy waren ausgeſant.

Der potſchafft ward der kunig fro
Sein Mut der ſtund noch freuden ho
Er ſprach wir ſullen varen dar
Do deß Cirilla ward gewar
Do ſach er die rainen
Claglichen wainen

---

a) durch perſönliche Eigenſchaften.

Sie ſprach Ir viel lieber man
Was hab ich leydes euch getan
das Ir ſo ſchyr welt von mir
herre got ich klage dir
Das ich ye ward geporen
Ich hab den vatter mein verloren
So verleuß ich herre laider dich
Herre ſo b) verleuſet du mich
Verſt du von mir das muß ich jehen
Das wir uns eymer mer geſehen
Nu we mir dieſer märe
Ich pin ain kindes c) ſchwere
Deß ſtirb ich das weiß ich wol
Mein hertz iſt alles Jamer vol
Herre ich kem von dir nicht
Ich ver mit dir wie mir geſchicht
Do gedacht der Tyrer
An die laidigen mär
Wie Im die ſchone Lucina
Di ſüß vnd di fina
Auff des mers wag d) verdarb
Vnd des kindes tod ſtarb
Er ſprach zu ir du liebes weib
Mein troſt mein hort mein ſußer leib
Du ſolt mir des e) gunnen wol
Daß ich Wird f) vnd ere hol

Gar

---

b) verläßt. c) eines Kindes ſchwanger. d) Wogen, Wellen. e) gönnen, erlauben. f) Anſehn, Ruhm.

Gar vbel mir g) gezeme
Ob ich nicht darkäme
Da man der frauwen preyſs
Verdienen ſol mit hoher weiß
Da wirt mein name geeret
Vnd dein löb gemeret
Ich date geleich ainem h) zagen
Solte ich das voreis verdagen
So ſprache der von Syria
Appolonius von galacia
Wie ligt das was iſt der
Das er nit kommen iſt alher
Er hat gevorcht mich pey i) namen
Solt ich mich frauwe deß nit ſchamen
Du ſolt peleyben ich ſoll varen
Got müße dich vewaren
hilffet mir got ſo kom ich ſchier
deß gieb ich mein trewe dir
Dye Frauwe ließ iren ſtreyt
Ye doch vil große Jamerzeit
Hette ſy in irem hertzen
Mit kumer vnd mit ſchmertzen.

Hundert ritter wolgemait
Wurden mit im außperait
Wol perichtet zu der tyoſt
Sie furten mit reiche koſt

For⸗

---

g) mir es anſtünde. h) zaghaft. i) Er hat ſich ſchon vor meinem Namen gefürchtet.

Seite
Cap. 29. Wie der Ritter vnd ſein Geſell der Herzogin alle Ding zu wiſſen thun, vnd wie die Herzogin groß leyd darvon empfing. 184
Cap. 30. Wie deß Herzogen Raht von Lunden kommen waren. 191
Cap. 31. Wie die Herzogin dem Ritter vnd ſeinen Geſellen befahl, den nechſten tag nach dem Morgenmahl zu ihr in ihr Gemach zu kommen 199
Cap. 32. Wie Galmy mit ſampt ſeinem Geſellen zu der Herzogin kompt. 202
Cap. 33. Wie Galmy mit einer ehrlichen Geſellſchafft zu Vannes außreit. 208
Cap. 34. Wie ſich der Ritter ſeinem Vatter zu erkennen giebt. 212
Cap. 35. Wie der Herzog mit einer löblichen Geſellſchafft zu dem Heyligen Grab reit, vnd ſeinem Marſchalk die Herzogin, Land vnd Leut befahl. 217
Cap. 36. Wie der ſchändtliche Marſchalk zu der Herzogin kam, vnd wie jm die Herzogin antwort gab. 220
Cap. 37. Wie der Marſchalk mit einem Küchenbuben einen ſchändlichen Anſchlag macht. 224
Cap. 38. Wie ſich Seboldt zu dem Kuchenknecht geſellet, vnd alle heimlichkeit von jm meynet zu erfahren. 229
Cap. 39. Wie die Herzogin in ein große onmacht kam. 233
Cap. 40. Wie der ſchändtliche Marſchalk zu der Herzogin kam, vnd was er mit jr redet. 235
Cap. 41. Wie die Landsherren aber zu dem Küchenbuben kommen, jn vnterſtehen peinlich zu fragen. 241
Cap. 42. Wie man den Küchenbuben henkt, vnd er biß an ſein End auff einer Red bleibt. 245
Cap. 43. Wie der Herzog mit großen freuden wider in Britannien ſchiffet. 252
Cap. 44. Wie der Herzog mit bekümmerten Herzen zu Vannes eynreyt. 258
Cap. 45. Wie der Graff auß Pickardey zu dem Herzogen kompt, vnd wie es hernach gieng. 264
Cap. 46. Wie der falſch Marſchalk großen ſchrecken ab deß Grafen Red empfieng. 274
Cap. 47. Wie Friderich der Herzogin zween weg anzeiget, vnd welchen ſie an die Hand nimpt. 278

3.

Die ſchwarze Höhle:

In einem Schreiben des J. Z. Holwell Eſqu. an Wm. Davis Eſqu.

Am Bord der Schaluppe, die Sirene. Den 28. Februar 1757. *)

Mein Herr.

Die Verwirrung, welche der Verluſt der Beſitzungen der oſtindiſchen Kompagnie in Bengalen zu London verurſacht haben muß, wird nicht wenig durch den erbärmlichen Tod derer vermehrt werden, die in der traurigen Nothwendigkeit waren, ſich in dem Fort William auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Aus denen Erzählungen, die bekannt worden ſind, wiſſen Sie blos, daß von 140 Gefangnen 123 in den Gefängniß der ſchwarzen Höhle in der Nacht von dem 20ſten Junius 1756 erſtiket wurden. Wenige, die dieſe fürchterliche Nacht überlebt haben, ſind im Stande, die wahren Umſtände dieſes Vorfalls anzugeben; auch glaube ich, hatt' es keiner verſucht. Ich ſelbſt ſetzte mich oft mit dieſer Entſchließung nieder, und verließ eben ſo oft ein ſo ſchwermüthiges Unternehmen. Jezt hat die Seeluft bereits eine ſo heilſame Würkung auf meine

---

*) Die ſchrecklichen Begebenheiten der ſchwarzen Höhle, eins von den Denkmälern menſchlicher Grauſamkeit, die jeder Menſchenfreund aus den Annalen der Geſchichte weglöſchen möchte, ſind ſchon bekannt; allein dieſe umſtändlichere Erzählung eines ihrer Schlachtopfer, die, meines Wiſſens, noch nie aus dem Engliſchen überſetzt worden iſt, wird dadurch nicht überflüſſig. R – b.

Seite
Cap. 48. Wie dem Galmy ein Brieff von der Herzogin geſchrieben ward, vnd durch Lupolt den Botten zugeſchickt. 282
Cap. 49. Wie Lupolt in großen trawren hinweg ſchiedt, vnd Galmy ſich rüſtete eylendts in Britannien zu reyten. 291
Cap. 50. Wie Lupolt der Bott wider gen Vannes kompt, die Bottſchafft von dem Ritter bringt 300
Cap. 51. Wie der Abt heymlich nach Fridrichen ſchicket. 305
Cap. 52. Wie die Herzogin für Gericht geſtellet, vnd zu ihr hertiglich geklaget ward. 313
Cap. 53. Wie die Herzogin zu den Schranken kam, vnnd wie ſie mit dem Marſchalk redt. 317
Cap. 54. Wie der Ritter Galmy in eines Mönchs geſtalt mit dem Marſchalk kämpfft vnnd jm ablag. 323
Cap. 55. Wie der Bott von dem Abt wider gen Vannes zu dem Herzögen kompt 333
Cap. 56. Wie ſich weiter mit Friderichen an den Herzogen Hof begeben hat 336
Cap. 57. Wie Friderich in Schottland zu ſeinem Geſellen reyt, vnd wie der Herzog in eine große Krankheit fiel. 342
Cap. 58. Wie der Herzog von dieſer Welt ſchiedt 345
Cap. 59. Wie Galmy der Ritter wider in Britannien ſchiffet, vnd wie er von der Herzogin empfangen warde. 347
Cap. 60. Wie der Ritter einen brieff geſchrieben, darein er den Ring gethan, ſo ihm von der Herzogin in der beicht gegeben ward. 350
Cap. 61. Wie die Herzogin den Ritter freundlich empfahen thet. 352
Cap. 62. Wie Galmy als er Herzog zu Britannien worden war, den Wernhardt mit ſeinen Geſellen begnadet. 354
Cap. 63. Wie der Herzog Wernhardt begnadiget vnd Lupolten den Botten in Schottland zu ſeinen Eltern ſchicken thet. 356
II. Appolonius von Tyrlandt: ain Bruchſtück 359

An-

Formoſa die gute
Mit trauriklichem mute
Sach man ſie trauriklichen klagen
Ain ſper hieß ſie her tragen
Das was hurnein k) ganz und gar
Schwartz als ain kol l) gevar
Es war achirons m) er geweſen
Das hore ich di púcher leſen
Es iſt ſo vmb das ſper getan
da enmag nicht vor peſtan
Wie herte der halsperg ſey
Es ſneyt ſy hin als ain play
das ſper haißet ſuſan
Es hat der poſe kolkan
Schaden vil damit getan
Der n) weyßage Albedacus
Ging fur Jn vnd ſprach alſuß
dein rayſe wirt da vil gút
Du piſt vor ſchanden wol behút
du gewinneſt lob vnd ere
das arneſt du dann ſere
An der wider kere
So wider fert dir unhail
Vnd arbait ain o) michel dail
Jn groſſem etlende
doch nymt es ein ende

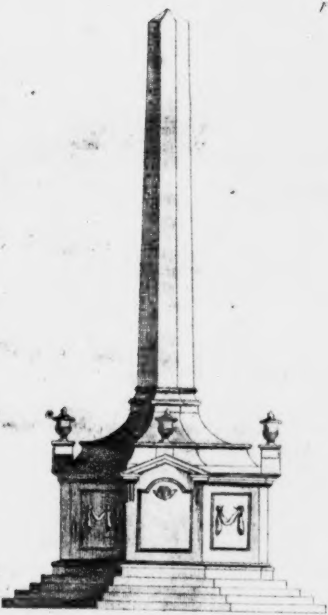
Do

---

k) hörnern, von Horn. l) farbig. m) ehe, vordem. n) Prophet, Wahrſager. o) viel, groſſes Theil.

Do ſprach der kunig herre
Sanffies leben vnd ere
Mugen nicht pey ainander weſen
das hör ich in den püchern leſen
Wer nach eren ſtreben will
Der muß vnderſtunden vil
Vngevertes laiden
Wer auf weichen ſeiden
Sich will ſtrecken zu aller ſtund
Der wirt faul als ain hunt
Vnd muß ain weyb hüter ſein
Als ain polſter hündelein
Ainem frummen man zimpt wol
Das er Turnay ſuchen ſoll ꝛc.

Pl. 55.



meine Geſundheit gehabt, und ich bin ſo ruhig, daß ich auf jene furchtbare Nacht zurückſehen kann, die ich Ihnen jezt beſchreiben will.

Ehe ich Sie in die ſchwarze Höhle führe, muß ich erſt einige Umſtände, die dahin einſchlagen, bekannt machen. Der Suba *) und ſeine Truppen waren ſchon vor ſechs Uhr des Abends im Beſiz des Forts. Ich hatte im Ganzen drey Unterredungen mit ihm: die lezte in Durbar **) vor Sieben, wo er auf das Wort eines Soldaten die Verſicherung wiederholte, daß uns kein Leid geſchehn ſollte. In der That glaube ich, ſeine Ordre war überhaupt, daß wir dieſe Nacht wohl verwahret werden ſollten, und daß das Uebrige eine Folge der Rachſucht derer Jemmaatdaars ***) war, deren Bewachung wir übergeben wurden: denn ſie hatten viele von ihren Leuten in der Belagerung verloren. Es ſey wie es wolle, genug, ſobald es dunkel war, verlangte unſre Wache, daß wir uns ohne Unterſchied zuſammenziehn, und unter den bogigen Vorhof, gegen Weſten der ſchwarzen Höhle, und denen Barraken des Wachhauſes zur Linken, und grade denen Fenſtern der öſtlichen Zimmer des Gouvernements gegenüber, ſezen ſollten.

Außer der Wache, die wir bereits hatten, ſtand noch eine andre unten an der Treppe an dem ſüdlichen Ende des Vorhofs, die auf die ſüdöſtliche Baſtion führet, damit keiner von uns durch dieſen Weg entfliehn konnte. Auf dem Paradeplaz (wo, wie Sie ſich erinnern werden, die 22pfünder ſtanden) waren vier bis fünfhundert Artilleriſten mit brennenden Lunten aufgeſtellt. Jezt ſtand die Faktorey in Flammen. Zur Rech-

---

*) Suzaind Dowla, Vizekönig von Bengalen, Bakar und Oriza.
**) Im Rathe.
***) Eine Art von Offizier: bald wie unſre Sergeanten.

ten das Zeughaus und Laboratorium, zur Linken der Zimmerhof: ob wir gleich damals glaubten, daß es der Kompagnie Kleidermagazin ſey. Bey dieſem Anblick waren unſre Muthmaßungen ſehr verſchieden. Das Feuer rückte von beyden Seiten mit reißender Schnelligkeit fort, und die meiſten waren der Meynung, daß ſie uns zwiſchen den zwey Feuern erſticken wollten; ſie beſtärkte ſich dadurch, daß ungefähr halb achte einige Offizier und Gemeine mit brennenden Fackeln kamen, und damit in die Zimmer gingen, die uns zur Rechten waren. Wir fürchteten, daß ſie ſolche anſtecken würden, um den Entwurf, uns zu verbrennen, ſchleuniger auszuführen. Hier entſchloſſen wir uns ſogleich, lieber auf unſre Wache zu fallen, ihnen ihre Säbel zu nehmen, und die Truppen auf dem Paradeplaz anzugreifen, als uns ſo geduldig braten zu laſſen. Um aber von ihrem Vorhaben erſt überzeugt zu ſeyn, ging ich auf Bitten derer Herren **Baillie**, **Jenks** und **Revely** hin, um zu ſehen, ob ſie würklich in den Zimmern Feuer anlegten: ich fand aber das Gegentheil, und es zeigte ſich in der Folge, daß ſie blos einen Ort geſucht hatten, wo ſie uns einſperren konnten. Das Letzte, was ſie unterſuchten, waren die Barraken des Wachhauſes hinter uns. Hierauf ſahen wir einen Theil der Wache, der auf dem Paradeplatz aufgeſtellt war, auf uns anziehen, mit den Offizieren, die die Stuben beſehn hatten. Die Barraken, wie Sie ſich erinnern werden, haben unten einen breiten und gewölbten Abſaz, worauf die Soldaten ſchlafen, und ſind gegen Weſten offen, durch Bogen und eine kleine Bruſtwehre, die vorgezogen iſt. In dieſe gingen wir geſchwinde, und ſchmeichelten uns, daß wir einer ſehr erquickenden Nacht genießen würden, weit entfernt, uns etwas von dem hölliſchen Aufenthalte träumen zu laſſen, der unſerer wartete; denn kaum waren wir alle in den

Barraken, als die Wache bis an die Bogen und die Bruſtwehre vorrückte, und uns mit angeſchlagenem Gewehr befahl, in das gegen Süden derer Barraken befindliche Behältniß, das Gefängniß der ſchwarzen Höhle genannt, zu gehen, unterdeſſen andre von dem Wachhauſe her auf die unſrige, die ihnen am nächſten waren, mit Keulen und entblößten Säbeln eindrangen. Dieſer Streich war ſo ſchnell, ſo unerwartet, und der Drang und das Drücken auf uns, die wir am nächſten an die Thür der ſchwarzen Höhle ſtanden, ſo ſtark, daß nicht zu widerſtehen war, ſondern wie eine Welle die andre treibt, mußten wir weichen und hineingehn. Die übrigen folgten wie ein Strom; denn die wenigſten unter uns, die Soldaten ausgenommen, hatten einen Begriff von der Größe oder Beſchaffenheit eines Orts, den wir nie geſehn hatten. Wäre dieſes geweſen, ſo hätten wir auf alle Fälle die Wache angegriffen, und wären, als das Aeußerſte, was uns begegnen konnte, in Stücken gehauen worden. Unter den erſten, die hereinkamen, war ich, die Herren Baillies, Jenks, Cooke, T. Coles, Fähndrich Scot Revely Law, Buchanan ꝛc. Ich nahm Beſitz von dem Fenſter, das der Thür am nächſten war, und nahm Hrn. Coles und Scot mit hinein, die beyde verwundet waren. Es war nun um 8 Uhr des Abends. Stellen Sie ſich ſelbſt, wenn es möglich iſt, die Lage von 146 Unglücklichen vor, die von beſtändigen Mühſeligkeiten und Gefechte erſchöpft, in ein viereckigtes Behältniß von achtzehn Fuß, in einer äußerſt ſchwülen Nacht in Bengalen zuſammengeſtopft ſind, das auf keiner Seite einige Oefnung als nach Weſten zween Fenſter hatte, die mit ſtarken eiſernen Stäben verwahret waren, durch die wir kaum Luft, am wenigſten eine Zirkulation derſelben erhalten konnten. Was hiervon die Folge ſeyn mußte, mahlte ſich mir mit den lebhafteſten und fürchterlichſten Farben, ſo bald ich nur die Lage dieſes Behältniſſes ſahe. Vielmal wurde es verſucht, die Thüre aufzubrechen; aber wir hatten nichts als unſre Hemden, und da die Thür hinwärts ſich öfnete, ſo war alles vergebens. Unter der Wache, die an denen Fenſtern ſtånd, ſah ich einen alten Jemmaatdaar nicht weit von mir, der mit uns einiges Mitleiden zu haben ſchien, und dies war der einzige unter allen, der nur einige Menſchlichkeit zeigte. Ich rief ihn zu mir, und bat ihn in den überredenſten Ton, der mir möglich war, Mitleiden mit unſern Leiden zu haben, und zu ſehn, daß wir wenigſtens getheilt würden. Ich verſprach ihm dafür 1000 Rupien. Er verſuchte es, und ging fort. Allein in wenig Minuten kam er zurück, und ſagte, es ſey unmöglich. Da ich glaubte, ich hätte ihm zu wenig geboten, ſo verſprach ich ihm 2000. Er ging zum zweitenmal fort, und kam bald wieder mit der Nachricht, das es nicht thunlich ſey. Es konnte nicht anders als auf des Suba Befehl geſchehn, und es unterſtund ſich kein Menſch ihn aufzuwecken. Während dieſes Zwiſchenraums vergrößerten ſich unſre Ungemächlichkeiten. Wir waren kaum einige Minuten zuſammen geweſen, als ein jeder eine ſo gewaltige Ausdünſtung bekam, daß ſie keinen Begrif davon haben. Dieſes verurſachte einen brennenden Durſt, der immer nach dem Maße ſtieg, als der Körper von ſeiner Feuchtigkeit verlor. Verſchiedne Mittel wurden erdacht, um uns mehr Platz und Luft zu verſchaffen. Um das erſtre zu erhalten, wurde vorgeſchlagen, man ſollte ſich ausziehn. Der Entwurf wurde gebilligt, und in wenig Minuten war alles ausgekleidet (mich, Hrn. Court und die zwey Verwandten neben mir ausgenommen). Eine kleine Zeit glaubten ſie, einen groſen Vortheil dadurch gewonnen zu haben. Alle Hüte wurden bewegt. Ein jeder ſchlug etwas vor, um die Luft in Bewegung zu bringen, und Mr. Baillie war der Meinung, es ſollten ſich alle auf einmal niederſetzen. Da ſie würklich in der Lage eines, der ertrinken will, waren, ſo iſt es kein Wunder, daß ſie nach jedem Ding haſchten, das ihnen Errettung verſprach. Es wurde verſchiednemal ausgeführt, allein eben ſo oft wurden viele von ihnen, die weniger Kräfte als die übrigen hatten, oder ſo erſchöpft waren, daß ſie nicht gleich auf die Beine kommen konnten, wenn das Wort, zum Aufſteigen, gegeben wurde, todtgetreten, oder erſtickt. Wenn ſich alle niedergeſetzt hatten, waren ſie ſo enge zuſammen, daß ſie viele Arbeit brauchten, um wieder aufſtehn zu können. Vor neun Uhr wurde eines jeden Durſt unerträglich, und das Athemholen ſchwer. Unſer Zuſtand war weit elender, als der von ſo vielen hülfloſen Thieren unter der ausgepumpten Glocke. Alle Kräfte wurden wieder angeſtrengt, um die Thür zu erbrechen, aber umſonſt. Die Wache mußte viele Beleidigungen verſchmerzen, wodurch man ſie zwingen wollte, auf uns zu feyern (welches, wie ich nachher hörte, noch weiter getrieben wurde, da ich keine Empfindung mehr hatte). Ich vor mein Theil fühlte wenig Pein, außer der, die von meiner Bekümmerniß über die Martern derer übrigen entſtanden. Ich hielt mein Geſicht immer durch zwey von den Stangen, und hatte da Luft genug, um bequem Athem zu holen, ob ich gleich außerordentlich ſchwitzte, und nun anfing, zu durſten. Um dieſe Zeit kam aus dem Gefängniß ein ſo ſtarker, urinartiger Geruch, daß ich nicht im Stande war, länger als ein Paar Sekunden hineinzuſehn. Nun wurde jedermann, außer die in und nahe bey den Fenſtern waren, grimmig, und viele raſeten. Waſſer, Waſſer, ſchrien alle, und der alte Jemmaatdaar, deſſen ich vorhin gedacht habe, befahl, daß man welches bringen ſollte, ohne zu ahnden, was es vor einen unglücklichen Erfolg haben würde.

Dieſen fürchtete ich, und ich verſuchte oft, es zu hindern. Allein das Schreyen war ſo laut, daß es unmöglich wurde. Das Waſſer kam. Worte ſind nicht hinlänglich, um Ihnen die allgemeine Bewegung zu ſchildern. Ich hatte mir geſchmeichelt, daß einige, die ſich in einer gleichen Gemüthsverfaſſung erhalten würden, die Nacht überleben könnten, aber nun ſah ich zu meinem gröſten Unglück keine Möglichkeit, daß einer davon kommen würde, um dieſe ſchreckliche Scenen zu ſchildern.

Bis das Waſſer kam, hatte ich ſelbſt nichts vom Durſte gelitten, allein izt wurde er alle Augenblicke unerträglicher; Wir hatten kein anderes Mittel, es in das Gefängniß zu bringen, als mit Hüthen, die wir durch die Stäbe zwangen, und das ſo geſchwinde als es möglich. Allein die, welche einen außerordentlichen Durſt gefühlet haben, oder die Natur und Urſache deſſelben kennen, werden wiſſen, daß er nur auf einen Augenblick erleichtert werden kann, ſo lange die Urſache nicht gehoben iſt. Ob wir gleich volle Hüthe durch die Stäbe brachten, ſo war doch das Reiſſen darum ſo groß, daß kaum eine Theetaſſe drinne blieb, ehe ſie einer an den Mund brachte. Dieſe kleine Hülfe war dem Waſſer gleich, daß man in das Feuer ſprengt, um die Flamme zu wehren. O mein Herr, wie kann ich Ihnen eine Beſchreibung von dem geben, was ich bey dem Schreyen und der Gierigkeit derer fühlte, die weiter hinten ſtanden, und keine Hofnung hatten, einen Tropfen Waſſer zu bekommen. Einige baten mich, um der Freundſchaft, die ich für ſie hatte, und denken Sie ſich, was mein Herz fühlen mußte, da ich ihren verzweiflungsvollen Zuſtand ſahe, und doch nicht erleichtern konnte; Denn jezt wurde die Unordnung ſchrecklich und allgemein. Verſchiedene verließen das andere Fenſter, (die einzige Wahrſcheinlichkeit, ihr Leben zu friſten) um einen Weg zum Waſſer zu finden, und das Drängen nach den Fenſtern, war unerträglich. Welche die ſich aus dem hintern Theil des Behältniſſes vordringen wollten, drükten die, die ihnen in Weg, und ſchwächer wie ſie waren, nieder, und traten ſie tod. Iſt es glaublich, daß dieſer Auftritt des Elendes denen Beſtien, die drauſſen waren, Unterhaltung gab. Aber das war es, und ſie ſorgten, daß es nicht an Waſſer fehlte, damit ſie Freude hatten, uns darum fechten zu ſehn, wie ſie es nennten. Ja einige hielten Lichter in die Höhe, um nichts von ihrem unmenſchlichen Vergnügen zu verlieren. Von Neune bis bald Eilfen hatte ich dieſe grauſame Lage erduldet, und immer Waſſer zugereichet, als ich mich ſchon faſt nicht mehr, wegen des Gewichtes, das gegen mich drückte, rühren konnte. Ich war nunmehro dem Tode ſehr nahe, und meine zween Geſellſchafter, mit Hrn. **William Parker**, der ſich auch in das Fenſter gezwängt hatte, waren eben in dem Zuſtande. Eine ganze Zeit hatten ſie alle Achtung gegen mich gehabt, und mehr als ich in denen Umſtänden wo wir waren erwarten konnte: aber nun hörte aller Unterſchied auf. Meine Freunde **Baillie**, Hr. **Jenks**, Revely Law **Buchanan**, **Simſon** und verſchiedene andere, die ich ſchäzte und liebte, lagen ſchon einige Zeit tod zu meinen Füſſen, und wurden nun von jedem Korporal und gemeinen Soldaten zuſammengetreten, die durch ihre ſtärkere Leibesbeſchaffenheit einen Weg zum Fenſter erzwungen hatten, und ſich nun über mir feſt an denen Stangen anhielten, bis ich zulezt ſo eingepreſſet war, daß ich mich nicht mehr bewegen konnte. Entſchloſſen, alles aufzugeben, rief ich ihnen zu, und bat mir es als die lezte Probe ihrer Liebe aus, daß ſie aufhören möchten, auf mich zu drängen, und erlauben wollten, mich aus dem Fenſter zu begeben, um ruhig zu ſterben. Sie machten Plaz, und mit vielen Schwierigkeiten eröfnete ich mir einen Weg in die Mitte des Gefängniſſes, wo ich das Drücken geringer

fand,

ſand, da bereits der dritte Theil tod war, und die mehrſten nach den Fenſtern hinſtürmten, denn jezt hatten ſie an beyden Waſſer. In der ſchwarzen Höhle iſt auf den Boden ein Abſaz, der mit dem in denen Baraken zuſammenhängt; Ich wanderte über die Todten, kam nun an das Ende gerade dem andern Fenſter gegen über, und ſezte mich zwiſchen Hrn. Dumbleton und Capt. Stevenſon. Der erſte war eben ſterbend. Ich war nun glücklich in der Gemüthsruhe, die ich die ganze Zeit über behalten hatte. Den Tod erwartete ich als unvermeidlich, und beklagte nur, daß er ſich ſo langſam näherte, ob mir gleich den Augenblick, da ich das Fenſter verließ, das Athmen ſchwer wurde. Hier kam mein Freund Edward Eyre über denen Todten, taumelend auf mich zu, und fragte mit ſeiner gewöhnlichen Wärme und Gutherzigkeit, was ich mache? Aber ehe ich ihm antworten konnte, fiel er um, und ſtarb. Ich legte mich auf einige Todte, die hinter mir waren, und befahl mich dem Himmel, in der Hofnung, daß meine Leiden nicht lange mehr dauren würden. Mein Durſt wurde nun unerträglich, und das Athemholen immer ſchwerer. Ich war nicht 10 Minuten in dieſem Zuſtand, als ich Schmerzen auf der Bruſt, und Herzklopfen im äuſſerſten Grade empfand. Dieſe trieben mich wieder in die Höhe. Allein Schmerz, Herzklopfen, Durſt und ſchweres Athemholen ſtiegen immer. Deſſen ohngeachtet blieb ich bey Sinnen, und fühlte das Unglück, daß ich dem Tod nicht ſo nahe ſey als ich gehoffet hatte. Meine Leiden waren nicht länger zu tragen ohne eine Erleichterung, die mir nur friſche Luft geben konnte. Ich beſchloß, zu das Fenſter, das mir gegenüber war, zu dringen, und mit einer Gewalt, die doppelt ſo viel Kräfte erfodert, als ich jemals beſeſſen habe, gewann ich die dritte Reihe vor demſelben, ergrif mit der einen Hand einen von den eiſernen Stäben, und bekam auf dieſe Art den 2ten, obgleich zwiſchen mir und dem Fenſter 6 bis 7 Reihen waren. In wenig Augenblicken hörte mein Schmerz, Herzklopfen und beſchwerliches Athmen auf: aber mein Durſt wurde unausſtehlich. Ich rief laut, **Waſſer um Gotteswillen.** Man hatte mich für todt gehalten, aber ſo wie ſie mich unter ſich hörten, hatten ſie noch die Achtung und Liebe, und rieſen: gebt ihm Waſſer, gebt ihm Waſſer; auch wollte es keiner von denen an dem Fenſter berühren, bis ich getrunken hätte. Allein das Waſſer half mir nichts; mein Durſt wurde vielmehr gröſſer, und alſo beſchloß ich, nicht mehr zu trinken, und den Ausgang zu erwarten. Ich erhielt blos meinen Mund dadurch feuchte, daß ich von Zeit zu Zeit meinen Schweis aus den Hemdermeln ſaugte, und die Tropfen, die von meinem Geſichte fielen, wie einen erquickenden Regen auffing. Sie können kaum glauben, wie böſe ich war, wenn mir einer davon entging. Ich kam in das Gefängniß ohne Rock und Weſte; Das Wetter war zu heiß, um den erſten zu tragen, und die leztere reizte den Geiz eines von der Wache, der mir ſie raubte, als wir noch unter dem Vorhofe ſaſſen. Wie ich mich an dem zwoten Fenſter befand, ſo ſahe einer von meinen unglücklichen Geſellſchaftern, der mir zur Rechten war, durch was für ein Mittel ich meinen Durſt beſänftigte. Er nahm ſich das zur Nachricht, und raubte mir einen anſehnlichen Theil meiner Erfriſchung. So wie ich ihn aber entdeckte, ſo ſing ich immer zuerſt an dem Ermel an, wo er ſtande, wenn ich glaubte, daß wieder Verrath vorhanden wäre, und auf dieſe Art kamen unſere Mäuler und Naſen oft in Streit. Dieſer Räuber war, wie ich nachher fand, ein würdiger junger Edelmann vom Dienſte, Herr Luſchington, einer von den wenigen, die dem Tode entflohen waren, und der mir hernach verſicherte, daß er ſein Leben den vielen ſtärkenden Tropfen aus meinem Hemde zu verdanken habe. Ich gedenke blos dieſes Umſtandes, weil ich glaube, daß nichts einen lebhaftern Begrif von unſerm ſchwarzen Zuſtand geben kann. Ehe ich auf dieſes glückliche Mittel fiel, verſuchte ich bey einem nicht zu beherrſchenden Anfall von Durſt, meinen Urin zu trinken; allein er war ſo bitter, daß ich es nicht zum zweitenmale verſuchen konnte. Daher kam es, daß auch Briſtolwaſſer nicht beſſer hätte ſchmecken können, als dasjenige, das ich durch meine Ausdünſtung erhielte. Um halb 12. war der gröſte Theil der noch Lebenden in einer grauſamen Raſerey, und die Uebrigen nicht mehr zu lenken. Wenige blieben etwas ruhig, als die Reihen, die den Fenſtern nahe waren. Durch das, was ich gelitten hatte, fühlte ich nun in vollem Maße, was die, die jezt darinnen waren, erdulden muſten. Jezt fanden alle, daß das Waſſer ihr Ungemach vergrößerte, anſtatt es zu erleichtern, und Luft! Luft! war nun das allgemeine Geſchrey. Jede Beleidigung, die nur der Wache konnte angethan werden, und alle Schimpfnamen, die man nur erdenken kann, wurden den Suba, Monickchum *) ꝛc. beygelegt, um die Wache zum Feuern zu vermögen. Ein jeder, der nur konnte, drängte ſich nach den Fenſtern, in der Hofnung, daß ihn der erſte Schuß treffen ſollte. Nun wurde ein allgemeines Gebet um Beſchleunigung des Feuers, das uns zur Rechten und Linken war, gen Himmel geſchikt, von dem wir hoften, daß es unſer Elend endigen würde. Allein da alles fehlſchlug, ſo legten ſich die, deren Kräfte erſchöpft waren, nieder, und ſtarben ruhig auf ihren Freunden. Andre, denen noch einige Stärke übrig war, wendeten alles an, um zu den Fenſtern zu kommen. Welchen gelang es, indem ſie auf den Rücken und die Köpfe derer in der erſten Reihe kletterten, und ſich an den eiſernen Stangen hielten, wovon ſie nicht wegzubringen

---

*) Rajah Monickchum der von dem Suba zum Gouverneur über Calcutta geſezt war.

gen waren. Viele zur Rechten und Linken ſanken von dem erſtaunlichen Gewichte, und wurden ſogleich erſtickt. Denn nun ſtieg ſowohl von den Lebenden als Todten ein Dunſt in die Höhe, der uns bis zum Erſticken brachte, eben als wenn unſere Naſen mit Gewalt über ein Gefäß voll flüchtigen Hirſchhorngeiſt gehalten würden. Oft wenn ich durch das Gewicht auf meinen Kopf und Schultern genöthigt war, mein Geſicht nieder zu halten, ſo war, ſo nahe ich mich bey dem Fenſter befand, genöthigt, es gleich in die Höhe zu wenden, um den Erſticken zu entgehen. Ich brauche nicht Ihr Mitleiden zu fordern, wenn ich Ihnen ſage, daß ich von halb 12 bis um 2 Uhr Morgens das Gewicht eines ſchweren Mannes ertrug, da ich mit den Knien im Rücken, und die ganze Schwere ſeines Körpers auf dem Kopf hatte. Ein holländiſcher Sergeant hatte ſich auf meine linke Schulter geſezt, und einen Topaz *) trug ich auf der rechten. Ich wäre nicht im Stande geweſen, alles dieſes zu ertragen, hätte mich nicht der Druck von allen Seiten her unterſtüzt. Die leztern ſchafte ich mir oft weg, wenn ich mich nach den Stangen hin bewegte, und ihnen die Gelenke meines Rückens in die Rippen ſezte. Aber der Freund auf mir ſtand feſt, und da er ſich an zwey Stangen hielte, war er nicht zu bewegen. Da ich dieſen Streit ungefähr eine Stunde unter einer Menge trauriger Ueberlegungen ertragen hatte, und nicht die mindeſte Erleichterung hoffen konnte, ſo gab ich meine Entſchließung und jede Empfindung der Religion auf. Ich fand es unmöglich, dieſe Prüfung länger auszuhalten, und noch weniger konnte ich den fürchterlichen Gedanken ertragen, in das Innere des Gefängniſſes zurückzugehen, wo ich ſchon ſo viel erduldet hatte. Ein höllischer Geiſt, der ſich dieſen Zeitpunkt zu Ru-

---

*) Ein ſchwarzer chriſtlicher Soldat. Ein Name, der in Portugall ſehr gebräuchlich iſt.

he machte, erinnerte mich, daß ich in meiner Taſche ein kleines Federmeſſer hätte. Ich beſchloß in dem Augenblick mir mit demſelben die Adern zu öfnen, und ſo einem Zuſtande ein Ende zu machen, der nicht länger mehr auszuhalten war. Ich hätte dieſen Entſchluß ausgeführt, wenn mir der Himmel nicht neue Kräfte geſchenkt, und mir einen Abſcheu vor dieſer Handlung eingeflößt. Ich ſträngte aufs neue meine Kräfte an, aber die wiederholten Verſuche, die ich machte, die Laſt, die auf mir lag, abzuſchütteln, erſchöpften mich zulezt völlig, und da ich fand, daß ich entweder aus dem Fenſter weichen, oder dann fallen müſte, wo ich war, ſo entſchloß ich mich zu den erſteren, nachdem ich in Rükſicht der übrigen aus Liebe zum Leben gewiß mehr getragen hatte als das beſte werth iſt. In der Reihe gerade hinter mir war ein Offizier von den Schiffen, der Carey hieß, der während der Belagerung viel Tapferkeit gezeigt hatte (ſeine Frau, ob ſie gleich im Lande geboren war, wollte ihn nicht verlaſſen, und gleitete ihn mit in das Gefängniß: Sie war eine von denen, die dieſe ſchreckliche Nacht überlebten). Dieſer Unglückliche hatte ſchon lange nach Waſſer und Luft geſeufzet. Ich ſagte ihm, daß ich entſchloſſen ſey, mein Leben aufzugeben, und er ſollte ſich bemühen, meinen Plaz zu bekommen. Da ich ihn verlies, machte er einen fruchtloſen Verſuch, denſelben zu bekommen, denn der deutſche Sergeant, der auf meiner Schulter ſaß, kam ihm zuvor. Der arme Carey dankte mir herzlich, und ſagte, er wolle auch ſein Leben laſſen. Allein mit der äuſerſten Arbeit erzwangen wir uns einen Weg von dem Fenſter; (verſchiedne in den innern Reihen waren tod, und ſtanden in der Höhe) *) Er legte ſich nieder, um zu ſterben, und ſein Tod war wie ich glaube ſehr ſchnell, denn es

war

---

*) Es war unmöglich, daß ſie wegen des gleichen Drucks, der auf ſie von allen Seiten würkte, fallen konnten.

war ein kurzer dicker ſanguiniſcher Mann. Er hatte noch viel Kräfte, und wäre er nicht mit mir gegangen, ſo hätte ich nicht durchkommen können. Ich fühlte anjezo keinen Schmerz, und überhaupt wenig Ungemächlichkeiten. Ich kann Ihnen von meiner Lage keinen beſſern Begrif machen, als wenn ich mein Gleichniß mit dem Hirſchhorngeiſt wiederhole. Ich bekam einige Anwandlung von Ohnmacht, und legte mich bey dem braven alten Mann, dem Ehrwürdigen Mr. Jervas Bellamy nieder, der an der ſüdlichen Mauer des Gefängniſſes, mit ſeinem Sohn, Hand in Hand tod lag. Nachdem ich einige Zeit gelegen hatte, ſo behielt ich immer noch ſo viel Ueberlegung, daß mir der Gedanke, nach meinem Tode, wie es andern geſchehen, zertreten zu werden, unangenehm wurde. Mit einiger Schwierigkeit ſtieg ich wieder auf, und erlangte zum zweytenmale den Abſaz, wo ich nun alle Sinne verlor. Das einzige, deſſen ich mir bewuſt bin, iſt, daß ich meine Feldbinde, die mir unbequem war, aufknüpfte, und weglegte. Von dem, was von der Zeit bis zu meiner Auferſtehung aus dieſer Höhle des Schreckens vorgegangen iſt, kann ich keine Nachricht geben; und die Umſtände, deren einige von denen Herren, die lebend blieben, gedenken, ſind ſo ungereimt, und widerſprechend, daß ich überzeugt bin, wenige von ihnen blieben bey Verſtand, oder verloren ihn wenigſtens, da ſie an die freye Luft kamen durch das Fieber, welches ſie mit herausbrachten. In meiner Errettung vom Tode hat ſich die Hand des Himmels deutlich ſehen laſſen: Sie geſchah auf folgende Art. Wie der Tag anbrach, und die Herren fanden, daß alle Verſuche, die Thüre eröfnet zu bekommen, fruchtlos waren, fiel einen von ihnen (ich glaube es war der Sec. Cooke) ein, mich aufzuſuchen. Sie ſchmeichelten ſich, daß ich Einfluß genug haben würde, die Erlöſung aus dieſem Elende zu bewürken. Herr Luſchington und

Walcot ſuchten nach, und erkannten mich an meinem Hemde unter den Todten auf dem Abſatz. Sie nahmen mich von da, und brachten mich nach dem Fenſter, das ich erſt in Beſitz gehabt hatte. Da aber einem jeden das Leben gleich lieb, (und der Geſtank, der von den Todten aufſtieg, nun unerträglich war,) ſo wollte keiner ſeinen Plaz in oder bey den Fenſtern aufgeben. Sie waren alſo genöthigt, mich wieder zurückzubringen. Aber bald hernach erbot ſich Capitain Mills, der in dem Fenſter ſaß, ſeinen Platz aufzugeben. Ich wurd' alſo wieder hervorgebracht, und in das Fenſter geſezt. Um dieſe Zeit ſchikte der Suba, der Nachricht von der Verwüſtung hatte, die der Tod unter uns gemacht, einen von ſeinen Jemmaatdaars. Er ſollte ſich erkundigen, ob der Chef noch lebte. Sie zeigten mich ihm, und ſagten, ich gäbe noch einige Zeichen des Lebens. Sie glaubten, daß ich wieder zu mir kommen würde, wenn die Thür bald aufgemacht würde. Nachdem man dieſe Antwort dem Suba gebracht hatte, ſo kam gleich Befehl, man ſollte uns herauslaſſen. Es war bald um Sechſe. Ich erholte mich gleich durch die friſche Luft an dem Fenſter. Es war eine ſchwere Arbeit, die Todten wegzuſchaffen, die ſich vor der Thür aufgehäuft hatten, da die ſtärkſten, die noch lebten, auſſerordentlich matt waren. Es währte länger als 20 Minuten, ehe wir durchkommen konnten. Da ich hinaus war, hatte ich ein entſetzliches Faulfieber. Es war mir unmöglich zu ſtehn, und ich ſchleppte mich eben nach dem naſſen Gras außer dem Vorplatz, als ein Befehl von dem Suba kam, ich ſollte ihm ſogleich aufwarten. Da ich nicht gehen konnte, ſo mußten ſie mich an beyden Armen führen. Unterwegs ſagte mir einer von den Jemmaatdaars, ich ſollte nur gleich bekennen, wo der Schatz in dem Fort vergraben wäre, oder man würde mich in einer halben Stunde aus einer Kanone ſchieſſen. *) Dieſe Nachricht machte mir nicht den mindeſten Kummer, denn unter den damaligen Umſtänden hielt ich den Tod für die gröſte Gnade, die mir der Tyrann erweiſen konnte. Da ich vor ihn gebracht wurde, ſahe er gleich, in welchem unglücklichen Zuſtande ich war, und befahl, daß man einen großen Folianten, der auf einen Haufen erbeuteter Sachen lag, herbeybringen ſollte, um mich darauf zu ſetzen. Ich wollte zwey dreymal reden, aber meine Zunge war trocken und ohne Bewegung. Er ließ mir Waſſer geben. Sobald ich reden konnte, erzählte ich ihm den traurigen Vorgang mit meinen armen Gefährten: aber er unterbrach mich gleich, und ſagte mir, er wüßte wohl, daß ein großer Schatz in dem Fort vergraben oder verſteckt ſey. Wenn ich Gnade haben wollte, müßt' ich ihn entdecken. Ich ſagte ihm alles, was ihn von der Unwahrheit dieſes Gerüchts überzeugen konnte; oder wenn ja was daran wäre, daß ich nichts davon wüßte. Ich führte ihm ſeine mir den Tag zuvor gegebene Verſicherungen zu Gemüthe. Aber er fieng wieder von dem Schatz an, und alles, was ich ſagte, ſchien nichts bey ihm auszurichten. Ich wurde dem **Mhir Muddon** als Gefangener übergeben. Unter der Wache, die mich von dem Suba führte, trug einer eine große Streitart. Dieſes machte, wie ich mir einbilde, den **Secretair Cookes**, der mich wegführen, und die Schärfe der Axt gegen mich gekehrt ſahe, glauben, daß ich den Kopf verlieren ſollte. Dieſes wird die einige Nachricht ſeyn, die Sie von mir haben, bis ich Ihnen ſelbſt eine beſſere bringen werde. Um aber wieder auf meine Erzählung zu kommen, ſo wurde ich in das Lager des **Mhir Muddon** geſetzt, das bey dem äuſſern Graben nicht weit von **Omichunds** Garten war, (der, wie Sie wiſſen, über 2 Meilen von dem Fort iſt,) und mit mir

---

*) Ein Todesurtheil, das in Indoſtan ſehr gemein iſt.

die Hrn. Court, Walcot und Burdet. Die übrigen, die dieſe unglückliche Nacht überlebten, bekamen ihre Freyheit, ausgenommen Mr Carey, die zu jung und ſchön war. Die Todten wurden untereinander in den Graben von unſerm Ravelin, das noch nicht fertig war, geworfen, und mit Erde bedeckt. Daß mir ſo ſtrenge begegnet wurde, hat, wie ich glaube, folgende Urſachen. Den Unwillen des Suba, daß ich das Fort vertheidigte, nachdem es der Gouverneur ꝛc. verlaſſen hatte. Seine vorgefaßte Meynung wegen des Schatzes; und drittens die Verhetzung des Omychund, *) aus Rache, daß ich ihn nicht losließe, ſobald ich den Befehl des Fortes bekam. Eine Sache, die ich in der Hitze und Verwirrung nicht dachte: denn ſonſt wäre es gewiß geſchehn, da ich ſeine Gefangennehmung für unbillig hielte. Wir wurden den 23ſten Junius, Morgens in einer Hakery **) in das Lager gebracht, gleich mit Feſſeln belegt, und alle viere in das Zelt eines Sapeys geſteckt, das ohngefähr 4 Fuß lang, 3 breit, und 3 hoch war, ſo daß wir halb drinnen und halb drauſſen lagen. Die ganze Nacht regnete es ſtark. So traurig dieſes war, ſo ſchien es uns ein Paradies, in Vergleichung unſeres Aufenthalts in der vorigen Nacht. Hier wurde ich mit großen ſchmerzhaften Beulen vom Kopf bis zum Füſſen bedeckt: das erſte Zeichen meiner Geneſung, denn ehe dieſe kamen, verließ mich mein Fieber nicht. Den 22ſten früh führten ſie uns in den Eiſen nach der Stadt, unter den ſengenden Stralen der Sonne. Hier bekamen die andern Herrn alle ſolche Beulen (ein glücklicher Zufall, der alle, die aus der ſchwarzen Höhle kamen, betraf). Da wir angekommen waren, gab man uns zu verſtehen, daß wir nach Muradabad abgehen ſollten. Wir ſchifften uns den 24ſten Nachmittags, auf ein großes

---

*) Ein großer Kaufmann von Calcutta.

**) Eine Kutſche, die von Ochſen gezogen wird.

Wollack *) ein, das einen Theil von des Baudoſingo ſeinen Raub enthielt. Sie ſtießen gegen ein Ufer, nachdem wir uns kaum eingeſetzt hatten, und brachen eines von denen Bodenhölzern. Ob ſie nun gleich fortfuhren, ſo hatten ſie doch ſoviel Waſſer, daß ſie kaum fortſchwimmen konnten. Unſere Bettſtellen und Betten waren, ein Abſaz von lokern ungleichen Bambusröhren, die auf dem Boden befeſtiget war, ſo daß wir, wenn ſie im Ausſchöpfen nachläßig wurden, halb im Waſſer lagen. Wir hatten kaum Kleider auf dem Leibe, um uns vor der Sonne und den Regen zu decken. Unſer Eſſen war Reiß, und das Waſſer, das neben uns floß. Sie wiſſen, daß es in Regenwetter weder hell noch gut zu trinken iſt. Kurz, ob gleich unſer Ungemach in dieſer Lage, mit ſchmerzhaften Beulen bedeckt, und mit Feſſeln beladen, groß war, ſo ſchien es uns doch leicht, wenn wir an unſere Errettung dachten. Unſere Reiß- und Waſſerdiät, die man uns zur Straſe halten ließ, war ganz gewiß das erſte Mittel unſerer Errettung: denn hätte man uns (in den Umſtänden, wo wir waren,) Fleiſch und Wein zugelaſſen, ſo wären wir zuverläßig geſtorben. Da wir Santipore gegen über kamen, konnten ſie wegen Mangel des Waſſers mit den Wollack nicht fortkommen. Es wurde alſo einer von der Wache an den Zenimdar **) dieſes Bezirks abgeſchikt, um leichte Boote zu verlangen, womit Staatsgefangene nach Muradabad geführt werden ſollten. Der Zenimdar glaubte aber den Kerl nicht, prügelte ihn aus, und jagte ihn fort. Dieſes verurſachte bey Zurückkunft des Burkandas einen fürchterlichen Lerm. Unſer Jemmaatdaar ließ ſeine Leute zu den Waffen greifen, und ſie beſchloſſen den Zenimdar wegzunehmen, und gebunden nach Maradabad zu führen. Dem zu folge

---

*) Ein großes Boot.

**) Ein Eigenthümer von einem Bezirk Landes.

landeten ſie mit ihren Gewehren, Schwerdten und Dolchen, und hier fiel einen ein, daß, wenn ſie mich mitnähmen, es ein Beweis ihres Auftrags, und des Verbrechens, das der Zenimdar begangen hatte, ſeyn würde. Da ich ſogleich an das Ufer gebracht wurde, ſo ſtellte ich ihnen die Unmöglichkeit vor, daß ich gehn könnte, da meine Beine mit Beulen bedeckt, und ſogar einige unter den Feſſeln wären. Ich verlangte wenigſtens, daß ſie mir ſie abnehmen ſollten, wenn ich ja gehn müſte; denn ich konnte ihnen nicht entfliehn. Sie ſahen, daß ich kaum ſtehen konnte. Allein ich hätte ſo gut das Mitleiden eines Tygers erregen können. Ich muſte in der größten Sonnenhitze um Mittag mit ihnen gehn. Von meinen Beinen lief das Blut ſtromweiſe, da mich meine Feſſeln beſtändig rieben. Nachdem wir nahe zu der Wohnung des Zenimdar kamen, ſo ſahen wir ihn, daß er uns mit ſeiner Wache, die mit Piquen bewafnet war, erwartete. Sobald ſie mich ihm aber zeigten, ſo machte er weiter keine Schwierigkeiten, und da er uns Fahrzeuge, und etwas für die Unruhe zu zahlen verſprach, ſo ward die Sache beygelegt. Wir reiſeten nun gleich ab, in Hofnung, daß uns die Boote folgen ſollten, allein ſie kamen nicht; und den folgenden Tag, (ich glaube, es war der lezte Junius) nahmen ſie ein Fiſcherboot weg, und ſchiften uns nur mit 1 Mann Wache ein. Es fehlte hier ſo ſehr an Platz, daß wir uns nicht ausſtrecken konnten, ohne uns oder einen andern an die Beulen zu ſtoßen. Wir waren in bedaurenswürdigen Umſtänden, da wir nicht eher als den 7ten July nach Muzadabad kamen, und unterdeſſen entweder einen beſtändigen Regen, oder eben ſo heftigen Sonnenſchein ausgeſetzt waren, und nichts hatten, um uns davor zu ſchützen. Den 7ten Julius früh kam uns die franzöſiſche Faktorey ins Geſicht. Ich hatte einen Brief an Hrn. Law, der der Chef davon war, bey mir. Er hatte ihn kaum erhalten, ſo kam er zu uns. Wir verlieſſen ſeine Faktorey mit dankbarem Herzen, nachdem er uns mit Kleidern, Wäſche, Lebensmitteln und Geld verſehen hatte. Wir bedienten uns ſehr bald unſers Vorraths, wie Sie denken können. So mäßig wir auch unſerer Meynung nach waren, ſo thaten wir uns doch alle Schaden. Ich bekam wenig Stunden nachher eine ſchmerzhafte Entzündung an meinem rechten Schenkel. Am 4ten Nachmittags langten wir zu **Muxadabad**, und wurden in einen ofnen Stall gebracht, der nicht weit von des Suba ſeinem Pallaſt war. Hier hatten wir auf einer Seite eine Wache von Mohren, und auf der andern eine von den Eingebohrnen. Da wir in dieſem Fegfeuer bis zu der Ankunft des Suba bleiben ſollten, ſo haben Sie keinen Begrif von unſern Leiden. Die Menge von Menſchen, die aus allen Theilen der Stadt kamen, um ihre Neugierde zu ſtillen, umgaben uns ſo, daß wir kaum einer zweyten Erſtickung entgehn konnten, da es überdas außerordentlich heiß war. Die erſte Nacht bekam ich ein Fieber, und meine Entzündung wurde immer ſtärker. Allein in der folgenden änderte ſich es, und wurde ein förmlicher Anfall von Podagra. Wie ſich meine Feſſeln mit dieſem neuen Beſuch vertrugen, das überlaß ich Ihrem Urtheile. Den 11ten Julius kam der Suba in der Stadt an, und mit ihn **Bundooſing**, in deſſen Haus wir in einer **Hakery** geführt wurden, denn ich war nicht im Stande, einen Fuß auf die Erde zu ſetzen. **Bundooſing** behandelte uns hier mit vieler Güte, und brachte gewöhnlich eine Zeit des Tags bey uns zu. Er unterhielte uns mit der Hofnung, daß wir bald befreyet werden ſollten. Den 15ten brachte man uns wieder in einer Hakery nach der Kella*), um Gehör bey dem Suba zu haben, und unſer Schickſal zu erfahren. Wir muſten über einer Stunde dem Thore gegenüber in der Sonne ſtehen. Hier ſahen wir verſchiedne ſeiner Miniſter, die in Ungnade gefallen, und ihres Amtes entlaſſen waren, mit einer Wache von Sootapurdars herausbringen. Sie waren wenig Minuten zuvor mit dem äußerſten Pomp in die Kella gegangen. Wir bekamen die Nachricht, daß wir den Tag kein Gehör bey den Suba bekommen könnten, und wurden wieder in unſern erſten Aufenthalt, den Stall gebracht. Den 16ten des Morgens, beſuchte eine alte Frau von Alyverdy Cawus Begum *) Gefolge, unſern Soheicke, und ſprach eine halbe Stunde mit ihm. Ich hatte einen Theil der Unterredung gehört, und da ich merkte, daß ſie etwas günſtiges für uns enthielte, ſo erfuhr ich ſie auf mein Bitten ganz von ihm. Es hatte die Begum bey Gelegenheit eines Schmauſes in der vergangenen Nacht, um unſere Freyheit gebeten, und der Suba hatte ihr verſprochen, uns den Morgen loszulaſſen. Sie können denken, wie troſtreich uns das war. Allein gegen Mittag verſchwand alle unſere Hofnung durch eine Nachricht, die uns Bundoosing gab, daß ein Befehl fertig wäre, daß wir wieder geſchloſſen zu den Raiah Monickhund gebracht werden ſollten. Was das für ein Donnerſchlag für uns war, läßt ſich leicht denken. Gegen Fünfen kam der Schaike zu mir, und ſagte, daß der Suba vorbey kommen würde, um nach ſeinem Pallaſte Motejeel zu gehen. Nun erholten wir uns wieder, und baten die Wache, daß ſie die Ausſicht vor uns frey laſſen möchte. Sobald wir den Suba ſahen, machten wir ihn den gewöhnlichen Salaam. Er ließ ſeine Sänfte halten, und uns zu ſich kommen. Mit wenig Worten erzählte ich unſre Drangſale, und bat um Freyheit. Der erbärmliche Aufzug, den wir machten, hätte einen Eindruck auf das Herz eines Unmenſchen machen müſſen. Wenn er einiges Mitleidens und Reue fähig iſt, ſo fühlte er ſie da gewiß. Auch glaube ich, man ſahe

---

*) Die Wohnung des Suba in der Stadt.

---

*) Die verwittwete Prinzeßin; Die Großmutter des Surajud Dowla.

ſahe ſie ihm zum Troze auf dem Geſichte. Er antwortete mir nicht, ſondern befahl einen Sootapurdar und Chubdaar, ſie ſollten uns die Eiſen abnehmen, und gehen laſſen, wohin wir wollten. Nachdem er dieſen Befehl deutlich wiederholt hatte, ſo gieng er und ſein Gefolge weg. Nun, mein Freund, ſehen Sie uns wieder in Freyheit, zu einer Zeit, wo wir keine Wahrſcheinlichkeit hatten, ſie je zu erhalten: und daher iſt es billig, daß ich auch Ihnen die Ihrige gebe, und ſie nicht länger mit den traurigen Umſtänden unſers Unglücks unterhalte. Ich bin ꝛc.

Verzeichniß

derer, welche in der ſchwarzen Höhle erſtickt ſind, (69 ausgenommen, die in Deutſchen und Engliſchen Sergeanten, Corporalen, Soldaten, Topazen und Portugieſen beſtanden, deren Namen ich nicht weiß) und die zuſammen 123 Perſonen ausmachen.

Vom Rathe:

E. Eyre.
Wm. Baillie } der ehrwürdige Herr Jervas Bellamy.

Edelleute vom Dienſte:

Die Herren
Revely.
Law.
Coales.
Valicourt.
Jebb.
Toriano.
E. Paye.
S. Paye.
Grub.
Street.

Jenks.
Harod.
P. Johnſtone.
N. Drake.
Carſe.
Knapton.
Gosling.
Bing.
Dod.
Dalrymple.

Capitains:

Clarton.
Buchanan.
Witherington.

Lieutenants:

Biſchop.
Hays.
Blagg.
Simſon.
Bellamy.

Fähndriche:

Paccard.
Scot.
Haſtings.
C. Wedderburn.
Dumbleton.

Sergeanten:

Sergeanten Major.
Quartiermeiſter.
Abraham.
Cartwright.
Bleau.
} Sergeanten von der Miliz.

Seecapitains:

Hunt.
Oſburne.
Purnell, überlebte die Nacht, ſtarb aber den folgenden Tag.
Miſſes. Carey.
Stephenſon.
Guy.
Porter.
W. Parker.
Caulker.
Bendall.
Atkinſon.
Leech ꝛc. ꝛc.

Verzeichniß

derer, die beym Leben blieben:

Die Herren
Hollwell.
Court.
Secr. Cook.
Luſchington.
Burdet.
Enſ. Walcott.
Miſſes. Carey.
Capt. Mils.
Capt. Bickſon.
Mr. Moran.
John Meadows, und 12 Soldaten, und von der Miliz. Sowol Schwarze als Weiße: wovon ſich einige erſt erholten, nachdem die Thür geöfnet war.

In-

Inſchrift des Monuments.

Dem Andenken derer Ed. Eyre, Wm. Baillie Eſqs. des ehrwürdigen Jervas Bellamy, Meſſrs. Jenks, Revely, Law, Coates, Valicourt, Jebb, Toriano, E. Paye, S. Paye, Grub, Street, Harod, P. Johnſtone, Ballard, N. Drake, Carſe, Knapton, Gosling, Dod, Dalrymple; Capitains Clayton, Buchanan, Witherington; Lieutenants Biſchop, Hays, Blagg, Simſon, J. Bellamy; Fähndriche Paccard, Scot, Haſtings, C. Wedderburn, Dumbleton; Seecapitains Hunt, Oſburn, Purnel, H. H. Carey, Leech, Stevenſon, Guy, Parker, Caulker, Bendall, Atkinſon, die mit verſchiedenen andern Einwohnern und Soldaten, zuſammen 123 Perſonen durch die Unmenſchlichkeit des Surajud Dowla, Suba von Bengalen, in dem Gefängniß, die ſchwarze Höhle, in dem Fort William in der Nacht des 20ſten Junius 1756 erſtickt, und den Morgen darauf in den Graben des Ravelins ohne Unterſchied geworfen wurden.

Dieſe Gedächtnißſäule iſt errichtet worden
von
einen Gefährten ihrer Leiden
J. Z. Hollwell.

Revers der Gedächtnißſäule:

Dieſe ſchreckliche Grauſamkeit iſt in dem Maaße, wie ſie es verdiente, gerochen an dem Surajud Dowla, durch die Waffen Ihrer Majeſtät, unter der Anführung des Vizeadmirals Watſon, und des Obriſten Clive, 1757.

Verdeutſcht aus dem Engliſchen
Originale von H—ch.

V.

Naturgeſchichte.

Kurze Anweiſung, wie Naturalien zu ſammlen, zuzubereiten, zu verpacken und weit zu verſchicken ſind.

I. Wie zu ſammeln und zuzubereiten.

1. Thiere.

a) Vierfüßige Thiere.

Werden am Bauch aufgeſchnitten, rein abgezogen, Hirn, Zunge und Augen herausgenommen, und wohl mit Alaun, inſonderheit der Kopf, ausgerieben. Sollte das allzuviele Fett die reine Abſchälung der Haut verhindern, ſo laſſe man das Fett an der Haut, und ſtreue Alaunpulver nicht geizig hinein. Nach einigen Stunden läßt ſich das Fett leicht abſchälen. Die Knochen des Kopfes, der inſonderheit wohl muß vom Fleiſch geſäubert werden, müſſen bleiben, ſo auch die Füſſe mit ihren Zähen und Klauen. Was man vom Fleiſch an den Zähen und Klauen nicht wegbringen kann, muß man inſonderheit fleißig mit Alaun durchbeizen. Die Wilden verſtehen das meiſtens ganz wohl, oft auch die Jäger. Von groſſen Thieren ſind auch Zähne, Hörner oder ganze Schädel brauchbar. Kleinere Thiere kann man auch in Brandtwein ſetzen. Auch ſind die Fötus von Gröſſern in Brandtwein geſetzt angenehm. Man muß ſie nicht zu der Zeit nehmen, da ſie ſich hären: auch ſind die geſchoſſenen nicht leicht tauglich.

b) **Vögel.**

Hier kann man die Geſchoſſenen eher brauchen, weil die Federn die Wunden mehr bedecken. Doch müſſen Schnabel und Füſſe ganz ſeyn. Sonſt werden ſie wie die vorigen behandelt. Die langfüſſigen und langſchnablichten, die eine zärtere Haut haben, welche leicht zerreißt, kann man auch unter dem Flügel aufſchneiden. Den Jägern muß man anempfehlen, keine Federn auszureiſſen: denn gewöhnlich pflegen ſie die ſchwarzen Federn, die den Glanz der andern unſcheinlich machen, auszurupfen, oder die groſſen Federn der Flügel und des Schwanzes, die ſie für gut zum Schreiben halten. Wenn die Zunge nicht fleiſchigt iſt, muß man ſie ſuchen beyzubehalten. Umgekehrt muß man die abgezogenen Häute nicht laſſen, das iſt mit einwärts gekehrten Federn, ſondern man muß ſie gleich wieder umſtreifen, und ſie ganz leicht, damit die Seiten der Haut nicht aneinander kleben, mit etwas ausſtopfen, inſonderheit den Hals und die Schenkel, welches auch bey den vierfüßigen Thieren zu beobachten. Die Haut des Vogels empfiehlt ſich deſtomehr, wenn man die Farbe der Füſſe und der Augen genau gemerkt, oder auch wohl auf einem numerotirten Papier beſonders malt. Neſter und ausgeblaſene Eyer ſind auch dienlich, aber der Vogel muß dabey ſeyn, damit man gewiß wiſſe, zu welcher Art ſie gehören.

c) **Schlangen, Eidexen, Schildkröten, Fröſche und Kröten** werden meiſt in Brandwein geſetzt; doch werden die groſſen auch abgeſchunden, welches, inſonderheit bey den Schildkröten ſehr ſchwer iſt. Auch bey den abgezogenen Schlangen muß man den natürlichen Kopf beybehalten.

d) **Fiſche** werden oft in Brandtewein geſetzt. Allein die ſchuppichten kann man auch auf eine ſehr angenehme Art zubereiten. Man ſchneidet den Fiſch der Länge nach in 2 Theile, ſo daß der Schwanz und diejenigen Floſſen, deren nur eine in der Mitte des Leibes iſt, (keine rechte und linke) auf der Seite bleiben, die in Schuppen und Floſſen am wenigſten beſchädigt iſt. Man legt dieſe Hälfte auf ein Brettchen, und breitet alle Floßfedern, ſo ſtark es ſich thun läßt, aus, die meiſtens durch ihren natürlichen Leim kleben bleiben; doch kann man auch eine jede mit einer dünnen Nadel hinter der erſten Gräte befeſtigen. Die Bruſt und Bauchfinnen, die nicht auf dem Brettchen aufliegen können, ſondern herausſtehen, breitet man auf die nemliche Weiſe auf einen Stückchen Kartenblatt aus. Dann ſtellt man das Brettchen mit dem Fiſch ans Feuer oder an die Sonne, etwa eine Stunde lang, oder ſo lang' es braucht den Fiſch ſonſt zu kochen, und bis die Haut etwas hart und ſehr trocken worden iſt; oder läßt ihn auch nur in der Luft in den Anfang der Fäulung gehn. Darauf befeuchtet man wieder die anhängenden Floßfedern nur mit einem naſſen Finger, damit man den halben Fiſch ohne die Floſſen zu zerreiſſen, wieder vom Brettchen abnehmen könne. Man legt ihn alsdann auf ein neues Brettchen, auf die Hauptſeite, ſchneidet mit einer ſtarken Scheere hinter den Kopf das Rückgrad durch, ergreift es mit zwey Fingern, und zieht es bis an den Schwanz heraus, wo man ihn wieder abſchneidet. Das meiſte Fleiſch wird ſo mitgehen, und was zurückbleiben ſollte, geht mit leichtes Schaben mit dem Nagel des Fingers, oder mit dem breiten Stiel eines anatomiſchen Skarpels, oder auch nur mit einem Span leichtlich los. Wenn der Fiſch unter dem Schuppen eine kleine Silberhaut hat, ſo muß man ſich in Acht nehmen, ſelbige nicht mit abzukratzen. Sollte das Fleiſch noch zu ſtark an der Haut hängen, und wäre es nicht der Mühe werth, das Wenige durch neues Kochen an die Wärme zu erweichen, ſo läßt es ſich durch gelindes

Reiben mit Alaunpulver wieder wegbringen. Die Knochen des Kopfes werden mit einer Zange vorſichtig gequetſcht, und nach und nach herausgenommen. Das Gehirn wird durch Alaun, oder auch nur mit einer gepulverten fetten Thonerde (wie die Pfeifenerde gemeiniglich iſt) ausgetrocknet; die Augen aber werden bey den Fiſchen nicht herausgenommen, wohl aber die dieſelbe umgebende Fettigkeit ſorgfältig ausgetrocknet. Die auf dieſe Art ausgeleerten Häute erhalten ſich meiſt von ſelbſt erhaben; zu Zeiten muß man ſie von unten her ausfüllen, mit Moos oder Baumwolle u. ſ. f.

Wenn dieſe Fiſche ihre gehörige Geſtalt haben, ſo wäſcht man ihre äuſſere Seite mit einem feuchten Schwämmchen oder Tüchelchen ein wenig ab, um alle noch anhängende Theilchen von Fleiſch, Fett oder Alaun hinweg zu nehmen. Wenn man will, ſo kann man ſie nach abermaliger Trocknung mit Firniß überziehen.

Die Bearbeitung dieſer Fiſche geht, wenn man ein wenig drinnen geübt und darzu eingerichtet iſt, ſehr geſchwind. Da verſchiedne Farben oder Flecken bey den Fiſchen nach dem Tode verſchwinden, ſo thut man ſehr wohl, wenn man dieſelben genau auf einen Papier beſonders merkt, damit man ſie wieder auf die Fiſchhaut malen laſſen kann.

Die Fiſche, die keine deutliche Schuppen haben, ſind ſchon ſchwerer abzuziehen, und erfordern mehr Uebung und Geſchicklichkeit.

c) Inſekten. Dieſe ſind ſehr verſchieden.

1) Unvollkommene, die noch nicht in ihrem letzten Zuſtand ſind, oder Raupen.

Wenn man dieſe erhält, ſo iſt es eins der bequemſten Mittel, und oft das einzige, ſchöne, vollſtändige Schmetterlinge zu erhalten, wenn man ſie bis zu ihrer Verwandlung nach Seidenwürmerart nährt, mit eben der Sorgfalt und Behutſamkeit.

Will man ſie aber wegen ihrer Schönheit oder ſeltenen Anſehns aufbewahren, ſo läßt es ſich nicht anders als in Weingeiſt thun. Doch auch da verändern ſie meiſt die Farben, oder laſſen ſich, welches man durch Verſuche finden muß, nur in diſtillirtem Eßig, oder Alaunwaſſer, oder Spiritus vitrioli dulcificatus, oder andern chymiſchen Liquoribus aufbehalten. Und bey aller Sorgfalt und Unkoſten nützen auf dieſe Weiſe aufbehaltne Raupen nichts, als wenn man auch den Schmetterling zugleich mitliefern kann.

2) Vollkommne und ausgewachſene.

aa) Schmetterlinge. Dieſe erhält man

α) indem man ſie erſtgemeldetermaßen aus den Raupen aufzieht; oder

β) die bey Tag an den Baumſtämmen oder Wänden ſtillſitzende Nachtſchmetterlinge durchſticht; oder

γ) die bey Tag flatternde oder ſich auf Blumen ſetzende Papillons entweder mit dem Bernchen oder mit der Klappe fängt. Hat man dergleichen Inſtrumente nicht bey der Hand, ſo kann ein Geübter ſie, wenn ſie mit aufgerichteten Flügeln auf den Blumen ſitzen, von der Seite mit beiden Fingern am Leib erhaſchen, oder mit ofner Hand, ſo daß man den ganzen Schmetterling in der hohlen Hand hält. Die Hauptſache dabey iſt immer, daß man die Flügel nicht berührt, noch ihren Staub abwiſcht.

bb) Die Käfer können meiſtens mit der Hand gefangen werden. Selten hat man wegen ihrer Schnelligkeit oder einem feinen die Flügel zierenden Staub, nöthig, eine Maſchine zu brauchen. Man findet ſie

auf der Erde
auf Blumen und Sträuchern,
im faulen Holz,

im Waſſer,
im Miſt der Thiere auf den Weiden.

cc) **Die fliegenartige weiche Inſekten.** Wer ſie kennt, kann ſie oft mit den Händen haſchen, doch ſehr oft erfordert entweder derſelben Behendigkeit, oder der von ihnen zu beſorgende Stich, daß man ſich der Klappe, um ſie zu fangen, bediene. Sie ſind auf Blumen ſehr häufig. Die Kleinern ſind nicht weniger willkommen, als die Großen. Die vielen Arten von Heuſchrecken, wandelnden Blättern und Pfaffen gehören auch hieher.

dd) **Krebſe** gehören auch zu den Inſekten. Die allermeiſten leben im Meer. Viele werden nicht gegeſſen, und werden deſto ſeltner von den Fiſchern dem Liebhaber überbracht. Alle müſſen gleich im ſüßen Waſſer vom anhängenden Salz befreit werden. Die kleinen läßt man alsdann von ſelbſt austrocknen, wenn man ſie nicht in Spiritus thun will. Bey den größern muß man den Rückenſchild vorſichtig ablöſen, mit einem Haken, oder ſonſt einem ſchicklichen Inſtrumente, das Fleiſch, ſo viel möglich, herauskratzen, Alaun hineinſtreuen; und hierauf Füße und alle andre Theile wieder wohl an den Körper anlegen (wegen des ſichern und bequemen Verpackens), und im Schatten trocknen.

e) Auch die **Geſpinſte, Coccons, Neſter** und **Eyer** der Inſekten ſind angenehm. Das Ausſchlüpfen der Würmchen aus den Eyern muß man durch Austrocknen, oder durch ſtarke Geiſter verhindern.

f) **Würmer.** Dieſe ſind entweder weiche See- oder **Erdwürmer**, wie der Regenwurm und die nackte Schnecke; oder **Muſcheln**; oder **Corallen** und **Seegewächſe.**

aa) Die weichen Würmer laſſen ſich äußerſt ſelten trocknen. Die meiſten finden ſich im Meer, und was aus dem Meer kömmt, muß alles zuvor, es mag behandelt werden, wie es wolle, im ſüßen Waſſer ausgelaugt werden. Einige kann man doch gleich in Brandewein werfen. Bey verſchiedenen wird es gut ſeyn, ſie zuerſt eine Zeitlang im ſüßen Waſſer liegen zu laſſen, bis die ſich zuſammenziehende Theile ſich wiederum auseinander begeben haben. Und bey dieſen wird es ſehr wohl gethan ſeyn, das friſche Waſſer ein paarmal hintereinander zu wechſeln, etwa alle halbe Stunden.

Die Seeſternen werden auf die nemliche Art nach vorhergegangener Ausſüßung auch getrocknet; doch muß man aus den größern die Eingeweide aus jedem Strahl zuvor mit Vorſicht herauszuholen ſuchen.

bb) Die Muſcheln.

α) Mit dem ſie bewohnenden Thier; können nicht anders als obgenannte Würmer in Spiritus erhalten werden.

β) oder nur die Schaale davon ſammlet man.

א) Erdſchnecken, die ſich auf Pflanzen, inſonderheit in ſchattichten, feuchten Wäldern, unter Steinen, an Felſen, im Moos vorzüglich zu finden, und meiſtens weniger bekannt ſind, und ſo wie leichter zu finden, alſo auch den Liebhabern vorzüglich angenehm.

ב) Flußſchnecken. Man fängt ſie mit einem Bernchen, meiſtens in ſtillſtehenden Waſſern, wo ſie entweder oben ſchwimmen, oder zwiſchen den Waſſerpflanzen, oder auf dem Grund ſitzen.

ג) Meerſchnecken. Es iſt ein Irrthum, wenn man glaubt, daß alle am Rand liegende Schaalen tauglich ſind. Alle, die zwo Schaalen haben ſollten, und nur eine noch haben, alle gerollte, zerſtoſſene, an der Mündung oder Spitze zerbrochene, von Würmern durchlöcherte, oder mit Wurmgehäuſen überzogene, an der Sonne gebleichte Schaalen, und meiſtentheils alle unbewohnten taugen nichts. Man muß ſie mit dem Bewohner an den Klippen, im Sand, oft im Grund des Meers fangen. Nach ſtarken Stürmen und bey groſſen Ebben entdeckt man manches.

Aus dieſen Schaalen, wenn man ſie aufbehalten will, muß entweder das Thier ausgeſchnitten, oder ausgezogen, oder ausgekocht, oder ausgefault, oder von Ameiſen ausgefreſſen werden, alles nach der verſchiedenen Art.

Die feine Haut, womit viele Schaalen überzogen ſind, muß man nicht abſchaben. Wenn das Thier ſein Gehäuß mit einem Deckel verſchließt, ſo muß man ihn auch drauf laſſen.

Die **Seeigel** oder Seeäpfel, die noch alle ihre Strahlen haben, legt man in ſüßes Waſſer, welches zu Zeiten erneuert wird, bis ſie todt ſind. Alsdenn ſchneidet man die weiche Haut, die unten um die 5 Zähne herumſitzt, mit einer Scheere rund herum aus, zieht die artiggebildete Maſchine mit den Zähnen, die daran ſitzen, wenn es ſich thun läßt, heraus, und trocknet ſie beſonders. Aus der Höhlung des Igels ſchabt man das Fleiſch heraus, und trocknet ihn behutſam, damit keine Stacheln abfallen.

cc) **Die Corallen und ſteinichten Seegewächſe.** Man ſucht ſie ſo ganz als möglich noch auf einem Stück Stein oder Muſchel aufſitzend zu erhalten, und läßt ſie in ſüßem Waſſer ſo lange liegen, bis das weiche, ſchleimichte, thieriſche Weſen ausgefüllt iſt. Will man aber die Thiere mit aufbehalten in einem Liquore conſervativo, dergleichen noch ſehr wenige nach Europa gekommen ſind, ſo muß man dieſe Körper zu Hauſe wieder in einen Zober voll Seewaſſer ſetzen, und warten, bis die Thierchen ſich weit genug mit ihren Armen, Fäden, oder Sternchen herausgezogen haben. Darauf tödtet man ſie in Brandtwein oder in ſtarker Lauge von Aſche. Man muß es durch Verſuche finden, welche man ſchnell aus dem

Waſſer nehmen, und in Spiritus werfen könne, oder bey welchen man das Seewaſſer langſam ablaufen, und dagegen Lauge hinzugießen müſſe, ohne daß eine Bewegung in dem Waſſer entſtehe.

2. Pflanzen.

Man trocknet entweder ganze Pflanzen. Dieſe werden geſammlet:

a) bey trockenem Wetter,

b) niemals ohne Blume, und wenn es möglich iſt, auch mit dem Saamen, wenn die Frucht nemlich nicht ſo ſaftig, noch zu groß iſt. Viele Pflanzen z. E. die Schotentragenden haben Blumen und Früchte zugleich.

c) Nur ein kleines Spitzchen einer Pflanze muß man nie nehmen, ſondern wo möglich die ganze Pflanze mit der Wurzel, wenn ſie nicht zu dick iſt; doch kann man ſie auch dünner ſchneiden. Von Bäumen und groſſen Gewächſen muß man doch wenigſtens einen ſchuhlangen Aſt nehmen, und wenn die untern Blätter an Geſtalt verſchieden ſind, davon eins beſonders trocknen.

d) Keinen Theil muß man wegnehmen, als was etwa faul iſt. Doch kann man einen zu dicken Stengel von hinten her durchſchneiden, verdünnern, oder dicke, ſaftig Blätter entzwerſpalten, und das Mark etwas auskratzen. Wo zu viele Blumen beiſammenſitzen, kann man einige wenige gleich oben am Stielchen abſchneiden, und beſonders trocknen. Das nemliche thut man auch, wenn wegen der Saftigkeit der übrigen Pflanze zu befürchten wäre, daß die zarte Blume verfaulte, wenn man alles miteinander trocknete. Sehr feine Blumen, inſonderheit von Waſſerpflanzen, kann man gleich abſchneiden, und in ein Büchel, das man bey ſich trägt, legen.

e) Die Pflanze breitet man zwiſchen trocknen Löſchpapier ſorgfältig aus. Sollte ſie verwelkt ſeyn, ſo muß ihr im Keller, oder dadurch, daß man ſie ins Waſſer ſteckt, wieder etwas Friſche geben, damit ſich alle Theile, ſowol Blätter als Blumen, ohne viele Mühe ſchön, flach ausbreiten laſſen, denn ſonſt wird das Ausbreiten zu mühſam. Wenn man ein wenig darinn geübt iſt, ſo kömmt man gar leicht damit zurecht, wenn man mit einer Hand die Pflanze ausbreitet, und mit der andern die ſchön ausgebreiteten Theile unter dem Papiere feſthält.

Sollte die Pflanze zu groß und zu äſtig ſeyn, ſo daß ſie im Ausbreiten zu viel Mühe machte, ſo kann man ſie auch in mehrere Stücke zerſchneiden.

f) Nur mit kleinen Pflänzchen von trockner Natur läßt es ſich thun, ſie etwa in einem alten Folianten zu trocknen, auch nicht viele auf einmal. Sonſt wird Buch und Pflanze verdorben.

g) Die Pflanzen zwiſchen Löſchpapier preßt man einige gelinder, andere ſtärker. Zwiſchen jede Pflanze müſſen wenigſtens 6 bis 8 Blätter Papier zu liegen kommen. Wenn man ſtark zu preſſen nöthig findet, ſo müſſen auch Brettchen oder Cartons dazwiſchen gelegt werden; ſonſt drücken ſich die Stengel der einen Pflanze durchs Papier durch auf die Blätter der andern ſchwarz ab.

h) Die meiſten Pflanzen, inſonderheit die, ſo ſaftiger Natur ſind, müſſen einigemal geändert und in neues trocknes Papier gelegt werden. Bey welken weichen Pflanzen geſchieht es oft, daß man die Theile ſchwerlich wieder auseinanderrollen kann. In dieſem Fall iſt es beſſer, das ungeöfnete Papier etwa eine Stunde an der Luft oder auch an der Sonne liegen zu laſſen, oder auch das Papierblatt, wozwiſchen die Pflanze unmittelbar liegt, beyzubehalten, und nur die äußern feuchten Blätter mit neuen trocknen zu verwechſeln.

i) Nach 3, 8 bis 14 Tagen werden die getrockneten Pflanzen herausgenommen, und zwiſchen ein Blatt vom andern größern und ſteifern Papier gelegt, ohne ſie anzuleimen. Man ſchreibt alsdann den innländiſchen Namen dazu, den Gebrauch, den man davon macht, die Zeit, wenn ſie blühe, und wo ſie wächſt, ob im Wald, oder am Waſſer, oder im Gebürg, u. ſ. f. ob ſie häufig oder ſelten.

k) Auf Farnkräuter, Mooſe, die an feuchten Felſen wachſen, muß man inſonderheit auch aufmerkſam ſeyn; doch muß man ſie auch nur zur Blühtezeit nehmen, d. i. wenn die Farnkräuter auf der untern Blattſeite kleine Kügelchen haben, die aus braunen Stäubchen beſtehen; die Mooſe, wenn ſie kleine Kölbchen oder auch Sternchen auf Stielchen tragen; und die dürren Mooße, die an Felſen und Baumſtämmen ſitzen, wenn ſie wie kleine Schüſſelchen haben. Von Schwämmen laſſen ſich nicht leicht andere, als die dürrer holzichter Natur ſind, austrocknen, und zwar eben wie die Mooße auch, nicht zwiſchen Papier, ſondern nur ſo blos.

l) Die feinen Seemooſe, Tang, Sargano, Waſſerfäden u. d. gl. müſſen in ſüſſem Waſſer ausgelaugt werden. Drauf legt man ſie auf eine porcellane Schüſſel, und gießt ſo viel Waſſer darauf, daß ſich alle Fäſerchen wohl ausbreiten. Das Waſſer nimmt man alsdenn nach und nach mit einem Schwamm, in den man es ſich einſaugen läßt, weg. Wenn die Pflanze trocken iſt, ſchält man ſie behutſam von der Schüſſel ab, und preßt ſie zwiſchen Papier.

Die Früchte, die nicht ſaftig ſind, werden blos im Schatten getrocknet.

Von den Hölzern ſchneidet man kleine Brettchen, etwa in der Gröſſe einer Karte, und in der Dicke eines kleinen Fingers. Man kann eines aus dem Mark, und eines von der Seite ſchneiden laſſen. Auch eines Ueberbüren. Man ſchreibt dazu den Namen und den Gebrauch. Gut iſt es auch, ſie mit Nummern zu bezeichnen, und dieſelbe Nummer mit Erinnerug, daß ſie ſich aufs Holz beziehe, zu dem aufgetrockneten blühenden Aeſtchen zuſchreiben.

3. Mineraliſche Körper.

a) **Erden.** Man hebe von jeder Art ein Stück etwa eine Fauſt groß auf, und ſchreibe dazu den Namen, den Ort, wo ſie herkommt, die Tiefe, worin man ſie findet, wie man ſie gräbt, und was Handwerker, Künſtler und Fabrikanten für Gebrauch davon machen.

b) **Steine.** Bey losgefundenen Steinen ſieht man heut zu Tage nicht mehr auf ihre beſondere Geſtalten, ob, ſie ein Herz, Ohr oder Fuß vorſtellen, ſondern auf ihre Natur, ihren Geburtsort, und Gebrauch. Die halbdurchſichtigen, losgefundenen Kieſel; eine Probe der Steinarten, womit entweder die Gebürge, oder die Lagen der Berge abwechſeln, inſonderheit die chriſtalliſirten und in Druſen gewachſene Steine, die man in den Ritzen der Gebürge, inſonderheit bey Erzgängen findet, die zierlich gebildete Tropfſteine aus Hölen, die kleinen cryſtalliſirten prismatiſchen Steinchen (Schörle), die man im Sand und bey alten ausgebrannten feuerſpeyenden Bergen findet, auch andere vulkaniſche Erzeugungen, vorzüglich auch die noch ganz natürlichen und nicht im mindeſten ausgeſchliffene Edelgeſteine; endlich die Verſteinerungen, die man in Kreide, Kieſel, Schiefer, vorüglich in Kalkgruben und in ſolchen Klammen, die von Regengüſſen ausgehölt worden, findet, entweder ganz, oder in Abdruck, ſind durchgängig angenehm. Doch ſollten dergleichen faſt nur von einem völligen Kenner geſammlet werden, damit der Liebhaber nicht ſchweres Porto für ſchlechte und unbrauchbare Steine bezahlen müſſe.

c) Salze, die die Natur liefert, Steinſalz, Salmiak aus Feuerſpeyenden Bergen, natürlicher Salpeter u. ſ. f. werden in Papiere gewickelt, und in Gläſer, (jede Art beſonders) geſteckt, und ſo befeſtiget, daß ſie ſich nicht reiben können, und wohl zugebunden.

d) Erzharze und Oele werden auch in Gläſern mit Sorgfalt verwahrt.

e) Erzſtufen. Es kömmt eben nicht darauf an, daß die Stufe ſehr reich ſey, und ins Gewicht falle, ſondern daß ſie entweder ſehr deutlich charakteriſiret ſey, oder daß verſchiedene Arten der Uebergang der einen in die andere zeigen. Vorzüglich liebt man die, die kenntlich cryſtalliſirt ſind. (iſt vom Erz ſelbſt, nicht von der beygemiſchten Gangart zu verſtehen.) Auch iſt darauf zu ſehen, daß jedes Stück wenigſtens von der Größe eines Gänſeeyes oder einer Fauſt ſey, daß wo möglich, noch die Gebürgs- und inſonderheit auch die Gangart beſonders cryſtalliſirt dabey ſey. Der Name der Erzgrube wird von den Liebhabern auch ausdrücklich verlangt, und ſehr angenehm iſt es ihnen auch zu wiſſen, wie mächtig der Gang iſt, in welchem Jahr und in welchem Quartal man das Erz gebrochen hat, und wie viel es im Centner von reinem Metall hält. Man hüte ſich vor geröſteten und gekünſtelten Erzten. Auf den Halden, wo die unbrauchbaren Steine hingeſtürzt worden, und die von Mineralienhändlern noch nicht ſind durchwühlt worden, findet ein Kenner oft noch die artigſten Sachen und Chryſtalliſationen.

II. Wie zu verpacken und zu verſchicken.

Die Häute von Thieren und Vögeln werden in Schachteln gepackt, und mit der Vorſicht, daß die Schnäbel, Klauen und Zähne nichts an den Balgen beſchädigen können. Die Hauptſache kommt darauf an, daß man verſichert ſey, daß keine Schaben oder andere zerſtörende Inſekten darinnen ſind. Zu dem Ende ſchiebt man ſie auf einem Brett in einen Backofen, deſſen Grad der

Hitze nicht mehr ſtärker ſeyn muß, als daß einige hingelegte Federn oder Stücken Pelz nicht mehr verſengt werden. Darinn läßt man ſie eine oder zwey Stunden lang. Gleich beym Herausnehmen muß man ſie verpacken, damit nicht in der Zwiſchenzeit neues Ungeziefer ſich hineinſetze. Geſtoſſenen Pfeffer dazwiſchen zu ſtreuen, oder mit Pfeffer gemiſchten Taback (reiner Taback möchte als Conterbande angeſehn werden) iſt auch ſehr gut. Inſonderheit muß man auch gleich nach dem Verpacken die Schachtel oder das Kiſtchen rund herum mit Papier verpappen, damit alle Oefnungen verſchloſſen werden.

In Anſehung der Sachen, die in Spiritus ſollen aufbewahret werden, iſt Folgendes zu merken. Alle geiſtige Flüſſigkeiten, Rum, Arac, Taffia, ſind dienlich. Wenn ein Körper einige Tage oder Wochen darinnen gehangen hat, ſo muß man wieder neuen Spiritus aufgieſſen. Den alten kann man wieder aufs neue deſtilliren. Will man beym Verſenden mehrere Körper in ein Glas oder einen Topf thun, ſo muß man jeden in ein weiches Papier (chineſiſches Seidenpapier iſt ſehr gut) einwickeln, die Stücke eng aneinander legen, oder auch die Zwiſchenräume mit Baumwolle ausfüllen, und alsdann den Spiritus aufgieſſen. Um das Ausdünſten zu verhindern, muß man auf jedes Glas oder Topf ein rundes flaches Glas ſchneiden laſſen, und mit ordentlichen Glaſerkütt aufkütten, oder auch Staniol oder zu Blättern geſchlagenes Zinn, in dergleichen der Taback pflegt verpackt zu werden, um die Mündung zu wickeln, und mit einer gedoppelten Blaſe zubinden. Die Gläſer müſſen wie in einen Bouteillenkorb voneinandergeſchieden, und wohl mit weichen Körpern umgeben werden.

Bey den Inſekten iſt folgendes zu bemerken:

1) Man ſticht ſie durch die Bruſt, die Käfer durch einen der Flügel, die Krebſe gar nicht. Die ſehr kleinen

wickelt man jedes beſonders in ein Papierchen, und nimmt ſich in Acht, nichts zu zerbrechen.

2) Die Nadel nimmt man nach der Gröſſe des Inſekts dicker oder dünner. Die dünnern Stecknadeln biegen ſich gern; dünne ſtählerne Nadeln ſind beſſer.

3. Die Nadel muß man ſo weit durchſtechen, daß die Spitze wenigſtens einen viertel oder halben Zoll unten hervorrage.

4) Man muß die Inſekten nicht in einer verſchloſſenen Schachtel, als worinn ſie ſtinkend werden, ſondern an der freyen Luft ſterben und trocken laſſen, doch Achtung geben, daß ſie nicht während dem von andern aufgefreſſen werden.

5) Wenn ſie trocken ſind, muß man wohl Acht haben, daß man ihnen kein Horn oder keinen Fuß abſtoſſe. Diejenigen, an denen der Bauch, oder Kopf oder ſonſt ein Theil nicht mehr feſt am Bruſtſtück hält, muß man beym Ueberſenden nicht zu den andern ſtecken. Man kann ſie in ein weiches Papier einwickeln.

6) Beym Verſchicken ſteckt man die Inſekten eng nebeneinander in eine Schindellade, oder in ein Kiſtchen von weichem Tannenholz. Sie müſſen aber ſehr feſtgeſteckt werden, ſo daß die Nadelſpitze etwa eine Linie tief ins Holz gehe, und zu dem Ende muß man ſich eines feinen Dratzängchens von einem Goldſchmidt oder Uhrmacher bedienen: denn mit den Fingern hat man nicht Kraft genug, und ſie werden zubald wund. Damit die feinen Nadeln ſich biegen, ſteckt man ſie anfänglich nur ſo viel ins Holz, daß ſie eben halten; dann faßt man die Nadel mit dem Zängchen unter dem Leib des Inſekts eine gute Linie hoch über der Spitze, und ſticht ſie vollends hinein ins Holz. Baumwolle oder Papier muß man ja nicht dazwiſchen legen.

7) Es iſt ſicherer, nur einen Boden des Kiſtchens zu beſtecken, und es alsdann umzukehren, ſo daß die ge-

ſtekte Seite oben aufkömme, damit wenn ja ein Inſekt herunter fallen ſollte, es beym Hin- und Herbewegen auf dem Boden keinen weitern Schaden anrichten könne.

8) Wenn das Kiſtchen in Ordnung iſt, wird es wie oben gemeldet, in den Backofen geſchoben, und ſogleich genau verpappt, damit bis zum Verſenden kein Ungeziefer dazu komme.

9) So viel man alsdann ſolcher Kiſtchen oder Schachtein hat, ſetzt man ſie in eine gröſſere Kiſte, und füllt die Zwiſchenräume mit weichen Sachen aus, die aber zuvor auch durchtrocknen, von allen ſich etwa dran befindenden Ungeziefereyern gereinigt werden müſſen.

Wenn man es der Mühe werth zu ſeyn glaube, daß man die Unkoſten dran wende, ſo kann man die Kiſtchen, die zu Sparung des Raums nur ein paar Finger hoch ſeyn dürfen, oder die Schachteln in ein blechernes Kiſtchen ſtellen und überall verlöthen.

Was die trockenen Fiſche anbelangt, ſo legt man ſie neben einander auf Brettchen, ſo viel ihrer Platz haben. Ueber jeden legt man am Kopf, in der Mitte, und über den Schwanz ein Riemchen von ſtarkem Papier, das gehörig angezogen, und mit Leim an beyden Enden auf dem Brettchen befeſtigt wird. Dieſe Brettchen ſchiebt man nachdem in eine Kiſte, an deren innere Wände man in gehörigen Entfernungen entweder Rinnen hat hobeln; oder doppelte Leiſtchen, zwiſchen welche man die Brettchen einſchieben kann, hat nageln laſſen. Das vorhergehende Austrocknen und Verkleiben geſchieht wie bey den Vorigen.

Die Muſcheln werden mit weichen Sachen in Schachteln ſatt an einander verpackt. So auch die Erzte und Steine, deren jedes in ein beſonders Papier gewickelt werden muß. Die feinen und zerbrechlichen Erzte und Chry-

ſtalle

ſtalliſationen werden mit feinem genähten Papier umwickelt, und jedes Stück beſonders in eine Lade, oder in verhältnißmäßige Abtheilungen einer Kiſte gelegt und mit weichen Sachen umgeben. So auch die Muſcheln, die ſehr zerbrechlich ſind, und die Seeigel mit Stacheln, bey welchen aber das Papier nicht nöthig iſt.

Man bemerke überhaupt wohl, daß alles, was hol iſt, wie Seeigel, hohle Früchte, Gläſer und dergleichen, jedes in eine beſondere Lade oder Abtheilung muß gepackt werden, damit nicht, wenn eines bricht, daraus ein leerer Raum entſtehe, und die übrigen Sachen nunmehr weichen und ſich einander zerſtoſſen können. Auch ſorge man dafür, daß die Boden der dünnen Schindelladen nicht eingedrückt werden.

Schwere Sachen muß man nicht leicht mit andern leichtern verpacken.

Die Papiere mit getrockneten Kräutern werden in Bündel gebunden, und mäſſig zuſammengeſchnürt, alsdann auch in Kiſten gelegt.

Die Kiſten werden in Packtuch mit Stroh eingemacht, der obere Theil gezeichnet, und mit dem gewöhnlichen Zeichen von zerbrechlichen Sachen verſehen, und an die gehörige Kontore rekommandiret; auch muß man dafür ſorgen, daß ſie unterwegs nicht geöfnet werden.

VI.

*) Anekdoten.

Als Ludwig XI. 1463. ſeinen Einzug zu Tournai hielt, „ſtieg von dem Stadtthore, auf einer Maſchine, das „ſchönſte

---

*) Der Herausgeber findet für nöthig, hier zu erinnern, daß alle dieſe Anekdoten, ſo wie die in den künftigen Bänden der Olla, aus dem Archiv

„ſchönſte Mädchen von Tournai, herunter, grüßte den „König, und öfnete ihr Kleid am Buſen, wo ſie ein „ſehr künſtlich gemachtes Herz zeigte, das ſich von einander that, und eine groſſe goldene Lilie enthielt, welche „das Mädchen dem Könige mit folgenden Worten überreichte: Sire, ich bin noch Jungfrau, und dieſe Stadt „iſt es auch: nie wurde ſie eingenommen, und nie ſtritte ſie gegen die franzöſiſchen Könige, denn alle ihre Einwohner haben Lilien im Herzen.“

In den Archiven der Stadt Troyes in Champagne befindet ſich ein Brief von Karl V, worinn er den Schöppen und Beamten der Stadt meldet, „daß ſein „Narr geſtorben ſey, und daß ſie ihm, wie's hergebracht „wäre, einen andern ſchicken möchten.“ Man zeigt in einer Kirche das Grabmal des Thevenin, eines der Hofnarren dieſes Prinzen, mit folgender Aufſchrift: „Hier liegt Thevenin von Samlet-Legier, der Narr des Königs, unſers Herrns; er ſtarb den 11 Julius im Jahr der Gnade 1374. Bittet Gott für ſeine Seele.“

Als König Karl XI. bey einem Edelmanne zu Gaſte war, öfnete ſich, gegen Ende der Gaſterey, die Decke, und es kam eine dicke Wolke herab, die mit einem donnergleichen Getöſe zerborſt, überzuckerte Körner hagelte, und wohlriechende Waſſer regnete. Dies war der Geſchmack der damaligen Zeiten, bey glänzenden Schmäuſen.

Bey einem Einzuge der Königin Anna von Bretagne in Paris, trieb man die Aufmerkſamkeit ſo weit, daß man

---

Archiven der Geſchichte genommen, und keine Erdichtungen ſind. Nach meiner Meynung verliert eine Anekdote ihren Reiz und ihr Verdienſt um Menſchenkenntniß, wenn ſie nur Erfindung eines witzigen Kopfes und nicht Thatſache iſt.

R – d.

„von Entfernung zu Entfernung Leute mit „Pot-de-chambre" angeſtellt hatte, wenn etwa die Damen vom Gefolge ihrer bedürftig ſeyn ſollten.

Franz I. König von Frankreich, liebte die Löwengefechte. Als er eines Tages ſeinem Hofe ein ſolches Schauſpiel gab, ließ eine Dame ihren Handſchuh unter ſie fallen, und ſagte zu ihrem Liebhaber, de Lorges: „Wenn ich glauben ſoll, daß Sie mich ſo ſehr lieben, wie Sie mir es täglich ſchwören, ſo holen Sie meinen Handſchuh wieder." De Lorges ſtieg hinunter, hob ihn glücklich unter dieſen wilden Thieren auf, kam wieder zurück, und warf ihn der Dame ins Geſicht. Alle „Avancen" und Verſicherungen, die ſie ihm nun machte, waren vergebens; er brach gänzlich mit ihr.

Als im Jahre 1131. der junge König Philipp durch eine Gaſſe von Paris ritt, kam ein Schwein zwiſchen die Beine ſeines Pferdes: es ſtürzte mit ihm, und den andern Tag ſtarb der Prinz am Falle. Es wurde hierauf verboten, Schweine auf den Gaſſen umherlaufen zu laſſen. Allein die Nonnen der Abtey des heil. Antonius ſtellten vor, daß es wider den ſchuldigen Reſpekt gegen ihren Patron ſey, wenn die ihrigen mit unter dem allgemeinen Geſetz begriffen blieben: man fertigte alſo ihren Schweinen das Privilegium zu, auf die Gaſſe laufen zu dürfen.

Zur Zeit der Ligue ſtießen Iſle Marivaut und Marolles auf einander, jener war einer der tapferſten Ritter des königlichen Heers, und Marolles diente unter der Ligue. Marivaut fragte ihn, „ob es unter ſeiner Parthey keinen gäbe, der Luſt hätte, eine Lanze zu Ehren der Damen zu brechen?" — „Mehr denn tauſend, antwor-

„tete

„ſte Marolles; ich ſelbſt!“ — „Ihr ſeyd alſo brav und „verliebt; (erwiederte Marivaut) ich ſchätze Euch deswegen „noch höher, und es bleibt dabey.“ — — Der Kampf wurde bis den andern Tag verſchoben, und gieng mit großem Prunke vor ſich. Die beyden Heere und alle Damen waren Zeugen von Marolles Sieg. Er ſtieß ſeine Lanze in das Auge ſeines Gegners, der todt zur Erde ſtürzte. Marolles wurde unter Trompetenſchall und lautem Zuruf zu Paris eingeführt; die Damen kränzten ihn, und der Pöbel ſtellte Freudenfeuer ſeinetwegen an; die Dichter machten Verſe auf ihn, und Anagrammen auf ſeinem Namen; und die Kanzelredner der Ligue predigten vom kleinen David, der den Philiſter Goliath geſchlagen.

In der Belagerung von Domfront, 1574, bekam einer der vornehmſten Officiere der Belagerer, Namens Bons, einen Flintenſchuß in den Kopf, der durch und durch gieng. Man trug ihn in ſein Zelt; er foderte durch Zeichen Feder und Papier, und ſtarb, indem er mit ſeinem Blute einen Brief an Mademoiſelle de Rabodange, ſeine Geliebte, ſchrieb.

In einigen Ländern giebt es noch geiſtliche Gerichte, welche die Leute zwingen, ſich zu heyrathen; in alten Zeiten pflegte man bey ſolchen Zwangehen einen Ring von Stroh anzuſtecken, vermuthlich um dem Manne zu verſtehen zu geben, wie zerbrechlich die Treue ſeiner Gattin ſeyn werde.

VII.

Briefe.

Vacant.

VIII.
Biographie.

Rameau: von R—d.

Johann Philipp Rameau, Tonſetzer des Königs von Frankreich, und Mitglied der Akademie zu Dijon, wurde den 25 September 1683 in dieſer lezten Stadt geboren. Die Muſik war ſeine erſte Sprache, und der erſte Gebrauch, den er von ſeinen Fingern machte, das Spielen auf einem Klaviere. Kaum hatte er das achte Jahr erreicht, als er ſchon vollkommen Meiſter auf dem Klaviere war, und bey den Unterweiſungen, und dem Erziehungsſchlendrian, welchem ſein Vater mit elterlichem Eigenſinn ihn unterwarf, während den Schulſtunden nichts lieber that, als ſingen und Muſik ſchreiben. In Frankreich hatte damals die Tonkunſt noch nicht die größten Fortſchritte gethan, und nur in Welſchland, dem Vaterlande der Künſte, konnte Rameau ſeine Lehrer und Muſter ſuchen. Er war damals zwanzig Jahr alt; ſein Aufenthalt dauerte aber nicht lange, und Mayland war das Ziel ſeiner Reiſe. Er beklagte es oft in der Folge, nicht weiter vorgedrungen zu ſeyn. Bey ſeiner Nachhauſekunft that er ſeine erſte Reiſe nach Paris, und nahm Unterricht bey dem berühmten Marchand, den größten Organiſten für die Executirung, den man damals kannte. Er trat darauf als Organiſt bey der Kathedralkirche zu Clermont in Auvergne in Dienſte; es reute ihm bald wieder, aber das Kapitel ließ ihn nicht gehn. Um es zu zwingen, ihm ſeine Freyheit wiederzugeben, bediente ſich

Rameau eines auſſerordentlichen Mittels, das aber ſeine volle Wirkung that. Als er eines Tages die Orgel ſpielte, fing er ſo unordentlich und unharmoniſch an, darauf herumzugreifen, daß auch die härteſten Ohren die Diſſonanzen nicht auszuhalten vermochten, und die Kenner für Verwunderung nicht zu ſich ſelber kommen konnten. Man mochte ihm noch ſo viel Zeichen geben, daß er aufhören möchte; er fuhr immer fort. Endlich ſchickte man einen Chorknaben an ihn, und er verließ die Kirche. Das Kapitel überhäufte ihn mit Vorwürfen, aber er gab zur Antwort, daß er niemals anders ſpielen würde, wenn man ihm nicht ſeinen Abſchied bewilligte. Er erhielt ihn endlich, und bezeugte ſeine Dankbarkeit dadurch, daß er auf der Orgel alles hören ließ, was die Harmonie nur reizendes und glänzendes vermag. Er ging wider nach Paris, wo ſein Ruf ſchon vor ihm geweſen war. Er gab hier Klavierſtunden, und als Organiſt zu St. Croix de la Bretonniere, zog er gar bald eine Menge Dilettanten dahin, die er durch ſeine Kenntniſſe und durch ſein Spiel entzückte. Seine Kantaten, einige Motetten mit groſſen Chören, und ſonderlich ſeine Klavierſtücke, brachten ihm vielen Beyfall zuwege, doch war er noch immer fern von jener Gröſſe des Ruhme, die nur ſeine Opern ihm verſchaffen ſollten. Er wagte ſich ſpät an dieſes Fach, für das er doch eigentlich geboren war, und daran war nichts als die Eiferſucht der Muſiker ſeiner Zeit Schuld, welche die Dichter abhielten, für ihn zu arbeiten: La Motte, zum Exempel, ſchlug es verſchiedenemal ab. Rameau entſagte ſchon der Hofnung auf theatraliſche Arbeiten, als eine Vorſtellung des Jephtah ſein Genie von neuem entflammte. Er bat den Abe Pellegrini, dem Verfaſſer von Jephtah, und der berühmter ſeyn würde, wenn er weniger dürftig geweſen wäre, um die Oper Hyppolitus und Aricia. Aber der Dichter hatte ſo wenig Vertrauen zu den Talenten des Ton-

Künſtlers, daß er ihm ſein Trauerſpiel nicht anders, als gegen einen Schein von funfzig Piſtolen gab. Wie Rameau mit dem erſten Akt fertig war, ließ er ihn in dem Hauſe eines Privatmannes probiren, der ſeine Reichthümer zum Nutzen der Künſte anwendete. Pellegrini war zugegen, und wurde ſo ſehr von der Schönheit der Muſik gerührt, daß er den Verfaſſer umarmte, und ſeinen Schein zerriß.

Hyppolitus wurde aufgeführt. Bey dem Feuer, dem Schwung und der Begeiſterung, die darinnen herrſcht, wird man ſich kaum vorſtellen können, daß der Verfaſſer ſchon funfzig Jahr alt war, als dieſe Oper auf die Bühne kam. Die Zuhörer waren an das Sanfte und Leichte des Lulli und ſeiner Nachahmer gewöhnt, und eine ſo reiche, kräftige, harmoniſche und gelehrte Muſik ſetzte ſie in Erſtaunen; ſie war ihnen neu, und Unwiſſenheit macht immer ungerecht. Man richtete den Rameau, ohne die Sprache zu verſtehen, die er redete. Hyppolitus, deſſen Glücke ſchon allein das Trio der Parzen hätte machen ſollen, mißfiel faſt durchgehends. Die Vorſtellungen blieben nicht allein leer, ſondern man ſchrieb auch eine Menge Spottſchriften und Paſquille dagegen. „Ich habe mich betrogen, ſagte Rameau: ich wähnte, mein Geſchmack würde gefallen; und „da ich keinen andern habe, ſo will ich lieber keine Opern „mehr machen.“ Zum Glück hielt er nicht Wort.

Hyppolitus fiel, aber der Beyfall der Kenner folgte unvermerkt auf das tumultuariſche Geſchrey der Menge und der Kabale, und räumte dieſem Werke den Plaz ein, den es verdiente. Sein Gehalt wurde nicht mehr verkannt, und es bekam nun ſo viel Stimmen vor ſich, als es vorher gegen ſich gehabt hatte. Campra antwortete dem Prinzen von Conti, der ihn über ſein Urtheil vom Hyppolitus fragte: „daß in dieſer Oper Muſik für zehne „wäre.“ Dieſes reizte den Verfaſſer zu neuen, und gleich glücklichen Verſuchen. Die Indes Galantes, voll-

endete

förderten die Revolution, die der Hyppolitus in der Muſik angefangen hatte, und zwang ſeine Neider zum Schweigen. Monteclair, der Tonſetzer der Jephtah, und ſein heftigſter Gegner, kam nach der erſten Vorſtellung der Indes Galantes freywillig zu Rameau, und huldigte ihm. Was noch einen eben ſo ſeltenen als ſtarken Beweis von Rameaus auſſerordentlichen Talenten und Gröſſe abgiebt, iſt, daß er ſich in 22 Opern und einigen Zwiſchenſpielen, die man von ihm hat, niemals wiederholte. Er war immer neu, und doch immer Er. Wäre er, wie Lulli, von einem Dichter, wie Quinault, unterſtützt worden, ſo würde er noch mehr geleiſtet haben, ſo aber hatte er nur zwey gute Gedichte, Dardanus, und Caſtor und Pollux. Dieſe letzte Oper, Rameaus Unſterblichkeit, brachte den Mouret zur Verzweiflung. Er verlor, aus Eiferſucht über den gewaltigen Beyfall, den Caſtor erhielt, den Verſtand, und man mußte ihn zu Charenton einſperren, wo er in ſeinen Anfällen von Wahnſinn unaufhörlich das ſchöne Chor des 4ten Akts wiederholte: Qu'au feu du tonnerre u. ſ. w.

Die „Ouvertüre“ der Paladins, der letzten Oper des Rameau, ohne die Stärke ſeiner übrigen bewunderten „Ouvertüren“ zu haben, verdient demohngeachtet ein beſonders Lob. Die Oper ſelbſt, ob ſie gleich das Werk eines Mannes von 77 Jahren war, enthält vortrefliche und auffallende Züge. Sie iſt eine von den Produkten des Verfaſſers, die er vorzüglich ſchäzte, und wo ſich der meiſte Geſang findet; ſie nähert ſich in vielem, ſo wie die Oper Platäa, und die Talens lyriques, „den Luſtſpielen mit Geſängen,“ deren Erfindung das Werk der Franzoſen iſt.

In den Recitativen war Rameau ſo ſehr unter ſeinen Nebenbuhlern, als er in den Chören, Simphonien ꝛc. über ihnen ſtand. Es iſt beſonders, daß alle ſeine Opern bey der Wiederholung mehr, als bey der erſten Vorſtellung gefielen. Im Jahr 1760 ehrte das Publikum den Künſtler bey der Aufführung des **Dardanus** auf eine auszeichnende Weiſe. Es wurde ihn im Amphitheater gewahr, wendete ſich nach ſeiner Seite, und klatſchete wohl eine Viertelſtunde lang mit den Händen. Nach Endigung der Oper folgte ihm das Händegeklatſche bis an die Stiegen. Bey ſeiner erſten Erſcheinung hingegen genoß die Oper Dardanus keiner ſo günſtigen Aufnahme. **Caſtor und Pollux** hielten bey ihrer Wiederholung, ohngeachtet ſie zur Zeit der Landparthien und Spatziergänge geſchah, dreißig vollgepfropfte ununterbrochene Aufführungen aus. Von **Rameaus** neuem muſikaliſchen Syſtem leſe man ſeinen Tractat: De la génération harmonique, nach, den die zu ſeiner Unterſuchung Bevollmächtigte der Académie des Sciences, die Herren **Mairam**, **Nicole** und **d'Alembert**, mit ihrem Beyfall belohnten. Vor Rameau brauchte man 15 Jahre, um das Klavecin ſpielen zu lernen; er kürzte, durch ſeine Anleitung, dieſen Zeitraum auf 18 Monate ab. Die Leichtigkeit mit dem ihm die Erfindung ſeines principe honore gelungen war, leitete ihn auf Abwege, und **Euler**, und ſogar **d'Alembert**, ſahen ſich genöthigt, gegen ſeine Folgerungen zu ſchreiben.

Rameau war von einem die Mittelgröſſe weit überſteigenden Wuchſe, und auſſerordentlich mager. Seine Geſtalt war wie ſeine Seele, die Geſtalt des Genies: Augen voll Feuer, und ſtolz gezeichnete Geſichtszüge.

Das Leere, das er im geſellſchaftlichen Umgang fühlte, war Urſache, daß er ihn vernachläßigte. Den größten Theil des Tages ging er allein ſpatzieren, und ſchien in tiefen Gedanken vertieft, wenn er gleich an nichts dachte. Der Garten vom Palais royal war ſein gewöhnlicher Spatziergang. Als er eines Tages daſelbſt promenirte, hörte ein kleiner Hund, den eine Dame unterm

Arm trug, nicht auf zu bellen, ſo oft Rameau vorbey ging. Der Tonkünſtler begnügte ſich Anfangs, ſeinen Unwillen bloß durch Geberden zu erkennen zu geben, endlich aber näherte er ſich der Dame, und ſagte zu ihr: „Ich „bitte Sie um die einzige Gnade, machen Sie, daß Ihr Hund „ſchweige, denn er hat die unangenehmſte Stimme, die „ich kenne!“ — Ein wahrer Karakterzug!

Er beſaß viel Beſcheidenheit: Bey den Vorſtellungen ſeiner Opern verſtekte er ſich immer in irgend eine Winkelloge, und wenn das Publikum ihn ausſpähete, und ihm ſeinen Beyfall bezeigte, gerieth er in die ſichtlichſte Verlegenheit. Rameau hatte nie einen andern Lehrmeiſter in der Kompoſition gehabt, als ſein Genie: es wurde ihm aber ungleich leichter, Inſtrumental- als Vocalmuſik zu ſetzen. Wenn er arbeitete, ſahe er es ſehr ungern, wenn er geſtört wurde. Gelang ihm eine Stelle gut, ſo breitete ſich Freude über ſein ganzes Weſen aus; und gelang ſie ſchlecht, ſo wurde er wie wüthend. Bey den Proben ſaß er im Parterre, und mußte allein gelaſſen werden. Unterbrach oder näherte ſich ihm jemand, ſo ſtieß er ihn mit der Hand von ſich, ohne ihn anzuſehn. In dieſen Augenblicken pflegte er mit ſo viel Hitze und Geſchwindigkeit zu ſprechen, daß ihm der Mund ganz trocken wurde, ſo daß er nicht mehr reden konnte, ſondern mit Obſt oder andern Erfriſchungen ſeine Kehle anfeuchten mußte.

Rameau war nicht neidiſch. Er ſuchte Talente auf, und ließ ihnen gern Gerechtigkeit wiederfahren. Er hatte keine blinde Liebe für ſeine Produkte. Er nuzte und folgte gern den Erinnerungen der Kenner. Er glaubte, daß das Genie ſo gut ältere, wie der Körper, und geſtand ſelbſt in ſeinen lezten Tagen, daß er nicht mehr ſein voriges Feuer beſitze.

Er genoß eines Gehalts von 2000 Livres vom Könige; er wurde in Adelſtand erhoben, und ſollte den St.

Michaels-Orden empfangen, als er ſtarb. Sein Tod erfolgte den 23. Auguſt 1764. In verſchiedenen Kirchen wurden ihm zu Ehren Gebete und Oratorien, nach Unterlegungen von ſeinen vorzüglichſten Muſiken, gehalten."

Man hat zwey Büſten von ihm.

Der Neid bellte in folgenden Zeilen an ſeinem Grabe:

Mais pour ſiffler Rameau, l'on doit être un Orphée.

Diſcours ſur l'envie, par Voltaire.

IX.

Kunſtnachrichten.

Diane & Endymion, von Savard nach Montaigne, Paris 2 Livres 8 Sols.

Couronnement de Voltaire: nach einer Zeichnung des Moreau von Gaucher. Die berühmte Krönung der Bildſäule des verſtorbenen Dichters, auf der franzöſiſchen Bühne. Der Grund iſt die Dekoration zu Irene: alle in dieſem Trauerſpiel vorkommende Perſonen erſcheinen in ihren Schauſpielkleidungen, ſo wie die, die im Nanine geſpielt hatten. Man hat den Augenblick gewählt, wo Madame Veſtris die Krone der Büſte aufſetzt. Dieſer Büſte iſt ſo viel Aehnlichkeit als möglich gegeben, und um ſie noch beſſer aus der Menge herauszuholen, ſind alle Blicke darauf gerichtet.

L'Amérique indépendante, deſſin allégorique, von Borel nach le Vaſſeur. — Franklin befreyt Amerika; es umfaßt das Bild der Freyheit, und Minerva deckt mit ihrem Schilde den weiſen Geſetzgeber. Tugend und Muth ſtürzen ſeinen Feind, der in ſeinem Fall einen Neptun mit umreißt, deſſen Dreyzack gebrochen iſt. Zur Rechten der Freyheit ſtehen Ackerbau, Handel und Künſte, die ihre Freude über dieſe glückliche Veränderung bezeugen.

Le paſſage du rhin: von Avril nach dem Originalgemälde des Lerzhen. Der berühmte Uebergang über dem Rhein, beym Tollhuis, wo 15000 franzöſiſche Reuter, und das königliche Haus, im Jahr 1672, als Ludwig XIV. Holland bekriegte, durch den Rhein ſchwammen, und das holländiſche Fußvolk, und die 500 Reuter, die das gegenſeitige Ufer beſetzt hielten, zum Weichen und Ergeben zwangen: eine That, die dazumal als eine von den Begebenheiten gefeyert wurde, die ſich aus dem Gedächtniſſe der Menſchen nie verlieren müſſen — wenn es etwas Ewiges in dieſer Welt gäbe!

Ravenet zu Parma ſticht die ſämmtlichen Werke des großen Correggio, unter dem Vorſchub und Schutze des Infant, Herzogs von Parma, und ſeines Miniſters, des Grafen Sacco, und kündigt Subſcription darauf an. Der Preiß iſt ſechs livres tournois für jede Platte. Man bezahlt, wenn man den Kupferſtich empfängt. Auſſer dem Bildniſſe des Infanten, und einer hiſtoriſchen Lobrede auf Correggio, die vom Grafen Rezzonico, beſtändigem Secretair der Königl. Akademie zu Parma nach authentiſchen Nachrichten gearbeitet iſt, wird die Sammlung enthalten.

	Zahl der Blätter.
Die Kuppel der Kathedralkirche. (von der Titian ſagte, daß ſie verdiente, mit Gold angefüllt zu werden, die aber ſchon ſo gelitten hat, daß keine Zeit zu verlieren iſt, Kopien davon zu nehmen.)	12.
Die Kuppel der St. Johanniskirche.	8.
Die Madonna della Scodella.	1.
Das Gemälde vom H. Hieronymus.	1.

Die

	Zahl der Blätter.
Die Madonna dell' Incoronazione.	1.
Eine Kreuzesabnahme.	1.
Sankt Placidus und Conſtantia.	1.
Die Madonna Della Scala.	1.
Eine Verkündigung. (Dieſes lezte Stück iſt in ſehr übeln Zuſtande, aber die geringſten Spuren von ſo einem großen Manne ſind koſtbar.)	1.
Das Bildniß des Correggio, nach dem Leben von Laktanzio Gambora gemalt, kürzlich in der Kathedralkirche entdekt.	1.
Eine Perſpektive.	1.
Eine Kreuzestragung.	1.
	30.

X.

Miſcellanien.

1.

Begebenheiten einiger Aſtronomen, auf ihren Reiſen zur Beobachtung des Durchgangs der Venus durch die Sonne: von R — d.

Schon ſeit einem Jahrhundert wußte man den Durchgang der Venus vorher, und daß er am 6ten Junius 1761. geſchehen würde. Halley, der berühmte engliſche Sternkundige hatte den Augenblick dieſes ſcheinbaren

baren Durchgangs verkündigt, und ſich ſeit dieſer Vorherſagung gegrämt, daß ihm ſein hohes Alter nicht erlauben würde, Zeuge ihrer Erfüllung zu ſeyn; auch ſtarb er 10 Jahr vorher.

Der Krieg theilte damals Europa, aber die Gelehrten aller Nationen wetteiferten in friedlichen Vernehmen, dieſen Durchgang zu beobachten, der die eigentliche Entfernung der Erde von der Sonne zu beſtimmen dienen ſollte. Die franzöſiſche Akademie der Wiſſenſchaften ſendete von ihren Mitgliedern den **Pater Pingre** nach der Inſel Rodrigo, im Meere von Indien; den H. **le Gentil** nach Pondichery, und den Abt Chappe nach Tobolsk in Siberien; alle drey befanden ſich alſo faſt unter einerley Meridian.

H. **le Gentil** ſchiffte ſich zu Orient nach der Inſel Frankreich ein, von da er leicht nach Pondichery zu kommen glaubte. Aber der Krieg hatte dieſe Ueberfahrt ſehr gefährlich gemacht. Die engliſchen Flotten bedeckten die Meerenge, die Franzoſen hatten keine auf dieſen Rheeden, und wenig Schiffe wagten es, durch die feindlichen Geſchwader ſich durchzuſchlagen. Le **Gentil** konnte kein Fahrzeug zu ſeiner Reiſe bekommen. Endlich langten die ausdrücklichſten Befehle des Königs bey dem Stadthalter der Inſel an, und zwangen ihn, eine Fregatte zur Transportirung des H. **le Gentil**, nach den Küſten von Coromandel, in einer Jahreszeit abzuſchicken, wo die Winde nichts weniger als günſtig ſind. Le **Gentil** ging an Bord. Die Fregatte irrte lange an den Küſten von Afrika und Malabar umher; zulezt erfuhren ſie, daß die Engländer Pondichery, das Ziel ihrer Beſtimmung, weggenommen hätten, da denn der Capitain der Fregatte beſchloß, nach der Inſel Frankreich zurückzukehren. Sie waren noch in See, als der Junius eintrat, und H. **le Gentil** beobachtete vom Verdeck den Durchgang, ſo gut als es ge-

han

hen wollte. Er war aber ſo ſchlecht mit dieſer Beobachtung zufrieden, daß er ſich entſchloß, in Indien zu bleiben, um dieſen Planeten bey ſeiner Zurükkunft im Jahr 1769 von neuem zu beobachten. Um dieſe neun Jahre nicht ungenuzt verſtreichen zu laſſen, durchlief H. le Gentil dieſe Meere, und machte alle die phyſiſchen, aſtronomiſchen und geographiſchen Bemerkungen, die Zeit und Ort ihm anboten. Er wurde zu verſchiedenenmalen krank, und auf Madagaskar erhizten die zu kräftigen Speiſen und Nahrungsmittel ſein Blut in einem ſolchen Grad, daß es ihm im Gehirn austrat, und er ohne ſchleunige Aderläſſe und Brechmittel verloren geweſen ſeyn würde. Unterdeſſen litte ſein Geſicht ſehr dadurch, und er ſah einige Zeit die Gegenſtände doppelt.

Er gieng darauf nach Manilla, um den zweyten Durchgang zu beobachten, und fand dort einen ſehr gelehrten Peruaner, Don Eſtevan Melo, dem er die Obſervation zu Manilla antrug, als der Wunſch der franzöſiſchen Gelehrten, daß ſie zu Pondichery geſchehen möge, H. le Gentil nöthigten, Manilla zu verlaſſen, und ſich nach dieſer Stadt zu begeben.

Die Nächte ſind zu Pondichery ganz vortreflich: H. le Gentil verſichert, daß man ſich in unſerm Klimas keinen Begriff von der Schönheit des daſigen Himmels machen kann: aber den 3ten Junius 1769 bedekte in dem Augenblicke, als er ſeine Obſervationen anſtellen wollte, eine Wolke die Sonne und die Venus, und raubte ihm die Früchte einer Reiſe von 10000 Meilen, eines neunjährigen Aufenthalts in Indien, und verſchiedner ausgeſtandenen tödtlichen Krankheiten. Er ſtudierte nun die Sternkunde der Indier; lernte die Finſterniſſe nach ihrer Art zu berechnen, und ſezte ſie durch ſeine Vorherſagungen des Kometen in Erſtaunen. Verſchiedene Braminen kamen, und beſuchten ihn. Unter andern einer aus

Carrical, eine Stadt, die dreyßig Meilen ſüdlich von Pondichery liegt. Nach verſchiedenen ſehr nützlichen Verſuchen für das Mannufakturweſen wurde er von neuem krank, und ihm wandelte eine ſo heftige Sehnſucht, ſein Vaterland wiederzuſehn, an, daß er ſich ſterbend nach der Inſel Frankreich einſchiffte, und von da mit einem Spaniſchen Schiffe nach Europa zurückgieng. Er traf nach einer Abweſenheit von eilf und einem halben Jahre im Oktober 1772 zu Paris ein.

Die Schwierigkeiten, die den Pater Pingre auf ſeiner Reiſe erwarteten, fingen ſich ſchon zu Orient an. Der Direktor der indiſchen Geſellſchaft empfieng ihn ſehr übel, und weigerte ſich, ſeine Kiſten am Bord bringen zu laſſen, unter dem Vorwande, ſie wären mit Contrebande angefüllt, ohngeachtet ſie weiter nichts als mathematiſche Inſtrumente, und das wenige Geräthe eines Religioſen enthielten. Der Direkter und der Pater ſchrieben nach Paris, und die Antwort des Hofs legte dem Direktor auf, nicht allein den Pater Pingre ſammt ſeinen Sachen unverzüglich einſchiffen, ſondern ihm auch in Indien ohnentgeldlich und gegen einen bloßen Empfangsſchein alles verabfolgen zu laſſen, was er nur verlangen würde: eine Gnade, der dieſer Gelehrte würdig war, und die er nicht einmal nutzte. Noch andre Unannehmlichkeiten erwarteten den Pater auf ſeinem Schiffe. H. Marion, der es kommandirte, war zwar ein ſehr guter Seemann aus Erfahrung, hatte aber nicht den mindeſten Begriff von Theorie, er war ſogar gegen ſie, und gegen alle Gelehrte eingenommen, die weiter nichts kannten, als ſie. Er ſah in dem Pater Pingre nur einen läſtigen Splitterrichter, der blos am Bord gekommen ſey, um ſein Manövre zu controliren. Er ſagte es ihm treuherzig ins Geſicht, und wurde bald überzeugt, wie ſehr er ſich irre. Von dieſem Augenblicke an waren ſie Freunde. Es iſt eben der Marion,

rion, der in der Folge die Küſten von Neuſeeland beſchiffte, und dort von den wilden Einwohnern gefangen und gefreſſen wurde. Kaum war das Schiff in See, als es ſich von engliſchen Schiffen verfolgt ſah, und ihnen nur durch ſein geſchicktes Manövre entgieng. Der Pater Pingre hatte die engliſche Admiralität um einen Paß gebeten, und ihn auch mit allen den Bezeugungen von Achtung erhalten, die man ſeinen Kenntniſſen und ſeinen Unternehmen ſchuldig war; allein dieſer Paß erſtreckte ſich nicht bis auf ſein Schiff. Etwas über dem Vorgebirge der guten Hoffnung begegneten ſie einem franzöſiſchen Fahrzeuge; der Capitain Blin, der es kommandirte, war älterer Kapitain als H. Marion, und hatte alſo ein Recht, ihm zu befehlen. Er verlangte von ihm, daß er ihn nach der Inſel Frankreich begleiten ſollte, wohin er ſeinen Lauf richtete. Vergebens entſchuldigte ſich Marion mit ſeinem Auftrage, den Pater Pingre nach der Inſel Rodrigo zu bringen; vergebens ſtellte der Aſtronom vor, daß ihn ein ſolcher Zeitverluſt um alle ſeine Obſervationen bringen könnte: Blin antwortete weiter nichts, als: „ſchmeißt ihn ins Waſſer!“ Bey dieſen Umſtänden war das Beſte, zu ſchweigen und zu gehorchen. H. des Forges, Stadthalter der Inſel Frankreich, gab zwar dem Blin, bey ſeiner Ankunft, einen derben Verweis, allein das Uebel war einmal geſchehen. Er ließ unterdeſſen hurtig eine kleine Corvette von ſechs Kanonen ausrüſten, um den Aſtronom nach Rodrigo zu bringen.

Dieſe Inſel liegt nur 120 franzöſiſche Meilen von der Inſel Frankreich entfernt, allein wegen der widrigen Winde muß man einen ſo beträchtlichen Umweg nehmen, daß manchmal ſechs Wochen zu dieſer Ueberfahrt nöthig ſind. Der Pater Pingre war den 6ten May angekommen, und reiſete den achten wieder ab. Er hatte keinen vollen Monat mehr, bis zum Tag des Durchgangs.

Wenige Tage darauf kamen die Engländer, und nahmen das Schiff, daß den Pater hieher gebracht hatte, und noch ein andres weg, das im Hafen lag. Sie thaten mehr denn fünfhundert Schüſſe gegen die Inſel. Die Kugeln flogen über die breterne Hütte hin, und Pingre hörte ſie über ſich pfeiſſen. Die Engländer ſtiegen hierauf aus, hieben den Maſt nieder, nahmen die franzöſiſche Flagge weg, vernagelten die Kanonen, und plünderten die Ochſen, die Schildkröten, das Mehl, und ſonderlich den Wein; ſie ſezten die Officiere der beyden genommenen Schiffe ans Land, lieſſen ſie ſchwören, binnen 18 Monaten nicht gegen ſie zu dienen, und verbrannten die beyden Priſen. Alle Neger waren in die Wälder und Berge geflüchtet.

Unterdeſſen behandelten die Engländer den Kommendanten und den Pater Pingre aufs beſte. Sie plünderten ſeine Sachen nicht, und lieſſen ihm ſeine Inſtrumente; bald darauf gingen ſie weiter. Neun Tage nach ihnen kamen zwey andre engliſche Schiffe. Sie raubten vollends, was die andern übrig gelaſſen hatten, begegneten aber immer den Franzoſen und ſonderlich dem Aſtronom, mit Achtung. Sie gaben ihnen ſogar einige Säcke Getrayde und Reis, und Brandtewein, und verlieſſen alsdenn die Inſel.

Der Pater, der Kommendant und die Neger eilten, das Getrayde und den Reis zu ſäen, um ſich Lebensunterhalt zu verſchaffen: ſie waren durch das Weltmeer von allen übrigen Menſchen getrennt, mehr denn 4000 Meilen von ihrem Vaterland entfernt, und in eine kleine Inſel ohne Communication, und faſt ohne Hofnung eingeſchloſſen. Sie verſuchten, eine Schaluppe zu bauen, als ſich ein Schiff, und zwar ein franzöſiſches, blicken ließ. Die Freude war ſehr groß, allein das Schiff, das die franzöſiſche Flagge nicht mehr ſah, traute ſich nicht heran zu kommen, bis man ihm in einer Pirogu entgegen fuhr, und den Kapitain von dem, was vorgefallen war, unterrichtete. Sogleich beobachtete dieſer die Ceremonie, mit dem Degen in der Hand die Inſel zu beſteigen, und ſie wieder im Namen des Königs von Frankreich in Beſitz zu nehmen. Er war gekommen, Schildkröten zu holen, fand keine, und nahm den Pater mit nach der Inſel Frankreich zurück, nachdem er 3 und einen halben Monat auf dieſem Felſen zugebracht hatte.

Als der Pater nach Europa ſeegelte, benachrichtigte ihn eines Tages die Officiere ſeines Schiffs, daß ihr Kapitain ein Intereſſe dabey habe, ſich fangen zu laſſen, und daß er gewiß genommen werden würde. Dies geſchah auch. Der Kapitain wußte ſeinen Lauf ſo einzurichten, daß er wirklich den Engländern in die Hände gerieth. Der Pater Pingre wurde nicht als ein Gefangener behandelt; ſein Paß ſchüzte ihn. Man viſitirte und plünderte ihn nicht: man ließ ihm ſeine Sachen, ſeine Papiere und Inſtrumente: aber man konnte nicht der Verſuchung widerſtehn, ihm einige groſſe natürliche Seltenheiten zu entwenden. Man brachte ihn nach Liſſabon, von da er, durch Spanien, wieder in Frankreich anlangte.

(Die Fortſetzung folgt.)

2.

Die Pantoffeln.

Eine Erzählung aus dem Arabiſchen des Adjaib Mouaſer.

Zu Bagdad lebte ein alter, ſeines Geizes wegen ſehr verſchrieener Kaufmann, Namens Abu-Caſem. Bey allen ſeinen Reichthümern gieng er ſo zerlumpt als möglich einher, und ſein Tulbant, der aus der gröbſten Leinwand beſtand, war ſo ſchmuzig, daß man nicht mehr erkennen konnte, von welcher Farbe er eigentlich geweſen ſey: aber was an ſeinem Anzuge die mehreſte Aufmerkſamkeit verdiente, waren ſeine Pantoffeln: ihre Abſätze bewafneten groſſe Nägel, und die Oberleder waren über und über geflickt. Seit ihrem zehnjährigen Pantoffelſtande hatten die geſchickteſten Schuhflicker von Bagdad alle ihre Kunſt an ihren Trümmern verſchwendet, und das viele Geflicke hatte ſie endlich ſo ſchwer gemacht, daß die Pantoffeln des Caſem zum Sprichwort wurden, wenn man was recht plumpes bezeichnen wollte.

Eines Tages, als dieſer Kaufmann auf dem groſſen Bazar der Stadt ſpazierte, trug man ihm eine anſehnliche Parthie Kryſtalle an, und er kaufte ſie, weil der Handel äuſſerſt vortheilhaft war. Einige Tage nachher hörte er, daß ein zu Grunde gerichteter Parfümhändler etwas Roſenwaſſer, als ſeine lezte Zuflucht losſchlagen wolle: Caſem nuzte das Unglück des armen Menſchen, und kaufte ihm ſein Roſenwaſſer für die Hälfte des Werths ab. Dieſer glückliche Handel ſezte ihn in gute Laune, und ſtatt ein groſſes Feſt zu geben, wie es der Gebrauch der morgenländiſchen Kaufleute iſt, wenn ſie einen guten Kauf getroffen haben, fand Caſem es weit kürzer und wohlfeiler, ins Bad zu gehn, wo er lange nicht geweſen war. Indem er ſich auskleidete, ſtellte ihm einer ſeiner Freunde, oder der ſich wenigſtens dafür ausgab, (denn Geizige haben keine) vor, daß ſeine Pantoffeln ihn zum Märchen der Stadt machten, und daß er ſich doch ein paar andre kaufen möchte. „Ich gehe damit um, (erwiederte Caſem) „unterdeſſen ſind ſie noch nicht ſo abgetragen, daß ſie nicht ſollten noch Dienſte leiſten können;“ Er ließ ſich während des Geſprächs vollends ausziehn, und ſtieg ins Bad.

Unter der Zeit kam der Cadi von Bagdad auch dahin, ebenfalls um zu baden: Caſem, der früher fertig wurde, gieng ins erſte Zimmer, zog ſich an, und ſuchte vergebens ſeine Pantoffeln: er fand an ihrer Stelle ein paar ganz neue, und bildete ſich ein, ſie wären ein Geſchenk des guten Freundes, der ihm vorhin den Text über weiland ſeine alte geleſen hatte; voller Freuden zog er alſo die wunderſchönen Pantoffeln an, die ihm ſo unvermuthet einer Ausgabe überhoben, und verließ das Bad.

Als der Cadi gebadet hatte, vermißten ſeine Sklaven die Pantoffeln ihres Herrn, und trafen dagegen nur ein paar häsliche Dinger an, die ſie ſogleich für Caſems Fußwerk erkannten: ſie ſetzen dem vermeintlichen Diebe nach, finden den Diebſtahl an ſeinen Füſſen, und führen ihn vor ihren Herrn: dieſer tauſcht vor allen Dingen die Pantoffeln, und läßt alsdenn dem Caſem ins Gefängniß bringen. Da er für eben ſo reich als geizig paßirte, ſo kam es ihm ſehr theuer zu ſtehn, wieder aus den Klauen der Gerechtigkeit erlöſet zu werden. Voll Aerger ſchmiß Caſem bey ſeiner Nachhauſekunft ſeine Pantoffeln in den Tyger, der unter ſeinen Fenſtern floß Allein einige Tage darauf werfen Fiſcher ihr Netz in den Fluß, und ziehen es weit ſchwerer als gewöhnlich heraus; ſie finden die Pantoffeln des Caſem darinn, die noch dazu mit den Nägeln an den Abſätzen einige Maſchen im Netze zerriſſen hatten. Im Grimm über Caſem und ſeine Pantoffeln werfen ſie ſie ihm wieder durch die Fenſter, die er offen gelaſſen hatte, ins Haus. Die mit Heftigkeit geſchleuderte Pantoffeln treffen auf einige Flaſchen, welche auf den Geſimſen ſtehn; die Gläſer gehn in Stücken, und das Roſenwaſſer fließt auf die Erde.

Man kann ſich Caſem's Schmerz bey dieſem Anblick vorſtellen. „Verfluchte Pantoffeln, rief er, und riß ſich den Bart aus, „ihr ſollt mir gewiß zum leztenmale ge-

„ſchadet haben!“ Er ſagt's, nimmt ein Grabſcheit, und macht ein Loch in ſeinem Garten, um ſie hineinzuſcharren. Ein Nachbar, der ſchon lange auf Gelegenheit lauerte, ihm was anzuhaben, ſieht ihn graben; er läuft ſogleich zum Statthalter, und meldet, daß Caſem einen Schatz in ſeinem Garten gefunden habe. Mehr brauchte es nicht, die Haabſucht des Statthalters zu entzünden. Unſer Geizige mogte ſo viel ſchwören als er wollte, daß er keinen Schatz gefunden, und nur ſeine Pantoffeln vergraben habe: der Statthalter hatte ſich einmal Rechnung auf Geld gemacht, und der unglückliche Caſem erhielt ſeine Freyheit nur gegen ein beträchtliches Löſegeld.

Er verbarg nunmehr ſeine Pantoffeln, die er von ganzem Herzen in Abgrund der Hölle verwünſchte, in eine Waſſerleitung, die weit von der Stadt entfernt lag: er glaubte jezt ihrer auf immer los zu ſeyn, allein ein böſer Geiſt, der ſein Spiel mit dieſen Pantoffeln hatte, trieb ſie in eine Röhre der Waſſerleitung, ſo daß der Lauf des Waſſers geſtämmt wurde. Die Waſſeraufſeher unterſuchen ſogleich die Sache, und finden Caſem's Pantoffeln; ſie bringen ſie dem Statthalter, und behaupten, daß ſie allein an dem Schaden Schuld ſind. Dieſer unglückliche Pantoffelträger wird von neuem ins Gefängniß geſteckt, und zu einer noch gröſſern Geldbuße, als die beyden vorigemal, verurtheilt: aber die Pantoffeln giebt man ihm getreulich wieder. Caſem, um ſich von allen den Uebeln zu befreyen, die ſie ihm verurſacht hatten, beſchloß, ſie zu verbrennen; weil ſie aber zu ſehr voll Waſſer geſogen waren, ſo ſezte er ſie auf der Terraſſe ſeines Hauſes an die Sonne, um ſie zu trocknen.

Aber ſeine Verfolgungen waren noch nicht zu Ende, und ſein Schikſal hob ihm noch die grauſamſte von allen auf. Der Hund eines Nachbars wird die Pantoffeln gewahr, ſpringt von der Tarraſſe ſeines Herrn auf die von unſerm Geizigen, nimmt einen davon ins Maul, ſpielt damit, und läßt ihn auf die Gaſſe fallen. Der unglückliche Pantoffel ſtürzt gerade auf den Kopf einer ſchwangern Frau, die eben vorbeygeht, und verwundet ſie. Schmerz und Schrecken ziehen ihr eine frühzeitige Niederkunft zu: der Mann klagt beym Cadi, und Caſem muß eine Geldſtrafe erlegen, die dem verſchuldeten Unglück angemeſſen war.

Er läuft hierauf nach Hauſe, nimmt ſeine beyden Pantoffeln in die Hand, und erſcheint von neuem vor dem Cadi: „Herr, redete er ihn mit einer Heftigkeit an, die den Richter zum Lachen brachte, „hier iſt das Werkzeug meiner Leiden; dieſe verdammten Pantoffeln haben mich „endlich an den Bettelſtab gebracht: thue einen Ausſpruch, „damit man mir nicht mehr die Unglücksfälle zurechnen „kann, die ſie ohne Zweifel noch anrichten werden:“ Der Cadi konnte ihm ſeine Bitte nicht abſchlagen, und Caſem lernte mit groſſem Schaden, wie gefährlich es ſey, nicht oft genug die Pantoffeln zu wechſeln.

Ueberſezt von R — d.

3.

Gedicht.

Wohl fand ich Sie, der ich mein Herz verſchriebe,
Wohl fand ich Sie;
Doch Gegentreu' und Gegenliebe,
Wenn fand ich die?

R — d.

XI.

Fragmente.

Aus Björnſtåls neueſten Briefen.

Konſtantinopel, den 13ten Juny 1778.

Jetzt wollte ich zwar gern im Stande ſeyn, Ihnen eine gute Beſchreibung der Sitten und Gebräuche der Türken zu geben; allein ich finde, daß der gute Wille allein nicht Geſchicklichkeit giebt. Auch iſt mir das Loos nicht zu Theil geworden, mit dem groß zu thun, was ich nicht habe; ich darf die vorhin ſchon überflüßig groſſe Anzahl derer nicht vermehren, die, wenn ſie das Papier mit unvollſtändigen und unrichtigen Nachrichten, und aller der Unzuverläßigkeit angefüllt haben, wovon ſie ſelbſt voll ſind, ſich doch das kitzelnde Vergnügen machen, in die Vorrede zu ſetzen, man könne alles, was mit ihren Nachrichten ſtreitet, zuverſichtlich für falſch erklären; wobey ſie wohl ſogar noch den ſtolzen Heldenmuth beſitzen, daß ſie alles, was ſie geſchrieben, mit Blut und Leben vertheidigen wollen.

Die chriſtliche Demuth, die beſcheidene Ueberzeugung, man könne fehlen, und die Bereitwilligkeit, anderer Verbeſſerungen mit ſanftmüthigem Geiſte anzunehmen, werden ſich vermuthlich nicht wohl geſchickt haben, wenn man von Türken ſchrieb. Das Gefühl der Schwierigkeiten, und meiner eingeſchränkten Kenntniſſe erlaubt mir nicht, mich weit in die Tiefe hinauszuwagen, um nicht gegen irgend eine von den unbekannten Klippen anzuſtoſſen, und plötzlich zu ſcheitern.

Zudem iſts nicht leicht, mit Geſchmack von einer Nation zu ſchreiben, die keinen Geſchmack hat, wenigſtens keinen, der unſerm nahe kommt; Wir finden ihre Gewohnheiten in allem wunderbar: ſie die unſrigen. Ihre Sitten und Lebensarten verrathen noch ihren uralten Urſprung aus den Morgenländern. Sie kommen noch heutiges Tages dem einfachen Stande der Natur ziemlich nahe. ſie haben einen großen Widerwillen gegen alle neue Moden und neue Kenntniſſe, ſie haſſen alles Ausländiſche. Ihre Vorurtheile, ja die ihnen angeborne Verachtung der Europäer inſonderheit, und alles deſſen, was aus Europa kommt, ſchließen ſie bey ihrer Einfalt von aller Politur und Bildung aus. Schon dieſer allgemeine Umriß, ſo klein er auch iſt, ſetzt das Gemälde von den Türken gegen unſere europäiſche Sitten in einem großen Widerſpruch; ſie machen gegen dieſe die ſonderbarſten Pendants, und man kann ſich nie einen beſſern Begrif von der Türkey machen, als wenn man ſie ſich als ein verkehrtes Europa vorſtellt. Ich will Ihnen dis Gemälde mit einigen Zügen ausmahlen; aber wie ein Landſchaftsmaler malt, der aufs Papier zeichnet, was ihm vorkommt, ohne einer gewiſſen Ordnung zu folgen.

Wir brauchen kurze und abgeſtuzte Kleider; die Kleider der Türken ſind lang, und fallen bis auf die Füſſe. Unſere ſind enge und ſchließen wohl um den Leib; ihre ſind weit und unbehüflich. Unſer Kopfſchmuck iſt ſchwarz; der ihrige weiß oder grün. Wir brauchen Hüthe: ſie Mützen; ich finde kein beſſeres Wort für ihre länglichen und mit Baumwolle ausgeſtopften Kavuk, um welche ſie in mehreren Umgängen ihre feine Neſſeltücher oder baumwollene Zeuge winden, von denen die ſchönſten und theuerſten aus Perſien und Indien kommen. Dieſe heißen auf gebrochen Perſiſch Dylbend, woraus wir hernach das verdorbene Turban gemacht haben, um den Kopfſchmuck der Morgenländer zu bezeichnen, das doch nichts anders, als ein feines baumwollnes Zeug bedeutet; eben das, was die Franzoſen Moußeline nennen, welche Benennung ſich ohne Zweifel von der Stadt Muſil oder Moſul am Tiger nicht weit vom alten Ninive herſchreibt, denn von dort kam es, als die Zubereitung in Europa noch nicht bekannt war, und noch heut zu Tage kommt eine Menge von dieſem Orte. Wenn ein ſolches Zeug einigemahl um die türkiſche Mütze gewunden iſt, heißt ſie Sarik, das eigentlich wickeln, oder winden bedeutet, und diß iſt der rechte türkiſche Name von dem, was wir Turban nennen. Sie winden dieſen Sarik auf vielerley Art, und in allerhand Geſtalten, und nach den verſchiednen Arten, wie er gewunden, aufgeſetzt und geknüpft iſt, kann man alle Stände und Gewerbe vom höchſten bis zum niedrigſten unterſcheiden; bey uns fehlt dieſer Gebrauch. Wir entblößen den Kopf, wenn wir jemanden ehren wollen: Bey ihnen würde es der größte Schimpf ſeyn, wie wenn bey uns jemand in Geſellſchaften die Perrücke abnähme, oder die Kleider auszöge. Wir nehmen den Hut ab, wenn wir zu einer angeſehenen Perſon gehen wollen: die Türken die Pantoffeln. Wir gehen gern mit bloßem Kopfe: die Türken, ohngeachtet in wärmern Ländern, kleiden ihn am wärmſten. Wir tragen das Haar gekräuſelt: ſie ſcheeren ihres ab. Wir ſcheeren dagegen Bart und Stutzbart: ſie laſſen gemeiniglich ihren, wenigſtens den Stutzbart, wachſen; ſie meynen, ohne dieſen ſey man entweder ein Kind, oder ein Weib, oder noch was ärgers als ein Weib, ein italieniſcher Muſico. Wir brauchen Haarbeutel, Puder, Perrücke, Knöpfe, Schnallen, Heftchen, Manſchetten, Handſchuh, Spitzen, Franzen u. ſ. w. ſie kennen das nicht vielmehr als den Hut, und können ſich nicht ſatt wundern, wenn ſie zum erſtenmahl einen Franken, das heißt, einen mit Hut und kurzen Kleidern ſehen;

den erſten und augenſcheinlichſten Abzeichen, woran ſie einen Europäer von andern unterſcheiden. Ich erinnere mich, unter den Sinnbildern eines gewiſſen ſchwediſchen Herrn, den Gedanken gefunden zu haben, kein Menſch ſey zum Unglück geboren, und nur der unglücklich zu nennen, der zum Hutmacher bey einem Volk ohne Kopf verurtheilt wäre; allein man dürfte ihn nur nach der Türkey verweiſen, denn hier trift das lateiniſche Sprichwort: Artem quevis terra alit, wenn die Kunſt von Europa kömmt, nicht ein. Nicht nur Hut- und Perruckenmacher, ſondern auch Handſchuhmacher, Knopfmacher, ich meyne Knöpfe von Metall, und ſolche, wie wir in Europa an unſern Kleidern brauchen, u. a. m. würden hier Hungers ſterben; denn von ſolchen und dergleichen allen findet man hier, wäre es auch in der reichſten Kleiderkammer, ſchlechterdings nichts. Wir brauchen Halstücher: die Türken haben den ganzen Hals, ſo wie die Ohren blos; dies verurſacht ihnen Flüſſe, wozu auch die dicke und warme Mütze beyträgt, worunter ihre Hirnſchale dünne und empfindlich, und die Ausdünſtung, wenigſtens deren Gleichheit mit den nächſten Theilen, die ſie nicht warm halten, gehindert wird. Bey uns iſt der untere Theil des Leibes mit mehrern Stücken bekleidet, Hoſen, Kniebänder, Strümpfe und Schuh, die Türken haben für diß alles nur Ein Stück. Unſere Hoſen ſind kurz und enge: ihre ſehr weit, haben viele Falten, und hängen bis auf die Füſſe herunter, wo ſie mit Socken, oder Chaußons von gelben Saſſian, die Meſt heißen, zuſammengenäht ſind. Unſere Unterhoſen können nur auf einerley Art getragen werden, ihre ſind ſich hinten und vorn gleich, alſo können ſie ſie brauchen, wie ſie wollen. Wir pflegen unſere zuzuknöpfen, oder zuzuſchnallen; ſie knöpfen ihre mit langen, und mit Goldbeſezten Binden zu. Wir gehen in Schuhen: ſie beſtändig in Pantoffeln. Unſere Schuhe ſind ſchwarz, ihre

Toffeln gelb. Wir haben Abſätze: ſie nicht; aber der geringere Haufe ſetzt gemeiniglich ein dünnes Eiſen darunter; anſtatt daß wir alſo ganz leiſe einhergehen, machen ſie auf der Straße ein raſſelndes Geräuſch wie Pferde. Wir Schnallen unſere Schuh auf dem Fuſſe zu, die Türken tragen ihre Pantoffeln völlig los. Wir haben Hinterleder an unſern Schuhen: ſie habens an ihren Toffeln nicht. Wir machen eine Reverenz mit dem Fuße: ſie mit der Hand. Wir nehmen den Hut ab, wenn wir auf der Straße grüßen wollen; ſie legen die rechte Hand auf die Bruſt über dem Herzen, und machen eine kleine Neigung mit dem Kopfe. Wir knöpfen unſere innern Kleider mit Knöpfen zu: ſie umgürten die ihrigen mit einer ſchmalen, oft ſehr koſtbaren Schärfe, die zwey bis dreymal um den Leib geht, und vorn auf dem Magen zugeknöpft wird. Oben über alles tragen ſie ihren weiten bis auf die Füſſe herabhängenden Mantel, der beynahe ſchleppt. Sie brauchen Pelze und Rauchwerk faſt alle Jahrezeiten hindurch, Winter und Sommer, doch von verſchiedener Art: wir brauchen ſolche nicht, als nur auf Reiſen, und doch leben wir in kalten Ländern. Wir tragen unſere Taſchenuhren unter der Mitte des Leibes: ſie die ihrigen im Buſen; Wir lange Degen: ſie einen kurzen Dolch oder Meſſer. Wir tragen unſern an der Hüfte, wo er den Beinen oft beſchwerlich fällt: ſie den ihrigen beynahe oben an der Beuſt im Gürtel, wo er recht feſt ſitzt. Wir unſern an der linken Seite: ſie ihren an der rechten. Bey uns werden Ordensbänder zu Ehrenzeichen getragen: bey ihnen Roßſchweife, die einem Vornehmen, der eine Befehlshaberſchaft hat, vorgetragen werden. Von Sternen, Orden und Wappenkunſt haben ſie ſchlechterdings keinen Begriff. Bey uns wird ein Stern im Knopfloche auf der Bruſt getragen: ihre Schwertorden tragen ſie auf dem Kopfe, auſſen am Turban: er wird aber nur im Kriege, auf dem Wahlplatze ſelbſt, und keinem andern gegeben, als der einen thätlichen Heldenmuth bewieſen, und ſich als einen tapfern Krieger gezeigt hat. Bey uns iſt es ein emaillirtes Creuz; bey ihnen eine kleine ſilberne Platte, in Geſtalt einer Aigrette; ſie heiſt Tſchelenk, und wird nur gemeinen Soldaten gegeben, verlangt aber allzeit wahre und geprüfte Verdienſte. Was für eine Aufmunterung muß das nicht im Lager machen. Bey ihnen werden Pelze und Kaftane als Gnadenzeichen ausgetheilt: Bey uns Ringe, Uhren, Schnupftobacksdoſen und ſo was. In Europa trägt man Treſſen, Silber und Gold auf den Kleidern, den Türken kommt das lächerlich und verächtlich vor, weils bey ihnen nur auf die Pferde geſezt wird. Wir brauchen Seide zu Kleidern: den Türken iſts nicht erlaubt; ihre Religion verbindet ſie in allem zur Einfalt, im Eſſen und Trinken wie im Anzuge, wie ihr Prophet es gewohnt war; ſie verbietet dem männlichen Geſchlechte allem Gebrauch von Gold, Seide, Edelſteinen u. dergl., das Frauenzimmer aber darf dergleichen Schmuck tragen. Wenn Mannsperſonen ſich dieſe Freyheit nehmen, ſo werden ſie nicht für rechte Muſelmänner, ſondern faſt als Freydenker angeſehen, die nicht viel nach göttlichen und menſchlichen Geſezen fragen: Aber Halbſeiden, Kamlotte baumwollene Zeuge und Tücher dürfen ſie tragen. Die lezteren kommen alle aus Europa, gröſtentheils aus Frankreich; keine einzige Tuchfabrik iſt in der ganzen Levante, ja nicht einmal in den beyden groſſen Welttheilen Aſien und Afrika. Wir brauchen zu Hemden, und allem, was wir leinen Zeug nennen, eine Leinwand, die weiß, wohl gebleicht und dicht iſt: ihre hingegen iſt gemeiniglich ein dünnes grauliches mit Hede gemiſchtes Gewebe; ihre Hemde ſind ſehr dienlich, den Schweiß einzuziehen. Wir knöpfen unſere Hemden am Halſe, und an den Händen zu: ihre hängen offen und ſehen aus als hätte man einen Sack mit einer Oefnung um den Hals gehängt. Die Frauenzimmer haben auch Hemden von Halbſeide und Halbbaumwolle, die dünne und durchſichtig ſind, wie ein Flor, auch von purer Seide; Von der nemlich, die Cocon heißt, und von Mouſſeline, oder feinen Neſſeltuch. Dergleichen werden von reichen türkiſchen Damen getragen, die eine Pracht drinn ſetzen, denn auſſer der Feinheit und Koſtbarkeit ihrer Hemden ſind ſie auch unten herum und vorn an die Hände mit Gold reich geſtickt, und anſtatt, daß unſere Frauenzimmer eine Schleppe am Kleide haben, haben ſie eine ſehr lange am Hemde, die im Harem, oder dem Weiberbauer von ihren Sclavinnen nachgetragen, und vorn am Gürtel befeſtiget wird. Dieſe lange Schleppe an den Hemden der türkiſchen Damen wird nur von ſehr Vornehmen und Reichen getragen. Es iſt mir von Leuten geſagt, die es ſelbſt geſehen, und ſich darüber verwundert haben, daß eine ſolche lange Schleppe unter den andern Kleidern in der Länge von etlichen Ellen hervorhieng, und wenn die Dame ſich von ihren Soffa erhob, von Sklavinnen nachgetragen wurde. Dergleichen iſt nur im Harem gebräuchlich, wenn ſie aber ausgeht, hat ſie die Schleppe unter den äuſſern langen Mantel am Gürtel befeſtiget, oder ein kürzeres Hemd an, doch allezeit mit der reichſten Stickerey. In der Türkey trägt das Frauenzimmer beſtändig Unterbeinkleider, oder Calecons auf dem bloßen Leibe, dieſe ſind wohl beſetzt und ſehr weit von allerhand Zeugen, Damaſt u. ſ. w. Das Hemd haben ſie darüber, bey uns wird dis alles ſelten ſeyn. Dieſe Unterhoſen der türkiſchen Damen ſind ſehr koſtbar, und ungemein reich mit Gold geſtickt, ein ſolches Kleidungsſtück, daß doch nicht ſichtbar wird, koſtet 2 bis 300 Rthlr, und oft darüber, wenn das Zeug aus Indien, oder von Brocat aus Lion iſt, den Reichen und

Vornehmen gehen wohl 12 bis 14 Ellen dazu. Doch es iſt mein Vorſatz nicht, Ihnen eine vollſtändige Beſchreibung der ganzen türkiſchen Kleiderkammer zu geben, es iſt genug, daß Sie ſehen, wie alles auf und niedergekehrt, ſchnur gerade gegen unſere Sitten iſt, und wie ſtreitig wieder unſere mit den ihrigen ſind. Stellen Sie ſich einen Türken in heißen Sommer mit einer dicken und warmen Mütze, dabey mit bloſſem Halſe, dann mit einem langen bis auf die Füſſe reichenden, dazu oft mit Pelzwerk gefütterten Mantel noch mit mehrern Unterkleidern, alle wohl umgürtet, nebſt den langen und weiten rothen Hoſen, die ihm bis auf die Füſſe herabhängen, vor, wie er ſehr gravitätiſch in ſeinen gelben Pantoffeln einhergehet, denken Sie ſich denn einen europäiſchen Stutzer dagegen, mit gekräuſelten und gepuderten Haar, einen hohen Toupee, Haarbeutel oder Zopf, in taftenen abgeſtutzten Kleidern mit Manſchetten, und allen etcetera, dabey einen Bratſpieß an der Seite, und urtheilen Sie, was für eine Figur ein ſolcher in den Augen der Türken machen muß, und umgekehrt. Als ich zuerſt hieher kam, und die weißen und vielfärbigten Mützen mit der langen Kleidung ſahe, hätte ich faſt alles, was ich ſahe, für Frauenzimmer gehalten, ſo kommts einem in der Ferne vor, wenn man mehrere Türken nebeneinander ſieht, denn der eine hat einen grünen Kavuck, der andere einen gelben, der dritte einen blauen, der vierte einen violetten, braunen, rothen u. ſ. w. darum iſt denn das ſchöne und weiſſe Neſſeltuch auf vielerley Arten und in mehrern Geſtalten gewunden, und iſts einer, der von Mahomets Familie abſtammt, es ſey auf Vater, oder Mutter Seite, (ſo verſchieden ſind ſie auch von uns in Abſicht des Familien-Adels) ſo hat er das Recht, dieſen Neſſeltuch grün zu tragen. Dieſe vielfärbige Mützzeuge geben in der Ferne eben das Anſehen, als ein Blumenbeet, oder Parterre, unſern ſchwarzen Hüthen ſehen ſie ganz und gar nicht gleich, wohl

aber den weißen Kopfzeugen und vielartigen Bandſchleifen der Frauenzimmer von allerhand Farben. Ich habe hier nur in allgemeinen von der üblichſten Kleidung der Türken geredet, ſonſt giebt es hier auch Verſchiedenheiten z.B. die Janitſcharen und übrigen Kriegsvölker haben rothe Pantoffeln von Saſſian, mit Hackenleder, und ihre Beinkleider gehen nur bis unter die Waden, die Hoſen der Bootsleute nur bis unter die Knie.

XII.

PIECES FUGITIVES.

*) *Aux Manes de Voltaire, Dithyrambe* **) *qui a remporté le prix au jugement de l'Académie Françoiſe en 1779.*

Nec quiſquam Ajacem poſſit ſuperare, niſi Ajax.
OVIDE.

Quel eſt donc ce Vieillard, ce Mortel adoré,
Qui traîne ſur ſes pas tout un Peuple enivré ?

Sur

---

*) L'auteur de cette Pièce ne s'eſt point nommé; mais il a fait ſavoir à l'Académie par une voie non-ſuſpecte; que des raiſons perſonnelles ne lui permettoient pas de ſe faire connoître. En conſéquence, la Médaille du Prix a été donnée à l'Auteur qui a obtenu l'*Acceſſit*.

**) Quoique la Poëſie dithyrambique fût originairement conſacrée à Bacchus, l'Auteur a cru pouvoir, à l'exemple de pluſieurs Ecrivains anciens & modernes, donner ce nom à un Poëme Lyrique compoſé de vers de différentes meſures. Cette variété convenoit ſur-tout à un ſujet ſuſceptible de tous les tons; & d'ailleurs, le Dithyrambe étoit un eſpèce de Poëſie triomphale, comme le déſigne ſon étymologie grecque, qui ſignifie double triomphe, δὶς θρίαμβος. Pindare en fit ſouvent uſage, comme l'atteſte Horace; *Seu per audaces nova Dithyrambos, &c.*

Sur lui tous les regards, tous les vœux ſe confondent;
Formant un même cri, mille voix ſe répondent.
Jour qui va couronner les deſtins les plus beaux!
Jour fait pour payer ſeul un ſiècle de travaux!
O triomphe! ... François, gardez-en la mémoire;
C'eſt Voltaire, courbé ſous ſoixante ans de gloire.
Il s'avance, à ſon front les lauriers vont s'offrir;
Tous, vous vous diſputez le droit de l'en couvrir.
Jouiſſez, il jouit: ſa vieilleſſe attendrie
Renaît pour reſpirer l'encens de la Patrie.
Vos cris ont retenti dans ſon cœur conſolé;
Vous avez vu ſes pleurs, & vos pleurs ont coulé.
Du Génie & du Temps l'ouvrage ſe conſomme,
Tous les cœurs ſont heureux des honneurs d'un grand Homme.
De vos vœux réunis il reçoit les tributs:
„Qu'il triomphe! qu'il vive"! Il l'entend.... il n'eſt plus.

Il n'eſt plus! . . . Prends ton vol, agile Renommée!
Aux bouts de la Terre alarmée,
Porte de tes cent voix le plus lugubre accent;
Qu'on le répète en gémiſſant.
Annonce un jour de deuil à tout Etre qui penſe;
Et nous, quand Voltaire s'élance
Vers l'Olympe des demi Dieux,
Saluons par nos chants ſes Manes radieux.
Que la Nature entière, à ſa perte attentive,
Les Beaux-Arts orphelins, l'Humanité plaintive,
Lui conſacrent de longs adieux.

Les Morts ſe ſont émus, & les Ombres célèbres
Ont paru s'ébranler ſous les marbres funèbres.
Sous ſa pierre ignorée Homère a treſſailli.
Aux champs de Port-Royal Racine enſeveli,
A d'un nouveau murmure attriſté cette enceinte,
Aujourd'hui déſolée, & qui jadis fut ſainte.
Du Capitole antique, où le Taſſe erre en vain,
Les rochers ont gémi, frappés d'un cri ſoudain.
Le laurier renaiſſant, à Virgile fidelle,
A courbé ſes rameaux ſur ſa tige immortelle.
Dans les caveaux ſacrés, dernier ſéjour des Rois,
Un écho lamentable a retenti trois fois;
Trois fois, ſous la noirceur des voûtes ſépulchrales,
S'élevant du milieu de ces tombes Royales,
Une voix a redit dans ce morne ſéjour:
„Le Chantre de HENRI vient de perdre le jour„!

O Roi, l'honneur de la Nature!
Oh! qu'il dût chérir ſes ſuccès,
Quand ſa main jeune, & déjà ſûre,
Offrit ton image aux François!
Il peignit tout un Peuple en larmes,
Jetant ſes criminelles armes
Aux pieds d'un Vainqueur adoré;
Et ton nom, l'amour de la Terre,
Quand il fut chanté par VOLTAIRE,
En devint encor plus ſacré.

Là, d'une ſublime magie
Developpant tous les ſecrets,
De la poétique énergie

Il ſait animer ſes portraits.
Je vois Charles docile au crime,
Inſtruit à flatter ſa victime;
Médicis, ſavante à tromper;
Mornay, dans les combats tranquille;
Coligny, la tête immobile
Sous le fer qui va le frapper.

C'EST-LÀ que ſa douleur profonde,
Pleurant les maux qu'on nous a faits,
Dénonce aux arbitres du Monde
Le Fanatiſme & ſes forfaits.
Aux vieux prodiges de la Fable
Préférant la ſageſſe aimable
Qui conſole l'humanité,
Il a, d'une main fortunée,
Conduit Calliope étonnée
Sur les pas de la Vérité.

Du Tibre & des bords de la Grèce,
Qui ſe partageoient ſa faveur,
Vers nous cette fière Déeſſe
Tourna ſon vol conſolateur.
France! une Muſe ſi hautaine
Vint chez les Nymphes de la Seine
Pour entendre un de ſes ſoutiens;
Et dans leur demeure accueillie,
Couvrit leur urne énorgueillie
D'un laurier qui manquoit aux tiens.

Mais d'où partent ces cris? par quel ſecret empire
Cet accent douloureux & m'effraie & m'attire?
Muſe qui m'as conduit, où ſuis-je tranſporté?
Toi qui fais aux Dieux même adorer, l'harmonie,
Élève mon génie,
Et de ces grands objets peins-moi la majeſté.

Un Temple ouvre à mes yeux ſon enceinte ſacrée,
De cyprès, de tombeaux & d'ombres entourée.
Deux Spectres ſont debout ſur ce lugubre ſeuil:
L'un, la tête inclinée, enveloppé de deuil,
Exprimant ſur ſon front ſes touchantes alarmes,
Semble aimer ſa douleur & ſe plaire à ſes larmes;
Sa poitrine élevée eſt pleine de ſanglots:
Hélas! c'eſt la Pitié, qu'attendriſſent nos maux.
L'autre a le regard fixe & la bouche entr'ouverte:
L'image du péril à ſes yeux ſemble offerte;
Ses cheveux hériſſés, ſa ſiniſtre pâleur,
Tous ſes traits altérés me montrent la Terreur.
O du plus beau des Arts auguſte Souveraine!
Voilà ton Sanctuaire: oui, c'eſt toi, Melpomène,
C'eſt toi; je reconnois tes attributs divins,
Le ſceptre & le poignard qui brillent dans tes mains,
Ces vêtemens pompeux dont l'éclat t'environne,
Et ces feſtons ſanglans qui forment ta couronne.
Tes ſoutiens les plus chers, que toi-même as choiſis,
Tous ſur des ſièges d'or, près de toi ſont aſſis.
Ah! combien je leur dois & d'encens & d'hommages!
Je ſuis depuis long temps heureux par leurs ouvrages.
Je les vois: le laurier qui ceint des cheveux blancs,

M'annonce ce Vieillard qui triomphe à cent ans,
Sophocle! ... Près de lui, le voilà ce grand Homme,
Qui porte ſur ſon front la majeſté de Rome;
Des Héros dans ſes traits reſpire la grandeur.
Moins ſublime & plus doux, ſon Rival enchanteur,
Aux Graces, à l'Amour emprunte tous leurs charmes;
Entre Euripide & lui l'Amour verſe des larmes.
Auprès de Crébillon Eſchyle ici placé,
Le contemple, ſurpris de ſe voir ſurpaſſé.
Tous ces Eſprits divins que Melpomène aſſemble,
Mortels devenus Dieux, qui jouiſſent enſemble,
Dans ce ſéjour céleſte où brille leur ſplendeur,
Attendent aujourd'hui leur fameux Succeſſeur.

La trompette a ſonné: les voûtes en frémiſſent;
Du Parvis ébranlé les portes retentiſſent,
Et l'enceinte ſacrée attend dans le reſpect.
Il paroît: un rayon parti du Sanctuaire
Se fixe ſur Voltaire,
Et cette Cour de Dieux ſe lève à ſon aſpect.

Soudain, conduit par Melpomène
Sous des lambris religieux,
Qui des richeſſes de la Scène
Gardent le dépôt précieux,
Des tableaux qu'elle nous préſente
Il voit une ſuite impoſante,
Que reproduit un art divin;
Et nouvel hôte de ce Temple,

Il ſe retrouve & ſe contemple,
Dans les chef-d'œuvres de ſa main.

Ici ce Conſul vénérable,
Dans ſa cruelle fermeté,
Verſe le ſang d'un fils coupable,
Sur l'autel de la Liberté.
Guſman, que l'Amérique abhorre,
Tombant ſous les coups de Zamore,
Pardonne à ſon fier Ennemi.
Vendôme, qu'un remords eclaire,
Pleure, & tend les bras à ſon frère,
Qu'il reçoit des mains d'un ami.

LÀ, de ſon épouſe fidelle
Déplorable & dernier appui,
Zamti tremble en levant ſur elle
Le fer qu'il ne craint pas pour lui.
Céſar, qu'environne le glaive,
Combat encor & ſe ſoulève,
Voit Brutus, & cède à ſon ſort.
Plus loin, l'Amant d'Aménaïde
La ſauve en la croyant perfide,
Triomphe, & *va chercher la mort.* *)

SORTANT de ces demeures ſombres,
Armé d'un fer enſanglanté,
Ninias qu'appellent les Ombres,
Chancelle, & tombe, épouvanté.

---

*) . . . . *Et moi je vais chercher la mort.*
TANCREDE.

Le Ciel tonne: l'éclair rapide
Sur lui jettant un jour livide,
De ſon front montre la pâleur;
Et Parricide involontaire,
Il n'apprend qu'au bruit du tonnerre
Quel eſt ſon crime & ſon malheur.

Mémorable & funeſte exemple
D'un Fanatiſme forcené,
Séide, aux marches de ce Temple,
Frappe un vieillard infortuné.
La Nature s'indigne & crie,
Un monſtre a trompé ſa furie,
D'un père il a percé le ſein:
Et ne pleurant que ſur le crime,
Ce père qui meurt ſa victime,
Embraſſe encor ſon Aſſaſſin.

Aux clartés des flambeaux funèbres,
Auprès d'un cadavre ſanglant,
Je reconnois, dans les ténèbres,
Oroſmane égaré, tremblant.
Le ſang coule: il voit ſon ouvrage,
Ce ſein qu'a déchiré ſa rage,
Ce ſein par l'Amour animé;
En vain il appelle *Zaïre*,
Il la venge, s'immole, expire....
Malheureux! *il étoit aimé* *)!

---

*) Sa ſœur! *j'étois aimé.* Zaïre.

De ſang & de meurtre altérée,
Où va cette femme en fureur?
Quelle eſt la victime ignorée
Que pourſuit ſa fatale erreur?
Une voix plaintive, éperdue,
Arrête ſa main ſuſpendue,
Que la vengeance alloit tromper;
Ce fils, objet de tant d'alarmes,
Que Mérope arroſe de larmes,
Hélas! *elle alloit le frapper* *)!

UNE foule attentive, avec des yeux avides,
Voyoit ſe ſuccéder ces peintures rapides,
Tantôt dans le ſilence, & tantôt dans les pleurs;
Mon ame répétoit l'accent de leurs douleurs.
Tous s'écrioient, VOLTAIRE! . . . A leur voix, l'Immortelle
Sur ſon trône éclatant le fait aſſeoir près d'elle.
Son nom d'un Pôle à l'autre eſt ſoudain proclamé,
Et le Temple, à grand bruit, eſt ſur lui refermé.

FUYEZ, Illuſions! la Vérité m'appelle.
Mon œil veut contempler la Nature éternelle;
En trompant ma recherche, elle l'irrite encor.
Sur le char du Soleil Newton prend ſon eſſor,
Dans ſes plus purs rayons obſerve la lumière,
Cherche des élémens la ſubſtance première,
Pèſe cet Univers dans l'eſpace emporté;
Rival & confident de la Divinité,
Le Monde qu'elle a fait, c'eſt lui qui le meſure;

Le

---

*) *J'allois venger mon fils.* — Vous alliez l'immoler.
MEROPE.

La vérité ſuccède aux ſonges de Platon;
Les Dieux à Newton ſeul expliquent la Nature,
Et VOLTAIRE aux Humains fait expliquer Newton.

JUSQU'où de ſes travaux ne s'étend point la trace?
Quels nombreux monuments! & que d'objets embraſſe
De ſes efforts hardis l'infatigable ardeur!
Voyez ſous ſes crayons que lui remet l'Hiſtoire,
Ce Roi, trente ans heureux, & puni de ſa gloire,
Qui créa pour la France un ſiecle de grandeur.

DES coups de la Fortune exemple plus terrible,
Regardez ce Héros, qui long temps invincible,
Foule d'un pied ſanglant les Trônes renverſés;
Regardez du malheur l'effroyable tempête,
Frappant, ſans la courber, ſon orgueilleuſe tête;
Et neuf ans de ſuccès en un jour effacés!

VOLTAIRE étale encor des ſpectacles plus vaſtes,
De l'Univers entier interroge les Faſtes;
Des Siècles écoulés il remonte le cours;
Invoque aux pieds des Rois, d'une voix attendrie,
Les droits qu'atteſte en vain l'Humanité flétrie,
Droits toujours réclamés, & méconnus toujours.
Il montre aux Nations, lentement éclairées,
De leurs longues douleurs les ſources révérées,
Les Préjugés cruels, long temps dominateurs,
L'Autorité ſans frein, les Loix ſans protecteurs,
La Superſtition, qui forgeant des entraves,
Pour enchaîner le Maître, enchaîne les Eſclaves,
Et qui s'environnant de l'ombre des Autels,

Oſe attacher aux Cieux la chaîne des Mortels.
Il dévoue à l'opprobre, & l'orgueil tyrannique,
Et l'hypocrite audace, & l'erreur fanatique,
Du zèle intolérant les pieux attentats;
Au-deſſus de leur Trône, il montre aux Potentats
Cet heureux fondement de la morale auguſte,
Cette baſe des Loix, l'intérêt d'être juſte,
Et Dieu, qui dans leurs cœurs vainement combattu,
Par la voix des remords a prouvé la vertu.
L'énergique burin que Clio lui confie,
Doit ſa nouvelle empreinte à la Philoſophie.
L'Homme y lit ſes deſtins, ſes devoirs, ſes malheurs;
Il s'agite, éveillé du ſommeil des erreurs.
Le jeune Homme rougit des crimes de ſes pères;
Le Vieillard voit s'ouvrir des Siècles plus proſpères,
Et tourne, ſur la fin de ſes jours écoulés,
Vers un bonheur lointain, des regards conſolés.

O de tous les talens aſſemblage admirable!
Le Poëte eſt un Sage, & ce Sage eſt aimable.
Des Graces chaque jour il embellit l'Autel,
Des fleurs de ſon Génie il leur porte l'offrande;
Elles en ont formé leur plus belle guirlande;
Ses ſeuls délaſſemens le rendroient immortel.

Du plus riant badinage
Il reſpire la gaîté,
Mêle avec facilité
Au poëtique langage,
La flatteuſe urbanité.
Sa Muſe vive & légère,
Prend tous les tons à ſon choix.

Du Goût ſait dicter les Loix,
Chanter l'Amour & Glycère,
Et jouer avec les Rois.
Mais cet art n'eſt point frivole;
La ſageſſe en eſt l'appui;
Les jeux ouvrent ſon école,
Dont ils écartent l'ennui;
On l'écoute, & le temps vole.
Elle relit pour leçon,
Ces fruits de la fantaiſie,
Ces Écrits où la ſaillie
Egaye l'inſtruction;
Zadig, ſage auprès du Trône;
Candide, dupe à Paris;
Babouc, à Perſépolis;
Amazan, dans Babylone;
Les ſottiſes de Memnon;
Et l'inſtinct de la Nature
Dans le bon ſens d'un Huron;
Jamais plus riche impoſture
N'a varié la parure
Dont s'habille la raiſon.

Du Théâtre à la Cour, & du Pinde à Cythère,
Signalant chaque pas de ſa longue carrière,
Il a donc des Beaux-Arts couru tous les ſentiers,
Orné tous les objets, cueilli tous les lauriers.
Et quel cadre aſſez grand pourroit à notre vue
Offrir de cet eſprit l'étonnante étendue!
Tels ſont (de ſes talens, dans mes vers retracés,
Cette image du moins joint les traits diſperſés)

Tels ſont ces monts fameux, de qui la chaîne antique
Unit, en ſe courbant, l'une & l'autre Amérique.
Là ſe perd dans les cieux leur ſuperbe hauteur,
Là s'abaiſſe en vallons leur vaſte profondeur.
Le ſoleil dont les feux frappent leur cime altière,
Sans ceſſe y reproduit les jeux de ſa lumière.
La foudre roule & gronde au creux de leurs rochers;
Leurs côteaux ont redit les chanſons des Bergers.
Sublime en ſes horreurs, en ſes préſens pompeuſe,
La Nature qui ſuit leur pente tortueuſe,
Sur leur front, des forêts étend la majeſté;
Plus loin, de la culture étale la beauté;
Des fleuves dans leur ſein a caché la naiſſance,
Des métaux dans leurs flancs épure la ſubſtance,
Y creuſe les volcans dans un brûlant foyer;
Et leur contour immenſe embraſſe un monde entier.

Du moins, ſi les neuf Sœurs, arbitres de ſa vie,
Avoient dans leurs travaux renfermé ſon génie;
Si leurs ſeules faveurs avoient fait ſes deſtins! . . .
Mais non: il ſut quitter le Pinde & le Lycée;
Rien ne fut étranger à ſa vaſte penſée,
Et ſon ame en tout temps veilla ſur les humains.

Hélas! elle entendit & vengea l'Innocence,
Quand de Thémis trompée égarant la balance,
Le Fanatiſme, encor nourri dans notre ſein,
Changea le fer des Lois en un glaive aſſaſſin.
O Juges de la Terre! ô lumière incertaine!
Déplorables erreurs de la juſtice humaine!
Calas ſur l'échafaud, Calas dans les tourmens

Meurt, appelant en vain le Dieu des innocens;
Et ſon ſupplice injuſte, & ſa mort impunie,
Du crime à ſes enfans tranſmet l'ignominie.
Mais il exiſte un Homme attentif au malheur;
VOLTAIRE dans l'Europe élève un cri vengeur,
Ranime de Calas la famille éplorée,
Et rend des opprimés l'infortune ſacrée.
Sa voix au pied du Trône a porté leurs douleurs;
Déja d'auguſtes mains ont eſſuyé leurs pleurs.

DÉJA la ſuprême puiſſance,
Exerçant ſes plus heureux droits,
Rend ſon éclat à l'innocence,
Et rétablit l'honneur des Lois.
Cet Arrêt, ſi tu peux l'entendre,
O Calas! conſole ta cendre;
Il venge ta Poſtérité;
Ta mémoire n'eſt plus ternie,
Et la victoire du génie
Eſt celle de l'humanité.

AINSI ſes grandes deſtinées
Ont protégé les malheureux;
Des palmes qu'il a moiſſonnées,
L'ombrage eſt deſcendu ſur eux.
Créateur de tant de merveilles,
Bienfaiteur du ſang des Corneilles,
Quel Mortel eut un ſort plus beau?
Par tout il grava ſa mémoire,
Par-tout je rencontre ſa gloire. . . .
Et mes yeux cherchent ſon tombeau.

2. *Romance.*

2.

Romance.

Vallons délicieux, ombrages ſolitaires,
ſi les Dieux ſur la terre ont chéri leur ſejour,
voici les lieux ſans doute où, près de nos Bergeres,
ils oublioient l'Olympe, en s'enivrant d'amour.

Hélas! il fut un tems où dans cette retraite,
Cherchant des bois profonds l'abri ſilencieux,
aſſis ſous un feuillage, aux pieds de ma Liſette,
je croyois avec elle habiter dans les Cieux.

Que ces bords ſont changés! elle fuit, la cruelle!
d'un voile ténébreux tout m'y ſemble couvert.
Toute leur volupté s'eſt perdue avec elle,
& ce charmant ſéjour m'eſt un affreux déſert.

Pourquoi donc, malheureux, m'y renfermer encore!
Je ne ſais, mais toujours leurré d'un fol eſpoir,
je m'y ſens entraîner dès la naiſſante aurore
pour ne plus en ſortir que dans l'Ombre du ſoir.

Accablé de mes maux, ſi par fois j'y ſommeille,
au ſeul bruit d'un feuillage agité du Zephir,
en ſurſaut réveillé, j'ouvre une avide oreille,
& mon cœur abattu commence à treſſaillir.

Il me ſemble par fois, d'une voix languiſſante
l'entendre au loin répondre à mes cris douloureux.
Je me retourne, hélas! c'eſt une ſource errante,
qui murmure en baignant ſon rivage amoureux.

Ah! fuyons pour jamais, fuyons de ce bocage;
par tout à mes regards ſes traits viennent ſ'offrir.
Qui m'auroit dit qu'un jour je craindrois ſon image,
moi que ſa ſeule idée enivroit de plaiſir?

Le voici ce rocher dont la voûte élancée,
nous cachoit ſous ſon ombre aux feux brûlans du jour;
c'eſt là que dans mon ſein mollement renverſée,
elle tournoit ſur moi des yeux baignés d'amour.

C'eſt ici qu'au milieu des plus tendres careſſes,
ſa bouche tour-à-tour épanchoit dans mon Cœur,
ſes reproches amis, doux comme ſes tendreſſes,
& les ſoupirs mourans ravis à ſa pudeur.

Ainſi couloient nos jours pleins d'heures fortunées;
Tout excitoit en moi des transports raviſſans.
Des fruits, de ſimples fleurs que Liſe m'eût données,
comme un préſent des Dieux, enchantoient tous mes ſens.

Que j'aimois à la voir, timide dans ſes plaintes,
n'oſer qu'en rougiſſant accuſer ma froideur!
Dieux! comme d'un baiſer calmant toutes ſes craintes,
bientôt je la voyois frémir de mon ardeur!

Ces fêtes des hameaux où la danſe bruyante
des Paſteurs attroupés enflamme les deſirs,
ces jeux où dans la foule on pourſuit ſon amante,
ah! ce n'étoient point là nos plus touchans plaiſirs.

Qu'il étoit bien plus deux ſeuls au fond de ces plaines,
d'errer l'un près de l'autre, en nous donnant la main!
J'y chantois mes plaiſirs, ou triſte de ſes peines,
en eſſuyant ſes pleurs, je pleurois ſur ſon ſein.

Momens délicieux! aurois je alors pu croire
que Liſette oublieroit vos charmantes douceurs?
Faut il qu'helas! tout ſeul j'en garde la mémoire,
moi qui n'y trouve plus qu'à nourrir mes douleurs?

Ah! ces touchans regrets ſont le ſeul bien que j'aime!
Ils rempliſſent mes jours. Sur ces jeunes ormeaux,
jadis les confidens de mon bonheur ſuprême,
auprès de mes plaiſirs je veux tracer mes maux.

Dieux! ſi ces vers plaintifs, de ſon ame inflexible,
pouvoient un jour enfin adoucir la rigueur!
on n'eût point tant d'amour, ſans être encor ſenſible;
on n'a point, ſans regret, goûté tant de bonheur.

Nourriſſons juſqu'au ſoir cette douce eſpérance;
que ſon baume ſe mêle aux pavots du ſommeil!
& que jamais pour moi le jour ne recommence,
ſans qu'elle vienne auſſi me luire à mon réveil!

⁂

No. 4.

Olla Potrida.

1779.

Vierter Vierteljahrgang.

Berlin
in der Weverſchen Buchhandlung.

Innhalt.

Seite

Gedichte. 179

Dramatiſche Aufſätze.

Der verſtellte Blinde, nach dem Le Grand in Einem Akt, von M — r. 191.

Auszüge.

Lima und ſeine Einwohner. 221.

Abhandlungen. Vermiſchte Aufſätze.

1. Die Eleuſiniſchen Geheimniſſe nach Warburton, 241.
2. Der Abentheurer aus China, Beſchluß 275.

Naturgeſchichte.

Schwere einiger Holzarten. 297.

Anekdoten. 299.

Briefe.

1. Auszug eines Briefes des Königs von Pohlen an Madam Geoffrin. 301.

Seite

2. Schreiben des Herrn von Voltaire an den Duc de Choiſeul. 301.

Biographie.

Bartholomäus de Las Caſas. Ein biographiſches Fragment von R—d. 302.

Kunſtnachrichten.

Vacant. 307.

Miſcellanien.

1. Beſchluß der Begebenheiten einiger Aſtronomen. 307.
2. Der Hofmeiſter. 313.
3. Einige Gedanken über den Nutzen und den Zweck der Geſchichte. 313.
4. Berechnung des ganzen Standes des ehemaligen Jeſuiter-Ordens. 319.
5. Denkmal eines würdigen Offiziers. 321.

Fragmente.

Elegie. 322.

PIECES FUGITIVES.

Dialogue entre Voltaire & Rouſſeau, après leur paſſage du Styx. 328.

Regiſter über die vier Stück der Olla Potrida vom Jahre 1779. 334.
Muſik.

Nachricht.

Um allen Irrungen zuvorzukommen, muß ich dem auswärtigen Publikum hierdurch nochmals bekannt machen, daß die beiden erſten Jahrgänge der in meinem Verlage herauskommenden Litteratur- und Theater-Zeitung, jeder, nemlich der von 1778. und von 1779. nach wie vor bei mir um den alten Pränumerations-Preis von 2 Rthlr. zu bekommen ſind. Die kleine Erhöhung von 16 Groſchen auf den ganzen Jahrgang hat nur erſt mit 1780 ihren Anfang genommen, ſo daß künftig von dieſem Jahre an, der Jahrgang 2 Rthl. 16 Gr. koſtet. Für dieſen Preis kann man dieſes Inſtitut in allen Buchhandlungen Deutſchlands haben. Diejenigen Intereſſenten aber, die gedachte Zeitung wöchentlich durch das Poſtamt ihres Orts empfangen, müſſen ſich, nachdem die Oerter der Verſendung entlegen ſind, freilich etwas mehr dafür zu entrichten gefallen laſſen. Doch habe ich das gute Zutrauen, daß die auswärtigen löbl. Poſtämter, welche ſich zeither billig haben finden laſſen, dies hoffentlich auch künftig thun werden. Sollte aber manchem durch dieſen Weg die Anſchaffung zu koſtbar ſeyn, ſo erbiete ich mich, um den Ankauf der Litteratur- und Theater-Zeitung, die mit der Olla Potrida zuſammen in der angenehmen und lehrreichen Lektüre gleichſam eine kleine Bibliothek ausmacht, ſoviel als möglich zu erleichtern, ſie den Liebhabern vierteljährig brochirt franko zu überſenden. Jedoch muß die Pränumeration von 2 Rthl. 16 Gr. für den ganzen Jahrgang auf einmal erlegt werden. In dieſem Fall aber bitte ich um baldige Beſtellungen, und die Briefe, worinn ſie gemacht werden, nebſt den Geldern, franko an mich einzuſchicken. Berlin den 4. März 1780.

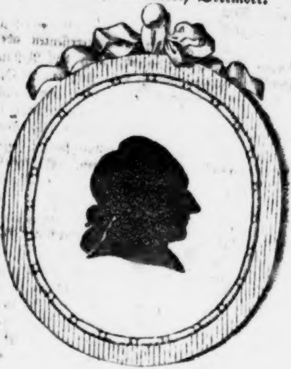
Arnold Wever.

Olla Potrida.

1779.

Vierter Vierteljahrgang.

Oktober, November, December.



GÖTHE

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

I.

Gedichte.

1.

Leer, in Verſzlin.

(Ein altes Gedicht vom Jahr 1517.)

Hör gſell ich wil dir leeren geben
  Wie du in dieſer wält ſolt läben
Das es Gott wolgefellig ſey
  Daneben auch dein nutz darbey
Erſtlich ſo du wilt wandern auß
  Und kommen thůſt in ein würtshauß
Zů gſellen ſetz dich nit zu handt
  Die dir ſind frömbd vnd vnbekannt
Thů nit mit jnen panckettieren
  Das ſy dich nit mit jn verfüren
Dann es giebt offt gar böſen lon
  Alß des wir vil exempel hon
In heiliger gſchrifft auch anderſwo
  Lieber lieſ von Willibaldo

Wie der was ſo ein fromer knab
    Lotharius in verfüret hab
In heiliger gſchrifft findſt du fürwar
    Luce am fünffzehenden klar
Wie das ein reycher alter mann
    Der hett ein iungen ſun gehan
Der ſich auff böſe gſellſchafft gab
    Dardurch verfüret ward der knab
Hieſch ſein erbteil vom vater zhand
    Werthet daßelb in frömmbden land
Mit huren böſer gſellſchafft zwar
    Verpraßet er ſein gütlin gar
Letſtlich in ſolche Armůt griet
    Das er ein zeyt der ſeüwen hůt
Biß in ſein vatter wider aufnam
    Ein yeder ſich ſol ſtoßen dran
Das ſein ſein zimmlich geben auß
    Damit wo er ein mal käm zhauß
Er auch ein zimmlich narung hett
    Darmit ein gwerb anfahen thet
Und wenn im ein kranckheit zůſtieß
    Den nächſten nit in ſpittal müß
Dann da wirt offt gewart der armen
    Das es mögt einen ſtein erbarmen
Darnach erſt an dein gůt gedenckſt
    Wenn du es haſt verſchwendet lengſt
Darzů verthan mit gſellen böß
    Der dich keinr in deinr kranckheit tröſt.
Wilt aber mer exempel haben
    Kan ich dir noch wol etlich ſagen
Wir läſen an eim ort fürwar
    Wes ſtat iſt mir vergaßen gar
Ein reicher man der het ein ſun
    Der ſelb kurtzumb nit gůt wolt thůn
Das krenckt dem vatter offt ſein hertz
    Und dem ſun war es alles ein ſchertz

Doch wie der vatter ſterben ſolt
  Zůr letz ſein ſun vermanen wolt
Rath jn von laſtern abzeſtan
  Der ſun ſolchs für ein gſpöt thet han
Welchs der vatter bald ward gewar
  Sprach Sun es wird nit ſtehn ein jar
Wirſt haben all dein gůt verthon
  Darnach in ſolch verzweyflung kon
Das du dich ſelber wirſt erhencken
  Als vnderſtehn dich zu ertrencken
So wil ich dich gebätten hon
  Du wölſt mir ſo vil zfallen thon
Vnd an den ring erhencken dich
  Das nit werſt zſchanden offentlich
Welchs der ſun wol vernommen hett
  Darauß allein trib ſein geſpött
Wie ſolcher bůben gwonheit iſt
  Der Eltern ſpötten zů yeder friſt
Wie nun der vatter geſtorben war
  Der ſun lieff zů der loſen ſchar
Anfieng zů ſchlemmen vnd zů praſſen
  All zucht vnd erbarkeit thet haſſen
Auff ſpilen, hůren er ſich gab
  Dardurch nam ab ſein gůt vnd haab
In einem jar verzerren thett
  Was jm ſein vatter verlaſſen hett
Jm niemands wolt vertrauwen mer
  Den glauben hett verloren er
Letſtlich in ſolch verzweiflung kam
  Das er ſich wolt erhancken han
Gedencken ward ſeins vatters wort
  Die jm vor warend nur ein ſpott
Der ring jm auch kam in ſein ſinn
  Zů dem gieng er den nechſten hin
Ein ſeil dardurch ſtieß thů ich ſagen
  Wolt ſůhen ob es jn möcht tragen

So fiel der ſtein mit ſampt dem ringen
Sechßhundert guldin theten klingen
Die der vatter vermauret hett
Solchs ſeinem ſun wol kommen thett
Dann er wol wußt wies wurd ergon
Daß ſich ſein ſun wurd hencken thon
Und wenn er dann das gelt da fünde
Villeycht von ſeinem läben ſtünde
Ein ehrlichen ſtand fienge an
Als auch darnach er hat gethan
Denn als bald er das gelt bekam
Den nächſten er das ſelbig nam
Löſt widerumb ſein ſilbergſchir
Das er verlert, und was hinfür
Gantz heüßlich, thet ſich ab der knaben
Die jn in die not gebracht haben
Mer haſt du ein hiſtory ſo
Von Andreuſo von Peruſio
Wie der gen Neapolis kam
Sich einer hantierung bald annam
Ein Roßtauſcher er werden wolt
Billich Er ſich vꝛgnügen ſolt
Laſſen an dem ſo jm glück bſchert
Sein hanthierung nit hon verkert
Denn jm ſolchs übel gerathen iſt
Wie mans in der hyſtory liſt
Ein Böſe ſach jm an ſeinm leyb
Zuſtünd von einem falſchen weyb
Ward ſein 500 guldin erblicken
Thett nach jm in die herberg ſchicken
Nach dem er aber zů jr kam
Eins falſchen liſt ſy ſich annam
Sagt jm wie ſy ſein ſchweſter wäre
Andreüßo glaubt die falſchen märe
Die weyl ſy jm ſein freund all nennt
Sprach ſy die allſamen kennt

Jn bredt das er bey jr beleyb
    Darnach jn ſchier bracht vmb ſein leyb
Ein lotterfall jm richtet zů
    Daß er da in ein ſprachhauß fül
Als ſolchs die fraw vernommen hett
    Gieng ſy den nächſten zů dem betth
Die 500 guldin vnd kleider nam
    Vnd wider in die kammer kam
Andreuzo den frommen ſtecken ließ
    Galt jr gleych es gieng jn ſaur ald ſüß
Doch Gott die ſeinen nit verlat
    Andreuzo teilet mit ſein gnad
Daß er zletſt wider käm härauß
    Do er tratt vornen für das hauß
Welches er fand gar wol zůgeſperrt
    Jämerlich ſchrey ſein gelt begärt
Da er mit ſpott ward dannen triben
    Erſt jn ſeins glaubens ward gereůwen
Aber es alles was vmb ſuſt
    Von dannen on ſein gelt gan müſt
Dem glück ſehr flůcht vnd übel redt
    Gdacht nit er ſolchs verſchuldet hett
Vnd ers jm ſelbs hett zwege bracht
    Als er ſich ſo prachtig gemacht
Mit ſeinem gelt auff dem roßmarck
    Welchs gſähen hett die fraw ſo ergk
Wie ſy das gelt von jm gedacht
    Möcht bringen, ſolchs zwegen bracht
Die ſach ich nit erzellen kan
    Drumb ichs wil vnderwegen lan
Dann ſy hieuor geſchriben ſind
    Jn der hiſtorien man es findt
Andre exempel můß ich auch erzellen
    Zů nutz vnd gut den wandergſellen
Das ſy ſich wüßen zhüten wol
    Was einer thůn ald laßen ſol

Sein gelt nit yeden ſähen laßen
    Sich deßen gantz und gar thůn maßen
Dann es fürwar gibt böſen lon
    Wie ichs dann ſelbs geſähen hon
Ein junger knab zoch überfeld
    Der ſelb hatt bey jm etlich gelt
Und do er in die herberg kam
    Villeicht daſelb hatt ſähen lan
In der herberg zwen Behamar
    Die hattends gelts genommen war
Den knaben fragten in dem hauß
    Wo ſein ſinn ſtunde yetz hinauß
Der knab inen das zeiget an
    Die zwen ſich brathen hattend ſchon
Den knaben woltens bringen umb
    Das was jr letſter bſchluß und ſumm
Dem knaben ſagten bald die zwen
    Wie ſy den wäg auch müßtind gehn
Des auch der knab zů frieden war
    In jn nichts args verſahe gar
Des morgens kamen ſy auff dſtraaß
    Und als ſy nun zů gůter maß
Die ſach ſeyn daucht zu greyffen an
    Vom fürnemmen nit wolten ſtan
Der jüngſt dem knaben gab ein ſchlag
    Das er todt auff der Erden lag
Von jm gar bald das gelt ſy namen
    In dem zwen Reyter eben kamen
An der thaat die böſwichter fanden
    Zůhand dieſelben aldo banden
Ein yeder ye einen fůren thaat
    Gen Tübingen in die Fürſtlich ſtatt
Da man ſy gfänglich name an
    Bald jn gab den verdienten lon
Man ſchlůg jn jre häupter ab
    Ein ſolchen lon jr gſellſchafft gab

Dar

Darmit was nit ghelffen dem jungen
So von ſpeles wegen vmb was kommen
Die ſchuld die kund man niemad geben
Dann ers im ſelber bracht zu wegen.
Ein yeder merck was jm zthůn ſey
Stell ſich in außgån nit zů frey
Wann ſolches warlich bringt kein nutz
Wie yezt gehöret iſt in kurtz
Noch můß ich euch eins zeigen an
Wies mir ſelbs auff ein zeyt thet gan
Daß man nit ſag ich ſchreyb vil hie
Hab derer keins erfarn nie
Als ich eins mals zoch über feldt
Vnd hett bey mir nit wenig gelt
Im würtshauß ſolches ſehen ließ
Groß vnglück mir zehanden ſtieß
Als ich morgens kam auff den wåg
In ein wald heißt Knittlinger ſteig
In welchem mancher wirt beraubt
Fürwar ich hett es ſelbſt nitt glaubt
Wenn ichs ſelbſt nit erfaren hette
Jr etlich mir gar plündern thete
Das gelt ſo mir alls hatten gnon
Wår ſchier darzů vmbs låben kon
Doch auff mein freündtlich bitt gar eben
Sprach einer lieber laß jn leben
Iſt gnůg das wir jm ſgelt hand gnon
Wölt jr jm erſt den tod anthon
Als ich die wort erhöret hett
Von dannen ich mich trollen thett
Ein andern wåg bald für mich nam
Damit ich von den ſchölmen kam
Ich kert gen Knittlingen da eyn
Niemand mir thůn wolt hülffes ſcheyn
Ich båthe gleich ja wen ich wolt
Ein yder ſagt ſelbſt lugen ſolt

Wie ich das mein wider bekäm
    Keiner ſich meinen nit annäm
In dem handel dann ſo bſorgen müßte
    Das jn auch ein vnfal zuſtieße
Als ein beraubter ich bin zohe
    Ein anderm wäg die Reuter flohe
Ich dacht wo ſy mich kommen an
    Mein läben ich verloren han
Dahin bracht mich das ſchnöde gelt
    Darumb wilt läben in der wält
So thů wie ich dich hab geleert
    Dann etlich leüt ſind ſo verkeert
Wo ſy gelt bey eim jrgends wißen
    Lügends wie ſy jn mögen bſchyßen
Damit das gelt alls jnen werdt
    Gott geb wies jm härnachet geht
Haſt bey dir gelt, ſag nichts darvon
    Das du nit thüeſt darumb kon
Mancher in großer not geſteckt iſt
    Wie man ſolchs von Rinaldo liſt
Wie der ſelb auch beraubet war
    Von zweyen raubern gantz vnd gar
Jm nichts ließen dann ſhemmetlein
    Darinn er ſolt erfroren ſeyn
Was kalt ein großer ſchnee da lag
    Der knecht von jm flog wie ein zag
Von ſeinem herren wol gethan
    Als jn die röuber griffen an
Was macht das ſo jm alſo nachſtelte
    Sie wüßten bey jm gar vil gelte
Welchs er villycht het ſähen laßen
    Darumb er braubt ward auff der ſtraßen
Aber Gott welcher nit verlat
    Die ſeinen, ſonder je beyſtadt
Die ſo jn treulich rüffen an
    Den ſelben wil er beygeſtan

Wenn aber einr kumpt an die end
Schlecht er zůſamen bald die hend
Vnd rüfft Gott ſeinen ſchöpffer an
Das er jm hulffes ſcheyn ſol thon
Daß bätten geht auch gwüß von herzen
Dann ich weiß wol daß ich nit ſcherzen
Sonder mit ernſt mich Gott befalhe
Als ich den tod vor augen ſahe
Glaub gänzlich Gott hab mich erhört
Vor diſen röbern mich erweert
So vnderſtůnden mich zu tödten
Vnd, mich gebracht auß ſolchen nöten
Deß ich jm noch zedanken hab
Auch dancken wil dieweil ich mag
Mein zungen vnd mein mund auch regen
Der ſelb wöll vnſer aller pflegen
Das aber ich zů ende bring
Allhie mein angefangne ding
So iſt die leer vnd meinung mein
Ein yeder ſich ſol fleyſſen fein
Daß er in alwäg mäſſig ſeü
Nit jm außgeben ſey zů frey
Vnd nit ſtäts panckettier vnd zeche
Mit übermůt nit ſey zů freche
Wo er an frömbden orten iſt
Dann da ſůcht man vilerley liſt
Wie man ein bringt vnd das ſeyn
Darnach laßt man dich faren fein
Wenn kein gelt mer im beütel haſt
So biſt von yederman gehaßt
Niemand wil dein kein gnad mer han
Du biſt von yederman verlan
Man rede dir übel, ſpeyt dir nach
Als einem menſchen ye geſchah
Zů letſt die reüwſtöß kommen här
Die bkrencken dir dein herz gar ſchwär

Denn aber iſt es vil zu ſpat
    Darumb bitt ich volg meinem rath
Es wirt warlich nit greüwen dich
    Sag ich dir, glaub mir ſicherlich.

2.

Romanze.

Die harmlos ihr die Welt betracht,
Solt dieß Geſchichtgen hören,
Ob ihrs beweint, ob ihrs belacht,
Seht wie's geſchehn, wie mans betracht,
Zieht ſelbſt euch draus die Lehren!

Vom Mädchen, das in Putz und Tand
Ihr gröſtes Glück gefunden,
Und das gefiel – – in Stadt und Land,
Zwar ohn erhebenden Verſtand,
Doch wenigſtens auf Stunden.

Es gab an Reizen mancherley
Ihr die Natur nicht ſpärlich,
Doch half die Kunſt auch hier zu viel
Macht Schmink und Farben ohne Ziel,
Den Grazien gefährlich.

Ein Jüngling kam aus fernen Land,
Deme Mädchen thät gefallen,
Auch war bey Tanz und Spiel und Scherz
Sie nur alleine fur ſein Herz,
Vor andre Mädchen allen.

Und plötzlich kam ein böſer Brief
Und Liebgen ſollten ſcheiden,

Und jedes fühlte im Herzen tief,
Was Schickſal durch den Vater rief
Auf ewig ſich zu meiden.

Das Mädchen in der Stille klagt,
„So iſts ſo iſts beſchloſſen?
„Wo wird mir nun ein Herz zu Theil,
„Hat Amor ſeinen letzten Pfeil
„Nun ſchon vor mich verſchoſſen?

„Im Tod allein iſt für mich Ruh.“
Sie flieht bey Abendſtunden,
Ins dunkle Thal, wo's allen graußt
Tod wie in Lethens Fluthen bräußt
Gedacht — — und ſchon empfunden!

Mit jedem Schritt ſieht ſie ihm nahe,
In Nacht war er gekleidet,
Im raſchen Strome wütet Todt,
In dürren Blättern raſchelt Todt
Siehts ohne Grab, — — und ſcheidet.

Und jedes Mädchenherz erbebt,
Und jeder Jüngling zittert
(Sie wurde wie geſucht geliebt)
Doch innig jeder war betrübt,
Die Liebenden erſchüttert.

Und jedes eine Thrän ihr weiht
Hinauf zum Thron Vergebung!
Gern denkt man ſie im Lichtgewand,
Einſt gehn an des Geliebten Hand,
Zum Vater, zur Verſöhnung.

Doch dieß nur der gemeine Hauf,
Der für ihr Schickſal bebet,

Von groſſen Geiſtern, ſonſt veracht,
Sie jezt als Heldin wird betracht
Auf einmal ſich erhebet.

Seht ſtaunend vor der Himmelsbraut
Die Dichter hingelehnet,
„Verehrt die Heldin, die geſchwind
„Den Weg aus dieſem Kerker find',
„Woraus ſie ſich geſehnet.

„Ihr Geiſt vor dieſe Welt zu groß
„Fühlt Freyheitsdrang und eilet
„Zu jenen Höhn aus dummen Land,
„Wo keiner jemals ſie verſtand,
„Nichts Todes Wunden heilet.

Steh Sturm! laß ihren Todespfad
Den ſtillen Wandrer ſehen,
Er ſeh', wie ſie's ergrif – Sie litt
Seh ſie mit decidirten Schritt
Hin in die Fluthen gehen.

Bis zu der Sternenwelt thut ſie
Des Dichters Heer erheben,
Der eine findt, daß ſie gedacht,
Dem andern ein epoque gemacht
(Im unbekannten Leben.)

Drum tödtet feige Seelen euch
So könnt ihr all ſie rühren,
Seht ſie vor euren Büſten knien,
Euch der Vergänglichkeit entziehn,
Vielleicht – dramatiſiren.

II.

Dramatiſche Aufſätze.

Der verſtellte Blinde,

nach dem Le Grand in Einem Akt

von M—r.

Perſonen.

Damon, ein Seeofficier.
Leander, ſein Neffe.
Leonore, eine junge Wittwe.
Liſette, ihr Kammermädchen.
Die Tante der Leonore.
Doctor Saft.
Der Notar.
Caſper, Damons Diener.

Die Scene iſt in Damons Hauſe.

Scene I.

Leonore. Liſette.

Liſette.

Nun, Madam, zu was entſchließen Sie ſich? Wie ich höre, kömmt Damon, Ihr Bräutigam, nach einer zweyjährigen Abweſenheit heute zurück.

Leon. Verdrießliche Nachricht! —

Liſ. Aber, beſte Madam, was wird daraus werden? Sie ſind feyerlich mit ihm verſprochen, wohnen ſchon ſeit zwey Jahren in ſeinem Hauſe?

Leon. Ach damals kannt ich Leander nicht.

Liſ. J nu freylich iſt der Unterſchied zwiſchen Leanders und ſeines Vetter Damons Geſicht ſehr groß. Aber Herr Damon hat Geld — und das junge Herrchen nicht.

Leon. Mit allem ſeinem Gelde habe ich ihn nie geliebt, und itzt, da ihm der unglückliche Zufall betroffen, iſt er mir fürchterlich.

Liſ. Der arme Mann, auf eine ſo ſonderbare Art ſein Geſicht zu verlieren, ſtockblind zu werden, und das durch eine vorbeygeflogene Kugel — ich begreife nur nicht, wie — aber um ſo beſſer, Madam, um ſo beſſer, wie viele Damen wünſchten ſich einen blinden Mann. Sie ſind ja nicht verbunden, ihm Rechenſchaft von Ihren Handlungen zu geben, wenn er ſie nicht ſieht. Ein Blinder kann auch nicht eiferſüchtig ſeyn. Mit einem Worte, Madam, ein blinder Mann iſt eine vortrefliche Sache!

Leon. Ich zittre, wenn ich daran denke, daß er von Leanders Gegenwart Nachricht erhält. Er glaubt ihn abweſend.

Liſ. O das hat gar nichts zu ſagen, der wird ſich ſchon in Acht nehmen. Aber wie werden wir den Narren, den Doctor, los. Der Menſch iſt ſo von ſich eingenommen, daß ers gar nicht merkt, wie ſehr er uns zur Laſt iſt. In Wahrheit, Madam, ich begreife nicht, wie Sie ihm ſo lange dulden konnten.

Leon. Ich hatte meinen Spas mit ihm. Ein ſolcher Geck macht uns oft den angenehmſten Zeitvertreib, denn man beluſtigt ſich auf ſeine Koſten. Doch ſeit einiger Zeit iſt er mir unausſtehlich.

Liſ. Ganz natürlich! Seitdem Herr Leander das Glück gehabt —

Caſper. (in der Scene) He! he!

Liſ. Still! iſt das nicht Caſpers Stimme?

Leon. Damons Bedienter?

Caſp. He! he! (noch von innen)

Liſ. Wahrhaftig, er iſts! — Nun faſſen Sie Muth, Madam.

Leon. Ich bin in einer entſetzlichen Verlegenheit.

Scene II.

Caſper als Kurier. Vorige.

Caſper.

Nu, zum Element, hat man denn keinen Reſpect für einen Kurier? Kommt ihm Niemand entgegen?

Liſ. Willkommen, Caſper!

Leon. Wo iſt Dein Herr?

Caſp. Nicht weit, Madam. Ich bin nur voraus gelaufen, ſeine Ankunft zu vermelden, und ſeine Zimmer in Ordnung zu bringen.

Leon. (bey Seite) O Himmel! — Liſette, was mag ich?

Liſ. (heiml. zu Leonore) Wie wärs, wenn Sie Ihr Geheimniß Caſper anvertrauten. (Leonore ſinnt) Ja, ja, Madam, denken Sie daran, daß Caſper ein paar geſunde hellſehende Augen hat, und ſeinen blinden Herrn alles erzehlen wird, was wir nicht haben wollen. daß er wiſſen ſoll, daß er ihm vor allen Dingen die Anweſenheit des Leanders offenbaren wird, und — genug ich ſehe keinen andern Weg als fürs erſte unſer Vertrauen in dieſen Burſchen ſeine Verſchwiegenheit zu ſezzen, bis Sie einen Entſchluß gefaßt haben. Ich werde alſo die Unterhandlung anfangen.

Leon. Meinetwegen, —

Liſ. (nimmt Caſpern bey Seite) Hör, Caſper, Du warſt ſonſt ein treues, dienſtfertiges Geſchöpf — kann man Dir noch trauen.

Caſp. Und Liſette zweifelt daran? Bey meinem jugendlichen warmen Blut, ſchwör ich . . .

Liſ. Schon gut (hält ihm den Mund zu) Ich glaubs. — Man wird auch Deine Treue und Verſchwiegenheit recht gut bezahlen.

Caſp. Ich merke beynahe ſchon, wer meine treuen Dienſte benöthigt ſeyn wird. (ſieht ſchalkhaft nach Leonoren) Hier haſt Du meine Hand, Liſette — Leib und Leben, Gut und Blut, alles opfere ich dem Dienſt Deiner Gebieterin auf, für eine ſo liebenswürdige Dame lief ich durchs Feuer — Wieviel will ſie denn daran wenden?

Liſ. Du wirſt gewiß zufrieden ſeyn, verlaß Dich darauf. — Alſo vor allen Dingen, guter Caſper, liegt uns ſehr viel daran, daß Du Deinem Herrn ja nicht verräthſt, wer hier etwa im Hauſe aus und eingeht. Verſtehſt Du.

Caſp. (lacht) Vollkommen! Ich müßte auch ein gar großer Pinſel ſeyn, wenn ich das nicht verſtünde.

Leonore. Guter Caſper, wenn Er ſich mir gefällig erzeigt, hat Er ein Dutzend Loui-d'or von mir zu hoffen.

Caſp. O Madam, auch ohne das — ohne das geringſte Intereſſe — (hält die Hand hin)

Leonore. Ich habe nicht ſo viel bey mir, um Ihm aber zu überzeugen, daß es kein leeres Verſprechen iſt, ſo will ich gleich auf mein Zimmer gehen, und es holen. Bleib Er ſo lange hier. (mit [illegible] ab)

Caſp. O es hat ja keine Eile — (allein) Ein Dutzend Louisd'or iſt meiner Seel ein anſehnliches Gebot — Aber an ſeinen Herrn ein Schelm zu werden, iſt auch nichts Kleines. — Und mit alle dem iſts eine närriſche Hiſtorie, ha! ha! ha! — Mein Herr, der von ſeinen Freunden die Nachricht erhalten, daß ſeine Verſprochne verſchiedenen jungen Herren den Zutritt verſtattet, kommt auf den Einfall, ſich für blind auszugeben, um ſich ſelbſt von allen dieſem zu überzeugen, ich bin der einzige, dem er dies Geheimniß anvertraut, und ich ſollt' ihn verrathen? meinen guten, lieben Herren betrügen? Pfuy! (declamatoriſch) ermanne dich, ſey wieder Caſper — Doch 12 Stück Louisd'or — ging's denn nicht an, daß ich ſie nehme, und dennoch ein ehrlicher Kerl blieb? — Recht wohl nicht! — entweder ich betrüge Leonoren, oder meinen Herrn! — Still! ich hab ichs: mein Seel, die 12 Luosid'or ſind meine, und niemand darf mich einer Betrügerey beſchuldigen. Ich bekomme das Geld mit der Condition, daß ich meinem Herrn nichts von Leonorens Liebhabern ſagen ſoll — das will ich nicht thun — da ſeine Blindheit nur eine angenommene Blindheit iſt, dafür kann ich nicht: Genug ich ſage nichts, er wirds beſſer ſehen wie ich. Ha! ha! ſie kommen.

Scene III.

Leonore. Liſette. Vorige.

Leonore.

Hier, mein guter Casper! (giebt ihm das Geld) Ich verlaſſe mich itzt auf Seine Verſchwiegenheit.

Caſp. O Madam, die iſt unüberwindlich!

Liſ. Wohlan, mein lieber Caſper — vor allen Dingen mußt Du alſo wiſſen, daß Leander hier iſt.

Caſp. Leander? ſo! ſo!

Liſ. Nun weiter. Sobald Dein Herr ankömmt, ſuche ihm zu überreden, daß Madam ihre Schönheit ganz verloren hätte, wir wollen dieſes durch eine vorgegebene Krankheit wahrſcheinlich machen, daß ſie ganz entſtelle, todtenblas, eingefallene Augen, gelbe Haut —

Caſp. O ich verſtehe ſchon! laß mich nur machen! Ich will ihm eine ſolche Beſchreibung von Madam Leonoren machen, daß ihm die Luſt, ſie zu heirathen, gewiß vergehen ſoll. Aber Liſette, unter uns, Ihr verlangt da mehr, als ich für 12 Louis-d'or habe verſprechen können. Bedenke ſelbſt — mein Seel, ich übertheure Euch nicht, wenn ich noch vier Louisd or fodere.

Liſ. Nun ja, Geizhals! Du ſollſts haben, mache Deine Sachen nur klug.

Caſp. So etwas iſt mir noch nie mißlungen. Die Tante kommt.

Scene

Scene IV.

Die Tante. Vorige.

Tante.

O Himmel, was hör ich! Welche entſezliche Nachricht! Welche Strafe des Himmels! Damon kömmt blind zurück? Iſts denn wahr, Caſper?

Caſp. (weinend) Ach ja, Madam! leider allzuwahr!

Tante. Ja, ja, die Strafe des Himmels bleibt nicht aus. Ich habe ihm nie Böſes gewünſcht — aber der Himmel iſt gerecht — wär unſere Ehe, die gewiß im Himmel geſchloſſen war, zu Stande gekommen, und hätt er Leonoren nicht mir vorgezogen, — ich will nicht richten, wir ſind all ſündige Menſchen, aber — Indeſſen beklag ich ihm; es war noch ein recht hübſcher Mann.

Leon. Nur ich bin zu beklagen, liebe Tante! Einen blinden Mann zu heirathen — ich weiß nicht, was mir da für wunderliche Gedanken bey einfallen.

Liſ. Hm! ich wüßte nicht, warum ein blinder Mann ſich nicht ſo gut zum Heirathen ſchickte, wie ein Sehender. Bey mir mag ſich ja kein Blinder melden, ich nehm ihn ohne Bedenken, und wenn er auch noch taub dazu iſt.

Tante. Liſette hat recht. Es iſt ja ſeit einiger Zeit ein ſolcher Mangel an Mannsperſonen, daß man auf ſolche kleine Fehler nicht ſehen muß.

Leon. Ich denke nicht ſo, Frau Tante!

Tante. I nu, wenn Du denn ſo einen großen Abſcheu für einen blinden Mann haſt, ſo will ich ihn nehmen, um Dich zu überführen, daß man mit einem blinden Mann auch glücklich ſeyn kann

Liſ. Sie, Madam?

Tante. Ja, ich! Mamſell!

Liſ. Aber Ihre Jahre —

Tante. Die wollen wenig ſagen. Man kann mich immer noch für ihre Schweſter halten. Ja, ja, Leonore, ich denke ſelbſt, es wird eine mißvergnügte Ehe geben, und ehe ich dieſen Jammer mit anſehe, will ich ihn lieber ſelbſt heirathen.

Leon. Aber, Frau Tante, es kömmt noch drauf an, ob Damon mit dieſem Tauſch zufrieden iſt.

Tante. Er braucht ihn ja nicht eher als nach der Hochzeit zu wiſſen! Ich kann Deine Stimme recht gut nachahmen, und der zärtliche Ton iſt immer mein Studium geweſen. Und nicht wahr, Caſper, Sein Herr iſt ſtockblind?

Caſp. Stockſternblind, Madam! Er ſieht keinen Menſchen, kein Thier — nicht einmal eine alte Meerkatze, wenn ichs ihm nicht ſage.

Tante. Hundert Stück Ducaten, Caſper, ſind für Ihn abgezählt, wenn Er von dieſem Tauſche nichts entdeckt. —

Caſp. Kein Wort, Madam — ſobald ſie vollwichtig und ungerändelt ſind.

Leon. Aber Frau Tante, wenn Damon nach der Hochzeit den Betrug entdeckt, wie —

Tante. Dafür laſſen Sie mich ſorgen, Madam! — Ich beſitze noch Gottlob alles, mich einem Mann angenehm zu machen.

Caſp. (beyſeite) Das wird luſtig ablaufen.

Liſ. Caſper, wie wäre, wenn Du Leandern von allem dieſem benachrichtigteſt?

Caſp. Gut, ich gehe. (beyſeite) Zuerſt zu meinem Herrn;

Herrn: kein Wunder wär's, er würde von allen dieſen Nachrichten wirklich blind. (ab)

Liſ. Ich glaube, ich höre den Doctor kommen.

Tante. Ich kann den Narren nicht ſehen, denn der kommt doch nur Ihnen zu gefallen. Ich will indeſſen meine zärtlichen Töne durchlaufen, und mich auf meine Rolle präpariren. (ab)

Scene V.

Doctor. Leonore. Liſette.

Leonore. (zu Liſ.)

Wie werden wir den Narren los.

Doct. O meine Königin! Abgott meines Herzens! Balſam meines Lebens! Verzeihen Sie, o verzeihen Sie, daß ich ſo ſpät erſcheine. Eine ganze Stunde hat mein Bedienter die Handpomade geſucht — Dies iſt die Urſache meines Verzugs. Kniend bitt ich um Verzeihung. Aber Himmel, was fehlet Ihnen? Sie ſind traurig? niedergeſchlagen? Iſt mein langes Auſſenbleiben die Urſache Ihres Schmerzes?

Leon. O gar nicht, Herr Doctor. Ich bin heute ſehr üblen Humors, aber die Urſache davon weiß ich ſelbſt nicht. Vergeben Sie, daß ich mich entferne, meine üble Laune mögte Sie anſtecken. (macht ihm ein Compl. und geht ab)

Doct. Liſette! ich bin der glücklichſte Menſch unter der Sonne! Was ihr mein Auſſenbleiben für Kummer verurſacht! Ihr Herz brennt lichterloh! Wünſche mir Glück, Liſette! Von tauſend Schönheiten, die nach meinem Beſitze ſeufzen, soll Deine Frau den Sieg davon tragen.

Liſ. Aber ehe meine Frau zu dem̄ Beſitz Ihrer ſo beneidenswürdigen Perſon gelangen kann, werden Sie erſt einen Nebenbuhler verjagen müſſen.

Doct. Und wer iſt der verwegne Sterbliche? Er zittre!

Liſ. Herr Damon, der Seeofficier, mit dem meine Madam, wie Sie wiſſen, ſich vor zwey Jahren verſprochen —

Doct. Und den ich aus ihrem Herzen vertrieben habe?

Liſ. Dieſer nun iſt heute zurückgekommen, und wird alle Augenblick erwartet. Durch einen unglücklichen Zufall hat er ſein Geſicht verloren, und iſt ſtockblind. Dies war die Urſach von meiner Madam ihrer üblen Laune.

Doct. Blind? blind? und der Kerl unterſteht ſich noch, an Leonoren zu denken! Nein, das muß beſtraft werden!

Liſ. Wahrhaftig, ich höre ſeine Stimme; machen Sie ſich aus dem Staube.

Doct. Aber wenn er nicht ſehn kann, — ſo bleib ich. (Damon kömmt, und der Doctor ſtellt ſich in der Ecke des Theaters, den Damon ausſpottend.)

Scene VI.

Damon. Doctor. Liſette.

Damon (mit dem Stocke um ſich herum fühlend.)

He, Caſper! Caſper! Iſt denn niemand hier? Will mich denn niemand zurechtweiſen! Ich armer, elender Mann, kann in meinem eignen Hauſe kein einziges Zimmer finden.

Liſ. Tauſendmal willkommen, lieber Herr Damon, ich beklage von Herzen —

Dam. Wer iſt denn das? Mich deucht, Liſettens Stimme.

Liſ. Ja, Herr Damon, ich bins.

Dam. Du glückliches Mädchen, Du kannſt mich wiederſehn, ich Dich nicht.

Liſ. Aber — Ihre Augen ſind doch wie ſonſt —

Dam. Das ſagt man, und dennoch bin ich ſtockblind — Gutes Mädchen! alle Freuden des Lebens ſind mir nun auf ewig verſagt. Das einzige, was mir mein elendes Leben noch erträglich macht, iſt meine geliebte Leonore, ſonſt hätten mich Kummer und Gram ſchon vollends getödtet.

Liſ. Wir haben, nachdem Sie uns dies Unglück berichtet, gar nicht aufgehört, zu weinen. Meine Madam ſieht ſich gar nicht mehr ähnlich, Sie werden über Ihren Anblick erſtaunen — ja ſo, Sie können ſie nicht ſehn — ſie ſieht ſich gar nicht mehr gleich, ſo ſehr hat dieſe unglückliche Nachricht auf ihre Schönheit gewirkt.

Dam. Die zärtliche Seele! — Aber wo biſt Du denn, Liſette? führe mich doch zu ihr.

(Er geht auf den Doctor zu, und ergreift ihn.)

Was iſt das? eine Mannsperſon? ſo heimlich hier?

(Der Doctor zittert am ganzen Leibe, und Liſette iſt äußerſt verlegen.)

Liſ. Ach, Herr Damon — fallen Sie ja auf keine ſchlimme Gedanken — es iſt ein neuer Bedienter — der erſt geſtern zu Ihrer Bedienung angenommen, weil wir nicht wußten, daß Sie Caſpern wieder mitbrächten.

Dam. So! — das iſt was anders.

(Er läßt ihn los, ſtellt ſich aber ſo, daß der Doctor nicht aus der Ecke kann.)

Liſ. Geht nur hinaus, Herr Damon wird Euch ſchon rufen, wenn Ihr nöthig ſeyd.

Dam. Nein bleibt! Wie heißt Ihr denn?

Liſ. (heimlich zum Doctor) Geſchwind einen Namen geſagt.

Dam. Nun, iſt denn der Kerl ſtumm?

Liſ. Verzeihen Sie, er iſt ſehr erſchrocken — er heißt Niclas.

Dam. Nu Niclas, gebe mir einen Stuhl.

(Der Doctor weiß nicht, wie er ſich verhalten ſoll. Liſette winkt ihm, daß er den Stuhl ſetzen ſoll.)

So! (nachdem er ſich geſetzt) Niclas, ziehe mir die Stiefeln aus!

Doct. Was Teufel — die Stiefel — ich ſchleiche mich fort!

(Liſette vertritt ihm den Weg, und ſagt heimlich zu ihm)

Liſ. Ziehen Sie doch nur aus — Sie ſetzen ja meine Madam und mich in die größte Verlegenheit, wenn er merkt, daß ich ihm belogen habe.

Doct. Aber, Liſette, wie kann ein Doctor — Nein, nein, ich geh fort.

Liſ. Ich laſſe Sie wahrhaftig nicht fort, Sie werden uns doch nicht unglücklich machen?

Dam. Nun, kommt der Spitzbube nicht?

Liſ. Er hat Sie nicht recht verſtanden, mein Herr!

Dam. Zum Teufel, iſt denn der Kerl taub! — Die Stiefeln ſollt Ihr mir ausziehn.

(Der Doctor fängt nach einigen lächerlichen Vorbereitungen an, die Stiefeln auszuziehn.)

Nu, friſch zugezogen! — Kerl, Du haſt bey einem Schneider gedient! — Nu! zieh zu — noch einmal — Friſch! —

(Der Doctor fällt mit dem ausgezogenen Stiefel nieder.)

Da liegt der Pinſel!

Doct. (höchſt ärgerlich) Nein, nun geh ich fort!

Dam. Den andern.

Liſ. Da kommt Caſper! der wirds beſſer verſtehn, wie Niclas.

Doct. (heimlich) Ach wie froh bin ich; ich ſchwitze am ganzen Leibe.

Scene VII.

Caſper (mit einem Mantelſack.) **Vorige.**

Caſper.

Ha! ha! ha! ha!

Dam. Biſt Du's, Caſper?

Caſp. Ja, Herr!

Dam. Wo haſt Du denn geſteckt?

Caſp. Ich konnte unmöglich eher kommen, mein Herr, der Mantelſack iſt gar zu ſchwer! Ich habe geſchleppt wie ein Maulthier!

Dam. Der Taugenichts da iſt ſtark genug, ihn aufs Zimmer zu tragen. Zieh Du mir nur den Stiefel wieder an, der Kerl hat mirs Bein bald ausgeriſſen.

Caſp. (wirft dem Doctor den Mantelſack auf die Schultern) Da, Kammerad!

Doct. Nein, zum Teufel, das iſt zu arg! — Ich werd Dir's gedenken! warte! (läuft ab.)

Dam. Aber wo bleibt denn meine Braut, Liſette? — Ich brenne für Ungeduld, Sie zu ſprechen, ihre harmoniſchen Töne zu hören, da ich, o grauſames Schickſal, das ſchönſte Geſicht, das reizendſte Auge nicht ſehn kann.

Liſ. Den Augenblick will ich Ihre Ankunft melden. (ab.)

Scene VIII.

Damon. Caſper.

Damon.

Nu, Caſper, ſpiel' ich meine Rolle nicht gut? Habe ich dem Haſenfuß, den Doctor, nicht Angſt genug gemacht? Ha! ha! ha! ich hatte alle Mühe, das Lachen zu verbergen.

Caſp. Ganz vortreflich könnten Sie einen Blinden vorſtellen, Herr Damon! Und daß der Doctor den Stiefel ausziehen mußte — Ha! ha! ha! Die Schweistropfen ſtanden ihm auf der Stirne, wie ich dazu kam. Zum Todlachen! Ha! ha! ha! Ich kann nur nicht begreifen, wie Madam Leonore den affectirten Narren dulden kann.

Dam. Ja, mein guter Caſper, Du kennſt dies Geſchlecht nicht. Die Narren haben ſchon manchem vernünftigen Mann den Rang abgelaufen. So ein Haſenfuß bewundert die ſchöne Friſur, ihren vortreflichen Geſchmack im Anzuge; — der Vernünftige ſieht entweder auf dieſe Kleinigkeiten nicht, oder hat nicht Unverſchämtheit genug, alles für göttlich ſchön auszugeben, und man hält ihm für einen Mann ohne Geſchmack — welches hier ſo viel heißen ſoll, als ein Einfaltspinſel. Ich glaubte an Leonoren eine Ausnahme zu finden, aber ich ſehe, daß ich mich betrogen; und freue mich über meinen Einfall, ohne den ich ſchwerlich dieſe Entdeckung gemacht hätte. Ich will die angenommene Rolle doch noch eine Weile fortſpielen, um ſie hernach recht beſchämen zu können.

Caſp. Mit dem Doctor, gaub' ich, hats nun nicht viel auf ſich, aber Ihr Vetter Leander —

Dam. Ach, er ſoll ſie haben, er ſoll ſie haben — nur das ärgert mich, daß man auf eine ſo dumme Art mich zu fangen denkt. Die Alte will alſo, ſagſt Du, die Stelle der Leonore vertreten?

Caſp. Mit Leib und Seel!

Dam. Schön! Warte, du ſollſt für deine Betrügerey geſtraft werden. Sie kommt! ich muß wieder blind ſeyn! — Ach, Caſper, kommt denn meine Geliebte noch nicht?

Caſp. Hier kömmt ſie ſchon in vollen Springen.

Scene IX.

Die Tante. Vorige.

Damon. (geht auf die unrechte Seite)

O meine geliebte, theuerſte —

Caſp. (führt ihn zurecht) Mein Herr, Sie umarmen die Wand. Hieher — hier iſt Ihre Braut.

Tante. (mit verſtellter Stimme) Ach, liebſter Damon! ich ſehe Sie wieder! Der Gram über Ihre lange Abweſenheit hat mich faſt getödtet!

Damon. Wie viel Liebe! (umarmen ſich)

Tante. Wie viele Thränen haben Sie mir gekoſtet! Ihr unglücklicher Zufall hat mich beynahe getödtet. Ich — meine Thränen erſticken mir die Sprache.

Dam. Faſſen Sie ſich doch, meine Beſte — ich bin von Ihrer Liebe überzeugt! Bedenken Sie, daß das viele Weinen der Schönheit ſchadet.

Caſp. (für ſich) Die hat der Teufel ſchon lange geholt.

Tante. Meine Zärtlichkeit für Sie überſteigt alle Grenzen! Ihre Abweſenheit ſcheint ſie nur noch vermehrt zu haben.

Dam. Wohlan, meine Geliebte, ſo überzeugen Sie mich davon, und machen Sie die Anſtalten zu unſerer Verbindung. Schicken Sie augenblicklich zum Notar —

Tante. Ich will ſelbſt hingehen, mein ſchöner Engel, und den Augenblick —

Dam. Ein neuer Beweis Ihrer Liebe, meine Beſte, daß Sie dieſes ſelbſt über ſich nehmen wollen, ich armer blinder Mann muß Ihnen ſchon dieſe Mühe verurſachen. Laſſen Sie alſo den Contract nach ihrem eigenen Gefallen aufſetzen, und für meinen Namen nur Plaz gelaſſen, den ſchreib ich alsdann ſelber ein.

Caſp. (heimlich zur Alten) Aber daß der Notar Niemand von uns kennt, ſonſt ſind Sie verrathen.

Tante. (heiml. zu Caſp.) Schon gut. Ich werde mich nicht eher ſehen laſſen, bis der Contract unterſchrieben iſt, damit nicht etwa ein Freund von Deinem Herrn dazu kommt.

Dam. Iſt denn mein Engel ſchon fort, Caſper.

Tante. Izt geh ich — kein Vogel kann ſo ſchnell fliegen, als ich zum Notar laufen werde. (langſam ab)

Scene X.

Damon. Caſper.

Caſper.

Ueber das tolle Weib!

Dam. Bis dahin geht alles nach Wunſch. Der Doctor —

Caſp. St! ich höre Leander kommen; den werden Sie doch nicht leer ausgehen laſſen?

Dam. Bewahre! er ſoll ſeinen Theil ſo gut haben, wie die andern. Nur izt noch nicht. Ich mögte ihn gar zu gern bey Leonoren antreffen. Ich will indeſſen auf mein Zimmer gehn. Bleib Du da, und gieb mir Nachricht. (ab)

Scene XI.

Leander. Caſper.

Leander.

Nun, Caſper, gehts gut?

Caſp. Vortreflich! Der Blinde iſt in der Falle!

Leand. Er wird alſo die Alte nehmen!

Caſp. Durch unſere Liſt haben wirs dahin gebracht. Sie iſt eben zum Notar gegangen, den Contract zu beſorgen. Da kommt Madam Leonore.

Scene XII.

Vorige. Leonore. Liſette.

Leander.

Madam, alles vereiniget ſich zu meinem Glücke! Bald werd ich ganz der Ihrige ſeyn.

Leon. Iſt denn der Tante ihre Liſt gelungen?

Caſp. Ja, Madam, alles geht nach Wunſch — ſie iſt hin, und läßt wirklich den Contract verfertigen.

Leon. Wenn nur das Ende gut iſt — ich kann meine Unruhe nicht läugnen, und wünſchte beynah nicht, in dieſe Betrügerey gewilligt zu haben.

Leand. Eine unſchuldige Liſt, Madam! wodurch Sie mich zeitlebens zu Ihrem Sclaven machen. (ihr die Hand küſſend)

Caſp. St! St! der Blinde kommt. Seyn Sie ganz ſtill! rühre ſich Niemand.

Scene XIII.

Damon. Vorige.

Damon.

Hör ich nicht Leonorens Stimme hier?

Liſ. Das iſt ein verfluchter Streich!

Dam. Sind Sie noch nicht beym Notar geweſen, mein Schaz?

Caſp. Sie iſt ſchon wieder zurück, mein Herr.

Dam. Und der Contract?

Caſp. Der Notar iſt — nicht zu Hauſe geweſen.

Dam. Man muß zu einem andern ſchicken — Aber, meine Geliebte, Sie reden ja nichts? O ich bitte Sie, wiederholen Sie mir noch einmal die Verſicherungen Ihrer Liebe, womit Sie mich vorhin ſo bezauberten. Ihre zärtlichen Töne ſezten meine ganze Seele in Bewegung! O ich bitte Sie um alles, wiederholen Sies noch einmal.

Leon. (zu Caſpern) Was hat denn die Tante zu ihm geſagt. Ich bin in einer entſezlichen Verlegenheit!

Caſp. (heiml.) Lauter herzbrechende Sachen!

Leon. (laut) Zweifeln Sie etwa an der Aufrichtigkeit meiner Verſicherungen, daß ich ſie Ihnen wiederholen ſoll? — O dieſer Verdacht geht mir durchs Herz! Da ich Sie ſo ſehr, ſo unausſprechlich liebe. (dieſes ſagt ſie zu Leandern)

Caſp. Ach mein Herr, wenn Sie ſie doch izt ſehen könnten! Es iſt zum Erbarmen, wie man Sie liebt.

Dam. Ich weiß es, Caſper, ich weiß es. Meine Freude iſt unausſprechlich. Erlauben Sie, daß ich Ihre ſchöne Hand — (er ergreift Leanders Hand) Was iſt das? Das iſt ja eines Mannes Hand!

Caſp. (ſtellt ſich hinter ihm) Vergeben Sie, mein Herr, es iſt meine Hand!

Damon. (giebt Leandern eine Ohrfeige) Verwegner! — willſt Du mich in meinem Unglück noch verſpotten!

Caſp. (weint) Aber warum ſchlagen Sie mich denn? Ich kann ja nichts davor, daß Sie die Hände nicht unterſcheiden können.

Leon. (lacht) Wie ſehr bedaure ich Sie, Herr Leander. Mein Geliebter, ich werde izt noch einmal zum Notar gehen, zu ſehen, ob er zu Hauſe iſt. Leben Sie indeſſen wohl, mein Schaz! (Leander führet Leonoren ab. Liſette geht mit)

Scene XIV.

Damon. Caſper.

Caſper.

Ha! ha! ha! Das Stückchen mit der Ohrfeige war vortreflich ausgedacht!

Damon. Nun kommt noch das Beſte! — Der Doctor muß die Alte heirathen.

Caſp. Der Doctor? — Nu das wird ein allerliebſtes Paar!

Damon. Geh, und ſieh zu, wie Du es machſt, daß Du ihn auf eine gute Art herbringſt.

Caſp. Bey meiner Treu, er lauft ſelbſt ins Garn. (indem er abgehen will)

Scene XV.

Doctor. Vorige.

Doctor. (leiſe zu Caſper)

Wo iſt Madam Leonore?

Caſp. (heimlich) Beym Notarius.

Doctor. Was hör ich! Sie wird alſo Damons Frau?

Caſp. Und er mag ſie nicht einmal! — Er will nur ſein Wort nicht brechen.

Doctor. Ach ſie wird nur ihren Spaß mit ihm haben. Sie wird doch einen ſolchen blinden Kerl nicht mir vorziehen?

Caſp. Verlaſſen Sie ſich darauf. Der Ehecontract iſt wirklich in der Arbeit.

Doctor. Aber wo iſt ſie denn?

Damon. He! Caſper! mit wem redſt Du?

Caſp. Ich, Herr! mit keiner Seele!

Damon. Schelm, Du belügſt mich — Da ſchleicht ja was herum — (geht mit dem Stock vor ſich hinfühlend an die Thür)

Caſp. (heiml. zum Doctor) Was machen wir izt?

Doctor. (heiml.) Nur keine Stiefeln mehr ausgezogen.

Caſp. Ha! ha! warum haben Sie das nicht gleich geſagt? Sie ſind alſo der berühmte Medicus, der Herr Doctor Salt. — O mein Herr, ein rechtes Glück für Sie, der berühmteſte Doctor in der ganzen Stadt bringt Ihnen da ein Mittel für Ihre Augen.

Doctor. Was? was?

Damon. O mein theurer Herr Doctor, ich bin unendlich erfreut, einen Mann an Ihnen zu finden, der mich durch ſeine Geſchicklichkeit — Ich ſetze mein ganzes Vertrauen auf Sie, mein Herr, deſſen groſſer Ruf mir nicht unbekannt iſt! Nur geſchwind, Herr Doctor — wo iſt die Arzeney? Ich habe ſo groſſes Vertrauen dazu, daß ich für Begierde brenne, ſie zu verſuchen.

Doctor. (heiml. zu Caſper) Wie Teufel, ſoll ich denn was für einen Blinden in der Taſche haben?

Caſp. (heiml.) Nur hurtig was geſucht — was es iſt — Sie werden doch etwas bey ſich haben?

Doctor. (der ängſtlich alle Taſchen durchſucht, bringt endlich ein Gläschen heraus) Da habe ich ein Gläschen Hofmänniſche Tropfen — (giebts ihm) Hier, mein Herr!

Caſp. Sie dürfen nur die Fußſolen damit beſtreichen, ſo werden Sie den Augenblick ſehen. Der Herr Doctor hat mir den Gebrauchzettel dabey gegeben, da ſtehts darauf.

Damon. O mein Herr! wenn ich mein Geſicht wieder erlange — mein halbes Vermögen iſt Ihre.

Doctor. O ich bitte ganz gehorſamſt. — Sie werden, ſo wie man ſagt, bald heirathen, und die junge Wittwe hier im Hauſe?

Damon. Ja, Herr Doctor: vor zwei Jahren ließ ich mich in dieſe Verbindung ein — (die ich denn nun freylich auch wohl erfüllen muß) — ob ich gleich, die Wahrheit zu geſtehen, nachdem mir dies Unglück betroffen, eben keine groſſe Neigung mehr zur Ehe verſpüre.

Caſp. Ja, ja, die Weiber ſollen auch überhaupt den Augen ſchädlich ſeyn —

Doctor. Dies ſagt Hyppocrates.

Damon. Ja, mein lieber Herr Doctor, könnten Sie mich von meiner Braut zugleich befreyen — mein ganzes Vermögen wendete ich daran.

Doctor. Hm! das würde ja ſo ſchwer nicht ſeyn!

Caſp. (heiml.) Ha, ha! er beißt ſchon an!

Damon. So gar ſchwer wär es freylich nicht, wieder loszukommen. Aber ohne Proceß —

Doctor. Auch ohne Proceß — denn allenfalls wenn es Ihr Ernſt wäre — wüßt ich wohl einen Freund, der ſchon lange in Ihre Braut verliebt iſt, und den ſie, wie er gewiß überzeugt iſt, auch wieder liebt — dieſer würde ſich glücklich ſchätzen, Ihre Stelle zu erſetzen.

Damon. Wo iſt der Freund, mein lieber Herr Doctor? Bringen Sie ihn zu mir —

Doctor. Ich bin der Freund — ich ſelbſt!

Damon. Sie ſelbſt! — Deſto beſſer! Sie wollen mir alſo meine ganze verlohrne Glückſeligkeit wiedergeben? Mein Geſicht, und meine Freyheit! Laſſen Sie ſich umarmen. Wenn Sie alſo überzeugt ſind, daß Leonore gegen den Tauſch nichts einzuwenden hat, ſo dürfen Sie nur ſtatt meiner den Contract unterſchreiben. Der Notarius muß den Augenblick da ſeyn.

Doctor. Ach Herr Damon, Sie machen mich zum glücklichſten unter allen Sterblichen.

Caſp. Der Notar! (geht ab, holt Tiſch, Stühle und Schreibzeug)

Scene XVI.

Damon. Der Doctor. Notarius.

Notarius.

Ihr dienſtſchuldigſter und gehorſamſter Diener, meine Herren! Nachdem man gegenwärtigen Ehecontract bey mir beſtellt hat, als habe ich die Ehre, ſelben dergeſtalt hiermit zu präſentiren. Ich kann Ihnen, hochzuehrende Herren, mit Grund der Wahrheit verſichern, daß in den 22 Jahren, da ich mein ruhmvolles Amt bekleide, mir noch kein Ehecontract ſo wohl gerathen iſt, als dieſer.

Damon. Nun wenn er richtig iſt, ſo wird man gleich unterſchreiben.

Notar. Es fehlt weiter nichts als den Stand und Namen des hochgeehrten Herrn Bräutigams: für den habe ich Plaz laſſen müſſen. Doch, meine Herren, — (zieht ſeine Brille heraus, und ſieht ihnen beyden in die Augen) man ſagte mir, der hochanſehnliche Herr Bräutigam wäre blind. — Ich bin doch wohl recht?

Doctor. Ja, ja, ich bins.

Notar. Sie! Ey, ey! wer ſollte Ihnen das anſehen.

Doctor. Ja wohl! — Doch nur hurtig zur Unterſchrift!

Notar. Ich werde den Contract doch erſt vorleſen ſollen?

Damon. Bewahre! das iſt nicht nöthig! nicht wahr, Herr Doctor?

Doctor. Ganz und gar nicht, ganz und gar nicht, nur hurtig, führen Sie mir nur die Hand zur Unterſchrift.

Notar. Sie ſind noch geſchwinder wie die Braut. Aber erſtlich Ihren wertheſten Nahmen.

Doct. Chriſtian Heinrich Saft, Doctor Medicinä.

Not. (ſchreibts hinein und repetirts) — „Doctor Medicinä.“ So — izt können Sie unterſchreiben. (er führt den Doctor die Hand zur Unterſchrift).

Doct. (nachdem er unterſchrieben) Wegen der Zahlung werden Sie ſich bey mir melden.

Not. Die Braut hat ſolches ſchon verthan. — Der ich die Ehre habe, mich Ihnen ganz gehorſamſt zu empfehlen. (ab)

Scene XVII.

Damon. Doctor Saft.

Doctor.

Ah, liebſter Freund, ich muß Sie umarmen! —

Dam. Schon gut! — Ich bin Ihnen, lieber Herr Doctor, den wärmſten Dank ſchuldig, daß Sie ſich ſogleich ohne Bedenken —

Doct. Ihnen nur verdank ich mein Glück. — Aber, verzeihen Sie, ich muß die Unhöflichkeit begehen, Sie zu verlaſſen. Denn ich brenne für Ungeduld, meine geliebte Leonore mit dieſer angenehmen Nachricht zu überraſchen; denn — izt kann ichs wohl ſagen, das gute Weibchen liebt mich zum Unſinn, und war über Ihre Ankunft ganz troſtlos — der Verzweiflung nahe. Verzeihen Sie, liebſter Freund — Sie ſind ein vortreflicher, kluger, ehrlicher, charmanter Mann — Aber um Liebe zu erregen — da muß man — Sie verſtehen mich ſchon. Leben Sie wohl indeſſen, Herr Damon, leben Sie wohl. (läuft ab)

Scene XVIII.

Damon.

Ueber den Narren! ha! ha! ha! wirſt du Augen machen, wenn du den Namen der alten Tante in den Contract findeſt! — ein allerliebſtes Paar. — Ich habe nun durch meine Blindheit mehr geſehn, als mir lieb war, und alle für ihre grobe Betrügereyen, wie ſies verdienen, beſtraft, izt ſeys auch genug. Ich —

Scene XIX.

Caſper. Vorige.

Caſper.

Den Augenblick wird Leander und Leonore hier ſeyn. Sie ſind ganz ſicher, weil ich ihnen geſagt, Sie ſchliefen.

Dam. Schön! Ich dachte eben nach, wie ich ihnen den lezten Streich, der dies Spiel zu Ende bringen ſoll, verſetzen mögte. Komm mit mir, Caſper, wir wollen überlegen, welche Art die beſte ſey, mein Geſicht zu erhalten. (ab)

Caſp. Ich folg Ihnen gleich nach, mein Herr.

Scene XX.

Leander. Leonore. Liſette. Caſper.

Liſette.

Nun, Caſper, ſchläft der Blinde noch?

Caſp. Er ſchnarcht ganz entſetzlich.

Leon. So geh Er zu ihm, guter Caſper, und ſo bald er ſich regt, geb Er uns Nachricht.

Caſp. Schon gut. (ab)

Leon. Nun, Leander, ſind Sie nun von meiner Liebe überzeugt?

Leand. Wie ſolte ich nicht, meine Theuerſte!

Leon. Ich ſchäme mich vor mir ſelbſt, wenn ich daran denke, zu was mich die Leidenſchaft verführt hat. Wenn Sie mirs nur nicht einmal zum Vorwurf machen, Leander?

Leand. Welcher Gedanke! — Der Beweis Ihrer Liebe ſollte Ihnen zum Vorwurf gereichen, und ich ſollte Ihnen dieſen machen? Ich, Madam? — Sie verkennen mich.

Leon. Gefährlich iſts allemal, auch dem beſten Manne ſeine ganze Schwäche zu zeigen. Doch alles Philoſophiren iſt nunmehro umſonſt, da die Sache ſchon ſo weit gekommen, und ich beſorge nur, der Ausgang der Schelmeren wird nicht ſo glücklich für uns ablaufen, wie wir uns im Anfang geſchmeichelt haben.

Leand. Ich bin ganz ohne Sorgen. Der Gott der Liebe wird uns beſchützen, wenn das Ungewitter ausbricht. Und alsdann fällt ja alles auf die alte Tante zurück. Die iſt ja der Anſtifter des Betrugs, die mag ſehen, wie ſie ſich heraushilft.

Scene. XXI.

Caſper. Vorige.

Caſper.

O weh! o weh! über das Unglück!

Liſ. Was giebts?

Caſp. Ueber das Unglück! über das Unglück!

Leand. Nun was iſts denn?

Leon. Ich zittere.

Caſp. Ein entſetzliches Unglück! Da heißts recht, was einem ſein Glück iſt, iſt dem andern ſein Unglück.

Leand. Aber ſo rede doch! Was iſt denn vorgefallen?

Caſp. Wir ſind alle verlohren, ſag ich! Verlohren!

Leon. Ich bitt Ihn um alles, halt Er uns nicht ſo auf — hat Damon etwa entdeckt —

Caſp. Alles wird er entdeken — denn kurz, er kann auf Einem Auge ſehen.

Leon.
Leand. } Was?
Liſ.

Caſp. Wie ich zur Thüre hereintrat, rief er: Ach Caſper! Caſper! freue Dich mit mir! Ich kann ſehen! mit Einem Auge ſehen! Ich ſehe das Bett, den Tiſch, die Stühle — Ich ſehe Dich, alter, getreuer Caſper! O der groſſe Doctor! Der berühmte Doctor!

Leon. Was für ein Doctor?

Caſp. Der Doctor Saft hat ihn kurz vorher ein Glas Wundertropfen gegeben; ehe er ſich niederlegte, beſtrich er ſich die Augen damit, und dies hat die wundervolle Würkung gehabt.

Liſ. Das der Henker den Doctor holte.

Caſp. Den Augenblick wird er hier ſeyn.

Leon. O Himmel, was machen wir! — Er kömmt.

Leand. Mich darf er durchaus nicht ſehen.

Caſp. Gehen Sie in dies Cabinet, und hören Sie erſt, wies abläuft, wir wollen Ihnen ſchon Gelegenheit verſchaffen, zu entwiſchen.

Scene XXII.

Damon. Vorige.

Damon.

O meine Geliebte! ich ſehe Sie wieder! Unausſprechliches Glück! Freuen Sie ſich, meine Beſte, freut euch, meine Kinder, der Himmel hat mir mein Geſicht wieder geſchenkt. Nun kann ich Ihre Reitze zeitlebens bewundern. — Welche reitzende Geſtalt! (zu Caſpern) Was ſagſt Du Schurke denn, ſie wäre ſo verändert?

Caſper. Die groſſe Freude, mein Herr, — hat auf einmal ihr Geſicht ſo ſchön gemacht, daß —

Dam. Und Sie ſind ſo ſtill bey meiner Freude?

Leon. Die gar zu groſſe Freude macht mich ſtumm.

Dam. Ich bin überzeugt, meine Geliebte, daß Sie redlichen Antheil an meinem Glück nehmen. Es iſt mir ſelbſt noch ein Traum. Auf ewig war ich der Hoffnung beraubt, das Tageslicht wieder zu erblicken, alle Arzeneyen waren umſonſt, und auf einmal ſchickt mir der Himmel einen Engel zu meiner Rettung. Der Medicin des groſſen Doctor Gaſts hab ich alles zu verdanken. Er gab mir ein Gläschen Tropfen, die Augen damit zu beſtreichen, ich nahm es, ohne mir eine ſo ſchnelle Hülfe nur träumen zu laſſen, und o der Freude, bey meinem Erwachen ſahe ich mit Einem Auge ſo hell wie jemals, und hoffe itzt, das andere wird ſich auch bald aufſchlieſſen. Alle Vergnügungen des Lebens ſind nun wieder mein, und doppelt werde ich ſie fühlen, da ich ſie ſo lange entbehren müſſen.

Liſ. Welches Auge wäre denn das ſehende, Herr Damon?

Dam. Das rechte.

Liſ. Sie ſehen gewiß mit dem andern auch ſchon.

Dam. Nein, noch nicht, aber ich hoffe bald.

Liſ. Wir wollens doch einmal probiren, ob Sie vielleicht ſchon etwas ſehen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen das rechte Auge zuhalten darf. (hält ihm das Auge zu) Sehen Sie nun was?

Dam. Nichts.

Liſ. Wirklich nicht? (winkt Leonoren, daß ſie Leandern aus dem Cabinet laſſen ſoll. Leonore macht die Thüre des Cabinets auf, und Leander ſchleicht heraus.)

Liſ. Sehen Sie noch nichts?

Dam. (indem Leander bey ihm vorüber ſchleicht, freudig) Ja! ich ſehe Leandern, er ſchleicht ſich ganz ſachte zum Cabinet heraus.

(Liſette läßt ihn los, und es entſteht ein allgemeines Erſtaunen)

Sie erſtaunen alle über mein Glück! — Ich ſelbſt bin außer mir für Verwunderung, daß ich ſo viel, ſo gar viel ſehe.

Caſp. Ah da kommt Ihr Doctor, mein Herr. (beyſeite) Der wird ſich, denk ich, noch mehr wundern.

Scene XXIII.

Der Doctor. Vorige.

Damon. (läuft auf ihn zu und umarmt ihn)

O mein Erretter! Vortreflicher Mann, groſer Arzt, Freund aller Freunde — wo ſoll ich Worte finden, Ihre göttliche Medicin das gebührende Lob zu ertheilen.

Doct. Was Teufel, Sie können ſehen!

Dam. So helle, wie Sie, mein Freund! Sagen Sie mir nur, welcher Lohn Ihrer würdig iſt. Mein ganzes Leben ſoll —

Doct. (heiml. zu Caſper) Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich weiß, wie das zugeht.

Caſp. (heiml.) Das wird ein hübſch Zeitungsſtückchen werden: Hofmänniſche Tropfen vertreiben die Blindheit.

Doct. (heiml.) Nun glaub ich beynahe ſelbſt, daß bey unſerer Kunſt alles auf ein glückliches Ohngefähr ankömmt.

Lezte

Lezte Scene.

Die Tante. Vorige.

Damon.

Ah, da kommt ja meine liebe, gute Alte! — Leben Sie denn auch noch, Madam? Ich hielt Sie für tod, weil ich ſeit meiner Ankunft gar nichts von Ihnen gehört.

Tante. Können Sie denn ſehen?

Dam. Gottlob! ich kanns wieder. Dem vortreflichen Mann hab ich dies Glück zu danken. Aber er ſoll auch aus der Bezahlung ſehen, daß ich ein erkenntliches Herz habe.

Tante. So! ſo! — I nu, Herr Damon, ſo ſehen Sie denn in mir Ihre Braut — Ich habe den Contract an Leonorens Stelle unterzeichnet, und er hat ſeine völlige Richtigkeit.

Dam. Das freut mich ganz unendlich, Madam. So ſehen Sie denn hier in meinem würdigen Freund, dem Herrn Doctor, Ihren Bräutigam, denn er unterzeichnete den Contract ſtatt meiner.

Doct. Was Teufel! ſo führt man mich an?

Caſp. Herr Doctor! wünſche auch viel Glück zum jungen Sohn!

Tante. So hat man mich zum Beſten gehabt. Aber was ſchadets, Mann iſt Mann, Herr Doctor, wir machen Hochzeit.

Doct. Eher laß ich mich aufhängen.

Dam. Das können Sie nach der Hochzeit thun. — Für Sie, mein Herr Vetter, iſt das Zuchthaus auch ſchon auserſehn.

Leand. Herr Vetter — ich erkenne meinen Fehler, und ſchäme mich, ihn begangen zu haben. Zu was für Thorheiten verleitet einen nicht die Liebe.

Dam. Ja wohl, ja wohl, (die Tante anſehend) wie man denn der Exempel hat. Ich ſchenke Ihnen Leonoren, daß ſey Ihre Strafe. Nachdem was ich in meiner Blindheit geſehen, (denn nun werden Sie doch wohl errathen, daß dieſelbe nur angenommen war) kann ich mir kein gröſſer Unglück denken, als für mich der Eheſtand ſeyn würde. Meine kleine Schelmerey wird mir hoffentlich Niemand zur Laſt legen, wenn Sie allerſeits bedenken, daß Sie ſelbſt Gelegenheit dazu gegeben. Wäre Madam Leonore und Sie, mein lieber Vetter, aufrichtiger mit mir umgegangen, hätten Sie mehr Zutrauen in mich geſezt, ſo hätten Sie Sich alle dieſe Verwirrungen erſparen können. —

Leand. O mein beſter Herr Vetter, wie angenehm iſt mir dieſe Zuchthausſtrafe. Zeitlebens —

Tante. (zum Doctor) Nun, mein Schaz, Ihr Zuchthaus wiſſen Sie doch auch?

Doct. Ja, mich wird man ins Tollhaus bringen müſſen.

Caſp. O Liebe, was für tolles Zeug machſt du! Den Sehenden machſt du blind, den Blinden ſehend!

III.

Auszüge.

Lima und ſeine Einwohner.

(Aus Dom Ulloas Reiſen.)

Die zahlreichen Einwohner in Lima beſtehen aus Weiſſen, oder Spaniern, Negern, und vermiſchten Geſchlechtern derſelben, Indianern, Meſtizen und andern Gattungen, die aus einer Vermiſchung der jetztgedachten drey Geſchlechter herrühren.

Spaniſche Familien findet man hier in ſehr großer Anzahl: denn man rechnet, nach der vernünftigen Ausrechnung, auf ſechzehn bis achtzehntauſend weiße Perſonen, ohngefehr der dritte oder vierte Theil davon beſteht aus dem vornehmſten Adel in ganz Peru, und ſtammet von den größten und berühmteſten Geſchlechtern im ganzen Königreiche her; viele davon führen alte und neue caſtilianiſche Ehrenbenennungen, und man zählt auf fünf und vierzig Grafen und Marquiſen. Die Anzahl der Creuzritter, die zu den Kriegsorden gehören, iſt ebenfalls ſehr groß, und außerdem findet man bey den übrigen adelichen Familien nicht weniger Glanz und Hoheit. Darunter befinden ſich vier und zwanzig Mayorazgos ohne Titel, deren Urſprung ſehr alt iſt, und zu einem genugſamen Beweis des Alters der Geſchlechter ſelbſt dienet. Eines von dieſen Geſchlechtern ſtammet von den alten americaniſchen Königen, den Incas ab, nemlich das Geſchlecht Ampuero, welches ſeinen Namen von einem Spaniſchen Hauptmann bekommen hat, der ſich bey der Eroberung befunden, und ſich mit einer Coya, oder americaniſchen Prinzeſin von königlichen Geblüte vermählet hat. Die Spaniſchen Könige haben dieſem Geſchlechte verſchiedne Ehrenbezeugungen und beträchtliche Vorzüge bewilliget. Es beſitzt dieſelben noch jetzo zu einem Beweiſe ſeiner vorzüglichen Würde. Viele von den vornehmſten Geſchlechtern in der Stadt ſind damit verwandt, und die Familien von jedem Hauſe könnten allein einen ganzen Flecken anfüllen. Sie behaupten ſich alle vortreflich bey ihrem Anſehen, und thun ſich auch durch ihre Güter, und durch ihr Vermögen hervor. Sie halten nicht nur eine große Anzahl freye und

leib

leibeigene Bediente, ſondern auch prächtige und ſehr bequeme Kutſchen. Diejenigen, welche nicht ſo viel Koſten darauf wenden dürfen, halten ſich Kaleſchen. Dieſes Fuhrwerk iſt hier ſo gemein, daß ein jeglicher, der nur ein mittelmäßiges Vermögen hat, ſich eine eigene Kaleſche hält. Alſo fahren auch ganz gemeine Leute von den weißen Geſchlechtern in Kaleſchen. In dieſer Stadt ſind dieſelben noch nöthiger, als in andern Städten. Denn wegen der vielen Mauleſel, die alle Stunden hereinkommen, oder hinausgetrieben werden, ſind die Gaſſen beſtändig voller Koth. Wenn nun dieſer durch die Sonne und den Wind ausgetrocknet wird, ſo verwandelt er ſich in einen ſo eckelhaften Staub, daß es ganz unerträglich iſt, auf den Gaſſen zu gehen, und man deswegen kaum Odem holen kann. Jegliche Kaleſche wird von einem Mauleſel gezogen, welcher von einem Kutſcher gelenkt wird. Dieſe Kaleſchen haben nur zwey Räder, und einen zugemachten Kaſten, mit zwey Sitzen darinnen, ſo, daß vier Perſonen darinnen Raum haben können. Ihr Bau und ihre Einrichtung iſt ſehr artig, und alles an ihnen iſt über die maßen koſtbar: denn eine ſolche Kaleſche koſtet manchmal 800 bis 1000 Peſos. Sie ſind alle übergoldet, und von einem ſehr prächtigen Anſehn. Man zählet ihrer auf fünf bis ſechstauſend. Die Kutſchen werden zwar nicht in ſolcher Menge gefunden wie die Kaleſchen: indeſſen fehlet es doch auch nicht daran.

Zum Unterhalt dieſer Familien, bey ſo großem Aufwande, den ſie nöthig hatten, um ſich auf eine dem Wohlſtande gemäße Art zu erhalten, deſſen Koſten für andere ganz unerträglich ſeyn würde, wie man nachgehends ſehen wird, dienen die Mayorazgos, welche ſie zu genieſſen haben, die reichen Landgüter, von welchen ſie herrliche Nutzungen ziehen, ohne die Aemter und Bedienungen in dem

Staats- und Kriegsweſen, die ihnen ertheilt werden. Diejenigen, welche weder Mayorazgos, noch freye Landgüter beſitzen, ziehen aus der Handlung nicht geringeren Vortheil, als die andern aus ihren Einkünften. Sie legen ſich, ohne Bedenken, auf die Handlung, ob ſie gleich von den angeſehenſten und edelſten Geſchlechtern abſtammen; denn hier hindert kein Stand, kein Adel, an dieſer Beſchäftigung. Doch muß man dieſes nicht ſo verſtehn, als ob die Handlung, die ſie treiben, nur darinne beſtehe, daß ſie im Kleinen und als geringere Krämer in Buden handeln, ſondern ein jeder handelt nach Beſchaffenheit ſeines Standes, und ſeines Vermögens. Hierdurch erhalten die Familien ihren Unterhalt, ohne ſo großem Verderben ausgeſetzet zu ſeyn, wie diejenigen Geſchlechter in Spanien, welche nicht von großen Mayorazgos bequemlich leben können. Hier in Lima iſt es nicht nur nichts ſchimpfliches, wenn man Handlung treibt, ſondern die größten Reichthümer fließen auch daraus her. Diejenigen, welche entweder nicht genug Geld haben, daß ſie eine Handlung anfangen können, oder ſie aus Nachläßigkeit unterlaſſen, vermiſſen ſie gar ſehr: Eine ſolche Veranſtaltung iſt nicht mit Fleiße, oder in ſeiner beſtimmten Abſicht eingeführet worden; denn nur die erſte Begierde, welche die Spanier hegeten, ſich zu bereichern, hat Gelegenheit dazu gegeben, und eben dieſe Begierde unterſtützet noch jetzo die Pracht der hieſigen Geſchlechter und Häuſer. Darzu, daß man nicht einen ſolchen Widerwillen gegen die Handlung heget, hat die königliche Erklärung vieles beygetragen, welche gleich zu Anfange gegeben wurde; daß es nemlich weder den Adel noch den alten Kriegsorden zum Nachtheile gereichen ſollte, wenn ſie in Indien Handlung treiben, oder die Stelle der Carvadoren verträten. Dieſer Entſchluß war ſo vernünftig und weislich ausgedacht, daß Spanien ſelbſt den Vortheil davon deutlich ſpüren würde, wenn dergleichen in dieſem ganzen Königreiche eingeführt wäre.

In Anſehung der vornehmen Familien findet man in Lima eben das, was man zu Quito, und überhaupt in ganz Indien antrift. Nemlich einige haben ſich ſchon ſeit einigen Jahren hier niedergelaſſen, und andere ſind nur in den neuern Zeiten dahin gekommen. Denn da dieſes der Sitz der Handlung in Peru iſt: ſo kommen dahin vielmehr Europäer, als in irgend einer andern Stadt, und zwar aus eben dieſem Bewegungsgrunde, oder deswegen, weil ſie hier Bedienungen erhalten, und von Spanien aus, zu Stadthaltern und Corregidoren ernennet werden können. Bey den Abſichten kommen ſehr viele Perſonen von allerhand Stande hieher; und obgleich viele nachgehends in ihr Vaterland wieder zurückkehren, nachdem ſie mit ihrer Handlung zu Stande ſind; ſo bleiben doch ordentlich die meiſten hier. Sie laſſen ſich durch den Ueberfluß, und durch die ſchöne Himmelsgegend anlocken; vermählen ſich mit Frauenzimmer von edlem Stande; und dieſe bringen ihnen nicht nur eine vortrefliche Morgengabe, und ein ſchönes Vermögen zu: ſondern ſie beſitzen auch große natürliche Vollkommenheiten. Daher kommen hernach immer noch neue Familien.

Die Negern, die Mulatten, und die daherſtammenden vermiſchten Geſchlechter, machen die größte Anzahl der hieſigen Einwohner aus, und ſind diejenigen, welche allerhand Handwerk und mechaniſche Künſte treiben. Auf dieſe legen ſich auch die Europäer ohne Bedenken, welches in Quito nicht zu geſchehen pfleget. Dieſes rühret daher, weil jedermann ſuchet, ſich Vermögen zu erwerben.

Da nun dieſes in Lima durch verſchiedene Mittel erlanget wird: ſo hindert ſie daran nichts, und auch dieſes nicht, daß andere, und ſonderlich Mulatten, eben ſolche Arbeiten verrichten; denn der Eigennutz überwiegt hier alles.

Die dritte und letzte Gattung der hieſigen Einwohner ſind die Indianer und Meſtizen. Ihre Anzahl iſt ſehr klein, wenn man ſie mit der Größe der Stadt, und der großen Menge der zweyten Gattung vergleiche.

Ihre Beſchäftigungen und ihre Arbeiten beſtehen darinnen, daß ſie auf einigen kleinen Chacaren oder Landgütern arbeiten, daß ſie allerhand irdene Gefäße verfertigen, und Eßwaaren auf den Markte zum Verkaufe bringen: denn in den Häuſern werden alle Dienſte durch Neger und Mulatten verrichtet, welche entweder leibeigen, oder frey ſind: doch machen die erſtern die größte Anzahl aus.

Die Kleidung, deren ſich die Mannsperſonen bedienen, iſt von derjenigen nicht unterſchieden, die in Spanien gebräuchlich iſt. Es findet ſich auch unter den verſchiedenen Ständen und Ordnung dieſer Stadt kein ſo merklicher Unterſchied. Alle Tücher und Stoffe ſind gemein, und ein jeglicher kann ſich derſelben bedienen, der ſie ſich anſchaffen kann. Und daher iſt es nichts bewundernswürdiges oder ſonderbares, wenn man einen Mulatten, oder einen gemeinen Mann, einen Handwerker in einem koſtbaren Tiſſu antrift; obſchon die vornehmſten und edelſten Perſonen ſich in nichts koſtbarers kleiden, und dadurch hervorthun können. Die Einwohner kleiden ſich alle auf das prächtigſte, und man kann, ohne der Sache zuviel zu thun, ſagen, daß ſolche Zeuge und Stoffe, welche in denjenigen Ländern verfertiget werden, wo man mit allem Fleiße bedacht iſt, allerhand neue Dinge zu erfinden, in Lima deswegen prächtiger und ſchöner gefunden werden, als an irgend einem andern Orte, weil ſie hier allgemeiner ſind, und weil hier mehr davon verthan wird. Dieſes iſt auch die Urſache, weswegen diejenigen Zeuge und Stoffe hier ſo bald abgehen, welche von den Galeonen und Regiſterſchiffen hieher gebracht werden. Solche Sachen ſind zwar hier übermäßig theuer, und zwar dermaßen, daß es mit dem Preiſe eben dieſer Waaren in Europa gar nicht verglichen werden kann: indeſſen laſſen ſich doch die Mannsperſonen dadurch nicht abhalten, ſondern ſie bedienen ſich ſolcher Kleidung auch mit einiger Verſchwendung, und zerreiſſen ſie ohne Bedenken. Sie ſind nicht ſo beſorgt, ihre Kleider zu erhalten und zu ſchonen, wie man aus der großen Koſtbarkeit derſelben vermuthen ſollte. Allein dieſes heißt in Anſehung der Mannsperſonen, noch gar nichts, wenn man die große Verſchwendung der Weibsperſonen damit vergleicht. Es würde ungerecht ſeyn, wenn ich hiervon nicht ſo ausführlich handeln wollte, als es die Sache erfordert.

Die größte Sorgfalt wird auf die Wahl und Ausſuchung der Spitzen verwendet, deren man ſich zu der Kleidung bedienet. Die Spitzen ſind unter den hieſigen Frauenzimmern etwas ſo gemeines, daß ſie nicht auf die Häuſer der Vornehmen, und Edeln eingeſchräncket bleiben, ſondern auch bey allen übrigen Weibern gefunden werden, nur die allergeringſten Negerinnen ausgenommen. Die Spitzen verwandeln ſich gleichſam in den Zeug, oder in den eigentlichen Stoff der Kleidung, und die feinſte und koſtbarſte Leinwand ſchimmert nur noch hie und da durch die Spitzen hindurch. An manchen Kleidern findet man ſo wenig Leinwand, daß dieſelbe, wenn man ja noch etwas davon zu Geſichte bekömmt, mehr zur Zierde dienet, als zum Grunde der Kleidung ſelbſt. Alsdenn muß es aber auch die allerfeinſte holländiſche Leinwand ſeyn: denn alle andere iſt ihnen gar zu gemein.

Die hieſige Tracht iſt von der europäiſchen ziemlich weit unterſchieden.

Der Gebrauch des Landes machet ſie noch erträglich, ſo unanſtändig ſie den Spaniern im Anfange vorkommen mag. Ueberhaupt beſteht in Schuhen, in dem Hemde, in dem **Fuſtan**, oder Oberhemde, welches man in Spanien **Enaguas Blancas** nennet; in einem offenen **Faldellin**, oder Oberkleide, und einem weiſſen Unterkleide im Sommer, welches aber im Winter von Tuch iſt. Einige, wiewohl wenige Frauensperſonen fügen hierzu noch ein Schnürleibchen: denn ſonſt iſt der Leib bey ihnen nicht eingezwängt. Dieſe Tracht iſt von der zu Quito gewöhnlichen Tracht unterſchieden. Beyde Trachten beſtehen zwar aus einerley Stücken und Theilen: allein in **Lima** iſt alles dieſes viel kürzer, als in **Quito**.

Der **Faldellin**, den ſie ſo zu ſchnüren pflegen, daß der Unterleib damit nicht bedeckt wird, geht nur bis auf die halben Waden hinunter. Von hier bis etwas über die Ferſen, werden die Beine durch die allerfeinſten Spitzen bedeckt, die unten um den **Fuſtan** herumgehen. Weil nun dieſe Spitzen durchſichtig ſind: ſo kann man durch dieſelben das Ende von den Strumpfbändern ſehen, welche mit Gold oder Silber eingefaßt, zuweilen auch mit Perlen beſetzet ſind, wiewohl dieſes letztere nicht überall gemein iſt. Das Ende von dieſen Strumpfbändern geht bis auf die Ferſen hinunter. Der **Faldellin** beſtehet entweder aus Sammet, oder andern koſtbaren Zeuge. Man ſpüret hieran nicht weniger Pracht, als an denenjenigen, wovon im erſtern Theile ſchon geredet worden iſt. Damit aber alles ein um ſo viel herrlicheres Anſehen haben, und um ſo viel koſtbarer ſeyn möge: ſo ſuchen ſie ſich allemal den auserleſenſten Stof dazu aus. Sie nehmen dazu den koſtbarſten Zeug, die vortreflichſten Franſen, wie auch die beſonderſten und theuerſten Spitzen und Bänder. Die Aermel von dem Hemde ſind anderthalb Vara lang und zwo Varas weit. Wann ſie damit Staat machen wollen: ſo beſtehen dieſe Aermel von oben an, bis unten hinaus, aus lauter Reihen von Spitzen, die aneinander gefügt, oder miteinander verbunden ſind, aber doch in Anſehung der verſchiedenen Geſtalt und Arbeit abwechſeln, ſo daß ſie ein angenehm übereinſtimmendes Ganzes vorſtellen. Ueber das Hemde ziehen ſie den Jubon, oder das Unterkleid. Die Aermel deſſelben, die ſehr groß ſind, beſtehen aus zwey Blättern, oder Theilen, die eine zirkelrunde Figur vorſtellen. Das ganze Unterkleid beſteht, was die Aermel anbetrift, aus Reihen von Spitzen, und aus andern Reihen von Camericher Leinwand, oder Clarin, welche jenen an Feinheit gleich kömmt. Beydes wechſelt ſo miteinander ab, daß man erſtlich eine Reihe Spitzen, hernach einen Streif Leinwand ſiehet. Bey den Aermeln von dem Hemde findet man eben dieſe Abwechſelung, wenn nicht ganz beſonderer Staat damit gemacht werden ſoll. Das Obertheil von dem Hemde befeſtigen ſie an den Schultern mit Bändern, die ſie in dieſer Abſicht an dem Schnürleibchen tragen. Die runden Aermel des Unterkleides ſchlagen ſie hernach über die Schultern, und eben dieſes thun ſie mit den Aermeln des Hemdes, ſo daß dieſe letztern über die erſtern zu liegen kommen. An den Schultern falten ſich nun dieſe Aermel in gewiſſer Maaße zuſammen, und ſtellen gleichſam vier Flügel vor, welche bis auf den Unterleib herunter gehen. Das Unterkleid, als welches ſie nicht zuſammenſchnüren, befeſtigen ſie ebenfalls an der Schulter, und bey ſolcher Einrichtung bekömmt die ganze Kleidung ein recht artiges und angenehmes Anſehen. Diejenigen, welche ein Schnürleibchen tragen, ſchnüren daſſelbe an dem Leib feſte zuſammen, ziehen aber demohngeachtet ihr ordentliches Unterkleid darüber an. Im Sommer nehmen ſie ein großes Tuch, oder einen Schleier um, womit ſie ſich verhüllen. Der Zeug darzu, und die Geſtalt deſſelben ſind wie bey dem Hemde, und bey dem untern Theile des Oberkleides. Der Schleier beſtehet nemlich aus den allerfeinſten Clarin, oder der koſtbarſten Camericher Leinewand. Er iſt mit Spitzen beſetzt. Dieſelben ſind theils al Ayre, das iſt, ſie befinden ſich an allen Näthen, und zwar nur auf der einen Seite, theils wechſeln ſie, wie an den Aermeln, mit der feinen Leinwand ab. Im Winter aber tragen ſie in ihren Häuſern einen Reboz, oder Schleier, von einfarbigen Bayette, oder Frieſe. Derſelbe iſt koſtbar geſchmückt, oder beſetzt, wie der Faldellin. Wenn ſie ausgehen, und ſich recht ſehen laſſen wollen; ſo tragen ſie einen ſogenannten Saya de montar, oder ein zugemachtes Beſuchskleid. Dieſes beſtehet ordentlich ebenfalls aus Frieſe von einer bräunlichen Farbe, und iſt um und um mit Franſen, oder ſchwarz ſammeten Streifen umgeben, die ein Drittheil von einer Vara, oder etwas weniger breit ſind. Ueber dem Faldellin tragen ſie einen Delantar, oder eine Schürze, die in allen mit den Aermeln des Unterkleides überein kömmt, und bis an den untern Rande deſſelben geht. Aus dieſem allen kann man nun urtheilen, wie koſtbar eine ſolche Tracht ſeyn müſſe, die faſt ganz aus demjenigen beſteht, womit ſie nur beſetzet werden, und welches ihr nur zur Zierde, und zu beſſern Anſehen dienen ſollte. Daher wird es auch Niemanden befremden dürfen, da ein einziges Hemde, dergleichen die Bräute zu tragen pflegen, tauſend Peſos, und manchmal noch mehr koſtet.

Eines von denjenigen Dingen, worauf das hieſige Frauenzimmer am meiſten hält, iſt die Größe ihrer Füſſe. Diejenige, welche die kleinſten Füße hat, wird für vollkommner gehalten, als die übrigen. Dieſes iſt eben, ihrer Einbildung nach, ein großer Fehler, den ſie insgemein allen Spanierinnen vorwerfen, daß dieſelben, in Vergleichung mit ihnen, große Füße haben. Hier befleißigt ſich das Frauenzimmer ſchon in der zarten Kindheit, die Füße recht klein zu erhalten. Sie zwingen ſie daher ſehr frühzeitig in enge Schuhe ein, und daher rührt es, daß die Füße bey ihnen manchmal zu klein bleiben, daß ſie nicht über ſechſtehalb bis ſechs Zoll nach dem Pariſer Schuh lang ſind. Bey kleinen Perſonen ſind ſie auch wohl noch kürzer. Die Schuhe ſind ihrer Geſtalt nach platt, und haben ſehr wenig oder gar keine Sohle. Der ganze Schuh wird aus einem einzigen Stück Leder verfertigt. Die Spitze bey demſelben iſt nicht weiter, und auch nicht runder, als die Ferſe. Solchergeſtalt ſtellt ein ſolcher Schuh eine länglichte Achſe vor. Wenn ſie aber den Schuh anziehn, ſo behält er dieſe Geſtalt nicht, ſondern bekömmt ein ordentliches Anſehn. Sie tragen an ihren Schuhen Schnallen mit Diamanten, oder andern Edelgeſteinen, nachdem ſich das Vermögen einer jeglichen erſtreckt. Dieſe Schnallen dienen eigentlich mehr zur Pracht, als um zu verhindern, daß der Schuh nicht von dem Fuße herunterfalle. Denn die Schuhe ſind ſo beſchaffen, daß ſie nicht von ſich ſelbſt von dem Fuße heruntergehn, indem ſie völlig platt ſind. Will man ſie aber ausziehn, ſo hat man auch nicht nöthig, ſie aufzuſchnallen. Sie pflegen keine Perlen an ihren Schuhen zu tragen, und es iſt etwas ſchweres, die Urſache davon zu errathen, indem ſie an allen ihrem übrigen Schmucke die Perlen recht verſchwenden, und dieſelben als etwas ganz gemeines anſehen. Die Schuſter, welche ſolche Schuhe verfertigen, wiſſen ſchon, daß das Frauenzimmer, welche ſie trägt, ſonderlich an den Füßen damit zu prangen ſuchet. Daher erdenken ſie gewiſſe Stiche und Nathen, welche dazu dienen, daß ſie nicht lange dauern können. Ein gemeiner Schuh koſtet anderthalb Peſo. Hingegen findet man auch andre, die mit Gold oder Silber eingefaßt ſind, deren Werth ſich auf acht bis zehn Peſos erſtreckt. Allein ſolche Schuhe ſind nicht ſehr gewöhnlich. Denn weder ihre Geſtalt, noch die Abſicht des Frauenzimmers, mit kleinen Füſſen zu prangen, ſchickt ſich zu ſolchem Schmucke.

Es iſt bey den Frauenzimmern ſehr gewöhnlich, daß ſie ſehr zarte Strümpfe von weißer Seide an die Füße ziehn, damit man die Beine um ſo viel beſſer ſehn könne. Manchmal tragen ſie auch Strümpfe von andern Farben, und faſſen ſie ein, oder ſticken ſie, ſie müſſen aber jederzeit ſehr fein ſeyn. Weiße Strümpfe hingegen werden allemal höher geachtet, weil die weiße Farbe die Mängel an den Beinen um ſo viel weniger verbergen kann. Denn weil die Beine faſt ganz geſehn, und nicht von einem Rocke oder Kleide bedeckt werden, ſo fallen auch ihre Mängel um ſo viel leichter in die Augen. Um dieſer Abſicht willen ſuchen vornehme Frauenzimmer nicht, ſie zu ſchmücken, ſondern laſſen ſie, wie ſie ſind. Dieſes giebt in Geſellſchaften oftmals zu einem artigen Spaß Gelegenheit, und ein jegliches Frauenzimmer hält ſich gern über die Mängel auf, die es an den Beinen der übrigen wahrnimmt.

Bis hieher habe ich nur diejenige Tracht abgeſchildert, welche die Kleidung und den Putz des Frauenzimmers angeht, womit ſie den Leib und die Füße ſchmücken. Aber das vornehmſte iſt noch übrig, nemlich die übrigen Theile des Schmucks, wenn ſie ſich außer dem Hauſe befinden, Beſuch abſtatten, ſpazieren gehn, oder ſich ſonſt öffentlich ſehn laſſen. Den Anfang will ich mit dem Haarputze machen. Da ihnen das Haar ganz natürlich iſt, ſo putzt es ſie auch ganz außerordentlich. Hierzu trägt dieſes nicht wenig bey, daß die Beſchaffenheit des Haares eins von denenjenigen beſondern Geſchenken iſt, womit die Natur ſie ſchmückt. Bey den meiſten iſt das Haar ſchwarz, und ſehr dicht, es iſt lang, und reicht bis über den halben Leib herunter. Dieſes Haar nun faſſen ſie hinten an dem Kopfe zuſammen, und theilen es in ſechs Locken, welche den ganzen Nacken einnehmen. Hernach ſtecken ſie eine etwas krumme goldne Nadel hindurch, welche ſie Polizon nennen. Dieſen Namen legen ſie auch manchmal gewiſſen Knöpfen von Diamanten bey, welche wie kleine welſche Nüſſe geſtaltet ſind, und ſich an den beyden Enden der Nadel befinden. Damit faſſen ſie nun die Locken zuſammen, ſo, daß dieſelben oben auf die Schultern und auf dem Rücken zu liegen kommen, und etwas platte Zirkel vorſtellen. So laſſen ſie das Haar ohne Band oder ſonſt etwas, damit es ſich um ſo viel beſſer in ſeiner natürlichen Schönheit zeigen könne. Vorn und oben auf dem Kopf haben ſie verſchiedene Tembleques oder Zierrathen von Diamanten. Das Haar ſelbſt legen ſie hier in gewiſſe kleine Locken, die ſchlangenförmig an den Augen hinuntergehn, nemlich von dem obern Theile der Schläfe an, bis auf die halben Ohren, ſo wie ſie am natürlichſten und von ſich ſelbſt herunterfallen. Auf die Schläfe legen ſie ein paar etwas große Schminkpfläſterchen von ſchwarzen Sammet, welche ihnen zu nicht geringer Zierde dienen, ſo, wie ſchon an einem andern Orte dergleichen beſchrieben worden iſt.

Ihre Ohrengehänge werfen einen herrlichen Glanz von ſich, ſie fügen hierzu gewiſſe ſchwarze, runde Knöpfe, oder Polizonen, die aber von denjenigen Polizonen unterſchieden ſind, welche man an den Haarnadeln findet, womit die Locken zuſammengehalten werden. Sie ſind eben ſo beſchaffen, wie diejenigen, die ſchon an einem andern Orte beſchrieben worden ſind, und werden zugleich mit Perlen geſchmückt. Dieſe, nemlich die Perlen, werden an dem Halſe der vornehmen Frauensperſonen recht im Ueberfluſſe befunden. Sie tragen nicht nur ordentliche Perlenſchnuren um den Hals, ſondern ſie hängen auch an denſelben Roſenkränze oder **Paternoſter**. An dieſen ſind nicht nur die Einfaſſungen, ſondern auch allemal das zehnte Kügelchen ganz von lauter Perlen. Dieſe Kügelchen ſind in der Größſe einer großen Haſelnuß. Diejenigen, die an dem Kreuzchen hängen, ſind etwas größer.

Außer den Ringen und **Cintillos**, oder Hauptſchnüren von Diamanten, und den Hals- und Armbändern, oder **Pulſeras** von Perlen, wozu ſie allemal die größten und koſtbarſten ausſuchen, haben ſie auch noch Hals- und Armbänder von Diamanten, die in Gold, oder wenn es etwas beſonders ſeyn ſoll, in Tomback eingefaſſet ſind. Dieſelben ſind anderthalb Zoll breit, oder noch breiter, und dienet zu weiter nichts, als die Steine zu halten. Endlich haben ſie über den Bauche ein ſehr rundes Kleinod, welches an einem Gürtel befeſtiget iſt, womit ſie den Leib umgürten, und wovon das Kleinod ebenfalls ein **Gürtel** genennet wird. Hieran werden die Diamanten eben ſo wenig geſparet, als an den Armbändern, und dem übrigen Schmucke. Ein hieſiges Frauenzimmer iſt alſo anſtatt der Leinwand, überall mit Spitzen bedecket. Die koſtbarſten Zeuge ſind dergeſtalt untereinander gemiſchet, daß man dadurch in Verwirrung geſetzt wird, und auſſerdem iſt ſie mit Perlen und Diamanten reichlich geſchmücket. Daher iſt es nicht unglaublich, was man hier von dieſen Frauenzimmern erzählet, und daß man den Putz einer ſolchen Frauensperſon, wenn ſie ſich ſehen laſſen will, auf vierzig bis funfzig tauſend Peſos ſchätzet, bald mehr, bald weniger, nachdem ſich ihr Vermögen erſtrecket. Eine ſolche Tracht iſt allerdings bewunderswürdig, zumalen, da ſich auch Perſonen von ganz mittelmäßigen Stande derſelben ordentlich zu bedienen pflegen. Sie zeigen ihren hohen Geiſt nicht nur darinnen, daß ſie ſich ſolchen Schmuck anſchaffen, ſondern ſie legen ihn auch in allen ihren Handlungen an den Tag, und geben ihn dadurch zu erkennen, daß ſie ſolchen Schmuck wenig achten, und auf eine nachläßige Art damit umgehen. Daher dauert er gemeiniglich nicht zu lange, als er an ſich ſelbſt dauern könnte, und dieſes verurſacht übermäßige Koſten, indem immer an den Einfaſſungen und Käſten etwas zu beſſern iſt, oder ganz neuer Putz angeſchaffet werden muß. Bey den Perlen ſpüret man dieſes am häufigſten, theils, weil ſie von den Frauenzimmern ſo gern überall getragen werden.

Wenn ſie ausgehen wollen, ſo bedienen ſie ſich einer gedoppelten und verſchiedenen Tracht. Die gemeinſte beſtehet in dem Manto, oder Schleier, und in einer Basquina mit einer Schleppe, oder einem Schweife, die andere beſtehet in einer ordentlichen Basquina, oder einem gemeinen Weiberrocke und in einer Kappe. Jener Tracht bedienen ſie ſich, wenn ſie in die Kirche gehen wollen, in der leztern aber gehen ſie ſpatzieren, oder zu andern Luſtbarkeiten. Beyde ſind ſehr koſtbar, theils, weil ſie mit Silber, Golde, oder Seide prächtig geſticket ſind, theils auch wegen des Stoffes, woraus ſie beſtehen, obſchon dieſer mit dem Stückwerke nicht zu vergleichen iſt.

In der erſten Tracht, da ſie die Schleppe hinter ſich hertragen laſſen, zeigen ſie ſich vornemlich am grünen Donnerſtage. Denn wenn ſie alsdenn die Heiligthümer und die heiligen Orte beſuchen, ſo gehen ordentlich zween oder vier leibeigene Negerinnen, oder Mulattinnen hinter ihnen her. Dieſe tragen Liverey, wie Laquayen. Weilen nun alsdann das Frauenzimmer unverhüllet gehet, ſo hat man genug zu ſehen, um die angenehme Koſtbarkeit und Pracht ihrer Kleidung zu bewundern.

Was die Leibesgeſtalt der hieſigen Frauenzimmer anbetrift, ſo ſind ſie überhaupt von mittler Leibesgröße, ſchön, annehmlich, ſehr weiß, ohne Schminke, und überhaupt außer dem ſchon angezeigten Haarputze mit lebhaften und gebieteriſchen Augen von der Natur begabet. Die Geſichtsfarbe iſt ſchön: zu dieſen Vollkommenheiten des Leibes kommen noch diejenigen, welche die Seele angehen. Sie haben einen aufgeklärten und ſcharfſinnigen Verſtand, die Annehmlichkeit im Umgange vereiniget ſich bey ihnen, mit einem gewiſſen gebieteriſchen Weſen. Indem ſie ſolchergeſtalt liebenswürdig zu ſeyn ſcheinen, flößen ſie auch zugleich Ehrerbietung ein; was den übrigen äuſſerlichen Wohlſtand anbetrift, ſo fehlet es an den Worten, um denſelben auszudrücken. In Geſellſchaft höret man von ihnen recht vernünftige und zierliche Reden, und ſie ſprechen von denjenigen Sachen, die auf die Bahn gebracht werden, auf eine recht geſchickte Art. Alle dieſe preißwürdige Eigenſchaften ſind die Urſachen, weswegen viele Europäer hier von ihnen gefeſſelt werden, ſich in ein Ehebündniß einlaſſen, und ihren Aufenthalt hier erwählen.

Man wirft ihnen gemeiniglich vor, daß ſie ſich auf ihre Vollkommenheiten etwas zu viel einbilden, und daher eine Art von einem Stolze an ſich haben, ſo, daß ſie ſich dem Willen eines andern oder auch ihren Ehemännern nicht unterwerfen wollen. Weil ſie aber viel Klugheit beſitzen, ſo wiſſen ſie ſich den Willen ihrer Männer durch lauter Gefälligkeiten unterwürfig zu machen, und dieſelben ohne Gewalt völlig nach ihrer eignen Willkühr zu lenken. Indeſſen ſtreitet dawider nicht, daß in einem oder dem andern beſondern Falle, wenn das Frauenzimmer nicht Klugheit genug beſitzt, das Gegentheil zuweilen geſchiehet. Denn man kann ja nicht verlangen, daß alle Frauensperſonen gleich groſſe Vollkommenheiten beſitzen ſollen. Sieht man dieſes voraus, ſo ſcheinen die beyden Vorwürfe, die man ihnen macht, nicht völlig gerecht zu ſeyn. Daß ſie erſtlich mehr durchbringen, als das Frauenzimmer in andern Ländern, rühret daher, weil alles hier ungemein theuer iſt, und weil ſie herrlich erzogen werden. Daß ſie hernach ſich in einer gewiſſen Unabhängigkeit zu erhalten ſuchen, davon iſt die Urſach keine andre, als dieſe, weil es von Anfang her ſo eingeführet geweſen iſt. Das Frauenzimmer iſt in dem Lande erzogen und geboren, diejenigen, welche ſich mit ihnen verehlichen, kommen vielmals aus einem andern Lande hieher, dieſe letztern ſind alſo hier noch nicht recht eingewohnt, es fehlt ihnen, als Fremden, an dem nöthigen Anſehn, welches zu Abſchaffung eingeführter Gewohnheiten erfordert wird, daher bequemen ſie ſich ohne Widerſtreben zu demjenigen, was ſie einmal gebräuchlich finden, denn dieſes ſchadet ihrer Ehre nichts. Das Frauenzimmer thut ſich hierinnen dergeſtalt hervor, daß es ſich nicht allein den Willen der Männer unterwürfig macht, ſondern auch die Pflichten des Eheſtandes mit ſolcher Klugheit und mit einer ſo beſtändigen Uebereinſtimmung und Freundſchaft beobachtet, daß das Frauenzimmer in andern Ländern damit gar nicht verglichen werden kann.

Sie haben eine ſtarke Neigung zu wohlriechenden Sachen. Daher ſind ſie beſtändig voller Ambra. Damit beſchmieren ſie ſich ordentlich hinter den Ohren und an andern Theilen des Leibes, wie auch an den Kleidern, und an dem Putze, womit ſie ſich ſchmücken. Die

Blumen lieben ſie ebenfalls ſtark, ſie begnügen ſich aber nicht an dem natürlichen guten Geruch derſelben, ſondern ſie beſchmieren ſie gleichergeſtalt mit Ambra. Den Kopf ſchmücken ſie mit denjenigen Blumen, welche das ſchönſte Anſehn haben, auf die Falten der Aermel aber ſtecken ſie die übrigen, welche ſich mehr durch den Geruch, als durch die Schönheit ihrer Blätter und Farben ausnehmen. Daher ſpürt man den angenehmen Duft, den dieſe Blumen von ſich geben, ſchon in einer großen Entfernung. Unter diejenigen Blumen, welche die meiſte Aufmerkſamkeit auf ſich ziehn, gehört die Chirimoya. Dieſe wird, wie ich ſchon geſagt habe, wegen des angenehmen Geruchs hochgeſchätzt, ſie ſieht aber gar nicht ſchön aus. Der große Markt in der Stadt wird täglich gleichſam in einen Garten verwandelt. Des Morgens werden ſo viele Blumen dahingebracht, daß für die Augen nichts ſchöners, und für den Geruch nichts angenehmers ſeyn kann. Die vornehmen Frauensperſonen fahren in ihren Kaleſchen dahin, und kaufen ſich diejenigen, die ihnen am beſten gefallen, und wenn ſie nach ihrem Geſchmacke ſind, ſo achten ſie es nicht, wenn ſie auch noch ſo viel dafür geben müſſen. Dieſes iſt hier eine ſo gemeine Luſtbarkeit, daß deswegen eine große Menge Volks auf dem Markt zuſammenkömmt, und die vornehmſten Perſonen finden ſich daſelbſt ein, wenn ſie nicht durch andre Verrichtungen davon abgehalten werden.

Die übrigen Claſſen der Weibsperſonen, die von geringerm Stande ſind, folgen dem Beyſpiele ihrer Frauen, ſowohl in der Art der Kleidung, als auch in der Pracht derſelben. Sogar die Negerinnen laſſen ſich in theuerm und koſtbarem Putze ſehen, nachdem es ihre Umſtände zulaſſen. Weder dieſe noch einige andere gemeine Weibsperſonen gehen hier barfuß, wie in Quito. Sie wollen auch in den Schuhen ihren Frauen nachahmen, und zwingen daher durch dieſelben ihre Füße dergeſtalt ein, daß ihre natürliche Größe dadurch um ein Großes verborgen wird. Ehe ſie es aber dahin bringen, müſſen ſie nicht wenig ausſtehen. Ueberhaupt ſind alle Weibsperſonen dem Putze dergeſtalt ergeben, daß ſie beſtändig von ſteifgeſtärkter Wäſche ſtrotzen, und mit Spitzen prangen, wovon eine jegliche ſich ſo viel anſchafft, als es ihr Vermögen zuläßt. Die vornehmſte Sache, worauf ſie ihre Aufmerkſamkeit richten, iſt die Reinlichkeit, und daher findet man auch, daß in den Häuſern alles auf das ſauberſte und ſchönſte aufgeputzet iſt.

Sie ſind von Natur alle mit einander ſchwatzhaft, und plaudern gern. Daher ſind ſie auch beſtändig munter, aufgeweckt und freundlich. Ihre Gebärden ſind annehmlich und gefällig. Sie ſind der Muſik ungemein ergeben, ſo daß man unter den gemeinen Leuten nichts als künſtliche und angenehme Geſänge und Lieder hört. Zur Befriedigung ihrer Neigung darzu, trägt dieſes vieles bey, daß ſie eine gute Stimme haben. Einige können ſo vortreflich ſingen, daß man ſie bewundern muß. Sie pflegen auch ungemein gern zu tanzen, und zwar ſo geſchickt und flüchtig, daß man darüber erſtaunen muß. Auf gleiche Weiſe ſind alle ihre Neigungen und Gedanken auf Luſtbarkeiten und Ergötzungen gerichtet.

Der Verſtand der hieſigen Einwohner iſt nicht nur ſowohl bey Manns- als Weibsperſonen von Natur lebhaft und durchdringend, ſondern ſie verbeſſern ihn auch noch um ein großes durch ihren Fleiß, und durch die Ausübung. Durch den Umgang erhält derſelbe neue Vollkommenheiten, und darzu finden ſie um ſo viel häufiger Gelegenheit, weil immer die Vornehmſten, artigſten und geſitteſten Perſonen aus Spanien hieherkommen, und weil ſie eine gute Erziehung haben. Die verſchiedenen Arten von

Eſſen

öffentlichen Zuſammenkünften, die unter den Bürgern angeſtellet werden, werden unvermerkt zu Schulen für den Verſtand und Witz, und ein jeglicher ſuchet daſelbſt die ſcharfſinnigſten Einfälle vorzubringen, damit er den übrigen nicht nachgeſetzt werden dürfe.

Die hieſigen Einwohner ſind von Natur zwar auffahrend und hitzig, ſie laſſen ſich aber doch gern zurechte weiſen. Keiner läßt ſich durch Beſchimpfung, oder Schmähreden zu etwas bewegen. Sie ſind ſehr dienſtfertig, und laſſen ſich leichtlich zu Gefälligkeiten bewegen, denn ſie lieben die Sanftmuth ſehr, und ſind weichherzig. Daher machen wenige Beyſpiele ſchon einen großen Eindruck bey ihnen. Sie beſitzen viele Herzhaftigkeit, und ihre Ehrbegierde iſt ſo beſchaffen, daß ſie weder die ihnen zugefügten Beſchimpfungen heimlich verſchmerzen, noch andere auf eine offenbare und verwegene Art zum Unwillen reitzen. Solchergeſtalt leben ſie alle ſehr verträglich, ruhig und geſellig untereinander. Die Mulatten ſind das ungeſchickteſte Volk, und beſitzen das wenigſte Nachdenken. Daher gewinnen die Laſter mehr bey ihnen die Oberhand, ſie ſind trotzig, unruhig und zänkiſch untereinander. Allein demohngeachtet ereignen ſich auch unter ihnen keine Unglücksfälle, obſchon die Anzahl ſolcher Einwohner ſo groß iſt.

Der Adel hat ſolche Gebräuche und Gewohnheiten, die ſich für ſeinen Stand ſchicken. Die Höflichkeit und Artigkeit leuchtet aus allen ihren Handlungen hervor. Ihre Gefälligkeit gegen die Fremden hat keine Grenzen, und ſie bieten ihre Dienſte auf eine angenehme Art an, und nicht auf eine hochmüthige, eingebildete, oder ſchmeichleriſche Weiſe. Alle dieſe Vollkommenheiten machen ſolche Perſonen um ſo viel ſchätzbarer, jemehr man daraus ihren vornehmen Stand erkennet, und alle Europäer, die mit ihnen umgeben, müſſen ſie wegen der Verbindung dieſer Umſtände hoch achten.

IV. Ab-

IV.

Abhandlungen.

Vermiſchte Aufſätze.

1.

Die Eleuſiniſchen Geheimniſſe nach Warburton

Da dieſe Geheimniſſe in den alten Zeiten einen wichtigen Theil in der Religionsgeſchichte der Aegypter, Aſier, Griechen und Römer ausmachen, einen unleugbaren Einfluß in die ſittliche Bildung des Menſchen hatten, und mit der Regierungsverfaſſung dieſer Völker in einer genauen Verbindung ſtanden, ſo wird es den Leſern vielleicht nicht unangenehm ſeyn, dasjenige unter einem Geſichtspunkt zuſammengefaßt zu finden, was der ſinnreiche Biſchof **Warburton** in einer weitläuftigen Abhandlung, die ſich in ſeiner **göttlichen Sendung Moſis** befindet, davon geſagt hat. Ihr Inhalt iſt für die, die es verſtehen, eine reiche Quelle intereſſanter Betrachtungen, beſonders wenn ſie das Ende des Fadens an die Geſchichte der folgenden Zeiten zu knüpfen wiſſen. —

Wenn **Warburton** die Nothwendigkeit der Lehre von einem zukünftigen Leben, Strafen und Belohnungen nach dem Tode beweiſen will, ſo nimmt er ſeinen Beweis erſtlich aus der Natur des Menſchen und der Beſchaffenheit einer bürgerlichen Geſellſchaft, zweytens aus dem Bezeigen der alten Geſetzgeber und Stifter des bürgerlichen Regimente. In Anſehung dieſes zweyten Beweiſes wird von dem Verfaſſer 1) die Sorge der Obrigkeit für die Erhaltung der Religion gezeiget, und zwar theils aus der Allgemeinheit derſelben unter allen geſitteten und unter einem Regimente ſtehenden Völkern; theils aus der natürlichen Art der heidniſchen Religion, ſowohl in Abſicht auf die Natur ihrer Götter, und die Eigenſchaften, die ſie ihnen zuſchrieben, als auf die Art des Gottesdienſts, was den bürgerlichen Nutzen deſſelben betrift — 2) die beſondern Kunſtgriffe, deren ſich die Geſetzgeber in dieſer Abſicht bedienten, erzählt. Unter dieſe Kunſtgriffe rechnet er erſtlich, daß ſie alle eine göttliche Eingebung vorgaben, um dadurch die Meinung von einer Oberaufſicht der Götter über die Sachen der Menſchen zu befeſtigen, und dieſe glauben zu machen, daß ſie auf göttlichen Befehl und unter Mitwirkung und Beiſtand der Gottheit das weltliche Regiment, welches ſie errichten wollten, in Ordnung brächten. So gaben **Amaſis Mneves**, die Geſetzgeber der Aegypter, vor, daß ſie ihre Geſetze vom Merkur; **Zoroaſter**, der Geſetzgeber der Bactrianer, und **Zamolxis**, der Geten, von der Veſta, erhalten hätten. **Rhadamantus** und **Minos**, die Geſetzgeber von Creta, und **Lycaon** von Arcadien, gaben eine Unterredung und Umgang mit dem Jupiter vor u. ſ. w. **Zweytens**, daß ſie die Lehre von einer Vorſehung einprägten, welche ſie nach ihrem ganzen Inhalt vor ihre Geſetze ſetzten, und dieſelbe als die Hauptordnung aller ihrer Einrichtungen einführten, wovon die Vorreden zu den Geſetzen des **Zaleucus** und **Charondas** Beiſpiele ſind. **Drittens**, daß die Geſetzgeber die **Geheimniſſe** erfanden, welche ſie blos zu dem Ende einſetzten, um die Lehre von einer Vorſehung, welche ſie in ihren Geſetzen vorgetragen hatten, und die von den zukünftigen Belohnungen und Strafen fortzupflanzen und zu unterſtützen. Und dieſes iſt der

Punkt, wo Warburton die Nachrichten von den eleuſiniſchen Geheimniſſen mittheilt, den Urſprung und Fortgang derſelben darthut, die Natur und den Endzweck derſelben erklärt, und die Urſachen ihres Verderbens auseinander ſetzt. Um den Begriff davon vollſtändig zu machen, prüfet er das ſechſte Buch der Aeneide des Virgils, und zeigt, daß die Höllenfahrt des Aeneas weiter nichts ſey, als eine Einweihung in die Geheimniſſe, und eine Vorſtellung des Schauſpiels derſelben.

Von den Geheimniſſen überhaupt.

Ein jeder heidniſcher Gott hatte einen zweifachen Gottesdienſt, den öffentlichen und unverborgenen, und den geheimen und verborgenen. Zu dem letztern wurden nur die Initiirten oder Eingeweihten zugelaſſen, und man nennte dieſen Gottesdienſt vorzugsweiſe die Geheimniſſe. Dieſe waren nicht an allen Orten mit dem öffentlichem Dienſte des Gottes vereiniget, ſondern befanden ſich nur an dem Orte, von dem der Gott Schutzpatron war.

Die erſten Geheimniſſe, von welchen wir ſichere Nachricht haben, waren die Geheimniſſe der Iſis und des Oſiris in Aegypten; von da aus ſie zu den Griechen kamen. Man wählte zu Vorſtehern derſelben verſchiedene Götter, je nachdem der Einſetzer es zu ſeinem Vorhaben ſehr dienlich erachtete. Zoroaſter brachte ſie nach Perſien; Cadmus und Inachus nach Griechenland; Orpheus nach Thracien; Melampus nach Argos; Trophonius nach Böotien; Minos nach Creta; Cinyras nach Cyprus, und Erochteus nach Athen. Und ſo, wie ſie in Aegypten der Iſis und dem Oſiris eigen waren; ſo waren ſie in Aſien dem Mithras, in Samothracien der Mutter der Götter, in Böotien dem Bacchus, in Cyprus der Venus, in Creta dem Jupiter, in Athen der Ceres und der Proſerpina, in Amphiſſa dem Caſtor und Pollux, in Lemnus dem Vulcan, und ſo an andern Orten andern Göttern, bis auf eine unglaubliche Anzahl, eigen. Die Natur und Abſicht war bey allen einerley, nemlich die Lehre von einem zukünftigen Leben fortzupflanzen. Die berühmteſten unter allen, waren die Orphiſchen, Bachiſchen, Eleuſiniſchen, Samothraciſchen, Cabiriſchen und Mithriſchen Geheimniſſe. Aber unter allen den Geheimniſſen, welche dieſen Namen vorzugsweiſe führeten, waren die Eleuſiniſchen, welche man zu Athen der Göttin Ceres zu Ehren feierte, beinahe die berühmteſten; ja mit der Zeit verfinſterten und verſchlangen ſie gleichſam alle übrigen. Ihre Nachbarn rund umher nahmen frühzeitig dieſe Geheimniſſe an, und verabſäumten ihre eigenen. In kurzer Zeit wurde ganz Griechenland und Kleinaſien darin eingeweiht. Und hierauf breiteten ſie ſich über das ganze römiſche Reich aus, ja, ſie erſtreckten ſich ſogar über die Grenzen deſſelben. Athen wurde alſo das Muſter in Religionsſachen für die ganze Welt. Wenn wir uns demnach von den Geheimniſſen überhaupt unterrichten wollen, ſo müſſen wir unſere Vorſtellungen und Begriffe hauptſächlich aus demjenigen hernehmen, was bey den Eleuſiniſchen inſonderheit gebräuchlich war; wir dürfen auch nicht fürchten, betrogen zu werden, weil ſie alle miteinander einerley Endzweck, und aus Aegypten alle einerley Urſprung haben.

Abſicht und Endzweck der Einſetzung der Geheimniſſe. Unterſchied der Eleuſiniſchen in die gröſſern und kleinern.

Damit ſie die Lehre von einer Vorſehung, welche ſie zur Vorſteherin der ganzen Welt machten, unterſtützen und befeſtigen möchten, ſo ſchärften ſie auf alle Art und Weiſe den

Glauben an die Belohnungen und Beſtrafungen in einem zukünftigen Leben ein. Da dieſes aber die geheimen und verborgenen Wege der Vorſehung noch nicht hell genug aufklärte; ſo fügten ſie noch die Lehre von der Seelenwanderung oder eines vorhergegangenen Lebens hinzu. Bey der Ausbreitung der Lehre eines zukünftigen Lebens wurde gelehrt, daß die Eingeweihten in demſelben glückſeeliger, als alle übrige Sterbliche, ſeyn würden. Dieſe Verheißung war zur Unterſtützung der Geheimniſſe eben ſo nothwendig, als die Geheimniſſe zur Unterſtützung der Lehre. Damit ſich aber niemand betrügen und ſich einbilden möchte, als ob die Einweihung allein, und ohne einen tugendhaften Wandel, ein Recht auf die zukünftige Seligkeit gäbe; ſo ſchärften ſie beſtändig ein, daß das Hauptwerk der Geheimniſſe darin beſtünde, die Seele zu ihrer urſprünglichen Reinigkeit wieder zurückzubringen. Es wurden allerley moraliſche Gebote eingeſchärft, z. E. die Eltern zu ehren, den Göttern Früchte zu opfern, die Grauſamkeit gegen die Thiere zu vermeiden u. ſ. w. Dieſem Lehrbegriff zufolge, wurde von einem, der in dieſe Geheimniſſe aufgenommen werden wollte, gefordert, daß er ſich eines unſträflichen und tugendhaften Lebens befleißiget habe, und frey von allem Verdacht eines groſſen und bekannten Laſters ſey. Denn er wurde durch den Myſtagogus ſcharf zur Entdeckung deſſelben angehalten. Die Eingeweihten waren, ſo lange die Feier der Geheimniſſe dauerten, verbunden, ſich der gröſten Reinigkeit zu befleißigen und ihre Seele über alles Irdiſche zu erheben. Es wurde auch keine geringere Sorgfalt in dem übrigen Lebenswandel derer, die eingeweihe waren, erfodert. Sie waren durch eine feierlicher Angelobung verbunden, ein neues Leben, nach der ſtrengſten Reinigkeit und Tugend, anzufangen, zu welcher ſie durch eine ſtrenge Bußübung, um dadurch die Seele von ihren natürlichen Befleckungen zu reinigen, gelangen mußten. Die

Eingeweihten wurden unter dieſen Uebungen und mit dieſen Verheißungen allein für glückſelige Menſchen gehalten; und je länger jemand eingeweihet war, für deſto ehrwürdiger wurde er gehalten. Es ward ſchon für ärgerlich angeſehen, wenn man es nicht war, und ſo tugendhaft auch ſonſt eine Perſon ſeyn mochte, ſo wurde ſie doch dem Volke verdächtig, wie Socrates und nach der Zeit, Demonax. Es iſt alſo kein Wunder, wenn dieſe überlegene Vortheile der Eingeweihten, welche ſie hier und dort erlangten, machten, daß die ganze Welt darnach trachtete. Und würklich wuchſen ſie ſehr bald an, ſowohl in Anſehung der Zahl derer, die ſich einweihen ließen, als der Gegenden und Länder, wo ſie durchdrangen. Männer, Weiber und Kinder wurden eingeweiht. Die Heiden hielten die Einweihung für eben ſo nothwendig, als die Chriſten die Taufe. Die Begierde darnach war ſo groß, daß zu den Zeiten, wenn der öffentliche Schatz erſchöpft war, die Aufnahme in die Geheimniſſe von dem Staate zu einem Fond, denſelben wieder zu füllen, gemacht wurde.

Alles was bey dieſen Gebräuchen vorgieng, wurde geheimnißvoll und unter dem heiligen Siegel der Verſchwiegenheit vollbracht. Dieſes geſchah aus zweyerley Urſachen, 1) weil unſere Neugierde durch nichts mehr gereizt wird, als durch das, was ſich unſerer Aufmerkſamkeit entzieht, und unſerm Nachforſchen verboten zu ſeyn ſcheint. Sie wurden verborgen gehalten, um die Neugierde zu erwecken: ſie wurden des Nachts gefeyert, damit Ehrfurcht und heiliger Schauer in die Herzen dringen möchte. 2) Weil es nothwendig war, die Eingeweihten ſolche Dinge zu lehren, die man nicht allen bekannt machen durfte. „Denn es giebt viele Wahrheiten, (ſagt Varro in dem übriggebliebenen Stück ſeines Buchs von den Religionen beim Auguſtinus,) welche für den Staat nicht zuträglich ſind, wenn ſie durchgehends bekannt werden: und es giebt viele Dinge, die falſch ſind, und doch nützlich, wenn ſie das Volk glaubt. Daher haben die Griechen ihre Geheimniſſe der Stille ihrer heiligen Mauern anvertraut.“

Bey den Eleuſiniſchen Ceremonien waren zweyerley **Geheimniſſe**, die **größern** und die **kleinern**; von den letztern muß dasjenige verſtanden werden, was von der Abſicht der Einſetzung, daß nemlich das Volk dazu ſollte angelockt werden, geſagt worden iſt; von den **größern** hingegen, gilt das, was von derjenigen Abſicht gemeldet worden, vermöge welcher einige Wahrheiten vor der Einſicht des Volks verborgen gehalten werden ſollten. Die **kleinern** Geheimniſſe waren nur eine Art von Vorbereitung zu den größern, und konnten allen Menſchen bekannt gemacht werden. Vier Jahre war die gewöhnliche Probezeit zu den **größern** Geheimniſſen, in welchen, wie **Clemens von Alexandrien** ſagt, das Verborgene und Verſchwiegene anvertrauet wurde. Da die **größern** ſowohl als die **kleinern** Geheimniſſe zum Beſten des Staats angeordnet waren, ſo folgt auch, daß die Lehren beider zum Vortheil der Geſellſchaft gereichen ſollten; blos mit dem Unterſchiede, daß einige, ohne Bedenken, allen, andere aber nicht allen, gelehrt werden durften.

Das **Verborgene** in den **kleinern** Geheimniſſen waren gewiſſe verdeckte **Gebräuche** und **Aufzüge**, die man vor dem Volke verbarg, blos um ihre Neugierde zu erregen. Das Verborgene aber in den **größern** waren gewiſſe verdeckte **Lehren**, welche dem Volke aus einer gerade entgegengeſetzten Abſicht nicht bekannt gemacht werden durften. Denn das Gepränge und die Aufzüge bey den **größern** Geheimniſſen waren, wie die bey den **kleinern**, beſtimmt die Neugierde der Menſchen zu reizen.

Von den verborgenen Lehren der größern Geheimniſſe.

Es iſt klar, daß ſie nothwendig verborgen ſeyn mußten. Denn wenn ſie ohne Unterſcheid allen bekannt gemacht worden wären, ſo würde dieſes dem Staate ſehr ſchädlich geweſen ſeyn. Warum hätte man ſie ſonſt ſo geheim gehalten? Zu gleicher Zeit war es aber demſelben nützlich, wenn ſie mit Vorſichtigkeit und Klugheit entdeckt wurden. Denn warum hätte man ſie ſonſt nicht ganz und gar verſchwiegen? — Dieſe verborgene Lehren waren nicht die allgemeinen Lehren von der Vorſehung und einem künftigen Leben, weil dieſe Lehren allen Eingeweihten ohne Unterſchied gelehret worden, und ihre Kenntniß der menſchlichen Geſellſchaft keinesweges ſchädlich, ſondern vielmehr ſehr nützlich war. Dieſe geheimen Lehren waren auch eben ſo wenig, die metaphyſikaliſchen Spekulationen der Weltweiſen, über die Gottheit und die menſchliche Seele. Denn ſonſt würde man die geheimen Lehren der Schulen und der Philoſophie mit den Geheimniſſen der Religion für einerley halten, da doch beider Abſichten ſehr verſchieden waren. Bey jenen war die Abſicht die Wahrheit, bey dieſen die Nützlichkeit. Die Sache verhält ſich vielmehr ſo:

Der Grund der Geheimniſſe war, wie bereits erinnert worden, der Glaube an eine Vorſehung und an ein zukünftiges Leben; deſſen Folge, in Anſehung des Wandels war die Schuldigkeit, ſich der Tugend zu befleißigen. Allein in dem Heidenthum war ein unüberwindliches Hinderniß, welches der Reinigkeit des Lebens und der Heiligkeit hinderlich war, nemlich die laſterhaften Beyſpiele der Götter, womit die Menſchen ihre Laſter und Verbrechen entſchuldigten, oder ihr Gewiſſen beruhigten, wenn ſie ſich vorgeſetzt hatten, ihren unordentlichen Lüſten den Zügel zu laſſen. Nun foderten die Geheimniſſe von denen, die eingeweiht waren, keine Schwierigkeiten, ohne ihnen zugleich die Mittel an die Hand zu geben, ſolche zu überwinden. Man entdeckte alſo denjenigen Eingeweihten, die man hierzu für tüchtig hielte, den ganzen Irrthum und die Betrügerey. Der Myſtagog lehrte ſie, daß Jupiter, Mercur, Venus, Mars und die ganze Rotte der Gottheiten nichts anders als verſtorbene Menſchen wären, welche in ihrem Leben eben ſowol den Begierden und Laſtern unterworfen geweſen, als andre; weil ſie aber doch Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts geweſen; ſo wären ſie von den dankbaren Nachkommen, dieſer Wohlthaten wegen, zu Göttern gemacht, und ihre Laſter zugleich mit ihren Tugenden canoniſiret worden. Da nun auf dieſe Weiſe die fabelhaften Götter in die Flucht getrieben waren, ſo nahm die oberſte Urſach und der Schöpfer aller Dinge natürlicher Weiſe den Platz ein. Sie wurden gelehret, ihn als den Schöpfer der ganzen Welt zu betrachten, welcher durch ſeine Kraft in allen Dingen wäre, und durch ſeine Vorſehung alles regiere. Von dieſer Zeit an bekam der Eingeweihte den Namen Epoptis, d. i. ein Menſch, der die Dinge, wie ſie ſind, ohne Decke ſieht; da er vorher Myſtis genennet wurde, welches das Gegentheil bedeutet. Die Entdeckung des Urſprungs der Nationalgötter hatte noch außerdem, daß daduch dem Laſter vorgebeugt wurde, in den größern Geheimniſſen, einen andern ſehr wichtigen Nutzen, welcher darinnen beſtand, daß in den Seelen der Eingeweihten die Luſt nach Heldentugenden erwecket wurde, indem man ihnen zeigte, zu welchen Ehren die Wohlthäter der Völker durch die Ausübung dieſer Tugend gelanget ſind. Wir ſehen alſo, wie dasjenige, was in den kleinern Geheimniſſen gelehrt und erfodert wurde, der Grund zu den Lehren in den größern war. Die Verbindlichkeit zu einem tugendhaften Leben in jenen machte es nothwendig, die Irrthümer der pöbelhaften Vielgötterey in dieſen abzuſchaffen; und die Lehre von einer Vorſehung dort, erleichterte den Glauben an eine einzige Urſach aller Dinge hier. Dieſes waren die Wahrheiten, von welchen **Varro** ſagt, daß es für den Staat nicht zuträglich geweſen wäre, ſie durchgehends bekannt zu machen, indem ſie ſich einbildeten, daß die gemeine Vielgötterey ſo tief eingewurzelt ſey, daß ſie, ohne die bürgerliche Geſellſchaft in heftige Bewegung zu ſetzen, nicht gänzlich aufgehoben werden könne. Außerdem hatten auch die Geſetzgeber bey der Aufrichtung der gemeinen Vielgötterey das meiſte Anſehn und die gröſte Macht, die ſie durch ihre Entdeckung würden verlohren haben. Sie erfanden dieſelbe um des Staats willen, um das Volk in Furcht und in größerer Ehrerbietung gegen ihre Geſetze zu erhalten.

Dieſe Art der Vielgötterey hatten die Dichter verdorben, indem ſie laſterhafte Geſchichten von Göttern und Helden entweder erfunden oder erzählt hatten, welche die Geſetzgeber unterdrückt haben wollten. Und es waren blos ſolche Hiſtorien, welche, nach ihrer Meinung, machten, daß die Vielgötterey dem Staate ſchädlich wäre. — Der Endzweck der **größern** Geheimniſſe war alſo, die **Entdeckung des Urſprungs der gemeinen Vielgötterey, und ein Unterricht in der Lehre in der Einigkeit Gottes.** — Das berühmte Fragment des **Sanchoniaton**, welches **Euſebius** (Præpar. evang. lib. I. Edit. Rob. Stephan. Paris 1544) aufbehalten, iſt ohne Zweifel nichts anders als eine Geſchichte, oder ein Geſchlechtsregiſter der Götter, welches man den Eingeweihten in der Feier der Aegyptiſchen und Phöniziſchen Geheimniſſe immer vorzuleſen gewohnt war. **Porphyrius** meldet, daß **Sanchoniaton** daſſelbe aus den heiligen Büchern des **Thoth**, welcher die ägyptiſchen Geheimniſſe eingeſetzt und zugleich Prieſter derſelben war, abgeſchrieben habe. Den Geſang, worin in den **Eleuſiniſchen** Geheimniſſen die

Einigkeit Gottes von einem Prieſter, welcher wie der **Schöpfer** gekleidet war, beſungen wurde, hält **Warburton** für denjenigen, welchen **Clemens von Alexandrien** und Euſebius anführen, und ſich ſo anfängt: „Ich will den Eingeweihten ein Geheimniß erklären: aber verſchlieſt die Thüren vor den Profanen. Und du, o **Muſäus**, der ſchönen **Semele** Sohn, ſey aufmerkſam auf meinen Geſang; denn ich werde von den wichtigſten Wahrheiten reden. Gieb nicht zu, daß die alten Vorurtheile dich desjenigen glücklichen Lebens berauben mögen, welches dir die Erkenntniß dieſer geheimnißvollen Wahrheiten verſchaffen wird. Schaue die göttliche Natur an, betrachte ſie unaufhörlich und regiere deine Seele und dein Herz wohl. Tritt auf den rechten Weg und ſiehe den einzigen Regierer der Welt. Er iſt eins und von ſich ſelbſt allein; und dieſem Eins haben alle Dinge ihr Weſen zu danken. Er würket durch alles. Er iſt niemals von einem ſterblichen Auge geſehen worden. Er ſelbſt aber ſiehet alle Dinge."

Da die Entdeckung dieſer Geheimniſſe für den Staat von den nachtheiligſten Folgen ſeyn konnte, ſo wurden die Verräther deſſelben ohne Barmherzigkeit mit dem Tode beſtraft. **Diagoras der Melier** hatte die Orphiſchen und Eleuſiniſchen Geheimniſſe verrathen, und er wurde deswegen vom Pöbel als ein Atheiſt angeſehen. Er widerrieth auch ſeinen Freunden, ſich in die Gebräuche einweihen zu laſſen, und die Folge davon war, daß ihn die Stadt Athen in die Acht erklärte, und einen Preiß auf ſeinen Kopf ſetzte. **Socrates** trug zwar eben dieſe Lehre vor, und Epicur war ein würklicher Atheiſt. Allein ſie konnten lange Zeit unangefochten leben, weil ſie, da ſie nicht eingeweihet waren, dieſe Dinge, als Lehrſätze ihrer Philoſophie, blos ihrer Sekte lehrten. Man konnte nicht ſagen, daß ſie die Geheimniſſe verrathen hätten.

Verfall der Geheimniſſe.

So ehrwürdig dieſe Geheimniſſe, ihrer erſten Einſetzung nach, waren, ſo kamen ſie doch mit der Zeit in den äußerſten Verfall, und ſchlugen aus der Art. Von den Mißbräuchen und Greueln, die dabey in Schwange gingen, kann man keine größere Urſache angeben, als die Stunden, worin die Geheimniſſe gefeiert wurden. Die Nacht gab gottloſen Menſchen Gelegenheit, ſchändliche Handlungen zu unternehmen, und die Verſchwiegenheit friſchte ſie an, dieſelben zu vollbringen. Und die Unverbrüchlichkeit dieſes Stillſchweigens, welches dieſe Mißbräuche verurſachte, verbarg dieſe Mißbräuche ſo lange vor den Augen der Obrigkeit, bis es zu ſpät war, dieſelben zu verbeſſern. Eine zweyte Urſache ihres Verderbens war auch wohl dieſes, daß ſie zuweilen unter dem Schutz ſolcher Gottheiten ſtanden, von welchen man glaubte, daß ſie den Menſchen unerdeutliche Begierden einflößten; dergleichen waren Bacchus, Venus und Cupido, die alle ihre Geheimniſſe hatten. Gleichwol wurden die Lehren von den Belohnungen und Beſtrafungen in einem zukünftigen Leben, auch bey dem allergrößten Verfall, und bey dem verdorbenſten Zuſtande der Geheimniſſe des Cupido und Bacchus immer fort gelehret, wodurch das bekräftiget wird, was von dem Urſprunge der Geheimniſſe geſagt worden iſt. Eine dritte Urſache des Verfalls war auch ohne Zweifel dieſes, daß ſich die Prieſter der Sorgfalt und Aufſicht der weltlichen Obrigkeit entzogen. Von dieſer hatten ſie ihren Urſprung, und deswegen waren in den reinern Zeiten Griechenlands die Deputirten des Staats Vorſitzer bey dieſen Geheimniſſen: und ſo lange dieſes geſchahe, wuſte man von keinem beſondern Mißbrauch. Allein nach dieſer Zeit begab es ſich, daß oft ein ſchlechter Prieſter, welcher nur in die unterſte Klaſſe der Geheimniſſe war aufgenommen worden,

den, ſeine Geſellſchaft und ſein Vaterland verließ, und für ſich ſelbſt einen Gottesdienſt anrichtete, und alſo heimlich und ohne Einwilligung und Vorwiſſen der Obrigkeit in Privatverſammlungen die Geheimniſſe anordnete und feierte. Dieſes war der Urſprung aller derjenigen erſchrecklichen Schandthaten, welche in den Geheimniſſen des Bacchus zu Rom begangen wurden, wovon der Geſchichtſchreiber Livius einen ſo umſtändlichen Bericht ertheilete. Sobald dieſes verborgene Spiel der Bosheit entdeckt ward, wurde der Gottesdienſt des Bacchus durch ganz Italien, Kraft einer Verordnung des Raths, abgeſchaft. Aber nicht alle Geheimniſſe überhaupt: denn der Nutzen derſelben war für den Staat zu wichtig, als daß man ſie um des Verbrechens eines einzigen willen hätte ſollen fahren laſſen. Demungeachtet iſt es aber gewiß, daß in Griechenland alle Gattungen von Geheimniſſen ſehr gemißbraucht worden. Allein bey allen Gelegenheiten zur Ausſchweifung blieben doch einige der Geheimniſſe, beſonders aber die Eleuſiniſchen viele Jahre nacheinander rein und unbefleckt. Dieſe waren würklich die letzten, welche das gemeine Schickſal aller menſchlichen Anordnungen erfahren muſten.

Die Kirchenväter waren ſehr gegen die Geheimniſſe aufgebracht, weil das Chriſtenthum, ſobald es zum Vorſchein kam, ſehr viel Unrecht leiden muſte. Die erſten Chriſten wurden anfangs von dem gemeinen Volke als Atheiſten angeſehen, und in den griechiſchen Geheimniſſen ſehr verhaßt und ſchändlich vorgeſtellt, wodurch ihre Gemüther gegen dieſelben ſehr eingenommen wurden. Allein das wunderbarſte bey der Sache war dieſes, daß die Kirchenväter bey dem allen recht mit Fleiß und Mühe die Wörter, die Redensarten, die Formeln, die Gebräuche, Ceremonien und die Diſciplin dieſer Geheimniſſe in unſere Religion gebracht haben, wie ſolches Iſaac Caſaubonus in einer beſondern Diſſertation wider die Annalen des Baronius weitläuftig gezeigt hat. So nenneten ſie z. B. die Sacramente Myſterien; und ſo wie in den heidniſchen Myſterien verſchiedene Grade waren, ſo theilet auch der heil. **Dionyſius** die ganze Ueberlieferung der Sacramente in drey Handlungen, deren jede ſowohl in Anſehung der Gebräuche als Zeiten von der andern verſchieden war, in die **Purgation, Initiation** und **Conſumation.** Mit der in den Geheimniſſen gebräuchlichen Formel: Procul eſte profani ſtimmt diejenige überein, die die Diaconen auszuſprechen pflegten: Omnes catechumeni foras diſcedite, omnes poſſeſſi, omnes non initiati. Viele Geheimniſſe wurden in der Nacht gefeiert; auch die Initiation der Chriſten wurde zur Nachtzeit angefangen; auch die Chriſten beobachteten, wie die Eingeweihten der heidniſchen Geheimniſſe, die heiligſte Verſchwiegenheit. u. ſ. w.

Die Geheimniſſe ſind von den Geſetzgebern erfunden, angeordnet und unterſtützt worden.

Daß die Geheimniſſe eine Erfindung der Geſetzgeber ſey, iſt bisher nur vorausgeſetzt worden. Daß dieſes aber wahr ſey, wird bewieſen 1) aus dem Orte, wo ſie ihren Urſprung nahmen, welches Aegypten war. Herodot, Diodor und Plutarch bekräftigen dieſes ausdrücklich. Das ganze Alterthum ſtimmt damit überein. Die Eleuſiniſchen Geheimniſſe beſonders behalten die nemlichen ägyptiſchen Götter, denen zu Ehren ſie gefeiert wurden; indem Ceres und Neptolemus nur zwey andere Namen anſtatt Iſis und Oſiris waren. Schon die Gleichheit der Gebräuche und Lehren in den griechiſchen und ägyptiſchen Geheimniſſen iſt allein zulänglich, uns über den wahren Urſprung derſelben zu unterrichten. Die griechiſchen Schriftſteller ſagen ſelbſt, daß die in den griechiſchen Geheimniſſen beobachtete Verſchwiegenheit, die Lehre der Seelenwanderung und der Belohnungen und Strafen nach dem Tode zuerſt durch die Aegypter an das Licht gebracht worden wären. Die Enthaltung von zahmen Vögeln, Fiſchen und Bohnen, war ein beſonderer Aberglaube der Aegypter, und der Gebrauch, die Geheimniſſe in Hieroglyphen oder in eine Bilderſchrift zu verfaſſen, iſt eine Erfindung derſelben. Die Entdeckung des Irrthums der Vielgötterey war ein Theil der Verborgenheiten der ägyptiſchen Geheimniſſe; welches nicht nur aus dem Fragment des Sanchoniaton, ſondern auch aus dem bekannten Briefe Alexanders des Großen an ſeine Mutter erhellet, worinn er ihr berichtet, daß der oberſte Prieſter der ägyptiſchen Geheimniſſe ihm eröfnet habe, daß in denſelben gelehret werde, alle Landesgötter wären nichts als verſtorbene und vergötterte Menſchen, — zwey Beweiſe aus dem Alterthum, welche noch früher ſind, als die Zeiten, da die Aegypter den Griechen abborgten. Da nun in Aegypten alle gottesdienſtliche Handlungen durch die Staatsleute angeordnet und fortgepflanzet, auch auf politiſche Abſichten gerichtet waren, ſo müſſen wir den Schluß machen, daß die Geheimniſſe urſprünglich von den Geſetzgebern erfunden worden. Die Weiſen, welche die Geheimniſſe aus Aegypten brachten, und dieſelben in Aſien, Griechenland und Britannien ausbreiteten, waren alle Könige und Geſetzgeber; als Zoroaſter, Inachus, Orpheus, Melampus, Trophonius, Minos, Cinyras, Erochteus und die Druiden. Der Staat hatte in den Geheimniſſen den Vorſitz. In den Eleuſiniſchen ſtellte denſelben ein Präſident vor, welchen der Titel: βασιλεὺς, ein König, ohne Zweifel zum Andenken ſeines erſten Stifters, hatte. Dieſem wurden vier Bedienten beygegeben, welche das Volk erwählte, und ἐπιμελῆται, oder Curatores, genennet wurden. Die Prieſter waren blos Unterbediente, und hatten keinen Theil

[illegible]

an der Regierung des Gottesdienſts, ſondern verrichteten nur die öffentlichen Ceremonien. — Daß die Geſetzgeber die Geheimniſſe erfunden und eingeſetzt haben, erhellet auch daraus, daß kein Sklav oder Fremder darinn aufgenommen werden durfte; weil dieſe keinen Antheil an den Angelegenheiten des Staats nehmen konnten, und kein Eigenthum und Vaterland hatten. Auch die Lehre von der Nothwendigkeit eines tugendhaften und heiligen Lebens, um eine glückſelige Unſterblichkeit zu erlangen, bekräftigt dieſe Meinung. Eine ſolche Lehre konnte nicht aus den Vorrathskammern der Prieſter herkommen. Dieſe konnten die Eliſeiſchen Felder um einen wohlfeilen Preis, um mittelmäßige Koſten zu Opfern, um Geſchenke zu Tempeln verſchaffen. Der unendliche Vortheil welchen die Geheimniſſe dem Staat bringen, giebt ebenfalls eine ſtarke Vermuthung zu dieſem Urſprung. Endlich ſagt es auch **Plutarch** in ſeiner Abhandlung von der Iſis und dem Oſiris ausdrücklich, daß die Meinung, die Welt werde nicht von ungefähr, ohne Verſtand, Vernunft oder ohne einen Regierer bey allen ihren Veränderungen erhalten, von den Geſetzgebern und Gottesgelehrten zu den Poeten und Weltweiſen gekommen ſey.

Von dem Gepränge, Aufzügen und Vorſtellungen in den Geheimniſſen.

Dieſe machen einen ſehr wichtigen Theil der Geheimniſſe aus, und der Biſchof gehet ſie nach Anleitung des ſechſten Buchs von Virgils Beweis, welches eine genaue Beſchreibung der Einweihung des Aeneas in die Geheimniſſe, und einen Theil der Schauſpiele bey den Eleuſiniſchen Geheimniſſen enthält, durch. Es wurde bey denſelben alles ſchauſpielmäßig und mit Maſchinen vorgeſtellt, und die Vorſtellung der Geſchichte der **Ceres** gab bequeme Gelegenheit, Himmel, Hölle, die eliſäiſchen Felder, das Fegfeuer, und alles, was zu dem zukünftigen Leben der Menſchen und Helden in der andern Welt gehört, auf den Schauplatz zu bringen.

In der Aeneis ſchildert Virgil ein politiſches Syſtem, und eben das, durch Exempel in Verſen, was die Republik des Plato und des Tullius, in ungebundner Rede, durch Regeln gab. Es iſt dieſes Gedicht mit eben dem Geiſte und in eben der Abſicht geſchrieben, welche die alten Geſetzgeber hatten, bey denen wir ſehen, daß ihre vornehmſte Sorge darauf gerichtet geweſen, dem Volk einen völligen Glauben an die Vorſehung einzuprägen. Und dieſes iſt die wahre Urſach von ſo vielen Göttererſcheinungen in der Aeneis; weswegen der Dichter von den neuern Kunſtrichtern eines Mangels der Beurtheilungskraft beſchuldigt wird, daß er in einem Gedichte, zu einer ſo aufgeklärten und erleuchteten Zeit, wie damals zu Rom war, doch dem Wunderbaren des Homer ſo genau nachgeahmet habe. Die Irrthümer und Misverſtändniſſe, die man in der Aeneis zu finden glaubt, ſowohl in Anſehung des Plans und der Ausführung als in Anſehung der Karaktere, rühren aus der Verkennung der wahren Abſicht dieſes Gedichts her. Wem z. B. die Frömmigkeit des Aeneas zuwider iſt, der weiß nicht, daß uns in der Perſon deſſelben das Bild eines vollkommenen Geſetzgebers vorgelegt wird, deſſen Amt jederzeit war, ſowohl eine Religion und Collegien der Prieſter als Staaten und Gemeinden zu ſtiften.

Wenn man zugiebt, daß die Aeneis nach der Schreib- und Denkungsart der alten Geſetzgeber eingerichtet iſt, ſo kann man ſich ſchwerlich vorſtellen, daß dieſer große Meiſter in ſeiner Kunſt eine Lehre überſehen haben ſollte, welche der Grund und die Stütze der alten Staatsklugheit war; nemlich die Lehre von den Belohnungen und Beſtrafungen in der zukünftigen Welt. Er hat uns um deswillen ein vollſtändiges Lehrgebäude, nach dem Beiſpiele ſeiner groſſen Vorgänger, des Plato und Tullius gegeben, wovon jener die Erſcheinung des Erus, und dieſer den Traum des Scipio geſchrieben hat. Da ferner die Geſetzgeber beſorgt waren, dieſe Lehre durch eine ganz auſſerordentliche Verordnung zu beſtätigen, und mit aller äußerlichen und in die Augen fallenden Pracht im Andenken zu erhalten, ſo ſehen wir wirklich, daß der Dichter auch dieſes auf gleiche Weiſe ausgeführt habe, und daß die Höllenfahrt des Aeneas nichts anders ſey, als eine dunkle und verdeckte Vorſtellung ſeiner Einweihung in die Geheimniſſe. Denn dieſe Einweihung war es, die einen vollkommenen Geſetzgeber, welchen der Dichter in der Perſon des Aeneas abbildete, ausmachte, und ſeinen Karakter und ſein Amt heiligte. Wir finden auch, daß alle alte Helden und Geſetzgeber wirklich eingeweihet worden ſind. In dem Leben des Herkules und Bacchus finden wir eine wahrhafte Geſchichte, und die Fabel, welche ſich auf jene Höllenfahrt gründet, miteinander erzählt. Denn es wird uns geſagt, daß ſie wirklich in die Eleuſiniſchen Geheimniſſe eingeweihet worden; und daß dieſes juſt vor ihrer Höllenfahrt geſchehen ſey, damit es ihnen bey dieſem verzweifelten Unternehmen nicht an Hülfe und Sicherheit fehlen möchte. Thut man die Decke von dieſen Redensarten weg, ſo heiſt es nichts mehr als dieſes, daß ſie die Ceremonien nicht eher ſicher anſehn konnten, als bis ſie eingeweihet waren. Apulejus beſchreibt ſeine eigne Einweihung folgendermaßen. „Ich beſchritt die Grenzen des Todes, und als ich die Thürſchwellen der Proſerpina betreten hatte, wurde ich durch alle Elemente durchgeführet, und kam wieder zurück. Mitten in der Nacht ſah ich die helle Sonne, welche mit ihren Stralen glänzte, auch die Götter der Hölle und des Himmels.

weis. Ich trat hinzu, und betete ſie in der Nähe an.“ Aeneas hätte ſeine nächtliche Reiſe, als man ihn durch das elfenbeinerne Thor wieder herausführte, ſeinen Gefährten mit keinen andern Worten beſchreiben können, wenn es wirklich eine Reiſe in die Hölle geweſen wäre. — Wir ſehen alſo, daß Virgil genöthiget war, ſeinen Helden als einen Eingeweihten zu betrachten, und daß er ſich auf das fabelhafte Alterthum berufen konnte, wenn er dieſe Einweihung eine Höllenfahrt nennt. Und er bediente ſich dieſes Vortheils mit großem Verſtande. Denn ſeine Erdichtung belebt die Erzählung, welche für ein epiſches Gedicht zu kalt und zu matt geweſen ſeyn würde, wenn ſie ohne dieſe Allegorie wäre vorgetragen worden. Ueberdies hatte er den Vortheil einer alten Ueberlieferung vor ſich, welche von verſchiedenen trojaniſchen Helden meldete, daß ſie würklich in die Geheimniſſe eingeweihet worden wären, als Agamemnon und Ulyſſes. Wäre noch ein altes Gedicht vorhanden, welches unter dem Namen des Orpheus bekannt war, und den Titel: die Höllenfahrt, führte; ſo würden wir vielleicht aus demſelben ſehen, daß dadurch nichts mehr, als die Einweihung des Orpheus zu verſtehen ſey, und daß das ſechſte Buch der Aeneide daraus genommen war.

Die Eingeweihten hatten einen Leiter oder Anführer, der Hierophant oder Myſtagog hieß, und ohne Unterſchied von beiderley Geſchlecht war. Dieſer muſte jene in den Vorbereitungsceremonien unterweiſen, ſie in die Schauſpiele und Aufzüge einleiten, und ihnen dieſelbe erklären. Dieſem zufolge hat Virgil dem Aeneas die Sybille zur Seite gegeben, und nennet ſie vates, magna ſacerdos und docta comes; er that dieſes darum, weil die Geheimniſſe der Ceres zu Rom allezeit durch Prieſterinnen gefeiert wurden, und Proſerpina Vorſteherin der ganzen Sache war. Der erſte Unterricht, welchen dieſe Prieſterin dem Aeneas gab, war dieſer, daß er einen goldnen Aſt, welcher der Proſerpina geheiligt war, ſuchen ſollte.

Aureus & foliis & lento vimine ramus
Junoni infernæ ſacer.

Unter dieſem Aſt wurde der Mirthenkranz vorgeſtellt, womit der Eingeweihte bey der Feier der Geheimniſſe gekrönt wurde. Ein goldner Aſt war im eigentlichen Verſtande ein Stück von dem geheiligten Geräthe bey dem Gepränge der Geheimniſſe. Clemens von Alexandrien ſagt uns, aus dem Dionyſius Thrax dem Grammaticus, daß es ein ägyptiſcher Gebrauch war, bey der Anbetung einen Aſt in der Hand zu halten. Von was für einer Gattung aber dieſe Aeſte waren, ſagt uns Apulejus in ſeiner Beſchreibung einer Proceſſion der Eingeweihten bey den Geheimniſſen der Iſis. „Er war der dritte im Gehen und trug einen Palmzweig, der fein mit Gold überzogen war, auch einen Stab des Merkur. Es wird alſo des Merkuriusſtabs und des goldnen Aſts gedacht. Und dieſem zufolge läßt Virgil den goldnen Aſt das gewöhnliche Amt des Merkuriusſtabs verrichten, dadurch, daß er den freien Eingang in die Gegenden des Todes verſchafte. Als Aeneas dieſen Aſt erhalten hatte, und mit Mirthen gekrönt war, eine bey der Einweihung nothwendige Sache, ſo ſagt der Dichter, daß er denſelben in die Grotte der Sibille getragen habe; und dieſes geſchah, um die Einweihung in die kleinern Geheimniſſe damit zu bezeichnen; als welche in einer kleinen Kapelle geſchah, ſo wie wir uns auch die Grotte der Sibille vorſtellen müſſen. Die in dieſe kleinern Geheimniſſe eingeweiht wurden, hießen Myſtä. Hierauf wird Aeneas durch ſeine Anführerin bis zur

Alte-

Niederfahrt in die Hölle begleitet. Die Aufnahme aber wird alſo beſchrieben:

> Sub pedibus mugire ſolum & iuga coepta moveri
> Sylvarum; viſæque canes ululare per umbram,
> Adventante Dea. Procul o procul eſte, profani,
> Conclamat vates, totoque abſiſtite luco,

„Unter den Füſſen ertönte die Erde und die Gipfel der Wälder bewegten ſich; Hunde heulten durch die Schatten der Gebüſche bey der Ankunft der Göttin. Sie ruft: entfernt euch ihr Ungeweihten, entfernt euch und nähert euch dieſem Haine nicht.“ Dieſes iſt eine genaue Beſchreibung von der Eröffnung der geheimnißvollen Gepränge, wie wir aus derjenigen Beſchreibung ſehen können, welche Claudian mit Fleiß und ohne Verſteckung, von dem Eintritt in dieſe fürchterliche Geheimniſſe macht, wo er das Entſetzen und Erſtaunen eines Eingeweihten abſchildert. Es iſt nemlich (ſagt Plato in ſeinen Anmerkungen über die magiſchen Orakel des Zoroaſter) bey der Feier der Geheimniſſe die Gewohnheit, manchem Eingeweihten die Erſcheinung einer Hundesgeſtalt oder anderer abentheuerlichen Geſichter und Larven ſehen zu laſſen. Das Procul, ô, procul eſte profani iſt eine buchſtäbliche Ueberſetzung der Formel, welche der Myſtagog bey Eröffnung der Geheimniſſe brauchte. — Alsdann bittet ihn die Sybille, ſich mit aller ſeiner Herzhaftigkeit zu wafnen, da er nun die ſchrecklichſten Erſcheinungen zu erwarten hätte. Gleich darauf ſehen wir auch den Helden in großem Schrecken:

> Corripit hic ſubita trepidus formidine ferrum.
> Aeneas, ſtrictamque aciem venientibus offert,

„Aeneas, zitternd vom plötzlichen Schrecken, ergreift ſein Schwerd, und hält die entblößte Schneide den Kommenden entgegen.“

Mit dieſen Gemüthsbewegungen ſtellen die Alten einen Eingeweihten bey ſeinem Eintritt in die Geheimniſſe vor. Wir ſehen auch gleich darauf die Urſache des Schreckens dieſes Helden. Er iſt nun mit allen würklichen und eingebildeten Uebeln der Seele und des Leibes, mit allen terribiles viſu formæ, den Centauren, Scyllen, Chimären, Gorgonen und Harpyen, wie ſie bey dem Eintritte in die Geheimniſſe geſehen werden, umgeben; und er tritt nunmehr ſeine Reiſe, unter der Führung ſeiner Begleiterin, an. Sie kommen an die Ufer des Cocytus: Aeneas erſtaunt über die Menge der abgeſchiedenen Seelen, die um das Ufer herumflattern, und wegen der Ueberfahrt unruhig zu ſeyn ſcheinen. Seine Führerin erklärt ihm, daß unter denſelben auch ſolche wären, deren Leiber nicht mit den gewöhnlichen Ceremonien begraben, und deswegen verurtheilt worden wären, hundert Jahre auf und nieder zu wandern, bis ſie alsdann die Erlaubniß erhielten, über den Höllenfluß zu fahren.

Hæc omnis, quam cernis, inops inhumataque turba eſt:
Portitor ille, Charon; hi, quos vehit unda, ſepulti.
Nec ripas datur horrendas, nec rauca fluenta
Tranſportare prius, quam ſedibus oſſa quierunt.
Centum errant annos volitantque hæc littora circum.
Tum demum admiſſi ſtagna exoptata reviſunt.

„Dieſe ganze Schaar, die du ſiehſt, iſt arm und unbegraben: jener Fährmann, Chraon, und die, die er hinüberfähret, ſind begraben. Er darf ſie nicht eher über das furchtbare Ufer und durch den traurig rauſchenden Strom führen, als bis ihre Gebeine zur Ruheſtätte gebracht ſind. Hundert Jahre lang irren und flattern ſie um das Ufer her, und erſt dann wird ihnen vergönnt, den erwünſchten Strom zu befahren.“

Dies

Dieſer Gedanke war eine der weiſeſten Erfindungen der alten Geſetzgeber, die ihren Urſprung ſonder Zweifel in Aegypten erhalten hatte. Dieſe tiefſinnigen Meiſter der Weisheit, die für das gemeine Beſte arbeiteten, fanden nichts, welches mehr zur Glückſeligkeit ihrer Nebenmenſchen beitrüge, als die öffentliche und feierliche Begräbniſſe der Todten, weil ohne dieſe Vorſicht gar leicht und ohne Gefahr geheime Ermordungen geſchehen konnten. Sie lehrten, daß die Abgeſchiedenen keinen Ort zur Ruhe in der andern Welt finden könnten, als bis die Gebräuche für ſie in dieſer Welt vollbracht wären. Und dieſer Begriff hat ſich ſo weit ausgebreitet, und ſo tiefe Wurzeln geſchlagen, daß die Kraft dieſes Aberglaubens, noch bis auf dieſe Stunde, auch in den wohlgeſitteſten Ländern übrig geblieben iſt. Durch ein ſo kräftiges Mittel erreichten die Geſetzgeber ihren Endzweck, nemlich die Sicherheit der Bürger. Sie bedienten ſich dieſes Vorurtheils zu einer Strafe für muthwillige Schuldner, indem ſie eine Verordnung machten, vermöge welcher dieſen Schuldnern das Begräbniß verſagt wurde, wenn ſie todt waren, und man verſichert, daß die Furcht davor die gewünſchte Würkung gehabt habe. Der Fährmann Charon war ein geborner Aegypter. Die Aegypter waren bey ihren Leichenbegängniſſen, die für ſie eine wichtige Sache waren, gewohnt, ihre Todten über den Nilſtrom, durch den Sumpf von Acheruſa zu führen, und daſelbſt in unterirrdiſche Hölen beizuſetzen. Der Schiffmann, welcher zu dieſem Geſchäfte gebraucht wurde, wurde in ihrer Sprache Charon genannt. Dieſe Umſtände der Leichenceremonien borgten ſie bey ihren Beſchreibungen der andern Welt in den Geheimniſſen, und zogen ſie in das Myſtos herüber. Charon, ſagt man, ſey von geringer Herkunft geweſen, und nach gefaßtem Entſchluß durch irgend ein Mittel Geld zu erwerben, habe er ſich an dieſen See begeben, und für ein gewiſſes Geld die Leichen hinüber gefahren. Als er einsmals die Leiche des königlichen Prinzen die Ueberfahrt verweigerte, weil man ihm das Fährgeld nicht bezahlen wollte, kam ſein Betrug heraus, und der König, der den Vortheil dieſes Geſchäftes einſah, kam auf den Gedanken, dieſe Auflage aus königlicher Gewalt fortzuſetzen. Er befahl alſo, dieſen Zoll beſtändig zu bezahlen, und machte den Charon zu ſeinem höchſten Befehlshaber über die Einnahme dieſes Zolls. Hierbey ſammlete ſich nun Charon, wie erzählt wird, ſo große Reichthümer, daß er endlich mächtig genug geworden ſey, den König umzubringen, und an ſeiner Statt den Thron zu beſteigen. — Charon wird bey dem Anblick des goldnen Aſts, der gleichſam als ein Paſport aller alten Helden, die in die Hölle ſtiegen, vorgeſtellt wird, zufriedengeſtellt, und fährt den Aeneas über den Fluß. Nun iſt dieſer in dem eigentlichen Lande der Todten, und das erſte, das ihm entgegenkömmt, iſt der Cerberus. Dieſes iſt offenbar die Erſcheinung in den Geheimniſſen, von welcher Plato ſagt, daß es die Geſtalt eines Hundes war. Um deſſen Wuth zu ſtillen, wirft ihm die Sybille einen mit Honig vermiſchten Kuchen von Mohnſaamen vor, den er verſchlingt, und darauf in Schlummer fällt. Das Honig war der Proſerpina und der Mohn der Ceres geheiligt.

Die Gegenden ſind nach der Geographia ſubterranea des Virgil in drey Theile getheilt; 1) das Fegfeuer; 2) die Hölle oder der Tartarus, und 3) die eliſäiſchen Felder. Und die Geheimniſſe werden auf gleiche Weiſe eingetheilt. Das Fegfeuer wird von Selbſtmördern, unſinnigen Verliebten, und ehrgeizigen Kriegern bewohnt, mit einem Worte, von denen, welche ihren ausſchweifenden Leidenſchaften den Zügel haben ſchießen laſſen. Unter dieſen findet man auch einen Eingeweihten

— Cererique ſacrum Polyboeten,

welches mit dem übereinkömmt, was in den Geheimniſſen öffentlich gelehrt wurde, daß die Einweihung, mit Tugend vergeſellſchaftet, dem Menſchen vor andern große Vortheile im künftigen Leben verſchaffe, ohne Tugend aber zu nichts diene. Weil aber unter allen Unordnungen der Selbſtmord der Geſellſchaft die ſchädlichſte iſt, ſo hat der Dichter das Elend dieſer Leute ſehr deutlich beſchrieben.

Proxima deinde tenent mœſti loca, qui ſibi lethum
Inſontes peperere manu, lucemque peroſi
Projecere animas. Quam vellent æthere in alto
Nunc & pauperiem & duros perferre labores.

„Die nächſte Stelle nahmen die Traurigen ein, die, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, ſich ſelbſt getödtet, und des Lebens überdrüßig, ihren Geiſt aufgegeben. Wie gern erduldeten ſie jetzt in der obern Luft Armuth und hartes Ungemach!“ Hier hält ſich der Dichter genau an den Geheimniſſen, die den Selbſtmord verboten. Auch Kinder und unrechtmäßig verurtheilte Menſchen befinden ſich in dem Fegfeuer.

Continuo auditæ voces vagitus et ingens
Infantumque animæ flentes in limine primo:
Quos dulcis vitæ exortes & ab ubere raptos
Abſtulit atra dies & funere merſit acerbo.

„Sogleich am erſten Eingange vernahm er Stimmen und ein großes Gewinſel. Die Seelen der Kinder weinten, die kaum in den erſten Augenblicken des ſüßen Lebens, der ſchwarze Tag von ihrer Mütter Brüſten riß, und in den herben Tod verſenkte.“ Es iſt klar, daß dieſes das Heulen und Schreien geweſen ſey, von welchem **Proclus** ſagt, daß es in den Geheimniſſen gehöret worden. Dieſe außerordentliche Meinung iſt gerade eine ſolche Verordnung der Geſetzgeber, als die in Anſehung der Leichenbegängniſſe für die Eltern. Und in der That, nichts konnte die Eltern mehr zur Verſorgung und Erhaltung ihrer kleinen Kinder antreiben, als eine ſo ſchreckliche Lehre. Sie war auch wegen der unter den Alten ſo gemeinen Gewohnheit, die Kinder wegzuſetzen, ſehr nothwendig. — Nächſt dieſem befanden ſich die unrechtmäßiger Weiſe zum Tode verurtheilte Menſchen.

Hos iuxta, falſo damnati crimine mortis;
Nec vero hæ ſine ſorte datæ, ſine iudice ſedes.
Quæſitor Minos urnam movet: ille Silentum
Conciliumque vocat, vitasque & crimina diſcit.

„Nächſt dieſen die fälſchlich Verurtheilten. Aber dieſen Ort haben ſie nicht ohne Loos, nicht ohne Richterſpruch erhalten. Der Richter Minos ſchüttelt die Urne, ruft die Schaar der Geiſter zuſammen, und erforſcht ihr Leben und ihre Vergehungen.“

In dieſer Stelle ſcheinet theils eine ſeltſame Vermiſchung, theils eine Ungerechtigkeit. Die fälſchlich Angeklagten befinden ſich nicht nur an einem Orte der Strafen, ſondern es wird auch hernach ein Unterſchied unter ihnen gemacht, und einige als unſchuldig und andere als ſchuldig vorgeſtellt. Um aus dieſer Verwirrung herauszukommen, muß man wiſſen, daß nach einer alten Fabel, die Plato in ſeinem **Gorgias** erzählt, zur Zeit des Saturn ein Geſetz vorhanden war, vermöge deſſen, daß die gerechten und heiligen Menſchen nach ihrem Tode in die glücklichen Inſeln, die ungerechten und gottloſen aber an einen Ort der Strafe, den Tartarus gebracht werden ſollten. Die Richter, denen die Vollſtreckung dieſes Geſetzes anvertrauet wurde, waren zur Zeit des Saturn und unter der Minderjährigkeit des Jupiter, lebendige Menſchen, welche Beyſitzer des Gerichts über die Lebendigen waren, welche an eben dem Tag, da ein jeder ſterben würde, die Wohnung und den Aufenthalt deſſelben beſtimmen und anweiſen muſten. Pluto, dem die Beſorgung der glücklichen Inſeln anvertrauet war, ging aber zum Jupiter, und beklagte ſich, daß Leute zu ihm kämen, über welche ein ungerechtes Urtheil geſprochen worden, ſowohl wenn man ſie losgeſprochen, als wenn man ſie verdammt hätte. Um dieſem Uebel abzuhelfen, traf der Vater der Götter die Verfügung, daß diejenigen, welche bisher den Tag des Todes vorherwuſten, denſelben nicht mehr erfuhren, und daß alle die, welche vor den Richtern erſchienen, ſich von allen Bedeckungen entblößt und nackt darſtellen ſollten, um durch das Aeuſſerliche nicht die Augen der Juſtiz zu blenden, und weil ſie hinfort als Todte erſt in der andern Welt ihr Urtheil empfangen würden. Auch die Richter ſollten ausgezogen und entkleidet erſcheinen, ſobald ein neuer Einwohner ankomme, damit ſich die Seelen einander ſelbſt und ohne Decke ſehen und dadurch tüchtig gemacht würden, ein gerechtes Gericht zu halten. Er habe, fuhr Jupiter fort, ſeine eigne Söhne zu Richtern beſtellt. Zwey von ihnen, Minos und Rhadamantus, aus Aſien, der dritte, Aeacus, ein Europäer. Dieſe, ſobald ſie todt ſind, ſollen ihren Richterſtuhl in jenem Schatten haben, juſt an dem Orte der großen Landſtraße, wo ſich die zwey Wege ſcheiden, davon der eine nach den glücklichen Inſeln führt, der andre nach der Hölle. Rhadamantus ſoll die Einwohner von Aſien richten, und Aeacus die Europäer. Dem Minos ertheile ich aber die Macht, die Appellationen anzunehmen, wenn etwa eine dunkle und ſchwere Stelle die Urtheile der vorigen zu ſehr verwirren ſollte, damit einem jeden ſein gebührender Aufenthalt nach aller Billigkeit und Gerechtigkeit angewieſen werden möge. — Auf dieſe Fabel nun bezieht ſich der obige Umſtand der unrechtmäßiger Weiſe verdammten Menſchen; und durch falſo crimine damnati wird nicht unrechtmäßiger Weiſe verdammt, ſondern: un-

rechte

recht gerichtet verſtanden, es ſey nun, daß ſie losgeſprochen oder verdammt worden. Mit dieſer Meinung ſtimmen auch die beiden lezten von obigen vier Verſen: Quæſitor minos &c. überein. Daß der Dichter aber dieſe Menſchen, welche noch nicht gerichtet worden, ſchon ins Fegfeuer an einen angewieſenen Ort ſezt, wo ſie mit den übrigen Böſen und Laſterhaften bleiben müſſen, iſt wohl aus Uebereilung und Unachtſamkeit geſchehen; denn aus der Fabel ſehen wir, daß ſie an den Grenzen der drey Gegenden hätten ſollen ihre Wohnung bekommen, an demjenigen Orte der hohen Straße, der dieſelbe in zwey beſondere Wege theilt, welche nach der Hölle und den eliſäiſchen Feldern zugehen. Der Urſprung obiger Fabel war eine ägyptiſche Gewohnheit, nach welcher, wie **Diodor von Sicilien** erzählt, bey eines jeden Menſchen Begräbniß Richter verordnet waren, welche des Verſtorbenen geführtes Leben unterſuchen, und nachdem ſie die Sache befunden, denſelben entweder verdammen oder losſprechen muſten. Dieſe Richter waren aus der Prieſterſchaft genommen, und dieſe lehrten, daß ihre Ausſprüche auch unten in dem Reiche der Todten gutgeheißen und beſtätiget würden. Mit der Zeit mochten Partheilichkeit und Beſtechungen ihre Urtheilsſprüche verderbt, und Haß und Gunſt die Gerechtigkeit verderbt haben. Da ſich nun das Volk daran ärgerte, ſo hielte man für nothwendig, zu lehren, daß das Gericht, welches eines jeden Menſchen Urtheil abfaſſen ſollte, bis in die Gerichtsbarkeit der andern Welt ſollte aufgehoben werden. Dieſe Gewohnheit, deren **Diodor** gedenkt, folgte auf eine andere vorhergehende frühere Gewohnheit, wie **Warburton** muthmaßt, vermöge deren die **Prieſter** die noch lebenden Uebertreter um ſolcher Verbrechen willen gerichtet, von denen der weltliche Richterſtuhl nicht ſo füglich Nachricht erhalten konnte, als welches der einzige zu rechtfertigende

Gebrauch der geiſtlichen Jurisdiction iſt. Iſt dem alſo, ſo wird durch das Vorherverkündigen des Todestags eines Schuldigen nichts anders als der angeſetzte Tag zur Todesſtrafe zu verſtehen ſeyn; und daß **Prometheus** den Prieſtern die ſchongedachte Gabe weggenommen, iſt nichts anders, als daß die weltliche Obrigkeit ihre Jurisdiction abgeſchaft habe. Auch ſchickt ſich der Name **Prometheus** nicht übel auf denjenigen, welcher die Gemüther und Sitten eines Volks durch die Künſte der Staatsklugheit bildet und gleichſam neu ſchaft.

Nachdem **Aeneas** dieſe erſte Gegend durchwandert hat, kömmt er an die Grenzen des **Tartarus**. Es iſt merkwürdig, daß **Aeneas** mit durch die Gegenden des Fegfeuers und der eliſäiſchen Felder geführet worden; allein die **Hölle** nur in einer gewiſſen Entfernung geſehen hat. Seine Führerin erklärt ihm dieſes:

Tum demum horriſono ſtridentes cardine ſacræ
Panduntur portæ; Cernis, cuſtodia qualis
Veſtibulo ſedeat; facies quæ limina ſervet?

„Endlich eröffneten ſich die verfluchten Pforten mit ſchrecklichkrachender Angel. Siehſt du, welche Wache am Eingange ſitzt, welches Phantom die Schwelle bewacht?“ Denn ſo mußte es, aus bekannten Urſachen, beim Gepränge der Geheimniſſe ſeyn. Die Verbrecher, die zu ewiger Strafe in dieſen Aufenthalt verdammt ſind: 1) Die, welche ſo heimlich geſündiget haben, daß ſie der Strafe der Obrigkeit entgangen ſind. 2) Die atheiſtiſchen Verächter Gottes und der Religion.

Vidi & crudeles dantem Salmonea poenas,
Dum flammas Jovis & ſonitus imitatur olympi.

„Ich ſah den Salmoneus ſchreckliche Strafen leiden, der die Blitze des Zevs und den Donner des Olympus nachahmen wollte.“

3) Die Uebertreter der Pflichten von unvollkommner Verbindlichkeit, welche die Geſetze nicht erreichen konnten, z. B. Geitzige, und ſolche, die ohne natürliche Liebe gegen ihre Brüder waren. 4) Die Verräther und Ehebrecher, die Peſt des öffentlichen und Privatfriedens. 5) Die, welche mit Gewalt in die Geheimniſſe dringen und dieſelben beleidigen, die der Dichter in der Perſon des Theſeus vorſtellt.

Nachdem Aeneas vor der Hölle vorübergegangen iſt, kömmt er an die eliſäiſchen **Felder**. Hier läßt er ſich durch das Weihwaſſer heiligen.

— Corpusque recenti
Spargit aqua, ramumque adverſo in limine figit.

„Er beſprengt den Leib mit friſchem Waſſer, und heftet den Aſt an das gegenüberſtehende Thor.“ — Hier endigen ſich die **kleinern Geheimniſſe**; und unſer Held tritt in die **größern**, und kömmt in die Wohnungen der Seeligen. Die Eingeweihten werden nunmehr Epoptä genennet, ſo wie ſie vorher Myſtä hießen; und dieſe Vorſtellung nennte man Autopſia. Die Autopſia, ſagt **Pſellus** (in Schol. in Orac. Zoroaſtri) oder das Anſchauen mit eignen Augen, iſt dieſes, **wenn der Eingeweihte die göttlichen Lichter beſchaut**. **Themiſtius** beſchreibt auf gleiche Weiſe einen Eingeweihten, der juſt auf dieſen Schauplatz tritt. „Wenn alles vollkommen gereinigt iſt; ſo eröfnet er dem Eingeweihten eine Gegend, welche über und über erleuchtet iſt, und in einem göttlichen Glanze ſchimmert. Die Wolke und dicke Finſterniß wird zerſtreuet, und die Seele dringt gleichſam in den Tag, welcher jetzt voller Licht und Annehmlichkeit iſt, da vorher eine traurige Dunkelheit war.“ Den erſten Platz in dieſen ſeligen Gegenden giebt der Dichter den Geſetzgebern und denen, die das menſchliche Geſchlecht aus dem Stande der Natur zur bürgerlichen Geſellſchaft gebracht haben. **Aeneas** ſah hier den **Aſſarakus** und Ilus, Orpheus und andre Helden mehr. 2) Die Patrioten und die, welche zum Dienſt für ihr Vaterland ſtarben. 3) Tugendhafte und fromme Prieſter. 4) Die Erfinder der mechaniſchen und freien Künſte. — **Virgil** folgte hier den Lehrern der Geheimniſſe, der Länge nach, genau, als welche unaufhörlich einſchärften, daß die Tugend allein dem Menſchen ein Recht zur Glückſeligkeit gebe, und daß Gebräuche, Ceremonien, Einweihungen und Opfer den Abgang derſelben nicht erſetzen können. —

Nun mußte **Virgil** den **Aeneas** noch in dem berühmten Geheimniſſe der **Geheimniſſe** (d.i. in der Lehre von der Einigkeit Gottes) unterrichten laſſen, um ſein Werk nicht unvollkommen zu laſſen. Er hat es auch wirklich gethan, und die Einweihung ſeines Helden ſo beſchloſſen, wie es die Gewohnheit erfoderte; nemlich er unterrichtete ihn in den ἀποῤῥήτοις oder in der Lehre von der **Einigkeit Gottes.** Ehe dieſes geſchahe, war der Eingeweihte noch nicht auf der höchſten Stufe der Vollkommenheit; war auch noch nicht dahin gelanget, daß er das Recht hatte, die Benennung ἐπόπτης anzunehmen. **Muſäus**, der Prieſter der Geheimniſſe zu Athen geweſen, wird deswegen vorgeſtellt, als wenn er ihn an den Ort führte, wo ſeines Vaters Schatten oder Geiſt ihm die verborgenen Lehren der Vollkommenh[illegible] in dieſen hohen Worten entdeckte:

Principio coelum ac terras, camposque liquentes,
Lucentemque globum lunæ, Titaniaque astra
Spiritus intus alit, totamque infuſa per artus
Mens agitat molem & magno ſe corpore miſcet.
Inde hominum pecudumque genus vitæque volantum,
Et quæ marmoreo fert monſtra ſub æquore pontus.

„Schon vom Anfang an nähret ein Geiſt den Himmel, die Erde, und die Meere, und den leuchtenden Ball des Monds und die titaniſchen Geſtirne. Ein Verſtand durch alle Glieder ergoſſen, bewegt die ungeheure Laſt, und vermiſcht ſich mit dem großen Weltkörper. Daher das Geſchlecht der Menſchen und Thiere, und das Leben des Gefieders und die Ungeheuer in den marmornen Wellen des Weltmeers.“ — Und dieſes war nichts anders, als die alte Lehre der Aegypter, wie uns Plato verſichert, welcher ſagt, daß ſie gelehret: **Jupiter** ſey der Geiſt, der durch alle Dinge gehe.

Anchiſes ſchreitet hierauf zur Erklärung der Natur und des Nutzens des Fegfeuers, welches bey der Reiſe des **Aeneas** durch daſſelbe nicht geſchehen war; und alsdann kommt er zu der Lehre von der Seelenwanderung; eine Sache, welche ſehr fleißig in den Geheimniſſen gelehrt wurde, um die moraliſchen Eigenſchaften Gottes dadurch zu erklären. Dieſes giebt dem Dichter eine bequeme Gelegenheit, die edelſte Epiſode von der Welt zu machen, in welcher die Nachkommenſchaft des Helden vor ihm die Muſterung paßiret, und womit ſich die Scene endigt.

Warburton iſt bis hieher dem Helden auf ſeiner Wanderung durch die drey Todtenreiche Schritt für Schritt gefolgt, und hat bey jedem die genaue Gleichförmigkeit gewieſen, die ſich zwiſchen ſeinen Begebenheiten und den Begebenheiten der Eingeweihten in den Geheimniſſen findet. Er faßt zuletzt noch die zerſtreuten Lichtſtralen in einen Punkt zuſammen, um noch mehr Licht auf ſeine gegebne Erklärung zu werfen, und theilt zu dem Ende folgende Stelle eines alten Scribenten, die uns **Stobäus** aufbehalten hat, mit. Sie enthält eine genaue Beſchreibung ſowohl der Begebenheiten des **Aeneas**, als auch derjenigen Sache, wozu ſie eigentlich beſtimmt war, nemlich der Ceremonien der Geheimniſſe. „Die Seele empfindet im Tode eben das, was derjenige empfindet, der in die groſſen Geheimniſſe eingeweihet wird. Die Worte kommen mit den Worten und die Sachen mit den Sachen überein; denn τελευτᾶν heißt ſterben, und τελεῖται, eingeweihet werden. Der erſte Auftritt iſt nichts als Irrthümer und Ungewißheiten; beſchwerliche Reiſen und rauhe und fürchterliche Wege durch Nacht und Finſterniß. Und iſt man an die Grenzen des Todes und der Einweihung gelanget; ſo iſt alles traurig und erſchrecklich anzuſehen. Alles iſt voll Schrecken, Zittern, Schweiß und Entſetzen. Iſt aber einmal dieſes vorüber, ſo bricht ein wundervolles und göttliches Licht hervor; glänzende Ebenen und mit Blumen überſäete Auen kommen überall zum Vorſchein. Hier werden ſie mit Geſängen und Tänzen, mit den höchſten Lehren der heiligen Erkenntniß, und mit ehrwürdigen und heiligen Erſcheinungen unterhalten. Und wenn ſie nun vollkommen ſind, und eingeweihet worden, ſo werden ſie frey und liegen unter keinem Zwang mehr. Sondern ſie werden gekrönt und triumphiren. Sie gehen auf und nieder in den Wohnungen der Seligen. Ihr Umgang iſt mit heiligen und reinen Menſchen, und feiern die heiligen Geheimniſſe mit Vergnügen.“ —

Da alles zu Ende iſt, wird Aeneas und ſeine Führerin wieder durch das elfenbeinerne Thor in die obere Welt zurückgelaſſen. Denn es wird geſagt, daß es zwey Thore gegeben habe, eins von Horn, das andre von Elfenbein, und daß die wahren Erſcheinungen aus dem erſten, und die falſchen aus dem letztern kamen. Durch das erſte ſtellt Virgil die Wahrheit und Wirklichkeit eines zukünftigen Lebens vor, und durch das andre die dunkeln Vorſtellungen derſelben in den Ceremonien der Geheimniſſe; ſo, daß die Geſichte des Aeneas falſch waren, nicht deswegen, als wenn das zukünftige Leben etwas ungegründetes und ungewiſſes wäre, ſondern deswegen, weil das, was er ſah, wirklich nicht in der Hölle, ſondern in dem Tempel der Ceres geſchah. Das elfenbeinerne Thor war in der That etwas würkliches, nemlich es war das koſtbare Thor des Tempels, durch welches die Eingeweihten wieder herausgingen, wenn die Feier vorbey war. Dieſer Tempel war von einer ungemeinen Gröſſe. Apulejus nennt ihn ædes ampliſſimæ. Nach dem Strabo nahm dieſer von Ictinus erbauete Tempel eine ſo groſſe Menge Menſchen ein, als eine Schaubühne. (Lib. IX. Georg.) Und im Vitruvius (De Architect. Præfat. ad L. VII.) findet man noch eine wunderbarere Beſchreibung.

Hier war alſo Raum genug und alles mit Fleiß zu den Vorſtellungen und Ceremonien eingerichtet, wovon wir noch zum Beſchluß folgenden allgemeinen und zuſammengezogenen Begriff geben. Das Hauptwerk der Feier der Geheimniſſe war eine Art von dramatiſchen Schauſpiel, worinn die Geſchichte der Ceres vorgeſtellt wurde. Dieſe Geſchichte gab Gelegenheit, drey beſondere Stücke, welche die Geheimniſſe vornemlich betrafen, abzuhandeln: 1) den Urſprung und die Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft; 2) die Lehre von den Belohnungen und Beſtrafungen in dem zukünftigen Leben; 3) die Entdeckung des Irrthums der Vielgötterey, und die Grundſätze von der Einigkeit Gottes. — Denn dieſe Göttin gab in Sicilien und Athen Geſetze. Daher wurde von ihr geſagt, daß ſie an beiden Orten die wilden Sitten der Einwohner menſchlich und geſellig gemacht. Daher entſtand das erſte Stück. Daß ſie ihre Tochter in der Hölle geſucht, gab Gelegenheit zum andern; und ihre Rache gegen die Götter wegen dieſes Raubs zu dem dritten Stück.

E — d.

2. Der

2.

Der Abentheurer aus China.

Beſchluß.

8. Die Waſſerreiſe. Ein unvermutheter Zufall. Ankunft in Peking. Der Soupdar vor dem Spiegel.

Reiſende von dem Schlage, wie der Mandarin und ſein Freund, mußten ſich durch einen prächtigen Aufzug ankündigen; ſo wollt' es die Ordnung der Dinge. Allein ein Uebel, dem ſchwer abzuhelfen war, (Mangel an Geld) ſtand ihrem Verlangen zu glänzen entgegen. Ein Palankin und ein Roß, welches in paraboliſcher Linie von demjenigen abſtammte, deſſen Namen durch die Thaten des berühmten Helden von Mancha auf die Nachwelt kam — das war alle Bequemlichkeit, die ſie auf der Reiſe hatten. Noch war ein weſentlicher Umſtand, der's dem Mandarin unmöglich machte, ſich auf ſeinem Palankin zu beſiſſen. Er hatte nur drey Träger, ſtatt ſechſen, die er wenigſtens brauchte, und auch von dieſen dreyen mußt' er einen abgeben, um des Roſinante zu pflegen. Es kam alſo darauf an, ein Mittel zu finden, wie man der Unmöglichkeit, ſich auf einer langen Reiſe tragen zu laſſen, ausweichen könnte. Der Mandarin war gelehrt, und ein Mann, der ſich zu helfen wußte. Er verſammelte einen Rath, der aus dem Soupdar und ſeinen drey Trägern beſtand, und es ward beſchloſſen, man wolle den Bucephalus verkaufen, und von dem gelößten Geld eine Schaluppe anſchaffen, um den Fluß hinabzufahren. Man ſuchte alſo Käufer dazu, allein man fand keine. Jedoch der Zufall zeigte einen Ausweg.

Schleichhändler, die den Zoll verfahren hatten, ſchifften den Fluß hinab. Es fehlte ihnen an etwas, auf das ſie ſich berufen konnten, um nicht beunruhigt zu werden. Ein Mandarin, der um Aufnahme in ihren Nachen bat, um mit ihnen zu reiſen, war in ihren Augen ein augenſcheinlicher Schutz der Götter, die ihr Unternehmen begünſtigten. Der Akkord wurde bald geſchloſſen, und alles in den Nachen aufgenommen, Roß und Palankin, Soupdar und Mandarin und Träger. Jene beiden auf einer Waſſerreiſe unnützen Meubles pfropfte man in einen Winkel des Kahns: der Mandarin und ſein Gefolge theilten ſich mit den Kontrebandiers in eine Art von Kajüte von Bambusröhren zuſammengeſetzt, wo ſie zwar eben nicht viel Bequemlichkeit hatten, aber doch, wie man ſagt, unter Dach und Fach waren.

Unſere Reiſende jauchzten über die glückliche Wendung, die ihre Sachen zu nehmen ſchienen. Der Herr des Nachens hatte inzwiſchen nichts angelegentlicheres, als ſich gegen alle Gefahren zu ſichern, die er etwa zu befürchten hatte, und pflanzte auf ſeinen Maſt eine Flagge, welche die Gegenwart eines Mandarins anzeigte. Nunmehr war er unbeſorgt wegen des guten Erfolgs ſeiner Fahrt, und kam zu ſeinen Gäſten, denen er immer mit ſehr vieler Ehrfurcht begegnete, um ſein beredtes Geſpräch in das übrige zu miſchen.

Der erſte Tag ſchwand ruhig dahin. Eine ſanfte Fahrt auf einem Fluß, der mit immer friedfertigem Lauf ſich durch angenehme Gefilde windet, ein heiterer Himmel, die Schönheiten einer mannichfaltigen Ausſicht in reizende Gegenden, die ehrerbietige Sorgfalt der Schifsleute — das alles ließ den Mandarin nichts anders empfinden, als Freude über die glückliche Würkungen des Ohngefährs. „Mag doch, ſagt' er, Doliverte noch ſoviel dagegen einwenden, ihm hab' ichs doch zu danken, daß ich ſie kennen lernte, daß ſie bald meine Frau wird, daß ich in der Stunde, wo ichs am wenigſten vermuthete, Bequemlichkeit auf meiner Reiſe fand.“ Der Seupbar gab ihm Beifall; denn er wußte von keiner andern Metaphyſik als von derjenigen, die ein ſtarkbeſetztes Blatt für oder wider ihn ſchlagen ließ. Ohne Zweifel verließ ſich der Mandarin zu ſehr auf mögliche Begebenheiten, in dem Wahn, daß ſie alle zu ſeinem Vortheil ausfallen müßten. Daher kam es, daß er ſeine Handlungen ſo genau eben nicht unterſuchte, noch die Folgen bedachte, die ſie etwan haben könnten. Er hatte auf die Leute, bey denen er war, weiter nicht Acht gegeben, und eben ſo wenig auch die Mittel, die ſie anwendeten, geprüft; bey ihnen für einen groſſen Herrn zu gelten, war ſeine Abſicht und ſeine Schwäche; keiner andern Betrachtung wurde Gehör gegeben. Indeſſen hätte dieſes beinahe traurige Folgen für ihn gehabt.

Es iſt in China gebräuchlich, daß die geringern Mandarine den vornehmern gewiſſe öffentliche Beweiſe von Höflichkeit und Ehrerbietung geben müſſen. Ob unſer Mandarin an dieſen Umſtand zuvor gedacht, oder wenn ers that, ob er überlegt hatte, was wohl daraus entſtehen könnte, wenn er genau befragt würde, weiß ich nicht. Genug! als ſie an einen gewiſſen groſſen Flecken kamen, an den Gränzen des Reichs, in dem Gebiet eines neuerlich ernannten Mandarins, der ſich gegenwärtig hier aufhielt, ſahen ſie ein Detaſchement ſeiner Garde nebſt einem Offizier auf ſich zu kommen, der im Namen des Gouverneurs ſich erkundigen ſollte, von welcher Klaſſe der Mandarin ſey, deſſen Flagge der Nachen führete. Der Eigenthümer, voll Begierde, bald zu antworten, lief haſtig zum Mandarin, um ihn ſelbſt zu fragen, doch ſagt' er ihm nicht, weswegen ers thäte. „Von der erſten Klaſſe,“ verſetzte der Mandarin.

Sofort ließ es der Offizier dem Gouverneur melden, und dieſer verſammelte in größter Eile ſein ganzes Gefolg, um ſeine vermeinte Schuldigkeit zu beobachten.

Eine volltönende Muſik verkündigte ſeine Annäherung, und bald ſah man ihn erſcheinen, umringt von 500 Vornehmen, die ſein Gefolg ausmachten. Sobald ihn der Schifsherr erblickte, ſagt' ers den beiden Reiſenden. Ohne Zweifel erinnert man ſich noch an den kläglichen Aufzug des einen von ihnen; man hat auch wohl nicht vergeſſen, daß der Nachen, auf dem er war, elenden Schleichhändlern gehörte, und ſchon daraus läßt ſich vermuthen, daß er nicht prächtig geweſen ſeyn müſſe; überhaupt war da nichts an unſern Reiſenden, das den Prunk eines Mandarins und den Reichthum eines aſiatiſchen Großen verrathen hätte. Der Gouverneur ſtaunte; aber bald ging ſeine Verwunderung in Unwillen über. Vielleicht wär' es für unſern Helden nicht zum Beſten abgelaufen, wenn nicht jene Unverſchämtheit, die ihn niemals verließ, auch jetzo ſeine Retterin geworden wäre. Er verbarg unter einem angenommenen Schein von übermüthiger Würde das Fehlerhafte ſeiner Sprache und die Spuren ſeines Herkommens, und zeigte ſich dem Gouverneur mit der keckſten Dreiſtigkeit. Dieſer vergas in der Verwunderung über die armſelige Geſtalt des Reiſenden, daß er einen Mandarin von der erſten Klaſſe knieend bewillkommen müßte. Jener aber wußte den Gebrauch; „Wie? ſchnarcht' er ihn an, denkt Ihr nicht an das, was Ihr meinem Range ſchuldig ſeyd?“ Der Gouverneur, ganz erſtaunt und wie betäubt, fragte nicht weiter, ſondern beugte das Knie vor ihm. Dann kehrt' er zurück in ſein Gouvernement, und der Nachen ſetzte ſeine Fahrt ungehindert fort.

Indeſſen nahte ſich das Ziel ihrer Reiſe; man entdeckte ſchon von weiten die berühmten Porzellanthürme, welche den Reiſenden die Pracht der Hauptſtadt von China, und den Wohnſitz des Kaiſers ankündigen. Der Mandarin ſah den Roman zu Ende eilen, und in der Ferne nichts als eine unglückliche Kataſtrophe: allein es fehlte ihm nicht an Auswegen; er war nicht der Mann, der ſich vor Eräugniſſen fürchtete. Beredſamkeit hatt' er eben nicht viel, aber er glaubte doch, ſeinen Reiſegefährten auf jede Begebenheit vorbereiten zu müſſen.

„Sie wiſſen, lieber Soupdar, ſagt' er zu ihm, daß man mich hier nicht erwartet, daß ich von einem Vater abhänge, daß ich ihn erſt ausforſchen muß, wie er meine Rükkunft aufnehmen werde. Sie werden daher einmal eine ſchlimme Nacht zubringen müſſen, bis ich Sie angemeldet, bis ich unſre Verbindung und meine Entwürfe bekannt gemacht habe. Auch bin ich jetzt in ſo ſchlechter Verfaſſung, daß ich Ihnen geſtehen muß: ich ſchäme mich, ſo wie ich ausſehe, meinem Vater vor die Augen zu treten. Wollten Sie aber . . . Sie könnten mich in den Stand ſetzen, vor ihm zu erſcheinen. Ich verlange von Ihnen weiter nichts, als daß Sie mir Ihre zwey Ringe leihen, die Sie hier am Finger haben, Ihren Dolch und Ihren Säbel. Mit allen dem geſchmückt, und verſehen mit dem Palenkin, für den ich noch Träger annehme, bin ich im Stande, mich ſehn zu laſſen, und ſicherlich wird man mich aufs Beſte bewillkommen. Morgen früh hol' ich Sie ab, und nie verlaſſen wir uns wieder.“

Wie geſagt, der Soupdar hatte einen ſehr hübſchen Fuß: aber er war leichtgläubig: ſein Reiſegefährte nahm ihn ein, und er gab ihm, was er verlangte, mit Freuden hin. Gegen Abend kamen ſie an die Vorſtädte von Peking. Der Mandarin ſtieg ans Land, nachdem er dem Soupdar ein Karavanſerai angegeben hatte, und wanderte nach der Stadt zu; die Träger aber mußten zurückbleiben.

Der Soupdar, der keine Urſachen hatte, den Nachen zu verlaſſen, wie der Mandarin, ließ ſich bis in den Hafen fahren, wo ihn die kühnen Schiffer bald ans Land ſetzten. Dieſe Elenden ſegelten im Vertrauen auf den erhabenen Schutz eines Mandarins in voller Sicherheit einher, und wurden ihrer Unvorſichtigkeit nicht eher als nahe beim Zollhaus inne. Sie hatten viel zu fürchten; doch ſie entgiengen noch der Gefahr. Ein Zollkommiſſär näherte ſich dem Nachen, ſobald er ihn landen ſah, und fragte, wie gebräuchlich, den Schiffsherrn, wem er gehöre. „Dem Mandarin Schouwinkan,“ antwortete dreiſt der Patron. Der Kommiſſär, der noch nicht ſehr bewandert war, wendete ſich an einen andern, um zu wiſſen, wer Mandarin S. wäre; dieſer wußt' es eben ſo wenig, und ſo lief die Frage von Mund zu Mund umher, bis ſie zu dem erſten eben ſo ungewiß zurückkam, als er ſie fortgeſchickt hatte. „Wo er ſey?“ fragte man nun, und der Patron gab zur Antwort, „der Mandarin wär' in der Vorſtadt abgetreten, aber ein Freund von ihm, ein Soupdar, ſey noch in dem Nachen.“ Einige Zollbedienten traten herein, und befragten aufs Neue den Soupdar. Er, der weder Fragen noch Frager leiden konnte, nahm es ſehr übel auf, daß man ihn in ſeinen ſchönen Träumereien ſtörte, und antwortete ihnen ſtolz und trotzig. Sein Stolz reizte die Zollbedienten; ſie ergriffen ihn im Namen des Kaiſers, und führten ihn zum Policeymandarin, wo ſie ihn deswegen verklagten, daß er ſie in Ausübung ihres Amtes beleidigt hätte. Zum Glück widerſetzte ſich der Soupdar nicht, und zu noch gröſſerm Glück fand er einen billigen Richter. Der Policeymandarin ließ ſich den Fall mit allen Umſtänden vortragen, und weil er den Namen Schouwinkan mit einem andern ähnlichen verwechſelte, ſo verurtheilt' er die Zollbedienten zur Geißel. Der Soupdar aber wurde freygelaſſen, ſehr zufrieden mit der kleinen Rache, die er genoſſen hatte. Ihm war jezo nichts wichtiger, als ſein Karavanſeraj zu ſuchen, ſich da einzurichten und ſeine Sachen dahin hohlen zu laſſen. Er wartete darauf eine Stunde ohngefähr, und dieſe war für ihn nicht verloren.

Der erſte Gegenſtand, der ihm beim Eintritt in ſeine neue Wohnung ins Geſicht fiel, war ein prächtiger Spiegel, der beynahe vom Boden bis zur Decke reichte. In ihm entdeckt' er ſeinen ſchönen Fuß; er gieng auf und gieng nieder, voll Bewunderung ſeiner Annehmlichkeiten, liebäugelte mit ſich ſelbſt. Drauf beſtellt' er nachläßig den Sorbet; ſchwazte mit ſeinem Wirth von Mädchen; fragte nach Pikeniks, nach Clubs und Haſardſpielen, und verlangte zuletzt einen Coeffeur, Schuſter und Schneider und Karten. Jenes bezog ſich auf den Beſuch, den er morgen ablegen ſollte; denn er wünſchte bey dem Vater des Mandarins in aller Pracht eines Mannes, der nach Ehrenſtellen ſtrebt, zu erſcheinen.

Indem er ſo ſich in Betrachtung ſeiner Reize verlor, indem er ſich ſo mit ſeinem Anzug beſchäftigte, und mit Entwürfen von Eroberungen, kam derjenige, den er nach dem Hafen geſchickt hatte, mit der Nachricht wieder: der Nachen, der ihn nach Peking brachte, wäre verſchwunden, und niemand wüßte, was daraus geworden wäre. Die Sache war nämlich ſo zugegangen. Der Schiffsherr, der geſehn hatte, wie der Mandarin davongegangen, und der Seupdar zum Richter geführet worden war, befürchtete nun, die Reihe, durchſucht zu werden, mögte zuletzt auch ihn treffen. Er machte ſich daher die Verwirrung, als alle Kommiſſäre dem Seupdar nachlieſen, zu Nutz, und ließ ſeinen Nachen ganz ſachte ſtromab laufen, bis etwa 200 Schritte weit vom Hafen: dann lud er ſeine Waaren aus, und bohrte den Nachen völlig leck, nachdem er ihn mitten auf den Fluß getrieben hatte. Hier überließ er ihn ganz der Willkühr des Waſſers, und wahrſcheinlich war hier der Nachen, ganz mit Waſſer angefüllt, zu Boden geſunken. Der Soupdar war alſo in Peking mit dem einzigen Kleid, das er auf dem Leibe hatte, und, was noch ärger war, ohne alle Stütze, außer der vom Mandarin Schenwinkan, der ihm ohngefähr 4000 Ruppies und noch einmal ſoviel ſeiner Mutter ſchuldig blieb. Ein anderer als der Soupdar hätte ſich hierüber betrübt; aber ein Tag Unglück war für ihn viel zu wenig, um ihn vergeſſen zu machen, daß er den folgenden Morgen ſeines vermeinten Schwagers Vater, der ihm ein Mandarinat verſchaffen würde, ſprechen ſollte, um die Vorſtellung aus ſeiner Seele zu verdrängen, daß er nur darum nach Kanton zurückkehren werde, um einen Haufen ſchwachmüthigen Pöbels, dem äußerer Schimmer für alles gilt, zu ſeinen Füßen kriechen zu ſehn.

9. Traurige Entdeckung. Episode.

Kaum ſtralten Pekings ſchöne Thürme im erſten Glanz der Morgenröthe, als der Soupdar, geweckt durch Hoffnung, aufſtand, um Wirthsleute und Gäſte im Karavanſeraj durch das Geſchrey ſeiner läppiſchen Ungeduld zu betäuben. Man weiß ſchon: das erſte, was er den Abend zuvor verlangte, war auf ſeine Toilette gerichtet geweſen. Ein geſchickter Coeffeur hatte ihn mit der niedlichſten Gewandheit bedient; ſein Haarzopf war ſehr zierlich aufgeknüpft; auch der Schuſter bemühte ſich, einen Fuß zu beſchuhen, auf den man die ſchönſte Hoffnungen baute; es fehlte ihm nur noch ein Kleid nach dem beſten Geſchmack, welches ihm der Schneider um neun Uhr bringen ſollte. Vom frühen Morgen bis zu der Zeit, welche ſie ihm beſtimmt hatten, waren noch einige Stunden, und dieſe theilte der Soupdar weislich zwiſchen ungeduldiger Erwartung und Tändeleien.

Inzwiſchen ſtieg die Sonne weiter herauf, und ihre Stralen lächelten auf die Gegenden von Peking; aber ins Herz des Soupdars fing ſchon Unruhe ſich einzuſchleichen an; weder Schneider, noch Schuſter noch auch — — was das ſchlimmſte war — — Mandarin ließ ſich ſehen. Endlich pocht's; ſein Herz ſchlägt ſtärker. Es iſt ein Sklave, durch den ihm der Schuſter ſagen läßt, ſeine Schuhe könnten erſt morgen fertig werden. Er flucht, ſchnaubt, tobt, will den Sklaven ermorden, doch der entwiſcht. Glücklicher mit dem Schneider, ſieht er ihn endlich um zehn Uhr kommen, und ihm ſein Kleid bringen. Er probirt es an; es ſteht ihm zum Entzücken; aber . . . . es fehlt ihm an Geld zur Bezahlung. Jetzt verwandelt ſich ſein Uebermuth in Niederträchtigkeit; unter manchem leeren Vorwand verweiſt er auf morgen denjenigen, den er kurz vorher mit ſeinem ganzen Zorn bedroht hatte. Der Schneider läßt ſich mit ſtolzem Naſerümpfen den Aufſchub gefallen, und geht mit Vorbehalt, morgen wiederzukommen.

In einem prächtigen Kleide ging nun der Soupdar mit ſtarken Schritten auf und nieder, und ſchmähte aus allen Kräften auf den Mandarin S., der nichts von ſich hören ließ. Verführte ihn auch zuweilen der Spiegel, der ihm ſein ſchönes Kleid, ſeinen lebhaften Gang, ſeinen hübſchen Fuß, ſeine kriegeriſche Mine, kurz, alle ſeine Reize zeigte, ſo kam doch bald die Unruhe quälender als vorhin zurück, und verwandelte ſeine Selbſtbewunderung in Traurigkeit. Inzwiſchen kam die Stunde zum Mittageſſen herbey, und er hatte noch keine Nachricht von ſeinem künftigen Schwager. Es währete nicht lange, ſo erſchien ein Sklav, ihm zu melden, daß an der Wirthstafel alles fertig ſey; er ging hin. Beym Eintritt in den Saal fand er eine große Anzahl von Gäſten, die ſich beeiferten, ihn höflich zu empfangen. Mit Verwunderung ſah er auch zwey Europäer, Leute von einem Volk, das ihm fremd war, das er ſchon lange her zu kennen wünſchte. Er ſetzte ſich neben ſie, und wartete, bis ſie reden würden, um zu ſehen, ob er ſich ihnen verſtändlich machen könnte. Es traf ſich glücklicherweiſe, daß die beyden Europäer, die ſchon einige Jahre ſich in China aufgehalten hatten, die gemeine Sprache ſo ziemlich ſprachen; er ließ ſich alſo gleich ins Geſpräch mit ihnen ein. Sie fragten ihn allerley über ſeine Ankunft in Peking und die Abſicht ſeiner Reiſe. Der Soupdar, in der Meinung, die Erzählung ſeiner geſtrigen Begebenheiten, vornemlich aber eine Beſchreibung ſeiner glänzenden Ausſichten in die Zukunft, würde ihm noch mehr Achtung verſchaffen, wendete alle Beredſamkeit an, deren er fähig war, und alles am Tiſch hörte ihm aufmerkſam zu. Man machte ihm Komplimente auf Komplimente, als er ſagte, daß ein Mandarin von der erſten Klaſſe, jetzt ſein Beſchützer, bald der Mann ſeiner Schweſter ſeyn würde. Kurze Täuſchung! ſie verſchwand in dem Augenblick, da er den Namen ſeines Beſchützers nennte. Denn kaum war's geſchehen, ſo fragte ihn einer von den Gäſten, ob er nicht geſtern Abends auf einem Nachen, der wieder verſchwunden, angekommen wäre? und verſicherte ihm, als ers bejahte, der angebliche Mandarin ſey ein ſchlechter Kerl aus dem niedrigſten Pöbel, der ſich auch aus Peking ſchon wieder fortgemacht habe.

Ein verachtungsvolles Schweigen von Seiten der chineſiſchen Gäſte folgte auf dieſe traurige Entdeckung. Wie vom Donner gerührt, mit geſenktem Haupt, ſaß der arme Soupdar, und konnte, ohnerachtet ſeiner natürlichen Unempfindlichkeit, die Thränen nicht zurückhalten. Die beyden Europäer rührete ſein Schmerz, und ſie bemühten ſich, ihn zu tröſten. Sie fragten den Chineſer, woher er den angeblichen Mandarin kennte. „Eine ſehr natürliche Frage! gab er ihnen zur Antwort; gönnen Sie mir auf einen Augenblick Ihre Aufmerkſamkeit, ich will Ihnen ſeine ganze Geſchichte erzählen."

„Damals als unſer Kaiſer jene berühmte Geſandſchaft an den König von Frankreich ſchickte, drängte ſich alles, die Reiſe dahin mitzumachen. Ich hatte damals einen Kammerſchreiber in Dienſten, mit dem ich ſehr zufrieden war. Er bat mich, ihn bey dem Geſandten anzubringen, und ich fand keine Schwierigkeit. Acht Monate nachher war er mit dem übrigen Gefolg in der Hauptſtadt von Frankreich."

„Eines Tages, als Xnuri — ſo hieß er — ſich in einem großen Garten umſah, erblickt' er eines von jener Art Mädchen, welche Bedürfniß, Temperament oder Verführung zur Ausſchweifung hinreißen. Er war noch ganz unerfahren in ſolchen Abentheuern; ſie gefiel ihm; er folgte ihr nach. Sie, die's wahrnahm, mit welchem Vergnügen er ſie betrachtete, ſpielte die Prüde mit ſehr viel Zurückhaltung, ohne jedoch ihren Anbeter ganz abzuſchrecken. Er kam zu ihr am Ende einer Gaſſe, ſagte ihr, daß er ſie allerliebſt fände, und bot ihr einen Liebhaber nebſt ſeinem ganzen Vermögen an. Die Schöne ſtellte ſich mannſcheu, doch gab ſie ihm ein Rendezvous auf Morgen. Er, voll Freude über ſein Probeſtück, folgte ihr noch eine Weile mit den Augen nach, und ging dann nach Hauſe voll brennender Ungeduld nach der verſprochnen Zuſammenkunft. Tags darauf war Xnuzi pünktlich am abgeredeten Ort; ſie ließ ihn lange auf ſich warten; endlich erſchien ſie, und führte ihn, aber erſt nach manchen kleinen Ziererereyen, die nur die Begierde noch mehr reizen, in ein armſeeliges Dachſtübchen, das ſie bewohnte. Hier entdeckte ſie ihm, ſie wäre ſeit zwey Jahren eine Waiſe; ſie hätte nur noch einen Bruder, der ſie ſehr genau beobachtete; aber ſie liebte ihren Xnuzi, und wollte auf der Stelle mit ihm entfliehn, wenn ers zufrieden wäre."

„In

„Jedem andern als ihm hätte ein ſo unvermuthetes Erbieten die Augen geöfnet; aber er war leichtgläubig, und fiel in die Schlinge. Seine Geliebte mußte ihm auf der Stelle folgen; er gab ihr eine Wohnung, die nach ſeinem Stand ſehr bequem und gut meublirt war, und kam nicht von ihr weg. Seine fleißigen Beſuche hatten auf ihn und ſie zwo natürliche Würkungen, die ſich leicht errathen laſſen. Nach einer ſorgfältigen Kur von zehn Monaten war Xunxi wieder auf den Beinen, und ſie wurde Mutter.“

„Kaum war er wieder hergeſtellt, ſo rieth ihm der Wundarzt, ſeine Geliebte zu verlaſſen, und verſicherte ihn ſogar, daß er an ihr einen ſehr geringen Fund gethan hätte. Sie erfuhrs, und kam ihm zuvor; denn eines Morgens nahm ſie alles zu ſich, was etwa das Beſte im Hauſe ſeyn mogte, und ging unter einem ſcheinbaren Vorwand davon, ließ ſich auch nicht wiederſehn.“

„Vergebens wartete Xunxi bis zu Mittag: ſie kam nicht. Er nahm ſich vor, Erkundigungen einzuziehn; aber indem er ſeine Kleider ſuchte, fand er, daß ſie ihm nichts zurückgelaſſen hatte; kurz, ſie war fort, und er Wittwer, halb nackt und Vater eines Kindes. Sich zu betrüben, wäre Thorheit geweſen; auch faßte ſich Xunxi bald. Er ließ eine Amme holen, übergab ihr das Kind zur Pflege, und bezog wieder ſeine vorige Wohnung. Weil er aber verdrießlich und unbeſchäftigt war, lernt' er zwo Sachen, die in China von großer Wichtigkeit ſind, Kammmachen und Coeffiren.“

„Achtzehn Monate nach ſeinem Ebentheuer reiſte der Geſandte wieder nach China, und brachte auch meinen Xunxi zurück, überladen mit einem Kinde, und erfahren in der wichtigen Kunſt, Kämme zu machen, und Männer zu coeffiren. Xunxi entledigte ſich nochmals der Sorge für die Erziehung ſeines Kindes, und überließ ſich ganz ſeinem Genie.

Der Kaiſer ertheilte ihm ein ausſchließliches Privilegium, im ganzen Reiche Kämme machen, und alle artige Leute coeſſiren zu dürfen.“

„Inzwiſchen nahm der kleine Kunſi täglich an Talenten und Annehmlichkeiten zu. Bald erſchallte ganz Peking von ſeinem und ſeines Vaters Ruhm. Unter ihrer Anweiſung lernten tauſend Coeſſeurs ihre Kunſt, und wurde das ganze Reich coeſſirt. Endlich ſtarb der Vater, und ließ ſeinen Sohn ſehr reich aber auch ſehr laſterhaft zurück. Es währete nicht lange, ſo hatten Pracht und Verſchwendung ſein Vermögen aufgezehrt. Er verließ die väterliche Kunſt, und machte große Reiſen, von denen er aber nicht vernünftiger, ſondern nur mit ſehr viel Geſchicklichkeit zu Abentheuern wiederkam. Es giebt keine Stadt im Reiche, wo er nicht eine andere Rolle geſpielt hat. Bald war er ein armeniſcher Prinz, und bald ein Tatar-Kan. Oefters iſt er geſtraft, aber niemals gebeſſert worden. Noch geſtern hätte man ihn bald auf einem Palankin, den ihm wahrſcheinlich ſein angenommener Mandarinstitel in Kanton eingebracht haben wird, ertappt; allein er entwiſchte, und man ſagt, er habe ein europäiſches Schiff beſtiegen, das geſtern nach Bengalen abſeegelte. Dort wird er wohl wieder eine andere Rolle zu ſpielen anfangen.“

Jedes Wort, das der Chineſer ſagte, war dem armen Soupdar ein Dolchſtich in die Bruſt. Der Mann, der ſo ſchnell ſeine ſchönſte Hofnungen zerſtört hatte, warf ihm von Zeit zu Zeit Blicke voll Verachtung zu. Nur die beyden Europäer hatten mit ihm Mitleid; ſie boten ihm Sorbet an, und linderten ein wenig ſeinen Schmerz.

10. Ein ſehr ernſthaftes Kapitel.

Indeſſen die beyden Fremden den Soupdar mit Sorbet zu laben, und ihn zu tröſten ſuchten, unterhielt ſich der Chineſer mit einem ſeiner Freunde, der da geblieben war. Sie ſprachen zwar leiſe, aber man konnte ſie doch verſtehen. Ihr Gegenſtand war der Soupdar, und ſie ſchonten ihn eben nicht. Das machte ihm die Galle rege; er war Offizier, der Chineſer auch: „Warum ſpotten Sie meiner, frug er ihn, nachdem Sie mir mein Unglück angekündigt haben? Was that ich Ihnen, daß Sie mich verachten?‘ Der Chineſer, gereizt durch den hohen Ton, den der Soupdar annahm, gab ihm zur Antwort: „Er fänd' es ſehr außerordentlich, daß ein Menſch wie er von ihm eine Erklärung verlangte. Leuten von Ihrem Schlage, ſetzt' er hinzu, geb' ich keine Antwort als mit dem Säbel.“ Eine ſolche deutliche und zugleich beleidigende Ausforderung mußte der Soupdar annehmen, und er gieng hinaus in Begleitung der beyden Europäer; ſeinen Gegner begleitete ſein Freund.

Vor der Stadt iſt ein groſſer Plaz, für die Zweikämpfe beſtimmt. Hier müſſen die Kämpfenden, wenn ſie ihre Namen angegeben, und aus einer Art von Rüſtkammer Waffen entlehnt haben, die zu dieſem Gebrauch aufbehalten werden, ſich völlig entkleiden, damit kein Betrug vorgehen könne. Zwey beſtändig gegenwärtige Richter müſſen einen vom Kaiſer unterzeichneten Befehl vorleſen, vermöge deſſen den Kämpfern aufgelegt wird, ſich bis zum Tod des einen von ihnen zu ſchlagen. Eben dieſe Verordnung verurtheilt den Angreifer zu dreyjähriger öffentlicher Arbeit, wenn er den Sieg erhält; im entgegengeſetzten Fall wird aus ſeinem Vermögen eine Geldbuße von 5000 Unzen Goldes genommen, wovon 4000 den Kampfrichtern und zum Beſten des Zeughauſes, die übrigen tauſend aber dem angegriffenen Theil, der ſiegte, gehören.

Nachdem dieſer Befehl verleſen war, fragte ſichs, wer der Angreifende wäre; Die Zeugniſſe vereinigten ſich zum Vortheil des Soupdars. Einer von den Richtern nahm ihn bey der Hand, der andre ſeinen Gegner, und ſo wurden beyde auf den Platz geführt. Der Kampf war lang und hartnäckig: zuletzt endigte er ſich mit dem Tode des Chineſers.

Die Verordnung wegen Zweykämpfe ſetzte ferner feſt, daß der Sieger, wenn er der angefallene Theil wäre, im Triumph nach Hauſe gebracht werden ſollte, auf einem mit Sinnbildern der Gerechtigkeit gezierten Elefanten, begleitet von den beiden Richtern, die Zeugen des Kampfes geweſen waren. In dieſem feierlichen Aufzug, den der Ausruf eines Gerichtsdieners ankündigte, wurde der Soupdar zuerſt vor das Haus ſeines erlegten Beleidigers gebracht. Einer der Richter ging hinauf, um der Frau des Ueberwundnen den Kampf ſowohl als den Tod ihres Mannes anzukündigen, und ihr im Namen des Kaiſers zu befehlen, daß ſie auf der Stelle die geſetzmäßige Strafe erlegen ſollte. Sie that es, und um tauſend Unzen Goldes reicher wurde nun der Soupdar durch die ganze Stadt nach ſeiner Wohnung im Karavanſeraj zurückgeführt.

Der Soupdar war verwundet worden: die beiden Europäer ließen ihn verbinden, und da ſeine Wunde nicht gefährlich war, ſo hatte ſie weiter keine Folgen, als daß er drey Tage im Zimmer bleiben mußte. Ihre Geſellſchaft verſcheuchte von ihm die Langeweile, die er ſonſt gehabt haben würde. Sie waren jezt angenehme Geſellſchafter für ihn; bald ſollten ſie ihm noch mehr werden.

Einer von ihnen, der ihm vorzüglich gewogen zu ſeyn ſchien, war von Nantes, und hieß Franceville: der andre, Dumont, war aus der Normandie. Gleichheit der Karaktere hatte ſie durch die feinſte Freundſchaft verbunden. Ihre Sitten waren ſanft, und ihr Verſtand mit mannichfaltigen Kenntniſſen bereichert. Beyde reiſten, um ſich zu unterrichten. Sie waren eben nicht Kaufleute von Gewerbe, ſondern wenn ſie ſich mit einigen Handlungszweigen befaßten, ſo verſchaften ſie ſich dadurch nur mehr Mittel, der leidenden Menſchheit nützlich zu werden.

11. Im Anfang hätte man's nicht vermuthet.

Ueberwinder eines Chineſers, der ihn beleidigte; betrogen von einem Abentheurer, der ihn beſtohlen hatte; Beſitzer von tauſend Unzen Goldes, wovon er faſt die Hälfte ſchuldig war; bald ein Freund von zwey Europäern, die ihm guten Rath, Hülfe und Gelegenheit zu reiſen verſprachen, — — ſah jezt der Soupdar in dieſem Gewirre von Begebenheiten die Quelle ſeiner Verirrungen. Der Menſch hängt zuweilen feſt an ſeinen Fehlern; aber haben ſie ihn mehrmals am Rand des Abgrundes geführt, dann ſtrengt er öfters alle Kraft an, verläßt den Pfad, neben dem er tiefe Schlünde ſah, und findet einen beſſern Weg. Dieſem beſſern Weg war der Soupdar nahe; er ward gewahr, daß Eitelkeit, Leichtſinn und zu ſtarker Hang, alles zu glauben, ihn irre geführt hatten. Ungeduldig wartet' er auf die Stunde, wo er die beyden Europäer ſprechen könnte, als ſie ihn rufen ließen.

Jedem Menſchen zu helfen, er ſei am Ufer der Seine oder am Ganges geboren, war ihr Grundſatz, und ihr Herz ſtand dem Mit[illegible] für Leute aus allen Völkern offen. Sie hatten den Soupdar ihrer Hülfe nicht unwürdig gefunden, denn ſie hielten ihn nicht für boshaft, ſondern nur für unvorſichtig und leichtſinnig. Ihn glücklich machen, ſagte der eine, heißt, die Geſellſchaft mit einem Glied bereichern; und ihn in den Stand ſetzen, daß er ſich ſelbſt erkenne, fügte der andre hinzu, heißt, eine Pflicht der Menſchheit erfüllen.

In dieſen Geſinnungen fand ſie der Soupdar, als er zu ihnen kam. „Wir unterhielten uns von Ihnen, ſagten ſie zu ihm, und ſind der Meinung, daß, wenn wir Sie zu einer Entfernung von einigen Jahren bereden,

den, Sie dadurch deſto leichter in den Stand kommen werden, ſich in Kanton wieder mit Anſtand sehn zu laſſen.“ — „Wie? unterbrach ſie der Soupdar mit Entzücken, Ihr edles Herz zeigt mir nicht allein einen Ausweg aus dem Labyrinth, in das mich meine Unvorſichtigkeit verwickelte, ſondern Sie beſchäftigen ſich auch mit meinem künftigen Glück.“ — „Keine Dankſagung! verſetzte Dumont; ich ſchlage Ihnen eine Entfernung von zwey Jahren vor, während welcher Sie reiſen und ſich unterrichten ſollen. Das Vergangne ſoll vergeſſen ſeyn; kommen Sie wieder nach Kanton, ſo wollen wir Sie in den Stand ſetzen, daß Sie ſich zu ſchämen nicht Urſach haben ſollen. In einer Stunde gehn wir zu Schiffe; ſind Sie's zufrieden?“

Der Soupdar, ohnerachtet ſeiner Jugend und ſeiner vorigen Thorheiten, war dennoch der Dankbarkeit fähig. Er nahm den Vorſchlag der Europäer an; es ſtiegen ihm ſogar Thränen in die Augen. Seine neuen Freunde umarmten ihn; alles war fertig zur Abreiſe; eine Stunde nachher waren ſie alle auf einem engliſchen Kriegsſchiffe, das nach Bombai ſeegelte.

Faſt drey Wochen fuhren ſie bey ſchönem Wetter und günſtigem Winde dahin. Aber plötzlich erhub ſich ein Sturm, der dem Schiffe den Untergang drohte. In der Verwirrung, in der allgemeinen Angſt findet Dumont ſein Grab im Meer. Das Geſchrey derer, die ihn umgeben, kündigt ſeinen Verluſt an. Franville erfährt ihn, aber er verbirgt ſeinen tiefen Schmerz darüber; nur einige Thränen entfallen der Freundſchaft. Noch zu rechter Zeit erhält er den Soupdar, der in gleicher Gefahr ſchwebte, und läßt ihn zurück in ſeine Kajüte führen. Der Sturm wütet immer fort. Franville kämpft noch immer mit ſeinem Schmerz: endlich erliegt die Natur, er muß ſich ihm ganz überlaſſen. Mit dem

Soupdar, der ihn zu tröſten ſucht, allein, beweint er ſeinen Dumont. „Wir haben ihn beyde verloren, ſagt er; ich den theuerſten Freund, Sie einen Mann, der alles für Sie zu thun geneigt war. Wer erſetzt uns ſeinen Verluſt?“ — So erfüllten beyde die Pflicht der Freundſchaft. Inzwiſchen hatte ſich der Himmel aufgeklärt, und das Schiff nahm wieder ſeinen beſtimmten Lauf.

Die [illegible], die alles vertilgt, linderte auch Franceville's allzuheftigen Schmerz. Der Soupdar genoß bey dieſem Freunde der Menſchheit den großen Vortheil, ſich zu unterrichten. Bald wär' ein Irrthum des Steuermanns für ſie noch verderblicher geworden, als der Sturm geweſen war. Ihr Schiff befand ſich auf der nördlichen Küſte von Zeilan mitten zwiſchen Klippen; ſie befürchteten, es möchte ſcheitern. Endlich trieb ſie ein entgegengeſetzter Wind in einen Hafen, der den Schinguleſen gehört; ſie ſtiegen ans Land.

Der Soupdar, in einem Lande geboren, wo die Weiber eingeſperrt gehalten werden, ſo daß außer ihren Männern ſie keiner ſehen darf, ſah hier mit Verwunderung die koketten, unabhängigen Schinguleſerinnen. „Wie könnte man, ſagt' er zu Franceville, meinen Schweſtern wegen ihrer Aufführung Vorwürfe machen? Sicherlich waren ſie nicht ſo frey, wie ſie hier ſind.“ — „Andre Länder, andre Sitten, gab ihm Franceville zur Antwort. Sie werden hier ſehn, daß eine Frau einer ganzen Familie angehört, ohne von der Achtung des Publikums zu verlieren, und daß es derjenigen, die Sie ihre Gunſtbezeugungen genießen läßt, an ihrem guten Rufe nicht das Mindeſte ſchadet. Wie man's nimmt; ſo heißt es überall auf unſerm Erdboden.“

Unter dieſem Geſpräch kamen beyde in das Haus eines vornehmen Schinguleſen, der ſich eben verheyrathet hatte. Man iſt immer wieder willkommen, wo man ungern hinweggelaſſen wurde. Vor einigen Jahren ſchon war Francville mit ſeinem verſtorbnen Freunde hier geweſen, und ein Aufenthalt von einigen Monathen hatte ihn nicht allein mit den Sitten des Landes bekannt gemacht, ſondern er hatte ſich auch die Achtung dieſes Schinguleſen erworben. Jetzt ward er mit unverſtellter Freundlichkeit empfangen; auch der Soupdar genoß das Vergnügen, als ein Freund von ihm, von einer achtungswürdigen Familie liebreich aufgenommen zu werden. „Auf dieſer Inſel, ſagt' er zu Francville, ſcheinen mir die Sitten ſanfter als in China zu ſeyn; iſt Erſchlaffung die Urſache davon?“ — „Nein! antwortete Francville, aber machen Sie's wie ich, es wird Ihnen überall wohl ſeyn. Tadeln Sie nicht die Sitten derjenigen, zu denen Sie kommen, denn Sie haben dazu kein Recht, und alle Völker des Erdbodens werden Sie gern ſehen, und mit Vergnügen thun, was zu Ihrem Beſten dient.“

Unſere Reiſende hatten einige Tage bey den Schinguleſen einen ſehr angenehmen Aufenthalt gehabt, als einmal des Morgens Francville, nachdem er etliche Stunden abweſend geweſen war, zum Soupdar zurückkam. „Ich hatte beſchloſſen, ſagt' er zu ihm, Sie weiter als Zeilan zu führen; allein der Tod meines Freundes ändert mein Vorhaben. Ich bin ſeiner Familie Rechenſchaft von dem Vermögen ſchuldig, welches ein gemeinſchaftliches Intereſſe bisher mit dem meinigen vermiſcht hatte. Ueber der Sorge für Ihr Glück vergaß ich nicht, was ich der Ehre ſchuldig bin; ſie ruft mich wieder in mein Vaterland. Nehmen Sie dieſes Käſtchen, welches Edelſteine von ſehr hohem Werth enthält. Eine Prinzeſſin dieſes Landes, der ich einige Dienſte geleiſtet habe, ſchickte mir's, und ich nahm's an, aber für Sie. Morgen reiſen Sie ab, begleitet von einem Haufen Schinguleſer, der Sie bis zwo Meilen von hier bringen wird; dort werden Sie ein holländiſches Schiff finden, das nach Kanton ſeegelt. Ich werde einem meiner Korreſpondenten ſchreiben, daß er den Theil meines Vermögens, den er in ſeiner Handlung hat, Ihnen zum Eigenthum übergebe. Komm' ich jemals wieder in Ihrem Vaterland zu Ihnen, und Sie ſind reich genug zur Wiedererſtattung, ſo will ichs anwenden, einem Unglücklichen zu helfen. Keine Dankſagung, lieber Soupdar! ich bezahlte nur eine Schuld des Herzens; alles was ich von Ihnen verlange, iſt Ihre Freundſchaft. Leben Sie wohl! Möcht' ich Sie doch einmal wiederſehn!“

Franceville war ſchon fort, ehe noch der Soupdar, erſtaunt, gerührt, überlegen konnte, wie er ſeine Geſchenke und ſeine Verſicherungen annehmen ſollte. Sein inniges Gefühl ergoß ſich in Thränen — als ihm ſein Wirth meldete, daß ihm ſeine Begleitung erwarte.

So war nun der Soupdar aufs Neue auf dem Wege, verſenkt im Nachdenken über ſeine Fehler, und über die Begebenheiten, die ihm zu ſeinem gegenwärtigen Glück geführt hatten. „Glücklicher Franceville! rief er aus, edler Mann! wenn werd' ich Dich wiederſehn? — wenn zu Deinen Füßen den Reichthum legen, den Du mir gabſt, und Dir ſagen, was ich fühlte, als Du von mir ſchiedeſt? —“

12. Beſchluß.

Beim Eintritte in die Stadt Schiamur ſah der Soupdar mit Verwunderung eine Menge Volks an den Fenſtern, an den Hausthüren, an allen Zugängen. Eben wollte der kommandirende Offizier ſeiner Bedeckung nach der Veranlaſſung fragen, als ihr Weg ſie auf einen großen Platz brachte, wo ihnen zuerſt ein Schwarm von Leuten in die Augen fiel, die eine Richtſtätte umgaben. Der Offizier ging hin, um ſich genauer zu erkundigen, und kam mit folgender Nachricht zurück: Ein Chineſer, der etwa vor zwey Monaten in dieſer Stadt angekommen war, hatte ſich für einen Mandarin der erſten Klaſſe ausgegeben, und unter dieſem Titel die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen genoſſen. Er hatte die Schweſter des Königs verführt, und ſehr erzürnt darüber hatte ihn der König lebendig gepfält zu werden verurtheilt.“ Die Strafe ſollte nun bald vollzogen werden; das war die Urſache, die ſo viele Leute auf den großen Platz gezogen hatte.

Dem Soupdar fiel die Erzählung auf; alle Umſtände ſchienen ihm zu viel Gleichheit mit dem Karakter, mit der Geſchichte des Elenden zu haben, der ſeine Schweſter, ihn, ſeine ganze Familie betrog, als daß er ihn nicht für den Mandarin Schouwin-kun hätte halten ſollen. Voll von dieſem Gedanken wandert' er nach dem Hafen zu, wo er ſich einſchiffen wollte, als man ihm ſagte, der König verlange ihn zu ſprechen. Seine Begleiter führten ihn hin; der König empfing ihn ſehr gnädig. „Eine meiner Schweſtern, ſagt' er zu ihm, empfiehle Dich meiner Huld; bitte von mir, was Du willſt: ich gewähre alles einem Freunde von Francville.“ Der Soupdar war unentſchlüßig; in dieſem Augenblick bringt ihm ein Soldat von ſeiner Bedeckung einen Brief; er öfnet ihn auf Befehl des Königs in deſſen Gegenwart, und lieſt:

„Der Schleier fällt, Soupdar; bald werd' ich nicht mehr ſeyn; allein ich erwarte den Tod, wie ich lebte, ohne Furcht. Ich betrachte das menſchliche Elend, und die Nacht der Gräber mit trockenem Auge. Die Martern, die ich leiden ſoll, ängſtigen mich nicht, ob ſie gleich grauſam ſind. — Man beſchuldiget mich, die Schweſter des Königs verführet zu haben; iſt das nicht eben ſo, als klagte man mich an, daß ich die Deinige betrogen hätte? — Ich habe Dich wohl betrübt, habe Dir wohl Seufzer über Deine Güte ausgepreßt; jetzo biſt Du gerochen. Du nimmſt in Dein Vaterland die Gewißheit mit, daß Du's biſt; Du kannſt nun Deinen Verwandten und derjenigen, die ſich von mir geliebt glaubte, ſagen, daß ich nicht mehr bin. Wie ſie jauchzen werden! . . gleich Dir — — Doch da ſchallen ſie, die Trommeln; meine Martern werden anheben . . . Vergebung, lieber Soupdar, Vergebung dem unglücklichen Schouwein-kan!“

„Du erlaubteſt mir, ſagte der Soupdar, indem er ſich zum König wendete, Dich um eine Gnade zu bitten. Der Elende, den Du verurtheilteſt, hat mich betrogen und verrathen; jetzt ſchreibt er mir dieſen Brief; laß ihm Gnade widerfahren. Es iſt ſo edel, zu verzeihn. Du biſt ein groſſer König; ſey auch gütig, und alle, die unter Deiner Herrſchaft leben, werden Dich ſegnen.“

Der König wollte wiſſen, welche Urſachen der Soupdar hätte, ſich über den Verurtheilten zu beklagen. „Genug! ſagt' er, als er ſie erfuhr, ihm ſey vergeben; er lebe, aber er büße für ſein Vergehn durch einen ſiebenjährigen Dienſt unter meinem Heere.“ Man eröffnete dem Gefangenen dieſen neuen Ausſpruch, und brachte ihn vor den König; der Soupdar war noch da. „Sieh her! ſagte der König zu ihm, dieß iſt der Mann, dem Du Dein Leben zu danken haſt; laß Dich durch ſeine Großmuth beſſern.“ Der Soupdar bekam von dem Monarchen ſein Bildniß mit koſtbaren Steinen beſetzt, und ging nun zu Schiffe unter allgemeinen Frohlocken der Schinguleſen. Ein günſtiger Wind brachte ihn wieder in ſein Vaterland, in welches er reicher und beſſer zurückkam, als er es verlaſſen hatte.

* * *

V.

Naturgeſchichte.

Schwere einiger Holzarten.

Die Schwere des Holzes und ihre Verſchiedenheit iſt kein ſo geringfügiger Umſtand, als manche vielleicht glauben werden: es giebt mehr als einen Fall, wo das Gewicht des Holzes in Betrachtung gezogen zu werden verdient. Es giebt den beſten Maasſtab von ſeiner Güte und ſeinem Gehalt, in Vergleichung mit andern Hölzern, wenn ſie in einerley Grad trocken ſind, und ein Centner ſchweres Eichenholz wird eben ſoviel wirkliche Holzmaterien liefern, als ein Centner leichtes, wenn gleich das letztere das erſte an Umfang und Größe weit übertrift. Die Geſchichte erwähnt eines Mannes, der mit Brennholz handelte, und es an geringe Leute nach dem Gewicht verkaufte. Man legte ihm dieſes als Geitz aus, in der That aber war es das beſte Mittel, jedem nach ſeinem Werth zu geben, und niemand zu bevortheilen. Von der Schwere des Holzes hängt ferner größtentheils ſeine Härte ab, weil, je ſchwerer ein Holz, deſto dichter und compacter es iſt: es läßt ſich leichter bearbeiten, und nimmt eine ſchönere Politur an. Man hat daher Gelegenheit genommen, die verhältnißmäßige Schwere von ſechzig Holzarten, nach der Beſchaffenheit ihrer Beſtandtheile und die Art ihrer Zuſammenſetzung zu beſtimmen. Die Täfelchen der Hölzer waren trocken, und von geſunden Stämmen im Mittelalter genommen; ſie waren von gleicher Größe, 2 Zoll 3 Linien, nach Pariſer Maas, hoch, 1 Zoll 8 Linien breit und $1\frac{1}{3}$ Linien dick. Sie wurden auf einer Goldwaage aufgezogen, und nach Aſſen berechnet, deren 72 einen Dukaten wiegen. Hier iſt das Reſultat:

	Aß.		Aß.
Ebenholz	284	Pfirſchen	158
Granadill	279	Quitzbeere	157
Grün Ebenholz	262	Maulbeere	156
Franzoſen Holz	258	Feigen	155½
Blau Braſilienholz	230	Manchinelle	154
Cornelkirſch	225	Kiefern, Fichten	154
Königsholz	218	Birnbaum	153½
Buchsbaum	203½	Weinſtock	153
Sandelholz	201	Pflaumenbaum	152
Oliven	189	Ahorn	149
Mahagany	187	Elzebeeren	142
Berbisbeere	186	Steineichen, junges	142
Kreutzdorn	185½	Ilmen, Rüſtern	137
Roſenholz	185	Spillbaum	135
Hertorn	184	Cedern	131
Türkiſcher Hollunder	183	Kirſchbaum	130
Miſpeln	180	Nußbaum	130
Eſchen	171	Geißblatt	127
Wilder Oelbaum	171	Hollunder	125
Taxbaum	169	Ellern	123½
Rothbüchen	167	Quitten	123
Citronen	167	Haſeln	120
Apfelbaum	166	Linden	113½
Apricoſen	165	Sumach	111
Waſſerhollunder	165	Eichen, altes	111
Weißbüchen	162	Birken	110
Mandelbaum	161	Lerchenbaum	100

Tax

	Aſ.		Aſ.
Tannen	94	Pappeln	76
Weiden	94	Aloe	49
Eſpen	93	Kork	42

Aloe iſt eigentlich ein Strunk, und Kork eine Rinde.

VI.

Anekdoten.

Der Abé de Marolles überſetzte nicht allein Dichter, ſondern machte auch ſelbſt Verſe. Er geſteht an einem Orte, wo er ſich über die Undankbarkeit ſeines Jahrhunderts beklagt, daß er, eins ins andre gerechnet, 133124 Verſe dem Publikum zum Poſſen geliefert habe.

Hüet behauptete, daß, die Geſchichte abgezogen, alles, was geſchrieben worden iſt, ſeitdem die Welt ſteht, ſehr bequem in 9 oder 10 Folianten gebracht werden könne, wenn jede Sache nur **einmal** geſagt worden wäre.

Der Pater **Thomaſſin** war ſo furchtſam, daß man der Bänglichkeit, die ihm bey ſeinen Predigten ergriff, und ihm faſt die Sprache raubte, auf keiner andern Art abhelfen konnte, als indem man eine Art von Vorhang zwiſchen ihm und ſeinen Zuhörern befeſtigte.

Ramus, der über Cicero und Virgil las, erklärte niemals mehr oder weniger als eine Seite, daher ſein Spottname **Paginarius**.

Zu Sarragoſſa befindet ſich in einer Kirche das Grabmal eines berühmten Inquiſitors. Sechs Säulen zieren es, und an jeder Säule iſt ein Mohr gefeſſelt, der eben verbrannt werden ſoll.

Der König von Congo pflegt ſich zuweilen zu ſeinen Spatziergängen eine Zeit zu wählen, wo der Wind ſtark geht, und ſetzt ſeinen Turban alsdenn ganz leicht auf ein Ohr: weht ihn nun der Wind herunter, ſo legt eine Taxe den Einwohnern des Theils ſeines Königreichs auf, woher der Wind geweht hat.

Die Juſticia in Arragonien war ein aus den Ständen des Reichs gewähltes Tribunal; es nahm dem neuen König den Eid ab, indem es ihn die Spitze eines bloßen Degens auf die Bruſt ſetzte, und ihn, im Namen der Nation, folgendergeſtalt anredete: „Wir, die wir ſo viel „ſind als Ihr, wir machen Euch zu unſerm König und „Herrn, unter der Bedingung, daß Ihr uns bey unſern „Rechten und Freyheiten ſchützet und erhaltet, wie Ihr „geſchworen habt: wo nicht, nicht!

„Ich thue den König von Navarra in Bann, (ſagte Pabſt Julius II.) weil er mit einem Prinzen umgeht, den ich auch in Bann that!" — Und eben dieſer Julius II. zog, mit dem Küraß auf dem Buckel, vor der Spitze einer Schwadron Türken her, die er in ſeinem Sold hatte.

* * *

VII.
Briefe.

1.

Auszug eines Briefes des Königs von Pohlen an Madam Geoffrin, vom 20. März 1767.

Man verſichert mich, daß ſelbſt die Anhänger des Schauſpiels mich tadeln, in einer ſo traurigen Epoche ſo viel Geld an dieſe Vergnügungen zu wenden. Zwar werde ich mit Einſchränkung dieſes Aufwands nicht ſo viel gewinnen, als zur Bezahlung eines Heers erfodert wird, ſelbſt die Abdankung der Schauſpieler wird mit Koſten verknüpft ſeyn, und ich entziehe mir überdies ein Vergnügen, das ich liebe, und ſonderlich das, Mamſell Clairon zu ſehn, aber immerhin! Wir müſſen uns der Stimme des Publikums aufopfern, wenn es darauf ankommt zu zeigen, daß wir das Elend des Vaterlandes fühlen und theilen. Jedes Individuum muß ſich für's andre ſacrificiren, und gern gebe ich das Beyſpiel ꝛc. (Aus den mémoires ſecrets. Tom III.)

2.

Schreiben des Herrn von Voltaire an den Duc de Choiſeul, bey Gelegenheit eines Streits des erſtern mit den Gebrüdern F —, wo der eine von den leztern gedroht hatte, ihm die Ohren abzuſchneiden.

Ich weiß nicht, Monſieur le Duc, was ich dem Herrn le F — gethan habe; der eine quält täglich meine Ohren mit ſeinen Verſen, der andre droht mir, ſie abzuſchneiden: den Reimer nehme ich auf mich, und überlaſſe Ihnen den Renommiſten, denn ich brauche meine Ohren, um zu hören, was das Gerüchte von Ihnen erzählt ꝛc.

VIII.
Biographie.

Bartholomäus de Las Caſas.

Ein biographiſches Fragment von R — d.

Wie vielen unſrer Leſer würde der menſchenfreundliche Las Caſas unbekannt geblieben ſeyn, wenn Marmontel nicht ſeine Incas geſchrieben, und zwar mit einem Geiſte und einer Vortreflichkeit geſchrieben hätte, daß es mit das Lieblingsbuch des fühlenden, denkenden Mannes werden mußte. Aber wie oft iſt es vielleicht auch manchem unter ihnen, wie mir, ergangen, daß ſie das Buch unwillig weglegten, wenn ſie nach genauern, detaillirten Nachrichten von dieſem rechtſchaffenen Prieſter fortſchlugen, und ſie nicht fanden. Ich will ihre Forſchbegierde in etwas mich zu ſtillen bemühen, indem ich hier ſoviel von ſeinen Lebensumſtänden mittheile, als ich aus einem franzöſiſchen Werke und einigen andern Nachrichten habe ſammeln können.

Die Familie von Caſaus, jetzt Las Caſas, iſt aus Frankreich gebürtig. Unter der Regierung Ferdinands II. mit dem Beinahmen der Heilige, ging ſie nach Spanien, und that ſich in den Kriegen wider die Mauren, und beſonders bey der Einnahme von Sevilien hervor, das Ferdinand im Jahr 1247 eroberte. In dieſer Stadt wurde Bartholomäus de Las Caſas 1474 zu Anfange der Regierung Ferdinandi catholici und Iſabellens geboren. Er folgte in einem Alter von 19 Jahren ſeinem Vater, dem Don Anton de Las Caſas, der mit Chriſtoph Columb 1493 nach Indien ſegelte. Bey ſeiner Rückkunft nach Spanien, einige Jahre darauf, beſuchte er von neuem die hohe Schule von Salamanca, und wurde ein Geiſtlicher. Als die Königin Iſabelle das Edikt zum Beſten der Indianer publiciren ließ, die Columb als Sklaven mit nach Spanien brachte, ſo ſchenkte Bartholomäus de Las Caſas mit Freuden dem Indianer, den ihm ſein Vater gegeben hatte, die Freyheit wieder, und ſchickte ihn, mit Geſchenken beladen, in ſein Vaterland zurück. Von dieſem Augenblicke fängt das zärtliche Mitleiden und die Liebe an, die er ſeine übrige Lebenszeit durch für dieſe Völker blicken ließ. Im Jahr 1502 folgte er dem **Don Nicolas Dovando**, Ritter von Alcantara, und ernannten Vicekönig der Inſel Hiſpaniola, oder St. Domingo. **Diego Velasquez**, Statthalter von Cuba, beredete ihn, das Jahr darauf auf dies Eyland zu kommen, und trug ihm ein Amt auf, das Las Caſas bald niederlegte, weil er wahrnahm, daß er nur die Habſucht des Statthalters befördern ſollte, und weil er ſich feſt vorgeſezt hatte, alles zu thun und zu leiden, um ein Volk zu vertheidigen, das nur Sklave und unglücklich war, weil es Reichthümer beſaß, und ſeine grauſamen Unterdrücker nach ſeinem Gelde und Kleinodien geizten. Er ſtand damals in ſtarken Verbindungen mit den Mönchen des Dominicanerordens, die erſt vor kurzem nach Domingo gekommen, und, wie er, von den Drangſalen durchdrungen waren, die man dieſen armen Inſulanern ausſtehn ließ. Sie wagten es, öffentlich ihr Misvergnügen darüber zu erkennen zu geben, und dies zog ihnen harte Verfolgungen zu.

Aber alles das war nur ein Sporn mehr für Las Caſas, ſich, gleich einem Fels, der Wuth der Verfolger entgegenzuſtemmen, und unermüdet und unerſchrocken für der Sache der Unglücklichen fortzuarbeiten. Er ſagte es laut, daß es, ohne Vergleich, weit leichter ſey, einen Indianer zur chriſtlichen Religion zu bekehren, als einen

Spanier zu zwingen, chriſtlich zu leben. Endlich konnte er den Anblick ſo vieler Grauſamkeiten nicht länger aushalten, und beſchloß, nach Spanien zu gehn, und den Hof davon zu benachrichtigen. Er kam zu Sevilien gegen Ende des Jahres 1515 an. Der Erzbiſchof dieſer Stadt, Dom Diego Deza, ein Dominicaner, verſah ihn mit Empfehlungsſchreiben, und Las Caſas reiſete nach Placentia ab, wo ſich der Hof aufhielt. Der Pater Mantieco, von demſelben Orden, und Beichtvater des Königs, erhielt vom Prinzen, daß ihn Las Caſas ſo lange als er wollte, zu Sevilien ſprechen ſollte. Aber dieſer Fürſt ſtarb, ehe noch unſer Apoſtel in dieſer lezten Stadt eingetroffen war. Nun faßte er den Entſchluß, nach Flandern zu reiſen, und den Prinzen Carl, als Ferdinands Nachfolger, von dem zu unterrichten, was in Indien vorging. Der Kardinal Ximenes, der zum Regenten des Königreichs ernannt worden war, billigte ſeine Reiſe nicht, aber nach verſchiedenen Audienzen wirkte endlich Las Caſas eine Verordnung zum Beſten der Indianer aus, die er, mit dem ehrenvollen Titel, eines Generalbeſchützers von Indien, bekleidet, ſelbſt nach den Inſeln überbrachte. Doch dieſe Verordnung hatte das Schickſal, das ſo oft die Verordnungen der Großen haben; ſie wurde nicht befolgt, und nun verließ der unermüdete Menſchenfreund im May 1517 Domingo von neuem, um ſeine Klagen und das Elend der Unterdrückten vor Carl's des V. Thron zu bringen.

Das Urtheil des Königs fiel zum Vortheil der Indianer und ihres Beſchützers aus, der mit neuen und ſtrengern Befehlen wider die Tyranney der Spanier verſehn, zurückkehrte. Aber dieſe Befehle fanden eben ſo wenig Gehorſam als die erſten. Las Caſas ließ ſich in den Orden der Dominicaner aufnehmen. Er wurde in ſeinem 48. Jahre eingekleidet, und nun noch eifriger für die Bekehrung der Indianer als jemals. Die Nacht brachte er im Gebet zu, und am Tage ſuchte er ſie in den Wäldern und Felſenklüften auf, um ſie zu unterrichten, und zu tröſten. Als ſich im Jahr 1530 das Gerücht verbreitete, daß die Spanier neue Königreiche entdeckt hätten, und neue Eroberungen machen wollten, ſo ſegelte Las Caſas zum drittenmal nach Spanien, um vom Kayſer Carl V. noch ernſtlichere und unumſchränktere Befehle, als die vorhergehende, zu erbitten. Er legte dieſem Fürſten und ſeinen Räthen einen Aufſatz vor, der die **Verheerung Indiens durch die Spanier**, betitelt war, und der ſo viel ſchreckliche und unerhörte Unmenſchlichkeiten enthält, daß es niemand ohne Schaudern zu leſen im Stand iſt. Dieſer Aufſatz that ſeine Wirkung. Carl V. gab ein Edikt und beſondere Geſetze zum Beſten der Indianer. Ihr Beſchützer ſchiffte unverzüglich damit nach Domingo zurück, um ſich dann weiter nach Mexico und Peru zu begeben.

Ehe er dieſe lezte Reiſe antrat, beſuchte er in den Gebürgen von Baoruco einen jungen und tapfern Caziken, Namens **Heinrich**, der die Spanier verſchiedenemal geſchlagen und ſich ſo wacker betragen hatte, daß Kayſer Carl V. ſelbſt ſich verbunden glaubte, einen ſehr höflichen Brief an ihn zu ſchreiben, deſſen Folge ein Vertrag war, wodurch **Heinrich** berechtigt wurde, mit ſeinen Leuten eine Freyſtätte zu wählen, welche er wolle, wo er als Prinz herrſchen, und ihn niemand etwas zu Leide thun ſollte, doch mit dem Beding, daß er ſich zum Vaſallen des Königs von Spanien bekennte.

Las Caſas hatte das Vergnügen, dieſen Vertrag in ſeine Erfüllung gehn zu ſehn, und durchſtrich nun, mit den Befehlen des Kayſers in der Hand, die Länder von Mexico, Peru und den übrigen amerikaniſchen Provinzen, indem er allenthalben ſein Amt als Beſchützer und Miſſionär verwaltete, ohne ſich bey allen dieſen Reiſen und Beſchwerlichkeiten ohne Zahl die Unterlaſſung einer einzigen Regel ſeines Ordens zu erlauben. Sein mitleidiges gutes Herz wurde auf dieſen Wanderungen von ſo vielen neuen Jammer und neuen Barbareyen verwundet, daß er in ſeinem 70ſten Jahre zum viertenmal nach Spanien reiſete, um die Gerechtigkeit des Kayſers von neuem anzuflehn. Er erhielt auch ſchärfere Verordnungen, und zugleich das Biſchofthum von Chiapa, der Hauptſtadt der amerikaniſchen Provinz gleiches Namens in Neuſpanien. Anfangs ſchlug er dieſe Würde aus, wie er ſchon zuvor das reiche Biſchofthum von Luſco in Peru ausgeſchlagen hatte, blos die Vorſtellung, daß er ſo mit mehrerem Nachdruck das Wohl der Indianer würde befördern können, konnte ihn bereden es anzunehmen. Er wurde zu Sevillen 1544 eingeweiht, und reiſete unter Begleitung einer großen Anzahl Mönche ſeines Ordens nach ſeinem Biſchofthum ab. Kaum war er in Chiapa angekommen, als er ſich von dem ſpaniſchen Befehlshaber ſo behandelt ſehn muſte, als es den Apoſteln vor Zeiten unter den Juden und Heiden ergangen war. Drohungen und Beleidigungen ſtürmten von allen Seiten auf ihn ein, und er blieb unerſchüttert. Endlich aber, als er ſah, daß all' ſein Bemühn fruchtlos war, kehrte er nach Spanien zurück, wo er nicht aufhörte, für die unglücklichen Indianer zu bitten, zu reden, zu arbeiten, zu ſchreiben, bis er zu Madrid 1566 den lezten Julius im 92. Jahre ſein rühmliches Leben beſchloß, und ein ſeltenes und beynah unglaubliches Beyſpiel der lauterſten und thätigſten Menſchenliebe hinterließ, wie ſie vielleicht lange noch ohne Gleichen bleiben wird. Seine Einführung der Negerſklaven kann ihn nicht ſo ſehr, oder doch nur als ein Beyſpiel zur Laſt gelegt werden, wie oft uns Enthuſiasmus für eine gute Sache blind gegen Abwege machen kann, die wir mit jenem vermeiden wollen.

IX.

Kunſtnachrichten.

(Der Schluß der Däniſchen Briefe, im Jahrgange 1780.)

X.

Miſcellanien.

1.

Beſchluß der Begebenheiten einiger Aſtronomen.

(S. voriges Stück.)

Unter allen Reiſen, die der Beobachtung des Durchgangs der Venus zu Gefallen angeſtellt wurden, war des Abbe' Chappe ſeine die beſchwerlichſte. Er brach von Paris gegen das Ende des Novembers 1760 auf, und ging über Wien und Krakau nach St. Petersburg, wo damals die Kayſerin Eliſabeth regierte. Hier nahm er einen Uhrmacher und einen Bedienten an, der die Stelle des Dollmetſchers vertreten ſollte, und verließ Petersburg mit einem Gefolge von vier Schlitten. Auf dem einen befand ſich ſein Mundvorrath, und ein Unterofficier, der Befehl von der Kayſerin hatte, ihn zu begleiten, und ihm alles geben zu laſſen, weſſen er benöthigt ſeyn würde: im zweyten Schlitten waren ſeine Inſtrumente, im dritten der Uhrmacher und Bediente, und im vierten war er ſelbſt. Er hatte einen Weg von 900 franzöſiſchen Meilen, von Petersburg bis Tobolsk vor ſich, und da er nicht früher als den 10 März abzureiſen im Stande geweſen war, ſo verſicherte ihm jedermann, daß Thauwetter einfallen würde, ehe er Tobolsk erreichen, und daß es alsdenn eine gänzliche Unmöglichkeit wäre, den Weg fortzuſetzen, indem weder Menſchen, noch Pferde, noch irgend ein Fuhrwerk, auf einen Boden fortkommen könnten, den das Schmelzen eines acht bis zehn Fuß tiefen Schnees durch und durch erweicht hätte.

Es blieb alſo dem Abbé keine andre Hofnung übrig, als dem Thauwetter durch die Geſchwindigkeit ſeiner Reiſe zuvorzukommen. Er reiſete beſtändig mit dem Thermometer in der Hand, zitterte bey jeder Veränderung, und beſchleunigte ſeinen Lauf, ſo oft er ſtieg. Der Uhrmacher, der Dollmetſcher, der Unteroffizier und die Poſtillions wurden es bald müde, ſo Tag und Nacht raſtlos fortzurennen, und Gefahren allerhand Art, dem Windwehen, Schneewirbeln, Abſtürzen, Abgründen ꝛc. trotzen zu müſſen. Einmal wäre der Abbé beynah ertrunken, indem das Eis eines Fluſſes brach, und das Pferd ſeines Schlittens, das hineinfiel und erſoff, ihn nach ſich geriſſen haben würde, hätte man nicht noch Mittel gefunden, die Stränge zu zerſchneiden. Seine Begleiter fingen an zu murren, und baten um einigen Aufenthalt, ſich zu erholen; der Abbé ſchlug es ab. Er ſchlief ein, und als er erwachte, fand er ſeinen Schlitten abgeſpannt, und ſich allein auf einer ungeheuern Ebene, die überall mit Schnee bedeckt war, und von weitem durch die Tannen des groſſen Waldes geſchloſſen wurde, durch den die Reiſe ging. Es war Nacht; er rufte, aber niemand antwortete ihm. Man ſtelle ſich ſeinen Zuſtand und die Empfindungen von Angſt, Ungeduld und Zorn vor, die ihn peinigten, und ihm ſeine ſchreckliche Lage noch fühlbarer machten. Bald ſtieg er in Schlitten, bald ſtieg er wieder heraus; er irrte auf gut Glück umher, und ſchwitzte große Tropfen, trotz der grimmigen Kälte, die alles um ihn her in Eis verwandelte. Endlich glaubt er einen Pfad zu entdecken, kehrt zu ſeinem Schlitten zurück, nimmt ſein Gewehr, thut einige Schritte, und fällt in ein Loch, wo er bis ans Kinn im Schnee ſteckt. Wie die erſte Betäubung vorbey iſt, hilft er ſich wieder heraus, aber ſo abgemattet und erſchöpft, daß er am Rand des Lochs mit dem Geſichte in Schnee fällt, liegen bleibt, und nichts als den Tod erwartet.

Unterdeſſen erholt er ſich doch ein wenig wieder, richtet ſich auf, und ſieht um ſich her. Er wird von weitem einen Feuerſchein gewahr, und geht darauf los, aber behutſam, ſchleichend und immer in Furcht, von neuem zu verſinken. Es war eine Hütte, wo ſeine Leute in tiefen Schlaf, an der Seite von einigen jungen Mädchen lagen. Er weckt ſie auf, und ſetzt ſeinen Weg fort. Er näherte ſich nun Tobolsk, und hatte nur noch drey Flüße zu paßiren, allein alles verkündigte ihm Thauwetter. Die Bauern verſicherten, daß es ganz nah ſey, und die Poſtillions weigerten ſich, ihn über die Flüſſe zu fahren. Bitten, Drohungen, Beſtechungen, alles iſt umſonſt. Endlich betrinkt er ſie in Brandtewein, geht ihnen mit ſeinem Beyſpiel vor, und kommt glücklich über zwey Flüße. Beym dritten ereignen ſich noch mehrere Schwierigkeiten. Der Poſtmeiſter ſchlägt es ſchlechterdings ab, ihn überzubringen. Voll Zorn läuft der Abbé in ſein Haus, und hat von Ohngefähr ſein Thermometer in der Hand. Die große Hitze der Stube treibt es mit großer Schnelligkeit zu einer beträchtlichen Höhe hinauf, und die Bewegung dieſer unbekannten Maſchine macht einen erſtaunlichen Eindruck auf dieſe plumpe Seelen. Der Abbé merkts, und ſucht es zu nutzen. Er läßt ihnen durch ſeinen Dollmetſcher ſagen, er ſey ein großer Hexenmeiſter, und beſitze in dieſem Thermomemometer ein Thier, das ihm von allen Gefährlichkeiten benachrichtigt. Wenn wirklich Thauwetter zu befürchten wäre, ſo würde in freyer Luft, das Thier nicht herunterſteigen, wäre hingegen das Eis noch ſtark genug, ſo würde es bis zu einer gewiſſen Linie ſinken, die er ihnen zeigt. Er trägt es darauf in Begleitung aller dieſer Bauern ins Freye, und die Kälte macht es noch tiefer fallen, als die bemerkte Linie. Nun tritt auf einmal Vertrauen an die Stelle der Furcht, die Anſpänner drängen ſich zum Vorſpanne, und die Schlitten ſetzen glücklich und in feſter Zuverſicht, trotz des geſchmolzenen Schnees und des Gekniſters des ſich biegenden Eiſes, über den Fluß. Drey Tage darauf wurde das Thauwetter allgemein; die Irtiſch trat aus, und das Land duldete eine der ſchrecklichſten Ueberſchwemmungen, deren man ſich je in dieſen Gegenden entſinnen konnte.

Chappe hatte ſchon ſein Obſervatorium auf einen Hügel bey Tobolſk errichtet. Sein Quadrant, ſein Thermometer, ſeine Pendeluhr, ſein langes Sehrohr, ſein Betrachten der Geſtirne, die Wache die ihm der Statthalter gegeben hatte, die Achtung die man ihm bewies; alles dieſes überredete die Einwohner von Tobolſk, daß dieſer Franzoſe ein Zauberer ſeyn müſſe. Sie maßen ihm die Schuld von der Ueberſchwemmung bey, die ihre Ländereyen verwüſtete, und weil ſie ihn ſehr oft des 6ten Junius erwähnen hörten, ſo bildeten ſie ſich ein, daß an dieſem Tage entweder die Welt oder ihre Stadt untergehn werde. Sie beſchloſſen ihn zu tödten, und ſich zu rächen. Der Statthalter verſtärkte ſeine Wache, und warnte ihn auf ſeiner Hut zu ſeyn.

Der 6te Junius kam, und die Sonne gieng ſehr rein unter; der Himmel war klar, und der Abbé auf dem Gipfel ſeiner Wünſche; aber bald zeigten ſich Wolken, und er ſah ſich in Gefahr die Belohnung ſo vieler Mühſeligkeiten und Erwartungen zu verlieren. Nichts glich ſeinem Schmerz;

er lief hin und her, und brachte die ganze Nacht in der entſetzlichen Unruhe zu. Alle, die um ihn waren, wunderten ſich über ſeine Traurigkeit, konnten ſich keinen Begriff davon machen, vielweniger Theil daran nehmen; ſchliefen alſo ruhig, und ließen ihn klagen. Endlich klärte der Aufgang der Sonne ein wenig das Gewölke auf, und ein Oſtwind verſcheuchte es bald ganz. Des Hrn. Chappe Freude war ſo groß, daß er am ganzen Leibe zitterte, und viele Mühe brauchte, ſich zu faſſen, um richtig zu obſerviren.

Der Statthalter, und der Biſchof von Tobolsk hatten ſich auf ſein Obſervatorium begeben; eine zahlreiche Wache umringte es. Ueberflüſſige Vorſorge! Die beſtürzten Einwohner lagen in den Kirchen oder in ihren Häuſern im Gebet, und erwarteten den Jüngſten Tag.

Gewiſſe geflügelte Inſekten ſind in dieſen Gegenden den aſtronomiſchen Beobachtungen ſehr hinderlich. Man muß in Stiefeln gehn, Handſchuhe und einen Flor übers Geſicht tragen, um ſich vor ihren Stichen zu ſchützen. Ihre unermeßliche Menge macht mehr zu ſchaffen, als die Wuth wilder Thiere: und der Abbé, der den Flor bey der Beobachtung weglegte, wurde ſo krank von ihren Stichen, daß er einige Tage das Bette hüten mußte. Er kehrte nach Frankreich in einer ſchönern Jahreszeit und auf einem ſchönen Weg zurück. Er übereilte ſich nicht, und gab ſogar in einigen Städten Siberiens den Damen Bälle und Feſte.

Die Beobachtung des zweyten Durchgangs der Venus trieb den Abbé Chappe, neun Jahre darauf, nach Kalifornien. Er ſchiffte nach Amerika auf eine Brigantine, die nur zwölf Mann führte. Alle ſeine Freunde zitterten für ihn, daß er ſein Leben einem ſo elenden und leichten Fahrzeuge anvertrauen wollte, aber er, der nichts als ſeine Beobachtung im Kopf hatte, antwortete freudig: „Je leichter es iſt, deſto geſchwinder wirds ſegeln!" In ſieben und ſiebenzig Tagen langte er zu Vera Cruz an. Von Santa-Cruz reiſete er auf Mauleſeln nach San-Blas, am andern Ende von Amerika, welches eine Strecke von 300 Meilen iſt. Bey Molino hatte er Gelegenheit, ein Phänomen zu beobachten, das ihm beſtätigte, was verſchiedene Gelehrte ſchon ſeit einiger Zeit muthmaßten. Er ſah deutlich die Materie des Blitzes aus der Erde emporſteigen, und an den Wolken losbrechen. Von San-Blas bis Kalifornien gieng er zur See, und brachte vierzehn Tage mit dieſer Fahrt zu; er landete endlich in der Miſſion St. Joſeph.

Eine bösartige Seuche herrſchte an dieſem Orte, und hatte ſchon ein Drittheil der Einwohner getödtet. Die beyden Spaniſchen Officiere, die bey Chappe waren, ſchlugen ihm vor, den Ort zu verlaſſen, und ſich näher nach dem Cap St. Lucar zu begeben. „Die Zeit iſt zu koſtbar, „erwiederte der Abbé, es iſt jetzt nicht die Rede vom Leben, „ſondern vom richtigen Obſerviren!“ Der Himmel belohnte ihn für ſeinen Eifer, und er machte den 3ten Junius die vollſtändigſte und ungehindertſte Beobachtung des Durchgangs.

Die Seuche griff nun auch unſre Beobachter an, und der Abbé Chappe, nachdem er der Arzt ſeiner Gefährten geweſen war, und ſie dem Tod entriſſen hatte, wurde ſelbſt das Opfer der Krankheit. Er war ſchon halb wieder geneſen, als ihn die Beobachtung einer Mondfinſterniß einen neuen Anfall zuzog. Er ſtarb; aber ſeine Papiere kamen nach Frankreich, wo Herr von Caſſini ſie kürzlich herausgegeben hat.

R — d.

2.

Der Hofmeiſter.

In einem deutſchen Intelligenzblatte las ich neulich folgende Anzeige:

> Il eſt arrivé ici à la ville de M —, un eccléſiaſtique (*Eunuque*) qui ſouhaite d'être gouverneur d'enfans. Sa bonne conduite, mœurs & talens le rendent recommendable à celui qui voudroit lui confier ſes enfans.

Es iſt weit mit den Verderbniſſen unſrer Sitten gekommen, wenn unter die Talente eines Hofmeiſters auch der *Eunuque* als eine vorzügliche Empfehlung gehört.

3.

Einige Gedanken

über den Nutzen und den Zweck der Geſchichte.

Man iſt, wenn ich mich nicht irre, von dem Nutzen der Geſchichte noch niemals ſo lebhaft als in unſern Zeiten überzeugt geweſen. Seit beynahe viertauſend Jahren ſind ſchon Geſchichtbücher geſchrieben worden; aber ihre Anzahl hat in den neuern Zeiten in einem quadratmäßigen Verhältniſſe zugenommen. Deutſchland, das zu Tacitus Zeiten nicht einen einzigen ordentlichen Geſchichtſchreiber aufzuweiſen hatte; deſſen Geſchichte im Mittelalter von unwiſſenden Mönchen armſelig und geſchmacklos behandelt wurde; dieſes Deutſchland zählt jetzt allein fünfhundert vortrefliche — mittelmäßige und ſchlechte Geſchichtſchreiber. Frankreich, England und Italien haben ihrer nicht viel weniger. Nun denke man ſich einmal die erſchreckliche Menge von hiſtoriſchen Folianten, Quartanten, Octav- und Duodezbände zuſammen, und was wird es nicht in hundert — in tauſend Jahren werden? Unſere größte Bibliothek, die wir jetzt haben, wird alsdann eine kleine Bücherſammlung ſeyn. Aber was haben ſich wohl die Verfaſſer dieſer großen Menge von Geſchichtbücher zum Zwecke gemacht? Die meiſten hatten, wie mich dünkt, die Abſicht, die Neugierde ihrer Leſer zu befriedigen; denn die Menſchen wollen doch öfters gern wiſſen, was ſich ehemals in ihrem Lande zugetragen hat. Dieſes war gewiß der Zweck, den ſich die meiſten Geſchichtſchreiber der Griechen und Römer vorſetzten. Sie verwebten daher auch ſolche Erzählungen in ihre Werke, welche mehr das Gepräge des Abentheuerlichen und Wunderbaren, als der lautern, reinen Wahrheit trugen. Sie bedienten ſich zwar der Formeln: wie man ſagt, wie man erzählt u. ſ. w. Sie waren auch wohl öfters überzeugt, daß der größte Theil der erzählten Begebenheit fabelhaft und ungegründet wäre. Demungeachtet machten ſie ſich kein Bedenken daraus, dergleichen Anekdoten und Sagen, zur Befriedigung der Neugierde eines großen Theils ihrer Leſer, ihren Geſchichtbüchern einzuverleiben. Die neuern Geſchichtſchreiber, und beſonders die Chronikenſchreiber des mittlern Alters, haben ſie, in dieſem Stücke, in vollem Maaße nachgeahmt. Ihre Jahrbücher ſind voll von ſolchen wunderbaren und abentheuerlichen Geſchichtchen, welche die Neugierde der Leſer, und beſonders der Leſer ihres Zeitalters, reizen und beluſtigen können. Sie gaben, im Vorbeygehn geſagt, einem witzigen und angenehmen Schriftſteller den ſchönſten Stoff an die Hand, artige, nach Voltairiſchem Geſchmacke eingerichtete Geſchichtbücher, für Damen und junge Herren, zu ſchreiben.

Die Befriedigung der Neugierde war alſo, wie ich gezeigt zu haben glaube, eine der vornehmſten Abſichten, welche ſich die alten und die Geſchichtſchreiber des mittlern Alters bey ihren Geſchichtbüchern vorſetzten. In der That ſcheinen ſie auch dem Naturgeſetze hierinn gefolgt zu ſeyn. Einige Aufmerkſamkeit wird es ſogleich zeigen, daß die Erzählung ſolcher Begebenheiten, welche etwas außerordentliches und wunderbares an ſich haben, die Ohren der meiſten Zuhörer einer Geſellſchaft kitzele. Wie aufmerkſam wird nicht jedes Wort eines gereiſten, oder eines andern erfahrnen Mannes aufgefangen, wenn er ſeine theils glücklichen, theils widrigen Schickſale erzählt — Nun laſen die Geſchichtſchreiber Griechenlands, ein Herodot, ein Thucydides, den glänzendſten Verſammlungen der Griechen ihre Geſchichten vor. Sie ſannen alſo ganz natürlich auf die Mittel, wodurch ihre Erzählungen den Ohren des vermiſchten Haufens von Zuhörern reizend und beluſtigend werden möchten, und voll von ihrem Stoffe, und ohne ängſtliches Nachſchlagen trugen ſie ihre Geſchichten ſo angenehm, ſo unterhaltend vor, daß wir und unſere Nachkommen noch lange arbeiten werden, ehe wir ihnen in dieſem Stück gleich zu kommen uns ſchmeicheln können. Dieſem Naturgeſetze des Geſchichtſchreibers, die Neugierde der Leſer zu befriedigen, entſprachen ſie alſo vollkommen. Aber mußte, wird einer unſerer ſorgfältigen Geſchichtsforſcher hier einwenden, die Wahrheit der Geſchichte nicht öfters bey ihrem Vortrage gelitten haben? Ohne Zweifel war dieſes nicht ſelten der Fall, und wir haben noch in unſern Zeiten an Voltairen ein bekanntes Beyſpiel gehabt. An Reiz und Anmuth der Erzählung übertrift dieſer große Schriftſteller die meiſten, wo nicht alle Geſchichtſchreiber ſeines Zeitalters, und beſonders Deutſchlands. Aber der Flug ſeiner Einbildungskraft erlaubte ihm nicht, der Wahrheit ängſtlich getreu zu bleiben. Voltaire behandelte die Geſchichte beynahe wie den Gegenſtand ſeines

Romans, und er bildete die Begebenheiten nach ſeinem Geſchmacke um. Unglückliche Nachahmer hat er auch hierinn genug gehabt, und ſehr zu wünſchen iſt es, daß die hiſtoriſche Kritik dem einreiſſenden Strome Einhalt thun möchte.

Aber ſchwer bleibt es bey dem Vortrage der Geſchichte allemal, die Wahrheit mit der Anmuth zu verbinden. Geſchichtsforſcher beluſtigen freylich hiſtoriſche Wahrheiten, auch in eine ungekünſtelte, ja wohl gar vernachläßigte Schreibart eingekleidet. Aber der Geſchichtforſcher ſind nur wenige. Die meiſten leſen Geſchichtbücher, um ſich die Zeit zu vertreiben, oder zu wiſſen, was ſich in alten Zeiten zugetragen hat. Aus dieſem Geſichtspunkte iſt ihnen beſonders die Vaterlandsgeſchichte intereſſant. Sie wünſchen ſie aber, entkleidet von aller hiſtoriſchen Gelehrſamkeit, in einem einfachen und doch zierlichen Gewande zu leſen. Zeither hat man meiſtens nur geſammlet und Materialien zuſammengetragen. Dieſes iſt bey dem größten Theile der deutſchen Specialgeſchichte der Fall. Nun iſt es auch einmal Zeit, die reichen Ausbeuten der Archiven zu nutzen und in Ordnung zu bringen. Wollten wir warten, bis alle Urkunden gedruckt wären, ſo würden wir ſolcher lehrreichen und angenehmen Geſchichtsbücher der Vaterlandsgeſchichte noch lange entbehren müſſen. Indeſſen wollen wir thun, was wir können. Da wir noch keine groſſen Palläſte bauen können, ſo wollen wir uns indeſſen mit kleinern, aber bequemen Häuſern begnügen.

Die Vaterlandsgeſchichte iſt alſo jedem vernünftigen Erdbürger die reizendſte und wichtigſte. Aber die Befriedigung der Neugierde ſollte eigentlich die lezte Abſicht ſeyn, die wir uns bey Erlernung der Geſchichte vorſetzen. Durch Erfahrung heißt es im gemeinen Sprüchworte, wird man klug. Kann man aber bey ſeinen Handlungen die Erfahrungen andrer Menſchen nutzen, ſo entgeht man manchen unangenehmen und verdrüßlichen Zufällen. Sollen

len uns alſo Geſchichtbücher recht lehrreich, recht anziehend ſeyn, ſo müſſen ſie Begebenheiten ſolcher Menſchen enthalten, welche mit uns einerley Stand und einerley Beſtimmung haben. So können nur dem Helden die Lebensgeſchichten andrer Helden, dem Staatsmann die Lebensgeſchichten andrer Staatsmänner, dem Gelehrten die Lebensgeſchichten andrer Gelehrten, dem Kaufmann die Lebensgeſchichten andrer Kaufleute, dem Handwerker die Lebensgeſchichte andrer Handwerker u. ſ. w. wirklich nützlich und angenehm ſeyn. Auf dieſe Art müßte man eigentlich für jeden Stand und für jedes Alter beſondere Geſchichtbücher haben. An dergleichen fehlt es uns aber noch ſehr, und wo ſollten wir öfters auch den Stoff dazu hernehmen? Männer von allerley Stande müßten ihre eigne Geſchichte entweder ſelber aufſetzen, oder ſie andern umſtändlich vorerzählen, die ſie niederſchreiben könnten. Jeder vernünftige Hausvater müßte der Geſchichtſchreiber ſeiner Familie ſeyn. So würden mit der Zeit die lehrreichſten Familiengeſchichten entſtehen, aus welchen ſich die Nachkommenſchaft Rath und Erfahrung holen könnte. Es müßten aber, wenn dieſe Abſicht erreicht werden ſollte, auch alle merkwürdigen Fehler der menſchlichen Schwachheit darinn aufgezeichnet werden. Ich dächte, eine ſolche Geſchichte müßte oft reizender als ein Roman zu leſen ſeyn. Denn dieſes wird man, wie ich glaube, mir doch wohl eingeſtehen, daß viele wahre Geſchichten und Begebenheiten, die ſich im menſchlichen Leben zutragen, öfters ſo abentheuerlich und wunderbar als mancher Roman ſind. Jetzt würde man einen aus dem Staube ſich nach und nach zu dem höchſten Gipfel des Ruhms, des Anſehens und des Reichthums emporſchwingen ſehen. Man erſtaunt über die Mittel, deren er ſich in dieſer Abſicht bediente, und über das Glück, das ſeine Unternehmungen ſo auſſerordentlich begünſtigte. Schon ſein Sohn iſt vielleicht ein ſchwacher

Kopf, ein Wollüſtling. Allmählich ſinkt dieſer wieder von allem Anſehen herunter; das ſo emſig erworbene Vermögen ſeines Vaters wird durch ſeine üble Wirthſchaft zu Grunde gerichtet. Er zieht ſich dem Spott und die Verachtung aller ſeiner Mitbürger zu, und er würde es am Ende für ein Glück halten, noch eben ſo unbekannt zu ſeyn, als es ſein Vater anfangs war. — Und welche Aufſchlüße für die Geſchichte des menſchlichen Herzens könnten uns ſolche Familienhiſtorien nicht darreichen? Die Geſchichte würde alsdenn den Lobſpruch des Cicero, daß ſie eine Lehrerin des Lebens (magiſtra vitæ) ſey, in einem weit höhern Grade verdienen. Sie würde die Menſchen nicht nur beluſtigen, ſondern ihnen auch die rührendſten Muſter, und die wirkſamſten Beyſpiele von Tugenden und Laſtern liefern. Die Menſchen würden in ſolchen Geſchichten ihre eigene Gemüthsart gleichſam als in einem Spiegel ſehen. Für die meiſten Menſchen wären alſo beſondere, nach dieſem Geſchmacke eingerichtete, Lebensbeſchreibungen die lehrreichſten Geſchichtbücher.

Es giebt aber allerdings noch mehrere Abſichten, die man bey der Erlernung der Geſchichte haben kann. Dem Staatsmann zeigt ſie die Mittel und Wege, wodurch Staaten ſich gebildet, und zum Gipfel der Größe emporgeſchwungen haben; ſie verſchweigt ihnen aber auch nicht die Urſachen ihres allmähligen Verfalls. Den Kriegsmann ſind umſtändliche Geſchichten von Belagerungen und Schlachten, welche beynahe den größten Theil der alten und neuen Geſchichtbücher ausmachen, lehrreich und unterhaltend. Dem Theologen iſt die Geſchichte der Religionen überaus nöthig und nützlich, und er braucht, zum beſſern Verſtändniſſe derſelben, keine geringe Kenntniß der übrigen politiſchen Geſchichte, und dem Gelehrten überhaupt, beſonders aber dem Litterator, iſt die Bekanntſchaft mit der alten und neuen Geſchichte ſo unentbehrlich, daß ich etwas ſehr überflüßiges thun würde, wenn ich dieſes weitläuftiger zeigen wollte. Weil aber das Feld der Geſchichtkunde ſo unermeßlich groß iſt, ſo muß dasjenige, was einem jeden nach ſeinem beſondern Stande und Berufe nützlich ſeyn kann, mit der größten Sorgfalt gewählet werden. Geſchichtſchreiber ſollten ſich zuweilen den Unterricht und das Vergnügen einer beſondern Art von Leſer zum Geſetze machen; ſie ſollten ihre Geſchichtbücher bald für Fürſten und Staatsmänner, bald für Kriegsleute, bald für Gelehrte, und bald für Leſer zum bloßen Zeitvertreibe ſchreiben, und das müßte ausdrücklich auf dem Titel ſtehen, damit ſich der Käufer darnach richten könnte. Ob aber die Herren Buchhändler damit zufrieden wären, wenn die großen und kleinen Weltgeſchichten nach und nach zu Makulatur würden — dieß wollen wir ein andermal unterſuchen!

G — ü.

4.

Berechnung

des ganzen Standes des ehemaligen Jeſuiter-Ordens; aus einem Verzeichniſſe genommen, das im Jahr 1762 nach Rom geſandt wurde.

Aßiſtenz von Italien.

		Häuſer,		Jeſuiten,			Prieſter.
Rom	—	31	—	848	worunter	—	415
Sicilien	—	27	—	775		—	317
Neapel	—	26	—	667		—	296
Mayland	—	26	—	615		—	296
Venedig	—	19	—	707		—	357

Aßiſtenz

Aßiſtenz von Frankreich.

	Häuſer,	Jeſuiten,		Prieſter.
Frankreich	25	891	worunter	482
Aquitanien	19	437		240
Lion	30	773		403
Tuluſe	24	655		344
Champagne	22	394		292
Miſſionen in Amerika	15	104		
„ „ in Aſien	13	69		
„ „ in Griechenland	7	25		

Aßiſtenz von Deutſchland.

	Häuſer,	Jeſuiten,		Prieſter.
Oberdeutſchland	37	1060	worunter	496
Oeſterreich	64	1772		751
Niederland	26	542		232
Pohlen	71	1050		552
England	19	299		28
Litthauen	80	1047		475
Gallia belgica	20	471		266
Böhmen	47	1239		673
Ober-Rhein	23	497		240
Nieder-Rhein	51	772		398

Aßiſtenz von Spanien.

	Häuſer,	Jeſuiten,		Prieſter.
Toledo	30	659	worunter	288
Caſtilien	33	718		360
Arragonien	24	604		272
Baetica	31	662		308
Sardinien	10	300		114
6 Prov. in Amerika	113	1945		1081
Philipp. Inſeln	18	126		97

Aßiſtenz

Aßiſtenz von Portugal.

	Häuſer,	Jeſuiten,		Prieſter.
Portugal	— 16	— 861	worunter	— 384
4 Prov. in Aſien	— 1	— 303		— 277
2 Prov. in Amerika	— 1	— 690		— 316

Die Regimentsverfaſſung des Ordens theilte ſich in fünf Aßiſtenzen, welche in ſich begriffen, 39 Provinzen, 24 Profeßhäuſer, 669 Collegia, 61 Noviciate, 176 Seminarien, 335 Reſidenzen, 223 Mißionen, 22787 Jeſuiten, worunter 11010 Prieſter.

R — d.

5.

Denkmal eines würdigen Offiziers.

Er ſtarb, der würdige Greis! —
Als Held, als Chriſt, als Menſchenfreund groß. —
Dort prangt im Tempel des Ruhms der ewiggrünende Lorbeer,
Der ſeine Stirn ſchon als Jüngling bekränzt; —
Indeß der entfeſſelte Geiſt — hoch über den Schauplatz erhaben,
Den oft Sein' edlen Siege geſchmückt —
Im blaſſen Mondenſtrahl ſanft der klagenden Freundſchaft zulächelt,
Und dieſe die heilige heiße Thrän' ihrer Schmerzen,
Die ſtill auf das ruhige Grab niederfließt,
Im mitleidigen Säuſeln des Abendwinds kühlt. —

Juliane.

* * *

Gottes Frieden ſchweb' auf Deinem Grabe,
Edler! den ich nie geſehen habe,

Aber der mir groß als Menſchenfreund,
Groß als Held und groß als Chriſt erſcheint,
Hier auf dieſem Denkmal, wo mit ſtillem Sehnen
Deine Juliane heiße heil'ge Thränen,
Weil ſie Dich verloren hatte, weint.
Schlummre ſanft, Du edle, fromme Seele,
Bis auf ewig dieſer Schlummer flieht! *)
Bis Dich einſt — — o wär' es bald! — — mein Auge
Im Gewande der Vollendung ſieht.

— H.

XI.
Fragmente.

Elegie.

(Aus Meyers Probe einer jüdiſch-deutſchen Ueberſetzung der fünf Bücher Moſis.)

Der Verfaſſer dieſer vortreflichen Elegie, Rabbi Jehuda Halevi, der Sohn des Rabbi Samuel Halevi, aus Spanien, ein naher Anverwandter, (Geſchwiſter Kind, oder, wie andere wollen, Schwiegervater) vom Rabbi Abraham Aben Eſra, hat das bekannte Buch Kuſri geſchrieben, oder es zum wenigſten in das Arabiſche überſetzt, und im 12ten Jahrhundert gelebt. Es wird von den Rabbinen der Vater der Dichter genennt, und für einen Märtyrer angeſehen. Was das erſte betrift, ſo iſt ſo viel

---

*) L. Hölty's Elegie auf ein Landmädchen.

viel wahr, daß ſeine Gedichte, die man in verſchiedenen poetiſchen Gebetbüchern Machaſorim genannt, findet, ſich unter allen andern dergleichen Arbeiten der Rabbinen, ſowohl wegen des ſchönen und reinen Hebräiſchen, als auch wegen der edeln und erhabenen Gedanken auszeichnen. Insbeſondere iſt dieſes gegenwärtige ein Meiſterſtück in ſeiner Art, das der Ueberſetzung eines Mendelsſohn wohl würdig war. Der Dichter, der es in voller Begeiſterung und patriotiſchem Eifer auf den elenden Zuſtand ſeiner Nation und ihres Vaterlandes Paläſtina, verfertigt hatte, wollte den Wunſch, zu dem ihn ſeine Muſe begeiſtert hatte, auch einigermaßen in Erfüllung bringen; dies koſtete ihm aber ſein Leben. Er reiſete würklich im 50ſten Jahre ſeines Alters in das gelobte Land, und, ſobald er vor dem Thore Jeruſalems kam, zerriß er ſeine Kleider, entblößte ſeine Füſſe, gieng in dieſem Aufzuge in die Stadt, und ſtimmte dieſes ſein Klagelied an. Ein Reuter, (es heiſt gemeiniglich, es wäre ein Saracene geweſen, das aber falſch iſt, weil die Chriſten damals, ohngefähr um die Zeit des zweeten Kreuzzuges, Jeruſalem inne hatten) ſpornte ſein Pferd, und umritt wütend dieſen begeiſterten Pilgrim, daß er auf der Stelle ſeinen Geiſt jämmerlich aufgab. Seine letzten Worte ſollen geweſen ſeyn: ſo lange ich Löwen von Hunden, deine Fürſten von Sklaven zerfleiſchen ſehe — —

Vergißt du, Zion! der Deinen,
Die ſklaviſch in Feſſeln jezt ſchmachten?
Des Ueberreſts jener unſchuldigen Heerde,
Die vormals in deinen ruhigen Thälern geweidet?
Nimſt du den Frieden nicht an,
Mit welchem ſie dich von allen Seiten begrüſſen,
Dahin ſie ihre Treiber zerſtreuet?

Den Gruß eines in Feſſeln noch hoffenden Sklaven,
Dem wimmernd die Zähren wie Tropfen
Des nächtlichen Thaues auf Chermon *) herabrollen,
Zufrieden könnte ſein Thränenbad nur deine verlaſſene Hügel befeuchten.

(O! ſeine Hofnung ſinkt noch nicht;)
Jezt, da ich dein Elend beweine,
Gleiche ich der nächtlichen Eule;
Und wenn mir von deiner Erlöſung geträumt,
Wird mein frohes Gemüthe,
Die Harfe deiner freudigen Danklieder.
Beth El! o dieſe Erinnerung bricht mir das Herz!
Dein Heiligthum! Deine unentweiheten Hallen!
Wo die Majeſtät Gottes ſich ſichtbarlich zeigte,
Wo des Himmels azurne Thoren ſich niemals verſchloſſen;
Wo der Glanz der verherrlichten Gottheit leuchtete,
Und Sonne, Mond und Geſterne verdunkelte.

O könnte ich mein banges Herz da ausgieſſen,
Wo Gottes Geiſt ſich einſt auf Iſraels Jünglinge ergoß.
Seliger Ort! den irrdiſchen Thronen zu heilig,
Dem Throne der Herrlichkeit Gottes nur eingeweihet war. —
Ach jezt haben verwegene Knechte dein Heiligthum entweihet. —

O könnte meine Seele in trauriger Stille
Da einſam herumſchwärmen,
Wo Gott ſich deinen Sehern offenbaret!
Wäre ich mit ſchnellen Fittigen verſehen!

Wie

---

*) Chermon iſt ein groſſes Gebürge an den Gränzen des gelobten Landes, das ſich beynahe auf 4 Meilen bis zum galliläiſchen Meer erſtreckt, und wegen des häufig darauffallenden fetten Thaues ſehr fruchtbar iſt. Daher heißt es auch Pſalm 133, 3: Wie der Thau, der von Chermon auf die Berge Zions herabfällt. Daſelbſt wurde auch alles Vieh, das zu Jeruſalem geopfert werden ſollte, zuerſt geweidet.

Wie weit wollte ich in die Irre herumſchweifen,
Und mein vom Jammer zerknirſchtes Herz
Dort zwiſchen den Trümmern deiner Palläſte herumtragen.
Dort würde ich mit meinem Angeſichte auf deine Erde dahinſinken,
Mich feſt an deine Steine anſchlieſſen,
Und deinen Staub noch brünſtig ſegnen.

Könnte ich mich denn auf den Gräbern
Meiner verweſten Aeltern aufrichten,
Hier Chebron *) das herrlichſte der Gräber verzweiflungsvoll anſtaunen:
Dort jene Gebürge erblicken,
Die die größten Lichter der Erde,
Deine Lehrer bedecken.

O ſo zög ich die Luft deines Landes,
Dem Aether vor, den die Geiſter athmen.
Dein Staub wäre mir herrlicher als alle Gewürze
Und deine Flüſſe ſüſſer als Ströhme von Honig.
Mit welcher Wohlluſt würde ich nackend
Und entſohlt jenen Edengrund beſuchen,
Wo deine Palläſte geprangет.
Wo die Erde ſich aufthat, die Lade des Bundes,
Und dein Allerheiligſtes in dunklem Schooſſe aufzunehmen,
Daß ſie kein Ruchloſer entheilige.
Dort wollt ich den Schmuck meines Haupts auf deinen Gräbern hinſtreuen,
Und jede Verwünſchung, damit ich den Tag deiner Entweihung belüde,

---

*) Chebron iſt eine Hauptſtadt im Stamme Juda, bey welcher die zwofache Höhle, das Begräbniß der Patriarchen iſt, die 1 Moſ. 23. erwähnet wird.

Wäre mir Verzweifelten ein wildes Vergnügen —
Nur ein wildes Vergnügen kann ich Verzweifelter noch fühlen;
Sonſt jede Luſt iſt mir ſchnöde: ſo lange ich Löwen von Hunden,
Deine Fürſten von Sklaven zerfleiſchen ſehe.
Ich ſcheue das Tageslicht, das mir ſcheusliche Bilder zeigt,
Das mich Raben erblicken läßt,
Die deiner Heiligen Leichname in die Lüfte herumzerren. —

Der du den Kelch der Leiden miſcheſt, halt ein!
Schon iſt alles voll von deinem bittern Tranke,
Nur eine kleine Erholung!
Ich will allen meinen Jammer erſt noch einmal fühlen;
Ich will an Ahalah, ich will an Ahaliba *) gedenken,
Dann gieſſe auch den Reſt noch über mich aus!

Ermuntre dich, Krone der Schönheit! erwache Zion!
Gedenke der Liebe, gedenke der Huld,
Die die Herzen deiner Geſpielinnen mit mächtigem Reiz gelockt,
Sie ſind es, die dein Wohl entzückt;
Sie ſind es, die deine Verwüſtung betrübe,
Die über dein Elend in Thränen zerflieſſen.
Noch aus der Gefangenſchaft finſtern Kluft,
Sehnt ſich ihr Herz nach dir hin;
Und wenn ſie vor Gott die Knie andächtig beugen,
So neigt ſich ihr Haupt nach deinen Thoren zu.

Sie, deine zahlreiche Heerden,
Die von deinen Anhöhen auf die umliegende Hügel geſcheucht,
Und in die tiefſten Thäler zerſtreuet worden,
Sie haben deine Hürden noch nicht vergeſſen.
Sie ſtreben immer noch unermüdet deine Gränzen zu betreten:
Sie ſchmachten noch unaufhörlich nach den Schatten deiner
ehrwürdigen Palmen.

(O

---

*) Ahalah und Ahalibah kommen Ezech. 23, 4. vor. Dieſes iſt der Namen von Jeruſalem, und jenes von Samarien.

(O dreymal ſeelige Burg!)
Kann Schinar und Pathros *) mit ihren ſtolzen Größen dir beykommen?
Soll ich jenes entweihete Orakel mit deinem Urim und Thummim **) vergleichen?
Können ſie geſalbte Häupter,
Können ſie Propheten, können ſie Leviten,
Können ſie heilige Sänger aufweiſen? —

O die Reiche der Abgötterey ſind wandelbar,
Und werden im Rauche vergehen,
Nur deine Herrlichkeit währt für und für;
Denn der Herr hat dich zu ſeinem Aufenthalt erkohren;
Heil dem Manne, der einſt in deinen Mauern wird raſten!

Heil dem Manne, der jetzt harret,
Und dann dein Licht im Aufgange jauchzend erblickt!
Dann bricht dein Morgen auch über ihn aus;
Dann ſiehet er das Wohl, die Freuden der muntern Jünglinge,
Und die deine zugleich, daß du dich wieder verjüngſt!

---

*) Schinar iſt Babylon, ſiehe 1 Moſ. 10, 10. 11, 12. Daniel 1, 2. und Pathros iſt eigentlich nur ein Theil von Aegypten, ſiehe Jerem. 44, 15. Ezech. 29, 14. 30, 14. aber der Dichter verſtehet hier ganz Aegypten darunter.

**) Urim und Thummim iſt das Licht und Recht, das man in zweifelhaften Fällen um Rath fragte, wie aus 4 Moſ. 27, 21. zu erſehen iſt.

XII.

PIECES FUGITIVES.

Dialogue

entre Voltaire & Rouſſeau, après leur paſſage du Styx.

VOLTAIRE.

Eh! quoi, vous voilà, M. Rouſſeau!

ROUSSEAU.

Pourquoi ne m'appellez vous donc plus Jean-Jacques?

VOLTAIRE.

Les noms de Baptême ne ſont pas en uſage dans ce pays: ici l'on n'a plus beſoin de rémunération.

ROUSSEAU.

Comment êtes-vous jugé?

VOLTAIRE.

Je ne le ſois point encore: on prétend que je ſerai condamné à douter toute l'éternité; c'eſt un horrible ſupplice.

ROUSSEAU.

Il vous puniroit moins qu'un autre: vous n'avez jamais eu une idée fixe; vous n'avez jamais affirmé qu'il y eût un Dieu diſpenſateur de bienſaits & de peines éternelles; vous en faiſiez un Etre indifférent; vous inſinuiez que la conſcience finit avec l'homme; vous n'avez jamais aſſuré que l'ame étoit indeſtructible: on ne ſavoit pas ſi vous craigniez l'Etre des êtres, ſi vous eſpériez en lui; vous vous efforciez à raiſonner ſur ſon eſſence, ſans avoir un ſentiment ſtable.

VOLTAIRE.

Il me ſemble que vous avez dit à-peu-près comme moi. Nous ſommes tous d'accord, nous autres; & vous n'avez paru différer d'avec nous, que par la bizarrerie de vos paradoxes, la ſingularité de vos penſées, & le caractère original de vos expreſſions. Convenez que votre but a été de ne pas paroître un homme comme un autre?

ROUSSEAU.

Que n'ai-je été le ſinge de l'homme tel qu'il devroit être, tel que je voudrois qu'il fût! Ah! M. de Voltaire, ſans ces Arts corrupteurs, ces Sciences incertaines, ces Sociétés ſi mal conſtituées, ces Loix ſi incohérentes, il eût été encore poſſible d'en faire quelque choſe. Mais l'eſpèce eſt abâtardie: il n'y a plus d'homme de race.

VOLTAIRE.

Quand on déſeſpère des remèdes deſtructeurs du vice, on emploie les palliatifs. J'ai donc bien fait d'égayer, de conſoler & de faire traîner mes malades.

ROUSSEAU.

Méthode de Charlatan.

VOLTAIRE.

La Médecine n'eſt qu'une Science conjecturale.

ROUSSEAU.

En fermant une plaie, combien n'en avez-vous pas ouvertes?

VOLTAIRE.

La tolérance étoit mon baume ſpécifique.

ROUSSEAU.

Prêchée par vous, elle a produit l'impunité.

VOLTAIRE.

La Religion mal entendue a cauſé bien des troubles.

ROUSSEAU.

Elle a prévenu bien des crimes; elle a quelquefois fait le malheur des Etats; mais la Religion proprement dite a toujours contribué à la félicité des particuliers. En voulant détruire de Culte, vous avez attaqué la Morale; vous avez ébranlé ce que vous deſiriez raffermir, & renverſé ce que vous vouliez édifier: on vous a lu, & on n'eſt plus entré dans les Temples que par habitude, par reſpect humain, par hypocriſie: le corps s'eſt proſterné, l'ame ne s'eſt point élevée.

VOLTAIRE.

A votre avis, j'aurois dû paraphraſer votre Héloïſe, votre Emile, votre Diſcours ſur l'inégalité des Conditions, votre Contrat S***, & commenter vos L*** de la M***.

ROUSSEAU.

Il falloit rendre mes idées en beaux vers; vous les faiſiez à merveille. Dans vos vers, vous invitiez à penſer; dans votre proſe, vous ſéduiſiez, ou vous révoltiez. Vous êtez peut-être le ſeul homme qui ayez ſouvent ſatisfait la raiſon des hommes en leur parlant le langage des Dieux.

VOLTAIRE.

Mais j'ai vu des vers de vous: ils ſont agréables.

ROUSSEAU.

Il ne faut que cela. Les vers ne doivent que plaire, & ne peuvent convaincre; ils entraînent le ſentiment: le raiſonnement ſe roidit contre leurs charmes.

VOLTAIRE.

On ne vous a pas tant perſécuté que moi.

ROUSSEAU.

C'eſt qu'on vous craignoit davantage.

VOLTAIRE.

Vous êtez flatteur.

ROUSSEAU.

Pas plus que je ne l'étois: vous m'avez mal ſaiſi: je m'explique. La ſcholaſtique oppoſe des réponſes à toutes les difficultés qu'on éléve en Théologie. Vous n'avez jamais eu l'argument bien redoutable. Mais la plaiſanterie, vous en avez joué comme d'une épée à deux tranchans. Vous avez plus empiété ſur le domaine des Gens d'Egliſe, que ſur leur autorité. Vous avez plus ridiculiſé les Livres de la Loi, que vous n'avez combattu les Dogmes. Votre acharnement a nui à votre cauſe, & vous n'aimiez pas vos Cliens. Je chériſſois les hommes; je les croyois nés bons, mais pervertis: je voulois les rendre meilleurs. J'ai toujours regardé la Religion comme le moyen le plus régimes ont leur principe dans le gouvernement Théocratique, & ſi j'ai tenu pour les Républiques, c'eſt que les membres du corps Souverain le repréſentent plutôt par leurs vertus que pas leurs vices dans les conſtitutions populaires.

VOLTAIRE.

Mais quel fut dont le prix des éloges pompeux
Que vous fîtes des Loix qui faſcinoient nos yeux?
Riant de vos travers, chantant votre muſique,
La France vous plaignit, & vous crut frénétique.
J'ai vu les deux partis contre vous conjurés,
Les cachots entr'ouverts & vos fers préparés;
Le Parlement, *****, & la Cour & la Ville,
N'ont-ils pas cenſuré votre garçon Emile?
Je vous ai vu fêté, puis proſcrit tout-à-tout,
Aux lieux que vous nommiez objets de votre amour,
Vous vécûtes errant, loin de votre patrie.

ROUSSEAU.

Par les perſécuteurs l'âme n'eſt point flétrie:
Je dois plus à mes maux qu'à mes félicités,
Et mon cœur s'épura dans les adverſités.

Té.

J'étouffai dans mon ſein les paſſions rivales;
Même en les mépriſant j'animai les cabales;
Les vices des vertus ſont ſouvent les reſſorts.
D'un peuple inconſéquent j'approuvai les efforts,
Quand des Auteurs jaloux, tourmentés par l'envie,
Jetoient les fondemens de l'Encyclopédie.
La flamme du Génie a pâli ſur leur front:
Oui, le François rougit d'être profond.

VOLTAIRE.

Malgré mes ennemis j'eus des loiſirs tranquilles;
Je vous offris ſouvent d'honorer mes aſyles.
On a vu diviſer l'empire des Céſars;
Nous euſſions partagé le trône des beaux Arts.

ROUSSEAU.

Je ne vous aimois pas

VOLTAIRE.

C'eſt un aveu farouche.

ROUSSEAU.

Peut-être qu'à regret il échappe à ma bouche;
Mais c'étoit bien aſſez que de vous admirer,
Sans tromper avec vous ceux qu'on doit éclairer.

VOLTAIRE.

Vous n'auriez jamais cru mon amitié ſincère.
N'avez vous pas rougi des dons de l'Angleterre?
L'homme compatiſſant & l'ami généreux
Y lut avec douleur le ſoupçon dans vos yeux:
Vous en repentez-vous?

ROUSSEAU.

Un peu d'inquiétude,
D'un monde corrompu la dégoûtante étude,
Ont renverſé dans moi tout eſpoir de bonheur;
Et j'ai cru qu'il n'étoit qu'au fond de notre cœur:
J'ai fui mes partiſans

VOLTAIRE.

Le plus touchant des hommes
Devoit nous eſtimer; foibles, tels que nous ſommes,

L'orgueil à prévalu; vous naquites trop fier,
Et moi j'étois trop vain. Convenons-en, mon cher;
Vous étiez Diogéne, & j'étois Eroſtrate;
Vous fûtes Scipion, & j'étois Mithridate:
Par des chemins divers nous marchions aux ſuccès:
Je franchis les hauteurs; vous paſſiez les marais;
Je fis des Sectateurs, & vous des Fanatiques;
Vous eûtes des Cenſeurs, & jamais de Critiques.
Je foulois mollement les tapis de Platon;
Vous, d'un cynique outré vous aimiez le haillon:
Et Copiſte à Paris, & Licurgue à Genève,
Vous fûtes un Adam avec ſa compagne Eve;
D'abord favoriſé des dons du Createur,
Puis traité ſans pitié par le Flagellateur.
Soyons amis, Rouſſeau, c'eſt moi qui t'en convie.
Et bien, que penſes-tu de ta nouvelle vie?

ROUSSEAU.

Ce monde me plaît mieux: plus de tien, plus de mien;
Mon âme eſt à ſon aiſe & n'a plus de lien;
Dans mon cœur attiedi la paſſion s'enerve.

VOLTAIRE.

L'éternité m'effraie, elle amortit ma verve;
Eſt-ce-là le néant? . . . Sommes-nous tous égaux?. . .
Il faut donc exiſter ſans prôneurs, ſans rivaux.
Que de privations offertes à la gloire,
Sans ſavoir ſi l'on vit au Temple de Mémoire!

ROUSSEAU.

Qu'importe, avec le temps mille autres diſparus,
Ont eu des noms éteints & des lauriers perdus.
Du tourment de ſentir le trépas nous délivre:
Mourir n'eſt, je l'ai dit, que commencer à vivre.
Sans haine, ſans amour, exempts de tous les maux
Qu'entrainent avec eux les germes végétaux,
Que la vertu la haut combatte avec le crime,
Dieu ſe perd dans l'eſpace, & l'homme dans l'abyme.
Hélas! Dieu juſte & bon, pour un Etre fini,
Peut-il punir encor celui qui l'a bénir?

Regi-

Regiſter

über die vier Stücke der Olla Potrida vom Jahr 1779.

(Die Römiſche Zahl bedeutet das Stück, und die Deutſche die Seite.)

Abhandlungen. Vermiſchte Aufſätze.

Aglaura, oder die Fee vom Walde, eine Erzählung I. 75.
Einige Umſtände bey dem Tode des Herrn Rouſſeau I. 97.
Der Abentheurer aus China, ein Roman I. 102.
Ueber die Tonkunſt II. 222.
Ueber einige Lehnsgebräuche II. 243.
Portugieſiſche Dichter II. 245.
Der Abentheurer aus China, Fortſetzung II. 261.
Gerechtigkeit und Vaterliebe II. 267.
Gladiatorſpiele der Römer III 63.
Der Abentheurer aus China, Fortſetzung III. 75.
Die ſchwarze Höhle III 88.
Die Eleuſiniſchen Geheimniſſe nach Warburton IV 241.
Der Abentheurer aus China, Beſchluß IV. 275.

Anekdoten.

I. 125-129. II. 273-277. III 128-131. IV. 299. 300.

Auszüge.

Die Pyramiden, aus Nordens Reiſe nach Egypten I. 52.
Etwas von den Parſen und ihren Gewohnheiten, aus dem Zend-Aveſta II 2 6.
Die Kaukaſiſchen Völkerſchaften, aus der Beſchreibung aller Nationen des Rußiſchen Reichs III. 46.
Lima und ſeine Einwohner, aus Don Ulloas Reiſen IV. 221.

Biographien.

Händel, der Tonkünſtler I. 130.
Carl Anton Coypel II. 283.
Rameau III. 132.
Bartholomäus de Las Caſas IV. 302.

Briefe.

Billet von Rouſſeau an eine Demoiſelle ꝛc. I. 189.
Lettres de M. de Voltaire à M. Helvetius II 278.
Auszug eines Briefes des Königs von Pohlen an Madam Geoffrin. Schreiben des Herrn von Voltaire an den Duc de Choiſeul IV. 301.

Dramatiſche Aufſätze.

Nacht und Ohngefähr, ein Luſtſpiel in 1 Aufz. I. 13.
Der Schwätzer, eine Comödie in 1 A. II. 182.
Der weibliche Kammerdiener, ein Luſtſpiel in 1 A. III. 11.
Der verſtellte Blinde, nach dem Le Grand in 1 A. IV. 191.

Fragmente.

Merkwürdige Nachricht von dem Königreich Thibet I. 149.
Etwas aus Meyers Briefe über Rußland II. 328.
Von den Sitten und Gebräuchen der Türken III. 152.
Elegie IV. 322.

Gedichte.

An eine Freundin 1778. Lied 1777. An einen Freund bey ſeiner Vermählung mit Mamſell Tiſchbein in Caſſel 1778. Stella. Als Julien ein Lied des Dichters mißfiel 1776. Beweis der Exiſtenz des Teufels I. 5-13.
Nehmt mich auf! An ein Paar Armbänder. An Klärchen im Kloſter. An den Pegaſus. An * * * nach einem Geſpräch über Ausſichten in die Zukunft. Liebesnacht. Die eben ſo ſchnell ab-, als angelegte Trauer II. 171-181.
An Stella. Lied eines Mädchens. Der Traum. An einen Frühlingsmorgen. An einem Geburtstage III. 5-10.
Leer, in Verſzlin. Romanze IV. 179-190.

Kunſtnachrichten.

I. 139-142. Betrachtungen über verſchiedene Gemälde, in Briefen. II. 287. III. 138-140. IV. 307.

Miſcellanien.

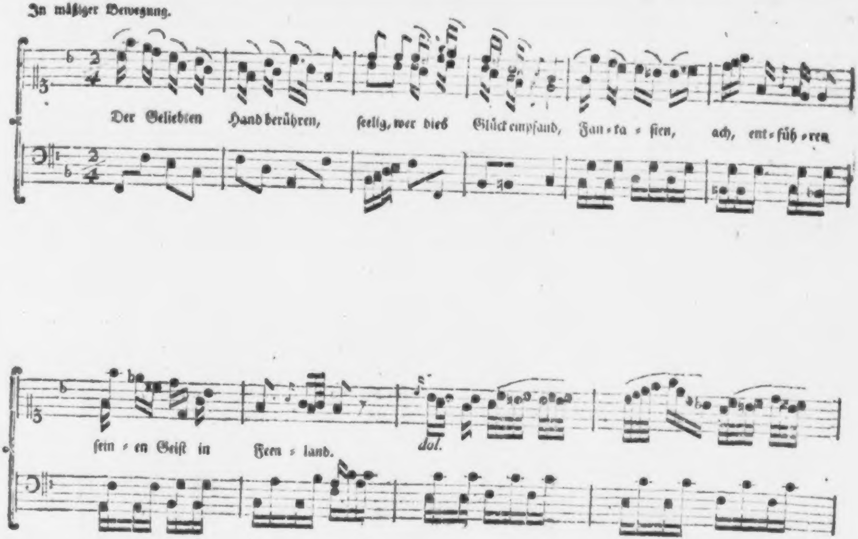
Reiſe der Madam Chevreau I. 142.
Tores Park I. 148.
Ueber Maltha II. 295.
Johanna Gray an ihre Hinterlaßne II. 297.
Geſpenſtergeſchichten II. 300.
Geſang. Scenen aus Colmir II. 303.
Verſuch über den Charakter des Falſtaff II. 306.
Begebenheiten einiger Aſtronomen auf ihren Reiſen zur Beobachtung des Durchgangs der Venus durch die Sonne III. 140.
Die Pantoffeln. Gedicht III. 147-151.
Beſchluß der Begebenheiten einiger Aſtronomen IV. 307.
Der Hofmeiſter IV 313.
Einige Gedanken über den Nutzen und den Zweck der Geſchichte IV 313.
Berechnung des ganzen Standes des ehemaligen Jeſuiter-Ordens. IV. 319.
Denkmal eines würdigen Offiziers IV. 321.

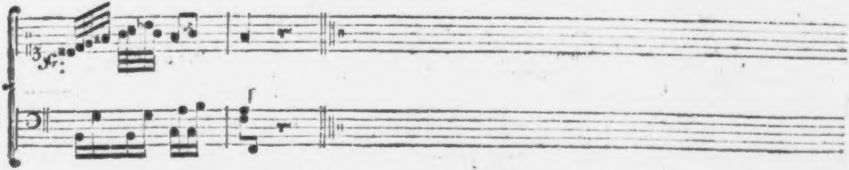
Naturgeſchichte.

Ueber die Nachtigall I. 121.
Betrachtungen über das Stachelſchwein II. 270.
Kurze Anweiſung, wie Naturalien zu ſammlen, zuzubereiten, zu verpacken und weit zu verſchicken ſind III. 112.
Schwere einiger Holzarten IV. 297.

Pieces fugitives.

Tenſon. Vers faits à ſeize ans, à une femme qui m'appelloit l'Enfant I. 166-168.
Diſcours en vers ſur l'eſpérance de ſe ſurvivre II. 335.
Aux Manes de Voltaire &c. Romance III. 160-176.
Dialogue entre Voltaire & Rouſſeau, après leur paſſage du Styx IV. 328.


In mäßiger Bewegung.
Der Geliebten Hand berühren, ſeelig, wer dieß Glück empfand, Fan - ta - ſien, ach, ent - füh - ren
ſein - en Geiſt in Feen - land.
dol.



Der Geliebten Hand berühren,
Seelig, wer dies Glück empfand,
Fantaſien, ach, entführen
Seinen Geiſt in Feenland.

Stunde, die ich ewig preiſe,
Als die Hand zum erſtenmal,
Wie ſo ſchüchtern! wie ſo leiſe!
Sich zu Ihren Händen ſtahl:

Als allmächtiges Verlangen
Mein Geſicht nach Ihrem bog,
Und die Wärme Ihrer Wangen,
Näher mir und näher flog.

Ha! da bebt' mein Herz entgegen,
Alle Geiſter wurden wach,
Klopften wild, mit raſchen Schlägen,
Ihres Pulſes Schlägen nach.

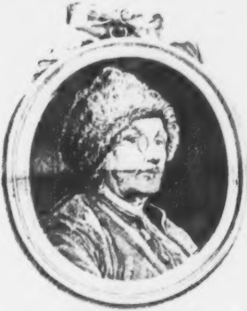
Unruh ſchwamm in meinen Blicken;
Unverfärbt blieb Ihr Geſicht;
Sie, geſchaffen zum Entzücken,
Ahndete das meine nicht.

Reichard.

Olla Potrida.

1780.

Erſtes Stück.



B. FRANKLIN.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

No. 1.

Olla Potrida.

1780.

Erſtes Stück.

Berlin
in der Weyerſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Innhalt.

Seite

Gedichte. 3.

Dramatiſche Aufſätze.

Ich bin der Vater zum Kinde! Ein Luſtſpiel mit Geſang in zwey Aufzügen vom Herrn Schmieder. 8.

Auszüge.

Gibraltar. 33.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1. Bruchſtück aus einer herculaniſchen Handſchrift, den Paläphatus betreffend. 49.
2. Sonderbares Teſtament des Herrn Commerſon. 59.
3. Geſetze und Rechte des heiligen Gerichtes in Spanien und Portugal. 70.

Seite

4. Einige Stellen aus Ludwigs von Paramo, Inquiſitors des Königreichs Sicilien, Buche: De origine & progreſſu officii ſanctæ Inquiſitionis. 84.

Naturgeſchichte.

Schreiben an eine Dame über die gemeine Stubenfliege. 87.

Anekdoten. 91.

Briefe.

Vacant. 96.

Biographie.

Uriel Acoſta. 97.

Romane.

Die Wohlthätigkeit. 105.

Miſcellanien.

1. Etwas von Hexenproceſſen. 138.
2. Geſang. 140.

Fragmente.

Fragment eines Briefes von 1751. 141.

Seite

PIECES FUGITIVES.

1. Vers de M. Marmontel à Madame Necker. 148.
2. Réponſe de Madame Necker. 149.
3. Stances a Mademoiſelle Tannier. 149.
4. Vers de M. le Comte d'Eſtaing à M. de Guibert. 150.
5. Vers de M. le Chevalier de Boufflers ſur l'hiſtoire de Lot. 151.
6. A Madame de Theluſſon. 151.
7. Logique d'amour. Couplet à Mde. de *** 152.
8. Réponſe de Mde. de au précédant Couplet. 152.

I.

Gedichte.

1.

Kurze Hymne an die Erde,

oder Glückwunſch an ſie,

für den erſten Januar 1780.

Ich wünſche Licht der finſtern Erde,
Nicht Sonnen- oder Mondenſchein;
Daß ſie des Guten Freundinn werde,
Und Feindinn aller Schwärmerey'n.

2.

Lukas Andreas von Boſtoll *) bey dem Tode ſeiner Tochter, Sophie Margarethe Chriſtiane, verheyrathete Schiebeler, die den 20. Januar 1780 im 34ſten Jahre Ihres Lebens ſtarb.

Meine Tochter haben ſie mir zum Grabe getragen:
Gott! der Verweſung Sie hingetragen! –

---

*) Ein würdiger ſiebzigjähriger Greis, und dies ſein Gedicht um ſo rührender.

Nimm, o Verweſung, mich auch! – Kommt, leitet, die ihr Sie hintrugt,
Leitet den bebenden Vater,
Gehen will ich zum Grabe der Todten, dort weinen, und ſterben.
Scharrt mich dann neben Sie ein! –
O ich ſteh da, zum Fallen reif; denn ich habe der Freuden
Viel genoſſen, dich, Vatersnamen,
Aus dem Munde vieler blühenden Enkel gehöret;
Und mir vorüber rauſchet der Sturm,
Läßt mich ſtehen, und reißt mir aus dem Kreiſe der Kinder
Eins danieder! o Gott! warum denn nicht mich?
Warum ließeſt du noch den Jammer, Gott! mich erleben?
Warum dies Vaterauge, das oft ſchon
Thränen des Danks und der Freude, daß du mir ſie gabſt, vor dich hingoß,
Noch den Tod eines Kindes weinen? –
Zürne nicht, Vater! Gott! Ich murre nicht. Dürften die Menſchen
Nicht ihr Leiden klagen; wie trügen ſie's dann! –
Sohn, den ich liebe, dem ich mit meiner Todten mein Herz gab,
Komm in Deines weinenden Vaters Arme!
O möchte Troſt für Dich drinn ſeyn! Deine dauernden Thränen,
Dieſer Dein ſtummer Harm iſt Labſal für mich!
Sieh, und bald, bald legen wir auch uns nieder zu ſchlafen,
Ich mich früher, Du ſpäter;
Ich mich hier neben Sie, Du fern vielleicht an der Elbe.
Doch was thut das? – In der Unſterblichkeit Glanz
Schweben wir dann auf, ich und Du, Sohn, und ſehen Sie wieder
Unſre Todte! Sie wieder auf ewig! –
Kannſt Du das faſſen, unglücklicher Sohn: Sie wieder auf ewig? –
All meine Kinder kommen dann nach,
All' in die Wohnung des Friedens, wo keine Trennung iſt; alle!
Auch die frühe mir ſtarben, führ ich dann zu Gott hin: Sieh,

Sieh, o Vater! hier ſind ſie alle, die du mir gegeben,
Keins iſt verloren. –
Sohn, wie iſt Dir's? vom Auge rinnen Dir ſtärker die Thränen!
Mir, Geliebter, mir iſt's – o Gott! ich kann nicht –

3.

An Chloen,

als ſie ſiebzehn Sommer zählte, von einem Freund an der Saale, durch Schwaben.

Beſcheidne Lilien blühen,
Und junge Roſen glühen,
So ſchön im Frühling nicht
Als Chloens Angeſicht.

Klodius.

Fleuch hin, mein Genius, fleuch in die Laube,
In die mir Mirthen und Amaranthus durchflochtne Laube,
Meiner erzürnten Freundin.
In deren Lineamente,
Cithere ſchmeichelnde Liebe
Und harmonſche Reize maleriſch goß;
(Die gute Göttin!)
Und du, ſanftſäuſelnder Weſt,
Begleite meinen Genius hin zu ihr.
Wenn ſie dann noch ſchlummert,
Wenn aus der ſteigenden Bruſt, ſie Entzücken athmet,
O ſo ſtöret ſie nicht.
Du Genius, und du, ſchalkhafter Zephir
Hört Ihrs? Störet Sie nicht.

Aber wenn ſie erwacht iſt,
Wenn ihr Auge ſeufzend gen Himmel blickt,
Und ſie den Göttern danket, daß ſie lebt,
Daß ihrer wonnetrunknen Tage nun
Sechstauſend entflohen ſind.
Wenn eine Freudenthräne ihr,
Die Wang' herunterrieſelt,
Und ihre zärtliche Bruſt
Von dankbarer Empfindung bebt,
So dränget euch in Ihre Laube.
Streut auf den Boden Krokus und Jaſmin,
Und küſſet meiner Chloe von dem Aug
Die warmen Zähren ihrer Zärtlichkeit;
Sagt ihr, daß ich in dem Orangenhain,
An dem Altare, Weirauch für ſie ſtreuete,
Und meine Hände mit Entzücken faltete,
Und ſehnſuchtsvoll gen Himmel ſchauete.
Zu glücklich, wenn ſie lächelnd,
Und mit ſanftwallender Bruſt,
Euch dankte, und ihr, ihr kämt,
Zu mir zurück und ſprächt,
Amint, Amint, ſie zürnet nicht.

4.

Auf * * *

Wen, unter Hunderten, der beſte
Der Männer, ſich zur Gattin ausgewählt,
Und ſich durch Sie, ſo wie am Hochzeitfeſte
Zur Zahl der Glücklichen noch heute zählt;

In deren treuen Arm der weiſe
Gemahl, des Amts Beſchwerden ſich verſüßt,

Und ſie voll Wonne und voll Dank im Kreiſe
Durch ihre Müh frühedler Kinder grüßt;

Und die am Führband ſchon der Muſen
Und Charitinnen jüngre Schweſter ſchien,
Der die Natur im himmelvollen Buſen,
Den Wiederton des Harfenlied's verlieh.

Bedarf die meines Lieds, das ferne
Vom ſtolzen Pomp der Welt die Guten ſingt,
Das nur durchs Thal - nicht hin bis an die Sterne,
Mit ſeinen unerkauften Tönen dringt?

Ja, weiter noch, als meine Lieder
Je tönten, trug auf goldnen Flügeln ſie
[illegible]r Ruhm, und ferner tönt ihr Nahme wieder,
Als meiner Harfe ſchwache Melodie.

Des Herzens Pochen und dem Wallen
Des heiſſen Bluts, bei ihres Nahmens Schall,
Gehorſam, ſing ich meiner Freunde Hallen,
Ein Lied, und meines Thales Wiederhall:

Beſcheidenheit und Witz und Güte,
Lacht aus dem Seelenaug', Rechtſchaffenheit
Von ihrer Stirn, ſittſame Roſenblüthe,
Von ihrer Wang, von Lippen Freundlichkeit.

Traf ich ſie ganz? traf ich? geſtehe –
Du kennſt ſie – Wirf, Freund, mein mattes Bild
Ins Feuer – ach in deinen Blicken ſehe
Ich Ruhe, die den ſchwachen Pinſel ſchilt.

S.

* * *

II.

Dramatiſche Aufſätze.

Ich bin der Vater zum Kinde!

Ein Luſtſpiel mit Geſang in zwey Aufzügen

von

Herrn Schmieder.

(Nach dem Diderotſchen Plan im Reichardſchen Theaterkalender von 1777.)

Perſonen.

Juſtizrath Sterne.
Kammerjunker.
Major von Hauer.
Der Präſident.
Rentmeiſter Wurzel.
Hofcommiſſair Junghanns.
Fritzchen, ein Kind von ungefähr fünf Jahren.
Peter, Bedienter des Kammerjunkers.
Bedienter des Präſidenten.
Bedienten vom Juſtizrath.
Madam Waller.
Accisräthin Junghanns.
Fräulein von Denner.
Amalia Sterne.

Erſter

Erſter Aufzug.

Scene I.

Juſtizrath. (lieſt in einem Buche, ſieht auf die Uhr, — lieſt wieder, legt endlich das Buch weg.)

Nun verdenke man mirs mehr, daß ich ſo wenig auf Gaſtereyen halte. Schon Ein Uhr — Ja, Frauenzimmer — Frauenzimmer, wo die nur mit intereßirt ſind! — Daß auch die ganze Cleriſey gebeten werden mußte! Die Einzige nur — und die andern alle — — Ja, ja, die Einzige nur — die Einzige! Wie mir bey dem bloßen Gedanken an ſie alles zu eng wird — überall eine unausfüllbare Leere! — War mirs doch ſonſt nie ſo; nur ſeit ich ſie ſahe, wie ſie ſo neben mir kniete in der Kirche, — glühend von heiliger unverſtellter Andacht; ihre ſanfte duldende Mine — ganz eine Madonna; (und mir — mir war's unmöglich, zu beten.) Ha! und geſtern im Audienzſaal, wie ſie ſich gleich auszeichnete, vor der harrenden Menge alle — da ſtand hülfloß und verlaſſen — Gott! wie ging mir das durchs Herz! Zwar hat mich immer jedes Leidenden Anblick erſchüttert, aber ſo noch nie; und Mitleid iſt, glaub ich, immer die Vorgängerin der Liebe. (Sieht wieder auf die Uhr) Auch der Kammerjunker kömmt noch nicht — der iſt doch immer nicht der lezte zu einem Schmauße. (Er ſchellt.)

Bedienter. (Kommt.)

Juſtizr. Hat Madam Waller nichts ſagen laſſen?

Bedienter. Nichts, Herr Juſtizrath!

Juſtizr. Wo iſt meine Schweſter? ich will ſie ſprechen.

Bedienter. Sie iſt noch nicht völlig angezogen.

Juſtizr. (auffahrend) Nun ja — (gelaſſener) Nun, wenn ſie fertig iſt — ſag ers ihr! ich laſſe ſie darum bitten. (Bedienter ab)

Juſtizr. Bald hätte ich mich wieder vergeſſen; und in Gegenwart eines Bedienten! Ah! das Aufbrauſende — gleich kochts, gleich wallts bis zum Ueberſtrömen. Geſtern auch in der Antichambre — über die Hofgeiſterchen, und all die Kreaturen mit den wichtigen Minen, mit den Amtsgeſichtern; ja, wär ich Fürſt! Doch — da wüßte ich das alles auch nicht.

Scene II.

Kammerjunker. Juſtizrath.

Juſtizrath.

Nun ziemlich ſpät! Herr Kammerjunker!

Kammerj. Spät? ha! ha! ha! Zeitig, zeitig, wollen Sie ſagen; aber es iſt nicht meine Schuld, daß ich ſo auf den Punkt —

Juſtizr. Sie ſind doch ein wunderlicher Heiliger.

Kammerj. Einmal iſt nicht allemal

Juſtizr. Es iſt ja ſchon über Ein Uhr.

Kammerj. Ja? und ich warte immer mit Schmerzen auf den Schlag. Nun deſto beſſer! deſto beſſer! Dank! Dank! Tante Line! hätte die nicht ſo getrieben, ich ſäß noch zu Hauſe in meinem Armſtule. Mir ſchmeckte heute mein Pfeifchen ſo gut. Hören Sie! Juſtizrath!

(Juſtizrath geht unruhig herum)

Hören Sie! ganz neuen Knaſter hab ich jezt — beſſer kann ihn der Sultan nicht rauchen. Da hab ich mir ein Paar

Pferd

Pfeifen mitgebracht — denn, nehmen Sie mirs nicht übel, Ihr Taback iſt nicht immer der beſte.

Juſtizr. Da haben Sie ſehr wohl gethan, ſich damit zu verſorgen, denn ich bin kein Raucher, das wiſſen Sie. Aber Sie wollen doch nicht vor Tiſche —?

Kammerj. Ja, wenn ich wüßte, daß wir noch nicht ſobald äſſen —

Juſtizr. Nun, deswegen könnten Sie es wohl. Denn ehe die Frau Accisräthin mit ihrer ganzen werthen Familie erſcheinen wird — und freylich, ehe die Palatine, die Poſtillions d'Amour, die Reſpectnöſen, und, was weiß ich alles! zierlich geordnet, jedes Bändchen, jedes Schleifchen nach dem Zirkel geknüpft iſt, vergeht die Zeit allerdings. Meinetwegen hätten ſie das alles nicht nöthig. Ich ſehe aufs Ganze, auf den Anſtand, das übrige alles kümmert mich nicht.

Kammerj. Da kömmt der Hofcommiſſair wohl auch mit?

Juſtizr. Natürlich. Auch werden Sie noch ein ander Original kennen lernen, den Renntmeiſter Wurzel. Ein wahrer Pendant, und noch darzu halb taub.

Kammerj. Das iſt ja ein ordentliches Gaſtmal nach dem Evangelium. Der — taub, der andere krum und lahm geſchoſſen, der — —

Juſtizr. Alles nicht meine Schuld. Mein Geburtstag iſt der einzige Tag, wo ich die Wahl der Gäſte meiner Schweſter überlaſſen muß, da kommen denn noch ſolche alte Familienſtücke dran. Ueberdiß iſt der Renntmeiſter ganz der Pendant zu meiner Schweſter.

Kammerj. Nun, hören Sie, Juſtizrath! ich will mich mit der ganzen Welt vertragen können, aber den Narren,

ren, den Hofcommiſſair, kann ich nicht leiden. Sein infames Rumgeſaſele, Händegeküſſe —

Juſtizr. Ja, das iſt denn nun einmal eine übel verſtandene Galanterie von uns Mannsperſonen, und das wolt ich ihm vergeben. Aber ſein zudringliches Weſen, der ſüſſe Ton, den er affektirt, das macht ihn unausſtehlich. Und wenn er vollends anfängt, ſich mit dem Putz ſeiner Frau Mama —

Kammerj. Die Närrin!

Juſtizr. Oder anderer zu beſchäftigen — da möchte ich ihn manchmal gern zum Zimmer hinausjagen; darzu geräth ihm immer das meiſte ſehr links.

Kammerj. Ja ich glaube, ich wollte es manchmal beſſer machen. Aber meinetwegen möchte ein Frauenzimmer Kopfputz, und Locken und alles verlieren, ich rühre mich hol mich der Teufel nicht von meinem Stule.

Juſtizr. Wenigſtens muß man doch manchmal ſo thun. Aber dieſer Grundſatz, und Ihre Charge am Hofe!

Kammerj. Nun, da leidet er freilich Ausnamen. Soll ſie aber auch nicht lange mehr leiden. Der Kammerjunker wird eheſtens wieder Landjunker werden, wird ſich da auf ſein Guth ſetzen, ſich alsdenn aufwarten laſſen — (Juſtizrath verräth die äuſſerſte Ungeduld und Unruhe, geht bald ans Fenſter, bald an die Thüre) und ſo in bona pace — Aber was Teufel! haben Sie denn vor! — Ha! ha! es hungert Sie gewiß auch?

Juſtizr. Ach hungern! Noch ſeh und höre ich niemanden; ſchon zwanzig Minuten, und noch kömmt ſie nicht —

Kammerj. Wer denn?

Juſtizr. Wenn ſie mich vergeblich warten ließ! —

Kammerj. Aber wer denn? wer?

Juſtizr. Hören Sie, Kammerjunker! Wenn alles nach meinem Wunſch geht, werden Sie heute eine Perſon bey mir kennen lernen, für die Sie ſich auch mitintereßiren müſſen, und — haben Sie ſie nur geſehn — auch werden. Es iſt Madam Waller — eine Officierswittwe. Jung, ſchön — alle, alle Reize in ihr allein vereinigt, nun Sie werden ſie ſehen.

Kammerj. Sie kommen ja ganz in Begeiſterung! Hab Sie noch nie ſo reden hören.

Juſtizr. Ich hab auch noch für kein Frauenzimmer das gefühlt, was ich gleich den erſten Augenblick für ſie empfand. Ah! daß ſie unglücklich ſeyn muß! Juſt ſie! — Doch hätte ich ſie ſonſt wohl kennen gelernt, das für ſie thun können, was ich bereits vermocht habe? Iſt doch immer des einen Glück auf das Unglück des andern gebaut! — Sie ſucht eine Penſion, ich war geſtern ſo glücklich, ihr den Zutritt zum Fürſten zu verſchaffen, er hat ihr eine bewilligt, aber ohne Rückſicht auf ihr Kind; dies wünſchte ich noch durchſetzen zu können. Ich weiß, lieber Kammerjunker, Sie ſind mit dem Präſidenten, auf den das meiſte ankömmt, gut bekannt; wollten Sie mir wohl den Gefallen thun, und es bey ihm ſoweit zu bringen ſuchen — —

Kammerj. Von Herzen gern. Ha! die Geſellſchaft!

Juſtizr. Wenn ſie es wäre!

(geht nach der Thüre, ſie zu empfangen.)

Scene III.

Accisräthin Junghanns. Fräulein von Denner. Hofcommiſſair Junghanns. Amalia. Die Vorigen.

Accisräthin. (zum Juſtizrath)

Sie haben ſo befohlen.

Juſtizr. Eine beſondre Ehre.

Hofcommiſſ. Unterthäniger Diener! (umarmt den Juſtizrath)

Juſtizr. Wollen Sie die Gütigkeit haben, und ſichs hier gefallen laſſen, bis die übrige Geſellſchaft kömmt? (zum Bedienten) Stüle!

Accisräth. Nun, ehe wir uns ſetzen, Herr Juſtizrath, ſo erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Gratulation abſtatte zu Ihrem Geburtstage.

Hofcommiſſ.
Kammerj. } (zugleich) Ihr Geburtstag?
Fräul. Denner.

Kammerj. Ich gratulire, Juſtizrath!

Fräul. Denner. Herr Juſtizrath! (Juſtizrath küßt ihr die Hand)

Hofcommiſſ. Ich habe gleichfalls die Ehre —

Amalia. Auch ich, lieber Bruder, wünſche Dir alles erſprießliche Wohlergehn, daß Du nicht nur dieſen, ſondern auch —

Juſtizr. O! ich bitte. — Ich danke unterthänigſt. Nehmen Sie doch Platz! ich bitte recht ſehr.

Accisräth. Es iſt auch wahr, wie betäuben ja den Herrn Juſtizrath ordentlich. Laßt mich allein reden! Kinder! Alſo —

Juſtizr. Ich danke unterthänig, Frau Acciſräthin. Ich bin ſo ſehr von Ihrer Gütigkeit überzeugt, daß ich mir den Inhalt Ihrer theuren Wünſche leicht denken kann.

Accizräth. Aber erlauben — erlauben Sie immer —

Juſtizr. (zum Kammerjunker, welcher heimlich lacht) O! zum Teufel! —

Kammerj. Wir wollens laſſen, bis über Tiſche, da trink ich auch eins auf Ihre Geſundheit.

Juſtizr. Ich kenne Ihr gutes Herz in dem Falle.

Hofcommiſſ. Aber Sie loſe Mama! warum haben Sie mir denn nicht eher etwas davon geſagt? Ich hätte können ein Gedichtchen machen.

Fräul. Denner. O! das iſt Schade. Ich habe ſo noch nichts von Ihrer Muſe geleſen.

Acciſräth. Je, Närrchen! ich habe ja ſelbſt erſt den Augenblick von Mademoiſelle Sterne erfahren, da wir einander embraſſirten.

Juſtizr. (unruhig) Noch nicht? — Wenn ſie mich verachten könnte!

Acciſräth. (zu Amalien) Je, wo haben Sie denn den niedlichen Taffet gekauft? der iſt ja ganz allerliebſt.

Hofcommiſſ. Ein engliſches Habit!

Acciſräth. So guſtös! Da ſehn Sie einmal! Fräulein! Ah! verzeihen Sie, Herr Juſtizrath, daß ich Ihnen mein Pflegtöchterchen noch nicht vorgeſtellt habe. Fräulein von Denner; — iſt eine Waiſe — lieber Gott! Vater und Mutter in einem Jahre verloren. Es war eine Couſine von mir, ihre Mutter, ja der mußte es nun ſo glücken, ihr ſeliger Mann ſteht bey ihren Eltern im Quartiere, und vergafft ſich da in das Mädchen — er war

Obriſtlieutenant, ja, wie ſich das manchmal ſo artig treffen muß — bey meinem ſeel. Accisrath auch — —

Juſtizr. (fällt ihr in die Rede) Ich danke Ihnen, Frau Accisräthin, daß Sie mir das Vergnügen gemacht haben, ſo eine vortrefliche Anverwandte von Ihnen kennen zu lernen.

Accisräth. Nein, der Habit — und ſo ſchärmant garnirt.

Hofcommiſſ. A propos! Haben Sie den Friſeur noch, den ich Ihnen recommandirt habe?

Amal. Ich werde doch.

Accisräth. Er friſirt ganz admirabel, ich werde ihn auch annehmen.

Fräul. Denner. Daß ich Ihr Kleid nicht einige Tage eher geſehen habe, ich hätte mir meines auch ſo friſiren laſſen — es iſt ſo eine gewiſſe Simplicität drinn, und fällt doch ins Auge.

Accisräth. Ihr ſeyd alle ſo in eurem Staate, Kinder!

Juſtizr. Auſſer ich, Sie werden verzeihen, Mesdames.

Accisräth. Ach! ſchöne Leute ziert alles —

Juſtizr. Ah! (verbeugt ſich)

Accisräth. Aber ich — ſchämen ſollte ich mich, daß ich ſo ein Alltagskleid anhabe.

Amal. Ich wüßte nicht, wie Ihr Anzug beſſer ſeyn könnte. — Ueber die vortreflichen Federn, Fräulein Denner! So ſchön hab ich ſie faſt noch nie geſehen.

Fräul. Denner. O! ich bitte — — ſie ſind ganz mittelmäßig.

Acciſräth. Ja die Federn, die Federn — ich trüg gern auch welche, aber jede Pfefferhändlers Frau trägt ja itzt Federn und Palatinen.

Hofcommiſſ. Es iſt aber doch eine Mode, die ganz meinen Beyfall hat.

Amal. Man weiß wahrhaftig nicht mehr, wie man ſich vor dem Pöbel diſtinguiren ſoll.

Juſtizr. Als wenn eine Bürgersfrau nicht eben ſowohl eine überſpannte Phantaſie haben, es eben ſowohl für eine Schönheit halten könnte, den Schlittenpferden zu gleichen.

Hofcommiſſ. Wie? den Schlittenpferden? Ey! ey! Herr Juſtizrath — nun hören Sie nur, Frau Tante! die allerliebſte Vergleichung.

Amal. Nichts ſeltenes bey meinem Herrn Bruder.

Fräul. Denner. Wie wollen Sie das verantworten? Herr Juſtizrath.

Juſtizr. Aber ich rede ja nur von den Pfefferhändlers Weibern.

Fräul. Denner. Ja? nur von dieſen? Ich bitte um Vergebung.

Acciſräth. Nun, da haben Sie Recht, vollkommen Recht.

Amal. Das war Dein Glück.

Juſtizr. Ja? war es? (Nach einer kleinen Stille wird er den Kammerjunker gewahr, welcher eingeſchlafen iſt) Am allerbeſten! ha! ha! ha! (zur Geſellſchaft) Hätte ich doch nicht vermuthet, daß heute noch ſolch ſchön Wetter werden würde. (geht ans Fenſter)

Amal. Ja, der Morgen war ziemlich trübe.

Acciſräth. Da iſt doch auch kein Wölkchen am Himmel.

Hofcommiſſ. Ja, ein ganz herrlicher Tag.

Amal. Sieh nur, lieber Bruder, Du haſt ſchon wieder keine Manſchetten vorne. (Juſtizrath giebt nicht auf ſie Acht)

Accisräth. Nein, darauf ſieht mein Sohn ſehr, er tritt auch allemal dabey, wenn ſie geplattet werden. Jn dem Stück iſt er ſehr pointilieux, das muß ich ihm zum Ruhme ſagen.

Hofcommiſſ. Allzugütige Mama (küßt ihr die Hand) ah! erlauben Sie! (ſteckt ihr eine Nadel)

Amal. Nein, es iſt wahr, wer es nicht weiß, muß denken, Du haſt gar keine —

Juſtizr. (ernſthaft) Nun, und dann?

Scene IV.

Major Hauer. Renntmeiſter Wurzel.
Die Vorigen.

Major. (im Eintreten)

Nu, ohne Complimente, Herr! Jch bin den Zierereyen fürn Teufel gram. (zur Geſellſchaft) Diener! (alle ſtehn auf) O! worzu das? Setzen Sie Sich! Setzen Sie Sich! Jch ſitze auch ſchon. (zwiſchen Juſtizrath und Kammerjunker)

Juſtizr. (zum Renntmeiſter) Kommen Sie erſt aus der Expedition?

Renntm. Wie befehlen Sie?

Major. (ſehr laut) Ob Sie erſt aus der Expedition kommen?

Renntm. O! Sie ſchreyn ja, als wenn ich ganz taub wäre. (auch ſehr laut) Nein, ich bin erſt einen Augenblick zu Hauſe geweſen.

Major. Nu, bin ich der lezte? — Ja, da iſt der Teufel immer los — iſt nichts als Plackerey bey unſerm Handwerk.

Kammerj. (iſt erwacht) Wird denn noch nicht bald gegeſſen?

Juſtizr. Ha! Kammerjunker! ausgeſchlafen?

Kammerj. Ja, ich glaube, bey meiner Seele, ich habe gar geſchlafen.

Major. Der geſtrige Rauſch ſteckt ihm noch im Kopfe. Ha! ha! ha! Ihr ſeyd ganze Helden. Aber hol mich der Teufel! ich war bald auch fertig. Der bliz Obriſte hätte uns bald alle untern Tiſch geſoffen.

Accisräth. (hat indeſſen in dem Buche, in welchem der Juſtizr. geleſen hat, geblättert, legts wieder hin) Immer Lateiniſch!

Juſtizr. Um Vergebung, Madam, es iſt Engliſch.

Accisräth. (nimmt das Buch wieder) Ja wahrhaftig — ſe, daß ichs zuvor für Engliſch anſehn konnte! Ha! der Zachariä.

Juſtizr. Ich wüßte keinen Engländer, der ſo hieß.

Accisräth. Er hat vom Paradies geſchrieben, ja, ja, er iſt es, ich las es ja auf dem Titel.

Juſtizr. Der Ueberſetzer, Madam!

Fräul. Denner. Ja, Frau Accisräthin! Aber der Verfaſſer iſt ein Engländer, Milton.

Accisräth. So, ſo; nun von Engliſch las ich diesmals etwas. A propos! Mademoiſelle Sterne! wie gefallen Ihnen unſre Coeffuren? Es iſt eine Erfindung von meinem Herrn Sohne.

Juſtizr. Die Ihnen viel Ehre macht, Herr Hofcommiſſair!

Hofcommiſſ. (beſſert etwas an der Fräulein Denner Kopfzeug) Um Vergebung!

Major. Was Teufel! Herr! ſind Sie denn gar ein Friſeur? (unterhält ſich mit dem Kammerjunker)

Hofcommiſſ. Ja, ſehen Sie, man muß mit allen umzugehn wiſſen. Da ich noch auf der Univerſität war, ſehen Sie, da wär des Vormittags meine einzige Beſchäftigung, den Damen an der Toilette aufzuwarten.

Juſtizr. Eine ſehr edle Beſchäftigung!

Renntm. (zu Amalien, mit welcher er ſich bisher unterhalten hat) Ja, Sie würden erſtaunen, wenn Sie die Menge Leute ſehen ſollten, die in die Comödie gehen. Es geht mir allemal durch die Seele, wenn ichs ſo mit anſehe, ich will aber auch gewiß ausziehn, mein Logis iſt mir überdem zu klein, zumal — —

Amal. Ja, die Comödien, — die Comödien!

Fräul. Denner. Um Vergebung! Mademoiſelle! da ſind wir wohl nicht einerley Meynung.

Juſtizr. Sind Sie eine Liebhaberin von Comödien?

Fräul. Denner. O! bis zur Leidenſchaft!

Amal. Auch Sie? — ich denke, mein Bruder iſt nur allein ſo ein Comödiengeiſt. Kaum iſt er mit ſeiner Arbeit fertig, gleich ſitzt er da über einem Comödienbuche; wenn ich ſie nur alle verbrennen könnte!

Juſtizr. Darzu möchte ich denn lieber Deine Bibliothek vorſchlagen, die Seelenſchätze, — die Bußtrompeten —

Amal. Nun vollends gar. Haben Sie es gehört? Herr Rentmeiſter!

Renntm. Ja, von Trompeten?

Amal. Bewahre! unſere alten geiſtlichen Bücher meint er.

Renntm. Ach das iſt eben der Verderb unſrer jungen Leute, daß man dieſe Bücher ſo wenig mehr achtet; da iſt Kern und Saft darinnen. Wenn ich an meine Jugend denke, da hätte ich niemanden rathen wollen, ein ſolch Comödienbuch in die Hände zu nehmen, er hätte den Produkt gekriegt. Da wurden aber auch mehr groſſe Männer gezogen.

Juſtizr. Ich will nicht unterſuchen, ob die gröſſer ſind, welche neben ihren Brodſtudium auch in den ſchönen Wiſſenſchaften nicht fremd ſind, oder — —

Renntm. Je die Fremden, meinetwegen mögen die ſtudiren was ſie wollen; ich rede von unſers Lanskindern. Werden die von allen den Narrenspoſſen unſerm König Steuern und Gaben geben können?

Juſtizr. Und geſetzt, es wäre nur des Vergnügens wegen —

Renntm. Ein treflich Vergnügen! Da mußte ich, es iſt nun ſchon etliche dreyßig Jahre, einmal mit hineingehn, ich weiß nicht, wurde das Reich der Todten geſpielt — —

Fräul. Denner. O pfui! Herr Renntmeiſter! Sie müſſen unſre itzigen Comödien nicht nach jenen beurtheilen.

Juſtizr. Das iſt eben die Urſache des Vorurtheils wider die Comödien, weil ſolche Leute glauben, unſre Bühne iſt noch die, welche ſie in ihren jüngern Jahren beſuchten.

Fräul. Denner. Sollten Sie nur einmal eines unſrer guten neuen Stücke ſehen, eine Emilia Galotti, den Graf von Olsbach ꝛc.

Major. Ha! da bin ich auch drinnen geweſen, kam ein alter abgedankter Capitain vor, hieß Sternfels, glaub ich. Gleich auffreſſen hätt ich den Kerl mögen, immer noch hitzig vor der Stirne, ſo alt und krumgehauen er auch war. Sie waren ja auch mit drinnen, Kammerjunker.

Kammerj. Ich glaube ja. Aber, Juſtizrath! nun wirds bald Zeit, daß wir eſſen.

Juſtizr. (heimlich) Aber, ſie iſt ja noch nicht da.

Kammerj. Ach, wir wollen uns unſer Eſſen ohne ſie recht wohl ſchmecken laſſen.

Juſtizr. Wie Sie reden! Die Unglücklichen ſind mißtrauiſch, glauben gleich, man verachte ſie, und Verachtung iſt das ſchmerzhafteſte für eine gefühlvolle Seele. (zur Geſellſchaft) Ich bitte recht ſehr um Vergebung; aber ich weiß gar nicht, wo der Hofrath ſo lange bleibt, ich hoffe, er wird noch einen Gaſt mitbringen; Du wirſt doch nicht böſe werden? liebe Schweſter!

Amal. Darüber vielleicht, daß Du mir es nicht eher geſagt haſt.

Juſtizr. (ruft) He! Willhelm! (zum Bedienten) Sieht er noch niemanden kommen? Lauf er doch einmal die Gaſſe vor! (Bed. ab)

Juſtizr. A propos! Herr Hofcommiſſair! Man ſpricht ſehr viel von der Comödie, die Sie vorige Woche geſpielt haben, Minna von Barnhelm, wo ich mich nicht irre. Ich bedaure, daß ich eben unglücklicherweiſe abgehalten wurde.

Hofcommiſſ. Was Sie Urſache haben zu bedauren, iſt, daß Sie Fräulein Denner nicht haben die Minna ſpielen ſehn.

Fräul. Denner. Wie Sie das ſagen können, Herr Hofcommiſſair!

Acciſeräth. Nein, nein, das iſt wahr, Sie machten Ihre Sachen ganz vortreflich.

Hofcommiſſ. So habe ich ſie noch niemals ſpielen ſehn.

Fräul. Denner. Ihr Lob iſt zu ſchmeichelhaft, als daß ich es für Ernſt aufnehmen könnte, aber der Herr Hofcommiſſair —

Juſtizr. Vermuthlich den Feldjäger — —

Hofcommiſſ. O! ich bitte um Vergebung! Den Tellheim.

Juſtizr. Ah! verzeihn Sie! Nun da haben Sie ſehr viel Scenen miteinander gehabt. Wollten Sie wohl die Gütigkeit haben, und einige unterdeſſen ſpielen.

Amal. Nun vollends gar in unſerm Hauſe! Bruder! was denkſt du aber?

Juſtizr. (verdrüßlich) Wohl wahr, etwas ganz Entſetzliches! Wollten Sie mich wohl vergebens bitten laſſen, gnädigs Fräulein?

Fräul. Denner. Sie werden mich entſchuldigen, Herr Juſtizrath.

Juſtizr. Nur ein Paar Scenen! ich will Ihnen ſoufliren.

Amal. So! gnädigs Fräulein! thun Sie es nicht —

Juſtizr. (mit Verdruß) Malchen! Helfen Sie mir doch bitten, Herr Hofcommiſſair!

Fräul. Denner. Nein, ich wage zu viel — vor ſo einem Meiſter in der Kunſt —

Renntm. Was ſoll der Aufſtand? Was ſoll denn werden?

Amal. Ach! denken Sie nur! Sie wollen Comödie ſpielen.

Renntm. Hier?

Amal. Ja freylich. Nun ich bleibe nicht da. Ich will ſogleich beſorgen, daß das Eſſen aufgetragen wird.

Accisräth. Werd ich auch meine Schüſſel finden, die ich mir beſtellt habe?

Kammerj. Und ich meine? Sie wiſſen ſchon.

Amal. Können Sie zweifeln? Nun ich werde Sie bald rufen laſſen. (ab)

Hofcommiſſ. Nun iſt, ſehen Sie, das Feld leer.

Fräul. Denner. Es iſt Schade, daß unſer Paul Werner nicht mit hier iſt.

Major. Paul Werner! Der Wachtmeiſter! Der Donner! das war ein braver Kerl; ich gab meiſtens nur Acht, wenn der rauskam; hätt gleich mit ihm nach Perſien ziehn mögen!

Juſtizr. Sie haben ja auch eine Operette aufgeführt, nicht?

Hofcommiſſ. Ja, den Jahrmarkt.

Juſtizr. Man hat mir die Vorſtellung ſehr gelobt.

Accisräth. Wie man es von einem Geſellſchaftstheater vermuthen konnte. Auch hier zeigten ſich Fräul. Denner, und mein Sohn ganz vorzüglich. Sie übertrafen ſich ordentlich ſelbſt.

Juſtizr. O! dürfte ich Sie da lieber um eine Arie bitten? gnädiges Fräulein!

Fräul. Denner. Herr Juſtizrath!

Acciſräth. Nun, machen Sie uns das Vergnügen! Sie haben ſich ja damals nicht geſcheut, vor ſo einer Menge Zuſchauern. Mein Sohn wird Ihnen auf dem Flügel accompagniren.

Juſtizr. (geht ans Clavecin) Hier iſt gleich meine Favoritarie aus dem Jahrmarkt. Wenn es Ihnen gefällig wäre.

Fräul. Denner. (ſingt, Hofcommiſſair ſpielt den Flügel)

Bedienter. (zum Juſtizrath heimlich etwas; ſeine Unruhe vermehrt ſich, ſagt endlich nach einiger Zeit dem Bedienten wieder etwas heimlich, Bed. ab.)

Juſtizr. (zum Kammerjunker) Sogar meine Lieblingsgedichte widerſtehn mir heute.

Kammerj. Ach! ich wollte, daß wir äſſen.

Juſtizr. Aber, Sie wiſſen ja — (zu Fr. Denner, welche aufgehört hat) O! ganz vortreflich! (küßt ihr die Hand) ſo herrlich, daß ich wünſchte, das Duet ꝛc. von Ihnen zu hören. Sehen Sie, Fräulein, ich bin ein ſehr ungeſtümer Supplikant.

Major. Hol mich der Teufel! Fräulein! Sie haben geſungen, wie — wie eine Lerche. Könnte Ihnen noch den ganzen Tag zuhören.

Fräul. Denner. (lächelnd) O! Herr Major!

Kammerj. Allerliebſt! allerliebſt! (bey Seite) Nur daß ich auch etwas darzu ſage.

Hofcommiſſ. Ganz, ganz göttlich! Sie brachten mich manchmal ſo auſſer mich, daß ich nicht wuſte, was ich accompagnirte. Hier iſt das Duet —

Bedient. (ſtürzt herein, in der größten Angſt) Herr Juſtizrath! Herr Juſtizrath! Geſchwind! Den Augenblick!

Juſtizr. (eilt mit ihm fort)

(Alles in Schrecken. Major und Kammerjunker weniger)

Accisräth. Was muß denn vorgehen.

Fräul. Denner. Die Angſt, in welcher ihn der Bediente rief.

Hofcommiſſ. Und wie der Herr Juſtizrath verlegen war.

Renntm. (für ſich) Iſt kaum des Singens einmal ein Ende worden.

Accisräth. Ach! mir zittern ſchon alle Glieder.

Majór. Warum das? Wird nichts ſo Wichtiges ſeyn. Kommen Sie! Kammerjunker! Wollen indeß Paar Partien Piquet ſpielen. — Nun? ich glaube gar, Sie ſind auch erſchrocken.

Kammerj. Nein; ich kann aber doch nicht einſehen, was — hat daß etwa — ja ja, das iſt möglich.

Major. Nu, ſo ſehen Sie doch, was es giebt.

Fräul. Denner. O! ja, das thun Sie doch!

Accisräth. Sie ſind ja hier am beſten bekannt.

Major. Und wie es um unſer Eſſen ſteht.

Kammerj. Ja, ja, das will ich, das will ich. (ab)

Hofcommiſſ. Es muß etwas außerordentliches vorgehn.

Accisräth. Und juſt heute, da wir hier ſind.

Hofcommiſſ. Geſchieht ſo kaum des Jahrs einmal.

Accisräth. Wars doch, als wenn mirs heute ahndete beym Anziehen. Die linke Seitenlocke verlor ich wohl viermal; und der Palatin wollte mir auch gar nicht paſſen.

Fräul. Denner. Und ich konnte heute im Weſtindier eine Stelle nicht finden, die mir ſonſt ſtets gegenwärtig iſt.

Renntm. Und ich zwey Beläge, die ich geſtern noch in Händen gehabt habe, und weiß ſie bis itzt noch nicht.

Major. Soll ich nicht auch eine Ahndung ſagen? Nun hören Sie — doch eine! Den Morgen war mein Pferd noch nicht geſattelt, kaum ordentlich gefüttert, und ich wollte ausreiten. Da kriegte mein Reitknecht ſo ein ſechzehn Hiebe aufgezählt — das hatte das Anzeigen bedeutet. Ha! ha! ha!

Renntm. Ey! ey! es iſt nicht allemal damit zu ſpaßen.

Major. Nein, nein, es bedeutet auch manchmal brav Defecte, wenn man die Beläge nicht alle hat finden können; nicht wahr?

Kammerj. (kömmt zurück) Es iſt nichts. Die Küche brennt.

Major. Brennt? Der Donner! (eilend ab)

Hofcommiſſ.
Accisräth.
Fräul. Denner. } (zugleich) Die Küche? Brennt?

Renntm. Brennt? brennt? was? wo? (läuft voll Angſt herum.)

Kammerj. Ja, nun adjeu unſer Eſſen!

Accisräth. Was fangen wir denn nun an? Ach Gott! ich vergehe vor Angſt. (ringt die Hände)

Renntm. Wo iſt aber mein Huth?

Fräul. Denner. Ach! wenn es nur nicht die Bibliothek ergreift! Der arme Herr Juſtizrath!

Renntm. Das nur wenigſtens das Archiv gerettet wird! (will fort)

Hofcommiſſ. Wo wollen Sie hin?

Renntm. Das Archiv! das Archiv!

Accisräth. Ums Himmelswillen, bleiben Sie da!

Fräul. Denner. Sie könnten ins größte Unglück gerathen.

Kammerj. Ja, ja, bleiben Sie! bleiben Sie! Ich hoffe, daß wir mit der Angſt loskommen wollen, und daß es die Treppe nicht ergreifen ſoll.

Alle: Die Treppe! die Treppe! — — Gott im Himmel!

Renntm. Wenn ich nur meinen Degen wüßte!

Kammerj. Ha! ha! ha! Sie haben ihn ja anſtecken.

Renntm. Ach ja würklich — ich weiß gar nicht mehr, wo ich bin, und was ich mache.

Acciſräth. Kommt denn kein Menſch uns zu retten? (öfnet die Thüre, ſchlägt ſie aber ſchnell wieder zu) Ach! da muß man erſticken. Welch ein Dampf das iſt!

Kammerj. Ha! ha! ha! das iſt zum Todlachen!

Acciſräth. Und Sie können noch lachen? Sie ewiges Phlegma! Sie!

Hofcommiſſ. Es war mir ſchon längſt, als wenn ich den Geruch von Feuer ſpürte.

Fräul. Denner. Ums Himmelswillen! Herr Hofkommiſſair eilen Sie! daß es ja die Bibliothek nicht ergreift.

Hofcommiſſ. Ja ja, giebt es denn keine verborgene Treppe?

Kammerj. Ja, aber Sie müſſen vor der Küche vorbey.

Hofcommiſſ. Wo es brennt?

Kammerj. Und einen langen hölzern Gang hinter, den das Feuer vermuthlich ſchon ergriffen hat.

Fräul. Denner. Daß wir aber auch nicht gleich fortgegangen ſind! wie der Herr Major.

Renntm. (Gehet immer, ſo wie die übrigen angſtvoll herum) Er hat ſoviel Beläge und Rechnungen von mir! Daß er es auch nicht ſchon längſt expedirt hat! Ich wußte nicht, was ich anfangen ſolte.

Kammerj. Die verdammten hölzernen Treppen! Ich weiß aber ſchon, wie ich mir helfen werde, wenns die äußerſte Noth iſt.

Hofcommiſſ. } Und wie? lieber Herr Kammerjunker.
Acciſräth. }
Fräul. Denner. } O! ſagen Sie! wie? wie?

Kammerj. Die Fenſter ſind ja nicht allzuhoch.

Accisräth. Zum Fenſter hinunter?

Fräul. Denner. Unmöglich!

Hofcommiſſ. Solcher Koth auf der Gaſſe, und —

Kammerj. Sie könnten ſich Ihre weiſſen Strümpfe beſpritzen, nicht wahr? Ja nun freylich ſo genau möcht es nicht abgehen.

Fräul. Denner. Schrecklich! zum Fenſter hinunter!

Kammerj. Alſo lieber verbrennen?

Scene V.

Hofrath. Major. Juſtizrath führt Madam Waller.

Alle. (auſſer dem Kammerjunker.)

Nun? Herr Juſtizrath! Steht die Treppe noch?

Rentm. Vor allen Dingen! Das Archiv, iſt es ſicher?

Juſtizr. Alles gelöſcht! Beruhigen Sie ſich!

Accisräth. Ach! dem Himmel ſey Dank!

Mad. Waller. Ich muß bey Ihnen allen um Vergebung bitten, daß ich Sie ſo lange habe warten laſſen.

Juſtizr. (freudig) Sind Sie doch nun da! (zur Geſellſchaft) Frau Majorin Waller.

Major. (zum Juſtizr.) Warte! Du verteufelter Vogel!

Juſtizr. Vergeben Sie, lieber Major! aber es war nicht mein Wille, daß auch Sie —

Major. Nu, laß nur gut ſeyn! laß nur!

Juſtizr. (zum Hofrath) Leg doch ab! lieber Hofrath!

Accisräth. Ah! Herr Hofrath!

Hofrath. Ich hab Ihnen ſchon mein Compliment gemacht.

Accisräth. Verzeihen Sie! — aber ich war ſo decontenancirt — —

Hofcommiſſ. Um Vergebung, Herr Renntmeiſter! Sie haben meinen Huth ergriffen. Hier iſt Ihrer.

Renntm. Was die Angſt nicht thut!

Major. Hätt' Sie bald zum Petitmaitre gemacht — oder, wie heißt man die Herren?

Hofcommiſſ. Und ich mit dem großen Huthe. Ha! ha! ha!

Accisräth. Da würdeſt Du Dich ſchön ausgenommen haben.

Mad. Waller. (die ſich bisher mit dem Juſtizrath unterhalten hat) Ach! das war ein Volk!

Fräul. Denner. Auf der Gaſſe?

Accisräth. Ja, was geſchieht nicht, wo nicht gleich Pöbel zuläuft?

Mad. Waller. Ja wohl Pöbel, obgleich etwas vornehmer.

Renntm. Es war wohl ſehr gefährlich? (zum Juſtizrath)

Juſtizr. Der Lermen war das meiſte.

Mad. Waller. So ein Lermen kann kaum ſeyn, wenn ein Haus abbrennt — ſoviel Tumult durcheinander! Wie die Kreaturen herumliefen! Die Kammerdieners, die Laufers — und die andern vornehmen und geringern Bedienten. — Und die Figur, die ich da unter den Leuten allein muß gemacht haben! Allerliebſt! Allerliebſt!

Juſtizr. Beruhigen Sie ſich nur itzt. Sie ſollen gewiß nie wieder in die Verlegenheit kommen.

Mad. Waller. So arg war es wahrhaftig in der königlichen Antichambre nicht.

Hofcommiſſ. Iſt da auch Feuer geweſen?

Juſtizr. O! die Madam reden ja nicht vom Feuer. Ja, ich gehe ſelbſt allemal lieber in die königliche Antichambre, als zum Premierminiſter, es gehört auch weit weniger darzu, vor den König zu kommen, als vor dieſen.

Major. Haben Recht, Juſtizrath! Des Miniſters Leute ſind wahre Flegel von Kerls. Thät Noth, man bückte ſich vor jedem Schuhputzer da — bey mir treffen ſie es aber meiner Seele nicht.

Juſtizr. Ja, ja, der geringſte Hofbediente iſt gemeiniglich der aufgeblaſenſte und unausſtehlichſte.

Mad. Waller. Was ich von den Kerls für Demüthigungen habe ausſtehn müſſen! Bald rieth mir einer, mich an den zu addreſſiren, bald an jenen. Einer ſagte, der Miniſter wäre verreiſt, ich möchte mich in einigen Wochen wieder melden. Ein andrer wollte mich bereden: der Miniſter ſey krank, würde heute niemanden vor ſich laſſen. Ueberhaupt, merkte ich, nahm jeder dieſer niedrigen Kreaturen nach dem Verhältniſſe, je näher oder entfernter meine Hand der Börſe war, einen angemeſſenen Ton an.

Major. Den Teufel hätt ich ihnen geben wollen.

Acciſeräth. Was muß ſie denn eigentlich zu ſuchen haben, —

Fräul Denner. Ja, ich wär auch neugierig.

Hofcommiſſ. Ich habe ſie noch nirgends geſehn. (zu Madam Waller) Iſt Ihnen nicht gefällig, Ihre Enveloppe abzunehmen?

Mad. Waller. Ich bitte gehorſamſt. Erlauben Sie mir ſie immer noch.

Juſtizr. Sie kamen alſo nicht vor?

Mad. Waller. Nein.

Hofrath. Haben nicht viel dabey verloren. Denn, wenn Sie ihn endlich auch geſprochen hätten, würde es Ihnen nicht viel geholfen haben. Ohne ſich Ihre Sache ordentlich vortragen zu laſſen, hätte er Ihnen mit der größten Höflichkeit ſeine Vorſprache, ſeine Hülfe verſprochen, und Sie ſo unter den verbindlichſten Komplimenten bis an die Treppe begleitet, oder eigentlich getrieben.

Major. Ja, hol mich der Teufel! wenn ich das merkte, ich blieb ſitzen bis auf den Abend, und noch länger. Gut, gut, daß wir nicht viel miteinander zu thun haben.

Accisräth (zum Juſtizr.) Nun, und das Feuer?

Mad. Waller. Was denn für Feuer?

Fräul. Denner. Sie wiſſen nichts davon?

Juſtizr. Nun, Sie ſollen alles erfahren. (Bedienter ſagt, daß aufgetragen iſt.)

Kammerj. Aufgetragen? Bravo! Bravo! Hab lange auf die fröliche Botſchaft gewartet.

Juſtizr. Wenn es Ihnen alſo gefällig iſt.

Accisräth. Mir iſt aller Hunger vergangen.

Fräul. Denner. Wie wär es möglich, nach ſo einem Schrecken einen Biſſen eſſen zu können.

Juſtizr. Ach! denken Sie nicht mehr dran. Kommen Sie nur! Der Appetit wird auch ſchon kommen.

Major. (zum Renntmeiſter) Sie ſagen ja gar nichts, Herr!

Renntm. Ach ich kann mich noch gar nicht erholen.

Major. Nu kommen Sie nur, kommen Sie. Der Wein wird vielleicht die Zunge löſen, nicht wahr? Kammerjunker!

Kammerj. Wollen es hoffen.

Acciſeräth. Ich glaube gar, ich habe den Magenkrampf davon gekriegt.

Hofcommiſſ. Das Beſte iſt, wir nehmen erſt roth Pulver.

Juſtizr. Stehe auch zu Befehl.

Kammerj. Und ich, rothen Wein. Allons, Herr Major! ich weiß den Speiſeſaal ſchon. (Alle ab.)

Juſtizr. (zu Madam Waller) Nun, meine Theuerſte! —

Mad. Waller. Ich fürchte, ich werde all Ihr Vergnügen ſtören. Eine Kopfhängerin ſollte eigentlich gar zu Hauſe bleiben.

Juſtizr. Was würde ich für Vergnügen haben, wenn ich Sie nicht ſähe?

Mad. Waller. Nun, davor muß ich Sie ſchon beſtrafen. (Giebt ihm ihren Arm. Ab.)

(Der zweyte Aufzug im zweyten Stück.)

III.

Auszüge.

Gibraltar.

(Aus Carter's Reiſen vom Jahr 1772.)

Der Berg von Gibraltar liegt, nach den Ptolomäiſchen, bey neuern Beobachtungen richtigbefundenen Tabellen, auf 36 Grad 7 Minuten Norder Breite.

Seine Lage iſt ſehr merkwürdig, denn er ſtreckt ſich von dem feſten Lande in die See, wie ein ſitula oder Eimer. Dieſe Vorſtellung gab den Griechen Anlas, ihn Calpe zu nennen.

> „Das Gebirge von Calpe und die Säule in der innern See.“

Pomponius Mela beſchreibt ihn ſehr richtig. Und **Strabo** mit gleicher Genauigkeit. „Calpe iſt ein nicht „ſehr großer, aber ſehr hoher und ſteiler Berg, der von „weitem wie eine Inſel anzuſehn iſt.“

Von Mitternacht bis Mittag iſt er auf eine Meile lang, die Breite iſt unregelmäßig von einer halben bis dreyviertel engliſchen Meile, und oft verbirgt er ſein hohes Haupt in den Wolken.

Gibraltar hängt mit dem feſten Land durch eine Erdenge von niedrigem und tiefem Sande zuſammen, die an dieſer Seite von gleicher Breite mit dem Ort iſt, gegen die ſpaniſchen Linien hin aber merklich breiter wird.

Dieſe Erdenge iſt auf eine Meile lang, und macht mit der gegenüber liegenden ſpaniſchen Küſte eine vortrefliche und ſichre Rhede von acht Meilen, wo große Flotten von Kaufartheyſchiffen aus allen Gegenden der mittelländiſchen See liegen, die hier auf den Oſtwind warten müſſen, ohne welchen kein Schiff auf der Straſſe ſeegeln kann.

Der Berg iſt von einer ſo unregelmäßigen Geſtalt, daß man ihn, wenn man nahe dabey iſt, von keiner Seite ganz ſehen kann. Seine Spitze richtet ſich deutlich nach Oſten; von dannen wendet er ſich gegen Norden, bis nach dem Caſteel, und jenſeit **Crouchets** Garten; weiterhin bis zu dem Signalhauſe gegen Nordweſt;

weſt; hier nimmt er eine ſcharfe Wendung, und bleibt bis zu **Europa-Spitze** völlig Süden; Wegen dieſer ſchiefen Lage kann man, wenn man ſich der Stadt von der flachen Seite, wo das Meer oft übertritt, nähert, nichts weiter von dem Felſen ſehen, als das Caſteel, und in der Stadt ſelbſt wird das Geſicht durch **Karl des V.** Mauer, begränzt: wiederum, nachdem man das Süderthor paßirt, und auf dem rothen Sand kömmt, ſo verſchwindet die Stadt und der ganze Berg bis nordlich des Signalhauſes. Der Rücken des Felſen iſt gäh und unerſteiglich; dieſes macht eben die Hauptſtärke des Ortes aus.

Alle Schriftſteller ſtimmen überhaupt darin überein, daß des **Herkules** Säulen in der Straße geſtanden — obgleich niemand ſagen kann, wo? — und daß, nachdem ſie mit der Zeit verfallen, die beyden Gebirge **Calpe** und **Apyla** mit den Namen übriggeblieben ſind. Das ſagen **Pomponius Mela**, **Solinus**, **Dionyſius** u. a. Zu alten Zeiten war es gewöhnlich, nach einer merkwürdigen Unternehmung Säulen und Denkmäler zu errichten, wovon ſich das älteſte Beyſpiel in der Geſchichte des Erzvaters **Jacob** findet, wie denn auch **Alexander** zur Nachahmung des **Herkules** und **Bacchus** Altäre in Indien errichtete.

Es iſt ein augenſcheinlicher Irrthum, wenn einige Schriftſteller behaupten wollen, daß die **Phönicier** eine Stadt auf dem Felſen von **Gibraltar** erbauet haben. Denn **Mela**, **Strabo**, **Ptolomäus** und alle alte Erdbeſchreiber, die dieſen Berg ſo beſtimmt mit dem Namen **Calpe** bezeichnen, würden ihrer gewiß erwähnt haben; auch **Strabo** und **Antonius** Reiſebeſchreibung beſtärke uns darin, welche **Carteja**, **Calpe**, **Carteja** nennen. Vater **Harduin** gehört zu den Verfechtern jener Meynung,

nung, daß hier ehemals eine Stadt geweſen ſey; er legt ein großes Gewicht auf eine apocryphiſche Münze der Königin von Schweden, mit dem Kopf eines Cäſars und auf der Gegenſeite eine Galeere: die Inſchrift C. L. C. A. A. P. ſoll Calp bedeuten. Es iſt eine Münze des Kaiſers Philipp des Jüngern, und kann unter den Münzen dieſes Prinzen in Vaillants Sammlung nachgeſehn werden.

Der Verfaſſer des 1772 herausgekommenen Recueil de medailles de peuples & de villes hat im 9ten Bande auf der letzten Tafel eine Münze geliefert, die in der vorgeblichen Stadt auf Calpe geſchlagen ſeyn ſoll. Der Kopf iſt ein Jupiter mit dem Lorbeer; die Kehrſeite eine ſtehende gewafnete Figur, und die Umſchrift: C. A. L. P. Doch geſteht er aufrichtig ſeine Zweifel, ob man dieſes auf eine Colonie deuten könne, die nach der durchgängigen Behauptung der Gelehrten, nie da geweſen ſeyn ſoll. Er geſteht, daß die Buchſtaben ſehr abgerieben und verlöſcht ſind, ſo daß man ſie mit Gewißheit nicht beſtimmen kann; und erkennet die Unwahrſcheinlichkeit, daß der Künſtler den beſten Buchſtab E ausgelaſſen haben ſollte, da er überflüßig Raum dazu hatte, und es wider die Gewohnheit der Alten war, die, wenn ſie ein Wort verkürzten, es gemeiniglich mit einem, ſelten aber mit mehr, als drey Buchſtaben ausdruckten. Eine unvollkommene, in ſchlechtem Stand ſich befindende, und noch ſchlechter verſtandene Münze kann dadurch zu keinem Grunde, oder Beweis dienen.

Die Mauren unter Tarif-Abenzarca waren im Jahr Chriſti 714 die erſten, die die natürliche Stärke des Orts bemerkten. Sie baueten, bevölkerten und befeſtigten das Caſteel und die Stadt. In dieſer iſt wenig merkwürdiges; denn die engliſche Nation ſteht in allem über den ganzen Erdkreis verbreiteten Niederlaſſungen mehr auf das Nützliche, als Anſehnliche.

Bey Tariſs Ankunft verlor der Berg ſeinen alten Namen Calpe, denn er nennet ihn nach ſich Gibel-Tariſ, oder Tariſs-Berg. Abdulmalic, Geſchichtſchreiber der Könige von Marocco, leitet ſeinen jetzigen Namen von Gibel-tath oder dem Berg des Eingangs her, indem er der Schlüſſel zu Spanien iſt. Leo Africanus aber ſagt ausdrücklich, die richtigſte Herleitung ſey von Gibel-fetoh, welches im Arabiſchen den Berg des Sieges bedeutet: Abulcacim Tariſ Abentarique nennet ihn mit einem ähnlichen Namen Jabal-fath. Hievon kömmt der ſpaniſche Name Gibraltar.

Die Spitze des Felſen von Gibraltar iſt beynahe ſenkrecht, und beſteht aus einem weiſſen Stein, aus welchem Kalk gebrannt wird. Hiernächſt zeigen ſich die Batterien, die Spanien gegenüber liegen: Dieſen Theil des Berges nennen die Spanier Una boca de Fuego. Hart an ihnen ſind die Ueberbleibſel des mauriſchen Caſteels zu ſehen, gleich unter demſelben iſt Crouchets Haus und Garten, wo ich funfzehn Monate gewohnt habe; niedriger herunter und mit dem Waſſer gleich iſt die große Batterie, unter welcher das Landthor iſt. Oberhalb der Stadt iſt das Hoſpital für die Soldaten, und in derſelben Bethlem-Baraken, ehemals ein Nonnenkloſter; das Admiralitätshaus, zu den Zeiten der Spanier ein Carmeliterkloſter; weiterhin ein Franziscanerkloſter, wo der Gouverneur wohnet; zwiſchen beyden ſtehet die ſpaniſche Kirche; endlich iſt unter Karl des V. Mauer das Zeughaus und das neue Bollwerk, das in Kriegszeiten nützlich iſt. Der rothe Sand fällt ſehr in die Augen. Der Frau Webber Luſthaus liegt dicht an einer Anhöhe, nahe bey den neuen Baraken; zwiſchen dieſen und dem

Hoſpital für die Seeleute iſt der Weinberg; die Windmühlen und **Europa-Spitze** endigen die Landſchaft.

Da dieſer Ort vor der Mahometaner Zeit nicht bewohnt worden, ſo kann man hier keine römiſche Alterthümer erwarten; doch werde ich, wenn wir den Guadiaro-Fluß gehen, Gelegenheit haben, zwey Inſchriften zu bemerken, die daher gebracht, und von den **Spaniern** irgendwo zu der Stadtmauer gebraucht ſind. Einige verſichern, daß ſie ſich an dem Brunnen auf der großen Parade befinden, und die Buchſtaben einwärts gekehrt ſind. Aber mich wundert, wie man ſolches glauben kann, da der Brunnen, ſeit die **Engländer** den Ort inne haben, oft abgebrochen und ausgebeſſert iſt. Ob nun gleich freylich ſich unter unſern Kriegsleuten ſelten Gelehrte finden, ſo ſind ſie doch nie ſo ganz unwiſſend geweſen, daß ſie der einfältigen Gewohnheit der **Mauren** folgen ſollten, jene Inſchriften, die einzigen vorhandenen Denkmäler einer alten Stadt umzukehren, und auf einem Felſen, der an Steinen Ueberfluß hat, deren man mit den geringen Koſten von ein wenig Schießpulver habhaft werden kann, in Mörtel und Vergeſſenheit zu begraben. Das Gebäude, das von den Zeiten der Araber unſere Aufmerkſamkeit am meiſten verdienet, und ſich auch unſern Augen zuerſt zeigt, iſt das Caſteel, welches ziemlich hoch an der Nordſeite des Berges liegt.

Vormals hatte es nach **mauriſcher** Art eine dreyfache Mauer, die bis an die Waſſerſeite heruntergieng; allein die unterſte derſelben iſt ſchon längſt völlig abgebrochen, und an der Stelle die große Batterie und das Waſſerthor angelegt worden. Von der zweyten Mauer kann man blos den Grund noch finden. Wo ſie geſtanden, iſt **Crouchets** Haus und Garten, und eine Reihe von Privat-Waarenhäuſern erbauet worden. Die oberſten

ſten Mauern würden längſt ein ähnliches Schickſal gehabt haben, wenn man nicht aus der Erfahrung von ihrem unbeſchreiblichen Nutzen, die Stadt zur Zeit einer Belagerung zu bedecken, überzeugt wäre; denn an unzählichen Stellen derſelben, den ſpaniſchen Linien gegenüber, ſiehet man deutliche Merkmale von Kugeln. Zwo andere Mauren machen ein länglichtes Viereck, laufen den Berg hinauf, und endigen ſich in einem Winkel bey dem **Torre del Hominage** (Huldigungsthurm); innerhalb derſelben giebt es nichts, als Haufen von ebengemachten Trümmern, auf denen nun Baraken für zwo Compagnien Soldaten ſind.

Der **Torre del Hominage** iſt der höchſte und erhabenſte Thurm in allen **mauriſchen** Caſteelen, und führet dieſen Namen, weil der **Alkalde** bey dem Antritt ſeiner Stadthalterſchaft in demſelben den Eid der Treue in die Hände des Königs, oder deſſen, der ſeine Perſon vorſtellte, abzulegen pflegte. Der in dieſem Caſteel iſt ganz, aber lange verſchloſſen, und zum Pulvermagazin gebraucht worden: unter demſelben iſt eine Bruſtwehr, die von einem halbrunden Thurm vertheidiget wird.

Die wenigen noch übrigen Gebäude liegen ganz in Trümmern. Unter denen, die unſere Aufmerkſamkeit verdienen, befindet ſich gegen Oſten ein kleines viereckigtes Gebäude, das ehemals eine Moſchee geweſen iſt, und nie für einen Ort der Andacht erkannt geworden ſeyn würde, wenn ſich nicht in der Mauer eine **arabiſche** Inſchrift gefunden hätte, alſo lautend:

> „Dem Gott, der Frieden ſchaft, und dem Friedeſtifter, dem ewigen Gott, und dem, der für und für bleibet, dem Gott, der Frieden ſchaft, und dem Friedeſtifter.“

Nahe bey der Kapelle iſt ein feiner mauriſcher Hofplatz mit einer Colonade von zwölf ziegelſteinernen Säulen, welche uns einen artigen Begriff von der morgenländiſchen Baukunſt geben, und eine Terraße von vier und zwanzig Fuß hoch, mit Ziegelſteinen gepflaſtert, unterſtützen. In dieſem Hofe ſind zwey anſehnliche Zimmer, jedes von zwölf Fuß breit, und vier und zwanzig Fuß lang.

Da das Waſſer bey den alten Feſtungswerken ein Hauptartickel, und hier keines aus dem Felſen zu erlangen war, ſo hat der Baumeiſter das Dach von dem **Torre del Heminage** ſowohl als von den andern Gebäuden ſorgfältig zu decken und zu pflaſtern, und das Regenwaſſer durch große thönerne Röhren in einen zu dem Ende unter den Gemächern angelegten zwölf Fuß ins Gevierte meſſenden, und noch völlig unbeſchädigten Waſſerbehälter zu leiten geſucht. Es mangelt nicht an ſolchen, die dieſen Behälter für ein Bad ausgeben, und ein ander Zimmer zeigen, wo nach ihrer Verſicherung ein königliches warmes Bad geweſen ſeyn ſoll: ja ſie gehen ſo weit, daß ſie jeden Fleck und Wand erklären, und des Königs und der Königin Ankleidezimmer, Schlafkammern, Audienzſäle, Wachtzimmer, und alle nöthige Gemächer einer königlichen Wohnung zu beſtimmen wiſſen. Wem aber aus der Geſchichte bekannt iſt, daß in **Gibraltar** nie ein Hof geweſen, und kein chriſtlicher, oder mauriſcher Prinz hier jemals anders, als zufälliger Weiſe, wenn er von der **Barbarey** angekommen, oder dahin abgehen wollen, gewohnt hat, der wird ſolchen Träumen keinen Glauben beymeſſen.

Wahr iſt es, da **Gibraltar** von den **Mauren** immer als der Schlüſſel zu **Spanien** angeſehen worden, ſo wurde dieſes Caſtell ſo ſtark, als möglich erbauet, und keine Koſten erſpart, es unüberwindlich zu machen.

Ein Beweis davon iſt der noch völlig unbeſchädigte **Torre del Hominage**, und die andern noch ſtehenden Mauern, die über tauſend Jahr der Zeit und öftern Belagerungen getrotzt haben. Aber nach Merkmalen eines **mauriſchen** königlichen Pallaſts von Gold und Azur, moſaiſcher Stukaturarbeit, prächtigen Inſchriften, und dergleichen, die dem, der Gelegenheit gehabt, die Caſteele von **Cordova**, **Granada** und **Malaga** zu ſehn, bekannt ſind, ſieht man ſich in **Gibraltar** vergebens um.

Ueber dem Süderthor des Caſteels, dem Soldatenhoſpital gegenüber, iſt eine arabiſche Inſchrift, die die Zeit der Erbauung genau beſtimmt. Ein Jude aus der Barbarey, der das **Arabiſche** gut verſtand, gab mir eine **Spaniſche** Ueberſetzung davon, die auf **Deutſch** alſo lautet:

> Glückſeligkeit und Friede unſerm Monarchen und dem Sklaven Gottes, dem oberſten Beherrſcher der Mauren, unſerm Monarchen Aby‑Abul‑Hajetz, einem Sohn Jezid, oberſten Beherrſcher der Mauren, Sohn unſers Monarchen, Aby‑Al‑Walid, den Gott erhalte.

So weit war die Inſchrift, die in einer Zeile beſteht, lesbar, die folgende Zeile, die unſtreitig das Jahr der Hegira, und den Namen des Alkalde, oder Baumeiſters des Caſteels anzeigte, iſt ganz ausgelöſcht.

Aus der mauriſchen Chronik des **Raſis** und des Erzbiſchofs **Rodrigo** erhellet, daß der hiergenannte **Walid** der zweyte dieſes Namens, und der zwölfte in der Ordnung der Califen geweſen, der im Jahr der Hegira 105, oder nach unſerer Zeitrechnung 725, die Regierung angetreten hat.

Elmakin rechnet Walid für den ſiebzehnten Caliſen von Mahomet, und ſagt. ſein wahrer Name ſey Hiſiam, und er ein Sohn Abdulmalic geweſen.

Hiſiam, des Abdulmalic Sohn, war Abul Walid genannt. Er war der ſiebzehnte Caliſe, und der zehnte vor den Söhnen Omniah. Er ſtarb im 125. Jahr der Hegira, und regierte 19 Jahre, 7 Monate und 11 Tage.

Dieſer Prinz hatte in ſeiner neunzehnjährigen Regierung niemals das Schwerd in der Scheide, und führte beſtändige und große Kriege in Afrika, Aſia und Europa; von den arabiſchen Schriftſtellern wird er wegen ſeiner großen Liebe zu den Wiſſenſchaften, die er in beſſern Stand brachte und beſchützte, ſehr erhoben. Sie nennen ihn den Vater der Gelehrſamkeit, geben uns erhabene Beſchreibungen von ſeinen prächtigen Tempeln, Waſſerleitungen und Pallästen, die er zu Damaſkus und andern Städten, wo er Hof hielt, bauete, und reden mit vielem Lobe von ſeinen großen Pflanzungen und Gärten.

Im Jahr 739 ſtarb Jezid, dieſes Caliſen Stadthalter in Afrika, in der Stadt Caruan. Bey dieſer Gelegenheit lehnte ſich ein muthiger Alkalde wider ihn auf, der die mehreſten afrikaniſchen Provinzen und Tingitanien auf ſeiner Seite hatte. Er nannte ſich Abul Hajeß, eben der, deſſen in voriger Inſchrift gedacht wird, ein in Spanien wohlbekannter und geliebter Heerführer, der unter Abdulmalic, einem vorhergehenden Unterkönig des Walid, welcher um dieſe Zeit in Cordova ſtarb, gedient hatte. Die Chroniken melden ausdrücklich, daß er den Titel eines oberſten Beherrſchers der Mauren angenommen habe, welches, nebſt ſeiner erklärten Unterwürfigkeit unter dem Califen **Walid**, den er ſo, wie ſeinen Vorgänger **Jezid**, nach morgenländiſchem Gebrauch ſeinen Vater nennt, Umſtände ſind, die die Zeit dieſer Inſchrift beſtimmen.

Nach dem Tode des obgedachten **Abdulmalic** warf ſich ein anderer Heerführer gleiches Namens zum Statthalter von **Spanien** auf, und vertrieb **Raduan**, **Walids** Abgeordneten. Hierauf ſandten die **Mauren** eine Geſandſchaft an **Abul Hajetz**, und erboten ſich, ſeine Unterthanen zu werden, wenn er ſie von **Abdulmalic** Tyranney befreyen wollte. **Abul Hajetz** ſchifte ſeine Völker ein, und landete zu **Gibraltar**, wo er einige Monate ſeinen Sitz nahm; er ward von **Abdulmalic** in demſelbigen Jahr in einem Treffen an dem Ufer des **Guadiana** geſchlagen, nach welchem Verluſte er ſich nach **Gibraltar**, wo er ſeine Flotte gelaſſen hatte, zurückzog, nach der Barbarey übergieng, und nie wieder nach **Spanien** kam. Im folgenden Jahre 740 ſandte er ſeinen General **Abdarrahman** mit einer größern Macht hinüber, der den **Abdulmalic** ſchlug, in **Cordova** belagerte und tödtete, und des **Abul Hajetz** Oberherrſchaft in **Spanien** befeſtigte. Seine Regierung war von kurzer Dauer, denn in den letzten Monaten des Jahrs 741 lieferten ihm des Califen Generale, **Raduan** und **Juzef**, eine Schlacht auf dem Felde von **Cajora**, drey Meilen oſtwärts von **Tripoli**, in welcher er überwunden wurde, und das Leben verlor.

Dieſen Begebenheiten zufolge muß die Erbauung des Schloſſes in den Jahren 739, 740, oder ſpätſtens 741 geſchehen ſeyn. Wahrſcheinlich ward bey **Abul Hajetz** Anweſenheit in **Gibraltar** der Anfang damit gemacht, und daſſelbe nach dem Tode **Abdulmalic** geendigt, und die Inſchrift über das Thor geſetzt. Da

Gibraltar dieſem Prinzen eine ſo wichtige Citadelle zu danken hat, ſo wird es nicht überflüßig ſeyn, anzumerken, daß der Erzbiſchof **Rodrigo** ſeiner ſehr rühmlich als eines ſehr großen, kriegserfahrnen Feldherrn erwähnt. Er nennt ihn **Aben-Ben**, und ſchreibt: er habe drey Jahre regiert.

Das **Alaraſana** kann für einen Theil des Caſtells gerechnet werden, indem es eigentlich im Bezirk deſſelben war. Dieſes Gebäude iſt ein anderes **mauriſches** Alterthum, und war zu den Zeiten der **Mauren** von einem weſentlichen Nutzen zur Aufnahme und Vertheidigung der Galeeren der Stadt, wenn der Feind auf der See die Obermacht hatte.

In der Stadt iſt faſt kein anderes Gebäude, was einige Merkmale von der **arabiſchen** Baukunſt zeigt, als das Bombenhaus. Auf dem Dach deſſelben war eine Terraſſe nach maroccaniſcher Art, die von marmornen Säulen getragen wurde, von dannen man die Ausſicht auf die Stadt und die Rhede hatte.

Die Araber pflegten auf den Terraſſen des Abends friſche Luft zu ſchöpfen, ja in den heißen Monaten darauf zu ſchlafen. Zu **Tetuan** kann man über dieſelbe hin, von einem Ende der Stadt zu dem andern kommen, ohne die Straßen zu berühren. Die Sage, als ob in dem unterirrdiſchen Gewölbe dieſes Hauſes ein Begräbnißplatz geweſen, iſt von aller Wahrheit und Glaubwürdigkeit entblößt, denn die **Mahometaner** begraben ihre Todten nie in der Stadt, vielweniger in ihren Wohnungen. Die erſten Erfinder dieſer Sage müſſen alſo ſehr unwiſſend geweſen ſeyn, und, die ihr glauben und ſie fortpflanzen, nichts klüger.

Die **ſpaniſche** Kirche ward auf den Grund einer **mahometaniſchen** Moſchee erbauet, davon noch der Vorhof vorhanden iſt, der ſeine alte Form beybehält: rundherum iſt eine rauhe Colonade von Ziegelſteinen. In dieſen von ihren Tempeln unzertrennlichen Höfen waren immer Brunnen und Waſſerbecken, in denen ſich die **Araber** vor dem Gebet wuſchen.

Obgleich der Felſen von **Gibraltar** von der See umgeben iſt, ſo findet man doch überall ziemlich gutes und trinkbares Brunnenwaſſer, wenn es gleich hart und oft ſalzig iſt. Aber das Regenwaſſer, das außer dem Süderthore von dem Berge kommt, und durch den rothen Sand filtrirt wird, iſt vortreflich gut und geſund, und hält ſich ſehr lange: dort ſammlet es ſich in einem Behälter, aus welchem es in die Stadt geleitet wird. Dieſe Waſſerleitung ward zuerſt von den **Mauren** vermittelſt irdener oder thönener ineinandergehender Röhren angelegt, ging zu ihren Zeiten ganz bis ans Ende der Stadt, und verſorgte das **Ataraſana** und Caſteel: die jetzige geht nicht weiter als bis zu der großen Parade, und iſt von einem ſpaniſchen Jeſuiten angelegt.

Der Berg iſt durchgehends voller Hölungen und Löcher, den Regen aufzufangen, der faſt gänzlich in dem obgedachten Behälter zuſammenfließt: daraus kömmt dieſe unerſchöpfliche Quelle vortreflichen Waſſers, welches ſo ſehr zu der Geſundheit der Einwohner von **Gibraltar** beyträgt. Außer dieſem glücklichen Umſtand würde auf dem rothen Sande in der Regenzeit nicht halb ſoviel Waſſer ſtehn bleiben können, als die Beſatzung auf ein ganzes Jahr gebraucht.

Vor kurzem ward bey Behauung des Felſen außer der Landpforte eine Höle entdeckt, die ziemlich weit in den

Berge hineinläuft; auf der neuen Landſtraße iſt eine ſehr weite, die bewundernswürdigſte unter allen aber iſt St. Georgshöle, die zwölfhundert Fuß höher als das Waſſer oberhalb des rothen Sandes liegt. Man hat mich verſichert, daß dieſe Höle ſüdwärts faſt bis an das Felſenende hinunterginge, da aber die Gänge durch große Stücke von kahlem Stein verſperrt, und die Oberfläche ſchlüpfrig und naß iſt, ſo iſt es keine Möglichkeit, weit hinein zu gelangen; doch ſind einige, mit Hülfe von Stricken, einige hundert Fuß hinabgeſtiegen.

Der Mund der Höle iſt von außen enge, aber von innen ſehr geräumig, und ein angenehmer kühler Aufenthalt für Geſellſchaften, die oft aus der Stadt hingehn, den Tag darin zuzubringen. Der plötzliche Uebergang von der heißen Luft außerhalb zu der angenehmen Kühlung innerhalb iſt ſehr lieblich, und vergilt die Mühe, den Hügel hinaufzuſteigen, reichlich.

Man ſteigt etwa hundert Schritte in die Höle hinunter. Die Decke iſt wenigſtens ſechzig Fuß hoch, und ruht auf einem vortreflichen Schwibbogen, deſſen Baſis eben ſo viele Ellen hält. So weit eine freye Luft in der Höle iſt, und die Sonne durchdringt, iſt ſie mit Büſcheln von breitblättrigtem Epheu geziert. Das Waſſer dringt das ganze Jahr über an verſchiednen Stellen durch, und tröpfelt herab, ein ſicherer Beweis, daß oben nieverſiegende Waſſerbehältniſſe ſind. Dieſe Tropfen bilden an der Decke der Höle hangende Kryſtalliſirungen und Eiszapfen von Stein, von tauſend verſchiednen Geſtalten. Weiterhinein, wo die Feuchtigkeit unendlich größer iſt, gehn die Verſteinerungen bis an den Boden herunter, und bilden Säulen, die die Hölen auf immer bey zufälligen Erſchütterungen vom Erdbeben unterſtützen werden.

Dieſe Säulen weichen nach der ſonderbaren Wirkung ihrer Natur von allen Regeln der menſchlichen Baukunſt ab. Die Kapitäle und Fußgeſtelle werden zuerſt, und die Schäfte, ein Werk von Jahrhunderten, kommen allmälig durch den Anwachs des Marcaſit hinzu.

Unten, wo die Stufen aufhören, iſt eine Oefnung von beynahe funfzig Fuß Tiefe, und dem Anſehen nach ſehr lang, wo die verſteinerten Pfeiler von erſtaunender Schönheit und Regelmäßigkeit ſind, und einen bezaubernden gothiſchen Tempel bilden, deſſen Seitengänge und Capelle ganz deutlich zu unterſcheiden, und von bewundernswürdiger Symmetrie ſind. Das Geſchrey der Fledermäuſe, der einzigen Bewohner dieſes Orts, macht ihn noch grauliger.

Wenn man bis zu dem Vordertheil der Höle hindurchdringt, ſo findet man ſehr viel Waſſer, doch zu einer Zeit nicht mehr, als zu der andern; ein Beweis, daß es unterwärts einen Abfluß hat, weil der Raum ſonſt von dem beſtändigen Herabtröpfeln des Waſſers von der Decke voll werden, und überflieſſen würde.

Ich fand nach geſchehener Unterſuchung Grund zu muthmaaßen, daß die alten **Spanier** ſowohl als die **Mauren, St. Georgshöle**, als einen feſten Ort gebraucht haben, wozu ſie ohne Zweifel durch den Ueberfluß des guten Waſſers bewogen worden. Ja wir können noch weiter gehen, und ſie für ihren einzigen Waſſerbehälter halten, und glauben, daß das darinn befindliche Waſſer vormals nicht durch den rothen Sand herausgefloſſen ſey. Wie dem ſey, ſo ſtehen noch die Ueberbleibſel einer ſtarken Mauer, die vor dem Eingang der Höle eine Platform von zwanzig Fuß lang vorſtellen.

Wir kommen wieder zu dem Felſen von Gibraltar, und finden an der Europa-Spitze ein Stück eines mauriſchen Alterthums, das erwähnt zu werden verdient. Es iſt ein Waſſerbehälter, von ſiebenzig Fuß lang, und zwey und vierzig breit, der mit würklich herculiſcher Arbeit auf acht Fuß in den Stein gehauen iſt. Er fängt den Regen von dem obern Theil des Bergs auf, und iſt im Winter faſt immer voll: Um das Waſſer vor der Sonne zu bewahren, iſt ein gewölbtes Dach darüber, das an jeder Seite auf zehn Pfeilern von Ziegelſteinen im mauriſchen Styl ruhet; dennoch iſt das Waſſer ſehr ſchlecht und voller Würmer.

Die Baſtion an der Süderpforte, nebſt der Mauer, die den Hügel hinaufläuft, iſt von einem deutſchen Ingenieur Speckel verfertigt, der unter Karl des V. Regierung zuerſt den Anfang machte, die mauriſchen Feſtungswerke zu moderniſiren, und den Ort wider künftige Unfälle der Barbaren in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, nachdem er einige Jahre zuvor 1540 von einem algieriſchen Seeräuber Pauli Hatnet überrumpelt und geplündert worden: Damals konnte man ſehr bequem an dem Ufer des rothen Sandes landen, wo auch Pauli ans Land trat. Seit der Zeit haben ihn die Engländer zu der ſtärkſten Feſtung in Europa gemacht. Das Wappen Kaiſers Karl des V. iſt noch über den Süderthor zu ſehen.

IV.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1.

Bruchſtück aus einer herculaniſchen Handſchrift, den Paläphatus betreffend.

Paläphatus war ein Athenienſer, der lange vor dem **Homerus** gelebt haben ſoll, und welchem wir das kleine Werk — Von unglaublichen Dingen — ſchuldig ſind. Einige nennen ſeine Aeltern, **Acteus** und **Bio**, andere **Hiocles** und **Metanira**. Daher könnte wohl der Zweifel entſtanden ſeyn, ob es nicht zwey Schriftſteller dieſes Namens gegeben habe? Bis eine ſo wichtige Frage von den Gelehrten entſchieden werde, bleibe inzwiſchen folgende Nachricht unwiederſprechlich gewiß, weil ſie aus einer Handſchrift gezogen iſt, die, mit ſo vielen andern, aus Ehrfurcht für das Alterthum, im Muſeo von Portici unentweihet und unzerſtöret aufbewahret wird. Man müßte ſie ſonſt auf das grauſamſte zerſtücken, wenn man ſie dem Vorurtheil aufopfern wollte, daß ſie dadurch gemeinnütziger werden könnte. Jeder, der die bereits angeführte Schrift des Paläphatus kennet, wird deutlich einſehen, daß es hier von niemanden als von ihrem Verfaſſer die Rede ſeyn könne; ſollt' es auch hundert Griechen dieſes Namens gegeben haben.

haben. Da man einem verehrungswerthen Freunde nichts als Verdruß erwecken würde, wenn man die Weiſe verrathen wollte, wie man zu dieſer gegenwärtigen Nachricht gekommen ſey; ſo werden es billige Leſer verzeihen, wenn man ſich lieber einem unangenehmen Verdacht ausſetzen, als einen rechtſchaffenen Beförderer der Wiſſenſchaften in eine noch weit mißlichere Lage bringen will. Es ſoll unverzüglich zu dem Zuge ſelbſt, aus dem **Leben des Paläphatus**, geſchritten werden, damit die Ungeduld der Leſer nicht noch mehr zunehme.

„Zu der Zeit des **Paläphatus** war die Bildhauerkunſt zwar noch nicht auf das Höchſte geſtiegen, dennoch hatten, ſchon damals, die Bildſäulen der Griechen einen großen Vorzug vor den ägyptiſchen und hetruriſchen. **Entyrias**, ein Athenienſer, hatte der Neubegierde ſeiner Mitbürger einen Centaurus ausgeſtellt, den Einige, wie gewöhnlich, übermäßig lobten, Andere hingegen übermäßig tadelten, und die Wenigſten nach richtigen Grundſätzen beurtheilten. **Paläphatus** trat mitten unter den Haufen der Zuſchauer, hörte mit großer Gelaſſenheit die Richterſprüche der Verſammlung an, und — — ſchwieg.“

„Seine Geſichtszüge hatten etwas ſo ehrwürdiges, und waren zugleich ſo einnehmend; ſein verſchloſſener Mund, den ein vor Alter graugewordener Bart umfloß, ſchien ſo viel Weisheit anzukündigen; ſein Blick verſprach ſo viel Lebhaftigkeit und Güte, daß ihn der Künſtler mit eben ſo viel Aufmerkſamkeit zu betrachten anfing, als Jeder izt auf den Centaurus richtete. Ueberdies fand er an ihm eine gewiſſe Aehnlichkeit, die ihm ſein Gedächtniß nicht ganz entwickeln konnte. Dennoch winkt' er ihn mit der Hand herbey, und bat ihn heimlich, zu verziehen, bis ſich der Zulauf verringert haben würde. Dies geſchah bald von ſelbſt; theils, weil die Zeit der Mahlzeit herannahte; theils, weil Unkenner der Anblick der größten Meiſterſtücke nach und nach ermüdet; theils, weil ſich doch Mancher mit mehr Zuverläßigkeit über den Werth oder Unwerth dieſes Kunſtwerkes zu entſcheiden getraute, wenn ihn Enyrias nicht mehr hören konnte.“

„Als ſich nun der Bildhauer mit dem Paläphatus allein ſah, fragt' er ihn, was ihn von ſeiner Arbeit dünke? — Ich finde, ſagte dieſer, ſo viel Kraft und Ausdruck in Reiter und Pferd, daß ich davor erſchrecken würde, wenn ich nicht wüßte, daß ſie von Marmor ſind. — In Reiter und Pferd? — Hierauf erhob Enyrias ein ſo lautes Gelächter, daß ſeine Frau mit ihren drey erwachſenen Töchtern, und ihren zwey kleinen Söhnen herbeyeilte, zu ſehen, was ihren ſonſt ziemlich ernſthaften Mann ſo ungewöhnlich aufheiterte? Dieſer kam ihren Fragen, lachend, zuvor, und ſagt' ihr, dieſer Fremde (denn nach einem ſolchen Ausſpruche konnt' er ihn unmöglich länger für einen Athenienſer halten) habe ſeinen Centaurus für einen Mann zu Pferd' angeſehen. Sie mußte ſich alle Gewalt anthun, dem Beyſpiel ihres Mannes nicht zu folgen. Ihre beyden jüngſten Töchter erötheten aus Mitleiden über die Einfalt des guten Greiſes; dennoch blieb es nicht lang' in ihrer Gewalt, das Lächerliche, das damit verknüpft war, davon abzuſondern; ſie leiſteten alſo ihren kleinen Brüdern Geſellſchaft, die ſogleich in den Hof gelaufen waren, und izt, hüpfend, überlaut lachten, und tauſendmal ausriefen — Reiter und Pferd! Reiter und Pferd! — Die älteſte, Phäſtis war ihr Name, richtete hingegen unabläßig ihren Blick auf den Paläphatus, der ſo gleichgültig ausſah, als ſey nichts vorgegangen, das ihn beträfe.“

„Enyrias ſuchte dieſem Auftritt' eine Wendung zu geben, die für den Fremden, ſeiner Meynung nach, weniger beſchämend wäre; und bat ihn, mit ihm zu ſpeiſen. Paläphatus errieth die Abſicht des Künſtlers, und nahm, in dieſer Rückſicht, ſein Anerbieten freundlich an. Als ihm jener die erſte Schaale reichte, fügt' er zugleich eine Art von Entſchuldigung bey, die ſein Gaſt mit der Verſicherung von ſich ablehnte, daß es ihm vielmehr angenehm ſey, die Bekanntſchaft eines ſo geſchickten Künſtlers auf eine ſo muntere Weiſe gemacht zu haben. Hierauf lenkt' er unvermerkt das Geſpräch auf die übrigen Werke des Enyrias, die rings um ihn her ſtanden; that einige beſcheidene Fragen, die ſowohl ſeine Kenntniß der abgebildeten Gegenſtände, als der Kunſt ſelbſt verriethen, und drückte ſich mit ſo richtigen Worten, und in ſo feiner athenienſiſcher Mundart aus, daß der Bildhauer ſeine Frau, und dieſe ihren Mann mit Erſtaunen anſah.“

„Enyrias konnte ſich nicht enthalten, ihm vorzuwerfen, daß er ihn, wie er ſich ausdrückte, ſo grauſam hintergangen, und ſich ſo unwiſſend geſtellt habe. Paläphatus geſtand ihm ein, daß er ſich für keinen Gelehrten, ſondern blos für einen Freund der Wiſſenſchaften ausgeben könne; dennoch ſey das Urtheil, das er gefällt habe, keine grobe Unwiſſenheit, ſondern eine Meinung, die er für die wahrſcheinlichſte halte. Jener drang in ihn, ſich deutlicher zu erklären. — Ich denke, ſagte Paläphatus, daß die Centauren äuſſerlich Menſchen waren, wie wir: nur, innerlich, waren ſie boshaft, legten ſich auf Räubereyen, und erfanden die Kunſt Pferde zu bezähmen; damit ſie ſchneller flüchten konnten, wenn ſie übermannt würden. Die furchtſamen Beraubten hielten ſie für Weſen, die, halb wie Menſchen, halb wie Pferde geſtaltet wären; vielleicht

leicht diente dieſe Beſchreibung zugleich den Hirten zur Entſchuldigung, welche die Heerden ihrer Herren nicht mit genugſamer Aufmerkſamkeit gehütet, oder nicht muthig genug vertheidigt hatten; denn es iſt den Unachtſamen eigen, ihr Verſchulden, wenn ſie es nicht auf Andere ſchieben können, Weſen anzudichten, denen man ſich nicht hinlänglich zu widerſetzen im Stand iſt. Dieſes wurde bald ein allgemeines Gerücht, welchem der Muthwille, die erhitzte Einbildungskraſt, und die Leichtgläubigkeit vieles hinzuſetzten, bis endlich groſe Künſtler, wie Du, durch Meiſterſtücke dieſes Gerücht unvergeßlich und unumſtößlich machten.“

„Enyrias gerieth hierüber in Eifer, faßte ſeinen Gaſt mit Heftigkeit bey der Hand, zeigte ihm eine halberhabene Vorſtellung, und fragte mit bitterem Lächeln, ob ihm dieſe Geſchichte nicht bekannt ſey? — O ja! ſagte Paläphatus, das iſt Neſſus, der Centaurus, der dem Hercules ein vergiftetes Hemd zuſchickte, und dort iſt der Scheiterhaufen, auf dem dieſer Held im Begrif iſt, ſich zu verbrennen. — Nun? — Hercules, fuhr Paläphatus fort, war von jeher ein Feind, ein Verfolger der Boshaften geweſen; warum ſollten ſie ihn nicht wieder gehaſſet haben? Die friedfertigſte Tugend iſt ja ſchon an ſich ſelbſt ein Vorwurf, eine Beleidigung für die Laſterhaften; wie ſollten ſie die Vertheidiger der Menſchheit nicht wegzuräumen ſuchen? Hercules war dieſen reitenden Räubern an Tapferkeit überlegen, nichts konnte der Stärke ſeines Arms widerſtehen, folglich ergrif einer unter ihnen, den auch zugleich Eiferſucht dazu reizte, die Waffen der Feigheit, nämlich Verrätherey und Gift. Die Götter entſchloſſen ſich, durch einen Platz im Olympus, die Siege des Hercules zu krönen, und wir werden bald ſein Feſt feyern. Was in meinen Augen viel

rühm-

rühmlicher iſt, als alles, was er zur allgemeinen Sicherheit beytrug, iſt das Beyſpiel der Freundſchaft, das er gegen den **Admetes** ablegte, deſſen Gemahlin er aus dem **Orcus** zurückführte, ſie wieder ihren Gatten zu ſchenken. Jeder der ein Herz in ſeinem Buſen trägt, das zur Freundſchaft gebildet iſt, ſollte bey jedem **Herculesfeſte** ſich einen neuen Freund zu machen ſuchen, ohne die Bande mit älteren Freunden zu zerreiſſen. Man kann freylich aus der Freundſchaft kein Geſetz machen, allein aus der Wahl eines tugendhaften Freundes entſteht ſo viel Gutes, daß Jeder mit allgemeiner Verachtung beſtraft werden ſollte, der keinen, als einen Zeugen ſeiner Rechtſchaffenheit, hervortreten laſſen könnte. Dieſer Wunſch hat zwar den Anſchein eines Traumes; dennoch giebt es bürgerliche Geſetze, die man vielleicht gleichfalls für unmöglich halten würde, wenn man ſie nicht täglich vor Augen hätte. Was meynſt Du, Enyxias, wenn wir, bey bevorſtehendem Feſte, dieſen Bund unter uns ſchlöſſen, ohn' uns darum zu bekümmern, ob unſer Beyſpiel befolgt werden könne, oder nicht?"

„Der Künſtler ward durch den ſeltſamen Antrag in Verlegenheit geſezt. Einen Thoren erkannt' er zwar ſchon lang' an ihm, aber ein ſo ſeltſamer hatte ſeine Schwelle noch nicht betreten. So dacht' er bey ſich ſelbſt, indem **Phäſtis**, die izt mehr empfand als nachdachte, die Hand ihres Vaters küßte, ſie, ohne zu reden, in die Hand des **Paläphatus** legte, und Beyder Hände mit ihren Thränen benezte. Der Bildhauer ließ es geſchehen, drückte dem **Paläphatus** die Hand, ohn' es ſelbſt zu bemerken, und umarmte ſeine Tochter, um ſeine Verwirrung zu verbergen."

„Sein neuer Freund belohnte die **Phäſtis** mit einem Blick', an welchem die Kunſt jedes Mahlers ſcheitern müßte. Hierauf gab er dem Geſpräch' eine andre

Wendung, und verließ eine Geſellſchaft, die er in nicht geringe Verwunderung geſetzt hatte, nach wiederholtem und wechſelſeitigem Verſprechen, an dem Altare des Hercules das Gelübde der unverbrüchlichſten Freundſchaft abzulegen."

„Nachdem **Paläphatus** hinausgegangen war, lief ihm **Ennyrias** nach, rief ihn in ſein Haus zurück, und ſagt' ihm: — Freund, ich habe vergeſſen, Dir die Urſache zu entdecken, warum ich Dich vor einigen Stunden herbeygewinket habe; Du biſt aber, verzeihe mir dieſe Freymüthigkeit, durch Deine ſeltſamen Reden daran ſelbſt ſchuld, daß ich nicht wieder an meinen Bewegungsgrund gedacht. — Ich hätte Dich daran erinnern ſollen. Nun, was wollteſt Du denn von mir wiſſen? — Ich fand an Dir eine Gleichheit, die mir erſt in dem Augenblick einfiel, da Du hinausgingſt, die ich aber vorher nicht recht entwickeln konnte. — Und mit wem? — Mit einer Bildſäule des Aeſculapius, die ich vor einigen Jahren in **Corinthus** ſah. (Hier konnte **Paläphatus** ſich des Lächlens nicht erwehren). — Sollt' ich vielleicht recht muthmaßen? Warum lächelſt Du? — Vor wenig Augenblicken hielteſt Du mich für den unverſtändigſten Menſchen, oder vielleicht für etwas weit ſchlimmeres in Deinen Gedanken; und nun willſt Du gar einen Gott aus mir machen! — Sind denn niemals Menſchenköpfe auf Götterkörper von Bildhauern geſetzt worden? — Nun, ſo will ich Dir geſtehen, daß mir **Phaſeles**, der **Corinther**, keine Ruhe gelaſſen, bis er meine ſterblichen Züge ſeinem Aeſculapius gegeben hat. Dennoch, Freund, macht mich dieſer Umſtand weder eitler, noch ſtolzer, als ich vorher war; denn ich weiß, welchen Dank ich dem Aeſculapius für die Wiederherſtellung meiner Geſundheit, nach einer langwierigen Krankheit, ſchuldig bin, und unterlaſſe niemals, ihm mein Opfer zur gehörigen Zeit zu bringen. — — Nun war Enyxias vollkommen zufrieden, und ließ ihn gehen, wohin er wollte.“

„Als der Künſtler wiederum mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern allein war, fiel ihm die Phäſtis zu Füßen: — O! mein Vater, ſagte ſie, verzeihe mir mein übereiltes Verfahren, wegen der glücklichen Folge, die daraus für uns alle erwachſen iſt, daß Du einen neuen und ſo tugendhaften Freund erworben haſt. Wie konnt' ich, bey ſeinem Betragen, gleichgültig und ungerührt bleiben, da er Deine Vorwürfe mit dem Antrag ſeiner Freundſchaft ablehnte; da er Dir bewies, daß Du ſeine Denkungsart verkannteſt, und Du an ſeinem Verſtand zweifelteſt; da Du unentſchlüßig warſt, ob Du ihm Deine Hand reichen ſollteſt, oder nicht! Könnt' ich doch meinem Vater die Pflichten der Gaſtfreyheit theurer machen als jemals, und ihn von dem Mißtrauen heilen, das er ſo leicht gegen andere faſſet, und das ſo oft auf Kinder zurückfällt, die ſo willig wären, ihr Leben für das ſeine hinzugeben!“

„Enyxias war nicht gewohnt, Vorſtellungen, zumal von ſeinen Kindern, anzuhören; allein Phäſtis ſprach mit zu viel Wärme, ihre Stellung war zu demüthig, ihre Stimme zu klagend, ihre Blicke von zuviel Liebe für ihn überſtrömend, als daß er ihr hätte widerſtehen können. Er drückte ſie zärtlich an ſeine Bruſt, und verſprach ihr ſogar, ſie nie wieder durch Vorwürfe zu kränken, wie vordem, weil ſie ihn überzeuge, daß ein Gemüth wie das ihrige keine Vorwürfe verdiene. Seine Frau erwartete jetzt eben dieſe Verſicherung für ſich; aber da die Beſſerungen ſelten im Ganzen, und auf einmal, ſondern nur nach und nach und ſtückweiſe bewirket zu werden pflegen, ſo unterblieb auch dieſes Verſprechen noch eine Zeitlang; und ein näherer und fortgeſetzter Umgang mit dem Paläphatus wäre das ſicherſte Mittel geweſen, die Eintracht im Hauſe des Künſtlers auf ewig einzuführen. Sie ließ ſich alſo nichts merken, da ſie ſich in der gerechteſten Hofnung ſo betrogen ſah, und ging, mit beklemmten Herzen, an ihre gewöhnliche Arbeit.“

„Einige Tage darauf war das Feſt des **Hercules** und **Paläphatus** erſchien, den Bildhauer zum Opfer und zur Ablegung des Freundſchaftsgelübdes abzuholen. An ſeiner Seite ging ein junger Mann, der das Anſehen eines Siegers in den Olympiſchen Spielen hatte, das er umſonſt durch den beſcheidenſten Anſtand zu verbergen ſuchte. Dieſer iſt mein Sohn, ſagte **Paläphatus**, der erſt geſtern von einer Reiſe nach Sparta zurückgekommen iſt. — — **Enyxias** ward darüber erfreut; und ſo ſchön er war, ergrif die **Phäſtis** eine Art von Bangigkeit, die ihr Herz noch nie empfunden hatte. **Straton**, ſo hieß des **Paläphatus** Sohn, ſtellte ſich, als ſäh' er nur mit zerſtreuten Blicken auf ſie, und ließ ſich in ein Geſpräch mit ihrer Mutter ein, das aber bald unterbrochen wurde, weil die Stunde des Opfers herannahte. Mutter und Töchter blieben zurück; man ſprach von der neuen Bekanntſchaft, die eben war gemacht worden, und **Phäſtis** bemühete ſich, blos vom **Paläphatus** und von ſeinen vortreflichen Eigenſchaften zu reden, die ſie ſo lange zu loben wiederholte, bis **Straton** nicht mehr genannt wurde.“

„Der Opfertag gieng vorüber, und **Enyxias** kam allein zurück, nachdem er ihn, mit ſeinem Freunde, in unſchuldigen Luſtbarkeiten zugebracht hatte. Dennoch erſchien, am folgenden Tage, **Paläphatus** mit ſeinem Begleiter wieder, und jeder Tag brachte neuen Unterricht und neue Freuden hervor. Nichts iſt langweiliger, als anhaltende Verſtellung, für wahrheitliebende Seelen; auch wurden die Blicke **Stratons** und der **Phäſtis** täglich aufrichtiger, ihr Umgang vertrauter, und die Entdeckung gleicher Geſinnungen über tauſend an ſich gleichgültige Gegenſtände für ſie entzückender. Als ſie einſtmals mit ihren Aeltern ſpeiſeten, bat **Straton** um eine Leyer, und ſang (ungefähr) folgendes Lied.“

„Aus Ihren holden braunen Augen
Glänzet Phöbus nicht!
Aus Ihrem langen braunen Haare
Duftet nicht der May
Mit ſeinen Roſen!

Veraltet ſind der Dichter Bilder!
Ewig iſt Natur!
Die Farben! — längſt ſind ſie vermahlet!
Miſchet mir ſie neu;
So will ich mahlen!

Doch nicht Geſtalten aus der Wolke,
Welche Luft verweht;
Wobey den jungen Bräuten ſchwindelt,
Wie den Bräutigam
Der Taumel ſtrecket.

O! könnt' ich Ihre Seele mahlen,
Wie ſie Tugend liebt!
O! könnt' ich ſchildern, wie Sie ahndet,
Wo die Tugend wohnt; —
So wär' ich Dichter!

Die Wort' entweichen meiner Zunge!
Schwächer wird mein Ton!
„Des Mahlers ſchlechtgerathne Farben
Gehn in Flammen auf! –
Ein Werk der Liebe!“

„So leicht es auch aus dieſem Liede zu ſchlieſſen war, daß es der erſte Verſuch eines ungeübten Dichters ſey; ſo wenig blieb es der Geſellſchaft verborgen, was **Straton** darunter verſtand. **Enyxias**, ſeine Frau und **Paläphatus**, welche die zärtliche Verwirrung der **Phäſtis** bemerkten, verſprachen ſich, zwiſchen ihr und dem **Straton** ein unauflösliches Band zu knüpfen, wie es leicht zu erwarten ſtand. Was aber niemand denken ſollte, iſt, daß die Geſchichte der Bekanntſchaft zwiſchen den beyden Vätern, bey Gelegenheit des Centaurus, in Athen mit ſo viel Veränderungen der Umſtände von Mund zu Mund gieng, bis **Paläphatus** ſich gezwungen ſah, ſein Vaterland auf einige Jahre zu verlaſſen.“

2.

Sonderbares

Teſtament des Herrn Commerſon, *)

Doktors der Arzneykunſt, Botaniſten- und Naturforſchers des Königs.

Gegeben den 14. und 15ten Dezember 1766.

Ich Endesunterſchriebener, Philipp Commerſon, Doktor der Arzneykunſt, Botaniſte und Naturforſcher des

Königs, der ich einer guten Geſundheit genieße, und des vollkommenen Gebrauchs meiner Sinnen, Verſtands und Gedächtniſſes mächtig bin, habe aus freyem Willen, ohne einige Ueberredung dieſe meine letzte Verordnung entworfen, und eigenhändig geſchrieben, damit ſolche ſo gut als ein förmliches Teſtament angeſehen und gehalten werden ſoll, im Fall mich der Tod oder unglückliche Zufälle hindern, ſie in eine andre und geſezmäßigere Form zu bringen.

Zum Erſten, bitte ich den Urheber meines Weſens, meinen edelſten Theil, den er mit dem Hauch der Unſterblichkeit beſeelt hat, in ſeinen Schoos zurückzunehmen. Was den irrdiſchen Theil betrift, der einer gänzlichen Vernichtung unterworfen iſt, ſo will ich, daß er denen Elementen zurückgegeben werde, aus denen er entſtand. In dieſer Abſicht verlange ich, wenn ich an einem ſolchen Orte ſterben ſollte, wo man ihn zu nichts beſſern brauchen kann, daß er in die Erde oder unter das Waſſer begraben werde, und zwar mit ſo wenig Feierlichkeiten als ſichs thun läßt. Es ſoll dieſes 48 Stunden nach meinem Tode geſchehen: man ſoll mir keinen Sarg geben, und meinen Körper blos in alte Leinwand wickeln. Im Fall ich aber in einer Stadt ſtürbe, wo Schulen der Arzneykunſt und Chirurgie ſind, ſo ſoll mein Leichnam auf die nächſte Anatomie gebracht, und da, gleichfalls nach Verlauf von 48 Stunden zum öffentlichen Unterrichte zergliedert werden. Ich bitte den Proſector, ein künſtliches Skelet aus mir zu machen, das der Nachwelt das eifrige Verlangen noch bezeuge, das ich habe, dem Publikum auf jede Art nützlich zu ſeyn. Zu glücklich, wenn ich dieſen Wunſch nützlich zu ſeyn vor dem Ende meiner Tage ſo ausgebreitet erfüllen kann, wie ich ihn mir denke. Vorausgeſetzt daß mein entſeelter Körper auf die gedachte Art angewendet wird, ſo behalte ich blos meinen Herzen die Ehre des Begräbniſſes vor, die es in der Pfarrkirche von Toulon ſur Arroux nicht weit von Autun, denſelben Orte erhalten ſoll, wo Frau **Antoinette** geweſene **Becul**, meine verſtorbne und immer theure Ehegenoßin, im Jahr 1762 beerdiget worden iſt, das heißt an der linken Seite des Chores, gegen die Mauer der Sakriſtey, gedachter Kirche. Es iſt zu meiner Abſicht genug, wenn man es in einen Leichenſtein von Marmor einſchließet, der zwey Fuß ins Gevierte und dieſe Aufſchrift hat: unitis etiam in cinere conjugibus. N. N. &c. Ich ſetze denjenigen, welcher die anatomiſchen Vorleſungen halten muß, zum Exekutor dieſer Klauſel meines lezten Willens ein. Es ſollen ihm ohne Aufſchub 300 Liv. zu Anſchaffung des Steines ausgezalet werden, und ich bitte ihn überdieſes, meinen ſilbernen Degen und die goldne Uhr, die ich gewöhnlich trage, oder wenn er lieber will, 300 Liv. für ſeine Bemühung anzunehmen.

Zum zweyten. Stifte ich auf immer einen Preiß guter Handlungen, die man die Prämie der Tugend nennen ſoll. Er wird in einer Münze von 100 Liv. an Werth beſtehen, mit der Umſchrift: virtutis practice præmium, und auf der Rückſeite, vovit immeritus P. C. Dieſe Münze ſoll alle Jahre den 1ten Januar demjenigen ausgehändiget werden, von was Stand, Alter, Geſchlecht und Provinz des Königreiches er auch ſey, der während des vergangenen Jahres, ohne daß man ihn des Hochmuthes, Eigennutzes, oder der Heucheley beſchuldigen kann, die beſte ſittliche, oder zum Nutzen des Staates abzweckendſte Handlung gethan hat, als zum Beyſpiel, die großmüthige Aufopferung ſeines eigenen Nutzens, in Rückſicht auf einen Unglücklichen, die Befreyung eines Gefangenen, den beträchtliche aber durch widriges Schickſal entſtandene Schulden in dieſen Zuſtand verſetzt haben, das Aufhelfen, verunglückter aber ehelicher Familien, vorzügzüglich auf dem Lande, eine an Waiſen beyderley Geſchlechts gegebene Ausſteuer, die Errichtung einer Leihebank, wo man Bedrängten ohne Pfand und Zinſen borget, der Bau eines Hafens an einem bequemen Ort, der aber der Wachſamkeit der Regierung entgangen iſt, und überhaupt jede ausgezeichnete Handlung kindlicher Liebe, brüderlicher Einigkeit, ehelicher Treue, ehrbarer Liebe, der Verſöhnung, Dankbarkeit, Freundſchaft, Menſchenliebe, und des Muthes in öffentlicher Gefahr.

Zu Beſtreitung der Koſten vermache ich auf beſtändig die Einkünfte und das Kapital von zwey Häuſer, die nebeneinander an den Fluß Chalaronne, nicht weit von Chatillon les Dombes liegen, und welche Grundſtücke ich nach Abſterben meiner beyden Eltern zum Eigenthum erhalten werde, ſo wie den Ueberreſt ihrer Verlaſſenſchaft, wozu ich durch eine von dem Notarius Jacquemin aufgenommene Akte, zum Erben eingeſetzt bin. Jedoch verſtehe ich darunter nicht, daß die obgedachte Stiftung während den Leben meiner Eltern in Ausübung gebracht werden ſoll, als denen der Nießbrauch von dieſen Grundſtücken, ſo lange ſie leben, zuſtehet; vorausgeſetzt nemlich, daß ich, meinem Wunſche gemäß, vor ihnen die Welt verlaſſe. Ja ich geſtehe meinem Sohn, als meinem nachhergenennten und eingeſetzten Erben, die Freyheit zu, dieſelben zu ſeinen Nuzen und Gebrauch zu verwenden, wenn er durch einen Nothfall, den ich aber nicht vermuthen kann, dazu gezwungen ſeyn ſollte. Doch bitte ich ihn, dieſe zu ſeinem Vortheil beygeſezte Klauſel nicht zu mißbrauchen, ſondern vielmehr den erſten Preiß der gedachten Stiftung damit zu verdienen, daß er, ſobald er ſein geſezmäßiges Alter erreicht haben wird, in die Vollziehung der Stiftung willigt, die ich ihn noch zu vermehren bitte, wenn ihn ſeine Umſtände ſolches erlauben, wie es das Anſehen hat. Ich erkläre zugleich, daß ſie gegenwärtig wenigſtens 4000 Livres Werth ſind, da die jährliche Pacht davon 200 Livres beträgt: und da ich vorausſehe, daß der Preiß ſolchen Leuten zuerkannt werden kann, die auf eine Beyhülfe an Gelde eben den Anſpruch haben, als auf eine ehrenvolle Belohnung ihrer guten That, ſo ſoll ihnen die Wahl gelaſſen ſeyn, die Münze entweder in Golde oder Silber, und noch ſo viel als ſie darüber werth iſt, an baarem Gelde zu nehmen. Diejenigen aber, die in guten Umſtänden ſind, und denen dieſer Preiß zuerkannt wird, werden erſucht werden, die Münze von Silber vorzuziehen, damit der Ueberſchuß an Gelde zu einem guten Werke angewendet werden kann, welches ſie ſelbſt vorſchlagen können.

Um ſowohl dieſer Stiftung alle Geſetzmäßigkeit zu geben, als auch die richtigſte und unpartheyiſchſte Ausübung derſelben zu genießen, ſo bitte ich unſere Herren des Parlamentes zu Paris, die Beſchützer, oder wenn es erlaubt iſt, mich des Ausdruckes zu bedienen, die Exekutoren derſelben zu ſeyn. Ich verlange, daß jedes Jahr, in der letzten großen Sitzung des Decembers (wenn es ihnen gefällig ſeyn ſollen,) alle Anweſende die tugendhaften Handlungen erzählen ſollen, die ihnen bekannt worden ſind, und welche die geſetzte Prämie verdienen können, damit ſie dieſe Herren demjenigen zuerkennen können, welchen ſie auf dieſe oder jede andere Art für den würdigſten halten.

Es ſey mir erlaubt, dieſe öffentliche Einladung zur Tugend denen erleuchteten Männern zu Füßen zu legen, deren erhabene Beſtimmung es iſt, Gerechtigkeit zu handhaben, und die das Muſter der Tugend ſind.

Zum Dritten, vermache ich dem Kupferkabinette des Königs alle meine botaniſche Sammlungen, die in mehr als 200 Bänden in Folio beſtehn, und welche die

Herbarien, der die berühmteſten Botaniſten und meine eigne enthalten: Sie ſind der Raub aus verſchiedenen botaniſchen Gärten, eine vollſtändige Folge aller Kräuter der Alpen, der pyrenäiſchen Gebürge, der Berge in der Schweiz, Savoyen, Dauphinee, Cerennes, Gevaudan, Auvergne, Languedoc und Provence, und ſelbſt einen Theil der berüchtigten Sammlung des Tournefort in der Levante, welche er ſelbſt einem ſeiner Freunde gegeben hat, und endlich das berufene Herbarium des Danti d'Iſſuard; ſie ſollen ſämtlich an die gedachte Bibliothek mit ihren Decken ausgeliefert werden, welche Decken jedoch ich zu erneuern rathe. Ich füge dieſen Vermächtniſſen die unterthänigſte Bitte bey, daß meinem Sohne und nachhergenannten Erben erlaubt ſey, dereinſt, und wenn er Geſchmack an der Naturgeſchichte findet, öffentliche Vorleſungen über dieſe Sammlung bey gedachter Bibliothek zu halten, unter was für Beſoldung und Bedingungen es Sr. Majeſtät gefallen wird; oder wenn ihm dieſe Gnade abgeſchlagen werden ſollte, ihm zu geſtatten, daß er die doppelte Exemplare, die ſich durchgehends in gedachten Kräuterſammlungen finden, zurücknehmen darf, und da ſolche nicht alle in Ordnung ſind, ſo vermache ich eine Summe von 600 Livres, die dereinſt an jeden berühmten Botaniker, der die Hand daran legen will, ausgezahlt werden ſoll." Ich beſtimme beſonders die Herren Adamſon oder Gerard, Verfaſſer der Gall. provincialis dazu, wenn ſie ſich dieſe Mühe nehmen wollen, und vorzüglich den lezten, der mein wahrer Freund iſt, wenn er zu der Zeit zu Paris ſeyn ſollte. Ich ſchenke ihm über obiges Vermächtniß noch die Naturgeſchichte des Herrn Büffon in 14 Bänden, in 4to, broſchiret ſo wie ich ſie beſitze, um ſich meiner dabey zu erinnern.

Zum Vierten. Behalte ich meinen Sohn alle Manuſkripte, die an den Kräuterſammlungen angehänget ſind, alleine vor, damit er ſelbſt daraus nehmen oder durch andere darausnehmen laſſen kann, was nützlich iſt, und es in die Ordnung bringt, die ich ihnen wegen Mangel der Zeit nicht ſelbſt geben konnte. Es ſoll eben ſo mit allen andern Schriften gehalten werden, die man unter meinen Papieren, über die andern Theile der Naturgeſchichte, Inſektologie, Ornithologie, Ikthyologie ꝛc. Die letztere betrift hauptſächlich das mittländiſche Meer, über deſſen Fiſche ich viele Unterſuchungen bey Gelegenheit einer ikthyologiſchen Sammlung anſtellte, die ich für eine nordiſche Macht zu machen bekam.

Zum Fünften, vermache ich meinen Eltern, Herrn George Maria Commerſon, königlichen Notarius zu Chatillon Lozdombos und Frauen Johannen Marien Mazuger ſeiner Ehegenoſſin, alle Rückſtände von meinen Einkünften ꝛc. ꝛc.

Sechstens, vermache ich Frau Marien Catharinen Commerſon, verheyratheter Meurier, meiner ältern Schweſter, alles was Herr Meurier mir ſeinem Gewiſſen nach ſchuldig ſeyn kann. Ferner will ich, daß Herr George Maria Commerſon, mein Bruder, Kanonikus, nicht wegen derer Summen, die er während der Verwaltung meiner Geſchäfte zu ſeinem Nutzen verwendet hat, in Anſpruch genommen werden ſoll.

Siebentens, gebe ich meinem vortreflichen Freund, und Mitbruder, Herrn Cleriade Vachier, Doctor der Arzneykunſt der Fakultäten zu Paris und Montpellier, meine ganze Bibliothek als einen zwar kleinen aber herzlichen Beweiß der Zuneigung und unverbrüchlichen Hochachtung, die ich für ihn gehabt habe; ich erkläre zugleich, daß dieſes Vermächtniß mehr aus Dankbarkeit für eine unendliche Menge von Gefälligkeiten und weſentlichen Dienſten, die er mir geleiſtet hat, und wofür ich nicht erkenntlich ſeyn durfte, als aus bloßer Freygebigkeit gemacht worden iſt: und ohne demſelben etwas dadurch abzubrechen, erkläre ich noch, daß ich ihm durch Scheine einige Summen ſchuldig bin, die ihm durch mich oder meine Erben wiederbezahlt werden ſollen. Ich bitte ihn überdieſes, in Anſehung des Theils meines Teſtamentes, der einige Aufſicht in Paris verlangt, der Executor davon zu ſeyn, und meinem Sohn die nehmliche Gewogenheit zu ſchenken, die er für den Vater gehabt hat.

Achtens, vermache ich Johannen Baret genannt de bonne foi, meiner Haushälterinn die Summa von 600 Livres, die einmal an ſie ausgezahlet werden ſoll, und zwar ohne einigen Abzug an ihren Lohn, den ich ihr ſeit den 6ten September 1764, und zwar für jedes Jahr 100 Livres ſchuldig bin. Sie ſoll noch überdieſes alle Bett- und Tafelwäſche, alle Kleider, die ich in meinem Zimmer habe, ſowohl wie alles andere Hausgeräthe, als Betten, Stühle, Tiſche, Kommoden, (die Herbarien und obgedachten Bücher ausgenommen) erhalten, und nach meinem Tode ein Jahr lang der Wohnung genieſſen, die ich alsdenn haben werde, und die man auf ſo lange in Miethe fortbehalten muß, ſollte es auch zu weiter nichts gut ſeyn, als die Sammlungen in Ordnung zu bringen, welche für das Kabinet des Königes beſtimmt ſind.

Neuntens, ſetze ich meinen einzigen und geliebten Sohne Anna Franz Archambaut Commerſon, den ich mit meiner verſtorbenen Frau, Antoinette, geweſene Becul gezeugt habe, zu meinem Univerſal-Erben ein, und da es ſich zutragen kann, daß ich ehe ſterbe als derſelbe ſein geſetzmäßiges Alter erreichet hat, ſo beſtelle ich ſeinen Onkel von mütterlicher Seite, Herrn Francois Becul, Licentiaten der Theologie und Pfarrer zu Toulon ſur Arroux, in deſſen Händen ſich derſelbe bereits befindet, zu ſeinem Vormunde, und ich bitte die Obrigkeiten, dieſe Ernennung, mit Ausſchluß aller andern Verwandten zu beſtätigen, wenn ſich der Fall ereignen ſollte.

Ich erkläre hiermit, daß ich keine Schuld in Paris habe, da ich niemalen ohne Bezahlung ausnahm. Sollten ſich aber einige gerichtliche Schulden, oder auch richtige Handſcheine finden, ſo wird man gehörige Rückſicht darauf nehmen.

Gegeben zu Paris den 14ten December 1766. den Tag vor meiner auf Befehl des Königes zu thuenden Reiſe in die mittäglichen Länder, wohin ich den Herrn von Bougainville als Botaniſte des Königes begleiten werde, um da Beobachtungen in allen drey Reichen der Natur anzuſtellen.

Unterſchrieben, Commerſon, D. M. Botaniſte und Naturforſcher des Königes.

P. S. Ich bekenne an dem Tag meiner nurgedachten Abreiſe, daß ich mit mir an Effekten und Geld einſchiffe, den Werth von 10 bis 11000 Livres, wegen welcher man die erforderliche Nachſuchungen thun wird, wenn ich auch auf dieſer Reiſe ſterben ſollte. Ich laſſe nichts von Gelde in meiner Behauſung bey dem Herrn Gendre, in der Vorſtadt St. Viktor, und ich habe den Herrn Vachier gebeten, über alles die Aufſicht zu haben, und vorzüglich, daß meine Haushälterinn mit gewöhnlichem Lohne darinnen bleibt. Ueber dieſes erkläre ich noch, daß ich gedachtem Herrn Vachier die Summe von 1200 Livres ſchuldig bin, die er mir vor meiner Abreiſe nach Rochefort hat auszahlen laſſen, ohne daß ich ihm einige Erkenntlichkeit dafür bezeugen konnte. Paris den 15ten 1766.

Commerſon.

Dieſes Teſtament iſt niedergelegt worden bey Herrn Regnault, Notarius zu Paris, durch Herrn Johann Baptiſt Joſeph Thierry, Kommiſſarius des Chatelets zu Paris, auf Erſuchen des Herrn Bachier, nach einer Akte vom 30ten Auguſt 1773.

Ueberſetzt von H.

* * *

Note zu obiger Ueberſetzung: von R—d.

Philip Commerſon, Doctor der Arzeneygelahrheit von der Facultät zu Montpellier, königlicher Botanicus und Naturforſcher auf Isle de France, wurde 1727. gebohren, that mit Bougainville die Reiſe um die Welt, die ihm zu Niederſchreibung dieſes Teſtaments bewog, und blieb zu Isle de France, als Bougainville nach Europa zurückkehrte. Von dieſer Inſel aus beſuchte er vier Monate lang Madagascar, und hatte einen kleinen Neger abgerichtet, der ihm bey ſeinen botaniſchen Spatziergängen ſehr behülflich war, und ihm die Pflanzen aus den entlegenſten Gegenden, mit einem ſo guten Inſtinkte hohlte, daß er niemahls eine Pflanze zweymal brachte, ſondern immer neue entdeckte. Er ſtarb den 13ten März 1773. auf Isle de France, ein Opfer ſeines unermüdeten Fleißes, und verſchiedener Kränkungen. Ich finde nirgends, ob die Verordnungen ſeines Teſtaments befolgt worden ſind. Seine Papiere, Herbaria und Sammlungen wurden 1774. in 32 Kiſten nach Paris geſchaft, wo die H. H. Juſſieu, d'Aubenton und Thouin ſich mit ihrer Unterſuchung und Bekanntmachung beſchäftigen. Von Commerſon iſt die Beſchreibung der Inſel Otaheite, die im November des franzöſiſchen Merkurs von 1769 ſteht. Als er auf Otaheite war, ließ er Medaillons von Bley, mit folgender Aufſchrift ausſtreuen.

Bonâ ſuâ fortunâ,
Gallorum navigantium duæ cohortes
A clariſſ. Buginvillæo ductæ,
Septimeſtri a terrarum Americanarum receſſu
Penitus exhauſtæ,
Siti ſcilicet ac fame conſumptæ
Irati Neptuni omnes jam caſus expertæ,
Viribusque corporis tantum fere deficientes
Quantum animis erectæ;
In hanc-ce tandem inſulam appulere
Omni beatæ vitæ ſuppellectili ditiſſimam,
Re & nomine *Utopiam* nuncupandam;
Qua nempe Themis, Aſtræa, Venus
Et omnium rerum pretioſiſſima, *libertas*.
Procul a reliquorum mortalium vitiis ac diſſentionibus
Aeternam inconcuſſam que poſuere ſedem.
Qua inviolata intereſt habitantibus pax
Sanctiſſima que Philadelphia,
Nec aliud ſentitur niſi patriarchale regimen;
Quâ demum integerrima debetur & perſolvitur.
Advenis, etiam ingratis, fides, hoſpitalitas,
Gratuita que omni-genarum terræ divitiarum profuſio;
Hæc gratitudinis & admirationis ſuæ teſtimonia

Tabellis plumbeis undequaque per inſulam disjectis
Properante manu exaravit,
Philibertus *Commerſon*, Caſtillionnenſis,
Doctor Medicus, in naturalibus rebus Obſervator,
A Rege Chriſtianiſſimo demandatus
Gentis & Naturæ ad eo benignæ
Adorator perpetuus.
Idibus Aprilis M. DCC LXVIII.

Commerſon hatte auf ſeiner Reiſe um die Welt eine Weibsperſon in Mannskleidern bey ſich, deren Geſchlecht dem ganzen Schifsvolke ein Geheimniß blieb, bis ſie von den Inſulanern auf Otaheite am Geruch erkannt wurde, und ſie von ihr eben die Gunſtbezeugungen verlangten, welche die Schönen ihres Eylands ſo freygebig an die neuangekommenen Fremden verſchwendeten.

3.

Geſetze und Rechte des heiligen Gerichts in Spanien und Portugal.

Ohngefehr gegen die Mitte des 14ten Jahrhunderts ſetzte Nicolaus Eymerico, Groß-Inquiſitor des Königreichs Arragonien, eine Art von Corpus Iuris zum Gebrauch des heiligen Gerichtes auf, das er Directorium Inquiſitorum nannte, das lange in Handſchrift, als Regel und Richtſchnur der Beyſitzer des Inquiſitions-Tribunals aufbewahrt, und bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt in Druck gegeben wurde. **Franz Pegua**, Doctor der Gottesgelahrheit, veranſtaltete 1558. eine neue Ausgabe zu Rom, mit Scholien und Anmerkungen, die er dem Pabſt Gregor XIII. zueignete. Der Abt **Morellet** verfertigte nach dieſer Ausgabe 1762. eine franzöſiſche Ueberſetzung, und dieſe habe ich bey dem folgenden Auszuge zum Grund gelegt. Man hat viel über das heilige Gericht geſchrieben, und manches mit dem Verdacht der Partheylichkeit. Kein Werk kann uns alſo von dieſem Vorwurfe freyere, und zugleich intereſſantere Bemerkungen liefern, als eben dieſes. Es iſt wenig in Deutſchland bekannt, aber ſein Auszug um ſo unterhaltender. Ich bin dem buchſtäblichen Sinn des Originals dabey gefolgt, ohne viel zur Rechten oder zur Linken in Anmerkungen oder Betrachtungen auszubeugen; denn Menſchenliebe und geſunder Menſchenverſtand machen ſie bey dieſer Lektüre jedem Leſer von ſelbſt nothwendig.

Es giebt drey Arten, einen Ketzer zu belangen: die Anklage; die Denunciirung; die Inquiſition. Die erſte muß ein Inquiſitor nur ſelten zulaſſen, weil ſie langweilig iſt, und der Kläger dabey zu viel wagt; er muß letzterm lieber zur ſimpeln Denunciirung rathen, wo Zeugen gar nicht nöthig ſind, und wo er blos auf dem Evangeliumbuche ſchwört, daß er die Wahrheit ſagt; wäre eine ſolche Anklage auch von aller Wahrſcheinlichkeit entblößt, ſo muß ſie der Inquiſitor deswegen doch nicht aus ſeinem Buche ſtreichen, ſondern abwarten, ob nicht vielleicht die Zeit ſie verſtärke. Auf die Unterlaſſung der Denunciirung ſteht der Kirchenbann, und kein gegebenes Wort, Verſprechen oder Treue darf davon zurückhalten; ſogar brüderliche, wohlgemeinte Abmahnung des Schuldigen, iſt Sünde, und es iſt beſſer ihn gleich anzugeben. Die Inquiſition, als die dritte Art des Proceſſes, theilt ſich in zwey Theile, nemlich in die allgemeine Nachforſchung nach Ketzern, die von Zeit zu Zeit in ganzen Bezirken und Landſchaften angeſtellt wird, und in die beſondre, wenn das öffentliche Gerücht eine Privatperſon der Ketzerey beſchuldigt. Der Angeklagte iſt verbunden, alles beyzuſchaffen, was zur Bekräftigung ſeiner Anklage beytragen kann. Die Excommunicirten, die Juden, die Mitſchuldigen, die Perſonen, die mit öffentlicher Schande gebranntmarket ſind, und kurz ſelbſt die, deren Zeugniß in keinem andern Gerichte gelten würde, können bey den Inquiſitions-Tribunalen als gültige Zeugen gegen den Angeklagten zugelaſſen werden, wohl zu merken, wenn ihr Zeugniß wider ihn iſt. Selbſt ein Ketzer kann wider den Angeklagten, aber nie für ihn zeugen. Nur die Zeugen können recuſirt werden, von welchen es notoriſch iſt, daß ſie Todtfeinde des Angeklagten, das iſt, ſolche Perſonen ſind, die ſchon würkliche thätige Angriffe auf ſein Leben gethan haben; andre Feindſchaft hindert nicht; eben ſo kann auch ſein Geſinde, ſeine Frau, ſeine Kinder, der Vater gegen den Sohn, der Sohn gegen den Vater, der Bruder gegen den Bruder ꝛc. aber blos wider ihn zeugen, nie für ihn. Sollte auch ein Zeuge ein falſches Zeugniß abgelegt haben, ja dies eingeſtehen und widerrufen, ſo gilt letzteres doch nicht, wenn es zum Vortheil des Angeklagten, ſondern nur wenn es zu ſeinem Nachtheil gereicht. Den Zeugen wird allzeit, nach dem Verhör, das Geheimniß eingeſchärft. Zwey Zeugen ſind zu Fällung eines Urtheils hinreichend. Ihre Namen müſſen genau verſchwiegen werden, weil ſie ſonſt die Rache des Angeklagten oder ſeiner Verwandten treffen könnte. Nur wo dieſes nicht zu befürchten iſt, kann man ſie dem Angeklagten bekannt machen. Wenn daher dem Angeklagten die Akten mitgetheilt werden, ſo pflegt man Namen von andern Perſonen an die Stelle der rechten Angeber und Zeugen unterzuſchieben, oder welches gewöhnlicher iſt, niemanden zu nennen. Die Confrontirung der Kläger und Zeugen mit dem Angeklagten findet ebenfalls nicht bey dem heiligen Gericht ſtatt.

Wenn der Angeklagte vor dem Inquiſitor erſcheint, ſo läßt er ihn auf dem Evangelio ſchwören, daß er die Wahrheit, ſelbſt zu ſeinem Nachtheile, geſtehen will. Er frägt ihn darauf nach ſeinem Namen, Geburtsort, Auffenthalt ꝛc. ob er von dieſer oder jener Materie (eben die, weswegen er der Ketzerey beſchuldigt worden iſt) habe reden hören. Alle ſeine Antworten werden aufgeſchrieben, und er muß ſie unterzeichnen. Er frägt weiter, ob der Angeklagte muthmaße, weswegen er eingezogen worden ſey, wer ihn angegeben habe ꝛc. wer ſein Beichtvater ſey, wenn er zum leztenmal gebeichtet habe? doch hat ſich der Inquiſitor dabey wohl in Acht zu nehmen, daß er dem Angeklagten nicht Gelegenheit zu Ausflüchten oder Rechtfertigungen giebt; denn die Ketzer „ſind recht darauf ausgelernt, ihre Irrthümer zu „verſtecken, und wiſſen ſich ſo fromm zu ſtellen, und „ſo gekünſtelte Thränen zu weinen, daß ſie auch die „abgehärteſten Richter rühren können. Allein ein Inquiſitor muß ſich gegen alle dieſe Praktiken waffnen, „und ſich immer ſteif und feſt einbilden, daß man ihn „betrügen will.“

Die Ketzer (fährt mein Buch fort) haben überhaupt zehnerley Arten, den Inquiſitor zu hintergehn. 1) Sie antworten durch Zweydeutigkeiten; wenn man ſie frägt: „iſt dies der Leib des Heilandes?“ ſo antworten ſie, „ja!“ verſtehn aber einen Stein, oder ſich ſelbſt darunter. 2) Sie antworten bedingungsweiſe, und behalten bey ihren Antworten immer etwas im Sinn. 3) Sie geben die Frage zurück. Z. E. wenn man frägt: „Glaubt ihr, daß Wucher eine Sünde ſey?“ ſo erwiedern ſie: „Was glaubt ihr?“ Antwortet nun der Inquiſitor: „Wir glauben, mit allen katholiſchen Chriſten, „daß Wucher eine Sünde iſt,“ ſo ſagen ſie: „wir glauben's auch, verſteht ſich's, wenn ihr's glaubt.“ 4) Sie ſtellen ſich verwundert: „Für wen haltet ihr mich? „Bin ich ein Jude? ich bin ein Chriſt, und glaube „alles, was ein guter Chriſt glauben muß:“ ſie verſtehn aber darunter, daß ein guter Chriſt, dieſes oder jenes, wovon die Rede iſt, nicht glauben ſoll. 5) Sie bleiben nicht bey der Frage, ſondern miſchen ganz fremde Dinge ein. 6) Sie lenken die Rede auf etwas anders. Wenn man ſie daher frägt, „glaubt ihr, daß Jeſus „Chriſtus noch lebendig war, als er am Kreuz mit einer „Lanze durchbohrt wurde?“ ſo iſt gemeiniglich ihre Antwort: „Ich höre, daß darüber viel geſtritten wird, aber „um Gotteswillen, ſage mir, was ich davon glauben „ſoll, denn ich möchte nicht gern irren.“ 7) Sie ſuchen ſich rein zu brennen: Frägt man ſie über einen Glaubensartikel, ſo antworten ſie: „O mein Vater, ich „bin ein einfältiger und ſchlechtunterrichteter Menſch; ich „diene Gott in meiner Einfalt, und kenne die Spitzfindigkeiten nicht, über die ihr mich fragt; ihr könnet „mir leicht Fallen ſtellen, und machen, daß ich darein „gerathe, aber, um Gotteswillen, verſchont mich mit dergleichen Fragen.“ 8) Sie ſtellen ſich krank, wollen ins Bett gebracht ſeyn ꝛc. Die Frauenzimmer ſchützen die Krankheiten ihres Geſchlechts vor ꝛc. Sonderlich bedienen ſie ſich dieſer Liſt, wenn ſie die Tortur bekommen ſollen; ſie ſagen alsdenn, daß ſie zu ſchwach ſind, daß ſie ſie nicht aushalten werden, und was dergleichen mehr iſt, alles, um den Inquiſitor zu betrügen. 9) Sie ſtellen

len ſich wahnwitzig. 10) Sie affektiren eine große Beſcheidenheit und Rechtſchaffenheit in ihrem ganzen Betragen, Weſen, Minen, Kleidung. —

Ich habe mich mit Fleiß weitläuftig bey der Zergliederung dieſer zehn Arten des Betrugs, die Eymerico den Ketzern Schuld giebt, aufgehalten, und ſie faſt wörtlich mit den Fragen und Antworten überſetzt, weil ſie die deutlichſten Beweiſe geben, wie unmöglich es fällt, ſich vor einem Gerichte zu vertheidigen, das alles, was zum Beſten des Angeklagten ſpricht, für Betrug geradezu erklärt, und wo der Richter aus Pflicht ſich mit dem Vorſatz ſtählen muß, nichts von allen Entſchuldigungen zu glauben.

Da die Ketzer alſo mit lauter Trug und Lug umgehn, ſo ſchärft das Directorium dem Inquiſitor ein, ſie mit gleicher Münze zu bezahlen, ihnen ſchöne Worte zu geben; im Fall des Geſtändniſſes Begnadigung zu verſprechen; (aber das Verſprechen nicht zu halten) ſich zu ſtellen, als ob er eine weite Reiſe thun müſſe, von der er nicht wiſſe, wann er wieder zurückkommen werde, und alſo den Angeklagten zu bitten, lieber jetzt zu bekennen, damit er nicht unter der Zeit in dem langwierigen, harten Gefängniß erkranke, und umkomme. Ferner Leute an ihn abzuſchicken, die unter allerhand Vorwand, und unter dem Mantel der Freundſchaft, des Vertrauens, des Mitleidens ihm ſein Geheimniß ganz oder zum Theil ablocken; dieſe Spione können ſich ſogar *ſtellen*, als ob ſie von ſeiner Sekte oder Meinung wären, nur dürfen ſie es nicht *ſagen*. Sich ſo *ſtellen* iſt keine Sünde, aber es *ſagen*, würde eine ſeyn. Der Inquiſitor kann auch zuweilen bey einem neuen Verhöre die Akten des erſten durchblättern, thun, als ob der Inquiſit ſich widerſpreche; oder ein Papier in der Hand halten, darin umſchlagen, beyſchreiben, leſen, damit der Befragte auf die Gedanken gerathen möge, es ſey eine Ausſage, die wider ihn zeuge. Er muß den Inquiſiten ſo oft und ſo mancherley fragen, bis dieſer ſich einmal verſpricht, oder in ſeinen Antworten ändert, welches alsdenn hinreichend iſt, ihn auf die Folter bringen zu laſſen.

Dem Angeklagten wird ein Anwald verſtattet, er kann den Inquiſitor und die Zeugen, wegen Todfeindſchaft recuſiren, und auch appelliren; in Spanien wird an den oberſten Inquiſitor appellirt, der gemeinſchaftlich mit ſeinem Rath entſcheidet. Alles dieſes geſchieht, um wenigſtens die Form des Proceſſes zu beobachten; denn mehr fruchtet es wohl ſelten.

Im Ruf der Ketzerey ſtehen; die Ausſage eines ſichern Zeugens in Ketzerey, oder andre triftige Beweiſe gegen ſich haben; nicht bey einer Rede bleiben: macht zur Folter reif. Es giebt eigentlich nur fünf Arten der Tortur; Marſilius erwähnt ihrer vierzehn, und fügt hinzu, daß er ſie noch mit verſchiedenen neuen Gattungen, z. E. der Unterbrechung des Schlafs, bereichert habe.

Einen flüchtigen und contumacirten Ketzer zu citiren, bedient man ſich folgender Formel.

„Wir, des heiligen Glaubens Inquiſitoren, an Euch „N. N. gebürtig aus dem und dem Ort, und dem „und dem Kirchſprengel: Gott gebe Euch mehr „Weisheit!“

„Es iſt unſer eifriges Beſtreben von jeher geweſen, zu wachen, daß der Weingarten des Gottes Zebaoth, den die Rechte des himmliſchen Vaters gepflanzt, das Blut ſeines Sohnes begoſſen, „die Gnade des heiligen Geiſtes befruchtet, und die „ganze gebenedeyte und unbegreifliche Dreifaltigkeit

„mit den herrlichſten Privilegien geſeegnet hat, nicht
„von dem wilden Eber des Waldes, das iſt, dem
„Ketzer, gefreſſen, noch von dem Unkraut der Ketzerey
„erſtickt, oder dem peſtilenziſchen Athem der
„feindlichen Schlange vergiftet werde. . . . Wir
„wenden alle unſre Sorgfalt an, zu verhindern,
„daß Simſons Füchslein, welches ſind die Ketzer,
„die Erndte des Hausvaters nicht verzehren, oder
„ſie mit ihren brennenden Schwänzen in Brand
„ſtecken, das heißt, durch ihre verdammliche Spitzſündigkeiten
„die Reinheit des katholiſchen Glaubens
„beflecken. Als wir daher fanden, daß ihr in die
„Ketzerey verfallen waret, ſo haben wir uns
„eurer bemächtigt, und euch heilſame Geneſungsmittel,
„Oel und Honig für eure Wunden bereitet,
„aber ihr, vom böſen Geiſt getrieben und verführt,
„ſeyd aus eurem Gefängniſſe entflohn. Wir haben
„euch vor unſer Gericht citirt, und ihr habt euch
„geweigert, zu erſcheinen. Wir haben euch in
„Bann gethan, und ihr ſeyd eine lange Zeit im
„Bann geblieben. Wir wiſſen nicht, wo euch der
„Teufel hingeführt hat; Wir haben, gütiglich, gewartet,
„daß ihr im Schoos der Kirche zurückkehren
„ſollt, aber da ihr in eurem ſchudigen Vorhaben
„beharret, ſo laden wir euch zum letztenmal
„ein, an dem und dem Tage, an dem und dem
„Orte, in Perſon zu erſcheinen ꝛc.“

Dieſe Citation wird mit Requiſitorialien in eben dem Tone an diejenigen Obrigkeiten begleitet, wo man vermuthet, daß ſich der Flüchtige aufhält.

Bey der Freyſprechung eines Inquiſiten, ſchärft das Directorium ein, ſich wohl zu hüten, ihn für „un-

„ſchuldig,“ ſondern nur für einen ſolchen zu erkennen, „wider den es an hinlänglichen Beweiſen gefehlt habe.“

Die Strafen, die das Inquiſitions-Tribunal diktirt, beſtehn, in der kanoniſchen Reinigung; der Abſchwörung, im Fall des Verdachts der Ketzerey, nebſt den vorgeſchriebenen Büßungen; in Geldſtrafen und Einziehung des Vermögens; in der Abſetzung von Amt und Dienſt; in ewigem Gefängniß; und in Ueberantwortung des Schuldigen an den weltlichen Richter.

Die **kanoniſche Reinigung** geſchieht, wenn der Angeklagte auf dem Evangelio ſchwört, daß er nicht ketzeriſch geſinnt ſey; einige gute Katholiken, die man Compurgatores nennt, deren Anzahl ſich nach der Größe der Beſchuldigung richtet, und die dem Angeklagten verſchiedene Jahre bekannt haben müſſen, ſchwören zu gleicher Zeit, daß ſie glauben, daß der Angeklagte die Wahrheit ſagt.

Die **Abſchwörung** geſchieht bey dreyerley Orten des Verdachts, und in der Kirche. Der Inquiſitor fodert dabey den Angeklagten auf, mit lauter Stimme, ſich der und der Ketzerey ſchuldig zu bekennen, doch warnt das **Directorium**, es klüglich zu unterlaſſen, wenn man Muthmaßungen habe, daß ſich der Angeklagte vor dem verſammelten Volke entſchuldigen möchte. Die Büßungen, die der Inquiſitor bey der Abſchwörung des dritten und höchſten Grads zugleich mit auflegt, beſtehn in einer beſtimmten Gefängnißzeit, oder dem Befehl, einen braunen Mönchshabit, mit anderthalb Fuß langen und zwey Fuß breiten gelben Kreutzen, über der gewöhnlichen Kleidung zu tragen, ſich darin an den Kirchenthüren an großen Feſten zu zeigen ꝛc. ꝛc.

Die **Geldſtrafen** und **Einziehung** des **Vermögens** der Angeklagten ſind Punkte, welche dem Directorium ſehr am Herzen liegen. Es behauptet, daß es der Nutzen und das Beſte des chriſtlichen Glaubens ausdrücklich erfodern, daß die Inquiſitoren viel Geld haben: da nach St. Pauls Ausdruck niemand gehalten iſt, Krieg auf ſeine Koſten zu führen: (nemo cogitur ſtipendiis ſuis militare) daß alſo die Inquiſitoren die Geldbußen ſehr gut zu ihrem und zu ihrer Familien Unterhalt verwenden, und auch mit gutem Gewiſſen Geſchenke annehmen können. „Das Publikum (fährt es fort) bezahlt ja Metzger, Aerzte, Künſtler ꝛc. warum ſollte es nicht die Inquiſitoren bezahlen, die ſo ſchwere Arbeiten thun, und weit nützlicher ſind, als jene.“ Und ſollten die Kinder des Schuldigen durch die Einziehung ſeines Vermögens an den Bettelſtab gebracht werden, ſo iſt doch nicht Rückſicht darauf zu nehmen, weil in der Schrift geſchrieben ſteht, daß die Kinder der Väter Miſſethat tragen ſollen. Sogar nach dem Tode eines Ketzers kann ihm der Proceß gemacht, ſein Vermögen confiſcirt, und ſeinem Erben, oder dem, der es beſitzt, bis in die dritte Hand, abgenommen werden. Einige Doktoren haben die Frage aufgeworfen, ob der Ketzer, der zwar noch weder angegeben noch verurtheilt, aber doch in ſeinem Herzen ſeiner Ketzerey gewiß iſt, ſich nicht einer Todſünde ſchuldig macht, wenn er nicht von freyen Stücken kommt, und dem heiligen Gericht ſein Vermögen bringt und cedirt?

Die **Entſetzung** aller Würden, Aemter, Titel, Chargen, Bedienungen, und die Untüchtigkeit, jemals dergleichen zu bekleiden, geht nicht blos auf die Perſon des Angeklagten, ſondern auch auf ſeine Kinder; von väterlicher Seite bis aufs zweyte, von mütterlicher bis ins erſte Glied. Der Vater verliert die väterliche Gewalt über ſeine Kinder, ſelbſt ehe noch das Verbrechen durch den geiſtlichen Richter bewieſen worden iſt; die Kinder ſind nicht verbunden, ihren ketzeriſchen Eltern zu gehorchen, ſie werden ſui juris. Wer von einem Ketzer ein Depoſitum empfangen hat, iſt nicht ſchuldig, es ihm wiederzugeben; ſo wenig als eine katholiſche Frau einem ketzeriſchen Manne die eheliche Pflicht zuzugeſtehen braucht. Der Befehlshaber eines Orts kann den ihm anvertrauten Platz ſeinem Fürſten vorenthalten u. ſ. w.

Das ewige Gefängniß trift ſonderlich den reuigen Ketzern. Der Actus wird dem Volke vorher bekannt gemacht, und geſchieht in der Kirche. Der Inquiſiter, oder ein andrer an ſeiner Stelle predigt über die Ketzerey, hauptſächlich über diejenigen ketzeriſchen Sätze, deren ſich der büßende Ketzer zu Schulden kommen laſſen. Z. B. er habe geſagt, „die heilige Jungfrau ſey nach „Jeſus Chriſtus Geburt noch mit andern Kindern von „Joſeph niedergekommen, und ſo weiter.“ Der Schuldige muß alsdenn ſeine Irthümer bekennen, abſchwören, und einen Mönchshabit von dunkler Farbe ohne Kutte, mit gelben Kreutzen, anziehn, den er ſein ganzes Leben zu tragen, und wenn er abgenutzt iſt, wieder zu ergänzen hat: Die Gefängnißſtrafe kann der Inquiſitor mildern, aber die Kreutze nicht „weil ſie „eine heilſame Buße für die ſind, die ſie tragen, und „ein Gegenſtand der Erbauung für die andern.“ Die Formel der Sentenz iſt vorgeſchrieben. Es kommt unter andern die Stelle darinn vor. „Gott laſſe manch„mal die Ketzereyen zu, damit die Rechtgläubigen und „Gelehrten ſich in dem Studium der heiligen Schrift „üben könnten ꝛc.“ Die Gefängniſſe müſſen zwar ſtrenge, aber nicht ungeſund ſeyn, und von dem Inquiſitor oft beſucht werden.

Die **Auslieferung** an den weltlichen Richter, d. i. zum Tode. Die Strafe des **Feuers** iſt diejenige, die ſich für den zum Tode verdammten Ketzer am beſten ſchickt, denn St. Johannis am 15. ſteht geſchrieben:

Man thut wohl, dem Ketzer den Mund zu verbinden, oder ihm die Zunge zu feſſeln, damit er nicht die Anweſenden durch ſeine Gottloſigkeiten ärgere.

Man hat Exempel, daß Ketzer, die mitten in den Flammen noch Reue bezeugten, von dem Scheiterhaufen befreyet worden ſind. So wurde zu Barcellona ein Prieſter, halbgebraten, aus dem Feuer geriſſen, aber vierzehn Jahre darauf wegen neuer Irthümer doch noch verbrannt. Sollte ein Verurtheilter für Verzweiflung närriſch werden, welches ſich oft zuträgt, ſo muß man die Augenblicke abwarten, wo er ſeiner Sinne etwas mächtig iſt, und ihn denn zum Scheiterhaufen führen. Man verbrennt einen Ketzer nicht blos zu ſeinem Beſten, ſondern hauptſächlich zur Erbauung und zum geiſtlichen Wohl des rechtgläubigen Volks.

Die Sünden und Verbrechen, welche der Gerichtsbarkeit der Inquiſition und ihrer Unterſuchung unterworfen ſind, beſtehn in folgenden:

1. Jede Ketzerey überhaupt.
2. Gottesläſterungen. Z. E. wenn jemand ſagt: „es iſt ſo ſchlechtes Wetter, das ſelbſt Gott uns kein ſchönes geben könnte.“ Oder Spöttereyen über Gott, den Glauben, die Heiligen. Ganzer Rauſch entſchuldigt, aber halber nicht. Wenn eine Perſon in Scherz ſich verlauten ließ, „in dieſer Welt habe ich keine Frau, ich werde alſo in jener eine bekommen,“ und dieſen Satz behauptete, ſo verfiel

er ebenfalls in Gotteslästerung. Mißbrauch der heiligen Schrift zu profanen Dingen, gehört auch hieher.

3. Zauberer und Wahrſager: nicht die, welche aus der Hand wahrſagen und andere verborgene Wiſſenſchaften treiben, weil dieſe unter den weltlichen Richter verfallen, ſondern die, ſo Dinge vornehmen, die nach Ketzerey ſchmecken, als Todtenköpfe räuchern, Kinder wiedertaufen. ꝛc.

4. Die den Teufel anrufen. Man theilt ſie in drey Klaſſen. Zu der erſten gehören diejenigen, ſo ihm göttliche Anbetung und Verehrung erweiſen; zu der zweyten, die, ſo ſich blos begnügen, die Namen der Teufel unter die Namen der Heiligen in den Litaneyen zu miſchen, und ſie bitten, ihr Mittler bey Gott zu ſeyn u. ſ. w. Zu der dritten, alle, welche die Teufel citiren und beſchwören. Man erkennt, ſagt das **Direktorium**, die Perſonen, die Gemeinſchaft mit dem Teufel haben, ſehr leicht an ihrem wilden Blick, und fürchterlichem Ausſehn, das ihnen aus ihrem häufigen Umgang mit dem Satan anklebt. Wer vom Teufel blos Dinge verlangt, die zu des Teufels Gewerbe und Handthierung gehören, z. E. ein Frauenzimmer in Verſuchung zu führen, und ſich dabey nur nicht der Worte, **ich bitte, ich beſchwöre dich** ꝛc. ſondern die, **ich befehle dir, ich will, ich verlange**, bedient, kann nach der Meynung einiger Doctoren, nicht der Sünde der Ketzerey beſchuldigt werden. Zu den Teufelanrufern rechnet das Direktorium auch die Aſtrologen, Chymiſten und Alchymiſten: weil der Teufel immer ihre letzte Zuflucht bleibt.

5. Die Juden, die gegen Satzungen ſündigen, die ſie mit der chriſtlichen Kirche gemein haben; oder gezwun-

zwungen oder ungezwungen die Taufe empfingen, und nicht den chriſtlichen Glaubenslehren gemäß leben ꝛc. Ferner, die Ungläubigen und Heiden; denn Jeſus Chriſtus hat dem Pabſt die Macht gegeben, Gottes Schaafe zu weiden, nun ſind die Ungläubigen Gottes Schaafe durch die Schöpfung, alſo erſtrecket ſich die Gewalt des Pabſtes bis über die Ungläubigen.

6. Die in Bann gethanene, die ein Jahr im Bann verharren.

7. Die Renegaten und Glaubensabtrünnige.

8. Die, ſo die Ketzer begünſtigen, ihre Gefangennehmung verhindern, ihre Flucht erleichtern, oder ſie nicht, auf Anſuchen der Inquiſition, hurtig genug ſtrafen, oder beym Kopf nehmen laſſen. Dahin ſind auch alle zu rechnen, welche Ketzer beſuchen, ihnen zu eſſen geben, (der Ketzer müßte denn eben verhungern wollen) den Herren Inquiſitoren nicht mit gehöriger Achtung begegnen, oder ſie überzwerch anſehn. Ein Mann von Kopf, ſagt der ehrwürdige Pater Ivonet, merkts ſolchen Leuten gleich an der Naſe an, wes Geiſtes Kind ſie ſind. Der Anblick der Verfolger der Ketzer iſt ihnen unausſtehlich. ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Leſer! weine!

Und wenn Du Proteſtant und Deutſcher biſt,
So fall' auf Deine Knie, und danke Gott, daß Deine
Geburtsſtadt nicht in dieſen Ländern iſt!

4.

Einige Stellen aus Ludwigs von Paramo, Inquiſitors des Königreichs Sicilien, Buche: De origine & progreſſu officii ſanctæ Inquiſitionis. (Matriti, ac typographia regia 1589.) Als Anhang zu obiger Abhandlung.

„Gott citirte Adam: „Adam, ubi es?“ „Adam, „wo biſt du?“ Dies that er, um die künftigen Inquiſitions-Tribunale zu belehren, daß die Unterlaſſung der Citirung die Procedur null und ſonder Wirkung macht. Adam erſchien; Gott fing an, ihn zu befragen, und richtete den Schuldigen in Geheim und durch ſich ſelbſt. Eben dieſe Weiſe befolgen die Inquiſitoren, und haben ſie alſo unmittelbar von Gott erhalten. Die Kleider von Fellen, welche Gott an Adam und Eva gab, ſind ebenfalls ohnſtreitig das Muſter zum San-Bruito, womit die büßenden Ketzer bekleidet werden. Die Kreutze, die es zieren, waren Anfangs in gerader Richtung, aber nachher hat man ſie ſchief, und wie Andreas-Kreutze verfertiget, um anzuzeigen, daß die, welche ſie tragen, ſich von dem geraden Weg des chriſtlichen Glaubens entfernt haben. Gott jagte den Adam aus dem Paradieſe, und daher die Gewohnheit der Inquiſition, das Vermögen der Ketzer zu confiſciren. Ein ſehr weiſes Geſetz, denn nach Plato und Ariſtoteles, ſind in dieſer Welt Reichthümer ohne Tugend ihren Beſitzern höchſtſchädlich, weil ſie ihren Leidenſchaften zur Nahrung und ihren Laſtern zum Werkzeuge dienen. Adam wurde auch der Herrſchaft über die Thiere beraubt: es iſt alſo klar, daß ein Ketzer alles natürliche, bürgerliche und politiſche Anſehn verliert, ſeine Kinder ſtehn nicht mehr unter ſeiner Gewalt, ſeine Sklaven werden frey, und ſeine Unterthanen des Gehorſams entledigt, den ſie ihm ſchuldig waren ꝛc.“

„Die Sodomiten, Einwohner von Sadom, züchtigte Gott ebenfalls mit der Strafe, die Ketzern zukommt; nemlich mit der Einziehung ihres Vermögens, denn es ſtehet geſchrieben, daß ſie die Thüren ihrer Häuſer nicht wiederfinden konnten; und darauf verbrannte er ſie.“

„Im neuen Geſetze war Jeſus Chriſtus der erſte Inquiſitor, und ſeine Verrichtungen fiengen von dem 13ten Tage ſeiner Geburt an, als er ſie durch die heiligen drey Könige der Stadt Jeruſalem verkündigen, und hernach Herodes von Würmern gefreſſen werden ließ; die Käufer aus dem Tempel jagte ꝛc. und Judäa Tyrannen Preiß gab, die es zur Strafe ſeines Unglaubens ausplünderten ꝛc.“

„Zu Caval, verbrannte man auf einmal 400 Albigenſer; in allen Geſchichtbüchern des heiligen Gerichts, die ich durchlief, habe ich kein glänzenderes Schauſpiel, und kein feyerlicheres Auto da Fe gefunden. Im Dorfe Cazeras verbrannte man ihrer 60, und in einem andern 160.“

„Zu Sevilla, als man darauf ausging, ein Exempel an den Juden zu ſtatuiren, ließ Gott, der ſelbſt das Böſe zum Guten kehren kann, zu, daß ein junger Menſch, der auf eine H—e wartete, durch die Spalten eines Verſchlags eine Judenverſammlung entdeckte, und ſie angab. Man bemächtigte ſich einer groſen Anzahl dieſer Unglücklichen, und ſtrafte ſie wie ſie es verdienten. In dieſer Stadt wurden, Kraft der Edikte verſchiedener Könige von Spanien und der Ober- und

Unter Inquiſitoren dieſes Königreichs, in kurzer Zeit 2000 Ketzer, und vom Jahr 1482 bis 1520, über 4000 verbrannt. Unzählig war die Menge derer zum ewigen Gefängniß, oder in andere Buſſen, Verurtheilten. Es geſchah eine ſo große Auswanderung, daß man daſelbſt 5800, und in Dioces 3000 leere Häuſer zählte, und ſich das Ganze auf mehr denn 100000 getödtete, gezüchtigte, oder geflüchtete Ketzer belief. Dieſe frommen Väter richteten alſo eine anſehnliche Niederlage unter den Ketzern an. (Sicque pii illi patres magnam hereticorum ſtragem ediderunt. Lib. 2. tit 2. cap. 4.) Auf Anſuchen des Bruders Turrecremata, Groß-Inquiſitors von Spanien, verbannte Ferdinand V, beygenahmt, der Katholiſche, alle Juden aus ſeinem Königreiche, und ſtand ihnen drey Monate zu, von der Publicirung ſeines Edikts an gerechnet, nach deren Verlauf es ihnen bey Lebensſtrafe verboten war, ſich wieder im ſpaniſchen Gebiet betreten zu laſſen. Es war ihnen erlaubt, ihre Effekten und eingehandelte Waaren mit aus dem Königreiche zu nehmen, aber nichts von Gold oder Silber. Der Bruder Turrecremata verſtärkte in ſeinem Kirchſprengel Toledo dieſes Edikt noch durch ein Verbot an alle Chriſten, den Juden das Geringſte, ſelbſt die unentbehrlichſten Dinge des Lebens, bey Strafe des Kirchenbanns, zukommen zu laſſen. Ohngefehr eine Million Juden zogen auf dieſes Geſetz aus Catalonien, Arragonien, Valentia, und den übrigen Ferdinandiſchen Staaten: die mehreſten kamen elendiglich um ꝛc.“

„Eben dieſer Paramo führt die Buſſe an, die einem gewiſſen Roger auferlegt wurde. „Ich Bruder Dominicus (es iſt der heilige Dominicus, welcher redet) ſöhne Vorzeigern dieſes, genannt Roger, mit der

Kirche, unter der Bedingung aus, daß er ſich drey Sonntage hintereinander, vom Eingang der Stadt an, bis zur Kirchenthüre von einem Prieſter peitſchen läßt, ſein ganzes Leben durch Faſtenſpeiſen ißt, dreymal vierzig Tage im Jahre faſtet, niemals Wein trinkt, den San-Benito nebſt den Kreuzen trägt, das Breviarium täglich, zehn Vater Unſer am Tage, und zwanzig um Mitternacht herſagt, von nun an die Enthaltſamkeit beobachtet, ſich alle Monate dem Pfarrer ſeines Kirchſpiels darſtellt, u. ſ. w. bey Strafe, als Ketzer, Eidbrüchiger und Unbußfertiger behandelt zu werden." — — —

So weit war ich mit meinem Auszuge gekommen, als ein Freund, der mich beſuchte, mir das Buch zuſchlug, und darunter ſchrieb: Sancta Philoſophia, ora pro nobis!

R.

V.

Naturgeſchichte.

Schreiben an eine Dame über die gemeine Stubenfliege: von R — d.

Als ich im vorigen Sommer Sie im hitzigſten Streit mit den Fliegen begriffen fand, und eben ſo blutige Niederlagen unter dieſen armen Thierchen anrichten ſah, als unſere neueren tragiſchen Genies in ihren Haupt- und Staatsaktionen unter den Helden, die das Schickſal unter dem Deſpotismus ihrer Feder hat gebohren werden laſſen, ſo ſtand ich mehr als einmal im Begriff, Ihnen zu entdecken: daß alle dieſe Thierchen, deren ſchneller Flug ſie ſo oft vor Ihren Verfolgungen ſichert, einſt als Würmer zu Ihren Füßen gekrochen haben, und daß es blos eines Fußtritts bedurfte, um Myriaden von ihnen in Elyſium ſummen zu laſſen. Allein ich kannte den Widerlegungshang Ihres Geſchlechts, und rüſtete mich zum voraus mit Beweiſen, die ich einer Menge Naturforſcher abborgte: und ſo wuchs denn nach und nach mein Vorſatz zu einer Chronik des Lebens der Stubenfliege an.

Gordart hat achtundvierzig Arten der Fliege gezählt, aber ſie dadurch noch nicht erſchöpft. Die Menge dieſer lebhaften Geſchöpfe, die der erſte Sonnenblick beſeelt, hat Gränzen, die dem Auge des Menſchen unüberſehbar ſind. Die weibliche Fliege iſt leicht von der männlichen zu unterſcheiden; ſie iſt größer als dieſe; ihr Bauch iſt mehr aufgelaufen, heller von Farbe, und wenn die Fliege bald legen will, unten ſo durchſichtig, daß die gegeneinander über liegenden Eyer auf beyden Seiten durchſcheinen. Die Natur hat die Fliegenmutter gelehrt, ihr Ey nicht an trockene, ſondern an feuchte Stellen zu legen, die es vor'm Einſchrumpfen bewahren, und zugleich der Made Nahrung geben. Das Auskriechen dieſer Made geſchieht meiſtentheils 24, und im Sonnenſchein 12 Stunden nach dem Legen. Ungefähr eine halbe Stunde zuvor bekommt das Ey merkliche ringförmige Wülſte. Es folgt eine wellenförmige Bewegung darin, dann die Eröfnung des Eys an der Spitze, und zuletzt die Made. Ihr erſter Eintritt in die Welt iſt ungemein beſchwerlich; denn die drey bis vier Minuten, welche die Made braucht, ſich aus dem Ey zu arbeiten, ſind gewiß für ſie ſo viele Tage. Aber dafür iſt ſie auch mit Lebenskräften begabt, die ſie Ungemächlichkeiten trotzen laſſen, welche andern Thieren ihr Daſeyn koſten. Nur der Terpentin, der allgemeine Inſektenwürger, tödtet ſie in einer halben Stunde; gewiß, ein hundertjähriges Leben in einem Madenkörper! Am 14ten oder 15ten Tage ihres Alters denkt ſie auf ihre Verwandlung, macht ſich aus ihrer Haut eine Puppe, und erſcheint in dieſer Puppengeſtalt erſt weißgelb, dann ganz dunkelroth. Man würde ſie ehe für eine Art Saamen, als für die Wohnung eines Geſchöpfs anſehn. Die Umſchaffung der Nymphe zur Fliege erfodert eben ſo viele Zeit als die Puppenverwandlung. Ein Druck mit der aufgeſchwellten Kopfblaſe zerſprengt alsdenn ihr Gefängniß, die Hülſe, und die Fliege ſchwellt ſich wohlgeſtaltet auf und davon. Der Sonnenſchein befördert ihre Geburt in einem Augenblick, aber an trüben Tagen muß ſie oft vier bis fünf Stunden auf dieſe, vielleicht für ſie äußerſt ſchmerzhafte Arbeit wenden. Sie iſt nun eben ſo vollkommen als Vater und Mutter, und von den alten nicht mehr zu unterſcheiden. Gleich wenn ſie ihre Puppe verläßt, ſpreitet ſie ihre Flügel aus, und nur die laufen mit gefaltenen Flügeln weg, die ſo unglücklich ſind, die Puppen bey trübem Himmel zu öfnen. Löuwenhoek rechnet, daß jeder Flügel auf jeder der beyden Halbkugeln, die ihr Geſicht ausmachen, viertauſend Sechsecke oder Augen, zuſammen achttauſend, hat. Doch Sie haben ſo oft Fliegen unter dem Microſcop geſehn, daß ich Ihnen ihr Gebäude nicht zu zergliedern brauche. Nur an die Inſtrumente will ich Sie erinnern, die gleich unter dem Flügelgewerk liegen, und womit die Fliege im Flug das Geſumſe oder Geräuſche macht. Schwammerdam vergleicht das häutige Weſen, woraus ſie beſtehn, bey den Bienen, mit Rauſchgold, und Reaumur bey den Fliegen mit Frauenglaſe. Herr von Gleichen nennt ſie „Schallbläschen.“ Er findet auch bey dieſen Inſekten gewiſſermaſſen das Wiedervergeltungsrecht eingeführt, denn wenn ſie uns plagen, ſo werden ſie wieder von andern geplagt, und man hat durch das Vergrößerungsglas kleine gelbe Thierchen in ihren Haaren herumwandern ſehn, denen man dieſes Geſchäfte zutraut.

Die Fruchtbarkeit der Fliegen iſt ungeheuer. Ebenderſelbe Naturforſcher hat folgende Berechnung davon gemacht.

	Fliegen.
Eine Fliegenmutter legt den Sommer durch viermal, jedesmal 80 Eyer, thut	320.
(Man nimmt an, daß die Hälfte weiblichen Geſchlechts iſt, beträgt alſo auf jeden der vier Sätze 40 Weiber.)	
1. Das erſte Achtel, oder die 40 Weibchen des erſten Satzes, legen den Sommer über noch 4mal, beträgt	12800.
Wiederum von dieſen das erſte Achtel, oder 1600 Weibchen, noch 3mal, thut	384000.
Das zweyte Achtel, zweymal, thut	256000.
Das dritte und vierte Achtel, wenigſtens einmal, thut	256000.
2. Das zweyte Achtel, oder die 40 Weibchen des zweyten Satzes, legen noch 3mal	9600.
Ein Sechstheil hievon, oder 1600 Weibchen noch 3mal	384000.
Das zweyte Sechstheil noch 2mal	256000.
Das dritte Sechstheil noch einmal	128000.
3. Das dritte Achtel des erſten Satzes, oder 40 Weibchen, legen noch 2mal	6400.

Hier

	Fliegen.
Hievon ein Viertel, oder 1600 Weibchen, die noch 2mal legen	256000.
4. Das vierte Achtel des erſten Satzes, oder 40 Weibchen noch einmal	3200.
Hievon die Hälfte, nemlich 1600 Weibchen, wenigſtens noch einmal	128000.
Summa	2208410.

Ich ſehe Sie ſchon in Gedanken den Kopf ſchütteln, aber erinnern Sie ſich, daß Reaumur in einer einzigen geöfneten, trächtigen Fliege 20000 Maden fand, und danken Sie dem Himmel, daß er dieſe Fruchtbarkeit, die troz der Verheerungen, der Spinnen, Vögel, Menſchen ꝛc. noch furchtbar genug bleibt, nicht den weit grauerlichern Fledermäuſen verlieh. Ich bin ꝛc.

VI.

Anekdoten.

(Aus den Archiven der Geſchichte gelehnt von R—d.)

Die Wittwe eines Grand's von Spanien wollte einen ihrer Edelleute heurathen, den Jugend und eine einnehmende Geſtalt auszeichnete. Dieſer hatte die ſeltene Großmuth, der Dame auf das dringendſte vorzuſtellen, daß eine ſo ungleiche Heurath ſie zum Mährchen der Stadt machen, und auf immer beſchimpfet würde. Die Dame ließ, ſtatt aller Antwort, ihren beyden ſchönen und berühmten Kutſchpferden die Naſenlöcher aufſchlitzen, und fuhr fort, ſich ihrer bey Beſuchen und Spatzierfahrten zu bedienen. Dieſes ſonderlingiſche Betragen gab Anfangs in allen Geſellſchaften die Materie zum Geſpräch her, aber bald fing man an weniger davon zu reden, und endlich ſchwieg man gar ſtill. „Die Geſchichte unſerer Heurath!“ ſagte hierauf die Dame zu ihrem Liebhaber; der nun nichts weiter einzuwenden hatte. Kayſer Karl V. kam kurz darauf nach Madrid, und bemerkte unter den Groſſen, die ihm die Aufwartung machten, einen Unbekannten, der mit bloſſem Haupte erſchien. Er frug, wer der ſey? und man erzählte ihm die vorgefallene Geſchichte. Sogleich befahl er ihm, ſich zu bedecken, (das Vorrecht der Grand's der erſten Klaſſe) und ſagte lächelnd zu den andern. „Ihr „dankt Euren Grand-Titel nur dem Glück, aber dieſer beſitzt ihn von Natur.“

Die Kriege, welche die kleinen welſchen Staaten vor Alters unter ſich führten, waren mehr kriegeriſche Schauſpiele als blutige Gefechte. Machiavel hat uns eine umſtändliche Beſchreibung der beyden merkwürdigſten Schlachten ſeiner Zeit, der zu Anghiari und Caſtracaro, hinterlaſſen, wo man von über dem Haufen geworfenen Flügeln, verlornen und wiedergewonnenen Stellungen ꝛc. lieſt, und auf das grauſamſte Blutbad rechnen ſollte. Unterdeſſen kam doch in beyden Schlachten nur ein einziger Menſch um, der überritten wurde.

Franz, König von Frankreich, ließ dem in Ungnade gefallenen Connetable von Bourbon, der ſich ſchon im Feindesland befand, ſeinen Connetable-Degen, und ſeinen Orden abfodern. **Bourbon** antwortete mit edlem Stolz: „Den Connetable-Degen hat mir der König „ſchon zu Valenciennes genommen, als er den Vortrab, der mir gehörte, dem d'Alencon zu führen gab; „und was den Orden anbelangt, den habe ich hinter „meinem Bette zu Chantilly gelaſſen.“

Marſilius Ficinus *) war ein berühmter Florentiniſcher Gelehrter des 15ten Jahrhunderts, welcher der Achtung der Mediceer genoß, und der Platoniſchen Philoſophie ſo eifrig anhing, daß er bey Plato's Bildniß, auf ſeinem Zimmer, beſtändig eine brennende Lampe unterhielt. Er hatte einen vertrauten Freund, **Michael Mercati**, mit dem er ſich ſehr oft über die Unſterblichkeit der Seele unterredete. Sie gaben ſich die Hände, einander nach ihrem Tode zu beſuchen. Als eines Tages **Mercati** in ſeinem Landhauſe ſaß, hörte er einen Reiter geſprengt kommen, und, von einer Stimme wie **Ficinus** Stimme, die Worte: Michael, Michael, vera, vera ſunt illa! „Michael, Michael, es iſt wahr, wahr!“ **Mercati** ſah hinaus, und erblickte **Ficinus** auf ſeinem weißen Pferde fortgaloppiren. Einige Tage darauf erhielt er die Nachricht, daß **Ficinus** in eben der Stunde geſtorben ſey. Dieſe Geſchichte galt damals unter den Gelehrten in ganz Welſchland für eine Thatſache.

Iſabelle de Blois, Gräfin von Charteres, machte 1140 der Abtey der **Fontaine des Blanches** in Touraine eine jährliche und perpetuirliche Schenkung von **zwey Krügen Oel, und tauſend Heringen**, mit der Bedingung, daß jährlich dafür Selenmeſſe für ſie und ihren Mann gehalten werden ſolten. Die Mönche, die, wie es ſcheint, keinen großen Geſchmack an Oel und Heringen

---

*) Von ſeinen Schriften vielleicht einige Auszüge in der Olla.

ringen ſanden, erhielten aber einige Jahre darauf, daß die Schenkung in eine Geldſumme von 30 Sols verwandelt wurde.

Philipp von Frankreich, beygenannt, der Kühne, wurde in der Schlacht bey Poitiers gefangen, und mit König Johann, ſeinem Vater, nach London geführt. Eines Tages, als dieſer König Johann von Frankreich mit dem Könige von England, Eduard, an einer Tafel ſpeiſte, gab Philipp dem Major Domi eine Ohrfeige: „Wo haſt „Du gelernt, ſagte er, den König von England ehe zu bedienen, als den König von Frankreich, wenn ſie miteinander „an Einer Tafel ſind?“ — „Fürwahr, Herr Vetter, antwortete Eduard ohne böſe zu werden, Ihr heißt mit Recht, „Philipp der Kühne!“ — Dieſen Beynamen, der Kühne, erhielt der Prinz in obiger Schlacht, wo er in einem Alter von 14 Jahren mit auſſerordentlichem Muthe focht. Er verdiente ihn mit mehrerm Rechte, als ſein Sohn, der Dûc von Bourgogne, den Zunamen, **Hans ohne Furcht**; weil dieſer beſtändig von ängſtlichen Sorgen für ſein Leben, und von Gewiſſensbiſſen gemartert wurde, und nachdem er den Dûc d'Orleans meuchelmörderiſch ums Leben gebracht hatte, ſich einen Thurm mit einem Zimmer ohne Fenſter bauen ließ, deſſen niedrige Thüre er ſelbſt alle Morgen und Abend mit aller Vorſicht öfnete und verſchloß, die Argwohn und Bewußtſeyn des Böſen nur einflößen können. Der Scharfrichter war einer von ſeinen guten Freunden und Hofleuten, und mußte ihm alle Morgen, beym Aufſtehn, eine Patſchhand geben. Dieſer Scharfrichter hieß **Capelüche**, und wurde in der Folge wegen verſchiedner Verbrechen zum Tode verdammt. Als er auf das Blutgerüſte kam, und ſah, daß der, welcher ihn köpfen ſollte, ſich zu ungeſchickt anſtellte, ſo ließ er ſich losbinden, ſetzte ſelbſt den Kloß zurecht, probirte biete am Nagel, ob das Schwerdt ſcharf genug ſey, („als ob er ſelbſt die Hinrichtung an einem andern vollziehen ſollte,“ ſagt die Chronik) befahl ſich Gott, und wurde enthauptet.

Kurze Zeit nach dem Vervinsſchen Frieden ließ ſich Heinrich IV. der, ganz ſchlecht gekleidet, und nur mit einem Gefolge von ein Paar Edelleuten von der Jagd kam, über die Seine ſetzen, und frug den Fährmann, der ihn nicht kannte, was man Gutes vom Frieden ſpräche. „Es hat ſich was davon zu rühmen, antwortete der Fährmann; der Abgaben werden täglich mehr, alles muß verſteuert werden, ſogar dieſe elende Fähre, die mir kümmerlich mein Stückchen Brod erwerben hilft.“ — „Hat denn der König kein Einſehn in dieſes Unweſen“ frug Heinrich? — „Ach, der König iſt ein guter Mann, fuhr der Fährmann fort, aber er hat eine Maitreſſe, die immer einen Haufen ſchöner Röcke und Schnurrpfeyfereyen haben will, und da müſſen wir denn das Geld dazu hergeben. 's möchte noch hingehn, wenn ſie nur ſeine Maitreſſe wäre, aber, wie man ſagt, läßt ſie ſich auch noch von andern ſchön thun.“ Heinrich, den dies Geſchwätz groſſen Spaß machte, ließ den andern Tag den Fährmann kommen, und ihn in Gegenwart der Herzoginn von Beaufort, der ſchönen Gabrielle, alles wiederhohlen. Gabrielle wurde wüthend, und wollte haben, daß er hängen ſollte. „Poſſen ſagte Heinrich, es iſt ein armer Teufel, den ſein Elend übler Laune macht: in Zukunft ſoll ſeine Fähre ſteuerfrey ſeyn, und ich bin gewiß, daß er täglich ſingen wird, Vivat Heinrich, Vivat Gabrielle!“

So wie man jetzt jemanden einen Platz in ſeiner Kutſche anbietet, ſo erforderte ſonſt die Etikette, ihn hinter ſich aufs Pferd zu nehmen. Denn das Reiten vertrat damals den Staat und die Bequemlichkeit der Kutſchen, und an Palläſten und öffentlichen Verſammlungshäuſern waren ſteinerne Erhöhungen angebracht, um gut zu und vom Pferd zu kommen.

Auf die Poſt zu Paris kam 1769 ein Brief mit folgender Aufſchrift. Au prince des poëtes, phénomene perpétuel de gloire, philoſophe des nations, Mercure de l'Europe, Orateur de la patrie, promoteur des citoyens, hiſtorien des Rois, panagyriſte des héros, Ariſtarque des Zoïles, arbitre du goût, peintre en tout genre, le même à tout. age, protecteur des arts, bienfaiteur des talens, ainſi que du vrai mérite, admirateur du génie, fléau des perſécuteurs, ennemi des fanatiques, défenſeur des opprimés, pere des orpheliens, modéle des riches, appui des indigens, exemple immortel des ſublimes vertus. — — Ganz Paris ſchloß, daß die Addreſſe von dieſem Briefe niemand anders als Voltaire ſeyn könne, und er wurde ihm zugeſendet.

VII.

Briefe.

Vacant.

VIII.

Biographie.

Uriel Acoſta.

Uriel Acoſta bekannte ſich zwar zum jüdiſchen Glauben, ſtammte aber von chriſtlichen Eltern ab. Er wurde gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts zu Oporto in Portugall geboren. Sein Vater war ein frommer Chriſt, wie er ſelbſt ſagt. Da er reich war, und in Anſehn ſtand, ließ er es ſeinem Sohn nicht an einer guten Erziehung fehlen.

Er ward in den Grundſätzen der römiſchen Kirche erzogen. Er fühlte bald Zweifel und Schwürigkeiten wegen verſchiedner Glaubenspunkte, beſonders über die Ohrenbeichte bey ſich. Er war beynahe zwey und zwanzig Jahre, und ſtudirte die Rechte. Im fünf und zwanzigſten gelangte er zu einer geiſtlichen Würde, und der Stelle eines Schazmeiſters bey einer Collegialkirche.

Endlich wich er noch mehr vom römiſchen Glauben ab. Er ſahe, daß beyde, Juden und Chriſten, das Alte Teſtament anerkannten, aber leztere nur allein das Neue Teſtament zum Grund ihres Glaubens annahmen. Die Bücher Moſes und die Propheten wurden nun der einzige Gegenſtand ſeiner Unterſuchungen, und er fand ſich, wie er ſelbſt ſagt, ſo überzeugt, daß er ein Jude ward. Er beſchloß nunmehro ein Land zu verlaſſen, in welchem er nicht mehr mit Sicherheit leben, und woraus er nur mit der größten Gefahr entfliehen konnte. Doch gelang es ihm; er legte ſein Schatzmeiſteramt nieder, und verließ ein ſehr ſchönes Haus zu Oporto, welches ſein Vater noch hatte bauen laſſen. Nachdem er ſeine Maasregeln genommen, reiſete er ohne entdeckt zu werden ab, und ein Schif brachten ihn, ſeine Mutter und Brüder, welchen er auch ſeine Grundſätze beygebracht, und ſie den chriſtlichen Glauben zu verlaſſen bewogen hatte, glücklich nach Amſterdam. Er war entzückt, ſich hier gänzlich der Ausübung der hier geduldeten jüdiſchen Religion überlaſſen zu können, und unterwarf ſich auch bald der Beſchneidung.

In kurzer Zeit ward er gewahr, daß die neuern Juden ausgeartet, und ſehr von denen durch Moſes vorgeſchriebenen Geſetzen und Gewohnheiten abgewichen waren. Er wollte den Obern Vorſtellungen thun, aber vergebens, und man drohete ihn ſogar mit der Excommunication, wenn er ſich nicht ſo betrüge wie die andern. Dieſe Drohungen ſchreckten ihn dennoch nicht ab, nur diejenigen Pflichten zu erfüllen, wozu er ſich im Herzen verbunden zu ſeyn glaubte. Da er alſo bey dieſer Denkungsart blieb, wurde er verurtheilt, und die Sentenz mit ſoviel Strenge vollzogen, daß ſelbſt ſeine Brüder, welchen er doch ſeine Grundſätze beygebracht hatte, ein Verbrechen zu begehen glaubten, wenn ſie mit ihm ſprächen.

Acoſta entſchloß ſich hierauf, ſeine Vertheidigung zu führen und bekannt zu machen. Während dieſer Arbeit überzeugte er ſich, nach einer ſtrengen Unterſuchung, daß die in den Büchern Moſes geſetzten Verheißungen und Drohungen nur zeitlich wären, und daß der göttliche

liche Geſetzgeber nichts von einem künftigen Leben, oder Unſterblichkeit der Seele ſage.

Seine Feinde freueten ſich darüber, in der Hofnung die Chriſten gegen ihn aufbringen zu können. In dieſer Abſicht bewogen ſie, ehe noch ſein Werk erſchienen, einen gewiſſen Arzt, eine Abhandlung über die Unſterblichkeit der Seele herauszugeben. Dieſes geſchahe gegen das Jahr 1623. Acoſta war darinn ſehr gemißhandelt; man ſchimpfte, und nannte ihn einen Epicurer, ob er gleich zu der Zeit die Lehren dieſes Philoſophen, welchen er nur nach der gemeinen Sage beurtheilte, ſo wenig gekannt zu haben verſichert, daß er über dieſe Benennung beynahe im Ernſt eine Ingurienklage gegen ſeine Feinde angeſtellt hätte; ein Gedanke, der ihn nachher immer erröthen machte.

Nach dieſem Vorfall, war er ſogar dem Spott der Kinder ausgeſezt, welche, von ihren Eltern gereizt, ihm auf den Straßen Ketzer und Abtrünniger ſchalten. Sie gingen ſo weit, ihn ſelbſt in ſeinem Hauſe anzugreifen, daſſelbe mit Steinen zu werfen, und ihm alle Arten von Beleidigungen anzuthun. Sobald ſeine Antwort erſchien, in welcher er die Unſterblichkeit der Seele leugnete, denuncirten ihn die Obern der Synagoge, als gemeinſchaftlichen Feind des jüdiſchen und chriſtlichen Glaubens. Er wurde deshalb ins Gefängniß geſezt, wo er zehn oder zwölf Tage blieb, und dann erſt gegen Bürgſchaft entlaſſen wurde, nachdem er eine Strafe von 300 Gulden erlegt, und alle Exemplare ſeines Tractates hatte vernichten ſehen.

Nach einiger Zeit wurde ihm ſelbſt die Authenticität der moſaiſchen Bücher verdächtig, und endlich überredete er ſich, daß dieſes ganze Geſez Erdichtung und

Betrug ſey. Unterdeſſen fühlte er, wie hart es war, von der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen zu leben. Die Juden hatten ihn ausgeſtoſſen, und er konnte nicht unter ihnen wohnen, und Sprachen verſtand er nicht, um in andere Länder zu gehen. Er beſchloß daher, ſich den Obern der Synagoge zu unterwerfen, und kehrte nach einer funfzehnjährigen Trennung zu der Synagoge zurück, welche er verlaſſen hatte, bekannte ſich zu ihren Lehrſätzen, und widerrief die Irrthümer, welche ſie in ſeinen Werken verdammte.

Doch, er lebte nur eine kurze Zeit in Ruhe. Ein Brudersſohn, welcher ſich bey ihm aufhielt, gab ihn an, als ob ſeine Speiſen, die Art, ſie zurechtzumachen, und verſchiedene andre Umſtände, zu erkennen gäben, daß er nicht als ein rechtgläubiger Jude lebe. Dieſe unvermuthete Beſchuldigung ſtürzte ihn wieder in neues Unglück und Verwirrung. Seine Brüder und Verwandten, aus Furcht ihr Geſchlecht möchte ein Schandfleck angehängt bekommen, wurden ſeine grauſamſten Feinde und öffentliche Verfolger. Ein leiblicher Vetter von ihm zerriß eine Heyrath, welche Acoſta, da er Wittwer worden, im Begrif ſtand zu vollziehen. Er bewog ſeinen Bruder, ihn um ſein Vermögen zu bringen und allen Umgang mit ihm aufzugeben. Von den Rabbinen und dem Volk mußte er die ſtärkſten Verfolgungen ausſtehen. Aber folgende Geſchichte machte ihn im höchſten Grad elend. Zwey Chriſten, ein Italiäner und ein Spanier, beſchloſſen, aus äußerſter Armuth, Juden zu werden, und fragten ihn darüber um Rath. Er wiederrieth es, und zeigte ihnen die ganze Schwere des Joches, welchen ſie ſich unterwerfen wollten. Dieſe Elenden, in der Hofnung, eine Belohnung von den Feinden Acoſta's zu erhalten, zeigten es den Obern der Judenſchaft an, und verklagten ihn. Er wurde vor den

Sandherin beſchieden und mußte erſcheinen. Man kündigte ihm an, daß er, wenn er ein wahrer Jude wäre, ſich gutwillig dem Urtheil zu unterwerfen, wo nicht, zu gewärtigen habe, von neuem ausgeſchloſſen zu werden.

Sein Urtheil ward ihm vorgeleſen, da es ihm aber zu hart, und entehrend ſchien, antwortete er ruhig und entſchloſſen, daß er ſich demſelben nie unterwerfen würde. Die unmittelbare Folge war die Excommunication; ſogleich war er der Gegenſtand der allgemeinen Verachtung, und des Muthwillens des Volks und der Kinder. Fünf Jahre dauerte dieſe Verfolgung nicht allein von allen Juden ſondern ſelbſt von ſeinen Verwandten. Er hatte keinen Freund, der ihn beſuchte, wenn er krank war, keinen, der ihn einigen Rath ertheilte, noch in kleinen Zwiſten beyſtand; nur allein der koſtbare und langwierige Weg der Rechte ſtand ihm offen. Voll Verzweiflung und Unmuth entſchloß er ſich zum zweytenmal ſich zu unterwerfen, und geduldig die Strafe zu leiden, welche man ihm zuerkennen würde.

„Ich gieng, ſagt er, in die Synagoge, welche ich ſo „voll Menſchen fand, als ein Schauſpielhaus, man ließ „mich vor das Pult mitten in dem Tempel treten, wo ich „eine, von den Obern der Synagoge abgefaßte Schrift „ableſen mußte; in welcher ich bekannte: „daß ich wegen „meiner begangenen Verbrechen tauſend Tode verdiente, nahmentlich, wegen meiner Uebertretung „des jüdiſchen Glaubens, welchen ich geſchändet, „und ſogar Chriſten abgerathen, denſelben anzunehmen; zu Büßung deſſen ſey ich bereit, alles das zu „befolgen, was man mir vorſchreiben würde, und „mich den gegen mich gefällten Urtheil zu unterwerfen, mit dem Verſprechen, nie wieder in dieſe „Sünde und Verbrechen zu verfallen.“ Als ich fertig war, ließ man mich von der Art Bühne, welche vor

„dem Pult errichtet war, herabſteigen, und ein Vorſteher ſagte mir ins Ohr, mich in einen Winkel der Synagoge zu begeben, welchen er mir anwieß. Daſelbſt entkleidete ich mich, ſo daß der obere Leib nackend war. Ich zog meine Schuh aus, und band ein weiß Tuch um den Kopf. Hierauf wurde ich an einen Pfeiler gebunden, und der Vorſänger gab mir neun und dreyßig Hiebe mit einem Riemen, damit es nach dem Geſez, die Zahl vierzig nicht überſtiege. (5 B. Moſ. 25, v. 2. 3.) Während der Geißelung ſang man einen Pſalm; ſodann mußte ich mich auf die Erde legen, und der Prediger ſprach mich vom Banne los. Von nun an, ſagte man mir, wären die Pforten des Himmels nicht mehr für mich verſchloſſen. Man kleidete mich wieder an, und führte mich an die Thürſchwelle des Tempels, wo ich mich ganz niederlegen mußte, nur der Kopf ward mir von dem Thürhüter ein wenig unterſtüzt. Alle diejenigen, welche aus der Synagoge giengen, traten auf mich, einige auf die Füße, andre auf die Arme, und auf dem Leib. Als jederman heraus, und mein ganzer Leib beynahe zermalmet war, hob man mich auf, reinigte mich von dem Staube, womit ich ganz bedeckt war, und führte, oder ſchleppte mich vielmehr, in mein Haus.“

„Man ſtelle ſich vor, welch' eine beiſſende Beſchimpfung dieſes für einen Mann von Jahren und nicht geringer Abkunft ſeyn mußte, welcher ſich jederzeit, ſelbſt in ſeinem Unglück ſittſam und anſtändig betragen hatte, ſo entkleidet und nackend vor einer öffentlichen Verſammlung von Männern, Frauen und Kindern zu ſtehen, ſich peitſchen und geißeln laſſen zu müſſen, und dieß, eines Urtheils zu Folge, das Leute fällten,

„welche eher ſeine Sclaven als Richter zu ſeyn verdienten. Wie es mich kränkete, wie herabwürdigte, unter den Füßen meiner alten Feinde im eigentlichen Verſtande zu liegen, die mich ſo mannichfaltig beleidigt hatten, und in ihren Herzen ihren Haß, Zorn und Groll auch jetzt noch nicht aufgaben: wie erniedrigend für mich, von ihnen mit Füſſen getreten zu werden, und welch ein Schmerz, zu fühlen, daß ſelbſt meine Brüder, die mit mir von einem Vater gezeugt waren, unter Einem Herzen gelegen hatten, in einem Geſchlecht aufgezogen waren, alle Kräfte anwanden, mich zu ſtürzen und zu unterdrücken; uneingedenk der Freundſchaft, welche ich ihnen jederzeit erwieſen, der Dienſte welche ich ihnen geleiſtet, und dies auf eine ſo niedrige Art, daß ich mich ſchäme, davon zu ſprechen.“

Dieſe Erzählung iſt aus ſeinem lateiniſchen Werke, Exemplar humanae vitae, gezogen. In den letzten Theil iſt es, wo Acoſta die Lehre von einem künftigen Leben und einer göttlichen Offenbarung beſtreitet. Bey dem Schluß deſſelben äußert er unter andern ſeine Verwunderung noch darüber, daß es denen Phariſäern erlaubt ſey, Verſammlungen zu berufen, um über Sachen zu richten und zu entſcheiden. „Dieſes Recht, welches die Phariſäer in Amſterdam haben, iſt für die Nation gewiß ſehr ſchimpflich, und ſollte in einer Stadt, welche ſich einen Ruhm daraus macht, die Menſchen gegen Verfolgungen zu ſchützen, und ihnen Frieden und Freyheit zu gewähren, gar nicht geduldet werden. Denn eben dieſes ſichert nicht vor den Phariſäern. Und man darf ſich daher nicht wundern, wenn ein Menſch, der keinen Vertheidiger hat, ſich auf keine andre Art an ihnen rächen kann, als durch ſchriftliche Verantwortungen.“

„Man weiß, wie ich gelebt, und welche Rolle ich auf dieſer nichtigen und eitlen Bühne geſpielt habe. Richtet mich, ihr Sterblichen! Richtet mich ohne Vorurtheil, redet getroſt und frey. Findet ihr an mir etwas anſtößiges, das euch mißfällt, dann erinnert euch des Elends und der Armſeligkeiten, welche den Menſchen drücken, und wovon ihr auch euren Theil traget. Als ich noch Chriſt und in Portugal war, hieß ich Gabriel Acoſta, und als Jude, (wär' ich es nie worden! nannte man mich Uriel Acoſta."

Dieſe Schrift ſcheint kurz vor ſeinem Tode verfertiget zu ſeyn.

Er war feſt entſchloſſen, ſich an ſeinen Verwandten zu rächen, deßhalb ſezte er ſich vor, ſeinen Bruder oder ſeinen Vetter umzubringen, denn man weiß nicht gewiß, welchen? Er betrachtete dieſen Bruder oder Vetter als den Urheber ſeines Unglücks. Er ſchoß auf ihn als er in ſein Haus gieng, allein er fehlte; hierauf verſchloß er ſich auf ſeinem Zimmer, da er aber merkte, daß er entdeckt wäre, ergrif er die andre zu dieſem Entzweck beſtimmte Piſtole, und jagte ſich die Kugel durch den Kopf. Man fand die Abhandlung vom menſchlichen Leben auf ſeinem Zimmer, und der Herausgeber ſeiner Geſchichte traf eine Abſchrift davon unter den Papieren ſeines Großonkels Simon Episcopius, an.

Nach der Zeit, in welcher ſein Gegner, der Arzt, ſein Buch von der Unſterblichkeit der Seele, herausgab, das im Jahr 1623. geſchah, und ſeinem zweymaligen Bann, zu rechnen, iſt es wahrſcheinlich, daß ſein Tod gegen das Jahr 1645 erfolgte.

th.

IX.

Romane.

Die Wohlthätigkeit,

eine Erzählung Caleb's des Perſers.*)

Noch ſehr jung verlor Dalmek ihren Gatten Palamir. Tiefgebeugt verſchloß ſie ſich vierzig Tage lang, den Geliebten ihres Herzens ohne Zerſtreuung zu beweinen. Thränen floſſen auf das Lager, auf den ſie ſich in unruhigen Schlummer wand, und Zähren befeuchteten ihr Brod, die einzige Nahrung, die ſich ihr Schmerz erlaubte. Bald erbleichten ihre Wangen, ihr Mund wurde

---

) Dieſe Erzählung iſt die erſte in den contes orientaux ou les récits du ſage Caleb, Voyageur Perſan, par Mademoiſelle M * *, die 1779 zu Paris herauskamen, und ſo vielen Beyfall fanden, daß man in kurzer Zeit ſie zum zweytenmale auflegen mußte. Mein Freund Hſ. von dem dieſe Ueberſetzung herrührt, hat die Erzählung an vielen Orten umgeſchmolzen, und den blumenreichen und weitſchweifigen Styl des Originals, ſehr zu ſeinem Vortheil abgekürzt. Dieſe Rubrik, **Romane**, erſcheint in dieſem Jahrgange zum erſtenmale, und erſezt die **der Kunſtnachrichten**, als welche in Zukunft aus eben der Urſache wegbleiben wird, aus der ich im Jahr 1778 die **theatraliſchen Nachrichten** weggelaſſen habe: nemlich weil das Publikum bereits ein eigenes vortrefliches Journal, **Meuſels Miſcellanien artiſtiſchen Inhalts**, davon beſitzet. Der Herausgeber wird ſich freuen, wenn ſeine Leſer ſich hieraus den neuen Beweis abſtrahiren wollen, daß er nichts verabſäumet, um mit jedem Jahre die Olla des Beyfalls würdiger zu machen.

N.

de blaß, der ſanfte Glanz ihrer Augen erloſch auf immer; aber fühlbar nur für den Verluſt ihres Gatten, merkte Dalimek nicht, daß ſie aufhörte, ſchön zu ſeyn. — Sie beſchloß, Aleppo zu verlaſſen und künftig in der fruchtbaren Ebene Iſcheniazin zu wohnen, in jenen weiten tiefen Thälern, die ſich vom Tyger bis zum Euphrat ausdehnen, in jenen reizenden Gefilden, ſo die erſte Wohnung des Menſchengeſchlechts waren. Nur erwartete ſie noch, um ſich dahin zu begeben, das Ende ihrer Trauer. Langſam verſchleichen die Stunden des Grams, aber ſie vergehn doch auch, wie die Tage der Freude. Die Zeit war nun vorüber, wo ſie der Gebrauch von aller Geſellſchaft entfernte; ſie darf ihre Freunde wiederſehn, darf wieder mit Fremden ſprechen. Ungebunden, wiewohl noch immer troſtlos, läßt ſie ſich ihre Kinder bringen, umarmt ſie, weint auf ſie von neuem und ſagt zu ihnen: „Euer Vater lebt nicht mehr; verſchwunden iſt er aus dieſem Pallaſt; eure Augen und meine werden ihn nicht wiederſehn. Seine Aemter die auf andre übergiengen, unterhielten die Pracht, die euch jezt umgiebt; ſie ſchikt ſich nicht mehr für eure betrübte Mutter, nicht mehr für euch. Auf dem Lande wollen wir in Zukunft leben; dort, ſagt man, hat die Tugend ihren Wohnſiz, dort iſt eine Freiſtatt der Unſchuld und der Ruhe. Möchtet ihr da glüklich werden . . . ! glüklicher als eure Mutter. . . .

Dalimek verkaufte alles, was ſie beſaß, ihr ſchönes Haus, ihre prächtige Meubels, reiche Gürtel, Geſchmeide, goldene Ketten, Halsbänder von Perlen, alles; es war für ſie ein unnützer Prunk, den ſie in ihrer Betrübniß nicht mehr leiden mochte. Sie hatte nur noch zwey Karawanſeraj's in der gangbarſten Gegend der Stadt. Gern hätte ſie auch dieſe verkauft, um gar keine Geſchäfte mehr in Aleppo zu haben. Sie waren jedes auf zehn Jahre an zwey reiche Kaufleute, Salem und Mazurabak, vermiethet. Beyde, voll Beſorgniß, ihre Wohnungen verlaſſen zu müſſen, kamen mit einander zu Dalimek, deren Neigung, wohl zu thun, ihnen bekannt war. Salem redete zuerſt: — Dalimek, höre gütig auf Deinen Knecht. Das Karawanſeraj, das ich inne habe, und jede Stunde von reichen Käufern voll ſehe, ward mir auf zehn Jahr überlaſſen; hierauf beziehen ſich alle meine Verbindungen; verkaufſt Du's, ſo kann ich ihnen nicht getreu bleiben. Wollte wohl Dalimek mir ein Gut entziehn, das ihr Gatte mir zuſicherte? Wird Palamirs Wittwe einen Vertrag zerreißen, den ſeine Hand unterſchrieb? — — Mazurabak ſagte: Du warſt einſtens ſo gut, Dalimek, laß Dich noch einmal rühren! Unglücksfälle meines Geſchlechts nöthigten mich, wie Du weißt, zum Handel, in dem lange Zeit mir alles mißlang. Meine Kinder verſchmachteten unter meinen Augen, meine Frau und mich verzehrte langſam der Gram; da hört' ich von Palamir . . . ihm lohne der Himmel für das Gute, das er auf Erden that! — Ihr nahmt mich beyde gütig auf in eben dieſes Haus, das Du jezt verkaufen willſt, und gabt es mir zur Miethe für die Hälfte des Werths. Seit vier Jahren, daß ich es bewohne, hat mir alles geglückt. Laß es mir noch ſechs Jahre, und ich gebe Dir denn zugleich Kaufgeld und Miethzins dafür. — Dalimek antwortete ihnen: „Der Vertrag, den mein Gatte unterzeichnet hat, „iſt mir heilig. Erfüllt auch ihr ein Verſprechen, an das „ich in der Entfernung euch nicht werd' erinnern können. „Künftig kann ich keinen andern Bürgen dafür haben, als „eure Rechtſchaffenheit.“ Salem und Mazurabak ſegneten ſie, und Dalimek freute ſich, ihren Wunſch ihnen gewährt zu haben.

Hierauf verſammelte ſie ihre Sklaven und ſagte zu ihnen: „Ich geb' euch die Freyheit wieder; von jezt gehört

„ihr euch ſelbſten an. — Bringe mir, Zulima, die dreyßig „Beutel, die ich Dir anvertraute; Niſa, Mulak und Ka„ſem ſollen die erſten drey bekommen; die andern vertheile „nach der Ordnung, die ich Dir vorſchrieb. Meine Freun„de! ich gebe nicht einem von euch wie dem andern; allein „der Jüngling braucht weniger als der Greis, und ich glau„be dem mehr ſchuldig zu ſeyn, bey denen ich mehr Güte, „Eifer und Tugend gefunden habe.“ Gerührt, bis zu Thränen erweicht, umfaſſen die guten Sklaven die Knie ihrer großmüthigen Gebieterin, bitten ſie um Erlaubniß, ihr in ihre Einſamkeit folgen, ihr bis an den Tod dienen zu dürfen. Einige waren ſehr alt, noch mehrere von keinem Nutzen für ſie; aber ſie behielt ſie dennoch alle. „Ich be„darf ihrer nicht, — ſagte ſie zu ihrer Tochter Zulima, — „aber ſie bedürfen meiner.“

Erſt zwölf Jahr alt war Zulima, aber ſchon war ihre Seele fähig, die weiſe Lehren ihrer Mutter mit Wohlgefallen anzunehmen. Schon zeigte ſie eben das ſchäzbare Gefühl, eben die Sanftmuth, eben die Güte des Herzens; ſchöner war ſie bereits als ihre Mutter; man hofte, ſie würde künftig eben ſo weiſe werden, als ſie.

Alles iſt jezt zur Abreiſe fertig; Dalimek wandert nach den einſamen Gegenden von Iſchenlazin. Ihr Sohn Diliezim, das lebende Bild ſeines Vaters, Zulima, friſcher und ſanfter als der Blütenmond, alle ihre treuen Diener begleiten ſie. Eine heilige Pflicht entfernt ſie von der Welt und feſſelt ſie noch ans Leben. Für ſich erwartet ſie kein Glük mehr; aber die ſüſſe Hofnung, ihre Kinder glüklich zu machen, unabhängig von den unvermeidlichen Schlägen des Schikſals, von den Neigungen, Launen und Lücken der Menſchen — dieſe Hofnung giebt ihrer von Gram gebeugten Seele neue Kraft, macht ſie ſtark genug, den großen Vorſaz zu faſſen und auszuführen. Bewundert ſie,

Toch-

Töchter der Menſchen! Welches Mädchen nicht Liebe für Dalimek empfindet, nicht im Herzen ſich vornimmt, ihr nachzuahmen, müßte niemals einen Gatten finden, niemals die Wonne ſchmecken, Mutter zu ſeyn! — —

Unermüdet in ihrer friedſamen Einſamkeit wachte Dalimek mit zärtlicher Sorgfalt für ihre Kinder. Jede Begebenheit, jeden Gegenſtand benuzte ſie zum Unterricht oder Vergnügen für ihre Zöglinge. Wanderungen in der ſchönen Gegend und häuslichen Fleis, Arbeit und Erholung machte ſie ihnen lehrreich. — Könnt' ich ſie ſchildern, die angenehme Beſchäftigungen, die ſtille, reine Freuden dieſer ſchuldloſen Familie! Gartenbau, Schäferei, Wollenſpinnen und Bereitung des Flachſes, Arbeit auf dem Feld und daheim — alles war mit Einſicht unter die Sklaven verteilt, in Rükſicht auf Geſchlecht, Alter und Kräfte. Sie arbeiteten alle, aber keiner war überladen. Niemals durfte einer von ihnen was ihm angewieſen war liegen laſſen, um etwas anderes zu thun, und niemals wurde das heutige Tagewerk auf morgen verſchoben. Dalimek machte ihre Tochter aufmerkſam auf dieſe Genauigkeit. „Ich bemühe mich „jezt nicht mehr, ſagte ſie zu ihr; daß alles ſo gut gelingt, daß die Arbeitenden ſich ſo gut verſtehn, das „entſteht ganz natürlich und von ſich ſelbſt, aus der „Ordnung, die ich gleich anfangs eingeführt habe.“

An gewiſſen Tagen, beſonders aber am Vollmond jeden Monats, verſammelte man ſich, wenn die Nacht hereinbrach, unter zwey jungen Palmbäumen, einem Heiligthum, der Wohlthätigkeit gewidmet, wo Dilezim und Zulima, ſtolz auf dieſes ſchöne Amt, Preiſe für die Tugend austheilten. Die fünf erſten waren für die Wohlthätigkeit beſtimmt. Hatte eine Sklavin, klüger oder thätiger als ihre Gefährtin, dieſer bei ihrer Arbeit geholfen oder im Kummer ſie getröſtet, ſo bekam ſie dafür eine Belohnung, immer nach Verhältniß des geleiſteten Dienſtes, der überwundenen Schwierigkeiten, der Abſicht, welche den Werth der Wohlthat erhöht, oder herabſetzt.

Eines Tages, da Zulima keine Kränze mehr auszutheilen hatte, ward ſie im Feld eine fremde Sklavin gewahr, die nach einer Quelle lief, deren klares Waſſer eine ſtärkende heilſame Kraft beſaß. Sie ſah die Sklavin ein Gefäß mit dieſem Waſſer füllen, und es mit Sorgfalt einem bejahrten Weibe darreichen, das mitten auf dem Felde plötzliche Schwachheit überraſcht hatte; ſie ſah weiter, wie ſie der Alten liebreich aufhalf, und ſie langſam unter eine Zeder führte, deren dichte Zweige weit umher einen undurchdringlichen Schatten verbreiteten. Zulima ſieht die ſchöne That, und ſchnell wie ein Pfeil, fliegt ſie zur Hülfe; ihre Hände heben und ſtützen die Kranke; ihre Kniee wanken; feucht iſt ihre Stirne; ihre Wangen färben ſich mit dem Roth der ſinkenden Sonne. Die Alte, hingeſtreckt am Fuße des Baums, der ſie beſchattet, ſchlägt die Augen auf, gen Himmel, nach Zulima, nach der Sklavin — „Seid ihr Engel? ruft ſie aus, voll Bewunderung ihrer Jugend und Schönheit — fliegt wieder auf gen Himmel zum Genuß ſeiner Freuden! Oder iſt dieſe Erde eure Wohnung? Alles, was ſie von Glück nur geben kann, ſei ſtets euer Loos!“

Indeſſen, daß ſie noch redet, lieſt die Sklavin trockne Blätter auf, umwickelt ſie mit dem Schleier, der ihr Geſicht bedeckt, und läßt die Alte ihr ermüdetes Haupt darauf legen. Das heilſame Waſſer der Quelle, der Schatten des Baumes, die Kühle des Bodens, die

Wohlgerüche, die ſie umdüſten, ſtärken ihre Kräfte; ein ruhiger ſanſter Schlummer vollendet ihre Geneſung.

Entzükt über das alles ſagt Zulima zu der jungen Fremden: „Sieh dorthin nach dem Ufer des großen Fluſſes; jenes Haus, deſſen Weiſſe durch die Zweige der Palmen ſchimmert, gehört Dalimek, welche die Güte des Herzens liebt und belohnt. Komm zu ihr, wenn die volle Scheibe des Mondes glänzt; ich will Dir die Preiſe für die Wohlthätigkeit zeigen, und der erſte ſoll Dein ſeyn.“ — Sie ſagt es, und knüpft ihren mit Gold geſtikten Schleier von der Stirne los, und verhüllt damit das Haupt der Sklavin, die vor Erſtaunen und Freude ſprachlos da ſteht.

Voll Eifers, ein aufmunterndes Beiſpiel der Tugend zu geben, ſcheut Zulima nicht die Sonne am Mittag, die Feindin der Schönheit; ihre Locken, halbaufgelöſt, klimmt ſie wieder den Hügel heran, durchläuft die Ebene, in die Arme Dalimeks, die ſchon für ſie zitterte. Die glükliche Mutter! Sie empfängt den Lohn ihrer Sorgen, ſie drükt ſie mit Entzüken an ihr Herz, und die ſüßeſten Thränen fallen auf die Roſenwangen ihrer Tochter.

Am Fuß eines hohen Berges, wo der Tyger entſpringt, hatte ſich Dalimek ein Haus bauen laſſen. Es war groß und bequem, aber ſehr einfach gebaut. Nichts von Pracht ſah man darinnen; Reinlichkeit war ſeine ganze Zierde. Zwey lange Gänge von Schasmin, Linden und Orangebäumen führten zum Garten, einem großen Amphitheater, wo das Auge wie durch Zauberei die Gaben des Frühlings mit den Geſchenken des Herbſtes vermiſcht erblikte. Unten am Hügel, wo der Fluß — ein Bild des Menſchen in ſeiner Geburt — nur noch ein geringer Bach iſt, beginnt eine weite Ebene, die ſonſt mit Unkraut und Gebüſch bezogen war; aber Dalimek lächelt ihr, und nun grünet ſie mit wallenden Saaten. Am Abhang des Hügels weiden zahlreiche Heerden von Schafen. Mit ihnen tändeln Dileim und Zulima. Dalimek war bei ihren Spielen, und freute ſich des ſchuldloſen Schauſpiels. Bald erzählte ſie ihnen ein Mährchen von Sadi, bald eine Fabel von Lokman; bald reichte ſie einen Blumenkranz demjenigen von ihren Zöglingen, der im Lauf zuerſt ans vorgeſtekte Ziel gekommen war. Dieſe Uebung machte ſie zugleich gewandter, geſchmeidiger und ſtärker. Regelmäßige Arbeit, lehrreiches, angenehmes Leſen folgte auf dieſe Ergötzung; der Abend brachte wieder andere mit.

Unter zwey prächtigen Palmen, deren Zweige eine wolluſtvolle Laube bildeten, erhub ſich ein ſteinernes Denkmal, hart wie Marmor und glänzend, ein Meiſterſtück der Kunſt. Ein berühmter Meiſter arbeitete zehn Jahre daran; aber eben ſo tugendhaft als geſchikt, wolle er auf dieſen Stein nichts anders als Beiſpiele der Wohlthätigkeit eingraben. Auf der einen Seite ſah man einen Mann in der Blüte des Alters, der einen Fluß durchſchwamm, und einen abgezehrten Greis auf den Schultern trug; in den Augen des leztern las man Verlangen und Freude, die er empfand, daß er nun bald am andern Ufer ſeyn würde. Neben ihnen einen Sklaven, der mit Gefahr ſeines Lebens einige Kinder dem reißenden Strom entriß, in den ſie ihre Unvorſichtigkeit geſtürzt hatte. Weiter hin einen andern Mann, mit verbrennten Kleidern, wie er eine junge Frau, deren Geſicht und Arme ſchon verſengt waren, aus der verzehrenden Flamme rettete. Auch ſah man einige weibliche Geſtalten, intereſſant durch Schönheit, Stellung und

That; dieſe verband die Wunden eines Kriegers, dieſe bereitete Kleidung für den Dürftigen, jene gab ihm Brod. Aber die reizendeſte von allen ſtand in der Mitte der ſchönen Gruppe, eine Frau, die ein Kind von ſechs Monaten ſäugte. In beide hatte der Künſtler ſo viel Leben, ſo viel Wahrheit gelegt, daß es war, als ſähe man unter der durchſichtigen Haut die Milch fließen. — Von allen Koſtbarkeiten, welche Palamirs Wittwe beſeſſen hatte, war dieſer Stein das Einzige, was ſie hatte behalten wollen. Auf einem Fuß von Zedernholz ließ ſie ihn am Eingang ihres Hauſes aufſtellen; hier ſollt' er ſtehen, damit die Vorübergehenden ihn bewundern und niemals anders ſich ihm nahen möchten, als mit heiliger Ehrfurcht. Täglich kamen Zulima, Dilezim und ihre Mutter unter die Palmen, welche das heilige Denkmal beſchatteten, um die Kühle des Abends und die Düfte der Blumen einzuathmen, und zu danken dem wohlthätigen Gott, der ihnen das Verlangen gab, gut zu ſeyn, und die Mittel, ſich glücklich zu machen.

An einem ſolchen Abend, da ſie das prächtige Schauſpiel des blauen wolkenloſen Himmels betrachteten, und dann wieder tiefgerührt in den grünenden Gefilden umherſahn, wurden ſie im Thal Nozakin zwey kraftlos ermattete Wanderer gewahr. Die Nacht dämmerte herein, und mit ungewiſſem Schritt eilten ſie zur Ruhe. — „Seht ihr, ſagte Dalimek zu ihren Kindern, die beiden „Männer, die den engen Pfad nach Nozakin herabkommen, das ſie dieſen Abend wohl noch erreichen „wollen? Sie müſſen lange gegangen ſeyn; ihre feuchten Stirnen ſind von der Sonne verſengt, und bei „jedem Schritt wanken ihre Füße. — Wohl uns! „meine Kinder, wohl uns! Dicke Mauern gegen Mittag

„haben uns vor ihrer Hitze gedekt; jezt beſchirmen uns „dieſe Palmen, durch deren Zweige die lezten Stralen „der Sonne brechen. Wir ſind unſerm Hauſe nahe; „drinnen erwartet uns ein geringes, aber angenehmes „Mal, und dann ein ſorgfältig zubereitetes Nachtlager; „ſind wir nicht glüklich, meine Kinder?“ — — Zulima wagt' es nicht zu antworten, ſondern ſah mit ungeduldigem Blik' auf den Weg hin. Dilezim war gleich aufgeſtanden; nur mit einem Fuße ſteht er noch; die eine Hand hat er nach Nozakin aufgehoben; er ſieht ſeine Mutter an; kaum kann er noch athmen; jede Mine verräth die heftigſte Bewegung ſeiner Seele — „O „meine Kinder, ſagt Dallmek, wie freu' ich mich, zu „ſehn, daß ihr bey dem Anblik eines Leidenden nicht ungerührt bleibt! Geh! Dilezim; biete den Fremdlingen.... Schon war Dilezim fort; er läuft, fliezt, voll Entzücken, daß er eine fröliche Botſchaft bringen kann. Die ermüdeten Wanderer hören ſeine Stimme, und ſie tönt ihnen lieblicher, als der Morgengeſang der Lerche, der einen ſchönen Tag verkündigt. Mit Freuden folgen ſie ihm unter die Palmenlaube, wo ſeine Mutter ſie erwartet, und ſie liebreich bewillkommt.

Dallmek nahm gern Fremde auf, und ließ ſie niemals unbeſchenkt wieder von ſich gehn. Bald waren es Früchte, oder ſtärkende und labende Getränke, was ſie ihnen mitgab, bald Reis, geſalzen Fleiſch, oder was ſonſt einem jeden behagte. Auch ſah ſie dabei auf die Länge des Weges, auf die Beſchaffenheit der Länder, die ſie durchreiſen mußten, und immer war die Hülfe dem Bedürfniß angemeſſen. Hatte ein Kaufmann ein Kameel verloren, ſo gab ſie ihm eines der ihrigen, und ſagte dabei: „Biſt du arm, ſo ſei's dir geſchenkt; biſt du aber „reich, ſo gieb es, wenn du nach Hauſe kömmſt, dem

„Dürftigen, der es nöthig haben mag.“ Sehr oft kamen vor ihrer Thüre Wanderer, die in der Wüſte von den Räubern angefallen und geplündert worden waren. Bei ihren Erzählungen weinten Dilezim und Zulima; ihre Mutter nicht. Schon lange vergoß ſie keine Thränen mehr, doch hörte ſie immer mit Theilnehmung zu, und zeigte ſich eifriger, zu tröſten als zu beklagen, und mehr geneigt, den Unglüklichen zu helfen, als mit ihnen zu ſeufzen. Jezt mußte Dilezim die beiden Wanderer, die halbnakt waren, bekleiden, und Zulima legte jedem von ihnen einen Gürtel an, der ein Werk ihres Fleißes war. Ein holdes Lächeln vermiſchte ſich, indem ſie's that, mit der lezten Thräne, die ihrem Auge entfiel, und eine leichte Röthe der Unſchuld und Freude bezog ihre Wangen.

So glükliche Tage lebte Dalimek mit ihrer Familie, fern vom Geräuſche der Welt, fern von Eiferſucht und Bosheit; aber es ſollten ſie neue Schläge der Widerwärtigkeit treffen. Ihr werdet beben, meine Freunde!

Alle Winde ſchwiegen; Stille ruhte auf den Gefilden, auf der ganzen weiten Ebene Iſchmiazin; eine erſtikende Luft, mit ſchweflichten, heißen Dünſten ſchwanger, drükte die Körper und hauchte ſie in Schlummer. In Dalimeks Hauſe ſchlief alles; ſie auch. Plözlich erhub ſich ein dumpfes ahndungsvolles Geräuſch unter der Erde und in den tiefen Thälern umher. Entgegengeſezte Winde brauſen und ſtoſſen mit Ungeſtüm zuſammen. Das unterirrdiſche Getöſe wird ſtärker, wird fürchterlich; ihm antwortet der Donner Schlag auf Schlag. Beweglich ſcheint ſich die Erde ſchneller um ihre Achſe zu drehn: entzündet ſinket ihr Schoos, ſchwillt an, berſtet; Schlünde von Feuer entladen ſich mit Glas und Steine und Sand; geſchmolzene Metalle fließen in Strömen durch die geborſtene Felder dahin; Waſſergüſſe rauſchen von den Bergen herab, reißen Häuſer und Bäume, Menſchen und Heerden mit ſich fort; was ihrer Wuth entgeht, verſchlingt die Erde oder verzehrt das Feuer, das aus ihrem Innern hervorbricht. — Sie iſt nicht mehr, dieſe Wohnung des Friedens, wo der Bedrängte zu jeder Stunde Troſt und Hülfe fand! Mit ihr ſank in den Abgrund jenes heilige Denkmal der Wohlthätigkeit, das eben ſo lang als Tugend und Kunſt dauern ſollte; mit ihr vergingen auch jene wolluſtvolle Lauben und jene fruchtbaren Gefilde, wo die ſchüchterne Nachleſerin niemals vergebens ſuchte. Dilezim... beweinet, gute Seelen! den zu frühen Tod des Knabens, der ſchon Mannesſinn zeigte, der ſeiner Mutter ein Bild des geliebten Vaters war! —

Zulima ſchlief in dem Zimmer ihrer Mutter; das rettete ſie. Beide entgingen dem Tod, der ſie umringte, durch die Klugheit und den Eifer eines Sklaven; Kamtſchatſkut war ſein Name; Thibet ſein Vaterland. Er hätte frei werden können; aber Dalimek zu dienen war ihm lieber geweſen. — Die erſten Donnerſchläge hatten ihn aufgeweckt; er ſah den Himmel in Flammen, fühlte den Boden unter ſeinen Füßen wanken. Er läuft nach dem Zimmer ſeiner Gebieterin, ſtößet mit nervichtem Arm die verſchloſſene Thüre auf, hüllt Dalimek in die Kleider, die er zuerſt findet, und nimmt ſie eilend auf ſeine Schultern. Sie ſtaunt. — „Laß mich Dich retten, ſagt der treue Sklav; Du ſollſt alles wiſſen. Aber wo ſchläſt Zulima?“ — „Dort! dort!“ — Nun faßt er auch dieſe in ſeine Arme, und trägt beide davon; hinter ihm öfnet ſich ſchon die Erde; er läuft, fliegt, erreicht wieder feſten Boden; ſie ſind gerettet;

nun erſt iſt ihm ſein Daſeyn lieb. Dalimek, betäubt, weiß noch immer nicht, wo ſie iſt, wer ſie aus ihrem Hauſe reißet, das verſinkt, hinweg von ihrem Sohne, den ſie mit lautem Geſchrei ruft. — Ach! ſie ruft vergebens! Er iſt ſchon hinüber über die furchtbare Brücke, die ſeit dem Anfang der Welt den unermeßlich tiefen Abgrund überſpannt. Da iſt kein Menſch, der nicht ſchauderte, nicht zurückbebte, bei dem Anblik des Weges, dem er nicht ausweichen kann; ſelbſt der Greis möchte gern abbeugen von dem Pfad, der ihn nach dem gefürchteten Tode zu einem unbekannten Leben führt, und die Zeit an die Ewigkeit anſchließt. — Dilezim hört nicht mehr ihre Stimme; umſonſt verhallen ihre Klagen in der Luft. Sie will bleiben, um ihren Sohn zu retten; der Sklave, der ſie der Gefahr entreiſſen will, da er ſieht, daß Dilezims Rettung unmöglich iſt, beſchleuniget ſeinen Lauf; aber Dalimek, alle Kräfte ſammelnd, gebietet ihm mit feſtem Ton, ihr Freiheit zu laſſen; „ich will, ſagt ſie, meinen Sohn wiederfinden — komm, liebe Zulima! laß Dich zum letztenmale umarmen; vielleicht haſt Du auch bald keine Mutter mehr.“ — Der arme Sklav, gewohnt zu gehorchen, wagt es nicht, ihr zu widerſprechen, ob er gleich noch immer Gefahr vor ſich ſieht. Er ſeufzet, ſteht ſtill, ſezt beide wieder auf die Erde, die noch nicht zu beben aufgehört hat. Erſt jezt ſehn ſie Zulima, mit einem kalten Schweiße bedekt, ohne Bewußtſeyn und unbeweglich. „O Dilezim! o Zulima! meine Kinder...“ ruft Dalimek, drükt ihre Tochter ans Herz, wärmt ſie mit Küſſen, hüllt ſie in ihre Kleider, verſucht, verzweifelt, ſie ins Leben zurükzurufen. Der gute Sklav betrachtet beide mit innigem Mitleid; weinen kann er nicht, aber er ruft Menſchen und Götter und die ganze Natur zu Hülfe. Umſonſt! in dieſer ſchauervollen Stunde; denn taub für jede andere Stimme ſuchten alle, die noch dem

Untergang entronnen waren, Sicherheit in der Flucht, und die Natur in gewaltſamer Zerrüttung folgte ohne Widerſtand den Rathſchlüſſen des Ewigen. — Endlich erhebt Zulima wieder einen erſtarrten Arm; ihre Finger drüken ſanft die Hand, die ſie erwärmt; ihre lange verſchloſſenen Augen öfnen ſich wieder, bliken auf ihre Mutter, auf den Sklaven, auf die Gegend umher. — „Ich ſehe Dilerzim nicht ... mein Bruder iſt tod! ..." Sie ſagte es, und ihre Augen ſchließen ſich von neuem, und ihre Arme ſinken auf den ängſtlichwallenden Buſen ihrer Mutter, die ſie mit heißen Thränen benezt. Sehr betrübt ſagt der treue Sklav zu Dalimek: „Du biſt noch nicht in Sicherheit, und ich wollt' es ſo gern! Warum erlaubteſt Du mir nicht ... Jezt bleibe hier. Ich verlaſſe Dich, aber ich komme zu Deiner Rettung wieder. Ich geh' allein; bleibe Du bei Zulima." Dalimek zittert; Verlangen, ihren Sohn wiederzufinden, Furcht, ihre Tochter zu verlaſſen, kämpfen in ihr; ſie ſteht auf, ſezt ſich, ſteht wieder, weiß keinen Entſchluß zu faſſen. — „Folge mir nicht — ſagt der Sklav weiter; traue meinem Eifer. Ich kehre zurük in Dein Haus ... ach! es iſt nicht mehr! Ich will in den Trümmern ſuchen, will Dir Deinen Sohn mitbringen; ohne ihn komm' ich nicht wieder." Er eilt davon, ſchnell wie die Gemſe, die von Fels auf Felſen über Abgründe ſpringt, ohne ſie zu ſehen, und ohne ſie zu ſcheuen. Er iſt am Fuß des hohen Berges, an eben dem Orte, wo die Flammen ſich einen weiten Ausfluß geöfnet hatten. Ueberall ſucht er ſeinen jungen Gebieter, wandert über Trümmern, dringt durch Flammen hindurch, ſie ſchreken ihn nicht. Auf jedem Schritte begegnen ihm erſtikte Thiere, zermalmte und verbrennte Menſchen, überall Todte und Sterbende. Das Wimmern des Schmerzens und das Geheul der Verzweiflung, das Brüllen der Thiere, die umfallen oder erſchrocken entfliehn, miſcht ſich in das Brauſen der Ströme, die von den Bergen ſtürzen, in das Rollen des Donners, deſſen Blitze Bäume zerſchmettern und Felſenſtücke in die Thäler hinabſchleudern. Unter dem Getöſe der Zerſtörung ſchallt noch der Name Dilezim. Aufſehend gen Himmel ruft der treue Sklav: Dilezim iſt nicht mehr, und der Wiederhall der Gegend ſagt es nach: Dilezim iſt nicht mehr! Ach! der theure Mann war weggelöſcht aus dem groſſen Buche des Lebens. Die Ueberreſte des edlen Knabens lagen auf dem Sande unter einem großen Ahornbaume, der ihn im Fall zu Boden geworfen hatte.

Bei dieſem Anblik thut der treue Sklav einen ſchmerzhaften Schrei, und weinet auf den zerſchmetterten Körper; dann nimmt er ihn auf die Schultern, und entfernt ſich damit eilig von dieſem Aufenthalt des Schreckens wieder zu Dalimek, die ſchon voll Ungeduld ſeiner wartete. Sie wird ihn beim Leuchten der Blitze in der Entfernung gewahr, und eilt ihm entgegen. — „Bringſt „Du mir meinen Sohn?“ ruft ſie ihm zu; er giebt ihr den Leichnam. — „Ja! das iſt er! ja das iſt „Dilezim, mein Sohn! . . . . Aber er hört nicht die „Stimme ſeiner Mutter, bleibt ungerührt bei meinen „Thränen. — So auch ſah ich ſeinen Vater, kalt „wie ihn; ich küßte ſeinen Mund, er küßte mich nicht „wieder. — Dilezim! . . .“ Sie ſinkt auf ihn, vom Schmerz gleichſam vernichtet.

Der ſorgfältige Eifer ihres Sklaven bringt ſie wieder zu ſich; ſie ſagt zu Zulima, die mit der Verzweifelung ringt: „Nicht mehr dieſes Geſchrei, meine Tochter, es zerreißt mir das Herz. Tröſteſt Du ſo Deine Mutter? — Höre, Zulima, höre, die Lehren der „Weisheit ſind Dir nicht fremd. Wollen wir zum

„Herrn des Schikſals ſagen: Warum giebſt du uns „das Leben, und warum nimmſt du's uns? War er „Deinem Bruder viele Tage ſchuldig? . . auch nur Einen? . . . .“ So tröſtet Dalimek ihre Tochter, und wendet das Haupt um, ihre Thränen zu verbergen; dann ſagt ſie weiter: „ich kann noch mehr leiden, ich… „aber Zülima kann noch unglüklicher werden!“ — „Wie, meine Mutter? — Doch Du täuſchteſt mich „niemals; ich bin gewohnt, Dir zu glauben; warum „ſagſt Du, daß wir noch unglüklicher werden können? . . .“ „Kind des Schmerzens, antwortet ihr „Dalimek, und drükt ihre Hände in die ihrige, weißeſt „Du nicht, daß Dein mir ſo theures Leben an einem „Faden hängt, den der Tod in einem Augenblik zerreiſſen kann? und iſt meines mehr in Sicherheit, als das „Deinige? — Zulima, wenn ich Dich ſterben ſähe!… „wenn Du jezo gleich Deine Mutter verlörſt!… wer „würde Dich lieben wie ich? . . .“ Zulima that einen lauten Schrei, und in ihren Augen, die nicht mehr weinen, malen ſich Entſetzen und Angſt.

Kamtſchatſkut inzwiſchen, immer unruhiger, dringt in ſeine Gebieterin, die Flucht zu ergreifen. „Laß uns „eilen, ſagt er zu ihr, daß wir die andere Seite des „Berges gewinnen; hier biſt Du noch nicht ſicher; dort „unten iſt alles ruhig. Hirten werden uns aufnehmen; ich kenne ſie. Ich führe Dich zu Fatimen; ſie „iſt arm, aber ſie giebt dennoch gern. Ich hab' ihr „zuweilen geſagt, wie gut Du biſt, und gerührt hat ſie „darüber geweint. Wie wird ſie's jezt ſeyn bey Deinem Unglük! — Komm! in ihr Haus! ohne Verweilen!“

Sie wanderten lang im Finſtern; endlich beſchien die Sonne wieder ihren Weg; es war Mittag, als ſie an Fatimens Hütte kamen. Die Wittwe nahm ſie mit Vergnügen auf, beklagte ſie, bemühte ſich, ihnen zu helfen

Sie hatte zwei Söhne, Nurſchivan und Barhem, an der Gränze des Jünglingsalters, die im Gebürge die Heerden weideten. Sie ließ ſie holen; zuvor aber gab ſie Dalimek ein grobes Kleid: „nimm das für Dich, „ſagte ſie zu ihr, Deiner Tochter möcht' es zu rauh „ſeyn, und gieb ihr das leichte Gewand, das Du trägſt. „Aber geſchwind! denn ich höre meine Söhne kommen; „laß uns vor ihren noch ſchuldloſen Bliken ſo viel „Schönheit und Reize verhüllen.“ Würklich kamen beide, und Zulima, aufmerkſamer auf Fatimens Reden, als darauf, daß ſie der Unordnung ihres Anzugs hätte abhelfen ſollen, erröthete, da ſie ſich näherten. „Meine „Söhne, ſagt Fatime zu ihnen, der Prophet, der uns „gnädig iſt, ſchikt uns hier Gäſte zu, die das Unglük „verfolgt; laßt uns ſie gut aufnehmen und tröſten, auf „daß wir ſeiner Gnade würdig bleiben.“ Mit dieſen Worten breitet ſie einige Binſendeken auf die Erde, und Barhem läuft, um Blätter aufzuleſen, die in der vorigen Nacht der Wind herabgeſtört hatte, und ſtreut ſie auf die Decken. Auf dieſes rauhe Lager legen ſich Dalimek und ihre Tochter; Fatime bedekt ſie mit Ziegenfellen; Barhem betrachtet die weinende Zulima, weinet auch, ſteht vor ihr unbeweglich und ſchweigend. Nurſchivan aber läuft zu ſeiner Heerde, füllt eine Schaale mit lauer reiner Milch, und eilt, ſie Zuliman anzubieten; auf einmal bleibt er ſtehn, erröthet, ſchlägt die Augen nieder, und bietet ſie der Mutter. Sie nimmt ſie mit Lächeln an, trinkt aus Gefälligkeit, und reicht ihrer Tochter die Schaale; Zulima giebt ſie Nurſchivan wieder, ohne ihn anzuſehn und ohne zu trinken. Das betrübt den Jüngling. Jezt erwacht Barhem aus ſeinem Nachdenken; er knie't vor der Schönheit nieder, die er ſchon liebt, ermahnt, bittet, dringt in ſie, das erfriſchende Getränk anzunehmen, und Zulima nimmt den Becher und leeret ihn bis auf den lezten Tropfen. Der verliebte Schäfer lächelt, und auf den rothen Wangen malt ſich ſeine Freude. Aber jezt bittet Fatime ihre Gäſte, ſich der Ruhe zu überlaſſen, und winkt ihren Söhnen, ihr zu folgen. Barhem geht langſam ſeinem Bruder nach, ſtößt mit dem Kopf an die Thürpfoſte, von der er noch weit zu ſeyn glaubt. „Liebe Mutter, ſagt er zu Fatimen, wie ſchön iſt Zulima! wie rührend die Betrübniß in ihrem Blik!“ — „Keine Schäferin iſt ſie, ſezte Nurſchivan hinzu, aber was ſonſt? des Sultans Gemahlin?“ — „Dieſe iſt nur ein Weib, verſezte Barhem haſtig, aber Zulima iſt gewiß eine Fee. Man ſagt, es ließen ſich ſolche mächtige Feen bliken, die von den Sternen ihren Schimmer, von dem Monde ſein ſanftes Licht borgten, und glänzender als beide in ſchönen Sommernächten im Gebürg' umherwanderten. Wehe dem nachläßigen Schäfer, den im Gebüſche der Schlaf überraſchte! unbeweglich und bezaubert bleibt er auf immer. Im verwichnen Frühling ward einer unſrer Hirten von einer Peris bezaubert; ſeitdem ſieht man ihn nicht mehr in den Thälern, nicht mehr auf den Bergen. O meine Mutter! als Du mich rufteſt, war mir's, als könnt' ich Dir nicht folgen, wie gefeſſelt durch Zulima's Gegenwart ſtand ich da.“ — „Vermeide ſie, antwortet ihm ſein Bruder, den ſeine lezten Worte betrüben, vermeide die Blicke dieſer gefährlichen Peris — Bangſt Du nicht auch für ihn, Mutter? Man muß, iſt es möglich, Zulima vor ihm verbergen.“

Fatime konnte ſich nicht enthalten, zu lächeln. „Was thu' ich? ſagte ſie bei ſich ſelbſt; laß ichs an Menſch-

„lichkeit fehlen, oder an Klugheit? ſoll ich meine Hütte „Zuliman verſagen, die keine mehr hat? Nein! — — „Aber ſie iſt ſo ſchön! und meine Söhne . . . Doch „es ſei! Immer nur recht gethan, und den Ausgang „erwartet!“ — Sie kömmt mit ihren Söhnen hinter ihre Hütte, unter einem bedeckten Plaz, den ſich Kamtſchatſkut zum Zufluchtsort gewählt hatte; ſie bereitet ihn ſelbſt ein Lager von Binſen und Blättern, und ihre Söhne reichen ihm Milch und Früchte. Nach dieſem leichten Mal verwahren ſie Dilezims Leichnam in einer Höhle, und der gute Sklav begiebt ſich nun zur Ruhe, deren er ſo ſehr bedarf. Indeſſen ſammlen Fatimens Söhne Gewürze zu Dilezims Leichenbegängniß.

Dalimek ſchlief bis gegen Abend, aber unruhig war ihr Schlummer. Zulima konnte nicht ruhen; noch immer ſchwebte vor ihrer Fantaſie das ſchrekliche Schauſpiel der vorigen Nacht; bald ſtehend, bald zu Boden geſtreckt rufte ſie ihrem Bruder, rufte ſie dem Tode. Die Nacht hörte ihre Seufzer, der Morgen fand ſie noch in gränzenloſem Schmerz. — Jezt erſcheint der traurige Augenblik, wo der blutige Leichnam ihres Bruders geſalbt und mit Gewürzen vor der Verweſung verwahrt wird; aber Dalimek läßt es ſie nicht ſehn, ſondern führt ſie hinaus vor die Hütte, und ſucht ſie zu tröſten, ob ſie gleich ihren nagenden Gram unter einer ruhigen Mine nur mühſam verbirgt. Fatime, die ſie beobachtet, und ſich nicht verſtellen kann, ſagt zu ihr mit Verwunderung: „Wie? kann die Natur ſich täuſchen? „ſoll ich glauben, daß ſie ſtärker zu der Schweſter als zu „der Mutter Dilezims rede? Wer kann ein Kind mehr „beweinen, als ſeine Mutter? . . .“ „Ach Fatime, „antwortet ihr Dalimek, ich bin nicht unempfindlich; „aber wenn das Gefühl meiner Tochter Thränen erpreßt,

„ſo troknet mir die Vernunft die meinigen ab“ — hier konnte ſie die ihrigen nicht länger zurükhalten — „Kann „ich verlangen, fuhr ſie fort, daß meinetwegen der Herr „der Welt die Geſetze des Ganzen ändern? Kann ich „wollen, was er nicht will? ihn um das Unmögliche bitten?“

Zulima horchte auf ihrer Mutter Rede, wagte keine Klagen mehr, nur ein Seufzer entfuhr ihr noch, nur Thränen ſtahlen ſich ihr noch aus den Augen die Wangen hinab auf ihren Schleier.

Noch mehr erſtaunt betrachtet Fatime mit unverwandtem Blicke Dalimek, deren Antliz ihr himmliſch zu ſeyn ſcheint, und von heiliger Ehrfurcht durchdrungen ſagt ſie zu ihr: „Ich bedaure Dich eben ſo ſehr, als ich Dich „bewundere; aber fahre fort, mich zu belehren; antworte mir: ſind dem Menſchen die Thränen unterſagt? „denn ich ſeh's, Du hälſt die Deinigen zurük ...“ „Fatime! dieß ſind meine erſten nicht; lange, lange „ſchon bin ich mit dem Gram bekannt; meinen Leiden „ſelbſt hab' ich dieſe Dahingebung zu danken. Sechzehn Jahre ſind es nun, daß Dilezim das Licht des „Tages ſah; ſein Vater nahm ihn in ſeine Arme ... „beide werd' ich nicht wiederſehn. ... Zwölf Jahre „lang war er die Freude ſeines Vaters. .. Fatime! „zwölf Jahre von Glük, ſind ſie denn für nichts zu „rechnen? Hatte denn Er, deſſen Güte ſie mir gab, „mir deren mehr verſprochen? Noch vier Jahre, nachdem Dilezim meines Gatten Freude geweſen war, „konnte auch ich mich ſeiner freuen. ... Er ſtirbt ſo „jung, ſagſt Du, liebe Zulima? Aber konnt' er nicht „immer im Nichts verbleiben? oder nur für Ein Jahr, „für Einen Tag ſich daraus entwickeln? Sein Tod,

„der jezt nur uns betrübt, hätte ſeinen Vater untröſtlich gemacht . . . Ich danke dir, Himmel! daß du „den empfindlichen Palamir das nicht erleben ließeſt! . . „Er ſtirbt ſo jung! Wie? zählt man denn im Grabe „die Jahre, die man auf Erden lebte? Er hat die „Sonne geſehn, und die Wunder der Natur, hat gewußt, wie ſüß es ſei, wohlzuthun und gut zu ſeyn; „er hat ohne Zweifel genug gelebt . . . . Du fragſt „mich, Fatime, ob Thränen uns unterſagt ſeyn? Ach! „ſind ſie nicht der Menſchheit Loos? Kann ich glauben, „daß Er, der den Menſchen ſo ſchwach und empfindlich „ſchuf, zürne, wenn der Menſch weint, wenn er wünſcht, „minder unglüklich zu ſeyn?“ — „Aber, verſezte Fatime, Du beſaßeſt doch groſes Vermögen, und haſt jezo keines mehr; Du wohnteſt ſonſt in einem Pallaſt, „und nun verbirgt Dich eine Hütte! Was mein iſt, will „ich gern mit Dir und meinen Kindern theilen; allein „wir ſind längſt mit der Dürftigkeit vertraut. Wilde „Früchte und grobe Gemüſe ſind unſere Nahrung, und „daran genüget uns! Sechs Schafe, mein ganzer Reichthum, laben uns mit ihrer Milch, und ihre Felle bekleiden uns. Welch eine Nahrung, welche Kleidung „für Dalimek und ihre Tochter, die an Pracht und „köſtliche Gerüchte gewöhnt ſind! Was uns genügt, „wird es auch für Euch genug ſeyn?“ — „Ha! „wohlthätige Fatime! wir werden bei Euch das Nöthige finden, das die Natur den Arbeitſamen niemals „verſagt; was liegt uns an dem übrigen? Deine Hütte iſt groß genug für uns alle. Kamtſchatſkut hat „Muth und Geſchiklichkeit; er kann mir eine Wohnung „machen, die von der Deinigen abgeſondert iſt. Zuweilen getrennt, werden wir uns mit immer neuem „Vergnügen wiederfinden. Er verſteht auch den Ackerbau; „ſein Fleiß wird Früchte mancher Art um unſre Hütte her

„erzeugen. Zulima kann ſpinnen und weben. Wir werden Netze legen; Vögel und Fiſche werden unſere Beute ſeyn. Was fürchteſt Du, gute Fatime? Die Vorſicht wacht für uns; ſie hebt mir in Aleppo wider meinen Willen zwey Karawanſeraſ's auf, die für 6000 Zechinen vermiethet ſind. Ich wollte ſie verkaufen, wurde gebeten, es nicht zu thun, und hielt mich für großmüthig, als ich nachgab; jetzt kömmt mir die Wohlthat zu gut, die ich den beiden Kaufleuten zu erzeigen wähnte. Seit vier Jahren, daß ich in der Einſamkeit wohne, hab' ich nichts von ihnen gehört, doch wundre ich mich darüber nicht; wir ſind ſo weit von Aleppo, aber ich hoffe, Briefe dahin bringen zu können. Ich will zu ihnen ſagen: Ich war reich und bin arm geworden, gebt mir das Meine. Dann, liebe Fatime, werden wir Heerden haben und auch unſern Nachbarn Lämmer und Milch geben können. Laßt uns hoffen! und glaubt es mir, liebe Zulima, gute Fatime und ihr, die ich von jetzt an meine Söhne nennen will, glaubt es mir: Arbeit, Wohlthun und Freundſchaft werden uns noch glükliche Tage erleben laſſen.“

So redete Dalimek, und alle hörten ihr ſchweigend zu; Ueberredung floß von ihren Lippen und ergoß ſich in die Herzen der Hörenden. Zulima ſchien getröſtet, Fatime von Zutrauen voller, und Kamtſchatſkut, ſo wie die beiden Jünglinge, eifriger noch als zuvor für den Nutzen aller zu ſeyn. An eben dem Tage noch wurden die Arbeiten vertheilt. Nurſchivan wurde Kamtſchatſkuts Gehülfe, und nahm gern ſeinen Unterricht an. Seine übrige Zeit wendet' er auf Jagen, Fiſchen und Holzfällen. So gut und edel iſt Barhems Bruder! Das Mühſamere behält er für ſich, und überläßt dieſem, der ſchwächer und furchtſamer iſt, die Auſſicht über die

Heerde. Aber wenn er ſich von Zulima entfernen muß, vergießt er Thränen .... ſeufzet ... Er iſt ein Opfer der Liebe und der Eiferſucht, die ſie ſtets begleitet. — O Tochter Dalimeks! Du haſt gelächelt, und Nurſchivan, am Morgen ſeiner Jahre, erfährt ſchon, daß Leben eine Laſt iſt, Barkem aber empfindet mit Entzücken, daß er erſt für das ſchönſte Glük zu leben anfängt! Am Morgen iſt er zuerſt auf dem Felde, pflükt Blumen in einen Korb, und fliegt damit zur Hütte, wo Zulima noch ruht; er lehnt ſich an ihre Thüre, wagt es kaum, zu athmen, lauſcht, harret ſchweigend auf den Augenblik ihres Erwachens. Das geringſte Geräuſch macht ihn ſtuzig; er fürchtet, wünſcht, hoft, genießt zum voraus das Glük, das ſeiner wartet. Es regt ſich wieder etwas; ſeine Unruhe wächſet. Er legt ſeine Blumen noch einmal in Ordnung; ſchüchtern geht er weiter; mit klopfendem Herzen und bebender Hand windet er die friſchen Kränze um die Arme ſeiner Geliebten; ſo viele Blumen, ſo viel Küſſe. Zulima wehrt es ihm nicht, aber ſie erröthet und wagt es nicht, ihn anzuſehn; er getraut ſich nicht, ſeine Blicke auf ihr verweilen zu laſſen. Gleich bewegt, gleich ſchüchtern, gleich unſchuldsvoll ſind beide. — Wie glüklich ſie ſind! In der Morgenröthe des Lebens, ohne Störung, Unruhe und Vorwürfe ſchmecken ſie die Süßigkeiten einer ſchuldloſen Liebe! .... O, meine Freunde! das iſt ein ſüßer Augenblik, wo man zum erſtenmale ſagt: „ich liebe dich!“ aber noch ſüßer iſt der, wo man fühlt, ſieht, ſich ſagen hört, daß man wieder geliebt wird! — Einziger Augenblik meines Lebens, du biſt dahin, dich erſezt kein anderer! Jezt, da meine Füße wanken, da mein Haupt auf meine einfallende Bruſt ſich herabſenkt, da meine Haare grau geworden ſind, noch jezt biſt du die Freude meiner lezten Tage! jezt belebſt du mein Alter, bezaubernde Erinnerung!

Ihre Liebe wurde bald bekannt, denn keines von ihnen machte daraus ein Geheimniß. Dallmek freute, Fatime beunruhigte ſich darüber; Nurſchwan fühlte ſich täglich unglücklicher. „Ich weiß ſelbſten nicht, was ich will, ſagt „er bei ſich, wenn er einſam am Rand der Bäche oder im „Schatten der Gebüſche wanderte; ich kenne mich nicht „mehr; die Gegenwart Barhems, meines Bruders! iſt „mir läſtig; Lächeln ſchwebt auf ſeinen Lippen, Freude glänzt „ihm in den Augen, die nur Zuſlima ſehn, und ſie ſieht nur „Barhem. Wohl hat er's errathen, eine Zauberin iſt ſie; „alles hier hat ſie bezaubert, mich, ihn, alle lebloſe Dinge umher. — Iſt das nicht Zauberei, daß ich jezt die „erſtorbenen Blätter der Bambusröhre, die Zulima's „Hütte decken, weit lieber ſehe, als die blühende Akazia, „die ich ſonſt mit ſolchem Vergnügen betrachtete? Welch „eine unbekannte Kraft iſt in jener Thüre verborgen, die „meine Hände aus Zweigen zuſammenflochten, und die jezt „eben dieſe Hände nicht anders als zitternd berühren können? Noch iſt ſie, was ſie war; aber wenn ich des „Morgens hinaus in den Wald gehen muß, und mein Fuß „ihre Schwelle betritt, dann iſt es, als würkte ſie mit Zauberkraft, als wenn ein feines Gift aus ihr emporſtiege und „all meine Sinnen betäubte; wieder des Abends, wenn ich „ſchneller nach Hauſe wandere, wenn ich brenne vor Ungeduld, Zulima wieder zu ſehn, und nun an dieſer Schwelle „bin, wag ichs doch nicht, ſie zu überſchreiten; ich ſtehe „ſtill, frage mich, was ich empfinde: ach! eitle Beſorgniſſe, „die ich nicht begreife, Unruhe, ich weiß nicht, warum? „die ich nicht ſtillen kann, eine Mattigkeit, bei der mir „nicht wohl iſt, und die ich doch nicht verlieren mögte — „das fühl' ich. Wer ſagt mir, was das iſt? Ich getraue mir nicht, Barhem zu fragen; ich fürchte … Aber „warum vor ihm mich fürchten? Sonſten ſchloß ich immer mein Herz vor ihm auf, nur jezt iſt es anders —

„und doch wird er's nicht gewahr! Er liebt mich nicht
„mehr! denkt nicht mehr an den unglüklichen Nurſchi-
„van, ſeitdem er Zulima geſehen hat! . . . Ich zittre,
„daß endlich . . . Nein! niemals, niemals werd' ich
„meinen Bruder haſſen können.“

So klagte Nurſchivan, und lange Seufzer drängten ſich aus ſeinem beklemmten Buſen. Guter bedaurenswürdiger Jüngling! Du weißeſt noch nicht, was Liebe ſei, und fühlſt ſchon ihre Bitterkeit! fühlſt ſchon die traurige Gewißheit, daß du nicht geliebt wirſt, das Peinliche langer Entfernung, die Quaalen der Eiferſucht! — —

Zweymal hatte die Sonne ihre Jahresbahn durchlaufen, ſeitdem Dalimek Arbeit und Brod mit den Dürftigen theilte. Zulima, nun eine Schäferin, wuchs, und verſchönerte ſich unter den ſchmeichelnden Händen der Liebe. Nurſchivan, immer noch glühend und eiferſüchtig, aber auch eben ſo grosmüthig als zuvor, hörte nicht auf, mit Empfindungen zu kämpfen, die ihm jezt nur zu bekannt waren, fuhr unermüdet fort, durch ſeine Arbeit der ganzen Familie Annehmlichkeiten und Ruhe zu verſchaffen, deren er ſelbſt nicht genoß. Alles hat er angewendet, die Geliebte Barhems aus ſeiner Seele zu verbannen; aber ſie herrſchte da noch immer. Sie ſelbſt ſeufzte bei ſeinen Leiden; eine ſo wahre, beſtändige, unglükliche Zärtlichkeit rührte ſie; oft verſuchte ſie's, Nurſchivan zu heilen; ſie hörte ihn an, beklagte ihn, ermahnte ihn, ſie zu vergeſſen: unglüklicher Jüngling! er kam von dieſen ſüßen, verderblichen Unterredungen zärtlicher, liebeglühender als jemals zurük. Allein zu lieben, iſt die größte Quaal. —

Doch jezt beſchloß der edle Jüngling, ſich von ihr zu entfernen, damit er ihr deſto beſſer dienen könnte.

Dieſe ſchwache Hofnung verſüßte ihm ſeinen Gram. — „Seit zwei Jahren, ſagt' er zu Dalimek, ſchmachteſt Du in Dürftigkeit; Zulima wird mit Dir vergehn. Nicht immer wird mein Gebet erhört; oft weine ich auf meine unnützen Pfeile; oft hab' ich betrübt die Fiſche meinen Netzen wieder entſchlüpfen geſehn; ich ſah Dich und Zulima ſchwach, und ohne andere Nahrung, als ein wenig Milch und einige Früchte. Zu lange habt ihr ſchon gelitten. Schreibe an Salem und Mazurabak; den Weg nach Aleppo will ich finden. Lebe wohl, würdige, wohlthätige Frau. Bald ſollſt Du von ihnen und mir Nachricht empfangen.“ Er ſagt es, entreißt ſich ihren Armen, verbirgt ſeine Thränen, erſtikt ſein Schluchzen, und eilt zu Fatimen. Die gute Mutter weint auf ihn, kann ſich nicht von ihm loswinden. — „Verlaß uns nicht, o mein beſter Freund! bleib', um Dallimek und ihrer Tochter zu helfen. . . .“ Er bedenkt ſich einen Augenblik. — „Aber es fehlt ihnen doch am Nöthigſten; ſeit zwei Jahren iſt ihr Schickſal traurig. Uns, liebe Mutter, iſt die Durftigkeit nicht fremd: aber Dalimek! und Zulima, ſo empfindlich! . . . Laß mich gehn. Es wird mich ſehr viel koſten; fern von Dir, von dieſer Hütte, von allem, was mir lieb iſt, werden meine Tage langſam verſchleichen und bitter. . . Doch nein! ich hoffe, bald ſoll Dallimek mit Zulima . . . Ja! ich werde ihnen nützlicher ſeyn, wenn ich gehe.“ — „Höre, Nurſchivan, einen Gedanken, den mir der Himmel eingiebt. Ich will Barhems Heerde pflegen. Er ſoll reiſen, ſoll die beiden Kaufleute an ihre Zuſagen erinnern, ſoll dieſen Engeln des Friedens Ueberfluß zurükbringen!“

Barhem wird zu ſeiner Mutter gerufen; Zulima folgt ihm. Beide blaſſen ab, zittern, ſchaudern; doch ſie hören auf die Stimme der Pflicht, und ergeben ſich. Nurſchivan ſieht ihren Schmerz, zeigt ihn den beiden Müttern, fällt ihnen zu Füſſen — überredet ſie endlich. Gerührt umarmt ihn ſein Bruder und weint; Nurſchivan ſelbſten nicht. Noch bewegter ſagt ihm Zulima: „Edler Freund! Dir dank ich alles, die Ruhe, die „Freude meines Lebens. Sei auch Du glüklich!“ — und ſie umarmt ihn. — —

O meine Freunde! die ihr die Anſtrengung, den Kampf in dieſem jungen Herzen ſeht, das eben ſo heiß für Tugend als für Liebe glüht, die ihr Fatimens Lebewohl! zu hören glaubt, erhohlet euch wieder. Ihr werdet euch über ſchöne Thaten freuen können. Salem und Mazurabak ſind nicht undankbar. Doch nicht genug! wieder wohlthätig, werden ſie der armgewordenen Dalimek erſtatten, was ſie im Glük von ihr empfangen; das Gute, das ſie that, wird ſich um ſie her verbreiten. So fällt der befruchtende Thau, von der Erde erhoben, wieder auf den ausgetrokneten Boden herab; ſo ſtrömen die Flüſſe zurük in das Weltmeer. — Mazurabak bezeigt ein eifriges Verlangen, das Haus zu beſizen, in welchem zuerſt das Glük bei ihm einkehrte. „Ich freue mich, ſagt er zu Nurſchivan, auf immer in „dem Hauſe wohnen zu können, das Dalimek zuweilen beſuchte; mir iſt es ein ſüßer Gedanke, daß ich es „meinem Sohn hinterlaſſen werde, und daß es meine „Enkel noch beſitzen ſollen.“ Er giebt Nurſchivan drei Beutel mit Gold. „Die Wohlthätigkeit, fährt er lächelnd fort, ſchäzte ſonſt Dalimeks Vermögen ganz unrichtig; der Dankbarkeit kömmt es zu, ihren Werth „genauer zu beſtimmen. Der Miethzins war auf 3000 „Zechinen geſtellt, ich erhöhe ihn auf 9000.... Laß „mir den Willen, Nurſchivan, ich kann niemals alles

„bezahlen.“ — Salem, reicher noch als Mazurabak übertrift ihn an Grosmuth. Zu einer gleichen Summe fügt er noch reiche Geſchenke hinzu, giebt Kameele her, die ſie tragen, und Sklaven, die ſie überbringen ſollen.

Nurſchivan ſeufzet, als ſie nach Iſchenlazlu abgehn; ſein Blick, ſeine ganze Seele folget ihnen nach. Doch bleibt er bey dem guten Greiſe Salem, der ſich ſchon nicht von ihm trennen kann. Er unterhält ihn von Zulima, die er flieht, die er vergeſſen will, die er noch immer liebt. — —

Sie hat nun die Sklaven und die Geſchenke empfangen, aber ſie giebt auch Fatimen davon und ihren dürftigen Nachbaren und Nurſchivans Bruder. Nurſchivan freut ſich bei dem Gedanken, daß er alle frölich gemacht hat. — „Ich habe ſie dem Elend entriſſen“ ſage er zu ſich ſelbſt, und ſüße Beruhigung ſenkt ſich in ſeine Seele, das Werk und der Lohn der Tugend. Söhne des Propheten! die Tugend iſt ein lindernder Balſam, auf die Wunden des Gerechten gegoſſen; Wein und Oel, von einer hülfreichen Hand geträufelt in die Wunden eines Kriegers nach dem Streit. — Nurſchivans gefällige Weisheit hat Salem für ihn eingenommen. Er ſtellt ihn ſeinen Sklaven vor, als einen zweyten Herrn, den ſie lieben und verehren ſollen; wünſcht, ihn immer bei ſich zu haben. Er ſucht ihm Zerſtreuung und Vergnügen zu machen, führt ihn täglich in die Bäder, an alle öffentliche Orte von Aleppo, zeigt ihm die Pracht und Größe der Stadt, unterrichtet ihn in den Sitten und Gewohnheiten der Einwohner, macht ihn aufmerkſam auf ihren Fleiß in Künſten und Wiſſenſchaften, auf den weiten Umfang ihres Handels. —

Einer der reichſten Zweige dieſes Handels iſt in den Händen Salems, der darauf denkt, ihn ſeinem jungen Freunde zu überliefern. „Wer Dalimeks Vertrauen und „Freundſchaft zu gewinnen wußte, ſagt er bei ſich ſelbſt, „muß tugendhaft ſeyn; Er ſoll bey mir bleiben; durch „das ſanfte Band der Wohlthaten will ich ihn feſſeln.“ Von dieſem Augenblik an überläßt er Fatimens Sohn dem reichen Purpurhandel.

Von Dankbarkeit durchdrungen, bezeigt ſich Nurſchivan eifrig, arbeitſam, fleißig. Durch ſeinen Fleiß, durch ſeinen Eifer wächſt mit jedem Tage das Vermögen ſeines Herrn, mit dem er den großen Gewinn theilt. Aber nach drei Jahren erwacht doch in ihm der Gedanke, ſein Vaterland wieder zu ſehn, nach dem er ſich im Schooß des Ueberfluſſes ſehnt, und ſeiner Mutter das Vermögen zu bringen, mit welchem der Himmel ſeine Rechtſchaffenheit belohnte. Und Zulima? . . . liebt er ſie nicht mehr? — Er liebt ſie noch, aber als die Erwählte ſeines Bruders; als eine Schweſter; mit dieſem ſüßen Namen pflegt er ſie gern zu nennen. Wie glüklich iſt er jezt! er wird ſeiner Mutter, ſeinem Bruder und Zulima Freude machen! Voll von dieſem ſchmeichelhaften Gedanken kömmt er eines Morgens zu Salem: „Mein Vater .... dann ſtokt er, fürchtet, ihn zu betrüben, denn er weiß, wie ſehr ihn Salem liebt — „Mein Vater! Die Zeit der Erndte iſt vorüber; bald „werden die Karawanen aufbrechen; ich möchte gern mit „ihnen nach Armenien reiſen, wo Fatime wohnt, wo „mich zum erſtenmal die Sonne beſchien. Ich will „meiner Mutter helfen, will ihr geben, was Deine freigebige Hand mir ſchenkte. Edler Mann; meiner Mutter, meines Bruders und Zulima's Glük wird Dein „Werk ſeyn.“ Er ſagt' es, und Thränen der Zärtlichkeit

lichkeit floſſen aus ſeinen Augen auf die Hände des Alten. „Verlaß mich nicht, antwortet ihm Salem. Ich nenne „Dich Sohn, Du ſollſt es werden. Nur eine Tochter „hab' ich; ſie iſt gut und ſanft und ſchön; Erbin „meines Reichthums; ich gebe ſie Dir zur Gattin — „Du antworteſt mir nicht! ich biete ſie Dir an, und „Dein Herz ſchlägt ihr nicht entgegen! ſollteſt Du meinen Wunſch täuſchen wollen?“ — Nurſchivan ſchaudert und ſchweigt. — „Willſt Du mich im Alter noch „betrüben? antworte mir!“ — „O, mein Vater! was „ſoll ich Dir ſagen? ich verehre Deine Tochter, aber „lieben ... Noch ſo jung muß ich der Liebe ſchon entſagen! ich habe ſie gekannt, die Peinigerin; ſchreklich „ſind ihre Leiden: ich muß die Liebe fliehn, verabſcheun.“ Salem, den das Alter belehret hatte, lächelte ſanft: — „Höre mich, Nurſchivan; ſage nicht: „ich will nicht wieder lieben, denn wo iſt der Mann, „der ſein Herz gegen den Reiz der Schönheit, mit „Weisheit vereint, zu ſchützen vermag? Laß die Zeit, „der alles möglich iſt, laß meine Tochter machen, und „willige in Dein Glük.“ Mit dieſen Worten ſteht er auf, küßt ihn zärtlich, und ohne ihn antworten zu laſſen, führt er ihn zu ſeiner Tochter, die ſchon ihm günſtig, ihn mit Freuden aus den Händen des Vaters annimmt und als Gatten umarmt. Der gute Greis ſegnet ſie, und ſchließt beide in ſeine Arme; alle ſeine Sinnen, vom Alter geſchwächt, leben wieder auf; in ſeinen Augen glänzt die Munterkeit, das Feuer ſeiner ſchönſten Jahre. Wohlwollen, Achtung, Freundſchaft, alle Empfindungen, ſo die Liebe erſetzen können, feſſeln Nurſchivan an Salems Tochter; er hat die verlorne Ruhe wiedergefunden. Jetzt beſchäftiget ihn nur das Glük ſeiner Familie; immer iſt ſie ihm gegenwärtig, immer wünſcht er ſie zu ſehen. Aber Salem ſcheut die Einſamkeit,

ſamkeit, die dem Alter unangenehm iſt; er bittet dringend ſeinen Sohn und ſeine Tochter, ihn nicht zu verlaſſen. Zwei Jahre hält er ſie noch bei ſich zurük; endlich giebt er ihren Bitten nach, überhäuſt ſie mit Geſchenken für Dalimek, und beſchwört ſie, weinenden Auges, bald wieder zu kommen.

Jezt ſind die jungen Gatten auf dem Wege, zehn Kameele vor ihnen her, die Gold, prächtige Kleider und andere Koſtbarkeiten tragen. Bald entdecken ſie den hohen Berg, deſſen ſtolzes Haupt ſich in den Wolken verliert, und ſchneller klopft Nurſchivan das Herz. Seine ſchöne Gefährtin bewundert die lächelnde Gegend, ſehnt ſich nach Zulima. Sie kommen an; wer beſchreibt das Entzükken des Wiederſehns? es währte einige Tage. — Nach einer Entfernung von fünf Jahren, nach ſo manchem harten Kampf, hatte Nurſchivan geglaubt, die Geliebte ſeines Bruders ohne Gefahr wiederſehn zu können; aber als nun Zulima's Lippen ſich ſanft auf die ſeinige drükten, da ward er von neuem bewegt, ſchüchterte noch, wagt' es nicht, ihr den Kuß zurükzugeben. Zulima dünkte ihm noch eben ſo ſchön, wie ſonſt, zu ſeyn; aber oft verrieth ſich Traurigkeit in ihren ſchmachtenden Augen; ſie war minder lebhaft, minder friſch als ehedem, ſogar ein wenig düſter und ſchwermüthig; ihr Bild eine ſchöne geſtirnte Sommernacht. Nurſchivan ſagte zu ihr: „Ich „bringe meinem Bruder Schätze mit; Zulima ſoll meine „Schweſter werden.“ Ein heiteres Lächeln war ihre Antwort; in ihren weniger trüben Augen glänzte Gluth der Liebe; Sittſamkeit röthete ihre Wangen. Nurſchivan ſagte noch an eben dem Abend zu Dalimek: „Zulima liebt „meinen Bruder; er iſt tugendhaft, er wird auch reich; „verſchmäh' ihn nicht, gieb ihm Deine Tochter.“ — „Das „will ich, antwortete Dalimek; ſie ſei glüklich mit ihm;

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52319-X
REICHARD,H.A.O. FN. 1757/012

„dann bleibt mir von meinen langen Leiden nichts als eine „ſchwache Erinnerung.“ Voll Freuden läuft Nurſchwan zu ſeiner Mutter, ihr alles zu ſagen, auch ihre Einwilligung zu erbitten. Fatime umarmt ihn, weint Thränen der Zärtlichkeit, geht mit ihm zu Dalimek. Die beiden Liebenden werden gerufen; welch ein Augenblik für ſie! Die Mütter drükken ſie wechſelsweiſe an ihren vor Freude wallenden Buſen, benetzen ſie mit den ſüßeſten Thränen, vereinigen ſie. Die Tage des Glüks ſind endlich erſchienen. Der Holzhauer, wenn er ſeine Hütte nun erblikt, welcher er mit langſamen Schritten zuwandert, wirft die Laſt von ſich, die ſeinen Rükken beugte, richtet ſich nach und nach empor, ſezt ſich auf den Raſen, und indem er die kühle Luft des Abends einathmet, vergißt er die Mühſeeligkeiten des Tages. So hatte Dalimek das Andenken des erlittenen Ungemachs weit hinter ſich geworfen, und Fatime ſchmekte ein Glük, das ſie zuvor niemals gekannt hatte. Kamtſchatſkut,[1] der nun andere Sklaven zu Gehülfen, oder vielmehr zu Nachfolgern bei ſeinen Arbeiten bekam, hatte nun kein anderes Geſchäft mehr, als die Aufſicht über ſie, die Austheilung der Tagewerke und den Unterricht der Unerfahrenen. Er wurde frei und der Freund des ganzen Hauſes, bald auch Fatimens Gatte.

Bei dem Anblik der Glüklichen, die er gemacht hat, fühlt Nurſchwan innere tiefe Beruhigung, — ſchmekt er ganz die Wolluſt, die mit der Wohlthätigkeit verbunden iſt. Aber er weiß auch, daß Salem die Tage ſeiner Abweſenheit zählt. „Komm! ſagt er zu ſeiner „Gattin, laß uns reiſen — mir fällt es ſchwer, dieſe „bezauberte Gegenden zu verlaſſen; aber mich dünkt, ich „höre Deines Vaters Stimme, die ſeinen Kindern ruft; „laß uns ſein betrübtes Herz wieder erfreuen.“ — Er ſagt es und reiſet ab mit Thränen in Augen. Die Hoffnung, bald wieder zu kommen und Salem mit zu bringen, ſtärkt ſeinen Muth, verſüßet ihn und ſeiner troſtloſen Familie die Bitterkeit der Trennung. Nach einer Trennung von ſechs Monaten kam Nurſchivan mit ſeiner Gattin wieder zu Salem, den ihre Gegenwart wieder froh machte. Lange wagt' ers nicht, ihm den Vorſchlag zu thun, daß er die Stadt, wo er gebohren war, das Haus, das er liebte, die alten Freunde, mit denen er ſo gern von den Tagen ſeiner Jugend ſprach, verlaßen mögte; allein er unterhielt ihn oft von Barhems und Zulima's Liebe, von Dalimeks Wohlthätigkeit, von Fatimens Güte, von der Treue Kamtſchatſkuts, und der Greis hörte ihm mit Wohlbehagen zu. „Junger „Mann! ſagt' er zu ihm, Deine Erzählung gefällt mir; „gute Seelen ſind mir lieb und ehrwürdig; der Anblik der Schönheit belebt zuweilen meine faſt erloſchene „Augen: wir wollen zu ihnen reiſen; Du willſt „es, und meine Tochter iſt es zufrieden. Komm! wir „wollen zu ihnen, wollen Zulima lieben und ihrer Mutter, die ſie wohlthätig zu ſeyn lehrete, Knie umfaſſen. „Stiege jemals die Tugend auf Erden herab, gewiß! „ſie würde die Sprache, die Züge, die ganze Geſtalt „dieſes himmliſchen Weibes entlehnen.“ Bei dieſen Worten fliegt Nurſchivan entzükt in Salems Arme; Ausrufungen und Küſſe und Dankſagungen an den Himmel bezeugen ſeine Freude. — Sobald die Nächte länger und den kühlern Tagen faſt gleich geworden waren, machte ſich Salem, ungeduldig Aleppo zu verlaſſen, mit ſeinen Kindern und Sklaven auf den Weg nach Armenien. Er ſah Dalimek und ihre Tochter, Fatimen und Barhem, und ſie entzükten ihn. Bei ihnen, näher der Natur, vermißt er in der lächelnden Ebene von Iſcheniazin nicht den Aufenthalt in einer Stadt, wo er ſechzig Jahre lang Reichthümer ſammelte, die oft zum Glük gar nichts beitragen. Ein Haus vereiniget alle. Liebe, Freundſchaft und Tugend wohnen bei ihnen. Ruhig und ſtill verfließen ihre Tage, unter Glük der Liebe und Ausübung der Wohlthätigkeit.

X.

Miſcellanien.

1.

Etwas von Hexenproceſſen.

Criminalrichter, die nach Leidenſchaften oder Vorurtheilen über das Leben der Menſchen ſchalten, ſind ärger, als Meuchelmörder; denn gegen leztere ſchüzt noch Tapferkeit oder die Heilung der Wunde, gegen den Ausſpruch der erſteren aber nichts! Was hilft dem alten **Calas** die Anerkennung ſeiner Unſchuld? Bleibt er deswegen weniger tod? Was hilft es **Gordon**? was ſo vielen andern, welche die furchtbare Liſte der Unſchuldiggerichteten zieren? Was dem **Longanus** der Pranger, woran **Weckherlin**, Deutſchlands Linguet, ſeinen „der Commotion pflegenden“ Richter ſtellte? Das Leben kehrt in ihre Aſche nicht zurück, und höchſtens bleibt ihnen das traurige Verdienſt, mit den Grund zu dem neuen Criminalgebäude gelegt zu haben,

ben, das Menſchenliebe und Duldnng von der Philoſophie und der Aufklärung der kommenden Alter hoffet, ahndet!

Als ich bey Verfertigung eines Bibliothekverzeichniſſes **Haubers** magiſche Bibliothek in die Hände bekam und durchblätterte, ſtieß ich im 36ſten Stück auf ein „Verzeichniß der Hexen-Leute, ſo zu * * Anno 1627, „1628 und Anfangs 1629 verbrennet worden:“ Es iſt in 29 „Brändte“ abgetheilet, enthält aber, wie **Hauber** verſichert, noch lange nicht alle die Unglücklichen, welche damals zu * * als Zauberer ihr Leben verloren, und das Verzeichniß geſteht auch ſelbſt, das „bisdahero noch viel unterſchiedliche Brandte gethan worden.“ Demohngeachtet beläuft es ſich auf 157 Perſonen. Die meiſten darunter ſind alte Weiber, oder fremde Durchreiſende; („die alte Canzlerin, die alte „Hof-Seilerin, die dicke Schneiderin, ein fremder Schultheiß, ein fremd Mann, ein fremd Weib ꝛc.“) **Kinder von zwölf, eilf, zehn Jahren**; Leute von Stand, Anſehn, Vermögen, die aber, wahrſcheinlich, eben deswegen der Hexerey beſchuldigt wurden, weil ihr aufgeklärter Verſtand ſie reicher, geehrter und gewitzter machte, als ihre in Schlamm des Aberglaubens und der Vorurtheile verſunkene Mitbrüder: „Das Göbel Baberlin, die ſchönſte Jungfrau in Würtzburg; Ein Student in der fünften Schule, ſo viel Sprachen gekont, „und ein vortreflicher Muſicus vocaliter und inſtrumentaliter; der Steinacher, ein gar reicher Mann; „der Spitelmeiſter im Dietericher Spitale, ein ſehr gelehrter Mann; der Lambrecht, Chorherr; Ein guter „von Adel; ein geiſtlicher Doctor ꝛc.“ — — Muß einem nicht ein Grauen ankommen, wenn man dieſe Liſte durchläſt, und ſich recht lebhaft die Todesangſt dieſer Elenden beym lauten Gefühl ihrer Unſchuld denkt, den Kummer der Ihrigen, den Ruin ganzer Geſchlechter, und alle die namenloſen Scenen des Entſetzens und Verderbens, die nothwendige Folge davon ſind? — — Was half ihnen ihr Läugnen? Die entſetzlichſten Martern zwangen ihnen bald ein Geſtändniß ab, dem ihr Gewiſſen widerſprach. Ich las einmal die Akten eines alten Hexenproceſſes, aus einem Amtsdorfe meines Vaterlandes; die Unglückliche war lange bey der Betheuerung ihrer Unſchuld beharrt. „Da ließ ich ſie (berichtet der Schöſſer) recht derb martern (eine Zeit von „vier Stunden) und ſie geſtand.“ — — — Aber rauchten nicht damals durch ganz Europa Scheiterhaufen dem Demon des Aberglaubens? O, wenn es eine Stimme unſchuldigvergoſſenen Blutes giebt, wo muß es lauter rufen, als da, wo es geſetzmäßig vergoſſen wird!

R.

2.

Geſang.

Ich hab' die Geliebte, ich hab' Sie geſehn,
Wie war Sie ſo reizend, ſo ſchlank und ſo ſchön!
Zwar ſchnell entzog Sie die Entfernung dem Blick,
Doch auch nur von weiten Sie ſchauen, iſt Glück!

Gleich Engeln der Unſchuld, mit ihnen verwandt,
So ſtand Sie, erröthend, im weiſſen Gewand,

Das weit in die Lüfte ſich, ſchwellend, ergoß,
Und liebend den Wohlklang der Glieder umſchloß:

So liebend wie Zephyr, der willig Sie kühlt,
Und gern mit den Schleifen und Federbuſch ſpielt,
Dem Buſch, der vom Hütchen im Sonnenſchein blinkt,
Und Daſeyn der Stella Fernando'n zuwinkt.

Was wühlſt du die Wunde, o thörichtes Herz,
Und mehrſt deine Leiden, und mehrſt deinen Schmerz?
Dein Lieben iſt Hoffen, dein Hoffen ein Wahn,
Von dem dich nichts retten, befreyen nichts kann.

— d.

XI.

Fragmente.

Fragment eines Briefes von 1751.

Aus dem Helvetiſchen Kalender von 1780.

Alles iſt wahr, nach dem Buchſtaben wahr, was Ihre Freunde Ihnen von dieſem ſonderbaren Volk in Proſe und in Verſen erzählt haben. Wenn * * und * * Sie durch ihre Geſänge und ihre Seegensſprüche nicht zu ſich in die Schweiz zaubern können, ſo ſollten Sie kommen dieſes Land zu ſehn, in welchem vor tauſend

ſend Jahren der heil. Gallus bey den Bären gewohnt, und dieſe Natur zu kennen, welche in die Herrlichkeiten des policierten Lebens nur wenige Blicke gethan hat. Das Land, die Berge, die Wurzeln, die Spalten der Berge, die Waldwaſſer, die Brunnen, die Triften ſollte Ihr Brokes geſehen haben, ſie mit ſeinem poetiſchen Pinſel zu mahlen.

Dort ſtrecket der Camor den liegenden Rücken,
An welchen aufwärts ſich der Altement lehnet,
Dann hebet ſich mit aufgethürmten Gipfeln der höhere Sentus.
Zu ihren Füßen liegt ein bergigt Gefilde,
Mit tiefen Klüften als mit Furchen durchſchnitten,
Doch an den Seiten mit weitwurzelnden Tannen
Vor Einſturz befeſtigt.

Man zweifelt, ob es ein Land oder eine Stadt zu nennen, ſey; die Häuſer ſind durch alle Thäler, alle Hügel, von Schritt zu Schritt verſtreuet; ſoll ich ſagen, wie eine Heerde, die weidet, oder Ihnen erzählen, was ein munterer Landmann Ihnen erzählen würde? Vor viel hundert Jahren, in den Tagen der barbariſchen Finſterniß, flog der leidige Satan mit einem Sacke voll Häuſer über dieſe Gebirge; an einem ſpitzigen Felſen des Altemars ſtieß ſich ſein Sack an und gewann einen Riß, durch dieſe fiel, da er weiter flog, ein Haus nach dem andern heraus, und verſtreuten ſich weit und breit, nahe und fern.

Aber von dem Land und den förenen Häuſern, wie die Häuſer der Moſynüken von quer ſich kreuzenden Stämmen gebaut, würden die Einwohner ſie bald auf ſich hinziehen. Es iſt nach dem Buchſtaben geſagt, daß ein Mayländer für die Keuſchheit ſeiner Donna nicht ängſtlicher beſorgt ſeyn kann, als dieſe Leute für ihre Begriffe vom Freyheit und Rechte ſind. Ich könnte Ihnen Beyſpiele bringen, daß man es mit ihnen verderbt hat, da man ohne ihren Befehl eine Bürde von gewiſſer Art hatte abnehmen wollen. Es iſt Wahrheit, nicht Poeſie oder Roman, daß hier der Menſch ſich noch nicht vor dem Menſchen ſchämet, und zu ungeſchickt iſt, ſein Herz zu verbergen. Ich muß mir ſelbſt geſtehen, daß ich dieſem Volk mit meiner Beurtheilung zu viel oder zu wenig thun würde; kommen Sie ſelbſt zu uns und zu ihm und ſehen; Sie werden die Frohheit der erſten Einfalt, und neben ihr den feinſten Witz finden. Wenn dieſe Menſchen lieben, zürnen, ſpielen, iſt ihr Geiſt ganz gefaßt, ohne Scheue; er tritt in alle ihre Gliedmaßen, Augen, Wangen, Zungen, Hände, Kopf, Füße — wenn ſie lieben, haſſen, ſpielen, lachen.

Hier lacht die Freude froher, als in Palläſten, ſie ſitzt Bettlern im Geſicht. Hier werden Sie Spiele des Alterthums ſehen; man ſtößt Steine, man ringet, man ſpringt Wette. Vormals wählten jede von zwo Gemeinden ſich einen Läufer, die mit einander Wette laufen mußten; da ſollten Sie geſehn haben, wie jeder Haufen für ſeinen Läufer in Symptomen kam, an dem Siege Theil nahm, und auf Gelegenheiten, auch zu ſiegen, mit Schaam und Ungeduld wartete. Man mußte dieſe Streitart unterſagen, weil die Hitze der Streiter zu groß ward. Ich wollte Ihnen eine Landsgemeinde beſchreiben, Sie ſollten da die Freyheit ſchwatzen, anordnen, herrſchen, exequiren ſehen. Aber ich muß fürchten, Sie ſeyn, mich zu verſtehn, zu deutſch. Zu deutſch möchten Sie wohl ſeyn, die leinene Kittel, die langen Hoſen, die nackenden Füße zu ſehn; Ihre Augen würden ſich beleidigt halten, wie von dem Schweizeraccent ihre Ohren, wiewol die Wörter Ihnen mit dem Ziſchen der Leipziger Zunge über die Lippen kniſtern. Ihren Kuhreihen würden Sie doch hören mögen, womit ſie ſonſt Virtuoſen beſchämt haben. Einer von dieſem Geſchlecht war nach Paris gekommen, man führte ihn in die Opera, als er die Triller der Caſtraten hörte, vergaß er ſich, und ſagte, der Geſang wäre zu weibiſch; er ſchloß die Augen zu, und ſteckte die Finger in die Ohren; dann ſtimmte er den Kuhreihen an, und überſtimmte bald die Muſik der Opernſänger. Der groſſe Ludwig und ſein Hof erſtaunten über das Wirbeln und Kräuſeln. Er wollte ihn in ſeinen Gärten hören, aber er weigerte ſich und ſagte: „er ſey ein freyer „Mann, des Königs Bundsgenoß, und ſinge nicht wenn es ihm nicht gefiele.“ Dünkt Sie nicht, Horaz habe von dieſem eigenſinnigen Manne geweiſſaget:

. . . Cæſar qui cogere poſſet
Si peteret per amicitiam patris atque ſuam non
Quidquid proficeret.

Noch vor zwey Jahren hätte ich Sie mit dem Präceptor in Bekanntſchaft gebracht, der zu dieſem Kuhgeſang einen frommen Text gemacht hat, der ihn uns mit vieler Selbſtzufriedenheit ſang; hätten Sie ihn gefraget, was er ſänge, ſo wäre die Antwort geweſen: „Mein „lieber Herr! den geiſtlichen Kuhreyhen.“ Aber der gute Mann iſt ſeitdem aus dem Phantaſten zum Narren geworden, und verdient mehr Mitleiden als Gelächter. Ich will Ihnen nicht verhalten, auf welchen Grad die Kunſt ihres Lieblings, des Raphael, bey dieſem natürlichen Volk geſtiegen iſt, das beſte Stück, das Sie, mein Lieber, hier zu begaffen fänden, iſt auf eine Fenſterſcheibe, der Einritt zu Jeruſalem, Sie ſollten ſehen, wie die Decke des Thieres geſpiegelt iſt, ſchimmert und pranget. Und die emblematiſchen Sinnbilder. die darauf gezeichnet ſind, könnten Sie freylich nicht errathen, ich müßte es

Ihnen entfalten, daß es die Wappen der Eidsgenoſſen, der Cantons ſind, und die Apoſtel oder die Jünger haben ſie ihm aufgeleget.

Sie wiſſen es ſchon, meine Helden in dieſem Lande ſind der Doktor und ſein Vater, kaum kann ich mich enthalten, daß ich dieſen beyden nicht ein eignes Capitel widme, welches ſie durch die Güte ihres Herzens, durch die Stärke ihrer Seele, durch Thaten und Reden verdienen. Paulin und Philokles ſind Ihnen nicht unbekannte Namen. Paulin hat niemals etwas geſagt, als was er dachte, und niemals etwas gedacht, als was er hat ſollen denken: Er ſah den Tod von Angeſicht und ward nicht blaſſer, den Tod für's Vaterland. Philokles, Boerhavens Lieblingen einer und Zögling, hielte ſich nicht von der Vorſehung vergeſſen, die ihn beſtimmte, für die Geſundheit der Sennen, ſeiner Freyheitsgenoſſen, zu ſorgen, und in ſeiner Bibliothek ſind die Weiſen aller Zeitalter verſammelt.

Ich ſtieg mit ihm an einem ſchönen Morgen auf den Gaberius, in der Landesſprache heißt er der **Gäberis**. Es ſind in dem Lande noch mehr lateiniſche Namen, als Kaye, Cajus, der **Altermann**, mons altus, der **Säntis**, mons ſanctus. Nach dieſen Namen zu urtheilen, geht man hier auf claſſiſchen Boden. Wir tranken in einer ruſſigen Hütten Molken, welche mir den niedlichſten Geſchmack verſchaffte, indem wir nach einem Löffel Molken einen Löffel von erſtgemolkener Ziegenmilch tranken. Allein die Ziegen waren auch ſolche, die ſich von den gewürzten Kräutern der Alpen nähreten, und nicht von den enthauchten in den Städten, wo ſie ſelbſt nöthig hätten, die Cur von Ziegenmilch zu machen. Hier nahm uns niemand übel, daß wir im Angeſicht des Camors von Landammännern und von

Monarchen mit derſelben Freyheit plauderten, wie man bey Ihnen, mein Lieber, kaum Erlaubniß hat, über den Dichter König von Waldheim Urtheil zu ſprechen. Als wir die weſtliche Seite hinunterſtiegen, kam ein Mädchen von weitem herlaufend, einen Gatter aufzumachen. Der Doktor ſuchte in allen Taſchen einen Pfennig. Wenn ich keinen finde, ſagte er, wie wollen wir miteinander eins werden? Es war fertig zu antworten — „Der Gatter „gieng ohne den Pfennig auf, und Du kannſt ja hindurch „kommen.“

Unter einem Geſtelle von Planken, auf welchem Bienenkörbe ſtanden, ſahen wir eine große Niederlage, etliche tauſend lagen todt umher, oder überwälzten ſich halb lebend. Der Doktor ſagte, daß die Getödteten aus dem Rheinthal wären, ſie wären weit ſchwächer als die vom Lande, und wenn ſie neben dieſe geſtellt würden, würden ſie unbarmherzig angegriffen und umgebracht. Daher werde auch in dem Rheinthal jährlich unterſagt, daß niemand Körbe mit Bienen aus den Gebirgen ausſtellen ſollte. Ich ward auch leicht gewahr, daß die Erlegten von kleinerm Wuchſe und hellerer Farbe waren.

Wir kamen in ein volkreich Dorf, welches in dem Lande ſelbſt, von dem Sparren-Krieg berühmt iſt. Die Streitenden waren aus derſelben Dorfſchaft, Nachbarn gegen Nachbarn, Brüder gegen Brüder, Väter gegen Söhne, Söhne gegen Väter; der Mann hielt die eine Parthey, das Weib die andere. In der Frühe aß man den Morgenbrey aus einer Schüſſel, denn lief jeder mit einen Pfal bewafnet zu ſeiner Parthey; einer ward auf die Naſe geſchlagen, und fühlte ſie nicht mehr, er rief, man ſollte ihm ſagen, ob er ſie noch hätte, da man es ihm verſicherte, raſte er ſich auf, und miſchte ſich wieder unter die Kämpfer. Sie haben, mein Freund, den Krieg der Leute von Tentira und Kombos geleſen; dieſer war nur ein wenig ſanfter — — —

Nur wenige Wangen
Sind nicht verlezt, man ſieht mit ganzer Naſe kaum einen
Uebrig, in beyden Heeren geſpaltete Stirnen, Geſtalten
Sich nicht mehr gleich, die Bein am Kinne zerquetſchet und
hangend.

Izt waren ſie verſöhnt und ruhig. Indem der Pfarrer uns mit einer Kanne Moſt bediente, kam ein Mann ihm zu klagen, daß ſeine Frau ihm täglich Vorwürfe machte, ihm wäre Moſt und Wein verboten, (das heißt, daß er kein Schenkhaus beſuchen dürfte.) Es wäre zwar wahr, ſagte er, aber es wäre ſchon vor zehn Jahren geſchehen, und er meynte, man ſollte nicht mehr daran denken. „Warum nicht, ſagte das Weib augenblicklich; predigt der Herr Pfarrer doch bis auf den heutigen Tag von der Eva und dem Apfel, und es ſind viel tauſend Jahre, ſeitdem Eva darein gebiſſen hat?" —

Da wir Abends nach Hauſe giengen, waren unſere Melkenbrüder uns bis auf den Gaberius entgegen gekommen. Wir hörten ſie von weitem jauchzen. Der Pfarrer, ein apoſtoliſcher Mann, war bey ihnen, auch der Landammann. Einige in Schafröcken, Nachtkappen, Pantoffeln, ohne oder mit Hut und Perruke, wie es ſich in dem Lande der Freyheit gebührete. Der Landammann gab einen Viehhirten an einem Zaun Verhör. Alle waren in der luſtigſten Laune, ſie erzählten uns die Geſchichte der **Schamhaften Jungfrau**, die ſie ſo munter gemacht hatte. Erlauben Sie, daß ich aus ähnlicher Schamhaftigkeit ſie nicht erzähle. Aber kommen Sie in dieſes ſonderbare Land, und vernehmen Sie dieſelbe von den Augenzeugen. Ich will mein Anſpruch auf Ihre ganze Freundſchaft verloren haben, wenn Sie nicht in den erſten acht Tagen geſtehn werden, daß Sie zu den Schweitzeriſchten Schweitzern gekommen ſind.

XII.

PIECES FUGITIVES.

I.

VERS

de M. Marmontel à Madame Necker en lui envoyant ſon buſte.

A l'ame la plus pure, au plus ſublime cœur
Que ces traits après moi rappellent ma mémoire,
Son amitié fit mon bonheur,
Son ſouvenir ſera ma gloire,

2.

Réponſe de Madame Necker.

Les ſoucis, tu le vois, ne troublent point ſon cœur
Il ſe laiſſe adorer des Filles de Mémoire
Il donne à ſes amis le ſoin de ſon bonheur
Et l'univers prend celui de ſa gloire.

3.

STANCES

a Mademoiſelle Tannier.

Aimer ai-je encor Roſette?
Si ſon ſourire eſt charmant,
Son humeur eſt trop coquette;
La mienne eſt d'être conſtant,

Mais d'une ardeur ſi fidelle
Roſette à ſu m'enflammer!
Ah! s'il faut aimer comme elle,
Pourquoi fallait-il l'aimer?

Dieux! pouvais-je m'en défendre?
Helas! peut on le voulier?
De ſon regard vif & tendre
Amour, tu ſais le pouvoir.

Le doux parfum de ſa bouche
A la fraicheur du Matin,
Et ſur l'herbe ou ſon pied touche
Naiſſent la Roſe & le thym.

Des amans le plus volage
Le ſerait-il ſous ſes loix ?
Elle ôte aux cœurs qu'elle engage
Tout l'attrait d'un nouveau choix.

Amour me choiſit Roſette,
Elle aura mes derniers vœux
Et fût-elle moins coquette,
En ſerais-je plus heureux ?

4.

VERS

de M. le Comte d'Eſtaing à M. de Guibert

en lui envoyant un portrait du Chevalier Bayard.

S'il eût été vivant, il vous l'aurait offert,
Vous avez ſi bien peint les vertus dont-il brille,
Que ce portrait dans les mains de Guibert
Sera toujours un portrait de famille.

5.

VERS

de M. le Chevalier de Boufflers ſur l'hiſtoire de Lot.

Il but
Il devint tendre
Et puis il fut
Son gendre.

6.

A Madame de Theluſſon,

pour la remercier d'un ſouvenir qu'elle m'avait promis depuis long-tems.

Plein d'un eſpoir ſoumis & tendre,
Je l'attendais ce ſouvenir charmant,
Et me croyais heureux du ſeul droit d'y prétendre;
Je l'obtiens; quel tranſport m'inſpire ce moment!
Belle zirphé, pourquoi m'apprendre
Ce que l'on eſt tenté d'oublier pres de vous?
Que ce plaiſir d'oſer attendre
N'eſt pas le plaiſir le plus deux.

7.

Logique d'amour.

*Couplet à Madame de ***, qui avoit accepté l'auteur pour ſon amant, & qui lui refuſoit un baiſer.*

Ce refut d'un baiſer m'outrage,
Vous m'accepté pour Votre amant,
Et Vous me diſputé le Gage,
Du plus vulgaire ſentiment,
De cette ſageſſe farouche,
Iris, depouillé la rigueur.
Je Vous puis bien toucher la bouche,
Si je Vous ai touché le Cœur.

8.

*Réponſe de Mde. de *** au précedant Couplet.*

Le baiſer que je Vous refuſe,
Cher Damon, n'a rien d'offenſant,
C'eſt a tort que l'amour accuſe,
Un Cœur qui n'eſt rien que prudent,
Je peut ſans être une farouche,
D'un amant craindre les ardeurs,
Quand il & Maître, de la bouche,
Son feu bien-tôt l'emporte ailleurs.

Par Mde. de MB.

* * *

No. 2.

Olla Potrida.

1780.

Zweites Stück.

Berlin
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Inhalt.

Seite

Gedichte. 3.

Dramatiſche Aufſätze.

Ich bin der Vater zum Kinde! Zweiter Aufzug. 11

Auszüge.

Aus Müllers Briefen. 97

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1. Von den Pyreneen.

2. Virgils Aeneis. Neunter Geſang.

3. Etwas gegen die gerühmten Vorzüge des Handels. Ein Bruchſtück. 11

Seite

turgeſchichte. [illegible]

Zähne und Federn. Aus Rozier Journal de Physique. 120.

nekdoten. 124.

riefe.

Vacat. 125.

iographie.

ifrig Peter Sturz, Bruchſtück aus einem Briefe. 126.

Romane.

Andreyko von Peruſio, ein ſeer ſchön vnnd vaſt nützlich Büchlin. Durch Martinum Montanum von Straßburg. Datum Dillingen freytags poſt Martini, Anno 1557. 134.

iſcellanien.

1. Zu einer Geſchichte der Sitten, häuslichen Gebräuche und Bedürfniſſe. 159.
2. Auszug aus einem Schreiben an den Herausgeber. 165.
3. Vanitas vanitatum! & omnia vana! 166.
An den Bibliothekar Reichard zu Gotha, nach einem Beſuch in ſeinem Garten. 168.

Fragment.
An einen Nußbaum. Aus [illegible] Leben in den Baieriſchen Beyträgen vom 1779.

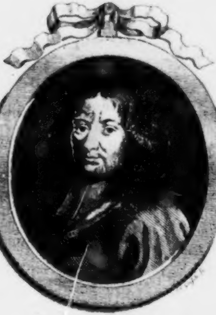
PIECES FUGITIVES.

1. Stances.
2. Vers à Madame la Comteſſe de B*** ſur ſon jardin d'A
3. Stances à Madame de [illegible]
4. [illegible] Madame

Olla Potrida.

1780.

Zweites Stück.



P. BAYLE.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LYON

I.

Gedichte.

1.

Herrn Diaconus Schmidt zu Gotha an ſeinem Geburtstage,

den 2ten April 1780.

Was ich im Traume ſah, das ſollſt Du hören:
Mein Geiſt war in ein Thal verzückt
Auf Pindus Höhn, wo man die Parzen oder Mören
Mit mehlbeſtreutem Haar erblickt.

Ihr Vater Zevs hat über ſie zum Richter
Den Gott des Tartarus beſtellt;
Gekrümmt ſind ihre Rücken, runzlich die Geſichter,
Denn ſie ſind älter als die Welt.

Von dieſem alten häßlichen Geſindel
Dreht die, die Clotho wird genannt,
Mit ihrer Rechten eine pfeilgeſchwinde Spindel,
Und ſpinnt mit ihrer linken Hand.

Der Menſchen Leben ſpinnet ſie vom Rocken
In Fäden ab, bald grob bald mild;
Von Gold, von Flachs und Hanf, von weichen ſeidnen Flocken
Wie's ihr ihr Vater Zevs befiehlt.

Die Rocken ſind von unterſchiedner Würde,
Bald leicht und klein, bald ſchwer und gros.
So auch die Spindeln; manche tragen ſchwere Bürde,
Bey andern iſt das Holz noch blos.

Oft wird das alte Weib durch das Geſäuſel
Der Lorbeern Pindus eingewiegt:
Dann feyert ſie, bis Pluto ſeine Schlangengeiſel
Ihr um die dürren Lenden ſchmiegt.

So ließ ſie jüngſt, im Schlaf, aus ihrer Linken
Ernſts goldbehangnen Rocken, ließ
Aus ihrer Rechten ſeinen goldnen Faden ſinken,
Bis Zevs ſie wieder wecken hieß.

An ihrer rechten Seite ſitzt die ſteife
Verwelkte Lacheſis; es ſauſt,
Dem Nord gleich, durch die Luft, die ungeheure Weife,
Gedreht von ihrer Knochenfauſt.

Die Knäuel, von der Clotho Hand geſponnen
Verſchlingt ſie, raſtlos Tag und Nacht:
Wenn dieſe Weife ſchnappt, dann iſt ein Jahr verronnen,
Und eine Zaſpel iſt vollbracht.

Zur Linken ſteht, in unverletzter Ehre,
Die dritte, Atropos genannt,
Sie ſchwingt ein doppelzüngig Eiſen, eine Scheere,
In ihrer mörderiſchen Hand.

Ha! wie mit giergem Blick voll Schadenfreuden
Sie hin nach ihrem Richter ſieht!
Er winkt, ſie eilt die Faden durchzuſchneiden,
Die Clotho aus dem Rocken zieht.

Doch manche Fäden werden nicht zertrennet,
Und Clotho ſpinnt den Rocken auf;
Bis hin zum weitſten Ziel des Menſchenlebens rennet
Alsdann der Menſchen Lebenslauf.

So ſah ich ſie im nächtlichen Geſichte:
Dein Leben ſpann die Spinnerin
Aus einem ſeidnen Rocken, hoch und dick und dichte,
In feſten zarten Fäden hin.

Ihr Rad ſchwang Schweſter Lacheſis behende
Und wand die ſeidnen Fäden drauf;
Der Zaſpeln neun und vierzigſte war faſt zu Ende;
Da machte Zevs den Himmel auf.

Der Pindus glänzte von den goldnen Locken —
Er redete den Pluton an:
„Daß Atropos ſich nicht gelüſte, dieſem Rocken
„Mit ihrer Scheere ſich zu nahn!

„Denn dieſer Rocken ſoll verſponnen werden
„Bis nichts davon mehr übrig iſt!
Es ſprachs der Vater Zevs mit drohenden Gebehrden,
Und fuhr nach ſeinem Thron zurüſt.

Für Angſt ließ Atropos die Scheere fallen;
Hin durch den Lorberreichen Raum
Erſcholl zum fünfmal zehnten mal der Weiſe Knallen,
Und weckte mich aus meinem Traum.

C — d.

2.

Von einer Dame an ihren Mann, an ſeinem Geburtsfeſt,

den 5ten März 1780.

O Du! Den meine Seele liebt
Mit heiſſer Zärtlichkeit,
Du deſſen Liebe alles giebt,
Was meine Seel erfreut;

Du Freund, in dem ich Ruh und Glück,
Und was ich ſuchte fand,
In deſſen Arm, durch deſſen Blick,
Mir jeder Kummer ſchwand;

Selbſt in dem finſtern Augenblick,
Da ich an deiner Hand
Mit naſſem Auge gieng, — zurück
Ließ Freunde, Vaterland;

(O Lieber, Beſter! mächtig drang
Dein Troſt da in mein Herz,
Und deiner Worte ſüſſer Klang
Verminderte den Schmerz.)

Mit ſanfterem Gefühl erfüllt
Haſt Du mich, lieber Mann,
Du biſt's, der meinen Geiſt enthüllt,
Vom Irrthum und vom Wahn.

O Mann! der Du mir alles biſt,
Mein Wunſch, mein Glück, mein Ruhm,
Du, Du biſt mein, und ewig iſt
Mein Herz Dein Eigenthum.

Sieh, Edler! ſieh! wie froh dies Herz
An dieſem Tage ſchlägt,
Wie voll von Wonne, Luſt und Scherz
Es feuriger ſich regt!

Erfüllt von heiſſer Dankbarkeit
Sieht es hinauf zu ihn,
Der dieſen Tag voll Seeligkeit
Mir Glücklichen verliehn.

3.

Empfindungen im May

nach einem Abendſpatziergange an eine Freundin.

Iſt mir's heute doch ſo wol,
Fühle mich ſo leicht, ſo ſeelig;
Fühl mein Herz ſo voll, ſo voll,
Bin ſo heiter, bin ſo fröhlich.

Einen Abend hatt' ich heut,
O ich möcht ihn immer haben!
Mich an deiner Herrlichkeit
O Natur, ſo immer laben!

Alles lächelte die Flur
Hauchte Kühle, hauchte Wonne,
Und vom Purpurhimmel fuhr
Schon ins Meer die liebe Sonne.

Niederfuhr ſie; friſches Grün
Sah ich da im Mooſe düften,
Hie und dort ein Blümchen blühn,
Rings um ſich die Gegend lüften.

Niederfiel ich, brach ſie ab:
Meiner Freundin ſie zu ſpenden,
Lächelnd ſah ſie drauf herab,
Nahm ſie an von meinen Händen.

Engeln ähnlich war ihr Blick,
Schöner meine Blümchen blühen
Sah ich, fühlend ganz ihr Glück,
Sie an ihrem Buſen glühen.

Traurig ſenkten da ihr Haupt
All die Blümchen, die noch ſtanden,
Daß ich ſie nicht auch geraubt,
Daß ſie nicht dies Glück empfanden.

Traurig neigten ſie ſich hin,
Hätten nicht mehr Luſt zu blühen,
Weil ſie an der Zauberin
Buſen nicht auch konnten glühen.

Eingeſchrumpft von bangem Schmerz
Welkten ſie, und ſtarben trübe:
So verwelkt ein krankes Herz
Hin in unerhörter Liebe.

Nun des Lebens ſatt erbleicht
Da des Armen Jugendblüte,
Trübes Auges ſchwankt und ſchleicht
Matt er fort, krank am Gemüte.

O wie glücklicher ſeid ihr
Blümchen, die ſie angenommen,
Und an ihrem Buſen ſchier
Neue Lebenskraft bekommen.

Und ihr Blümchen, die ſie mir
Lächelnd gab, ich will euch ehren.
Nie, o Blümchen, ſollet ihr
Zu dem Staub der Todten kehren.

Schön verſchlieſſen will ich euch,
Euch auf Sammt und Seide legen –
Und Cytherens Täubchen gleich
Sanft euch herzen, ſanft euch pflegen.

Ewig blüht ihr freilich nicht
Blümchen, werdet euch entfärben,
Staub nur werden ſollt ihr nicht,
Sollt auf Sammt und Seide ſterben.

Und mit jedem Tag ſollt ihr
Freundlich mich euch lächeln ſehen,
Meine Freundin gab euch mir:
O ihr könnt nicht ganz vergehen!

Liebe Freundin, wenn nun die,
Die ich dir gab, auch verglühen,
O ſo laſſe denn nur nie
Unſre Freundſchaft mit verblühen.

4.

Ueber einen verwelkten Blumenſtrauß, den der Dichter von *** empfing.

Seid ihr hingewelkt, ihr ſüßen
Blumchen? ſeid auch ihr verbluht?
Dieſe Thränen, die hier fließen,
Weinen euch ein Grabelied.

Wißt ihr noch, wie lieb und freundlich
Euch die ſchönſte Hand gepflückt?
Und doch hat ſo menſchenfeindlich
Euch der Tod das Haupt zerknickt!

Welket denn nur hin in Frieden,
Schöner ſterben könnt ihr nie:
Laura brach euch, und hienieden
Iſt kein Weib ſo ſchön wie ſie.

Keine iſt ſo ſanftes Blickes,
Keine von ſo ſanftem Geiſt
Mann des ſeeligſten Geſchickes
Iſt der, den ſie: Lieber! heißt.

Nur ein Druck von ihren Händen,
Nur ein einzger warmer Blick,
Und ein Kuß – o Gott wie ſchwänden
Alle Freuden da zurück.

O es dürfen ihr geſtehen:
Theuer, theuer biſt du mir!
Und ihr Auge dann zu ſehen,
Wenn es ſprach: vergeb es Dir!

So auf ihre Hand zu ſinken,
Und aus ihrem ſüßen Kuß
Himmelsſeeligkeit zu trinken;
Welch ein wonniger Genuß.

Denn ſo möchten ſich entfärben
Meine Wangen immerhin!
So mit euch, ihr Blümchen ſterben:
Wäre Wonne, wär Gewinn!

II.

Dramatiſche Aufſätze.

Ich bin der Vater zum Kinde!

Zweiter Aufzug.

(Die Scene iſt noch wie im erſten Aufzug.)

Scene I.

Juſtizrath Sterne. Kammerjunker (treten ein.)

Juſtizrath.

Nun, haben Sie Ihrem Peter die Verſe gegeben?

Kammerj. Ja, er müßte ſie aber vom Blatte abſingen, ſagte er.

Juſtizr. Die Zeit iſt allerdings zu kurz.

Kammerj. Und ich ſehe nicht ein, wie Sie ſie in der Geſchwindigkeit haben machen können.

Juſtizr. Man ſieht ſie ihnen auch an. Ueberdies waren die erſtern Strophen ſchon fertig, die übrigen fielen mir über der Tafel ein, und als ich mich das erſtemal herausrufen ließ, ſchrieb ich ſie auf. Kennen wird man doch Petern nicht?

Kammerj. Bewahre! er iſt ja noch gar nicht lange in der Stadt, und vollends in dem Aufzuge, hören Sie! er ſieht pudelnärriſch drinnen aus, er machte eben ein altes Bild an eine Stange.

Juſtizr. Doch die alte Familiengruppe, die ich ihm angewieſen hatte?

Kammerj. Ja, es waren ſchnackiſche Fratzen drauf.

Juſtizr. Nun das Singen —

Kammerj. Er ſingt es friſch nach ſeinem alten Leibliedchen. Ha! ha! ha! es wird mit alledem einen närriſchen Spaß geben.

Juſtizr. Das ſoll es.

Bedient. (kömmt:) Sie ſind aufgeſtanden.

Kammerj. Aufgeſtanden? ſchon! Aber, Juſtizrath! wie konnten Sie mir auch zumuthen, ſchon aufzuſtehen, juſt da mein Leibwein aufgeſetzt wurde.

Juſtizr. Nun, nun, Sie ſollen nichts einbüſſen! (zum Bedienten) Wir kommen gleich. Die Muſikanten ſind doch nicht fortgegangen?

Bedient. Nein, ſie mußten eben Tanz-Muſik anfangen.

Kammerj. Was der Daus? (Bedienter ab.)

Juſtizr. Nun kommen Sie! Kammerjunker! Jede Minute iſt mir koſtbar.

Kammerj. Mir, mein Seele! auch. Kommen Sie! Kommen Sie!

Juſtizr. (hält ihn zurück) Noch eins! lieber Kammerjunker! Man hat doch nicht — —

Kammerj. Nun?

Juſtizr. O! ich bin ſo vergnügt — ſo herrlich belohnt für all die Unruhe —

Kammerj. Ja, ja, ich glaubs — aber mein Wein, lieber Juſtizrath! mein Wein!

Juſtizr. Mein Glück war es, daß man für das Gelächter, über dem ehrlichen Renntmeiſter, nicht ſo genau auf mich Acht gab. Die liebe ſüſſe Dulderin! Wie ich an Ihren Bl[illegible]n hieng!

Kammerj. Aber mein Wein!

Juſtizr. Ueber die kalte Seele!

Kammerj. Ey! ey! Juſtizrath. Sie haben ſich ja ganz wegkapern laſſen. Nu, nu, machen Sie immer, daß man noch eine Hochzeit von Ihnen erlebt, es iſt mir nur um den Schmauß.

Juſtizr. Sie wiſſen meine Grundſätze in dem Fall — und überdies iſt ja ihr Mann kaum zwey Monate todt — Doch! kommen Sie nur! Vielleicht — aber auch itzt nichts mehr als vielleicht — — (Beyde ab.)

Scene II.

Ein prächtig Viſitenzimmer.

Frau Accisräthin Junghanns. Herr Renntmeiſter Wurzel. Major Hauer. Madam Waller. Amalia Sterne Fräulein von Denner und Hofcommiſſair Junghanns.

(Letztere tanzen eine Menuet miteinander, endigen aber kurz nachdem der Vorhang aufgezogen worden.)

Accisräthin.

Vortreflich! Vortreflich!

Hofcommiſſ. (zu Fräulein Denner) Zum Entzücken ſchön!

Fräul. Denner. Sie Schmeichler!

Major. Hol mich der Teufel! Fräulein, brav! auch Sie, Hofcommiſſair!

Accisräth. Ja, recht allerliebſt haſt Du getanzt.

Major. Nur bischen mehr los! ſprechen wir Soldaten, nicht ſo gezwungen! nu, wird ſich ſchon geben. Ah! da kommen Sie ja.

Scene III.

Juſtizrath Sterne. Kammerjunker. Vorige.

Major.

Wo Teufel! habt Ihr denn ſo lange geſteckt?

Amalia. Ganz vortreflich! Der Herr Bruder ſtehn auf, wenns gefällig iſt.

Accisräth. Sie loſer Herr Juſtizrath, verlaſſen uns da.

Juſtizrath. Ich muß allerdings allgemein um Verzeihung bitten. Darf ich hoffen, (zu Madam Waller) ſie zu erlangen? Unvermuthete dringende Geſchäfte —

Mad. Waller. Und Sie entſchuldigen ſich? Faſt möchte ich Ihnen Das nicht vergeben.

Juſtizrath. Holdſeelige Güte! (küßt ihr die Hand)

(Amalia ſchenkt Caffee ein. Bedienter giebt ihn herum.)

Accieräth. Iſts Ihnen nicht auch gefällig zu tanzen? (zum Rentmeiſter.)

Rentm. Recht ſchön! recht ſchön!

Accisräth. Das bin ich überzeugt. Ha! ha!

Hofcommiſſ. Ob Sie nicht auch tanzen wollen?

Renntm. Tanzen? ich? Ah! das iſt nur für die liebe Jugend, und wenns in ſeinen Schranken bleibt, ſo eine Menuet, ein Pohlniſches — Da hab ich aber manchmal tanzen geſehn, ich weiß nicht, was es für Tänze waren, ordentlich üppig, ohne Schaam und Ehrbarkeit.

Juſtizr. Er hat nicht ganz Unrecht.

Accisräth. Aber heute an dem feyerlichen Tage dächt ich doch, wir verſuchten, ob wir noch ein Pas machen können.

Renntm. Ich habe ſeit meiner Frau ſeeligen, erſten Winkelkriechen nicht wieder getanzt. Ich weiß keine Poſition mehr, fünfe waren es, glaub ich.

Major. (zum Kammerjunker) Ey! ey! Kammerjunker! raſend zu kurz gekommen. Ihren Leibwein — ich hab mir ihn ganz allein gut ſchmecken laſſen.

Kammerj. (zum Juſtizrath) Nun, ſehen Sie!

Juſtizr. Es iſt noch mehr da, geben Sie ſich nur zufrieden.

Kammerj. Nun, hören Sie, Juſtizrath! da laſſen Sie gleich eine Flaſche hergeben, ich mache mir ſo aus dem Caffee nichts.

Major. Ja, da trink ich auch mit. Kann das Gelutſche nicht leiden.

Juſtizr. (zum Bedienten) Eine Bouteille Frontignack!

Renntm. Und Sie immer noch keinen Caffee? Herr Juſtizrath!

Amalia. Ja, da trinkt er ſein liebes Waſſer.

Fräul. Denner. Um Verzeihung! ich trink den Thee auch ſehr gern, die Engländer auch.

Major. Ah! es iſt auch nichts mit dem warmen Waſſer. Wein! Wein! nicht wahr, Junker! Das iſt beſſer.

Kammerj. (heimlich) Wer doch nun ein Pfeifchen rauchen dürfte! Ich hab da ganz friſchen Knaſter bey mir.

Major. Wollen uns dort ans kleine Tiſchchen ſetzen, merkts da kein Teufel nicht. (zum Bedienten der Wein bringt) Nur dorthin!

Bedient. Es iſt ein Bänkelſänger unten, Herr Juſtizrath!

Kammerj. Ah! er ſingt ſo ein drolligt Liedchen? Ich hab ihn auf der Gaſſe geſehn. Ich dächte, Sie ließen ihn hereinkommen, Juſtizrath!

Juſtizr. Wenn es denen Damen gefällig wäre!

Renntm. Soll etwa wieder Comödie geſpielt werden?

Amalia. Ja, wie vor dem Petersthore in Leipzig.

Renntm. In Leipzig? Ja da iſt immer Comödie, nun, wie ich ſchon geſagt habe, ich wohnte grade in einer Straſſe — —

Hofcommiſſ. Sie haben es ſchon erzählt.

Renntm. Sie ſchreyn ja, als wenn ich ganz taub wäre.

Juſtizr. Nun, Mesdames! befehlen Sie?

Mad. Waller. Es hängt blos von Ihnen ab.

Amalia. Aber hierherein? ins Zimmer? Bedenk doch! Bruder! und am Tage!

Juſtizr. Nu, laß nur, Malchen! auf den Abend kannſt Du auch Deinen Favorit mit der Laterna magica hereinkommen laſſen.

Major. (ſagt dem Bedienten heimlich) Zwey Pfeifen!

Kammerj. Ungeſtopft!

Amalia. Ey, das iſt ganz etwas anders. Aber ein Bänkelſänger — —

Fräul. Denner. Homer war ja auch einer, und die gröſsten Männer hörten ihm zu.

Accisräth. } O ja, ja, laſſen Sie ihn doch hereinkommen.

Hofcommiſſ. } Erlauben Sie, daß ich ihn rufen darf.

Juſtizr. (zum Bedienten) Führt ihn herein!

Rentm. Aber was ſoll es denn eigentlich werden?

Amalia. (zu ihm) Was muß man ſich nicht gefallen laſſen!

Scene IV.

Peter als Bänkelſänger. **Die Vorigen.**

(Angemeſſene Muſik. Dann ſingt Peter, unter Begleitung des Orcheſters.)

Ihr Herrn und Damen allzumal,
Hört an, und lacht der Mähr!
Es gab einſt ein vortreflich Mahl
Ein Dirnchen fromm und alt.

Da waren Junker, da warn Herrn,
Von manchem Amt und Stand,
Und Damen viel, von nah und fern,
Geladen zu dem Feſt.

Gar ſchön es anzuſchauen war,
Wie ſich verſammlet all
Der lieben Gäſtlein edle Schaar,
Sonntäglich angethan.

Des Dirnchens Vetter, dem das Feſt
Zu Ehren geben ward,
Wolt haben, ('s war ein Schalk) ſein Feſt
Mit dieſer Aſſemblee.

Bey Sang und Spiel, und guter Ding
Sie ſaſſen in dem Saal.
Als in der Küche plötzlich gieng
Ein ſchrecklich Feuer auf.

Acciſeräth. So wie heute. Ich denke noch mit Schauer daran.

Da — — Hu! hebt ſich nicht euer Haar,
Da ichs erzähl, empor?
Nun denket ſelbſt, wie jenen war
In ihrem Saal zu Muth.

Hofcommiſſ. Ich weiß, wie mir war.

Fräul. Denner. Ach! und meine Angſt!

Da gabs Tumult; der wildſten Schlacht
Getümmel glich ihm nicht,
Sie ſchrien, und rennten, nur bedacht
Auf Flucht, einander um.

Der junge, ſüſſe Herr ergreift
Des alten Onkels Hut,
(Der Hüte Großpapa) und läuft,
Als brennt der Kopf ihm, fort.

Hofcommiſſ. (In Verlegenheit, lächelt gezwungen)

Der Onkel ſetzt vom Herrn Neveu
Den Chapeau à bas Hut auf,

Und ſucht' und ſuchte den Cüré,
Und hatte ihn noch an.

(Allgemeines Gelächter.)

Acciſsräth. Unſer natürlicher Renntmeiſter.

Renntm. Was befehlen Sie?

Acciſsräth. Gefällt es Ihnen nicht?

Renntm. O ja! (bey Seite) Wenn ich nur viel verſtehn könnte!

Fräul. Denner. Iſts doch, als wenn es ordentlich auf den heutigen Vorfall gemacht wäre. Ha! noch weiter?

Der Damen Angſt, ach! ſonder Maaß
Sie war. Aufs Canapee
Geſunken, warten ſie, todtblaß,
Auf Ohnmacht und auf Tod.

Umſonſt! nicht Tod, nicht Ohnmacht kam;
Denn ach! es hatte nur,
Drob ſie vergiengen faſt für Schaam,
In ihrem Hirn gebrannt."

Acciſsräth. } Der boshafte Vetter!
Fräul. Denner. } (betroffen) Artig! recht artig!
Hofcommiſſ. } Auſſerordentlich drollig.

(murmeln heimlich zuſammen.)

Mad. Waller. Ich hätte mir das nicht von ſo einem Manne vermuthet.

Juſtizr. (giebt Petern Geld) Recht brav!

Peter. Kein Liedchen mehr? — ich hab noch ein recht erbärmlich trauriges. Nicht? — Nu, ſo bedanke ich mich aufs ſchönſte, meine lieben Leutchen! (geht ab.)

Juſtizr. Wars nicht ein hübſch Hiſtörchen? Schweſter!

Amal. Wenigſtens war doch kein geiſtlich Geſpötte drinnen, wie in den meiſten ſolchen Liedern.

Hofcommiſſ. Das heutige Feuer iſt doch nicht etwa auch — —

Accisräth. Das will ich nicht hoffen, Herr Juſtizrath!

Juſtizr. Ganz gewiß nicht.

Accisräth. Doch kömmt mirs nicht ganz richtig vor.

Juſtizr. Wie oft kanns nicht treffen, daß grade zu der Zeit und an dem Orte, wo der Kerl ſingt, Feuer geweſen iſt.

Fräul. Denner. Aber die geſchilderten Charaktere, ſo treu, ſo kenntbar.

Juſtizr. Es waren ſehr allgemeine, die man überall und häufig findet.

Accisräth. Nun, ich weiß nicht, was ich denken ſoll. Du haſt das Liedchen doch nicht etwa gemacht? (zum Hofcommiſſair) Herr Sohn! Es war beynahe Deine Versart.

Hofcommiſſ. (mit einer zweydeutigen Mine) Wie können Sie das glauben?

Accisräth. Ja, es iſt manchmal ein kleiner Schalk. (Schlägt ihn mit dem Fächer.)

Juſtizr. (ſieht auf die Uhr) Nun, lieber Kammerjunker! — ey! ey! ſo in der Stille!

Major. Wirſts nicht übel nehmen, Juſtizrath!

Juſtizr. Wenn es die Damen ſehn werden! Es iſt nun Zeit, lieber Kammerjunker, wenn Sie zum Präſidenten gehn wollen.

Kammerj. Ja, ja; unſre Bouteille wird gleich aus ſeyn.

Juſtizr. Sie möchten ihn hernach nicht mehr antreffen. Und wenn es möglich iſt, ſo bringen Sie ihn mit her. Er würde mich dadurch auſſerordentlich verbinden, ſagen Sie ihm, er ſollte die Freundſchaft mit meinem Vater in Wohlwollen gegen den Sohn verwandeln. Ich will auch noch ausdrücklich hinſchicken, und ihn zum Soupee bitten laſſen.

Kammerj. Da ſtören Sie mich nun ſchon wieder in meiner Andacht.

Juſtizr. Aber Sie wiſſen ja — —

Kammerj. Nun gleich, gleich! (trinkt die Bouteille vollends aus) Wo iſt denn nun mein Hut? (Bedienter bringt ihn)

Hofcommiſſ. Wollen Sie uns denn ſchon verlaſſen?

Kammerj. Ich werde bald wieder die Ehre haben — — (kehrt wieder um) Der Donner! meinen Taback! (ſteckt ihn zu ſich und ab.)

Juſtizr. Nun laſſen Sie ſehn, was Sie vermögen. (zu Mad. Waller) Ich befürchte, beſte Frau Majorin! Sie haben Langeweile.

Mad. Waller. Dieſe bey Ihnen?

Juſtizr. (küßt ihr mit der innigſten Leidenſchaft die Hand)

Major. (zu Fräulein Denner) Kommen Sie, Fräulein, wollen eine Parthie Schach ſpielen. Da ſeh ich eben ein Bret ſtehn.

Fräul. Denner. Wenn Sie für meine Fehler Nachſicht haben wollen.

Major. Ah Närrchen! — Ich ſpiel das Spiel am liebſten, denke mich immer dabey in die Bataillen zurück. Freylich nur Spielwerk das.

Juſtizr (immer noch mit Mad. Waller) Aber wollen Sie ſich nicht zu zerſtreuen ſuchen? und womit? Befehlen Sie?

Mad. Waller. Gar zu — gar zu gütiger Mann! — Wenn Sie es aber erlauben, will ich mich empfehlen, mein Fritzchen wird mich mit Ungeduld erwarten.

Juſtizr. Das liebe Kind! Erlauben Sie, daß ich es herhohlen laſſe.

Mad Waller. Herr Juſtizrath! (welcher ſchon einen Bedienten winkt) Es iſt — — —

Juſtizr. Machen Sie mir immer die Freude.

Amalia. Auch ich bitte.

Juſtizr. Geb er zugleich mit zum — (ſagt ihm das andre heimlich. Bedienter ab.)

(Indeſſen) **Amalia.** Iſts nicht gefällig, eine Partie Quadrille zu ſpielen?

Renntm. Spielen? Ja, ja.

Amalia. (zu Mad. Waller) Sie haben doch auch die Gütigkeit?

Mad. Waller. Ich erwarte es von Ihrer (Gütigkeit,) daß Sie mich mit dem Spielen verſchonen werden.

Juſtizr. Gern, gern. (zu Amalien) Da wirſt Du die Partie voll machen müſſen, Malchen!

(Renntmeiſter beſchäftigt ſich mit den Marken.)

Hofcommiſſ (giebt die Rangcharten herum) Das wird ein luſtig Spiel werden.

Accisräth. Ich muß ſchon im Voraus lachen.

Hofcommiſſ. Wir wollen anfangs nicht laut ſprechen. Ha! ha! ha! (ſie ſetzen ſich.)

Juſtizr. (zum Major) Man merkt es, daß hier ein Mariage geſpielt wird, man hört kein Wort ſprechen.

Major. Ja, werd bald ſchachmat ſeyn. (Fräulein Denner zieht.) Dirnchen! Dirnchen! Sie werden mich doch nicht aus dem Felde ſchlagen! mich alten Kriegsknecht.

Juſtizr. (zu Madam Waller) Und nun nicht mehr den finſtern, zur Erde geſenkten Blick! Glauben Sie mir, es wird — ſoll alles gut werden.

Mad. Waller. Gütiger Tröſter! — Ach! dieſer Anzug — (zeigt auf die Trauer.)

Juſtizr. Laſſen — laſſen Sie mich an all Ihren Leiden Theil nehmen! Noch weiß ich nicht einmal die beſondern Umſtände vom Tode Ihres Herrn Gemals — —

(Rentmeiſter hat Charte gegeben. Die beyden erſtern paſſen. Hofcommiſſair fragt)

Rentm. Ich auch.

Hofcommiſſ. Alſo Force partout?

Rentm. So? welche Force? (Alle lachen.)

Juſtizr. (zu Madam Waller.) Ein luſtig Spiel! Nun beſte Frau Majorin! Wenn Ihnen — verzeihen Sie meinen ungeſtümen Bitten! — wenn Ihnen die Erinnerung nicht zu ſchrecklich iſt —

Mad. Waller. Ach! ſie kömmt mir mit all ihren Schreckniſſen nie aus den Gedanken.

Fräul. Denner. Schach dem König!

Major. Ja, hol mich der Teufel!

Juſtizr. Auch mir ſoll ſie nie — (wieder ein Gelächter am Quadrilletiſch.)

Juſtizr. (ſieht ſich mit einigem Verdruß um.)

Mad Waller. Aus der Campagne kam mein Mann glücklich zurück, und durch einen beſondern Zufall als Major.

Major. (heftig) Major? Wer? Wer? (zu Fräulein Denner) Wollen das laſſen, bis hernach. (ſetzt ſich zum Juſtizrath.) Ich darfs doch auch hören?

Juſtizr. Einer meiner liebſten Freunde, für den ich nichts geheimes habe. (zu Madam Waller.)

Mad. Waller. (fährt fort) Aber wie kurz war die Freude, ihn in meinen Armen zu haben! man entriß mir ihn wieder! ach! und auf immer. Ein junger Graf von Nordhauß, aufgebracht über meines Mannes auſſerordentliches Avancement, ſuchte immer Gelegenheit, meinen Mann zu beleidigen, er wich ſeinen Anfällen allemal mit Klugheit aus. Endlich, in einer der unglücklichen Stunden, glückte es dem Graf, er bewog meinen Mann, eine Ausforderung anzunehmen.

Major. Das Kerlchen! nun?

Renntm. Aber Sie geben ja gar nicht Achtung. Sie ſtechen mir meine Manille.

Hofcommiſſ. Ja wahrhaftig, ich bitte um Verzeihung.

Renntm. Nun werden wir das Spiel verlieren, (ſpielt aus) Caro!

Acciſerath. Wir wollen lieber aufhören, wenns Ihnen gefällig iſt.

Renntm. Caro! und wieder Caro! ha! ha! ha! doch noch.

Amalia. Wollen dort den Mordgeſchichten zuhören.

Renntm. Aufhören? Aufhören? Schon? — (zum Hofcommiſſair) Nun, was haben Sie für Marken?

(Alle verſammlen ſich alsdann um Madam Waller.)

Juſtizr. (mit einigem Verdruß) Wir hätten wahrhaftig in ein ander Zimmer gehen ſollen.

Major. Nu weiter! Frau Collegin! — Das Kerlchen — nu?

Mad. Waller. Mein Mann verſchwieg mir ſein Vorhaben, endlich erfuhr ich es doch. Ich warf mich in ſeine Arme, flehete, beſchwur ihn auf meinen Knien, mich nicht zu verlaſſen. Umſonſt! Seine Freunde baten ihn, thaten ihm Vorſchläge; umſonſt! Es wäre nun nicht mehr zu hintertreiben, ſagte er, er hätte ſein Ehrenwort gegeben — —

Major. Freylich! freylich! Braver Mann!

Juſtizr. Uebelverſtandnes Point d'honneur!

Major. Uebelverſtanden! Was Teufel! Juſtizrath! was würden Sie thun, wenn's ſo ein Schurke an Ihnen erholte?

Juſtizr. Ich bin kein Soldat, darf alſo nicht befürchten, ſo oft in die Verlegenheit zu kommen, auch vermeide ich die meiſten öffentlichen Oerter —

Major. Als wenn Sie nicht in Ihrem Hauſe beleidigt werden könnten.

Juſtizr. Nicht ſo leicht, lieber Major; Ich wenigſtens, gebe mich niemals mit Leuten ab, deren Betragen mir zweideutig vorkömmt, ich ſuche ſie immer mit einiger Hochachtung in einer Entfernung zu erhalten, und da ich nie jemanden beleidigen werde, ſo hüte ich mich auch — —

Major. Ach! der Teufel mag ſich hüten genug. Nun, Ihr Mann ſtellte ſich alſo? und — und — —

Mad. Waller. (will fortfahren, vermag's nicht.)

Juſtizr. Und blieb.

Fräul. Denner. Gott! das iſt entſetzlich!

Major. Blieb? — Alle Teufel! So ein Mann — konnte dem Monſieur nicht eins aufs Gehirn brennen?

Mad. Waller. Man ſagte, er habe ihn zu wenig geachtet, ihm den erſten Schuß gelaſſen.

Major. Und der traf juſt? Blindes verfluchtes Glück! — Muß aber mit alledem ein ſchlechter Kerl geweſen ſeyn, der Ihrem König ſo einen braven Officier wegſchieſſen konnte. Major Waller! hm! (ſinnt nach.) Waller! — Waller — Ich dächt — hätt einen gekannt, der ſo hieß; in der letzten Campagne war er mit? nicht?

Mad. Waller. Ja.

Major. Ich war da noch bey meinem Fritz. Man lernt da der Leutchen zu viel kennen. Kann noch nicht alt geweſen ſeyn?

Mad. Waller. (mit dem Ausdruck der heftigſten Leiden.) Ach! nur zu jung noch.

Major. Und ſchon Major? Muß, hol mich der Teufel! ein kreutzbraver Mann geweſen ſeyn, wär ſonſt nicht ſo geſchwind avancirt. Ich könnt ſein Vater geweſen ſeyn, hab manche Kugel auf den Pelz gekriegt, hab auch, Gott verzeih mirs, ſo ein armſeeliges von vor meinem Namen — und bin auch noch Major, muß nun ſchon auch ſo ſterben.

Juſtizr. (zu Madam Waller.) Der Herr Major hat den Abſchied genommen.

Major. Und will nun in Ruh und Friede leben; hab ja meine Güter einmal hier.

Accisräth. Arme unglückliche Frau!

Amalia. Aber, warum müſſen auch Soldaten geheurathet werden!

Hofcommiſſ. Ja, das verteufelte Duelliren!

Major. Ja, Herr! es gehört mehr darzu, als fechten können, und nach Eau de Levande ſtinken.

Fräul Denner. (zu Madam Waller) Liebſte, theuerſte Frau Majorin! beruhigen Sie ſich doch!

Juſtizr. Verzeihen Sie! Allervortreflichſte! Ich habe Ihre Wunden wieder aufgeriſſen.

Mad. Waller. Sie waren noch nicht verbunden.

Major. Liebes Goldweib! Wolt, mein Seel! gern was drum geben, wenn er noch lebte, der gute Major. Aber müſſen ſich auch nun faſſen. Sie werden ſich krank machen.

Mad. Waller. Ich mich beruhigen? Hier fremd, hülflos! ach! und —

Amalia. Aber ſollte nicht Ihre Familie?

Mad. Waller. Nach voll Zorn über meine Verheurathung — —

Amalia. Sehn Sie nun die Folgen!

Juſtizr. (ſieht ſie mit einer beſtrafenden Mine an.)

Major. Verheurathung? mit einem Soldaten? nicht? — Als wenns Teufel wären!

Accisräth. Die Frau Majorin ſuchen nun ohne Zweifel bey Hofe — —

Hofcommiſſ. O! wollen Sie mir da erlauben, Sie einem meiner Freunde zu empfehlen, er iſt über die königliche Küche — Er kann ſehr viel thun.

Accisräth. Oder lieber meinem Herrn Gevatter.

Mad. Waller. Allzugütig, wahrhaftig!

Accisräth. Dem erſten Kammerdiener des Königs, Er iſt immer um ihn. — —

Juſtizr. Beym An- und Ausziehn, ja.

Amalia. Nein, nein, überlaſſen Sie mirs nur.

Mad. Waller. O! Sie überhäufen mich mit Gütigkeit.

Amalia. Die Hofſilberwäſcherin iſt eine ſehr gute Freundin von mir, es iſt ja Ihre Frau Muhme, Herr Renntmeiſter! die Frau Hofſilberwäſcherin, nicht?

Renntm (der ſich bisher noch mit Berichtigung der Marken beſchäftigt hat) Ja, ich kann nicht über ſie klagen, ſie hält mir meine Wäſche recht ordentlich.

Amalia. Nicht doch! (man hört für Lachen nicht auf ſie)

Fräul. Denner. Sie müſſen ſich an einen Mann wenden, der weich und menſchenliebend iſt, und Anſehn gnug hat, etwas durchzuſetzen.

Mad. Waller. Und wo ſoll ich den ſuchen? wo ihn finden? Sie haben alle Herzen von Stein.

Juſtizr. Alle?

Mad. Waller. Einen Einzigen nehme ich aus.

Juſtizr. Und der Einzige, glauben Sie, daß er alles für Sie thun würde?

Mad. Waller. Willig und gern, hoffe ich.

Juſtizr. Nun, ſo überlaſſen Sie ihm alles, glauben Sie, daß niemand eifriger und mit mehrerm innigern Antheil — —

Major. Nu, hören Sie, der Einzige bin ich doch wohl nicht; aber, hol mich der Teufel! mein Herz iſt auch nicht von Stein. Wenns auf mich ankäm, es ſollte kein Menſch Urſache zu klagen haben.

Mad. Waller. Edler, vortreflicher Mann!

Juſtizr. Vergeben Sie, liebſter Major, ich bin zu ſehr von Ihrem guten Herzen überzeugt, und die Frau Majorin nun gewiß auch.

Mad. Waller. Vollkommen! vollkommen! Verzeihen Sie.

Major. Nu, es iſt vorbey, biſt mein guter Juſtizrath. (Klopft ihm die Backen.)

Juſtizr. Und Sie mein alter lieber Major! (umarmt ihn mit der wärmſten Empfindung.)

Major. Herzensguter Junge! (drückt ihn feſt an ſich.)

Juſtizr. Aber das liebe Kind! (ruft einen Bedienten) Iſt Wilhelm noch nicht wieder zurück?

Bedient. Noch nicht.

Juſtizr. Und doch in der nächſten Straſſe?

Mad. Waller. Wenn Sie mir doch nur erlauben wollten — Ich habe wahrhaftig in dem Fall gar nichts zu Hauſe verlaſſen.

Juſtizr. Und Sie mir, Sie zu begleiten?

Mad. Waller. Aber die Geſellſchaft? —

Juſtizr. (ſich gegen die übrigen verbeugend.) Sie werden die Gütigkeit haben, mir zu verzeihen. Wir ſind den Augenblick wieder bey Ihnen.

Amalia. Was denkſt Du aber, Bruder? Was wird man denn von Dir halten?

Juſtizr. (ruft:) Meinen Hut und Stock!

Amalia. Nicht den Degen?

Juſtizr. Nein, Schweſter.

Amalia. Aber doch den Chapeau à bas Hut!

Juſtizr. (ernſthafter) Nein.

Amalia. Daß Du doch ſo gern noch den Studenten machſt.

Juſtizr. (verdrüßlich) Ja, ja. (Bedienter bringt.)

Hofcommiſſ. (zu Madam Waller) Wollen Sie gütigſt erlauben, die Nadel wird herausfallen —

Mad. Waller Ich bitte recht ſehr.

Juſtizr. (zum Major) Vergeben Sie! lieber Major!

Major. (lacht) Nu, nu, ich merks ſchon, biſt in ſie geſchoſſen. Geh nur!

Juſtizr. (zu Madam Waller) Und nun? —

Mad. Waller. (giebt ihm ihren Arm, etwas heimlich) Sie Einziger! (mit ihm ab.)

Juſtizr. (im Abgehn zum Bedienten) Noch eine Bouteille für den Herrn Major!

Major. Gut! gut! (zu Fräulein Denner) Wollen wir nicht unſre Partie ausſpielen?

Fräul. Denner. Der Herr Renntmeiſter möchte vielleicht gern ſpielen.

Major. Nun kommen Sie! Herr! wollen unſer Heil miteinander verſuchen.

Renntm. Eine groſſe Gnade — —

Amalia. Solche Streiche ſpielt er mir immer

Fräul. Denner. Wer?

Amalia. Mein Bruder. Ich möchte doch wiſſen, was er an der Officiersfrau gefunden hat.

Fräul. Denner. Um Verzeihung! eine ſehr artige Dame.

Accisräth. Dame? Hm! Dame! Ich dächte gar. Ein hübſch Lärvchen, das iſts alles.

Amalia. Und ihre Trauer! So trauern hier alle Copiſtenweiber.

Fräul. Denner. Wenigſtens ſollte ſie — doch das iſt ihr zu verzeihen — auf der Reiſe — —

Accisräth. Ich dächte auch, ſie wäre etwas ſchief.

Major. Warum nicht gar auch einen Pferdefuß!

Accisräth. Ach à propos! Wiſſen Sie es denn von meiner Frau Nachbarin?

Amalia. Nein; nun?

Accisräth. Sie iſt geſtern mit einem Lieutnantchen fortgegangen.

Amalia. Die Großthuerin! Ach! ich habe ſie einmal mit ihm gehn ſehn; ein Lieutnantchen alſo?

Accisräth. (höniſch lachend) Ja.

Major. Hören Sie, Madam! laſſen Sie mir die Leute zufrieden! Sie wiſſen den Teufel davon, Madam! nehmen Sie mirs nicht übel — Was will eine Frau davon wiſſen, was es heißt, Soldat ſeyn! — Iſt kein Strickſtrumpf der Degen.

Accisräth. Nur nicht ſo hitzig, Herr Major! Wir redten ja blos von Lieutnants.

Major. Ach! ich bin auch Lieutnant geweſen, Madam! ließ mich von keiner Seele ſchimpfen, am wenigſten von einer Frau.

Renntin. (ſieht ſich um) Was ſchreyen Sie denn ſo? — Ich hab gezogen, kommen Sie!

Major. (ſetzt ſich wieder an den Tiſch.) Alles nur über die Soldaten! Nu, wie ſteht unſer Spiel? Meine Majeſtäten befinden ſich nicht recht wohl, wie ich ſeh.

Hofcommiſſ. Das iſt ein wilder Geiſt!

Fräul. Denner. So alt als er iſt.

Accisräth. Er hat mich ganz aus meiner Faſſung gebracht.

Amalia. (zu Fräulein Denner) Um Vergebung, Fräulein, wer war denn geſtern der junge Herr, mit dem Sie ſo lange auf dem Markte ſprachen?

Fräul. Denner. (etwas verlegen) Ja — ich hatte — es war der Baron Hund.

Amalia. Ein rechter artiger Cavalier.

Fräul Denner. Ich kenne ihn blos aus dem Concert her.

Accisräth. Ja, ja, da ſchielen die Jungferchen über ihr Filet weg —

Hofcommiſſ. Es iſt auch wohl überhaupt nicht das Beſte, was da geſtrickt wird.

Accisräth. Es muß freylich dann und wann wieder aufgetrennt werden, nicht wahr, Fräulein?

Fräul. Denner. Das eben nicht.

Amalia. Ich habe mich noch niemals entſchlieſſen können, in ein Concert zu gehn. Muſik iſt eben meine Leidenſchaft nicht —

Hofcommiſſ. Ach, das iſt auch der Endzweck nicht allemal. Ein neues Habit — ein —

Fräul. Denner. Sie Loſer! (hält ihm den Fächer vor den Mund.)

Amalia. Nun, wenn meine neue Circaſſienne fertig iſt, will ich doch auch einmal mit hineingehn.

Hofcommiſſ. Da erlauben Sie mir doch, Sie hinein zu führen?

Accisräth. Ach vor allen Dingen! Herr Renntmeiſter! Mit Ihnen hab ich auch noch etwas auszumachen.

Hofcommiſſ. Herr Renntmeiſter! Hören Sie doch!

Renntm. Nu war Ihr Thurm weg. Ja, ja.

Accisräth. Sie ſchienen über der Tafel den jungen Kronbeck zu vertheidigen. Würden Sie ihm wohl Ihre Tochter geben?

Renntm. Tochter? Nein, ich hab keine Tochter.

Fräul. Denner. Der arme Mann!

Accisräth. Aber, wenn Sie Eine hätten?

Renntm. O ja, ja.

Amalia. Ja? Dem rohen ausgelaſſenen Menſchen? Der ſchon zwey Weiber hier ſitzen hat, und nun noch eine dritte herbringt? Dem wollten Sie Ihre Tochter geben?

Renntm. Nein, nein. Ich verſtand, ob ich wünſchte, daß ich Eine hätte.

Fräul. Denner. Was aber das Frauenzimmer muß gedacht haben, die ſich ſo einem Manne anvertrauen konnte.

Renntm. Angetraut iſt ſie ihm ſchon?

Accisräth. (lachend) Das weiß ich doch nicht.

Fräul Denner. Schon fünf Uhr! Nun iſts bald Zeit in die Comödie.

Amalia. Sie werden doch nicht — —

Accisräth. Verzeihen Sie! Ich habe aber die Billets ſchon vorige Woche holen laſſen.

Amalia. Die leidige Comödie! (geht am Schachſpieltiſch)

Hofcommiſſ. Da müſſen Sie auch mit hineingehn, Herr Major!

Major. Was für ein Stück?

Fräul. Denner. Der Weſtindier. Cumberlands Meiſterſtück.

Hofcommiſſ. Es kömmt auch ein Major drinnen vor.

Major. Mein Seele! da geh ich mit nein.

Fräul. Denner. Ich freue mich auf Reinecken, wie er den Major machen wird.

Major. Ein braver Mann! mein Seel! wie er den alten Officier machte, — den —

Fräul. Denner. Stornfels.

Major. Stornfels, ja. Hol mich der Teufel! gleich aufs Theater hätt ich ſpringen, und ihn küſſen mögen, den alten Graukopf.

Hofcommiſſ Ja, es iſt ein herrlicher Mann.

Accisräth. Ach! und über ſeinen Eſſex geht nichts.

Fräul. Denner. Auf morgen ſind auch ſchon alle Billets weg.

Accisräth. Ja, zum Hamlet. Das Stück verdient es auch, vorzüglich nach der ſo glücklichen (hamburgiſchen) Ueberſetzung.

Fräul. Denner. Nichts hätte ich mehr gewünſcht, als Garricken in dieſer Rolle geſehn zu haben.

Hofcommiſſ. Schade, daß er todt iſt.

Scene V.

Madam Waller. Juſtizrath Sterne. Fritzchen. (in Uniform.)

Juſtizrath.

Aber Sie wollen doch nicht ſchon — —

Amalia. (bitter) Die Comödie ruft.

Juſtizr. O! da iſt noch eine ganze halbe Stunde Zeit.

Fräul. Denner. Ein allerliebſtes Kind!

Mad. Waller. Nun Fritzchen!

Fritzchen. (küßt ihr die Hand. Fräulein Denner küßt es)

Accisräth. Wie alt iſt denn der liebe Kleine?

Fritzchen. Fünf Jahr. Kann auch ſchon exerciren.

Major. Wer kann exerciren? (ſieht ſich um) Ha! kleiner Major! Deine Hand, mein Schatz! (küßt Fritzchen.)

Fritzchen. Haben einen rechten groſſen Bart.

Major. Ha! ha! ha! Nu, wirſt auch einen kriegen, einen rechten Schnurrbart.

Fritzchen. Pfui! den mag ich nicht haben.

Amalia. (giebt ihm Gebackenes.)

Major. Auch ein Gläschen!

Mad. Waller. Ich bitte Herr Major!

Major. Ah! muß es gewohnt werden, (giebt ihm Wein.)

Juſtizr. (zu Amalia) Iſt der Kammerjunker noch nicht da geweſen?

Amalia. Ja geh nur, wie Du mich ſo ärgern kannſt, was werden die Leute nun nicht — —

Juſtizr. Ob der Kammerjunker noch nicht da geweſen iſt?

Amalia. Nein. (verdrüßlich)

Juſtizr. Nun, nun, vergeben Sie, daß ich ſo frey geweſen bin, Sie zu fragen.

Scene VI.

Die Vorigen. Kammerjunker.

Juſtizrath. (geht ihm entgegen.)

Nun, lieber Kammerjunker?

Kammerj. Alles richtig, alles richtig.

Juſtizr. O! der Freude! (zu Madam Waller)

Kammerj. Schon wieder eine Bouteille, Herr Major! wo iſt mein Glas?

Major. Mein College hats.

Kammerj. College? was für ein College?

Major. Nu, ja, ja, mein College, mein kleiner College da.

Kammerj. Was iſt das für ein Kind?

Fritzchen. Ich bin der kleine Waller.

Juſtizr. (führt den Kammerjunker zu Madam Waller) Das iſt der Ehrenmann.

Mad. Waller. Wie ſoll ich Ihnen danken gnug?

Juſtizr.

Kammerj. Nichts davon, Madam! Anfangs wollte der alte Degenknopf nicht dran.

Juſtizr. Und doch haben Sie es durchgeſetzt?

Acciſräth. Wo ſind denn unſre Saloupen?

Fräul. Denner. Der Herr Hofcommiſſair nahmen ſie uns ja ab.

Amalia. (zum Bedienten) In der grünen Stube.

Hofcommiſſ. Auch meinen Hut und Degen!

(Sie unterhalten ſich theils mit Fritzchen, theils am Schachtiſche.)

Kammerj. Ja, man muß ſo etwas hitzig, bis zur Unverſchämtheit treiben — ſonſt richtet man nichts aus. Ich hab mich, mein Seele! der Sache angenommen, als wenn ſie mich perſönlich angienge. Hab ihm Himmel und Hölle vorgeſtellt, dem Präſidenten.

Mad. Waller. Wie ſehr ſind Sie zu beneiden, Herr Juſtizrath! Solche Freunde zu haben!

Juſtizr. Ich bin auch recht ſtolz auf ſie. Er hat Ihnen alſo verſprochen, lieber Kammerjunker?

Kammerj. Es gewiß durchzuſetzen. Und der hält auch ſein Wort. Er wird gleich auch herkommen.

Juſtizr. Wird er? — Liebſter Freund! Sie ſind — — (hält ihn feſt umarmend) ein Freund. Das iſt das gröſte Lob, was ich Ihnen ſagen kann.

Kammerj. Ja meine Grundſätze, Juſtizrath! meine Grundſätze! die ſind vortreflich.

(Bedienter bringt. Hofcommiſſair giebt den Frauenzimmern die Saloupen, und)

Juſtizr. (heimlich zum Kammerj.) Und nun, lieber Freund, müſſen Sie mir noch einen Gefallen thun — aber zürnen Sie nicht auf mich, ja nicht!

Kammerj. Nun immer heraus, was iſts?

Fräul. Denner. (zu Mad. Waller) Jſts Ihnen nicht auch gefällig, mit in die Comödie zu gehn?

Juſtizr. Sie haben mir ſchon den Korb gegeben.

Major. (ſteht auf) So! doch eine Bataille gewonnen! Ey! ey! Juſtizrath! Du wirſt Dir doch den Korb nicht geben laſſen?

Fräul. Denner. Aber es würde Sie gewiß zerſtreuen, liebe Frau Majorin.

Mad. Waller. Ach! nichts vermag mich zu zerſtreuen. Mein Schmerz würde ſich vielleicht vermehren. Unglückliche leiden bey dem Anblick freudiger Menſchen allemal doppelt, ſie fühlen den Abſtand zu ſehr, und wünſchten gern, alles traurig um ſich zu ſehen.

Hofcommiſſ. (zu Fräulein Denner) Einen Augenblick erlauben Sie! Die Schleiſe — —

Juſtizr. (zum Kammerj.) Sie müſſen mich eines Hofedienſtes überheben, und die Frau Accisräthin in die Comödie begleiten.

Kammerj. Was Teufel! Juſtizrath! Die?

Juſtizr. Pſt! Pſt! — Wie müſſen Sie thun, wenn es eine alte Hofdame wäre?

Accisräth. (zum Juſtizr.) Aber Sie werden doch den Weſtindier ſehen?

Juſtizr. Ich bitte um Vergebung, ich werde heute abgehalten; auch hab ich ihn ſchon geſehn. Aber der Herr Kammerjunker wird Sie in die Loge führen.

Während dieſem: **Kammerj.** (zupft den Juſtizr.) Hm! hm! Juſtizrath!

Juſtizr. (heimlich) Nur dasmal, lieber, lieber Kammerjunker!

Accisräth. (zum Kammerj.) Wenn es Sie aber genirt, Herr Kammerjunker —

Kammerj. Ach nein! aber drinnen kann ich heute nicht bleiben. Sie werden mir vergeben.

Juſtizr. (zu ihm) Wir gehn miteinander hinein, wenn es wieder gegeben wird, nicht?

Amalia. (zur Accisräthin, Fräulein Denner und Hofcommiſſair) Nun nach der Comödie haben wir doch wieder die Ehre?

Accisräth. Wenn Sie es erlauben — —

Major. (zeigt dem Kammerjunker ein Glas Wein; dieſer will hin, muß aber der Accisräthin ihren Arm nehmen.)

Accisräth. Nun, Herr Kammerjunker!

Major. (lacht) Armer Teufel!

Kammerj. (ſieht ſich immer nach dem Juſtizrath um) Wart nur! Mein Wein, Juſtizrath! und die Erdbirnen, die ich mir bey Ihnen beſtellt habe, Mademoiſelle Sterne!

Accisräth. Erdbirnen?

Kammerj. Ja, das iſt mein Leibeſſen.

Amalia. Nun, ich wünſche, daß die Comödie nicht lange dauert.

Hofcommiſſ. Wenn Sie doch nur auch mitgehn wollten! (zu Amalien.)

Amalia. Wie können Sie das denken? geſchweige wünſchen?

Accisräth. Nun komm! komm! Herr Sohn!

(Gehn ab.)

Major. Ich will auch marſchiren. Kommt, glaub ich, ein Major vor in der Comödie.

Juſtizr. Ja; O Flaherty.

Major Wolt nur die erſt fortlaſſen. Ich komm hernach wieder. Ich empfehle mich, Frau Collegin! Adjeu! Adjeu (zu Fritzchen) Kammerad!

Amalia. Kommen Sie, Herr Renntmeiſter! Ich hab Ihnen einige neue Bücher zu zeigen in meiner Erbauungs-Bibliothek. (zum Juſtizrath heimlich) Nun? bin ich nicht recht gut?

Juſtizr. (küßt ihr die Hand)

Amalia. Wie Du Dir in die Locken gefahren biſt! — Wart! ich will Friedrichen rufen.

Juſtizr. Ach laß nur!

Amalia. Aber der ganze Puder iſt ab. (ruft) Friedrich! Friedrich!

Juſtizr. Laß doch, Malchen! Du weißt ja, daß ichs nicht ſo genau nehme.

Amalia. Aber ich kann Dich unmöglich ſo ſehn; (ruft wieder) Hört der Schlingel auch nicht. Ich will ihn lernen hören. Kommen Sie, Herr Renntmeiſter! (ab.)

Bedient. (öfnet die Thüre) Der Herr Präſident —

Scene VII.

Juſtizrath Sterne. Madam Waller. Präſident (begegnet den Renntmeiſter unter der Thüre).

Präſident.

Ihr Diener, Herr Renntmeiſter! Ihr Diener!

Juſtizr. (ihm entgegen) Wie ſehr erfreuen Sie mich, Herr Präſident!

Präſid. Sie werden es nicht übel nehmen, Herr Juſtizrath! Ha! Ohne Zweifel die Frau Majorin — —

Juſtizr. Waller, ja.

Präſid. Es iſt mir lieb, Madam, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, Sie kennen zu lernen.

Mad. Waller. Erlauben Sie, Herr Präſident! Ihnen meinen Dank — —

Präſid. (erblickt Fritzchen) Ah! Iſt das der kleine Supplikant?

Fritzchen. (küßt ihm die Hand) Ja.

Präſid. Wär es doch höchſt unbillig geweſen, wenn ſolche liebe Supplikanten hätten vergebens bitten ſollen. Komm her, lieber Kleiner! Sie erlauben es doch, Madam, ich bin nun einmal ein Kindernarr. Haben ſonſt oft auch hier auf meinem Knie geritten, Herr Juſtizrath! (ſieht das Kind auf eine luſtige Art aufmerkſam an) Kleiner drolligter Hampelmann. Er ſieht doch der Mutter mehr ähnlich.

Madam Waller. Haben Sie denn ſeinen Vater gekannt?

Präſid. Werde doch.

Fritzchen. Der arme Papa! ach! er war ſo gut, ſo gut — brachte mir recht viel ſchöne Sachen mit, wie er von der Reiſe kam.

Mad. Waller. Er meint, aus dem Kriege.

Präſid. Haſt Recht, Kind, es tritt da mancher eine Reiſe an, eine gar verwünſchte lange Reiſe.

Fritzchen. Weis recht gut, wie er hernach wieder fortreiſte, ich wollt ſo gern mit — durfte nicht. Iſt noch gar nicht wiederkommen, der garſtige Papa.

Präſid. Wird auch wohl nie, armes gutes Kind!

Fritzchen. Mama hat recht geweint, ich auch. Sie ſagte, ein garſtiger Soldat hab' ihn todtgemacht. Wenn ich nur den garſtigen Soldaten wüßte.

Präſid. Wollſt ihn wieder todt machen? nicht?

Fritzchen. Ja, werd bald groß werden — hernach.

Präſid. Braver! braver Junge! Darinn geräthſt Du aber eben nicht nach Deinem Vater.

Mad. Waller. Um Verzeihung, Herr Präſident! Es war ein tapferer Mann, ſein Vater.

Präſid. (lachend) Ja, Ihr ſeeliger Mann? Das glaub ich, das glaub ich.

Mad. Waller. (Ihre Minen gegen den Juſtizrath zeigen ihre Verlegenheit.) Du wirſt den Herrn Präſident zu ſehr incommodiren, Fritzchen!

Präſid. Ah! laſſen Sie ihn nur! (Stellt ihn vor ſich zwiſchen ſeine Beine) Ha! ha! hätt' ich doch dem närriſchen Kerl keinen ſolchen Jungen zugetraut!

Mad. Waller. (ernſthaft) Herr Präſident — —

Juſtizr. Sie ſind heute bey auſſerordentlich guter Laune, Herr Präſident!

Präſid. Ja? bin ich? bin ich? (immer lächelnd, mit einer ſchalkhaften Mine.) Ob Du auch ſo gern wirſt trinken lernen!

Mad. Waller. Sein Vater war ſehr mäßig, Herr Präſident!

Präſid. So! ſo! (bey Seite) Sie denkt, ich weis noch nichts. Ha! ha! ha!

Juſtizr. Aber Herr Präſident — (zeigt Madam Waller ſeine Befremdung.)

Präſid. (bey Seite) Hm! Auch der weis noch nichts? Das ſollte mich doch wundern. Es iſt doch ein Schalk, der Kammerjunker — Mußt nicht ſo hinterm Berge halten! Kind! Dich nicht enthaltſamer ſtellen, als Du biſt. Eine garſtige Unart von Deinem Vater! —

Mad. Waller. Mein Waller war der offenherzigſte Mann, ganz unfähig, ſich zu verſtellen.

Präſid. So! ſo! (für ſich) Immer ihr Waller — ihr Waller! — es hat ſich hier was zu Wallern.

Scene VIII.

Die Vorigen. Kammerjunker.

Präſident.

Ha! da kömmt ja unſer Mann.

Kammerj. Ihr gehorſamer Diener! (zum Juſtizrath) Ja, hol mich der Teufel! lieber ein Monat länger die Aufwartung, als wieder ſo eine alte Närrinn geführt. Morgen werd ich in der Antichambre etwas leiden müſſen; ich hab mich geſchämt, wie ein Candidat, der in der Predigt ſtecken bleibt.

Juſtizr. Nun laſſen Sie es nur dasmal! Sie ſind auch mein lieber, guter Kammerjunker. (drückt ihm die Hand.)

Präſid. (zum Kammerjunker bey Seite) Hören Sie! ich hab die Leutchen da recht in Verlegenheit geſetzt. Iſt ein hübſcher Junge, auf Ehre! Hätt's Ihnen gar nicht zugetraut, Kammerjunker!

Kammerj. (lächelt) Sie haben ſich doch nicht etwas merken laſſen?

Präſid. Bewahre! nur ſtutzig hab ich ſie manchmal gemacht.

Bedient. (zum Präſident) Ein Bedienter von Ihnen, Herr Präſident?

Juſtizr. Er ſoll hereinkommen.

(Ein Bedienter des Präſidenten. Präſident redet heimlich mit ihm.)

Juſtizr. (zum Kammerj.) Ich weis nicht, was ich heute aus dem Präſidenten machen ſoll.

Kammerj. Warum? warum?

Präſid. (zum Bedienten) Ich gehe gleich mit. Nicht eine Stunde hat man doch für ſich! da muß ich zum Premier-Miniſter gehn. Ich darf doch hernach wiederkommen, Herr Juſtizrath?

Juſtizr. Und Sie können noch zweifeln?

Präſid. Nu, nu, es war auch nur ſo eine Frage. — Ah! daß ichs nicht vergeſſe! lieber Kleiner! (giebt ihm ein Geldſtück) Ein Pathenſtückchen!

Mad. Waller. Je Fritzchen! Du wirſt doch nicht — —

Fritzchen. (weigert ſich, es zu nehmen)

Präſid. Nu nimm! Kind! nimm! (Fritzchen nimmts nach einem Wink der Mama.) So! und adjeu! Ich treffe Sie doch noch an, Madam?

Juſtizr. Ja, ja.

Präſid. (im Abgehn zum Kammerjunker) Adjeu, Herr Gevatter! ha! ha! ha!

(ab. Juſtizrath begleitet ihm.)

Präſid. Ah! bleiben Sie! bleiben Sie!

Fritzchen. Ach ſehn Sie einmal an, Mama!

Mad. Waller. Eine Medaille! — Ein wunderbarer Mann! Ihr Freund, Herr Kammerjunker! Er hat mich äuſſerſt verlegen gemacht.

Kammerj. Wüßt doch nicht —

Mad. Waller. Er nahm mein Kind zwiſchen die Beine, und prophezeyete mir tauſend närriſche Streiche von ihm, redete viel von den Unarten ſeines Vaters.

Kammerj. Ganz natürlich! ganz natürlich! (lachend.) Ich hab deren freylich nicht wenig.

Mad. Waller. Sie? — Hören Sie doch, Herr Juſtizrath!

Juſtizr. Ich höre und ſtaune. Was haben Sie denn für närriſch Zeug gemacht, Kammerjunker?

Kammerj. Nun ſehn Sie nur, aber Sie müſſen mirs nicht übel nehmen, Madam! Der Präſident wollte erſt gar nichts von meinem Anbringen hören, er ſchrie überlaut dagegen, brachte da Gründe vor, die nicht beſſer ſeyn konnten. Ich wußte mir endlich nicht zu helfen, ich ſagte ihm — aber werden Sie ja nicht böſe, Madam! — **ich** wäre der Vater zum Kinde — —

Mad. Waller. (mit Feuer) Sie? Sie? Das haben Sie geſagt? — Für was werd ich nun gehalten werden? Für Ihre Maitreſſe?

Kammerj. Und iſt denn das ſo ein groß Unglück?

Juſtizr. Pfui, Kammerjunker! Sie ſollten ſich zu entſchuldigen ſuchen, und vergröſſern Ihren Fehler!

Kammerj. Aber wie ſollt ichs anders machen? Nun wars aber **meine** Sache, die ich trieb. Ich hab eben nicht viel, ſagte ich zum Präſidenten, — die Mutter auch nicht, wenn ſie ſterben ſollte — kurz — —

Mad. Waller. Ich will zu ihm, hin zum Präſidenten — ich will — kann die Penſion um **den** Preiß nicht annehmen. Ich muß — muß meine Ehre retten.

Juſtizr. Faſſen Sie ſich, beſte Frau Majorin! Der Präſident verſprach ja, gleich zurückzukommen; und dann ſoll ihm den Augenblick ſein Irrthum benommen werden.

Mad. Waller. Ich wiederrufe nun, was ich vorhin geſagt habe, Herr Juſtizrath! Man darf Sie nicht beneiden.

den. Sie ſind ein ſchlechter Mann, Herr Kammerjunker! Ich Ihre Maitreſſe!

(geht äuſſerſt aufgebracht herum.)

Kammerj. Madam! (für ſich) Hab ichs doch gleich gedacht! Warum bin auch ſo ein guter Narr?

Fritzchen. Was fehlt Ihnen denn, Mama?

Mad. Waller. (voll Wehmuth) Gott! Gott! wie tief haſt du mich ſinken laſſen!

Juſtizr. Aber liebſte, beſte Madam! — Auch Sie? Fritzchen! Warum weinen Sie denn?

Fritzchen. Mama weint ja auch.

Mad. Waller. Armes, armes Kind! Du ein Baſtard!

Fritzchen. Was iſt denn das, Mama?

Juſtizr. Reizende Unſchuld! (küßt es. Zum Kammerjunker) Sehn Sie, wie ich Ihre Vorwürfe wegküſſe! Zwey ſo liebenswürdigen Perſonen Thränen zu entlocken! Hätte das nicht von Ihnen geglaubt, Kammerjunker!

Kammerj. Auch Sie, Juſtizrath? Verwünſcht wär doch mein gutes Herz!

Juſtizr. Nicht das! Kammerjunker — aber die Art — Ihr gutes Herz zu zeigen.

Kammerj. Und ich dachte Wunder, wie klug ich meine Sachen gemacht hätte.

Mad. Waller. Sie der Vater von dem Kinde da! (lacht bitter) Was Sie ſich auch einbilden konnten! — Das bedeuteten alſo die zweydeutigen Reden des Präſidenten. Wie verächtlich ich ihm muß vorgekommen ſeyn!

Juſtizr. Ein ſehr unüberlegter Streich vom Kammerjunker! Doch verdient ſeine Abſicht, ſeine Dienſtfertigkeit einige Nachſicht und — (nimmt Madam Waller bey der Hand) Ihre Verzeihung.

Kammerj. Ja, es iſt bey meiner Seele! nicht mein Wille geweſen, Sie zu beleidigen.

Juſtizr. Dafür bin ich Bürge. Und wenn der Präſident — —

Mad. Waller. Er muß mich immer verachten.

Juſtizr. Das wird er nicht, gewiß nicht.

Kammerj. Er wird lachen, mir einen derben Verweiß geben — und denn iſt der ganze Spaß alle.

Mad. Waller. Ein herrlicher Spaß!

Kammerj. Nun, laſſen Sies immer gut ſeyn! Iſts denn ganz etwas unmögliches, daß Fritzchen noch einmal einen Andern Papa nennen kann? (ſieht den Juſtizr. ſchalkhaft an)

Mad. Waller. O ich bitte recht ſehr.

Kammerj. (zu Fritzchen) Nicht wahr? Sie würden ſichs leicht wieder angewöhnen, das Wörtchen — —

Juſtizr. (heimlich zu ihm) Hm! hm! Kammerjunker! Sind Sie denn — —

Kammerj. Die Rache iſt ſüſſe. Wiſſen Sie, vorhin? (wieder zu Fritzchen) Das Wörtchen: Papa, nicht, Fritzchen?

Fritzchen. Habs ja noch nicht vergeſſen.

Kammerj. (lacht) Nu das iſt gut, gut.

Mad. Waller. Sie ſind ein ausgelaſſener Menſch.

Kammerj. Nun muß ich noch eine Stunde nach Hofe — aber erſt müſſen Sie mir vergeben, Madam! bey meiner Seele! ja, das müſſen Sie.

Juſtizr. Sie ungeſtümer Bettler!

Mad. Waller. Nun, wir wollen erſt den Präſidenten abwarten.

Kammerj. Ha! nun hab ich gewonnen, Victoria! Victoria! Aber du Dummkopf, du! (ſchlägt ſich an die Stirne.) machſt mir da ſolche Wirthſchaft!

Mad. Waller. (lächelt.)

Kammerj. Will mich aber gewiß nicht wieder in ſolche kützliche Händel miſchen.

Fritzchen. Mama lacht wieder. Nu komm wieder heraus, lieber Reiter! (zieht die Medaille hervor) Das iſt ein ſchönes Pferd — ſehn Sie einmal! und die prächtige Madam auf der andern Seite. Sieht bald ſo aus, wie Mama.

Mad. Waller. Kleiner Schwätzer!

Juſtizr. Sehn Sie ſolche Bildchen gern? liebes Kind!

Fritzchen. O ja! recht gern.

Juſtizr. (zum Kammerjunker) Sie holen doch hernach die Dames wieder aus der Comödie ab?

Mad. Waller. Ja, ja, das ſey Ihre Strafe!

Kammerj. Man muß freylich von zwey Uebeln das kleinere wählen!

(will ab.)

Scene IX.

Die Vorigen. Präſident.

Präſident. (zum Kammerjunker, unter der Thüre.) Wohin? wohin?

Mad. Waller. Wie gut, daß Sie kommen!

Juſtizr. Nun warten Sie noch einen Augenblick, Herr Kammerjunker!

Präſid. Was giebts denn? Kinder! was giebts?

Mad. Waller. (zum Präſidenten) Ich bin nicht die elendे Kreatur, wie mich der Herr Kammerjunker Ihnen geſchildert hat; er iſt nicht der Vater von dem Kinde. Alles Erdichtung, Unwahrheit. (äuſſerſt lebhaft)

Präſid. Aber zum Henker! was iſt das —— So in Bewegung alles!

Kammerj. Nun hören Sie nur, ich hab einen dummen Streich gemacht. Es war nur eine Nothlüge von meiner Vaterſchaft. Sie müſſen mirs vergeben, Herr Präſident.

Mad. Waller. Ich habe den Herrn Kammerjunker in meinem Leben nicht eher geſehen, als heute.

Präſid. Ey! ey! Kammerjunker! mich zu belügen — Sie wiſſen, ich kann alles eher leiden — nur das nicht.

Kammerj. Aber es war das einzige Mittel —

Präſid. Und auf Unkoſten eines andern — und gar eines Frauenzimmers. Ey! ey! Die haben in Puncto der Ehre gar ſtrenge Principia — verſtehen Sie! ich rede nur von Principiis — man **denkt** oft anders als man thut.

Mad. Waller. Doch mit Ausname? Herr Präſident.

Präſid. So wie jede Regel — verſteht ſich.

Juſtizr. Nun, was wollen Sie denn mit dem armen Sünder machen?

Mad. Waller. Ich habe ihm ſchon **vergeben**, unter der Bedingung, wenn Sie die Nothlüge, (ich wills Ihnen zu Gefallen ſo nennen, (zum Kammerjunker)) vergeſſen, und Ihre vorige Meinung ganz zum Vortheil des erwehnten Punctes der Ehre verändern wollten.

Präſid. Das will ich, Madam! das will ich. Vergeben Sie mir nur meine dummen, confuſen Reden. Der verwünſchte Kammerjunker — — mir ſo was weiß zu machen! iſt doch ein verfluchter närriſcher Streich! (lacht)

Kammerj. Hab ichs nicht prophezeiht? Ich kenne meinen Präſidenten gar zu gut.

Präſid. Närriſcher — erznärriſcher Junge! Sähn aus, wie des Kindes Vater! Sie! Ja! — Müßten ſich da anders gewaſchen haben. (zu Fritzchen) Nicht? Kind?

Fritzchen. Ja. (alle lachen) Ein recht ſchön Pferd das!

Präſid. Iſt es?

Bedient. (kömmt) Es ſind Gäſte gekommen,

Juſtizr. Die zum Souper gebeten ſind?

Bedient. Ja. Sie ſind in der Tafelſtube.

Juſtizr. Wenn es Ihnen alſo gefällig iſt. (zum Kammerjunker) Sie müſſen ſich nicht lange bey Hofe aufhalten, Kammerjunker! Die Comödie wird bald aus ſeyn.

Fritzchen. Wollen noch nicht gehn, Mama!

Mad. Waller. Gefällt Dirs denn ſo? Kind!

Fritzchen. Ja, iſt recht hübſch hier.

Juſtizr. Wollen Sie wohl auf immer bey mir bleiben?

Fritzchen. Ja; Mama müßte aber auch mit da bleiben.

Juſtzir. Sie müßten ſie darum bitten.

Fritzchen. Nicht wahr, Sie blieben auch da, Machen? O ja! Iſt ja ſo gut, der Herr da, (auf den Juſtizrath deutend.)

Juſtizr. (zu Madam Waller) Würde Fritzchen wohl vergeblich bitten? (ergreift mit Jener ihre Hand) O! nein,

nein! Beſte! Liebenswürdigſte! — machen Sie mich, machen Sie mein Haus ſo glücklich! Laſſen Sie mich hoffen —

Mad. Waller. Auch Sie, Herr Juſtizrath! — Welch eine Bitte! Nein, beſter, gütigſter Mann! In dieſen holen thränenvollen Augen ſollen nicht ſobald neue Freuden glänzen.

Juſtizr. Nicht ſebald? — Engel! Engel! Ich hoffe.

Kammerj. (der ſich bis itzt mit dem Präſidenten unterhalten hat, zu Fritzchen.) Nu, vergeſſen Sie ja das kleine Wörtchen nicht, möchten es nur bald wieder (von neuem) lernen müſſen.

Mad. Waller. (beſtrafend) Herr Kammerjunker!

Präſid. Und Sie, Freund! nicht die principia in puncto punctorum!

(Alle ab.)

(Der Vorhang fällt.)

III.

Auszüge.

(Aus Mariti Reiſen.)

Cypern, eine Inſel des mittelländiſchen Meers in der aſiatiſchen Türkey, liegt im 52°. 45'. der Länge und 35°. 30'. der Breite zwiſchen der Küſte von Syrien und der Küſte von Cilicien, heut zu Tage Karamanien genannt.

Sie hält, die Meerbuſen mitgerechnet, 600 Meilen im Umkreis, 220 in der Länge, und 65 in der Breite. Quer durch dieſelbe ſtreicht eine Kette von Bergen, wodurch ſie in einen öſtlichen und in einen weſtlichen Theil getheilt wird, und von welchen die gröſſeſten der **Olympus**, **S. Croce**, oder heil. Creutz, und **Buſſavento** ſind. Unter den Ebenen iſt die von Maſſarea die größte, welche ſich 78 Meilen in die Länge und 30 in die Breite erſtreckt. Der Flüſſe und Bäche ſind wenig, und ſie verlieren wegen des Mangels an Regen, dem die Inſel unterworfen iſt, ihr Waſſer auch wohl im Winter. Zu Conſtantins des Groſſen Zeit ſoll es ganzer dreißig Jahr nacheinander gar nicht geregnet haben, und die Inſel dadurch ſehr entvölkert worden ſeyn.

Vor Alters waren viele Städte darinnen; jezt aber ſind von einigen nur noch die Namen in den Gegenden, wo ſie geſtanden haben, übrig, und von den andern hat man auch ſogar die Kenntniß ihrer Lage verloren. Die Städte, welche heut zu Tage darinnen anzutreffen ſind, und bemerkt zu werden verdienen, ſind **Nicoſia** und **Famaguſta**, beyde ſind mit Mauern umgeben. Noch könnte man **Larnica** dazu rechnen, allwo die europäiſchen Kaufleute ihre Wohnſitze und Niederlagen errichtet haben. Ueberdieſes ſind ſieben Caſtelle und Schlöſſer in der Inſel, auf deren jedem ſich ein Diſdaer- oder Caſtellan befindet.

Viele alte Geſchichtſchreiber geben die hieſige Luft für ſchlimm und ungeſund aus. Wegen dieſes Vorurtheils halten ſich die fremden Reiſenden nicht gerne auf dieſer Inſel auf, und haben alſo keine Gelegenheit, die Wahrheit aus der Erfahrung zu prüfen. Demohngeachtet aber ſtimmen alle diejenigen, die einige Jahre da verblieben ſind, einmüthig darinnen überein, daß die Luft gut ſey. Die Tertian- und Quartanfieber, welche ſo oft und ſo lange nicht allein in Cypern, ſondern auch in der ganzen Levante zu herrſchen pflegen, entſtehen aus leicht zu vermeidenden und ganz andern Urſachen, als aus der Luft. Die Erfahrung hat mich belehrt, daß ich ſelbſt an den Recidiven ſchuld war, welche es machten, daß ich zehn Monate mit dieſer Krankheit zubrachte. Da die durch die Hitze verurſachte Ausdünſtung ſtark und anhaltend iſt: ſo zieht ſich ein jeder, der ſich während derſelben nur den geringſten kleinen Wind oder Zugluft ausſetzt, plötzlich eine Verſchlieſſung der Schweißlöcher zu, und den folgenden Tag hat er ſogleich unvermeidlich ein Fieber.

Der Gebrauch ſtarker oder abgezogener Getränke wird ebenfalls eine Urſache davon, ſo wie auch der häufige Genuß einiger Früchte, beſonders aber der Citrullen, Melonen und Gurken, welche ſchwer zu verdauen ſind. Die einheimiſchen Landeseinwohner, welche eben ſowohl, auch oft und vornemlich zur Sommerszeit befallen werden, laſſen nach einem Aderlaß blos die Natur wirken, ohne weiter etwas zu gebrauchen, und geneſen, ohne von ihrer gewöhnlichen Diät abzugehen, auſſer daß ſie ſich der Obſtfrüchte enthalten, welches aber bey den Europäern nicht hinlänglich iſt, als welche kräftigere Gegenmittel anwenden müſſen, wenn das Uebel ſich nicht verſchlimmern ſoll. Dem Recidiv kann man durch ſparſames Eſſen entgehen, und wenn dieſes nicht hilft, iſt das Reiten als das beſte Hülfsmittel bewährt erfunden worden, wenigſtens um die Verſtopfungen zu verhüten, welche oft aus dieſer Art von Fiebern entſtehen. Auf gleiche Art helfen ſich die Türken und Griechen, und die letztern nehmen zuweilen, wenn ihnen bey der verdrüßlichen Fortdauer der Krankheit die Geduld vergeht, in dem vierten oder fünften Fieberanfall ihre Zuflucht zu einem Becher recht guten Weins von dem edlen Gewächs, das die Inſel hervorbringt, dieſen trinken ſie gerade in den Augenblicken, wenn ſie aus den Froſtſchauern merken, daß der Fieberanfall nun bald nachlaſſen will, und die mehreſten von ihnen geneſen auf dieſe Art.

Die Religion iſt in dieſem von Mahomedanern beherſchten Lande verſchieden, die mahomedaniſche ſelbſt iſt aber nicht die zahlreichſte, ſondern die meiſten Einwohner ſind ſchismatiſche Griechen. Auch giebt es viel Amerikaner, nach ihnen kommen die Maroniten, welche römiſchkatholiſch ſind, jedoch ſowohl in Anſehung der Faſten, als der Feſttage ihre eigne Religionsweiſe und Gebräuche beobachten; weil ſie auf der Inſel keine beſondre Kirchen haben, ſo halten ſie ihren Gottesdienſt in der Kirche der Lateiner, deren Anzahl um ein groſſes geringer iſt, als alle obgemeldte Religionspartheyen, indem ſie blos aus den Europäern, die ſich hier niedergelaſſen haben, beſteht, unter welchen ſich die Patres minores obſervantes vom Franciſcanerorden befinden, die gemeiniglich die Väter des heiligen Landes genennet werden, und dieſen Namen werde auch ich ihnen in dieſen Nachrichten geben, weil ſie unter demſelben in der ganzen Levante bekannt ſind.

Die Türken haben hier einen Mulla, welcher das Oberhaupt des Geſetzes vorſtellt, die Griechen einen Erzbiſchof und drey Biſchöfe; die Armenianer einen Biſchof; die Maroniten einen Erzprieſter, und die Lateiner zwey Pfarrer, einen für die franzöſiſche, den andern für die italiäniſche Nation. Ein jeder genießt hier ſeine freye Religionsübung.

Die Engländer haben weder eine Kirche, noch ein Bethaus; wenn ſie aber in ſtärkerer Anzahl wären, ſo würden ſie ſich in dem Hauſe ihres Conſuls verſammeln, und alsdann genöthigt ſeyn, einen Geiſtlichen von ihrer Religion zu unterhalten, welches ſie jezt nicht thun.

Im gemeinen Leben iſt hier die türkiſche und griechiſche Sprache gewöhnlich, und das hat die Folge gehabt, daß eine ſowohl als die andre verdorben iſt. Die griechiſche hat ſich vielleicht auf dieſer Inſel, was die altgriechiſchen Wörter anlangt, in einer größern Reinigkeit erhalten, als in irgend einem andern Theile von dem griechiſchen Kaiſerthum, allein die Ausſprache iſt völlig verdorben, und dieſe Veränderung ſoll ſeit der Zeit, da die Venetianer die Herrſchaft über die Inſel erlangt hatten, aufgekommen ſeyn. Unter den handlungtreibenden Griechen iſt die italiäniſche Sprache gebräuchlich, ſehr ſelten die franzöſiſche. Es iſt merkwürdig, daß alle Morgenländer die italiäniſche Sprache leichter erlernen, als die übrigen europäiſchen.

Die Cypriotten ſind gemeiniglich wohlgewachſen, groß von Statur, wohlgebildet, nüchtern und mäßig. Die Frauensperſonen haben überhaupt ſchöne Augen, aber ſchlechte Geſichtszüge, wenige ſind mit einer ſeltenen Schönheit begabt, ſie ſind groß von Perſon, von feurigem Temperament, zärtlicher Lebensart und weniger Emſigkeit zu nützlichen Arbeiten und Beſchäftigungen; ſie werden alt, und verheyrathen ſich oft wieder, wenn ſie ſchon Urgroßmütter ſind.

Alle Griechen insgeſamt lieben die Ergötzungen, die Cypriotten aber bis zur Ausſchweifung, und ſie verlieren den Muth nie, wenn ſie auch noch ſo tyranniſch von der Regierung gedrückt werden.

Die Mannsperſonen kleiden ſich auf türkiſch, wie die Konſtantinopolitaner; eben ſo auch die Frauensperſonen von höherm Stande, den Kopfputz ausgenommen, welcher bey denſelben nach einer uralten, und von ihnen, wie ſie ſagen, jederzeit vorzüglich vor den andern Inſeln des griechiſchen Reichs beybehaltene Mode hoch und prächtig iſt. Ihre gewöhnliche Kleidung, alla Cypriotta genannt, iſt enger, als die türkiſche Tracht, und beſteht aus einer Art von kleinem Wams und einem rothen baumwollenen Unterrock; das Oberkleid, welches ſie Boniſche nennen, iſt von Tuch, Sammet, oder andern ſeidenen Zeug. Dieſes iſt ein langes Kleid, geht von den Schultern herab, hat Aermel, die angezogen werden, und reicht faſt bis auf die Erde; vorn wird es nicht übereinander geſchlagen, und läßt alſo den ganzen Körper bis auf die Erde unbedeckt. Die Hemden ſind von Seide, und werden im Königreiche auf die Art wie weiſſer Flor gemacht. Die Beinkleider gehn bis auf die Erde, und ihre Fußkleidung, Meſti genannt, beſteht in einer Art von kleinen Stiefeln von gelben Leder, die bis an den Fußknöchel gehen, unter welchen ſie Pantoffeln oder Socken tragen.

Sie tragen keinen Schnürleib, ſondern ein kleines halbes Corſet, dieſes geht ihn bis unter die Bruſt, und das übrige iſt nur mit einem bloſſen feinem Hemde, und noch mit einem andern Stück Leinwand oder Zeug, welches ſie um mehrerer Sittſamkeit willen anlegen, bedeckt.

Ihren Hals und Arme zieren ſie mit Perlen, Juwelen und goldnen Ketten. Der Kopfputz, von welchem ich oben geredet habe, beſteht aus verſchiedenen etlichemal übereinander geſchlagenen neſſeltüchenen ſchöngedruckten Schnupftüchern, ſo, daß dadurch eine Art von Haube eine Spanne hoch gebildet wird, die hinterwärts hängt, und an das Ende derſelben machen ſie ein anderes in die Form eines Dreyecks gelegtes Schnupftuch an, welches ſie auf die Schultern herabfallen laſſen. Wenn ſie nun ausgehn, ſo nehmen ſie aus Sittſamkeit einen Zipfel davon, ziehen ihn vor, und bedecken ſich damit das Kinn, den Mund und die Naſe. Der größte Theil der Haare bleibt unter dem beſchriebenen Kopfputz verſteckt, auſſer über der Stirne, wo ſie dieſelben in zwey Locken theilen, die ihnen über die Schläfe bis an die Ohren gehen, hinten laſſen ſie hernach die Haare frey auf den Schultern fallen, und diejenigen, welche Haare genug haben, flechten daraus acht bis zehn Zöpfe. Die Chriſtinnen machen beym Ausgehn gerne mit ihren Kleidern Staat. Die Cypriottinnen lieben das Wohlriechende am Kopf, und ſchmücken ihn daher ſehr mit Blumen. Die Türkinnen hingegen ſind vom Kopf bis auf die Füſſe mit einem weiſſen baumwollenen Tuche bedeckt.

Das Königreich Cypern wurde viele Jahre von einem Baſſa regiert, den die osmanniſche Pforte dahin ſandte, nachdem aber die Inſel angefangen hatte, ihren alten Wohlſtand zu verlieren, bat das Volk, weil zur Unterhaltung eines Baſſa und ſeines Hofs ungeheure Koſten erfordert wurden, die dem Volke zur Laſt fielen, von dieſer Gewohnheit abzugehn, und für das künftige lieber einen Muhaßil oder bloßen Stadthalter hieher zu verordnen, welches daſſelbe auch ſogleich erhielt. Als die Cypriotten in der folgenden Zeit ſich auch von der Regierung der Muhaßil gedrückt fühlten, verlangten ſie in den vergangenen Jahren wieder von neuem einen Baſſa, konnten es aber nicht erlangen, und befinden ſich noch bis auf den heutigen Tag unter dieſem Joch, welches ſie ehemals für weniger läſtig gehalten hatten.

Die Einkünfte dieſes Königreichs ſind von dem Großvizier Azem, oder dem Generalſtadthalter des osmanniſchen Reichs angewieſen, da er aber in Perſon nicht anhero kommen kann, um die Regierung zu verwalten, ſo überläßt er die Inſel an den Meiſtbiethenden, und ſchickt ihn als Stadthalter mit einem von ihm bekräftigten Hat Scherif, das iſt, geheiligtem Schreiben, oder beſondern Befehl des Sultans hieher. Weil es nicht das Verdienſt, ſondern die Befriedigung des Eigennutzes iſt, wodurch man zu dieſer Würde befördert wird, ſo richten auch die Stadthalter ihr Betragen dieſem gemäß ein. Das Volk wird von ihnen mit allerley Erpreſſungen und ungerechten Auflagen beſchweret, damit ſie nicht allein das, was ſie an den Großvizier bezahlt haben, wieder bekommen, ſondern auch, wenn ſie nach einem Jahre das Königreich verlaſſen müſſen, ihr und ihres ganzen Hofs Glück gemacht haben mögen. Da nun der Großvizier in Conſtantinopel alle Jahre Perſonen findet, die ihm ein mehreres biethen, um zur Stadthalterſchaft dieſes Königsreichs zu gelangen, ſo ſieht ſich Cypern wegen des Mangels an Geld und an dem ehemaligen gewohnten Ueberfluß ſeiner reichen Produkte in einem überaus kläglichen Zuſtand herabgeſetzt. Dieſes ſind die Folgen davon, daß Tauſende von Einwohnern ihr Vaterland verlaſſen haben, welches allerdings einer der gröſten Unfälle iſt, die einem Staat begegnen können. In dem ganzen türkiſchen Gebiet iſt vielleicht nicht ein einziger Ort, wo die von den Unterthanen zu entrichtenden Abgaben drückender wären, indem ſie hier für jeden Kopf, ohne Rückſicht auf gröſſeres oder geringeres Vermögen, zuweilen auf 200 Piaſter jährlich ſteigen, welches 100 florentiniſche Scudi macht. Der Charadſch oder die Abgabe, welche der Sultan von ſeinen Unterthanen hebt, beträgt nur fünf Piaſter, hier aber war er bis zu vierzig Piaſter auf den Mann gewachſen; und man hatte es als eine beſondere Gnade anzuſehen, daß auf vieles Flehen und Vorſtellen eine günſtige Verordnung ausgewürkt wurde, kraft deren die Einwohner nicht gehalten ſeyn noch gezwungen werden ſollen, mehr als 21 Piaſter auf den Kopf zu zahlen. Als im Jahr 1764 die Tyranney des Stadthalters Azil Osmann Aga alle Maaße überſchritt, würde das Volk, beſonders der türkiſche Pöbel, ausgelaſſen, und beging die abſcheuliche Ausſchweifung, ihn zu ermorden, eine That, welche höchſtklägliche Folgen nach ſich zog.

Der Hof des Muhaßil beſteht aus dem Haſnadar, oder Schatzmeiſter, und aus dem Kiaja, oder Sekretär, ingleichen aus den andern untergeordneten Bedienungen der Schauſchen, welche ſeine beſondern Wache ausmachen, und den Tſchokadarn, Hofleuten, die ihre beſonderen Verrichtungen und Obliegenheiten haben, deren Anzahl aber nicht feſtgeſetzet iſt, gemeiniglich ſind ihrer 100 bis 150, welche ihre eigenen Befehlshaber aus ihren Mitteln haben, die den Namen Baſch-Schauſch und Baſch Tſchokadar führen. Auſſer dieſen ſind noch die Saraf, durch deren Hände alles Geld, das zu oder aus der Kaſna oder dem Schatz kömmt, geht, und welchen es obliegt, die Güte und den Werth deſſelben zu beurtheilen, und Rechnung darüber zu führen. Dieſe Stelle wird von einem Griechen bekleidet, wie denn auch der Dragoman des Seraglio oder Dollmetſcher des Pallaſts ein Grieche iſt, welcher dieſen Poſten, vermöge eines Firmanns, oder Befehls der Pforte beſitzt.

Wenn der Stadthalter den Griechen Raja, oder griechiſchen Unterthanen eine Abgabe auflegen will; ſo wendet er ſich nicht geradezu an das Volk, ſondern an den Dragoman, und dieſer an den Erzbiſchof, welcher es den Diöceſen, oder Kirchſprengeln bekannt macht, um die angemeſſenſten Entſchlieſſungen darüber zu faſſen, und die Erpreſſungen zu verhüten, oder die Forderungen zu vermindern.

Die armen Unterthanen könnten wohl oftmals der drückenden Auflagen uberhoben ſeyn, wenn ihr Erzbiſchof nicht aus Staatsklugheit, und zuweilen um ſeines eigenen beſondern Vortheils willen ſo viel Geſchmeidigkeit hätte, den Muhaßils zu willfahren, oft genug aber werden ſie von demjenigen Preiß gegeben, der ihren Nutzen beſorgen, und ihre Gerechtſame vertreten ſolte. Die Art, Abgaben aufzulegen iſt zuweilen, wenn der Stadthalter ſich auſſerordentliche und willkührliche Einnahme verſchaffen will, ſehr ſeltſam und geht ſo weit, daß ein jedweder, der den und den Namen führet, wie es ihm gefällt, zu einer gewiſſen Summe geſchätzt wird. Wer zum Exempel Georg heißt, muß ohne Wiederrede ſo und ſo viel bezahlen. Dergleichen Abgaben werden aber blos von den Griechen gefordert, welche noch härter, als Unterthanen behandelt werden.

Auf einem vorſetzlichen Todſchlag ſteht nach dem Geſetze Lebensſtrafe, und die Einwohner der Gegend, in welcher der Todſchlag begangen worden iſt, müſſen nach Innhalt eben dieſes Geſetzes eine Geldbuſſe zahlen, welche in den Schatz des Sultans kömmt, und die Strafe zur Löſung des Bluts genennet wird. Das Strafgeld, und das Blut eines Menſchen von 30 bis 35 Jahren zu löſen, beträgt 500 Piaſters, für andere wird es nach der Zeit, die er menſchlicher Rechnung nach noch leben konnte, und nach dem Nutzen, den er den Menſchen bey längern Leben noch hätte ſchaffen können, berechnet, wobey zuweilen die Summe über die Gebühr geſteigert wird. Ereignet ſich ein Todſchlag durch ganz ungefähren, oder auch wiſſentlich verhängten Zufall: ſo befreiet ſich der Todtſchläger gar oft durch Bezahlung einer Summe Piaſter von aller andern Strafe.

Meheme heiſſen die Gerichtshöfe, vor welchen das Volk bey allerley peinlichen, oder bürgerlichen Rechtsſachen erſcheint. Den Vorſitz bey denſelbigen hat in der Hauptſtadt der Mulla, und in den übrigen Städten, oder beträchtlichen Dörfern die Cadi, und das ſind Richter, die in wenig Stunden losſprechen, oder verurtheilen. Weil die Türken kein geſchriebenes bürgerliches Recht haben, ſo dienet ihnen der Koran zur Richtſchnur, von welchem ein jeglicher guter Cadi viele Stücke, die Teſta genennet werden, und auf langen Rollen geſchrieben ſind, haben muß, dieſe geben ſie nach Beſchaffenheit des vorliegenden Falles mancherley und vielmals den wahren Sinn ihres Geſetzgebers ganz entgegen geſetzte Auslegungen. Wird jemand wegen einer Schuldſache vor Gericht gefordert, ſo muß unumgänglich dem Cadi der zehnte Theil von der Summe, die es betrifft, gezahlt werden. Dieſes bezahlt der Schuldner, wenn er dafür erkannt wird, oder aber der Kläger, wenn ſeine Forderung falſch, oder nicht ſattſam gegründet erfunden wird. Gleiche Gefälle zu einem zehnten Theil hat der Cadi an der Erbſchaft eines jeden Verſtorbenen nach der Taxe, wie dieſelbe, jedoch eben nicht ſtreng, geſchätzt wird.

Es ſind auf der Inſel Cypern 16 Cadilick, oder Gerichtshöfe, in deren jedem ein Cadi den Vorſitz hat. Sie ſtehen alle unter dem Mulla ihrem Haupt. Ohnerachtet ſie dieſe Aemter vermöge eines beſondern Firmans oder Befehlshaber der Pforte begleiten, können ſie doch anders nicht, als nur vorläufig Beſcheid geben, und müſſen in Sachen von Wichtigkeit ihren Ilam oder Proceß abfaſſen, und denſelben an den Stadthalter, ſo wie dieſer an den Mulla ſchicken, ohne deſſen Einwilligung und Genehmigung der Stadthalter ſelbſt nicht über das Leben eines Unterthanen entſcheiden kann.

Den Oberbefehl im Kriegsweſen führt der Alai Bei, welcher der General der Spahi oder Reuter iſt, und der Janitſcharen Aga, welcher die Truppen commandirt. Ihre Hauptleute heiſſen Zaim und Tſorbaſchi. Es ſollten auf der Inſel 3000 Spahi und 8000 Janitſcharen ſeyn; jetzt ſind aber von den erſtern kaum 100, und von den letztern 2000 da, indem die Oberbefehlshaber den Sold und die Gebühren der vielen Fehlenden in ihren Beutel ſtecken.

Als die Türken die Inſel eroberten, wurden 80000 Unterthanen gezählt, welche den Charadſch oder das Kopfgeld zu bezahlen hatten. Hierunter waren die Weiber, Kinder und Alten nicht mit begriffen, indem dieſe vom Kopfgeld frey ſind. Dieſe Anzahl blieb ſo lange ſich das Königreich im blühendem Wohlſtand erhielt, und der Sultan zog an bloßen rechtmäßigen Abgaben zu fünf Piaſter auf den Kopf, jährlich 400000 Piaſter. Nach der Zeit verminderte ſich der Reichthum und mit demſelben zugleich die Volksmenge; die Baſſen verlangten die nemliche Summe, um ſie heraus zu bringen, fingen ſie an, den Tribut in erhöhter Maaße von den zurückgebliebenen einzutreiben, dieſes wurde immer höher getrieben, auch bey erfolgter Veränderung der Regierung unter den Muhaßil, welche die Summe auf 40 Piaſter für jeden Kopf ſteigerten. Jetzt ſind nur 12000 Perſonen, die den Charadſch erlegen, und ob dieſer gleich, wie oben gemeldet habe, auf 21 Piaſter herabgeſetzet worden, ſo iſt der daraus erwachſende Ertrag von 252000 Piaſtern doch noch immer keine kleine Summe, welche mit einer noch eben ſo großen, die der Stadthalter die Häupter des Geſetzes, oder Juſtizbeamten, ingleichen die beygeſetzten und untergeordneten Bedienten erpreſſen, jährlich 504000 Piaſter macht, die von den Unterthanen gehoben werden, woraus man alſo erſieht, daß die Bevölkerung merklich abgenomgenommen hat, und die zu entrichtenden Abgaben geſtiegen ſind. Vorjetzt wird die ſo ſehr geſchmolzene Volksmenge von Cypern in ganzen kaum 4000 Seelen betragen, wiewohl es nicht allein in dieſem Königreiche, ſondern auch allenthalben in der Levante ſchwer iſt, hierinne eine gewiſſe Zahl mit Genauigkeit feſt zu ſetzen, weil die Morgenländer weder Geburts- noch Todenliſten führen, und die Anzahl blos nach denen ſchätzen, welche den Charadſch bezahlen, und weniger, als ein Drittheil des ganzen ausmachen, wobey ich noch anmerken will, daß in Aſien die Anzahl der Weibsperſonen um ein merkliches ſtärker iſt, als der Mannsperſonen, wie ich dieſes aus angeſtellten Beobachtungen und Erkundigungen bey allen von mir in der Levante beſuchten Völkerſchaften erfahren habe.

Sehr mannichfaltig und reich waren in vorigen Zeiten die Producte dieſer Inſel, ſie hatte ergiebige Berkwerke von Gold, Silber, Kupfer, Eiſen, Marmor, Vitriol, Alaun, Kryſtall; ſogar Schmaragde wurden hier gefunden. Von einigen dieſer Producte iſt blos die Kenntniß und der Name der Gegend, aus welchen ſie gezogen wurden, übrig geblieben.

Die jetzige türkiſche Regierung verſtattet nicht, daß man darnach ſuche, oder ſich in eine Unternehmung zu dergleichen Entdeckung einlaſſe. Die Inſel brachte ehemals eine große Menge Oel und Zucker, wovon aber der Anbau ſchon ſeit den Zeiten der Venetianer abzunehmen anfing, weil dieſe den Bau der Baumwolle einträglicher gefunden hatten. Safran und Rhabarbar waren unter den Producten nicht die geringſten, welche jetzt gänzlich erloſchen ſind, ſo wie auch unter den vierfüßigen Thieren, die Rehe, Dammhirſche, wilde Schweine, Eſel und wilde Ochſen, und unter dem Geflügel

flügel die Faſanen ausgerottet und ausgefangen ſind, an welchen dieſes Königreich vor dieſem, auch noch nach der unglücklichen Epoche ſeiner Unterwerfung unter die Botmäßigkeit des Osmannen, einen Ueberfluß gehabt hat.

Die jetzigen Producte der Inſel ſind Seide, Cattun, Wolle, Färberröthe (Liſari,-Boja, auch Rubbia genannt) muſcateller, und köſtliche Weine, Terpentin, wilde Scharlachbeere oder Coſchenill, Weitzen und Gerſte, Coloquinten, Pech, Theer, Potaſche, Salz, Johannisbrod (Siliqua dulcis) Breter, Umbra und Berggrün. Auf dieſen Artickeln beruht der ganze europäiſche Handel, von welchem ich, wenn mich die Ordnung darauf führen wird, weitläuftiger reden werde.

Die Inſel war ehedem ſo reich an Oel, daß ſie davon auswärtigen Ländern eine anſehnliche Menge liefern konnte, nach der Zeit aber hat dieſes dermaßen vermindert, daß ſie ſelbſt oft genug Oel von auswärtigen Orten nöthig hat.

Nicht weniger hatte ſie einen Ueberfluß an Seſam, aus deſſen Saamen viel Oel gemacht wurde, wie noch iezt in Natolien geſchieht, wo man ſo viel davon übrig hat, daß damit in andern Landſchaften an der ſyriſchen Küſte ein Handel getrieben werden kann, welches in Jahren, da das Baumöl theuer wird, eine ſehr erhebliche Beyhülfe iſt. In der Höhe, Geſtalt der Blätter und in der Blüthe gleicht die Seſampflanze ſehr der Blume, welche die Italiäner bell nomo nennen; wenn ſie vollkommen reif iſt, werden in den Schötchen kleine Saamenkörner gefunden, und aus dieſen wird das Oel gepreßt. Man hatte auf der Inſel Cypern auch im Gebrauch Oel aus Beeren von Sendro zu ziehen; ein Mittel, zu welchem das Volk ſeine Zuflucht nahm, als es noch zahlreich war, wenn das Baum- und Seſamöl zu dem gewöhnlichen Gebrauch nicht zureichte. Im äuſſerſten Nothfall wußte man ſich auch der Frucht eines andern Gewächſes, Curtunia genannt, zu bedienen. Dieſes fängt ſchon, wenn es noch klein iſt, an, ſeine Frucht zu bilden, und in etlichen Monaten gelangt es zu einer Höhe, daß ein Menſch bequem darunter ſtehen kann; die Blätter ſind ſternförmig und der Stamm oder Stengel bekömmt einen Umfang von einer halben Elle, bleibt aber immer grün und ſehr markigt, ohne zu einer Dichtigkeit zu gelangen. Die Frucht iſt von der Größe einer Bohne; in ihrer ganzen Anlage hat ſie etwas ähnliches mit einer Kaſtanie in Anſehung der flachlichten Schaale, und inwendig ſteckt eine ungemein fette Mandel, die eine ölichte Feuchtigkeit beſitzt, welche ſie wie Oel zu allem, auſſer an die Speiſen brauchten.

Das Erdreich von Cypern trägt alle Arten von Küchengewächſen, und viele wilde Kräuter, deren Kenntniß die Botanik nicht wenig bereichern würde. In Obſtfrüchten iſt die Inſel in unſern Tagen etwas dürftig, reich aber an Blumen; die ſchönſten und zärtlichſten Gewächſe von Italien, Frankreich und Holland, kommen mit ſehr weniger Wartung vollkommen gut fort. Ungebaut und von ſich ſelbſt wachſen hier Hyacinthen, Anemonen, Ranunkeln, einfache und gefüllte Tazetten, bis zu 14 Glöckgen an einer. Dieſe Tazetten wachſen auf dem Gebürge, von da holt man die Zwiebeln, um die Gärten damit zu zieren. Von Frankreich und Holland aus, wo man ſie fortzieht, und aufhebt, geſchiehet ſtarke Nachfrage darnach, und es werden ihrer jährlich viele Tauſend dahin geſchickt. Die Gärten ſind ungemein häufig mit allen Arten von Orangerie beſetzt, beſonders mit Pomeranzen, welche recht auserleſen, und von vortreflichem Geſchmack ſind. Unter den wildwachſenden Blumen iſt eine kleine Pflanze, welche Bienenblume heißt, weil ſie dieſem Inſekt ähnlich ſieht. Sie treibt nur einen, oder zwey Stiele, auf jedem derſelben ſind fünf oder ſechs Blumen. Die Wurzel gehört zu den Bollengewächſen, und gleicht zweyen Hundshoden. Den Saft der Wurzel braucht man, Wunden damit zu heilen.

Die Cypriotten bauen eine Pflanze, die ſie Konna nennen, ſie wird ſo hoch und dick wie ein Granatbaum, mit welchem ſie in Stamm und Aeſten viel Aenlichkeit hat. Die Blätter gleichen der Myrthe, und die Blüthe einer groſsen Weintraube, hieraus wird ein Oel gemacht, welches eine balſamiſche Kraft hat; der Geruch davon gefällt den Morgenländern ganz wohl, den Europäern aber iſt er zu ſtark und unerträglich. Wenn die Blüthe abgefallen iſt, bildet ſich die Frucht, welche einem dicken Coriander-Korn gleicht. Wenn die Blätter dieſer Pflanze dürre oder friſch im Waſſer gekocht werden, geben ſie eine ſchöne Orangefarbe, womit ſich die Türkinnen, auch einige Griechinnen die Nägel und die flachen Hände färben, in der Meynung, ſich dadurch eine Abkühlung zu verſchaffen. Sie bedienen ſich derſelben auch, um ſich zu ſchmücken, indem ſie ſich die Haare damit färben, und dieſe Farbe haftet von ſich ſelbſt ſo feſt, daß ſie nicht leicht wieder wegzubringen iſt, bis eine lange Zeit verlaufen iſt. Als die Venetianer Herren der Inſel waren, pflegten ſie ihre Pferde mit dieſer Farbe anzuſtreichen; jetzt iſt dieſer Gebrauch, was Thiere anlangt, blos auf die weiſſen Windhunde und auf das Rindvieh eingeſchränkt.

Da es an Einwohnern fehlt, ſo iſt die Inſel in vielen Gegenden unbebauet. Da wächſt denn gemeiniglich nichts als Thymian und Majoran, welcher für den, der über dieſe Felder reiſt, einen angenehmen Geruch verurſacht. Man bedient ſich ſolcher Gewächſe die Back- und andere Oefen damit zu heitzen.

Nahe bey Baſo findet man in den Hölen eines Bergs den vollkommenſten Bergkryſtall, welcher gemeiniglich ſeines Glanzes wegen Diamant von Baſo, oder paſiſcher Diamant heißt, und wie andere Edelgeſteine brillantirt wird. Es iſt bey ſchwerer Strafe verbothen, auch nur das geringſte Stückgen wegzunehmen, zu welchem Ende Wachen dabey ſtehen; die aber gegen ein Geſchenk einige kleine Freyheit verſtatten. Eben dieſe Schwierigkeit hat in Anſehung des Amiants ſtatt, davon die Grube bey dem Dorfe Paleantros iſt. Die heutigen Griechen nennen dieſen Stein Cariſtia, und andere den Baumwollenſtein.

Von vierfüßigen wilden Thieren wird hier nichts angetroffen, als Füchſe und Haaſen, welche letztere der guten Aetzung wegen von beſſerm Geſchmack ſind, als unſere. Die Europäer halten Pferde und Hunde, und beluſtigen ſich zu aller Jahreszeit ſtark mit der Jagd dieſes Wilds. Von Geflügel ſind gemein Haſelhühner, Rebhühner, Schnepfen, Wachteln, Krammetsvögel, ingleichen alle Arten von Waſſervögeln, von denen, wie man leicht erachten kann, keine Gattung fehlen wird. Die Haſelhühner und Rebhühner haben einerley Preiß, nehmlich ohngefehr 5 Soldi ($1\frac{1}{4}$ Groſchen) das Stück, die Schnepfen, welche, ohnerachtet ſie im Ueberfluß zu haben ſind, doch mehr geſchätzt werden, gelten etwas mehr, und die übrigen Vögel ſind äuſſerſt wohlfeil. Vor allen Dingen aber darf ich hier die Windroſſeln und Ortolanen nicht vergeſſen, welche ſehr fett ſind, und ohne Unterſchied durcheinander den Bauern der groſſen

Menge wegen einen Gewinn verſchaffen, ob ſie gleich die Kluppe, welche aus zwölf Stücken beſtehet, nicht höher, als für vier Soldi verkaufen. Die meiſten werden bey dem Dorfe S. Nappa gefangen. Einen Theil bringen ſie friſch zum Verkauf, den größten Theil aber nehmen ſie den Kopf und die Füſſe ab, laſſen ſie im heiſſen Waſſer leicht aufwallen, und legen ſie hernach mit Specereyen in Eßig. In dieſer Zubereitung erhalten ſie ſich ein ganz Jahr, und werden zu eben dem Preiſe, wie die friſchen verkauft. Ihren Vertrieb haben dieſe kleinen Vögel bey den Europäern zu Larnica, welche beſtändig Aufträge von Engelland, Holland und Frankreich, auch einige Gegenden des türkiſchen Gebiets haben, wohin ſie von den Correſpondenten für den bloßen Privatverbrauch ihrer Häuſer beſtellt werden. Es werden ihrer jährlich 400 Fäßgen, deren einige 200, andere 400 Stück enthalten, aus der Inſel verſchickt. Die gemeinſte Art, wie ſie an Ort und Stelle gebräuchlich iſt, ſie zum Eſſen zuzurichten, iſt, daß man ſie halb voneinander ſchneidet, und mit geriebener Semmel und ein wenig Peterſilge auf den Roſt leget, wovon ſie einen ſehr ſchönen Geſchmack bekommen. In den Monat Julius und Auguſt ſieht man auf der Inſel viel Geyer, welche zu ganzen Heerden an der Inſel liegen, ſie gehen aber blos auf ihrem Zuge hier durch, dahingegen alle obgedachte Arten von Vögeln hier brüten, wenn man nicht die Schnepfe ausnehmen will, von welcher man noch nirgends auf der Inſel ein Neſt geſehn hat, ſo wie man auch ſagt, daß man anderswo ebenfalls noch keins gefunden habe.

Von giftigen Thieren giebt es hier eine Art Schlangen, welche man die tauben nennet, und deren Biß tödtlich iſt. Die längſten ſind eine Elle lang, und der Durchmeſſer ihrer Dicke beträgt die Länge eines Daumens, ihre Farbe iſt gelb und ſchwarz, und auf dem Kopfe haben ſie zwey Hörner. Der Name, taube Schlangen, den ihr die Griechen gegeben haben, ſchickt ſich gar nicht für ſie, denn es iſt gewiß, daß ſie nicht taub ſind, indem die Bauern, wenn ſie das Getreide ſchneiden, worinn ſie ſich gewöhnlich aufhalten, um ſich vor ihren Verletzungen zu verwahren, auſſerdem, daß ſie allezeit Stiefeln anhaben, Schellen an ihre Sicheln hängen, um ſie damit zu vertreiben, welches Hülfsmittel unnütze ſeyn würde, wenn ſie wirklich taub wären. Bey dieſer Gelegenheit muß ich noch anmerken, daß in Trimitin, einem Dorfe auf der Inſel eine griechiſche Familie iſt, welche erblich eine ſympathetiſche Kraft beſitzen ſoll, Leute, die von gedachten Schlangen gebiſſen worden, zu heilen. Ich habe ſelbſt zwey Perſonen geſehen, die, als ſie einen Biß bekommen hatten, und vor Verlauf von 24 Stunden zu einem aus dieſer Familie gekommen waren, durch einen bloſſen Druck auf die Wunden geheilet wurden; dahingegen andere, die ſich um dies Mittel nicht bekümmerten, oder es verachteten, geſtorben ſind. Es iſt aber auch ſicher, daß ihre Kraft in einem beſondern Geheimnus beſtehet; denn, wenn ſie den beſchädigten Theil drücken, ſo bringen ſie zugleich mit behender Geſchicklichkeit ein Pulver darauf, das einen heftigen, aber nur einen Augenblick dauernden Schmerz erregt. Die cypriſche Tarantul iſt eine Spinne von dunkler ins Schwarze fallender Farbe, ganz mit langen Haaren bedeckt; ihr Stich iſt ſehr ſchädlich, aber nicht tödlich, ob man gleich nicht ohne Schmerzen wegkömmt, die mit einem Fieber begleitet ſind. Giftig und tödlich aber iſt der Biß der Galeere, eines ſchmalen und platten Thieres, eine viertel Elle lang, von gelblichter Farbe, mit einer Menge Beinen, welche es gleichförmig auf einmal bewegen, wie die Ruder einer Galeere, wovon es auch den Namen hat. Es giebt auch noch eine ſchwarze zwey oder drey Ellen lange Schlange, welche nicht giftig iſt, man greift ſie ohne Schaden mit den Händen an, zieht ihr die Haut ab, und kocht das Fleiſch, welches ſchmackhaft zu eſſen ſeyn ſoll.

Die Pferde ſind keine ſtarken Läufer; in Paſo aber iſt eine Race, welche ihres Ganges wegen, den man Tſchapkun nennt, vortreflich iſt. Es iſt dieſer Tſchapkun ein ſcharfer Schritt, oder Antritt, welchen dieſe Pferde ohne den Reuter im mindeſten zu beſchweren, über Hügel und Flächen ſechs Stunden aneinander aushalten. Die Eſel gehen eben den Schritt, wie auch die Maulthiere, die für die beſten in dieſer Gegend der Levante gehalten werden.

Die Ochſen ſind klein und mager, und die Griechen eſſen ſie nicht, aus dem Grunde, weil ein Thier, daß das Feld bearbeite, dem Menſchen nicht zur Nahrung dienen müſſe. Das beſte Fleiſch geben die Widder. Man hat hier welche von der ſehr ſchönen Art, die einen großen Fettſchwanz bis auf 50 Pfund ſchwer haben. Es giebt ihrer mit drey bis fünf Hörnern. Dieſe Thiere werden nicht geſchnitten, wohl aber geſchiehet dieſes mit den Böcken, welche des Sommers eine gewöhnliche Speiſe ſind. Die Ziegenheerden ſind ſehr ſchön wegen der beſondern Sauberkeit dieſer Thiere, und wegen der mannichfaltigen Farben und Flecken ihrer Felle.

Auf die Windhunde hält man der Jagd wegen viel. Sie ſind ſo ſchnell, daß wenn man ſich mit der Falkenjagd eine Luſt machen will, man noch einen andern Hund von nicht ſo flüchtiger Race mit nimmt, um nicht das Vergnügen einzubüſſen, da der Haaſe durch jene gleich in einem Augenblicke gefangen würde. Die von der guten Art ſind weiſſe mit langen Haaren an den Ohren und am Schwanze, haben lange, aber dicke und ſtarke Füſſe, und das übrige Fell pflegt zottigt zu ſeyn.

Es iſt nicht mehr die Zeit, daß man unter den Griechen Künſte und Wiſſenſchaften blühen ſähe; die Unwiſſenheit iſt an ihrer Stelle getreten, und herrſcht nunmehr unter ihnen. Der Mahomedaner Abgott iſt allein der Reichthum, und dieſen ſuchen ſie nicht durch jene rechtmäſſigen Mittel, die Fleiß und Geſchicklichkeit in den freyen und mechaniſchen Künſten an die Hand geben, ſondern blos durch die Uebermacht und Tyranney zu erlangen. Das Königreich Cypern und ganz Syrien, wenig Oerter in Aſien und der europäiſchen Türkey ausgenommen, liefern davon den offenbarſten Beweis. Auf hieſiger Inſel werden keine andere Künſte getrieben, als ſolche, welche die menſchliche Bedürfniß nicht entbehren kann, die übrigen ſchränken ſich blos auf die Baumwollenmanufacturen ein, und dieſe ſind ſo wenig beträchtlich worden, daß ſie keinen hinlänglichen Vorrath mehr gewähren, um einen ordentlichen Handel mit Europa darauf zu gründen. Eben dieſes gilt von der Bereitung des ſämiſchen gelben, rothen und ſchwarzen Leders oder Saſſians, wovon mehr nicht gemacht wird, als zum bloßen nöthigen Verbrauch im Königreich erforderlich iſt.

Ob nun gleich die Griechen in Anſehung der Künſte und Wiſſenſchaften in Müßiggang und träge Unthätigkeit verſunken ſind, ſo bemerkt man an ihnen doch noch immer ein gewiſſes Talent, und eine ſolche Lebhaftigkeit des Geiſtes und Witzes, daß man daraus abnehmen kann, was ihre Verfahren ehemals geweſen ſind; wenige aber wiſſen dieſe Gaben anzuwenden, vielmehr ſind ſie insgemein blos Meiſter in der Kunſt zu betrügen, und darinn ſo ſchlau, daß man Argusaugen haben muß, wenn man nicht von ihnen überliſtet werden will. Wenige legen ſich auf die Studien, und das ſind ihre Geiſtlichen, welche das Altgriechiſche leſen lernen, deſſen wahren Sinn aber doch viele nicht verſtehen..

IV.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1.

Von den Pyreneen. *)

Die Pyreneen, die Frankreich von Spanien trennen, bilden eine Kette, welche von Fontarabien bis Perpignan fortgehet. Dieſe ungeheuren Maſſen machen nur einen Körper aus, der ſich in einer Linie ununterbrochen dehnet. Es iſt kein Durchgang da, um aus einem Reich in das andre zu kommen. Man muß ſich gewiſſe

---

*) Aus einem groſſen Werke, de la marieure des vaiſſeaux, par Mr le Roy, gezogen. Ich glaube, es wird angenehm ſeyn, aus groſſen ausländiſchen Werken, die ihr Preiß und die Entfernung weniger gemeinnützig macht, dergleichen Auszüge und Ueberſetzungen hier eingeſchaltet zu finden. Andere wird man nicht aufnehmen.

R.

gewiſſe Gegenden dieſes Gebürges ausſuchen, die nicht ſo hoch wie die übrigen ſind, und ſolche erſteigen; ſie werden Päſſe genannt. Dieſe Geburge machen in ihrem Ganzen eins der ſchönſten Schauſpiele. Die Verſchiedenheit der Ausſichten, die Pracht der Verzierungen, zuweilen das Stille und Düſtre dieſer wilden Gegenden, und noch öfterer das dumpfe Geräuſch der Ströme, ſetzen die Seele in eine auſſerordentliche Lage. Der Naturkundige findet bey ſeinen Unterſuchungen viel Reichthümer; aber man braucht nur die Augen zu öfnen, um von der Majeſtät der Natur gerührt zu ſeyn, die dieſe Schätze mit einer ihr würdigen Freygebigkeit aufgehäuft hat. Nicht alle Berge, die dieſe Kette zeugen, ſind von einer Höhe. Es iſt nicht möglich, das Maaß derer höheſten, die man Pics nennt, anzugeben, da die Luft immer mit Dünſten angefüllt iſt, die die Barometer unrichtig machen. Die Zeit, wo man noch dieſe Verſuche vornehmen könnte, wäre der September. In dieſem Monat iſt die Luft am reinſten.

Der Felſen iſt an dem Gipfel der höheſten Berge ganz kahl. Sie ſehen deſto fürchterlicher aus, und an vielen ſind von dem Blitze Furchen gezogen. In den Höhlen und Ritzen wachſen die Pflanzen, nach welchen der gelehrte Tournefort ſo viel klettern mußte. Es werden in den Thälern Ueberbleibſel von den höchſten Gipfeln gefunden. Sie beſtehen aus einem graulichen Stein, der weiter nichts mit dem Marmor gemein hat, als daß er kalkartig iſt. Auch brauchen ihn die Bewohner der Thäler, Kalk daraus zu brennen. Der Marmor, der ſich in groſſer Menge findet, liegt nicht ſo hoch. Ueber den Strich, den er hält, bleibt immer der graue Stein, nur hie und da mit einigen kleinen Veränderungen. Die Felſen, welche gewiſſe Spitzen bilden, beſtehen aus horizontalen Lagen von ihrem Gipfel an bis an die Berge, die an ſie ſtoßen. Hier neigen ſich dieſe Lagen nach jedem Berg zu; zuweilen ſind ſie ſehr dick, und ſenken ſich in einer geraden Linie fort, die wohl eine halbe Stunde lang iſt. Dieſe Bemerkung läßt ſich nur in großen Schluftern machen.

Die Berge enthalten eine große Menge Minen; da ſie ſich aber immer in den fürchterlichſten Gegenden finden, ſo werden die, welche nach ihnen ſuchen, ſehr leicht durch die Schwierigkeiten, und die Gefahr abgeſchreckt, die ſie fürchten müſſen.

Die gemeinſten ſind Kupfer und Eiſen: es giebt auch Bley, Vitriol, Schwefel, und ſelbſt Silber; aber nicht viel. Schwefel findet ſich oft unter einer ſonderbaren Geſtalt. Zuweilen iſt er ſo in den Marmor verwachſen, daß es, wenn der Stein bearbeitet iſt, ausſieht, als wären kleine goldene Würfel eingeſetzt. Er iſt gewöhnlich in den weiſſen Geſtein verwachſen, welches auch oft himmelblau gefleckt iſt, eine Anzeige von kupferartigen Vitriol. Man ſieht auch Markaſit da, Stücken, die den engliſchen Bleyſtufen gleich ſehen. Sie werden gewöhnlich in einzelnen Stücken, die einen Quadratſchuh halten, gefunden.

Auch giebts viel Quarz- und Talkſtein.

Ich ſahe Schlaken von Kupferſtufen, die an Felſen hiengen und mit ihm eine Maſſe ausmachten. Vielleicht die Anzeige eines Vulkans. Dieſe Stücke waren im übrigen ſo leicht wie Bimſtein. Auch könnte es ſeyn, daß dieſe Bergwerke von denen Alten bearbeitet worden ſind, die in jenen entfernten Zeiten kein anderes Mittel als Feuer kannten, um das Geſtein zu bearbeiten.

Was man von Kriſtal antrifft, iſt nicht groß, und nie habe ich etwas finden können, das man eigentlich eine Ver-

Verſteinerung nennen könnte. Ich habe eben ſo wenig Muſcheln geſehen, einige Ausdrücke auf Steinen ausgenommen, die aber meiner Meinung nach durch das Herabtröpfen des Waſſers gebildet ſind. In einer gewiſſen Entfernung von dem Gebürge findet man aber deſto mehrere. Zwey oder drey Meilen von der Stadt Aire, die zehen Meilen vom Gebürge liegt, trifft man ſie in aller Geſtalt an. Sie liegen in horizontalen Bänken, und ſind ſo mit groben Kies vermiſchet, daß ſie eins zuſammen machen, und hart genug ſind, um zu Mauerſteinen zu dienen. Es giebt Muſcheln, die ſehr groß ſind, und wo die Schaale noch völlig ganz iſt.

Ohne Zweifel ſcheint es, daß ehemals anſehnliche Bergwerke auf den Pyreneen bearbeitet worden ſind. Auf einigen hohen Bergen findet man Einſchläge, die von Menſchenhänden gemacht ſind. Die Ueberreſte von Mauerarbeit laſſen keine Ungewißheit. Die Einwohner glauben, daß ſie von den Mohren ausgehauen worden ſind. Ueberhaupt enthalten dieſe Gebürge viel Schätze von verſchiedenen Arten. Die Römer zogen Gold und Silber daraus, aber auf der Seite von Spanien, wo die Hitze des Clima vielleicht zur Zeugung dieſer Metalle etwas beytragen kann. Man muthmaßet auch, daß die Carthaginenſer da gebauet haben. In einigen Hölungen bildet ſich ein ſonderbarer Stein, der von großem Nutzen iſt, er beſteht aus einem fadenartigen Gewebe, das ineinander geflochten iſt, es giebt Stücken, die wie eine Handvoll Heu ausſehen. Dieſer Stein iſt ganz durchbrochen; weich und voll Waſſer, wenn er aus dem Bruch kömmt, er wird mit einer Hacke ohne Mühe ausgehauen, in einigen Tagen aber wird er ſehr hart. Es iſt einer von denen, die das Feuer am beſten aushalten, und wird daher zu Schlöten und Oefen gebraucht.

Ich will nichts von den Marmorn ſagen, ob man gleich eine ziemliche Anzahl davon kennt, ſo habe ich doch viele geſehen, die man hier nicht vermuthet. Unter andern einen dunkelgrünen mit Flecken von einem ſchönen Roth, die im Durchſchnitte drey Zoll hatten, und ſechs Zoll von einander ſtanden, ohne durch eine Ader verbunden zu ſeyn. Sie ſind überhaupt ſehr hart, insbeſondere aber die rothen Flecke. Es würde Schwierigkeiten haben, ſie zu poliren. Ich fand auch Stücken von einem grauen Boden mit weiſſen runden Flecken, zween Zoll im Durchſchnitte, die zween Linien von einander ſtehen, ganz regelmäßig und wie ein Schachbrett geſtellt ſind. Man hat welche, die anſtatt geädert zu ſeyn, aus gleichen Lagen von verſchiedener Farbe beſtehen. Ich habe welche geſehen, wo jede Lage ein und einen halben Zoll dick war: die eine war blaßgrün, die andere grau, ohne daß zwey von einer Farbe aufeinander gefolgt wären. Das einige Thal Aſpe enthält mehr als 60 Arten Marmor. Es giebt auch ſehr ſchöne Stücke Granit, und Agathe. Um die Brüche von dieſen Steinarten zu finden, müßte man alle die Schlufter durchſuchen, die auf den Fluß ſtoßen, und das wäre ein Geſchäfte, das ein Menſch nicht in einem Jahre endigen würde, wenn er ſich auch ganz allein damit abgebe.

Man hat wohl niemals geſagt, daß die Pyreneen Veränderungen ausgeſetzt geweſen ſind, die durch Vulkane oder Erdbeben verurſachet werden, und doch iſt es wahrſcheinlich, daß eine Oefnung, die man darauf bemerkt, von einem Vulkan entſtanden iſt. Die Geſtalt davon iſt beynahe ganz rund, den Eingang ausgenommen, worinn Waſſer läuft, und der vermuthlich durch die Länge der Zeit ausgehölt worden iſt. Alle Erdarten, die ſie vom Fuß des Berges bis zum Gipfel umgeben, ſcheinen ausgebrannt zu ſeyn, ſie ſehen roth aus, und den Ziegelſteinen ähnlich. Beym Regen zergehen ſie ſehr leicht, und färben das Waſſer. Auf der Höhe dieſes Berges, neben der Oefnung, iſt ein großer und tiefer See, der ſeinen Urſprung vielleicht auch der nehmlichen Urſach zu danken hat. Da dieſer See ſo hoch liegt, ſo bleibt er beynahe acht Monate des Jahres gefroren. Deſſen ohngeachtet fängt man Forellen darinn, die bis zwölf Pfund wiegen.

Da dieſe Berge auſſerordentlich hoch und einige ſehr ſteil ſind, ſo machet das Herabfallen des Schnees, welches man Schneelauen (Lavanges) nennt, groſſe Verwüſtungen. Dieſe Klumpen, die immer von dem Gipfel ſtürzen, vergröſſern ſich während ihres Fallens ſo, daß ſie alles zerſtören, was ihnen im Wege liegt. Die Geſchwindigkeit, womit ſie herabrollen, verurſacht einen fürchterlichen Laut, und eine ſolche Erſchütterung, daß auf funfzig Schritte weit alles umfällt oder aus der Wurzel geriſſen wird, ehe noch die Schneelaue ankömmt. Es giebt welche von einer ſo wundernswürdigen Gröſſe, daß ſie groſſe Felſen mit ſich fortreiſſen. Dieſe Trümmer machen ſodann eine Maſſe mit dem Schnee aus, die ſich weit in den Sommer hinein erhält. Man hat einige Dörfer entfernen müſſen, die ihnen zu ſehr ausgeſetzt waren. Im Jahre 1770 wurden verſchiedene von den Einwohnern mit ihren Wohnungen fortgeführt, und kamen um. Ich habe ganze Flecken Wald geſehen, die von dem Gipfel eines Berges bis an den Fuß mehr als hundert Fuß breit umgeriſſen waren. Alle Bäume waren zerbrochen, obgleich welche darunter waren, die mehr als zwey Fuß im Durchſchnitte hatten.

Ueberhaupt ſind vielerley Hölzer in den Thälern der Pyreneen. Buchen und Tannen kommen, wie es ſcheint, am beſten fort. Die Eiche wächſt nur mittelmäßig, und man findet nie welche, die zur Verarbeitung taugen, als an dem Fuß der niedrigſten Berge, die an die Ebenen ſtoſſen. Im Mittel und gegen den Gipfel werden einige Fichten gefunden, die aber nicht viel nutzen, und überdieſes in geringer Anzahl ſind. Tannenwälder giebt es von einer merklichen Gröſſe. Der von Iſſanx hält 3500 Akker, den Akker zu 100 Quadratruthen, und die Quadratruthe zu 22 Königsfüſſe gerechnet. Dieſe Fläche war ganz mit Tannen bedeckt, und an den Seiten gab es Gegenden, die mit Buchen bewachſen waren. Es giebt noch mehrere Tannenwälder, die ſchöne Maſtbäume und dergleichen enthalten, und die noch gröſſer ſind, als der von Iſſanx; unter andern der zu Cyabas, welcher an dem Ende des Thales von Oſſan und Yraty, nicht weit von Saint Jean-Pied-de-Port liegt.

So ausgebreitet dieſe Holzungen noch ſind, ſo iſt es doch wahrſcheinlich, daß ſie es ehmals mehr waren. Die Thäler ſind von Hirten bewohnt, und ihr Nutzen erfordert es, daß ſie ihre Weiden ſo viel möglich vergröſſern. Sie verbrennen zu dieſem Ende einen Theil der Waldung, der ihnen hinderlich iſt, und auſſerdem verderben die Heerden den Anflug, der gedeihen würde, wenn man die Natur nicht ſtörte. Die Geſetze erlauben den Hirten nicht, ihr Vieh in gewiſſe Gegenden eher zu treiben, als an einem beſtimmten Tag. Wenn dieſer weit ins Jahr iſt, zum Beyſpiel bis im September, ſo trift es nicht ſelten, daß ſie die Weiden mit kleinen Tannen zwey oder drey Zoll hoch bedeckt finden, wozu der Wind den Saamen herbeygeführt hat. Ueberhaupt ſind dieſe Wälder alle in den fürchterlichſten Gegenden und Abgründen gelegen. Sie wären gewiß geſtört, wenn nicht der Zugang beynahe unmöglich geweſen.

Bären, Wölfe, Gemſe, die Hiſars- oder wilde Ziegen genennt werden, Rehe und wilde Schweine ſind die Thiere, die die Pyreneen am mehreſten bewohnen. Man findet auch wilde Katzen, die den Tygern gleich ſehen. Sie ſind ohngefähr 15 Zoll hoch, 30 lang, und eben ſo gefleckt, wie der Tyger. Sie fallen Lämmer und Schaafe an, und ihre Gefräßigkeit macht ſie gefährlich. Zum Glück ſind ſie ſelten. Die gröſte Plage der Hirten iſt der Bär. Er zerreiſt das Vieh um ſo leichter, da ſie ihn nicht fürchten. Den Wolf wittern ſie ſehr weit, aber mit dem Bär gehn ſie herum. Man behauptet, daß er ſich dieſes Zutrauen zu Nutze macht, und die fetteſten ausſucht, wenn er nicht von den Hunden oder Hirten beunruhiget wird. Er zerreißt ſie zuweilen auf dem Fleck ſelbſt, und ohne daß die andern ſcheu werden, beriechen ſie ihn, und weiden neben ihn. Er begeht ſeine Verwüſtungen weit von ſeiner Höle, damit man ihn nicht darinnen beunruhigen ſoll. Doch wird er oft entdeckt, und ganze Gemeinden verſammlen ſich zu dieſer Jagd. Es werden dem 30 Livres bezahlt, der die Haut bringt. Jäger, die Muth beſitzen, verfolgen ihn alleine und bis in ſeine Höle, ob es gleich gefährlich iſt, wenn er nur leicht verwundet wird.

Die Hiſars bewohnen blos die höchſten Gipfel der Berge, und ſuchen die unerſteiglichſten Gegenden aus, um für ihre Feinde geſichert zu ſeyn. Ihre auſſerordentliche Geſchwindigkeit hilft ihnen auch dazu. Mit einem Satz ſpringen ſie eine groſſe Weite von einem Felſen auf den andern. Sie ſollen ſich ſogar, wenn ſie verfolgt werden, mehr als hundert Fuß herunterſtürzen. Sie fallen auf ihre Hörner, die zurückgebogen ſind, und der Hirnſchädel hält den Fall aus. Dieſe Jagd muß ſehr beſchwerlich ſeyn: ſie ſind liſtig, und haben einen ſehr feinen Geruch. Erblicken ſie etwas, das ſie beunruhigt, ſo giebt eins einen Laut von ſich, der wie Pfeifen klingt, und die ganze Heerde verſchwindet. Doch werden ſie im Frühjahre mit Schlingen gefangen, wenn man ihren Weg ausgeſpürt hat. Während des Winters und wenn alles mit Schnee bedeckt iſt, ziehen ſie ſich nach dem Fuß der Felſen, wo Moos und Baumrinden ihre einige Nahrung ſind. Der Mangel an Weide macht, daß ſie in die Wieſen oder die höhern Thäler gehen, und weniger vorſichtig ſind. Eine Stunde hernach, wenn der junge Gemſe gebohren iſt, kann er ſchon ſeiner Mutter folgen, und den Nachſtellungen des Jägers entgehn. Das Weibchen iſt von der Gröſſe einer gewöhnlichen Ziege, aber die Männchen von einem gewiſſen Alter ſind gröſſer, als unſre Böcke. Dieſe gehn nicht eher in Heerden zuſammen als im Winter. Während des Sommers ſuchen ſie ſich gute Weide aus, und jagen alle ihres Geſchlechts fort, die dieſer Gegend zu nahe kommen.

Die Pyreneen ernähren eine Menge Raubvögel. Man ſieht Adler, Geyer ꝛc. Auf den höchſten Bergen halten ſich Haſelhühner, Auerhähne, eine Art grauer Faſanen und weiſſe Rebhühner auf. Aber da ſie ſich alle von den zarten Spitzen der Tannen vorzüglich nähren, ſo haben ſie faſt durchgehends einen Terpenthingeſchmack, der ſehr unangenehm iſt. Das weiſſe Rebhuhn iſt am liebſten auf den erhabenſten Oertern. Seine Pfoten ſind rauch, und gleichen denen des Kaninchens. Sie laufen zuſammen, ſo wie es anfängt zu ſchneien, und bringen den Winter unterm Schnee zu, wo ſie ſich einen Weg kratzen, um Kräuter, Wurzeln und Moos zu entdecken.

Es halten ſich auf dieſen Bergen einige Vögel auf, die ihnen eigen ſind. Zum Beyſpiel die Krähen mit den aurorafarbenen Schnabel und Füſſen. Der Pique bois noir, ein kleiner Vogel, der Flügel von einem ſehr ſchönen Roth hat, und ſich von Spinnen nähret, die er in den Felſen fängt, und denn der Merle d'Eau. Man giebt ihm dieſen Namen wegen ſeines Geſanges und ſeiner Farbe. Er hält ſich an den Flüſſen auf. Hingegen findet man keine von den Arten, die die Ebenen bewohnen: ſie werden durch die Kälte abgehalten. Eben ſo wenig trift man giftige Thiere an, da der Schnee die Erde ſo lange bedeckt. Man findet Vipern, eine andre Schlange, die eine feuerfarbene Haut hat, aber ſehr ſelten iſt, und eine Art grüner Eydexſe, von einer ſehr platten Geſtalt, und einen Gang, der ſo langſam iſt, daß ſie ſich kaum bewegt: ihr Biß iſt ſehr gefährlich.

Ich habe geſagt, daß die Pyreneen eine Kette machen, die in einer Linie fortgehet. Deſſen ohngeachtet iſt ſie aber nicht von gleicher Höhe. Man nennt die niedrigſten Gegenden Thäler, und dieſe ſind bewohnt, und mit Sorgfalt angebaut. Sie ſind größtentheils von einem lachenden Anblick, und die reine Luft, die man athmet, reizt ihre Bewohner da zu leben. Unterdeſſen iſt der Boden nicht fruchtbar. Da er mehrentheils von den Trümmern der höhern Berge entſtanden iſt, ſo giebt es Steine im Ueberfluß, aber oft fehlet Erde. Auſſerdem iſt das Wetter öftern Veränderungen unterworfen. Im Sommer iſt es nichts ſeltnes, mehr als ein Gewitter des Tages zu ſehn, und ob ſie gleich nicht lange dauern, ſo verurſachen ſie doch groſſe Ueberſchwemmungen, wegen der Höhe, wo das Waſſer herunterſtürzt. Was ſie den Früchten noch ſchädlicher macht, iſt die Kälte, die ſie begleitet, oder ihnen folgt; es entſtehet

Hagel daher, deſſen Verwüſtungen ſehr zu fürchten ſind, oder doch zum wenigſten kaltes Wetter, das das Reifen der Früchte hindert. Die Erndte iſt ſo allemal weit ſpäter, als in den Ebenen, und gewiſſe Gewächſe werden nie reif.

Der Reichthum der Einwohner beſteht gröſtentheils in Weiden, und dieſes hat ſie weit zahlreicher gemacht, als nach der Beſchaffenheit das Land ſeyn kann. Man erſtaunt, an dem äuſſerſten Ende enger Thäler ein groſſes Dorf zu finden, wo man durch Fußſteige hingehn muß, die von allen Seiten mit Abgründen umgeben ſind. Verſchiedene von dieſen Wohnungen ſind ſechs Monate im Jahre mit Schnee bedeckt. Unterdeſſen iſt jedes Bißchen Erde, das etwas tragen kann, angebaut. Man trägt zuweilen Erde zwiſchen die Felſen, wie in der Schweiz. Dieſes iſt der Ort, wo man die ſchönſten Ausſichten in der Welt haben kann. Alles iſt bis ins Unendliche verändert: Felder, Wald, Wieſen, alles von Felſen begränzt, die ſich in den Wolken verlieren, machen eine ſo angenehme Miſchung, daß die Seele in eine Lage gebracht wird, in die ſie an keinen andern Ort kommen kann.

Der Ueberfluß an Weiden und der Mangel an Feldern nöthigt faſt alle Einwohner, Hirten zu ſeyn; ein Stand, dem immer Langeweile und oft Beſchwerlichkeit folgt. Mit den erſten Tagen des May, wenn der Schnee einen Theil der Berge verläßt, klettern ſie ſchon mit ihren Heerden hinauf, und vertheilen unter ſich die Bezirke der Weide. Hier bauet ſich ein jeder eine Hütte, die vier oder fünf Fuß hoch, und mit Baumrinde bedeckt iſt. Dieſes iſt ſein Pallaſt für den ganzen Sommer. Ihre Beſchäftigung iſt die Heerde herumzuführen, ſie zuſammen zu halten, ſie gegen Wölfe und Bären zu vertheilvertheidigen, und die Sonne zu betrachten, die ſie ſehr oft verbrennt; einige bringen auch ihre Zeit mit Stricken hin. Früh und Abends melken ſie ihre Schafe, und machen Käſe von der Milch, die ſie in ihren Hütten trocknen laſſen. Ihre Weiber und Kinder beſuchen ſie alle acht Tage, bringen ihnen Lebensmittel, und nehmen die Käſe mit. Die Hirten hingegen gehn nur alle vierzehn Tage ins Dorf, um Meſſe zu hören. Die eine Hälfte von ihnen, oder ihre Kinder bleiben da, um die Heerde zu bewachen. Insgemein verweilen ſie auf den hohen Bergen bis zu Ende des Septembers, dann nöthigen ſie die Nebel, herunterzuſteigen, und in den Ebenen zu überwintern. Eine Menge fleiſchfreſſender Thiere folgt ihnen ſehr regelmäßig; als zum Beyſpiel der Wolf, Adler, Geyer, die einmal gewohnt ſind, auf Koſten der Heerden zu leben. Da das männliche Geſchlecht immer mit der Sorge für ſeine Heerden beſchäftigt iſt, ſo wird es den Weibern überlaſſen, das Land zu bauen. Man ſieht ſie die Düngung auf den Köpfen tragen, während daß ſie an den Bergen klettern müſſen; ihre Felder jäten, oder ſich ſelbſt an eine Egge ſpannen. Oft hacken ſie den Waizen Fuß für Fuß. Ueberhaupt ſind ſie in einer beſtändigen Thätigkeit, um ſich mittelmäßige und unzulängliche Erndten zu verſchaffen. Das Land trägt jedes Jahr. Man ſäet wechſelsweiſe Waizen und türkiſch Korn. Die Thäler, wo viel Weiden ſind, ernähren Pferde, die ganz Frankreich kennt, und eine Menge Rindvieh.

Im Ganzen ſind die Bewohner dieſer Gebürge klug und fleißig. Sie machen alles Werkzeug ſelbſt, das ſie nöthig haben. Wenn ſie bauen wollen, ſo weiß jeder ſeinen Ofen anzulegen, worin er Kalch brennt.

Das Thal Aſpe, an welches die Wege aus den Wäldern von Iſſanx und Pakt ſtoſſen, iſt von einer ſehr angenehmen Ausſicht. Es iſt beynahe rund, und hat eine halbe Meile im Durchſchnitte. In der Mitte flieſſet der Gave.

Am Eingange deſſelben, nicht weit vón dem Dorfe Escot lieſ't man eine lateiniſche Inſchrift, die zwölf Fuß hoch von dem Wege an auf einen Felſen, den man ſprengen mußte, um ihn zu erweitern, eingegraben iſt. Sie beſteht in folgendem:

L. VAL. LERNUS CE. R.
$\overline{\text{II}}$. VIR BIS HANC
VIAM RESTITVIT
LAMIIIAIV
AMICVS.
C.
S.

Man erzählt, daß die Römer durch dieſes Thal in Spanien eingedrungen ſind. Die Innſchrift ſagt, daß ſie dieſen Weg gebeſſert haben. Es ſcheint aber nicht, daß er zu groſſen Unternehmungen dienen konnte. Dieſer Theil der Pyreneen iſt grade der unzugänglichſte, und der Uebergang iſt noch immer fürchterlich, aller Arbeiten ungeachtet, die man ſeit vierzehn Jahren daran thut.

2.

Virgils Aeneis.

Neunter Geſang.

Als ſich aber das in andern Gegenden zutrug,
ſandt' indeſſen herab Saturnia Juno vom Himmel
Göttin Iris zum kühnen Turnus, der eben ſich einſam
aufhielt im geweihten Hainthal des Anherrn Pilumnus.
5. Dort vernahm er ſo vom Roſenmunde die Göttin:
Turnus!! was kaum ein Gott unternähm, dich hoffen zu laſſen,
ſiehe, das trägt ſich ſelbſt nun zu im Wechſel des Zeitlaufs.
Stadt, Gefährten und Schiffe verließ Aeneas; ſich wendend
an Evander's Scepter im palatiniſchen Wohnſitz.
10. Nicht gnug; zu den entlegenſten Städten Etruriens reißt er,
wafnet dort ein Tuſciſches Heer geſammelten Landvolks.
Zweifelſt du noch? — 's iſt Zeit zu fordern die Wagen, die Roſſe;
allem Verzuge brich ab, ſtürm in der Verwirrung das Lager!
Sprachs und hob ſich mit gleichen Flügeln gen Himmel, zog fliehend
15. unter die Wolken ſo hin den unermeslichen Bogen.
Da erkennt ſie der Jüngling, ſtreckt beide Hände zun Sternen,
ruft der fliehenden nach: o Zierde, Iris, des Himmels,
wer verſendet dich aus den Wolken nach mir her zur Erde?
was iſt das für ein heitrer Himmel auf einmal? ich ſehe
20. Wolken ſich über mir theilen, ſehe da irren die Sterne
an dem hohen Pol — Will folgen dieſer Erſcheinung,
wer du mich auch zun Waffen rufſt! So ſpricht er, und eilet
hin zum Fluſſe, und ſchöpft vom oberſten Spiegel der Fluten,
fleht zu den Göttern viel, belaſtet die Lüfte mit Wünſchen.

25. Und ſchon rückt ſein ganzes Heer in's offene Feld aus,
reich an Roſſen, geſticktem Gewand, und goldener Zierrath.
Meſſapus voran führt auf, und die Söhne des Tyrrheus
ſchlieſen das Treffen; die Mitte belebet Turnus, ihr Feldherr;
rüſtig in Waffen iſt er's, der über alle hervorragt.
30. So zu ſtiller Tiefe aus ſieben ſanftflieſenden Bächen
wächſt der Ganges an; ſo ſchwillt der fruchtende Nilus,
wenn er, die Fluren verlaſſend, ſich in ſein Ufer zurückzieht.

Nun erſehn die Teukrer von fern, wie ſich Wolken von Staube
ſchnell anhäufen, was in den Feldern für Dunkelheit aufſteigt.
35. Da ertönt zuerſt vom nächſten Thurme Kaikus:
Was iſt das für ein dunkler Haufe, der dort ſich heranwälzt?
Hurtig zun Waffen, Trojaner! Gewehr her! beſteiget die Mauer!
He! der Feind iſt da! — Sie ſammeln mit groſem Geſchrei ſich,
innerhalb der geſchloſſnen Thore, und füllen die Mauern.
40. Denn ſo befahl beim Abſchied der kriegserfahrne Aeneas,
bei dergleichen Ereigniß kein Treffen im Felde zu wagen,
nur das Lager zu ſchützen, und Mauern, geſichert vom Walle.
Wenn alſo gleich ſie Ehre und Zorn erhitzet zum Treffen,
ſchlieſen ſie doch die Thore, befolgen die Vorſchrift Aeneas,
45. warten gerüſtet des Feinds, in hole Thürme verborgen,
Turnus, fliegend voraus vor dem ſäumigern Fußvolk, gelanget
unverhofft hin zur Stadt, mit zwanzig erleſener Ritter.
Da trug hoch empor ſein ſcheckichtes thraciſches Roß ihn,
mit dem goldnen Helm, vom rothen Buſche beſchattet.
50. Wer zuerſt mit mir, ihr Jünglinge, bricht in dem Feind ein?
ſehe! ruft er aus, und ſchwingt zugleich in die Lüfte den Wurfſpieß,
anzufangen das Treffen; er ſelbſt ſprengt muthig ins Feld hin.

Ihn empfängt der Seinen Geſchrei; im wilden Getöſe
folgen ſie dorthin ihm nach, ſich wundernd der Feigheit der Troer,
55. Daß ſie nicht rücken ins Feld, entgegen, wie Männer, dem Angriff
nicht ſich erheben; nur wahren des Lagers. Voll Unruh ſprengt Turnus
um die Mauern umher, ſucht unbemerkt Zugang zu finden.
Wie im Hinterhalt am vollen Schafſtall mit Unmuth
lauert der knirſchende Wolf; er ſtand viel Regen und Sturmwind
60. bis zur tiefen Mitternacht aus; die geſicherten Lämmer
blöken unter den Müttern; grimmig und ungerecht zürnt er
über die ihm Verſchloſſnen; ihn quälet des langen Hungers
hochgeſtiegene Wut, und die blutloſe Dürre des Schlundes.
So entbrennt auch für Zorn der Rutuler; Mauern und Lager
65. ſiehet er vor ſich; das dringt durch Mark und Gebeine ihm ſchmerzvoll.
„Wo da einzubrechen? auf welchem Wege die Teukrer,
„ganz umſchloſſen mit Wällen, ins freie Feld hin zu treiben?
An der Seite des Lagers, zugleich von Wällen umgeben,
und den Fluten des Fluſſes, verbargen die Schiffe ſich, welche
70. Turnus izt angreift; er ruft nach Feuer die muth'gen Gefährten.
Hitzig erfaſſt er mit eigner Fauſt die brennende Fichte.
Nach mit Eifer ihm folgend, von ſeinem Beiſpiel geſpornet,
ſucht ſich ſämmtliche Mannſchaft mit rauchender Fackel zu wafnen,
reiſt von Heerden die Feuerbrände, und mitten aus Pechdampf
75. bricht nun die Flamme hindurch, treibt in ihm die Funken gen Himmel.
Was für ein Gott widerſtand der Brandwut, ihr Muſen, erzählt es!
Welcher entriß den gewaltigen Flammen die Schiffe der Troer?

Sei

Sei für Wahrheit das Alter; der Ruf kam doch auf die Nachwelt!
Damals, als zuerſt auf dem phrygiſchen Ida Aeneas
Schiffe erbaute, und ſich in See zu gehen bereit hielt:
wandte ſich, ſagt man, die Göttin Mutter von Berecynthus
alſo zum groſen Jupiter: du gewähreſt die Bitte
einer dir werthen Mutter, o Sohn, des Olympus Beſieger!
Lieb iſt mir von langen Jahren der Fichtenwald, wo man
mir auf heiliger Höhe manch Opfer brachte. Dort war es
ſchattig ſonſt von ſchwarzen Tannen und Ahorn; doch gab ich
gern davon her zum nöthigen Schiffbau dem jungen Trojaner.
Und nun bin ich ſelbſt voll ängſtlicher Furcht; o befreie
mich davon! laß dies der Mutter Bitten vermögen!
Laß nicht ſcheitern die Schiffe, ſie unterliegen dem Sturm nicht!
abzuſtammen von meinem Berge mög' ihnen ſo nützen!
Drauf erwiedert ihr Sohn, der Weltenregierer: o Mutter,
was verlangſt du vom Schickſal? Der Unſterblichkeit Rechte
ſollen die Schiffer gebühren, der Arbeit ſterblicher Hände?
ſoll des Erfolgs gewiß ſeyn von ungewiſſen Gefahren
Aeneas? iſt einer Gottheit zu ſchaffen das möglich?
Lieber ſie alle, die ihre Beſtimmung, Auſoniens Häfen,
noch erreichten, entledigt nun ihres Dienſtes, den Meeren
nun entronnen, ſie alle, welche Dordaniens Fürſten
trugen bis zu Laurentums Gefilden, will ich entreiſen
lieber der ſterblichen Form, beſtellen zu Nymphen des groſſen
Weltmeers; gleich der Nereiſchen Doto, gleich Galatea,
ſoll ihr Buſen hinfort die ſchäumenden Wogen zertheilen.
Sprachs, und betheuerte es beim Styx, dem Strome des Bruders,
beim Geſtade, von Pech entbrannt im düſteren Schlunde;
Sein betheuernder Wink erſchüttert den ganzen Olympus.
Und nun erſchien die verheißne Zeit, ſie hatten die Parzen
ganz vollendet, als Turnus Unfug die Muttergöttin warnte,

warnte, die heiligen Maſten für jener Fackel zu ſchützen.
110. Da ſah man mit ungewohntem Glanze von Oſten
her am Himmel ziehen die groſe Wolke, aus welcher
tönten die Chöre vom Ida, es rufte die ſchreckliche Stimme
durch die Lüfte ins Heer den Troer und Rutuler alſo;
Eilt, ihr Teukrer, nur nicht mit meiner Schiffe Beſchirmung;
115. waffnet nur euch noch nicht! viel eher verbrennen wird Turnus
Meere, als meine heiligen Fichten — O gehet nur frei hin,
gehet nur, Nymphen des Meers, die Muttergöttin befiehlt es!
Da entreiſen die Schiffe ſofort dem Ufer, und ſuchen,
gleich Delphinen, mit eingetauchtem Schnabel die Tiefe,
120. Bald von da empor, o Wunder, erheben ſich wieder
eben ſo viele Nymphengeſtalten, und ſchwimmen ins Meer hin,
als erſt Schiffe mit ehernem Schnabel am Ufer ſich hielten.
Stumm Entſetzen ergreift die Rutuler; ſelbſt auch Meſſapus
ſtaunt beim Toben der ſchüchternen Roſſe; die rauſchende Tiber
125. ſaumt an ihrem Lauf, iſt ſcheu, zu flieſſen dem Meer zu.
Aber Turnus läßt doch nicht ſinken das kühne Vertrauen,
weiß zu tröſten die Seinen, ſie alſo mit Freimuth zu ſchelten;
Auf die Trojaner bezieht ſich das Wunder; ſogar die gewohnte
Zuflucht hat Jupiter ihnen entzogen; ſie ſollen die Schwerter
130. warten nicht einmal ab, nicht die Fackel der Rutuler, ihnen
ſoll verſchloſſen das Meer ſeyn, und die Hofnung zu fliehen,
und ſo abgeſchnitten der halbe übrige Erdkreis.
Wir ſind Gebieter des feſten Landes; viel tauſende tragen
aus Italiens Völkern für unſere Sache die Waffen.
135. Auch nicht Götterſprüche, wenn deren die Phryger ſich rühmen,
machen mir Leid; denn gnug hat Orakel und Venus gewonnen,

daß doch Auſoniens fette Geſilde Trojaner betraten.
Eben ſo gut beſtimmt mich das Schickſal, der Gattin Verführung
an dem ſchändlichen Volk: mit tilgendem Schwerte zu rächen.
140. Nicht blos Atriden bringt man ſo auf; nicht zu Mycenä
darf man ſo zun Waffen nur greifen. „Doch eine Zerſtörung
ſchon erlitten zu haben, ſei gnug!“ Es möchte wohl hingehn,
was ſie verbrachen vorher, eh' ſie dem Weibergeſchlecht noch
nicht ganz gram ſein dürften; ihnen, die itzt aus Verſchanzung
145. und aus zögernden Gräben, dem kleinen Abſtand vom Tode,
Muth zu ſchöpfen vermögen, als hätten ſie ſinken in Flammen
nicht die Mauern von Troja geſehn, ein Werk des Neptunus.
Aber, Erwählte, wer bricht mit mir wohl dort in den Wall ein?
ſtürmt mit mir ſo in der Verwirrung das Lager? ich habe
150. nicht Vulkaniſcher Waffen, nicht tauſend Segel von nöthen
wider Trojaner. Auch mögen zu ihnen Verbündete immer
ſammeln aus Tuſcien ſich. Nicht Finſterniß ſollen ſie fürchten,
noch verächtlichen Diebſtahl eines Palladium, wo man
hinterliſtig die Wache des hohen Schloſſes erſt mordet;
155. Wollen uns nicht verkriechen im finſtern Bauche des Pferdes;
frei, am hellen Tage ſoll Feuer die Mauern umgeben;
ſollen gewiß nicht wähnen, daß es mit griechiſcher Jugend
gebe zu thun, die Hektor zehn Jahre herumzog. Voritzt nur,
da doch einmal die beſte Tageszeit hin iſt, beſorget
160. freudig des Leibes Verpflegung; bisher ging's gut, und ihr ſeid dann
beſſer noch vorbereitet zum baldigen Treffen, ihr Männer!

Unterdeſſen erhält Meſſapus Befehl, vor die Thore
auszuſetzen die Poſten, umher dort die Feuer zu zünden.
Vierzehn Rutuler werden erkieſt zur Obacht der Mauern,

mit der Mannſchaft. Denn jedem von ihnen folgen noch hundert
Jünglinge nach; ſie glänzen in Purpurbüſchen und Golde,
ſtreifen umher, und löſen ſich ab, und lagern im grünen,
pflegen da weidlich des Weins, und leeren die ehernen Becher.
Hell entflammen die Feuer umher, die Wache bringt ſchlaflos
hin in Spielen die Nacht.
Alles erſehen die Troer, poſtirt auf Höhen des Walles,
wahren ſorgſam der Thore, und ſetzen die Gänge der Thürme,
ſamt den Schanzen in Stand, und fleißig trägt man Gewehe zu.
Mnestheus regt an, und der raſche Sereſtus; ſie hatte Aeneas
zu der Mannſchaft Führer und zur Geſchäfte Regierung
auf den Nothfall beſtellt. Man theilt durchs Loos die Gefahren
jedes Poſten der Mauer im Heer, und wechſelt in dem ab,
was Vertheidigung fordert. Ein Thor bewachte da Niſus
Hyrtakus tapfrer Sohn; im Wurfſpieß ſchnell, und des Zieles
leichter Pfeile gewiß, ließ ihn, Aeneas zu folgen,
Ida von ſich, die Freundin der Jagd. In ſeiner Geſellſchaft
wachte mit Euryalus; kein Jüngling ſchöner als der wohl,
war in Aeneas Gefolg, träg in trojaniſchen Waffen.
Jugendlich keimt ihm erſt auf glatter Wange die Mannheit.
Beide belebte nur eine Neigung, ein Kriegermuth beide.
So auch hielten ſie itzt auf einem Poſten die Wache.
Freund, entzünden wohl Götter in uns, ſprach Niſus, dies Feuer?
oder hat jeder den Gott in ſich in wilder Begierde?
Wenigſtens mich nach Kampf und groſſen Thaten ſchon lange
träget der Sinn, in Ruhe ſelbſt raſtlos. Du ſieheſt, wie ſicher
ſich die Rutuler achten, und wie gar wenige Feuer
ihnen noch ſchimmern; ſie liegen in Wein und Schlafe begraben;

weit und breit umher herrſcht tiefere Stille; hör' itzo,
was nach manchem Bedenken für ein Entſchluß in mir aufſtieg.
195. Alles verlangt nach Aeneas; du weiſt, daß ſichere Kundſchaft
nach ihm zu ſenden, der Wunſch des Volks, und der Väter des Volks iſt.
Bleibt für dich die Belehnung, (am Ruhm der Thaten genügt's mir,)
die ich davor bedinge, ſo denk' ich, es könne wohl dorthin
über dem Hügel der Weg nach Pallanteum ſich finden.
200. Euryalus erſtaunt; von Ruhmbegierde auf einmal
tiefbetroffen erwiedert er ſchnell dem feurigen Freunde:
Mich wollt'ſt du nicht haben zu groſſer Thaten Gefährten,
Niſus, mich nicht? ich aber ſoll in Gefahren allein dich
ziehen laſſen? nicht alſo hat mich mein Vater gelehret,
205. der ſtreitbare Opheltes, als er mich unter den Schrecken
des argoliſchen Kriegs im Mühſal Iliums aufzog.
Nicht ſo halten wir's unter uns, ſeitdem wir Aeneas,
des grosmüthigen, Schickſal zum redlichen Ziele begleiten.
Auch in dieſer Bruſt wohnt, auch hier, Verachtung des Lebens;
210. nicht zu theuer damit erkauft wird ewiger Nachruhm,
den du ſucheſt, auch mir ſeyn. Ihm giebt Niſus die Antwort:
Euryalus, von dir glaubt' ich nicht anders! wär unrecht!
nein! nicht anders! ſo wahr der groſſe Jupiter einſtens
oder welche ſonſt billige Gottheit uns anblickt, dir wieder
215. ſoll im Siegesgeſchrei zurück vom Frieden mich bringen!
Aber wenn nun ein Zufall, (du ſiehſt gar wohl ein, wie viele
ſolch ein Wagſtück bedrohn,) wenn nun ein Gott mich von hinnen
riſſe, ſo wünſcht' ich doch, du bliebſt noch übrig; dein Alter
iſt des Lebens würdger! Mag ſich doch finden für mich wohl
220. jemand der meinen Leichnam, er ſei im Kampfe erſtritten,
oder mit Geld erkauft, gewöhnlich zur Erde beſtatte;

oder der, wenn auch das ſogar ein Schickſal verwehrte,
ihm abweſend ein Trauerfeſt gäb', ein Denkmal dem Grabe.
Daß ich doch gar nicht Urſach zur Trauer werde der Mutter,
225. die dir, als Knabe noch, wagte vor vielen zärtlichen
Müttern
nachzufolgen, verachtend den Ruhplatz des groſſen Azeſtes!
Euryalus hierauf: vergeblich iſt aller der Vorwand!
mein Entſchluß wanke nicht! laß uns itzt, Niſus, nur eilen!
Sprichts, und muntert zugleich die übrige Wache; ſie löſet
30. von dem Poſten ſie ab; nach deſſen Verlaſſung begleitet
er den Freund, zu bitten Erlaubniß vom Königsſohne.

Noch im Schlafe lag itzt der Erdkreis, und alles was
lebte
linderte ſo den Kummer in ſorgenvergeſſenen Herzen.
Heerführer nur, mit erwähltem Kern der Jugend von Troja
235. pflogen noch Rathſchlag über den dringenden Zuſtand
des Reiches.
Auf die langen Speere gelehnt, die Schilde an Armen,
ſtanden ſie mitten im Feld und Lager, als, ſichtbaren Muths
voll,
Niſus und Euryalus zugleich ſich um Vortritt bewarben.
Groß, heiſt es, ſei ihr Plan, Verluſt im Säumniß; Julus
240. nimmt die lebhaften an, gebietet Niſus zu reden.
Drauf des Hyrtakus Sohn: o ſchenkt nur billig Gehör uns,
Aeneaden, ſeht nicht auf die Jahre bei unſerm Entbieten.
Die Rutuler, ganz hingegeben dem Trunk und der Schlafſucht
regen ſich nicht; da konnten wir gut den Hinterhalt abſehn,
245. nach dem Scheideweg zu, vor dem nächſten Thore am
Meere.
Faſt verlöſchen die Feuer, und zu den Sternen erhebt ſich
finſtrer Rauch; wird uns die Gelegenheit nutzbar, ſo ſollt ihr
Aeneas, den wir in den Mauern von Pallanteum
nicht umſonſt zu ſuchen vermeinen, bald wieder hier ſehen,

250. im

250. in beutereicher Rückkehr vom Blutbad erſchlagener Feinde.
Auch ſoll der Weg uns nicht trügen; wir haben bei fleiſigem Jagen
hinter den dunkeln Wällen die Stadt von ferne erblicket,
haben den Fluß uns wohl bekannt gemacht. Hier unterbrach ihn
der bejahrte Aletes, ſo reif an Einſicht, als Jahren:
255. Vaterländiſche Götter, mit deren Schutz ſich noch immer
Troja ſich tröſtet, noch wollt ihr nicht ganz die Teukrer vernichten,
wenn ihr von ſo entſchloſſenem Muthe noch Jünglingsſeelen
unter ihnen erweckt. Mit dieſen Worten umfaßt er
beider Schultern und Hände, und netzt mit Thränen ſein Antlitz.
260. Was für Belohnung könnt' ich ſolcher Thaten wohl jemals
würdig genug erkennen? die ſchönſte gewähren vorerſt euch
Götter und eigene Tugend; hernach wird der fromme Aeneas
auch das ſeinige thun, nicht ſolcher Verdienſte vergeſſen,
nicht der hofnungsvolle Julus. Ich eben beſchwör' euch,
265. fiel der ein, mein Wohl beruht ganz auf Rückkehr des Vaters,
ich beſchwöre dich, Niſus, bei unſern groſſen Penaten,
bei Aſſerakus Schutzgott, beim Heiligthume der Veſta!
Alles mein Glück leg' ich, mein ganzes Vertrauen in euern
Schooß; ruft meinen Vater nur wieder zurück; verſchaffet
270. ſeine Gegenwart wieder! begegnen nichts trauriges kann uns
haben wir ihn nur wieder! ich ſchenk' euch zwei treflich geäzte
ſilberne Becher; ſie wurden einſt meinem Vater zur Beute
als er Arisba einnahm, ein Paar dreifüßiger Seſſel
zwei Talente in Gold, auch von der Sidoniſchen Dido

275. Den

Den verehrten Pocal. Doch wenn ich ſolte Erobrer
ſein von Italiens Reich, und ſo die Beuten verloſen:
haſt du geſehn, auf welchem Roſſe, in welcher Bewafnung
Turnus, wie vergoldet, daher ſprengt? eben der Schild ſoll
mit dem rothen Helmbuſch vom Looſe zurückſtehn, und dein ſchon
ſein zur Belohnung voraus, mein Niſus! überdies ſoll auch
dir mein Vater zwölf der ſchönſten Frauen verehren,
an Gefangnen gleich viele, mit ihren ſämtlichen Waffen,
nebſt den eignen Ländereien des Königs Latinus.
Aber du, dem mich das gleichere Alter mehr nähret,
junger, liebenswürdiger Freund, dir biet ich dies Herz an!
ſollſt mich in alles Schickſal begleiten, ſoll mich verlangen
ohne dich keines Ruhms im Frieden oder im Kriege;
Rath und That mit dir ſoll die Vertraulichkeit theilen.
Mich, ſpricht Euryalus, dem Unterfangen ganz ungleich
ſoll man nie erfinden; ſei welcher es wolle der Ausgang!
Eins doch erbitt' ich für allem. Von Priamus altem Geſchlecht her
ſtammt mir die Mutter, die Arme, die weder Trojens Gefilde
noch der Ruhplatz des Königs Aceſtes mir abhielt zu folgen.
Ich verlaſſe ſie itzt, unbegrüßt, und ſo der Gefahren
unbewuſt, die mich etwa bedrohn. O ſie zu ertragen,
Tränen von dieſer Mutter — bin ich unfähig; ich nehme
deſſen die Schatten der Nacht, und deine Rechte zu Zeugen!
Beizuſtehn der Schwachen, fleh' ich, die Verlaßne zu tröſten;
in der Hofnung getroſter geh' ich Gefahren entgegen
Thränen vergieſſen die tiefgerührten Trojaner; vor allen
doch der ſchöne Julus, beklemmt durch Erinnerung der Liebe
eines zärtlichen Vaters. So ſpricht er:
Jede verdiente Belohnung gelob' ich dem groſſen Entſchluſſe;
deine Mutter ſei auch die Meine; der Name, Kreuſa,

305. ſoll ermangeln ihr nur; denn klein iſt immer der Ruhm nicht
dich gebohren zu haben, was auch der Thaten Erfolg ſei.
Wie mein Vater ſonſt pflegt, bei dieſem Haupte ſchwör' ich auch;
was ich dir verhieß auf den Fall beglückter Zurückkunft,
deiner Mutter ſoll das, ſoll deinem Hauſe verbleiben!
310. Sprichts mit Thränen im Aug' und zieht das goldene Schwert aus;
als ein Wunder der Kunſt macht' es Lykaon von Gnoſſus,
paßte ihm niedlich an die elfenbeinernen Scheide.
Mneſthus verſchenkt an Niſus die Haut vom ſchrecklichſten Löwen
einſt erkämpft; den Helm vertauſcht der treue Aletes.

315. So bewafnet gehn ſie einher, und treten den Weg an.
Es begleiten ſie bis zum Thore mit Wünſchen die Häupter
aus der Verſammlung, alte und junge Der ſchöne Julus
Mann an Muth und Klugheit, an Jahren nur Jüngling, giebt ihnen
auszurichten viel mit an den Vater. Doch alles das, alles
320. ward in Lüfte geſprochen, vergebens in Wolken verwehet!
Ueber die Gräben ſind ſie nun weg, und dringen im finſtern
ein ins feindliche Lager, gar vielen vorher erſt verderblich.
Da und dort im Graſe erblicken ſie hingeſtreckte
Leiber, voll Weins und Schlafs, und aufwärts gerichtete Wägen;
325. Männer da zwiſchen Zügeln und Rädern, und durcheinander
Waffen und Weingefäße. Zuerſt bricht Niſus das Schweigen:
Euryalus, hier muß was gewagt ſein; die Sache ſelbſt will es.

Unſer Weg gehe hierher; daß nur kein Haufe im Rücken
ſich erhebe, mußt du verhüten, mußt weit umher lauſchen;
330. da herum will ich verwüſten und räumliche Straſſe dir bahnen.
So mit leiſerer Stimme itzt Niſus. Gleich wendet ſein Schwert ſich
wider den ſtolzen Rhamnes; auf hohem Teppiche ruhend
athmet er eben mit voller Bruſt den weidlichſten Schlaf aus.
Er, ſelbſt König, war Turnus, des Königs, geſchätzteſter Augur;
335. nur nicht Deuter genug zu wenden ſein eigen Verderben.
Itzt trifft das Schwert zwey Diener des Rhamnes, unter Gewehre
hingedehnt, ſamt dem Waffenträger und Führer des Wagens.
Unter den Pferden lag der; ſie alle ſtreckten dem Schwert recht
hin die hängenden Hälſe. Den Kopf verlieret ihr Herr, bleibt
340. alſo liegen, ein Rumpf, und ſchluchſet da noch ſein Blut aus.
Heisgeworden in ſchwarzen Blut ſchwimmt Boden und Bette.
Lamus und Lamyrus kommen auch um, und der junge Saranus,
ſchön von Geſicht; er hatte noch ſpät in die Nacht hin getanzet,
ließ ſich den Weingott beſiegen; viel glücklicher, wenn er in Spielen
345. aushielt die Nacht, und bis zum lichten Tage verweilte.
Wie des Futters lange beraubt der Löwe im Schafſtall
wütet; für raſendem Hunger erknirſcht der blutige Rachen,
ſchleppt, zerfleiſchet das weiche Vieh, für Schrecken verſtummet.
Eben ſo Euryalus; mit gleichem Grimm überfiel er
350. tödlich viel namenloſes Volk, und unter demſelben
Abaris und Fadus und Rhötus, ingleichen Hebeſus,
unvermuthet ſie alle; der einzige Rhötus erwachet,
ſieht erſt furchtſam zu hinter mächtigen Trinkgeſchirren,
ſtehet nun auf; da ſtößet das Schwert ihm tief in die Bruſt ein
355. Euryalus, zieht's wieder zurück, vom Tode noch triefend.

Rhötus giebt von ſich die Purpurſtröme des Lebens,
ſterbend hierbei noch Wein. Den Ueberfall hitzig verfolgend
Geht nun Euryalus nach Meſſapus Gefährten; das letzte
Feuer verlöſchen ſieht er, ſchon graſende Roſſe im freien,
als itzt Niſus, empfindend, daß heiſe Begierde zu tödten,
ſie hinriß zu weit, ihm zuſpricht: laß uns nun abſtehn!
Schon bedroht uns der Tag, Blut gnug iſt der Rache gefloſſen;
mitten durch Friede hindurch iſt ja die Straſſe eröfnet!
Und ſo lieſen ſie nun viel trefliche Waffen, mit Silber
dicht eingelegt, viel Becher und ſchöne Teppiche liegen;
doch nahm Euryalus des Rhamnes Pferdeſchmuck mit ſich,
nebſt dem Gürtel mit goldnen Buckeln, den vormals der reiche
Cädicus an den Tiburtiniſchen Remulus weit her
überſandte bei Stiftung des Gaſtrechts. Der ließ ihn dem Enkel,
ſterbend zurück, bis daß er nach deſſen Tode im Kriege
wurde noch des obſiegenden Rutulers Beute; ihn raubt itzt
Euryalus, und legt ihn den ſtarken Schultern umſonſt an.
Auch des Meſſapus Helm, mit Federbüſchen gezieret,
findet er ſich bequem, verläßt ſo das Lager mit Niſus,
Sicherheit nun zu ſuchen. Indeſſen ziehn aus Laurentum
die vorausgeſendeten Reiter, um Antwort dem König
Turnus zu bringen, (im Felde liegen die übrigen Schaaren)
ſtark dreihundert, mit Schilden verſehn, geführet von Volſcens.
Sie erblicken, als ſie itzt der Verſchanzung ſich nahen,
jene den Nebenweg ſchleichen, denn vom erbeuteten Helm ließ
dunkelklare Nacht das Mondenlicht wieder glänzen
Euryalus gedachte hieran nicht. Im Haufen ſchreit Volſcres;
Das iſt kein Augentrug! ſteht, ſteht, ihr Männer, was macht ihr
hier? wer ſeid ihr in Waffen? ſagt an, wo geht euch der Weg hin?
Sie erwiedern nichts, beflügeln lieber den Rückzug nach

nach dem Wald, und vertrauen der Finſterniß. Aber die Reiter
breiten ſich auf die wohlbekannten Steige herum aus,
dahin und dorthin, beſetzen auch jeden Zugang mit Wache.
In dem Walde, voll rauhen Geſträuchs und finſterer Eichen
und verwachſener Dornen, ſchimmerten wenige Pfade
vor, zu denen man nur auf heimlichen Gängen gelangte.
Euryalus fand ſich, aus Furcht, am Wege zu irren,
noch mehr aufgehalten im Finſtern durch läſtige Beute.
Schneller dringt Niſus vor; entronnen den Feinden kommt er ſchon
unbemerkt bis an die Sümpfe, genannt die Albaniſchen nachmals,
itzt ein Platz für Latinus Heerden. Da ſtehet nun Niſus
ſtill, und ſieht ſich vergebens nach dem entkommenen Freund um.
„Euryalus, Unglücklicher, wo verließ ich dich? wo nun
folg ich dir hin?“ Er eilt zurück die verwickelten Pfade
im betrüglichen Wald, geht alle rückwärts bemerkten
Spuren noch einmal nach, irrt ſo in ſtillen Gebüſchen,
hört itzt Roſſe und Lärm, vernimmt der kommenden Zeichen,
bald hierauf ein Geſchrei, erblickt den Vermißten hier wieder
wie ihn, als er ſich ſo in Wald und Finſterniß trüget,
drängt mit raſchem Getümmel der feindliche Haufen; ſie reiſſen
mit ſich ihn fort, er kämpft und widerſtrebt nur vergebens.
Was ſoll Niſus itzt thun? mit welchen Kräften den Jüngling
wieder entreiſſen dem Feind? mit welchen Waffen das wagen?
Soll er ſich ſtürzen auf ſie, ſo eilen zum rühmlichen Tode?
wundenreich ſo ſterben? itzt greift er haſtig die Lanze,
ſtreckt ſie empor, blickt auf, fleht ſo zur hohen Diana;
Göttin, erſcheine nur itzt dem Unterfangen zu Hülfe,
waldbeſchützende Tochter Latonens, Zierde der Sterne!
Wenn auf deinen Altären mein Vater Hyrtakus jemals

415. bracht' ein Opfer für mich, wenn ich ſelbſt mehrere brachte,
manchen Gewinn der Jagd an heiliger Pfoſte dir aufhing:
o ſo laß mich zerſtreun die Rotte, und lenke den Wurfſpieß!
Sprichts und ſchleudert ihn hin aus allen Kräften; im Fluge
theilt er die Finſterniſſe der Nacht, und trifft in dem Rücken
420. den abwärtsgekehrten Sulmo, zerbricht da, und ſplittert
ihm durchs Herz; er krümmt ſich im Staube, ergieſet
warme Ströme von Blut, ſelbſt kalt und in tiefgeholten
Seufzern noch hebend die Bruſt. Da ſchauen die Feinde mehr um ſich.
Niſus, immer erhitzter, wirft itzt ſchon wieder von oben
425. hoch die Lanze herab; die ſchieſſet ziſchend des Tagus
beide Schläfe hindurch, hängt heiß im verletzten Gehirne.
Volſcens ergrimmt, und merkt doch nicht, woher ihm der Angriff
komme, und weiß ſo nicht, wohin ſein Wüten ſich kehre.
Unterdeſſen ſollſt du mit heiſſem Blute bezahlen
430. für euch beide! ſchreit er, geht mit gezogenem Schwerte
ein auf Euryalus. Da rufte, ſinnlos für Schrecken
Niſus, der ſich nicht weiter zurück in Finſterniß halten
konnte, und unterlag dem Uebermaſſe von Wehmuth:
Hier, hier bin ich! ich that's! auf mich nur, auf mich nur die Schwerter!
435. Rutuler, hört's, mein Anſchlag war alles! er hat nichts verbrochen!
war's nicht fähig! Geſtirn und Himmel ſah'n das, und zeugen!
allzugroß war die Liebe für mich unglücklichen Freund nur!
So ruft Niſus; doch mächtig gezückt hat tödendes Eiſen
eben itzt ſchon den weiſſen Buſen des Freundes durchbohret.
440. Euryalus wälzt ſterbend ſich hin, die reizenden Glieder
ſchwimmen in Blut, das Haupt hängt hin im ſinkenden Nacken;
gleich der Purpurblume, die abgemähet dahinwelkt,

oder wie ein vom Regen belaſtetes Mahnhaupt ſich neiget.
Aber mitten unter die Feinde ſtürzt Niſus, nur Volſcens
445. iſt der Rache Ziel, er trachtet allein nur nach Volſcens.
Den zu bedecken, drückt zwar der Haufe ſich dahin und dorthin
an ihm herum; doch wieder nicht eifrig verfolget ihn Niſus
ſchwingt das blitzende Schwert, ſtößt's endlich ins ſchreiende Antlitz
des Rutulers tief ein, raubt ihm, ſelbſt ſterbend, das Leben.
450. Auf den Leichnam des Freundes hin, wirft er ſich nun, und nun erſt
ruht er im ſanften Tod von hundert Wunden entſeelt aus.
O wenn Dichtkunſt etwas vermag, o glückliche Beide,
nie erſtirbt bei der Nachwelt euer Gedächtniß, ſo lange
Aeneaden des Kapitols unbeweglichen Fels noch
455. innen haben, der Stifter Roms die Welt noch beherſchet!

Sieg und Beute blieb ſo den Rutulern; weinend ins Lager
trugen ſie Volſcens hin; geringer war dort nicht das Trauern
als man Rhamnes fand, und bei ihm Saranus und Numa,
ſoviel Häupter auf einmal erſchlagen. Gewaltiger Zulauf
460. war nach ihnen, und nach den halbtoden, war zu den heiſſen
Stellen vom friſchen Mord, zu Bächen von ſchäumenden Blute.
Nun erkennt man die Beute, den ſchimmernden Helm von Meſſapus,
und den Pferdeſchmuck, wieder mit ſo viel Blute erobert.
Itzt verſtreute die neuen Stralen Aurora zur Erde,
465. ſich von Titónus goldenem Bett' erhebend; auf alles
goß ihr Licht ſich aus, und unterſchied ſo die Dinge:
als itzt Turnus, gerüſtet ſchon ſelbſt, ſein Volk in die Waffen
aufruft und zur Schlacht ſie ordnet, die eiſernen Stangen.
Man erhitzt ſich untereinander durch mancherlei Reden;

470. trägt, erbärmlicher Anblick! ſogar auf Spieſſen, und folget
nach mit groſſem Geſchrei, hoch vor die Köpfe von Niſus und Euryalus.
Auf dem Walle zur Linken, zur Rechten begränzte der Fluß ihn,
ſtellen ſich auch die harten Troer entgegen in Ordnung.
475. Sie beſetzen die tiefen Gräben, und ſehn mit Betrübniß
von der Höhe der Thürme den Feind daherziehn, die Spieſſe
mit den Köpfen voraus, ſchwarz Blut geronnen auf ihnen,
doch noch kenntlich genug den Betrübten. Geflügelt durcheilet
Fama die bebende Stadt, dringt durch zum Ohre der armen
480. Mutter Euryalus; kalt wird ſie auf einmal; es ſinket
aus den Händen die Spindel, die Fäden winden ſich rückwärts.
Nun rafft ſich die Unglückliche auf; mit weiblichen Heulen
reißt ſie das Haar, und auf die Mauer ins vorderſte Treffen
eilet ſie hin, ſcheut nicht die Krieger, iſt nicht der Gefahren
485. eingedenk, und alſo erfüllt ſie mit Klagen die Lüfte:
So erblick ich dich, Euryalus? das war die Erholung
auf ein ſpäteres Alter? konteſt allein mich ſo laſſen,
Grauſamer! nicht einmal dir, in ſolche Gefahren verſendet,
durft ich arme Mutter das letzte Lebewohl ſagen!
490. Ach, auf fremden Boden zur Beute lateiniſchen Hunden
hingeworfen und Vögeln liegſt du! ſogar nicht als Mutter
ſollt ich vor deiner Leiche hergehn! nicht drücken die Augen!
deine Wunden nicht waſchen! das Kleid dir nicht anziehn, woran ich
emſig bei Tag und Nacht des Alters Sorgen verwebte!
495. Wo nun hin? welch Erdreich enthält die geſtümmelten Glieder
und den zerfleiſchten Leichnam? alſo ſtellſt du dich mir wieder
dar, o Sohn? darzu folgt ich durch Länder und Meere?
Tödtet mich, wenn ihr Erbarmen habt, ihr Rutuler, ſchleudert
alle Lanzen auf mich, mich bringt zuerſt mit dem Schwert um.

500. Oder auch, groſſer Vater der Götter, wollſt mein dich erbarmen
ſchlagen dies dir verhaßte Haupt zum Tartarus nieder;
möchte doch ſonſt wohl nicht dies grauſame Leben verlieren!
Ihre Klagen erſchüttern die Herzen; für Mitleid erſeufzet
alles, und unverſucht ſinkt faſt der Muth hin zum Treffen.
505. Endlich ergreifen Idäus und Actor, (Ilioneus hieß es
und Julus, ſelbſt weinend,) ſie mitten unter den Schaaren,
tragen ſie weg, die Schöpferin ſolcher Betrübniß, zur Wohnung.

Aber aus ſchmetterndem Erz ertönt die Trompete von weitem;
es erhebt ein Feldgeſchrei ſich, der Himmel hallts wieder.
510. Mit geſchloſſnen Schilden nahn ſich zum Angriff die Volſcer,
ſuchen zu füllen die Gräben, die Palliſaden zu brechen.
Sie erkunden zum Theil den Zugang; erſteigen die Mauer
gern, wo klein die Beſatzung, und lichte ſteht ſchwächere Mannſchaft.
Pfeile und Spieſe auf ſie verſchwenden hingegen die Troer,
515 ſtoſſen ſie mit geſtählten Stangen hinab, ſchon gewohnet
aus der langen Belagrung, zu ſchützen die Mauern; ſie rollen
Steine hinab, von gewaltiger Gröſſe, damit ſich wo möglich
trennten die ſchildbedeckten Schaaren; wiewohl die ſich immer
unter dem feſten Dach durchaus geſichert erachten.
520. Doch bald halten ſie länger nicht aus. Denn wo ſich auch hin nur
wendet ihr ſtarker Haufe, da wälzen herunter und ſtürzen
ungeheure Laſten, und ſchlagen die Rutuler nieder,
und das Schilddach bricht. Nun mögen die Kühnen nicht länger
kämpfen, wie Blinde; ſie wollen den Feind viel lieber vom Walle

525. treiben mit dem Geſchoß!
Anderwärts ſchwingt die brennende Fichte Mezentius; gräßlich
iſt der Anblick, wie er die rauchende Fackel da einwirft.
Aber Meſſapus, der Roſſebezähmer, Neptuniſcher Abkunft,
bricht die Schanzung hindurch, und ruft nach Leitern zur Mauer.
530. Du, o Kalliope, begünſtige, fleh ich, die Dichtkunſt!
Wie das Schwert hier wütet, und was hier Turnus für Leichen
hinſtreckt, und wenn er alles hinunter ſendet zum Orkus:
das entwickle du ſelbſt, mit allem Umfang des Krieges!
Denn ihr wiſſt es, ihr Muſen, und könnt es würdig erzählen!

535. Weit umher ſchaute in günſtiger Lage vom hohen Geländer
hier ein Thurm, den die Italer ſtürmten aus äuſſerſten Kräften,
und mit gröſter Gewalt zu fällen ſich mühten. Die Troer
wehren mit Steinen ab, verſchieſſen die Menge von Speeren
durch die offenen Fenſter hindurch. Der erſte, wirft Turnus
540. Feuerfackeln, ſie hängen an Wänden, die Flamme ergreift ſchon
von dem Winde verſtärkt die Bretter, und zehret an Balken.
Innerhalb iſt man beſtürzt; umſonſt iſts, fliehen zu wollen
vor dem Unglück; man drückt ſich, man will dorthin ſich zurückziehn,
wo die Flamme nicht wütet: da liegt im plötzlichen Sturze
545. nieder der Thurm; der ganze Himmel ertönet vom Krache.
Halb ſchon Tod kommt die Beſatzung zur Erde; es fallen
ſchreckliche Laſten ihr nach; von eigenen Spieſſen durchbohret
von den Balken zermalmt wird ſie. Kaum kann da Helenor
noch entſpringen, und Lycus; Helenor war älter, verſtolen
550. zog ihn Lycimnia auf, die Sklavin des lydiſchen Königs.
Noch zum Kriege zu jung ſchickt ſie ihn vor Troja, bewaffnet

nur mit leichtem Schwert, mit leerem ruhmloſen Schilde.
Als er ihr mitten ſich unter den Tauſenden Turnus befangen
hier und da und dort latiniſche Schaaren erblicket;
555. gleich dem Wilde, wenn es, umkreiſt von Menge der Jäger,
wütend entgegen den Waffen in Tod ſich wiſſentlich werfen,
über die Jägerſpieſſe mit hohem Sprunge hinwegſetzt:
ſo ſtürzt ſich der ſterbende Jüngling unter die Feinde
da hinein, wo ſeiner die dichteſten Spieſſe erwarten.
560. Aber viel leichter von Füſſen, reißt ſich durch Feinde durch Waffen
Lycus hindurch, erreicht die Mauer, beſtrebt ſich, die Zinne
feſtzuhalten, von da der Gefährten Hände zu faſſen,
als ihn der ſiegende Turnus, ſo ſchnell wie ſein Wurfſpieß, verfolget.
Thor! ſchreit er, wie kannſt du mir zu entfliehen noch wähnen!
565. faßt ſo den Hangenden, reißt ihn mit Stück der Mauer herunter;
gleich dem hochauf ſich ſchwingenden Adler, wenn er den Haſen,
oder den weiſſen Schwan mit ſcharfer Kralle emporhebt;
oder wie aus dem Stall von der Mutter das blöckende Lamm weg
raubt der martialiſche Wolf. Allwegens beginnet
570. mit Geſchrei der Angriff, man füllt mit Erde die Gräben;
einige ſchleudern hoch nach den Dächern die brennenden Fackeln.
Ilioneus wirft mit ungeheurem Felſenſtück nieder
den Licentius, als er das Thor mit Feuer bedrohte.
Liger ſtürzt den Emathion, den Chorinäus Aſylas,
575. dieſen, im Wurfſpieß geübt, und jenen im Bogen, womit er
weit entfernte noch trog. Ortygius richtete Cäneus
hin; den ſiegenden Cäneus Turnus, vor welchem auch Itys

Clonius und Promulus und Dioxippus erlagen,
und Sagaris, und Idas hoch auf dem Thurme poſtiret.
580. Kappys erlegt den Privernus; den hatte vorher erſt Themillas
nur mit leichter Lanze verlezt; gleich warf er den Schild hin,
unüberlegt nach der Wunde greifend: da ſpießt' ihm im Fluge
der befiederte Pfeil an die linke Seite die Hand an,
ſchneidet ſo ab tiefeingedrungen mit tödlicher Wunde
585. den belebenden Odem. Noch zeigte mit treflichen Waffen
ſich des Arcens Sohn, im geſtickten Waffenrock prangend,
und im dunklern Iberiſchen Purpur; gar ſchön auch von Bildung.
Bis ihn ſein Vater entließ, wurd er im Haine erzogen,
der den Kriegsgott unter dem Fluſſe Simethum geweiht war,
590. wo Palikus Alter empfing viel ſühnender Opfer.
Den zu fällen, legt ſelbſt die Wappen Mezentius von ſich,
ſchwingt die ſauſende Schleuder, nach angezogenem Riemen,
dreimal ums Haupt, und jagt das heisgewordene Blei hin
mitten durch beide Schläfe des Gegners und ſtreckt ihn in Sand aus.
595. Damals gebrauchte im Kriege zuerſt der flüchtigen Pfeile
Aſcanius, wie man ſagt, das furchtſame Wild nur zu ſchrecken
noch gewohnt; izt ſchoß er den ſtarken Numanus darnieder,
Remulus ſonſt genannt; mit Turnus jüngerer Schweſter
hatt' er unlängſt ſich vorher im ehelichen Bande verbunden.
600. Hier ſtand er im Vordertreffen, und machte viel Worte,
werth und unwerth des Wiederholens. Die neue Verwandſchaft
bläht' ihn auf; er begann ſich ſo, der ſchreiende Praler:
Schämt ihr euch nicht, ihr zweimal gefangnen Phryger, von neuem
ſein belagert! und hinter die Mauern dem Tode entkriechen!
605. Seht man, wie ihr durch Krieg euch uns zu befreunden gedenket!

Welch ein Gott, was für Unſinn konnt' euch nach Italien treiben?
hier giebts keine Atriden, hier keinen Schwätzer Ulyſſes.
Nein, ein urſprünglich hartes Volk; zum fließenden Waſſer
bringt es die Kinder, und härtet ſie da in Näſſe und Froſt ab.
610. Knaben ſchon lieben die Jagd bei ihm, durchſtreichen die Wälder.
Spiel iſts, Roſſe zu zähmen, die Pfeile zu ſenden nach Zielen.
Hier iſt die Jugend zur Arbeit gewohnt, mit wenig zufrieden,
pflügt ſo gut das Feld, als ſie im Kriege die Städte
umkehrt; es verſtreicht das ganze Leben in Waffen;
615. ſelbſt den Pflugſtier treibt der eingewendete Spieß fort.
Nicht im trägeren Alter erſchlaff'n die Nerven der Seele;
graues Haar noch bedeckt den Helm, und Freude bleibts immer
friſche Beute zuſammen zu treiben, zu leben vom Raube.
Ihr, in den goldgeſtickten, im Purpur prangenden Kleidern
620. denkt auf Bequemlichkeit nur, und auf vergnügende Tänze.
O, in den längern Ermel und in bebänderter Mütze,
o leibhafte phrygiſche Weiber, denn Männer ſeid ihr nicht,
geht auf eure Gebirge, wo ihr der Flöte gewohnt ſeid!
Trommeln und Pfeifen der Göttin Mutter von Berecynthus
625. rufen euch hin; laßt Männern die Waffen und weichet dem Schwert aus.
Aſcanius, der die Reden voll Pralens und voll Verwünſchung
nicht erduldet, kehrt mit geſpannter Sehne ſich nach ihm,
ſchickt ſich ſchon mit verbreiteten Armen zum Ziele des Pfeils an;
bringt doch erſt Gelübde dar, zu Jupiter flehend:
630. Jupiter, allgewalt'ger, beglücke das kühne Beginnen!
feierlich ſtell ich euch ſelbſt ein Opfer, den weiſſeſten Stier, hin
deinem Altar; die vergoldete Stirn, ſo hoch ſchon erhebend wie

wie die Mutter; ſchon drohend mit Horn, und wühlend im Sande.
Ihn erhört der Vater des Himmels; es donnern zur Linken
635. heitere Wolken, zugleich erklingt der tödtende Bogen.
Abgeſchoſſen entflieht ihm der Pfeil mit ſchrecklichem Ziſchen,
bis er in Remulus Kopf die holen Schläfe hindurchdringt.
Geh nur! ſpotte noch mehr mit pralendem Stolze der Tugend!
Antwort für Rutuler iſts, von zweimal gefangenen Phrygern!
640. Aſcanius mehr nicht. Ein Freudengeſchrei der Trojaner
rauſcht ihm Beifall zu, ihr Muth erhebt ſich zun Sternen.
Damals ſah von himmliſcher Höhe Apollo herunter
auf die belagerte Stadt, und auf Auſoniſche Schaaren.
Schwebend ſo in den Wolken ſprach er zum Sieger Julus:
645. Glück zur erſten Heldenthat, Jüngling! ſo ſchwang man ſich immer
zur Unſterblichkeit auf, o Götterſohn, einſt auch von Göttern
Anherr! es reden mit Recht ſich unter Aſſarakus Stämme
alle Kriege, vom Schickſal verhängt — dich faſſet nicht Troja!
Sprachs, und ließ ſich vom Himmel herab, die Lüfte zertheilend,
650. nähert' ſich ihm, in Geſtalt des alten Butes; der war ſonſt
Waffenträger und treuer Trabant bei Anchiſes, itzt hatt' ihn
zu Aſcanius Führung der Vater Aeneas beſtellet.
Ganz dem Alten gleich trat Apollo einher; in der Stimme,
Bildung, und weiſſen Haar, in wilden Klange der Waffen,
655. redet' nun alſo an den erhitzten Julus: Genug iſts,
Sohn des Aeneas, genug, wenn von deinem Bogen Numanus
ungerächet erlag; den erſten Lorbeer verleihet,
gönnt ihm deinen nacheifernden Bogen der groſſe Apollo;

doch nun ſchone dich, Jüngling, im Treffen. So ſprechend entzieht er
mitten im Reden ſich dem ſterblichen Anblick, und ſchwindet
aus den Augen hinweg hoch in die feineren Lüfte.
Da erkannten den Gott die Dardaniſchen Häupter, vernahmen
Pfeil und Köcher von ihm, wie ſie im Fliehen erklangen.
Und nun erwehren ſie durch Phöbus göttliche Warnung
erſt des Julus Kampfsbegierde; dann eilen ſie ſelbſt auch
wieder in Streit, und wagen da offenbarlich ihr Leben.
Kräftige Bogen ſpannt man, am Riemen entfliegen die Spieſe,
ganz iſt der Boden mit ihnen bedeckt; getroff'ne Schilde
hole getroffene Helme ertönen; das Treffen wird wütend.
Alſo ſchlagen den Boden die Regengüſſe, von Weſten
kommend aus feuchtem Geſtirn; ſo ſtürzt ſich häufiger Hagel
in die Fluten herab, wenn Jupiter heftig im Südwind
naſſe Wetter vertreibt, und hole Wolken entladet.

Pandarus und Bitias, Alkanors Söhne vom Ida,
wo ſie waldliebend Hiera im Opferhain Jupiters aufzog,
Jünglinge, gleich den Tannen, gleich ihres Vaterlands Bergen,
öfnen itzt weit das Thor, zu dem ſie der Feldherr beſtellte,
laden ſo, ganz den Waffen vertrauend, zur Mauer den Feind ein.
Selbſt im Thore ſtehn ſie, ſtatt Thürmen, zur Rechten und Linken,
eiſern in Waffen, und ſchimmernd in hohem Buſche der Helme;
wie zwei Eichen, die an des lieblichen Atheſis Ufern
oder am ſtrömenden Padus ſich in die Lüfte erheben,
ein ganz gleiches Paar; die jungbeaſtete Scheitel

ſtrecket es himmelan, und nickt im oberſten Wipfel.
685. Und nun dringen die Rutuler an, erſehen das Thor ſo
ihnen geöfnet, Qvercens und Equikolus, herrlich gewafnet,
und der haſtige Tmarus, benebſt dem kriegriſchen Hämon
kehren entweder alsbald mit ganzen Schaaren den Rücken,
oder ſetzen ihr Leben zu beim Eingang des Thores.
690. Da wächſt Muth und Zorn der Troer; vorhin ſchon erbittert
ſammeln ſie ſich auf dieſem Platze mit Haufen, und ſetzen
hier das Treffen fort, ſogar mit weiterem Ausfall.
Kaum gelanget zum Feldherr Turnus, der anderwärts wütet,
und dort alles zerſtreut, die Botſchaft, es hätten die Feinde,
695. hitziger durch den Erfolg des Gefechts, die Thore geöfnet:
als er gleich abläßt, und von gewaltigem Grimme geſpornet,
hin zum trojaniſchen Thor, zum ſtolzen Brüderpaar eilet.
Antiphates zuerſt, er ſtellte zuerſt ſich entgegen,
Sohn von thebaniſcher Mutter, doch unächt, des hohen Sarpedon,
700. ſtürzt vom geworfnen Spieß. Es fliegt der Italiſche Hagdorn
durch die Lüfte, dringt tief in die Bruſt, durchſchneidend die Gurgel;
Aus der Holung der ſchwarzen Wunde ſchießt ſchäumender Blutſtrom,
und der Stahl wird heiß in der verwundeten Lunge,
Merops und Erimanthes fallen vom Schwert, und Aphydnus,
705. Drauf Bitias, aus deſſen Augen die ſchrecklichſte Wut flammt.
Nicht vom Wurfſpieß fiel er, ein Wurfſpieß konnt' ihm nicht töden,
ſondern die Feuerlanze, auf ihn, wie Blitze, geſchleudert.
ſauſte daher; nicht der Schild, mit doppelten Büffelshäuten,
noch der getreue Panzer, aus Gold zwar zweifach geſchuppet,

hielt das aus; es ſtürzte der groſe Körper zuſammen,
daß der Boden erſeufzte, der Schild ertönte vom Falle.
Alſo fällt an den Euboiſchen Ufern zu Bajä,
erſt auf verſenkte, mächtige Laſten ins Meer hin erbauet,
irgend ein ſteinerner Pfeiler, an dem die Fluten ſich brachen,
bis er nun ſich ſenkt, nun in die Tiefen zurückſtürzt.
Trübend die Wogen hebt ſich empor der dunklere Grundſand;
ganz Prochyta erzittert, ſammt Inarime, Typhöus
hartem Lager, ſeit ihn mit ihr einſt Jupiter deckte.
Itzt verſtärkte der waffenmächtige Mavors die Kräfte
und das Herz der Latiner, und ſpornte heftig den Muth an;
übergab auch die Teukrer der Flucht, dem ſchwarzen Entſetzen.
Jene drängen herzu; ſie haben Freiheit zum Anfall,
und der Kriegsgott befeuert die Bruſt.
Pandarus, wie er geſtreckt ſieht den Bruder, und was ihr für Wendung
Glück und Zufall der Sachen nähme, ſchlägt plötzlich die Pforte,
nach zurückgezwungenem Angel, mit groſſer Gewalt zu,
ſtämmt mit den breiten Schultern ſich vor, ſchließt viele der Seinen
von der Mauer ſo aus, in ſchärfſten Treffen befangen.
Andere ſchließt er mit ein, die ſich im Drange zurückziehn.
O des Thoren, der mitten im Haufen der Rutuler König
nicht eindringen ſah, und alſo ſelbſt in die Stadt ihn,
wie in träge Heerden ein grimmiges Tiegerthier einließ!

Itzt ſtralt neues Feuer von Turnus Auge; es klirren
ſchrecklich die Waffen an ihm; die blutigen Federbüſche
zittern auf ſeiner Scheitel, und Blitze entſchimmern dem Schilde.
Nun erkennen beſtürzt die Trojaner den Gegner im Antlitz,

und an Stärke der Glieder. Der lange Pandarus dringt ſich
vor, und ruft, noch brennend für Rache vom Tode des
Bruders:
Dies iſt die Königsſtadt nicht, die Amata zum Brautſchatz
beſtimmte!
740. auch nicht zu Ardea izt in den Mauern der Heimath
iſt Turnus!
'S iſt ein feindliches Lager, wo ihm der Ausgang nicht frei ſteht!
Lächelnd erwiedert mit gelaſſenem Muthe ihm Turnus;
Komm doch her, biſt du ſo muthig, komm her nur zum Kampfe!
ſollſt Priamus vom hier auch gefundnen Achilles erzählen!
745. Sprachs, und jener ſchwang nach ihm mit äuſſerſten
Kräften,
den unförmlichen Speer von rauher Rinde und Knoten.
Doch nur Lüfte empfingen die Wunde; Saturnia Juno
lenkt den Kommenden ab, es fährt der Wurfſpieß ins Thor hin.
Du aber ſollſt dem Schwert in meiner Fauſt nicht entfliehen;
750. gleich iſts nicht, wer es führt, und einerlei ſind nicht die
Wunden.
So ſpricht Turnus, und tritt einher mit erhobenem Schwerte,
ſpaltet mitten die Stirn, und die noch unbärtige Wange
voneinander mit ungeheurer, einziger Wunde.
Von dem ſchweren Fall erklingt's; es ſchüttert der Boden.
755. Mit geſunknen Gliedern, und Waffen voll blutigen Hirnes
ſtürzt zur Erde der ſterbende hin, indem ihm des Hauptes
gleiche Hälfte von jeder der beiden Schultern hinabhängt.
Bebend für Schrecken zerſtreun ſich, und wenden den
Rücken die Teukrer.
Hätt' er da nur dieſe Sorge getragen, der Sieger,
760. aufzureiſſen das Schloß, herein die Seinen zu laſſen;
aus wärs da mit Krieg, und mit Trojanern geweſen!
Doch er dringt von Wuth, und unſinniger Mordgier entzündet,
auf die Gegner gleich ein.

Phalaris ſtreckt er, und nach zerhauenem Kniegelen Gyges;
765. beide zuerſt; die von ihnen erbeuteten Spieſſe in Rücken
wirft er den Fliehenden nach; den Muth, die Kräfte lieh
Juno!
Halys geſellt er zu ihnen, und Phegus, den Schild durch
erſtochen.
Auf der Mauer, in vollem Kampfe, des allen unwiſſend,
tödet er nun Halius, Prytanis, Alkander, Noemon.
770. Lynceus läuft ihm, die Gefährten errufend, entgegen;
den empfing er mit blitzendem Schwerte zur Rechten ſich
drehend
nach dem Walle zu, weit flog da weg vom einzigen Streiche
mit dem Helm ſein Kopf. Jetzt ſtürzt auch Amykus nieder,
der Verwüſter des Wilds; geſchickter als jemand, die Spieſſe
775. einzuſalben, und ſo mit Giften das Eiſen zu waffnen.
Auch der Aeoliſche Klytius fiel, und Kreteus, der Liebling
und Gefährte der Muſen, er, Kreteus, dem aller Vergnügen
Dichtkunſt nur, und die Harfe in Tönen der Saiten gewährte,
immer nur Wagen und Roſſe und Schlachten der Helden
beſingend.

780. Endlich kommen, als ſie die Niederlage vernehmen,
die Heerführer der Teukrer, Mneſtheus, der raſche Sereſtus,
eilig herzu, erblicken zerſtreuet die Ihren, den Feind gar
eingelaſſen: wo geht nun, ruft Mneſtheus, wo geht wohl
die Flucht hin?
ſoll ein Menſch, und zwar in eure Wälle verſchloſſen,
785. Freunde, in eurer Stadt ungeſtraft ſolch Metzeln
verüben?
So viel ſtattliche Jugend hinunter verſenden zum Orkus?
Jammert euch nicht des Vaterlands Unſtern? ſcheut ihr
nicht die Götter
eurer Ahnen, ihr Läſſigen, nicht den groſſen Aeneas?
So angefeuert erfaſſen ſie Muth: in dichteren Schaaren

790. halten ſie wieder Stand. Doch aus dem Treffen zieht Turnus
ſich nach dem Strome zurück, wo der die Mauer herumfloß.
Deſto heftiger folgen die Troer mit groſſen Geſchrei ihn;
das Gedränge mehrt ſich. Wie den grimmigen Löwen der Feinde
häufige Spieſſe bedrücken; er ſtutzt, und gehet, ſtets furchtbar,
795. und mit ſchrecklichem Blick nur rückwärts; denn es verſtattet
Zorn und Muth ihm nicht den Rücken zu kehren; er wagte
gern den Angriff, die Menge der Feinde, der Spieſſe verwehrt es.
Eben ſo zieht ſich Turnus zurück, noch nicht ganz entſchloſſen,
und ganz langſam nur; für Grimm entglüht er im Innern.
800. Ja auch da noch mitten auf Feinde hin warf er ſich zweimal,
zweimal treibt er ſie ſchaarenweis in die Flucht von der Mauer.
Aber es zieht ſich herbei das ganze Heer aus der Feſtung.
Da noch zu widerſtehen, das wagt nicht Saturnia Juno;
Denn es ſendete Jupiter ab die luftige Iris,
805. ließ der Schweſter vom Himmel die ernſtlichſte Warnung entbieten,
falls nicht Turnus entwich aus den hohen Mauern der Teukrer.
Da vermochte der Jüngling mit ſeinem Schilde nicht länger,
noch mit dem Schwert zu beſtehn; von allen Seiten ward er nun
überladen mit Speeren; die holen Schläfe ertönten
810. unaufhörlich vom Klange des Helms; der feindliche Steinwurf
brach die ehernen Waffen, und ſchmiß die Büſche vom Helm ab;
auch hielt der Schild nicht mehr; es ſetzten verdoppelte Speere
von den Troern ihm zu, beſonders vom donnernden Mneſtheus.

Ganz im Schweiſe zerfloß nun Turnus; er ſtrömete pech-ſchwarz
von ihm herab; nicht einmal war Luft zu ſchöpfen noch möglich;
abgemattet ſchlugen in kurzem Odem die Glieder.
Endlich ſprang er zum Fluß hinunter mit völliger Rüſtung.
Dieſer fing den Kommenden auf, und brachte ihn, freudig
und vom Blute der Feinde gewaſchen, den Seinigen wieder.

3.

Etwas gegen die gerühmten Vorzüge des Handels.

Ein Bruchſtück.

Daß der Handel verſchiedener Nationen miteinander dem menſchlichen Geſchlecht ehemals nützlich geweſen iſt, ſo lange er in den Gränzen ſeiner urſprünglichen Veranlaſſung blieb, und weiter nichts als die Umtauſchung nothwendiger Bedürfniſſe zur Erhaltung des Lebens war, iſt gar keinem Zweifel unterworfen. Wenn aber die meiſten Schriftſteller behaupten; daß er Staaten mächtig und die Menſchen geſittet gemacht habe, ſo bin ich dagegen geneigt, wo nicht das Gegentheil zu glauben, doch die Folge dieſer Behauptung zu verneinen. Wenn man von Nationen redet, die durch Handel mächtig geworden ſind, ſo verſteht man ſolche darunter, die Seehandel getrieben haben. Niemals habe ich von einem Volke gehört, deſſen Macht man dem Handel zu

Lande zugeſchrieben hätte. Der Handel zur See ſetzt Schiffahrt voraus; und dieſer wieder die Unterhaltung einer Menge abgehärteter Männer, die ſowohl zur Lenkung als Vertheidigung der Schiffe geſchickt ſind. Wenn es alſo Länder gab und noch giebt, die auf ſolche Weiſe mächtig ſind, ſo haben ſie dem Handel dieſe Macht blos zufällig zu danken, oder eigentlicher zu reden, ſie muſten ſich vorhero durch Ausrüſtungen zur See in den Stand ſetzen, dieſen Handel ſicher und ungehindert treiben zu können. Der Handel hat alſo ſeine Emporhebung vielmehr der Macht zu danken, und nicht dieſe ihre Entſtehung dem Handel. Die Carthaginenſer waren zu ihrer Zeit die gröſte händelnde Nation zur See; die Römer, die nichts weniger als dieſes waren, erbauten ihre erſte Flotte, ſchlugen jene Seehelden, und bemächtigten ſich am Ende aller ihrer Länder. Aus eben der Urſache, die den Landmächten bey gegenwärtiger Verfaſſung der Staaten befiehlt, ihre Gränzen gegen ihre Nachbaren in Sicherheit zu ſetzen, müſſen auch Seemächte ihre Flotten in Bereitſchaft halten; und damit ſie nicht müßig ſind, und der ſchweren Arbeit zur See nicht ungewohnt werden, iſts gut, ſie einſtweilen mit dem Handel zu beſchäftigen. — Noch weniger Antheil hat der Handel an der Geſittetheit der Menſchen, man mag nun darunter entweder die Entſtehung gewiſſer äuſſerlicher Bezeigungen von Höflichkeit und Aufmerkſamkeiten im geſellſchaftlichen Leben (denn von Tugend kann hier noch vielweniger die Rede ſeyn) oder die bloße Abſchaffung barbariſcher Gebräuche und Gewohnheiten unter rohen Völkern verſtehen. Die Phönizier trieben in der alten Welt den weitläuftigſten und entfernteſten Handel. Sie fuhren nach Spanien, und tauſchten von den Einwohnern deſſelben eine erſtaunliche Menge Gold und Silber gegen Oel und andere Kleinigkeiten; die Geſchichte meldet uns aber keinesweges, daß durch dieſen Tauſchhandel die Einwohner Spaniens geſitteter worden wären. Vielleicht waren ſie es ſchon vor ihrer Ankunft; denn daraus, daß ſie keine Kenntniſſe von dem Gebrauch dieſer Metalle gehabt haben, folgt noch nicht, daß ſie barbariſch oder ungeſittet geweſen wären. Der groſſe Handel, den die Portugieſen im funfzehnten Jahrhundert an den Küſten von Aſien und Afrika errichteten, hat ſie weder mächtig noch die Völker, mit denen ſie handelten, geſittet gemacht. Die erſte Abſicht, weswegen ſie dieſe entfernten Länder aufſuchten, artete gar bald in Eroberungsſucht aus; ſie erſchöpften ihr mütterliches Land an Mannſchaft, um die ungeheuren Länder, die ſie erobert hatten, zu erhalten, und fielen dadurch in die Herrſchaft der Spanier. Und wie konnte ein Volk, das ſich ſelbſt alle Arten von Ausſchweifungen und Grauſamkeiten erlaubte, andere Völker geſitteter machen? Theils waren dieſe auch geſitteter als jene, und andern, die ſich mit Seeräubereyen abgaben, hatten ſie nichts vorzuwerfen. Die Landeseinwohner lernten ihre fremden Gäſte gar bald kennen. Die Inſel Amboina war die erſte, die ſich ihnen widerſetzte. Ehe dieſe Inſulaner die Waffen ergriffen, trat ein Mann aus ihrem Mittel auf und redete die Portugieſen alſo an: „Um ſo grauſame Beleidigungen zu rächen, als die ſind, die wir von euch empfangen haben, wären Thaten, nicht Worte erforderlich. Jedoch höret, ihr prediget uns einen Gott, der, wie ihr ſagt, ein Vergnügen an edelmüthigen Handlungen der Menſchen findet; und Diebſtahl, Mord, Unzucht und Trunkenheit ſind euer tägliches Thun: alle Laſter wohnen in euerm Herzen. Unſere Sitten und die eurigen können ſich nicht vertragen: die Natur hatte es gewuſt, und uns daher durch unermeßliche Meere getrennt, aber ihr habt dieſe Schranken überſtiegen. Dieſe Kühnheit, auf die ihr ſtolz thut, iſt ein Zeichen des Verderbniſſes eurer Herzen. Glaubt mir, laßt Völker, die euch ſo unähnlich ſind, mit Frieden; geht, wohnet bey eben ſo wilden Nationen als ihr ſeyd. Euer Handel würde uns verderblicher ſeyn, als alle Plagen, die Gott auf uns ausſchütten könnte. Wir entſagen auf ewig eurer Verbindung: eure Waffen ſind beſſer als unſere; aber wir ſind gerechter als ihr, und fürchten uns vor euch nicht. Von heute an ſind die Irons eure Feinde: fliehet aus ihrem Lande, und hütet euch, euch da wieder ſehen zu laſſen." — Auch die Geſchichte der Entdeckung und des Handels von Amerika, zeigt mehr eine Kette von Grauſamkeiten und Unterdrückung als den Fortgang guter Sitten und Künſte. Haben manche mehr Kenntniß erlangt, ſo geſchahe ſolches auf Koſten ihrer Freyheit, ihrer natürlichen Unſchuld und ihres innerlichen Friedens. An der Verbeſſerung ihrer Sitten war ihren Ueberwindern nichts gelegen, wenn ſie nur ihren Durſt nach Gold befriedigen konnten; und die Ausbreitung der chriſtlichen Religion diente den Mißionarien nur zum Vorwand, deſto ungehinderter dieſe Raubereyen ausüben zu laſſen. Ueberhaupt iſt es Thorheit von Menſchen, die lange Zeit in Geſellſchaft und unter einer Art von Regierung miteinander gelebt haben, behaupten zu wollen, daß man ſie durch den Handel geſittet gemacht habe. Die erſte Urſache der Kultur der Menſchen iſt ohne allen Zweifel der geſellſchaftliche Umgang, wiewohl man aber alsdann unter den Sitten etwas ganz anderes verſtehen muß, als jenes willkührliche, meiſtens gezwungene und unnatürliche Betragen unſerer europäiſchen Länder. Die Natur macht keinen Menſchen zum Petitmaitre, ihre Sitten ſind der ungeheuchelte Ausdruck der Empfindungen und Leidenſchaften ihres Herzens; Offenherzigkeit, dieſe Art der Sitten, die die einzige wahre den Menſchen angebohrne iſt, hat der Handel mehr entfernt als genährt; und in dieſem Verſtande waren die Amerikaner vor ihrer Entdeckung geſitteter, als ſie jetzt ſind. — Was Deutſchland betrifft, ſo habe ich ebenfalls große Urſache zu zweifeln, daß es ſeine Sitten dem Handel zu verdanken haben ſollte. Wir beſitzen Wiſſenſchaften und Kenntniſſe, ſagen wir, unſere Geſellſchaften ſprechen den guten Ton, unſer Gefühl iſt auf den reinſten Wohllaut geſtimmt, alle Künſte und Wiſſenſchaften ſind von der unterſten, der Kunſt zu morden bis zur oberſten, die die ganze Weisheit des Unſichtbaren entdeckt, in Syſteme gebracht; aber wir bedenken nicht, daß alle dieſe ſchönen Sachen eben ſo viele Abweichungen von der Natur ſind, daß uns durchgängig die wahre Stärke gebricht, die allein das Antheil der Natur iſt, und die die Kunſt auf keine Weiſe gewähren kann. Geſitteter, d. i. weichlich, unmündig, heimtückiſch, aus tapfern, freyen Männern ſind wir Kinder und Sclaven geworden; und wenn der Handel den Ruhm gern haben will, dieſe Veränderung hervorgebracht zu haben, nun ſo ſoll er ihn behalten. Das aber ſoll uns niemand überreden, daß er uns glücklich gemacht habe. Wenn wir die Lebensart und die Sitten unſerer alten Vorfahren, wie ſie uns Tacitus beſchreibt, gegen unſer verfeinertes Jahrhundert halten, wie viel verliert alsdann das letztere? Die Tugenden, die ſie beſeelten, waren Freyheit, Tapferkeit, Ehrlichkeit und Arbeitſamkeit, das Land war das Erbtheil aller, jede Familie hatte ihren beſtimmten Antheil daran. Nichts als was ihnen ihr Boden, ihre Jagd und ihre Heerden gaben, hatten ſie zu ihrer Kleidung und zu ihrem Unterhalte nöthig, andere Bedürfniſſe, als die die einfache Natur erheiſcht, waren ihnen unbekannt. Und warlich, Unwiſſenheit fremder Bedürfniſſe, mit Weib und Kind die Früchte des mütterlichen Feldes und der ſelbſtgeweideten Heerden genieſſen, ohne ſich darum zu bekümmern, womit ſich jenſeits der Gränze ein anderes Volk ſpeiſet und kleidet, dies macht das einzige Glück der Menſchen aus, denn nur darauf gründet ſich die wahre genügſame Zufriedenheit.

E — d.

V.

Naturgeſchichte.

Zähne und Federn.

(Aus Rozier Journal de Phyſique.)

überſetzt von R — d.

Die **Zähne** der Menſchen ſind die dichteſten und weißeſten unter den Knochen. Gemeiniglich hat der Menſch ihrer 32. Sie ſind im Anfang nur eine Art klebrigter Feuchtigkeit, bekommen nachher Conſiſtenz, und härten ſich allmählig.

Die **Federn** der Vögel ſind in der Entſtehung ausnehmend zart, und die vorſichtige Natur hält ſie alsdenn in einer Scheide verſchloſſen, aber bald giebt ihnen die Zeit, ſtufenweis, ihre bekannte Härte.

Die **Zähne** der Kinder im Mutterleibe werden von einem kleinen Häutchen umſchloſſen, und ſind mit dem Ende in einem Loche gefaßt, das der Anatomiker, Zahnlade

lade nennt. Ohne dieſe Vorſicht gingen ſie unausbleiblich zu Grunde.

Die **Federn** der Vögel ſtecken mit dem einem Ende in der Haut, und das übrige iſt der Luft ausgeſetzt.

Die **Zähne**, wenn ſie wachſen, haben ein groſſes Loch an ihren Wurzeln, um den Nahrungs-Blutgefäßen einen freyen Durchgang zu öfnen.

Der Kiel der **Federn** iſt in der Zeit der Geburt am Ende mit einem Loch durchbohrt, durch welches die Blutgefäße gehn, und ſich über der Oberfläche des Körpers, den man die Seele nennt, verbreiten. Dieſer Körper füllt die Hohlung der **Feder**, und bringt die Nahrungsſäfte in alle Theile über.

In der Folge verſchwinden die Löcher, die am innern Ende der Zahnwurzel ſind, ſo wie die Nahrungs-Blutgefäße. Vermuthlich wachſen deswegen die **Zähne** nicht mehr.

Die groſſe Oefnung am innern Theil der **Feder** ſchließt ſich nach und nach, und man merkt keine Blutgefäße mehr daran. Daher wird die im Kiel der **Feder** eingeſchloſſene Seele dürr, und die **Feder** hört auf zu wachſen.

Die **Zähne** des Menſchen ſind bis in die Mitte ausgehöhlt, damit die Blutgefäße ſich hinein legen und die Nahrungsſäfte hinein führen können. Der übrige Zahn iſt dicht.

Die **Federn** der Vögel haben leere Kiele; damit ſie nicht allein leichter und biegſamer, ſondern auch dieſe Hohlung ihr Nahrungsmagazin werden möge. Das übrige von der Feder iſt ausgefüllt.

Aber, wird man vielleicht ſagen, es bleibt in dem Kiel der **Feder** doch immer der dürre Körper, den ihr Seele nennt? — Der Unterſchied iſt nicht ſo groß, als es ſcheint. Auch die Blutgefäße im Innern des **Zahns** bleiben und vertrocknen. Zwar werden ſie ganz klein, aber deswegen exiſtiren ſie doch darinn. Brecht ein Stück **Zahn** ab; er wird nicht wieder ganz: ſchneidet von einer **Feder** ab; was ihr abgeſchnitten habt, kommt nicht wieder.

Die **Zähne** der Kinder ſtecken einige Zeit ganz in ihren Zahnläden, und kommen hernach zum Vorſchein.

Nach der Geburt ſind die Vögel alle roth; einige Tage darauf durchbrechen die **Federn** die Haut, und man nimmt ſie wahr.

Der Durchbruch der **Zähne** verurſacht den Kindern Krankheiten, Fieber ꝛc. und zuweilen gar den Tod.

Wir finden nicht, daß die Hervorſproſſung der **Federn** die Vögel krank mache, weil ihre Haut ausnehmend weich iſt, und die Federn mit leichter Mühe durchſtechen. Aber, in der Folge, wenn ſie ſich mauſen, werden ſie ſehr krank, und ſterben zuweilen; denn ihre Haut iſt nun härter, und die **Federn** treffen noch Schwierigkeiten an.

Manchmal fallen die **Zähne** aus, ohne verdorben zu ſeyn, wie dieſes den Kindern bis ins zehnte Jahr begegnet. Sie fallen von ſich ſelbſt und ohne Schmerzen aus, denn die zu ſehr erweiterte Zahnläden vermögen nicht mehr den **Zahn** zu halten.

Aus eben der Urſache verlieren auch die Vögel die **Federn**.

Die Zähne des Menſchen berühren ſich, und ſtehen nebeneinander, damit ihrer viele auf einer Reihe ſind, und ſie ſich wechſelsweiſe befeſtigen.

Ein Blick auf den Fittig eines Vogels zeigt uns dieſelbe Anordnung in den Federn.

Die äußere Oberfläche der Zähne iſt ein polirtes, ſolides und perlenfarbiges Email; die innere Subſtanz iſt eben ſo beſchaffen, aber minder ſolide als die äußere. Wenn daher die Schärfe der Lympha, oder die ſalzigen Theile der Speiſen, das Email des Zahns ein wenig angegangen haben, ſo iſt gleich das Innre verdorben. Man findet Zähne, die nur von einem einzigen kleinen ſchwarzen Loche angebohrt ſind, und doch iſt das Innre hohl und faul. Dies rührt daher, daß die Lympha durch das kleine ſchwarze Loch drang, und eine poröſere, und nicht ſo harte Materie fand, auf der ſie ſtärker wirkte.

Nichts iſt ſchädlicher bey Zahnweh, als der Gebrauch ſtarker Säfte ꝛc. Der Geiſt der cochlearia ſtillt zwar das Zahnweh, und erhält die Zähne ſogar einige Zeit, aber er erweitert die Zahnladen ſo ſehr, und dehnt das Zahnfleiſch dergeſtalt, daß alle die Zähne, auf die man von ihm gethan hat, unausbleiblich ausfallen. Man muß ſich auch hüten, ſie mit zu harten Pulvern zu putzen, denn ſie nutzen das Email ab, und verurſachen Fäulniß. Das Räuchern oder Andämpfen von Rosmarin, Salbey, Roſen, Maſtix, Papier, heiſſen Waſſer, Kaffe, und ſonderlich Weſpenneſtern, lindert und heilet ſogar auf einige Zeit. Verſchiedene Perſonen reiben ſich auch mit gutem Erfolg alle Abende die Zähne mit einem Opiat von verbrannten, gepulverten und hernach geſiebten ſüſſen Pomeranzenſchaalen, die man mit Jungfernhonig bis zur Conſiſtenz einer Salbe vermiſcht hat. Dieſes Opiat nähret das Zahnfleiſch, giebt den Zähnen ein glänzendes Weiß, und bewahrt ſie vor'm Angehn. Man muß ſich den Mund nur des Morgens ausſpülen, und ſich gut gurgeln. Ein anhaltender Gebrauch wird den Nutzen dieſes Mittels einſehen lehren.

VI.

Anekdoten.

Der Abt Riballier, Doctor der Sorbonne, war wegen ſeiner Streitigkeiten mit Marmontel und Voltaire berühmt. Da er ein überaus ſchlechtes Geſicht hatte, ſo dichtete ein Spötter, er ſey über das Arbeiten an der Kritik vom Beliſaire gar blind und gezwungen geworden, einen Hund zum Führer zu nehmen, und da ſey ſeine Wahl auf Beliſairs Hund gefallen. Sogleich erſchien ein Kupferſtich, der den Abt Riballier, von einem Hund geleitet, vorſtellte, auf deſſen Halsband man folgende Verſe las:

Paſſant, liſez ſur mon collier
Ma décadence & ma miſere;
J'étois le chien de Beliſaire,
Je ſuis le chien de Riballier.

———

Zu Peter des Erſten Zeiten wurde an dem Ruſſiſchen Hofe ſtark getrunken. Ganz anders betrug man ſich unter der Regierung der Kaiſerin Anna. Der Anblick eines Betrunkenen war ihr unerträglich; der Fürſt Kurakim allein hatte Erlaubniß, ſoviel zu trinken als er wollte. Doch um nicht ganz aus der Gewohnheit zu kommen, ſo war der 19ſte Jenner alten Styls, der Tag, wo die Kaiſerin zum Throne gelangt war, dem Bachus geweihet. Ein jeder mußte mit einem Knie auf der Erde vor der Kaiſerin, ein großes Glas mit ungariſchem Weine ausleeren.

Unter der Regierung dieſer Kaiſerin wurde ein Prinz Gallitzin, ein Mann von 40 Jahren, zum Pagen und Hofnarren gemacht, zur Strafe, daß er die Religion verändert hatte.

Der Abt Bernis wartete in ſeiner Jugend den alten Biſchof von Mirepoix auf, der ein Feind der Poeſie und aller liebenswürdigen Reize des Geiſtes war. Er hatte Pfründen zu vergeben, und verſprach für ihn zu ſorgen, wenn er keine Verſe mehr machen würde! „Ich werde aber nichts für Sie thun, ſagte er, wenn Sie nicht dieſer hölliſchen Beſchäftigung entſagen.“ Der Abt antwortete: Nun gut, Monſeigneur, ſo will ich warten.

VII.

Briefe.

Vacant.

VIII.

Biographie.

Helfrig Peter Sturz;

Bruchſtück, aus einem Briefe.

Oldenburg, den 7ten May. 1780.

Ew. verlangen von mir einige biographiſche Nachrichten von Sturz. Gern entledige ich mich dieſes Auftrags, um, ſo viel, oder ſo wenig ich dazu beytragen kann, das Andenken eines ſchönen Geiſtes und edeln Herzens der Nation, und zunächſt ſeinen Freunden zu erhalten. Sie finden hier aber blos einige Materialien zu willkürlichem Gebrauch; keine Biographie; die erfodert Meiſterhand. Vergebens bat ich hierum den vortreflichen **Zimmermann**, den Buſenfreund unſers **Sturz**, als ich ihm ſeinen Tod meldete. „Dieſem edeln Mann, ſchrieb er mir, darf ich nicht wagen, ein Denkmal zu errichten. Ich muß trachten, meine Seele von ihm wegzuwenden, damit ich nicht mit ihm in die Grube ſinke.“

Helfrig Peter Sturz ward zu Darmſtadt im Jahr 1737 gebohren. Er ſtudirte zu Göttingen, Jena und Gieſſen, um 1754-1757. Um das Jahr 1760 ward er Privatſekretair des Kanzlers von **Eyben** in Glückſtadt, in deſſen Angelegenheiten er zweymal nach Wien, und einmal nach Wezlar reiſte. Er erhielt auch den Charakter eines Darmſtädtiſchen Raths. Hierauf bekam er Gelegenheit 1762 in Copenhagen in des unſterblichen **Bernſtorfs** Bekanntſchaft zu kommen. In einem halben Jahr ſchrieb und ſprach er Däniſch. **Bernſtorf** ſah bald ſeine Fähigkeit, und nahm ihn zu ſich als Privatſekretair, mit 400 Rthlr. Gehalt; verhalf ihm auch 1763 zum Sekretair im Departement der ausländiſchen Sachen, gleichfalls mit 400 Rthlr. Gehalt. Dies waren ſeine goldenen Jahre, er lebte in **Bernſtorfs** Hauſe mit **Klopſtock** die ſeligſten Tage ſeines Lebens, von denen er ſo oft mit Entzücken und Wehmuth ſprach und ſchrieb. (**Erinnerungen aus dem Leben des Grafen von Bernſtorfs, Zueignung** S. 1. S. 102. S. 112. **Schriften.** S. 180.) Hier entwickelten ſich ſeine Talente, er arbeitete unter den Augen eines großen Staatsmanns. und noch gröſſern Menſchenfreundes, bekannt mit Hof und Welt, vertraut mit den Muſen, in ſtetem Umgang mit dem feinern und aufgeklärtern Theil der Welt, bildete ihn ſein Genie ſchnell zum Staats- und Weltmann, zum Künſtler, Dichter, Schriftſteller. Er würde in den meiſten, wie er es in einigen wirklich war, klaßiſch geworden ſeyn, wenn dieſe ſeine glänzende Laufbahn in Dännemark nicht zu traurig gehemmt, und nun — ach! auf ewig geſchloſſen wäre.

Im Jahr 1768 ward er däniſcher Legationsrath, und war mit in des Königs Gefolge auf der Reiſe nach Frankreich und Engelland. Wer mit ſo viel Genie und Kenntniſſen, und Aufmerkſamkeit und in ſolcher Geſellſchaft reiſet, der ſchwelgt bey Kunſt und Natur,

tur, und kehrt, reich an Geiſt, zurück. Dieſen Reiſen verdanken wir die ſchönen Briefe eines Reiſenden, die zuerſt ins **deutſche Muſeum** 1777 eingerückt wurden, und jetzt im **erſten Theil ſeiner Schriften** ſtehen. **Sturz** fand unter den erſten Geiſtern beyder Länder Freunde, und unterhielt mit ihnen einen Briefwechſel.

Noch vor **Bernſtorfs** Abgang vom Miniſterium 1770 ward er ins Generalpoſtdirectorium geſetzt. Seine Bedienung trug ihm 2500 Rthlr. ein, und noch glücklichere Ausſichten lagen noch vor ihm, als in der bekannten Revolution am 17ten Jänner 1772 durch **Struenſees** traurigen Fall auch ſein Glück zu Boden geworfen ward. Nachdem er einige Zeit, wie andre Staatsgefangne, im Arreſt geweſen war, gab man ihn zwar wieder frey, weil man ſeine Unſchuld einſah; allein ſeine Bedienung, ſein Glück in Dännemark, alle ſeine glänzenden Ausſichten waren dahin. Er bekam eine däniſche Penſion bis zu anderweitiger Abfindung, und lebte einige Zeit in Glückſtadt und Altona. Hier erfuhr er, daß er einer der Zollinſpecteurs beym Elsflethorzoll im Oldenburgiſchen werden ſollte. Auf Gegenvorſtellungen unterblieb dieſes, und im Herbſt 1772 ſetzte man ihn däniſcher Seits als Regierungsrath mit 800 Rthlr. Gehalt in die Oldenburgiſche Regierung. Bey der Austauſchung der Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt mit dem Grosfürſtlichen Holſtein 1773 ward ſein Gehalt mit 200 Rthlr., und im Jahr 1775, da er herzoglich Oldenburgiſcher Etatsrath ward, noch mit 200 Rthlr. vermehrt.

Im Jahr 1774 heurathete er des Däniſchen Majer, jetzigen Obriſten **Mozar de la Garde** älteſte Tochter, mit der er vor der Revolution in Copenhagen verſprochen war. Sie ſchenkte ihm zwey Töchter, davon die jüngſte ein Vierteljahr vor ſeinem Tode an den Blattern ſtarb; des dritten Kindes Geburt erlebte er nicht. Das Glück ſeiner Liebe erzählen die **Empfindungen**, ein Gedicht im **deutſchen Muſeum** 1778. Jänner S. 90. S. auch den **Brief an Luiſen**, Schriften, S. 263.

Er reiſte 1776 in eignen Geſchäften nach Gotha, und im Sommer 1778 in herrſchaftlichen Angelegenheiten nach Hannover, mußte auch als Commiſſarius die Gränzſtreitigkeiten mit Bremen berichtigen helfen. Auch bey dem neuen Amöblement und innerer Auszierung des hieſigen Schloſſes wurden ſeine Kenntniſſe und ſein Geſchmack zu Rath gezogen.

Im October 1779, da er ſich ſchon ſeit einiger Zeit krank fühlte, und oft über Kopfweh klagte, reiſte er nach Bremen. Dort erhielt er Briefe aus Dännemark, deren Inhalt ihn bis zur Ohnmacht rührte; vielleicht hätten ſich ihm neue und angenehme Ausſichten eröfnet, — zu ſpät; denn nach zwey Tagen ergrif ihn ein bösartiges Faulfieber. Kunſt und Natur ſtrebten umſonſt. Er ſtarb am 12ten November.

Sturz war groß, wohlgewachſen, ſtark, fett; die Natur hatte ihm ein frohes Herz gegeben, und er konnte Anſpruch auf Greiſenalter machen. Aber die harten Revolutionen ſeines Lebens untergruben ſeine Geſundheit. Er ward hypochondriſch, weichlich, indolent; ſein Anſehn ward aufgedunſen, ſein Fleiſch ſchwammig, ſeine Farbe gelblich. Er hatte vielerley Kuren gebraucht. Das **Fragment aus den Papieren eines verſtorbenen Hypochondriſten**, Schriften, S. 190. verräth, daß er aus eigner Erfahrung ſpricht. Aber ſeine Diät taugte gar nicht zu ſeinem hypochondriſchen Unterleib. Er machte wenig Bewegung, ſaß und ſchrieb viel, und wenn er zuweilen aus diätetiſcher Grille faſtete, ſo gab er zu andrer Zeit ſeinen Magen allen in- und ausländiſchen Gerichten preis.

Er war der deutſchen und franzöſiſchen Sprache vollkommen mächtig, ſchrieb und ſprach däniſch und engliſch, las auch italieniſch und ſpaniſch. Dieſe Sprachen waren ihm in ſeiner erſten Laufbahn, dem Studium der Staatswiſſenſchaft, nothwendig. Er liebte die alten klaſſiſchen Schriftſteller, und bildete nach ihnen und den beſten Engländern und Franzoſen ſeinen deutſchen Stil, der ſelbſt klaßiſch, gedrängt und voll — faſt zu üppig iſt, ein Vorwurf, den der Hamburger Recenſent vielen Verfaſſern wünſcht. (Hamb. neue Zeit. 1779. St. 193.) Er ſchrieb viel, und feilte lang an ſeinen Arbeiten. Auch ſieht mans ihnen an. — Er war ein Mann von ſehr richtigem und feinem Geſchmack, und ein Kenner in den Werken der Kunſt, die einen Haupttheil ſeiner Nebenbeſchäftigungen ausmachten, zeichnete und malte, vornemlich mit Crajons, vortreflich, einer der erſten Treffer unter den Porträtmalern, wovon viele Denkmale bey ſeinen Freunden vorhanden ſind. (S. auch Klopſtock in Briefen von Tellow. S. 85.) Seine Kenntniſſe waren ausgebreitet, ſein Gedächtniß glücklich, ſeine Imagination blühend, ſein Witz reich, fein und lachend, gefiel ſtets, und beleidigte nie;

— Ein Witz, dem's nie an Reiz gebrach,
Zu ſtechen oder liebzukoſen
Gleich aufgelegt, doch lächelnd, wenn er ſtach,
Und ohne Gift. —

Muſarion. S. 11.

Er war ein glücklicher Erzähler, dem bey jedem Gegenſtand alles zur Sache Gehörige gleich vorſchwebte, wenn andre, vielleicht bey gleichem Wiſſen, Mühe haben, die halbverwiſchten Ideen aus den Winkeln des Kopfs langſam hervorzuſuchen. Ein vortreflicher Geſellſchafter, deſſen attiſches Salz die Würze und die Seele der guten Geſellſchaften war, die er, und die ihn ſehr liebten. Vor allem aber lobe ich die Güte ſeines Herzens und den Adel ſeiner Seele. Er beleidigte nie, und ſuchte gern Beleidigungen zu vergeben. Selbſt über den Ruin ſeines Glücks in Dännemark hat man ihn nie klagen hören. Nur eine Stelle in ſeinen **Schriften** S. 133. **Die Note** verräth ſeine Empfindung.

So hatte **Sturz** das ſeltne Glück, allgemein hochgeſchätzt und geliebt zu ſeyn. Sein Tod iſt ein Verluſt für Deutſchland. Denn er hatte viel geſammelt, und theilte gern mit, und wer nimmt von ſolchem Schriftſteller nicht gern jedes, auch kleine, Geſchenk an? Und was würde er nicht geworden ſeyn, da er ſtets ſich ſelbſt zu übertreffen ſtrebte? **Zimmermann** nennt ihn: ein Genie der erſten Klaſſe. (**Hannöveriſches Magazin** 1779. St. 41. S. 636.) **Lavater** legt ihm in den **Anmerkungen zu Sturzens Erklärung über die Phyſiognomik** allenthalben großes Lob bey, und ſeine Schriften ſind mit allgemeinem Beyfall aufgenommen worden. Aber es iſt keine Hofnung, von ſeinen vielen unvollendeten Aufſätzen aus ſeinen Papieren noch etwas zu erhalten. Da er ſelbſt nicht die letzte Hand daran legen konnte, ſo verbot er auf ſeinem Todbette, etwas davon bekannt zu machen. Seine Büchersammlung iſt klein, aber ſchätzbar, und enthält ziemlich viel engliſche und franzöſiſche Schriften, die er zum Theil auf ſeinen Reiſen ſammelte. Er hatte ſich auch einige Portefeuillen ſchöner Kupferſtiche von den beſten Meiſtern geſammelt, und er würde weit mehr an beyde gewendet haben, wenn ſeine Umſtände es erlaubt hätten.

In der Litteratur- und Theaterzeitung 1780. N. 9. S. 139. wird ein zweyter Theil ſeiner Schriften gewünſcht. Hier iſt ein Verzeichniß ſeiner im erſten Theil nicht enthaltenen Schriften, ſo viel mir davon bekannt ſind:

Julie, ein Trauerſpiel, mit einem Briefe über das deutſche Theater. Copenhagen 1767. 8. Iſt auch im 6ten Theil des Theaters der Deutſchen abgedruckt. Es wird auf verſchiednen deutſchen Bühnen geſpielt. Er ſelbſt war aber mit dem Stück nicht zufrieden.

Die Menechmen, oder zwey Wochenſchriften in gleicher Statur in vier Aufzügen, mit einer Liſte von Druckfehlern, und einem Titel, vielleicht auch mit einer Vorrede verſehen, u. ſ. w. Copenhagen 1767. 4 Bogen in 8. Eine Satyre auf eine elende Copenhagener Wochenſchrift: der nordiſche Sittenfreund, genannt. Erinnerungen aus dem Leben des Grafen von Bernſtorf. Leipzig 1777. 8.

Beyträge zum deutſchen Muſeum 1776. May. über den Vaterlandsſtolz S. 408. Anekdote S. 463. Die Königswahl, ein Gedicht S. 475. Der Erzähler, ein Gedicht S. 476. Die Mode, ein Gedicht. Julius S. 601. Bittſchrift an das künftige Erziehungstribunal. Auguſt S. 694. Geſchichte Eginhards und Emma S. 709. Serena, ein Gedicht S. 760.

Deutſches Muſeum 1777. Erklärung über die Phyſiognomik mit Anmerkungen, von J. C. Lavater. May S. 399, iſt auch in dem 3ten Theil von Lavaters phyſiognomiſchen Fragmenten S. 89. eingerückt.

Sur les François & les Allemands, ou l'Après-diner de Mad. la Marquiſe de R. Julius S. 14.

Anekdote Septemb. S. 214.

Auszüge aus Briefen. October S. 373. (der erſte Brief)

Sadi, November S. 401. Gallicismus S. 458. Auszug aus einem Briefe. Bremen, den 24ten October. 1771. S. 475.

Deutſches Muſeum 1778. Ueber Titel. Jänner S. 6. Zweykampf, wie es wenige giebt S. 88. Empfindungen, ein Gedicht. S. 90. Ueber die Verbeſſerungen der Landſchulen. März S. 229. auf höhere Veranlaſſung entworfen. Ueber die Nationalkleidertracht. Auguſt S. 98.

Deutſches Muſeum 1779. Fragment aus der Beſchreibung einer gewiſſen Inſel. Jänner S. 56.

Noch hat Sturz Antheil gehabt an der Gothaer gelehrten Zeitung, am Gothaer Theatercalender; und der Hamburger neuen Zeitung, z. E. 1770. eine Recenſion von Lavaters kleinen Phyſiognomik in 8. mit Erinnerungen und Einwürfen dagegen, die Lavater im erſten Theil der phyſiognomiſchen Fragmente etwas empfindlich beantwortete. Siehe auch deſſen Anmerkungen zu Sturz Erklärung über die Phyſiognomik. Deutſches Muſeum 1777. May S. 399.

Nach Meuſels gelehrtem Teutſchland S. 1189. ſoll er auch Antheil an den ſchleswigſchen Briefen, die Litteratur betreffend, haben, deren Verfaſſer Gerſtenberg, Junk, Oertling und Schönborn ſind.

IX.

Romane.

Andreytzo von Peruſio: ein ſeer ſchön vnnd vaſt nützlich Buchlin. Durch Martinum Montanum von Straßburg. Datum Dillingen freytags poſt Martini, Anno 1557.

Anmerkung.

(Eine bekannte Novelle des Bocaz, aber merkwürdig wegen des Alters dieſer deutſchen Umſchaffung, die unter die ſeltenen Drucke gehört, und die ich deswegen in ihrer Holzſchnittsgeſtalt zum „freundlichen Kurtzweil der Läſer“ einrücke.)

Wie Andreyßo von Peruſio zů roſſz auffaß vnnd gen Athen reyten wolt.

Andreyßo als er vff ein zeit ein ſchön roſſz bey einem Athener geſähen hett, ward er ſich zů dem ſelbigen fügenn, der hoffnung, er wurde es vmb eerliche bezalung überkom̃en. Deßhalben den Athener anſpꝛach vnd bath, er wolte jm ſolchs zů kauffen geben, er wölte es jm bezalen, ſo lieb es jm wäre. Solches aber der gůt heꝛꝛ von Athen gantz vñ gar nit thůn wolt, jm dem Jungen züchtigklich antwoꝛt, er wäre nit willens oder darum̃ gen Perſio kom̃en, dz er wölle ſein roſſz verkauffen, ſondern ſo er das verkauffte, müßte er hårnach ein anders kauffen. Welcher antwoꝛt der jung ſeer traurig war, doch ſo vil von dem gůten man verſtånd dz er ſolch roſſz zů Athen wol vñ in ziem̃lichẽ werd überkom̃en möcht. Heim zů hauß gieñ, leid trůg, daß jm ſolcher kauff des ſchönen roſſz nit was für ſich gangen, gedacht er ſelbſt gen Athen wolt da funde er die wal vnder vil manchẽ, dem mañ bey jm ſelbs übel redt, vnd ſpꝛach: Jm nit darum̃ dancken wolt, ob er jm ſchon das pferd geben hett, ſeine ſachẽ daheim ſchicket, 500 guldin in ſeckel nam, allein auff zů roſſz ſaß, den wåg fürſich nam, vnd als ein neuwer vnd voꝛ nie außgeflogner vogel gẽ Athen werts kert.

Wie andꝛeytzo gen Athen kompt, alſda er vom Würt empfangen, vnnd den gebrauch des marckts vnderwiſen ward.

Vnd nach ſolchem ſeinem außreüten in wenig tagen gen Athen kam, nach der beſten herberg wie dann ſolcher jungen geſellen gwonheit iſt, fraget, dahin er gar bald gewiſen warde, da er auch von den Würt wol empfangen ward, wol gedacht er ein gůten vogel habenn wurde, den er dapffer berupffen wolte: aber jm doch nit gerieth, ſonder den beſten rogen ein anderer zohe, wie jr hårnach hören werdt. Der jüng den Würt die gewonheit des marckts fragt, vnd wie er ſich darauff halten ſolte: daß er von dem Würdt gnůg vnderwiſenn ward. Darnach ſich zů tiſch ſatzt, mit andern das nachtmaal name, vnd nach dẽ nachteſſen zů beth gefürt ward, da er die gantz nacht in gedancken, wie er ſchöne roſſz kauffen wölte, vngeſchlaaffen lage, offt den liechten tag begärt: dañ jm die zeyt lenger was, weder leg er in einen tieffen thurn.

Wie andreytzo am morgen als er aufgeſtanden was, auff den marckt gieng, roſſz zů kauffen, aber jhn kein kauff fürſich gieng.

Als nun der tag die finſter nacht vertrungen hette, vnd die Soñ aufgangen war, Andreytzo aufſtůnd, ſich anleget, vnd ſo beldeſt er mocht, ſich auff den marck, da man pflegt roſſz zů kauffen, fůget, vñ er alſo der ſeinen fürgenom̃nen meinung ein gnůgen wolt thůn, vil pferd feilſet, aber jm kein kauff nie wolt fürſich gehn. Dann wie man jm dieſelbigẽ bote, jn allzeyt daucht zů theür ſeyn. Vnd als ein junger büſſel vnnd vnerfarner kauffmann, nichts wuſt darauf zů legen, ſonder allwegen darvon gieng. Darumb yederman ſein geſpött auß Andreytzo tribe, ſprachend: Er ein vnverſtandner kauffmann wäre, vnd villeycht nicht roſſz zůkauffen willens wäre, welches Andreytzo den ſich weiß vnd fürträffenlich ſchätzet, ſeer verdrieſſen ward: vnd damit man ſähe daß er kein geſpöt tribe, ſonder roſſz zů kauffen gen Athen kommen wäre, er offtermals den ſeckel vor menigklichen auffzohe, vnd ſeine fünffhundert guldin ſähen ließ, gleych thet wie dann ſolche junge männlin thůnd, groß pracht mit jrem gůt treyben, meinen ſunſt niemand kein gelt hab weder ſy, vñ machen ſy fratzig gnůg, trätten ſeyn hochtrabig häreyn, damit daß meine Junckherren geſähen werden, do erzürne ſy niemand, yederman ſage jhnen gnad Junckherr, da můß man jnen auß dem wäg weychen, damit der gwaltig herr platz habe. So findt man dann ſeyne leüt, fuchßſchwäntzler, ſeyne zů dütler die eim glatte wörtlin gebenn können, den Junckherren allen ſachen gewunnen geben, Gott geb es ſey recht oder vnrecht, ſy zů gaſt laden, ſprechenn: Ey mein lieber Junckherr kompt hinnacht zů mir ſeyd mein gaſt, ich wil mit euch teilen was ich liebs vnd gůts vermag. Ja ſy ſchmöcken den ſchwären ſeckel weñ derſelbig nit wäre wurde Junckherr Hans offt hinder dem ofen ſitzen müſſen, ſo er alſo härfürgezogen wirdt, vnd oben an die tafel geſetzt. Damit ich aber wider zů meiner angefangnen hiſtoria keiñ, nun inn ſolchem ſeinẽ prangen mit den fünffhundert guldin ſich begabe, als er eins mals den ſeckel auſthete, vnnd ſeine fünffhundert guldin ſähen ließ, ein ſchöne junge fraw, welche einẽ jeglichen, ja auch vmb ein gering gelt willig zů ſeyn geſchickt was, fürgieng, die het ein alte vettel bey jr. Vnd als ſy die guldin erſahe, bey jr ſelbs gedacht, Ach wären die guldin mein: doch vngeredt fürgieng. Vñ als die alt fraw Andreytzo erſähen hett, ſy die jung allein gehn ließ, zů Andreytzo gieng, dem vmb den hals fiel, vnd freündtlich empfing, welliches die jung fraw wol wargenommen hett, ſchwig ſtill gieng heim, gedacht wol die ſach ſolt gůt werdẽ. Andreytzo dem alten weyb dancket: dañ er ſy wol erkannt, an ſein herberg zu gaſt lůde: dann er ſich auff dem marck nit gnůg erſprachen mocht.

Damit ſy von jm ſchiede, er wider anhůb zů kauffen vnd marckten, vnd doch deſſelbigen morgens keins kauffs kondt eins werden. Daß jung weyb die Andreytzo ſeckel wol wargenom̃en vnd geſähen hett, vnnd die alte fraw ſo ſy bey jhr hett, ſo freündtlich jn hett ſähen vmbfahen vnd mit jm reden, zůhand gedacht, wie ſy verſůchen wolt, ob jr die roten geſähnen guldin all, oder zum wenigſtẽ ein teil werden möchten. Das alt weyb das ſchon heim kom̃en was, berůfft, freündtlich mit jr anhůb zu reden, vnd ſy fragt, wer der jung mañ wäre, wohär ſy ſeyn kañte, oder wo ſy vormals bey jm geweſen wäre, dz ſy ſein ſo gůt kundtſchafft hett, vnnd in ſo freündlich empfangen hett? Das alt weyb, als die die ſach nit ſo weyt verſtůnd, vñ nit meinet, daß die frauw ſy auff ein ſolliche böſe meinung gefragt hett, jr alle ſachen wie ſy bey ſeinem Vatter inn Cilicia, vnnd auch darnach lange zeyt zů Peruſio gedienet hette, vonn ſtuck zů ſtuck erzellet: auch jr ſagt wo Andreytzo ann der herberg gelegen, vnnd vmb was geſchäffts willen er gen Athen kommen wäre, namlich daß er ſchöne roſſz kauffen wolt.

Wie dz jung wyb nach Andreytzo ſchickt.

Vnd als das jung weyb alle ſachen von ſeinem vatter, von allen ſeinen freünden, zů Peruſio vnd jre yammen jung vnd alt, nach allem jrē willen gar vol von der alten erfaren vnd durchlernet hett, zůhand jr gar ein ſubtile boßheit erdacht, vñ dem altenn weyb des tags ſouil geſchäfft aufflůd vnd gab, daß ſy nit des tags zů Andreytzo kom̃en mocht, dann ſy beſorget ſo das alt weyb wider zů Andreytzo käme, möchte ſy jn villicht vor der frawen warnen, damit dann jr ſach verhindert wurde, vnd nit fürſich gieng. Darnach ſy ein junges meitlin zů jm ſchickt, das ſy zů ſolchem dienſt gar wol gemuſtert hette, daß jr auch zů ſolchen ſachen gar meiſterlich helffen kund, in die herberg gieng nach Andreytzo fraget, vnnd eben den es fraget, Andreytzo ſelbs ware, auff d'porten der herberg ſtůnd. Er zů dem Meidlin ſprach, was begereſt du ich bin s, das Meidlin jn bey dem Rock nam auff ein heimlichs orth fůrt, da ſy vonn niemand mochten gehört werden, vnnd zů jm ſprach: Herr ein Edle erbare fraw, vonn diſer ſtatt Neapolis, mich zů euch geſandt hat, die hat, etwas nötiges mit euch zů reden, wo es euwer gefallenn wäre, vnd bitt euch freůndtlich, jr wöllend jr ſolches nit abſchlagen, ſunder den nächſten mit mir zů jhr gehen wolt. Gern, ſprach Andreytzo, vnd ſich ſelber zůbeſchauwen begung, bey jm ſelber gedacht, der Metzen Sonntag wäre, dieweyl die Edlen fröwlin von Neapolis nach jm ſchicktenn, vnnd namlich jhm gedacht, die frawen nach jhm ſchicktenn vmb ſeines ſchönen leybs willenn, aber weyt ein andere meinung was, dann ſy den ſchwären vnd feyßten ſeckel bey jhm geſähen, vmb des willen ſy nach jm gſchickt hett, wellicher jr auch härnach zů teil ward, wie jhr hören werdt. Zů dem Meidlin ſprach, er wäre bereyt wo vnnd wenn die frauw wolt mit jhr zů reden. Das Meidlin, als das meiſterlich liegenn kundt zů jm ſprach: Herr were es euwer gefallenn, inn irem hauß ſy euwer wartet. Andreytzo bald zů dem Meidlin ſprach: So gehe du vor hin, ſo wil ich dir nachfolgẽ. Alſo dz Meidlin vor hin gieng, jm Andreytzo auf dem fůß nach folget, vñ in der herberg nyemand daruon ſaget, zů der ſchönẽ frauwen in dz hauß kam, die da wonet in d'gaſſen, genañt, zů dem böſen loch, bey dẽ man wol mercken mag die krůmbkeit d'gaſſen, da wůßt Andreytzo nichts von zů ſagẽ, er vermeint es an dem erbarſten ort der ſtat wäre, vñ er zů einer erbaren fraůwen vnnd nit zů einer bůbin gangen wäre. Aber die ſach ein ander geſtalt hett: darum̃ ſol einer fragen, wo einer in ein ſtatt kumpt, da er vor niemals geweſen, noch der ſelbigen kundtſchafft hat, wo er hin gehn wöl, oder das man an das oder das ort nach jm geſchickt hab, iſt es dañ ein vneerlich ort, wird jm daſſelbig als bald wid'rahten, vnd angezeigt was es für ein ort ſey. Welches aber mein gůter Andreytzo nit thon hat, ſonder gedacht es nit billich wäre, ſolches anderſtwo oder ſeinem Würdt anzůzeygen, das die ſchönen fräuwlin nach jm gſchickt haben, welchs jm auch übel geriet, wie jr hören werdet.

Wie Andreytzo in der frauwen hauß kame, vnd was ſy mit jm redt.

Als er nun dem meitlin nachfolget, er nit lang gieng zů der frauwen hauß kam, da er anklopffet, als bald er von der frauwen geſähẽ was, ſy gedacht die ſach ſchon gewunnen wäre, die thür bald zů offnen verſchuff. Andreytzo hineyn gieng die ſtiegen antrat, vnd nit gar halb hinauf gangẽ ware, die ſchön frauw koſtlich geziert, gerad von leyb, vnd ſchön von angſicht, jm die ſtiegen abwertz entgegen gieng, mit auſgethonen armenn vnnd mit einem ſchwären ſeüfftzen jn umbfieng. in kleiner weyl nichts ſprechen mocht, zů gleycher weys als ob ſy vor groſſer fröuden vnd liebe nicht reden künde, als dañ der frauwen gewonheit iſt, wenn jnen ſeltzame groſſe freünd zů hauß komen, ſy von fröuden weinen vnnd nit gereden mögen. Deßgleychenn thet die ſchön erbar frauw auch, vnd mit weinenden augen ſy Andreytzo an ſeine wangen küſſet, mit kläglichen ſänfften wortẽ ſprache: O Andreytzo nun biß mir zů tauſent malenn Gottwilkoñen, abermals ein ſchwären ſeüfftzen ließ, vnd kläglich weinet: dann ſy das waſſer jrer augen wenn ſy es haben wolt, nit viel koſtet. Solcher groſſen freündtſchaft vnnd liebe Andreytzo ſich gar frömbd nam, vnd ſehr wundert, dañ auß jrem kläglichen weinen vnd ſchwären ſeüfftzen er wol verſtůnd, ſy ſeyn groß fröud hett. Doch ihr züchtiglich antwort vnnd ſovil danck widerumb ſaget. Darnach nam jn daß böß liſtig weyb bey d' hand, fürt jn die ſtiegen vollends hinauf, in einen ſchönen weytẽ palaſt vnd ſaal, vñ auß dem ſal vngeredt in ein kam̃er ſo nahend darbey war, gieng, die von edlem geſchmack geziert was, darinnen ſtůnd ein köſtlich ſchön wolbereitet betth, mit ſeyden vmbhängen, deſſenn ſeülen waren ſchön gepollierte marmelſtein mit guldin knöpffen, die wänd waren mit reychen harniſch vnd Heidniſch werck vmbhenckt. In ſum̃a ſy waren dermaſſen zůgericht, das ſy baß einem Keyſer gezimpt hettẽ weder einem ſolchen ſchnöden verflůchten weyb. Als Andrewtzo ſolche ſchöne ding ſahe, als der ein newer außgflogner vogel was, gedacht, ich bin ein reycher Edelmann und eins Ritters ſun, füre ein ehrlichen ſtand, aber ſolche ſchöne reyche vnnd köſtliche kleinat hab ich' nit. Weyter als ein frömdling, der der Neapolitaner, auch ſolcher fröuwlin ſitten nit wußt, gedacht ſy wäre ein mächtige gewaltige frauw oder Fürſtin, je vil eer bewiſe, vnd ſich vnderthänig erzeiget. Deß die fraw wol war genommen hett. Jn bey d' hand nam, neben ſich auff ein ſchöne kiſſen oder ſidel vor dem betth ſatzt, alſo zů jm ſprach: O Andreůtzo, ich ſihe vnd vernim̃ wol, daß dich der freündtſchafft ſo ich dir mit meinem freundtlichen vmbfahen vñ klåglichen zåheren bewiſen hab, ſehr verwundert vnd befrömbd, als der meiner nie kein kundtſchafft gehabt, vnd auch vielleycht mein nie haſt gedenckẽ hören, doch das ſol vnnd wirt dich auch noch gröſſer wunder nemmen, dz ich, wie auch waar iſt, dein leybliche ſchweſter bin. Darumb ſo ſag ich dir dz ich yetzund gern vnd vil deſt frölicher ſterben will, dz ich dich als meinẽ brůder, des mein hertz lang zeyt begårt hat, geſåhẽ hab: vñ ob ein ſolches dir nit wüſſend oder kundt iſt, wie mir dann nitt zweyflet, du nie nichts von mir gehört habeſt, ſo vermerck mich wyter, vñ hör wz ich dir ſagen wil: Es iſt dir on zwyfel wol wüſſend, wie Peter mein vñ dein vatter lange zeyt in d' ſchönen vñ mächtigen ſtatt Palerma in Sicilia ſein wonung gehabt, der vm̃ ſeiner reychthumb, gůte vñ tugend, von yederman, nit allein der ſtatt, ſonder auch frömbden außländern, wol ehrlich vnd herrlich gehalten iſt worden. Doch ob allen die jn lieb hetten, mein můter jhn lieb hett, die ein frauw, vnd zů zeyten ein witwen was, die jn lieb hett über alle maſ̃. Jn ſolcher maß ſich mit einander vermiſchten, daß ich von jnen beiden empfangen vnd geboren ward, vnd bin als du mich ſiheſt. Darnach vrſach halben ſich begab, daß Peter mein vnd dein vatter von Palerma ſchied, zůhe heim, vnd mich ein junges kind meiner můtter ließ. Darnach weder an mich noch an mein můter nitt mer gedacht, gleych als ob er mein vatter nie geweſen, vnd mein můter nie geſåhen hett. Aber aller übelgethonen ding, derenn gedåchtnuß vor langer zeyt vergangen vnnd vergeſſen iſt, ſind vil geringer zů ſtraaffen dañ wider zekeren. Doch jm ſey wie es wöll, ſo iſt es doch alſo: Er ließ mich ein junges kind in Palerma, da bin ich gwachſen als du mich wol ſiheſt. Vnd mein müter die ein reyche frauw was, mir ein Edelmann zů der Ee gab, vñ mir vnd jm offt zelieb gen Palerma kame. Vñ als er ein groſſer Gualfo was mit vnſerem Künig Carolo, wider Künig Friederich vnd Neapolis, was ſach ſy zůgericht hettenn, Künig Carolo zu hülff, vnd Künig Friederich zů ſchaden. Vnd eh ein ſolliches zů end kam, Künig Friederich ſollichen handel wider jn vernommen hett, vmb deßwillen meinn mann weychen vnnd auß Cicilia fliehen müſt, da ich mit jm die gröſt Ritterin woꝛden bin, die in allen Künigreychen iſt. Darum̃ namen wir das wenigeſt das vns werden mocht, das gar klein was zů ſchetzen gegen dem groſſen, dz müßtẽ wir v’laſſen, als dañ waren heüſer vñ ſchlöſſer, vñ and’e gelegne güter, vñ här gen Neapolis gflhon ſind, da vnſers herꝛ Künigs gnad ſo gnädig gegẽ vns gweſen iſt, vñ vns ein teil vnſern ſchaden widerkert hat, die wir in Sicilia verloren hetten, vnnd uns hat geben haüſer vnd etliche güter, vnnd bey dem allem, meinem lieben mañ deinem ſchwager ſtäts güte prouiſion gebẽ hat, wie du (wils Gott) bald ſähen ſolt. Alſo bin ich hie, Gott ſey lob. Vnd jm von neüwem mit den armen vm̃ den hals fiel, mit weinendẽ augen an ſein wangen züchtiglich küſſet. Da andꝛeyzo d’ ſchönen frauwẽ red vñ mär ſo oꝛdentlich vnd eben warnam, deren das wort in keynen wäg in jrem mund oder zwiſchen jhren zänen ſtarb, jr was die zung mit fleyß gelößt woꝛdẽ vnd ſtam̃let nit. Es kam jm wol in gedächtnuß, wie er vernommen hett, daß ſeyn vater etlich zeyt in Cicilia vnnd zů Palerma ſeyn wonung gehebt hette, auch bey jm ſelbs wol gedacht, wie der jungen geſellen gewonheit wäre, ſchöne frawen lieb zehaben, darbey auch ſahe die kläglichen welchen zähern, vnd das lieblich halſen vñ züchtig küſſen, er fürwar nit and'ſt meint, dann was jm die ſchön frauw geſagt hett, waar ſeyn. Er jr antwort, vnd ſprach: Krefftig vñ mechtig ſind die woꝛt der frawen, beſunder ſo ſy mit etwas ſchöne vnnd zucht ſcheynen, von hertzen gehn, vnd iſt doch zů zeyten ein falſche vnd mit liſten erdachte red, darum̃ Andreytzo ſprach: Frauw laſſend es euch nitt frömbd duncken, ob ich mich wund' euch die warheit zeſagen, warumb mein vatter ein ſolches gethon hat noch was er mit euwꝛ můter begangẽ hat, dauon hab ich keinerley nie vernommen, vñ ob er euwert halb mit yemand iſt zů red kommenn ſolches mir vnkund iſt: darumb nicht müglich das ich euwer kundtſchafft habẽ mög, aber mir ſouil deſt lieber dz ich ein ſchweſter hie fundẽ hab, deſʒ ich mich nit verſähen, auch keinen mañ ſo mechtig erkeñ, dem jr nit für ein ſchweſter ſolten gefallen ſeyn. Vñ ſolcher reden vil trib. Dann er als ein vnuerſtandner lap, nit ſo weyt betrachtet, wo hin ſolche redẽ reichen ſolten. Darumb ſy jm härnach zů groſſen ſchaden kamen, vnd darzů in gar nahend vmb ſein läben bracht hetten: wie jr dann bald hören werdt. Wider anfieng zů reden, die frauw fleiſſig bath, daſʒ ſy jm ſagen wolt, wer jr ſeyn beywesen kunth gethan, oder wie ſy ſeyn wargenom̃en vnd erkeñt hett? Die frauw jm bald antwoꝛt, vñ ſprach: Ich hab ein gůte arme alte frauw bey mir, die iſt den vergangnen moꝛgẽ bey euch auff dem roſʒmarckt geweſen, vnd on zweyfel mit euch geredt hat, wie euch dann wol kunth ſein mag, die bey vnſerem vatter, nach dem als ich von jm verſtanden, lange zeyt zů Peruſʒ gedient hat. Vnd wär es nit geweſen das es mich füglicher beducht, vñ erbarlicher wenn du mir in mein hauſʒ kämeſt, dañ das ich zů dir in ander leüt heüſer käme, ich hett mich ſo lang nit können ſaumen, oder zů dir zů kommen verzogen, ich wär zů dir in die herberg gangen. Nach allen diſen vergangnen liſtigen worten, ſy von neüwen anhůb zefragen, nach allen ſeinen freunden, wie es yeglichem in ſonderheit gienge, wie ſy läbten, oder was gewerb vnd handel ein yeglicher tribe, deren nammen ſy alle vnd ein yeglichen, wie oben vermeldet, von dem alten weyb erlernet hette. Als Andreyßo ſoche fragen, vnd die nammen ſeiner fründ ſo eigentlich neñen hort, ward er der frauwen wort, daran er vormals noch zweyfelt, gäntzlich glauben, zů der frauwen ſprach: Erſt gelaub er daß ſy ſein rechte ſchweſter ſey. Darnach ſchůff die fraw bald gůten friſchen weyn zů kommen, vnd mancherley confect, nach ſolcher zeyt gewohnheit: dann die hitz groß was. Als Andreyßo mit jr tranck vnd collation machet, ſolliches lang aufzog, vnd jm dapffer mit trincken zůſetzet, der meinung das er bey jr bleiben ſolt, wie dann härnacher auch geſchach.

Wie Andreyßo in ſein herberg zum nachtmal gehn wolt, aber die fraw jm ſolches nit erlauben wolt.

Vnd als ſolche zech ein end vnd lang gnůg gewärt hett, Andreyßo an ſein herberg gedachte, vnd das man alda ſein warten wurde, von der falſchen frawen, die er yetz ſein ſchweſter ſeyn meinet, des vrlaub bgärt, welchs jm die fraw in kein wäg vergunnen oder zůgeben wolt, deßglychen thet, als ob ſy ſich darumb ſehr betrůbt vnd traurig wär, jn aber mit jren armen vmbfieng, vnnd ſprach: Heu me, O wee mir, ich erkeñ wol dz dein liebe klein zů mir iſt, vnd ſo gar nit bedenckſt, daß du bey einer deiner nie geſächnen ſchweſter biſt, bey deren du doch, do du härkameſt, abgeſeſſen ſolteſt ſeyn, von deren du dich ſcheiden, vñ an die herberg

berg eſſen gehn wilt, dz wölle Gott nit, daß ich dich vß dē hauß gehn laſſe, wiewol mein mañ dein ſchwager nit daheim iſt, welchs mir ſer leid, ich nach frawē vermögen dir wol ein eer thůn ſol. Auff welliches jr Andreytzo der gůt Jung nichts wußt zů antworten, dañ allein zů jr ſprach: Fraw ich hab euch lieb als mein leiblich ſchweſter, für die ich euch auch erkeñ, vnangeſähen daß ich euch vor nie geſähen hab, noch vonn euch niemals hab hören ſagen: aber geh ich nit heim, ſo wartet man mein die gantz nacht, das wär nicht wol zethůn, vnd wurd mir ſolchs morgē von meim Würt verwiſen werden. Ey das ſey Gott gelobt, ſprach die fraw, dz ich niemand in meinem hauß hab, den ich in das würtshauß ſchicke, vnnd anzeigen laß das man dein nit warte. Aber ſo du wilt vnd auch wol theteſt, wenn du mir zů lieb nach deinen gſellen ſchickteſt, daß die ſelbigen das nachtmaal mit vnns nämen, darnach giengen jhr miteinander heim (das thet ſy darumb, daß ſy der vögel vil in daß garn bringen möcht, ſo künde ſy darnach mit jnen ihres gefallens vmbgehen, dann ſy verhofft weñ ſy kemen vnd mit jhr zů nacht eſſen, wurden ſy die zech thewr gnůg bezalen müſſen, wie dann Andreytzo gſchehen, welcher wider ſeinen willen das gloch bezalt, vnd darzů ſchier vmb ſein läben kommen war, wie dann kurtzlich hernach ſoll angezeigt werden) Andreytzo antwort, er ſeine geſellen auff diſe nacht nicht bekümmern wolt, aber dieweyl es jr gefallen wäre bey jr zů bleybenn, ſolt ſy mit jm thůn was ſy wolt. Nun die zünicht fraw deßgleichenn thet, als ob ſy an die Herberg ſchicket vñ anzeigen ließ, das man ſein nicht wartet, dañ er zum nachteſſen nit kommen wurd, ſonder bey ſeiner ſchweſter eſſen wurde. Aber ſolches nit thet, dann jr leid gewäſen wär daß man gewüßt hette, das er in jrem hauß wäre. Darnach zehand ſich zetiſch ſatzten, mit herrlichen trachten beiden wol gedienet ward, mit dē es die fraw mit fleiß nach dem lengeſten verzohe, damit der nacht deſtmer vergieng, vnd es ſich deſt tieffer dareyn verzug, darmit ſy vrſach hett jn bey jr zůbehalten.

Da ſy nun das nachtmal verbracht hetten, vnnd von dem tiſch aufgeſtanden waren, vnd Andreyzo an ſein herberg meint zehen, er von jr vrlaub begårt, das ſy jm in keinen wåg vergunnen noch geben wolt, zů jm ſprach, Neapolis wår nitt ein ſtatt des nachts auff der gaſſen zů gehn, ſunderlich den geſten vnd frômbden, dann ſy wol wůßt ſo er hinauß gieng, er von den Schergẽ oder Riſſianern gefangen, oder villicht gar zů todt geſchlagen wurde, vnd jm alles ſo er hett, genom̃en wurde: ſo hett ſy auch dem Würt kunth gethon, dz er nit heim ſchlaaffen kåm, derhalben er bey jr beleyben ſolt. Andreyzo der frauwen treůwlich warnẽ vnnd ernſtlich bitten ſahe, gåntzlich der frauwen glaubet, bey jm ſelbſt gedacht, wenn er ſeine fünff hundert guldin alſo verlieren ſolt, vnd ob er ſchon mit dem låben darvon kåm, wurd es jhm groſſe peyn bringenn, darzů wurde er als ein vnweyſer kauffmann von yederman zů ſeinem ſchaden vnd verluſt, verſpottet werden. Alſo bey der frauwen blib. Als ſy nun lang zeyt bey einander gſeſſen waren, vñ die zeyt ſchlaaffen zů gehn verhanden ware, dañ ein gůt teil der nacht ſchon verſchinen ware aber nit on vrſach jn die frauw ſo lang auffgehalten hatt. Doch do die zeyt kommen was, ſy jn mit ſam̃t einem kleinen bůblin, das jm das heimlich gemach zeigen ſolt, in jr kam̃er ſchlaaffen weyſet, vnd ſy mit jren anderen frauwen in ein andere kammer ſchlaaffen giengen, bey jr ſelbſt gedacht, wenn Andreyzo entſchlaafen wåre, ſy aufſtehen wolt, jrem Riſſtaner, ſo inn einer andern ſtůben was, růffen wolt, der jn villeicht vmbracht hett oder doch auff das wenigeſt das gelt gnommen. Welches aber auff einen anderen wåg geſchehen.

An-

Andreyzo fallt in ein ſpraachhauß, da er vermeint ſein notturfft zů verpringen.

Als Andreyzo nun von ſolcher ſeiner ſchönen ſchweſter, wie gehört, mit dem knaben was ſchlaaffen gewiſen worden, vnd die hitz zů der ſelben zeyt groß was, vnd Andreyzo ſich allein ſahe ſich zů friſchen vnd külen bald auszohe, vnnd den leyb biß an das hembd entblößt, ſeine kleider zů haupten auff das betth legt, vnd den leyb von überiger bſchwörung des bauchs ſeine natürliche recht begären was, vnd nit wüßt wohin, den jungen knaben fraget, der jm als bald an einem ort in der kam̃er ein thürlin zeiget, daß hinauß auff einen gang zum heimlichen gmach gieng. Andreyzo on alle forcht vnd ſorg zů dem thürlein hinauß gegen dem heimlichen gmach wertz gieng. Nun zů ſeinem glück oder vnglück wie es ſich begab, er in dē gehn auff ein brett trat, welches nur auff einem ort aufgenaglet was, vnd on zweyfel jm zů einem meiſenſchlag oder ſtrick darin̄ er gefangen vnd todt bleyben ſolt, hiehär geſetzt vnnd geſtellt worden iſt. Darumb er hinab fiel, vnd wiewol er ſehr hoch gfallen was, vñ ſich von kott vnd vnflat in ſolcher maß zů gericht hett, das er mer eim teüfel daũ einē menſchen gleych geſähen. Doch Gott im ſovil gnad thet, vñ jn ſo lieb hett, das er jm in dem groſſen vnd ſchwären fallen kein ſchaden zů ſtehn ließ. Damit man aber verſtand wie vnd wo das vnſauber gäſſzlin geweſen: es was ein engs gäſſzlin zwüſchen zweyē häuſern, von dene zwey höltzer von einem hauß zů dem andern giengen, darauff vnangnalete brätter lagen, darauff man zů dem heimlichen gmach gienge, derſelben vnangnagleten bretter eins mit jm hinab fiel, als jr vernom̃en habt. Es ſey jm nun wie jm wölle. Andreyzo ſich in dem kott fande, wär was trauriger dann er? gedacht, wie ſpöttlich vnnd übel jm das anſtünde, das er alſo vnſauber ſolte hinauf in das hauß zů ſeiner vor nie geſáchnen ſchweſter koñen hette gewöllt er tauſend weyl von dannen wäre, doch dem jungen knaben růfft, vnnd ihn bath, er wölt jm beholffen ſeyn, damit er wider härauß kommen möcht, dann wo er ſolt ein weyl da ſtehn, er voꝛ gſchmack zergehn vñ ſterben můſt. Als bald der arg knab ſolchs vernommen hett, daß Andreyſzo hinab gefallen was, er zů der frawen lieff, vñ jr ſolches bald anzeiget vnnd zů wüſſen thet, die bald zů der kañer eingegangen kam, nach ſeinem gwand oder kleid ſůchet, welchs ſy ſambt dē 500. guldin bey den hauptē ſand. Wär was fröer dañ ſy, vnd trauriger dann der gůt Andꝛeyſzo, der niemand vertrauwt, vñ deß willen ein ſchweſter von Palerma einem brůder von Beruß ſolche letz zůgericht hett, nach jm nit mer fraget, dz thürlin zůgſperꝛt hett, da der vnſälig menſch hinauß gfallen was. Vnd do der knab jm kein antwoꝛt gab, er ſein ſtim̃ erhöhet, vnd leüter ſchꝛeye. Aber ſein ſchreyen vmb ſunſt was. Im grauſen vnd gedencken ward, die ſach gienge nitt recht zů: aber es zů ſpat gedacht, nit wüßt wo auß oder eyn. Doch über ein maur, darmit das gäßlin vermaurt was, er ſtige, vnd auff ein rechte ſtraaſſen für die thür des haus kam, wol erkant das er des tags da was eyngangen. Da er erſt anhůb zů rüffen vnd ſchꝛeyen, da auch lange zeyt ſein mů verloꝛ, vnd mit weinenden augen, als der da alles ſein vnglück klar ſahe, zů jm ſelber ſpꝛach: O wee mir, wie hab ich in ſo kurtzer zeyt 500. guldin vnd ein ſchweſter verloꝛen. Vnnd nach vil anderen kläglichen woꝛten vnnd weinen, er wid' anhůb mit groſſem gſchꝛey an die thür zůſchlagen, das ſo lang trib dz etlich in d' nachbaurſchafft jm ſeins rüffens vnd ſchꝛeyens nit mer vertragen mochten, jm übel zů redten vnnd ſchalten. Auch eine der frauwen magt gar ſchläfferig an dz fenſter lieff, mit böſen vnzüchtigen woꝛten fragt wär da were? O ſpꝛach Andꝛeyſzo kenneſt du mich nit? Ich bin deiner frawen Fioꝛdilis bꝛůd. Sy jm wider antwoꝛt: Gůter mann haſt du zů vil getruncken, ſo geh ſchlaaffen, vnd kom̃ biß morgen hårwider, ich kenn vnd weyß von keinem Andrevtzo noch von deinen öden thädingen zů ſagen, geh dz dich Gott berath, vnnd laß vns ſchlaaffen. Wie mag das geſeyn, ſprach Andrevtzo, daß du mich nit kenneſt noch weiſſt wår ich bin? Fürwar du weiſſt wol wer ich bin, verſteheſt auch wol wz ich ſag, iſt es dann der Cicilaner gewonheit brůderlicher treüw vnd ſchweſterlicher freündſchafft in ſo kurtzer zeyt vergeſſen, ſo gib mir doch mein gewand wider, das ich auff dem betth zum heupten gelaſſen hab, das dich Gott bewar, damit ich gehen mög meinen wåg hin, den ich hår kom̃en bin. Die maadt jm antwort: Gůter mann dir hat getraumet, oder du biſt vol vnd truncken. In dem ſich hineyn zoge, das fenſter zůſchlůg. Andrevtzo ſeiner ſchäden abermals mer eigenſchafft hett, vñ vor leid vnd zorn ſchir von ſinnen kommen wår, jm gedacht das er durch ſein wort nicht gehaben möcht, er ſein ſterck brauchen wölt. Vnd von neüwen mit einem groſſen ſtein ſtercker dann nie zů die thür lieff, mit aller macht dareyn ſchlůg. Vñ deß willẽ vil hårum̃er in der nachbaurſchafft auff ſtůnden, an jre fenſter giengen, vnnd meinten es wår etwar der das der nachbaurſchafft mer zleid thet dann der frawen, jm zůſchreyen als einẽ from̃ den hund, vnd ſprachen: Was gröſſer bůberey iſt das an dir, zů ſolcher zeyt in der nacht für Gretlins thür zů kommen, vnd niemand in der gantzen gaſſen ſchlaaffen laſſeſt, geh hinwåg an den liechten galgen, haſt du etwas mit der frawen zeſchaffen, ſo kom̃ biß morgen hårwider, vñ laß vns hin nacht ſchlaaffen. In dem einen der vielleicht d' frawen Riffian ſein mocht, an das fenſter kam, welchen Andrevtzo in dem hauß nit geſåhen oder gehört hett, mit grober grauſammer vnd erſchrockenlicher ſtim̃ ſprach: Wer iſt daniden der vns nicht ſchlaffenn laßt Andrevtzo ſein haubt auffhube, vnd wol einen ſahe, nach dem jm daucht vnd vernemmen mocht, wie es das klein Schůlerlin mit dem groſſen Penal wåre, mit einem kolſchwartzē bart, vnd zů gleicher weiß thet, als ob er von dem ſchlaaff erſtanden wåre, mit ginenden maul ſein augen rieb, wie die ſchlafftruncknen thůn, dem Andreytzo nicht mit kleiner forcht antwort, vnnd ſprach: Ich bin Andreytzo der frauwen Brůder, die in dem hauß wonet. Der bartet Baccularius nicht wartet, biß Andreytzo ſeine wort zů end brachte, ſonder vil grauſamer dann er vor gethon hette, ſprach: ſicher vnnd fůrwar, ich weiß nicht wer mich haltet, ye wider mein natur, das ich nit hinnab kum̃, vnd dir dein haut als voll ſchlage, das es mich ſelber erbarmet, du vnnůtzer trunckner Eſel, o du in diſer nacht niemand wilt ſchlaaffen laſſen, mit diſen worten das fenſter wider zůſperret. Etliche von den nachbauren die des barteten Baccalarii kundtſchafft hetten, zů Andreytzo ſprachen: Gůter mann wilt du auf diſe nacht nicht zůſtucken geſchlagen werden, ſo gehe vmb Gottes vnd des beſten willen deinen weg, dañ du weiſt nit mit wem du zůſchaffen haſt, das rathen wir dir mit treůwen. Andrertzo d' von des Riſſianers grauſamen ſtim̃ vnd angſicht ſehr erſchrocken wz vnd von dem rath d' gůten leůt, die, als jn dunckt von barmhertzigkeit bewegt waren, bezwungen was darvon zů gehn. Betrůbter dañ kein mañ ye ward, ſich ſeins gelts gåntzlich verwag, vnd den wåg hingieng, denn er mit den meitlin des tags hårkom̃en was: doch nit wůßt wo er inn der ſtatt was. Aber gegen ſeiner herberg wertz meint zegehen, vnd jm ſelbs ab jm grůwlet, vnd ſein ſelbs abſcheuhen hett, des vnſauberen geſchmacks halben, der von jm kam, willen hett zů dem meer zegehn ſich zů wåſchen. Da ſihe zů lieber gſell, wie das gelt Andreytzo ſo in groſſe not vñ gfahr ſeins låbens gebracht hat, daß er ſich, als er in dē heimlichen gmach geſteckt, ganz verwegen hett: dañ er nit hoffet ſein lävenlang mer vnnder die leüt zů kom̃en, ſonder alſo in dem vnſauberen geſchmack verderbē vnd ſterbē můſt: aber Gott d' nit verlaßt die ſo jn anrůffen, vñ jm vormals im fallē. byſtändig geweſen, hat jm da weyter geholffen, das er nit alſo, on yedermans wüſſen, ſterbe vnd verderbe. Darauff ſich aber keiner verlaſſen ſol, vñ gedencken wölt, ey wenn ich ſchon vm̃ das gelt käme, ſo beſchert mir Gott morgen anders! es gerat nit allwäg, gleych wie auch dem gůtem Andreyßo ſolches nit geraten iſt: dañ er on ſeine 500. guldin die ſtatt Neapolis raumen můſſen, Dann es nitt wol müglich iſt, daß dir Gott gleych ſo anders werde geben. Er ſpricht: arbeit vnnd gwünn deinn brot. Er hat nicht geſagt, Thů das maul auf, ſitz dahär wie ein gauß, ich will dir vmb faulkeit genůg gebenn. Darumb lůg ein yeglicher was jm zethůn ſey, namlich daß er arbeite, vñ ſich mit fromkeit erneere. Damit daß ich aber mit meinner angefangnenn hiſtorien zů end komme, ſo mercket weyter.

Wie Andreyßo zů dem meer gieng, vnd ſich wäſchen wolt, vnd wie es jm ergieng.

Als nun der gůt Andreyßo alſo on ſein gelt, beſchiſſen vnd mit wüſtem vnflat behenckt, daruon můßt, ward jm ſolliches ſeines narrechten gen Neapolis reyten ſehr gereüwen, darzů ward jme ſelbs ab dē vnſauberen geſchmack ſehr greüwelen zohe derhalben die gaſſen Catalena genañt, gegē dem meer werts hinab. Vnd als er alſo gieng, bekamen jm iren zween mit einer laternen, vor denen er ſich beſorgt, dann er meint es wären die ſcharwächter, flohe derhalben ab dem wäge, vñ gieng in ein altes gemür. Die zwen mit d'laternen auch zů dem alten gemeür eyngiengen, vnnd da mancherley werckzeüg von jnen legten, als eyſen, ſtägen, haacken, ꝛc. auch darmit mancherley geſpꝛäch hatten. Vnd dieweyl ſy alſo mit einander redten, jr einer ſpꝛach: Was bedeüt das? dunckt dich als mich mir bekumpt vnnd empfind des böſten geſchmacks den ich ye gerochen hab. In dẽ die laternen aufhebt, vnd den armen vnſäligen menſchen geſähẽ hett, beid erſchꝛacken, doch fragtẽ wär do wäre, aber Andꝛeycho als der ſich ſeer foꝛcht ſchwige, ſy fürbaß zů jm giengen vnd jn fragten, was er da alſo kotig thete, Andꝛeycho alles das jm zůgſtanden was erzelt, vnd zwůſſen thet. Die zwẽ aber wol gedachten wo das möcht geſchehẽ ſein, als in des Scharagone Putoſſogo hauß, zů jm ſpꝛachen: Güter mann, wie oder wo du dein gelt verloꝛẽ haſt, ſo haſt du doch Gott ſeer zů danckẽ, das du alſo in das kott gefallen biſt, dañ wär dir das nicht widerfaren, wenn du entſchlaaffen wäreſt, ſo wäreſt du on zweyfel getödt woꝛden, vnd hetteſt mit dem gelt dein leyb verloꝛen. Aber was hilfft dich nun mer dein weinen, dañ dir mag das gelt ſo wenig wider werden, als die Sternen am Himmel, aber du möchteſt dardurch wol erſtochẽ werden, weñ er vernem das du von etwarem geredt hetteſt. Nach diſen woꝛten, die zwen was jn Andꝛeycho halben zůthůn wäre, ſich bereiten, darnach zů jm ſpꝛachẽ. Güter freünd, vns iſt leyd vñ erbarmet vns dein ſchaden, doch wilt du ein güter geſell ſeyn, ſo wöllen wir dich mit vns nemẽ, etliche ſachen außzůrichten, vnd da wir yetzunde hin wöllen gehen das zůuolbꝛingen, da zweyffel nicht daran, dir zů deinem teil mer werdenn ſoll, dann du verloꝛenn haſt. Andꝛeycho als der an jm ſelbſt zweyfelt, zů jnen ſpꝛach: er willig vñ bereyt wäre, alle ding ſo ſy begerten zůthůn. Nun es ſich den tag darvor begeben hett, dz der Ertzbiſchoff vonn Neapolis tod ware, vnnd mit groſſer reychthumb, auch koſtlichem Kleinoten was begraben worden, beſonder mit einem koſtlichenn Rubin, den er an der hand in einem ſchönē ring gehabt, der auff 500. guldin gaſchetzt ward. Do was der zweyer meinung, hin zů gehn, vnd den todten Biſchoff zů berauben, als ſy dañ auch theten: zů dem ſy da den armen vnweiſen Andreytzo zů jnen namen. Darumb ſy ſich all drey mit einander bedachten, ſich miteinander auff den wäg machten, gegē der groſſen kirchen wertz.

Wie Andreytzo von zweyen in ein brunnen gelaſſen ward.

Als ſy nun der kirchen zůnaheten, ward ſy daß vnſauberen gſchmacks ſo von Andreytzo giēge, ſehr verdrieſſen, darumb ſprachen ſy, Mögen wir nit ein rüſtung erdencken, das der ſich wieſch von ſeinem kot, wo das jrgend wäre, damit er nit ſo übel ſtuncke. Bald ſich bedachten, hiebey nahēd iſt ein brunn, da iſt ein groſſer eimer an, dariñ wöllen wir jn hinab laſſen, da mag er ſich vaſt wol in wäſchen. Do ſy zů dem brunnen kamen, wol das ſeil daran man pflegt waſſer zů ſchöpffen, funden aber der eimer was nit daran. Doch bald eins wurden, jn an das ſeil bunden, vnnd in bruñen hinab lieſſen, vnd wenn er gewäſchen wär, er das ſeil erſchütten ſolt, ſo wolten ſy jn wider herauf ziehen. So ſy nun jn in brunnen gelaſſen, vnd ſchier gewäſchen was, füget ſich das etlich Ritterknecht welche etlich gejagt hatten, vnd hitzig waren, yetzund groſſen durſt hetten, vnd zum brunnen kamen da zetrincken. Bald hüben ſich die zwen dauon. Die knecht die hetten die zwē nit gſähē, noch Andreytzo der im brunnen was, vnd ſich yetzund gewäſchen hett, erſchutt das ſeil: aber ſy woltend ſchlächts trinckẽ. Legten ab jr tartſchen vñ ſchwerter, do funden ſy des eimers nit, meinte er wer im bruñen, ſich ans ſeil richteten, vnd den eimer härauf zogẽ. Do aber Andreytzo erſahe den bort des bruñens, ſich daran hieng mit den armen, des erſchracken die knecht gächlingen, lieſſen das ſeil faren, vnd lieſſen daruon vngeredt ſo vaſt ſy mochten, vñ lieſſen jre ſchwerdt vnd harniſch bey dem bruñen, nit anderſt meinten, dañ ſy den teüfel auß dem brunnen gezogen hetten. Do Andreytzo auß dem bruñen was, jn gar frömbd daucht das er ſeine geſellen nit ſolt finden, jn verwundert, wer jhn auß dem bruñen gezogen hette, wol die ſchwerdter vnd tartſchen da ſahe ligen, ſolchs ſeien geſellen nit dargebracht hetten, wol wußt. Daruñ jn frömbd nam, von wannen das här käme. Abermals betrübt was, nit wußt was er thůn ſolt, jm ſelbs ſein leid klaget, vnd keinerley anrürt, von dannen gieng, nit wüßt wohin: doch in dẽ gehn er ſeinen geſellen wider begegnet, die widerkamen jm auß dem bruñen zů helffen, ſich ſein verwundertẽ vnd jn da fragten, wer jm aus dem bruñen gholffen hett? Daruon er jnen nichts kondt ſagen, dann allein was er bey dem bruñen funden, vñ auch da gelaſſen hett. Darbey die zwen wol marckten, dz es die ſtattknecht müßten geweſen ſein: deß lachten, vnnd do jm ſagten, warumb ſy da von dannen geflohen wären, vnd wer die geweſen wären die jn auß dem brunnen gezogenn hettenn. Nun wolt es ſich zů mitternacht nahen, darumb machten ſy ſich auff die ſtraaß, vnnd fügten ſich zů der groſſen kirchen, on mühe bald dareyn kamen, vnd das grab das von marmelſtein was, darinn der Biſchoff vergrabenn lag, behend aufgethan hetten, vnnd alſo hoch vnderſetzt, daß einer wol dareyn ſchlieffen mocht. Nach dem das alſo geſchah einer zů dem anderen ſprach: Welicher vnder vns wirt hineynn ſteygen? Der ander ſprach, Warlich ich koñ hineyn nit. Der erſt wider ſprach: Andreytzo ſol hineyn ſteygenn Gott mir nit, ſprach: Andreytzo, das ich hineyn komme. Die zwen wolten ſich gegen jm ſtreüſſen, vnnd ſprachen: Warumb wilt du es nicht thůn, bey Gott wilt du nit gern, ſo můſt du es wol thůnd, oder můſt dir dein haut voll ſchlagen laſſen, oder villeichtt gar zů tod. Darnach wůß dich zrichtē. Andreytzo mit groſſer ſorg inn das grab ſtige, wol gedacht, die werden mich freylich betriegenn, dann wenn ich alle ding hingeben hab, werden ſy mit dem gůt daruonn lauffen.

Wie Andreytzo inn das grab ſtig, dem Biſchoff den ring abzog, hárnacher von ſeinen zweyen geſellen in das grab verſchloſſen ward.

Wie nun Andreytzo ſchon hineyn gſtigen wz, vñ gedacht, wie eben vermeldet, ſy wurden jn betriegen, derhalben bey jhm gedacht, er welt ſich ſelbs verſáhen, vnd jm ſeinen teil ſelbs inn behalten, vñ der koſtlich ring mit dem Rubin jm in ſein gedechtnuß kam, daruon er ſeine geſellen vnder wágen hette hören redē. So behend er in das grab kam, er dem Ertzbiſchoff den koſtlichen ring ab der hand zoch, vnd den jm ſelbſt an ſein finger ſtieß. Darnach den Paſtoral, die Infel, die hendſchůch mit allem anderen, das er vm̃ vñ an hett, ſeinen geſellen hárauß gab, vnnd den todten Biſchoff nackend in einem hembd ließ, zů ſeinen gſellen ſprach, er nit mer funde. Do fiengen ſeine gſellen an nach dem ring zů fragen, vnd ſprachen, dz er wol ſůchet, dañ er ye da ſein ſolt. Er vaſt dergleychen thet als ob er ſůchet, vnd ſy alſo mit beiten aufhielt, die allwág ſprachen, Sůch wol, als die jn mit vntrenw meinten. Do es ſy nun zeyt gedaucht, vñ jr burde gar eben gebunden hetten, ſy die ſtützen darmit ſy das grab vnderſetzt hetten, außſchlůgen, vnd die deck niderfallen lieſſen, die da von marmelſtein vnd ſchwár was, vñ den gůten An-

dreytzo

dreyzo alſo im grab verſperrten, vnnd mit dem gůt darvon lieſſen. Wår was in gröſſerm jamer, ångſten vnd nöten dañ der gůt Andreyzo? welches ein yeglicher bey jm ſelbs bedencken kan. Er ſich zů mermalen verſůcht mit dem haupt vnd achſel, ob er den ſtein möcht erhebẽ: aber nit müglich was, vmb des willen von vern, onmacht vñ ſchmertzen überwundẽ, nider auff den todtẽ leychnam ſanck, vnd da ligen blib. Der jn da geſåhen hett, nit wol hett mögen erkennen welcher todter geweſen wår, er oder der Biſchoff. Darnach über ein klein weyl wider zů jm ſelbs kam, anhůb klåglich zů weinen, vnnd jm gedacht, wurde das grab von yemand aufgethan, daß er wid' hårauß kåm, vnd ledig wurde, er ſunſt von hunger vnnd böſem gſchmack des todten leychnams, ſein låben da enden můßt: vñ ob auch jemand kåm dz auſzethůn, vñ er dariñ funden wurd, aber gleych wie vor für einẽ dieb gefangen vnd an galgẽ ghenckt wurde. Als er eine kleine zeyt in ſolchẽ betrůbten gedanckẽ geſtanden was, er inn der kirchen vnnd vmb das grab leůt hort vnd vernam, aber in groſſen ſorgen was, das waren etlich böſen bůben, die auch kommen waren den Biſchoff zů berauben.

Wie Andreuzo wider auß dem grab kam.

Als nun Andreyzo ſolche leůt ghört hett, ward er ſich förchten vñ auch fröuwen, vnd gedacht wol, wåren es rechtgeſchaffen leůt, ſy bey tag hår kåmen. Nun die bůben richteten ſich an die Arch, den ſtein bald aufgehaben vnd vnderſtützt hettẽ, darnach nit eins waren, wår inn das grab ſtige, dañ yegklichem grauſet: doch nach etlichen wortẽ ein pfaff der mit jnen was, ſprach, waß beſorgt jr euch? oder vor wem habt jr forcht? die todten eſſen niemand, wil ewwer keiner hineyn, ſo laſſen mich hineyn, ſeinen mantel bald von jm warff, ſich auff das ort ſchwang, vnnd ſich mit den füſſen meint hinab zelaſſen, das der gůt Andreyzo erſåerſähe, ſich nit lang ſaumet, bald auf ſeine füß ſprang, vñ den pfeſſen bey den beinen nam, dergleichen thet, als ob er jn hinab ziehen wolt. Do das der pfaff empfand, on maß erſchrack, ein groſſen ſchrey ließ, vñ ſich auß dẽ ſarch warff. Die anderen ſeine geſellen nit minder erſchracken dann er. dauon flohen, dz grab offen lieſſen, all lieſſen vnd flohen nit anders dañ ob ſy von hundert tauſend teüfel gejagt wurden. Wär was fröer dañ Andreytzo, ſich bald auß dem grab vnd der kirchen machet, den wäg den er hineyn kom̃en was. In dem es ſich gegen dem tag nahet, vngefärd gieng da er zů ſeiner herberg kam, darein gieng, den Würt vnd ſeine geſellen fand, die all ſich ſein verwunderten, alſo nackend vnd vngeſtalt heim zů kommen, jn fragten wo er doch här käme? Das ſagt er alles nacheinand', vñ thet jnẽ zewüſſen vom anfang biß zů end, wz ſich in der einigen nacht ſeinethalben verloffen hett.

Vber das ſy ſich miteinander beriethen, vnd was der rath alſo: Andreytzo ſo bald er möcht ſich ſolt auß der ſtatt machen. Dem rath er volget, auffſaß wider heim gen Peruſiam reyt, vnd forthin weyßlicher handlet. Nun ſihe lieber Läſer, was dem gůten Andreytzo für nutz oder frommen bracht hat, dz er mit ſeinem gelt alſo dahär pranget hat, warlich keinen nutz, weder das er ſchier dardurch vm̃ ſein läben kom̃en wär, vnd zů dem gelt auch den leyb verloren hette. Darumb hab ich diſe hiſtoria hiehär geſetzt, das ſich die jungẽ geſellen, gleych als in einem ſpiegel, erſähen ſollen, was jnen zethůn oder zelaſſen ſey. Dann ich wol weiß das jren vil ſind, die das gelt außgeben wie haberſtro, ſo findet man warlich leüt die kön̄ends eim fein ablauſen, geben einem die beſten wörtlein, ja weil das gelt in ſeinem ſeckel iſt, da iſt alls nur gnad Juncker, ey mein lieber Juncker ſitzend oben an tiſch, ſo findt man Stůtgarter Junckfräuwlin, die vm̃ ein klein gelt zů bekom̃en ſind, die werden jm alsbald an die ſeyten geſetzt. Weñ dann meine Junckerlin die groß eer ſo man jhrem ſeckel beweyſt, ſähen, meinen ſy es geſchehe jnen zů lieb. Da müſſen als bald ſpilleůt ſein, die dem Jůnckerlin zů dantz machen, damit er ſich mit ſeinen töchterlin erſpringen könne, da dauret jn kein gelt. Nun trage auff, ich hab gelts gnůg, ich kan es alles doppelt bezalen. Das iſt ein fein geſchrey, der Wůrdt vnd ſolchs geſindlin hören es leyden gern, ja ſolliches verwegens geſindlin wär nicht darfür inn himmel, dann es jnen fröud gnůg iſt, wenn man denn gnůg geram̃let hat, ſo iſt yederman heyß, da můß man wider geſoſſenn haben, ſo ſchreyenn ſy dann, Ey Juncker laſt weyn bringen, dann wir haben euch zů lieb dantzet daß uns warm iſt, welches wir ſunſt nit vmb groß gelt than hetten' Ey das gefallt dann dem Wůrt wol, wenn er weyn ſol bringenn: der ſchreybt als bald für ein kanten weyn drey an die tafel, damit die ſumm deſt gröſſer wirdt. Ey gedenckt er, man achtet es nicht, es iſt yedermann voll vnd toll. Vnnd ob es ſchon etwann einer acht vnnd wargenommen hette, ſo wil er ſolliches nicht meldenn. Dann ſich keiner gern gegen dem Wůrdt abwůrfft, ein yeglicher gedenckt, der Wůrdt jm in die lenge nützer ſey, dan ein ſolcher hagjuncker. Weñ dañ mein edler Juncker gnůg zechet hat, vnnd jn zeyt dunckt ſchlaaffen zů gehn, darzů jn ſeine zůgeſetzte junckfröwlin treiben: růfft er, o da ſaumpt ſich niemand da wůſt yederman auff, damit denn Juncker ſein meinung fůrſich gang, vnd jn niemander zůrne, da ſind kertzen vnd liechter, deßgleychen diener, die einem mächtigen Fůrſten gnůg wären, ſchlaffen zů zůnden, vnd legt man alſo den gůten Juncker ſeine diernen zů, mit d'er dañ die nacht nach ſeinem willen ſchertzet, da dauret jn 100. kronẽ nit die er einer ſolchen hůren ſol geben. Weñ man aber einem armen menſchen nur ſolt ein haller geben, welchs doch ein gering dieng iſt, wurd man meinẽ man hette unſeren Herrgott mit den händen gen himmel hinauff gehebt, vnd ein groſſen gottslon than, gedencken nit wie es ſo ein groſſe ſünd vmb hürey vñ füllerey iſt.

X.

Miſcellanien.

1.

Zu einer Geſchichte der Sitten, häuslichen Gebräuche und Bedürfniſſe;

von R — d.

Die Geſchichte unſerer europäiſchen Sitten und Gebräuche iſt ſo reich an Abſtufungen und Anekdoten, ſo mannichfaltig in Contraſten und Einflüſſen, daß wir in der That nicht erſt unſre aſiatiſchen, afrikaniſchen und amerikaniſchen Nachbarn zu bereiſen, und ihre Gewohnheiten anzuſtaunen brauchen, um Stoff zur ernſtlichen Unterhaltung und auch zum — Lachen zu finden. Doch, wer hat das noch bezweifelt? Unterdeſſen, bis der Mann aufſteht, der ſeine Kräfte ſtark genug fühle, das ungeheure Werk ihrer Geſchichtſchreiberey, vom Ey an, zu umſpannen, gebe ich hier kleine, abgeriſſene Beyträge; Bruchſtück, im eigentlichſten Verſtande.

Unſre älteſten Voreltern aßen Eicheln und die Früchte des Felds; Brod war die Erfindung der Griechen, und kam von ihnen auf die Römer. Die Handmühlen waren lange das einzige bekannte Mittel, Mehl aus den Aehren zu quetſchen, bis endlich die Thorheit des erſten Kreuzzugs, unter andern Verbeſſerungen, auch die **Windmühlen** den Sarazenen ablernte und nachmachte. Eine rundgeſchnittene Scheibe Brod vertrat viele Jahrhunderte hindurch bey Gaſtereyen die Stelle des Tellers; man nennte es in Frankreich, pain tranchoir. Nach dem Eſſen wurden dieſe Brodteller unter die Armen vertheilt. Schon zu Plinius, des Naturforſchers, Zeiten, bedienten ſich die Gallier der Bierhefen, ihr Brod leichter zu machen, aber im vorigen Jahrhundert verſchrie die mediciniſche Fakultät dieſen Gebrauch, als Gift, und es entſtand ein Proceß zwiſchen den Aerzten und Beckern, wo die Meinungen noch immer getheilt ſind. Der unverſöhnlichſte Widerſacher des Brods in neuern Zeiten iſt **Linguet**, aber unter ſeinen Vertheidigern iſt **Tiſſot**.

Der braune Kohl wurde von den Egyptiern nicht bloß geſchätzt, ſondern angebetet. Die Römer brachten ihn zu uns. Die Pfirſich ſendete uns Perſien; in unſer Klima verpflanzt iſt ſie Wolluſt für den Gaumen, aber in ihrem Vaterlande hält man ſie wegen ihrer Kälte für ein Gift. Die Zwetſchen oder Pflaumen kamen mit den Kreuzbrüdern aus Syrien. Nach der Königin **Claude**, der Gemahlin des franzöſiſchen Königs, Franz I. heißt eine Pflaumenart durch ganz Europa noch „Reine Claude,“ ſo wie eine andre, „Monſieur,“ weil der Bruder von Ludwig XIV. ſie auſſerordentlich liebte.

Eingeſalzenes Schweinefleiſch war vor Alters ein Leckerbiſſen der Vornehmen. Die Kaninchen, ein Modegericht, häuften ſich in Spanien ſo ſehr, daß ſie, der Sage nach, mit ihrem Bau die Mauern und Häu-

ſer

No. 3.

Olla Potrida.

1780.

Drittes Stück.

Berlin,

in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Innhalt.

Gedichte.

Dramatiſche Aufſätze.

Aus Scherz kann Ernſt werden. Ei
Luſtſpiel in Einem Aufzuge.

Auszüge.

Mogoliſche Damen.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze

1. Verſuch über die Dichtkunſt der Orientaliſchen Nationen. Aus dem Engliſchen.
2. Kurze Beſchreibung des Archipelagus.

Seite

3. Auch ein Vorſchlag, dem Nachdruck der Bücher zu ſteuern. 102.

Naturgeſchichte.

1. Eyer einiger Vögel, nach ihrer Zahl und Farbe. 106.

2. Flug einiger Vögel. 108.

Anekdoten. 109.

Briefe.

Vacat. 111.

Biographie.

Ritter Linnäus. Aus dem Engliſchen. 112.

Romane.

Aline. 117.

Miſcellanien.

1. Fragmente zu einer Geſchichte der Sitten, häuslichen Gebräuche und Bedürfniſſe. Erſte Fortſetzung. 130.

2. J. J. Rouſſeau's Vorrede zu den berüchtigten Memoires von ſeinem Leben, die noch Handſchrift ſind. 137.

3. Auf Sophiens Tod.
4. Auf eine Leiter von der [illegible] Cäcilia.

Fragmente.

Der Milchtopff. 241

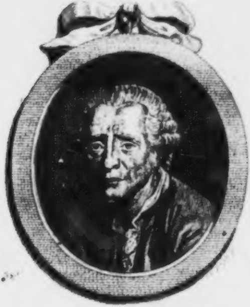
PIECES FUGITIVES.

1. Les amateurs du Spectacle de la ville de Nice aux talens de Mlle [illegible] que Desmasti[illegible]
2. [illegible]
3. *La Baronne.* Madame la Ducheſſe de Fitzjames & Madame la Princeſſe de Chimey, ſe trouverent [illegible] quelques jours [illegible] de ſortir ſouvent de l'appartement de la Reine, & elles ſe diſaient [illegible] *vais voir la Baronne.* La Reine voulut ſavoir la raiſon de ces fréquentes ſorties & quelle étoit cette baronne. M. le Marquis de M[illegible] dans le [illegible] Vau-de-ville d'E[illegible]

Olla Potrida.

1780.

Drittes Stück.



J. D'ALEMBERT.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

I.

Gedichte.

Emma.

Mit einem Kranz von Roſmarin,
Geflochten in ihr Haar,
Und einem Kleid von Silbergrün,
Im Brautſchmuck, wie ſie war,
Gieng Emma voll Melancholey
Und einſam auf und ab,
Im Garten, wo ſie ohne Scheu
Sich ihrem Schmerz ergab.

Ihr Vater war in einer Stadt
Am Rheinſtrom Commendant.
Den eitlen, ſtolzen Bräutgam hat
Er ihr ſchon zuerkannt,
Und will, daß ſie ihn lieben ſoll;
Doch Emma ſieht und ſchaut
Im Geiſte ſich, von Schwermuth voll,
Schon eine Himmelsbraut.

Zu ihrem Hochzeitfeſte lud
Laut der Trompeten Klang;
Ihr däucht es, wie's der Wehmuth thut,
Ein banger Grabgeſang.
Mit Blumen ſchön geſchmücket war
Der goldne Hochzeitſaal,
Nur ihrem Blick ſchien hell und klar
Dieß Feſt ein Todtenmahl.

Die bange Stunde naht heran,
Wo ſie betrübnißvoll
Dem Mann, den ſie nicht lieben kann,
Sich ewig opfern ſoll.
Sie klagte laut und rang die Hand,
Und weinte bitterlich,
Da jeder Strahl von Hoffnung ſchwand
Und aller Troſt entwich.

Auf einmal weht's wie ſanfter Duft
Von Roſenhügeln her –
Und ſüß Getön erfüllt die Luft
Und ſäuſelte rund umher.
Sie ſah ſich um, und plötzlich ſtand
Wohl in des Gartens Thür
Ein Jüngling, ſchön und unbekannt,
Der nahte ſich zu ihr.

Ein weiß Gewand, mit Gold geſtickt,
Umfloß ihn, und ein Strahl
Von ungewohntem Licht erquickt
Die Blümlein allzumal.
„O Jungfrau, ſprach er, (jedes Wort
Goß Troſt in ihre Bruſt,
Und ſcheuchte ſchnell den Kummer fort)
„O Jungfrau, wohl bewußt

„Iſt mir dein Schmerz, doch weine nicht,
„Die Zeit der Thränenſaat
„Iſt bald vorbey, und Gottes Licht
„Erleuchtet deinen Pfad.
„Doch willſt du, ſo entdecke mir
„Getroſt dein ganzes Herz!
„Welch ein geheimer Wunſch in dir
„Verurſacht deinen Schmerz?"

Welch ein geheimer Wunſch in mir
Verurſacht meinen Schmerz?
O Jüngling, ich entdecke dir
So frey mein ganzes Herz,
Als wär' ich lange Jahre ſchon
Mit dir vertraut — doch ach,
Die goldnen Jahre ſind entflohn,
Wie ein vergnügter Tag,

Da ich, als Kind, mich ſelbſt vergaß,
Wenn ich bey meinem Spiel
Im Schatten unſrer Lauben ſaß,
Und alles mir gefiel.
Drey Jahre ſind nunmehr vorbey,
Und heut iſt juſt der Tag,
Als ich im ſchönen Monat May
Noch krank darnieder lag.

Man harrte ſchon auf meinen Tod,
Und meine Eltern ſahn
Mich jammernd an, und riefen Gott
Um meine Tage an.
Als plötzlich alles um mich her
Verſchwand, wie war mirs ſo.
Ich hörte, ſah und ſprach nicht mehr,
Und war, ich weis nicht, wo?

Ein Jüngling, der dir ähnlich ſah,
Trat aus der Nacht, und ſtand,
Wie du jetzt neben mir, und ſah
Mich ſterben — und verſchwand.
Schnell wacht' ich auf, und wußte doch
Nicht, wie mir war geſchehn,
Nur ſah ich meine Eltern noch
Troſtlos am Bette ſtehn.

Allein mir war ſo wohl, ſo wohl,
Ich fühlte keinen Schmerz,
War ganz geſund, doch wehmuthsvoll
Iſt nun ſeitdem mein Herz.
Mir ekelt vor der ſchaalen Luſt
Der Welt und ihrer Pracht,
Mir ſagt ein Sehnen in der Bruſt:
Harr, bis dein Morgen tagt!

Der Jüngling blickte ſie darauf
Vertraulich an, und ſagt:
„O, hebe deine Augen auf,
„Weil ſchon dein Morgen tagt!
„Sieh dieſe kleine Roſ' am Stiel,
„Sie welkte langſam ab,
„Ein Tröpflein Thau vom Himmel fiel
„In ihren Schooß herab,

„Nun freut ſie ſich im Sonnenſchein
„Und lobet ihren Gott. —
„Dein Garten hat der Blümelein
„Sehr viele, weiß und roth?
„Die weißen dort ſind Lilien,
„Die ich mir ſelbſt begrub;
„Ach, jene Roſen blüheten
„So ſchön! Ein einzger Stoß

„Vom Winde hat ſie mir zerknickt,
„Und — fleuß, o Thräne, fleuß,
„Da ſteht hinwelkend und gebückt
„Mein kleines Mirthenreis!
„Trockn' ab die Thrän, o Jungfrau zart!
„In meinem Garten ſtehn
„Auch Blümlein viel und mancher Art,
„Die nimmermehr vergehn.

„Da ſtehn, vom ewgen Thau erquickt,
„Im ſanften Frühlingsſtrahl
„Die Liljen, die kein Sturm zerknickt,
„Und wachſen ohne Zahl.
„Doch, willſt du meinen Garten ſehn,
„So gieb mir Hand und Wort:
„Wir dürfen wenig Schritte gehn
„Von hier, ſo ſind wir dort.“

Und Emma reichte ihre Hand
Dem trauten Jüngling dar,
Als plötzlich rund umher verſchwand
Die Gegend, wo ſie war.
Ein neuer Himmel färbte ſich
Mit reinerem Azur,
Und rund um glänzte jugendlich
Verſchönert die Natur.

Was iſt's für eine ſanfte Luſt,
Die vom Geſang erſchallt?
Was für ein angenehmer Duſt,
Der uns entgegen wallt?
„Das iſt des Gartens Frühlingsluſt,
„Die vom Geſang erſchallt,
„Und das iſt ſeiner Blumen Duſt,
„Der uns entgegen wallt.“

Was iſt das für ein milder Strahl,
Der in der Ferne glänzt,
Und jenes blumenreiche Thal
So wonniglich umkränzt?
„Das iſt der Morgenröthe Strahl,
„Die unaufhörlich glänzt,
„Und ewig jenes ſtille Thal
„So wonniglich umkränzt.“

O, welch ein Ton entzückt mein Ohr!
Mein Auge welch ein Glanz?
Wen grüßt dieß glänzendhelle Chor?
Wem bringt es dieſen Kranz?
„Der Engel-Lied entzückt dein Ohr,
„Dein Auge Himmelsglanz ...
„Dich grüßt dieß glänzendhelle Chor,
„Dir bringt es dieſen Kranz.“

„Führt meine auserwählte Braut
„In meinen Garten hin:
„Zeigt ihr die Blumen, die, bethaut
„Von Himmelstropfen, blühn.
„Und führt ſie in den Myrthenhain,
„Die Seligen zu ſehn,
„Die dort im ſanften Dämmerſchein
„In weißen Kleidern gehn.“

Welch eine wunderſchöne Flur!
O, wo führt ihr mich hin,
Ihr ſelgen Geiſter, da ich nur
Ein ſterblich Mädchen bin?
Was ſeh ich? ... Dieſe Blumen blühn
Im überirdſchen Glanz,
Ein weiches glänzendhelles Grün
Deckt dieſen Boden ganz.

Mit jugendlichen Früchten prangt
Im Garten jeder Baum,
Und unter deiner Bürde ſchwangt
Der Aſt, und trägt ſie kaum.
Auf jedem Bäumchen wiegen ſich
Goldhelle Vögelein,
Die ihres ewgen Daſeyns ſich
Auf jedem Zweige freun.

In jener Mirthenlaube ſpielt
Ein unſchuldsvolles Paar
Gebrüder, das ſo ſanft und mild,
Wie meine Brüder, war,
Die mir ſo früh der Tod entriß --
Entzücken! --- o, ſie ſinds!
Sagt mirs, ihr Seligen, ſind ſies?
Ihr winkt mir --- o, ſie ſinds!

Ihr lieben Kleinen, kennt ihr mich,
Mich, eure Schweſter, noch?
Umarmet, ach! umarmet mich,
Mich, eure Schweſter, doch! --
Mit leiſer Stimme liſpeln ihr
Die beyden Kleinen zu:
„O Schweſter, geh zurück von hier,
„Geh ein zu deiner Ruh!

„Bald kehrſt du wieder zu uns her,
„Zu deinem ewgen Glück;
„O, dann verlaß uns nimmermehr!
„Itzt aber geh zurück;
„Geh nur durch dieſen dunklen Gang,
„So biſt du vor dem Thor
„Von deiner Stadt!“ --- Sie gieng, ſchon klang
Der Seiger in ihr Ohr

Vom hohen Thurm — ſchon ſchlug es drey,
Sie eilt erſchrocken hin,
Und kam ans Thor — wo alles neu
Und ganz verändert ſchien.
Sie wundert ſich, daß ein Sergeant
Den Eingang ihr verſagt,
Und ſehr genau nach ihrem Stand
Und ihrem Namen fragt.

Erſchrocken ſteht ſie ſtill, und ſpricht:
Wer kennt nicht meinen Stand
Und Namen? — Iſt mein Vater nicht
Hier Herr und Commendant?
Und iſt nicht heut mein Hochzeittag?
Man wartet meiner ſchon
In meines Vaters Haus — und ach!
Zwey Stunden ſind entflohn,

Daß ich zu lange mich verweilt:
Den Vater bald zu ſehn,
Bin ich ſo ſchnell zurückgeeilt;
Drum laßt mich zu ihm gehn!
Als ſie noch ſpricht, verſammlet ſich
In unbekannter Tracht
Ein Volk umher, das wunderlich
Sie anſtaunt und belacht.

Und Emma ſchaute rund umher
Mit wilder Phantaſie.
Sie kannte keinen Menſchen mehr,
Und keiner kannte ſie.
Doch endlich wagt ein Greis es noch,
Nah zu ihr hinzugehn,
Und ſprach: o Jungfrau, ſagt mir doch,
Wie heißt Eur Vater denn?

Er heißet Trautheim! „Helf mir Gott!
„Der Trautheim iſt fürwahr
„Seit mehr als hundert Jahren todt.
„Mein Vater hat ihn zwar
„In ſeiner Jugend noch gekannt:
„Er lobt ihn immer ſehr,
„Und hat ihn mir noch oft genannt.
„Doch der lebt lang nicht mehr!“

Betäubt ſtand Emma — ihrer nahm
Sich keine Seele an.
Sie überließ ſich ihrem Gram —
Ein armer Handwerksmann
Nahm ſie in ſeine Wohnung ein.
Sie hieng der Schwermuth nach
In einem kleinen Kämmerlein,
Und ſtarb den dritten Tag.

C. P. Moritz.

2.

Eliſens Geiſt *) an Fr. v. B.

Eine edle Sterbliche zu kränzen,
Kömmt Eliſens Geiſt zurück.
Froh erblickt in bunten Reihentänzen
Dich ſein ſuchender Blick.
Lange wird hier Dein Verdienſt noch glänzen,
Lange wirſt Du noch geliebt, verehret ſeyn —
Spät — erblickſt Du unſre Gränzen,
Und ich warte Deiner im geweihten Hain.

Juliane.

---

*) Aus Jacobi's Singſpiel: Eliſium.

3.

Antwort.

Eine gute Sterbliche zu kränzen,
Kömmſt Du aus Eliſium zurück,
Und in unſern bunten Reihentänzen
Fällt auf mich Dein freundſchaftlicher Blick. —
Sieh in mir die reinſte Freude glänzen,
So geſchäzt, geliebt von Dir zu ſeyn;
Aber fliehe nicht aus unſern Gränzen,
Hier winkt Dir ein kleiner Mirthenhain.
Eine edle, wohlgeſchaffne Seele
Glänzet auch in irdiſcher Geſtalt;
Drum, Eliſe, fliehe nicht, und wähle
Lange noch der Menſchheit Aufenthalt:
Wo des Herzens ſanft'ſte Zaubertriebe
Dich dem Glücke eines Edlen weihn;
Wo Empfindung, Jugend, Scherz und Liebe
Deinen Weg mit Roſen ſchön beſtreun;
Jeder Tag, befreyt von Sorg' und Kummer,
Voller Wonne Dir entgegen lacht,
Bis Dein Geiſt, nach einem ſüßen Schlummer,
Einſt zu höhern Freuden noch erwacht.

J. v. B.

4.

An Herrn G. V. B. in F. und Gebrüder überall.

Unwiſſenheit umgiebt mit ſchwarzem Nebel
Den größten Seher oft, der die Natur beſchaut.

Er forſchet mondenlang; der Thurm, den er erbaut,
Zeigt ihm das Himmelsheer, — nicht die verborg'nen Hebel,
Auf deren Gleichgewicht der Zeiten Lauf beruht.
Vermuthung bleibt die Leuchte ſchwacher Sinne;
Wie oft verwandelt ſie Geduld — in Uebermuth,
Und bietet Dem den Irrthum zum Gewinne,
Der ſie, an Wahrheits ſtatt, auf feſte Schultern lud!
Wer traut dem Träumer itzt, der Wirbeln ſich vertraute,
Der jeden Wandelſtern mit Zauberwürfeln ſchuf?
Wer ſtreuet Weihrauch ihm? — Nur, wer der heil'gen Laute
Der Sphären hier genießt, nur der traut ſeinem Ruf.
Entdecket ſtets, was die Natur bewirket!
Meßt jeden Grad, den ſie Euch zeiget, aus!
Doch hütet Euch, daß Ihr ſie nicht bezirket,
Und nehmt den Ziegelſtein nicht für ihr ganzes Haus!
Ihr ſteht auf ihrem Dach? — Vielleicht im tiefſten Keller,
Vielleicht im Felſengrund, der ihren Keller trägt. —
Wer weis es, wo Ihr ſteht! — oft dünkt es Euch da heller,
Als dort, wo Phöbus ſelbſt Euch ſeine Funken ſchlägt. —
Ich lieb' Euch noch fürwahr! weit wärmer, als Ihr denket:
Ich hör' Euch lächelnd zu, und Ihr belehret mich! —
Ihr zweifelt? — Hört! von dem, was Ihr mir ſchenket,
Nehmt mir ein Drittel ab! desgleichen thu' auch ich.

5.

Ahndungen.

Wenn bald dieſen Leib die Erde
  Und der Todten Gruft verſchließt,
Wenn mich mit dem Leichgefolge
  Jedermann, wie ſchnell! vergißt;

Wenn ſelbſt die, für die ich Alles
Hier geduldet, hier gewagt,
Nicht nach ihrem Ewigtreuen
Und nach ſeinem Hügel fragt:

Welche Pflanze, welche Blume
Nimmt dann dich, o Seele, auf?
Irrſt in Sternen oder Thieren
Du den vorgeſchriebnen Lauf?

Weil' auf Sternen, weil' in Thieren,
Sey der wilden Stürme Raub,
Nur blieb allem Rückerinnern
Dieſer falſchen Erde taub;

Taub den Scenen hoher Freundſchaft;
Freunde hatteſt du ja nie;
Taub den Freuden holder Liebe,
Nur dich kränken konnte ſie.

Sey mit deinem ſtillen Looſe,
Sanfte Dulderin, vergnügt,
Bis durch alle Elemente
Ganz dein Weſen ſich verfliegt.

R.

II.

Dramatiſche Aufſätze.

Aus Scherz kann Ernſt werden.

Ein Luſtſpiel in Einem Aufzuge

von

J. C. Koppe.

Herrn und Madame Schmidt

freundſchaftlich gewidmet.

Perſonen.

Meyer, ein reicher Kaufmann.
Julie, deſſen Tochter.
von Meerfeldt, Huſarenrittmeiſter, Juliens Liebhaber.
Goldhagen, Kaufmann, Meyers Freund.
Chriſtine, Juliens Mädchen.
Schulz, von Meerfeldts Wachtmeiſter.
Bartels, Meyers älteſter Handlungsdiener.
Friedrich, von Meerfeldts Bedienter.
Velteins, Doktor Juris.
Müller, Prediger in den Vierlanden.
Kommerzienrath Stolzenberg.
Deſſen Frau.
Noch ein Bedienter.

(Der Schauplatz iſt zu Hamburg.)

Scene

Scene I.

Meyer, Goldhagen.

Meyer.

Verzeihen Sie, ſo zu ſagen, mein lieber Goldhagen, daß ich Ihnen heute beſchwerlich falle. Ich weis es, ſo zu ſagen; ſehr wohl, wie koſtbar uns Kaufleuten oft jeder Augenblick am Poſttage iſt, und ich würde Sie, ſo zu ſagen, heute mit meinem Beſuch nicht inkommodiret haben, wenn es nicht eine Sache von Wichtigkeit wäre, die ich durchaus mit Ihnen, ſo zu ſagen, als meinem beſten Freunde, überlegen muß.

Goldhagen. Ich danke für Ihr gütiges Zutrauen, das Sie in meiner Perſon ſetzen, und bin äuſſerſt neugierig auf die Sache ſelbſt.

Meyer. Sie kennen ja wol den Herrn Rittmeiſter von Meerfeldt, der hier, ſo zu ſagen, auf Werbung liegt. Ich habe oft mit ihm im Römiſchen Kaiſer geſpeiſt, und manche Partie Billard mit ihm bey Tornquiſt und Dreyer geſpielt. Hier lernte ich ihn als einen ſehr braven Mann kennen, der nichts von dem, ſo zu ſagen, rüden Soldatenbetragen an ſich hat, und deſſen Wiſſenſchaften nicht allein Fluchen, Kommandiren, Prügeln und Spielen ausmachen, ſondern der, ſo zu ſagen, von vielen Sachen ſehr gut mitzuſprechen weis. Dieß und ſein angenehmer Umgang war es, das mich bewog, ihn oft auf meinen Garten und in mein Haus zu bitten, und ich habe, ſo zu ſagen, viele vergnügte Stunden mit ihm zugebracht. Aber der junge Menſch war verliebter Komplexion, und dieß erfuhr ich erſt zu ſpät, als daß ich, ſo zu ſagen, ſeine Liebe im erſten Keime hätte erſticken können. Er liebt meine Julie, und dieſe ihn wieder. Sehr vermuthlich haben ſie ſich ſchon wol lange, ſo zu ſagen, einander das Jawort gegeben, und nun verlangen ſie auch meinen Konſens. Er ſprach mich geſtern ſo zuverſichtlich darum an, als wenn ich mich nicht lange darauf beſinnen würde. Aber ſo muß man mir nicht kommen; ich ſchlug's ihm, ſo zu ſagen, rotunde ab, weil er ein Soldat iſt.

Goldhagen. Und bloß darum, weil er ein Soldat iſt? Der Soldatenſtand iſt in meinen Augen ein ſehr ſchätzbarer Stand, und hätte mir der Himmel nicht meinen lieben Philipp, Gott hab ihn ſeelig! weggenommen, er hätte gewiß nichts anders als ein Soldat werden ſollen. Brave Soldaten ſind dem Staate unentbehrliche Kreaturen.

Meyer. Sie haben Recht. Aber mein einziges Kind, und hundert tauſend Mark Banko einem Butenminſch zu geben, will mir doch nicht recht ſchmecken. Sie hätte ſchon längſt, ſo zu ſagen, Frau Hauptpaſtorinn und Doktorinn werden können; aber ich wollte ſo gerne, daß mein Geld, ſo zu ſagen, einem tüchtigen Kaufmann wieder zu Theil würde, der könnte es noch brav vermehren. Aber die Herren Gelehrten, ſo brave Männer, ſo zu ſagen, ſie auch immer ſeyn mögen, und die Leutchen mit dem Port d'Epée und Achſelbändern verſtehen das Subtrahiren beſſer, und dieſe Spezies der Rechenkunſt ſchmeckt uns Kaufleuten nicht. Ein Nagel zu meinem Sarge würde mir's ſeyn, wenn mein künftiger Schwiegerſohn ſchon bey meinem Leben das ſchöne Geld ſo ſpringen ließe, das ich, ſo zu ſagen, gewiß nicht im Schlaf verdient habe.

Goldhagen. Aber, Freund, da der Rittmeiſter ein ſo guter Mann iſt, wie Sie ſelbſt ſagen, ſo haben Sie dieß auch gar nicht von ihm zu befürchten. Und dann hat er ja auch wol etwas für ſich?

Meyer. Das ſoll den Kater wol, ſo zu ſagen, nicht kämmen; er hat ziemlich flott auf Akademieen gelebt, und wenn dann ſolche junge Herrchen, ſo zu ſagen, recht im Jubeln darinn ſind, ſo rechnen ſie ſich, ſo zu ſagen, immer reicher. Kaum hat der Herr Papa die Augen zugethan, ſo werden ſie erſt gewahr, daß das Faß beynahe ausgelaufen iſt. Doch, Freund, ich will Sie, ſo zu ſagen, nicht länger aufhalten. Sagen Sie mir Ihre aufrichtige Meynung.

Goldhagen. Die wiſſen Sie ſchon; ich würde ihm meine Tochter ohne Bedenken geben.

Meyer. Nein, Freund, das nehmen Sie mir, ſo zu ſagen, nicht übel; Ihr Rath gefällt mir nicht. Wenn er nur nicht, ſo zu ſagen, ein Butenminſch wäre, dann ließe ſich noch von der Sache ſprechen, aber nun wird in Ewigkeit nichts daraus. Leben Sie wohl. Heute Mittag ſpeiſen Sie bey mir.

Goldhagen. Wenn ich ſo frey ſeyn ſoll. Vergnügten Morgen.

(Meyer ab.)

Scene II.

Goldhagen (allein).

Was hat uns nun all' unſer Geſchwätz geholfen? Er frägt mich ein Langes und Breites um Rath, und am Ende bleibt er doch bey ſeiner Meynung. Unter der Zeit hätte ich ſchon viele Briefe ſchreiben können. Wenn er bey der Mariage ſelbſt keine andre Bedenklichkeiten hat, ſo iſt er ein Thor, wenn er ihm ſeine Tochter nicht giebt.

Sie iſt einmal in ihren Rittmeiſter vernarrt, und da könnte ſich das kleine Ding leicht zu Tode grämen; dann käme ſein Geld ja gar in lachender Erben Hände. Doch (nach der Uhr ſehend) will ich noch ſchreiben, ſo iſt's die höchſte Zeit.

Scene III.

Juliens Zimmer.

Julie, von Meerfeldt, hernach Chriſtine und Schulz.

(Julie ſpielt's Klavier, und ſingt aus der Millerſchen Arie im Siegwart: Was iſt Lieb? Ein Tag des Mayens ꝛc. den letzten Vers: Gieb, o Gott, der Frommen Liebe. Mittlerweile tritt von Meerfeldt herein.)

von Meerfeldt.

Da Kapo, meine theure Julie. Mein Herz iſt ſo recht zu dieſer Arie geſtimmt. Aber erſt Verzeihung mir, daß ich Sie ſo überraſcht habe. (küßt ihr die Hand.)

Julie. Keine Komplimente, lieber Rittmeiſter! Setzen Sie Sich. Haben Sie Ihre Flöte mitgebracht?

v. Meerf. Ja, liebes Julchen, ohne die gehe ich ſo leicht keinen Schritt. Sie muß mir in den vielen trüben Stunden, die ich ohne Ihren göttlichen Umgang zubringe, die Zeit verkürzen. Alle Geſellſchaften ekeln mich an, und mit meiner Werbung geht's ſeit vierzehn Tagen auch nicht mehr; (ſtimmt ſeine Flöte.) Darf ich bitten, anzufangen?

Aria. Was iſt Lieb? Ein Tag des Mayens?

v. Meerf. Auch unſre Hoffnung wird der Gott der frommen Liebe erhören; aber noch ſind keine vortheilhafte Ausſichten dazu da. (traurig) O, warum mußte ich nach Hamburg kommen, und Sie ſehen? Meine ganze Ruhe iſt auf ewig dahin. Sie haben meinem Herzen eine unheilbare Wunde geſchlagen, die immer bluten und die keine Zeit, kein Glück, keine Entfernung benarben, vielweniger heilen wird. Ach, ihr unerbittlicher Vater und mein grauſames Geſchick, das mich zu keinem Hamburger machte, entreißen Sie mir auf ewig. O Julie, Julie, das iſt hart!

Julie. Aber wie können Sie meinen Vater ſchelten, da Sie ihm noch wol nichts von unſrer Liebe geſagt haben?

v. Meerſ. Ich hätte ihm nichts davon geſagt? O, er weis ſie mehr denn zu gut. Er weis ſie von mir ſelbſt; aber all mein Bitten, all mein Zureden vermochte nichts auf ihn. Er machte es mir zum Vorwurf, daß ich ein Ausländer und ein Soldat wäre. Dieſem würde er nie ſeine Tochter geben.

Julie. Sagt er dieß wirklich?

v. Meerſ. Wie können Sie ſo fragen? Glauben Sie, daß ich in einer ſo ernſthaften Sache ſpaßen werde? Bey Gott! er ſagt's, und noch ſchallen die Worte wie Donner in meinen Ohren. (Chriſtine kommt herein.)

Julie. Bleib drauſſen, naſeweiſes Ding.

Chriſtine. Verzeihen Sie, Demoiſelle. Des Herrn Rittmeiſters Wachtmeiſter will die Eh[illegible]aben, ihn zu ſprechen.

v. Meerſ. Laß ſie ihn hereinkommen! (zu Julien) Mit Ihrer Erlaubniß. (nach einer Pauſe zum Wachtmeiſter) Was bringt er Neues?

Wachtm. Einen Brief.

v. Meerſ. Her! (erbricht ihn und lieſt). Gut, er kann gehen. (zu Julien) Leſen Sie ihn ſelbſt, den verwünſchten

Brief. Morgen ſoll ich wieder zum Regiment. O, daß auch jetzt alles zuſammen kommen muß, um das Maaß meiner Leiden recht voll zu machen!

Julie. So ſollen wir uns denn trennen? vielleicht auf ewig? Ach, liebſter Meerfeldt, ich fühle die ganze Laſt dieſer ſchrecklichen Worte. Gott! warum mußte ich Sie ſehen? warum mußten Sie mich lieben und mir mein Herz rauben? Ach, um uns beyde unglücklich zu machen! Ruhig und glücklich war bis jetzt mein Leben, und nun auf immer unglücklich — auf immer elend.

v. Meerf. Nein, theure Julie, ich verlaſſe Sie noch nicht. Lieber will ich Subordinazion und alles aus den Augen ſetzen, als meine Julie verlaſſen. Ohne Sie iſt mir's Leben doch nur Hölle. O, Ihr grauſamer, harter Vater! Er kann mit einem Ja der Schöpfer unſers Glücks werden, und macht uns Beyde elend! Hätte Ihr Vater nur einen Zug Ihres edlen Charakters: bey Gott! er könnte ſo nicht handeln.

Julie. Still, lieber Meerfeldt, reden Sie nicht ſo von meinem Vater. Er hat ſich Sie gewiß von einer beſſern Seite kennen gelehrt. Nur ſeine zärtliche Liebe gegen mich und etwas Vorurtheil über Ihren Stand und Vaterland verleitet ihn zu der Schwachheit, Ihnen meine Hand und Herz abzuſchlagen.

v. Meerf. Wahr, ich habe Unrecht, aber kann man es unglücklicher Liebe wol verargen, wenn ſie in allen Stücken zu weit geht? Doch, meine theure Julie! laſſen Sie den alten redlichen Bartels ein gutes Wort für uns bey Ihrem Vater einlegen. Ich weis, er vermag ſehr viel über ihn. Ich will Sie jetzt verlaſſen; heute Mittag ſprechen wir uns wieder. Aber ich werde mit meinem unruhigen Herzen einen ſchlechten Geſellſchafter machen. Leben Sie ſo lange wohl. Ach, dieß Lebewohl auf einer Stunde wird mir ſchon ſo ſchwer, ich erliege gewiß dem auf ewig. Leben Sie wohl! (küßt ihr die Hand.) (ab.)

Scene IV.

Julie.

Ja, mein Einziger, auch mir wird's ſchwer werden, dieß ſchreckliche Lebewohl auf ewig. O beſter Vater, ändre deine Geſinnungen, und Gott wird's dir lohnen. Ferne ſey es von mir, dich einer Härte gegen mich zu beſchuldigen, nein, allzu große Liebe läßt dich ſo handeln. Gott! (Klingelt nach einer Pauſe.)

Scene V.

Chriſtine, Julie.

Chriſtine.

Was befehlen Sie, liebe Demoiſelle?

Julie. Bitte Mr. Bartels, er möchte ein wenig zu mir kommen. Ich ſähe gerne, wenn es gleich wäre.

Chriſtine. Sogleich eile ich, Ihren Befehl zu vollziehen; aber erlauben Sie mir erſt eine Frage; ſie betrifft Ihren Zuſtand ſeit einigen Tagen. Was fehlt Ihnen? Sie kommen mir ganz verändert vor. Sonſt waren Sie ſo munter, und nun gehen Sie immer ſo traurig einher, hängen den Kopf, und nichts iſt Ihnen recht. Man kann Ihnen Ihren geheimen Kummer recht aus den Augen leſen. Was fehlt Ihnen? Verzeihen Sie meine vorwitzige Frage, ich thue ſie nicht aus Neugierde; nein, Liebe für Sie, beſtes Mamſell Julchen, machte mich ſo dreiſt.

Julie. Dank dir, liebes gutes Geſchöpf, für deine herzliche Theilnehmung! Ich werde ſie mit meinem Vertrauen belohnen. Wiſſe alſo, daß mein Vater und der Rittmeiſter ſchuld daran ſind. Meerfeldt, weil er mich liebt, und mein Vater, weil er unſre Liebe nicht billigen will. Nun weißt Du alles, gutes Mädchen. Bedaure deine arme Julie.

Chriſtine. Vielleicht ändert Ihr Herr Vater noch ſeine Geſinnungen.

Julie. Gott geb's, aber ich glaub's nicht. Thue jetzt, was ich Dir befohlen. (Chriſtine ab.)

Scene VI.

Julie.

Welche Güte des Herzens von dieſem Mädchen! Ich trauete es ihr nicht zu. Sie ſchien mir immer gar zu leichtſinnig, aber Leichtſinn und gutes Herz ſind nur zu oft mit einander verbunden. Ich will dir's lohnen. Bis jetzt warſt du meine Bediente, von nun an ſollſt du meine Freundinn, meine Vertraute werden.

Scene VII.

Bartels, Julie.

Bartels.

Was ſteht zu Ihren Dienſten?

Julie. Mehr, liebſter Bartels, als Sie errathen werden, und mehr, als womit ich Ihnen jemals beſchwerlich gefallen bin. Kennte ich Ihr gutes, menſchenfreundliches Herz nicht, das Ihnen Ehre macht; ſchwerlich würde ich Ihnen eine Sache von ſolcher Wichtigkeit aufgetragen haben.

Bartels. Mein gutes Herz verehre ich als des Himmels Geſchenk; nur bey mir ſtand es, es zu behalten, oder zu verwahrloſen. Das Letztere vermied ich, ſo viel menſchlicher Schwäche möglich iſt. Aber Ihr Ernſt und Ihre Reden machen mich auf Ihren Auftrag neugierig.

Julie. Ich liebe Meerſeldt. Wär' er minder brav, ſo würde mich dieß Geſtändniß erröthen machen; ich liebe ihn zärtlich, allein mein Vater, ſo ſehr er auch ſein Freund iſt, will von unſrer Verbindung nichts hören, weil er ein Soldat und Ausländer iſt. So ſehr, ſo oft er ihn um ſeine Einwilligung gebeten, ſo hat er doch nichts über ihn vermocht. Fügen Sie ſeinen Bitten noch die Ihrigen hinzu, und bereden Sie ihn zu ſeiner Einwilligung. Sie kennen mein Herz, das für Freundſchaft erkenntlich zu ſeyn weis; wie ſehr würde nicht dieſe, als die größte Wohlthat meines Lebens, meine ganze Erkenntlichkeit fordern!

Bartels. Mit Freuden will ich dieß Geſchäfte übernehmen, will keine Worte ſparen; aber ob ich reüſſiren werde, kann ich Ihnen nicht verſprechen, und ich zweiſle auch daran. Sie kennen Ihren Herrn Vater ſo gut, wie ich, und wiſſen es, daß er ſeine Meynung ſo leicht nicht ändert.

Julie. Eilen Sie denn hin zu ihm, und kommen Sie als Bote des Friedens wieder. (Bartels ab. Julie klingelt.)

Chriſtine. Was iſt zu Ihrem Befehl?

Julie. Es wird bald Mittag ſeyn. Komm mit mir nach meiner Gartenſtube, und hilf mich völlig ankleiden. (Chriſtine und Julie ab.)

Scene

Scene VIII.

Komtoir.

(**Meyer** ſitzt und ſchreibt, von vier Handlungsbedienten umgeben.)

Bartels.

Lieber Herr Meyer, könnte ich Sie wol einige Worte allein ſprechen?

Meyer. Was giebt's denn? Iſt doch nicht wieder, ſo zu ſagen, ein Ruſſiſches Haus ſchlecht geworden?

Bartels. Nein, lieber Herr Meyer. Wollen Sie ſich nur nach Ihrem Zimmer bemühen, ſo ſollen Sie alles erfahren.

Scene IX.

Vorige.

Meyer.

Seine wichtige Miene läßt mich auch, ſo zu ſagen, nichts Unwichtiges erwarten. Handlungsſachen ſinds doch wol?

Bartels. Nein, lieber Herr Meyer. Es betrifft Ihre Einwilligung zu Ihrer Demoiſelle Tochter Verbindung mit dem Herrn Rittmeiſter. Sie hat mich ſelbſt um meine Fürbitte bey Ihnen gebeten, die ich ihr, und könnte ich ihr auch wol etwas abſchlagen? mit dem größten Vergnügen ſogleich verſprochen habe. Wäre ich nicht in Ihrem Dienſt alt und grau geworden, ſo würde ich mir dieß nicht herausgenommen haben. Aber jetzt wage ich es, Sie zu erſuchen, Ihrer würdigen Tochter Ihre Einwilligung zu dieſer Verbindung nicht abzuſchlagen. Ich ſchmeichle mir ——

Meyer. Schon genug! mein guter Bartels. Ich will, ſo zu ſagen, hievon nichts wiſſen. Ich werde meine Julie nie zu einer Heyrath zwingen, aber, ſo zu ſagen, einen Butenminſch und Soldaten darf ſie mit meinem Willen nie nehmen; hält ſie dieſen für überflüſſig, ſo mag ſie auch ſehen, wie's ihr nach meinem Tode geht.

Bartels. Das wird ſie auch nie thun. Aber ſetzen Sie ſich über die kleinen Vorurtheile der Welt, oder vielmehr einiger wenigen ſchwachen Köpfe hinweg, und Sie können Ihre Tochter an keinen beſſern Mann bringen. Ein Soldat iſt ein würdiges Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft, und wenn er ſeine Beſtimmung nicht durch Grauſamkeit und ſchlechtes Betragen entehrt, doppelt ſchätzbar. Sie werden die herrlichſten Eigenſchaften und das beſte Herz nicht am Herrn von Meerfeldt verkennen, ſonſt würden Sie ihm nie Ihre Freundſchaft geſchenkt haben.

Meyer. Alles wahr! guter Bartels. Von Meerfeldt iſt der beſte Mann; als Freund kann ich ihn nicht genug lieben, aber zum Schwiegerſohn, ſo zu ſagen, kann und will ich ihn nun einmal nicht haben. Ich gehe jetzt wieder in mein Komtoir, und wenn Er, ſo zu ſagen, mich lieb hat, ſo red Er mir hievon weiter kein Wort. Julie wird gewiß wieder auf andre Gedanken kommen, ſo bald ſie merkt, daß nichts daraus werden kann.

Bartels (mit einer Verbeugung). Ihr Wille iſt mir Befehl, aber es ſchmerzt mich, meinen Auftrag nicht beſſer ausgerichtet zu haben. (Meyer ab.)

Scene X.

Bartels (allein).

O, daß ich nicht in meinem Vorſatze reüſſiren konnte! und doch wünſchte ich es ſo herzlich. Am Abend meines Lebens würde mir dieß Geſchäfte die größte Wonne geweſen ſeyn. Julie! arme Julie! vom Augenblicke deines Lebens an ſah ich dich glücklich, und der kleinen glücklichen freudevollen Epoke von zwanzig Jahren ſollte nun vielleicht ein ganzes Leben voll Elend und Unglück folgen. — Doch, da kömmt ſie ſelbſt, traurig, und Gram umwölkt ihre ſonſt ſo heitre, offne Stirn. O, liebes Mädchen, könnte ich dir doch deine vorige Ruhe und Heiterkeit des Gemüths wiedergeben! aber ach! meine Nachricht wird dich noch mehr beugen. Ein Bote des Friedens ſollte ich dir ſeyn; wie herzlich gerne! hätte es nur in meinen Kräften geſtanden.

Scene XI.

Julie, Bartels.

Julie.

Ihre Miene verſpricht mir eben nicht die fröhlichſte Nachricht, und mein Herz ſagte es mir immer: vermuthe keine veränderte Geſinnungen! und dieß wird auch wol leider der traurige Fall ſeyn. Sprechen Sie mir nur bald mein Todesurthel, und halten Sie mich nicht mit leeren Vertröſtungen hin.

Bartels. Wollte der Himmel, Ihre Vermuthungen wären falſch! aber ſie ſind mehr denn zu wahr. Mamſell, wie mir dieß nahe geht, können Sie gar nicht glauben. Ich habe keine Worte geſpart, Ihren

Herrn

Herren Vater auf andre Gedanken zu bringen, allein es war umſonſt, und er bat mich mit einer Miene, die mehr Ausdruck des ernſthafteſten Befehls als Bitte waren, dieſe Materie auf immer unberührt zu laſſen.

Julie. O, ich Unglückliche! Gab mir der Himmel nur darum ein ſo zärtliches, gefühlvolles Herz, um durch daſſelbe unglücklich und elend zu werden? Was wird nun mein ferneres Leben anders ſeyn, als eine Reihe von traurigen, kummervollen Tagen, die nur der Tod enden kann? Gott! mein Vater! laß dich erweichen. Theureſter, beſter Vater! (weint).

Bartels. Unmöglich kann ich Sie weinen ſehen. (ab.)

Scene XII.

Julie.

Verfluche ſey das ganze Heer der Vorurtheile, die uns Sterbliche ſo ſehr feſſeln können, daß ſie Störer unſers Glücks werden, und unſer Leben verbittern! Nie habe ich es meinem Vater zugetraut, daß er auch ſich ſo ſehe von ihnen könnte hinreißen laſſen. Himmel! da kömmt er. O, daß ich Worte reden könnte, die ihm in die Seele giengen, und ihm das uns glücklich machende Ja zu unſrer Verbindung enlockten! Aber es wird alles vergeblich ſeyn.

Scene XIII.

Meyer, Julie.

Meyer.

Guten Morgen, meine liebe Tochter, ſo zu ſagen, wie haſt du geſchlafen?

Julie. Nicht ſo ſanft, ſo ruhig, wie vormals. Meerfeldts Bild, und der Gedanke, ihn nie zu erhalten, ihn nie den Meinigen nennen zu können, ſchwebte ſtets vor meinen Augen, und gönnte mir nicht einen Augenblick Ruhe, der mein krankes Herz doch ſo ſehr bedarf.

Meyer. Spatziert Meerfeldt, ſo zu ſagen, noch immer in deinen Gedanken und auf deiner Zunge? Ich glaubte, nachgrade würdeſt du ihn ſchon vergeſſen haben. Wenn du mich lieb hätteſt, ſprächſt du nicht mehr von ihm.

Julie. Meerfeldt ſollt' ich vergeſſen? O, daß ich doch nie einer ſolchen ſchwarzen That fähig werde! Ewig, ewig wird ſein Andenken mit Flammenſchrift meiner Seele tief eingeprägt ſeyn.

Meyer. Schweig, Julie. Aus der Heyrath wird, ſo zu ſagen, nichts. Ich werde dich nie zu einer Verbindung zwingen; aber an einem Butenminſch und Soldaten darfſt du dich mit meinem Willen nie verheyrathen.

Julie. Und einem andern wird ſo wenig Ihr als mein Wille die Hand geben. Aber, mein Vater —

Meyer. Kein Wort mehr von der ganzen Sache! oder ſage nicht, daß du meine Tochter biſt. — Still! Klopfte nicht jemand?

Julie. Mir kam's auch ſo vor.

Meyer. Herein! ſo zu ſagen.

Scene XIV.

Bedienter. Vorige.

Bedienter.

Mein Herr läßt dem Herrn Meyer ſeinen gehorſamſten Reſpekt verſichern, und er wünſchte, die Ehre zu haben, Ihnen auf ein paar Worte aufwarten zu können.

Meyer. Wer iſt, ſo zu ſagen, denn Euer Herr?

Bedient. Der Herr Rittmeiſter von Meerfeldt.

Meyer. Macht ihm, ſo zu ſagen, wieder mein Kompliment, es würde mir viele Ehre ſeyn. (Bedienter ab.) Was hat das zu bedeuten? Ich habe ihn ja zum Eſſen gebeten, und es iſt ſchon beynahe zwey Uhr.

Julie. Ich kann's auch nicht begreifen. (ab.)

Scene XV.

von Meerfeldt, Meyer, hernach Julie.

von Meerfeldt.

Gehorſamſter Diener, lieber Herr Meyer, ich komme noch einmal, Sie um Ihres lieben Julchens Hand und Herz anzuſprechen.

Meyer. Sie wiſſen, ſo zu ſagen, lieber Herr Rittmeiſter, meine Meynung, und von dieſer kann und werde ich nicht abgehen.

v. Meerf. Eine traurige Nachricht für mich! Aber ſo traurig und unangenehm ſie mir auch iſt, ſo muß ich mich darin finden, und da morgen Pflicht und Subordinazion meine Abreiſe zum Regiment nothwendig machen, ſo empfangen Sie hiermit meinen wärmſten Dank für alle Freundſchaft und das letzte Lebewohl.

Meyer. Was? Sie wollen uns, ſo zu ſagen, ſchon morgen verlaſſen? Es thut mir herzlich leid, aber Sie haben mir's einmal verſprochen, heute Mittag bey uns zu ſpeiſen, und da müſſen Sie als ein ehrlicher Mann Ihr Wort halten. Ich bitte, ſo zu ſagen, recht ſehr darum.

v. Meerf. Sie ſind zu ſehr mein Freund, als daß ich Ihnen auch nicht dieß zugeſtehen ſollte, ſo ſparſam mir auch meine Zeit zugeſchnitten iſt.

Meyer. So wollen wir denn auch noch heute, ſo zu ſagen, recht luſtig ſeyn. Wenn ich nicht irre, ſo kommen ſchon einige unſrer Gäſte. (Klingelt, und Julie tritt herein und grüßt den Rittmeiſter mit einem vielbedeutenden Blick.) Julchen, empfange unſre Freunde. (Julie ab.)

Scene XVI.

Vorige. Dr. Vulteius, Paſtor Müller.

Dr. Vulteius.

Ihrem Befehle gemäß, lieber Herr Meyer, nehme ich mir die Freyheit, Ihnen meine Aufwartung zu machen.

Meyer. Gehorſamer Diener, mein Herr Doktor ſo zu ſagen, es iſt mir überaus angenehm, Sie in meinem Hauſe zu ſehen. Wo haben Sie aber die Frau Doktorinn gelaſſen?

Dr. Vulteius. Sie läßt ſich Ihnen gehorſamſt empfehlen und bittet um Entſchuldigung. In ihren Umſtänden wagt ſie ſich nicht mehr aus dem Hauſe.

Paſtor M. Ihr Diener, liebſter Freund. Ich gebe mir die Ehre, mich auf Ihrer gütigen Invitazion einzuſtellen.

Meyer. Es iſt mir, ſo zu ſagen, viele Ehre. Julchen, empfange den Herrn Kommerzienrath Stolzenberg.

(Julie ab.)

Scene XVII.

Vorige. K. R. Stolzenberg und Frau.

Kommerzienrath Stolzenberg.

Auf Ihre graziöſe Invitazion und Einladung habe nicht ermangeln und verfehlen wollen, mich derſelben zu unterziehen, und es wird mir eine Freude und Vergnügen ſeyn, wenn ich von Denenſelben von Dero guten Geſundheit und Befinden vergewiſſert und benachrichtiget werde.

Meyer. Ergebener Diener, Herr Kommerzienrath. Gehorſamſter Diener, Frau Kommerzienräthin ſo zu ſagen.

Fr. K. R St. Ich freue mich, daß ich die Ehre habe, Sie wohl zu ſehen. Sie haben befohlen, Sie zu inkommodiren; ich bin daher ſo frey, Ihrem Befehle zu gehorſamen.

Meyer. Gehorſamſter Diener ſo zu ſagen, nicht befohlen, ſondern gehorſamſt gebeten, ſo zu ſagen. Es wird mir eine große Ehre ſeyn, Sie in meinem Hauſe aufzuwarten. Aber, lieber Herr Paſtor Müller, ſo zu ſagen, wie geht's Ihnen denn? Brav Kindtaufen und Hochzeiten? Um dieſe Zeit pflegt wol kein Tag ohne Kopulazion hinzugehen?

P. M. Ja, glauben Sie mir's nur: ich habe meine liebe Noth. Wären Sie's nicht, lieber Herr Meyer, ich wäre gewiß nicht hereingekommen. Ich habe heute ſchon eine Trauung gehabt.

v. Meerſ.

v. Meerf. Ich wünſchte wol einmal einer Kopulazion beywohnen zu können; ich habe ſchon vieles in der Welt gehört und geſehen, aber noch weis ich nicht, wie's bey einer Trauung hergeht.

P. M. Das iſt in der That viel. Aber da können Sie leicht zukommen. Ich habe morgen wieder eine; finden Sie Vergnügen, derſelben beyzuwohnen, ſo kommen Sie ohne alle Komplimente zu mir.

v. Meerf. Sie ſind gar zu gütig. Allein ſo gerne ich auch von Ihrer freundſchaftlichen Offerte Gebrauch machen wollte, ſo muß ich doch ſchon morgen wieder zum Regiment. Daß ich dieß nicht aufſchieben kann, darf ich Ihnen wol nicht ſagen. Wir Soldaten ſind die Leute nach der Uhr. Wollen Sie mir aber einmal die Hauptzeremonien, die damit verknüpft ſind, zeigen, ſo werden Sie mir eine große Gefälligkeit erweiſen.

P. M. Das könnte ich wol. Nur der Fiskal muß es um alles in der Welt nicht erfahren; es könnte mir ſonſt meinen Dienſt koſten.

v. Meerf. Wozu dieſe Bedenklichkeiten? Wir ſind unter lauter guten Freunden. Es wird Sie gewiß niemand verrathen.

P. M. Wollen Sie es wol erlauben, lieber Herr Meyer? Ich werde es ſo kurz, wie möglich, machen. Nehmen Sie Mamſell Julchen, das kann Ihre Braut ſeyn. Sie werden doch nicht böſe, lieber Meyer?

Meyer. Wie könnte ich, ſo zu ſagen, darüber böſe werden? Aber gehen Sie lieber drüben nach der andern Stube.

P. M. Wie Sie befehlen. Laſſen Sie ſich die Zeit nicht lang werden. Wir haben bald die Ehre, wieder bey Ihnen zu ſeyn. (von Meerfeldt, Julchen und P. M. ab.)

Scene XVIII.

Meyer, Vulteius, Stolzenberg und Frau.

Vulteius.

Sagen Sie mir doch, lieber Herr Meyer, wer denn der Herr iſt, der noch keiner Trauung beygewohnt hat? Er kömmt mir ſo bekannt vor, aber ich weis doch nicht, wo ich ihn hinbringen ſoll. Er hat ſehr viel Gefälliges in ſeinem ganzen Betragen.

Meyer. Es iſt auch wirklich, ſo zu ſagen, der beſte Mann. Er liegt hier auf Werbung, und logirt in der Obergeſellſchaft. Er heißt von Meerfelde, und iſt ein geborner Kurländer. Ich habe ihn im Römiſchen Kaiſer über Tiſch kennen gelernt. Er nahm mich gleich ſo ein, daß ich mich um ſeine Freundſchaft bewarb, und es hat mich, ſo zu ſagen, nicht gereut, ihn kennen gelernt zu haben. Er iſt nicht bloß Soldat, ſondern weis von allen Dingen mitzuſprechen. Ueberhaupt muß man es den Preußiſchen Offizieren zum Ruhm nachſagen, ſie bekümmern ſich nicht bloß um ihre, ſo zu ſagen, Soldatengeſchäffte, ſondern ſie lieben Lektüre, Wiſſenſchaften und Künſte, da hingegen andre Offiziers genug zu können glauben, wenn ſie ihren Dienſt verſtehen, ihre Burſche wie das Vieh zuſammenhämmern, brav fluchen, ſpielen, ſaufen, und was dergleichen noble Paſſionen mehr ſind.

Vulteius Mit Ihrer Erlaubniß, lieber Herr Meyer, da thun Sie den Offizieren andrer Mächte viel zu nah, es giebt ſo gut geſchickte Leute unter ihnen, wie unter den Preuſſen, aber unter den Letzteren vielleicht mehrere; und dieß macht wol das Beyſpiel ihres großen Friedrichs, der ſelbſt ein großer Verehrer der Wiſſenſchaften, großer Philoſoph und Dichter iſt. — Doch, auf was anders zu kommen.

men. Wie gefiel Ihnen das geſtrige Stück, die neue Emma, vom Profeſſor Unzer?

Meyer. Ganz vortrefflich, ſo zu ſagen. Die Geſchichte war mir noch von meiner Jugend her aus Freyers Univerſalhiſtorie bekannt. Es iſt doch, ſo zu ſagen, wirklich wahr, was man in der Jugend lernt, behält man immer am beſten; und da begreift man auch in einer Stunde mehr, als man in ältern Jahren nicht zu ganzen Tagen lernt.

Vulteius. Das muß ich auch an meinem Ludwig bewundern. Die ſchwerſten Sachen begreift er mit einer ſolchen Leichtigkeit, daß ich es oft nicht begreifen kann, wie es möglich iſt. Er hört jetzt die Inſtituzionen beym Profeſſor Amſink, der ihm ehegeſtern den Titel: de Nuptiis, erklärt hat. Er wußte mir die Computationem graduum, ſowol nach dem Römiſchen, als auch kanoniſchen Rechte, ſo fertig, daß es eine Luſt war. Wenn Sie wüßten, wie ſchwer dieſe Materie iſt, Sie würden ſich mit mir darüber wundern. Glauben Sie es mir, es iſt ein wahres Labyrinth, woraus ſich manchmal auch die älteſten Juris practici, die ſonſt ihr Corpus juris, ihren Bartolum und Baldum, und wie die alten Knaſterbärte alle heißen, beynahe aus dem Kopfe wiſſen, nicht heraus finden können.

Meyer. Sie ſchicken ihn ja wol, ſo zu ſagen, bald nach einer fremden Akademie?

Vulteius. Ich denke, mit Gottes Hülfe, künftigen Oſtern.

Meyer. Wo ſoll er denn ſtudiren?

Vulteius. Darüber bin ich noch nicht mit mir ſelbſt einig. Ich glaube aber, ich werde ihn nach Jena ſchicken.

Meyer. O, ſchicken Sie ihn doch ja nach Göttingen. Das ſoll jetzt, ſo zu ſagen, die beſte Univerſität in Teutſchland ſeyn. Die Leute, die da ſtudirt haben, haben ſchon immer eine gute Präſumzion für ſich.

Vulteius. Ach, lieber Herr Meyer, das iſt nur ein bloßes Vorurtheil. Ein junger Menſch, der nur ſelbſt Luſt und Kopf hat, kann allenthalben was Tüchtiges lernen. Es iſt wahr, es giebt in Göttingen große Männer, aber es iſt doch ein zu koſtbares Pflaſter. Die jungen Leute leben da auf einem gar zu galanten Fuß, und wer nicht mitmacht, der iſt unter durch. — Doch, da kommt Herr Goldhagen!

Scene XIX.

Vorige, Goldhagen.

Goldhagen.

Gehorſamer Diener, Frau Kommerzienräthin! Ergebner Diener, meine Herren! Wie befinden Sie ſich? Recht wohl? ſo höre ich es mit Vergnügen. Was machen Sie denn, lieber Freund Meyer, ſeitdem wir uns nicht geſehen? A propos! Wie ſiehts mit der bewußten Sache von heute Morgen?

Meyer. Lieber Freund, kein Wort mehr davon! Ich habe Ihnen, ſo zu ſagen, meine Meynung geſagt, und dabey bleibts. Doch, da kommt der Herr Paſtor Müller, ſo zu ſagen, wieder aus der andern Stube. Er hat ſchon dem Herrn Rittmeiſter die Solemnitäten bey einer Trauung zeigen müſſen.

Scene

Scene XX.

Vorige, Julchen, von Meerfeldt, hernach zween Bediente.

Meyer.

Sie haben ſich, ſo zu ſagen, bald expedirt, lieber Herr Paſtor.

P. M. Ach, mein lieber Freund, Sie werden Ihr blaues Wunder erfahren. Der Herr Rittmeiſter will aus meinem Scherz Ernſt machen.

Meyer. Auf was Art denn, ſo zu ſagen?

von Meerf. Auf keine andre Art, lieber Herr Meyer, als daß ich die Ehre habe, Ihnen in meiner Perſon Ihren Schwiegerſohn und Mann Ihrer einzigen lieben Julie zu präſentiren.

Meyer. Ha, Schwiegerſohn hin, Schwiegerſohn her! Da wird nun, ſo zu ſagen, ein für allemal nichts daraus. Sie können ſich an den Herrn Paſtor halten.

P. M. Um Gottes willen nicht, liebſter Freund. Wo denken Sie hin? Wenn dieß der Fiſkal erfährt, ſo bin ich um Mantel und Kragen ohne Barmherzigkeit. Dieß würde mir wenig Spaß machen. Dann müßte ich ja mit Frau und Kindern betteln gehen.

Meyer. Das wäre arg genug, aber alles nicht meine Schuld; hätten bedenken ſollen, daß aus Scherz Ernſt werden kann. Aber, ſo zu ſagen, was halte ich mich bey alle dem Geſchwätz auf? Herr Paſtor und Herr Rittmeiſter, Herr Rittmeiſter und Herr Paſtor, wenn Sie nichts anders wollen, ſo können Sie aus meinem Hauſe bleiben.

von Meerf Aber, liebes Schwiegerpapachen, das iſt doch auch gar zu indiskret gegen Ihren einzigen Schwiegerſohn gehandelt. Doch Scherz bey Seite! Laſſen Sie ſich unſere Verbindung gefallen. Ich weis es, Sie ſind mir herzlich gut, und dem man gut iſt, macht man doch auch gern glücklich. (zärtlich und mit Wärme) Welches Glück könnte für mich wol gröſſer ſeyn, als der Beſitz von Juliens Hand und Herze! und wie leicht können Sie mir dieß gewähren! Nur ein Ja aus Ihrem Munde, und ich bin ſo glücklich, wie's nur irgend ein Menſch werden kann. Theurer Mann, laſſen Sie ſich erweichen Julie, helfen Sie mir Ihren Vater erbitten,

Stolzenberg (bey Seite). Das Lamentiren iſt mir unausſtehlich. Aber giebt er ſie einem Butenminſch, ſo iſt's mit unſerer Freundſchaft aus. Doch, ein ächter Hamburger wird ſich ja wol ſo nicht entehren.

Bedienter (zum Rittmeiſter). Ihr Wachtmeiſter wünſcht, Sie einige Worte zu ſprechen.

von Meerf. Gleich! (ab).

Meyer. Meine Herren, ſo zu ſagen, geneigen Sie mit mir zu Tiſche zu kommen. Der Herr Paſtor und Rittmeiſter können ſich im ſchwarzen Adler, oder wo es ihnen ſonſt am beſten ſchmeckt, ſpeiſen laſſen. Wenn Julie, ſo zu ſagen, nicht von ihrem Rittmeiſter abläßt, ſo mag ſie auch gehen, wohin ſie will.

Goldhagen. Grauſamer Mann! Lange genug habe ich Ihre Hartherzigkeit angeſtaunt und ſtille dazu geſchwiegen,

gen, aber länger kann ichs nicht. Fahren Sie ferner in dieſem rauhen, einem väterlichen Herzen nicht entſprechenden Tone fort, ſo werde ich, ſtatt Sie hochzuachten, Sie zu verachten anfangen. Bey meiner Freundſchaft, bey der Liebe gegen Ihre Julie beſchwöre ich Sie, laſſen Sie ſich erbitten. Ich weis es nur zu gut, daß nichts als elende Vorurtheile, wofür ſich jeder denkende Mann ſchämen ſollte, das Reſultat Ihrer Härte ſind. Legen Sie dieſe ab. Wenn zehn ſchwache Köpfe ſie dieſerwegen angrinſen werden, ſo bleibt Ihnen doch der Beyfall tauſend vernünftiger Männer. Und wie ſehr gewinnen Sie bey dieſem Tauſch!

von Meerf. (kommt geſchwind mit einem Brief in der Hand, den er Meyer giebt). Leſen Sie doch, lieber Herr Schwiegerpapa! Ich glaube, dieß Brieſchen wird Sie auf andre Gedanken bringen.

Paſtor M. Das gebe der liebe Gott! damit ich aus meiner Angſt herauskomme.

Meyer (lieſt, und es herrſcht allgemeine Stille. Mit einmal bricht er mit der größten Freude aus). Funfzigtauſend Thaler geerbt, und Ihr Eltervater ein geborner Hamburger? Da haben Sie, ſo zu ſagen, meine Hand darauf, daß ich Sie für meinen Schwiegerſohn erkenne, und dieſen erſten ſchwiegerväterlichen Kuß! Sind Sie zwar kein ächter Hamburger, ſo fließt doch gewiß, ſo zu ſagen, noch etwas Hamburgiſches Blut in Ihren Adern von Ihrem Eltervater her. Komm her, meine liebe Julie! Gieb deinem ſchönen Werber die Hand. Gott ſegne Euch, meine Kinder, ſo zu ſagen, und laſſe es Euch recht wohl gehen! Eure Ehe müſſe die erſte ohne Gardinenpredigt ſeyn! Lieber Schwiegerſohn, geben Sie Ihrer ſchönen Rekrutinn einen Kuß. Nun, meine

Freunde, wollen wir heute, ſo zu ſagen, recht luſtig ſeyn. ([illegible] und ein Bedienter herein).

Bedienter. Was befehlen Herr Meyer?

Meyer. Beſtelle heute Abend um neun Uhr die Hautboiſten, aber die Stümper von Stadtmuſikanten laß ſie weg. (Alle ſagen: Glück zu! junges Ehepaar. K. R. Stolzenberg nimmt unter der Zeit eine Priſe, und ſeine liebe Hälfte wiſcht ſich den Angſtſchweiß vom Geſicht).

Meyer. Ja, lieber Herr Paſtor, Sie beſonders haben Urſach, Glück zu! zu ſagen, denn um Ihren ſchwarzen Habit ſah es, ſo zu ſagen, ſchon ziemlich windig aus. Aber Sie bleiben deswegen mein Freund vor wie nach. Nur merken Sie ſich; mit ernſthaften Sachen muß man keinen Spaß treiben!

P. M. Dieſe Regel will ich mir auch gewiß aus dieſer Avantüre abſtrahiren, und der heutige Tag ſoll mit großen Buchſtaben an meiner Studirſtuben Thür gemalt werden. Er hat mir was rechts Angſtſchweiß gekoſtet; und nehme ich das aus, wie mich mein Vater ſeliger aushalterte, als ich mir meinen Magiſter mit der Poſt aus Bützow kommen ließ, ſo bin ich noch in meinem Leben nicht ſo ausgeſeufzet worden.

Meyer. Nun zu Tiſche, beſte Freunde! Wollen ſehen, was meine funkelnagelneue Frau Tochter, ſo zu ſagen, aufgetiſcht hat.

III. Aus-

III.

Auszüge.

Mogoliſche Damen.

(Aus Anquetils Reiſen.)

Meine Fenſter ſtießen auf das Gemäuer einer Moſchee, bey welcher das Haus eines reichen Mogolen war, deſſen Frauen ebenfalls die Ausſicht auf dieſes Gemäuer, und folglich auch in meine Fenſter hatten. In einem Lande, wo die Fenſter an allen Häuſern, wegen des Frauenzimmers, mit Gittern verſehen ſind, ſchienen ihnen die meinigen, die beſtändig offen ſtunden, ein ganz neuer Anblick. Meine Kleidung, meine Geſichtsbildung, meine Jugend reizte ihre Neugierde. Sie hatten durch ihre Leute erfahren, daß ich ein Franzos und unverheyrathet wäre. Sie wollten indeſſen ſelbſten Erkundigung einziehen. Gegen das Ende des Jannars kam eine alte, ehrwürdige Frau vor mein Fenſter, und rufte mir in Mohriſcher Sprache zu: Gehe langſamer, Feringui (Haſte Dſcho Feringui.) Ich ging damals in meinem Zimmer auf und ab, welches die einzige Erholung war, die ich nach einer ſechsſtündigen Arbeit hatte. Ich wandte mich an den Ort, wo die Stimme herkam, und die Alte fuhr fort, und ſagte: wo iſt deine Frau? (Cumara Dſchuru kanhe.) Ich habe keine (amko dſchuru nei, antwortete ich, Auf dieſe Antwort fiengen ſie überlaut an zu lachen, und ich bemerkte darunter zärtliche Ausdrücke eines Frauenzimmers von zwanzig Jahren, welches damals vor mein Fenſter kam. Wie? ſagten ſie, ein junger Menſch ohne Frauen? Sie wollten wiſſen, wer denn der Indianer wäre, der Tages über in meinem Zimmer wäre? Ich ſagte ihnen, es wäre mein Bedienter, ein Parſe. Hierauf ſagte die Alte, ohne weitere Umſtände zu machen, komme des Nachts (ratko ao.) Auf dieſe Aufforderung gab ich keine Antwort; aber ich wollte doch gerne wiſſen, wie dieſe Frauenzimmer unter einander lebten, und ließ meine Fenſter nachher, wie vorher, offen ſtehen. Sie beſtraften mich aber über meine, ſoll ich ſagen, Gleichgültigkeit oder Klugheit? und verſchloſſen die ihrigen.

Die Kleidung dieſer Frauenzimmer zog anfänglich meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Die weiſeſte unter ihnen hatte um den Unterleib lange Bein- oder Unterkleider, die ſich bis auf die Füße um die Schenkel herum ſchlugen, von Seidenſtoff, wovon der Grund roth, und die Blumen von Gold waren. Ihre Pantoffeln waren von geſticktem Sammt, giengen vorne, wie die Schuhe der Mannsperſonen, ſpitzig zu, und waren rückwärts gebogen. Am Oberleib trugen ſie ein Corſet, das ſie Tſchuli nennen, mit dem nemlichen Stoff überzogen, davon die Beinkleider waren.

Vom ſiebenden Jahre an wird dieſe Schnürbruſt den Mädchen angelegt; ſie tragen ſie Tag und Nacht; dadurch gewöhnen ſie ſich, die Bruſt gerade zu tragen, ohne ſich zu zwingen. Dieſes Tſchuli hat zwey Aermel, die ein oder zwey Finger breit über den Ellbogen herunter gehen.

Das Vordertheil beſteht aus zwey halbrunden Reifen von ſubtilen Rohr, die mit geſtepten Cottun überzogen ſind, oder auch aus ſteifen Papier, gleichfalls mit Cottun überzogen, oder bloß aus doppelten und geſtickten Muſſelin, das durch zwey Bänder, die hinten am Rücken befeſtigt ſind, angezogen wird. Ueber dieſer Schnürbruſt und den großen Beinkleidern tragen dieſe Mogolinen ein langes Kleid von Muſſelin mit goldenen Blumen, das vorn von einander ſteht, mit langen Aermeln, die bis auf die Knöchel herab hängen. Dieſes Kleid iſt über den Hüften mit Bändern kreuzweis zuſammengezogen, daß es genau an den Leib anliegt. An der Gegend des Halſes iſt es auf beyden Seiten mit goldenen und ſilbernen Borden beſetzt, und mit Perlen geſtickt. Die Frau, die ich geſehen habe, war am Hals, an den Aermen, an Fingern und Ohren mit Juwelen geſchmückt. In ihren Haaren waren Brillanten, und lange Zöpfe flatterten über ihrem Rücken hinunter.

Ein durchſichtiger Schleyer von grünem Muſſelin, den ſie über dem Kopf hatte, gab ihr eine beſondere Annehmlichkeit. Er war mit goldenen Borden beſetzt, die wie eine Binde über die Stirn giengen, der übrige Theil hieng hinten über den Leib hinunter, und bewegte ſich bey dem geringſten Wind, und durch den Schatten erhob er die Blumen auf dem Kleid, welche man durch den Schleyer ſahe. So iſt die Kleidung aller Mogoliſchen Frauenzimmer beſchaffen; der Unterſchied beſteht bloß darinnen, daß die eine oder andere einen reichern Stoff und koſtbarere Ausſchmückung hat. Das Einzige, was einen Europäer bey dem erſten Anblick befremdet, iſt der Ring, den ſie vorn in dem Knorpel der Naſe tragen.

Die Kleidung der Indianerinnen, Braminen, Banjaninen und anderer Weibsperſonen iſt viel flüchtiger. Dieſe Weibsperſonen gehen barfuß, haben Ringe, ſowol an den Fingern als Fußzehen, welche, ſo wie die Fußſohlen und flachen Hände, ordentlicher Weiſe roth gemahlt ſind.

Ueber den Knöcheln haben ſie einen, oder mehrere goldene und ſilberne Ringe, die an den Beinen ſpielen. Der Unterleib iſt mit einem Rock bedeckt, der von der Hüſte bis an die Knöchel geht. Dieſer Rock beſteht aus einem Stück geſtreiſten Muſſelins, oder andrer mehr oder weniger reichen Zeuge, welches ſie etlichemal um die Hüſte herum wickeln. Das eine Ende gehet über die Hüſte zwiſchen der Haut und dieſer Art von Rock; das andere iſt zuſammen gefaltet, ohngefähr ſechs Finger breit, gehet unter dem rechten Arm durch, bedeckt vorwärts einen Theil der Schnürbruſt, ziehet ſich alsdann über die linke Schulter, und hängt nachläſſig über den Rücken hinunter; manchmal laſſen ſie es über die rechte Schulter wieder hervorlaufen, nachdem ſie es vorher über den Kopf gezogen haben, und dann dient es ihnen dazu, wozu unſre Frauenzimmer die Mäntelchen tragen.

Uebrigens ſind ſie vom Nabel bis unter die Bruſt nackend, um den Hals tragen ſie Juwelen von allerhand Art Halsbänder, die bis über den Magen hängen, goldene, oder ſilberne Armbänder in verſchiedenen Reihen, ſowol an den Armen, als an den Aermeln des Tſchuli. Im Geſichte machen ſie ſich Flecken von rother und gelber Farbe, tragen an der Stirn einen **Lingam**, und in die Ohren laſſen ſie ſich viele Löcher ſtechen, worinnen ſie hernach Juwelen tragen. Ihre Haare tragen ſie in Zöpfen, ſalben ſie mit Cocus-Oel, und beſetzen ſie mit Edelgeſteinen: manchmal binden

den ſie ſie hinten am Kopf in einen Knoten zuſammen, und befeſtigen ſie mit einer ſtarken goldenen oder ſilbernen Nadel, die durch dieſe Art von einer Pyramide durchgeſteckt wird.

Ich komme nun wieder auf meine Megolinen. Unter tauſend Thorheiten, welche ſich Weiber können zu Schulden kommen laſſen, die ſich gewiſſermaßen für den Zwang, den ſie unter einem harten Herrn ausſtehen müſſen, rächen wollen; ſahe ich dennoch, ſo oft ſie der Mullah von der Moſchee zum Gebet rufte, daß ſie ſich auf die Erde warfen, und, unter einem Schein der innigſten Andacht, die in jedesmaligen Umſtänden vorgeſchriebene Gebetsformeln herſagten. Uebrigens, oft und viel zu eſſen, bey jeder Gelegenheit die kleinen Spiegel, die ſie, wie Ringe an den Fingern, tragen, zu Rath zu ziehen, beſtändig mit ihren Kleidern eine Probe zu machen, welche ihre Schönheit am meiſten erheben möchten, Hoka zu rauchen, Betel zu kauen, des Tage, ſo wie des Nachts, nackend auf einer Menge Kiſſen zu ſchlafen: dieſes waren ihre Beſchäfftigungen und Vergnügungen. Sie tanzten oft unter ſich, machten mir meine Geberden nach, ſetzten eine Art von Hüten auf, und ſtellten ſo einen Feringui vor.

Die Beſuche, die ſich dieſe Frauenzimmer unter einander geben, ſind ſehr frey, und ſie halten ſich durch dergleichen Ausgelaſſenheiten für den Zwang ſchadlos, unter welchem ſie bey ihren Männern leben müſſen. Hier bemühen ſie ſich, an Kleidern und Juwelen einen beſondern Vorzug zu haben, und mahlen ſich das Geſicht roth. Man trägt allerhand Erfriſchungen und Eßwaaren auf, wie bey den Mannsperſonen. Alsdenn kommen die Ramſchanis, Bajaderen, die immer vor den Frauenzimmern tanzen. Bey dieſen Tänzen wird geſungen; die Zuſchauerinnen machen aber ein ſolches Gelächter und Geſchrey, daß es auch den ernſthafteſten Mann aus ſeiner Faſſung bringen kann. Eben ſo gehet es bey Hochzeiten; ſo lange ſich die Mannsperſonen mit einander unterhalten, macht das Frauenzimmer ein entſetzliches Scharivari.

Eine der angenehmſten Luſtbarkeiten bey den Mogoliſchen Frauenzimmern iſt das Bad. Die öffentlichen Bäder zu Surate und, ich glaube, in allen großen Städten im Orient ſind gewölbte Gebäude aus Stein oder Ziegelſteinen, die mit Kütte verbunden ſind. Sie beſtehen aus drey Abtheilungen. In dem erſten läſſet man die Kleidung, in dem zweyten ſind die laulichten Bäder, und das dritte iſt ordentlicher Weiſe ſo heiß, daß man kaum auf dem Boden ſtehen kann. Die beyden letztern Abtheilungen ſind groß, und werden durch das Licht, welches durch die Oeffnungen oben in dem Gewölbe hinein fällt, erleuchtet: in dieſen Oeffnungen iſt Glas von allerhand Farben. Die Oefen, wodurch das Waſſer gewärmt wird, ſind unter dem Boden, oder an der Seite in den Mauern; das Waſſer vertheilt ſich durch das Bad in verſchiedenen Rinnen, die aus den Mauern heraus gehen. Die Mannsperſonen gehen alsdenn erſt in das Bad wenn die Weiber heraus ſind, das iſt, eine oder zwey Stunden nach dem Mittag, und bleiben alsdenn bis des Abends darinnen; auf dieſe Weiſe ſind die Bäder immer wechſelsweis durch Männer und Weiber beſetzt.

Wenn man die Kleidung, die man auf dem bloßen Leib trägt, abgeleget hat, ſo kommt der Badediener, und legt denjenigen, der baden will, auf eine Tafel, beſprengt ihn mit warmen Waſſer, reibt ihn am ganzen Leib, und zieht alle Glieder, ſo wie die Finger, aus einander. Endlich legt er ihn auf den Bauch, ſetzt ihm die Kniee in die Seiten, packt ihn bey den Schultern an, und macht, daß ihm das Rückgrad etlichemal kracht; bey einem jeden Zug giebt er ihm mit der Hand einen Klatſch auf die muskulöſen Theile, faſt wie die Stallknechte, wenn ſie die Pferde ſtriegeln. Das iſt das erſte Stück Arbeit. Alsdenn ziehet der Bader einen haarnen Handſchuh an die rechte Hand, und reibt damit den Körper mit ſolcher Strenge, daß ihm ſelbſt der Schweiß darüber ausbricht; alsdenn reibt er die Haut, wo ſie am härteſten iſt, zum Exempel, auf den Ferſen, mit Bimſenſtein, und darnach den ganzen Leib mit Seife und wohlriechenden Waſſern; und wenn dieſes geſchehen iſt, ſo ſchiert er die Haare ab.

Dieſe Operation dauert drey Viertelſtunden, und man wird dadurch faſt ein ganz neuer Menſch. Man fühlt in dem Körper eine gewiſſe Leichtigkeit und Ruhe, welches eine Wirkung des harmoniſchen Reibens und Streichelns an allen Theilen des Körpers iſt. Man kommt in einen gelinden Schweiß, worauf hernach eine angenehme Erfriſchung erfolgt. Alsdenn fängt man gleichſam aufs neue zu leben an. Zwey Stunden auf einem Kanapee zuzubringen, und theils aus Schwachheit, theils vor Hitze, einzuſchlafen, nachdem man vorher einen halben Hoka geraucht hat, iſt ein Vergnügen, welches Körper, die durch nördliche Kälte verſchloſſene Schweißlöcher haben, oder in einer beſtändigen Unruhe in gemäßigten Gegenden leben, niemals empfinden.

Das Bad, wo man ſich bloß leidender Weiſe verhält, tritt an die Stelle der heftigen Leibesbewegungen, der Jagd und der Europäiſchen Tänze; iſt aber viel vorzüglicher, als jene. Die Muſelmänner bezahlen dafür eine Rupie; ich aber, als ein Feringui, mußte incognito hingeben, und anderthalb Rupieen bezahlen. Dafür wurde ich auch nach aller Form gebadet.

Das Bad-Ceremoniel iſt bey den Frauenzimmern nicht ſo heftig; aber das Streicheln und Reiben thut ihnen in denen warmen Gegenden eben ſo gut, als den Mannsperſonen. In den Europäiſchen Colonien ſiehet man Damen einen Theil des Tages auf dem Kanapee zubringen, um welche ihre Sklavinnen herum ſtehen, und ihnen die Beine, und nach und nach den ganzen Körper reiben.

Alles, was ich von den Beſchäfftigungen des Mogolliſchen Frauenzimmers im Bade weis, iſt, daß ſie unter ſich herum flattern; und nur vom Kopf bis an den Gürtel entblößt ſind. Sie bleiben oft halbe Tage lang daſelbſt. Hoka, Scherbet, Kaffee und andere Getränke ſind ihre Erfriſchungen. Sie beſuchen das Bad in eben der Abſicht, wie man in Europa die Bälle beſucht. Wenn ein junger Menſch dasjenige Frauenzimmer, das für ihn beſtimmt iſt, gern vor ſeiner Heyrath ſehen möchte, ſo ſetzt es gar keine Schwierigkeit, ſeine Abſicht im Bad zu erreichen; er muß nur einige Perſonen auf ſeine Seite bringen. Man macht dem Badmeiſter ein Geſchenk, entdeckt ihm das Geheimniß, und bekommt die Erlaubniß, durch kleine Oeffnungen in dem Gewölbe ſeine Geliebte entkleidet zu ſehen. Dieſes würde zwar in Europa eine Unanſtändigkeit ſeyn; allein in Aſien, auch bey den Mahometanern, iſt der Oberleib bis auf den Gürtel gar keine Sache, worauf man neugierig iſt. Bey den Indianern iſt es etwas ſehr Gemeines, Frauenzimmer mit entblößter, oder doch wenigſtens ſehr ſichtbarer Bruſt, anzutreffen; auf der Fiſcherküſte bis nach Mahe gehen die Weiber der Civen vom Gürtel an völlig nackend.

IV.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1.

Verſuch über die Dichtkunſt der Orientaliſchen Nationen.

(Aus dem Engliſchen der Poems conſiſting chiefly from the Aſiatic Languages.)

Es iſt gewiß, daß die Aſiatiſchen Dichter, wo nicht mehr, dennoch wenigſtens eben ſo viel Genie beſitzen, als die unſrigen; und wenn man zeigt, daß ſie nicht allein mehr Muſſe, als wir, ſich dieſer Kunſt zu widmen, ſondern auch noch dazu einige eigenthümliche Vortheile über uns haben, ſo wird man ganz natürlich ſchließen können, daß ihre Produkte in ihrer Art vortreflich ſeyn müſſen. Um dieſen Saz in ein helles Licht zu ſtellen, muß ich ganz kurz die Sitten der Araber, Perſer, Indianer und Türken, als der vier Hauptnationen, die ſich zum Mahometaniſchen Glauben bekennen, entwerfen.

Arabien, ich meyne denjenigen Theil deſſelben, welchen wir das glückliche Arabien nennen, und welcher den Aſiaten unter dem Namen Yemen bekannt iſt, ſcheint das einzige Land in der Welt zu ſeyn, in welches man ganz eigentlich die Scene der ländlichen Dichtkunſt hin verlegen kann, weil keine Nation bis auf dieſen Tag die Araber in der Anmuthigkeit ihres Klima und in der Einfalt ihrer Sitten übertrifft. Es iſt wirklich gegen Norden von Indoſtan ein Thal, genannt Caſchmire, das, zufolge einer von einem Landeseinwohner geſchriebenen Nachricht, ein vollkommner Garten iſt, einen Ueberfluß an Früchten hat, und von tauſend Bächen durchwäſſert wird. Seine Einwohner wurden zwar durch die Kriegsliſt eines Mogoliſchen Fürſten unterjocht, und verloren ihr Glück mit ihrer Freyheit, aber Arabien behielt dennoch ſeinen alten Beynamen, ohne daß es von irgend einem andern mitwetteifernden Lande deswegen wäre in Anſpruch genommen worden. Dieſes ſind keine Phantaſieen eines Dichters; die Schönheiten von Yemen ſind durch das übereinſtimmende Zeugniß aller Reiſenden, durch die Beſchreibungen, die davon in allen Schriften über Aſien gemacht worden ſind, und durch die Natur und Lage dieſes Landes ſelbſt, welches zwiſchen dem elften und funfzehnten Grad nördlicher Breite unter einem heitern Himmel liegt, und dem günſtigen Einfluß der Sonne offen ſteht, auſſer allem Zweifel geſetzt. Auf der einen Seite wird es von Felſen und Wüſten eingeſchloſſen, und auf der andern von einem ſtürmiſchen Meere beſchützt, ſo daß es von der Vorſicht zur ſicherſten und ſchönſten Landſchaft des Orients beſtimmt zu ſeyn ſcheinet. Ich kann gar nicht begreifen, was den Prinz Cantemir bewogen haben mag, zu behaupten, daß Yemen eigentlich ein Theil von Indien ſey. Denn, nicht zu gedenken, daß Ptolomäus und andere alte Schriftſteller es für eine Provinz Arabiens gehalten haben; nicht zu gedenken, daß die Landesſprache bloß Arabiſch iſt, wird es von den

Aſiaten ſelbſt als ein großer Theil jener Halbinſel, die ſie Jezeiratul nennen, beſchrieben; und darinn, daß das Meer, welches die eine Seite deſſelben beſpült, von einigen Schriftſtellern als ein Theil des großen Indianiſchen Oceans angeſehen wird, liegt eben ſo wenig Grund, es zu Indien anzuhängen, als wenn man es als einen Theil von Perſien um deßwillen betrachten wollte, weil es auf einer andern Seite von dem Perſiſchen Meerbuſen umgränzt wird. Seine vornehmſten Städte ſind **Sanaa**, die gemeiniglich als die Hauptſtadt angeſehen wird; **Zebid**, eine Handelſtadt, die auf einer weiten Ebene, nahe an der See von **Omman** liegt; und **Aden**, die mit angenehmen Gärten und Wäldern umgeben, und eilf Grad vom Aequator, und ſechs und ſiebzig von den **glücklichen** oder **Canariſchen Inſeln**, wo die Erdbeſchreiber von Aſien ihre erſte Mittagslinie feſtſetzen, entfernt iſt. Es iſt merkwürdig, daß **Aden** in den Orientaliſchen Sprachen ganz genau das Wort **Eden** bedeutet, womit wir den Garten des Paradieſes bezeichnen. Es hat dieſes Wort, nach einer geringen Verſchiedenheit in ſeiner Ausſprache, zweyerley Bedeutungen. Einmal heißt es ein befeſtigter Aufenthalt; hernach **Vergnügen**, **Milde** oder **Ruhe**. Das Wort **Eden** hat wahrſcheinlich in der heiligen Schrift eine von dieſen Bedeutungen, ob wir es gleich als ein **Nomen proprium** brauchen. Wir müſſen auch bey dieſer Stelle anmerken, daß **Yemen** ſelbſt ſeinen Namen von einem Worte führet, welches **Grüne** oder **Glückſeligkeit** bedeutet. Denn in dieſem heißen Landſtrich ſind die Ideen von Schatten und Waſſerkühle von der Idee der Glückſeligkeit unzertrennlich; und dieß kann eine Urſach ſeyn, warum die meiſten Orientaliſchen Völker einer alten Sage von einem ſehr angenehmen Stück Landes glauben, wo die erſten Bewohner der Erde vor ihrem Fall wären hingeſetzt worden. Die Alten, die dieſem Lande den Beynamen **Eudämon** oder das **Glückſelige** beylegten, glaubten entweder das Wort **Yemen** dadurch auszudrücken, oder wahrſcheinlicher, es war eine Anſpielung auf die köſtlichen Spezereyſtauden und balſamiſchen Pflanzen, die daſelbſt wachſen und, ohne poetiſch zu reden, der Luft einen wirklichen Wohlgeruch geben. Der Verfaſſer einer alten Geſchichte des Türkiſchen Reichs ſagt: „Die Luft in Aegypten hat „einige Zeit hindurch einen ſüßen, beynahe den Athem „verſetzenden Wohlgeruch, der durch den Wind, der „die Düfte der Arabiſchen Spezereyen hinüberbringt, „verurſacht wird.“ Es iſt gewiß, daß alle Poeſie eine ſehr beträchtliche Zierde von der Schönheit natürlicher Gemälde erhält. So ſind die Roſen von **Saron**, das Laub des **Carmels**, der Wein von **Engaddi** und der Thau des **Hermon** die Quellen von manchen angenehmen Metaphern und Gleichniſſen in der heiligen Schrift. Sodann reichen die Wohlgerüche von **Yemen**, der Muſkus von **Hadramut** und die Perlen von **Omman** den Arabiſchen Dichtern eine große Menge von Anſpielungen dar, und wenn die Bemerkung des Hermogenes richtig iſt, daß das, was den Sinnen gefällt, Schönheit hervorbringe, wenn es beſchrieben werde; wo kann man wohl mehr Schönheit, als in Orientaliſchen Gedichten finden, die von den ſchönſten Gegenſtänden der Natur genommen ſind?

Um dieſe Gedanken noch weiter zu verfolgen, ſo macht **Demetrius von Phalera** in ſeiner ſchönen Abhandlung über den Stil die Anmerkung, daß es eben nicht leicht ſey, über ſchöne Gegenſtände unangenehm zu ſchreiben, und daß ſchöne **Ausdrücke** ganz natürlich zugleich mit ſchönen **Bildern** entſtänden. **Aus dieſer Urſache**, ſagt

er,

viele Orientaliſche Figuren auch andern Nationen gemein ſind, aber viele erhalten auch von den Sitten derjenigen Araber, die auf Ebenen und in Wäldern wohnen, etwas Eigenthümliches, das ihnen mangeln würde, wenn ſie von Bewohnern der Städte herkämen. So ſind die Ausdrücke: **der Thau der Freygebigkeit**, und **der Geruch des guten Namens** (reputation) bey vielen Völkern gebräuchliche Metaphern, aber ſie haben etwas ganz beſonders Eigenes in dem Munde derer, die es ſo ſehr bedürfen, vom Thau erquickt zu werden, und die den Sinn ihres Geruchs mit den lieblichſten Gerüchen von der Welt ſchmeicheln. Ferner iſt es in allen Ländern ſehr gewöhnlich, immer auf den Glanz der großen himmliſchen Lichter, die alles erleuchten, Anſpielungen zu machen. Aber die von ihnen genommenen Metaphern erhalten einen beſondern Zuſatz von Schönheit, wenn wir ſie in unſern Gedanken ein Volk machen laſſen, welches die meiſten Nächte unter freyem Himmel oder in Zelten zubringt, und folglich Mond und Sterne in ihrem größten Glanz ſieht. Dieſe Art, ihre poetiſchen Figuren zu betrachten, giebt vielen derſelben eine Grazie, die ſie in unſerer Sprache nicht haben würde. Wenn ſie die Stirne ihrer Geliebten mit dem Morgen, ihre Locken mit der Nacht, ihr Antlitz mit der Sonne, dem Mond oder der Schaßminblüthe vergleichen, ihre Wangen mit Roſen oder einer reifen Frucht, ihre Zähne mit Perlen, Hagel und Schneetröpfchen, ihre Augen mit der Blüthe der Narciſſe, ihr krauſes Haar mit ſchwarzen Scorpionen und Hyacinthen, ihre Lippen mit Rubinen oder Wein, ihre Brüſte mit Granatäpfeln, ihre Farbe mit der Farbe des Schnees, ihren Wuchs mit dem Wuchs der Fichte, und ihre Länge mit der Cypreſſe, dem Palmbaum oder Wurfſpieß u. ſ. w.; ſo haben dieſe Gleichniſſe, von welchen manche in unſerer Sprache gezwungen zu ſeyn ſcheinen, ohne Zweifel eine große Delikateſſe in der übrigen, und machen auf ihre Seelen einen ganz beſondern Eindruck; auch ſind über das alles ihre Gleichniſſe ſehr richtig und paſſend; z. B. ſie vergleichen die blauen Augen eines ſchönen Weibes, das in Thränen badet, mit Violen, von welchen Thau herabträufelt, und einen Krieger, der an der Spitze ſeiner Armee vorausgeht, mit einem Adler, der durch die Luft ſeegelt, und mit ſeinen Schwingen die Wolken theilt.

Dieſes ſind keinesweges die Vortheile allein, die die Araber vor den Einwohnern der meiſten andern Länder zum voraus haben; ſie erhalten noch überdieß die Sitten und Gebräuche ihrer Vorfahren, die ſich, ihren eigenen Nachrichten zufolge, vor ungefähr dreytauſend Jahren in der Provinz Yemen niedergelaſſen hatten, unter ſich. Sie ſind niemals von einer andern Nation ganz unterjocht worden; und ungeachtet der Admiral **Selim des Erſten** an ihrer Küſte eine Landung unternommen, und von dem Volke von **Aden** einen Tribut erpreßt hatte, ſo unterhalten die Araber doch weiter nichts als den Schein eines Bündniſſes mit dem Großſultan, und handeln, bey jeder wichtigen Vorfallenheit, öffentlich ſo, als wenn ſie nichts von ſeiner Macht zu befürchten hätten, verlaſſen ſich auf die Geſchwindigkeit ihrer Pferde und auf die ungeheure Größe ihrer Wälder, in welchen ein einbrechender Feind bald umkommen muß. Aber dieſes muß von denjenigen Arabern nur verſtanden werden, die, wie die alten **Nomaden**, beſtändig in ihren Zelten wohnen, die damit bey jeder Veränderung der Jahreszeit von einem Platz zum andern fortrücken; denn die Einwohner der Städte, die mit den Europäiſchen Kaufleuten gegen ihre Spezereyen Räucherwerk und Kaffee handeln, müſſen haben einen großen Theil ihrer alten Simplicität verloren; die andern aber haben ſie gewiß noch erhalten, und bringen gemeiniglich, ausgenommen wenn ihre Stämme in Krieg verwickelt ſind, den ganzen Tag damit zu, ihre Heerden und Kameele zu hüten, oder ihre väterländiſchen Geſänge zu wiederholen, die ſie mehrentheils auswendig können. Sie verachten die prächtigen Säulen und herrlichen Gebäude der Städte, wenn ſie ſie gegen die natürlichen Reize des Landes und die Kühlung ihrer Zelte halten. Sie bringen ihr Leben in einem Vergnügen zu, wie ſie ſich es nur immer zu denken im Stande ſind, in der Betrachtung der angenehmſten Gegenſtände und im Genuß eines ewigen Frühlings; denn man kann die ſchönen Verſe des **Waller** aus ſeiner Sommerinſel auf dieſen Theil von Arabien anwenden:

> Der milde Lenz, der uns nur einmal hier begrüßt,
> Buhlt dort um ihre Gunſt, wird niemals dort vermißt.

Die Sonnenhitze, die in einem Lande, das der Linie ſo nahe liegt, ſehr beſchwerlich ſeyn muß, wird durch den Schatten der Bäume, die über den Thälern hängen, und durch eine gute Anzahl kühler Ströme, die von den Bergen herabfließen, gemildert. Daher kömmt es, daß mehrentheils ihre Begriffe von **Glückſeligkeit** von der Kühle des Waſſers und des Laubes hergenommen ſind. Sie glauben unter ſich, daß eine **grüne Aue, ein klarer Quell und ein ſchönes Weib** die drey angenehmſten Dinge in der Natur ſind, und daß das Anſchauen dieſer Gegenſtände das größte Vergnügen, das man nur empfinden könne, gewähre. **Mahomet** war mit dieſer Maxime ſeiner Landsleute ſo wohl bekannt, daß er ihnen die Freuden des Himmels unter dem allegoriſchen Bilde **kühler Quellen, grüner Lauben und ſchwarzäugiger Mädchen**, welche durch das Wort **Huri** buchſtäblich verſtanden werden, entwarf; und in dem Kapitel vom Morgen, gegen das Ende ſeines **Alkorans**, gedenkt er eines Gartens, genannt **Irem**, der von den Aſiatiſchen Dichtern nicht weniger beſungen worden iſt, als die Gärten der **Heſperiden** von den **Griechen**. Er wurde, nach dem Bericht der Commentatoren, von einem König, Namens **Shedad**, angelegt, und ward einsmal von einem **Araber**, der ſehr tief in die Wüſte gieng, ein verlornes Kameel aufzuſuchen, geſehen. Muthmaßlich iſt dieſer Name von einem Betrüger, als ein Vorbild eines zukünftigen Zuſtandes der Glückſeligkeit, erfunden worden. Man weis jetzt gewiß, daß das Genie einer jeden Nation nicht wenig von ſeinem Klima abhängt; denn entweder mag die unmäßige Hitze die Orientaliſchen Völker zu einem unthätigen Leben geneigt machen, das ihnen Muſſe genug giebt, ihre Talente zu bauen, oder die Sonne hat einen wirklichen Einfluß auf ihre Einbildungskraft; (wie dieſes, Einigen zufolge, die Alten geglaubt haben ſollen, weil ſie den Apollo zum Gott der Dichtkunſt gemacht hätten.) Es mag aber eine Urſache ſeyn, was es für eine will, genug, es iſt immer bemerkt worden, daß die Aſiaten in der Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und im Reichthum an Erfindungen die Einwohner unſerer kältern Erdſtriche übertreffen.

Wir wollen dieſe Betrachtung weiter verfolgen. Da die Araber ſo große Anbeter der Schönheit ſind, und da ſie ſo vieler Gemächlichkeit und Muſſe genießen, ſo müſſen ſie auch natürlicher Weiſe **derjenigen Leidenſchaft** fähig ſeyn, die die wahre Quelle der angenehmen Dichtkunſt iſt; und wir finden wirklich, daß **die Liebe** mehr Antheil an ihren Gedichten hat, als irgend eine andere Leidenſchaft. Sie ſcheint immer am meiſten in ihrer Seele zu herrſchen, und es giebt ſchwerlich in ihrer Sprache eine Elegie, ein Lobgedicht, und ſogar eine Satire, die nicht mit den Klagen eines unglücklichen, oder dem Frohlocken eines erhörten Liebhabers anfangen ſollte. Zuweilen trägt ſich's zu, daß die Jünglinge des einen Stammes mit den Mädchen eines andern im Liebesverſtändniß ſtehen; und weil öfters die Zelte plötzlich von einem Ort aufgehoben, und an einem andern aufgeſchlagen werden, ſo werden auch die Liebhaber öfters in dem beſten Fortgang ihrer Liebſchaft von einander getrennt; daher kömmt es, daß die meiſten Arabiſchen Gedichte ſolche traurige Eingänge haben. Der Dichter beklagt den plötzlichen Abſchied ſeiner geliebten Hinda, Maia, Zeineb oder Azza, und ſchildert ihre Schönheit, indem er ſie mit einem kleinen muthwilligen Reh vergleicht, das unter aromatiſchen Geſträuchen ſcherzt. Seine Freunde bemühen ſich, ihn zu tröſten, aber er verſchmäht ihren Troſt; er entdeckt ſeinen Vorſatz, ſeine Geliebte zu beſuchen, ungeachtet der Weg zu ihrer Horde durch eine fürchterliche Wildniß, oder durch Löwenhölen führt. Bey dieſer Gelegenheit giebt der verliebte Dichter mehrentheils eine Beſchreibung von dem Pferde oder Kameel, das ihn dahin tragen ſoll; alsdann kömmt er durch einen leichten Uebergang zum Hauptgegenſtand ſeines Gedichts, es mag derſelbe das Lob ſeines eigenen Stammes, oder ein Spottgedicht auf die Furchtſamkeit ſeiner Freunde ſeyn, die ſich weigern, ihn bey ſeinem Feldzug zu begleiten; wiewol die Liebe ſehr oft den ganzen Inhalt des Stückes ausmacht. Aber es iſt nicht genug, daß ein Volk dichteriſches Genie beſitzt; es muß auch den Vortheil einer reichen und ſchönen Sprache haben, um ſeine Empfindungen mit Anſtand und Würde auszudrücken. Auch dieſen Vortheil haben die Araber in einem hohen Grad. Ihre Sprache iſt voll Ausdruck, ſtark, wohllautend, und vielleicht die reichſte in der Welt. Denn mehrentheils hat ein jeder Stamm viele Worte, die ihm alleine eigen ſind, aber die Dichter bedienen ſich aller derſelben, nach der Erforderniß des Sylbenmaaßes, oder auch zuweilen wegen ihrer eigenthümlichen Schönheit; und weil die Gedichte unter das Volk kommen, ſo werden dieſe Wörter nach und nach der ganzen Sprache gleichſam inkorporirt, gleich einer Menge kleiner Bäche, die in einen Kanal zuſammenfließen und, indem ſie ſich zu einem vollen Strom bilden, ſich reißend in das Meer ergießen.

Wenn dieſe Art aus Grundſätzen zu ſchließen, bey gegenwärtigem Fall ſchicklich iſt, (und kein einzelner Menſch hat ein Recht, das Verdienſt der Orientaliſchen Dichter aus den Gedichten ſelbſt zu folgern, weil kein einzelner Menſch das Vorrecht hat, für alle andern zu urtheilen,) wenn der vorhergehende Beweis einiges Gewicht hat, ſo folgt daraus, daß die **Araber**, da ſie beſtändig von den ſchönſten Gegenſtänden umgeben ſind, da ſie ihr Leben in Ruhe und in einem ſchönen Klima angenehm hinbringen, da ſie der ſanftern Leidenſchaft äuſſerſt ergeben ſind, und da ſie den Vortheil einer Sprache beſitzen, die der Dichtkunſt ganz beſonders angemeſſen iſt; ſo folgt daraus, ſage ich, daß die Araber von Natur vortreffliche Dichter ſeyn müſſen, wenn anders ihre **Sitten** und **Gebräuche** der Kultur dieſer Kunſt günſtig ſind. Und daß dieſe es allerdings ſind, wird gar nicht ſchwer ſeyn zu beweiſen. Die Liebe der Araber zur Dichtkunſt und die Hochachtung, die ſie den Dichtern erzeigen, wäre kaum glaublich, wenn uns nicht Schriftſteller von großem Anſehn davon verſicherten. Die vornehmſten Gelegenheiten zur Luſtbarkeit unter ihnen waren vor Zeiten, und ſind auch ſehr wahrſcheinlich noch jetzt die Geburt eines Knaben, das Füllenwerfen einer Stute, die Ankunft eines Gaſtes und das Entſtehen eines Dichters aus ihrem Stamme. Wenn ein junger Araber ein gutes Gedicht verfertiget hatte, machen alle Nachbarn ſeiner Familie ihre Komplimente, und wünſchen ihr Glück, einen Anverwandten unter ſich zu haben, der im Stande iſt, ihre Thaten aufzuzeichnen und ihre Tugenden auf die Nachwelt zu bringen. Zu Anfang des ſiebenten Jahrhunderts ward die Arabiſche Sprache durch eine Art von poetiſcher Akademie zu einem hohen Grad der Vollkommenheit gebracht. Dieſe Akademie war zu gewiſſen beſtimmten Zeiten an einem Orte, genannt **Ocadh**, wo jeder Dichter ſein beſtes Stück vorbrachte, und des Beyfalls gewiß ſeyn konnte, den es verdiente. Die vortrefflichſten unter dieſen Gedichten wurden mit goldenen Buchſtaben auf Aegyptiſches Papier geſchrieben, und in dem Tempel aufgehangen, wovon ſie alsdann **Modhahebat**, oder **goldene**, und **Moallakat**, oder **aufgehangene**, genannt wurden. Die Gedichte dieſer Gattung hießen Caſſeida's, oder Eklogen, *) wovon ſieben in unſern Bibliotheken aufbewahret und als das Schönſte gehalten werden, das vor den Zeiten **Mahomets** geſchrieben worden iſt. Das vierte darunter hat **Lebid** zum Verfaſſer, iſt bloß ein Hirtengedicht und dem Alexis des Virgil außerordentlich gleich, aber weit ſchöner, weil es mehr Natur beſitzt. Der Dichter beginnt mit dem Lobe der Reitze der ſchönen **Novara** (ein Wort, das im Arabiſchen ein furchtſames Reh bedeutet), aber er ſtraft zugleich ihre Unfreundlichkeit;

---

*) Dieſe ſieben Gedichte befinden ſich unter Pocoks Handſchriften zu Oxford, No. 164. ſehr deutlich abgeſchrieben und mit erläuternden Anmerkungen. Die ſieben Dichter heißen: **Amralkeis**, **Tarafa**, **Zoheir**, **Lebid**, **Antara**, **Amru** und **Hareth**. In eben dieſer Sammlung, No. 174. befindet ſich noch eine Handſchrift, die über vierzig andere Gedichte enthält, die die Ehre gehabt haben, in dem Tempel von **Mecca** aufgehangen zu werden. Dieſer Codex iſt ein unſchätzbarer Schatz der alten arabiſchen Literatur.

keit; dann webt er die Schilderung ſeines jungen Kameels hinein, das er, wegen ſeiner Schnelligkeit, mit einem Hirſch vergleicht, der von Hunden verfolgt wird. Hernach nimmt er Gelegenheit, ſeiner Reichthümer, Talente, Freygebigkeit und Tapferkeit, ſeiner edlen Geburt und des Ruhms ſeines Stammes zu gedenken. Der Ausdruck iſt in dieſem Gedicht leicht und ſimpel, aber doch elegant, der Numerus fließend und muſikaliſch, und die Gedanken bis zur Verwunderung natürlich, wie der kundige Leſer aus folgender Stelle ſehen wird, die ich frey zu überſetzen verſucht habe, um das Verdienſt des Dichters in einer wörtlichen Ueberſetzung nicht ganz und gar zu unterdrücken:

Bel enti la tadrina cam mi'lleilatin,
Thalkin ledhidhin lahwoha wa nedamoha,
Kad bitto ſameroha, wa ghayati tajerin
Wafaito idh rofiat, wa azza medamoha,
Beſabuhi ſafiatin wajadhbi carinatin,
Be mowatterin, taâta leho maan ibhamoha,
Bacarto hajataha' ddajaja boſohratin,
Levalla minha heina habba neyamoha.

D. i.

„Aber ach! Du weißt nicht, unter welchen jugendlichen Spielen unſre Nächte in Freuden verfloſſen! Mit fröhlichen Liedern und anmuthigen Erzählungen betrogen wir die Zeit, wohlklingend tönten die zirkelnden Becher. Süß war der Trunk, und ſüß das blühende Mädchen, das unter wohlriechenden Schatten die Leyer ſchlug. Wir tranken, bis der Morgen die ganze Ebene bepurperte. Die Mädchen ſchlummerten; aber wir tranken noch. Die erwachten Vögel, die auf jedem Baum ihre lieblichen Noten ſangen, waren nicht ſo fröhlich als wir.“

Die Mahometaniſchen Schriftſteller erzählen von dieſem Dichter eine Geſchichte, die hier bemerkt zu werden verdient. Es ſcheint unter den beſten Dichtern der alten Araber der Gebrauch geweſen zu ſeyn, einige ausgeſuchte Verſe am Thor des Tempels, als eine öffentliche Herausforderung an ihre Mitbrüder, aufzuhängen, die ſich dann bemühten, ſie noch vor der nächſten Zuſammenkunft in Okadh zu beantworten, bey welcher ſodann die ganze Verſammlung allen dieſen Verſen ihren Werth zu beſtimmen pflegte, und dem Verfaſſer des beſten Stücks darunter ein Zeichen des Vorzugs ertheilte. Nun ſchlug **Lebid**, der, wie erzählt wird, ein heftiger Gegner **Mahomets** geweſen iſt, ein Gedicht an die Thür, welches mit folgenden Verſen anfieng, in welchen er offenbar auf die neue Religion zu ſticheln ſcheint:

Ila cullo ſheion ma khala Allah bathilon,
Wa cullo naîmon la mohaloho Zailon.

Das heißt: **Sind nicht alle Dinge, die nicht von Gott kommen, eitel; und ſind nicht alle Ehren vergänglich, außer denen, die Er gewährt?** Dieſe Zeilen ſchienen den Dichtern ſo erhaben, daß ſich keiner unterſtand, ihm zu antworten. Endlich aber kam **Mahomet**, der ſelbſt ein Poet war, und ſetzte den Anfang eines erſt verfertigten Kapitels ſeines **Alcorans**, ich glaube, des zweyten, neben das Gedicht **Lebid's**, der es nicht ſo bald geleſen hatte, als er es für etwas Göttliches erklärte, ſeine geringern Fähigkeiten geſtand, ſeine Verſe vom Thor herunterriß, und die Religion ſeines Nebenbuhlers ergriff, dem er hernach auſſerordentlich nützlich war, dadurch, daß er auf die Satiren des Amralkeis antwortete, mit welchem dieſer beſtändig die Lehren Mahomets anfocht. Die Aſiaten ſetzen hinzu, ihr Geſetzgeber habe einige Zeit nachher ſelbſt bekannt, daß kein heidniſcher Dichter jemals einen edlern Vers, als den ebengedachten Vers des **Lebid**, hervorgebracht habe.

Es giebt noch einige andere Sammlungen von alten Arabiſchen Gedichten; unter welchen aber die, die **Hamaßa** genannt wird, und eine Menge von Epigrammen, Oden und Elegieen enthält, die bey verſchiedenen Gelegenheiten gemacht worden ſind, die berühmteſte iſt. Sie iſt von **Abu Temam** zuſammengetragen worden, der ſelbſt ein vortrefflicher Dichter war, und zu ſagen pflegte: **Daß ſchöne Gedanken, in Proſe gefaßt, den Edelſteinen glichen, die der bloße Zufall zerſtreut habe, daß ſie aber, wenn ſie in ein poetiſches Sylbenmaaß gebracht würden, Armbändern und Perlenſchnuren ähnlich wären.** Als ſich die Religion und Sprache **Mahomets** über den größern Theil von Aſien und über die am Meer gelegenen Länder von Afrika ausbreitete, ſo wurde es auch unter den **Perſiſchen, Syriſchen, Aegyptiſchen, Mauritaniſchen** und ſogar **Tartariſchen** Dichtern Mode, Arabiſch zu ſchreiben; und die ſchönſten Verſe, die von den glänzendſten Genie's dieſer Nationen verfertiget worden ſind, trifft man in einer ſtarken vermiſchten Sammlung, **Yateima** betitelt, an, ungeachtet viele ihrer Werke noch beſonders abgeſchrieben ſind. Es wäre unnöthig, mehr von der Dichtkunſt der **Syrer, Tartaren** und **Afrikaner** zu ſagen, weil die meiſten Gründe, deren ich mich erſt zum Vortheil der **Araber** bedient habe, mit gleicher Stärke auch auf die übrigen Mahometaner angewandt werden können, die weiter nichts gethan, als ihren Stil nachgeahmt und ihre Ausdrücke angenommen haben; ich werde mich auch um deswillen bey dem Genie und den Sitten der Perſer, Türken und Indianer kürzere Zeit aufhalten.

Das groſſe Reich, welches wir Perſien nennen, iſt ſeinen Bewohnern unter dem Namen Iran bekannt; denn das Wort Perſien gehört nur einer einzelnen Provinz, die die alten Perſis nannten, und wird ganz uneigentlich bey uns dem ganzen Reich beygelegt. Aber aus Gefälligkeit für den Gebrauch unſerer Geographen muß ich dasjenige berühmte Land Perſien nennen, welches auf der einen Seite zwiſchen der Caſpiſchen und Indiſchen See liegt, und auf der andern ſich von den Gebürgen von Candahar oder Paropamiſus bis zum Zuſammenfluß der Flüſſe Cyrus und Araxes erſtreckt, und ungefähr zwanzig Grad von Süden gegen Norden, und noch mehrere von Oſten gegen Weſten enthält.

In einem ſo ungeheuern Strich Landes muß nothwendig das Klima ſehr verſchieden ſeyn. Die ſüdlichen Provinzen ſind nicht weniger ungeſund und ſchwül, als die nördlichen rauh und unfreundlich; aber in den mittlern Theilen dieſes Reichs iſt die Luft mild und gemäßiget, und vom Anfang des May's bis zum September iſt kaum ein Wölkchen am Himmel zu ſehen. Die merkwürdige Stille der Sommernächte und der wunderbare Glanz des Mondes und der Sterne in dieſem Lande reizt öfters die Perſer, auf den Dächern ihrer Häuſer zu ſchlafen, welche mehrentheils platt ſind, wo ſie nichts als die Figuren der Conſtellationen und die verſchiedenen Erſcheinungen des Himmels betrachten können. Dieſes mag auch einigermaßen der Grund ſeyn, warum ihre Dichter und Redner beſtändig auf die Schönheit der himmliſchen Körper anſpielen. Man iſt gewohnt, von der Orientaliſchen Schreibart zu urtheilen, daß ſie mit gar zu vielen von Sonn und Mond genommenen Metaphern angefüllt ſey; einige halten dieſes für eine Folge des niedern Geſchmacks der Aſiaten. **Die Werke der Perſer**, ſagt Herr von Voltaire, **ſind wie die Titel ihrer Könige, in welchen immer Sonn und Mond vorkommen.** Aber ſie bemerken nicht, daß jedes Volk eine Anzahl Bilder und Ausdrücke hat, die ihm eigenthümlich gehören, und die in der Verſchiedenheit ihres Klima's ihrer Sitten und Geſchichte ihren Urſprung haben. Die beſtändigen Anſpielungen der Perſer auf die Sonne ſcheinen aber einen andern Grund zu haben; vielleicht liegen ſie in der alten Sprache und der gemeinen Religion ihres Landes; ſo bedeutet z. B. **Mihridâd** oder **Mithridates**, das **Geſchenk der Sonne**, und kömmt hierinn mit dem **Theodorus** und **Diodati** anderer Nationen überein. Was die Titel der Morgenländiſchen Monarchen betrifft, die für unſere Ohren in der That ſeltſam klingen, ſo ſind ſie weiter nichts als Formalien und nicht weniger gedankenleer, als die Titel Europäiſcher Prinzen, in welchen öfters **Durchlaucht** und **Hoheit** den **finſterſten** und **niederträchtigſten** Menſchen zugeeignet werden.

Die mittleren Provinzen Perſiens haben beynahe in allen Arten von Früchten und Blumen einen Ueberfluß, und könnten durch beſondere Anbauung zum Garten von Aſien gemacht werden. Sie werden von keinem beträchtlichen Fluß durchwäſſert, indem der Tyger, Euphrat, Cyrus und Araxes, der Oxus und die fünf Arme des Indus an den fernſten Gränzen des Königreichs ſtrömen; aber die Eingebornen, die den Ackerbau gut verſtehen, erſetzen dieſen Mangel durch künſtliche Kanäle, die die Dürre des Bodens hinlänglich mäßigen. Bey Erwähnung der Ergänzung dieſes Mangels falle ich aber in den gemeinen Irrthum, indem ich dieſes Land, nicht wie es gegenwärtig iſt, ſondern ſo, wie es vor einem Jahrhunderte war, vorſtelle; denn eine lange Reihe bürgerlicher Kriege und Blutbäder, die Perſien ſeiner arbeitſamſten Einwohner entblößte, haben nunmehr die vornehmſten Schönheiten Perſiens zu Grunde gerichtet.

Eben dieſe Verſchiedenheit des Klima, die in dieſem weitläuftigen Lande herrſcht, giebt auch den Menſchen und dem Temperament der Eingebornen eine Verſchiedenheit. In einigen Provinzen haben ſie eine dunkle Farbe und rauhe Geſichtszüge, in andern ſind ſie außerordentlich ſchön und wohlgebildet; in manchen nervigt und ſtark: aber der Hauptcharakter der Nation iſt **Sanftheit** (Softneſs) und **Liebe zum Vergnügen**, eine **Unempfindlichkeit**, (indolence) und **Weichlichkeit**, die ſie allen Schwärmen, die von Zeit zu Zeit aus Weſten und Norden Einfälle in ihr Land thaten, zu einer leichten Beute machten. Jetzt ſind ſie nicht ganz leer an kriegeriſchem Geiſte; und wenn ſie nicht von Natur tapfer ſind, ſo ſind ſie doch wenigſtens außerordentlich gelehrig, und können durch gute Anführung zu vortrefflichen Soldaten gemacht werden. Aber der größere Theil dieſer Nation ſinkt immer in der kurzen Zeit, da ſie des Friedens genießen, in einen Zuſtand von Unthätigkeit, und bringet ſein Leben in einer angenehmen, aber beſchäfftigten Einſamkeit hin. Dieſes mag wol die Urſache ſeyn, warum **Perſien** mehr Schriftſteller von jeder Gattung, und hauptſächlich Dichter hervorgebracht hat, als ganz **Europa** zuſammengenommen, zumal da ihnen ihre Lebensart Muſſe genug verſtattet, diejenigen Künſte zu treiben, die ohne die größte Ruhe und Heiterkeit des Gemüths nicht mit Vortheil ausgeübt werden können; und dieſes iſt, im Vorbeygehen, mit ein Grund, warum die Gedichte der obgedachten

Sammlung weniger ausgearbeitet ſind; denn ſie wurden nicht in Lauben und Schatten, nicht am Ufer der Bäche oder Quellen gemacht, ſondern entweder unter dem Tumult einer Hauptſtadt, unter dem Geräuſch der Werkſtätte, den Zerſtreuungen auf öffentlichen Plätzen, den Abhaltungen nothwendigerer Geſchäffte, oder unter der Aufmerkſamkeit auf nützlichere Theile der Litteratur. Zur Sache: Zu **Oxford** iſt eine Handſchrift *), welche die Leben von 135 der beſten Perſiſchen Dichter enthält, wovon die meiſten ſehr ſtarke Sammlungen ihrer Gedichte hinterlaſſen haben; die Verſemacher und mittelmäßigen Dichter aber, wenn Horaz zulaſſen will, daß man einen ſolchen Mann ſo nennen darf, ſind in Perſien unzählbar.

Dieſe Zärtlichkeit ihrer Lebensart und Empfindungen iſt auch unvermerkt in ihre Sprache übergegangen, und hat ſie zu der ſanfteſten gemacht, ſo wie ſie eine der reichſten in der Welt iſt. Es iſt nicht möglich, den Leſer von dieſer Wahrheit zu überzeugen, wenn man auch eine Stelle eines Perſiſchen Dichters mit Europäiſchen Buchſtaben anführen wollte; die Lieblichkeit des Schalles kann nicht durch das Geſicht empfunden werden, und manche Worte, die in dem Munde eines Perſers ſanft und muſikaliſch klingen, können wegen der Anzahl von Konſonanten und Gutturalen für unſere Augen ſehr rauh ſeyn. Demungeachtet wird es eben ſo abgeſchmackt nicht ſeyn, wenn ich eine Ode des Dichters Hafiz hieher ſetze, die, wenn ſie auch zum Beweis der Zärtlichkeit der Sprache nicht hinreichend iſt, dennoch wenigſtens die Lebhaftigkeit ſeiner Muſe zeigen kann.

---

*) In Hyperoo Bodl. 128. Von dieſem vortrefflichen Werke iſt eine Vorrede, welche die Leben von zehen **Arabiſchen** Dichtern enthält.

Ai bad neſîmi yârdari,
Zan neſhei muſhchâr dari:
Zinhar mecun diraz-deſti!
Ba turrei o che câr dari?
Ai gul, to cujâ wa ruyi zeibaſh?
O taza, wa to kharbâr dari.
Nerkes, to cujâ wa cheſhmi meſteſh?
O ſerkhoſh, wa to khumâr dari.
Ai ſeru, to ba kaddi bulendeſh,
Der bagh che iytebâr dari?
Ai akl, to ba wujûdi iſhkeſh
Der deſt che ikhtiyâr dari?
Rihan, to cujâ wa khatti ſebzeſh?
O muſhc, wa to ghubâr dari.
Luzi bures bewasli Hafiz,
Gher takati yntizâr dari.

D. i. Wort für Wort: „O ſüßes Lüftchen, du bringſt den wohlriechenden Balſam von meiner Geliebten; dort her holteſt du dieſen Wohlgeruch des Muskus. Nimm dich in Acht! ſtiehl nicht! was haſt du mit ihren Locken zu ſchaffen? O Roſe, was biſt du, wenn man dich mit ihrem blühenden Geſicht vergleichet? Sie iſt munter, du aber biſt rauh von Tornen. O Narciſſe, was biſt du, in Vergleichung mit ihrem redenden Auge? Ihr Auge iſt nur ſchläfrig, aber du biſt krank und ſchwach. O Fichte, verglichen mit ihrem ſchönen Wuchs, was für Ruhm bleibt dir im Garten? O Weisheit, würdeſt du, wenn die Wahl in deiner Gewalt wäre, etwas anders wählen, als ihre Liebe? O ſüßes Baſilikum, was biſt du, wenn du mit ihren blühenden Wangen verglichen wirſt? Sie ſind vollkommner Muskus, aber du verwelkeſt bald. Komm, meine Geliebte, und erfreue Hafiz mit deiner Gegenwart, wenn du dich nur auf einen einzigen Tag bey ihm aufhalten kannſt.“ Dieſes kleine Lied iſt einem dem Shakeſpear zugeſchriebenen Sonnet nicht ungleich, welches als ein Beweis angeführt zu werden verdienet, daß die Orientaliſche Einbildungskraft von der Europäiſchen nicht ſo ſehr verſchieden iſt, als wir uns einzubilden pflegen. „Dem frühzeitigen Veilchen gab ich dieſen Verweis. Süßer Dieb! wo haſt du deinen Wohlgeruch anders geſtohlen, als von dem Buſen meiner Lieben? Den ſtolzen Purpur, welcher auf deinen ſanften Wangen ſtatt der Geſichtsfarbe wohnet, haſt du zu ſtark mit dem Blute aus ihren Adern aufgetragen. Ich verachte die Lilie bey deinem Arm, und die Knoſpen des Majorans haben deine Haare beraubt. Schön ſtanden die Roſen auf den Dornen; eine rothe ſchämte ſich, eine andere weiße verzweifelte; eine dritte, weder roth, noch weiß, hatte jene beyden beraubt, und ihrem Raube deinen Athem beygefügt; aber für dieſen Diebſtahl nagte ſie eine rächeriſche Raupe im höchſten Stolz ihrer Blüthe, daß ſie ſtarben. Ich bemerkte noch mehrere Blumen, aber ich konnte ſonſt keine ſehen, als nur ſolche, die Wohlgeruch und Farbe dir entwandt hatten.“ **Shakeſpears Gedichte.** S. 207.

Man ſagt, der Perſiſche Stil ſey lächerlich ſchwülſtig, und giebt dieſen Fehler dem ſklaviſchen Geiſt der Nation ſchuld, die immer geneigt iſt, die Gegenſtände zu verherrlichen, die über ſie erhaben ſind. Freylich giebt es in jedem Lande ſchlechte Schriftſteller, und in Aſien eben ſo viel als irgendwo; aber wenn wir uns die Mühe nähmen, die Perſiſche Sprache zu lernen, ſo würden wir finden, daß dieſe Schriftſteller, welche in Perſien allgemein geſchätzt werden, weder ſklaviſch in ihren Gedanken, noch lächerlich in Ausdrücken ſind.

Folgende Stelle aus einem moraliſchen Werke des **Sadi**, Boſtân, oder der **Garten** betitelt, wird dieſes hinlänglich beweiſen.

Shinidem ke, der wakti nezi rewan,
Be Hormuz chunin gufti Nuſhirewan:
Ki khatir nigehdari derwiſhi baſh,
Ne der bendi âſaiſhi khiſhi baſh:
Neâſaid ender diyari to kes,
Chu âſaiſhi khiſhi khahi wa bes.
Neyayid benezdiki dana beſend,
Shubani khuſte, wa gurki der kuſpend.
Beru; pari derwiſhi muhtâji dar,
Ki ſhah ez raiyeti bûd tâji dar.
Raiye: chu bikhest wa ſoltan dirakht,
Dirakht, ai piſer, baſhed ez bikhi ſakht.

D. i. „Ich habe gehört, daß König Nuſchirwan kurz vor ſeinem Tode zu ſeinem Sohn Hormuz alſo ſprach: Mein Sohn, ſey ein Verſorger der Armen und Hülfloſen; und laß dich nicht von den Ketten deiner eigenen Fühlloſigkeit feſſeln. Nicht Einer kann in deinem Reiche der Ruhe genießen, unterdeſſen du allein deine eigne Ruhe ſucheſt und ſageſt, es iſt genug. Ein weiſer Mann wird den Schäfer nicht loben, der ſchläft, indeß der Wolf im Felde iſt. Gehe, mein Sohn, und beſchütze deine weichen und dürftigen Unterthanen; durch ſie ſtieg ein König zum Diadem empor. Das Volk iſt die Wurzel, und der König der Stamm, der aus jener hervorwächſt.“ Sind dieſe Gedanken niedrig, und iſt ihre Sprache ſchwülſtig? Sind ſie nicht vielmehr unſerer geiſtreichſten Schriftſteller würdig? und enthalten ſie nicht eine ſchöne Lehre für einen jungen König? Sadi's Gedichte ſtehen jetzt zu Konſtantinopel und Iſpahan in großem Werthe, vor ein oder zweyhundert Jahren würden ſie in Europa, wegen des allzu ſtarken Glanzes, womit ſie das Licht der Freyheit und Vernunft umherſtreuen, gewiß unterdrückt worden ſeyn.

Was das große epiſche Gedicht des Ferguſi betrifft, welches in dem zehnten Jahrhundert verfertiget worden iſt, ſo würde es eine ſehr lange Abhandlung erfodern, wenn man alle ſeine Schönheiten mit größter Genauigkeit unterſuchen wollte. Die ganze Sammlung der Werke dieſes Dichters heißt Shahnâma, und enthält die Geſchichte Perſiens von den älteſten Zeiten bis zum Einbruch der Araber, in einer Reihe ſehr erhabener Gedichte; das längſte und regelmäßigſte davon iſt ein Heldengedicht von einer großen und intereſſanten Handlung, nämlich der **Befreyung Perſiens durch den Cyrus von den Unterdrückungen des Afraſiab, Königs der Tatarey jenſeit des Oxus**, der unter dem Beyſtand der Kaiſer von Indien und China, ſammt allen Dämonen, Rieſen und Zauberern von Aſien, ſeine Eroberungen weit umher ausbreitete, und den Perſern überaus furchtbar wurde. Dieſes Gedicht iſt länger als die Iliade; die Charaktere darinn ſind manchfaltig und einnehmend; die Figuren kühn und voll Leben; und der Ausdruck durchgängig wohlklingend und edel, rein, und doch voll Feuer. Einige Kunſtrichter haben in der Vergleichung des Homer mit den Heldengedichten, die nach ihm erſchienen ſind, ſehr viel Gelehrſamkeit verſchwendet; aber man braucht ſehr wenig Beurtheilungskraft, um zu ſehen, daß kein folgender Dichter, wer er auch ſey, mit Genauigkeit mit Homer verglichen werden kann. Dieſer große Vater der Griechiſchen Dichtkunſt und Litteratur hatte ein zu fruchtbares und umfaſſendes Genie, als daß ſeiner Beobachtung einer der einnehmenden Theile der Natur hätte entwiſchen ſollen; und die Dichter, die auf ihn gefolgt ſind, haben nicht viel mehr gethan, als ſeine Gemälde abzuſchreiben und ſeinen Gedanken neue Einkleidungen zu geben. Was auch deswegen Eleganz und Raffinement in die Werke der Neuern gebracht haben mag; der Geiſt und die Erfindungskraft des Homer ſind doch beſtändig ohne Nebenbuhler geblieben. Aus dieſer Urſache bin ich weit davon entfernt, behaupten zu wollen, daß unſer Perſiſcher Dichter dem Griechiſchen beykomme; vielmehr iſt wirklich ein ſehr großer Unterſchied zwiſchen dieſen außerordentlichen Männern. Beyde nehmen ihre Bilder aus der Natur ſelbſt, und fangen ſie nicht erſt durch anhaltendes Nachſinnen, und kopiren keine Aehnlichkeit von einer andern Aehnlichkeit, nach Art der neuern Dichter. Beyde beſitzen auch in einem vorzüglichen Grade jene reiche und ſchöpferiſche Erfindungskraft, die die wahre Seele der Dichtkunſt iſt.

So wie die **Perſer** ihre poetiſchen Sylbenmaaße und die Form ihrer Gedichte von den Arabern borgten, eben ſo bekamen die **Türken**, als ſie ihre Waffen in Meſopotamien und Aſſyrien getragen hatten, ihre Sylbenzahl und ihren Geſchmack an der Dichtkunſt von den Perſern.

Græcia capta ferum victorem cepit, & artes
Intulit agreſti Latio.

Das gefangene Griechenland ſiegte über ſeinen wilden Sieger, und führte ſeine Künſte in das bäuriſche Rom.

Auf eben die Art, wie die Griechiſchen Werke die Modelle aller Römiſchen Schriftſteller waren, ſo wurden auch die Perſiſchen Produkte von Türken nachahmet,

ahmet, die ihre von Natur unfruchtbare Sprache durch eine Anzahl einfacher und zuſammengeſetzter Worte, die ſie aus der Perſiſchen und Arabiſchen nahmen, beträchtlich verfeinerten und bereicherten. Lady Wortley Montague bemerkt ſehr richtig, daß wir noch ſehr arm an dergleichen zuſammengeſetzten Worten wären, die in der Türkiſchen Sprache ſo häufig und mit Nachdruck vorkämen. Aber ihre Ausleger verfälſchen ſie, indem ſie eins dieſer Worte auslegen, das ſie hirſchäugig (Stag - eyed) überſetzen, und darunter ein ſehr lebhaftes Bild des Feuers und der Gleichgültigkeit (indifference) in den Augen der königlichen Braut verſtehen. Allein noch nie iſt es einem Aſiaten in den Sinn gekommen, die Augen ſeiner Geliebten mit den Augen eines Hirſches zu vergleichen, oder ein Bild von ihrem Feuer und ihrer Gleichgültigkeit zu geben. Der Sinn der Türken iſt, jene Fülle und zugleich jenen ſanften und ſchmachtenden Blick dadurch auszudrücken, der den Augen ihrer ſchönen Weiber ſo eigen, und auf keine Weiſe der unangenehmen Wildheit in den Augen eines Hirſches ähnlich iſt. Das Beywort heißt vermuthlich *Ahu Cheſhm* *), oder mit den Augen eines jungen Hirſchkalbes (Fawn); und ich glaube, daß *Ahu* eben das Thier iſt, das die Araber Gazâl, und die Hebräer Zabi nennen, auf welches ihre Dichter beynahe auf jeder Seite anſpielen. Ich habe eines dieſer Thiere geſehen; es iſt eine Art von Antelopen, außerordentlich ſchön, und hat ungemein ſchwarze und große Augen.

---

*) Dieſes Epitheton ſcheint dem Griechiſchen ἑλικῶπις zu entſprechen, welches unſere Sprachgelehrten ſo auslegen: quæ nigris oculis decora eſt & venuſta, die ſchön iſt und ſchwarze Augen hat. Wenn es erlaubt wäre, Neuerungen in einer todten Sprache zu machen, ſo würden wir das Türkiſche Adjektiv durch das Wort δορκῶπις ausdrücken, welches, ich wage es zu ſagen, den Griechen ſelbſt angenehm geklungen haben würde.

Augen. Dieſes iſt eben dieſelbe Gattung von Rehen, auf welche Salomon in dieſem ſeinen Gleichniß anſpielet: **Deine zwo Brüſte ſind gleich zwo jungen Zwillingerehen, die unter Lilien ſcherzen.**

Ein ſehr gebildeter Gelehrter, der vor kurzem ſechszehn Oden von **Hafiz**, mit beygefügten gelehrten Anmerkungen, überſetzt hat, tadelt die Türkiſchen Dichter, daß ſie die **Perſiſchen** zu knechtiſch nachahmeten. Sie verdienen aber wirklich nicht mehr Tadel, als **Horaz**, der nicht allein die Sylbenmaaße und Ausdrücke der Griechen **nachahmte**, ſondern ſogar die glänzendſten Stellen des **Alcäus**, **Anakreon** und Anderer, mehrentheils Wort für Wort überſetzte. Er nahm vom **Pindar** weniger, als von den übrigen, weil die Wildheit ſeiner Sylbenmaaße und die Dunkelheit ſeiner Anſpielungen auf keine Weiſe dem Genie der Lateiniſchen Sprache angemeſſen war. Dieſes kann vielleicht eine Erläuterung ſeiner Ode an den **Julius Antonius** geben, der ihm wol angerathen haben mochte, ſich in ſeinen Siegsliedern an den **Auguſt** mehr der Manier des **Pindar** zu bedienen. Was ſich auch gegen dieſen Einwurf noch weiter erinnern ließe, es bleibt doch gewiß, daß das **Türkiſche** Reich eine große Anzahl von Dichtern hervorgebracht hat. Einige davon hatten in ihrer Art kein geringes Verdienſt. Der ebengenannte ſcharfſinnige Verfaſſer verſichert, daß die Türkiſchen Satiren des Ruhi Bagdadi ſehr heftig und unterhaltend wären, und führet den Anfang einer Satire an, deren Manier mit jener des **Juvenal** viel übereinkomme. Zu Anfange des letzten Jahrhunderts kam zu **Konſtantinopel** ein Werk heraus, das die ſchönſten Gedichte von 549 **Türkiſchen** Dichtern enthielt. Dieſes beweiſet wenigſtens, daß ſie dieſe Kunſt außerordentlich liebten, wir mögen nun von ihrem Fortgange darinn denken, was wir wollen.

Die Abkömmlinge des Tamerlan brachten die Sprache und Dichtkunſt der **Perſer** nach **Indien**, und die Gedichte der **Indianiſchen** Dichter ſind noch jetzt Nachahmungen von jenen. Das beſte ihrer Werke, das durch meine Hände gegangen iſt, iſt von **Huzein**, der vor einigen Jahren zu **Benares** wegen ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften und Gelehrſamkeit in großem Anſehen lebte, und den Engländern, die ſich daſelbſt aufhielten, unter dem Namen des **Philoſophen** bekannt war. Seine Gedichte ſind zierlich und munter; eines darunter, **auf die Abreiſe ſeiner Freunde**, könnte ſehr gut durch unſere Sprache ausgedrückt werden, aber es iſt zu lang, um es in dieſen Verſuch einzurücken. Die **Indianer** ſind ſanft und wollüſtig, und dabey liſtig und falſch, wenigſtens gegen die Europäer, die ſie freylich, wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, wegen der entgegenſtehenden Tugenden, ſeit etlichen Jahren zu bewundern eben nicht Urſach hatten; aber ſie lieben die Dichtkunſt ſehr, die ſie von den Perſern lernten, und werden vielleicht noch vor dem Ende dieſes Jahrhunderts eine andere fürchterlichere Kunſt, die ſie von den Engländern lernen wollen, eben ſo ſehe lieben.

Noch muß ich darum bitten, daß man ja nicht glaube, ich habe durch das Lob, das ich den Schriften der **Aſiaten** beylegte, das Verdienſt der Griechiſchen und Lateiniſchen Gedichte, die in jedem Alter gerecht bewundert worden ſind, aufheben wollen; aber den Gedanken kann ich nicht unterdrücken, daß unſere **Europäiſche** Dichtkunſt bey der beſtändigen Wiederholung einerley Bilder, und bey unaufhörlichen Anſpielungen auf einerley Fabeln gar zu lange verweilt habe, und ich unternahm es vor einigen Jahren, die Wahrheit einzuſchärfen: „**Daß, wenn die vorzüglichſten Schriften der Aſiaten, die auf unſern öffentlichen Bibliotheken befindlich** ſind, mit dem gewöhnlichen Vortheil der Anmerkungen und Erläuterungen gedruckt, und die Sprachen der Orientaliſchen Nationen auf unſern Schulen, wo man ſonſt jeden andern Zweig nützlicher Kenntniſſe vollkommen lehret, ſtudiret würden, ſich dem forſchenden Geiſt ein neues und weites Feld eröffnen, wir eine tiefere Einſicht in die Geſchichte des menſchlichen Herzens bekommen, mit einer neuen Reihe von Bildern und Gleichniſſen bereichert, und eine Menge vortrefflicher Produkte an das Licht gebracht werden würden, die künftige Gelehrte erläutern, und künftige Dichter nachahmen könnten.

E -- d.

2.

Kurze Beſchreibung des Archipelagus.

(Ein Fragment einer Ueberſetzung der breve deſcrizione dell' arcipelago, e particolarmente delle diciotto iſole ſottomeſſe l'anno 1771 al dominio Ruſſo, del Conte Paſch di Krienen. In Livorno 1773. 8. vom Herrn G — i.)

Mit dem Namen des Archipelagus oder Hauptmeeres bezeichnen die Neuern dasjenige Meer, welches die Alten das Aegäiſche nannten. Dieſe Benennung beziehet ſich nicht ſowol auf den Umfang dieſes Meeres, als auf die große Gefahr, mit welcher es, der vielen Inſeln, Klippen und Sandbänke, imgleichen der Meerbuſen und Vorgebirge wegen, von den Schiffern durchſegelt wird.

Der Archipelagus wird in fünf beſondere Meere abgetheilt. Dieſe ſind das Kretiſche, das Carpatiſche, das Mirtoiſche, das Ikariſche und das Aegäiſche.

Das Kretiſche Meer bewäſſert die heutige Inſel Candia, ehemals Kreta, und zwar von Abend bis zu den Inſeln.

Das Carpatiſche erſtreckt ſich von der Inſel Carpatos, jetzt Scarpato, bis zu

Das Mirtoiſche fängt bey Stampaglia an, und hört bey Niccaria auf.

Das Ikariſche wird von den vier Inſeln, Niccaria, Andros, Samos und Scio eingeſchloſſen.

Das Aegäiſche hebt bey dem Vorgebirge von Negroponte an, geht über Scio weg bis zum Smirnaiſchen Meerbuſen, und endigt bey den Dardanellen. Es bewäſſert Kleinaſien gegen Morgen, und Europa gegen Mitternacht und Abend.

Alle dieſe Meere, nebſt ihren Meerbuſen, machen nun zuſammen den Archipelagus, oder das Hauptmeer aus. Man kömmt durch zween Kanäle in daſſelbe, welche in der Levante insgemein Boggaſi genennt werden. Der eine befindet ſich öſtlich, zwiſchen Kandia und Rhodus; der andre weſtlich, zwiſchen gemeldetem Kandia und Morea. Man rechnet den Umfang deſſelben, die Meerbuſen und andern kleinen Winkel für die Schiffe ungerechnet, auf dreyzehnhundert und funfzig Italiäniſche Meilen. Seine Länge geht vom 35½ bis zum 40½ Grad, oder von Suſa, auf der nördlichen Küſte von Kandia, bis zur Küſte von Numili, milj, und erſtreckt ſich auf 375 Meilen. Die größte Breite vom 42½ bis zum 46½ Grad der Länge macht 300 Meilen aus.

In dieſem Umfange befinden ſich 67 große und 98 kleine Inſeln, 468 Klippen, 146 Sandbänke, und überhaupt über 5000 Felſen und ſeichte Oerter.

Die berühmteſten unter den Inſeln ſind die Sporaden, oder die zerſtreuten, und die Cykladen, oder die Inſeln, welche Delos gleichſam in einem Zirkel umgeben; zuſammen hundert fünf und ſechzig. Einige aber theilen ſie in drey Klaſſen, und zwar in ein und vierzig Sporaden, ein und zwanzig Cykladen, und sechs und vierzig neutrale. Ihre Anzahl erſtreckte ſich dennoch nur auf hundert und acht. Doch es iſt wahrſcheinlich, daß hier nur diejenigen gerechnet ſind, welche in alten Zeiten bewohnt waren.

Einige von denſelben ſtanden bey den Griechen und Latiern in großem Anſehen, weil ſie ihren Göttern und Göttinnen gewidmet waren, als Delos dem Apoll, Draxus dem Bacchus u. ſ. w.

Nach dem Zeugniſſe verſchiedener Schriftſteller, waren die Phönicier und die Karier die erſten Bewohner einiger dieſer Inſeln. Als hierauf der König Minos von Kreta ſich zum Herrn des Meers gemacht hatte, ſchickte er verſchiedene Colonien von ſeinen Unterthanen nach den Cykladiſchen Inſeln, und ließ das Land durch das Loos unter ſie austheilen. Auf dieſe Art bevölkerte er auch den größten Theil der übrigen Inſeln. Er unterjochte auch die meiſten Staaten auf der Küſte von Aſien. Dem Vellejus Paterculus zufolge beſaßen auch die Jonier und Aeoler, Völker, welche aus Griechenland herſtammten, ſehr viele von dieſen Inſeln, bis der Perſiſche König Darius, welcher Griechenland mit Krieg überzog, beynahe alle dieſe Inſeln ſeiner Herrſchaft unterwarf, und mit ſeinem Reiche verband. Sein Sohn Xerxes verlor ſie aber wieder.

Auch die Athenienſer bemächtigten ſich, nach dem Diodor von Sicilien und andern Geſchichtſchreibern, der Zirkelinſeln, als ſie mit den Lacedämoniern Krieg führten, welche damals die Herrſchaft über das Meer verloren. Nicht weniger unterjochte der große Alexander den größten Theil der gemeldeten Inſeln. Hierauf eroberten ſie die Römer insgeſammt, und behielten ſie ſo lange, bis die Griechiſchen Kaiſer, nach der Theilung des weſtlichen Reiches, ihren Wohnſitz nach Bizanz, das nachmalige Conſtantinopel, verlegten, und ſich des ganzen Archipelagus bemächtigten. Nach dem Verfall des Morgenländiſchen Kaiſerthums nahmen die Genueſer und Venezianer die meiſten dieſer Inſeln in Beſitz; einige derſelben hatten auch ihre eignen Herzoge und Fürſten. Endlich unterjochten ſie die Türken. Nur die Inſel Cerigo überließen ſie den Venezianern, welche dieſelbe noch gegenwärtig beſitzen. Doch dieſe Inſeln befanden ſich in der Folge oft den Anfällen der Seeräuber ausgeſetzt. Viele Einwohner flüchteten deswegen, und dieſes zog keine geringere Entvölkerung nach ſich. Einige dieſer Inſeln ſind daher nur ſchlecht, oder gar nicht bewohnt. Sie müſſen aber, wenn man nach den Ueberbleibſeln und Spuren von Städten und Schlöſſern mit Tempeln, Statüen, Säulen und andern dergleichen Ueberreſten des prächtigen Alterthums, urtheilen ſoll, zu den Zeiten der Griechiſchen und Römiſchen Herrſchaft anſehnlich bevölkert und trefflich angebauet geweſen, und nur allmählig ihrer Mutter Griechenland in ihrem Verfalle nachgefolgt ſeyn. Selbſt die heutigen Einwohner dieſer Inſeln ſind in Anſehung ihres Charakters von den alten Griechen verſchieden. Unter dieſen bewunderte man Meiſter in allen Künſten und Wiſſenſchaften; unter dieſen bedauert man eine allgemeine Unwiſſenheit. Allein man darf ſich darüber nicht wundern; da ſie, mit ihrer ehemaligen Größe unbekannt, von Mangel und Elend niedergedrückt, ſchmachten, ſo mußte dieſes nothwendig in ihren Sitten eine Veränderung hervorbringen.

Dieſe Inſelbewohner bekennen ſich zu dem Griechiſchen Glauben. Doch hängen die Einwohner von Sina der Römiſchen Kirche an, und in einigen Inſeln werden beyde Religionen ausgeübt. Zwiſchen den Glaubensgenoſſen beyder herrſcht aber eine ſolche Erbitterung, daß ſie einander aufzureiben wünſchten. Daher geſchieht es nicht ſelten, daß ſie aus Religionshaß einander bey den Türken verklagen, und einander ſchwere Auflagen zuziehen, um ſich wechſelsweiſe ſo viel als möglich zu Grunde zu richten. Auf den Inſeln, welche mit Feſtungen verſehen ſind, wohnen auch Türken, und auf den übrigen befanden ſich vor dem letzten Kriege Türkiſche Kadis, oder Richter, welche von Conſtantinopel aus dahin geſetzt worden. Die Einwohner männlichen Geſchlechts entrichten von ihrem zwölften Jahre an, dem Sultan eine Kopfſteuer, Carag genannt. Ueber dieſes haben die Türkiſchen Begs den Zehnten von den Ländereyen.

Die im allgemeinen glückliche Lage dieſer Inſeln verurſacht einen ſanften und geſunden Luftſtrich, welcher zu dem langen Leben und der dauerhaften Leibesbeſchaffenheit, welche bey dieſen rauhen Leuten etwas Gewöhnliches iſt, ſehr vieles beyträgt. Sie erreichen insgemein das höchſte Alter. Ihre Aecker ſind von Natur ſo fruchtbar, daß ſie meiſtentheils ohne Arbeit im Ueberfluß tragen, und ihre Fruchtbarkeit würde noch größer ſeyn, wenn es ihnen wegen der Entvölkerung nicht an Arbeitern, und den Landbauern nicht an den zum Feldbaue nöthigen Dingen fehlte; ja, wenn nicht die ſchwe-

rern

ren Auflagen, und der Verluſt, den dieſes Volk aus verſchiedenen Urſachen leidet, es nicht in ſeiner Aemſigkeit muthlos machte.

Die gewöhnlichen Produkten dieſer Inſeln beſtehen in Rokken, Gerſte, Bohnen und andern Getreidearten; in allerley rothen und weiſſen Weinen, in Weintrauben zu Roſinen, Oel, Honig, Wachs, Pignolen, Manheln, Nüſſen, Feigen; es fehlt ihnen auch nicht an vortreflichen Portugieſiſchen Pomeranzen, Citronen, und allen andern Arten von Früchten. Sie haben auch an zahmen Vieh von aller Art, an Wildpret und an allerley Geflügel einen Ueberfluß. An Fiſchen iſt, wegen der vielen Meerbuſen, Häfen und Kanäle, gleichfalls ein großer Ueberfluß vorhanden. Die Ziegen, mit welchen die Felder und Berge angefüllt ſind, liefern ihnen Wolle, auch allerley Käſe in Menge. Hauptſächlich aber wird auf denſelben ſo viel Seide und Baumwolle gebaut, daß ſie, außer dem beträchtlichen Antheile, den ſie an Auswärtige überlaſſen, noch einen großen Vorrath zu Manufakturen übrig behalten, welche einen überaus anſehnlichen Handlungszweig für ſie ausmachen. Die Inſel Scio zeichnet ſich, ſowoll wegen der Menge ihrer Fabriken, als wegen der Aemſigkeit ihrer Einwohner hierin am meiſten aus. Sie bringt überdieß auch Maſtix und Safran hervor. Doch wird der leztere auch auf andern Inſeln eingeſammlet. Auf einigen wachſen auch Wallonen und andres Bauholz. Es wird auch Harz geſchoren und Schwefel gegraben. Salzwerke ſind hinlänglich vorhanden. Auch Salpeter und Weinſtein könnte gezogen werden, wenn die Einwohner nur wollten. Einige Inſeln könnten auch Erze im Ueberfluße liefern. Man findet Marmor und verſchiedens andre Steinarten, ingleichen Farbenerden auf denſelben, und die vorſehende

Natur hat es dieſen Ländern überhaupt an nichts fehlen laſſen, was im menſchlichen Leben nöthig und nützlich iſt.

Der Handel blüht nicht nur zwiſchen den Inſeln ſelbſt, ingleichen zwiſchen ihnen und dem benachbarten feſten Lande, ſondern alle dieſe Inſeln handeln auch mit den angeſehenſten Häfen Europens; einige chriſtliche Mächte, und beſonders die Franzoſen, unterhalten daher auf verſchiedenen Inſeln ihre Conſuls.

Dieß ſey vom Archipelagus überhaupt genommen genug geſagt. Die Abſicht dieſer Schrift iſt, eine kurze Beſchreibung der achtzehn Inſeln zu liefern, welche ſich 1771 der Ruſſiſchen Kaiſerin unterworfen haben. Der Verfaſſer hat, da er ſie als ein genauer Beobachter durchreiſet, verſchiedene merkwürdige Ueberbleibſel des Alterthums gefunden, welche einer allgemeinen Aufmerkſamkeit würdig ſind.

I. Milo.

Dieſe Inſel, welche die Griechen und Latier auch Melos, Biblos, Zephyria, Mimalida, Sinfina, Giorgia und Acita nannten, liegt zwiſchen den 36. und 42. Grad der Breite und den 43. und 48 Grad der Länge. Ihr Umfang beträgt ungefähr hundert Italieniſche Meilen. Zween Berge von einer beträchtlichen Höhe, welche ſich auf ihrer nördlichen Küſte befinden, zeigen ſie den Schiffern bereits in einer groſen Entfernung. Sie war in alten Zeiten eine der vermögendſten, vornehmſten und fruchtbareſten Inſeln des Archipelagus. Zuerſt bewohnten ſie die Phönicier und Kreter. Hierauf errichteten die Lacedämonier eine Kolonie auf derſelben. Aber die Athener machten ihnen den Beſitz derſelben ſtreitig, und behaupteten nach einer langen Reihe von Streitigkeiten und Abwechſelungen, durch Verrätherey zuletzt die Oberherrſchaft über dieſelbe. Mit vieler Grauſamkeit richteten ſie alle Mannsperſonen über vierzehn Jahr hin; die Weibsperſonen nebſt den Kindern machten ſie zu Sklaven, und um die Inſel von neuem zu bevölkern, ſchickten ſie eine Kolonie von fünfhundert ihrer Landesleute dahin. In der Folge bemächtigten ſich die Römer dieſer Inſel. Dieſe behaupteten ſie eine lange Zeit, und die Inſel befand ſich unter ihrer Herrſchaft in einem ſo blühenden Zuſtande, daß ſie ſogar Kaiſerliche Münzen mit ihrem eignen Stempel prägte.

Nach dem Verfall der Griechiſchen Kaiſer beherrſchten ſie nacheinander die Geſchlechter Sanudo und Criſpo, welche das Herzogthum über den Archipelagus beſaßen. Ehe ſie unter die Bothmäßigkeit der Otſchmannen gerieth, gehorchte ſie eine Zeitlang auch den Venezianern. Damals enthielt ſie auf funfzigtauſend Seelen, welche nicht nur ſelbſt von ihren Produkten lebten, ſondern noch andern etwas mittheilen konnten. Jetzt zählt man ihrer kaum tauſend, und zwar lauter Griechen, nemlich ungefähr fünfhundert in der Stadt und eben ſo viel im Kaſtel. Daß ſie vor nicht gar langer Zeit noch gut bevölkert geweſen ſeyn muß, beweiſen die vier und zwanzig Windmühlen, die man daſelbſt antrift. Neune davon befinden ſich in der Stadt, vier gangbare und eilf verdorbene ſind im Kaſtel.

Die Stadt iſt auf Europäiſch mit Kanälen durchſchnitten, welche alle Unreinigkeiten dem Meere zuführen. Dieſe waren nun ſeit vielen Jahren verſtopft, und die Luft daher immer mehr mit ſchädlichen Ausdünſtungen angefüllt. Dieſes zog Krankheiten nach ſich, welche eine der vornehmſten Urſachen der Entvölkerung wurden. Mit der Anzahl der Menſchen verminderte ſich zugleich die Anzahl der Feuereſſen. Dieſes machte die Luft immer ungeſunder. Weniger ſchädlich iſt ſie in dem Kaſtel, welches A Pano-Caſtro und von dem gemeinen Volke Siſur genannt wird. Der Geſundheit am zuträglichſten iſt ſie gegen Mittag, im Innern des Meerbuſens, bey einem Vorgebürge, welches die Griechen Cigraro nennen. Hier wird die Luft mehr durch die Winde gereinigt. Man bemerkt hier auch die Spuren einer alten Stadt, die bey den Einwohnern gegenwärtig Paleachora, d. i. alte Stadt heißt. In den Ebenen athmet man, nicht nur wegen der angeführten Urſachen, ſondern auch wegen der benachbarten Gebürge, welche den nöthigen Strich der Winde verhindern, gleichfalls eine ungeſunde Luft. So ſehr es aber auch dieſer Inſel an arbeitenden Händen fehlt, ſo reich iſt ſie demungeachtet an verſchiedenen Produkten, ſo daß es beynahe ſcheint, als wenn ſie von ſelbſt mit ihren Gaben verſchwenderiſch ſeyn wollte. Sie war auch wegen ihrer Fruchtbarkeit in alten Zeiten mehr berühmt.

Ehemals hatten zween Biſchöfe, ein Lateiniſcher und ein Griechiſcher, ihren Sitz auf derſelben. Es war auch ein Kapuzinerkloſter nebſt verſchiedenen Griechiſchen Klöſtern vorhanden. Jetzt iſt aber nur noch ein Vicarius da, welchen der Römiſche Hof unterhält, und ſowol das Kapuzinerkloſter als andere Klöſter ſind entweder wüſte oder unbewohnt, und befinden ſich nur noch wenige Papas, oder Griechiſche Prieſter, mit eingefallenen oder baufälligen Kirchen daſelbſt.

Die Regierungsart war vor dem letzten Kriege eben ſo, als auf den übrigen den Türken unterworfenen Inſeln beſchaffen. Aber zu Anfang des Jahres 1771 verordnete der Admiral Spiridoff (in Abweſenheit des Grafen Orlows, welcher die Ruſſiſche Flotte im Archipelagus commandirte), daß auf allen den achtzehn Inſeln, welche die Ruſſiſche Botmäßigkeit erkannten, von den Einwohnern einer jeden derſelben zween Syndici und ein Cancelliſt erwählt werden ſollten, um das gemeine Beſte zu beſorgen. Auf dieſer Inſel befinden ſich vier Syndici; zween in dem Kaſtele, und zween, nebſt dem Cancelliſten, in der Stadt.

Die Mannsperſonen derſelben haben viel Gezwungenes in ihrem Aeußerlichen, und betragen ſich gegen Fremde nicht ſehr aufrichtig. Das Frauenzimmer iſt dienſtwillig und mitleidig. Der Eigennutz iſt aber ſowol von dieſen als von jenen die Haupttriebfeder.

Die vornehmſten Produkte dieſer Inſel ſind Rokken, Gerſte, und alle Arten von Getreide und Hülſenfrüchten; Wein, Oel, Feigen und allerley Arten von Früchten in Menge; Honig, Wachs, Baumwolle, Schafwolle, Safran. Großes und kleines Vieh giebt es ſehr viel. Daher wird eine Menge Käſe gemacht und wohlſchmeckende Milchſpeiſen zubereitet. Der Boden iſt mit einem Worte ſo fruchtbar, daß alles Geſäete und Gepflanzte auf eine bewundernswürdige Art gedeihet, und er könnte, wenn er recht bearbeitet würde, hundert und mehr tauſend Seelen ernähren.

Man zählt allein zwanzig Bergwerke, welche ehemals bekannt geweſen, aber aus gewiſſen Urſachen in der Folge verborgen gehalten und verſchüttet worden. Ich ſelbſt habe ihrer verſchiedene entdeckt; eins von Gold, eins von Silber, eins von Bley, eins von Eiſen, ein vermiſchtes, eins von Alume di rocca, und von grünem und weiſſem Vitriol, von Schwefel, von Salpeter, von meliſcher Erde u. ſ. w. Dieſe Inſelbewohner halten aber dergleichen Gruben lieber verborgen, weil ſie befürchten, durch ihre Entdeckung ſich die Laſt zuzuziehen, ſie für andre bearbeiten zu müſſen.

Es giebt auf dieſer Inſel auch verſchiedene warme Quellen, nebſt einigen dabey befindlichen Grotten, welche in alten Zeiten ſtatt eines Bades dienten. Es fanden ſich bey denſelben Kranke, zum Vortheile ihrer Geſundheit, ein. Unter andern trift man gegen Mitternacht, unter dem Schloſſe Siſur, nicht weit vom Meere, eine mineraliſche Quelle an, welche eine purgirende Kraft beſitzet, und deren ſich die Einwohner, beſonders im Monat May, ſehr häufig bedienen. Am Fuſſe eben dieſes Schloſſes gleichfalls nicht weit vom Meere, giebt es noch ein andres warmes Waſſer, Tremithia genannt, welches erkaltet ſehr geſund iſt. Am Ende des Meerbuſens, gegen Mittag findet man unterirdiſche, wie große Zimmer gebildete, Höhlen, die ſo warm ſind, daß kein künſtliches Bad eine größere Wärme geben kann. Noch etwas weiter gegen Süden trifft man gleichfalls einige warme Quellen an, und wenn man in dem Meerbuſen wieder zurückgeht, ſtößt man, einen halben Piſtolenſchuß von der Küſte, auf eine, in welcher Eyer, die man hineintaucht und gleich wieder herausnimmt, hart geſoten werden.

Am Meerbuſen findet man auch verſchiedene reiche Salzgruben, und zwo ſehr einträgliche Fiſchereyen.

Der Hafen dieſer Inſel hat ſeine Einfahrt gegen Mitternacht; ſeine innere Lage beträgt ſechs, und ſeine Breite drey Meilen. Er hat eine ſchöne Lage. Dabey iſt er bequem und groß genug, um eine der zahlreichſten Flotten zu faſſen. In der Mitte hält er über hundert Schritte, von Son Demetrio bis zum Hafen Patrichia 12, 15, bis 20, und ſo bis ans Ende des Hafens, eben ſo viel. Die Schiffe können ſich daher bequem vor Anker legen.

Verſchiedene ſowol alte als neue Schriftſteller verſichern, dieſer Hafen wäre ehedem von drey anſehnlichen Schlöſſern vertheidigt worden. In der That habe ich auch beym Einfahren, auf der Spitze gegen Mitternacht, die Trümmern eines ſehr veſten Kaſtels bemerkt. Ein anderes niedergeriſſenes Schloß zeigt ſich tiefer hinein, nach San Demetrio zu, und dieſem gegenüber ſieht man, auſſer dem oben gemeldeten Schloſſe Siſur, noch die Spuren von einem dritten. So entdeckt man noch verſchiedene andre von Beträchtlichkeit, von welchen man Tolam, San Baſilio, San Giorgio und Milovecchio nennt. Dieſe und andre, welche nicht ſo in die Augen fallen, dienen bloß einigen Hirten zur Zuflucht.

Was die Alterthümer betrifft, ſo entdeckt man gegen Norden, der Inſel Argentiera gegenüber, die Spuren von der berühmten alten Stadt, welche dem Phöniciſchen Philoſophen Thales, von der Nachkommenſchaft des Agenors, das Bürgerrecht verlieh. Man ſieht auch Trümmern, welche auf ein ſchönes und ſtarkes Schloß rathen laſſen. Die Inſelbewohner nennen dieſe Stadt Acomia, und leiten dieſen Namen von der Zeit her, da die Athener alle Einwohner ermordeten, und dabey in ihrer Sprache frugen: Ine Acomi?

Man bewundert auf der nördlichen Spitze der weſtlichen Küſte die Ruinen des ehemaligen koſtbaren Tempels der Cybele, der in der alten Geſchichte, wegen der großen Menge der Edelſteine, womit er gezieret war, unter die reichſten und prächtigſten gerechnet wurde. So ſieht man auch noch die Spuren des alten vortreflichen Grabmahls, in welchem, wie einige Schriftſteller behaupten,

haupten, die Aſche des Atheniſchen Königs Meneſtheus, des Bruders des Demonphontes und Sohns des Theſeus, welcher auf dem Rückwege von Troja von einem Sturm überfallen, hier ſein Leben endigte.

Um Milo her liegen viele Klippen und andre kleinere Inſeln, unter welchen Argentiera, von der wir ſogleich reden werden, die vornehmſte iſt. Die andern ſind Polina (gemeiniglich nur Polino genannt) und Antimilo. Letztere iſt ſechzehn Meilen im Umfange groß, und ſie hat drey Vorgebürge, die ſie abtheilen. Sie iſt aber durchaus bergigt und wüſte; ich halte es daher nicht für nöthig, mehr von ihr zu ſagen. Ich will nur ſoviel bemerken, daß ich ſie zweymal beſuchte. Das erſtemal ließ ich, um einige Alterthümer zu entdecken, eine Menge Sträuche abbrennen, und ich ſah das zweytemal einige niedergeriſſene Schlöſſer und Bezirke von Oertern, welche mit Mauern umgeben waren. Auf dem höchſten Theile der Inſel erblickte ich noch ein Schloß, mit einer großen mit Waſſer angefüllten Ciſterne, zu welcher ſich die wilden Ziegen (welche mit unſern Europäiſchen Gemſen viel Aehnlichkeit haben) nebſt andern Thieren ſich hin begeben, um zu trinken. Es gelang mir, eine von dieſen Ziegen lebendig zu fangen. Ich brachte ſie nach Argentiera, und machte den Söhnen des Franzöſiſchen Viceconſuls, Herrn Paul Breſt, ein Geſchenk damit. Das Thier wurde ſo zahm, daß es wie ein Hund hinter ihnen herlief. Man wird auf dieſer Inſel auch Ueberbleibſel von alten Häuſern, nebſt einer eingeriſſenen Kirche gewahr; lauter Beweiſe, daß ſie ehemals bewohnt geweſen. Der Inſel Milo gegen Mittag liegt endlich noch die kleine Inſel, Praſſoniſſi genannt, welche gleichfalls ganz unfruchtbar iſt. Sie verdient eben ſo wenig als die Felſen Pettini und

Parimadi, ingleichen die drey kleinen Inſeln Eines weiter erwähnt zu werden.

Argentiera.

Dieſe Inſel, welche die alten und neuern Griechen Kimilo, die Europäer aber Argentiera nennen, liegt, ganz nahe bey Milo, gegen Greco-Tramontana, unter 43 bis 52° der Länge, und 36 bis 48° der Breite. Ihr Umfang begreift achtzehn Meilen. Sie hat eine gute Lage und eine geſunde Luft, und es iſt daher wahrſcheinlich, daß ſie ſo wie andere ſehr bevölkert geweſen.

Ihre jetzigen Einwohner haben eine Sage, daß ihre erſten Anbauer aus zwölf Familien beſtanden hätten, welche von Siſanto hierher verſetzt worden, weil ſich einige von ihren Frauenzimmern zu frey aufgeführt hätten. Dieſe Leute fiengen, wie man weiter erzählt, den Bau eines Schloſſes an. Sie wurden aber, ehe ſie denſelben vollendeten, gewahr, daß dieſes Schloß gerade ihrem Vaterlande im Geſichte lag. Alſo zogen ſie, um ſich eine unangenehme Erinnerung zu erſparen, weiter herunter, und baueten an dem Orte, wo jetzt das Schloß ſteht, ihre Wohnungen. Daher heißt noch immer jene Anhöhe, über die ſie damals fortwanderten, Klapſo-Buno, das iſt, Thränenburg.

Nachdem ſich nun dieſe Koloniſten auf dieſe Art niedergelaſſen hatten, ſo vermehrten ſie ſich, wie es ſcheint, in der Folge auch gegen Mittag, der auf der Inſel Milo gelegenen Stadt Ancomia gegenüber. Dieſes beweiſen die Ruinen eines Dämmes, welcher in das Meer gerückt und von großen Steinen erbaut war, denn man ſieht hieraus, daß hier ein durch eine Veſtung vertheidigter Hafen geweſen iſt. Heutzutage iſt

die

die Bevölkerung dieſer Inſel ſehr gering, und man rechnet nicht mehr als ſiebenhundert Seelen, welche in einem mittelmäßig befeſtigten Orte von zweyhundert kleinen Häuſern, und zwölf Griechiſchen Kirchen wohnen. Die Frauenzimmer machen die größere Anzahl der Einwohner aus, denn man zählt nicht mehr als dreyhundert Männer und Kinder.

Der Boden dieſer Inſel könnte, wenn er fleißig bearbeitet würde, auf zehntauſend Menſchen ernähren. In der That beweiſen auch die Männer, welche das Feld abtheilen, die Häuſer, die Klöſter der Griechen, und ein Wirthshaus der Kappuziner, welches bis auf den Grund zerſtört iſt, daß dieſe Inſel ehedem ſehr bevölkert war.

Gegenwärtig haben die Lateiner, deren ſehr wenig ſind, einen Vicarius, welcher den Gottesdienſt in der vor dem Orte gelegenen kleinen Kirche, die zu dem gemeldeten Wirthshauſe der Kappuziner gehörte, beſorgt. Bey derſelben ſtehen einige Häuſer, die ziemlich baufällig ſind, ingleichen ſechs gangbare und drey ungangbare Mühlen; es ſind aber keine Einwohner da. Im Orte haben die Griechen einen Biſchof und zwern Syndici.

Den gegen Abend gelegenen Hafen, Iſton Ahlo Minas genannt, rechnet man auf dreyviertel Meilen im Umfange, und er iſt wegen ſeiner geringen Tiefe eigentlich mehr für einen Teich zu halten. Daher iſt er auch für Europäiſche Schiffe, welche zuweilen aus Mangel an Lebensmitteln oder Waſſer hier anländen, nicht ſehr bequem, und ſie finden es für rathſamer, zwiſchen dieſer Inſel und dem Felſen St. Euſtachius, in dem Kanal, welcher ſich zwiſchen Argentiera und Polina befindet, ſich vor Anker zu legen. —

Auf Argentiera iſt die bekannte Silbergrube, weswegen ihr die Europäer den Nahmen der Silberinſel (iſola argentiera) beygelegt haben. Es fehlt auch nicht an andern Erzgruben, welche aber wenig oder gar nicht beträchtlich ſind.

Von Alterthümern ſieht man nichts als das zerſtörte Schloß auf einer Anhöhe. Etwas weiter gegen Abend, auf der kleinen Inſel Sant' Andrea genannt, bemerkt man einige Ciſternen, und verſchiedene Trümmer, als gegen Mittag die von einem Thurme (auf dem oben beſchriebenen Damme etwas abgerückt) in welchem, wie erzählt wird, das aus der gemeldeten Silbergrube gewonnene Silber verarbeitet wurde.

Nicht weit von Argentiera, gegen Mittag, erblickt man die kleine St. Georgeninſel, auf welcher bloß ein dieſem Heiligen gewidmetes Kloſter ſteht, deſſen Kalojero oder Papas zu Argentiera wohnt.

Auf der Abendſeite befindet ſich der obengedachte St. Euſtachiusfelſen, mit den Trümmern zweyer Griechiſchen und einer Lateiniſchen Kirche, und nach eben dieſer Gegend liegt die gleichfalls ſchon erwähnte Inſel Polino, auf welcher man weiter nichts als einen Hirten und ein unbewohntes Kloſter antrift. Die Inſel iſt ganz unfruchtbar, und ſie wird daher auch die verbrannte Inſel genannt. Eine ſchätzbare Ader von feinem Karniol iſt ihr einziger Vorzug. Von andern ähnlichen kleinen Felſen iſt es unnöthig zu reden.

Pollicandro.

Ungeachtet dieſe Inſel bald Siveria, bald Polingos, und jetzt Pellicandros genennt wird, ſo behauptet man demungeachtet nichtsdeſtoweniger, als daß ſie das alte Φελεογανδρες des Plinius, Strabo und Stephanus des Erdbeſchreibers ſey, und von Pholeogandros, einem der Söhne des Minos, ihren Namen bekommen habe. Sie liegt unterm 44° 13' der Länge und zwiſchen dem 36 und 37° der Breite, und hat acht und zwanzig Meilen im Umfange. Sie hatte ehedem verſchiedene Städte und anſehnliche Schlöſſer. Dieſes erhellt aus ihren Ruinen, und beſonders aus des zerſtörten Schloſſes Polyegos, auf dem Gipfel eines der gegen Nordweſten gelegenen Berge, von dem man faſt alle Inſeln des Archipelagus überſehen kann. Hier erhalten ſich noch zwey kleine Kirchen zur Verwunderung.

Von den vielen Dörfern, welche ehemals auf dieſer Inſel waren, iſt jetzt kein einziges mehr übrig, und von ſeinen Schlöſſern ſteht nur noch das kleine, welches von der nächſten Küſte der beyden ſüdlichen Häfen drey Meilen weit iſt, und wo jetzt nicht mehr als hundert Häuſer und ungefähr ſiebenhundert Einwohner, nebſt drey wohl eingerichteten Kirchen und zwey ſchön gebauten Klöſtern vorhanden ſind. Eins der letztern iſt der heiligen Jungfrau gewidmet. In dem kleinen Garten deſſelben ſieht man, unter andern Statüen, eine von Marmor ohne Kopf, aber von vortreflicher Bildhauerarbeit. Das andre Kloſter iſt dem heiligen Johannes gewidmet, und es beſaßen es ehedem einige andächtige Weibsperſonen.

Außer der gemeldeten Anzahl von Einwohnern giebt es, wenige Hirten ausgenommen, auf der ganzen Inſel keine mehr, obgleich noch acht Mühlen vorhanden ſind. Die Regierung führen vier eingeborne Syndici.

Die Inſel iſt bergigt und ſteinigt, und ſchickt ſich alſo nicht gut zum Ackerbau. Uebrigens wäſſern ſie einige angenehme Bäche, und ſie könnte, wenn ihr der Fleiß erfahrner Feldbauer zu Hülfe käme, einer üblen Naturbeſchaffenheit ungeachtet, für zehntauſend Menſchen die nöthige Nahrung hervorbringen. Denn ſie iſt mit einer großen Anzahl von Vieh verſehen, welche Butter und Käſe, welche für die vorzüglichſten im ganzen Archipelagus gehalten werden, im Ueberfluße liefern. Es fehlt in der That nicht an Korn und andern Lebensmitteln, imgleichen an Wein und andern nothwendigen Bedürfniſſen. Außer dem Geflügel giebt es Hammel, Schaafe und Ziegen, welche viele Wolle geben, in Menge; es wird auch Honig, Wachs, Baumwolle u. d. m. gewonnen.

Die Einwohner beweiſen ſich im Umgange mit den Fremden artig und höflich, und das Frauenzimmer iſt ziemlich reizend, anſehnlich und wohlgebildet.

Die auf der nördlichen und ſüdlichen Küſte befindlichen Hafen haben eine ſehr bequeme Lage, und ſie ſind für Handlungsſchiffe ſicher genug. Aber die Mainotten und andere Seeräuber, welche ſich in denſelben verſteckten, um die Schiffe zu berauben und die Leute auf denſelben ums Leben zu bringen, erregten ſeit einiger Zeit eine große Furcht für denſelben. Die Schiffer nahmen daher nur im Fall der höchſten Noth ihre Zuflucht in dieſelben Häfen. Der beſte unter ihnen liegt fünf Meilen von der Feſtung gegen Nordweſten.

Erzgruben habe ich nicht entdecken können. Von Alterthümern ſieht man auf der nach Norden gelegenen Landſpitze den Tempel der Latona, wo dieſe Göttin, noch ehe ſie den Apollo und die Diana zur Welt brachte, ſich verborgen haben ſoll. Sodann befindet ſich unter dem höchſten und ſteilſten Berge, auf welchen das Schloß Polygeos ſteht, gegen Mitternacht eine Grotte, Kriſo-Spiglia, das iſt, Goldhöle genannt, welche, wie mir einer der Inſelbewohner verſicherte, beſondere Merkwürdigkeiten enthält. Allein es iſt unmöglich hinunterzuſteizuſteigen, weil man auf der äuſſern Seite des Berges über eine drey Viertelſtunden lange Treppe gehen muß, welche die Heidniſchen Einwohner, auf eine unbegreifliche Art, ſenkrecht angelegt haben. Von einer Entfernung zur andern fehlen bald ſechs, bald ſieben Stufen. Wenn man daher auf dieſen Stufen, welche einer mittelmäßigen Hand breit ſind, einen Fehltritt thut, ſo läuft man die größte Gefahr, von einer erſchrecklich ſteilen Höhe in das Meer zu ſtürzen. Ich ließ mich aber durch dieſe Erzählung nicht gleich abſchrecken, ſondern erkundigte mich nur, ob man nicht wüßte, daß es jemand gewagt hätte, hinunterzuſteigen. Man antwortete mir, es wäre ein einziger Mann, Namens Mikall von Spirido auf der Inſel, der dieſe Verwegenheit gehabt hätte. Ich unterredete mich hierauf mit ihm, und er beſtätigte dasjenige, was mir die andern geſagt hatten. Ich gewann dieſen Mann durch die Mittel, welche bey eigennützigen Gemüthern wirkſam ſind, und wir machten uns nach den Berg zu auf den Weg. Es begleiteten uns der Bediente des Primaten Giorgiaſſi Gripari, mit Namen Meneos Pizzini, ingleichen der Schiffer meiner kleinen Barke, Antonacchi Vida von Nio. Als wir angekommen waren, fiengen wir mit unſäglicher Mühe zu ſteigen an, und kaum hatten wir ein Drittel des Wegs zurückgelegt, als ich einſah, welcher ſchrecklichen Gefahr ich mich ausgeſetzt hatte, denn ich glaube in der That, daß kein ſteilerer Abſtieg möglich iſt. Doch ich mußte deswegen ohne Aufhören bis ans Ende fortſetzen, weil es unmöglich iſt, über die fehlenden Stufen wieder zurückzukehren. Als ich nun ſo fortkletterte, ſtieß ich auf der Hälfte des Weges auf einen viereckigten Raum, welcher fünf oder ſechs Menſchen faſſen konnte, und ich erblickte hier einen Marmorklotz mit der folgenden Aufſchrift, die ich treulich abgeſchrieben habe.

ΘΙΕΣΜΕΝΗ
ΔΕΙΣΙΛΚΑΜΗΔΡΙΕΛΛΖΑΝΕΛΥΜΗΝ
ΕΥΕΛΡΕΡΑΚΑΙΤΕΔΕΣΙΛΣΘΗΡΑΜΕΝΟΥ
ΤΟΝΛΔΕΛΦΑΝΤΙΜΛΣΙΔΙΔΙΚΑΝΘΕΙΕΣ

Als wir hierauf fortfuhren, ſachte hinunterzuſteigen, fanden wir uns endlich, mit Gottes Hülfe, unten. Ehe ich in die Höle oder Grotte gieng, verabredete ich es mit einigen Fiſchern, welche ich von ungefähr in der Gegend gewahr wurde, daß ſie da ſtill halten ſollten, um uns im Nothfall, beſonders wenn jemand von uns in das von der Grotte auf funfzig Schritte entfernte Meer fallen ſollte, zu Hülfe eilen könnten, und ſie verſprachen es mir auch. Wir traten hierauf mit Fackeln in die Grotte, und erblickten gleich beym Eintritt zwey wie Ciſternen gebaute Behälter, und tiefer hinein zur linken eine länglichtviereckigte Urne, welche ungefähr zwey Boccin reines und gutes Waſſer zu enthalten ſchien. Aber wir konnten ſie, aller Verſuche ungeachtet, nicht ausleeren, und ich glaube, daß es auch ſonſt niemand kann, denn es quillt, indem man es ausleert, gleich wieder hervor, und man kann nicht auf die Spur kommen, wo es hereindringt.

Ich fand hierauf in dieſer Grotte ein altes Denkmahl, auf deſſen Deckel mit großen Buchſtaben geſchrieben ſtand

ΤΘΓ

Demſelben, welches vier Finger dick war, gegenüber las man folgendes:

Ο ΔΗΜΟΣ ΚΑΙ Ο ΙΕΡΕΥΣ ΤΙΜΗΣ
ΣΩΣΙΤΕ ΛΑΟΥΕ ΤΙΒΕΡΙΟΝ ΚΑΙΣΑΡΑ
ΘΕΟΝ ΣΕΒΑΣΤΟΝ ΘΕΟΥ ΣΕΒΑΣΤΟΥ
ΥΙΟΝ

Als dieſer viereckigte Deckel oder Stein, der die Urne bedeckte, weggehoben worden, fand ich nachfolgende Dinge.

Eine Statüe ohne Kopf von mittlerer Größe.

Ein mit Lorbeern umwundener Kopf von Stein.

Eine Lampe, oder vielmehr eine ſogenannte ewige Lampe, mit ihrem oben durchlöcherten Deckel; beyde Stücke von Orientaliſchen Alabaſter.

Eine andre etwas kleinere Lampe von einer andern Geſtalt, und von einem ſchwärzlichen Steine. Auf derſelben ſtand mit halberhabener Schrift: FORTIS.

Eine verroſtete Lanze und ein Schreibgriffel von einer gewiſſen Materie, die in Marmor ſchneidet.

Eine kupferne Münze mit dem Kopfe des Caligula, von mittlerer Größe, mit folgender Umſchrift:

C. CAESAR AVG GERMANICUS. PONT.
M TR. POT.

Auf der Rückſeite erblickte man das Bildniß der Göttin Veſta, mit dem Worte VESTA, und auf beyden Seiten S. C.

Ein Karniol für einen Ring, mit zwey geflügelten Figuren, die dem Cupido ähnlich ſind, und ſich die Hände geben wollen.

Alle dieſe Sachen ſammelte ich, und ſie wurden, da ich die Fiſcher mit der Barke ſich hatte nähern laſſen, mit Seilen hinuntergelaſſen, und wir ſtiegen hierauf, dem Himmel ſey Dank, gleichfalls ohne Schaden hinab. Indeſſen kam es mir beynahe wie ein Traum vor, der Gefahr entgangen zu ſeyn, denn ich ſah nun ein, daß ich ohne Vergleich mehr gewagt hatte, als ich mir vorſtellte und mir vorſtellen konnte. In der That waren auch die Leute, als ich mit dieſen Sachen, den treuen Zeugen meines wunderbaren Abentheuers, wieder zu Hauſe anlangte, voller Verwunderung und Erſtaunen, denn ſie hielten uns ſchon alle völlig für verloren, und ich ſelbſt ſchäme mich nicht zu geſtehen, daß ich mich aller Reichthümer der Welt wegen nicht aufs neue einer ſolchen Gefahr ausſetzen möchte. Ich merkte erſt, nachdem alles geſchehen war, daß man von der Seite des Meeres weit leichter zu dieſem Orte gelangen könnte. Man müßte nemlich in einen Kahn ſo nahe als möglich ſich dem Ufer nähern, und hierauf zwey oder drey Männer vermittelſt unter ihre Arme befeſtigter Stricke, welche eben ſo viele oben ſtehende anzögen, hinaufklettern laſſen.

Sichino.

Dieſe Inſel, welche ehedem Sicandro hieß, und jetzt Sichino genennt wird, liegt unter dem 42° 22′ der Länge, und dem 36° 42′ der Breite, und ihr Umfang erſtreckt ſich auf 15 Meilen. Sie liegt nicht weit von Policandro gegen Norden. Weil ſie viel bergigter und felſigter als dieſe iſt, und keinen zur Handlung bequemen Hafen hat, ſo fehlt es ihr an Einwohnern, und es leben gegenwärtig nicht mehr als 700 Seelen auf derſelben, deren Häuſer aber ſchöner als auf den übrigen Inſeln gebaut ſind.

Man ſieht die Trümmern zweyer ehemaligen Feſtungen, deren Namen aber nicht recht bekannt ſind. Doch ſagte mir ein Calojero, daß die Ruinen, die man mitten auf der Inſel antrifft, die Ueberbleibſel der in der Griechiſchen Geſchichte ſo berühmten Stadt Tripolis ſeyn ſollen.

Gegen Weſtnorden erblickt man einen von den Heidniſchen Einwohnern gebauten Tempel, welcher Epiſcopla genennt wird. Er dient jetzt zur Kirche, und er iſt wirklich ſehenswürdig, weil er außer der alten Pracht, die man in demſelben gewahr wird, nicht nur Gemächer über, ſondern auch unter der Erde hat. An den Mauern über der Erde ſieht man zwey große Marmortafeln mit Schrift, die aber unleſerlich iſt. Denn die Calojeri haben ſie verſchiedenemal nebſt der Wand mit Kalk überzogen, und die Inſchriften hierdurch verdunkelt. Doch verſicherte mir der Biſchof von Siſanto, daß man vor einigen Jahren (vermuthlich ehe ſie übertüncht waren) ſo viel ſehen konnte, daß dieſer Tempel ſiebenhundert Jahr vor unſerer Zeitrechnung gebaut worden.

Das Bewundernswürdigſte iſt, daß dieſe Inſel, ungeachtet ihrer bergigten Lage, den beſten Rokken im ganzen Archipelagus hervorbringt. Die Einwohner beſitzen einige Mühlen, verſchiedene Gärten und eine Menge Feigenbäume. Sie wird, eben ſo wie die andern, von zwey eignen Syndicen regiert.

Bey derſelben liegt gegen Abend die kleine Inſel Cardia, welche gegenwärtig ganz wüſte iſt, indem ſich bloß ein Hirte mit einigen Vieh auf derſelben aufhält. Es ſteht bloß ein zerſtörter Thurm auf derſelben, und zwar am nördlichen Ende, welcher zur Bewachung dieſes

ſes kleinen, und der benachbarten wüſten und völlig unbewohnten Oerter, von denen nichts zu ſagen, erbaut zu ſeyn ſcheint.

Nio.

Dieſe bey den Neuern ſogenannte Inſel wurde von den Alten Jos, Oliaron und Quiniminio genennt. Sie liegt unter dem 44° 33′ der Länge, und dem 36° 44′ der Breite. Ihr Umfang beträgt ungefähr 40 Meilen, und ihre Geſtalt iſt einer Taube mit ausgebreiteten Flügeln ähnlich.

Marco Saundo, der erſte Herzog von Naxia, vereinigte Nio mit ſeinem Herzogthume. Johann Criſpo, der zwölfte Herzog, der es ſeinem Bruder, dem Fürſten Marco, überließ, trennte es wieder von demſelben. Marco legte eine Feſtung auf dieſer Inſel an, und verwandelte ſie aus einer Wüſte in einen volkreichen und blühenden Aufenthalt. Hierauf gab er ſie ſeiner einzigen Tochter Adriana, welche mit dem edlen Venetianer, Ludewig Piſani, vermählt wurde, zum Heyrathsgute mit, und auf dieſe Art kam Nio an die Familie Piſani.

Jetzt, da ſie, ſo wie die übrigen, unter der Osmaniſchen Regierung in der Unterdrückung lebt, zählt man nicht mehr als tauſend vierhundert Seelen auf derſelben, die Hirten und die Bauern, welche hier und da auf dem Felde und zwiſchen den Bergen wohnen, um das Land zu bearbeiten und das Vieh zu hüten, mit eingerechnet. Der Ort, der ſich in Anſehung der Häuſer am meiſten auszeichnet, liegt gegen Mittag, wo man die Trümmern eines alten Schloſſes, nebſt einem Flecken von ungefähr dreyhundert Häuſern und funfzehn Mühlen antrifft.

Das mit Felſen und Hügeln beſetzte Land wird von einer Menge Bäche wohlthätig durchwäſſert, und es hat deswegen an allerley Arten von Getreide und Früchten einen Ueberfluß. Doch trifft man auch groſe und fruchtbare Ebenen an, und zwar eine gegen Mittag, welche in der That reizend iſt, eine gegen Mitternacht, A pano campo genannt, und eine gegen Nordweſten, die andern kleinern ungerechnet. Es giebt auch Thäler, die ſich zum Ackerbau ſchicken, und die ganze Inſel überhaupt könnte, wenn ſie recht angebaut wäre, auf funfzehntauſend Seelen ernähren. Baumwolle bringt ſie beſonders in ſo vorzüglicher Güte und Menge vor, daß, auſſer derjenigen, die man zu Strümpfen und Mützen verarbeitet, womit ſie nicht nur die Türkey, ſondern auch andre Länder verſieht, noch viele roh nach Europa ausgeführt wird. Man könnte auch ſehr viel Oel gewinnen, wenn man die vielen wilden Oelbäume, die man in kurzer Zeit und mit leichter Mühe fruchtbar machen könnte, veredeln wollte. An Holz iſt übrigens ein Ueberfluß vorhanden, und dieſes giebt zu einem Handel, beſonders mit der Inſel Santorini, der es unter allen Inſeln am meiſten daran fehlt, Gelegenheit.

Die Aufführung dieſer Inbewohner iſt, vier oder fünf Familien, welche eine gute Erziehung haben, ausgenommen, plump und unhöflich. Die Frauenzimmer ſind ſchön und angenehm, aber auf eine ſo lächerliche Art gekleidet, daß ſie die Augen der Europäer wie Maſken vorkommen.

Die Regierung der Inſel verwalten vier Syndici. Es iſt nur eine aus Frankreich herſtammende Familie hier, welche ſich zur Römiſchen Kirche bekennt. Dieſe hat eine kleine Kirche, und es wird vom Päbſtlichen

Hofe ein Vicarius unterhalten. Alle übrigen Einwohner bekennen ſich zur Griechiſchen Religion, und es giebt zwiſchen dem Flecken und dem Felde wohl auf zweyhundert Kirchen, welche in ältern Zeiten erbaut worden; ein augenſcheinlicher Beweis, daß die Inſel ehedem, ſtatt eines einzigen Fleckens, viele Dörfer enthalten mußte.

Ihr vornehmſter Hafen iſt, ſeines kleinen Umfangs ungeachtet, zu ſchätzen. Man kömmt von Süden und Südweſten in denſelben. Einen andern trifft man gegen Süden an. Mitten in demſelben erſtreckt ſich, ſo zu ſagen, ein Sporn, wie ein Damm von großen Steinen gebaut, ins Meer. Am Ende deſſelben erblickt man eine Art von viereckigten Grunde eines Thurms, welcher vor Alters dageſtanden zu ſeyn ſcheint. Auf der Abendſeite, nahe bey dem zerſtörten Schloſſe St. Georg iſt ein andrer kleiner Hafen, Manganari genannt, welcher aber nur kleine Barken dient. Außer den Mündungen deſſelben ſieht man auf einem kleinen Felſen die Ueberbleibſel eines Thurms, nebſt überaus großen viereckigten Steinen, von welchen er gebaut geweſen zu ſeyn ſcheint. Auf ſeiner Spitze ſtand vermuthlich die marmorne Kugel, die man noch liegen ſieht.

Es ſollen, wie man vorgiebt, auf dieſer Inſel ehemals warme Quellen zum Baden vorhanden geweſen ſeyn, und wirklich ſieht man auch noch die Spuren derſelben bey einem ſchmalen Buſen, auf der Abendküſte rechter Hand, an welche der Grund des zerſtörten Schloſſes Duris ſtößt. Auf der äußerſten Seite gegen Mittag entdeckt man die Trümmern des Schloſſes Quinimiulo. Zwiſchen dieſem und dem Flecken liegt ein Kloſter, welches nach Amorgo gehört, und bloß von zwey Calojeri bewohnt wird.

Ueberaus berühmt iſt dieſe Inſel zu allen Zeiten wegen des Gerüchtes geweſen, daß auf ihr das Grab des unſterblichen Homers verborgen wäre. Strabo, Plinius und Pauſanias reden von dieſem Grabe. Herodot, dem man die Lebensgeſchichte des Homers zuſchreibt, und Plutarch führen ſogar die Aufſchrift an. Alle ſtimmen darinn überein, daß dieſer berühmte Dichter auf dem Wege von Samos nach Athen auf der Inſel Jos angeländet und hier geſtorben ſey. Man errichtete ihm ein Grabmahl, aber die Aufſchrift deſſelben wurde erſt lange Zeit hernach eingehauen. Es war, wie Pauſanias hinzuſetzt, auch das Grab der Mutter des Homers daſelbſt vorhanden, und er berichtet, daß nach einem alten Orakel, welcher auf eine Säule, die die Statüe des Homers trug, eingegraben war, ſeine Mutter von Jos gebürtig geweſen.

3.

Auch ein Vorſchlag, dem Nachdruck der Bücher zu ſteuern.

In Sachſen klagt man, — Autoren und Verleger — daß der Büchernachdruck ſo ſehr überhand genommen habe, und die Schwaben haben eine Gegenklage, daß die Preiſe der in Sachſen verlegten Bücher ſo unerhört hoch ſeyen, und in dieſem Fall haben beyde Theile Recht. Ich habe die Gewiſſen meiner Landsleute nicht geprüft, ob ſie den Nachdruck an ſich für recht- oder unrechtmäßig halten, aber wenn auch das letztere iſt, ſo weis ich doch, daß mancher in ſeinem Herzen demſelben die Ausbreitung manches nüzlichen aber theuren Buchs dankt. Ich halte die hohen Preiſe der Bücher für eine Hauptquelle, warum — eh die Nachdrücke aufkamen — hier zu Land weit weniger als in den nördlichen Provinzen Deutſchlands geleſen worden iſt. Man kennt hingegen jezt im kleinſten Städchen die beſten deutſchen Schriftſteller, und kauft ſie für den wohlfeilen Preis des Nachdruckers, wo man ſonſt außer der Bibel, und wenigen Erbauungsbüchern kein ander Buch zu ſehen bekam. Man will leſen, aber man hat das Geld der Sachſen nicht, für eine kleine Büchersammlung eine große Summe zu verwenden.

Es haben unterſchiedliche Biedermänner gegen dieſe Dieberey geeifert, und ich wünſche mit ihnen, etwas dazu beytragen zu können, daß dem Uebel mög' abgeholfen werden, und die Hyder **Gewinnſucht** einen Stoß bekomme. Man hat mir zwar, ſo viel ich weis, noch nichts nachgedruckt, um deſto eher, und ohne den Schein der Partheylichkeit vor mir zu haben, kann ich alſo einen Vorſchlag gegen den Nachdruck wagen.

Bürgers Projekt iſt gut gemeynt, aber leider — nicht praktikabel. Die Buchhändler werden wiſſen warum? Nur eins anzuführen, das mir in ſeinem Aufſaz beſonders aufgefallen iſt; **er nimmt die Preiſe der Nachdrucker zu hoch an.** Wenn ich mich recht erinnere, ſo meynt er, der Nachdrucker geb' ein Buch halb ſo theuer als der rechtmäßige Verleger. Aber hier hat ſich Freund **Bürger** mächtig verſtoſſen. Z. E. ſeine Gedichte koſten 1 Thlr. Subſcriptionspreis; (oder fl. 1, 48 Kreuzer,) allein der Nachdrucker giebt ſie vor 24 Kreuzer, folglich profitirt der ſchwäbiſche Leſer allein an dieſem Buch fl. 1, 24 Kr. Herrmann und Ulrike koſtet 4 Thlr. alſo faſt fl. 2 im Reich, und der Nachdruck: fl. 1, 30 Kr. — Das Alphabet koſtet beym

Nachdrucker allzeit 24 Kreuzer. Würden nun nur 12 Artikel den verbündeten Buchhändlern nachgedruckt, und die Aſſecuranzkaſſe müßte, zufolge ſeines Vorſchlags, jedem ſeinen Schaden erſezen; ſo iſt es augenſcheinlich, daß ſie in gar kurzer Zeit banquerot würde, und die Raubvögel lachten ſich ins Fäuſtgen.

Aber wie wär es, wenn etliche Buchhändler, die dem Nachdruck am meiſten ausgeſezt ſind, zuſammenträten, und ein Buch, das ſie in Sachſen drucken, zu gleicher Zeit auch in Schwaben drucken ließen? Der Druck in Sachſen ſicherte ſie vor Schaden, und gäb' ihnen anſehnlichen Profit, wie ſonſt. In Schwaben aber könnte nun kein Nachdruck kommen, weil der Verleger die hier gedruckten Exemplare um den Nachdruckerpreis gäbe, und wer ſollte ſie dann nicht lieber von ihm als von dieſem kaufen? — Mit dieſem Vortheil wäre noch einer verknüpft. Unſre Buchhändler nehmen gemeiniglich wenig Exemplare eines Buchs mit von der Meſſe. Hat es keinen Abgang, — gut; ſo ſind ſie gedeckt, im Gegentheil aber iſt es höchſt verdrüßlich, immer zu hören: „es iſt gerad ausgegangen,“ und oft 6, 8 oder mehrere Wochen warten zu müſſen, bis man endlich das ſehnlich gewünſchte Buch erhalten kann. Wäre nun aber ſo ein Kommiſſionär hier zu Land; ſo profitirte der Verleger den Abſaz, der Käufer das Porto, und die ſchnellere Befriedigung ſeines Wunſches, und das ganze ſchwäbiſche Publikum, daß Lekture unter demſelben weit ſchneller, wohlfeiler und auf eine ehrlichere Weiſe ausgebreitet würde. — Der Plaz, an dem eine ſolche Bücherkomiſſion angelegt werden kann, iſt nichts weniger als gleichgültig. Es mus 1) kein Buchhändler da wohnen, und doch mus der Kommiſſionär mitten innen unter Buchhändlern ſeyn, damit er die Korreſpondenten

ſelſeiner Prinzipale geſchwind genug mit Exemplare verſehen kann. 2) Der Ort mus nicht zu weit von den gröſten Nachdruckern entfernt ſeyn, damit man auf dieſe ein wachſames Auge habe, und ihren Raubereyen geſchwind genug einen Damm ſeze.

Eine Einwendung, die man etwa machen könnte, mus ich doch anführen, ſie iſt aber leicht zu beantworten. „Die Käufer in Sachſen werden alsdann lieber die in Schwaben gedruckte Exemplare kaufen, und die andere Auflage liegen laſſen.“ Dieſes hat der Verleger auch bey Nachdrücken zu befürchten, die warlich ſo gut in Ober- und Niederſachſen, als in Schwaben, gangbar ſind. Zudem iſt es ja nicht nötig, daß der Verleger dieſe Exemplare auf die Meſſe bringe, und ſeine ſchwäbiſche Korreſpondenten würden nur angewieſen: dies Buch könnt ihr bey N N in N haben. — Aber „ſo wird ja der Verleger ſelbſt zum Nachdrucker?“ — Nein. Das erhandelte Manuſcript iſt ja ſein Gut, und wenn ers auf zweyerley Art, in noch ſo groſſer Menge drucken läßt, und er iſt deßhalb mit ſeinem Autor übereingekommen; ſo hat ja kein Dritter drein zu reden. Qui ſuo iure utitur, nemini facit iniuriam.

Ich habe hier einen ehrlichen arbeitſamen Buchdrucker, der dem Geſchäft gewachſen wäre. Treten fürs erſte nur drey Buchhändler zuſammen, oder gefällt es einem, das Projekt zu verſuchen, — wolan! mit einer kleinen Unterſtüzung iſt ſeine Druckerey vollkommen verbeſſert, und auf ſeine Billigkeit können ſich die Verleger verlaſſen. Gutes reines Papier können wir wohlfeil und überflüßig bekommen, auch lauft keiner Gefahr, daß ſein Autor durch eine allſehende Cenſur caſtrirt oder ſonſt gekränkt werde.

Ich erbiete mich, wenn einer oder der andre der ſächſiſchen Herren Buchhändler einen Verſuch machen will, mit ihm darüber zu korreſpondiren, nur bitt' ich mir die Briefe poſtfrey aus, da ich weiter keinen beſondern Nuzen habe, ſondern nur fürs Wohl des Publikums arbeite, dies aber bekanntlich nichts bezalt. Mich dünkt, mein Vorſchlag ſey ganz praktikabel, und die Erfahrung lehrt, (S. deutſches Muſeum, Januar 1780, in den Auszügen aus Briefen,) daß dadurch dem Nachdruck beſſer vorzubeugen ſey, als durch alle mögliche Privilegia, Reichshofraths-Concluſa, und moraliſch-juridiſch-merkantiliſche Abkanzlungen.

Im Junius 1780. **C. J. Wagenſeil,**
Gelehrter zu Kaufbeuren
in Schwaben.

V.

Naturgeſchichte.

Eyer einiger Vögel, nach ihrer Zahl und Farbe.

Raubvögel:	Insgemein wenige Eyer.
Adler und größere Gattungen;	Noch wenigere.
Falken und Eulen:	Mehr als 6.
Papageyen:	2 bis 3 weiße.

Krä-

Krähen:	6, grünliche, ſchwärzlich geſleckt.
Kukucke:	2, ohngefähr.
Spechte, Wendhals und Eisvögel:	6, die erſtern, die andern mehr; weiß, helldurchſichtig.
Baumpicker:	8, weiß, braun gefleckt; ſie legen oft im Jahr.
Wiedehopf:	2, aſchgrau.
Colibri:	2, der ſchnelle Flug dieſer Vögel verhindert die Austilgung ihres ſchwachen, wehrloſen Geſchlechts.
Hühnergeſchlecht: das nützlichſte für die Menſchen:	8 bis 20.
Trappe:	2.
Tauben:	2.
Sperlingsgattungen:	4 bis 6.
Maiſen und Zaunkönig:	16 bis 18.
Strauß:	bis 50.
Dodo (ein Straußgeſchlecht):	1.
Waſſervögel mit zertheilten Zähen:	4.
Krannich und Steinwälzer:	Selten mehr als 3.
Waſſerhühner:	7, 8 und mehr.
Taucher:	4 bis 8 weiße.
Seeſchwalben und Meeven-Geſchlecht:	3, ſchmutzig olivenfarb, und ſchwarzgefleckt.
Enten:	8 bis 20.
Gannet (vom Pelekangeſchlecht):	1.
Seeraben:	6 : 7, alle weiß und die länglichſten von allen.

Flug einiger Vögel.

Der Weyh, und verſchiedene vom Falkengeſchlecht:	Sanfter, ſchneidender Flug, ohne merkliche Bewegung der Flügel.
Elſterartige:	Schneller Flug, mit ſtarkem Flügelbewegen.
Paradiesvogel:	Schwimmend, ſchwebend.
Baumhacker:	Gleichſam ſprungweiſe; wenn ſie weit fliegen wollen, pflegen ſie niederzuſinken.
Hühnergeſchlecht:	Starker, ſchneller Flug, aber nicht von Dauer.
Schwalbengeſchlecht:	Behender und langanhaltender Flug.
Größere Waſſervögel, mit getheilten Zähen:	Langſamer und ſchlapper Flug.
Kleinere Waſſervögel:	Schneller Flug, mit ausgeſtreckten Füßen, um dadurch die Kürze ihrer Schwänze zu erſetzen.
Waſſerhühner und Wachtelkönige:	Ihre Füſſe hängen im Flug herab.
Seehähne und Taucherhühner:	Schneller Flug, mit den hintern Theilen unterwärts, weil ihre Flügel vorwärts ſtehn.
Meeven, und alle Vögel mit Schwimmhäuten an den Zähen:	Segelnder Flug.

VI.

Anekdoten.

Es iſt nicht ſo ganz wahrſcheinlich, daß der wackere Carl XII. von verrätheriſcher Hand getödtet wurde. Er ſchied aus der Welt, wie er darinn gelebt hatte; „mit dem Angeſicht gegen den Feind, mit einem Gebet„buch und Guſtav Adolphs Bild in der Taſche, mit „der Hand am Degen, der halb gezogen war!“

Als Publius Dolabella Proconſul in Aſien war, wurde eine Frau bey ihm angeklagt, daß ſie ihren Mann und den Sohn, den ſie mit ihm gezeugt, umgebracht habe, weil dieſe ihren Sohn erſter Ehe ermordet hätten. Dolabella war unſchlüſſig, und holte die Entſcheidung des Areopag's ein, das damals in großen Ruf ſtand. Nachdem dieſes Gericht die Gründe von beyden Seiten reiflich erwogen hatte, ſo that es den Ausſpruch, „daß „Kläger und Beklagte nach hundert Jahren wieder er„ſcheinen ſollten, um ihr endliches Urtheil zu empfangen.“

In einer Franzöſiſchen Kolonie ließ im verwichenem Jahre ein reicher Pflanzer einen von ſeinen Negern, den er in Verdacht eines Diebſtahls hatte, auf das entſetzlichſte peitſchen; der Neger war unſchuldig, und beharrte bey der Betheurung ſeiner Unſchuld, dieß half aber nichts, ſondern er wurde auf die Folter geſpannt.

Einige Tage darauf, als der Pflanzer ausgegangen war, fand der Neger Mittel, ſich der drey kleinen Kinder ſeines Herrn zu bemächtigen. Er ſtieg mit ihnen auf das höchſte Dach, und als er ſeinen Wütrich auf dem Rückweg erblickte, rief er ihn bey Namen. Der Herr ſah hinauf, und in dem Augenblick lag das jüngſte ſeiner Kinder zerſchmettert vor ſeinen Füßen; nun bat er auf das flehentlichſte den Sklaven um das Leben der beyden übrigen, aber das zweyte hatte eben das Schickſal wie das erſte. Der Pflanzer warf ſich auf die Knie, beſchwur ihn unter den glänzendſten Verſprechungen nur das dritte zu ſchonen — Lachend ſtürzte ſich der Neger mit dem Kinde herunter, und beyde tod auf der Stelle.

Als der jetzige König von Frankreich mit der Königin nach ihrer Niederkunft, im Februar 1779, dem Te Deum in der Kirche Unſrer lieben Frauen zu Paris beywohnte, mußte die Gilde der Vogelſteller und Vogelhändler zu Paris vierhundert Vögel liefern, um ſie, zum Zeichen der Freude, in der Kirche fliegen zu laſſen.

Als der Herzog Johann von Anjou an der Spitze ſeines Heers gegen Neapel zog, um ſich Meiſter von dieſer Stadt zu machen, ließ er in ſeine Fahnen die Worte aus dem Evangelium Sct. Johannis ſetzen: Fuit miſſus cui nomen erat Ioannes. Alphonſus von Arragon, der die Stadt vertheidigte, ſchrieb ſogleich auf die ſeinigen die Stelle aus eben dem Evangelio: Ipſe venit, & non receperunt eum.

Philipp III. König von Spanien, der ſich von einer gefährlichen Krankheit wieder zu erholen anfieng, ſaß

aß bey einem Kamin, das zu ſtark heizte. Seine Hoheit erlaubte ihm nicht aufzuſtehn, und um Hülfe zu rufen. Keiner von den Edelleuten vom Dienſt war zugegen, und die geringeren Bedienten wagten es nicht, ins Zimmer zu gehn. Der König erſtickte faſt für Hitze. Endlich erſchien der Marcheſe Pobar, und der König befahl ihm, das Feuer auszulöſchen. Allein der Marcheſe entſchuldigte ſich, daß die Etikette ihm dieſes nicht erlaube, indem es des Herzogs von Uſeda Sache wäre. Der Herzog mußte alſo gerufen werden, und bis er kam, nahm die Hitze dergeſtalt zu, daß der Monarch ſich einen Rückfall vom Fieber zuzog, woran er bald darauf ſtarb.

Voltaire wär, wie bekannt, Mitglied der Freymäurerloge zu den Neun Schweſtern zu Paris, die beynah alles, was in Frankreich von angeſehenen Gelehrten und Künſtlern iſt, unter ihre Brüder zählt, und bey der der berühmte de la Lande den Stuhl bekleidet. Nach dem Tode des Voltaire gab ſie ſein Tablier dem Doktor Franklin, der ſie zu beſuchen kam.

VII.

Briefe.

Vacant.

VIII.

Biographie.

Ritter Linnäus.

(Aus dem Engliſchen.)

Karl Linnäus war in dem Dorfe Röſchult in Schmaland den 24ſten May 1707 geboren. Sein Vater, damals Vikar dieſes Orts, wurde nachher Pfarrer zu Stenvrohult. Auf dem Meyerhof, wo er geboren iſt, ſteht noch jetzt ein großer Lindenbaum, von welchem ſeine Voreltern den Beynamen Tyliander, Lindelius und Linnäus bekommen haben. Eine gewöhnliche Sache in Schweden, daß Beynamen von dergleichen natürlichen Gegenſtänden hergenommen werden. Vielleicht wäre daraus zu ſchlieſſen, daß der Geſchmack an Naturkenntniß daſelbſt ſehr alt iſt. Karl Linnäus ſein Vater, ein großer Blumiſte, beſchenkte ſeine Frau, während ihrer Schwangerſchaft mit dieſem ihrem erſten Sohne, mit den ausgeſuchteſten Blumen. Seine Wiege wurde mit Blumen beſtreut, und man gab ihm Blumen ſtatt Spielzeug. Der kleine Linné war kaum groß genug, ſeinen Vater nachzulaufen, ſo machte er ſich ſchon Gärtnerey zu ſeinen vorzüglichſten Zeitvertreib. Er lernte bald

Blu-

Gartengewächſe kennen, und ſammlete immer diejenigen, die in der benachbarten Gegend wild wuchſen. Beſſere Gelegenheit fand ſich dazu, als er 1717 nach Wexiö auf die Schule geſchickt wurde. Im Jahr 1727 gieng er auf die Akademie Lund, wo der berühmte Kilian Stobäus ſein Genie für Naturkenntniß vervollkommnete. Schon auf dem Meyerhofe, ſeinem Geburtsorte, hatte er nach Inſekten gejagt, und nie verlor er dieſen Geſchmack, ob er gleich einmal zu Lund von der Furia infernalis geſtochen wurde, und kaum das Leben davon brachte. Von Lund gieng er nach Upſal, und ſetzte immer ſeine Lieblingswiſſenſchaft fort. In weniger als einem Jahre war er aber wegen ſeines Tiſches und Kleidung in Schulden gerathen, konnte auf keine Hülfe von ſeinen armen Eltern rechnen. Es ereignete ſich, daß ihn der berühmte Olof-Caſſius, der Autor des Hierobotanicum, einſtmalen in dem botaniſchen Garten antraf, wo er ſich mit Beſchreibung einiger Pflanzen beſchäftigte. Er wunderte ſich, daß er von jeder den Namen wußte, und wurde ſo von ihm eingenommen, daß er ihm in ſein Haus ſeine Bibliothek und ſeinen Tiſch anbot. Durch dergleichen glückliche Zufälle wurde Linnäus in den Stand geſetzt, die Erlernung der Wiſſenſchaften fortzuſetzen. Schon im 25ſten Jahre hatte er einen anſehnlichen Theil ſeines Syſtems entworfen. Nach der Zeit wurde er von den jüngern Rudbek beſchützet, der ihm wegen ſeines Alters ſeine botaniſchen Vorleſungen anvertraute, die er mit großem Eifer und Erfolg beſorgte. In dem Jahre 1731 machte Linné auf Koſten der Geſellſchaft zu Upſal eine Reiſe nach Lapland, wo er mit Hunger und Kälte ſtreiten und eine Menge Gefahr ausſtehen mußte. Die Pflanzen, die er auf dieſer Reiſe gefunden hatte, machte er in den Memoirs dieſer Geſellſchaft, noch in dem nehmlichen Jahre, bekannt, und klaſſifizirte ſie ſchon nach ſeinem eigenen Syſtem. Hier hatte er auch Gelegenheit, die Probirkunſt des Erztes zu erlernen, worüber er ſowol als über die Mineralogie bey ſeiner Zurückkunft nach Upſal Vorleſungen hielte. Aus eben dem Grunde reiſete er nach den vorzüglichſten Schwediſchen Bergwerken, und wurde dabey von der Freygebigkeit des Herrn von Reuterholm unterſtützet. Nachdem er ſich auf dieſe Art mit dem Zuſtande ſeines Vaterlandes hinlänglich bekannt gemacht hatte, ſo fieng er ſeine Reiſen in fremde Länder an. Er beſuchte Hamburg, Amſterdam und die hohe Schule zu Harderwyk, wo er Doktor der Arzneykunſt wurde, und dann eilte er nach Leyden zu Börhave der ihn dem Herrn **Clifford** empfohl, deſſen Sammlung er beſchreiben ſollte. Im Jahr 1736 gab er auf Zureden des **Gronovius** die Originalausgabe ſeines Syſtems der Natur in Holland heraus, und nach dieſem noch viele ſeiner Werke in dem nehmlichen Lande. Zu eben der Zeit kam auch Linnäus nach England herüber. Sein Syſtem der Kräuterkunde wurde zuerſt von **Gronovius** in ſeiner virginiſchen Flora angenommen, und ſeine Namen der Pflanzen in dem Prodromus des **van Royen**. Ob er gleich in Holland glücklich lebte, ſo gieng er doch nach Frankreich, und ſtiftete daſelbſt mit dem **Bernhard Jußieu** die genaueſte Freundſchaft. Er kam 1738 nach Stockholm zurück, wo er die Arzneykunſt zu treiben anfieng, und zum Profeſſor der Mineralogie und Arzt der Admiralität ernennet wurde. Im Jahre 1739 heyrathete er die Tochter eines Arztes aus der Provinz, der Moräus hieß, mit welcher er ſchon vor ſeiner Abreiſe aus Schweden verſprochen war. Sein Eifer wurde nun immer durch Belohnungen ermuntert.

Die königliche Akademie der Wiſſenſchaften, die in dieſem Jahre zu Stokholm errichtet wurde, ernennte ihn zu ihrem erſten Redner. Er machte, auf Koſten des Staats, Reiſen in verſchiedene Provinzen des Königreichs, um ihre Produkte zu erforſchen. Im Jahre 1741 ſtarb der Profeſſor **Roberg** zu Upſal, und er folgte ihm in den Lehrſtuhl der Arzneywiſſenſchaft. Da er den berühmten Herrn von **Roſenſtein** zu ſeinem Mitarbeiter hatte, ſo wurde die medizinische Fakultät auf dieſer hohen Schule außerordentlich blühend. Der botaniſche Garten, der lange vorher von den ältern **Rudbek** angelegt, aber 1701 durch eine Feuersbrunſt wieder zerſtöret und nachher vernachläßiget worden war, wurde bald von **Linnäus** hergeſtellt, und zu einer ſolchen Stufe der Vollkommenheit gebracht, als nur je ein botaniſcher Garten ſie erreichen kann.

In dem neuen Gewächshauſe wurde eine eigene Stube zu einer Sammlung natürlicher Seltenheiten beſtimmt. Auch die andern Theile der Naturgeſchichte wurden vom **Linne´** nicht unverbeſſert gelaſſen. Sein Vortrag war außerordentlich lebhaft, und voll einer ihm angebornen Beredſamkeit. Vorleſungen hielt er nicht aus Eigennutz, bloß aus Liebe für ſeine Zuhörer. So lange ſeine Geſundheit und ſein Geiſt bey Kräften blieben, ſo war ſein Hörſaal immer voller als der übrigen Profeſſoren ihre. Es wird kaum ein Lehrer ſeyn, der ſo viele Schüler aufweiſen kann, die hauptſächlich auf ſeine Ueberredung Reiſen zu den entfernteſten Theilen unſerer Erde gethan haben, um ſeine Lieblingswiſſenſchaft zu erweitern. Die berühmten Namen eines **Kalm**, **Haſſelquiſt**, **Ternſtröm**, **Toren**, **Oſbek**, **Rolander**, **Löſling**, **Beolin**, **Forſkal**, **Solander**, **Thunberg**, **Sparrmann**, **Rethmann**, **Clas**, **Alſtrömer**, **Kähler** und anderer mögen Zeugen ſeyn. Er unterhielt den ausgebreiteſten Briefwechſel; ein jedes bemühete ſich, ihm von einer gemachten Entdeckung Nachricht zu geben, und ſeine Sammlung zu vermehren. Viele Fürſten trugen dazu bey. Von dem letzten König, der verwittweten Königin und dem jetzigen Beherrſcher Schwedens empfieng er die ausgezeichneteſten Beweiſe einer vorzüglichen Achtung. Er war zu großmüthig, um ſeinen Gegnern zu antworten oder ſie zu wiederlegen, und auch iſt kein Syſtem je allgemeiner angenommen worden, als das ſeinige. Im Jahre 1747 wurde er zum Leibarzt des Königes ernennt, 1753 wurde er Ritter des Nordſterns, und 1757 wurde er in Adelſtand erhoben. In dem Jahre 1776 entſagte er mit Erlaubniß des Königs ſeinem Platze, der ihm ein doppeltes Jahrgeld gab, und zwey Güter für ihn und ſeine Kinder. Der nehmliche edelmüthige Monarch ließ auch nach ſeinem Tode eine Gedächtnißmünze ſchlagen, auf deren eine Seite das Bruſtbild des Linnäus und ſein Name ſteht. Auf der andern Seite iſt Cybele in einer niedergeſchlagenen Attitude mit einem Schlüſſel in der Hand, und von Thieren und Pflanzen umgeben, mit der Umſchrift: Deum luctus augit amiſſi, und darunter Poſt obitum Upſaliæ d. X. Jan. MDCCLXXVIII. Rege jubente. Allein außer dieſer war ſeinem Gedächtniß noch eine Ehre vorbehalten, die noch keinem Gelehrten wiederfahren iſt. Der König bedauerte in ſeiner Rede an die letzte Verſammlung der Stände den Verluſt Schwedens, den es durch den Tod des Linné erlitten hat. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß keine Geſellſchaft der Wiſſenſchaften geweſen iſt, ſo zahlreich ſie auch ſind, die ihn nicht zu ihrem Mitgliede aufgenommen hätten. Sowol in ſeinen jüngern Jahren als gegen das Ende ſeines Lebens, war er verſchiedenen Leibesſchwachheiten unterworfen. Er bekam 1776 einen Schlagfluß, dem eine Lähmung und ein allgemeiner Verfall ſeiner Seelenkräfte folgte. Nach vielen andern heftigen Anfällen ſtarb er in einem Alter von ſiebenzig Jahren und acht Monaten. Er hinterläſt eine Wittwe, einen Sohn, der auch Karl heißet, und vier Töchter. Seine Statur war klein und unanſehnlich; der Kopf war breit, und der hintere Theil ſehr hoch. Sein Blick feurig, durchdringend, und geſchickt, Furcht einzujagen. Sein Ohr war nicht für Muſik gebaut. Er war lebhaft, und hatte ein ſtarkes Gedächtniß, ob es ihn gleich in dem letztern Zeitpunkt ſeines Lebens zuweilen verließ. Seine Sprachkenntniß war eingeſchränkt, und doch blieb ihm keine Entdeckung unbekannt. Im Sommer ſchlief er von 10 bis 3, im Winter von 9 bis 6. Er gieng gleich von ſeiner Arbeit, wenn er nicht ganz aufgeräumt war. In Geſellſchaft war er angenehm, allein von einer außerordentlichen Empfindlichkeit: er war aber eben ſo leicht zu beſänftigen. Um das Jahr 1746 war ſein Motto, Laudatur & alget, nachher vertauſchte er es gegen Famam extendere factis.

IX.

Romane.

Aline.

Ich war funfzehn Jahr alt, weit von meinem Hofmeiſter, ritt' auf einem großen Engländer, vor mir her keuchten wohl zwanzig Hunde, die einen alten Eber hetzten; wer war glücklicher als ich? Nach vier Stunden verloren meine Hunde die Spur und ich auch. Lange ſprengte ich umher, bis ich mich gar verirrte. Mein Gaul war außer Athem, ich ſtieg ab: wir legten uns beyde ins Grüne; dann fieng es an zu graſen, und ich ſchlief ein.

Beym Erwachen frühſtückte ich in jenem lächelnden Thale, das zwey Anhöhen von hohen Bäumen beſchattet bildete. In blauer Ferne zeigte ſich mir ein Dörfchen an einem entlegenen Hügel hangend; zwiſchen dem und mir verbreitete ſich eine weite Ebene mit reichen Saaten und angenehmen Obſtgärten bedeckt.

Die Luft war rein, der Himmel heiter, Feld und Wieſe glänzten noch von Perlen des Thaues: die Sonne kaum im dritten Theil ihrer Tagebahn würkte nur eine mäßige Hitze, die ein ſanfter Weſt mit ſeinem Hauche kühlte.

Wo ſeyd ihr, Freunde der Natur, die ihr ſchöne Witterung und reizende Gegenden ſo gut zu genießen wißt? Ich rede für euch; denn mich beſchäftigte beydes weniger als eine junge Bäuerin in weiſſem Mieder und Röckchen, die ich mit einem Milchtopf auf dem Haupte von weitem erblickte. Mit einem geheimen Vergnügen ſah ich ſie über ein Bretchen gehen, das dem Bach zur Brücke diente und einen Fußſteg fortwandern, der ſie an die Stätte, wo ich ſaß, bringen mußte. Wie ſie näher kam, dünkte ſie mir ein blühendes Mädchen zu ſeyn; und ohne zu wiſſen, was in meinem Innern vorgieng, ſtand ich auf, ihr entgegen. Bey jedem Schritte, den ich that, ward ſie in meinen Augen ſchöner; bald bedauerte ich diejenigen die ich hätte thun können, ſie eher zu ſehen. Georgien und Tſchirkaßien zeugen nur Ungeheuer gegen mein liebes Milchmädchen: niemals hatte noch ein vollkommneres Geſchöpf die Welt geziert. Da ich nicht wußte, mit welchem Kompliment ich ein Geſpräch einleiten ſollte, bat ich ſie um ein wenig Milch, mich zu erfriſchen. Dann fragt' ich ſie allerhand über ihr Dorf, über ihre Familie, über ihr Alter. Sie antwortete auf alles mit einer Naivetät, mit einer Anmuth, die ihre Worte würdig machten, aus einem ſo ſchönen Munde zu kommen.

Ich erfuhr von ihr, ſie ſey von dem benachbarten Dorf und heiße Aline. — Liebe Aline, ſagt' ich zu ihr, ich mögte gern Dein Bruder ſeyn: (das war's nicht, was ich ſagen wollte) und ich gern Ihre Schweſter, gab ſie mir zur Antwort. Ha! ſagt' ich, hab' ich Dich doch wenigſtens ſo lieb, als wenn Du's wäreſt, und hierbey wollt' ich ſie küſſen. Aline ſträubte ſich dagegen; im Sträuben fiel ihr Topf, und die Milch floß an die Erde. Sie fieng an zu weinen, indem ſie ſich zugleich aus meinen Armen loswand, raſte ihren Topf auf, und wollte davonlaufen. Ihr Fuß glitſchte auf der Milchſtraße; ſie fiel rückwärts nieder; ich eilte ihr zu Hülfe; aber vergebens. Eine ſtärkere Macht als ich hinderte mich, ſie aufzuheben, zog mich ihr im Falle nach.... Ich war funfzehn Jahr alt, Aline vierzehn; in dieſem Alter, an dieſer Stätte wartete unſer die Liebe, uns ihren erſten Unterricht zu geben. Mein Glück ſtörten anfangs Alinens Thränen; aber bald gieng ihr Schmerz in Wolluſt über; auch ſie drang ihr Zähren ab! Und welche Zähren! Damals lernte ich würklich, was Vergnügen ſey, das ſüſſeſte Vergnügen, es der zu machen, die man liebt.

Für uns ſchien keine Zeit mehr zu ſeyn; doch gieng ſie ihren Gang für die übrige Schöpfung fort. Die Sonne im Sinken rufte die Schäfer zu ihren Hütten, die Heerden in ihre Ställe zurück; die Luft ertönte vom Schall der ländlichen Flöten und von den Liedern der Arbeiter, die zur Ruhe giengen. — Jetzt muß ich gehen, ſagte Aline, ſonſt mögte Mutter mich ſchlagen. — Ich konnte nichts dagegen einwenden, denn ich ſcheute mich damals ſelbſt noch vor der meinigen. Ich habe, fuhr ſie fort, meine Milch verloren, und noch etwas mehr, aber ich vergeb' es Ihnen. Geh' immer, ſagt' ich dagegen, geh', liebes Mädchen, Du biſt weiſſer als Deine Milch war, und Vergnügen iſt beſſer als Dein Etwas mehr. Ich gab ihr das wenige Geld, das ich bey mir hatte und einen goldenen Ring von meinem Finger: ſie wollte ihn nie verlieren, verſprach ſie mir. Feſt hatten wir Mund auf Mund gedrückt; es war ſchwer, ſie zu trennen, feucht von Thränen und Küſſen. Ich ſchwang mich wieder aufs Pferd, ſah meiner lieben Aline ſo weit ich nur konnte nach, begrüßte noch einmal die Gegend, die durch meine erſten Freuden geweiht war, und kehrte dann zurück ins Schloß meines Vaters. Wie gern wär ich ein geringer Bauer geweſen im Dörfchen meiner Aline!

Ich war feſt entſchloſſen, nirgends wieder zu jagen, als in dem herrlichen Thale, und ihr zu gefallen, alles übrige Wild in der ganzen Provinz zu verſchonen; doch dieſen Entwurf, dieſen meinem Herzen ſo theuren Entwurf, verſchwand wie ein Traum. Ich erfuhr bey meiner Ankunft im Schloß, daß mein Vater wegen unvermutheter Nachrichten morgen nach Paris reiſen müßte. Er nahm mich mit; ich umarmte weinend meine Mutter, aber Aline war's, um die ich weinte.

Die Zeit tilgt alles; auch die Liebe. Untröſtlich reiſte ich ab; bey der Ankunft bin ich beruhigt; ſo wie ich mich von Alinen entferne, entfernt ſich ihr Bild von mir. Das Vergnügen, in eine neue Welt einzutreten, ließ mich die Freuden derjenigen, aus der ich kam, vergeſſen. Ehrgeitz und Hang zu Ausſchweifungen nahmen in meinem Herzen die Stelle der Liebe ein. Ich diente ſechs mühſeelige Kampagnen, wo ich große Wunden und kleine Belohnungen bekam, und kehrte zurück nach Paris, um mich im Dienſt der Schönen für das zu entſchädigen, was ich im Dienſt des Staats gelitten hatte.

Als ich eines Tages aus der Oper gieng, befand ich mich zufälligerweiſe neben einer artigen Dame, die auf ihren Wagen wartete. Sie betrachtete mich aufmerkſam, und fragte mich darauf, ob ich ſie kennte: ich gab zur Antwort, ich hätte noch nie das Glück ſie zu ſehn gehabt. — Sehn Sie mich recht an, ſagte ſie wieder. — Der Befehl, verſetzte ich, iſt gar nicht hart; Ihnen gehorcht man mit Vergnügen: allein jemehr ich Sie betrachte, deſtomehr Unterſchied finde ich zwiſchen allem, was ich bisher geſehen habe und dem; was ich jetzt ſehe. — Sonderbar! ſagte ſie: aber weil doch meine Züge Ihnen ſo fremd vorkommen, vielleicht ſind meine Hände glücklicher. — Indem zog ſie einen Handſchuh ab, und zeigte mir — den Ring, den ich einſtens der kleinen Aline gegeben hatte. Erſtaunen machte mich ſtumm. Jetzt kam ihr Wagen: „ſteigen Sie ein,“ ſagte ſie; ich thats; wir fuhren fort.

Hier iſt ihre Geſchichte.

„Sie erinnern ſich vielleicht noch an meinen Milchtopf,
„und an alles, was ich mit ihm verlor. Sie
„wußten damals nicht, was Sie machten, ich auch
„nicht; aber ich erfuhr es bald. Meine Mutter ward
„es gewahr, und jagte mich aus dem Hauſe. Ich betteltε
„mich bis zur nächſten Stadt, wo mich ein altes
„Weib aufnahm. Ich nennte ſie Mutter, ſie mich
„Nichte. Sie gab ſich Mühe, mich zu putzen und bekannt
„zu machen. Auf ihren Befehl wiederholte ich
„oft den Unterricht, den Sie mir gaben; und da Sie
„den Pfarrer des Orts unmittelbar zum Nachfolger

„hatten, ſo ward Ihr Söhnchen ihm zu Theil. Hierauf führte mich meine Tante, in der Hoffnung daß „ihr meine Schönheit in einer großen Stadt noch vortheilhafter ſeyn würde, nach Paris. Hier kam ich „von Hand in Hand, zuletzt an einen alten Präſidenten, eine der erſten Perſonen im Staat durch ſeine „Würde, eine der geringſten für die Liebe: denn ohne „Perücke und langen Rock blieb wenig von ihm übrig. „Allein auch dieſes Wenige liebte mich überſchwenglich „und überhäufte uns, mich und meine Tante, mit Geld „und Edelſteinen. Meine Tante ſtarb, ich erbte ſie. „Ich hatte ohngefähr zwanzigtauſend Livres Einkünfte „und viel baares Geld. Mein bisheriges Handwerk „ward mir verdrüßlich; ich wollte künftig tugendhaft „ſeyn, welches auch ſeine Plage hat. Für zwey Louisd'or, die ich einem Genealogiſten gab, war ich ein „Mädchen von ziemlich guter Herkunft. Ich wurde „mit Gelehrten bekannt; das brachte mich in Ruf, daß „ich Witz hätte; vielleicht hatte ich würklich in ihrem „Umgang gewonnen. Zuletzt fand ſich ein vornehmer „Mann, von mehr als hunderttauſend Livres Renten; „der glaubte meine Tugend nur ſehr mäßig zu belohnen, wenn er mich heurathete. Jetzt iſt die arme „Aline für das Publikum die Markiſe von Caſtelmont; aber für Sie, iſt die Markiſe von Caſtelmont noch immer Aline.“

Und wen von allen, die Sie kannten, haben Sie jemals am meiſten geliebt? — „Können Sie das fragen? Unerfahren war ich, als Sie mich zum erſtenmale ſahn, und war's nicht mehr, als ich andere ſah. „Ich hatte angefangen, mich zu putzen, war nicht mehr „ſo ſchön, mußte zu gefallen ſuchen, konnte nicht mehr „lieben. Kunſt ſchadet allem: das Roth, das wir auf-

„tragen, entfärbt unſre Wangen: wir heucheln Gefühle, „und das Herz erkaltet dabey. Geliebt hab ich nur „Sie, und ohne Mühe kann man treuer ſeyn als ich, „aber beſtändiger — unmöglich. Ihr Bild ſchwebte „mir immer vor, wenn ich Ihnen untreu wurde, und „miſchte faſt jedesmal Bitterkeit in mein Vergnügen. „Doch gab es ihm, das muß ich auch geſtehn, zuweilen neuen Reiz.“

Ich freute mich wirklich, meine liebe Aline wieder zu ſehn. Wir umarmten uns mit eben dem Entzücken, wie in jenen glücklichen Tagen, wo unſre Lippen noch keinen andern begegnet waren. Wir kamen zu ihr; ich blieb zum Abendeſſen; und da Herr von Caſtelmont abweſend war, hielt ich die ganze Geſellſchaft aus, und bediente mich meiner Rechte. Liebe flieht aus goldenen Schlafzimmern und prächtigen Betten; ſchwebt lieber auf weichen Matten oder im düſtern Hain. Mein ganzes Glück war nichts weiter als eine Nacht in den Armen einer ſchönen Frau; aber dieſe war nicht mehr, hieß nicht mehr Aline.

Die ihr die Liebe oder wenigſtens die Wolluſt kennen lernen wollt, geht nicht darauf aus mit Briefen vom Miniſter in der Taſche, die euch nöthigen, zur Armee zu reiſen. Unter ſolchen Umſtänden ſah ich Madam von Caſtelmont, und verlor viel dabey. Wie lange wird noch die täuſchende Stimme des Ruhms von jener ſüßen Ruhe, von jenen ſanften Freuden abrufen? Wie lange noch der Krieg der Liebe vorgezogen werden? Ich machte dieſe weiſe Betrachtungen noch nicht: als Brigadier, wie ich war, denkt man eher, wie man Marechal-de Camp als wie man Philoſoph werden will. Ich verließ alſo Madam von Caſtelmont, ſetzte mich in meine Chaiſe, und eilte neuer Langeweile, neuem Verdruß entgegen.

Nach einer funfzehnjährigen Entfernung von meinem Vaterlande, nachdem ich zugleich manchen Flintenſchuß und manche Ungerechtigkeit ausgehalten hatte, blieb ich als General-Lieutenant in den Kolonien.

Dichter und Gaſkogner mögen Stürme erfahren und beſchreiben, ich kam ſonder einigen Zufall an. Bey meiner Ankunft war alles ruhig und mein Aufenthalt in Indien glich mehr einer Luſtreiſe als einem militäriſchen Auftrag. Weil ich alſo nichts zu thun hatte, durchwanderte ich die verſchiedenen Königreiche, in welche dieſes große Land zertheilt iſt. Am längſten verweilte ich in Golkonda, damals dem blühendſten Staat in Aſien. Seine Einwohner waren glücklich unter der Regierung einer Frau, die den König durch ihre Reize und das Reich durch ihre Weisheit beherrſchte. Staat und Unterthanen waren beyde reich. Der Bauer beſtellte ſein Land für ſich, welches ſelten iſt, und die Einnehmer erhoben die Staatseinkünfte nicht für ſich, welches noch ſeltner iſt. Die Städte, mit prächtigen Gebäuden geziert, und noch mehr verſchönert durch Vergnügungen jeder Art, waren voll von glücklichen Bürgern, ſtolz, ſie zu bewohnen. Die Landleute blieben gern darinnen wegen des Ueberfluſſes und der Freyheit, die darinnen herrſchten, und wegen der Ehre, ſo die Regierung dem Ackerbau wiederfahren ließ. Die Großen am Hof entzückte der Anblick ihrer ſchönen Königin, welche die Kunſt verſtand, ihre Treue zu belohnen, ohne daß ſie die öffentlichen Schätze erſchöpfte: eine liebliche ohnfehlbare Kunſt, von der ihr Gemahl nicht wußte, daß ſie ſich ihrer bediente. Ich kam an dieſen Hof, und ward ſehr liebreich aufgenommen. Ich bekam gleich eine öffentliche Audienz beym König, und eine beſondere bey der Königin, die, ſobald ſie mich erblickte, ihren Schleyer niederſchlug. Nach dem Ruf von ihr, hatte ich nicht vermuthet, daß ſie ſich verſchleyern würde: ich erſtaunte. Uebrigens nahm ſie mich ſehr gnädig auf, und ich konnte über nichts klagen, als daß ich ihr Geſicht nicht geſehn hatte, wornach mich doch ſehr lüſterte, theils weil man's als ſehr ſchön pries, theils weil alles an einer großen Königin merkwürdig iſt.

Als ich nach Hauſe kam, fand ich einen Offizier, der mir antrug, mir morgen die Gärten und den Park um den königlichen Pallaſt her zu zeigen. Ich nahm's an. Wir ſtanden mit dem Tage auf, und er führte mich durch herrliche Alleen in eine Art von dichtverwachſenen Gebüſch, wo Myrten, Akazia und Orangen Duft und Zweige vermiſchten. An einem dieſer Bäume fanden wir ein Pferd angebunden! mein Führer ſchwang ſich leicht hinauf, blies ein Stückgen auf einer Art von Waldhorn, und ſprengte davon. Ich verfolgte den Weg, auf dem ich war, ſehr erſtaunt über das Betragen des Offiziers, ohne begreifen zu können, daß es ein Land gäbe, wo's gebräuchlich wäre, die Leute ſtatt auf einen Spatziergang irre zu führen: aber wie wundert' ich mich, als ich am Ausgang des Gebüſches eine Gegend fand, derjenigen vollkommen ähnlich, wo ich zuerſt Alinen und die Liebe kennen lernte! Eben die Wieſe, eben die Hügel, eben die Fläche, eben das Dorf, eben den Bach, eben das Beet, eben den Fußſteg! Fehlte nur noch ein Milchmädchen; auch das erſchien, gekleidet wie Aline, mit einem Milchtopf wie ſie. — Iſt das ein Traum? rief ich aus, oder Zauberey? oder ein Schatten, bloß der mich täuſcht? — Keins von dem allen! war ihre Antwort, Sie ſchlafen nicht, Sie ſind nicht bezaubert, und Sie ſollen gleich ſehn, daß ich kein Schatten bin. Aline bin ich, Aline, die Sie geſtern erkannte, aber von Ihnen nicht gekannt ſeyn wollte, als unter der Geſtalt, unter der ſie Ihnen theuer war. Sie kömmt, bey Ihnen von der Laſt der Krone aufzuathmen, indem ſie ihren Milchtopf wiedernimmt: Sie haben ihr den Stand eines Milchmädchens ſüßer gemacht, als den Stand einer Königin. — Ich vergaß die Beherrſcherin von Golkonda, und ſah nur Alinen. Wir waren allein; dann ſind die Königinnen nur Weiber. Ich fand meine erſte Jugend wieder, und that mit Alinen, als hätte ſie auch die ihrige noch.

Nach dieſer wonnevollen Erkennung legte Aline ihre königliche Kleider, die ihr eine vertraute Sklavin brachte, wieder an. Wir giengen zurück in den Pallaſt, wo ich ſie ihren ganzen Hof mit einer Güte, mit einer Anmuth, die jedermann entzückte, empfangen ſah. Sie ſprach mit dieſen, blickte jene freundlich an, lächelte allen zu: kurz ſie ſchien eine gute Freundin von jedermann, aber niemals Königin zu ſeyn.

Nach der Tafel folgte ich ihr in einen abgeſonderten Saal. Hier ließ ſie mich neben ſich ſetzen, und erzählte mir ihre letzte Begebenheiten.

„Einige Monate nach Ihrer Abreiſe blieb der Markis von Caſtelmont in einem Zweykampf, und hinterließ eine betrübte Wittwe mit vierzigtauſend Livres Einkünften zu allem Troſt. Ein Theil ſeiner Güter lag in Sizilien, und man ſagte, meine Gegenwart wäre dort nöthig. Ich gieng mit Freuden zu Schiffe: aber ein feindlicher Wind trieb meine Fregatte an eine ferne Küſte, wo ein noch feindlicheres Schiff ſie wegkaperte. Es war ein Türkiſches. Der Kapitain behandelte das Schifsvolk ſo übel, und mich ſo gut, als nur ein Türk fähig iſt. Er führte mich nach Alger; von da nach Alexandrien; hier ward er geſpießt. Ich wurde mit ſeinem ganzen Hauſe verkauft, und einem Italieniſchen Kaufmann zu Theil, der mich hierher brachte, und mir die Landesſprache lernen ließ; in der ich auch in kurzer Zeit ſtarke Fort-

„ſchritte machte. Elend hatte ich erfahren, aber Un-
„glück nicht: Knechtſchaft war mir unerträglich. Ich
„entfloh, ohne zu wiſſen, wohin. Endlich ſtieß ich
„auf einige Verſchnittene, die mich ſchön fanden, und
„deßwegen zum König brachten. Vergebens bat ich um
„Gnade für meine Tugend; ich wurde ins Serail ver-
„ſchloſſen. Gleich den andern Morgen ehrte mich alles,
„was mich umgab, als Lieblingsſultanin, wie mich der
„König Nacht vorher beehrt hatte. In kurzer Zeit
„war die Leidenſchaft des Monarchen gränzenlos, wie
„mein Anſehn. Ganz Golkonda, gewöhnt zum Ge-
„horſam gegen die Befehle, die ich aus dem Innerſten
„des Serails gab, ſah mich ohne Verwunderung die
„Gemalin ſeines Herrn werden, der ſchon lange nichts
„mehr als mein erſter Unterthan war. In meinem
„Pallaſt hab' ich mich des kleinen Dörfchens erinnert,
„wo ich meine Unſchuld noch hatte, und vornämlich
„des lieben Thals, wo ich ſie verlor. Ich habe mir
„ſelbſt das intereſſante Bild meiner erſten Jahre und
„meiner erſten Freuden zeichnen wollen. Ich habe das
„Dorf gebaut, das Sie im Bezirk meines Parks ge-
„ſehn haben: es führt den Namen meines Geburtsorts,
„und alle Einwohner werden wie Verwandte, wie
„Freunde von mir behandelt. Ich verheurathe jährlich
„eine gewiſſe Anzahl von ihren Mädchen, und ziehe
„ſehr oft die älteſten von ihnen an meine Tafel, um
„in ihm ein Bild meines bejahrten Vaters und meiner
„armen Mutter zu ſehn, die ich in Ehren halten
„würde, wenn ich ſie noch hätte. Das Grün dieſer
„Wieſe beugt ſich niemals als unter den Tänzen
„der jungen Mädchen und Jünglinge des Dorfs.
„So lange ich lebe, berührt keine Art dieſe Bäume,
„eine Nachahmung derjenigen die unſrer Liebe ihre
„Schatten liehn und meine Bauernkleider, mitten unter

„meinem königlichen Schmuck aufbewahrt, erinnern mich
„ohn' Unterlaß mitten unter dem Glanz, der mich um-
„giebt, an meine vorige Dunkelheit. Sie nöthigen
„mich zur Ehrfurcht für einen Stand, in dem ich we-
„niger verächtlich war, als in allen andern, zu denen
„ich mich nachher erhoben habe; ſie lehren mich die
„Menſchheit überall in Ehren halten, ſie lehren mich
„herrſchen.“

O die herrliche Frau! ſie war zugleich gute Königin, guter König, gutes Weib, guter Philoſoph; ſie war noch mehr, gut auch im Genuß. Ach! nur vierzehn Tage erfuhr ich das; dann überraſchte uns ihr Mann, und ich mußte aus ſeinem Reiche durch ein Fenſter ſeines Schlafzimmers entwiſchen. Bald darauf reiſte ich wieder nach Frankreich, wo mir große Würden und großes Ungemach, beydes unverdient, zu Theil wurden. Seitdem bin ich arm und hoſnungelos von Land zu Land herumgeirrt, bis ich endlich in dieſe Wüſte kam, wo ich bleiben will, weil ich hier zugleich Geſellſchaft und Einſamkeit finde.

Meine Leſer haben vielleicht bisher geglaubt, ich hätte ihnen dieſe Geſchichte erzählt: um Vergebung! ſie haben mich nicht darum gebeten. Ich ſprach mit einem alten Weibchen in Palmblätter gehüllt, ſchon längſt Bewohnerin der Einöde, zu der ich geflohen bin, und die eine Erzählung meiner erheblichſten Begebenheiten verlangt hatte. Die ſie leſen, mögen dabey gegähnt haben; Mutterchen aber hörte ſie mit beſonderer Aufmerkſamkeit an, ließ kein Wörtchen davon fallen,
„und, ſagte ſie, als ich damit fertig war, was mir
„am meiſten an der Geſchichte gefällt, iſt dieſes, daß
„auch keine Silbe davon falſch iſt. — Woher wißt
„Ihr das? Vielleicht hab' ich Euch von Anfang zu
„Ende vergelogen. —— Juſt das Gegentheil! — Madam

„verſtehn alſo ſo etwas von der ſchwarzen Kunſt? —
„Das eben nicht; allein ich hab' einen Ring, der mich
„von der Wahrheit deſſen, was Sie ſagen, urtheilen
„läßt. — Wüßt' ich doch keinen als König Salomons
„Ring, der dieſe Tugend hätte. — Kennen Sie Alinens
„ihren? ſagte ſie lächelnd, und zeigte mir ihre Hand:
„Alinens, die ſie auf den Thron von Golkonda brachten
„und wieder herunter trieben, die flüchtig und verbannt
„hieher kam, als zu einer Freyſtatt gegen den Zorn ihres
„Mannes, dem Sie nur durch einen Sprung aus dem
„Fenſter entgiengen.“

„Schon wieder Aline? rief ich aus. Ich bin alſo
„ziemlich alt, denn ich zähle, wofern ich mich recht
„beſinne, noch ein Jahr mehr als Sie: aber es iſt unmöglich,
„von Ihrem Geſicht ein Jahr voraus zu haben.
„— Was liegt an Alter und Figur? ſagte ſie mit
„Würde. Sonſt waren wir jung und artig; ſeyn wir
„gegenwärtig weiſe, wir werden glücklicher ſeyn. Im
„Alter der Liebe haben wir verſchwendet, anſtatt zu
„genieſſen; ietzt ſind wir in den Jahren der Freundſchaft;
„wir wollen genieſſen, anſtatt zu bedauern.“

Sie führte mich gegen einen hohen Berg mit fruchtbaren
Bäumen bewachſen: ein klarer Bach rollte in
mancherley Krümmungen vom Gipfel herab, und bildete
einen kleinen Teich am Eingang einer Grotte, die in
den Fuß des Berges gegraben war. „Sehn Sie,
„ſagte ſie zu mir, ob das zu Ihrer Zufriedenheit hinreicht.
„Hier iſt meine Wohnung, und — wenn Sie
„wollen — auch die Ihrige. Dieſer Boden erwartet
„nur einen leichten Anbau, um Ihre Mühe reichlich
„zu belohnen. Steigen Sie auf dieſen Berg; von ſeiner
„Spitze werden Sie viele Königreiche auf einmal
„ſehen können: Sie werden oben eine reinere, geſundere
„Luft einathmen; Sie werden dort weiter von der Erde

„und näher dem Himmel ſeyn: betrachten Sie von da,
„was Sie verloren haben, und dann ſagen Sie mir,
„ob Sie's wieder ſuchen wollen."

Ich fiel der göttlichen Aline zu Füſſen, durchdrungen von Bewunderung ihrer und Verachtung meiner. Wir liebten uns inniger als jemals, wurden uns eins dem andern unſere Welt. Ich habe hier ſchon einige Jahre mit dieſer weiſen Gefährtin verlebt. Alle meine thörichte Leidenſchaften, alle meine Vorurtheile hab' ich in der Welt gelaſſen, von der ich geſchieden bin. Meine Arme ſind arbeitſamer geworden, mein Verſtand tiefdenkender, mein Herz ſtärker fühlend. Aline hat mich gelehrt, in leichter Arbeit, in ſanftem Nachdenken, in zärtlichen Empfindungen, Vergnügen zu finden. Erſt am Abend meiner Tage hab' ich zu leben angefangen.

Nach Bouflers von H—ß.

X.

Miſcellanien.

1.

Fragmente zu einer Geſchichte der Sitten, häuslichen Gebräuche und Bedürfniſſe;

von R—d.

(Erſte Fortſetzung.)

Bey den Römern waren die Geſundheiten bey Taſel ein Religionsgebrauch; bey den erſten Chriſten

ſten eine Art von Weihtrunk für die Heiligen und Todten. Erſt in ganz neuern Zeiten iſt der Gebrauch, bey Tiſch auf die Geſundheit der Anweſenden zu trinken, als unbequem und läſtig, abgeſchaft worden. In einigen Reichsſtädten erhält er ſich noch, und man trinkt da nicht allein auf das Wohl der Gäſte, ſondern auch ihrer werthen Angehörigen, Vettern, Muhmen, Baſen ꝛc. ſo daß ein Fremder faſt genöthigt iſt, die ganze Sippſchaft der Tafel vorher auswendig zu lernen, da hingegen die Engländer in ihren Toaſt-Geſetzen alle dieſe Umſtändlichkeiten ausdrücklich verbannen. Man hat eine rührende Anekdote von der unglücklichen Maria Stuart, Königin von Schottlande die auf dem Blutgerüſte ſtarb. Sie ſteht in den Oeuvres von Pasquier. „Den Abend vor ihrem Tod trank ſie gegen das Ende „des Nachteſſens allen ihren Leuten zu, und befahl ihnen, ihr wieder Beſcheid zu thun; worauf ſie gehorchten, auf das Wohl ihrer Gebieterin tranken, und „bitterlich dazu weinten, ſo daß ihnen die Thränen in „den Wein rollten.“

Das Vorſchneiden und Vorlegen bey Tafel, ward immer als etwas Vorzügliches und Ehrenvolles angeſehn. Daher die Kronämter dieſer Gattung bey verſchiedenen Höfen.

Man glaubte ſchon im Alterthum, ſich unter dem Eſſen durch Schauſpiele und andere Gegenſtände zerſtreuen zu müſſen. Die Römer und Griechen ergötzten ihre Gäſte durch Pantomimentänze und oft durch blutige Gefechte der Gladiatoren und Ringer. Die ältern chriſtlichen Fürſten liebten bey Tafel ebenfalls pantomimiſche Tänze; die Meiſterſänger und Troubadours, mit ihren Harfen und Liedern, ſpielten dazwiſchen eine große Rolle. In den Refectoriums der Mönche und bey den

Mahlzeiten frommer Prälaten wurde aus Erbauungsbüchern oder gelehrten Werken vorgeleſen. Dieß hat ſich noch an den öffentlichen Tiſchen einiger Deutſchen Schulen, und an den ſogenannten Stipendien- und Convict-Tiſchen der Akademien erhalten. Man pflegte auch zu ſingen, und die erſte Orgel, die nach Frankreich kam, war für die Tafelmuſik Karls des Großen beſtimmt. Die Tafelmuſiken exiſtiren noch an vielen Deutſchen und ausländiſchen Höfen als eine Galaſache. Die Trinklieder ſind bekannt. Der Entremets habe ich in meinem Theaterkalender auf 1781 weitläuftig erwähnt.

Man pflegte ſchon in den älteſten Zeiten vor Tiſche oder zu Anfang der Mahlzeit Wein zu trinken, um den Magen zu ſtärken; aus eben der Abſicht aß man auch Eyer. Karls des Großen Mahlzeit beſtand an den gewöhnlichen Tagen in vier Gerichten oder Entréen und einer einzigen Schüſſel gebratenen Wildprets.

Man aß vor Alters an bloßen hölzernen Tiſchen, ohne weitere Decke; man pflegte ſie nur wohl zu glätten; hierauf folgten lederne Ueberzüge, und endlich unſre linnene und baumwollene Tiſchtücher. Man nahm einen Zipfel vom Tiſchtuch vor, und reinigte ſich den Mund und die Finger daran; der Luxus der Servietten wurde erſt unter Karl V. bey Privatperſonen gemein. Zu Rheims verfertigte man in Frankreich die erſten; dieſe Stadt machte Karl V. bey ſeiner Reiſe durch Frankreich ein Geſchenk von dergleichen Tafelzeug, das auf tauſend Gulden geſchätzt wurde. Es war ein alter Gebrauch, das Tiſchtuch vor dem Platz eines Ritters, der einen Schimpf auf ſich hatte, durch einen Waffenherold feyerlich zerſchneiden zu laſſen, und ihm den Teller und das Brod umzukehren. Der Ritter mußte alsdenn entweder ſeinen Schimpf auslöſchen, oder beweiſen, daß man ihm Unrecht gethan habe. Dieß begegnete Wilhelmen von Hennegau, Graven von Oſtrevan, an der Tafel des Franzöſiſchen Königs Karl's VI. Ein Herold ſchnitte das Tiſchtuch vor ihm mit den Worten entzwey, daß ein Fürſt, der keine Waffen trüge, nicht werth ſey, an der Tafel des Königes zu ſpeiſen. Wilhelm antwortete beſtürzt, daß er ſo gut als ein andrer Ritter Schild und Lanze führe. „Das kann nicht ſeyn, erwiederte der älteſte Herold, ſonſt würdet ihr gewiß den Tod eures Großonkels gerächt haben.“ Dieſe nachdrückliche Lehre that ſeine Wirkung bey dem Grafen, ſetzt die Geſchichte hinzu.

Die Meſſer und Löffel ſind aus dem entfernteſten Alterthum. Ammian Marcellin erwähnt bereits der erſtern. Die Gabeln wurden ſpäter bekannt. Man brachte die Biſſen mit der Meſſerſpitze im Mund. Die erſten Gabeln waren von Eiſen, und hatten zwey bis drey Zinken. Statt der Teller bediente man ſich Anfangs der Scheiben von Brodrinde, hierauf machte man ſie von Holz, dann von glaſurter und gebrannter Erde, und endlich von allerhand Metallen. Die bleyernen ſchafte man, wegen ihrer Schwere, gar bald ab. Das Silber iſt das geſundeſte Metall zu Tiſchgeſchirren. Perſonen, denen die Anſchaffung eines ſilbernen oder porcellanen Tafelſervice zu hoch kömmt, bedienen ſich der Fayance, ſonderlich des engliſchen Steinguts, deſſen Sauberkeit und Wohlfeilheit es, nicht allein in Europa, ſondern auch in beyden Indien, allgemein beliebt gemacht hat.

Die Alten kannten das Glas. Wir brauchten es Anfangs bloß zu Kirchenfenſtern, dann zu Fenſtern prächtiger Gebäude, bis endlich ſein Gebrauch ſo allgemein wurde, als er nun iſt. Es giebt noch Länder, wo man, wegen der dicken und anhaltenden Winternebel, (wie zu Lyon) chaſſis von geöltem Papier hat.

Die Epoche des erſten Kamins iſt ſchwer zu beſtimmen, aber die Erfindung der Oefen gehört den Deutſchen und Nördlichen Völkern. Schon 1388 waren in den Königlichen Häuſern zu Paris, und auf den Gallerien, Oefen. Einige darunter hießen „Sanftwärmer," (chauſſe-doux).

Die „Manſarden" wurden in Frankreich erfunden; ſie erhielten ihre Benennung von zwey Baumeiſtern Ludwigs des Großen, Onkel und Neffe, die dieſen Namen führten.

Bänke, Hütſchen, Schemmel ꝛc. waren vor Zeiten die üblichſten Sitze, ſogar in fürſtlichen Palläſten, Stühle waren ſehr ſelten. Das Bette, das ein Hauptſtück in einer Haushaltung, ſelbſt bey den Armen, ausmacht, ſo daß ſein Mangel das unzweydeutigſte Zeichen der äußerſten Dürftigkeit iſt, wurde bey den Römern und Griechen, nachdem ſie die Gewohnheit ihrer heroiſchen Vorfahren, auf Laub und Thierhäuten zu liegen, mit Pflaumpolſtern, Matratzen von Milet, Federbetten ꝛc. vertauſcht hatten, ein Gegenſtand der äußerſten Pracht. Das Bettgeſtelle beſtand aus Elfenbein, Silber oder aus Eben-Citronen- und Cedern-Holz. Von den ungeheuern Betten, worin unſre Voreltern mit Weib, Kind und Kegel, oft ſogar mit ihren liebſten Jagdhunden, ſchlieſen, haben ſich noch hie und da Ueberbleibſel erhalten. Die vornehmſten Perſonen trugen kein Bedenken, in einem Bette mit ihren Gäſten und Bekannten zu liegen, und es war dieß der deutlichſte Beweis von Freundſchaft und Vertrauen, den man einander geben konnte. Admiral Bonnivet theilte gar oft ſein Bette mit Franz I. König von Frankreich.

Binſen- und Strohmatten waren die erſten Tapeten, womit man die Mauern eines Zimmers behing. Die Farben des Strohs waren ſo künſtlich und geſchmackvoll gewählt und untereinander gemiſcht, daß dieſe Matten einen überaus angenehmen Blick machten. Man erhält noch welche aus der Levante, die von ſehr feiner Arbeit und im Preis ziemlich hoch ſind; ſie werden wegen der Lebhaftigkeit ihrer Farben und der Schönheit der Zeichnungen ungemein geſchätzt. Die linnenen und ſeidenen Tapeten, in welche ganze Geſchichten gewebt wurden, ſteigen im Gebrauch über ſechshundert Jahre hinauf. Unterdeſſen war dieſer Gebrauch damals noch nicht ganz allgemein. Im funfzehnten Jahrhundert kamen die haute und baſſe liſſe Tapeten in den Niederlanden, und von dort aus in Frankreich auf. Man kaufte ſie ſehr theuer, und minder bemittelte Perſonen mußten ſich an Tapeten von Bergamo, oder den points d'Hongrie begnügen. Die Manufaktur der **Gobelins**, die unter Heinrich IV. angefangen, und durch **Colbert** und dem berühmten Maler **le Brün** zur Vollkommenheit gebracht wurde, ließ alle bekannte Fabriken hinter ſich. Wem die hohen Preiſe der **Gobelins** abſchrecken, verſieht ſich damit zu **Aubüſſon** in Auvergne, zu **Felletin** und zu **Beauvais** in der Picardie. **Felletin** reüſſirt mehr in Landſchaften und Grünem, **Aubüſſon** in Figuren, und **Beauvais** übertrift ſie beyde. Der Damaſt, ſo genannt von Damaſco in Syrien, wo die erſten Stoffe dieſer Art entſtanden, wird in unſern Zeiten vorzüglich gut zu Tapeten in **Tours** und **Lyon** verfertigt. Die Venetianiſche „Brocatelle", die Perſiſchen und Indiſchen gemalten Leinwände, die ſogenannte Tapiſſerie tontiſſe, aus den Ueberbleibſeln der Wolle, die von gefärbten Tüchern im Scheeren abgehn, und auf gummirte Leinwand geheftet werden; das gemalte und vergoldete Leder, eine ſehr alte Erfindung, die man den Spaniern zuſchreibt, und die Papiertapeten, die in Deutſchland nun überall Mode ſind, gehören auch hieher. Uebrigens iſt der Geſchmack an Tapezereyen mehr geſunken als geſtiegen, und Vornehme ziehen faſt Getäfelwerk, Vergoldungen, Lacke ꝛc. vor.

Gemälde ſind die ſchönſte und theuerſte Tapeten; in Frankreich liebt man ſonderlich die Flammländiſche Schule; die Rahmen müſſen von leichtem Schnitzwerk und gut vergoldet ſeyn.

Die erſten Spiegel waren von Metall; Cicero giebt den Aeſculap, den Gott der Aerzte, für den Erfinder aus; im Moſes findet man ſie auch erwähnt. Die erſten ſilbernen kamen unter Pompejus nach Rom. Plinius ſpricht auch von einem glänzenden (vermuthlich Talk⸗) Stein, der ſich in dünne Scheiben ſondern ließ, und auf einem metallenen Grund gelegt, die Gegenſtände ſehr gut darſtellte. Die gläſernen Spiegel kamen gegen das Ende der Kreuzzüge zu uns; ſie wurden für die Venetianer, die das Geheimniß zuerſt beſaſſen, ein ſehr einträglicher Handelszweig, und von dieſen ſtammen alle die übrigen Spiegelfabriken her, an denen Europa ſo reich iſt.

(Die Fortſetzung folgt)

2.

J. J. Rouſſeau's *) Vorrede

zu den berüchtigten Memoires von ſeinem Leben, die noch Handſchrift ſind.

Ich unternehme eine Sache, die ohne Beyſpiele iſt, und die in der Ausführung ohne Nachahmer bleiben wird. Ich will meines Gleichen einen Menſchen in der ganzen Wahrheit der Natur zeigen; und dieſer Menſch bin ich.

Ich allein fühle mein Herz, und ich kenne die Menſchen. Ich bin wie keiner von denen gemacht, die da leben; ich bin nicht mehr oder weniger werth; ich bin anders. Ob die Natur wohl oder übel that, als ſie den Form zerbrach, in den ſie mich goß? darüber kann man nicht ehr urtheilen, als bis man mich geleſen hat.

Mag die Poſaune des Weltgerichts ertönen, wenn ſie will! mit dieſem Buch in der Hand will ich vor dem oberſten Richter treten. Laut will ich rufen: Hier iſts, was ich that, was ich dachte, was ich war; ich habe nichts verſchwiegen, nichts bemäntelt, nichts übertüncht; ich habe mich ſchuldig und niederträchtig geſchildert, wenn ichs geweſen bin; ich habe mein Inneres dargelegt, wie du's ſelbſt geſehn haſt. Ewiges Weſen! verſammle um mich die zahlloſe Mengen meines Gleichens; ſie ſollen mein Bekenntniß mit anhören, ſie ſollen über

---

*) Es iſt in Deutſchland nicht allgemein bekannt, daß man in Frankreich mit einiger Wahrſcheinlichkeit glaubt, daß dieſer berühmte Mann ſein Leben ſelbſt verkürzt habe.

meine ſchlechten Streiche erröthen, und über mein Elend ſeufzen. Auch ſie mögen ihre Herzen am Fuß deines Throns aufdecken, und einer unter ihnen wage es dann und ſage; „ich war gerechter als dieſer Mann!“

3.

Auf Sophiens Tod.

Schlummre ſanft in Deiner ſtillen Kammer)
Holdes Mädchen! ſchlummre ſüß!
Die des Lebens unnennbaren Jammer
Schon ſo früh der Tod entriß.

Für die Welt, wo oft ein Heer von Schmerzen
Quält, ein Glück uns ſelten lacht;
O Sophie! ſind edle gute Herzen
Nicht allein gemacht.

Für die Welt, wo oft des Frevlers Rechte
Einen Frommen niederdrückt;
Wo, vom Schweis des Armen, ſein Geſchlechte
Ein Verworfener beglückt *).

Wo wir ſelten dem die Hände reichen,
Der für uns geſchaffen iſt,
Und verwaiſ't am Pilgerſtabe ſchleichen,
Bis der Tod die Scene ſchließt.

Aber

---

*) beglückt, ſtatt: bereichert.

Aber drüben, jenſeits dieſen Gründen,
Wo man keinen Wechſel kennt,
Sollten ſich die Edeln wieder finden,
Die das Schickſal hier getrennt.

O! in jener wonnevollen Scene,
Wo ein ewigs Bleiben iſt!
Und wo keine heiß erpreßte Thräne
Von der Unſchuld Wangen fließt.

Heil Dir, daß Du ſchon den Kranz errungen,
Liebevolle Kämpferinn!
Daß die Engel ſchon mit frohen Zungen
Preiſen Deinen frommen Sinn.

Sieh, ich keuche noch am Dornenſtabe,
Schmecke manches herbes Weh;
Fänd' ich doch die ſüſſe Ruh im Grabe
Bald, wie Du, Vollendete!

Schildheim *).

4.

Auf eine Leiter

von der Schweſter Cäcilia.

Dank ſey es, gute Leiter, Dir!
Durch Dich umarme ich ihn
In dieſer öden Zelle hier
Den beſten Fridolin.

Ach

---

*) Man ſehe den zweyten Theil ſeiner Geſchichte.

Ach! Mutter Gottes! was empfand
Mein enges Herz, als er
Schon längſt gewünſcht, jetzt vor mir ſtand
Schön wie ein Heiliger!

Ja, Leiter, Du ſollſt heilig ſeyn!
Dem, der es unternimmt,
Dich zu zerſtören, ſey die Pein
Der Ewigkeit beſtimmt!

Der Dich gebaut — der heiligſte
Der Layen iſt nicht mehr,
Sein Grab ſchmückt keine Statue,
Ganz unbemerkt ſchläft er.

Auf, Schweſtern! er ſey hochgerühmt
Der uns die Leiter gab,
Auf, haltet Meſſe, und beblümt
Mit Roſen ihm ſein Grab.

Werd' ich einſt Priorin, ſo ſoll
Dich als Reliquie
Die Welt anbeten, andachtsvoll
Dich nennen: Heilige!

Als Leiter Joſephs, die einſt ihn
Zum nächtlichen Beſuch
Nach lang vergeblichen Bemühn
Hin zu Marien trug.

Sey Du, die mir mein Leben giebt,
Von aller Welt verehrt!
Und jede Nonne, welche liebt,
Küß Dich, und werd' erhört.

XI.

Fragmente.

Der Milchtopff.

(Aus einer Brochüre dieſes Namens.)

Vor Zeiten was ain g'lahrter Mann
Genandt Ehrn Doctor Wurlan,
Jn beydten rechtenn hochſtudiert,
Zu Padowa gegraduirt,
Der kant das Menſchen, kräwtt'r vnd vyh
Vnd wuſt auch mannich hiſtory,
Die er gar ſchoen erzelen kunt
Vnßerm Herrn Kaiß'r zu yder ſtundt,
Das drob ſein würdt vnd Mayeſtet
Stätts ain groß wohlgefallen hett.

Es ſeynd ain Jar acht oder newn,
Wans anderß Jr'r nit mer noch ſeyn,
Das vnß'r Herr in Nordgaviam
Ain'n groſen Hof zu hallten kam:
Vyl trefflich fürſten hochgeborn,
Biſchöv vnd Herrn auserkorn,
Aebbt, ritter, knecht vnd arme leutt
Eylen herzu mit ſicherm glaitt,
Vnd ſchyr ain yder der ankam
Hett do ain clagh vnd beſchwärſam,

Die vnſer Herrn ſamentlich
Entſchaidten thett durch weiſe ſprůch.

Zulezt kam noch ain menlein cleyn
Aus ein'm der ringiſten ſtedtlein,
Vnd weil nun cleyn leutt allermaiſt
Für andern han eyn hochen geiſt,
Vnd gern ſich gros tun unnücz mach'n,
So hylt auch der do von ſein'm ſach'n
So ringfügig ſie ſeyndt, ain red,
Wor Jnn er gar nit anderß thed,
Alß wer ſein cleyn verwinzigh ſtatt
Ain alter griechiſcher freyſtaat,
Wy Sparta, Theben und Athen,
Die man gar mit durſt krumb anſehn.

Beſunders er do claghen tut
Wider ain'n fürſten wolgemut,
Deß Herrſchaft ſo vmbſchleußt die ſtatt,
Wy ainer der ain fing'rreiff hat,
Der gantz von goldt vnd demant gleyßt
Damit ringßvmb ain gliedt vmbſchleußt,
Er wänt: Jr fürſtlich widerpart
Sey gegen die gute ſtadt ſo hart,
Das er alleyn zu Jr'r beſchwär
Hylt ain paar volt vnd diener her,
Von den'n der bäſt ſey ain geſell,
Aerger alß der Tewf'l Jn der höll,
Die ſeyndt all Jr'n burgern ſo gramb,
Das ſie on allen ſchew vnd ſcham
Sie thetten nur ſchnryg'ln vnd neck'n
Vnd wolten ſchyr Jr tor verpfleck'n,
Kainer durſt nur die naſen rausſtreck'n
Sie hießens gleich wider neinſteck'n,

Vnd auch der ſtatt Ir lehenleutt
Vſſm Landt ſeyen nit ongehewt,
Von Inen blyben biß zur ſtundt,
Sundern ain yder loſer kundt
Vons fürſtens ſein'n dinern wolt han,
Das ſie Im ſollten zu g'bott ſtahn,
Da doch der lewt Ir hab vnd gut
Der ſtadt alleyn ang'hören tut,
Vnd vnders fürſtens g'walt fürwahr!
Nur ſtündt Ir leben, hautt vnd haar.
Vmb dieſer groſen Vnſtatten all
Hetten die bürger allzumal
Die ſach beym fürſten ſchon anbracht,
Der aber ſie nur ausgelacht,
Vnd ſie anderß nit getracktiert,
Alß buwen, die zur ſchul man fürt,
Vnd wan ſie nur ain wortt anheb'n
Flux Inen leßt die ruten geb'n,
In ſumma: dieſer fürſt do ſey,
Faſt taub bey all Iren geſchrey
Vnd ſo ain grauſamer nachbawr,
Das er In'n nur machts leben ſaur,
Durch die Sein'n mitt oder on gehayß,
Wolten darumb bitten mit vleyß
Vmb ain beuelch, das Er fortan
In all'n müſt In'n Ir'n willen lahn.

Diß vnd noch mer dergleichen red
Das cleyn mennlein fürbringen thet,
Das der herr Kaiſer der ondas
Vons Tages Arweytt müedt was,
Es faſt nit ganz aushalten kunt,
Sundern am Endt alßbaldt vffſtundt,

Sagendt: für hewt Iſts gnug getan,
Morgen ſollt ain beſchaidt Ir han.

Alß er nun mit ſein'm Hoffgeſindt
Sich In der Innern kammer findt,
Spricht Er zum Doctor Murian:
Meiſter! hebt ain geſchicht vns an,
Oder erzelt, vns ain newen ſchwankh
Er ſey gleich kurz, breitt oder langkh,
Vff daß wir Vnß erholen tun,
Vnd von ſo vyl geſcheft ausruhn,
Die eitel plag Vnß g'macht han hewt
Vnd zwar der maiſt durch Ir cleynheyt,
Denn wichtigh ſach'n zu ſchlichten Iſt
Vnß ain gros frewd zu yder friſt,
Wan aber aus ain pfifferling
Gemacht wirdt ain gros wunderding
Vnds heißen tut ſtracks: piff, paff, puff,
So ſteigt Vnß gall vnd eckel vff,
Noch mer, wan ſellt cleyn lewtten bey,
Das auch an In'n was g'legen ſey.

Alſo ſprach der Doctor behendt,
Nachdem er ſich zum Kaiſer gewendt
Vnd g'huſt hett einmal oder zwier:
„Mir kam Im traum zu nacht einſt für:
Das ganze heylig Römiſch Reich,
Sey ainem groſen g'mainhauß gleich,
Allwo hie mitt Verlaws zu ſag'n
Der Kaiſer thet ſelbſt Vffſicht trag'n,
Zanck, Vnheyl vnd all Fehd zu wer'n,
Kurfürſten, fürſten und geiſtlich herr'n
Grauen vnd ſtett allſambt vereynt,
Allhie die mittbeſitzer ſeynd,

Von den'n ain yd'r an dieſer ſtett
Sein loſament vnd weſen hett.
Die reichſt, exempli gratia:
Der Ka'ſer und kurfürſten han da
Oder ain ſtockwerckh Jnn vnd mer
Die nach Jn'n ſeyn blos gemächer
Oder auch nur kaſſenetter,
Die cleyneſt aber ſchleußt ain ſchreyn,
Oder ain G'ſchirr vnd g'ſäß ſunſt eyn.

Ein fürſt, von ädelm ſtamm ain reyß
Des Kaiſers oheimb topff'r vnd weiß
Hett ain ſal mitten Jm gebewd,
Der was ſchoen, heitter, langh vnd breitt:
Nur ſtundt dar Jnnen Jn ain eckh
Ain milchtopff, alß wo ain fettfleck.
Ain ſchoen new gewandt verunzlert,
Wor Jnn ain rüſtig dirn ſtolziert
So was der milchtopff allemal
Ain häßlich ſchandfleck Jn dem ſal,
Doch ließ des fürſtens ſein guttheyt
Vnd g'nad Jm noch den placz zur Zeytt,
Weyl ainig man mit Jrem kind,
Haußfrawen, ſchwägern vnd geſindt
Darunter Jre wonung han,
Von den'n der allergrößeſt man,
Nit größer iſt, alß wie ain Glidt,
An meinem Dawm das Gott behütt.
Doch ſeynds allſambt vnruhig köpff
Vnd heißen Jns gemein die cnoph;
Weiß nit, ob wegen Jr cleynheit
Oder ob wegen Jr feinheyt.

Dieweylen nun on maas vnd zyl
Die cnöph awsüben vyl muthwill,
Vnd ſich allzeit tun ſo beweyß'n,
Alß werens gar ain ſchwarm horneyß'n
Allſo gebot der Fürſt den Sein'n
Der'n Ampt es heiſchet hüpſch und fein
Vff gutt Ordnung ſtetts acht zu han,
Das ſie nit ſollten ong'ſtraft lahn,
Wan wo ain cnoph ſchreyt aus ſein pfad
Oder verübt ain freuelthat.

Dem volgen nun all man für man,
Doch meiſt ain Diner lobeſan
Der voit der Ortt'n vnd endten was
Vnd der cnöph wartt on Vnderlas.
Wan ainer vff des fürſtens ſach'n
Geſchmaid vnd geräd ain klex thett mach'n,
Oder wolt nur den ringſten ſpan
Sich vom Fußpoden maßenn an,
Kurz: wan ein cnoph im ſal ſchwärmt rüm,
So ſprach ſtracks dieſer voit zu Jm:
„Wo aus, wo aus, mein cleyner cnoph?
„Flux wider unter dein'n milchtopff!
Den cnöphen diß nit wolt behag'n
Thetten deswegʼn beym fürſten clag'hn
Entgeg'n den böſen voit, der Jr
Hoffmeyſter wolt ſeyn für vnd für:
Mitt vyl geſchwetz fürbringt die ſach
Ain cnoph, der ſchye für fewr vnd rach
Zerberſten wolt vnd thett dabey
Alß ob ers fürſtens gleichen ſey,
Deßhalben der ſein heftig red
Auch allſo vnderprechen thet;

„Wo aus, wo aus mein clevner cnoph?
„Flux wieder vnder dein'n milchtopff!
Traun! ſprach der Kayſer ewer mahe
Maiſter dint ſelber vns zur ler.
Wan morgen fruh das menlein cleyn
Sich wiederumb wird finden ein
Vnd abermalß ſo ſchwatzen tut,
So wollen gleichfallß kurz vnd gut,
Wir Im anſtatts Beſchaids ſo fort
Auch alſo faren In das wortt:
„Wo aus wo aus mein clevner cnoph?
„Flux wieder vnder dein'n milchtopff!

◆ ◆ ◆

Von ſtundt an biß zu dieſer friſt
Es ganz zum ſprüchwort worden Iſt,
Das wan ſich ainer aus hochmut
Vber ſein ſtande erheben thut,
Ain yder, der In hört vnd ſicht
Vrplötzlich hönisch zu Im ſpricht:
„Wo aus, wo aus, mein clevner cnoph?
„Flux wieder vnder dein'n milchtopff!

XII.

PIECES FUGITIVES.

I.

Les amateurs du Spectacle de la ville de Nice

aux talens de Mlle. Angélique Desmaſures. *)

Sonnet.

Trés-modeſte Desmaſures,
La nature en Vous formant,
Vous a donné pour armure
Un mérite bien brillant.

Oui, c'eſt la vérité pure,
Puiſque le public content
Inceſſament Vous l'aſſure
Par ſon applaudiſſement.

Recevés donc en hommage
Le plus juſte témoignage
Qu'on Vous offre dans ces lieux,
Et rayonnante de gloire
Sur le Char de la victoire
Foulés tous Vos envieux.

2.

---

*) Mariée depuis à Mr. Suin, Membre de la Troupe de S. A. S. le Landgrave de Heſſe-Caſſel.

2.

INSCRIPTIONS

qui ſe trouvent dans la petite maiſon de campagne, que Louis XV. avait donnée à M, Bernard à Choiſi.

Sur le Boudoir.

Content de ce petit eſpace,
Puis-je former d'autres ſouhaits?
Le bonheur tient ſi peu de place,
Le bonheur n'en change jamais,

Sur la Cave

à l'entrée de laquelle le poëte avait placé ſon buſte.

Redoutable tyran des morts;
A tes loix puiſqu'il faut ſe rendre,
J'habiterai ces lieux voiſins des ſombres bords.
Libre, ſans crainte & ſans remords,
C'eſt par là que j'y veux deſcendre.

3.

LA BARONNE,

Madame la Ducheſſe ***DE FITZJAMES*** *&* *Madame la Princeſſe* ***DE CHIMEY****, ſe trouvérent il y a quelques jours dans la néceſſité de ſortir ſouvent de l'appartement de la Reine, & elles ſe diſoient;* je m'envais voir la Baronne. *La reine voulut ſavoir la raiſon de ces fréquentes ſorties & quelle étoit cette baronne.* ***M. le Marquis DE MONTESQUIEU l'expliqua dans la chanſon ſuivante ſur l'air du Vau de ville d'Epicure.***

A la longue être douce & bonne
Vaut mieux qu'eſprit & que beauté
Voilà pourquoi notre baronne
A beaucoup de célébrité.
Sa figure eſt un peu quarrée
Son viſage eſt un peu blafard,
Et pourtant elle eſt préferée
A tous les chefs d'œuvre de l'Art,

Mais auſſi de ſon caractere
Qui ne ſerait pas enchanté?
Aucun évenement n'altere
Son obligeante égalité.
A-t-on quelque peine ſecrette?
La dépoſe-t on dans ſon ſein?
On s'en va l'ame ſatisfaite,
Et le viſage plus ſerein.

Sur rien elle n'eſt difficile,
Soit qu'on la loge bien ou mal;
Pourvu qu'elle puiſſe être utile,
Tout le reſte lui ſemble égal
C'eſt bien la meilleure perſonne
Qui ſoit dans la ſociété,

Et c'eſt au point qu'elle pardonne
Tout, juſqu'à l'infidelité.

Sans jamais être négligeante
Elle n'accable pas de ſoins,
Et ſon amitié ſe contente
De ſe préſenter aux beſoins.
Sa bonté n'eſt pas circonſcrite
Dans tel lieu, telle cité,
La baronne eſt coſmopolite
Elle eſt toute à l'humanité.

Auſſi je ne connais perſonne
Qui ne ſ'occupe, en ſ'éveillant,
Du plaiſir de voir la Baronne
Comme un objet intéreſſant.
Des deux ſexes tous les ſuffrages
Lui ſont acquis également,
En tout tems comme à tous les âges
Son commerce parait charmant.

C'eſt bien encore un avantage
De ne pas craindre les odeurs,
Autre agrément qu'elle partage
Avec les baronnes ſes ſoeurs.
Cette famille fort nombreuſe
Se diſperſant, pour notre bien,
Garde la reſſemblance heureuſe
Du caractère & du maintien.

A mille actes de prévenance
A force de ſ'habituer,
Il en eſt dont la complaiſance
Va, juſqu'a ſe proſtituer.
Mais loin, pour ſéduire le monde,
D'emploier un Art menſonger
A plus de cent pas à la ronde
Elle vous prévient du danger.

De quel pays ſont les baronnes?
Demanderont les curieux.
Où voit-on ces dames ſi bonnes?
Où peut-on rencontrer leurs yeux?
Meſſieurs, la nature féconde
En fit par-tout ſon ornement,
Mais c'eſt derriere tout le monde
Qu'elles ſe tiennent humblement.

◆

ſer von Tarragona dergeſtalt unterwühlten, daß ein groſſer Theil davon einſtürzte.

Die Gallier pflegten große Heerden Gänſe, in kleinen Tagreiſen bis Rom, über die Alpen zu führen. In unſeren Tagen begegnet man ſtatt ihrer in Frankreich großen Wanderungen von Truthähnen, mit denen ihre Beſitzer von Provinz zu Provinz ziehn.

Zu Zeiten der Troubadours fiſchte man Wallfiſche und Delphine im mittelländiſchen Meere, und aß ihr Fleiſch.

Schon die Römer kannten die Auſtern als Leckerbiſſen, und Auſonius feyerte ſogar ihr Lob in ſeinen Geſängen; aber von dieſem Dichter an verloren ſie auf einmal ihr Anſehn, und blieben verrufen bis in das lezte Jahrhundert, wo ſie erſt wieder Mode wurden.

Die Erlaubniß, Eyer in der Faſtenzeit zu eſſen, kam der katholiſchen Geiſtlichkeit ſchwerer zu ertheilen an, als die Erlaubniß der Milch, der Butter und des Käſe. Von dieſer ſtrengen Enthaltung der Eyerſpeiſen während der Faſtenzeit rührte auch die Gewohnheit her, den heiligen Abend in der Charwoche Eyer in großer Menge weihen zu laſſen, die man hernach Oſtern unter ſeine Freunde austheilte; daher die „Oſtereyer.“ Noch vor 30 Jahren war's zu Verſailles Gebrauch, am Oſter-Sonntage nach der großen Meſſe hohe Pyramiden von ſolchen gemalten und vergoldeten Eyern in dem Kabinet des Königs aufzuſtellen; der König beſchenkte damit den Hof.

Wer ein Verzeichniß der franzöſiſchen Käſe ſucht, findet es an einem Orte, wo er es nicht vermuthen wird, nemlich in einer Note der franzöſiſchen Ueberſetzung der Sinngedichte des Martials. Der Ueberſetzer, der bekannte Abt Marolles, kramt es dort bey Gelegenheit eines einzigen Verſes aus, der ihm in ſeinem Autor aufſtieß. Der Parmeſankäſe erſchien in Frankreich erſt unter der Regierung Carl VIII.; dieſer Prinz wurde auf ſeinem Neapolitaniſchen Zug, als er durch Piacenz kam, von dem daſigen Magiſtrat mit Käſen beſchenkt, über deren ungeheure Größe er erſtaunte. Er ſchickte ſie aus Neugier an die Königin, und den Duc de Bourbon; man koſtete ſie, fand ſie vortreflich, und nun war ihr Ruf gegründet.

Der Salat mit dem Braten herumzugeben war in den älteſten Zeiten ſchon gebräuchlich, aber unſre Vorfahren rechneten unter ihre Saläte auch eine Schüſſel mit gekochten und mit Peterſilie, Eſſig, Pfeffer und Zimmt zugerichteten Füſſen, Lebern, Köpfen ꝛc. vom Geflügel.

Das Wort, „Tourte,“ das wir von den Franzoſen in unſern Küchen aufgenommen haben, bedeutete Anfangs nur ein gemeines rundes Brod, aber als man, in der Folge, feineres Backwerk machte, und ihm eben die Geſtalt dieſer groben, runden Brodte gab, ſo bezeichnete man es mit demſelben Namen.

Unter den kalten Paſteten rühmt man die Schinken-Paſteten von Verſailles, die Enten-Paſteten von Amiens, (wo aber die Kruſte nicht vorzüglich iſt) die Lerchen-Paſteten von Pithiviers; (weil im Perigard die Rebhühner, Trüffeln und Speck vortreflich ſind) die Gänſeleber-Paſteten von Toulouſe und Strasburg; die Poularden-Paſteten von Anvers; die Thonfiſch-Paſteten aus der Provence; und die Lachs-Paſteten aus dem Elſaß. Bey der mediciniſchen Facultät zu Paris war es vor dieſem eingeführt, daß der Licentiat, der den Doctor-Hut bekam, nach der letzten Theſis den alten Docteren und Profeſſoren ein Frühſtück (Doctor-Schmauß) geben mußte, bey dem gewiſſe kleine Paſteten von Rindfleiſch mit Roſinen gehakt, das Hauptgericht ausmachten. Der berühmte Kanzler de L'Hopital verbot den Ausruf dieſer kleinen Paſteten in den Pariſer Straſſen, wo ihrer eine unſägliche Menge verzehrt wurde, als einen Luxus, die Facultät folgte dem Beyſpiel, und verwandelte ihr Frühſtück in eine Geldſumme. Allein die Theſis hat den Namen davon behalten, und heißt noch Paſtillaria.

Der Gebrauch der Hippen iſt heilig, denn er kommt vom Gottesdienſt, und von denen, zu Hoſtien beſtimmten Brodten her. Man trug ſie in einigen Kirchen, an gewiſſen Tagen des Jahres, den Kanonicis ꝛc. auf, daher ihr Name, „Oblaten,“ oblati. Die Layen wollten ſie auch haben, und machten eine Leckerſpeiſe daraus, ja ſie wurden ſogar bey Lehnen zu Rechten, die der Herr vom Vaſallen als Abgabe forderte, wie z. E. in Frankreich das droit d'oubliages, Hohlhippen-Recht. In Paris führen die Hohlhippen-Rollen jetzt den Namen, plaisir des Dames, und werden von Weibern auf Spaziergängen feil geboten. Im vorigen Jahrhundert gab es in Paris Hohlhippen-Jungen, die des Nachts durch die Straſſen verkauften, und auf ihren Korbdeckel ein Zifferblatt mit einem beweglichen, eiſernen Zeiger hatten, der bald auf dieſer, bald auf jener Stunde ſtehn blieb, und die Anzahl der Hohlhippen angab, die man gewann. Unvermerkt wurde ein groſſes Spiel daraus. Man gieng hohe Wetten miteinander über die Anzahl Hohlhippen ein, die man gewinnen würde, und rief deswegen alle Augenblicke den Hohlhippen-Jungen mit ſeinem Korbe. Als aber die Bande des Cartouche einige von dieſen Jungen ermordete, und ſich hernach ihrer Verkleidung zur Ausführung ihrer Streiche bediente, ſo unterſagte die Polizey den Hohlhippen-Trägern das nächtliche Verkaufen aufs nachdrücklichſte, und ſeit der Zeit hat ſich ihre Anzahl verringert.

In geſegneten Weinländern that man vor Alters den Wein nicht blos auf Fäſſer, man füllte auch gut ausgemauerte Ciſternen damit an, aus denen von den Knappen und Dienern die Kantinen und Flaſchen, die ſie am Sattelknopf führten, vollgeſchöpft wurden.

Der Roſſoli iſt eine Erfindung der Welſchen; ſein Name kommt von der Pflanze, Ros ſolis, her, die, nebſt andern Kräutern, darunter gethan wurde. Unter Heinrich III. und IV. von Frankreich war der berufenſte der „Populo,“ der jetzt gar nicht mehr gebrannt wird.

Der engliſche Arzt Willis behauptete, und erwies ſchon die Schädlichkeit des Kaffe's, und man kennt das bon mot der Favoritin eines Königs von Perſien, als ſie durch die Gitter des Harems die Bereuter und Stallbediente in Verlegenheit ſah, wie ſie einen Hengſt bändigen wollten. „Man gebe ihm Kaffe, ſagte ſie, ſo wird er „ſo fromm werden wie ein Lamm! und gewiß an alle die „Schäckereyen nicht mehr denken.“ Vermuthlich befand ſich der Sultan ihr Herr in dieſem Fall.

Die „Bonbons“ waren in Frankreich in alten Zeiten ein erlaubtes Beſtechungsmittel für Richter und vornehme Herren, von denen man ſich eine Gnade ausbat. Es gieng ſo weit, das der heil. Ludwig durch eine Verordnung die Richter anhielt, wöchentlich nicht mehr als für 10 Sols „Bonbons“ annehmen zu dürfen, und Philipp der Schöne ſchränkte die Quantität auf ſo viel ein, als ſie des Tages in ihren Haushalt verbrauchen könnten. Bald nachher wurden die Zucker-Deuten in Geld verwandelt, und ein gewiſſer Herr von Tournon bezahlte, ſtatt zehn „Bonbon's“ Schachteln, 10 goldene Franken. ꝛc.

Schon in dem 12ten und 13ten Jahrhundert erfoderte die Lebensart, die Gäſte, zwey und zwey, ein Frauenzimmer und eine Mannsperſon, zu ſetzen, und für jedes Paar eine gemeinſchaftliche Schüſſel auftragen zu laſſen. Zu Hauſe bediente ſich die Familie eines einzigen Bechers, und die heilige Verlande wurde von ihrem Vater enterbt, weil ſie, unter dem Vorwande, daß er auſſätzig ſey, ſeinen Becher ausgewiſcht hatte, ehe ſie daraus trank.

Das Frühſtück erfolgte zu allen Zeiten nach dem Aufſtehen; das Mittagseſſen um die Mitte des Tages; das „Gouté“ während des Nachmittags, und das Nachteſſen gegen den Abend. Im 14ten Jahrhundert war die

Zeit des Mittagstiſches, bey feinen Bürgersleuten, 10 Uhr; ein oder zwey Jahrhunderte darauf, 11 Uhr; im ſechszehnten und zu Anfange des ſiebenzehnten Sekulums wurde noch in den beſten Häuſern um 12 Uhr geſpeiſet; ſelbſt Ludwig XIV. (und Paris gab ſchon damals den Ton durch alle ſeine Zirkel in Teutſchland,) aß um dieſe Zeit. Zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts dinirte die gute Geſellſchaft um 1 Uhr, und der Bürger um 12 Uhr. Vor 30 Jahren war 2 Uhr die ſpäteſte Zeit der Mittagstafel, jetzt nähern wir uns ſchon 3 Uhr. Das Nachteſſen hat ſich immer nach dem „Diner“ gerichtet, man „ſoupirte“ um 5, 6, 7, 8, 9 Uhr, und jetzt ſetzt man ſich in Paris erſt nach 10 Uhr.

(Die Fortſetzung im dritten Stück.)

2.

Auszug aus einem Schreiben an den Herausgeber.

— — — Hier haben Sie einen Beytrag zu Ihrer Geſchichte des Bergs St. Michael, die Sie in dem Jahrgange von 1778 Ihren Leſern gegeben haben. Der Dichter Desforges, der 1769 zu Paris ſtarb, ſaß in dem Käfig, deſſen Sie erwähnen. Sein Verbrechen war, daß er, aus Indignation über die Gefangennehmung des Prätendenten, die 1749 in der Oper geſchah, ſeine Empfindungen darüber in einem Gedicht offenbarte, das damals ſtark geleſen wurde, und ſich mit den Verſen anhub.

Peuple, jadis ſi fier, aujourd'hui ſi ſervile,
Des princes malheureux vous n'êtes plus l'aſyle &c.

Seine Eigenliebe vermogte ihn, das Incognito zu verlaſſen, das eine ſo nöthige Tugend bey Aufſätzen dieſer Art iſt, und er wurde nach **St. Michel** in den Kaſten gebracht, wo er drey Jahr ſaß, und kein anderes Licht, als durch die Spalten der Kirchentreppe, erhielt. Ein menſchenfreundlicher Abt der daſigen Abtey, M de Broglio, hatte Mitleiden mit ihm, und würkte durch ſeine Fürſprache, daß ihm die Abtey zum Gefängniß angewieſen wurde. Man mußte ihn mit auſſerordentlicher Vorſicht, nach dieſer langen und dicken Finſterniß, das Licht des Tages wieder ſehen laſſen, weil es ſonſt den ſchädlichſten Einfluß auf ſeine Augen gehabt haben würde. Der Witz und die perſönlichen Eigenſchaften des Herrn **Desforges** nahmen den Abt ſo ſehr zu ſeinem Vortheil ein, daß er ihm nach fünf Jahren ſeine Freyheit ganz wieder ſchaffte ꝛc.

3.

Vanitas vanitatum! & omnia vana!

Unter allen Leidenſchaften iſt die Eitelkeit die, welche die meiſte Gewalt über die Menſchen ausübt, und wovon jeder ſeinen gemeſſenen Antheil hat, ohngeachtet keiner es eingeſtehen will.

Diejenige Eitelkeit iſt die lächerlichſte, die uns ſpornt, Talente an uns zu ſchätzen, die wir nicht haben: ſie ſchmälert gewiſſermaßen ſelbſt das Verdienſt, das wir wirklich beſitzen.

Prior's ſchönſtes Gedicht iſt ohnſtreitig das über die Seele, unterdeſſen hält es **Prior** ſelbſt nicht dafür, ſondern redete davon, als von einer Kleinigkeit, die er wie im Schlaf gemacht habe. Sein Schooskind war das langweilige Gedicht Salomo, und wer den Verfaſſer beſuchte, konnte verſichert ſeyn, mit den Lobeserhebungen dieſes verunglückten Produkts reichlich heimgeſucht zu werden.

Hogarth zog ſeine hiſtoriſchen Gemälde allen ſeinen übrigen Erfindungen vor, und hätte für ein Kompliment über ſeine Sigismunde gern die Folge von Harlot's Progreſs hingegeben.

Jarvis war ein guter Maler; **Pope** und die andern ſchönen Geiſter prieſen ihn wegen ſeiner Talente im Portraitmalen; aber Jarvis bildete ſich blos etwas auf ein wenig Spaniſch, und auf eine elende Ueberſetzung ein, die er in ſeinem Alter von Don Quichotte gemacht hatte.

Gay, der Dichter der Bettler-Oper, ſtreute dem Sir Gottfried **Kneller** in einem Gedichte ſo vielen und ſo übertriebenen Weyrauch, daß davon die Beſcheidenheit eines jeden andern würde beleidigt geweſen ſeyn. Allein Kneller fand die Verſe vortreflich, und ihren Poſaunenton noch vortreflicher, „nur, (ſagte er zu dem „Dichter) hätten Sie noch etwas von meinen Talent „für den Krieg anbringen ſollen. Ja, (fuhr der Ma„ler fort,) ja Herr Gay, in mir gieng ein groſſer „General verloren. Als ich eines Tages zu Venedig „auf dem St. Markus Platz war, und man mit Ka„nonen ſchoß, machte mir ſchon der bloße Pulver-Ge„ruch ein unendliches Vergnügen: gewiß und wahrhaftig, „Herr Gay, in mir gieng ein groſſer General verloren!“

4.

An den Bibliothekar Reichard zu Gotha, nach einem Beſuch in ſeinem Garten. 1780.

Noch einmal Dank für Deinen Ruf
Ins Stille Deiner hohen Schattenbäume,
Zum Ort für ſüſſe wehmuthsvolle Träume,
Den Dein empfindend Herz ſich ſchuf.
Genieß ihn — traure — nur daß nicht zu lange
Dein Auge, trüben feuchten Blicks,
An jener allzuwerthen Stätte hange,
Wo ſich ſo ſüſſe und zugleich ſo bange
*) „Erinn'rung abgeſchiednen Glücks,"
In Deine Seele gießt — verlaß die Stätte
Und flieh zum Heiligthum der Troſtesgöttin: **)
Vergeſſenheit der Schläge des Geſchicks
Empfange Dich im Rauſchen ſeiner Bäume,
Und wiege Dich in wolluſtvolle Träume
Von Gegenwart und Bildern künftgen Glücks.

Hß.

---

*) Aufſchrift eines Grabs unter jungen Tannen, neben einer Einſiedeley.

**) Ein Tempel der Zeit, mit der Ueberſchrift: Ce qui nous conſole.

Z.

XI.

Fragmente.

An einen Nußbaum.

(Aus Engelhofs *) Leben in den Bayeriſchen Beyträgen von 1779.)

Wenn ich vorher geſehen hätte, daß ich bey dem Abſchied von dieſem Ort die Seeligkeit genieſſen ſollte, die ich eben genoß, wie freudig würde ich hieher geleitet ſeyn! Noch iſt mir ſowohl davon, ſo wohl, und ſo wonnicht in meinem Innerſten, und in allen meinen Säften und Gebeinen!

Morgen, ſagte ich, als ich den Baum erblickte, ich glaube, ich ſagte es laut, muß ich dich verlaſſen, und dann werde ich dich nicht mehr ſehen. Hier fiel mir eine Thräne vom Auge, und ich eilte auf ihn zu, als wollte ich ihn umar-

---

*) Einer von den Romanen für das Herz, und die Bayeriſchen Beyträge, ein Journal, das bekannter zu ſeyn verdient. Engelhofs Leben iſt werth, von jedem Mann feinen Gefühls geleſen zu werden, ob es gleich noch nicht ganz ausgearbeitet iſt. Um gegenwärtiges Fragment zu verſtehn, muß man wiſſen, daß dieſer Nußbaum Engelhofen auf ſeinen Spatziergängen vorzüglich lieb war; daß er ihn jetzt beſuchte, um von ihm Abſchied zu nehmen, weil er ſich von dieſer Gegend und einer unglücklichen Leidenſchaft losreiſſen wollte: daß ſeine Geliebte ihm dieſen Abend ein Rendezvous bey dieſem Baum gegeben hatte, daß ihr Brief aber unterſchlagen worden war, und ſie Engelhof alſo nicht erkannte. Dieſen wehmüthigen Aufſatz machte er noch ſeiner Nachhauſekunft.

umarmen. Es war nur ein Baum; aber was ich da ſagte, war ein Abſchied, und das iſt doch ſo traurig, ſo wehvoll, daß ich darum oft in meinem Leben, ſo übel man mirs deutete, die beſten Menſchen nicht anſah. Ich wollte ſie lieber nicht kennen, als lieben, und dann von ihrer Liebe mich trennen. Aengſtlig eile ich davon, ſo oft mir Weſen in den Weg kommen, die eben im Begrif ſind, ſich das letztemahl zu umarmen.

Ein leiſes, halb wehmüthiges Geliſpel ſauſelnder Düfte wehte vom Baum her, und er ſagte in ſeiner Sprache: Du wirſt mich nicht mehr ſehen.

Als ich ihn erreicht hatte, lagerte ich mich auf der Erde unter ſeine Aeſte. Eben war der Thau gefallen, und die Gegenſtände verloren ſich vor meinen Augen. Die Natur begann von der ſchwülen Hitze, und dem Schweiß des Tags zu ruhen, und ſich zu erquicken. Ich hauchte, lebte das Leben mit ein, das jedes Gräsgen nun einzog und ausgoß. Höher und wunderbarer durchſchauerte mich heute das nächtliche Schweigen der Gegend, und melancholiſcher rührte mich ein noch einſamer Geſang eines Hirten im Felde, und das Bellen der Hunde in entfernten Höfen, und das Zwitſchen der heiſchern Grille. So weh war mir, und ſo froh!

Und wie mir ſo ward, öfnete mein Herz ſich zu den Gedanken der Vergangenheit und den Gedanken der Zukunft. Ich wähnte und ahndete, und wurde einer Traurigkeit im Anziehn gewahr, die darüber in mein Herz kommen wollte. Die Freude über alles, was ich gelebt habe, auch über Trübſal und Unglück, und das dunkle Zagen meiner Seele über das, was ich leben würde, als würde vieles nicht werden von dem, wovon mein Wunſch und Beſtreben hängt, drückte laſtend auf Herz und Sinn. Ich ſah hinaus in die Nacht, und klagte dem hohen Himmel.

Da dünkte mich, als ſähe ich eine weiſſe Geſtalt auf mich zukommen, und wie ſie immer näher und näher ward, verbarg ich mich hinter das Geſträuch. Es war ein armes Hirtenmädchen, ſo herzig und geiſtig, wie die Natur im Blühen. Ich konnte ihr nicht ins Geſicht ſehen, denn der lüſtige Hut ſaß ihr zu tief herunter; aber in der Faſſung, worinn ich war, ſchien mir ihr Gang und ihr Weſen mehr zu ſeyn, als ich bisher an einem Landmädchen ſah. Sie blieb alle zween Schritte ſtehen, und horchte, wie ichs auslegte, und trippelte dann wieder ſo leiſe, ſo ſchüchtern und unſchuldig, wie ein junges Reh.

Sie kam zu dem Baume, und legte ihren Kopf vertraulich an ſeinen Stamm, als hätte ſie keinen Menſchen, an deſſen Herz ſie ihn legen konnte. Die Art, womit ſies that, und ihre ganze Stellung war ſo klagend und hilfrufend, daß es klar war, ſie müſſe voll innern Leidens ſeyn, und keines Troſtes gewärtig von Menſchen.

Wir waren kaum vier Schritte voneinander, ſo daß ich den Athem an mich hielt, um nicht entdeckt zu werden. Indeß verbarg ſich der Mond hinter einer Wolke; da ſeufzte das Mädchen, und ich bedeckte meine Augen mit meinen Händen.

Wenn es Jammer iſt, was dir dieß auspreßt, dachte ich, wie rührend muß deine Geſchichte ſeyn! Und, ich will dich bitten, zu glauben, daß ich davon gerührt werden könne, ſagte ich weiter, und dich bitten, ſie mir zu erzählen.

Ich war im Begriff aufzuſtehen, als ſich etwas von ferne bewegte, und leiſe flüſterte: **Sie iſts:** [*] Das Mädchen that einen lauten Schrey, und lief nach aller

---

[*] Das waren Engelhofs niederträchtige Feinde, die das Billet ſeiner Geliebten aufgefangen hatten, und ſie nun hier belauſchten. Das Hirtenmädchen war die Geliebte, in ihrer Verkleidung, die Engelhofen zu der geſetzten Stunde hier aufzuſuchen kam.

Macht der Stimm entgegen. Ich ſprang auf, und ſah ſie noch eben im flatternden Kleid, wie ſie in die Tiefen der Nacht verſchwand. Weit hin hörte ich das Trippeln und Streifen durch die Geſträuche.

Ich trat wieder zu dem Baum. Hier ſtund ſie! — So lehnte ſie den Kopf an den Stamm! — Und ſo ſeufzte ſie, als ſich der Mond hinter die Wolke verbarg!

Ich ſank wieder an meinen vorigen Ort und Stelle. Alſo heute wäre es noch, ſagte ich, indem ich mich an ihm klammerte, für mich und dich, und würde dann nie wieder ſo ſeyn! So gerne möchte ich dir was auftragen an den, der hieher kommen, und unter deinen Schatten nach mir ſich lagern wird. Soll ich meinen Namen in deine Rinde ſchnitzen, oder durch ein Lied ihm, wiewohl du dem Müden thuſt, ſingen? Sie würden dann die Sylben meines Liedes lernen, ſagte ich, indem ich aufſtund, und dich vergeſſen, für Aug und Ohr in der mannichfaltigen Harmonie der Natur. Dann du weißt nicht — hier hubs mich fort, ich weiß nicht wie. —

Wenn ich bedenke, wie dirs gehen wird, daß es dir ergehen wird, wie manchen von denen, die deinen Werth fühlen, ſo dauerſt du mich, ob du gleich nur ein Baum biſt. Stürme und Regen, Schnee und Ungewitter werden dir nicht ſo ſehr ſchaden, als allein der, den du erquickeſt, dir ſchaden wird, — der Menſch, dieſer wird kommen, wo dus nicht vermutheſt, und Hand an dich legen. Wie der, welcher dich pflanzte, ſeine Luſt daran hatte, dich blühen zu ſehen: ſo wird dieſer ſeine Luſt daran haben, dich zu zerſtören. Wenn du unter ſeinen Streichen zitterſt, und wankeſt, und fällſt, ſo wird er vor dich hinſtehen, und lachen, und rufen: Das war ſchön gefallen.

Es waren wohl gute Menſchen, die da träumten, die Welt würde vollkommner, ſimpler werden, als ſie vor uns war. Wer würde in ſaurer Arbeit Tagelang einen Acker pflügen, wenn er wüßte, es käme hieher ein Wild, daß ihn umwühlte? Ach der Schritte vorwärts ſind ſo wenige, und an dem, der ihn waget, hängen ſich immer tauſend, die ihn zurück halten, oft zurück ziehen, tiefer als vorhin. Das gewöhnliche Thun wäre es aufbauen, fortfahren! Aber ſo iſts immer Zerſtörung deſſen, was die Vorwelt gethan hat.

XII.

PIECES FUGITIVES.

I.

STANCES.

J'aime les champs, les prés & les bois ſombres,
J'aime la paix qui regne en ce vallon;
Oui, je me plais dans l'épaiſſeur des ombres;
A tous les bois je dois une chanſon.

Dans leurs détours où chante Philomèle,
Tout ce qu'on voit, nous invite au plaiſir:
Tout ce qu'on voit, au plaiſir nous rappelle,
Et c'en eſt un que le ſeul ſouvenir.

Vaſtes forêts, aſyle ſolitaire,
Vous que jamais ne pénètre le jour;
Ce doux rayon, le ſeul qui vous éclaire,
Semble échappé du flambeau de l'amour.

Dois-

Doit-on aux Dieux d'être aimé d'une belle,
Au fond des bois on aime à ſ'égarer;
Si par malheur on aime une infidèle,
C'eſt dans les bois qu'on aime à la pleurer.

Par M. le Marquis de Pezai.

2.

VERS

*à Madame la Comteſſe de B**. ſur ſon jardin d'A.*

J'ai parcouru ce jardin enchanté,
Modeſte en ſa richeſſe, & ſimple en ſa beauté;
D'autres admireront ces jardins magnifiques,
Où l'art de ſes mains ſymétriques
Mutile avec le fer les tendres arbriſſeaux,
Où des berceaux pareils repondent aux berceaux,
Où le ſable jaunit les terres nivelées,
Où l'ennuyeux cordeau dirigea les allées,
Où l'on deſſine tout, où prompts à tout ſaiſir
Les yeux d'un ſeul regard dévorent leur plaiſir.
Mais que j'aime bien mieux l'énergique franchiſe
Et la variété de ces libres jardins,
Où le dedale des chemins
M'égare doucement de ſurpriſe en ſurpriſe,
Ces bouquets d'arbres verds négligemment épars
Et cet heureux déſordre & ces ſavans haſards!
En contemplant cette aimable impoſture,
J'ai dit de vos jardins ce que l'on dit de vous:
C'eſt l'art conduit par la nature.
Cet aſyle délicieux,
Peuplé de bois, tapiſſé de prairies,
Inſpire, dites-vous, de doctes rêveries;

Mais celle qui l'habite inſpire beaucoup mieux;
Et malgré les attraits de ces ſimples retraites,
Ce n'eſt pas la beauté des lieux
Qui fait rêver dans les lieux où vous êtes.

Par M. l'A. D. L.

3.

STANCES

*à Madame de V***.*

Si le papillon ſur ſon ſein
Folâtre & ſe repoſe,
C'eſt qu'au vif éclat de ſon tein
Il la prend pour la roſe.

Si le roſſignol qui l'entend
La ſuit dans la prairie,
C'eſt qu'il croit ſuivre en l'écoutant
Sa compagne chérie.

Vous voyez que dans ſes cheveux
Le Zéphir ſe promene;
C'eſt un eſſain d'Amours heureux
Qui ſoulevent leur chaine.

Approche-t-elle des ruiſſeaux,
L'onde reſte au rivage,
La Nayade enchaine ſes flots,
Pour fixer ſon image.

C'eſt Pomone dans nos vergers,
Dans nos jardins c'eſt Flore;
Le ſoir Vénus pour les bergers,
Et le matin l'Aurore.

Le jour le plus beau du printemps
Ne vaut pas ſon ſourire;
Les ſeux du ciel ſont moins brulans
Qu'un regard de Thémire.

Vénus la forma dans ſon ſein,
Les Graces l'adopterent;
L'Amour mit ſon arc dans ſa main,
Tous les Dieux l'adorerent.

*Par M. M**. de G***.*

4.

COUPLETS

*ſur le Parfilage, à Madame de ***

Jadis on était bien moins ſage,
Et l'on filait le ſentiment.
Las! c'était un terrible ouvrage
Alors qu'on aimait tendrement.

L'eſprit vient au monde avec l'âge.
Plus de préjugés, plus d'ennui;
Du temps on connait mieux l'uſage,
L'amour ſe parfile aujourd'hui.

Grace au ſecret du parfilage,
Soupirer, ſéduire, être amant,
Reprendre après un cœur volage,
Tout eſt l'ouvrage d'un moment.

Mais à vos pieds, belle Aſpaſie,
Le charme, hélas! eſt ſans ſuccès:
On y file toute la vie,
Et l'on n'y parfile jamais.

Par M. M. . . . . r.

No. 4.

Olla Potrida.

[illegible] Stück.

[illegible] Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalt.

Gedichte.

Dramatiſche Aufſätze.

Der Arreſtant. Ein Luſtſpiel in zwey Aufzügen nach Carmontel

Auszüge.

S [illegible]

Abhandlungen und vermiſchte Aufſä

1. Ueber Homer. Aus einer ungedruckten Franzöſiſchen [illegible] Ab Raynal.
2. Semenophille.
3. Skizzen einer Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt. Erſte Epoche von Ka dem Großen bis auf die Minneſinge von E—d.
4. [illegible]

Naturgeſchichte.

Des Herrn de Luc Widerlegung der Meynung, daß die Bewegung des Gewäſſers von Morgen nach Abend eine Urſache der Verwandlung des feſten Landes in Meer und des Meers in feſtes Land ſey, von E—d.

Anekdoten. 132.

Briefe.

Brief des ſeeligen Michaelis an Herrn — 134.

Biographie.

Nachrichten von Michel Schuhpach, aus dem Engliſchen des Coxe, und ſeiner Schweizerreiſe überſetzt, durch R — d. 136.

Romane.

Wer nach zwey Dingen zugleich greift, haſcht weder das eine noch das andre. 142.

Miſcellaneen.

1. Fragmente zu einer Geſchichte der Sitten, häuslichen Gebräuche und Bedürfniſſe, von R — d. 145.
2. Eine Rangordnung aus alten Zeiten. 149.
3. Ein Lied für fröhliche Herzen. 149.
[illegible]
Zur nöthigen Belehrung derjenigen, die in Schweden reiſen wollen. 156.

PIECES FUGITIVES.

Le [illegible] ou les Filles de Minée. A Madame [illegible]. Par M. de la Visclede, Secrétaire perpétuel de l'Académie de Marseille. 162.

Nachricht an das Publi[illegible]

Die Litteratur- und Theater-Zeitung [illegible] noch immer eines [illegible] Beyfalls, daß [illegible] diesem Jahre ununterbrochen wird fortgesetzt werden.

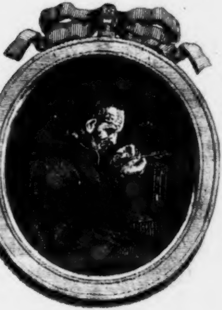
Um aber allen Irrungen [illegible] und den häufigen [illegible] auf einmal zu [illegible], mache ich hierdurch nochmals bekannt, daß die [illegible] Jahrgänge dieser Zeitung [illegible] und von 1779 nach wie vor bey mir um den [illegible] Pränumerationspreis von 2 Rthlr. zu bekommen sind. Die kleine Erhöhung von 16 Groschen auf den [illegible] Jahrgang hat nur erst [illegible] nommen [illegible] haben. Diejenigen [illegible] Litteratur- und Theater-Zeitung [illegible] ihres Orts [illegible] Porto [illegible] mehr dafür zu [illegible] ich das gute Zutrauen, daß die [illegible] ämter, welche sich zeither billig haben [illegible] dies hoffentlich auch künftig thun werden. Sollte aber [illegible] Liebhabern vierteljährig [illegible] Jedoch muß [illegible] für den ganzen Jahrgang [illegible] In diesem Fall aber [illegible] Bestellungen gemacht werden, und [illegible] so an mich einzuschicken. Berlin den [illegible] Februar 1781.

Arnold Wever.

Olla Potrida.

1780.

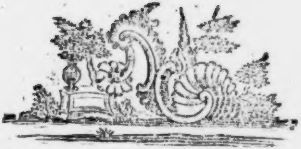
Viertes Stück.



NOSTRADAMUS.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.



I.
Gedichte.

I.
Impromptü
auf einige Kartenblätter, die der Verfaſſer empfing, um Verſe darauf zu ſchreiben.

Wenn euch die Muſe anvertraut,
Was ſie im Dichterſchlummer träumet,
Und mühſam aneinander reimet,
Weil ſie zu ſehr auf Nachſicht baut;
Dann wünſcht ſie oft mit ſtillem Beben:
„O hätte Sie, die euch mir gab,
„Auch Ihres Geiſtes Schwung und Leben,
„Und Ihren Witz dazu gegeben,
„So lohnte euch kein frühes Grab,
„So würdet ihr, ſtatt zu verweſen,
„Von Welt und Nachwelt noch geleſen.

R — d.

2.

An die Tonkunſt.

Gotha den 29. Auguſt 1779.

Voll Empfindung grüß' ich dich,
Komm vom Sonnenthrone,
Holde Göttin! die auch mich
Kohr zu ihrem Sohne.
Denn du warſt die Schöpferin
Meiner beſten Freuden,
Schenkteſt öfters meinem Sinn
Götter-Seeligkeiten.

Daß bey meiner Brüder Schmerz
Meine Zähre flieſſet,
Daß mein Herz in Freundes Herz
Gerne ſich ergieſſet;
Daß ich es um Gold und Kron
Nicht vertauſchen wollte, —
Wem gebühret Dank und Lohn,
Wem als dir, du Holde!

Saheſt du nicht mein Geſicht
Oft vor Wonne glühen?
Hört' ich mit Entzücken nicht
Benda's Harmonien?
Sang nicht meine Minna *) heut
Mit der ſüſſen Kehle
Ruhe mir, und Heiterkeit
In die trübe Seele?

Wem

---

*) Minna Brandes. Ich hörte ſie an dieſem Tag zum erſtenmal in ihrer ganzen Stärke.

Wenn mein ungeſtümes Herz
Schneller oft ſich hebet,
Und ein unnennbarer Schmerz
Durch die Seele bebet:
O! dann rühreſt du ſo ſüß
Des Klavieres Saiten,
Zauberſt mir ein Paradies
Nie gefühlter Freuden.

Göttin, wer dich nicht verehrt,
Wem du's Herz nicht weiterſt,
Iſt des Lebens nimmer werth,
Das du ſo erheiterſt.
Eiſern iſt des Mannes Bruſt,
Nichts kann ſie erheben;
Er miskennet jede Luſt,
Und verträumt ſein Leben.

Neige dich zu mir herab,
Höre mich, o höre!
Gieb mir, daß ich bis ins Grab
Göttin, dich verehre!
Wenn in meiner Tage Lauf
Sorgen mich umziehen;
O! ſo heitre du dann auf
Mich mit Melodien.

Bilde mir in deinem Hain
Auch mein künftig Weibchen!
Mach die Seel' ihr hell und rein,
Mach ſie ſanft, wie Täubchen.
Gieb, daß ſie der Saiten Klang
Mit Entzücken höre,
Und im frohen Wechſelſang
Dich mit mir verehre.

Wirſt du, durch mein Flehn erweicht,
Göttin! um mich ſchweben,
O ſo geh ich froh und leicht
Durch dies Erdeleben;
Heitre mich durch's Weibchens Sang,
Stille bange Thränen,
Selbſt des Todes dumpfer Gang
Wird mir lieblich tönen.

Wagenſeil.

3.

Fragmente einiger Lieder

von Hölty.

I.

Alles liebt jezt! Liebe gleitet
Durch die blühende Natur,
Und der ſchöne Mayen breitet
Ruhebetten auf die Flur,
Das verliebte Haingefieder,
Das ſich neue Zellen baut,
Tönet ſüße Liebeslieder,
Wenn der Morgenhimmel graut.

Liebe mahlt izt hellere Roſen,
Um den Mund der Schäferin,
Schäferin und Schäfer koſen
Manche goldne Stunden hin;
Sitzen unter Apfelblüthen,
Winden Blumen in ihr Haar,
Kleine Liebesgötter bieten
Nectar ihren Lippen dar.

Unſchuld blickt aus ihren Minen,
Unſchuld ihres Standes Loos,
Rothe Blüthen taumeln ihnen,
Aus dem Wipfel in den Schoos
ꝛc. ꝛc.

II.

– – – – –

Auf ihre Stirn und kleine Wangen gieſſen,
Ihr engelreines Herz,
Dem Flittergold der groſſen Welt verſchlieſſen,
Und dem Romanenſcherz.

Durchwandle Hand in Hand mit ihr in Mayen
Die Scenen der Natur,
Und miſche ſich mit ihr oft in die Reihen
Der Schäfer auf der Flur.

Geuß in ihr Herz die zärtlichſten Gefühle,
O Unſchuld, ſpiel mit ihr,
Bis ihre Pracht ſich wölbet, Schäferſpiele,
Vor ihrer Hirten Thür.

4.

Das Kartheuſerkloſter.

Erfurt 1776.

Du ſtille geweihte Behauſung, des Grabes rührendes Vorbild,
Welch eine geheime Empfindung heftet mein Auge, voll Thränen,
Auf deine einſamen Hütten! (*) – Ehrwürd'ger Greis, du Bewohner

---

*) Anm. Die Kartheuſermönche wohnen nicht in einem einzigen Gebäude, ſondern ein jeder wohnet, ganz abgeſondert, für ſich in einem klei-

Des Orts der Still' und der Andacht, Heil dir! vom leeren Gewimmel
Der gaukelnden Eitelkeit fern, und fern vom Geräuſche des Stolzes,
Kannſt du mit eignen Händen dein einſames Gärtchen dir bauen,
Und deine Seele, die oft, mit edlem Unwillen, ſtrebet,
Aus ihrem Kerker zu fliehen, mit jedem kommenden Tage,
Dem Himmel würdiger machen – Heil dir! genieße die Seegen
Der göttlichen Einſamkeit ganz, daß dein von Erdegedanken
Schon lang entwöhnter Geiſt, in Engelgefühlen zerfließe
Und zu ſeinem ewigen Urſprung ſich jauchzend emporſchwinge – herrlich,
O Greis, war ſo das Loos deiner Tage! du aber, den Jahre,
Voll Kummer des Lebens durchlebt, noch nicht die ſinkende Scheitel
Bereiften, rüſt'ger Mann, und du ſtarker, blühender Jüngling,
Der, für die Freuden des Lebens, die einſame Zelle ſich wählte;
O warſt du vielleicht das Ziel der Verachtung des höhnenden Stolzes?
Betrog dich vielleicht ein falſcher Freund? oder fühlteſt du lebhaft,
Wie alle die Wünſche der Menſchen und ihre Hoffnungen alle
So nichtig und doch ſo ſtolz ſind? War's verbitternder Eckel
Vor dieſen ſchaalen unſchmackhaften Freuden des Lebens, der dir einſt
Den blumigten Schauplatz der Welt zur traurigen Einöde machte;
Dann wohl auch dir! daß du eine ſichere Freiſtadt vor allen
Den liſt'gen Ränken der Bosheit fand'ſt, und vor dem Geräuſche
Der Thoren, und vor der Verführung des ſchön gleißenden Laſters,
Und vor des Lebens betrüglichen Freuden fand'ſt! – doch was ſeh ich?

Im

---

kleinen Hauſe, welches mit einer hohen Mauer umgeben iſt: innerhalb dieſer Mauer iſt ein kleines Gärtchen, welches ſich der jedesmalige Beſitzer ſelber bebauen kann. Die Anzahl der Häuſer ſtimmt mit der Anzahl der Mönche überein; ſie ſind ſo gebauet, daß man nicht aus einem ins andre kommen kann, weil die Thür eines jeden Hauſes nur zu einem gemeinſchaftlichen Gange in die Kirche führet. Die Strenge dieſes Ordens iſt bekannt. Ein Karthäuſermönch kömmt zeitlebens nicht wieder aus den Mauren ſeines Kloſters.

Im Aug' eine ſtumme Zähre, zittert langſam die Wange
Des Jünglings herab, der abgehärmt und bleich ſein gebrochnes,
Hinſterbendes Leben verweinet, und wie die lechzende Blume
In ſchwülen Tagen dahinwelkt. – Der du im geheiligten Kerker,
Von keinem Strahl erquickt, aus Zwang oder Unbedacht ſchmachteſt,
O weine, Jüngling, weine! dein Gott vergiebt dir die Zähren.
Die der unſchuldige Wunſch der Natur aus der Seele dir preßte!
O könnt' ich doch meine Thränen mit deinen Thränen vermiſchen,
Und ſanften lindernden Troſt in deine Seele hinweinen!
Sanftlächelnd geht die Sonn' am Frühlingsabend dir unter,
Noch röthet ihr letzter Strahl mitleidig dein einſames Fenſter,
Du legſt dich hin auf dein Lager, und träumſt von künftigen Tagen,
Voll glänzender Ausſichten, ſchwimmſt in Wonnegefühlen, verlierſt dich
In Labyrinthen von Freuden, erwachſt vom glücklichen Schlummer,
Und ſieheſt – ach, deiner traurigen Zelle öde vier Wänd', und
Kein Strahl von Hoffnung lächelt hinein – o ſäuſelt Zephire
Um dieſes Jünglings Haus, liebkoſet und trocknet mitleidig
Vom Auge die Zähr' ihm! Blühet, ihr Blumen, in ſeinem Garten,
Und um ſein Fenſter erſchalle, dein tröſtendes Lied, Philomele!
Bis der Allliebende einſt, von des Lebens quälenden Banden
Die leidende Seele befreiet, dann wirſt du, voll zärtlicher Wehmuth,
Noch oft in durchthaueten Nächten um ſeine Grabſtätte klagen.

C. P. Moritz.

5.

Elegie des Properz B. I. 14.

An Tullus.

Ob du gleich, ſanft hingeworfen am Tiberiniſchen Gewäſſer, Lesbiſche Weine aus Mentoriſcher Arbeit trinkſt, und bald verwundernd die ſchnellen Kähne laufen, bald die Nachen langſam vom Anker abſtoßen ſiehſt; obgleich der ganze Hain dichte Bäume mit ihren Wipfeln ſo hoch erhebt, als die Bäume, die den Kaukaſus drucken: ſo vermögen doch dieſe Dinge nicht, ſich mit meiner Liebe zu meſſen. Amor pflegt nie großen Reichthümern zu weichen. Denn, ſie mag nun mit mir die gewünſchte Ruhe genießen, oder mit willfähriger Liebe den Tag hinbringen, dann, dünkt mir, ſtrömen in meine Wohnung die Gewäſſer des Pactolus, werden mir Edelſteine unter den rothen Wellen geſammelt. Dann bürgen mir meine Freuden, daß mir Könige weichen würden! O daß ſie dauerten, bis das Schickſal meinen Untergang will! denn wer freut ſich der Reichthümer bey widriger Liebe? Ich verlange kein Glück, wenn Venus mir unhold iſt! Sie kann die Rieſenkräfte von Helden erſchlaffen, kann Felſenherzen Wunden ſchlagen. Sie fürchtet ſich nicht, Arabiens Gränzen zu überſchreiten, ſie ſcheut ſich nicht, Tullus, ſich unter eine Purpurdecke zu ſchleichen, und den armen Jüngling im ganzen Lager umzuwälzen. Was lindert Seide im bunten Gewebe? So lange dieſe Göttin mir ihre Gunſt ſchenkt, werde ich kein Bedenken tragen, alle Reiche der Erden und alle Geſchenke des Alcinous zu verachten.

6.

Elegie des Properz B. I. 15.

An Cynthia.

Oft fürchtete ich viel Drangſal von deinem Wankelmuth, nur dieſe Untreue nicht, Cynthia! Siehe, in welche Gefahren mich Fortuna hinreißt; dennoch biſt du fühllos bey meiner Furcht, und kannſt den geſtrigen Haarputz mit den Händen herſtellen, und mit langen Zaudern dir ein Geſicht ſuchen, nicht minder die Bruſt mit morgenländiſchen Steinen ſchmücken, wie eine Schöne, die dem neuen Gatten entgegen zu gehn ſich rüſtet. Aber nicht ſo hatte die durch des Ithakers Entfernung gerührte Kalypſo vordem an dem einſamen Meere geweint. Viele Tage hatte ſie traurig mit ungeſchmücktem Haar geſeſſen, und vieles den ungerechten Fluten vorgeſagt. Ob ſie gleich nie ihn wieder ſehen ſollte, empfand ſie doch Schmerz, des langen Vergnügens eingedenk. Alpheſiboa rächte ſtatt des Gemahls ihre Brüder, und die Liebe zerriß die Bande des geliebten Geſchlechts. Nicht ſo blieb, als die Winde den Aeſoniden entrückten, die bekümmerte Hypſipile im öden Zimmer ſtehn. Hypſipile empfand nachher keine Liebe mehr, nachdem ſie einmal für den Aemoniſchen Fremdling geſchmachtet. Evadne, durch die ſpäte Liebe des Gemahls getödtet, ſtarb, der Ruhm Argiriſcher Keuſchheit. Keine von dieſen hat dein Betragen ändern können, daß du auch berühmt in der Geſchichte würdeſt. Höre dann auf, Cynthia, den Meineid durch deine Reden zu erneuern, enthalte dich, die Götter, die ihn vergeſſen, zu erinnern. O Frevlerin, du wirſt, ach mit meiner Gefahr, dafür leiden, wenn etwa dir etwas Hartes zuſtieße! Eher mögen die Ströme ohne Laub in den weiten Ocean gleiten; eher das Jahr ſeinen Wechſel verkehren, als daß die Sorge um dich aus meiner Bruſt entweiche! Du ſeyſt, was du willſt, du ſollſt mir doch nicht fremd ſeyn! Wiewohl mir die Augen verächtlich ſcheinen ſollten, um derentwillen ich oft dem Meineide geglaubt. Du ſchwureſt, wenn du gelogen hätteſt, ſollten ſie dir in die untergehaltenen Hände ausfallen. Und kannſt du ſie nun wohl zur hohen Sonne aufheben? Zitterſt du nicht, der begangenen Bosheit bewußt?

wußt? Wer nöthigte dich, auf mancherley Weiſe bleich zu werden? Und aus den widerſtrebenden Augen Thränen zu locken? Ich — wie glücklich verdem — ſtürze ins Verderben, eine Warnung andern Liebenden, daß es ſtets unſicher ſey, irgend einigen Liebkoſungen zu trauen!

S.

II.
Dramatiſche Aufſätze.

Der Arreſtant.
Ein Luſtſpiel in Zwey Aufzügen nach Carmontel.

Perſonen.

Der Kommendant.
Die Frau Kommendantin.
Die Baroneſſe von Willmar.
Der Graf.
Lebrun, ſein Kammerdiener.
Ein Major
Ein Corporal.
Soldaten

(Die Scene iſt in einer Feſtung.)

Erſter Aufzug.

Das Theater ſtellt den Waffenplatz einer Feſtung vor, mit Bäumen und Bänken, und in der Tiefe liegt ein Schloß mit Thürmen, worinn die Gefangene verwahrt werden.

Scene I.

Der Graf. Lebrun.

Graf,

(der tiefſinnig auf und abgeht.)

Ja, unſer Glück wohnt in uns, in unſerm Herzen, und dieſe Erfahrung mache ich hier, hier? Ach, Lebrun, wie vergnügt, wie zufrieden bin ich mit meinem Schickſal; ich fühle, ich empfinde, was ich noch nicht kannte —

Lebrun. Den Werth der Freyheit, ohne Zweifel. Aber wie lange werden wir noch ſtecken müſſen? Ihre Sache zieht ſich auch verhenkert in die Länge.

Graf. In die Länge? Was willſt Du damit ſagen?

Lebrun. Habe ich mich vielleicht betrogen? Sind Sie vielleicht im Begriff, dieſen Ort zu verlaſſen.

Graf. Zu verlaſſen? Ach Lebrun!

Lebrun. Ach Lebrun, und nichts, als: ach Lebrun! Wahrhaftig, mit alle den Ach's bleibe ich ſo klug wie zuvor. Ich ſage es Ihnen, ich ennuyire mich zu Tode, ſchon ganzer ſechs Monate eingeſperrt zu ſeyn. Dieſer Ort iſt ſo verwünſcht traurig —

Graf. Traurig?

Lebrun. Ja, Herr Graf! Das ewige Getrommel, die Runden, die Gräben, ſo tief, ſo tief! ach es ſchwindelt mir, wenn ich nur daran denke. Und dann die ganze Nacht durch, ein Geſchrey in allen möglichen Tönen: Wer da? Steh Rund, Unterofficier 'raus! Ich kann kein Auge zuthun. — Sie lachen? — Und doch iſt nichts gewiſſers, ich nehme zuſehends ab.

Graf. Wir wollen ſchon einmal wieder herauskommen, Lebrun. Und Du, Du kannſt ja überhaupt gehen, wohin Du willſt, nichts hält Dich auf.

Lebrun. Herr Graf, wie können Sie mir zutrauen, daß ich Sie in Ihrem Unglück verlaſſen würde? Aber geſtehen Sie mir, es war ein toller Einfall, daß Sie ſich für eine Dame herumſchlugen, die Sie nicht kannten, und vielleicht niemals kennen lernen werden.

Graf. Das iſt eben die Quelle meines Glücks: Ich bin weit entfernt, es mich reuen zu laſſen.

Lebrun. Und dann plagt der Teufel noch Ihren Gegner, daß er krank wird, und ſechs Wochen darauf, nachdem Sie ihn bleßirt haben, aus der Welt geht, gleich nimmt man Sie beym Kopf, ſchickt Sie hieher und verſequeſtrirt alle Ihre Güter. Glauben Sie nicht, daß Ihr Onkel alles anwenden wird, um Sie ſo lange als möglich eingeſperrt zu laſſen, zwar, damit Sie keine neue Thorheiten anfangen können?

Graf. Mag er doch, Lebrun, mich kümmerts wenig. Ich habe die angenehmſte, die ſchönſte Entdeckung gemacht, eine Entdeckung ——

Lebrun. Die ſchönſte Entdeckung, die wir machen könnten, wäre wohl, wie wir hier und zwar geſchwinde Abſchied nehmen könnten.

Graf. Höre, Du weißt, wie übel ich zeither mit meinem Vermögen gewirthſchaftet habe, um glücklich zu werden; wie ich allen Vergnügungen, allen Freuden nachjagte, und ſie nie erhaſchte, wohl aber Langeweile und Verdruß die Menge erbeutete. Ach Lebrun, wie bin ich verändert; hier, hier erwartete mich das Glück.

Lebrun. Hier?

Graf. Ja hier! Mein Herz hatte noch nicht geliebt; und in der Stille der Einſamkeit lernt man die wahre Liebe kennen.

Lebrun. Wahre Liebe? Ja wahrhaftig, da ſind Sie ſehr verändert!

Graf. Gewiß, guter Lebrun, denn ich liebe, ich bete die Baroneſſe von Willmar an.

Lebrun. Die Baroneſſe von Willmar? So eine verſtändige, tugendbelobte Wittwe? welch ein Einfall! Ach, Herr Graf, Sie denken nicht daran! So ſchön auch die Baroneſſe iſt; — in Ihrem Alter — Nein! das iſt eine traurige Liebe; wenn das die Leute erführen, was würden ſie von Ihnen ſagen? Sie würden finden, daß Sie ſehr tiefgeſunken wären, ſehr tief!

Graf. Laß ſie reden, ihre Anmerkungen bekümmern mich wenig.

Lebrun. Ach, ſeyn Sie nur erſt wieder frey; ich weiß, Sie werden geſchwind die Sprache ändern, wieder von der Blonden zur Braunen, und von einer Liebe zur andern flattern, und ſelbſt über das lachen, was Sie allewell geſagt haben.

Graf. Nein, nein, Du betrügſt Dich. Es iſt geſchehn; ich Liebe und zwar in Ernſt!

Lebrun. Nun gut, ſo muß ich's glauben; Aber laſſen Sie uns einmal vernünftig miteinander reden. Die Baroneſſe wird bald von hier weggehn, und Sie, Sie werden bleiben müſſen, und nur noch einmal ſo unglücklich ſeyn, als vorher. Man begreift überhaupt nicht recht, was die Baroneſſe hier die zwey Monate über aufhalten kann, da ihr Bruder, den ſie hieher begleitete, geſtorben iſt. Sie ſtellt ſich zwar, als ob ſie ſich nicht von der Kommendantin trennen könnte, aber das iſt eine viel zu lächerliche Frau, als daß ſich nur eine wahre Freundſchaft zwiſchen den beyden denken ließ.

Graf. Eben deswegen wage ich es manchmal zu hoffen —

Lebrun. Daß die Baroneſſe Sie wieder liebe? Einbildung, ſage ich Ihnen, Wirkung der Eigenliebe.

Graf. Unterdeſſen ſcheinen mir doch ihre Augen zu verſtehen zu geben, daß ich ihr nicht mißfalle. Ihre Blicke, ihr bezauberndes Lächeln durchdringen meine Seele, und ſchmeicheln mir mit den ſüſſeſten Hoffnungen.

Lebrun. Ach das thun große Augen immer, ſie ſcheinen alle Welt zärtlich anzugucken; Wer wird auf ſolche Augen bauen?

Graf. Schwatze wie Du willſt, Du raubſt mir meinen ſüſſen Wahn doch nicht.

Lebrun. Gut, wenn Sie Gefallen daran finden. Aber alsdenn muß ich Sie auch warnen, auf Ihrer Hut zu ſeyn.

Graf. Wie ſo?

Lebrun. Die Frau Kommendantin ſieht Sie oft auf eine Art an, daß alle Ihre ſchönen Entwürfe vereitelt werden könnten. Sie wiſſen wohl, wo einmal Eiferſucht ſich ins Spiel miſcht, da —

Graf. Schweig! ich werde den Kommendanten und den Major gewahr.

Lebrun. Ach ich vergas, daß ich Ihnen einen Brief zuzuſtellen habe.

Graf. So gieb hurtig, und geh'. (Er lieſt während des folgenden Auftritts den Brief im Hintergrunde des Theaters. Lebrun ab.)

Scene II.

Der Kommendant. Der Major mit einem hölzernen Fuß. **Ein Corporal. Der Graf.**

Kommendant.

Alſo in dem halben Mond werden wir zwey Fuder Heu mehr kriegen, Herr Major?

Major. Ja, Herr Kommendant, und wenn Sie mich wollen machen laſſen, ſo ſtehe ich Ihnen dafür, in einem Jahr müſſen Sie doppelt ſo viel Heu bekommen; denn ich, wie Sie mich hier ſehn, verſteh mich auf die Landwirthſchaft, und weiß Mittel und Wege genug, um zu meinem Zweck zu gelangen. Primo —

Kommend. Herr Major, gieng's nicht an, daß wir das Glacis vom bedeckten Weg ein wenig weiter hinausrückten. Wir könnten ja vorgeben, man könne der Feſtung zu nahe kommen, den Gefangenen Zeichen machen u. ſ. w. Das wird unſer Heu anſehnlich vermehren. Hem! Hem! was denken Sie dazu?

Major. Gut ausgedacht, Herr Kommendant; wenn Sie wollen, ſo nehme ich es auf mich, ich! Ich bin vor dieſem Ingenieur geweſen, o kein Menſch zeichnet geſchickter. Sie hätten mich bey einer Belagerung ſehn ſollen; ich avancirte immer unbedeckt; nichts hielt mich auf; und wenn ich einmal in Schuß kam, ſo wäre ich ehe über alle Werke des Platzes hinweggeſprungen; denn es kommt da alles auf eine gewiſſe Art und Weiſe an, wie man —

Kommend. Herr Major, laſſen Sie doch dem Musquetier Piper und dem Musquetier Frenz ein zwanzig aufzählen; der erſte hat ohne Hahn am Gewehr Schildwache geſtanden, und der andere hat kein Bajonet gehabt.

Major. Das kann wohl ſeyn. Ich predige ihnen immer vor — denn Sie wiſſen, niemand führt pünktlicher die Inſpektion bey der Wachparade, als ich. Sie müſſen vielleicht nicht Acht gehabt haben —

Kommend. Das thut nichts zur Sache, nichts zur Sache, die Schuld mag an ihnen gelegen haben, oder nicht; genug — Sie verſtehen mich, Herr Major.

Major. O gewiß, gewiß, mir braucht man eine Sache nicht zweymal zu ſagen, mir nicht; nichts iſt deutlicher: und überdieß bin ich die Einſicht ſelber. Zum Exempel, eines Tages, es war bey der Parole in dem letzten Feldzug, den ich gethan habe. In dem letzten? Nein, wenn ich ſage der letzte, ſo meyne ich, den vorletzten, den in Böhmen, unter dem Feldmarſchall von — von — Wie nannte er ſich doch? Der Name thut nichts zur Sache; daß ich meine Rede nicht vergeſſe, alſo — Ach, hören Sie, es war da, wo ich mein Bein verlor — was ich ſagen wollte —

Kommend. Eben fällt mir was ein; könnten wir auf der Gallerie, Nummer zwey, nicht was an der Erleuchtung erſparen? Das wären täglich drey Lichter, die uns zu gut kämen, das trägt in der Länge ſchon was aus — Nun, Herr Major?

Major. Der Einfall iſt vortreflich. Man könnte auch ſelbſt das Holz für die Hauptwache ein bischen beſchnippeln.

Kommend. Ja, ja, das geht an! das alles müſſen wir wieder zuſammen überlegen; Wiſſen Sie was, eſſen

Sie heute eine Suppe mit mir; nachher wollen wir auch die Weinniederlage und das Brodmagazin vornehmen. Aber vor allen Dingen, Herr Major, erſt gegeſſen, das iſt meine Meinung, meine!

Major. Und die meine auch, Herr Kommendant; man gewinnt immer dabey, wenn man zwiſchen der Entſtehung eines Projekts und ſeiner Ausführung etwas Zeit läßt, und wie unſer ſeliger Obriſtlieutenant ſagte, als er noch unter dem Herrn von —

Kommend. Bis aufs Wiederſehn, Herr Major: ich will in der großen Baſtion ein bischen friſche Luft ſchöpfen, damit mir das Eſſen ſchmeckt.

Major. Recht ſo, Herr Kommendant. Und ich will das Krankenhaus, die Caſernen, die Hauptwache und die Vorrathshäuſer viſitiren, und hernach ein wenig bey der Frau Kommendantin einſprechen, um ihr meine Aufwartung zu machen. Denn es war geſtern Abends ſchon ſpät, wie ich ſie verließ, und ich bin in Sorgen, daß —

Kommend. Gehn Sie nur, gehn Sie nur, Herr Major.

Scene III.

Der Kommendant. Ein Corporal. Der Graf.

Kommendant.

Und ich, ich will dorthin gehn, und ſehn, ob ich nicht den Grafen antreffen kann. (Sich umkehrend.) Ach, da ſind Sie ja. Herr Graf, eben wollte ich Sie ſuchen.

Graf. Ich wartete nur, bis Sie den Herrn Major abgefertigt hätten, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen.

Kommend. Mein Befinden iſt heute nicht das beſte, Herr Graf.

Graf. Wie ſo? Erinnert Sie vielleicht Ihr Arm, Ihr Bein, Ihre Schultern, Ihre Augen an Ihre glorreiche Bleſſuren, und daß ſich das Wetter ändern will?

Kommend. Ey nicht doch, nicht doch. Ich habe zwar wohl ein wenig die Gicht in dem Knie, doch das iſt es nicht — Unteroffizier!

Corpor. Hier!

Kommend. Laßt keinen Menſchen hierher, er ſey wer er wolle.

Corpor. Gut, Herr Kommendant.

Kommend. (zum Grafen) Sie wiſſen, daß ich Sie, den Befehl des Hofes zuwider, ſehr freundſchaftlich behandelt habe, und daß —

Graf. Ich bin von ſo viel Gütigkeit aufs innigſte gerührt, und ich wünſchte nur, Gelegenheit zu finden, Ihnen meine Dankbarkeit auf eine thätige Art beweiſen zu können.

Kommend. Die Gelegenheit will ich Ihnen verſchaffen, Herr Graf.

Graf. O Sie machen mir die größte Freude; ich bitte, befehlen Sie.

Kommend. Sie genieſſen hier die vollkommenſte Freyheit, weil Sie ein Mann vom Stande und von Ehre ſind, weil Sie einen Stein bey mir im Brete haben, und weil ich mich auf Leute verſtehe, ich! hem, hem.

Graf. Ich bin erfreut, daß Sie eine ſo vortheilhafte Meinung von mir hegen.

Kommend. O was ich Ihnen da ſage, das ſage ich wer's nur hören will, meiner Frau, dem Major, der Baroneſſe.

Graf. Der Baroneſſe? Nun?

Kommend. Das iſt eben mein Geheimniß. Unterofficier, es kommt doch niemand?

Corpor. Nein, Herr Kommendant.

Kommend. Meine Frau, unter uns, kann es nicht lange mehr machen. Die Baroneſſe iſt ſchön, jung, reich, ihre eigene Herrin. Sie entzückt mich! wenn ich ſie ſehe, wird mir's ganz wunderlich vor den Augen, und ich denke mich in die Zeit zurück, wo ich noch Fähndrich war: auf Ehre!

Graf. Ich glaube es Ihnen. Aber weiß ſie nun Ihre Liebe!

Kommend. Das iſt eben der Teufel! ich habe ihr noch nichts davon ſagen können; aber es iſt unmöglich, daß meine Bemühungen, meine Sorgfalt ſie nicht rühren ſollte. Sie ſcheint einen Gefallen daran zu finden, mich in Feuer und Flammen zu ſetzen: Ihre Augen ſchieſſen beſtändig Breche in mein Herz. Ich möchte nur gern wiſſen, ob die meinigen dieſelbe Wirkung auf ſie machten, und das iſt ſchwer zu erfahren. Zwar ſchicke ich oft meine Seufzer recognoſciren aus, aber immer rapportiren ſie mir nichts.

Graf. Das iſt freylich betrübt; unterdeſſen muß man nur nicht zu raſch ſeyn, und ſich nicht übereilen. Denn mir iſt wegen dieſer Liebe bange; nicht als ob ich ſie misbilligte, im Gegentheil! Aber die Frau Kommendantin liebt Sie ſo zärtlich, und wenn ſie Ihre Untreue entdecken ſolte, ſo würde ſie auſſer ſich ſeyn.

Kommend. Da haben Sie Recht: Sie ſehn alles voraus; Sie werden einmal einen rechten General abgeben. Aber von der Seite haben wir keine Diverſion zu fürchten. Der Major dient uns zum Obſervations-Corps; er iſt in meine Frau verliebt, und bildet ſich ein, ich merke es nicht. Ich laſſe ihn auch machen: denn er deckt ſo meine Bewegungen, iſt ihr immer zur Seite, harcelirt ſie beſtändig, und läßt ihr nicht die Zeit, meine Neigung zur Baroneſſe wahrzunehmen.

Graf. Das iſt fürchterlich.

Kommend. Sie ſehen, wir gediente Leute wiſſen uns alles zu Nutze zu machen; Nun will ich Ihnen auch ſagen, was ich eigentlich von Ihnen verlange. Sie ſollen der Baroneſſe entdecken, daß mein Herz den lebhafteſten und wiederholten Angriffen ihrer Reize nicht hat wiederſtehen können, und daß, wenn ich das Glück gehabt habe, ihr zu gefallen, und ſie mich zu ihrem Eheherrn annehmen will, daß ſie ohne längern Aufſchub, bey ſo bewandten Umſtänden — Sie verſtehn mich, Herr Graf.

Graf. O vollkommen, vollkommen! Ich ſehe, daß dieſe Eroberung Ihnen beſcheret war, und daß ſie auch vortreflich Sie kleidet.

Kommend. Im Ernſt? Gut, hören Sie weiter. Ich habe mich anfangs tüchtig gewehrt, aber nun kann ich mich nicht länger halten, ich muß kapituliren und die Waffen ſtrecken. Sagen Sie ihr ja, ich bitte Sie, daß ich gelobe, mein ganzes Leben durch unter ihrer Fahne zu dienen.

Graf. Seyn Sie ohne Sorge, ich wills ſo gut machen, als wenn's in meiner eigenen Angelegenheit wäre.

Corpor. Herr Kommendant, die Frau Kommendantin kommt, ſoll ich ſie hieher laſſen?

Kommend. Freylich, freylich! Ich beſchwere Sie, Herr Graf, ſehen Sie, daß Sie die Baroneſſe zu ſprechen bekommen, und ſagen Sie mir hernach wieder, was

Sie erfahren haben. Aber nehmen Sie mir es ja nicht übel, Herr Graf.

Graf. O Sie ſcherzen, Herr Kommendant. (ab)

Scene IV.

Der Kommendant. Die Kommendantin.

Frau Kommendantin.

Ey, Papa, was hatteſt Du denn da mit dem Herrn Grafen vor?

Kommend. Wir ſprachen von Dir, mein Engel.

Fr. Kommend. Und warum geht er denn fort, mein Mäußchen?

Kommend. Du weißt, er hat viel Geſchäfte, und er wird wohl jetzt nach Hofe ſchreiben.

Fr. Kommend. Ach bey Gelegenheit von Geſchäften, der Major erwartet Dich in Deinem Kabinet.

Kommend. Gut, gut, ich weiß ſchon was es iſt, ich will ihn gleich aufſuchen. Du bleibſt doch nicht lange aus, meine Liebe? Laß mich nicht mit dem Eſſen warten.

Fr. Kommend. Nein, nein, Mäuschen, ich komme den Augenblick. Geh nur, geh?

Scene V.

Die Frau Kommendantin (allein.)

Wenn doch der Graf wiederkäme, da ich jetzt allein bin! Welche Freude für mich, wenn ich ihn ohne Zeugen ſprechen könnte! — Aber warum erräth er nicht, was in meinem Herzen vorgeht? Ach, er liebt mich gewiß, es iſt lauter Ehrfurcht, was ihn zurückhält. — In ſeinem ganzen Betragen herrſcht ein gewiſſes ſchmachtendes, liebeſieches Weſen, das mich ſeiner Liebe verſichert. Aber bin ich auch nicht zu grauſam? Ja, ja, das war ich. Aber nun muß ich auch die Wunden heilen, die ich geſchlagen habe. — Ich habe niemals ſolche Liebhaber gehabt wie er: freylich waren ſie etwas hitziger und zudringlicher, aber auch zugleich ſo faſelicht, ſo unbeſonnen, ſo flatterhaft — Doch wenn man ein gewiſſes Alter erreicht hat, ſo denken die Männer ſolider. Indem ſie uns lieben, ſind ſie nur, was wir ſelbſt ſind, ſie wollen uns gleich werden. —

Scene VI.

Die Kommendantin. Die Baroneſſe.

Frau Kommendantin.

Ach, meine liebe Baroneſſe, wo ſtecken Sie denn? Ich ſuche Sie nun ſchon ſeit einer Stunde.

Baroneſſe. Ich errathe, warum? Ich wette, um mit mir vom Grafen zu plaudern. Nicht wahr? Aber geſtehn Sie, daß ich recht gefällig bin, ich fange freywillig davon an.

Fr. Kommend. Ach, iſt es nicht ein ſcharmanter Junge, und habe ich nicht Urſach, ihn zu lieben?

Baroneſſe. Alles wahr, allein ich wünſchte, Sie hätten Ihrer Neigung beſſer widerſtanden.

Fr. Kommend. Was wollen Sie damit ſagen?

Baroneſſe. Eben ſchreibt man mir, daß ſeine Sache geendigt ſey, und daß es mit ſeinen Schuldnern auch bald zur Richtigkeit kommen werde.

Fr. Kommend. Gnädige Frau, Sie ſtürzen mich in Verzweiflung.

Baroneſſe. Ich ſage Ihnen, was ich weiß.

Fr. Kommend. Und Sie glauben, daß er mich verlaſſen, eine ſo ſchöne Gelegenheit aufgeben könnte, mich täglich frey und ohne Zwang hier ſehen und ſprechen zu können?

Baroneſſe. Das habe ich nicht geſagt.

Fr. Kommend. Was ſoll dann aus unſrer Liebe und aus aller Zärtlichkeit werden, die mir der Oheim eingeflößt hat! Ach, Baroneſſe, ſagen Sie ihm, wenigſtens, wie ſehr ich ihn liebe, und wie feſt ich entſchloſſen wäre, weil ich ihn gänzlich ruinirt glaubte, nach dem Tode meines Mannes, mein Schickſal mit dem Seinigen zu theilen.

Baroneſſe. Sehr großmüthig gedacht!

Fr. Kommend. Darf ich hoffen, meine Freundin, daß Sie ihm das ſagen wollen?

Baroneſſe. Können Sie daran zweifeln? Sie wiſſen, wie viel Freundſchaft ich für Sie habe, und daß mich dieſe allein hier zurückhält.

Fr. Kommend. Ach, wenn ich ihn nur ſehn, nur ſprechen könnte! Wenn er ja auf den Platz und ohne daß ich es erfahre, von hier abreiſet, ſo ſoll er mich doch wenigſtens nicht für undankbar halten. Es iſt unumgänglich nothwendig, daß er aus meinem eignen Munde hört, was ich alles für ihn fühle: Vielleicht hält ihn dann ſeine Liebe auf: — vielleicht — Ach, Sie müſſen mir noch eine Bitte gewähren.

Baroneſſe. Reden Sie, was ſoll ich thun?

Fr. Kommend. Mir eine Zuſammenkunſt mit dem Grafen ausmachen.

Baroneſſe. Verlaſſen Sie ſich auf mich, und ſeyn Sie unbeſorgt.

Fr Kommend. Sie ſind doch meine einzige, beſte Freundin. Adieu! Jetzt will ich mich erſt ein bischen wieder zu erholen ſuchen, ehe ich zu meinem Mann gehe, denn ich bin ganz echauffirt, und der gute Alte hat mich ſo herzlich lieb, daß wenn er mich ſo ſehr in Wallung ſähe, er ſich gewiß wegen meiner Geſundheit nicht zufrieden geben würde (ab.)

Scene VII.

Die Baroneſſe (allein.)

Ihre lächerliche Leidenſchaft geht mir doch nah. Wie, wenn meine Liebe zu dir, beſter Graf, ein gleiches Schickſal hätte? Aber nein, das kann ich nicht glauben. Deine Augen ſagen mir jeden Augenblick das Gegentheil, und ich habe Unrecht an deine Gegenliebe zu zweifeln. Hier iſt er! mein Herz fliegt ihm entgegen. Er nähert ſich mir mit ungewiſſen langſamen Schritten. Sollte ich mich doch geirrt haben? Nicht doch! Wahre Liebe iſt ja immer ein bischen ſchüchtern und blöde.

Scene VIII.

Die Baroneſſe. Der Graf.

Graf, (ungewiß.)

Sie iſt allein; warum ſollt' ich mir nicht den günſtigen Augenblick zu Nutze machen, um mein Schickſal zu erfahren. Das iſt das erſtemal in meinem Leben, daß mir vor einer Liebeserklärung bange iſt!

Baroneſſe. Sie ſcheinen ſo beſchäftigt, Herr Graf, daß ich um Vergebung bitten muß, wenn ich Sie unterbreche.

Graf. Unterbreche? Nein, ſchöne Baroneſſe, ſagen Sie, meine Träumereyen in Wirklichkeiten verwandeln. Sind Sie es nicht der ich alle die Freuden, alle die Reize zu verdanken habe, die mir dieſe Einöde verſchönern. Ach, gnädige Frau, wenn ich Ihnen entdecken dürfte —

Baroneſſe. Sie wiſſen, Herr Graf, ich nehme an allen den aufrichtigſten Antheil, was Sie betrift, reden Sie frey.

Graf. Nun wohl, gnädige Frau —

Baroneſſe. Haben Sie ſchon Nachricht vom Hof, und wie Ihre Sachen ſtehn?

Graf. Ja, gnädige Frau, aber dieſes iſt es nicht, was —

Baroneſſe. Was ſchreibt man Ihnen denn?

Graf. Daß alles nächſtens beygelegt ſeyn wird. Eine Dame, deren Namen man mir verſchweigt, hat ſich meiner auf das großmüthigſte angenommen, meine Schuldner befriedigt, und meine Güter völlig frey gemacht.

Baroneſſe. Ihr Arreſt kann alſo nicht lange mehr dauren, und dieſe Gewißheit muß Ihnen ſehr erfreulich ſeyn.

Graf Wie können Sie glauben, gnädige Frau, daß ich mich von einem Ort wegſehnen könnte, wo —

Baroneſſe. Nun wahrhaftig, Sie ſind der erſte, der ſeine Gefangenſchaft verlängert wünſcht.

Graf. Ach, gnädige Frau, ſo lange Sie hier ſind, tauſch' ich dieſe Gefangenſchaft um keine Freyheit in der Welt.

Baroneſſe. Aber der Hof, die große Welt, die immer neue Reize für Leute von Ihrem Alter hat, die ſich ſo gern vom Strom der Vergnügungen fortreiſſen laſſen —

Graf. Ach, gnädige Frau, je mehr man das Vergnügen ſucht, je mehr ſchwankt man in der Wahl, und je weniger werden unſre Wünſche befriedigt. Es fehlt immer was, wenn das Herz nicht dabey iſt. Und glauben Sie mir, oft entwickelt ſich das ſüße zauberiſche Gefühl der Liebe, erſt fern von der großen Welt, fern von ihrem Geräuſche, und feſſelt uns auf ewig.

Baroneſſe. Ewige Liebe? Glauben Sie daran?

Graf. Sie würde nicht ſo ſelten ſeyn, wenn es mehr Gegenſtände gäbe, die ſie verdienten, und die unſre Ideale rechtfertigten. O, gnädige Frau, die Tage, die ich hier an Ihrer Seite gelebt habe, ſind die vergnügteſten meines Lebens, und ihr Andenken allein kann mir die folgenden verſüßen.

Scene IX.

Vorige. Der Major.

Major.

Ha! Herr Graf, gnädige Frau Baroneſſe, ich bin erfreut, Sie hier beyſammen zu finden: ich muß Ihnen ſagen, daß ich in dem Augenblicke der glücklichſte und zufriedenſte Menſch von der ganzen Welt bin. Rathen Sie einmal. — Aber Sie können ein ganzes Jahr rathen und rathen, und werdens doch nicht treffen.

Baroneſſe. (bey Seite, verdrießlich.) Uns ſo zur Unzeit zu unterbrechen!

Graf (bey Seite, böſe.) Daß ihn der Teufel holte!

Major. Ich ſehe, Sie ſind beyde ganz verwundert; aber das iſt noch nicht alles. Ich wurde Sie von weiten gewahr, und da dachte ich gleich bey mir: das iſt gut, die ſollen Theil an deiner Freude haben. Aber mich kurz zu faſſen. Wiſſen Sie alſo, ich erhalte nach langem Suchen und Bitten, die nun ſchon ſeit geraumer Zeit dauern, — denn Geſchäfte von der Art ziehen ſich gar zu gerne in die Länge, und das iſt kein Wunder, weil leichtlich —

Baroneſſe. Aber was haben Sie denn erhalten?

Major. Habe ich es Ihnen noch nicht geſagt? Die Survivanz auf die Kommendantenſtelle. Iſt das nicht die angenehmſte Nachricht, die ich erhalten konnte? Nicht wahr, gnädige Frau, Sie fühlens auch?

Baroneſſe. Freylich!

Major. Und der Herr Graf?

Graf. O ſo ſehr als Sie — Das war vermuthlich alles, was Sie uns zu ſagen hatten, Herr Major?

Major. Nein, ich bin noch lange nicht fertig. Erſtlich muß ich Ihnen, meiner Schuldigkeit gemäß, meinen verbindlichſten Dank für den Antheil abſtatten, den Sie an dieſer glücklichen Begebenheit zu nehmen geruht haben; Und wichtig iſt Sie immer für mich, wie Sie leicht begreifen können, oder wie ich Ihnen vielmehr gleich erklären will.

Graf. Nein, nein, es iſt gar nicht nöthig, das giebt ſich alles von ſelber. Allein Sie werden vermuthlich nun noch ſehr vieles zu berichtigen haben, wir wollen Sie alſo nicht aufhalten.

Major. O Sie halten mich von nichts ab, ich will mir's ſchon einſtweilen merken.

Graf. Da thun Sie unrecht; wie leicht vergißt ſich was! —

Major. Bey mir nicht, ich verſichere Sie; dem Himmel ſey Dank, an Gedächtniß fehlt es mir niemals, und ein Gedanke braucht nicht auf den andern zu warten; und wie ich vorhin ſagte, weil Sie ſo viele Freundſchaft für mich haben, ſo bin ich ſehr erfreut, Ihnen im Vertrauen geſtehn zu können, daß ich mehr als eine Urſache hatte, warum ich dieſe Survivanz wünſchte, denn es wäre gar nicht recht, wenn ich Ihnen ein Geheimniß daraus machen wollte, Sie nehmen gar zu vielen Antheil an dem, was mich angeht; nein, nein, Undankbarkeit iſt mein Laſter nie geweſen; Sie ſollen alles erfahren, und um es Ihnen mit zwey Worten zu ſagen —

Graf. Aber, Herr Major, ich bin überzeugt, daß die Frau Baroneſſe gar nicht lüſtern nach Ihren Geheimniſſen iſt.

Major. Verzeihen Sie mir, Herr Graf, verzeihen Sie mir; es iſt unumgänglich nöthig —

Baroneſſe. Der Kommendant wartet auf uns; er wird es übel nehmen, wenn wir ſo lange ausbleiben.

Major. Ja, er wartet auf Sie, das iſt wahr, und er hat mich hergeſchickt, es Ihnen zu ſagen: aber, er wird es nicht übel nehmen; und überdieß, ich bin den Augenblick fertig —

Graf. (ungeduldig, bey Seite.) Der unerträgliche Schwätzer! — Aber Herr Major —

Major. Nein, nein, ich will Ihnen den Urſprung und alle Particularien erzählen, die mich bewegen haben —

Baroneſſe. Ich verſichere Sie, ich kann keinen größern Antheil daran nehmen, als ich ſchon genommen habe, alſo verſchonen Sie mich —

Major. Sehen Sie, das iſt der Fall. Es iſt ſchon mehr denn zwanzig Jahre, daß ich in die Frau Kommendantin verliebt bin; ſie weiß es ſehr wohl, und da meine Umſtände nicht die beſten ſind, und ſie einſt, durch die Sparſamkeit ihres Mannes, der ſehr alt iſt, ein großes Vermögen ererben wird, ſo würde mir dieſe Convenienz ſehr zu ſtatten kommen, und mir die Reizungen der Frau und die Bedienung des Mannes mit einem Zug verſchaffen: denn ſie kann alsdenn meine Hand nicht mehr ausſchlagen. Ueberdieß bin ich noch ſo friſch und rüſtig, als einer; ich befinde mich wohl, und wenn ich gleich nur ein Bein habe, ſo geh ich doch immer damit meinen guten Gang weg; man ſieht mich allenthalben, und ich werde meinen Geſchäften recht gut obliegen können: ich verſichere Sie, es ſoll ſich weder der König noch meine Frau im Dienſt über mich zu beklagen haben. Doch halt, ich vergeß Ihnen zu ſagen —

Baroneſſe. (ihren Arm dem Grafen gebend.) Ein andermal, Herr Major, ein andermal.

Graf. (zur Baroneſſe.) Ach, gnädige Frau, wie ſehr bedaure ich die koſtbaren Augenblicke, um die er mich gebracht hat.

Major. (nachfolgend.) Ich gehe mit, ich will es Ihnen vollends unterwegens erzehlen.

Zwey-

Zweyter Aufzug.

Scene I.

Der Kommendant. Der Graf.

Kommendant.

Nun, geſchwind, Graf, reden Sie, was hat die Baroneſſe geantwortet? War ſie recht verwundert? Was darf ich hoffen? Giebt ſie nach? Iſt ſie von der Ehre gerührt, hier dereinſt unumſchränkt herrſchen zu können? Liebt ſie mich?

Graf. Sie fragen ſich ja ganz aus dem Athem, Herr Kommendant. — Ich habe noch keine Gelegenheit finden können, mit ihr darüber zu ſprechen, aber, ſeyn Sie verſichert, der heutige Tag ſoll nicht vergehn, ohne daß Sie wiſſen ſollen, woran Sie ſind: verlaſſen Sie ſich darauf.

Kommend. Ich baue auf Sie, wie auf mich ſelbſt; und ich habe jetzt neue Urſachen, warum ich wünſchte, daß Sie ein wenig damit eilten. Ich weiß nicht, ob Sie mich verſtehn, Herr Graf.

Graf. Will uns vielleicht die Baroneſſe verlaſſen? Ich fürchtete es.

Kommend. Nein, das nicht, das nicht. Ich habe nur nichts vor den Leuten ſagen wollen, aber ich bin erfreut, es Ihnen jetzt ſagen zu können: Sie ſind frey! Niemand weiß es noch, als der Major.

Graf. (beſtürzt) Wie? iſt meine Sache beygelegt?

Kommend. Ja, aber es ſcheinet, die Nachricht iſt Ihnen unangenehm.

Graf. O, im geringſten nicht; aber ich kann kaum glauben —

Kommend. Wenn ich Ihnen aber ſage, daß nichts gewiſſer iſt. Kommen Sie, kommen Sie, verſtellen Sie ſich nicht gegen mich; geſtehn Sie nur, daß Sie für Freuden außer ſich ſind. Denn wie man mich verſichert, ſo iſt es eine ſehr liebenswürdige Dame, der Sie das alles zu verdanken haben, die ſehr reich ſeyn ſoll, und deren einziger Wunſch iſt, Sie zu heyrathen. Gewiß werden Sie nicht undankbar ſeyn wollen, und alſo ſehe ich, von dem Augenblick an, in Ihnen den glücklichſten unter allen Menſchen, und bezeuge Ihnen zum voraus mein Vergnügen darüber.

Graf. Ich ſchwöre Ihnen, daß ich von dem ganzen Handel nicht das geringſte verſtehe, und daß ich gar nicht weiß, wer die Dame iſt, in die Sie mich ſo verliebt glauben.

Kommend. Bravo, Bravo, ich lobe, daß Sie ſo diſcret ſind; es iſt was ſeltenes in Ihrem Alter. Aber haben Sie ſich dieſen Winter nicht für Sie geſchlagen? Hem, Hem, Herr Graf.

Graf. Und Sie glauben —

Kommend. Ich weiß noch mehr, ich bin meiner Sachen gewiß.

Graf. Ich habe ſie in meinem Leben nicht geſehn, und ich kenne ſie ſchlechterdings nicht.

Kommend. Wenn ich Ihnen aber ſage, daß ich von allem unterrichtet bin. Ich habe die Baroneſſe nur ein einziges Wort davon geſagt, und ſie ſchien aufrichtiger Antheil an dieſem glücklichen Zufall zu nehmen.

Graf. (lebhaft) Die Baroneſſe?

Kommend. Ja ſie; ſie iſt gewiß eine von ihren beſten Freundinnen. Sie kennt die bewußte Dame, wie ſie ſagt, und ſie behauptet, daß Sie mit ihr das glücklichſte Leben von der Welt führen werden. Sie ſehn, ich weiß alles.

Graf. (bey Seite) Wie ſehr betrog ich mich, als ich mich von der Baroneſſe geliebt wähnte!

Kommend. Noch mehr, ich weiß, daß dieſe Dame heute herkommen, und Sie abholen wird.

Graf. Die Dame, für die ich mich, wie Sie ſagen, geſchlagen habe?

Kommend. Eben die. Wie ſehr beneide ich Ihr Schickſal, lieber Graf! Iſt wohl was ſüſſers, als ſich in die Arme der Perſon zu werfen, die wir lieben, in ihrem Herzen zu befehlen, und alle unſre Befehle zuvorgekommen zu ſehn? Da iſt kein Major, kein Adjutant, der geſchwinder fliegt als die Begierden, und kein Feind, der ſich mit mehr Anmuth ergiebt, als eine ſchöne und zärtlich Geliebte. Reiſen Sie, eilen Sie, wohin Liebe und Ehre Sie rufen!

Graf. Ach, Herr Kommendant, glauben Sie, daß ich in der Entfernung von Ihnen glücklich ſeyn werde? Wo iſt die Geſellſchaft, die ſo angenehm ſeyn kann als die Ihrige. Wie viel habe ich nicht bey Ihnen gelernt. Es iſt ſo gut, als ob ich einen Feldzug mitgemacht hätte. Ein alter Officier, wie Sie, kann nicht genug angehört, nicht genug bewundert werden.

Kommend. Ich bin erfreut, bey Ihnen eine ſolche Denkungsart zu finden, gewiß Sie werden einmal ein großer Kriegesheld werden. Was mir aber das meiſte Vergnügen macht, und was meine Unruhe in etwas ſtillt;

ſtille; das iſt, daß Sie nicht ſo eilig ſind, uns zu verlaſſen, als ich befürchtete; Sie verſtehn mich wohl, warum?

Graf. Da würde ich ſehr undankbar handeln. Nein, Herr Kommendant, ich verſpreche Ihnen; ich bleibe ſo lange hier, als Sie mich hier leiden wollen.

Kommend. Wenigſtens nur ſo lang, bis mein Glück entſchieden iſt.

Graf. Glauben Sie, daß ich damit ernſtlich beſchäftiget bin.

Kommend. (wird die Frau von Willmar gewahr) Die Baroneſſe! Nutzen Sie den Augenblick: Ich will mich nicht weit entfernen, damit ich mein Schickſal erfahre, ſobald ſie Sie verlaſſen hat.

Scene II.

Die Baroneſſe. Der Graf.

Baroneſſe, (für ſich.)

Ich will doch ſehn, ob die Probe, die ich verſuchen will, gut ausfallen wird, und ob der Graf ſein Glück argwöhnt; Ehe ich mich ihm entdecke, kann ich mich ſeines Herzens nicht genug verſichern.

Graf. Ach, gnädige Frau, Sie ſehn einen Menſchen, der in Verzweiflung iſt.

Baroneſſe. Und warum, Herr Graf?

Graf. Der Kommendant wird Ihnen geſagt haben, was mir für ein Streich begegnet. Gnädige Frau, ich werde nicht allein gezwungen ſeyn, dieſen Ort zu verlaſſen, ſondern man verſichert mich noch überdieß, daß die unbekannte Dame, die ſo großmüthig an mir gehandelt hat, in mich verliebt iſt, und mich durchaus heyrathen will. Kurz es iſt ein ſo räthſelhafter, abſcheulicher Handel, daß ich nicht daraus klug werden kann.

Baroneſſe. Aber Sie ärgern ſich da wirklich vergeblich, über den glücklichſten Zufall, der Ihnen nur begegnen konnte.

Graf. Nein, nein, es iſt kein glücklicher Zufall für mich! Die Hoffnung hatte mein Herz verführt; ich ſchmeichelte mir — ach, gnädige Frau, ich werde den Tod davon haben.

Baroneſſe. Ich verſtehe Sie nicht. Dieſe Dame, wie man ſagt, ſoll nicht ohne Annehmlichkeiten, ja, ſogar liebenswürdig ſeyn: viele Leute ſollen ſich um ihre Hand beworben haben, ſeitdem ſie Wittwe iſt. Ich dächte, der Vorzug müßte Ihnen ſchmeicheln.

Graf. Wie, gnädige Frau, Sie, Sie rathen mir, ihre Hand anzunehmen?

Baroneſſe. Allerdings; der Rath iſt ſehr geſcheit. Was können Sie gegen ſie einwenden? Sie iſt Ihnen Verbindlichkeiten ſchuldig, und ſie will Ihnen zeigen, daß ſie nicht undankbar iſt.

Graf. Nein, nein, gnädige Frau, ſie iſt mir nichts ſchuldig, ich kenne ſie gar nicht. Ein grober Menſch beleidigt ſie auf der Redutte in meiner Gegenwart; es misfället mir, ich halte mich öffentlich darüber auf; jener nimmts übel, was war nun natürlicher, als daß wir uns ſchlugen? Ich ſehe da gar nichts, was ſie verbindet, alles das für mich zu thun, was ſie gethan hat.

Baroneſſe. Nun gut, je feiner und großmüthiger Ihre Denkungsart iſt, Herr Graf, je mehr müſſen Sie von dem Betragen der Dame gerührt werden; es verſprich ſpricht Ihnen eine Zukunft, die Ihnen nicht anders als ſehr reizend vorkommen kann.

Graf. Ich müßte ſie alsdenn auch lieben können; aber iſt man Herr über ſein Herz?

Baroneſſe. Sie werden ſie lieben; ſie wird Sie rühren: ich verſichere es Ihnen; Ihr Herz wird gegen ſie nicht unempfindlich bleiben können.

Graf. Sie kennen es nicht, gnädige Frau, dieſes Herz, von dem Sie reden, es iſt voll — und von wem! — ach Baroneſſe!

Baroneſſe. Ein Herz voll wahrer Zärtlichkeit bleibt niemals unvergolten. Wer zu lieben weiß, verdient auch, es zu werden; Es kommt ein Tag, den wir nicht hofften, und der uns doch alle das Glück beſchert, nach dem wir ſeufzten.

Graf. Ach, was ſagen Sie? Wie, ich könnte hoffen, daß einſt —

Baroneſſe. Ich wünſchte, Sie zu tröſten und Ihre Unruhe ſtillen zu können, ich kann, da ich abreiſe, den Gedanken nicht ertragen, Sie hier ſo unglücklich zu wiſſen.

Graf. O Himmel, Sie wollen uns verlaſſen?

Baroneſſe. Ja, morgen reiſe ich ab. Dringende Geſchäfte rufen mich in die Stadt. Unterdeſſen wünſchte ich, des Zuſtands ohngeachtet, in dem Sie ſich befinden, daß Sie mir zu einem kleinen Spaß behülflich wären, und ich hoffe nicht vergebens zu bitten.

Graf. Ich bin allzuglücklich, gnädige Frau, wenn ich Ihnen wo dienen kann, reden Sie, befehlen Sie. Mein Leben, und alles, was in meinen Kräften iſt, gehört Ihnen.

Baroneſſe. Ich verlange nur eine ganz kleine Gefälligkeit von Ihnen. Die Kommendantin liebt Sie, und wünſchte Sie gern vor Ihrer Abreiſe zu ſprechen; Ich habe es auf mich genommen ein Rendezvous auf dieſen Abend bey Ihnen zu beſtellen.

Graf. Aber ich bin jetzt gar nicht im Stande, die Frau Kommendantin zu unterhalten. Was ſoll ich ihr ſagen?

Baroneſſe. Was Ihnen belieben wird, ich ſchreibe Ihnen nichts vor. Sind Sie es zufrieden?

Graf. Ja, aber unter einer Bedingung; Sie müſſen eben die Gefälligkeit für den Kommendanten haben; Er liebt Sie bis zum raſendwerden, und hat mir in Anſehung Ihrer, eben den Auftrag gethan, den Sie von ſeiner Gemalin haben.

Baroneſſe. Wie, reden Sie im Ernſt?

Graf. Bey meiner Ehre!

Baroneſſe. Nun, das iſt drolligt! Aber überlegen Sie, bey mir geht das nicht ſo gut an, wie bey Ihnen. In der Nacht — was würde der Wohlſtand —

Graf. Sie wagen aber nichts dabey?

Baroneſſe. Gut, ich gebe meine Einwilligung dazu. Er wird freylich nicht Urſache haben, ſehr zufrieden mit mir zu ſeyn; allein ich kann Ihnen nichts abſchlagen. Ich empfehle mich, Herr Graf. Wir ſehen uns doch noch wieder?

Graf. Ach, gnädige Frau, ich weiß nicht, was aus mir werden wird.

Scene III.

Der Graf, (allein.)

Alter hilft doch vor Thorheit nicht! Was das für eine närriſche Grille von dem alten Mütterchen iſt, in mich verliebt zu werden. — Halt, ich bekomme einen Einfall, wie ich mich von dieſer verdrießlichen Zuſammenkunft losmachen, und meiner Liebe ganz überlaſſen kann. Das Beſte iſt, ich erwarte hier den Kommendanten, und flechte ihn in meinen Plan mit ein. Dann will ich mich der Baroneſſe zu Füſſen werfen, und ihr Herz rühren oder ſterben.

Scene IV.

Der Graf. Lebrun.

Lebrun.

Fröliche Bothſchaft, Herr Graf, wir ſind frey. Reiſen wir dieſe Nacht noch?

Graf. (tiefſinnig) Dieſe Nacht?

Lebrun. Warum nicht, wir gewinnen immer am Weg. Ach ich bin ſo vergnügt, ſo vergnügt, daß wir wieder nach Wien kommen, ich kenne mich nicht für Freuden. Die Poſtpferde werden's empfinden. Um welche Stunde befehlen Sie, daß ſie da ſeyn ſollen?

Graf. Morgen will ich Dirs ſagen.

Lebrun. Morgen? Das heißt zu viel Zeit verlieren. Die Baroneſſe reiſt auch; wiſſen ſie's vielleicht noch nicht?

Graf. Ich weiß es.

Lebrun. Nun ſo begreif ich nicht, was Sie hier noch aufhalten kann.

Graf. Der Kommendant kommt; geh; aber entferne Dich nicht zu weit; wir könnten Deiner nöthig haben.

Lebrun. Ich bleibe in der Nähe. (ab.)

Scene V.

Der Kommendant. Der Graf.

Graf.

Herr Kommendant, Ihre Sache geht erwünſcht; die Baroneſſe willigt in die Zuſammenkunft.

Kommend. Sie willigt darein? Ach, liebſter Graf, ich muß Sie umarmen: die Baroneſſe ſoll gewiß mit mir zufrieden ſeyn. Ich will ihr Herz in aller Form angreifen, und ich ſtehe Ihnen dafür ſie ſoll ſich nicht lange halten können. Das iſt nicht mein erſtesmal, und in meiner Jugend war ich auf die Mädchen wie der Teufel — Hem, hem, Sie verſtehn mich, Herr Graf.

Graf. Das glaube ich! Sie ſollen recht verliebt in Ihre Frau Gemalin geweſen ſeyn.

Kommend. Ach, ich wünſchte nur, Sie hätten geſehn, wie ich mit ihr umhergeſprungen bin. Aber, à propos, das iſt ein verfluchter Streich! ſie iſt immer gewohnt, daß wir des Abends zuſammen ſpatzieren gehn. In aller Welt, wie ſange ich es an, daß ich mich von ihr losreiſſe, ohne daß ſie was merkt. Hem, hem, Herr Graf?

Graf. Das wird freylich ſchwer halten; unterdeſſen fällt mir doch ein Mittel ein, wie es vielleicht angienge.

Kommend. Nur geſchwind, was für eins?

Graf. Sie kennen den Lebrun. Es iſt ein luſtiger Zeiſig, der das Talent beſitzt, alle Leute vortreflich nachmachen zu können.

Kommend. Nun weiter.

Graf. Wiſſen Sie was, geben Sie ihm Ihr Kleid.

Kommend. Ich habe noch eins, das dieſem vollkommen gleich iſt.

Graf. Vortreflich!

Kommend. Weiter, weiter!

Graf. So bald es Nacht iſt, und Sie ſich davon geſchlichen haben, ſoll er Ihre Stelle einnehmen, und es iſt unmöglich, daß die Frau Kommendantin den Betrug merken kann.

Kommend. Die Kriegsliſt iſt vortreflich ausgeſonnen.

Graf. Auf allen Fall will ich Ihnen meinen Rock geben, damit ſie Sie nicht erkennt, wenn Sie ihr etwa begegnen ſollten.

Kommend. Die Ordre de Bataille könnte nicht beſſer angelegt ſeyn, nun iſt's meine Sorge, die Poſten gehörig zu occupiren.

Scene VI.

Der Kommendant. Der Graf. Lebrun.

Graf, (ruft.)

Lebrun!

Lebrun. (kommend) Herr Graf!

Graf. Vergiß nicht, ſobald es dämmericht wird, zum Herrn Kommendanten zu gehn, und alles zu thun, was er Dir ſagen wird; vorhero aber komm zu mir.

Lebrun. Wie Sie befehlen.

Kommend. Es wird aber doch nöthig ſeyn, daß Sie der Baroneſſe einen Wink davon geben, damit Sie ſich nicht in den Perſonen irrt.

Graf. Allerdings; eben will ich hingehn.

Kommend. Ich will Sie ein Stück Wegs begleiten, und noch eins und das andre mit Ihnen verabreden.

Scene VII.

Lebrun, (allein.)

Was Teufel ſoll ich denn bey dem Kommendanten machen? Ach, er wird mir vielleicht einen Paß geben wollen, daß ich die Poſtpferde beſtellen kann. Liebes, ſchönes, theures Wien, ſo ſoll ich dich wiederſehn. Ach ich wäre geſtorben, wenn ich noch länger von dir hätte entfernt ſeyn ſollen.

Scene VIII.

Die Frau Kommendantin. Lebrun.

Frau Kommendantin.

Nun, Lebrun, Dein Herr wird alſo abreiſen?

Lebrun. Ja, gnädige Frau, und ich bin außer mir vor Freude!

Fr. Kommend. Weißt Du auch gewiß, daß er reiſet?

Lebrun. Ach Sie ſcherzen, Sie werden das beſſer wiſſen als ich; Sie haben ohne Zweifel den Paß für die Poſtpferde ausfertigen ſehen. Dem Himmel ſey Dank!

Fr. Kommend. Glaubſt Du, daß der Graf eben ſo freudig über ſeine Abreiſe iſt, als Du.

Lebrun. Wahrhaftig, gnädige Frau, das kann ich Ihnen nicht ſagen. Ich kenne ihn nicht mehr. Er weiß

weiß nicht mehr, was er ſagt, noch was er thut. Ich habe nicht ein einzig Wort von ihm herausbringen können.

Fr. Kommend. Er war alſo niedergeſchlagen?

Lebrun. Niedergeſchlagen? Ich glaube, ja.

Fr. Kommend. Gut, ihr reiſet alſo nicht!

Lebrun. Wie, wir reiſeten nicht?

Fr. Kommend. Nein, nein, Lebrun, ich ſchmeichle mir damit.

Lebrun. Sie ſchmeicheln ſich vergebens, ich will ihn ſchon darinn beſtärken.

Fr. Kommend. Er mich verlaſſen? würde ich leben können!

Lebrun. (bei Seite) Das wußte ich wohl, daß Sie ſich in meinem Herrn verſchoſſen hatte.

Fr. Kommend. Lieber Graf, was ſoll aus mir werden?

Lebrun. Nehmen Sie mir's nicht übel, da mögen Sie zuſehn, gnädige Frau; aber aufhalten ſollen Sie uns deswegen nicht.

Fr. Kommend. Nicht?

Lebrun. Im Gegentheil, wir wollen die aufſuchen, die uns lieben und die wir lieben.

Fr. Kommend. Die ihn liebet? So warte doch einen Augenblick.

Lebrun. Ich kann nicht, gnädige Frau, ich muß einpacken. (ab.)

Scene IX.

Die Frau Kommendantin. Die Baroneſſe.

Frau Kommendantin.

Ach, gnädige Frau, er verläßt mich, er will fort!

Baroneſſe. Wer, der Graf?

Fr. Kommend. Ja, Baroneſſe, die Minute!

Baroneſſe. (für ſich) O Himmel, wäre es möglich, daß ihn die Verzweiflung — (laut) Wer hat es Ihnen geſagt?

Fr. Kommend. Lebrun, der eben wegging.

Baroneſſe. Das iſt unmöglich, ich ſtehe Ihnen dafür, er hat mir verſprochen, Ihnen dieſen Abend unter dieſen Bäumen ſeine Aufwartung zu machen.

Fr. Kommend. Das hat er Ihnen verſprochen? Ach, meine Freundin, wäre es möglich? — Ja, ich hoffe alles von dieſer Unterredung; vielleicht läßt er ſich rühren, vielleicht bleibt er. Wie verlangt mich nach dem glücklichen Augenblick! es wird ſchon Abend; ſobald ich werde mit meinem Mann meinen gewöhnlichen Spaziergang gethan haben, will ich mich von ihm loszureiſſen ſuchen, und meinen lieben Grafen aufſuchen; Wenn er bliebe! Baroneſſe, wenn er bliebe! — Ich laufe, damit ich deſto geſchwinder wieder da ſeyn kann.

Scene X.

Die Baroneſſe.

Sollte der Graf wirklich dieſe Nacht abreiſen? Wenn man liebt, ſo hofft man bis zum letzten Augenblick, und ich dächte doch, er hätte wünſchen müſſen, mich noch einmal zu ſprechen. Seine bekannte Flatterhaftigkeit hielt mich ab, mich ihm zu erkennen zu geben; aber länger darf ich ihn nun nicht in der Ungewißheit laſſen. Es kommt jemand. Es iſt beynahe Nacht; mein Kleid gleicht den ihrigen ziemlich, wenn ich dieſen Hut etwas tieſſer rücke, dieſen Schleyer überſtürze, und meine Stimme etwas verſtelle, so hält er mich vielleicht für die alte Närrin. Da iſt er!

Scene XI.

Die Baroneſſe. Der Graf.

Graf.

Wo muß denn die Baroneſſe ſtecken; ich ſuche ſie allenthalben. Sollte ſie mich fliehen — Aber was ſehe ich; das iſt die Kommendantin. Da bin ich ſchön angekommen!

Baroneſſe. (mit verſtellter Stimme) Ach, lieber Graf, endlich kann ich Sie ohne Zeugen ſprechen?

Graf. Sie iſt es; wie rette ich mich.

Baroneſſe. Iſt es wahr, daß Sie uns verlaſſen wollen?

Graf. Gnädige Frau, glauben Sie nicht —

Baroneſſe. Reden Sie frey, ohne Verſtellung.

Graf. Gnädige Frau —

Baroneſſe. Ich muß freylich geſtehn, daß ich Ihnen ein wenig zu ſtrenge begegnet habe.

Graf. Gnädige Frau —

Baroneſſe. Ich hoffe aber doch nicht, daß Sie mein Widerſtand beleidigt haben wird.

Graf. Gnädige Frau —

Baroneſſe. Ihre Augen haben mich ſo vielmals verſichert, daß ich einigen Eindruck auf Ihr Herz gemacht hätte, ſollten Sie mich betrogen haben?

Graf. Gnädige Frau.

Baroneſſe. O immer, gnädige Frau, können Sie denn nicht anders antworten?

Graf. In der That —

Baroneſſe. Wenn Sie mich noch lieben, warum verlieren Sie die Sprache?

Graf. Ich bin —

Baroneſſe. Fürchten Sie vielleicht, daß ich Ihre Liebe mißbilligen werde?

Graf. Ich muß geſtehn —

Baroneſſe. Sie kennen mich nicht. Reden Sie, ich erlaube es Ihnen, Und wenn Sie auch aufrichtig lieben —

Graf. Ich, gnädige Frau?

Baroneſſe. Ja, ich ſchwöre, meine Hand keinen andern zu geben, als Ihnen. Warum wollen Sie mich fliehen? Ach, lieber Graf, kann ich Sie nicht glücklich machen?

Graf. Was höre ich; es iſt die Kommendantin nicht.

Baroneſſe. Nein, ich bin es nicht.

Graf. (ſich bewegt nähernd) Ach, gnädige Frau, wer ſind Sie denn alſo? Reden Sie, ich beſchwöre Sie.

Baroneſſe. Ich bin ein Frauenzimmer, das Sie von dem erſten Augenblicke liebte, da ſie Sie ſah, und deſſen Eroberung Sie ſich noch mehr durch eine That verſicherten, die ſie nicht genug zu erkennen weiß.

Graf. (ſich entfernend) O Himmel, es iſt die Dame von der Redutte!

Baroneſſe. Ja, ſie iſt es; ſie bietet Ihnen ihr Herz und ihre Hand an, könnten Sie es ausſchlagen?

Graf. Ach, gnädige Frau, bin ich Ihrer würdig? Und wodurch habe ich ſo viele Gütigkeit verdient? Mein Herz iſt nicht mehr mein. Es würde Sie lieben, wenn es noch frey wäre, aber es gehört der, die ich mein ganzes Leben durch anbeten werde.

Baroneſſe. Mir! — Erkennen Sie die Baroneſſe von Wilmar, die Sie liebt, und die von Ihrer Zärtlichkeit auf's innigſte gerührt iſt.

Graf. (ihr zu Füße fallend) Wie, iſt es ein Traum? Sind Sie es würklich, der ich ſo viel zu verdanken habe, die mein Glück macht, großmüthige, theure Geliebte —

Baroneſſe. Mäßigen Sie Ihr Entzücken, lieber Graf, ich höre jemand kommen, es wird der Kommendant und ſeine Frau ſeyn.

Graf. Wir wollen ein wenig bey Seite treten. (Sie ziehen ſich in den Hintergrund der Bühne zurück.)

Scene XII.

Die Frau Kommendantin. Lebrun, (in des Kommendanten Kleider.) Vorige.

Lebrun.

Ein ſchöner Abend! Vor dieſem um die Zeit — Hem, hem, Sie verſtehen mich, mein Schatz?

Fr. Kommend. Ja, ja, Papa; ich denke noch immer mit Vergnügen an die Zeit zurück, liebes Mäuschen. Aber der Thau fällt ſtark, du könnteſt Dich erkälten; geh wieder auf Dein Zimmer; ich will mit der Baroneſſe meinen Spatziergang vollenden.

Lebrun. Ich Dich verlaſſen? Ach, Du willſt mich nur in Verſuchung führen.

Fr. Kommend. Mäuschen, wenn Du einen Catharr bekämſt, ich würde mich nicht zufrieden geben.

Lebrun. Nicht doch, nicht doch. Aber ich habe vergeſſen, was zu beſtellen; ich bin den Augenblick wieder da.

Fr. Kommend. Nun, geh nur, geh nur — dem Himmel ſey Dank! aber wo mag der Graf nun ſeyn?

Lebrun. (kömmt wieder) Ach, ich kann Dich unmöglich allein laſſen; es würde ſich gar nicht ſchicken; morgen iſt auch noch Zeit.

Fr. Kommend. Aber, wenn die Sache von Wichtigkeit iſt, warum willſt Du ſie aufſchieben?

Lebrun. (fortgehend) Du haſt Recht.

Fr. Kommend. Den glücklichen Augenblick will ich mir zu Nutze machen.

Lebrun. (kommt wieder) Du bleibſt doch hier in der Nähe, mein Schatz?

Fr. Kommend. Ja doch, ja doch, biſt Du ſchon wieder da, Du haſt mich bald fürchten gemacht.

Lebrun. Willſt Du vielleicht zu Deiner Sicherheit eine Ordonnanz haben? Sag's nur, mein Schätzchen.

Fr. Kommend. Ich, — was ſoll ich mit der Ordonnanz?

Lebrun. Nun, wenn Du nicht willſt, Adje, Mäuschen! gute Promenade!

Baroneſſe. Er hat lange gemacht, ehe er fortgegangen iſt.

Graf. Der Vogel, er treibt ſeinen Spaß mit ihr!

Baroneſſe. Wie?

Graf. Es iſt Lebrun, in Kommendantens Geſtalt. Hier kommt er. (zu Lebrun.) Du haſt Deine Sache gut gemacht; geh nun, und bereite alles zu unſrer Abreiſe.

(Die Baroneſſe und der Graf bleiben immer noch im Hintergrund zwiſchen den Bäumen.)

Scene XIII.

Der Graf. Die Baroneſſe. Die Kommendantin. Der Kommendant, in des Grafen Kleider.

Frau Kommendantin.

Ich höre flüſtern und gehen; gewiß iſt es der Graf! Süſſer Augenblick!

Kommend. Das Gehen wird mir heute recht ſauer, und doch kann ich meine liebe Baroneſſe nirgends auftreiben. Doch da iſt ſie ja wohl. Sind Sie es, gnädige Frau?

Fr. Kommend. Ja, ja, ich bin's. Kommen Sie näher, ich habe ſchon lange gewünſcht, mich mit Ihnen ohne Zwang unterhalten zu können. Aber reden Sie ſachte.

Kommend. Ach, gnädige Frau, ich bin unſterblich in Sie verliebt.

Fr. Kommend. Das iſt mir recht ſehr angenehm; das habe ich längſt gerne von Ihnen hören wollen.

Kommend. Alſo billigen Sie meine Liebe?

Fr. Kommend. Ich billige ſie nicht allein, ſondern ich verſpreche auch, Sie eben ſo ſtark zu lieben, wenn Sie nur wieder verſprechen wollen, mir niemals untreu zu werden, und mich nicht zu verlaſſen.

Kommend. (die Hand ſeiner Frau küſſend.) Ich Sie verlaſſen? Ich aufhören können, Sie zu lieben? Nein, nein, ich ſchwöre zu Ihren Füſſen; (kniend) Erlauben Sie mir Ihre liebe, weiche Hand, meine Lippen ſollen ihr die Verſicherungen meiner Liebe ausdrücken.

Fr. Kommend. Sie werden mich alſo ewig lieben?

Kommend. (ihre Hand küſſend.) Ja ewig! Ach, die ſchöne Hand!

Fr. Kommend. Kleiner Schelm, Sie beiſſen mich — So hören Sie doch auf!

Kommend. Nein, nein, ich kann's nicht ſatt kriegen, ich möchte Sie aufeſſen. (ſchreyt.) Auweh, auweh!

Fr. Kommend. Was fehlt Ihnen?

Kommend. Nichts, gnädige Frau, es iſt nur die Gicht. Auweh, auweh, mein Knie!

Fr. Kommend. Die Gicht? Gütiger Himmel, wie kommen Sie ſchon zur Gicht?

Kommend. Ach, ich weiß nicht! Auweh, das ſind verteufelte Stiche! Au, au! mein Knie, mein Knie!

Fr. Kommend. Es kommt jemand, ſtehn Sie auf, geſchwind!

Kommend. Ach, ich kann nicht, ich kann nicht.

Scene XIV.

Der Major, eine Laterne in der Hand. **Ein Corporal. Soldaten** und **Vorige.**

Major.

Gebt acht, daß kein Menſch entwiſcht; Hier in der Gegend habe ich Lärm gehört. Gewiß wird einer von den Arreſtanten ſich davon machen wollen.

Fr. Kommend. Wir ſind verloren! Um unſerer Liebe willen, ſtehn Sie auf!

Major. (ſie beleuchtend) Was Teufel — Seh ich recht! Herr Kommendant, wie Henker kommen Sie zu dem Aufzug?

Kommend. (den Major anſehend, indem dieſer und der Corporal ihn aufheben.) Ich kriegte einen Anfall von der Gicht.

Fr. Kommend. Mann, wie? biſt Du's?

Kommend. O Himmel! meine Frau! Muß ich mich herauslügen — Blitz und der Hagel! Madam, mir ſo einen Schimpf anzuthun! in meiner Gegenwart, mir!

Major. Sehn Sie doch, wie ſchön ſie bey Lichte iſt!

Fr. Kommend. Ungetreuer!

Major. (zur Kommendantin.) Ereifern Sie ſich nicht, es könnte Ihren Reizungen ſchaden.

Kommend. Die eheliche Pflicht zu verletzen. Einen Kommendanten zum — Alle Wetter — hätte ich nur nicht die Gicht!

Fr. Kommend. Du haſt auch Urſache zu reden. (bey Seite.) Mich ſo zu irren!

Kommend. (immer zorniger) Frau Kommendantin!

Major. Aber, wie können Sie mit einer ſo ſchönen Frau zanken, Sie ſind auch recht grauſam!

Kommend. Ach, zum Guckuck, Herr, ſtecken Sie die Naſe in Ihre Sachen, und laſſen Sie ſich um die meinigen ungehudelt.

Fr. Kommend. (will fort, und ſtößt auf die Baroneſſe.) Ach, Baroneſſe, Sie haben mich betrogen!

Baroneſſe. Nein, Sie ſind's, die ſich beyde betrogen haben.

Kommend. Hem, hem, Sie verſtehn mich, Herr Graf!

Graf. Herr Kommendant, die Hem, Hem, helfen jetzt nichts mehr; Sie ſehn in der Baroneſſe meine großmüthige Unbekannte, und meine liebe, liebe Braut.

Kommend. Ihre Braut! O Himmel, ich bin ein verlorner Mann, der Kinder Spott!

Baroneſſe. Nein, Herr Kommendant, wenn Sie vernünftig ſeyn, und ſich mit Ihrer Frau hübſch vertragen wollen, ſo geb ich Ihnen mein Wort, es ſoll kein Menſch was von dem Vorfall erfahren.

Graf. Sie haben ja die Frau Kommendantin ſonſt ſo zärtlich geliebt, ich dächte Sie blieben bey der alten Mode!

Fr. Kommend. Ja, liebes Mäuschen, das dächte ich auch.

Kommend. Hätte ich nur die Gicht nicht! Bey meiner Herzhaftigkeit! — Doch, mags gut ſeyn.

III.
Auszüge.

Spitzbergen.
(Aus Phips Reiſen.)

Das Land hat ein fruchtbares und recht romantiſches Anſehen. So weit das Auge ſieht, erblickt man nichts als Berge, Abgründe und Felſen. Zwiſchen dieſen liegen Hügel von Eis, die von den Bächen erzeugt werden, welche bey dem Schmelzen des Schnees längſt den Seiten der Berge herabfließen. Der Schnee im Winter und der Regen im Sommer, der oft gleich nach dem Fallen gefriert, machen dieſelben beſtändig größer. Das Eis bildet tauſenderley ſeltſame Geſtalten, in denen die Einbildungskraft Bäume, Schlöſſer, Kirchen, Ruinen, Schiffe, Wallfiſche zu erblicken glaubt. Unter dieſen Eishügeln ſind ſieben, die vorzüglich unſre Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Sie ſind unter dem Namen der ſieben Eisberge bekannt, und werden für die höchſten dieſer Art in dieſer Gegend gehalten. Wenn die Luft heiter iſt, und die Sonne die Berge beſcheint, ſo iſt die Ausſicht außerordentlich glänzend. Oft ſchimmern ſie von Gold, wie die Strahlen der untergehenden Sonne, oft in hellem Blau, wie Saphire, oft nehmen ſie alle Farben des Prisma an, und übertreffen an Glanz die reichſten Edelſteine. Die Strahlen, die ſie von ſich werfen, blenden das Auge, und erfüllen die Luft mit außerordentlicher Klarheit.

Smearingsburghhafen, wo wir landeten, iſt von den Holländern zuerſt entdeckt worden. Sie verſuchten es, eine kleine Kolonie hier anzulegen, allein die erſten Bewohner derſelben giengen den folgenden Winter alle zu Grunde. Man findet noch heutzutage Spuren von dieſer Kolonie. Ihre Oefen, Keſſel; Tröge und andere Geräthſchaft blieb in der Geſtalt von feſtem Eis noch lange, nachdem das Geräthe ſelbſt ſchon zerſtöhret worden.

Da, wo alle Gegenſtände einem neu ſind, hat man Mühe, ſich zu entſchließen, auf welchen man am erſten ſeine Aufmerkſamkeit vorzüglich heften will. Die Felſen verdienen allerdings bemerkt zu werden. Vor dem Sturm haben ſie ein feuriges Anſehn; der Glanz, den ſie zurück werfen, macht, daß die Sonne ſelbſt blas gegen ſie ſcheint. Ihre Spitzen ſind faſt immer in Wolken eingehüllt. Einige dieſer Felſen beſtehen von oben bis unten aus einer einzigen einförmigen Steinart, andere ſind aus großen marmorartigen Schichten zuſammengeſetzt, die mit rothen, weiſſen und gelben Adern durchzogen ſind, und die wahrſcheinlicherweiſe, wenn ſie polirt wären, den feinſten Marmor an Schönheit nichts nachgeben würden. Die groſſe Entfernung, und die Gefahr, dieſe Steine in großen Blöcken von da wegzubringen, mag Schuld ſeyn, daß noch niemand es gewagt hat, ſie zu bearbeiten. An der ſüdlichen und weſtlichen Seite dieſer Felſen wachſen alle die Kräuter und Mooſe, die dieſem Land eigen ſind; hingegen an der nördlichen und öſtlichen verurſachen die Winde, die aus dieſen Gegenden her wehen, eine ſo durchdringende Kälte, daß keine Pflanzen hier ausdauern können. Die Pflanzen gelangen in ſehr kurzer Zeit zu ihrer Vollkommenheit. Bis in die Mitte des Maymonats iſt die ganze Gegend zugefroren, im Anfang des Heumonats ſtehen die Pflanzen in Blüthe, und gegen das Ende dieſes Monats oder im Anfang Auguſt erreichen die Saamen ihre völlige Reiſe. Der Boden hat ſeine Fruchtbarkeit größtentheils dem Dunge der Vögel zu verdanken, die im Sommer hier wohnen, und ihre Jungen ausbrüten, und die im Winter in wärmere Klimate ziehen. Die Felſen und Abgründe ſind voll Spalten und Klüfte, in denen die Vögel ihre Eyer legen, und ihre Jungen in Sicherheit aufziehen. Die meiſten ſind Waſſervögel, die ihre Nahrung in der See ſuchen. Es giebt zwar auch Raubvögel, allein ſie ſind ſelten. Die Waſſervögel haben einen ſtarken und fiſchartigen Geſchmack, ihr Fett iſt unerträglich. Sie ſind ſo zahlreich, daß ſie zuweilen die Luft verfinſtern, wenn ſie in ganzen Truppen auffliegen, und machen ein ſo gräßliches Geſchrey, daß die Felſen weit umher davon wiederhallen.

Es giebt überdies einige wenige kleine Vögel, die unſern Schnepfen ähnlich ſind, und eine Gattung Schneevogel, der aber von demjenigen verſchieden iſt, den man in der Hudsonsbay findet.

Der Eisvogel iſt ein kleiner, überaus ſchöner, aber ſehr ſeltner Vogel. Er hat ungefähr die Größe und Figur einer Turteltaube, allein ſein Gefieder, wenn die Sonne darauf ſcheint, iſt glänzend gelb, wie der goldne Ring im Schwanz des Pfauen. Wir ſchoſſen verſchiedene Gattungen von Vögeln, deren Beſchreibung ich hier kürzlich mittheile:

Die Bergente, iſt eine Gattung wilder Enten, aber von der Größe einer Gans: Schnabel und Leib kommen mit den gemeinen Enten überein: das Männchen iſt ſchwarz und weis, das Weibchen braun: der Hals iſt weit kürzer als bey der gemeinen Ente; ihre Eyer haben eine blaßblaue Farbe, ſie legen dieſelben auf Pfaum und zartes Moos, ſie ſind nicht ſcheu, und fliegen in großen Heerden.

Die Meerſchwalbe iſt einer der ſchönſten Vögel dieſer Breiten. Wenn er fliegt, ſo ſcheint er wegen der Länge der Flügel und des Schwanzes ſehr groß, an ſich aber iſt der Leib nicht größer, als eine Lerche: Schnabel und Klauen ſind ſchön Karmeſinroth; die Augen und Füſſe glänzen ſchwarz, der Leib Perlfärbig, die Federn unter den Flügeln und Schwanz ſind weiß, der obere Theil des Kopfs iſt ſchwarz, ſeine Seitentheile ſind weiß, im Schwanze ſind vier gabelförmige Federn, und die Seiten der Federn am Rande der Flügel ſind ſchwarz. Sie fliegen paarweiſe, und werden leicht geſchoſſen; für ihre Eyer tragen ſie wenig Sorgen, und legen ſie untereinander aufs Moos hin. Die Eyer haben die Größe eines Taubeneyes, und ſind von ſchmutzig grüner Farbe mit ſchwarzen Flecken. Dieſer Vogel erhält ſich von kleinen Meerkrebſen und Meerheimen.

Der Bürgermeiſter, wie ihn die Holländer benennen, die dieſe Gewäſſer befahren, iſt ſo dick, als ein Storch, die Füſſe ſind aber nicht ſo hoch, und die Klauen mit Schwimmhäuten verſehen, jene ſind grün, und dieſe ſchwarz, der Rücken und die Flügel ſind glänzend Perlenfarbig: Kopf, Hals, Bauch und Schwanz ſind weiß, die Augen ſchwarz, mit einem hellen ſcharlachfarbnen Ring um dieſelben, er bauet ſein Neſt auf hohen Klippen, und ernähret ſich von Vögeln, oder vom Fett von Wallfiſchen, oder andern todten Fiſchen. Er fliegt nie in Geſellſchaft, aber viele ſammlen ſich um einen Ort herum: er ſchwimmt oft auf dem Waſſer, taucht ſich aber niemals unter.

Die übrigen Bewohner dieſer öden Küſte ſind weiße Bären, Rennthiere und Füchſe. Es iſt ſchwer zu begreifen, wovon dieſe Thiere im Winter ſich nähren, wenn die ganze Erde mit Schnee bedeckt, und die See um und um zugefroren iſt. Man will zwar behaupten, ſie ziehen in dieſer Jahreszeit gegen Süden zu, und finden in den unermeßlichen Wäldern des feſten Landes hinlängliche Nahrung. Wer aber die große Entfernung Spitzbergens, auch von denen ihm am nächſten gelegenen Theilen des feſten Landes, in Erwägung zieht, wird eben ſo viel Schwierigkeit finden, den Unterhalt dieſer Thiere auf ihrer Reiſe als in ihrem traurigen Vaterlande zu erklären, das ſie wahrſcheinlicher Weiſe nie verlaſſen. Der Bär iſt unſtreitig unter allen am beſten für das Klima eingerichtet, das er bewohnt. Er iſt zu Land und zu Waſſer gleich gut zu Haus, und findet an beyden Orten ſeinen ſichern Raub. Im Sommer findet er reiche Speiſen an dem Abgang von Wallfiſchen und Seekälbern, den die Wallfiſchfänger in das Meer werfen, und der überall an die Küſten hingetrieben wird.

Dieſes Thier weiß überdies mit auſſerordentlicher groſſer Geſchicklichkeit Todtenkörper auszuſpüren, ſie mögen noch ſo tief in der Erde begraben werden, können alſo allerdings etwas zum Unterhalt dieſer Thiere im Winter beytragen; allein immer bleibt doch die Frage übrig, woher ſie ihren Unterhalt zogen, eh Menſchen auf den Wallfiſchfang giengen, und dieſe unbewohnbaren Ufer beſuchten?

Die Füchſe kommen der Figur nach mit den unſrigen überein, allein an Farbe ſind ſie völlig verſchieden. Der Kopf iſt ſchwarz, und der übrige Leib weiß. Da es Raubthiere ſind, ſo ſcheint es faſt unmöglich, daß ſie im Winter ſelten aushalten können, wenn ſie im Sommer nicht genugſamen Vorrath für den Winter einſammlen. Man findet ſie in großer Menge, allein ihre Liſt und Behendigkeit macht, daß ſie ſchwer zu fangen ſind.

Amphibien ſind um Spitzbergen herum ſehr gemein; das Seekalb iſt hinlänglich bekannt, da es überall anzutreffen iſt, allein das Wallroß iſt ſeltener, und wohnt blos in den nördlichſten Breiten. Seine Figur kommt mit der Figur des Seekalbs ziemlich überein. Der Kopf iſt rundlicht, breiter als eines Ochſen, und ſieht dem Kopf eines Mopſen mit abgeſchnittenen Ohren ähnlicher, als irgend einem andern Thiere. Der Leib nimmt gegen dem Schwanz zu an Dicke ab, und hat die Größe eines unſerer größten Ochſen. Die obern Hauzähne ragen über den untern Kiefer herab, und ſind nach Verhältniß der Größe und des Alters des Thiers ein bis zwey Fuß lang und drüber. Seine Haut iſt dicker, als des Ochſen ſeine, und mit kurzen mausfarbigen Haaren beſetzt, die nach Verſchiedenheit der Jahrszeit glätter und dichter, oder dünner ſind. Seine Vorder- und Hinterfüſſe ſind den Füſſen der Maulwürfe ähnlich. Es bedient ſich derſelben ſo wohl zu Schwimmen, als ſich auf dem Lande fortzuſchleppen. Es iſt ſehr beherzt, allein, wenn es auf dem Trocknen iſt, ſo plump und ungelenkſam, das es leicht zu überwältigen iſt.

Dieſe Thiere leben immer in Haufen, oft von vielen Hunderten beyſammen, und wenn eins angegriffen wird, ſo vertheidigen ſie ſich alle gemeinſchaftlich bis auf dem letzten Athem. Wenn ſie im Waſſer verfolgt werden, ſo wehren ſie ſich bis zur Verzweiflung, und greifen ſogar die Boote ihrer Verfolger an, und ſchlagen mit ihren Hauzähnen Löcher in den Boden derſelben, wenn einige von ihnen verwundet werden, oder ſie ihre Jungen in Gefahr ſehen. Sie haben große Augen und oben am Hals zwey Löcher, aus denen ſie, wie die Wallfiſche, Waſſer ausſpritzen.

Die See um Spitzberge iſt voll Fiſche, ſie ſcheinen aber von der Vorſehung vielmehr einer dem andern zum Raub, als zur Nahrung für den Menſchen beſtimmt zu ſeyn. Der Makrele, der aber nicht in großer Menge hier angetroffen wird, verdient, theils weil er einer der geſündeſten und ſchmackhafteſten iſt, theils wegen ſeiner annehmenden Schönheit eine vorzügliche Stelle. Es ſcheint eine andere Gattung auszumachen, als diejenige iſt, die auf unſern Küſten gefangen wird. Oben auf dem Rücken iſt ſeine Farbe ein lebhaftes Blau. An den Seiten ſpielt ſie vom Grünen ins Azurne. Unter dem Bauch iſt ſie durchſichtig weiß, die Finnen glänzen wie polirtes Silber. Alle dieſe Farben ſind ſo reich, ſo lang der Fiſch im Waſſer lebt, daß man ſich ſchwerlich in der Natur etwas Schöners vorſtellen kann. Die meiſten andern Fiſche auf dieſer Küſte ſind ſchlichter Natur und von ſchlechtem Geſchmack.

Der Sägefiſch iſt ſowohl wegen ſeiner wunderbaren Geſtalt als ſeiner Feindſchaft gegen den Wallfiſch merkwürdig. Er hat ſeinen Namen von einem breiten, flachen Knochen, der von der Naſe in eine Länge von zwey bis vier Fuß ſpitzig ausläuft. Zu beyden Seiten ſteht eine Reihe Zähne in der Weite eines Fingers einer von dem andern. Er iſt auch mit einer doppelten Reihe Finnen verſehen, und im Waſſer von erſtaunender Stärke. Seine Länge iſt von zehn bis zwanzig Fuß. Er ſcheint zum Krieg geboren zu ſeyn, und Krieg iſt auch ſein einziges Gewerbe. Sein Kampf mit dem Wallfiſch iſt fürchterlich; er läßt nie von ſeinem Feinde ab, als bis er ihn entweder überwindet, oder ſeine Säge abbricht.

Der Wallfiſch iſt ein friedliches Thier, und ſchlägt ſich nie, als zu ſeiner Selbſtvertheidigung. Wenn er aber aufgebracht wird, ſo iſt ſeine Wuth ganz außerordentlich. Ein Feind, der, ſeiner Kleinheit ungeachtet, dieſem ungeheuren Thier unendliche Plage verurſacht, iſt die Wallfiſchlaus. Sie iſt mit harten Schaalen bedeckt; ihr Kopf iſt wie der Kopf einer Laus, mit zwey Fühlhörnern und mit zwey andern harten, gekrümmten Hörnern, vermittelſt welcher ſie ſich an den Wallfiſch anhängt. Unten hat ſie zwey Freßzangen, mit denen ſie ſich ihre Nahrung verſchaft, und hinten vier Füße, die ihr zu Rudern dienen. Ueberdies hat ſie hinten noch ſechs untere Haken, durch welcher Hülfe ſie ſich ſo feſt anſetzt, daß man ſie nicht losmachen kann, ohne das ganze Stück auszuſchneiden, auf dem ſie ſitzt. Ihr Schwanz iſt gegliedert, wie des Krebſen ſeiner; wenn ſie frißt, deckt ſie ſich mit demſelben, wie mit einem Schild. Sie hängt ſich an die zarteſten Theile des Wallfiſches, zwiſchen ſeine Finnen, an ſeine Lippen an, und frißt ſolchergeſtalt ganze Stücke aus ſeinem Fleiſch.

Wir fanden in Spitzbergen keine Quellen von friſchen Waſſer, allein durch die Thäler fließen kleine Bäche, die im Sommer durch Regen und geſchmolznen Schnee erzeugt werden, und aus denen man die Schiffe verſieht. Einige halten dieſes Waſſer für ungeſund, allein mit Unrecht. Die Wallfiſchfänger haben ſich deſſelben von jeher ohne ſchlimme Würkung bedient.

Eis aus der See genommen und geſchmolzen giebt ebenfalls gutes, friſches Waſſer. Bey ſtillem Wetter iſt die See hier ungewöhnlich glatt und eben, bey Entſtehung des Windes kömmt ſie nicht ſogleich in Bewegung, wenn aber der Sturm anhält, ſo erheben ſich nach und nach die Wellen bis zu einer unglaublichen Höhe. So fürchterlich auch das Toben und Schäumen dieſer aufgethürmten Wellen iſt, ſo hält man ſie doch für minder gefährlich, als diejenigen, die weniger hoch gehen, und geſchwinder einſtürzen.

Das Eis verändert ſeinen Platz beſtändig; da, wo wir in dieſer Jahreszeit Gefahr liefen, eingeſchloſſen zu werden, iſt zu gewiſſen andern Zeiten kein Eis. Dieſes giebt aber nicht den geringſten Grund zur Hofnung, eine praktikable Durchfahrt in dieſer Richtung zu entdecken; denn wenn gleich die See unter dem Pol beſtändig offen wäre, ſo wird doch dieſelbe augenſcheinlich von großen Eisdämmen bald in kleinerer, bald in größerer Entfernung umringet. Sollte es auch jemand durch einen glücklichen Zufall gelingen, eine Oefnung zu finden, ſo ſind doch Millionen gegen eins zu wetten, der zweyte, der es verſuchen würde, würde eben die gleiche Oefnung verſperrt antreffen.

Neben dem Hafen von Schmeerenberg giebt es um Spitzbergen herum noch verſchiedene andere Häfen, in denen die mit dem Wallfiſchfang beſchäftigten Schiffe bey ſtürmiſchen Wetter ihre Sicherheit ſuchen, wie auch einige Inſeln, als Prinz Karls Inſel, Kliſten-Rock, Redhill, Hackluits Spitze ꝛc. nach denen die Seefahrer ihren Lauf richten. Dieſe Inſeln ſind voll Vogelneſter, die Eyer ſind aber ſo eckelhaft, als das Fleiſch der Vögel, die ſie legen. Die Seeleute aßen ſie zuweilen: allein es iſt eine äußerſt ſchlechte Speiſe; ſelbſt die Gänſe und Enten auf den benachbarten Inſeln haben einen fiſchartigen und ſcharfen Geſchmack.

Die Luft um Spitzbergen iſt nie von Eistheilchen frey; man ſieht bey Millionen ſolcher Theile glänzend in derſelben herumflattern, wenn die Sonne ſcheint. Selten bleibt die Luft in dieſer Gegend viel Tage hintereinander hell. Zwiſchen Tag und Nacht iſt hier kein Unterſchied; dieſe iſt ſo klar als jener. Die Sonne iſt ohne Glanz, man kann ſie mit bloßem Auge, wie den Mond anſehn, ohne geblendet zu werden. Die Nebel fallen hier ſo plötzlich ein, daß man aus dem helleſten Sonnenſchein in einem Augenblick in ſolche Dunkelheit verſetzt wird, die kaum erlaubt, von einem Ende des Schiffs bis zum andern zu ſehn.

IV.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

I.

Ueber Homer.

(Aus einer ungedruckten Franzöſiſchen Handſchrift des Abts Raynal. *)

Petron bringt einen ſo magern und übelgekleideten Greis auf die Scene, daß man ihn, ſagt er, ſobald er erſcheinet, für einen von den Gelehrten hält, welche die Reichen nicht, wie man zu reden pflegt, im Wege anſehen: ex hac nota litteratorum, quos odiſſe divites ſolent. Man fragt ihn nach ſeiner Beſchäftigung; er antwortet, er ſey ein Dichter, und fügt beſcheiden hinzu, wie er glaube, kein verächtlicher, wenn er ſein Verdienſt nach den Kronen, die er erhalten habe, abmeſſe, ungeachtet dieſe Kronen auch den Unwiſſen-

---

*) An deſſen Meinungen übrigens der Herausgeber keinen Antheil nimmt.

wiſſenden durch Partheylichkeit zugewendet würden: Ego ſum poeta & ut ſpero, non humillimi ſpiritus ſi modo coronis aliquid credendum eſt, quos etiam ad imperitos deferre gratia ſolet. Man frägt ihn weiter: warum er, bey einem ſo ſchätzbaren Talente, gleichwohl genöthiget ſey, ſo ſchlechte Kleider zu tragen? Eben deswegen, antwortet er, die Beſchäftigung des ſchönen Geiſtes hat noch keinen reich gemacht, die Armuth iſt die Schweſter des Verdienſtes. Propter hoc ipſum; amor ingenii neminem unquam divitem fecit, neſcio quomodo bonæ meritis ſoror eſt paupertas.

Es ſcheinet, daß ſich **Petron** den älteſten und gröſten unter allen Dichtern, bey ſeiner erdichteten Perſon zum Urbild genommen habe.

Homer hat auf ſein Zeitalter ſo wenig Glanz geworfen, daß der Abbé d'Aubignac und einige andere deswegen gezweifelt haben, daß er jemal exiſtiret, und folglich auch etwas in Schriften hinterlaſſen habe. Sie behaupten, die Iliade und Odyſſee wären weiter nichts als eine Compilation von verſchiedenen Gedichten oder alten Trauerſpielen, die vor Alters in Griechenland wären geſungen worden; daß die erſte Zuſammentragung von Lykurg herrühre, und dieſe Gedichte hierauf aus der Gewohnheit gekommen und weniger geſchätzt worden wären; daß dieſe wieder zerſtreuten Stücke, von Piſiſtrat und ſeinem Sohne **Hipparch**, oder vielmehr durch ihre Vermittlung von den beſten Grammatikern ihrer Zeit, von neuem wären zuſammengetragen worden; daß man ſie bey ihrer Entſtehung die **Rhapſodien des Homer**, das heißt, die Sammlung der Gedichte des Blinden genannt, und darinn mehrere von den übrigen ſehr verſchiedene Verſe bemerkt habe, die von Verfaſſern herrührten, deren Genie mit dem des Verfaſſers der urſprünglichen Gedichte dieſer Sammlung gar nicht verglichen werden könne. In dieſen Angaben liegt etwas Wahres, aber auch unzählige Irthümer.

Nach der gemeinſten Meinung lebte **Homer**, welcher blind war, drey Menſchenalter nach dem Trojaniſchen Kriege, ungefähr ſechshundert Jahre vor Chriſti Geburt, etwa um die Zeit, als Numa oder Tullius Hoſtilius zu Rom regierten. Von beſondern Umſtänden ſeines Lebens weiß man nichts Zuverläßiges; es ſcheinet aber gewiß zu ſeyn, daß er herumirrend und arm gelebt habe. Er ſoll, wie man ſagt, von Stadt zu Stadt gezogen ſeyn, und ſeine Verſe recitiret haben, um von denjenigen, denen ſie das Glück hatten, zu gefallen, zu Tiſche eingeladen zu werden. Es wird erzählt, er habe der Stadt Cumes den Antrag gethan, daß er ſie durch ſeine Gedichte vereiwigen wolle, wenn ſie ihm bis an ſein Ende Unterhalt gäbe; dieſer Antrag ſey aber verworfen worden, weil eine obrigkeitliche Perſon geäuſſert habe, daß, wenn die Stadt ſich zu dieſem Schritt verleiten ließe, ſie bald ganz mit Blinden überſchwemmt werden würde. Der armſelige Zuſtand des Vaters der Dichter iſt unterdeſſen noch kein Beweis, daß die Dichtkunſt immer verachtet geweſen ſey; denn eines von ſeinen Gedichten, das von dem Volke, deſſen Städte und Helden er dadurch unſterblich gemacht hat, ſo ſchlecht belohnet worden iſt, hat, nach Verlauf ſo vieler Jahrhunderte, demjenigen Ruhm und Reichthum zuwege gebracht, der es ſeinem Volke, dem die Helden Griechenlands gleichgültig ſind, durch eine Ueberſetzung bekannt machte. **Pope** gewann durch ſeine Ueberſetzung der Iliade in Engliſche Verſe zweyhundert tauſend Pfunde. **Homer** kann ſo gut als Geſchichtſchreiſchreiber als Dichter angeſehen werden; ſeine Gedichte ſind nächſt den Geſchichtbüchern der heiligen Schrift, die älteſte Profangeſchichte, die wir haben. Die Iliade iſt nur ein Theil der Geſchichte und Fabeln des Alterthums. Die Griechen hatten damal nur Dichter zu Geſchichtſchreibern und Theologen; erſt vierhundert Jahre nach dem **Homer** ſchrieb man die Geſchichte in Proſa. Dieſer Gebrauch war ſehr vernünftig, er verhinderte, daß man ſich auf hiſtoriſche Kleinigkeiten und unbedeutende Umſtände einließ, und man überlieferte den Nachkommen nur große Begebenheiten, die ſie intereſſiren mußten. Der Götterdienſt und die Geſchichte großer Männer waren die einzigen Gegenſtände dieſer kleinen Anzahl von Schriften. Dieſe wurden lange Zeit bey den Aegyptern und Griechen in Verſen aufgeſetzt, weil ſie beſtimmt waren, auswendig gelernt und abgeſungen zu werden, wie ſolches bey dieſen von uns ſo verſchiedenen Völkern der Gebrauch war. Letztere hatten bis auf **Herodot** keine andre Geſchichte als in Verſen, und ihre Poeſie war zu keiner Zeit von der Muſik getrennt.

Die Perſon des **Homer** iſt auf eine zweyfache ſo verſchiedene Manier geſchildert worden, daß man ihn nicht für einen und denſelben Menſchen halten ſollte. Wenn wir dem einen Glauben beymeſſen dürfen, ſo iſt er der göttliche Mann, der durch die Stärke ſeines Genies die Kunſt erfand und vervollkommnete. Vor ihm hat kein Menſch gelebt, den er hätte nachahmen, keiner nach ihm, der ihm hätte nachfolgen können. Es gäbe keine Dichtkunſt, keine Poeſie, ja gar keine Wiſſenſchaften, wenn **Homer** nicht geſchrieben hätte. Er iſt es allein, der Geſetzgeber, Weltweiſe und Helden gebildet hat. Ein Faktum, das in der Geſchichte der Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften an-

gefähgeführet wird, kömmt dieſer Meinung ſehr zu ſtatten. Der Abbé **Fraguier** las, als er noch Jeſuit war, den **Homer**. Um die ſchönen Stellen dieſes Dichters ſich recht feſt ins Gedächtniß zu prägen, oder leichter wieder zu erkennen, unterſtrich er ſie in ſeinem Exemplar mit Bleyſtift. Bey der zweyten Durchleſung fand er, zu ſeinem Erſtaunen, Schönheiten, die er das erſtemal überſehen hatte, und die durch die Lebhaftigkeit, womit ſie auf ihn würkten, ihm eine Ungerechtigkeit vorzuwerfen ſchienen, da er den ſchon unterſtrichenen Stellen den Vorzug vor ihnen gegeben hatte. Eben ſo gieng es bey der dritten Durchleſung, und bey der vierten befand ſich beynahe das ganze Werk, vom Anfange bis zum Ende, unterſtrichen.

Nach ihm kann man nur alsdann von dieſem Fürſten der Dichter würdig reden, wenn man einen ähnlichen Verſuch mit ihm gemacht hat; was würde er vollends von dem gefodert haben, der ſich des Rechts anmaßen wollte, dieſen Dichter zu kritiſiren?

Eben dieſer Abbé legte ein öffentliches Gelübde in Lateiniſcher Sprache ab, alle Tage, zur Wiedervergütung der verwegenen Kritiken des Lamotte, tauſend Verſe im Homer zu leſen. **Alcibiades** gab einem Gelehrten eine derbe Maulſchelle, weil er gar nichts im **Homer** geleſen hatte. Es würde um die Backen mancher ſogenannten ſchönen Geiſter übel ausſehen, wenn es heutiges Tages ſolche Alcibiaden gebe. Man ſetzte der Madam **Dacier** zu, zu geſtehen, daß eine lächerliche Stelle im Homer eben nicht gar gut wäre; nein, ſagte ſie, ſie iſt nur göttlich. Man frug ſie einſtmal, welcher von beyden, **Virgil** oder **Homer**, ſchöner ſey. Homer, antwortete ſie, iſt um tauſend Jahre ſchöner.

Nach andern war **Homer** nur wegen ſeiner Ungereimtheiten und ſeines ſchlechten Geſchmacks ein merkwürdiger Mann. Niemand hatte von den Göttern einen ſeltſamern Begriff als er. Plump in ſeinen Erdichtungen und gefährlich in ſeinen Sittenlehren, kann man ſeine Fehler nach den Eigenſchaften, die die gute Poeſie erfodert, berechnen. **Lamotte** und **Fontenelle** ſagten: das Attiſche Salz des **Homer** ſey der Bodenſatz in dem Kammergeſchirr des Herrn und der Madam **Dacier**. **Dufresne** ſchätzte den Homer nicht, aber er wagte es auch nicht, ihn ganz zu verdammen. Wenn er ſich denſelben in einer Entfernung von fünf und zwanzig Jahrhunderten vorſtellte, ſo ſagte er, bilden Sie ſich ein, ſie ſähen ein Weib in einem dicken Nebel; wer ſich einfallen ließe, ſich in daſſelbe zu verlieben, würde Ihnen vergeblich zurufen: Sehen Sie die Feinheit ihrer Züge, die ſanfte Lebhaftigkeit ihrer Augen, die unmerkliche Nuance der Lilien und Roſen, ihrer zarten Geſichtsfarbe? — Wie, zum Henker, würden Sie dieſem begeiſterten Verliebten antworten, wie kannſt du verlangen, daß ich davon durch einen ſo dicken Nebel hindurch urtheilen ſoll? ich müßte die Augen eines Luchſes oder der Liebe haben.

Dem ſey, wie ihm wolle, genug, **Homer** erhielte gleich nach ſeinem Tode die Bewunderung von ganz Griechenland. **Zoil** wurde dadurch beleidiget, er unternahm es, ihm dieſen Ruhm zu vernichten und dieſen großen Mann in die Klaſſe der ſchlechteſten Dichter zu erniedrigen. Er hatte ſich den prächtigen Titel, einer **Geiſſel des Homer**, gegeben, und wenn man das, was **Gallien** davon geſchrieben hat, buchſtäblich nehmen ſoll, ſo gieng ſeine Narrheit ſoweit, daß er ſich ſogar an den Statüen des Homer vergriff und ſie mit Ruthen peitſchte. Er wurde aber dafür wie einer, der das Heiligthum entweihet,

weihet, behandelt, er wurde der Gegenſtand des Haſſes und der öffentlichen Verſpottung, und alle ſtimmen, nach dem **Vitruv**, überein, daß er als ein Vatermörder ſey beſtraft worden. Dieſer Schriftſteller fügt, auf eine ſehr lächerliche Art, hinzu, daß **Zoil** verdient hätte, ſehr elendiglich zu ſterben. Der Name des **Zoil** iſt nach der Zeit elenden Kritikern beygelegt worden, die die beſten Werke leſen, um nur Fehler darinn aufzufinden, und welche wollen, daß man dieſe Werke nur von der Seite, die einigen Tadel zulaſſen, anſehen ſoll.

Die Verachtung, die ſich **Zoil** durch dieſes Verfahren gegen den **Homer** zugezogen hatte, befeſtigte den Ruhm dieſes Dichters, und er blieb ſo lang unerſchüttert, bis **Demareſt de St. Sorlin** die Anklagen wider **Homer** erneuerte. Dieſer **Demareſt** iſt der nemliche, der mit dem Kardinal von **Richelieu** die Tragikomödie **Mirame** ſchrieb, für welche der Saal gebauet wurde, woſelbſt letzt die Opern gegeben werden, und wovon die Vorſtellung eine Million Livres koſtete. Dieſes Schauſpiel erhielte aber bey der erſten Vorſtellung ſehr wenig Beyfall. Der Kardinal, der dabey mit beſchäftiget geweſen war, gieng Abends nach der Vorſtellung ganz allein nach Ruel, und ließ **Demareſt** zu ſich rufen. Da dieſer Dichter böſes Wetter ahndete, bat er Herrn **Petit**, ſeinen Freund, ihn zu begleiten; und unterwegs beredeten ſie ſich, womit ſie den Kardinal beſänftigen wollten. Ha! redete dieſer ſie ſogleich bey ihrem Eintritt an, die Franzoſen werden doch nie Geſchmack an Schönheiten bekommen, ſie ſind von **Mirame** nicht eingenommen worden. Monſeigneur, antwortete **Petit**, die Schuld liegt nicht an dem Werke, es iſt unvergleichlich, ſondern an den Komödianten; haben Seine Eminenz nicht bemerkt, daß ſie nicht allein ihre Rollen nicht wußten, ſondern daß ſie ſogar alle beſoffen waren? Wahrhaftig, erwiederte der Kardinal, ich beſinne mich, daß ſie äuſſerſt erbärmlich ſpielten. Unter noch manch andern Reden bekam der Kardinal ſeine gute Laune wieder, und er ließ beyde Poeten mit ſich zur Tafel ſetzen. Nach ihrer Zurückkunſt nach Paris verfehlten ſie nicht, die Komödianten ſogleich davon zu benachrichtigen, und ſich des Beyfalls vieler Zuſchauer zu verſichern, ſo daß man bey der zweyten Vorſtellung nichts als Klatſchen hörte.

Demareſt hatte **Perrault** zum Nachfolger. Dieſer neue Kämpfer ſtritt mit aller erſinnlichen Unerſchrockenheit wider **Homer**. Er ſchrieb den Ruhm der Iliade und Odyſſee dem Vorurtheil, der Unwiſſenheit, der Barbarei der vorigen Jahrhunderte zu. Da das Buch des **Perrault** ſehr ſuperficiell und voll Irthümer war, ſo wurde er von **Deſpreaux** überwältigt; doch ſchlug er ſich allemal galant und luſtig. Bilden Sie ſich, ſchrieb er ſeinem Gegner, ja nicht ein, daß Ihnen die Hitze, mit welcher ſie die Partei der Alten nehmen, in der Welt alle den Ruhm zuwege bringen werde, den Sie ſich vorſtellen. Viele Leute ſehen von oben herab ihren Zorn mit eben dem Auge an, mit welchem einſtmal der Ungeſtüm gewiſſer Franziskaner betrachtet wurde, die ſich über die Form ihrer Kapuzen mit einander zankten. Sie glauben ſogar, daß dieſe guten Väter mehr Urſach gehabt hätten, ſich über ihre Kapuzen zu ereifern, als Sie, ſich über Poeten zu entrüſten, die ſchon zweytauſend Jahre todt ſind. Der Prinz von **Conti** fachte gleichſam den Streit über den Vorzug der Alten vor den Neuern an, indem er ſagte: wenn **Deſpreaux** dem **Perrault** nicht antwortet, ſo geh ich ſelbſt in die Akademie, und rufe ihm zu: Schläfſt du, Brutus? — Als **Perrault**, um ſich Anhänger zu verſchaffen, ſeinem Werke, worinn er die Neuern über die Alten zu erheben gedachte, den Titel gab: **das Jahrhundert Ludwig**

wig des Groſſen; ſo ſagte Huet, Biſchoff von Avranche, daß die Vertheidiger der Alten und des Jahrhunderts des Auguſt insbeſondere, ihr Werk betiteln müßten: das Jahrhundert Jeſu Chriſti.

Die Ueberſetzung, welche Madam Dacier von den Werken des Homer machte, erneuerte den Streit weit lebhafter als er je geweſen war. Der Abbé Terraſſon hat behauptet, daß dieſe gelehrte Frau erſt eine ganz ſimple und nackte Ueberſetzung gemacht hätte, ſie ſey aber durch die Bekanntmachung des Telemaque und den groſſen Ruhm, den ſich dieſes Gedicht von ſeiner Erſcheinung an erwarb, für ihren Homer ſehr in Sorgen geſetzt worden, und habe den Entſchluß gefaßt, ihre Ueberſetzung umzuſchmelzen, um die Iliade in die Schreibart des Telemaque einzukleiden. Wenig Werke ſind mit ſo viel Kunſt, Beſcheidenheit und Feinheit geſchrieben, als die Diſſertationen des Lamotte wider den Homer; indeß Madam Dacier von ihrer Seite, bekannt durch eine Gelehrſamkeit, die man an einem Manne bewundert hätte, die Sache des Homer mit aller Hitze eines Kommentators vertheidigte. Man hat geſagt, das Werk des Herrn Lamotte ſey von einem geiſtvollen Frauenzimmer, und das der Madam Dacier von einem gelehrten Manne geſchrieben. Der eine konnte wegen ſeiner Unwiſſenheit in der griechiſchen Sprache die Schönheiten des Dichters, den er beſtritt, nicht empfinden; die andere war, wegen des den Kommentatoren gemeinen Vorurtheils, nicht fähig, die Mängel des Autors, den ſie anbetete, einzuſehen. Dieſer gelehrte Streit theilte das ganze Königreich, und inſonderheit die Akademie, in Parteien. Bey einer Verſammlung der letztern frug man einen Akademiker, für welche er ſich erkläre, ob für die Alten oder für die Neuen? Ich bin, antwortete er, für die Rechenpfennige, raſte die, die ihm zukamen, zuſammen, und gieng fort. Folgende vier Verſe wurden einſtmal mit Kohle in großen Buchſtaben geſchrieben, über der Thüre der Franzöſiſchen Akademie gefunden, ſie ſind eine Parodie derjenigen Verſe, die **Corneille** auf den Kardinal **Richelieu** machte:

La Motte & la Dacier avec un zéle égal
Se battent pour Homére & n' y gagnent rien.
L'une l'entend trop bien pour en dire du mal,
L'autre l'entend trop mal pour en dire du bien.

Es wird hinreichend ſeyn, unſer Urtheil blos auf die Iliade einzuſchränken, weil die Odyſſee, ungeachtet ſie weit unter dieſer ſteht, faſt das nemliche Verdienſt und die nemlichen Fehler hat. Hier iſt das ſtärkſte, was wider dieſes Gedicht eingewendet worden iſt.

1) Der Plan der Iliade ſcheinet fehlerhaft zu ſeyn, weil man nicht weiß, was Homer für einen Endzweck dabey vor Augen gehabt hat. Die meiſten Kritiker glauben dieſes Gedicht am beſten kritiſirt zu haben, wenn ſie ſagen, daß der Gegenſtand der Iliade eine Leidenſchaft, und keine Handlung ſey, nemlich der Zorn des Achilles.

2) Die Götter des **Homer** ſind Elende, man mag ſie von einer Seite betrachten, von welcher man will; ſie haben den Menſchen nicht erſchaffen, ſie ſelbſt haben ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgepflanzt und vermehrt; ſie ſind den körperlichen Gebrechlichkeiten, dem Schmerz, dem Klagen und Weinen, den Entkräftungen unterworfen, und, um alles zuſammen zu faſſen, ſie haben Aerzte. Ich beſinne mich, ſagte **Lamotte** in dieſer Rückſicht, daß ich **Deſpreaux** eines Tags um die Urſach befrug, warum die Götter des Homer ſo ſeltſam

und unanſtändig wären; und er wollte ſie durch das triviale Hülfemittel der Allegorien vertheidigen, und nur eine Meinung, die ihm allein eigen war, vertraulich entdecken, ob er ſie gleich, ſo überzeugt er auch davon war, nicht bekannt machen wollte: Homer habe nemlich, aus Beſorgniß, ſeine Leſer durch das beſtändige Traurige ſeines Gegenſtandes zu ermüden, und da er in Anſehung ſeiner Helden und Menſchen nur Schlachten und gewaltſame Leidenſchaft zu ſchildern, gehabt hätte, den Grund ſeines Gemäldes auf Unkoſten der Götter ſelbſt aufheitern wollen, und ſie in den Zwiſchenakten Komödie ſpielen laſſen, um die Leſer, die durch die beſtändigen Schlachten, ohne dieſe Zwiſchenſpiele, abgeſchreckt worden wären, wieder aufzumuntern.

3) Die Helden der Iliade haben gemeine Tugenden und eben ſo gemeine Laſter. Sie beſitzen eine unerträgliche Eitelkeit, und Homer legt beſtändig alles das Gute, was er davon ſagen will, ſeinen Helden ſelbſt in den Mund. Mit dieſer Eitelkeit verbinden ſie den unanſtändigſten Zorn. Die Injurien, die ſie ſich einander ſagen, ſind ihnen nicht nur in den Schlachten, ſondern auch bey ſehr ruhigen Gelegenheiten, ſehr geläufig. Ihre Gottloſigkeit gleicht ihrer Wuth: ſie behandeln die Götter ärger als die Menſchen. Die Grauſamkeit iſt vielleicht das Laſter, das ſie am meiſten übertreiben. Es iſt ihnen nicht genug zu überwinden, ſie wollen morden, und vergreifen ſich auch noch an den Todten. Wenn ſie ſich zuweilen entwafnen laſſen, ſo geſchieht dieſes nicht aus Großmuth, ſondern aus Geiz. Unerbittlich gegen Flehende, laſſen ſie ſich nur durch Löſegeld beſänftigen, und wenn ſie ihren Feinden das Leben ſchenken, ſo geſchieht es blos, um ſich zu bereichern.

4) Die Erzählung des Homer iſt öfters weitſchweifig und abgeſchmackt. Er verſtand die Kunſt meiſterlich, Umſtände auszudenken, um ſie mit der Hauptbegebenheit zu verbinden, die er zu erzählen hatte; warum wählte er aber immer die niedrigſten, wenn ſein Gegenſtand erhabene foderte; verdrießliche und unangenehme, wenn er gefällig war, und ſchläfrige, wenn der Gegenſtand Lebhaftigkeit verlangte?

5) Man hat die Beſchreibungen des Homer immer für vortreflich gehalten, und in der That verdienen viele unter ihnen dieſen Ruhm. Unterdeſſen geht dieſer Dichter doch oft in ein gar zu großes Detail hinein, und ſeine Schilderungen werden eben wegen dieſer unbedeutenden Kleinigkeiten kalt und kraftlos. Das wahre Verdienſt eines Dichters beſteht nicht darinn, alles zu mahlen, ſondern nur das Schickliche, das was intereſſiren und gefallen kann.

6) Die Reden, die Homer ſeinen Perſonen in den Mund legt, ſind einer der beträchtlichſten Theile ſeines Gedichts, ich glaube ſogar, das er der reichſte ſey und wobey er die meiſten Schönheiten angebracht hat. Gemeiniglich herrſchet darinn ein großer Vorrath von Pathetiſchen und Großen, aber man findet doch auch Fehler darunter. Sie ſind mit groben Injurien, übel angebrachten Geſchichten, kindiſchen Rodomontaden angefüllt, und werden von Helden gehalten, die harankirten, wenn ſie fechten ſollten. Oefters ſind dieſe Reden an Verſtorbene oder an Pferde gerichtet.

7) Der Gleichniſſe bedienet man ſich, entweder, um von der dargeſtellten Sache durch Aehnlichkeiten einen deutlichern Begriff zu geben, oder um durch edle und angenehme Bilder den Geiſt zu erheben und zu ergötzen,

gözen, oder blos in der Abſicht, um die Erzählung abwechſelnder zu machen, die ohne dieſes Hülfsmittel trocken und einförmig ſeyn würde. Homer aber bringt Gleichniſſe an, die Verwirrung und Dunkelheit verurſachen, weil ſie keine Beziehung auf den Gegenſtand haben, er häuft ſie über einander, und bedienet ſich öfters der nemlichen. Doch ſtößt man noch von Zeit zu Zeit auf einige, die ungemein glücklich gewählt ſind.

8) Sentenzen machen auf ein Gedicht eine doppelte Würkung, ſie verſchönern es und machen es nützlich. Je nachdem die Beyſpiele die Einbildungskraft einnehmen, und das Herz erwärmen, je nachdem befeſtigen ſich auch die Eindrücke, die ſie auf unſern Geiſt machen. Sie müſſen um deswillen immer an ihrer rechten Stelle ſtehen, elegant, genau und von großem Inhalt ſeyn. Viele beym Homer haben dieſe Vorzüge, viele aber auch nicht.

9) Der Ausdruck iſt in einem Gedichte beynahe das, was das Kolorit in einem Gemälde iſt. Es iſt nicht genug, daß die Zuſammenſetzung eines Gemäldes weislich angeordnet, und die Zeichnung genau iſt, das Kolorit muß das Werk vollenden, und den Objekten ihre ganze Aehnlichkeit geben. Eben ſo würde es bey einem Gedichte nicht hinreichend ſeyn, wenn nur die Handlung wohl ausgedacht wäre, aber der Ausdruck nicht das ganze Werk beſeelte. Und dieſes iſt der glänzende Theil des Homer; dieſem Verdienſte des Ausdrucks hat er die Bewunderung aller Jahrhunderte zu verdanken. Ohne die Reize des Ausdrucks würde die Iliade nie von Alexander dem Großen das koſtbarſte Produkt des menſchlichen Geiſtes ſeyn genennet werden: pretioſiſſimum humani animi opus. Quintilian hat den Homer alſo charakteriſirt: Ihn hat bey großen Gegen-

ſtänden niemand an Erhabenheit, niemand bey kleinen an Angemeſſenheit des Ausdrucks übertreffen; er iſt munter und gedrängt, angenehm und ernſthaft, und ſowohl ſeines Reichthums als ſeiner Kürze wegen bewunderswürdig. Hunc nemo in magnis ſublimitate, in parvis proprietate ſuperavit; idem lætus ac preſſus, iucundus & gravis, tum copia tum brevitate mirabilis.

10) Die gute Moral iſt in einem Gedichte nothwendig; denn, obgleich der Schriftſteller gemeiniglich nur die Abſicht hat zu gefallen, ſo kann er doch dieſe Abſicht nur in ſo fern erreichen, in wie fern er über die Dinge eben die Urtheile fället, die andere Menſchen darüber zu fällen pflegen, und da wir immer die Tugend für ſchön und das Laſter für häßlich halten, wenn uns nicht das gegenwärtige Intereſſe unſerer Leidenſchaften verblendet, ſo würden wir keinen Geſchmack an einem Werke finden, wenn es nicht mit dieſem natürlichen Urtheile über unſere Leidenſchaften übereinſtimmte. Die Moral des Homer iſt gemeiniglich gut; er ſtützt ſich überhaupt außerordentlich auf den Beyſtand der Götter, als einer den Menſchen höchſtnöthigen Sache; aber es iſt auch wahr, daß er öfters die Früchte ſeines Unterrichts vernichtet, indem er die Urſach des Schutzes der Götter mehr auf ihre Capriſen, als auf Religion und treue Erfüllung unſerer Pflichten, gründet.

11) Von dem perſönlichen Verdienſte des **Homer.** Ungeachtet der Mängel, die ſich in den Werken dieſes Dichters befinden, kann man ihn doch nicht genug loben, weil er ohne Wegweiſer ſeine eigene Bahn gieng, und ſich durch ſein eigenes Genie emporhielt. Er hatte, ſagt ein großer Kritikus, einen ungeheuren und fruchtbaren Geiſt, mehr erhaben als fein, mehr natürlich

lich als erfinderiſch, und der mehr den Reichthum als die Wahl liebte. Vermöge der Superiorität ſeines Geſchmacks bemächtigte er ſich der erſten Ideen von Beredſamkeit in jeder Gattung, er redete die Sprache aller Leidenſchaften, und er hat wenigſtens den Schriftſtellern, die in ſeine Fußtapfen treten ſollten, eine unendliche Menge von Wegen eröfnet, an welchen weiter nichts mehr übrig iſt, als daß ſie geebnet würden. Es iſt wahrſcheinlich, daß Homer, er mag gelebt haben, in welcher Zeit er wolle, wenigſtens der größte Dichter ſeines Vaterlands geweſen ſey, und wenn man ihn nur in dieſem Sinne denkt, ſo kann man ſagen, daß er ſogar der Lehrmeiſter derjenigen ſey, die ihn übertroffen haben.

Zur Zeit als **Perrault** in ſeinen **Parallelen** der Alten und Neuen den **Homer** befehdete, unternahm es der Abbé **Regnier Desmarais**, voll Unwillen über die lächerlichen Ueberſetzungen, die jener Schriftſteller von einigen Stellen der Iliade und Odyſſee gegeben hatte, den **Homer** zu rächen, indem er von dem erſten Buche in der Iliade eine Ueberſetzung in Verſen machte. Allein der Erfolg war weniger als mittelmäßig; **Homer** iſt in dieſer Ueberſetzung ein mattherziger Dichter und langweiliger Erzähler; der Ueberſetzer hat ſeinem Original nicht das Edle und Erhabene zu geben gewußt, deren unſere Poeſie fähig iſt. Dieſer Abbé hat eine große Menge von Gedichten gemacht, worinn die Wendung öfters natürlich iſt, wie z. B. folgendes auf große Herren, von welchen er immer aufgenommen wurde.

Il faut toujours aux grands Seigneurs
Rendre toute ſorte d'honneurs;
Les aimer c'eſt une autre affaire;

Qui ne les connoit qu'à demi,
S'honore d'être leur ami,
Qui les connoit bien, ne l'eſt guerre.

Madam **Dacier** ließ einige Zeit darauf eine vollſtändige Ueberſetzung der Iliade und Odyſſee drucken. Man rühmte an derſelben die Eleganz und faſt durchgängig die Treue. Dieſes Frauenzimmer, damal unter dem Namen **Anna le Fevre** bekannt, war die Tochter des gelehrten **Tannegui le Fevre**, und unterrichtete ſich zufälliger Weiſe. **Le Fevre** unterrichtete ſeinen Sohn in Gegenwart ſeiner Tochter, die ſich mit Tapezereyen beſchäftigte. Wenn der Lehrling auf die Fragen ſeines Vaters übel antwortete, half ihm ſeine Schweſter unterm Arbeiten heimlich ein; **Le Fevre** merkte dieſes und gab ihr dann ſelbſt Unterricht. Sie heyrathete Herrn **Dacier**, und dieſe Verbindung erhielt Beyfall. Bey dieſer Gelegenheit erzählt man, daß **Gaſton**, Herzog von Orleans, als er geſehen habe, daß ſich zwey Perſonen vermählten, die beyde in Anſehung ihrer Vermögensumſtände von den Glücke wenig begünſtiget wären, im Scherze geſagt haben ſoll, daß ſich Hunger und Durſt zuſammen vermählten; man könnte ſagen, daß dieſe Heyrath des Herrn **Dacier** und der Mamſell **le Fevre** die Vermählung des Lateins mit dem Griechiſchen geweſen ſey. Bey Gelegenheit dieſer Vermählung machte jemand folgende zwey Lateiniſche Verſe:

Docto nupta viro, docto prognata parente,
Non minor Anna viro, non minor Anna patre.

Kurz nach ihrer Verheyrathung reiſten Herr und Madam **Dacier**, halb überzeugt von der Falſchheit des Calvinismus, nach der Stadt Caſtres, ihrem Vaterlande, um mit mehrerer Muſſe darüber nachzudenken, was für eine Partei ſie ergreifen wollten. **Charleval**, einer der ſchönſten Geiſter, die Frankreich je gehabt hat, glaubte, daß der ſchlechte Zuſtand ihres Vermögens ſie genöthiget habe, Paris zu verlaſſen, und brachte ihnen zehntauſend Livres an Golde, aber, ſo ſehr er auch in ſie drang, es anzunehmen, ſo ſchlugen ſie es doch aus. Madam **Dacier** erzog mit der größten Sorgfalt ihren einzigen Sohn, der im zehnten Jahre ſtarb. Sie hatte ihn den **Herodot** leſen laſſen, und da er eine außerordentliche Neigung für die Wiſſenſchaften beſaß, ſo hatte er ihr einſtmal einen **Polybius** heimlich weggenommen. Der Diebſtahl wurde entdeckt, und als ihn eine Perſon von Verſtand eines Tags frug, was für ein Urtheil er über dieſe beyden Geſchichtſchreiber fällte, ſo antwortete der Knabe: **Herodot** iſt ein großer Zauberer, aber **Polybius** iſt ein Mann von großem Verſtand. Folgendes iſt ein merkwürdiger Zug von der Beſcheidenheit dieſer Frau. Ein teutſcher Edelmann beſuchte ſie einſt, und bat beym Abſchied, ihren Namen nebſt einer Sentenz in ſein Stammbuch einzuſchreiben. Als Madam **Dacier** die Namen der größten Gelehrten von Europa darinn erblickte, erſtaunte ſie, und ſagte, ſie ſchämte ſich, ihren Namen unter die Namen ſo vieler berühmten Perſonen zu ſetzen. Der Edelmann ließ nicht ab, und je mehr ſie es ablehnte, deſto mehr beſtand er auf ſeiner Bitte. Endlich gab ſie ſeinen Zudringlichkeiten nach, ergriff die Feder und ſchrieb ihren Namen nebſt folgendem Verſe des **Sophokles** hinein: Le ſilence eſt l'ornement des femmes (Schweigen iſt die Zierde der Weiber.) Der Fremde, durch dieſen charakteriſtiſchen Zug von Beſcheidenheit überraſcht, verließ ſie voll Bewunderung

Obgleich **Boileau** und Madam **Dacier** in dem Streite über den Vorzug der Alten und Neuen, zu einer Partei gehörten, ſo ſchätzte ſie dieſer Satyriker doch nicht ſehr, weil ſie nichts als Ueberſetzungen gemacht hatte. Er ſagte einſt, ziemlich hart, zu ihr: Sie haben gut machen und gut ſagen, meiner Meinung nach ſind das nur Leute von Genie, die ſchöne Gedanken haben, und nicht die, die nur die ſchönen Gedanken anderer verſtehen. Noch weniger machte er ſich aus Herrn **Dacier**. Er flieht, ſagte er, die Grazien, und ihn fliehn die Grazien wieder. In dem Streite über die Alten, antwortete Madam **Dacier** dem **Lamotte** allemal, wenn er etwas kritiſirte, mit Enthuſiasmus: O, wenn Sie nur Griechiſch verſtänden! Ich glaube, ſagte Lamotte bey einer ähnlichen Gelegenheit ſinnreich, den Helden des **Cervantes** zu hören, der, weil er ein bewafneter Ritter war, allenthalben Zauberer ſah, wo ſein Stallmeiſter weiter nichts als Schaafe erblickte. Ungeachtet **Lamotte** mit Madam **Dacier** ſehr lebhafte Streitigkeiten gehabt hatte, ſo verlas er doch, nach ihrem Tode, die Lobrede auf ſie in der Akademie als ein edler Gegner; er ſagte darinn, daß dieſe berühmte Dame, die gegenwärtig auf dem Parnaß ſey, nunmehr ungezweifelt wiſſen werde, wer von ihnen beyden, ſie oder er, ſich in dem Urtheile über den Homer, geirret habe.

Lamotte, der kein Griechiſch verſtand, und den **Homer** nur aus der Ueberſetzung der Madam **Dacier** kannte, wollte gleichwohl eine Iliade, die uns intereſſiren würde, in Franzöſiſcher Sprache herausgeben. Er wollte nemlich, in dieſer Abſicht, alles Unnütze, alle Wiederholungen, Epiſoden und niedrige Dinge, die im Homer vorkamen, wegnehmen. Er ſchmolz dieſes Gedicht bis auf ein Viertel deſſen, was es war, zuſammen. Die Ausführung dieſes Plans hat dem Herrn **Lamotte** keine Ehre gemacht, denn er war mehr Philoſoph als Dichter. Es ſteckt viel Verſtand in ſeinem Werke, aber nicht genug Empfindung, Einbildungsbildungskraft und Bilder. Da Lamotte in Verſen und Madam **Dacier** in Proſa überſetzt hat, ſo erregte dieſes einen neuen Streit. Einige behaupteten, daß man die Dichter in Verſen, andere, daß man ſie in Proſa überſetzen müßte. Die Vertheidiger der Proſa gaben vor, daß die Tiranney des Reims nicht zuließe, den Dichter in allen ſeinen Wendungen und Ausdrücken genau zu folgen, und daß in der Länge die Proſa weniger ermüde als Verſe. Die Verfechter der Verſe räumen dieſes zum Theil ein, aber ſie fügen hinzu, daß man die Harmonie, die Bilder, das Erhabene des Dichters, den man überſetzt, nur durch die Poeſie erreichen könne.

2.

Ermenonville.

Das Landgut **Ermenonville**, berühmt durch Rouſſeau's Auffenthalt, und geheiligt durch ſein Grab, liegt neun Franzöſiſche Meilen von Paris, und gehört dem Markis von **Gerardin**. Man kommt von Paris durch das Gehölze von Chantilly dahin. Es iſt der einzige Ort, wo die Franzoſen ſich eine richtige Vorſtellung von den ländlichen Anlagen der Britten holen können, die es vielleicht noch in vielen Stücken übertrift. Auch reiſet es kein Fremder oder Nachbar vorbey. Kaiſer Joſeph würdigte es ſeines Beſuchs, und fand die Natur hier ſchöner und reizender als in ihrem Staat zu Chantilly. Der Park macht einen Theil einer Waldung aus, von der er tauſend bis zwölfhundert Acker einnimmt. Das Terrain iſt ſo unregelmäßig und reich an Mannichfaltigkeiten, daß es von ſelbſt eine Menge höchſtmaleriſche Scenen und Gemälde anbot, die man mit vielen Geſchmack und großen Koſten genutzt hat.

Ein Fluß, der von der Seite des Schloßeingangs dreyhundert Fuß entfernt iſt, thut eine eben ſo ſchöne Wirkung als die Caſcade zu Tivoli, indem er ſich funfzehn Fuß zwiſchen Felſen herunterſtürzt, die „Tour“ vom Vorhof macht, und eine zweyte, gleich ländliche Caſcade, durch ſeinem Fall in dem Schloßgraben, bildet. Hierauf verfolgt er ſeinen Lauf im Geſicht des Schloſſes durch eine herrliche Wieſe, wo ſein Waſſer immer mit der Fläche des Bodens gleich fließt; die Wieſe iſt mit ſchönen Holzungen eingefaßt, und hinter ihnen ſteigen, in einer kleinen Entfernung, die Gipfel von Gebirgen empor, die theils kahl, theils mit Wald bedeckt ſind. In dieſen Gehölzen, und hinter dieſen Gebirgen, trift man Seen, Baumſchulen, Kornfelder, Meyereyen, und mehrere ſolche ökonomiſche Anlagen an.

Die Spatziergänge ſind alle vortreflich, und das Ohr wird eben ſo ſehr als das Auge durch die gute Muſik geſchmeichelt, die einen hier überraſcht. Der Markis von **Gerardin** hat verſchiedene Tonkünſtler in ſeinen Dienſten, die ſich bald im Holz, bald am Geſtade des Fluſſes, bald auf dem Waſſer ſelbſt, hören laſſen, und wenn es Nacht wird, ſich in dem Saal verſammeln, welcher dem, wo ſich die Geſellſchaft aufhält, am näheſten liegt. Offenherzigkeit, ungezwungenes Weſen und Simplicität im Umgang wie im Anzug, findet man hier mehr als anderswo. Frau von **Gerardin** und ihre Tochter gehn in Reitkleidern, vom gemeinſten braunen Zeug, und ihr ganzer Kopfputz iſt ein ſchwarzer Huth. Die Söhne ſind eben ſo einfach gekleidet, und man könnte ſie mit den Dorfkindern verwechſeln.

Jeder Liebhaber der ſchönen Natur und ungekünſtelten Anlagen leſe des Markis von **Gerardin** Werk de la Compoſition des payſages, das bey Breitkopf zu Leipzig 1779, unter dem Titel: **Von Verſchönerung der Natur um Landwohnungen**, überſetzt erſchienen iſt; und die Schöpfung des Feenauſſenthalts von **Ermenonville** wird ihm bey einem ſolchen Lehrmeiſter kein Wunder mehr dünken.

Seit **Rouſſeau's** Tod heißt die von Pappeln bekränzte Inſel, auf der er begraben iſt, **Elyſium**. Das Grabmal iſt einfach, dem Weltweiſen, der darunter verweſet, angemeſſen, aber voll Geſchmack. Man kennt es aus dem ſchönen Kupferſtich des jungen **Mareau**, und durch die platten, elfenbeinern Doſen, worauf dieſer Stich mit Farben kopirt iſt, und die man **Rouſſeau's Doſen** nennen könnte. Auch in dem ſchönen Werke des Herrn **Hirſchfelds** ſteht dieſer Stich, und im Engliſchen Garten des Fürſten von Deſſau findet man mit angenehmer Ueberraſchung, **Ermenonville**, die Pappelinſel und das Grab. — — Der Wahlſpruch des Weltweiſen, den er ſelbſt ſich wählte: Vitam impendere vero: und die Worte: Hic jacent oſſa J. J. Rouſſeau (Hier ruhen J. J. Rouſſeau's Gebeine) ſind die Aufſchriften des Denkmals.

Der Garten iſt reich an treflichen Innſchriften *). In einem anmuthigen Thale, neben einem Becken lebendigen Waſſers, ſteigt eine Pyramide mit Virgils Namen empor.

---

*) Ich muß bey dieſer Gelegenheit eine Innſchrift anführen, die ſich auf dem, Parkmäßig angelegten, Gute eines Herrn von [illegible] . . . in der Lauſitz befindet, und die mir ungemein gefallen hat. Man findet ſie auf zwey Obelisken, welche die Gränze des Guts bezeichnen und am Wege ſtehn; auf der innern Seite, nach dem Park zu, lieſet man Vale hoſpes! und außen: Salve hoſpes!

Genio P. Virgilii Maronis
Lapis iſte cum luco
Sacer eſto.

(Dem Genius des P. Virgilius Maro, ſey heilig dieſer Stein und der Hayn.)

Tiefer lieſet man die Namen von unſerm **Gesner**, von **Thompſon**, und andern glücklichen Sängern der Natur und Jahreszeiten. Zwey ineinander geſchlungene Bäume, und die Deviſe Omnia junxit amor (Liebe verbindet alles) ſchildern mit einem Zug die mannichfaltigen Lagen dieſes friedlichen Thals. Aus ihm kommt man zum unvollendeten Tempel der Philoſophie. Dieſer Uebergang von der Natur zur Philoſophie iſt ſehr ſinnreich, aber die Anſpielung mit dem unvollendeten Tempel noch ſinnreicher. Im Tempel ſteht:

Hoc templum inchoatum
Philoſophiae nondum perfectae
Michaeli Montaigne,
Qui omnia dixit
Sacrum eſto.

(Heilig ſey dieſer angefangene Tempel, der noch nicht vollkommenen Philoſophie, dem Michael Montaigne, der alles geſagt hat.)

Auf den Säulen lieſet man **Newton**, **Carteſius**, **Voltaire**, **Penn**, **Montesquieu**, **J. J. Rouſſeau**, und auf der zerbrochenen Säule, quis hoc perficiet! (Wer vollendet die!) Ueber der Thüre: rerum cognoſcere cauſas (den Grund der Dinge kennen!)

Eine Einſiedeley, beſcheiden und ſimpel, wie die Tempel der erſten Menſchen, die ſie ohne Winkelmaas und

Senkbley der Gottheit bauten, zeigt ſich neben dem Tempel der Weisheit. Die Thüre iſt gegen den Tempel gekehrt, mit der Ueberſchrift.

Au créateur j'eleve mon hommage,
En l'admirant dans ſon plus bel ouvrage.

Nun kommt man in die Wüſte. Schon die Inſcription bereitet vor.

Scriptorum chorus omnis
Amat nemus & fugit urbes.

(Das Chor der Schriftſteller liebt den Wald und flieht die Städte.)

Die Einöde iſt wild, aber eine Wildniß, ſchön in ihrem Grauerlichen; hier ein Hügel, von den Stralen des Mittags begünſtigt, dort ein enges und maleriſches Thal; einſame Bäume, halbdürre Wieſen, kärgliche Waſſerbäche. Ueber der Thüre einer Strohhütte lieſet man, Charbonnier eſt maitre chez lui, und über der Hütte, wo Rouſſeau wohnte: Celui la eſt véritablement libre, qui n'a pas beſoin de mettre les bras d'un autre au bout des ſiens pour faire ſa volonté. (Der iſt wahrhaftig frey, der nicht die Arme eines andern an's Ende der ſeinigen zu hängen braucht, um ſeinen Willen zu thun.) Ein See endigt die Wüſte, und erinnert an Helroſen, an Julien, an die Grotte, die Felſen, ſo ſehr treffen hier die Ausſichten mit denen im Roman überein! Ein Bosket contraſtirt auf eine angenehme Weiſe mit der Wüſte. Im Bosket iſt ein Pavillon aufgeführt; Otio & Muſis. (Der Muße und den Muſen.) Nah dabey iſt eine Grotte. Ein klarer Bach windet ſich an ihrem Fuße, und ein Dach von Laub ſchützet ſie vor den Stralen der Sonne;

inwendig läuft eine Bank von friſchen Raſen umher, und der Boden iſt mit Blättern überſtreut.

Gabriellen's, der ſchönen, berühmten **Gabrielle** Auffenthalt, war in der Nähe von **Ermenonville**. Hier ſuchte Heinrich IV. ſie und Ruhe und Glück. Aber dieſe Gegend war auch oft der Schauplatz blutiger Gefechte in den bürgerlichen Kriegen. Eine Innſchrift erinnert daran.

Hic ſuerunt inventa
Plurima oſſa occiſorum
Quando fratres, fratres,
Cives, cives trucidabant.
Tantum religio potuit
Suadere malorum.

(Hier wurden viele Gebeine der Erſchlagenen gefunden, als Brüder Brüder, Bürger Bürger mordeten. Zu ſo großen Uebeln konnte Religion verleiten!)

Man kommt zu Waſſer zum „Thurm der ſchönen Gabrielle,“ wo ſie den großen **Heinrich** zu ihren Füßen ſah. An der Pforte iſt die Rüſtung des **Dominik de Vic**, **Heinrichs** IV. Sergeant de Bataille, aufgehangen, der im Treffen bey Jvry ein Bein verlor, und zwey Tage nach dem Meuchelmorde des Königs, als er durch die Straße de la Féronnerie gieng, von einem ſo heftigen Schmerz befallen wurde, daß er für Tod auf den Platz niederſank, und den Tag darauf ſtarb. Bauart, Ton der Farben, Coſtum des Zimmerputzes, ſind überall mit der größten Wahrheit beobachtet. Man glaubt **Gabriellen** in ihrem kleinen ovalen Saal zu ſehn, und lieſet mit neuem Vergnügen den berühmten Geſang,

Charmante Gabrielle
Percé de mille dards. . . .

Der Dichter Sedaine hat dieſes ſimple Air, auf einem von den Pfeilern in Gabriellen's Kirche, parodirt, und der Dük de Nivernois, einer von Frankreichs liebenswürdigſten Männern und Gelehrten, hat ſeine Gegenwart zu Ermenonville durch ein Gedicht verewiget, das den Beſchluß meines Aufſatzes machen mag.

Je ne traiterai plus de fables,
Ce qu'on nous dit de ces beaux lieux,
Où les mortels, devenus preſque dieux,
Goutent ſans fin des douceurs ineffables.
De l'Elyſée où tout eſt volupté,
Je regardois le favorable aſyle
Comme un beau rêve à plaiſir inventé,
Mais je l'ai vu, ce ſejour enchanté,
Oui je l'ai vu, je viens d'Ermenonville!

N -- d.

3.

Skizzen einer Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt.

Erſte Epoche

von Karl dem Großen bis auf die Minneſinger,

von S – d.

Die alten **Germaner** hatten, wie die meiſten wilden Nationen, Sänger, die ſie in den Krieg begleiteten, ſie zur Tapferkeit ermunterten, und ihre Thaten ſangen. Die älteſten Nachrichten von ihnen finden wir beym **Tacitus**, und aus ihm wiſſen wir, daß die **Barden** die Niederlage der Römer zu eben der Zeit geſungen haben mögen, da **Horatz** die Thaten des **Auguſt** vereiwigte. Ueber den Urſprung und die Bedeutung des Worts **Barden** giebt es mancherley Meinungen. In jenen Zeiten, wo man noch nichts von hiſtoriſcher Kritik wuſte, und ſich noch auf Schriftſteller, wie **Beroſus**, berufen durfte, machte man ſich die Sache dadurch ſehr leicht, daß man einen galliſchen König **Bardus** annahm, welcher Muſik und Dichtkunſt erfunden, und wohl gar ſchon zu **Abrahams** Zeiten gelebt haben ſollte. Wenn man findet, daß **Barde** im alten Teutſchen ſo viel als eine Axt hieß, und daß, wie **Rudbeck** behauptet, die Gothen ein Wort **Barda** gehabt, das **ſchlagen** oder **verwunden** bedeutete, ſo ſind dies Etymologien, die mit dem Beruf der Barden am meiſten übereinſtimmen. **Boxhorn** im Lexico Britantannico-Latino leitet von dem Stammwort **Bardd** folgende Wörter ab: **Bardonegg** ein Gedicht, **Bardoni** ein Dichter, **Bardoniath** die Dichtkunſt. **Macpherſon** (in der Schrift von den **Barden**, die man aus ſeinem hiſtoriſchen Werke überſetzt) erklärt es für ein einſylbiges Wort, deſſen Abſtammung man vergebens aufſpüre. **Düfresne** in ſeinem Gloßarium thut dar, daß **Bardale** im Celtiſchen eine Lerche bedeute. **Bardd** bedeutet, wie **Klopſtock** in den Anmerkungen zur Hermannsſchlacht anführt, noch jetzo in der Walliſer Sprache Poeſie mit Geſchichte verbunden. Den Geſang jener Dichter nennt **Tacitus** in ſeiner Schrift von den Sitten unſrer alten Vorfahren **Barditus** oder **Barritus**, wovon das letztere nur eine bequemere Ausſprache, itus aber bey beiden offenbar nur die angehängte lateiniſche Endung iſt. Aus ſeinen Ausdrücken erhellt deutlich genug, daß er darunter nicht ſowohl die Worte ſelbſt und den Innhalt der Geſänge, als das wilde Geſchrey verſtehe, womit dergleichen Lieder angeſtimmt wurden. Doch ſind die Streitigkeiten, welche die Ausleger darüber erhoben haben, deshalb überflüßig, weil in jenen frühen Zeiten Text und Melodie noch unzertrennlich verbunden waren. Ein ähnlicher überflüßiger Streit ſcheint es zu ſeyn, wenn man gefragt hat, ob die **Barden** zu der Klaſſe der Prieſter bey unſern Vorfahren gerechnet worden wären. Von den teutſchen Barden hat man darüber keine überzeugende Beweisſtelle, und bey andern nordiſchen Völkern entſcheidet doch zuletzt die Analogie dahin, daß die **Barden** auch von Religionsgegenſtänden geſungen, und in Rückſicht deſſen heilige Perſonen geweſen. Die älteſten Gattungen der Dichtkunſt bey allen Nationen ſind Religionspoeſie, Kriegspoeſie, Geſchichtspoeſie und Geſetzpoeſie geweſen, und dies waren unſtreitig auch die Gegenſtände, die unſre Barden bearbeiteten. Sie verewigten aber vorzüglich Thaten der Tapferkeit; ſie ſangen ihre Heldenlieder ſehr oft den öffentlichen Gaſtmahlen, indem dies in Friedenszeiten wichtige und feyerliche Zuſammenkünfte waren, und durch andre öffentliche Wiederhohlungen erhielten ſich ihre Lieder und das Andenken jener Thaten bey einem Volke, das nicht ſchreiben konnte. Sie preiſen in alten Liedern, ſagt **Tacitus**, einen Gott **Thuiſto**, aus der Erde entſproſſen, und ſeinen Sohn **Mannus**, den Urheber und Stifter ihrer Nation. Man ſieht daraus, daß ſie in ihren Geſängen bis auf den entfernteſten Urſprung der Nation zurückgiengen, und daß bey unſern Vorfahren, wie faſt bey allen Völkern, die älteſte Poeſie die Stelle der Geſchichte vertreten muſten. Lieder, ſagt **Tacitus** ausdrücklich, ſind die einzige Art von Urkunden und Jahrbüchern bey ihnen. Vom **Hermann** erzählt uns **Tacitus** an einem andern Orte ausdrücklich, ſein Andenken ſey noch zu ſeiner Zeit von den teutſchen Völkern in Liedern erhalten worden. In der Schlacht ſelbſt muſten die Lieder der Barden die Streiter befeuern, wie **Tacitus** bezeugt, und man kann auch ſchon daraus einige Verbindung derſelben mit der Religion muthmaßen, daß man aus dem größern oder mindern Feuer, womit die Geſänge angeſtimmt wurden, den Ausgang des Treffens zu weiſſagen pflegte. Die Melodie muſte ihrer Beſtimmung nach ſehr rauh ſeyn, wenn es auch die Nation nicht geweſen wäre, die ſie anſtimmte. Die Bardentine klange furchtbar, und, nach dem Ausdrucke des Geſchichtſchreibers **Ammianus Marcellinus**, gleich Wellen, die ſich an Felſen brechen. Man hielt das Schild vor den Mund, um den Ton deſto dumpfer zu machen. Der Geſang erhub ſich allmählig, und ahmte aufs genaueſte die Abwechſelung der Schlacht nach; drückte Schrecken oder Verlegenheit aus, je nachdem

dem es die Umſtände erfoderten. Den Feigen und Niederträchtigen zu beſchämen, ſeine Schande zu verewigen, war, nach dem ausdrücklichen Zeugniſſe Diodors von Sicilien, eben ſo ſehr das Geſchäft der Barden, als den Tapfern zu erheben, ſo wie man auch, dem Ariſtoteles zu Folge, die älteſte Poeſie der Griechen in Lob- und Schimpflieder eintheilte. Aventin in ſeinen Jahrbüchern behauptet, **Tuiſko** habe Lobgedichte auf Helden, ein gewiſſer König **Laber** Schmähgedichte auf die Niederträchtigen machen laſſen. Diodor redet in ſeiner Geſchichte eigentlich von den Barden der Gallier, aber es iſt wahrſcheinlich, daß die galliſchen, brittiſchen, ſchottiſchen, irrländiſchen Barden, (von dieſen giebt **Browe** in ſeiner Schrift von der Verbindung der Poeſie und Muſik S. 252 die beſte Nachricht) ſo wie die Scalden andrer nordiſchen Völker viel miteinander gemein gehabt haben mögen. Daher hat Herr **Denis** in dem Vorbericht von der alten vaterländiſchen Dichtkunſt, den er ſeinen Liedern vorangeſetzt, die Trümmern derſelben aus dem ganzen Norden mühſam zuſammen geſucht. Das meiſte wiſſen wir ſeit Oſſians Entdeckung von Brittanniens Barden; doch möchte wohl der Schluß ein wenig zu raſch ſeyn, daß es unter den verlornen teutſchen Barden auch Oſſians gegeben haben möchte. **Diodor** von Sicilien legt den Barden ein muſikaliſches Inſtrument bey, das der Leyer nicht unähnlich geweſen ſeyn ſoll. Neuere lateiniſche Dichter z. E. Sidonius Apolinaris ſetzen die teutſche Harfe ausdrücklich der römiſchen Leyer entgegen. Daß Sänger und Verfaſſer zuweilen verſchiedne Perſonen geweſen, erhellt aus einer Stelle des Atheneus, wo er ſagt, die **Celten** hätten Tiſchgenoſſen mit ins Feld genommen, welche das Lob ihrer Gönner in öffentlichen Zuſammenkünften abſingen müſſen, und dieſe Loblieder wären von den Barden verfertigt worden.

Mancherley Benennungen von Oertern unſers Vaterlands, welche von den Barden herkommen, können als Beweiſe ihres Anſehens gelten, z. E. **Bartewich** im Lüneburgiſchen, wo ſächſiſche Barden ihren Sitz gehabt, und das **Heinrich der Löwe** zerſtöhrt (cf. Caſp. Sagitarii hiſtoria parte vici.) Bardenlowen und ſo ferner. So trägen, wie **Macpherſon** bezeugt, noch verſchiedne Diſtrikte bey den Hochländern den Namen das Bardengebiete, z. E. **Dullybardin.** **Goldaſt** in ſeiner Epiſtola ad Schellenbergium, die er zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ſchrieb, behauptet noch Gedichte alter Barden geſehen zu haben, die aber ſo unverſtändlich geweſen wären, als die alten Marsgeſänge (carmina ſoliaria) der Römer. So viel wiſſen wir mit Zuverläßigkeit, daß, als unter Karl dem Großen bey den Franken die Schreibkunſt empor kam, dieſer Kaiſer auch darauf bedacht war, dasjenige zu ſammeln, was ſich von den Bardengeſängen durch die Tradition erhalten hatte. Denn ſein Zeitgenoſſe und Geſchichtſchreiber **Eginhard** ſagt, er habe barbariſche und uralte Lieder, worinnen Thaten und Kriege alter Könige beſungen geweſen, niedergeſchrieben und der Nachwelt aufbehalten. Doch läßt er das eigentliche Alter dieſer Gedichte unbeſtimmt; denn ſie konnten alt heißen, wenn ſie auch nur aus den beyden letzten Jahrhunderten waren. Ein Kaiſer, der ſich mit Verbeſſerung der Sprache überhaupt, und mit der Grammatik derſelben ſo eifrig abgab, mußte allerdings jene ehrwürdigen Ueberreſte vorzüglich ſchätzen. Wenn auch nicht ſeine Bibliothek nach ſeinem Tode auf ſeinen ausdrücklichen Befehl verkauft worden wäre, ſo hätte doch in den darauf folgenden bürgerlichen Kriegen ſeiner Söhne und bey der Bigotterie jener Zeiten, die ſich bis auf die Vertilgung heidniſcher Gedichte erſtreckte, alles verlohren gehen müſſen. Was nicht untergieng,

tergieng, wurde vielleicht aus heilgem Eifer verfälſcht. Verſchiedne teutſche Geſchichtſchreiber berufen ſich auf alte Geſänge, die ſich durch die Tradition erhalten hätten, z. E. **Johann Tritheim** de origine gentis & regum francorum Mainz 1515, Albert Kranz in ſeiner Saxonia die 1500 herauskam. Doch haben dieſe die Beſchaffenheit dieſer Lieder nicht näher erklärt. Beſtimmter drückt ſich **Johann Aventin** (eigentlich Turnmeier) in ſeinen annalibus bojorum, die 1554 das erſtemal herauskamen, aus; unſre alten Vorfahren haben nach ihrer Meſſe in Geſängen den **Jageram** und **Adologerio** geprieſen, und dieſe Geſänge ſind noch in den Bibliotheken vorhanden. In der teutſchen Ueberſetzung, die er ſelbſt von ſeinem Werke machte, und die in vielen Stücken von dem Originale abweicht; ſagt er noch beſtimmter, im St. Emmeranskloſter zu Regenſpurg wären lateiniſche Verſe von den Thaten alter Könige und Helden zu finden, auf Befehl Karl des Großen aus dem Teutſchen ins Lateiniſche übergetragen. Vielleicht beföderte alſo auch dieſe Ueberſetzung, die Karl der Große veranſtaltete, den Untergang des Originals. **Aventin** verſprach auch in einem Buche, das er Germania illuſtris betitteln wollte, von den alten Geſängen zu handeln, deren ſich **Tacitus** bedient, die Karl der Große vermehrt, und die die Neuern verdorben hätten, aber das Buch iſt niemals erſchienen. Karl der Große liebte die Dichtkunſt außerordentlich, und in einer Art von Akademie der Wiſſenſchaften, die er unterhielt, trugen alle Mitglieder poetiſche Namen des Alterthums. Uebrigens machten ſie ſchlechte lateiniſche Verſe, und daß der Kaiſer teutſche Verſe gemacht habe, läßt ſich nicht erweiſen. Was würden es auch für Gedichte geweſen ſeyn, in einer Sprache, die noch ſo roh war, wie wir ſie in einer Eydesformel finden, die uns Niedhard aus jenen Zeiten aufbehalten! „Oba Karl then Eyd, then er ſie nemo Bruorhen Ludhuwige geſuor, geleiſtit, inde Ludhuwig min Herro then er ihme geſuor, forbrigit, ob ihnen es arwenden un mog, no i, no thero thein heß irwenden mag, imo in Polluſti widhar Karle ne Wirdhid,“ das iſt, wenn Karl den Eyd, den er ſeinem Bruder Ludwig geſchworen, hält, und Ludwig mein Herr den, den er ihm geſchworen, bricht, und ich ihn davon nicht abzuwenden vermag, ſo werde weder ich, noch diejenigen, die ich von ihm abwenden kann, ihm wider Karln beyſtehn. **Gottſched** behauptete (Im nöthigen Vorrath zur Geſchichte der teutſchen dramatiſchen Dichtkunſt S. 4) in einem alten Chronikenſchreiber gefunden zu haben, es ſey Karln dem Großen ein Schauſpiel in altfrießliſcher Sprache vorgeſtelle worden. Die Franken hatten bereits ſeit dem ſechſten Jahrhundert eine Art von Dichtern, die ſie **Fabiſten** nannten, von **Für** machen. Sie ſchrieben kleine Gedichte, die in Chören geſungen, und mit Tänzen begleitet wurden. Außer Heldenliedern kamen auch ſchon im ſechſten Jahrhundert Kirchengeſänge und Verſificirungen von der Geſchichte des neuen Teſtamentes auf, in dieſe Zeiten gehört vielleicht, die Probe von einer Ueberſetzung der Evangelien, welche **Rhenan** in ſeinen rebus Germanicis aus der Handſchrift eines Kloſters zu **Freiſingen** anführt. Daß ſie aber gerade in dem Jahre, da die Franken die chriſtliche Religion annahmen, nemlich im Jahr 485, wäre verfertigt worden, iſt eine bloße Muthmaſſung. Der Anfang der Ueberſetzung lautet alſo:

„Nu will ich ſcribe unſer Heil
„Evangeli ano deil
„Sie wir nu keine bigunnon
„In frankiſge Zungon.

„Hier Hores jobi guate
„Was Gott imo gebiete
„Thaz wir ihmo hier ſungo
„In fränkiego Zungo

d. i. „Nun will ich ſchreiben unſer Heil, des Evangeliums neuen Theil, ſo wir nun hier beginnen, in „fränkiſcher Zungen. Hier höret jetzt fleißig, was Gott „Euch gebietet, und was wir auch hier ſingen in fränkiſcher Zunge.“

Ludwig der Fromme, Karls des Groſſen Nachfolger, war zu ſehr in bürgerliche Kriege verwickelt, als daß er viel für die Wiſſenſchaften, und insbeſondre für die Dichtkunſt hätte thun können, aber es mangelte ihm auch der Geiſt ſeines Vaters. Doch ließ er durch einen Sachſen die ganze Bibel in Verſe bringen, wovon aber nichts mehr vorhanden iſt. Von einer andern Ueberſetzung des neuen Teſtaments in Verſen, die kurz nachher verfertigt wurde, und die einen gewiſſen Siegfried zum Verfaſſer hatte, iſt auch außer der Nachricht nichts übrig geblieben.

Unter Kaiſer Ludwig dem Zweiten lebte Otfried, ein Benediktiner-Mönch zu Weiſſenburg im Elſaß, welcher überhaupt einen anſehnlichen Platz unter den Gelehrten ſeiner Zeit behauptete, insbeſondre ſich aber auch durch Verſe hervorthat. Das älteſte größere noch vorhandne Denkmal unſrer Dichtkunſt iſt ſeine Umſchreibung der vier Evangeliſten. Er unternahm ſie auf Verlangen der Kaiſerinn Judith, welche profane Verſe nicht ausſtehen konnte, und etwas Erbauliches in teutſchen Verſen haben wollte. Weil er ſie ſingbar einrichtete, ſo ward ſie bald allgemein beliebt. Auch die Zuſchrift an den Kaiſer Ludwig iſt in Verſen, das ganze aber ſehr rauh und unförmig. Er überſetzte nicht blos wörtlich, ſondern wollte auch das Original mit poetiſchen Fiktionen bereichern, z. E. bey der Verkündigung Mariä ſagt er, die Jungfrau Maria habe eben den Pſalter in den Händen gehabt. Der Schluß, der auch an den Kaiſer gerichtet iſt, klingt alſo:

„Allo Ziti guato
„Leben thar giumato
„Irliuthi ihmo ther uuun
„Thiu euu iuigu ſunna.

D. i. Zu allen Zeiten Leben daſelbſt frölich; es erleichte ſelbſt dort die Freude die ewige Wonne. Man findet dieſe Ueberſetzung mit einer lateiniſchen Erklärung im erſten Theile von Schilters Theſauro antiquitatum Theutonicarum.

Ins Jahr 881 fällt ein Lied auf einen Sieg, welchen ein Prinz **Ludwig** gegen die Normannen erfocht. Dieſer **Ludwig** war ein Sohn Karls des **Kahlen**, den er mit **Asgerd** ſeiner heimlichen Gemahlin erzeugte, welche er hernach auf Befehl ſeines Vaters wieder verlaſſen muſte. Auch dieſes Lied hat noch kein rechtes beſtimmtes Syldenmaaß. Man findet es nebſt einer ſchlechten lateiniſchen Ueberſetzung, welche die verewigte Kürze des Originals nicht erreicht im zweiten Theile von Schilters Theſauro. Es fangt alſo an:

„Eine Kuing weiß ich
„Heißet Herr Ludwig
„Der gerne Gott dienet
„Weil ers ihm lonet;
„Kind warr er vaterloß
„Deß Werth ihme ſehr bos.

Wir haben davon mehrere Ueberſetzungen, erſtlich in Proſa in des Herrn von Gemmingen poetiſchen und proſaiſchen Stücken. Zweitens in den neuen Gedichten nebſt Proben von einigen alten, die zu Koppenhagen 1777 herauskamen. Drittens bey den Balladen, die Herr **Bodmer** 1780 aus dem Engliſchen überſetzt. Doch diejenige, die jene alle übertrift, iſt die, welche man im zweiten Theil von Herrn Herders Volksliedern findet.

Die Barbarey, welche immer mehr überhand nahm, erſtickte auch die wenigen Funken von Dichtergeiſt, die bisher noch hervorgeſprüht waren, und man findet nun lange keine Spur mehr von Dichtern.

Einige behaupten (und ein Zeitgenoſſe von **Opitz** beruft ſich deswegen auf handſchriftliche Nachrichten) daß die Dichter unter **Otto** dem Großen der Ketzerey wegen angeklagt, nach Pavia vor Kaiſer und Pabſt geladen, loßgeſprochen und mit goldnen Kränzen und anſehnlichen Freyheiten beehrt worden wären. Andern hat dies eine Fabel geſchienen, weil die handſchriftlichen Nachrichten dabey den viel jüngern Namen **Meiſterſänger** brauchen; allein die Sache kann doch ihre Richtigkeit haben, zumal da ſie der Denkungsart jener Zeiten ſehr gemäß iſt.

Nun finden wir eine große Lücke in der Geſchichte unſrer Poeſie, und müſſen ſogleich ins zwölfte Jahrhundert forteilen. Gereimte Chroniken und Legenden gab es zwar in der Zwiſchenzeit genug, aber es war in ihnen keine Spur von poetiſchem Geiſte, und die meiſten waren noch dazu lateiniſch geſchrieben. Die Nonne **Rhoowitha** ſelbſt im zehnten Jahrhundert ſchrieb ihre Schauſpiele lateiniſch. Denn in teutſcher Sprache gab es noch kein Schauſpiel, als die **Faſtnachtsſpiele**, oder extemporirte Poſſen am Carneval. Eine Legende in Verſen vom Erzbiſchof zu

Kölln dem heiligen Anno, worinnen von der Schöpfung der Welt ausgehohlt wird, die nach einiger Meinung vor Anfang des zwölften Jahrhunderts noch andere gegen das Ende der karolingischen Epoche verfertigt ſeyn ſoll, und die bald eine ſanftere bald eine nachdrückliche Schreibart hat, führe ich beſonders auch wegen des Eingangs an, worinnen ſich der unbekannte Verfaſſer auf alte Heldenlieder beruft;

„Mir horten gedicke ſingen
„Von alten Dingen
„Wie ſnelle helde vuhden
„Wie ſie feſte Burge brechen
„Wie ſich Lieb in Winiſieſte ſchieden
Mit rieche Kunige al Zegingen.

d. i. „Wir hörten oft ſingen von alten Dingen; „wie ſchnelle Helden fochten, wie ſie feſte Schlöſſer zer„brachen, wie ſich des Lebens Freundſchaften ſchieden, wie „reiche Könige ganz untergiengen.“

Einige haben dieſe Legende, die übrigens in Schilters Theſauro ſteht, gar dem Minneſänger von Tſchilbach beylegen wollen.

(Die Fortſetzung folgt.)

4.

Briefe über die Duelle.

Erſter Brief.

Wir thun ſehr unrecht, wenn wir uns jene Zeiten, wo es dem Biedermann vergönnt war, ſeine Ehre und Gerechtſame mit dem Schwerd zu handhaben, als fürchterlich,

terlich, barbariſch vorſtellen, wenn wir uns unſere Vorfahren, immer in Helm und Harniſch, blutdürſtig und rachſüchtig denken. Ein Blick auf ihre Sitten und Handlungen wird ſie uns als Leute von biederer Denkungsart, vom feinſten Gefühl der Ehre und Empfindſamkeit zeigen. Selbſt ihre Gefechte, die entweder Vertheidigung der wehrloſen Unſchuld, oder der Ehre, oder der Religion zum Gegenſtand hatten, geſchahen mit einem feyerlichen Anſtand, mit der ſtrengſten Genauigkeit, und nicht ſelten erwarb ſich der Ueberwinder durch Großmuth und Schonung die Freundſchaft des Beſiegten, und die Hochachtung des zuſchauenden Hofes und Volkes. Jeder Kampf, der vor recht- und geſetzmäßig ſollte erkannt ſeyn, mußte mit Bewilligung des Oberherrn geſchehen, der Gegner mußte durch eine Ausforderung aufgefordert werden, ob er wiederrufen oder ſich ſchlagen wollte, und dann ward durch Ritter der Kampfplatz und die Waffen genau unterſucht, daß keiner der Streitenden einigen Vortheil vor den andern habe. Wir haben verſchiedene ſehr artige Beyſpiele von Ausforderungen, wovon ich Ihnen einige der intereſſanteſten auszeichnen werde.

Leopold, Herzog von Oeſterreich, beſchuldigte den König Richard von England, in Gegenwart Kaiſer Heinrichs, daß er ſich in den Kriegen gegen die Ungläubigen ſchlecht betragen, und in Verſtändniß mit ihnen geſtanden, zu deſſen Behauptung er ſich mit ihm ſchlagen wolle. Aber Richard lehnte durch eine edle Antwort, die ihm mehr Ehre machte, als alle Vortheile, die er vielleicht aus dieſem Kampf hätte erhalten können, dieſe Ausforderung ab. „Zur Vertheidigung des Glaubens bin ich bereit, das Schwerd „zu führen, aber nie werde ich ums Leben kämpfen.“

Bekannt ſind die Streitigkeiten zwiſchen **Eduard** III. von England und **Philipp** von Valois, wegen der Anſprüche, welche erſterer an die Krone Frankreich machte. **Eduard** forderte deßwegen **Philipp** auf, dieſelben zu entſcheiden, entweder durch einen Zweykampf zwiſchen ihnen, oder, durch ein Gefechte zwiſchen hundert Rittern von jeder Seite, oder auch Heer gegen Heer. **Philipp** antwortete ihm, „daß, wenn er das „Königreich England gegen Frankreich ſetzen wolle, ſo „daß der Ueberwinder alsdann im ruhigen Beſitze beyder „der Reiche bleibe, ſo wolle er ſich in geſchloßenen „Schranken mit ihm ſchlagen,“ welches **Eduard** aber nicht annahm.

Eine merkwürdige Ausforderung finden wir in der Geſchichte König **Franz** des Erſten.

Kaiſer **Karl** trug in einer Verſammlung zu Rom, in Gegenwart des Pabſtes vor, daß er, um ſein Verlangen nach Wiederherſtellung der Ruhe in der Chriſtenheit zu bezeigen, und um ſich vor Gott und Menſchen, wegen der Urſache des Krieges, keine Vorwürfe zu machen, dem König einige Vorſchläge thun wolle, wovon der zweyte des Innhalts war: daß er mit dem König, nach gegebenen Geiſſeln, mit gleichen Waffen fechten wolle, auf einer Brücke, Inſel oder Schiffe, um weiteres Blutvergieſſen zu verhindern, mit der Bedingung, daß der König das Herzogthum Burgund zum Pfand ſetze, und er das Herzogthum Mayland, welche beyde ſodann der Preis des Ueberwinders ſeyn ſollten. Wie **Franz** dieſe Ausforderung erfahren, die man ihm anfänglich verheelen wollte, ſchickte er einen Herold mit einem Cartell an den Kaiſer, worinnen er ihm unter andern ſagt: „Und thun Euch hierdurch zu wiſſen, „wenn Ihr gewollt habt, oder noch wollet uns

„etwas unſerer Treue und Glauben zuwider auf„bürden; oder, daß wir je etwas gethan, ſo einen „ehrliebenden Edelmann nicht ziemet, ſo ſagen „wir, daß Ihr es in Euern Hals erlogen, und „daß Ihr lüget, ſo oft Ihr es ſagen werdet; und „daß wir geſonnen ſind, unſere Ehre bis auf „den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, u. „ſ. w., gegeben in unſerer lieben Stadt Paris „den 28. März 1527.“

Zu gleicher Zeit erhielt der Kaiſer auch einen ähnlichen Abſagebrief von König Heinrichen von England. Allein, der Kaiſer fand es nicht rathſam, ſich auf einen ſolchen Kampf einzulaſſen.

Karl der Neunte von Schweden ſchickte an König Chriſtian von Dännemark eine Ausforderung, um den Krieg, welchen ſie führten, und auch nicht zum Beſten für ihn gieng, durch Zweykampf zu endigen. Ich will Ihnen das ganze Schreiben vorlegen.

„Ihr habt nicht gehandelt wie ein chriſtlicher und rechtſchaffener König handeln ſollte, denn nicht allein habt ihr den Stettiner Frieden gebrochen, welcher länger als vierzig Jahre zwiſchen beyden benachbarten Reichen gedauert hatte, ſondern ihr nahmt auch noch erſt die Stadt Calmar mit Gewalt, dann das Schloß durch Verrätherey, und hierauf die Inſeln Oeſland und Borchalon; aber ich hoffe, Gott, ein gerechter Richter, wird die mir angethanen Beleidigungen und Unrecht rächen, und euch züchtigen, und da ihr zeither alle Friedensvorſchläge verachtet, und immer Krieg verlangt habt, ſo ſchlage ich euch noch dieſes Mittel vor, da ich euch jetzo an der Spitze eures

Heeres weiß, daß wir, um unſchuldig Blut zu erſparen, nach der löblichen Art der alten Griechen, unſere Streitigkeiten durch einen Zweikampf unter uns enden, auf den Degen und nur im Rock (en Pourpoin), daß jeder nicht mehr auf den Kampfplatz mitbringen dürfe, als einen bewafneten Reuter, und einen Soldat mit der Büchſe. Wenn ihr auf dieſe Forderung nicht erſcheinet, ſo werde ich euch nie, weder vor einem rechtſchaffenen König noch Soldaten halten.“

Der König von Dännemark beantwortete die Beſchuldigungen ganz trocken, die Ausforderung ſchlug er aber aus, als eine durchaus lächerliche Sache, die genug zu erkennen gäbe, daß er Nießwurz nehmen müſſe, um ſein Gehirn zu reinigen. **Karl**, dem kurz vorher der Schlag gerührt hatte, und dem noch mehr der Kummer über den unglücklichen Gang des Krieges drückte, ward ſo von dieſer Antwort betroffen, daß er wenige Tage darauf ſtarb.

Merkwürdig ſind die zwiſchen **Heinrich**, König von England, und **Ludwig**, Herzog von Orleans, im Jahre 1402 gewechſelten Ausforderungsſchreiben. **Heinrich**, Herzog von Camaſter, ſchwang ſich auf den Thron ſeines Vetters, **Richard's** des Zweyten. Eine Sache, welche Frankreich nicht gleichgültig anſehen konnte, obgleich **Karl** der Sechſte ſich zu ſchwach fühlte, **Heinrichen** öffentlich den Krieg anzukündigen, und den mit **Richard** II. geſchloſſenen Frieden zu brechen. Der Herzog von Orleans unternahm es daher, ihn durch ein Schreiben herauszufordern. Jeder ſolle, begleitet von hundert Rittern und Knappen, unbeſcholten und von gutem Adel, erſcheinen, auf gewöhnliche Art, mit Lanze, Streitaxt, Degen und Dolch bewaffnet, ohne ſich zauberiſcher oder anderer Hülfsmittel, als vergiftete Spitzen und dergleichen zu bedienen. Der Herzog wolle ſich mit der Hülfe Gottes, unſerer lieben Frau und Monſeigneur St. Michel in ſeiner Stadt Angouleme einfinden, und der König könne nach Bordeaux kommen, von welchen Oertern aus ſie gegen einander ziehen wollten.

Heinrich antwortete, daß er ſeinen Brief geſehen, und ihm ſehr befremde, daß er ihn, den von ihm ſelbſt beſchwornen Frieden zuwider, herausfordere. Er erkläre alſo erſtlich, daß hiermit dieſes Bündniß aufgehoben, und ferner keine Freundſchaft zwiſchen ihnen ſeyn ſolle. Zweytens, ob er gleich von keinem andern als einem König Ausforderung annehmen ſollte, ſo wolle er doch ſeinen Anſuchen ſtatt finden laſſen, und verſpricht endlich bey Gott und Monſeigneur St Georg, daß er ſich in ſeinen jenſeitigen Staaten, das iſt in Guinium, einfinden wolle, ohne jedoch Tag und Ort zu beſtimmen, oder ſich auf die geſetzte Zahl von hundert Rittern einzulaſſen. Es wurden noch einige Schreiben gleichen Innhalts gewechſelt, die ich Ihnen aber nicht anführen will, weil ſie von keiner Würkung waren, und der Kampf nicht vor ſich gieng.

Eine andere Gattung von Ausforderung war diejenige, dergleichen **Johann Werchin**, Ritter und Seneſchal von Hainaut, durch einen Herold in verſchiedene Länder ſchickte; worinnen er allen Rittern und Knappen entbot, daß er ſich den erſten Sonntag des Auguſtmonats (1402), zu Conchy einfinden wolle, um mit denenjenigen, welchen es beliebte, zu fechten, ſowohl zu Pferde mit Lanze und Degen, als auch nachher zu Fuße. Von da wolle er zum heiligen Jacob wallfarthen, und auch unterwegens mit allen Edelleuten unter dieſen Bedingungen ſtreiten, u. ſ. w. Er war wirklich den angeſetzten Tag zu

Conchy, aber es fand ſich niemand, der mit ihm anbinden wollte; er trat alſo ſeine Reiſe nach St. Jacob an, auf welcher er an ſieben verſchiedenen Orten kämpfen mußte, wobey er ſich ſo brav betrug, daß jederzeit die Fürſten, ſo Kampfrichter geweſen, ſehr zufrieden mit ihm waren.

Noch finden wir einen Gebrauch, daß bey verſchiedenen Herausforderungen ſich die Ritter ein gewiſſes Zeichen der Ausforderung oder Fehde gaben, welches man Streitpfand nennen könnte, und mehrentheils in einen Handſchuh beſtand. Der Beleidigte überſchickte oder ließ es ſeinem Gegner vor die Füße werfen. Dieſer Handſchuh war manchmal blutig, dergleichen ſchickte König **Renatus** von Anjou dem König Alphons zur Ausforderung, ſich mit ihm um das Königreich Neapel zu ſchlagen. Man bediente ſich auch anderer Stücke, als, einer Schnure, Binde, blutigen Tuches, oder Kappe. Es ward durch einen Herold, oder Trompeter, in Gegenwart glaubwürdiger Zeugen überbracht, und zugleich dasjenige angezeiget, weſſen man ſeinen Gegner beſchuldigte, imgleichen der Kampfplatz und Waffen.

Eins der älteſten Beyſpiele fällt unter die Regierung **Ludwig** des Frommen. **Bera**, ein vornehmer Ritter an ſeinem Hofe, ward beſchuldiget, mit den Afrikanern und Ungläubigen in Spanien Verſtändniß gehabt zu haben. Dieſerhalb ſtellete er ſich in Aachen, wo der König Hof hielt; ſeine Ankläger beſtanden darauf, und warfen ihm ein ſolches Pfand zu; **Bera** nahm es auf, warf ihnen das ſeinige dagegen, mit der Behauptung, daß die Beſchuldigung erlogen, und er weder ein Verräther noch treuloß wäre. Der Kampf ward ihnen verſtattet, **Bera** ward überwunden, und genöthiget, das Verbrechen zu geſtehen. Der König ſchenkte ihm das Leben, doch ward ihm der Schlid zerbrochen, und er auf Zeitlebens nach Ruen verbannet.

Dergleichen gewechſelte Streitpfänder kamen faſt bey allen Duellen vor, und waren ſelbſt von den Gerichten authoriſirt, welches unter andern die von dem Parlament zu Paris im Jahr 1343, Montags den 15. December, gefertigte Schrift beweiſet.

Es hatte ein gewiſſer Johann von Vervins, Ritter, einen andern Ritter, Heinrich du Bois, bey dem Könige der Zauberey beſchuldiget, weshalb dieſer ſeine Unſchuld zu erweiſen ſucht, und ſeinem Gegner das Pfand zugeworfen hat. Es ward ihnen auch ein Tag zum Kampf angeſetzt, allein wir finden weiter keine Nachrichten. Die Rechtslehrer nannten dieſes Pfand Placitum Enſis. Ich habe mit nächſtem das Vergnügen, Ihnen noch einige Geſchichten merkwürdiger Zweykämpfe zu überſchicken.

S — s.

V.

Naturgeſchichte.

Des Herrn de Lüc Widerlegung der Meinung, daß die Bewegung der Gewäſſer von Morgen nach Abend eine Urſache der Verwandlung des feſten Landes in Meer und des Meers in feſtes Land ſey. (von L—d.)

Unter den Urſachen, denen die phyſiſchen Coſmologen die Verwandlung des alten Meergrundes in unſer feſtes Land, und des alten feſten Landes in unſer jetziges Meer, und alſo die jetzige äuſſerliche Geſtalt unſeres Erdbodens zugeſchrieben haben, iſt bis jetzt diejenige, welche aus der Bewegung des Meers von Morgen gegen Abend hergenommen wird, eine der wahrſcheinlichſten Hypotheſen geweſen, und, wo nicht allgemein angenommen, doch auch, unſers Wiſſens, noch von keinem Gelehrten widerlegt worden. Da dieſe Hypotheſe dem Herrn de Lüc im Wege ſtand, um ſeiner Hypotheſe über die plötzliche Entſtehung unſerer jetzigen feſten Länder den möglichſten Grad von Wahrſcheinlichkeit zu geben; ſo mußte er ſie, nebſt den übrigen Hypotheſen, prüfen, und er hat ſolches auf eine Art gethan, die keinen Zweifel mehr übrig läßt, daß obiges Syſtem auf irrigen Vorausſetzungen beruhe, und folglich keinen Grund habe. Es verlohnet, ſich der Mühe, ſeine im vierten Theile des zweyten Bandes ſeiner Lettres phyſiques & morales ſur l'hiſtoire de la Terre & de l'homme, die im Jahre 1779 im Haag und Paris herausgekommen ſind, befindliche Abhandlung über dieſen Gegenſtand überſetzt mitzutheilen, da ſie nicht allein jene Hypotheſe weitläuftig und gründlich widerlegt, ſondern auch von der Art der Bewegung des Meers und den Urſachen und Würkungen derſelben einen anſchaulichen Begriff giebt. Ohne weiter Umſchweiſe alſo zum Werke ſelbſt.

Die erſte Würkung der Gewäſſer auf die Länder, die hier in Beziehung auf die Veränderungen, die daraus für die Oberfläche unſerer Erdkugel entſpringen können, unterſucht werden ſoll, iſt die, welche die allgemeine Bewegung der Meere von Morgen nach Abend hervorbringt. Ehe ich mich aber mit den Folgen dieſer Bewegung beſchäftige, muß ich die Urſachen, woraus dieſe Bewegung entſteht, erklären.

Die vornehmſte unter dieſen Urſachen iſt eben die, welche die Ebbe und Fluth hervorbringt; es iſt der Mond, der, da er durch die tägliche Umwälzung unſerer Erdkugel den verſchiedenen Theilen derſelben nach und nach entgegen zuſtehen kömmt, eine beſtändige Bewegung der Meereswaſſer von beiden Seiten nach einem Mittelpunkt verurſacht.

Man begreift die eine Hälfte dieſes Phänomens der Ebbe und Fluth leicht, wenn man mit dem großen Phänomen oder Naturgeſetz, das man unter dem Namen der Schwere kennt, bekannt iſt. Denn weil alle Theilchen der Materie ſich wechſelſeitig einander entgegen ſtreben, ſo müſſen ſich die Waſſer auf der Oberfläche der Erde gegen den Mond erheben, und ſich an demjenigen Punkte, der dem Monde am nächſten ſteht, zuſammenhäufen und an dieſem Punkte aufſchwellen. Da ſich die Erde ſelbſt in vierundzwanzig Stunden um ihre Axe drehet, ſo ſtellet ſie nach und nach dem Monde verſchiedene Theile ihrer Oberfläche entgegen; die Anhäufung der Waſſer wird alſo immer an dem Monde zu nächſtliegenden Punkte erfolgen, und allmälig die ganze Rundung der Erde umlaufen; hieraus entſtehet eine Bewegung des Oceans, die der Bewegung der Erde um ihre Axe entgegengeſetzt iſt, nehmlich von Morgen nach Abend.

In der That iſt es eine ähnliche Anſchwellung des Meers, die die Ebbe und Fluth macht; da wo dieſe Anſchwellung entſteht, iſt Fluth; und wo ſie weggegangen iſt, Ebbe. Alle vierundzwanzig Stunden iſt aber zweymal Fluth, und zwar jedesmal an dem Monde zunächſt entgegen, und auch an dem von ihm am entfernteſten liegenden Stelle. Es ſind alſo bey jeder Fluth zwey ſich einander entgegenſtehende Aufſchwellungen;

und wenn die dem Monde am nächſten liegende, durch ein Beſtreben der Waſſer gegen dieſen Planeten erklärt werden kann, ſollte nicht aus eben dieſer Urſache folgen, daß die Waſſer auf der entgegen geſetzten Seite niedriger werden müßten? Auf dieſer Seite ſtreben die Waſſer ebenfalls gegen den Mond; und ſollten nicht, wenn dieſer Planet unſern Antipoden leuchtet, unſere Waſſer, anſtatt ſich zu erheben, nicht vielmehr niedriger werden, da die Richtung ihres Beſtrebens gegen den Mond durch den Mittelpunkt der Erde geht? Es ſcheinet alſo, die Sache aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, daß, wenn der Mond die einzige Urſach der Ebbe und Fluth wäre, er in vierundzwanzig Stunden nicht mehr als einmal dieſelbe hervorbringen könne; Fluth, wenn er über unſerm Horizonte ſtünde, und Ebbe, wenn er unter demſelben wäre.

Dieſer dem erſten Anblick nach ſehr natürliche Einwurf verbindet mich in eine genauere Erklärung dieſer Naturbegebenheit hineinzugehen; und das um ſo mehr, da er einige Naturkündiger verführet hat, zur Erklärung der Ebbe und Fluth auf der dem Monde entgegenſtehenden Seite, zur Centrifugalkraft ihre Zuflucht zu nehmen.

Der Betrug kömmt daher, daß, wenn man die Würkung des Monds auf die Erde betrachtet, man an weiter nichts als an das Gewäſſer denkt: man ſtellt ſich in dieſem Betracht den feſten Theil der Erde als unveränderlich, und die Waſſer allein nur als beweglich vor. Und in der That, wenn dem ſo wäre, ſo könnte freylich in vierundzwanzig Stunden mehr nicht als einmal Ebbe und Fluth, nach der erklärten Weiſe, ſeyn. Allein die ganze Erde wird durch den Mond angezogen; und da muß denn nothwendig zweymal Ebbe und Fluth aus eben derſelben Urſache entſtehen; und dieſes ſoll jetzt erklärt werden.

Die Schwere würkt auf jedes Theilchen der Materie. Wenn alſo ein Stein auf die Erde fällt, ſo dürfen wir die Kraft, die ihn treibt, nicht als einen auf ſeine Oberfläche gemachten Antrieb betrachten, ſondern als eine Gewalt, die abgeſondert auf jedes der Theilchen, woraus er zuſammen geſetzt iſt, würkt. Ein Körper ſtrebt alſo überhaupt, durch das vereinigte Beſtreben aller ſeiner Theilchen, gegen andere Körper; ſo wie ein Bataillon avancirt, wenn jeder Soldat marſchirt.

Die **Geſchwindigkeit**, mit welcher ein Theilchen der Materie ſich dem Körper nähert, nach welchem ſie hin ſtrebt, iſt größer, wenn das Theilchen dieſem Körper näher iſt: und wenn eine Maſſe von mehrern Theilchen in Beziehung auf die Entfernung des Körpers, dem ſie ſich nähern, eine beträchtliche Dicke hat, ſo ſtreben die Theilchen dieſer Maſſe, die dem Körper am nächſten ſind, ſich demſelben mit einer merklich größern Geſchwindigkeit zu nähern, als die iſt, mit welcher ſich ihm die entferntern Theilchen nähern. Wenn alſo die Theilchen dieſes Körpers getrennt ſind, ſo werden ſich die nächſten am geſchwindeſten fortbewegen, und ſich folglich auch deswegen immer weiter von denen, die hinter ihnen ſind, entfernen: ſind die Theilchen aber miteinander verbunden, ſo werden ſie ſich auch alle zugleich eben ſo geſchwind als das Theilchen im Mittelpunkt fortbewegen.

Geſetzt, unſer Bataillon wäre im Marſch, und man hätte es ſo geordnet, daß die geſchwindeſten an der Spitze und ſo immer die langſamern hinterdrein folgten, und die langſamſten den Beſchluß machten. So wie dieſes Bataillon auf einmal fortrückt, werden ſich die Zwiſchenräume zwiſchen den Rangordnungen vermehren, wie man ſich leicht vorſtellen kann; und man ſieht auch, daß, wenn das Bataillon in die Runde geſtellet wäre, doch durch dieſe Ungleichheit des Marſches, das Bataillon eine nach dem

Sinne des Marſches verlängerte ovale Figur erhalten würde. Wenn aber die Soldaten, anſtatt frey zu ſeyn, alle aneinander gebunden wären, ſo würden die an der Spitze, da ſie keinen Vorſprung vor den andern gewinnen können, das Uebermaas ihrer Stärke anwenden um die andern mit fortzuziehen: und die hinterſten Soldaten, würden wegen dieſer Unterſtützung, wodurch ihnen ihr Mangel an Kraft erſetzt wird, einen eben ſo geſchwinden Schritt gehen als die vorderſten. Das Bataillon würde alſo in einer gemeinen Bewegung fortrücken, die, wenn man eine regelmäßige Stufenfolge von Stärke vorausſetzt, eben ſo ſeyn würde, wie der natürliche Marſch der Soldaten im Centro, und das Bataillon würde im Vorrücken ſeine Form behalten.

Die Erde iſt ein ſolches Bataillon, und die Theilchen, woraus ſie beſteht, ſind die Soldaten, worunter die ſtärkſten immer diejenigen ſind, die dem Monde gerade gegenüber ſtehen, auf welchen die ganze Erde zugeht. Der feſte Theil dieſer Maſſe iſt unter dem Bataillon vorgeſtellt, deſſen Soldaten alle zuſammengebunden ſind: ſie gehet alſo mit einer allen ihren Theilchen gemeinſchaftlichen Bewegung, die derjenigen, welche die Theilchen des Mittelpunkt natürlich beſitzen, gleich iſt, auf den Mond los: d. i. wenn ſtatt der Erde nur ein einziges Theilchen vorhanden wäre, das an den Ort geſtellet würde, wo ſich der Mittelpunkt der Schwere des Erdballs befindet, ſo würde dieſes Theilchen doch durch Veranlaſſung des Mondes bemerkbar, die nehmlichen Bewegungen machen, die der feſte Theil der Erde macht. Dieſe Bewegung iſt aber ein beſtändiger Fall gegen den Mond, wie ich oben *) erklä-

---

*) Im neunzehnten Briefe. „Als **Newton**, ſagt Herr **de Lüc**, die Bewegungen der Sterne durch die Schwere erklärte, war ſeine Meinung keinesweges, eine Hypotheſe zu machen; er gieng von einer Thatſache aus: Die Körper, ſagte er, fallen zur **Erde**, der Mond fällt ebenfalls beſtändig gegen die Erde; und fiel er nicht ohne Unterlaß, ſo würde

er

erkläret habe. Da unterdeſſen aber der Mond ſeine Stelle beſtändig verändert, ſo entſtehen, durch dieſes Fallen, da es wegen dieſer Urſache ohne Unterlaß ſeine Richtung gegen verſchiedene Punkte nimmt, weiter nichts als Abänderungen in der Bahn der Erde um die Sonne, die der Mond mit der Erde durchläuft.

Aber das ganze Bataillon der Erde iſt nicht allenthalben gleich zuſammengebunden: rings um daſſelbe giebt es Soldaten, die ſich nach dem Grade ihrer Stärke in eine Parthey zuſammen vereinigen können; dieſe ſind die Waſſer, die vermöge ihrer Flüßigkeit den verſchiedenen Eindrücken des Mondes gehorchen, je nachdem ihre Schwerkraft gegen die Erde, die viel größer und ihnen viel näher iſt als der Mond, es ihnen verſtattet. Die dem Monde entgegengekehrten Waſſer ſind alſo die Waſſer, die fortzumarſchiren ſtreben, und wirklich ein wenig geſchwinder als der Reſt des Bataillons, marſchiren; da hingegen die auf der vom Monde gerade abgekehrten Seite befindlichen Waſſer, wegen ihrer Langſamkeit, ein Beſtreben haben zurück zu bleiben. Alſo erheben ſich die dem Monde zugekehrten Waſſer mehr ge-

gen

er bald weit von uns entfernt ſeyn: ſein **Fall** erſetzt in jedem Augenblick ſein **Beſtreben** zu entfliehen; und dieſes macht, daß er ſich um die Erde dreht. **So fallen** auch ſowohl die Erde ſelbſt als die übrigen **Planeten** gegen die Sonne zu; ſo fällt immer ein Körper gegen den andern; und in dieſem allgemeinen Beſtreben, verbunden mit den beſondern Antrieben, die ſie einmal erhalten haben, und immer beybehalten, die Urſach, warum die Welt ſich in der Ordnung bewegt, die wir ſo ſehr bewundern. **Newton** entwickelte die Bewegung des Mondes um die Erde und beſtimmte, um wie viel ſich ſein Fall, bey jeder ſeiner Stellungen, gegen die Erde neigt. Als er hierauf auf die Bewegungen der Planeten, die ſchon vor ihm **Kepler** ſo gut beſtimmet hatte, übergieng, ſo erfand er zuletzt jene ſchönen **Geſetze der Schwere**, die nicht mehr Hypotheſen, ſondern Fakta ſind. Wenn man von dieſen Faktis ausgeht, kann man die ganze geometriſche Aſtronomie erklären, dieſe ſichere Wiſſenſchaft, die ein Jahrhundert den Durchgang der Venus durch die Sonne vorausverkündiget. ꝛc.

gen dieſen Planeten, als die feſte Maſſe oder der Mittelpunkt der Erde; und umgekehrt erheben ſich die auf der entgegengeſetzten und vom Monde abgekehrten Seite befindlichen Waſſer weniger oder langſamer als dieſer Mittelpunkt. Hier tritt alſo der Fall des Bataillons ein, das oval wird; weil der Nachtrab weniger geſchwinde marſchirt als der Vortrab; und dieſes iſt folglich die Art, wie ſich die beyden einander entgegenſtehenden Seiten der Waſſer, d. i., ihre zwey Erhöhungen bilden, denn unſer Maas der Höhen auf der Oberfläche der Erde iſt die Entfernung von ihrem Mittelpunkte. Folglich erheben ſich die Waſſer auf der vom Monde abgekehrten Seite gänzlich ſo, wie ſie ſich auf der dem Monde zugekehrten Seite erheben, das heißt, an dieſen zwey Punkten der Meere iſt das Waſſer entfernter von dem Mittelpunkte der Erde als an jedem andern Orte.

Ich werde nicht in das Detail der Urſachen hineingehen, welche die Quantitäten dieſer Vergrößerungen der Entfernung vom Mittelpunkt beſtimmen, und worunter das gegenſeitige Beſtreben der Theilchen der Erde gegen einander eine der vornehmſten iſt; eben ſo wenig werde ich der Modificationen, die die Sonne bey dieſem Phänomene verurſacht, gedenken; und mich auch nicht länger bey den Veränderungen verweilen, die in der Bewegung der Erde durch ihren beſtändigen Fall gegen die Oerter hin, wo ſich der Mond allmälig befindet, entſtehen; alle dieſe Gegenſtände ſind zu ſehr verwickelt, und machen noch den größten Geometern zu ſchaffen. Es iſt hinreichend, gezeigt zu haben, daß durch eine und dieſelbe Urſach zwey ſich entgegengeſetzte Fluthen und Ebben zu gleicher Zeit entſtehen, ohne daß man nöthig habe, zu irgend einer andern Urſach ſeine Zuflucht zu nehmen, um ſie zu erklären: daß, mit einem Worte, das Geſetz der Schwere eben ſo gut den Grund von der

Erhebung der von dem Monde abgekehrten, als von der dem Monde gegenüber liegenden Waſſer enthält.

Nur ein Wort will ich hinzufügen, um zu zeigen, daß die Verſchiedenheit der Würkung des Monds auf den beyden entgegengeſetzten Seiten der Erde merklich iſt. Aus der Berechnung ergiebt ſich, daß, wenn man vorausſetzt, daß die Theilchen des Mittelpunkts der Erde mit einer Gewalt von 31 Graden gegen den Mond ſtreben, diejenigen, die dieſem Planeten am nächſten ſind, mit einer Gewalt von ungefähr 32 und die auf der entgegengeſetzten Seite nur mit einer Gewalt von 30 Graden demſelben entgegen ſtreben. Alſo ſtreben die Punkte der Erde, die ſich an den beyden äußerſten Enden ihrer nach und nach gegen den Mond gerichteten Durchmeſſer befinden, merklich, mit einerley Gewalt, ſich von ihrem Mittelpunkte zu entfernen; der eine darum, weil ſein Beſtreben in dem Verhältniß wie 31 zu 30 größer iſt, als das Beſtreben des Mittelpunkts, und der andere deswegen, weil ſein Beſtreben in dem Verhältniß von 31 zu 32 geringer iſt.

Es ſind alſo immer zwey Anſchwellungen der Waſſer im Ocean, die eine dem Monde gegenüber, und die andere auf der entgegengeſetzten Seite; und dieſe Anſchwellungen rücken ohne Unterlaß von Morgen nach Abend fort, indem ſie der ſcheinbaren Bewegung des Mondes folgen. Es erfolgt alſo in jedem Meere ungefähr alle 12½ Stunden eine Anſchwellung, und dieſes iſt die Fluth; und an den Stellen, aus welchen ſie fortrückt, wird das Waſſer wieder gleich, welches die Ebbe genennet wird. Dieſe Bewegungen verbinden ſich mit den Bewegungen der Sonne, mit der Würkung der Winde und den Lagen der Länder, woraus große Abweichungen entſtehen. Ohne aber mich in dieſe Details einzulaſſen, iſt es hinreichend einzuſehen, daß dieſe

Anſchwellungen beſtändig von Morgen nach Abend fortrücken, und dadurch eine regelmäßige Bewegung des Meers in dieſer Richtung hervorbringen, um die mächtigſte Urſach kennen zu lernen, deren Würkungen auf die feſten Länder wir unterſuchen ſollen.

Die zweyte Urſache, die mit dieſer zuſammenſtößt, iſt ein regelmäßiger Oſtwind, der beſtändig zu fühlen iſt, wenn kein anderer Wind die Oberhand über ihn hat. Dieſer Wind entſteht durch die Sonne, die die Luft vor ſich her treibt, indem ſie dieſelbe, nach dem Maaße, in welchem ihr die Atmoſphäre durch die tägliche Umwälzung der Erde neue Punkte darbietet, ausdehnet. Wir bemerken dieſen Wind alle Morgen bey der Morgenröthe, wenn anders die Luft ruhig iſt; und da ohne Aufhören auf der Erde Morgenröthe iſt, ſo wehet dieſer Wind ebenfalls ohne Aufhören; er treibt alſo die Gewäſſer in dieſem Sinne und trägt mit zur Fluth bey.

Es ſind alſo zwey ſehr ſichere Urſachen der Bewegung der Meere von Morgen gegen Abend vorhanden, die in der Theorie gegründet ſind, und durch die Erfahrung beſtätiget werden. Dieſe Bewegung iſt der Grundſatz des erſten Hydrauliſchen Syſtems, das ich unterſuchen will, und in welchem geſagt wird, daß das Anſchlagen der Waſſer gegen die öſtlichen Küſten der alten und neuen Welt dieſelbe ohne Unterlaß zu Grunde richte; während daß im Gegentheil die Abendländiſchen Küſten, durch die unmerklich angehäuften Bodenſätze, ausgedehnet würden. Wir hätten alſo hierdurch zwey andere fortrückende Anhäufungen, nehmlich die zwey großen feſten Länder; aber welche Krümmen! In wie viel Millionen von Jahren würden ſie eine Revolution zu Stande gebracht haben? Unterdeſſen müſſen wir geſtehen, daß der Zeit nichts zu verweigern ſey; es iſt alſo zu unterſuchen, ob dieſe Anhäufungen wirklich fortrücken. Zuvörderſt aber wollen wir ſehen, ob ſie fortrücken müſſen: dieſes iſt das Mittel, uns gegen Betrug zu verwahren, wenn wir die Phänomene unterſuchen werden.

Der erſte Schritt, den wir bey dieſem Unterſuchen thun müſſen, iſt, die würkende Urſach ſelbſt zu betrachten; zu ſehen, welches ihre Kraft ſeyn müſſe, und ob die öſtlichen Küſten beyder Welten durch dieſe beſondere Urſach würklich auch mit Nachdruck angegriffen werden können. Um dieſes bewerkſtelligen zu können, müßte dieſer Strom des Oceans gerade gegen die Küſten anſchlagen, da unterdeſſen doch kein Strom an dieſen unermeßlichen Küſten anlangen kann. Nur die Urſprünge ſind es, die die Richtung des Laufs der Waſſer beſtimmen; weit von ihnen entfernt werden ſie durch Hinderniſſe von dieſer Richtung abgelenkt. Auch der Strom von Morgen gegen Abend, von welchem die Rede iſt, iſt nur in offner See und in den Meerengen, die nach dieſer Richtung zu offen ſtehen: weit im Meere, im Angeſicht der Länder, ändert er ſeinen Lauf; hier wird das Waſſer durch ſeine ſimple Zuſammenhäufung, wie an den Pfeilern einer Brücke oder ſonſt einer Hinderniß, zurückgetrieben. Dieſer Strom wälzt ſich alſo von Süden nach Norden oder von Norden nach Süden, indem er den Umriſſen der veſten Länder folgt, ohne daß er am Geſtade, auſſer den Vorgebirgen gegenüber, wahrgenommen wird.

Es läßt ſich alſo keine bemerkbare Verſchiedenheit in der Würkung des Meers auf die öſtlichen und abendländiſchen Küſten, ungeachtet ſeiner Bewegung von Oſten nach Weſten, begreifen: Das Meer iſt wahrſcheinlich ein wenig höher gegen die erſtern als gegen die letztern Küſten; und dieſes wäre die einzige Verſchiedenheit, die daraus entſtehen könnte. Allein Ebbe und Fluth ſenkt und erhebt ſich an den einen ſo gut als an den andern; die Wellen ſchlagen an beyde auf gleiche Weiſe an: und es iſt ſo wahr, daß die Ströme die großen Außenſeiten der feſten Länder nicht unterminiren können, daß ſie ſogar von der Fluth und Ebbe ſelbſt verſchont bleiben. In dem großen Meerbuſen von Mexiko, dieſer dem erſten Anblick nach ſo verführeriſchen Vertiefung, die den Ort anzuzeigen ſcheint, wo das Meer ſich am ſtärkſten anſtrengt, um die öſtlichen Küſten zu Grunde zu richten, iſt Ebbe und Fluth faſt nicht mehr merklich.

Unterdeſſen liegt doch in dieſem Streben des Meers gegen die öſtlichen Küſten ein Schein von einer zerſtörenden Urſache, und ſo lange nicht gezeigt wird, daß eine Operation unmöglich ſey, ſo lange wird man auch in der Succeſſion derjenigen, die man vorausſetzt, nicht aufgehalten werden; man wird nur mehr Zeit verlangen. Man wird ſagen, daß wenigſtens die natürliche Würkung der Wellen und der Fluth rings um die Küſten her, durch den Strom von Oſten nach Weſten, an den öſtlichen Küſten begünſtiget werden müſſe: und daß, wenn dieſes Uebermaas von Würkung zu zerſtören ſtrebe, daſſelbe, es möge ſo langſam geſchehen als es wolle, für dieſen erſten Theil des Syſtems hinreichend ſey. Denn das Vergangene iſt ein unerſchöpfliches Magazin der Zeit; anſtatt Millionen von Jahren wird man Millionen von Jahrhunderten ſchöpfen, und die phyſiſche Auslegung wird beſtehen. Laßt uns alſo ſehen, was für eine Würkung die Wellen und Ebbe und Fluth haben können.

Die Gewalt des Meers iſt ſich nicht allenthalben gleich; es giebt ſogar einige niedrige Geſtade, auf welche ſie gar keine Würkung hat. Man ſtelle ſich alſo zuvörderſt das vor, was an dieſen Geſtaden vorgehen muß.

Das Meer iſt ungeſtüm; es wälzt ſeine Wogen gleich Bergen von fern her, der unerſchrockenſte Menſch, der das erſtemal am Ufer ſteht, bebt aus Furcht verſchlungen zu werden, zurück. Die erſte Woge kömmt heran, ein ſanfter Abhang ſtellt ſich ihrem Ungeſtüm entgegen; ſie zürnt augenblicklich über dieſes Hinderniß, ſie ſchäumt; da ſie aber von denen, die ſchon vor ihr getödtet worden ſind, nicht mehr unterſtützt wird, ſo ſtirbt ſie bald ſelbſt am Fuße des ſicher gemachten Zuſchauers; und der arbeitende Berg gebiert ein wenig Schlamm, einige Muſcheln und andere Seekörper, die er auf ſeinem Wege mit ſich fortgeriſſen hatte; weit entfernt alſo, etwas von dem Geſtade loszureiſſen, führt er ihm noch etwas zu. Die zweyte Woge und alle Wogen, die Millionen von Jahrhunderten hindurch auf einander folgen, werden immer nur das nemliche thun.

Wenn alſo die Geſtade niedrig ſind, ſo werden ſie nicht zerſtöret, vielmehr vergrößert werden, ſo lange der Abhang ſanft genug bleiben wird, um die Woge zu verhindern, im Umkehren dasjenige, was ſie an das Geſtade gebracht hatte, wieder mit ſich fortzuführen. Endlich aber wird der benachbarte Boden durch die Anſtrengung ſich auszuhölen, und zur Vergrößerung ſeines Geſtades beyzutragen, mit demſelben eine Böſchung formiren, auf welcher die auf der Oberfläche gebliebene Materien, durch die Arbeiten der Fluthen und Wogen, nur vorwärts und rückwärts rollen werden.

Hernach wird alles in ſeinem nunmehrigen Zuſtande bleiben, und daß größte Ungeſtüm der Waſſer wird nichts beſtändiges darinn mehr hervorbringen. Zwar werden ohne Zweifel noch in einzelnen Theilen Veränderungen entſtehen; allein ſie werden es bald in jenem bald in dieſem Sinne, (des Zuſatzes oder der Abnahme) ſeyn;

und ich glaube nicht, daß jemals ein Menſch im Stande ſeyn wird, auszurechnen, welche von beyden Würkungen, die der Zerſtörung oder die des Anſetzens, in dem Fortgange von Jahrhunderten, die andere überwiegen werde: die Menſchen werden ſo viele Data und künftige zufällige Ereigniſſe, (Futura Contingentia) auf einmal zu umfaſſen nicht vermögend ſeyn.

Da auf dieſe Art unſere feſte Länder gegen die Gewaltthätigkeiten des Meers an allen Oertern, die niedrige Geſtade haben, geſichert ſind, ſo ſind ſie eben dadurch auch allenthalben in Sicherheit geſtellt: denn allenthalben, wo das Geſtade noch nicht niedrig iſt, ſtrebt es darnach, ſo zu werden. Man ſetze eine ſteile hohe Seeküſte, an die das Meer mit Heftigkeit ſchlägt. Wenn es Felſen ſind, ſo glaube ich, daß das Meer ohnehin gar keine Gewalt daran ausüben kann. Sie bedecken ſich mit Mooſen und andern Seepflanzen, woraus ſich eine Art von Bekleidung bildet, die die Gewalt der Wogen gegen den Felſen zurückhält; denn wenn letzteres nicht wäre, ſo könnten die Pflanzen daſelbſt nicht wachſen. Allenthalben alſo, wo es dergleichen Felſen giebt, ſolche meine ich, die das Waſſer nicht auflöſt, da ſind ſie in alle Ewigkeit unüberwindliche Schutzwehren für die Länder. Wenigſtens ſieht man noch nicht die geringſte gegenwärtige Würkung, an welcher ſich entweder auf die vergangene Zeit oder auf die Zukunft das Gegentheil ſchließen ließe.

Wäre die ſteile Seeküſte aus Materialien zuſammengeſetzt, die das Waſſer angreifen könnte, ſo würde ſie das Waſſer ohne Zweifel unterminiren, und ſo wie ſie nach und nach abfiele, mit ſich fortführen. Aber nach und nach füllet ſich der benachbarte Grund, das Geſtade erhebt ſich und breitet ſich aus, die ſteilen Seiten

ten der Küſten werden abſchüßig, und alles kehrt wieder in den Zuſtand zurück, den wir bey dem Falle, wo das Meer nichts zu Grunde richtet, betrachtet haben.

Es giebt ohne Zweifel große Verſchiedenheiten in der Stufenfolge, die dieſe ſteilen Küſtenwände zu durchlaufen haben, ehe ſie zu dieſem bleibenden Zuſtande gelangen: ihre Lage hat darauf viel Einfluß, beſonders aber die Beſchaffenheit der Erdreiche, woraus ſie zuſammengeſetzt ſind, nach welcher ſie ganz beſonders geſchickt ſind, ſich zu ſetzen, und ein feſtes Geſtade zu bilden. Wenn aber das Meer zehn, ja ſogar hundert Leuken von ſolchen Erdreichen zu unterſpülen hätte, die nur geſchickt wären, einen beweglichen Schlamm hervorzubringen, ſo würde es ſonder Zweifel endlich doch einmal einen Theil von Sand, Kies, oder andern feſten Materien finden, und ſich alsdann ein unveränderliches Geſtade machen: und ſogar die Menſchen würden, ſobald ſie einiges Intereſſe dabey fänden, ihm darinn zu Hülfe kommen.

Das Meer ſtrebt alſo nicht beſtändig zu zerſtören, ob es gleich immer rings um die feſten Länder her in Bewegung iſt: und wenn auch ſeine Bewegung gegen die öſtlichen Küſten etwas ſtärker ſeyn ſollte, ſo giebt es doch nichts, was durch ein ſanft abhängiges Geſtade nicht abgehalten würde. Wenn wir dieſe Küſten im Detail durchlaufen könnten, ſo würden wir daſelbſt gewiß eben ſoviel Erdreiche finden, die durch neue Niederſchläge weiter vorgerückt als ſolche, die durch Abſpülung zurückgewichen ſind. Wir würden ſehen, daß dieſe beyden Arten in Bereitſchaft ſind, ſich in einen fixen Zuſtand zu ſetzen, und die größte Anzahl würde zeigen, daß ſie ſich ſchon ſeit langer Zeit darinn befinden. Aber ich will mich hier nicht länger bey den Factis aufhalten, ich werde in der Folge wieder darauf zurückkommen: ich beſchäftige mich hier blos mit der Theorie. Dieſe zeigt ſchon deutlich, daß das Meer nicht auf die öſtlichen Küſten beyder Welten dergeſtalt würken könne, daß dadurch dieſer erſte Schritt des Syſtems einer langſamen Cirkulation der feſten Länder um den Erdball herum, nemlich ihre Zerſtörung in Oſten, begründet würde. Laſſen ſie uns den zweyten Schritt unterſuchen, nemlich die Ueberfahrt der Materien der öſtlichen Küſten nach den abendländiſchen, denn eine ſolche Ueberfahrt muß in dieſem Syſteme nothwendig ſtatt finden, weil ſich ſonſt nichts daraus erklären ließe. Man würde die feſten Länder mit einer Zerſtörung bedrohen, und dieſes könnte uns für die Zukunft ſehr beſorgt machen: man würde aber nicht zeigen, auf welche Art wieder neue Länder daraus entſtünden; welches allein und das Vergangene, d. i. die Bildung der gegenwärtigen feſten Länder, erklären könnte.

Man müßte alſo ſagen, und hat es auch geſagt, daß ſich die beyden feſten Länder in Abend vergrößerten. Allein, wie können ſie ſich vergrößern? Etwa durch eine bloße Zurückweichung des Meers? Hier würde aber ſeine Zurückweichung an Küſten, die nicht zunähmen, auf keine andre Art, als durch die Erniedrigung ſeiner Waſſergleiche, möglich ſeyn; und da dieſes Niederſinken, ohne allgemein zu ſeyn, das heißt, ohne daß es an den öſtlichen Küſten ſo gut als an den abendländiſchen erfolge, nicht ſtatt haben kann, ſo würde das Syſtem nichts dadurch gewinnen. Man muß alſo einen Anwachs der abendländiſchen Küſten hervorbringen, und zu dieſer Abſicht daſelbſt neue Materien ankommen laſſen. Aber wo ſollen dieſe herkommen? Hier ſehe ich ſchlechterdings gar nichts; ich finde gar keine Beute. Die Ströme, die, ſelbſt nach dieſem Syſtem, ſich ohne Unterlaß von Morgen nach Abend wälzen, werden die morgenländiſchen Küſten zum gänzlichen Verluſt zu Grunde richten, und ſich davon nichts an den abendländiſchen Küſten wieder anſetzen. Es waren hauptſächlich Materialien, die man ſuchte, um unſere Welt, ſo wie ſie jetzt iſt, aufzubauen; um darauf Berge und Hügel zu erhöhen: es waren ſogar Materialien nöthig, um die mit Muſcheln angefüllte Ebenen ganz einfach zu bauen. Man wollte deswegen alte feſte Länder auf der öſtlichen Seite zerſtören. Aber wodurch würden dieſe Materialien nach den neuen feſten Ländern an ihre abendländiſchen Küſten herübergeführt worden ſeyn? Etwa durch die Ströme? ſie, die im ſtrengſten Sinne dieſen Küſten entfliehen, indem ſie ſich gegen Abend tragen?

Man kann dieſen Punkt nicht mit Aufmerkſamkeit betrachten, ohne wahrzunehmen, daß dieſes Syſtem ſchon hieraus ſchlechterdings ohne Conſiſtenz ſey. Man muß aufbauen! wiederhole ich noch einmal: die Zerſtörung intereſſirt uns, in Betreff des Urſprungs unſerer gegenwärtigen feſten Länder, wenig; hier iſt es lediglich um die Wiederaufbauung zu thun, um dasjenige, was ſchon vorhanden iſt, zu erklären; unterdeſſen ſehen wir doch keine Materialien. Wenn die Ströme in der That einige Materien von den morgenländiſchen Küſten beyder Welten losreiſſen, und ohne Unterbrechung in die Ferne fortführen; ſo bringen ſie, wenn ſie ihren Weg von Morgen nach Abend fortſetzen, mitten durch das ſtille Meer den morgenländiſchen Küſten von Afrika und Aſien dasjenige an amerikaniſchen Materien wieder zu, was ſie von dieſen abgeriſſen, und durch das atlantiſche Meer hindurch eben dieſen morgenländiſchen Küſten von Amerika zugeführet hatten. Da aber dieſe Ueberfahrt von einem feſten Lande zum andern nicht anders als durch die ſonderbarſten Combinationen und nur bey oben aufſchwimmenden oder untaſtbaren Materien erfolgen kann, ſo ſetzen vielmehr dieſe Ströme die Materien, wenn ſie würklich dergleichen von den feſten Ländern abreiſſen, da und dort ab: ſie bilden Berge in dem Meeresgrunde, ſie erheben endlich ſogar einige Inſeln. Aber dieſe Würkungen ſind von einer ganz verſchiedenen Klaſſe, und haben mit dem gegenwärtigen Syſteme nichts gemein; dieſes Syſtem iſt alſo ſchon in Anſehung ſeiner zwey weſentlichen Punkte, der Zerſtörung und der Materien zur Wiederaufbauung, mangelhaft.

Bis jetzt iſt gezeigt worden, daß unſere feſte Länder an ihren abendländiſchen Küſten keinen Zuwachs von dem, was von den morgenländiſchen Küſten abgeriſſen würde, erhalten können: welches ſchon ſattſam bewieſe, daß ſie nicht auf dieſe Art gebildet worden ſind. Da man inzwiſchen allgemein von der langſamen Würkung der Waſſer das meiſte erwartet zu haben ſcheint, um den gegenwärtigen Zuſtand der Oberfläche der Erde zu erklären, ſo darf man keine Unterſuchung verabſäumen. Man nehme alſo noch einmal an, daß der Ocean Materialien nach den abendländiſchen Küſten führe, ohne uns darum zu bekümmern; und ſehe zu, ob ſie feſte Länder, die unſern ähnlich ſind, bilden können.

Hier kann ich aber noch weniger, als bey den zwey vorigen angeblichen Operationen, begreifen, was man hat ſagen wollen. Wie! die Wellen, die ſich am Ufer brechen, die Fluth, wenn ſie ſich daſelbſt auf 15 bis 20 Fuß erhebt, ſollten Berge bilden, die tauſend, zweytauſend, dreytauſend Toiſen über die Meeresgleiche empor gehoben würden! Wahrhaftig, man hat nicht darüber nachgedacht.

Mich dünkt, ich habe durch dieſe einzige Bemerkung über dieſen Punkt alles geſagt; oder vielmehr, es ſcheint, daß darüber gar nichts zu ſagen ſey. Da unterdeſſen dieſes Syſtem berühmte Vertheidiger gehabt hat, ſo darf ich ſie nicht ſo obenhin behandeln. Gegen ſolche Autoritäten muß man ſehr ſtarke Gründe haben: je einfacher die Widerlegung ſcheint, deſto mehr ſcheint ſie müſſen betrachtet zu werden. Man muß ſie alſo von allen Seiten in jedem Sinne betrachten, um zu urtheilen, ob nicht noch eine verborgene Seite verſteckt und jene Einfachheit nicht blos ſcheinbar ſey.

Wenn wir gefunden haben, wie weit unſere Werkmeiſterinnen, die **Wellen** und die **Fluth** gelangen können, ſo ſind wir verbunden zu ſchlieſſen, daß alles das, was höher iſt, nicht von ihnen allein ein Werk ſeyn könne. Dieſer Grundſatz ſcheinet mir keines Betrugs fähig zu ſeyn. Nimmt man alſo an, daß die mittlere Höhe unſerer Ebenen nur 100 Toiſen über die Meeresgleiche erhaben ſey; ſo würde dieſe Erhöhung ſchon hinreichen, um dieſes Syſtem umzuſtürzen. Aber wir haben auch Hügel und Berge; ihre Bildung muß alſo durchaus ſo wie die Bildung der Ebenen erkläret werden; ich werde ſie alſo mit in meine Argumente einſchlieſſen.

Wir wollen nur von dem höchſten Standpunkt, wo man Muſcheln in Europa gefunden hat, ausgehen. Ich weiß nicht, ob es in dieſem Betracht einen höhern giebt, als auf einem Gipfel der Alpen von **Faucigny**, der **Grenier** genannt, wo wir, mein Bruder und ich, vor einigen Jahren geweſen ſind, und, nach unſern Barometerbeobachtungen, in einer Höhe von 7840 franzöſiſchen Fußen über der Meeresfläche, **Ammonshörner** fanden. Hier iſt alſo ein Berg, deſſen Gipfel von den Meereswaſſern muß bedeckt geweſen ſeyn. Wie werden wir ihn herausziehen?

Daß ſich die Berge im Schooße des Meers bilden können, iſt eine Sache, über die ich keinen Zweifel erregen werde; ich ſelbſt bin davon überzeugt. Die Ebbe und Fluth und die daher rührenden Ströme, die ihrer Natur nach die ganze Maſſe ihrer Waſſer umwälzen, hölen an gewiſſen Stellen ihr Bett aus, und führen die Materien davon an andere Stellen hin, wo ſie ſich wieder ſetzen und Berge bilden, die nur ins Trockne geſetzt zu werden brauchen, um einem großen Theile unſerer Berge ganz ähnlich zu werden. Allein ſie müſſen ins Trockne geſetzt werden; und das iſt es, was die Bewegung der Meere von Morgen nach Abend nicht bewürken kann. Dieſe Bewegung kann nicht anders als horizontal ſeyn: das Meer bleibt beſtändig in gleicher Höhe, und wird nur durch die Verſchiedenheiten der Ebbe und Fluth und durch die Wellen beunruhiget. Allein dieſe Verſchiedenheiten bedeuten in Rückſicht auf unſern Gegenſtand nichts; und wenn man ſeine Zuflucht nicht zu einer andern Urſach nehmen kann, ſo werden die auf dem Vorgrunde des Meeres gebildeten Berge in alle Ewigkeit darinn bleiben. Vergeblich wird der Ocean tauſend und abermal tauſendmal ſeine Reiſe um die Erde machen, das heißt, ſein Bett herumführen; er könnte dadurch zwar in ſeinem Schooße Berge wechſelsweiſe niederreiſſen und wieder aufbauen; aber er würde nicht einen einzigen ins Trockne ſtellen.

Ich erwähne hier als einer der Aufmerkſamkeit würdigen Gegenſtandes, dasjenige nicht, was erfolgen würde, wenn der Ocean durch dieſe Bewegung ſein Bett aushölte oder erweiterte. Dieſes iſt ein beſonderes Syſtem. Hier kömmt nur die Hypotheſe von dem langſamen Uebergang der Meere von Morgen nach Abend aus den entwickelten Urſachen in Betrachtung; ein Uebergang, der ſo lange nur als horizontal betrachtet werden kann, bis man eine beſondere Urſach wird angegeben haben, durch welche die urſprüngliche Meereshöhe abgeändert worden ſey. Man hat dergleichen Urſachen würklich erdacht,

dacht, ich werde ſie auch in der Folge unterſuchen; hier aber ſchränke ich mich blos auf die Unterſuchung der Würkungen dieſer einzigen horizontalen Bewegung der Waſſer ein. Und ich thue dieſes um ſo lieber, da, auſſer der Klarheit und Sicherheit, die in allen Arten von Unterſuchungen aus der Trennung der Gegenſtände entſpringen, die Naturkündiger, die dem Uebergange des Meers von Morgen nach Abend die auf der Oberfläche unſers Erdballs geſchehenen Veränderungen zuſchreiben, nur von einer horizontalen Bewegung allein geredet haben. Wie könnte alſo der Ocean, ohne ſeine Waſſergleiche zu verändern, das Werk, das er in ſeinem Schooße gemacht hätte, entblößen, und ſogar 7840 Fuß hoch über ſeine Oberfläche emporheben? Mit dieſer Frage ſcheinet es in der That nicht ernſtlich gemeint zu ſeyn. Unterdeſſen bitte ich zu bemerken, daß ſie unmittelbar auf dieſem Syſteme herfließt, weil es die Bildung der Berge erklären muß; und daß wir ſie folglich nicht nur ſo obenhin vorübergehen dürfen. Wenn man ſie wohl gefaßt hat, ſo beſitzt man auf gewiſſe Weiſe einen Talisman, vor welchem alle Werke der Einbildungskraft über die Theorie der Erde verſchwinden. Wir wollen den Ocean bey einer und derſelben Höhe ſo lange ſchützen, bis man uns wird geſagt haben: der Ocean iſt wegen dieſer Urſach niedriger geworden; aus dieſer Urſach hat er den Gipfel des Grenier, wo man Ammonshörner findet, in einer Höhe von 7840 Fuß über ſeiner gegenwärtigen Oberfläche, verlaſſen. Da man nun aber dieſes in dem Syſteme, das ich unterſuche, nicht ſagt; ſo müßte die ganze Oberfläche der Erde durch eine einzige Revolution des Oceans zu einer und eben derſelben Waſſergleiche zurückgebracht worden ſeyn, und die Bildung unſerer Berge würde alsdann unerklärbar.

Auf dieſen Punkt werden alle meine Bemerkungen, die ich noch über die Syſteme von eben der Art zu machen habe, immer wieder zurückkommen. Unterdeſſen will ich doch die Untersuchung deſſelben nicht vernachläſſigen; denn es betrift einen Grundſatz, der in der Cosmologie feſtgeſetzt werden muß. Ich weiß nicht, wie es gekommen ſeyn mag, daß dieſe Betrachtung nicht der Kompaß aller deren, die zu dieſen Unterſuchungen ausgelaufen ſind, geworden iſt. Sichtbarlich muß ſie ſich dem Geiſte nicht ſo leicht, als ich mir einbilde, darſtellen; und ich muß nur darum von ihr ſo ſehr durchdrungen ſeyn, weil ſie mir ſeit dreißig Jahren in allem, was die Theorie der Erde betrifft, zum Wegweiſer dienet. Man erlaube mir alſo, daß ich mich noch einen Augenblick dabey aufhalte.

„Ungeachtet es wahr ſeyn mag, wird man vielleicht ſagen, daß der Ocean, indem er ſich durch alle Ewigkeit hindurch, in einer und derſelben Flächenhöhe, um unſern Erdball forträgt, keinen der Berge jemals entblößen wird, die die Ströme in ſeinem Schooße bilden; ſo kann doch die Arbeit, die er an ſeinen Geſtaden unternimmt, einige Würkung auf den bereits trocknen Theil hervorbringen. Die Wellen führen mehrere Arten von Materien mit ſich fort und häufen ſie zuſammen; an gewiſſen Küſten ſieht man ſie **Dünen**, welches kleine Sandhügel ſind, machen: mit der **Zeit** werden dieſe Hügel — —“ Nein, die **Zeit** wird hier nichts machen. In alle **Ewigkeit** (denn man muß immer darauf zurückkommen, wenn das Argument bündig ſeyn ſoll) in alle Ewigkeit wird weiter nichts als **Dünen** gemacht werden. Und ſogar dieſe **Dünen**, wovon wir Beyſpiele kennen, werden mehr das Werk der Winde als der Wellen ſeyn.

Wenn die Geſtade des Meers aus einem leichten Sande beſtehen und niedrig ſind, ſo unterſtützt der Wind die Arbeit der Wellen, und führt den Sand höher, als dieſe zu reichen im Stande ſind. Dadurch entſteht am Geſtade des Meers eine Art von Sandwulſt, die 40 bis 50 Fuß hoch und mehr oder minder breit iſt, und von den Wellen bald gebildet, bald wieder zerſtöret wird, bis ſie durch die Vegetation Conſiſtenz erhält. Dieſe nennet man Dünen; ſie ſind an den Ufern des Meers in Holland und Flandern ſehr gemein. An einigen Stellen haben ſich daſelbſt die **Dünen** erhalten; und die Winde und das Meer haben daraus verſchiedene auf einander folgende Cordons gebildet. Aber von **Bergen** nichts, nicht einmal wahre **Hügel**; wie ſollte ſie das Meer auch bilden? Kann es da etwas bewerkſtelligen, wo es nicht hingelangen kann?

Ich ſchließe alſo; und ohne einen Augenblick zu argwöhnen, daß dieſe unmittelbare Folgen aus den Geſetzen der Natur von den Vertheidigern dieſes Syſtems ſelbſt verkannt werden könnten, wenn ſie ihre Aufmerkſamkeit darauf richten: ich ſchließe alſo, ſage ich, daß, wenn das Meer durch ſeine Bewegung von Morgen gen Abend, ohne Unterlaß die morgenländiſchen Küſten zerſtörte; welches nicht ſeyn kann: daß, wenn die von dieſen Küſten abgeriſſenen Materien dieſem Strom wieder aufwärts ſchwämmen, um ſich an die abendländiſchen Küſten wieder anzuſetzen; welches eben ſo wenig ſtatt finden kann: ſo würden aus dieſen allmäligen Niederſetzungen ſchlechterdings nicht weiter als einförmige Ebenen entſtehen, die nur hier und da an Oertern, wo der Sand beweglich wäre, mit einigen Dünen würden überſtreuet ſeyn: daß, mit einem Worte, nichts daraus erfolgen würde, was die mindeſte Aehnlichkeit mit dem gegenwärtigen Zuſtande der Oberfläche der Erde hätte.

Wenn man ganz ſichere Grundſätze hat, ſo ſcheint es überflüßig zu ſeyn, die Thatſachen zu unterſuchen; man kann ſich zum voraus verſichert halten, daß ſie mit jenen übereinſtimmig ſeyn werden; dieſes hat man blos bey ſolchen Syſtemen nöthig, die nur wahrſcheinlich ſind. Nur dann aber, wann alle Geſetze der Natur umgekehret wären, wann die Sachen anders, als ſie die Theorie vorausſetzt, beſchaffen wären, nur dann ſcheinet es, daß, wenn ihr die Thatſachen zu widerſprechen ſchienen, man daraus ſchlieſſen müſſe, man habe nicht recht geſehen.

Unterdeſſen wiederfährt es getäuſchten Menſchen nur allzu oft, eine ſo lebhafte Ueberzeugung zu haben, die nur eine Folge der Evidenz ſeyn ſollte. Man darf alſo gar kein Beweismittel vernachläßigen. Ein ſolches finden wir hier in den Thatſachen, wir müſſen es alſo unterſuchen. Das Meer hat allerdings einige Gegenden zerſtöret; es hat auch augenſcheinlich andere gemacht; es iſt alſo daran gelegen zu unterſuchen, ob dieſe Thatſachen die Idee einer Verwandlung des Landes in Meer und des Meers in Land, die durch die Bewegung der Gewäſſer von Oſten nach Weſten bewürkt worden ſey, begünſtige.

Ich will die Denkmäler, auf welche man die Cirkulation der feſten Länder rings um unſern Erdball her, mittelſt der Cirkulation der Meere, gründet, hier nach den Herrn von **Büſſon**, der dieſes Syſtem annimmt, durchgehen. Er giebt dem **neunzehnten Artikel der Beweiſe ſeiner Theorie**, der davon den Hauptartikel ausmachen ſoll, den Titel: **von den Veränderungen der Länder in Meere und der Meere in Länder**; und gleichwohl iſt dieſer Artikel ſehr kurz und enthält ſehr wenig Facta, in Vergleichung mit der Anzahl, die davon eine Urſach von der unabläßigen Veränderung der

Geſtalt der Erde darreichen ſollte. Oder vielmehr iſt dieſer Artikel, in einem andern Sinne, zu lang, inwiefern er nemlich nichts als umſtändliche Details von kleinen Faktis enthält; da doch, wenn die Urſach wirklich vorhanden wäre, nur zwey große Facta allein, dieſelbe ohne Widerſpruch, feſtſetzen ſollten. Es müßte nemlich durch eine allgemeine Tradition, unter allen Völkern, die an den morgenländiſchen Küſten beyder feſten Länder wohnen, beſtätiget werden, „daß ſie durch die Anfälle des Meers genöthiget worden wären, ſich allmälig von dem Geſtade weg tiefer in die Länder hinein zu begeben; daß ſie ihre Häfen und Städte verlaſſen hätten:“ und es müßten tauſend Ueberbleibſel von den alten Niederlaſſungen an den Geſtaden oder auf dem niedrigen Grunde vorhanden ſeyn. Hingegen die an den abendländiſchen Küſten wohnende Völker müßten uns alle einmüthig ſagen: „daß ſie von ihren Vätern gehöret hätten, und es ſelbſt ſähen, daß ſich ihre feſten Länder an den Küſten des Meers vergrößerten; daß ſich ihre Häfen fülleten; daß ihre alte Städte ſchon tiefer im Lande wären.“ Mit einem Worte, bey einer ſtufenweiſen Veränderung von dieſer Art ſprechen entweder die Facta nichts, oder ſie müßten deutlich und das ſchon ſeit langer Zeit auf der ganzen Erde geſprochen haben, und man ſollte nicht erſt nöthig haben, ſie aufzuſuchen.

Dies iſt es, was mich in Verwunderung ſetzt; und folglich unterrichten uns würklich die wahren Urſachen einer jeden langſamen Veränderung ſelbſt ohne Zweydeutigkeit. Alle Einwohner der an den Mündungen groſſer Flüſſe liegenden Länder können uns ihre ihnen durch das Meer zugebrachten Eroberungen zeigen. Dieſe Operation läßt, ob ſie gleich ſehr langſam von ſtatten geht, Fußtapſen hinter ſich, ſowohl auf dem Lande ſelbſt, als in dem Gedächtniſſe der Menſchen. Allenthalben hingegen, wo die Waſſer, durch irgend einen beſondern Umſtand, die Einwohner würklich von ihren Ufern zurücktreiben, drückt ſich ihr Verluſt in ihr Gedächtniß ein, und ihre Klagen dringen ins Ohr der Reiſenden, die ſie uns wieder mittheilen. Wenn ſich alſo alle Bewohner der morgenländiſchen Küſten nicht beklagen, und wenn alle die, die an den abendländiſchen Küſten wohnen, uns gar nichts von Eroberungen melden, ſo exiſtirt eine ſolche allgemeine große Operation gar nicht. Wir wiſſen aber ganz gewiß, daß ſich keine dergleichen Stimme hören läßt.

Unterdeſſen dürfen wir doch, ungeachtet ſo vieler Gründe, die uns wider die Facta, die man zur Unterſtützung dieſes Syſtems anführt, einnehmen, nicht weigern, dieſelben zu unterſuchen. Aber man muß dabey nach einiger Ordnung verfahren, und dieſe Facta in Klaſſen eintheilen; ſonſt würden wir das Meer bald hier bald da hervordringen oder zurückweichen ſehen, ohne wahrzunehmen, ob ſolches zu einem Syſtem gehöre. Zuvörderſt beſteht eine große Anzahl von Factis, die Herr von Büffon anführet, in neuen Erdanſetzungen (atterriſſemens) an den Mündungen der Flüſſe; es ſind Inſeln, oder Verlängerungen des feſten Landes, die aus dem, was die Flüſſe mit ſich geführet haben, entſtanden ſind. Allein dieſe Facta gehören zu einem andern Syſteme, mit welchem ich mich jetzt noch nicht beſchäftige. Es iſt gewiß, daß faſt alle Flüſſe das Meer durch die Materien, die ſie mit ſich bringen, zurücktreiben: aber dieſes geſchieht rings um alle feſte Länder her, an den morgenländiſchen Küſten ſo gut als an den abendländiſchen; folglich iſt dieſes Phänomen dem Syſteme, das ich jetzt unterſuche, ganz fremd.

Ich werde hier nur diejenigen Phänomene zuſammen nehmen, die nach der Erzählung, welche Herr von Büſſon davon macht, von der Operation der Flüſſe verſchieden zu ſeyn ſcheinen. Es giebt vom Meere zerſtörte Länder; es giebt auch andere, die es verlängert. Ehe wir aber dieſe Facta darſtellen, müſſen wir immer daran denken, daß die zerſtörten Länder, um das in Frage ſtehende Syſtem zu begünſtigen, an den öſtlichen Küſten beyder Welttheile, und die verlängerten Länder an den abendländiſchen Küſten liegen müſſen; denn ſonſt bewieſen entweder dieſe Facta nichts, oder könnten wohl gar dieſem Syſteme nachtheilig werden. Laßt uns alſo dieſe Abwechſelungen in Klaſſen ordnen.

„Das Meer iſt von der Provinz von Jucatan im mexikaniſchen Meerbuſen zurückgewichen; — — — von Guadeloupe, von Martinique und andern Antilliſchen Inſeln. Wenn man auf dieſen Inſeln gräbt, ſo findet man einen mit Seeprodukten ſo reichlich angefüllten Grund, daß ein Beobachter dadurch auf den Gedanken kam zu glauben, daß dieſe Inſeln durch die Anhäufung derſelben entſtanden wären.“ Dieſes ſind beynahe die einzigen von den Niederſchlägen der Flüſſe unabhängigen Zurückweichungen des Meers, deren der Herr von Büſſon in dieſem Artikel erwehnt, und zwar alle an den öſtlichen Küſten von Amerika; alſo ſogar an denen, die, nach dem Syſtem, das Meer vielmehr zernichten ſollte.

„Das baltiſche Meer hat nach und nach einen groſſen Theil von Pommern eingenommen; es hat den berühmten Hafen von Vineta bedeckt und zu Grunde gerichtet. — — Das Meer von Norwegen hat mehrere Inſeln gebildet, indem es ins feſte Land hervordrang. — — Das teutſche Meer iſt bey Call in Holland eingedrungen, ſo, daß die Ruinen einer alten römiſchen Citadelle, die vor dieſem auf dieſer Küſte

„vorhanden waren, jetzt ſehr weit ins Meer hineinge-
„rückt ſind. Ein Schlag des Meers trennte im Jahre
„1421 Dordrecht vom feſten Lande. — — Ein ähn-
„licher Einbruch brachte im Jahre 1446 auf demſelben
„Territorium von Dordrecht, über zehntauſend Men-
„ſchen, und um Dullart in Friesland und in Zeland
„über hunderttauſend ums Leben. Das Meer bekämpfe
„das ſteile Ufer von Tresport auf der franzöſiſchen
„Küſte in der Normandie, und in Zeit von dreißig
„Jahren iſt es ſchon 16 Fuß hervorgedrungen, welches
„man durch eine Oeffnung von gleicher Tiefe, die in
„das ſteile Ufer gegraben worden, erkannt hat; nimmt
„man an, daß es beſtändig ſo fort hervordringe,
„ſo wird es in zwölftauſend Jahren tauſend Toi-
„ſen, oder eine kleine halbe Leuke dieſes ſteinigen
„Ufers unterminiren.“ Und in ſechzig oder hundert Millionen Jahren, mehr oder weniger, könnte es alſo, indem es beſtändig bald Bruchſtücke, bald Felſen unterminirte, Frankreich, Teutſchland, Rußland, die Tatarey, China, mit einem Worte, die ganze alte Welt, fortführen. — — Allein dieſer Weg geht gerade wider den Strich! und ſo iſt es auch in Anſehung aller vorhergehenden Thatſachen; allenthalben iſt es unſere abendländiſche Seite, die angegriffen wird, und alſo immer ſogar diejenige, die ſich, nach dieſem Syſteme, vergröſſern ſollte.

Unter allen von dem Herrn **von Büffon** angeführten Factis, iſt kaum nur ein einziges, das ihm nicht entgegen ſtünde; dieſes einzige Factum iſt der Anſchein, den die Niederlande haben, neue Länder zu ſeyn. Allein man braucht dieſe Länder nur zu nennen, um ſich zu überzeugen, daß man keine **Berge** daſelbſt findet. Und überdieß ſind die Flüſſe, die Natur des Meeresgrundes und oben darüber die ganze Induſtrie der Menſchen,

ſchen, die wärkende Kräfte, die unſerm feſten Lande das, was dieſe Länder an neuen Erdſtrichen beſitzen, hinzugefügt haben; die Bewegung des Meers von Morgen nach Abend hat keinen Theil daran.

Ich könnte gegenwärtig ſelbſt Facta, die dieſem Syſtem entgegen wären, anführen. Es würde mir z. B. leicht ſeyn zu beweiſen, daß nicht alle Berge durch das Waſſer gebildet worden, und daß eine große Anzahl derjenigen Berge, die ihnen ihre Bildung zu danken haben, nicht das Werk der gegenwärtig ihnen am nächſten liegenden Meere ſind. Aber dieſe Mittel wären zu weitläuftig; und da ich bey Gelegenheit einiger andern Syſteme darauf zurückkommen muß, ſo werde ich mich hier nicht dabey aufhalten. Gegenwärtig iſt mir es genug, meine Leſer bemerken zu laſſen, daß, wenn neue Argumente nöthig wären, um zu beweiſen, daß die Bewegung der Meere von Morgen nach Abend, ungeachtet es mit ihr ſelbſt ſeine Richtigkeit hat, gleichwohl nicht der Werkmeiſter unſeres Aufenthalts ſey, wir jene Beweiſe in dieſen Factis finden können. Denn wenn unſere feſte Länder allmälig aus dem Meere ſtiegen, ſo würden alle Berge noch die Merkmale davon an ſich tragen, wenigſtens äußerlich; und die auf den ins Trockne geſetzten Landſtrichen zurückgebliebene Reſte von Seethieren müßten immer denen ähnlich ſeyn, die noch heutiges Tages an die Ufer oder benachbarte Boden des Meers geworfen werden, wo die Zeugungen dieſer Thiere aufeinander folgen. Aber alles dieſes befindet ſich nicht alſo. Einige Berge haben weder Schichten, noch Seekörper: andere Berge und ſogar Küſten, die gegenwärtig vom Meere beſpület werden, enthalten Muſcheln, die entweder ganz unbekannt ſind, oder heutiges Tages in den Indien leben.

Man ſieht alſo, was ich gleich anfangs ſagte, daß ein Ueberfluß an Gründen wider dieſes Syſtem vorhanden ſey, nach welchem man aus der Bewegung der Meere von Morgen nach Abend Mittel ziehen zu können glaubt, unſerm Erdball die Geſtalt zu geben, indem man ihn zugleich ſehr alt macht.

VI.

Anekdoten.

Der griechiſche Kaiſer Baſilius ließ den hinrichten, der ihm auf der Jagd das Leben gerettet hatte, „weil er dabey das Schwerdt in ſeiner Gegenwart entblößt habe:“ ein König von Mandoa ließ dem Sklaven die Hände abhauen, der ihn, da er eben ertrinken wollte, bey den Haaren aus dem Waſſer zog: „weil er die Hand an das Haupt ſeines Herrn legte:“ und ein Edelmann ſollte ſein Leben verlieren, weil er einer Königin von Spanien, die im Steigbügel hängen blieb, und Gefahr lief, vom Pferd geſchleift zu werden, zu Hülfe kam, ſie befreyte, „aber dabey ihren Fuß ſah und berührte.“

Catharina von Medicis, um ſich den Seegen des Himmels bey Ausführung eines gewiſſen Projekts zu verſchaffen, gelobte, einen Pilgrim nach Jeruſalem zu ſchicken, der auf ſeiner Wallfahrt bey drey Schritten vorwärts immer wieder einen rückwärts thun ſollte. Ein Landmann aus der Pikardie übernahm die Vollendung des Gelübdes, brachte verſchiedne Jahre darüber zu, und erhielt bey ſeiner Rückkunft den Adel und eine Summe Geldes zum Lohn.

Der heilige **Johann Gualbert**, Stifter des Ordens der Camaldulenſer, wurde, nach den Sitten ſeines Zeitalters, wie alle von ſeiner Familie, der geborne Rächer des an einem von ſeinen Verwandten begangenen Meuchelmords. Eines Tages traf er, in Begleitung einiger bewafneten Leute, den Mörder auf dem Weg nach Florenz an. Die Straße war enge, der Mörder beſtürzt, und alle Mittel zur Flucht ihm benommen. Der Unglückliche ſprang vom Pferde, warf ſich mit dem Geſicht gegen die Erde, und erwartete, die Arme kreuzweis ausgeſtreckt, den Todesſtreich. **Gualbert** wurde von dieſem Anblick gerührt, hob ihn auf, verſicherte ihm, daß er nichts von ihm zu beſorgen habe, und ſetzte ſeinen Weg fort, ohne ihm was zu Leide zu thun. Als er nach San-Miniato kam, begab er ſich in die Kirche des Orts, und ſiehe, ihm dünkte, das Kreuz über der Pforte neige ſich gegen ihn, zum Zeichen ſeiner Dankbarkeit, daß er aus Ehrfurcht für ſeine Geſtalt dem Mörder verziehen habe. Dieſes Wunder wirkte ſo heftig auf den Italiener, daß er den Entſchluß faßte, der Welt gänzlich zu entſagen, und einen neuen Mönchsorden ſtiftete.

In jenen Zeiten der Finſterniß, die das Alter der erſten Kreuzzüge umhüllte, mußte ein Mönch, der einen heidniſchen Schriftſteller aus der Bibliothek ſeines Kloſters zum Leſen haben wollte, nachdem er das gewöhnliche Zeichen gemacht hatte, wodurch man zu verſtehn gab, daß man ein Buch verlangte, ſich das Ohr mit dem Finger kratzen, wie ein Hund ſich zu kratzen pflegt, wenn es ihm juckt, „weil „(ſagt die Vorſchrift) ein Ungläubiger nicht ohne Grund

„mit dieſem Thiere verglichen wird.“ — Dazumal wurde das Gelübde des Stillſchweigens in den Mönchsorden ſehr ſtreng beobachtet, und alles durch Zeichen ausgedrückt: Begehrte man Brod, ſo beſchrieb man mit dem Daumen und den beyden folgenden Fingern einen Kreis; Milch, ſo ſteckte man den kleinen Finger in den Mund, wie ein Kind, das ſaugt; Forelle, ſo hielt man die Hand über die beyden Augenbraunen ausgebreitet, welches Fiſch bedeutete, und bedeckte ſich alsdenn das Geſicht, welches eine Weibsperſon anzeigte, weil die Forelle unter die Fiſche weiblichen Geſchlechts gezählet wurde. Das gewöhnliche Zeichen, ein Buch zu fodern, war: daß man ſeine ausgeſtreckte Hand auf die Art bewegte, als ob man Blätter umſchlüge.

VII.

Briefe.

Brief des ſeeligen Michaelis an Herrn — — — —

Hamburg den 24. Auguſt 1770.

Das Geſtändniß ſeiner Vergehungen iſt der erſte Schritt zur Vergebung, ſagt Philint in meinem Je unnatürlicher je beſſer! Tauſend Sorgen und Verdrießlichkeiten, mit denen ich meine Freunde gern verſchonen wollte, haben meine Briefe an Sie verzögert. Ich habe Ihren letztern erhalten, und nun — kann ich Ihnen mit ruhigem Herzen antworten. Den Tag nach Michaelis gehe ich als Dichter der Seyleriſchen Schaubühne nach Hannover. Mein

Gehalt, der binnen hier und einem halben Jahr in eine königliche Penſion, aller Hoſnung nach, verwandelt werden wird, iſt bereits jetzt beſſer, als mein hieſiger, und, ob er meinem Genie angemeßner iſt, überlaſſe ich Ihrer eignen Antwort. In der Geſellſchaft eines **Schweitzer's**, eines **Eckhofs**, einer **Henſelinn** und **Brandes** muß man vergnügt leben können. Lebe wohl, untreue Kritika, auf ewig wohl! Ich habe hier bey Gelegenheit der Schaubühne verſchiedne Kleinigkeiten aufgeſetzt; ſonſt habe ich für Verdruß wenig oder nichts machen können. **Schweitzer** komponirt an meiner **Gertraud**. Außer dem **Einſpruch**, der binnen hier und Michaelis fertig werden ſoll, habe ich noch eine Idee zu einer komiſchen Oper. Geräth ſie mir, ſo iſt mein **Je unnatürlicher** eine Kleinigkeit an Komiſchen dagegen. Auch zu einem drolligen Nachſpiel habe ich den Entwurf, und die erſte Scene fertig liegen. Dieſen Winter ſoll das meiſte davon fertig werden. — Die Geſellſchaft iſt geſtern abgereißt, und nach Lübeck gegangen, von da ich ſie abhole, und mit ihr nach Hannover reiſen werde. Will ich dieſen Winter nicht froh leben, und alles vergeſſen, was mich hier zu Elegien verdammen könnte! Hamburg iſt der beſte Ort für den Magen, aber ſo rauh, wie ſein Klima, ſo kalt, wie ſeine Fiſche, und ſo ſteif, wie ſeine Mädchen, für die Seele. Geſtern war ich das zweitemal bey **Duſchen** in Altona; auch er ſeufzt unter der Laſt ſeiner ſehr unpoetiſchen Mitbürger. Man hat hier vorige Woche in einer häßlichen Ueberſetzung meiner hochgebietenden Dame, der **Zinkinn**, **Rowe's** Kalliſte aufgeführt, aber die Aufführung iſt eben ſo wenig gut ausgefallen, als die Ueberſetzung. In meinem Epilog am Freitage habe ich Hamburg ein wenig die Wahrheit geſagt. Es geſchah zwar bereits im Prolog, aber Ende gut alles gut, dasmal noch beſſer! Künftige Woche, wenn es meiner hohen Obrigkeit gefällig iſt, werde ich Ihr Buch, wofür ich gehorſamſt danke, in der Zeitung anzeigen. Ich bin nicht Herr von mir; aber nun noch fünf böſe Wochen:

O dann, dann bin ich frey,
Und kehr' ins nächſte Wirthshaus ein,
Und mach' ein Siegsgeſchrey!

Keſſel und ſeine Frau, die Seyler eben ſo wenig, als ehmals Koch brauchen konnte, ſind zu Wäſern gegangen. Die Keſſelinn hielt ſich zu gut, eine Vertraute im Mithridat von Racine zu machen, und erhielt ihren Abſchied — Gleim, den ich von meinem hieſigen Verdruß Nachricht gab, bot mir ſein Haus und ſeinen Tiſch an; dieſe Gelegenheit überhebt mich, die Güte dieſes vortreflichen Mannes zu misbrauchen. — Geſchrieben hätte ich Ihnen; aber nun ſollte ich Ihnen einen Leſer mitſchicken. Doch, was kann aus Hamburg Gutes kommen, als Ihr

alter treuer
Michaelis.

VIII.

Biographie.

Nachrichten von Michel Schuppach, aus dem Engliſchen des Coxe, und ſeiner Schweizerreiſe überſetzt, durch R — d.

Sie werden gewiß von Michel Schuppach, dem berühmten Schweitzerdoktor, gehört haben. Die Reiſenden erzählen Wunderdinge von ſeinem Talent, den wahren Sitz der Krankheit zu entdecken, und das rechte

Heilungsmittel zu treffen. Ich wohne jetzt ſelbſt in dem Hauſe dieſes Aeſculaps, das an dem Abhange eines Berges, oberhalb des Dorfes Langenau, liegt, und durch ſeine Lage dem Doktor den Titel, „der Bergdoktor“, zuwege gebracht hat.

Bey meiner Ankunft fand ich ihn auf ſeinem Zimmer in einem Gedränge von Bauern, die ihn um Rath fragten. Jeder hatte in einem kleinen Fläſchchen etwas von ſeinem Urin bey ſich; denn aus dem Urin behauptet **Schuppach** den Zuſtand des Kranken beurtheilen zu können. Er iſt ungeheuer dick, hat ein durchdringendes Auge, und die offenſte und lachendſte Phyſionomie, die ich je geſehn habe. Er ſetzt ſich vor der Perſon hin, die ihm conſulirt, unterſucht ſorgfältig den Urin und den Kranken, der ihn bringt, eine Unterſuchung, die manchmal ziemlich lange dauert, und wenn er damit fertig iſt, ſo beſtimmt er die Krankheit, unterrichtet den Kranken von ihrer Beſchaffenheit, und trift gemeiniglich den wahren Grund des Uebels. Die jungen Leute ſonderlich ſind von ſeiner Unfehlbarkeit überzeugt; aber man kann auch nicht läugnen, daß er große Kuren gethan hat, die ihm Siechende aus allen Theilen Europens zuführen. Jetzt war ſein Haus und das Dorf mit Engländern, Franzoſen und Schweizern angefüllt, die ausdrücklich hieher gekommen waren, um ſich ſeines Raths und ſeiner Arzeneyen zu bedienen.

Ich halte dieſen **Schuppach** für einen Mann, der anfangs ein Dorfchirurgus war, denn er hat einige flüchtige Begriffe von Anatomie, und paßirt für einen guten Chimiker und geſchickten Kräuterkundigen. Nur erſt ſeit einigen Jahren iſt er als Arzt in Ruf gekommen. Er weiß wenig von Theorie; alle ſeine Kenntniſſe gründen ſich auf eine lange und anhaltende Erfahrung und Praxis, die ſehr ausgebreitet iſt, ohngeachtet ſeine weiteſten Krankenbeſuche ſich höchſtens auf eine Viertelſtunde von ſeiner Heimath erſtrecken. Man hat mich verſichert, daß er ſich nicht die Mühe nehmen würde, bis Bern zu gehn, und wenn ſich der größte Potentat der Welt dort befände, und ſeinen Rath verlangte.

Vielleicht trägt das Vertrauen ſeiner Kranken, die geſunde Luft dieſes Bergs, und die angenehme Zerſtreuung, die der beſtändige Ab- und Zufluß von ſo vielen Perſonen gewährt, zu dem guten Erfolg ſeiner Kuren vieles mit bey, allein das iſt gewiß, daß er ſeinen Ruf nicht geſucht hat. Er beſitzt vortrefliche Eigenſchaften, und ſeine Menſchenliebe und Mildthätigkeit ſind außer Zweifel. Nicht allein giebt er dem Dürftigen ſeine Arzeneyen umſonſt, ſondern noch Geld obendrein, und alle Jahre theilt er einen Theil ſeines Verdienſtes mit den Armen ſeines Kirchſpiels. Seine Frau und Enkelinnen leben bey ihm, und tragen ſich wie Bäuerinnen. Er hat ſie, ſehr weißlich, nicht beſſer erziehen laſſen, als die andern Bauermädchen. Er verheyrathete ſeine älteſte Tochter, im funfzehnten Jahre, an einen von ſeinen Burſchen, und gab ihr 1300 Pfund Sterling mit, welches hier zu Lande keine mittelmäßige Mitgift iſt. Ich verheyrathe ſie bey guter Zeit, ſagte er, und das mit Recht; ich will nicht, daß ihr die jungen Leute vom Schönſeyn vorſchwatzen, und ihr in Kopf ſetzen ſollen, einen Mann über ihren Stand zu haben.

Wer ein Freund häuslicher Eintracht und einfacher Sitten iſt, dem muß es in dieſer Familie gefallen. Die Frau iſt lauter Geſchäftigkeit; ſie führt die Aufſicht über das Hausweſen, wo ſie nicht blos anordnet, ſondern ſelbſt Hand mit anlegt, und hilft ihrem Mann bey ſeinen chimiſchen Arbeiten. Da er auch keine andere Sprache, als die deutſche, ſpricht, ſo iſt ſie manchmal ſein Dollmetſcher. Außerdem macht ſie ſeinen Schatzmeiſter, und nimmt die Gelder ein, die er für ſeine Kuren und Räthe erhält, welches am Ende des Jahres immer eine ſehr anſehnliche Summe ausmacht; denn ohngeachtet er nie mehr als den Werth der gegebenen Arzeney ſodert, ſo pflegen doch die meiſten Perſonen noch ein Geſchenk hinzuzufügen.

Die Familie ſpeißt Tag aus Tag ein des Mittags zuſammen; gewöhnlich ſind allemal einige Fremde bey Tiſch; theils Patienten des Doktors, theils Reiſende, welche die Neugier, dem berühmten Mann zu ſehn, hierher gebracht hat. Wenn das Wetter ſchön und die Zahl der Gäſte groß iſt, ſo wird die Tafel vor dem Hauſe, im Freyen, auf einem Platz aufgeſchlagen, von dem man einen Theil des Bergs, und die ganze umliegende Gegend bis zu den Gletſchern jenſeits des Thuner See's, überſieht. Geſtern aſſen einige Bauern mit uns, die vom Doktor eingeladen worden waren. Nach dem Eſſen theilte er an die nächſten Geld aus, und eine ſeiner Töchter gab es denen, die weiter von ihm ſaſſen. Die Gutheit des ehrlichen Biedermannes, ſeine muntre Laune, ſeine Familie, die rührende Dankbarkeit dieſer armen Bauern, die ſchöne Ausſicht, der heitre Himmel, alles dieſes vereinigte ſich zu dem entzückendſten Schauſpiel, das ich jemals genoſſen habe: ich erinnere mich nicht, in meinem Leben eine Mahlzeit gethan zu haben, die von einer reinern und gefühltern Freude belebt worden wäre.

Schuppach iſt oft gezwungen von früh acht Uhr an, bis des Abends um ſechs Uhr, den Kranken, die ihn zu beſuchen kommen, Audienz zu geben, ohne daß ihm eine andre als die Tiſchzeit, zur Erhohlung übrig bliebe. Seine Arzeneyen ſcheinen mir von der beſten Güte zu ſeyn; er ſammelt alle die Kräuter ſelbſt, die er diſtilliert. Sein Haus iſt, wie das Haus der andern Bauern, von Holz, aber ohngeachtet des ſtarken Zulaufs, und der Menge Perſonen, die es oft beherbergt, reinlich und ſauber. Alles erinnert darinn an das Nette und Simple der erſten Zeiten.

Es iſt eben Jahrmarkt zu Langenau, und das Dorf wimmelt von Bauern aus den umliegenden Ortſchaften. Ich habe viele Mannsperſonen mit großen Bärten darunter bemerkt. Viele tragen auf dem Kopf Strohhüte, wie die Weiber, welches ihnen ein groteskes Anſehn giebt. Ihre Kleidung iſt ein brauner Bruſtlatz und weite Hoſen. Die Weiber haben die Haare aufgeſchlagen, und mit Bändern geflochten, die ihnen über die Achſeln fliegen, welches nicht übel ſteht; der Rock iſt roth oder braun, und das Leibchen blau; die wohlhabenden tragen auch kleine ſilberne Ketten um den Hals ꝛc.

IX.

Romane.

Wer nach zwey Dingen zugleich greift, haſcht weder das eine noch das andre.

In Burgund lebte ein junger Ritter, der brünſtiglich um die Minnehuld einer ſchönen Dame buhlte, die den größten Theil des Jahres auf ihrer Burg, auf dem Lande zubrachte, unterdeſſen ihr Gemahl dem Hoflager folgte. Der verliebte Ritter ſparte weder Briefchen noch Schmeicheleyen, ſich der Schönen gefällig zu machen, ſo oft er der holden Nachbarinn begegnete, welches nicht ſelten geſchah, weil ihre Schlöſſer nicht weit voneinander lagen, allein, es ſey nun Stolz oder Klugheit bey der Dame, genug, ſie berechtigte ihn auch nicht durch die geringſte Gunſt zu Hofnungen. Aber der Arme, den ſeine Leidenſchaft unaufhörlich folterte, wähnte, daß alle die Strenge ſchwinden würde, wenn er nur ein einzigmal ſo glücklich wäre, ihr zwey Wörtchen unter vier Augen ſagen, und ſeine Liebe mit alle dem Feuer ſchildern zu können, das ihn verzehrte. Unterdeſſen daß er ſo ſchmachtete, liebte ihn eine andre Dame aus der Nachbarſchaft der ſchönen Grauſamen, mit einer Liebe, die der ſeinigen faſt gleich kam; ſie verſchwendete bey allen Gelegenheiten die redneriſcheſten Blicke und Seufzer an ihn, und gab ihm die unzweydeutigſten Beweiſe, daß er alles, alles von ihr hoffen könnte, ohne daß dieſe Einladungen den mindeſten Eindruck auf den Undankbaren gemacht hätten. Er beharrte halsſtarrig in ſeiner Treue, und würde, ſelbſt aus ihren Armen, mit der Keuſchheit eines zweyten Joſephs geflohn ſeyn.

Der Gemahl der Geliebten ſollte den Herzog von Burgund auf einen geheimen Zug begleiten, der unter vierzehn Tage nicht geendigt werden konnte. Der Ritter erfuhr es, und hofte die Zeit zu einem neuen Verſuch zu nutzen. Er beredete drey ſeiner Freunde, mit ihm Haſen in der Ebene zu hetzen, wo die Schlöſſer der beyden Damen lagen. Der Anfang der Hetze war gut; man fieng verſchiedene Haſen, und machte in einem kleinen Wäldchen Halt, um die größte Tageshitze vorbey zu laſſen. Hierauf ſetzte man die Jagd fort, aber mit ſo ſchlechtem Glück, daß ein Haſe, den man wenigſtens zehnmal hätte einhohlen ſollen, eben ſo oft verfehlt wurde, und unſre Jäger mit ſinkendem Tag ganz nah an der Burg vorbey kamen. wo die Dame mit dem ſpröden Herzen wohnte. Dies war es eben, was unſer Ritter wünſchte; er ſtellte ſich wegen der einbrechenden Nacht ſehr beſorgt, und ſchlug ſeinen Freunden vor, ob es nicht beſſer ſey, die Gaſtfreyheit der

Dame des nahgelegenen Schloſſes anzuſprechen, als ſich in der Dunkelheit auf dem Nachhauſeweg mancherley Gefahren auszuſetzen. Er fügte hinzu, daß er dort bekannt ſey, und daß man ſie, aus Achtung für ihn, gewiß gut aufnehmen würde. Es wurde immer dunkler, und die Jäger lieſſen es ſich gefallen. Sie ritten vor die Schloßpforte; der Verliebte nannte ſich, und bat den Pförtner, der Dame zu ſagen, daß der und der Ritter mit drey ſeiner Freunde, die ſich auf der Jagd verirrt hätten, ſie um ein Nachtlager bitten ließ. Unterdeſſen, daß der Knappe die Botſchaft überbrachte, ſcherzte unſer Ritter, der ſich ſchon auf den Gipfel ſeiner Wünſche träumte, mit ſeinen Begleitern auf eine Art, als ob er noch ſo gut bey der Dame angeſchrieben wäre; denn welcher Menſch hat nicht ſeinen Gran Eigendünkel? aber dem Ritter kam der ſeinige theuer zu ſtehn. Der Pförtner erſchien wieder mit der Antwort: „daß ſeine Gebieterinn nicht gewohnt ſey, in „Abweſenheit ihres Gemahls, Mannsperſonen aufzunehmen, und daß ſie alſo die Herren bäte, ſie zu entſchuldigen.“ Dieſer Korb machte den Ritter ſo beſtürzt, daß er auch nicht ein Wort auf die Sticheleyen antworten konnte, womit ſeine Gefährten ihn auf das unbarmherzigſte heimſuchten. Allein da doch endlich ein Entſchluß gefaßt werden mußte; ſo bat er ſie, zu ſchweigen, und ihm zu dem andern Schloß zu folgen. „Die Dame, die es „bewohnt, fuhr er fort, iſt die Gefälligkeit ſelbſt, und „minder ſpröde, als die, welche uns ſo höflich unſern Abſchied gegeben hat. Ihr ſollt euch gleich ſelbſt überzeugen, daß wenn es Damen giebt, die gegen euren Freund „eine Strenge annehmen, die ihnen nicht von Herzen „geht, andre dagegen weit aufrichtiger ſind, und nicht ſo „viele Umſtände machen.“ Die drey Ritter glaubten ihm kein Wort von allen dem, was er da ſagte; der Beweis vom Gegentheil war noch zu neu; allein in der Lage, in der ſie ſich befanden, blieb ihnen kein anderes Mittel übrig, als ſeinen Vorſchlag zu billigen.

Es gieng beſſer, als ſie ſich einbildeten: die Dame war zum Glück allein, und empfieng die vier Freunde ſo verbindlich als möglich. Dieſer Augenblick ſchien ihr ein Triumph und die Morgenröthe eines ſchönen Tages zu ſeyn, nach dem ſie ſchon ſo lange ſeufzte. Sie ließ ein herrliches Abendeſſen auftragen, und Liebäugeln und Neckereyen wurden gegen den Ritter nicht geſpart, der ſie auf die beſte Art von der Welt beantwortete, aber mehr, weil ihm der Korb ſeiner alten Liebſchaft noch wurmte, als aus andern Empfindungen. Die Dame ſchwamm in Entzücken, und alles gieng nach Wunſch, als gegen das Ende der Mahlzeit der Ritter hinausgerufen wurde. Er fand einen Boten, den die wahre Gebieterinn ſeines Herzens ihm nachſchickte, als ſie erfuhr, daß die Jäger ihren Weg nach dem Schloß ihrer ſchönen Nachbarinn genommen hätten, deren Abſichten auf den Ritter ihr nicht unbekannt waren. Sie ſchrieb ihm das verliebteſte Briefchen, machte ihm die zärtlichſten Vorwürfe, daß er nicht allein gekommen ſey, ſchob ihre abſchlägliche Antwort blos auf ſeine zahlreiche Begleitung, und bat ihn, noch zu kommen, und ſich von der Wahrheit zu überzeugen: So ſicher iſt es, daß Stolz und Eiferſucht, in einem Augenblick, die ſprödeſte Schöne verwandeln können!

Nichts glich der Freude des Ritters bey Leſung dieſes Billets: er dachte nicht mehr an ſeine gütige Wirthin und das Glück, das ihn bey ihr erwartete; er eilte größern, lebhaftern Freuden entgegen; ſchwang ſich auf ſeinen Gaul, und bat einen Knappen, ihn bey der Dame zu entſchuldigen, weil eine dringende Angelegenheit ihn nöthigte, ſich ſogleich zu entfernen. Er war keinen Bogenſchuß mehr von der Burg ſeiner Wünſche entfernt, als ihn ein ſo entſetzlicher Platzregen überfiel, daß er ganz durchweicht und in dem erbärmlichſten Zuſtande in dem Schloſſe anlangte. Aber während der Abweſenheit des Boten hatte ſich dort gar vieles verändert. Der Mann war unvermuthet wieder gekommen, und ſpeißte mit ſeiner Gemahlin, ohne ſich einfallen zu laſſen, daß er eine Zuſammenkunft ſtörte, wo man ſicher nicht auf ihn gerechnet hatte. Der Ritter war auſſer ſich über dieſen Querſtrich. Unterdeſſen verbiß er ſeinen Schmerz, und erſchien vor dem Herrn des Schloſſes in der Geſtalt eines müden, verirrten Jägers, der bey ſeinem Freund ein Obdach ſuchte. Er wurde von Mann und Frau auf das freundſchaftlichſte aufgenommen, aber gewiß nicht ſo zärtlich von der letztern, als wenn ſie ohne Zeugen geweſen wären. Man zog ihn mit ſeinem Abentheuer auf, und bat ihn, als einen Jäger, der ganz ausgehungert ſeyn müßte, ſich niederzulaſſen, und ſeinen Magen zu ſtärken. Der Ritter mußte ſich darein ſchicken, ſo gut als es gehn wollte; auch aß er in der Wuth wie ein Menſch, der gar nicht von ſo einer reichlichen Tafel komme, als die geweſen war, die er doch erſt vor kürzem verlaſſen hatte. Nach dem Eſſen bezeugte der Mann ſeinem Gaſt, wie ſehr er ſich freue, daß ein Ohngefähr ihm in ſein Schloß geführt habe, weil ſie ſo in aller Frühe morgen in Geſellſchaft den Weg zu dem Sammelplatz antreten könnten, wohin der Herzog, ihr Herr, alle ſeine Vaſallen zu einem wichtigen Unternehmen beſchieden habe, und wovon er den Befehl zu Hauſe finden würde. Dies konnte der Ritter unter keinerley Vorwand ausſchlagen, und ſo begab er ſich in ein Gemach zur Ruhe, das von dem Schlafzimmer der ſchönen Dame am allerentfernteſten lag, und wo er die ganze Nacht mit Verwünſchungen ſeines unglücklichen Schickſals zubrachte, bis ihn die Morgendämmerung zwang, mit dem Mann aufzubrechen, ohne der Geliebten auch nur mit einem Blick ſagen zu können, was in ſeinem Herzen vorgieng, und was er für ſie litte.

Er fand ſich an Einem Tag verachtet, geſucht, wieder geſucht, von zwey Damen zugleich geſucht, und doch glückte es ihm weder bey der einen noch der andern; ſo wahr iſt es, daß wer nach zwey Dingen zugleich greift, weder das eine noch das andere haſcht *).

---

*) Aus den cent nouvelles genommen: einem Werke, das im funfzehnten Jahrhunderte an dem Hof des Herzogs von Burgund geſchrieben wurde, und woran Ludwig XI. großen Antheil hatte.

X.

X.

Miſcellanien.

1.

Fragmente zu einer Geſchichte der Sitten, häuslichen Gebräuche und Bedürfniſſe:

von R — d.

(Zweyte Fortſetzung.)

Thierfelle waren wohl der erſte Stoff der Kleidung bey allen Völkern, wie ſie es noch bey den Nationen der Wilden ſind; man kennt die Schilderung, die **Tacitus** von der Tracht unſrer alten Vorfahren macht. Haare, Sennen, Zaſern der Pflanzen und Bäume, vertraten beym Nehen die Stelle des Zwirns; Dornen und Fiſchgräten die Nadeln; und ſcharfe Knochen die Meſſer und Scheeren; man ſieht dieſes bey den Schneiderarbeiten der Nordamerikaner. Hölzerne, an den Sohlen befeſtigte, und mit Riemen über dem Fuß geſchnürte Breter, waren die Schuhe. Die Gallier trugen ſchon Hoſen, die freilich nicht die Geſtalt der unſrigen hatten, die ſie aber braccha benahmten, wovon der franzöſiſchen Sprache das Wort braye oder brayette geblieben iſt; die Römer unterſchieden daher das Gallien, das bey ſeinen alten Sitten blieb, durch den Beynahmen, Gallia braccata, ſo wie ſie Gallia togata den Strich nannten, der Rom näher lag, und früher ſeine Polizirung annahm. Bis zu den Zeiten Karls des Großen waren die Kriegskleider von Fellen, und der Gebrauch, die Wolle und Haare der Thiere zu ſpinnen, in Gallien lange vor der Ankunft der Römer bekannt.

In der Folge nahmen die Bauern, die ſich vorzüglich mit dem Ackerbau beſchäftigten, eine Art Kleidung an, die ſie nicht allein vor der böſen Witterung ſchützte, ſondern die ſie auch mit leichter Mühe wieder von ſich werfen konnten, wenn ſie in ihre Hütten zurückkehrten, es war ein Mantel mit der Kutte, wie ihn noch die Mönche tragen, deren Ordensſtifter dieſe Tracht alſo von den Bauern borgten.

Man findet eine Geſchichte des Barts in dem Gothaiſchen Hofcalender von 1781, wohin ich die Leſer verweiſe. Ich ſetze hier nur noch hinzu, daß in Frankreich Franz I. nach einem Zwiſchenraum von drey Jahrhunderten die Bartmode zuerſt wieder aufbrachte, und das Heinrich IV. der letzte König war, der einen Bart trug. Ludwig der XII und XIV. beſtiegen beyde den Thron in einem Alter, wo man noch keinen Bart hat, und die Hofleute und Bürger entſagten ſogleich dieſen Prunk aus Politik, und ließen ſich raſiren, um keinen Vorzug vor ihrem Monarchen zu haben. Ludwig XIV. als er zu einem reifern Alter kam, behielt nur einen ganz kleinen Zwickelbart, der daher „der königliche,“ moustache royale, genannt wurde. Gegen das Ende ſeines Lebens ſchafte er aber auch dieſen ab, um ſeinen Hof zu verbergen, daß er grau und weiß geworden ſey.

Mützen von groben Zeug waren die gewöhnliche Bedeckung des Hauptes beym gemeinen Volk; die Epoche der Hüthe fängt lange nachher an, und wurde nur ein Putz der Vornehmen; Karl V. trug bey einer Muſterung ſeines Heers 1547 einen kleinen ſammetnen Huth, den er unter den Arm nahm, als es zu regnen anfieng. Der älteſte Filzhuth, von dem einige Nachricht auf uns gekommen, iſt der, den der franzöſiſche König, Karl VII., beym Einzuge zu Rouen, trug. Man kennt Gellerts bekannte Fabel von den Hüthen, und ſie iſt eine wahre Geſchichte im Kleinen, der verſchiedenen Veränderungen, die der Huth im Auf- und Niederkrempen, und in der Höhe und Plätte ſeines Deckels, durchwandert hat. Der erſte Huth war mit niedergeſchlagenem Rand.

Das Strumpfſtricken iſt eine Erſindung der Spanier, von ihnen kams nach Welſchland, und 1561 oder 64 nach England. Heinrich II. trug in Frankreich den erſten ſeidenen, geſtrickten Strumpf, und Eliſabeth in England. Unſre alten Deutſchen heißen die Strumpfſtricker, „Hoſenſtricker“, weil man damals unter dem Namen, Hoſe, die ganze Bekleidung der Beine und Hüften begriff, die aus einem Stück war, bis man in frühern Zeiten ſie trennte, und dem Obertheil den alten Namen, Hoſe, ließ, das Untertheil aber „Strumpf“ betitelte.

Filet iſt weit älter, und der Gebrauch der filetnen Halstücher nicht minder, denn ſchon die Limpurger Chronik ſagt: „die Frauwen trugen neuwe weite Hauptfinſtern, alſo daß man ihre Bruſt und Dutten beynahe halb ſahe.“

Es wäre zu weitläuftig, wenn ich bis auf die Römer und Griechen zurückgehn, und ihre Schuhe beſchreiben wollte; der Alterthumskundige kennt und findet ſie auf Schaumünzen und Denkmälern; jetzt ſind ſie nicht mehr im Gebrauch. Karl IX. von Frankreich errichtete 1573 die Gilde der Schuſter. Die erſt vor wenigen Jahren aufgekommene „Galochen“ ſtammen an Geſtalt und Namen von den Halbſchuhen der Kapuziner her, und die Zimmerpantoſſeln findet man bereits im Zeitalter Franz des I. Die Schuhe waren ſehr ſpitzig, und am Ende aufwärts gebogen. Dieſe Biegung oder Schnabel wurde ſogar in Frankreich ein Zeichen des Standesunterſchieds, nachdem der Schnabel groß oder klein war. Bey gemeinen Leuten betrug ſeine Länge einen halben Fuß, bey den wohlhabendſten Bürgern einen Fuß, und bey den Vornehmen und Fürſten zwey Fuß. Dieſer Schnabel wurde überdies mit einem Paar langen Hörnern, ungeheuern Krallen, Nägeln, oder andern ſeltſamen Figuren, aufgeputzt. Man nannte dieſe Art Schuhe, à la Poulaine, vielleicht, weil ihr Erfinder ſo geheiſſen hatte. Andere behaupten, daß ſie ihr Daſeyn Heinrichen, Sohn des Geoffroi Plantagenet, Grafen von Anjou, verdanken, der für den ſchönſten und vollkommenſten Prinzen ſeiner Zeit gehalten wurde, und ſich über einen ziemlich langen Auswuchs an der Spitze ſeines Fuſſes ſo kränkte, daß er, um dieſen Fehler zu verbergen, ſich Schuhe mit ſolchen Schnäbeln machen ließ; die Hofleute folgten ihrem Herrn nach, und bald wurde die Mode allgemein. Die Geiſtlichen, die Feinde der Moden, predigten dagegen, als gegen eine Sünde, und die Fürſten verboten ſie durch Prachtgeſetze: unter Ludwig XI. ſah man dieſe Art Schuhe zum letztenmal.

(Die Fortſetzung folgt)

2.

Eine Rangordnung aus alten Zeiten.

Von Wallenrodt, Heermeiſter des deutſchen Ordens, ſetzte bey einem feyerlichen Gaſtmahl die gegenwärtigen Ritter nach einer ſehr ſonderbaren Rangordnung. Den erſten Platz hatte ein öſterreichiſcher Ritter, welcher allein 60 Türken, die ihn verfolgten, erſchlagen. Dann folgte der Markgraf von Meißen, weil ſeine Familie dem Orden ſtets beygeſtanden. Hierauf der ſchottiſche Graf Jtildermund, weil ſein Vater den König zu retten, ſein Leben hingegeben. Ferner: Graf Robert, der die Kaiſerwürde ausgeſchlagen. Hierauf folgte er ſelbſt, weil er aus Liebe zum Orden eine ſchöne Braut ausgeſchlagen. Donn ſaß der weſtphäliſche Thaner Degenhardt, weil er ſeinen Feinden, die ſeinen Vater umgebracht, vergeben. Neben ihm ſaß ein Ritter, Friedrich, weil er Niemand etwas abgeſchlagen, der ihn im Namen des heiligen Georg gebeten.

3.

Ein Lied für fröhliche Herzen.

Von Quaalen vorzuſingen,
Iſt keine Dichterluſt.
Helft, Muſen! mir vollbringen
Ein Lied von heitern Dingen,
Gezeugt aus freyer Bruſt!

Gefühl der Seeligkeiten
Durchſtröhme ganz mein Herz;

Es ſtröhm' zu allen Zeiten,
Es ſtröhm' auf alle Seiten,
Und ſchwemme weg den Schmerz!

Es helfe mir erheitern,
Den Freund, der krank erliegt!
Es helfe mir erweitern
Den Weg, auf dem zu ſcheitern,
Sein Schiff im Sturme fliegt!

Auch mit geweinten Zähren
Erweck'n Seeligkeit;
Wann dem, den Thränen nähren,
Sie Linderung gewähren,
Durch halbgetheiltes Leid.

Und wann bey wilden Klippen
Einſt mir die Parze winkt;
So fließ' an meine Lippen
Die Fluth, gleich Aganippen *)
Aus der ein Dichter trinkt!

---

*) Aganippe, eine Quelle der Muſen, in Böotien.

XI.
Fragmente.

Zur nöthigen Belehrung derjenigen, die Schweden bereiſen wollen.

(Aus den Hamburgiſchen Addreß-Comtoir-Nachrichten.)

Es iſt nicht leicht ein Land, in welchem man ſo angenehm und geſchwind reiſen könnte, als in Schweden,

den, wenn man gehörig unterrichtet iſt, wie man die Reiſe aufs beſte einrichten könne. Wenigſtens iſt kein Land in Europa, auſſer Rußland, wo man ſo wolfeil reiſet. Wenn ein Mann, der, um ſeiner Geſundheit aufzuhelfen, reiſen will, aber dem es nicht gleichgültig iſt, wie koſtbar er reiſet, mich um Rath fragte, welches Land er bereiſen ſollte, ſo würde ich ihn nach Schweden weiſen. Ich würde ihm rathen zu thun, was ich den Umſtänden nach nicht ganz habe thun können, nemlich, von Stralſund auf Yſtadt, und dann über Carlscrona, Norköping und Stockholm auf Gothenburg, von dort aber durch die vielen längſt der See belegenen Städte nach Schonen, und entweder über Copenhagen oder über Yſtadt nach Deutſchland zurück zu reiſen. Er wird Belehrung und Unterhaltung genug finden, wenn er eilen will, in ſechs Wochen dieſe Reiſe vollenden können, und wenn er auch nicht in ſeinen Ausgaben geizt, für den dritten Theil desjenigen Geldes reiſen können, was ihm in jedem andern Lande ein eben ſo langer Weg koſten würde. Aber er muß von vielem unterrichtet ſeyn, um ſich die Reiſe angenehm und leicht zu machen, das man ſo leicht nicht erfährt, als bis man im Lande iſt. Krebels Reiſebuch giebt ſelbſt in der neueſten Ausgabe vom Jahr 1775 einen theils unzulänglichen, theils irrigen Unterricht. Ich hatte zwar in Dännemark, wo ich mich eilig entſchloß, einen Theil Schwedens zu beſehen, vieles erfragt; aber ich erfuhr doch nicht in allen Stücken das Rechte, und mußte deswegen, bis ich nach Gothenburg kam, manches Ungemach unterwegs leiden, das ich nicht hätte leiden dürfen, wenn ich gehörig unterrichtet geweſen wäre.

Das Angenehmſte, worauf man durch ganz Schweden Rechnung machen kann, ſind ſchöne Wege. Sie ſind mir, überhaupt genommen, noch beſſer als die Engliſchen

liſchen Landſtraſſen vorgekommen, welche doch nicht durchgängig gleich unterhalten werden, und wo man manche tiefausgefahrne Spur antrift, dergleichen mir in Schweden gar nicht vorgekommen iſt. Auch iſt in Schweden die Sorge allgemeiner, auch für die Nebenwege. Sandwege giebt es dort nur wenige, die freylich nicht beſſer, wie in andern Ländern ſind; doch veranlaßt mich dieß, eines ſehr guten und nachahmenswürdigen Mittels zur Beſſerung der Sandwege zu erwähnen, das ich auf eben dieſer meiner Reiſe im Schleswigiſchen bemerkt habe. Es beſteht darin, daß man alle halbe Jahre Heide in den Sandweg fahren läßt, die ſich freylich bald unterwühlt oder verzehrt, aber, wenn dies lange fortgeſetzt ſeyn wird, den Weg endlich härter machen muß, und doch immer den dazu angehaltenen Landmann, zumal wenn er die Heide gleich neben dem Wege hauen kann, weniger koſten, als andere Wegebeſſerungen. Nur Schade, daß dies ſchöne Mittel auch nicht allgemein benutzt wird, und von der Betriebſamkeit der Herren Beamten abzuhängen ſcheint!

Auf jenen ſchönen Wegen in Schweden kann man mit jedem Fuhrwerke fahren. Vom Spurhalten deſſelben, das einem Reiſenden in Deutſchland ſo manchen Verdruß, ja ſelbſt Gefahr macht, iſt hier nicht die Rede. Mir iſt auch nicht die Möglichkeit des Umwerfens erſchienen, und kein über dem Weg ſich hinſtreckender Baum hat mir jemals gedrohet. Kein Highwayman macht ſich meiner Geldbörſe fürchterlich, und noch vielweniger hört man von andern Räubern, die, wie der deutſche Straſſenräuber, deswegen morden müſſen, weil kein ſchnelles Pferd ihnen die Flucht erleichtert. Auf hundert Schwediſchen Meilen, die ich bereiſet habe, hat man mir nicht einmal Wegegeld, nur ſelten auf beträchtlichen Brücken Geld abgefodert. Ueber einen Fluß ſetzte man uns und unſer Fuhrwerk mit einer Fähre über, und auch hier ward uns nichts abgefordert.

Mit einem eignen Fuhrwerke nach Schweden überzugehen, macht im Sunde groſſe Koſten. Ueberhaupt iſt dieſe Ueberfahrt auch für einen einzelnen Reiſenden ſehr koſtbar. Dieſe Sache ſcheint bisher noch der Landesherrlichen Aufmerkſamkeit ſich entzogen zu haben, wird aber, wie ich glaube verſichern zu können, nicht lange mehr ſo bleiben. Von Kiel kann man jetzt nach Copenhagen für vier Thaler zur See auf dem Paketboote reiſen. Auf den kleinen Belt bekömmt man für zwey Thaler ein Schiff, das auch ſchweren Sturm aushalten kann. Aber im Sunde muß man ſich gefallen laſſen, für die Ueberfahrt in einem nichtswürdigen Boote zu geben, was gefordert wird, und auch ein einzelner Mann wird, alle Nebenkoſten eingerechnet, nicht unter drey Thaler von Helſingöer nach Helſingborg übergehen können. Es iſt eine alte Taxe, die aber zu geringe angeſetzt, folglich in Abgang gerathen iſt. In Helſingborg gilt eine vom Magiſtrat geſetzte Taxe, die ſich nach der Zahl der zur Ueberfahrt dienſtleiſtenden Hände richtet. Sie ſoll für zwey Menſchen einen Reichsthaler betragen. Aber dieſe Leute wiſſen immer einen Vorwand, warum ſie ſelb vierte fahren müſſen, um das Doppelte zu fordern. So iſt es mir bey dem ſchönſten Wetter ergangen. In einem wol zugerüſteten Boote würden zwey Männer hinreichend geweſen ſeyn. So aber hieß es, der Strom wäre ſo ſtark, und ich mußte an drey Mann und einen ſehr überflüßigen Jungen zwey Speciesthaler für vierzig Minuten Arbeit bezahlen. Will man aber mit einem Fuhrwerk von der einen oder der andern Seite überſetzen, ſo ſteigt die Forderung ungeheuer.

In Helſingborg findet man immer eine Zahl Fuhrwerke, die von Reiſenden dort hinterlaſſen ſind, zum Kauf bereit ſtehen. Wer kein offnes Fuhrwerk ſcheuet, kann ein ſolches für acht bis zehn Thaler kaufen, auf welchen zwey Perſonen bequem genug neben einander ſitzen können, und wenigſtens ein Koffer Platz findet. Eben ſolche Fuhrwerke findet man auf den meiſten Stationen, wofür man denn eine Kleinigkeit neben dem Fuhrlohn bezahlt; aber man kann ſich doch nicht immer darauf verlaſſen, ſondern muß auch zuweilen mit einem einſpännigen Karren vorlieb nehmen, auf welchen die Bagage geworfen wird, und ſich ſelbſt zum Reiten nöthigen laſſen. Wenigſtens gieng es mir ſo auf der letzten Station vor Gothenburg, wo ich es am wenigſten vermuthete.

Ein ſolcher Wagen wird mit zwey Pferden beſpannt, für welches Spann man auf den Landſtationen einen Thaler Silbermünze für die Meile, in den Städten aber die Hälfte mehr bezahlt. Noch vor kurzem war das Poſtgeld um ein Beträchtliches geringer. Aber auch ſo iſt es äuſſerſt wolfeil. Denn ein Thlr. Smt. iſt ein Sechstheil eines Species Reichsthalers, und die Schwediſche Meile gleicht beinahe anderthalb deutſche Meilen. Dieſe Pferde ſind zwar klein und dürre, laufen aber äuſſerſt geſchwind. Sehr oft haben ſie mich in einer Stunde eine Meile gefahren, wenn ich den Fuhrmann zu einem guten Trinkgelde Hofnung machte. Dies iſt gewöhnlich zwey Oer für die Station, und drey Oer machen den Werth eines Schillings Lübiſch. Ich nahm aber zur Regel, ein Oer für die Viertelmeile zu geben, und habe damit viel vergnügte Menſchen gemacht.

Vor dieſem mußten nach Königlicher Verordnung immer einige Spann Pferde auf den Stationen warten, um ſogleich, wenn eine Fuhr ankam, vorhängen zu können. Dies aber hat, wenigſtens auf den minder befahrnen Landſtraſſen, nicht mehr Statt. Und in der That beſchwerte es den Landmann zu ſehr. Deswegen iſt es nicht rathſam, es darauf ankommen zu laſſen. Denn die verſpannenden Bauern wohnen oft eine Meile weit von der Station, und müſſen, wenn ſie die Botſchaft bekommen, daß ſie Pferde vorſpannen ſollen, noch Stunden lang hinter ihren Pferden herlaufen, die zwiſchen den Klippen und im Gehölze weiden. In Städten iſt es, ich weiß nicht, warum? noch ſchlimmer. Man läßt deswegen einen Laufzettel durch einen ſogenannten Vorboten vorausſchicken, ſo weit als man in Einem fortzureiſen gedenkt, und beſtimmt die Stunde, da man auf jeder Station anzukommen glaubt. Dafür bezahlt man nur ein Pferd mehr, und ſo ſteigen die Koſten für jede Schwediſche Meile auf ungefähr ein Mark Lübiſch für die Landſtationen. Bleibt man aber alsdenn zurück, ſo iſt der Fuhrmann befugt, für jede Stunde, die er gewartet hat, einen Dr. Smt. zu fodern.

Dieſer Umſtand macht es rathſam, den Laufzettel nicht auf weiter, als auf wenige Stationen voraus zu ſenden, dann aber lieber zwey Stunden liegen zu bleiben, daß ein neuer Vorbote voraus reiten kann. Denn man iſt doch nicht vor allen Vorfällen ſicher, welche die Reiſe aufhalten können, am wenigſten vor ſolchen, dergleichen einen ich zu Carlscrona erlitt, und den ich theils zur Warnung anderer, theils pour la rareté du fait, aber nach der ſtrengſten Wahrheit, zu erzählen für Pflicht halte.

Man iſt auf den Däniſchen Inſeln und in Schweden ganz anders angehalten, ſich mit Päſſen zu verſehen, als ein Reiſender dies in Deutſchland gewohnt iſt. Man kann ſich darein ſchicken. Denn alles läuft gewöhnlich darauf aus, daß der Paß im Thore abgegeben, und dann durch einen Soldaten mit der Unterſchrift des Commandanten oder wachthabenden Officiers ins Wirthshaus gebracht wird, dem man denn eine Kleinigkeit für ſeinen Weg bezahlt. So war es in Gothenburg mir ergangen, und beym Ausreiſen hatte man uns nicht nach Päſſen, ja nicht einmal nach Nahmen gefragt, ungeachtet dieſer Platz eine geſchloſſene Veſtung iſt. So ergieng es mir auch bey der Einfahrt in Carlscrona, welches keine Veſtung iſt, und als eine Inſel nur ein einziges Thor hat Am Tage vor meiner Abreiſe hatte ich einen Vorboten auf acht Stationen bis vor Chriſtianſtadt reiten laſſen, um dieſen zwölf Schwediſche Meilen langen Weg ſicher in einem Tage zu machen. Weder im Wirthshauſe noch im Thore ſagte mir jemand, daß noch in Anſehung der Päſſe etwas zu beobachten wäre. Schon waren auf der nächſten Station die beſtellten Pferde vorgehangen, als der Wirth, (denn in Schweden ſorgen die Wirthe, nicht Poſtmeiſter fürs Vorſpann) an den Wagen trat, und nach unſern Päſſen fragte. Dies wunderte mich. Aber, da er uns ein zwey Monat altes an ihn gerichtetes Briefchen von der Blekingiſchen Landes-Canzelei vorzeigte, nach welchem er bey ſchwerer Strafe das Vorſpann einem jeden verſagen ſollte, deſſen Paß nicht in Carlscrona auf der Landes Canzelei bey der Abreiſe producirt und unterzeichnet wäre, ſo war, um kurz zu ſeyn, das Ende der Sache dieſes, daß unſre Pferde wieder ausgeſpannt wurden, und ich nach Carlscrona anderthalb Schwediſche, das iſt zwei ein Viertel deutſche Meilen weit, zurück mußte. Hier eilte ich zu meinem geweſenen Wirth, um ihm zu verweiſen, daß er mir nichts von dieſer Sache geſagt, und mich einem ſolchen Verdruß ausgeſetzt hätte. Er machte aber die bündige Entſchuldigung, daß ihm von dieſem Befehl ſeiner hohen Obern nichts bewußt wäre, beſtätigte auch dieſes auf der Landes-Canzelei dem Secretair, deſſen Nahme dem Befehl untergeſetzt war. Nun glaubte ich freylich, dieſem Herrn Secretair ſagen zu dürfen, daß es mich befremdete, ſolche Befehle nicht in den Wirthshäuſern, auch nicht am Thore, ſondern auf den Stationen angelegt, und ſo den Reiſenden in die verdrießlichſte Verlegenheit zu ſehen. Huſch ſtand der Mann auf von ſeinem Pulte, zog mich am Arme in ein anſehnliches nahe dabey belegenes Haus, führte mich eine Treppe hinauf durch verſchiedene Zimmer an das Bette eines ältlichen kranken Mannes, der die Mine eines feinern Mannes, als der Herr Secretair, hatte, und mit dem ich, weil er deutſch zu verſtehen ſchien, mich gern näher erklärt hätte. Ich wußte nicht, was dieſer Krankenbeſuch zur Abſicht hätte, muthmaßete aber doch richtig, daß der Kranke der Herr Landeshauptmann von Bleking wäre. Ehe ich aber zur Sprache kommen konnte, hatte jener demſelben auf Schwediſch zugeſprochen, was ich nicht verſtand, das aber gewiß nicht zu meinem Vortheil geredet war. Denn kaum öfnete ich den Mund, um zu ſagen, daß ich ja ſolche Verfügungen nicht hätte vermuthen können, da ich in Gothenburg nichts dergleichen erfahren hätte, als der Kranke mir mit bitterm Ernſt ſagte: Sie müſſen vorſichtig ſprechen. Es ward mir zu weitläuftig, a iudice male informato ad melius informandum zu appelliren. Ich folgte alſo willig dem Herrn Secretair wieder zur Landes-Canzelei. Hier ſchickte ſich dieſer an, die Päſſe zu unterſchreiben.

Als ich mich aber unterwand, meinem dort noch gegenwärtigen Wirthe und zwey andern Herren von der Canzelei zu wiederholen, daß ich zum Beſten anderer wünſchte, daß die Herren ihre Befehle am rechten Orte, das iſt, in den Wirthshäuſern und in dem Thore, nicht aber auf den Stationen, anlegen mögten, ſprang der menſchenfreundliche Mann von ſeinem Pult auf, und drohete mich, veſt zu halten und fiſcaliſch anzuklagen. Ich habe, ſagte ich, nichts mit Ihnen weiter zu ſchaffen. Geben Sie mir nur die Päſſe. Ich laſſe mich nicht commandiren, antwortete er. Ich commandire nicht, ſondern ich bitte Sie darum, erwiederte ich. Er polterte mir viel auf Schwediſch vor, das ich nicht verſtand, in der deutlichen Abſicht, mich, da er mich nach einem ſo empfindlichen Verdruſſe etwas warm ſahe, ſo zu entrüſten, daß er noch Urſache zu ſeinem fiſcaliſchen Proceß an mir finden könnte. Mein Wirth ſchlich ſich ſchon davon, um nicht Zeuge für oder wider mich ſeyn zu dürfen, und ſo ſtand ich verlaſſener Fremdling allein da. Aber ich habe ſehr die Gabe, mich zu beſitzen, wenn ich Thoren oder Boshafte vor mir ſehe, wiederholte ihm unter ſeinem beſtändigen Poltern immer die höfliche Bitte, mir die Päſſe zu geben, und ſo entgieng ich ſeinen fiſcaliſchen Griffen, die er nach mir that. Aufs Geld war's gar nicht angeſehen. Denn ich fragte vergebens, ob und was ich zu bezahlen hätte. Der Fehler war nur, daß die Herren Befehle zu geben gut gefunden, aber nicht daran gedacht hatten, ſie am rechten Orte anzulegen. Die Folge war, daß ich auf allen Stationen, bis vor Chriſtianſtadt, meine beſtellten Pferde nicht mehr vorfand, auf jeder Station mehr oder weniger für die Verſäumniß bezahlen, fünf Meilen vor Chriſtianſtadt zu Nacht bleiben mußte, und einen ganzen Tag an meiner Reiſe verlor. In Chriſtianſtadt, das eine geſchloſſene ſtarke Veſtung iſt, machte ich mich auf ſtarke Nachforſchungen wegen meines Paſſes gefaßt. Aber man fragte uns beym Ein- und Ausreiſen nicht nach Paß, nicht nach Nahmen. Denn es war hier eine andere Provinz, und der Herr Landeshauptmann anders, als der in Bleking geſinnt. Dies mag ſich der Reiſende wol merken, und ja nicht etwan erwarten, wie ich that, im ganzen Reiche einerley Verfügungen anzutreffen.

Indeſſen ſind doch die Königlichen Verordnungen ſo ſehr zum Vortheil des Reiſenden eingerichtet, als man es in keinem andern Lande findet. Auf jeder Station liegt ein ſogenanntes Tagebuch, in welches der Reiſende ſeinen Namen, die Zeit ſeiner Ankunft und Abreiſe ſchreibt, und auf einer breiten Columne Raum zu ſeinen Anmerkungen und Klagen findet, wenn ihm dazu Urſache entſteht. Dies Buch geht monatlich an den Landshauptmann, und ich hoffe, daß der Herr Landshauptmann in Bleking meine Klagen über das, was ich auf allen Stationen ſeiner Provinz in Folge des mir in Carlscrona gemachten Verdruſſes erlitten habe, geleſen, und zum Beſten anderer Reiſenden wol beherzigt haben werde. Kein Wirth läßt auch den Reiſenden fahren, bevor er regelmäßig alles nöthige eingeſchrieben hat.

Auch in den Wirthshäuſern iſt durch Königliche Verfügung für den Fremden gut genug geſorgt. Mir hat es nicht gefehlt, auf jeder Landſtation, wo ich zu bleiben Luſt hatte, Betten für zwey Perſonen zu finden. Dies iſt doch der Fall nicht immer in Deutſchland. Und wenn man es ja zu ſchlecht auf einer Station trift, ſo kann man doch immer auf den guten Wegen auch die Nacht eine kurze Station weiter reiſen, welches man in Deutſchland nicht ſo thun kann. Aber mit einigen Lebensmitteln muß ſich der Reiſende verſorgen, wenn er von einer Stadt ausreiſet. Auf dem Lande kann man ſelten auf etwas anders, als auf Hausmannskoſt rechnen, und nur dieſe ſind die Wirthe durch Königliche Befehle angewieſen, den Reiſenden reinlich und gut zu reichen. Doch hat man mir oft, wenn ich nur nach einem abgekochten Ey fragte, Fiſche angeboten, welche das waſſerreiche Schweden ſehr gut und in Menge hat.

Ein Reiſender thut ſehr wol, wenn er ſich, entweder ehe er ins Land kömmt, oder ſo bald er dazu gelangen kann, **G. Biurmanns Wegweiſer durch Schweden, Gotland und Finland**, einen kleinen Octavband mit zwey ſehr richtigen Reiſecharten, anſchaft. Er kann ſich dadurch große Vortheile ſchaffen, ſeine Wege ſelbſt ausſuchen, und über alles, was ihm das Buch nicht ſagt, von Stadt zu Stadt umſtändlich ſich erkundigen. Es iſt in dem Krebelſchen Reiſebuche ausgezogen, aber doch nicht vollſtändig genug. Mit dieſem Buche in der Hand erfähret man auch keine Verlegenheit wegen der Sprache auf den Landſtationen. Denn man weiß alles, was man ſeiner Reiſe-wegen zu reden oder zu erfragen hat. In den Städten reden faſt alle Wirthe deutſch, oder ſind zum Theil Deutſche.

In Anſehung des Geldes iſt man jetzt viel beſſer daran, als vor einigen Jahren. Zwar iſt überall Papiergeld, aber doch auch baar Geld genug, um ſich helfen zu können. Schweden hat jetzt neben dem Silber- und Kupfergelde, theils alte, theils neue Bankzettel. Von dieſen ſind die kleinſten auf zwey Reichsthaler geſtellt. Mit dieſen kömmt man auf dem Lande nicht fort, und man wird ſie auch in Städten nicht anders als in kleine Zettel der ältern Art, welche nicht weiter als auf zwey Thaler Silber- oder ſechs

Thaler Kupfermünze, das iſt 12 Schilling Lübiſch, herabgehen, mit etwas baarem Gelde verwechſelt bekommen. Wenn man ſich mit dieſen noch zuweilen verlegen findet, ſo liegt es daran, daß man das Fuhrgeld allemal nach zurückgelegter Station bezahlt. Die Bauren, welche alsdann das Geld empfangen ſollen, ſind faſt ganz ohne Geld, und die Wirthe ſind, zumal, wenn man ſich nicht aufhält und etwas bey ihnen verzehrt, ſehr unwillig, ihr baares Geld im bloſſen Wechſeln wegzugeben. Man muß alſo in den Städten ſo viel baar Geld, als man nur auftreiben kann, einwechſeln, damit auf dem Lande ſparſam haushalten, und es nicht anders weggeben, als wenn man ſich mit den Zetteln nicht mehr helfen kann. Das neue Silbergeld, welches alles auf den Speciesfuß ausgemünzt wird, iſt ſehr ſchön. Das Kupfergeld iſt ſchwerer an Gewicht, als meines Wiſſens in irgend einem andern Lande, bey gleichem Wehrt. Drey Oere, die ſehr genau den Wehrt eines Schillings Lübiſch haben, ſind über 70 P. C. ſchwerer, als zwey neue Däniſche kupferne Schillinge, die doch keinesweges zu leicht, ſondern ſchwerer, als die Engliſchen Halfpennies ſind.

B.

* * *

XII.

PIECES FUGITIVES.

LE DIMANCHE
ou les Filles de Minée.
A Madame Arnanche.

PAR M. DE LA VISCLEDE, *)
Secretaire perpétuel de l'Academie de Marſeille.

Vous demander, Madame Arnanche,
Pourquoi nos dévots payſans,
Les Cordeliers à la grand' manche
Et nos curés catechiſans
Aiment à boire le Dimanche.
J'ai conſulté bien des Savans.
Huet, cet évêque d'Avranche,
Qui pour la Bible toujours penche,
Prétend qu'un uſage ſi beau
Vient de Noé le patriarche,
Qui juſtement degoûté d'eau

---

*) Pluſieurs journaux ont nommé comme auteur M. de Voltaire.

S'enivrait au ſortir de l'arche,
Huet ſe trompe: c'eſt Bacchus;
C'eſt le légiſlateur du Gange,
Ce dieu de cent peuples vaincus,
Cet inventeur de la vendange.
C'eſt lui qui voulut conſacrer
Le dernier jour hebdomadaire
A boire, à rire, à ne rien faire.
On ne pouvait mieux honorer
La divinité de ſon pere.
Il fut ordonné par les loix
D'employer ce jour ſalutaire
A ne faire œuvre de ſes doigts
Qu'avec ſa maitreſſe & ſon verre.

Un jour ce digne fils de Dieu
Et de la pieuſe Semele
Deſcendit du ciel au ſaint lieu,
Où ſa mere très peu cruelle
Dans ſon beau ſein l'avait conçu,
Où ſon pere l'ayant reçu
L'avait enfermé dans ſa cuiſſe:
Grands myſteres bien expliqués
Dont autrefois ſe ſont moqués
Des gens d'eſprit pleins de malice.

Bacchus à peine ſe montrait
Avec ſilene & ſa monture,
Tout le peuple les adorait.
La campagne était ſans culture;
Dévotement on folatrait,

Et toute la cléricature
Courait en foule au cabaret.

Parmi ce brillant fanatiſme
Il fut un pauvre citoyen
Nommé Minée, homme de bien
Et ſoupçonné de janſéniſme.
Ses trois filles filaient du lin,
Aimaient Dieu, ſervaient le prochain,
Evitaient la fainéantiſe,
Fuyaient les plaiſirs, les amans,
Et pour ne point perdre de temps
Ne fréquentaient jamais l'égliſe.

Alcitoé dit à ſes Sœurs:
Travaillons & faiſons l'aumône.
Monſieur le Curé dans ſon prône
Donne-t-il des conſeils meilleurs?
Filons, & laiſſons la canaille
Chanter des verſets ennuyeux.
Quiconque eſt honnête & travaille
Ne ſaurait offenſer les Dieux.
Filons, ſi vous voulez m'en croire,
Et pour égayer nos travaux
Que chacune conte une hiſtoire
En faiſant tourner nos fuſeaux.
Les deux cadettes approuverent
Ce propos tout plein de raiſon,
Et leur ſœur qu'elles écouterent
Commença de cette façon:

Le travail eſt mon dieu, lui ſeul régit le monde;
Il eſt l'ame de tout; c'eſt envain qu'on nous dit
Que les Dieux ſont à table ou dorment dans leur lit.
J'interroge les cieux, l'air & la terre & l'onde:
Le puiſſant Jupiter fait ſon tour en dix ans,
Son vieux pere Saturne avance à pas plus lents,
Mais il termine enfin ſon immenſe carriere,
Et dèsqu'elle eſt finie, il recommence encor.
Sur ſon char de rubis mêlé d'azur & d'or
Apollon va lançant des torrents de lumiere.
Quand il quitta les cieux il ſe fit medecin,
Architecte, berger, menétrier, devin;
Il travailla toujours. Sa Sœur l'aventuriere
Eſt Hécate aux enfers, Diane dans les bois,
Lune pendant les nuits, & remplit trois emplois.
Neptune chaque jour eſt occupé ſix heures
A ſoulever des eaux les profondes demeures,
Et les fait dans leur lit retomber par leur poids.
Vulcain noir & craſſeux, courbé ſous ſon enclume,
Forge à coups de marteau les foudres qu'il allume.

On m'a conté qu'un jour croyant le bien payer,
Jupiter à Vénus daigna le marier.
Ce Jupiter, mes Sœurs, était grand adultere;
Vénus l'imita bien: chacun tient de ſon pere.
Mars plut à la friponne, il était colonel,
Vigoureux, impudent s'il en fut dans le ciel,
Talons rouges, nez haut, tous les talens de plaire;
Et tandiſque Vulcain travaillait pour la Cour,
Mars conſolait ſa femme en parfait petit maître,
Par air, par vanité plutôt que par amour.

Le mari mépriſé, mais très digne de l'être,
Aux deux amans heureux voulus jouer d'un tour.
D'un fil d'acier poli, non moins fin que ſolide,
Il façonne un réſeau que rien ne peut briſer.
Il le porte la nuit au lit de la perfide.
Laſſe de ſes plaiſirs il le voit repoſer
Entre les bras de Mars; & d'une main timide
Il vous tend ſon lacet ſur ce couple amoureux.
Puis marchant à grands pas, encor qu'il fût boiteux,
Il court vite au ſoleil conter ſon aventure.
Toi qui vois tout, dit-il, viens & vois ma parjure
Cependant que Phoſphore aux bords de l'Orient
Au-devant de ſon char ne parait point encore,
Et qu'en verſant des pleurs la diligente Aurore
Quitte ſon vieil époux pour ſon nouvel amant,
Appelle tous les Dieux; qu'ils contemplent ma honte,
Qu'ils viennent me venger. . . . Apollon eſt malin,
Il rend avec plaiſir ce Service à Vulcain.
En petits vers galans ſa diſgrace il raconte;
Il aſſemble en chantant tout le conſeil divin.
Mars ſe réveille au bruit auſſi bien que ſa belle.
Ce dieu très eſhonté ne ſe dérangea pas;
Il tint ſans s'étonner Vénus entre ſes bras,
Lui donnant cent baiſers qui ſont rendus par elle.
Tous les Dieux à Vulcain firent leur compliment.
Le pere de Vénus en rit longtemps lui-même.
On vanta du lacet l'admirable inſtrument,
Et chacun dit, bon homme, attraper nous de même.

Lorſque la belle Alcitoé
Eut fini ſon conte pour rire,

Elle dit à ſa Sœur Thémire:
Tout ce peuple chante *Evoé*.
Il s'enivre, il eſt en délire;
Il croit que la joie eſt du bruit.
Mais vous que la raiſon conduit
N'auriez vous donc rien à nous dire?
Thémire à ſa Sœur répondit:
La populace eſt la plus forte.
Je crains ces dévots, & fais bien.
A double tour fermons la porte,
Et pourſuivons notre entretien.
Votre conte eſt de bonne ſorte,
D'un vrai plaiſir il me tranſporte;
Pourrez-vous écouter le mien?

C'eſt de Vénus qu'il faut parler encore.
Sur ce ſujet jamais on ne tarit.
Filles, garçons, jeunes, vieux, tout l'adore.
Mille grimouds font des vers ſans eſprit
Pour la chanter. Je m'en ſuis ſouvent plainte;
Je déteſtois tout médiocre auteur;
Mais on les paſſe, on les ſouffre, & la ſainte
Fait qu'on pardonne au ſot prédicateur.

Cette Vénus que vous avez dépeinte,
Folle d'amour pour le dieu des combats,
D'un autre amour eut bientôt l'ame atteinte.
Le changement ne lui déplaiſoit pas.
Elle trouva devers la Paleſtine
Un beau garçon dont la charmante mine.
Les blonds cheveux, les roſes & les lis,

Les yeux brillans, la taille noble & fine,
Tout lui plaiſait, car c'était Adonis.
Cet Adonis, ainſi qu'on nous l'atteſte,
Au ſang des Dieux n'était pas tout-à-fait;
Mais chacun ſait combien il en tenait.
Son origine était toute céleſte.
Il était né des plaiſirs d'un inceſte.
Son pere était ſon ayeul Cinira
Qui l'avait eu de ſa fille Mirra;
Et Cinira, ce qu'on a peine à croire,
Etait le fils d'un beau morceau d'ivoire.
Je voudrais bien que quelque grand docteur
Pût m'expliquer ſa généalogie.
J'aime à m'inſtruire, & c'eſt un grand bonheur
D'être ſavante en la théologie.

Mars fut jaloux de ſon charmant rival.
Il le ſurprit avec ſa Cythérée,
Le nez collé ſur ſa bouche ſacrée,
Faiſant des dieux. Mars eſt un peu brutal;
Il prit ſa lance, & d'un coup déteſtable
Il tranſperça ce jeune homme adorable,
De qui le ſang produit encor des fleurs.
J'admire ici toutes les profondeurs
De cette hiſtoire, & j'ai peine à comprendre
Comment un dieu pouvait ainſi pourfendre
Un autre dieu. Ca, dites-moi, mes Sœurs,
Qu'en penſez-vous? parlez-moi ſans ſcrupule:
Tuer un Dieu n'eſt-il pas ridicule?

Non, dit Climene; & puiſqu'il était né,
C'eſt à mourir qu'il était deſtiné.
Je le plains fort; ſa mort paraît trop prompte.
Mais pourſuivez le fil de votre conte.

Notre Thémire aimant à raiſonner,
Lui répondit: je vais vous étonner.
Adonis meurt; mais Vénus la féconde,
Qui peuple tout, qui fait vivre & ſentir,
Cette Vénus qui créa le plaiſir,
Cette Vénus qui répare le monde,
Reſſuſcita ſept jours après ſa mort
Le dieu charmant dont vous plaignez le ſort.

Bon! dit Climene; en voici bien d'un autre.
Ma chere Sœur, quelle idée eſt la vôtre!
Reſſuſciter les gens! je n'en crois rien.
Ni moi non plus, dit la belle conteuſe;
Et l'on peut être une fille de bien
En ſoupçonnant que la fable eſt menteuſe.
Mais tout cela ſe croit très fermement
Chez les docteurs de ma noble patrie,
Chez les Rabbins de l'antique Syrie,
Et vers le Nil où le peuple en danſant
De ſon Iſis entonnant la louange,
Tous les matins fait des dieux & les mange.
Chez tous ces gens Adonis eſt fêté,
On vous l'enterre avec ſolemnité.
Six jours entiers l'enfer eſt ſa demeure;
Il eſt damné tant en corps qu'en eſprit.
Dans ces ſix jours chacun gémit & pleure,

Mais le ſeptieme il reſſuſcite, on rit.
Telle eſt, dit-on, la belle allégorie,
Le vrai portrait de l'homme & de la vie.
Six jours de peine un ſeul jour de bonheur.
Du mal au bien toujours le deſtin change;
Mais il eſt peu de plaiſirs ſans douleur,
Et nos chagrins ſont ſouvent ſans mélange.

De la ſage Climene enfin c'était le tour.
Son talent n'était pas de conter des ſornettes,
De faire des romans ou l'hiſtoire du jour,
De ramaſſer des faits perdus dans les gazettes.
Elle était un peu ſeche, aimait la vérité,
La cherchait, la diſait avec ſimplicité,
Se ſouciant fort peu qu'elle fût embellie.
Elle eût fait un bon tome à l'Encyclopédie.
Climene à ſes deux Sœurs adreſſa ce diſcours:
Vous m'avez de nos Dieux raconté les amours,
Les aventures, les myſteres;
Si nous n'en croyons rien, que nous ſert d'en parler?
Un mot devrait ſuffire: on a trompé nos peres;
Il ne faut pas leur reſſembler.
Les Béotiens nos confreres
Chantent au cabaret l'hiſtoire de nos dieux
Le vulgaire ſe fait un grand plaiſir de croire
Tous ces contes faſtidieux
Dont on a dans l'enfance enrichi la mémoire.
Pour moi, dût le Curé me gronder, après boire,
Je m'en tiens à vous dire avec mon peu d'eſprit
Que je n'ai jamais cru rien de ce qu'on m'a dit.
D'un bout du monde à l'autre on ment & l'on mentit.

Nos neveux mentiront comme ont fait nos ancêtres.
Chroniqueurs, médicins & prêtres
Se ſont moqués de nous dans leur fatras obſcur.
Moquons-nous d'eux, c'eſt le plus ſûr.
Je ne crois point à ces prophetes
Pourvus d'un eſprit de Pithon,
Qui renoncent à leur raiſon
Pour prédire les choſes faites.
Je ne crois point qu'un dieu nous faſſe nos enfans;
Je ne crois point la guerre des géans.
Je ne crois point du tout à la priſon profonde
D'un rival de Dieu-même en ſon temps foudroyé.
Je ne crois point qu'un fat ait embraſé ce monde
Que ſon grand pere avait noyé.
Je ne crois aucun des miracles
Dont tout le monde parle & qu'on n'a jamais vus.
Je ne crois aucun des oracles
Que des charlatans ont vendus.
Je ne crois point . . . . La belle au milieu de ſa phraſe
S'arrêta de frayeur. Un bruit affreux s'entend;
La maiſon tremble; un coup de vent
Fait tomber le trio qui jaſe.
Avec tout ſon clergé Bacchus entre en buvant.
Et moi je crois, dit-il, Meſdames les ſavantes
Qu'en faiſant trop les beaux eſprits
Vous êtes des impertinentes
Je crois que de mauvais écrits
Vous ont un peu tourné la tête.
Vous travaillez un jour de fête!
Vous en aurez bientôt le prix,

Et ma vengeance eſt toute prête:
Je vous change en chauve ſouris.

Auſſitôt de nos trois recluſes
Chaque membre ſe raccourcit;
Pour leur aiſſelle il s'étendit
Deux petites ailes velues;
Leur voix pour jamais ſe perdit.
Elles volerent dans les rues
Et devinrent oiſeaux de nuit.
Ce châtiment fut tout le fruit
De leurs ſciences prétendues.
Ce fut une grande leçon
Pour tout bon raiſonneur qui fronde.
On connut qu'il eſt dans ce monde
Trop dangereux d'avoir raiſon.
Ovide a conté cette affaire;
La Fontaine en parle après lui;
Moi je la répete aujourd'hui,
Et j'aurais mieux fait de me taire.

* * *

Regiſter

über die vier Stücke der Olla Potrida vom Jahre 1780.

(Die Römiſche Zahl bedeutet das Stück, und die Deutſche die Seite.)

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze

Bruchſtück aus einer herculaniſchen Handſchrift, den Palaphatus betreffend I 49.

Sonderbares Teſtament des Herrn Commerſon I 59.

Geſetze und Rechte des heiligen Gerichts in Spanien und Portugal I 70.

Einige Stellen aus Ludwigs von Paramo, Inquiſitors des Königreichs Sicilien, Buche: De origine & progreſſu officii ſanctæ Inquiſitionis I. 84.

Von den Pyreneen II. 72.

Virgils Aeneis. Neunter Geſang II 85.

Etwas gegen die gerühmten Vorzüge des Handels. Ein Bruchſtück. II. 15.

Verſuch über die Dichtkunſt der Orientaliſchen Nationen. Aus dem Engliſchen III. 49.

Kurze Beſchreibung des Archipelagus III 76.

Auch ein Vorſchlag, dem Nachdruck der Bücher zu ſteuern. III. 102.

Ueber Homer. Aus einer ungedruckten Franzöſiſchen Handſchrift des Abts Raynal IV. 61.

Ermenonville IV. 79.

Skiz-

Skizzen einer Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt. Erſte Epoche von Karl dem Großen bis auf die Minneſinger IV. 86.
Briefe über die Duelle. Erſter Brief. IV. 96.

Anekdoten.

I. 124. II. 91. III. 109. IV. 132.

Auszüge.

Aus Mariti Reiſen I. 51.
Gibraltar II. 33.
Mogoliſche Damen III. 41.
Spitzbergen. Aus Phips Reiſen. IV. 52.

Biographien.

Helfrig Peter Sturz, Bruchſtück aus einem Briefe I. 126.
Uriel Acoſta II 97.
Ritter Linnäus. Aus dem Engliſchen III. 112.
Nachrichten von Michel Schuppach, aus dem Engliſchen des Core, und ſeiner Schweitzerreiſe überſetzt IV. 136.

Briefe.

Vacant. I. 96. II. 125. III. 111.
Brief des ſeeligen Michaelis an Herrn — — IV. 134.

Dramatiſche Aufſätze.

Ich bin der Vater zum Kinde! Ein Luſtſpiel mit Geſang in zwei Aufzügen vom Herrn Schmieder. Erſter Aufzug I. 8.
dito zweyter Aufzug II. 11.
Aus Scherz kann Ernſt werden. Luſtſpiel in einem Aufzuge III. 15.
Der Arreſtant. Ein Luſtſpiel in zwey Aufzügen nach Carmontel. IV. 12.

Fragmente.

Eines Briefes von 1751. I. 141.
An einen Nußbaum. Aus Engelhofs Leben in den Bäyeriſchen Beyträgen von 1779. II. 169.
Der Milchtopf III. 141.
Zur nöthigen Belehrung derjenigen, die Schweden bereiſen wollen IV. 150.

Gedichte.

Hymne an die Erde. Von Boſtell bey dem Tode ſeiner Tochter. An Chloen. Auf * * * I 3-8.
Herrn Diakonus Schmidt zu Gotha an ſeinem Geburtstage. Von einer Dame an ihren Mann, an ſeinem Geburtsfeſt. Empfindungen im May. Ueber einen verwelkten Blumenſtrauß. II 3-10.
Emma. Eliſens Geiſt. Antwort darauf. An Herrn G. V. B. in F. und Gebrüder überall. Ahndungen III. 3 -3.
Impromptü. An die Tonkunſt. Fragmente einiger Lieder von Hölty. Das Kartheuſerkloſter. Elegie des Properz B. I. 14. an Tullus. Elegie des Properz B. I. 15. an Cynthia. IV. 3-12.

Miſcellanien.

Etwas von Hexenproceſſen I. 138.
Geſang I. 140.
Fragmente zu einer Geſchichte der Sitten, häußlichen Gebräuche und Bedürfniſſe II. 159.
Auszug aus einem Schreiben an den Herausgeber II. 165.
Vanitas vanitatum! & omnia vana! II. 166.
An den Bibliothekar Reichard zu Gotha nach einem Beſuch in ſeinem Garten II. 168.
Fragmente zu einer Geſchichte der Sitten &c. III 130.
J. J. Rouſſeau's Vorrede zu den berüchtigten Memoires von ſeinem Leben, die noch Handſchriften ſind. III. 137.
Auf Sophiens Tod. III 138.
Auf eine Leiter von der Schweſter Cäcilia III. 139.
Fragmente zu einer Geſchichte der Sitten &c. IV. 145.

Eine

Eine Rangordnung aus alten Zeiten IV. 149.
Ein Lied für fröhliche Herzen IV. 149.

Naturgeſchichte.

Schreiben an eine Dame über die gemeine Stubenfliege. I. 87.
Zähne und Federn. Aus Rozier Journal de Phyſique II. 120.
Eyer einiger Vögel, nach ihrer Zahl und Farbe III. 106.
Flug einiger Vögel III. 108.
Des Herrn de Lüc Widerlegung der Meinung, daß die Bewegung der Gewäſſer von Morgen nach Abend eine Urſache der Verwandlung des feſten Landes in Meer und des Meers in feſtes Land ſey, von E — d. IV. 103.

Pieces fugitives.

Vers de M. Marmontel à Madame Necker Reponſe de Madame Necker. Stances à Mademoiſelle Tannier. Vers de M. le Comte d'Eſtaing à M. de Guibert. Vers de M. le Chevalier de Boufflers ſur l'hiſtoire de Lot. A Madame de Theluſſon. Logique d'amour, couplet à Mde. de ***. Reponſe de Mde. de *** au précédent couplet. I. 152.
Stances. Vers à Madame la Comteſſe de B** ſur ſon jardin d'A. Stances à Madame de V***. Couplets ſur ce partilage à Madame de *** II. 176.
Les amateurs du Spectacle de la ville de nice aux talens de Mlle. Angélique Desmaſures. Inſcriptions. La Baronne III. 150.
Le Dimanche ou les Filles des Minée. A Madame Arnanche. IV. 162.

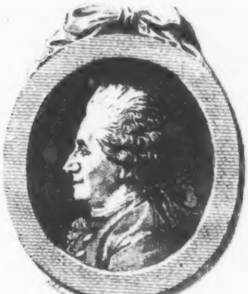
Romane.

Die Wohlthätigkeit, eine Erzählung Caleb's des Perſers. I. 105.
Andreyzo von Peruſio: ein ſeer ſchön vnnd vaſt nützlich Büchlin. Durch Martinum Montanum von Straßburg. Datum Dillingen freytags poſt Martini, Anno 1557. II. 134.
Aline III. 117.
Wer nach zwey Dingen zugleich greiſt, haſcht weder das eine noch das andre. IV. 140.

Olla Potrida.

1781.

Erſtes Stück.



M. DORAT.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

No. I.

Olla Potrida.

1781.

Erſtes Stück.

Berlin

[illegible] Buchhandlung

Innhalt.

Gedichte.

Dramatische Aufſätze.
Weiberhut thut ſelten gut! Poſſe in Einem Akt. Nach dem Franzöſiſchen.

Auszüge.
Sch[illegible] Thunberg über die Japaneſer.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.
1. Ueber die Künſte, die gemeiniglich die nachahmende genannt werden.
2. Einige Stellen aus Eyles Irwin Geſchichte ſeiner Reiſe durch Arabien und Egypten im Jahr 1777.
3. Fragment einer Kreuzzugs-Predigt Roberts von Cor[illegible]

Naturgeſchichte.
Das Krokodill.

Anekdoten.

Biographie.
Michel Angelo Amerighi da Caravaggio.

Romane.
Konradin.

Miſcellanien.
1. Fragmente zu einer Geſchichte der Sitten, häuslichen Gebräuche und Bedürfniſſe von [illegible]

BIBL.
VNIVERS.

Seite
2. Das Almoſen von Rebhühnern. 118.
3. Tauſend Hände geſchäftig zu den Bedürfniſſen eines einzigen Menſchen. 119.
4. An eine Dame, die ihre Imagination für zwey Sous hingeben wollte. 127.
5. Nänie auf den Tod eines Schreibers. 135.

Fragmente.

Zwey Briefe des Conte di St. Aleſſandro an ſeine Gemahlin in Rom. 137.
Auszüge aus den neueſten periodiſchen Blättern von Paris. 152.

Nachricht.

In der bevorſtehenden Leipziger Jubilate-Meſſe iſt in der Weverſchen Buchhandlung von Berlin zu haben: 1) Saltzmann (Königl. Preuſſ. Hofgärtner in Sans Souci) gründliche Anweiſung, wie man allerley Küchengewächſe und Specereykräuter durchs ganze Jahr behandeln ſoll, wie ſie ſowol auf Franzöſiſche als Holländiſche Art früh und ſpät zu haben, und im brauchbaren Stande zu erhalten, auch in wie ferne ſie der Geſundheit nützlich oder ſchädlich ſind. Auf unſer Clima anpaſſend gemacht, und mit einer monatlichen Anweiſung begleitet. 8. Berlin 1781. 2) Carl Phil. Moritz 6 deutſche Gedichte, dem Könige von Preußen gewidmet. Zweyte Auflge. 8. Berlin 1781. 3) Deſſen Briefe vom Unterſchied des Accuſativ's und Dativ's, oder des mich und mir, ſie und ihnen. 2te Auflage 8. Berlin 1781. 4) Deſſen Briefe den Märkiſchen Dialekt, nebſt einer Anweiſung, die gewöhnlichen Fehler im Reden zu verbeſſern, nebſt einem Anhange. 8. Berlin 1781. 5) Deſſen kleine Schriften, die deutſche Sprache betreffend. 8. Berlin 1781. 6) Deſſen zwey Tabellen über die Engliſche [illegible] und Etymologie, 2te verbeſſerte Auflage. [illegible] Berlin 1781. 7) [illegible] Beiträge zur Philoſophie des Lebens, [illegible] verbeſſerte Auflage. 8. Berlin 1781. 8) [illegible] eines [illegible] und Kaufmanns. [illegible] verbeſſerte Auflage. 8. Berlin 1781. 9) [illegible] zur richtigen Verfertigung und Beurtheilung aller Arten von ſchriftlichen Aufſätzen des gemeinen Lebens. [illegible] vermehrte und verbeſſerte Auflage. 8. Berlin 1781. 10) [illegible] Lieder [illegible] von [illegible] und Andre. 4. Berlin 1781. 11) [illegible] Zeitung, des 3ten Jahrgangs [illegible] mit [illegible] 1780 viertes, und 1781 erſtes Quartal. gr. 8. Berlin 1781. 13) Der Arreſtant, ein Luſtſpiel in zwey Aufzügen nach Carmontel. gr. 8. Berlin 1781. 14) Wohlthun thut ſelten gut, Poſſe in einem Act. gr. 8. Berlin 1781. 15) Predigt über den Seidenbau in den Churbrandenburgiſchen Landen. 8. 1781. 16) [illegible] zur Aufklärung der [illegible] Charlottenburg. 8. [illegible] 1781. 17) [illegible] führung der [illegible] Lande [illegible] Beyträge zur [illegible] des [illegible] des Kleinen, Marggrafens von Brandenburg. 4. Berlin 1781. 19) Portrait der Madam Reinecke, von [illegible] 20) Portrait des Herrn Bibliothekar [illegible] 21) Die Mausfalle, von [illegible] 22) D. [illegible] ökonomiſche [illegible] der [illegible] vorzüglich derer in den Preußiſchen Staaten, [illegible] und [illegible] Lieferung, [illegible] Lebensgröße [illegible] Kupfern, fol. mit dem Text in gr. 4. [illegible] illuminirt. Wird fortgeſetzt [illegible]

I.

Gedichte.

1.

An die Liebe.

Nie täuſcheſt du mich, Liebe, wieder,
Geprüfte Feindin meiner Ruh!
Zwar locken Sappho's warme Lieder,
Allein, wenn warſt du treu und bieder
Wie Freundſchaft iſt, die, mehr als du,
Aus Wohlthat zu uns kam hernieder?

Drum Liebe, Liebe, flieh' auf immer!
Und trübe mir das Aug' nicht mehr;
Mich blendet nun der falſche Schimmer
Von deinem Glück und Schwärmen nimmer;
Und blieb' mein Herz gleich ewig leer,
Doch flehe ich: „Liebe, flieh' auf immer!“

Von einer Dame.

I.

Gedichte.

1.

An die Liebe.

Nie täuſcheſt du mich, Liebe, wieder,
Geprüfte Feindin meiner Ruh!
Zwar locken Sapho's warme Lieder,
Allein, wenn warſt du treu und bieder
Wie Freundſchaft iſt, die, mehr als du,
Aus Wohlthat zu uns kam hernieder?

Drum Liebe, Liebe, flieh' auf immer!
Und trübe mir das Aug' nicht mehr;
Mich blendet nun der falſche Schimmer
Von deinem Glück und Schwüren nimmer;
Und blieb' mein Herz gleich ewig leer,
Doch fleht' ich: „Liebe, flieh' auf immer!“

Von einer Dame.

2.

Aufmunterung zum Genuß des Lebens.

Mit Pfeilenſchneller Flüchtigkeit
Enteilt des Menſchen kurze Zeit,
Ach, nicht mehr wiederbringlich!
Und wir — wir Thoren! — laſſen ſie
Oft ungenutzt verflieſſen,
Und wagen's ſelten oder nie
Des Lebens zu genieſſen.

Glückſel'ge Jahre, wo kein Joch
Des Zwanges drücket, wo wir noch
So leicht, ſo ſorglos leben;
Wo wir ſo heiter ſind zum Scherz,
Mit Puppen frölich ſpielen,
Und wenig Unmuth, wenig Schmerz,
Und keine Reue fülen.

Wie bald, wie ſchnell ſeyd ihr dahin,
Und raubt uns mit dem Kinderſinn
Genügſamkeit und Friede!
Wie leicht zerſtört ſich jede Luſt!
Wir haſchen nach Schimären,
Und Wünſche ſchwell'n des Jünglings Bruſt,
Die ſeinen Unmut mehren.

Er ſehnt ſich aus des Vaters Haus
In jene groſſe Welt hinaus,
Das Hirn voll ſchöner Bilder:
Und kehrt er wieder einſt zurück,
O nun! — was iſt gewonnen? —
„Ach! — klagt er, — wie ein Augenblick
Iſt dieſe Zeit zerronnen!“

„Man ſchwärmt, wie Vögel aus dem Neſt,
So frey herum, bleibt nirgends feſt,
Füllt ſich den Kopf mit Fratzen.
Man dünkt ſich wunderweiſe dann,
Kan weder ruhn noch raſten,
Man kämpft mit Grillen oder Wahn,
Und ach! das Herz muß faſten!“

Bey ſeinen Phantaſie'n vergißt
Der Mann, was gegenwärtig iſt,
Und ſchaft ſich Ideale.
Als Greis, geſtüzt vom Knoten-Stab,
Wenn bald die Zeit verfloſſen,
Dann ſeufzt er, nah am öfnen Grab:
„Hätt' ich die Welt genoſſen!“

Thor, der du biſt! was hatte dich
Daran gehindert? – was? o ſprich:
Wer hies dich einſam leben?
Nun blickeſt du, voll Traurigkeit,
Zum dumpfen Grabe nieder,
Und fülſt: „die verlorne Zeit
Bringt keine Reue wieder!“

Kam nie ein Freund, mit Troſt und Rath,
Auf deines Lebens ödem Pfad
Dir, Trauriger! entgegen?
Hat nie ein Mädchen dir gelacht,
Und nie dein Herz erweitert?
Der Früling keine Freude bracht,
Und deine Seel' erheitert?

Hat in dem Lenz die reine Luft,
Der Tulpe Zier, der Roſe Duft,
Nie dich mit Wonn' erfüllet?

Hat nie am ſtillen Waſſerfall
Der Mond dich angeblicket?
Nie der Geſang der Nachtigall
O Kranker! dich erquicket?

Sahſt Kinder nie auf deinem Schooß?
Und wenn ſie um dich ſpielten, floß
Dein Vaterherz nie über? –
Hat Geigenton und Flügelklang,
In dieſem Erdeleben –
Hat einer Mara Engelsſang
Nie Freude dir gegeben?

Sang Heiterkeit und frohen Scherz
Kein Uz, kein Gleim ins kalte Herz?
Flohſt du die Reihentänze?
Erhoben nie dich Punſch und Wein
Zu freudigem Gefüle?
Und flößten nie Entzücken ein
Dir eines Eckhofs Spiele?

Sieh rings um dich, ſieh hin und her,
Die Welt iſt nicht an Freuden leer,
Wir dürfen nur genieſſen. –
O Gott! du ſchufſt des Guten viel,
Du ſchenkſt mit Vatertreue;
Drum gieb, daß ich bis an mein Ziel,
Mich meines Lebens freue.

Wagenſeil.

3.

Die Freundſchaft.

Der du im Lenze deines Lebens
Noch einſam deine Pfade gehſt,
Und oft, im heiſſen Drang, vergebens
Um Troſt und Lindrungsbalſam flehſt;
Du, der im Schauer der Mitternächte
Die allerbängſte Thräne weint;
O höre mich! – Reich' deine Rechte
Gekränkter Jüngling, einem Freund!

Wohl dem, der deinen Reiz empfunden,
O Freundſchaft, ſüſſe Zauberin!
Dem tanzen ſeines Lebens Stunden
Wie leichte Frülingswinde hin.
Du biſt die ſchönſte beſte Gabe
Von einem gütigen Geſchick,
Und biſt dereinſt, noch über'm Grabe,
Bey Seeligen das gröſte Glück.

Du biſt es, die der Menſchheit Freuden
Durch holden Beyſtand mehr verſüßt,
Du biſts, die in den Kelch der Leiden
Uns einen Tropfen Stärkung gieſt.
Du ſteheſt bey dem Kinderſpiele,
Den frohen Knaben leiteſt du;
Ein Herz, voll ähnlicher Gefühle,
Führt deine Hand dem Jüngling zu.

Durch dich ſieht der Betrübte Schmerzen
Wie Nebel an der Sonne fliehn;
Durch dich muß im gedrängten Herzen
Der ſanften Liebe Feuer glühn.
Durch dich iſt dieſe Welt uns heiter,
Lacht jedes kleine Blümchen ſchön;

Und neugeſtärket können weiter
Wir durch dies Pilgerleben gehn.

Wenn Wolken unſern Geiſt umziehen,
In dem Gedränge dieſer Welt,
Wenn alle Hofnungen entfliehen, —
Du biſt es, die uns aufrecht hält.
Du warnſt, wenn wir von rechten Wegen
Verirr'n, mit liebevollem Blick;
Eilſt, ſüſſe ſchmeichelnd, uns entgegen,
Bringſt an der Hand uns froh zurück.

Wer möchte wohl von hinnen ſcheiden,
Wer ſtünde gern' an's Grabes Rand,
Der deine tauſend ſüſſe Freuden
In ganzer Fülle hier empfand;
Wenn du nicht wäreſt, die dem Kranken
Mit Troſt und Mitleid ſtünde bey;
Und ſtärkteſt ihn mit dem Gedanken
Daß drüben auch noch Freundſchaft ſey.

O habe Dank für dein Geleite,
Erhabne, holde Tröſterinn!
Die bey der Leidenſchaften Streite
Beruhigt den empörten Sinn.
Die, war ich im Begrif zu ſinken,
Mir war mit ſtarkem Arme nah,
Die ich mir wieder freundlich winken,
Und Herzerfreuend lächeln ſah.

Wie haſt du meiner Jugend Tage
So ſüß gemacht, in fernem Land!
Wie manche ſchwermutsvolle Klage
Aus meinem Buſen weggebannt!
Und hat mein Aug gleich heiſſe Thränen
Sehr oft bey Trennungen geweint,
Doch ſtillteſt du mein bänglich Sehnen,
Und gabſt mir einen neuen Freund.

O leite mich auf meinen Wegen!
Auch furder, Göttin, gehe mit!
Und ſieh, mit Minen voller Seegen,
Auf deines Lieblings Reiſetritt.
So ſoll mein Dank dir oft erſchallen,
Und weil er aus dem Herzen drang
So wird dem Enkel noch gefallen
Das Lied, das ich der Freundſchaft ſang.

Wagenſeil.

II.

Dramatiſche Aufſätze.

Weiberhut thut ſelten gut!

Poſſe in Einem Akt.

Nach dem Franzöſiſchen.

Perſonen.

Pommer, Procurator, Luiſens Vormund.
Frau Sibylle, ſeine Mutter.
Mathilde, ſeine Schweſter.
Suschen, ſeine Tochter.
Luiſe.
Waller, Luiſens Liebhaber.
Maſcarille, Wallers Bedienter.
Flink, Pommers Schreiber.
Liſette, in Pommers Dienſten.

Erſter Auftritt.

Liſette allein.

Endlich bin ich einmal allein: itzt will ich aber auch der Sache vernünftig nachdenken. Waller und ſein Bedienter ſind ſeit geſtern in dieſem Hauſe verborgen, und zwar durch meinen Vorſchub. Wenn mein Herr das geringſte davon erfährt, ſo bin ich verloren. Im Gegentheil, gelingt dem Waller ſein Anſchlag, ſo iſt mir auch auf einmal geholfen. Er ſpeißt nicht mit leeren Worten ab, und hat mir ſchon eine Anweiſung auf fünfhundert Gulden ausgeſtellt. Kann er unſern Advocaten Luiſen wegfiſchen, ſo iſt mein Glück gewiß gemacht. Ich muß nur unſern Schreiber auf die Seite zu kriegen ſuchen, der wird mir das Ding ſchon einfädeln helfen. Tauſend blanke Thaler und der Anſpruch auf mein Herz, ſind mir Bürge für ihn. Aber ein einziger Umſtand geht mir im Kopf herum. Die Mutter, die Schweſter und die Tochter meines Herrn, liegen immer am Fenſter; ſie haben Wallern mehr als einmal vorbeygehen ſehen, und mich gefragt, aber jede insgeheim gefragt, wer denn der hübſche, wohlgemachte Herr ſey, der hier ſo oft auf und ab ſpatzlert? Sie ſind alle drey in ihn verliebt, und was das närriſchſte iſt, ſie bilden ſich ſogar ein, daß er es wieder in ſie iſt. Aber da kommen ſie eben mit meinem Herrn, ich will ſie doch ein wenig ausholen.

Zweyter Auftritt.

Pommer. Frau Sibylle. Mathilde. Suschen Liſette.

Pommer.

Aber Mama, ich bitte Sie ums Himmelswillen, verſchonen Sie mich doch mit Ihren ewigen Sprüchwörtern, und allen den altfränkiſchen abgeſchmackten Sentenzen und Sprüchelchens aus dem vorigen Jahrhundert. Es ſummt einem den ganzen lieben geſchlagenen Tag nichts anders vor den Ohren, als das. Sie haben meine Schweſter und Tochter damit angeſteckt, und die thun nun vom Morgen bis in die Nacht nichts als Verſe hecken, und ſie in Noten ſetzen, daß die Hunde heulen möchten!

Fr. Sibylle. Nun gut, mein Sohn, Du ſollſt nicht mehr von Sprüchwörtern und Arien reden hören. Aber, damit wir auch die Pferde nicht hintern Wagen ſpannen, über Dein Betragen und nicht über meine Redensarten mußt Du Dich aufhalten. Du willſt Dich zum zweytenmahl verheyrathen —

Pommer. Ja, das will ich! Luiſe gefällt mir, und die Sache ſoll richtig werden, allen Ihren Sprüchwörtern zum Trotz. Luiſe iſt mein Mündel, ſie ſteht unter meiner Vormundſchaft, und daß Sie's wiſſen, Mama, ich will in favorem meiner und keines tertii darüber diſponiren.

Mathilde. Höre uns nur an, Bruder!

Pommer. Ach, Schweſter, ich habe ſchon genug gehört.

Suschen. Aber mein Vater —

Pommer. Aber meine Tochter, es hilft da nichts.

Fr. Sibylle. Du ſolteſt vor allen Dingen erſt Deine Familie verſorgen, Deine Schweſter verheyrathen, Deine Tochter verheyrathen —

Pommer. Deine Mutter verheyrathen, nicht wahr?

Fr. Sibylle. Warum nicht? Und wäre nur nicht gleich ſo ein Stadtgeklatſche — (verſchämt) Ein junger Menſch — genug Du verſtehſt mich.

Pommer. Aber Mama, in Ihren Jahren!

Fr. Sibylle. Ey! ich bin doch wohl kein ſo altes Mütterchen, daß ich keinem Menſchen mehr gefallen könnte.

Pommer. Das nicht; (lacht) aber —

Fr. Sibylle. Das Sprichwort ſagt ganz recht: Wer zuletzt lacht, hat gut lachen. Heyrathe Du nur, ich will Dir bald nachfolgen.

Mathilde. Und ich werde mich auch ſogleich nach einem Mann umſehen.

Pommer. Du, Jungfer Schweſter?

Mathilde. Ich, Herr Bruder!

Pommer. Aber Du haſt ſo lange der Liebe Widerſtand gethan!

Mathilde. Endlich habe ich mich ergeben.

Suschen. Und ich werde mich auch ergeben.

Pommer. Du, Suschen?

Suschen. Verzeihen Sie, lieber Vater, es liebt mich ſchon jemand, und ich liebe ihn wieder.

Fr. Sibylle. Ja, ja, es brennt in Zeiten, was eine Neſſel iſt!

Pommer. Wie, jede hat ſich alſo einen ausgeleſen?

Liſette. Blos Ihr liebes Beyſpiel iſt daran Schuld! Sie wollen's Ihnen nachthun.

Pommer. Das ſollen Sie wohl bleiben laſſen.

Fr. Sibylle. Heyrathe nur, ſage ich, und laß uns machen.

Pommer. O zum Teufel, ich fühle, daß mir die Galle rege wird, ich thue wohl am klügſten, wenn ich meiner Wege gehe.

(läuft zornig ab.)

Dritter Auftritt.

Frau Sibylle. Mathilde. Suschen. Liſette.

Liſette.

Er iſt ſo aufgebracht, daß er kaum reden kann.

Fr. Sibylle. Alleweile hab' ich die Sache, wie das Sprichwort ſagt, auf dem rechten Fleckchen. Man muß das Bret bohren, wo es am dünnſten iſt. Vorher würde jedermann geſchrieen haben, daß ich mich ohne Ueberlegung verheyrathete, aber nun giebt er mir recht das Schwerdt in die Hand. Die Leute werden ſagen, daß ich heyrathe, um meinen Sohn wegen ſeines unvernünftigen Betragens zu ſtrafen. Aber eigentlich, ihr guten Kinder, iſt es die blanke, lautere Liebe, was mir Tag und Nacht im Sinne liegt.

Liſette. Und wer iſt denn der glückliche Gegenſtand?

Fr. Sibylle. Du weißt es wohl, Liſettchen, aber daß Du Dir ja nichts davon merken läſſeſt!

Liſette. Behüte! ich kann ſchweigen; (zu Mathilden) und Sie?

Mathilde. Du weißt es eben ſo gut!

Liſette. Ja, allerweil beſinne ich mich, wir haben ja ſo manchen lieben Tag davon geſchwatzt. (zu Suſchen.) Aber. Ihr Liebhaber, iſt es nicht der, den Sie mir neulich —

Suſchen. Gewieſen haben? Ja, eben der.

Liſette. Sie lieben, Sie werden geliebt: aber bisher habt Ihr Leute nur noch durch Blicke miteinander reden können.

Fr. Sibylle. Pfuy, die ennüyante Sprache!

Mathilde. Sehr ennüyant, freylich! — aber wie ſoll man es in dieſem Hauſe anders machen; man iſt ja darin, wie in einem Kloſter, eingeſperrt. Mein Bruder iſt ein ungeſchliffener Menſch, und ein Liebhaber will ſich keiner Grobheiten ausſetzen. Sich nur durch Blicke ſprechen zu können!

Suſchen. O ich thue noch mehr! Mein Liebhaber hat eine weit artigere Sprache erfunden — Er bleibt des Abends unter meinem Fenſter ſtehn, und huſtet und nieſt.

Liſette. Nun?

Suſchen. Und ich, ich huſte und nieſe auch.

Liſette. Eine ſchöne Art zu lieben!

Suſchen. Die ganze Nacht — Aber mein Vater kömmt zurück!

Fr. Sibylle. Kommt, Kinderchens, wir wollen hinaufgehen und weitere Maaßregeln nehmen!

(Frau Sibylle, Mathilde und Suſchen ab.)

Vierter Auftritt.

Liſette allein.

Ich habe mich nicht geirrt: Jede glaubt, daß er ſie liebt, und alle lieben Eine und dieſelbe Perſon, ohne ſichs im geringſten träumen zu laſſen. Was das drolligſte iſt, auch Waller ließ ſich darauf todtſchlagen, daß ſeine Zeichen, die er Luiſen giebt, nur von Luiſen verſtanden werden; wahrhaftig, wenn ſo ein Quiproquo in einer Komödie vorkäme, die Leute lachten den Autor aus.

Fünfter Auftritt.

Pommer. Liſette.

Pommer.

Liſette, weißt Du wohl, daß meine ganze Familie nicht recht richtig im Kopfe iſt?

Liſette. I nun, ſo iſt ſie deſto verliebter.

Pommer. Es iſt zum raſend werden! Weil ich liebe, ſo wollen ſie auch lieben! Weil ich heyrathe, ſo wollen ſie auch heyrathen. Aber ich frage nach dem allen nicht ſo viel, und noch heute Abends ſoll das Verlöbniß ſeyn!

Liſette. Und morgen die Hochzeit; nicht wahr?

Pommer. Ja, ſobald der Tag graut. Unterdeſſen hab ich es doch recht geſcheid angefangen, daß ich Luiſen in meinem Hauſe verſchloſſen hielte; Weil ſie keine andere Mannsperſon als mich zuſehen bekommt, ſo ſind ihr die Gedanken an den Waller vergangen, der ihr vor dieſem ſo ſehr im Köpſchen lag.

Liſette. Wer iſt denn dieſer Waller?

Pommer. Ich habe ihn niemahls geſehen; aber ſeinen Vater kannte ich recht genau. Doch das thut nichts zu unſerer Sache. Um die Verbindung ſo ſehr als möglich zu beſchleinigen, ſetzt mein Schreiber, der zugleich Notar iſt, alleweile den Ehecontract auf!

Liſette. Er giebt ſich mit allen ab, Ihr Schreiber.

Pommer. Und bringt alles zu Stande. Es iſt der geſchickteſte Menſch —

Liſette. Was das geſchickteſte anbetrifſt, da habe ich nichts dawider, aber von einem Menſchen hat er nichts an ſich, als daß er auf zwey Beinen geht. Er ſieht aus, als wenn er alle Krankheiten ſchon mit aus Mutterleibe gebracht hätte, hinten und vorne bucklicht, und ein paar Aeugelein —

Pommer. Mag er ausſehn, wie er will! Genug, ich habe die größte Urſache, mit ſeinen Fähigkeiten zufrieden zu ſeyn.

Liſette. Wir wollen auf etwas anders kommen. Wie ſieht es mit dem Schmauſe und mit dem Hochzeitball aus?

Pommer. Alles iſt beſtellt und ſogar vorausbezahlt, es wird mich zwar was koſten, aber in ein paar Proceſſen etwas mehr angeſchrieben, bringt alles wieder ein: Das Geld der Clienten iſt immer ſo gut, wie unſer Geld, und mein Schreiber -- Sieh da, dort kommt er!

Sechſter Auftritt.

Pommer. Flink. Liſette.

Pommer.

Guten Tag, Herr Flink!

Flink. Diener!

Pommer. Laßt uns, Liſette!

Liſette (bey Seite). Ich verſtehe ſchon, aber ich will ſie doch belauſchen. (Sie horcht im Hintertheil.)

Pommer. Nun, iſt alles richtig? haben Sie die Clauſuln ſo eingerichtet, wie ich es wünſchte?

Flink. Ich habe noch eine ganz andere Einrichtung vorgenommen. In dem Contract, den ich geſchmiedet habe, geſtehen Sie nicht mehr als quartam partem von dem ganzen großen Vermögen der Luiſe ein.

Pommer. Das läßt ſich hören. Und der Contract, gleicht er vollkommen dem andern?

Flink. O ſo vollkommen, daß kein Gerichtsdirector den rechten von dem falſchen ſoll unterſcheiden können.

Pommer. Sie ſind alſo gewiß, das Judicium hinters Licht zu führen?

Flink. Ob ich es gewiß bin? Laſſen Sie, ſage ich, laſſen Sie mich nur machen; ich habe wohl ganz andere Dinge gekartet, als ich noch Schreiber bey einem Notarius war.

Pommer. Sie bekommen, wie geſagt, hundert Louisd'or, hier hab ich ſie ſchon abgezählt.
(zeigt den Beutel, und ſteckt ihn wieder ein.)

Flink. Schon gut, ſchon gut!

Pommer. Adieu!

Flink (geht ihm nach). Unterdeſſen, wenn Sie pränumeriren wollten — es pränumerirt ja jezt alles — und es würde auch weit ſicherer und aufmunternder für mich ſeyn, ich kriege ſo manchmal Anfälle von gutem Gewiſſen —

Pommer. Hier iſt das Geld. Kuriren Sie ſich ja von dergleichen Anfällen.

Flink (ſteckt das Geld ein). O, es ſind nur Uebergängelchen!

Pommer. Ich will die Zeugen holen. Halten Sie die Contracte in Bereitſchaft, ich bleibe nicht lange aus.

(ab.)

Siebenter Auftritt.

Flink. Liſette.

Flink (für ſich).

Nun iſt mein Gewiſſen beruhigt.

Liſette. Kann man die Ehre haben, zwey Worte im Vertrauen mit Ihnen zu reden?

Flink. Warum denn nicht mehr? Du weißt, was es mir für eine große Freude macht, wenn ich mit dir plaudern kann. Ich habe Dich ſo lieb, Du Herzenspüpchen!

Liſette. Wenn Sie mich lieb haben, ſo müſſen Sie mir es jetzt beweiſen. Es muß — aber ich getraue mir nicht weiter zu reden.

Flink. Rede, rede! Schließt Dir etwa die Schamhaftigkeit den Mund? Hat es Dich gereut, ſo wild geweſen zu ſeyn? Rächt mich an Deiner Sprödigkeit die Liebe! Wenn Dein Herzchen verwundet iſt, ich bin der Arzt, ders heilen kann.

Liſette. Oder vielmehr Recept wider die Liebe. Ich werde mich Ihrer bedienen, Herr Arzt, wenn ich Sie nöthig haben werde. Jetzt aber liegt mir was anders am Herzen. Sie haben hundert Louisd'or.

Flink. Hoho!

Liſette. Wollten Sie wohl dieſelben los ſeyn?

Flink. Wie? was? im geringſten nicht!

Liſette. Ich meyne nur, gegen eine weit größere Summe umtauſchen.

Flink. Ja, das iſt was anders; das bin ich zufrieden.

Liſette. Tauſend Thaler ſtatt hundert Louisd'ors, wie gefällt Ihnen das?

Flink. Vortreflich! Und was iſt dafür zu thun?

Liſette. Das ſollen Sie ſchon erfahren. Ueberdieß ſuchen Sie mir ja zu gefallen, und ich ſage Ihnen, Sie können ſich durch nichts beſſer bey mir empfehlen. Aber Sie müſſen verſchwiegen ſeyn. —

Flink. Ja, ich ſchweige, hier haſt Du meine Hand! Ich wüßte nicht, was ich nicht für Dich thäte. Soll ich am Galgen oder vom Galgen bringen? wahr oder falſch ſchwören? Rede, was ſoll ich thun?

Liſette. Nur betrügen!

Flink. Wen? unſern Procurator? Ach, nun kann ich es errathen, ich ſoll gewiß Luiſen einem andern zufreyen.

Liſette. Ja, dem Waller.

Flink. Waller? ich kenne ihn, es iſt ein artiges Bürſchchen. (für ſich) Derſelbe, dem der Procurator bey ſeines Vaters Tode einen ſo anſehnlichen Theil ſeines Vermögens geſtohlen hat.

Liſette. Iſt der Handel unter uns richtig?

Flink. Ja, vollkommen richtig, aber ich thue alles nur Dir zu gefallen. Tauſend Thaler ſoll ich alſo bekommen?

Liſette. Tauſend Thaler.

Flink. Zuviel iſt es eben nicht; weil ich Dich aber ſo lieb habe — doch, wenn werde ich ſie bekommen?

Liſette. Gleich, den Augenblick.

Flink. Nu ſo geh, und hohle mir ſie.

Liſette. Sie liegen ſchon im Hauſe parat.

Flink. So will ich gleich alles fertig machen, und den Ehecontract in Wallers und Luiſens Nahmen aufſetzen, den unſer Procurator ohne den mindeſten Verdacht unterſchreiben ſoll, weil er ihn für den ſeinigen halten wird.

Liſette. Recht ſo. Gehn Sie auf Ihre Schreibſtube, und fangen Sie alles recht klug an. — Aber, wenn Ihnen nun eine größere Summe, uns zu verrathen, gebothen würde, wie denn?

Flink. Das thäte nichts. Ich habe mir ſo vorgenommen, ein ehrlicher Mann zu werden. Einen Betrüger zu betrügen, ſoll mein non plus ultra ſeyn! (geht ab.)

Achter Auftritt.

Liſette (allein).

Herr Flink wird ſich unſere Sache recht eifrig angelegen ſeyn laſſen. Welche gute Nachricht für die beyden Verliebten. Wer aber in aller Welt hätte auch ſo vielen Verſtand in einem ſo ungeſtalten, höckerichten Körper ſuchen ſollen. O, wenn alle Advocaten ſolche Schreiber hätten, ſo würde es manchmal ordentlicher in ihren Haushaltungen zugehen, oder ihre Kinder ihnen wenigſtens ähnlicher ſehen. Aber da kömmt Wallers Bedienter.

Neunter Auftritt.

Liſette. Maſcarille.

Maſcarille.

Der Advocat iſt allerweile ausgeflogen, und da wage ich es, mich ſehn zu laſſen. Ich ſtack in der Küche, wo ich bald vor Hunger crepiert bin. Dieſe Nacht lag ich in Keller unter einem großen Weinfaß. Ich bohrte es an, aber verdammter Streich! auch kein Tropfen kam heraus. Ich wollte, daß dein Herr am Galgen wäre! Was iſt das für eine teufelmäßige Wirthſchaft. Ich habe ſeit geſtern nicht ſo viel gegeſſen oder getrunken.

Liſette. Wie, iſt vom Abendeſſen nichts übriggeblieben?

Maſcar. Ja, die Advocaten werden auch was übrig laſſen.

Liſette. Aber, was klagſt Du? Gehts denn Deinem Herrn oben in der Scheune beſſer?

Maſcar. Ja er! Er logirt über der Kammer, wo ſeine Geliebte ſchläft, und da denkt er weder an Eſſen noch an Trinken. Er lebt von Liebe, mein Herr.

Liſette. So mach's wie er: Liebe mich!

Maſcar. Dich lieben, um mein Leben zu friſten? Umgekehrt! das wäre juſt das Mittel, vollends zum Spinngewebe zu werden.

Liſette. Aber was iſt da anzufangen? Niemand kann aus dem Hauſe. Der Procurator trägt die Schlüſſel bey ſich.

Maſcar. Deſto ſchlimmer! So hätten wir uns hier nicht einſperren ſollen. O ich verfluche hundertmal und aber hundertmal die verdammte Gelegenheit von geſtern Abends.

Liſette. Tröſte Dich, es wird bald hier eine herrliche Schmauſerey geben,

Maſcar. Wenn ich einen Kapaun oder ſo was erwiſchen kann, ſo verwahr ich ihn gleich in meinem Magen.

Liſette. Leb wohl, ich will Geld für Herrn Flink hohlen.

Maſcar. Du? ſieh Dich wohl mit ihm vor, er hat den Schelm im Nacken.

Liſette. Das kann ſeyn. Aber heute dient er uns.

Maſcar. Wie ſo?

Liſette. Du ſollſt alles ſchon erfahren. Unſre Sachen ſtehen gut. Adieu! (ab.)

Zehnter Auftritt.

Maſcarille allein.

Ob ſie gut oder ſchlecht ſtehen, was kümmert mich das. Maſcarille iſt unterdeſſen zehnmal des Todes. Thuts der Hunger nicht, ſo thuts die Furcht; denn ſollte mich Herr Pommer in ſeinem Hauſe ertappen! —

Eilfter Auftritt.

Frau Sibylle. Maſcarille.

Fr. Sibylle (außer Athem, bey Seite).

Nach welcher Seite mag er gegangen ſeyn?

Maſcar. (heimlich) Es kömmt jemand, hurtig verſteckt.

Fr. Sibylle. Ich betrüge mich nicht. Der, den ich da oben geſehn habe, iſt mein Liebhaber, ja, er iſt es ſelbſt — Ey hier iſt auch ſein Freund. (zu Maſcarille) Durch welche Liſt ſind Sie denn beyde hereingekommen?

Maſcar. Beyde?

Fr. Sibylle. Sie! Sind Sie nicht der Freund meines Liebhabers? Ich habe Sie öfters mit ihm vorbeygehn geſehn, und erſt geſtern noch, als ich an meinem Fenſter war.

Maſcar. (für ſich) Ach ſie meynt meinen Herrn. Aber warum nennt ſie ihn denn ihren Liebhaber?

Fr. Sibylle. Ich habe ihn allerweil im oberſten Stock geſehn, aber den Augenblick war er mir wieder aus dem Geſichte verſchwunden. Ach, das iſt doch grauſam für ein zärtliches Herz! Wo glauben Sie denn, daß er hingegangen ſeyn mag?

Maſcar. Wahrhaftig, das weiß ich nicht!

Fr. Sibylle. Da Sie ſein guter Freund ſind, ſo werden Sie auch um alle ſeine Geheimniſſe wiſſen. Ich habe in ſeinen Blicken ein gewiſſes Feuer entdeckt, das nur für mich zu brennen ſchien. Betrog ich mich auch nicht? Liebt er mich?

Maſcar. Aber Madam —

Fr. Sibylle. Reden Sie nur frey mit mir: Gelehrten iſt gut predigen, ſagt das Sprichwort. Sie kennen gewiß ſein Herz von Grund aus.

Maſcar. (für ſich) Ich komme nicht beſſer weg, als wenn ich ſie bey ihrem Irrthum laſſe. (laut) Ja aus Ihrem Fenſter haben Sie ihm ſo feurige Blicke zugeſchickt, daß er mit Leib und Seel für Sie in Brand gerathen iſt. Ich gab mir alle Mühe, es zu löſchen, aber umſonſt! Er hat den Teufel im Leibe! Ich predige ihm täglich und ſtündlich vor: Sind Sie närriſch? Dieſe Dame könnte Ihre Grosmutter ſeyn —

Fr. Sibylle. Aber warum ſagen Sie ihm auch das?

Maſcar. Mein Gott, ich habe meine Urſachen! Wollen Sie ihn ins Tollhaus bringen?

Fr. Sibylle. Es giebt andere Mittel —

Maſcar. Ich laß es auch nicht dabey, ich ſtell ihm nicht blos Ihr hohes Alter vor, nein, ich bemühe mich noch überdieß, tauſend Fehler an Ihnen zu entdecken. Z. E. daß Sie Ihrem Manne ſo treu ſind.

Fr. Sibylle. Meinem Manne? Er iſt todt.

Maſcar. Ich weiß es wohl, Madam, und wie ſehr Sie ihn noch im Grabe lieben!

Fr. Sibylle. Nicht doch, das hat ſich längſt gegeben. Es war ſeine Schuld, warum iſt er geſtorben. Einen todten Mann zu lieben, pfuy, wie albern! Man hat Mühe genug, ihn bey Lebzeiten zu lieben! — Wir wollen lieber von Ihrem Freunde ſchwatzen: Wie er ſo wohl gemacht iſt!

Maſcar. Betrachten Sie mich einmal, bin ich nicht ſein Ebenbild?

Fr. Sibylle. Ey mit nichten, er iſt weit beſſer gewachſen, wie Sie.

Maſcar. Unterdeſſen tragen wir doch einer des andern Kleider.

Fr. Sibylle. Das iſt unmöglich. Was zum Heller geſchlagen iſt, wird kein Groſchen werden.

Maſcar. Ja, er zieht die Kleider zuerſt an, um ihnen das Steife zu benehmen, und ich, ich trage ſie hernach vollends ab.

Fr. Sibylle. Wozu aber dieſe Oeconomie?

Maſcar. Sehen Sie, wir lieben einander, man kann ſich nicht ſtärker lieben, wir wohnen beyſammen, kurz es iſt eine Harmonie! — Wir dienen einer dem andern, wo es nur Gelegenheit dazu giebt. Bald borg ich von ihm, bald er von mir; bald ſeh ich auf ſeine Reinlichkeit, und bald klopft er mir den Rock aus. Mit einem Wort, jeder thut, was in ſeinen Kräften ſteht, dem andern eine Gefälligkeit zu erweiſen.

Fr. Sibylle. Sie ſind doch nicht etwa ſein Bedienter?

Maſcar. Ja, ohngefähr ſo was!

Fr. Sibylle. Das merkt' ich wohl. Aber glaubt Er, daß mich Sein Herr liebt?

Maſcar. Können Sie daran zweifeln?

Fr. Sibylle. Wo ſteckt er aber alleweile? Wenn ſein Herz ſo viel empfände, als das meinige —

Maſcar. O gewiß, ich will drauf wetten, er iſt noch zehnmal verliebter, als Sie: aber dabey ſo blöde — — Er gehört unter die furchtſamen Liebhaber.

Fr Sibylle. Pfuy, das ſeh' ich nicht gern, ich lobe mir die dreiſten!

Maſcar. Mit der Zeit wird ſichs ſchon geben!

Fr. Siblle. Die muntern, rüſtigen!

Maſcar. Das würde auch mein Geſchmack geweſen ſeyn, Madam, wenn ich ein Frauenzimmer geworden wäre. Ach, die ſüßen, tändelhaften Herrchen hätte ich für mein Leben gern gehabt, die, die beſtändig auf den Knien liegen, und thun als ob ſie die Hände aufeſſen wollten, und einem hundertmal Gelegenheit geben, zu ſagen: (verſtellt ſeine Stimme) Aber ſo hören Sie doch auf! Pfuy doch! Wer wird ſo unartig ſeyn! Sie kleiner Schelm!

Fr. Sibylle. (ſchmunzelnd) Iſt denn Sein Herr ſo ein kleiner Schelm?

Maſcar. Geben Sie Acht. Wenn mein Herr Sie zu ſehn kriegen wird, ſo wird er ſo blaß werden, wie der Tod; denn von weitem hat er wohl Muth, aber in der Nähe ſtellt er ſich aus lauter Beſcheidenheit recht einfältig an.

Fr. Sibylle. Ey mag er ſich doch anſtellen, wie er will, genug, es iſt ein hübſcher Burſche. Man kann in der Welt nicht alles geblaſen haben, man nimmt mit, was man kriegt. Es iſt noch nie eine ſolche Theurung an Männern geweſen, als jetzt. Was kümmern mich die Fehler, die er etwa hat. Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Ich will auch gleich gehen, und ihn da oben aufſuchen.

Maſcar. (der ſie aufhalten will) Incommodiren Sie ſich nicht, ich will ihn herunterrufen.

Fr. Sibylle. Nein, er ſoll auf der Stelle aus meinem eignen Munde hören, wie gerührt ich von ſeiner Liebe bin. Man muß das Eiſen ſchmieden, weils warm iſt, ſagt das Sprichwort; der Menſch iſt oft gar ein wankelmüthig Ding, und hab' ich iſt beſſer, als hätte ich.

Maſcar. So erlauben Sie wenigſtens, daß ich Sie begleiten darf.

Fr. Sibylle. Nein, nein, ich will ihn unter vier Augen ſprechen. Bleib' Er. (ab.)

Zwölfter Auftritt.

Maſcarille allein.

Sie wird alles verderben. Was wird ſie ihm ſagen? Was wird er ihr antworten? Ach, da kömmt er; ich erhohle mich wieder, nun kann ich ihn doch vorbereiten.

Dreyzehnter Auftritt.

Waller. Maſcarille.

Waller.

Maſcarille, welch ein Unglück, des Procurators Schweſter hat mich angetroffen.

Maſcar. Wer? Mathilde?

Waller. Ja, Mathilde.

Maſcar. Das iſt doch drolligt, ſo hat jeder ſein Abentheuer gehabt; mir iſt die Mutter aufgeſtoſſen.

Waller. Spitzbube, warum haſt Du Dich nicht beſſer verborgen gehalten?

Maſcar. Machen Sie es anders? Warum laufen Sie denn herum? Aber, was haben Sie der Mathilde geſagt?

Waller. Ich habe ihr in der Angſt weiß gemacht, daß ich ihrentwegen in dieß Hauß gekommen; kurz, in ſie verliebt wäre.

Maſcar. Was?

Waller. Ich hörte jemand aus Luiſens Stube kommen, und glaubte, ſie wäre es, aber ſtelle Dir mein Entſetzen vor, als ich meines Irrthums gewahr wurde, und ſtatt ihrer Mathilden fand; ich war wie vom Donner gerührt, und konnte anfangs keine Sylbe hervorbringen, endlich fiel mir noch zum Glück dieſe Liſt ein: Anbetungswürdige Mathilde, fieng ich an, verzeihen Sie der allzugroſſen Liebe, die mich ſo kühn gemacht hat — Ich weiß nicht, was ich ihr alles weiter vorgeplaudert habe. Aber ich möchte toll werden, ſie glaubt ſteif und feſt, daß ich in ſie verliebt bin, und will darüber auf der Stelle mit ihrem Bruder ſprechen; ja ſie fügte hinzu, wenn er ihr ſeine Einwilligung verſagen ſollte, ſo wollte ſie ſich von mir entführen laſſen.

Maſcar. Bravo! das geht gut. Wiſſen Sie nun auch, daß die Alte — Aber da kömmt ſie.

Vierzehnter Auftritt.

Frau Sibylle. Vorige.

Frau Sibylle.

Ich ſuchte Sie oben, und Sie ſind unten. Ich bin hinlänglich von Ihrer Liebe unterrichtet.

Waller. (zu Maſcarille.) Was will ſie damit ſagen?

Maſcar. (zu Wallern.) Sie werden es ſchon hören.

Fr. Sibylle. Und komme Ihnen, meine Hülfe anzubieten.

Maſcar. Die ſchöne Hülfe!

Fr. Sibylle. (zu Wallern) Nein, Sie ſollen nicht länger ſchmachten.

Waller. (erſtaunet) Wie?

Fr. Sibylle. Ihr Bedienter hat mir alles entdeckt.

Waller. Er, Madam! (zu Maſcarillen) Was, Du verräthſt Luiſen und mich? Willſt Du uns zu Grunde richten?

Maſcar. (heimlich zu Wallern) Nicht doch! Haben Sie nur noch einen Augenblick Geduld.

Fr. Sibylle. Ich gebe meine Einwilligung von ganzen Herzen dazu, und will, Trotz meines Sohnes —

Waller. O nach dieſer Verſicherung, Madam, wage ich es wieder zu hoffen!

Fr. Sibylle. Hoffen Sie, hoffen Sie!

Waller. (wirft ſich ihr zu Füſſen) O wie ſüß iſt mir ein ſolches Gebot, erlauben Sie, daß ich zu ihren Füſſen —

Fr. Sibylle. (zu Maſcar.) Aber ich finde Deinen Herrn doch ſo kalt nicht, wie Du ſagteſt?

Maſcar. Das macht, der Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft hat zu viel Gewalt über ihn! Sie haben hier ein paar Augen, ſo durchdringend, ſo ſcharf.

Fr. Sibylle. Hm! Hm!

Maſcar. (bey Seite) Wenn nur die Entwickelung gut abläuft.

Fr. Sibylle. (zu Wallern) Nun, mein Liebchen! wenn ſoll denn die Hochzeit ſeyn?

Waller Für mich nie bald genug, aber Ihr Sohn —

Fr. Sibylle. Mein Sohn iſt ein Narr. Was geht Dich ſein Intereſſe an. Wie er es macht, mache Du es auch. Kann er, zum Exempel, ſeine Geliebte, die Luiſe, heyrathen, warum ſollten wir es nicht können?

Waller. (erſtaunt) Er heyrathet Luiſen?

Fr. Sibylle. Ja, morgen, und ohne meine Einwilligung zu haben, was brauche ich alſo die ſeinige.

Maſcar. (heimlich) Nun iſt der Knoten gelößt.

Waller. (heimlich) Ich bin ganz erſtaunt.

Fr. Sibylle. Kurz, mein Püppchen, ich werde Deine Frau werden, und ob er ſüß oder ſauer dazu ſieht, das iſt meine geringſte Sorge. Ungegönntes Brod wird auch gegeſſen.

Waller. (heimlich zu Maſcarillen) Sage mir nur, warum Du mir ſo einen Streich geſpielt haſt?

Maſcar. (heimlich zu Waller) Ich mußte es thun, damit ſie Ihre wahre Liebe nicht errieth.

Fr. Sibylle. Du ſagſt kein Wörtchen, mein Schatz, da Du mich zur Frau kriegen ſollſt?

Maſcar. Seine gewöhnliche Furchtſamkeit hat ihn überfallen, Madam; ich ſagte es Ihnen wohl vorher.

Fr. Sibylle. Er wird ſie ſchon verlieren.

Maſcar. Nein, ich glaube, das giebt ſich in ſeinem Leben nicht.

Fr. Sibylle. Es thut ihm nichts: Guter Wein braucht keinen Kranz! er gefällt mir, und die Sache iſt beſchloſſen.

Waller. (bey Seite) Blitz und Wetter!

Fr. Sibylle. (glaubt, daß er ſeufzt) Er ſeufzt? ach, dieſer Seufzer vermehrt meine Liebe. Ich will nur gehen, ſonſt fange ich mit an zu ſeufzen!

Waller. (bey Seite) Daß du am Galgen wärſt!

Fr. Sibylle. Er ſeufzt wieder: Ach, ich kann nicht mehr, ich muß laufen und einem ganzen Strom von Seufzern freyen Lauf laſſen. Adieu, mein Engelchen! (ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Waller. Maſcarille.

Waller.

Iſts möglich, daß man noch in ihrem Alter an Liebe denken kann. Die Sucht zu Heyrathen hat ihr den Kopf verrückt. Heyrathen in ihrem Alter! Heyrathen!

Sechzehnter Auftritt.

Suschen. Vorige.

Suschen. (im Hereintreten für ſich.)

Heyrathen! wenn ich das Wort höre, hüpft mir allezeit das Herz vor Freuden. Wer ſprach davon?

Maſcar. (zu Waller) Da kömmt wieder jemand.

Waller. Hurtig, fort! das iſt gewiß die Schweſter.

Maſcar. Nein, mein Herr, es iſt die Tochter.

Waller. Ich werde noch von der ganzen Familie heimgeſucht werden.

Suschen. (zu Waller) Ach, ſind Sie's? Seh ich Sie endlich in der Nähe. Unſere ſtumme Unterredungen gefielen mir gar nicht. Ihre Gebehrden und Blicke mochten ſich auch noch ſo ſchön ausdrücken, ſie ſtellten mich doch nicht zufrieden. Ich ſagte immer zu mir: Wenn wird der Augenblick kommen, da ich ſo ganz nahe bey ihn ſeyn werde. Ich bildete mir nicht weniger ein, als daß es heute geſchehen würde! Nicht wahr, der Zwang fiel Ihnen auch ſo unerträglich, wie mir? Aber was ſchwatzten Sie denn vom Heyrathen, als ich kam? Wollen Sie vielleicht bey meinem Vater um mich anhalten?

Maſcar. (für ſich) Eine neue Verwirrung! (heimlich zu Waller) Sie werden alles verderben, wenn Sie länger ſtumm bleiben.

Waller. (heimlich zu Maſcarillen) Ich bin es überdrüßig.

Maſcar. (heimlich zu Waller) Ums Himmelswillen, laſſen Sie die Sache nicht ſtecken.

Waller. (zu Suschen) Die Liebe, womit ihre ſchöne Augen — (zu Maſcarille) Was ſoll ich ihr aber ſagen?

Maſcar. (heimlich) Nur friſch zugeſchwatzt, und käm es auch noch ſo abgeſchmackt heraus.

Waller. (zu Suschen) Weil ich befürchte, daß Ihr Vater, wenn er mich hier antrift, ſeinen Zorn an Ihnen auslaſſen möchte — So verſagt mir bey dieſem traurigen Stillſchweigen das Wort im Munde — Urtheilen Sie von der Heftigkeit meiner Leidenſchaft.

Suschen. Wie, Sie hätten nicht das Herz, mit meinem Vater zu ſprechen? . .

Maſcar. Vor allen Dingen machen Sie, daß Sie von hier wegkommen, denn man darf uns nicht beyſammen antreffen. Gehn Sie hinauf.

Suschen. Ich gehe; aber mir deucht doch, daß da der Herr blos hieher gekommen iſt, um mich zu ſehen, er mich auch ſehn muß.

Maſcar. Er wird Sie dieſen Abend ſehen. Laſſen Sie uns nur allein mit Ihrem Herrn Vater reden.

Suschen. Wählen Sie ja Ihre Zeit gut.

Maſcar. Wir wollen es ſchon machen, gehn Sie nur!

Suschen. (kömmt wieder zurück. Zu Waller) Wenn mein Vater Ihnen eine abſchlägliche Antwort geben ſollte, ſo verzweifeln Sie deswegen nur nicht. Ich kann Sie ohne ſeine Einwilligung heyrathen. Meine Mutter und meine Grosmutter haben's auch ſo gemacht.

Maſcar. Wahrhaftig, das heiß ich mir Exempel!

Suschen. Die Väter ſind von jeher in unſerer Familie wunderliche Köpfe geweſen, und die Töchter haben ſich immer zu helfen gewußt.

Waller. (heimlich zu Maſcarille) Wirſt Du bald dem albernen Geſchwätz ein Ende machen?

Maſcar. (zu Suschen) Fort, fort, wenn Sie länger bleiben, bringen Sie uns alle ins Unglück.

Suschen. Wenn's denn nicht anders iſt, Adieu. (ab.)

Maſcar. Adieu, glückliche Reiſe.

Siebenzehnter Auftritt.

Waller. Maſcarille.

Waller.

Alles hat hier den Verſtand verloren, Schweſter, Grosmutter, Tochter!

Maſcar. Sie haben das Ausleſen.

Waller. Es geht mir doch alles zuwieder.

Maſcar. Blonde und braune, kleine und große!

Waller. Konnte ich wohl meine ſchöne Luiſe heute nur eine Minute zu ſprechen bekommen, und juſt die, die ich ſo ſorgfältigſt zu vermeiden ſuche, müſſen mir überall aufſtoßen. Wie werde ich mir nun helfen können? Die drey Närrinnen werden alle meine Schritte belauren. O Glück! dort ſeh ich endlich meine Luiſe.

Achtzehnter Auftritt.

Luiſe. Vorige.

Luiſe.

Ach, Waller!

Waller. Ach, meine Geliebte, Sie können ſich die Unruhe nicht vorſtellen, in welcher ich mich befinde.

Luiſe. Ich komme, Sie davon zu befreyen, wenigſtens ſchmeichle ich mir damit. Wir ſind nach ſo manchen Sorgen und Kümmerniſſen endlich, endlich unſerm Glücke ganz nahe.

Waller. Ich wünſche es von Herzen!

Luiſe. Liſette hat des Procurators Schreiber in unſer Intereſſe gezogen, und wie ſie ſagt, wird der Contract in Ihrem Namen gemacht.

Waller. Aber was kann man von einem Schelm, einem Betrüger erwarten?

Luiſe. Die tauſend Thaler, die ihm Liſette zuſtellt. —

Waller. Hören Sie nun was ganz Neues, und das mich entſetzlich beunruhigt.

Luiſe. Ich errathe es ſchon.

Waller. Mutter, Schweſter, Tochter, haben ſich in Kopf geſetzt —

Luiſe. Ich weiß alles, Liſette hat mir alles erzählt.

Waller. Ferner —

Neunzehnter Auftritt.

Liſette. Vorige.

Liſette.

Mamſell, man wartet nur auf Sie.

Waller. Eine traurige Nachricht.

Liſette. Die Zeugen ſind ſchon ſeit langer Zeit unten, und der Procurator kann mir auf dem Fuße nachfolgen. Machen Sie, daß Sie herunter kommen.

Waller. Wenn der Schreiber beſtochen wäre, wenn es ihm gereut hätte —

Luiſe. Seyn Sie ruhig, ich unterzeichne nichts, was ich nicht zuvor geleſen habe. (ab.)

Zwanzigſter Auftritt.

Waller. Maſcarille. Liſette.

Waller.

Ach, welche Marter ſteh' ich unterdeſſen aus! Liſette, wird ſie noch lange außen bleiben?

Liſette. Sie iſt ja erſt die Minute weggegangen.

Waller. Wenn der Schreiber —

Liſette. Ich ſtehe mit meinem Kopf für ihn, o er meynt es zu gut mit uns. Ich habe die beyden Contracte geſehn. Der eine, der rechte, der untergeſchoben werden ſoll, iſt in Ihrem Nahmen aufgeſetzt, aber um ſie alle deſto beſſer hinters Licht zu führen, wird er den andern vorleſen laſſen, und beym Unterſchreiben gegen den Ihrigen umtauſchen. O er hat gelenke Finger, die ſich vortreflich zu ſolchen Taſchenſpielereyen zu ſchicken ſcheinen. Aber, Adieu, ich muß an meine Geſchäfte denken, und den Tiſch decken.

Maſcar. Kann ich Dir wo helfen?

Liſette. O, ich verſtehe Dich, komm nur mit. Und Sie, ſeyn Sie ohne Sorgen, Herr Flink hat mir einen Wink gegeben, und alles wird gut gehen. (mit Maſcarille ab.)

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Waller allein.

Ich werde nicht eher ruhig, als bis alles vorbey iſt. Ich fürchte immer, der ganze Anſchlag ſcheitert. Wie wäre es mög-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52319-X
REICHARD,H.A.O. FN. 1757б/013

möglich, einen Advocaten zu hintergehen? das läßt ſich, ohne eine beſondere Schickung des Himmels nicht denken. Was auch der Schreiber verſprochen haben mag —

Zwey und zwanzigſter Auftritt.

Pommer. Waller.

Pommer.

Ich habe unterſchrieben. Liſette wird doch — (wird Wallern gewahr.) Was will der Menſch?

Waller (Pommern gewahr werdend). O Himmel!

Pommer. Was macht der Herr hier in meinem Hauſe?

Waller (verwirrt). Mein Herr, ich komme — ich war — Ein andermahl werde ich Ihnen meine Urſache ſagen.

Pommer. Wie?

Waller (für ſich). Ein verfluchter Zufall.

Pommer. O! wir wollen gleich erfahren, wo es mit dem Muſje hinaus will. Zu Hülfe, Diebe, Diebe, zu Hülfe!

Waller. Habe ich das Anſehn eines Diebes?

Pommer. Was weiß ichs? Wie einer, der den Mädchen nachſtellt, ſieht Er wenigſtens aus.

Waller. Was meynen Sie? —

Pommer. Sie müſſen über die Mauer geſtiegen ſeyn, mein Haus iſt verſchloſſen. Diebe! Diebe!

Drey und zwanzigſter Auftritt.

Liſette. Vorige.

Liſette (für ſich).

O Himmel, nun iſt alles aus! (laut) Was giebts, mein Herr?

Pommer. Hurtig, hurtig, hole mir den Policey-Commiſſarius und die Wache!

Liſette (bey Seite). Was ſoll ich in der Beſtürzung anſtellen?

Pommer. Hier ſind die Hausſchlüſſel, eile, lauf —

Liſette. Gleich, gleich! (ab.)

Pommer. Sich ſo unverſchämt in mein Haus zu dringen!

Vier und zwanzigſter Auftritt.

Frau Sibylle. Pommer. Waller.

Frau Sibylle.

Was haſt Du vor, mein Sohn? Das ſchickt ſich auch, daß du Dich gegen den Herrn da erboßeſt, der Dein Stiefvater werden wird.

Pommer. Mein Stiefvater: Wie, er ſollte — Gehn Sie, Sie ſind nicht recht geſcheid.

Fr. Sibylle. Nicht recht geſcheid? Was, Taugenichts, ſo begegneſt Du Deiner Mutter?

Pommer. Ich werde eine ſolche Narrheit in meinem Leben nicht zugeben, und —

Fr. Sibylle (zu Waller). Mein Geliebter, züchtigen Sie Ihren Stiefſohn für ſeine Grobheiten.

Pommer. Zum Teufel, wenn er mir zu nahe kommt —

Fünf und zwanzigſter Auftritt.

Mathilde. Vorige.

Mathilde.

Was hat denn meinen Bruder ſo in Harniſch gejagt? Er zankt mit meinem Liebhaber? Ach, Bruder, ſey doch gelaſſen, Du kannſt ja gegen eine rechtmäßige Liebe nichts einwenden? Der Herr meynt es ehrlich, und wenn er ſich hier verſteckt hat; ſo geſchah es blos aus Liebe zu mir. Er hat mir ſein Herz geſchenkt, ich habe ihm meine Hand gegeben, und eben ſuchte ich Dich, Bruder, um Dich von unſerer Verbindung zu benachrichtigen.

Pommer. Was Henker ſicht denn nun die wieder an?

Waller (bey Seite). Hat ſich wohl jemals ein Menſch in einem ſo verdammten Fall befunden?

Mathilde. Bruder, ich bitte Dich um des Himmels willen, ſchlag mich ihm nicht ab!

Fr. Sibylle. Wie, Muſje Milchbart —

Mathilde. Ja, er will mich heyrathen, er liebt mich; o können Sie ſo reine Triebe —

Pommer. Aber Sie ſagten ja, Mama —

Fr. Sibylle. Ja ich, ich werde ihn auch heyrathen!

Mathilde. Sie, Mama?

Fr. Sibylle. Ich, oder ich dreh' ihm den Hals am.

Sechs und zwanzigſter Auftritt.

Suschen. Vorige.

Suschen.

Sie ſchmälen mit dem Herrn? Warum das, liebe Großmama?

Fr. Sibylle. Laß mich in Ruhe, bekümmere Dich nicht um ungelegte Eyer. (zu Waller) Du Flattergeiſt!

Suschen. Ach, zanken Sie doch nicht mit ihm, er will mich ja zur Frau haben.

Waller (bey Seite). Eine neue Verwirrung?

Pommer. Was, er will meine Tochter auch?

Suschen. Ja, gewiß.

Pommer. O, das iſt zuviel, das überſteigt meinen Verſtand.

Suschen. Er kam hieher, um bey Ihnen um mich anzuhalten, iſt es nicht wahr, mein Herr?

Pommer. Ihr werdet Euch alſo miteinander vergleichen müſſen, denn mein Schwiegerſohn, mein Stiefvater und mein Schwager kann er nicht zugleich ſeyn.

Suschen. Was iſt denn das für ein Räthſel?

Waller. Mein Herr, ich muß ihnen nur bekennen —

Pommer. Zum Teufel, es fehlte nur noch, daß Sie mich heyrathen wollten, ſo wären Sie der Mann von der ganzen Familie.

Suschen. Was bedeutet denn das alles, mein Vater?

Pommer. Das bedeutet ſo viel, meine Tochter, daß dieſer Burſche den Galan von meinem ganzen Hauſe vorſtellen will. Aber er ſoll ſchon dafür büſſen. Hier kömmt der Commiſſarius.

Suschen. Verräther!

Fr. Sibylle. Undankbarer!

Mathilde. Ungetreuer!

Sieben und zwanzigſter Auftritt.

Liſette. Maſcarille, als Commiſſarius, in eine große Perucke und einem ſchwarzen Mantel gehüllt. **Vorige.**

Liſette (heimlich zu Maſcarille).

Siehe, daß Du ihn ſo bald als möglich aus ihren Händen befreyeſt.

Maſcar (heimlich). Laß mich nur machen.

Liſette. Im Vorbeygehen traf ich dieſen Herrn an, die Wache wartet draußen.

Maſcar. Was geht denn vor?

Pommer. Sehen Sie hier einen Ehrenſchänder, der Abſichten auf meine Mutter, meine Schweſter und meine Tochter hat.

Maſcar. Das iſt jetzt die Mode ſo, aber man muß einmal ein Exempel an einem von dieſen Ruheſtörern ſtatuiren. Marſch! ins Gefängniß.

Waller. Wie, mein Herr?

Maſcar. (ihn fortziehend). Ins Gefängniß auf der Stelle.

Fr. Sibylle (weinend). Ins Gefängniß!

Mathilde (weinend). Ins Gefängniß!

Suschen (weinend). Ins Gefängniß!

Maſcar. Alles weint? Wenn Sie ſich das Wort Gefängniß ſo zu Gemüthe nehmen wollen, was wird es erſt werden, wenn ich ihn werde hängen laſſen.

Mathilde. Hängen?

Suschen. Weil er heyrathen will?

Fr. Sibylle. Ach, mein Sohn, verfahre nicht zu ſtrenge mit ihm.

Pommer (zum Commiſſarius heimlich). Wann er gehangen wird, was haben wir da vor Nutzen davon, wir wollen lieber von ihm Geld zu ziehen ſuchen.

Maſcar (heimlich zu Pommer). Laſſen Sie mich nur machen, ich verſtehe mein Handwerk, ich muß ihn nur erſt recht ins Bockshorn jagen.

Pommer (für ſich). Der brave Commiſſarius.

Acht und zwanzigſter Auftritt.

Luiſe. Flink. Vorige.

Luiſe.

Ich will dem Lärm ein Ende machen.

Pommer. Ach, meine Frau!

Luiſe. Der Name kommt mir nicht zu.

Pommer. Meine Liebe, wir können uns ſchon Mann und Frau heiſſen, denn der Ehecontract hat ſeine Richtigkeit.

Luiſe. Iſt das wahr? Nun gut, ſo heißt alſo der Herr hier mein Mann.

Pommer. Wer?

Luiſe. Waller, bedanken Sie ſich doch bey dem Herrn Procurator, daß er unſern Ehecontract hat mit unterſchreiben wollen.

Pommer. O das überſteigt meine Geduld. Was? er will auch meine Frau? der hat den Teufel mit Heyrathen.

Waller. Luiſens Hand iſt mein einziger Wunſch. Meine Damen, werden Sie nicht ungehalten auf mich, um zu den Beſitz meiner Geliebten zu gelangen, war es nöthig —

Pommer. Aber, ich möchte doch wiſſen, wie ſie die Ihrige ſeyn könnte?

Liſette. Sie glaubten, den Ehecontract als Mann zu unterſchreiben, und haben ihn als Vormund unterſchrieben.

Pommer. Ich möchte toll werden. Wer hat mich ſo anführen können?

Liſette. Herr Flink, vermittelſt tauſend Thalern: fragen Sie ihn ſelber.

Pommer (zu Flink). Iſt es wahr?

Flink. Sehr wahr. Ich brauchte juſt noch ſo viel, um den Dienſt bey Ihnen aufgeben zu können, und ein ehrlicher Mann zu werden.

Pommer. Wie, Flink verräth mich? er, der ſein ganzes Leben durch —

Fr. Sibylle. Das hätteſt Du riechen können, mein Sohn; der bleibt bey ſeinen Worten, wie der Haaſe bey der Trommel.

Mathilde. Mir iſt der Vorfall recht lieb.

Fr. Sibylle. Ich freue mich von Herzen darüber. Du macheſt die Rechnung ohne den Wirth, aber, wie man ins Holz ſchreit, ſchallt es wieder heraus. Ich hab' Dir's immer geſagt: Weiberhut, thut ſelten gut!

Luiſe. Meine Damen, ich bitte, daß Sie deswegen keinen Zorn auf mich werfen.

Mathilde. Ihre Wahl rechfertiget Sie genugſam.

Suschen. Ich werde es Ihnen nie verzeihen, daß Sie eher heyrathen als ich.

Fr. Sibylle. Nur ſachte, Suschen! Kommt Zeit, kommt Rath. Es iſt noch nicht aller Feyertage Abend.

Pommer (zu Flink). Und meine hundert Louisd'or?

Flink. Behalte ich von Rechtswegen.

Pommer. Wie ſo?

Flink (heimlich zu Pommern). Unter uns, Sie wiſſen, wie Sie zu ihrem Vermögen gekommen ſind, und wenn ich ein Wort ſage —

Pommer (heimlich zu Flink). Stille, ſtille, ſagen Sie nichts, wir ſind quitt — Herr Waller, ich verzeihe Ihnen, Luiſe war eine Betrügerin, und ich trete ſie Ihnen von Herzen gern ab. Wenn ſie mich als Geliebte ſo anführen konnte, was würde es erſt geworden ſeyn, wenn ſie meine Frau geweſen wäre. Zwar de raptu könnte ich noch immer Klage erheben —

Maſcar. (ſeinen Mantel abwerfend.) O, wenn Sie klagen wollen, da brauchen Sie Ihren Ornat, hier iſt er; Ihr gehorſamer Diener.

Pommer. Wie, der Schelm ſteckt in meinem Mantel?

Maſcar. Ereifern Sie ſich nicht, das beſte iſt wohl, wir gehen zu Tiſche, und ſuchen die Sache nicht bekannt werden zu laſſen.

Fr. Sibylle. Ja, mein Sohn, das wird auch das beſte ſeyn. Kennſt Du das Sprüchwort nicht? Ende gut, alles gut.

III.

Auszüge.

Schreiben des Doctor Thunbergs über die Japaneſer.

(Aus den Philoſophical Tranſactions, und den Gothaiſchen gelehrten Zeitungen No. 55. des Jahrgangs 1780.)

Ich ſeegelte im Jahr 1775 vom Vorgebürge der guten Hofnung nach Batavia, und ſchiffte mich, nach einem kurzen Aufenthalte daſelbſt, auf dem holländiſchen Schiffe Staveniſſe ein, welches in Geſellſchaft eines andern Schiffes, die Blyenburg genannt, nach Japan beſtimmt war. Wir lichteten den 21ten Junius die Anker, und ſeegelten bey Pulo Sapatao, an der Küſte von China, und der Inſel Formoſa weg. Den 13ten Auguſt ſahen wir Japan von weitem, und lieſen Tages darauf in Nagaſacki, dem einzigen Haſen dieſes Landes, in welchem fremde Schiffe ankommen dürfen, ein. Unſere Fahrt war eben nicht die allerangenehmſt, weil wir ſehr viel von Stürmen auszuſtehen hatten. In einem derſelben hatte das Schiff die Blyenburg, ſo ſehr an ſeinen Maſten gelitten, daß es ſich von uns trennete, und ſogar, (wie wir hernach erfuhren,) nach dem Haſen zu Canton zurückgehen mußte, um ſich daſelbſt wieder auszubeſſern. Wir lieſen in den Haſen

Hafen von Nagaſacki mit wehender Flagge ein, und ſalutirten die Papenburg, des Kaiſers und der Kaiſerin Wacht, und die Stadt ſelbſt. In dieſer Zwiſchenzeit kamen zwey Ober-Banjoſen, verſchiedene Dollmetſcher, und Unter Zollbediente, desgleichen einige Leute von der holländiſchen Factorey zu uns an Bord. Dieſe Ober-Banjoſen ſind einigermaſſen mit den Mandarinen in China zu vergleichen. Es wird ihnen allezeit ein Platz auf dem Schiffsverdeck eingeräumet, und einige derſelben (denn ſie löſen einander oft ab,) müſſen immer gegenwärtig ſeyn, wenn etwas aus dem Schiffe heraus, oder hinein gebracht wird. Sie beſichtigen alles was im Schiffe iſt, zählen die Mannſchaft, geben denen, die ſich ans Land ſetzen laſſen wollen, Päſſe; und ſtatten täglich von ihren Verrichtungen auf dem fremden Schiffe, Bericht an den Gouverneur von Nagaſacki ab. Es verdient wohl erzählt zu werden, mit was für Aufmerkſamkeit und Pünctlichkeit dieſe Ober-Banjoſen die ſtrengen Befehle ihres Kaiſerlichen Hofes, ſo wie ſie im Jahr 1775 gegeben worden ſind, ausrichten. Die unbeträchtlichſten Artikel, welche man aus dem Schiffe bringt, werden mit eiferſüchtigen Augen, ſowohl wenn ſie in die Bote, als wenn ſie aus dieſen ans Land gebracht werden, aufs ſchärfſte unterſucht; und eben ſo gehet es den Waaren, welche man von der Küſte aufs Schiff bringet. Die Betten werden ſogar aufgeſchnitten, und die Federn durchſucht. Man begnügt ſich nicht damit, Kiſten und Kaſten ganz ausgeleeret zu haben, um zu ſehen, was darinn iſt, ſondern die Breter, wovon ſie gemacht ſind, werden aufs genaueſte unterſucht, um nachzuſpühren, ob ſie nicht vielleicht hohl, und in dieſer Aushöhlung Contrebande verſteckt ſeyn möchte. In den Buttertöpfen und Büchſen mit allerhand Eingemachten, wurde mit einem eiſernen kleinen Spieße recht ängſtlich herum gerührt. Unſern Käſen ging es noch übler; man ſchnitt ein rundes Loch in der Mitte durch, und ſtach von allen Seiten her mit Meſſern hinein; die Eyer ſogar entgingen dem mißtrauiſchen Argwohne nicht, viele derſelben wurden zerbrochen, um zu ſehen, ob Contrebande darinn verſteckt wäre. Und wir alle, vom erſten bis zum letzten, mußten uns eben dieſe argwöhniſche Durchſuchung gefallen laſſen, wenn wir vom Schiffe ans Land, oder vom Lande aufs Schiff gehen wollten. Die Haut der Japaner iſt meiſtentheils gelblich, obſchon einige wenige, zumal unter dem Frauenzimmer, beynahe ganz weiß ſind. Sie haben kleine Augen und ſtarke hohe Augenbraunen, wie die Chineſer und Tataren. Ihre Naſen ſind zwar nicht platt, aber doch kürzer und dicker, als die unſrigen. Sie haben ſchwarzes Haar. Es herrſcht aber ſo ein ewiges Einerley in der Art ſich aufzuſetzen, durch ganz Japan, daß vom Kaiſer bis zum Bauer herunter, der Haarputz immer eben derſelbe iſt. Der männliche Kopfputz iſt auſſerordentlich ſonderbar. Von der Stirne an bis ſehr weit hinter, ſind ihre Köpfe in der Mitte ganz glatt geſchoren; die noch übrigen Haare aber, um die Schläfe herum und im Nacken, auf dem Kopf wieder in einen fingerlangen Buſch hinauf, und zuſammen gebunden. Dieſe Bürſte von Haaren wird alsdann mit weiſſen Faden umwickelt, und etwas rückwärts gebunden. Die Weiber behalten alle ihre Haare, flechten und rollen ſie auf dem Kopfe über einer Rolle zuſammen, befeſtigen ſie mit ſehr verzierten Nadeln, und ziehen die Haare alsdann auf beyden Seiten dieſer kleinen Rolle heraus, daß ſie die Geſtalt von zwey Flügeln bekommen. Hinter dieſem Kopfputze wird hernach ein Kamm eingeſteckt. Nur die Aerzte und Prieſter machen eine Ausnahme von der allgemeinen Mode des Haarputzes. Ihre Köpfe ſind ganz glatt geſchoren, wodurch ſie ſich vor ihren übrigen Landsleuten ganz beſonders auszeichnen. Die Kleidertracht der Japaner iſt noch immer eben dieſelbige von undenklichen Zeiten her. Sie beſtehet aus einem oder zwey groſſen langen und weiten Röcken, welche durch einen Gürtel um den Leib herum befeſtiget ſind. Das Frauenzimmer trägt ſie weit länger, als die Männer, und zwar mit langen Schleppen. Im Sommer ſind ſie ſehr leicht und dünne, im Winter aber mit Federn und Baumwolle ausgefüttert. Die Kleider der Vornehmſten beſtehen aus ſeidenen, der Geringern hingegen, aus baumwollenen Zeugen. Das Frauenzimmer trägt überhaupt mehr Röcke, und iſt weit prächtiger in ſeinem Anzuge, als die Männer; daher man denn bey ihnen vielfältig mit goldnen und ſilbernen Blumen durchwebte reiche Stoffe antrift. Dieſe Kleidung wird gemeiniglich an der Bruſt offen getragen. Die Ermel derſelben ſind ſehr weit und lang, und werden zum Theil wieder zurück feſt genähet, welches eine Art von Schubſack macht, in welchen ſie ſehr bequem ihre Hände ſtecken können. In dieſen Taſchen tragen ſie gemeiniglich Papier und allerley leichte Sachen bey ſich. Leute von Stande zeichnen ſich von der niedern Klaſſe, durch ein kurzes und leichtes ſchwarzes Jäckchen, welches über die andere Kleidung her getragen wird, und durch weite an beyden Seiten offene Ueberhoſen aus, welche zwiſchen den Beinen zuſammen genähet ſind. Einige tragen auch Unterhoſen; ſie gehen aber ſonſt alle insgeſammt mit bloſſen Beinen. Statt der Schuhe haben ſie weiter nichts, als Sandalen von Stroh. Dieſe werden durch einen Bogen, der über den Fuß herüber gehet, an welchen ein zwiſchen der großen und der zweyten Fußzehe durchgezogener Riemen gebunden wird, an den Füſſen feſt gehalten. Im Winter trägt man leinene Fußſocken, und bey regnichtem ſchmutzigem Wetter, wohl auch hölzerne Schuhe. An dem Gürtel hängt der Säbel, der Fächer und eine Tabackspfeiſe; der Säbel jederzeit an der linken Seite, jedoch

bey

die Schneide oberwärts. Staatsbediente tragen zwey Säbel, wovon der eine viel länger, als der andre iſt. Ihre Häuſer ſtehen auf geraden Säulen; die Wände ſind mit Bambusrohr ausgeſacht, mit Kalk übertüncht, und ſowohl in- als auswendig ungemein weiß und reinlich gehalten. Sie ſind meiſtens von zwey Geſchoſſen, wovon das obere ſehr niedrig, und ſelten bewohnt iſt; und mit ſehr breiten und ſchweren, aber niedlich gemachten Hohlziegeln gedeckt. Die gedielten Fußböden ſind 2 Fuß hoch von der Erde erhaben. Auf dieſe legt man doppelte, 3 bis 4 Zoll dick mit Stroh ausgeſtopfte Matratzen. Das ganze Haus beſtehet aus einem ſehr groſſen und weitläuftigen Zimmer, welches, aber nach Gefallen, vermittelſt hölzerner Rahmen, auf welchen gemahltes Papier ausgeſpannt iſt, und welche man in die beſonders dazu gemachten Fugen auf dem Fußboden und der Decke einſchiebt, in verſchiedene kleinere Zimmer abgetheilt werden kann. Statt unſerer Glasfenſter, bedienen ſie ſich hölzerner ins Gevierte abgetheilter Rahmen, welche mit ſehr feinem weißen Papier beſpannt, und noch ſo ziemlich durchſichtig ſind. Hausgeräthe trift man gar nicht in ihren Zimmern an; da iſt nichts von Stühlen, Tiſchen, Schränken, Bänken und Betten zu ſehen. Sie ſitzen gewöhnlich auf morgenländiſche Art auf ihren Matratzen, die beſtändig ſehr weich und reinlich ſind. Ihre Speiſen werden auf einem niedrigen, nur einige Zoll hohen Tiſche, und nur eine einzige Schüſſel auf einmal aufgetragen. Sie beſitzen Spiegel, hängen ſie aber nie zur Zierde in ihren Zimmern auf. Dieſe ſind von einem zuſammengeſetzten und glatt polierten Metalle verfertiget, und werden nur bey der Toilette gebraucht. Der bey ihnen ziemlich harten Winter ohnerachtet, wodurch ſie in die Nothwendigkeit geſetzt werden, vom Monat November bis zum Monat Merz, ihre Häuſer zu erwärmen, trift man dennoch weder Oefen noch Camine bey ihnen an.

Statt dieſer bedienen ſie ſich groſſer und weiter kupferner Töpfe mit Füſſen; welche inwendig mit Leimen beſtrichen ſind. Man füllt ſie zu einer gewiſſen Höhe mit Aſche, und zündet Kohlen darauf an, deren Dampf, mittelſt einer gewiſſen Zubereitung, ganz und gar nicht ſchädlich zu ſeyn ſcheinet. Die Portugieſen mögen wahrſcheinlicher Weiſe den Tabak zuerſt in Japan eingeführet haben. Jetzt rauchen hier Alt und Jung, Männer und Weiber beſtändig Tabak, und blaſen den Rauch durch die Naſenlöcher heraus. Eine Taſſe Thee, und eine Pfeiffe Tabak ſind die erſten Höflichkeitsbezeigungen in ihren Häuſern gegen Fremde. Ihre Tabakspfeifen haben Mundſtücke und Köpfe von Erzt oder weiſſem Kupfer. Die Höhlung des Kopfes iſt ſo eng, daß kaum eine gewöhnliche Erbſe hinein geht. Der Tabak wird Fingerslang ſo fein wie Haare geſchnitten, und in kleine Kügelchen wie Pillen aufgerollt, um juſt in die enge Mündung des Tabakspfeifenkopfs hinein zu paſſen. Dergleichen kleine Kügelchen gehen freylich bey dem Tabaksrauchen in groſſer Anzahl auf, da auf wenige Züge eine ſolche Pille aufgeraucht iſt. Männer und Weiber tragen beſtändig, ſie mögen in oder auſſer dem Hauſe ſeyn, ihre Fächer. Die ganze Völkerſchaft iſt von Natur ſehr reinlich; in allen, ſowohl öffentlichen als Privathäuſern, trift man Bäder an, deren ſich die ganze Familie täglich bedienet. Man trift ſehr ſelten einen Mann an, der nicht ſein eigen Zeichen auf dem Ermel und Rücken ſeiner Kleider aufgedruckt haben ſollte; und zwar in eben derſelben Farbe des Stoffs; es werden dieſerhalb in den Manufacturen beſondre weiſſe Flecken in den Zeugen und Stoffen leer gelaſſen, um dieſe Zeichen hinein zu machen. Die Japaner zeichnen ſich durch Gehorſam gegen ihre Eltern, und Ehrfurcht gegen ihre Obern, ganz vorzüglich aus. Es iſt ſpashaft anzuſehn,

ſehn, was für tiefen Reſpect Leute von der niedern Klaſſe den Vornehmern bezeigen. Wenn jene dieſen auf der Straſſe begegnen, ſo ſtehen ſie ſtill, bis letztere vorbeygegangen ſind. Kommen ſie in einem Hauſe zuſammen, ſo hält ſich der Niedere immer in einiger Entfernung, und beugt ſich vor dem Vornehmern mit dem Kopfe bis auf die Erde. Gleich und gleich grüſſet und ſpricht miteinander ebenfalls mit der größten Höflichkeit; hierzu werden die Kinder von Jugend auf durch das Beyſpiel ihrer Eltern gar bald gewöhnt. Ihre Strafgeſetze ſind ſehr ſtrenge, die Strafen aber deſto ſeltner. Vielleicht iſt kein Land unter der Sonne, wo weniger Verbrechen gegen die Geſellſchaft begangen werden. In Anſehung der Art, ihre Namen zu gebrauchen, unterſcheiden ſie ſich von allen andern Völkerſchaften. Man bedient ſich des Familien-Namens niemals, als bey Unterſchrift in öffentlichen Verhandlungen; und der beſondre Name, durch den man ſich in der Geſellſchaft unterſcheidet, verändert ſich gemeiniglich nach dem Alter und Umſtänden desjenigen, der ihn führt; daß alſo eben dieſelbige Perſon fünf bis ſechs Namen in ihrem Leben gehabt haben kann. Sie rechnen ihr Alter nach ganzen Jahren, ohne darauf zu ſehen, ob ſie am Anfang oder Ende des Jahres geboren ſind. Man pflegt daher von einem Kinde, wenn es auch nur einige Tage vor dem neuen Jahre geboren iſt, am nächſten Neujahrstage zu ſagen: es iſt ein Jahr alt. Handel und Wandel iſt hier in groſſem Flor; ob er gleich nicht ſo ins Groſſe und Weitläuftige wie in Europa getrieben wird, da dieſes Volk nur wenig Bedürfniſſe hat. Der Ackerbau iſt hier in ſo gutem Stande, daß auch das ganze Land bis zu den Spitzen der Berge angebauet iſt. Sie handeln mit keinen fremden Nationen, auſſer mit den Holländern und Chineſen, und in beyden Fällen nur mit Compagnien privilegirter Negotianten.

IV. Ab-

IV.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1.

Ueber die Künſte, die gemeiniglich die nachahmende genannt werden.

Die Lehrſätze berühmter Schriftſteller haben das Schickſal, daß ſie von ihren meiſten Nachfolgern auf eine verdeckte Weiſe angenommen, und tauſendmal um keiner andern Urſach willen wiederholet werden, als weil ſie aus der Feder eines erhabenen Genies gefloſſen ſind. Einer von dieſen Sätzen iſt die Behauptung des Ariſtoteles, daß alle Poeſie in der Nachahmung beſtehe; und dieſer Satz hat ſchon ſo vielfach von Autor zu Autor wiedergehallt, daß es eine Art von Vermeſſenheit ſcheint, ihn beſtreiten zu wollen; denn faſt alle Philoſophen und Kritiker, die über das Weſen der Poeſie, Muſik und Mahlerey geſchrieben haben, ſo wenig übereinſtimmig ſie auch in verſchiedenen Punkten ſind, ſcheinen doch darin eines Sinnes zu ſeyn, daß ſie dieſelben als blos nachahmende Künſte betrachten: dennoch muß es einem jeden, der alles, was in ſeinem eignen Herzen vorgeht, unterſucht, klar ſeyn, daß, wenn er durch die ſchönſten Gedichte, Tonkünſte und Gemählde gerührt wird, der Grund davon in einer von der

Nachahmung ganz verſchiedenen Sache liege, dieſe Sache beſtehe worin ſie wolle. Herr le Batteux hat zu beweiſen geſucht, daß alle ſchöne Künſte auf den gemeinſchaftlichen Grundſatz der Nachahmung zurückgeführet werden könnten: aber was er auch von der Mahlerey ſagen mag, ſo iſt doch wahrſcheinlich, daß Dichtkunſt und Muſik einen edlern Urſprung haben; und wenn die erſte Sprache der Menſchen nicht poetiſch und muſikaliſch zugleich war, ſo iſt doch wenigſtens gewiß, daß es in Ländern, wo eben keine Art der Nachahmung viel bewundert zu werden ſcheint, dennoch Poeten und Muſiker, durch Natur und Kunſt gebe; ſo werden unter einigen muhammetaniſchen Nationen, wo Bildhauerkunſt und Mahlerey durch Geſetze verboten und alle Arten der dramatiſchen Dichtkunſt gänzlich unbekannt ſind, dennoch die anmuthigen Künſte, die Leidenſchaften in Verſen auszudrücken, und dieſen Ausdruck durch Melodie zu verſtärken, mit einem ziemlichen Grad von Enthuſiasmus betrieben. Ich will in dieſer Abhandlung zu beweiſen ſuchen, daß, ungeachtet Poeſie und Muſik allerdings die Macht haben, die Sitten der Menſchen und verſchiedene Gegenſtände in der Natur nachzuahmen, dennoch ihre höchſte Würkung keinesweges durch die Nachahmung, ſondern durch ein von ihr ganz unterſchiedenes Principium, das in der innerſten Tiefe des menſchlichen Herzens aufgeſucht werden muß, hervorgebracht werde.

Um dieſen Gegenſtand gehörig unterſuchen zu können, muß ich deutlich beſtimmen, was ich unter Poeſie und Muſik verſtehe; ich kann aber nicht eher eine beſtimmte Definition von ihnen geben, als bis ich einige Bemerkungen über ihren Urſprung, ihr Verhältniß zu einander und ihre Verſchiedenheit vorausgeſchickt habe.

Es ſcheinet, daß Poeſie urſprünglich weiter nichts, als ein ſtarker und heftiger Ausdruck menſchlicher Leidenſchaften, der Freude und des Schmerzes, der Liebe und des Haſſes, der Bewunderung und des Zorns, bald rein und unvermiſcht, bald verſchiedentlich modifizirt und verknüpft, geweſen ſey; denn wenn wir die **Stimme** und **Accente** einer von einer heftigen Leidenſchaft getriebenen Perſon beobachten, ſo bemerken wir in ihren etwas, daß der **Cadenz** und **Menſur** ſehr nahe kömmt; dieſes iſt, welches bemerkt zu werden verdient, der Fall, bey der Sprache eines heftigen Redners, deſſen Talent hauptſächlich mit Lob oder Tadel beſchäftiget iſt, und wir können aus einigen Stellen des **Cicero** abnehmen, daß die guten Redner der alten Griechen und Römer eine Art von Rhythmus in ihren Redensarten hatten, die zwar nicht ſo regelmäßig, aber doch nicht weniger melodiſch, als der Rhythmus der Poeten, war.

Wenn dieſer Gedanke richtig iſt, ſo kann man daraus ſchließen, daß die älteſte Gattung des Geſanges in dem **Lobe der Gottheit** beſtand; denn wenn wir uns ein Weſen vorſtellen, das mit allen ſeinen Fähigkeiten und Sinnen geboren, und mit Sprache und Vernunft begabt worden iſt, um ſeine Augen in die frölichſte Ebene zu öfnen, zum erſtenmal die Heiterkeit des Himmels, den Glanz der Sonne, die Grüne der Gefilde und Wälder, die glüenden Farben der Blumen, zu betrachten, ſo iſt es ſchwerlich zu glauben, daß es ſo ſehr ſollte an ſich halten können, um nicht in eine Begeiſterung der **Freude** auszubrechen, und in Lob gegen den Schöpfer dieſer Wunder und den Urheber ſeiner Glückſeligkeit auszuſtrömen. Dieſe **Art von Poeſie** iſt unter allen Nationen gebräuchlich; wie ſie aber unter allen die erhabenſte iſt, wenn ſie auf ihren wahren Gegenſtand angewendet wird, ſo iſt ſie auch oft zu gottloſen Abſichten von den Heiden und Götzendienern gemißbraucht worden: jedermann weiß, daß die **dramatiſche Dichtkunſt** der **Europäer** aus eben dieſer Quelle entſprungen, und anfänglich weiter nichts als ein Geſang zum Lobe des **Bacchus** geweſen iſt; ſo daß die einzige Gattung von poetiſcher Zuſammenſetzung, wenn wir die **epiſche** ausnehmen, die in einem gewiſſen Sinne **nachahmend** genannt werden kann, aus einer natürlichen Bewegung des Herzens herkam, bey welcher gar keine **Nachahmung** ſtatt finden konnte.

Die auf dieſe zunächſt folgende Quelle der Dichtkunſt war wahrſcheinlich die **Liebe**, oder gegenſeitige Zuneigung, die von Natur zwiſchen beyden Geſchlechtern obwaltet und ſich auf **perſönliche Schönheit** gründet: hieraus entſpringen die angenehmſten **Oden** und Liebeslieder, die wir in den Werken der alten lyriſchen Dichter bewundern, die nicht ſo wie unſere **Sonnete** und **Madrigale** mit thörigtem Geſchwätze von Pfeilen und Liebesgöttern angefüllt, ſondern ſimpel, zärtlich und natürlich ſind; und aus ſolchen unaffektirten Schmeicheleyen und ſüßen Klagen beſtehen

> Teneri ſdegni, e placide e tranquille *)
> Repulſe, e cari vezzi, e liete paci,

wie ſie ohnfehlbar zwiſchen den erſten Liebenden, in einem Stande der Unſchuld erfolgten, bevor die Verfeinerung der Geſellſchaft und den Zwang, den ſie einführte, die Leidenſchaft der Liebe ſo wild und ſtürmiſch machte, wie ſie, der Sage nach, in der **Dido** geherrſcht haben ſoll, und gewiß in der **Sappho** war, wenn wir ihrer eignen Ausſage **) glauben dürfen.

---

*) Zwey Zeilen aus dem Taſſo.

**) Man ſehe die Ode der Sappho, die Longin anführt und Boileau überſetzt hat.

Der Schmerz, den die erſten Erdbewohner bey dem Tode ihrer beſten Freunde und Anverwandten müſſen gefühlt haben, gab einer andern Gattung von Gedichten den Urſprung; anfänglich beſtand ſie vielleicht aus kurzen Trauerklagen und ward ſpäter in Elegien ausgedehnt.

Sobald das Laſter in der Welt überhand nahm, war es ganz natürlich, daß weiſe und tugendhafte Männer ihren Abſcheu gegen daſſelbe auf die ſtärkſte Weiſe ausdrückten, und ihren Unwillen gegen die Verderber der Menſchheit zu erkennen gaben. Hieraus entſprang die moraliſche Dichtkunſt, die anfänglich, wie wir finden, ſtreng und heftig war, aber allmälig in kalte Vorſchriften der Sittenlehre oder Ermahnungen zur Tugend herab gemildert wurde: wir können mit Grunde vermuthen, daß die epiſche Poeſie den nemlichen Urſprung gehabt habe, und daß die Beyſpiele der Helden und Könige eingeführet worden ſind, um durch die Darſtellung der Liebenswürdigkeit und Vortheile der Tugend und der mannichfaltigen unglücklichen Folgen des Laſters, eine moraliſche Wahrheit ins Licht zu ſtellen.

Wo alſo Laſter iſt, welches ſeine Verabſcheuungswürdigkeit in ſich ſelbſt trägt, da muß auch Haß ſeyn, weil, wie Pope in ſeinen Werken behauptet und durch ſein ganzes Leben bewieſen hat, von Natur die ſtärkſte Antipathie zwiſchen dem Guten und Böſen herrſcht. Dieſe Leidenſchaft war alſo die Quelle derjenigen Art von Gedichten, die wir ſehr uneigentlich und verfälſcht Satyre nennen, weil die Satyre der Römer weiter nichts als ein moraliſches Stück war, das ſie Satura oder Satyra betitelten, um dadurch anzuzeigen, daß das Gedicht, gleich einer der Ceres geweiheten Tafel voll Früchte und Korn eine Mannichfaltigkeit und Menge von Phantaſien und Figuren enthalte; daher wurden die würklichen Invectiven der Alten Jambi genannt, wovon wir einige Beyſpiele im Catull- und in den Epoden des Horaz finden, der das eigentliche Sylbenmaas und die Manier des Archilochus nachahmte.

Dieſes ſind die Hauptquellen der Poëſie; und — wie ich mich bemühen werde zu zeigen, auch der Muſik. Aber zuvor iſt es nöthig, einiges über die Natur des Schalles zu ſagen; ein ſehr fruchtbarer Gegenſtand, der eine lange Abhandlung erfodern würde, wenn man ihn genau unterſuchen wollte. Ohne mich auf eine Erörterung über die Schwingungen der Saiten oder die wellenförmige Bewegungen der Luft einzulaſſen, wird es für unſere Abſicht hinreichend ſeyn zu bemerken, daß zwiſchen einem gemeinen und einem muſikaliſchen Schall ein großer Unterſchied ſey. Dieſer beſteht hauptſächlich darin, daß der erſtere gleich einem Punkte einfach iſt und in ſich ſelbſt ein Ganzes ausmacht, dahingegen der letztere jederzeit mit andern Tönen verbunden iſt, ohne deswegen aufzuhören ein einziger zu ſeyn, gleich einem Zirkel, der eine ganze Figur bildet, ob er gleich aus mehrern in gleichen Abſtänden um einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt fortlaufenden Punkten entſtanden iſt. Dieſe hinzugekommene Schalle, welche aus den conſtituirenden Einheiten eines tönenden Körpers, die auf einmal in Schwingung geſetzt werden, entſtehen, werden harmoniſche genennt, und das ganze Syſtem der neuen Harmonie hängt von ihnen ab; ungeachtet es leicht zu beweiſen wäre, daß dieſes Syſtem unnatürlich ſey, und dem Ohre blos durch die Gewohnheit leidlich gemacht werde: denn wenn wir nur den vollkommenen Accord auf einem Flügel oder einer Orgel anſchlagen, ſo haben auch die Harmonien der Terzie und Quinte ihre eignen Harmonien, die mit der Hauptnote nicht zuſammen klingen. *)

Jetzt laßt uns bemerken, daß jede heftige Leidenſchaft durch genau abgemeſſene und mit einer gemeinen Stimme in richtiger Cadenz und mit eigenthümlichen Accenten ausgeſprochene ſtarke Worte ausgedruckt wird, und ein ſolcher Ausdruck der Leidenſchaft iſt ächte Poeſie; und die berühmte Ode der Sappho darf im ſtrengſten Verſtande dafür gehalten werden. Wenn aber dieſelbe Ode, mit allen ihren natürlichen Accenten, mit muſikaliſcher Stimme ausgedruckt würde, das heißt, in mit ihrer Harmonie begleiteten Tönen, wenn ſie in gehöriger Zeit und Maas mit einem ſimpeln und gefälligen Tone, der den Worten Kraft giebt, ohne ſie zu dämpfen, geſungen würde, ſo würde dieſes bloße und urſprüngliche Muſik ſeyn, die nicht allein dem Ohre ſchmeichelte, ſondern auch an das Herz ginge, nicht blos Nachahmung der Natur, ſondern die Stimme der Natur ſelbſt wäre. Allein es iſt noch ein anderer Punkt, worin die Muſik der Poeſie ähnlich ſeyn muß, wenn ſie nicht einen beträchtlichen Theil ihrer Würkung verlieren ſoll. Wir alle müſſen bemerkt haben, daß ein von Leidenſchaft getriebner Redner, oder ein Schauſpieler, der

---

*) Man nehme an, C, E, G, würden zuſammen angeſchlagen, ſo giebt das E ein ſcharfes g, h, und g, h, d, welches ſcharfe g, h, d mit C diſſonirt, indem der erſte ſeine überflüßige Quinte und die beyden letztern Septime und Secunde ſind; und um die Harmonie, wie ſie genannt wird, vollſtändig zu machen, werden das ſcharfe g und natürliche g zuſammen gehört, welches nicht abgeſchmackter ſeyn kann. Dieſe ſchrecklichen Diſſonanzen werden freylich durch die natürliche Harmonie des Hauptons überwältiget, aber dieſes beweißt noch nicht, daß ſie angenehm ſind. Da uns die Natur eine angenehme Harmonie, die ihr eigenthümlich zuſteht, gegeben hat, warum wollen wir ſie durch Zuſätze der Kunſt zerſtören? Es iſt eben ſo, als wenn man ein natürlich ſchönes Geſicht ſchminken wollte.

würklich in ſtrengem Verſtande Nachahmer iſt, je nachdem ſich der Sinn ihrer Worte ändert, auch den Ton und den Grad des Steigens oder Fallens ihrer Stimme verändern müſſen: es iſt der Mühe werth zu unterſuchen, wie dieſe Veränderung in der Muſik ausgedrückt wird. Jedermann weiß, daß die muſikaliſche Leiter aus ſieben Tönen beſteht, zwiſchen welchen wieder andere Töne in der nemlichen Stufenfolge liegen, ſo wie über dieſen letztern wieder andere, und das immer ſo weiter fort, als die menſchliche Stimme ſie fortzuführen oder das Ohr zu unterſcheiden fähig iſt. Ein jeder dieſer ſieben Töne, wenn er ganz für ſich allein gehöret wird, hat nicht mehr Bedeutung, als ein jeder einzelner Buchſtab des Alphabets hat; und ſie erhalten allein durch ihre Folge und ihr Verhältniß zu einem Haupttone einen Rang in ihrer Skale, oder ſie unterſcheiden ſich von einander, ausgenommen wenn ſie ernſthafter oder ſchärfer ſind: denn in der regulären Skale nimmt eine jede Zwiſchenzeit einen eigenen Karakter an, und jede Note ſteht mit der erſten oder Hauptnote durch mannichfaltige Verhältniſſe in Beziehung. *) Da nun eine Reihe von Tönen, die ſich auf eine Hauptnote beziehen, eine Tonart oder Ton genannt wird, weil in der Leiter zwölf Halb-

---

*) Die Verhältniſſe der Intervallen ſind dieſe: die größere Secunde wie 8 zu 9. Die kleinere Secunde wie 15 zu 16. Die größere Terzie wie 4 zu 5. Die verminderte Terzie wie 5 zu 6. Die Quarte wie 3 zu 4. Die Quinte wie 2 zu 3. Die größere Sexte wie 3 zu 5. Die kleinere Sexte wie 5 zu 8. Die größere Septime wie 8 zu 15. Die kleinere Septime wie 5 zu 9. Dieſe Verhältniſſe werden durch die Länge der Saiten beſtimmt; wenn ſie aber von ihren Vibrationen genommen werden, ſo werden die Verhältniſſe umgekehrt, z. B. die größere Secunde wie 9 zu 8, die kleinere Secunde wie 16 zu 15. ꝛc. d. i. weil eine Saite neunmal ſchwingt, ſo macht ihre größere Secunde acht Schwingungen, und ſo fort. Gemeiniglich ſind die Intervallen, welche die einfachſten Verhältniſſe haben, die angenehmſten; aber man muß nicht glauben, als ob dieſe Simplicität unſer Vergnügen verurſache, da das Ohr dieſe Verhältniſſe unmöglich beſtimmen kann.

Halbtöne *) ſind, deren jeder in ſeiner Reihe zum Anführer einer Tonart gemacht werden kann, ſo folgt, daß es zwölf Tonarten gebe; und jeder derſelben hat einen eigenen Karakter, der aus der Stellung der Hauptnote der Tonart und aus irgend einer kleinen Differenz in den Verhältniſſen, wie z. B. von 81 zu 80, oder eines Comma, entſteht; denn es giebt einige Intervallen, die nicht leicht auf unſern Inſtrumenten gegeben werden können, und dennoch in der Modulation oder in den Uebergängen aus einer Tonart in eine andere eine überraſchende Würkung haben.

Die Tonarten der Alten ſollen eine wunderbare Würkung auf das Herz gehabt haben; und **Plato**, der die **Doriſche** Tonart in ſeiner eingebildeten Republik, wegen ihrer Ruhe und Gravität zuläßt, ſchließt die **Lydiſche**, wegen ihres ſchmachtenden, zärtlichen und weibliſchen

---

*) In einer Leiter von acht Tönen, oder in einer Octave, giebt es nicht mehr als ſechs volle Noten, weil die Intervallen zwiſchen CD, DE, FG, GA, AB, gleich ſind, und die Intervallen zwiſchen EF, BC, ebenfalls gleich, wiewohl faſt um die Hälfte kleiner als die andern ſind; und $CDE = 2n + EF = \frac{1}{2}n + FGAB = 3n + BC = \frac{1}{2}n = 6n$. Aber ungeachtet das Intervall EF gewöhnlich ein Halbton genennet wird, ſo iſt es doch eigentlicher ein **Limma**, und unterſcheidet ſich von einem Halbton durch ein **Comma** oder $\frac{81}{80}$; und daß es weniger als ein Halbton ſey, wurde von **Pythagoras** behauptet und von **Euclid** aus Alexandrien in ſeiner Abhandlung **über die Eintheilung des Monochords** demonſtrirt. Wenn das Diateſſaron CF zwey volle Töne und einen Halbton enthält, ſo muß das Diapaſon Cc, welche zwey Diateſſarons und einen ganzen Ton enthält, ſechs Tönen gleich ſeyn: Aber das Diapaſon iſt geringer als ſechs Töne; alſo iſt CF geringer als zwey und einen halben Ton; denn wenn $\frac{9}{8}$, das Verhältniß eines Tons, ſechsmal verbunden wird, ſo wird der Bruch größer ſeyn als der, welcher $\frac{2}{1}$ oder dem Verhältniß des Diapaſon gleich iſt; alſo iſt das Diapaſon geringer als ſechs Töne. **Ptolomäus** hat eben dieſe Wahrheit in dem 10ten und 11ten Kapitel des erſten Buchs von der Harmonie, wo er die Behauptungen der Ariſtoxenianer widerlegt und ihre Irthümer mit groſſer Klarheit aufdeckt, weitläuftig genug bewieſen.

ſchen Karakters, davon aus: nicht als ob eine Reihe von bloßen Tönen Gewalt hätte, die Leidenſchaften zu erregen oder ihnen zu ſchmeicheln; ſondern eine jede dieſer Tonarten wurde einer beſondern Gattung der Poeſie und einem beſondern Inſtrumente zugeeignet, und die vornehmſten darunter, als die Doriſche, Phrygiſche, Lydiſche, Ioniſche, Aeoliſche, Lokriſche, gehörten urſprünglich den Nationen, von welchen ſie den Namen führten: ſo wurde die Phrygiſche Tonart, die hitzig und ungeſtüm war, gewöhnlich von Trompeten begleitet, und die Mixolydiſche, welche, wenn wir dem **Ariſtoxenus** glauben, durch die **Sappho** erfunden worden, wahrſcheinlich nur auf den pathetiſchen und tragiſchen Styl eingeſchränkt. Daß dieſe Tonarten mit der Poeſie ſowohl als Muſik in Verbindung ſtanden, erhellet aus einem Fragmente des **Laſus**, worin er ſagt: Ich ſinge die Ceres und ihre Tochter Meliböa, die Gemalin des Pluto, in äoliſcher Tonart, voll von Ernſthaftigkeit; und **Pindar** nennet eine ſeiner Oden einen **äoliſchen Geſang.** Wenn uns die Griechen in der Stärke ihrer Modulationen übertrafen, ſo haben wir dagegen wieder einen Vortheil in unſerer **kleinen** Tonleiter über ſie; dieſe verſieht uns mit zwölf neuen Tonarten, worin die zwey Halbtöne aus ihrer natürlichen Stellung zwiſchen der dritten und vierten, ſiebenten und achten Note herausgehoben, und zwiſchen die zweyte und dritte, und die fünfte und ſechſte geſetzt werden. Dieſe Veränderung der Halbtöne mäßiget durch die kleinere Terzie, die ſie der Hauptmodalnote giebt, den allgemeinen Ausdruck der Tonart, und paſſet ihn den Gegenſtänden des Schmerzes und der Traurigkeit wunderbarlich an. Die kleine Tonart des D iſt zärtlich, die des C, mit drey, klagend, und die des F, mit vieren, im höchſten Grad pathetiſch und traurig, weswegen ſie von dem vortreflichen **Pergoleſi** zu ſeinem

nem Stabat mater gewählet worden iſt. Es können alſo dieſe vier und zwanzig Tonarten, künſtlich verwebt und je nach der Veränderung des Sinnes verändert, augenſcheinlich alle die Variationen in der Stimme eines Redners ausdrücken, und den Accenten des Dichters eine hinzukommende Schönheit geben. Uebereinſtimmend mit den vorhergehenden Grundſätzen, können wir die urſprüngliche und natürliche Dichtkunſt als eine Sprache heftiger Leidenſchaften, in genauer Abmeſſung mit ſtarken Accenten und bedeutenden Worten ausgedrückt, definiren; und wahre Muſik, daß ſie weiter nichts als Poeſie ſey, in eine Folge harmoniſcher Töne gebracht, die ſo geſtellet ſind, daß ſie dem Ohre gefallen. In dieſer Rückſicht allein müſſen wir die alte griechiſche Muſik betrachten, oder ſie nach ihren bezaubernden Würkungen zu beurtheilen ſuchen, die wir in den ehrwürdigſten Geſchichtſchreibern und Philoſophen erzählt finden. Sie war ganz leidenſchaftlich oder ſchildernd, und mit der Dichtkunſt ſo genau verbunden, daß ſie niemal den Eindruck derſelben ſtörte, ſondern immer verſtärkt; unſre prahleriſche Harmonie hingegen, mit allen ihren feinen Accorden und zahlreichen Theilen, mahlt nichts, druckt nichts aus, redet nicht zum Herzen, und kann folglich nur einem unſerer Sinne mehr oder weniger Vergnügen geben; und kein vernünftiger Mann wird im Ernſte ein vorübergehendes Vergnügen, welches bald in Sättigung oder gar in Ekel endiget, einem Vergnügen der Seele, das aus Sympathie entſpringt und auf die immer lebhaften, immer intereſſirenden, immer begeiſternden natürlichen Leidenſchaften gegründet iſt, vorziehen. Die alte Eintheilungen der Muſik in die himmliſche und irdiſche, göttliche und menſchliche, handelnde und contemplative, intellective und oratoriſche, waren mehr auf Metaphern und chimäriſche Analogien als auf wahre Unterſchiede in der Natur gegründet; aber der

Mangel eines Unterſchieds zwiſchen der Muſik bloßer Töne und der Muſik der Leidenſchaften iſt beſtändig eine Quelle von Verwirrung und Widerſprüchen ſowohl unter den Alten als Neuern geweſen. Nichts kann in mehrern Punkten entgegengeſetzter ſeyn, als die Syſteme des Rameau und Tartini, von welchen der eine behauptet, daß die Melodie aus der Harmonie entſpringe, und der andere die Harmonie aus der Melodie herleitet, und beyde haben Recht, wenn der erſte blos von jener Muſik redet, welche ihren Urſprung aus der Vielheit der Töne nimmt, die auf einmal in dem tönenden Körper gehört werden, und der andere von derjenigen, die aus den Accenten und Beugungen der durch die Leidenſchaften beſeelten menſchlichen Stimme entſteht: um zu entſcheiden, wie Rouſſeau ſagt, welche von dieſen beyden Schulen den Vorzug behaupte, brauchen wir nur eine einfache Frage zu thun: Iſt die Stimme für die Inſtrumente oder die Inſtrumente für die Stimme gemacht worden?

Will man definiren, was wahre Poeſie nach unſern Grundſätzen ſeyn müſſe, ſo haben wir beſchrieben, was ſie würklich unter den Hebräern, Griechen und Römern, Arabern und Perſern war. Die Klagen Davids und ſeine heiligen Oden oder Pſalmen, das Hohelied Salomons, die Prophezeihungen des Jeſaias, Jeremias und der andern inſpirirten Schriftſteller ſind wahrhaftig und ganz genau dichteriſch; aber was haben David oder Salomo in ihren göttlichen Gedichten nachgeahmt? Von einem Manne, der würklich fröllich oder traurig iſt, kann man nicht ſagen, daß er Freude oder Traurigkeit nachahme. Die lyriſchen Verſe des Alkäus, Alkman und Ibykus, die Hymnen des Callimachus, die Elegie des Moſchus auf den Tod des Bion ſind ſämmtlich ſchöne poetiſche Stücke; und doch war Alkäus kein Nachahmer der Liebe, Callimachus kein

Nachahmer religiöſer Furcht und Bewunderung, Moſchus kein Nachahmer des Schmerzes über den Verluſt eines liebenswürdigen Freundes. Ariſtoteles ſelbſt ſchrieb eine ſehr poetiſche Elegie auf den Tod eines Mannes, den er geliebt hatte; aber es würde ſchwer werden zu ſagen, was er darin nachgeahmt habe. „O Tugend, die du dem Menſchengeſchlecht ſo mannichfaltige Arbeiten darlegſt, und ſtets um deiner Reize willen der anziehende Gegenſtand unſers Lebens biſt, o ſchöne Gottheit, in Griechenland war es immer eine beneidete Glückſeligkeit, um deinetwillen zu ſterben, und die mühſeligſten und qualvollſten Uebel zu dulden: ſo ſind die unſterblichen Früchte, die du in unſern Herzen erzeugeſt, Früchte, die köſtlicher ſind als Gold, ſüßer als die Liebe der Eltern und ſanfte Ruhe: für dich unternahm Herkules, Jupiters Sohn, und die Zwillingsbrüder der Leda mannichfaltige Arbeiten, und ſtrebte durch herrliche Thaten nach deiner Gunſt. Aus Liebe für dich ſtiegen Achill und Ajax in die Behauſung des Pluto hinab; und aus Beſtreben nach deinen Reizen ward der Fürſt von Atarus des Sonnenlichtes beraubt. Alſo ſollen ihn die Muſen, Töchter des Gedächtniſſes, um ſeiner ruhmvollen Thaten willen unſterblich machen, wenn ſie den Gott der Gaſtfreundſchaft und den Ruhm, der immer dauernden Freundſchaft, beſingen.“

Eine Fabel in Verſen iſt eben ſowohl eine Nachahmung als eine Fabel in Proſa; und wenn jede poetiſche Erzählung, welche die Sitten beſchreibt, und die Begebenheiten eines Menſchen berichtet, nachahmend genannt wird, ſo muß

auch

Siehe die Abhandlung über die Dichtkunſt der morgenländiſchen Völker in dieſem Journal.

auch jeder Roman und ſogar jede Geſchichte ſo genannt werden; da viele Gedichte weiter nichts als Romane oder Theile einer Geſchichte ſind, die in einem regelmäßigen Sylbenmaas erzählet werden.

Was von der Dichtkunſt geſagt worden iſt, kann mit gleicher Kraft auf die Muſik angewendet werden; ſogar auf die **Mahlerei**, wovon einige Gattungen Gedichte für die Augen ſind, ſo wie alle blos beſchreibende Gedichte Gemählde für das Ohr ſind. Und dieſe Art, ſie zu betrachten, wird die Verfeinerungen der neuern Artiſten in ihr wahres Licht ſetzen; denn die Leidenſchaften, die die Natur gegeben hat, ſprachen nie auf eine unnatürliche Art, und kein Menſch, der wahrhaft von Liebe oder Schmerz durchdrungen war, drückte noch nie das eine durch ein **Acroſtich** und das andere durch eine **Fuge** aus. Dieſe Ueberbleibſel eines falſchen Geſchmacks, der in den finſtern Jahrhunderten die Oberhand hatte, ſollte alſo in dem gegenwärtigen, das durch einen richtigen Geſchmack erleuchtet wird, verbannet werden.

Es iſt wahr, daß einige Arten von Mahlerei ganz eigentlich nachahmend ſind, wie diejenige, die einzig und allein den Endzweck hat, die menſchliche Geſtalt und Geſichtsbildung darzuſtellen; aber man wird finden, daß immer diejenigen Gemählde die größte Würkung hervorbringen, welche eine Leidenſchaft darſtellen, z. B. den Märtyrertod der heil. Agnes von **Domenichino** und die verſchiedenen Vorſtellungen der Kreuzigung von den beſten italieniſchen Meiſtern; und es iſt nicht zu zweifeln, daß die berühmte Opferung der Iphigenia von **Timandes**, bis zum höchſten Grad rührend war; welches beweiſet, nicht, daß die Mahlerei nicht nachahmend genannt werden könnte, ſondern daß ihre mächtigſte Würkung auf das Herz, wie die der andern Künſte, aus der **Sympathie** entſpringt.

Man behauptet auch, daß die beſchreibende Dichtkunſt und beſchreibende Tonkunſt, wie ſie genannt werden, ſtrenge Nachahmungen wären; aber — nicht zu gedenken, daß bloße Beſchreibung der geringſte Theil beyder Künſte iſt, — ſo iſt doch klar, daß, wenn ſie ihnen auch ganz und gar zukäme, dennoch Worte und Töne gar keine Aehnlichkeit mit ſichtbaren Gegenſtänden haben: und was iſt eine Nachahmung anders, als Aehnlichkeit mit einer andern Sache? Außer dieſem wird kein uneingenommener Hörer ſagen, daß er die geringſte Fußtapfen von Nachahmung in den zahlreichen Fugen, Contrafugen und Eintheilungen finde, die die neuere Muſik eher entſtellen als verſchönern: ſogar die Töne ſelbſt werden durch die Harmonie unvollkommen nachgeahmt; und wenn wir zuweilen das Gemurmel eines Bachs oder das Zwitſchern der Vögel in einem Concerte hören, ſo werden wir gemeiniglich zuvor von den Stellen benachrichtiget, wo wir dergleichen zu erwarten haben. Einige ſonſt vortrefliche Muſiker ſind in der That abgeſchmackt genug geweſen, zu denken, daß ſie das Gelächter und anderes Getöſe nachgeahmt hätten, allein, wenn ſie auch einen guten Erfolg gehabt hätten, ſo würden ſie doch ihren Mangel an Geſchmack bey einer ſolchen Unternehmung, durch nichts wieder haben gut machen können; denn ſolche lächerliche Nachahmungen müſſen nothwendig den Geiſt und die Würde der ſchönſten Gedichte verderben, die ſie doch durch eine anmuthsvolle und natürliche Melodie erhöhen ſollten. Es ſcheinet mir, daß, ſo wie diejenigen Theile der Poeſie, Muſik und Mahlerei, die ſich auf die Leidenſchaften beziehen, durch Sympathie rühren, die, welche blos beſchreibend ſind, durch eine Art von Stellvertretung (Subſtitution) würken, d. i. indem ſie in unſern Gemüthern, Affekten oder Empfindungen wegen, die jenen ähnlich ſind, die durch die würkliche Gegenwart der Gegenſtände ſelbſt in uns entſtehen. Laßt uns annehmen, daß ein Dichter, Tonkünſtler, Mahler, ſich beſtrebten, ihrem Freunde oder Gönner ein Vergnügen zu verſchaffen, welches dem ähnlich wäre, das er beym Anblick einer ſchönen Ausſicht empfunden hat. Der erſte wird eine Menge anmuthiger Bilder gefällig verbinden, und in geſchmeidigen und zierlichen Verſen von lebhaftem Sylbenmaaße ausdrücken; er wird die angenehmſte Gegenſtände beſchreiben, und die Anmuth ſeiner Beſchreibung mit einer gewiſſen Delikateſſe der Empfindung und einem Geiſte der Frölichkeit verbinden. Der Tonkünſtler, der es unternimmt, die Worte des Dichters in Muſik zu ſetzen, wird eine Tonart wählen, die auf ſeiner Violine den Karakter der Frölichkeit und Munterkeit hat, z. B. die Aeoliſche, oder das tiefe E (flat.) und er wird ſie nach der Abwechſelung der Empfindungen verändern: er wird die Worte durch eine ſimple und gefällige Melodie ausdrücken, die ſie nicht entſtellet, ſondern verſchönert, ohne nach Fugen oder figurirter Harmonie zu haſchen: er wird ſich des Baſſes bedienen, um die Modulation, beſonders in den Veränderungen, ſtärker zu bemerken, und den Tenor wird er hauptſächlich mit dem Baß in Verbindung bringen, um einer zu großen Abſonderung der Theile vorzubeugen: In der Symphonie wird er, vor allen Dingen, eine doppelte Melodie vermeiden, und ſeine Variationen blos bey einigen zufälligen Ideen anwenden, die der Haupttheil, das iſt, die Stimme, nicht leicht ausdrücken kann: Er wird keine Menge unnützer Wiederholungen anbringen, weil die Leidenſchaften allein die nemlichen Ausdrücke wiederholen, und ſich bey einerley Empfindungen aufhalten, indeß die Beſchreibung allein einen einzelnen Gegenſtand nur durch eine einzelne Redensart darſtellen kann. Der Mahler wird alle ſichtbare Gegenſtände weit genauer als ſeine Miteiferer ſchildern, aber in ſehr weſentlichen Umſtänden gegen die beyden vorigen Künſtler zu kurz kommen; nemlich ſein Pinſel, der zwar eine einfache Leidenſchaft ausdrücken kann, iſt nicht fähig, einen Gedanken zu mahlen, oder eine Empfindung zu ſchattiren; allein er wird ſeine Landſchaft mit Anmuth und Zierlichkeit vollenden; ſeine Farben werden reich und glüend, ſeine Ausſicht einnehmend, und ſeine Figuren mit einer angenehmen Abwechſelung und nicht verwirrt, angeordnet ſeyn: überdies wird er über das Ganze einen ſolchen Geiſt der Munterkeit und Freude verbreiten, daß der Anſchauer von einer Art von hinreiſſendem Vergnügen überwältiget wird, und auf einen Augenblick die Kunſt für Natur hält.

Auf ſolche Weiſe wird jeder Künſtler ſeinen Endzweck erreichen, nicht durch Nachahmung der Werke der Natur, ſondern indem er ſich ihrer Macht bedient, und die nemliche Würkung auf die Einbildungskraft hervorbringt, die ihre Reize auf die Sinne haben. Dieſes muß der Hauptgegenſtand eines Dichters, Tonkünſtlers und Mahlers ſeyn, welcher weiß, daß große Würkungen nicht durch unbedeutende Kleinigkeiten, ſondern durch den allgemeinen über das ganze verbreiteten Geiſt, hervorgebracht werden, und daß eine buntſchäckige Zuſammenſetzung nur auf eine kurze Zeit den Verſtand beſchäftige, hingegen die Schönheiten der Simplicität weit ergötzender und dauerhafter ſind.

Da die Leidenſchaften in verſchiedenen Menſchen verſchiedentlich modiſiciret werden, und auch die verſchiedenen Gegenſtände in der Natur in verſchiedenem Grade unſere Herzen rühren, ſo iſt leicht zu begreifen, daß in dem Vergnügen, das uns die ſchönen Künſte gewähren, es mag nun daſſelbe aus der Sympathie oder der Subſtitution entſpringen, eine große Verſchiedenheit obwalten müſſe; und daß ein Künſtler ſehr thörigt ſeyn würde, wenn er jeden Leſer, Hörer und Seher zu gefallen ſich einbildete; indem jeder Menſch gewiſſe Lieblingsgegenſtände und Lieblingsneigungen hat, die ihn in der Wahl ſeiner Vergnügungen leiten und ihn bewegen, die Natur und Kunſtprodukte, nach dem Verhältniß des größern oder geringern Grades von Vergnügen, das ſie ihm geben, für mehr oder minder ſchön zu halten. Dieſes ſtreitet auch nicht ganz wider die Meinung mancher geſchickten Schriftſteller, daß es einen einförmigen Maasſtab des Geſchmacks gebe; indem die Leidenſchaften und folglich die Sympathie gemeiniglich in allen Menſchen dieſelben ſind, bis ſie durch Alter, Krankheit oder andere Urſachen geſchwächt werden.

Wenn die Gründe, die in dieſem Verſuche vorgetragen ſind, einiges Gewicht haben, ſo wird erhellen, daß die ſchönſten Theile der Dichtkunſt, Tonkunſt und Mahlerey, die Leidenſchaften ausdrücken und durch Sympathie auf unſer Herz würken; daß ſowohl die Ausdrücke der Liebe, des Mitleids, des Verlangens und der zärtlichen Leidenſchaften, als die Beſchreibungen von Gegenſtänden, die die Sinne vergnügen, in den Künſten dasjenige hervorbringen, was wir ſchön nennen; daß aber Haß, Zorn, Furcht und die ſchrecklichen Leidenſchaften ſowohl die den Sinnen unangenehme Gegenſtände, das Erhabene hervorbringen, wenn ſie geſchickt ausgedrückt oder beſchrieben werden.

E — d.

2.

Einige Stellen aus Eyles Irwin Geſchichte ſeiner Reiſe *) durch Arabien und Egypten im Jahr 1777.

Mocha.

Mocha, vor dieſem die Hauptſtadt des glücklichen Arabiens, liegt auf einem ſandigen Boden, ohngefähr zwölf Meilen von der Babelmandelſchen Meerenge. Dieſe Stadt iſt ſehr alt, und giebt von der Seeſeite einen ſchönen Anblick, aber von Innen entſpricht ſie keinesweges der Vorſtellung, die man ſich in der Ferne von ihr gemacht hat. Der Reiſende, der ſie mitten in eine Wüſteney liegen findet, erſtaunt über den Ueberfluß, der auf ihren Märkten herrſcht. In der That wird man in der ganzen Gegend, wenn man den Palmbaum ausnimmt, nicht einen einzigen Obſtbaum, oder irgend eine Weide für das Vieh gewahr, das man täglich in der Stadt zum Verkauf bringt. Man muß dieſen Umſtand der Einfalt der arabiſchen Sitten zuſchreiben. In einem Lande, wo ſich die Eingebohrnen an der groben Beköſtigung begnügen, die es ihnen darbietet, iſts eben nichts außerordentliches, daß man ſich die leckerſten Gerüchte von einigen Europäern verſchaffen kann, welche dieſe Gegenden beſuchen. Alle Schaafe, die man hier verkauft, kommen von der arabiſchen Küſte, und die ſimpelſten Kräuter werden über funfzig Meilen weit hergeſchaft.

---

*) Wie ich aus dem Leipziger Meßcatalog erſehe, wird von dieſer Reiſe bey Weidmanns und Reich eine deutſche Ueberſetzung erſcheinen.

Mocha wird von einem Iman beherrſcht, der zugleich der Hoheprieſter und der König des glücklichen Arabiens iſt. Er reſidirt zu Sennaa, einer Stadt in einem allerliebſten Thale, zehn Tagereiſen von Mecha. Die Türken haben ihr ganzes ehemaliges Anſehn in dieſem Königreiche verloren. — —

Die Weiber haben weniger Freyheit in Arabien, als in den muhammedaniſchen Ländern von Indien. Frauenzimmer von einem gewiſſen Rang bleiben beſtändig in ihren Gemächern eingeſchloſſen, und verlaſſen ſie nie, als wenn ſie ihre Männer aufs Land begleiten, wo ſie alsdenn vom Kopf bis zum Fuß verſchleyert ſind; aber auch ſelbſt dieſes Zeitvertreibs genießen ſie ſelten. Die Araber führen, unter allen civiliſirten Völkern, das unthätigſte Leben, und man kann ſicher annehmen, daß eine große Anzahl von denen zu Mecha gebohrenen Damen in dieſer Stadt leben und ſterben, ohne jemals außer ihren Mauern gekommen zu ſeyn.

Für Frauenzimmer von geringerm Stande iſt der Gebrauch nicht ſo ſtreng. Ob ſie gleich hier keine ſolche öffentliche „Hummums" wie in der Türkey haben, ſo können ſie doch, unter Begünſtigung der Abenddämmerung, ihre Nachbarinnen beſuchen. Der Schleyer, der ihr Geſicht bedeckt, macht es alsdenn unmöglich, ihre Züge zu unterſcheiden. Wir haben oft ſelbſt welche in den Straſſen angetroffen.

Verliebte Ausſchweifungen werden bey ledigen Frauenzimmern für ein ärgeres Verbrechen geachtet, als bey verheyratheten. Ehebruch wird zwar durch anſehnliche Geldbußen gerügt, aber auf die Verführung eines ledigen Mädchens ſteht eine noch härtere Strafe. Hierin unterſcheiden ſich die Araber von den aufgeklärteſten Nationen, bey welchen eine ähnliche Beleidigung nicht unter die Ahndung der

Geſetze gehört, oder wenigſtens nicht von ihnen als eine ſehr ernſtliche Sache behandelt wird. Dies beweiſet auch, wie weit tiefer der Geſetzgeber der Araber gedrungen iſt, als die ſo gerühmte Politik der Europäer. Er fühlte mit Recht, daß nichts ſtrafbarer ſey, als die Unſchuld zu betrügen, und daß der bloße Mitſchuldige eines unzüchtigen Weibes minder ſcharf beſtraft zu werden verdiene, als der Niederträchtige, der eine junge Perſon, ohne Erfahrung, überliſtet.

Wir wunderten uns nicht wenig, als wir die große Menge chriſtlicher Renegaten ſahn, die zu **Mocha** leben. Nicht als ob die Apoſtaſie von Leuten, die vielleicht vor ihrer Uebertretung zum muhammedaniſchen Glauben nicht den mindeſten Begrif von Religion hatten, ſo was wunderbares geweſen wäre, ſondern weil ſie nichts beym Wechſel, in Rückſicht auf ihre zeitliche Umſtände, gewinnen. Wie wir ſie ſo dürftig, und von den Eingebohrnen ſo nach Verdienſt verachtet ſahn, ſo waren wir geneigt, ihre Bekehrung mehr für ein Werk der Verzweiflung zu halten, um etwa einer zuerkannten Todesſtrafe zu entgehn, aber das Beyſpiel eines griechiſchen Prieſters ſchwächte dieſe unſre Muthmaßung. Dieſer Prieſter hieß Ananias: ich hatte ihn in Bengalen als ein Wunder von Frömmigkeit preiſen hören, und doch ſchwur er in einem Alter von ſiebzig Jahren öffentlich die Religion auf einer Reiſe ab, die er nach dem Berg Sinai that. Er wurde beſchnitten, unter die Zahl der Muſelmänner aufgenommen, und drey Tage hintereinander auf einem Eſel durch die Stadt geführt, um die Allmoſen der Gläubigen zu empfangen. Dies iſt eine Ceremonie, der ſich jeder unterwerfen muß, welcher ſich in den Geheimniſſen der muhammedaniſchen Religion einweihen läßt. Ich war, während meines

Aufenthalts zu Mocha, Zeuge von dieſer Begebenheit, und ich geſtehe, daß ſie das ſeltſamſte Exempel menſchlicher Schwäche iſt, das mir jemals vorkam.

Sherif von Meckah.

Der Sherif von Meckah iſt, in verſchiedenem Betracht, daſſelbe, was die Päbſte in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche waren: Oberhaupt des muſelmänniſchen Glaubens, und zu gleicher Zeit weltlicher und geiſtlicher Fürſt. Seit der Aufhebung der Kaliphen, deren Nachfolger er gewiſſermaßen ausmacht, beſitzt er ſeine Staaten nur als ein Lehn vom ottomanniſchen Reich, und verdankt das Anſehn, in dem er ſteht, mehr dem Aberglauben als dem Schrecken ſeiner Waffen. Ohngeachtet aber ſeine Herrſchaft ſich blos auf die einzige Provinz einſchränkt, welche die Wiege des Muhammetiſmus war, ſo übertrift doch die Gewalt dieſes Sherifs die Gewalt der Päbſte um ein großes. Seine Würden ſind erblich, aber er muß beweiſen, daß er vom Propheten abſtammt. Sein Einfluß iſt dem Umfang der Länder, wo die muhammedaniſche Lehre gelehrt wird, angemeſſen. Morgenlands fernſte Völker zollen ſeiner Größe den Tribut ihrer Ehrfurcht. Man ſieht von den Höfen von Teflis und aus den Wüſten Meſopotamiens ganze Schwärme Pilger ziehn, wo jeder, nach ſeinen Kräften, zur Vermehrung der Schätze des Tempels zu Medina beyſteuert, unterdeſſen die Fürſten Aſiens, die Subahs Indiens, die Sultane der Inſeln, die gegen Weſten ans Südmeer ſchließen, das Grab des Propheten mit Gold und Edelgeſteinen bereichern. Die ungeheure Summe, welche unſer Schiff nach dem Tempel brachte, und die ein Sühnopfer war, das der Nabob von Arcot für die Ruhe der Seele ſeiner Tochter opferte, iſt ein Beweis von dem Aberglauben der Muſelmänner; ſie belief ſich auf anderthalb Bock Rupien (ohngefähr 10000 Pfund Sterling.).

Die Staaten des Sherifs liegen im Mittel von Arabien; ſie werden etwa 300 Meilen in die Länge und 100 Meilen in der Breite halten. Außer den Städten Medina und Meckah, wohin die Karavanen jährlich das Geld der entfernten Länder bringen, werden ſeine Einkünfte noch beträchtlich durch den Handel vermehrt, der zu Yambo und Judda, zwey Seehäfen, getrieben wird, wo man viele Schiffe aus Indien und Afrika ankommen ſieht. Ob er gleich mit vieler Andacht und Gleichgültigkeit gegen die Güter dieſer Welt prahlt, ſo macht er es deswegen doch nicht beſſer, als die Heuchler aller Sekten, die ihr perſönliches Intreſſe dem Intreſſe ihrer Religion vorziehn, und er bedient ſich ſeines Anſehns nur als eines nützlichen Werkzeugs, ſeine Reichthümer zu häufen. Wenn die Wallfahrten nach Meckah von dem Hohenprieſter begünſtiget und empfohlen werden, ſo geſchieht es mehr, ſeine Eitelkeit zu befriedigen, als der Ehre des Propheten wegen. Die Schätze, welche die Karavanen bringen, und die beſchwerlichen Abgaben, welche die Kaufleute bezahlen müſſen, ſind die Beweiſe davon.

Geſchickter Taucher.

Als der Taucher an die Stelle kam, wo unſer Anker verloren worden war, ſtieg er über ſechszig Klafter tief unter, ohne weitere Vorbereitung, als ein Gewicht an die Füſſe zu hängen, und ſich die Naſenlöcher mit einem Stückchen Holz zu verſtopfen. Er hatte ein Seil unter den Armen befeſtigt, das dazu diente, ihn wieder heraus zu ziehn. Auf das verabredete Zeichen geſchah dieſes von ſeinen Kameraden mit einer erſtaunlichen Geſchwindigkeit. Er ſagte, daß er von weitem einem Anker geſehen habe, und nachdem er ein Seil zu ſich genommen hatte, das ſtark genug war, den Anker zu halten, tauchte er zum zweytenmal unter, und zog das Seil durch den Ring dieſes Ankers, den wir nicht für den unſrigen erkannten. Der Taucher, um zu zeigen, daß er nicht vergebens mit ſeiner Geſchicklichkeit geprahlt habe, ſtieg zum drittenmal 22 Klafter tief ins Meer, obgleich die See anfing hoch zu gehn, und ein friſcher Wind ſich erhob. Er blieb drey Minuten unterm Waſſer, und als er wieder im Fahrzeug war, eilte er gar nicht damit, das Stück Holz aus der Naſe zu nehmen, daß ihn Athem zu ſchöpfen hinderte. Er ſchien auch nichts weniger als abgemattet, und verſicherte uns, daß er mit leichter Mühe auf dem Boden des Meeres hin und her gehn, und mit dem Beil die Corallenzweige von den Klippen abhauen könnte. — Ohngeachtet er verdrießlich that, uns unſer Anker nicht wieder ſchaffen zu können, ſo hatten wir doch in der Folge Urſache zu glauben, daß es ihm von dem Weſier verboten worden, zumahl da dieſer nach unſerer Abreiſe ſich vorſetzte, noch einige Verſuche zu wagen. Ich weiß, daß es in dem perſiſchen Meerbuſen unter den Perlenfiſchern viele Taucher giebt, die zu beträchtlichen Tiefen untertauchen, allein ſie bedienen ſich dabey verſchiedene Maſchinen, und ich würde mich niemals haben überreden können, daß ein Menſch, ohne Hülfe der Kunſt, im Stande wäre, das zu thun, was ich eben erzählt habe, wenn ich nicht ſelbſt Augenzeuge davon geweſen wäre.

Isman-Abu-Ally:*) großer Sheik von Arabien.

Da die Größe der Tugenden wie die Größe der Laſter nur von der Vergleichung und Gegeneinanderhaltung ab-

hänge,

---

*) Unſre Reiſende waren auf das ſchändlichſte vorher betrogen worden; die-

ſer

hängt, ſo wird man ſich nicht wundern, daß unſre Achtung für dieſen tugendhaften Mann bis zur Schwärmerey gieng. Leſer, haſt du ein Herz für Gefühl und zärtliche Eindrücke, ſo rede: wenn du von einem Schwarm häßlicher Frauenzimmer umringt warſt, und nun erquickte dich auf einmal der Anblick einer reizenden Schönheit, fühlteſt du nicht da dich aufs heftigſte gerührt? — — So glänzte in aller ſeiner Glorie der egyptiſche Prinz unter den Nebeln der Treuloſigkeit und Bosheit, die ſeinen Thron verdunkelten, ſo ſchien er uns über alle erhaben, und ſonder Gleichen! Würdig des Rangs, wozu ihn ſeine Geburt beſtimmte, aber an einer Stelle, die ſeiner nicht werth war! Aufgeſäugt im Schoos der Unwiſſenheit und Barbarey, aber Sieger der Natur, wie **Peter** der Große! Nicht Meynung, nicht Gewohnheit hatten ihn unter ihr Joch beugen können; er verachtete die Vorurtheile der Erziehung, hatte keinen andern Führer als ſeine angeborne Güte, und ſchwang ſich ſo zu den erhabenſten Tugenden. Wahr iſts, ſeine Bemühungen krönte kein ſo glücklicher Erfolg, als **Peters**: aber der Ruſſe wollte mehr ſein Volk mächtig machen, als ſeine Sitten bilden, und mit allen ſeinen heroiſchen Eigenſchaften ſtand er von Seiten der Empfindſamkeit unter dem Egyptier, der geſchaffen ſchien, über erleuchtete Nationen zu herrſchen!

Die Peſt.

Miſir ul Kaira, oder die Stadt der Schmerzen, von den öftern Verheerungen, welche die Peſt in ihr anrichtet,

---

ſer Fürſt ließ die Schuldigen ſtrafen, das Geſtohlene wieder herausgeben, und ſchlug großmüthig alle Geſchenke aus, die ihm **Irwin** und ſeine Gefährten voll Dankbarkeit anboten. Auch **Pokok** erwähnt dieſes Fürſtens auf eine gleich rühmliche Art. Kurze Zeit nach **Irwins** Abreiſe hatte er das Unglück, in die Hände des **Morad Bey**, bey der letzten Empörung in Egypten, zu fallen, der ihm den Kopf abſchlagen ließ.

ret, ſo genannt, und bey uns unter dem Namen Groß-Cairo bekannt, liegt unter dem 30° 3' nördlicher Breite, an einem der Nil-Kanäle, und eine Meile weit von Alt-Cairo. Sie iſt nah an die Bergkette gebaut, welche durch Ober-Egypten läuft. Ohnſtreitig gehört dieſe Stadt unter die ſchönſten morgenländiſche Städte, allein dies Lob, ſo prächtig es klingt, fällt ungemein, wenn man an die neuere Bauart der Orientaler denkt. Die Häuſer ſind alle ſteinern, und da ſie verſchiedene Stocke haben, ſo würden ſie, ohngeachtet ihrer Struktur, die nicht unter die zierlichen gehört, einen ziemlich angenehmen Blick geben, wenn die Straſſen weniger eng wären. Eben dieſen Umſtand ſchreibt Doktor Mead das Wüthen der Peſt in dieſer Hauptſtadt zu, aber die Erfahrung lehrt, daß ſie hier von ganz fremden und zufälligen Dingen erzeugt wird. Seit ſieben Jahren iſt die Stadt davon verſchont geblieben, ſtatt daß vor dem rußiſchen Kriege, dem Zeitpunkte, wo ſie aufhörte, ſelten ein Jahr vergieng, wo man nicht ihre Plage empfand. Ich glaube nicht, daß noch ein Schriftſteller auf einen Umſtand Acht gehabt hat, der in dieſem Klima die Schrecken der Peſt um vieles vermindert. Wir wiſſen die traurigen Folgen, die ſie unter uns gehabt hat, die bejammernswürdige Beyſpiele von London, und vor wenigen Jahren von Marſeille, und wie ſehr die Geſetze gegen ihren Einbruch auf ihrer Huth ſind; Aber in der Türkey verändert ſich das Alles. Die Muſulmänner ſind Fataliſten, und die Furcht, angeſteckt zu werden, ſchreckt ſie nicht ab, ihren kranken Brüdern beyzuſtehn. Ein Irrthum ſtärkt bey ihnen die Empfindungen der Menſchlichkeit. Die Sterbenden haben den Troſt, in den Armen ihrer Freunde zu verſcheiden, und die Stärke des Vorurtheils entreißt oft tauſende von Menſchen einem beſchleunigten Tod. Freilich werden ſo auch viele angeſteckt, die der Krankheit ohne Mühe hätten entgehen können, aber dies Uebel überwiegt die Vortheile nicht, die für andre daraus entſpringen, denn bey guter Wartung geneſet man leicht, und ich habe ſelbſt eine Perſon gekannt, die fünfmal die Peſt gehabt hatte.

3.

Fragment einer Kreuzzugs-Predigt Roberts von Corſon *).

Wollt ihr das Paternoſter des Wucherers hören? Horcht auf!

Der Wucherer ſteigt zuerſt im Haus auf; er ſieht nach, ob des Nachts die Schlöſſer nicht erbrochen worden ſind, er ſchiebt doppelte Riegel vor, weckt ſeine Tochter und ſeine Frau, und zieht ſich an. Ich gehe in die Kirche, ſagt er unter dem Ankleiden, wenn jemand kommen und auf ein Pfand zu borgen verlangen ſollte, ſo laufe eine von euch hurtig hin, und hohle mich; ich komme den Augenblick.

Nun geht er aus, und fängt unterwegens folgendergeſtalt an zu beten.

„Vater unſer . . . Lieber Herr Gott, wolleſt gnä-
„dig auf mich blicken, und ſeegnen meinen Ausgang und
„Eingang, damit ich der reichſte von allen werde, die in
„dieſer Welt auf Pfänder leihen. Der du biſt im Him-
„mel . . . es thut mir herzlich leid, daß ich nicht zu Hauſe
„geweſen bin, als die Bauersfrau kam, und Geld borgen
„wollte. Ich hätte beſſer gethan, wenn ich den Tag
„nicht in die Meſſe gegangen wäre. Es geht mir doch
„alles

---

*) Er war Legat des heiligen Stuhls, und predigte den Kreuzzug unter Philipp Auguſt in Frankreich.

„alles zu Unglück, und wenn ich nur den Fuß in die Kirche
„ſetze, ſo büße ich eine Gelegenheit ein, wo ich mein
„Schäfchen hätte ſcheeren können. Es iſt ordentlich, als
„wenn's ſo ſeyn müßte. So wollte ich, daß der und jener
„die Pfaffen und die Meſſen hohlte! **Dein Name werde**
„**geheiligt** . . . da habe ich die große Tochter zu Hauſe
„ſitzen, die mich noch zu Grunde richten wird. Ich wollte
„darauf ſchwören, ſie verſteht ſich mit ihrer Mutter, und
„ſie beſtehlen mich beyde, und leben auf meine Unkoſten
„herrlich und in Freuden, ſo bald ich ihnen nur aus den
„Augen bin. Ich habe große Luſt, heim zu laufen, und
„ſie zu überrumpeln. **Dein Reich komme** . . . ach,
„es fällt mir ein, daß der Ritter, welcher mir die funfzig
„Livres ſchuldig iſt, mir nur die Hälfte bezahlt hat.
„Ich war ein rechter Narr, daß ich ihm auf ſein Ehrenwort
„traute. Ein gutes Pfand iſt beſſer, als alle die Ehrenwörter.
„**Dein Wille geſchehe** . . . ich habe zwar
„das Gelübde gethan, zweymal die Woche in die Meſſe zu
„gehn, damit der Seegen des Himmels über mich und mein
„kleines Gewerbe kommen möge, allein ich habe nicht überlegt,
„daß die Kirche, für mein Alter, zu weit entfernt
„iſt. Gott könnte mich wohl dafür belohnen.“ . . .

Nun tritt der Wucherer in die Kirche, und kniet an einen Ort hin, wo er von jedermann bemerkt werden kann; er ſchlägt ſich an die Bruſt, thut tiefe Seufzer, und fährt in ſeinem Gebete fort.

„**Unſer täglich Brod gieb uns heute** . . . Ich
„mögte wiſſen, wo meine Tochter das Geld her hätte, das
„ich bey ihr angetroffen habe? Vielleicht giebt ſie unter der
„Hand auch auf Pfänder aus, und ſagt mir nichts davon?
„das wird ſie wohl alles an den großen Kerl hängen, den
„ich neulich bey ihr fand, und der ſo beſtürzt war, als er
„mich erblickte, ohngeachtet meine Tochter behauptete, er
„ſey gekommen, um von mir zu borgen. **Und vergieb uns**

„**unſre Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern** . . .
„die verfluchten Juden haben ſich verſchworen,
„uns um unſre Kunden zu bringen, und zu ruiniren; ſie
„nehmen weniger pro Cent als wir. Lieber Herr Gott!
„erinnere dich doch, daß ſie dich gekreuzigt haben, und
„verdamme ſie in Abgrund der Hölle! — Geſtern als
„mir Frau Herſant die Goldſtücke brachte, habe ich vergeſſen,
„ſie zu wiegen. Jetzt ſind ſie unter die andern
„gekommen, und ich werde den ganzen Sack umſtürzen
„müſſen. Meiner Treue! deſto ſchlimmer für ſie. Find
„ich falſche, ſo bring ich ſie ihr wieder, und bleibe ſteif
„und feſt dabey, daß es die ihrigen ſind. Bey meinen
„Nachbarn giebts nichts für mich zu verdienen, denn
„ſie ſind neidiſch auf mich, weil ſie mich für reich halten;
„Ich wollte, ſie ſtürben, damit ich andre kriegte.
„**Führe uns nicht in Verſuchung** . . . Wenn werde ich
„mich doch einmal an einen ganzen Klumpen Gold und Silber
„laben können! Ja, lieber Gott, ich verſpreche dir, ich
„will ihn nicht anrühren, ich will mir alles entziehn, ich
„will gern darben — aber, habe ich auch meine Thür
„recht zugeſchloſſen? Eins, zwey, drey. Ja, da ſind
„die drey Schlüſſel! **Sondern erlöſe uns von allen**
„**Uebel** . . . Was iſt denn das für ein Robert Corſon,
„der von Stadt zu Stadt läuft, und predigt? Iſt er
„wirklich ſo ein Thor, und glaubt, daß ich aus Liebe
„zu meinem Nächſten betteln gehn würde? **Von nun**
„**an bis in Ewigkeit, Amen** . . . Unſer Pfarrer
„wird zu predigen anfangen, und uns das Geld aus
„dem Beutel ſchwatzen wollen. Sein Diener! mein's
„kriegt er nicht!“ *)

V. Na-

---

*) Man hat viele dergleichen Paternoſter. Das Wein- und das Liebes-Paternoſter. Das Credo des Wucherers; das Credo der Unzüchtigen ꝛc. und in den Facet. Friſchlini findet man ein ähnliches unterbrochenes Gebet eines Vogelſtellers, dem ſein Garn ſteckt.

V.

Naturgeſchichte.

Das Krokodill.

Glücklicherweiſe ließ die Natur dem Krokodill in einer ziemlichen Entfernung von Europa entſtehen, und er vermehret ſich nur in Ländern, wo die Menſchen ſelten und die Künſte unbekannt ſind. Bevölkerung und Künſte verbannen alle ſchädliche Thiere von beträchtlicher Größe! tauſend Arme bewafnen ſich gegen ſie, und der Tod iſt gewöhnlich die Strafe deren, die ſo kühn ſind, ſich den Augen der Bewohner zu zeigen. Aus dieſem Grunde wird der Krokodill jetzo nicht mehr ſo häufig an dem Nil geſehen, wo er vor Zeiten das Schrecken der Ufer war. Durch eine lange Reihe von Jahrhunderten beſchäftigte man ſich mit ſeiner Vernichtung: und trift man ihn noch zuweilen an, ſo iſt er viel furchtſamer und ſchwächer, wie ehemals. Um dieſes Thier in ſeiner natürlichen Furchtbarkeit, von einer entſetzlichen Größe und außerordentlichen Menge zu finden, muß man in die unbewohnten Gegenden von Afrika und Amerika gehen. Reiſende, die den Amazonenfluß und den Niger geſehen haben, wiſſen, wie zahlreich und ſchrecklich dieſe Thiere ſind. In beyden Flüſſen leben welche, die 18 bis 27 Fuß in der Länge haben. Sie ſind zuweilen in einer ſolchen Menge, daß man ſie für Holz halten könnte, das geflößet wird. Ohne Unruhe und Furcht bleiben ſie auf der Oberfläche des Waſſers.

Man zählet zwey Arten: den Krokodill und den Cayman oder Alligator. Nicht die Natur, ſondern Reiſende machten dieſen Unterſchied: denn überhaupt genommen ſehen ſie einander gleich. Mit mehrerem Rechte könnte man den einen den morgenländiſchen, und den andern den abendländiſchen Krokodill nennen. In den Reiſebeſchreibungen ſind ſie oft ſo vermengt, daß man Mühe hat, zu unterſcheiden, ob die Rede von den aſiatiſchen Krokodill, oder den Alligator der neuen Welt iſt. Das gewöhnlichſte Unterſcheidungszeichen dieſer zwey Arten iſt, daß der Körper des Krokodill dünner iſt, als des Alligator ſeiner. Der Rüſſel des erſtern iſt länglich, wie die Schnauze eines Windhundes: des andern ſeiner hat mehr die Geſtalt der Schnauze eines kleinen Hundes. Der Schlund des Krokodills iſt weiter und ſeine Haut aſchenfarbig. Der Alligator ſchwarz mit kleinen weiſſen Flecken; man hält ihn nicht für ſo gefährlich wie jenen. Allein alle dieſe Unterſcheidungszeichen ſind ſo gering, daß ſie nicht ſowohl zwey verſchiedene Arten, als nur eine Abänderung derſelben anzeigen.

Dieſes Thier erreicht eine anſehnliche Länge. Man hat welche von 30 Fuß gefunden, von der Schnauze bis an das Ende des Schwanzes gerechnet. Die gewöhnliche Länge iſt 18 Fuß. Dieſes Maaß hatte der, welchen die Jeſuiten in Siam zergliederten. Da die Beſchreibung davon die genaueſte iſt, die wir haben, ſo rücke ich ſie hier ein.

Von $18\frac{1}{2}$ Fuß, überhaupt hatte der Schwanz $5\frac{1}{2}$, Kopf und Hals $2\frac{1}{2}$. Der dickeſte Theil des Schwanzes war 4 Fuß 9 Zoll im Umfange. Seine Vorderbeine hatten ganz die Bildung eines Armes, und die Hände, wenn ſie anders dieſen Namen verdienen, fünf Finger, wovon drey mit Krallen bewafnet waren: die zwey andern endigten ſich kegelförmig. Die Hinterbeine waren fünf Fuß zwey Zoll lang, Schenkel und Pfote mitbegriffen. Die Pfoten hatten von dem Gelenke, wo ſie anfangen, bis zu der längſten Kralle gerechnet, mehr als neun Zoll, und die Finger, derer viere ſind, waren durch eine dicke Haut verbunden, und wie die Vorderbeine bewafnet. Sein langer, hauptſächlich gegen das Ende der Kinnbaken, platter Kopf war mit einer harten Haut bedeckt, die ſehr feſt an der Hirnſchaale hieng, und war oben etwas erhaben. Zwey Knochen, die ohngefähr zwey Zoll hoch waren, bildeten eine Art von Kamm. In der Mitte war er von einer ſolchen außerordentlichen Härte, daß er einen Muſketenſchuß aushielte.

In Vergleichung mit dem Körper war das Auge ſehr klein, und dergeſtalt in der Hölung geſetzt, daß es einen Vorſprung von einem Zoll machte, wenn es geſchloſſen war. Die doppelte und durchſcheinende Augenwimpern hinderten nichts an dem Geſichte, wenn auch das Auge damit bedeckt war; die obere war unbeweglich, die andere gieng immer hin und wieder wie bey den Vögeln. In Rückſicht des Augapfels war die Iris ſehr groß, und von einem gelblichen Grau. Die Ohren befanden ſich über den Augen; die Naſe am Ende des oberen Kinnbacken, ſie war vollkommen rund, ſchwarz, von einer ſchwammigen Subſtanz, und wenig von einem Schweinsrüſſel verſchieden. Nichts hinderte die Beweglichkeit der Kinnbacken; die Meinung, daß der untere unbeweglich ſey, ſcheint daher ganz falſch. In dem oberen hatte er ſiebenundzwanzig Zähne, in dem untern funfzehn. Sie ſtanden nicht beyſammen, ſondern einer war von dem andern durch einen kleinen Zwiſchenraum getrennt. Die mehreſten waren klein, ſpitzig und zakigt. Nur zehn, ſechs unten und viere oben, waren außerordentlich groß. Die Länge des Rachens war 15 Zoll, die Weite $8\frac{1}{2}$. Die zwey Kinnbacken, ſo weit auseinander geſperret als möglich, hatten $15\frac{1}{2}$ Zoll. Dieſe Weite reicht hin, um einen Menſchen zu faſſen. Der Rücken war dunkelbraun, der Bauch blaß zitronenfärbig, und die Seiten eine Miſchung von beyden Farben. Von den Schultern bis an den Anfang des Schwanzes war er mit großen breiten Schuppen bedeckt. Sie hatten eine viereckigte Geſtalt, und es ſahe aus, als ob er mit Gürteln, die in gleicher Weite voneinander ſtänden, umgeben wäre. Es waren zweyundfunfzig ſolcher Schuppen. Sie ſind eine Art Bewaſnung, die ihn ſchützet. Die Jeſuiten behaupten, daß ſie keine Flintenkugeln aushalten.

Die Länge des Schlundes ſteht im Verhältniß mit der Länge des Rachens. Man ließ eine große hölzerne Kugel, die größer war als der Kopf eines Menſchen, ohne Hinderniß hinein und wieder herauslaufen. Die Därme ſind kurz und nicht ſo lang wie der Körper des Thieres. Seine Zunge iſt kurz, und hängt an dem untern Kinnbacken. Das Herz iſt ſo groß wie das Herz eines Kalbes, von einem feurigen Roth. Das Blut geht aus den Blutadern ſowohl in die Herzader als in die Lungen. Eine Blaſe fand man nicht, und es iſt zu vermuthen, daß der Urin durch den Hintern ſeinen Ausgang hat. Das Rückrod war aus zweyundſechzig Wirbelbeinen zuſammengeſetzt, die auf das genaueſte ineinander ſchloſſen. Deſſen ohngeachtet hatten ſie Spielraum genug, daß ſich das Thier zur Rechten und Linken wie ein Bogen krümmen konnte. Es mag alſo eine Fabel ſeyn, daß behauptet wird, man könne den Verfolgungen dieſes Thieres am erſten entgehen, wenn man nicht in gerader Linie, ſondern von einer Seite zur andern gienge.

Dieſes iſt der Bau eines furchtbaren Thieres, das Länder entvölkern und die ſchifbarſten Flüſſe gefährlich machen kann. Man ſieht es zuweilen ganze Tage lang in der Sonne liegen. Es bewegt ſich ſo wenig, daß man es für einen abgehauenen Baum hält, der mit einen trocknen Moos bedeckt iſt. Allein dieſer Irrthum iſt gefährlich: denn bey der Annäherung eines lebendigen Weſens ſpringt es mit der größten Geſchwindigkeit darauf los, und ſtürzet ſich ſodann mit ſeinem Raube ins Waſſer. Bey Ueberſchwemmungen gehet es häufig in die Hütten der Eingebohrnen, und das erſte lebendige Geſchöpf, das ihnen aufſtößt, iſt ſeine Beute.

Die Stärke eines jeden einzlen Theiles des Krokodills iſt unausſprechlich, aber das erſte Werkzeug der Verwüſtung iſt ſein Schwanz. Mit einem Schlage wirſt er den Kanot eines Wilden um.

Selten verläßt er das Waſſer, außer durch Hunger getrieben, oder um ſeine Eyer zu legen. Gewöhnlich ſchwimmt er auf der Oberfläche des Waſſers, und bemächtigt ſich jeden Thieres, das ihm begegnet. Wenn ihm Fiſche fehlen, ſo geht er an das Ufer, und verſteckt ſich in das Geſträuche. Hier lauert er ſehr ruhig auf Landthiere, die an den Fluß kommen, um zu ſaufen. Er greift alles an und reißt es fort: Ochſen, Hunde, Tyger und Menſchen. Er hält ſeinen Raub mit dem Rachen und ſeinen Klauen, und ſchleppt ihn mit einer Geſchwindigkeit in's Waſſer, die man ſeiner Größe nicht zutrauen ſollte.

Zuweilen entflieht ihm das gefangene Thier wieder, und gewinnt das andere Ufer. Er aber verfolgt es mit der äußerſten Kraft, und oft erhaſcht er es zum zweytenmale. Man hat ihn auf dieſe Art ſich eine halbe Meile vom Ufer wagen geſehen.

Es trägt ſich zu, daß er ein Thier angreift, das eben ſo furchtbar iſt, wie er ſelbſt, und dann findet er einen verzweifelten Widerſtand. Alle Gattungen von Tygern leiden einen brennenden Durſt. Sie halten ſich, aus dieſem Grunde, nahe bey den Flüſſen auf, und kommen einigemal des Tages herunter, um ihn zu löſchen. Hier überfällt ſie der Krokodill, und ſie kommen allemal um, allein ſie ſterben nicht ungerochen. So wie ſich der Tyger ergriffen fühlt, ſo wendet er ſich herum, und ſchlägt dem Krokodill die Fänge in die Augen. Dieſer ſtürzt ſich ins Waſſer, und hier dauert der Streit ſo lange, bis ſein Feind erſtickt iſt.

Nichts greift ihn an, den Menſchen ausgenommen. Dieſer beſiegt durch Kunſt die Stärke. Labat ſahe Neger, die ſich an dieſes ſchreckliche Thier in ſeinen eigenen Elemente wagten. Sie hatten keine andere Waffen als einen Dolch in der rechten Hand, und den linken Arm in Rindsleder eingewickelt. So ſuchen ſie ihn an einem Ort zu überraſchen, wo er wegen der Tiefe des Waſſers ſchwimmen muß. Der kühne Neger nähert ſich ihm, und hält den linken Arm vor: er ſtößt ihn in den Rachen, der ſich aufthut, um ihn zu ergreifen, und ſo hält er ihn offen, daß das Waſſer hineinläuft und den Krokodill erſtickt. Er ſtößt ihn noch, um den Tod zu beſchleunigen, den Dolch in die Kehle, und ſticht ihm die Augen aus. Zuweilen wird er das Opfer ſeiner Verwegenheit; man ſieht aber auch oft welche, die in dieſem Streite ſiegen.

Wenn der Krokodill jung aufgezogen wird, ſo kann man ihn zähmen, und dann bedienen ſich die groſſen Herren des Morgenlandes ſeiner zum Zeitvertreibe. Sie brauchen ihn ſtatt eines Pferdes. Allein es iſt nicht ohne Gefahr; manchmal frißt er ſeinen Reuter.

In den Flüſſen von Afrika wird er wie der Hay gefangen. Mehrere Perſonen fahren in einer Barke aus, und werfen ein Stück Rindfleiſch in das Waſſer, welches eine große Angel verbirgt. Sie iſt an einer eiſernen Kette befeſtiget. So wie der Krokodill dieſe Aeſung verſchlungen hat, ſo wird er mit nicht geringer Mühe an das Land gezogen. Hier ſchlägt er ſo lange bis er matt wird, und die Fiſcher, die dieſen Augenblick erwarten, ſtechen ihn mit Piken in den Bauch, und ſchlagen mit Keulen auf ihn los.

Er iſt in einigen Gegenden von Aſien der Gegenſtand einer barbariſchen und wilden Pracht: wie zum Beyſpiele in Siam. Philipps erzählet, daß in Salé, nicht weit von dem königlichen Pallaſte, zwey große Waſſerbehälter ſind, in welchen verſchiedene Krokodille unterhalten werden, ſo wie bey uns die Karpen in den Teichen, oder wilde Thiere in Menagerien. Zuweilen geben ihnen die Afrikaniſchen Monarchen Menſchen zu freſſen. Es ſind gewöhnlich Miſſethäter, die zum Tode verurtheilt waren.

Bis jetzt habe ich von dem Krokodill geredet, wie er in den wüſten Ländern gefunden wird, wo man nur hier und da Spuren findet, daß ſie von Menſchen bewohnt ſind. Er iſt da dreiſter, furchtbar und immer fertig alles anzugreifen, was Leben hat. Aber in Egypten und in bevölkerten Gegenden iſt er einſam und ſcheu. Weit entfernt, den Menſchen anzugreifen, flieht er bey ſeiner Annäherung.

Dieſe Bemerkungen können die anſcheinende Widerſprüche der Reiſenden von dem Betragen des Krokodills erklären. Einige beſchreiben ihn als das furchtſamſte, den Menſchen fliehende Thier; andere ſchreyen ihn für das fürchterlichſte Geſchöpfe aus, das nur von Morden lebt, und vorzüglich den Menſchen verfolgt.

In einigen Gegenden ſieht man die Krokodille als ſehr unſchädliche Thiere an. Um St. Domingo herum ſind ſie ſehr zahm. Die Kinder ſpielen mit ihnen, ſteigen auf ihren Rücken, und ſchlagen ſie ſogar, ohne einigen Schaden zu befürchten. Auch halten die Einwohner viel auf ſie, und begegnen ihnen als gute Hausgenoſſen.

Der Muſkus-Geruch, den ſie verbreiten, iſt den Wilden von Afrika ſehr angenehm. Die Reiſende ſind über den Theil, wo dieſer Geruch liegt, nicht einig. Einige behaupten, daß es die Ohren ſind, andere, die Zeugungsglieder; andere, daß er in den Drüſen der Schenkel entſteht. Er mag herkommen, wo er will, ſo iſt er ſehr ſtark, und durchdringet das ganze Fleiſch. Es iſt ſehr übel zu eſſen, und vorzüglich, wenn man nicht den Muſkus-Geruch vertrieben hat. Selbſt die Wilden können es nicht wohl verdauen. Hingegen ſind die Eyer ihre Lieblingsſpeiſe. Sie ſcheuen keine Gefahr, ſie zu bekommen. Beſtändig ſchleichen ſie an den Oertern herum, wo die Weibchen hingehn, um ſie zu legen.

VI.

Anekdoten.

Kurfürſt Karl Ludwig von der Pfalz hatte Zwiſtigkeiten mit dem Herzoge von Lothringen; beyder Völker rückten aus, und der Kurfürſt wurde bey dem Dorfe Genzingen 1668 geſchlagen. Dies war zu wiſſen nöthig, um nachfolgende in den Rheiniſchen Beyträgen

bekanntgemachte Anekdote eines Kurfürſtlichen Befehls
zu verſtehn. Der Befehl lautet folgendergeſtalt. „Nach-
„dem des Pfalzgrafen Churfürſtl. Durchl. in gewiſſe Er-
„fahrung kommen, daß des Würthsfrau zum Bock zu
„Weinheim ohnlängſt ſich gegen hohe Perſohnen verlau-
„ten laßen, Chur-Pfalz hinführo eine Anzahl Gänß zu
„halten, damit man lieber mit Federen, als im Feldt
„Krieg führe; Als haben Ihre Churfürſtl. Durchl. ihr
„anbiethen in gnaden angenommen, undt iſt Dero gnä-
„digſter Befehl, daß gedachte Würthsfrau die Chur-
„Pfältziſche Cantzley, Jährlich mit ſchreibfedern gnugſam
„verſehen, ſolche alle Jahr auf Martini und zwar
„nechſtkünftigen Martini das erſte mahl, richtig liefern,
„auch daß dießes alßo geſchehe, Cantzley Director von
„Wollzogen darob halten ſolle. Heidelberg. den 20
„Auguſti 1669. Carl Ludwig.“

Das Schachſpiel gehöret unter die Ueberbleibſel der Kreuzzüge, wo es unſre Vorfahren lernten. Die Königin hieß anfangs in der alten franzöſiſchen Sprache, Fierce, Jungfer, aber bey den Morgenländern führte dieſer Stein den Namen Miniſter. Er konnte bey ihnen nur von Feld zu Feld, wie ein andrer Bauer, gehn, und ſich nicht über zwey vom Könige entfernen. Die ritterliche Galanterie des Zeitalters machte aus dieſem Miniſter eine Dame, und da man fand, daß bey ſo genirten Zügen ſie zu große Aehnlichkeit mit dem knechtiſchen Zuſtand der aſiatiſchen Frauenzimmer haben würde, ſo gab man ihr ſo viele Freyheit als möglich, dergeſtalt, daß dieſer Stein nun der wichtigſte von allen geworden iſt.

Als Franz I. nach der unglücklichen Schlacht bey Pavia Geſangener in Spanien war, verlangten die Grand's von Spanien, daß dieſer Prinz ſie nicht blos durch Abnehmen des Huts grüßen, ſondern ſich auch gegen ſie bücken ſollte. Um ihn dazu zu zwingen, ließen ſie die Thüre ſeines Zimmers niedriger machen, um das Bücken des Königs beym Hinausgehn für den geſoderten Reverenz auslegen zu können, allein Franz I. vereitelte ihren Anſchlag, indem er von nun an nie anders als rücklings hinausging, und ihnen den Rücken zukehrte. Eben dieſer König ſpielte mit einem von dieſen Grand's, und ſpielte glücklich. Er konnte ſeine Freude darüber nicht bergen, und hörte ſogar auf, weiter zu ſpielen, welches den Spanier ſo aufbrachte, daß er die verlorne Summe auf den Tiſch warf, und in die beleidigende Worte ausbrach: „Du thuſt recht, dies Geld zu behalten, denn Du brauchſt es zu Deiner Ranzion.“ Franz I. entrüſtete ſich ſo heftig über dieſe Verwegenheit, daß er den Degen zog, und den Grand auf der Stelle erſtach. Der Kaiſer, als die Familie Gerechtigkeit gegen Franz verlangte, gab zur Antwort: „dem „Grand ſey wiederfahren, was er verdiente, weil er „vergeſſen habe, daß ein König überall König bleibe.“ Damals führte man ein Luſtſpiel in Spanien auf, wo die Schlacht von Pavia vorgeſtellt wurde, und ein Spanier Franz I. den Fuß in Nacken ſetzte, und ihn, in den kriechendſten Ausdrücken, nöthigte, um ſein Leben zu bitten. Dieſe Farce blieb ſo lange auf der Spaniſchen Bühne, bis Emmerich Jobier von Barrault, Geſandter Heinrichs IV. am Hof Philipps II., als ſie in ſeiner Gegenwart gegeben wurde, voll edlen Unwillens, Angeſichts aller Zuſchauer auf das Theater ſprang, und ſeinen Degen in den Leib des Akteurs begrub, der Franz I. Angedenken ſo ſchimpflich behandeln mußte.

Es iſt zu bedauern, daß die Geſchichte nicht den Namen des braven gemeinen franzöſiſchen Soldatens aufbehalten hat, der einige Zeit nach der Schlacht hundert Thaler — eine große Summe damals — der ſpaniſchen Wache für die Erlaubniß gab, ſeinem Könige die Stiefeln auszuziehn zu dürfen, die **Franz** noch immer, zu ſeiner großen Beſchwerde, trug. Dieſes Zeichen der Liebe rührte den Fürſten ſo ſehr, daß er von der Zeit an dieſen Soldaten beſtändig hochſchätzte, und zu einem höhern Poſten beförderte.

VII.

Biographie.

Michel-Angelo Amerigi da Caravagio.

Dieſer berühmte Mann wurde zu Caravagio, einem Schloſſe im Mayländiſchen, 1569 geboren. Sein Vater war ein Maurer ſeines Handwerks, und brauchte ihn, Kleiſter für die Fresco-Maler in Mayland zu machen. Die Gewohnheit, immer um Maler zu ſeyn, und ſie arbeiten zu ſehn, flößte ihm gleichen Geſchmack an der Malerey ein. Ohne Lehrer, ohne die Meiſterſtücke oder Antiken zu ſtudiren, wurde er ein großer Künſtler. Das Portraitmalen beſchäftigte ihn vier bis fünf Jahre. Ihm war die Natur der ſicherſte Wegweiſer in ſeiner Kunſt, und er folgte ihr knechtiſch. Er malte blos nach ihr; ohne alle Wahl; das Schöne wie das Mittelmäßige; und kopirte ſogar ihre Fehler. Als man ihm eines Tages einige ſchöne antike Figuren zeigte, ſagte er, indem er auf die umſtehenden Perſonen wieß: „Seht! wie viel mir die Natur hier Muſter zum nach„ahmen, ſtatt aller eurer Statüen, gegeben hat!“ und auf der Stelle gieng er in ein Wirthshaus, und malte eine Zigeunerin ganz unverbeſſerlich, die eben auf der Straße war.

Es war nicht gut mit ihm umgehn; er war von Natur zänkiſch, verachtete jedermann, und fand nur ſeine eignen Arbeiten gut. Einem Manne von dem Karakter konnte es nicht lange an Feinden fehlen. Ein Handel, den er zu Mayland hatte, zwang ihn, dieſe Stadt zu verlaſſen, und nach Venedig zu reiſen, wo er ſich auf Giorgion’s Manier legte. Sein Auffenthalt war hier kurz, und er begab ſich nach Rom. Er war in ſo armſeeligen Umſtänden, daß ihn die Noth zu Joſehino trieb, der ihm Früchte und Blumen zu malen gab. Dieſe Beſchäftigung war nicht ſein Werk, und er verließ Joſehino, um bey Proſpero, einem Maler der Grotesken, große Figuren zu malen; Proſpero prieß ſein Lob überall, und zog einen beträchtlichen Gewinn von ſeinen Arbeiten.

Ein Gemälde, die Spieler, das Caravagio gemalt hatte, gefiel dem Kardinal del Monte ſo wohl, daß er es kaufte, den Verfertiger zu ſehn verlangte, und ihn in ſeinem Pallaſt behielt, wo er verſchiedene Stücke für ſeinen Garten-Pavillon malen mußte.

Alle Wände der Werkſtätte des Caravagio waren geſchwärzt, damit die Schatten des Gegenſtandes alles Wiederprallens beraubt blieben, und nur den Tag durch ein einziges Licht aus dem oberſten Fenſter erhielten. So gelang es ihm, ſeinen Gemälden das Düſtere und die Stärke zu geben, die, beym erſten Blick, alle andre Gemälde verdunkelt und übertrift. Selbſt **Rubens** erkannte Caravagio für ſeinen Meiſter im Helldunkeln. Caravagio lieh allen ſeinen Gegenſtänden eine ſo auffallende und außerordentliche Wahrheit, daß nichts darüber ging, und es nicht möglich war, das Natürliche weiter zu treiben. Aber alle dieſe Schönheiten verſchwanden bey groſſen Compoſitionen: ſeine Manier zu malen wurde alsdenn hart und unerträglich. Er ſtellte ſeine Figuren nach einerley Plan, ohne Abſtufung, ohne Perſpektiv, und ſein Licht blieb bey jedem Gegenſtand immer daſſelbe.

Alle Maler verbanden ſich gegen **Caravagio**; ſie warfen ihm vor, daß er weder Genie, noch Anſtand, noch Grazie, noch Einſicht habe, und keine gute Wahl zu treffen wiſſe. Wahr iſts, ſeine Figuren ſind nicht edel, er malte die Laſtträger hin, die ihm zum Muſter dienten, ohne ihre Köpfe, nach den Heiligen, Helden und andern großen Perſonen, die ſie vorſtellen ſollten, zu veredeln. Oft mußten die Altar-Gemälde, die er für die Kirchen und Klöſter verfertigt hatte, von ihren Plätzen wieder abgenommen werden; dieſes wiederfuhr einem heiligen Matthias, der wie ein Bauer ausſah, und einem Gemälde, der Tod der heiligen Jungfrau, die das Anſehn einer Ertrunkenen auf demſelben hatte. Aber dieſe Kränkungen beſſerten ihn nicht. Zuletzt folgten alle Maler, vom Strome der Mode fortgeriſſen, ſeinem Beyſpiel.

Als **Annibal Carrachio** nach Rom kam, wurde **Caravagio** von ſeinem Kolorit ſo ſtark gerührt, daß er, Trotz ſeines Eigenſinns, in die Worte ausbrach: „Gott „ſey gedankt, endlich habe ich zu meiner Zeit einen Maler gefunden!“

Caravagio pflegte von ſeinen Arbeiten zu ſagen, daß jeder Pinſelſtrich, den er thue, nicht ihm, ſondern der Natur gehöre. Ohne Genie, ohne Lektüre, ohne Studium ſeiner Kunſt, war ſie ihm einzige Hülfe und Führerin. Man nannte ihn daher, den „Naturaliſten,“ und gab dieſen Beynamen auch allen den Malern, die ſich, wie er, blos ſclaviſch an die Natur banden.

Sein wunderlicher und rachſüchtiger Karakter erwarb ihm wenige Freunde, wenn man den **Civoli** und **Pomeranci** ausnimmt. Er lebte in beſtändiger Fehde mit **Carrachio** und ſonderlich mit **Joſehino**. Da der letztere ſich weigerte, ſich mit ihm zu ſchlagen, weil er nicht Ritter ſey, ſo beſchloß er nach Maltha zu gehn, und ſich zum cavaliero ſerviente aufnehmen zu laſſen, um dem **Joſehino** zu zwingen, alle weitere Ausflüchte aufzugeben. Er tödtete zu Rom einen jungen Menſchen, mit dem er Streit beym Ballſpiel bekommen hatte, und flüchtete ſich, ſo verwundet wie er war, nach **Zagaroles** zum Herzog **Maria Colonna**, von da nach Neapel, und endlich nach Maltha. Da ſein Ruf ſchon überall hin erſchollen war, ſo war er nirgends müßig, ſonderlich zu Maltha nicht, wo er für die Johannis-Kirche und den Großmeiſter verſchiedene Arbeiten verfertigte. Der Großmeiſter machte ihn zum cavaliero ſerviente, beſchenkte ihn mit einer goldenen Kette, und gab ihm zwey Sklaven zu ſeiner Bedienung.

Er beleidigte einen Ritter von Anſehn, und wurde deswegen ins Gefängniß geworfen. Er entwiſchte bey nächtlicher Weile, gieng nach Sicilien, und weil er ſich hier nicht ſicher glaubte, nach Neapel. Hier wollte er ſo lange bleiben, bis der Großmeiſter, dem er eine Herodias mit dem Haupte Skt. Johannes, zum Geſchenke überſchickt hatte, ihm ſeine Gnade auswürken würde. Aber eines Tages wurde er von bewafneten Leuten vor der Thüre ſeines Gaſthofes angegriffen, und im Geſicht verwundet. So ſehr ihm auch die Wunde ſchmerzte, ſo ſtieg er doch ſogleich in eine Felucke, und fuhr nach Rom, weil er wußte, daß der Kardinal Gonzaga ſeine Begnadigung vom Pabſt erhalten hätte. Als er ausſtieg, bemächtigte ſich ſeiner die ſpaniſche Wache, die ihn für einen andern Kavalier anſah, und führten ihm ins Gefängniß, ließ ihn auch nicht ehr los, als bis ſie ſich von ihrem Irrthum überzeugte. Er kehrte nun nach der Felucke zurück, ſein Gepäcke zu hohlen, fand es aber nicht mehr. Er erlag unter der Laſt ſo vieler Widerwärtigkeiten, irrte am Ufer umher, und erreichte endlich zu Fuß, in der größten Hitze, das Thor Porto Ercole, wo ihn ſein Muth gänzlich verließ; ein heftiges Fieber ſchlug dazu, und ſo ſtarb er 1609 im vierzigſten Jahr ſeines Alters.

Caravagio's Leben war ein Gewebe von Unglücksfällen. In ſein Vaterland durfte er nicht kommen; von allen Seiten ſah er ſich verbannt; kaum hatte er Einen Freund, und ſtarb, ohne Beyſtand, mitten auf der Heerſtraße. Gewöhnlich war ſeine Kleidung ſchlecht; er lebte, ohne Umſtände, in der erſten beſten Schenke, und als er eines Tages nicht bezahlen konnte, ſo malte er das Schild des Wirthshauſes, das mit der Zeit um ein anſehnliches verkauft wurde. Viele Jahre diente ihm die Leinwand eines Portraits zum Tiſchtuch, auf der er ſeine Mahlzeiten hielt.

VIII.

Romane.

Konradin.

Konradin war ein natürlicher Sohn Roberts, Grafens von Provence, der 1245 nach ſeiner Zurückkunſt von der Kirchenverſammlung zu Lyon ſtarb. Auf die Nachricht hiervon hatte König **Ludwig** IX. Truppen nach Provence marſchiren laſſen, um ſich dieſes Landes als eines Erbtheils ſeiner Gemalin, der älteſten Tochter des Verſtorbenen, zu bemächtigen. **Konradin**, der ſchon erwachſen genug war, um die Waffen führen zu können, und jetzt den Beſitz deſſen, was ihm von ſeinem Vater ausgeſetzt worden war, vertheidigen mußte, ſtellte ſich ihm an der Spitze einer Armee entgegen, unter dem Vorwand, er wollte die Rechte der jüngern Tochter des Grafen, welche dieſer zur Erbin eingeſetzt hatte, geltend machen König **Ludwig** hatte von der geheimen Willensverordnung, des Verſtorbenen nichts gewußt; es ſchien ihm vortheilhafter, ſich zu vergleichen, als ein Treffen zu wagen. In Roberts Teſtament war der Graf von Toulouſe der jüngern Gräfin Beatrix zum Gemahl beſtimmt worden. Man erwartete nur noch Diſpenſation vom Pabſte, weil ſie zu nah verwandt waren. Allein König **Ludwig** wußte es in Rom dahin zu bringen, daß die Ausfertigung davon verzögert wurde, und ließ ſich indeſſen in Provence mit den Vormündern Taraſcon und Villeneuve in Unter-

hand,

handlungen ein. Dieſe wußten's auch ſo fein zu ſpielen, daß ſie den Grafen von Toulouſe von der Erbfolge ausſchloſſen, und ihm Karl von Anjou vorgezogen wurde, dem auch der König die Gräfin Beatrix zur Gemahlin gab. Zu gleicher Zeit arbeitete Villeneuve zu **Konradins** Beſten, ſo daß er die Beſtätigung alles deſſen, was ihm ausgeſetzt war, erhielt.

Konradin hatte nun nichts mehr zu beſorgen, und dankte ſeine Truppen ab; nur ſeine gewöhnliche Leibwache ausgenommen. Die unterhielt er immer, und zwar zahlreich, nicht aus Beſorgniß, denn er fürchtete nichts, und der Tod war ihm nicht ſchrecklich; ſondern aus Stolz, der bey ihm bis zur ſonderbarſten Ausſchweifung geſtiegen war. Wie Veſpaſian dünkt' er ſich aus ganz anderm Stoff als andere Leute gebildet. Er hatte die Ringmauer ſeiner Burg erweitert, und im Innern Gatter mit Gatter und Bollwerk mit Bollwerk verwahrt, damit ihm ſeine Lehnleute nicht zu nahe kommen könnten. Seine unentbehrlichſten Bedienten ſprachen nicht anders als zitternd mit ihm. Er hatte eine Menge von Zerimonien eingeführt, immer eine feyerlicher als die andere: Eſſen, Trinken, Schlafengehn, alles geſchah bey ihm mit einem auſſerordentlichen Prunk. Wenn er ſich an Tafel ſetzte, trat ein Herold auf den Wall der Burg, und rief durch die Schießlöcher dreymal: „**Ihr Mannen! ihr könnt nun eſſen; Konradin iſt an Tafel.**“ Gleich darauf wurde geläutet, zum Zeichen, daß es nun Zeit zum Eſſen wäre. Wenn das die Leibeigenen hörten, mußten ſie niederknien und beten, daß der Himmel ihrem Herrn die Mahlzeit ſeegnen möchte: dann aß er. An ſeine Tafel wurden benachbarte Prinzen nur an Galatagen gezogen, wo er große Cour hielt, um dadurch den Glanz ſeines Hofs und ſeiner Perſon noch zu erheben. Nur wen er eingeladen hatte, wurde in ſein Schloß aufgenommen. Gieng er zu Bette, ſo machte wieder ein Herold bekannt, daß es Zeit dazu wäre; drauf wurde abermals geläutet, und nun blieb keine Hausthüre unverriegelt. Alsdenn verſammelten ſich alle Familien, wie zu den Zeiten der Patriarchen. Die Abende waren lang, und wenigſtens eben ſo lang die Erzählungen, mit denen man die liebe Jugend ergötzte. Niemals vergaß man die Reiſen und Ebentheuer Peters von Provence. Das war ein Volksroman, urſprünglich in Provençal-Verſen verfaßt, und lange nachher in gemeine Proſe übergetragen. Auch las man die wunderſame Begebenheiten des Biſchofs von Arles, und die Heldenthaten des wackern Selva, der ſo mannhaft für die Bürger von Siena focht, als ſie mit den Florentinern Krieg führten. Die „ſchöne und liebliche Hiſtory von den vier Sünen Herzog Aymonts“ ꝛc. war noch nicht geſchrieben. Oder man ſang ſich auch beym Schein einer eiſernen muſchelförmigen Lampe, die von einem Nagel herabhieng, die Geſänge der Trobadoren. — Nach dem Eſſen hatte **Konradin** die Gewohnheit, ein Mittagsſchläfchen zu machen; ein löblicher Brauch, der ſich noch in Provence erhält. So lange nun der Prinz mit dem groſſen Geſchäfte der Verdauung beſchäftigt war, durfte niemand, der ein lärmendes Gewerbe trieb, arbeiten. Alſo legten dergleichen Handwerksleute Hammer und Zangen nieder, und ſchlummerten auf ihren Amboſen ein. Nur an Feſttagen erlaubte **Konradin** Spiele; denn Müßiggang dünkte ihm ein Beweis von Vornehmheit, und wer nichts zu thun hat, iſt nach Wahrſcheinlichkeit mehr als andere, und braucht nichts. In ſeinen Schloßhöfen aber durften alle Sonntage alle Trommler und Pfeifer aus der Nachbarſchaft zuſammenkommen, und er geruhete dann ſelbſt, den Tänzen ſeiner getreuen Unterthanen beyzuwohnen. Nadeln, Schlingen, Bänder, waren denn die Preiſe, die er den geſchickteſten Tänzern austheilen ließ. Silberne Becher und andere dergleichen Kleinodien, waren nur für die Jünglinge oder Mädchen beſtimmt, die am beſten Wette lieſen. Sonderbar war's zu ſehen, wie ſich beyde Geſchlechter in eben dem Laufe vermengten, nach eben dem Ziele rannen, ſich um eben den Preis bewarben: und wie zuweilen das zärtere Geſchlecht dem andern zuvorkam. Ein leichtes kurzes Röckchen flatterte den Läuferinnen vom Gürtel bis zum Knie; ein dünner Schleyer deckte ihren Buſen, und ſo im nachläßigen Gewande war's als ob ſie flögen. Zuweilen lief das Mädchen neben ihrem Vielgetreuen, und dieſer ließ mit allem Fleiße nach, um ihr den Preis gewinnen zu laſſen, und ihn dann aus ihren Händen zu empfangen. Bald miſchte ſich alles durcheinander, Sieger und Nichtſieger: und war nun die Cocagna völlig geplündert, ſo ſetzten ſie ſich aufs Grüne, aſſen von der Beute, und ſangen dazu Volksliederchen, z. E.

Lou couer què tu m'aviez douat,
Bello Paſtoure, en gagi,
L'ai pas vendut, l'ai pas juguat;
N'ai ſach un millou uſagi,
L'ai pris, l'ai mesclat eme l'ou miou:
Noun ſabi plus qual es lou tiou.

d. i. „Das Herz, ſo du mir gabſt, ſchöne Maid,
„zum Pfande, hab's nicht verkauft, hab's nicht
„verſpielt; hab's beſſer angewandt, hab's genom-
„men, hab's vermiſcht mit dem meinen; weiß
„nicht mehr, welches iſt das deine.“

Auſſer dieſen Spielen hatte **Konradin** noch andere eingeführt; z. E. blindlings einem Hahne mit einem Stocke den Kopf abzuſchlagen, oder ihn todzuwerfen, oder auf den Lande und zu Waſſer zu ringen. Sein eigenes Vergnügen war die Jagd, beſonders mit dem Falken. Dieſes langweilige Divertiſſement währte gewöhnlich einen halben den Tag. Die übrige Zeit hatte Konradin prächtige Langeweile. Immer war wieder das nämliche Zerimoniel, eben der Prunk. Allein auf ſeiner Burg, ſonder Ehrgeiz, ſonder Neid, wär er ruhig geweſen, hätte ihn nicht der Stolz geplagt. Beym Krieg war's ihm nicht um Eroberungen zu thun; nur daß man dabey gerühmt werden konnte, gefiel ihm. Damals wurde überall das Kreuz gepredigt. König Ludwig und ſeine Brüder hatten ſich bekreuzt: viele Herren folgten ihrem Beyſpiel, und einige Prälaten thatens ihnen nach. Konradin wurde auch dazu eingeladen; aber da er keine Schulden hatte, da ſeine Finanzen in gutem Zuſtande, und ſeine Unterthanen, bis auf ſeinen Stolz, mit ihm zufrieden waren, ſchlug ers aus. Dagegen bekam er durch Karls von Anjou und anderer mächtigen Herren in Provence Entfernung eine gute Gelegenheit, ſich durch Befehdungen zu vergrößern. Bis dahin aber benutzte er die Thorheit ſeiner abergläubiſchen Nachbaren, wovon die Meiſten, weil ſie Geld haben mußten, ihre Güter wohlfeil verkauften, und ihre Leibeigene frey ließen. Er ließ bekannt machen, er wollte kaufen, was man ihm anbieten würde. Kamen Verkäufer in Menge, und bald war ſein Gebiet mit Taraſcon, Beaucairo, Riez und Frejus vermehrt. Ein Graf von Sabean, Elzear genannt, verkaufte ihm alles, ohne Zweifel, weil er ſich einbildete, daß ihm bey der Theilung des gelobten Landes ein weit gröſſer Loos zufallen würde, oder daß er ſich wenigſtens durch Plündern hundertfältig würde entſchädigen können. Elzear war nicht der Einzige, der auf dieſe heilige Fahrt mit habſüchtigen Abſichten zog, und der für Gottes Sache bewafnet Plündern, Seeräuberey und Mordthaten häufte. Das Reſultat von Aberglauben und Unwiſſenheit! — Genug, Graf Elzear verkaufte alles, auf Jahreswiederkauf nämlich. Auſſerdem mußte ſich Konradin verbinden, ſeine fünf Töchter, dieſes Jahr über, zu unterhalten und zu ernähren; nach deſſen Verlauf war's ihm nachgelaſſen, ſie zu ihren Oheims in Gaſkogne zurück zu ſchicken, oder auch ſie in ein Kloſter zu verſchlieſſen. Dieſe fünf Mädchen waren fünf Grazien: ſo vollen Wuchs, ſo weiſſen Teint, ſo ſchwarze Haare, ſo ſchöne Augen hatte man noch nie geſehn. Wer eine ſah, verliebte ſich; ſah man ſie alle zugleich, wer konnte da wählen? Immer waren ſie vergnügt, immer heiter, wie ein Tag im May. Das war ein Singen, ein Hüpfen, ein Schäkern, vom Morgen bis zum Abend. Funfzehn Jahr war die jüngſte, die älteſte kaum zwanzig. Liebhaber hatten ſie in Menge. Die berühmteſten Ritter aus Guienne, Languedoc und Dauphine trugen öffentlich ihre Farben, und hatten auf ihre Waffenröcke ihre Namenszüge nebſt ihrer Deviſe ſticken laſſen. Dieſe Deviſe war eine Blume mit der Umſchrift: „Bin noch eine Blume, hab' auch nichtes zu geben, denn eine Blume;“ eine Anſpielung auf ihr geringes Vermögen. Vor ſeiner Abreiſe ſagte ihr Vater ohngefähr dieſes zu ihnen. „Wohl möglich iſt es, lieben Töchter, „daß ich ſterbe jenſeits des Meers. So dieſe Miſſewende Euch wiederführe, ſeyd deſſen eingedenk, daß „Ihr habet einen Geſippten an Karlen von Anjou, und „eine noch nähere an Beatrix; bittet von ihnen, daß „ſie Euch aufnehmen zu Gnaden. Und ob es ſich begäbe, daß ſie Euer nicht mögten, geht denn an den „Hof des Königs zu Frankreich; werdet da finden, der „ſich Euer erbarmt und Euch Hülfe thut. Aber — „mit einem tiefen Seufzer — mögte wohl lieber, daß „Konradin kieſere eine von Euch zu ſeiner ehrlichen „Wirthin. Baß iſt es zu ſeyn ein kleiner Herr daheime, „dann dürftig am Hof eines ſeiner Sippſchaft. Habt „ja alles und traun noch mehr als Ihr bedürfet, um

„damit Ihr Konradinen bewegen möget ſolches zu „thun. Sollt meinen Seegen haben, lieben Töchter: „Gott woll Euch ſchirmen!“ — Die lieben Mädchen fielen ihm um den Hals, und ihre Thränen floſſen auf ſeine Wangen. Der Graf reiſte ab, und nun hielten ſie Rat. — „Müſſen gehorchen unſerm Herrn und „Vater, ſagte die jüngſte. Und ob Konradin . . . „genug! thut wie ich: müßt' er ja felſenhart ſeyn, „oder . . .“ Sie verſprachen ſich, jede wollte ihr Beſtes thun.

Da Konradin nicht mitzog, ſo ſtand ſein Schloß allen Kreuzrittern offen. Der Zufluß war beträchtlich. Des Grafen von Sabean Töchter machten die Wirthinnen im Schloſſe, und unterhielten da eine Fröhlichkeit, die zuvor niemals darinn eingekehrt war. Aus Dankbarkeit für eine ſo liebreiche Aufnahme ſtellten die Ritter ihnen zu Ehren Luſtgefechte an. Manche von ihnen forderten ſogar Kampf auf Schimpf und Ernſt; denn, ſagten ſie, welcher von ihnen würde [illegible] für ſie mit Freuden ſein Leben laſſen? — Drey [illegible] währten die Luſtgefechte, und die Ritter zeigten dabey all ihre Geſchicklichkeit und Stärke. Die Ueberwinder ſchätzten ſich glücklich, wenn ſie dann einen Kuß auf die Hand der ſchönen Schweſtern drücken durften; die Ueberwundenen aber bedauerten, daß ſie nicht Sieger waren, um auch ſo glücklich zu ſeyn. Die meiſten Ritter nahmen bey ihrem Abzug von dieſer Art von Turnier eine Wunde mit hinweg, die ein einziger Blick der Schönen ihnen wider Willen geſchlagen hatte, begleitet von angenehmer Erinnerung an die Fröhlichkeit, die ſie umgab: denn ſprachen ſie, ſo lächelten ſie dabey; hörten ſie zu, ſo lächelten ſie auch. Sie giengen nicht, ſie ſprangen. Immer waren ſie in Bewegung. Nur ihr Herz blieb ruhig. Sie liebten nicht, aber man ſieht aus dem

Vorhergehenden, daß ihnen die Zeit nicht lang wurde. Sie waren groſſe Freundinnen von Blumen. Das erſte, warum ſie **Konradin** baten, war, ihnen ein Blumenbeet zu ſchenken, welches ſie ſelbſt bebauten, und ſelbſt bepflanzten; und als nun die Blumen in die Höhe ſchoſſen, theilten ſie unter ſich die Sorge für ihre Wartung. Die älteſte, Eufroſine, liebte vorzüglich die Roſe; Luiſe zog die Tulpe vor; Gertrude hatte ſich die Ranunkel gewählt; Brigittens Lieblingsblume war die Viole; Klotilde pflegte die Nelke. Ihr Zimmer ſchmückten Raſen mit dieſen Blumen gefüllt, deren mannichfaltige Farben und vermiſchte Düfte Aug' und Geruch entzückten. Ringsumher ſtanden Rahmen und andere Werkzeuge weiblicher Arbeiten. Es war eine Luſt zu ſehen, wie die ſchönſten Hände von der Welt die Spindel drehten, oder das Weberſchiff trieben, oder die Nadel gebrauchten. **Konradin** beſuchte ſie alle Abende, wenn er von der Jagd kam, beſchaute ſie unverwandten Blicks, aber ohn' ein Wörtchen zu ſagen; und wenn er ſie nun ſtundenlang beſchaut hatte, denn gieng er wieder, und ſagte kaum gute Nacht. — Welch ein Unthier, ſagte Luiſe lächelnd. — Das zahm gemacht werden muß, fiel Eufroſine ein. — Aber wie? fragte Brigitte. — Nichts leichter als das, antwortete Klotilde; wir dürfen nur wollen. — Durch Schmeicheleyen, ſagte Luiſe, denn er iſt ſtolz. — Durch Schmeicheleyen! wendete Eufroſine dagegen ein; nicht doch, Schweſter! — Uns ſo weit herabſetzen! fuhr Gertrude fort; knieen müſſen ſeines Gleichen. — Und doch! ſagte Brigitte. — Es iſt genug, ſetzte Klotilde hinzu, wenn wir uns ihm öfters ſehen laſſen, ohne daß es ſcheint, als ſuchten wir ihn; es muß immer ſeyn, als wenn uns das Ohngefähr leitete. Er wird uns ſehn, wird uns eben nicht häßlich finden; wird nicht widerſtehen können. Nach und nach wird der wilde

Mann zahm werden: wird anfangen Menſch zu ſeyn; bald drauf wird ſich Liebe zeigen, und dann wird er heuraten wollen: denn… Ja! ja! liebe Schweſtern, eine von uns muß ſeine Frau werden. — Alle auf einmal ſahn in den Spiegel. Und der ſchien ihnen zu ſagen: Ihr habt ſchöne Augen, es kann euch nicht fehlen. — Sie waren keine Nebenbuhlerinnen; deßwegen blieb die Freundſchaft unter ihnen. Eine putzte immer die andere: Klotilde flocht Brigittens Haare und Eufroſine ordnete Klotildens Locken. — Sieh da! liebe Schweſter! Dieſes Kleid ſteht beſſer als jenes: blau ſchickt ſich eher zu deinem Teint als Roſenfarb. — So verſtrich den lieben Mädchen ein Theil des Vormittags. Man mußte ſie ſehn, wenn ſie zu den Kapuzinern in die Meſſe giengen. Alle trugen ein Strohhütchen, das ihre ſchönen Augen halb verbergen zu wollen ſchien; alle hielten ſich bey der Hand wie die Grazien. Da war kein Ritter und kein Knappe, der ſie nicht mit einem tiefen Bückling grüßte, und zum Gruße tief ſeufzte. — „Schade, ſagten ſie untereinander, Schade, daß ſie niemanden lieben! —“ Wenn ſie aus der Meſſe kamen, giengen ſie hinab auf eine Wieſe, wo ſchon Schlingen gelegt waren. Hier nahmen ſie die Leine in die Hand, und weckten mit einem Pfeifchen die Lockvögel. Getäuſcht durch die Blätter, mit denen die Schlingen überdeckt waren, und durch den Geſang der Locker, kamen die Vögel und ſetzten ſich auf die Blätter; gleich zog eine der Mädchen an der Leine, und der Vogel war erwiſcht. Doch mordeten ſie ihre Geſangene nicht. Die ſich durch ſchönes Gefieder oder lieblichen Geſang empfahlen, wurden behalten; die andern lieſſen ſie wieder fliegen. Jene aufzuziehn und zu pflegen war einer ihrer liebſten Zeitvertreibe.

Konradin traf ſie jetzt öfter als ſonſt an. Schon am frühſten Morgen ſah er ſie im Felde; kam er nach Hauſe, ſo begegneten ſie ihm; gieng er aus, ſo hielten ſie ihm an oder ruften ihm zu. Bald wollten ſie ihm eine Blume zeigen, die unter Brigittens Nadel hervorgieng; bald ſollt' er einen Finken ein Liedchen ſingen hören, das ihn Luiſe gelehrt hatte; bald wieder einen Papagay, der bis zur Bewunderung deutlich ſagen konnte: „Lieb' mich, Konradin! Konradin, lieb mich! Konradin! Konradin! — “ Bald ſollt' er Gertruden Troſt zuſprechen, die ſich ſtellte, als weinte ſie um ihre verlorne Ranunkeln. Und immer fand er die liebenswürdigen Mädchen in reizendem Schmuck oder im noch reizendern Morgenkleide. Unbewegt ſah er ſie nicht; das ſagen würde ihn zu hart ſchildern heiſſen. So viel Schönheit, ſo viel Anmuth machte Eindruck auf ihn; aber er war unentſchloſſen. Fünfe waren's und alle gleich ſchön; von jeder verwundet gieng er hinweg, und dabei war er ſtolz. Hätt' er würklich geliebt, er würde es nie zuerſt geſtanden haben, und unvorſichtig wär's von der andern Seite geweſen ihm Liebe merken zu laſſen: er hätte eine Art von Knechtſchaft verlangt, denn er dachte in Abſicht auf Frauenzimmer ſo ziemlich orientaliſch.

Indeſſen ward's mit ihm von Tag zu Tage anders. Er entfernte ſich immer weniger, und immer auf kürzere Zeit. Kein Wörtchen entfuhr ihm, aber alles was er that, ſagte etwas. Die Mädchen waren zu fein, um nicht alles zu verſtehn. — Endlich, ſagte Luiſe, endlich wird der Mann zahm; aber welche von uns wird er wählen? oder vielmehr, welche von uns mögte wohl von ihm geliebt ſeyn? — Ich, ſagte Eufroſine, ich! — Gut! verſetzte Brigitte, ſo ſeys! Wir müſſen nun ihm weniger zu Geſichte kommen; wir müſſen ihn allmählig dahin bringen, daß Eufroſine ſeine Einzige werde. Nur ſie ſoll er ſehn; nur von ihr wollen wir reden, wenn er uns ſieht: er wird ſie wohl unterſcheiden müſſen.

Seitdem bekam **Konradin** die übrigen vier Schweſtern nur ſelten zu ſehn; immer war's nur Eufroſine; unmerklich vergas er die andern. Sie ſchien Gefallen an der Jagd zu haben: er erlaubte ihr, ihn zu begleiten. Da er bis zur Leidenſchaft gerne ritt, ſo ſtellte ſich Eufroſine als wäre dieſe Luſt auch die ihrige. Mit ungewöhnlicher Geſchicklichkeit wußte ſie ihr Roß zu lenken, und in die Rennbahn einzuſprengen; oft kam ſie ſogar eher ans Ziel als **Konradin**. Um zu verſuchen, wie viel ſie ſchon über ihn vermögte, fieng ſie an, wenn ſie öffentlich mit ihm ſprach, den **gnädigen Herrn** auszulaſſen, und nennte ihn blos **Konradin**. Beym erſtenmal erröthete **Konradin**, ſchwieg, wurde bös. Jedermann glaubte einige Tage lang, Eufroſine hätte ſeine Gunſt verloren; ſie ſelbſt glaubte ſo. Allein **Konradin** mogte immer böſe ſeyn wollen, er gewöhnte ſich doch allmählig daran, daß ihn Eufroſine nur **Konradin** nannte. Dieſer Schritt war alſo gewagt; jetzt gieng ſie weiter. **Konradin** ließ ſie allein vom Pferde ſteigen, oder ein Ecuyer reichte ihr die Hand. „Aber, ſagte ſie eines Tags zu ihm, es iſt doch eine Schande, daß ein Ritter wie Ihr, ſo wenig galant iſt; ſteigt doch ab und reicht mir Eure Hand ohne Handſchuh'; ich mag künftig keinen andern zum Ecuyer als Euch. —“ **Konradin** ſtutzte und warf einen zornigen Blick auf Eufroſinen, die zu dieſer unbeſcheidenen Forderung juſt einen Augenblick gewählt hatte, wo ihn ſein zahlreicher Hofſtatt beobachtete. — Keine Weigerung! ich will's, ich forder' es. — Sie ſagte das mit ſo vieler Anmuth, der ganze Hof fand ſie dabey ſo reizend, daß **Konradin** wohl abſteigen und ihr ſeine Hand reichen mußte: er wollte ſogar die ihrige küſſen. —

Nicht doch! ſagte das muthwillige Mädchen; Ihr habt mir nicht freundlich genug gehorcht: vielleicht ein andermal. — Ich hab' ihn, rief ſie ihren Schweſtern entgegen, als ſie wieder zu ihnen kam; ich hab' ihn! — und nun erzählte ſie ihnen, was ſie gewagt hatte. Das war recht! riefen alle, und machten ſich eben die Hofnung wie ſie.

Am folgenden Morgen ließ **Konradin**, früher als gewöhnlich erwacht, Eufroſinen ſagen, er wollte auf die Jagd gehn. Sie ließ ihm wieder ſagen, ſie würde ihn nicht begleiten. **Konradin** ſchickte noch einmal, und ließ ſich erkundigen, ob ſie nicht wohl wäre. — Das eben nicht, gab ſie zur Antwort, ich bin wohl: aber ich mag heute nicht auf die Jagd. — Aber warum? ließ **Konradin** wieder fragen. — Weil mir's eben ſo einfällt — war ihre Antwort.

Konradin ritt alſo allein fort; aber den ganzen Tag war er übler Laune. Er kam eher als ſonſt wieder, ſchmälte mit jedermann, und ließ einen Bauern einſtecken, der ihn zu ſpät gegrüßt, und noch einen, der ihn nicht **gnädiger** Herr genannt hatte. Eufroſine erfuhr's, und ſchrieb ihm auf der Stelle: „Ich bitte Euch um die Freyheit der beiden Leibeigenen, die Ihr aus Stolz habt einſtecken laſſen. Wird man denn immer nur Zwang und Knechtſchaft in Eurem Gebiete ſehn?“ — **Konradin** wurde ſehr entrüſtet, als er dieſes Billet las, gieng mit ſtarken Schritten im Zimmer auf und nieder. Endlich aber that er doch, was Eufroſine verlangte. Doch ſie triebs noch weiter. Sie ließ alle Gitter und Gatter einreiſſen, und erlaubte jedermann zu allen Stunden zu **Konradin** zu kommen: ſo daß der unſichtbare kleine Tirann ſich nun öffentlich ſehen ließ, und die Leibeigenen kamen haufenweis, wenn er aß, ihn zu ſehen und zu ſegnen. Eufroſine hatte ihn dahin gebracht, daß er mit ſeinen Knappen und den vornehmſten Herren ſeines Hofs zuerſt ſprach, und er gehorchte knurrend. Er hatte nicht das Mindeſte geſagt, was einen Schein von Liebe gehabt hätte; Eufroſinen war kein Wörtchen von ſo etwas entfallen; es ſchien, als bedürften ſie keines Geſtändniſſes, das ſonſt ſo nothwendig iſt. Aber Eufroſine wollt' es ihm ablocken, mehr aus Eigenliebe als aus würklichem Bedürfniß des Herzens. Es zeigte ſich auch bald eine Gelegenheit dazu.

Verſchiedene benachbarte Herren hatten ſich gegen **Konradin** verbunden, ihm Frejus und Riez nebſt allem was er an den Küſten beſaß abzunehmen. Das nöthigte ihn, ſeine Lehnleute aufzubieten, und in kurzer Zeit hatt' er ein ziemlich furchtbares Heer beiſammen. Er übernahm's, ſelbſt anzuführen, und machte ſich zum Abzug fertig. Er hatte Eufroſinen noch nicht auf dieſe Trennung vorbereitet: hier war's wo ſie ihn erwartete.

Ich reiſe ab, ſagt' er auf einmal zu ihr. —

Ich glaubt' es werth zu ſeyn, daß ichs eher erführe. —

Ich geh' zum Kampf; vielleicht fall' ich da; Erben hab' ich nicht; nichts iſt auf der Welt, das ich liebe ....

Nichts? gar nichts?

Ich glaube wenigſtens nicht — mit einiger Verlegenheit — daß ich jemanden zurücklaſſe, das mich bedauern wird ...

Wißt Ihr das?

Ich wollte ſagen, das mich bedauerte, wie Ihr.

Wie, ich? Wer hat Euch das geſagt?

Ich weis nicht; aber ich muß Euch geſtehn, daß Ihr die einzige ſeyd, in deren Geſellſchaft mirs gefiel.

Ich habe in Euch etwas gefunden, ich weis ſelbſt nicht … Hier legte ſich ſeine Hand unwillkührlich aufs Herz — Ich fühle … Ach, Eufroſine, Ihr ſeyd ſo reizend!

Dünkt Euch das?

Ja, das ſeyd Ihr.

Sehr artig von Euch, mir das zu ſagen! In der That, eine ganz neue Sprache! —

Ja wohl, ganz neu!

Faſt iſt es Liebe.

Was Ihr wollt.

Aber denn wär's ja ein Geſtändniß, und geſteht man denn Liebe ſo? Im Waffenrock, mit der Lanze in der Hand, das Schwerd an der Seite, das Viſier kaum halb gelüpft! Seyd Ihr Herr? ſeyd Ihr Sieger?

Alles, alles, was Ihr wollt.

Hier ſchnallte er den Panzer ab; den Helm hatt' er ſchon abgenommen; die Lanze war ihm aus der Hand gefallen; ſein breites Schwerd hieng ihm nicht mehr an der Seite —

So! iſt das genug? Bin ich nun wie's ſeyn muß.

Nein, noch nicht.

Noch nicht?

Ihr ſeyd zu weit von mir entfernt, und Eure Stellung … Ihr ſeyd zu groß, wenn Ihr ſteht; ich muß zu hoch nach Euch hinaufſehn …

Iſt es ſo recht? — indem er auf ein Knie fiel —

Ja, ſo iſt es recht. Nun könnt Ihr mit mir reden. Was habt Ihr mir zu ſagen?

Nichts mehr. Ich fühle ... Hier! leſet. Es iſt ein Brief, vermöge deſſen ich Euch zur Regentin in meiner Abweſenheit ernenne. Fall' ich im Kampfe, ſo iſt alles was ich habe Euer, und Eure Schweſtern bekommen ihr väterliches Erbe wieder. Lebt wohl. – –

Er gieng; Eufroſine dankte ihm in den edelſten Ausdrücken. Im Weggehn ſeufzt' er noch.

Jetzt waren die reizende Schweſtern Regentinnen, und man kann leicht denken, daß es wohl niemals eine fröhlichere Regierung gegeben hat. Trobadoren und Jongleur waren willkommene Gäſte; Bälle folgten auf Bälle; cours d'amour wechſelten mit ihnen ab. Scherz und Witz und Fröhlichkeit traten an die Stelle des verjährten lächerlichen Zerimoniels. Ohne Geſetze wußten ſie ein glückliches Mittel zwiſchen Vertraulichkeit, die der Ehrfurcht zu nahe tritt und kriechender Unterwürfigkeit zu finden. Die Unterthanen lernten ihre Pflicht, erfüllten ſie mit frohem Muth, redeten ohne Zwang mit ihren ſchönen Gebieterinnen, und dennoch mit Ehrfurcht. Das Gerücht von dieſer entzückenden Aenderung machte ſie in der Ferne bekannt. Junge Ritter eilten herbey; dieſe fünf Schweſtern waren ihrer Wünſche werth. Eufroſine begnügte ſich mit dem Vorſitz bey den Spielen und mit Tändelei. Die andern giengen weiter, und allen fiel kein ſchlechtes Loos.

Um dieſe Zeit erſchien die Gräfin von Martigues an Konradins Hof. Sie wollte ihm die Hand ihrer Tochter anbieten. Der Verdruß, daß ſie zu ſpät kam, ward endlich zum geheimen Vorſatz, ſich an Eufroſinen zu rächen. Zu gleicher Zeit war auch der junge Baron von Bormes, als Konradins Gefangener, an den Hof gekommen, und Eufroſine hatte ihn auf ſein Ehrenwort volle Freyheit in der Stadt gelaſſen. Dankbar beſtrebte ſich der junge Ritter, ihr zu gefallen, und ſie hatte zu leichten Sinn, um das übel aufzunehmen. Sie lachte darüber mit ihren Schweſtern, nannte ihn nur den kleinen Gefangenen. Er gieng ihr nicht mehr von der Seite, war ihr Ecuyer geworden: man hatte ihn überraſcht, wie er von ihrer ſchönen Hand einen Kuß ſtahl.

Alle dieſe Wahrſcheinlichkeiten ſammelte die rachgierige Gräfin, und ſchrieb an Konradin eine lange Erzählung davon. Konradin, übereilt und hitzig wie er war, der noch überdieſes den jungen Baron haßte, ſchwur, die beyden Straſbaren ſollten ſterben. Er ließ ſeinen Arzt rufen. — „Doktor, ſagt' er zu ihm, ihr müßt mich rächen. — Und an wem? — An Eufroſinen und dem Baron Bormes. Ich bin verrathen, beſchimpft; geht und gebt ihnen ein langſames Gift, das mir die Wolluſt verſchaffe, ſie ſterben zu ſehn, wenn ich heim komme.“ — Der Arzt reiſte ab.

(Die Fortſetzung folgt.)

IX. Miß

IX.
Miſcellanien.

I.

Fragmente zu einer Geſchichte der Sitten, häuslichen Gebräuche und Bedürfniſſe:

von R—d.

(Dritte Fortſetzung.)

In der Schlacht bey Sempach, wo Leopold, beygenahmt, „der Ritterſchaft Ehre,“ mit ſeinen Edlen, durch die Tapferkeit der Schweizer, die Heldenthat des Arnolds von Winkelried, der den Phalanx der geharniſchten Ritter brach, und durch den Fehler fiel, daß er ſeine Reuterey abſitzen ließ, verwundete ſich ein Herr von Raynach, als er ſich, wie die andern Ritter, beym Abſitzen, die großen, hindernden Schuhſchnäbel abſchnitte, aus zu großer Lebhaftigkeit am Fuß, und ſo ſtark, daß er die Schlacht nicht beywohnen konnte, und dem Schickſal, das die andern traf, durch dieſen Zufall entgieng.

Zu den Hüten merke ich noch nach, daß eigentlich die großen eiſernen Hüte, die man im Krieg trug, zum Gebrauch der Hüte von Caſtor und Filz in der Stadt, Gelegenheit gaben. Von den Federbüſchen der Helme der Ritter, deren Erfinder die Deutſchen waren, kamen die Federn auf die Hüte, und blieben, laut ihres Urſprungs, ein Vorzugszeichen des Adels.

Karls des Großen Kleidung, wie ſie uns Eginhard beſchreibt, beſtand gemeiniglich in einem leinenen Rock, deſſen Saum von Seide durchwirkt war, und im Winter aus einem Wams von Fiſchotterpelz, den er unter dieſem Rocke trug. Schuhe und Strümpfe befeſtigten Bänder von allerley Farben, und um das Alles hieng ein langer Mantel. Man findet auch Prachtgeſetze von ihm. Im Jahr 808 verordnete er folgende Preiſe beym Kauf und Verkauf.

Den beſten Oberrock oder Mantel.	20 Sols.
Den ſchlechtern.	10 —
Den mit Marder oder Fiſchotter gefütterten Rock.	30 —
Mit Katzenfell gefüttert.	10 —

Eine Abhandlung über die verſchiedenen Veränderungen, denen unſre Kleidung und Kleider-Moden, von den älteſten Zeiten bis zu uns, unterworfen waren, würde viele Bände füllen, und iſt kein Werk für gegenwärtigen Aufſatz. Ich berühre nur, im Vorbeygehn, einige Beſonderheiten der älteren Trachten.

Die breiten langen Tuniken, die oben zugehacket werden, und bis auf die Ferſen heruntergehn, wurden über die andern Kleider gezogen. Man brauchte ſie, wenn man ausgieng, ſtatt daß der Mantel — ſo ändern ſich die Begriffe und Moden! — nur eine häusliche oder Staatskleidung vorſtellte, und es ein Zeichen von ſchlechter Lebensart geweſen ſeyn würde, wenn man in der Stadt im Mantel hätte gehn wollen. Der Kirchenornat, den man pluviale nennt, der Chormantel, und verſchiedene Mönchshabite, ſind Abbildungen dieſer alten Tuniken oder Ueberhänge, und ſo finden wir in den Trachten vieler Mönchsorden und der Geiſtlichkeit, die uns jetzt oft lächerlich in die Augen fallen, die älteſten Anzugs-Moden unſerer Vorfahren wieder.

Die Hermelin-Mäntel wurden in Frankreich und Deutſchland zu allen Zeiten getragen. Um ſeine Weiſſe zu heben, „muſchelirte“ man ihn mit ſchwarzen Schwänzchen oder Flocken von Lombardiſchen Lämmerfellen, wie es noch jetzt Gebrauch iſt. Der Hermelin-Mantel (die Hermelin-Felle kamen damals aus Armenien) wurde nur von Vornehmen und von Damen von hohem Stand geführt. Eine Königin von England ließ zwey Hermelin-Mäntel vor ſich her tragen, um anzuzeigen, daß ſie Monarchin von zwey Königreichen, England und Frankreich, ſey.

Die Hoſen hatten vor Zeiten keine Taſchen, und der Bund war nicht daran genäht, ſondern ein beſonderer durchgezogener Gürtel, der ſie befeſtigte, wie er noch von einigen deutſchen Bauern, aus gleicher Abſicht, getragen wird. Auſſer dieſem Gürtel, der den Mannsperſonen allein eigen war, bedienten ſich beyde Geſchlechter, zur Gürtung ihrer langen Kleider, noch eines andern, oder einer „Leibbinde,“ woran die Schlüſſel, der Geldbeutel, das Meſſer, oder Schreibzeug hiengen, und der, bey den Damen, ein Gegenſtand des Luxus wurde. Sie hatten welche von Seide, Gold, Silber, und gaben zu dem bekannten franzöſiſchem Sprüchworte Anlas: Bonne renommée vaut mieux que ceinture dorée. Auch in den Geldbeuteln zeigte ſich die Prachtſucht. Die Kreuzfahrer pflegten ihren Gurt und Beutel in den Kirchen weihen zu laſſen, ehe ſie den Kreuzzug anträten. Wenn man ſeines Vermögens, wegen Schulden, entſagte, ſo löſete man ſeinen Gürtel in Gegenwart der Richter, und die Wittwen in Frankreich, die auf die Erbſchaft ihrer Männer Verzicht thaten, deponirten ihren Gürtel auf ſeinem Grabe.

In den älteren Zeiten war es gebräuchlich, ohne Hemd zu ſchlafen. Als Lancelot vom See, aus Ermangelung eines Bettes, bey einer Dame ſchlafen mußte, die in ihn verliebt war, ſo that er es „im Hemde," um die Treue gegen die Dame ſeines Herzens nicht zu verletzen; und dieſes, daß er angekleidet blieb, war ſo deutlich als ein Korb. In den Erzählungen des Eutrapel (1587 gedruckt) werden lächerliche und ſchwer zu haltende Gelübde und Verſprechungen, „mit einer Braut verglichen, „die im Hemde das Hochzeitbette beſteigen wollte." Auf allen alten Holzſchnitten und Mignatur-Gemälden findet man daher die Perſonen, in naturalibus, im Bette.

Die Fürſten und große Herrn pflegten zu Oſtern, und ſonderlich zu Weynachten, (auch bey andern Gelegenheiten) ihre Bediente und ihr Hofgeſinde mit Kleidern, Mänteln ꝛc. zu beſchenken. Von dem franzöſiſchen Worte Livrer, „ausliefern," wurden dieſe Geſchenke „Livreen" genannt, eine Benennung, die den Kleidungen des Geſindes und der Bedienten geblieben iſt, die ſie von ihren Herren empfangen. Bey einer dieſer „Lieferungen" war es, wo der heilige Ludwig rothe Kreuze auf die Geſchenke nähen, und ſie unter ſeinen Hofe bey Nachtzeit austheilen ließ: als der Tag anbrach, fand ſich jeder mit einem Kreuz bezeichnet, und durch dieſen frommen Betrug gebunden, den vorgeſchlagenen Kreuzzug, auch wider Willen, mit zu machen.

Die deutſche Leinwand war die beſte, und der Barchend von Regensburg wurde vorzüglich geſchätzt.

Bey theatraliſchen Vorſtellungen durften von den Akteurs keine „geiſtliche Kleidungen" getragen werden. Die Mönchs-Klöſter erhielten Jagdgerechtigkeiten, um Fleiſch zur Speiſe, und Leder zu den Sandalen und zum „Büchereinbinden" zu bekommen.

Die erſten ſeidenen Strümpfe wurden in England verfertigt. König Heinrich II. trug die erſten in Frankreich, an der Hochzeit ſeiner Schweſter Margarethe.

Die feſtliche Kleidung des bemittelten Bürgers war ſchwarz: ſie iſt es noch in vielen deutſchen Städten. Grau oder Braun war die Alltagskleidung ihrer Weiber und Töchter; daher in der franzöſiſchen Sprache, von gris, „grau,“ das Wort Griſette entſtanden iſt.

Manche Dame weiß wohl nicht, daß der Arbeiter, der das Bleyweiß an die Abſätze ihrer Schuhe ſtreicht, durch dieſe Arbeit ſein Leben verkürzt, aber wo iſt das Denkmal oder das Kleidungsſtück, das nicht mit Blut gefärbt wäre? — fragt hier Mohrau mit Recht.

Man nennt in Frankreich Trouſſeau das Geſchenk, das die Eltern oder der nächſte Verwandte der jungen Frau bey ihrem Eintritt in den Eheſtand machen. Man findet das Verzeichniß eines ſolchen Geſchenks, wie es in vornehmen und reichen Häuſern gebräuchlich iſt, in der Art de la lingere, die einen Theil der prächtigen und weitläuftigen Deſcription des arts & métiers ausmacht, welche unter der Aufſicht der Academie françoiſe herauskommt. Dieſes Verzeichniß giebt zugleich einen redenden Beweis ab, wie weit der Luxus unſrer Zeiten in dieſen Dingen geſtiegen iſt.

Für den Kopf.

1 Toilette für die Stadt, von Muſſelin oder Spitzen.
1 für's Land, von Muſſelin.
6 Kammfutter, von feinen Canneſas.
6 Nadelküſſen-Ueberzüge, von eben dergleichen.
48 Toiletten-Servietten.
24 Toiletten-Schürzen.

6 Pudermäntel, (4 Muſſeline, und 2 mit Spitzen.)
36 Abwiſch-Tücher, von rauchem Canneſas, zum abreiben der Schminke.
36 dergleichen von doppeltem Muſſelin, zum abwiſchen des Puders.
1 Haube, Bruſtſtrief und gefaltetes Halstuch, von point d'Alençon.
1 Haube, Bruſtſtrief und gefaltetes Halstuch, von point d'Angleterre.
1 Haube, Bruſtſtrief und gefaltetes Halstuch, von ächter Valencienne.
1 Haube, Battant-l'œil genannt, von brodirten Brabanter Spitzen, zum Neglige.
6 ſimple Halstücher, von geblümten Muſſelin, mit Spitzen beſetzt, zum Neglige.
12 muſſelinene Halstücher.
12 große durchnähte Nachthauben, mit einer kleinen Spitze beſetzt.
12 große Nachthauben, a deux rangs, von Muſſelin und Spitzen.
12 große dergleichen noch ſchönere, am Tag zu tragen, wenn man ſich nicht wohl befindet.
12 Kopfbänder oder Binden, für die Nacht, mit einer kleinen Spitze beſetzt.
12 große Mützen von Muſſelin, für die Nacht.
6 dergleichen en entoilage, für den Tag.
12 Kopfküſſen-Ueberzüge, zehn von Muſſelin, zwey von Spitzen.
6 durchnähete Hauben, von mittlerer Größe.

Für den Leib.

72 Hemden.
72 Schnupftücher, von holländiſcher Leinwand.
48 Schnupftücher von Batiſt.

72 Paar Socken.

6 Corſets vom ſchönſten Canneſas.

12 Magen-Lätze, oben mit einer kleinen Spitze beſetzt.

6 Kamiſöle mit Schnüren oder Bändern, von ſchönem Cattun, oder ſehr ſchönem indiſchen Canneſas, gefüttert mit dergleichen rauchen, für die Nacht.

6 durchnähete Muſſelin-Röcke.

6 Unterröcke für den Sommer, von ſchönem Cattun oder indiſchem Canneſas.

6 Bett-Mäntel	von ſchönem, brodirtem Muſſelin und eben ſo garnirt, welches ein beau Deshabillé genannt wird.
6 Röcke	

6 Corſet-Garnituren	von Muſſeline feſtonnée.
6 Bruſtſtrieſen	
12 Paar Manſchetten	

6 Corſet-Garnituren	von Spitzen, mit brodirtem Muſſelin benäht.
12 Bruſtſtrieſen	
12 Paar Manſchetten	

6 Leinewandene Ermel, beym Hände-Waſchen.

48 Leinewandene Tücher, die Arme zu waſchen.

72 dergleichen, für die Garderobbe.

Man ſieht aus dieſem Verzeichniſſe, daß ſo ein Trouſſeau mehr als eine Näherin in Bewegung ſetzt.

(Die Fortſetzung folgt.)

2.

Das Allmoſen von Rebhühnern.

Herr Elie de Beaumont zu Paris, der wegen ſeiner Geſchicklichkeit als Sachwalter und durch das Feſt der Biederleute bekannt iſt, das er auf ſeinen Gütern zu Canon eingeſetzt hat, kam auf den Einfall, dem Pfarrer ſeines Kirchſpiels acht Rebhühner nebſt einem Billet zu überſenden, worin er ihn bat, ſie unter die Armen zu vertheilen. Hier iſt die Antwort des Pfarrers.

„Paris den 23. Jänner 1778.

„Ich habe die acht Rebhühner erhalten, die Sie mir überſchickten, um ſie unter die Armen meines Kirchſpiels auszutheilen. Vermuthlich trauen Sie mir die Gabe unſers Heilands zu, der mit fünf Broden und ſo viel Fiſchen einige tauſend Menſchen ſpeiſen konnte: denn ohne ein Wunderwerk von der Art ſehe ich nicht ein, wie acht Rebhühner unter ohngefähr zwanzigtauſend Unglückliche, die ich täglich zu tröſten habe, vertheilt werden ſollen. Der geſchickteſte Anatomiker würde nicht im Stande ſeyn, ſie ſo fein zu zerlegen. Und ſollte mich überdies Ihre Gütigkeit nicht oft bevollmächtigen, meinen Armen eine ſo leckere Speiſe vorzuſetzen, ſo hieß das ihnen in der That nur einen ſehr ſchlimmen Dienſt erweiſen, wenn man ſie erſt darnach lüſtern machen, und dann wieder zu ihrem groben Brod und ſchmalen Suppe zurückſchicken wollte. Ich habe daher für das klügſte gehalten, die acht Rebhühner für meinen Tiſch zu braten, und ſtatt ihrer acht Thaler in meine Armencaſſe zu legen. Ich hoffe, Sie werden mich nicht wieder ſo theure Rebhühner eſſen laſſen. Sparen Sie dieſe Feinheiten und dies Geſuchte für Ihre litterari

„ſche Arbeiten und geſellſchaftliche Inſtitute, und ſeyn
„Sie biedermänniſcher in Ihren milden Gaben. Er-
„lauben Sie, daß ich, als Ihr Pfarrer, Ihnen den
„Spruch des Evangeliums ans Herz legen darf: Seelig
„ſind, die da arm ſind an Geiſt! Ich habe die
„Ehre zu ſeyn ꝛc.“

3.

Tauſend Hände geſchäftig zu den Bedürfniſſen eines einzigen Menſchen.

Vielleicht wird manchem Leſer die Ueberſchrift dieſes Aufſatzes übertrieben vorkommen. Nein, wird er ſagen, ſo ſehr ſcheinen die Glieder der menſchlichen Geſellſchaft nicht an einander verkettet zu ſeyn. Menſchen brauchen Menſchen, ihren Nutzen und Bequemlichkeit zu befördern: aber daß das Verhältniß ihrer wechſelſeitigen Hülfe ſich ſo weit erſtrecke, dieſer Gedanke iſt ganz gewiß die Geburt einer ausſchweifenden Einbildungskraft. — Dem ohngeachtet möchte ich meine Behauptung nicht gern zurücknehmen. Nur dann kann uns der Satz unwahrſcheinlich vorkommen, wenn wir ihn nicht ſtückweiſe zergliedern. Ganz verkannt iſt die Wahrheit freylich nicht. Wer wird es läugnen, vornehmlich in unſern Tagen, da Künſte, Wiſſenſchaften und Lebensart ſo hoch geſtiegen, und ſo ſehr verfeinert worden, daß niemand ohne Beyhülfe vieler andern Menſchen, ſein Leben ſo einrichten und fortführen könne, als er es nach ſeinen Umſtänden wünſcht: aber, daß dieſer gegenſeitige Einfluß ſo ausgebreitet ſey, daß nicht hundert, ſondern tauſend und noch mehr Hände zu mehrer, und faſt zu jedes andern Menſchen Bedürfniß geſchäftig ſeyn müſſen, das fällt uns nur erſt alsdann recht ſichtbar in die Augen, wenn wir ins Detail gehen, und Berechnungen anſtellen, die nicht blos Hirngeſpinſte, ſondern Thatſachen ſind. Ich rede nicht von den Zeiten des erſten Menſchengeſchlechts auf Erden. Adams Hütte war die Natur. Seine Bedürfniſſe befriedigten die Früchte des nächſten Baums. Die Quelle, aus welcher er mit ſeiner Hand ſchöpfte, ſtillte ſeinen Durſt, und ein Feigenblatt — hernach das Fell eines Thiers, machte anfänglich ſeine ganze Garderobbe aus. Ich rede vielmehr von unſern Zeiten; von der jetzigen Lebensart der Menſchen in polizirten Staaten, die in unſerm Jahrhundert zur allgemeinen Gewohnheit werden, und die, wo nicht in allen und jeden Stücken, doch wenigſtens im Ganzen von dem Schöpfer ſelbſt gebilligt zu ſeyn ſcheint, da er die tauſendmal tauſend Kleinigkeiten werden ließ, die wir als Hülfsmittel zu unſrer Glückſeligkeit betrachten, und deren Daſeyn ohne dieſen Gebrauch beynahe keinen Nutzen haben würde.

Zwar wird es niemand läugnen, daß Menſchen viele Dinge zu Bedürfniſſen, ja ſelbſt zu Nothwendigkeiten gemacht haben, die es im eigentlichen Verſtande nicht ſind. Was brauchts ſo vieler mit Gewürzen beladenen Schiffe, und ſo vieler tauſend Negers, die in Oſt- und Weſtindien für uns arbeiten. Wir könnten ohne die Produkte dieſer Länder doch leben, und uns an unſern einheimiſchen Früchten mit Wohlgeſchmack ſättigen. Aber beſſer iſt doch beſſer. Grönländer und Samojeden mögen ſich immerhin mit ihren Seehunden und Thranſchmäuſen begnügen. Wer ſich, ohne dadurch ſeinen übrigen Pflichten Abbruch zu thun, gröſſere Bequemlichkeiten verſchaffen kann, der handelt thöricht, wenn er es unterläßt. Umſonſt kocht nicht die Sonne den geiſtigen Saft in den Trauben des Weinſtocks; ſondern für Menſchen wächſt derſelbe, die ſogar, meines Wiſſens, das einzige Geſchöpf ſind, welches davon Gebrauch macht. Aus dem wirklichen Daſeyn einer ſo groſſen Menge natürlicher Dinge, die zu dieſer und jener Abſicht füglich können angewendet werden, läßt ſich, deucht mich, auch der gegründete Schluß auf die Zuläßigkeit eines ſolchen Gebrauchs machen. Wenn es aber erlaubt iſt, mit mehr als einer Art Speiſe ſeinen Hunger zu ſtillen, und lieber auf weichen Federn, als auf harter Erde zu ſchlafen: wenn es erlaubt iſt, durch abwechſelnde Kleider ſeinen Leib zu bedecken, und nicht allen bunten Schmuck zu verachten, da Gott ſelbſt den glänzenden Schmetterling und die Blume ſo herrlich kleidet: wenn es erlaubt iſt, uns unſern Aufenthalt auf Erden ſo angenehm, ſo bequem und nützlich zu machen, als es unſre moraliſche Beſtimmung nicht allein verſtattet, ſondern auch erfordert; ſo brauchts nur einen Blick, um die Menge hülfreicher Hände zu berechnen, die zu unſern Bedürfniſſen das ihrige beytragen müſſen, wenn wir gegen Mangel und Ungemach geſichert ſeyn wollen.

Doch, um den Gehalt meines Vorgebens genauer zu prüfen, müſſen wir dieſe Berechnung ſelbſt anſtellen. Wer ſollte es denken? — In einem ländlichen Zimmer, das dreyen Perſonen zum Aufenthalt dient, das ſich nach der Einrichtung der jetzigen Lebensart, gar nicht durch Ueberfluß und Aufwand auszeichnet, dennoch ſo viel Sachen zu erblicken, daß wirklich ſiebenzig Handwerker daran gearbeitet haben. Ich will ſie nach alphabetiſcher Ordnung herſetzen, und zweifle kaum, daß ein Leſer ſeyn wird, der nicht, wenn er um ſich herumſchauet, eine ganz ähnliche Berechnung werde anſtellen können, oder vielleicht eine andere, die meine Angabe noch überſteigt. Der Bau des Zimmers ſelbſt, die Kleider der darin befindlichen Perſonen, einige gar nicht ungewöhnliche Geräthe, womit es verſehen iſt, und dasjenige, was etwa zu einer mäßigen Abendmalzeit gehört, fordern folgende Künſtler und Arbeiter: einen Bandwirker, Baumwollenſpinner, Bäcker, Böttcher, Brauer, Buchbinder, Buchdrucker, Bürſtenbinder, Dratzieher, Drechsler, Eiſengieſſer *), Färber, Fleiſchhauer, Formſchneider, Gärtner, Glaſer, Glasmacher, Glasſchleifer, Goldſchmidt, Gürtler, Hutmacher, Kalkbrenner, Kammmacher, Kattunfabrikant, Klempner, Knopfmacher, Korbflechter, Kürſchner, Kupferſtecher, Lackmacher, Leinweber, Lohgerber, Mahler, Mauer, Meſſerſchmid, Müller, Münzmeiſter oder Münzpräger, Nadler, Nagelſchmidt, Orgelbauer oder Inſtrumentmacher, Papiermüller, Perükkier, Pfeifenmacher, Petſchirſtecher, Porzellanfabrikant, Rothgieſſer, Salzſieder, Sammtbereiter, Sattler, Scheerenſchleifer, Schlöſſer, Schmidt, Schneider, Schuſter, Seidenweber, Seifenſieder, Seiler, Spiegelfabrikant, Spitzenwirker, Steinſchneider, Strumpfweber, Tiſchler, Tobacksfabrikant, Töpfer, Tuchmacher, Uhrmacher, Ziegelſtreicher, Zimmermann, Zinngieſſer, Zuckerſieder; — — So zählte ich in der Geſchwindigkeit ſiebenzig beſondre Zunftgenoſſen und Künſtler, die alle zu den wenigen Utenſilien um mich herum nöthig geweſen, und wirklich angelegt hatten. Hätten zehen davon gefehlt; ſo würden mir ſchon zehen, oder noch mehr Bequemlichkeiten gemangelt haben, und die Wahl, welche? würde mir nicht ſo

leicht

---

*) Wenn ich in einigen techniſchen Nahmen fehle, ſo wird mir dieſe Unwiſſenheit hoffentlich zu vergeben ſeyn. Um in allen Kunſtwörtern dieſer Handwerker hinlänglich unterrichtet zu ſeyn, würde ich vielleicht noch ein Paar Dutzend Bedürfniſſe mehr nöthig gehabt haben.

leicht geworden ſeyn. Hätten ſie alle ſich geweigert, mir zu Hülfe zu kommen, wie äuſſerſt verlegen würde ich geweſen ſeyn? Freylich kann es Bauerhütten geben, die nicht mit alle dem verſehen ſind, was der Bürger ſchon zu den Nothwendigkeiten des menſchlichen Lebens rechnet. Aber, wenn auch ſchon der Landmann ſelbſt Tiſchler, Maurer und Zimmermann wäre; ſo gebraucht er doch Werkzeuge zu dieſen Arbeiten. Es wird wenig daran fehlen, daß nicht auch ein Dürftiger unter ihnen, zu ſeiner Speiſe, Kleidung und Wohnung wenigſtens zwey Drittheile der genannten Handwerker nöthig haben ſollte. Wie ſauer ward's dem Robinſon auf ſeiner einſamen Inſel, und doch wollte ich wetten, daß vielleicht dreyßig Handarbeiter an den Geräthen gearbeitet, welcher dieſer gezwungene Einſiedler, noch durch einen großen Glücksfall, von ſeinem geſcheiterten Schiffe gerettet hatte. Hungers würden wir freylich nicht ſterben, wenn gleich ein großer Theil jener genannten Fabrikanten fehlte; aber bloß vom Hunger iſt auch die Rede nicht. Und obgleich dieſe Berechnung den Anſchein einer unnützen Spekulation hat; ſo finden wir doch einen Wink darinnen, keinen auch unſerer geringen Nebenmenſchen zu verachten, da ſo viele unter denſelben einen ſichtbaren Einfluß auf unſern Nutzen haben, und alſo auch einen gegründeten Anſpruch auf unſre dankbare Liebe machen können; ſo wie wir wieder auf die ihrige. Es iſt wahr, Handwerker werden bezahlt, wenn ſie für uns arbeiten. Mehr der Eigennutz, als die Menſchenliebe, iſt wohl die Triebfeder ihrer Geſchäftigkeit. Aber das kann unſre Pflichten nicht aufheben. Es kommt hier nicht darauf an, aus welchen Abſichten jene handeln, ſondern wie ſehr wir zur bequemen Führung unſers Lebens andrer Menſchen bedürftig ſind.

Doch dieſe ſiebenzig Werkmeiſter, die vielleicht im Schweiß ihres Angeſichts zu meinen Nothwendigkeiten und Bedürfniſſen gearbeitet haben, machen noch lange nicht die ganze Zahl aus, welche hier muß in Anſchlag gebracht werden. Es giebt Menſchen, die mehr gebrauchen, als ich, und zu einem einzigen Geräthe waren oft zehn Künſtler nöthig, ehe es zu Stande kam. Ich habe nur den Buchdrucker, Buchbinder und Papiermacher genannt, bey der gedruckten Schrift, die ich vor mir habe; aber an den Verfaſſer derſelben, an den Schriftgieſſer, an den Setzer, an den, der die Druckfarbe bereitet, an den Verleger und Buchhändler, an den Lumpenſammler und die übrigen Handlanger in der Papiermühle habe ich nicht gedacht. Wie viel Mitarbeiter hatte der Tuchmacher, Glasſchleifer, Meſſerſchmidt, Uhrmacher, Schneider, Schuſter, Leinweber — wieder nöthig, ehe ich jenes Kleid tragen, durch dies Fernglas ſehen, mit dieſem Meſſer meine Speiſe zerlegen, an dieſer Uhr die Stunden bemerken, dieſe Schuhe anziehen, und mich mit dieſer Wäſche bekleiden konnte? Wie viel Handlanger und Boten wurden erfordert, ehe das alles an Ort und Stelle kam? Die einzige Münze, die ich hier in der Hand habe, konnte ohne Bergleute, Schmelzer, Hüttenarbeiter, Probierer, Stempelſchneider, Präger, Wechsler — nicht in meine Verwahrung kommen. Nur der Flachs — wie vielmal muß er durch Menſchenhände, ehe er das wird, was draus werden ſoll? Wie viel Menſchen muſten geſchäftig ſeyn, ehe die ausgeſtreuten Körner ihre Frucht brachten, ehe aus dieſer Frucht Mehl, und aus dem Mehle dies Brod wurde? Ich ſage vielleicht nicht zu wenig, wenn ich auf jedweden genannten Handwerker noch ſechs Perſonen rechne, und ſechs mal ſiebenzig macht ſchon vier hundert und zwanzig Menſchen, die wirklich das ihrige dazu beygetragen haben, daß dies kleine Zimmer mit dem wenigen verſehen wurde, in welchem ich mich gegenwärtig befinde.

Wenn wir nun einen Ueberſchlag von der ganzen Lebensart eines Menſchen machen, und nur bey dem Mittelſtande ſtehen bleiben; ſo ſteigt dieſe Zahl um ein großes. Wie viele Wartung brauchte derſelbe, da er noch in der Wiege lag; wie viel Aufſeher in ſeiner Kindheit; wie viel Lehrer, die ihn in der Jugend unterrichteten? Iſt er ein Gelehrter — wie manchen Gönner und Beförderer, ehe er den Standpunkt erreichte, dahin er verſetzt wurde? Nun ſeine eigne Oekonamie; ſeine Kleidung, ſeine Wäſche, ſeine Speiſe, ſein Trank — ſeine Wohnung, ſein Garten, und die verſchiednen Zimmer, die ihm zum Aufenthalt dienen — ſeine Schränke, Stühle, Tiſche, Spiegel, Betten, Bücher, Gemälde — ſein Keller, ſeine Scheune, ſein Kornboden, ſeine Küche, mit ihrem Zubehör — ſein Arzt, ſein Barbierer, ſein Advokat, ſeine Equipage. — Wir wollen alſo nur jene Zahl verdoppeln; ſo ſind es ſchon 840 Menſchen, die ein einziger zu ſeinem Unterhalt und zu ſeiner Bequemlichkeit nöthig hat. Aber das erſchöpft die Sache noch lange nicht. Es iſt bekannt, um nur einen Artikel näher zu betrachten, daß das ausländiſche Getränk, der Kaffee, der noch vor ſechzig oder ſiebenzig Jahren, an vielen Oertern in Deutſchland, aus der Apotheke muſte verſchrieben werden, jetzt von aller Welt getrunken wird. Aber welch Getümmel von Negern und Sklaven und Kaufleuten und Bedienten, ehe die europäiſche Dame die rauchende Taſſe zum Munde bringt? Der Pflanzer des Baums, der Wärter der Frucht, der, der ſie ſammlet, ein andrer, der ſie einpackt, der fünfte, der ſie zu Schiffe bringt, der ſechste, der ſie in dem Waarenlager des Großhändlers abſetzt, vier andre Kaufleute und Krämer, ehe die

Bohnen zu uns kommen. Nun der, der ſie brennt, ſie mahlt, das Waſſer kocht, es filtrirt, — freylich zuweilen ein und eben dieſelbe Perſon. — Nun der Zucker — eben wieder ſo. — Dann die Sahne und die Gefäße, in welchen dieſer ſchwarze Nektar aufgetragen wird. In der That, die Rechnung wird zu einer Höhe ſteigen, darüber man erſtaunen müßte, wenn wir alle Artikel ſo analyſiren wollten. Man nehme dazu, daß wir in unſerm Leben nicht etwa bloß einen Schneider, einen Schuſter — ſondern viele von jedweder Art vielleicht zehn verſchiedne Meiſter gebraucht haben; man überrechne die mannichfaltige Handreichung der Bedienten, die den Reichen ſo unentbehrlich ſcheinen; man überdenke die Menge der Waaren, die ein Menſch in funfzig oder ſechzig Jahren gebraucht hat, und ſage dann, ob ich nicht anſtatt 100 wenigſtens fünfmal ſo viel rechnen könnte, und alſo anſtatt tauſend vielleicht zehntauſend Hände hätte ſagen ſollen, die zu den Bedürfniſſen eines einzigen Menſchen in ſeinem Leben erfordert werden.

Und nun noch einen Blick auf die Großen dieſer Erde. Sie ſind es, die am allermeiſten die behülflichen Dienſte andrer nöthig haben. Auf den Wink eines einzigen Monarchen muß ſich oft ein Heer von 200000 Menſchen in Bewegung ſetzen. Je höher der Thron, deſtomehr Aufwand. Weiſe Regenten ſuchen zwar ihre Größe in weit wichtigeren Beſchäftigungen, als in der Pracht, und in der unzählbaren Menge von Leib- und Hofbedienten. Aber der erhabne Poſten, auf dem ſie ſtehen, macht dennoch eine unbeſchreibliche Zahl derſelben nothwendig. — Als Kaiſer Julian zur Regierung kam, gab er mehr als tauſend Köchen, Mundſchenken, Barbierern — den Abſchied, die unter der vorigen Regierung den Hof glänzend gemacht hatten. Wer ſieht nicht den erſtaunenden Zuſammenhang, in welchem ein Menſch mit tauſend andern ſteht. Einer wirkt auf hundert, oder zehnmal ſo viele wieder auf einen. So geht's in Anſehung der Schädlichkeit. Ein brauchbarer Mann in der Welt kann unſägliches Unheil ſtiften. Doch Moraliſten mögen es weiter ausführen, wie glänzend der Ruhm derer ſey, die zum Beſten der Welt viel gearbeitet haben; wie verabſcheuungswürdig im Gegentheil der Wandel derer ſey, die nicht blos als unnütze Laſten der Erde können angeſehen, ſondern auch ihrer Laſter und ſchädlichen Ausſchweifungen wegen, als eine Peſt der menſchlichen Geſellſchaft müſſen betrachtet werden.

J. C. M . . . e.

4.

An eine Dame, die ihre Imagination für zwey Sous hingeben wollte.

Wie? für zwey Sous? Fürwahr das iſt zu wenig
Für ein Geſchenk der ſchöpfriſchen Natur,
Das heute uns zum König
Von Hindoſtan, zum Sultan unter tauſend Mädchen
Circaßiens, in buhlerliſcher Tracht;
Und wiederum zum Hirten
Bekränzt mit Veilchen und mit Myrrthen
Ja, oft zum glücklichſten der Flur
Für andern Schäfern macht;
Dem jedes Auge freundlich lacht,
Dem alle Buſen Lieb entgegen wallen,

Und Thäler Seufzer wiederhallen
Die Opfer ſeiner Schönheit ſind, —
Dem jedes Händchen Kränze wind't —
Und ſchon im Schnee die Blümchen find't —
Die ſeinen Sommerhut einſt ſchmücken: —
Zu wenig — für die Zauberkraft,
Womit Mama Natur
In unſerm Kopf, auf öder Alpen-Rücken
Uns bald ein Tempé ſchafft —
Die Wüſte uns zum Hayn, von Roſen und Schasmin
Und ewig blüh'ndem Frühlings-Grün
Erhebt; die ganze Welt im Glanze
Der heitern Morgenſonn' uns zeigt,
Wenn ſie mit roſenfarbnem Kranze
Sich auf der Berge Gipfel neigt.
Zu wenig — für die Himmels Gabe,
Die mancher gern mit ſeiner ganzen Haabe
Erkaufte; um mit Wieland-Lucian
Auf Abentheuer 'rum zu traben,
Im öden Wald,
Wo weder Flöten-Ton, noch auch ein Hifthorn ſchallt,
An Feen-Tiſchen ſich zu laben;
So eine Danae, und Hüons edles Weib,
Zum Seel- und Augen-Zeitvertreib,
Auf jeden Wink, bereit zu haben: —
Und dann Oberons Pfeifchen, deſſen Schall die Knaben
Mit und auch ohne Bart,
Zum Tanze zwingt; wo in mäandriſchem Gewühl
Ein jedes ohne Graçe und Gefühl
Mechaniſch hüpft; wo mit der jungen Zofe
Der lahme Held
Sich an die alten Wände hält;
Und wo ein Koridon, am Arm der ſechzigjährigen Matrone
Zu Pirouetts die Schuh zerſcharrt;

Die Mutter mit dem Sohne,
In deutſche Walzer ſich vernarrt —
Wie? dieſe Luſt, dies alles ſo zu Zeiten
Wie in der dunkeln Camera zu ſehn
Dies wollten Euer Excellenz
Für zwey elende Sous verſchmähn?

Wahr iſts — nicht immer malt auf lachend hellem Grunde,
Frau Fantaſie uns bunte Bilder hin!
Oft trübt ſich unſer innre Sinn
Und ſchenkt uns manche ſchwarze Stunde —
Dann komme die Einbildung, die das Groteske liebt,
Und jedem Dinge gern recht viel Gewichte giebt,
Bedeckt mit düſterm Flor
Den Himmel und die Erde;
Verſtopft wol gar das Ohr
Beym frohen Lärm der Heerde,
Läßt nichts als Winds-Geheul aus Aeols Hölen ſchallen,
Sich Blitze ſchlängeln, Donner knallen
Und ganze Wolken-Brüche fallen;
Wo andre nur ein fernes Wetter ſehn
Und ruhig unter Hecken gehn,
Wahr iſts — oft macht die Fantaſie,
Daß Männer, die auf Flügeln des Genie
Empor ſich ſchwingen wollten, Jkar'n gleich
Die Flügel ſich verbrennen —
Erſt im dunkeln Reich
Des Tartarus, den Ruf errennen
Den lebend' ihnen eine Welt verſagt
Die nicht mit gleicher Hitze
Die Butter-Vögel Jagd
Der eiteln Ehre reizt —
Die weniger elektriſch, nicht vom erſten Blitze

Des Erden-Ungewitters hingeſchreckt
Nur ſpät des Todes Hügel deckt.

Wahr iſts — wer nur nach Freuden geiht;
Die unſre Seelen an der Pole Gränzen heben,
Von deren Kraft die Nerven all' erbeben:
Der find't ſich oft getäuſcht! — Wer Mädchen
Von ſo verfeinerten Gefühlen heiſcht
Die gleich im fernſten Fädchen
Der Seelen-Fieber,
Es erklingend fühlen
Daß ſie dem wonnetrunknen Jüngling lieber
Als alles ſind;
Daß unter der Orkane heft'gem Wühlen
Er Sonnen, in der Mitternächte Chaos wandelte —
Fixſterne und Planeten insgeſammt verhandelte. —
Für einen Blick von Ihnen — Wehe dem!
Der denkt ſo traurig angenehm
Als Nikolai's Bunkel ſcherzte —
Wenn er beym Syr'ſchen Text die Interpretin herzte —

Wahr iſts — Wer Ideale
Sich vom guten, großen, ſchönen
Geformt, und wie im Bilder-Saale,
Die Antonine, Guſtavs, Ludwigs und Katonen,
Die guten Menſchen aufſucht — lauter Szenen
Von Aedelmuth und Tugend ſodert
Sucht oft wie Diogen!
Im Graun der Geiſter Stunde lodert,
Der Sage nach, der Schätze Flamme;
So auch das ädle; — und vom kleinen Stamme,
Wird oft die ſüßte Frucht gepflückt,
Wie ſie noch kein Monarch im Gaum zerdrückt.

Wahr iſts — die Einbildung als Quelle des Empfindens
Nährt jeden Gram,
Und eh dem Elend noch die Thrän' ins Auge kam,
Empfand ſie ſchon das Mitleid;
Sah ſchon die Zähre rinnen, eh des Unglücks Sohn
Noch wuſte, ob er weinen ſollte; ſchon
Beim kleinſten Seufzer, der der Bruſt entfährt,
Schwillt Mitgefühl zur Klage; oft geſtändens
Des Jammers Kinder nicht, was ſie beſchwert,
Käm ihnen nicht der Troſt ganz ungeſucht entgegen:
So find't auf kaum gewagten Wegen
Der Wanderer ein Luſtgefild' —
Und dies Gefühl, das zwar mit Schmerz uns füllt,
Iſt dennoch angenehm — ſcheint Troz der Bitterkeit,
Die es beſitzt, doch ſüß — reiß't ungern ſich
Vom Herzen los — denn nur des Menſchenharms
Allein'ger Arzt — die Zeit —
Nimmt ihm den Wermuth — bis im Lauf des Schwarms
Von Eitelkeit, Zerſtreuung, kleinen Freuden,
Die größte Laſt der Menſchen-Leiden
Wie im Gemäld, der Grund ins Helle ſich verliert.
Und das Gedächtnis nur, daß je es war verſpürt
Doch liegt nicht auch der Stof von allen unſern Wonnen
In Einbildung? — und tauſcht man nicht recht gern
Den Wahn, der uns im Glanz der Sonnen
Die Welt erblicken läßt, für eine Wahrheit, die uns fern
Von unſern Blumen-Pfaden leitet?
Wer iſts, der mitten in den Kelch der Schmerzen,
Das Oel der Lindrung träufelt? Wer bereitet
Oft die Thrän im Aug' auch unſre Herzen
Zu Seeligkeiten vor? als du, o Hoffnung! Tochter
Der Einbildung, die uns in Träume wiegt
Wo jeder Harm mit unſerm Blick verfliegt
Die uns Elyſiens Roſen-Hayne zeiget.

Wenn einſt Geduld die Klippen überſteiget.
Wer iſt die Göttin, die im Purpur-Schimmer
Des Abendroths, ſich lächelnd naht?
Ihr Aug' — iſt ſanfter, als nur immer
Der erſte liebesvolle Blick der Charitinn
Der Amor ein ſchon längſt bemerkt Geſtändnis that
Ihr Antlitz — ſcheint ein Schauplatz wo Empfindung
Mit jeder Muskel an Empfindung gränzt —
Jtzt lacht ihr Mund — und Engel ſteigen nieder
Jtzt ſpricht ſie — Seraphs ſingen Lieder
Und aller Sphären Jubel ſchweigt:
Bey ihrer Harfen-Stimme Tönen ſteigt
Der Troſt von Gott herab — Ihr Haar umkränzt
Kein Raub von tauſend Gärten, ihr iſts genung
An einem Röschen — Scherz und Freude
Umflattern ſie im Frühlings-Kleide
Und wo ihr Fußtritt ſchallt, da muß der Gram entfliehn —
In ihrer Rechten ſtrahlt ein Spiegel von Brillant,
Der in zwey gleiche Theile leicht zerfällt,
Den hält ſie ſtets den Erden-Söhnen hin —
Zur Rechten — ſieht der Menſch die Welt
Von Unluſt leer; — die Stunden
Bey Scherz und Tanz im Glück entſchwunden —
Die Thäler voller Pſychen — wo man hungrig iſt,
Ein Tiſchgen mit allem was dazu gehört —
Die Betten — von Roſenblättern — keine Liſt,
Kein Trug in Menſchenherzen — nie vom Schmerz
beſchwert
Vertändelt man in ew'ger Tugend
Des Lebenszeit — ſchwatzt von Empfindung und von
Tugend —
Schweift in Platoniſchen Gefühlen in Elyſium,
Und wird für Liebe taub und ſtumm —
Begaſt ſich, eins das andre, wenn der Hesper winkt,
Und

Und faſt noch immer, wenn Aurora
Schon von der Bruſt der Töchter Flora
Den kühlen Thau der Wolken trinkt.
Zur linken braußt der Sturm am Himmel,
Es rauſcht der Wilden Schlacht-Getümmel,
Von Hekatomben raucht der Kriegs-Altar! —
Was er verſchont, fällt Räubern in die Hände —
Blut ſtrömt an beyden Welten Ende.
Es wiegt mit weniger Gefahr
Der Vogel ſich auf leichten Zweigen;
Als Menſchen auf des Lebens Steigen
Für Mord und Krankheit ſicher ſind.
Dort würgt die Mutter-Hand ihr Kind
Um falſcher Schande zu entgehen.
Und ſcheut ſich nicht, daß Engel thränend ſehen,
Was kaum im Fall der Noth beym Thier pflegt zu geſchehen.
Hier trägt der Freund, der erſt den Nachbar küßte,
Der Gattin ein verborgnes Giſt —
An jenes Abgrunds Ufer ſchifft
Der Geitz ſich ein, um Güter zu erwerben,
Die nach dem kummervollſten Sterben
Der Geiſt des Aufwands in den Schoos des Laſters
ſchmeißt —
In Rußlands rauhem Norden reiſt
Der Philoſoph *), und muß im Schnee verderben,
Indes des Laſters Sclav'n im Sopha Gold erwerben —

---

*) Georg Wilhelm Steller, ein Deutſcher von Geburt; er gieng als Akademiſt der Rußiſch-Kaiſerlichen-Akademie, unter Anna Iwanowna 1740. nach Kamtſchatka, kam aber 42. ohne etwas neueres als Behring entdeckt zu haben zurück. Anno 1744. wurde er von ſeiner 2ten Reiſe dahin, wo er um alles das Seinige gekommen war, nach Petersburg zurückberufen; war ſchon im März 1745. zu Irkuzk, und kam bis vor Moskau, erhielt aber Befehl, wieder nach Irkuzk zurück zu kehren, und erfror im November 1746. bey der Stadt Tumen auf folgende Art: er hatte einen ganz zugemachten einſitzigen Wagen auf einem Schlitten, plötzlich hielt der Schlitten, und ſeine Begleitung von einem

Der Wollüſtling ſaugt an dem Unſchuldsbuſen reine Luſt —
Wenn ein Sokrat, in düſtrer Kerker krankem Duſt,
Xantippens Vorwurf fühlt —
Mord, Flamme, Waſſerfluth und Elend wühlt
In ew'gem Krieg' in unſrer Menſchen Schoos,
Ihr Leben — bangen Traum — und ihr Erwachen —
Todt —
Ein kaum bewundert Abendroth,
Durch Mitternacht bedeckt
Dies trau'ge Loos
Der Sterblichen, einſeitig nur betrachten,
Heißt jenen Himmels-Weisheit Rath verachten,
Den ſie in aller Herzen legt:
„Die ihr euch ſelber quält! o Sterbliche! erwägt,
„Was dieſer Spiegel in ſich ſchließt!
„Der Götter weiſer Rathſchluß miſcht
„Von jedem, ſo viel jedem zu
„Als träger Stof, zur Weckung aus der Ruh,
„Von nöthen hat! — die Tugend würde nicht entzücken,
„Wär nicht des Laſters giftger Hauch bekannt;
„Oft ruht der ganze Werth der Roſen, die wir pflücken,
„Nur in der Kunſt der unverwundbarn Hand.
„Das Unglück, lehrt Erfahrung, Klugheit, Tugend,
„Ohn Gram und Herzeleid
„Verſcherzten wir im ewgen Wunſch der Jugend
„Des wicht'gen Lebens ernſte Zeit.
„Um froh zu ſeyn, muß man den Kummer mildern,
„Im Donner ſelbſt das Prächtige nur ſehn.

„Ja,

Knechte und Unteroffizier verlies ihn, um ſich wegen der ſtrengen Kälte Feuer zu machen. Sie verirrten ſich, und als ſie wieder kamen, fanden ſie den Schlitten von den Wölfen umgeworfen, und Stellern tod in demſelben. Seine Feinde ſagten: er habe ſich zu Tode geſoffen; aber er war ein rechtſchafner Mann, wurde nur verfolgt und von ſeiner Frauen Buhlern aufgeopfert; itzt wird er vom Gelehrten geſchätzt, und vom fühlenden Menſchenfreund bedauert!

„Ja, gar der Wuth furchtbaren Schrecken-Bildern
„Die Kraft der Seelen-Stärke zugeſtehn. —
„Die Einbildung muß unſern Harm verſcheuchen.
„In dunkler Nacht mit Hofnungs Strahlen uns erfreun;
„Und wenn den Schmerzen trübe Stunden weichen,
„Muß Weisheit unſer Führer ſeyn.
„Biſt du beglückt? — ſo ſieh im linken Spiegel
„Der Einbildung, wie's andern geht —
„Trägſt du an eigner Stirn des Trübſals ſichtbar Siegel,
„So ſieh, wo rechter Hand die loſe Freude ſteht.
„Vermiſch den Wermuth Saft mit ſüßrer Früchte Blüten
„Und nimm den Trank zur Stärkung ein —
„Wo dir zu heiße Sonnen glühten,
„Flieh in der kühlen Palme Hayn —
„Trügt dich ein Freund, ſo ſuch am ſanftern Buſen
„Des Mädchens irdſche Seeligkeit —
„Und täuſcht auch dies — ſo harrt im Schooß der Muſen
„Die Ehre und Zufriedenheit:
„Beym weichen Ton, — aus Ihrem Himmels-Munde
„Entflieht der Gram zur düſtern Kluft —
„Dann lacht die Welt im ſtillen Friedens-Bunde
„Und Blumen-Kränze hängen rund um unſre Gruft.

Nencke,

5.

Nänie auf den Tod eines Schreibers.

Ehrlicher armer Mann mit Deiner von Sporteln gemäſt'ten
Unterkehle, und Deinem mit goldnen
Großen maßiven Knöpfen beſetzten engliſchen Tuchkleid!
Hat der grämliche Tod nun auch Deine

Hurtgen gelehrten Finger gelähmt? o warum (der Tyranne!)
Nahm er eben nun Dich, und nicht lieber
Einen andern Gelehrten, der jährlich bey ſeinen drey hundert
Thalern blos nur ein wohlfeiles Landtuch
Trägt und weniger nützt, da Du doch rechtmäßig funfzehn
Hundert jährliche Einkünfte hatteſt?
Traure mit mir, Du ſein Degen, den er entzückt bis zum dritten
Himmel hundertmal anſah und küßte,
Als er zuerſt ihn Amtswegen aufſteckte! traure Du, ſeine
Liebe Feder in allen den heilgen
Künſten des Einmal Eins geweiht und beſeſſen von Petſchecks
Geiſt! o trauert! er war euch in Wahrheit,
Glaubts nur, ein groſſer Mann! ſchon als bloßer Bedienter
bey jenem
Staatsrath, oder bey dieſem geſtrengen
Bürgermeiſter war er verſchwiegen, arbeitſam, höflich,
Ehrlich; nachher bey ſeinem erhaltnen
Amte war er ein Muſter der Güte, vorzüglich der Demuth.
Auch ſogar um den möglichen bloßen
Anſchein der ſtolzen Demuth zu meiden, ſetzte er ſelten
Einen Stuhl vor, wenn etwa ein Schulmann,
Kandidat und dergleichen ihm ihre Aufwartung machten;
Ließ, doch blos nur, weil wichtge Geſchäfte
Ihn verhinderten, ſie ein Stündgen im Vorzimmer warten;
„So?“ war ſeine nachdrückliche lange
Antwort auf alles, dann nahm er, die ſilberne Doſe zu zeigen,
Eine Prieſe, und ſchnell, eh der arme
Teufel es ſich verſah, war er fort ins benachbarte Zimmer.
Selten dankte er einem, der tief, tief
Ihn auf der Gaſſe grüßte, und ſtolperte öfters (der arme
Fleiß'ge Mann!) wenn er gieng auf gerader
Straße, nehmlich weil er beſtändig gen Himmel geſchäftig
Und den Kopf voll Gedanken hinauf ſah.
Trauert um ihn! er war ein großer Mann, nur acht Tage

Eh er ſtarb noch verbrannte er ſeine
Bibel, weil die ganze Geſchichte von ſeiner Familie darinne
Aufbewahrt war, und alle faſt Schneider
Von dem erſten Ahnherren bis auf den Grosvater waren.
Auch verließ er acht tauſend Piſtolen
Ohngeachtet der ſilbernen Leuchter und ſtoffenen Kleider
Seiner prächtigen Gattin. O ruhe
Sanft, Du verdienſt es, Würklicher großer Mann!
wenn man aller
Ändrer Menſchen gewöhnliche Größe
Dividirt mit der Deinen, enthält die jene ſo vielmal
Als Du lebend Piſtolen beſaſſeſt.

X.

Fragmente.

Zwey Briefe des Conte di St. Aleßandro an ſeine Gemahlin in Rom.

(Aus dem Zürcher Kalender von 1781.)

Zürich am 1. October. 1770.

Signora.

Daß die Einimpfung des kleinen Aleßandrino, wie ich aus deinem geſtrigen höre, ſo ganz glücklich abgelaufen, werden ohne Zweifel die Weiber beyderley Geſchlechts in der Königinn der Städte meiner Wallfahrt nach * * zuſchreiben … oder vielmehr meinem Vorſatz dahin zu gehen. Wie, wenn ich das Gelübd von der göldenen Pockenblatter, das mir deine frömmliche Muhme gab, dem Elend des erſten beſten Bettlers zum Opfer brächte. Lege dieſen Fall meinem guten Beichtvater vor, der ſeine Beichtkinder oft von vermeynten Verbrechen los, und ihre chriſt-catholiſchen Tugenden unter die Todſünden zähle.

Dem fürtreflichen Arzt übergieb an dem nächſten Geburtstag des geheilten Kindes die Verſchreibung eines Jahrgeldes von hundert Scudi: Er iſt ein Wolthäter meines Hauſes, und vielleicht der Retter eines Geſchlechts, deſſen Fortpflanzung auf dem lieben Knaben beruhet, dem Erſtlinge unſerer Liebe; der die Miene des Vaters, und das Herz ſeiner Mutter trägt. Und du, geliebte Gioconda! erhebe dein Herz und Hand mit deinem ganzen Hauſe zu dem großen Unſichtbaren, der uns alles Gute giebet, wenn wir ihn gleich nicht darum bitten. Danke, und feyre ſeine Güte mit lieblicher Tugend, und Wohlthun gegen ſeine Geſchöpfe.

In dem Lande, wo ich itzt wohne, iſt das Einimpfen wenigſtens nicht dem öffentlichen Aergerniß ausgeſetzt. Man darf ſie brauchen, und kann doch ein guter Chriſtiano ſeyn. Das iſt ſchon ein großer Schritt. In Zeit von ſechs bis ſieben Jahren ſind über hundert Kinder von Stand eingeimpft worden; alle glücklich. Allein wenn dieſe heilſame Neuerung zur Sitte werden ſoll, ſo muß ſie erſt unter den gemeinen Mann, in das Transtevere der Städte kommen; ſonſt wird ſie, wie noch viel anderes Gutes, thörichter Weiſe, unter die Vorrechte der Reichen gezählt.

Ich habe bey meinen Betrachtungen über das Einimpfen ſchon oft eine Anmerkung gemacht, die meines Bedünkens tödtlich für die Feinde deſſelben iſt. Wenn die Menſchen in den gewöhnlichen Geſchäften des bürgerlichen, ſittlichen und animaliſchen Lebens, mit eben der ängſtlichen Klugheit raiſonnieren und handeln wollten, mit welcher ſie die Inoculation noch täglich dem H. Officio ihrer Vorurtheile unterwerfen, ſo würde die Geſellſchaft eine Sandwüſte werden, in welcher dieſe ſorgfältigen Philoſophen unter andern Thieren herumirrten — Wir gehen alle Tage kummerfrey durch die Straſſen unſrer Städte; wie leicht kann mich doch ein Stück Lava, das ab von einem Dach fällt, aus dem Land der Lebendigen wegrücken? Wir eſſen durch die ganze Faſten Fiſche; wie leicht kann ich an einem Grat erſticken? Aber das iſt das wenigſte: — Der klügſte Staatsmann ſetzt in wichtigen Fällen zehen gegen funfzig, der vorſichtigſte Kaufmann, eins gegen zwey aufs Spiel. Kurz, die Regeln menſchlicher Klugheit, der Calcul des Wahrſcheinlichen, gelten in allen Dingen; herrſchen vom Thron bis zu der Hütte, und löſen unſre Zweifel mit einer Zuverſicht auf, welche der Eigenſinn des Zufalls und des Glücks, im Ganzen, noch niemals wanken gemacht hat. — Und doch widerſtreben wir der Evidenz einer Entdeckung, deren Wahrheit und Wichtigkeit einem jedem Kinde fühlbar zu machen iſt, ſo bald es das Einmal Eins verſteht. Wenn ich die itzige Erleuchtung des Menſchengeſchlechts betrachte, ſo fang' ich mit vielen andern Leuten an zu zweifeln, ob unſer Planet erſt ſechs tauſend Jahre ſeines Lebens zähle. Denn wahrlich, in ſo viel Zeit läßt ſich nur eine ſehr kleine Rotte von Wahrheiten mit der Genauigkeit muſtern, womit wir das Blattereinimpfen nun bald ein halbes Jahrhundert zerlaufen. Allein genug hievon. Höre nun andre wichtige Dinge an.

Du weiſt, daß der erſte Gegenſtand, welchen ich in einem Land, auf den Dörfern wie in den Städten aufſuche, immer das edelſte unter allen irrdiſchen Produkten, der Menſch, iſt. Als ich auf meiner Reiſe von Luzern gen Zürich, unfern dieſer leztern Stadt, die ſchöne Bergſtraſſe des hohen Albis langſam herunter ritt, hörte ich einem Geſpräche von zwey Bauren zu, welche meiner ſo wenig achteten, als ich ihrer zu achten ſchien. Da ich der deutſchen Sprache ſchon vor meiner Ankunft in der Schweitz kundig war, ſo ſuchte ich mich während meinem zweymonatlichen Aufenthalt in Luzern auch mit dem beſondern Dialekte der Schweitzer Bauren vertraut zu machen; weil ich immer der Meynung bin, daß die Knechte und Kinder theils ihre Herren und Väter beſſer kennen, theils für ſich ſelbſt betrachtet höchſt wichtige Glieder des gemeinen Weſens ſind. Nun, das Geſpräch der beſagten Bauern machte mich nach dem wenigen, was ich davon verſtehen konnte, aufmerkſam auf das übrige; und da ich bald nachher am Fuſſe des Berges ſie in eine Schenke einkehren ſah, ſtieg ich vom Pferde, trat in die Stube, und ließ mir an dem gleichen Tiſche, wo ſich jene ſezten, eine Erfriſchung geben, die ich eben nicht nöthig hatte. Ich frug meine Mitgäſte, woher, und wie weit? Worauf der jüngſte unter ihnen, ein etwa dreyßigjähriger Mann, mit lebhaften Augen und gelbem wallenden Haarwuchs ſofort das Wort nahm: „Herr, in die Stadt, zu einem Bauerngeſpräch, welches Morgen auf der phyſicaliſchen Geſellſchaft gehalten wird.“ Eine unwillkührliche Röthe ſtieg hier, ich merkte es, mir an die Stirne. War es das Gefühl einer angenehmen Ueberraſchung des Unerwarteten; oder ein vorübergehender Verdacht, daß mich der Mann um meiner bordierten Weſte willen zum Narrn haben wollte; oder war es eine von den hundertäſtigen vermiſchten Empfindungen, welche durch ihre wunderbare Einrichtung alles eher beweiſen — als daß der Menſch eine Maſchine ſey: Kurz ich wußte mich nicht beſſer zu erholen, meine Gäſte wie mich vor allen widrigen Eindrücken zu verwahren, als daß ich mit einem Knicks einen ſauren Trunk auf ihre Geſundheit that, welche ſie ſämtlich im Chor mit einer Herzlichkeit und Anſtand erwiederten, der mir die zweyte Röthe aufs Geſicht jagte — daß ich mich betrogen hätte.

Nun war ich auf einmal meiner Gefährten und meiner ſelbſt ſicher.

„So, meine guten Freunde,“ fuhr ich fort, „Sie „gehen in die Stadt zu einem Bauerngeſpräche. Und was „wird da abgehandelt?“

„Dießmal mein Herr,“ (fieng hier ein älterer von ihnen an) „wird von der Zubereitung des Dungers, und „von der Vertheilung der Allmenten geredet“ — „Aber „warum in der Stadt — wenn ich fragen darf? In meiner „Heimath verſtehen die Leute in den Städten nichts „von dem Feldbau und der Viehzucht. Haben etwa die „Herren von Zürich alle Grund und Güter? Oder werden „da dem Landmann von Seiten der Obrigkeit Befehle ertheilt, „wie er die Beſtellung ſeiner Felder und Weinberge „einrichten ſoll?“ — „Keines von beyden“ erwiederte mein zweiter Mann, „ſondern ſehen Sie, Herr“ (hier ſtützte er ſich mit Anſtand auf einen Arm) „ich will Ihnen „ſagen, was dieſe Bauerngeſpräche ſind. Es iſt in der „Stadt eine Geſellſchaft von angeſehenen und gelehrten „Herren, welche ſich mit allerhand curiöſen Sachen, und „dann auch mit dem Feldbau und der nöthigen Verbeſſerung „deſſelben in unſerm Lande beſchäftigt. Die Herren haben „alles geleſen, was davon geſchrieben ſteht: Einige haben

„auch eigne Güter, und reden aus Erfahrung; und „dann laſſen ſie bey einem Bauer nahe an der Stadt „allerhand Verſuche machen, im Säen, Pflügen, Bäumſchneiden, mit neuen Früchten, Pflanzen, u. ſ. f. Da „aber die Herren wiſſen, daß eine Schwalbe keinen „Sommer macht, und es bey dem Feld- und Weinbau „auf mehrere Verſuche ankömmt; weil ſie gerne den „Bauern ihre Entdeckung mittheilen, und hinwieder ſich „von ihnen belehren laſſen, und wohl ſehen, daß wir „auch ein Wörtchen von dem Brodte reden können, „welches wir für ſie pflanzen, ſo berufen ſie zu gewiſſen Zeiten im Jahr eine Anzahl Bauern, bald aus „dieſer Gegend, bald aus jener, je nachdem es um einen „Theil des Feldbaues zu thun iſt, hinein; unterreden „ſich mit ihnen gar herzlich und freundlich, und theilen „auch von Zeit zu Zeit denjenigen Preiſe von einem „und mehrern Dukaten aus, welche die vorgelegten „Fragen und Aufgaben ſchriftlich am beſten beantworten.“ — „Vielleicht,“ (fiel hier der obgedachte jüngere Mann dem ältern, welcher ſein Vater oder Onkel ſchien, zwar ſehr ehrerbietig, ein) „vielleicht wäre es noch „beſſer, demjenigen den Preis zuzuerkennen, welcher den „beſten und meiſten Miſt macht, als demjenigen, welcher darüber ſchreibt.“ — „Bey dieſer Unterredung „nun (fuhr der Alte fort) iſt allemal der Bürgermeiſter gegenwärtig.“ Hier fiel ich ſelbſt voreilig dem Mann in die Rede. „Er ſagte ja ſo eben, guter „Freund! das die Bauerngeſpräche keine obrigkeitliche „Verordnung, ſondern lediglich die Anſtalt einer Geſellſchaft von Liebhabern des Feldbaues ſey, die ſich zum „Beſten des Landes mit wackern Bauern unterreden. „Iſt nicht der Bürgermeiſter zu Zürich das vörderſte „Standeshaupt? Was hat dieſer dabey zu thun?“ — „Ja freylich, (erwiederte der Mann) aber ſehen Sie,

„guter Herr! Unſer Herr Bürgermeiſter wohnt dieſen „Geſprächen bey, nicht als ein groſſer Herr, nicht als „eine obrigkeitliche Perſon, ſondern als der beſte und „gelehrteſte Herr zu Stadt und Land. Wenn er den „Mund aufthut, ſo redt er uns aus dem Herzen, und „wenn er uns anblickt, ſo ſieht er durch und durch.“

Es war bereits ſechs Uhr nach hieſiger Stundenrechnung, alſo Dämmerung, da ich mich in dieſes Geſpräch eingelaſſen hatte. Mein Bedienter erinnerte mich, daß wir noch eine gute Stunde von der Stadt entfernt, und der Weg für unkundige Reiſende gefährlich ſey. Mein Herz mußte alſo der Klugheit meines Sancho weichen. Ich bezahlte meine Zeche, und dankte meinen Bauern herzlich für die gute Geſellſchaft. Der Jüngſte mußte mir beym Abſchied den Wunſch anſehen, der mir im Kopf herum gieng. Er rief mir nach, als ich ſchon die Thüre in der Hand hielt: „Herr, wenn Sie Luſt „haben, zu dem Geſpräch zu kommen, ſo ſagen Sie es „nur Ihrem Wirth. Es kommen faſt allemal fremde „Herren hin.“ Ich kann dir das Gefühl der Dankbarkeit und des Wohlwollens, welches ich in dem Augenblick für den hübſchen Bauer empfand, mit nichts vergleichen, als mit dem zarten Feuer, das mir durch alle Adern läuft, wenn ich von den geiſterſtickenden Geſchäften der Seggretaria nach Hauſe komme, und entweder einen kleinen Kreis auserleſener Freunde, oder dich allein unter den Spielen liebkoſender Kinder finde, je nachdem du durch tauſend liebliche Labyrinthe ausgeſpäht haſt, was die jedesmalige Lage meiner Seele bedarf. — Ich gieng auf den Mann zu, drückte ihm, und nach dem Geſetz der Einbildung auch ſeinen Gefährden, die Hand, und nahm nochmal von ihnen einen kurzen Abſchied auf baldiges Wiederſehn! — Du kannſt dir leicht einbilden, ob ich bis in die Stadt an etwas anders gedacht habe, als an meine Bauern und ihren Bürgermeiſter. Als ich nach einer ziemlich ermüdenden Tagreiſe in den Gaſthof kam, ſo war mein erſtes und letztes Geſchäft, eh ich mich zur Ruhe legte, daß ich meinen Wirth, einen ſehr liebenswürdigen und einſichtigen Mann, um die eigentliche Bewandtniß des Phänomens frug, welches mir die Bauern am Albis erzählt hatten. Er beveſtigte meinen Glauben, und verſprach, mich Morgens in ein Schauſpiel zu führen, wovon unſre Vaterſtadt Rom, die Hauptſtadt der alten und neuen Welt, nichts ähnliches aufzuweiſen hat; welches dir mein nächſter Brief erzählen wird.

◆ ◆ ◆

An eben dieſelbe.

Fortſetzung des vorigen.

Zürich am 13. October. 1770.

Gleich nach eingenommenem Frühſtück ſagte mir mein Wirth an, was ich ſchon von meiner Uhr wußte: daß es Zeit wäre, uns zu dem Bauerngeſpräch zu begeben. Ich nahm ohne Mühe, und etwas ungezogen, mitten aus einem Geſpräche von einer ſonſt ſehr intereſſanten Perſon Abſchied, welche mit mir in dem groſſen Saal gefrühſtückt hatte, und ein Officier war, der in der Schlacht bey Roßbach eine wichtige Rolle geſpielt. Nach ein paar hundert Schritten kamen wir auf einen großen Platz, in deſſen Mitte eine anſehnliche Fontaine ſteht, und en Face derſelben ein Gebäude, welches das ſchönſte hier ſeyn ſoll, und ein Zunfthaus iſt, auf deſſen zweyten Stockwerk eben die heilige naturforſchende Geſellſchaft wöchentlich ihre Verſammlungen, und von Zeit zu Zeit die Unterredungen mit den Bauern hält. Du kannſt dir den Zuſammenfluß meiner Ideen, und das beynahe ſchmerzhaft ungeſtüme Klopfen meines Herzens nicht vorſtellen, als ich in ein Zimmer trat, welches von Perſonen aus allen Ständen und Altern wimmelte: Herren, gepuderte und ungepuderte; Magiſtratsperſonen, Handwerker im Schurzfelle, Junge, Alte, Geiſtliche; und endlich meine lieben Zechgefährten am Albis, welche nebſt andern Landleuten mit entblößtem Haupt und lieblicher Würde da ſtanden, und genau darum einem jeden die Hauptperſon des bevorſtehenden Schauſpiels ſcheinen mußten, weil ſie die kleinſte aber hervorſtehendſte Gruppe dieſer edlen Verſammlung ausmachten. Man war bereit ſich zu ſetzen, da mich mein höflicher Wirth dem Sekretär der Geſellſchaft, und dieſer letztere den vornehmſten anweſenden Perſonen nach dem Bürgermeiſter, von welchem mir die Bauern ſo viel Weſens gemacht hatten , , dem berühmten Naturkundiger Geßner, als eigentlichen Präſidenten , , und demjenigen Mitgliede vorſtellte, welcher das Geſpräch führen ſollte, einem Mann voll Herz und Seele, der den philoſophiſchen Bauern geſchrieben hat, von welchem dein würdiger Vater ſo oft in gebranntem Scherze ſagte, daß er ihn ſo hoch als den Pabſt ſelber halte. Man wies mir als einem Fremden von Anſehn den zweyten Platz der ganzen Verſammlung an, daß ich alſo unmittelbar nach dem Herrn Heidegger (ſo heißt der edle Bürgermeiſter) zwiſchen ihm und Herrn Geßner zu ſitzen kam. Die meiſten übrigen Zuhörer ſaſſen beyden Seiten, und die lieben Bauern en Fac ſo daß das, was ſie redeten, nicht nur hören war, ſondern auch jede ihrer Gebehrden, alle ihre Blicke und Züge deutlich von mir bemerkt werden konnten. Es mochten in allem über ſechzig Perſonen ſeyn. Der Präſident des gegenwärtigen Aktus, eben der Verfaſſer des philoſophiſchen Bauers, Herr Hirzel, eröfnete die Verſammlung mit einer kurzen Anrede an die Herren Bauern beſonders gerichtet, worinn er die Abſicht dieſer Zuſammenkunft deutlich zu Tage, und mit einer hinreiſſenden Stärke allen Anweſenden die Wichtigkeit des Einfluſſes ans Herz legte, den die Verbeſſerung des Feldbaues auf den ökonomiſchen und ſittlichen Zuſtand eines Volkes hat. Mit überflieſſender Wohlmeynung wandte er ſich faſt durchaus vorzüglich an die Landleute, und ermahnte ſie, dem Zutrauen und der Liebe ihrer Herren und Väter durch ungeſchminkte aufrichtige Entdeckung ihrer Gedanken über die vorzulegenden Fragen, durch edle Freymüthigkeit und Beyſeiteſetzung unwürdiger Privatintereſſen zu entſprechen. Hierauf legte er ihnen eine Frage, die Vermehrung des Dungers betreffend vor, welche um ſo viel wichtiger war, da ſie mit einem andern Hauptgegenſtand der heutigen ökonomiſchen Verbeſſerungen in Europa, mit der Frage nämlich in genauer Verwandſchaft ſtehe: „Ob die Vertheilung der Gemeindwerke zuträglich ſey oder nicht?“

Herr Hirzel wandte ſich alſo an einen dieſer Landleute, und hieß ihn ſeine Gedanken über die erſte Frage eröfnen: „Ob er nicht glaube, daß der Dunger des Landwirths beträchtlich vermehret, und ſein Feld dabey gewinnen würde, wenn er ſein Vieh auch durch den Sommer im Stall behielte?“ Der Mann antwortete mit Ja! und unterſtützte ſeine Meynung ungebeten mit etlichen Gründen. Darnach wurde ein zweyter aufgerufen, welcher das gleiche that, und Einen guten Grund beyfügte, der für zehen galt. Ein dritter, welcher befragt wurde, wollte ausgleiten, und bejahte zwar die Frage ebenfalls, fieng aber mit emporgereckter Hand, mit guter aber etwas wildgewachſner Logik an, die Nachtheile an den Fingern herzuzählen, welche den zugeſtandnen Vortheil der Behaltung des Viehes in den Ställen ſeiner Meynung nach überwägen würden, als Herr Heidegger ihm in das Wort fiel, und ihn bat, ſich nicht zu übereilen, ſondern dem Präſidenten des Geſprächs direkte und einzig auf die vorgelegte Frage zu antworten. „Ich habe ja ſchon geſagt“ (erwiederte der Bauer mit einer Lebhaftigkeit, die ungemein bedeutend war) „daß „ich den Vortheil der Behaltung des Viehes in den „Ställen zugebe.“ Hier ſchwieg er, und unterdrückte ein Aber, welches dem guten Menſchen auf dem Lippen ſchwebte. Ein Vierter und Fünfter machten nicht minder Einwendungen, welche von dem Unvermögen der ärmern Bauersleute hergenommen und höchſt wichtig waren. Ein Sechster, von dem Fünften angefriſcht, unterſtützte deſſelben Einwürfe; allein da ich hören mußte, daß es ein alter reicher Bauer ſey, ſo entrüſtete mich ſein übelverſtandner Eigennutz, oder die ſchimmlichten Vorurtheile, die über ſeinen grauen Bart floſſen, nicht wenig. Kurz, der Kerl ſchien mir einer von denen zu ſeyn, die das Evangelium Schälke heißt, der ſeinen Eigennutz unter die Hülle des gemeinen Nutzens zu verbergen ſuchte.

Du erwarteſt von mir ohne Zweifel keine Abhandlung über den Dunger, ſo hübſch und merkwürdig das meiſte war, was im Verfolg des Geſprächs, ſowohl von Seite des Geſprächführers als von Seite der Bauern hierüber geredet und ausgemacht wurde. Herr Hirzel lenkte nach einer zweyten und dritten Frage, bey deren

Beantwortung die mancherley Nüancen des Verſtandes, Herzens und Witzes der verſchiednen handelnden Perſonen ſehr intereſſant durch einander ſpielten, das Geſpräch allmählig auf die wichtige Frage, von der Vertheilung der Gemeindgüter, ein. Hier erſchienen die Liebe zum allgemeinen Beſten ſowol, als alle niedrige Privatleidenſchaften mit ihren Trugſchlüſſen, und einem gegleißneten Wohlmeynen bewaffnet, in einem ſehr merkwürdigen Streit auf dem Schlachtfeld. Da hätteſt du das edle Feuer des Geſprächsführers, die bezaubernde Einfalt des Bürgermeiſters, den ich gleichſam in dem Schimmer eines wohlthätigen Königes ſchimmern ſah, dann wieder in der ländlichen Simplicität bewundern mußte, welche ihn, nebſt der überwägenden Stärke ſeiner Kenntniſſe über alle vorſchwebenden Materien, wie Socrates, zum Meiſter über alles machte, mittlerweile er allen zu Dienſten ſchien und den guten Landleuten zum Geburtshelfer deutlicher Begriffe diente, welche blos klar in ihrer Seele lagen. Da hätteſt du ſehen ſollen, wie die bäuriſche Sprache die Geheimniſſe einer ächten Politik zu Tage legte; wie Heidegger und Hirzel dasjenige zur Alltagsſpeiſe zubereiteten, was ſonſt nur in den Diſtillirblaſen politiſcher Chymiſten geheimnißvoll kocht, und von den Lippen eines Pöbels entfernt wird, der nach ihrer Meynung wohl verhungern darf. Da hätteſt du hören ſollen, wie der feurige Hirzel brauſend die Funken des ſich äuſſernden Eigennutzes oder Neids, auf ihre unglücklichen Beſitzer zurückſchlug; wie Geßner ſie zu chriſtlichen Geſinnungen, zum Dank für den erhabnen Geber alles Guten, mit dem Wohlwollen eines Brookes, und mit der erhabnen Andacht eines Derhams und Bonnets ermahnte, und wie endlich Heidegger auch hier, mit der Ruhe ſeines Geiſtes und der Einfalt ſeiner Schlüſſe triumphierte, den Eifer für das allgemeine Ganze unter der wirkſamern Wohlmeynung für das eigene Beſte des Particularen verbarg, und ſo jede in Aufruhr gebrachte Leidenſchaft in Schaam, Bewunderung, und endlich in das überzeugte Stillſchweigen des ganzen Saals auflößte.

Noch kann ich nicht unbemerkt laſſen, daß jedes Mitglied, wenigſtens der engern ökonomiſchen Geſellſchaft, das Recht hat, Fragen, die ihm wichtig dünken, an die Bauern ſowohl als an den Vorſteher zu thun. Du ſtelleſt dir leicht vor, daß es groſſe Kunſt brauche, alle dieſe verſchiedenen Köpfe in der gebührenden Unterwürfigkeit unter die allgemeine Ordnung, und innert der richtigen Straſſe der Hauptfrage zu halten. Aber unter einer geſchickten Führung muß auch dieſe Schwürigkeit zum Fund der geſuchten Wahrheit helfen. Und die guten Bauern ſchienen mir ihre Leute ſo wohl zu kennen, daß ich oft herzlich darüber lachen mußte, wie meiſterhaft ſie unnöthig aufgeworfene Scrupel, oder elende Aeuſſerungen einer ſtädtiſchen Präpotenz, bey einem Anlas, wo nur Gründe und Wahrheit gelten ſollten, zurückgewieſen.

Was mich beſonders betrift, ſo verſtund ich, mitten durch das Padol der Bauern, den Kern ihrer Meynung faſt allemal um ſo viel leichter, da ſie nach Bauern und Bauernprediger-Art, die gleiche Wahrheit wohl zwanzigmahl und von zwanzig verſchiedenen Seiten vorſtellten. Und was ich allenfalls nicht verſtund, erklärten mir meine verbindliche Nachbarn.

Beſonders frappirte mich einer von den Bauern, welcher wenig, und was er redte ſehr weitläuftig, aber mit groſſem viel umfaſſendem Sinn, Grundſätzen und Maximen vermiſcht, vorbrachte, die er allemahl mit dem unauflöslichen Syllogiſmus bewies, daß er ihre Richtigkeit

ſelbſt

ſelbſt erfahren hätte. So lange die übrigen redeten, war er ganz Ohr, und ich möchte faſt ſagen, noch mehr ganz Aug; ein Aug, Gioconda, welches dem Aug des Caſtraten G*, dieſes berühmten Günſtlings einiger gelbſüchtigen Fürſtinnen von Rom, nichts weichet; ein Kopf, den ich in einem Büſte der mediceiſchen Gallerie unter den Ritratti der alten Weiſen geſehen zu haben glaube.

Rathe, wer war der?

Es war kein geringerer als der philoſophiſche Bauer, deſſen ich mich unter dem Namen Klyjogg Guyer, wie er hier genennt wird, aus ſeiner Biographie nicht zu erinnern wußte. Ich werde dir ein andermal mehr von dieſem Wundermann erzählen, beſonders wenn ich ihn einmal, wie es bald geſchehen ſoll, auf ſeinem obrigkeitlichen Lehen beſucht habe, das er itzt bewohnt, und zu einem unträglichen Schauplatz ſeiner Talente macht.

Als das Geſpräch zu Ende war, und die Bauern vor den andern Zuhörern abzogen, gewahrte ich, daß der ehrliche Mann, welcher ſeine und noch vieler ſeiner Mitbauern Dürftigkeit gegen eine ſonſt heilſame Verbeſſerung einwandte, vor einem Schrank natürlicher Merkwürdigkeiten ſtund, und vermuthlich einen Vorrath von Erzählungen ſammelte, womit er auf den Abend Weib und Kinder bey ihrer kümmerlichen Koſt vergnügen wollte. Mein Schutzgeiſt lenkte bey dieſem Anlas meine Rechte nach meinem Beutel; und, ohne die Linke um ihren Rath zu fragen, that ſie einen muthigen Griff, mit dem ich mich dem Bauer näherte, und ihm das Geld in die Hand ſteckte, mit dem Beyfügen; „Nehm er dieſes hin, ehrlicher Mann, und „bring' er's augenblicklich ſeiner Haushaltung. Aber ſein „Vieh, guter Freund, behalt er mir den nächſten Sommer im Stall!“ Damit gieng ich wieder unter das Gedränge,

dränge, und ſtund mit einem jungen verſtändigen Mann an's Fenſter, der mir die ſchöne Gegend am See erklärte, welche gerade vor uns über lag. ‚ ‚ Nicht wahr, Gieconda, das war ein gutgemeynter aber unbeſonnener Streich chriſtlicher Wolthätigkeit! Auch bemächtigte ſich meiner, mittlerweile ich am Fenſter ſtund, eine Furcht, der Mann möchte mich mit ſeinem Dank verfolgen, daß ich mich gläublich nicht mehr würde gefürchtet haben, wenn ich ihn beſtohlen hätte.

Nachdem die Menge allmählig verlaufen war, und ich ſachte um mich ſehen wollte, ob der Bauer wohl gewiß verſchwunden wäre, gieng derſelbe eben über die Brücke, welche zunächſt an das Haus ſtößt, wo wir waren. Allem Anſchein nach hat er nicht ſehr geeilt wegzukommen; auch ſah er zweymahl an das Haus zurück; worauf ich mich zu der übrigen kleinen Geſellſchaft wandte. Herr Heidegger wies und erklärte mir ſelbſt die hübſche Sammlung von hier befindlichen Inſtrumenten, und führte mich in eine ſehr auserleſene Bücherſammlung, des Beſten, was zu dem Endzweck des Inſtituts erforderlich iſt. Der Bürgermeiſter fragte mich viel über Welſchland, aber lauter Zeug, das man nicht in Büchern findt; auch nichts, das ein vernünftiger Menſch nicht zu wiſſen braucht: ‚ ‚ Von dem Zuſtand der Künſte ‚ ‚ von dem Charakter des Miniſteriums einiger welſchen Höfe ‚ ‚ von dem ſel. Winkelmann u. d. g. Und ich bat mir hinwieder das Vergnügen aus, ihn ſowol als die Herren Geßner und Hirzel bey ihnen beſuchen zu dürfen, welches ſie mir mit einer Freundſchaft zuſagten, die mich dieſen Morgen zu den angenehmſt vollbrachten Stunden meines Lebens zählen machte.

Ich gieng nach Hauſe, und aß gläublich zu Mittag. Einmal nach dem Eſſen befand ich mich an der gewöhnlichen Tafel, zwiſchen zween Menſchen, die mich ohne Zweifel noch etwas mehr als die übrigen für einen Narren hielten, weil ich an dem Geſpräch der ſämmtlichen Gäſte nicht den geringſten Antheil genommen hatte. Allein, in den wenigen glücklichen Augenblicken des Lebens, wo man vollkommen zufrieden mit ſich ſelbſt iſt, frägt man nicht, ob es andre mit uns ſind.

Auf den Abend beſuch ich das öffentliche Concert: In meinem nächſten haſt du alſo mein Urtheil über dein Geſchlecht in dieſer Stadt zu erwarten. Fürchte dich nicht, Gioconda! Wenn es allenfalls ſchönere Frauen in der Welt giebt, als du biſt, ſo giebt's doch keine liebenswürdigere für mich.

Lebe wohl, du Weib, das nicht ſeines gleichen hat! Küſſe mich in meinen Kindern, und bilde ſie nach deinem Gleichniß.

XI.

Auszüge aus den neueſten periodiſchen Blättern von Paris.*)

Das Leben des bekannten Torré, der im vorigen Jahre zu Paris ſtarb, war ein Gewebe von gleich widrigen und außerordentlichen Schickſalen. Er wurde im Mayländiſchen geboren, und ſein Vater gab ihm die einzige Erziehung, die er ihm geben konnte, nemlich, er lehrte ihn leſen, ſchreiben und Wettergläſer machen. Dies Talent ernährte die ganze, zahlreiche Familie.

---

*) Der Herausgeber glaubt mit dieſer neuen Rubrik, an der Stelle der Pieces fugitives der vorigen Jahrgänge, einen angenehmen Tauſch für ſeine Leſer getroffen zu haben.

milie. Sobald ein Junge groß genug war, um ſich forthelfen zu können, packte man ihm eine Ladung von ſolchen Inſtrumenten auf, und ſchickte ihn in die Welt. Torré verließ frühzeitig die väterliche Hütte, er durchzog die Schweiz und verſchiedne Provinzen Frankreichs, und kam endlich nach Paris. Ein Ohngefähr entdeckte ihn dem berühmten Reaumür, und dieſer Gelehrte hielt ihn würdig, Theil an ſeinen Arbeiten zu nehmen. Unter dieſem großen Meiſter vervollkommte er ſich in der Kunſt, Barometer und Thermometer zu verfertigen, er lernte das Eingeſchränkte ſeiner Kenntniſſe einſehn, und bereicherte ſich mit neuen. Der Umgang mit Gelehrten, die Reaumür'n beſuchten, ward für ihn eine lehrreiche Schule, in der er begierig alles ſammelte, was zur Vermehrung ſeiner Einſichten und Wiſſenſchaften beytrug. Sonderlich legte er ſich auf Phyſik und Chemie. Da aber ſeine Glücksumſtände nicht die beſten waren, ſo wählte er ſich die Feuerwerkerey zum Brodgeſchäfte.

Dieſe Kunſt, die noch keiner vor ihm mit dieſem glücklichen und glänzenden Erfolg getrieben hat, brachte ihn an verſchiedene europäiſche Höfe. Der Prinz von ***, der Verdienſte ſo gut zu ſchätzen und zu belohnen weiß, nahm ihn in ſeine Dienſte. Der Prinz liebte die Chemie. Er erſtaunte, in ſeinem Feuerwerker einen Chemiſten zu finden, der die geſchickteſten des Hofs übertraf. Da die Liebhaberey des Prinzen kein Geheimniß bleiben konnte, ſo fanden ſich Schwärme von Abentheuern und Marktſchreyern ein, die ihren Nutzen davon zu ziehen hoften. Alle beſaßen, nach ihrem Vorgeben, große Arkane, oder wenigſtens doch den Stein der Weiſen. Der Prinz war zu erleuchtet, als daß er das Opfer ihrer Betrügereyen hätte werden ſollen, er beluſtigte ſich, ſie ihre Verſuche machen zu laſſen, und ſchickte ſie dann, reichlich belohnt, weiter.

Die hochtrabende und geheimnißreiche Sprache dieſer Aſter-Adepten hatte auf Torré's glühende Einbildungskraft die heftigſte Würkung hervorgebracht. Er wurde von der Sucht angeſteckt, die ſchon ſo viele Unglückliche in Noth und Verzweiflung ſtürzte, der aber auch die Chemie manche ſchätzbare Entdeckung verdankt. Voll von dem Verlangen, die Natur auf der That zu ertappen, und ihr die Verwandlung der Metalle abzulernen, kaufte er ſich eine Menge dahin einſchlagender Schriften, miethete ein abgelegnes Gartenhaus, und verbrannte dort ſo viel Kohlen, als ihm ſein Dienſt nur Zeit dazu übrig ließ.

Um dieſe Zeit erſchien zu *** ein ganz außerordentlicher Mann. Er war allein gekommen, gieng ſauber aber ſimpel gekleidet, ſprach mit Leichtigkeit verſchiedene Sprachen, und verſtand ſich faſt auf alle Künſte. In einer kleinen Stadt wie *** erregte er gar bald die Aufmerkſamkeit des Publikums. Der Prinz ließ ihn zu ſich kommen, unterhielt ſich mit ihm, und führte ihn in ſein Laboratorium. Hier erſtaunte man eben ſo ſehr über ſeine Kenntniſſe als über ſeine Beſcheidenheit. Er erklärte alle die Geheimniſſe der vorigen Adepten, wiederholte ihre Verſuche auf der Stelle, zeigte das Weſentliche und Falſche davon, pralte aber ſelbſt nie mit Geheimniſſen. Was ihn noch mehr vor jenen Windmachern auszeichnete, war die Art, womit er, ohne die Ehrfurcht zu nah zu treten, die Geſchenke und Anerbietungen des Prinzen von ſich abzulehnen wußte.

Torré war ganz weg in dieſem Mann; er überhäufte ihn mit Achtung und Aufmerkſamkeiten, gieng ihm nicht von der Seite, und führete ihn auch eines Tages in das Gartenhaus, deſſen wir oben erwähnt haben. Der Fremde hatte Gelegenheit gehabt, Torré's ehrlichen Karakter kennen zu lernen, er nahm einen Eid von ihm, nie das zu verrathen, was er ihm jezt entdecken wolle. „Zerbrechen Sie, fuhr er fort, dieſe Oefen, die nur Werkzeuge Ihres Ruins ſeyn würden; wenn Sie ſo glücklich ſind, auf die und die Art die und die Materie zu erhalten und zuzubereiten, ſo geben Sie ſogleich die Briefe auf die Poſt, die ich Ihnen ſchicken werde, und ſogleich will ich bey Ihnen ſeyn. Noch wiſſen Sie nichts, Sie ſollen es aber erfahren, wenn Sie mit mir arbeiten werden.“ Den andern Morgen empfing Torré ein großes, verſiegeltes Paket mit der Aufſchrift: **zur beſtimmten Zeit zu eröfnen.** Torré lief zu den Fremden, den er bereits als ſeinen Wohlthäter anſah; er war aber die Nacht abgereiſet.

Dieſe Begebenheit erinnert an eine andere, die dem berühmten **Johann Friedrich Helvetius**, erſtem Leibarzt des Prinzen von Oranien, zuſtieß. Er hatte in einem Werke an der Möglichkeit der Verwandlung der Metalle gezweifelt.“ Den 17. December 1666 beſuchte ihn ein Unbekannter im Haag, und ſtellte ihm vor, daß er das Goldpulver nicht verdammen könne, ohne vorher die hermetiſchen Schriften geleſen und geprüft zu haben. Er öfnete zu gleicher Zeit ein elfenbeinernes Schächtelchen, und zeigte ihm ein ſehr dünnes und ſchweres Stück von einer Erz- und Schwefelfarbe, und das ſich bröckeln ließ. „Dies, ſagt er, iſt genug, um zwanzig Tonnen Goldes zu machen.“ **Helvetius** bat ihn nur um ein Hirſenkorn groß, womit er ſelbſt den Verſuch an Bley machte, das in ſehr reines Gold verwandelt wurde. Er widerrief hierauf in einem andern Werke: Vitulus aureus &c. Hagæ comitis 1667. in 8. alles, was er wider die Adepten geſchrieben hatte, und erzählte die Geſchichte, die ihm begegnet war.

Torré wurde nun finſter, traurig und andächtig. Die Unterredung und das große Werk, das er vor hatte, ſchwebten ihm beſtändig im Sinn. Man traf ihn nirgends als in Einöden, oder am Fuß der Altäre an. Nach drey Jahren gelang ihm endlich, was ihm der Fremde vorgeſchrieben hatte. Er öfnete nun das Paket, und fand darin Briefe mit verſchiedenen Aufſchriften und in verſchiedenen Sprachen, nach deutſchen, engliſchen, holländiſchen und welſchen Städten. Er mußte lange auf dem Fremden warten, endlich erſchien er in der Kleidung eines Geiſtlichen. Sie verſchloſſen ſich in Torré's Gartenhauſe, und nach einer ununterbrochenen Arbeit von einigen Monaten kam endlich das wunderbare Pulver zum Vorſchein. **Torré**, der von Begierde brannte, es zu verſuchen, ſchmolz alles Fenſterbley im Hauſe zuſammen, und verwandelte es mit einem Gran dieſes Pulvers in eine gelbe Maſſe. Er trug ſie in die Stadt, um ſie auf Befehl ſeines Meiſters mit Kupfer zu verſetzen, damit man es nicht für philoſophiſches Gold erkennen möchte. Der Goldſchmidt, bey dem er es hierauf probiren ließ, erklärte es für ſehr reines Gold. **Torré** eilte auf ſein Landhaus — aber Fremder und Pulver waren verſchwunden. Es blieb ihm nichts übrig, als ihm nachzuſetzen. Er erinnerte ſich der Namen einiger Städte, wohin die Briefe adreßirt geweſen waren, und reiſete nach Amſterdam, Leiden, Frankfurt, Danzig, Mannheim, London, aber alle ſeine Nachforſchungen waren vergebens. (Der Beſchluß im nächſten Stück.)

Abälard und Heloiſe, ſeitdem Pope das Andenken dieſer Opfer der ſchwärzeſten Kabale und niedrigſten Eiferſucht durch ſeine berühmte Epiſtel erneuerte, und die Dichter ſo vieler Nationen ihm nachfolgten, ſind zwey ſo bekannte Namen geworden, daß auch der kleinſte Umſtand von ihnen unſern Antheil, wenigſtens unſre Neugier, reizt. Ihre Gebeine ruhen ſeit 1142 und 63 in der Abtey Paraclet in Frankreich, in der Diöces von Troyes. Sie wurden einigemale und in verſchiedenen Jahrhunderten an andere Stellen der Kirche gebracht. Die letzte Umſetzung geſchah, auf Befehl der jetzigen Aebtißin, Frau von Roucy, den 6. Junius 1780 unter folgenden Ceremonien. Ein Prieſter legte die Ueberreſte dieſer beyden zärtlichen Ehegatten, in zwey Abtheilungen, damit ſie nicht vermiſcht würden, in einen bleyernen Sarg, der hierauf, aus dem Gewölbe gezogen, eine Viertelſtunde lang zur Schau geſtellt, und alsdann verſiegelt wurde. Man trug ihn unter Abſingung von Liedern und Herſagung der Gebete für Todte erſt ins Frauen-Chor, und dann an ſeinen beſtimmten Platz unter dem Altar. Hier iſt auch das Grabmal von ſchwarzem Marmor aufgerichtet, das ihnen die Aebtißin mit folgender Innſchrift hat ſetzen laſſen:

Hic
Sub eodem marmore jacent
Hujus Monaſterii
Conditor, PETRVS ABÆLARDUS,
Et Abbatiſſa prima HELOISA
Olim ſtudiis, ingenio, amore, infauſtis nuptiis,
Et pœnitentia;
Nunc aeterna, quod ſperamus, felicitate
Conjuncti.
Petrus obiit XX prima, anno 1142.
Heloïſſe, XVII Maii, 1163.
Curis *Carolae de Roucy*, Paracleti Abbatiſſae.
M. DCC. LXXX.

Unter den Etrennes der Pariſer Bühnen von dieſem Jahre zeichnet ſich beſonders bey den Italiänern ein Luſtſpiel mit Geſang in drey Akten aus, das zum Titel hat: Les etrennes de Mercure, ou le bonnet magique. Der Plan iſt ganz ſimpel. Gerort, indem er Neujahrs-Briefe ſchreibt, macht ſeine Anmerkungen über dieſe Art von Höflichkeits-Bezeugungen. Er wünſcht ſich die Gabe, unter den Glückwünſchen, die er heute empfangen wird, die gutgemeynten und herzlichen von den geſchminkten und falſchen unterſcheiden zu können. Mercur bringt ihn in Jupiters Namen eine Zaubermütze, die, wenn man ſie aufſetzt, dieſe Gabe verſchaft. Er handelt unüberlegt genug, ſich ihrer zu bedienen, und erfährt ſo aus dem Munde ſeines beſten Freundes, und ſelbſt ſeiner Frau, Dinge, die zu wiſſen er gern entbehrt hätte.

Der König von Preuſſen hat die Dichterin Gräfin von Beauharnois zu Paris mit folgender Antwort auf die Epiſtel beehrt, welche die Gräfin an Se. Majeſtät gerichtet hatte.

Madame la Comteſſe de Beauharnois, l'epitre que vous avez la bonté de m'adreſſer par votre lettre du 20 Novembre de l'année derniere, ſur la grande Meſſe chantée à Breslau pour le repos de l'ame de Voltaire, vient de m'être préſentée; elle réunit à beaucoup de facilité le goût qui caractériſe la génie d'un ſexe aimable, & Voltaire lui même ne manqueroit pas de vous en faire compliment, en joignant ſon admiration à la mienne. Je

me borne à de ſimples remerciemens, priant Dieu ſur ce, Madame la Comteſſe de Beauharnois, qu'il vous ait en ſa ſainte & digne garde.

A Berlin le 5 Janvier 1781.
Signé, FREDERIC.

Da die Eile des Drucks den Herausgeber nöthigt, die übrigen Nachrichten bis zu dem zweyten Band zu verſchieben, ſo ſchließt er mit einer Idylle, die hier zum erſtenmal gedruckt erſcheint.

DAMON & COLIN,

Idylle.

Damon & Colin étaient liés dès leur enfance par l'amitié la plus tendre & jamais on n'avoit vû deux amis plus heureux. Mais ils ne le furent pas longtems. Une mort ſubite enleva Damon & Colin reſta ſeul, triſte & malheureux. Il abandonna ſon troupeau, ne le conduiſait plus dans les plaines & ſe retirait dans un bois lointain & ſombre, où il ſe livrait à la vive triſteſſe qui le conſumait.

Souvent l'aurore renaiſſante le trouvait encore errant ou s'appuyant nonchalamment ſur ſa houlette dans le boccage. Envain déſirait-il que le ſommeil, ce ſecours bienfaiſant des malheureux vint adoucir ſes peines: il ſemblait l'avoir quitté à jamais.

Deux mois s'étaient écoulés depuis qu'il avait traîné cette vie languiſſante, lorſqu'une nuit il s'aſſit accablé du poids de ſa douleur près de la tombe de ſon cher Damon. Un morne & profond ſilence regnait partout: la ſeule Philomèle faiſait retentir les airs de ſes ſons mélodieux. Colin en fut touché: il ſoupira & dit d'une voix faible:

„O toi, qui autrefois chantais les délices dont
„je jouiſſais avec le vertueux Damon, chante
„auſſi mes peines! — Je l'ai perdu, cet ami
„chéri & ſi digne de l'être! O ſouvenir, qui
„perce mon ame! — Il mourut dans mes
„bras & je lui ſurvis! — Mais hélas! je le ſens
„— bientôt nous ſerons réunis. Une foibleſſe
„mortelle s'empare de moi — — je me
„meurs — — Je reverrai donc cet ami dont
„le nom ſera la dernière parole de mes levres
„mourantes — O Damon — Damon!
„— —“

En prononçant ce nom chéri Colin expira. Le lendemain il fut trouvé par des bergers voiſins, qui l'enſevelirent dans le tombeau de ſon ami, autour duquel ils plantèrent des cyprès. Cet endroit fut depuis conſacré à l'Amitié & devint le rendez-vous de ceux, qui, liés par des ſentimens ſincerès, comme ceux qui y repoſent, — vont ſe jurer d'être fidèles à jamais.

◆

No. 2.

Olla Potrida.

1781.

Zweites Stück.

Berlin
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Innhalt.

Seite

Gedichte. 3–17.

Dramatiſche Aufſätze.

Der beſtrafte Brudermord, oder Prinz Hamlet aus Dännemark. Ein Trauerſpiel. [illegible] 18.

Auszüge.

Moraliſche und häusliche Tugenden der Morlacken. 69.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1. Ueber eine Stelle in Rouſſeau's „Rouſſeau Juge de Jean Jaques. Dialogue." Mit dem Motto aus Ovid: „Barbarus hic ego ſum, quia non intelligor illis." 77.

2. Skizzen von der Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt. Zweite Epoche von den Minneſingern bis auf die Meiſterſänger. 92.

Naturgeſchichte.

Des Herrn de Lüc Theorie von der Bildung der Berge. 109.

Anekdoten.

Merkwürdige Reden der Morgenländer. 144.

Biographie.

Etwas über Karl Jervas. 147.

Seite

Romane.

San Pietro und Vanina. 149.

Miſcellanien.

1. Amor und der Eremit. 156.
2. Taſtitaſtondo. 157.
3. Brief von J. J. Rouſſeau. 158.

Fragmente.

Vacant.

Auszüge aus den neueſten periodiſchen Blättern von Paris. 160.

Nachricht an das Publikum.

Beinahe jede Wiſſenſchaft, nach der Reihe, iſt ſchon Lieblingswiſſenſchaft geworden, und jetzt ſcheinet der nähern Kenntniß unſrer Mutterſprache eben dieſes Glück zu wiederfahren. Vielleicht fehlet es alſo an einem Buche über dieſen Gegenſtand, welches auch Damen, und ſolche, die nur zu einem Buche greiffen, um ſich von Geſchäften zu erhohlen, ohne Anſtrengung des Geiſtes, zum Vergnügen, leſen könnten.

Ein ſolches Buch über die deutſche Sprachlehre, woei der Geiſt auf eine angenehme Art beſchäftiget würde, ndem der Leſer immer mit fort dächte, ohne ſich doch ber zum Denken anſtrengen zu dürfen, könnte vielcht etwas dazu beitragen, das Studium unſrer Muttſprache noch allgemeiner zu machen.

Der unerwartete Beifall, womit das Publikum, vor einem Jahre, meine Briefe vom Unterſchiede des

Akkuſativ's und Dativ's, oder des mich und mir, u. ſ. w. aufnahm, bewog mich ſchon damals, die ganze deutſche Sprachlehre auf eine ähnliche Art, in Briefen, zu bearbeiten, welche noch faßlicher und deutlicher, und eben daher auch noch gemeinnütziger, als jene, wären, ſo daß auch Damen dieſelben, ohne mühſames Nachdenken, leſen und verſtehen könnten.

Seit der Zeit habe ich angefangen, dieſes Vorhaben ins Werk zu richten, und bin nunmehro geſonnen, künftige Oſtermeſſe, ein Buch unter folgendem Titel:

Deutſche Sprachlehre für die Damen,
[illegible] in Briefen,

auf Pränumeration, herauszugeben. [illegible] wird, auf Schreibpapier gedruckt, ohngefähr anderthalb Alphabet ſtark werden, und der Pränumerationspreiß einen Thaler betragen. Die Namen der Pränumeranten werden dem Werke vorgedruckt. Wer auf zehn Exemplare pränumerirt, bekömmt, wie gewöhnlich, das eilfte frei. Ich erſuche meine hieſigen und auswärtigen Freunde, durch ihre gütigen Bemühungen, dies Unternehmen zu befördern. Die Weverſche Buchhandlung übernimmt den Verlag, und kann man ſich, wegen der Pränumeration, an ſie ebenfalls. Berlin im Julius 1781.

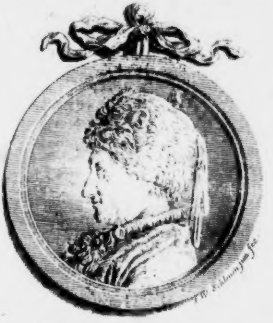
M. Carl Philipp Moritz,
Conrektor am grauen Kloſter zu Berlin.

* * *

Olla Potrida.

1781.

Zweites Stück.



J. J. ROUSSEAU.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

I.

Gedichte.

1.

Epiſtel an eine Braut.

Du, die ſo manches liebes Jahr
Der gröſte Wunſch von meinem Herzen war,
Um die ſo oft ich flammende Gebete
In tiefer Mitternacht, auf öder Lagerſtätte
Zum Himmel brünſtig aufgeſandt;
Mein Klärchen! ach! du gehſt, und reicheſt deine Hand
Nicht mir, der ſo für dich geglühet,
Gehſt von uns fort, in fernes Land,
Und manches Auge thränt, das dich nun nimmer ſiehet.

Wie wohl mirs war, wenn Dich mein Arm umfieng,
Wenn bebend oft mein Mund an Deinem hieng,
Wenn ich den Druck der weichen Hand
Im Innerſten der Seel' empfand;

Wenn Klärchen mir ein Herz voll Lieb' und Güte,
Ein heiters wolkenfrey's Gemüthe
Gezeiget, wenn der Mund nur wie ſie dachte,
Und niemals anders ſprach;
Wenn mit den Frölichen ſie lachte,
Und bey den Traurigen ihr Herz mitleidig brach: –

O! das weiß der, der mich ſo warm erſchuf,
Der das Naturgeſetz in meine Seele prägte,
„Die Liebe ſey der Sterblichen Beruf,
„Der ſey kein Menſch, der gar nichts lieben möchte. –

Und dennoch ſtandhaft ſiehſt Du mich,
O Mädchen mit der ſchönen Seele!
Ein Seufzer nur begleite Dich,
Und Gott, dem ich Dich ganz empfele. –

Gut, daß mich die Empfindſamkeit
Der hochgeprieſnen neuern Zeit
Nicht angeſteckt; – da dürft' ich nicht ſo ſtill
Mich in mich ſelbſt verſchlieſſen,
Da müßten – ach! – der Thränen viel
Von meinen Wangen niederflieſſen.
Da müßt' ich Nachts vor Deinem Fenſter klagen,
Dem ſtillen Mond von meinen Leiden ſagen;
Beyher – nach neuer Helden Recht –
Aufs ganze menſchliche Geſchlecht
Wild, wie in Hamburg die Matroſen, ſchimpfen. –
Die unfühlbaren Pöbel-Seelen,
Die Herzensdrang, und Sympathie,
Und Wonneglut, und Energie,
Und wie die ſchönen Siebenſachen
Noch weiter heiſſen, zum Gelächter machen,
Die niemals fühlten dieſe bittre Pein,
Müßt' ich mit deutſcher Kraft verſchrey'n.
An dir noch einmal meinen Blick zu weiden,
Könnt' ich in einen Bettler mich verkleiden,
Von dir geſehn alsdann geborgen ſeyn.

Ha! wären wir Genie's nach heut'ger Mod',
So müßt' ich, da Du mir entriſſen,
Zum wenigſten mich jezt erſchieſſen,
Zu enden meine Seelennoth.
Du, die Du mich geliebt, mein Klärchen! o wie würde
Dein Herz es fühlen, – o wie bang!
Und ach! aus innerm Herzensdrang
Würfſt denn auch Du ſie ab des ſchalen Lebens Bürde.

Doch, ſanftes Mädchen! laß uns nur
Was nicht zu ändern, ruhig tragen.
O laß uns mit Gelaſſenheit,
Mit inniger Ergebenheit
In Gottes Fügungen, das Ziel von unſern Tagen,
Das eine weiſe Hand uns vorgeſteckt, erwarten;
Und murre nicht, daß wir vergebens harrten
Auf ewige Vereinigung.
So wollt' es der, der ſchon von Ewigkeit
In ſeiner Wag' uns Liebs und Leids gewogen!
Erhalte Deines Herzens Heiterkeit
Auch jezt, da unſre Hofnungen betrogen.
Laß uns den Mode-Mann fühllos und kalt verſchrey'n,
Wir waren's nie, und werden's nimmer ſeyn.
O! meine wärmſten Wünſche fliegen
Zum Thron des Ewigen, für Dich, mein ſüſſes Kind!
Geh neuem, dauerndem Vergnügen
Entgegen, gutes, liebes Kind!
Mein ganzes Herz dankt Dir die Wonneſtunden,
In denen ich des Lebens ſchönſtes Glück
In Deinem Arm, an Deiner Bruſt empfunden,
Und ewig denkt's an Dich zurück.
Und wirſt ſo glücklich Du, als Du verdieneſt, ſeyn;
O dann, mein Klärchen! denk auch in der Ferne mein!

Wagenſeil.

2.

Lobgeſang der Liebe.

Für Herrn W* zu ſeiner Hochzeit geſungen.

„Wäre die Liebe nicht in der Natur, wo nähmen die Sterblichen ihre Freuden her!“

Wezel.

Alle Freuden, die für dieſes Leben
Zum Genuß ein guter Gott geweiht,
Können nicht das Herz ſo ſehr erheben,
Als der Liebe Süſſigkeit.
Haben nicht von jeher alle Zungen
Sie zu preiſen heiß geglüht?
Haben Dichter nicht geſungen
Ihr manch feuervolles Lied?

Ja, ſie iſt der Quell der beſten Freuden; —
Seelig, wer da ſchöpfen kan!
Wie ertrügen wir ſo manches Leiden,
Säh' nicht ſie uns lächelnd an?
Jede Laſt erleichtert ſie hienieden,
Sie vermindert jede Pein;
Und ſie zieht mit Troſt und Frieden
In betrübte Herzen ein.

Gern beſuchet ſie die niedern Dächer,
Fliehet von Palläſten weit,
Miſchet in des Schickſals Wermutsbecher
Leben, Freud' und Seeligkeit.
Unterhält verbundner Herzen Flammen,
Und Gemüther Harmonie,
Seelen, die ſie knüpft zuſammen,
Tragen leichter Lebens Müh.

Menſch

Menſchlicher macht ſie den wilden Krieger,
Und von ihrem Arm umfaßt
Träget froher jener arme Pflüger
Eines Sommertages Laſt.
Süſſe ſchmecket ihm im Abendſchatten
Brod, das die Geliebte reicht,
Und er ſchläft auf kühlen Matten
Sorgenfrey mit ihr, und leicht.

Vögel lehrt ſie ſüſſe Melodieen,
Grillen zirpen ihr im Hain.
Jedes Thierchen heißt die Liebe glühen,
Jedem flößt ſie Wolluſt ein.
Baum, und Moos, und Stauden in den Wäldern
Finden Gatten, lieben ſich;
Blum' und Pflanzen in den Feldern
Lieben und begatten ſich.

Den ſchuf die Natur in ihrem Grimme,
Der die Göttinn nicht verehrt,
Der nicht freudig auf die holde Stimme
Ihrer ſüſſen Tochter hört;
Nicht dem Zug vom leichten Roſenbändchen
Gerne folgt, nicht heiter wird,
Wenn ſie ihm am weichen Händchen
Auf der Lebensreiſe führt.

Deſſen Herz, fürwahr! fühlt keine Wonne,
Ihn erfreut nicht die Natur,
Nicht der goldne Glanz der Morgenſonne,
Nicht das Veilchen auf der Flur.
Für der Tonkunſt tauſend ſüße Freuden
Bleibt ein ſolcher träg und kalt;
Ihn ergötzet nicht der Saiten,
Nicht des Sanges Allgewalt.

O wer kann genug mit allen Bildern
Liebe, deinen Reiz erhöhn?

Wer vermag die Freuden all zu ſchildern,
Die dir ſtets zur Seite gehn?
Wer verſteht das ungeſtüme Feuer,
Das den Liebenden durchglüht?
Warlich keiner! — Keine Leyer
Singt es ganz im raſchen Lied.

Aber Du, o Paar! das am Altare
Ihr gehuldigt, ſey geweiht
Ganz zu fühlen, lange lange Jahre,
Ihrer Gaben Süſſigkeit.
Schlürfet aus dem Quell der holden Liebe
Neue Wonne täglich ein;
Niemals, niemals fließ' er trübe,
Immer lauter, hell und rein.

O ſo wird, bey immer regen Freuden,
Deine Zeit, o Paar! verfliehn.
Still und ruhig, wie dort unter Weiden
Silberbäche murmelnd ziehn.
Jeder Tag, und jede einzle Stunde
Bringe Freuden, wie im Paradieß,
Und der letzte Kuß von eurem Munde
Sey, ſo wie der erſte, ſüß.

Wagenſeil.

3.

An einen Freund.

So ganz allein, ſo ganz mir ſelbſt gelaſſen,
Wie ein Verirrter muthlos ſteht,
Wenn er auf unbekannten Straſſen
Der dunkeln Nacht entgegen geht;

Auch

Und wenn ihm ja ein Wanderer begegnet,
Den ſeine frohe Seele ſegnet,
Er keinen andern Troſt gewinnt,
Als, bis etwa ein Mondenſchein beginnt,
Zu warten – Freund, in eben dieſer Lage
Bin ich, und fühle jede Plage
Des Zweifels, der mein Herz zernagt,
Ob mir wohl je ein Morgen wieder tagt.

Ich trug ſo muthig meine Bürde
Auf ungebahnten ſteilen Wegen fort,
In Hoffnung, daß ich einſt noch einen Ort
Zu ſüſſer Ruhe finden würde.
Mir dämmerte da eine ſchöne Flur
Mit Lenz umſchmückt, und Morgenſonnenſcheine:
Wie reizend dünkte mich die dortige Natur!
Ich eilte hin – und ſah mich noch alleine.
Nicht glücklicher als ich geweſen war.
Der Sonnenſchein, der mir entgegenſtralte,
Und meiner Phantaſie ein Luſtgefilde malte,
Erblich, verſchwand. Nun ſtellte ſichs mir dar,
Wie jeder Ort, nach weggewichner Ferne;
Zwar liebt' ich es, und ſah es gerne;
Allein nach einer kurzen Zeit
Erblickt' ich nichts, was mich zuvor erfreut.

Freund, unſer Herz beſizt die Farben,
In welchen alles um uns her
Erſcheint; und um ſo paradieſiſcher,
Wenn keine Leiden ſie verdarben.
Wie roſenfarb und buntſchattirt
Sind ſie uns in den erſten Lenzen,
Wenn Unſchuld und Natur den Pinſel führt,
Und ſanfte Schwärmerein das Ideal ergänzen!
O Liebe! Liebe! – Reſt vom Ebenbild
Der Gottheit, das uns blieb – o ſüſſe Liebe!
Wenn dein Gefühl doch ſtets ſo ſelig bliebe,

Wie es zum erſtenmal aus ſeinem Traum entquillt!
Wie ſchafft es ſich, erfüllt von Seligkeiten,
Rings alles ſo zum Himmel um,
Und ſieht den kleinen Kreis wie Sonnenlicht verbreiten
Zum reizendſten Eliſium!

Doch ach! wie ſchnell verfliegen dieſe Farben!
Kaum ſichtbar noch, wo wir ſie ſonſt geſehn,
Verblichen ſie, wenn ſie nicht gänzlich ſtarben;
Umſonſt, daß wir ſie nun mit friſchen übergehn.
Und nicht genug, daß ſie auf ewig fliehen,
Sie hinterlaſſen, ſtatt der erſten Pracht,
Noch ein Gemiſch von Traurigkeit und Nacht,
Womit ſie die Natur für unſer Aug' umziehen.

Ach! lebe wohl, vielleicht auf ewig, du
Gedanke eines frohen Lebens;
Und nun, o armes Herz, nun ſucheſt du vergebens
Die ſo gewünſchte ſüſſe Ruh.
Was warſt du noch im jüngverfloßnen Lenze?
Des Himmels Liebling; im Genuß
Von allen ſeinen Seligkeiten; Kränze
Umfloſſen da dein Haupt — und o ein Kuß,
Ein Kuß, der noch auf meinen Lippen ſchwebet,
Und unvertilglich in mir lebet! —

Verändert ward mit einemmal nach ihm
Mein ganzes Selbſt. So zwiſchen Erd' und Himmel
Genoß mein Geiſt mit trunknem Ungeſtüm
Das rings um mich verſammlete Getümmel
Von Freuden. Ich [illegible]
Sie ganz. O Gott! wie war ich ſelig!
Wie war mir der Gedanke, an ihrer Hand
Sie ſtärker noch zu fühlen, ach! ſo ſelig!
O laß mich weinen, liebſter Freund,
Der einz'ge Troſt, der mir bis izt geblieben,
Denn immer, wenn ich einmal ausgeweint,
Empfind' ichs noch: ich muß ſie ewig lieben.

Ein ſtiller Schmerz hat nun in dieſer Bruſt
Sich eingedrückt; er zehrt an meinem Leben.
Wie gern gäb' ich es hin: könnt' ichs für ſie nur geben!
Ja gern, wär' ich mir nur bewußt,
Daß ich von ihr geliebet wäre,
Und daß, wenn ich erblich,
Nur Eine Trauerzähre
Aus ihrem ſanften Aug' entſchlich.

Noch murr' ich nicht, daß ich ſo ſchmerzlich leide,
Und weiſe Vorſicht, laß michs nie.
Du wandelſt leicht die Traurigkeit in Freude;
O mach mich glücklich – wenigſtens nur ſie,
Sie, die ich mehr als meine Seele liebe,
Um die ich gern ein Märtrer bliebe.
Nur dieſe Bitte, Gott: o nimm ſie an!
Dank ſei dir dann, ſo viel ich danken kann.

Und meinen lieben Freund, der mich verläßt,
Mich weinen ſieht, und nicht die Thränen
Von meinen Augen trocknet, nicht das Sehnen
Nach Troſte ſtillt – o knüpf' ihn feſt
An meine Seele, daß er mit mir fühle,
Was ich allein, und ach! ſo mächtig fühle;
Und daß er meinen Schmerz
Mit ſeinem Troſte lindre,
Und kann ſein gutes, freundſchaftliches Herz,
Ihn immer mehr vermindre.

O Freund, vergieb, wenn dieſe bittre Klage
Dein Herz beleidigt, welches fühlt,
Bedaure mich, vergiß mich: aber ſage,
Ob je ein Herz ein härtrer Schmerz durchwühlt.

B.

4.

An Madame W. in Baſel.

Lenz und Sommer blühn behende,
Freude zeichnet ihren Lauf,
Doch nach ihrem ſchönen Ende
Blüht noch manches Blümchen auf.

Ohne Wunſch die Flucht zu hindern,
Läſſeſt du ſie willig fliehn;
Denn du ſiehſt in deinen Kindern
Lenz und Sommer wieder blühn.

W. G. Becker.

5.

An
Herrn Johann Rudolph Burkardt in Baſel.

Paris im Aprill 1778.

Erſt funfzehn Tage hier,
(Denn vierzehn klingt zu deutſch) und ſchon beinahe ſatt
Der Freuden all, die dieſe Weltſtadt hat,
Sehn' ich mich hin zu Dir.
Zwar ſind hier in Paris der Freuden
So mancherlei: ich kann nicht alle leiden;
Und klingt's zu ſtolz, was ich geſagt,
So ſchränk' ichs ein auf das, was mir behagt.

Im Ernſt, mein Freund, ich habe mich betrogen,
Ich hatte von Paris mir ein Modell gemacht,
Ganz koloſſaliſch, wunderſam, voll Pracht,
So wie ſichs Mancher vorgelogen.

Und nun erſcheint der groſſe Tummelplaz
Von wenig Weiſen, vielen Thoren,
Weit anders mir, als ihn mein Hirn geboren.
Doch find' ich immer gnug Erſaz:
Ich weide meinen Blick an jenen Meiſterſtücken
Der Kunſt, die in und um Paris,
So mancher groſſe Geiſt, die Nachwelt zu entzücken,
Als Monumente hinterließ.
Und dieſen weih' ich jede Stunde,
Ich ſpähe alles durch, und mache meine Runde
Mit vielem Ernſt, um nichts zu übergehn,
Und was mir dann gefällt, das such' ich mehr zu ſehn.

Die Gegend um Paris iſt von den Händen
Der gütigen Natur mit ſolchem Schmuck begabt,
Daß faſt die Hand der Kunſt die Sorge nur gehabt,
Ihr keine Reize zu entwenden.
O lieber Freund, du ſollteſt Meudon ſehn,
Und Bellevue, den Galbert, und noch andre
So viele ſchöne Gegenden!
(Doch ich beſinne mich, du haſt ſie ja geſehn.)
Und wärſt du hier, ſo ſpräch' ich: Freund, o wandre
Mit mir nach Meudon, einſt der Siz
Von eines Königs Sohn und eines Königs Vater,
Und nun ſo öde; iſt ein Siz
Der Einſamkeit; nur dann und wann von einem Pater
Der kahlen Kapuziner – krank – genoſſen.
Der ſchöne Park! wie fühlt' ich mich in ſeinen Schoos
So hingeriſſen, hingegoſſen
In ſeine Schatten! – Welch ein Loos!
Seufzt' ich empor. So ſchön, und doch vergeſſen!
Wer kann den Eigenſinn der Menſchen meſſen? –
O wenn ich König wär', ich wählte dieſen Ort,
Wenn mich die Bürde der Geſchäfte
Gedrückt, um auszuruhn, und neue Kräfte
Zu ſammlen; ſchlich mich einſam fort
Mit meiner lieben Königinn und wenig

Gepräng

Geprüften Freunden, und vergaß den König:
Und lebte mir und meiner Frau ein Himmel, –
Wenn ſie mich liebte! – fern vom Hofgetümmel.
Da ſäh ich denn umher das reizendſte Gemiſche
Von allem, was Natur und Kunſt erſchuf,
Und hörte nur der Pflicht, der Lieb' und Freundſchaft Ruf,
Nicht das bethörende Geziſche
Von Schmeichlern und Verläumdern, ſäh von fern
Die Mutterſtadt von meinem Reiche,
Ohn' ihr Geräuſch, und tauſcht' es gern
Um dieſe reine Luft befreit von ihre Seuche.

Ja! wenn ich König wär! – Gottlob! ich bin es nicht:
Doch ſo ein eignes Plätzchen, ſchön gelegen,
Und Büſche drauf für Sommerhitz und Regen,
Ein Bächlein dran, wenn mir ein Trunk gebricht, –
Das wünſcht' ich mir: und dann – ein liebes Mädchen,
Doch kein geſchminktes aus Paris.
Nein! Freund! aus einem kleinen Städtchen,
Unſchuldig ſchön – dann wär's ein Paradies
Für mich: ich brauchte dann nur wenig,
So wär' ich ſchon beglückter als ein König.

Freund, was der Lenz nicht thut!
Da geh' ich von Paris nach Meudon; das iſt gut:
Und gleich fall' ich auf ein Kapitel
Im Buche der Natur – du kennſt vielleicht den Titel:
Ich überſchlag's, vergieb.
Ihm folgt ein andres mir ſo lieb
Wie jenes, und dies wollen wir behandeln,
Wenn Arm an Arm wir auf den Alpen wandeln.

Doch dreimal ändert noch der Mond
Den ſteten Wechſel, eh die Sonne
Mir da, wo Treu und Freundſchaft wohnt,
Von hohen Alpen ſcheint, und Wonne
Ins ſehnſuchtsvolle Herz ergießt.

Wie wird die Freundſchaft es erquicken,
Wenn es ihr Glück in deinen Blicken
Am Buſen der Natur genießt!

Freund, lebe wohl! Zwar ſind der Tage viele
Noch zwiſchen uns und unſerm Gruß:
Allein Geduld! die Zeit bringt alles ja zum Ziele,
Und ſtärkt, indem ſie ſäumt, des Wiederſehns Genuß.

W. G. Becker.

6.

An einen Freund,

bei Ueberreichung meines Portraits.

Du liebſt mich, Freund. – Es ſchmeichelt meinem Herzen,
Von Dir gekannt, geliebt zu ſeyn.
Und denk' ich an der bald'gen Trennung Schmerzen,
So muß mich dieſer Troſt erfreun.
Bin ich einſt fern von Dir in meinem Vaterlande,
Dann lebt Dein Bild in dieſer Bruſt;
Und uns umſchlingen noch der Freundſchaft ſanfte Bande,
Der treuſten Redlichkeit bewußt.
Damit ich ſicher weiß, Du denkſt auch öfters meiner,
So nimm dies Bild von mir;
Und blickſt Du's an, ſo glaub': izt denkt er Deiner,
Hat er gleich nur ein Ideal von Dir.
Sprichſt Du nur dann: es war ein guter Junge,
Zum mindſten iſt ſein Herz des Angedenkens werth;
So iſt mirs größrer Ruhm von eines Freundes Zunge,
Als Lob, das noch was anders an mir ehrt.

W. G. Becker.

7. An

7.

An Röschen.

den 23ſten Juli 1779.

Jungen Roſen gleicht Dein Bild
Mit dem Reiz der Lieb' erfüllt.
Aber jedes Röschen ſticht,
Wenn es ſchon die Liebe bricht.
Gleich' ihm gegen jeden Feind,
Der's nicht ernſtlich mit Dir meint;
Sorge nur, daß der Dich liebt,
Nie ſich über Dich betrübt.
Wirſt Du einſt von ihm gepflückt.
O ſo leb' in Lieb' entzückt.
Glücklich unter ſeinem Dach
Folge Dir die Freude nach.
Röschen, und Du kannſt es ſeyn,
Liebſt Du ihn, nur ihn allein:
Denn du haſt, was einen Mann
Ewig an Dich feſſeln kann,
Schönheit, Reiz und Lieblichkeit
Und was ſonſt die Lieb' erfreut.
O ſei ganz beglückt durch ſie,
Röschen, und vergiß mich nie.

W. G. Becker.

4.

Fragmente eines Gedichts.

Sie iſt nun vor mir mit ihren Schrecken verſchwunden,
Die Tochter der Nacht, die fürchterlichſte der Stunden;

Sie glänze nicht mehr in dem Gefolge der Zeit,
Und kehrt ſie zurück, ſo ſeyen Wolken ihr Kleid.

In Trübſinn vertieft dacht' ich das Schickſal der Seele,
Da ſah ich vor mir am Rand der düſterſten Höhle,
Den ewigen Schlaf, die melancholiſche Nacht,
Den nagenden Tod, und ſeine furchtbare Macht.

Kein Phosphor verſpricht allda erwachende Täge,
Kein wandelnder Mond erhellt die nächtlichen Stege,
Hier wird auch kein Laut und nur der Sturmwind gehört,
Der, brauſend, den Bau entflohener Geiſter zerſtört.

In ſprachloſem Schmerz, der ſelbſt die Thräne verſchweiget,
Ward endlich in mir der ſtille Seufzer erzeuget:
„Da findeſt du, Seele, auch einmal dein Grab,
„Da ſchlummerſt du auch zu deinen Schweſtern hinab.“

„Ergieb dich darein, du haſt erhabne Gefährten,
„Sieh Könige dort, die wir als Götter verehrten,
„Und – größrer Triumph der allverzehrenden Zeit! –
„Selbſt Leibnitzens Geiſt in tauſend Trümmer zerſtreut.“

— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

◆

II.

Dramatiſche Aufſätze.

TRAGOEDIA.

Der beſtrafte Brudermord
oder:
Prinz Hamlet aus Dännemark. *)

Prologus.

Nacht in einer geſtirnten Maſchine.
Alecto
Thiſiphone.
Mägera.

Die Nacht von oben.

Ich bin die dunkle Nacht, die alles ſchlafend macht,
Ich bin des Morpheus Weib, der Laſter Zeitvertreib,
Ich bin der Diebe Schutz, und der Verliebten Trutz,
Ich bin die dunkle Nacht, und hab in meiner Macht,
Die Bosheit auszuüben, die Menſchen zu betrüben,

---

*) Einige Freunde von alten deutſchen dramatiſchen Stücken haben gewünſcht, daß der alte Hamlet, aus Eckhof's Nachlaß, von dem ich in einem der Theaterkalender einen Auszug gegeben habe, ganz abgedruckt werden möchte; ich willfahre ihnen hier.

R.

Mein Mantel decket zu der Huren Schand' und Ruh',
Eh' Phöbus noch wird prangen, will ich ein Spiel anfangen;
Ihr Kinder meiner Bruſt, ihr Töchter meiner Luſt,
Ihr Furien, auf auf, hervor und laßt euch ſehen,
Kommt, höret fleißig zu, was kurzens ſoll geſchehen.

Alecto.

Was ſagt die dunkle Nacht, die Königin der Stille,
Was giebt ſie Neues an, was iſt ihr Luſt und Wille?

Mägera.

Aus Acherons finſtrer Höhle komm ich Mägera her,
Von dir, du Unglücksfrau, zu hören dein Begehr.

Thiſiphone.

Und ich Thiſiphone, was haſt du vor, ſag an,
Du ſchwarze Hecate, ob ich dir dienen kann?

Nacht.

Hört an, ihr Furien alle drey, hört an, ihr Kinder der Finſterniß und Gebärerin alles Unglücks, hört an eure mit Mohnhäupter gekrönte Königin der Nacht, eine Gebietherin der Diebe und Räuber, eine Freundin und Klarheit der Mordbrenner, eine Liebhaberin des verſtohlnen Gutes, und höchſtgeliebte Göttin der Verliebten in Unehren, wie ofte wird mein Laſter-Altar durch dieſe genannte That verehret! Dieſe Nacht und künftigen Tag müßt ihr mir beyſtehn, denn es iſt der König dieſes Reichs in Liebe gegen ſeines Bruders Weib entbrannt, welchen er um ihrenthalben ermordet, um ſie und das Königreich zu bekommen. Nun iſt die Stunde vorhanden, daß er ſein Beylager mit ihr hält, ich will meinen Mantel über ſie decken, daß ſie beyde ihre Sünden nicht ſehn ſollen, derowegen ſeyd bereit, den Saamen der Uneinigkeit auszuſtreuen, miſchet Gift unter ihre Eh', und Eiferſucht in ihre Herzen. Legt ein Rachfeuer an, laßt die Funken in dem ganzen Reich herumfliegen, verwirret die Blutsfreunde in dem Laſterneß, und macht der Hölle eine Freude, damit diejenigen, welche in der Mord-See ſchwimmen, bald erſaufen; gehet, eilet, und verrichtet meinen Befehl.

Thiſiphone.

Ich höre ſchon genung, und werde bald verrichten
Mehr als die dunkle Nacht von ihr ſelbſt kann erdichten.

Mägera.

Der Pluto ſelbſt ſoll mir ſo viel im Sinn nicht geben,
Als man in kurzer Zeit von mir bald wird erleben.

Alecto.

Ich blaſ' die Funken an, und mach' das Feuer brennen,
Ich will, eh's zweymal tagt, die ganze Luſt zertrennen.

Nacht.

So eilt, ich fahre auf, verrichtet euren Lauf.
(Fährt auf. Muſic.)

Perſonen.

Geiſt des alten Königs von Dännemark.
Erico, Bruder des Königs.
Hamlet, Prinz des ermordeten Königs.
Sigrie, die Königin, Hamlets Mutter.
Horatio, ein hoher Freund des Prinzen.
Corambus, Königlicher Hofmarſchall.
Leonhardus, deſſen Sohn.
Ophelia, deſſen Tochter.
Phantaſmo, Hofnarr.

Franciſco, Officier der Wache.
Jeno. ein Bauer.
Carl, der Principal von den Comödianten.
Corporal von der Wache.
Zwey redende Banditen.
Zwey Schildwachten.
Trabanten,
Hofdieners, } Stumme.
Zwey Comödianten,

Erſter Act.

Scene I.

1. Schildw. Wer da?

2. Schildw. Gut Freund!

1. Schildw. Was vor Freund?

2. Schildw. Schildwache!

1. Schildw. Oho, Camerad, kommſt du, mich abzulöſen, ich wünſche, daß dir die Stunde nicht möge ſo lang werden, als mir.

2. Schildw. Ey, Camerad, es iſt ja nun ſo kalt nicht.

1. Schildw. Ob es gleich kalt iſt, ſo hab ich doch hier einen Höllenſchweiß ausgehalten.

2. Schildw. Wie ſo zaghaft! das ſtehet keinen Soldaten an; er muß weder Freund noch Feind, ja den Teufel ſelbſt nicht fürchten.

1. Schildw. Ja wenn er dich einſt bey der Cartauſe

kriegen wird, du wirſt das Miſerere Domine wohl beten lernen?

2. Schildw. Was iſt denn eigentlich deine Furcht?

1. Schildw. Wiſſe denn, daß ſich ein Geſpenſt an der Vorderſeite des Caſtels ſehen läßt, es hat mich ſchon wollen zweymal von der Baſtey herunterwerfen.

2. Schildw. So löſ' ab, du Narr, ein todter Hund beißt nicht mehr; ich werde ja ſehen, ob ein Geiſt, welcher weder Fleiſch noch Bein hat, mir wird ſchaden können.

1. Schildw. Siehe nur zu, wenn es dir anders erſcheinen wird, was es vor Händel macht; ich gehe nach der Hauptwache. Adieu. (ab.)

2. Schildw. Gehe du nur hin, vielleicht biſt du ein Sonntagskind, die ſollen alle Geſpenſter ſehen können, ich warte meines Dienſtes.

(Es werden inwendig Geſundheiten geblaſen.)

2. Schildw. Unſer neuer König macht ſich luſtig; ſie trinken Geſundheiten.

Scene II.

Geiſt des Königs tritt neben die Schildwache, und erſchreckt ihn. (ab.)

2. Schildw. Ach heiliger Anton von Padua ſtehe mir bey! nun ſehe ich erſtlich, was mein Camerad geſagt. O Saint Velten, wenn nur erſtlich die Hauptrunde vorbey wäre, ich lief als ein Schelm von der Poſt weg.

(Es wird wieder geblaſen und gepaukt.)

2. Schildw. Hätte ich doch einen Trunk Wein von des Königs Tafel, damit ich mein erſchrocknes, angebranntes Herz begieſſen könnte.

Geiſt (giebt von hinten der Schildwache eine Ohrfeige, daß er die Muſquete fallen läßt.) (ab.)

1. Schildw. Da ſpielt der Teufel leibhaftig mit. Ach, ich bin ſo erſchrocken, daß ich nicht aus der Stelle kommen kann.

Scene III.

Horatio und Soldaten.

2. Schildw. Wer da?

Horat. Runde!

2. Schildw. Was für Runde?

Horat. Hauptrunde!

2. Schildw. Steh Runde! Corporal heraus, Burſche ins Gewehr!

(Francisco und Wache heraus, geben das Wort auf der andern Seite.)

Horat. Schildwacht, gieb wohl Achtung auf deinen Poſten, der Prinz möchte ſelbſt patrolliren; daß du ja nicht etwan ſchlafeſt, ſonſt koſtet es deinen beſten Hals.

2. Schildw. Ach wenn auch die ganze Compagnie hier wäre, es würde keiner ſchlafen, und man muß mich ablöſen, oder ich laufe davon, und ſollt ich auch morgen an den höchſten Galgen gehenkt werden.

Horat. Was iſt denn die Urſach?

2. Schildw. Ach, gnädiger Herr, es läßt ſich alle Viertelſtunde ein Geiſt allhier ſehn, welcher mir ſo viel zuſetzt, daß ich mir einbilden muß, als ſäſſe ich lebendig im Fegfeuer.

Francisco. Eben alſo hat mir die erſte Schildwacht auch erzählt, welche in der vorigen Stunde abgelöſet.

2. Schildw. Ja, ja, verziehet nur ein wenig; es wird nicht lange bleiben.

(Geiſt gehet über das Theater.)

Horat. Bey meinem Leben, es iſt ein Geiſt, und ſieht recht ähnlich dem letztverſtorbenen König von Dänemark.

Francisco. Er gebehrdet ſich kläglich, und läßt, als ob er was ſagen wollte.

Horat. Hierunter iſt etwas verborgen.

Scene IV.

Hamlet.

2. Schildw. Wer da?

Hamlet. Schweig!

2. Schildw. Wer da?

Hamlet. Schweig!

2. Schildw. Antwort, oder ich werde dir was anders weiſen.

Hamlet. Freund!

2. Schildw. Was vor Freund?

Hamlet. Des Reichs Freund.

Francisco. Bey meinem Leben, es iſt der Prinz!

Horat. Ihro Durchlaucht, ſind Sie es, oder nicht?

Hamlet. Siehe, Horatio, ſeyd Ihr es! Was macht Ihr hier?

Horat. Ew. Durchl. aufzuwarten, ich habe die Wachen etwas viſitirt, ob auch alle Poſten wohl beſetzt ſeyn.

Hamlet. Ihr thut, als ein ehrlicher Soldat, denn auf Euch ruhet des Königs und des Reichs Sicherheit.

Horat. Ihro Durchlaucht, es trägt ſich ein wunderlicher Caſus zu, maſſen ſich allhier alle Viertelſtunde ein Geiſt ſehn läßt; er gleicht, meinen Einbildungen nach, recht dem verſtorbenen König, Dero Herrn Vater. Er thut auf dieſem Rundeel der Schildwacht groſſen Schaden.

Hamlet. Das will ich nicht hoffen, denn die Seelen der Frommen ruhen wohl bis zu der Zeit ihrer Erneurung.

Horat. Es iſt nicht anders, Ihro Durchlaucht, ich habe ihn ſelbſt geſehn.

Francisco. Mich hat er ſehr erſchreckt, Ihro Durchl.

2. Schildw. Und mich hat er eine brave Ohrfeige gegeben.

Hamlet. Wie iſt es an der Zeit?

Franciſco. Es iſt recht Mitternacht.

Hamlet. Eben recht, denn um dieſelbe Zeit pflegen ſich die Geiſter ſehn zu laſſen, wenn ſie wandeln.

(Es wird wieder Geſundheit geblaſen.)

Hamlet. Holla! was iſt dieſes?

Horat. Mich dünkt, als wann ſie zu Hofe noch luſtig Geſundheiten trinken.

Hamlet. Recht, Horatio! mein Herr Vater und Vetter wird ſich mit ſeinen Adhærenten noch wacker luſtig machen. Ach! Horatio, ich weiß nicht, warum nach meines Herrn Vaters Tod ich allezeit ſolche Herzensangſt gehabt; dahergegen meine Königliche Frau Mutter ihn gar bald vergeſſen, dieſer König aber ihn noch eher: denn weil ich in Teutſchland geweſen, hat er ſich geſchwinde zum König in Dännemark krönen laſſen, unter dem Schein des Rechtens aber hat er mir die Krone von Norwegen überlaſſen, und beruft ſich auf die Wahl der Stände.

Scene V.

Geiſt.

2. Schildw. O wehe, der Geiſt kommt wieder!

Horat. Sehen nun Ihro Durchlaucht?

Franciſco. Ihro Durchlaucht erſchrecken nicht!

(Der Geiſt geht über das Theater, und winket Hamlet.)

Hamlet. Der Geiſt winkt mir; Ihr Herren, Sie treten ein wenig an die Seite, Horatio mache dich nicht zu weit, ich will den Geiſt folgen und ſein Begehren vernehmen. (ab.)

Horatio. Ihr Herren, wir wollen ihm folgen, damit ihm kein Leid wiederfahre. (gehen ab.)

(Geiſt winket bis aufs halbe Theater, und thut etlichemal das Maul auf.)

Hamlet. Rede, wer du biſt, und ſage, was du begehreſt.

Geiſt. Hamlet!

Hamlet. Herr!

Geiſt. Hamlet!

Hamlet. Was begehrſt du?

Geiſt. Höre mich, Hamlet, denn die Zeit kommt bald, daß ich mich wieder an denſelben Ort begeben muß, wo ich hergekommen; höre, und gieb wohl Achtung, was ich dir erzählen werde.

Hamlet. Rede, du ſeliger Schatten meines Königlichen Herrn Vaters.

Geiſt. So höre, mein Sohn Hamlet, was ich dir erzählen will von deines Vaters unnatürlichem Tode.

Hamlet. Was? unnatürlichem Tode?

Geiſt. Ja, unnatürlichem Tode! Wiſſe, daß ich den Gebrauch hatte, welchen mir die Natur angewöhnet, daß ich täglich nach der Mahlzeit zu Mittage in meinem Königlichen Luſtgarten zu gehn pflegte, um allda mich eine Stunde der Ruhe zu bedienen. Als ich denn eines Tages auch alſo thät, ſiehe da kommt mein Kronſüchtiger Bruder zu mir, und hatte einen ſubtilen Saft von Ebeno genannt bey ſich; dieſes Oel oder Saft hat dieſe Wirkung, daß, ſobald etliche Tropfen von dieſen unter das menſchliche Geblüt kommen, ſie alſobald alle Lebensadern verſtopfen, und ihm das Leben nehmen. Dieſen Saft goß er mir, als ich ſchlief, in meine Ohren, ſobald daſſelbe in den Kopf kam, mußte ich augenblicklich ſterben, hernach gab man vor, ich hätte einen ſtarken Schlagfluß bekommen. Alſo bin ich meines Reichs, meines Weibes, und meines Lebens von dieſem Tyrannen beraubt.

Hamlet. Gerechter Himmel, wo dieſes wahr, ſo ſchwör ich dir die Rache.

Geiſt. Ich werde nicht eher ruhen, bis mein unnatürlicher Tod gerochen iſt. (ab.)

Hamlet. Ich ſchwöre, nicht zu ruhen, bis ich mich an dieſem Brudermörder gerochen habe.

Scene VI.

Horatio. Hamlet. Francisco.

Horat. Wie ſtehts mit Ihro Durchlaucht? wie ſo erſchrocken? Haben Sie ſich vielleicht alterirt?

Hamlet. Ach freylich, und zwar über die maaßen!

Horat. Haben Ihro Durchlaucht den Geiſt geſehn?

Hamlet. Ja! ſicherlich hab ich ihn geſehn, auch mit ihm geredet.

Horat. O Himmel, dieſes wird etwas Sonderliches bedeuten!

Hamlet. Er hat mir eine greuliche Sache offenbart, darum bitte ich, Ihr Herren, ſtehet mir bey in einer Sache, welche Rache erfodert.

Horat. Meiner Treue ſind Sie gewiß verſichert, darum offenbaren Sie mir es nur.

Francisco. Ihro Durchlaucht zweifeln an meiner Hülfe auch nicht!

Hamlet. Ihr Herren, ehe und bevor ich Euch ſolches offenbare, ſo ſollt Ihr mir bey Ehre und Treu einen Eid ſchwören.

Francisco. Ihro Durchlaucht wiſſen, daß ich Sie höchſt liebe, ich will auch gern mein Leben darbey aufſetzen, wenn Sie ſich rächen wollen.

Horat. Sie fordern nur den Eid von uns, wir wollen Sie getreu beyſtehn.

Hamlet. So leget Eure Finger auf meinen Degen: Wir ſchwören.

Horat. und **Francisco.** Wir ſchwören.

Geiſt (inwendig) Wir ſchwören.

Hamlet. Holla! was iſt dieſes? Noch einmal, wir ſchwören.

Horat. und **Francisco.** Wir ſchwören.

Geiſt. Wir ſchwören.

Hamlet. Dieſes muß was Sonderliches bedeuten. Kommt noch einmal, wir wollen auf die andre Seite gehn. Wir ſchwören.

Horat. und **Francisco.** Wir ſchwören.

Geiſt. Wir ſchwören.

Hamlet. Was iſt dieſes? Sollte wohl ein Echo den Wiederſchall von unſern Worten wieder zurückſchicken. Kommt wir wollen noch an einen andern Ort gehen. Wir ſchwören.

Geiſt. Wir ſchwören.

Hamlet. O ich höre ſchon, was dieſes iſt: es ſcheinet, daß der Geiſt meines Herrn Vaters nicht damit zufrieden, daß ichs offenbaren ſoll. Ihr Herren, ich bitte, verlaßt mich, ich will Euch morgen alles offenbaren.

Horat. und **Francisco.** Ihro Durchlaucht leben wohl.

(Francisco ab.)

Hamlet. Horatio, komm her.

Horat. Was verlangen Eure Durchlaucht?

Hamlet. Iſt der andre weg?

Horat. Ja, er iſt ſchon weg.

Hamlet. Ich weiß, Horatio, du biſt mir jederzeit getreu geweſen, dir will ichs offenbaren, was mir der Geiſt geſagt, nemlich daß mein Vater eines unnatürlichen Todes geſtorben. Mein Vater, der anjetzo auch mein Vater iſt, der hat ihn ermordet.

Horat. O Himmel, was höre ich!

Hamlet. Du weißt, Horatio, daß mein ſeeliger Herr Vater die Gewohnheit hatte, daß er täglich nach der Mittagsmahlzeit in ſeinem Luſtgarten ſich einer Stunde des Schlafs bediente. Solches dieſer Böſewicht wiſſend, kommt zu meinem Herrn Vater, und im Schlaf gießt er ihm den Saft von Ebeno in das Ohr, daß er alſobald von dieſem ſtarken Gifte muß den Geiſt aufgeben. Dieſes hat der verfluchte Hund darum gethan, die Krone zu erlangen: aber von dieſer Stunde an will ich anfangen eine ſimulirte Tollheit, und in derſelben Simulation will ich meine Rolle ſo artig ſpielen, bis ich Gelegenheit finde, meines Herrn Vaters Tod zu rächen.

Horat. Iſt es alſo, Ihro Durchlaucht, ſo will ich Sie getreue Hand bieten.

Hamlet. Horatio, ich will mich an dieſen Kronſüchtigen, an dieſen Ehebrecher und Mörder alſo rächen, daß die Nachwelt der Ewigkeit davon nachſagen ſoll; ich will itzund gehn, und ihm verſtellterweiſe aufwarten, bis daß ich Gelegenheit finde, die Rache auszuüben. (gehen ab.)

Scene VII.

König. Königinn. Hamlet. Corambus und Staat.

König. Obſchon unſers Herrn Bruders noch in friſchem Gedächtniß bey jedermann iſt, und uns gebietet, alle Solennitäten einzuſtellen, werden wir doch anjetzo genöthiget, unſere ſchwarze Trauerkleider in Carmoſin, Purpur und Scharlach zu verändern, weil nunmehro meines ſeeligen Herrn Bruders hinterbliebene Wittwe unſere liebſte Gemahlin worden; darum erzeige ſich ein jeder freudig, und mache ſich unſer Luſt theilhaftig. Ihr aber, Prinz Hamlet, gebet Euch zufrieden; ſehet hier Eure Frau Mutter, wie traurig und betrübt daß ſie iſt über Eure Melancholie. Auch haben wir vernommen, daß Ihr geſonnen ſeyd, wieder nach Wittenberg zu reiſen, thut ſolches nicht Eurer Mutter wegen; bleibt hier, denn wir Euch lieben und gerne ſehen, wollten alſo nicht gerne, daß Euch einiger Schade wiederfahren ſollte, bleibt bey uns am Hofe, oder wo ja nicht, ſo könnt Ihr Euch nach Norwegen in Euer Königreich begeben.

Königin. Vielgeliebter Sohn Prinz Hamlet, es nimmt uns groß Wunder, daß Ihr Euch habt vorgenommen, von hier zu reiſen, und Euch nacher Wittenberg zu begeben. Nun wiſſet Ihr ja wohl, daß Euer Königlicher Herr Vater unlängſt Todes verblichen, weswegen uns große Traurigkeit und Melancholie zu Herzen geſtoßen, und wenn Ihr ſolltet von uns reiſen, würde ſich dieſelbe ein großes vermehren; darum, liebſter Sohn, bleibt hier: alle Freude und Luſt, ſo Euch beliebt, ſollt Ihr ohne Weigerung genießen.

Hamlet. Ihrem Befehl will ich von Herzen gern gehorſamen, und vor dieſesmal hier bleiben und nicht verreiſen.

König Thut ſolches, liebſter Prinz. Aber Corambus, wie iſt es mit eurem Sohn Leonhardo, iſt er ſchon hinweg nacher Frankreich verreiſet.

Coramb. Ja, gnädiger und Herr König, er iſt ſchon weg.

König. Iſt es aber mit eurem Conſens geſchehen?

Coramb. Ja, mit Ober Conſens, mit Mittel Conſens und mit Unter Conſens. O, Ihro Majeſtät, er hat einen über die maaßen herrlichen, treflichen, prächtigen Conſens von mir bekommen.

König. Weilen er mit eurem Conſens verreiſet, ſo mag es ihm wohlgehen, und die Götter wollen ihm geſund wieder anhero helfen. Wir aber ſind geſonnen, ein Cariſell anzuſtellen, damit unſerer liebſten Gemahlin die Traurigkeit vergehe. Ihr aber, Prinz Hamlet, ſollt Euch auch nebſt andern hohen Perſonen luſtig erzeigen, vor dieſesmal aber wollen wir der Luſtigkeit ein Ende machen, weil der Tag ſich nahet, die ſchwarze Nacht zu vertreiben. Sie aber, wertheſte Gemahlin, werd ich nach Ihrem Schlafgemach begleiten.

Kommt, laßt uns Hand in Hand, und Arm um Arm einſchließen,
Laßt uns das ſüße Pfand der Lieb und Ruh genießen.

◆ ◆ ◆

Zweyter Act.

Scene I.

König. Königin.

König. Liebſte Gemahlin, wie kommt es, daß Ihr ſo traurig ſeyd, Sie entdecke doch die Urſache Ihrer Betrübniſſe, Sie iſt ja unſere Königin, wir lieben Sie, und alles, was das ganze Reich vermag, iſt Ihr eigen, worüber hat Sie ſich denn zu betrüben?

Königin. Mein König, ich habe große Betrübniſſe über die Melancholie meines Sohnes Hamlets, welcher mein einziger Prinz iſt, und dieſes ſchmerzt mich.

König. Wie? iſt er melancholiſch? Wir wollen alle vornehme Doctores und Aerzte in unſerm ganzen Königreich zuſammen verſchreiben, damit ihm geholfen werde.

Scene II.

Corambus zu dieſen.

Corambus. Neue Zeitung, gnädiger Herr und König!

König. Was iſt denn Neues vorhanden?

Coramb. Prinz Hamlet iſt toll, ja ſo toll, als der griechiſche Tolleran jemals geweſen.

König. Und warum iſt er toll?

Coramb. Darum, daß er ſeinen Verſtand verloren.

König. Wo hat er denn ſeinen Verſtand verloren?

Coramb. Das weiß ich nicht, das mag derjenige wiſſen, welcher ihn gefunden hat.

Scene III.

Ophelia.

Ophelia. Ach, Herr Vater, beſchirmet mich!

Coramb. Was iſt es denn, mein Kind?

Ophelia. Ach, Herr Vater, Prinz Hamlet plagt mich, ich kann keinen Frieden für ihn haben!

Coramb. Stelle dich zufrieden, liebe Tochter: aber er hat dich ja ſonſten nichts gethan. O nun weiß ich ſchon, warum Prinz Hamlet toll iſt; er iſt gewiß in meine Tochter verliebt?

König. Hat denn die Liebe eine ſolche Kraft, einen Menſchen toll zu machen?

Coramb. Gnädiger Herr und König, freylich iſt ſie kräftig genug, einen Menſchen toll zu machen. Denn ich gedenke noch, da ich noch jung war, wie mich die Liebe plagte, ja ſie hat mich ſo toll gemacht, als einen Märzhaaſen, anjetzo aber achte ich ſie nicht mehr: Ich ſitze lieber bey dem Ofen, und zähle meine rothe Pfennige, und trinke Ihro Majeſtät Geſundheit.

König. Kann man aber ſeine Raſerey und Tollheit nicht ſelbſt in Augenſchein nehmen?

Coramb. Ja, Ihro Majeſtät, wir wollen nur ein wenig an die Seite treten, und meine Tochter ſoll ihm das Kleinod, welches er ihr verehrt hat, zeigen, ſo können Ihro Majeſtät ſeine Tollheit ſehn.

König Liebſte Gemahlin, Sie laſſe ſich belieben, in Ihr Gemach zu gehn, wir wollen unterdeſſen ſeine Tollheit in Augenſchein nehmen. (verſtecken ſich.)

Scene IV.

Hamlet und Ophelia.

Ophelia. Eure Durchlaucht nehmen doch das Kleinod wieder, welches Sie mir geſchenket.

Hamlet Was, Mädchen, willſt du gern einen Mann haben? Gehe weg von mir — doch, komm her. Höre, Mädchen, ihr Jungfern, ihr thut nichts anders, als die junge Geſellen verführen, eure Schönheit kauft ihr bey den Apothekern und Krämern: höret, ich will euch eine Hiſtorie erzählen. Es war ein Kavalier in Anion, der verliebte ſich in eine Dame, welche anzuſehen war wie die Göttin Venus, wie ſie nun ſollten zuſammen zu Bette gehen, ging die Braut vor, und fing an, ſich auszuziehen, nahm erſtlich das eine Auge aus, welches künſtlicherweiſe war eingeſetzt, hernach die Vorderzähne, welche von Elfenbein auch ſo künſtlich waren eingemacht, daß mans nicht ſehn konnte, hernach wuſch ſie ſich, da ging die Schminke, womit ſie ſich angeſtrichen hatte, auch fort. Der Bräutigam kam endlich, gedachte ſeine Braut zu umfangen, wie er ſie aber anſichtig ward, erſchrack er, und gedachte, es wäre ein Geſpenſt. Alſo betrügt ihr die Junggeſellen, darum höret mich auch. Aber warte, Mädchen — doch, gehe nur fort nach dem Kloſter, aber nicht nach einem Kloſter, wo zwey Paar Pantoffeln vor dem Bette ſtehen. (ab.)

Coramb. Iſt er nicht perfect und veritabel toll, gnädiger Herr und König.

König. Corambus, verlaß uns, wenn wir werden euch vonnöthen haben, weilen wir euch ſchon rufen laſſen. (Corambus ab.) Wir haben des Prinzen Tollheit und Raſerey mit groſſer Verwunderung geſehn, uns dünkt aber, daß es keine rechte Tollheit, ſondern vielmehr eine ſimulirte Tollheit ſey; wir müſſen verſchaffen, daß er an die Seite oder gar ums Leben gebracht werde, es möchte ſonſt was Uebels daraus entſtehn. (ab.)

Scene V.

Hamlet. Horatio.

Hamlet. Mein werther Freund, Horatio, durch dieſe angenommene Tollheit hoffe ich Gelegenheit zu bekommen, meines Vaters Tod zu rächen. Ihr wißt aber, mein Vater iſt allezeit mit vielen Trabanten umgeben, darum ſo es etwa mir mißlingen möchte, und ihr etwa meinen Leichnam findet, ſo laßt ihn doch ehrlich zu der Erden beſtätigen, denn die erſte Gelegenheit, die ich finde, werde ich mich an ihm wagen.

Horat. Ich bitte Ihro Durchlaucht, Sie wollen ſolches nicht thun, vielleicht hat Sie der Geiſt betrogen.

Hamlet. O nein, ſeine Worte waren allzuwohl ausgeſprochen, ich kann ihm wohl Glauben geben. Was aber bringt der alte Narr Neues?

Scene VI.

Corambus.

Coramb. Neue Zeitung, gnädiger Herr! Die Comödianten ſind angekommen.

Hamlet. Da Marus Ruſſig ein Comödiant war zu Rom, was war da vor eine ſchöne Zeit!

Coramb. Ha, ha, ha! Allezeit vexiren mich Ihro Hoheiten.

Hamlet. O Jeptha, Jeptha, was haſt du vor ein ſchönes Töchterlein!

Coramb. Alle Zeiten wollen Ihro Hoheiten, daß meine Tochter ſoll herhalten.

Hamlet. Wohlan, Alter, laß den Meiſter von den Comödianten hereinkommen.

Coramb. Es ſoll geſchehn. (ab.)

Hamlet. Dieſe Comödianten kommen eben recht, denn durch ihnen will ich probiren, ob mich der Geiſt mit Wahrheit berichtet, oder nicht. Ich habe vor dieſem eine Tragödie geſehn, daß ein Bruder den andern im Garten ermordet, dieſe ſollen ſie agiren; wird ſich der König nun entfärben, ſo hat er gethan, was mir der Geiſt geſagt hat.

Scene VII.

Comödianten. Principal Carl.

Carl. Ihro Hoheiten wollen die Götter allezeit mit Seegen, Glück und Geſundheit beſchenken.

Hamlet. Ich dank euch, mein Freund, was verlanget ihr?

Carl. Ihro Hoheiten wollen uns in Gnaden verzeihen, wir ſind fremde hochteutſche Comödianten, und hätten gewünſcht, das Glück zu haben, auf Ihro Majeſtät des Königs Beylager zu agiren, allein das Glück hat uns den Rücken, der contraire Wind aber das Geſichte zugekehret, erſuchen alſo an Ihro Hoheiten, ob wir nicht noch eine Hiſtorie vorſtellen können, damit wir unſere weite Reiſe nicht gar umſonſt möchten gethan haben.

Hamlet. Seyd ihr nicht vor wenig Jahren zu Wittenberg auf der Univerſität geweſen, mich dünkt, ich habe euch da ſehn agiren.

Carl. Ja, Ihro Hoheiten, wir ſind von denſelben Comödianten.

Hamlet. Habt ihr dieſelbe Compagnie noch ganz bey euch.

Carl. Wir ſind zwar nicht ſo ſtark, weilen etliche Studenten in Hamburg Condition angenommen, doch ſeynd wir zu vielen luſtigen Comödien und Tragödien ſtark genug.

Hamlet. Könnt ihr uns noch wohl dieſe Nacht eine Comödie präſentiren?

Carl. Ja, Ihro Hoheiten, wir ſind ſtark und exercirt genug.

Hamlet. Habt ihr noch alle drey Weibsperſonen bey euch, ſie agirten ſehr wohl?

Carl. Nein, nur zwey, die eine iſt mit ihrem Mann an den Sächſiſchen Hof geblieben.

Hamlet. Wie ihr zu Wittenberg waret, ſo agirtet ihr dazumal gute Comödien. Allein, ihr hattet etliche Burſche bey euch, die hatten gute Kleider an, aber ſchwarze Hemden, etliche hatten Stiefeln an, aber keine Sporen.

Carl. Ihro Hoheiten, man kann oft nicht alles haben, vielleicht haben ſie gedacht, ſie dürften nicht reiten.

Hamlet. Doch iſt es beſſer, wenn alles accurat iſt: doch höret noch mehr, und bitte zu verzeihen, ihr höret oft nicht gleich, was die Zuſchauer urtheilen, denn da waren auch etliche, die hatten ſeidne Strümpfe und weiſſe Schuh an, aber auf dem Haupte hatten ſie ſchwarze Hüte, die waren voll Federn, unten bald ſo voll als oben, die Plomaſchen waren, ich glaube, ſie muſten anſtatt der Schlafmützen damit in den Betten gelegen haben, das ſteht ſo ſchlimm, und iſt leicht zu ändern. Auch könnt ihr wohl etlichen davon ſagen, wenn ſie eine königliche oder fürſtliche Perſon agiren, daß ſie doch nicht ſo ſehr gucken, wenn ſie ein Compliment gegen eine Dame machen, auch nicht ſo viel ſpaniſche Pianentritte und ſolche Fechtermienen, denn ein Potentat lacht darüber, fein naturell iſt das beſte: der einen König agiret, muß ſich einbilden, daß er in dem Spiel ein König ſey, und ein Bauer auch wie ein Bauer.

Carl. Ihro Hoheit, ich nehme mit unterthäniger Ehrerbietung dieſe Correction an, und werden uns künftig beſſer gewöhnen.

Hamlet. Ich bin ein groſſer Liebhaber eurer Exercitien, und meyne es nicht übel, denn man kann in einem Spiegel ſeine Flecken ſehen: Höret mir nun, ihr agiret dazumahlen eine Materie in Wittenberg von dem König Pir Pir — es pirt ſich ſo.

Carl. Ach es wird vielleicht von dem groſſen König Pyrro ſeyn?

Hamlet. Mich dünkt es, doch weiß ich es eigentlich nicht.

Carl. Wenn Ihro Hoheit nur noch etliche Perſonen nennen, oder etwas von dem Inhalt melden wollten.

Hamlet. Es war ſo, daß ein Bruder den andern im Garten ermordet.

Carl. So wird es doch dieſe Materie ſeyn. Gießt des Königs Bruder nicht dem Könige einen Gift in das Ohr?

Hamlet Recht, recht, eben dieſelbe iſt es; könnt ihr wohl ſie dieſen Abend noch präſentiren?

Carl. O ja, das können wir leicht machen, denn es kommen wenig Perſonen dazu.

Hamlet. So gehet hin, machet das Theater fertig in dem großen Saal; was euch an Kleidung mangelt, könnt ihr von dem Schloßbaumeiſter fordern: ſiehe euch etwas aus der Rüſtkammer an, oder habt ihr nicht Kleider genug, ſo meldet euch bey den Quatrober oder Intendanten an, wir wollen, daß euch alles ſoll gefolgt werden.

Carl. Ich bedanke mich in Unterthänigkeit gegen Eure Hoheiten für dieſe hohe Gnade, wir wollen zum Anfang eilen. Sie leben wohl. (ab.)

Hamlet. Dieſe Comödianten kommen mir itzo ſehr wohl zu Paſſe. Horatio, gieb wohl acht auf den König: wo er ſich entfärbt oder alterirt, ſo hat er gewiß die That verrichtet, denn die Comödianten treffen oft mit ihren erdichteten Dingen den Zweck der Wahrheit. Höre, ich will dir eine artige Hiſtorie erzählen: In Teutſchland hat ſich zu Straßburg ein artiger Caſus zugetragen, indem ein Weib ihren Mann mit einen Schuhpfriemen durchs Herze ermordet, hernach hat ſie mit ihrem Hurenbuhler den Mann unter die Thürſchwelle begraben, ſolches iſt neun ganzer Jahr verborgen geblieben, bis endlich Comödianten allda zukamen, und von dergleichen Dingen eine Tragödie agirten; das Weib, welches mit ihrem Mann auch in dem Spiel war, fängt überlaut (weil ihr das Gewiſſen gerühret wird.) an zu rufen, und ſchreyt: o weh, das trift mich, denn alſo hab ich auch meinen unſchuldigen Ehemann ums Leben gebracht. Sie raufte ihre Haare, lief aus dem Schauſpiel nach dem Richter, bekannte freywillig ihren Mord, und als ſolches wahrhaft befunden, wurde ſie in groſſer Reue ihrer Sünden von denen Geiſtlichen getröſtet, und in wahrer Bu[illegible] übergab ſie ihren Leib den Scharfrichter, dem Himmel aber befahl ſie ihre Seele. — Ach, wo mein Vater und Vetter auch in ſich gehen möchte, wo er dieſe Sache begangen hat! Komm, Horatio, wir wollen gehen, und den König aufwarten; ich bitte dich aber, obſervire alle Dinge genau, denn ich werde ſimuliren.

Horat. Ihro Durchlaucht, ich werde meinen Augen eine ſcharfe Aufſicht anbefehlen. (gehen ab.)

Scene VIII.

König. Königinn. Hamlet. Horatio. Carambus. Ophelia. Staat.

König. Meine wertheſte Gemahlin, nun hoffe ich, daß Sie Ihre Traurigkeit wird verbannen, und der Freude den Wohnplatz einräumen, es ſoll vor der Abendtafel Ihr von den Teutſchen eine Komödie und nach der Tafel von unſern Landeskindern ein Ballet gehalten werden.

Königin. Ich will ſolche Luſt gar gerne ſehn, ich glaube ſchwerlich, daß ſich mein Herz wird zufrieden geben, denn ich weiß nicht, was vor ein bevorſtehendes Unglück unſer Gemüth verunruhiget.

König. Sie gebe ſich doch zufrieden. Prinz Hamlet, wir haben vernommen, daß Comödianten ſind anhero kommen, welche uns noch dieſen Abend eine Comödie präſentiren wollen: ſagt uns, verhält ſich das alſo?

Hamlet. Ja, Herr Vater, ſie haben bey mir angehalten, ich habe es ihnen auch permittirt. Ich hoffe, Ihro Majeſtät werden es auch zufrieden ſeyn.

König. Was iſt es vor eine Materie, es iſt ja wohl nicht etwa was Widerwärtiges oder was Unhöfliches?

Hamlet. Es iſt eine gute Materie; uns, die wir gutes Gewiſſen haben, denen gehet es nichts an.

König. Wo ſind ſie? laßt ſie nur bald anfangen, denn wir wollen zuſehen, was die Teutſchen thun können.

Hamlet. Herr Marſchall, ſehet zu, ob die Comödianten fertig, ſaget, daß ſie anfangen.

Coramb. Ihr Herren Comödianten, wo ſeyd ihr? Fort, ihr ſollt geſchwinde anfangen. Holla, ſie kommen ſchon!

Hier kommt die Comödie: Der König mit ſeiner Gemahlin. Er will ſich ſchlafen legen: die Königin bittet, er ſoll es nicht thun, er legt ſich doch nieder, die Königin nimmt ihren Abſchied mit einem Kuß, und geht ab. Des Königs Bruder kommt mit einem Gläschen, gießt ihm was ins Ohr, und geht ab.

Hamlet. Das iſt der König Pyrrus, der geht nach den Garten ſchlafen. Die Königin bittet ihn, er ſoll es nicht thun, er aber legt ſich doch. Das arme Weibchen geht weg:. ſehet, da kommt des Königs Bruder, welcher das Gift von Ebeno hat, gießet ihm ins Ohr, welches ſobald das menſchliche Geblüthe empfängt, deſſen Leib alſobald ertödtet.

König. Fackeln, Windlichter her, die Comödie gefällt uns nicht!

Coramb. Pagen, Lakeyen, brennt die Fackeln an, der König will abgehn: Geſchwinde, brennet an, die Comödianten haben einen ſtumpf gemacht.

(König, Königin, Corambus und Staat gehen ab.)

Hamlet. Fackeln her, die Comödie gefällt uns nicht —

Nun, ſiehſt du, daß mich der Geiſt nicht betrogen hat! Comödianten, gehet nur von hier mit dieſem Beſchluß, ob ihr zwar die Materie nicht zum Ende geſpielt, und es dem König nicht behaget, ſo hat es uns doch wohlgefallen, Horatio ſoll euch meinetwegen contentiren.

Carl. Wir bedanken uns, und bitten um einen Reiſepaß.

Hamlet. Den ſollt ihr haben. (Comödianten ab.) Nun darf ich die Rache kühnlich fortſetzen. Sahet ihr, wie ſich der König entfärbte, da er das Spiel ſahe?

Horat. Ja, Ihro Durchlaucht, die That iſt gewiß.

Hamlet. Eben alſo meinen Vater ermordet, wie ihr in dieſem Schauſpiel geſehn. Aber ich will ihm den Lohn für ſeine böſe That geben.

Scene IX.

Corambus.

Corambus. Die Comödianten werden eine ſchlechte Belohnung bekommen, denn ihre Action hat den König ſehr mißfallen.

Hamlet. Was ſagſt du, Alter, werden ſie eine ſchlechte Belohnung empfangen? und ob ſie ſchon übel von dem König belohnt werden, ſo werden ſie doch von dem Himmel deſto beſſer belohnet werden.

Coramb. Ihro Hoheit, kommen denn die Comödianten auch in den Himmel?

Hamlet. Was meyneſt du, alter Narr, daß ſie nicht auch allda werden ihren Platz finden, darum gehet hin und tractiret mir dieſe Leute wohl.

Coramb. Ja ja, ich will ſie tractiren, wie ſie es verdienen.

Hamlet. Tract'ret ſie wohl, ſag ich, denn es geſchiehet kein gröſſer Lob, als durch Comödianten, denn dieſelber reiſen weit in die Welt: geſchiehet ihnen an einem Orte etwas Gutes, ſo wiſſen ſie es an einem andern Orte nicht genug zu rühmen, denn ihr Theatrum iſt wie eine kleine Welt, darinnen ſie faſt alles, was in der groſſen Welt geſchieht, repräſentiren. Sie erneuern die alten, vergeſſenen Geſchichten, und ſtellen uns gute und böſe Exempel vor; ſie breiten aus die Gerechtigkeit und löbliche Regierung der Fürſten, ſie ſtrafen die Laſter und erheben die Tugenden, ſie rühmen die Frommen, und weiſen, wie die Tyranney geſtraft wird: darum ſollt ihr ſie wohl belohnen.

Coramb. Nun, ſie ſollen ſchon ihren Lohn haben, weil es ſolche Leute ſind. Ihro Hoheiten leben wohl! (ab.)

Hamlet. Komm, Horatio, ich gehe, und von dieſer Stund an will ich darnach trachten, wo ich den König allein finde, ihm das Leben zu nehmen, wie er meinem Vater gethan hat.

Horat. Ihro Durchlaucht ſehen ſich aber wohl vor, daß Sie nicht auch zu Schaden kommen.

Vers.

Hamlet. Ich ſoll, ich muß, ich will mich an den Mörder rächen,
Kann ich mit Liſt nichts thun, will ich mit Macht durchbrechen!

◆ ◆ ◆

Dritter Act.

Scene I.

König.

Hier präſentirt ſich im Tempel ein Altar.

König (allein). Nunmehro beginnet mein Gewiſſen aufzuwachen, der Stachel der Betrüberey beginnet mich hart zu ſtechen, es iſt Zeit, daß ich mich zur Bekehrung wende, und dem Himmel mein gethanes Unrecht bekenne. Ich fürchte, daß meine Miſſethat ſo groß iſt, daß ſie mir nicht wird können vergeben werden, doch will ich die Götter inbrünſtig bitten, daß ſie mir meine ſchwere Sünden vergeben wollen.

(König kniet vor dem Altar.)

Scene II.

Hamlet mit bloßem Degen.

Hamlet. So lange bin ich den verfluchten Hund nachgegangen, bis ich ihn einmal angetroffen, nun iſt es Zeit, weil er allein iſt, ich will ihn in ſeiner größten Andacht ums Leben bringen. (will ihn durchſtechen.) Doch nein, ich will ihn erſtlich ſein Gebet thun laſſen.. Aber ach! wenn ich mich bedenke, meinen Vater hat er nicht ſo viel Zeit gelaſſen, daß er erſtlich ein Gebet hätte thun können, ſondern hat ihn vielleicht in ſeinen Sünden ſchlafend nach der Höllen geſchickt, darum will ich ihn auch an denſelbigen Ort nachſenden. (will ihn von hinten wieder durchſtoßen.) Doch, halt ein, Hamlet! Warum willſt du ſeine Sünden auf dich laden? Ich will ihm ſein Gebet thun laſſen, und vor dieſesmal von hier gehen, und das Leben ſchenken. Zur andern Zeit aber will ich ſchon meine Rache ausüben. (ab.)

König. Mein Gewiſſen iſt etwas erleichtert, aber der nagende Hund liegt noch unter meinem Herzen. Nun will ich hingehen, und mit Faſten und Allmoſen, wie auch durch inbrünſtiges Gebet, dem Höchſten verſöhnen. Ach verfluchte Ehrſucht, wozu haſt du mich gebracht! (ab.)

Scene III.

Königin. Corambus.

Königin. Corambus, ſaget doch, wie iſt es mit unſern Sohn, Prinz Hamlet, beſchaffen, läßt ſeine Tollheit in etwas ab, und will ſeine Raſerey kein Ende nehmen?

Coramb. Ach nein, Ihro Majeſtät, er iſt eben noch ſo toll, als er vorhin geweſen.

Scene IV.

Horatio.

Horat. Gnädigſte Königin, Prinz Hamlet iſt im Vorgemach, und begehret in geheim Audienz.

Königin. Er iſt uns ſehr lieb, darum laße ihn alſobald hereintreten.

Horat. Es ſoll geſchehen, Ihro Majeſtät. (ab.)

Königin. Verberget euch, Corambus, hinter die Tapeten, bis wir euch rufen.

Coramb. Ja ja, ich werde mich ein wenig verſtecken. (verſteckt ſich.)

Scene V.

Hamlet.

Hamlet. Frau Mutter, habt Ihr Euren erſten Gemal wohl gekannt?

Königin. Ach, erinnert mich nicht mehr meiner vorigen Traurigkeit, ich kann mich der Thränen nicht enthalten, wenn ich an denſelben gedenke.

Hamlet. Weint ihr? ach, laſts nur bleiben, es ſind doch lauter Crocodillsthränen. Aber ſehet, dort in jener Gallerie hängt das Conterfait Eures erſten Ehegemals, und da hängt das Conterfait der itzigen: was dünkt Euch wohl, welches iſt doch der anſehnlichſte unter ihnen? Iſt der erſte nicht ein majeſtätiſcher Herr?

Königin. Ja freylich iſt es wahr.

Hamlet. Wie habt Ihr ihn denn ſobald vergeſſen können? Pfui! ſchämet Euch, Ihr habt faſt auf einen Tag Begräbniß und Beylager gehalten. Aber ſtill, ſind auch alle Thüren veſt verſchloſſen?

Königin. Warum fraget Ihr das?
(Corambus huſtet hinter der Tapete.)

Hamlet. Wer iſt es, der uns belauert? (ſticht ihn nieder.)

Coramb. O weh, Prinz, was thut Ihr! Ich ſterbe.

Königin. O Himmel, mein Sohn, was thut Ihr! Es iſt Corambus, der Hofmarſchall.

Scene VI.

Geiſt geht über das Theater. (geblitzet.)

Hamlet. Ach werther Schatten meines Vaters, ſtehe ſtill! Ach! ach! was iſt dein Begehren? forderſt du Rache? dieſelbe will ich ſchon zu rechter Zeit ausüben.

Königin. Was macht Ihr, und mit wem redet Ihr?

Hamlet. Sehet Ihr nicht den Geiſt Eures ſeeligen Ehegemahls? Sehet, er winket, als wollte er mit Euch reden.

Königin. Wie? ich ſehe ja nichts.

Hamlet. Ich glaube es wohl, daß Ihr nichts ſehet, denn Ihr ſeyd nicht mehr würdig, ſeine Geſtalt zu ſehen. Pfui, ſchämt Euch, ich mag kein Wort mehr mit Euch reden. (ab.)

Königin. (alleine) Ach Himmel, wie hat doch die Melancholie dieſen Prinzen ſo viele Raſerey zugebracht! Ach, mein einziger Prinz hat ſeinen Verſtand ganz verloren! Ach, ach, ich bin viel Schuld daran! Hätte ich meinen Schwager, meines vorigen Gemahls Bruder, nicht zu der Ehe genommen, ſo hätte ich meinem nicht die Krone Dännemark aus der Hand geſpielt. Was iſt aber bey geſchehenen Dingen zu thun? nichts, es muß nun ſo bleiben. Hätte mir der Pabſt ſolche Ehe nicht erlaubt: ſo wäre es auch nimmer geſchehen. Ich will hingehen, und mich aufs höchſte bemühen, wie ich meinen Sohn wieder zu ſeinem vorigen Verſtand und Geſundheit helfen kann. (ab.)

Scene

Scene VII.

Jens allein.

Ich bin nun lange nicht zu Hofe geweſen, und meine Zinſen abgegeben. Ich befürchte, wo ich werde hinkommen, ich werde müſſen ins Loch kriechen. Könnt ich nur einen guten Freund finden, der ein gutes Wort vor mich redete, damit ich nicht abgeſtraft werde.

Scene VIII.

Phantaſmo.

Phantaſmo. Es gehet zu Hofe anjetzo wunderlich zu Prinz Hamlet iſt toll, die Ophelia iſt auch toll; in Summa, es geht ganz wunderlich da her, daß ich auch faſt Luſt habe, hinwegzulaufen.

Jens. Potz tauſend, da ſehe ich meinen guten Freund Phantaſmo, ich hätte keinen beſſern antreffen können, ich muß ihn bitten, daß er ein gut Wort vor mich redet. Glück zu, Herr Phantaſmo!

Phantaſmo. Großen Dank! Was iſt dein Begehren, Herr Bauer?

Jens. Ey, mein Herr Phantaſmo, ich bin lange nicht zu Hofe geweſen, und bin viel ſchuldig, darum bitte ich Euch, Ihr wollet doch ein gutes Wort vor mich einlegen, ich will Euch auch einen guten Käß ſpendiren.

Phantaſmo. Was? meynſt du Flegel, daß ich zu Hofe nichts zu freſſen habe?

Scene

Scene IX.

Ophelia toll.

Ich laufe und renne, und kann doch mein Schätzchen nicht antreffen. Er hat mir Boten geſchickt, ich ſoll zu ihm kommen, wir wollen Hochzeit machen, ich habe mich ſchon angezogen. Aber da iſt mein Liebchen! Siehe biſt du da, mein Lämmchen, ich habe dich ſo geſucht, ja geſucht hab ich dich. Ach gedenke doch, der Schneider hat mir meinen cartunen Rock ganz verdorben. Siehe, da haſt du ein ſchönes Blümchen, mein Herz!

Phantaſmo. O der Teufel, wer nur von ihr weg wäre; ſie meynt, ich bin ihr Liebſter.

Ophelia. Was ſagſt du, mein Liebchen? Wir wollen mit einander zu Bette gehen, ich will dich ganz reine waſchen.

Phantaſmo. Ja, ja, ich will dich wieder einſeifen und auch auswaſchen.

Ophelia. Höre, mein Liebchen, haſt du dein neues Kleid ſchon angezogen? Ey, das iſt ſchön gemacht, recht auf die neue Mode.

Phantaſmo. Daß weiß ich ohnedem wohl — — —

Ophelia. O potz tauſend, was hätte ich bald vergeſſen! Der König hat mich zu Gaſte gebeten, ich muß geſchwinde laufen. Siehe da, mein Kütſchchen, mein Kütſchchen! (ab.)

Phantaſmo. O Hecate, du Königin der Hexen, wie bin ich ſo froh, daß dieß tolle Ding weg iſt; wäre ſie länger geblieben, ich wäre mit toll worden. Ich muß nur gehen, eh' das närriſche Ding wiederkommen wird.

Jens. Ach barmherziger Herr Phantaſmo! Ich bitte meiner nicht zu vergeſſen.

Phantaſmo. Nun, komm nur mit, Bruder Hundsfott; ich will ſehn, daß ich dir bey dem Ober-Einnehmer zurechte helfe. (gehen ab.)

Scene X.

König. Hamlet. Horatio. Zwey Diener.

König. Wo iſt Corambus ſein Leichnam geblieben? Iſt er noch nicht hinweggebracht?

Horatio. Er liegt noch an den Ort, wo er erſtochen iſt.

König. Es iſt leid uns, daß er ſo unverhoft um das Leben kommen. Gehet hin, und laſſet ihn wegtragen; wir wollen ihn adlich zur Erden beſtätigen laſſen. Ach! Prinz Hamlet, was habt Ihr gethan, daß Ihr den alten Corambus ſo unſchuldig durchſtochen! Es iſt uns herzlich leid, doch weil es ohngefähr geſchehen, iſt zwar dieſe Mordthat in etwas zu entſchuldigen; allein ich fürchte, wo es unter den Adel kommt, daß es bey den Unterthanen leicht einen Aufruhr bringen könnte, und könnten alſo ſeinen Tod an Euch rächen. Wir aber aus väterlicher Vorſorge haben ein Mittel erfunden, welches dieſes Unglück abhalten kann.

Hamlet. Es iſt mir leid, Herr Vetter und Vater! Ich habe etwas mit der Königin in geheim reden wollen, dieſer Spion aber hat uns belauert, doch hab ich nicht gewußt, daß es dieſer alte Narr ſeyn ſollte: was meynen aber Ihro Majeſtät, wie nun am beſten mit mir zu procediren ſey?

König. Wir haben bey uns beſchloſſen, Euch nacher England zu ſchicken, weil dieſe Krone nahe mit der unſrigen befreundet; als könnt Ihr Euch eine Zeit, weil eine geſundere Luft allda, in etwas refrigiren, und zu Eurer Geneſung beſſer als hier gelangen. Wir wollen Euch etliche von unſern Bedienten mitgeben, die Euch begleiten und treulich aufwarten ſollen.

Hamlet. Ja ja, König, ſchickt mich nur nach Portugall, auf daß ich nimmer wieder komme, das iſt das beſte.

König. Nein, nicht nach Portugall, ſondern nach England, und dieſe beyden ſollen mit Euch auf der Reiſe ſeyn; wenn Ihr aber in England kommt, ſollt Ihr mehr Diener bekommen.

Hamlet. Sind das die Laquaien? Das ſind ſaubere Burſche!

König. Höret ihr beyden! (heimlich zu den beyden Dienern) Sobald ihr nacher England kommt, ſo verrichtet, was ich euch befohlen habe. Nehmet einen Degen, oder ein jeder eine Piſtole, und bringet ihn ums Leben. Wo aber dieſer Anſchlag nicht möchte von ſtatten gehn, ſo nehmet dieſen Brief, und bringet ihn nebſt den Prinzen an aufgeſchriebenen Ort; derſelbige wird wohl dahin bedacht ſeyn, daß er nimmer wieder aus England kommen ſoll. Aber das rathe ich euch, daß ihr keinem Menſchen was offenbaret. Eure Bezahlung ſollt ihr haben, ſobald ihr zurückkommt.

Hamlet. Nun, Ihro Majeſtät, welches ſind denn die rechten, die mitreiſen ſollen?

König. Dieſe zwey. Nun, die Götter wollen Euch begleiten, daß Ihr möget mit gutem Winde an Ort und Stelle kommen.

Hamlet. Nun Adieu, Frau Mutter!

König. Wie, mein Prinz, warum heißt Ihr uns Frau Mutter?

Hamlet. Mann und Weib iſt ja ein Leib, Vater oder Mutter, es iſt mir alles gleich.

König. Nun ſo fahrt wohl, der Himmel ſey mit Euch. (ab.)

Hamlet. Nun, ihr noblen Quantchen, ſollt ihr meine Gefährten ſeyn?

Dieners. Ja, Ihro Durchlaucht!

Hamlet. So kommt denn, ihr noblen Geſellen, (nimmt ſie beyde an jede Hand) laßt uns fahren, laßt uns fahren nach England, nehmt das Bötchen in die Hand, du biſt ja ein braver Quant. Laßt uns fahren, laßt uns fahren nach England. (gehen ab.)

Scene IX.

Phantaſmo. Ophelia.

Phantaſmo. Wo ich gehe oder ſtehe, da läuft das elementiſche Mädchen, die Ophelia, aus allen Winkeln mir nach; ich kann keinen Frieden vor ihr haben, ſie ſagt allezeit, daß ich ihr Liebſter bin, und iſt doch nicht wahr. Wenn ich mich nur verſtecken könnte, damit ſie mich nicht finde. Nun wird der Henker wieder los werden: da kommt ſie wieder.

Ophelia. Wo mag mein Liebchen ſeyn? Der Schelm will nicht bey mir bleiben, eher vor mir weg — Aber ſiehe, da iſt er. Höre, mein Liebchen, ich bin bey dem Prieſter geweſen, der will uns noch heute zuſammen copuliren; ich habe alles zu der Hochzeit fertig gemacht, ich habe Hühner, Haaſen, Fleiſch, Butter und Käſe eingekauft; es mangelt nichts mehr, als daß die Muſikanten uns zu Bette ſpielen.

Phantaſmo. Ich muß nur ja ſagen. Komm denn, wir wollen miteinander zu Bette gehn.

Ophelia. Nein, nein, mein Püppchen, wir müſſen erſtlich miteinander zur Kirche gehen, hernach wollen wir eſſen und trinken, und denn wollen wir tanzen — Ach, wie wollen wir uns luſtig machen!

Phantaſmo. Ja, es wird luſtig hergehn; es werden wohl drey von Einem Teller eſſen.

Ophelia. Was ſagſt du? Wilt du mich nicht haben, ſo will ich dich auch nicht haben. (ſchlägt ihn) Siehe dort, dort iſt mein Liebchen, er winkt mir. Siehe da, welch ein ſchön Kleid daß er an hat: ſiehe er will mich zu ſich locken, er wirft mit einem Röslein und Lilien auf mich zu; er will mich in ſeine Arme nehmen, er winkt mir, ich komme, ich komme. (ab.)

Phantaſmo. Bey der Nähe iſt ſie nicht klug, aber weit davon iſt ſie gar toll. Ich wollte, daß ſie aufgehenkt wäre, ſo könnte mir das Rabenaas ſo nicht nachlaufen. (ab.)

◆ ◆ ◆

Vierter Act.

Scene I.

Hamlet. Zwey Banditen.

Hamlet. Es iſt hier ein luſtiger Ort auf dieſer Inſel, wir wollen etwas hier verbleiben und ſpeiſen:

da iſt ein luſtiger Wald, und da ein kühler Waſſerſtrom; darum holet mir das beſte vom Schiff, wir wollen uns hier recht luſtig machen.

1. **Band.** Gnädiger Herr, hier iſt nicht Eſſenzeit, denn von dieſem Eiland werden Sie nimmer kommen: denn hier iſt der Ort, der Ihnen zum Kirchhof beſtellt iſt.

Hamlet. Was ſagſt du Schelm, du Eſclav! Weißt du wohl, wer ich bin? Sollſt du wohl mit einem Königlichen Prinzen alſo ſcherzen? Doch es ſey dir vergeben vor dieſesmal.

2. **Band.** Nein, es iſt kein Scherz, ſondern unſer rechter Ernſt. Sie präpariren ſich nur zum Tode.

Hamlet. Warum das? Was hab ich euch denn Leides gethan? Ich weiß mich ja auf nichts zu beſinnen: darum ſagt aus, warum kommt ihr auf ſolche boshafte Gedanken?

1. **Band.** Es iſt uns von dem König anbefohlen worden: ſobald wir Ihro Durchlaucht auf dieſes Eiland bringen, ſollen wir ihm das Leben nehmen.

Hamlet. Ihr lieben Freunde, verſchonet mein Leben; ſaget, daß ihrs verrichtet; ich will die Zeit meines Lebens nicht wieder zu dem König kommen; bedenkt es wohl, was iſt euch mit einer Handvoll unſchuldiges Fürſtenblut gedient? Wollt ihr euer Gewiſſen mit meinen Sünden beflecken? Ach daß ich zu allem Unglück ohne Gewehr bin! Hätte ich nur etwas in meinen Händen.

(greift einem nach dem Degen.)

2. **Band.** Du, Camerad, nimm dein Gewehr in acht.

1. **Band.** Ich werde mich wohl in acht nehmen. Nun, Prinz, macht Euch fertig; wir haben nicht lange Zeit.

Hamlet. Weil es denn nicht anders ſeyn kann, und ich vor euch ſterben muß, aus Antrieb des tyranniſchen Königs, ſo will ichs gern erdulden, ob ich gleich unſchuldig, und ihr aus Armuth hierzu erkauft, will ichs euch gerne verzeihen, das Blut aber wird der Bruder- und Vatermörder verantworten müſſen an jenem groſſen Gerichtstage.

1. Band. Ey was fragen wir nach jenem Tage; wir müſſen verrichten, was uns heute befohlen.

2. Band. Es iſt auch wahr, Bruder! Nur friſch darauf, es muß doch ſeyn. Gieb Feuer, ich auf der einen, und du auf der andern Seite.

Hamlet. Höret mich noch ein Wort: weil auch dem allerärgſten Uebelthäter ſolches nicht abgeſchlagen wird, ſondern wird ihm Zeit zur Buße gelaſſen, alſo bitte ich, als ein unſchuldiger Prinz, ihr wollet mich erſtlich zu meinem Schöpfer ein andächtiges Gebet verrichten laſſen, hernach will ich gerne ſterben; ich will euch aber ein Zeichen geben: ich werde meine Hände nach dem Himmel wenden, ſobald ich meine Arme ausſtrecke, ſo gebt Feuer, ſezt mir beyde Piſtolen in die Seite, und wenn ich werde ſagen: ſchießt! ſo gebt mir ſo viel, als ich bedarf, und treft mich gewiß, damit ich nicht lange gemartert werde.

2. Band. Nun dieſes können wir ihm auch wohl noch zu Gefallen thun, darum macht nur fort!

Hamlet. (ſchlägt die Hände voneinander.) Schießt zu! (indem fällt er zwiſchen den beyden vorwärts nieder, die Diener aber erſchießen ſich ſelbſten.) Ach gerechter Himmel, dir ſey Dank geſagt vor dein engliſches Eingeben, denn dieſen Schutzengel werde ich ewig preiſen, welcher mir durch meine Gedanken das Leben erhalten hat. Dieſe Schelme aber, wie gearbeitet, ſo iſt auch ihr Lohn. Die Hunde rühren ſich noch, ſie haben ſich ſelber harquebuſirt, ich aber will zu meiner Revange ihnen den Todesſtich vollends geben, es ſollte ein Schelm ſonſten davon kommen. (er erſticht ſie mit ihren eignen Degen.) Ich muß ſie beſuchen, ob ſie auch etwa Steckbriefe bey ſich haben. Dieſer hat nichts; hier finde ich einen Brief bey dieſem Mörder, ich will ihn leſen. Dieſer Brief iſt an einen Erzmörder in England geſchrieben, wenn etwa dieſer Anſchlag möchte mißlingen, ſollten ſie mich nur dem überantworten, der würde mir ſchon das Lebenslicht ausblaſen. Allein die Götter ſtehn doch dem Gerechten bey: Nun will ich mich meinem Vater zum Schrecken wiederum zurückbegeben. Aber zu Waſſer trau ich nicht mehr, wer weiß, ob der Schiffscapitain nicht auch ein Schelm iſt. Ich will den erſten Platz ſuchen, und die Poſt nehmen; den Schiffer will ich nach Dännemark wieder zurück commandiren, dieſe Schelme aber will ich ins Waſſer werfen. (ab.)

Scene II.

König mit Staat.

König. Uns verlanget zu erfahren, wie es mit unſerm Sohn, Prinz Hamlet, muß abgelaufen ſeyn, und ob diejenigen, welche wir als Reiſegefährten ihm mitgegeben, auch treulich werden verrichtet haben, was wir befohlen.

Scene III.

Phantaſmo.

Phantaſmo. Neue Zeitung, Monſieur König! Hauptneue Zeitung!

König. Was iſt es, Phantaſmo?

Phantaſmo. Leonhardus aus Frankreich iſt wieder zu Hauſe kommen.

König. Das iſt uns lieb, laßt ihn vor uns kommen.

Scene IV.

Leonhardus.

Leonh. Gnädiger Herr und König, ich begehre von Ihro Majeſtät meinen Vater, oder die Rache der Gerechtigkeit, weil er ſo jämmerlich ermordet. Wo dieſes nicht geſchieht, werde ich vergeſſen, daß Ihr König ſeyd, und mich an den Thäter rächen.

König. Leonhardus, gieb dich zufrieden, wir ſind unſchuldig an deines Vaters Tod. Prinz Hamlet hat ihn unverſehenerweiſe hinter den Tapeten erſtochen, wir aber wollen dahin bedacht ſeyn, daß er wieder geſtraft werde.

Leonh. Weil denn Ihro Majeſtät unſchuldig ſein an den Tod meines Vaters, als bitte ich auf geſällten Knieen, mir ſolches zu verzeihen. Der Zorn hatte mich, wie auch die kindliche Liebe übernommen, daß ich faſt ſelber nicht gewußt, was ich gethan.

König. Es ſey dir vergeben, denn wir können wohl gedenken, daß es dir ſehr zu Herzen gangen ſey, daß du deinen Vater ſo erbärmlich haſt verlieren müſſen. Doch gieb dich zufrieden, du ſolt einen Vater wieder an uns haben.

Leonh. Ich bedanke mich vor dieſe hohe Königliche Gnade.

Scene V.

Phantaſmo.

Phantaſmo. Herr Vetter König, noch mehr neue Zeitung!

König. Was bringſt du wieder vor neue Zeitung?

Phantaſmo. Prinz Hamlet iſt wieder kommen.

König. Der Teufel iſt wieder kommen, und nicht Prinz Hamlet.

Phantaſmo. Prinz Hamlet iſt wieder kommen, und nicht der Teufel.

König. Leonhardus, höre hier, nun kannſt du deines Vaters Tod rächen, weil der Prinz wieder zu Hauſe kommen; allein du muſt uns eidlich verſprechen, daß du ſolches keinem Menſchen offenbaren wilt.

Leonh. Ihro Majeſtät zweifeln an mir nicht; was Sie mir offenbaren, ſoll verſchwiegen ſeyn, als ob Sie zu einem Stein geſprochen hätten.

König. Wir wollen zwiſchen dir und ihm einen Wettſtreit anſtellen, nemlich alſo: ihr ſollt mit Rapieren fechten, und der von euch beyden die erſten drey Stöße bekommt, ſoll ein weiß neapolitaniſch Pferd gewonnen haben. Aber mitten in dieſem Gefechte ſollt ihr euer Rapier fallen laſſen, und anſtatt deſſelben ſollt ihr einen ſcharf geſpitzten Degen bey der Hand haben, welcher dem Rapier ganz ähnlich gemacht muß ſeyn, die Spitze deſſelben aber muſt du mit ſtarken Gift beſtreichen; ſobald du nun ſeinen Leib damit verwunden wirſt, wird er alsdenn gewiß ſterben müſſen, du aber ſollſt doch den Preiß und hierbey des Königs Gnade gewinnen.

Leonh. Ihro Majeſtät wollen mir verzeihen; ich darf mich dieſes nicht unterſtehen, dieweil der Prinz ein geübter Fechtmeiſter iſt, und könnte mir dieſes wohl ſelbſt wiederfahren.

König. Leonhardus, weigere dich hierinnen nicht, ſondern thue deinem Könige ſolches zu gefallen, um deines Vaters Tod zu rächen, muſt du dieſes thun. Denn wiſſet, daß der Prinz als ein Todſchläger eures Vaters ſolchen Tod verdienet. Allein wir können keine Gerechtigkeit an ihm haben, weil ihm ſeine Frau Mutter den Rücken hält, und ihn die Unterthanen ſehr lieben: dürfte alſo, wenn wir öffentlich uns an ihm rächen wollten, ein Aufruhr leicht geſchehen; daß wir aber ihn als unſern Stiefſohn und Vetter meiden, geſchieht um der heiligen Gerechtigkeit willen, denn er iſt mordgierig und unſinnig, und müſſen uns künftig ſelbſten vor einem ſolchen böſen Menſchen fürchten. Thut ſolches, was wir von euch verlangen, ſo werdet ihr den König ſeiner Furcht benehmen, und euch verblümterweiſe an euren Vatermörder rächen.

Leonh. Es iſt eine ſchwere Sache, welcher ich mich faſt nicht unterſtehe. Denn ſollte dieſes auskommen, würde es gewiß mein Leben koſten.

König. Zweifelt nicht: im Fall es ja euch mißlingen ſollte, ſo haben wir ſchon eine andere Liſt erdacht. Wir wollen einen orientaliſchen Diamant klein ſtoßen laſſen, und ihm denſelben, wenn er erhitzt, in einem Becher voll Wein mit Zucker ſüß vermiſcht beybringen: ſo ſoll er auf unſere Geſundheit doch den Tod ſaufen.

Leonh. Wohl denn, Ihro Majeſtät, unter deſſen Schutz will ichs verrichten.

Scene VI.

Königin.

Königin. Gnädiger Herr und König, liebſtes Ehegemahl, ich bringe Euch eine ſchlechte Zeitung!

König. Was iſt es, liebſte Seele?

Königin. Meine liebſte Staatsjungfer, die Ophelia, läuft hin und wieder, ruft und ſchreyt, ſie iſſet und trinket nichts; man meynet, daß ſie gänzlich von ihrem Verſtande iſt.

König. Ach, höret man doch nichts als lauter traurige und unglückliche Zeitungen!

Scene VII.

Ophelia mit Blumen.

Ophelia. Siehe da haſt du ein Blümchen, du auch, du auch. (gibt jedem eine Blume) Aber potz tauſend, was hätte ich ſchier vergeſſen: ich muß geſchwinde laufen, ich habe meinen Schmuck vergeſſen. Ach, meine Fronte; ich muß geſchwinde nach dem Hofſchmidt gehn, und fragen, was er vor neue Moden bekommen. Sa, ſa, decket geſchwinde den Tiſch, ich werde bald wieder hier ſeyn. (läuft weg.)

Leonh. Bin ich denn zu allem Unglück geboren! Mein Vater iſt todt, und meine Schweſter iſt ihres Verſtandes beraubt! Mein Herz will mir vor großer Traurigkeit faſt zerberſten.

König. Leonhardus, ſtelle dich zufrieden, du ſollſt alleine bey uns in Gnaden leben. Sie aber, liebſte Gemahlin, wolle belieben, mit uns hineinzuſpatzieren, denn wir haben ihr noch etwas in Geheim zu offenbaren. Leonhardus, vergeſſet nicht, was wir euch geſagt.

Leonh. Ich werde emſig ſeyn, ſolches zu verrichten.

Königin. Mein König, wir müſſen Rath ſchaffen, daß dieſe unglückſeelige Jungfer möge wieder zu ihrem Verſtande verholfen werden.

König. Man laſſe die Sache an unſere Leibmedici gelangen. Ihr aber folget uns, Leonhardus. (ab.)

◆ ◆ ◆

Fünf-

Fünfter Act.

Scene I.

Hamlet.

Unglückſeeliger Prinz, wie lange ſollt du noch ohne Ruhe leben! Wie lange verhängſt du, gerechte Nemeſis, daß dein gerechtes Rachſchwerdt auf meinem Vetter, den Brudermörder wetzeſt! Ich bin nun wieder anhero gelanget, kann aber noch zu keiner Revange kommen, weil der Brudermörder allezeit mit viel Volk umgeben. Aber ich ſchwöre, ehe die Sonne ihre Reiſe von Oſten in's Weſten gethan, will ich mich an ihm rächen.

Scene II.

Horatio.

Horat. Ihro Durchlaucht, ich bin von Herzen erfreuet, daß ich Sie mit guter Geſundheit wieder allhier ſehe. Ich bitte aber, Sie wollen mir doch offenbaren, warum Sie ſobald wieder zurückgekommen.

Hamlet. Ach, Horatio, du hätteſt mich bald nicht mehr lebendig geſehn, dieweil mein Leben bereits auf dem Spiel geſtanden, wo mich die göttliche Allmacht nicht ſonderlich hätte bewahret.

Horat. Wie, was ſagen Ihro Durchlaucht? Wie iſt es zugegangen?

Hamlet. Du weiſt, daß mir der König zwey Reiſegefährten als Diener, mich zu begleiten, mitgegeben hatte.

Nun begab es ſich, daß wir eines Tages contrairen Wind hatten, und an ein Eyland, nicht ferne von Dovern anker ſetzten. Ich ſtieg mit meinen zwey Dienern aus dem Schiff, etwas friſche Luft zu ſchöpfen. Da kamen dieſe verfluchten Schelme, und wollten mir das Leben nehmen, und ſagten, der König hätte ſie dazu erkauft. Ich bat um mein Leben, ich wollte ihnen eben ſoviel geben, und ſollten den König doch unterdeſſen meinen Tod berichten, ich wollte auch nimmermehr zu Hofe kommen, es war aber kein Erbarmen bey ihnen. Endlich gaben mir die Götter etwas im Sinn: hierauf bat ich ſie, daß vor meinem Ende ich noch ein Gebet thun möchte, und wenn ich rufen würde: ſchießt zu! ſo ſollten ſie auf mich Feuer geben: indem aber daß ich rief, fiel ich zur Erden nieder, ſie aber erſchoſſen ſich ſelbſten einander; bin alſo dieſermal noch ſo mit dem Leben darvon kommen. Meine Ankunft aber wird dem Könige nicht angenehm ſeyn.

Horatio. O unerhörte Verrätherey!

Scene III.

Phantaſmo.

Hamlet. Siehe, Horatio, dieſer Narr iſt dem Könige viel lieber, als meine Perſon. Wir wollen hören, was er vorbringt.

Phantaſmo. Willkommen zu Hauſe, Prinz Hamlet! Wiſſet Ihr was Neues? der König hat eine Wette auf Euch und auf dem jungen Leonhardo geſchlagen. Ihr ſolt zuſammen in Rapieren fechten, und wer dem andern die erſten zwey Stöße anbringen wird, der ſoll ein weiß neapolitaniſch Pferd gewonnen haben.

Hamlet. Iſt dieſes gewiß, was du ſageſt?

Phantaſmo. Ja es iſt nicht anders.

Hamlet. Horatio, was mag dieſes bedeuten? ich und Leonhardus ſollen miteinander fechten. Ich glaube, ſie werden dieſen Narren etwas weiß gemacht haben, denn man kann ihm einbilden, was man will. Sehet nur, Signera Phantaſmo, es iſt greulich kalt.

Phantaſmo. Ja ja, es iſt greulich kalt —
(zittert mit dem Munde.)

Hamlet. Nun iſt es ſchon nicht ſo kalt mehr.

Phantaſmo. Ja ja, es iſt ſo recht ins Mittel.

Hamlet. Aber nun iſt eine große Hitze.
(wiſcht das Geſicht.)

Phantaſmo. O welch eine greuliche Hitze!
(wiſcht auch den Schweiß.)

Hamlet. Nun iſts nicht recht kalt, auch nicht recht warm.

Phantaſmo. Ja es iſt nun eben recht temperirt.

Hamlet. Da ſieheſt du, Horatio, daß man ihm weiß machen kann, was man will. Phantaſmo, gehe wieder hin zum Könige, und ſage ihm, daß ich ihm bald aufwarten werde — (Phantaſmo ab.) Nun kommt, Horatio, ich will gleichwohl gehn, und mich dem König präſentiren. Aber ach! was bedeutet dieſes? mir fallen Blutstropfen aus der Naſe; mir ſchüttert der ganze Leib! O wehe, wie geſchieht mir! (fällt in Ohnmacht.)

Horat. Durchlauchtigſter Prinz, o Himmel, was bedeutet dieſes! Ihro Durchlaucht kommen doch wieder zu ſich ſelbſt! Durchlauchtigſter Prinz, wie iſts, was wiederfährt Ihnen!

Hamlet. Ich weiß nicht, Horatio. Indem ich gedachte, nach Hofe zu gehn, überfiel mich eine ſchleunige Ohnmacht; was dieſes bedeuten wird, iſt den Göttern bekannt.

Horat. Ach, der Himmel gebe doch, daß dieſes Omen nicht etwas Böſes bedeuten möge.

Hamlet. So ſey es wie es will, ich will dennoch zu Hofe gehn, und ſollte es auch mein Leben koſten. (ab.)

Scene IV.

König. Leonhardus. Phantaſmo.

König. Leonhardus, mache dich fertig, denn Prinz Hamlet wird auch bald hier ſeyn.

Leonh. Ihro Majeſtät, ich bin ſchon fertig, und werde ſchon mein Beſtes thun.

König. Sehet wohl zu; hier kommt der Prinz ſchon — — —

Scene V.

Hamlet. Horatio.

Hamlet. Alles Glück und Heil warte auf Ihro Majeſtät!

König. Wir danken Euch, Prinz! Wir ſind höchſterfreut, daß Euch die Melancholie in etwas verlaſſen, derowegen haben wir heut einen Luſtſtreit angeſtellt zwiſchen Euch und dem jungen Leonhardo: Ihr ſollt mit ihm in Rapieren fechten, und welcher von Euch beyden die erſten drey Stöße bekommen wird, der ſoll ein weiß neapolitaniſch Pferd mit Sattelzeug und allem Zubehör gewonnen haben.

Hamlet. Ihro Majeſtät wollen mir verzeihen, denn ich in den Rappier wenig geübt bin. Leonhardus aber kommt kürzlich aus Frankreich, allda er ſich ohne Zweifel wird gut exercirt haben, darum wollen Sie mich entſchuldiget halten.

König. Prinz Hamlet thut uns dieſes zu gefallen, denn wir ſind begierig zu erfahren, was die Teutſchen und die Franzoſen vor Finten haben.

Scene VI.

Königin.

Königin. Gnädiger Herr und König, ich werde Ihnen ein großes Unglück erzählen!

König. Der Himmel bewahre uns davor! Was iſt es denn?

Königin. Die Ophelia iſt auf einen hohen Berg geſtiegen, und hat ſich ſelber heruntergeſtürzt und um das Leben gebracht.

Leonh. Ach unglückſeeliger Leonhardus! du haſt in kurzer Zeit einen Vater und Schweſter verlohren! Wohin will doch das Unglück dich leiten! Ich wünſche mir ſelbſten vor Betrübniß den Tod.

König. Stellet euch zufrieden, Leonhardus! wir ſind euch gnädig, fanget nur das Gefechte an. Phantaſmo bringe die Rappiere; Ihr aber, Horatio, ſollet urtheilen.

Phantaſmo. Da ſind die warmen Biere.

Hamlet. Wohlan denn, Leonhardus, ſo kommet denn an, wir wollen zuſehn, wer dem andern die Schellen wird anhängen. Wo ich aber einen Exces begehen möchte, bitte ich zu excuſiren, denn ich lange nicht gefochten.

Leonh. Ich bin Ihro Durchlaucht Diener, Sie ſcherzen nur.

(In dem erſten Gang fechten ſie reine. Leonhardus bekommt einen Stoß.)

Hamlet. Nun das war eins, Leonhardus!

Leonh. Es iſt wahr, Ihro Durchlaucht! Alſo Revange! (Dieſer läßt das Rappier fallen, und ergreift den vergifteten Degen, welcher parat lieget, und ſtößt dem Prinzen die Quarte in den Arm. Hamlet pariret auf Leonharde, daß ſie beyde die Gewehre fallen laſſen. Sie laufen ein jeder nach dem Rappier. Hamlet bekommt den vergifteten Degen, und ſticht Leonhardus todt.)

Leonh. O wehe, ich habe einen tödtlichen Stoß! ich bekomme den Lohn, mit welchem ich dachte einen andern zu bezahlen. Der Himmel ſey mir gnädig.

Hamlet. Was zum Teufel iſt dieſes! Leonhardus, hab ich euch mit dem Rappier erſtochen? Wie geht dieſes zu?

König. Gehet geſchwinde, und gebt meinen Mundbecher mit Wein her, damit die Fechter ſich ein wenig erquicken. Gehe, Phantaſmo, und hole ihn. (tritt vom Thron. Für ſich.) Ich hoffe, wenn ſie beyde von dem Wein trinken werden, daß ſie alsdenn ſterben, und dieſe Finte nicht offenbar werde.

Hamlet. Sagt mir, Leonhardus, wie iſt dieſes zugegangen?

Leonh. Ach, Prinz, ich bin von dem König zu dieſem Unglück verführet worden! Sehet, was Ihr in Eurer Hand habt! es iſt ein vergifteter Degen.

Hamlet. O Himmel, was iſt dieſes! Bewahre mich doch davor!

Leonh. Ich ſollte Euch damit verletzen, denn er iſt ſo ſtark vergiftet, daß, wer nur die geringſte Wunde damit bekömmt, augenſcheinlich ſterben muß.

König. Holla, Ihr Herren, erhohlet Euch ein wenig und trinket. (Indem der König vom Stuhl aufſtehet, und dieſe Worte redet, ſo nimmt die Königin dem Phantaſmo den Becher aus der Hand und trinket, der König ruft:) Holla! wo bleibt der Becher? Ach, wertheſte Gemahlin, was thut ſie? Dieſes, was hier eingeſchenket, iſt mit dem ſtärkſten Gifte vermenget. Ach wehe, was habt Ihr gethan!

Königin. O wehe, ich ſterbe!

(Der König ſtehet vor der Königin.)

Hamlet. Und Du, Tyranne, ſollſt ſie in dem Tode begleiten. (Hamlet erſticht ihm von hinten zu.)

König. O wehe, ich empfange meinen böſen Lohn!

Leonh. Adieu, Prinz Hamlet! Adieu, Welt! ich ſterbe auch. Ach, verzeihet mir, Prinz!

Hamlet. Der Himmel geleite deine Seele, weil du unſchuldig. Dieſen Tyrannen aber wünſche ich, daß er ſeine ſchwarze Sünden in der Höllen abwaſchen möge. Ach, Horatio, nun iſt meine Seele ruhig, nun ich mich an meinen Feinden gerochen habe. Ich habe zwar auch einen Stoß in den Arm, aber ich hoffe, es werde nichts zu bedeuten haben. Es iſt mir leid, daß ich Leonhardum erſtochen habe, ich weiß aber nicht, wie ich den verzweifelten Degen in meine Hand bekommen; doch wie die Arbeit, ſo iſt auch der Lohn, er hat ſeine Bezahlung bekommen. Nichts jammert mir mehr, als meine Frau Mutter. Doch ſie hat dieſen Tod wegen ihrer Sünden halben auch verdienet. Aber ſagt mir, wer hat ihr den Becher gegeben, daß ſie Gift bekommen?

Phantaſmo. Ich, Herr Prinz! ich habe auch den vergifteten Degen gebracht, aber den vergifteten Wein habt Ihr allein ſollen austrinken.

Hamlet. Biſt du auch ein Werkzeug dieſes Unglücks geweſen? Siehe, da haſt du auch deine Belohnung!
(Sticht ihm todt.)

Phantaſmo. Stecht, daß euch die Klinge verlahme!

Hamlet. Ach, Horatio, ich fürchte, es wird nach meiner verübten Rache auch mein Leben koſten, denn ich bin am Arme ſehr verwundet. Ich werde ganz matt, meine Glieder werden ſchwach, und meine Beine wollen nicht mehr ſtehn; meine Sprache vergeht mir, ich fühle den Gift in allen meinen Gliedern. Doch bitte ich euch, lieber Horatio, und bringet die Krone nach Norwegen an meinen Vetter, den Herzog Fortempras, damit das Königreich nicht in andre Hände falle. Ach, o weh, ich ſterbe!

Horatio. Ach, Durchlauchtigſter Prinz, erwartet doch Hülfe. O Himmel, er bleibt mir unter den Händen! Ach, was hat doch dieſes Königreich eine zeither vor ſchwere Kriege geführet! Kaum hatte es Friede, ſo iſt es aufs neue mit innerlicher Unruhe, Regier- Streit- und Mordſucht angefüllet worden. Dieſer traurige Unglücksfall mag wohl in keinem Seculo der Welt jemals geſchehn ſeyn, wie man leider jetzt an dieſem Hofe erlebet hat. Ich will alle Anſtalt mit Hülfe der treuen Räthe machen, daß dieſe hohe Perſonen nach ihrem Stande beerdiget werden, alsdenn mich cito mit der Krone nach Norwegen verfügen, und dieſelbe übergeben, wie mir dieſer unglückſeelige Prinz befohlen hat.

Vers.

So gehts, wenn ein Regent mit Liſt zur Kron ſich dringet,
Und durch Verrätherey dieſelbe an ſich bringet,
Derſelb erlebet nichts, als lauter Spott und Hohn,
Denn wie die Arbeit iſt, ſo folget auch der Lohn.

III.

Auszüge.

Moraliſche und häusliche Tugenden der Morlacken.

(Aus Fortis Reiſen.)

Der Morlacke, der entfernt von den Ufern des Meers, und in Oertern, die keine Beſatzung haben, wohnt, iſt überhaupt zu reden, als moraliſcher Menſch, merklich von uns verſchieden. Das Zutrauen, die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit dieſer guten Leute, ſowohl im täglichem Leben, als bey ihren Verträgen, arten oft in übermäßige Gutheit aus, und bekommen ein Anſehen von Einfalt. Hiervon pflegen die Italiäner, die in Dalmatien Handlung treiben, und ſelbſt ihre Landsleute, die an den Ufern wohnen, nur allzugroſſen Mißbrauch zu machen; ſo daß das angebohrne Zutrauen der Morlacken ſchon um ſehr viel abgenommen hat, und täglich mehr gezwungen wird, dem Argwohn und Mißtrauen ſeinen Platz einzuräumen. Ihre wiederholte Erfahrung mit den Italiänern haben den Betrug der letztern zum Sprichwort unter ihnen gemacht. Ihr größter Schimpf iſt wechſelsweiſe paſſia viro, und Lanzmanzvaviro, Hunde-Treue und Italiäner-Treue. Man ſollte glauben, daß dieſe ſchlimme Meinung von den Italiänern für den unbekannten Reiſenden gefährlich ſeyn müßte, allein ſie beſchämen unſere Geſinnungen. Der Morlacke, gaſtfrey und großmüthig von Natur, öfnet jedem Reiſenden ſeine Hütte; aus einer Art von Inſtinct, ihn recht zu bedienen, giebt er ihm, was er hat, begehrt niemals, und verweigert öfters hartnäckig die mindeſte Erkenntlichkeit. Mehr als einmal habe ich in der Morlachey auf dieſe Art den Tiſch mit Leuten getheilt, die mich niemals in ihrem Leben geſehen hatten, und wahrſcheinlicher Weiſe eben ſo wenig hoffen konnten, mich jemals wieder zu ſehen.

Ich werde, ſo lange ich athme, die Aufnahme und gütliche Behandlung nicht vergeſſen können, die der Woywode Perkan zu Coccorich mich erfahren ließ. Mein ganzes Verdienſt war, der Freund einer Familie von ſeinen Freunden zu ſeyn. Er ſchickte mir Reitpferde und Begleitung entgegen, und überhäufte mich, ſo lange mein Auffenthalt bey ihm dauerte, mit allem, was dieſe liebenswürdige National-Gaſtfreyheit Ausgeſuchtes haben konnte. Er ließ mich von ſeinen Leuten, und ſeinem eigenen Sohne in die Gegenden von Narenta, die eine gute Tagreiſe entfernt ſind, begleiten, und mit einem ſolchen Ueberfluß von Lebensmitteln verſehen, daß ich keine Gelegenheit fand, nur einen Pfennig auszugeben. Als ich das gaſtfreye Haus dieſes vortreflichen Mannes verlaſſen hatte, ſo ſah ich ihn und ſeine ganze Familie mich mit den Augen begleiten, bis der Weg mich aus ihrem Geſichte führete. Dieſer herzliche Abſchied erregte im Innerſten meiner Seele eine Bewegung, die ich vorher noch nie empfunden hatte, und deren Wiederempfindung ich mir von keiner Reiſe durch Italien verſprechen wollte. Ich nahm das Bildniß dieſes edeln Mannes mit mir, hauptſächlich, um mir das Vergnügen zu geben, ihn trotz Meer und Gebirge, die uns trennen, immer wieder und wieder ſehen zu können. Zugleich kann man den Luxus der Nation in den Kleidungen ihrer Häupter daraus abnehmen. Er erlaubte mir noch die Zeichnung von einer ſeiner Enkelinnen zu nehmen, die nicht weniger viel anders gekleidet ſind, als die Morlackinnen von Kotar und den übrigen Gegenden, die ich durchreiſt hatte.

Man braucht die Morlacken nur mit einiger Freundlichkeit zu behandeln, um alle Höflichkeits-Bezeugungen von ihnen zu erhalten, und ſie zu herzlichen Freunden zu machen. Man wird die Gaſtfreyheit unter ihnen eben ſowohl bey den Armen, als bey den Reichen finden. Wenn dieſer ein Lamm- oder Hammelbraten auftiſcht, ſo bringt jener ein indianſches Huhn, Milch und friſchen Honig. Dieſe Freygebigkeit hat nicht allein der Fremde zu erwarten, ſie erſtreckt ſich auf alle, die derſelben nöthig haben können.

Wenn ein reiſender Morlacke in die Wohnung ſeines Wirths, oder Verwandten, bey ihm zu herbergen kömmt, ſo wird er bey dem Abſteigen vom Pferde, oder bey dem Eintritt in die Herberge, von der älteſten Tochter des Hauſes, oder wenn eine junge Braut darinne ſeyn ſollte, von ihr mit einem Kuß empfangen. Ein auswärtiger Reiſender bekömmt nicht ſo leichtlich dieſen weiblichen Willkommen zu genießen; im Gegentheil pflegen bey ſeiner Ankunft die jungen Mädchen ſich zu verbergen, oder in der Ferne zu halten. Vielleicht, daß ſie durch Beyſpiele von Verletzung der Geſetze der Gaſtfreyheit ſchüchtern gemacht worden, oder von der Eiferſucht der benachbarten Türken einigermaßen angeſteckt worden ſind.

So lang in den Häuſern der Wohlhabenden eines Dorfs, deren Anzahl nach und nach ſehr klein geworden iſt, noch Lebensmittel vorhanden ſind, ſo können die armen Nachbarn auf ihren nothwendigen Unterhalt zählen. Daher ſieht man auch keinen Morlacken, der ſich ſo weit erniedrigte, und von einem Fremden, der die Morlachey durchreiſt, Allmoſen begehrte. Auf allen Reiſen, die ich durch dieſes Land gemacht, iſt mir nie ein Pfennig abgefordert worden. Ich im Gegentheil kam öfters in den Fall, die Armen, aber doch mit ihrem kleinen Eigenthum freygebigen Hirten um etwas zu bitten, und noch öfters, wenn ich ihre Felder in der ſchwülen Sommerhitze durchreiſte, begegneten mir arme Schnitter, die freywillig, mit einer Gutherzigkeit, die mein Innerſtes bewegte, mir ihre Waſſerſchläuche und ihren ländlichen Vorrath, anzubiethen kamen.

Die häusliche Oekonomie wird von den Morlacken gemeiniglich ſehr vernachläßigt. Sie gleichen in dieſem Umſtand den Hottentotten, und verſchwenden, ſobald ſich irgend eine feſtliche Gelegenheit zeigt, in einer Woche, womit ſie viele Monathe hätten feyern können. Eine Hochzeit, ein Feſttag des Familien-Patrons, die Ankunft eines Verwandten, oder Freundes, oder ſonſt ein kleiner Anlaß kann machen, daß das ganze Haus ſich ohne Mäßigung der Freude, dem Eſſen und Trinken überläßt. Hingegen iſt der Morlacke bey dem Gebrauch der Dinge, die ihn vor dem Ungeſtüm der Jahrszeiten ſchützen ſollen, ſogar auf Unkoſten ſeiner Bequemlichkeit, haushälteriſch. Wird er zum Beyſpiel in einer neuen Mütze vom Regen überfallen, ſo zieht er ſie ab, und will den Regen lieber auf ſeinen bloßen Kopf fallen, als ihn ſeine neue Mütze verderben laſſen. Eben ſo zieht er, wenn er auf eine Pfütze ſtößt, die Schuhe aus, ſo lange ſie noch einigermaßen gut ſind.

Die Genauigkeit der Morlacken iſt im höchſten Grade pünktlich, wenn ihr nicht unwiederſetzliche Hinderniſſe in den Weg kommen. Wenn es ſich zuträgt, daß einer unter ihnen Geld gelehnet, und es zu beſtimmter Zeit nicht wieder zurück geben kann, ſo kömmt er mit einem kleinen Geſchenk zu ſeinem Creditor, noch längere Friſt zu verlangen. Auf dieſe Art kann es leicht geſchehen, daß er, ohne darüber nachzudenken, von Termin zu Termin, und von Präſent zu Präſent, das doppelte von dem bezahlt, was er ſchuldig wäre.

Freundſchaften und Feindſchaften.

Die Freundſchaft, die bey uns durch die kleinſte Kleinigkeit zerſtört werden kann, iſt bey den Morlacken deſto beſtändiger. Sie haben gleichſam einen Punkt der Religion daraus gemacht, dieſes heilige Band wird von ihnen am Fuß der Altäre geknüpft.

In Gegenwart des ganzen Volks wird alsdann auf die feyerlichſte Weiſe ein beſonderer Seegen über beyde Freunde oder Freundinnen ausgeſprochen. Ich war bey der Verbindung zweyer Mädchen gegenwärtig, die ſich in der Kirche von Perruſich zu Poſeſtre (Freundinnen) einweyhten. Man ſah, nachdem ſie das heilige Bündniß geſchloſſen hatten, die Freude aus ihren Augen glänzen: ein Beweis, welcher Delicateſſe von Empfindungen, auch Menſchen, die wir ungebildet zu nennen pflegen, fähig ſeyn: oder ein Problem, ob nicht vielleicht die ſogenannte Bildung der Geſellſchaft eher ihr Verderbniß genennet werden müßte. Die Freunde, die auf dieſe Art verbunden werden, nennen ſich Probatimi; die Freundinnen Poſeſtrime, welches ſoviel iſt, als **Halbbrüder** und **Halbſchweſtern**. Die Freundſchaft zwiſchen Manns- und Weibsperſonen wird heutiges Tages nicht mit ſo großer Feyerlichkeit geſchloſſen; allein man hat Urſache zu glauben, daß ältere und unſchuldigere Zeiten eben dieſe Gewohnheit gehabt haben.

Von dieſen geweyhten Freundſchafts-Bündniſſen und Halbbrüderſchaft der Morlacken und der übrigen Nationen ihres Urſprungs ſcheinen die geſchwornen Brüder (fratelli giurati) herzukommen, die man unter den Geſindel in und an einigen Orten außer Italien antrift. Der Unterſchied zwiſchen ihnen und den morlackiſchen Probatimi beſteht nicht allein darin, daß bey jenen kein Ceremoniel gewöhnlich iſt, ſondern hauptſächlich, daß in den ſlavoniſchen Gegenden alle Arten von Menſchen ſich zu gegenſeitigem Vortheil, hingegen bey jenen ſich faſt die Verworfenſten und Mächtigſten, zur Beunruhigung und Beſchädigung anderer, zu vereinigen pflegen.

Die Pflichten der morlackiſchen Freundſchaft erfordern, einander in jeder Bedürfniß oder Gefahr beyzuſtehen, das ſeinem Freund geſchehene Unrecht zu rächen u. ſ. w. Sie treiben den Enthuſiasmus ihrer Freundſchaft bis zur willigen Entſchloſſenheit, ihr Leben für einander zu wagen oder hinzugeben.

Die Opfer dieſer Art geſchehen nicht ſelten, ob ſchon aus dieſen verwilderten Freunden nicht ſoviel Weſen als aus den alten Pyladen gemacht wird. Wenn es ſich ereignen ſollte, daß unter den Probatimi Uneinigkeit entſtände, ſo würde die ganze Gegend davon, als von einer ſcandalöſen Neuigkeit ſprechen. Auch fängt dies in unſern Zeiten manchmal zu geſchehen an; zu großer Betrübniß der alten Morlacken, welche die Verderbniß ihrer Nachkommen der Vermiſchung mit den Italiänern Schuld geben. Der Wein, und andre ſtarke Getränke, wovon die Nation nach dem Beyſpiel der

Italiäner Mißbrauch zu machen anfängt, unterläßt eben ſo wenig, wie überall, zu Uneinigkeit und traurigen Zufällen Anlaß zu geben.

Wie die Freundſchaft der noch unverdorbenen Morlacken feſt und heilig iſt, ſo iſt auch ihre Feindſchaft anhaltend, meiſtens unauslöſchlich. Sie wird von dem Vater auf den Sohn fortgepflanzt, und die Mütter vergeſſen nicht, ihren noch zarten Söhnen unaufhörlich die Pflicht einzuprägen, ihren Vater zu rächen, wenn er von jemanden umgebracht worden iſt, ſie zeigen ihnen täglich das blutige Kleid, oder die Waffen des Getödteten. Die Rachbegierde hat ſich ſo ſehr gleichſam mit dem Blute oder mit der Natur der Morlacken vermiſcht, daß alle Mißionarien der Welt ſie auszurotten nicht vermögend wären. Der Morlacke iſt von Natur dienſtfertig und gutherzig; die kleinſte Gefälligkeit kann ihn zu der größten Dankbarkeit verbinden; aber wehe dem, der ihn zu beleidigen oder zu beſchimpfen wagt! Rache und Gerechtigkeit machen bey dieſem Volk gleichſam einerley Begriff aus, der auch in der That der urſprüngliche wahre Begriff iſt. Sie haben ein Sprichwort unter ſich, deſſen Anſehen ſie nur allzu gültig machen: Roneſe oſſveti, onſe ne poſveti: „Wer ſich nicht rächt, iſt nicht gerecht“ oder wird nicht geheiligt.

Es iſt merkwürdig, daß in der illyriſchen Sprache oſveta Rache und Heiligung zugleich bedeutet, und eben ſo das davon abgeleitete Wort Oſvetiti. Eine alte Familien-Feindſchaft und perſönliche Rache lauert nach vielen Jahren noch Blut zu vergießen, und in Albanien ſollen, wie mir geſagt worden iſt, die Wirkungen davon noch entſetzlicher, und die einmal erbitterten Gemüther noch unverſöhnlicher ſeyn. In dieſen Gegenden iſt ein

Menſch von der ſanfteſten Gemüthsart der unmenſchlichſten Rache fähig; er hält ihre Ausübung für ſeine Pflicht, und zieht dieſe thörichte Einbildung von falſcher Ehre der Verachtung, der heiligſten Geſetze und allen den Strafen vor, denen er mit gutem Vorbedacht ſelbſt entgegen geht.

Gemeiniglich ſieht ſich der Mörder eines Morlacken, der mächtige Verwandſchaft zurückließ, in der Nothwendigkeit von einem Lande zum andern zu fliehen, und durch eine Reihe mehrerer Jahre ſich zu verbergen. Wenn er während dieſer Zeit verſchlagen, oder glücklich genug geweſen iſt, den Nachſtellungen ſeiner Verfolger zu entgehen, und zugleich einen Vorrath von Geld zu ſammlen, ſo ſucht er endlich Vergebung zu erhalten, und Frieden zu ſchließen. Um die Bedingungen auszumachen, begehrt und erhält er ſicher Geleit, worauf er ſich ohne Bedenken ſicher verlaſſen kann. Und nun iſt er zuerſt um einige Mittler bemüht, die auf einen beſtimmten Tag beyde feindliche Verwandſchaften zuſammenbringen. Hierauf wird der Schuldige nach einigen Präliminarien in den Ort der Zuſammenkunft geführt; kriechend auf allen Vieren, und die Büchſe, Piſtole oder das Meſſer, womit er den Mord begangen, auf ſeinen Hals gebunden. Während er ſich in dieſer demüthigen Stellung befindet, wird dem Ermordeten von einem oder mehrern ſeiner Verwandten eine Lobrede gehalten, die manchmal die Gemüther aufs neue zur Rache entflammt, und dem vierfüßigen Delinquenten einer jähen Gefahr ausſetzt. Es iſt bey dieſer Gelegenheit gewöhnlich, daß die Verwandten von dem beleidigten Theil dem Schuldigen Schießgewehr, oder anders, drohend an die Kehle halten, und nach langem Widerſtand endlich doch einwilligen, den Preis des vergoſſenen Bluts ſich mit Geld bezahlen zu laſſen. Bey den Abaſeern kommen dieſe Friedensſchlüſſe gemeiniglich theuer zu ſtehen; die Morlacken laſſen ſich manchmal mit wenig Aufwand vergleichen, beyde aber pflegen immer mit einem weiblichen Schmaus, auf Unkoſten des Schuldigen, zu ſchließen.

IV.
Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

I.
Ueber eine Stelle in Rouſſeau's. „Rouſſeau Juge de Jean Jaques, Dialogue."

Mit dem Motto aus Ovid:

„Barbarus hic ego ſum, quia non intelligor illis."

Ich kenne von dieſer Schrift blos den Auszug in den Ephemeriden der Menſchheit, Januar 1781. S. 30. ff. Denen die etwa noch gar nichts von ihr wiſſen, hab ich blos zu ſagen, daß es ein Geſpräch zwiſchen Rouſſeau und einem Franzoſen iſt; worinn erſterer die mannigfaltigen Verläumdungen, die gegen ihn ausgeſtreut worden ſind, zu wiederlegen ſucht. Er hatte im Sinn, das Manuſcript auf den hohen Altar einer Kirche, den 21. Hornung 1776 niederzulegen, fand aber das Gitter verſchloſſen. Es ſollte mit folgender Ueberſchrift verſehen werden:

Der Vorſehung empfohlene Hinterlage.

„Beſchützer der Unterdrückten: Gott der Gerechtigkeit und Wahrheit, nimm dieſe Hinterlage auf, die auf deinen Altar legt, und deiner Vorſehung empfiehlt, ein unglücklicher Fremdling, einzig, ohne Stütze, ohne Vertheidiger auf der Erde, von einem ganzen Geſchlecht (génération) beſchimpft, verſpottet, verläumdet, verrathen, ſeit funfzehn Jahren ins Gewette mit einer Behandlung angeſehen, die ärger iſt als der Tod, und bisher unter den Sterblichen mit unerhörten Unwürdigkeiten überhäufe, ohne daß er jemals davon, doch wenigſtens, die Urſache hätte vernehmen können. Alle Erläuterung wird mir verſagt, alle Wege, mich davon zu beleuchten und zu vertheidigen, ſind mir verſchloſſen. Ich erwarte von den durch ihre eigene Ungerechtigkeit verbitterten Menſchen nichts mehr als Beſchimpfung, Lüge und Verrath. Ewige Vorſehung, meine ganze Hoffnung beruhet auf dir. Geruhe meine Hinterlage unter deine Hut zu nehmen, ſie in junge und getreue Hände fallen zu laſſen, welche, rein vom Betrug, ſie einem beſſern Geſchlecht überliefern. Möchten ſie, mit Thränen über mein Schickſal, lernen; wie durch das gegenwärtige ein Menſch behandelt wird, der ohne Galle und ohne Schminke, aller Ungerechtigkeit feind, aber geduldig war, ſie zu ertragen, und der niemals einem Menſchen Uebels zugefügt, oder gewollt oder vergolten hat. Niemand hat, ich weiß es, das Recht, ein Wunderwerk zu erwarten, nicht einmal die unterdrückte und mißkannte Unſchuld. Weil alles dereinſt in ſeiner Ordnung hergeſtellt werden ſoll, ſo iſt es genug, zu warten. Wenn dann meine Arbeit verloren iſt, wenn ſie ſoll meinen Feinden überliefert, und durch ſie zerſtört oder verunſtaltet werden, wie es unvermeidlich ſcheint;

ſo werd ich nichts deſtoweniger auf dein Bollwerk zählen, obwohl die Stunde und die Wege davon mir unbekannt ſind. Und nachdem ich, wie ich ſoll, all das meinige angewandt habe, um dabey mitzuwürken, ſo warte ich mit Vertrauen, beruhige mich durch den Gedanken deiner Gerechtigkeit und unterwerfe mich deinen Willen." — —

Iſt dieſe angeführte Stelle nun wirklich ein unverwerfliches Zeugniß von einem ſtolzen und mißtrauiſchen Karakter, wie der Verfaſſer des Auszugs in den Ephemeriden annimmt? oder, falls es dies nicht iſt, was iſt es ſonſt?

Jeden eifrigen Beobachter ſeiner ſelbſt kann die tägliche Erfahrung hinreichend überzeugen, daß wir Menſchen uns nie öfters betrügen, als wenn wir die Abſichten, die andern zum Handeln antrieb, enträthſeln wollen; und eben um deſtomehr Behutſamkeit bedarf es bey unſern Beurtheilungen. Rouſſeau's Karakter war, wenn ich nicht irre, der Karakter des gutherzigen Schwärmers, der die Menſchen, ihre Sitten, Meynungen, Leidenſchaften und Thorheiten kannte, der wußte, wie ſie ſeyn ſollten, und ſich gedrungen fühlte, es ihnen mit ſeinem hinreißenden Feuer, das aus einem Herzen voll Menſchenliebe ſtrömte, zu ſagen. Die Geſchichte belehrt uns durch unzählige Beyſpiele, daß die Biedermänner, welche laut gegen die verkehrten Sitten ihrer Zeitgenoſſen murreten, gemeiniglich übel wegkamen, und daß es ihnen gieng, wie dem Mann im Lehnſtuhl, der den Jungen weiſe Lehr predigen wollte. Sie trabten auf ihren Steckenpferden demohngeachtet fort, und erwiederten ſeine Moral mit einem:

„Da iſt ein Pferd, komm reite mit,
Dann biſt Du unſer Mann!"

Dieß aber konnte und wollte Rouſſeau eben ſo wenig, als der Mann im Lehnſtuhl. Man ließ beyde fortpredigen. Dieſer ſchwieg, und die Jungen thaten ihm weiter kein Leid; der Genfer Bürger wurde aber in der That gehaßt, mit Hirtenbriefen verfolgt, überall vertrieben, von den Kanzeln als ein Gottloſer und Verführer des Volks angeſchwärzt. ꝛc. — Daß den Mann von einem für's Wohl ſeiner Brüder hochaufwallenden Herzen — und wäre das, was er für ſie thun wollte, auch nur in ſeinen Augen Wohlthat geweſen — wehe thun mußte, ſo verkannt und weggeſtoßen zu werden, iſt kein Zweifel; und richtig bemerkt jener Schriftſteller, ſeine Leiden waren um ſo größer, je lebhafter ſeine Einbildungskraft und feuriger ſeine Phantaſie war. — Freylich macht das Bewußtſeyn großer Talente Vergnügen, aber ſchmerzt es den redlichen Mann nicht auch auf der andern Seite wieder gewaltig, wenn man durchaus haben zu wollen ſcheint, er ſoll ſie vergraben, — wenn man von all dem Guten, das er ſagt und thut, keinen Gebrauch machen will, ſondern immer nur Kezerey und Bosheit ahnet, laut darüber ſchreit, und gegen den wahrheitliebenden Weiſen die Gemüther des vornehmen und gemeinen Pöbels in Harniſch zu ſetzen ſucht? —

Es iſt eine falſche Vorausſetzung, daß es Rouſſeau'n müſſe geärgert haben, daß er ſah, „ohngeacht der Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen, ſeyn noch nicht alle Geiſter von ihm bezwungen.„ — Welch ein Menſch von geſunden Sinnen ließe ſich wohl das beykommen? Wäre nicht ſo ein Gedanke eben ſo thöricht, als das Meer mit einem Löffel in eine kleine Grube ausſchöpfen zu wollen? Und Rouſſeau, der ſo ſehr Menſchenkenner war, konnte wohl am allerwenigſten dieſen Einfall haben. Wär' er ſo kurzſichtig geweſen, ſo ein — Thor im eigentlichſten Sinn des Worts; — ſo wollt ich auch miteinſtimmen: er verdiente die Züchtigung. Und auch dann wär es immer noch drauf angekommen, ob man ein Recht dazu gehabt hätte, gegen einen Menſchen ſo zu wüthen, wie man gegen Rouſſeau wüthete. — Nie hat er „ſeine Phantaſieen ſtatt der Wahrheit, oder ſtatt älterer Phantaſieen auf den Thron ſetzen wollen.“ Sagt er nicht ſelbſt in einer ſeiner Schriften: er gebe ſeine Träume für nichts weiter aus, als für — Träume. Erfahrung und Studium hatten den Genfer Bürger mißtrauiſch und zurückhaltend gegen die Menſchen gemacht, von denen er weniger Gutes als Böſes erfahren hatte. Da geräth man nur gar zu gern auf Abwege. Traute man erſt den Menſchen zu viel, und erfuhr das Gegentheil, ſo iſt einem feurigen Kopf nichts leichter, als von jenem äußerſten Extrem aufs entgegengeſetzte zu ſpringen, und mißtrauiſch, wo nicht gar Menſchenfeind zu werden. Das war wohl der Fall, daß Rouſſeau gegen Humen zurückhaltend war, der ſeinen feurigen Enthuſiasmus nicht begreifen noch erwiedern konnte. — Als Rouſſeau die Schrift: „Rouſſeau Juge de Jean Jaques“ verfertigte, das mag wohl gerade zu der Zeit geweſen ſeyn, wo er bald von allen Sterblichen verlaſſen war. Und nun, ſo einen gequälten, vertriebenen, unſichern und niedergedrückten Menſchen, — wer kan es ihm übel nehmen, da er ſich von allen geflohen glaubt, daß er an die Vorſehung appellirt, ohne eben ein Wunder von ihr zu erwarten, denn er drückt ſich deutlich darüber aus. — Der Unſchuldige hat nichts, als den Glauben an ſie noch übrig, wenn ſich alles ringsum gegen ihn vereinigt. Es iſt die Sprache des gemeinen Lebens: ich befehls Gott! — Daß Rouſſeau ſich damit aber nicht begnügte, dünkt mich, iſt ſehr natürlich, denn jeder Menſchenbeobachter wird — ohne mein Erinnern — wiſſen, daß Seelen von dem Schlag, wie Rouſſeau's war, beſonders das Feyerliche und Auffallende ſehr lieben, und wer hat je den Ausſpruch gethan, daß es Verbrechen ſey? Sein Schritt war alſo natürliche Folge von dem Enthuſiasmus, der ihn auf allen Wegen begleitete, — ſeiner Sonderbarkeit, ohne die es in der That wenig große Männer gegeben hat; aber nicht Beweis eines hochmüthigen Karakters, der es nicht leiden kann, wenn man ſeinen Ruhm antaſtet, oder ſeine Vorſchläge nicht alle befolgen will.

Soviel über dieſe Stelle. Irr' ich, ſo will ich lieber aus Achtung für einen edlen Mann, der nicht alle zehn Jahre gebohren wird, irren; als ihm Abſichten zuſchreiben, an die er ſchwerlich dachte; und wenn er unrecht handelte, daß er die Sache ſo feyerlich betreiben wollte, aus Schwachheit und von ſeinem Feuer hingeriſſen fehlte.

Wagenſeil.

2.

Skizzen von der Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt.

Zweite Epoche

von den Minneſingern bis auf die Meiſterſänger.

Die zweite, oder eigentlich erſte merkwürdige Epoche unſrer Dichtkunſt nennt man die Zeit der Minneſinger, weil Minne, das iſt, Liebe den vornehmſten Gegenſtand unſrer erſten wahren Gedichte ausmacht. Sie hebt mit der Regierung Kaiſer Friedrich I. (Rothbart's) an, der ſelbſt ein Freund der Wiſſenſchaften war, und den man mit unter den Troubadours findet. Dieſe glückliche Zeit unſrer Poeſie dauerte ungefehr hundert und funfzig Jahr, nämlich von 1180 bis 1330. Mehrere Urſachen vereinigten ſich, den poetiſchen Geiſt unſerer Nation damals rege zu machen. So wie überhaupt damals die Kreutzzüge (viele der Dichter haben ſelbſt dieſe Züge mitgemacht) eine Gelegenheit waren, daß die verſchiednen europäiſchen Nationen einander näher kennen lernten: ſo wurden insbeſondre die Teutſchen mit ihren Nachbarn, die ihnen in der Kultur zuvorgekommen waren, mit den welſchen und provençaliſchen Dichtern bekannter. Man gewöhnte ſich nunmehr an Reiſen in fremde Länder, und beobachtete Menſchen und Sitten. Durch die erweckte Thätigkeit mußte der Geiſt der Nation muntrer und lebhafter werden. Nicht nur die Ritterthaten und Abentheuer der Kreutzzüge mußten die Phantaſie befeuern, ſondern auch die damals herrſchende Mode einer platoniſchen Liebe anreitzen, die Schwärmereien derſelben poetiſch auszudrücken. Die öftere Züge unſrer Kaiſer nach Italien brachten manchen Teutſchen nach Welſchland, dem Mutterlande neuerer Poeſie. Der Adel, der damals immer durch mehr Vorzüge und Freiheiten begünſtiget wurde, mußte ſich ſein Anſehn nicht blos durch Kriegsthaten erwerben, ſondern auch im Frieden ſich durch Geſchicklichkeiten auszeichnen; man wetteiferte, ſich hervorzuthun. Die Höfe von Oeſterreich und von Thüringen gaben in Begünſtigung der Dichter ein ermunterndes Beiſpiel. Nicht blos bey Gelagen wurden Gedichte um die Wette vorgeleſen und rezitirt, ſondern auch vornemlich bey den ritterlichen Spielen, die jetzt in Teutſchland aufkamen, ſtritt man zugleich um den Preis in der Dichtkunſt, und die Poeſie kam in Verbindung mit den Turnieren in Anſehn. Ein berühmtes Beiſpiel von den poetiſchen Wettſtreiten an teutſchen Höfen war das Spiel oder der Krieg zu Wartburg bey Eiſenach. Man ſehe Chriſt. Gottl. Grabener's drey Specimina de bello Wartburgenſi, Dresden, 1743. 4to. Da übte ſich Landgraf Hermann von Thüringen mit Heinrichen von Veldig, Walthern von der Vogelweide, Reimar von Zweter, Wolfram von Eſchilbach, Bitterolf, und Heinrich von Oſterdingen, aus dem Stegreife geiſtliche und weltliche Gedichte über theologiſche, aſtrologiſche und phyſikaliſche Gegenſtände zu machen, und waren doch (ſagt eine alte Kronik) gar wenig gelehrt. In Gegenwart des Landgrafen wetteiferten jene ſechs Dichter untereinander, oder zuweilen auch mit fremden, wer am geſchwindeſten und die meiſten Verſe machen könnte, freilich keine der wahren Dichtkunſt nützliche Uebung, aber ich führe es nur als einen Beweis an, daß man das Versmachen unter die Hofluſtbarkeiten zu zählen anfing. Schon waren in Frankreich, und beſonders in der ſüdlichen Provence Dichter aufgetreten, die man Troubadours (von Trouver, erfinden) nannte, und deren Geſchichte der Abt Millot ſo gründlich bearbeitet, oder eigentlich aus den Papieren des Sainte-Palaye zuſammengeſetzt hat. In Frankreich hatten ſchon ſeit einiger Zeit Grafen und Ritter, Damen und Geiſtliche ſich beeifert, Heldenthaten und Empfindungen der Liebe in Liedern zu verewigen. Sie hatten, außer der alten hiſtoriſchen und ſatiriſchen Poeſie, auch zuerſt moraliſche und galante Gedichte verfertigt. Dieſen nachzuahmen, ward jetzo der vornehmſte Ehrgeitz der Teutſchen, und Frankreich ſchon ſo früh unſer Vorbild. In den hiſtoriſchen Gedichten iſt auch der Stof aus den provenzaliſchen Gedichten entlehnt, einige Troubadours z. E. Fouquet von Marſeille wurden faſt wörtlich überſetzt. Die vornehmſten Minneſinger, unter denen man, wie unter den Troubadours, Fürſten und Edle finden wird, ſind folgende:

1) **Wolfram von Eſchilbach**, ein Schweizer von Geburt, und Sekretair Herzog Ottens von Oeſterreich. Im Krieg zu Wartburg trug er vor allen den Preis davon. Seine Umſtände mußten nicht die beſten geweſen ſeyn, indem er heftig über die Kargheit ſeiner Verwandten klagt. Häufig ſeufzt er auch über den Wankelmuth einer Geliebte. Er rühmt einen gewiſſen **Friedebrand**, den Sohn eines Königs von Schottland, der ihn bey ſeinen Gedichten durch Bücher, die er ihm geliehen, unterſtützt habe. Er ſchrieb mehrere Ritter- und Heldenbücher, nach Art der alten Romanzen voller ſeltſamer Abentheuer. Man hat von ihm: 1) **Gamuret**, oder Abentheuer des König von Tyrol, der von Gamuret in Schottland ausſegelt, gedruckt zu Maynz 1477. 2) **Parcival**, daſelbſt gedruckt, nicht nach dem Provenzalen **Chriſtian von Troyes**, ſondern nach **Kyot**, deſſen Romanze freylich auch **Chriſtian von Troyes** bearbeitet hat. Herrn **Bodmers** Nachahmung iſt bekannt. 3) **Wolfdietrich**, ſteht in dem Heldenbuche, von dem ich künftig ſprechen werde. 4) Ueberſetzung der Geſchichte des **Lancelot**, gedruckt 1477. 5) **Tyturel**, oder der teutſche Homerus liegt im Manuſcript in einem öſterreichiſchen Kloſter. Siehe Herrn **Ebeling's** Beſchreibung einiger Gottſchediſchen Gedichte im achten Band der **Unterhaltungen**. Nur der Innhalt iſt aus dem **Homer** entlehnt; viel ähnliches hat das Gedicht mit **Veldeck's** Aeneide, daher **Gottſched** muthmaßte, er habe dieſe Aeneide vor Augen gehabt. 6) **Marggraf von Oranich**, liegt noch im Manuſcript in der Wolfenbüttler Bibliothek. 7) **Der ſtarke Rennewart**, eigentlich überſetzte **Eſchilbach** dieſe Geſchichte nur in Proſa, und **Ulrich von Thürheim** verſifizirte ſie, iſt in der Wolfenbüttler Bibliothek. 8) Gedicht vom **Marggrafen Wilhelm von Narbonne**. 9) Ungewiß iſt es,

ob von ihm auch ein Gedicht von Ludwig des Dritten Landgrafen von Thüringen Kriege mit den Saracenen herrühre. Man ſehe jenen Aufſatz in den Unterhaltungen. 10) Von den Pflegern und Herrn des Graal, nach Kyot Hiſtoire du St. Graal, fehlerhaft abgedruckt 1477, in der Wolfenbüttler Bibliothek im Manuſcript. Nach des ſeeligen Leſſing Muthmaßung heißt Graal ſo viel als ſanctus cruor, nämlich die Abentheuer mit dem Gefäße, worinnen Joſeph von Arimathia das Blut Chriſti aufbewahrte, ſeine Ueberbringung, beſonders nach England, machen den Hauptinnhalt aus. S. Herrn Eſchenburg's kritiſchen Anhang zum dritten Theil des teutſchen Shakſpear S. 461. 11) Wilhelm von Orenſee, nur der zweite Theil iſt von Eſchilbach, der erſte und dritte von Ulrich von Turtheim. Es iſt eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen, und liegt zu St. Gallen, und zu Kaſſel im Manuſcript. Aus der Kaſſeler Handſchrift will es Herr Casperſon herausgeben. S. Ankündigung eines teutſchen Gedichts der altſchwäbiſchen Zeit aus einer Handſchrift der Kaſſeliſchen Bibliothek 1780. Herr Bodmer hat dieſes Gedicht nachgeahmt.

2) Kaiſer Heinrich, welcher Heinrich aber darunter zu verſtehen ſey, iſt ungewiß. Herr Bodmer muthmaßte ehedem, es ſey Eſchilbach's Zeitgenoſſe Heinrich der Sechſte. Nachher, weil ihm die Sprache zu neu, und zu polirt ſchien, nahm er Heinrich den Siebenten an. Dieſelbe Muthmaßung trägt Herr Profeſſor Meiſter in der Schrift über teutſche Sprache und Nationallitteratur vor.

3) König Konrad der junge ſcheint Herrn Bodmer der unglückliche Konradin zu ſeyn, welcher enthauptet wurde. Herr Profeſſor Meiſter aber hält ihn für den Vater deſſelben, einen Sohn Friedrich des Zweiten.

4) **König Wenzel von Böheim**, mit welchem Kaiſer Rudolph der Erſte Friede ſchloß. Dieſer Friede ward durch eine Vermählung mit einer Tochter des Kaiſers bekräftigt, welche ſehr viele Reize hatte, und ſo viel über ihn vermochte, daß er nicht daran dachte, ſeinen Vater Ottokar zu rächen. Nach einigen war dieſe kaiſerliche Prinzeſſinn, nach andern eine Prinzeſſinn Kunigunde aus Schwaben der Gegenſtand ſeiner Lieder. Eines Gelehrten in Wien Unterſuchung, welcher Wenzel König von Böhmen ein teutſcher Dichter geweſen, ſteht im neuen Bücherſaal im zehnten Band.

5) **Heinrich Herzog von Preßela** (Breslau um 1230) der mit Gift hingerichtet ward, und die Seinigen bat, ſeinen Tod nicht zu rächen.

6) **Heinrich Marggraf von Meißen**, deſſen Hof ſich durch prächtige Turniere auszeichnete, ſtand wegen ſeiner Lieder in dem größten Anſehn. Aus einer Stelle eines andern Dichters ſcheint es, daß er ein Gedicht von der Helene von Griechenland verfertigt habe. Er heißt meiſtens nur ſchlechtweg der Miſener.

7) Man muß mit ihm nicht einen andern Dichter verwechſeln, der auch Miſener heißt, von dem wir noch einige Strophen übrig haben. Er lebte unter Kaiſer Rudolph den Erſten, war von geringer Abkunſt, und klagt über dürftige Umſtände.

8) **Konrad von Wirzburg** heißt zuweilen Meiſter Konrad (vielleicht Artium Magiſter) zuweilen ein Geiger oder Tonkünſtler. Man hat von ihm: 1) Ein Gedicht vom trojaniſchen Krieg, aus dem Dares Phrygius gezogen, liegt zu Straßburg im Johanniterhauſe. 2) Mähren, das iſt, komiſche Erzählungen, im Manuſcript in der Abtey St. Gallen. 3) Ein

Gedicht von ihm ward 1573 ins neuere Schwäbiſche überſetzt, und unter folgendem Titel herausgegeben: Eine ſchöne Hiſtoria von **Engelhard** aus Burgund, Herzog **Dietrichen** von Brabant, und **Engeldrut** des Königs Tochter aus Dännemark, wie es ihnen ergangen, und was Jammers, und Noth ſie erlitten, ganz luſtig und kurzweilig zu leſen. Herr **Meiſter** muthmaßt, **Burcard Waldis** ſey der Urheber dieſer Moderniſirung. In unſre jetzige Sprache hat es Herr **Enyrich** in ſeinen Proben alter und neuer Gedichte übergetragen. 4) Er ſchrieb ein Gedicht **von Eggen's Tod**, das wir nur aus der Ausführung eines andern Dichters kennen. 5) Vermuthlich rührt auch von ihm her: **Chriemhilden Rache** und die Klage, zwey Heldengedichte aus dem ſchwäbiſchen Zeitpunkte, welche Herr **Bodmer** 1757 herausgab. Der Verfaſſer nennt ſich ſelbſt **Konrad**; nun will zwar Herr **Bodmer** die Manier des **Konrad von Wirzburg** nicht in jenen Gedichten erkennen, aber der treuherzige Ausdruck dieſes Minneſingers findet ſich doch auch hier, und die **Nürnberger gelehrte Zeitung** muthmaßt mit Recht, daß er auch dieſes Werk geſchrieben habe. Chriemhilden Rache und die Klage ſind eigentlich der letzte Theil eines Werks, das der Verfaſſer **das Lied der Nibelungen** (welches ſtarke Männer, Rieſen waren) betitelte, und wovon das übrige noch im Manuſcripte in der gräflichen Hohenemſiſchen Bibliothek befindlich iſt, in welchem Manuſcript man auch noch ein Gedicht **von Joſaphat** und **Balaam** findet. Weil die Theile nicht ſonderlich zuſammenhangen, ſo konnte Herr **Bodmer** leicht jene beide Stücke beſonders herausgeben. Das erſte Stück iſt ſehr tragiſchen Innhalts, indem die Chriemhild ſich ſehr grauſam rächt; die **Klage** ſetzt dieſelben Leiden fort, und Held Dietrich hat einen ſehr elegiſchen Karakter.

9) Graf Rudolph von Neuenburg, oder dem heutigen Neufchatel, bekennt ausdrücklich provenzaliſche Dichter nachgeahmt zu haben.

10) Graf Kraft von Toggenburg, der 1270 eines gewaltſamen Todes ſtarb, nachdem er Zeitlebens mit den Zürchern Krieg geführt hatte.

11) Graf Wernher von Honberg ſtarb 1323, ſein Schloß lag im Sißgau.

12) und 13) Gottfried von Niſen, und Heinrich von Niſen, zwey Brüder, die beide um das Jahr 1240 im Krieg mit dem Biſchof von Coſtnitz blieben.

14) und 15) Heinrich von Stretlingen, und Rudolph von Stretlingen, zwey Brüder, wohnten am Thuner See nicht weit von Thun.

16) und 17) Ulrich Schenk von Winterſtetten, und Konrad von Winterſtetten; zwey Brüder, der erſtere führte Krieg mit dem Biſchof von Coſtnitz, der zweite verarmte ſo ſehr, daß er mit ſeinem Knecht betteln gehn mußte.

18) Ulrich von Singenberg, Truchſechs der Abtey zu St. Gallen, lebte um das Jahr 1245, und war ein Schüler des Walther von der Vogelweide.

19) Reinmar der Alte (zuweilen auch der Videler, das iſt, der Tonkünſtler genannt) wird von einigen für den Vater von Reinmar von Zweter gehalten. Er hatte ſeinen Wohnſitz am Rheine, von da gieng er an den Hof Leopold VI. Herzogs von Oeſterreich. Er überlebte dieſen, als er 1231 ſtarb. Man findet, daß er viel Eiferſucht gegen Walthern von der Vogelweide gezeigt hat. Als Dichter ſtand er in großem Anſehn, und wir haben noch ſehr viel Lieder von ihm übrig, die ſich durch ſanfte Zärtlichkeit auszeichnen.

20) **Walther von der Vogelweide** lebte unter den Kaiſern Heinrich VI. und Philippen, deſſen letztern Geheimderath er war. Sein Geburtsſchloß Vogelweide lag im Thurgau. Von da gieng er nach Oeſterreich, und aus Armuth immer von einem Hofe zum andern. Herzog Otto von Sachſen, Landgraf Hermann von Thüringen (bey dem er dem Spiel zu Wartburg beiwohnte) Herzog Ulrich von Kärnthen ehrten, und beſchenkten ihn. Er that auch Reiſen in die Niederlande, nach Paris, nach Konſtantinopel, und bis ins gelobte Land, vornemlich aus Wißbegierde. In ſeinen Liedern, deren wir viele übrig haben, hat er allerley Innhalt bearbeitet, Liebe, Lob, Tadel und Lehre. Er ſtarb im hohen Alter in ſeinem Vaterlande. Von zweien ſeiner poetiſchen Nebenbuhler **Volcmant** und **Stolle** ſpricht er ſehr verächtlich; doch war er der erſte, den Tod **Reinmar des Alten** zu betrauern. Sein Leben hat Herr **Gleim** in der Vorrede zu den Liedern nach Walthern von der Vogelweide 1779 erzählt.

21) **Reinmar von Zweter**, aus der Pfalz gebürtig, kam als Knabe mit ſeinem Vater nach Wien, nach dem Tode gieng er zu König Ottokar von Böhmen, mehr dem Herrn, als dem Lande zu Liebe, wie er ſagt. Der König nahm ihn gütig auf, aber deſſen Diener konnten ihn nicht leiden. Nachher bewarb er ſich um die Gunſt König Erich's von Dännemark, und Herzogs Ludwigs von Baiern. Er wohnte auch dem Spiel zu Wartburg bey. Wir haben viele Lieder von ihm, und viele darunter moraliſchen Innhalts.

22) **Heinrich von Veldig**, oder **Veldeck**, aus Niederſachſen, heißt oft der tugendhafte Schreiber, das iſt, er war Notarius. Er lebte zur Zeit des Spiels zu Wartburg, an dem er Theil nahm. Er ſchrieb eine

Aeneide um die Zeit, da Landgraf Ludwig der Dritte von Thüringen mit dem Beinamen der Fromme, ſich mit der Gräfinn von Kleve verlobte, alſo um 1188. Dieſer Braut theilte er ſeine Aeneide mit, die gab ſie einem Fräulein, bey welchem ein Graf Günther von Schwarzburg ſie ſah, und entwandte. Erſt nach neun Jahren fand er ſie bey Pfalzgraf Hermann in Sachſen wieder. Seine Aeneide iſt mehr eine Umarbeitung, als Ueberſetzung, wobey er theils welſche Dichter benutzt, theils eigne Epiſoden eingeſchaltet hat. Sie exiſtirt zur Zeit noch im Manuſcript in der kaiſerlichen Bibliothek zu Wien, in der Gothaer Bibliothek (über welches Manuſcript Gottſched ein Programm ſchrieb, de antiquiſſima Aeneidos verſione Germanica Henrici de Veldeck. 1745. überſetzt im zweiten Band der Halliſchen Bemühungen) und in der Bibliothek des Grafen von Degenfeld-Schomburg bey Geißlingen in Schwaben; die letztere Handſchrift iſt im April des teutſchen Muſeums von 1776 beſchrieben worden. Veldig führt die Geſchichte fort bis auf die Vermählung des Aeneas mit der Lavinia. Ungedruckt exiſtirt noch von ihm in der gothaiſchen Bibliothek ein Gedicht von Herzog Ernſt von Baiern. Die Schreibart klingt zuweilen neuer, aber vielleicht hat nur eine neuere Hand darinnen geändert. Siehe Herrn Ebeling's Auszüge in den Unterhaltungen. Endlich haben wir auch naive Minnelieder von ihm.

23) Meiſter, das iſt, Magiſter Johannes Hadloub, von Zürch, liebte ein Mädchen vom Stande, brachte ihr, als Pilgrim gekleidet, in der Kirche einen Liebesbrief zu, ſie war aber ſo ſpröde, daß er kaum durch Vermittlung einiger vornehmen Freunde einen Blick von ihr erhalten konnte.

24) Marggraf Otto von Brandenburg mit dem Pfeile.

25) Graf Konrad von Kilchberg.

26) Graf Friedrich von Liningen.

27) Wernſer lebte unter Friedrich dem Erſten, ſang drey Lieder von der Maria, die Herr Oetter herausgeben will.

28) Graf von Oettingen.

29) Graf Otto von Bettenlaube.

30) Burggraf von Liunz.

31) Graf Albrecht von Heigerlou.

32) von Buchheim, ein Oeſterreicher.

33) von Sonnegge, gleichfalls ein Oeſterreicher.

34) Herzog Johann von Brabant.

35) Albrecht von Halberſtadt ſetzte die Geſchichte vom Parcival, und vom Gamuret fort, und verfertigte auch ein Gedicht vom Graal. Er überſetzte 1210 die Verwandlungen des Ovid auf Landgraf Hermanns von Thüringen Verlangen, kürzte ſie ab, verlängerte es, und verſah es mit moraliſchen Anmerkungen. 1545 ward dieſe Ueberſetzung zu Maynz in Folio mit Veränderungen von Wickram gedruckt.

36) von Hardegger, ein Oeſterreicher.

37) Ulrich von Lichtenſtein, aus Steyermark, Verfaſſer vieler Lieder.

38) Herzog von Anhalt.

39) von Scharfenberg, ein Oeſterreicher.

40) von Wengen.

41) Heinrich von Morungen.

42) Dil-

42) Ditmar von Aſt.

43) Heßo von Rinach.

44) Meiſter Poppe, auch Poppo, Boppo, ein Student, der Magiſter ward, gedenkt in ſeinen Gedichten, daß er den Konrad von Wirzburg überlebt habe. Wagenſeil verwechſelt ihn mit einem viel ſpätern Meiſterſänger, einem Glasbrenner, den man den ſtarken Poppſer zu nennen pflegte.

45) Kunz von Roſenhayn.

46) Ulrich von Guttenburg.

47) Goesli von Ehenheim.

48) Hartmann von Owe ſchrieb, außer Liedern, auch ein Gedicht Iwein und Laudine nach dem Franzöſiſchen, das zu Florenz im Manuſcript liegt.

49) Meiſter (Magiſter) Nicolaus Klinſor, von Ungerland, das heißt, von Ungern. Ob er aber daſelbſt gebohren, iſt ungewiß; ſoviel weiß man nur, daß er lange in Siebenbürgen gelebt, und als Dichter und Aſtrolog einen jährlichen Gehalt von 3000 Mark Silber vom König von Ungarn Andreas II. genoſſen, davon er einen Staat, wie ein Biſchof, geführet haben ſoll. Sowohl wegen ſeiner Gelehrſamkeit überhaupt, als wegen der Aſtrologie insbeſondre kam er in Verdacht der Zauberey. Er ſagt ſelbſt von ſich: die Negromantie weiß ich gar, der Aſtronomie nehm ich an den Sternen wahr. Er ſtudierte zu Krakau, Paris und Rom, und that um der Mathematik, Aſtrologie und Medezin willen Reiſen nach Arabien, und Babylon. In poetiſchen Wettſtreiten war er ſo furchtbar, daß er zwey und funfzig andre Dichter überwand. Er war auch mit bey dem Spiel zu Wartburg. S. Schumacher's Nachricht von den Minneſingern, die ſich an Landgraf Hermanns

manns Hofe auf dem Schloſſe zu Wartburg befunden in ſeinen Nachrichten und Anmerkungen zur ſächſiſchen Geſchichte. Einſt zog bey jenem Spiel **Oſterdingen** in ſeinen Verſen den Herzog von Oeſterreich Leopold, den er mit der Sonne verglich, dem Landgraf Hermann von Thüringen weit vor. Andre erhuben den König von Frankreich. Am meiſten aber hatte er diejenigen gegen ſich, welche Hermannen, den ſie mit dem Tage verglichen, prieſen. Denn der öſterreichiſche und thüringiſche Hof wollten es damals immer einander zuvorthun. **Oſterdingen** ward heftig und zankte, ſeine Gegner ſchimpften. Nun verſchworen ſie ſich, ihn von Hof zu bringen, welches ſie alſo anfiengen. Beim Trunk beredeten ſie zum Würfelſpiel, und gewonnen ihm durch falſche Würfel alles baare Geld ab. Voller Verzweiflung ſetzte er nun die Meiſterſchaft aufs Spiel, auch dieſe ward ihm abgewonnen. Ganz außer ſich, wollte er dies nicht gelten laſſen. Nun wohl, ſagten ſie, ſo wollen wir um die Wette Lieder ſingen, und wer beſiegt wird, ſoll hängen. **Oſterdingen** gieng es in der Trunkenheit ein, und ward beſiegt. Man wollte ihn dem Henker überliefern, aber er floh zur Landgräfinn, und verſteckte ſich unter ihren Mantel. Der Landgraf hatte den Streit wohl mit angeſehn, aber hatte gemeint, es wäre Scherz. Da er ſah, daß es ſo ernſtlich werden ſollte, rieth er dem **Oſterdingen**, ſich eine Friſt anzubitten, und auf einen Schiedsrichter zu provoziren. Er bat ſich eine Friſt von einem Jahre aus, und nach Verlauf derſelben berufte er ſich auf **Klinſor**. **Oſterdingen** reiſte nach Ungarn, den **Klinſor** zu hohlen; dieſer (ſagt die Fabel) flog ſogleich durch die Luft mit ihm nach Eiſenach. **Klinſor** inſinuirte ſich ſogleich bey dem Landgraf durch Prophezeihungen, z. E. daß ſein Prinz eine Gemahlinn aus Ungern bekommen werde u. ſ. w. Als **Klinſor** nun den

Ausſpruch thun ſollte, gab er dem Oſterdingen Recht, und behauptete, die andern Dichter hätten den Landgrafen ſchlecht gelobt, denn der Tag kame ja von der Sonne her. Klinſor kam aber in den Verdacht der Partheilichkeit. Denn er hegte gegen einen von Oſterdingen's Gegnern, gegen den Eſchilbach einen Haß aus folgender Urſache. Eſchilbach bewillkommte den Klinſor bey ſeiner Ankunft, ſagte ihm viel Schmeicheleien in Verſen, und lud ihn zu einem poetiſchen Wettſtreite ein, den aber Klinſor auf eine ſtolze und beleidigende Art ablehnte. Eſchilbach wollte (heißt es) nun ſeine Zauberkunſt auf die Probe ſtellen, und ſagte zum Klinſor, er ſolle ihm einen ſeiner Geiſter ſchicken. Klinſor ließ ſogleich einen Geiſt in Geſtalt eines Jünglings mit Eſchilbach in Verſen wetteifern, aber der Geiſt verſtummte, ſobald Eſchilbach von Chriſto zu reden anfieng. Nun drehte Klinſor ihm noch dieſelbe Nacht ſeinen gelehrteſten Geiſt Naſian zu ſchicken, und hielt Wort. Der Geiſt trat feurig in Eſchilbach's Zimmer, und examinirte ihn in der Mathematik und andern Wiſſenſchaften. Als er nun den Eſchilbach darinnen ſehr unwiſſend fand, ſchrieb er das Teſtimonium an die Wand, und gieng hohnlachend ab. Klinſor fürchtete nun des Eſchilbach's Rache; darum ließ er ſich an Hermanns Hofe nicht halten, und reiſte, reichlich beſchenkt, durch die Luft wieder nach Ungarn. Dieſes Mährchen, ein Beweis theils des damaligen Aberglaubens, theils von den Kabalen des poetiſchen Neides, ſteht in der Maneßiſchen Sammlung in Verſen erzählt, nur der Umſtand von Klinſor's Prophezeihungen iſt aus einer Mönchskronik. — Wir haben von Klinſor noch Lieder, aber verloren ſind ſein Gedicht von der Erſchaffung, den Geſchöpfen, und den Geſtirnen, und ſeine Erzählungen.

50) Otto von Turner.

51) von Trosberg.

52) **Heinrich von Vrideri** überſetzte den zweiten Theil des **Triſtan von Jſolle** aus dem Welſchen, iſt ungedruckt.

53) **Ruprecht von Obent** überſetzte **Floren und Blauſchiffur** aus dem Welſchen, iſt noch ungedruckt in der Berliner Bibliothek.

54) **Burggraf von Reginsburg.**

55) **Werner von Tufen** beſchrieb den Zug Kaiſer Friedrich II. nach Syrien.

56) und 57) **Heinrich von Sax**, und **Eberhard von Sax**, letzterer ein Prediger.

58) **Johann von Ravensberg** überſetzte das Gedicht **Wilhelm von Orleans** aus dem Franzöſiſchen, iſt ungedruckt.

59) **Puller**, das heißt, ein Apuller, der teutſche Verſe machte.

60) **Der welſche Gaſt**, das iſt, Fremdling machte teutſche Verſe. Sein wahrer Name war **Tomaſino von Verona.**

61) **Rudolph von Rothenburg.**

62) **Herr von Glies.**

63) **Noſter von Welagen.**

64) **Noſter von Grefenberge** überſetzte die Geſchichte des **Wigolais** aus dem Welſchen.

65) **Kriſtom von Hamle.**

66) **Gottfried von Strasburg**; ſeine Mährlein ſind in einer Handſchrift in der Abtey St. Gallen; er hatte Antheil an den **Triſtan** des **von Vrideri.**

67) **Walther von Briſach.**

68) **Heinrich von Oſterdingen**, oder **Eſſertingen**, aus Eiſenach gebürtig, war in ſeinem Alter an dem Hofe Landgraf Hermanns von Thüringen. Wie fürchterlich er ſeinen Nebenbuhlern beim Spiel zu Wartburg geweſen, haben wir bey **Klinſor'n** geſehen. In ſeiner Jugend war er Herzog Leopold des Ehrenhaften von Oeſterreich Dichter. Iſt er nicht der alleinige Verfaſſer, ſo iſt er doch wohl der Sammler des **Heldenbuchs**, oder mehrerer Gedichte von den Thaten Karls des Großen, Alexander des Großen, des Herzogs Beltaud, und Reinfried's von Braunſchweig. Folgende Verſe am Ende der erſten Ausgabe, die weiter unten näher beſchrieben werden ſoll, können freilich von einer neuern Hand hinzugethan ſeyn:

Heinrich von Oſterdingen
Dieſe Abentheuer geſungen hat,
Daß ſie ſo meiſterlichen ſtat,
Des waren ihm die Fürſten beide,
Sie gaben ihm Silber und Golde.

Hingegen iſt der Zweifel einiger wegen der zu neuen Sprache im Heldenbuch dadurch zu heben, daß beim Abdruck ein Neuerer ſie geändert hat.

69) **Hans von Ringenberg.**

70) **Konrad Schenk von Landegge.**

71) **Tanhuſer.** Wiedeburg zweifelt, ob dies der wahre Namen des Dichters geweſen ſey, indem Aventin behaupte, man habe (von einem alten Gedichte über die Reiſe eines König Danhäuſer oder Thanaſes) ſprichtwörtlich alte Heldenlieder den alten **Danhäuſer** genennt. Tanhuſer (oder wer unter dem Namen verborgen iſt) lebte in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, war von geringer Abkunft und arm. Herzog Friedrich von Oeſterreich ſchenkte ihm einen Meierhof, den er nach deſſen Tode den Gläubigern überlaſſen muſte. Er that große Reiſen, und

machte einen Kreuzzug mit. Seine Lieder ſind vorzüglich ſchön. Goldaſt legt ihm eine Satire auf Pabſt Urban IV. bey.

72) **Hans Ludwig von Marner**, ein berühmter Schüler des Walther von der Vogelweide, hat viel gute Lieder hinterlaſſen, und ſtand in großem Anſehn.

73) **Tuning von Ringoltingen.**

74) **Friedrich von Huſen.**

75) **Bruder** (d. i. Mönch) **Werner** that einen Kreuzzug mit, und ward Einſiedler im Orient um 1227. Er brachte die Geſchichte der Jungfrau Maria von ihrer Geburt an bis zur Geburt Chriſti in drey Geſänge.

76) **Johann Bieterolf**, aus Eiſenach, vom Hofgeſinde der Landgräfinn von Thüringen, iſt Verfaſſer a) der Hiſtorie von Dietrich von Bern, die im Heldenbuch ſteht, b) eines Gedichts an den Fürſt von Henneberg; wovon ein Fragment beim Goldaſt ſteht.

77) **Albert von Eibe.**

78) **Meiſter Singebar.**

79) **Heinrich von Frauenberg.**

80) **Meiſter Friedrich von Sonnenburg.**

81) **Burkard von Hohenfels.**

82) **Friedrich der Knecht**, prangt mitten unter ſo viel Edlen.

83) **Kunrad von Helmſdorf.**

84) **Robin**, Verfaſſer ſehr guter Lieder.

85) **Rubin von Rudiger**, mit obigem nicht zu verwechſeln; dieſer war ein Zeitgenoſſe des Bruder Werner.

86) **von Wildonie.**

87) **von Windsbeck**, lebte unter Friedrich Rothbart, und deſſen Sohn Heinrich VI. iſt Verfaſſer von Ermahnungen an ſeinen Sohn, oder einer Reihe von poetiſchen Sprüchen, ingleichen eines Geſprächs. S. Schilter's Theſaurus. Herr Bodmer muthmaßt, daß nicht Windsbeck

deck ſelbſt der Verfaſſer ſey, ſondern daß **Eſchilbach**, oder ein andrer ihm die Sprüche in den Mund gelegt habe. Immer iſt es angenehm, die Moral der damaligen Zeiten daraus kennen zu lernen.

88) **Windsbeckinn**, des vorigen Gemahlinn, von Winsbach aus der Schweitz gebürtig, ſtand in großem Anſehn, und theilte bey Turnieren die Kränze unter die Dichter aus. Man hat unter ihrem Namen eine Ermahnung (ſ. Schilter's Theſaurus) an ihre Tochter, in Form eines Geſprächs zwiſchen Mutter und Tochter eingekleidet. Es ſcheint nicht ganz zu ſeyn, und Herr **Bodmer** muthmaßt in Anſehung deſſelben eben das.

89) Eine offenbare Fiction ſind die Ermahnungen des **König Tyrol von Schottland** (S. Schilter's Theſaurus) an ſeinen Sohn Friedebrant. Denn niemals exiſtirte ein regierender Fürſt des Namens.

90) **Herman von Damen**, ein Zeitgenoſſe des Konrad von Wirzburg, Verfaſſer von vierzig Liedern.

91) Meiſter **Gervelyn**.

92) Der **Goldener**, lebt in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts.

93) **Ghutere**, das iſt, der Gute, nur ein Beiname.

94) **Hellevìur**, der Unverzagte genannt, iſt Verfaſſer von 22 Liedern, darunter eines auf Kaiſer Rudolph iſt.

95) Meiſter **Kelyn** lebte um 1254, war ſehr arm, machte 26 Gedichte, worunter viele Räzel, und moraliſche Gedanken ſind.

96) Meiſter **Elias von Leyne**, war ſehr arm, ſchrieb ſieben Gedichte, und lebte in großer Armuth.

97) **Reynolt von der Lippe**.

98) Meiſter **Singof**, auch genannt: der Urenheimer, der Singemeiſter Friedrich von Sonnenburg, lebt um 1315.

99) **Ulrich von Zazichoven** iſt Verfaſſer eines Gedichts vom Lanzelot, liegt im Manuſcript zu Wien.

100) **Evlhart von Hobergen** iſt Verfaſſer eines Gedichts Triſtant, liegt im Manuſcript zu Dresden.

101) **Ulrich von Thurheim** (auch Thorheim, Turckheim, Turlin genannt) arbeitete mehrere Gedichte mit **Eſchilbach** gemeinſchaftlich, wie oben angezeigt worden. Er ſchrieb auch ein groſſes Gedicht vom Markgraf Wilhelm von Narlbon, das zu Wolfenbüttel, Hannover, und Wien im Manuſcript liegt.

102) **Meiſter Albrecht** (vielleicht einerley mit No. 35) ſchrieb ein Gedicht von Thſchionadulomdi, das in der hannöveriſchen Bibliothek liegt.

103) **Hyeſelein** ſchrieb ein Gedicht auf den Sieg Alberts von Oeſterreich über Adolph von Naſſau; der Pater Heyrenbach zu Wien beſitzt es im Manuſcript.

104) **Burggraf von Riedenburg**, außer ſeinen Fabeln, von denen ich nachher reden will, Verfaſſer einiger Lieder.

105) **Marggraf von Hohenburg.**
106) **Jakob von Warte.**
107) **Walther von Klingen.**
108) **von Kiurenberg.**
109) **Heinrich von der Mure.**
110) **Barthel, ein Schmid.**
111) **Schenk von Limpurg.**
112) **Milon von Sevelingen.**
113) **Heinrich von Rugge.**
114) **Hiltbald von Schwanegoi.**
115) **von Sachſendorf.**
116) **Wachsmuth von Kinzingen.**
117) **Wilhelm von Heigenburg.**
118) **Luitolt von Sueven.**
119) **Walther von Metz.**

120) Bernge von Horheim.
121) von Johannisdorf.
122) Endilhart von Adilburg.
123) Bligge von Steinach.
124) Wachsmuth von Mühlhauſen.
125) Reinmann von Brennenberg.
126) Albrecht Marſchall von Ruprechtswile.
127) Diurner.
128) Meiſter Sigeher.
129) Der wilde Alexander, auch Meiſter Alexander.
130) Meiſter Rumslant.
131) Spervogel, klagt über Armuth.
132) Der Litſchower, oder Lietſcouvere, nur ein Ortname.
133) Kanzler, ein Fiſcher.
134) Karl von Niußen.
135) Chriſtian von Lupin, ein Thüringer.
136) Heinrich Hetzbolt von Weißenſee.
137) Winli.
138) von Muneguir.
139) von Raute.
140) Konrad von Altſtetten.
141) Bruno von Hornberg.
142) Hugo von Werwenwag.
143) Hartmann von Starkenberg.
144) von Stadegge.
145) Brunwart von Oughein.
146) von Stamhein.
147) Gorli, vielleicht einerley mit 47.
148) Nythart.
149) Meiſter Heinrich Teſchler.
150) Rof Kilchherr zu Sarne.
151) Ein Schulmeiſter zu Eslingen.
152) von Wiſſenloo.

153) Pfeſſer.

154) Der Taler.

155) Steinmar.

156) Allram von Gerſten.

157) Hawart.

158) Günther von dem Forſte.

159) Niuniu, wohl ein erdichteter Name.

160) Geltar.

161) Ditmar der Setzer.

162) von Obernburg.

163 Sußkind, ein Jude von Trimperg. Alſo gab es ſchon damals Juden, die teutſche Verſe machten.

164) von Buwenburg.

165) Heinrich von Tettingen.

166) Rudolph der Schreiber.

167) Rembot von Doren, lebt am Hof Herzog Ottens von Baiern, ein Gedicht vom Ritter St. Georg beſitzt Herr Möſer zu Osnabrück.

168) Johann Cruziger, gebohren zu Frauenſtein in Pohlen,, ward Mönch im Kloſter St. Johann zu Wien, und ſchrieb im Jahr 1300 ein Gedicht von den Leiden Jeſu, welches vielleicht die alte Meßlade iſt, die Leßing in Wien fand.

169) Meiſter Heinrich Frauenlob, der heiligen Schriſt Doctor zu Maynz; weil er die Frauen ſo ſchön lobte, ward, als er 1317 ſtarb, ſeine Leiche von ihnen getragen.

170) Meiſter Stephen Stolle, um 1253. Es waren zwey Stolle Dichter, dieſes iſt der ältere, jünger iſt der Stolle, ein Seiler von Profeßion, und Meiſterſänger, von dem Wagenſeil redet. In unſres Stolle Gedichten war viel Grobes, Bäyriſches, Niedriges, und Unzüchtiges, daher der von Vogelweide ſehr unzufrieden mit ihm war. Hingegen lobt ihn Robin, und die Stro-

phen, die wir noch von ihm haben, ſind nicht ſchlecht. Er ſchrieb auch geiſtliche Gedichte, Fabeln, und Erzählungen.

Eine groſſe Liſte ſolcher Minneſinger, von denen ſich noch Werke erhalten haben! Wollte man auch diejenigen verzeichnen, von denen uns außer den Namen nichts übrig iſt, ſo würde eine unendliche Anzahl herauskommen. So ſollen z. E. allein in dem Gefolg von Manfred, König Konrad's Sohn, folgende Dichter geweſen ſeyn: 1) Wildunch. 2) Meiſter Werherr von Ruſtpach. 3) Meiſter Friedrich von Flaſchenberg. 4) Meiſter Reinhold. 5) Meiſter Pab. 6) Meiſter Walther von der Zittau. 7) Meiſter Friedrich von Wurzburch. 8) Meiſter Konrad von Rotenburch. 9) Meiſter Zeibert von Ertpunch. 10) Meiſter Ott. 11) Meiſter Heinrich von Landschron. 12) Meiſter Gebhard. 13) Meiſter Ulrich von Gleſin. 14) Meiſter Ulrich von Schweinitz. 15) Meiſter Alberich von Merſeburg. 16) Meiſter Konrad von Tyrol. 17) Meiſter Perichholt von Sumereck.

Die beſten Schriftſteller über die Minneſinger ſind: 1) Herr Bodmer in den kritiſchen Briefen, neuen kritiſchen Briefen, und in der Sammlung geiſtvoller Schriften. 2) Herr Rambach ziemlich ſuperficiell in ſeinen vermiſchten Abhandlungen. 3) Magiſter Baſilius Chriſtian Bernhard Wiedeburg's ausführliche Nachricht von einigen alten teutſchen poetiſchen Manuſcripten aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert, welche in der Jenaer Univerſitätsbibliothek aufbewahrt werden, 1754. 4) von Zurlauben in den Memoires der Pariſer Akademie beſchreibt die Pariſer Handſchrift. 5) Mehrere Abhandlungen im teutſchen Muſeum.

Die meiſten haben Lieder der Liebe geſungen, oder Erzählungen verfertigt, die man verſifizirte Romane nennen kann. In den Liedern herrſcht viel Zärtlichkeit, Süßigkeit, Gefühl, Naivetät, Natur, in den Erzählungen viel Einfalt und Treuherzigkeit. Scheinen uns gleich ihre Geſchichten abentheuerlich, ſeltſam, und verworren, und ihre Allegorien langweilig, ſo hatten ſie doch für ihr Zeitalter Erfindung und Scharfſinn genug. Die Galanterie der damäligen Zeiten, hartnäckige Standhaftigkeit, ſeufzende Sehnſucht, Verſchwiegenheit, Eifer für die Ehre der Geliebten, beſcheidne Zurückhaltung ſind, nach dem Genius jener Zeiten, die herrſchenden Geſinnungen. Die Sprache hat eine gewiſſe Weichheit, und immer eine Art von Wohlklang. Das Sylbenmaas war noch nicht beſtimmt genug, ihre Scanſion richtete ſich nach der Ausſprache, indem ihre Gedichte nicht zum Leſen, ſondern zum Hören beſtimmt waren, und die Verfaſſer, gleich den Rhapſoden, von einem Hofe zum andern wanderten, um ſie zu repitiren. Reicher an Reimen waren ſie, als ihre Vorgänger, aber noch kannten ſie keinen Unterſchied von männlichen und weiblichen Reimen. Zuſammenziehungen, Eliſionen, Flickwörter, angehängte Sylben, Abbeißungen, Verſetzungen findet man in Menge, aber ihr feuriger Geiſt achtete das nicht.

Es fanden ſich bald Leute, die Anthologien von Minneſingern ſammelten. Eine ſolche Sammlung, die ſich zu Jena im Manuſcript befindet, hat Herr Wiedeburg beſchrieben. Eine andre befindet ſich in der Bibliothek des Kloſter Weingarten. Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts unternahm zu Zürch Rüdiger Manaſſe, ein Rathsherr (hatte ein Gut, von dem er Manaſſe von Maneck heißt) eine Sammlung von 140 Dichtern, die vornemlich Liebeslieder geſungen. Er ſcheute keine Koſten und Mühe, ſie aufzuſuchen, und benutzte dazu ſeine ausgebreitete Bekanntſchaft mit dem Adel. Sein Sohn, Chorherr zu Zürch, half ihm ſammeln. Viele Freunde der Dichtkunſt kamen oft bey ihm zuſammen, um die erhaltnen Stücke zu leſen und zu beurtheilen. Nachdem **Goldaſt, Scherz, Schilter,** und andre ſich öfters auf dieſe handſchriftliche Sammlung, welche aus der Heidelberger Bibliothek in die Pariſer gekommen war, bezogen hatten, zog ſie der Patriotismus derer Herrn **Bodmer** und **Breitinger** ganz ans Licht. Sie gaben zuerſt 1748 **Proben** der alten ſchwäbiſchen Poeſie des dreyzehnten Jahrhunderts aus der Maneßiſchen Sammlung mit Vorbericht und Gloſſarium heraus, welchen dann 1752 die ganze Sammlung nachfolgte. Die Handſchrift iſt mit Mahlereien verziert, die in Anſehung des Kolorits ſchön ſind. Vor jedem Dichter nämlich ſteht ein Gemählde, das ſich nicht auf den Innhalt, ſondern auf die Neigung des Dichters z. E. zur Jagd, zum Turnier, bezog, wodurch er ſich berühmt gemacht. Einige haben aus der Gleichheit in dem Ausdruck dieſer Dichter folgern wollen, daß **Maneſſe** nicht blos geſammelt, ſondern auch in die damalige Mundart übergetragen habe, indem es unwahrſcheinlich ſey, daß ſo vielerley Dichter, die ſo viele Jahre von einander gelebt, ſich im Ausdruck ſo gleich ſeyn ſollten. Aber erſtlich veränderte ſich damals die Sprache überhaupt nicht ſo ſchnell, und dann bleiben die ſpätern bey der Manier der erſtern, wie es in jeder Epoche der Dichtkunſt zu gehn pflegt. — Die Herren **Gleim, Klamer Schmidt, Lange,** und andre haben Minnelieder in unſre jetzige Sprache übergetragen.

Die **Fabeln** der Minneſinger (denn auch in dieſer Art von Poeſie thaten ſie ſich hervor) ſammelte der **Burggraf von Riedenburg** unter Kaiſer Rudolph hundert an der Zahl. (Die Schweitzeriſche Edition haben nur 94, und die nicht in einer Suite, Leſſing hat aus der ältern Ausgabe noch ſechs bekannt gemacht.)

Die älteſte gedruckte Ausgabe von 1461 war ganz unbekannt geworden, bis **Leßing** in den Beiträgen zur Litteratur ihr Andenken erneuerte. Daher glaubten ſowohl **Scherz**, welcher unter dem Titel Philoſophiae moralis Germanorum medii aeui ſpecimina vndecim 1704-11. ein und funfzig davon mit Anmerkungen bekannt machte, als Herr **Bodmer**, der ſie 1757 aus einer Zürcher Handſchrift herausgab, ſie ließen ſie zuerſt drucken. Es ſind nicht lauter eigne Erfindungen, ſondern viele aus **Aeſop**, **Phädrus**, und **Avienus** entlehnt. Simplizität, Natur und Kraft zeichnen ſie aus. Einige größere Erzählungen darunter ſind aus einem ungedruckten Buche: Geſta Romanorum entlehnt, das hundert Erzählungen (einige aus dem Boccaz) enthält.

In die Zeiten Kaiſer Friedrich Rothbart's ſcheint eine Kronik der teutſchen Geſchichte in Verſen zu gehören, die ſich in der Wolfenbüttler Bibliothek befindet, und die Herr **Ebeling** in den Unterhaltungen beſchrieben hat. Sie iſt voller Lügen und Beweiſen von Unwiſſenheit, und geht bis auf Karln den Großen.

Auf Befehl König Konrad IV, und alſo zwiſchen 1237 und 1254 ward eine Ueberſetzung der Bibel in Verſen durch **Rudolph von hohen Ems** verfertigt. Man kannte ſie ſonſt blos aus **Lambek's** Nachricht in ſeinem Prodromo hiſtoriae litterariae. Jetzo hat Herr Profeſſor **Schütze** ſie unter folgendem Titel herauszugeben angefangen. Die hiſtoriſchen Bücher des alten Teſtamentes, das iſt, die Bücher Joſuä, der Richter, der Ruth, und das erſte Buch Samuelis, ſo wie ſie auf Befehl des römiſchen König Konrads IV. in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts in einer gereimten Ueberſetzung entworfen worden, aus einer gleichzeitigen Handſchrift auf der Stadtbibliothek zu Hamburg 1779. Der Ueberſetzer hat auch Mythologie und Profanhiſtorie eingemiſcht.

Gottfried Hagen, Stadtſchreiber zu Kölln, endigte 1270 ein Gedicht über die Händel der Stadt Kölln mit dem Erzbiſchof, handelte dabey von Konſtantins Taufe, von der Stiftung des päbſtlichen Stuhls u. ſ. w. hochteutſch und platteutſch untereinander, auch ſind viele lateiniſche und franzöſiſche Worte eingemiſcht. Iſt ungedruckt.

In die Periode der Minneſinger gehört **Hugo von Trymberg**, ein Schulmann zu Thurſtadt bey Babenberg in Franken, der ſich erſt im Alter auf die Poeſie legte, wegen ſeines **Renner** (vollendet im Jahr 1300) eines moraliſchen Buchs, worinnen er allerley Penſeen und Erzählungen aus fremden Sprachen, auch einige Fabeln, die er **Mähren** nannte, geſammelt hat. Im Kloſter Heilsbrunn liegt es im Manuſcript. In der erſten Edition von 1549 Frankfurt in Folio hat der ungenannte Herausgeber den ſchwäbiſchen Dialekt abgeändert, auch ganze Verſe ausgelaſſen, alſo einen unbrauchbaren Abdruck geliefert. Im Buche ſelbſt ſind viel freimüthige Urtheile über geiſtliche und obrigkeitliche Perſonen. Die Sprache iſt nicht ſo lebhaft, und nicht ſo mild, als bey den Minneſingern. Er ſagt ſelbſt:

Drum ſollt ihr mir vergeben,
Wenn etliche Reime nicht ſtehn gar eben;
Wer dichten kann, der ſchmiede ſie baß,
Mit meinem Dienſte ohn' allen Haß.

Die Urſache des Titels iſt ſonderbar, wie dann überhaupt ſonderbare Titel damals Mode wurden. Der Verfaſſer hatte vorher ein ähnliches Werk unter dem Titel: **Der Samner** (Sammler) gemacht, das ihm aber verloren gieng. Nun ſagt er:

Jen's läuft vor, dies **rennet** nach.

Ferner ſagt er von ſeiner Sammlung, ſie ſolle rennen durch alle Land. Daß er mit dem Juden **Rußkind von Trymberg** eine Perſon geweſen, iſt unwahrſcheinlich.

Ein ähnlich ſolches moraliſch poetiſches Werk ohne Plan und Zuſammenhang ſind die Sittenſprüche des oben angeführten **welſchen Gaſtes** (oder Fremdlings) die ſich im Manuſcript zu Gotha und Ulm befinden.

Trymberg's Zeitgenoſſe war **Freydank**, deſſen Buch jener oft rühmt. Er ſchrieb eine **Laienbibel**, worinnen er die vornehmſten bibliſchen Hiſtorien in Verſe brachte. Von ſeinem Gedicht **über die Beſcheidenheit** in viertauſend Verſen giebt Herr D. **Anton** im teutſchen Muſeum Nachricht und Proben. Letzteres gab **Sebaſtian Brand** in Druck unter dem Titel: Vom rechten Wege des Lebens und aller Tugenden Art und Eigenſchaft 1510.

Im Jahr 1322 ſchrieb **Hans von Mandeville** eine Reiſe nach Karthago, Jeruſalem u. ſ. w. in Verſen.

Ein Gedicht eines Ungenannten vom Verluſt des gelobten Landes, oder der Eroberung der Stadt Acres, das 1295 vollendet ward, und ſehr weit ausholt, gab **Eccard** im corpore hiſtoriae medii aeui aus einer Wolfenbüttler Handſchrift heraus. Die Jenaiſche Handſchrift davon beſchreibt Herr **Wiedeburg** in obgedachter Abhandlung.

Herr **Bourguet**, ein ſchweizeriſcher Naturforſcher, ſchilderte, indem er einige beſondere Bemerkungen generaliſirte, alle Berge als ob ſie Feſtungswerke wären, wo bey parallelen Werken die nach außen zugekehrten Winkel jederzeit auf einwärts gekehrte Winkel ſtoßen. Dieſe Bemerkung wurde mit Begierde aufgenommen; man zweifelte nicht mehr, daß die Seeſtröme alle Berge gebildet hätten, weil man an den Beugungen der Ströme, zum Beiſpiel der Flüſſe bemerke, daß die nach außen zugekehrten Theile des einen Ufers am öfterſten mit einwärts gekehrten Theilen des gegenſeitigen Ufers zuſammen träfen.

Da Herr **Bourguet** wegen der Allgemeinheit ſeiner Bemerkung ſicher zu ſeyn glaubte, ſo ſetzte er auch allenthalben **Schichten** und **Muſcheln** hin. „Die lange Kette von Bergen, ſagte er, die ſich von Abend nach Morgen, aus dem Innerſten von Portugal bis in die öſtlichſten Gegenden von China, erſtreckt; die Berge, welche einander zur Seite von der mitternächtigen und mittägigen Seite ſich ausdehnen; die uns bekannten Berge in Afrika und Amerika; die Thäler und Ebenen in Europa enthalten **ſämmtlich Schichten** von Erde und Steinen, die mit **Muſcheln** angefüllet ſind; und hieraus kann man auch auf die andern Theile der Erde, die uns nicht bekannt ſind, den Schluß machen.“ Man kann ſich nicht allgemeiner ausdrücken, als hier geſchehen iſt.

So war die Meinung der Weltweiſen und Naturforſcher beſchaffen, als Herr von **Büffon** ſeine Theorie der Erde bekannt machte. Von dieſer Thatſache geht er aus, als ob ſie ganz unbezweifelt richtig wäre: er citiret Herrn **Bourguet**, und nimmt nach ihm für gewiß an, **daß die höchſten Berge ſowohl als die niedrigſten Ebenen aus parallelen Schichten zuſammen**

ſammen geſetzt wären; und zweifelt an der Wahrheit des Zeugniſſes des Herrn de la Condamine, daß die Cordilleras keine Muſcheln enthielten. „Wenn man aber, fügt er hinzu, auf einen Augenblick annähme, daß dieſes Faktum wahr ſey, ſo ließen ſich ſchöne Bemerkungen über dieſe Berge machen: denn ſie würden alsdann nicht aus parallelen Schichten, wie alle andere Berge, beſtehen. Wir würden in dieſen Bergen die alte Struktur der Erde wieder finden. — Den erſten Zuſtand des Erdbodens; die alten Materien, woraus er zuſammengeſetzt war, die natürliche Geſtalt, Verbindung und Anordnung der Erde ꝛc. Aber man wird hier gar zu viel hoffen, und noch dazu aus ſehr leichten Gründen; und ich denke, man müſſe ſich hier darauf einſchränken zu glauben, daß ſich daſelbſt eben ſo gut Muſcheln befinden, als man ſie allenthalben antrift.“

Dieſe Meinung liefert eines der intereſſanteſten Beiſpiele, was ein angenommener Irthum gegen die erſten Stralen der Wahrheit und oft gegen das volle Licht derſelben auszurichten vermag. Dieſes in den Augen des Herrn von Büffon ſo außerordentliche Phänomen, das weder er, noch die andern Naturforſcher auf das Zeugniß des Herrn de la Condamine zulaſſen konnten, iſt eine von den gemeinſten Erſcheinungen. Jene lange Kette von Bergen, die ſich von Abend nach Morgen, aus dem Innerſten von Portugal, ich weiß nicht, ob bis in die öſtlichſte Gegend von China, aber doch wenigſtens bis in Tirol, erſtreckt; d. i. die Pyrenäen und die Alpen; jene Bergkette, die Herr Bourguet für aneinander liegend hält, und von welcher er ſagt, daß ſie allenthalben Schichten von Muſcheln enthalte, iſt vielmehr ein beſtändiges Beyſpiel von Bergen ohne Schichten und Muſcheln. Ein ſehr wichtiger Punkt für die Theorie der Erde; und der durch zahlreiche und klare Fakta beſtätiget werden muß, um alle Zweifel zu zerſtreuen.

Als wir, mein Bruder und ich, noch ſehr jung, die Bahn der Naturgeſchichte betraten, bereiſten wir die Berge mit dieſer damals von allen denen, die angefangen hatten, in denſelben das Werk des Meers zu erkennen, allgemein angenommene Idee, daß dieſes Element alles dabey gemacht habe. Da wir in der Folge mehrmal erfuhren, wie ſchwer es ſey, in gewiſſen Stellen Seekörper zu entdecken, indem wir dieſe mit jenen für innig verbunden hielten, ſo ſtanden wir lange, ſo wie Herr von Buffon, in der vorgefaßten Meinung, daß man nur darum nicht in allen Bergen Muſcheln fände, weil man ſich nicht recht aufs Suchen verſtände. Als wir hierauf zu betrachten anfingen, daß nicht alle Meeresgründe dergleichen Thiere ernährten, ſo kamen wir auf den Gedanken, daß auch nicht alle Berge dergleichen enthalten müßten.

Unterdeſſen mußte man Hypotheſen auf Hypotheſen häufen, um, außer dieſer Abweſenheit der Muſcheln, noch zwanzig andere Phänomene zu erläutern, die ſich nicht in die Klaſſe der Werke des Waſſers ſetzen laſſen wollten; und wenn man nicht gar zu leicht zu befriedigen iſt, ſo wird man dieſes ſteten Bedürfniſſes neuer Hypotheſen endlich müde. Dieſes erfuhren auch wir, mein Bruder und ich, und gerade zu einerley Zeit, ob wir gleich von einander getrennet waren.

Er hatte die Berge von Guadarama in Kaſtilien und die Pyrenäen durchkreuzt; ich das Apenniniſche Gebirg geſehen; zuſammen hatten wir die Alpen bereiſt, und beſtändig mit der augenſcheinlichen Gewißheit gekämpft. Endlich aber fingen wir von einander getrennt an zu zweifeln, er auf einer Reiſe auf dem Apenniniſchen Gebirge, ich auf einer neuen Reiſe auf den Alpen, daß alle Berge durch die Waſſer gebildet worden wären; und die Briefe, worinn wir uns dieſe Zweifel mittheilten, begegneten einander auf dem Wege.

Es muſte eine ſolche ſonderbare Uebereinſtimmung, und nichts geringeres, ſeyn, um uns wechſelſeitig den Muth einzuflößen, uns freymüthiger gegen einander zu erklären. Ein jeder von uns hatte dem andern ſeine Meinung nur erſt mit viel Zurückhaltung mitgetheilt, gleich zwey Zuſammenverſchwornen, die ſich ihren erſten Entſchluß zu einem Komplot offenbaren. Wie! ſich wider die einander wechſelsweis entgegengeſetzten ein- und auswärts gekehrten Winkel zu verſchwören? wider die allgemeine Meinung, daß alle Berge aus Schichten beſtehen, und Muſcheln in ſich enthalten? Es war ein auffallender Umſtand nöthig, um ſich von dieſem Vorurtheil zu befreyen, und ein ſolcher war es, daß wir beyde auf verſchiedenen Bergen, von einander abgeſondert, einerley Idee hatten. Sobald wir es nur gewagt hatten, zu zweifeln, und es nur zu ſagen, ſobald machte der Zweifel ſelbſt der Gewißheit Platz; und ſeitdem haben wir uns öfters gewundert, daß wir nicht eher davon überzeugt worden waren.

Es ſcheinet, daß es einen gewiſſen Grad der Reife in den Bemerkungen gebe, der die Entdeckungen vorbereitet und einen Zeitpunkt herbeyführet, wo mehrere Beobachter ſich begegnen können. Die Aufklärungen haben, wie die Waſſer, eine Art von Niveau, in welche ſie ſich zu ſetzen ſtreben. Nach dem Maaſſe, in welchem die Kenntniſſe wachſen, bereitet ſich das Menſchengeſchlecht wieder, neue zu erlangen; und wenn ſie bis zu einem gewiſſen Grade gelangt ſind, bringen ſie Entdeckungen oder Erfindungen auf eben die Art hervor, wie die Bäume auf allen Seiten Schößlinge treiben, wenn es warm geworden iſt. Sie können alſo auf dieſe Weiſe zu gleicher Zeit in verſchiedenen Oertern erſcheinen, ohne daß zwiſchen den Erfindern eine gemeinſchaftliche Mittheilung obwaltet; und lediglich, weil ihnen durch die nemlichen Hülfsmittel die Bahn gebrochen würde.

Da der Geſchmack, **Mineralien** und **Foſſilien** zu ſammlen, zu Anfange des gegenwärtigen Menſchenalters, auf einmal allgemein verbreitet worden iſt, ſo darf man ſich nicht wundern, daß man die Berge näher unterſucht hat; und nur dieſes war nöthig, um ſich zum wenigſten zu überzeugen, daß ſie nicht alle von einerley Art wären; daß einige gewiſſe **Mineralien** enthielten, und keine **Seekörper** hatten, indeß andere nebſt **Seekörpern** auch andere Arten von **Mineralien** in ſich ſchlöſſen. Dieſe Bemerkung hat ſich denn auch allmälig ausgebreitet, und die heutigen Mineralogen zweifeln nicht mehr an dieſer Thatſache.

Ich konnte nicht umhin, mich einige Augenblicke bey der Geſchichte dieſer Entdeckung zu verweilen, da ſie einen ſo groſſen Einfluß in die Naturlehre unſers Erdbodens hat. Die aufzulöſende Frage iſt nun nicht mehr: **Wie ſind unſere feſten Länder durch die Waſſer gebildet worden?** ſondern: **wie findet man in unſern feſten Ländern Theile, die ſichtbarlich durch die Waſſer gebildet worden ſind, ungeachtet andere Theile kein Kennzeichen eines ſolchen Urſprungs an ſich tragen?** Ich muß die Beantwortung dieſer Frage noch auf einige Zeit ausſetzen, da ich mich gegenwärtig nur mit der Thatſache und ihren Folgen in den verſchiedenen Syſtemen, über die Bildung der feſten Länder, beſchäftigen kann.

Sagen, daß die Berge durch die Meereswaſſer gebildet worden, iſt eine ungegründete Behauptung, ſo lange, bis man aus ihrer Natur gezogene Beweiſe davon wird gegeben haben. **An dem Werke erkennet man den Werkmeiſter:** dies iſt der Grundſatz, von welchem man ausgehen muß. Wenn die Berge Kennzeichen von dieſer Bildung an ſich tragen, ſo iſt es vernünftig, ſolche zuzulaſſen. Laßt uns alſo ſehen, was für Merkmale ſie uns liefern können.

Das erſte und vornehmſte dieſer Merkmale wird ſeyn, daß man Muſcheln, Fiſche und andere Produkte des Waſſers in ihrem Schooße findet. Die Materie der Berge müſte, um dieſe Körper in ſich faſſen zu können, weich ſeyn: und weil dieſe Körper dem Waſſer zugehören, ſo iſt es natürlich, zu ſchließen, daß daſſelbe dieſe Materie, die jetzt hart iſt, und die Körper in ſich ſchließt, vor dieſem erweichet haben müſſe. Bey dieſem erſten Merkmale iſt es nicht nöthig, ſich um die Geſtalt der Berge zu bekümmern; denn dieſe kann ſich verändert haben; und dieſes muß man auch ſchließen, wenn dieſe Geſtalt nicht mit der Idee übereinſtimmte, die wir uns von der Art, wie das Waſſer ſeine Abſetzungen bildet, machen können.

Das zweyte Merkmal wird im Gegentheil die Geſtalt ſeyn. Das Waſſer macht ſeine Abſetzungen ordentlicher Weiſe in Schichten, und dieſe kann man gewahr werden, wenn das Waſſer Stillſtände oder verſchiedene Abſetzungen gemacht hat. Wenn alſo ein Berg aus Schichten beſteht, die eine ſolche Lage haben, wie ſie die Wäſſer machen können (d. i. horizontal oder mäßig abhängig) ſo wird man eine ſtarke Vermuthung haben, daß ihn das Waſſer gemacht hat, ſo gar alsdann, wann er keine Seekörper enthält. Und dieſe Vermuthung wird Gewißheit werden, wenn dieſe Schichten andere bedecken, welche Seekörper in ſich ſchließen. Sonſt kenne ich keinen Karakter, der uns berechtigte, zu ſchließen, daß ein Berg durch die Waſſer gebildet worden ſey. Denn daraus, daß gewiſſe Berge dieſen Urſprung zeigen, folgt noch nicht, daß ſie ihn alle haben, ſo bald ſie ſich einander nicht ähnlich ſind.

Der erſte von jenen Karakteren hat uns am ſpäteſten eingeleuchtet, und war wegen der Schwierigkeit, die wir fanden, jederzeit zu beſtimmen, ob ein Berg **Seekörper** in ſich enthielte oder nicht; und wegen dieſer andre ſehr natürlichen Vorſtellung, daß gewiſſe Meeresgründe die Seethiere gar nicht reizen, ſich darinn aufzuhalten, und daß es folglich Abſetzungen des alten Meeres könnte gegeben haben, die keine Ueberbleibſel von dergleichen Thieren in ſich enthielten. Die Geſtalt gewiſſer Berge war es alſo, die in uns alsbald den Zweifel erregte, daß ſie dem Waſſer ihren Urſprung zu danken hätten.

Da ich die **Alpen** öfters durchreiſt bin, und ohne Unterlaß alles, was mir über ihren Urſprung Licht geben konnte, genau ausgekundſchaftet habe, ſo wurde ich öfters durch Phänomene in Verwunderung geſetzt, die dem Syſteme ihrer Bildung durch das Waſſer widerſprachen; aber ich ſuchte es immer zu erklären. Ich finde die Fußtapfen dieſer Bemühungen in meinen alten Anmerkungen; aber ich ſehe auch darinn zugleich, daß der Zweifel immer mehr zunahm, daß ſich die **Vielleicht**, die **Sollte wohl nicht**, zu meinem großen Mißvergnügen, vermehrten, und daß ſogar in den Hypotheſen Lücken von Dingen vorhanden waren, die ich nicht erklärte.

Ich war alſo ſo lang, als ich die Berge für ein Werk der Waſſer hielte, mitten auf ihnen übel zufrieden. Bey jedem Felſen, der eine neue Bildung hatte, mußte ich dem Syſteme ein neues Stück einpaſſen: ich gieng vorwärts, aber ich ertrug das Gefühl, daß ich zu ſehr in die Luft bauete. Als ich aber zuletzt dieſes Ge-

rüſt

räſt nicht weiter unterſtützen konnte, ließ ich es auf einmal zuſammen ſtürzen.

Der Berg, der mir die Augen öfnete, war von ſehr gemeiner Art, und ich hatte ihn ſchon oft unterſucht. Der Stein, woraus er beſteht, gehört zu der Klaſſe, die Schiſt genännt wird. Ihr generiſcher Karakter iſt, daß er blätterig iſt; ſie begreift den Schiefer in ſich, womit man die Dächer deckt. Dieſe dünnen Blätter, die man als Schichten betrachten kann, und es auch in einigen Steinen dieſer Gattung würklich ſind, führten mich immer auf die weite unbeſtimmte Idee der Abſetzungen des Waſſers zurück. Allein es giebt Maſſen, die mehr aus Faſern als aus Blättern zuſammengeſetzt ſind, und deren Bruchſtücke den Holzſpänen eines Bauhofs gleichen. Am öfterſten aber trift man in einem und demſelben Berge die Blätter in allen Arten von Lage, ſogar manchmal in ſenkrechter Lage an. Man findet ſie endlich dergeſtalt gewunden, daß es unmöglich iſt, ſie für Abſetzungen des Waſſers zu halten.

Dieſe Art von Berg war es alſo, die mich zuerſt überzeugte, daß nicht alle Berge einerley Urſprung hätten. Der Ort, wo ich meinem Irthum entſagte, war einer von jenen großen verſteinerten Zimmerhöfen, der durch die Mannichfaltigkeit der Windungen und Zickzacke der Faſern des Bruchſteins, woraus er beſtand, meine Aufmerkſamkeit beſonders auf ſich zog. Es war ein ſehr großer Abhang, der von einer ſteilen Felſenwand herkam; ich ſtieg hinauf, um mich dem Felſen zu nähern, und bemerkte mit Erſtaunen eine Menge von Packeten, die alle ohne Ordnung und beſtimmte Lage und Richtung in einander verwickelt waren, einige waren beynahe walzenförmig, andere wie Zickzacke; und ſogar das, was vom Berge abgeſondert, für Schichten hätte gehalten werden können, hatte in dieſer Felſenwand ſelbſt die mannichfaltigſte abhängige Richtung. Nein, ſagte ich dann zu mir ſelbſt, nein, das Waſſer hat dieſen Berg nicht machen können. — Auch dieſen nicht, fügte ich hinzu, indem ich mich anders wohin wendete. — — Und warum eher dieſen hier? Warum ſollten denn alle Berge das Werk der Waſſer blos deswegen ſeyn, weil nur einige Berge dieſen Urſprung ankündigen? In der That, weil man die Waſſer nur darum als Urſach der Berge betrachtet hat, weil nur einige Berge augenſcheinliche Beweiſe dieſer Entſtehungeart liefern; warum ſoll man dieſe Folge auf alle Berge ausdehnen, da es viele giebt, die dieſe Karaktere nicht beſitzen? So generaliſiret man, wie Herr d'Alembert ſagt, ſeine erſten Beobachtungen, in dem Augenblicke hernach, wo man nichts beobachtete.

Als wir erſt einmal überzeugt waren, daß das Meer nicht alle Berge gebildet hätte, ſo bemüheten wir uns die unterſchiedenden Karaktere derjenigen Berge, die dem Meere ihren Urſprung zu danken haben, aufzuſuchen, und ob es, zum Beiſpiel, Materien gäbe, die ihnen eigenthümlich zugehörten. Wir fanden aber hier eben die Schwierigkeiten, die man bey allen den Dingen antrift, denen man in der Natur ihre Stelle anweiſen will. Man kann zwar die Dinge, denen das Siegel ihrer Klaſſe ſtark eingedrückt iſt, ſehr leicht von einander unterſcheiden; aber ihre Grenzen entziehen ſich uns immer.

Dieſes iſt es, um es im Vorbeygehn zu bemerken, was einige Philoſophen verleiten konnte, ſich eine Kette der Weſen einzubilden, wobey ſie vorausſezten, daß vom Steine an bis zum Menſchen und noch höher hinauf, die Nüancen würklich unbemerkbar wären. Als ob uns, ungeachtet die Grenzen unſern Sinnen verborgen ſind, unſer Verſtand nicht ſagte, daß ein Sprung, ja ſogar ein unendlicher Zwiſchenraum, zwiſchen dem geringſten Grade der fortflanzenden Organiſazion und der durch die einfache Cohäſion vereinigten Materie; zwiſchen dem geringſten Grade der Empfindbarkeit und der empfindungsloſen Materien; zwiſchen der geringſten Fähigkeit zu beobachten und ſeine Beobachtungen mitzutheilen, und dem Inſtinkte, der in der Gattung beſtändig derſelbe iſt, ſtatt finde. Alle dieſe von einander getrennten Verſchiedenheiten ſind in der Natur vorhanden, aber unſer Unvermögen, alles bis auf den Grund zu erkennen, und die Nothwendigkeit, in der wir uns befinden, über alles nach dem äußerlichen Scheine zu urtheilen, machen, daß alle Grenzen für uns verloren gehen, weil über dieſe Geſtade hinaus die meiſten Phänomene zweydeutig ſind. So ſcheinet es uns, daß ſich die Pflanze dem Steine nähere, nähert ſich ihm aber in der That niemal.

Eben dieſe Schwierigkeit ereignet ſich in der Klaſſifikation der Berge; und obgleich ſeit einiger Zeit mehrere Naturforſcher ebenfalls bemerkt haben, daß ſie nicht alle einerley Urſprung haben, ſo ſehe ich doch nicht, daß man ſo weit gekommen wäre, untrügliche Karaktere feſtgeſetzt zu haben, nach welchen man ſie ſämmtlich mit Sicherheit in ihre beſondere Klaſſen ſetzen könnte.

Nachdem ich dieſen Gegenſtand, ſowohl nach den von mir ſelbſt beobachteten Phänomenen, als nach dem, was ich aus den Beobachtungen anderer gelernt habe, aufmerkſam unterſucht hatte; ſo ſah ich, daß dieſes ein zu großes Feld wäre, um es ganz zu umfaſſen, und zu groß für mich beſonders, da ich nicht frey genug war, um alle dazu erſoderliche Zeit darauf zu verwenden. Ich ſchränkte mich alſo auf meinen Hauptgegenſtand ein, nemlich auf die Ergründung der Urſach, warum die Ueberbleibſel der Seekörper in unſern feſten Ländern zurückgeblieben wären, und auf die Unterſuchung der Hypotheſen über dieſe Materie.

Die auf dieſe Art eingeſchränkten Phänomene laſſen ſich auf folgendes zurückführen: „Es giebt auf unſern feſten Ländern Berge, die augenſcheinlich durch die allmäligen Abſetzungen des Meeres gebildet ſind, und in Anſehung deren man nicht nöthig hat, etwas zu erſinnen, es müßte denn die Art und Weiſe betreffen, wie ſie daraus entſtanden ſind. Es giebt im Gegentheil auch andere Berge, die keinen einzigen Karakter dieſes Urſprungs an ſich tragen, und die, wenn ſie in dem Meere hervorgekommen ſind, die Wärkung einer ganz andern Urſach, als der einfachen allmäligen Abſetzungen des Meeres, und ſchon vor der Exiſtenz der Seethiere da geweſen ſeyn müſſen.“ Ich übergehe alſo die verwirrten Klaſſen, in welchen dieſe Karaktere zweydeutig ſind, ſo lange, bis ſie mir zu Gründung einer Hypotheſe dienen; da dieſe zwey ſehr unterſchiedene Klaſſen hinlänglich genug ſind, alle mir bekannten Hypotheſen nach ihnen zu prüfen.

Da, wo dieſe beyde Klaſſen von Bergen vermiſcht ſind, bemerkt man, daß diejenigen, die ſchichtweiſe gebildet worden und Seekörper in ſich faſſen, öfters die andere Klaſſe von Bergen bedecken, nie aber von den Bergen dieſer letztern Klaſſe bedeckt werden. Man hat alſo natürlich den Schluß gemacht, daß, wenn auch das Meer an der Bildung derjenigen Berge, an welchen man keine Kennzeichen davon wahrnähme, einigen Antheil gehabt hätte, doch diejenigen, die ganz allein ein Werk des Meers wären, indem daſſelbe in gewiſſen Stellen eines Grundes Materien losgeriſſen und ſie an andern Stellen wieder abgeſetzt hätte, wenigſtens die zuletzt gebildeten wären. Man hat alſo dieſe letztern ſecundariſche oder zuletzt entſtandene Berge und die erſten primitive oder urſprüngliche Berge genannt.

Die erſte von dieſen Benennungen werde ich beybehalten, denn ſie iſt es, die meinem Bruder und mir lange zu vor beyfiel, ehe werde ich ſtatt der Benennung **primitive** den Ausdruck **primordiale** oder **zuerſt entſtandene Berge** gebrauchen, um über ihren Urſprung nichts zu entſcheiden. Es giebt Berge, von welchen man noch bis jetzt die Urſach ihrer Entſtehung nicht hat entdecken können. Dies iſt ein Faktum. Ich werde alſo nicht ſagen, daß ſie ſo **geſchaffen** worden ſind, weil ich in der Phyſik mich keiner Ausdrücke bedienen darf, über die man ſich nicht verſteht. Unterdeſſen veranlaſſet uns ohne Zweifel weder die Naturgeſchichte noch die Phyſik auf keine Weiſe, zu glauben, daß unſer Erdball von Ewigkeit her exiſtiret habe: und als er ſeinen Anfang nahm, mußte die Materie, woraus er zuſammen geſetzt war, von irgend einer weſentlichen Beſchaffenheit ſeyn, oder irgend eine erſte weſentliche Form haben. Nichts hindert uns alſo bis jetzt, anzunehmen, daß dieſe Berge, die ich **primordiale** oder **zuerſt entſtandene** Berge genannt habe, auch in der That oder urſprünglich **primitive** Berge ſind. Ich bin ſogar geneigt, dieſe Meinung in Anſehung einiger Berge anzunehmen. Aber es giebt unter ihnen eine ſehr große Verſchiedenheit; und ungeachtet ſie alle von der Klaſſe der **ſecundariſchen** Berge gleich ausgeſchloſſen ſind, ſo ſind ſie ſich doch nicht alle ähnlich: es giebt ſogar eine große Anzahl unter ihnen, deren Materien eine gewiſſe Bildung haben, welche anzuzeigen ſcheinet, daß ſie weich geweſen und in der Folge verhärtet ſind, ob gleich durch eine ganz andere Urſache, als diejenige iſt, die bey der Bildung der ſecundariſchen Berge gewürkt hat. Ich will in einige Details über die unterſcheidenden Merkmale dieſer zwey Hauptklaſſen der Berge und die Schwierigkeit, ſie alle zu klaſſifiziren, hineingehen.

Bey den Bergen laſſen ſich dreyerley Dinge betrachten; die **herrſchende Materie**, die **Form** und die **Zufälligkeiten**. Unter dieſen drey Geſichtspunkten habe ich die Berge unterſucht, ſeitdem ich ſicher glaubte, daß ihr Urſerung verſchieden wäre. Ich hätte wenigſtens gewünſcht, durch genaue in dieſen Umſtänden zu machende Unterſcheidungen die Klaſſe von Bergen, die uns zur Unterſuchung der Bewegungen des Meers führet, kennen zu lernen; aber ungeachtet **Materien**, die von andern durchſchnitten werden, gänzlich verſchiedene **Formen** und ſehr deutlich hervorſtechende **Zufälligkeiten** vorhanden ſind, wenn man gewiſſe Gattungen von Bergen mit einander vergleicht; ſo veroffenbaret ſich doch eine große Verwirrung, wenn man auch andere Gattungen von Bergen dabey mit umfaſſen will.

Wenn ich die **Granit** und **Marmorberge** mit einander vergleiche, ſo werde ich ſie ohne Schwierigkeit in ihre Klaſſen ſtellen können. Der **Granit** iſt eine harte Materie, die mit dem Stahl Feuer giebt; der **Marmor** iſt weich, die Spitze eines Meſſers ſchneidet ein. Der Granit wird zu Glas, wenn er einem gewiſſen Grad der Hitze ausgeſetzt wird; der **Marmor** wird dabey zu Kalk. Der **Granit** widerſteht den flüßigen Säuren, wenn er damit angefeuchtet wird; der **Marmor** hingegen wird davon angefreſſen. Wir haben alſo hier zwey ſehr weſentlich verſchiedene Materien, und die jederzeit ſicher von einander zu unterſcheiden ſind. Die erſtere iſt aber ganz gewiß den **Primordialbergen** und die andere den **ſecundariſchen** Bergen eigen. Dieſes wiſſen wir aus den zwey andern Umſtänden, deren ich erwähnet habe. Was nun die **Form** betrift, ſo iſt der **Granit**, in den Bergen, die aus ihm zuſammen geſetzt ſind in einer Maſſe, in einer ſolchen Maſſe, die zwar allerdings geborſten iſt, aber durch Urſachen, die erſt nach der Exiſtenz des Bergs eingetreten ſind; es ſind hier keine Schichten, die zu erkennen gäben, daß der Berg durch Anhäufungen entſtanden ſey. Der **Marmor** hingegen iſt beſtändig in Schichten, die bald dicker bald dünner, aber immer ſo beſchaffen ſind, daß man ſehen kann, daß die Materien, woraus ein **Marmorberg** beſteht, daſelbſt mehrmal aufeinander angehäuft worden ſind. Endlich karakteriſiren auch noch die **Zufälligkeiten** dieſe zwey Materien, und die beyden aus ihnen beſtehenden Klaſſen von Bergen. Die Cryſtalliſationen, die ſich in dem **Granit** gebildet haben, ſind beynahe immer von der Natur des **Quarzes**, einer verglasbaren Materie. In dem **Marmor** haben ſie allzeit die Natur des **Spaths**, einer kalkartigen Materie. Im **Granit** giebt es Zinnſtufen niemal aber im **Marmor**. Ohne mich aber auf eine nähere Unterſuchung der karakteriſtiſchen Zufälligkeiten einzulaſſen, wird es hinlänglich ſeyn, wenn ich nur noch diejenige hinzufüge, nach welcher dieſe zwey ſehr ausgezeichnete Gattungen von Bergen in ihre Klaſſen geordnet werden. In den **Granitbergen** hat man nie **Seekörper** angetroffen; in den **Marmorbergen** hingegen trift man ſie immer an.

Wir haben alſo zwey Gattungen von Bergen, wovon die eine gar nichts enthält, das uns zu glauben berechtigte, daß ſie das Meer gebildet habe, da wir uns hingegen in Anſehung der andern Gattung nicht entbrechen können, zu glauben, daß ſie durch das Meer gemacht worden ſey. Allein wir können deswegen nicht alle Berge ausgemacht auf eine von dieſen beyden Gattungen zurückführen; denn die Karaktere vermiſchen ſich zuletzt ſo ſehr, daß man nicht mehr weiß, woran man ſich halten ſoll. Um ſie mit Sicherheit zu klaſſifiziren, müßte man andere Karaktere entdecken, oder zum wenigſten andere mit der Bewegung des Meers **zuſammentreffende** Urſachen, wodurch Berge in ſeinem Schooße gebildet werden können, erſinnen; dieſes würde ſodann Klaſſen an die Hand geben, die von derjenigen Klaſſe deutlich unterſchieden wären, bey welcher wir weiter nichts als einfache Anhäufungen von Materien ſehen, die durch die Ströme fortgeführt und bey ruhigem Meere abgeſetzt werden.

So finden wir, zum Beiſpiel, horizontale oder nur wenig abhänzige **Schiefer**, die zwiſchen ihren Blättern fremde Körper einſchlieſſen, die ſich in ihnen abgedrückt haben; als Muſcheln, Fiſche, Pflanzen: dieſes ſind ſicherlich **ſecundariſche** Berge. Aber man findet auch **Schiefer**, deren Blätter faſt ſenkrecht in Bergen eingefaßt ſind, wo andere jenen ſehr nahe liegende Maſſen gewundene Blätter haben; und kein einziger fremder Körper iſt in dieſen Blättern eingeſchloſſen und abgedrückt. Was ſoll man von dieſer Art von Bergen ſagen? Ich will keinesweges entſcheiden, daß das Waſſer an ihrer Bildung keinen Theil gehabt habe; aber ich glaube doch behaupten zu können, daß, wenn es dazu mit beygetragen hat, ſolches auf eine andere Art, als bey den **ſecundariſchen Schiefern** geſchehen ſey.

Die **Schiſten**, d. i. die blätterichen ſteinigen Materien, ſind alſo eines der größten Hinderniſſe, die der Abſteckung der Gränzlinie zwiſchen den Bergen, die das Meer gemacht hat, und denen, die es nicht gemacht, wenigſtens nicht als einzige Haupturſache gemacht hat, im Wege ſtehen. Unterdeſſen haben wir doch ſchon einige Karaktere, welche weſentliche Unterſchiede, vielleicht in der Art der Bildung, vielleicht auch in der Epoche derſelben, bezeichnen: Dieſe Karaktere beſtehen darinn, daß dieſe **Schiſten** ohne **Seekörper**, ohne Regelmäßigkeit in ihren Blättern, und folglich, ohne karakteriſtiſche Kennzeichen der Bildung im Meere, zugleich die Hauptquelle der **Mineralien** ſind; denn hier findet man **Gänge**. So benennet man Erztadern, die gewiſſe Berge gemeiniglich von oben nach unten durchſchneiden, und die, da ſie mehr als zu oft nach allen ihren Ausdehnungen ſehr ausgebreitet ſind, kein Merkmal geben, daß das Meer mit zu ihrer Bildung beygetragen habe. Wenn ganz ausgemacht **ſecundariſche** Berge mit dieſen Bergen verbunden ſind, wie man ſolches oft ſieht, ſo ſind es immer die erſtern, die die letztern bedecken. Es iſt alſo gar nicht daran zu zweifeln, daß dieſe zwey Arten von Bergen, ſowohl in Anſehung der Urſachen als der Zeit, einen ganz verſchiedenen Urſprung haben.

Es giebt noch eine andere Art von Bergen, die Verlegenheit genug verurſacht; die nemlich, wo man Schichten findet, die zwar in Anſehung der Form, von den in den wahrhaftig **ſecundariſchen** Bergen befindlichen Schichten in nichts verſchieden ſind; in welchen man aber keine Spuren von **Seekörpern** antrift. Dieſer Berge giebt es eine große Anzahl: ſie beſtehen hauptſächlich aus Sandſtein; und in ihrer Vermiſchung mit den **Primordialbergen** bedecken ſie ſolche öfters, werden aber nie von dieſen bedeckt. Wahrſcheinlich hat es Meeresgründe gegeben, die den Seethieren nicht anſtändig geweſen ſind.

Ich werde mich nicht weiter über die unbeſtimmten Berge ausbreiten, zumal da es in der Materie, die ich abhandle, nicht nöthig iſt; und ich will mich hier nur auf diejenigen einſchränken, die, da ſie ſchlechterdings von den **ſecundariſchen** Bergen verſchieden ſind, einen ganz andern Urſprung haben müſſen. Unter dieſe begreife ich die durch das Feuer gebildeten Berge nicht mit; denn dieſe ſind eben ſo augenſcheinlich **ſecundariſche** Berge, als diejenigen, die blos dem Meere zugehören. Ich will nur von den Bergen reden, die kein Kennzeichen irgend einer bekannten Urſach an ſich tragen; und behalte mir vor, von den **vulkaniſchen** Bergen, in der Unterſuchung der Syſteme zu handeln, die zur Erklärung unſeres Hauptphänomens aus den unterirdiſchen Feuern gemacht worden ſind.

Diejenigen Berge alſo, die uns kein Kennzeichen ihrer Bildung darreichen; an welchen man weder Blätter, noch zweydeutige Schichten, noch ein Merkmal von Bewegung des Feuers ſieht; die aus ſteinigen Maſſen beſtehen, die keine beſtimmte Form haben und in ihrem Schooße keine fremden Körper aufbewahren, von welchen bekannt iſt, daß ſie in ein anderes Reich gehören — Dieſe Berge beſtehen vornemlich aus **Granit**. Dieſe Materie iſt in Anſehung der Farbe dicke, und der Verbindung ihrer Beſtandtheile außerordentlich mannichfaltig; ſie iſt aber immer, wie **Körner**, aus zwey Arten undurchſichtiger kryſtalliſcher Materien, die die Naturforſcher **Quarz** und **Feldſpath** nennen, und aus einer andern glänzenden ſchwärzlichen Materie, die ſie **Mica** nennen, zuſammengeſetzt. Der **Granit** macht die große Maſſe der Berge, die ganz entſchiedene **Primordialberge** ſind. Allenthalben, wo er vorhanden iſt, macht ihm nichts den Vorzug des Alters ſtreitig; öfters iſt er bedeckt, nie bedeckt er aber ſelbſt: ich ſage nemlich als Berg betrachtet; denn in Bruchſtücken iſt er allenthalben. Als Berg alſo iſt er im Herzen der **Alpen** und noch mehrerer großer oder kleiner Bergketten: man findet ihn aber auch an hundert Stellen unter der Geſtalt einfacher Hügel; aber nirgend verleugnet er jenen würklich generiſchen Karakter, kein Kennzeichen ſeiner Bildung an ſich zu tragen. Wenigſtens in Anſehung dieſer Erhöhungen kann ich mich nicht entbrechen ſie für eben ſo alt als die Erde zu halten. Aber dieſe Meinung gehöret nicht zu unſerm Gegenſtande.

Es giebt noch einige andere ausgezeichnete Materien, welche Berge und Hügel aus eben dieſer Klaſſe ausmachen: dergleichen ſind der **Serpentin**, der **Asbeſt**, den einige Naturforſcher auch unter die Serpentine klaſſifiziren, der Stein, der **Altgrün** (verd antique) genannt wird, der, den die Teutſchen **graue Wacken**, oder Felſen nennen, und ein auf den piemonteſiſchen Alpen ſehr

gemei

gemeiner Stein, der in dieſem Lande Sarizzo, und in Teutſchland, wo ich nicht irre, Kneiß genannt wird.

Ich ſchränke mich auf dieſe ſehr bekannten ſteinigen Materien ein, um eine Klaſſe von wahrhaft primordialen Bergen zu karakteriſiren, die ſicherlich nicht dem Meere ihren Urſprung zu danken hat, und weder dadurch, daß es in ſeinen Grund arbeitet, um ihn auszuwühlen, fortzuführen und abzuſetzen, noch auf irgend eine andere bis jetzt erſonnene Art und Weiſe, entſtanden iſt. Ungeachtet ich mich aber hier auf dieſe ausgezeichneten Materien einſchränke, um alle Zweydeutigkeit zu vermeiden, ſo nehme ich doch ausdrücklich von dieſer Klaſſe die Schiſtberge mit Gängen, oder nur mit außerordentlich unregelmäßigen und ſolchen Blättern aus, die eine ſolche Lage haben, worinn ſie die Waſſer nicht konnten aneinander gefügt haben. Im Gegentheil werde ich eben dieſe Berge, in Vergleichung mit denen, die Kennzeichen einer beſondern Bildung an ſich tragen, ebenfalls als primordiale betrachten, ungeachtet ſie wahrſcheinlich zu einer andern Ordnung und keinesweges zu der gehören, worinn diejenigen ſtehen, von welchen ich hier oben geredet habe; oder ungeachtet man zum wenigſten kein Recht hat, ſie dieſen gänzlich gleich zu ſtellen.

Wir haben alſo hier überhaupt eine Klaſſe von Bergen und Hügeln, die man nicht aus dem Geſichte verlieren darf, wenn man unſere feſten Länder durch irgend eine Urſach, ſie ſey welche ſie wolle, hauptſächlich aber durch die Meereswaſſer will entſtehen laſſen. Das Meer hat ſeinem Werke ſehr deutlich zu unterſcheidende Merkmale eingedrückt, wie aus dem, was ich über die ſecundariſchen Berge, und überhaupt über die ſichtbare Arbeit des Meers auf unſern feſten Ländern, ſagen werde, mit mehrerm erhellen wird.

Ehe ich aber die Primordialberge verlaſſe, muß ich noch einmal auf jene einander wechſelsweis entgegen geſetzten aus- und einwärts gehenden Winkel zurückkommen, die, als ſie Herr Bourguet bekannt machte, unter den Naturforſchern ein ſo gewaltiges Aufſehen erregten, daß man nicht mehr daran zweifelte, daß alle Berge ein Werk des Meers wären. Das vorgeblich demonſtrative Phänomen iſt folgendes.

Wenn man in den Thälern reiſt, geht man gemeiniglich ſo, daß man ſich drehen und wenden muß; und wenn ein auswärts gehender Winkel uns nöthiget umzulenken, ſo findet man öfters einen einwärts gehenden Winkel, der ihm gegen über ſteht, und das Thal behält faſt die nemliche Breite. Als Herr Bourguet dieſe Bemerkung gemacht hatte und betrachtete, daß die ſich entgegen ſtehenden Ufer eines ſich ſchlängelnden Fluſſes, die nemlichen entgegen geſetzten aus- und einwärts gehenden Winkel darreichten, ſo machte er überhaupt den Schluß, daß die Berge durch die Meerſtröme gebildet worden wären.

Wenn alle Berge und zum Beiſpiel, die Alpen, alle andere Karaktere hätten, die eine ſolche Entſtehungsart erfodert, ſo würde der gegenwärtige ihnen ohne Zweifel nicht zu widerſprechen ſcheinen; und man kann ſogar nicht in Abrede ſtellen, daß dieſe Zickzacke, beym erſten Anblick, den Würkungen der laufenden Waſſer ſehr ähnlich ſind. Unterdeſſen iſt dieſer Karakter vielmehr denjenigen Waſſern eigen, die ſich eine Bahn brechen, als denen, die Abſetzungen machen. Ein Fluß, der ſein Fluthbett aushält, dreht ſich, wenn er einen Widerſtand antrift und ſpült die gegenüber liegende Seite ab; dieſes iſt die Urſach ſeiner Krümmungen. Aber eben dieſe Urſach der Zickzacke findet man bey den im Schooße des Meers befindlichen Strömen nicht, wenigſtens alsdann nicht, wann keine Berge darinn vorhanden ſind.

In der That, wenn man die Berge und Hügel betrachtet, die durch ihre Schichten und die in denſelben eingeſchloſſenen fremden Körper, ohne Zweydeutigkeit zeigen, daß ſie ein Werk des Meeres ſind, ſo wird man ſolche am öftern ganz ohne Ordnung geſtellt finden. Zuweilen erſcheinen ſie nur, wie in einem großen Theile von Piemont, als hier und da hingeſetzte Haufen. Oder ſind ſie ja in der Form zuſammenhangender Ketten vorhanden, ſo findet man wenig Parallelismus unter ihnen, d. i. jene einander entgegen geſetzten ein- und auswärts ſtehenden Winkeln, von dieſer Beſchaffenheit iſt der Jura.

Wenn aber die Meerſtröme ſchon vollendete Berge vorgefunden, und ſie auf irgend eine Art, ſie ſey welche ſie wolle, durchkreuzt haben, ſo haben ſie ſich ihre Wege an ſolchen Stellen gebahnt, wo ſie den geringſten Widerſtand antrafen, und die Ufer ihrer Gänge eben ſo wie die Flüſſe, abgeſpült. Hier muß man alſo Parallelismus finden.

Betrachtet man hierauf die Kette der Alpen, ſo wird man ſehen, daß ſie mit dieſer natürlichen Würkung übereinſtimmt. Obgleich dieſe Berge im Ganzen eine Kette bilden, ſo zeigen doch ihre obern Theile keine Art von beſonderer Ordnung, keine Spur von Zickzacken: nur in der Tiefe großer Thäler, oder in den Einſchnitten, die zum Abfluß der Waſſer dienen, bemerkt man dieſen Parallelismus der entgegen geſetzten Seiten, obgleich noch unter ſehr vielen Ausnahmen. Vor allen andern aber iſt vorzüglich dieſes zu bemerken, daß diejenigen große Thäler, bey welchen die Ineinandergreifung der aus- und einwärts gehendenden Winkel am merklichſten iſt, gemeiniglich die Kette queer durchſchneiden, anſtatt daß ſie der Länge dieſer Kette folgen ſollten; welches eher eine Zerſtörung als Aufbauung anzeigt.

Alſo können die wechſelsweis ſich entgegengeſetzten aus- und einwärts gehenden Winkel in den Thälern der Berge, viel dazu beytragen, zu beweiſen, daß alle dieſe Berge unter dem Waſſer des Meeres geweſen ſind; keinesweges aber, daß ſie das Meer alle gemacht habe. Wir haben alſo hier ein neues Beyſpiel, wie nothwendig es ſey, diejenigen Vorſtellungen, die beym erſten Anblick die natürlichſten zu ſeyn ſcheinen, mit größter Aufmerkſamkeit zu betrachten: denn dieſe Wahrnehmung war gewiß eine von denen, die wir anzunehmen verſucht werden, ohne etwas anders als die Wahrheit des Fakti dabey zu unterſuchen.

Es fehlt alſo ſehr viel, daß alle Berge durch die Waſſer gebildet worden wären, vielmehr (um nachdem, was mir bekannt iſt, zu urtheilen) machten nicht allein diejenigen, die ihre Entſtehung dieſer Urſache zu danken haben, die geringere Anzahl aus, ſondern es gehören auch noch die größten Berge des Erdballs zur andern Klaſſe. Ich habe bereits erinnert, daß die **Alpen**, die **Pyrenäen** und ein Theil der **Apenninen**, Primordialberge wären, und nach der Erzählung des **Herrn de la Condamine** zweifle ich gar nicht, daß ein großer Theil der **Cordilleren** zu eben dieſer Klaſſe gehöre.

Es giebt aber ohne Zweifel noch andere Berge, die man keiner andern Urſach als den allmäligen Abſetzungen, die das Meer auf ſeinem eignen Grund und Boden gemacht hat, wird zuſchreiben können. Dieſe ſind aus **Schichten** zuſammen geſetzt; und dieſe Schichten ſind allezeit wie Bodenſätze des Waſſers gereihet und geſtaltet. Mit einem Worte nichts widerſpricht hier dem Gedanken eines ſolchen Urſprungs, vielmehr beſtätigen ihn, zu gleicher Zeit, die in dieſen Schichten eingeſchloſſenen **Seekörper**, augenſcheinlich.

Mehrere Ketten, die mit jenen der hohen Alpen parallel gehen, ſind auf dieſe neuere Art gebildet worden.

Aber die alten und die neuen Berge ſind daſelbſt dergeſtalt zuſammengedrängt, und beyder Karaktere ſind zuweilen einander ſo ähnlich, daß es gar nicht zu verwundern iſt, warum man ſie ſo lange mit einander vermiſcht hat. Man muß allenthalben dieſe ſecundariſchen Ketten durchkreuzen, um ſich den hohen Alpen wenigſtens gen Weſten oder Nordweſten zu nähern, welches die Seite iſt, die ich am beſten kenne, es iſt die, die gegen Frankreich, Savoyen und die Schweiz gerichtet iſt. Dieſe Ketten nehmen, wie ich geſehen habe, ihren Anfang bey **Mont-Melian** in Savoyen, ſteigen eine Strecke lang an der **Iſer** hinauf, und laſſen zur Rechten die Primordialberge liegen. Von dannen laufen ſie fort, um den **See von Anneci** zu umgränzen, und mit mehrern Reihen das mittägige Ufer des Genfer Sees einzufaſſen; indem ſie hier, nebſt einer Menge anderer parallelen Reſte, den **Grenier** einſchließen, dieſen 7800 Fuß über die Meeresfläche erhabenen Berg, der **Ammonshörner** in ſich enthält. An dieſer Stelle vermiſchen ſich beyde Bergarten miteinander; denn der **Buet**, der faſt unmittelbar darauf folgt und der der erſte Eisberg dieſer ungeheuern Eisregion iſt, hat dieſelbe Beſchaffenheit nicht mehr; er ſcheint zu jenen unerklärbaren **Schiſtbergen** zu gehören. Bald darauf folgt der **Granit**, denn man iſt bey der Kette, die den außerordentlich großen **Mont-Blanc** trägt; ſo viel man aus dem, was um ihn her liegt, und aus den Bodenſätzen der Waſſer, die unter ſeinem Eiſe hervorkommen, urtheilen kann, iſt er ein **Granitberg**. Hier und an allen ähnlichen Stellen muß man das Hauptſtudium, der ſich einander am meiſten nähernden Karaktere, der zwey **Bergklaſſen** vornehmen. Ich habe mich mehrmal dahin begeben, ich war aber daſelbſt immer zu ſehr mit der Luft beſchäftiget, als daß ich der Erde alle zu dieſer Unterſuchung nöthige Aufmerkſamkeit hätte widmen können.

An der öſtlichen Grenze des Genfer-Sees begleitet die nemliche Folge von ſecundariſchen Bergen (die ich von dem Namen eines Theils ihrer in der Nachbarſchaft von Genf liegenden Kette, die Grenzberge [les bornans] nennen werde) noch eine Strecke lang die hohen Alpen in das Walliſerland, an der öſtlichen Seite der Rhone; in dieſer Richtung habe ich ſie nicht lange verfolgt. Aber ich habe ſie am weſtlichen Ufer dieſes Fluſſes in dem Gebiete des Adlers wieder anfangen und ap den hohen Alpen in den Cantons Freyburg und Bern, wo ich ſie von neuem wenigſtens ſo weit aus dem Geſichte verlor, daß ich meine Beobachtungen nicht fortſetzen konnte, fortlaufen ſehen. In dieſer ganzen angeführten Strecke beſtehen dieſe Berge aus Kalkſtein, der gemeiniglich ſehr braun iſt. Ihre Schichten ſind zuweilen ſo dick, daß die Berge nur eine einzige Maſſe zu ſeyn ſcheinen; ein andermal ſind ſie ſo blätterig, daß man ſie für Schieferſteine halten ſollte.

Dieſe äußere Kette der Alpen, ungeachtet ſie augenſcheinlich durch das Meer entſtanden iſt, hat jedoch Merkmale, wodurch ſie ſich von den meiſten andern Bergen aus derſelben Klaſſe unterſcheidet; und dieſe Merkmale ſcheinen ein höheres Alter anzuzeigen. Ich glaube ſie für die höchſten ſecundariſchen Berge unſers feſten Landes halten zu können. (Ich rede hier nur von den durch das Meer gemachten Bergen.) Ihre Zerſtörung iſt viel größer, als die eines jeden andern mir bekannten Berzes von dieſer Art, denn ſie ſind faſt eben ſo mit Bergſpitzen (pics) bekrönt, als die primordialen Alpen; und dieſe Spitzen zeigen, da ſie ſchichtweiſe liegen, Ueberbleibſel alter Gipfel, die einen großen Umfang gehabt haben müſſen. Dieſes und einige Unordnung in ihren Schichten zuſammengenommen, ſcheinet zu erkennen zu geben, daß dieſe Berge den Revolutionen, die der Meeresgrund erlitten hat, weit länger als die meiſten andern ſecundariſchen Bergen, ausgeſetzt geweſen, und ſchon ſehr verändert aus dem Meere hervorgekommen ſind. Ich werde noch einmal auf dieſen Gegenſtand zurückkommen.

Was aber in dieſen Bergen am meiſten auffällt, iſt, daß ſie nach dem Verhältniß ihrer ungeheuren Maſſe nur eine kleine Menge von **Seekörpern** in ſich faſſen. Mein Bruder und ich, haben ſelten dergleichen gefunden, ob wir ſie gleich oft beſucht haben. Die **Felſen von Millerie**, die ſo berühmt ſind, ſeitdem der große Mahler der Leidenſchaften ſie zur Schaubühne eines Auftrittes der Liebe und Verzweiflung gemacht hat, befinden ſich in dieſer Kette. Wir hatten ſie ſogar an dem Tage, an welchem ſie **Rouſſeau** begeiſterten, mit einander beſtiegen, aber unſere Foſſilienſammlung gewann daſelbſt nichts; ja, wir wüßten nicht einmal, daß dieſer Berg Reſte von Seekörpern in ſich hielte, wenn er nicht der Stadt Genf den gröſten Theil ſeiner Bruchſteine zum Bauen lieferte; denn jene Seekörper ſind ſehr ſelten auf demſelben, ja wir haben ſogar auf ihm weiter nichts als **Ammonshörner** gefunden.

Dieſe Berge ſcheinen mir alſo unter denen, die das Meer gebildet hat, der Zeit nach, mit die erſten, und der Grund dieſes Meers damals nicht ſo beſchaffen geweſen zu ſeyn, als er allmählig geworden iſt, bevor das Meer dieſe Berge ins Trockne geſetzt hat; wie ſolches aus der Beſchreibung anderer **ſecundariſcher** Berge und Hügel ferner erhellen wird.

Eine andere ſehr bekannte Kette, die nicht weit von jener Alpenkette entfernt iſt, hat viel einfachere und fäßlichere Karaktere einer durch die Waſſer geſchehenen und ungeſtörten Bildung; es iſt der **Jura**. Ohne mich bey ſeinen geographiſchen Gränzen zu verweilen, für welche man gemeiniglich die Rhone und den Rhein annimmt, will ich ſie nur in dem Punkte betrachten, wo die Berge ſeiner Art anfangen.

Dieſer Anfang des phyſiſchen Jura iſt bey Grenoble, wo er (einen Flecken) Grande-Chartreuſe einſchließt. Indem er nach Norden zu fortläuft und Frankreich gegen Abend liegen läßt, trennt er daſſelbe auf einige Zeit von Savoyen, hierauf von der Schweiz, bis nach Baſel hin, und erſtreckt ſich dann noch ſehr weit in zwanzig Aeſten bis in Schwaben, Elſaß, Lothringen.

Dieſe Kette hat keine Spitze (Pic); ihre Gipfel, die faſt allenthalben von gleicher Höhe ſind, haben nur ſanfte Biegungen; und allenthalben, wo die Schichten unbedeckt geblieben ſind, ſieht man, daß ſie dieſen Biegungen folgen. Sie ſenken ſich nach dem äußerſten Rande der Bergkette hinab, indem ſie daſelbſt eine Menge von Hügeln bilden, und dehnen ſich ſogar bis in die Ebenen aus. Dieſe ganze Kette iſt durch die Menge der Seekörper, die ſie in ſich enthält, berühmt.

Die herrſchende Materie des Jura, wenn er in dieſer Allgemeinheit genommen wird, iſt von dem gemeinſten Kalkſtein, von einem gräulichen oder gelblichen Weiß, und zuweilen mit abwechſelnden Farben untermiſcht. Dieſes war das allgemeinſte Werk des alten Meers in irgend einer beſondern Periode; denn man findet auf unſerm feſten Lande eine Menge gleicher Berge, theils allein und abgeſondert, theils längs den Primordialbergen. In ihrem Innern findet man gemeiniglich die Erzgänge nicht. Sie enthalten viel Mineralien, hauptſächlich Eiſen und zuweilen Kupfer; aber gemeiniglich nur in den Schichten; d. i. es ſind Abſetzungen des Meers, die in Anſehung der mechaniſchen Bildungsart eben ſo gemacht ſind, als alle andern.

Man darf auch nicht erwarten, in dieſen Bergen dasjenige zu finden, was man gemeiniglich **Cryſtall** oder **Bergcryſtall** nennt, der hart iſt und ſechs Flächen hat, von den Naturforſchern aber **Quarzcryſtall** genannt wird; er iſt den **Primordialbergen** eigen. Aber man findet daſelbſt immer **Spath**, ein weicher und kalkartiger Cryſtall. Er füllet darinn eine Menge von Spalten aus, iſt wenig durchſichtig und faſt immer weißlich; er tapeziert auch in verſchiedenen prismatiſchen oder pyramidaliſchen Formen, die Hölen, beſonders die mit Seekörpern angefüllten, und alsdann iſt er immer durchſichtig. Dieſe Materie ſcheinet, wie ich ſchon einmal bemerkt habe, die **verſteinernde** Urſach in dieſen Bergen zu ſeyn; d. i. es ſind die feinſten und homogenſten Theilchen, die in den Zwiſchenräumen anderer Körner, wohin ſie das Waſſer abgeſetzt hat, die Berührungspunkte, wo die Cohäſion thätig wird, vermehret haben. Als dieſe Theilchen in die Cavitäten eingedrungen waren, gruppirten ſie ſich, wegen ihrer Homogenität und Form, in regelmäßige Formen.

Die in dieſen Bergen befindliche **Seekörper** ſcheinen jene unſern Zeiten zu nähern; wenigſtens in Vergleichung mit den **Grenzbergen** der Alpen. Denn es giebt unter ihnen ſehr viele Gattungen von **Muſcheln** und **Madreporen**, die uns ſehr bekannt ſind. Unterdeſſen fehlt noch viel, daß dieſe Meeresgründe den Gründen des jetzigen Meeres gleich ſeyn ſollte.

Alle andere große **ſecundariſche** Berge, die ich kenne, ſind auch aus **Kalkſteine**, von verſchiedenen Farben, zuſammen geſetzt; und dieſe Materie bildet noch an tauſend Stellen die Maſſe der **Hügel** und ſogar den Boden der **Ebenen**. Es giebt davon eine beſondere Art, die bey den Hügeln ſehr gemein iſt; nemlich die **Kreide**, wovon z. B. England, Flandern, und die Provinvinzen Picardie und Champagne, eine ſo große Menge enthalten. Dieſe Materie iſt ebenfalls ſchichtenweis geordnet, und man findet Seekörper darinn. In dieſen Schichten hauptſächlich befinden ſich die Flintenſteine, welche, eben ſo wie die Kreide, worinn ſie ſich gebildet haben, ſelbſt Seekörper in ſich ſchließen.

Aber die Erhöhungen, die das Meer auf unſerm feſten Lande gemacht hat, beſtehen bey weitem nicht alle aus kalkigten Materien, ungeachtet ſie Seekörper enthalten. Es giebt Berge, die aus verglasbarem Sandſtein beſtehen, und eine Menge von Hügeln, die aus unverbundenem Sande von der nemlichen Gattung, zuſammengehäuft ſind, die einen eben ſo großen Ueberfluß an Seekörpern haben, als die bevölkertſten Meeresgründe; ein Phänomen, das der Meinung derer ſehr entgegen iſt, die den Seethieren die Verfertigung der kalkartigen Materien zueignen. Denn es iſt nicht der Mangel an Zeit, um dieſe zu bilden, ſchuld daran, daß die Grabſtätte derjenigen Seekörpern, von welchen ich rede, nicht aus ſolchen Materien beſtehen, weil im Gegentheil in eben dieſen Erhöhungen, die aus noch nicht verhärteten verglasbaren Materien gebildet ſind, die letzten Erzeugungen des alten Meers befindlich ſind. Hier ſehen wir alle Arten von heut zu Tage lebenden und bekannten Seemuſcheln gut erhalten, ſogar zuweilen mit ihren Farben, und mit ſo zarten Theilen, daß ſie eine ſo lange Zeit gewiß zerſtöret hätte; indeß die Grenzberge der Alpen, auf welchen die Seekörper ſo ſelten ſind, gleichwohl aus Kalkſteinen beſtehen.

Wir haben alſo hier viel Erhöhungen auf der Oberfläche unſerer feſten Länder, die von den Primordialerhöhungen weſentlich verſchieden ſind. Die einen zeigen deutlich, daß ſie das Waſſer allmälig gebildet hat; und die andern enthalten nicht das geringſte Merkmal einer ſolchen Bildung. Sie ſind unterdeſſen an mehrern Stellen dergeſtalt untermiſcht, ſogar ſo in einander eingefugt, daß es unmöglich iſt, zu verkennen, daß ſie unter den Meereswaſſern zuſammen exiſtiret haben.

Dieſes Faktum iſt eines der intereſſanteſten in der Geſchichte der Erde: denn es iſt daran gelegen zu wiſſen, in welcher Ordnung die Theile, nach welchen wir dieſe Geſchichte kennen zu lernen ſuchen, exiſtiret haben. Dieſes Faktum, daß nemlich die Primordialberge im Grunde des alten Meers ſchon vorhanden waren, als ſich die ſecundariſchen Berge daſelbſt erſt bildeten, findet man ſchon durch ihre Verflechtung und dadurch, daß die letztern öfters auf den erſtern liegen, ſchon bewieſen. Jetzt will ich Beweiſe von einer andern Art davon geben.

Der erſte iſt ein Phänomen, das allenthalben in die Augen fällt; es iſt die ungeheure Menge herabgewälzter Stücke von Materien, die den Primordialbergen zugehören, und die man allenthalben, entweder in groſſen Blöcken, oder als Kies, verbreitet ſieht. Dieſe Materien ſind ſehr kennbar; ſie beſtehen aus Granit, Serpentin, Jaſpis, grauem Fels u. ſ. w. Sie haben von beſondern Concretionen gar nichts ähnliches an ſich, im Gegentheil erkennet man vielmehr aus untrüglichen Merkmalen, daß ſie zu viel größern Maſſen gehöret haben. Zuweilen findet man auch unter dieſen zerſtreuten Steinen, den Felskryſtall, dieſes karakteriſtiſche Accidens der Primordialberge, der alſo auch damals als dieſe Trümmern zerſtreut wurden, in dem innern jener Berge exiſtirt zu haben ſcheint.

Ohne Zweifel kann man der Würkſamkeit des Meers, allein dieſe Herabfallung (Degradation) der Primordialberge, nicht zuſchreiben; denn man findet von ihnen noch ungeheure Blöcke in einer ſehr großen Entfernung von ihrem Anfange, und ſogar auf zu großen Anhöhen auf ſecundariſchen Bergen, als daß man nicht veranlaſſet werden ſollte, auf eine noch mächtigere Gewalt zurück zu kommen; auf ſolche, wie z. B. Erdbeben. Aber alle Maſſen, die von den Waſſern fortgerollt werden konnten, wurden es auch in der That. Ihre Spitzen ſind abgeſchlagen, und ihre Oberfläche abgerieben und zugerundet, und ſie ſind hierinn denjenigen Steinen, die die Ströme fortrollen, ähnlich.

Aber rührt die Ausſtreuung dieſer Steine etwa von den Veränderungen des Betts der Flüſſe oder dem Abfluß der im Innern der Berge eingeſchloſſenen Waſſer her, nachdem unſere feſten Länder ihre Bildung ſchon erhalten hatten? Ohne Zweifel haben dieſe Urſachen zu Anfange des gegenwärtigen Zuſtands der Erde viel gewürkt, und ich werde ſogar wieder darauf zurückkommen, um einige Phänomene daraus zu erklären. Aber es ſind ganz deutliche Würkungen vorhanden, die man nur dem Meere ſelbſt zuſchreiben kann, als welches damals, als es unſer feſtes Land noch bede[illegible] primordiale Materien auf ſeinem Grunde fortwälzte; und hierauf will ich mich hier einſchränken, um in andere Gegenſtände keinen Eingriff zu thun.

Die erſte von dieſen Würkungen iſt nicht ſelten; es ſind die **glatten Kieſel** der **Primordialſteine**, die ſchichtenweis in den **ſecundariſchen Bergen** und Hügeln zuſammen gehäuft, und mit Seekörpern vermiſcht ſind. Ich kenne einen Berg von dieſer Art, der mit zu den **Grenzbergen** der Alpen gerechnet werden kann; er liegt in Savoyen in der Nähe des **Genfer** Gebiets und heißt der **Voirons**. Seine Materie iſt eine **Breſche**, die aus **Primordialſteinen** zuſammengeſetzt iſt, unter welchen mein Bruder **Madreporen** gefunden hat. Ich habe auch noch mehrere Hügel in Piemont und anderswo geſehen, die mit den nemlichen **glatten Kieſeln**, eine Menge Seekörper, als **Fungiten**, **Korallen**, **Muſcheln**, **Fiſchzähne**, entweder in unverbundenen Haufen, oder in **Breſchen**, in ſich ſchloſſen; d. i. der Kies und die Seekörper, die mittelſt eines verhärteten Sandes mit einander verbunden waren, bildeten eine neue Gattung von Stein. Zuweilen habe ich auch bemerkt, daß in dieſen kieſigen Hügeln die Seekörper, ſo wie die Steine ſelbſt, herabgerollt zu ſeyn ſchienen; daß die Muſcheln z. B. ihren Firnis und ihre hervorragenden Theile verlohren hatten, wie diejenigen, die man auf dem kieſigen Grunde des Meers todt findet.

Unterdeſſen iſt dieſes Phänomen nicht ſchlechterdings entſcheidend; man könnte es auch aus den Würkungen der Waſſer des feſten Landes herleiten. Es giebt an ſo viel Stellen foßiliſche Seekörper, daß dieſe Waſſer, indem ſie die Bruchſtücke der **Primordialberge** mit ſich fortriſſen, dergleichen auf ihrem Wege gar wohl zuſammen geſammelt und auf ſolche Weiſe Haufen von Muſcheln und Kies gebildet haben können.

Man müßte weitläuftige Beſchreibungen von den Oertern haben, von welchen ich rede, um zu beweiſen, daß dieſe Hypotheſe nicht auf ſie angewendet werden könne; aber zum Glück hat man dieſes nicht nöthig; und eine Muſchel, die in jenen Zeiten lebte, wird uns über dieſes Geheimniß aufklären. Es iſt diejenige, die man unter dem Namen der **Trödelfrau** oder der **Mäuterin** kennet; und die ich das **Senkbley** nennen würde, wenn ich ihr einen Namen geben ſollte. Dieſe ſonderbare Muſchel, deren Gang gewiß eben ſo intereſſant ſeyn würde, wenn man ihn kennen lernte, als er jetzt noch ſehr wenig bekannt iſt, iſt eine Art von **ſpitzig zulaufender Schnecke** (Limaçons en cul de lampe). Man weiß nicht, wie ſie es anfängt, um ſich zu bekleiden, um ſich in die Kleider zu verhüllen, würde ich ſagen, wie man ſolches zuweilen findet. Kein Trödler, der Kleider zum Verkauf herum trägt, iſt auf eine ſo groteske Art mit Kleidern umgeben, als dieſes Thier. Seine Kleider ſind wahrhaftig alt; denn es ſind faſt immer Ueberreſte von Muſcheln. Man findet ſie ſo barock über das Thier hergelegt, als es Fragmente von allen Gattungen von Muſcheln und von ganzen Muſcheln natürlicher Weiſe ſeyn müſſen. Aber der vorzüglichſte Anhang befindet ſich jederzeit über den Verbindungen der Spiralen ſeiner eigenen Muſchel; und wenn es ſich zuträgt, daß das Thier einen von ſeinen Lumpen verliert, ſo ſiehe man den Abdruck davon eben ſo vollkommen, als ob er in Wachs gemacht wäre; aber öfters geſchiehet es auch, daß es ſich ſo prächtig nicht kleiden kann, weil es um ſich her weiter nichts als Steine findet; unterdeſſen iſt es doch damit zufrieden und bedeckt ſich mit Steinen. Man findet dieſe ebenfalls über die Verbindungen ſeiner Spirale geordnet; und in dieſem Falle giebt man dieſer Muſchel den Namen **Maurerin**.

Ein jeder Körper alſo, der an einer ſolchen Muſchel befeſtiget iſt, gehört zu dem **Boden**, auf welchem ſie lebt; und wegen dieſer Urſach würde ich ſie das **Senkbley** nennen; weil ſie uns, ſo wie das **Senkbley** die Materien dieſes Bodens, aus dem Waſſer herauf bringt. Wenn man ſie auffiſcht, kann man ihr ſicherlich nachſagen, ein mit **Kies**, **Muſcheln**, ſogar **Sand** bedeckter oder **ſchlammiger Boden**, wenn ſie nichts an ſich hat, wie man ſie zuweilen findet.

Man iſt alſo ſicher, daß die an dieſe Muſchel gehefteten Körper ihre **Zeitgenoſſen** und daß ſie auf demſelben Grund des Meers zugleich mit ihr geweſen ſind. Nun haben wir aber in unſerer Sammlung zwey Exemplare von dieſen **Senkbleymuſcheln**, die mit von Primordialmordialſteinen abgerollten Stücken beladen ſind. Wir fanden ſie unter einer außerordentlich großen Menge anderer Ueberreſte von Seekörpern, in den Schichten eines ſecundariſchen Bergs, der ganz aus Kies und ſogar aus ſehr großen Stücken der nemlichen Art von Stein, die dieſe Muſchel trägt, gebildet war. Jener iſt ſogar eine ſehr merkwürdige Steingattung, die die Naturforſcher unreifen Asbeſt nennen, oder Gabbro; ein dunkelgrüner Stein, der ſich ſanft anfühlen läßt, und von mäßiger Härte iſt. Und was dieſes Phänomen noch wichtiger macht, iſt, daß der Turiner Berg, der uns denſelben giebt, nicht ſehr weit von einem Theile der Apenninen entfernt iſt, wo dieſer primordiale Stein ſich noch an ſeiner urſprünglichen Stelle befindet: der Theil, von dem ich rede, heißt die Bouquette, man muß darüber hin, wenn man von Genua ins Piemonteſiſche gehen will.

Es iſt alſo ganz gewiß eine Epoche geweſen, in welcher ſich, während daß die Bouquette, ein Primordialberg, zerſtöret wurde, der Berg von Turin aus ſeinen Trümmern bildete. Dieſes geſchah unter den Meereswaſſern; denn der Turiner Berg, iſt mit Reſten von Körpern aus ihnen angefüllt. Dieſes Meer ſtand in einem Niveau, der von dem gegenwärtigen ſehr verſchieden iſt; denn, ohne ſelbſt ſeine andere Werke in Betrachtung zu ziehen, iſt der Gipfel des Turiner Bergs, nach meinem daſelbſt angeſtellten barometriſchen Beobachtungen, 2064 Schuh über das mittelländiſche Meer erhaben. (S. die Recherches ſur les Modif. de l'Atmoſph. T. II. p. 141. & 155.) Und es ſind keineswegs Continentalwaſſer, die dieſe Anhäufung von Seekörpern gemacht haben; denn die Senkbleymuſchel lebte daſelbſt, und belade ſich daſelbſt mit glatten Asbeſtſteinen, unter welche ſie das Meer in der Folge begrub.

Dieſe foſſiliſchen **Mäurerinnen**, die ſich mit Steinen beſetzten, unter welchen ſie lebten, ſind keinesweges die einzigen Muſcheln, denen wir dieſe große kosmologiſche Unterweiſung zu verdanken haben. Die **Auſter** wiederholet ſie uns auch. Denn dieſe iſt ebenfalls eine Muſchel, die in dem Meere ſich an alles dasjenige anhängt, was ihr aufſtößt: wir finden aber nicht ſelten **Foſſilien** von ihnen, die ſich geglättete Primordialſteine zugeeignet haben; und wir beſitzen einige dergleichen in unſerer Sammlung.

Nach allen dieſen Thatſachen iſt in der Cosmologie nichts ſo gut erwieſen, als dasjenige, was ich über dieſen Punkt geſagt habe; nemlich, daß die **Primordialberge** in dem Meere exiſtirten und daſelbſt zerſtöret wurden, indeß ſich daſelbſt aus ihren Trümmern und aus allen Materien, die die Ströme mit ſich fortriſſen, **neue Berge** bildeten; Anhäufungen, die dieſe Ströme in der Folge oft zerſtörten oder durchfurchten, wenn ſie durch ihre eigene Abſetzungen oder andere Urſachen genöthiget wurden, ihren Lauf zu verändern.

Auf ſeinem Grunde hat alſo das **Meer** dieſe Berge, an welchen wir deſſen Werk erkennen, gemacht; und die Urſach, wodurch ſie entblößt worden ſind, hat keinen Antheil an ihrer Bildung. Es kann nicht ſeyn, daß das Meer unſern Aufenthalt durch den Auswurf der in ſeinem Innern befindlichen Materien gemacht habe; weil ein großer Theil unſerer Berge, unſerer Hügel und ſogar unſerer Ebenen gar nicht ſein Werk ſind. Mit einem Worte, das Meer hat ohne Zweifel unſere feſten Länder geſtaltet, **aber auf ſeinem Grunde und Boden, in ſeinem Innern.** Hier griff es die **Primordialerhöhungen** an; oder half wenigſtens mit zu ihrer Zerſtörung, wälzte die Trümmern fort, und bildete zu gleicher Zeit ſecundariſche Anhäufungen, an welchen wir ſein Werk nicht verkennen können.

Wenn ſich alſo auch die Hydroſtatik und Geographie allen den Syſtemen nicht entgegen ſetzten, in welchen man unſere feſten Länder durch **langſame Operationen des Meers**, aus den Waſſern hervorziehen will, ſo würde ihnen ſchon die Naturgeſchichte allein widerſprechen. Die jetzigen trocknen Länder ſind ganz gewiß unter den Waſſern geweſen, aber ſie ſind keine **Erdanſetzungen (atterriſſemens)** des Meers, d. i. Materien, die nach und nach durch die Bewegungen des Meers ſelbſt aus den Waſſern hervorgeſtiegen ſind. Feſte Länder, die ſo gebildet wären (wenn ſie ſo gebildet ſeyn könnten) würden eine Geſtalt haben, die mit ihrer Urſache in Verbindung ſtünde. Ich wiederhole es; **an dem Werke erkennet man den Werkmeiſter.** Eine jede **Erdanfluthung** enthüllt ihre Urſach; und wenn unſere feſten Länder auf dieſe Weiſe aus dem Meere hervorgeſtiegen wären, ſo würden wir allenthalben finden, daß ſie aus Schichten beſtünden, die nach und nach übereinander gelegt wären: dieſe Schichten würden eben ſeyn, wenigſtens ohne Berge; und es würde weiter keine Thäler geben, als ſolche, die ſeit ihrer Entblöſſung durch die Continentalwaſſer ausgehölet worden wären. Dieſe Schichten würden auch allenthalben nach demjenigen Meere zu abhängig ſeyn, das ſie gebildet hätte, und ſie würden mit den Ueberbleibſeln eben der Seethiere angefüllt ſeyn, die wir noch jetzt an ihren Ufern leben ſehen. Welche Beziehung findet aber zwiſchen dieſen nothwendigen Karakteren der **Erdanfluthungen** und unſern verſchiedenen Klaſſen von Bergen, Hügeln und Ebenen ſtatt?

Noch ein neuer Karakter der **Erdanfluthungen**, oder **feſter Länder**, die durch eine ſucceſſive Bildung aus dem Meere hervorgezogen worden, ſey dieſes, daß die Seekörper, die ſie enthielten, den Seekörpern derjenigen Meere, aus welchen dieſe feſten Länder hervorgeſtiegen wären,

ren, ähnlich ſeyn müßten. Allein es iſt mehr als zu bekannt, daß ſich dieſes aus der Vergleichung der natürlichen und foſſiliſchen Seekörper keinesweges ergiebt.

E—d.

VI.

Anekdoten.

Merkwürdige Reden der Morgenländer *).

Ein Mahomedaner fragte Aiſcheh, eine von Mahomets Weibern, um Rath, wie er ſein Betragen einrichten und ſeinen Wandel führen ſollte? Aiſcheh antwortete: erkenne Einen Gott, zähme deine Zunge, bändige deinen Zorn, ſtrebe nach Kenntniſſen, bleibe feſt bey deiner Religion, enthalte dich, Böſes zu thun, ſuche den Umgang der Guten, verhülle die Fehler deines Nächſten, hilf den Armen durch Allmoſen und erwarte die Ewigkeit zur Belohnung.

Hormuzan, perſiſcher Statthalter von Schuſchter, der Hauptſtadt von Khuziſten, fochte ſiebenzigmal mit den Arabern, als ſie das Königreich Perſien einnahmen, aber endlich machten ihn die Araber zum Gefangenen, und brachten ihn vor Omar, welcher ihn hinzurichten befahl. Ehe dieſes Urtheil vollzogen wurde, verlangte Hormuzan zu trinken, allein die Furcht vor dem Tode hatte ihn ſo ſehr eingenommen, daß er nicht im Stande war, das Waſſer zu trinken, das ihm gereicht wurde. Omar redete ihm

zu,

---

*) Aus dem vierten Bande der neuen Ausgabe, der Bibliotheque orientale von Herbelot. Der Sammler iſt Galand. A – d.

zu, ſich zu faſſen, und daß er, ſo lange er nicht getrunken, nichts zu fürchten habe; da er aber ſah, daß er nicht trank, ſo befahl er, ihm den Kopf abzuſchlagen. „Wie? „rief Hormuzan, du haſt mich begnadigt, und hälteſt „dein Wort nicht?“ Omar erſtaunt, fragte ihn, wie er das verſtünde? Hormuzan erwiederte: „Du haſt „geſagt, daß ich nichts zu fürchten haben ſoll, ſo lange „ich nicht getrunken, und ich habe nicht getrunken.“ Alle die zugegen waren, ſagten, daß Hormuzan Recht habe, und Omar ſchenkte ihm das Leben. *)

Ein Sklave des Amru Leits ergriff die Flucht, wurde aber eingehohlt, und der Großweſir des Königs, der ihn haßte, bat den Amru inſtändigſt, dieſen Sklaven, andern zum Beyſpiel, hinrichten zu laſſen. Bey Anhörung dieſer Worte warf ſich der Sklave mit dem Geſichte auf die Erde, vor Amru nieder, und ſagte: alles was deiner Majeſtät über mein Schickſal zu verhängen gefallen wird, wird gut ſeyn; ein Sklave hat nichts gegen den Ausſpruch ſeines Herrn und Meiſters einzuwenden; aber da ich in deinem Pallaſt erzogen und ernähret worden bin, ſo wünſchte ich, aus Erkenntlichkeit, daß du am Tage des Gerichts mein Blut nicht verantworten müſſeſt. Wenn du mich alſo tödten laſſen willſt, ſo thue es wenigſtens unter einem gerechten Vorwand. — „Und unter welchem?“ fragte Amru. Erlaube, erwiederte der Sklave, daß ich den Großweſir tödten darf, und laß mich nachher umbringen, um ſeinen Mord zu rächen, ſo thuſt du es mit Recht. Amru lachte über den Einfall des Sklaven, und fragte den Weſir, was er davon dächte? der Weſir antwortete: ich bitte dich, dieſen Unglücklichen zu begnadigen, denn

---

*) Dieſer Hormuzan ward in der Folge einer von Omars Mördern.

er könnte mich ſelbſt unglücklich machen. Es iſt mein eigener Fehler; ich überlegte nicht, daß wenn man jemand tödten will, man nicht weniger ausgeſetzt iſt, getödtet zu werden, als er.

Man brachte vor dem Kaliſen Harun Erreſchid einen Menſchen, der ſich für einen Propheten ausgab; der Kaliſe hielt den vermeintlichen Propheten beym erſten Anblick für verrückt, und berathſchlagte mit ſeinen Aerzten, was mit ihm anzufangen ſey? die Aerzte waren einſtimmig der Meinung, daß blos die ſchlechten Nahrungsmittel ſein Gehirn in dieſem Zuſtand verſetzt hätten, und daß ausgeſuchtere und beſſere Speiſen, ihn heilen würden; der Kaliſe befahl hierauf, ihn vierzig Tage lang aus ſeiner Küche auf das Beſte zu bewirthen. Nach Verlauf dieſer Zeit ließ er ihn zu ſich fodern, und fragte ihn, ob er noch Prophet ſey, und was ihm der Engel Gabriel offenbart habe? — Er hat mir offenbart, ſagte der falſche Prophet, daß Gott die außerordentliche Gnade für mich gehabt hat, mich an eine der leckerſten Tafeln zu ſetzen, und daß ſein Wille iſt, daß ich ſie nie verlaſſen ſoll.

Ein Cadi verhörte in Gegenwart ſeines Sultans einen Muſelmann, der Prophet ſeyn wollte, und foderte ihn auf, ſeine Sendung durch ein Wunderwerk zu beweiſen: der Prophet antwortete, ſeine Sendung ſey nicht den mindeſten Zweifel unterworfen, denn er könne Todten auferwecken. „Und wenn du mir nicht glauben willſt, Cadi, fuhr er fort, ſo laß mir einen Säbel geben; ich will dir den Kopf abſchlagen, und ich mache mich anheiſchig, dich wieder aufzuwecken. Der Sultan fragte den Cadi, was er dazu ſage? „Ich ſage, antwortete der Cadi, daß er „Prophet iſt, und daß ich ihm ſein Wunderwerk ſchenke!"

(Die Fortſezung folgt.)

VII. Bio-

VII.
Biographie.

Etwas über Karl Jervas.

Jervas war ein Maler, der zu ſeiner Zeit in großem Ruf ſtand, und jetzt vollkommen vergeſſen iſt. Seine Gemälde, die er hinterlaſſen hat, beweiſen, daß man in England zu Anfang dieſes Jahrhunderts in der Güte der Mahlereyen, nicht ſchwer zu befriedigen war: denn die meiſten dieſer Gemälde gehören unter die mittelmäßigen, und fehlen gleich ſtark gegen Zeichnung, Colorit und Darſtellungskraft. Unterdeſſen wurden ſie bewundert, und ſo fällt es weniger auf, wenn ihr Verfertiger ſich einbildete, ein außerordentlich geſchickter Künſtler zu ſeyn, und ſich in der Folge Anfällen von Ekelkeit überließ, die uns nothwendig äußerſt lächerlich vorkommen müſſen. Er kopirte einsmal ein Gemälde von Titian, und wettete auf den beſſern Erfolg. Er ſelbſt war auch, ſowohl während der Arbeit als nach der Vollendung, feſt überzeugt, daß er nicht allein ſein Original erreicht, ſondern noch übertroffen habe. Er ſtellte letzteres neben ſeine Kopie, betrachtete beyde, und rief mit mitleidigem Lächeln: kleiner, armer Titian.

Was zu Jervas Ruf vielleicht mehr als ſeine Gemälde beytrug, war ſeine Verbindung mit Popen, dem er Zeichnen und Malen gelehrt hatte, und der, aus Dankbarkeit, gut genug war, ſeine Talente zu loben, und ſie in ſeinen Verſen zu verewigen. Man findet dort öfters ſeinen Namen neben Lady **Bridgwater** ihrem, einer der ſchönſten Damen ihres Zeitalters. Der Maler, dem aufgetragen wurde, ihr Bildniß zu verfertigen, ſah ſie mit andern als Künſtler-Augen an, und wurde unſterblich in ſie verliebet. Seine Einbildungskraft war von den Zügen dieſes ſchönen Kopfs ſo voll, daß ſie ſich auf allen ſeinen Gemälden, und ſogar in allen ſeinen Porträts wiederfanden, wo manches Frauenzimmer durch die unvermuthete Gleichheit mit Lady **Bridgwater** auf das ſchmeichelhafteſte überraſcht wurde. Seine Liebe ſiegte unterdeſſen über ſeine Eitelkeit nicht, die ſich, ſogar in Gegenwart der Geliebten, mehr als einmal offenbarte. Als er ſie eines Tages malte, hielt er inne, und ſprach von ihren Reizen mit aller Begeiſterung eines Liebhabers, unterdeſſen, fuhr er fort, muß ich Ihnen doch geſtehn, Sie haben kein ſchönes Ohr! — „Ich bitte Sie, antwortete die Dame, zeigen Sie mir einmal ein ſchönes Ohr.“ — Hier! ſagte **Jervas**, indem er die Perucke wegſchob, und ihr das ſeinige wies.

Sein Ruf erwarb ihm eine ſehr vortheilhafte Heyrath. Eine junge und reiche Wittwe gab ihm ihre Hand, mit einem Vermögen von 2000 Pfund Sterling. Er ſtarb 1740.

Jervas größte Stärke beſtand im Porträt; er hat ihrer eine ungeheure Menge gemalt. Aber zum Unglück iſt dies ein Talent, das ſeinen Meiſter keinen dauerhaften Ruf hinterläßt. Gewöhnlich ſind Produkte der Art, ſchon in der Generation vergeſſen, in der ſie gemacht wurden. Wir hängen in unſern Zimmern unſre eigene Bildniſſe auf; unſre Kinder hängen nach uns die ihrigen dafür hin; ihre Nachkommen thun desgleichen; einige Zeit hebt man noch die Porträts von Vater und Mutter auf; aber die Großväterlichen werden auf die Güter und Gänge verwieſen, und häufen ſich endlich die Antiken von der Art gar zu ſehr, ſo ſteckt man ſie in Rumpelkammern, wo Maler und Vorfahren in gänzlicher Vergeſſenheit ruhn.

VIII.
Romane.

San Pietro und Vanina *).

San Pietro war von Geburt ein Corſe; ſein Vaterland ſeufzte unter der Herrſchaft der Genueſer, denn die Genueſer waren nur ſeine Tyrannen. Schon mit der Milch ſogen die Corſen den tödlichſten Haß gegen ihre Gebieter ein. Auch San Pietro, der Sohn eines Soldaten, ohne Vorzüge des Glücks oder glänzender Güter, hatte in ſeiner zarteſten Kindheit geſchworen, ſein Vaterland zu befreyen, und die Waffen gegen die Genueſer ergriffen, ſobald er ſie nur führen konnte. Sein Haß und ſein Muth machten ihn zum Schrecken der Feinde. Das Gerüchte ſeiner Thaten flog weit umher. Die Damen jener Zeit liebten kühne Handlungen, und reichten gern ihre Hand dem glücklichen Sieger. Vanina Ornano, die reiche Erbin und Tochter des corſiſchen Vice-Königs, liebte den San Pietro. „Tapferer San Pietro, ſchrieb ſie ihm, wenn du ſo gefühlvoll als brav biſt, ſo muß dich die Belohnung ſchmeicheln, die ich dir anbiete. Das gemeine Weſen kann nur Lorbeern dem Befreyer geben. Wenn man ein Herz hat, ſo fühlt man, daß Lorbeern nicht genug ſind. Du kennſt meinen Namen und Stand; ein Held verachtet ſie.“ — Geh, Joſepho, ſagte ſie zu ihrem Bedienten, ſuche den Tapferſten der Tapfern auf; gieb

---

*) Der Schluß von Konradin in der 3ten Nummer.

ihm dieſes Briefſchen. Muß ich dir ihn erſt nennen? San Pietro!

Joſepho brachte den Brief nicht an San Pietro; er lief zu einem Onkel der Vanina, und ſagte ihm alles. Den Onkel wurmte es, daß ſeine Nichte ſich ſo wegwerfen wollte; er behielt den Brief, und gab ihn ſelbſt der Vanina zurück. — „Das Billet iſt nicht an mich, „und ich bring es dir wieder. Ich las es und erröthete. „Vanina, du willſt einen Soldaten heyrathen?“ — „Was liegt an ſeiner Geburt; iſt er es nicht, der die „Republick rächte, und tapferer iſt, als ihr alle?“ — „Aber bedenke dich, welcher weite Abſtand von dir zu „ihm?“ — „Er iſt unermeßlich mein Onkel; aber alle „Höhe iſt auf der Seite deſſen, der durch ſein Genie „ſich jenſeits der niedrigen unbekannten Gränzlinie ſchwang, „worunter ihn das Schickſal gefangen hielt. San Pie„tro iſt größer als ich. Er iſt es, der mich ehrt, wenn „er mich heyrathet.“ — „Und was werden die Leute „ſagen?“ — „Sie werden ſagen; Vanina wußte, was „ein großer Mann werth war.“ — „Nein, niemals „gebe ich dieſe erniedrigende Verbindung zu.“ — „So „wird euch San Pietro zu zwingen wiſſen. Joſepho! „ich verzeihe dir deine erſte Unbeſonnenheit; eine zweyte „koſtet dir das Leben. Bringe dieſes Billet, ſo erbro„chen wie es iſt, zu San Pietro.“

Der Krieger erhielt das Billet. Er kannte Vanina; ſie war ſchön; der Antrag ihrer Hand ſchmeichelte ihn. Er antwortete: „ſchöne Dame, dein Vorſchlag „gefällt mir; in acht Tagen bin ich dein Mann: in „acht Tagen hoffe ich dich mehr zu lieben als jezt. „Dieſen Abend wirſt du mich zu deinen Füſſen ſehn. — „Dein Brief war erbrochen.“

Den Abend begab er ſich in dem Pallaſt der Vanina; ſie erwartete ihn in ihrem prächtigſten Kleide, und angethan mit ihrem reichſten Schmuck. San Pietro kam in ſeiner Alltagstracht. Seine Tapferkeit war ſein Putz; ſein Ruf ſeine Pracht. „Ich komme nicht, ſagte er, um die Sprache der Verliebten, oder der vornehmen Herren zu reden, die um deine Gunſt buhlen: San Pietra hat nichts von dem allen gelernt. Sohn eines Soldaten, Soldat ſelbſt, faſt ſtets auf einem Elemente lebend, das ihn vom Umgang mit den übrigen Menſchen ausſchließt, hat er ſich eine Rauhigkeit angewöhnt, die ſich ſchlecht mit der Liebe verträgt; aber ſieh, hier iſt mein Herz, und ich glaube, du biſt darinn: San Pietro wird dich lieb gewinnen; mein Ruf hat dir das übrige geſagt. Ich weiß nicht, ob ich eines Tages eiferſüchtig ſeyn werde, aber werde ich es je, ſo iſt San Pietro ein Tyger! Prüfe dich nun, und entſcheide!“

Vanina, gleich einer zarten Taube, die ſich vor dem Sperber demüthigt, und ſeine Wildheit durch Sanftmuth zu beſänftigen ſucht. „Was vermag Liebe nicht?“ Dieſe Roman-Maxime war Vaninas Verderben. Sie ſchmeichelte ſich, San Pietros Wildheit zu zähmen; aber die Reizungen der Schönheit vermögen nichts über eine Seele von dieſem Gehalt.

Der Onkel der Vanina wollte ſich öffentlich dieſer Heyrath wiederſetzen. San Pietro verachtete die rechtliche Hülfe. Mit dem Säbel in der Fauſt trat er in das Zimmer des hochmüthigen Verwandten, und warf auf ſeinen Tiſch das Pergament, worauf der Ehecontract geſchrieben ſtand. „Unterſchreib! rief er ihm zu, oder du biſt des Todes!“ Anders wußte San Pietro nie ſeine Angelegenheiten nicht zu endigen. Nun war er der Mann der Vanina, und erfuhr noch denſelben Abend, daß die Genueſiſchen Galeeren vor Corſica erſchienen wären. Sogleich verließ er ſeine Braut, beſtieg ſeine Galeere, und Vanina war Zeuge, wie er ſeine

Matroſen und Soldaten den Eid ſchwören ließ, zu ſtreiten, zu ſiegen oder zu ſterben. So ſegelte er allein gegen viele an. Die Genueſer wurden in die Flucht geſchlagen, und er kehrte ſiegreich, und unter lautem Zujauchzen in dem Hafen zurück. „Frau, ſagte er, „dieſes Freudengeſchrey iſt mehr werth, als das ſchönſte „Feſt, das ich dir nach dem Hochzeit-Banket hätte gegeben können.“

Die Parthey der Genueſer wurde in Corſica immer mächtiger, und San Pietro ſah ſich gezwungen, nach Frankreich zu flüchten. Sein Ruf war vorhergegangen. Der Hof nahm ſeine Dienſte an. Der Hof brauchte damals Männer mit einem Arm von Stahl, und einer Seele von Blut! Vanina folgte ihrem Gemahl. Vanina war ſchön. Unter der Regierung Carls IX. war es mit der Verderbniß der Sitten ſo weit gekommen, daß man nicht ungeſtört ſchön ſeyn durfte. Vanina bekam bald Anbeter. San Pietro wurde es gewahr. „Ich ſchwöre, ſagte er zu ſeiner Gemahlin, „dich auf der Stelle zu ſtrafen, wenn du je deine „Pflicht vergißt; und du, ſchwöre mir, alle die zu nennen, die ohne Ehrfurcht für San Pietro ihre kühnen „Wünſche bis zu dir erheben werden.“ Vanina ſchwur!

Der Duc de Guiſe, der Sohn eines berühmten Vaters, und ſelbſt berühmt, der Freund Catharinens von Medicis, bildete ſich ein, daß die Gemahlin San Pietros die Zahl ſeiner leichten Eroberungen vermehren würde. Er ſchrieb an Vanina. — Lies, was man mir ſchreibt! ſagte ſie zu San Pietre. — „Antworte ihm, „daß er kommen ſoll, daß du ihm dieſe Nacht erwarteſt. Ich, ich will ihn empfangen.“ — Aber, bedenke, daß es der abſcheulichſte Betrug ſeyn würde, und daß die Guiſen mächtig ſind! — „Ich will ihn nicht tödten; ich will ihm nur ein Denkzeichen geben. Dieſer

ſer Hof wimmelt von jungen Leuten, die Margarethen von Valois und ſelbſt die Königin Mutter des Morgens mit dem Mährchen ihrer verliebten Abentheuer beluſtigen. Das Abentheuer dieſer Nacht ſoll Guiſe nicht erzählen! Ich will allen dieſen Jünglingen eine fürchterliche Lehre geben, und bey Guiſen anfangen.“

Der Dûc de Guiſe, ſtolz, von der ſchönen Vanina ein Rendezvous erhalten zu haben; brachte den ganzen Tag damit zu, ſich auf dieſe glückliche Nacht zu putzen. Der Abend kam, und er wurde ſehr geheimnißvoll, und ſo wie er es zu wünſchen geſchienen, in Vaninans Zimmer geführt. Statt Vanina fand er San Pietro, der ihn erwartete. Er ſaß neben einem Tiſch, auf welchem zwey bloße Säbel lagen. Guiſe war tapfer. Die Gegenwart des Mannes verwunderte, aber erſchreckte ihn nicht. — „Ich habe deinen Brief geleſen, junger Menſch, redete ihn San Pietro an, hier iſt er; ich habe ſelbſt die Antwort diktirt. Du haſt mich beleidigt. Hier ſind zwey Säbel; einer iſt für mich!“ — Ich nehme den andern, ſagte der Dûc, und zugleich griff er mit der Hand darnach. Dieſe That überraſchte San Pietro, und lockte ihn ein Lächeln ab. — „Du fürchteſt dich „nicht, junger Menſch?“ — Nein! — „Gut, ich „bin nicht mehr böſe auf dich; wir wollen uns nur „bis auf das erſte Blut ſchlagen.“ — Wie du willſt. — Sie ſchlugen ſich in der That, blos zum Zeitvertreib. Der Dûc wurde zuerſt verwundet, und wollte fortfahren. Du biſt ein Kind, ſagte San Pietro; wir ſind einig geworden, uns nur bis auf das erſte Blut zu ſchlagen, und du gehſt weiter: das möchte gut ſeyn, wenn wir uns haßten; aber jetzt entferne dich, und ſage den Jünglingen des Hofs, daß Vanina ihrem Mann die Sorge überläßt, die Ehre ihres Hauſes zu machen. —

Dieſe Geſchichte kam bald herum, und Vanina hatte keine Anfechtungen mehr zu bekämpfen.

San Pietro leiſtete dem Hof groſſe und wichtige Dienſte, aber ſein Lieblingsentwurf, den Genueſern zu ſchaden, trieb ihn bis nach Conſtantinopel, um den Großherrn zu bewegen, eine Flotte gegen ſie abzuſchicken. Die Republik wußte, was ſie von einem ſo thätigen und wackern Feind zu befürchten hatte. Vaninens Güter waren eingezogen worden; es lag der Republik daran, auch eine Geiſſel zu haben, die ihr vor San Pietro bürge. Vanina erwartete die Rückkehr ihres Mannes zu Marſeille. Die Republik erfuhr es. Sie ſchickte heimlich Abgeordnete ab, die ſie beredeten, in ihr Vaterland zurückzukehren. Man verſprach ihr die Begnadigung ihres Mannes, und die Wiedergabe ihres Vermögens. Die leichtgläubige Vanina glaubte, San Pietro einen Dienſt zu erweiſen, und ſchiffte ſich mit ihren Juwelen und Kindern nach Genua ein. Ein Freund des San Pietro bekam Kundſchaft davon; rüſtete ein Schiff aus, ſetzte ihr nach, und brachte ſie nach Frankreich zurück, wo er ſie dem Parlament von Aix überlieferte, das ſie bewachen ließ.

Nichts glich San Pietro's Wuth, als er bey ſeiner Wiederkunft von Conſtantinopel das Unternehmen ſeiner Frau erfuhr. Ein Bedienter, der um das Komplot gewußt, und ſich ihm nicht widerſetzt hatte, erſtach er mit eigener Hand. Hierauf eilte er nach Aix, und verlangte ſeine Frau zurück. Das Parlament, das alles von ſeiner Wuth befürchtete, weigerte ſich, ſie in ſeine Hände zu geben. Allein Vanina, die den traurigen Ausgang ahndete, aber über alle Furcht erhaben war, beſtand ſelbſt darauf, wieder mit ihrem Mann vereint zu ſeyn. Man konnte es ihr nicht abſchlagen, und ſie reiſten zuſammen nach Marſeille ab.

Als San Pietro in ſein Haus trat, und es ſo leer und ausgeräumt fand, erwachte ſein ganzer Grimm von neuem. Er hielt ſeiner Frau ihren Fehler vor, und ſchwur, daß nur ihr Tod dafür büßen könne. Zugleich befahl er zwey Sklaven, dieſes Urtheil an ihr zu vollziehn. — „Ich unterwerfe mich deinem Ausſpruch, antwortete die zärtliche Vanina, aber ich bitte dich um die letzte Gnade, mich nicht von der Hand dieſer Elenden, ſondern von der Hand des Tapferſten der Männer ſterben zu laſſen, den mich ſeine Unerſchrockenheit zum Gemahl wählen ließ.“ — San Pietro winkte den Sklaven, ſich zu entfernen, warf ſich zu den Füßen ſeiner Gattin, bat ſie in den demüthigſten Ausdrücken um Vergebung, führte die Kinder zu ihr, die ſie umarmte; weinte mit der Unglücklichen über dieſe traurigen Pfänder ihrer Zärtlichkeit, legte ihr den Strick um den Hals, und erdroſſelte ſie.

Er reiſte ſogleich nach Hof, wo die Nachricht von ſeiner ſchrecklichen That ſchon ruchtbar geworden war. Man warnte ihn, ſich ſehn zu laſſen; er that es doch, und erſchien vor dem König. Man mußte ihn anhören. Er ſprach von den Dienſten, die er geleiſtet, den Belohnungen, die er fodern könne; er entblößte ſeine von Wunden narbige Bruſt. „Was liegt dem Könige, ſagte er, „was liegt Frankreich daran, ob San Pietro mit ſeiner „Frau in gutem oder böſem Verſtändniſſe lebt?“ Allen kam ein Grauen an, aber er erhielt ſeine Begnadigung! *)

IX. Miſ-

---

*) Dieſe Geſchichte ſcheint Roman, iſt aber Wahrheit. Ein Sohn dieſes San Pietro, Namens Alphonſo von Ornano, war ſo wild wie ſein Vater. Er tödtete mit eigener Hand ſeine Soldaten, wenn ſie etwas verbrochen hatten. Als einer ſeiner Vettern ſeine Befehle übertrat, und ſo kühn war, vor ihm zu erſcheinen, als er ſpeiſte, ſprang er auf, ſtach ihn nieder, foderte darauf Waſſer, um ſich die Hände zu waſchen, und ſetzte ſich wieder zu Tiſche. R.

IX.

Miſcellanien.

1.

Amor und der Eremit.

Vergieb, o Pſyche, *) daß in Silberhaaren
Ein Greis ſich deiner Jugend naht!
Mein ſchlechtes Kleid in dieſen bunten Schaaren
Verachte nicht — ſieh auf die That.

Jüngſt ſuchte Amor dich in Berg und Hainen,
Und floh bey meiner Hütte hin,
Ich hört' ihn ängſtlich ſeufzen, ſah ihn weinen,
Und bat ihn, nicht vorbey zu fliehn.

Er trat herein in meine kleine Hütte,
Mit Vaterliebe pflegt ich ſein,
Legt Pfeil und Köcher ab auf meine Bitte,
Schien, kummervoll, gebeugt zu ſeyn.

Er fiel auf mein bemooſtes Bette nieder,
Ach, Pſyche, ach! wo biſt du hin?
So ſeufzt er laut, und weinte troſtlos wieder,
Ach, Pſyche, ach! wo biſt du hin?

Uns Alten pflegt das Herz noch hoch zu ſchlagen,
So oft wie Trauerthränen ſehn;

Nun,

---

*) Die Dame, an der dies Gedicht auf einer Redute von einem Amor, den ein Eremit (der Verfaſſer) an die Hand führte, überreicht wurde, iſt unter dieſen Namen von Einem unſrer erſten Dichter beſungen.

Nun, Amor, ſprach ich, höre auf zu klagen,
Noch heute ſollſt du Pſyche ſehn.

Nimm, holde Pſyche, hier aus meinen Händen
Den kleinen Irrenden zurück:
Wenn alle Eremiten Amors fänden,
Wär's Eremit zu ſeyn ein Glück.

2.

Taſtitaſtondo.

Unter dem Titel, le brigandage de la muſique italienne, iſt zu Paris eine kleine Brochüre erſchienen, woraus wir unſern deutſchen Leſern folgende Stelle zur erlaubten Kurzweil ausziehn. „Was verhindert, daß eine Nation nicht ſingt, wie eine andre, iſt der Unterſchied des Accents oder Dialects, den die Natur jeder Nation verſchieden gegeben hat. Es iſt hier nicht die Rede vom grammaticaliſchen Accent, ſondern von dem Geſang, den jeder ſingt, wenn er ſpricht. Sonderlich im Schmerz, Zorn, Freude, welches die drey groſſen Arietten des Geſangs ſind, iſt dieſer Unterſchied merklich. Der redende Schmerz eines Franzoſen hat faſt nichts Trauriges; des Deutſchen ſeiner iſt pflegmatiſch, des Engländers ſeiner finſter, des Italieners, wüthend. Eben ſo geht es mit den erſten Regungen des Zorns, die in Flüchen ausbrechen. Das Taſtitaſtondo des Deutſchen iſt ſchnarrend, und gleich dem Geräuſch des Donners.“ — — Und was iſt dies für ein Wort? werden unſre vaterländiſchen Leſer fragen. Nichts anders, als das: daß dich das Donnerwetter erſchlage! des Pöbels. Iſts aber nicht luſtig, daß ſich jemand zum Richter des Accents aufwirft, und Schlüſſe auf den Karakter einer Nation aus Wörtern macht, die dieſe Nation ſelbſt nicht kennt?

3.

Brief von J. J. Rouſſeau.

Die Präſidentin von Verna, zu Grenoble, ſchrieb an Rouſſeau, als ſie hörte, daß er in die Dauphiné gekommen ſey, um Kräuter zu ſuchen, und bot ihm ihr Schloß zum Aufenthalt an. Hier iſt Rouſſeaus Antwort; das Original iſt erſt im Julius des gegenwärtigen Jahres zu Paris in einem öffentlichen Blatte gedruckt worden.

Bourgoin den 2. December 1768.

Laſſen Sie uns, Madame, ich bitte Sie, die Bücher und ihre Autoren bey Seite ſetzen. Ich bin von Ihrer verbindlichen Einladung ſo gerührt, daß wenn mir meine Geſundheit erlaubte, um dieſe Jahreszeit Reiſen zum Vergnügen zu thun, ich herzlich gern eine machen würde, um Ihnen zu danken. Was Sie mir, Madame, von den Teichen und Bergen Ihrer Gegend zu ſagen die Gütigkeit haben, würde mein Verlangen noch mehr reizen, aber nicht ſein erſter Bewegungsgrund ſeyn. Die Balmer Höhle ſoll in Ihrer Nachbarſchaft ſeyn; das wäre wieder ein Gegenſtand des Spatziergangs, und ſogar der Wohnung, wenn ich mir eine anlegen könnte, der Schurken und Fledermäuſe nicht zu nahe kämen. Was das Studium der Pflanzen betrift, ſo erlauben Sie, Madame, daß ich es als Naturforſcher und nicht als Apotheker treiben darf: denn, auſſer daß ich nur einen ſehr mittelmäßigen Glauben an der Arzeneykunſt habe, ſo kenne ich den Bau der Pflanzen auf das

Wort der Natur, die nicht lügt, und ihre medicinischen Tugenden nur auf das Wort der Menſchen, die Lügner ſind. Ich bin nicht bey Laune, ihnen auf ihr Wort zu glauben, oder im Stand, es verificiren zu können. Ich, meines Theils, ſehe alſo lieber in dem Schmelz der Wieſen Blumenkränze für Schäferinnen, als Kräuter zu Klyſtiren. Möchte ich doch, Madame, ſobald der Frühling das Grün wieder bringt, in Ihren Kantons Herboriſirungen anſtellen können, die nicht anders als reichlich und glänzend ſeyn werden, wenn ich von den Blumen, die Ihrer Feder entfallen, auf die ſchlieſſen ſoll, die um Ihnen her entſtehn müſſen. Empfangen Sie, Madam ꝛc. ꝛc.

War unterzeichnet: Renou.

Jedermann weiß, daß Rouſſeau dieſen Namen bey ſeinem Aufenthalt in der Dauphiné annahm. — Ich ergreife dieſe Gelegenheit, aus authentiſchen Quellen zu verſichern, daß das Buch, Rouſſeau juge de J. J. Rouſſeau, über deſſen Aechtheit ſo viel geſtritten wurde, wirklich Rouſſeaus Arbeit und Handſchrift iſt.

X.

Fragmente.

Vacant.

XI.

Auszüge aus den neueſten periodiſchen Blättern von Paris.

(Beſchluß des Lebens des Torré.) Voll Kummer über ſeine fruchtloſe Nachforſchungen kehrte er nach Paris zurück, und erfand eine ganz neue Art von Schauſpiel. Ganz Paris ſah mit eben ſo großem Vergnügen als Erſtaunen die Schmiede des Vulkans, die er aux boulevards du Temple gab. Allein ſein Magazin ging kurz darauf im Feuer auf, und da verſchiedne Häuſer der Nachbarſchaft beſchädigt wurden, ſo legte ſich die Polizey dazwiſchen, und verbot ihm, fortzufahren. Er fand in ſeinem Erfindungsgeiſte eine neue Hülfe; das Vauxhall, welches das Londner weit übertraf. Es war für ihn ein neuer Stein der Weiſen, den er gefunden hatte; allein der Neid zerſtörte ſeine Entwürfe; die Eigenthümer des Coliſeums brachten es ſo weit, daß ihm die Fortſetzung des Vauxhalls, das ſich zu ihnen wie die Venus des Praxiteles zu dem Koloß von Rhodus verhielt, unterſagt wurde. So ruinirte man, mit einem Streich, dieſen geſchickten Künſtler und dreißig Familien, die ihr Vermögen in dieſes Unternehmen geſteckt hatten. Torré ging nach England, wo man ihm Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Bald war das Coliſſeum ſelbſt genöthigt, ihn zurückzurufen, damit er dieſem weitläuftigen; ächtkoloſſaliſchen Unternehmen wieder aufhelfen möchte. Aber da man ihm, aus Filzigkeit, ſeine prächtigſten Entwürfe beſchneiden wollte, dankte er ab. Seine Stärke in der

Feuerwerkerey iſt weltkundig, und war ſonder Gleichen. Noch vermiſſen die Großen ſein Talent, in Vervielfachung und Anordnung eines Feſtes. Eine Arbeit verdrängte bey ihm die andre. In ſeinen Ruheſtunden verfertigte er vortrefliche Baro- und Thermometer, die noch die Zierde der Sammlungen von dieſer Art ſind. Er war es, der in dem letzten Kriege der Franzoſen mit den Engländern ein Feuer erfand, das eben ſo wirkſam und ſchrecklich wie jenes berufene griechiſche Feuer war, und die feindlichen Schiffe in einer gewiſſen Entfernung verbrannte. Die franzöſiſche Regierung ließ es durch den Grafen von H** prüfen, und die Probe ſchlug ſehr gut aus, aber zur Ehre der Menſchheit, und zu Beruhigung des Torré, den ſeine Erfindung wegen ihrer ſchrecklichen Folgen ſchon zu reuen anfing, wurde ſie zwar gelobt, aber nicht gebraucht. Torré vereinigte mit ſeinen großen Talenten bewährte Rechtſchaffenheit und ein gefühlvolles Herz. Er kam der Dürftigkeit des Nächſten in ihren Bedrängniſſen zuvor, und konnte nicht ohne Rührung die Erzählung eines Unglücks oder der Noth anderer anhören. Er war ſo weich, daß er nicht einmal die Vorſtellung eines heftigen Trauerſpiels auszuhalten vermogte; ſeine Seele litte bey dem Anblick von fremden Schmerz, noch mehr bey den Schmerzen ſeiner Freunde. Er war die Stütze und der Stolz ſeiner Eltern und Familie; ihre Briefe, die man nach ſeinem Tode fand, ſind ſo viel redende und rühmliche Beweiſe davon. Er gönnte ſeinen Freunden und Gönnern das Vergnügen nicht, ihm unentgeldlich zu dienen. Die kleinſte Gefälligkeit, die man ihm erwies, wurde von ſeiner Seite durch ein Wetterglas von ſeiner Arbeit, oder einer andern Seltenheit, und eine lebenslängliche Erkenntlichkeit vergolten. Eine liebenswürdige Frau, die Theilnehmerin ſeiner Widerwärtigkeiten, feſſelte ihn an ein Leben, das ihm nur durch Leiden merkwürdig geworden war. Als ſie ſtarb, folgte er ihr bald, an einem Aſthma, nach der Frucht ſeiner Arbeiten. Er ſtarb den 30. April 1780. Er hinterläßt eine einzige Tochter.

Dank dem menſchenfreundlichen franzöſiſchen Arzte! der durch ſeine Beobachtungen entdeckt hat, daß das Gehör von allen Sinnen derjenige iſt, der zuletzt ſtirbt, und der alſo daraus gefolgert hat, daß man einen Sterbenden ſchonen, nicht Geſpräche, die ihn kränken müſſen, in ſeiner Gegenwart führen, oder ihn der Unbehutſamkeit des Geſindes Preis geben ſoll, wie dieſes nur zu oft geſchieht. Ein Franzoſe hat bey dieſer Gelegenheit ſein eignes Beyſpiel in einem öffentlichen Blatte angeführt. „Ich habe ſelbſt, ſagt er, die Erfahrung davon gemacht; ich befand mich in einem Zuſtande, wo jedermann an meinem Aufkommen zweifelte. Ich ſah nicht mehr, ich ſprach nicht mehr, aber ich hörte noch, und ich litte nicht ſo wohl an den Schmerzen meiner Krankheit, als durch die Reden, die ich um mich herum führen hörte.“

Schreiben über die Hatze oder Thier-Gefechte.

Paris den 16. April 1781. „Seit 15 Jahren, daß ich in dieſer Hauptſtadt wohne, hatte ich noch nichts von dem geſehn, was man Thier-Gefechte nennt. Die Neugier trieb mich endlich zu dem Ort hin, wo das Volk ſich an dieſem wilden Schauſpiel weidet; ich wollte mich mit meinen Augen von der Natur dieſes Algonguiniſchen Trauerſpiels überzeugen. Ich habe bisher geglaubt, daß der Zweck von jedem Schauſpiel, es habe Namen wie es wolle, darinn beſtehe, zu belehren, zu beluſtigen, oder aufzuheitern. Aber ich ſehe weder den Nutzen noch das Angenehme von dieſem ein. Giebt es ein grauſameres Vergnügen als das, einen alten Stier, den der Hunger ausgemergelt, und das Alter feindliebend gemacht hat, Menſchen Preis gegeben zu ſehn, die ſich bemühen, ihm Pfeile mit Feuerwerken in den Leib zu ſtoſſen, und ihn mit Petarden und andern Kunſtfeuer zu umringen, als ob ſie ihn lebendig verbrennen wollten? und die, nach dieſen erſtern Graden der Folter, ein Dutzend Hunde an ihn hetzen, die ihm Stück für Stück, unter dem Gebrülle des Schmerzes und dem Geheule des Todes, zerreiſſen? Was mich aber noch mehr wunderte, war, daß ich im Amphitheater Perſonen von jedem Geſchlecht, Stand und Alter, kurz, was man „die gute Geſellſchaft“ nennt, und ſogar Kinder fand! Man wird mir vielleicht einwenden, daß dieſes Schauſpiel ein Bild der Jagd ſey; aber ich antworte darauf, daß die Jagd ihren großen Nutzen hat, daß ſie uns von Thieren befreyt, die unſre Felder verwüſten würden, wenn man ſie zu ſehr anwachſen ließe, und Ueberfluß und Mannichfaltigkeit auf unſern Tafeln verbreitet; daß ſie ferner für die Geſundheit ſtarker Leibesconſtitutionen eine nöthige und unumgängliche Beſchäftigung iſt. Aber was paßt von allen dieſem auf die Thier-Gefechte? die ſind zu weiter nichts gut, als die köſtlichſte Gabe, die wir von Mutter Natur empfangen haben, das Gefühl abzuſtumpfen: denn nichts iſt ausgemachter, als daß ſich der gefühlvolle Antheil durch die Gewohnheit ſchrecklicher Anblicke verliert. Wenn das Unglück der Menſchheit wollte, daß die Hinrichtungen häufiger wären, ſo würde das Volk die Miſſethäter mit eben der Gleichgültigkeit zum Tode wandern ſehn, mit der es ein Leichenbegängniß vorbeyziehn ſieht. — „Der Menſch kann ſich mit Thieren beluſtigen, weil ſeine Geſchicklichkeit ihm eine unumſchränkte Gewalt über ſie einräumt, aber wahrhaftig nicht, indem er ſie von einander zerfleiſchen läßt.“ — Wir ſetzen zu den Wahrheiten, die dieſes Schreiben enthält, nur noch eine andre hinzu, die nemlich, daß der Menſch, der mit Thieren am grauſamſten verfährt, und ſich am liebſten und willigſten an ihrer Marter ergötzt, gemeiniglich vis-à-vis von einem Manne von Herz, die feigſte Memme auf Gottes Erdboden iſt.

Aus einer Chronik von 1780. Bon-mot vom Marſchall von Richelieu. Jemand, der ihm beym Ankleiden beſucht, ſieht ſeine beyden Uhren auf dem Kamin liegen, nimmt ſie in die Hand, bewundert ihre Arbeit, ihre Koſtbarkeit, und indem er ſie ſo hält, befürchtet er die eine fallen zu laſſen, will ſie halten, und beyde fallen darüber auf die Erde. Erſchrocken, macht er dem Marſchall tauſend Entſchuldigungen über ſeine Unvorſichtigkeit: „Warum? antwortet dieſer; ſie ſind noch niemals ſo gut überein gegangen!“ ... Madam Denis, die Nichte des großen Voltaire, hat einen gewiſſen Düvivier geheyrathet, der anfangs Soldat, dann Kopiſte, Sekretair, und endlich Commiſſaire des guerres des Maréchaux de France wurde. Er hat 15 bis 20000 Livres Renten, und konnte alſo ledig bleiben, wenn er gewollt, oder ihn nicht die Voltairſche Erbſchaft gereitzt hätte. Madam Denis iſt 68 Jahre alt, häßlich, unförmlich dick und ungeſund. Sie hofte lange auf ihres Onkels Tod, um Herrin ſeines Vermögens und ihrer Handlungen zu werden. Nun ſie es geworden iſt, nimmt ſie dem Düvivier, der 58 Jahr alt, und an dem einen Arm gelähmt iſt, der ihn nach einem Fall übel eingerichtet wurde. Er hat ſchon die ganze Lebensart ſeiner Frau umgeſchmolzen, und niemand beklagt ſie.... Ein gewiſſer Düvaudire zu Paris, war auf ſein rothes Ordensband ſo ſtolz, daß er

darum

darinn geſtorben iſt. Er legte es nie von ſich; er trugs im Bette, auf der Jagd, und ſogar im Bade. Er hatte ſich zu dem letztern Gebrauch eins auf Blech malen laſſen.... Ludwig XVI. wünſchte dem Marſchall von Richelieu Glück zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit; „denn Sie ſind nicht mehr jung, ſetzte der König hinzu, Sie haben drey Jahrhunderte geſehn!“ — „Nicht ganz, Sire!“ antwortete der Marſchall. — „Wenigſtens doch drey Regierungen: Und was halten Sie von dieſen dreyen?“ — „Sire, unter Ludwig XIV. wagte man nicht ein Wort zu ſagen; unter Ludwig XV. ſprach man ganz ſachte; unter Eurer Majeſtät ſpricht man ganz laut!“ .... Auf dem Theater des Variétés wurde die erſte Vorſtellung des Gage touché gegeben. Schon im Anfang nahm das Publikum das Stück ſehr übel auf, zuletzt wurde es ausgepfiffen, und man rief, zum Spott, den Verfaſſer heraus. Dieſer, der in dem Flügel war, ergriff ſeine Parthie auf der Stelle, und trat hervor: „Meine Herren, ſagte er zu den Zuſchauern, Sie verlangen den Verfaſſer, hier iſt er; Ich habe das Glück gehabt, Sie durch Sprichwörter zu beluſtigen; Bilden Sie ſich ein, daß das heutige Stück eins wäre; man muß die Rechnung nicht ohne den Wirth machen!“ Er bückte ſich, das Publikum applaudirte, und das Stück erhielt nun den größten Beyfall. ... Die Gräfin von Beauharnois, die Verfaſſerin der Stephanie, (von der wir auch eine deutſche Ueberſetzung haben,) und des Abailard ſuppoſé, hat ihren neuen artigen Roman, l'aveugle par amour, der verſtorbenen Madame de la Fayette, (In den neueſten Bänden der Bibliothek der Romane findet man die Zergliederung ihrer Werke.) durch eine Epiſtel zugeeignet, die ſich vor dem Aveugle par amour befindet. Der Ritter von Cubieres hat im

Namen der la Fayette, durch nachfolgende Verſe geantwortet, die unter den günſtigſten Einflüſſen der neun Schweſtern empfangen zu ſeyn ſcheinen.

Des champs Eliſiens le premier des calendes de Juin, l'an 666999781, du regne de Pluton.

Le ſéjour le plus gracieux
N'eſt pas toujours le plus aimable,
Souvent trop de bonheur accable,
L'ennui même habite les cieux,
Cette maladie incurable
Pénétroit juſques dans ces lieux
Et de ſon ſommeil redoutable
Commençoit à fermer nos yeux.
Un aveugle, (non pas le vôtre)
Mais ce fripon, ce bon apôtre,
Connu par les plus jolis tours,
En un mot, l'aîné des amours,
L'enfant, qu'à Cithere on adore,
Arrive en ce ſéjour charmant,
Et tel que le Dieu d'Epidaure,
De cet ennui qui nous devore,
Nous promet le ſoulagement.
Il me prie, avec un ſourire,
De lui détacher ſon bandeau,
Je le détache & ſans mot dire
Il nous lit un roman nouveau,
Celui que vous venés d'écrire,
A la lueur de ſon flambeau,
Et que déja Paris admire.

Toutes les ombres à l'inſtant,
Que ce Dieu rendit malheureuſes,
Toutes ces ombres ſi fameuſes
Par leur amour tendre & conſtant,
Toutes en cercle ſe rangerent,
Et pêle-mêle ſe preſſerent
Autour du ſouverain des cœurs;
Bientôt ſur le ſort d'Eugénie, *)
Elles répandirent des pleurs,
Et de vos pinceaux enchanteurs,
Louerent ſur-tout la magie.
Sapho diſoit, en ſoupirant,
„On ne ſauroit peindre mieux qu'elle
„Les preſtiges de cet enfant,
„Qui ſubjugue la plus rebelle,
„Son art, du mien eſt triomphant.“
D'Abailard l'amante emportée,
Crut revivre dans vos tableaux,
Et vous ſuſpendites les maux
Que ſouffroit ſon ame agitée.
Un plus vieil aveugle à ſon tour,
Homere vous rendit les armes,
Et de ſes yeux, privés du jour,
Tomberent même quelques larmes.
Les Deſmarets, les Scuderis,
Dont vous rappellés la mémoire,
Reſterent confus & ſurpris,
Et vous céderent la victoire,
Quoiqu'ils aiment fort leurs écrits.

Que

*) Principal perſonnage de *l'aveugle par amour.*

Que dis-je? ils briſerent leurs plumes,
Et dans le milieu du Lethé,
Soudain l'un & l'autre irrité,
Jetta ſes énormes volûmes,
Adieu leur immortalité:
D'abord leurs feuilles vagabondes,
Du fleuve ſuivirent le cours,
Mais bientôt au fond de ſes ondes,
Il les engloutit pour toujours.
Pour moi, ſûre que des amours
La troupe vous ſera fidele,
Je ne penſe pas que Nemours
L'emporte jamais ſur d'Olmelle,
Entre vos mains il eſt reſté
Mon taliſman incomparable,
Vous ſeule, enchantereſſe aimable,
Vous ſeule en avez hérité.
Mais revenons. Le Dieu lui-même,
Le petit lecteur emplumé,
De ce joli roman que j'aime
Autant que nous parut charmé.
Lorsqu'il eût fini ſa lecture,
Ce Dieu, maître de la nature,
S'écria: „Ce roman nouveau
„M'a plus touché que tous les vôtres,
„Ah, remettez moi mon bandeau,
„Je ne veux plus en lire d'autres.“

No. 3.

Olla Potrida.

1781.

Drittes Stück.

Berlin
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalt.

Gedichte.

Dramatiſche Aufſätze.

Mehr als Grosmuth. Sch[illegible]
Geſang.

Auszüge.

Abdruck der Beſchreibung [illegible] bergs aus Hirſchfelds [illegible] Theorie der Gartenkunſt 4ter Theil.

Abhandlungen und vermiſchte [illegible]

1. Schreiben des Lords Fall[illegible] an den Verfaſſer des Zuſchauers.
2. Tiſchgebräuche verſchiedener Völker.
3. Vom Urſprung der Karten[illegible]

Naturgeſchichte.

Der Mango[illegible]

Seite

[illegible] Polens [illegible] 75.

Biographie.

Bruder Côme. 77.

Romane.

Konradin. (Beſchluß.) 81.

Miſcellanien.

1. Fragmente [illegible] Geſchichte der Sitten, häuslichen Gebräuche und Bedürfniſſe: von R—d. (Vierte Fortſetzung.) 94.

2. Aus der Sprache der Brachmanen. 101.

Fragmente.

1. Aus [illegible] Briefen eines Reiſenden über [illegible]wärtigen Zuſtand von [illegible] 102.

2. Ueber [illegible] Sinapius [illegible]männiſchen Helden.) 111.

Nachtrag zu den Miſcellanien.

1. Die Geſchichte des Saddigs. 123.

2. Schreiben einer alten Ehefrau an eine junge Empfindſame. 130.

3. Der Mann ohne Charakter. 135.

4. Die Welt aus dem Geſichtspunkte des Miſanthropen.

5. Warum ſind viele Prediger Theaterfeinde?

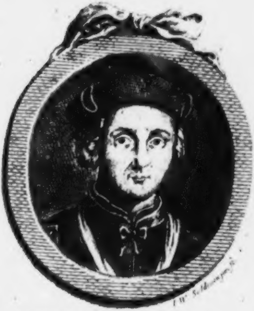
Bruchſtücke aus dem berühmten Tableau de Paris.

* * *

Olla Potrida.

1781.

Drittes Stück.



JACOB TRIVULZIO.
Geſt. 1518.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

I.
Gedichte.

1.
Freundſchaft und Liebe.

Nah verknüpfet, nah verwebet,
Iſt der Lieb' und Freundſchaft Band;
Stets von Einem Hauch durchlebet,
Stets von Einem Geiſt belebet,
Wandeln ſie oft Hand in Hand.

Schnell, wie Blitze ſich entzünden,
Iſt der Beyden kühner Flug;
Herzen ſuchen, Herzen finden,
Und auf ewig ſich verbinden,
Iſt ein Augenblick genug.

Sonder Hülle, ſonder Schleyer,
Strebt die Freundſchaft ſtolz empor;

Offen flammt ihr göttlich Feuer,
Offen tönt ihr jede Leyer,
Und bereitet Seelen vor.

Ach, verſchämt umher zu ſchleichen,
Iſt allein der Liebe Pflicht;
Kühnheit wird bey ihr zum Feigen:
Soll ſie reden? ſoll ſie ſchweigen?
Dieſes weiß die Arme nicht.

Ihrer Pein ſich zu entziehen
Wendet ſie beſtürzt den Schritt;
Sucht aus der Gefahr zu fliehen:
Aber, thörigtes Bemühen!
Das geliebte Bild flieht mit.

Oft nimmt dann in ihren Plagen
Sich ihr Schweſter Freundſchaft an;
Hilft ihr einen Entſchluß wagen,
Hilft ihr, blöd' und ſchüchtern, fragen,
Ob ſie hoffen darf und kann?

K — d.

2.

An Herrn Gleim.

(Nachdem ich ſein Gedicht: „Schwer und Leicht"
im Voſſiſchen Allmanach für 1781 geleſen hatte.)

Ach! Gottes Seegen über Dir,
Du guter alter Mann!
Du griffſt mit Deinem Liede mir
Das Herz im Buſen an.

Ich las, – und las es noch einmal,
Und konnt's ſatt werden nicht.
Da ließen Thränen ohne Zahl
Warm über mein Geſicht.

Gottlob, daß ich kein Biſchof bin,
Kein Pabſt, kein Probſt, kein Abt;
Sonſt hätte meinen Biederſinn
Dein Liedchen nicht gelabt.

Gottlob, ich lieb die grade Straß,
Und bete nicht zum Schein.
Den Weiſen und den Narren laß
Ich ihre Grübeley'n.

Daß Huß aus dieſem Jammerthal
Gieng durch der Henker Hand,
Daß Calas unter Pein und Quaal
Daß Ziel der Tage fand,

Dagegen Pfaffen ſich im Glanz
Von Gold und Purpur bläh'n,
Das kan ich armer Junge ganz
Nun freylich nicht verſtehn.

Doch drüben, wo nicht gilt der Schein,
O Gleim! an Deiner Hand,
Seh ich gewiß einſt klärlich ein,
Was hier ich nicht verſtand.

So will ich bleiben, was ich bin,
Bis einſt ich wandre heim:
Indeſſen laben meinen Sinn
Durch manches Lied von Gleim.

Wagenſeil.

3.

An einige Freunde
bei meinem Abſchied 1772.

Ich wollte wieder hin in mein Vaterland
Hinabziehn, wollt' aus Euern Umarmungen
Mich leiſe winden, wollte ſchweigend
Euch meiner Seele Beklemmung bergen;

Damit nicht etwa eine der Thränen mir
Aus Euerm Biederbuſen herausgeweint,
Die Leiden meiner Seele mehre,
Wenn nun der ſcheidende Zeitpunkt daſteht!

Allein Ihr weint ſchon! und meine Seele kann
Gedanken, die ſie tief aus der Zukunft reißt,
Gedanken, wie des Grabes Dunkel
Schaudernd, nicht halten! — Ich ſeh Euch nicht mehr!

Ich ſeh Euch nicht mehr! — Wellen des Meeres zwar
Beſpülen unſers Vaterlands Fluren nicht;
Doch liegt auf ungeheurer Ebne,
Mehr denn elftauſend der Meilen, Deutſchland.

Und iſt denn Jedem ſicher ſein Loos beſtellt
Wie lang er lebe? — Faßt nicht des Todes Hand
Des Jünglings weiche Silberlocken,
Da er indeſſen des Greiſes Haar ſchont? —

Der, den der Tod ſchont, unter Euch Jünglingen
Ergreif die Harfe, ſing den Geſtorbenen;
Denn ſchön, ha! ſchön iſt der Gedanke,
Jenſeit des Grabes noch fortzuleben!

Jezt

Jetzt aber, Freunde, glüht mir's im Buſen auf;
Noch einmal drückt mich – ſtärker, und ſtärker noch
An Euern Buſen! – dann verlaßt mich! –
Seht mich noch einmal – Ihr ſeht mich nicht mehr!

K — v.

4.

Fragment eines Gedichts an Herrn Schmid (den Verfaſſer der frölichen Gedichte in Halberſtadt).

Auf ein Blatt chineſiſch Papier 1770.

Dich, zartes Blätchen, weich wie Seide,
Die meine holde Chloe ſpinnt,
Dich hat weit über Land und Meere
Ein Genius zu mir gebracht.

Um meinem ſanften Schmid zu ſagen,
Daß ihn ſein Unzer zärtlich liebt –
Zu einem ſchöneren Geſchäfte
War'ſt du in China nicht beſtimmt.

Dir hätte dort ein Mandarine
Vielleicht ſein Siegel aufgedruckt,
Wenn nicht die ſanfte Oberfläche
Ein Spruch des weiſen Fo geziert.

Ja, was noch mehr iſt, Kanghi ſelber
Durch Heldenmuth und Witz berühmt,
Berühmt durch jene feine Scherze,
Die Mezzabarben oft gequält.

Er Chinens würdigſter Beherrſcher,
Er hätte dich vielleicht geküßt,
Wenn dich, als Brief, erfüllt mit Liebe
Sein beſtes Mädchen ihn geſandt.

Und dennoch ſchätz ich dich beglückter,
Wenn Schmid dich mit Empfindung küßt,
Und dann an meine treue Liebe,
An meine ſtille Sehnſucht denkt.

Vom verſtorbenen Unzer.

5.

Freundſchaft.

Ich ſuchte meinen Freund,
Wollt' ihm klagen meine Leiden,
Und fand ihn nicht. — —
Da ging ich bekümmert,
Mit ſchwerem Herzen,
In meine Hütte zurück.

Ich ſuchte meinen Freund,
Wollt' ihm ſagen meine Freuden,
Und fand ihn nicht. — —
Da ward ich ſo traurig,
Als freudig ich vor war,
Und ging und ſchwieg.

Ich ſuchte meinen Freund,
Wollt' ihm ſagen mein Glück,
Und fand ihn todt. — — —
Da verfluucht' ich mein Glück,

Und that einen Schwur:
So lange mein Auge noch Thränen weint,
Zu trauren um dieſen einen Freund,
Denn dieſen einen Freund hatt' ich nur.

C. P. Moritz.

6.

Auf Leſſings Tod.

(Berlin den 24. Februar 1781.)

Er iſt nicht mehr. –
Wer beginnet den Klageton? – –
„Sein Geiſt war eine Feuerflamme,
„Die mit ungewohntem Lichte,
„In die ſtaunenden Seelen,
„Und, mit wunderbarer Wärme,
„In die ſchmelzenden Herzen drang.
„Dieſe Flamme iſt nun verloſchen –
„Für uns verloſchen –
Den Verluſt des Edlen klagen die Edlen,
Und fühlen ihn tief in ihren Seelen,
Wie eine Lücke in der Geiſterwelt –
Wer beginnet den Klageton?
„Von dem Augenblick an,
„Wo dein Liebling, o Natur!
„Sich dem Herzen der Mutter entwand,
„Bis an den Tag ſeines Todes,
„Strömte dein milder Quell
„Nahrung ſeinem Geiſte
„Von allen Seiten zu.
„Und er wuchs, und wurde eine Ceder,
„Die kühn gen Himmel ſtieg,

„Und über alle ihre Schweſtern ragte.
„Dieſe Ceder iſt nun gefallen –
„Für uns gefallen –
Doch nun verſtumme mein Geſang!
Denn die Vertrauten ſeiner Seele,
Die als Jüngling und als Mann ihn kannten,
Die zugleich mit ihm aus den Schranken liefen,
Sie, die Lieblinge ſeines Buſens,
Die bisher der Schmerz nicht reden ließ,
Heben ihr Klagelied an. – –

C. P. Moriz.

7.

An die Freude.

Fragment.

Werd' ich noch deine Züge kennen,
Du wunderſchönes Bild der Luſt?
Kann ich noch deinen Nahmen nennen,
O Freude, die mir unbewußt,
Aufs neu in meinen Buſen ſchleicht
Und mein beklommnes Herz erweicht?

Dich mußt' ich lange, lange miſſen,
Du angenehme Tröſterinn,
Indeſſen floß in Kümmerniſſen
Mein Leben unaufhaltſam hin;
So mancher ſchöne Tag entfloh,
Und ach, ich wurde ſein nicht froh.

Holdſeelge Göttinn, die du Welten
Mit deinem ſanften Strahl beglückſt,
Wie kömmts, daß du ſo wunderſelten
In meine trübe Seele blickſt?
O thuſt du's, weil ich undankbar
Für manche deiner Gaben war?

Denn hab' ich ärmſter viel verbrochen,
Denn oft hat dich mein Herz verſchmäht;
Dafür haſt du dich nun gerochen,
Und nun iſt meine Reu zu ſpät.
Denn dein mitleidig Angeſicht
Lacht länger dem Verworfnen nicht.

Der es mit frecher Stirne wagte,
Dir einen ganzen Frühling lang
Zu fluchen, wenn der Morgen tagte,
Und wenn die Sonne unterſank!
Der deine Rechte von ſich ſtieß,
Die freundlich ihn willkommen hieß – –

C. P. Moritz.

* * *

II.

Dramatiſche Aufſätze.

Mehr als Grosmuth.

Schauſpiel mit Geſang.

Aufgeführt von der Döbbelinſchen Geſellſchaft in Berlin
den 24. Jänner 1781.

Vorerinnerung.

Ein gutes Gelegenheitsgedicht zu verfertigen, iſt ſchwerer, als die meiſten glauben. Der Tage, welchen dergleichen Produkte zum Opfer gebracht werden, ſind ſo viele und ſie kommen ſo oft wieder, daß kein gemeiner Kopf dazu erfordert wird, ſich in ſolchen Arbeiten noch auszuzeichnen. Ob es dem Verfaſſer gegenwärtigen Vorſpiels gelungen, wollen wir der Entſcheidung andrer überlaſſen; nur ſoviel noch in Betref ſeiner: Er ſehe es nicht gern, wenn man von dem, was er geleiſtet, auf das, was er zu leiſten fähig, ſchlieſſen wollte. Es iſt ſein erſter Verſuch in dieſer Art, und als ſolcher zu betrachten.

Durch die hineingelegte Handlung hat der Verfaſſer ſeinem Stück mehr Intereſſe geben wollen, als gewöhnlich Vorſpiele haben. Auch iſt er von der gemeinen Bahn darin abgegangen, daß der Inhalt des Stücks ſich nicht um das Geburtsfeſt des Königs herumdreht, ſondern daß in ſelbigem ein Tag gefeiert wird, den der erhabene Monarch, durch Wohlthaten bezeichnet, für die darin Auftretenden merkwürdig gemacht hat. Eine ſchöne That aus der groſſen Reihe der glorreichen Handlungen ſeines Helden genommen, wenn gleich durch ein wenig Erdichtung unterſtüzt, ehret ihn weit mehr, als die gewöhnlichen eintönigen Lobchrieen.

Der Herausgeber.

Perſonen:

v. Walmar (hat im Geſicht einige Narben und den rechten Arm in einer Binde; trägt die Uniform des Regiments, worunter er geſtanden.) Herr Böheim.

Karoline Walmar, ſeine Gattin. Mamſell Niclas.

v. Oſtrinsky (in abgetragner Uniform) Herr Unzelmann.

Gürge, ein alter Bauer. Herr Langerhans.

Ein Bedienter.

Bauren und Bäuerinnen.

(Die Scene eine reizende ländliche Gegend. Auf der einen Seite Walmar's kleine aber gut gebaute Wohnung. Bäume bedecken den Platz, in deſſen Mitte ein Denkmal ſteht, mit der Inſchrift: Unſerm guten König. Alles verräth Zubereitung zu einer Feierlichkeit.)

Erſter Auftritt.

v. Walmar. Karoline Walmar,
(ſitzen unter einem Baum.)

Karoline.

Freundlich lächelnd glänzt der Morgen,
Wenn das Herz die Unſchuld ziert,
Freuden ſchaft er, und die Sorgen
Hat der Schlummer weggeführt.

Sieh die neu belebten Fluren,
Sieh den friſch belaubten Hain,
Sieh der Freude holde Spuren,
Und du wollteſt traurig ſeyn?

v. Walmar. Dank, Lina, daß mich Dein Geſang die Schönheiten dieſes Morgens doppelt hat fühlen laſſen. O, die ſeeligſten Freuden ſchaft uns doch allein die Natur!

Karoline. Walmar, in dieſem Augenblick fühl' ich ganz mein Glück! Aber wär' auch der Morgen noch ſchöner, und ich nicht an Deiner Seite, könnte Dich nicht in meine Arme ſchlieſſen, dieſer Morgen wär mir trübe, und die Schönheiten der Natur lägen für mich unter einem Schleier verborgen. Nur die Erfüllung unſrer Wünſche kann uns die Natur ſchön machen.

v. Walmar. Wie wahr meine Liebe! An Deiner Seite hab' ich vergeſſen, was ich war, und was ich bin. (Bei den letzten Worten mit bitterer Heftigkeit auf Geſicht und Arm deutend.)

Karoline. Und warum jetzt dieſe bittre Erinnerung, da alles um uns Freude athmet?

v. Walmar. Viel Freude läst dem Unglücklichen ſein Elend mehr fühlen — Wenn ich mich noch der Zeiten erinnere, da dieſer Arm ſeiner Beſtimmung noch nicht unbrauchbar war, da Geſicht und Körper noch nicht die traurigen Spuren des Krieges trug, wir unſerm Glück ſo nahe waren, und plötzlich ein Sturm den Frühling unſerer Tage verwehte, ich meinem Beruf folgen muſte, und ſo, ſo wieder zurückkam, mir ſchon all die Schreckniſſe Deiner Verachtung malte, und Du, ein Wunder der Treue, mich noch liebteſt, mich trotz meiner Häslichkeit zum Gatten wählteſt, unſer König mein weniges Verdienſt und Deine Grosmuth belohnte — O Lina, in dieſem Gemälde kämpfen Glück und Unglück!

Karoline. Warum Unglück, da der Ausgang ſo glücklich war? Du wurdeſt mir nur entriſſen, um deſto glücklicher wieder in meine Arme zu kommen. Würden wir wohl ohne dieſe Trennung itzt die Ruhe des Wohlſtandes genieſſen können?

v. Walmar. Leiden bleiben Leiden, wenn ſie auch Mittel zur Glückſeeligkeit ſind.

Karoline. Leben wir hier nicht froh, und kein Tag wird uns durch die Sorgen für den andern verkümmert. Haben auch ſogar das edle Vergnügen, von Menſchen geliebt zu werden, deren Glück gröstentheils von uns abhängt.

v. Walmar. Ohne Dich, beſtes, treflichſtes Weib, wüßt' ich doch nicht, was Glückſeeligkeit wäre! Deinen edlen Geſinnungen hab' ich ja lediglich alles zu danken! Wer war es, der mir nach dem ganzen Verluſt meiner äuſſern Vorzüge noch eben ſo gütig die Hand reichte? Wer bewog unſern gütigen König, Mangel in Ueberfluß zu verwandeln? War es nicht mit Deine That ohne

Bel-

Beiſpiel, da Du mich auch entſtellt eben ſo zärtlich liebteſt als ſonſt, da ich noch männlich wohlgebildet vor Dir ſtand.

Karoline (mit Leichtfertigkeit). Walmar! Walmar! faſt könnten mich Deine Lobſprüche beleidigen. Alſo glaubſt Du, daß als Dein Geſicht noch nicht die Zeichen der Tapferkeit trug, und Dein Körper noch auf Schönheit Anſpruch machen konnte, ich nur den wohlgebildeten Mann liebte? Dann wär' ich ein Geſchöpf, daß Du haſſen, deren Umarmung (ſie nimmt ihn mit allem Feuer in ihre Arme) Du fliehen müßteſt — Aber ſo war meine Liebe gegen Dich, was ſie ſeyn muß, Ehrfurcht für Dein edles, liebevolles Herz, und ſolcher Liebe iſt Schönheit Nebenſache — Iſt nun alſo meine That etwas, das Lob verdient? Nein, nur unſerm guten König, nein, Deiner Tapferkeit, die Du aus Beſcheidenheit ſo tief herabſetzeſt, haben wir alles zu danken. Er, nicht nur der Herrſcher ſeiner Völker, ſondern der Schöpfer aller ihrer Glückſeeligkeit, vereinigte durch das freigebigſte Geſchenk zwei Liebende, die der Mangel auf immer getrennt hätte. Nur er giebt uns alle dieſe Freuden; und macht uns den heutigen Tag ſo feſtlich, als der Tag ſeiner Geburt allen ſeinen Unterthanen iſt. O, möchte doch die Dauer ſeines Lebens noch oft ſeinem ganzen Volk ſolche Feſte geben!

v. Walmar. Ein Wunſch, in dem ich aus dem Innigſten meiner Seele einſtimme — Aber Lina, all Deine Beſcheidenheit wird doch die Gröſſe der That nicht mindern, und wenn meine Liebe Deiner gleichen ſoll, ſo iſt ſie die tändelnde Liebe eines Kindes. Menſchen fühlen ihre Schwäche, wenn ſie edle Handlungen belohnen wollen.

Karoline. Findeſt Du Glückſeligkeit in meinen Armen, ſo bin ich herrlich belohnt. Hier iſt ganz die Meinige (indem ſie ihn umfaßt).

O du Himmel! wie ſo froh
Tanzt mir jeder Tag vorüber!
Mancher freilich ſchleicht auch trüber;
Aber wenn das Glück auch ſo,
So voll Luſt die Schaale gab,
Hat genug, fließt gleich was ab.

Mädchen, reiſt durch Land und Meer!
Möcht vielleicht wohl Einen finden
Schön und gut und feind den Sünden;
Dennoch keinen der, wie Er,
Engelreizend wär' und gut
Und wie er von Biedermuth.

Heiſaſa! Wie freut' ich mich,
Daß er mich, ich ihn gefunden.
Nun ſind wir in Eins gebunden;
Ich an ihn, und er an mich!
Er traut mir; und ich ihm auch.
Wort zu halten iſt ſein Brauch. *)

Aber weg, weg mit all dieſen Gedanken über das Vergangne, das noch nicht ſehr über Deine Erwartung ausgefallen ſeyn kann. Wo Du hinmuſterſt, konnteſt Du auf nichts anders rechnen, als auf Verſtümmlung oder Tod, das Schickſaal ſo vieler!

---

*) Dieſes Lied und das S. 23. hat der Verfaſſer aus zwei Almanachen entlehnt. Die Freiheit, paſſende Lieder aufs Theater überzupflanzen, iſt bereits unſers Wiſſens von verſchiednen Dichtern autoriſirt worden. Unſers Bedünkens iſt dies ein treſliches Mittel, Gedichte von Werth, die nur im Zirkel feiner Leſer kurſiren, unters Volk zu bringen, das bereits vor verſchiednen Jahren eine herrliche Acquiſition in den Weißeſchen Operettengeſängen gemacht, und ſie gehörig benutzt hat. Und iſt dies Wunder, da der gefälligſte populärſte unſrer Komponiſten mit dem Dichter wettgerungen hat?

v. Walmar. Darauf war ich auch gefaſt, aber nicht auf die zum äuſſerſten getriebene Unmenſchlichkeit eines Mannes, der Grauſamkeit mit Tapferkeit verwechſelte, dem das Leben eines Menſchen um einen Säbelhieb feil war. Wem entwiſchen da nicht Klagen!

Karoline. Warum quälſt Du Dich aber mit dieſer grauſenvollen Erinnerung an einem Tage, der nur Freude heiſcht?

v. Walmar. Den ich, meine Liebe, auch durch ſchlimme Laune nicht weiter ſtören will.

Karoline. Willſt Du? Es giebt Tage in unſerm Leben, da wir vergeſſen müſſen, daß die Welt Elend hat, und der heutige, ein Feſt unſers Danks für die gröſte der Wohlthaten, verdient es vorzüglich, daß wir unſere trüben Tage vergeſſen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Görge.

Gürge.

Gott grüſſe Sie, meine liebe gnädige Herrſchaft!

Karoline und v. Walmar. Guten Morgen, redlicher Greis! (geben ihm die Hand)

Gürge. Nehmen Sie's doch ja nicht für ungut, daß ich Sie ſtöre.

v. Walmar. Pfui! das zu mir! den Ihr immer ſprechen könnt. Was bringt Ihr mir ſchon ſo früh?

Gürge. Ein Auftrag von unſrer Gemeine. Sie läßt Sie fragen, ob etwa heute noch was zu beſtellen wäre? — — Ach! wenn ich hieher komme, da bin ich allemal vor Freuden auſſer mir. Heut' iſt's nun juſt jährig, daß unſer guter König bei uns war, da unter dem Baume ſas, wo Sie ſizen, es iſt mir als wenn's heute wär, wie er uns Sie zum Herrn gab, uns auf fünf Jahr die Abgaben erlies, weil uns die ſchlimmen Feinde gar ſo rein ausgeplündert hatten. — O das war ein glücklicher Tag! Wie der König ſo herablaſſend, gar nicht ſo war, wie doch andre Fürſten ſeyn ſollen, wie er mit einem jeden ſprach, ihn fragte, ob er ein Anliegen hätte, wie die Leute alle da ſtanden, vor Freuden nicht ſprechen konnten, wie er einem aber das Reden ſo recht rauszuholen wuste, und ich ihm endlich meine Noth klagte, als wenn ich mit meines Gleichen redte. Und da er nun endlich wieder fortritte, wie's ganze Dorf mit rauszog, und immer ſchrie bis es ihn nicht mehr ſehn konnte: der König ſoll leben! — O Herr, das war ein Tag, gewis einer der beſten in meinem ganzen Leben — Doch meine Schwazhaftigkeit macht, daß ich mich vergeſſe. Nehmen Sie's ja nicht übel.

v. Walmar. Glaubſt Du vielleicht, redlicher Greis, daß mir die Erinnerung an dieſen Tag weniger erfreulich iſt als Dir? Er iſt mir eben ſo wichtig, durch die Gnade meines Monarchen und durch die Erlangung meiner Gattin.

Gürge. Das weis auch das ganze Dorf, daß Sie der Himmel mit einem braven Weibe beſchenkt hat; ſie iſt eine wahre Mutter aller Elenden, keiner entbehrt ihrer Hülfe (zu Lina) Wenn Sie aber auch wüſten, wie wir Sie lieb haben, wie Alt und Jung nur von Ihnen ſpricht, wie alles ſoviel Ehrfurcht für Sie hat, und gewis nach unſerm guten Vater Fritz gehn Sie beide uns über alles — Ich kann nun auch ruhig ſterben, da ich gewis weis, daß meine Kinder und Kindeskinder, eine ziemliche Anzahl, ſo lange unſer König und Sie leben, nie werden Noth haben.

Ruhig in des Grabes Kühle,
Legt der müde Greis ſein Haupt,
Deſſen Schläfe, nah am Ziele,
Seiner Unſchuld Kranz umlaubt.

Fühl' ich Wehmuth, fühl' ich Wonne.
Wenn des Todes Nacht mir winkt,
Und im Schein der Abendſonne
Nun mein Vorhang niederſinkt?

Mag mein Vorhang niederſinken!
Unſerm guten König nur
Müſſe noch das Grab nicht winken,
Ihm noch lächeln die Natur!

Kindeskinder ſeh' ich ſpielen
Auf Gefilden, voller Luſt,
Und von ſeligen Gefühlen
Schlägt mein Herz in meiner Bruſt.

Da verplaudre ich nun die Zeit, und komme immer nicht zum Zweck. Verzeihn Sie's dem Alter, das kömmt zu allem ein wenig langſam. Die Gemeine, die immer nichts ohne mich thut, weil ich denn nun bald achtzig Jahr auf meinem Nacken habe, wünſcht herzlich, hier bald zuſammen zu kommen, und ſich den Tag mit Sang und Klang zu erluſtiren; ſie können es gar nicht erwarten, das iſt ein Lerm, eine Freud' unter den Leuten, und ſogar die Alten ſind wieder jung worden, und werden mit hierher kommen, um fröhlich zu ſeyn.

v. Walmar. O, die guten Leute! Sag' ihnen, daß dieſer Tag ganz der Freude gewidmet ſey, und daß ſie kommen könnten, wann ſie wollten. Alle ſollen ſich hier verſammlen, der Greis wie der Knabe — Hätte der König lauter ſolche Unterthanen wie Euch, was fehlt' ihn dann zur Gottheit.

Gürge. Ja, wenn auch alle Unterthanen ſo einen König hätten. Da hab' ich nun ſo geleſen und mir auch ſagen laſſen, daß es Fürſten gäbe, die weiter nichts thäten, als gut eſſen und trinken, auf die Jagd gingen, und nicht wüsten, was in ihrem Lande vorginge, weil ſie gar nichts ſelbſt thäten, ſondern ihre Leute hätten.

v. Walmar. Leider! ein treffendes Gemälde verſchiedener Fürſten.

Gürge. Und ich dächte nun doch, ein König müste denn ſo recht viel zu thun haben, weil ein ganzes Land von ihm Hülfe haben will. Unſer König, der ſoll arbeiten, der ſoll ſorgen, alles auf ein Haar wiſſen, was vorgeht, auch Kleinigkeiten, und einem jeden helfen.

v. Walmar. Das thut er — Die Natur bringt aber auch nur ſelten etwas in ihrer Vollkommenheit hervor, doch unſerm Jahrhundert brachte ſie einen Friedrich.

Gürge. Ich habe denn nun ſchon eine ziemliche Zeit gelebt, habe ſo manches Gute erfahren, bin aber doch nicht eher recht froh geweſen, als bis ich unſern König geſehn. Denn ſchauen Sie nur an, es iſt doch artig, wenn man hört, es ſorgt Einer da für einen, läſt ſich's rechtſchaffen ſauer werden; damit wir unſer bischen Brod in Ruhe eſſen können, o den Mann will man ſehn! Aber wenn man ihn denn ſieht, da iſt einen ſo weich ums Herz, ſo zum Zerſpringen voll — es läſt ſich gar nicht ſagen. Ich habe den Tag vor Freuden geweint wie ein Kind. Wie er mir ſagte, es ſoll euch geholfen werden, da hätt' ich in die Erde ſinken mögen! — Der gute König, möcht' er doch noch hundert Jahre leben! (Pauſe. Alles ſchweigt gerührt ſtill) Hat mich doch die Freude ganz hingeriſſen. Ja, die Erinnerung an dieſen Tag macht mir alles andre vergeſſen. Ich will gehn und der Gemeine eine frohe Zeitung bringen; doch ſeit wir Sie zum Herrn haben, ſind wir dieſer gewohnt worden. Und ſo Gott befohlen, Ihr Gnaden! (reicht beiden die Hand und geht ab.)

Dritter Auftritt.

v. Walmar. Karoline Walmar. (hernach) Ein Bedienter.

Karoline.

Gott, was für ein Mann! Mit welcher Wärme, mit welcher Redlichkeit er alles vortrug.

v. Walmar. Und wie dieſer Greis gegen ſeinen König geſinnt iſt, ſo iſt es das ganze Dorf. Ein Fürſt mus ſeine Unterthanen in der Hütte, nicht im Pallaſt ſuchen.

Karoline. Dieſes Häufchen guter Unterthanen hat doch alles, was es iſt, Dir zu danken. Du ſorgteſt für ihre Ausbildung, für die Erziehung der Jugend. Wie viel haſt Du nicht ſchon in dieſer kurzen Zeit bewirkt!

v. Walmar. Ich ſehr wenig. Ich fand unter dieſen rohen unausgebildeten Herzen viel gute Anlage, dieſer gab ich nur Ausbildung. Und was läßt ſich nicht aus dem Menſchen machen!

Karoline. Das edelſte Geſchöpf, wenn er gut geleitet wird. Und dies konnte nur mein Walmar thun. — O welch ein göttlicher Gedanke iſt dies, Menſchen zur Glückſeeligkeit geführt zu haben! Wie innig, wie lebhaft kannſt Du ihn fühlen!

v. Walmar. Du machſt mir ſoviel unverdiente Lobſprüche, und vergiſt ganz Dein eigen Verdienſt, das dieſer redliche Greis ſo lebhaft erkannte. Lina! Du haſt nicht minder dieſe Glückſeeligkeit hervorgebracht.

Bedienter (kommt aus dem Hauſe). Ein Fremder, Ihr Gnaden.

v. Walmar. Führ' ihn in mein Zimmer — Doch nein! hieher. (Bedienter ab.) Ich kann ihn doch in kein beſſer Zimmer führen, als in das herrlich ausgeſchmückte der Natur, und es kann ihn nur beleidigen, wenn er Höfling iſt.

Karoline. Nun haſt Du Beſchäftigungen. Noch einige Zubereitung für den heutigen Tag, und ich bin wieder an Deiner Seite. (küßt ihn.)

v. Walmar. Gute, beſte Lina, ich erwarte Dich mit Ungeduld. (Karoline ab.) Lieb' und Freundſchaft erhebt uns über den Menſchen.

Liebe, Liebe, welche Freuden
Gebſt Du mit der Holden mir!
Engel müſſen mich beneiden,
Ruh' ich in den Armen ihr.

Himmliſcher als Mayenblüthe
Lacht ihr mildes Angeſicht;
Ach! und ihres Herzens Güte
Faſſet keine Seele nicht!

Taubenunſchuld, Taubentreue
Deutſcher Sinn und deutſcher Muth
Blikt aus ihrer Augenbläue,
Und der Liebe ſanfte Glut!

Und ihr Weſen all ſo fröhlich!
Und ihr Kus ſo keuſch und rein! —
Gott im Himmel, wie ſo ſelig
Kann ein Menſch auf Erden ſeyn!

Vierter Auftritt.

Der Vorige. von Oſtrinsky (in abgetragener Uniform).

v. Oſtrinsky (betreten und unruhig).

Verzeihn Sie, da ich Ihnen unbekannt bin — daß ich — —

v. Walmar. Unbekannt, aber als Menſch nicht fremd. Ohne Umſtände, mein Herr, reden Sie frei.

v. Oſtrinsky. Mein Herr, es giebt Fälle, die uns ſtumm machen.

v. Walmar. Kurz, was iſt Ihr Anliegen? Was kann das wohl ſeyn, was ein Menſch dem andern nicht entdecken könnte?

v. Oſtrinsky. Ihre Freundlichkeit macht mich beredter, als ich ſonſt würde ſeyn können. Dieſe Kleidung zeigt noch meinen vorigen Poſten, den ich aber nach Endigung des Krieges verlohr, und mich nun, von allen Mitteln entblößet, genöthigt ſehe, meine Hofnung auf den Beiſtand mitleidiger Menſchen zu ſetzen. Ich erfuhr, daß Sie auch einſt den nämlichen Poſten bekleideten, und ich ſehe unglücklich genug, um mir deſto eher ſchmeicheln zu können — — —

v. Walmar. Ich verſteh Sie hinreichend. Rechnen Sie auf meinen eifrigſten Beiſtand, wenn ich alles ſo finde, wie ich nicht zweifle. Allein ich hoffe, daß Sie ſich meiner Gewohnheit unterwerfen werden. Ich lerne gern die Menſchen kennen, denen ich helfe, weil Wohlthun an einen jeden, Verſchwendung wäre. Eine wahre, offenherzige Erzählung Ihrer Begebenheiten wird mir angenehm, und Ihnen auf keine Weiſe nachtheilig ſeyn.

v. Oſtrinsky (unwillig). Mein Herr, was kann Ihnen an der Geſchichte meines Lebens liegen? Ich bin unglücklich, und finde, wie alle Unglückliche, Troſt darin, die Urſache meines Elends zu verbergen. Hülfe brauch' ich, und die Erzählung meiner Unglücksfälle wird ſie mir nicht geben — Leider bin ich ſo ſehr herabgeſunken, daß ich um Hülfe flehen mus, und daß eine Kleinigkeit mir ſehr helfen kann — Schlagen Sie mir Ihren Beiſtand nicht ab. Es thut weh, einſt in den Umſtänden geweſen zu ſeyn, andern geben zu können, und nun an dem Nothwendigſten Mangel zu leiden! Und nur das Aeuſſerſte kann mich zu dieſem entehrenden Schritt bringen.

v. Walmar. Ihr Betragen, mein Herr, obwohl nicht ganz zu billigen, läst mir mehr als einen gewöhnlichen Menſchen vermuthen, um ſo mehr wünſch' ich, Ihr Schickſaal genauer zu wiſſen. Es iſt doppelt Vergnügen, Unglücklichen zu helfen, wenn man die Gröſſe ihres Elends weis. Wollen Sie mir nicht Ihr ganzes Schickſal entdecken, nicht Ihr ganzes Herz vor mir eröfnen? — — Sie ſchweigen, meine Zudringlichkeit ſcheint Sie zu beleidigen. Glauben Sie nicht, daß eine belachenswerthe Neugierde die Urſache dazu ſey, dieſe liebt nur eine Reihe unterhaltender Begebenheiten und nicht das menſchliche Herz zu entfalten.

v. Oſtrinsky. Sie glauben mein Leben wichtiger als es iſt.

v. Walmar. Sey es auch noch ſo unbedeutend, ſo kettet wechſelſeitige Erzählung Menſchen feſter aneinander; Uebereinſtimmung und Verſchiedenheit, beides wird ein neues Glied zur Kette, aber Zurückhaltung bleibt die ewige Stöhrerin menſchlicher Glückſeeligkeit. Seyn Sie verſichert, daß Sie Ihr Zutrauen nicht an einen Menſchen verſchwenden, der Freundſchaft und Offenheit mißbraucht, um ſie insgeheim zu verlachen. Suchen Sie ſich zu überreden, daß Sie mich nicht heut zum erſtenmal ſehn, nein, daß Sie mich ſchon Jahre lang Ihren Freund nennen. Jeder hat eine dunkle Ahndung ſeiner Zukunft in ſich, mir ſchimmert das Gefühl einer nähern Vereinigung mit Ihnen, das Sie genauer zu kennen, deſto eifriger wünſcht.

v. Oſtrinsky. Mein Herr, Ihrer Ueberredung iſt nicht zu widerſtehen. So wenig vortheilhaft auch vielleicht in Ihren Augen meine Offenherzigkeit für mich ſeyn wird, und ſo wenig ich auch Beruf dazu habe, ſo will ich Ihnen doch mit wenigen Worten alles ſagen — Aber eine Bitte werden Sie mir gewähren: mein Schickſaal vor andern ein Geheimnis ſeyn zu laſſen. Auch elend will man nicht gern das ſcheinen, was man wirklich iſt, weil man ſich dadurch mehr ſchadet als hilft.

v. Walmar. Auch ohne dieſe Bitte würden Sie alles nur Ihrem Freund vertrauet haben.

v. Oſtrinsky. Ich hoffe, Sie werden dies Verſprechen nicht nur thun, ſondern auch erfüllen. — Ich bin aus einer alten adelichen Familie in Pohlen, mein Name iſt von Oſtrinsky.

v. Walmar. Wie, Oſtrinsky?

v. Oſtrinsky. Ja; Warum ſezt Sie dieſer Name ſo in Bewegung?

v. Walmar. Verzeihen Sie — Ich kann mich irren — ich bitte, ſahren Sie fort.

v. Oſtrinsky. Lokre Lebensart ſchmelzte in Kurzem mein Vermögen; verlaſſen von Anverwandten, Freunden, Bekannten, von der ganzen Welt, ganz rettungslos in die Tiefe des Mangels hinabgeſunken, erzeugte ſich bittrer Menſchenhas in meiner Bruſt. Um ſelbigen recht zu laben, beſchlos ich, Kriegsdienſte zu nehmen. Eben brach der leztre Krieg aus; ich gieng zur kaiſerlichen Armee, und ward da Lieutenant. Mit blinder Wuth ſtürzt' ich in die feindliche Schaaren, und erkämpfte mir in kurzem Auszeichnung, allein eben dieſe blinde Wuth machte auch mein Unglück. Die Feinde, in die ich mich eines Tages zu tief gewagt, namen mich gefangen, ich ward ausgewechſelt, und die ſtrenge Ordre [illegible] mich mit wider Verhoffen, troz der kräftigen Fürbitten meines Generals; ich ward dimittirt. Beiſtand wildfremder Menſchen erhielt mich bis izt, denn mein Stand verwehrt mir Beſchäftigungen, die mir wohl Unterhalt verſchaffen würden, die ihm aber nicht eigen ſind.

v. Walmar. Ein Stolz, der Sie nicht ehrt. Kein Stand kann uns die Beſchäftigungen vorſchreiben, wenn er uns ohne dieſe Mangel leiden läst. Die Wahrheit wird mir meine Aufrichtigkeit verzeihn.

v. Oſtrinsky. Ich würde meinem Vaterland als Soldat dienen, wenn Mangel meine Equipirung erlaubte.

v. Walmar. Traurig für's Vaterland, traurig für den Stand, daß man ihn in der Lage zur Freiſtadt ſucht! Ihr Name wird mir eine Frage erlauben: Ob Sie ſich vielleicht erinnern können, kurz vor dem Ende mit unſerm Re-

gimente

giment im Gefechte geweſen zu ſeyn? Ich weis, daß es nur ein Ungefähr iſt, wenn Sie den Namen des Regiments wiſſen, mit dem Sie fochten.

v. **Oſtrinsky.** Was treibt Sie zu dieſer Frage, die mich mehr koſtet als alle? Ich habe gegen dieſes Regiment geſochten, und der Ausgang dieſes Streits war für mein Schickſaal traurig genug.

v. **Walmar** (äuſſerſt unruhig). Ihr Name — Ihr Unwille bei dieſer Frage — Warum dies? reiſſen Sie mich aus dieſer Ungewisheit.

v. **Oſtrinsky.** Sie verlangen viel. Ein Bildnis auf der Bruſt eines feindlichen Officiers, an dem ich Züge eines Frauenzimmers zu erkennen glaubte, welches das Hauptwerkzeug meines Verderbens geweſen, und der gleich in mir aufſteigende Gedanke, er ſey der Buhler, der auf meinem Untergange ſein Glück gegründet habe, verleiteten mich, ihn noch feindlich zu behandeln, nachdem er ſich ergeben.

v. **Walmar** (beſtürzt). Gott! meine Vermuthung iſt gegründet. (Gezwungen ruhig.) Entſprach das Bildnis Ihrer Erwartung?

v. **Oſtrinsky.** Nichts weniger. Die Nähe zeigte mir zu viel Unähnlichkeiten, als daß ich bei meinem Wahn beharren konnte; ich warf die unnütze Beute von mir, ſprengte mit meinen Leuten nach einer andern Seite, wo ich beſſer einhauen zu können glaubte, ward von Preuſſiſchen Huſaren verfolgt, und nach kurzem Widerſtand gefangen genommen. Das Uebrige wiſſen Sie bereits.

v. **Walmar** (vor ſich) Er bedarf Rettung; die That kann ich, mus ich vergeſſen, um vielleicht dadurch ſein Retter zu werden. (laut) Ich bin der Mann, den Sie, um ſeines Bildniſſes habhaft zu werden, ſo ungeſtüm behandelten, und den der Verluſt dieſes Porträts weher that, als der ſeiner heilen Knochen.

v. Oſtrinsky. Wie? Sie? — Wär' es, hätt' ichs wohl unglücklicher treffen können!

v. Walmar. Glücklicher werden Sie vielleicht bald ſagen — Wie, Sie ſtaunen? Finden es noch immer unmöglich, daß ich der ſey? Ich kann Ihnen Beweiſe geben. Ich unterbrach Sie vorhin bei Ihrem Namen, den ich ſchon gehört hatte, indem während unſers harten Gefechts verſchiedenemal gerufen wurde, von Oſtrinsky, halten Sie ein! dies war vermuthlich Ihr Rittmeiſter? Sie haben mich todt geglaubt? Aber ſo ſchwer auch meine Wunden waren, ſo wurd' ich doch geheilt, ob wohl mit dem Verluſt meiner Geſundheit.

v. Oſtrinsky. Sie ſind es nur gar zu gewis! (unwillig) Entſchuldigung für meine That hab' ich keine weiter, als ich angeführt. Irrthum, durch die entfernte Aehnlichkeit des Gemäldes bewirkt, und das wird für meine unmenſchliche Begegnung nicht hinreichen, obwohl es meinem Rittmeiſter ein Gnüge that. Von ihrer Grosmuth hängt es nun ab, ob ich dieſen Ort ungeſtraft verlaſſen darf.

v. Walmar (mit Lebhaftigkeit). Sie ſollen ihn nicht verlaſſen!

v. Oſtrinsky. Nun gut, rächen Sie ſich.

v. Walmar (heftig). Das will ich, und das ſogleich auf der Stelle. (Züge und Ton verändern ſich bei der folgenden Rede.) Von nun an iſt meine Wohnung auch die Ihrige, und all Ihre Bedürfniſſe haben Sie von mir zu erwarten, und theilen meine glückliche Tage mit mir.

v. Oſtrinsky. Wollen Sie mich mit Spott ſtrafen? Ich kann Sie ja wohl auch ohn' Ihre Erlaubnis verlaſſen? (im Begriff zu gehen).

v. Walmar. Gern verzeih' ich Ihnen Ihr Mistrauen, es iſt die bittre Frucht vieler traurigen Erfahrungen. Glauben Sie alſo meinem Verſprechen nicht, ſo will ich Ihnen ſogleich ſoviel reichen, als Sie brauchen, um in irgend einem Lande die Stelle eines Officiers zu bekommen, und Sie nicht länger aufhalten.

v. Oſtrinsky. Mein Herr, was ſoll ich ſagen. Alles ſcheint mir ein Traum. Den Mann, der Sie unglücklich gemacht hat, wollen Sie mit Wohlthaten überhäufen?

v. Walmar. Nichts davon. Sie ſind unglücklich und brauchen Hülfe, die Erfüllung einer Bitte ſey Ihre ganze Strafe.

v. Oſtrinsky. Was könnt' ich Ihnen wohl abſchlagen?

v. Walmar. Daß Sie ſich einige Zeit ganz meiner Führung überlaſſen. O! wie glücklich würden Sie mich machen, wenn Sie noch ein frohes Ziel erreichten, und unmöglich iſt es in der That nicht — Wollen Sie ganz der Meinige, ganz mein Freund ſeyn?

v. Oſtrinsky. Ihre Güte tödtet mich. Beſchämung, Beſtürzung, alles kämpft. Führen, leiten Sie mich, ganz will ich Ihnen folgen.

v. Walmar. Glückliches Verſprechen! — Aber weg, weg mit dieſer Aengſtlichkeit, der Folge einer zu raſchen That, die längſt die Vergeſſenheit umhüllt.

v. Oſtrinsky. Wohl für Sie, grosmüthiger Mann, nicht für mich. Sie ſtand noch nie ſo in ihrer ganzen Schwärze vor mir, als itzt, da ſie belohnt wird.

v. Walmar. Ach! meine Gattin!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Karoline Walmar.

v. Walmar.

Liebe Karoline, ein Freund, der heut an unſern Feierlichkeiten Theil nehmen und vielleicht noch lang' in unſerm glücklichen Zirkel leben wird.

Karoline. Dein Freund — auch der Meinige. Sie kommen an einem Tage zu uns, der uns feſtlich iſt, und ich hoffe, daß Ihnen das unſchuldige Vergnügen redlicher Landleute ein angenehmes Schauſpiel ſeyn wird.

v. Walmar. Bald ſollen Sie auch die Urſache dieſer Feierlichkeit erfahren. Es ſcheint bisweilen, als wär' ein Tag vorzüglich beſtimmt, uns merkwürdig zu werden! — — Dieſer Herr, beſte Lina, hat mir einen Brief von dem Officier gebracht, deſſen heftiges Gefecht mich in einen ſo traurigen Zuſtand verſetzt hat. Er hat meinen Aufenthalt, die glückliche Entwickelung meines Schickſals erfahren, und nichts verlangt er eifriger, als Verzeihung ſeiner That. Erfüll' ich ſeine Bitte, ſo wünſcht' er mich, vorzüglich aber Dich zu ſprechen, um auch von Dir Vergebung zu erhalten. Sag', Theure, was ſoll ich antworten? Du ſollſt entſcheiden.

Karoline. Warum ich? Deine Geſinnungen weis ich ſchon: Du haſt ihm vergeben — Es mus doch ein harter Mann ſeyn, daß er den mit allen Reizen geſchmückten Jüngling das Anſehn eines grauſamen, ſchreckenvollen Kriegers geben konnte, daß ihm bei deſſen Anblick das Schwerdt nicht entſank. Doch je gröſſer der Fehler, deſto wichtiger die Verzeihung. Er ſoll bald, bald in unſre freundſchaftliche Arme kommen, um das göttliche Wort: Verzeihung, ſelbſt zu hören — Iſt dies Dein Wille, lieber Walmar?

v. Walmar. Mehr als ich erwarten konnte! Nichts kann das Weib ſo ſehr beunruhigen als Verluſt der Schönheit, und Du handelſt ſo grosmüthig gegen den, der mir und folglich auch Dir dies alles raubte. Du biſt ein Beweis, daß auch Dein Geſchlecht Ausnahmen hat. — Aber dieſer Freund wird nicht erſt kommen, iſt ſchon hier (nimmt v. Oſtrinsky bei der Hand und führt ihn zu ihr) und bittet um Freundſchaft.

v. Oſtrinsky (Lina'n die Hand küſſend). Gnädige Frau, ſagen kann ich Ihnen heute, kann es in langer Zeit nicht — Mein Erſtaunen über Ihre Grosmuth hemmt mir die Sprache. Ich ſollt' Ihren Augen entfliehn, doch — — —

Karoline. Böſer Mann! Was hatt' Ihnen dann mein Walmar gethan? Wuth kann nur Wuth reizen, und kann ſich wohl die Taube in einen Raubvogel umſchaffen? — Doch was ſoll dies? Sie wollen Verzeihung, dieſe geb' ich Ihnen aus vollem Herzen, da Sie mir meinen Walmar wenigſtens nicht ganz raubten, ob ich ihn gleich nicht ſo wieder ſah, als er einmal war — Dich, Theurer, mus ich für Deine Ueberraſchung mit einem Kus ſtrafen — Aber ſagen Sie mir, welcher Zufall führt Sie zu uns?

v. Walmar. Dies alles ſollſt Du erfahren — Itzt bin ich Ihnen (zu Oſtrinsky) die Auflöſung meines Schickſals ſchuldig. Schon eh' ich mich dem Kriegsſtand geweiht, hatten mich Liebe und Einwilligung unſrer Eltern für meine Lina beſtimmt; nur meine Trennung hinderte die Verbindung. Ich war zwar frei, als das unglückliche Gefechte mit Ihnen das Ziel meiner kriegeriſchen Laufbahn ſetzte, aber mein Geſicht entſtellt, der Gebrauch meiner Hand verloren, und eine immer fortdaurende Kränklichkeit, die Folgen der vielen Wunden, wie konnt' ich mir da wohl die Hofnung träumen, daß ein ſchönes, blühendes Mädchen einem jungen Greis ihre Hand reichen würde? Und doch war ihre Treue ſo gros, ſie wurde nicht nur meine Gattin, nein, auch ihre Zärtlichkeit überſprang ihre Grenzen ſtatt ſie zu ſchmälern.

Karoline. Walmar, Walmar, Du vergisſt Deine Geſchichte, Deinen Entzweck.

v. Walmar. Ohne dies wäre ſie ziemlich Alltagsgeſchichte — Unſre Vermögensumſtände hatten der Krieg und einige andre trübe Züfälle ſehr verändert, und leicht hätte Mangel Heiterkeit verbannen können, wenn nicht unſer groſſer Friedrich, bewegt durch die Edelmüthigkeit meiner Lina und zur Belohnung meines geringen Verdienſts dieſes Landguth uns und unſern Nachkommen überlaſſen hätte. Er that dies alles ſelbſt, und heut iſt es eben Ein Jahr, daß er hier bei uns geweſen, und ſeine Weisheit und Gütigkeit uns das Lob entlockte: er ſey der gröſte Monarch. Dieſem Tage haben wir nun ein jährliches Feſt ländlicher Freuden und dieſes nur durch neidiſche Hände zu vernichtende Denkmaal unſrer Dankbarkeit geweiht — Er iſt nun auch Ihr König, Sie werden die Freuden mit uns theilen.

v. Oſtrinsky. Könnt' ich Ihnen alles ſagen, was in meiner Seele vorgeht', Freud' und Wehmuth wechſeln.

v. Walmar. Wenn das Gewitter vorbei iſt, wer erſchrickt dann noch über ſeine harten Schläge? Auch in die Zukunft können Sie einen heitern Blick werfen. Sie bleiben ſo lange, wie Sie ſelbſt wollen, als Freund bei uns, und nur ein Wort von dem Gegenſtand Ihrer Wünſche, und ich werde ſie erfüllen.

v. Oſtrinsky. Ihre Grosmuth geht über die Grenzen menſchlicher Tugenden. Nur ſtammlen kann ich Ihnen meinen Dank.

v. Walmar. Der beſte Dank für mich iſt, wenn Sie meiner Führung ſolgen, und dann werd' ich mich erſt glücklich ſchätzen, Sie gefunden zu haben. (Man hört von ferne Geſang mit Muſik begleitet.) Ha! hört Ihr die Verkündigung der Freude? Nun ich dächte, wir könnten auch froh ſeyn!

Karoline. O die Begleiterin der Tugend iſt Freude.

v. Oſtrinsky. Alle um mich her ſind frölich, nur ich kann es noch nicht ſeyn.

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen.

(Der Geſang und Zug, welchen Gürge anführt, nähern ſich. Es erſcheinen die Mädchen des Dorfs mit Blumenketten. Ihnen folgt die männliche Jugend mit jungen Bäumen in ihren Händen. Den Beſchlus machen Greiſe, Mütter und Kinder. Während des Zuges über das Theater ertönt das Chor:)

Friedrich lebe!
Seinen Thron umſchwebe
Götterſeligkeit,
Wie ein Frühlingsmorgen,
Der die Königsſorgen
Um ihn her zerſtreut.

v. Walmar. Meine Freunde, meine Brüder, meine Kinder, wie glücklich werd' ich heute durch Euch! Ich leſ' in Euren Augen Jubel, aber auch ſtille Dankbarkeit mit heiſſen Wünſchen für Euren König, Euren Vater. Und Ihr und jeder Bewohner Preuſſens verdientet nicht, Friedrichs Unterthanen zu ſeyn, wenn Ihr nur einen Augenblick anſtehen könntet, dieſen Fürſten edler Gröſſe zu lieben, zu verehren. Friedrich, ein

Held, ein Weiſer — weſſen Herz durchbebt nicht Wonne bei ſolchem Namen — kämpfte ſchon ſo oft für Eure Sicherheit, arbeitet unaufhörlich für Eure Glückſeeligkeit — und womit können wir dies alles lohnen? Der Weiſe über Dank erhaben, iſt es nicht über das lallende Gefühl redlicher Seelen! O dies ſind treue, dankbare Unterthanen für Dich, Friedrich! für Dich, Friedrich! der Du Preuſſens Gröſſe unbegränzt und ſeine Glückſeeligkeit der Zeit des goldnen Alters gleich ſchafſt. Könnte wohl ein Bewohner Preuſſens verſtummen und ſein Gefühl nicht in die Worte ausbrechen laſſen: Es lebe Friedrich!

Alle. Friedrich! Friedrich ſoll leben! (Das Chor hebt wieder an.)

Friedrich lebe! ꝛc. ꝛc.

(Tanz mit Gruppen der Kränze und Bäume. Wenn er ſich geendigt, pflanzen ſie die Bäume um das Denkmal herum, und bekränzen es mit den Blumen.)

Karoline (Die bei den zwei erſten Verſen auf die beſchäftigten Tänzer weiſet.)

Wohl verblühe die Blume
Wenn der Nordwind weht —
Doch im Heiligthume
Künftgen Nachruhms ſtehe
Zu Friedrich's ewgen Monumente
Ein froher Dankaltar,
Auf dem des Volkes Opfer brennt
Dem er ein Vater war.

Alle.

Friedrich lebe! ꝛc ꝛc.

(Tanz beſchlieſst das Feſt.)

III.

Auszüge.

Abdruck der Beſchreibung des Heeſchenbergs aus Hirſchfelds vortreflicher Theorie der Gartenkunſt, 4ter Theil.

Zwo Meilen von Kiel nach der weſtlichen Seite hin, erhebt ſich in dem adelichen Gute Schirenſee der anſehnliche Heeſchenberg, *) dem die Natur eine reizende Lage mitten in einer fruchtbaren und bebaueten Landſchaft, eine reiche Bekleidung mit Waldung, mannichfaltige Ungleichheiten und Abhänge zur Vervielfältigung der innern und äuſſern Proſpecte gab.

Die Landſchaft umher vereinigt alle Annehmlichkeiten der ländlichen Natur in beſcheidener Einfalt. Keine prächtige, der Bewunderung oder des Erſtaunens würdige Gegenſtände, keine Gebürge, keine Felſen, keine von ihnen herabhangende Wälder, keine Ausſichten auf die Unermeßlichkeit des Meers. Aber dagegen alles, was den Karakter der angenehmſten Landſchaft bilden, was ſanfte Ruhe und reine Naturfreuden einflöſſen kann. Ueberall umher beſtändige Abwechſelung und Unterbrechung

---

*) Ein Park in dem adelichen Gute Schirenſee in Holſtein, dem ruſſiſchen kaiſerlichen wirklichen Geheimenrath und Staatsminiſter, vormaligen Ambaſſadeur und Principalcommiſſarius, Ritter vom Elephanten- und andern Orden, Herrn **Caſpar von Saldern** zuſtändig.

chung von Anhöhen und Vertiefungen, einzelnen Bäumen und Gruppen, Waldungen und Gebüſchen, eingezäunten Wegen und Feldern, Wieſen, Viehtriften, reifenden Saaten, deren Glanz auf den Hügeln zwiſchen dunklern Einfaſſungen hervorſpielt — alles in einer maleriſchen Lage und verſchwenderiſchen Verſchiedenheit der Verbindung. Mit einem noch höhern Reiz hat die Natur die ſüdliche und weſtliche Gegend ausgezeichnet. Hier wird das Auge durch ſanfte Erhebungen des Bodens, durch einige hintereinander aufſteigende Berge, auf deren Abhängen Viehweiden grünen und Kornfluren ſchimmern, und auf dem Hintergrunde dieſer Anhöhen durch einen Kranz von ſchönen Wäldern ergötzt, die aus verſchiedenen einzelnen Maſſen beſtehen, aber dennoch in der Ausſicht zuſammenhängen, und einen herrlichen Umzug bilden. In dem ganzen Bezirk iſt alles Ländlichkeit, Einſamkeit, Ruhe; alles ſanft und milde, in ſtille Anmuth dahin gegoſſen, erquickt und erquickend für jedes empfindſame Herz, das ſich dieſen Scenen nähert. Ihren Eindruck verſtärkt noch die Stille, die hier herrſcht, die von nichts unterbrochen wird, als zuweilen von dem muthigen Gebrüll umhergraſender Heerden und von den Geſängen der Vögel, die in dieſen waldigten Revieren frohlocken.

Dieſer Ort ſchien nach ſeinem Karakter und nach ſeinen Wirkungen vorzüglich von der Natur zum Ruheplatz eines Geiſtes beſtimmt, der von den groſſen Geſchäften der Welt zurückkehrt zu der Einſamkeit des geliebten Landes, der ſeinen Abend im eigenen ruhigen Schatten feyern will, unter dem Nachgenuß ſeiner öffentlichen Verdienſte, und unter der ſtillen Wonne eines wohlthätigen Privatlebens. Wie verändert, und doch wie reizend und belebend! Kein Sturm der Höfe, kein

Zwiſt der Könige mehr; die ganze Welt ſcheint von hieraus beſänftigt und befriedigt. Alle Scenen umher winken Ihm Ruhe und ſanfte Erquickung zu. Indem Er hier unter den Empfindungen, womit Ihn Natur und Zurückerinnerung lohnen, umherwandelt, ſo ſteigt der Mond hinter den Wäldern herauf, und beſcheint die ſelige Scene mit ſtillem Beifall, unterdeſſen noch die weſtliche Spitze der umliegenden Waldung ſich erheitert gegen den Schimmer der Abendröthe malt, die am Horizont länger zu verweilen ſcheint.

Der Karakter der Ruhe und der ländlichen Erfriſchung, den die Natur der Landſchaft eingeprägt hat, iſt auch durch alle Anlagen und Einrichtungen fortgeſetzt, die Geſchmack und Kunſt hinzugefügt haben. Denn ſich blos mit Bewohnung und Genuß begnügen, konnte nicht der thätige Geiſt des Beſitzers; gewohnt zu ſchaffen, breitete er auch hier ſeine Wirkſamkeit in mannichfaltigen Verſchönerungen aus.

Auf der Höhe des waldigten Heeſchenberges zeigt ſich zuförderſt der groſſe Pavillon, ohne Pomp, aber in einem reinen und edlen Geſchmack der Architektur, mit der Vorderſeite gegen Abend gerichtet.

Eine goldene Inſchrift über dem Eingange kündigt ſeine Beſtimmung an: Tranquillitati! Unten beym Eintritt ein großer, hoher und ſchönverzierter Saal in der Mitte, auf beiden Seiten zwey Kabinette; im zweyten Stockwerk die Schlafzimmer. Dieſes Gebäude dient blos zur Wohnung des Herrn; es iſt zu dieſem Gebrauch geräumig genug, da es in den Wintermonaten nicht bewohnt wird, indem die Lage und Einrichtung dieſes Orts ihn blos zu einem Sommerſitz machen. Das rothangeſtrichene Dach iſt mit einem kleinen artigen

Thurm geziert, und die äuſſern Wände ſind mit einem bläulichen Anwurf verſehen. Hinter dem Gebäude liegt eine Reihe kleiner wohlausgezierter Gezelte zur Wohnung der Bedienten. Die Küche, die Beckerey, der Eiskeller und andere zur Haushaltung gehörige Gebäude verbergen ſich zur Seite im Gebüſch; ſie liegen ſo tief im Schatten, daß der nahe Umhergehende ſie nicht bemerkt; keine Sonnenſtralen dringen in dieſen verſchloſſenen Platz, und kein Geräuſch verräth die Beſchäftigung.

Auf dem Vorplatz des Pavillon iſt ein kleiner Lindengang mit Sitzen angelegt. Er dient ſowohl in kühlen Stunden zum Theetrinken, zum Spiel und zur Abendtafel, als auch zum Proſpekt, indem man zwiſchendurch aus dem Saale in gerader Linie eine angenehme Ausſicht auf einen Strich von Wieſen und Feld, ſodann auf die zu dem adelichen Gute gehörigen Hofgebäude in der Tiefe, hinter ihnen auf einen Berg, und endlich auf einen ſchönen Wald hat, der die Scene ſchließt. Die kurze Lindenallee hat in der Mitte einen breiten Gang, und auf den beiden Auſſenſeiten zwey ſchmalere, die von einer Hecke von Hagebuchen zur Einfaſſung des Waldes begränzt werden. Dieſe Hecke hat nichts Gekünſteltes; ſie iſt frei gezogen, und die Waldbäume ragen unmittelbar über ſie empor.

An dem Ende des Lindengangs ſieht man vor ſich eine in gerader Richtung mit neuen anſehnlichen Abſätzen tief ſich hinabſenkende Terraſſe, auf beiden Seiten hinunter mit Hecken und Wald eingefaßt, und unten am Fuß ein kleines Waſſer, worin ſich die Häupter umhergepflanzter Bäume ſpiegeln. Die Terraſſe, die nicht beſtimmt iſt, beſtiegen zu werden, hat kein Treppenwerk. Ueber die Abſätze hin laufen von beiden Seiten des Waldes Gänge, welchen man in verſchiedenen Erhöhungen auch verſchiedene Ausſichten nach dem groſſen Pavillon oben hinauf, und nach der unten liegenden Landgegend hat. Die Abſätze haben Ruhebänke zum Genuß dieſer Ausſichten, die ſich bald erweitern, bald zuſammenziehen; ſie ſind überdies mit Blumen, und hie und da mit einigen ſchönen Lorbeerbäumen in maleriſchen Stellungen verziert.

Zur Linken auf dem Platz vor dem Pavillon hat man unter ſchattigten Kaſtanienbäumen an einem niedrigen Gitterwerk, das den Rand dieſer Anhöhe einfaßt, und mit wohlriechenden Blumen bepflanzt iſt, einen herrlichen Sitz. Man ſieht über einen groſſen dickbuſchigten, auf den Seiten mit hohen Bäumen verſchönerten Vorgrund, der ſich an dieſem mittägigen Abhange des Berges hinunterzieht, und eine ſchöne waldigte Scene bildet, in eine anſehnliche Vertiefung hinab, worin man einen Fiſchteich, ein angelegtes Waſſer, erblickt. Seine Ufer ſind ringsumher mit Roſengebüſchen bekränzt; auf jener Seite iſt noch eine junge Pflanzung von Kaſtanien, die in der Folge zur Verſchönerung des Waſſers beitragen wird. An dem dieſſeitigen Ufer glänzt ein Blumenbeet mit lebhaften und abwechſelnden Farben, die man, indem man unten wandelt, durch den Widerſchein im Waſſer ein neues Schauſpiel bilden ſieht. Man erblickt von oben herab am Teiche einen Sitz zum Vergnügen des Fiſchfangs, verſchiedene Bänke, und zur Rechten ein ſteinernes mit Stroh gedecktes Gebäude, das ſich in dieſem Proſpekt gut auszeichnet. Ueber das Waſſer hin ſieht man noch in der Tiefe den gröſten Theil von einem Luſtgebüſch, woraus hie und da hohe Bäume hervorſteigen, das mit ſchlängelnden Gängen durchſchnitten iſt, und mit einem kleinen Waſſer-

fall

faſt belebt wird. Hinter dieſer Scene fängt die Landgegend an ſich zu erheben. Zwiſchen den hohen Bäumen im Gebüſch hindurch ſieht man eine Reihe von Hügeln und Bergen aufſteigen, worauf Viehweiden und Kornfelder durchſchimmern. Weiter nach der Weſtſeite hin ſchwellen die Berge höher empor; ſie zeigen ſich alle in ihrer nicht gar beträchtlichen Entfernung dem Auge deutlich; ihren Gipfel krönt von der ganzen Mittagsſeite an bis über die Abendſeite hinaus eine Reihe von Wäldern, in deren verſchiedene Oeffnungen ſich hin und wieder Saatfelder mit hellern Farben hineinziehen, und das Gemälde mit einem höhern Contraſt des Lichts und des Schattens beleben. In dieſen Zwiſchenräumen wird das Auge zuweilen von einer zufälligen Erſcheinung zur Verwunderung überraſcht. Indem die Höhen der hintern Saatfelder über die ſich diesſeits herabziehende Waldung hervorragen: ſo ſcheint oft der Pflug in den Gipfeln der Bäume zu irren, oder der Mäher mit ſeiner Senſe die Krone des Waldes zu bedrohen. — Die Wälder beſchlieſſen den Geſichtskreis und verhüllen die Landſchaft in ihre Einſamkeit.

Geht man zur Linken des groſſen Pavillon ſeitwärts in die Vertiefung hinunter, ſo ſtößt man bald auf ein kleineres Gebäude mit einem rothen Dach und bläulichen Anwurf, das ein Wohnzimmer und ein Schlafkabinet enthält. Man ſieht hier in einen Theil des buſchigten Abhanges hin; doch iſt die Ausſicht geſperrt. Von dem Gebäude läuft ein Weg nach der Morgenſeite des Berges ab, wo der Blick von umzäunten Wieſen zu einer Anhöhe ſich erhebt, und auf einem Stück Waldung ruht: ein andrer Gang, gerade von dem Eingange weg, ſchlängelt ſich zur Vertiefung hinunter. Iſt man hinabgeſtiegen, ſo zeigt ſich die Spitze des Pavillon auf der Höhe zwiſchen den Bäumen ſehr maleriſch. Eine zum Fiſchfang bequeme Brücke, die über einen Canal führt, aus welchem das Waſſer zum Teiche ſich ſammelt, iſt zugleich mit einem Sitze verſehen; man überſchaut hier in der Nähe das Waſſer, die Blumen und ihren Wiederſchein, das mit Stroh gedeckte Haus, das mit der Inſchrift: Bon-Bon bezeichnet iſt, und ringsumher einen waldigten Umzug.

Beym Herumirren in dem Luſtgebüſche ſieht man darin kleine Canäle, die dem Teich das Waſſer zuführen, ſich ſchlängeln, und hohe, glatte, ſchlanke Ellern in die Luft ſteigen. Das Gebüſch, das aus einem Gemiſch von Ellern, Hagebuchen, Quitſchern u. a. beſteht, iſt niedrig, dünne, luftig; es zieht ſich mit ſeinen ſchlängelnden Pfaden eine ganze Strecke nach der Morgenſeite am Fuß des Berges hin, und hat Bänke, die zum Ausruhen einladen. In dieſen Gängen hat man faſt immer den Thurm des groſſen Pavillon auf der Anhöhe im Geſicht.

Nach der weſtlichen Seite hin komme man, bey dem Ausgang aus dem Gebüſch, zu dem Gebäude Bon-Bon, und von da zu einer groſſen Grotte. Man läßt auf dem Wege zur Linken eine kleine Inſel liegen, die mit einer weiſſen Urne und mit Blumen geziert iſt; das Waſſer hat einen Abfall, und hilft weiter unten Waſſergüſſe bilden. Die Grotte iſt ein ſtarkes Werk von Steinen. Sie hat ſowohl vorne, als auf beiden Seiten, groſſe Oefnungen ohne Thüren. Sie iſt geräumig, hoch, kühl, und inwendig an den Wänden mit Steinchen natürlich ausgelegt. Sie ruhet im Schatten hoher Bäume. Gerade vor der mittlern Oefnung liegt ein Felſenwerk, worüber ſich ein Waſſerfall mit drey ziemlich groſſen Abſätzen ſtürzt, in deſſen Getöſe ſich das Rauſchen überhängender, ſchwankender Bäume miſcht.

Von dieſer Grotte ſchlängelt ſich ein ſehr anmuthiger Weg den Berg hinauf; ein andrer führt unten an ſeinem Rande weg, bey einer Reihe von Waſſergüſſen, Brücken, einem Teiche und kleinen Raſenſtücken. Auf dieſem Wege hat man an der Abendſeite allmählige Erhöhungen von Bergen, vorliegende und zurückweichende Wälder, den Hof mit ſeinen Gebäuden und dem neuen im reinen Architekturgeſchmack erbauten herrſchaftlichen Wohnhauſe, und weiter nach Norden hin eine reich ausſtaffirte Landſchaft in einer freyen Ausſicht.

Auf den Gängen, die auf dem weſtlichen Abhange des Berges laufen, erblickt man jene Gegenſtände wieder, aber in einem veränderten Proſpekt, indem ſie ſich mehr in die Tiefe zurückziehen, und nur hie und da gebrochen durch die Zwiſchenräume der Bäume ſchimmern. In dieſer Ausſicht wird das untenliegende Waſſer wichtiger, weil es, ohne eine deutliche Bezeichnung ſeiner Umgränzung, zwiſchen den kleinen Oefnungen des Laubwerks gröſſer ſcheint.

Auf einem dieſer Wege, die ſich nach der nördlichen Seite des Berges ziehn, kommt man bey einem Gebäude vorbey, das der Einſamkeit gewidmet iſt, wie nicht allein ſeine Inſchrift, ſondern auch ſeine Lage bezeugt. Es entfernt ſich zur Linken etwas von dem Wege, und zieht ſich in die Dämmerung umſchattender Bäume hinein. Die Lage iſt, wie ſie ſeyn muß, verborgen, ruhig, umſchattet; alle Ausſicht umher iſt gehemmt; doch hat das Gebäude, das aus einem Wohnzimmer mit einer Schlafſtelle beſteht, einen kleinen artigen Vorplatz.

Verfolgt man den Weg weiter, ſo kommt man bald auf einen runden Platz, an welchen ein anderes kleines aus Einem Zimmer beſtehendes Gebäude ſtößt, das wegen der ausgebreiteten und herrlichen Ausſicht, womit das Auge hier gegen Norden überraſcht wird, ſich mit der Ueberſchrift: Bellevue, unterſcheidet. Man wird von dieſem auf viele Meilen ſich verbreitenden, reichen und überaus erfriſchenden Proſpekt um ſo mehr ergötzt, da man eben aus einer verſchloſſenen Scene getreten iſt. Unmittelbar vor ſich hat man eine lange, auf beyden Seiten von Waldung eingefaßte, beſteigbare Terraſſe, mit vielen Abſätzen und bequemen Stufen von Raſen, auf welchen man an den Fuß des Berges hinabgehen kann. Im Vorgrunde erſcheinen Wieſen, Viehtriften, Felder und einige Häuſer. Weiter hin wird das Auge durch einen ſchönen See erfriſcht, mit deſſen Klarheit ein dunkler zur Rechten angränzender Wald einen reizenden Contraſt macht. Ueber ihn hinaus Kornfelder, Dörfer, Waldungen, bey hellem Wetter zwey adeliche Höfe, wovon Kleinnordſee auch ohne Fernglas ſichtbar iſt, und andre Abwechſelungen und wunderbare Miſchungen in einer bis in den blauen Dunſt am Horizont hin ſich verlierenden Landſchaft. Dieſe Ausſicht iſt die weiteſte, freyeſte und heiterſte, die man von dem Berge genießt, da ſie auf den meiſten übrigen Seiten von umliegenden Wäldern begränzt wird. Sie bringt eine liebliche Erfriſchung in das Gemälde, ohne den Karakter des Ganzen, Ruhe und ländliche Einſamkeit, zu verändern, indem kein Getöſe in der Nähe, keine ſtarke Bewegung umher vorhanden iſt, ſondern vielmehr über dieſen in die Ferne hin ſich verbreitenden Scenen die Stille der friedeathmenden Natur ſchwebt.

Wendet man ſich von dieſer Ausſicht rückwärts hin, ſo erblickt man über einen geraden und breiten Gang hinauf eine Seite des groſſen Pavillon. Doch wird man ſich vorzüglich das Vergnügen machen, von der Terraſſe weg nach dem nördlichen Abhange des Berges ſeinen Weg zu wählen. Hier tritt man gleich in ein ſehr anmuthiges, einſames und ſchattenreiches Revier. In der Höhe und in der Tiefe der abhangenden Seite laufen verſchiedene Gänge. Kühlung und liebliche Spiele des Lichts und des Schattens ſchweben hier zwiſchen den hohen Bäumen umher. Von oben fallen zerſtreut die Blicke der Sonne durch; von der linken Seite her ſchimmert die Landgegend mit nahen Wieſen, wellenförmigen Erhebungen und Kornfeldern hie und da in gebrochenen Durchſichten. Ein ſteinernes Gebäude bietet unten einen kühlen und einſamen Sitz zur Ruhe und Selbſtbetrachtung an, wozu es allein beſtimmt iſt. Man ſieht von dieſem Sitze ganz nahe vor ſich einen Theil einer groſſen Wieſe und ein Stück von Wald, das Ende von dem Kranze, der ſich von der Morgenſeite an auf den mittägigen Anhöhen herum bis über die Abendgegend hinauszieht; noch zeigen ſich zur Rechten eingezäunte Felder und einzelne Häuſer; zur linken Hand aber verbirgt ſich das neue herrſchaftliche Wohnhaus.

Etwas weiter führt eine weiſſe Pforte in eine neue Anlage von einem überaus angenehmen und ſanften Karakter. Sie liegt an dem äuſſerſten Rande des Berges, zieht ſich von der Nordſeite nach Morgen herum, und beſteht aus einer buſchigten Anhöhe und einer jungen Pflanzung, zwiſchen welchen beyden ſich in einer faſt ganz von der Natur gebildeten Vertiefung ein nicht ſehr groſſes, aber reines Waſſer herumſchlängelt. Auf einem mit Hagebuchen, Nußbäumchen und Blumen bepflanzten Wege wandelt man an dem Fuß eines kleinen Hügels hin, der überall mit einem kurzen und dicken Gebüſch von mannichfaltigen Bäumchen und Sträuchen eingehüllt iſt. Zwey ſchmale Pfade ſchlängeln ſich in dieſe zauberiſche Wildniß hinauf, irren umher, und laufen auf der andern Seite wieder hinab zu einem Theil des Waſſers, an welchem ſich ein freyer Weg herumwindet. Zwei anmuthige mit Blumen und Raſenſtücken umkränzte Sitze unter Bäumen am Waſſer locken hier nicht vergebens; man nimmt mit Vergnügen eine Ruheſtelle ein, um eine ſo liebliche Scene länger zu genieſſen. Man geht über einen Damm, unter welchem das Waſſer zur Wäſſerung auf die groſſe Wieſe geleitet wird, wovon man vorher aus dem ſteinernen Gebäude einen Theil ſah, die ſich aber hier in ihrem ganzen ſchönen Umriß auswickelt. Von dieſer Stelle genießt man wieder eine reizende Ausſicht nach dem neuen herrſchaftlichen Wohnhauſe und den Gutsgebäuden, nach der Kette von Bergen, die ſich aus verſchiedenen Niedrigungen hintereinander erheben, nach den Wäldern auf den Höhen umher, nach ihren maleriſchen Zwiſchenräumen hin. Das Wohnhaus ſenkt ſich mit den benachbarten Gebäuden in eine kleine Vertiefung zwiſchen den Bergen; hinter ihm erhebt ſich ein Wald, der, wiewohl er entfernt iſt, in dieſer Richtung ganz nahe daran zu ſtoſſen ſcheint; zur Rechten breitet ſich die mehr flache Landgegend mit ſanften Erhöhungen, Kornfluren, einzelnen Bäumen, Gebüſch und Einzäunungen aus. Ueber den Damm führt der Weg in die junge Pflanzung, die aus verſchiedenen wilden Geſchlechtern, Hagebuchen, Ipern, Quitſchern, Tannen u. a. beſteht, und mit der Zeit viel verſpricht; ſie geht an dem Rande des Waſſers hinauf, wendet ſich zur Rechten, und verbreitet ſich zu mehr Gängen; ungefähr in der Mitte des Bezirks, den ſie auf dieſer Morgenſeite einnimmt, erhebt ſich ein runder mit Kaſtanienbäumen umkränzter Platz, wovon man ringsumher eine freye angenehme Ausſicht genießt, beſonders nach der Gegend zurück, woher man kam. Zwey

Dämme, bey welchen kleine Waſſergüſſe rauſchen, und der Freund des Fiſchfangs mit der Angelruthe die Spiele der ſorgloſen Forelle unterbricht, laufen über das Waſſer, und verbinden die Pflanzung mit einem kleinen, zierlichen und anmuthigen Fruchtgarten, der hier den Fuß des Berges ſchmückt. Vor dem zweyten Damm liegt ein ſteinernes Gebäude, zu Sitzen beſtimmt, die eine Ausſicht auf einen Theil des Gartens und auf die ſich erhebende Waldung des Berges geben. Man erblickt hier noch drey Gebäude, die Gärtnerwohnung am Ende der Pflanzung, im Fruchtgarten ein anderes mit guten Zimmern verſehenes Haus, und weiter hinauf, queer über eine mit Quitſchern und Tannen beſetzte Allee, das Wirthshaus auf einem Hügel am Walde, das von dieſer Lage und von der Nachbarſchaft kleiner Viehweiden umher ein ſehr anmuthiges ländliches Anſehen gewinnt.

Man kann von dieſer Seite verſchiedene Wege und Terraſſen wählen, um in die Spaziergänge des öſtlichen Abhanges des Berges zu gelangen. Von zwo Terraſſen, die mit ſteinernen Treppen zwiſchen der Waldung hinaufſteigen, führt eine grade zu einem Pavillon hinauf.

Dieſes Gebäude verdient den nächſten Platz nach dem groſſen Pavillon, wovon es auch weniger als die andern entfernt liegt. Es iſt rund, hat ein graues Schieferdach von dieſer Form, und an den äuſſern Wänden einen bläulichen Anwurf. In der Mitte ein runder, mit Geſchmack verzierter Saal; auf jeder Seite ein Schlafkabinet. Der Saal hat keine Fenſter in den Wänden; die Erleuchtung fällt von oben durch zwey Ochſenaugen im Dach und durch die Glasthüre. Die Ausſicht von hier iſt in einem ſehr landmäßigen Stil. Man ſieht kein Waſſer, blos Felder, mit Gebüſchen, einzelnen Bäumen, Zäunen und Wald unterbrechen, womit die Landſchaft in die Ferne zu verwildern ſcheint, unterdeſſen daß in gerader Richtung ein weiſſer Dorfkirchthurm aus der waldigten Verdunkelung emporſteigt.

Kehrt man von dieſem kleinen Pavillon zu dem groſſen zurück, ſo blickt man bald zur Linken über einen Weg, auf welchem die Auffahrt geſchieht, nach einer Senkung des Berges hinab, worauf ſich die untere Gegend mit kleinen eingezäunten Stücken von Feld und Wieſen wieder zu einem Walde hebt, vor deſſen Eingang eine Bauerhütte ruhet.

Die Vielheit, die Bequemlichkeit und die Abwechſelung der Gänge, die auf allen Seiten in der Waldung des Berges herumlaufen, und nach und nach zu allen merkwürdigen Scenen führen, macht einen wichtigen Theil von den Annehmlichkeiten dieſes Parks aus. Einige Wege ſind ſo breit, daß ſie befahren werden; andre Gänge laufen zuweilen in ſchmale Fußpfade über. Bey Auffahrten und Zugängen zum Hauptgebäude ſind ſie, wie ſie ſeyn ſollen, in gerader Linie; in andern Gegenden, wo das Umherirren ergötzt, oder der Gehende auf eine Ueberraſchung geleitet werden ſoll, ſchlängeln ſie ſich in abwechſelnden und ungekünſtelten Wendungen. Die Gänge ſcheinen hier gleichſam in einer beſtändigen Bewegung zu ſeyn, ſo ſehr auch Unbeweglichkeit ihr Eigenthum iſt; bald ſteigen ſie, bald ſenken ſie ſich wieder, nach den Abhängen und Ungleichheiten des Bodens, die ſo viel zur Veränderung der Scenen und der Proſpekte beytragen. Hie und da ſind ſie mit Hecken eingefaßt, die ein natürliches Anſehen haben, da ſie den Waldbäumen zu einer Art von Umpflanzung dienen. Zuweilen laufen die Wege frey und offen; zuweilen im Schatten. Wo es die Beſchaffenheit des Bodens erfodert, da wechſeln ſie mit bequemen Treppen von Steinen oder Raſen ab. An verſchiedenen Stellen breiten ſie ſich zu runden

Plätzen aus, die mit ſchönen Bäumen umkränzt und mit Bänken verziert ſind.

Unter den ſchönen gewachſenen Buchen des Waldes ſind Eichen, Eſpen, Quitſchern, Tannen und andre Geſchlechter gemiſcht. Die lichten Stellen wechſeln mit dunkeln ab, wo dickes Untergebüſch den vielen und mannichfaltigen Waldſängern, die ſich hier zu wohnen freuen, eine ungeſtörte Freiſtätte anbietet. In einigen Gängen erheben ſich die Bäume zu einer Höhe, die ein Gefühl von Würde und Erhabenheit einflößt, zumal wenn ihre Gipfel mit feyerlichem Geräuſch an einander ſchlagen. Bald hängt eine tiefe Ueberſchattung über den Weg. Bald lacht die Freundlichkeit des Himmels zwiſchen den obern Spitzen herab; man ſchauet hinauf, und erheitert kehrt der Blick zurück. Bald verſchlieſſen ſich die Ausſichten von allen Seiten; bald eröfnen ſie ſich wieder, hier ganz, dort halb; bald brechen ſie auf einmal unerwartet hervor in gerader Richtung mit lebhafter Ueberraſchung; bald enthüllen ſie ſich in allmäligen Wendungen zur längern Unterhaltung.

Eine vorzügliche Verſchönerung geben die angezeigten verſchiedenen Gebäude, die in der Waldung hin und wieder zerſtreut ſind, und die man als eben ſo viele Tempel der Gaſtfreundſchaft anſehen kann. Denn ſie dienen nicht blos zur Bezeichnung der Proſpekte, oder zur Belebung der Scenen; ſie ſind zugleich Wohnungen und Schlafkabinette für Fremde, die das Glück haben, von der Freigebigkeit des Beſitzers bewirthet, und von ſeinem Geiſte unterhalten zu werden. Alle dieſe kleinen Gebäude empfehlen ſich durch die Schönheit ihrer Lage, durch die Bequemlichkeit ihrer Einrichtung, und durch den reinen prunkloſen Geſchmack ihrer Auszierung. Die Einrichtung ſolcher Luſthäuſer zur Bewohnung iſt hier eine ungemein anmuthige und vortheilhafte Erfindung. Sie giebt dem Gemälde eine neue Erfriſchung durch die Vorſtellung von Gaſtfreundſchaft, von Freiheit und Ungezwungenheit. Auch wird dadurch der Charakter der Ruhe und ländlichen Einſamkeit, der durch das ganze herrſcht, glücklich beibehalten; denn er würde hier durch die Gegenwart eines weitläuftigen Wohngebäudes zerſtört, das mit dem Geräuſch zuſammengedrängter Geſellſchaften, und mit dem Gewühl von Bedienten erfüllt wäre. Jetzt athmet hier alles Ruhe und Freiheit. Jeder Gaſt iſt Herr ſeiner Zeit und ſeiner Bewegungen. Er beſchwert nicht, und wird nicht beſchwert. Er kann einſam ſeyn, oder ſich durch Beſuche erheitern. Er darf ſich als den Eigenthümer ſeiner Wohnung anſehen, ſeine Thüre ſchließen und öfnen, wie es ihm gefällt. In einer Abtheilung iſt Raum für einen Bedienten. Auf ſeinen frühen Spaziergängen begegnet er einen Bekannten oder einen Freund zu muntern Geſprächen, oder er verläßt mit der Morgenröthe ſein Schlafkabinet, um länger einſam zu ſeyn, oder er ſchleicht in eine Gegend hin, wo er auf verſchiedenen Wegen ausweichen kann. Zuweilen lockt ihn die ſchöne Lage einer andern Wohnung, die er auf ſeinem Wege antrift, hinzuzutreten: er klopft an, und findet ſie leer; der Bewohner beluſtigt ſich ſchon lange auf entfernten Spaziergängen. Oft trift er einen andern Bewohner an, als den er da vermuthete; er ſieht ſich getäuſcht und wieder beruhigt. — Beſchäftigungen, Zeitvertreibe, Geſpräche, einſame Ergötzungen wechſeln hier miteinander ab, bis ein Geläute zur beſtimmten Stunde die zerſtreuten Gäſte aus ihren Einſiedeleyen oder von geſelligen Spaziergängen in den groſſen Pavillon auf der Höhe zur Tafel wieder zuſammenruft.

Dies ſind, nach dem Lauf der Wege, die ich nahm, und nach meiner Empfindung, die Hauptſcenen, welche die

Schönheit des **Heeſchenbergs** erheben. Andre werden bey einer andern Wahl ihrer Gänge vielleicht noch mehr Ergötzung antreffen. Man ſieht hier Natur und Geſchmack im Wetteifer, einen Sommerſitz zu bilden, der, nach dem Geſtändniß der einheimiſchen und auswärtigen Kenner, zu den erſten Merkwürdigkeiten der Gartenkunſt nicht blos in **Holſtein**, ſondern in **Deutſchland** gehört. Hier iſt nicht blos eine reizende Anlage der gefälligen Natur; hier iſt auch Anordnung mit Geſchmack, Unterhaltung mit Sorgfalt, und Fortwirkung mit Eifer. Noch iſt das Werk nicht vollendet. Daß die Verſchönerungslinie von der mit Quitſchern und Tannen beſetzten Allee zur Linken des Wirthshauſes fortlaufen, und den dort gegen Morgen ſich erhebenden mit Waldung bekleideten Berg umfaſſen wird, iſt ſchon für's erſte eine Erweiterung, die einen der herrlichſten Luſtplätze erwarten läßt. Der Wald iſt mit den ſchönſten Bäumen geziert; er hat Gebüſch und mannichfaltige Ungleichheiten des Bodens; er verſtattet auf allen Seiten die anmuthigſten Ausſichten; und was ſeine Lage vorzüglich verſchönert, ſo breitet ſich an ſeinem Fuß nach Morgen hin ein See aus. Man ſieht hier das Licht des Tages aufſteigen, und die heiterſten Morgenſcenen in einer reichgeſchmückten Landſchaft bilden; und wenn der Himmel den Beſitzer länger ſeinem Jahrhunderte gönnt, ſo darf man hier und in den angränzenden Gegenden noch Anlagen hoffen, die den Reiz der Natur mit Harmonie erheben.

Der Sitz eines berühmten Mannes, von deſſen Gröſſe ich hier nichts ſagen darf, weil einſt die Geſchichte davon reden wird, erweckt ſchon die Neubegierde eines Fremden. Allein man ſieht hier mehr, als was man zu ſehen gewohnt iſt. Man ſieht Erfindungen und Anlagen, alle aus dem Geiſt des Beſitzers ſelbſt entſprungen. Man ſieht für Jedermann freyen Eintritt in die Spatziergänge, Aufnahme des Fremden, und Achtung des Verdienſtes. Man kehrt zurück mit Erzählungen, die neue Luſtreiſen nach dieſem Sitz beſchleunigen.

Bey einer ſolchen Reiſe nimmt vielleicht einſt ein Gartenfreund dieſe Beſchreibung in die Hand. Er ſieht, er lieſt, er vergleicht, er findet nichts, das von der Phantaſie hinzugeſchmeichelt wäre, er findet blos eine kleine Topographie, die kein anderes Verdienſt haben kann, als Treue. Aber er wird dagegen Unvollſtändigkeit ſehen, und zugleich verzeihen, indem er bedenkt, daß die Natur gröſſer und reicher iſt, als die Sprache faſſen kann; daß in einer Beſchreibung nach der Natur, eben ſo wie im Landſchaftsgemälde, manches wegbleiben muß, wovon die Wirklichkeit, nicht aber die Nachſchilderung gefällt; daß die feinern Beziehungen, Uebergänge und Verbindungen der Natur, ſelbſt unter dem Pinſel des kühnſten Landſchaftsmalers, kaum einer Darſtellung fähig ſind. Allein er wird nicht blos der Beſchreibung verzeihen, ſondern auch der Zeit, wenn ſie verändert hat.

IV.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

I.

Schreiben des Lords Fallifax an den Verfaſſer des Zuſchauers. *)

Bath den . . . . 17 . .

Mein Herr Zuſchauer!

Bey dem Handwerk, das Sie treiben, können Sie kein junger Springinsfeld ſeyn, und ſo hoffe ich, daß Sie Theil an meinem Unglück nehmen ſollen. Ich kam nach Bath, um meine Geſundheit wiederzuholen, und ich habe meinen Verſtand verloren. Eine ſchöne Miß iſt Schuld daran. Was brauche ich ſie Ihnen erſt abzukopeyen? genug daß ich zum Raſendwerden in ſie verliebt bin. Ihr Alter aber müſſen Sie wiſſen; ſie hat erſt achtzehn Frühlinge erlebt, und der Unterſchied zwiſchen ihren und meinen Jahren iſt eben ſo groß nicht, denn nach den aſtronomiſchen und arithmetiſchen Tafeln unſers berühmten Edmund Halley, beträgt er juſt

---

*) Dieſer Brief wurde unter den Papieren des Ritters Steele gefunden, der lange Zeit mit Addiſon am Zuſchauer arbeitete.

juſt nur ihrer achtzehn mehr, und Sie, mein Herr Zuſchauer, werden gewiß durch die Gläſer Ihres Obſervatorii genug Männer geſehn haben,. die älter wie ich, und doch in Miß's verliebt waren, die noch an Jugend meine ſchöne Sidney übertrafen. Ob ſie auch glücklicher waren, und ob Ihnen das Ihre Gläſer auch geſagt haben? darüber will ich nicht in Sie dringen. Ein ehrwürdiger Zuſchauer, ein tiefer Denker, beſchäftigt ſich auch wohl mit ſolchen Kleinigkeiten! Als ob der Adler ſich um die leichtfertigen Spiele der Schmetterlinge bekümmerte! Doch wieder zu unſrer Sache.

Miß iſt alſo ſchon achtzehn Jahr alt; und verteufelt ſtolz auf dieſe vorgebliche Jugend. Sie hat ſichs einfallen laſſen, ihr und mein Alter zu berechnen, und ſo klein gedacht, mich für zu alt zu halten, um, ſagt ſie, der Eigenthümer von ſo viel friſcher Jugend, mit ſo viel Reiz verknüpft, zu werden. Dieſen Schluß zufolge, hat ſie ihre Einrichtung getroffen, und alle meine Bemühungen, und das noch obendrein mit einer ziemlichen Portion von Verachtung, abgewieſen. Sie hat noch mehr gethan, ſie hat ſich in ein Kind von funfzehn Jahren vergaft, eine wahre Puppe, die kaum den Oxforder Bänken entwiſcht iſt, und gewiß den Schulſtaub noch nicht ganz abgeſchüttelt hat. Es kam nur auf mich an, darüber krank zu werden, allein ich habe mich, nach dem Rath eines berühmten Liebhabers, bloß begnügt, zu thun, als ob ichs wäre; palleat omnis amans! Da man mir auch ſagte, daß die Verſe, ich weiß nicht, warum, den Gang der Liebesangelegenheiten ungemein beförderten, ſo bin ich auf den Einfall gekommen, ihr ebenfalls in Verſen mein verliebtes Leid zu klagen. Ich reiſete nach London, und beſtellte welche auf Hai-market, Sie werden ſchon rathen, bey wem?

Der Verfaſſer verſicherte mich, daß ſie vortreflich wären, und daß Prior und Waller nie dergleichen gemacht hätten. Ich kehrte ſogleich damit nach Bath zu meiner Undankbaren zurück, allein ſie lachte nur über das adoptirte Kind meiner Muſe, und baute ſich in allen umliegenden Clubs Trophäen daraus.

Sagen Sie nun, Herr Zuſchauer, was ſoll ich thun, denn ich habe für dieſen Teufel in der Liebe die ganze Kunſt zu Lieben erſchöpft. Hören Sie's nur ſelbſt! Mehr als hundertmal betrank ich mich ſchon auf ihr Wohl in Toskant mit allen braven Jungens von Altengland; eben ſo oft wurden mein Kopf und meine Rippen von verdammten Baxern braun und blau gewalkt, die ſtärker waren, als ich, und das, weil ich mit Fauſtſtößen behaupten wollte, daß meine S'bury die ſchönſte Perſon in den drey Königreichen ſey, den ſchönen Engel von Sommerſet *) allein ausgenommen; unzähligemal habe ich den Hals zu brechen gewagt, und zwölf meiner ſchönſten Pferde zu Schanden geritten, als ſie dem Wettrennen zu Hai-market beywohnte. Alle Hähne auf meinem Hof ſind blind und zerzauſt, und daran ſind die Hahnenkämpfe Schuld, die ich ihr zu Gefallen gab. Ich habe geweint, geſeufzt, geflucht, ſogar meine Pairwürde habe ich ſo weit hintenan geſetzt, mich für einen Poeten auszugeben, und ihr Verſe zu überreichen, die nun freylich ein andrer gemacht hatte, wie's Dichter von Stand immer zu halten pflegen. Aber nichts von dem allen hat anſchlagen wollen. Seit drey Tagen ſollte man mich für einen Menſchen halten, der aus Bedlam entſprungen wäre. Ich gehe, ich komme, ich renne, ich kann nicht einen Augenblick auf Einer Stelle bleiben, mein Daſeyn iſt mir eine Laſt,

---

*) Clariſſe Harlowe, aus dem bekannten Roman.

Laſt, die mich zu Boden drückt. . . . Ich ſehe nur zwey Wege vor mir, entweder die ſchöne Sidney zu vergeſſen, oder mich zu hängen. Das erſte iſt nicht leicht, und das letztere im Grund abgeſchmackt. Ich weiß, der Teufel hole mich! nicht, was ich anfangen ſoll! Antworten Sie mir bald, Herr Zuſchauer, oder Ihr Rath trift mich nicht mehr in einem Stand an, wo ich Gebrauch davon machen kann. Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

2.

Tiſchgebräuche verſchiedener Völker.

Keiner, wenn er auch noch ſo entkräftet oder hungrig wäre, darf in den kanariſchen Inſeln um etwas zu eſſen bitten, wo er nicht Gefahr laufen will, für den ungeſchliffenſten und ungeſittetſten Menſchen von der Welt gehalten zu werden. Die gewöhnliche Eſſenzeit iſt Mittag, da dann alle Thüren nach der Straſſe bis um drey Uhr Nachmittag zugeſchloſſen werden. In vornehmen Häuſern beſteht die erſte Schüſſel in einer Suppe von Rindfleiſch, Hammelfleiſch, Schweinefleiſch, Speck, Karotten, Rüben, Kartoffeln, Erbſen, Zwiebeln, Saffran u. ſ. w. welches alles zuſammen gekocht, und wenn es in die Schüſſel gegoſſen iſt, mit dünnen Brodtſchnitten vermehrt wird. Das zweite Gericht iſt gebraten Fleiſch und dergleichen. Das dritte iſt das Olio oder die Ingredienzen, aus denen die Suppe gemacht war. Den Beſchluß macht das Deſert, das aus Konfekt und Früchten beſteht. Wein, pur oder mit Waſſer vermiſcht, iſt das Getränke bey Tiſche, ſobald aber das Tiſchtuch weggenommen worden, trinkt man keinen Wein mehr. Die ausgebrachten Geſundheiten ſind: „Ihre Geſundheit, mein Herr oder Madame,“ und die Antwort: „Ich wünſche ihnen tauſend Jahre zu leben,“ oder: „Wohl bekomme es ihnen.“ Gleich nach dem Eſſen ſetzt man eine große maßivſilberne mit Waſſer angefüllte Schüſſel auf den Tiſch, worein die ganze Geſellſchaft ihre Hände auf einmal ſteckt und wäſcht. Wenn dies geſchehn, ſpricht ein Bedienter, der an dem andern Ende des Tiſches ſteht, folgendes Gebet. „Hochgelobt und geprieſen ſey das allerheiligſte Sakrament des Altars, und die klare und reine Empfängniß der allerheiligſten Jungfrau, in Gnaden empfangen von dem erſten Augenblick ihrer natürlichen Exiſtenz. Meine Damen und Herren, wohl bekomme es ihnen!“ Hierauf macht er einen tiefen Bückling, und jeder entfernt ſich, um die Sieſte zu halten. Wenn Leute von Stande ein Traktament geben, ſo iſt allemal ein Mönch dabey, der gewöhnlich der Beichtvater des Hauſes iſt. Bey Morgen- und Abendbeſuchen präſentirt man den Gäſten Schokolade und Backwerk, an Sommerabenden aber Schnee. Zwiſchen acht und neun wird die Abendmahlzeit gehalten, und dann legt man ſich zu Bette.

Der vornehmen Araber in Syrien und Paläſtina gewöhnliche Art zu ſpeiſen iſt folgende. Auf der Erde ſind verſchiedene Teppiche ausgebreitet, und in die Mitte wird eine lange Tafel geſetzt, welche nur eine Spanne hoch von der Erde und anderthalb Ellen breit iſt, und mit keinem Tiſchtuch oder ſonſt etwas bedeckt wird. Verſchiedene groſſe Schüſſeln mit Pilau oder dickgekochtem Reiß ſtehen auf derſelben vertheilt, und in der Mitte wird ein ganzer, groſſer, gekochter Hammel aufgeſetzt, der in ſeinem Wanſt eine Fülle von einer andern Art Pilau hat. Ueberſteigen die Gäſte die Anzahl von dreißig Perſonen, ſo wird mehr als ein Hammel aufgetragen. Viele kleine Schüſſeln mit gekochtem Zugemüſe und auf mancherley Art zugerichtetem Fleiſche, ingleichen Näpſe voll geronnener, und durch Sauerteig ſauergemachter Milch, werden zwiſchen dieſe Hauptgerüchte eingeſchoben. Ein Gerücht von der letzten Art nennen ſie Leben und die Türken Jagurt. Dünne und ziemlich ſchlechtgebackene Kuchen vertreten die Stelle des Brodtes. Einige beinerne oder hölzerne Löffel machen das ganze Tiſchgeräthe aus. Iſt nun das Eſſen aufgetragen, ſo waſchen ſich alle ſorgfältig die Hände, laſſen ihre Babuſchen hauſſen, und ſtellen ſich vor die Tafel. Der Wirth thut ein Gebet an Gott, die übrigen thun desgleichen, und dann laſſen ſich alle, mit kreuzweiß untergeſchlagenen Füſſen, auf die Teppiche nieder. Einer von den Bedienten breitet ein großes Tiſchtuch über die Knie von allen, und dann geht's an ein eſſen. Obgleich Löffel auf der Tafel liegen, bedienen ſie ſich doch derſelben wenig, ſondern fahren ohne Umſtände mit der Hand in den Pilau, nehmen ſo viel ſie in die hole Hand faſſen können, machen gleichſam einen Kloß daraus, und eſſen es, wobey ſie bald von dieſem, bald von jenem Gerüchten etwas darunter thun. Waſſer iſt das gewöhnliche Getränke, welches von den aufwartenden Bedienten gefodert, und aus irdenen Trinkgefäſſen oder aus Kokosnüſſen, ſelten aber aus Gläſern getrunken wird. Die Zeit bey Tafel dauret nicht lange. Alle ſtehen zugleich auf, danken Gott, waſchen ſich wieder mit gleicher Sorgfalt die Hände und den Mund, und nehmen an einer andern Tafel Platz, welche mit Früchten und ſüſſen Sachen beſetzt iſt. Nachdem ſie davon etwas weniges genoſſen haben, wird die Tafel weggenommen, und ohne von ihren Plätzen aufzuſtehn, trinken ſie Coffee, rauchen Taback und bleiben lange bey einander ſitzen. Unterdeſſen gehn die Leute des

Hausherren, und nach ihnen die Jungen an der erſten Tafel zu Tiſche, ſich an dem, was darauf geblieben iſt, zu ſättigen, und zuletzt werden die Ueberbleibſel der erſten und zweyten Tafel in die geheimen Zimmer der Damen getragen, denn an dieſe, ſelbſt an die Frau vom Hauſe, kommt es hier, wie Herr Mariti behauptet, zuletzt.

Die ſpaniſchen Damen in Peru eſſen nie mit dem Mannsperſonen, ſondern indem ſich dieſe auf Seſſel an die Tafel ſetzen, bleiben ſie mit kreutzweis übereinandergeſchlagnen Füſſen auf den **Eſtrado's** ſitzen, welches eine Spanne hohe und drittehalb Ellen breite mit Teppichen und Küſſen verſehene Erhöhungen, längſt den Wänden des Zimmers ſind. Hier werden dem Frauenzimmer kleine Tiſche mit Speiſen geſetzt. Gegen eilf Uhr Vormittags pflegt man Roſoli, Miſſella, oder eine Flaſche vom ſtärkſten ſpaniſchen Weine, mit Biscuit oder etwas anderem, ſo ſich zum Trunk ſchickt, herumzugeben, um wegen der groſſen Hitze den Magen zu ſtärken, welches die Einwohner hacer las once nennen. Hierauf wird ſogleich zum Mittageſſen Anſtalt gemacht. Den ganzen Nachmittag bringt man wegen der großen Hitze mit Waſſertrinken zu, welches in Ciſternen aufbewahrtes Regenwaſſer iſt, denn alle Brunnen führen geſalzenes Waſſer. Aus den Ananas, die in Ueberfluß in den Wäldern wachſen, druckt man den Saft, der angenehm und kühl zu trinken iſt, den man aber, eben wegen ſeiner großen Kühle, mit etwas Zimmt beſtreut, um die Erkältung des Magens zu verhüten. Statt des Thees bedient man ſich des Morgens und Abends des Krauts von Paraguay, das aus Schaalen, die aus einem americaniſchen Kürbiſſe gemacht, und am Rande breit mit Gold und Silber eingefaßt ſind, vermittelſt ſilberner

berner oder goldener Röhrchen geſogen wird, die unten kleine Oefnungen haben, und ins Geſchirr mit dem einen Ende getaucht, mit dem andern aber in Mund genommen werden. Die Königin unter den Früchten des Deſerts, und vielleicht unter allen bekannten Früchten der Erde, iſt die Chirimoya, welche auf dickbuſchigten Bäumen, von der Höhe unſrer großen Zwetſchenbäume wächſt. Am Stiel iſt ſie rund wie ein Apfel, und ſpitzt ſich von da oval zu. Inwendig gleicht ſie einer ſchneeweiſſen friſchen Butter mit einigen ſchwarzen Körnern vermiſcht. Wenn man ſie eſſen will, theilt man ſie, wie einen großen Apfel oder Birne, in der Mitte voneinander. Der Geſchmack iſt köſtlich, als wenn es Gewürzen und Specereyen wären. Man nimmt ſie Morgens und Abends vor dem Chocolatetrinken, weil ſie ungemein kühlt, und die Chocolate ihre Kühle etwas mäßigt. Die Blütchen dieſer herrlichen Frucht haben einen ſtärkeren und lieblichern Geruch, als die Citronen und Pommeranzenblüthe. Man pflegt ſie unter die Wäſche zu legen, die davon parfumirt wird.

Die ganze Welt weiß, daß die chineſiſche Höflichkeit langweilig und ermüdend iſt, und daß läßt ſich vorzüglich von ihren Feſten ſagen: alles beſteht da aus Komplimenten und Zeremonien.

Man hat in China zwey Gattungen von Gaſtmalen. Ein gewöhnliches, das aus zwölf bis funfzehn Schüſſeln beſteht, und ein feyerliches, bey welchen achtzig Schüſſeln auf jeder Tafel mit vielerley Gepränge aufgetragen werden.

Um das Zeremoniel gehörig zu beobachten, müſſen die Gäſte durch drey Billets eingeladen werden. Das erſtemal einen oder zwey Tage vorher; das zweytemal den Morgen, wo das Feſt vor ſich gehen ſoll, um dadurch die Gäſte an ihr Engagement zu erinnern, mit der Bitte, ſolches nicht zu brechen. Das drittemal geſchieht es, wenn alles angeordnet iſt. Der Wirth will dadurch ſeine Ungeduld, die Eingeladenen zu ſehen, an den Tag legen.

Der Saal iſt gewöhnlich mit Blumentöpfen, Malereyen und Porzellain gezieret, und enthält ſo viel Tafeln, als Gäſte erſcheinen ſollen, es wäre dann, daß man wegen der Menge zwey an eine Tafel ſetzen müßte; Sehr ſelten iſt es, daß man drey an einer ſieht.

Sie ſtehen nach der Reihe an den Wänden, und die Gäſte ſitzen einander gegenüber in Armſtühlen. Jede Tafel iſt forne mit einen geſtickten ſeidenen Tuch wie ein Altar behangen, und ob ſie gleich weder mit Tiſchtüchern noch Servietten belegt ſind, ſo giebt ihnen doch der Lack ein ſehr reinliches Anſehn. Die zwey Anſſenſeiten ſind mit groſſen Schüſſeln beſetzt, die zerſchnittene und in Pyramiden aufgebaute Speiſen enthalten, und oben mit Blumen und großen Zitronen geſchloſſen werden. Man rührt ſie nie an, und ſie dienen blos zur Zierde, wie die Figuren von Zucker und Salpeter in Italien, oder die Sürtouts zu Paris.

So wie der Herr vom Hauſe ſeine Gäſte in den Saal geführet hat, begrüßt er einen nach den andern, und nachdem er ſich in einer Taſſe von Silber, Porzellan oder einem koſtbaren Holze, die auf einer ſilbernen Unterſchale ſteht, Wein hat bringen laſſen, ſo bückt er ſich gegen dieſelben, wendet ſich mit dem Geſichte gegen den großen Hof des Hauſes, und geht nach dem Ende des Saales hin. Hier hebt er die Augen gen Himmel, und gießt etwas Wein auf den Boden, um damit anzuzeigen, daß er nichts beſitze, das er nicht der Gunſt des Himmels zu verdanken habe. Hierauf läßt er wiederum eine große Schale von Silber oder Porzellan mit Wein füllen, und ſetzt ſie auf den Tiſch, der für ihn beſtimmt iſt. Vorher macht er aber an den Vornehmſten von der Geſellſchaft eine Verbeugung, und dieſer erwiedert die Höflichkeit damit, daß er außerordentlich geſchäftig thut, eine ähnliche Schale mit Wein zu füllen, um ſolche auf den Tiſch des Wirthes, der allemal der niedrigſte iſt, zu ſetzen, und ihm auf die Art der Mühe zu überheben. Der Herr des Hauſes hält ihn davon durch andere Komplimenten ab, die die Gewohnheit vorſchreibt: Der Haushofmeiſter bringt ſodann Stöckchen von Helfenbein, und legt ſie parallel auf jeden Tiſch: ſie werden ſtatt der Gabeln gebraucht, und liegen gewöhnlichermaßen ſchon darauf. Endlich führt der Herr des Hauſes ſeinen vornehmſten Gaſt zu ſeinem Lehnſtuhl, der mit einem reichen ſeidenen Stof mit Blumen behangen iſt, und hier kommen wieder neue Verbeugungen und eine Einladung, ſich darauf zu ſetzen. Dieſer verbittet die Ehre, und der Wirth will ſie allen Anweſenden anbieten, die aber durchaus nicht leiden wollen, daß er ſich ſo viele Mühe geben ſoll.

Nach dieſem Vorſpiele ſetzt man ſich endlich, und in dem Augenblicke treten vier oder fünf Schauſpieler, die reich gekleidet ſind, in den Saal, und begrüſſen die Geſellſchaft mit vier Verbeugungen, die ſo tief ſind, daß ſie dabey die Erde mit der Stirne berühren. Es geſchieht zwiſchen zwey Reihen von Tafeln, und ſie ſind mit dem Geſichte gegen eine lange Tafel gekehrt, die am Ende des Saales ſteht, und mit Caſſoletten und Leuchtern beſetzt iſt. Dem vornehmſten wird ein Buch gegeben, darinnen funfzig oder ſechszig Comödien mit goldenen Buchſtaben aufgezeichnet ſind, welche die Schauſpieler auswendig wiſſen, in der

Abſicht, daß er eine davon ausſuchen ſoll. Er ſchlägt es ab, und mit dem Erſuchen, ſolches zu thun, wird es ſeinen Nachbar gegeben, und von dieſem an einen andern, bis es an allen Tiſchen geweſen, und wieder an den erſten zurückkommt. Er läßt ſich endlich erbitten, öfnet das Buch, ſieht einen Augenblick hinein, und wählt das Stück, das ſeiner Meinung nach der Geſellſchaft am angenehmſten iſt. Die Schauſpieler laſſen jedermann den Tittel ſehen, und alles giebt durch Kopfnicken ſeinen Beifall. Wäre einiges Bedenken bey dem Stücke, als zum Beiſpiele, daß ein Nahme darinne, der dem eines Anweſenden gliche, ſo müſſen ſie es anzeigen.

Mit einer Symphonie fängt ſich nun das Stück an. Sie beſteht aus kupfernen Baſſons, die einen rauhen und ſchneidenden Ton haben, aus Trommeln von Büffelehaut, Flöten, Pfeiſen und Trompeten. Niemanden als Chineſen kann dieſe Muſik gefallen. Man bedient ſich keiner Dekoration; es wird ein Teppich auf den Boden gebreitet, und anſtatt der Couliſſen brauchen ſie einige Stuben, aus welchen die Schauſpieler kommen, um ihre Rollen zu ſpielen. Das Frauenzimmer, das dem Spiele zuſehen will, befindet ſich außer dem Saale, hinter Jalouſien, der Vorſtellung gegenüber.

Man fängt immer das Feſt mit einem Glaſe puren Wein an. Der Haushofmeiſter ruft, mit einer Knie an der Erde, aus: Meine Herrn, man bittet ſie, die Schale zu nehmen. Sogleich ergreift ein jeder die ſeinige, hebt ſie bis an den Kopf in die Höhe, bringt ſie wieder bis unter den Tiſch hinunter, und trinkt ſie ſodann ganz langſam mit drey oder vier Zügen aus. Man wendet hinterdrein die Schalen um, um zu zeigen, daß ſie leer ſind. Dieſe Zeremonie wird zwey oder dreymal wiederholet, und unterdeſſen, daß die Geſellſchaft mit Trinken beſchäftiget iſt, trägt man auf jeder Tafel eine Schüſſel mit Ragout, das ſo bereitet iſt, daß man kein Meſſer dazu brauchet. Der Haushofmeiſter bittet, daß man eſſen ſoll, und jeder bedient ſich nun mit vieler Geſchicklichkeit ſeiner zwey Stöckchen. Wie man aufgehört hat von einer Speiſe zu eſſen, bringen die Bedienten eine andere und präſentiren Wein, unterdeſſen der Haushofmeiſter immer zum Eſſen und Trinken nöthiget. Zwanzig oder achtzig Schüſſeln folgen einander auf dieſe Art; und man iſt verbunden eben ſovielmal zu trinken, es ſteht aber einem jeden frey zu trinken, was er will, und überhaupt ſind auch die Taſſen nicht groß. Die Schüſſeln werden nicht weggenommen, wenn andere aufgeſetzt ſind, ſondern ſie bleiben alle bis zum Ende des Gaſtmales ſtehen. Zwiſchen ſechs und ſechs oder fünf und fünf Schüſſeln werden warme Brühen und kleine Kuchen oder Paſtetchen ſerviret, die man mit den elfenbeinern Stäbchen hineintunket. Bis daher wird nichts als Fleiſch gegeſſen, aber nun fängt man an, Thee zu geben, der das Lieblingsgetränke iſt, und den man warm nimmt. Auch gilt dieſes vom Wein. Die Bedienten ſind beſtändig beſchäftigt, warmen Wein einzuſchenken, und den wegzunehmen, der kalt geworden iſt. Die letzte Schüſſel muß in dem Augenblicke aufgeſetzt werden, in dem die Komödie zu Ende geht, und, wenn man noch Reis, Wein und Thee ſerviret hat, ſo wird aufgeſtanden. Die Gäſte machen dem Wirth ihre Komplimente, und dieſer führt ſie in Garten oder in ein anderes Zimmer, wo ſie ſich bis zum Nachtiſche unterhalten.

In dieſer Zwiſchenzeit ſpeiſen die Schauſpieler an einem andern Orte. Die Bedienten ſind auf verſchiedene Art beſchäftiget: einige bringen warmes Waſſer, um die Hände und das Geſicht zu waſchen, andere reinigen die Tafeln, und machen das Deſert zurechte. Es beſteht in achtzig Schüſſeln, die mit Konfituren, Geleen, Früchten, Schinten, getruckneten oder geſalzenen Enten, die ein ſehr gutes Eſſen ſind, und keinen Leckereien, die aus dem Meere kommen, gefüllet ſind. Wenn alles in Ordnung iſt, ſo giebt ein Bedienter dem Herrn hiervon Nachricht, indem er ein Knie auf die Erde ſezt. Dieſes bringt gleich die ganze Geſellſchaft zum Schweigen. Der Wirth ſteht auf, und bittet ſeine Gäſte, wieder in den Saal zu gehen. Im Anfang ſtellt ſich alles zuſammen, endlich nimmt aber ein jeder nach einigen Zeremonien ſeinen Plaz ein.

Nun kommen größere Taſſen, und man iſt genöthiget, mehr zu trinken. Das Schauſpiel fängt wieder an: man läßt ſich das Verzeichniß der Stücke geben, und ein jeder ſucht das aus, das ihm gefällt. Der Rand einer jeden Tafel iſt mit fünf Schüſſeln beſezt, die nur zur Zierde da zu ſeyn ſcheinen. Die Bedienten der Gäſte begeben ſich in ein benachbartes Zimmer, und ſpeiſen da ohne alle Feyerlichkeit.

Beym Anfange des Nachtiſches läßt ſich ein jeder Gaſt kleine Paketchen von rothen Papier bringen, die ein Trinkgeld für den Koch, den Haushofmeiſter, die Schauſpieler, und überhaupt für jeden Bedienten enthalten, der an der Tafel aufgewartet hat. Ein jeder von dieſen bringt ſein Paketchen dem Herrn vom Hauſe, der nach einigen Schwürigkeiten erlaubt, ſolches anzunehmen, und durch ein Zeichen befiehlt, es einen unter ihnen zuzuſtellen, der ſodann die Austheilung beſorgt.

Gewöhnlich dauert ein ſolches Feſt vier bis fünf Stunden. Es fängt beym Eintritt der Nacht an, und endiget ſich um Mitternacht. Mit den nemlichen Zeremonien, die bey Beſuchen gewöhnlich ſind, gehet die Geſellſchaft auseinander. Den anderen Morgen ſchickt ein jedes ein Billet, worinne es ſeine Dankſagung abſtattet.

Die vorzüglichſten Speiſen ſind Ragouts von gehacktem Fleiſche mit Kräutern oder Hilſenfrüchten zugerichtet. Die Schüſſeln ſind von ſehr ſchönen Porzellan, und von Einer Geſtalt und Größe. Auf jede Tafel werden zwanzig geſetzt, immer vier und vier auf eine Linie. Am Ende des Gaſtwahls machen ſie ein regelmäßiges Viereck aus. Die Bedienten nehmen ſie am Eingange des Saales ab, und eben ſo viel, als an der Tafel aufwarten, bringen ſie auf lackirten Bretern, und geben ſie mit einem Knie auf der Erde hin. Zwiſchen vier und vier Schüſſeln wird allemal eine beſondere Art von Brühe und Torten von verſchiedener Gattung aufgetragen. Thee iſt der letzte Auftritt.

Nachdem ſich die Geſellſchaft in Dankſagungen erſchöpft und eine Viertelſtunde ſich unterredet hat, geht ſie auseinander.

Die Potagen ſind vorzüglich in China. Sie beſtehen aus Schweinsſchmalze, das von beſonderer Güte iſt, oder aus Coulis von allerhand Gattungen Fleiſch, als zum Beiſpiel, von Schweinen, Enten, Hünern ꝛc. Ihre Hachis ſind mit verſchiedenen Kräutern zugerichtet, wovon ihnen jede Jahreszeit verſchiedene Sorten ſo wie auch von Hilſenfrüchten giebt, die in Europa nicht bekannt ſind. Aus den Saamen dieſer Früchte bringen ſie ein Oel, das in ihren Sauçen häufig gebraucht wird.

Schweinefleiſch zieht der Chineſe jeden anderen vor, und das iſt immer die erſte Zuthat ihrer Ragouts. Alles zieht Schweine auf und mäſtet ſie: Auch ißt man ihr Fleiſch das ganze Jahr. Gewiß iſt es, daß ſie von beſſerm Geſchmack ſind als die unſrigen, und es läßt ſich nicht leicht etwas ſchmackhafteres finden, als ein chineſiſcher Schinken. Das Fleiſch von alten Zugochſen wird auch ſehr geſchätzt. Das vorzüglichſte aber von allen chineſiſchen Gerüchten, und das man bey allen großen Gaſtereyen ſucht, iſt Hirſchſehnen und Vogelneſter. Die erſten werden in der Sonne getrucknet, ſo in Pfeffer und Muſkaten zuſammengerollt, aufbehalten, und ſodann, wenn man ſie geben will, in Reiswaſſer eingeweichet, und mit einem Coulis von Ziegenfleiſch mit Gewürzen gekocht.

Die Vogelneſter findet man auf der Küſte von Tong-King, von Jara und Cochinchina in den Felſen; die Vögel, die ſie bauen, ſehen nach den Federn den Schwalben ähnlich. Im Anfang ſcheint das Neſt weiß, wenn es aber trucken worden, fällt es ins grünliche, und wird hart und durchſichtig. So wie dieſe Neſter von den Jungen verlaſſen werden, nehmen ſie die Einwohner weg, und beladen ganze Barken damit. Sie ſehen aus, wie eine eingemachte Zitrone, und geben den Speiſen, wozu ſie gethan werden, einen vortreflichen Geſchmack.

Bärenpfoten und Füſſe von verſchiedenen anderen Thieren, die man geſalzen aus Siam, Camboie und der Tartarey bringt, ſind blos Leckerbißchen für die Vornehmen. Hieher gehört auch alles Geflügel, Haſen, Kaninchen und Wildpret, das aus anderen Landſchaften kömmt. Obgleich dieſe Eßwaaren in den groſſen Städten von China viel wohlfeiler ſind, als in den fruchtbarſten Gegenden von Europa, ſo ziehen doch die Chineſer das Hundefleiſch und Pferdefleiſch jeder andern Nahrung vor, unbekümmert, ob ein ſolches Thier an Alter oder Krankheit geſtorben. Sie finden eben ſo wenig Bedenken, Katzen, Ratten und andere Thiere von der

Art zu eſſen, die öffentlich in den Straſſen verkauft werden. Es iſt immer ein ſehr artiges Schauſpiel, alle Hunde einer Stadt verſammelt zu ſehen, die herbeygelockt durch das Geſchrey derer, die geſchlachtet werden, auf die Fleiſcher fallen. Keiner von dieſen wagt es, ohne einen langen Stock oder Peitſche auszugehen.

China bringt in allen Gegenden Getreide hervor, und doch lebt man mehrentheils von Reis, vorzüglich in den mittägigen Gegenden. Man macht ſogar kleine Brodte davon. In der Provinz Chanton wird von Waizen eine Art ſehr dünnen Gebackenes gemacht, das nicht übel ſchmeckt, zumal wenn es mit verſchiedenen Kräutern zugerichtet wird, die den Appetit erwecken. Auſſer den gewöhnlichen Kräutern, Hülſenfrüchten und Wurzeln haben die Chineſer noch viele, die in Europa nicht bekannt ſind.

Keine Speiſe iſt gemeiner und keine wohlfeiler, als eine Art von Bohnenteig, wovon ſie groſe Kuchen machen, die fünf bis ſechs Zoll dick ſind. Ohne Zubereitung gegeſſen ſchmecken ſie ſchlecht; wenn ſie aber in Waſſer mit Kräutern gekocht ſind, ſo iſt es ein gutes Eſſen. In Butter gebraten ſind ſie vortreflich. Man iſt ſie auch getrucknet und geräuchert mit Kümmel. Sie werden in einer unglaublichen Menge gebraucht. Von dem Kaiſer und den Mandarinen bis auf den ſchlechteſten Bauer iſt alles ſo für die Teu-Feu eingenommen, daß ſie ihnen den Vorzug vor jungen Hünern geben.

Das gewöhnlichſte Getränke iſt Thee, man hat aber auch eine Art von Wein, der von Reis gemacht wird. Es iſt aber dieſes eine andere Gattung von Reis, verſchieden von dem, der gegeſſen wird. Dieſer Wein wird auf allerhand Art gemacht, hier iſt eine Vorſchrift dazu.

Man läßt den Reis zwanzig bis dreißig Tage im Waſſer weichen, ſodann wird er ſo lange gekocht, bis er ſich ganz auflöſet. Wenn dieſes geſchehen iſt, fängt er an zu gähren, und bedeckt ſich mit einem leichten Schaume. Unter demſelben iſt der reine Wein, den man in ſchön lackirten Gefäſſen abhellen läßt. Aus den Hefen macht man einen Brandtewein, der ſtärker und brennbarer iſt, als der Europäiſche. Das gemeine Volk bedient ſich deſſen häufig. Die Großen bekommen ihn aus gewiſſen Städten, die in dem Ruf ſtehen, daß man ihn da beſſer macht.

H—ch.

3.

Vom Urſprung der Kutſchen.

Vor Zeiten reiſeten Monarchen und Ritter, Vornehme und Geringe, und alle, die jetzt in koſtbaren Equipagen einherfahren, zu Pferde. Selbſt Fürſtinnen ritten mit ihrem weiblichen Gefolge, bey feyerlichen Einzügen, bey Viſiten und zur Kirche, auf ſchöngeputzten Zeltern, oder ſie ließen ſich in Sänften tragen. Auf Reiſen fuhr das vornehme Frauenzimmer gemeiniglich in bedeckten Wagen, die einigermaßen den heutigen Landkutſchen glichen, und deren Gebrauch durch eignen Verordnungen nur dem hohen und niedern Adel erlaubt war. Unſere heutigen Kutſchen oder hängende Wagen wurden erſt zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts in Frankreich erfunden, das für die übrigen Europäer ſchon ſo manche Bequemlichkeit erdacht hat. Die erſte, die in einem unſern Kutſchen ähnlichen Wagen fuhr, war die Königin Iſabelle, Gemahlin Karls des Sechſten von Frankreich. Sie hielt 1405 zu Paris ihren Einzug, in einem ungewöhnlichen Wagen, in dem die Sitze beweglich waren, und aller Vermuthung nach wurden dieſe bequemen Wagen für die Königin erfunden, die eine groſſe Liebhaberin vom Reiſen war. Weil anfänglich nur Frauenzimmer in den neurfundnen Kutſchen fuhren, ſo nannte man dies in Riemenhängende Fuhrwerk, Frauenzimmer Wagen, (Chariots Damerets.) Als man ſie hernach unter Franz I verbeſſerte, und ein vierſitziges Kabinet zwiſchen vier Rädern hieng, erhielten ſie den Nahmen Karoſſe. Eine ſolche Karoſſe ließ Franz I. für die berühmte von Poitiers, Herzogin von Valentinois, machen. Aber noch immer behielte das vornehme Frauenzimmer das Vorrecht, in dieſen dunkeln Keſichten zu fahren, die lederne Vorhänge ſtatt der Glasfenſter hatten, bis ſich Raimund von Laval, einer von König Franz I. Höflingen, nothgedrungen eine Karoſſe anſchafte, weil ihn wegen ſeiner ungeheuren Dicke kein Pferd zu tragen vermögend war. Seine Kutſche und die Karoſſe der Herzogin von Valentinois waren in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts die einzigen in Paris. Die Bequemlichkeit der neuen Wagen brachte ſie ſehr bald in Anſehen, und nach dem Beiſpiel der Königin fingen ihre Hofdamen und andere Pariſerinnen vom Stande auch an, in Kutſchen zu fahren. Aber das Pariſer Parlament, welches die Kutſchen für nichts weniger als eine Verderbniß der Sitten, und für eine gefährliche Pracht hielt, dachte anders, und ſtellte König Karl XI. vor, den Gebrauch der Kutſchen überhaupt einzuſchränken, und nur auf Reiſen zu erlauben. Es ſcheint aber nicht, daß Karl XI auf dieſe Remonſtranz geachtet, weil die Karoſſen damals noch ſehr koſtbar und nicht ſehr häufig waren. Indeſſen was dies Parlament nicht durch Verbote und Strafen gegen die Karoſſen ausrichten konnte, das ſuchten einige Mitglieder deſſelben, die der alten Mode getreu blieben, durch ihr Beiſpiel zu hindern. Gilles le Maitre, erſter Parlamentspräſident in Paris, pflegte, wenn er mit ſeiner Familie aufs Land reiſete, neben ſeiner Gemalin und Tochter, die in einem ſchlechten Wagen mit Stroh vollgeſtopft fuhren, nebſt ſeinem Bedienten auf einem Maulthiere herzureiten. Chriſtoph de Thou, der nicht lange nach ihm unter Henrich III. erſter Präſident des Pariſer Parlaments war, dachte von den bequemen Kutſchen nicht ſo intolerant, ſondern hielt für ſeine Gemalin eine eigne Equipage. Dies war die vierte Kutſche in Paris, und ſeine Gemalin die erſte Privatperſon, die eine Equipage halten durfte, welches vordem nur ein Vorrecht des Königlichen Hauſes geweſen war. Zu König Heinrich IV. Zeiten blieben die Kutſchen noch immer eine Seltenheit. Heinrich hatte mit ſeiner Gemalin nur zuſammen eine Kutſche, die beide gemeinſchaftlich brauchten. Dies beweiſt ein Schreiben dieſes Königs an einen ſeiner Vertrauten, darin er ſich entſchuldigt, daß er ihn unmöglich beſuchen könne, weil die Königin zur ſelben Zeit ihre gemeinſchaftliche Kutſche brauchte. Auch die Vornehmſten in Paris wuſten unter ſeiner Regierung noch ſehr wenig von Kutſchen. Nicole von Aubeſpine, eine Dame vom erſten Range, pflegte, wenn ſie Staatsviſiten gab, auf einem Maulthier hinter ihres Mannes Secretair zu ſitzen. Unter der Regierung der Königin Eliſabeth zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts kamen die Kutſchen nach England. In Deutſchland wurden ſie zu Anfange des vorigen Jahrhunderts Mode. Der Kurfürſt Johann Sigismund von Brandenburg bediente ſich auf ſeiner Reiſe nach Warſchau, wo er die Belehnung von Preuſſen übernahm, dieſen neuen Staatswagen. Auch die

Brandenburgiſchen Geſandten auf dem Wahltage des Kaiſers Matthias hatten drey Kutſchen bey ſich. Es waren aber unanſehnliche Wagen, aus vier Brettern zuſammengeſchlagen. In der Schweiz waren noch mitten im vorigen Jahrhundert die Kutſchen eine Seltenheit, und die Einwohner von Baden erſtaunten, da der Franzöſiſche Abgeſandte 1676 ſeinen Einzug in Kutſchen hielt. In Italien, wo die Zeit des Gebrauchs der Kutſchen unbekannt iſt, wurden die Glasfenſter ſtatt der ledernen Vorhänge eingeführt, und der Marſchal von Baſſompiere brachte die erſte erleuchtete Kutſche nach Frankreich. Allmählig wurden die Kutſchen mehr und mehr verſchönert, von außen vergoldet, inwendig mit Sammet und anderm Zeuge ausgeſchlagen, mit Bildſchnitzerarbeit und Gemälden verziert, und ihre Anzahl ſtieg von Jahr zu Jahren. Um 1658 waren in Paris ſchon 320, und 1763 über 14000 Karoſſen.

Damit jedermann gelegentlich ſich dieſes bequemen Fuhrwerks bedienen könnte, erfand man in Paris die Miethkutſchen. Labat erzählt in ſeinen Reiſen, daß ſie zu ſeiner Zeit dorten im Gange gekommen. Man nannte ſie gewöhnlich die Fünfſchillingskutſche, weil die Perſon für jede Stunde fünf Sols bezahlte. Sechs Perſonen konnten darinnen fahren. Zwei davon ſaſſen an den Thüren auf kleinen Bänken, die auf and niedergeſchlagen werden konnten. Hinter dem Sitz des Kutſchers ſtand auf einer langen Stange eine Laterne, weil die Straſſen in Paris damals noch nicht des Nachts erleuchtet wurden. Ihren Standort hatte dieſe Kutſche damals im Gaſthofe zum heiligen Fiacre, und von dieſem Heiligen erhielten die Miethkutſchen den Namen Fiacre, den ſie heutiges Tages gewöhnlich führen.

V.

Naturgeſchichte.

Der Mangoſtan.

Der Mangoſtanbaum bekommt eine Höhe von 17 bis 18 Fuß; ſein Stamm iſt gerade, und pyramidenartig wie die Tanne, und er trägt einen Buſch in Geſtalt eines länglichen Keils, der aus verſchiedenen Aeſten und Zweigen beſteht, die von allen Seiten ſich ſymmetriſch ausbreiten, ohne das mindeſte Leere zu laſſen. Die Frucht iſt rund, von der Größe einer kleinen Orange, und hat anderthalb bis zwey Zoll im Durchmeſſer; die Rinde iſt gewöhnlich ein viertel Zoll dick, und die Farbe dunkelbraune Purpurfarben, mit etwas Grau und dunkelm Grün vermiſcht; inwendig iſt die Haut Roſen, und der Saft Purpurfarben; die Saamenkerne haben die Geſtalt und Größe einer Mandel, die von ihrer Schaale entblößt iſt.

Dieſer Baum trägt die angenehmſte und deliciöſeſte Frucht von ganz Indien; er iſt in den moluckiſchen Eilanden zu Hauſe, aber man hat ihn auch nach Java und Malakka verpflanzt, ſein Buſch iſt ſo ſchön, ſo regelmäßig, ſo gleich, und ſeine Blätter, die lang, an den Enden ſpitzig, glatt, oben glänzend und unten olivengrün ſind, machen einen ſo herrlichen Blick, daß man dieſen Baum jetzt zu Batavia als eine wahre Zierde der Gärten, und als den ſchattigſten von allen betrachtet. Die Kerne ſind aber nicht gut zu ſtecken, und kommen ſchwer.

Der Mangoſtan wird allgemein für das ſchmackhafteſte indiſche Obſt gehalten; ſein Fleiſch iſt ſaftig, weiß, faſt durchſichtig, und von einem ſo angenehmen Geruch, als die beſte Traube; Geſchmack und Geruch ſind ſo vortreflich, daß man ſich nicht ſatt daran eſſen kann. Man kann den Mangoſtan in allen Krankheiten ohne Gefahr eſſen; ja, wenn die Kranken Ekel vor allen Speiſen haben, ſo eſſen ſie doch von dieſer Frucht mit dem größten Appetit, und ein Widerwillen davor, iſt ein untrügliches Zeichen, daß man nicht mehr auf ihre Geneſung zählen darf. Als der Doktor Solander zu Batavia an einem ſchrecklichen Faulfieber danieder lag, und alle ſeine Freunde ihn verloren gaben, erhielt er ſeine Geſundheit nur durch den Gebrauch dieſer Frucht wieder.

Herr John Ellis hat eine eigne Schrift über dieſen und den Brodbaum herausgegeben, aus welcher dieſer kleine Auszug genommen iſt, und hat ihr die Beſchreibung eines Kaſtens beygefügt, vermitteiſt deſſen es ſehr leicht wird, Pflanzen von dieſen Bäumen aus Indien wohlbehalten nach europäiſchen Ländern zu transportiren. Ein Modell davon ſteht bey dem Zimmermann John Bewons zu London zu jedermanns Einſicht bereit. Er giebt zugleich ein Verzeichniß von andern Gewächſen und Früchten verſchiedener fremden Weltgegenden, die mit gutem Erfolg ſich in unſerm Klima fortpflanzen ließen. Es iſt zu wünſchen, daß der Eifer der Seefahrer und Reiſenden den ſeinigen unterſtützen möge.

Linné nannte den Mangoſtan, Garcinia, zu Ehren des Doktors Garcin, der mit ſeiner Beſchreibung zuerſt das Publikum bereicherte.

VI.

Anekdoten.

Der Hauptzweig der Nahrung der alten Einwohner von Jaſus, jetzt Aſſem Kalaſi genannt, war die Fiſcherey. Ein Tonkünſtler gab auf öffentlichem Platz Beweiſe ſeiner Geſchicklichkeit; plötzlich erſcholl das Zeichen zum Verkauf der Fiſche, und das ganze Auditorium verließ ihn, bis auf Einen, den die gekränkte Eitelkeit des Tonkünſtlers für den einzigen Mann von Geſchmack in ganz Jaſus hielt, und ihm darüber ſein Kompliment machte. „Wie? rief dieſer, das Zeichen iſt gegeben? Leb wohl, ich eile! Vergelten Dir's die Götter, daß Du mich davon benachrichtigt haſt; meine Taubheit hätte mich da in einen ſchönen Schaden bringen können!“ Strabo erzählt dieſe Anekdote.

Michael Paleologus, einer der größten griechiſchen Kaiſer, und noch gröſſer, wenn er den Thron nicht mit Gewalt an ſich geriſſen hätte, ſollte ſich, als er noch bloßer Privatmann war, von einer Anklage durch die Feuerprobe reinigen. Dieſe Feuerprobe beſtand in einer glühenden eiſernen Kugel, oft auch in einer glühenden Pflugſchaar. Derjenige, der ſich ihr unterwarf, bereitete ſich durch dreitägige Faſten und Gebete; die rechte Hand trug er in einen Sack eingewickelt, der mit dem kaiſerlichen Siegel verſiegelt war, und er wurde genau bewacht, um nicht vielleicht durch den Gebrauch

brauch einer Salbe oder eines andern Mittels die Wirkung des Feuers entkräften zu können. Nach den verfloſſenen drey Tagen wurde er in die Kirche geführt, man nahm ihm den Umſchlag ab, und er mußte mit der bloßen Hand das glühende Eiſen feſt anfaſſen, und es dreymal vom Altar bis zum Gegitter des Sanctuarium's tragen, ohne ſich zu verbrennen. Einige gleichzeitige Schriftſteller verſichern, daß ſie dieſe Probe verſchiedenemal mit eignen Augen haben ablegen ſehn, ohne daß der Patient den mindeſten Schaden davon litte; eine Sache, die eben ſo ſchwer zu glauben, als ihnen abzuſtreiten iſt. Michael Paleologus aber weigerte ſich ſchlechterdings, dieſe Feuerprobe auszuhalten; er verſicherte, daß er ſich jeder andern unterwerfen würde, daß er aber zu unerfahren in dem Geheimniſſe ſey, ein glühendes Eiſen in die Hand zu nehmen, ohne ſich zu verbrennen, oder ohne von Stein oder Metall zu ſeyn. Niemand drang heftiger in ihn, daß er ſich dieſer Probe unterwerfen möchte, als Phocas, der Erzbiſchof von Philadelphia. „Herr Erzbiſchof, antwortete endlich Michael, ich bin ein armer Sünder, der in dem Staub kreucht, und zu blind iſt, um etwas Göttliches in dem Allen entdecken zu können. Ihr aber ſeyd ein heiliger Mann, der mit Gott von Angeſicht zu Angeſicht ſpricht, und Wunder thun kann. Nehmt mit euren heiligen Händen dieſes glühende Eiſen, und legt es in die meinigen, ſo will ich es mit Ergebung in Gottes Willen empfangen." Der Erzbiſchof war weit entfernt, dieſe Einladung anzunehmen, und die Richter erkannten den Michael für unſchuldig.

Bey dem berühmten Gelübde, das, nach Ritterbrauch, auf einem gebratenen Reiher am Hof Eduard's, Königs von England, und auf Anſtiften Robert's von Artois, wider Philipp von Valois beſchworen wurde, befand ſich auch der Graf von Salisbury, der die Tochter des Grafen von Erby auf das heftigſte liebte. Er legte ſein Gelübde auf dem Reiher mit folgenden Worten ab. „Wenn die heilige Jungfrau hier in Perſon zugegen wäre, und ihre Gottheit entſagte, um den Preiß der Schönheit der ſtreitig zu machen, die ich liebe, ſo würde ich doch nicht wiſſen, welcher ich den Vorzug geben wollte, und fürchten, ſie miteinander zu verwechſeln. Wo kann ich alſo einen ſtärkern Bewegungsgrund zur höchſten Tapferkeit finden, als in den Augen der Schönen, deren Feſſeln ich mich rühme, ewig zu tragen? Ich brenne vor Verlangen, den Sold der Minne von ihr zu erhalten, und bitte ſie jetzt um die einzige Gnade, einen Finger ihrer ſchönen Hand dergeſtalt auf mein rechtes Auge zu legen, daß es gänzlich verſchloſſen wird.“ Das Fräulein geſtand ihm zwey Finger zu, und verſchloß ſein Auge ſo wohl damit, daß er keinen Stich ſehen konnte. Nun gelobte der Ritter, dies Auge nicht eher wieder zu öfnen, bis er Philipps Heer in ofner Feldſchlacht bekämpft haben würde. So lange der Krieg dauerte, erlaubte er ſich auch nicht, mit dieſem Auge zu ſehen.

VII.

Biographie.

Bruder Côme.

Der Tod des Bruder Côme iſt ein wahrer Verluſt für die Menſchheit: der Elende wird in der Fülle ſeiner

Schmerzen die Hülfe vermiſſen, die er bey Côme gefunden haben würde, und lauter noch, als das Geſchrey ſeiner Qual, klagen, daß Côme ſtarb!

Côme war aus einer Familie, die ſich der Wundarzeneykunſt befliß, und in dem Diöces von Tarbes geboren. Nachdem er in dem Hauſe ſeines Vaters in den Anfangsgründen ſeiner Kunſt unterrichtet worden war, ging er nach Lyon zu einem von ſeinen Oheimen, um ſich vollkommner zu machen, und von Lyon nach Paris. Er beſuchte emſig die beſten Meiſter, und die Spitäler. Sein Fleiß und ſein Verdienſt brachten ihn bald in Bekanntſchaft mit den berühmteſten Wundärzten der Hauptſtadt, dem Düverney, Petit, Boudou, la Peyronie, Morand, Guerin, Hevin, Gautier, Leverez, und er blieb, unverändert, ihr Freund. Dieſe Freundſchaft macht ihnen deſtomehr Ehre, da die Standesrivalität manches Hinderniß dazwiſchen zu legen ſchien; aber nicht alle Wundärzte nahmen Theil an der Verfolgung, die Côme — wir erwähnen es hier ungern, denn es brandmarkt, die es thaten — über ſich ergehen laſſen mußte. Der Abt de Lorraine, Biſchof von Bayeux, trug ihm die Beſorgung des Hoſpitals dieſer Stadt auf. Nach dem Tode dieſes Prälaten bewogen Geſchmack an Einſamkeit und Andacht den Côme, ein Feuillantiner zu werden, und ſich dem Dienſt der Armen zu weihen. Seine glückliche Kuren vermehrten ſeinen Ruhm; die Großen ſuchten ihn; und ſeine Treuherzigkeit, ſeine reine Sitten, und die feinen und angenehmen Wendungen ſeines Witzes, machten ihnen ſeinen Umgang noch werther. Vergebens drangen ſie in ihn, den Mönchsſtand zu verlaſſen. Er liebte die Lebensart, die er ergriffen hatte, zu ſehr, als ſie aufzugeben. Sie verſchafte ihm Gelegenheit, von allem Eigennutze und Glücksabſichten fern, für die Armen anzuwenden, was ihm die Großen und Reichen an Protektion und Geld ſchuldig waren. Er ſtiftete ein Armenhaus, wo er eine Menge Kranken auf ſeine Koſten pflegte, und, andere chirurgiſchen Arbeiten ungerechnet, allein über tauſend am Stein operirte. Bey dieſem Armenhaus befanden ſich auch Zimmer für Fremde, die nach Paris kamen, um ſich von ihm ſchneiden zu laſſen, und denen ihr Aufenthalt ſonſt zu koſtbar gefallen ſeyn würde. Er begnügte ſich nicht allein daran, den Dürftigen alle Hülfe ſeiner Kunſt zu verſchaffen, ſondern er unterſtützte ſie auch mit Geld, und gab ihnen ſo viel, daß ſie bequem wieder nach ihrer, oft weit entfernten, Provinz zurückkehren konnten. Er betrachtete die Protektion, welche ihm die Großen und Mächtigen angedeihen ließen, nur als eine Unterſtützung für Unglückliche. Wenn man ihn in einem Audienzzimmer erblickte, ſo war es nicht für ſich, nicht in ſeinen Angelegenheiten, daß er kam; nein, an ſeiner Seite ſtand immer ein Bedrängter, für den er bat, und ſelten ſchlug man ihm etwas ab. Ich brauche nichts, ſagte er zu den Großen und Reichen, aber wenn ich Ihnen nützlich geweſen bin, ſo ſeyn Sie es auch dieſem Unglücklichen; nur unter dieſer Bedingung werden Sie mich immer zu Ihrem Befehl finden. Er machte ſich ſo viele Leute verbindlich, daß er zuletzt nicht mehr wußte, wen er ſich alles verbindlich gemacht hatte. Aber ſein Tod hat gezeigt, wie viel Recht er auf die Dankbarkeit der Elenden beſaß. Dreymal iſt die Kloſterthüre der Feuillantiner durch ein Gedränge von Unglücklichen aufgeſprengt worden, die an ſeinem Sarge weinen wollten. Wie viele Wittwen verdanken ihm ihren Gnadengehalt! Wie viele Kinder ihre Erziehung! Wie viele Waiſen das Handwerk, das ſie jetzt ernährt! Wie viele junge Wundärzte ihre Exiſtenz und Geſchicklichkeit! er vernachläßigte nichts an ihrer Bildung.

Côme war mit einem thätigen und geſchmackvollen Geiſt für Künſte geboren. Er kennte ſie alle, und daher ſeine Verbindung mit den Reaumür's, Oſembray's, Geoffroy's, Dühamel's, Juſſieu's, Parcieux's, Fouchy's, Winſlow's und andern. Alle dieſe berühmten Gelehrten waren ſeine Freunde, weil man den Bruder Côme nicht kennen konnte, ohne ihn zu lieben, und weil ſeine Feinde ſelbſt ihn verehren mußten. Man weiß, daß er die Wundarzneykunſt, und ſonderlich die Kunſt des Steinſchneidens, bis zur größten Vollkommenheit trieb; nichts glich ſeiner Erfahrung in dieſer Wiſſenſchaft, und ſein ganzes, langes Leben war eine Folge von wunderbaren Kuren, die nur von ſehr wenigen unglücklichen Ausgängen unterbrochen wurden, als die leider von chirurgiſchen großen Operationen unzertrennlicher und unvorherſehbarer, als bey andern ſind. Die Anzahl ſeiner Schüler und Lehrlinge war ſeiner Geſchicklichkeit und ſeinen Ruf angemeſſen.

Saint-Jehan de Côme ſtarb den achten Julius 1781 um Mitternacht an den Folgen eines Catharrs. Notte wird die Büſte dieſes vortreflichen, unvergeßlichen Mannes, nach einem Gipsabguß im Tode, liefern.

VIII.

Romane.

Konradin.

(Beſchluß.)

Konradin hatte ihm befohlen, er ſollte ihr den Gifttrank in Gegenwart der Vicomteſſe von Martigues reichen. Doktor Alibour war der beſte Mann von der Welt; in ſeinem Leben hatt' er keine Seele um's Leben gebracht. Vornämlich war er ein Arzt für die ſchönen Damen; er betühlte gern ihren Puls: hätt' er ſich wohl entſchlieſſen können, Eufroſinen zu vergiften, ein ſo ſanftes, munteres, liebenswürdiges, artiges Mädchen? Auf einem Mauleſel, allein, war er bey Nacht in Konradin's Hauptſtadt eingeritten. Eufroſine lag zu Bett. — Thut nichts, ſagt' er, ich muß und ſoll ſie ſprechen. — Er wird zu ihr hingeführt. — „Doktor Alibour, fragte Eufroſine, warum hier? Ihr verlieſſet Konradin? iſt ihm etwas begegnet? — Nichts widriges, ſchönes Fräulein, auſſer daß er fern von Euch iſt, und daß ihn falſche Nachrichten gegen Euch aufgebracht haben. Er haßte Euch, im Augenblick meiner Abreiſe, ſo ſehr, als er Euch geliebt hatte. — Ihr betrübt mich, Doktor. Wer konnte mich bey ihm anklagen? — Die Vicomteſſe von M.; denn ich bin Euch zu ſehr ergeben, um Euch etwas zu verhehlen; der junge Baron von Wormes, der Euch überall nachgeht, den Ihr nicht in den Thurm habe einſperren laſſen. — Iſt das möglich? — Sehr möglich. **Konradin** hat mich im Zorn hierhergeſchickt. Mein Auftrag würde gar nicht erfreulich ſeyn, wenn ich boshaft genug wäre, ihn zu vollziehn. Er hat mir befohlen, Euch Gift zu geben. — Mir Gift? Wolltet Ihr wohl das thun, ſagte Eufroſine jammernd? — Nein, verſetzte Doktor Allbour, und küßte ihr ehrerbietig die Hand; aber ich muß mich ſtellen, als ob ich gehorchte. Morgen, in Beyſeyn der Vicomteſſe, werd' ich Euch einen Becher mit Honig reichen; Ihr müßt ihn austrinken, und Euch darauf beklagen, daß Ihr Feuer in Euerm Innerſten hättet, müßt Krämpfe bekommen. Da man's für ein langſames Gift halten wird, ſo werdet Ihr immer nachher Eure gute Laune wieder annehmen, und Euch vorbereiten können, Eure Rolle bey **Konradin's** Zurückkunft gut ſpielen zu können. — Doktor Allbour, ich habe nichts, womit ich Euch für einen ſo wichtigen Dienſt lohnen könnte; Ihr erhaltet mir das Leben.“ — Eufroſine war ſchön; und Schönheit wird ſo intereſſant, wenn man ihr dienen kann! Glaubt Ihr denn, ſag' er lächelnd zu ihr, daß die Aerzte ihren Kranken das Leben niemals anders als für Geld erhalten. Ich thu' hier nichts als was ſehr natürlich iſt; und ich verlange nicht einmal Erkenntlichkeit. Lebt wohl, ſchönes artiges Fräulein, artiger Körper und Geiſt. (gente de corps & d'eſprit.)

Den folgenden Morgen ging Doktor Allbour zur Vicomteſſe, die ſchon von ſeinem Beſuch wußte. — Nun, rief ſie ihm entgegen, Ihr kommt, unſern Herrn zu rächen? — Ja, antwortete der Doktor, mit beſtürztem Ton. — Wo iſt das Gift? — Hier — er zeigte ihr den Becher mit Honig. — Laßt ſehn! — Nicht angerührt! es würkt ſchrecklich, obgleich langſam. Es giebt kein Mittel dagegen;

gen; früh oder ſpät folgt der Tod darauf. — Deſto beſſer. Ruft Eufroſinen. — Eufroſine erſchien mitten unter **Konradin's** Leibwache; ihr folgten ihre Schweſtern in Thränen. Sie ſpielte ihre Rolle vollkommen. — Ich weiß alles, ſagte ſie zur Vicomteſſe; ſterben ſoll ich. Wo iſt der Becher? Gebt ihn her, Doktor — und, indem ſie ihn in den Händen hielt — ich danke dem Himmel, daß er mit eins all mein Elend endet; mit einem ſo ungeſtümen Mann, wie **Konradin**, wär' ich zu unglücklich geweſen. — Sie trank. — Es iſt geſchehn! ich trag' den Tod im Buſen: ſchon rollt ein zehrendes Feuer durch meine Adern. Wohin wird man mich ſchleppen? ſagte ſie zur Wache. Sollen meine Hände in Feſſeln geſchmiegt werden? — Nein, ſagte die Vicomteſſe, Ihr ſeyd frey; genießt in Freiheit die wenigen Tage, die Euch noch übrig ſind. — So ſagt ihm denn, ich dankte ihm dafür, daß er mich wenigſtens mit dieſer Demüthigung verſchont hätte. — Sie ging. Ihre Schweſtern, mit dem Geheimniß nicht vertraut, ſchluchzten und ſeufzten. Die Vicomteſſe bewunderte ihre Kaltblütigkeit, ihren Gleichſinn gegen das Leben: die Wache war beſtürzt.

Eufroſine ſetzte ſie noch mehr in Erſtaunen, indem ſie einige Tage hernach wieder ſo munter als zuvor wurde. Sie kehrte zurück zu ihren gewöhnlichen Spielen, und ſchien die ſchauervolle Scene ganz vergeſſen zu haben. **Konradin** kam nun, nachdem er endlich ſeine Feinde überwunden hatte, in ſeine Hauptſtadt zurück, ſtolz auf ſeine Eroberungen, und noch immer gleich ſtark erbittert gegen Eufroſinen. Nicht blos beleidigte Liebe reizte ihn zur Rache; auch Stolz eines Herrn, der, einen Augenblick von der Liebe gefeſſelt, darüber erröt er, daß er ſo viel Schwäche verrathen hätte. Die Bande waren zerriſſen; ſeine düſtere, rachſüchtige, ſtolze Gemüthsart zurückgekehrt. Eufroſine, glaubt' er, würde vor ihm zittern, würde ſchon in ihren Zügen Spuren ſeiner Rache verrathen. Er wollte noch Vorwürfe und Demüthigungen mit der Todesſtrafe verbinden.

Bey ſeiner Ankunft begegnet' er ihr. Sie pflückte Blumen auf ihrem Beete, und ſang dazu das rührende Lied des Dichters von Limoges. Ganz unbefangen, gar nicht furchtſam, ſah ſie Konradinen mit der größten Gelaſſenheit an. — Ha! ſeyd Ihr hier? — Ja, Ungetreue, hier bin ich. — O keine Vorwürfe mehr, verſetzte ſie aufgeräumt, nachdem Ihr mir Gift habt geben laſſen. Der Fehler iſt wohl genug gebüßt. Nichts mehr davon. Wie habt Ihr gelebt? Euer Sieg, ſagt man, iſt vollkommen; ich habe dieſen Morgen in der Kapuzinerkirche Gott dafür gedankt; denn wiewohl ich mich in dieſer Welt für nichts mehr rechne, ſo glaubt mir doch, daß ich Theil an Euch nehme und Euch vergebe. Aber . . . haltet mich, Konradin . . . haltet mich . . . ich werde ſchwach . . . Konradin hielt ſie einige Augenblicke in ſeinen Armen, voll Zorn und erſtaunt. — Es iſt, ſagte ſie, die Würkung des Gifts — und ſtellte ſich dabey, als erhohlte ſie ſich wieder; ſonſt empfind' ich nichts davon. — Sprachlos und düſter wußte Konradin nicht, was er antworten ſollte; die Liebe, ſtärker als ſein Zorn, machte ihm Vorwürfe: er verließ ſie haſtig. — Nein, ſagt' er, nein; ihre Marter würde zuletzt die meinige werden. Wenn ſie nicht mehr iſt, kann ich Eufroſinen vergeſſen: aber ſie ſehn und ſehn wie ſie leidet, mich an ihrer Qual zu weiden . . . . Nein, ich bin nicht ſo grauſam als ich glaubte. Sie ſoll ſterben, entweder mein Schwerdt oder ein ſtärkeres Gift ſoll morgen ihrem Leiden ein Ende machen.

Allein vorher hatt' er noch jemand andern zu beſtrafen. Der junge Baron von Bormes, den er für ſeinen Nebenbuhler, für einen vorgezognen Nebenbuhler hielt, verdiente noch mehr als den Tod. Gleich bey ſeiner Ankunſt hatt' er ihn in den Thurm ſperren und feſſeln laſſen. Weder Beatrix, noch die Gräfin von Montfort, noch die Regentin von Frankreich, hatten ihn bewegen können, den Gefangenen frey zu geben. Er konnte ihn mit Dolchſtichen durchboren; allein er wollte Geſtändniß der Wahrheit. Alle Nacht folterten ihn ſchreckliche Träume: er glaubte Eufroſinens Gerippe zu ſehen, das ihm mit dem Giſtbecher in dem entfleiſchten Händen wegen ſeiner Rachſucht ſchalt, und ihn vor Gottes jüngſtes Gericht lud, wo ihre Unſchuld in ewiger Klarheit offenbar werden würde. Dieſes quälende Bild verfolgte ihn überall. Alle Erkundigungen, die er ſeit ſeiner Zurückkunſt eingezogen hatte, enthielten nichts Beweiſendes gegen Eufroſinen. Man war unerſchöpflich in ihrem Lobe; er ſah ein neues Volk, das ſie durch ihr liebenswürdiges Betragen geſittet gemacht hatte, und dem ſie ihre Heiterkeit mitgetheilt zu haben ſchien. Er ſah, daß ſie durch Nachlaſſung von ihrem Anſehn dazu beygetragen hatte, ihn dieſem Volk noch werther zu machen, das jetzt aus Liebe that, wozu es ſonſt die Furcht trieb. — Ach! Eufroſine, rief er, ſo viele Tugenden, und dennoch ungetreu! — Niemand als der junge Baron von Bormes konnte ihre Unſchuld aufklären: aber würd' er auch ſeinem Mörder antworten wollen? würd' er wohl die Wahrheit geſtehn? Konradin beſchloß, ihn durch eine feyerlich-religiöſe Scene furchtſam zu machen.

Er ging hinab in ſeinen Kerker. — Komm her, ſagt' er zu ihm, komm', junger Knappe; beſchwör' mir am Altar durch ſchreckliche Schwüre Eufroſinens und Deine Unſchuld; komm, wenn Du's wagen kannſt. — Ich komme, ſagte Wormes. — Konradin führte ihn in die Kapuzinerkirche, und ließ jene ſchauervolle Meſſe leſen, die man ſonſt gegen die Feinde des Staats, gegen die Hexenmeiſter und bey Excommunikationen brauchte. Die Wachskerzen waren ausgelöſcht, die Kirche ſchwarz behangen; der junge Knappe ſelbſt mit einem Leichentuche bedeckt, vor ihm ein halbofnes Grab, aus dem ein ſcheußliches Knochengerippe emporſtieg, das Kruzifix umgeſtoſſen. Den jungen Knappen ſchreckte das Alles nicht; mit lauter Stimme ſchwur er, Eufroſine ſey unſchuldig. Der Himmel, der bis jetzt bewölkt geweſen war, heiterte ſich nun auf; in vollem Glanz ſchien die Sonne; die Kerzen ſchimmerten wieder; Freudengeſchrey erſcholl im Tempel, und das Volk begleitete Konradinen und den jungen Knappen mit einem Jauchzen, das deutlich genug bewies, wie ſehr Eufroſine beliebt war. Ein glorreicher Triumpf für ſie! Von dieſem Augenblick an ſtellte ſie ſich äuſſerſt entkräftet, ſprach immer von innerlicher Verzehrung, die vom Gifte herrührete; ihre Ohnmachten wurden häufiger; ſie ließ ſich ſeltner als ſonſt öffentlich ſehen. Jetzt, da ſie verſichert war, daß ſie Konradin noch liebte, und nicht mehr an ihrer Unſchuld zweifelte, jetzt wollte ſie, daß ihn ſein Gewiſſen wie mit Dolchſtichen martern ſollte, jetzt wollte ſie ihn quälen bis zu einer Entwickelung, zu der ſie den Entwurf gemacht hatte.

Auch war's mit ihm nicht anders, als ob ihn die Furien peinigten. Er entfernte ſich ungern von Eufroſinen; und ſo lang er bey ihr war, ſchluchzte er, ſaß er ſchweigend und traurig. Eufroſine ſeufzte dagegen auch, ſchwieg, ſchien ſeinen Anblick vermeiden zu wollen.

Jeder Tag brachte die nämlichen Scenen wieder. — Eufroſine, rief zuweilen Konradin mit dem ſchmerzhafteſten Ton, Eufroſine! .... Unglücklicher! Unglücklicher! .... und ging.

Mit dieſem in ſich ſelbſt verſchlungnen Schmerz verbanden ſich noch Beſorgniſſe wegen der Zukunft. Der Geiſt ſeines Zeitalters war auch der ſeinige; und in dieſem Zeitalter war man zugleich Tyrann und andächtig; die Ritter plünderten die Waiſen, ſtifteten reiche Kapellen, und ſtatteten Klöſter aus. Die Straſſen wimmelten von unſinnigen Kreuzfahrern, die, unter einem Anführer vereinigt, ſich nach dem heiligen Land einſchiffen wollten; von kleinen Heeren von Räubern, die Schlöſſer zu überraſchen ſuchten; und von Pilgern, die ihr Gelübd erfüllten, indem ſie von Thüre zu Thüre bettelten; von Einſiedlern, welche die Klage des Sire von Crequi, die Ludwigs IX. Kreuzzug erneuert hatte, ſangen.

Seit einiger Zeit hatte ſich ein ſolcher Eremit auf einem Berge nicht weit von Konradin's Hauptſtadt niedergelaſſen; hatte ſich mit eigenen Händen eine geringe Wohnung gebaut, die aber ehrwürdig geworden war durch die Stille umher, und durch koſtbare Reliquien, worunter auch Holz vom heiligen Kreuze, welches alles er nach einem unglücklichen Kreuzzuge von Akkon, von da er zurückkam, mitgebracht hatte. Er gab ſich für einen alten Ritter aus, der ein Gelübde, das er in der äuſſerſten Gefahr gethan, vollzöge. Ein langer Bart, ein Geſchwätz von Weiſſagung, ſtrenge Sitten machten, daß das Volk Zutrauen zu ihm faßte. Man drängte ſich, ihn um Rath zu fragen; zu ihm kam man, um die göttliche Barmherzigkeit anzuflehen.

Dieſer ehrwürdige Mann war niemand anders als Elzear von Sabran, Euſroſinens Vater, der wider Willen ſich dazu hatte verſtehen müſſen. Er war erſt Willens geweſen, bey **Konradinen** einen anſtändigen Aufenthalt zu ſuchen, weil er glaubte, ſeine Töchter würden ſeinen Rath befolgt und **Konradin** würde ihrem vereinten Angriff nicht haben widerſtehen können. Als aber das falſche Gerücht von Euſroſinen ihm auch zu Ohren kam, hatt' ers für beſſer gehalten, ſeinen Namen zu verſchweigen, ſich zu verbergen, und künftig ein Einſiedlerleben zu führen.

Dieſen Mann beſchloß **Konradin** um Rath zu fragen; durch den glaubt' er vom Himmel Verzeihung für das Verbrechen, das er ſich vorwarf, zu erhalten. Er klimmte zu Fuß, und mit einem Haargewand, wie ein Büſſender, den ſteilen Berg hinan. — Mann Gottes, ſagt' er zum Einſiedler, hör' mich an; gieb mir Deinen Beiſtand. **Konradin** knie't vor Dir: thue das auch vor dem Gott, der mit Wohlgefallen auf Dich ſieht, und ſag' ihm meine Reue. Vorher noch verſprech' ich Dir, auf dieſer Stelle eine Kapelle mit Prieſtern zum Dienſt zu ſtiften. Hör' mich an. — Hierauf that er ihm, in der demüthigen Stellung eines reuevollen Busfertigen, ein Geſtändniß über die Nichtigkeit aller menſchlichen Gröſſe und über alle ſeine Verbrechen: endlich bat er noch um Barmherzigkeit vom Allerhöchſten und um den Seegen des Eremiten. Welch ein Bekenntniß für dieſen, der den Mörder ſeiner Tochter vor ſich auf den Knie'n ſah! Es koſtete ihm viel ſich zu mäßigen, und was in ihm vorging zu verbergen. Doch konnt' er ſich nicht enthalten, zornig zu ihm zu ſagen: — Zittre, **Konradin**, Vergiftung läßt ſich nicht vergeben; es iſt das niedrigſte aller Verbrechen, Gottes Zorn iſt ganz dagegen gekehrt. Nicht anders, **Konradin**, lebe von Deinem Gewiſſen gefoltert, und fürcht' ein ander Leben.

den. — **Konradin** wälzte ſich an der Erde, zerraufte ſich die Haare, ſchlug ſich an die Bruſt. — Gott, rief er, Gott! ſie muß alſo ſterben! Arme Eufroſine! — Wo iſt ſie? — In meinem Schloß. — Hat ſie jemanden der ſie tröſtet? — Ihre Schweſtern. — Sag' ihn, ſie ſoll mit ihnen hieher kommen. Und wer half zur Vergiftung? — Mein Arzt. — Er ſoll auch kommen, aber ſonſt niemand; ich will die ganze Nacht beten: möchte doch der Himmel ſich über Eufroſinen erbarmen, und mir unter den Kräutern, die ich ſelbſt baue, ein Gegengift zeigen, das wider alles hilft! -- Mann Gottes, wenn Du ihr das Leben wieder gäbſt, ein glorreiches Denkmal würd' ich Deinem Andenken ſetzen. Du ſiehſt dort dieſe beyden Gipfel von zween Bergen, die ein breites Thal trennt; nun ich gelobe Gott zum Dank für Eufroſinens Geneſung eine Kette von Gold, die von einem Berg zum andern reichen ſoll. —

Die ganze Nacht läutete der Eremit die Glocke auf ſeiner Einſiedeley, und bey dem traurigen Schalle davon betete **Konradin** auf ſeiner Burg. Mit dem erſten Strahl der Sonne ging er zu Eufroſinen. — Geht auf den Berg, ſchöne Eufroſine; der heilige Mann dort wartet Eurer: möcht' er doch ein Mittel für Euch finden! Doktor Alibone und Eure Schweſtern ſollen Euch begleiten. Giebt es keines, ſo leb' ich morgen nicht mehr. —

Eufroſinen dauerte jetzt endlich **Konradin**. Seine Reue zeugte von zuviel Liebe; und für ein nicht vollbrachtes Verbrechen war's mit dieſer Reue genug. Mehr als einmal hatte ſie ihm alles entdecken wollen, aber dann fürchtete ſie wieder, bey einem ſo ſtolzen Manne wie **Konradin** möchte die Entdeckung eines Betrugs traurige Folgen haben. Doktor Alibour war eben ſo verlegen: die Wallfarth nach dem Berge war ihnen beyden willkommen. — Ich zweifle gar nicht an Gottes Allmacht, ſagte ſie zu **Konradin**; er ſieht Eure Reue, er weiß, daß ich Euch vergeben habe: er wird ſich meiner und Eurer erbarmen; mir ahndet ein auſſerordentliches Wunder — Ihr gießt Troſt in meine Seele, ſchönes Fräulein, ſagte **Konradin**; geht, bittet für mich bey Gott, deſſen Arm ſchwer auf mir liegt: indeſſen, daß Ihr zur Einſiedeley hinaufſteigt, will ich bey dem Pater Guardian der Kapuziner mein Herz ausſchütten. — Er ging auch wirklich in dieſes Kloſter. Der Pater Guardian war ein beſſerer Tröſter als der Eremit; oder vielmehr er beſaß die Politik ſeines Standes, welche darinn beſtand, Ablaß und Vergebung zu verſprechen, wenn man ſie durch Freigebigkeit verdienen wollte.

Eufroſine klimmte indeſſen den Berg hinan. Ihre Schweſtern, betrübter als ſie, unterhielten ſich nur mit andächtigen Betrachtungen: Doktor Aliboux lachte heimlich über das Wunder, das geſchehen ſollte: Eufroſine hatte viel Mühe, nicht zu lachen, ſo oft ſie ſich nach dem Doktor umſah.

Endlich erreichte ſie die Einſiedeley. Sie erblickte den Eremiten, der in der Thürſchwelle ſehr andächtig in ſeinem Gebetbuche las. Weder ſie noch ihre Schweſtern erkannten ihren Vater, ſo ſehr war er verändert; er aber erkennte ſie gleich, und ſah eine nach der andern ſchweigend an. Als er Eufroſinen betrachtete, entfielen ihm einige Thränen, und er ſank auf den Stein zurück. Die liebenswürdigen Schweſtern wurden gerührt; ſie ſahn ihn an und weinten. Endlich ſprach der Eremit. — Komm näher, Eufroſine; kennſt Du mich nicht mehr? — Dieſe Worte, dieſe Stimme machten Eindruck… Eufroſine und ihre Schweſtern fielen ihm zu Füſſen: er ſchloß ſie alle in ſeine Arme, und weinte auf ſie. — Ich ſeh' Dich alſo zum letztenmal, Eufroſine! Konradin .... Ihr irrt Euch, mein Vater, ich bin nicht vergiftet. Konradin befahl es zwar, aber Allbour hinterging ihn. Konradin, jetzt ein Opfer ſeines Irrthums, bereut es nun, ſeufzet; und alles iſt ſo gut eingeleitet, daß er bey meiner Zurückkunft an ein Wunder glauben wird. Ihr werdet künftig nur frohe Nachrichten hören, denn er wartet meiner, um mich zum Altar zu führen. — Gelobt ſey Gott! rief der Einſiedler, dieſer Tag, erſt der unglücklichſte in meinem ganzen Leben, iſt nun einer der ſchönſten. Ihr glaubtet nicht, Euren Vater, den man überall todt ſagte, hier zu finden. Ihr wißt, wie traurig der letztere Kreuzzug ablief. Ich wollte zu Konradin, um da mein Leben zu beſchlieſſen, als ich, liebe Eufroſine, Dein vorgebliches Unrecht gegen ihn erfuhr. Doch der Prieſter wird bald vor den Altar treten, kommt, meine Kinder, laßt uns dort den Seegen des Himmels erbitten. —

Niemals iſt wohl eine Meſſe ſo andächtig angehört worden. Sobald ſie zu Ende war, gab der Greis ſeinen Töchtern und dem guten Doktor ein ſehr mäßiges Frühſtück von Rüben, Artiſchocken und Bohnen. — Ich habe das ſelbſt gebaut, ſagt' er — und ſeine Töchter weinten, bey dem Gedanken, wie ſauer dieſe Arbeit ihm, der nicht daran gewöhnt geweſen, müßten geworden ſeyn. — Der Menſch, gab er ihnen zur Antwort, kann alles was er will. Glaubt mir, liebe Töchter, rechen oder begieſſen koſtet weniger Mühe, als zwanzigtauſend Menſchen zur Schlachtbank zu führen, wenn man ein menſchliches Herz hat. Geht nun zurück zu Konradin: Du, liebe Eufroſine, beruhige ſein nagendes Gewiſſen; dann verſprich mir wiederzukommen, und in meiner einſamen Hütte, an eben dieſem Altar, ſeine

Hand mit dem ehrenvollen Namen ſeines Weibes anzunehmen. Sag' ihm nicht, wer ich bin: ich will hier unbekannt leben und ſterben. Und hiermit lebt wohl, liebe Töchter. — Sie gingen, und als er ſie in einer gewiſſen Entfernung erblickte, hob er beyde Arme gen Himmel und rief: Nimm mich, o Gott, nimm mich immer von dieſer Welt, wenn ich erſt Eufroſinens Verbindung mit **Konradin** geſehen habe! — Die Stunde war gekommen, wo er nach ſeiner Gewohnheit am Geſtade zu fiſchen pflegte; er nahm ſeine Angel und ging hinab am Ufer des Meers.

Die ganze Zeit über hatte **Konradin** gefaſtet, von Morgen an war er nicht vom Altar gewichen; knieend auf den Gräbern ſeiner Vorfahren hatt' er ſie mit Thränen benetzt. Unabläßig hatten die Religiöſen auf dem Chor gebetet; immer war der Pater Guardian bey ihm geweſen. Man meldete ihm Eufroſinens Zurückkunft. Er ſtand zitternd auf: — Gott! ſagt' er, werd' ich mein Todesurtheil hören, oder ſoll ich wieder aufleben? — Der Pater Guardian ſchmeichelte ihm mit einem Wunder. Er ging nach ſeinem Schloſſe. Die Schweſtern ſtanden am Fenſter; und ſobald ſie ihn nur von weitem erblickten, riefen ſie ihm zu: **Muthig, Konradin, muthig!** Dieſe wenigen Worte belebten auch wirklich ſeinen Muth wieder; er ging ſtärker: Eufroſine wartete ſeiner auf der Treppe. — Wunder, rief ſie ihm entgegen, Wunder! — **Konradin** fiel ihr zu Füſſen, und vermogte weiter nichts, als ihr dreimal nachzurufen: Wunder! — Nach einem langen Schweigen reichte ihm Eufroſine die Hand. — Nicht eher, ſagt' er, als bis Ihr mir ſagt, alles ſey vergeben. — Von ganzem Herzen, erwiederte Eufroſine.

Schnell und prächtig wurden Anſtalten zur Vermählung gemacht. **Konradin** beſchenkte das Volk und bezeugte ſich unerhört freygebig gegen die Mönche, deren Fürbitte er Eufroſinens Geneſung zuſchrieb. Er ließ ſogleich an der goldenen Kette, die er gelobt hatte, den Anfang machen. Am beſtimmten Tage ging er mit ſeinem Hofe nach der Einſiedeley, wo die Vermählung vollzogen werden ſollte.

Der gute Eremit war indeſſen krank geworden, und bedauerte, bey der Annäherung des Todes, nur dieſes, daß er nicht die Hand ſeiner Tochter in **Konradins** Hand hätte legen können. Am Morgen vor ſeinem Sterbetage meldete man ihm, daß **Konradin** und ſein Hof käme. Er nahm ſeinen Stab, und, nachdem er zuvor, mühſam niederknieend, eine kurze Dankſagung gebetet hatte, ging er an die Thüre ſeiner Einſiedeley, wo er **Konradinen** empfing, der vor ihm niederfiel, und ihm die Hand küßte. Eben das thaten auch Eufroſine und ihre Schweſtern. — Endlich, ſagt' er, endlich ſeyd ihr glücklich: Lebt lange, **Konradin**, und aus Euerm Glück fliſſe, wie aus einer reinen Quelle, das Glück Eurer Unterthanen. — Nach der Meſſe ſprach der Hofgeiſtliche die Trauungsworte, und die beyden Gatten ſchwuren ſich ewige Zärtlichkeit. Für den guten Greis war das zu viel Freude; eine groſſe Schwäche folgte darauf. Seine Töchter ſahn ihn blaß werden und wanken. Er verlangte, in ſeine Klauſe geführt und allein gelaſſen zu werden. Hier kniet' er nieder, um zu beten, und ohne Schmerzen ſchied er aus dieſer Welt. Nach der Trauung gingen die Schweſtern, unruhig weil er nicht wiederkam, ihm nach, und fanden ihn tod. Da ſie ſich dem lebhafteſten Schmerz überlieſſen, ſprach ihnen der Pater Guardian Troſt zu, indem er ihnen vorſtellte, daß eines ſo chriſtlichen Todes ſterben, nichts anders hieſſe, als nur aufhören zu leben, und daß ihr Vater ſchon im Himmel wäre. Eufroſine wollte haben, er ſollte in der Einſiedeley begraben werden, und Konradin ließ auf der Stelle eine prächtige Kirche bauen, die noch ſteht.

H—ß.

IX.

Miſcellanien.

1.

Fragmente zu einer Geſchichte der Sitten, häuslichen Gebräuche und Bedürfniſſe:

von R—d.

(Vierte Fortſetzung.)

Ein ähnlicher Prachtaufwand, der ſich an dieſem anſchließt, iſt ein Geſchenk von Kinderzeug, la Layette genannt. Ich theile die genaue Angabe deſſelben aus eben der Lingere mit.

Für die Mutter.

Sechs Buſentücher.
Zwölf Milchlätze.
Zwey Wöchnerhemden.

Sechs Ermel en amadis; vier Muſſeline, zwey ſpitzene.

Zwölf platte Tücher zum Unterlegen.

Zwölf gefaltene.

Sechs Bauchbinden.

Zwey Muſſelinene Nachtzeuge.

Zweyundſiebenzig Tücher zum Wärmen.

Sechs Kamiſöler en amadis, mit oder ohne Kappe.

Eine große Fußdecke vor das Bette.

Eine kleinere vor den Schlafſtuhl.

Für das Kind.

1. Kopf.

Achtundvierzig Häubchen, die unter dem Kinn zuſammengebunden werden.

Zwey Kopftücher zur Unterlage.

Vierundzwanzig Häubchenbänder, von drey Längen.

Vierundzwanzig Nachtcornetten, für drey Alter.

Vierundzwanzig runde Häubchen, muſſelinene und ſpitzen, für drey Alter.

Vierundzwanzig Halstücher von Batiſt, mit Muſſelin garnirt.

Sechs Halsſervietten, mit Muſſelin beſetzt.

Sechs leinene Hauben.

2. Leib.

Zweyundſiebenzig Stoßlappen.

Zwölf Wickelſchnuren.

Achtzehn barchentne Windeln.

Sechs ſchlechte Servietten, um die Nacht um die leinenen Windeln geſchlagen zu werden.

Zwey durchnähete muſſelinene Windeln.

Zwey Windelbänder dazu.

Eine durchnähete Windel von weißem Atlas.
Ein ſchönes Windelband dazu.
Vierundzwanzig Kollerhemden, für drey Alter.
Zwölf Geiferlätzchen, mit Muſſelin oder Spitzen beſetzt.
Sechsunddreißig Schnupftücher zum Säubern des Kindes.
Sechs Windeln von Dreuxtuch.
Vier Windeln von Spaniolette.
Sechs Köllerchen von Spaniolette.

3. Zwey Staatsanzüge beſtehend aus

Zwey Häubchen zum Zubinden unter dem Kinn.
Zwey runden Häubchen.
Vier Geiferlätzchen.
Zwey großen Hauben.
Zwey Vorſteckern.
Sechs paar zwirnene Fauſthandſchuhchen.

4. Wiege.

Eine Wiege.
Eine Wiegendecke von Stoff.
Ein leinewandner Ueberzug zum Wiegenhimmel.
Eine Matratze.
Zwey Str[illegible]äcke.
Sechs kleinere.
Sechs Paar Wiegentücher.
Zwey leinene Decken.
Zwey Federküſſen; ein viereckigtes, in die Wiege zu legen, und ein länglichtes, das die Amme auf den Schoos nimmt, wenn ſie das Kind wickelt.
Zwölf Ueberzüge dazu; ſechs für jedes.

Alles dieſes hat ſeine beſtimmte Gebrauchzeit, und es wird meinen Leſerinnen gewiß angenehm ſeyn, wenn ich ihnen die Gewohnheit der vornehmen Pariſerinnen in dieſen Stücken herſetze.

Man giebt den Kindern.	Man nimmt es ihnen.
1. Am Tage, da ſie geboren ſind.	
Das Häubchen, das unter dem Kinn zugebunden wird	im dritten Jahre.
Die leinene Haube	im dritten Jahre.
Die runde Haube (des Tags) Die Cornette (des Nachts)	im dritten Jahre, wenn es ein Mädchen; im ſechſten Monat, wenn es ein Junge iſt.
Das Unterlegkopfstuch	in vierzehn Tagen.
Den Stopflappen Die Windeln	im dritten Jahre.
Die durchnähete Atlaswindel (des Tags)	im ſechſten Monat.
Die Wickelſchnur	im ſechſten Monat.
Die leinewandne Decke (des Nachts)	im ſechſten Monat.
Die Halsſervietten (des Nachts)	im dritten Jahre.
2. Nach Verlauf von vierzehn Tagen.	
Das Kollerhemd Das leinewandne Kollerchen	im ſechſten Monat.
Die batiſtenen Halstücher	in drey Jahren: die Mädchen tragen ſie ſtets.

Man giebt den Kindern.	Man nimmt es ihnen.

3. Nach ſechs Wochen.

Die Staats- oder kleinen Ermel . .	im ſechſten Monat.

Folgende Stücke, die aber nicht zum Beſtand einer Layette gehören, werden den Kindern

gegeben,	genommen.
Das Hemd des erſten Alters	in zwey Jahren.
Die erſten Unterſtrümpfchen	in drey Jahren.
Der Kinderrock.	

Nach einem Jahre.

Der Fallhut . . Die Unterſtrümpfe des zweyten Alters . .	in drey Jahren.

Der Luxus unſrer Vorfahren beſtand in einer ganz andern Art; durch die Gütigkeit des Herrn Superintendenten Oſchmanns zu Ichtershauſen bey Gotha, beſitze ich aus einem Schwarzburgiſchen Archive folgende Berechnung des Aufwands, der den 17. November 1560 bey Graf Günthers des Streitbaren Beilager, an Zehrungs- und Speiſekoſten gemacht worden iſt, und die nicht allein durch ihr Alter und ihre Sonderbarkeiten merkwürdig, ſondern auch in Abſicht auf die Zeitrechnung des Gebrauchs manches Getränkes, und mancher Speiſe, wichtig wird. Es waren zu dieſem Beilager vier und ſechzig fürſtliche und gräfliche Perſonen, und vier und achtzig Ritter eingeladen.

700	Malter Korn.
120	Stück Hirſche.

216	Rehe.
150	groſse und kleine wilde Schweine.
850	Haaſen.
20	Auerhäuer.
35	Birkhähner.
300	Rebhüner.
800	Schnepfen.
60	Haſelhüner.
85	Schock Krametsvögel.
150	Stück Welſche Hähner.
20	Schwanen.
24	Pfauen.
14	Schock andere Vögel.
8	Schock wilde Gänſe.
100	Stück Ochſen.
1000	Stück Hammel.
70	Schock Hüner.
45	Schock zahme Gänſe.
3550	Schock Eyer.
175	Schock Capaunen.
245	Spanferkel gebraten.
200	Seiten Speck.
8	Rinder geräuchert.
47	Stück Schweine.
24	Sog-Kälber, jedes ein Jahr.
40	junge Sog-Kälber.
4	Tonnen Schmalz-Butter.
8	Tonnen geſalzene Butter.
7	Faſs Weineſsig.
10	Faſs Biereſsig.
200	Fäſslein eingemachtes Wildpret
720	Schock groſse Karpfen.
21	Centner Hechte.
85	Schock grüne Forellen.

4 Centner grüne Aale.
7 Fuder Krebſe.
60 Stübchen Schmerlinge.
24 Stübchen kleine Gemangfiſche.
10 Schock lebendige Neunaugen.
10 Schock Barben-Saal Fiſch.
3 Tonnen geſalzenen Hecht.
6 Tonnen geſalzenen Lachs.
2 Tonnen Störe.
1 Tonne geſalzenen Aal.
1 Ballen Schollen.
1 Ballen Stockfiſch.
3 Tonnen Rothſchier.
4 Schock Rachen.
3 Tonnen Hering.
3 Schock dürre Lampreten.
3 Centner Zwetſchen.
1 Tonne Honig.
13 Centner Wachs.
2 Centner Reiß.
3 Centner Hirſe.
10 Centner Unſchlitt.
1 Centner Kirſchmuß.
12 ganze Parmeſankäſe.
700 Holländiſche Käſe.
4 Körbe Roſinen.
1 Butte Oblaten.
700 Kronen Zuckerkonfect.
200 Rthaler für Zwiebeln, Kräuter und Wurzeln.
700 Klafter Holz.
4800 Malter Hafer, verfüttert.

Ferner:

20 Lägel Malvaſier.
25 Lägel Rheinfall.

25 Fuder Rheinwein.
30 Fuder Würzburger und Franken Weyn.
6 Fuder Neckar-Wein.
12 Faß Breyhan.
24 Tonnen Hamburger Bier.
12 Faß Eimbeckiſch Bier.
12 Faß Mumme.
6 Faß Goſe.
6 Faß Mindiſch Bier.
10 Faß Arnſtädter Bier.
30 Faß Zelliſch Bier.
10 Faß Engliſch Bier.
220 Faß Speiſebier, ohne was ſonſten an alten Kräuter- (als Hirſchzungen, Salbey, Beifuß und andern dergleichen) Bieren vertrunken worden.
1010 Eymer Landwein.
4500 Rthaler für Kleidung und Pferdeſchmuck.
4500 Rthaler an Stallung, rauch Futter und Trinkgelder auf 3500 Pferde.
10000 Rthaler für Bekleidung, Teppiche und Umhänge derer Gemächer.

(Die Fortſetzung folgt.)

2.

Aus der Sprache der Brachmanen.

Ich dürſtete nach Gold;
Aecker grub ich auf;
Und ſuchte Metalle
Gierig zu verwandeln.

Ich durchflog die Meere,
Und beugte mich wieder
Vor Großen der Welt.
Ich verließ die Menſchen;
Zu zaubern verſucht' ich,
Durchwachte bey Gräbern
Die ſtürmiſchen Nächte.
Arm kehrt' ich zurück.
Nein, ſchändlicher Geiz!
Es bethören hinfort
Deine Verſprechungen
Mich, Falſcher! nicht mehr.

X.

Fragmente.

1.

Aus den Briefen eines Reiſenden über den gegenwärtigen Zuſtand von Caſſel.

Damit Sie ſich, mein Freund, einen Begriff von allen Annehmlichkeiten des Caßler-Aufenthalts machen können, ſo werde ich Ihnen noch in dieſem letzten Brief die Lebensart in der Stadt, das ſchöne Geſchlecht, und überhaupt die ganze dortige innere Einrichtung beſchreiben.

Caſſel hat auch das mit allen großen Städten gemein, daß man da leben kann, wie man will. Wer nun ſo ganz ſich der großen Welt widmen, alles mitmachen, und dabey doch haushalten will, der thut wohl, wenn er vorher ſeine Einkünfte genau berechnet, denn alles dieſes iſt da ſehr theuer — Wohnung, Stallung, Kutſchen, Häuſer, Holz, Wein, Futterung vor Pferde, Bediente, ſind alle ſehr theure Sachen; wie dann auch noch die Ausgaben durch das ſchwere Geld, beſonders für Fremde, um vieles vermehret werden, indem der Louisd'or, der in den Gegenden vom Rhein und andern Provinzen Deutſchlands neun Gulden gilt, da nur um fünf Thaler angebracht wird, und ich glaube, man kann das Verhältniß annehmen, daß man da nicht mehr mit einem Thaler, als in jenen Gegenden mit einem Gulden ausrichten kann, welches denn auf Einländer, und auf ſolche, ſo in dieſen Dienſten ſtehen, weniger Einfluß hat, weil ſie in gleicher Münze bezahlt werden. So koſtbar es nun auch iſt, auf den ganz großen Fuß zu leben, ſo kann man ſich doch auch gar wohl um ſehr vieles einſchränken, und es leben da Familien recht ordentlich, die gewiß keinen großen Aufwand machen können, es hängt alles von der Einrichtung ab. — Kutſchen und Pferde zu halten, iſt eine ſehr gemeine Sache, doch aber kann man ſich auch mit Sänften behelfen, — und ſo mit vielen andern Sachen mehr. — Man kann den Hof, die groſſe Geſellſchaften öfters wenig, oder gar nicht beſuchen, groß Spielen oder gering, ſich nur in kleine Geſellſchaften begeben, oder auch ganz einſam leben, — niemand fragt darnach. Auſſerdem muß man ſagen, daß im Ganzen unter Cavaliers und Dames, wie auch unter der zweiten Claſſe, viele groſſe wohlgewachſene und ſchöne Perſonen geſehen werden. Ein ſchöner anſehnlicher Wuchs ſcheint da ein Nationalvortheil zu ſeyn, man freut ſich eine groſſe Geſellſchaft verſammlet zu ſehen, denn gewiß trift man wohlgebildete Leute in größerer Anzahl, als je an einem andern Orte an, und zeichnen ſich die dortigen Damen nicht nur durch einen edlen ungezwungenen Anſtand, ſondern auch durch ihren guten Anzug beſonders aus, worinnen ſie zwar gänzlich nach der Mode, aber nicht übertrieben ſind, wie man dieſes an ſo vielen Orten Deutſchlands ſieht, wo ſie nicht etwa zurückbleiben, ſondern meiſt noch mehr hinzuſetzen, wodurch denn ganz ſonderbare und nicht ſelten theatraliſche Erfindungen zum Vorſchein kommen; das roth Auflegen iſt aber allgemein hergebracht. Gewiß iſt es, daß die Damen überhaupt auf eine ſehr angenehme Art belebt ſind. Es herrſcht da in Geſellſchaften ein gewiſſer anſtändiger und ungezwungener Ton, der Perſonen, die ergötzenden Umgang gewohnt ſind, nicht anders, als angenehm ſeyn kann. Dieſer Anſtand wird ſo genau beobachtet, daß man nicht einmal zärtliche Verſtändniſſe wahrnehmen kann, die denn doch aus einer ſo großen Anzahl von Damen und Cavaliers wohl ſchwerlich gänzlich verbannt ſeyn werden, — nein! ſo fühllos iſt man in Caſſel nicht.

Die Liebe zum Spiel, Tanz, Spatzierfahrten, Geſellſchaften, Komödie, und zu allen Vergnügungen iſt allgemein, man lebt gerne vergnügt, und ſucht alſo ſich allerley angenehmen Zeitvertreib zu verſchaffen. Die Neigung zum Spiel iſt eine der herrſchenden Leidenſchaften beyder Geſchlechter, denn es wird ſehr viel und öfters hoch geſpielt, doch muß man es den Damen zum Ruhm nachſagen, daß ſie aufrichtig ſpielen, von Cavaliers und Officiers verſteht ſich das ohnehin ſchon.

Sämtliche Herren Miniſters, und der Herr Hofmarſchall von Boyneburg geben bisweilen große Mittagstafeln, bey welchen man häufig mit ausgeſuchten Speiſen, guten Weinen und mit ſehr vieler Höflichkeit bewirthet wird.

Dieſe groſe Tafeln ſind meiſt nur unter Mannsperſonen, man ſitzt ziemlich lange bey Tiſch, hingegen iſt man ungezwungen, auch wird man zum Trinken nicht genöthiget, aber die vielerley Gattungen ſehr guter Weine laden ohnehin dazu ein. Einer von den am beſten und prächtigſten eingerichteten Perſonen iſt Herr General von Jungkenmünzer, welcher denn auch bisweilen zu Nachteſſen einladen läßt. Aber keiner von den Herrn Miniſters, wie man nach den gewöhnlichen Ausdruck ſagt, hält Haus, bey keinem dieſer Herren trift man Abends Geſellſchaft, Spiel oder Nachteſſen an, wovon ſie theils wegen vielen Geſchäften, theils weil die meiſten unverheyrathet ſind, abgehalten werden, und überhaupt iſt es auch nicht eingeführt.

Uebrigens aber werden in vielen Häuſern öfters freundſchaftliche Soupers gegeben, bey welchen man auch ſehr gut bewirthet wird, und auf einen ſehr angenehmen, anſtändigen und ungezwungenen Fuß ſeyn kann, ſchade, daß man dabey meiſtens ſehr ſpät zu Tiſche geht, und ſo, wie man gegeſſen hat, auseinander flieht, da doch die Stunden nach dem Eſſen gewöhnlich die aufgeweckteſten und geſellſchaftlichſten ſind.

Die Anweſenheit des regierenden Herrn Landgrafens von Rothenburg, die einen Theil des Jahrs dort zubringen, und das Haus des Herrn Landgrafen von Philipsthal, die den gröſten Theil des Jahrs da wohnen, wie auch der daſelbſt reſidirende franzöſiſche Geſandte, tragen ſehr vieles zu dem Angenehmen und Glänzenden des Caſſeler Aufenthalts bey.

Während meiner dortigen Anweſenheit waren die Fürſtlich-Rothenburgiſchen Herrſchaften nicht zugegen, man ſagte mir aber, daß man daſelbſt ſehr wohl empfangen, und auch Fremden ſehr viele Höflichkeiten erzeigt würde.

In dem Heſſen-Philipsthaliſchen Hauſe werden Fremde mit ſehr vieler Güte aufgenommen, und man kann ſich auch hauptſächlich daſelbſt des ſo großen Vorzugs des geſellſchaftlichen Lebens — und der Ungezwungenheit erfreun. Der Herr vom Hauſe ſind ganz Güte, wie auch deren Frau Gemalin, welche zwar ſtille, aber eine genaue Beobachterin ſind, nicht praleriſch, aber groß und edel im Denken und Handeln, und die ſich nicht ſchämen, haushältig zu ſeyn.

Deren Prinzeſſin Tochter, die ſchon durch ihren ſehr ſchönen Wuchs in die Augen fallen, ſind auch mit dieſen mütterlichen guten Eigenſchaften, und vielen natürlichen Fähigkeiten begabt, die ihr Fleiß ſehr ausgearbeitet und erweitert hat; — Muſik hat dieſe Fürſtliche Familie beſonders in Freundſchaft genommen, denn drey ganz junge Prinzen äuſſern ſchon vieles Talent dazu, und Prinzeſſin Juliana haben es wirklich ſchon weit auf den Klavier gebracht, wobey ſie ſich öfters ſelbſten mit einer anmuthigen und muſikaliſchen Stimme hören laſſen.

Ein ſehr liebreicher Anblick war mir allemal deren Familienconcert, womit ſie ſich alle Donnerſtag Vormittag üben; Es beſteht aus dem Herrn Vater, der Prinzeſſin Tochter, drey Prinzen, und einigen andern Liebhabern und Tonkünſtlern.

In dieſem Hauſe ſind faſt täglich einige Perſonen zum Spiel und Abendtafel, Fremde werden öfters dazu eingeladen, und freuen ſich des ungezwungnen und angenehmen Unterhalts, den ſie da finden. Einmal die Woche, nemlich Dienſtag Abends um ſechs Uhr, iſt allemal große Geſellſchaft daſelbſt, wo man meiſtens viele Perſonen antrift, es iſt auch gewöhnlich, daß Perſonen dabey erſcheinen, die den Zutritt bey Hofe nicht haben, obgleich der

Herr Landgraf und die Frau Landgräfin meiſtens auch da anzutreffen, woſelbſt denn der Herr Landgraf Ihr gewöhnliches Spiel, die Frau Landgräfin aber Pharao um einen ganz geringen Point ſpielen.

Der Franzöſiſche Geſandte iſt auch ſehr wohl eingerichtet, und giebt öfters ſeinem Karakter anſtändige Mahlzeiten.

Dieſe Häuſer, und die Schauſpiele tragen das meiſte dazu bey, einen Fremden den dortigen Aufenthalt, beſonders in den Abendſtunden, angenehm zu machen, denn obgleich hin und wieder Geſellſchaften zuſammenkommen, auch wie ich Ihnen ſchon erzählet habe, in vielen Häuſern geſpielt und zu Nacht geſpeiſt wird, ſo genießen doch Fremde, wenn ſie nicht ſchon genaue Bekanntſchaften gemacht haben, nichts davon. Auch in dieſem Stück geht es da, wie in den meiſten ganz großen Städten, daß nemlich alles in gewiſſe Geſellſchaften eingetheilt iſt, die denn fleißig unter ſich zuſammenkommen, aber ganz Fremde dabey nicht einlaſſen, welche Einrichtung denn vor Einheimiſche ſehr angenehm iſt, aber gegen Fremde ein wenig zu weit getrieben wird, denn ohne ganz beſondere Bekanntſchaften zu haben, kann man wohl zehnmal vor ein Haus kommen, und immer abgewieſen werden, wenn auch die Dame vom Hauſe zugegen, und vielleicht nur einige Perſonen bey ihr verſammlet ſind. Damit ich Sie nun auch mit dieſer innern Einrichtung recht bekannt mache, ſo will ich Ihnen hiervon alles mittheilen, was ich habe erfahren können.

Die ſämtlichen Damen kann man vors erſte füglich in zwey Haupttheile abſondern; der eine Theil beſucht den Hof, die große Welt, Geſellſchaften, Schauſpiele

ſpiele und alle Luſtbarkeiten; der andere hält ſich ſtille ohne bey Hof, und ſelten oder gar nicht bey andern öffentlichen Zuſammenkünften zu erſcheinen, ſondern ſie halten ihre kleine Geſellſchaften unter ſich, oder leben ganz einſam. Der andere Theil ſondert ſich in zwey Hauptzuſammenkünfte ab, und ob ſchon dieſe beyden Theile nicht feindſelig gegeneinander ſind; ſo kommen ſie denn doch, den Hof und große Geſellſchaften ausgenommen, ſehr wenig zuſammen.

Dieſe beyden Haupttheile haben denn auch wiederum ihre Abtheilungen, die aber weniger beträchtlich, und weniger verſchieden ſind.

So läſtig nun auch dieſe Einrichtung iſt, ſo iſt ſie hingegen für Einheimiſche deſto angenehmer, weil ſie dadurch ihre Lebenszeit mit denjenigen Perſonen zubringen, die ſie am meiſten ſchätzen und lieben. Welches denn aber auch wohl mit eine der Haupturſachen iſt, daß der Hof, und meiſt alle große Zuſammenkünfte bey weitem nicht ſo ſehr angefüllet werden, als man es bey einer ſolchen Anzahl von Perſonen, die den Zutritt haben, vermuthen ſollte.

Ob nun zwar in ſo fern für Fremde geſorgt iſt, daß ſie täglich die Abendſtunden an irgend einem Orte zubringen können, indem wöchentlich zweymal Cour bey Hof, viermal Komödie, und einmal Geſellſchaft in dem Landgräflich Philipsthaliſchen Haus, und in deren Abweſenheit bey irgend einer Dame in der Stadt iſt; auch übrigens noch das Landgräflich Rothenburgiſche, und Philipsthaliſche Haus den Fremden offen ſtehet: ſo iſt es doch in der That als ein Fehler der dortigen Einrichtung anzuſehen, daß an einem in allen Stücken ſo großen Hof, und in einer in der That in allem Betracht glänzenden Stadt, da Fremde nicht alle Abend am Hof kommen können, kein Haus dazu eingerichtet iſt, dieſen offen zu ſtehen, und ihnen die Abendſtunden auszufüllen, die ſie jetzt meiſt, wenn die Komödie zu Ende iſt, in ihrem Gaſthauſe zubringen müſſen.

Ohnerachtet der großen Anzahl Cavaliers und Officiers, die in dieſer Reſidenz ſind, ſieht man deren doch in Verhältniß mit ihrer Menge, wenig in den Geſellſchaften, wovon die Urſach iſt, daß auch dieſe wiederum ihre beſondere Zuſammenkünfte unter ſich haben. Die größte davon iſt der nach ſolchen Engliſchen Verbindungen genannte Club, welcher aus hundert und ein Mitgliedern von allen Ständen beſteht: es ſind zu dieſem Behuf einige gute Zimmer in einem beſondern Hauſe zurechte gemacht, man kann daſelbſt Billard, und alle Kommerceſpiele finden, auch Eſſen und Trinken um einen ausgemachten Preis haben. Derjenige, ſo daben will aufgenommen werden, muß ſich bey den Vorſtehern melden, welche alsdenn deſſen Namen als Kandidat in einem dieſer Zimmer aufſchlagen laſſen, nachdem nun dieſer ſo einige Wochen zwiſchen Himmel und Erde, — zwiſchen Furcht und Hofnung geſchwebt hat, wird er erſt durch ſämtliche Mitglieder gekugelt; erhält er alsdann die gehörige Anzahl Stimmen, ſo wird er aufgenommen, im widrigen Fall aber abgewieſen. Bey der Aufnahme muß man etwas erlegen, und noch einen jährlichen Nachtrag thun.

So bald die warme Sonne in den erſten Frühlingstagen, die übrig gebliebene kalte Näſſe des Winters ausgetrocknet hat, und das friſche Grün überſcheinet, werden öfters Partien aufs Land gemacht, wozu denn dieſe ſo vorzüglich ſchöne Gegend faſt unwiderſtehlich einladet; die meiſten wenden ſich theils wegen den ausnehmend ſchönen Spatziergängen, als auch wegen der ſehr bequemen Entfernung, und guten Bewirthung in dem dortigen Wirthshaus, nach Weiſſenſtein; bey welchen Gelegenheiten denn auch öfters getanzt wird.

Und wenn der herbe Winter, die Fluren mit ſeiner blendenden weiſſen Decke überzieht, werden dieſe Beluſtigungen durch öftere Schlittenfarthen erſetzt.

Noch eine ſehr artige, und vorzüglich angenehme Beluſtigung ſind die Piquenics, ſo bisweilen in der Stadt angeſtellet werden; und deren Einrichtung mir ſo wohl gefiel, daß ich ſie hier Ihnen erzählen will.

Einer von den Herren Cavaliers oder Officiers nimmt die Beſorgung über ſich, ſchickt die Einladungszettel herum, beſorgt Muſik und was dergleichen mehr, eins von der Geſellſchaft, ſo dem beſten Platz hat, giebt ſeine Zimmer dazu her, jedwede Dame bringt eine Schüſſel zu, die Herren beſorgen ein jedweder den Wein für ſich und ſeine Dame, und die wenige Unkoſten für Muſik, Punſch, Thee, Limonade und dergleichen werden unter ſämtliche Herren vertheilt. Bevor man zum Eſſen geht werden Nummern gezogen, und ſo auch in allen andern Sachen die beſte Ordnung und ſchönſter Anſtand beobachtet. Da kommen alle Haupt- und Nebenabtheilungen von Koterien zuſammen, ſo, daß die Geſellſchaft ſehr zahlreich wird, und kann man in Wahrheit ſagen, daß man ſich auf eine ſehr angenehme, wohlfeile, ungezwungene und freundſchaftliche Art beluſtigen kann. So viel nun, mein Freund, von der ſchönen Stadt Caſſel, ihrem glänzenden Hof, vielen Merkwürdigkeiten, und deren vorzüglich ſchönen Gegend und angenehmen Lebensart. Mehreres kann ich Ihnen dermalen nicht berichten, obgleich noch vieles zu ſagen übrig iſt, und noch ein ganzes Buch von demjenigen abgefaßt werden könnte, was ich nicht berühret habe.

In dieſes Leere gehöret denn hauptſächlich die Beſchreibung verſchiedener in der Gegend gelegenen Luſtſchlöſſer, als Wilhelmsthal, das ſchöne Hofgeismarbad, den Aufenthalt des Hofs daſelbſt, und in dem Orangeriehaus der Aue, wie auch auf andern Luſtſchlöſſern; die Caßler Sommermeſſe, und andern um dieſe Jahrszeit gewöhnliche Vergnügungen, die neuerbaute Stadt Karlshaven, und was noch mehr dergleichen Sachen ſind, die ich Ihnen nicht gerne beſchreiben will, weil ich ſie nicht geſehen habe, — ob zwar dieſes auch häufig geſchiehet, ſo hab ich Ihnen doch ſchon im Anfang geſagt, daß ich nicht in dieſer Art nach der Mode bin.

2.

Ueber kaufmänniſche Clubs.

(Aus Sinapius kaufmänniſchen Heften.)

Es iſt eine längſt bekannte Wahrheit, daß der Menſch, er ſey vornehm oder geringe, reich oder arm, zur Geſelligkeit geboren iſt. Alles fordert ihn darzu auf; alles zwingt ihn, die Geſellſchaft ſeiner Mitmenſchen zu ſuchen, und ſie nach den Verhältniſſen, unter denen er lebt, zu benutzen.

Dieſe Verhältniſſe ſind beym Handlungsſtande weit häufiger, als in den übrigen Klaſſen. Der Umfang des Cirkels, worin ihn ſein Gewerbe verſetzt, läßt ſich weder von andern, noch von dem Kaufmann ſelbſt, der darinnen herumwandelt, genau beſtimmen; daher die Nothwendigkeit, Bekanntſchaften zu unterhalten, ſolche mit neuen zu vermehren, und indem man ſich auf angenehme Art zerſtreut, aus dem Gebiete des Handels mit neuen Nachrichten, neue Ausſichten zu ſammlen. Hieraus folgere ich die Entſtehung ſo vieler Zuſammenkünfte, die in allen Städten unter dem Namen Clubs, Tabacks-Collegium und andern Benennungen ſeit langen Jahren Mode ſind.

Sie machen ein Mittelding von öffentlichen und geſchloſſenen Geſellſchaften, und eben darum iſt ihr Daſeyn ſo beliebt als dauerhaft. Ich müßte meinen Leſer wenig Erfahrungen zutraun, wenn ich ſie über das Allgemeine dieſer Sache länger unterhielte.

Das Beſondere, das Auszeichnende einiger ſolcher Clubs, verdient nur angeführt zu werden: Der Kaufmannsclub in Petersburg iſt wahrſcheinlich der größte, und auch ſeiner innern Verfaſſung nach, der prächtigſte, wo nicht in der ganzen Welt, doch gewiß in Europa.

Fünfhundert Kaufleute ſind zur Unterhaltung deſſelben als Mitglieder vereint. Jeder derſelben zahlt jährlich hierzu fünfundzwanzig Rubel, welches die Hauptſumme von zwölftauſendfünfhundert Rubel beträgt, womit ſich ſchon ganz artige Dinge unternehmen laſſen. Doch dieſe Einnahme, ſo wichtig ſie uns auch ſcheinen mag, könnte bey weitem nicht zur Beſtreitung derer Ausgaben zureichen, wenn nicht dafür geſorgt wäre, daß von andern Seiten die Sache durch ſich ſelbſt ernährt, und täglich auf mehr als gemeine Art bereichert würde. Man wird davon bald überzeugt, wenn man die Geſetze der Geſellſchaft geleſen hat.

Eines der beſten Häuſer in Petersburg, wo die bloße jährliche Miethe dreytauſend Rubel koſtet, iſt bequem darzu eingerichtet.

Eine Reihe von prächtig ausgeputzten Zimmern bieten alle Gattungen von Bequemlichkeit dar. Sechs Livreebedienten erfüllen die Befehle der Geſellſchaft. Ein Koch mit andern Gehülfen verſieht ihre Bedürfniſſe, und ein beſonderer Oeconom trägt Sorge, damit die ganze Haushaltung in der nöthigen Ordnung beſtehe.

Billiards, Karten und ſonſt alle übrigen zum Spiel gehörigen Geräthſchaften ſind überflüßig vorhanden; kurz, dieſer Club gleicht einem Kaffeehauſe in ſeiner möglichſten Gröſſe, worinnen man wie in dem beſten Hotel mit allem bedient wird, was theils zur Leibesnahrung und Nothdurft, theils zum Vergnügen gehört. Es läßt ſich ohne mein Erinnern leicht einſehn, daß jeder hier, wie in einem andern öffentlichen Hauſe, für ſein baares Geld zehren muß. Da nun die tägliche Geſellſchaft faſt immer ſehr zahlreich iſt, und jedes Mitglied derſelben etwas, es mag nun viel oder wenig ſeyn, zum Nutzen des Ganzen beyträgt, ſo muß nothwendig am Ende des Jahrs die Einnahme weit über die Ausgabe ſteigen. Hiervon legt der Oeconom, welcher einen feſten Gehalt von dreyhundert Rubel genießt, von Monat zu Monat Rechnung ab, die durch ein paar Mitglieder nachgeſehn, und alsdenn, nebſt dem überſchießenden Gewinn, den andern Theilnehmern bekannt gemacht wird, um in der Gemeinkaſſe aufbewahrt zu werden.

Von dieſer Seite betrachtet, iſt alſo der Petersburger Club ein kleines Finanzſyſtem, welches meines Erachtens ganz artige Vortheile bringen muß, und wenigſtens unter die unſchuldigſten Mittel pour attraper l'argent gezählt zu werden verdient, beſonders, da dieſe Abſicht gar nicht zur Hauptſache gehört, und gewiſſermaſſen nebenher nicht vermieden werden konnte.

Uebrigens iſt dieſe Zuſammenkunſt eigentlich nur für Kaufleute errichtet. Die Geſetze ſcheinen Leute aus andern Ständen davon auszuſchließen, denn ſie verordnen, daß ſogar von fremden Kaufleuten nicht mehr als zwölf Perſonen auf einmal als Gäſte eingelaſſen werden ſollen. Demungeachtet findet dieſe Regel gleich allen übrigen von Zeit zu Zeit ihre Ausnahmen.

Wer von den Mitgliedern Luſt hat, dem ſteht es frey, ſeine Zeit von früh an, bis des Nachts um zwölf Uhr dort zuzubringen. Alsdenn aber muß jede Viertelſtunde des längern Bleibens mit Strafgeldern, die fortſchreitend höher ſteigen, erkauft werden. So oft ein wirklicher Theilnehmer mit Tode abgeht, ſo wird ſeine Stelle ſogleich mit einem neuen erſetzt, welcher aus denen, die in Menge Anſpruch darauf machen, gewählt worden iſt, ſo daß die Anzahl von fünfhundert immer beſtehen kann.

Für reiſende Kaufleute iſt ein ſolcher Club eine herrliche Sache. Man überſieht darinnen binnen wenigen Abenden den Ausbund der Petersburger Kaufmannſchaft. Man errichtet Bekanntſchaften, und ſchließt da oft Geſchäfte von Wichtigkeit. Dies alles würde ſich in einem weitläuftigen Orte in ſo kurzer Zeit gar nicht thun laſſen. Die bey erſten Beſuchen eingeführten Förmlichkeiten erſchweren Bekanntſchaften, die man errichten will, und das Getümmel einer mit Millionen ſchwangern Börſe leidet eben ſo wenig ruhige, freundſchaftliche Unterredung. Hier aber iſt der Club ein Mittelort, wo gleichſam der Zufall Menſchen näher zu Menſchen von einerley Gewerbe führt. Eine Einrichtung, wie dieſe (vielleicht die einzige in ihrer Art) gereicht unſtreitig der Petersburger Kaufmannſchaft zur Ehre. Wie gern wünſchte ich daher, um ein ſolch Inſtitut durchaus erheben zu können, daß man dem Spiel engere Gränzen darinnen vorgeſchrieben hätte.

Der gewöhnliche Einſatz beym a l'ombre iſt ein Rubel: Billard, und alle übrige Spiele werden in ähnlicher Proportion getrieben, und Gegenſtände, die an und vor ſich ſelbſt einen unſchuldigen Zeitvertreib abgeben könnten, ſind hier bey manchen Ausbrüchen der Gewinnſucht. Man ſucht die Sache zwar damit zu entſchuldigen, daß bey den Ruſſen die Spielſucht ein Nationalübel, und dort überall eingewurzelt ſey; daß hier doch Grenzen geſetzt ſind, da in andern Häuſern die Höhe des Spiels oft ins übertriebne geht, und daß eine Geſellſchaft von Freunden, die ſich täglich wiederſehn, einander am Ende nicht viel abgewinnen; allein, alle dieſe Entſchuldigungen löſchen den Fleck nicht, der einmal auf der Sache haftet. Je eingewurzelter ein Uebel iſt, je mehr muß es gehemmet werden. Die erſten Geſetze des Inſtituts hätten nur den Werth, um welchen geſpielt werden darf, auf eine bloße Kleinigkeit feſtſetzen ſollen, und nie würde ſich garſtige Gewinnſucht in die Zeitvertreibe einer ſo ausgeſuchten Geſellſchaft eingeſchlichen haben. Ich kann mir nicht einbilden, daß die Errichtung des Inſtituts durch eine ſo billige Einſchränkung in ihrem Anfange und Fortgang gelitten haben könnte, denn wer ſieht es nicht unbewieſen ein, daß ſich für den Kaufmann unter keinem Himmelsſtrich ein übertrieben hohes Spiel ſchickt? Uebrigens bin ich dieſe Nachrichten einem Freunde ſchuldig, der während ſeinem Auffenthalt in Petersburg den hier beſchriebenen Club oft beſucht hat. Ich zweifle um ſo weniger an ihrer Zuverläßigkeit, da das, was Herr Meyer in ſeinen Briefen über Rußland davon erzählt, im ganzen damit übereinſtimmt.

Die Engländer, aus deren Sprache wir das Wort Club entlehnt haben, unterhalten dieſe Art von Geſellſchaften am häufigſten.

Schon im Jahr 1724 ſchrieb John Maky in ſeiner Journey through England davon folgendes:

In demjenigen Theil von London, welcher die City heißt, hat jedes Kirchſpiel ſeinen beſondern Club, wo die Bürger, nachdem ſie zu Hauſe und auf der Börſe ihre Arbeiten beendigt haben, ihren Gedanken Freiheit verſchaffen, ehe ſie zu Bette gehn. Während den Sitzungen des Parlaments giebt es deren verſchiedene, wo die Mitglieder des Unterhauſes ihre Gedanken prüfen, ehe ſie ſolche zum öffentlichen Vortrage bringen. Aber der am meiſten unterhaltende iſt der Mug Houſe-Club in Long-Acre, worinnen man gewiß ſeyn kann, Mittwochs und Sonnabens eine Geſellſchaft von hundert Perſonen, die aus Kaufleuten, Rechtsgelehrten und andern hübſchen Männern (Gentlemen) zuſammengeſetzt iſt, anzutreffen. Der Präſident derſelben iſt ein neunzigjähriger Greis, mit ſchneeweiſſen Haaren. Dieſer ſitzt ein paar Stuffen höher als die andern, in einem Lehnſtuhl, und ſieht auf gute Ordnung. Am Ende des Zimmers wird auf der Harfe geſpielt, und von Zeit zu Zeit ſteht eins aus der Geſellſchaft auf, um den übrigen ein Lied vorzuſingen.

Es giebt mit unter gute Sänger, wodurch denn die Geſellſchaft, beſonders wenn man die Geſundheiten, welche ein Tiſch dem andern zubringt, darzurechnet, gar angenehm unterhalten wird. Man trinkt nichts als Doppelbier (Ale) u. ſ. w.

Freilich hat ſich ſeit 1724 auch hierin manches geändert. Gleichwol aber iſt die Grundverfaſſung deren Clubs in Engeland noch immer die alte, wenn gleich jeder derſel-

ben

den ſich durch Nebendinge von den übrigen unterſcheidet. Man kommt zuſammen, um Bier zu trinken, zu ſchwatzen, und beſonders freye Betrachtungen über öffentliche Gegenſtände anzuſtellen. Die Engeländer gleichen den alten Athenienſern. Der gemeinſte Bürger in Athen bekümmerte ſich um die Angelegenheiten des Staats, und nahm Theil an der Regierung deſſelben, oder bildete ſich wenigſtens ein, ſeine Stimme ſey dabey von Erheblichkeit. Er beurtheilte, er tadelte, ſo oft es ihm gefiel, das Verhalten der Feldherren, und die Stimme des Volks entſchied die wichtigſten Gegenſtände. Dieſe Freiheit, welche jene alten Republikaner behaupteten, war dem gemeinen Weſen da und dort nützlich. Die Gewohnheit über Dinge, die in monarchiſchen Ländern dem Bürger unbekannt bleiben, ein Urtheil zu fällen, mehrte ihre Kenntniſſe, und natürlicher Scharfſinn gab ihren Einſichten Richtigkeit, ſo oft reiner Patriotismus Gegenſtände zur Ueberlegung darbot. Freilich, gaben gemeiniglich ihre Redner der Sache den Ausſchlag, und ſehr oft diente ein bloßes blindes Glück darzu, Entſchließungen zu rechtfertigen, welche an ſich ſelbſt betrachtet, dem gemeinen Beſten entgegen waren.

Die Freiheit der Britten im Reden und Schreiben iſt derjenigen nicht unähnlich, auf welche die alten Griechen ſtolz waren; allein, zum Glück hemmt eine weiſere Regierungsform ihre Schädlichkeit. Die Stimme des unerfahrnen Theils der Nazion erſtrebt nur dann ein wirkliches Uebergewicht, wenn vorhergegangene Prüfung ihre Vorzüge genauer beſtimmt hat. Nur ſelten kann irgend ein unruhiger Kopf, ein daſiger Redner öffentliche Unordnung erregen, aber dann wird auch das Uebel deſto größer. Die Rede, welche Lord Gordon an den zum Aufruhr verſammelten Pöbel hielt, giebt hiervon einen noch friſchen Beweis.

So geringſchätzig manchem auch die ſogenannte engliſch Liberty ſcheinen mag, ſo bedeutend iſt ſie doch in ihrer Art. Sie unterhält einen ewigen Streit der Nazion mit denen, die das Ruder der Regierung führen. Jene wacht unaufhörlich über ihren Rechten. Sie tadelt jeden Entwurf der letzten, und ergreiſt begierig die widrigen Begebenheiten, welche bey groſſen Unternehmungen vorfallen, um den Vorzug ihrer Gegenmeinung darzuthun.

Die Maxime divide & impera hilft auf der andern Seite dem Könige regieren. Ein Theil derer, welche bey dem Volk den Ton geben, oder es zu thun verſuchen, wird mit Geſchenken, mit guten Ausſichten vermocht, zur Hofparthey zu treten oder doch neutral zu bleiben; einen andern verſcheucht man durch Verfolgung, durch Drohungen. Oft wird Gutes und Böſes zugleich oder hintereinander mit Erfolg verſucht, wie wir bis bey dem Herrn Wilkes bemerken können, und am Ende geht ſo das ganze in einer Ordnung fort, wovon, auſſer Grosbritanien, kein Beiſpiel vorhanden iſt.

Der Engländer würde ohne ſeine Clubs den beſten Theil der ſchönſten Politik nicht von ſich geben können. Dort entlaſtet er ſich aller Meinungen, aller Entwürfe, die ihm den Tag über durch den Kopf giengen. Dort lieſt er die Zeitungen, überdenkt das Wohl des Vaterlands, tadelt die Aufführung des Miniſterii mit ungezähmter Freiheit, entwirft neue Plans, wie alles beſſer gehn könnte, und ſo verläßt er zufrieden ſeinen Club, um den folgenden Abend neue politiſche Gegenſtände vorzunehmen.

Gemeiniglich hat jede dieſer Geſellſchaften einen oder mehrere Sprecher, deren Meinungen am meiſten gelten;

es entſtehn daraus verſchiedene Factionen, die am Ende friedlich auseinander gehn, und wenigſtens darin einig werden, daß porter oder engliſch Ale geſunde wohlſchmeckende Getränke ſind.

Man ſtelle ſich jedoch nicht vor, als ob Kannegießern der einzige Gegenſtand zur Unterhaltung in den engliſchen Clubs ſey. Iſt Politik gleich eine Lieblingsmaterie für ſolche Geſellſchaften, ſo wechſeln doch auch andere nützliche Geſpräche mit jener ab. Die Freundſchaft, welche Bürger mit Bürgern unterhalten, findet darinnen ihre Nahrung, und mehr als eine gemeinnützige, fromme oder überhaupt gute Verbindung erhielt da ihre Entſtehung. Ein Fremder wird wohl aufgenommen, wenn er der Sprache mächtig iſt, und dem herrſchenden Ton der Geſellſchaft beyſtimmt. Es folgt alſo hieraus, daß die engliſchen Clubs ein Bedürfniß der Nazion ſind, woraus im ganzen kein Schaden, ſondern vielmehr allerhand Gutes entſpringt.

Es giebt in Deutſchland nicht minder dergleichen Zuſammenkünfte, die, ihrer Verfaſſung nach, den engliſchen ähnlich ſind, mit dem einzigen Unterſchied, daß ein wohlgeordnetes deutſches ſogenanntes Kollegium nicht füglich ohne Tabacksrauch beſtehen kann. Gleich den heidniſchen Göttern in der Mytologie, mit Wolken umhüllt, ſitzt die ehrwürdige Zunft der Kannengieſſer, und ordnet mit wohlüberlegter Weisheit den Lauf der Dinge. Die [illegible] Amerikaner haben hier mächtige Gönner, und Heinrich Clinton hat den von ihnen gemachten Operationsplan gar nicht gehörig befolgt. Der böſe General! Er hätte Charles-Town nicht einnehmen, ſondern ſich tapfer zurückziehn ſollen. Die in Schleſien rc. bekannte Brüderſchaft auf die alte Hacke iſt ein aus den deutſchen Clubs hervorblühender Zweig. Ein gelehrter Antiquarius hat mich verſichert, daß das Motto, Sicut ante hac ihr eigentlicher Name ſey. Auf dieſe Art läßt ſich ihre Hauptgeſundheit auf die alte Hacke am beſten erklären; ich mache mirs daher zur Pflicht, denen, welche um die Etymologie dieſer Benennung bekümmert ſind, eine ſo wichtige Entdeckung zu überliefern. Uebrigens iſt es bekannt, daß die Ordensbrüder jeder eine kleine ſilberne Hacke bey ſich zu tragen geſetzmäßig verpflichtet ſind. Vielleicht bedeutet dieſes Sinnbild, daß ſie ſich bemühen ſollen, alle unnütze Neuerungen aus dem Wege zu räumen, worzu wir ihnen recht viel Seegen wünſchen.

Es iſt zu beklagen, daß von der Entſtehung, von den Geſetzen, von der weitern Geſchichte und von dem Einfluß ſolcher Inſtitute in das gemeine Wohl keine Nachrichten vorhanden ſind. Die Archive der deutſchen Clubs verdienten beſſer in Ordnung gebracht zu werden. Daher iſt eine einzige Urkunde von ſolcher Art aus ältern Zeiten alles, was ich davon zu erhalten vermögend geweſen bin. Ich würde unrecht handeln, wenn ich ein ſo ſeltnes Stück meinen Leſern vorenthielte. Hier folgt es von Wort zu Wort:

Sintemalen ehrbaare Gemeinſchaft ſo manchen Zunfte und Gewerben zum Nutz und from̃en gereichet, wie jeder männiglichen wohlwiſſende, als haben ſich einige gute Leutlein zuſam̃en gethan, die da alle Mittewochen des Jahrs, den Brach- Heu- und Erndte Monden ausgenom̃en, bey dem Herrn Vater, Hans Adam, zuſam̃en kom̃en, und ſich auf Erden untereinander freuen wollen, all die weilen unſer Leben kurz, und derer Trübſaalen unſers Wandels hienieden eben nit wenige ſeynd.

Zu ſothaner löblichen Gemein-Sach ſeynd folgende Satzungen erkieſet.

Erſtens. Die Geſellſchaft ſoll aus zehen Biedermänner beſtehen, und nit mehr.

Zweitens. Dieſe Geſellſchaft verſammelt ſich unter dem Namen der Zehner Abends um fünf Uhr, und geht Chriſtlichem Bürger-Gebrauch nach, wenn der Seiger zehne ſchlägt, auseinander.

Drittens. Jeder Kräntzler mag wohl ſeine Liebſte mit zur Stelle bringen; ſie muß ſich aber nit zu viel mit Plappern heraus nehmen, viel weniger große Hoſierunge verlangen, auch hat ſie in denen fünf Kräntzel-Stunden ihrem Liebſten und Meiſter nichts zu befehlen.

Viertens. Die Geſellſchaft wird mit Thee, Butterſchnitten, kaltem Braden, Bier, und jeder Kräntzler mit einem Stiefel reinen Ungariſchen Weins, von dem Maaße eines viertels Quarts bedienet. Das Bier wird in Krügen mit Zinn beſchlagen, und die Speiſe auf hölzernen Tellern aufgetragen.

Fünftens. Die Zeit der Kräntzeley wird folgendergeſtalt eingetheilet. Zum Anfang wird von Staats-Sachen verſchiedentlich hin und her gemunkelt. Darauf mag ſpielen wer Luſt zu Charten hat, aber nur bis um achte; denn von achte bis neune wird getiſcht und den Beſchluß macht wieder politiſcher Kurtzweil.

Sechstens. Zu Erhaltung guter Zucht und Sitte werden folgende Aembter und Würden feſtgeſetzt.

Der eine heißt Schultheis, ſitzt zu oberſt, und die andern Kräntzler müßen ſeinen Gebotten unterthänig ſeyn.

Der andere heißt Kräntzelſchreiber, führets Laden-Buch, und ſitzet zu nachſt dem Schultheißen.

Der dritte heißt Säckelmeiſter, hat den Beutel, führt Buch und Rechnung über Einnahmb und Ausgabe.

Der vierte heißt Kellner, hat Aufſicht über Speis und Trank.

Der fünfte heißt Meiſter Trumph, und ordnet das Spiel.

Die Aembter und Würden werden alle halbe Jahre durchs Loos verwechſelt.

Siebendtens. Wird feſtgeſetzt, daß die Geſellſchafft eine wahrhafte und gründliche Chronikam von unſerem lieben Städtlein, durch den ehrengeachten Meiſter Andreas niederſchreiben laße. Und damit

Achtens, dem unnützen Hofieren der Garaus geſpielt werde, ſo wird der Zuruf: Hör Er, Hör Sie, hiermit feyerlich eingeführet. Da ſich auch ferner zutrüge, daß geſpielt werde, da ſoll

Neundtens, der Gewinnere den vierdten Theil des Gewinnſtes dem Säckelmeiſter aufrichtig einhändigen, der ſolchen zu Buche bringt.

Zehntens. Die Zeche wird auf einen halben Gulden Rheiniſch feſtgeſetzet, welchen der Meiſter, er komme oder komme nicht, an den Säckelmeiſter ohn weigerlich bezahlet, und muß letzterer ſich jedesmal mit dem Herrn Vater berechnen.

Eilftens. Bringt ein Meiſter ſeine Liebſte mit, ſo entrichtet er für ihren Einlaß drey Marien Groſchen abſonderlich.

Zwölftens. Da ſich auch fügen möchte, das ein Meiſter unterweilen einen Gumpen mit zur Stelle brächte, ſo ſoll derſelbe für ſeinen Einlaß einen halben Gulden abſonders erlegen, und muß ſich der Gumpe denen Satzungen derer ehrſamen Zehner unterwerffen.

Dreyzehntens. Seynd durchs Loos die Aemter folgendergeſtalt und alſo vertheilt worden.

Das Schultheiſſen-Amt hat Meiſter Melchior.

Das Kräntzelſchreiber-Amt hat Meiſter Siegfried.

Das Säckelmeiſter-Amt Meiſter Matthias.

Das Ambt des Meiſter Trumph Meiſter Thomas.

Das Chronickenſchreiber-Amt Meiſter Andreas gegriffen.

Sothane löbeliche Satz- und Ordnungen ſteif, feſt und unverbrüchlich zu halten, haben ſich ſämbtliche Meiſtere durch Handſchlag angelobet, behalten ſich vor, daran zu mehren und zu minderen, ſo viel ihnen gut deucht, und haben zu mehrerer deßen Uhrkund, und Beglaubigung ihre eigenhändige Namens-Fertigungen, unter Beydrukkung ihrer Pittſchiere wohlwiſſentlich angehänget und beygethan. So geſchehen N. im Jahre nach unſers lieben Herrn Geburt, dem Ein Tauſend ſechs Hundert und Neunzigſten. Am St. Veits-Tage.

(L. S.) N. N.

XI.

Nachtrag
zu den Miſcellanien.

I.

Die Geſchichte des Saddiqs.

Der Kan Toglatimur, König der Tartarn, vernahm eines Tages, daß es in ſeinem Staate einen Menſchen gebe, der es ſich ſo ſtark hätte angelegen ſeyn laſſen, die Wahrheit zu ſagen, daß er niemals in ſeinem Leben gelogen. Dieſer Fürſt, welcher wuſte, wie ſelten es iſt, dergleichen Leute bey Monarchen zu ſehen, wünſchte ſich Glück, einen ſo koſtbaren Schatz zu beſitzen; er faßte den Entſchluß, ſich denſelben zuzueignen, und machte ihn, weil er vornehmlich dazu tüchtig war, zu ſeinen Oberſtallmeiſter.

Einem Hofmanne von einem ſo außerordentlichen Karakter konnte es nicht an Feinden fehlen, welche alle erſinnliche Mittel anwandten, ihn zu ſtürzen. Der König, den man nicht leicht hintergehen konnte, und welcher die Tugend und Redlichkeit ſeines Stallmeiſters öfters auf die Probe geſetzt hatte, liebte ihn nur deſto mehr, und gab ihm den Zunamen Saddiq, das iſt ein Mann, der die Wahrheit saget.

Unter allen Feinden, welche Saddiq hatte, war der Vezier Wangriburdi derjenige, welcher am meiſten ſeinen Untergang ſuchte. Der Verdruß, ihn bey dem Fürſten in einer ſo beſondern Gnade zu ſehen, nagte ihn Tag und Nacht; und indem er ihn heftig in ſeiner Seele quälte: ſo konnte man ihn bald aus ſeinen Mienen erblicken. Hoskendan, ſeine Tochter, wurde dieſes gewahr, und wollte die Urſach davon wiſſen. „Du kenneſt den Saddiq, ſagte Wangriburdi; er hat zwar unzählige Tugenden, aber ſie ſind nicht für den Hof gemacht: unterdeſſen iſt er doch das Werkzeug des Fürſten, es geſchiehet alles allein durch ihn; ſelbſt meine Bedienung, die höchſte im Königreiche, gilt nicht mehr. Was wir nur immer haben verſuchen wollen, um ihm ſeinen Kredit zu rauben: ſo iſt doch alles zu unſrer Schande ausgeſchlagen. Wenn er fortfähret, dieſe Gewogenheit zu genieſſen; ſo wird vielleicht alles deſto beſſer im Königreiche gehen; aber mein Glück läuft Gefahr,

fahr, und ein tödlicher Strick wird die Belohnung meiner Dienſte ſeyn. “

„Beunruhiget Euch nicht weiter, verſetzte Hoskendan; ich weiß das Mittel, den Saddiq in die Ungnade des Königs zu ſtürzen, verlaſſet Euch hierin auf meine Bemühungen; ich verſichere Euch, ich werde ihn, er mag eine noch ſo große Tugend beſitzen, dahin bringen, daß er nothwendig lügen muß.“ Der durch Eiferſucht ſchon geblendete Vezier willigte in alles, was ſeine Tochter wollte. Er wäre zufrieden geweſen, ſelbſt verloren zu gehen, wenn er die Verſicherung gehabt hätte, ſeinem Feinde zugleich den Untergang zuwege zu bringen.

Hoskendan trug Sorge, ſich mit allen dem, was ſie koſtbares hatte, zu ſchmücken. Das reinſte Vesme färbte ihre Augenbraunen, das wohlriechendſte Eua parfümirte ihren ganzen Leib; und der ganze Schmuck, vereinigt mit der Begierde zu gefallen, gab ihrer Schönheit einen neuen Glanz, welche eine erdichtete beſcheidene Miene unendlich erhob. In dieſem Stande, welcher ſo geſchickt war, die Liebe zu erregen, fliegt ſie in das Zimmer des Saddiqs. Er ſaß auf einem Sopha, worauf er den liſtigen Nachſtellungen und den Verwirrungen des Hofes nachdachte, und voll Entzücken die Wolluſt eines unverletzten Gewiſſens empfand. Hoskendan ſetzte ſich auf eben dieſen Sopha, und redete nichts. Saddiq, welcher niemals ſo viele Schönheit geſehen hatte, wurde in die äußerſte Verwirrung geſetzt; tauſend unbekannte Bewegungen erhuben ſich auf einmal in ſeinem Herzen; aber die Ehrfurcht, ſo er vor diejenigen hatte, von welcher er glaubte, daß ſie eines von dieſen unſterblichen Mädchens wäre, welche beſtimmt ſind, das Vergnügen der wahren Gläubigen im Himmel zu machen, hielt ſeine ungeſtüme Hitze zurück. Die Seufzer der verſchlagenen Hoskendan ſetzten ihn völlig in die größte Verwirrung. Als ſie ſah, daß er genug gereizt war, ihr Vorhaben ins Werk zu richten, brach ſie das Stillſchweigen mit dieſen Worten ab: „Wundert Euch nicht, tugendhafter Saddiq, ein Frauenzimmer zu ſehen, das Euch liebt. Ich habe der Leidenſchaft, welche mich beherrſchet, lange widerſtanden; aber endlich iſt meine Tugend auf das äußerſte gebracht worden. Es ſind keine Wohlanſtändigkeiten mehr, die mich abſchrecken, und die Nacht, die ich zu meinem Beſuche erwählt habe, iſt blos der Mantel, womit ich meinen Stand zu verbergen ſuchte.“ — „Liebſte Seele meines Lebens, unterbrach ſie Saddiq, warum kann ich Euch nicht dasjenige ausdrücken, was in meiner Seele vorgeht! Begehret nur, nichts iſt, das ich nicht verrichten ſollte, um Euch die Lebhaftigkeit des Feuers. welches mich verzehret, darzuthun.“ — „Mein Vorhaben, erwiederte Hoskendan, iſt nicht, mich Euren Wünſchen zu widerſetzen; es würde mir ſchwer ſeyn, Euch etwas abzuſchlagen; die Liebe verbietet es mir; aber ich erkühne mich, mir zu ſchmeicheln, daß ihr zur Belohnung deſſen, was ich Euch aufopfere, mir die Gnade wiederfahren laſſen werdet, welche ich von Euch verlange. Ich habe eine große Begierde, das Herz des ſchönen Zeltners Eures Königes zu eſſen; eilet zum Marſtalle, laſſet ihn tödten, und wir wollen die übrige Nacht mit Vergnügen zubringen.“ — „Bezaubernde Houris, ſagte der erſchrockene Saddiq, lieber verlanget meinen Tod. Ich liebe meinen Herrn, er überhäuft mich mit Wohlthaten, wie könnte ich ihm dieß Mißvergnügen verurſachen! Auſſerdem würde er mich gewiß ſtrafen, und das Vergnügen eines Augenblicks würde mir ohnfehlbar das Leben koſten.“ —

„Wird er es denn erfahren, verſetzte Hoskendan? — es mag nun auch ſeyn, wie es will, wenn er ihn verlangen ſollte: ſo ſaget ihm, daß Ihr ihn krank und ohne Hofnung der Geneſung angetroffen, und daß Ihr ihn deswegen habt todtſchlagen laſſen. Er weiß, daß Ihr ein Freund der Wahrheit ſeyd; es wird ihm niemals einfallen, daß er Euch wegen einer Lüge in Verdacht haben ſollte.“ — „Welch einer harten Probe ſetzt Ihr meine Liebe aus, antwortete Saddig! dieſer Zelter iſt der einzige, der dem Könige gefällt. Wartet bis morgen, ſo will ich das ſchönſte und fetteſte Pferd im Lande kaufen; unſre Freude wird ohne Vermiſchung der Furcht ſeyn, wir werden die vollkommenſten Vergnügungen genießen.“ —

„O mein König, erwiederte Hoskendan, und warf ſich in ſeine Arme, wie ſchwer iſt es einem Frauenzimmer von dem abzuſtehen, was es verlangt. Befriedigt mich, und ich verſpreche Euch mein ganzes Leben hindurch Euch wegen dieſer Gewogenheit zu lieben.“ — Auf dieſe Worte ſtand Saddig noch etwas an; ein Augenblick ſetzte er ſodann ſeinen Entſchluß feſt. Er ſteigt zum Pferdeſtalle, läßt den Zelter todt ſtechen, ſein Herz zurichten und bringt die übrige Nacht in den Armen der Tochter des Veziers zu. Der Tag trennte ſie; Hockendan lief, um ihrem Vater die Würkung ihrer Bosheit zu hinterbringen. Der befriedigte Vezier verlor keine Zeit; er gieng ſogleich zum Könige, und erzählte ihm dieſe Begebenheit. Aber er nahm ſich ſehr in acht zu ſagen, daß ſeine Tochter die Urſach des Verbrechens ſeines Stallmeiſters wäre.

Indem Wangriburdi und die übrigen Hofleute bey ſich ſelbſt lachten, daß Saddig endlich ein Opfer ihrer Bosheit geworden wäre: ſo überließ er ſich einzig und allein den bitterſten Betrachtungen. „Wie ſchwach ſind die Menſchen, ſagte er, daß ſie nicht den gefährlichen Lockungen eines flüchtigen Vergnügens widerſtehen können? Was werde ich dem guten Toglatimur antworten, wenn er ſeinen Zeltner von mir fodern wird. Wenn ich die Wahrheit verheele; ſo werde ich vielleicht einige Tage mein Leben retten; meine Feinde aber werden die Unwahrheit meiner Entſchuldigung entdecken, und ein ſchändlicher Tod wird die Frucht meiner Lüge ſeyn. Sage ich die Wahrheit, ſo wird der König gewiß zornig werden; aber vielleicht werde ich ihn durch meine aufrichtige Reue rühren können. Ich mag mich auf eine Seite wenden, auf welche ich will: ſo kann ich nicht dem Tode entgehen. Es iſt beſſer alſo, die Wahrheit ſagen, als daß ich zu meinem Verbrechen noch die Schande hinzufüge, gelogen zu haben.“ Da er noch in dieſen verwirrten Umſtänden ſich befand, ließ ihn der König zu ſich rufen. Er begab ſich zitternd in den Saal, wo ihn der König und ſeine Hofleute erwarteten.

„Saddiq, ſagte Toglatimur, laßt meinen ſchönen Zeltner ſatteln, ich will auf die Jagd reiten.“ — „Großer Fürſt, antwortete Saddiq, indem er ſich dem Könige zu Füſſen warf, er lebt nicht mehr. Ich war dieſe Nacht ganz ruhig in meinem Hauſe. Eine junge Schönheit kam ſodann und beſuchte mich. Tauſend entzückende Annehmlichkeiten, welche ſie meinen Augen ausſetzte, erregten bey mir die größte Verwunderung: Ich trug eine Begierde, derſelben zu genießen; ſie entfernte ſich auch nicht, und wollte mich befriedigen, wenn ich ihr blos das Herz Eures Zeltners gäbe. Wie heftig auch meine Begierden waren, ſo ſchlug ich ihr es doch anfangs ab. Aber ihre Bitte und ihre Liebkoſungen ſind ſo dringend geworden, daß ich nicht mehr Herr über mich geblieben bin. Ich habe ihr alles zugeſtanden. Mein Verbrechen iſt entſetzlich, ich bekenne es, ich werde mich auch ſehr hüten, es zu entſchuldigen. Ich weiß, daß es den Tod verdient — Hier iſt mein Säbel und mein Kopf. Ich fodere von der Hand meines gnädigſten Königes die gerechte Strafe für meinen Undank." —

Der durch das feindliche Schickſal des Saddiqs gerührte König fragte alle die umſtehenden Hofleute, mit welcher Todesſtrafe ſie dächten, daß man ihn belegen müßte, welche Art des Todes ſein Verbrechen erfodere? Einige erdachten neue Martern, und der gelindeſten Meinung ging dahin, an einem langſamen Feuer ihn zu verbrennen. Toglatimur, der wohl einſah, daß eine haßvolle Hitze an ihrem Urtheile mehr Theil hatte, als der Eifer für ſeine Perſon, wandte ſich gegen den Saddiq, und ſagte zu ihm: „Deine Aufrichtigkeit, Saddiq, ſetzt mich in Erſtaunen, und ich werde mich wohl hüten, eine Schwachheit zu beſtrafen, die alle Menſchen unterworfen ſind. Wenn ich an Deiner Stelle geweſen wäre: ich hätte vielleicht nicht den Zeltner allein, ſondern alle Pferde, die Deiner Aufſicht anvertraut ſind, dafür gegeben. Du haſt meine Gnade, und zufrieden über Dein aufrichtiges Bekenntniß, welches Du gethan haſt, will ich, daß Dich der Vezier auf einem prächtigen Wagen führe, und Dich meinem Volke als ein bewundernswürdiges Beiſpiel zeige, zur rühmlichen Nachahmung." —

Die Hofleute gaben mit thränenden Augen der Gerechtigkeit des Königes Beifall. Der Vezier, welcher es ſich äußerſt zu Herzen gehen ließ, daß er die Urſache der Schande ſeiner Tochter geweſen war, konnte die Vorſtelſung nicht ertragen, daß er zum Zeichen des Triumphes ſeines Feindes dienen ſollte, und erhenkte ſich ſelbſt. Saddig folgte ihm in ſeinem Amte nach. Die Völker waren glücklich — unter der Regierung des Kans Toglatimur. Wie ſollten ſie es nicht geweſen ſeyn? Die Gerechtigkeit und Wahrheit beherrſchten ſie.

2.

Schreiben einer alten Ehefrau an eine junge Empfindſame.

Sie thun Ihrem Manne Unrecht, liebes Kind, wenn Sie von ihm glauben, daß er Sie jetzt weniger liebe, als vorher. Er iſt ein feuriger, thätiger Mann, der Arbeit und Mühe liebt, und darin ſein Vergnügen findet; und ſo lange wie ſeine Liebe gegen Sie ihm Arbeit und Mühe machte, war er ganz damit beſchäftiget. Wie aber dieſes natürlicher Weiſe aufgehöret hat: ſo hat ſich Ihr beiderſeitiger Zuſtand, aber keinesweges ſeine Liebe, wie Sie es nehmen, verändert.

Eine Liebe, die erobern will, und eine, die erobert hat, ſind zwey ganz unterſchiedene Leidenſchaften. Jene ſpannt alle Kräfte des Helden; ſie läßt ihn fürchten, hoffen und wünſchen; ſie führt ihn endlich von Triumph zu Triumph, und jeder Fuß breit, den ſie ihm gewinnen läßt, wird ein Königreich. Damit unterhält und ernährt ſie die ganze Thätigkeit des Mannes, der ſich ihr überläßt; aber das kann dieſe nicht. Der glücklich gewordene Ehemann kann ſich nicht wie der Liebhaber zeigen; er hat nicht wie er zu fürchten, zu hoffen und zu wünſchen; er hat nicht mehr die ſüße Mühe mit ſeinen Triumphen, die er vorhin hatte, und was er einmal gewonnen hat, wird für ihn keine neue Eroberung.

Dieſen ganz natürlichen Unterſchied, liebes Kind! müſſen Sie ſich nur merken: ſo wird Ihnen die ganze Aufführung Ihres Mannes, der jetzt mehr Vergnügen in Geſchäften als an Ihrer grünen Seite findet, gar nicht widrig vorkommen. Nicht wahr, Sie wünſchten noch wohl, daß er wie vormals mit Ihnen einſam auf der Raſenbank vor der Grotte ſitzen, Ihnen in das blaue Aeugelchen ſehen, und um einen Kuß auf Ihre ſchöne Hand knien ſollte? Sie wünſchten noch wohl, daß er das Glück der Liebe, was der Geliebte ſo ſchlau und zärtlich ſchildern kann, immer mit kräftigern Farben malen, und Sie von einer Entzückung zur andern führen möchte? — meine Wünſche giengen wenigſtens in dem erſten Jahre, da ich meinen Mann geheyrathet hatte, auf nichts weniger als dieſes. Allein es geht nicht, der beſte Mann iſt auch der thätigſte Mann, und wo die Liebe aufhört, Arbeit und Mühe zu erfordern, wo jeder Triumph nur eine Wiederholung des vorigen iſt, wo der Gewinnſt ſowohl an ſeinem Werthe als an ſeiner Neuheit verloren hat; da verliert auch jener Trieb der Thätigkeit ſeine gehörige Nahrung, und wendet ſich von ſelbſt dahin, wo er dieſe beſſer findet. Der weiſeſte Mann geht auf neue Entdeckungen aus, und ſieht das Entdeckte nur mit Dankbarkeit an. Es gehört zum Weſen unſrer Seele, daß ſie immer beſchäftiget ſeyn, und immer weiter will, und wenn unſre Männer von der Vernunft auf dieſem Wege in den Geſchäften ihres Berufs wohl geführet werden: ſo dürfen wir nicht darüber ſchmollen, daß ſie ſich nicht ſo oft als ehmals mit uns am Silberbache oder unter

Louiſens Büche unterhalten. Anfangs kam es mir auch hart vor, eine ſolche Veränderung zu ertragen. Aber mein Mann erklärte ſich darüber ganz aufrichtig gegen mich. Die Freude, womit du mich empfängſt, ſagte er, verbirget deinen Gram nicht, und dein trübes Auge zwingt ſich vergeblich, heiter zu ſeyn; ich ſehe was du willſt, ich ſoll mit dir wie zuvor auf der Raſenbank ſitzen, immer an deiner Seite hängen, und von deinem Othem leben; aber dies iſt mir unmöglich. Mit Lebensgefahr wollte ich dich noch auf einer Strickleiter vom Glockthurm herunter tragen, wenn ich dich nicht anders zu bekommen wüßte; aber nun da ich dich einmal in meinen Armen feſt habe, da alle Gefahren überwunden, und alle Hinderniſſe beſiegt ſind; findet meine Leidenſchaft von dieſer Seite ihre vorige Befriedigung nicht. Was meiner Eigenliebe einmal geopfert iſt, hört auf, ein Opfer zu ſeyn; die Erfindungs- Entdeckungs- und Eroberungsſucht, die jedem Menſchen angeboren iſt, fordert eine neue Laufbahn. Ehe ich dich hatte, brauchte ich alle Tugenden zu Stuffen, um an dich zu reichen; nun aber da ich dich habe, ſetze ich dich oben darauf, und du biſt nun bis dahin die oberſte Stuffe, von welcher ich weiter ſchaue.

So wenig mir auch der Glockthurm, und daß ich die Ehre haben ſollte, der höchſte Fußſchemmel meines Mannes zu ſeyn, gefiel: ſo begriff ich doch endlich mit der Zeit, und nachdem ich dem Laufe der menſchlichen Handlungen weiter nachgedacht hatte, daß es nicht anders ſeyn könnte. Ich wandte auch meine Thätigkeit, die vielleicht mit der Zeit auf der Raſenbank Langeweile gefunden haben würde, auf die zu meinem Berufe gehörigen häuslichen Geſchäfte, und wann wir dann beyde uns tapfer getummelt hatten, und uns am Abend einander erzählen konnten, was er auf dem Felde und ich im Hauſe oder im Garten gemacht hatte: ſo waren wir oft froher und vergnügter, als alle liebevollen Seelen in der Welt. Und was das glücklichſte dabey iſt: ſo hat dieſes Vergnügen uns auch nach unſerm dreyßigjährigen Eheſtande nicht verlaſſen. Wir ſprechen noch eben ſo lebhaft von unſerm Hausweſen, als wir immer gethan haben, ich habe meines Mannes Geſchmack kennen gelernt, und erzähle ihm ſowohl aus politiſchen als gelehrten Zeitungen was ihn behagt; ich verſchreibe ihm das Buch, und lege es ihm gebunden hin, was er leſen ſoll; ich führe die Correſpondenz mit unſern geheyratheten Kindern, und erfreue ihn oft mit guten Nachrichten von ihnen und unſern kleinen Enkeln. Was zu ſeinem Rechnungsweſen gehört, verſtehe ich ſo gut als er, und erleichtere ihm daſſelbe damit, daß ich ihm alle Beläge vom ganzen Jahre, die durch meine Hände gehen, zur Hand und Ordnung halte; zur Noth mache ich auch einen Bericht an die Hochpreisliche Kammer, und meine Hand paradiert ſo gut in unſerm Kaſſenbuche als die ſeinige; wir ſind an einerley Ordnung gewöhnt, kennen den Geiſt unſrer Geſchäfte und Pflichten, und haben in unſern Unternehmungen einerley Vorſicht und einerley Regeln.

Dieſes würde aber wahrlich der Erfolg nie geweſen ſeyn, wenn wir im Eheſtande ſo wie vorhin, die Rolle der Zärtlichliebenden geſpielt, und unſre Thätigkeit mit Verſicherungen unſrer gegenſeitigen Liebe erſchöpft hätten. Wir würden dann vielleicht jetzt einander mit Langeweile anſchauen, die Grotte zu feucht, die Abendluft zu kühl, den Mittag zu heiß, und den Morgen unluſtig finden. Wir würden uns nach Geſellſchaften ſehnen, die, wenn ſie kämen, ſich bey uns nicht gefielen, und mit Schmerzen die Stunde zum Ausbruche erwarteten, oder wenn wir ſie ſuchten, uns wieder fortwünſchten. Wir würden zu Tändeleyen verwehnt, noch immer mittändeln, und Freuden beywohnen wollen, die wir nicht genießen könnten; oder unſre Zuflucht zum Spieltiſche, als dem letzten Orte, wo die Alten mit den Jungen figuriren können, nehmen müſſen.

Wollen Sie ſich nicht einſt in dieſen Fall verſetzen, liebes Kind! ſo folgen Sie meinem Beiſpiele, und quälen ſich und ihren rechtſchaffenen Mann nicht mit übertriebenen Forderungen. Glauben Sie aber auch indeſſen nicht, daß ich mich ſo ganz dem Vergnügen, den Meinigen zu meinen Füſſen zu ſehen, entzogen hätte. O hiezu findet ſich weit eher Gelegenheit, wenn man ſie nicht ſucht, und ſich zu entfernen ſcheinet, als wenn man ſich allemal, und ſo oft es dem Herrn beliebt, auf der Raſenbank finden läßt. Noch jetzt ſinge ich unterweilen meinen kleinen Enkeln, wenn ſie bey mir ſind, ein Liedchen vor, was ihn zur Zeit, als ſeine Liebe noch mit allen Hinderniſſen zu kämpfen hatte, in Entzückung ſetzte; und wenn dann die Kleinen rufen: Ancora! Ancora! Großmama, er aber die Augen voll Freudenthränen hat: ſo frage ich ihn wohl noch einmal, ob es ihm jetzt nicht gefährlich ſchiene, mich auf der Strickleiter vom Kirchthurme zu holen? Aber dann ruft er eben ſo heftig wie die Kleinen: O Ancora Großmama Ancora.

3.

Der Mann ohne Charakter.

Ich habe, wo ich nicht irre, in der noch immer leſenswerthen Wochenſchrift, der Menſch, den Gedanken geleſen, daß es Leute gebe, die gar keinen Charakter haben. Wenn man, um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, hinzuſetzt: die keinen veſten, beſtimmten Charakter haben, ſo iſt die Sache außer Zweifel. Der Charakter eines Menſchen beſteht in ſeiner eigenthümlichen Art zu denken und zu handeln, und es giebt allerdings viele, die nichts Eigenthümliches darin haben, ſondern ſich beſtändig nach anderen Formen modeln, und ihre Handlungsart alle Augenblicke verändern.

Wenn man jemandes Charakter genau kennet, ſo kann man ziemlich zuverläßig beurtheilen, ob gewiſſe Handlungen, die ihm zugeſchrieben werden, von ihm herrühren oder nicht, denn der Ausfluß muß nothwendig der Quelle ähnlich ſeyn. Wenn dieſer Satz Einſchränkungen leidet, ſo iſt daran theils unſere wenige Menſchenkenntniß, theils der Mangel an beſtimmten veſten Charakteren ſchuld. Wir pflegen auch im gemeinen Leben dieſe Wahrheit ſehr oft anzuwenden. Wenn wir etwas von jemanden hören, was ſeinem Charakter zu widerſprechen ſcheint, ſo ſagen wir: ich kenne ihn zu gut; das kann er nicht geſagt, nicht gethan haben, und im entgegengeſetzten Fall: das ſieht ihm ähnlich! — Ein Menſch ohne Charakter hingegen iſt ſich niemals gleich, ſeine Denkungsart nimmt ſo leicht eine andere Richtung an, wie eine Windfeder. Er hat nichts Originelles an ſich, ſondern ahmet alles nach, was einigen Eindruck auf ihn macht.

Wenn man allgemeinen Räſonnements über die europäiſchen Nationen trauen darf, ſo müſſen wir Deutſche wohl die größte Anzahl ſolcher Kopiengeiſter unter uns haben. Der Engländer hat faſt durchgehends ſeinen eigenthümlichen Charakter, jedes Individuum iſt da Original; und eben ſo im Ganzen genommen der Franzoſe. Nur wenn man den Deutſchen im Abſtrakto mahlen will, ſo gehört unter die Farbenmiſchung immer eine Nüance von Nachahmungsſucht und Originalloſigkeit. — Doch ich vertiefe mich zu ſehr in allgemeinen Räſonnements; ich will nur meinen Leſern das Bild eines ſolchen entwerfen, dem unglücklicherweiſe ein Charakter fehlte.

Ariſt hatte vor vielen andern eine ſehr gute Erziehung genoſſen, nur ſcheint ſein Mentor nicht Rückſicht genug auf die übermäßige und würklich ſchädliche Biegſamkeit ſeines Herzens genommen zu haben. Sein Charakter iſt in den zarten Jahren nicht beveſtiget, oder vielmehr er hat gar keinen bekommen. Er ſchien zwar Eigenſinn und Hartnäckigkeit genug zu beſitzen, aber vielleicht eben durch die Bemühungen, welche man anwandte, denſelben zu brechen, iſt ſein Charakter verwahrloſet. Mich dünkt, dieſer Fehler wird bey der Erziehung ſehr häufig begangen. Eine gewiſſe Portion von Steifſinn gehört ſo unentbehrlich zu einem veſten Charakter, als Salz in die Suppe, und man ſollte ſich daher wohl hüten, ihn bey Kindern ganz zu unterdrücken; vielmehr ſeine ganze Aufmerkſamkeit darauf richten, ihn nur auf das Gute zu richten. Erfahrne Pädagogen haben ſchon lange die Anmerkung gemacht, daß bey der Erziehung keine Neigung unterdrückt, ſondern nur veredelt werden müſſe. Alsdenn wird aus Hochmuth edler Stolz, aus Muthwillen Munterkeit, und aus Eigenſinn männliche Standhaftigkeit.

Nur ein Beiſpiel der frühen Wankelmüthigkeit des jungen Ariſt will ich aus ſeinen Schuljahren beybringen. Er war ein Mitglied der erſten Klaſſe eines Gymnaſiums, wo es gewöhnlich war, daß auf dem halbjährigen Examen einige öffentliche Reden zur Uebung gehalten wurden. Seine Mitſchüler hatten ſich, ich weiß nicht aus welchen unerheblichen Grunde, verbunden, durchaus keine Rede anzunehmen, um ihren alten Rektor dadurch zu kränken. Dieſer gute, ſanfte Mann merkte die Kabale, und um Widerſpenſtigkeit zu vermeiden, trug er unſerm Ariſt, deſſen lenkſames Gemüth er kannte, die Rede auf. Er hatte keine Mühe, ihn dazu zu bereden. Sobald ſeine Mitſchüler es erfuhren, koſtete es ihnen nur ein Hohngelächter, nur zwey Worte, und Ariſt gab die Rede mit einigen kalen Entſchuldigungen ſeinem Rektor zurück. Dieſer that ihm einige ſanfte Vorſtellungen wegen ſeiner Wankelmüthigkeit — und Ariſt nahm die Rede wieder an.

Die Univerſität iſt ein Meer, wo ſich viele entgegengeſetzte Ströme durchkreuzen. Ein ſo ſchwankendes Herz, als Ariſt hatte, mußte nothwendig bald hie, bald dorthin geriſſen werden. Daß er noch vor einer gänzlichen Zerſtörung aller guten Sitten und der Tugend bewahret wurde, hat er mehr ſeiner wenigen Einnahme (denn die magern Geldbeutel ſind da der Verführung am wenigſten ausgeſetzt) als eigenen veſten Grundſätzen zu danken. Im Anfange beſtand zu ſeinem Glücke ſeine ganze Geſellſchaft faſt mehrentheils nur in ſeinem Stubenburſchen. **Cleanth**, ſo hieß dieſer, hatte bey einem redlichen Herzen ein ſehr mürriſches und launigtes Temperament, welches oft in Grobheit ausartete. Ariſt, der biegſame, gefällige Ariſt wurde durch dieſen Umgang ein ſtarrköpfiger, hypochondriſcher Miſanthrop, er lernte von ſeinem Geſellſchafter Rechthaberey und Trotz. So ſchlimm dies aber auch ſcheinen mag, ſo glaube ich doch, daß dieſer Umſtand zu einiger Bildung und Beveſtigung ſeines Charakters eine heilſame Würkung gehabt hat. Der in ſeiner Kindheit ihm ausgebläuete Eigenſinn erhielt nun einigermaſſen wieder die Oberhand, und das giebt ſchon Hofnung, daß er mit der Zeit noch einen veſten Charakter bekommen kann.

In der Folge erhielt ſein Charakter (wenn ich die beſtändige Umwandlung einer ſchwankenden Handlungsart ſo nennen kann) nach Maasgabe ſeines verſchiedenen Umganges mancherley Modificationen. Er gerieth mit einigen ſogenannten Renomiſten in Bekanntſchaft. Dies ſind Leute, welche Schlägereyen, Duellen, Beleidigungen und die Behauptung des Point d'honneur für den Hauptendzweck ihres akademiſchen Aufenthalts halten. In den Geſellſchaften ſolcher Leute wird von nichts geredet, als von vorgefallenen Duellen, von Projekten zu neuen Schlägereyen, von Mitteln, ſeine Renommee zu befördern und zu erhalten u. ſ. w. Dies benebelte den charakterloſen Ariſt. Sein ganzer Kopf war voller Entwürfe, ſich den Ruhm eines tapfern Muſenſohns zu verſchaffen, den breiten Stein muthig zu behaupten, er legte ſich aufs Fechten — kurz, Ariſt wäre ein völliger Renomiſt geworden, wenn er nicht theils zu feige geweſen, und theils durch ſeine Kaſſe erinnert worden wäre, daß er nicht im Stande ſey, eine Relegation abzukaufen.

Sein Schickſal führte ihn nachher in die Bekanntſchaft junger Autoren, welche ihm ihre Träume von Recenſentenlob und Schriftſtellerruhm, und was noch mehr, von anſehnlichen Honorarium enthuſiaſtiſch vordeklamirten. Nun wollte Ariſt ein Autor werden. Er verdarb die edle Zeit, voll von der kitzelnden Augenweide, ſeinen Namen in einem Meßkatalogus, und vielleicht gar in einer gelehrten Zeitung zu leſen. Er ſchrieb Tag und Nacht, und wäre glücklich ein Spott der Kritikaſter geworden, wenn ihn nicht ſein guter Genius durch andere Eindrücke davor bewahret hätte. Ariſt war nemlich durch ein Buch eben ſo leicht umzuſtimmen, als durch die Reden und Handlungen anderer. Als er mit ſeiner Autorſchaft beynahe zu Ende gekommen war, ſo fiel ihm ein Buch in die Hände, worin die jungen Skribler um Gotteswillen gebeten werden, die armen Recenſenten nicht krank zu ſchreiben. Ariſt bekam einen Widerwillen gegen die Schreiberey, und ließ ſein Manuſcript unvollendet liegen.

Nach dieſer Beſchreibung wird der Leſer für die Orthodoxie des guten Ariſt alles fürchten. Vermöge ſeiner Bereitwilligkeit, alles von andern anzunehmen, würde er auch ohne Zweifel auf Univerſitäten erzheterodox und nach ſeiner Zurückkunft wieder ohne weitere Prüfung orthodox geworden ſeyn; indeſſen hatte ers ſeiner guten Erziehung zu verdanken, daß er weniger leichtſinnig zu Werke ging. Er gab in dieſem Stück ſorgfältig auf ſich acht, weil ihm die Religion zu wichtig gemacht war, als daß er etwas darin ohne geſunde Prüfung hätte annehmen oder verwerfen können.

Ein Genie iſt Ariſt nicht, und wirds auch nie werden, wie aus dieſer Beſchreibung ſchon genugſam erhellet. Zu einem Genie gehört ein beſonders veſter, beſtimmter Charakter, denn Genie und Originalkopf iſt im Grunde einerlei. Man findet bey Genien immer eine ſtarke Portion von Hartnäckigkeit und Steifſinn, und wenn dieſer gleich auch gar wohl dabey zu vermiſſen wäre, ſo iſt er doch eine Anzeige *) und natürliche Folge eines Genienkopfes.

Es

---

*) Ums Himmelswillen nein! keine Anzeige. Das nehm' ich zurück. Denn was würden wir ſonſt für eine Menge Genien haben.

Es giebt zwar viele, welche Ariſten eben wegen dieſer biegſamen, gefälligen Natur für einen guten Menſchen halten, und ihn lieben; allein wenn auch ſolche Leute ohne Charakter angenehme Geſellſchafter ſind, weil ſie aus Mangel eigener veſter Grundſätze nie widerſprechen und alles mit ſich machen laſſen, ſo iſt der Schade für ſie ſelbſt deſto gröſſer, weil es blos auf ein gutes Glück ankömmt, ob ſie Böſewichter werden oder Tugendfreunde. **Sturz** vergleicht ſie mit einem Blatt weiß Papier, worauf jeder einen Klecks macht, der nicht immer wieder auszulöſchen iſt. Ariſt iſt durch ſein günſtiges Schickſal bisher vor ganz verdorbenen Geſellſchaften bewahret, aber iſt es ſein Verdienſt, daß er nun nicht laſterhaft iſt? Wäre er nicht vielleicht unter Spitzbuben ein Spitzbube, unter Mördern ein Mörder geworden? O Jünglinge, die ihr dies leſet, zittert, wenn ihr mit einem unbeveſtigten Herzen in die Welt treten wollt, ſonſt ſpielet die Welt mit eurem Herzen, wie die See mit einem ſteuerloſen Schiffe, ein ſchreckliches Spiel.

Nun eine Bitte, lieber Leſer: ſchau nicht um dich her, um zu ſehen, wer der Mann wohl ſeyn möchte, der hier geſchildert iſt, denn dein Spüren dürfte leicht vergeblich ſeyn. Kenneſt du *mich*, ſo haſt du das Original zu dieſer Kopie, und mich — kenneſt du nicht, denn ich lebe im Verborgenen.

Hm! höre ich manchen Geck mit gerümpfter Naſe ausrufen, der Mann war ein Narr, ſich ſelbſt ſo öffentlich an den Pranger zu ſtellen. Indes das kümmert mich nicht. Der edeldenkende Weiſe wird in ſeinen eigenen Buſen greifen, und fühlen, was es für ein herrlicher Sieg iſt, wenn man auf ſich ſelbſt die Geißel der Satyre ſchwinget. Ich freue mich mehr als ein Mönch nach eigener Caſteyung, daß ich über niemandes Thorheiten herzlicher und lieber lache, als über meine eigenen, und niemandes Fehler mehr beſeufze. Ich wollte der ganzen Welt alle meine Schwächen und Thorheiten geſtehen, und mich von der Hälfte darüber auslachen laſſen, wenn ich dadurch nur einige beſſern könnte.

Ariſt.

4.

Die Welt aus dem Geſichtspunkte des Miſanthropen.

„Sie iſt nicht werth, ſo eine Welt wie dieſe,
„Daß man ihr eine Thräne weihe.“

Frh. v. Gemmingen.

Die beſte Welt! rufen uns Philoſophen zu, welche ſie nicht kennen, und demonſtriren in ihren Studierſtuben eingeſchloſſen a priori, daß ſie es ſey. Mags glauben wer Luſt hat; — ich glaub's ihnen nicht eher, als bis ſie kommen und mir ihren Lieblingsſatz auch a poſteriori beweiſen. Aber wenn ſie nur die Welt erſt mit unbefangenem Gemüthe betrachteten ſo wie ſie wirklich iſt, — das Reſultat würde ganz anders lauten. Was ſollen mir alle hoch und tiefgelehrte Demonſtrationes, die durch eine lange Kette ſpitzfindiger Schlüſſe beweiſen wollen, daß dieſe Welt die beſte ſey, wenn ich mit meinen ſichtigen Augen ſehe, daß es nicht wahr iſt. Denn ich mag das Ding ſo viel drehen und wenden, als ich will, mag mich in alle mögliche Geſichtspunkte ſtellen, um es von allen Seiten zu beſchauen, ſo finde ich dennoch keinen einzigen Winkel, wo

Beſ-

Vollkommenheiten unvermengt mit Mängeln, *) Glück ohne eine Miſchung von Verdruß und Unbequemlichkeit, Tugend frey von Flecken und Bedrückung anzutreffen wäre. Schauet, beobachtet, erfahret erſt, — und dann demonſtriret, ſo wird hoffentlich (wenn ihr anders geſunde Sinne habt) das: quod erat demonſtrandum anders ausfallen.

Kommt, Ihr tiefſehende Weiſen, zeiget mir, was ſich denn in dieſer Welt findet, welches Euch berechtiget, ihr den prunkenden Namen der beſten beyzulegen. Ich will nicht die Werke Gottes tadlen, nicht mit dem vollkommenen Schöpfer rechten, daß er ſie ſo und nicht anders eingerichtet habe. Nein ich erkenne, daß alles gut, ſehr gut iſt, was der Allweiſe ſchuf; und wäre der nichtswürdigſte Gottesläſterer, wenn ich's leugnen wollte. Aber der Schöpfer hat mir ja nicht befohlen, ſie für die beſte zu halten, ſo daß ich meinen Aufenthalt darin und den Genuß derſelben als die äuſſerſte Grenzlinie aller meiner Wünſche annehmen müſte. Der Allgütige wuſte es nur gar zu wohl, daß eine Glückſeligkeit, welche dieſe Welt giebt, meinen Geiſt nicht befriedigen konte, warum verſprach er mir ſonſt eine beſſere, und rechtfertigte dadurch ſelbſt meine Wünſche, wenn ſie ſich auch über die Sphäre dieſer Welt hinaus erſtrecken. Wäre ſie aber die beſte, wie Ihr Scheinweiſen mich durch trügliche Sophiſtereien bereden wollet, was bliebe mir dann noch zu wünſchen übrig? Vernichtet Ihr nicht Gottes tröſtliche Ausſprüche, wenn Ihr alle meine Wünſche blos auf dieſe Welt einſchlieſſen wollt? Denn wenn man

---

*) Der Miſanthrop iſt ein Conſequentienmacher; welcher Philoſoph behauptet in dem Verſtande wohl die Optimizität der Welt? Aber es geht ſolchen Leuten gemeiniglich ſo, ſie ſehen alles ſchief. Man ſtudire Leibnitzen und Wolf!

M. Duno.

man das beſte hat, iſt doch wohl nichts beſſers zu hoffen übrig.

Eure reizenden Gemälde, durch welche Ihr eure Sophismen zu beſtärken ſuchet, blenden mich nicht. Es ſind mislungene Copien, in welchen man das Original nicht mehr erkennt. Wollet Ihr die Welt kennen? — ich will ſie Euch malen, nicht nach idealiſchen Phantasmen, will ich ſie malen, ſondern treu, mit Zügen, deren Wahrheit Ihr täglich erforſchen könnet. — Noch einmal ſage ichs — gut, alles gut, was der Natur, die Gottes Tochter iſt, zugeſchrieben werden kann. Aber dieſe Vollkommenheiten können bey mir die Mängel nicht verdunklen, an welchen die Natur nicht ſchuld iſt, können mich nicht ſchadlos halten, wegen der ungeſtalteten, verabſcheuungswürdigen Misgeburten und ſchädlichen Ungeheuer, welche mir in Eurer beſten Welt aufſtoßen.

Was rennet, läuft, gaffet hier die ſich zudrängende Menge, welche vor Neugierde ſchier zu ſterben ſcheinet? Iſt's etwa ein Schauſpiel, welches der Menſchheit Ehre macht, wornach ſie lüſtern iſt? Iſt's etwa triumphirende Tugend, oder Belohnung einer heldenmüthigen groſſen Handlung, bey deren Anblick ſie ihr Herz weiden will? — O Jammer! Menſchenſchande, Menſchenelend, Tod und Verderben iſt das Schauſpiel, welches ſie locket. — Ein unglücklicher Böſewicht, der die Menſchheit entehrte, ſoll aus der Geſellſchaft der Lebendigen hinausgeſtoßen werden. Blutige Thränen möchte ich weinen über das ſchimpfliche Denkmal, welches heute der Menſchheit errichtet wird, und welches das unnatürlichſte Verbrechen zur Schande des jetzigen Zeitalters der Nachwelt noch nach Jahrhunderten überliefern wird, wo nicht indeſſen ein anderes, dieſem gleiches Scheuſal ſeine Stelle vertritt. Und ſiehe! um dieſes Schauſpiel, wofür die Menſchheit zurückbebt zu ſehen, hüpfet, springt, lärmt und läuft, gerade als ging's zum Opernhauſe, eine Menge — Menſchen? —

Aber Ihr wollt die Welt nicht nach ſolchen ſeltneren Auftritten beurtheilet wiſſen. Gut, wir wollen alltägliche Scenen wählen, und aus dieſen unſer Reſultat abſtrahiren. Kommt mit mir ins Gewühl der Stadt, hier bey dem Zuſammenfluß von Tauſenden werden wir Menſchen beobachten, und von ſo vielen Individuis ein richtiges Reſultat abſtrahiren können. — Hier iſt alles lebendig, thätig, wirkſam. Man ſieht es allen an, daß es ihnen warum zu thun ſey. Tauſend unruhige Leidenſchaften ſind auf ihren Geſichtszügen ausgedruckt, zwar verſchieden nüancirt, aber ſie verachten doch nach allen Regeln der Phiſiognomie mehr oder weniger Anſtrengung, — ungeſättigtes Verlangen. — Hinſtreben nach einem gewiſſen Gegenſtand. Aber nach welchem? Sinds Dinge, die den edlen Geiſt ſättigen ſollen und können, der dieſe geſchäftige Maſchine belebt. Dann wär es freilich der Mühe werth, aber leider! ſind alle dieſe elenden Geſchöpfe zu den ermüdenden Arbeiten der Danaiden *) und des Ixion verdammt; beſtändig zu arbeiten, ſich zu quälen um — ſich ſättigen und kleiden zu können. Elende Beſchäftigung, wenn ſie allein den ganzen Menſchen ſtets einnimmt; was iſts denn um dies Gottähnliche Geſchöpf, wenn das ſeine Beſtimmung iſt? Da möchte man ausrufen:

Tantaene animis coeleſtibus irae?

Sehet hier einen hagern Mann mit hurtigen Schritten vorbeigehen, die Blicke ſtarr auf die Erde gerichtet;

seine

---

*) Die Danaidiſchen Schweſtern waren nach der heidniſchen Fabel im Reiche der Todten verdammt, Waſſer in ein bodenloſes Faß zu tragen. Ixion muſte einen Stein auf einen Berg wälzen, der, wenn er oben war, wieder herabrollte und neue Arbeit machte.

Olearius Antiquitätenkrämer.

ſeine Züge bezeichnen ämſige Begierde, der Mund iſt veſt geſchloſſen; — jetzt ſcheint er ſich zum Lächeln auszudehnen, aber nicht zum Lächeln des heitern, ſorgloſen Herzens, ſondern es iſt das Lächeln des Gewinnſüchtigen, der jetzt eine Gelegenheit erſchnappt hat, auf anderer Unkoſten einen Zug zu thun. — Dieſe Karrikatur umfaßt, mehr oder weniger aber doch in allgemeinen, die ganze Menge, welche Ihr hier ſehet, und Ihr werdet mir daher die phiſiognomiſche Zergliederung der übrigen erſparen. Bey allen ſieht man's, daß Sorgen, Entwürfe, Leidenſchaften oder Gram und Kummer die Ruhe aus dem Herzen verdrängt haben, welche doch das Kennzeichen des Glücklichen ausmacht. Ich will Euch nun nicht einmal in die Hütten der Unglücklichen führen, und die Seufzer und Thränen zeigen, welche in denſelben Eure beſte Welt anklagen.

Ja, das wahrſte Bild auch von meinem Leben iſt dies verwirrte Gewühl der Stadt. Eine ängſtliche Sorge verdrängt da die andere; hier fehlts an den nothdürftigen Bedürfniſſen des Lebens, die ich mit ſchüchternem, ſorgevollem Blick ſuchen muß; dort zerret ein Schurke an dem ohnehin ſchon ſo kleinen Theil, der durch manche Nachtwachen und ſaure Mühe der meinige ward; und ich habe Mühe nöthig, um die Hunde abzuwehren, die, aller Vorſicht ungeachtet, oft mit einem Stücke davon laufen; bald bringt mir ein anderes Ungeheuer, die Läſterung, von hinten einen Biß bei, welcher bis ins Mark dringt, weil er den empfindlichſten Theil — meine Ehre — verletzt. Und ſo verfließen mir die Tage dieſes Lebens unter ſorgevollen Bemühungen, Furcht, Angſt, Gefahren und Elend, und doch ſoll die Welt, in welcher ich dieſe Tage verleben muß, die beſte ſeyn.

„Freilich wohl nicht für jeden Menſchen einzeln genommen, ſagt Ihr, aber wenn gleich an einzelnen Subjekten Unvollkommenheiten nothwendig bleiben, ſo ſind doch im Ganzen die Verbindungen, ſo wie ſie jetzt ſind, die beſten.“ — Bodenloſe Sophiſtereien! Was gehts mich denn an, wie jener Baum, oder wie der Elephant dieſe Welt findet, — genug mir gefällt ſie nicht; mir iſt ſie nicht die beſte, ſondern ich freue mich, daß ich eine beſſere hoffen darf.

Der edelſte Theil meines Weſens, dieſer Geiſt, welcher mich belebt, ſcheinet mir eben ſo wenig in dieſer Welt den Zweck ſeines Daſeyns und die Stuffe der Vollkommenheit zu erreichen, zu welcher er fähig iſt und geſchaffen zu ſeyn ſcheinet. Er fühlet zwar ſeinen Adel, ſtrebt empor und ſchweifet mit kühnem Fluge über die Gränzen des körperlichen Auges hinweg, ſucht die Wahrheit bis in ihre geheimſten Winkel zu verfolgen, aber er empfindet zugleich die niederdrückende Laſt der Sinnlichkeit, welche ihn in ſeinem kühnſten Fluge, wenn er über alles Sterbliche erhaben ſich dem Urquell der Vollkommenheit nähern wollte, plötzlich wie Zentnerſchwere Laſt niederzieht, und durch eiſerne Feſſeln ihn aus ſeinem engen Geſichtskreis auszuſchweifen verhindert. Gleich einem noch federlos ſeinem mütterlichen Neſte entriſſenen Adler, dem hernach die anwachſenden Flügel beſchnitten ſind. Er fühlt nun ſeinen urſprünglichen Adel, fühlt Kräfte und Beruf, ſich der Sonne nahe zu ſchwingen; wagt einen kühnen Flug, aber unwillig merkt er die Ohnmacht der Flügel, welche ihm ſein Ziel nicht erreichen läßt, und nach vergeblicher Anſtrengung ſinkt er kraftlos aus einer kleinen Höhe herunter. So fühlt ſich mein Geiſt beſtimmt höher zu fliegen, als der Geſichtskreis ſeiner Sinne geht; er höret den lockenden Zuruf des Dichters:

O ſchwinge dich aus deiner Hülle,
mein Geiſt, und ſteig' in heilger Stille,
frey von des Körpers trägem Thon
voll Ehrfurcht auf der Dinge Leiter
von Stuf' zu Stuffe zitternd weiter
zu Gott, und knie vor ſeinem Tron.

Er höret's, — reges Gefühl ſeines Adels entflammt ihn; er will! — wagt einen kühnen Flug, aber — die Flügel ſind ihm beſchnitten, und er ſinkt im taumelnden Wirbel herunter, wenn er ſich kaum über den Geſichtskreis der Sinne empor geſchwungen hatte. O wie ſehnet ſich mein Geiſt dieſer niederdrückenden Laſt entledigt, dieſer trägen Hülle, welche ihn zu enge einſchließt, entlaſſen zu werden; wie freuet er ſich auf dieſen Zeitpunkt, da er unaufgehalten von den Hinderniſſen, die ihm hier im Wege ſtehen, Kenntniſſe einſammlen, — in dem Meere der Wahrheit ſchwimmen und unerſättlich daraus ſchöpfen wird! — —

Gedanken ſtrömen, ſie treiben ſich in einem unaufhaltbaren Wirbel herum, — aber entflogen ſind ſie, ehe der viel zu träge Finger ſie dem Papiere mittheilen kann. Wie matt alles, wie unzuſammenhängend, wie unähnlich dem, was ich fühlte, als ich dies — jenes ſchrieb. Die gekettete Reihe der Gedanken fliegt mit unaufhaltbarem Flüge vorbey; der träge Finger reißt nur hie und da ein Stück heraus, wirfts matter hin aufs Papier, und ſtellet alſo ein Skelet — nicht einmal Skelet, ſondern nur Bruchſtücke der Gedankenfolge dahin.

Wie ſympathetiſch liebe ich den Mann, der eben das Gefühl zu haben ſcheint, als er ausrief: „Ich habe Luſt abzuſcheiden.“ — Ja das habe ich auch; niemand wird mich je überreden, daß dieſe Welt die beſte ſey; nur die Hofnung einer beſſern kann mich tröſten, und wohl mir, daß ich ſie habe! Wohl mir, wenn Freund Hayn kommen wird, mich von dieſen engen Feſſeln zu befreyen; mit Entzücken will ich ihm entgegen ſehen, und Eurer beſten Welt dann auch keine Thräne verweinen, denn warlich: **Sie iſt's nicht werth, ſo eine Welt wie dieſe, daß man ihr eine Thräne weiht.**"

5.

Warum ſind viele Prediger Theaterfeinde?

Wenn der Witzling und Religionsſpötter meynt, dieſer Aufſatz werde recht in ſeinem Ton den altväteriſchen Schwarzröcken ihre vergebliche Mühe, den Weltlauf zu ändern, zeigen, ſo irrt er ſich. Ich will es frey geſtehen, ich ſelbſt bin ein Geiſtlicher, aber ein ſolcher, der den Schauſpieler als Menſch und Künſtler ſchätzt, der aber auch überzeugt iſt, daß wenige unter dieſer Art Menſchen ſind, die für Religion und Tugend eben das warme Gefühl, und darf ich ſagen, die Leidenſchaft haben, wie gegen das Theater. Wäre dieſes nicht, wie viel würden dieſe Leute für ſich und für's Publikum gewinnen? — Dieſe Zeilen ſind aus dem Wunſch entſtanden, daß es ſo ſeyn möchte. Glauben Sie aber nur nicht, daß die Kanzel der Ort ſey, wo ſolche Sachen hin gehören. Sie iſt es eigentlich, wenn es aber einen anſehnlichen Theil Verirrter giebt, die eher alle andre Oerter beſuchen, als diejenigen, wo Geiſtliche reden; ſo muß ein Lehrer von Menſchenliebe gedrungen, auch da predigen, wo man es nicht vermuthet. — Seyn Sie alſo nur nicht unwillig, mein Herr, daß ich die Urſachen aufſuche und ſo in die Welt hinſchreibe, die auch rechtſchafne, aufgeklärte Lehrer verbinden, zuweilen wider das Theater zu reden. Geben Sie mir die Hand, und ich erkläre hiermit, daß das Theater nicht **nothwendig**, ſondern nur **zufällig** dazu Gelegenheit giebt; wenn nämlich übertriebne Liebe und Irrthum denſelben einen größern Nutzen beylegt, als es haben kann; und darüber anfangen, gegen die Religion, deren Weſen freilich nicht ſo ſinnlich iſt, kalt und unempfindlich zu werden. Sie meynen durch den Schauſpieler mehr bewegt, unterrichtet, ja ſelbſt gebeſſert zu werden, als durch den Prediger. Wenn dieſes ſo wäre; ſo müßten Obrigkeiten ſchlechterdings ſich des Schauſpiels mehr annehmen, als oft geſchieht, und durch ſtrenge Befehle oder auf andre Art die Leute nöthigen, hineinzugehen. — Der Nutzen und gute Einfluß vom Theater ins Publikum iſt allerdings ſehr bedeutend, aber doch dem, welchen die Religion fürs Ganze hat, ohnmöglich zu vergleichen. Um alle Weitläuftigkeit zu vermeiden, und die Wahrheit davon zu ſehen, darf man nur die Abſicht der Religion und des Theaters genau bemerken, um zu ſummiren, welchen beſtimmten, unleugbaren Werth jedes fürs Allgemeine habe.

Die Fehler des Zeitalters, und der Sitten, Vorurtheile und dergleichen in effigie ſo einleuchtend, ſo durchdringend zu zeigen, daß Scham oder Freude bey dem Zuſchauer nach ſeiner Beſchaffenheit entſtehet; dies kann das Theater. Große Handlungen, Weltkenntniß, Natur und Lohn der Tugend, Natur und Strafe des Laſters, in ihrem Umfang anſchauend vorzuſtellen, dies iſt der Werth und die Abſicht guter Schauſpiele. Kurz, das Theater lehrt Empfindung des Wahren, bildet den Geſchmack, ermuntert Künſtler und Gelehrte, iſt zur Erholung der angenehmſte Zeitvertreib, es zeigt alles Edle und Schöne. Vortreflicher Schauplatz! wo die Spieler dieſes erreichen! glückliche, wonnevolle Zuſchauer, die dies ſehen und hören. Man darf auf diejenigen ohnmöglich zürnen, die vom Schauſpiel überwunden, und ſo bezaubert ſind, daß ſie nie ruhig und heiter werden, als wenn dies durch ihre Sinne dringt.

Wenn dies iſt, warum brauchen viele Geiſtliche wider das Theater ihr Strafamt, und aus welcher Urſach redet hie und da, der und jener im Eifer darwider? — ſind die Schauſpiele an und vor ſich wider Religion und gute Sitten, oder nicht? — Verſtändigen Sie ſich recht, mein Herr, wir wollen alsdenn von beyden Theilen einander nicht mehr den Rücken zuwenden, nicht Seelen trennen und erbittern, umkehren wollen wir uns, freundlich anblicken, ewiger Friede ſoll uns vereinigen, wenn Sie ohne Hitze ſein billig und männlich bedenken, was unſer einer ſagt.

Es giebt Leute, die Redoute, Koncert, Kaffehaus, beſonders Schauplätze und alle übrige dem Vergnügen gewidmete Oerter mit vollem Enthuſiasmus und Hintanſetzung ihrer Pflicht, Tag und Nacht, Kirchen und andre der Erbauung geweihte Orte aber mit Eckel, ſelten, auch wohl gar nicht beſuchen, in der Einbildung, ſie würden durch Schauſpiele, Umgang und Erfahrung mehr erbaut und gebeſſert, als durch das Gewäſche mürriſcher, altvätriſcher Pf * * *! Vortreflich! fahren ſie nur in dieſer Art zu denken und zu ſchlüſſen fort, ſie werden bald ſich ſo zerſtreut, verwickelt, und endlich der Verzweiflung nahe finden, daß ſie entweder in der Welt alles für Betrug ausgeben oder einſehen lernen, daß die Geiſtlichen nicht ſo Unrecht hatten, wenn ſie wider den Theaterenthuſiasmus und die daraus entſtehende Gleichgültigkeit eiferten. Sollen ſie da ſchweigen, oder ſollen ſie einem ſo gefährlichen Vorurtheil die Augen öfnen? Ueberdies ſind die Kenntniß von Gott, und dem Verſöhner, Beſtimmung des Menſchen, die Bekehrung, die völlige Beruhigung eines verletzten Gewiſſen, die Seligkeit, Freudigkeit im Leiden und Tod die groſſen Endzwecke und Abſicht der erfreuendſtärkenden Religion und des Gottesdienſts. Predigt, Taufe, Abendmahl, die Handlungen, in denen wir dieſe Abſicht erkennen, erlangen und völlig beruhigt werden; ja zu derjenigen Vollkommenheit gelangen, deren ein Menſch fähig iſt. Soll ich einen Katechismus ſchreiben? das werden Sie mir hoffentlich erlaſſen. Wie aber weiter? hat das Theater nur das mindeſte wider alles dieſes in ſich? Die Bühne wird am heiligen Tagen geſchloſſen. Aber wie? auf hohen Befehl und aus Furcht hoher Ungnade? und wie bringen viele Schauſpieler und Theaterfreunde die Zeit zu, nicht dem Spiel, ſondern dem Dienſt der Religion geweiht? Verächter des Gottesdienſts geben, auſſer dem Schaden vor ihre Perſon, auch andern ein böſes Beiſpiel, und können ohnmöglich wahre Verehrer der Religion ſeyn.

Ein guter Schauſpieler kann und ſoll auch ein guter Chriſt ſeyn, das bewies Ekhof und viele andre rechtſchafne Männer. Ahmten alle dieſen Beiſpiel mit weniger Leichtſinn und ein wenig Vernunft nach, ſo würde ihr Leben und Geſinnung auch weniger veränderlich ſeyn, als die Rollen, die ſie ſpielen. Der edle Schauſpieler ſuche daher nicht nur der Abſicht ſeiner Handlung auf dem Theater, ſondern auch im Leben Gnüge zu leiſten. Wenn dieſes allgemeiner ſeyn wird, werden auch andre durch ihre gute Aufführung beſchämt, und ſie als Freunde der Tugend allen Redlichen lieb, ſchätzbar und würdig werden. Dies iſt der Weg dahin zu gelangen, daß auch Geiſtliche Schauſpiele öffentlich beſuchen, und das Spiel mit eben dem Eifer rühmen werden, der ſie jetzt nöthigt, es zu tadeln. Dixi.

XII.

Bruchſtücke

aus dem berüchtigten Tableau de Paris.

In groſſen Häuſern iſt's Mode, mit dem Degen an der Seite zu diniren; gegen das Ende der Mahlzeit ſchleicht man ſich weg, ohne zu grüßen; aber der Frau von Hauſe ihre Schuldigkeit iſt, euer Verſchwinden zu bemerken, und euch etwas nachzurufen, worauf ihr nur mit einer Sylbe antwortet. Acht oder zehn Tage darauf erſcheint man wieder in dem Hauſe, bey Strafe der Unhöflichkeit. Wenn ein ganzes Jahr vergangen iſt, ohne daß man ein Haus beſucht hat, in welches man Zutritt hatte, ſo muß man ſich von neuem durch jemand vorſteuern laſſen, der unſre Entſchuldigungen vorbringt. Man ſagt, daß man verreiſet, auf dem Lande geweſen iſt, und die Frau von Hauſe, die uns das ganze Jahr durch im Schauſpiel geſehn hat, thut, als ob ſie's glaubte.

Wenn es nur „kleiner Tag“ bey Madam iſt, ſo haben nur die guten Freunde und die kleinen Hunde Erlaubniß, hereinzukommen: die Fenſterläden ſind nur halb offen. Der kleine Tag fängt Glocke eilf an.

Einige Pariſer Damen ſtehn erſt gegen Abend auf, und legen ſich nieder, wenn die Morgendämmerung anbricht; eine Dame, die ſchöner Geiſt iſt, wird ſich gewöhnlich zu dieſer Mode bekennen; man nennt eine ſolche Dame, eine Lampe.

Die Frau von Hauſe ſpricht nicht von den Schüſſeln, die auf der Tafel ſtehn; es iſt ihr bloß erlaubt, eine Pularde von Rennes, Rebhüner von Mans, Paſteten von Perigueux, Lamm von Ganges, und Oliven aus Spanien, anzukündigen.

Die Reichen können nicht mehr wohlleben, weil ſie zu früh angefangen haben, und ihr Gaumen ſtumpf iſt. Oft trinkt der Herr von Hauſe, mitten an der leckerſten und überflüßigbeſetzten Tafel, traurig Milch.

Wenige Häuſer zu Paris ſind reich genug, um Mittags und Abends zu eſſen geben zu können. Der Magiſtrat dinirt, und der Finanzmann ſoupirt. Die vornehmen Herren ſpeiſen erſt halb vier Uhr zu Mittag.

Es iſt eine Sucht der Großen, die, welche zu ihnen kommen, vom Kopf bis zu den Füßen anzuſehn; ſie nennen es, meſſen. Wem dieſes nicht gefällt, ſteht es frei, ſie wieder zu meſſen.

Sobald man das Pflaſter von Paris betritt, merkt man gleich, daß der gemeine Mann nicht der geſetzgebende Theil da iſt. Keine Bequemlichkeit für die Fußgänger; was vornehm und reich iſt, fährt, und hat das barbariſche Recht, jährlich ein Hundert in den Straßen zu Krüppeln zu machen, oder zu rädern. Man unterſucht alsdenn, ob es mit dem Vorder- oder Hinterrad geſchehn iſt? im letztern Fall iſt der Kutſcher von aller Verantwortung frey. „Wenn ich Policeylieutenant „wäre, ſo verböte ich die Cabriolets!“ ſagte Ludwig XV., er ſelbſt aber glaubte, daß ein ſolches Verbot unter ſeiner Größe ſey. Man hat einen feſtgeſetzten Entſchädigungstarif für die geſtümmelten Arme, Beine, Rippen ꝛc.

Zu Paris, zur Zeit der großen Kälte, zeigen die Thermometer von der Vorſtadt Saint-Honoré zwey oder drey Grad Kälte mehr, als in der Vorſtadt Saint-Morceau, weil der Nordwind milder wird, indem er über die unzähligen Feuereſſen dieſer großen Stadt ſtreicht. Nicole wagte es nicht, gegen das Ende ſeines Lebens auszugehn, aus Furcht, von einer dieſer Feuereſſen erſchlagen zu werden. Das Flößholz wird in ungeheurer Menge in Stößen, wie Häuſer hoch, aufgethürmt, und in drey Monaten iſt nichts mehr als der leere Platz vorhanden. Unter einem von dieſen Stößen wurde lange Zeit die Gazette eccléſiaſtique gedruckt, und die Polizeyſpione brachten eine geraume Zeit zu, ehe ſie es auswitterten; die Drucker und Setzer waren als Holzſpälter und Ablader verkleidet.

Nichts iſt gewöhnlicher bey den Fiacren, als daß plötzlich ein Riemen reißt, oder ein Rad zerbricht, und man ſich die Naſe einfällt, oder den Arm beſchädigt. Aber dafür braucht man alsdenn den Weg nicht zu bezahlen. Vor einigen Jahren war, ich weiß nicht, welche Reform im Werk. Die Fiacres beſchloſſen einmüthig, an der Zahl 1800, nach Choiſy zu wallfahrten, wo der König ſich damals aufhielt, und ihm eine Bittſchrift zu überreichen. Der Hof war nicht wenig verwundert,

wundert, eine Reihe von 1800 leeren Kutſchen zu erblicken, welche die Ebenen bedeckte; es machte ſogar etwas unruhig. Man beurlaubte ſie wieder, wie ſie gekommen waren. Die vier Repräſentanten wurden ins Gefängniß, und der Sprecher, mit ſeiner Bittſchrift und Rede, nach **Bicetre** geſchickt.

Die **neue Brücke** iſt in der Stadt, was das Herz im menſchlichen Körper iſt; der Mittelpunkt der Bewegung und Zirkulirung. Um jemand zu finden, den man ſucht, braucht man hier täglich nur eine Stunde zu weilen. Wenn die Polizeylaurer in einigen Tagen ihren Mann hier nicht zu Geſicht bekommen, ſo ſind ſie überzeugt, daß er nicht mehr zu Paris iſt.

Einen ſehr angenehmen Blick geben die **Tuillerien**, oder vielmehr die **elyſeiſchen Felder**, an einem ſchönen Frühlingstage. Die beyden Reihen von hübſchen Frauenzimmern, welche die große Allee einfaſſen, auf einer langen Folge von Stühlen, die dicht aneinander gedrängt ſind, und den Vorübergehenden eben ſo frey ins Geſicht ſehn, als man ihnen ins Geſicht ſieht, gleichen einem Parterre, das von tauſenderley Farben belebt wird.

Der Pariſer iſt von Spionen umringt. Sobald zwey Perſonen ſich etwas ins Ohr ſagen, kommt ein dritter und lauſcht. Die Polizeylaurer machen ein zahlreiches Korps aus, wo jedes Individuum eine eigene Uniform hat, die er täglich ändert, und ſich bis zur Zauberey metamorphiſirt. Er iſt an Einem und demſelben Tage St. Ludwigs Ritter und Perruckenmacherburſche, Kloſterprior und Küchenjunge; man findet ihn auf dem Bal paré und in der verrufenſten Kneipe; bald mit einem prächtigen Ringe an dem Finger, und bald mit der ſchmutzigſten Perrucke auf dem Kopf. Seine Phyſiognomie ändert ſich wie ſein Kleid. Er iſt ganz Auge, ganz Ohr, ganz Bein, denn er durchſtreicht, man weiß nicht wie, das Pflaſter von allen ſechszehn Vierteln der Stadt. Ihr mögt ihm antworten oder nicht, er dollmetſchet euer Stillſchweigen doch, und weiß, was ihr von dieſem oder jenem denkt. Dieſe Aufpaſſer haben wieder andre Aufpaſſer auf dem Nacken, die ſie beobachten, ob ſie auch ihre Schuldigkeit thun. Es giebt Hof- Stadt- Bette- Gaſſen- Mädchen- ſchöne Geiſter-Spione. Man begreift dieſe Unterabtheilungen unter dem allgemeinen Namen Mouchards, welches der Name des erſten Spions des franzöſiſchen Hofs war. Ein Mann, der mit der Polizey zu ſchaffen hat, es ſey auch, unter welcher Benennung es ſey, wird nicht mehr in guten Geſellſchaften zugelaſſen, und von Rechtswegen.

Ein Polizeylieutenant iſt ein Miniſter von Wichtigkeit, wenn er gleich nicht den Miniſtertitel führt. Er hat einen geheimen und gewaltigen Einfluß, er weiß ſo viele Dinge, daß er viel Gutes und viel Böſes ſtiften kann, weil er in ſeinen Händen eine Menge Fäden hat, die er nach ſeinem Gefallen verwirren oder auflöſen kann. Er verbreitet Licht oder Finſterniß, und rettet oder ſchlägt zu Boden. Wenn dieſe Magiſtratsperſon einem Philoſophen alles, was er ſieht, hört, weiß, mittheilen, und ihm gewiſſe Geheimniſſe aufſchlieſſen wollte, von denen er allein unterrichtet iſt, ſo würde dieſes unter der Feder des Philoſophen zu einem Werke werden, worüber alle ſeine Mitbrüder erſtaunen müßten. Aber er iſt wie der Groß-Pönitentiarius; er erfährt alles, und ſagt nichts wieder. Er ſieht ſo viel Schurkenſtreiche, ſo viele Laſter, ſo viele Schandthaten, ſo vielen Wuſt von Niederträchtigkeiten, das ihm nur ſehr wenig Glauben an Tugend und Rechtſchaffenheit übrig bleibt.

Einen Blick, der einzig in ſeiner Art iſt, bieten die Blumen- und Obſthallen im Frühjahr und Sommer dar; Flora und Pomona haben nie ſchönere Tempel gehabt. Ein Veilchenſträußchen im Winter koſtet zwey Louisd'or, und es giebt Damen, die welche tragen. Ein kleines Gemäß ter erſten grünen Erbſen wird oft mit hundert Thaler bezahlt.

Die Hoftrauern ſind zu Paris willkommen; ſie erſparen Geld, und die ſchwarze Tracht macht alle Stände gleich. Selbſt die niedrigſten Klaſſen trauern um ein gekröntes Haupt, deſſen Namen ſie oft nicht recht auszuſprechen wiſſen. Den ſchönſten Blick in der Komödie hat man in dieſen Tagen der kleinen Trauer. Denn alsdenn erſcheinen die Damen und ihre Diamanten im vollem Glanze.

Man hat bey den Würzkrämern die älteſten und wichtigſten Urkunden gefunden. Es iſt eine bekannte Sache, daß der Heyrathskontract Ludwigs XIII. bey einem Apotheker angetroffen wurde, der ihn eben zerſchneiden wollte, um eine Büchſe damit zuzubinden.

Die Art Trödlerinnen, die man Revendeuſes à la toilette nennt, haben überall freyen Zutritt. Sie bringen euch Stoffe, Juweelen, Spitzen, von Perſonen, die klingende Münze brauchen, um ihre Spielſchulden zu bezahlen. Sie ſind die Vertrauten der angeſehenſten Damen, die ſie um Rath fragen, und manche Sache nach ihren Anſchlägen einrichten. Sie wiſſen um ſeltene Geheimniſſe, und bewahren ſie gemeiniglich ziemlich treu. Eine ſolche Frau muß eine Geläufigkeit der Zunge haben, die kein Ende nimmt; eine Verſchwiegenheit, die alle Proben aushält; eine immer neue Thätigkeit; ein Gedächtniß, das die Dinge nicht vermengt; eine Geduld, die nichts ermüdet, und eine Geſundheit, die alles auszuſtehn vermag.

In manchem Hauſe eines Generalpächters trift man vierundzwanzig Bedienten an, die Liverey tragen, ohne die Küchenjungen, Laufburſche und die ſechs Kammermädchen der gnädgen Frau. Dreißig Pferde füllen die Ställe. Ein Lakey vom guten Ton nimmt den Namen ſeines Herrn an, wenn er unter andern Lakeyen iſt; er nimmt auch ſeine Sitten, ſein Weſen, ſeine Gebehrden an; er hat eine goldene Uhr, er hat ihrer zwey, wenn ſein Herr zwey hat, und trägt Spitzen.

Der Aufwand für Moden überſteigt jetzt den Aufwand in Tafel und Equipage. Der unglückliche Mann kann niemals aufs gewiſſe anſchlagen, wie hoch ſich dieſe wechſelnde Phantaſien belaufen werden. Man würde auf ihn mit dem Finger weiſen, wenn er dieſe Tändeleyen nicht eben ſo richtig bezahlte, als den Becker und Fleiſcher.

Das Louvre iſt nicht vollendet, aber man hat ein ſechshundert Hotels aufgebaut, die von Innern Feenſchlöſſern gleichen.

Es giebt Lehrmeiſter in der Artigkeit zu Paris; ſie unterweiſen die jungen Leute, wie ſie mit Feinheit vor einem Spiegel lächeln, mit Anmuth Taback nehmen, einen Blick werfen, oder mit einer eigenen Leichtigkeit einen Bückling machen ſollen. Der Reverenz auf der Promenade hat etwas ganz eigenes, etwas ſo leichtes und beſtes, daß auch der geſchickteſte Fremde es ſchwerlich einem Pariſer Stutzer ablernen wird. Sie lehren ihm auch die Variationen der Beinkleider, der Krauſe und des Pantalons, und wie ſie ſich mit Geſchmack in Frack anziehen müſſen. So gekleidet ſtreichen ihre Schüler des Morgens, das iſt des Mittags umher, und beſuchen die Damen; Schmollt man, ſo behält man dieſe Tracht auch des Abends, und ſagt jedermann, das man nicht in der Stadt ſoupirt.

Zu Gros Caillon ißt man die **Matelotten**: ſo nennt man ein Fiſchgerüchte von Matroſen zubereitet, das der geliebte und definitive Gegenſtand der Pariſer Wetten iſt. Eine gute **Matelotte** koſtet einen Louisd'or: aber es iſt auch ein delikates Eſſen, wenn es geräth. Die berühmteſten Köche ſtreichen die Seegel vor dem Seemann, der den Karpſen, den Aal, und den Gründling zu miſchen und zuzurichten weiß. Sie überlaſſen ihm die **Matelotten**, und begnügen ſich an der Zubereitung der übrigen Schüſſeln. So pflegt es ein jeder zu halten, der Leckermaul und Kenner iſt.

Eine Komödie kann nicht ohne die Gegenwart von dreyßig Musketiren gegeben werden, die Pulver und Patronen in der Taſche haben. Dieſe Wache erhält das Parterre in einem paſſiven Zuſtand, und es mag ennuyirt, gedrängt oder erdrückt werden, es hat nicht das Recht (einige vorübergehende Fieberſchauer ausgenommen) ſeine Unzufriedenheit oder Noth an Tag zu geben.

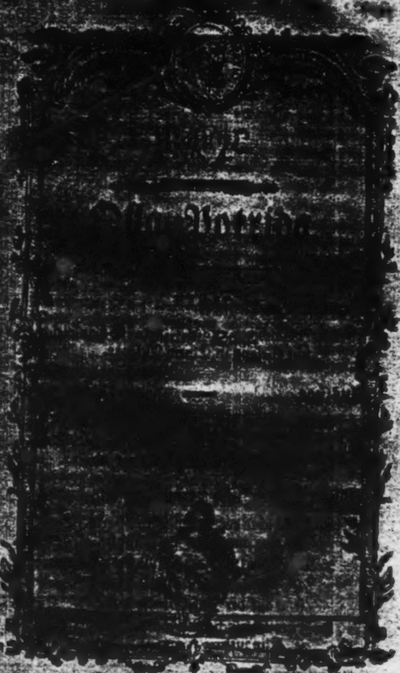
Wenn man Dame iſt, muß man ſeine petite Loge im Spectacle, und darin ſeinen Hund, ſein Kiſſen und ſein Pelzkörbchen haben. Noch ein nothwendiges Geräthe iſt ein ſüſſer Herr, mit dem Fernglas in der Hand, der euch alles nennt, was hereinkommt oder hinausgeht, und die Akteurs vorrechnet. Im Fächer der Dame befindet ſich eine kleine Oefnung mit einem Glas, ſo daß ſie alles ſieht, ohne ſelbſt geſehn zu werden.

An der Thüre des Schauſpielhauſes befindet ſich ein Ausrufer mit einer Stentorſtimme, den man zu Paris den aboyeur nennt: man hört ihn rufen: **die Kutſche des Herrn Markis! die Kutſche der Frau Gräfin! die Kutſche des Herrn Präſidenten!** Sein Donnerton dringt bis in die Schenken, wo die Bedienten trinken, und bis in die Billarde, wo ſich die Kutſcher zanken. Seine Stimme, die das ganze Viertel umfaßt, überſchallt das

Ge

Getöſe der Menſchen und Pferde. Bedienten und Kutſcher verlaſſen auf dieſes Signal ihre Gläſer und „Quen's.“ Ein ſolcher aboyeur um ſeiner Bruſt eine mehr als menſchliche Stärke zu geben, entſagt dem Rebenſaft, und trinkt nichts als Branntewein. Er iſt immer heiſch, aber eben dieſes Heiſcherſeyn giebt ſeiner Stimme etwas rauhes und fürchterliches, das einer Sturmglocke gleicht. Er bringt ſein Leben nie hoch. Ein andrer erſetzt ſeine Stelle, und brüllt und trinkt ſich zu Tode wie er.

Ein Mädchen iſt von aller väterlichen Gewalt frey, ſobald ſie die Breter des Theaters betreten hat. Eine ſolche Fille d'opera funkelt in den Foyers von Diamanten. Ihr ſchöner Rock, ihre leichte Karoſſe, ihre prächtigen Pferde machen, daß ſelbſt ihre Gefährtinnen Ehrfurcht für ſie haben, und die Vertraulichkeit zwiſchen dieſen Opergöttinnen mißt ſich immer nach dem Grad des Ueberfluſſes und Wohlſtandes ab, worin ſich eine jede befindet. Stolz empfängt ſie die Debütantin, und gegen den Juwelier und die Putzhändlerin giebt ſie ſich die airs einer Frau von Stande. Für ſie entrunzelt ſich die Stirne der Magiſtratsperſon, ſie grüßt das Lächeln des Hofmanns, und der wilde Officier wagt es nicht, ſie zu beleidigen. Alle Morgen häufen ſich nur Geſchenke auf ihrer Toilette. — Aber eine kleine Rivalin, die ſie kaum bemerkte, oder die ſie verachtete, ſchießt unvermerkt in die Höhe, verfinſtert ſie, und entführt ihr ihren ganzen Hof. Das folgende Jahr iſt ſie allein, vergeſſen, und weiß ſich für Schulden nicht zu retten!



[illegible]

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

[illegible]

[illegible]

Gedichte. [illegible]

Dramatiſche Aufſätze.

Die [illegible]
mit [illegible]

[illegible]

Unterſuchung der [illegible]
durch die Religionsge[illegible] der Kriege
[illegible]

Abhandlungen und vermiſchte [illegible]

1. Geſchichte der [illegible] Ein
Auszug [illegible]

2. Ueber den Urſprung [illegible] Romans.

3. Liebesgeſchichte eines [illegible]
[illegible] auf der [illegible]

4. [illegible] J. C.
C. [illegible]

[illegible] Seite

[illegible]geſchichte. [illegible]

Die [illegible] [illegible] 103.

Anecdoten. [illegible] 115.

Biographien.

1. Richard Savage. 124.

2. Johann Baskerville. 137.

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible]

Miſcellaneen.

Johann Nikolaus Goldſchmidt, ein [illegible] Schriftſteller. [illegible] 145.

[illegible]

[illegible]

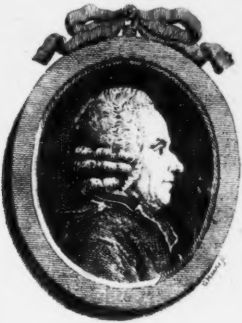
Bruchſtücke aus dem [illegible] Beau de Paris. Vacat.

[illegible]

Olla Potrida.

1781.

Viertes Stück.



ABT. RAYNAL.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

I. Gedichte.

1. Der Eremit,

Romanze.

Die Idee nach dem Franzöſiſchen.

Du biſt zwar ſtreng, hegſt Mitleid auch,
Kennſt dieſen Ort, biſt weiſe;
Ach, trauter Vater! leite mich
Auf meiner weiten Reiſe.
Der Abend naht, die Heyd iſt lang,
Ich armes Weſen finde
Zu jenem Lichte keinen Steig,
Durchirre Wald und Gründe.

Sohn! ſprach der gute Eremit,
Sohn! fürchte Nacht-Phantomen;
Du wirſt, durch ihren Schein verführt,
In Sumpf und Tiefen kommen.
Ich ſehe finſtre Wolken ziehn,
Die alles überdecken;
Auch pflegt bey Nacht der Wolf zu gehn,
Wo willſt du dich verſtecken?

Komm, folge mir in meine Zell,
Und ruhe bis zum Morgen;
Sie war für mich ſchon manchen Tag
Die Freiſtatt jeder Sorgen.
Klein iſt mein Vorrath, doch genug
Zur Arbeit und zum Leben,
Und ich kann ohne Mangel auch
Vergnügt dem Dürftgen geben.

Nimm dort ein Mahl auf Mooſe an;
Er ſoll zur Schlafſtät dienen.
Nie iſt die ſtädtſche Muſſe mir
Der meinen gleich geſchienen.
Hier freu ich mich wol der Natur
Und bin von Unruh ferne;
Ein reines Herz iſt mein Gebet,
Dies Opfer ſieht Gott gerne.

Die Berge tragen Früchte mir,
Die ich zum Winter ſpare;
Und Blumen, die im Thale blühn,
Form ich mir zum Altare;
Die friſche klare Quelle hat
Für mich geſunds Getränke;
Mein Bad iſt jener Silberbach,
Sein Ufer meine Bänke.

O! junger Wandrer, dein Geſicht
Verräth ein innres Leiden;
Hör und vernimm den goldnen Spruch:
Den Kummer ſoll man meiden.
Geringer als man denket, ſind
Bedürfniß, Noth und Plage,
Und mangelt uns Genügſamkeit;
Vergällt ſind unſre Tage!

Wie, wenn der frühe Himmelsthau
Ein dürres Feld erquicket,
Wenn ſeine Erndte welken will,
Und Brand die Sonne ſchicket;
So labt des Eremiten Wort
Des jungen Pilgers Seele;
Gerührt folgt er dem Vater nach,
Und ſeegnet ſeine Höle.

Zu dieſem Auffenthalt der Ruh
Ward erſt der Zugang ſauer;
Die Hütte lag auf einen Berg
An einer Kloſtermauer:
Hier öfnete dem Fremdling gleich
Ein ſchwaches Seil die Thüre;
Er ſezt ſich auf den Raſen hin,
Harrt wie das Glück ihm führe.

Das Reißbund faſſet Flamm und Glut,
Die Lampe leuchtet heller,
Die Zelle war der Speiſeſaal
Und Bett und Küch und Keller;
Drauf ſtehet bald der Tiſch beſezt
Mit Honig, Kraut und Früchten,
Bewirthet iſt zwar hier der Gaſt,
Iſt doch nicht aufzurichten.

Um ſeine Schwermuth zu zerſtreun
Bemuhet ſich der Vater;
Er bietet Ernſt und Kurzweil auf,
Erzählt von Nonn und Pater,
Von Rittern und vom Rübezahl
Und von verwunſchten Schlöſſern;
Der Fremde lauſcht und höret zu,
Seufzt ohne ſich zu beſſern.

Was kann auch das in groſſer Noth
Den Seelenkummer lindern!
Voll Trübſinn war des Jünglings Bruſt,
Nichts kann die Thränen hindern.
Mitleidig ſucht der Eremit
Ihm Ruhe einzuſprechen;
Vertraue, Sohn, mir deinen Gram,
Du machſt das Herz mir brechen.

Biſt du etwan aus hohen Stand,
Schuldlos von Glück entblöſſet?
Iſt trugesvolle Leidenſchaft
Dem Herzen eingeflößet?
Mein Sohn! vergänglich gleich wie wir
Iſt's Glück und ſeine Gaben;
Der, den die Gier nach ihnen plagt,
Muß Platz bey Narren haben.

Iſt Freundſchaft mehr als leerer Hall,
Des Weſen niemand ſiehet?
Des günſtgen Glückes Schattenbild
Das Unglückſelge fliehet.
Und Liebe, iſt ſie mehr als blos
Ein Spiel der ſtolzen Schönen?
Kaum noch die Turteltaube kennt
Der echten Liebe Sehnen.

Ja, lieber Jüngling, folge mir,
Laß die Vernunft regieren
Verachte das Geſchlecht, es pflegt
In Schand und Tod zu führen –
Bey dieſen Worten färbten ſich
Gar ſchnell des Jünglings Wangen,
Aus den Gebehrden leuchtet Furcht,
Sein Herz ſcheint ſich zu bangen.

Bald folget auf der Wangen Roth
Gar eine Todes-Bleiche;
Er zittert, ſeufzet, wanket, fält
Und ſieht wie eine Leiche;
Der Vater, um ihm beizuſtehn,
Eröfnet – welch Entſetzen!
Ein wunderſchönes Mädchen findt
Sich in des Fremdlings Lätzen.

Ach! ſpricht die Schöne, ach! verzeih;
Dank ſey dir deiner Sorge!
Bedürfniß drang mich zu dir her
Im Stand, den ich erborge.
Verzeih, daß mein unheilger Fuß
Die Schwelle hat betreten,
Der heilgen Hütte, wo du pflegſt
Zu deinem Gott zu beten:

Erbarme dich der Noth, worin
Die Liebe mich geſtürzet!
Um ſie ließ ich der Eltern Haus;
Ihr Leben iſt verkürzet,
Ich ward am Lima Ufer jung,
Mein Vater iſt da mächtig,
Er hatt' an mich ein einzig Kind,
Hielt und erzog mich prächtig.

Um meine Hand bewarben ſich
Anſehnliche Parthieen;
Ein Haufen junger Männer kam,
Mir Hand und Herz zu reichen;
Die Inbrunſt ward mit jedem Tag
Durch Sing und Sang gezeiget:
Edwins Betragen und ſein Glimpf
Allein mein Herze neiget.

Der Zweck von ſeiner Leidenſchaft
War mir niemals verdächtig;
Wenn ſeine Neigung heftig war,
War auch die Achtung mächtig;
Doch da er ohne Pracht erſchien,
Hieß man mir ihn vermeiden,
Und reich und rein war ſeine Seel,
Und die erregt mein Leiden.

Ich liebt' ihn und aus Uebermuth
Den ich nicht kann begreifen,
Ließ ich mirs ein Vergnügen ſeyn,
Die Martern ihm zu häufen.
Da er mich unerbittlich fand,
Hielt er ſich für verloren;
Ließ ohne Hofnung — floh —
O! wär ich nie geboren.

Man ſagt, daß er in einem Wald
Sein Lebensziel beſchloſſen.
Ach! Edwin, hätteſt du von mir
Mehr Lieb und Huld genoſſen!
Fahr wol! ich will ſein Grab ausſpähn,
Will ſeinen Tod ausſöhnen,
Will für ihn ſterben — Hier Edwin!
Iſt echter Liebe Sehnen.

Nein, nein! ſo rief der Eremit,
Ein Ende allem Harme!
Angelika, Geliebte, ſieh,
Sieh dich in Edwins Arme.
Des Himmels Wink führt mich zu dir,
Die Treue zu belohnen.
Angelika, ein Herz wie du,
Verdiente Königs Kronen.

Die Schöne bebt, erkennet ihn,
Fühlt ſich an ſeinem Herzen.
„Edwin, iſt dieſe Liebe auch
Der ſtolzen Mädchen Scherzen?
Nein, du Angelika liebſt mehr,
Als je ein Weib geliebet.
Die Thräne ſey dem Himmel Dank!
Der dich mir wiedergiebet.

In Liebe wollen wir forthin
Des Lebens Wonne ſchmecken.
Nichts trenne uns; zu neuer Luſt
Muß uns der Morgen wecken;
Und wenn der Tod, den nichts entflieht,
Mir einſt heißt um dich weinen,
Dann treff auch ſeine Hippe mich,
Uns ewig zu vereinen.“

* ch.

2.

Melancholie.

Weh mir Armen! nirgends find ich Raſt noch Ruh,
Meine Kraft ſinkt allgemach dem Grabe zu,
Finſtrer Gram umwölket meine Seele,
Nagt am Herzen, wütet fürchterlich,
Aller Orten flüſtert's rund um mich:
„Lieblich iſt des Grabes Höle,
Schütle deine Leiden ab,
Ruhe giebt dir nur das Grab.“

Wenn hienieden Elend, tauſendfaches Weh
Ich den Frommen dulden, Schurken lächeln ſeh
Und den Schwarm der Thoren triumphiren,
Sehe, wie ſie unter Spott und Hohn
Und der Larve der Religion
Weiſe hin zum Opfer führen:
Plötzlich liſpelt's dann mir zu:
„Biſt du weiſe, geh zur Ruh!“

Wenn vergebens ich nach wahrem Glücke ſpäh,
Mangel ach! und Krankheit meiner warten ſeh,
Freud' und Leiden mit einander wäge,
O dann packt's mich wieder fürchterlich,
Neuer Sturm erhebt im Buſen ſich,
Macht den grauſen Vorſatz rege:
„Schütle deine Leiden ab,
Steig hinab ins öde Grab!“

Wenn der rauhe Nordwind laut Verderben brült,
Beim Getös des Donners Angſt die Seele fült,
Flüſtert's: „Sterben muſt du, muſt einſt büſſen,
Beſſer iſt dir's, heut zu ſterben, heut,
Als den Tod, der immerdar dir dräut,
Ahndungsvol erwarten müſſen:“

Und aufs neu durchbebt es mich:
„Sohn des Unglücks, morde dich!“

Trüb' entſchleicht der Tag mir und in öder Nacht
Fühl' ich noch des Kummers und der Leiden Macht,
Netze noch mein Lager heis mit Thränen;
Ach! und niemand nimmt ſich meiner an,
Hilft mir armen, tiefgebeugten Mann,
Hemt des Buſens banges Stöhnen; –
Ha! dies Joch – ich brech' es entzwei,
Frei iſt dann die Seele, frei!

Grohmann.

3.

An Lydien.

Lydia, du lächelſt, wenn der Himmel
Sich im Morgenpurpur wiegt,
Lächelſt, wenn des Tages wild Getümmel
Mit dem lezten Strahl des Lichts entfliegt.
Siehſt nur Roſen unter dir entſprießen
Höreſt nur der Freude Ton,
Sahſt noch keines Unglücks Zähre fließen
Und noch hat der Gram dein Herz gefloh'n.
Gutes Mädchen, ach die Wonneträume
Stäuben einſt in Dunſt dahin,
Und der frohen Stunden leere Räume
Fühlt alsdann der unmuthsvolle Sinn.
Sorgen thürmen, wie des Sturmes Wellen,
Deines Lebens ſtille See,
Und des Harmes bittre Thränen ſchwellen
Bald dein Schifgen zu der Wolkenhöh.

Spott und Lachen, böhnſche Schadenfreude
Dringt mit jedem Schritt ſich auf;
Und kein väterlicher Rath giebt deinem Leide
In der Irre einen beſſern Lauf.
Tauſend eilen, froh, dich klein zu ſehen,
Dich zu ſtürzen, ſchnell herbey.
Wenn im Hinterhalt, Liſt und Verführung ſtehen
Daß dein Fall ihr lüſtern Opfer ſey.
O wer wird dich, gutes Mädchen, retten?
Wo die Tugend, Lockung iſt!
Bald, bald feſſeln dich mit übergoldten Ketten,
Wolluſt, Frechheit, Freundſchaft, Irrthum, Liſt.
Nur die Demuth, Mißtraun in dein Herze,
Flucht, vor der Gelegenheit,
Vor Geſellſchaft, giftig ſüſſem Scherze
Und des Weltmanns lauten Frölichkeit.
Viele fielen mit dem beſten Willen
Unvermerkt in Sinnlichkeit.
Und der Wunſch, erlaubte Luſt zu ſtillen
Gränzt ſehr nah an eitle Trunkenheit;
Reiz der Neugier, lockt des Frühlings Sänger
Und wie gleicht ihm dein Geſchlecht!
Ohne Freiheit ſingt er bald nicht länger.
Tugend hat im Kerker, bittend, Recht.
Doch vor allem, fliehe, liebes Mädchen,
Flieh den Stolz auf deinen Muth.
Durch ihn ſtürzte ſchon ſo manches Mädchen
Und verlor der Unſchuld groſſes Guth.
Sucht zu Siegen, hat ſo manchem Helden
Seinen ganzen Ruhm geraubt;
Und der, deſſen Fall Geſchichten melden
Hat der Nachwelt Lob von ſich geglaubt.
Unerfahren, wähnt die junge Schöne,
Selbſt ſich ohne Leidenſchaft,
Ihres Herzens engelreine Töne,
Hätten über den Verführer Kraft!

Tugend ſelber wird ſogar zum Netze,
Wo der Schlaue leicht ſie fängt
Und ſie glaubt, verletze kein Geſetze
Wann ihr Herz ſchon nach dem Laſter hängt.
Jeder Menſch hat ſeine ſchwachen Stunden
Und dein weich Geſchlecht – wie oft!
Kaum bekriegt, iſt es ſchon überwunden
Und ihr fallt, eh's noch der Feind gehofft.
Unbekannt mit eurem eignen Weſen
Laßt ihr euch in Kämpfe ein,
Wähnt nicht, daß Verführer euch im Auge leſen,
Wann die Stunden eurer Schwäche ſeyn.
Sittſamkeit, ſo oftmals euer Retter
Fördert dennoch eure Schmach –
O bewahrt mich, all' ihr Himmelsgötter!
Daß ich dies von dir nicht hören mag.

Nencke.

4.

Der Mittelſtand.

Verlaß, geliebter Freund, die ſchimmerreichen Höhen,
Laß uns durchſtrömt von Luſt in grüne Thäler gehen,
In die dein Stolz verächtlich blickt:
Hier, wo im dichten Hayn cryſtallne Bäche plaudern,
Wo Philomelens Lied die Seele ganz entzückt,
Hier ſollten wir zu leben zaudern?

Auf jene güldne Bahn erhabner Ehrenſtuffen,
Wird man der Ruhe Glück vergebens ſchmachtend rufen,
Sie flieht der Groſen marmorn Haus:
Nicht ſitzet ſie gekrönt auf elfenbeinern Thronen;
Nie wird in Feldern ſie beherrſcht von Tod und Graus
Beym Helden unter Waffen wohnen.

Im güldnen Mittelſtand läßt ſich die Göttin finden;
Hier, wo die Grazien ihr Blumenkränze winden,
Hier wandelt glänzend ſie in roſenfarbner Tracht,
Des Tags mit Gold durchwirkt von Phöbus milden Strahlen
Die ihre Wangen roth, ihr Auge feurig mahlen,
Mit Silber reich geſtickt von Lunens Licht bey Nacht.

Komm, Beſter, komm mit mir der Huldinn liebzukoſen!
Komm! Ruhe wonnevoll mit mir auf friſchen Roſen
In ihrem elfenbeinern Arm!
Entflieh des Hofes Pracht, dem rauſchenden Vergnügen,
Des Ueberdruſſes Gift! Laß uns umarmt hier liegen!
Geneuß dein Leben hier frey von dem bittern Harm!

Krokiſius.

5.

Auf den Tod eines Canarienvogels.

Mein Vogel tod! Das arme Thier,
Da liegt er hingeſtreckt.
Nie lacht ſein kleines Auge mir
Von ewger Nacht bedeckt;
Nie grüßt ſein frölicher Geſang
Das frühe Morgenroth,
Der ſchallend durch die Kammer drang,
Mir guten Morgen bot.

Ich reichte dir dein Futter dar,
Dein Bauer macht' ich rein;
Und du, ſo wenig als es war,
Du konnteſt dankbar ſeyn.
Du hüpfteſt froh, du putzteſt dich,
Ich ward von dir geneckt;
Ich ging zurück; du ſahſt nach mich,
Den Kopf durchs Drath geſteckt.

Nun ſpringſt du nicht, nun ſchweigt dein Lied,
Stumm und erſtarrt liegſt du,
Geh'ſt wie das Veilchen, das verblüht,
Nun der Verweſung zu.
Bald iſt dein Reiz von dir entfloh'n,
Noch prangſt du armes Blut
So färbt die ſaftige Citron
Der ſtärkern Sonne Glut.

Ich bin ein Mann, nicht herber Schmerz
Erſchüttert meine Bruſt,
Doch trüber Ernſt füllt jezt mein Herz
Und hemmet jede Luſt;
Bey deinem Bauer ſteh' ich ſtill
Und denk', er iſt dahin,
Und denk' (man ſage was man will)
Ob ich noch morgen bin.

Und denk', dein Schickſal, Thier, iſt gut
Du folgteſt nur dem Ruf,
Den die Natur in deinem Blut
Sich immer gleich erſchuf.
Dir kann, wenn ewger Schlaf dich labt,
Du lebſt, nichts ſchrecklich ſeyn.
Ich fehle, mit Vernunft begabt,
Welch Schickſal wartet mein?

6.

An den Winter.

Den 25. Januar 1778.

Du ſtarreſt nicht mein warmes Blut,
Wie meinen Bach, Herr Winter!

In jenem wallet milde Glut,
Trotz deiner Macht, Herr Winter!
Mein Ofen und mein Pelz ſind warm,
Ich habe Wein, und Bücherarm
Läßt mich Berlin nicht werden;
Und wirſt du gleich dein Sterbekleid
Um meinen lieben Lenz voll Neid,
Den Liebling unſrer Erden;

Doch ſchmeck' ich ſeine Seligkeit;
Der Zauber ſeiner Reize
Liegt vor mir prächtig weit und breit,
Mit überſüſſem Geize
Durchſchaut ihn ſchnell mein trunkner Blick,
Ich fühle meines Lebens Glück
Und meine Wonnethränen;
Süßmelancholiſch tief verſenkt
Im Meer, das mich mit Wonne tränkt,
Weyh' ich ihm dieſe Thränen.

Zwar ſchwindet dieſes Gauckelſpiel
Dem trüben Auge wieder,
Doch meines Frühlings Vorgefühl
Erhalten bey mir Lieder,
Die jeder Muſenliebling ſang
Beym ſanften holden Lautenklang
Vom Lenz und ſeinen Freuden:
Bald kehrt der Göttliche zurück;
Bald trinket ſeinen Glanz mein Blick;
Bald ſtrömen ſeine Freuden

Mir namenloſe Wonn' ins Herz;
Nach ſeinen Seligkeiten
Strebt meiner heißen Sehnſucht Schmerz:
Schon ſeh' ich ihn von weiten;

Mich blendet ſeiner Schönheit Glanz;
Des Jünglings Scheitel deckt ein Kranz
Von friſch bethauten Roſen, — —
Sein Tritt beblümt die grüne Flur
Und Balſam trieft auf ſeiner Spur — —
Ich eil' ihm liebzukoſen.

Krokiſius.

7.

Die Wieſe.

Wie herrlich iſt ſie anzuſehn
Die grüne Wieſe weit und ſchön!
Vom Walde wird ſie hier bekränzt,
Und dort vom Horizont umgränzt,
Sie trägt die Heerd' in ihrem Schooß,
Und ſäugt die zarten Lämmer groß.

Schon iſt der Wald in ſeiner Nacht;
Allein in ihrer Morgenpracht
Beſchämt ihn die bethaute Flur.
Ach, athm' ich ihren Balſam nur,
Wie wird, voll ſüſſer Heiterkeit,
Das Herz mir noch einmal ſo weit!

Ich blick' in jene Ferne hin,
Mir wird's ſo wohl in meinem Sinn;
Ich dünke mich im Dämmerſchein
Von einer andern Welt zu ſeyn.
Ich weiß nicht, welche Wunderkraft
Mir dieſe holden Träume ſchaft?

Wohin mein irrend Auge blickt,
Da wird's von jedem Halm entzückt;
Es weilt auf jedem Tröpfchen Thau,
Und labt ſich an des Himmelsblau,
Und Gottes Schöpfung um mich her
Wird immer immer herrlicher.

Was war es für ein Allmachtsruf,
Der dieſe Wunder um mich ſchuf;
Wer nahm den Flor mir vom Geſicht,
Und zeigte mir dies ſchönre Licht?
Was machte doch mein Herz ſo weich,
Und mich an reiner Luſt ſo reich?

Ach, als ich noch ein Knabe war,
Wie ſchimmert mir das Bild ſo klar!
Da eilt' ich oft mit ſchnellem Schritt,
So wie die Sonn' hinunter glitt,
Ihr nach, bis an den Wieſenrand –
Nun fühl' ich, was ich da empfand.

Und ſo erwacht in meiner Bruſt
Erinnrung an vergangne Luſt:
Schnell weckt ein Bild das andre auf
Und alle ſteigen nun herauf,
Und bilden meine Gegenwart
Zu einem Daſeyn höhrer Art.

Hoch ſchwillt mein Herz mit einemmal –
Und mit der Zukunft Morgenſtrahl,
Drängt ſich vergangnes Leid und Glück
In meines Daſeyns Augenblick;
Und alles dies umfaßt mein Geiſt,
Den jetzt ſein Flug zum Himmel reißt.

In jene Scenen voller Glanz,
Zu jenem ewgen Reihentanz

Der Weſen, die dem Staube ſich
Wie er entſchwangen – wo auch ich
Verſink' in jenem Wonnemeer
Und Erd' und Himmel um mich her.

C. P. Moritz.

II.

Dramatiſche Aufſätze.

Die bezauberte Inſel.

Ein Schauſpiel mit Geſang in Einem Aufzuge.

Perſonen:

Proſper, Herzog in Mailand.
Antonio, deſſen Bruder.
Alonſo, König von Neapel.
Sebaſtiano, deſſen Bruder.
Ferdinand, Sohn des Königs.
Gonſalo, des Königs alter Rath.
Mirande, } Proſpers Töchter.
Dorinde, }
Hyppolit, Sohn des Antonio.
Ariel, ein Sylphe.

Der Schauplatz iſt eine angenehme Inſel.

Erſter Auftritt.

(Eine ſchöne Gegend der Inſel, wo man den Eingang einer Höhle ſieht. In der Ferne das Meer – ein Sturm mit Donner und Blitz – ein ſinkendes Schif.)

Prosper.

Empor, ihr Wellen! Hurricanen!
Fahrt auf ſchmetternden Gefieder
Blitze, mit dem Sturmwind nieder!
Schrecken! faſſe jeden Mann,
Bis er ſeine Frevelthat
Reuevoll empfunden hat!

(Es donnert und blitzt ſchwächer.)

Endlich iſt der Zeitpunkt da, wo das Schickſal und meine Kunſt mich an meinen Feinden rächen wird. Aber edel ſoll die Rache ſeyn. Sie ſollen ihren und meinen Kindern wiedergeben, was ſie mir geraubt haben. — Kommſt Du, Sylphe?"

Zweiter Auftritt.

Prosper. Ariel.

Prosper.

Iſt alles ſo ausgerichtet, wie ich Dir befohlen habe?

Ariel. Bis auf den kleinſten Umſtand.

Prosper. Sage mir, Ariel, war einer von dieſen Leuten ſtandhaft genug, in ſolcher Angſt Herr über ſich ſelbſt zu bleiben?

Ariel. Keine einzige Seele, die nicht vom Schauer erſchüttert, in einen Ausbruch von Verzweiflung fiel. Alle, bis auf die Schifleute, ſtürzten ſich in die ſchäumende See. Ferdinand, des Königs Sohn, war der erſte, der mit Berganſtehendem Haar hineinſprang.

Prosper. Wars nah genung am Ufer?

Ariel. Ganz nah, mein Gebieter!

Prosper. Sind ſie alle gerettet, Ariel?

Ariel. Nicht ein Haar iſt umgekommen, und auf ihren Kleidern iſt nicht ein Flecken, ſondern ſie glänzen friſcher als zuvor. Wie Du mir befohlen haſt, hab ich ſie truppweiſe auf der Inſel umher zerſtreut. Den Sohn des Königs hab' ich ganz allein an Land gebracht, und ihn in einem Winkel der Inſel verlaſſen, wo er traurig da ſitzt, und die Luft mit ſeinen Seufzern erfüllet.

Prosper. Was haſt Du mit dem Schifsvolk auf des Königs Schif, und der übrigen Flotte gemacht?

Ariel. Des Königs Schif hab' ich in eine Bucht der Inſel verborgen, die Schifleute alle in den Raum zuſammengedrängt, und in einen Zauberſchlaf verſenkt. Die übrigen Schiffe ſind im Begrif, zurück zu ſegeln, in der Meinung, daß der König mit ſeinem Schif umgekommen.

Prosper. Du haſt meinen Auftrag pünktlich ausgerichtet, aber es iſt noch mehr zu thun, Ariel!

Ariel. Wenn Du mir ſo viel Mühe machſt, wirſt Du mir auch Ein Jahr von der Zeit nachlaſſen, die ich Dir dienen ſoll?

Prosper. Ariel — haſt Du vergeſſen, von was für einer Marter ich Dich befreiet habe?

Ariel. Nein.

Prosper. Du haſt's vergeſſen; ich muß alle Monat einmal mit Dir wiederholen, was Du geweſen biſt, Die das Gedächtniß ein wenig anzufriſchen. Weiſſeſt Du, daß die Zauberin Sycorax Dich in eine geſpaltne Fichte eingeklammert hatte, weil Du als ein zärtlicher Geiſt ihre abſcheulichen Befehle nicht ausrichten wollteſt? Weiſſeſt Du, daß Du zwölf peinvolle Jahre in dieſer Spalte eingekerkert wareſt, und die Gegend umher mit deinem Winſeln erfüllteſt? Weiſſeſt Du, daß ich durch meine Kunſt die bezauberte Fichte öfnete, und Dich herausließ?

Ariel. Ich weiß alles, und danke Dir, mein Gebieter!

Prosper. Wenn Du mir noch Einwendungen machſt, ſo will ich eine Eiche ſpalten, und Dich darin einklammern, bis Du zwölf Winter weggeheult haſt.

Ariel. Verzeihe mir, mein Gebieter, ich will Deine Befehle vollziehen —

Soll ich fliegen? — ſoll ich ſchwimmen? —
Soll ich auf des Nordlichtsſtral
Zu der Blitze Wohnung klimmen? —
Soll ich unnennbare Qual
Ueber Deinen Feind verbreiten?
Soll ich auf den Wolken reiten?
Oder in der Berge Schacht
Holen, was Dich frölich macht?

Was ſoll ich thun? ſage, was ſoll ich thun?

Prosper. Geh, und führe durch eine unſichtbare bezaubernde Muſik den Sohn des Königs in die Gegend meiner Höle, gieb aber auch genau auf jede Bewegung der andern Acht, und verhüte alles Unglück unter ihnen.

Ariel. Es ſoll geſchehen, mein Gebieter!

Dritter Auftritt.

Prosper. Mirande.

Prosper (für ſich).

Nun will ich mich auf dieſen Raſen ſetzen, und meine älteſte Tochter erwarten, die ich hieher beſchieden habe. — (Er ſetzt ſich.) Da kommt ſie ſchon — Komm, meine Tochter, ich warte auf Dich. — Du ſiehſt ja trauriger aus, wie gewöhnlich? —

Mirande. Ach, mein theureſter Vater, mir iſt ſo bange des Sturms wegen. — Wie viel hab' ich mit den Unglücklichen gelitten, die ich leiden ſah! Die armen Seelen! ſie ſind wohl alle umgekommen?

Prosper. Sey ruhig, meine Tochter, es iſt kein Schade geſchehen.

Mirande. Unglücklicher Tag!

Prosper. Nicht unglücklich! Was ich gethan habe, hab' ich aus Fürſorge für Euch gethan — für Dich und Deine Schweſter, die Ihr nicht wißt, wer Ihr ſeyd, oder von wannen ich hieher kam, noch daß ich etwas beſſeres bin als Prosper, Herr über eine armſelige Höle dieſer wüſten Inſel.

Mirande. Mir fiel niemals ein, mehr wiſſen zu wollen.

Prosper. Es iſt Zeit, daß ich Dir mehr entdecke. Trockne Deine Augen! Dies fürchterliche Schauſpiel des Schifbruchs hab' ich durch meine Kunſt angeordnet, und ſo angeordnet, daß keine Seele umgekommen iſt — Setze Dich auf dieſen Raſen zu mir, Du muſt noch mehr wiſſen.

Mirande. Oft haſt Du angefangen, mir ſagen zu wollen, wer ich ſey, aber immer wieder inne gehalten, und mit den Worten geſchloſſen: Halt! — noch nicht! —

Proſper. Nun iſt die Stunde gekommen, und keine Minute mehr zu verlieren. Erinnerſt Du Dich einer Zeit, ehe wir in dieſe Höle kamen? — ich glaube kaum, denn Du warſt nicht volle drei Jahr alt.

Mirande. Wie ein Traum iſts, was mir die Erinnerung davon vorſtellt — Hatt' ich nicht vier oder fünf Mädchen, die mir aufwarteten?

Proſper. Die hatteſt Du, und noch mehr. — Aber wenn Du Dich noch an was erinnerſt, ehe Du hieher kamſt, ſo wirſt Du Dich auch erinnern, wie Du hieher kamſt?

Mirande. Nein, das kann ich nicht.

Proſper. Es ſind zwölf Jahre, ſeitdem dies geſchah, Mirande! — Zwölf Jahre ſeit der Zeit, da Dein Vater Herzog zu Mailand, und ein mächtiger Fürſt war.

Mirande. Biſt Du denn nicht mein Vater?

Proſper. Ich, Dein Vater, war Herzog zu Mailand, und Du mit Deiner Schweſter ſeine Erben.

Mirande. Himmel! was für ein ſchlimmer Streich trieb uns von da weg? Oder wars unſer Glück, daß es geſchah?

Proſper. Beides, beides, meine Tochter! durch einen ſchlimmen Streich wurden wir von dort vertrieben, und glücklicher Weiſe hieher gerettet.

Mirande. Wie viel, mein beſter Vater, wirſt Du da ausgeſtanden haben! Ich bitte, fahre fort.

Proſper. Mein Bruder — und Dein Ohe'm — Antonio — merk auf, daß ein Bruder ſo treulos ſeyn konnte — verwaltete die Regierung meines Landes, dem ich ſie anvertraute, weil mich die Liebe zu den geheimnißvollen Wiſſenſchaften ganz dahinriß. Aber mein Zutrauen zu ihm brütete eine Untreu in ihm aus, die ſo groß war, als dies Zutrauen — Hörſt Du auch zu?

Mirande. O ja, mein Vater!

Prosper. Er wollte ſelbſt Herzog von Mailand ſeyn. Mir armen Manne, dacht' er, wären meine Bücher Herzogthums genug. Er machte alſo ein Bündniß mit dem König von Neapel, ihn für ſeinen Lehnsherrn zu erkennen, und ihm einen jährlichen Tribut zu bezahlen, wenn er ihn zum Herzog von Mailand machen hülfe. Das Vorhaben wurde verrätheriſch ausgeführt, des Mitternachts die Thore den neapolitaniſchen Kriegsvölkern eröfnet, und ich mit meinen ſchreienden Kindern fortgeſchleppt.

Mirande. Und warum nahmen ſie uns nicht das Leben?

Prosper. Wohl gefragt, Mädchen! — Sie durften es nicht wagen, ſo groß war die Liebe des Volks für mich. Kurz, ſie ſchleppten uns auf eine Barke, und führten uns etliche Meilen in die See, wo ſie uns in einen elenden Nachen ohne Seegel, Maſt und Thauwerk ſetzten, und ſo ins Meer hinausſtieſſen, um den Wellen entgegen zu jammern.

Mirande. Himmel! wie viel Unruh müſſen wir Dir damals gemacht haben!

Prosper.

Du warſt in dieſer Leidenszeit
Ein Engel mir — mir Seraph:
Du lächelteſt mir Freudigkeit
Gleich Himmliſchen entgegen.

Dein ſüßes Lächeln ſtärkte mich
Nicht kleinmuthsvoll zu zagen.
Ich faßte Muth, ſah ich auf Dich,
Das Schrecklichſte zu tragen.

Mirande. Beſter, gütigſter Vater!

Prosper. Vernimm nun die Hauptſache. Durch Hülfe Gonſalos, eines redlichen Mannes und Miniſters des Königs von Neapel, waren mir heimlich einige meiner beſten Bücher in den Nachen geſchaft worden, darin ich hier das Studium der geheimnißvollen Wiſſenſchaften vollendet habe, welche die Geiſter dieſer Inſel meiner Macht unterwarfen. Auch fand ich durch die Liſt eben dieſes Mannes, meines Bruders Sohn, einen Knaben von fünf Jahren im Nachen, mit einer Nachricht in ſeinem Buſen, daß entweder mein verrätheriſcher Bruder durch ſeinen Verluſt geſtraft, oder der Knabe mir vielleicht einmal als Geiſſel dienen könnte, mein Herzogthum wieder zu erlangen.

Mirande. Wo, mein gütiger Vater! wo iſt dann der Knabe? Nun iſt's mir wie ein Traum, daß ich ihn geſehen habe.

Prosper. Das iſt der Mann dort in jener Höle, vor dem ich Euch ſo ſehr warnte, und den Ihr glücklicherweiſe nicht geſehen habt. Vermöge meiner Kunſt berechnete ich, daß es ſein und Euer Unglück ſeyn würde, wenn Ihr einander vor dem heutige Tage ſähet. Heut werdet Ihr ihn ſehen. Mein gutes Glück hat nun meine Feinde in meine Gewalt geführt. Gonſalo, durch einen Traum von meinen Geiſtern belehrt, rieth meinem Bruder, in Begleitung des Königs von Neapel und deſſen Bruders, ſeinen Sohn in dieſem Meere zu ſuchen. Die Winde von meinen Geiſtern regiert, trieben ſie hieher. Merk' auf, Mirande! den Mann in der Höle mußt Du unter einer Stunde noch nicht zu ſehen verlangen, ſo lieb Dir Leben und Glück iſt. — Der Neugierde Deiner Schweſter magſt Du freien Lauf laſſen. — Du kannſt ſie ſogar reizen, ihn zu ſuchen. — Du wirſt in einer halben Stunde einen feinen Mann ſehen, den Dir das Schickſal beſtimmt. Jetzt eile nach meiner Höle. — Da wird er Dir entgegen kommen. — Kein Wort weiter. — (Mirande ab.)

Vierter Auftritt.

Proſper. Hyppolit.

Proſper (für ſich).

Um alle Verwirrung zu verhüten, muß auch Hyppolit meine jüngſte nicht eher ſehen, als bis die älteſte den Sohn des Königs geſehen hat. Wer kann vorſichtig genug ſeyn, wo das ganze Spiel des Glücks auf einer Stunde beruhet! Ich muß ihm meine Warnung ſo einſchärfen, daß ſeine Neugier zurückgehalten, und zugleich gereizt wird. — Hyppolit! —

Hyppolit (tritt aus der Höle). Mein Herr!

Proſper. Komm näher, mein Sohn! bei dieſem Namen will ich Dich von nun an nennen, und wenn's möglich iſt, Zärtlichkeit und Liebe für Dich verdoppeln.

Hyppolit. Wenn Du mich ſo liebteſt, wie Du ſagſt, ſo würdeſt Du mich nicht ewig in dieſe Höle einſperren.

Proſper. Das thu' ich aus Liebe zu Dir. Hab' ich Dir nicht oft geſagt, daß der böſe Einfluß eines unglücklichen Geſtirns Deinem Leben drohet, wenn Du das Geſchöpf, Mädchen genannt, einen Augenblick eher ſiehſt, als es das Buch des Schickſals beſtimmt.

Hyppolit. Darüber hab' ich oft nachgedacht, aber mir ſelbſt niemals eine befriedigende Urſach davon angeben können. Sage mir doch, wie ſieht dann dies Geſchöpf aus?

Prosper. Denke Dir ein Mittelding zwiſchen einem Jüngling und einem Engel, das ſchädlichſchön iſt, und tödtende Augen hat. Ihre Stimme entzückt mehr als der Geſang der Nachtigallen. Sie ſind lauter Zauber. Wer ſie einmal ſieht, wird auf ewig ihr Sclav.

Hyppolit. So will ich die Augen zudrücken, und mit ihnen fechten.

Prosper. Das iſt vergebens. Denn wenn auch Deine Augen verſchloſſen wären, ſo würden ſie noch durch die Augenlieder hindurchſcheinen, und Deine Seele durchboren. Abweſend würden ſie Dir gegenwärtig ſeyn, Dich mitten im Schlaf verfolgen.

Hyppolit. So räch ich es an ihnen, wenn ich wache.

Prosper. Es iſt unmöglich, Dich zu rächen. Sie ſind ſo ſchön, daß Du es niemals verſuchen oder wünſchen kannſt, ſie zu beleidigen.

Hyppolit. Sind ſie ſo ſchön?

Prosper.

Die Roſe, die die Knoſpe bricht,
Im kalten Winter, Stral der Sonne,
Im heiſſen Sommer, Kühlungswonne,
Iſt nicht ſo ſchön als ihr Geſicht.

Hyppolit.

Sind ſie ſo ſchön als des Pfaus Gefieder?

Prosper.

Schöner, ſchöner tauſendmal!

Hyppolit.

Angenehmer als der Schlaf
Für des Müden Augenlieder?

Prosper.

Angenehmer tauſendmal.

Hyppolit.

Schöner als der Ring, von der Natur
Um der Tauben Hals gezogen,
Schöner als der Regenbogen?

Prosper.

Schöner, ſag' ich tauſendmal,
Aber Jüngling, Dir zur Qual.

Hyppolit. Doch hab' ich Tauben, Schwan, Pfau und Regenbogen geſehen, und ohne Gefahr bewundert.

Prosper. Mein Sohn! mit dem Mädchen iſt nichts zu vergleichen. Flieh' es wenigſtens bis die Zeit vorbei iſt, die mir meine Kunſt als die gefahrvollſte für Dich weiſſagt. Wirſt Du mir folgen?

Hyppolit (kalt). Ich werde.

Prosper. So geh' in Deine Höle. (Hyppolit geht verdrüßlich ab.) Ich hab' ihm ſeine Feindinn ſo beſchrieben, daß das Nachdenken mit ſeiner Neugier wohl eine halbe Stunde kämpfen wird. (Man hört eine angenehme Symphonie.) Muſik! — Das iſt mein Sylphe, der mir meinen Mann herbeiführt. — Ich eile.

Fünfter Auftritt.

(Der mittlere Vorhang öfnet ſich, und zeigt eine andre Gegend der Inſel. Man hört die Muſik noch immer. Ariel iſt unſichtbar.)

Ferdinand.

Wo muß dieſe Muſik ſeyn? — In der Luft oder auf der Erde — Sie hört auf! — Ganz gewiß tönt ſie einer Gottheit dieſer Inſel zu Ehren. Indem ich auf einer Sandbank ſaß, und den Schifbruch des Königs meines Vaters beweinte, ſchlich dieſe Muſik über die Wellen mir vorbei, und beſänftigte ihre Wuth und meine Leidenſchaft. Ich folgt ihr bis an dieſen Ort, oder ſie zog mich vielmehr hieher. — Jetzt beginnt ſie von neuem. (Man hört die Muſik wieder, als wie in der Ferne.)

Sechſter Auftritt.

Ferdinand. Mirande.

Mirande.

Was iſt das? — Ein Geiſt? — Wie es umher ſchaut! Es hat eine feine Geſtalt! — Sollte das der Mann ſeyn, den ich ſehen ſoll? — Ich möchts ein göttliches Weſen nennen, ſo edel ſiehts aus!

Ferdinand (wird Miranden gewahr). Ha! gewiß die Göttinn, deren Gegenwart jene Harmonien ankündigten. — Erlaube mir zu fragen, ob Du auf dieſer Inſel wohnſt, und würdige mich einer Belehrung, wie ich mich hier zu verhalten habe. — Biſt Du Göttin oder Menſch?

Mirande. Keine Göttin, oder ganz gewiß ein Mädchen.

Ferdinand. Meine Sprache! — Himmel! — O wär ich da, wo ſie geredet wird, Du ſollteſt alle meine Glückſeeligkeit mit mir theilen.

Mirande. Seine Sprache iſt wie Muſik — und ſein Geſicht wie eines Engels! — Wie iſt mir ſo wohl, wenn ich ihn reden höre! Ich muß ihm antworten, daß er mehr redet. — Was ſollt ich mit Dir theilen?

Ferdinand. O, wenn Du ein ſterbliches Mädchen biſt, und Deine Neigung noch frei iſt, ſo wollt' ich Dich zur Königin von Neapel machen.

Mirande. Könnteſt Du das?

Ferdinand. Ich könnts, weil ich ſelbſt König von Neapel bin, da ich mit dieſen meinen Augen, die ſeitdem nicht trocken worden ſind, den König meinen Vater im Schifbruch habe umkommen ſehen.

Mirande. Ach! ums Himmelswillen!

Ferdinand. Ja, er kam um, und nur Dein Anblick iſt der erſte Balſam für dieſe Wunde. — Wo Du biſt, wird Finſterniß zum Licht, und Schmerz zu ſüſſer Entzückung.

Mirande. Noch hab' ich mehr Männer nicht geſehen, als Dich und meinen Vater. Aber ich wünſche mir keine andre Geſellſchaft als die Deinige, und kann mir keine Geſtalt einbilden, die mehr gefallen könnte, als Deine.

Ferdinand. Ich bin ein Prinz, und denk — ein König. Aber höre — meine Seele reden. In dem erſten Augenblick, da ich Dich ſah, flog mein Herz in Deinen Dienſt.

Mirande. Du liebſt mich alſo?

Ferdinand. Ueber alles, was in der Welt iſt, über alle Gränzen ſchätze, liebe, verehr ich Dich.

Ferdinand.

O Theure! Du biſt ewig Mein,
Schwör ich beym Himmel und der Erden!

Mirande.

Bei meiner Unſchuld ſchwör ich: Dein,
Und keines Andern will ich werden,

Fre-

Ferdinand.

Wieſeſt Du mich weg von Dir,
Wollt' ich auch meinen Thron nicht erben.

Mirande.

Weigerteſt die Hand Du mir,
Wollt' ich als Deine Sclavin ſterben.

Ferdinand.

Hier meine Hand, o Königinn!

Mirande.

Hier meine — und mein Herz darin.

Beide.

Ewig — ewig bin ich Dein.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Prosper.

Prosper.

Es gehe wie mein Herz wünſcht. Ueber nichts in der Welt könnt' ich ſo groſſe Freude haben.

Mirande. Ach — mein Vater!

Ferdinand. Dein Vater! — Verzeihe, daß ich über der Angelegenheit meines Herzens alles Andre vergeſſen habe. Wer iſt Dein Vater?

Mirande. Herr dieſer Inſel und —

Ferdinand (zu Prosperu, der näher kommt). Mein Herr!

Prosper. Still Jüngling! Du darfſt mich über nichts belehren. Vermöge meiner geheimen Wiſſenſchaften weiß ich alles. — Meine Tochter Mirande iſt Dein. — Hier geb' ich ſie nochmals in Deine Hand. Ich weiß wer Du biſt, ohne Deine Belehrung. Dort in der Höle wird Dir meine Tochter mehr ſagen. Noch einmal, ſie iſt Deine. Aber unter einer Bedingung.

Ferdinand. Unter tauſend Bedingungen, und wenn ich eine davon unerfüllt laſſe; ſo ſchmiede mich mit Ketten an den ödeſten Felſen dieſer Inſel.

Proſper. Wenn Du ihre jungfräuliche Sittſamkeit eher erröthen machſt, als bis die Feierlichkeiten der Hochzeit in Neapel vollzogen ſind, ſo ſey Eure Ehe unfruchtbar, und Widerwill' und Zwietracht beſtreu Euren Lebensweg mit wilden Unkraut. Nimm Dich in Acht, ſo lieb Dir der Glanz von Hymens Fackel iſt.

Ferdinand. Nicht die finſterſte Höle, nicht die ſtärkſten Eingebungen eines böſen Geiſtes ſollen meine tugendhafte Liebe in unordentliche Luſt zerſchmelzen.

Proſper. Wohl geſprochen! Mirande, führ ihn in meine Höle. — (Mirande geht mit Ferdinand ab.) Ich höre Fußtritte hinter den Gebüſchen. Mein Ariel führt die Miſſethäter zu ihrer Strafe, und wie ich hoffe, zu ihrer Beſſerung herbei. Noch müſſen ſie mich nicht ſehen. (Geht ab.)

Achter Auftritt.

Alonſo. Gonſalo.

Gonſalo.

Ich kann nicht weiter, gnädigſter Herr! Meine alten Beine ſchmerzen mich. — Wir ſind hier in einem Labyrinth. Auf meine Ehre, alles geht durch Irrwege. — Mit Erlaubniß, ich muß mich ſetzen. (Sezt ſich auf einer Raſenbank und ſchlummert bald ein.)

Alonſo. Alter Mann! ich kann Dir's nicht verdenken. Ich bin ſelbſt bis zur Ohnmacht abgemattet. Setze Dich, und ruh aus. Die Hofnung, meinen Sohn wieder zu finden, müſſen wir doch aufgeben. — Ich werde mich zu Dir ſetzen. (Er ſieht ihn an.) Der gute Alte iſt aus Ermüdung eingeſchlafen. Mir iſt auch, als wenn mich der Schlaf anwandelte. (Er ſetzt ſich, und ſchläft ein.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Antonio. Sebaſtiano.

Sebaſtiano.

Iſt doch mein Bruder mit ſeinem Alten wie verſchwunden — Sieh! da liegen ſie und ſind eingeſchlafen.

Antonio (geht näher). Warlich! ſie ſchlafen wie Todte. (Er wirft einen Blick auf Sebaſtiano.) Sage mir einmal, ſiehſt Du hier nichts.

Sebaſtiano. Nichts als dieſe beiden Schlafenden, und Dich — Siehſt Du mehr?

Antonio. Ich ſehe mehr — Eine Krone über Deinem Haupte.

Sebaſtiano. Wachſt Du?

Antonio. Hörſt Du mich nicht reden?

Sebaſtiano. Ich höre Dich reden, aber es ſind Reden eines Schlafenden.

Antonio. Sebaſtiano! Du läſſeſt Dein Glück ſchlafen: oder Du wachſt mit geſchloßnen Augen.

Sebaſtiano. Ich bitte Dich, rede deutlicher. Dein Blick verkündigt, daß Du mit einem groſſen Vorhaben ſchwanger gehſt.

Antonio. Sage mir, glaubſt Du, daß Deines Bruders Sohn umgekommen iſt?

Sebaſtiano. Ich glaub es.

Antonio. So ſage mir weiter: wer iſt der nächſte Erbe von Neapel?

Sebaſtiano. Seine Tochter in Spanien.

Antonio. Laß ſie in Spanien bleiben. Es giebt hier Leute, die eben ſo gut regieren können, als ſie, und die hier ſchlafen. — O daß Du meinen Sinn hätteſt! Welch ein vortheilhafter Schlaf wäre das? Verſtehſt Du mich? —

Sebaſtiano. Mich dünkt, ich verſteh Dich.

Antonio. Und wie gefällt Dir Dein gutes Glück?

Sebaſtiano. Ich erinnere mich, daß Du Deinen Bruder Prosper aus dem Sattel gehoben haſt.

Antonio. Das that ich, und ſieh! wiewohl mir jetzt meine Kleider ſtehen.

Sebaſtiano. Aber Dein Gewiſſen —

Antonio. Ha, guter Prinz, hätten ſich zehn Gewiſſen zwiſchen mich und Mailand geſtellt, ſie hätten frieren und wieder aufthauen können, ohne mich zu beunruhigen. — Hier liegt Dein Bruder. Mit drei Zoll von dieſem Stahl kann ich ihn ewig ſchlafen machen. Und Du — könnteſt dieſen Moraliſten da zu ſeiner Ruhe befördern.

Sebaſtiano. Dein Beiſpiel ſoll mein Muſter ſeyn. Ich will Neapel gewinnen, wie Du Mailand. Zieh den Degen.

Antonio. Zieh Du auch. Ich auf den König — Du auf Gonſalo — zugleich —

Sebaſtiano. Zuvor noch ein Wort. (Er zieht ihn bei Seite, und ſie treten hinter ein Gebüſch. Man hört Muſik.)

Ariel (kommt ſchnell und ſingt Gonſalo ins Ohr).

Ihr liegt und ſchlafet ſorgenfrei,
Und wachende Verrätherei
Nimmt ihre Zeit in Acht.
Auf! auf! ſeht den gezückten Tod,
Der Euerm ſichern Nacken droht!
Erwacht! erwacht! erwacht!

Antonio. (Der mit Sebaſtiano zurückkommt, beide mit gezückten Degen.) Nun ſey ſchnell! —

Gonſalo (erwacht). Ha! Ihr guten Engel! beſchützt den König!

Alonſo (erwacht). Was iſt das? — Warum ſteht Ihr mit entblößten Degen? — Warum ſolche Blicke? —

Antonio. Wir fanden Euch ſchlafend und wollten für Eure Ruhe wachen. Da hörten wir eben jetzt ein ſchreckliches Getöſe.

Sebaſtiano. Es war ein fürchterliches Gebrüll. Erwachtet Ihr nicht davon? — Wir zogen unſre Degen, Euch zu ſchützen.

Gonſalo. Ein Getöſe hab' ich gehört, davon ich erwachte. Das Beſte wird ſeyn, dieſen Ort zu verlaſſen.

Alonſo. Wir wollen weiter gehn, meinen Sohn zu ſuchen. — Horcht! ein neues Getöſe!

(Man hört eine feierliche Muſik. Eine Tafel mit Speiſen und Getränk erſcheint unerwartet.)

Was iſt das für eine Harmonie?

Gonſalo (der ſich wieder ſetzt). Wunderbar angenehme Muſik!

Antonio. Eine Tafel mit Speiſen! Himmel! was iſt das?

Sebaſtiano. Auf meine Ehre! das kommt uns erwünſcht, denn wir ſpüren gewiß Alle, daß wir einen Magen haben. — Bruder! gefällt es Dir zuzulangen? Du biſt ſehr abgemattet.

Alonſo. Was ſagſt Du dazu? Gonſalo!

Gonſalo. Nichts, als daß ich zu müde bin, mich bis zu der Tafel zu bewegen. Jeder thue was ihm gut dünkt.

Antonio. Ich will mit zuſehen und eſſen, und wenn es auch mein letztes wäre.

(Ein Donnerſchlag und Blitz. Ariel ſteht in fürchterlicher Geſtalt an der Tafel.)

Ariel. Ihr ſeyd drei Männer der Sünde — ſeht dieſe Erquickungen mit Augen ſehen, aber nicht genießen. (Er ſchlägt auf die Tafel und ſie verſchwindet.) Die himmliſchen Mächte, die alles Böſe rächen, haben Euch an dieſe wüſte Inſel von der See ausſpeien laſſen, indem Ihr nicht werth ſeyd, unter Menſchen zu leben. Ihr drei waret es, die den rechtſchaffnen Proſper aus Mailand vertrieben, und der See Preis gegeben, ihn und ſeine unſchuldigen Kinder. Darum hat das Schickſal, das Meer und das feſte Land ſich wider Euch empört, Euch Eurer Söhne beraubt, und höret das Urtheil, was die Diener des Schickſals über Euch ausſprechen.

Chor in der Luft (von unſichtbaren Geiſtern).

Euch ſchallen nicht mehr Harmonien,
Euch wird die Ruh auf ewig fliehen:
Auf Schädeln ſteigt Ihr auf zum Thron.
Nur Seufzer werden um Euch ſchallen,
Von allen Hügeln Klagen hallen,
Und Rach' und Fluch der Frevler Lohn.

Euch folget langſam das Verderben.
Ihr ſucht den Tod und könnt nicht ſterben,
Und ewig nagt an Euch der Schmerz.
Nichts kann Euch Schutz und Linderung geben,
Als in der Zukunft reines Leben,
Und jetzt ein reuevolles Herz.

(Ein Donnerſchlag und Blitz. Ariel verſchwindet.)

Zehnter Auftritt.

Antonio. Sebaſtiano. Alonſo. Gonſalo.

Alonſo.

O entſetzlich! entſetzlich! Mir war ſchon als ob die Wellen mir mein Verbrechen vorwürfen; die Winde heulten mirs entgegen, und der Donner ſprach den Namen Prosper aus. Um meines Verbrechens willen liegt mein Sohn im Meer — ich will bei ihm liegen. — (Geht ab.)

Sebaſtiano (zitternd). Mich deucht, Du zitterſt, Antonio! thauet Dein Gewiſſen auf? (Geht ab.)

Antonio (zitternd). Es wird wohl wieder gefrieren. (Geht ab.)

Gonſalo. Alle drei ſind in Verzweiflung. Ihre ſchwere Verſchuldung fängt ſie an zu nagen, wie ich's weiſſagte, als ich in ihren Rath nicht willigte. Ich will ihnen nachſchleichen, um ſie, wo möglich, an dem zu hindern, wozu ſie Verzweiflung treiben könnte.

Eilfter Auftritt.

Prosper. Ariel.

Prosper (allein).

Bald iſt mein Entwurf ausgeführt, und wenn er vollendet ſeyn wird, will ich dieſen Mantel wegwerfen, dieſen

ſen Stab zerbrechen, und mein Zauberbuch ins Meer werfen. Nicht weiter will ich dieſe Kunſt brauchen, als meinen Kindern die Glückſeeligkeit wieder zu geben; die ſie durch mich verloren hatten. — (Ariel kommt.) Ariel! was macht der König mit ſeinen Gefährten?

Ariel. Sie ſind alle zuſammengebannt in einem kleinen Haine, wie Du befohlen haſt, und können nicht von der Stelle. Der König, ſein Bruder und der Deinige ſind in einer Art von Betäubung. Der gute alte Gonſalo trauert ihrentwegen. Thränen laufen über ſeine alten Wangen. Wenn Du ſie jetzt ſehen ſollteſt, Dein Herz würde zum Mitleiden erweicht werden.

Prosper. Denkſt Du das, Geiſt?

Ariel. Das Meinige würd' es gewiß, wenn ich ein Menſch wäre.

Prosper. Und das Meinige auch. Haſt Du ein Gefühl von ihren Leiden, und ich, einer von ihrer Gattung ſollte nicht zärtlicher gerührt werden, als Du? Ob ſie mich gleich bis in die Seele verwundet haben, ſo will ich doch über meinen Unwillen ſiegen. Es iſt mehr Würde in grosmüthiger Vergebung als in Rache. Da ſie Reue bezeugen, ſo reicht meine Abſicht nicht um einen zornigen Blick weiter. — Geh, Ariel! — erledige ſie; ich will meine Bezauberung aufheben, und ihre Sinne wiederherſtellen: ich werde Dir winken, wenn Du ſie herbeiführen ſollſt.

Ariel. Ich werde Deinem Winke folgen. (Geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Prosper.

Noch iſt das ehliche Schickſal meiner jüngſten Tochter nicht entſchieden. Die ältere, hoff' ich, wird alles ſo veranſtaltet haben, daß es ſich nun der Entſcheidung nähert. — Alles geht gut! — Dort ſchleicht ſie neugierig um die Höle meines Hyppolit: — ich will von fern der Auflöſung zuſehen.

Dreizehnter Auftritt.

Dorinde. Hyppolit.

Dorinde.

Ich muß den Mann ſehen, und wenn ich auch ſterben ſollte.

Hyppolit (kommt aus ſeiner Höle in Gedanken). Wenn nichts überflüßiges in der Natur iſt, ſo muß auch wohl das Mädchen nicht umſonſt geſchaffen ſeyn.

Dorinde. Mich dünkt, er redet!

Hyppolit (kommt weiter hervor). Die Schlangen, mit denen ich kämpfe, ſind da, das Gift aus der Erde an ſich zu ſäugen, und — (Hier wird er ſie gewahr, und betrachtet ſie bewundernd.)

Dorinde. Er geht wie ich — Ich fürchte mich nicht mehr vor ihm. (Sie geht näher.) Wie angenehm er ausſieht.

Hyppolit. Himmel! — Das iſt ein ſchöner Gegenſtand! — Dergleichen hab' ich nie geſehn! Welch Vergnügen ergießt ſich bei dieſem Anblick über mich! Das iſt tauſendmal ſchöner als Regenbogen, Pfau und Schwan. — Ha! das iſt das Geſchöpf, vor dem mich Prosper gewarnet hat! Gewis das iſt's! — Aber Gefahr ſeh ich nicht — ich fühl auch keine Qual — Mir iſt ſo wohl ſeit ich ſie ſehe — ſo wohl, daß ich es nicht ausſprechen kann. — Rede doch! — Wer biſt Du?

Dorinde. Mein Vater — nennt mich — Mädchen.

Hyppolit. Das dacht' ich — So ſchön iſt's, wie Proſper ſagt, aber warlich nicht ſo gefährlich.

Dorinde (kommt wieder näher). O, thue mir nichts zu Leide.

Hyppolit. Denkſt Du, daß ich ein Wolf bin. Lieber wollt' ich mir die Zähne ausbrechen, oder die Augen ausreiſſen, als Dir etwas zu Leide thun. Deine Gegenwart iſt mir unausſprechlich angenehm, ob Du gleich für mich ein feindſeeliges Geſchöpf ſeyn ſollſt.

Dorinde. Ich, feindſeelig gegen Dich? Meine Augen haben noch nichts liebers geſehn. Lieber wollt' ich ſterben, als Dich verlieren.

Hyppolit. Wie ſanft iſt der Ton ihrer Stimme! — Laß doch den ſchönen Mund noch einmal reden.

Dorinde. Heiſſeſt Du Mann?

Hyppolit. So ſagt Proſper.

Dorinde. Ach, ſo bin ich verloren!

Hyppolit. Verloren! Warum? — Wenn Du Dich vor mir fürchteſt, ſo wollt' ich gern eine andre Geſtalt annehmen.

Dorinde. Nein, das wünſch' ich auch nicht.

Hyppolit. Es ſcheint, Du haſt Dich vor mir gefürchtet, wie ich mich vor Dir.

Dorinde. Mein Vater hat mir geſagt, ich müßte ſterben, wenn ich Dich ſähe. Sollt' ich wohl ſterben müſſen? —

Hyppolit. Nimmermehr — Ich habe noch nicht geſehen, daß zwei Thiere von einerlei Art ſich etwas Böſes gethan haben. — Deine Hand iſt wie meine — Mag ich ſie anfaſſen? —

Dorinde. Nein. —

Hyppolit. Einen Augenblick!

Dorinde. Wie Du brennſt!

Hyppolit. Und doch iſt mir ſowohl!

Dorinde. Und ich fühle etwas, was mich ſeufzen macht. Oft hab' ich meinen Vater und meine Schweſter bei der Hand gefaßt, und fühlte keinen Schmerz dabei. — Aber jetzt, da ich Deine Hand anrühre, fühl ich etwas, was mich ſeufzen macht.

Jüngſt ſah ich unter Roſen
Zwei Turteltauben koſen,
Sie jammerten,
Sie murreten,
Doch ſchien mir ein ſüſſes Vergnügen
In dieſem Schmerze zu liegen,
Denn immer kam jede zurück
Und murrete wieder,
Und girrete wieder
Als wäre dies Seufzen ihr Glück.
So ſüſſes Weh fühlt dieſes Herz.

Hyppolit. Gerade ſo iſt mir zu Muthe. O wie ſehr hat Prosper wider die Wahrheit geredet. Du wärſt, ſagt' er, ſchön für mich zur Qual, und Du biſt ſchön für mich zum Vergnügen. Wir ſterben nicht, nun wir einander geſehen haben; aber ich würde ſterben, wenn wir uns von einander trennen müßten.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Prosper.

Prosper.

Du ſollſt nicht ſterben, mein Sohn! Meine Tochter iſt auf immer Dein. Von dieſem Augenblicke an haſt

Du Deine Freiheit. Keine enge Höle wird Dich mehr einſchlieſſen. Die ganze weite Welt ſteht Dir offen —

Hyppolit. Mein Vater! — nun erſt giebſt Du mir das Leben — Freiheit und ein Mädchen! — O, daß alle Freuden der ganzen weiten Welt Dich lohnten! —

Dorinde. Der Mann iſt mein, mein Vater!

Prosper. Der Mann iſt Dein. — (Er winkt, nachdem er ſeitwerts gegangen, und ruft:) Mirande!

Mirande (kommt eilig). Mein Vater!

Prosper. Nimm Deine Schweſter zu Dir in meine Höle mit ihrem neuen Freunde.

Mirande. Ach, mein Vater! wer — wer iſt das? Noch ein Mann uns ſo nah! —

Prosper. Das iſt der Mann aus jener Höle, den das Schickſal Deiner Schweſter beſtimmt hatte, und den Du darum nicht ſehen ſollteſt.

Hyppolit (der Miranden neugierig angeſehen). O, Vater! giebt es noch mehr Mädchen? —

Noch mehr der Mädchen? Freude! Freude!
Und Alle — Alle Mein!
O, das wird eine Augenweide,
Wird Herzenswonne ſeyn!
Mit ſüſſen Trieben,
Sie Alle lieben,
Wird das nicht Herzenswonne ſeyn.

(Während dieſer Arie erſcheint Ariel, und Prosper winkt ihm.)

Dorinde. Mein Vater! Alle lieben! darf er das? Mir iſt weh ums Herz!

Prosper. Das wird er weder können noch wollen, wenn ihn Dein Herz feſſeln wird. Sey ruhig, und geh' indeſſen mit ihm und Deiner Schweſter in meine Höle; bald werd' ich Euch zurückrufen. (Sie gehn ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Prosper. Ariel bringt Alonſo, Gonſalo, Sebaſtiano und Antonio.

Prosper.

Mein guter Ariel bringt die Verbrecher, auf denen noch Schwermuth und Betäubung liegt. — (Er macht einen Kreis um ſie.) Hier! — bleibt unbeweglich ſtehen! — Du Gonſalo, biſt ein rechtſchaffner Mann, ein treuer Diener Deines Herrn, und mein Erhalter. Wenn wir wieder zu Hauſe ſind, will ich Deine Wohlthat vergelten. — Alonſo, Du biſt höchſt grauſam mit mir und meinen Kindern umgegangen! — Antonio, Du haſt Deiner Herrſchaft Natur und Gewiſſen aufgeopfert — Die, Sebaſtiano, mag Dein Herz über Deine verſuchte That das Urtheil ſprechen. — Ihr ſtaunt, daß ich jeden von Euch und ſein Verbrechen mit Namen nenne, und mich kennet Ihr nicht. — Ihr ſollt mich dieſen Augenblick kennen. —

(Er macht eine Bewegung mit dem Zauberſtabe, ſein Zaubermantel verſchwindet, und er ſteht in der Kleidung des Herzogs von Mailand da. Alle drücken das äuſſerſte Erſtaunen aus.)

Sieh hier, König von Neapel, den ungerechter Weiſe gekränkten Herzog von Mailand, Prosper. Du haſt die Bosheit gegen mich vollenden helfen, aber ich vergebe Dir — Erſtaunt ſtehſt Du, und weiſſeſt nicht, ob ich's bin, oder mein Geiſt. — Dich zu überzeugen, daß ein lebendiger Fürſt mit Dir ſpricht, umarm ich Dich.

Alonſo. Ob Du Proſper biſt, oder ein Phantom, das meine Augen täuſcht, weiß ich nicht. — Aber wenn Du lebſt, ſo geb' ich Dir Dein Herzogthum zurück, und bitte Dich um Verzeihung.

Proſper (zu Gonſalo). Du, mein alter redlicher Freund, laß Dich umarmen. Deine Redlichkeit iſt ſo unſchätzbar als ohne Gränzen.

Gonſalo. Ob das Alles wirklich iſt, oder nicht, wollt ich nicht beſchweren.

Proſper. Ihr ſeyd noch ſo ſehr von allen Seltſamkeiten betroffen, daß Ihr nicht glauben könnet, was gewiß iſt. — Seyd mir willkommen! Aber Du Antonio, und Sebaſtiano Du! — Ihr zittert an allen Gliedern! Zittre Antonio — Bruder kann ich Dich nicht nennen — zittre über Deine ſchwarze That — nicht vor mir: — ich verzeihe Dir Deine ungeheuren Vergehungen, aber ich fodre mein Herzogthum von Dir zurück.

Antonio. Die Welt — hätteſt Du ſie zu fodern, wollt' ich Dir zurückgeben. Verzeihe mir, und laß mich mein Leben in der Einſamkeit beſchlieſſen.

Proſper. Und Du, Prinz —

Sebaſtiano. Du wendeſt Deine Macht ſo wohlthätig an, daß ich Hoffnung ſchöpfe. Du wirſt auch mir verzeihen.

Proſper. Es ſey alles in der Vergeſſenheit begraben, wenn Dein künftiges Leben tadelloſer iſt.

Alonſo. Die Bangigkeit meines Gemüths nimmt ab, und Freude würde ganz wiederkehren, wenn mich dieſer Schifbruch nicht meinen Sohn, meinen theuren Ferdinand, gekoſtet hätte.

Prosper (ſagt ſchnell dem Ariel etwas ins Ohr, welcher eilig abgeht. Ich bedaure Dich, Alonſo! — Aber weil Du mir mein Herzogthum wiedergegeben haſt, ſo will ich Dir etwas eben ſo gutes dagegen geben — oder wenigſtens ein Wunder vor Deine Augen bringen, das Dich ſo ſehr erfreuen wird, als mich mein Herzogthum.

Sechzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Ariel bringt **Ferdinand. Mirande. Hyppolit. Dorinde.**

Alonſo (als er Ferdinand in der Ferne erblickt).

Iſt das eine Erſcheinung dieſer Inſel, ſo werd' ich meinen Sohn zweimal verlieren.

Ferdinand (ſtürzt hervor, und ſinkt zu ſeinen Füßen. Mein Vater! — mein theurer Vater! — O Wunder! wir leben und ſehen einander!

Alonſo. Aller Seegen eines erfreuten Vaters ergieſſe ſich über Dich! Steh' auf, mein Sohn! Aber wer —

Mirande. O Wunder! Wunder! wie viel feine Geſchöpfe ſind hier beiſammen! Wie ſchön iſt das menſchliche Geſchlecht! O herrliche neue Welt, die ſolche Einwohner hat!

Alonſo. Wer iſt das Mädchen bei Dir?

Ferdinand. Die Tochter dieſes berühmten Herzogs von Mailand, von dem ich ein zweites Leben empfangen habe, und die ihn zu meinem zweiten Vater macht.

Prosper. Hyppolit! — tritt näher! — Hier iſt Dein wahrer Vater! — Umarm' ihn! Antonio, hier iſt Dein Sohn. Er war verloren, und Du haſt ihn wieder funden. — Ich gebe Dir Deinen Sohn, und Deinem Sohne mein Herzogthum, wenn Du ſeine Ehe mit meiner zweiten Tochter ſegneſt.

Antonio. O Prosper! — Bruder Dich zu nennen, bin ich nicht würdig — dieſe Güte iſt ein gröſſeres Wunder, als Alle andern, die wir hier geſehen. Du tödteſt mich durch Großmuth — Laß mich zu mir ſelber kommen. Erſtaunen und Verwirrung benimmt mir die Sprache.

Dorinde. Hyppolit! es giebt auch noch mehr Männer. —

Antonio (umarmt Hyppolit). Mein Sohn!

Hyppolit. Du biſt mein Vater! von dem mir Prosper nur wenig dunkle Worte geſagt hat! — O, wie werd' ich Dich lieben, wenn Du mich nicht von dieſem Mädchen trennſt.

Antonio.

O Land voll Wunder!

Sebaſtiano.

voller Schrecken!
Wo Zauber und Verwirrung wohnt!

Alonſo.

O Mann voll Tugend, ohne Flecken.

Alonſo und Gonſalo.

Den edler Thaten Freude lohnt!

Antonio.

Zufriedenheit

Alonſo.

und Ruh

Gonſalo.

und Seelenfreuden

Alle Vier.

Umlagern Dich in allen Leiden!

Alonſo.

Der Himmel wird den beſten Segen
Auf unſrer Kinder Häupter legen!

Gonſalo.

Die Tugend, führe ſie Deine Bahn
Durch Felſengänge, himmelan!

(Alonſo und Antonio legen ihrer Kinder Hände in die Hände der beiden Mädchen)

Alonſo.

Seyd auf ewig nun vereinet!

Antonio.

Gram dem, über den Ihr weinet!

Alle Vier.

Freude dem, der Euch erfreuet!

Ariel (zu Prosper). War alles ſowohl gethan, mein Gebieter?

Prosper. Recht wohl, mein fleißiger Ariel! Wenn Du uns nun auf Morgen ruhige See, günſtigen Wind und ſchnelle Seegel beſorgt haſt, ſo biſt Du frei.

Ariel. Alles, alles ſoll zu Deinem Vergnügen beſorgt ſeyn.

Wo die Biene ſaugt, ſaug' ich,
Im Schoos der Roſe lagr' ich mich
Da ſchlaf ich, wenn die Eule ſchreit.
Ich flieg in ſteter Munterkeit
Fern von des Winters Ungemach
Dem angenehmen Sommer nach.

Wie fröhlich wird künftig mein Aufenthalt ſeyn,
Unter den Blüthen im duftenden Hain!

Prosper. Aber ein ſo guter Geiſt, wie mein Ariel, der keine abſcheulichen Befehle ausführen wollte, wird ſein Daſeyn nicht unter lauter Blüthen in duftenden Hainen zubringen. — Haſt Du nicht Freude empfunden, meine wohlthätige Befehle zu vollziehen?

Ariel. Ja, mein gütigſter Gebieter!

Prosper. So verſchaffe Dir dieſe Freuden durch Dein ganzes Daſeyn, und Du wirſt deſto ſüſſer unter den Blüthen und im Roſenhain ſchlummern, wenn Seeligkeit guter That Dich dahin begleitet. Sey künftig der Schutzgeiſt guter Menſchen!

Chor.

Vom König und des Königsthron,
Bis zu der Hütt' am Quell
Sey jedem guten Menſchenſohn
Ein Schutzgott, Ariel!

Ein andres Chor.

Vom Schönen in dem höchſten Putz
Bis zu der Hütt' am Quell
Sey jeder guten Nymphe Schutz
Wachſamer Ariel!

Beide.

Daß nie der Welt zu ihrem Glück
Die guten Menſchen fehlen.

III.

Auszüge.

Unterſuchung der Frage: ob den Juden durch ihr Religionsgeſetz der Kriegsdienſt unterſagt werde *).

— — — Der erheblichſte Grund, aus dem man die Unfähigkeit der Juden zu völlig gleichen Rechten mit den übrigen Bürgern des Staats folgern könnte, iſt wohl dieſer, daß man glaubt, „die Juden würden „durch ihre Religion abgehalten, Kriegsdienſte zu thun, „weil dieſe ihnen am Sabbath zu fechten und weite „Märſche unterſage, auch die Juden bey der Armee „nicht ihre gottesdienſtliche Zeiten und Gebräuche gehörig abwarten könnten. Jeder Bürger, ſetzt man hinzu, muß im Nothfall zur Vertheidigung des Staats „ſich gebrauchen laſſen; eine zahlreiche Nation kann „keine Befreiung von dieſer wichtigen, für die ganze „Erhaltung des Staats ſo nothwendigen Pflicht verlangen, und eine Religion, welche die Erfüllung derſelben ihren Verehrern unterſagt, iſt mit dem Wohl „der Geſellſchaft unverträglich. Wenigſtens werden die „Verehrer derſelben mit höheren Abgaben, den Schutz, „den ſie erhalten, aber nicht wieder leiſten, bezahlen, „und

---

*) Aus Dohms Schrift: Ueber die bürgerliche Verbeſſerung der Juden.

„und nicht aller Vorrechte der Geſellſchaft genieſſen müſſen, der ſie ihre Vertheidigung im Falle der Noth verſagen; beſonders wird man ihnen nicht den Beſitz liegender Gründe verſtatten können, damit, wenn die Juden ſich vermehrten und bereicherten, nicht einmal der gröſste Theil des Bodens an Leute komme, die im Fall eines Angriſs ihn verlaſſen, und auch alle ihre übrige Mitbürger der äuſſerſten Gefahr ausſetzen würden *).“ Um dieſen Einwurf gehörig zu würdigen, kommt alles darauf an, ob die Vorausſetzung: *daß den Juden durch ihr Religionsgeſetz der Kriegsdienſt am Sabbath unterſagt werde*, gegründet ſey oder nicht?

Einer der gelehrteſten und ſcharfſinnigſten Kenner dieſes Geſetzes, Herr **Michaelis** **) hat auf eine überzeugende Art bewieſen, daß der von **Moſes** eingeſetzte Sabbath ein Tag der *Erholung, Ruhe und Vergnügens* geweſen ſey, an dem der Gottesdienſt wahrſcheinlich nicht ſowohl in Unterricht, als Lobgeſängen, frohreligiöſen Tänzen, Gaſtmahlen und geſelligen Vergnügen beſtand. Nur *ſclaviſche Dienſtarbeit* (die durch das Herkommen und den Sprachgebrauch ſchon beſtimmt genug war,) wurde von **Moſes** am Sabbath verbothen; aber dieſer weiſe Geſetzgeber war weit entfernt, den zu einem allgemeinen Vergnügen beſtimmten Tag, dadurch zu einem peinlichen für gewiſſenhafte Befolger ſeiner Lehre zu machen, daß er ſie zu völliger Unthätigkeit verdammt, oder gezwungen hätte, aus der Kenntniß aller Gattungen von Arbeit ein beſonderes Studium zu machen, und bei jeder Bewegung eine

---

*) S. Herrn Michaelis Moſaiſches Recht IV. S. 119-138. und Gruber oder Culemann de Judaeo Milite. Halae 1728.

**) S. deſſelben Moſaiſches Recht IV. S. 112 &c.

Sünde zu wittern. Wenn die itzigen Juden einer ſo ängſtlichen Feyer ihres Ruhetags unterworfen ſind; ſo liegt hiervon zum Theil die Urſache darin, daß Moſes Geſetze nicht ganz auf das nördliche Clima paſſen, vorzüglich aber haben ſie dieſe Unbequemlichkeiten ihren ſpätern Rabbinen zu danken, die mit ſophiſtiſcher Kunſt aus den ſimpeln und nur auf das Vergnügen ſeines Volks zielenden Geſetzen Moſis ganz wider den Geiſt derſelben, ängſtliche und einſchränkende Vorſchriften herauserklärt haben. Der groſſe Urheber derſelben war beſonders weit davon entfernt, ſeiner von ihm ſelbſt zum Krieg angeführten Nation, eine ungereimte Unterbrechung deſſelben am Sabbath zu gebieten. Ein Gebot, das der geſunden Vernunft widerſpricht, das Volk, von dem es befolgt würde, zum Raube jedes Feindes machen müßte, und bey dem unmöglich ein Staat eine dauerhafte Fortdauer haben könnte, — ein ſolches Gebot kann unmöglich in einem Geſetzbuch ſich finden, das einem göttlichen Urſprung beygemeſſen wird, und das einen bleibenden Staat gründen ſollte. Es findet ſich auch keine Spur von demſelben im moſaiſchen Geſetz, und bis auf die Zerſtörung des erſten Tempels finden wir bemerkt, daß die Juden in ihren vielen Kriegen ſich am Sabbath der Vertheidigung gegen ihre Feinde oder des Angrifs derſelben enthalten hätten. Nicht eher bis die Juden aus dem perſiſchen Reich in ihr Land zurückkamen, und wieder einen eignen Staat erhielten, entſtand der ſonderbare Gedanke bey einigen zu ängſtlich Gewiſſenhaften, daß die Vertheidigung am Sabbath unerlaubt ſey, und ihr Gott ſie ſchon durch ein Wunder retten werde. Da die Nation über vierhundert Jahre unter fremden Völkern gelebt, und keinen Krieg gehabt, hatte ſie das ſonſt bekannte Verhältniß deſſelben zu ihrem Sabbath verlernt. Wie indeß bey dem erſten Fall, da dieſer ſchwärmeriſche Grundſatz wirklich ausgeübt wurde, die göttliche Hülfe ausblieb, und die am Sabbath ſich nicht wehrende Juden vom Feinde niedergemacht wurden *); ſo wurde jener mit ihrer Erhaltung unverträgliche Grundſatz dahin beſtimmt, daß zwar nicht der Angrif, aber wohl die Vertheidigung erlaubt ſey. **Pompejus** ſoll, wie **Joſephus** erzählt **), durch Benutzung dieſes Vorurtheils Jeruſalem erobert haben, da er am Sabbath die Belagerten gar nicht angreifen, dagegen aber dicht an den Mauren Belagerungsthürme bauen und das Geſchütz herzuführen ließ. Es ſcheint mir indeß überwiegend wahrſcheinlich, daß dieſe fanatiſche Meinung nur die einzelner Perſonen, aber nie Lehre der ganzen Nation war, und daß ein groſſer Theil derſelben den urſprünglichen Begriffen von der Beſtimmung des Sabbaths getreu geblieben ſey. Denn ſonſt ließe es ſich nicht erklären, wie die Juden an den Kriegen ſowohl der griechiſchen Monarchen als der Römer einen ſo öftern und ihnen ſo rühmlichen Antheil hätten nehmen können, als die Geſchichte bemerkt. Schon unter Alexanders des Groſſen Armee nahmen ſehr viele Juden freiwillig Dienſte ***). Unter den Ptolomäern erwarben ſie ſich in Egypten durch ihre Kriegsdienſte die vorzüglichſte Gewogenheit dieſer Regenten, und das Vertrauen, daß nur Juden die wichtigſten Feſtungen übergeben wurden ****). Eben dieſes wird von den macedoniſch-ſyriſchen Königen bemerkt *****). Auch unter der römiſchen Herrſchaft

---

*) Dieſe Begebenheit wird 1 Maccab. 2. und im Joſephus L. XII. c. 6. erzählt.

**) Ant. L. 14. c. 8.

***) S. *Joſeph.* L. II. c. ult.

****) S. *Joſeph.* Ant. L. 12. c. 1. und contra Appionem L. I.

*****) S. Idem L. 12. c. 3.

von den Zeiten des Pompejus an, erwarben die Juden durch ihre Kriegsdienſte Zutrauen und Belohnungen. Cäſar ſelbſt gab ihnen das Lob, daß ſie vorzüglich in einer Schlacht wider den Mithridates den Sieg bewirkt hätten, und mehrere Privilegien und ruhmvolle Erklärungen des römiſchen Senats ſind die unwiderleglichen Beweiſe der Tapferkeit und Treue, die ſie in den Kriegen bewieſen haben *). Auch Antonius bediente ſich jüdiſcher Truppen, und die, welche Herodes ihm zur Hülfe zuführte, beſtanden aus fünf Cohorten Römern und fünf Cohorten Juden **). Eben ſo gewöhnlich waren die Kriegsdienſte dieſer Nation unter den heidniſchen und erſten chriſtlichen Kaiſern, bis endlich im Jahr 418. der K. Honorius die Juden für unfähig erklärte, im Kriege zu dienen, und damit ein Vorurtheil gründete, daß er ſelbſt, wie ſchon oben bemerkt iſt, nicht ohne einige Bedenklichkeiten zu äuſſern wagte, das aber in den folgenden Zeiten tief genug gewurzelt iſt, und itzt nicht ohne Mühe ausgerottet werden dürfte. Ich will nicht entſcheiden, ob den Juden dieſes Vorurtheil vielleicht nicht unlieb geweſen ſey, und ob ſie vielleicht nicht ſelbſt zur Erhaltung deſſelben mitgewirkt haben mögen? ***) Es iſt mir genug, gezeigt zu haben, daß das älteſte moſaiſche Geſetz den Kriegsdienſt am Sabbath nicht unterſage, und daß, ſeit ſie von andern Staaten beherrſcht worden, bis ins fünfte Jahrhundert, die Juden ununterbrochen die Pflichten der Bürger auch hier erfüllt und Kriegesdienſte geleiſtet haben. Dieſes hätten ſie ſicher nicht thun können, wenn ihnen das Fechten: am Sabbath wäre unterſagt geweſen. Was alſo ein ſo ehrwürdiges Beiſpiel ihrer Vorfahren entſchieden hat, was das älteſte Geſetz verſtattet, was die geſunde Vernunft und die Pflicht der Selbſterhaltung befiehlt, — dieß müſſen und werden auch die heutigen Juden nicht unterſagt halten. Wie in griechiſchen und römiſchen Armeen werden ſie auch in den unſern kämpfen, und die Beobachtung ihres Sabbaths und übrigen gottesdienſtlichen Gebräuche wieder ſo gut, wie ehemals mit dem Kriegsdienſte zu vereinigen lernen.

---

*) Joſephus führt ſie umſtändlich an, in Antiquit. Lib. 14. c. 14-17.

**) S. Joſeph. Ant. L. 14. c. 27. 28.

***) Ich möchte dieſes faſt aus einer Stelle des oft angeführten jüdiſchen Geſchichtſchreibers (Antiquit L. 14. c. 17.) vermuthen, nach welcher der Hoheprieſter Hyrcanus dem römiſchen General Dolabella vorſtellen ließ, „wie ſeine Nation nicht fähig ſey, „Kriegsdienſte zu thun, da das Geſetz am Sabbath zu fechten, und „groſſe Märſche zu thun, unterſage,“ und auch damit wirklich ein befreiendes Reſkript des Dolabella bewirkte. Es iſt offenbar, daß dieſes Vorgeben mit den öftern vorher erwähnten Kriegsdienſten der Juden in geraden Widerſpruch ſteht, ſo wie auch in der letzten Belagerung Jeruſalems die Juden ohne allen Unterſchied der Tage gefochten haben.

Sicher hat die unnatürliche Drückung, in der die Juden ſeit ſo vielen Jahrhunderten gelebt, ſo wie zu ihrer ſittlichen Verderbtheit überhaupt, ſo auch zur Ausartung ihrer religiöſen Geſetze von ihrer urſprünglichen Güte und Nutzbarkeit beygetragen. Moſes wollte einen dauernden, blühenden Staat ſtiften, und ſein Geſetz enthält nichts, was dieſem Zweck widerſpräche. Bey der Beobachtung dieſes Geſetzes hatte auch dieſer Staat ſein güldnes Zeitalter, und bis ins fünfte Jahrhundert waren die Juden gute Bürger im römiſchen Reich. Nur wie nachher alle bürgerliche Geſellſchaften der Erde ſie ausſchloſſen, vergaſſen ſie das Verhältniß ihrer Religionslehre zu denſelben. Da die einzige Beſchäftigung des Handels ihnen Muſſe und zugleich Neigung zu ſpitzfindigen Speculationen gab; ſo künſtelten ſie an ihren Religionsvorſchriften, aus Ermangelung beſſerer Beſchäftigung, und ſtrebten durch die ängſtliche Beobachtung gewiſſer Gebräuche und Zeiten vorzügliche Heiligkeit und gröſſere Rechte auf den Himmel zu erhalten, da ihnen bürgerliche Tugend unterſagt und ihr Antheil an dem Glück der Erde ſo beſchränkt war. Dieſer ängſtliche Ceremonien- und Kleinigkeitengeiſt, der ſich itzt in die jüdiſche Religion eingeſchlichen hat, wird ſicher wieder verſchwinden, ſobald die Juden gröſſeren Wirkungskreiß bekommen, und zu Gliedern der politiſchen Geſellſchaft aufgenommen, dieſer Intereſſe zu dem ihrigen machen dürfen. Sie werden alsdann auch ihre religiöſe Verfaſſung und Geſetze derſelben gemäß umbilden; ſie werden auf die freyere und edlere uralte moſaiſche Verfaſſung zurückkommen, und dieſe nach veränderten Zeiten und Umſtände anzuwenden, und nach dieſen zu erklären, auch in ihrem **Talmud** die Befugniſſe finden *).

Man kann alſo nicht zweifeln, daß auch die Juden die Pflicht der Vertheidigung der Geſellſchaft erfüllen werden, in deren Rechte ſie eingeſetzt worden. Nur freylich darf man auch vielleicht dieſes, ſo wie die Verbeſſerung der Juden überhaupt noch nicht in der nächſten Generation erwarten. Es iſt natürlich, daß eine in anderthalb Jahrtauſenden des Kriegs entwöhnte Nation, nicht ſogleich mit dem guten Willen, auch den kriegeriſchen Muth und die Stärke des Körpers bekommen

---

*) Ein groſſer jüdiſcher Gelehrter, bei dem ich mich wegen dieſer Sache erkundigte, fand kein Bedenken, den Kriegsdienſt, ſo wie ehmals, auch itzt ſeinen Glaubensgenoſſen am Sabbath für erlaubt zu halten, und theilte mir folgende dieſes beweiſende Stellen mit: Nach Majamonides (*Hilchoth* Schabbath Cap. 2. §. 23. 24. 25.) iſt es die Pflicht eines jeden Juden, eine vom Feinde belagerte Stadt, in ſo fern auch nur eines Menſchen Leben dabei in Gefahr iſt, am Sabbath zu vertheidigen, und nicht erlaubt ſolches aufzuſchieben. So iſt es eines jeden Juden Pflicht, am Sabbath alle Arten von Arbeit, ohne Unterſchied zu verrichten, wenn eines Menſchen Leben dadurch gerettet werden kann. (Talmud. Maſſ. Erubin Blatt 19 und 45.)

men kann, den der militairiſche Dienſt fodert. Die zuletzt genannte Erforderniß wird die allgemeinere mechaniſche Arbeit beim Ackerbau und Handwerkern und die ſtärkre Nahrung bewirken müſſen. Der perſönliche Muth iſt nach der itzigen Natur unſrer Kriege bey dem gemeinen Soldaten nicht eine ſo weſentliche Eigenſchaft, als er bey den Alten es war, wo er doch den Juden nicht fehlte; und dieſelbe Diſciplin und Mittel, durch welche wir täglich die ungeſchickteſten jungen Bauern brauchbare Soldaten werden ſehen, werden ſicher auch bey den Juden eine gleiche Umſchaffung bewirken können.

Ich bin aus dieſen Gründen und in dem Vertrauen auf die ſich allenthalben gleiche menſchliche Natur überzeugt, daß die Juden in wenigen Generationen allen übrigen Bürgern der Staaten, in denen ihnen völlig gleiche Rechte bewilligt worden, gleich ſeyn, und auch wie ſie, dieſelben vertheidigen werden. In der Zwiſchenzeit, welche die Abſchleifung der Vorurtheile an beyden Seiten, und der noch zu ſehr widerſtrebende Geiſt der Nation, nothwendig machen dürfte, würden doch die Juden eben ſo wenig der bürgerlichen Rechte unfähig ſeyn, als es die Quäcker und Mennoniten ſind, welchen ihre religiöſe Grundſätze durchaus alle Kriegsdienſte unterſagen. In Staaten des Alterthums hätten ſie es vielleicht werden können, und ich halte es ſehr wahrſcheinlich, daß die Juden in den nach dem Untergang des römiſchen Reichs auf Krieg gegründeten neuen Staaten auch deshalb vorzüglich verachtet und gedruckt wurden, weil man aus den römiſchen Geſetzen das Vorurtheil beybehielt, ſie zu Kriegsdienſten nicht zuzulaſſen. Aber unſre itzige Kriege werden nicht ſowohl von patriotiſchen Bürgern, die für Freiheit und Vaterland kämpfen, als von gemietheten Streitern geführt, bey denen geſchickte Fertigkeit, ſtrenge Subordination und ein allmählich ſich bildendes Gefühl von Ehre den patriotiſchen Eifer erſetzt. Derjenige Staat iſt nach dieſer Verfaſſung der mächtigſte, und meiſtens glücklichſte in ſeinen Kriegen, der das meiſte Geld hat, dieſes mit der größten Weisheit und Oeconomie anlegt, und dadurch die meiſten, die beſſer geübteſten, und am beſten verſorgten, alſo treue und den Dienſt liebende Soldaten dem Feinde entgegenſtellen kann. Und ſo iſt es alſo für unſre Staaten meiſt einerley, ob ſeine Unterthanen in Perſon oder mit ihrem Gelde Kriegsdienſte thun, für welches oft ſtärkere und geſchicktere Streiter, als ſie ſelbſt ſind, erkauft werden können. Ich ſage nur, daß dieſe dem Staate meiſt dieſelben Dienſte thun: denn allerdings würde es zu groſſe Nachtheile haben, wenn eine Armee vorzüglich aus fremden Miethſoldaten beſtände, und wenn der größte Theil des Bodens im Beſitz derjenigen ſich befände, welche ihn zu vertheidigen ſich durch Gebote des Himmels unterſagt hielten. Aus dem Grunde wird es immer eine politiſche Nothwendigkeit ſeyn, die zu groſſe Vermehrung der Quäcker und Mennoniſten zu hindern, und bei den Juden würde allerdings gleiche Vorſicht ſtatt finden, wenn nicht, wie ich gezeigt zu haben glaube, blos ein in ihrer Religion ungegründetes Vorurtheil ſie von Kriegsdienſten abhielte, und ſie ſich deſſelben bald eben ſo fähig, wie ſie es ehmals waren, zeigen würden. Bis dieſes geſchieht indeß, und bis die Juden zu militairiſchen Dienſten eben ſo willig als fähig ſich erprobt haben werden, iſt nichts gerechter, als daß ſie für ihre Nichtleiſtung dieſer weſentlichen Pflicht, beſondre verhältnißmäßige Abgaben entrichten. Der Jude, der ein Bauergut beſitzt, und deſſen Söhne nicht dienen, muß das Geld zur Anwerbung und Unterhaltung der Soldaten bezahlen, die ein chriſtlicher Bauer, nach Billigkeit geſchätzt, von dieſem Gut in Perſon würde geſtellt haben. Der Staat verliert hierbey nichts, und vielleicht ließe ſich noch zweifeln, ob er nicht gewinnt, wenn die, welche für ihn umkommen, nur mit ſeinem Gelde erkauft, nicht ſeinem Ackerbau und übrigen Produktion entzogen werden? Bis auf einen gewiſſen Punkt, glaube ich, ließe ſich dieſe Frage allerdings bejahen. Sie bedarf hier indeſſen keiner weitern Unterſuchung, da vors erſte bei einer geringen Judenzahl dieß Mittel völlige Auskunft giebt, und in der Zukunft, die Juden auch im Kriege allen übrigen Bürgern gleich ſeyn werden.

IV.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1.

Geſchichte des männlichen Barts.

Ein Auszug aus dem Franzöſiſchen.

Auch der Bart iſt manchen Moden unterworfen geweſen. Bald ein Vorwurf der Heiligkeit, bald ein Gegenſtand des Spottes. In den ältern Zeiten war er ein Zeichen der Weisheit, eines reifen Verſtandes, das rühmliche Eigenthum des Mannes, welches ihn von dem Weibe unterſchied, und ihm den Vorzug über daſſelbe zu geben ſchien. Seines Barts beraubt werden, hielt man für die größte Schande; denn man glaubte ihn nur würdig, einer Gottheit geopfert zu werden.

Ueber den phyſiſchen Urſprung und die Natur der Haare ſind die alten Anatomiſten und Naturlehrer nicht einig. Hyppocrates im Buch von den Drüſen meint, es nähre ſich von einem Safte zwiſchen der Haut, und durch dieſen Kanal würden die überflüßigen Feuchtigkeiten aus dem Körper weggeführt; denn an trocknen Theilen fände man weder Haare noch Drüſen. Das Haar auf dem Kopfe, ſagt er, entſteht aus einem dicken und zehen Humor. Dieſer Meinung des Hyppocrates pflichtet auch Ariſtoteles im Kapitel von den Thieren bey. Die neuern Naturlehrer und Aerzte ſind tiefer eingedrungen. Riolan theilt die Haare in zweyerley Sorten ein. Einige, ſagt er, bilden ſich zugleich mit den übrigen Theilen des Körpers, und kommen vom Ueberfluß, und zwar von den gröbſten Theilen des Saamens her; andere entſtehen erſt nach der Geburt. Der Bart, ſagt er ferner, entſteht mit der Mannbarkeit. Dieſe Zeit iſt nach Beſchaffenheit der Länder, das funfzehnte, achtzehnte oder zwanzigſte Jahr. Die Römer nahmen ſchon das vierzehnte Jahr dafür an. Schon im Leibe ſeiner Mutter, ſagt Seneka, hat das Kind die Spur eines Bartes, der aus grauen Haaren beſteht. Ariſtoteles meint, Verſchnittene bekämen ſelten graue Haare, aber wohl diejenigen, ſo der Wolluſt ſehr ergeben wären. Hierinn kommen alſo die Alten mit den Neuern überein. Von der Nahrung, ſagt Seneka, daß das Haar ſich durch ſeine Wurzeln erhalte. Er meint, man müſſe nicht ſagen, das Haar wachſe, nachdem man es verſchnitten, es vermehre ſich nur durch Zufluß mehrerer Materie, wie die Steine. So führt Riolan die Koralle zum Beiſpiel an, die im Waſſer nur ein weiches

Kraut iſt, aber hart wird, ſobald ſie an die Luft kömmt.

Malpighi ſagt, das Haar ſey aus kleinen hohlen Rörchen gebildet. An Schwein- und Pferdehaaren finde man ſie deutlich. Das Haar eines Ebers beſtehe aus einem cylindriſchen und durchſichtigen Körper, und gleiche einer cannelirter Säule. Die Haare der Mäuſe hält er für die durchſichtigſten, und an rauchen Thieren, glaubt er, dienen die Haare nicht nur zur Bedeckung wider Kälte und Näſſe, ſondern auch zur Ausdünſtung. Er hat gefunden, daß die Haare nicht alle rund, ſondern auch drei und viereckigt zu ſeyn ſcheinen, welche Form ſie ohne Zweifel nach der Oefnung erhalten haben, wo ſie durchgewachſen. Er theilt ſie ein in ſolche, die der Menſch mit auf die Welt bringt, als am Kopfe, Augenbraunen, Wimpern; und in ſolche, die er erſt nach einem gewiſſen Alter empfängt, als am Kinn und andern Theilen. Das erſte Barthaar kommt unter der Naſe hervor, welches die Franzoſen mouſtache nennen, von der Unreinigkeit der Naſenlöcher. Da der Bart vom Ueberfluß des Bluts und der Feuchtigkeit herrührt, ſo bekommen die Mädchen, wegen der monatlichen Reinigung, und weil ihr Blut nicht ſo ſcharf iſt, keinen Bart am Kinn.

Die Haupturſache, warum die Farbe der Haare ſo verſchieden iſt, rührt aus der Verſchiedenheit der Materien her, die ſich mit dem Nahrungsſafte vermiſchen. Dieſen Saft zieht die Wurzel an, und führt ihn durch die Kanäle der Haare durch. Iſt er ſchwärzlich, ſo bekommen die Haare eine ſchwärzliche Farbe, weil ſie durchſichtig ſind. Diejenigen, deren Röhren weit genug ſind, viel Blut einzuſaugen, werden immer ſchwarz, diejenigen aber, welche nur eine Art Oel davon an ſich ziehen, werden blond. In mitternächtlichen Ländern ſind ſie daher meiſt blond, in mittägigen ſchwarz. Kinder haben keine ſchwarze Haare, weil die Röhrchen derſelben noch nicht Blut genug faſſen können. Bey alten Leuten werden ſie grau oder weis, weil ſie nun wieder einſchrumpfen. Auch das Clima trägt das Seinige bey. Mohren haben ſchwarze und krauſigte Haare; in temperirten Weltgegenden findet man mehr gelblichte, rothe und aſchenfarbne; in kalten Ländern weiſſe, weiche und gerade.

Auch das Temperament verändert die Farbe der Haare. Derjenige, ſo viel Galle bey ſich führt, hat meiſt rothe; der aber viel Schleim bey ſich führt, meiſt weiſſe Haare. Man beurtheilt Krankheiten aus denſelben; ſo wie der Ausſatz bey den Iſraeliten. Lange, ſanfte, gerade Haare zeigen einen angenehmen und gütigen Karakter an; krauſichte einen unbeſtändigen oder zornigen. Weiche Haare verrathen Kleinmuth; harte und ſchwarze, Stärke des Geiſtes und des Körpers; Haare am Arm einen trotzigen unbiegſamen Geiſt.

Riolan ſucht den Unterſchied der Farben in der groſſen oder geringen innerlichen Wärme, und in der Luft und Nahrung. Bey Thieren iſt die Haut eine Urſache derſelben, bey dem Menſchen aber nicht. Die Hauptfarben ſind die ſchwarze und die blonde. Die röthliche, dunkelrothe, fleiſchfarbichte, aſchenfarbne und kaſtanienbraune ſind Mittelgattungen, und entſtehen nach der Beſchaffenheit ihrer Zeugungs- und Nahrungsſäfte. Und eben daher rührt auch ihre Weichheit, Härte, Länge, Kürze, Geradigkeit, Kräuſelung. Das weibliche Haar iſt ſanfter als das männliche, weil das Weib mehr Feuchtigkeit hat, als der Mann.

Die Beſtimmung der Haare iſt, gewiſſe Theile zu bedecken und zu verſchönern, und dann die Unreinigkeit aus dem Körper zu führen. Um ſich das Geſicht zu erhalten, ſoll man ſich daher fleißig die Haare abſchneiden. Und dies riethen viele Aerzte unter den Alten auch bey Krankheiten. Lavinius Lemnius aber ſagt das Gegentheil, daß es nämlich ſchädlich ſey, ſich die Haare abzuſchneiden. Es benehme, ſagt er, die Kräfte, Lebensgeiſter, den Muth. Doch die Athleten, die ſie ſich am ganzen Leibe abſchnitten, zeugen wider ihn.

Riolan glaubt, daß der Bart weder der Zierde noch der Wärme wegen dem männlichen Geſchlechte gegeben ſey, ſondern zum Zeichen der Mannbarkeit, damit Aeltern die Jungen und Mädchen nicht mehr beyſammen lieſſen; und dann auch zur Ausführung der überflüßigen Feuchtigkeit, die das weibliche Geſchlecht durch andere Wege fortſchaffe. Daher haben die Weiber auch eigentlich keinen Bart, nämlich von der Gröſſe und Natur des männlichen: aber Bärtchen haben ſie demungeachtet. Es rührt dieſes, wie wir ſchon geſagt haben, von der Struktur ihrer Haut und ihrer Säfte her. Und dies möchte beym Manne wohl auch eher die Urſache des Bartes, als die Würde ſeines Geſchlechts anzukündigen, ſeyn.

Aber es giebt doch auch Weiber, welche Bärte haben, und einige Schriftſteller nennen uns ſogar einige, die am ganzen Leibe rauch geweſen ſind.

Viele wollen behaupten, daß die Haare an Verſtorbnen wüchſen, und es iſt möglich, ſo lange ſie unter der Haut noch Nahrung genug haben. Man will gefunden haben, daß Männer, welche bey Lebzeiten ſchwarze Bärte gehabt, im Grabe rothe bekommen hätten.

Nichts iſt faſt der Mode ſo ausgeſetzt geweſen, als der Bart. Es iſt ihm wie allen Moden gegangen. Man hat ihn in alten Zeiten für ein Zeichen der Weisheit gehalten, aber er hat von ſeiner Würde nach und nach immer mehr verloren, ſo daß er jetzt in Europa beynahe in gar keiner Achtung mehr ſteht.

Die Hebräer trugen den Bart nur am Kinn, aber nicht auf der Oberlippe, noch auf den Backen. Dies thaten auch die Egyptier. Wenn die Leviten eingeweiht wurden, ſo ſchoren ſie ſich nebſt andern Ceremonien die Haare vom Körper ab, und opferten ſie. Dies thaten auch die Ausſätzigen, wenn ſie rein worden waren. Die Inſtrumente, womit ſie ſich die Haare abſchnitten, waren vermuthlich eine Art von Scheeren. Heutiges Tages tragen die Juden unten vom Ohr an bis ans Kinn ihren Bart.

Die Griechen trugen auch Bärte. Der Bart des **Socrates** war ſo berühmt, daß ihn **Perſius** den bärtigen Lehrer nannte; und **Anakreon** beſchreibt ihn als einen ſehr ſchönen Bart. Er bezeichnete bey ihnen die Würde und Zierde eines Mannes. Sie trugen ſie nur an der Unterlippe. Wir finden, daß die Ephoren jedesmal bey Anfang ihres obrigkeitlichen Amtes ein Edict ergehen laſſen, daß ſich jedermann die Oberlippe abſcheeren ſolle. Da ſich aber unter ihnen die Wollüſte immer mehr und mehr einſchlichen, ſo ſchoren ſie ſich nicht nur das Kinn, ſondern alle übrige Theile des Körpers. **Athenäus** bemerkt, **Alexander der Groſſe** ſey der erſte in Athen geweſen, der ſich ihn abgeſchoren. Aber ſchon **Philippus**, ſein Vater, **Amyntas** und **Archelaus**, Könige von Macedonien, erſcheinen ſchon auf ihren Münzen ohne Bart. Die Armee des Alexanders trug noch Bärte, deswegen kann man die Epoche vom Alexander für den Zeitpunkt halten, wo die Griechen angefangen, ſich den Bart abzuſchneiden und kürzer zu tragen. In den alten Zeiten ſchor man nur den Miſſethätern den Bart ab. Die neuern Griechen tragen ihn ſeit einigen Jahrhunderten lang. Junge Leute unter dreyßig Jahren ſcheeren ihn ab, und laſſen nur einen kleinen Knebelbart ſtehen. Die chriſtliche Maroniten auf dem Berge Libanon laſſen ihre Bärte wachſen, und ſcheeren ihre Köpfe.

Die erſten Römer trugen bis zum Jahr der Stadt Rom 454 lange Bärte. Publius Ticinius Menas brachte den erſten Barbier von Sicilien nach Rom. Man ſchor nunmehr das ganze Geſicht bis aufs Kinn ab. Nur in Trauerzeiten lies man den Bart wieder wachſen. So that es M. Livius, wie uns Titus Livius erzählt, da er aus Rom verjagt wurde. Eben dieſe Gebräuche hatten auch die Hetrusker. Scipio Africanus lies ſich zuerſt alle Tage barbieren; aber man that es ihm nicht gleich nach. Auch hier veränderten ſich die Moden ſehr geſchwind. Bald trug man lange Bärte, bald wieder kurze.

Auch die Gothen und Longobarden trugen ſie ſehr lang. Die Longobarden ſollen daher ihren Namen haben. Rotharit gab ein Geſetz, daß niemand einen freyen Menſchen in einer Schlägerey bey den Haaren oder Bart ziehen oder ſchleppen ſolle. Man hielt ihn für eine Zierde und gewiſſe Würde, welche fähig ſey, den Feinden Schrecken einzujagen.

Dieſe Epoche dauerte bis gegen das neunte Jahrhundert, wo Karl der Groſſe die Longobarden zwang, ſich den Bart abzuſcheeren. Aber es iſt glaublich, daß ſie ihn nicht ganz abgeſchoren haben; denn ſelbſt Karl der Groſſe findet ſich auf alten Moſaiken zu Rom mit einem kurzen Barte. Alle die übrigen Völker Italiens trugen lange Bärte, und die Layen trugen ſie noch im eilften Jahrhunderte; nur die Geiſtlichen ſchoren ſie ab. Nach einiger Zeit fing man wieder allgemein an, den Bart kurz zu tragen, aber gegen die Mitte des vierzehnten Sekulums lies man ihn wieder wachſen.

Die alten Gallier, Franken und Deutſchen trugen ebenfalls einen Bart, aber nicht ſo lang wie die übrigen alten Völker. Manche, ſagt man, ſchnitten ihn gar ab. Die Edelleute ſchoren ſich die Backen, und hatten doch einen Knebelbart, der ihnen den ganzen Mund bedeckte. **Tacitus** ſagt: übelgekämte Haare, und ein langer und borſtiger Bart ſey bey den alten Deutſchen das verächtliche Zeichen der Niederträchtigkeit und Feigheit, hingegen ein abgeſchnittener Bart und eine unbedeckte Stirne ein Zeichen des Muths und der Tapferkeit geweſen. Die Sicambrier trugen ihn ſehr lang, und die Haare auf dem Kopfe zuſammengeknüpft. Sie hatten ſehr hohe Stirnen. Die Catten trugen ihren Bart und ihre Haare, wie ſie.

Die Franzoſen trugen ihn auch, junge Leute aber nur kleine Knebelbärtchen. Zu Anfang des fünften Jahrhunderts ſchoren ſie ſich ihn ab, und behielten ihn nur auf der Oberlippe. Zu Ende deſſelben Jahrhunderts kamen ſie wieder auf, und dauerten bis ins zwölfte Jahrhundert. Die allerälteſten Könige von Frankreich ſollen den Bart bis auf den Gürtel getragen haben, wie **Eginhard** behauptet; aber auf ihren Münzen findet man ſie nicht ſo lang; und natürlich konnten ſie ſie nicht ſo lang haben, da ſie alle ſehr jung verſtorben. Unter den Königen des zweyten Stamms trug man ſie wieder lang, bis auf Ludwig XIII. Nun fing er an kleiner zu werden, und endlich kam die Mode auf, das Geſicht ganz blos zu tragen, und man trug weder Bart noch Knebelbart mehr.

Unter der Heptarchie der Sachſen war der Bart bey den Engländern gebräuchlich; unter den nordiſchen Königen kam er ab, erſchien aber immer wieder unter verſchiedenen Geſtalten. Bald trug man ein Knebelbärtchen auf der Oberlippe, und ein Spitzchen am Kinn, endlich nur den Knebelbart allein, und bald darauf gar keinen mehr.

Die Moſcoviten, beſonders die Prieſter trugen ihn ſehr lang. Zaar Peter der Groſſe ließ denjenigen hundert Rubel auszahlen, die ihn recht lang wachſen laſſen, und ihm dann geben wollten. Da ihnen aber der Bart ſehr heilig war, ſo beſchuldigte man deswegen den Zaar der Grauſamkeit und Tyranney.

Die Morgenländer haben ihre Bärte beybehalten, und halten ſie für ein Zeichen der männlichen Würde. Wer bey ihnen keinen Bart trägt, iſt ein Ungeheuer oder Verſchnittener. Je länger bey ihnen der Bart iſt, deſto ehrwürdiger iſt er ihnen. Sie kämmen ihn mit den Fingern, küſſen ihn aus Ceremonie, ſchwören und bitten bey demſelben. So verehren ihn auch die Türken und die übrigen Muhametaner, und halten einen groſſen Bart ebenfalls für ein Zeichen eines rechtſchafnen Mannes. Die Perſer ſind deswegen in ihren Augen Ketzer, weil ſie ſich ihn der Reinlichkeit wegen unter den Kinnbacken abſchneiden. Die jungen Türken ſcheeren ihn ab, ob ſie gleich frey ſind, und behalten nur ein kleines Stutzbärtchen. Sobald ſie aber geheurathet und ein Kind haben, ſo laſſen ſie ihn wachſen. Die Miſ-

ſanas

ſionarien, die in der Türkey ſind, laſſen ihn auch ſtehen, um ſich nach den Völkern zu bequemen, die ſie bekehren ſollen; aber die Türken ſehen dies nicht gern, daß ſie dieſe Würde an ſich haben. Die Weiber und Kinder küſſen den Bart ihres Mannes und ihres Vaters, wenn ſie ihn grüſſen. Und dies thut man allgemein auf der Gaſſe. Bey ſolennen Beſuchen ſalben ſie ſich den Bart mit Spetereyen.

Die Chineſer glauben auch, daß ein Bart ſehr viel zu einem ehrwürdigen Anſehn beytrage. Sie laſſen ihn wachſen, ob ihnen die Natur denſelben gleich nur ſparſam mitgetheilt hat. Die Tartarn ſind mit den Perſern in beſtändigem Krieg, weil ſich letztere die Kinnbacken ihres Bartes nicht abſcheeren wollen, wie ſie doch thun. Die Butkarier, eine Art Tartarn, lebt deswegen ebenfalls mit ihren Nachbarn in immerwährender Zänkerey, weil ſie ſich die Oberlippe nicht wie ſie abſcheeren.

Die Prieſter des Reichs Macaſſar tragen Bärte bis auf den Gürtel. Die übrigen Leute ſcheeren ihn ab. Die Talaprias, Mönche in Indien, und vorzüglich in Pegu, ſcheeren ſich Kopf, Bart und Augenbraunen. Die Einwohner der Inſel Bali oder Java, ſind ſchwarz, und tragen keine Bärte, um ihren Weibern zu gefallen. Die Maldiver haben zweyerley Rang in den Bärten. Einer kömmt nur dem oberſten Prieſter, dem oberſten Richter, den Alten, den übrigen Prieſtern, und alsdenn denjenigen zu, die nach Mecca oder Medina wallfarthen. Dieſer Unterſchied beſteht darinn, daß ſie ihn lang, nur unter der Kehle und um die Lippen herum abgeſchoren tragen. Die übrigen Maldiver tragen ihn kurz, und ſchneiden ihn mit der Scheere ab. Die wilden Indianer machen ſich nichts aus dem Bart, ſondern reiſſen ihn wie die übrigen Haare aus. Die Eſquimaux ſind faſt die einzigen Amerikaner, die ihn bis an die Augen wachſen laſſen. Die Einwohner der Inſel Taity haben ihn nur unten. Lippen, Kinn und Backen ſcheeren ſie ab. Sie ſalben ihren Bart mit Cocusöhl.

Von Leuten, welche Bärte von auſſerordentlicher Gröſſe gehabt haben, wollen wir nur einige Beiſpiele anführen. — Ein gewiſſer **Andreas Eberhard Rauber**, von Talberg und Weineck, deutſcher Ritter und Kriegsrath Kaiſers Max. II., hatte einen ſo langen Bart, der bis auf die Füſſe herunterreichte, und wieder bis an den Gürtel hinanging. Er ſtarb 1575. in ſeinem Schloß Petronel, bey Preßburg, im ſechzigſten Jahre ſeines Alters. In Braunau, einer Stadt im öſtlichen Theile von Bayern, über den Fluß Inn ſteht an der linken Seite der Hauptkirche in Relief die Figur eines Bürgermeiſters in Lebensgröſſe, der ſo einen langen Bart hatte, daß er einsmals auf der Treppe ihn in die Höhe zu nehmen vergaß, darauf trat, herunterfiel, und den Hals brach. Eben ſo einen langen Bart hatte auch **Johann Mayo**, genannt **Vermeyen**, ein berühmter Mahler des ſechzehnten Jahrhunderts, der Kaiſer Karl V. in Krieg folgte, und das Seetreffen bey Tunis zeichnete. Er iſt auch unter dem Namen, **Johann der Bärtige**, bekannt.

Alte Helden trugen zum Zeichen des Sieges über ihre Feinde Bärte aus goldenen Fäden. Der Herzog Renatus von Lothringen trug einmal bey einer Beerdigung einen ſolchen Bart, der ihm bis auf den Gürtel herunterhing. Auch ihren Gottheiten gaben ihn die alten Heiden. Die Statue des Aesculaps hatte einen, aber der Tyrann **Dionyſius** ließ ihm denſelben abnehmen, mit dem Vorgeben, es ſchicke ſich nicht, daß der Sohn einen Bart trage, da der Vater keinen habe.

Auch **Jupiter** hatte einen, wie uns **Perſius** und **Petronius** erzählen. **Calligula** trug ihn bisweilen auch ſo. **Chryſoſtemus** ſagt, die Perſer hätten ihren Bart mit goldenen Schnüren durchzogen. **Andreas Faryn** behauptet dies auch von den Königen von Frankreich. Einige Rabbiner lehren, daß Moſes den Goldſtaub, den er aus dem goldenen Kalbe gebrannt, in den Bach Horeb geworfen habe, und wer daraus trinke, bekomme einen goldnen Bart.

Einige Schriftſteller haben angemerkt, daß man Haare von vielerley Farben finde. **Plinius** erwähnt blaue; aber ſie ſind durch Kunſt gefärbt. Verſchiedene Nationen in Indien und Amerika färbten ſich Geſicht, Haare und Bart. Vor einigen Jahrhunderten kam die Mode auf, falſche Bärte zu tragen, wie man falſch Haar oder Peruquen trägt. Von einem Spanier erzählt man, er habe ſie ſo geſchickt machen können, daß ſie nicht von natürlichen Bärten zu unterſcheiden geweſen wären. Sie kamen völlig auf. Unter den **Pedro** von Arragonien, wurden ſie verboten. Man trug ſie auch an Masken, um ſich leichter verſtellen zu können. Es gab eine Art von Maskeraden und Bachanalien, in den ältern Zeiten, die man barbatoria nannte. In Satyriſchen Spielen hatten die Schauſpieler Bärte von Faunen und Satyrn.

Der Bart wurde viele Jahrhunderte hindurch für das Zeichen der Weisheit gehalten; deswegen flößte er, wie bey den alten Römern und Griechen ſo viele Ehrfurcht ein. Bey Bündniſſen machte man Gebrauch von ihm. Man ſchwur beym Barte. Verbrecher ſtrafte man mit Abſcheerung des Bartes. Die Philoſophen trugen einen langen Bart, weil ſie glaubten, er komme mit den ſtrengen Sitten der Klugheit, der Weisheit und der Billigkeit überein. **Aaron** und **Socrates** ſind durch ihre Bärte vorzüglich bekannt. **Plinius** der Jüngere erwähnt einen **Euphrates**, einen ſatiriſchen Philoſophen, der einen ſehr langen weiſſen Bart hatte. Eben dies ſagt **Strabo** von den Gymnoſophiſten und indiſchen Philoſophen. Die Stoiker thaten ſich hierinn vor allen andern hervor. Der groſſe Bart machte aber oft ihre ganze Weisheit aus. Kaiſer **Julian** trug ihn deswegen ſehr lang und ſpitzig, um ſich das Anſehn eines Philoſophen zu geben. Eine Haupturſache, warum ſich die Philoſophen den Bart lang wachſen lieſſen, war eine Verachtung alles äuſſerlichen Putzes und Zwanges. Die meiſten Völker hielten ſoviel auf ihn, daß ihn zu beſchimpfen, der größte Schimpf war, den man ihnen anthun konnte. Die Spanier unter andern waren über dieſen Punkt ſehr kützlich. Niemand aber mehr als die Türken und Araber. Dieſe ſehen den Bart als eine heilige Zierde an, die ihnen Gott gegeben, um ſie von dem Weibe zu unterſcheiden. Sie laſſen ihn von Kindheit an wachſen, und ſcheeren ihn nie ab. Nur Verbrechern nimmt man ihn ab. Wenn bey ihnen einer, der einen ſchönen Bart hatte, einen niederträchtigen Streich begieng, ſo ſagte man: ſchade, daß er ſo einen ſchönen Bart hat! die Türken haben gleiche Achtung für den ihrigen. Wenn ſie ihn kämmen, ſo legen ſie ein Schnupftuch unter, ſammlen alle Haare zuſammen, heben ſie auf, und verſcharren ſie endlich in die Erde. Aber zuvor reiſſen ſie ſie von einander, weil ſie glauben, in jedem Haare ſtecke ein Engel. Derjenige, ſo den andern auf den Bart ſpeyt, wird als ein Böſewicht, als ein Kirchenräuber angeſehen, der die Engel verachtet. Beſonders dünkt ihnen im untern Theile des Bartes viele Heiligkeit zu ſitzen.

Weil man nun in demſelben ſo viel Schönheit und Majeſtät ſuchte, ſo gab man ihnen auch den Gottheiten. Drum hat **Jupiter** einen ſo groſſen Bart, weil er der gröſſeſte der Götter iſt. Auch **Bachus** und **Apollo** ſind bisweilen bärtig vorgeſtellt worden. **Mars** hat auch oft einen Bart, oft keinen. **Priapus** wurde auch mit einem Barte gebildet, der auf beyden Seiten in zwey Theile bis auf die Bruſt herabhing, und überdieß noch einen Knebelbart formirte. **Neptunus** wird auch mit einem vorgeſtellt. Flüſſe, die unmittelbar ins Meer floſſen, ſuchte man mit bärtigen Figuren auszudrücken. Auch **Merkur** hat bisweilen einen Bart, vielleicht aus folgender Urſache, weil er die Seelen der Verſtorbenen in den Orkus begleitete, und es gebräuchlich war, bey Trauerzeiten den Bart wachſen zu laſſen. **Herkules** hat faſt immer einen, nur auf einigen Münzen findet er ſich ohne denſelben.

Auch ſogar Göttinnen gaben die Alten Bärte. Die Römer hatten eine Venus mit einem Barte, die ſie ſehr verehrten. Man darf ſich alſo nicht wundern, wenn man den Göttinnen die Erſtlinge des Bartes weihte. Die Mädchen ſogar widmeten die Erſtlinge ihrer Haare in Delos dem Grabe der drey Töchter des **Boreas**, und die kleinen Brüder, die ihre Schweſtern begleitet hatten, opferten die Erſtlinge ihres Bartes dem Grabe der Söhne des **Boreas**. Sie weihten ſie auch dem **Apollo**. **Nero** ließ ſeinen Bart in eine mit Edelgeſteinen beſetzte goldne Doſe legen, und widmete ihn dem **Jupiter Capitolinus**. Dieſer Gebrauch ging auch zu den Chriſten über, die bisweilen den Heiligen ihre Bärte widmeten. Mönche weihten ſie Gott, wenn ſie ſie abſchoren.

Es war eine alte Gewohnheit, daß man, um den Traktaten, die man ſchloß, mehr Anſehen zu geben, Haare aus dem Barte mit anſiegelte. Alarich, König der Gothen, berührte den Bart Clodwigs, Königes der Franken, um ſein Gevatter werden zu können. Friedrich, Herzog von Oeſterreich und römiſcher König, ſchickte ſeinen Bart, nachdem er ihn abgeſchnitten hatte, an Karln, König von Ungarn, als ein Pfand des Bündniſſes und der Freundſchaft. Ja man ſetzte ihn auch auſſerdem ſehr oft zum Pfand ein. Don Juan de Caſtro, Vicekönig von Indien, verpfändete bey den Kaufleuten von Gou, ſeinen Backenbart für zweyhunderttauſend Livres, um eine Flotte ausrüſten zu können, und die Stadt Diu von der Belagerung zu befreyen, die ſie von den Ungläubigen litt. Griechen und Morgenländer wußten nichts koſtbarer zu verpfänden, als ihren Bart.

In den allerälteſten Zeiten ſchwuren die Menſchen auch beym höchſten Weſen. König Abimelech wollte mit Abraham ein Bündniß eingehen, und verlangte von ihm, daß er es beym Namen Gottes beſchwören ſolle. Da ſie aber in Abgötterey verfielen, ſo ſchwuren ſie bey Metallen, bey Thieren, bey Pflanzen, bey der Sonne, bey der Luft, u. ſ. w. Hernach ſchwuren ſie auch bey ſich, und denen, die ihnen theuer waren; auch beym Kopf, bey der rechten Hand, weil ſie das Sinnbild der Treue iſt, bey den Augen, bey dem Kopf und den Haaren Gottes, welches letztere Juſtinian verbot. Soll man ſich nach ſo vielen Objekten noch wundern, daß ſie auch beym Bart geſchworen haben? Sie ſchwuren beym Bart Jupiters, und auch bey ihrem eignen. Kaiſer Otto der Erſte ſchwur beſtändig bey ſeinem Barte. Merkwürdig iſt folgende Fabel, die, ſo viel wir uns erinnern, Voltaire hervorgebracht hat. Es ſey nemlich der Gebrauch der Schöppen von Hardenburg, einer kleinen Stadt oder Burg im Herzogthum Berg in Weſtphalen, daß, wenn ſie einen Conſul wählen, ſie ſich alle um eine runde Tafel herumſetzen, daß das Ende ihres Bartes auf dieſelbe reicht. Nun thun ſie darauf eine Laus, die der Electeur genennt wird. In welchen Bart nun dieſe Laus kriecht, der wird Conſul.

Wir wollen noch die Adoption zu Söhnen und Brüdern erwähnen, welche durch das Abſchneiden der Haare und des Bartes geſchah. Sie war im achten Jahrhunderte Mode. Aber ſie geſchah nur der Ehre wegen, denn ſie hatte nicht den geringſten Einfluß auf die Succeſſion. Mann nennte diejenigen, ſo die Haare bey dieſer Gelegenheit abſchnitten, geiſtliche Väter. Das Opfer der Haare war bisweilen das Zeichen einer frommen Unterwerſung. Biſchöfe ſchnitten die Haare ab, legten ſie auf den Altar zum Zeichen der Beſtätigung einiger Geſchenke, die der Kirche verehrt worden waren. Wenn die Römer ſich zum erſtenmale barbieren lieſſen, ſo ſtellten ſie groſſe Feſttage an.

Man ſchnitt ſich den Bart und die Haare zum Zeichen des Kummers und der Trauer ab. Man ließ Bart und Haare wachſen, ſeinen Schmerz dadurch zu beweiſen. Die Egyptier, Moabiten, Babylonier, Aſſyrer thaten dies. Auch die Juden ſchweifen in dieſer Gewohnheit aus. Sie war ihnen eigentlich verboten, beſonders wenn ſie es zu Ehren falſcher Gottheiten thaten. Doch die Trauer überhaupt mit allen ihren Ceremonien war den Juden nicht verboten, ſondern nur den Prieſtern. Bey den Römern war das Abſchneiden des Bartes und der Haare eine ordentliche Trauerceremonie. Da die Könige in Aſien den Tod des Germanicus erfuhren, ſo riſſen ſie ſich den Bart aus, und lieſſen ihren Weibern die Haare abſchneiden. Die Perſer barbierten ſich auch in der Trauer. —

Und doch war es auch ein Zeichen der Trauer, wenn man den Bart ſtehen und wachſen ließ. Miphiboſeth, Sauls Sohn, hatte, ſo lange David vom Abſalone aus Jeruſalem war vertrieben worden, ſeinen Bart nicht abgenommen. Eben dieſen Gebrauch hatten auch die Römer.

Bisweilen ſchor man zur Strafe groſſer Verbrechen den Bart ab. Die Einwohner in Candia und der Inſel Creta hielten dies für den größten Schimpf, den man ihnen anthun konnte. Ein ſolcher Verbrecher zog lieber den Strang vor. Man ſagt, dies ſey auf der Inſel Java die Strafe derjenigen geweſen, ſo eine Frau, die zum Serail des Königs beſtimmt war, gemißbraucht hatten.

Die Araber verlieren lieber den Kopf als ihren Bart. Sein Verluſt iſt für den Verbrecher und ſeine ganze Familie eine ewige Infamie. Franken, Deutſche, Longobarden, Morgenländer, und viele andere Nationen hielten das Abſcheeren des Bartes für höchſt ſchimpflich.

In den alten Zeiten war kein Unterſchied zwiſchen den Geiſtlichen und Layen, in Anſehung der Bärte. Weil ſie ſo angeſehen waren, ſo trugen ſie die Geiſtlichen wohl am erſten, und hielten eben ſo viel drauf. Die Prieſter und Mönche richteten ſich auch nach dem Gebrauch der Länder, wo ſie ſich aufhielten. Die griechiſchen Prieſter und

Mönche haben immer Bärte getragen, weil ſie unter Morgenländern und Juden wohnten, die ihn auch trugen. Die Griechen warfen im neunten Jahrhunderte den Lateinern vor, daß ſie ſich den Bart abſchören und erklärten ſie deshalb für Ketzer. Dies erregte große Streitigkeiten zwiſchen ihnen, aber jeder Theil blieb demungeachtet bey ſeinen Gebräuchen. Im Occident war dieſer Gebrauch bey den Geiſtlichen auch verſchieden. Bald hielten ſie es für Weichlichkeit ihn abzuſchneiden, bald für einen Stolz, ſo ehrwürdige Bärte zu tragen. Pabſt **Clemens VII.** war der erſte unter den Päbſten, der einen trug. 797. hatte ihn **Leo** ſchon wieder abgelegt. Man ſieht, daß die Päbſte den Mantel ſehr nach dem Winde gehangen. Da die griechiſchen Kaiſer noch Beſitzthümer in Italien hatten, ſo trugen ſie lange Bärte, und noch heut zu Tage tragen ſie die griechiſchen Biſchöfe und Mönche. Da aber die deutſchen Kaiſer Rom Ehrfurcht einflößten, ſo erſchien **Johann XII.** wieder mit einem langen Barte, denn die Deutſchen liebten ihn damals. **Sidonius Apollinaris** bezeugt, daß im fünften Jahrhunderte die Geiſtlichkeit bey den Galliern, und faſt im ganzen Occident lange Bärte und kurze Haare getragen. Im eilften Jahrhundert ſchoren ſich ihn die Geiſtlichen wieder ab, aber bey den Layen war es eine Sünde, die durften nicht. Es wurden Concilia darüber gehalten, um der Geiſtlichkeit eine allgemeine Bartuniform zu geben. Der Gebrauch der Geiſtlichen, den Bart abzuſcheeren, war nicht nur in Frankreich, ſondern auch in England Mode. Ungeachtet der Concilien, welche ausmachten, daß alle Geiſtlichkeit ſich den Bart ſollte ſcheeren laſſen, blieben doch viele bey ihrem vorigen Gebrauch, ſich ihn nicht abzuſchneiden. Cardinal **Beſſarion** verſcherzte darüber die päbſtliche Würde.

Als Wilhelm Duprat, der Sohn des Cardinal Duprat zum Biſchof von Clermont ernannt wurde, und er ſich mit einem Barte am Kinn darſtellte, ſo überreichte ihm der Dechant, von ſeinen Canonicis begleitet, vor der Thüre der Kirche in einem ſilbernen Becken eine Scheere, ſich den Bart abzuſchneiden, mit den Worten, daß ſie ihm nicht eher begrüſſen noch annehmen würden. Duprat, der das Biſthum dem Bart vorzog, ſchnitt ſich ihn ab.

Die morgenländiſchen Mönche haben immer einen langen Bart getragen, die abendländiſchen ihn hingegen abgeſchoren; aber man findet doch auch Ausnahmen. Es war der Geiſtlichkeit auch eine gewiſſe Zeit geſetzt, in welcher ſie ſich barbieren durften. In der Faſten nur einmal, einmal in den acht Oſterfeuertagen und dann durch das übrige Jahr alle funfzehn Tage. Einſiedler nur alle ſechs Monate. In Deutſchland barbierten ſie ſich zur Faſtenzeit nur die erſte und letzte Woche; zu andern Zeiten aller zwölf Tage, auſſer wenn ein groſſes Feſt einfiel. Das Abſcheeren des Bartes muſte im Kloſter geſchehen. Jeder ließ ſich von ſeinem Mitbruder raſiren. Die Inſtrumente dazu waren einer Ordensperſon anvertraut. Man raſirte ſich ſtillſchweigend, und ſo lange dieſes Geſchäfte dauerte, wurden Pſalmen angeſtimmt. Wenn einem Geiſtlichen oder einem Mönche der Bart zum erſtenmale abgenommen ward, ſo geſchah dieſe Ceremonie mit vieler Pracht. Man widmete die Haare dem Herrn. Bisweilen warf man auch einige auf den Altar der Reliquien, worauf Gebete angeſtellt wurden. Ob es gleich wahrſcheinlich iſt, daß Franciscus einen langen Bart getragen, ſo findet man doch nichts, daß er ſeinen Schülern hierin etwas vorgeſchrieben. Man kann im Gegentheil darthun, daß die Prieſter dieſes Ordens anfangs, wie die übrigen Geiſtlichen, ſich den Bart raſirten. Ungefähr ſechzig Jahr nach dem Tode des heiligen Antonius trugen ſie lange Bärte. Jetzt raſiren ſie ſich ſelbige wieder; die Capuziner hingegen laſſen ſie wachſen.

2.

Ueber den Urſprung des Worts: Roman.

Die Wörter, Roman, Romanze, romantiſch, ſind zu meiner Zeit, eben nicht vorzüglich, aber doch ſo im Gebrauch, daß ich glauben muß, einem Theil des Publikums könnte eine Erklärung dieſer Wörter nicht unwillkommen ſeyn. Wir nennen eine einzelne Handlung, welche Liebe zum Knoten hat, und durch das auf tauſend Arten verſchlungene Gewinde von menſchlichen Thorheiten, Schwachheiten und Leidenſchaften durchgeführt wird, bis Heirath oder Tod, den Knoten auflöſen oder zerhauen, einen Roman. Romanze iſt eben eine ſolche Handlung, die aber nicht durch natürliche Schürzung der Knoten intereſſant oder wunderbar wird, ſondern wo ſich Geiſter, und Helden durch Zauberey geſtärkt, einflechten und den Grad des Wunderbaren zum Wunder ſelbſt erheben. Woher nun der Name, Roman? Warum nicht Liebes- oder Wundergeſchichte? Ein Blick auf den Urſprung derſelben wird uns dieſe Frage ſogleich auflöſen.

Ich traue es meinen Leſern zu, daß ſie wiſſen: wie es einmal eine Zeit gab, da Rom etwas anders war als es itzt iſt, da dieſe Stadt die ganze Welt beherſchte; ich meyne hier nicht die Beherſchung durch die dreyfache Krone, welche ſo vielen Tadel und Widerſpruch erlitten, ſondern jene frühere Zeiten der würklichen Monarchie, die in den Compendien der Hiſtoriker die vierte Univerſalmonarchie heißt. Damals war in dem ganzen römiſchen Reiche, welches ſich vom Euphrat bis an die Nordſee, und von der Wüſte Sara, bis an die Donau erſtreckte, nur eine Sprache, die, welche die Siegerinn redete, und die ſie ſo allgemein gemacht hatte. Dies pflegt immer ſo zu ſeyn, wenn der Sieger cultivirt iſt. Einige Völker, die um die Oſtſee, und ſo ferner, wohnten, ſtürzten im fünften Jahrhundert das römiſche Reich um, und fingen an, auf ſeinen Trümmern zu wohnen. Dieſe Völker waren nun Sieger; ſie hatten aber weder eine gebildete Sprache, noch eine Religion, mit der ſie ſich vor ordentlichen Leuten konnten ſehen laſſen. Die Beſiegten waren wohlwollend genung, ihren Uſurpateurs Sprache und Religion geben zu wollen. Aber jene nahmen ſie nur halb an, und mit dieſer, werden meine Leſer wohl wiſſen, wie es gieng. Kurz, die Teutſchen (denn kein anderes Volk war Sieger der Weltbeherrſcherin, Rom) lerneten lateiniſch, oder römiſch, ſprachen es aber mit teutſcher Zunge aus, und bildeten es nach teutſchem Syntax. Nun ſehen wir leicht, daß ſie ſo wohl unteutſch als unrömiſch und eine ganz neue Sprache redeten, die aber weit entfernt war, ſo allgemein zu ſeyn, als es die römiſche geweſen war. In jedem der neu entſtandenen Reiche redete man ſie; aber ſo, daß ſie ſich mehr, oder weniger der römiſchen näherte, je nach dem ein Reich, (zu der Zeit da alles noch römiſche Provinz war) mehr oder weniger der alten Hauptſtadt nahe lag: oder mehr oder weniger Beſieger hatte einnehmen müſſen. In Italien, zum Beiſpiel, blieb das Materielle der Sprache faſt ganz römiſch, und man nam von den Siegern nur die Artikel und eine andere Flexion der Worte an: Frankreich verlor ſchon mehr von ſeiner Urſprache, es bekam auſſer dem Artikel noch die größte Hälfte ſeiner Wörter neu: Spanien hatte ein ganz beſonderes Schickſal; auſſer der Metamorphoſe, die es, wie Italien und Frankreich, ſchon erlitten hatte, wurde es im achten Jahrhunderte von den Arabern beſiegt, und ſeine Sprache mußte auch von dieſem Volke Geſetze annehmen. So entſtanden aus der Vermiſchung mit einer Sprache, in allen dieſen Ländern nicht blos eine einzige, die ſich nur durch Dialekte unterſchied, ſondern ganz verſchiedne Sprachen. Aber auch dieſe ſtanden nicht ſogleich da, wie wir ſie jetzt ſehen, ſondern es gehörten immer einige Jahre, auch wohl Jahrhunderte dazu, bis ſie ſich ſo ausbildeten. Die alten römiſchen Unterthanen waren, wie alle alte Leute, zu ungelehrig: und die Gelehrten, welche von undenklichen Zeiten her als ein hartnäckiges Volk bekannt ſind, wollten auch hier von ihren Grillen nicht laſſen, redeten den Leuten die römiſche Sprache zum Trotz und, was das ärgſte iſt, ſo fahren ſie in dieſem Eigenſinne bis auf den heutigen Tag fort. Ferner, bey den Anſtalten wo eine gewiſſe Form nothwendig iſt, wenn ſie beſtehen ſollen, wie bey Gerichtshöfen, in Dokumenten, in heiligen Gebräuchen blieb die römiſche Sprache auch noch, und allenthalben wo der chriſtliche Gottesdienſt eingeführt wurde, bediente man ſich derſelben. Daher wurde ſelbſt mitten im rauhen Teutſchlande der Gottesdienſt und die Gerechtigkeit, ſo gut wie in Italien und Frankreich, lateiniſch verwaltet. Dieſe Einrichtung, wie meine Leſer wiſſen werden, dauerte bis zur Reformation fort, und herrſcht in den römiſch-chriſtlichen Kirchen zum Theil noch. So feſt hingen die alten römiſchen Einwohner an ihrer Sprache: die neuen Bewohner konnten und wollten ihre Mutterſprache auch nicht ganz vergeſſen; beyde Theile mußten etwas nachgeben, wenn ſie ſich verſtändlich werden wollten. Man hatte ſchon ſeit jener Revolution, in welcher Attila eine Hauptrolle ſpielte, viel daran gearbeitet, die Sprachen zuſammen zu ſchmelzen und ſie in Form zu bringen: ſie waren aber noch nie in rechte Hände gerathen. Es war da wohl am Ende des achten Jahrhunderts ein König von Frankreich, Karl, den man den Großen nannte, weil er große Verdienſte um einen großen Theil der Menſchheit hatte, der wollte die Sprachen in ſeinen Reichen, deren er viele hatte, cultiviren. Wie das aber in der Zeit eines halben Regierungsalters nicht geſchehen kann, und ſeine Nachfolger ſich damit nicht abgaben, ſo wurde nicht viel daraus. Bis endlich die Dichter, vor deren Forum die Sprache doch eigentlich gehört, ſich darüber hermachten. Sie fingen nicht mit Regeln und Grammatiken an, ſondern dichteten und ſangen, jeder was ſeinen Lippen das nächſte war. Anfangs gab Karl der Groſſe und König Artus, nachher die Kreuzzüge und jedes Dichters eigne Herzensangelegenheiten den Stoff zu Liedern her. Unter Hugo Capet wurden dieſe Bemühungen zuerſt merkbar, ob es gleich nicht zu zweifeln iſt, daß vor dieſer Zeit nicht ſchon Sänger geweſen ſeyn ſollten. Ihr Geſang war aber in einer Sprache, die viel zu wenig römiſch war, als daß man ſie eine römiſche, aber noch weniger teutſch, hätte nennen können: man nannte ſie, die romaniſche Sprache. Sie war eigentlich ein Gemiſche vom alten Galliſchen, vom Römiſchen und Teutſchen; man fand ſie unter allen ihren damaligen lebenden Schweſtern am biegſamſten für das Metrum, (wenn eine Sylbenzählerey Metrum genannt zu werden verdient) am geſchikteſten für den Reim und die Muſik, und am ſchmeichelndſten für das Ohr. Gewiß hat ſie dieſes Lob aber nur dem Ohngefähr zu verdanken, welches Dichter erweckte, die ſie früher ſangen; denn die andern Sprachen ſind gar nicht ſchlechter als die romaniſche, es fehlte ihnen nur die bildende Hand. Die Gedichte in dieſer Sprache geſungen, nannte man Romans: welcher Name alſo nichts mehr oder weniger bedeutet, als eine intereſſante Erzählung in romaniſcher Sprache. Nachher ging dieſe Sprache unter, oder verwandelte ſich vielmehr in die franzöſiſche, man ſchrieb auch in teutſcher, italieniſcher und andern Sprachen Liebes- und Wundergeſchichten, die den alten Namen behielten. Die Romanſchreiber, oder Romanziers jener Zeiten bekamen viele Namen: Troubadours *), Trouverres **), Fröhlichmacher ***), und ihre Kunſt nannte man die fröhliche Wiſſenſchaft †). Sie ſtanden in der Provinz, in Frankreich zuerſt auf und wurden die Lehrer in der Dichtkunſt für die ganze damalige Chriſtenheit: daher man alle Liederſänger Provenzalen, und dieſe Epoche der Poeſie, die Zeit der Provenzalen, nennt. Die Provenzalen verbreiteten ſich bald über den übrigen Theil von Europa: denn weil man damalen die Bücher nicht druckte, auch noch keine Meſſen angelegt hatte, ſie in alle Welt zu verſchicken, jeder Schriftſteller aber nur deswegen Schriftſteller iſt, um in Zeit und Ewigkeit geleſen zu werden, ſo mußten ſie ſich entſchlieſſen, ihr Vaterland zu verlaſſen, und ihre Werke perſönlich an den Mann zu bringen. Sie gingen an die Höfe vornehmer Herren, ſangen daſelbſt, und wurden für ihre Mühe wohl aufgenommen und bezahlt, welches ſo weit ging, daß die Herren ihre eigne Garderoben plünderten und verkauften, um nur einen Romanzier bezahlen zu können. Auf dieſen Reiſen begegneten ihnen dann mancherley Abentheuer, die ihnen immer neuen Stoff zu besingen gaben. So hatte Arnaud Meyerveuh, der gegen Ende des zwölften Jahrhunderts lebte, die Kunſt gelernt, Gedichte zu machen: er fand auch bald ſeinen Mäzen, Taillefer den Vicomte von Beziers. Arnaud verliebte ſich in Aleyden, die Gemahlin Taillefers. Da unſer Dichter wohlgebaut war, gut ſang und eine gute Deklamation hatte, ſo begegnete ihm die Gräfin mit vieler Höflichkeit und Herablaſſung. Unterdeſſen wagte er es nicht, ihr zu ſagen, daß er ſelbſt Verfaſſer der Lieder ſey, die er ſang und überließ dieſe Ehre andern. Seine Leidenſchaft wuchs aber, ohngeachtet ſeiner Beſcheidenheit, daß er endlich ein Lied machte, in welchen er der Gräfin ſeine Liebe ohne fernere Umſtände offenbarte. Weit entfernt daß ſie ſich dadurch hätte beleidigt glauben ſollen, nahm ſie vielmehr die ſchlechte pieces, wie ſie du Verdier *) nennt, ſehr wohl auf, verlieh ihm ein gnädig Gehör, und gab ihm noch anſehnliche Geſchenke dazu. Aber die Abentheuer liefen nicht alle ſo glücklich ab. Almerich Belvezer der zu Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts lebte, hatte ein ganz ander Schickſal. Er verliebte ſich, da er ſchon etwas alt war, in eine ſchöne, tugendhafte und in allen freyen Künſten unterrichtete Prinzeſſin Barboſſa, und machte eine Menge Liederchen auf ſie. Eines Tages unterhielt er ſie und noch andre Damen mit allerhand gedeilichen Minnegeſprächen: Barboſſa lies ihren Handſchuh fallen, Almerich hob ihn auf, küßte ihn, und gab ihn der Beſitzerin

---

*) Troubadours, vom italieniſchen Worte trovare, erfinden, bedeutet in der provenzaliſchen Sprache, einen Dichter oder Erfinder.

**) Trouverres, iſt eben das, was Troubadour, und kommt entweder von trouvetreſor oder vom italieniſchen Trouatori, Erfinder, her.

***) Jongleur, vom lateiniſchen Joculator.

†) La Science gaie.

---

*) du Verdier Biblioth. p. 89

ein wieder. Die andern Damen warfen Barboſſen ihre Höflichkeit als Indecence ziemlich bitter vor, dieſe aber antwortete: man könnte frommen und beliebten Dichtern nicht genung ehrbare Gütigkeiten erweiſen, weil dieſe ihr Lob beſängen und ihre Tugenden verewigten. Almerich erfuhr dies, und machte auf den Vorfall ein ſchönes Sonnet. Einige Zeit darauf wurde Barboſſa zur Aebtiſſin in Moniegez, in der Provinz, erwählet: weil unſer Dichter nun alle Hofnung, ſeine ſchöne Dame jemals wieder zu ſehen, verloren hatte, ſtarb er für Schmerz darüber. Es iſt ſchon angemerkt worden, daß die Romanziers bald Nachahmer auch auſſerhalb der Provinz fanden. Jede Provinz Frankreichs hatte ihre Erzähler *), ſelbſt in der Piccardie machte man Servantel's **) und hatte Italien zuerſt Nachahmer in dieſer Dichtungsart, ſo kam dies daher, daß durch die Verlegung des päbſtlichen Stuhls nach Avignon, der Umgang mit den Franzoſen den Italienern ſehr erleichtert wurde. Auch bey den Normännern mußten die Provenzalen Eingang finden, theils durch die nahe Nachbarſchaft mit Frankreich, theils durch Kriege. Im eilften Jahrhundert kamen eine Menge Romans in Proſe und in Verſen zum Vorſchein, und der Präſident Fauchet redet von 127 Poeten, die vor 1300 gelebt haben. Bembo, Speron Sperone und andere italieniſche Autoren verſichern, daß der beſte Theil ihrer Sprache und Poeſie aus der Provinz komme: und eben dieſes müſſen die Autoren in andern Sprachen, wenn ſie unpartheyiſch ſeyn wollen, zugeben. Es iſt ausgemacht, daß Petrarch und Arioſt ſehr klein erſcheinen würden, wenn die Provenzalen das zurück nehmen wollten, was von ihnen

ent

---

*) Conteurs.

**) Servantois, Syrvantois, von dem lateiniſchen ſyrvantica poeſis, waren Liebesliederchen, auch Spottgedichte und perſönliche Satyren auf große Herren.

entlehnt worden. Kurz, die Provenzalen ſind die Väter der neuern Poeſie, nicht nur für Frankreich, ſondern für ganz Europa. Denn nie war ein Geſchmack ſo beſtimmt allgemein unter dem Volk und unter den Großen, als es damals der Geſchmack für die provenzaliſche Poeſie war. Selbſt die Fürſten hielten es nicht für unedel, ſich mit derſelben zu beſchäftigen, ſie zu ehren und zu ſchätzen. König Richard I. bezahlte Sänger mit Gold, ſein Lob zu beſingen und zu ſagen, daß er ſeines Gleichen nicht hätte. Raymund, Graf von Toulouſe, der meinen Leſern aus der Geſchichte der Kreuzzüge bekannt ſeyn wird, dieſer berühmte Beſchützer der Albigenſer, war auch ein Beſchützer dieſer Dichter. Wilhelm von Agoult, Albert von Siſteron, Rambold von Orange waren alles ſelbſt Dichter, und zugleich der albigenſiſchen Parthey zugethan. Daher läßt ſich nun der Haß der Mönche gegen die Provenzalen erklären: ſie haſſeten eigentlich nicht den Dichter, ſondern den albigenſiſchen Ketzer; waren aber nicht im Stande, dieſe beyden Attribute von einander zu unterſcheiden, ſondern glaubten, wo eins wäre, müßte auch das andre ſeyn. Durch Savoyen kam die Poeſie tiefer nach Italien herab und bot den Italienern die beſte Gelegenheit an, ihre Sprache nach der provenzaliſchen zu muſtern. Die Eroberungen und Kriege verſchaften auf der andern Seite den Engländern Bekanntſchaft mit den Provenzalen. Daher diejenigen ihrer Dichter, die in den frühern Zeiten ſangen, als König Richard, Savary von Mauleon und andre, ſich der provenzaliſchen Sprache bedienten. Chaucer nahm alle provenzaliſche und lateiniſche Wörter, mit denen es irgend thunlich war, unter die engliſchen auf, nachdem er ihnen vorhero ein engliſch Kleid umgeworfen hatte.

— e.

3.

Liebesgeſchichte

eines Engliſchen Matroſens auf der Inſel Neuſeeland *).

Ein junges Seeländiſches Mädchen, von ungefehr vierzehn Jahren, verliebte ſich aufs heftigſte in einen jungen Matroſen von der Discovery, dem ſie auch nicht ganz gleichgültig war. Wenn er einige Zeit übrig hatte, pflegte er ſich mit ihr an einen abgelegenen Ort zu begeben, und Tage, aber noch öfter die Nächte vergingen ihnen bey einer Art von ſtiller Unterredung, in welcher ſie einander ihre Gedanken ohne Worte mittheilten. Wie geſchwinde verfliegen Augenblicke unter gegenſeitigen Beſtreben zu gefallen! Sie hatte keinen Willen als den ſeinigen, und aus Dankbarkeit war er eben ſo aufmerkſam auf den ihrigen. Bey ſo geſtimmten Gemüthern iſt der Wunſch, ſich einander ſo angenehm als möglich zu machen, ſehr natürlich. Gleichförmigkeit und Kleidung verrathen Liebende ſehr oft. Obgleich er ihr in dem Anzuge eines Fremdling's liebenswürdig geſchienen hatte, wünſcht' er dennoch es noch mehr zu werden, indem er ſeine Perſon nach der Gewohnheit ihres Landes zierte; er ließ ſich alſo vom Kopf bis zum Füſſen tatauen; ſie war nicht weniger bemüht, ſich vortheilhaft zu ſchmücken: ihr Haar war ſchön, und ſie bildete ſich vorzüglich viel auf ihren Kopfputz ein. Die Mühe, welche ſie ſich gab, und die Verzierungen, welche ſie gebrauchte, würden einer Europäiſchen Schönheit zur

Ehre

---

*) Aus dem Tagebuch einer Entdeckungsreiſe nach der Südſee in den Jahren 1776 bis 1780 unter Anführung der Kapitains Cook, Clerke, Gore und King ꝛc.

Ehre gereichen, aber eins fehlte, ſie noch angenehmer zu machen. Gowannahi, ſo hieß das Mädchen, trug die in ihrem Vaterlande vorzüglich häufigen Bewohner menſchlicher Haare auch in den ihrigen; um dieſem Uebel abzuhelfen, ſchenkte ihr der Liebhaber Kämme, und lehrte ſie dieſelbe zu gebrauchen. Nach dieſer Vorbereitung pflegte er ſtundenlang mit ihren Haaren zu ſpielen, und Locken daraus zu machen, die nachläßig ihren Hals herabfielen; ein Kranz, den ſie um ihre Schläfe gewunden hatte, gab ihr ein edles Anſehen, welches dem Feuer ihrer Augen neue Reize lieh. Das misfällige ihrer dunkeln Farbe verlor ſich nach und nach gänzlich, nur die heftige Begierde, ihre Empfindungen einander deutlicher darzuſtellen, ſchuf eine neue Sprache, die aus Worten, Blicken, Geberden und inartikulirten Tönen beſtand, und dem Ausdrucke des Vergnügens und Schmerzens eine Stärke gab, deren oft die ausgebildeſte Sprache nicht fähig iſt.

Da ſie nun die Kunſt erlangt hatten, ihre Gefühle einander mitzutheilen, brachten ſie es bald ſo weit darin, daß ſie ſich die Geſchichte ihres Lebens erzählen konnten. Liebe und Eiferſucht gaben ihr Fragen ein, die die Weiber in ſeiner Welt betrafen; ſie wünſchte, daß er bey ihr bleiben, und ein Aariki *) oder Chef werden möchte. Er gab ihr zu verſtehen, daß die Weiber in ihrer Welt alle Tatu **) (Männer-Mörderinnen) wären, und daß, wenn er bey ihr bliebe, ſie ihn auch tödten würde. Sie antwortete, nein, ſie würde ihn lieber (ehnarou) ***). Er ſagte, ihr Volk würde ihn töd-

---

*) Der Name Aerihki bedeutet einen Anführer oder Chef.

**) Tahe-ai heißt ein Menſchenfreſſer.

***) E-hinahro heißt lieben.

tödten. Sie verſetzte, nein, wenn er nicht nach ihnen ſchöſſe. Hierauf ſagte er ihr, daß neun oder zehn von den Leuten aus ſeiner Welt, von ihrem Volk getödtet und gegeſſen worden wären, obgleich ſie nicht nach ihnen geſchoſſen hätten. Ihre Antwort war, das ſey ſchon vor langer Zeit geſchehen, und die Leute wären ſehr weit her (roa, roa) von den Hügeln gekommen. Dies machte ihn begierig zu wiſſen, ob ihre Anverwandten auch unter den Mördern geweſen wären: ſie ſeufzte bey dieſer Frage, und ſchien ſehr bewegt. Er frug ſie, ob ſie bey dem Feſte war, als die Männer gegeſſen wurden? Sie weinte, ſah ihn ernſtlich an, und ließ den Kopf herab ſinken. Da er ihre Zurückhaltung bemerkte, ward er immer dringender, und verſuchte jede ſchmeichelnde Kunſt, die Liebe und Neugierde ihm eingaben, um von ihr zu erfahren, was ſie gewiß wuſte, und ſo entſchloſſen ſchien, ihm zu verheelen. Aber ſie wich allen ſeinen Fragen aus, und da er ſie weiter fragte, warum ſie ſo verſchwiegen ſey, ſchien ſie ihn nicht zu verſtehen. Er wiederholte ſeine Frage, und ſetzte hinzu, warum ſie ihn im Finſtern ließ, indem er zu gleicher Zeit die Augen zumachte, und mit den Fingern feſt zudrückte. Sie fuhr fort zu weinen und antwortete ihm nicht. Da ſeine ganze Ueberredungskunſt ohne Wirkung blieb, ſtellte er ſich böſe, wandte ſich von ihr, und drohte ſie zu verlaſſen. Das arme Mädchen fiel in der heftigſten Bewegung um ſeinen Hals, und da er ſie fragte, was dies zu bedeuten hätte, und warum ſie weinte, antwortete ſie, man würde ſie tödten, wenn ſie was erzählte. Er ſagte, niemand ſollte es erfahren. Aber er würde ſie haſſen. Nein, ſondern ſie immer ſtärker lieben, indem er ſie an ſeine Bruſt drückte. Nun ward ſie ruhiger, und ſagte, ſie wollte ihm alles erzählen, was ſie davon wüßte. Hierauf gab ſie ihm zu verſtehen, daß ein gewiſſer Guboa *), ein böſer Mann, der öfters auf dem Schiffe geweſen, und verſchiedenes geſtohlen hatte, ſo bald er merkte, daß ſie ſich zur Abreiſe bereiteten, in das Gebürge zu dem Hippah ging, und die Krieger einlud, herunter zu kommen, und die Fremden zu tödten. Im Anfange weigerten ſie ſich, und ſagten, die Fremden wären ſtärker als ſie, und würden ſie mit ihren Puh Puh oder Schießgewehren tödten. Er antwortete ihnen, ſie dürften ſich nicht fürchten; denn er wüßte, wo ſie hinkommen müßten, um Gras für ihre Guhri **) oder Vieh zu holen, bey dieſer Gelegenheit pflegten ſie ihre Puh Puh im Schiffe zu laſſen, oder es, indem ſie arbeiteten, auf die Erde hinzuwerfen. Sie ſagten, ſie wären keine Feinde, ſondern Freunde, und es ſey nicht erlaubt, Menſchen zu tödten, mit denen ſie in Freundſchaft lebten. Guboa antwortete, ſie wären boshafte Feinde, und böſe Leute, und klagte, daß ſie ihn in Ketten gelegt und geſchlagen hätten, zeigte ihnen die Merkmale der Schläge, die er auf dem Schiffe bekommen hatte, und ſagte ihnen auch, ſie könnten ihre Puh Puh zum Stillſchweigen bringen, wenn ſie nur Waſſer darüber ſchütteten; alsdann könnten ſie ihnen nicht ſchaden. Guboa nahm es auf ſich, ſie ſicher zu dem Ort zu führen, wo die Fremden hinkommen ſollten, und zeigte ihnen, wo ſie ſich verſtecken ſollten, bis er kommen würde, um ihnen Nachricht von ihrer Ankunft zu geben. Indem die

---

*) Der Mann hieß Ghubaya.

**) Guhri heißt eigentlich ein Hund, da aber dieß und die Ratte das einzige vierfüßige Thier iſt, das die Neuſeeländer kennen, ſo geben ſie allen vierfüßigen Thieren den Namen Guhri; es waren aber die Ziegen der Adventure, welche er meinte. Höchſtens ſetzen ſie hinzu, Guhri nihu, d. i. ein Hund mit Zähnen, worunter ſie die Hörner verſtehen.

Leute alſo ſehr beſchäftigt waren, das Gras abzuſchneiden, und an keine Gefahr dachten, ſprangen die Krieger aus ihrem Hinterhalte hervor, ſchlugen ſie mit ihren Patupatus tod, und theilten ihre Körper unter ſich. Sie ſetzte hinzu, daß auch die Weiber dabey waren, und daß dieſe die Feuer anzündeten, indem die Krieger die Todten in Stücken zerſchnitten; daß ſie ſie nicht mit einmal auffraſſen, ſondern zuerſt nur die Herzen und Leber verzehrten; die Köpſe bekommen die Krieger, weil ſie für das beſte gehalten werden, und der übrige Theil des Fleiſches wurde unter das gemeine Volk vertheilt. Da er nun in dem Verlauf verſchiedener Tage, ihr durch allerhand Fragen dieſe Erzählung, an deren Wahrheit er gar nicht zweifelte, abgedrungen hatte, unterließ er ſie zu fragen, was für einen Theil ſie und ihre Anverwandten an dieſem Trauerſpiel nahmen, da er Urſache hatte zu glauben, daß alle gleich ſchuldig wären. Er war indeſſen ſehr begierig zu erfahren, ob vielleicht jetzt ein ſolcher heimlicher Anſchlag gegen die Leute, die zu dem nemlichen Geſchäfte nach Graßcove oder irgend einem andern bequemen Orte geſchickt werden möchten, geſchmiedet würde. Sie antwortete, nein, die Krieger aber hätten ſich im Anfange gefürchtet, daß dieſe Schiffe gekommen wären, den Tod ihrer Freunde zu rächen, und deswegen hätte man ihr verboten, davon zu reden, oder eine Kenntniß davon einzugeſtehen, im Fall ſie befragt würde. Sie ſagte, ſie wär' nur ein Kind von zehn Jahren geweſen, als es geſchah; erinnerte ſich aber, daß man davon als von einer tapfern groſſen That geredet hätte, und Geſänge darauf gemacht.

Während ſeinen Unterredungen mit dieſem Mädchen, die von der beſſern Klaſſe zu ſeyn ſchien, erfuhr er vieles, die Gemüthsart der Einwohner und ihre häusliche

Ordnung betreffend, daß dem Scharfſinn voriger Reiſenden entgangen war. Sie ſagte, das Volk von T'Avai Poemann, oder dem ſüdlichen Theile der Inſel, wären grimmige, blutgierige Leute, und hätten einen natürlichen Haß gegen das Volk von Ea-hei-no-maue, welche ſie, ſo oft ſie ſie in ihrem Lande antreffen, tödteten. Die Einwohner von Ea-hei-no-maue hingegen wären gute Leute, und ſehr freundſchaftlich gegen einander, erlaubten aber den Leuten von T'Avai Poemann niemals ſich unter ihnen niederzulaſſen, weil ſie ihre Feinde wären; daß dieſe beyde Nationen an den nördlichen und ſüdlichen Theile des Charlotten-Sundes beſtändig mit einander Krieg führten, und ihre Gefangenen aufäſſen, wenn aber die Leute jedes Landes unter ſich kriegten, fräſſen ſie einander nicht auf; Es ſcheint alſo, daß eingewurzelte Antipathie vieles zu der Neigung dieſer Wilden einander zu verzehren beyträgt. Was ihre häusliche Ordnung betrift, ſo ſagte ſie, die Knaben würden, ſobald ſie gehen könnten, einzig und allein der Aufſicht der Väter überlaſſen, und die Töchter ſtünden gänzlich unter dem Befehle der Mütter. Es wird einer Mutter als ein Verbrechen angerechnet, wenn ſie ihren Sohn ſtraft, nachdem er einmal unter dem Schutze des Vaters iſt, hingegen nehmen es die Mütter ſehr übel auf, wenn die Väter ſich in die Erziehung ihrer Töchter miſchen. Die Knaben, ſagte ſie, werden von Kindheit auf zum Kriege auferzogen, und beide Geſchlechter lernen fiſchen, Netze weben, Angelhacken und Schnuren machen. Ihre Kanoes kommen aus einem entfernten Lande, und werden für Tuch, welches vornehmlich die Weiber verfertigen, eingehandelt. Ihre Waffen werden vom Vater auf den Sohn geerbt, und diejenigen, die ſie in der Schlacht gewinnen, ſind zum Gebrauch ihrer Kinder. Sie hätten keine Könige, ſagte ſie, aber Männer, die mit den

Tode

Todten redeten, dieſe hielten ſie ſehr in Ehren, und fragten ſie um Rath, ehe ſie in Krieg zögen; dies wären die Männer, welche Freunde, die an ihre Küſte kämen, in der Sprache des Friedens anreden müſten, und ihnen zu gleicher Zeit Rache ankündigen, wenn ſie in feindlichen Abſichten gekommen wären, ihre Perſon iſt heilig, und ſie werden niemals in Kriegen getödtet, der Sieg falle auf welche Seite er wolle. Wenn die Krieger von einer von den beyden Nationen Gefangene machen, ſind es niemals gemeine Leute, ſondern Chefs, welche ſie hernach tödten und eſſen. Die gemeinen Leute tödten ſie gleich; manchmal martern ſie ihre Feinde, wenn ſie ſie einzeln in den Wäldern finden, weil ſie glauben, daß ſie in keiner guten Abſicht dahin gekommen ſind; ſonſt aber geſchieht dies niemals; des Sommers nähren ſie ſich hauptſächlich von Fiſchen, die im Sunde gefangen werden, des Winters aber begeben ſie ſich nach Norden, wo ſie von den Früchten der Erde leben, welche ſie ſich durch Arbeit verſchaffen, indem ſie entweder in den Pflanzungen arbeiten, oder denen, die die Bote verfertigen, bey ihrer Arbeit behülflich ſind.

Die Nachrichten, die er auf dieſe Art von der jungen Neu-Seeländerin erhielt, ſcheinen aus vielen Umſtänden glaubwürdig zu ſeyn; wir hatten ſelbſt bemerkt, daß die großen Fahrzeuge, die von Norden mit uns zu handeln kamen, und von denen einige neunzig bis hundert Leute am Bord hatten, niemals Fiſche zum Verkauf brachten, ſondern mit den verſchiedenen Arbeiten von Zeug und Holz, und mit Werkzeugen aus grünen Steinen verfertigt, oder mit rohen Materialien zur Arbeit zubereitet, beladen waren. Ihre Beſatzung ſchienen Leute von einer beſſern Klaſſe zu ſeyn, als die, ſo ſich beſtändig im Sunde aufhielten, und wurden unter gehöriger Zucht gehalten. Die Fiſcherboote aber ſchienen ganz das Eigenthum derer zu ſeyn, die darinnen waren, über die ſich niemand eine Oberherrſchaft anmaßte.

Am 25. Februar 1779, kurz vor unſerer Abreiſe, da die Mannſchaft beyder Schiffe auf das Verdeck gerufen ward, wo man ihren Namen, wie gewöhnlich, verlas, ward einer vermißt; als man aber nach ihm frug, fand man ihn krank im Bette. Dieſes war unſer Abentheurer, der eine Krankheit vorgab, um ſeine Flucht zu erleichtern; ſobald ihn alſo der Wundarzt beſucht hatte, und er allein war, zog er die Kleidung eines Neu-Seeländers an; und da er über und über tattauirt war, hielt es ſchwer, ihn von einem der Eingebohrnen zu unterſcheiden. **Gowannahi**, die um das Geheimniß wuſte, verſammelte ihre Freunde, und ſchickte ſie am Bord, um die Menge zu vermehren, die bey dergleichen Gelegenheiten, wenn die Schiffe zum Abſeegeln bereit ſind, gemeiniglich ziemlich zahlreich iſt. Unter dieſe Parthey miſchte er ſich, und als die Verdecke geräumt werden muſten, eilte er in ihr Kanoe, und ſie ruderten geſchwind ans Land. **Gowannahi's** Freude, als ſie das Schif ohne ihn abſeegeln ſah, läßt ſich eher empfinden, als ausdrücken; aber die Freude war von kurzer Dauer.

Ohngefehr um ſieben Uhr des Morgens ſeegelten die Schiffe aus der Bay, und um eilf Uhr warfen ſie in der Mündung von **Cook's** Meerenge die Anker, und Kapitain **Clerke** ging mit Herrn Burney, ſeinem erſten Lieutenant, am Bord der Reſolution, um mit Kapitain **Cook** zu ſpeiſen.

Nachmittags ging der Kamerad unſers Abentheurers hinunter, um nach ſeiner Geſundheit zu fragen, und erſtaunte nicht wenig, als er keine Antwort erhielt. Er glaubte im Anfange, er wäre bey Seite gegangen; aber da er ihn unten überall geſucht hatte, gab er gleich Nachricht davon, und nun ward es entdeckt, daß er mit Hab und Gut fort war; denn der Kotzen in ſeiner Schlafſtelle war leer. Ein Bote, der gleich am Bord der Reſolution geſchickt ward, um zu fragen, wie man ſich hiebey verhalten ſollte, fand die Kapitains und Officiere ſehr fröllich bey ihrer Flaſche. Die Nachricht gab alſo im Anfange blos Stof zum Scherz; als es aber hernach ernſthaft erwogen wurde, ob man den Menſchen abholen, oder ſeinem Schickſale überlaſſen ſollte, waren die meiſten Officiers für das leztere; doch Kapitain **Cook**, welcher dachte, dies möchte, wenn wir zu den glücklichen Himmelsgegenden kämen, andere Verliebte aufmuntern, ſeinem Beiſpiele zu folgen, hielt dafür, daß man bewafnete Leute ausſchicken und den Mann durchaus zurückholen müſte. Dieſer Meinung war auch Kapitain **Clerke**, deſſen Liebling er war; das ſechsrudrige Boot ward alſo bemannt, ein Kommando Seeſoldaten ging am Bord deſſelben, und der Kamerad des jungen Matroſen ward als Wegweiſer mitgenommen, um ſie an den Ort zu führen, wo er ſich aufzuhalten pflegte. Es war Mitternacht, ehe dies Boot den Landungsplatz erreichen konnte, und erſt um zwey Uhr des Morgens, fanden ſie den Ort, wo die Liebenden zuſammen kamen. Hier fanden ſie ihn in tiefem Schlafe. Schon ſah er ſich im Traume als Monarch und Stifter eines groſſen Reichs, lebte mit ſeiner **Gowannahi** in königlicher Pracht, und ward der Vater einer zahlreichen Nachkommenſchaft von Prinzen, die die Königreiche Eahei-no-maue und T'Avai Poemanu beherrſchten! Aber plötzlich verſchwand die täuſchende Scene königlicher Gröſſe! Er erwachte und ward gefangen genommen, um für einen

nen nach ſeiner Meinung gut ausgedachten Plan zur Oberherrſchaft zu gelangen, beſtraft zu werden; und was noch trauriger war, er ſollte ſich von ſeiner treuen Gowannahi auf immer trennen. Ihr Abſchied war zärtlich und rührender als man es von einem Brittiſchen Matroſen und einer wilden Seeländerin erwarten ſollte. Dieſer Auftritt dauerte indeſſen nicht lange. Die Seeſoldaten achteten nicht die häufigen Thränen, das Geſchrey und Wehklagen des armen verlaſſenen Mädchens; und da ſie ſich in dieſem öden Orte, wo nächtliche Klagen bald eine groſſe Anzahl der Einwohner hätte zuſammen bringen können, nicht ſicher glaubten, führten ſie ihn eilig ans Ufer. Gowannahi folgte ihm, und muſte, als ſie ſich einſchiffen wollten, mit Gewalt von ihm geriſſen werden. Eine ſolche heftige Leidenſchaft wird in unſern erleuchteten Ländern, wo die ſo ſehr gerühmte Verfeinerung der Sitten die Reinigkeit der Liebe zu genau beſchränkt, und auf bloſſe eheliche Treue heruntergewürdigt hat, nur in Romanen gefunden. Kaum war er im Boote, als er ſich erinnerte, daß er ſein ganzes Habe, alles was ihm zur Grundlage ſeines künftigen Glücks dienen ſollte, zurückgelaſſen hatte. Er muſte alſo mit den Seeſoldaten zu dem Magazine zurückkehren, wo er ſeinen ganzen Vorrath, der nicht klein war, verwahret hatte. Nebſt ſeinen Werkzeugen hatte er auch noch einen kleinen Kompas, den er in Zukunft zu gebrauchen gedachte, und eine Vogelflinte, welche Gowannahi heimlich weggeſchaft, ſobald dieſe unglücklichen Liebhaber den Plan der Herrſchaft gemacht hatten. Es würde die Geduld unſerer Leſer ermüden, wenn wir alle die Sachen nennen ſollten, mit denen er ſich verſehen hatte. Kurz, er und die Seeſoldaten waren ziemlich ſchwer beladen, als ſie dieſelben am Bord des Boots brachten.

Er kam erſt den andern Tag um zwölf Uhr bey den Schiffen an, und die Kapitains waren, wegen der Parthey Seeſoldaten, ſchon in einiger Furcht geweſen. Sie waren, ehe er ſich näherte, einig geworden, ihm als einen Deſerteur den Proceß zu machen. Er ward demnach nicht nach ſeinem Schiffe, ſondern am Bord der Reſolution gebracht. Hier ward er verhört und machte ein weitläuftiges Geſtändniß aller ſeiner Abſichten, und der Mühe, die er ſich gegeben hätte, ſie auszuführen.

Er ſagte, er wäre zuerſt auf den Gedanken, hier zu bleiben, gerathen, als er Kapitain **Clerke** auf der Spazierfart um die Bay begleitet hätte. Die Schönheit des Landes, und die Fruchtbarkeit des Bodens entzückten ihn; und da er die Gärten, welche zu Motuaro, Loag Island und andern Orten angelegt worden waren, in einem ſo blühenden Zuſtande ſah, und überdachte, daß es hier Europäiſche Schafe, Schweine, Ziegen und Hühner genung gebe, um, wenn man ſie zuſammen triebe, eine große Plantage damit zu verſehen, ſo fiel es ihm auf einmal ein, daß, wenn er ein Mädchen finden könnte, das ihm gefiele, er ſich glücklich ſchätzen würde, die Europäiſche Künſte in dieſes ſchöne Land zu verpflanzen, und den Grund einer Regierungsform darin zu legen. Dieſer Gedanke ward immer ſtärker in ſeiner Seele, und als er das oben erwähnte Mädchen bey den Gezelten antraf, und von ihr hörte, daß Liebe ſie dahin geführt hätte, ſtieg ſeine Begierde aufs höchſte. Da jetzt ihre Bitten mit den Wünſchen ſeines Herzens überein kamen, ſtand er nicht länger an, ſondern entſchloß ſich der Stärke ſeiner Neigung zu überlaſſen, es möchte auch daraus entſtehen, was da wollte. Er wog, ſagte er, die Gefahr gegen die Belohnung ab, und verabredete mit ſeiner **Gowannahi** den Plan zu ſeiner Flucht.

Als Kapitain Cook dieſe Erzählung gehört hatte, verwandelte ſich ſein Zorn in ein lautes Gelächter, über das Ausſchweifende ſeines romanenhaften Plans, und anſtatt ihn als einen Deſerteur zu behandeln, ſchickte er ihn zum Kapitain Clerke, damit er ihn nach ſeinem Belieben beſtrafen möchte; dieſer ließ ihn zwölf Hiebe geben, und ſo endigten ſich alle ſeine große Hoffnungen einer mächtigen Herrſchaft *). Das Elend der armen Gowannahi läßt ſich kaum begreifen. Sie blieb am Geſtade, bejammerte ihr Schickſal, und drückte ihren Schmerz durch die Schnitte aus, die ſie in ihrem Geſichte, Armen, und überall, wo die Verzweiflung das blutige Inſtrument hinleitete, machte. Wir wünſchen, um ihrentwillen, daß dieſe wilden Völker, deren Körper beſtändig der Strenge der Jahrszeiten ausgeſetzt ſind, weniger empfindlich gegen den Schmerz ſeyn mögen als wir; ſonſt müſſen ihre körperlichen Empfindungen eben ſo ſchmerzhaft geweſen ſeyn, als die Leiden ihrer Seele.

---

*) Ein jeder wahrer Weltbürger wird gewiß mit mir bedauern, daß dieſer Matroſe nicht ſo glücklich geweſen, der Nachforſchung der Engländer zu entgehen. So romanenhaft der Plan des jungen Menſchen geweſen, ſo zeigt derſelbe doch zugleich von einem Gemüthe, das eines edlen Stolzes fähig iſt, der auf der Gründung des Glücks einer ganzen Völkerſchaft, und alſo wahrer Menſchenliebe beruhete. Es war Enthuſiasmus zu der Ausführung des Plans nöthig, und ſelbſt der Gedanke, daß er ſich der Liebe eines unſchuldigen und eben ſo begeiſterten Mädchens gewußt zur Gewinnung der Freundſchaft eines edlen Stammes zu bedienen, giebt ſchon ein gutes Vorurtheil zum Vortheile dieſes Ebentheurers an die Hand. Wäre Neu-Seeland auch nur einige wenige Schritte in der Kultur näher gekommen zu der Sittlichkeit, welche die Menſchen wenigſtens über die abſcheuliche Menſchenfreſſerey wegſetzt, und hätte er auch nur Gartenfrüchte und deren Anbau, und die Viehzucht unter ihnen eingeführt, ſo wäre damit ſchon ſehr viel gewonnen worden, und er verdiente mit dem Triptolemus, und andern, unter die Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts in dieſem Welttheile gerechnet zu werden. Wie ſehr wünſchte ich, daß er wenigſtens einige Früchte ſeiner ſchönen Hofnungen geerndtet hätte.

4.

Zwey Verſuche von Satyren

von

J. C. C. Klinguth.

1. Der Geitz *).

Du armer hagrer Mann in deinem grauen abgetragenen Kleide! Freilich, der Geldmangel iſt groß. Immer ſpare. Wer ſteht dir davor, daß deine paar funfzigtauſend Thälerchen in einer Woche verzehrt ſind? Immer flicke um deinen Elenbogen ein ganzes Netz von Zwirn herum. Die Kleider reiſſen geſchwind. Und wie lange haſt du dein itziges Kleid? „Kaum, kaum zehn Jahr.“ Ja, ja, ich glaube dirs, ich erinnre mich, es war kurz vorher, ehe deine kleine Tochter ſtarb. „Ganz recht, ja, das war eine Straſe für mich, das Mädchen, ſie wurde ſchon ſo groß, daß ich ihr beinahe ein paar Schuh hätte ſchaffen müſſen.“ Ich bedaure dich. Freilich, die Zeiten ſind ſchlecht, man muß alles zu Rathe halten. Du thuſt recht daran. Immer poche aus deiner Perücke den übrigen Puder heraus, wenn du ſie, allemal um den vierten Sontag, neu zu friſieren fortſchickſt, und ſammle ihn; mache dir dein Bette ſelbſt, putze dir deine Stiefeln, ſo brauchſt du dir nur ſelten eine Aufwartung zu dingen, und haſt nicht nöthig, müßige Dienſtboten zu ernähren; immer werde vor Gram und Aergernis krank, wenn du ſo unglücklich biſt,

---

*) Der Lateiner bezeichnet dieſe Art des Geizes durch das Beiwort: sordidus.

biſt, eine Fenſterſcheibe zu zerbrechen; ſtehe den ganzen Tag über in bloßen Füſſen, um deine Schuhe und deinen Stuhl nicht abzunutzen, oder verwechſele deine Hemden ſelten, weil ſie dir niemand umſonſt wäſcht. Du machſt es recht ſo. Immer geh ſchon um vier Uhr zu Bette, um dein Rüböhl zu erſparen, die Thiere machen es ja auch ſo. Und was ſchadet das weiter, wenn du auch um zwey Uhr erſt einſchläfſt? es iſt einmal ſo, die itzigen Zeiten ſind ſchlecht.

Weggeworfene Seele! wiſſe, die itzigen Zeiten ſind nicht ſchlecht. Für dich überhaupt gar nicht, und für andere nur, weil ſie mehr als unſere Vorfahren ausgeben. Schäme dich. Du ſaugſt, du ziehſt, wie die Spinne aus der Wand, aus allem das Mark aus, das Gift, das dich ſelbſt tödtet. Der unerſättliche Wunſch, alles zu haben, iſt dein Oden, der dich belebt, und den du aus und einhauchſt, Gewinnſucht der Zirkel, der um dich herumgezogen iſt, über den du nicht um einen Schritt herausgehſt. Elender! du lebſt, um nicht zu leben, und deine Freude iſt keine Erquickung, keine Erfriſchung für dich, ſie iſt ein giftger Mehlthau für deine Ruhe, der auf dein einſchrumpfendes Herz fält.

Doch — ja wahrhaftig welch' eine Reihe von Sarkaſmen! Man weiß manchmal nicht, was man ſchreibt — Der arbeitſame ſparſame Mann! Wie konnte ich ihn ſo tief herabſetzen? Ja, ja, ich verſtehe ſchon das Zupfen am Ermel, Herr Nachbar, ſie haben Recht, er iſt ſparſam, er hält das ſeinige zu Rathe, ich habe mich geirrt.

O welch eine vortrefliche Tugend iſt die Sparſamkeit! wenn ein Staat ſich unter ihren Scepter begiebt, wird er der Neid und oft die allgemeine Börſe der

Nachbarn. Sie üben ſie alſo auch aus, lieber Harpax? doch das war wieder eine Frage! natürlich! ſie ſind ſparſam, nicht geizig, ſparſam! ſparſam! Sie wiegen ihr Tuch, wenn ſie es ihrem Schneider geben, und der legt dann wieder das daraus gearbeitete Kleid vor ihren Augen auf eine Wage, und vergißt gewiß nicht, auch nur die kleinſten abgeſchnittenen Stückchen wieder mitzubringen; ſie ſparen ihren mit rothen Fleckchen geſtirnten Zucker, das Monument ſo vieler verſtorbenen Fliegen, die gleich darauf, ohne entfliehen zu können, für ihre Näſcherey ihren Tod fanden, und ſchlagen ganz kleine Stückchen davon ab; ſie führen eine Doſe mit doppelten Deckel, und Entſchuldigung genug für ſie, wenn ſie einer um eine Prieſe anſpricht, und in der einen Helfte der Doſe freylich kein Toback befindlich iſt. Ich verdenke es ihnen nicht; eine Prieſe, und wieder eine macht ſchon zwey, noch eine, drey, und das geht ſo immer weiter. Sie heften ihre Bücher ſelbſt, und ſie thun recht daran, was kommt auf ein paar Stunden den Tag über an, die ſie dazu brauchen. Welch angenehmes Konzert machen nicht ihre großväterlichen Tobackspfeifen, alle ſo appetitlich, und ihr Toback von ſo ſtarkem Geruche! Sie trinken ihren Wein für einen der vortreflichſten Weine, und wiſſen ſelbſt nicht, daß ſie ihn ſelber neulich durch Waſſer geſchwächt haben. Treflicher Mann! wenn alle Bürger eines Staats ſo dächten, wie glücklich müßte dieſer Staat ſein — Sie ſpeiſen keine pariſiſche Chokoladenſuppe, keine Auſtern, trinken nur ſelten Koffe, nur dann nehmlich, wenn ſie müſſen — wenn ſie zu Gaſte ſind — ſie kennen den Punſch blos den Namen nach. Großer Patriot! wie viel Geld geht nicht durch dieſe Waaren aus dem Lande! Aber ſie huſten ja ſo, ſie haben ſich erkältet, ſie müſſen ſich vor den Winter ſchützen. „Ja, das Holz, das Holz,“ freilich, ſie haben auch Recht, wir brauchen zwar kein ausländiſches Holz, wir haben ſelbſt genug, aber — das kann doch auch alle werden. Auch ihr Sohn wird viel brauchen — er lebt an einem theuern Orte. „Wohl, wohl, ich muß noch heute an ihn ſchreiben, ich ſuche nur ein gewiſſes Briefcouvert und kann es nicht finden.“ Dort wird es ſeyn, auf jenem Tiſche, ſie thun wohl daran, daß ſie ihren Brief darauf ſchreiben wollen, es iſt noch faſt ganz weiß, und nur ein paar Worte ſtehen darauf. Schicken ſie ihm doch auch das verſprochene Kleid mit. Es muß würklich aus dem alten Rocke noch ein recht ſchönes neues Kleid werden — Noch eins. Die jungen Leute wiſſen ſo nicht, wie ſie die lange Zeit von drey ganzer Jahre auf Univerſitäten hinbringen ſollen. Laſſen ſie ihn für das Macherlohn des Schneiders Kindern Unterricht im Chriſtenthum geben. Er hat gewiß ſehr viele müßige Stunden — Vortreflicher Vater!

Ja, wahrhaftig, glauben ſie mir, er iſt ganz vollkommen! unverbeſſerlich! wie pünktlich lebt er nicht nach den Geſetzen. Hundertmal ſchmält er wohl den Tag über auf übele Polizey, daß kein Geſetz ausgeübt wird, und ſo viele Bettler herumlaufen. Seinen Freunden dient er gern, wenn er nur kann, aber freilich — er kann ſehr oft nicht, und iſt alſo ohne Schuld. Wenn ädle Abſichten nicht oft übel angewendet würden, hätte er ſich ſchon längſt etwas ſelbſt abgebrochen, und milde Stiftungen errichtet. Er hätte ſchon längſt den Altar ſeiner Kirche beſchenkt, aber — aber ja freilich — — nun, kurz und gut, er hätte ihn ſchon längſt beſchenkt. Seine Arbeitſamkeit iſt unerhört. O alles, jedes Zimmer, jede Thüre, jeder Tiſch iſt ein Beweis davon; kein Fleckchen iſt, das nicht mit wichtigen Rechnungen bemalt wäre. Hier eine ſimple Multiplikation, dort eine lange Bruchrechnung, alles Früchte ſeines ſauern Fleiſſes, ſeiner Arbeitſamkeit. Wie gern vergißt er nicht oft darüber ſein Mittagsbrod; oder wenn er ſich ja zu eſſen entſchließt, auch da arbeitet er, auch da, wenn er ein Brod hernimmt, es durch den Abdruck ſeiner mit Kreide beweißteten Fingerſpitzen appetitlich macht, und anſchneidet, auch da berechnet er ſeufzend die Verhältniſſe des Getraidepreiſes, der Fruchtbarkeit, und der Ausfuhren in benachbarte Länder. Seine Ordnung iſt zu bewundern. Sechs verſchiedene verborgene Taſchen in jedem Paar ſeiner Beinkleider; Für den Dreyer eine beſondere, für den Groſchen eine, und ſo ſeufzet jede andere Münzſorte in ihrem eigenen Gefängniß. Auch im Finſtern findet er genau gleich jede ſeiner Devalvationstabelle von jedem Jahre, und ihre Anzahl beläuft ſich doch bis in die Hundert. Jede Stunde hat ihre Beſtimmung. Die vierte Morgenſtunde weckt ihn, und ſie hat gewiß niemals Mühe, ihn aus dem Schlaf zu bringen. Von den folgenden hat jede ihren eigenen Kaſten, deſſen Feſtigkeit ſie bald unterſucht, bald ihn von neuem anfüllt. O glücklicher Mann! würde doch ſein Bildnis in jeder Schule der Sitten öffentlich aufgehangen! wie ruhig, wie zufrieden muß nicht ein ſolches Leben unter ſolchen ädeln Geſchäften ſein! wie viele vergnügte und ruhige Tage kann ſich nicht der Menſch ſelbſt verſchaffen! doch es pocht jemand — er zittert. Ein Brief: ein liederlicher Schuldner eröfnet einen Concurs, und er verliert dabey — zehn Thaler. O Himmel, er fällt in Ohnmacht! O wie er ſtarr und mit der ſchon kalten Hand, die eine volle Weſtentaſche feſt zuhält! Es wird immer ſchlimmer. Hülfe! Hülfe!

Elender, niederträchtiger Mann! wie du durchaus ſelbſt unglücklich ſein willſt. Dein Korper braucht eine

Stärkung, und du trinkſt zehrenden Thee; dein blaſſes eingefallenes Geſicht erzählt gleich jedem die ganze Geſchichte deines Lebens; du wirſt ein Spott deiner Freunde, wenn du bey ihren Gaſtmälern heimlich ein halbes Franzbrod oder einen Apfel einſteckſt, oder in deinen Schuhen mit dreyfachen Sohlen, und einem unſcheinbaren Rock neben einem mit Anſtand gekleideten Mann ſitz'ſt. Du wirſt unausſtehlich, denn alle deine Geſpräche ſchmecken nach deinem Einmaleins, deinem Wahlſpruch, deiner einzigen Beſchäftigung. die würklich, ich kann mirs vorſtellen, viel Nahrung für den Geiſt haben muß; du verdammſt jedes Vergnügen, jede Geſellſchaft, Tanz, Komödie, dieſe vortrefliche Schule der Sitten und des Geſchmacks; du glaubſt jeder Lüge des Pöbels, weil du dich des Vergnügens beraubſt, eine öffentliche Zeitung zu leſen; du lebſt nur für dich, und auch das nicht einmal. Elender! Von dem groſſen Stammbaum der Laſter iſt das Deinige, der Geiz, die Wurzel. Eilet ihr, Jünglinge und Männer! eilet mit Aexten und Spaden, ſie auszurotten! Wenn ſie aufſchießt, benimmt der giftige Baum allen andern Gewächſen freye Luft und Sonne! Und biſt du denn glücklich? ſage mir! Rechne einmal, Elender! zieh einmal das Elend deines Lebens die Zahl funfzig von dem Vergnügen ab, das dir deine Reichthümer gewähren. Nun rechne. Du rechneſt ja ſo gerne. Die letztere Zahl iſt nur dreyßig. Nicht mehr. Nun? Null von Null bleibt Null, und — drey von fünfe? Lächerlicher Menſch! ſieh alſo, noch der Ueberſchuß von jenem iſt zwanzig.

2. Der Schmeichler.

Recht ſo, lieber Arnd, recht ſo, bücke dich ja recht tief, immer tiefer. Sieh, itzt biſt du ſchon ganz nah an ihn heran, an den großen Mann, der dort gegangen kommt. Er war ſonſt ein Würzkrämer, itzo aber iſt er nichts weniger als ein Kammerrath. Wie wirſt du ihn recht ſchicklich anreden? Armer Freund, wahrhaftig, du biſt in Verlegenheit! „O wie freue ich mich, vortreflicher Mann, ſie einmal in der friſchen Luft zu ſehen, daß ſie ihrer Geſundheit zum beſten doch auch einmal ihre Studierſtube verlaſſen haben.“ Bravo, Arnd, das war doch noch eine Anrede! Aber, ums Himmelswillen! tritt lieber noch um einen halben Schritt mehr auf dieſe Seite, er könnte es übel nehmen, der Kammerrath, du ſiehſt noch nicht völlig unten an. So. — Noch eins, nimm auch dein Schnupftuch, er hat mit der linken Schuhſpitze an eine Wand angeſtoſſen, ſie iſt etwas weiß, wiſche ſie ab. So recht. Ja im Ernſt, Freund, du weißt Verdienſte zu ſchätzen, du läßt ihnen Gerechtigkeit wiederfahren. Ich lobe dich. Komm doch heute zu mir auf ein häusliches Abendbrod. Thu' es immer. — Wie fein deine Antwort iſt: Du willſt es beym Geheimenrath N. ausſchlagen, um das Glück zu haben, bey mir zu ſeyn. Vortreflich, Arnd! Aber meine Hand — ums Himmelswillen! das thut weh', du drückſt ſie mir zu feſt.

Der redliche Mann! wenn er nur wird kommen können; wenigſtens kommt er gewiß ſpäte. Noch ſechs Viſiten hat er heute zu machen, Gratulationsviſiten, noch vom Neuenjahrstag her, der vor acht Tagen war, und damit iſt er noch nicht fertig. Wahrhaftig, wer ihn nur recht kennt, er iſt ein ganz auſſerordentlicher, ein exemplariſcher Mann! Sehn ſie nur, da drückt er dort jenem Kanzliſten die Hand, ſo freundſchaftlich! ſagt ihm, daß er weit mehr verſtehe, als ſein Rath, und ſteckt ihm eine Harnadel in die Locke, die doch lange noch gar nicht herausfallen wollte. Dem Herrn Baron hier verſichert er, er glaube gewiß, daß ſein Pferd, das Ihro Hochfreyherrliche Gnaden heute geritten, aus dem Hofſtall aus London ſey. Im Ernſt, ſchön! allerliebſt! Wo er hochedeln ſchreiben ſoll, ſchreibt er hochwohlgebohren; alle ſeine Mienen ſind die Mienen des andern, mit dem er ſpricht, alle ſeine Geſichtszüge geborgt. Jener fängt an zu lächeln, wie aufrichtig lächelt Arnd mit; er wird nun etwas ernſthafter, Arnd ſcheint ihn ſogar ſchon zuvor gekommen zu ſeyn, und iſt es auch, ſo natürlich wie er. Bravo! man muß gefällig ſeyn. Ueberhaupt, guter Freund, wie du es gut meinſt! Ja, glauben ſie mir, faſt überall ſchleicht er mir und jedem Menſchen nach. Ich komme aus der Kirche, vom Rathhauſe, er wartet ſchon an der Thüre auf mich, um das Glück zu haben, mich zu begleiten. Er iſt der Schatten eines jeden, und der unterthänige Knecht der ganzen Welt. Sehn ſie, da geht er, und beſtellt mir eine Kutſche, das ich meinem Bedienten zu thun aufgetragen hatte. Und wie aufrichtig liebt er nicht ſeine Freunde! Er küßt mich beinahe todt, ſo ſehr er auch für mich beſorgt, ſich ſtündlich nach meiner Geſundheit erkundigt. Er ärgerte ſich geſtern noch, und hielt es für höchſt unbillig, daß ich neulich bey der letztern Schlittenfart nicht angeführt hätte. Er wuſte gar nicht, wie der Baron N. juſt dazukäme. Jener reiche Geizige liebt ein graues Kleid von ſchlechtem Landtuch; er zieht gewiß kein anderes an, wenn er zu ihm geht. Seine ganze Garderobe iſt ſchon dazu eingerichtet. Beym geſtrigen Balle, weil es nöthig war, hatte er freilich ein Kleid mit Treſſen. Wie gefällig! Ihm friert im Hundstagen mit, wenn es einem andern, wegen Anwandelung eines Fiebers kalt zu ſeyn ſcheint. Wie bückt er ſich nicht tief vor einen Jeden! wie denkt er nicht von jedermann an!

Nur vorgeſtern redete er mir zu, einen Brief an meinen Sohn, der blos von Familienſachen handelte, als einen Beitrag zum Erziehungsſchriften drucken zu laſſen, ſo vortreflich wäre er, wie er ſagte. Er hält meine unverheyrathete Nichte durchaus vor achtzehn Jahre alt, da er doch gewiß weiß, daß ſie achtundzwanzig iſt, und das ſagt er zum Unglück wohl hundertmal den Tag über. — Du, lieber Freund! Im Ernſt, du verdienſt die Liebe deines ganzen Weichbildes. Ja, glauben Sie mir, er iſt die Gefälligkeit ſelbſt. Bald verſchaft er mir die Elle Tuch um einen Groſchen wohlfeiler, und legt dieſen Groſchen aus ſeinem eigenen Beutel zu, ſo, daß ichs zwo Stunden darauf gleich erfahre; bald kehrt er mir meinen Hut aus, wenn ich ausgehen will; geht noch einmal zurück, wenn ich meine Thüre abgeſchloſſen habe, und ſieht, ob ſie auch recht feſt zu iſt; ärgert ſich halb tod, wenn er mit mir geht, und des Windes wegen nicht gleich alles verſtehen kann, was ich rede, oder ſpringt in eine Schleuſe, und holt mir ein weiß Blatt Papier wieder, das der Wind mir aus der Hand geweher hatte, und nennt meinen Garten, der aus Mangel der Wartung verwildert iſt, vortreflich, und ganz nach engliſchen [*] Geſchmack. Herrlicher Arnd!

Doch da iſt er ja ſchon ſelbſt wieder, wie er es verſprochen hatte. Es iſt juſt ſechs Uhr. Wie pünktlich! — Wir werden alſo mit einander zu Abend eſſen.

Immer, kommen ſie herauf, lieber Arnd, ſie ſind ein vortreflicher Mann, ein engliſcher Mann! Gehen ſie herein, o ich bitte ſie, gehen ſie, die Stube wird kalt.

---

[*] In den Gärten der Engländer ſind abwechſelnd förmliche Wildniſſe, in welchen ſie der Natur den Zügel ſchieſſen laſſen. Ein Beiſpiel iſt der ſehenswürdige Fürſtlich Deſſauiſche Garten zu Wörlitz.

Auch ein Zeitungsblat bringen ſie mir mit, wo meine Schriften gelobt werden? vortreflich! haben ſie auch die , , gelehrte Zeitung geleſen? „Ja, ſie wiſſen aber auch, wie partheiiſch oft die gelehrte Welt iſt,“ ſo ſo. Setzen ſie ſich, lieber Freund. Die Suppe ſchmeckt ihnen gewiß auch nicht? „o vortreflich, ſie iſt auſſerordentlich.“ — Arnd! Arnd! — — meine Frau wird gleichwohl vor Aergerniß ſchon blas, daß ſie die Köchin anbrennen laſſen. „Wo kaufen ſie den Rheinwein? wahrhaftig, ich habe ihn ſo ſchön noch nicht getrunken, ſie haben gewiß die Butelge unter zween Thaler nicht.“ Entſetzlich! Arnd, es iſt Meiſner Landwein. — O Niederträchtiger! ſchweige, du haſt ſchon genug geplaudert. Sieh nur, da bewunderſt du alles, ſagſt mir, daß mein kleiner achtjähriger Sohn dir einige Fragen aus dem Horaz recht ſchön beantwortet habe, und du frugſt ihn doch nur blos, was der Vater auf Lateiniſch hieſſe, hälteſt meine tombachene Uhr für Gold, eine alltägliche Gipspuppe auf meinem Kamin für eine Antique aus dem Herkulano, lobſt meinen häuslichen Geſchmack, und unterhälteſt mich blos mit dem, was mich angeht. Kleine Seele! ſieh nur, wie du auf jede meiner Winke und Mienen aufpaſſeſt, dich bis zu einem Bedienten herab demüthigeſt, und ihm in Tellerhergeben, Lichtputzen, und dergleichen zuvorkömmſt. Jeden meiner Einfälle belachſt du eine Viertelſtunde, erzählſt mir, daß dieſer oder jener von mir mit auſſerordentlicher Hochachtung geſprochen, die blos meinen Namen genannt haben; Du willſt bey mir noch um ein Uhr jeden Abend Licht geſehen haben, und lobſt meinen Fleiß, giebſt jedesmal, ſo daß ich es ſehn muß, meinen Bedienten ein Achtgroſchenſtück beym Abſchiede, und — ja, Arnd, nähmſt du doch auch von der menſchlichen Geſellſchaft auf beſtändig Abſchied! du vergifteſt ſie! du biſt ein Niederträchtiger!

der Spiegel eines Jeden, der ihn, wenn er ſich ihm nähert, um den zehnten Theil verſchönert; du arbeiteſt einer jeden Beſſerung entgegen. Dein Lob iſt ein Tadel. Schmeichle mir nicht etwa, daß dieſe Satyre ſchön ſey, Arnd. Wiſſe, ſie geht auf dich, und darum bitte ich die ganze Welt, laut mit mir darüber zu lachen.

V.

Naturgeſchichte.

Die Auſter.

Man hat verſchiedene Arten dieſes Thiergeſchlechts, wovon einige dem Menſchen zur Speiſe dienen, andere aber für unesbar gehalten werden. Wir haben es hier mit der erſten Art oder mit der esbaren Auſter zu thun, die beym Linné ostrea edulis genannt wird. Ihr Vaterland ſind die Ufer der mehreſten Meere, beſonders die Ausflüſſe der Ströhme. Ihr liebſter Aufenthalt ſind die Sandbänke, wiewohl ſie ſich auch an die Felſen anhängen, ja faſt alles, was in den Seen beweglich oder unbeweglich ſeyn kann, mit ihrer Gegenwart beehren.

Die Zeugung und Fortpflanzung dieſer Schalenthiere gehöret noch zu den Geheimniſſen der Natur. Die Naturkündiger ſind über dieſen Gegenſtand verſchiedener Meinung; alles, was man davon mit Zuverläßigkeit weiß, läuft dahinaus, daß die junge Auſtern aus

Eyern entſtehen, daß ſie ihre Schaale ſogleich mit aus dem Ey bringen; allein die Entſtehungsart gedachter Eyer iſt abermals ein Geheimniß.

Indeß hängen ſich die Eyerchen, von deren Daſeyn man überzeugt iſt, in den Bart der Auſter, wo ſie nach und nach ausgebrütet, durch die Bewegung des Barts zur Schaale herausgeworfen werden, und ſich ſodann entweder an die Mutterauſter anhängen, oder ins Waſſer ſtürzen, ſich an Klippen auch andre Körper anhängen, daſelbſt wachſen, und zum Gebrauch der Menſchen geſchickt machen.

Die Auſter hat eine aus lauter Blätchens beſtehende ſchilfrichte Schaale, welche von auſſen unförmlich, mehrentheils abgerändet, inwendig aber weiß, glatt und glänzend iſt. Nach Verſchiedenheit der Gegenden und des Alters der Auſtern, ſind ſie gröſſer oder kleiner, auch ihre Schaale ſtärker oder dünner. Einige haben eine in das Grüne ſpielende ſchwarzgrüne Farbe, andre ſind blau, andre aſchgrau, und noch andre röthlich. Sie haben nicht, wie man vermuthet, ein eigentliches Schlos, ſondern ein muſculöſes Band, mit welchem ſie die Schaale ſo feſt zu verſchlieſſen vermögen, daß man ſie nur mit Mühe öfnen kann. Sie beſitzen alle Theile, die den übrigen Schaalthieren eigen ſind, nemlich einen Mund, Ohren, einen Magen, Lippen, Saugrüſſel, Gekröſe, Leber, Lungenblätter, Herz, einen bis zur Abführungsöfnung reichenden Darm, ein hartes nervenartiges Stück Fleiſch, das zur Befeſtigung der Auſter in ihrer Schaale dient.

Dieſes wegen ſeiner Schwere unbeweglich liegenbleibende Thier öfnet ſeine Schaale nur ein wenig, um Othem zu holen, Nahrungsmittel zu ſich zu nehmen, und durch ſeinen Saugrüſſel Waſſer zu ſchöpfen. Der Mund öfnet ſich zwiſchen den Ohren, und iſt mit zwey groſſen Lippen, die mit Saugrüſſeln verſehen ſind, eingefaßt. Der lange Darm iſt beſtimmt, viel Waſſer einzuſaugen, und dadurch das Thier in Stand zu ſetzen, wohl einen Monat auſſer dem Waſſer, jedoch an kühlen Orten das Leben zu erhalten, Die Nahrung der Auſter beſtehet in dem Saft einer kleinen Thierart, in Pflanzen, und gewiſſen Körnern einer ſchlammichten Erde. Der vier Lungenblätter bedient ſich die Auſter, um ſich der überflüßigen Feuchtigkeiten zu entledigen, und friſche Nahrung zu holen. Die Zeugungsglieder hat man noch nicht entdeckt.

Man findet häufige Auſterfiſchereyen angelegt, die aber den Sommer über eingeſtellt werden, weil das Thier zu beſagter Zeit krank und unſchmackhaft iſt, weil man ferner der jungen Brut zu ſchonen beabſichtet. Die Auſterfiſcherey iſt ſehr einfach, man bringet ſie entweder mit ſchweren Netzen, oder mit einer Art von Schaufel, an welcher ein Kaſten angebracht iſt, um ihre Freiheit. Man hält die Auſtern, ſo ſich in Kanälen und andern ſtehenden Wäſſern am Meere aufhalten, für die beſten, aus dieſer Urſach ſchätzt man die Engliſchen Colcheſter-Auſtern mit kleiner dünner Schaale, dann die grüne Auſtern, welche man Grünbärtchens zu nennen gewohnt iſt, hoch.

Schon die alten Römer kannten die Auſtern und verzehrten ſie mit Geſchmack. Sie fingen gemeiniglich ihre Gaſtmale mit einer Tracht Auſtern an, und beſchloſſen ſie mit der nemlichen Speiſe, ja zuweilen beſtund das ganze Gaſtmal aus Auſtern. Sie ſollen roh genoſſen am geſundeſten ſeyn. Indeß iſt ein Steyermärkiſcher Kappaun mit Auſtern auch nicht zu verachten.

Sie werden auch auf verſchiedne Arten zugerichtet und genoſſen, welches ich eines jeden Geſchmack gern überlaſſe.

Nicht allein das Weiche in einer weiſſen Haut eingehüllte Fleiſch der Auſter iſt nutzbar, ſondern die Schaale dieſes Thieres iſt von mancherley Nutzen. Denn ſo iſt z. B. der aus Auſterſchaalen gebrannte Kalch von vorzüglicher Güte; ſo kann man ſie in den Färbereyen zu mancherley Gebrauch anwenden; ſo dienet das inwendige Weiſſe in kleinen Portionen zum weiſſen Wein gethan, dieſem einen muſcateller Geſchmack zu geben; ſo ſind ſie in den Salpeterpflanzungen, nicht weniger zur Düngung, beſonders zur Erquickung alter kränklicher Obſtbäume mit ſichtbarem Nutzen anzuwenden.

VI.

Anekdoten.

Nach einer für die Ruſſen ſehr unglücklichen Schlacht hatte ein Haufen Huſaren, der dem fliehenden Feinde nachgeſchickt war, einen Kalmucken eingeholt, der einen todten Leichnam queer über ſeinem Pferde mit ſich führte. Man nahm ihn gefangen und begehrte, daß er den todten Körper abwerfen ſollte; aber die Bitten des Kalmucken und zum Theil auch die Neugierde bewegte die Huſaren, ihm die Erlaubniß zu ertheilen, dieſen Körper bis auf ihren Poſten mit zurücknehmen zu dürfen. Hier wickelte ihn der Kalmucke in ſein Oberkleid. Indem er aber unter vielem Geheule mit ſei-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52319-X
REICHARD,H.A.O. FN. 1757/014

ſeinen Händen und einem Stück Holz eine Grube für ihn aushöhlte, kam ein preußiſcher Obriſter, der die Vorpoſten kommandirte, auf dieſen Platz an. Einer aus ſeinem Gefolge war der ruſſiſchen Sprache mächtig und dieſer erhielt vom Kalmucken auf ſein Befragen die Nachricht: daß der Todte ein ruſſiſcher General und viele Jahre lang ſein Herr geweſen ſey. Er habe bey ſeinen Lebzeiten die Verfügung gemacht, daß er, wenn er im Kriege ſein Leben verlöre, auf ſeinen Gütern neben ſeiner Gemahlin beerdigt werden ſollte. Weil nun ſein Herr während der Schlacht erſchoſſen wäre, ſo habe er den Körper deſſelben ſeinen bey der Armee befindlichen Anverwandten überliefern wollen. Dem preuſſiſchen Obriſten gefiel die Treue des Kalmucken; er kaufte das Pferd deſſelben und gab es ihm zurück, lies den Körper auf einen Wagen legen, übergab ihn der Aufſicht des Kalmucken, dem er einen Paß ertheilte, und durch einen Trompeter bis zu den ruſſiſchen Vorpoſten begleiten lies. Es verliefen ein paar Jahre; während dieſer Zeit war der Obriſte General geworden und kommandirte ein kleines Korps, als eben dieſer Kalmucke auf ſeine Feldwache geritten kam; er nannte beſtändig den Namen des Generals, man hielt dieſes für ein Zeichen, daß er mit ihm zu reden wünſche, und er wurde alſo vor ihm gebracht. Er warf ſich mit vielen Freudensbezeugungen zu ſeinen Füſſen und erzählte ihm hierauf, daß er bey einem ruſſiſchen General in Dienſt gekommen, der eben mit einem groſſen Korps im Anmarſch ſey; weil dieſer oft denjenigen Namen genannt habe, der, wie man ihm geſagt, unter dem Paß geſtanden; ſo habe er gemerkt, daß ihr Angrif denjenigen Officier gelten ſollte, der für den Körper ſeines vorigen Herrn ſo viel Achtung bewieſen, und er habe ihm zum wenigſten als einen Beweis ſeiner Dankbarkeit die Nachricht von dem Anmarſch ſeiner Feinde ertheilen wollen. Der General hatte wirklich vorher davon noch nichts erfahren; machte jetzt ſeine Gegenanſtalten und trieb die Ruſſen zurück. Der Kalmuck blieb bey ihm und war ihm ſein ganzes Leben hindurch mit eben der Treue und Liebe, als ſeinem erſten Herrn, zugethan.

———————

Von dem in vorletzterem Krieg in Deutſchland bekannt gewordenen General Conflans verdient folgende, durch viele Augenzeugen bewährte Anekdote bemerkt zu werden. Conflans war im Nachſetzen, und mit einem Blick ward er gewahr, daß einer ſeiner Huſaren, einem Deutſchen, der mit aufgehobenen und gefalteten Händen Pardon! rief, dieſe Hände im Vorbeyjagen mit einem Streich abhieb. Das Treffen war vorbey, Conflans ließ Fronte machen, und dankte allen ſeinen Leuten für ihre bezeugte Bravour. Aber das, was ich von dir ſahe, mein Sohn! ſprach er zu obgedachtem Huſaren, überſteigt alle Glaubhaftigkeit, wenn ich es nicht ſelbſt geſehen hätte: So mit einem Hieb beyde gefaltene Hände — — „O Herr General! wo ich hinhaue — —“ Ja! das ſahe ich, und zum Beweis, daß ich Herzhaftigkeit und Stärke belohne, haſt du hier meine Börſe. Er gab dem Huſaren die Börſe und ſchwieg. Aber, fing er auf einmal mit einer fürchterlichen Stimme an, zum Beweis, daß ich Menſchlichkeit ſchätze, will ich dich, Canaille, auf den Tod hauen laſſen. Einem Mann, der vor mir kniet, und um Pardon bittet, die Hände abzuhauen — — Steigriemen herab, und haut den Kerl, daß er krepirt. „Herr General, Gnade! — — “ Gnade? Dir? der du ſelbſt keine Barmherzigkeit gegen deinen Nebenmenſchen ausübſt. — Gott müßte keine Gnade für mich haben, wenn ich ſie für dich hätte. Er ließ den Huſaren bis beynahe auf den Tod hauen, und dann ſagte er: bringt das Scheuſal weg, und Kerl! wo ich dich je zu Geſicht kriege, ſo ſchieſſe ich dir eine Kugel vor'n Kopf, wie einem tollen Hunde. — War dies der als hartherzig verſchriene Conſtans?

Im vorletzten Kriege ritt einſtens ein Trupp feindlicher Reuter durch ein Dorf, um ſich zur alliirten Armee in der unglücklichen Gegend bey Bergen zu verſammeln. Auſſer dem Dorfe auf dem Wege erblickten ſie einen armen Jungen hinter den Hecken; er zitterte an Händen und Füſſen, und ſchien in äuſſerſter Verlegenheit und Furcht zu ſeyn. „Was machſt du hier, rief ein Reuter.“ Nun zitterte und bebte erſt der erſchrocken ſcheinende Jung auf's ärgſte. Mit halbgebrochener Stimme ſprach er kniend: ach, ihr Herren, thut mir nichts, ich habe ſie alle weggeworfen. „Was haſt du weggeworfen?“ Ach, die Briefe, die verwünſchten Briefe, die mir unſer Amtmann gab, und die ich den Franzoſen bringen ſollte. „Was? Briefe an die Franzoſen, ſagte der Officier?“ Ja, Herr, verſetzte der Junge ſeufzend: unſer Amtmann ſchreibt immer den Franzoſen, wenn feindliche Truppen im Lande ſind, oder wenn er merkt, wo ſie ihren Marſch hinnehmen, das ſchreibt er ihnen alles, und ich ſollte juſt ſolche Briefe tragen. — Es wurden ſogleich einige Reuter beordert, den Amtmann zu holen. Sie brachten ihn. Er mußte mit fortreiſen, und war als Spion angeſehen. Im ganzen Dorfe war nun Lärm, daß der Amtmann gehenkt würde. Man erwäge hier die Todesſchrecken einer Frau, die einen Haufen unerzogener Kinder hat, und die nichts von Verbrechen ihres Mannes weis. Sie entſchloß ſich in halber Verzweifelung, ihrem Mann eilends nachzureiſen. Kein Bauer gab ihr ein Pferd zum Reuten, da man ohnehin dafür hielt, ſie wäre nun das leztemal Ammännin geweſen. Sie badete bey ſchlimmſter Witterung im Kothe bis über die Knie, eilte zur Stadt, wo noch der General, ein menſchenliebender Prinz, verweilte. Man wollte ſie nicht zum Prinzen laſſen. Sie bat einen Herrn aus der Stadt dahin zu gehen, und ihre Angelegenheit anzubringen. Dieſer, dem der Ammann wohl bekannt war, that es im wärmſten Eifer, für einen Unglücklichen, der unſchuldig war. Der Prinz ward gerührt, voll Großmuth und Menſchenliebe ließ er ſogleich einen Courier abfertigen, mit Befehle, den Ammann zu ſchonen. Die boshafte Geſchichte ward an den Tag gebracht. Fünf Diebe waren von dem Ammann zum Galgen eingeliefert worden. Eine Frau hatte hierbey ihren Mann und einen Sohn verloren; ſie glaubte nun, der Frau Ammännin gleiche Gefälligkeit erweiſen zu können. Sie unterrichtete ihren Sohn, den frühzeitigen Böſewicht, ſich auf dieſe Art zu verſtellen, und den Ammann als Spion, in der Soldaten Hände zu bringen. Mit einigen Streichen geſtand der gottloſe Jung ſelber alles auf das Pünktlichſte. — So frühzeitig ſind oft Menſchenkinder zur Ausübung der abſcheulichſten Laſter geſchickt! — So edel kann Leutſeligkeit der Groſſen zur Rettung der Unſchuld würken! —

Die Frau von N. eine ſehr liebenswürdige Dame, von etwa zwanzig Jahren, kam an das Ende ihrer beſchwerlichen Schwangerſchaft. Der Geburtshelfer wurde herbeygerufen. Es ſah ſehr gefährlich aus. Man verſucht alle Mittel, welche die Kunſt an die Hand giebt; aber die Natur verläßt ſie. Der Geburtshelfer ſieht ſich endlich genöthigt, dem Herrn von N. zu erklären, daß er unmöglich Mutter und Kind retten könne. Dieſe ſchreckliche Nachricht drückt den gefühlvollen Mann nieder, und er ſinkt in Ohnmacht. Die Frau will die Urſachen der Unruh wiſſen, die ſie wahrnimmt. Man bringt ihr allerley Entſchuldigungen vor, die ſie nicht annimmt. Endlich entdeckt man ihr das traurige Geheimniß. Und ſie können noch zweifelhaft ſeyn! ſagte ſie zum Geburtshelfer; retten ſie das Kind; geben ſie meinem Gemal einen Erben; ich habe genug gelebt, wenn das Kind lebt.

— — — — —

Zwey Griechen zu Scio brachten eine Klage vor den Cadi, der eine hatte das Recht und ſchriftliche Beweiſe auf ſeiner Seite, und führte ſeine Sache mit aller der Beredſamkeit und Ueberzeugung, die ein gutes Gewiſſen einflößen kann; wer zugegen war, verdammte auch zum voraus ſeinen Gegentheil: aber dieſer erſchien mit einem zuverſichtlichen Weſen, das ein wenig ans Triumphirende gränzte, und hatte, ſtatt aller Rechtfertigung, nichts als ein weiſſes Papier in Händen, in welchem einige Goldſtücke eingewickelt waren. Als der andre ſeine Rede endigte, trat dieſer mit dem Päckchen zum Cadi: Herr, fing er an, alles, was mein Gegner da vorgebracht hat, iſt falſch; hier iſt der Beweis durch Zeugen; prüft ſie ſelber. Der Cadi nahm das Papier, machte es auf, zählte die Zechinen, und ſagte zu dem erſten! „Mein Freund, deine Gründe ſind zwar gut, aber dieſer hat vierzig Zeugen von bewährter Aufrichtigkeit vor ſich, die gegen dich ſind, und wenn du nicht eben ſo gute ſtellen kannſt, ſo bin ich gezwungen, dich zu verurtheilen.“ Dieſer war zu arm, um vierzig Zechinen auftreiben zu können, und verlor ſeine gerechte Sache.

Die

Die Anführer des chriſtlichen Heers, das Damaſk belagerte, geriethen in Streit. Einer, der klüger war, als die andern, wollte ihnen begreiflich machen, daß ihre Zwietracht die Einnahme der Stadt verzögerte. Um ſie davon zu überzeugen, ſuchte er eine Menge Pfeile zuſammen, machte ein dickes Bündel daraus, das er mit Stricken recht feſt ſchnürte, und ſtrengte nun, im Angeſicht des Heers, alle ſeine Kräfte an, den Pfeilbündel zu zerbrechen, aber vergebens. Hierauf band er das Bündel auf, nahm einen Pfeil nach dem andern heraus, und zerknickte ihn mit leichter Mühe. So, ſagte er, werden euch eure Feinde behandeln, wenn euch eure Zwiſtigkeiten trennen, aber ſeyd Eins, wie mein Pfeilbündel, und ihr werdet unüberwindlich ſeyn. Dieſe Ermahnung von dieſem Beiſpiel unterſtützt, wirkte auf die Herzen aller, die Stadt wurde eingenommen, und der Ort, wo die Anrede geſchah, das **Siegesfeld** genannt.

Nahe bey dieſem Siegesfeld war es, wo der Dominikaner-Mönch **Yves**, auf dem Wege nach Damaſk einer Weibsperſon begegnete, die ein Kohlbecken mit Feuer, und ein Gefäß mit Waſſer trug. Yves fragte ſie, was ſie mit dieſem Feuer und Waſſer anfangen wolle? „Ich will, antwortete ſie, das Paradies ver„brennen, und das Feuer der Hölle auslöſchen, damit „die Menſchen in Zukunft Gott nur aus Liebe zu lie„ben und zu dienen brauchen.“ Yves erzählte dieſe Antwort dem heiligen Ludwig, der ſie bewunderte.

Der Doktor B. in G. ziemlich reich, hatte eines ſeiner Häuſer an ſeinen Taufpathen vermiethet. Schon dreyßig Jahre hatte er das Haus bewohnt und nie keine Zinſe bezahlt. Der Doktor des Mahnens müde, läßt endlich ſeinen Taufpathen kommen, und wirft ihm in den härteſten Ausdrücken ſein Verfahren vor. Länger kann ich es nicht mehr aushalten, ſetzte er hinzu: ich muß dem Spiel ein Ende machen. Da, nimm dieſe Verſchreibung hin; das Haus gehört nun dein.

* * *

Die Stadt Paris hat, wie bekannt, bey der erſten Niederkunft der jetzigen Königin zwanzig Mädchen ausgeſteuert und verheurathet — Alle zwanzig waren ſchon auf dem Rathhauſe verſammelt und eingeſchrieben, als noch ein Mädchen von einer intereſſanten Miene herbeygelaufen kam, und auch an der Freygebigkeit der Stadt Antheil haben wollte. Die Zahl war voll; doch ſoll es noch über die Zahl angenommen werden. Das Mädchen hüpft vor Freuden. Man fragt ſeinen Namen, und ſchreibt ihn ein. — Und der Name des Liebhabers? — Ich habe keinen — Wen willſt du denn heurathen? — Ich bin deswegen hiehergelaufen, um einen Mann von Ihnen zu bekommen. Die naive Antwort gefiel. Der Magiſtrat befahl dem Mädchen, einen Mann zu ſuchen, und es wurde das einundzwanzigſte Paar.

* * *

Fried, Profeſſor in Strasburg, hatte in ſeiner Jugend die Wohlthat genoſſen, durch ein anſehnliches Hülfsgeld im Studieren unterſtützt zu werden. In der Folge war er glücklich und wurde reich. Nun glaubte er, daß ihn die Dankbarkeit verpflichte, die in ſeiner

Jugend erhaltene Beyſteuer, nur als ein geliehenes Kapital anzuſehn; und nach etwa vierzig Jahren, da ſein erworbener Reichthum ſchon lange ſeine erſte Armuth in dem Gedächtniß ſeiner Mitbürger ausgelöſcht hatte, ſchickte er mit einem verbindlichen Brief, Kapital ſammt Intereſſen an die Stiftung zurück. Wenn doch jeder Lehrer der Moral, ſolche Proben ſeines moraliſchen Charakters gäbe!

Herr S. hatte einem andern eine Commandite von dreyhunderttauſend Livres gemacht. Die Geſchäfte geriethen in Unordnung. Herr S. läßt ſich die Bücher weiſen. Er ſieht, daß er ſich könnte bezahlt machen, wenn er den Banquerot noch drey Monate aufhalten wollte. Aber alsdann wären alle übrige Gläubiger, die in Menge, und meiſt mittelmäßige Fabrikanten waren, um ihre Schuld gekommen. Nein; da behüte Gott vor; ſagte dieſer würdige Banquier. Die Summe iſt zwar ſtark — aber ich will lieber alles verlieren, als es mit ſo vieler andrer Verluſt wieder erhalten. Alsbald declarirte er den Banquerot, und ging mit allen Gläubigern in gleiche Rechte.

Der Tod des berühmten Schweizerſchen Quackſalbers, Michel Schuppach, iſt bekannt. Was von ſeinem guten Herzen, von ſeiner Wohlthätigkeit gegen Arme und von ſeiner Uneigennützigkeit, bey dieſer Gelegenheit in öffentlichen Nachrichten ſtehet, iſt nichts weniger, als übertrieben. Seine ganze Familiengeſchichte wird ſich hoffentlich, wiewohl hier und da in Nebenumſtänden verſteckt, in manchen Modeſchriften leſen laſſen, bis Herr D. Langhans in Bern mit ſeinem Werke über deſſen Charlatanerie, welches er ſchon vor einigen Jahren ſchrieb, aber auf Anrathen einiger Freunde im Pulte liegen ließ, hervortritt. So viel aber muß man auch zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß ſich nicht leicht ein grober Charlatan finden dürfte, der ſo viel Genie, als Schuppach, beſäße: Denn Genie hat ihm mehr, als einmal, den Mangel an Wiſſenſchaft ſehr glücklich erſetzt. Er hinterläßt ein Vermögen von 150000 Gulden Reichsgeld, welches er in Zeit von dreyßig Jahren mit der Urinprobbeſehung und Empyrie erworben hat. Davon erbt ſeine Frau ein Drittheil, ſein Tochtermann, ein verlaufener deutſcher Feldſcheerer, eben ſo viel, und zwey Enkelinnen, deren eine auch an einen jungen Quackſalber verheyrathet, die andern aber an einen reichen Gemeinmann aus einem benachbarten Dorfe verſprochen iſt, das Dritte. Ein regimentsfähiger Bürger von Bern, und Major unter den Landtruppen hat ſchon der Wittwe bey Lebzeiten ihres Alten des Geldes halber fleißig die Aufwartung gemacht, und die Frau wird, wie es verlauten will, die Narrheit begehen, — ihn nach dem Trauerjahre zu heyrathen. Geld, welches in Deutſchland die Diſtanzen zwiſchen Edelmann und Bürger ausfüllt, kann auch hier die Kluft zwiſchen einem regimentsfähigen Bürger und einer Bauersfrau niederreiſſen. Noch eine andere Betrachtung, die ſich daraus ziehen läßt, iſt, daß Geld, mit Windbeuteley erworben, ſich am leichteſten durch einen andern Windbeutel verſchwenden läßt. Dies iſt noch ein Troſt für die, welche den graden Weg durch das Leben hindurch wandern müſſen. Wenn ſie auch nicht Schätze dabey ſammeln, ſo haben ſie jedoch die Beruhigung, das Produkt ihres Fleißes nicht in Unſegen genüſſen zu dürfen.

VII.

Biographien.

I.

Richard Savage.

Man hat bemerkt, daß die Helden in der gelehrten ſowohl, als in der bürgerlichen Geſchichte, ſehr oft eben ſo merkwürdig durch dasjenige geworden ſind, was ſie gelitten, als durch das, was ſie gethan haben; und man hat ganze Bände blos in der Abſicht geſchrieben, die leidenden Gelehrten, ihr unglückliches Leben, und ihren frühzeitigen Tod zu erzählen.

Zu dieſen traurigen Erzählungen kann man auch das Leben Richards Savage hinzuthun, eines Mannes, den ſeine Schriften zu einem vorzüglichen Range in der gelehrten Welt berechtigen, und deſſen traurige Schickſale einen Grad von Mitleiden fordern, den man Unglücklichen nicht immer ſchuldig iſt; indem jene Schickſale oft mehr die Folgen fremder Vergehungen, als ſeiner eigenen, waren.

Die Gräfin Anna von Macclesfield hatte eine Zeitlang, bis ins Jahr 1697, mit ihrem Gemal ſehr uneinig gelebt, und hielt nun ein öffentliches Geſtändniß des Ehebruchs für das leichteſte und bequemſte Mittel, ihre Freyheit zu erhalten. Sie erklärte daher, das Kind, mit welchem ſie damals ſchwanger war, ſey von dem Grafen Rivers. Man kann leicht denken, daß ihr Mann dadurch ſo weit gebracht wurde, daß er in eine Eheſcheidung willigte, die auch bald darnach, nicht erſt durch die förmliche Veranſtaltung eines geiſtlichen Gerichts, ſondern auf einmal, durch eine Parlaments-Akte erhalten wurde. Hiedurch ward nicht nur der Ehekontrakt vernichtet, ſondern die Kinder wurden auch zugleich für unrechtmäßig erklärt.

Unter der Zeit, daß dies alles zu Stande gebracht wurde, kam die Gräfin den 10. Januar 1697 mit einem Sohne nieder, der hernach Richard Savage getauft wurde, und zu dem der Graf von Rivers, ſein leiblicher Vater, Gevatter ſtand. Allein zum Unglück für Savage, überließ ihn der Graf gänzlich der Fürſorge ſeiner Mutter, von der er vermuthen mochte, daß ſie ihm mit vieler Zärtlichkeit begegnen würde, da er die Urſache geweſen war, die zu einem für ſie ſo erfreulichen Vorfall beygetragen hatte. Allein dieſe Mutter ward, getrieben von einer Grauſamkeit, wovon ſich in der Reihe unnatürlicher Verbrechen nicht leicht ein Grund angeben läßt, ſeine bitterſte Feindin. Denn ſie überließ ihn der Fürſorge einer armen Frau, die ihn als ihren eignen Sohn erziehen mußte, und der ſie es auf's ſchärfſte befahl, dem Kinde die Umſtände ſeiner Geburt niemals zu entdecken.

Dies war der Anfang, den das Leben Richards Savage hatte. Geboren mit einem rechtmäßigen Anſpruch auf Ehre und Reichthum, ward er innerhalb zwey Monaten vom Parlament erblos, und von ſeiner Mutter für ein fremdes Kind erklärt, zur Armuth und Dunkelheit verurtheilt, und auf das weite Meer des Lebens in der Abſicht hingeworfen, um von dem Triebſande deſſelben verſchlungen zu werden, oder an ſeinen Klippen zu ſcheitern.

Indeß war er nicht gänzlich verlaſſen. Lady Maſon, die ſeine Pathin geweſen war, ſorgte dafür, daß er bey heranwachſenden Jahren in eine kleine lateiniſche Schule nicht weit von St. Alban's gegeben wurde, wo man ihn bey dem Namen ſeiner Wärterin nännte, ohne ihm im geringſten zu verſtehen zu geben, daß ihm eigentlich ein anderer Name gehörte. Hier lernte er die erſten Anfangsgründe der Wiſſenſchaften, und ging verſchiedene von den dortigen Klaſſen durch; wie ſchnell, oder mit welchem Beifall, läßt ſich nicht ſagen. Da er allemal mit Ehrerbietung von ſeinem Lehrer ſprach, ſo iſt zu vermuthen, daß man ſchon damals ſein Genie, ungeachtet ſeines niedrigen Standes, vorzüglich unterſchied; und wenn er in einem ſo geringen Stande Ehre und Belohnungen erhielt, ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß er anders, als durch Fleis und Genie dazu gelangt ſey.

Wärend der Zeit, daß er in dieſer Schule war, ſtarb ſein Vater, der Graf Rivers. Auf ſeinem Todbette war er willens, für dieſen ſeinen Sohn auf eine anſtändige Art zu ſorgen; da ihm aber ſeine Mutter verſicherte, daß er ſchon längſt geſtorben ſey, ſo änderte er auf ihr Bitten ſein Vermächtniß zum Vortheile ſeiner Verwandten. Vielleicht iſt dies das erſte Beiſpiel von einer Lüge, die eine Mutter erfand, um ihren Sohn um eine Erbſchaft zu bringen, die ihm von einem andern zugedacht war, und die ſie ſelbſt nicht erwarten konnte, wenn er ſie verlor. Indeß blieb ihre teufliſche Bosheit hierbey noch nicht ſtehen, da ſie ſich in der Folge Mühe gab, ſich der Gefahr, einmal von ihm erkannt zu werden, dadurch zu überheben, daß ſie ihn heimlich nach amerikaniſchen Pflanzungen zu ſenden ſuchte.

Savage erfuhr jedoch gar bald durch einen Zufall ſeine wahre Herkunft. Denn als er eben aus der Schule genommen, und einem Schuſter in Hallbare in die Lehre gegeben war — alles auf Veranſtaltung ſeiner Mutter, um ihn in Armuth und Dunkelheit zu begraben — ſtarb ſeine Wärterin, die er für ſeine Mutter hielt; und da er ihren kleinen Nachlaß in Ordnung brachte, und ihre Papiere durchſah, entdeckte er die Geſchichte ſeiner Geburt. Gleich nach dieſer Entdeckung verließ er ſein Handwerk, in der Hofnung, an dem Reichthum ſeiner Mutter Theil zu nehmen; aber weder ſeine Briefe, ſein Verdienſt, ſeine Armuth, noch die Fürſprache ſeiner Freunde konnten bey ihr etwas ausrichten; ſie war entſchloſſen, ſich ſeiner gar nicht anzunehmen, ob ſie ihn gleich jetzt für ihren Sohn erkennen muſte.

Die Menſchlichkeit des Leſers würde nicht wenig dabey leiden, wenn ich um die Hälfte der Grauſamkeiten erzählen wollte, welche dieſe unnatürliche Mutter gegen dieſen ihren unglücklichen Sohn verübte. Sie verfolgte ihn bis an ſeinen Tod Denn da er in einen mitternächtlichen Zank mit hineingezogen wurde, wobey er das Unglück hatte, einen ums Leben zu bringen, und dieſer That überführet wurde; ſo wandte ſie alles an, um den König zu verhindern, daß er ihn leicht begnadigen möchte; ein Umſtand, der ihm vielleicht grade das Leben rettete, weil die groſſe Unmenſchlichkeit einer Mutter, die ſo ihrem Sohne zuwieder handelte, die Königin bewog, perſönlich für ihn zu bitten, und ihm ſeine Begnadigung auszuwürken.

Es

So lange die Schauſpielerin Oldfield lebte, gab ſie ihm jährlich funfzig Pfund; nach ihrem Tode aber hatte er nichts gewiſſes mehr, ſondern muſte von ſeinen Schriften leben; und von der Unterſtützung ſeiner Freunde, worunter der Schauſpieler Wilks und Sir Richard Steele die beyden vertrauteſten waren. Lord Tyrcanell nahm ihn einmal in ſein Haus, und gab ihm freyen Tiſch; allein Savage, durch ſein Unglück verwildert, mißbrauchte ſein Vertrauen und ſeine Freundſchaft dergeſtalt, daß ein eingewurzelter Zwiſt unter ihnen darauf erfolgte.

So lebte Savage die meiſte Zeit ohne andere Hülfe, als die er durch zufällige Freundſchafts- und Gunſtbezeugungen erhielt; Quellen, die ihm zuweilen ſehr freygebig eröfnet, und zur andern Zeit plötzlich verſtopft wurden; ſo, daß man von ihm ſagen kann, er habe ſein Leben zwiſchen Mangel und Ueberfluß, oder — welches noch ärger war — zwiſchen Betteley und Ausſchweifung zugebracht. Denn da er alles, was ihm zufloß, für eine Gabe des Zufalls anſah, der ihm zu einer Zeit ſo gut, wie zur andern, günſtig ſeyn könnte; ſo war er immer in Verſuchung, das zu vergeuden, was er hatte, weil er immer hofte, ſogleich wieder was neues zu erhalten.

Seine Freunde baten ihn zuletzt, ſich nach Swanſea in Südwallis zu begeben, wo ſie ihm ein jährliches Gehalt von funfzig Pfund zu geben verſprachen. Dies nahm er an; da er aber dieſes Gehalt gezogen hatte, und mit der ihm wiederfahrenen Begegnung nicht zufrieden war, ſo ging er, nachdem er ſich dort ein Jahrlang aufgehalten hatte, nach Briſtal, in der Abſicht, nach London zurückzugehen. Weil er aber dort einige Schulden gemacht hatte, ſo wurde er in Verhaft genommen, und ins Gefängniß geſetzt. Hier bekam er ein Fieber, deſſen Veranlaſſung man einem Briefe von Herrn **Pope** zuſchreibt, worin er ihm Undankbarkeit vorwarf, und ſtarb den 31. July 1743. Er wurde auf dem Peters Kirchhofe zu Briſtol, auf Koſten des Gefangenwärters, begraben.

So verhielt es ſich mit dem Leben und Tode Richards **Savage**, eines Mannes, der ſich eben ſo ſehr durch ſeine guten als ſchlimmen Eigenſchaften auszeichnete, und eben ſo merkwürdig durch ſeine Schwachheiten, als durch ſeine Fähigkeiten geworden iſt. Als Schriftſteller iſt er zwar vor dem Tadel des Kunſtrichters nicht völlig geſichert; indeß muß man doch ſeine Werke für Früchte eines wahren poetiſchen Genies gelten laſſen, und ihnen einen Werth zugeſtehen, den manche Werke mehr bewunderter Schriftſteller nicht haben. Seine Gedichte haben eine gewiſſe Originalität, die keine Aehnlichkeit mit irgend einem vorhergehenden Schriftſteller hat. Die Verſifikation und Gedanken haben eine ganz eigenthümliche Wendung, die ſich von Niemand glücklich nachahmen läßt, weil das bey andern geſucht ſeyn würde, was bey **Savage** Natur war. Der allgemeinſte Fehler ſeiner Schreibart iſt Rauhigkeit, und ihre allgemeinſte Schönheit iſt eine gewiſſe Würde; die herrſchende Schönheit ſeiner Gedanken iſt Erhabenheit, und Einförmigkeit ihr herrſchender Fehler.

2.

Johann Baskerville.

Vielen unſern Leſern, welche in der Ankündigung der neuen Ausgabe der ſämtlichen Voltairiſchen Schriften, die Beaumarchais jetzt veranſtaltet, von Baskervilleſchen Lettern geleſen haben, wird es vielleicht angenehm ſeyn, hier etwas von dieſem Manne zu finden.

Johann Baskerville, ein ſehr geſchickter Künſtler des gegenwärtigen Jahrhunderts, vornehmlich in der Schriftgieſſerey und Buchdruckerey, wurde im Januar 1706 zu Woverley in Worceſterſhire geboren, und war der Erbe eines liegenden Grundes von ungefähr ſechzig Pfund jährlicher Einkünfte. Er ließ indeß, mit einer muſterhaften kindlichen Liebe und Großmuth, dies ganze Einkommen ſeinen Eltern bis an ihren Tod; und beyde ſtarben im ziemlich hohen Alter. Er wurde in ſeiner Jugend zu keinem beſondern Gewerbe oder Geſchäfte angeführt; indes hatte er frühzeitig einen groſſen Hang zum Schönſchreiben und Steinſchneiden, und brachte es in beyden Künſten ſehr weit. Als er ungefähr zwanzig Jahre alt war, fing er an, zu Birmingham Schreibmeiſter zu werden. In kurzer Zeit brachte ihn ſein betriebſamer Geiſt, der auf den Fortgang aufmerkſam war, welchen die Manufakturen dieſer arbeitſamen Stadt hatten, auf die Lackirarbeit. Dieſe trieb er eine lange Zeit mit vorzüglicher Geſchicklichkeit und dem glücklichſten Erfolge. Im Jahr 1750 legte er ſich aufs Schriftgieſſen; es koſtete ihm viel Mühe, daſſelbe zur Vollkommenheit zu bringen, und war zugleich mit ſehr groſſen Koſten verknüpft. Vom Schriftgieſſen ging er nach wenig Jahren zur Buchdruckerey über. Das erſte Buch, das er abdruckte, war eine Ausgabe Virgil's, in

Mit

Medianquart, die jetzt drey Guineen koſtet. Bald hernach erhielt er von der Univerſität Cambridge die Erlaubniß, zwey Bibeln in Regalfolio, und zwey Ausgaben des Common Prayer in dreyerley Format zu drucken. Für die Erlaubniß dazu bezahlte er der Univerſität eine anſehnliche Summe. In der Folge druckte er den Horaz, Terenz, Katull, Lucrez, Juvenal, Salluſt und Florus, in Medianquart, den Virgil in Oktav, und verſchiedne Bücher in Duodez. Auch gab er einige klaſſiſche engliſche Schriftſteller, beſonders den Milton heraus. Wegen der Schönheit dieſer Ausgaben verdient Baskerville s Name einen Rang unter denen, die, wenigſtens in neuern Zeiten, das meiſte zur Verſchönerung und Verbeſſerung der Buchdruckerkunſt beygetragen haben. Man weis, zu welcher Vollkommenheit er es darin gebracht hat. Das Papier, die Schrift und die ganze Ausführung der von ihm gedruckten Werke ſind die beſten Zeugniſſe ihres vorzüglichen Verdienſtes. Da Baskerville indeß von den Buchhändlern die Aufmunterung nicht erhielt, die er hofte und erwartete, ſo fing er kurz vor ſeinem Tode eine ordentliche Schriftgieſſerey zum Verkauf an, und ſeine Wittwe ſetzt noch jetzt dies Gewerbe fort. Er ſtarb im Januar 1775, und hinterlies keine Kinder — Er hatte einen ſehr leutſeeligen Karakter, und war beſonders gegen Freunde ſehr höflich und gaſtfrey. Er genoß der Bekanntſchaft vieler geſchickter Männer, und ſtand vornehmlich mit dem verſtorbnen Buchhändler Robert Dodsley und mit Herrn Shenſtone in genauer Freundſchaft.

VIII.

Romane.

Angeline,

eine wahre Kloſtergeſchichte.

O Liebe! was für Opfer koſteſt du dem Menſchengeſchlecht! Die erſten Zierden der Natur werden von dir zerſtöret. — — Angeline! was für Qualen waren deinem Herzen aufbehalten, was für innre Angſt, Seufzer, und bittre Thränen welkten dich, Holde! dahin, bis die Verzweiflung deine Leiden endete!

Seit ihren erſten Jahren war ſie bey einer Verwandtin im Kloſter erzogen. Schon als Kind beredete man ſie, da zu bleiben, und ihre Eltern, die auſſer ihr noch fünf Kinder hatten, wandten alles an, ihren Entſchluß dahin zu lenken. Je mehr ſie heranwuchs, je mehr nahm das Andrängen der Eltern, und Einreden der Nonnen zu. Keine dieſer heiligen Schweſtern kannte die Welt; jede hatte ſich ſelbſt ihre eigene Vorſtellung von den Qualen und Leiden derſelben entworfen, und kramte ſie den jungen Mädchen, die ſie gern in ihre Zahl ſchlieſſen wollte, in warnenden Erzählungen aus. All' die Bilder und Beſchreibungen, die man Angelinen vom weltlichen Leben beygebracht hatte, machten ihr den Gedanken davon zu einem furchtvollen Gefühl. Sie wankte lange in Unbeſtimmtheit; ein innrer

Zug nach Freyheit, und der Gedanke an ewig bleibende Lindrung hielt ihren Entſchluß noch immer zurück, bis ein Paar ihrer Freundinnen ſich beſtimmten den Schleyer anzulegen. Die Freundſchaft riß Angeline ihrem Beiſpiele nach: ſie that mit ihnen gleiches Gelübde, und lebte in dem geheiligten Stande ſo dahin: Gewohnheit machte ihr das Kloſter lieb, alle waren ihre Freunde, alle, die ſie umgaben, liebten ſie, und unbemerkt verfloß ihr die Zeit in ruhigen Tagen. Zu ihrem Unglück kam Wilhelm, ſeine Tante zu beſuchen, ins Kloſter. Beym erſten Anblick haftete ſein Herz an Angeline, und ſeine ganze Seele hing in liebevollen Blicken unabläßlich an ihr. Sie empfand ein gleiches für ihn; ſein Anblick füllte ſie ganz mit unbekannter banger Empfindung. Sie wollte widerſtehen; ſie fühlte ihr Gelübde, ihren Stand, ſie nahm ſich vor, ihn zu fliehen, und ihre Liebe zu unterdrücken, aber ſie vermocht es nicht; an jedem Orte ſuchte er ſie auf, ſeine Gegenwart verfolgte ſie überall, und riß all' das feſte Vornehmen wieder ein. Sein Weſen, das einnehmende wonnevolle ſeines Umgangs zog ſie völlig hin. Sie empfand nichts als Leidenſchaft und ununterdrückbare Liebe.

Sie hatte von einer Freundin, die neulich in der Nachbarſchaft an einen Rath verheurathet war, Werthers Leiden zum Geſchenk erhalten, ſie hatte ſie ſchon oft durchgeleſen, und dabey geweint, aber nun las ſie nichts anders: ihr Herz fand ſeine einzige Nahrung darin. Es trieb ihre Leidenſchaft ſo hoch, daß ſie ihr völlig unterlag. Sie hielt es vor ihrer Freundin noch immer verborgen, aber ſie konnt' es nun nicht länger mehr. Sie war mit ihr im Kloſter erzogen, ihr allein waren all' ihre kleinen Geheimniſſe bekannt. Sie hofte Erleichterung in ihrem Theilnehmen zu erhalten, ihr gepreßtes Herz wollte Luft, es ſtrömte aus in ihren vertraulichen Buſen.

1.

Ich trags nicht mehr, mein Herz bricht. Ich liebe, ich liebe! Es muß heraus, das quälende Geheimniß. Schon oft wollt' ich's Dir entdecken, nahm mir's feſt vor, und warſt Du dann da, ſo war mir's wieder unmöglich. Wie gern hätte ich gehabt, daß Du es gemerket, daß Wilhelm .... Thereſe! auſſer ihm iſt keine Ruhe, kein Glück ferner für mich. Immer ſchwebt er vor meinen Sinnen, und jeder Gedanke zerfließt in ſeinem Bilde. Wohl hatteſt Du recht, daß ich Dich vergeſſen! o vergieb, vergieb es! Denn nun verlang ich mit marternder Sehnſucht nach Deiner Gegenwart, in Deinen Armen all' meine Beklemmung, all' mein Schickſal auszuweinen. Komm, liebe Thereſe! komm! laß mich an Deinem Halſe mein Herz ergieſſen! es iſt voll; ganz voll. Was ich Dir nicht all' zu ſagen habe! alles, was ich vor Dir ſo lange verheelt hatte. O komm! eile, rathe mir, führe, leite mich, ich übergeb mich Dir ganz.

2.

Ich ſoll ihn ausſchlagen, vergeſſen, es werde mich unglücklich machen. — Meinſt Du das? fühl ich's nicht ſchon ſchmerzlich genug, daß ichs bin, daß alles Glück auf immer von mir geſchieden ſeyn wird! Thereſe! war das der Troſt, den ich bey Dir ſuchte? das verlaßne Mädchen fliegt voll träumender Freude an den Buſen ihrer Freundin, hoft Theilnehmen zu finden, und ſie öfnet ihr die Ausſicht einer Zukunft voll endloſen Elends. Hätteſt Du mir das nicht verbergen können!

Wie hab' ich nicht widerſtrebt! mein Stand, all' meine Kräfte hab' ich ihm entgegengeſetzt; und wie das bey einem Wiederſehen, bey einem Blick von ihm all' wieder einſinkt, all' die Standhaftigkeit, all' der feſte

Vorſatz ihn zu vergeſſen wieder wegſchmilzt! Ach, Beſte! hab' Mitleid mit mir, Du weißt nicht, was ich leide.

3.

Es iſt Dir ſo leid geweſen, daß Du mich betrübt hatteſt. Sieh, meine Beſte! ich hab' es ſchon vergeſſen; doch hatte michs geſtern den ganzen Tag verſtimmt: die ganze Nacht mußt ich drüber weinen. Wenn ich aber wieder bey ihm geweſen, denn iſt mir's ganz wohl, dann trübet mich nichts mehr.

Dieſen Nachmittag waren wir nach unſerm Luſthäuschen ſpaziert; Wilhelm hatte, ohne daß wir daran dachten, Wein und Gebacks hinſchaffen laſſen. Wir fanden unvermuthet eine ganz beſetzte Tafel. Er war beſonders aufgeräumt; ſeine Laune machte uns alle munter. Wir jagten uns müde auf dem Felde hinter Schmetterlingen, die wir für meinen bunten Kaſten beſtimmten; dann ſetzten wir uns im Buſch an der Erde, hefteten ſie auf kleine Brettchen, und ſchäkerten luſtig dabey. Auf dem Rückweg warfen wir uns mit Käfern, und trieben es faſt bis zur Ausgelaſſenheit. Immer war er um mich, und ſuchte ſich mit mir abzugeben. Wie wir uns nach der Tafel gute Nacht wünſchten, drückte er mir die Hand, und ſagte: Träumen Sie doch etwas von mir! Als wenn ich nicht wachend genug von ihm träumte! doch gut, daß er's nicht weiß.

4.

Wie er mich unter allen ausnimmt, und es doch ſo geſchickt zu machen weiß, daß keiner es merkt! Wenn ich in der Kirche bin, ſtellt er ſich ſo, daß er ohne bemerkt zu werden, mich anſehen kann; und ſein Blick hängt denn immer an mir. Vor der Tafel ſchiebt er ſich ſo lange an jeder ſcherzend herum, bis er ſeinen

Platz bey mir hat, wenn aufgetragen wird. Er ſucht ſich dann mit der alten Cläre abzugeben, die ihm an der andern Seite ſitzt. Er hat's nun ſo weit bey ihr gebracht, daß er künftig ſeinen Sitz da behalten ſoll. Die guten Seelen haben mich in gar keinem Verdacht, Du weißt, daß ich gern einer jeden gefällig bin, und niemals ihre Freuden ihnen verderbe, das macht ſie mir dann alle ſo anhänglich, daß ſie mich zu lieb haben, um auf mich neidiſch einen Argwohn zu werfen.

5.

Gewiß, Thereſe, das war ein unglücklicher Tag für mich, als Wilhelm hieher kam! ſeitdem iſt all' meine Ruhe dahin. Wie unbefangen lebte ich, eh' ich ihn noch geſehn! Wie war das all' ſo ſtill in meinem Herzen, und nun, was Drängen, was Seufzen und Sehnen darinn! wie er das erſtemal des Mittags hereintrat, und ſein Blick zwiſchen allen an mir kleben blieb, ich ihn tief im Herzen fühlte, und hernach nicht mehr aufſehen konnte; meine Stimme zitterte, wenn ich ihm antworten mußte; ſeitdem regt ſich immer traurige Ahndung unter all' der Freude, all' der Wonne in meiner Seele, die mir in dunkelem Gefühl fürchten läßt, daß ich unglücklich ſeyn werde.

Dies währte nun eine ziemliche Zeit ſofort, ihr vertrauter Umgang, ſeine Zudringlichkeit zu ihr, und all' das ſorgſame Vorkommen deß, was ſie gern hatte, vermehrte ſich täglich. Sie ſuchten jede Gelegenheit beyſammen zu ſeyn, und in jedem Wort, in jedem Blick, in jedem Händedruck fühlte eins die Liebe des andern. Wilhelm hatte ſeinen Aufenthalt ſchon einige Monate durch allerhand Vorwand zu verlängern gewußt; die

Geſchäfte, die er in einem Städtchen eine kleine Meile vom Kloſter in Richtigkeit zu bringen hatte, waren zu Ende: doch konnt' er ſich nicht abreiſſen; der Gedanke an ſeine Trennung ſenkte ihn in die tiefſte Trauer: Sein Vater fing ſchon an etwas zu argwohnen, Wilhelm erhielt bittere Sticheleyen von ihm; es war ihm nicht länger möglich zu bleiben, er beſchloß alſo in einigen Tagen ſeine Abreiſe. Angeline nahm einen geheimen Kummer in ihm wahr, und bezeigte Thereſen ihre Unruh darüber.

6.

Was ihm doch fehlen mag! täglich wird er ſtiller und nachdenkender. Oft ſtehn ihm die Thränen in den Augen, ſieht mich an, und ſeufzt tief; merkt er denn, daß ich's wahrgenommen, ſo thut er frölich und ſucht mir ſeine Traurigkeit zu verbergen. Sie ſteckt mich mit an, ich muß weinen, wenn ich allein bin; es erdrückt mir das Herz.

7.

Was wird aus mir werden! er muß in einigen Tagen fort, er hat Briefe gekriegt, die ihn von hier reiſſen. Nun fühl' ich's erſt, wie ich ihn liebe, da ich ihn verlieren ſoll. — Verlieren! Kann ich's faſſen mein Elend bey dem Sinn: verlieren!

8.

Ich weiß nicht, woher es kommen mag, daß er mir nun überall ausweicht, da er doch ſonſt ſo ſorgfältig jede Gelegenheit ſuchte, mich zu ſprechen. Ich mache mir allerhand Gedanken darüber, es mehret mein Elend, und ich unterlieg ihm. In zween Tagen bin ich nicht von meiner Zelle geweſen. Es iſt mir unmöglich in aller Gegenwart bey ihm zu ſeyn. Ich könnte nicht zurückhalten, müßte laut weinen, wenn ich ihn anſähe, und dächte an unſere Trennung.

Der Medicus iſt hier geweſen; ſie hatten ihn heimlich für mich kommen laſſen, und um mir es zu verbergen, ſo hieß es, er ſey auf Anſprach hieher gekommen. Er will, daß ich viel herumgehn ſoll; man legt die Urſach meiner Krankheit auf Hypochondrie: es iſt gut, daß ſie darauf gefallen ſind. Denk das einmal nach, Thereſe! wenn man den Grund errathen hätte, wie's mit mir ausſehen würde! Die guten Seelen ſind ſehr bekümmert um mich, ſuchen mit aller Sorgſamkeit mir zu helfen, aber ſie wiſſen nicht, daß all' ihre Mühe vergebens iſt, daß meine Krankheit in der Seele liegt, daß nicht die ganze Welt ſie ausheilen kann.

9.

Er iſt fort. Heut iſt er abgereiſt, und meine ganze Seele ihm nach. —

Geſtern Abend mußt' ich herunter, um ihn noch einmal zu ſehn. Ich gab vor, mir ſey's was beſſer, aber das weißt du, o Gott! wie mir's war! Nach dem Eſſen wurden zum Abſchied allerhand Geſundheiten getrunken, das konnt' ich nicht ausdauern; ein Schau'r überlief mich nach dem andern, alle Augenblick änderte meine Farbe, kalter Schweiß brach mir aus, ich mußte alle Gewalt widerſetzen, um nicht laut auf zu ſchreien. Man merkte meinen Zuſtand, mir verging Hören und Sehen und man führte mich hinaus. Er begleitete mich bis an meine Zelle, und alles drängte in Unordnung uns nach.

Dieſen Morgen kam er zu mir, um Abſchied zu nehmen. Cläre war mit den beyden Weimanns da, mich zu beſuchen. Er verlor völlig ſeine Faſſung, als er den unvermutheten Beſuch bey mir fand. O Thereſe! wie verhaßt war mir nun die ungelegene Gegenwart dieſer Lieben! ich hätte ſie vom Zimmer zeigen mögen, um mich bey ſeinem Abſchied recht ausweinen zu können. Er hatte ſich etwas ermannet, fing verſchiedene Diskurſen an, um das Geſpräch von ſeinem Abſchied zu lenken, bis eine Magd hereintrat, ihm zu ſagen, daß man unten auf ihn warte. Schüchtern ſtand er auf; leben Sie wohl, ſagte er, und küßte meine Hand, wir ſehn uns bald wieder, machen Sie, daß ich Sie dann beſſer finde. Die Thränen liefen ihm herab, er verließ mich voll Verwirrung. Alle weinten und folgten ihm nach. O was Wohlthat für mich! dafür danke ihnen Gott. Ich meinte zu zerſpringen, hätte meine Seele ihm nach weinen mögen.

Als er abfahren wollte, ſchlich ich mich heimlich an ein Fenſter, das nach dem Platz hinausſieht. Sie begleiteten ihn alle. Er umfaßte noch ſeine Tante und küßte ſie; die andern drückten ihm die Hände, und wiſchten ſich die Augen. Er war bis ins Innre bewegt, warf ſich in den Wagen, hielt ſein Tuch feſt vor's Geſicht, und fuhr davon. Ich meinte niederzuſinken, ſo zitterten meine Knie! voll dumpfer Beängſtigung warf ich mich auf's Bett. — Unabſehliches Elend liegt in allen meinen Sinnen; könnt' ich, ach! in Seufzern mein geängſtetes Leben aushauchen! denn ich hab' nun alles verloren, alles! nichts bleibt mir mehr übrig.

—————

Sie konnte ſeine Abweſenheit nicht ertragen. Thereſe beſuchte ſie oft, aber nichts half; ihr Zuſtand ward von Tag zu Tag ſchlimmer. Das beſtändige Weinen, Sehnen und Seufzen ſchwächte ſie ganz; ihre Geſundheit

heit ward völlig dadurch zerrüttet. Sie ſchrieb in dieſer Zeit nur einmal an Thereſen.

10.

O warum hab' ich der Welt entſagen müſſen! Warum haben meine Eltern, die mehr Einſicht hatten, als ich, es nicht gehindert! Sie haben mich dem Verderben hingeworfen. — War es Kunſt, ein unwiſſendes Mädchen, das im Kloſter erzogen, nichts anders kennt, nun einmal da gewohnt iſt, und ſeine einzige Freude da hat, dazu zu bereden! Viele hatten kein Arges dabey, aber weh' denen, die es anders vorausſehen konnten, und es nicht hinderten: ſie habens auf ihrem Gewiſſen, ſie haben mich unglücklich gemacht; elend lebenslang: kein glücklicher Tag iſt mehr für mich aufbehalten.

Wilhelms Ankunft zu Hauſe hatte ihn in vielen Verdruß verſetzt. Er beſaß die Liebe eines Mädchens, das die Erbin vielen Vermögens war. Er hatte, eh' er Angeline noch kannte, ihrer Neigung immer geſchmeichelt, und mit ihr in liebevoller enger Vertraulichkeit gelebt. Sein Vater trug ihre Heurath ſtets im Sinne; und da er nun ſeine Gleichgültigkeit zu ihr wahrnahm, drang er mit Starrſinn auf die Verbindung. Wilhelm fand keine Möglichkeit ihr auszuweichen. Es nagte ihn tief, daß er ihre Leidenſchaft erſt angefachet, die ihm nun zur größten Laſt war. Ihr zärtliches Beſorgniß für ihn, ihre ganze Liebe, die allein auf ihn haftete, und dann wieder all' die Leiden, all' der Schmerz, den die Aenderung in ſeinem Betragen, worin ſie die Kälte ſeiner verlornen Liebe zu finden glaubte, ihr zubereitete, ging ihm durch die Seele. Er ſetzte ſeine Heurath feſt; nur wollt' er Angeline noch einmal ſehen, um von ihr einen ewigen Abſchied zu nehmen. Seine Unruh', ſein Sehnen nach ihr, trieb ihm unaufhörlich den Wunſch in die Sinne. Er kehrte alſo unter dem Vorwand, ſich einige Tage auf dem Lande zu zerſtreuen, in's Kloſter zurück, und fand Angeline in dem traurigſten Zuſtand.

11.

Thereſe! er iſt derſelbige Menſch nicht mehr, ſeitdem er wieder hier iſt. Oft bleibt er ſtundenlang bey ſeiner Tante allein. Sie haben gewiß was Wichtiges zuſammen vor. Geſtern waren ihr die Augen ganz roth, ſie mußte viel geweint haben! — — O wenn es wahr wäre, was ſie ſich hier in die Ohren ſagen! — — Thereſe! er ſoll ſich verlobt haben, ſein Vater hat ihn dazu gedrungen; die Verbindung iſt in einigen Wochen feſtgeſetzt, und er will nun zurücktreten. — — Mir ſtehn die Haar zu Berge, wenn ich das nachdenke. — — Wenn ich Schuld daran wäre! ich allein die Urſache ſo vielen Unfugs! — Und doch dünkt mich nichts gewiſſers.

12.

Mein Stand wird mir immer unerträglicher, alles, was mich umgiebt, iſt mir verhaßt, es läßt mich in Innern fühlen, zerreiſſendes Elend der Menſchheit. — —

Wenn ich denke, daß ich ſo der ganzen Welt ausgeſtorben bin, ſo ganz aus menſchlicher Geſellſchaft verbannt, hier einſam meine Jugend hinwelken muß, und unbekannt, unbeweint hier mein Leben austrauern ſoll. O Thereſe! ich halt's nicht mehr aus, ich weine blut'ge Thränen, und doch geben ſie mir keinen Tropfen Linderung. Das Maas meiner Leiden iſt voll, die können es verantworten, die Schuld daran ſind.

13.

Werther iſt der einz'ge Troſt, die einzige Labung für meine kranke Seele. Täglich find' ich mehr Gleichheit in unſrer beyder Schickſal.

Lotte! hätteſt du das empfinden können, daß dein Werther ſich für dich dahin gab; für dich! ich fühle, was es heiße: für dich, aus Liebe zu dir! das zerſtörende Elend, das in ſeinem Innern wüthete, all' die Angſt, die Schreckniſſe einer hofnungsloſen Liebe, das brauſende Toben in ſeinen Sinnen, das die Bürde ſeines Lebens ſo ängſtlich durchquälte! Jedes Wort, jeder Ton weckt ſeinen Ausdruck in meiner Seele, und ſenkt mich tief in gräßliche Verworrenheit.

Lieber Werther! ſieh' hier deine leidende Schweſter! ein unwiderſtehlicher Zug, der all' meine Gefühle, mit wüthender Leidenſchaft ſpannt, reißt mich unaufhaltſam ins Verderben.

Groſſer Gott! mit was für Innbrunſt hab' ich zu dir hinaufgebeten um Gnade, um Kraft zu widerſtehen. Ich habe geflehet, mein geängſtetes Herz in Thränen dir ausgepreßt, du kennſt das arme, ſchwache Mädchen, ſie härmt in Qualen ſich aus, ſie unterliegt, ſie kann all' dem nicht widerſtehn. Rette ſie, rufe zu dir ihre hülfloſe Seele!

Bete für mich, liebe Thereſe! es iſt aus mit mir.

14.

Geſtern Abend hatte er auf mich im langen Gang gewartet. Er nahm meine Hand, küßte ſie, und ſeine Thränen rieſelten drüber weg. Denn brach er voll innerer Verzweiflung aus: Angeline! ich bin unglücklich, bedauern Sie mich! Ich meinte zu verſinken, ſo fiel mir das auf. Ich wollte meine Hand zurückziehen, aber er hielt ſie feſt, drückte ſie mit Innbrunſt an ſein Herz, und ging ohne ferner ein Wort reden zu können. Thereſe! ſo hab' ich ihn noch nie geſehen. Er hatte mir was zu ſagen, es lag ſchwer auf ihm, aber er verwegt's nicht. Mir iſt's leicht zu errathen, was es iſt, doch darf ich nicht mehr nachdenken, ich verliere meine Sinne darüber.

Wilhelm hatte von ſeinem Vater einen unvermutheten Brief mit harten Vorwürfen über ſeinen Aufenthalt im Kloſter erhalten; er wollte ein Ende davon machen, und ihn den dritten Tag abholen. Jedes Wort zerriß ihm die Bruſt. All' die Liebe, all' die Neigung, die er in jeder Miene, in jeder Kleinigkeit bey Angelinen ausgedruckt fand, heftete ihn ſo ſehr an ſie, daß er ſich nicht losreiſſen konnte. All' ſeine Sinne waren gebunden, das ſchwache Vornehmen, ihr ein ewig Lebewohl zu ſagen, das ſein Herz ihm nur eingeredt, um einen Grund zu haben, wieder ins Kloſter zu kommen, war völlig erloſchen; er dachte nicht mehr daran, dachte nichts als Angeline, fühlte nichts, als ſeine Neigung. Schon einige Tage war ihm der Gedanke, ſie zu entführen, im Kopf herumgelaufen, doch hätte er's noch immer verſchoben, bis der Brief ſeines Vaters ſeinen zaudernden Vorſatz feſtſetzte. Er hatte es ihr noch denſelben Abend eröfnen wollen, und auf ſie deswegen nach der Tafel im Gang gewartet, da ſie ihm aber zu lange wegblieb, und er befürchten mußte, von jemand geſtört zu werden, ſo ſetzte er's bis kommende Nacht aus.

15.

Wilhelm hat mich in einem kleinen Zettelchen um die Erlaubniß gebeten, dieſen Abend heimlich auf meine Zelle zu kommen. Ich war in größter Verlegenheit. — Er hat mir was wichtiges zu ſagen, es wäre mir daran gelegen, es zu wiſſen, ſchreibt er. — Thereſe! was kann das ſeyn? Ich ſinne und ſinne, zerbreche mir den Kopf über all' die Muthmaſſungen, und bringe doch nichts heraus. Ich hab' ihm nicht geantwortet; ich zittre, daß er kömmt, doch ſehn ich mich darnach.

— — — —

Um eilf Uhr kam er an ihre Thüre; ſie hatte ihn erwartet; zitternd ſtand ſie auf, öfnete ſie leiſe, zu verhüten, daß ſie nicht knarre. Etwas verwirrt trat er herein, verzeihen Sie meinem ſpäten Beſuch, Angeline! ſagt' er, ich hatte darum angeſucht, Sie ertheilten mir aber keine Antwort darauf. Die Furcht, Sie zu beleidigen, würde mich zurückgehalten haben, hätt' ich nicht was auf dem Herzen, das ich Ihnen eröfnen muß, das ich nicht länger ausſetzen darf. Sie bat ihn, ihre Unruh' zu verhelen ſuchend, Platz zu nehmen. Er ſetzte ſich neben ſie hin.

Sie werden es bemerkt haben, fuhr er fort, daß ich Ihnen was zu ſagen hatte. Geſtern Abend wartete ich mit feſtem Vorſatz, es Ihnen zu eröfnen. Es währte lange bis Sie kamen, das Alleinſeyn hatte all' die traurigen Gedanken vor meine Sinne gebracht, und mich ganz damit ausgefüllt. Ich trat vor Sie hin, wollte reden, aber meine überſtrömende Empfindlichkeit hemmte meine Sprache, und trieb mich fort, ohne mich zu entdecken.

Sie ſollten einem angſt machen mit Ihrer Vorbereitung, verſetzte Angeline mit einer erzwungenen Heiterkeit, womit ſie ihre zunehmende Unruh' zu unterdrücken ſuchte.

Angeline! ſprach er, und nahm, ihre Aufmerkſamkeit zu erhalten, ihre Hand. Ich ſoll mich verheirathen, mein Vater will es, er hat ein reiches Mädchen für mich beſtimmt. Ihr fehlt keine Schönheit, keine Erziehung, einnehmende Güte iſt in ihrem Umgang:

ich meinte ſie zu lieben, glaubte es, da ich Sie noch nicht geſehen hatte; aber nun hab' ich nichts als Angeline, nichts in der Welt als Sie. Was können Sie aber von mir hoffen, ſagte ſie ſtammelnd, Sie ſehen meinen Stand, die Unmöglichkeit. . . . Ihre ausbrechende Thränen erſtickten die Worte; ſie wandte ſich abwärts, und hielt ihr Tuch mit beyden Händen vor's Geſicht. Er ward heftiger: Angeline, verſetzte er, Morgen kömmt mein Vater, mich abzuholen, ich ſoll hier fort, er will es, will uns trennen, ewig! ewig! —

Angeline! ich ſehe nichts als endloſe Verzweiflung, es iſt unmöglich, ich kann's nicht. . . . Er wollte ferner reden, aber ſie unterbrach ihn: Verlaſſen Sie mich! um Gotteswillen verlaſſen Sie mich!

Das Wort verlaſſen, der voll innerer Wehmuth erſchütterte Ton ging ihm durch alle Nerven. Angeline! Angeline! ich bin verloren, wenn Sie mich verlaſſen! brach er aus, faßte ihre Hände, riß ſie ihr vom Geſicht, küßte ſie voll Innigkeit, und ſank mit ſeinem Kopf darauf in ihrem Schoos. Er weinte bitterlich und zitterte an allen Gliedern. Sein Zuſtand trieb ſie in die ſchrecklichſte Lage. Ihr fürchterliches Schluchſen machte den Ausbruch ihres Schmerzens ſo laut, daß es in den Nebenzellen bemerkt wurde. Der Lärm des Herzueilens rief ſie wieder zu ſich ſelbſt: plötzlicher Schrecken erſtarrte all' ihre Gefühle, ſie ſprang auf, gehn Sie, Wilhelm! Sie machen mich unglücklich, ſagte ſie, indem ſie ſich von ihm losriß. Er ſtand ſtumm und lies ab. Leben Sie wohl, ſagte er bitter, knirſchte mit den Zähnen und ergrif ſeinen Hut; Sie haben mich verlaſſen! rief er voll wüthendem Schmerz, ich habe Sie verloren! — weh' mir! — Mir bleibt nichts übrig, als . . . Er ſchlug ſich vor die Stirn, warf wild einen verzweiflungsvollen Blick auf ſie, und ſtürzte ganz auſſer ſich zur Thüre hinaus.

Er hatte ihr ſeinen Entſchluß, mit ihr zu fliehen, entdecken, und ſie durch ſeine Geſchichte dazu vorbereiten wollen, woran ihn aber die unglückliche Ankunft der Nonnen gehindert; nun konnt' er auf keine fernere Gelegenheit mehr hoffen, es war ihm gewiß, daß ſein unlenkſamer Vater, der ſeine geheime Liebe im Kloſter argwohnte, ihn ohne Aufſchub den andern Tag mit ſich fortführen würde.

Angeline war auf dem Punkt, ihn wieder zurück zu rufen, aber das Grauen, das ſie bey der Ankunft ihrer Schweſtern überfiel, hielt ſie zurück. Zwey Nonnen, welche wegen Angelinens heftiger Gemüthskrankheit, und den öftern ſtarken Ohnmachten, die dieſe ihr zuzog, einen ſtarken Ueberfall bey ihr befürchtet hatten, waren zur Hülfe herbeygeeilt. Sie fanden ſie an der Erde liegen, das Geſicht in ihren Händen, naß von Thränen. Wilhelm's Hut lag bey der Thüre; er war ihm entfallen, ohne daß er ihn vermiſſet hatte; dies ſetzte ſie in's äuſſerſte Erſtaunen, und gab ihnen ein dunkeles Licht alles deſſen, was vorgefallen war. Sie nahmen Angeline auf; voll des größten Schmerzens öfnete ſie ihre Augen zum Himmel, rief: Wilhelm! Wilhelm! in gräßlich überſchreiten Tönen, und ſank in ihren Armen nieder. Sie legten ſie aufs Bett, und lieſen heraus, im Kloſter Hülfe zu ſuchen.

Angeline kam wieder zu ſich, der Verluſt all' ihrer Hofnungen, all' die dunkele Vorſtellung ihres Elends ohne Abſicht, und die Gewißheit, die man nun hatte von ihrer Liebe, drückte ihre aufdämmernde Seele, wie ein angſtvoller Traum. — Entſetzen ſchauderte durch den erwachenden Sinn: ſie ſprang auf, hundert erwachende Gedanken fuhren durch ihren Kopf; der Anblick ihrer Schweſtern, ſie von Schaam gebeugt vor ihren verachtenden Blicken, drängte ſich wild in ihre Gefühle: ſie ſah ſich verſpottet von ihren Freunden, von ihrem lieben Wilhelm ewig getrennt, allein, elend und verlaſſen in der ganzen Schöpfung. Wild lief ſie auf und ab, ſie hörte kommen; gräßlich faßt's ſie mit aller Verzweiflung; empört ſprang ſie zum Fenſter, riß es auf, und ſchnell ſtürzt ſie hinab.

Die Aebtiſſin war mit einigen Nonnen auf die Nachricht ihres üblen Zuſtandes herbeygeeilt; ſie entdeckten mit Schaudern das verzweifelnde Unternehmen, und ihr gräßliches Geſchrey erweckte das ganze Klöſter.

Sie war in den umgebenden Graben gefallen; des Morgens um Achte fand man den Körper erſt wieder.

Der Doktor hatte ausgeſagt, ihre Krankheit hätte ſie dazu vermogt, und daß ihr Leichnam auf dem Kirchhof könnte begraben werden. Am Abend ward ſie begraben. Alle weinten über ihren Verluſt. Thereſe war untröſtlich darüber. Wilhelm verfiel in raſende Krankheit.

Weine, Mädchen, ſie iſt dahin, die liebende Unglückliche! weih' ihr, Jüngling, eine gerührte Thräne! Sie verdiente ein beſſeres Loos.

IX.

Miſcellanien.

Johann Nikolaus Goldſchmidt.

Ein Menſchenfreſſer *).

Die Geſchichte eines Menſchenfreſſers mitten in Deutſchland, unter einer geſitteten Nation, zu einer Zeit, wo affectirte Empfindeley die Modekrankheit bey Perſonen vom Stande iſt, und der gewaltſame Tod einer Fliege zittern macht, iſt eine unerwartete Erſcheinung. Sie giebt dem Philoſophen, Sittenlehrer, Prediger und Aerzte vielfältigen Stof zu erbaulichen Betrachtungen: Allein ich will Niemanden vorgreifen, ſondern blos erzählen, was ich in den Akten fand.

Johann Jakob Goldſchmidt, ein Kühhirte zu Eichelborn ohnweit Weimar, war im Dorfe Hernſchwegen bey Streyſen geboren, erhielt ſo viel Unterricht in der chriſtlichen Religion, als ihm ſein einfältiger Schulmeiſter ertheilen konnte und wollte, verheirathete ſich im ſiebenundzwanzigſten Jahre, und verrichtete ſein Gewerbe ganzer achtundzwanzig Jahr, ohne daß man etwas weiter an ihm bemerkte, als eine gewiſſe Rauhigkeit der

Sit-

---

*) Aus dem Almanach für Aerzte und Nichtärzte, auf das Jahr 1782.

Sitten, die dieſer Art Leuten eigen iſt, eine ſtarke Doſe von Grobheit und übermäßigen Jachzorn. So verſtrich ſein einförmiges Leben bis zum fünfundfunfzigſten Jahre (1771), in welchem die hieſigen Länder und den größten Theil Deutſchlands eine allgemeine Theurung drückte. Und dennoch hatte dieſe Theurung keinen Antheil an der ſchrecklichen That, wozu er ſich durch Jachzorn verleiten ließ. Denn noch an dem nämlichen Tage hatte ſeine Frau Brod von Weimar geholet, ſein Häuschen war ſchuldenfrey und mit etwas Federvieh verſehen. Die **Schönemannin**, eine Wittwe, ſchickte ihr Mädchen von ohngefähr eilf Jahren frühe in die Schule. Der Mittag kam heran, und das Mädchen blieb auſſen. Die Mutter, voller Unruhe, ob dem Kinde etwas widerfahren seyn möchte, erkundigte ſich bey allen Bekannten, und ſo gar bey **Goldſchmidten.** Er antwortete, ſie wäre beym Teichfiſchen gegenwärtig geweſen. Der Teich und der dabey befindliche Brunnen ward ſorgfältig unterſucht, aber ohne Erfolg. Es entſtand alſo der Verdacht, ob er nicht das Kind elendiglich umgebracht habe, da er einſtweilen, vom Wahrſagergeiſte ergriffen, das Abſchlachten und Genieſſen der Kinder verkündigt, und für ſich fremde Kinder vorbehalten hatte. Auſſerdem hatte die Nachbarinn, **Weiſinn**, bemerkt, daß **Goldſchmidt** unter der Bußtagevorbereitung in ſeinem Hauſe ſehr geſchäftigt geweſen ſey, nachher zweymal vor die Thüre getreten und ſich umgeſehen habe, ob ſich jemand in der Nähe beſände, dann ein Paket Kleidungsſtücke unter ſeinem Rocke in **Urban Geiſts** ödeſtehendes Haus getragen und von da leer zurück gekommen ſey. Die Mutter meldete dies beym Richter des Dorfes. Bey der genauen Durchſuchung des beſagten Hauſes und des Kellers fand man einige Kleidungsſtücke und ſechsunddreyßig zerſtümmelte Gliedmaßen des Mädchens,

chens, als einen guten Theil des Gehirns, das Netz, das Herz, die Lunge, Leber und rechte Niere, die übrigen Eingeweide, welche ſämtlich mehr, als einmal durchſchnitten waren, ein großes Stück der Kopfhaut, die Unterlippe, nebſt der abgezogenen Haut des Kinnes und Vorderhalſes, und anhängenden obern Theile der Luftröhre. Unter dem Kinne war eine zwey Zoll lange ſchieflaufende Wunde, und auf der haarichten Kopfhaut ein großer mit Blut unterlaufener Fleck. In Goldſchmidts Hauſe merkte man einen ſtarken brenzlichen Geruch, und fand in der ausgeſcharrten Aſche des Ofens noch ein Büſchel abgeſchnittene und verſengte Haare, ein Stück halb verbrannte Haut und einige Katechismusbilder, im Beichtrocke ein Stück gekochtes und gebratenes Fleiſch, das vom Dickbeine zu ſeyn ſchien, und ein halb Pfund wog.

Goldſchmidt ward alſo gefänglich eingezogen, und geſtand ſein Verbrechen auf folgende Art: Gegen eilf Uhr ſey das Mädchen bey ſeiner Hausthür vorbey, und auf ſein Begehren mit in die Stube gegangen, wo er ihr verſprochen, die Uhr zu weiſen. Indem nun das Mädchen darnach geſehen, und gefragt, was das für ein Ding ſey, das dort oben lebe, habe er daſſelbe, ohne von ihm gereizt zu ſeyn, wohlbedächtig, von hinten bey der Haube mit den Haaren ergriffen, und ihm die Kehle abſchneiden wollen, und weil dies nicht ſogleich möglich war, mit dem Beile auf den Kopf geſchlagen, das Genicke durchgehackt, und dann vollends losgedrehet. Zweymal athmete das Kind, ehe der fatale Schlag erfolgte, das Blut beſprühte Wand und Bank, und der Mörder verfolgte die angefangene That. Er entkleidete das todte Mädchen, warf den Kopf, nebſt den Armen, Füſſen und Schulbüchern, in den Ofen, zerſtückelte den übrigen Körper, um ihn vor ſeiner Frau unkenntlich zu machen, und auf der Nachtwache etwas Zukoſt zum Brodte zu haben, verbarg die beſten Stücke auf den Boden, und die Eingeweide im Miſte, wuſch den Fußboden ſorgfältig ab, und ſchüttete Sand darauf, verzehrte ein Stückchen gekochtes und gebratenes Fleiſch aus Neugierde, und trug den folgenden Tag ſeinen Vorrath in **Geiſls** Keller. Auſſerdem verſicherte er, das Fleiſch von todten Schaafen und Kälbern und geſchlachteten Hunden mit ſeiner Frau verzehret zu haben, und ſeit einiger Zeit voller Mordgedanken geweſen zu ſeyn, ſo, daß es ihm gleich viel war, ob er ein Thier oder einen Menſchen umbrächte. Die Frau hatte weder Wiſſenſchaft, noch Antheil an der That gehabt, (dies ſagte ihr eigner Mann und eine Menge Zeugen aus) aber, ohne es zu wiſſen, von dem Fleiſche dieſes unſchuldigen Mädchens gegeſſen, dagegen bezeugte ſie, daß ihr Mann in der Hitze ſogleich vom Morden geredet habe, immer mürriſch und jackzornig, aber niemals tiefſinnig oder raſend geweſen ſey, manchmal auch den Nachbarn Kleinigkeiten geſtohlen habe.

Der erſte Todſchlag und Genuß des Menſchenfleiſches war alſo gewiß, als der Verdacht eines vorhergegangenen Mordes auf ihn fiel. Denn man fand in ſeinem Hauſe Kleidungsſtücke von einem jungen Menſchen, dergleichen man bey ihm nicht vermuthen konnte. **Goldſchmidt** geſtand auch dies Verbrechen, und gab davon folgende Umſtände an. Einige Tage nach Michaelis 1771. habe er, wie gewöhnlich, ſein Vieh gegen Mittag in den ſo benahmten Jeſuiterwald, der nicht leicht von Holzmachern und Holzſammlern leer ſey, treiben wollen, und am Eingange deſſelben einen jungen Menſchen von ohngefähr vierundzwanzig Jahren im Reiſehabite ſtehend gefunden, der ihm das Vieh ſcheu gemacht hätte. **Goldſchmidt** ſchimpfte, der Wandersmann längläugnet, beyde kommen ins Handgemenge, der Hirte ſchlägt jenen mit ſeinem dicken Stocke hinter das linke Ohr, daß ſogleich das Blut reichlich herab floß, und der Unglückliche todt zur Erden ſtürzte. Noch zitterten ſeine Beine, wie es bey Sterbenden mehrmals geſchiehet, und der Grauſame machte ſie durch einige Schläge auf immer ruhend. Nun trug der Sieger den hingeſtreckten Feind in den dicken Wald, zog ihn aus, viertheilte ihn, und trug jedesmal, wenn er eintrieb, ein Stück im Sacke, mit Reißig bedeckt, nach Hauſe. Hier kam ihm der Appetit an, Menſchenfleiſch zu genieſſen. Es ward gekocht und gebraten, der Reſt auf dem Boden aufbewahret, und weil es ſchnell in Fäulniß ging, dem Hunde ebenfals gekocht und zerſchnitten gegeben, dieſer aber nachher von ihm ſelbſt abgeſchlachtet und wieder verzehret. Seine Frau hatte die Erlaubniß, dieſe Mahlzeit mitzuhalten; Allein ſie konnte das angebliche Schöpſenfleiſch nicht erkauen, und ſagte: es müſſe ein verteufelt alter Schöps geweſen ſeyn, worüber der Mörder gar herzlich lachte. Man fand auf dem Boden einige Knochen, die, ſeiner Angabe nach, von dem Unglücklichen ſeyn ſollten, aber von dem Phyſikus, Herrn D. Müller, nicht davor erkannt wurden.

Inzwiſchen hatte Goldſchmidt einigemal die Hand- und Fußeiſen aufgeſprengt, und beym Stuhlgehen ſich ſo gezwängt, daß er braun und blau wurde, um dadurch ſeinen Bruch mehr herauszutreiben, und ſich den Tod zu zuziehen. Der neue Phyſikus, Herr D. Bucholz, erhielt alſo den Auftrag, unerkannt ſich in das Gefängniß zu begeben, und zu ſehen, ob einige Zeichen des Unſinnes, den der Vertheidiger angeführt hatte, zu bemerken wären. Er fand nichts. Goldſchmidt ſprach vernünftig und zuſammenhängend, erzählte auch, daß das Hundefleiſch beſſer, als das Menſchenfleiſch geſchmecket habe: (denn letzteres ſey zu ſüß und etwas eckel.) Die Leber des ermordeten Kindes ſey wegen allzu großer Bitterkeit nicht zu eſſen geweſen; Auſſer dem ihm von einem Ochſen verurſachten Hodenbruche, wiſſe er nichts von Krankheiten.

Der Schöppenſtuhl in Jena erkannte alſo für Recht, daß er, als ein vorſetzlicher Mörder, von unten gerädert, der Körper aber aufs Rad geflochten werden ſolle. Das Urtheil ward den vierundzwanzigſten Julii 1772 zu Berka an der Ilm vollzogen. Goldſchmidt zeigte auch hier, wie dauerhaft ſein Körper ſey. Mehrmalige Stöſſe des Rades waren nöthig, ſeine Arme und Beine zu zerbrechen, und ſein ganzer Körper, beſonders aber der Rücken, war voller borſtiger Haare.

So ſtarb dieſer Miſſethäter und Menſchenfreſſer, wie er es verdiente. Schade iſt es, daß weder Prediger, noch Arzt, durch mancherley Fragen über die Entſtehung dieſer Handlung, des widernatürlichen Appetits, des beſondern guten oder ſchlechten Geſchmacks einzelner Glieder oder Eingewelde, der Empfindung nach dem Genuß ꝛc. mehr Licht über dieſe dunkle Materie zu verbreiten geſucht haben! Denn bey dem Morde [illegible] Strumpfwirkers, wie ihn Goldſchmidt einmal nannte, war Jachzorn die erſte Urſache zum Todtſchlage, bey dem Mädchen eine ſonderbare Liebe oder ſogenannte Affektion. Aber warum vergaß er den erſten nach geſchehener That im Walde einzuſcharren, und das letztere gerne zu ſehen, ohne es deshalb zu tödten? Wie entſtand bey ihm der ſonderbare Appetit, ſich an ihrem Fleiſche zu laben? Warum fühlte er nicht bey jenem Schauer und Entſetzen nach der That, und bey dieſem Mitleid vor der That? Warum verfiel er grade auf den Genuß der Leber dieſes unſchuldigen Mädchens? Doch wie manche Frage fände nicht hier noch ſtaat! Dazu kommen noch gewiſſe Widerſprüche in der Angabe ähnlicher Menſchenfreſſer. Hier ſagt Goldſchmidts Frau, das Fleiſch eines jungen Menſchen ſey nicht zu erkauen geweſen, **Goldſchmidt** ſagt, das Fleiſch habe eckel und ſüſſe, die Leber, ſogar nach Wegnahme der Gallenblaſe, bitter geſchmeckt, da ſelbſt die Leber der Thiere in dem Falle nicht leicht bitter iſt. Der Schottländiſche Räuber beym **Hektor Boetius** ſuchte ſich junge wohlbeleibte Leute zur Mahlzeit aus, und behauptete, ihr Fleiſch ſey ein Leckerbiſſen. Seine zwölfjährige Tochter, die bey Gefangennehmung des Vaters nur ein Jahr alt war, bekam den nemlichen Appetit, und verſicherte, Menſchenfleiſch ſey ſo ſchmackhaft, als kein anderes. Die Battaer auf der Inſel Sumatra, welche, nach Herrn **Millers** Reiſebeſchreibung, (S. le **Gentil's** Reiſen, Hamb. 1781) die ertappten Ehebrecher und Diebe verzehren, rühmen das Menſchenfleiſch vor allen andern Speiſen, und die Fußſohlen und die flache Hand, als wahre Leckerbiſſen. Hier ſcheint es, als ob das Sprüchwort, **ein jeder hat ſeinen eigenen Geſchmack**, im eigentlichen Verſtande ſtatt fände.

X.

Fragmente.

Geſundheitskatechismus *).

Der Menſch hat keine gröſſern phyſiſchen Güter, als Leben und Geſundheit, und dennoch iſt er meiſtentheils entweder zu unwiſſend zu dem, was zu deren Erhaltung nothwendig iſt, oder zu nachläßig, als daß er die vorräthigen Mittel der Natur und Kunſt gehörig brauchen ſollte. Nur dann erſt, wenn die Folgen der Ausſchwei-

---

*) Aus dem Almanach für Aerzte und Nichtärzte, auf das Jahr 1782.

ſung den Körper zerrüttet haben, und das zerſtörte, verfallene und blaſſe Geſicht einen geheimen Feind vermuthen läßt, fängt man an, alle kleinen Veränderungen zu bemerken, den Arzt ängſtlich um Hülfe anzuflehen, und eine Zeitlang den ſtrengen Befehlen der Kunſt zu gehorchen. Kaum iſt die Gefahr vorüber, ſo betritt er die alte Bahn, und ſpottet der Aerzte und ihrer Kunſt. Denn was vermag nicht eine alte Gewohnheit und Leidenſchaft über das menſchliche Herz? Der Arzt muß hier ſo wenig als der Sittenlehrer müde werden, unangenehme, zum Theil alte Wahrheiten, mehrmals zu wiederholen, und, als Volkslehrer, allgemein faßliche Vorſchriften zu geben, wie man leben ſoll, um geſund zu bleiben, und ſogar, der ſchwächlichen Beſchaffenheit des Körpers ohngeachtet, alt zu werden. Sie laſſen ſich auf wenige einſchränken, und unter dem Vehiculum eines Geſprächs am beſten behalten. Hier iſt es.

Frage. **Wie muß man es anfangen, um geſund zu bleiben, und alt zu werden?**

Antwort. Man muß nichts thun, was die Geſchäfte des Körpers ſtören, in Unordnung bringen oder wohl gar zerrütten kann.

Fr. Was ſind die Geſchäfte des Körpers?

Antw. Der Körper iſt eine ſehr künſtliche Maſchine, die aus mancherlei Theilen zuſammen geſetzt iſt, aus **Knochen**, die ihm die Stütze und Grundlage geben; aus fleiſchigten Maſſen, die **Muſkeln** heiſſen, jene umkleiden, und einer Beweglichkeit fähig ſind; aus **Gefäſſen** von verſchiedener Größe und Richtung, die theils Blut, theils wäſſerige Feuchtigkeiten in ſich enthalten, und den ganzen Körper durchſtrömen; aus **Nerven**, die, als feine Gehirnfaſern betrachtet, mehr oder weniger, nach Art der Gefäße, ſich verbreiten, trennen und wieder vereinigen, und allenthalben, wo ſie hinkommen, Empfindungskraft mittheilen; aus gröſſern und kleinen runden oder länglichen Körperchen, welche Drüſen genennet werden, und zur Abſonderung oder Verdünnung und Vervollkommung gewiſſer Säfte dienen; endlich aus flechſigen Häuten, oder Bändern. Dieſe Einrichtung der Theile iſt harmoniſch. Jeder Theil wirkt für ſich, und dennoch immer in Verbindung mit den übrigen zum Beſten des Ganzen. Dies ſind die Geſchäfte des Körpers. Das Herz und die Schlagadern verbreiten das Blut durch alle, auch die geringſten entfernten Theile, und die Blut und Waſſeradern bringen daſſelbe und die übrigen Feuchtigkeiten wieder zurück zum Herzen; das iſt der ſo wichtige Kraislauf des Blutes. Die Lunge dehnet ſich aus, um die Luft einzuziehen, und fällt wieder zuſammen, um die unnütze und ſchädliche Luft fortzutreiben. Beides geſchiehet durch einen ganz beſondern Bau. Der Magen und die Därme ziehen durch Beimiſchung des Speichels, der Galle und einiger andern ſeifenartigen Feuchtigkeiten, vermöge ihrer wechſelsweiſen Zuſammenziehung, den Nahrungsſaft aus, und treiben dieſen in eigne Gefäße, wodurch er in die Blutmaſſe gelangt, hingegen gröbere und unverdaulichen Theile durch einen eigenen Ort fort. Die Leber ſondert die Galle, die zwiefache Niere den Harn, der Hode bei dem männlichen Geſchlechte den Saamen ab, und bei dem weiblichen Geſchlechte entledigt ſich die Natur des Ueberfluſſes von Geblüte zu geſetzten Zeiten aus der Mutter, ſo wie der Zeugungstrieb in gewiſſen Jahren geheime Verbindungen fordert. Die Muſkeln verkürzen und verlängern ſich, ſobald der Wille oder eine andere mechaniſche Urſache auf die Faſern oder Nerven wirkt, und geben dem Körper das Vermögen, verſchiedene, zum Theil ſchwer zu erklärende Bewegungen, die man Stehen, Gehen, Reiten ꝛc. genannt hat, zu machen.

Fr. Wie gerathen aber dieſe Geſchäfte in Unordnung?

Antw. Entweder von ſich ſelbſt, (und dies iſt ſelten) oder durch mancherley Fehler der Menſchen.

Fr. Und dieſe ſind?

Antw. Uebermaaß oder Mangel, ſchlechte Auswal oder Unordnung in Eſſen und Trinken, im Schlafen und Wachen, in Ruhe und Bewegung, in den natürlichen Ausleerungen, in den Leidenſchaften und Gewohnheiten, plötzliche Abänderung oder Verunreinigung der Luft, kurz, alles, was von auſſen auf unſerm Körper wirkt, oder in denſelben aufgenommen wird, kann durch den Misbrauch ſchädlich werden.

Fr. Wie kann Eſſen ſchaden?

Antw. Wenn ich ſolche Speiſen genieſſe, die an ſich ſchwer zu verdauen oder ſehr fett ſind, z. B. das Fleiſch von alten Thieren, und deren zähe Theile, z. B. Rindsknochen, Speck, viel roben weſtphäliſchen oder andern Schinken, Fiſche aus ſtillſtehenden und fauligten Waſſer, Hülſenfrüchte, die ſehr blähen, z. B. Erbſen, Linſen, Bohnen, Kraut, Tartoffeln, Schwämme, fettes oder ungeſäuertes Kuchenwerk. Eben ſo die Speiſen, die aus einer vielfachen, oft widrigen Miſchung beſtehen, und durch die franzöſiſche Kochkunſt eingeführet ſind, das erkünſtelte Wildpret, und ähnliche Nahrungsmittel, die zum Theil gar nicht, zum Theil ſehr ſchlecht zugerichtet, manchmal auch zur Unzeit und in ſo groſſer Menge genoſſen werden, daß der Magen dieſelben nicht verarbeiten kann.

Fr. Wie vielmal muß man des Tages eſſen?

Antw. So oft der Hunger zum Genuß einladet. Doch hat der Wohlſtand gewiſſe Stunden eingeführet, Gewohnheit aber und körperliche Beſchaffenheit, und Lebensart beſtimmen, ob man ſich mit einer oder mehrern Mahlzeiten begnügen ſolle. So eſſen Kinder und junge Leute mehr, als Erwachſene, und dieſe mehr, als die Greiſe, ſtärke, arbeitſame und thätige Leute mehr, als Schwächliche, Sitzende, Gelehrte, Künſtler, Frauenzimmer, und dann iſt das Beſte, ein jeder gebe auf ſich acht, was ihm behagt oder nicht behagt. Jenes genieſſe er fernerhin in der gewohnten Menge und auf die gewohnte Art, und dieſes vermeide er ſorgfältig.

Fr. Wie kann das Trinken nachtheilig werden?

Antw. Wenn ich mehr trinke, als der Durſt oder der Verluſt durch Schweiß und andere Ausleerungen fordert, wenn ich ſolche Getränke wähle, die durch allzugroße Kälte oder Wärme, oder durch austrocknende und erhitzende Eigenſchaft, oder auch durch Beimiſchung fremder Theilchen bedenklich ſind.

Fr. Welches iſt das geſündeſte Getränke?

Antw. Ein helles, leichtes, unſchmackhaftes und unriechbares Quellwaſſer. Hingegen Fluß- Brunnen- Sumpf- und kalchartiges oder mit Vitriol geſchwängertes Waſſer iſt ohne Noth nicht zu brauchen, weil alle vorgeſchlagene Verbeſſerungsmittel, Abkochen, Durchſeigen, Abziehen, Beimiſchen einiger Liqueurs, z. B. des Weins, Branntweins, Salzes, das Schädliche wohl verſtecken, aber nicht wirklich verbeſſern können.

Fr. Iſt kaltes oder warmes Getränke zuträglicher?

Antw. Kaltes Getränke iſt unſerer Natur zuträglicher, als warmes und erhitzendes, weil jenes die durch Ausſchweifungen erſchlaften feſten Theile ſtärkt, und die durch das Siegwartsfieber und ähnliche Empfindeley in Unordnung gerathenen Nerven wieder beſänftiget. Nur hüte man ſich für dem kalten Getränke nach einer ſtarken Erhitzung und heftigen Schweiß: Hier iſt es ſo ſchädlich, wie ein Gift, und an traurigen Beiſpielen fehlet es einem Beobachter nicht.

Fr. Iſt der Thee geſund?

Antw. Niemals, auſſer in dem Falle, wenn man die, durch Erkältung unterdrückte Ausdünſtung wieder herſtellen will. Warmes Getränke erſchlaft, und leider! ſind unſere jetzigen Erdbürger durch die verkehrte Lebensart und Modeſucht ſchon ohnedem weibiſch und weichlich genug, ſie dürfen es nicht erſt durch dieſen chineſiſchen Trank noch mehr werden. Thee iſt nichts, als gefärbtes laues Waſſer, und ſchadet, wie dergleichen Waſſer.

Fr. Aber Kaffee?

Antw. Kann auch wegfallen, und wer ſein Geld lieb hat, entſchließt ſich bey dem itzigen hohen Preiſe dieſer entbehrlichen Waare, ohne Kaffee zu leben; wie die mannhaften Vorfahren, die ohne ihn lebten und alt wurden. Perſonen von einem empfindlichen Nervenſyſtem, Vollblütigen und Schwächlichen, macht er mancherley Beſchwerden, trägen und kalten Körpern iſt er behaglich, und giebt, nach Tiſche mäßig getrunken, allenfalls ein gutes Dauungsmittel ab.

Fr. Und Chocolade?

Antw. Iſt ein nahrhaftes Getränke, das ſchwächlichen und hektiſchen Perſonen zuträglich ſeyn dürfte, wenn ſie, ohne Gewürze und Wein, mit bloſſem Waſſer zugerichtet wird. **Milchchocolade** erregt nicht ſelten Blähungen und Leibſchneiden, und die **Weinchocolade** Erhitzung, Aufwallung des Bluts und Zittern.

Fr. Iſt die Milch geſund?

Antw. Allerdings, allein Perſonen von ſchwacher Dauungskraft leiden Beſchwerden davon. Süſſe Molken iſt beſſer, aber doch nicht ganz frey von der nämlichen Beſchuldigung.

Fr. Aber das Bier?

Antw. Vortreflich, wenn es gehörig gekocht, gehopft, abgegohren und nicht ſauer iſt. Auſſerdem iſt es beſſer, Waſſer zu trinken. Weißbier iſt mehr kühlend, Braunbier mehr nährend, Bitterbier mehr ſtärkend.

Fr. Der Branntewein muß gewißlich geſund ſeyn, da ihn ſo viele Perſonen reichlich trinken?

Antw. Gar nicht. Er erhitzt und trocknet aus, macht Wallen im Blute, Zittern, Berauſchung und Stockung in den Eingeweiden, und ſtöret alſo die Geſchäfte des Körpers bald oder ſpät. Mäßig genoſſen, und dann und wann, könnte er allenfalls der Gewohnheit halber geduldet werden.

Fr. Nun ſo trinken wir Wein?

Antw. Ja, wenn man ihn bezahlen kann, nur muß er, als eine ſtärkende Arzeney, angeſehen werden, die, klüglich gebraucht, vortrefliche Wirkung äuſſern, unklüglich und übermäßig gebraucht, ſchädlich werden muß. Kalten und alten Perſonen bekommt er wohl, weniger den Kindern, Jünglingen und hitzigen Perſonen, er ſey denn, nach Art der Griechen und Römer, mit Waſſer vermiſcht. Die ſüſſen Weine, z. B. der Spaniſche, der Ungariſche ꝛc. ingleichen die gekochten oder nicht völlig abgegohrnen Weine, z. B. Einige Italieniſche, der Burgunder, der Champagner ꝛc. berauſchen leicht, wenn ſie nicht mäßig genoſſen werden. Sonſt ſind ſie den Nerven, dem Magen und der Ausdünſtung behaglich. Eben dies gilt vom alten Rheinweine. Junge Weine und Moſt ſollten gar nicht getrunken werden.

Fr. Wie kann Schlaf und Wachen ſchaden?

Antw. Unſere Maſchine iſt ſo eingerichtet, daß ſie eine Zeitlang allerhand Bewegungen unbeſchwert machen kann, (und dieſen Zeitpunkt heißt man Wachen) dann aber matt und unvermögend wird, dergleichen Seelen- und willkührliche Bewegungen länger anzuhalten, und nur die unwillkührlichen fortdauren läßt, dergleichen die Bewegung des Blutes, das Athemholen, die Dauung, Abſonderung gewiſſer Feuchtigkeiten ꝛc. ſind, und dieſer mit einem Mangel von Bewußtſeyn verbundene Zuſtand heißt **Schlaf.** Der Menſch muß alſo wechſelsweiſe ſchlafen und wachen, aber er kann in beyden zu viel oder zu wenig thun.

Fr. Wie ſo?

Antw. Man kann in den Morgenſtunden ſchwere Arbeiten, welche Anſtrengung des Körpers oder der Seele fordern, verrichten, und die leichtern nachher vornehmen, wenn die Kräfte ſchon etwas vermindert oder ſtumpf geworden ſind. Kehre ich dieſe Ordnung um, ſo bin ich in Gefahr, Nachtheil davon zu ſpüren. Daher iſt das **übermäßige Wachen**, das **Nachtwachen**, das **Nachtſtudiren** oder **Nachtſchmauſen** gar nicht der Geſundheit gemäß. Es ſchwächet den Körper und die Seele. Eben das gilt auch vom **Schlafe.**

Fr. Alſo auch der Schlaf?

Antw. Ein ruhiger Schlaf erquickt den müden Körper, befördert die gleiche Vertheilung des Blutes, die Abſonderungen, die Ausdünſtung und Ernährung der Theile, und ſtellet die verlorne Munterkeit wieder her. Hingegen ein unruhiger, unzeitiger und allzulanger Schlaf ſchadet, erzeugt Vollblütigkeit und ſchlechte Säfte, erſchlaft die feſten Theile, vermindert die natürliche Wärme, ſtöret die Ernährung, und ziehet Entkräftung, Trägheit, Düſternheit, Aufgedunſenheit und verſchiedene langwierige Krankheiten nach ſich.

Fr. Iſt ein Mittagsſchläfchen erlaubt?

Antw. Kindern, Schwächlichen und alten Perſonen, iſt er zuträglich, denen, ſo ſich einmal daran gewöhnet haben, zu erlauben, allen andern aber ganz zu unterſagen:

Denn er ſtöret die Dauung, und macht den Kopf wüſte. Beſſer iſt es, nach Tiſche einige Stunden gar nichts zu thun, und das Ende der Dauung geduldig abzuwarten, dagegen Abends zu rechter Zeit ins Bette zu gehen, und nach ſechs bis ſieben Stunden wieder aufzuſtehen.

Fr. Darf man nach dem Aderlaſſen ſchlafen?

Antw. Warum nicht? Die Erholung geſchiehet im Schlafe am beſten. Man hat den Schlaf nur aus der guten Abſicht verboten, weil die Aderbinde aufgehen, und der Menſch ſich verbluten kann.

Fr. Wie muß man es anfangen, um ruhig ſchlafen zu können?

Antw. Man eſſe und trinke des Abends wenig, wähle ſich ein geräumiges, ſtilles, trockenes und kühles Schlafzimmer, ein reines und weiches Bette, und, nach Beſchaffenheit der Jahreszeit, eine leichte oder etwas ſchwere Decke, lege ſich mit etwas erhabenem Kopfe bald auf die eine, bald auf die andere Seite, vorzüglich auf die linke, ohne Noth nicht auf den Rücken, entſchlage ſich alles Nachdenkens, aller Sorgen und Leidenſchaften, und der ruhige Schlaf wird ſich von ſelbſten einſtellen.

Fr. Bey Erwähnung der Betten fällt mir die Engliſche Art, auf Matrazen zu ſchlafen ein. Sollte die nicht beſſer ſeyn?

Antw. Die wenigſten Deutſchen ſind an dieſe harte Art gewöhnet, und möchten von der plötzlichen Aenderung leiden. Federbetten erwärmen im Sommer zu ſehr, und ſind im Winter bey unſerm rauhen Himmelsſtriche faſt nothwendig geworden. Vielleicht lieſſen ſich beyde Arten ſo mit einander vereinigen, daß man im Sommer auf Matrazen ſchliefe, und ſich mit einer leichten Decke verwahrte, hingegen im Winter zwar die Matraze ſtatt des Unterbettes beybehielt, aber ein Federkiſſen und eine Federdecke damit verbände.

Fr. Es wurde vorhin, deucht mir, etwas von der Ruhe und Bewegung geſagt?

Antw. Allerdings. Ohne eine geſchickte Abwechſelung der Bewegung und Ruhe, kann der Körper ohnmöglich in die Länge beſtehen. Einige Arten der Bewegung fördern den ganzen Körper, andere nur einen Theil. Jene ermüden mehr, dieſe weniger. Eine geſunde, den Kräften angemeſſene, im Kühlen verrichtete und bis zur anfangenden Ermüdung fortgeſetzte Bewegung iſt zuträglich, die entgegengeſetzte aber ſchädlich. Wer ſich erhitzt hat, muß nicht ſogleich kalt trinken, oder auf heftige Bewegung ſogleich, ſondern allmälig, zur Ruhe übergehen, den Schweiß ſorgfältig abwiſchen, und dann die naſſe Wäſche ändern. Bewegung nach einer langen Ruhe ſoll gemächlich, überhaupt aber zur ſchicklichen Zeit unternommen werden. Daher iſt ſie nach Tiſche nicht rathſam, eher vor Tiſche, und nach beendigter Dauung, in freyer Luft und bey heitern Stunden des Tages. Wer nicht gehen kann, muß das Pferd, die Kutſche, die Schaukel, zu Hülfe nehmen.

Fr. Was iſt bey der Ruhe zu beobachten?

Antw. Die Ruhe verſchaft dem Körper neue Erholung, entfernt die Anſpannung der Faſern, vermehret die Ab- und Ausſonderungen, befördert das Zunehmen, ſo wie übermäßige Ruhe oder Trägheit das Gegentheil bewirkt. Schwächliche und arbeitſame bedürfen eine längere, ſtärkere oder ſich mäßig bewegende Perſonen eine kürzere Zeit zur Ruhe.

Fr. Was heiſſen die Aerzte Ab- und Ausſonderungen?

Antw. Einige Eingeweide ſind ſo eingerichtet, daß endlich aus den kleinſten Enden der Aederchen eine, jedem Theile angemeſſene, mehr oder weniger reine Feuchtigkeit von der Blutmaſſe abgeſchieden, und dieſelbe entweder zum Beſten des Körpers verwandt, oder, als unnütze, durch eigene Gänge oder Oefnungen fortgeſchaft wird. Und dieſe Geſchäfte heiſſen die Aerzte Ab- und Ausſonderungen. Gerathen nun dieſe in Unordnung, ſo entſtehen auch im Körper mancherley Beſchwerden, und endlich wahre Krankheiten.

Fr. Wie iſt das möglich?

Antw. In der ungeſtörten Eintracht aller körperlichen Verrichtungen beſtehet die Geſundheit. Wenn daher z. B. der Harn nicht fortgehet, ſo ſind die ſchlimſten Zufälle zu befürchten. Wenn die Galle nicht in die Därme, ſondern in das Blut gehet, ſo erfolgt Geldſucht oder doch wenigſtens eine gartige Farbe, die Dauung leidet, in den Därmen ſammlet ſich Luft an, der harte Unrath bleibt zurück, und zeigt durch ſeine weiſſe Farbe den mangelnden Beitritt der Galle: Wenn die Ausdünſtung, die an der äuſſern Haut vorzüglich, doch auch an der innern Fläche der Häute, geſchiehet, plötzlich gehemmt wird, (und dies heißt man gemeiniglich **Erkältung**) ſo äuſſert ſich bey ſchlaffen Körpern ein heilſamer Durchfall, hingegen bey andern Gicht, Fieber, Schnupfen, Huſten, Bruſtentzündung, und die Herbſte Ruhren: Iſt der Leib nicht alle vierundzwanzig Stunden ein- oder zweymal offen, (denn die ſpätere Oefnung zeigt allemal eine groſſe Trockenheit und Trägheit der Därme an) ſo tritt **Verſtopfung** ein, und dieſe ziehet mehrere üble Zufälle nach ſich. Eben ſo gehet es mit dem **Schleime in der Naſe**, in der **Luftröhre** und einigen andern häutigen Gängen, mit dem **Speichel** und dem **Saamen** bey erwachſenen Mannsperſonen. Die regelmäßige Abſonderung und eine angemeſſene Fortſchaffung der auszuleerenden Feuchtigkeiten, iſt zur Erhaltung der Geſundheit unumgänglich nöthig.

Fr. Iſt der Schweiß den Geſunden eigen?

Antw. Eigentlich nicht, auſſer zur Zeit einer ſtarken Bewegung, zumal in der Sonne und an heiſſen Tagen. Freiwilliger Schweiß bei der leichteſten Bewegung verräth Schwäche des Körpers, nicht ſelten bevorſtehende Krankheiten, und iſt öfters die Folge eines allzuheißen Verhaltens oder der Ausſchweifungen.

Fr. Aber das Schwitzen an Händen und Füßen?

Antw. Iſt eine Unannehmlichkeit für die Schönen, aber mehrmals heilſam: denn dadurch gehen viele unnütze Theilchen weg, die, wenn ſie zurück blieben, mancherlei Unheil ſtiften würden. Deshalb iſt daſſelbe niemals zu voreilig zu vertreiben. Man waſche auſſer der Zeit der Erhitzung Hände und Füße mit kaltem Waſſer, und ändere fleißig die Wäſche, und dieſe Unbequemlichkeit wird ſich nach und nach verlieren, wenigſtens vermindern.

Fr. Was iſt vom Nachtſchweiße der Geſunden zu halten?

Antw. Bei Vollblütigen, Schmauſern, Müßiggängern und Alten hat er nichts zu bedeuten: Die Natur entledigt ſich gemeiniglich dadurch des ſchädlichen Ueberfluſſes, und er muß ſchlechterdings nicht vertrieben werden. Hingegen bei Arbeitſamen, die ſchon genug bei Tage ſchwitzen, bei ſchwächlichen, kränklichen und hektiſchen Perſonen iſt er bedenklich. Dieſe haben nichts Ueberflüſſiges, und werden dadurch noch mehr entkräftet. Doch iſt der Morgenſchweiß der beſte, und geduldig abzuwarten.

Fr. Wie kann man der Verſtopfung vorbeugen?

Antw. Durch Auswahl der Speiſen und Getränke. Alle trockene, harte und herbe Speiſen, Hülſenfrüchte, ſchwer zu verdauendes Brodt, herbe, ſaure und rothe Weine, Mangel an Getränke, ſitzendes Leben und Zuſammendrücken des Unterleibes, müſſen die Verſtopfung, und die entgegengeſetzten Nahrungsmittel eine durchfallartige Oeffnung begünſtigen. Wer auf ſich acht hat, wird bald finden, was ihm behagt oder nicht behagt, das letztere laſſen, das erſtere thun, und ſo den Händen der Aerzte entgehen.

Fr. Was iſt vom Schnupf- und Rauchtoback zu halten?

Antw. Als eine Arzenei betrachtet, kann der mäſſig genommene Schnupftoback die Schleimausleerung, und der Rauchtoback den Abgang eines dicken, zähen und ſchleimigten Speichels befördern. Uebermäſſig gebraucht, müſſen beide ſchädlich werden.

Fr. Und das Dauungspfeifchen?

Antw. Muß ganz wegfallen. Es benimmt dem Menſchen den zur Dauung unumgänglich nöthigen Speichel, der ſich durch kein Trinken erſetzen läßt.

Fr. Können die Leidenſchaften der Geſundheit Abbruch thun?

Antw. Großen Abbruch. Die Leidenſchaften ſind für unſeren Körper, was der Sturmwind in der Natur iſt. Ein mäßiger Gebrauch der angenehmen erſchüttert die Maſchine, bahnet den Weg durch die kleinſten Gefäßchen, und verbreitet Feuer und Leben über den Menſchen, dagegen laſſen die unangenehmen mehrmals die ſchlimmſten Eindrücke zurück. Der Weiſe lernet beyzeiten ihre Entſtehungsart kennen, fliehet die Gelegenheit, welche ſie, wie der Funken das Feuer, entzünden kann, und beſinnet ſich bald wieder, im Falle er übereilet wird. Ein Sklave der Leidenſchaften iſt moraliſch und phyſiſch unglücklich, weil er dadurch ſein Verderben begünſtigt.

Fr. In wie weit gehören Gewohnheiten in die Lebensordnung?

Antw. Gewohnheit iſt, wie man im Sprüchworte ſagt, die andere Natur. Der Körper lernt dadurch ſelbſt das Schädliche leichter ertragen. Man hüte ſich ſorgfältig, alles nach einer vorgeſchriebenen Regel zu thun. Sie läßt ſich nicht immer befolgen, und dann fühlet der Körper den Schaden. So wie man nur nach und nach ſich etwas angewöhnet hat, eben ſo muß man ſich auch Fehler oder

Unarten nach und nach abgewöhnen. Die jählinge Entwöhnung hat mehrmals die ſchlimmſte Wirkung nach ſich gezogen.

Fr In wie fern kann die Luft auf die Geſundheit einen Einfluß haben?

Antw. Die Luft, ſo uns umgiebt, iſt zum Leben unentbehrlich, aber ſelten ganz rein, manchmal warm oder kalt, trocken oder feuchte, veränderlich, ſtürmiſch. Die Luft muß ſich verändern, weil ſie ſonſt gefärlich werden dürfte, und geſchiehet dies nach und nach, ſo fühlet der Körper nichts davon; mehr, wenn der Uebergang in die entgegengeſetzte Luftart ſchleunig iſt. Die Winde, als eine bewegte Luft, können durch die Heftigkeit oder Gelindigkeit, mit welcher ſie wehen, und durch die Eigenſchaft der Luft, bald nützen, bald ſchaden. Eine Luft voll ſchädlicher Theilchen, dergleichen die Luft an den Hüttenwerken, ſtilleſtehenden Waſſern, Sümpfen und Pfützen, an Orten, wo Leichname der Menſchen und Thiere faulen, in unterirdiſchen und verſchloſſenen Hölen, in Grüften, verſchütteten Brunnen und Kellern, wo gährende Getränke liegen, zu ſeyn pflegt, iſt anſteckend und tödtend, wie die Peſt. Eine allzu warme Luft, die jungen Perſonen und Trinkern am wenigſten behagt, erſchlaft, vermehret den Schweiß, verdicket das Blut, und macht den Körper fähig, in verſchiedene ſchlimme Entzündungs- und Gallenfieber zu verfallen; hingegen kalte Luft, ſo das Gegentheil von der vorigen iſt, ſchadet Alten und Schwächlichen am meiſten, und ziehet beſonders Entzündungen der Bruſt und des Halſes, Katharre und Schlagflüſſe, Erfrieren der Glieder ꝛc. nach ſich. Die feuchte Luft iſt faſt eben ſo, wie die warme, ſchädlich, zumal wenn ſich beyde Lufteigenſchaften mit einander verbinden. Und dies gilt auch von der naßkalten Luft. Eine mäßig kalte und trockene Luft iſt ohnſtreitig der Geſundheit am zuträglichſten, und ein heiterer angenehmer Wintertag ein wahrer Wonnetag. Uebrigens laſſen ſich aus den, zu gewiſſen Jahrszeiten herrſchenden Winden von verſchiedener Art die gewöhnlichen Frühlings- Sommer- Herbſt- und Winterkrankheiten erklären.

Fr. Gelten obige Lebensregeln allgemein.

Antw. An ſich müßten ſie bey jedem Menſchen gleiche Wirkung äuſſern, wenn ein jeder dem andern in ſeiner körperlichen Beſchaffenheit, Lebensart, Arbeit und Beſchäftigung, Achtſamkeit oder Unachtſamkeit ꝛc. gleich wäre. So leidet z. B. ein Starker weniger von einem begangenen Fehler in der Lebensordnung, als ein Schwächlicher, das Kind mehr, als der Erwachſene, das verzärtelte Frauenzimmer mehr, als der abgehärtete Mann. Dem einen hilft die Natur, d. i. die vorhandene Körperkraft ſchaft die ſchädliche Materie beyzeiten weg. und erregt Brechen, Durchfall, Schweiß, nach Ueberladung des Magens oder nach Erkältung, hingegen der andere hat dieſe Wohlthat nicht zu erwarten, und muß alſo mehr auf ſich acht haben. Wer eine ſitzende Lebensart hat, bedarf mehr Achtſamkeit, als ein anderer, der ein, mit Handarbeit und Bewegung der Glieder verbundenes Gewerbe treibt. Je mehr Thätigkeit da iſt, deſto weniger ſind die etwannigen Fehler zu befürchten. Je öfterer ſie wiederholet werden, deſto mehr gewöhnet ſich die Natur an dieſelben. So habe ich Greiſe von ſiebenzig Jahren gekannt, die bey dem unthätigſten Leben ihre Lieblingsſpeiſe, Schinken, geräuchert Fleiſch, Erbſen, Kraut ꝛc. ohne Nachtheil ertragen, und höchſtwahrſcheinlich würde die ſchleunige Abänderung der Lebensordnung ihnen Schwäche der Dauungswerkzeuge, Unverdaulichkeit und Tod zugezogen haben. Doch iſt es beſſer, ſich zeitig an eine gewiſſe Ordnung zu gewöhnen, ohne ſklaviſch zu ſeyn.

Fr. Wenn nun alſo Geſchlecht, Alter, Lebensart und andere Dinge eine Abänderung in den Lebensregeln fordern, darf ich mir wohl die beſondere Anwendung ausbitten?

Antw. Von Herzen gern. Durch eben dieſe Anwendung wird die Lebensordnung erſt, was ſie eigentlich ſeyn ſoll — Mittel zur Erhaltung der Geſundheit. Ohne dieſe nähere Beſtimmung kann ſie öfters misverſtanden, öfters verſpottet und verkannt werden.

Fr. Wie müſſen alſo die Kinder erzogen werden? Wie die Frauenzimmer in verſchiedenen Umſtänden leben?

Antw. Sie ſind zu hitzig, und wollen ſogleich alles auf einmal wiſſen. Die Sache iſt zu wichtig, und läßt ſich ohnmöglich auf einmal abthun. Genug vor diesmal. Wir ſprechen einander wieder, und dann ſollen Sie alles umſtändlich erfahren. Leben Sie wohl.

XI.

Auszüge aus den neueſten periodiſchen Blättern von Paris.

Vacat.

Regiſter

über die vier Stücke der Olla Potrida vom Jahre 1781.

(Die Römiſche Zahl bedeutet das Stück, und die Deutſche die Seite.)

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

Ueber die Künſte, die gewöhnlich die nachahmende genannt werden. I. 51.
Einige Stellen aus Eyles Irwin Geſchichte ſeiner Reiſe durch Arabien und Egypten im Jahr 1777. I. 69.
Fragment einer Kreuzzugspredigt Roberts von Corſon. I. 77.
Ueber eine Stelle in Rouſſeau's; Rouſſeau Juge de Jean Jaques dialogue, mit dem Motto aus Ovid: Barbarus hic ego ſum, quia non intelligor illis. II. 77.
Skizzen von der Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt. Zweite Epoche von den Minneſingern bis auf die Meiſterſänger. II. 82.
Schreiben des Lords Fallifar an den Verfaſſer des Zuſchauers. III. 53.
Tiſchgebräuche verſchiedener Völker. III. 56.
Vom Urſprunge der Kutſchen. III. 69.
Geſchichte des männlichen Barts. Ein Auszug aus dem Franzöſiſchen. IV. 59.
Ueber den Urſprung des Worts: Roman. IV. 78.
Liebesgeſchichte eines Engliſchen Matroſens auf der Inſel Neuſeeland. IV. 86.
Zwey Verſuche von Satyren von J. C. C. Klinguth. IV. 98

Anek-

Anekdoten.

I. 87. II. 144. III. 74. IV. 111.

Auszüge.

Schreiben des Doktor Thunbergs über die Japaneſer. I. 44.

[illegible]raliſche und häusliche Tugenden der Chineſen. II. 69.

[illegible] Beſchreibung des [illegible] und Hirſchfelds vortreffliche Theorie der Gartenkunſt, [illegible] III. 76.

Unterſuchung der Frage: ob den Juden durch ihr Religionsgeſetz der Kriegsdienſt unterſagt werde. IV. 50.

Biographien.

Michael Angelo Amerigi da Caravagio. I. 90.

Etwas über Carl Jervas. II. 147.

Bruder Come. III. 77.

Richard Savage. IV. 121.

Johann Baskerville. IV. 127.

Dramatiſche Aufſätze.

Weiberhut thut ſelten gut! Poſſe in einem Akt. Nach dem Franzöſiſchen. I. 9.

Der beſtrafte Brudermord, oder Prinz Hamlet aus Dännemark. Eine alte deutſche Bearbeitung des Engliſchen Originals. II. 18.

Mehr als Großmuth. Schauſpiel mit Geſang. III. 12.

Die bezauberte Inſel. Ein Schauſpiel mit Geſang in Einem Aufzuge IV. 19.

Fragmente.

Zwey Briefe des Conte di St. Aleſſandro an ſeine Gemahlin in Rom. I. 137.

Aus den Briefen eines Reiſenden über den gegenwärtigen Zuſtand von Caſſel. III. 102.

Ueber kaufmänniſche Clubs. III. 111.

Geſundheitskatechismus. IV. 151.

Gedichte.

An die Liebe. Aufmunterung zum Genuß des Lebens. Die Freundſchaft. I. 219.

Epiſtel an eine Braut. Lobgeſang der Liebe. An einen Freund. An Madam W. in Baſel. An Hrn. Johann Rudolph Burkardt in Baſel. An einen Freund bey Ueberreichung eines Portraits. An Mädchen. Fragmente eines Gedichts. II. 217.

Freundſchaft und Liebe. An Hrn. Gleim. An einige Freunde bey meinem Abſchied 1772. Fragmente eines Gedichtes an Herrn Schmid. Freundſchaft. Auf Leſſings Tod. An die Freude. III. 211.

Der

Der Eremit, Romanze. Melancholie. An Lydien. Der Mittelſtand. Auf den Tod eines Canarienvogels. An den Winter. Die Wieſe. IV. 3-19.

Miſcellanien.

Fragmente zu einer Geſchichte der Sitten, häuslichen Gebräuche und Bedürfniſſe: von R – d. 1te und 4te Fortſetzung. I. 111. III. [illegible]
Das Almoſen von Rebhünern. [illegible] 119.
Tauſend Hände geſchäftig zu den Bedürfniſſen eines einzigen [illegible] [illegible]
An eine Dame, die ihre Imagination für zwey Sous hingeben wollte. [illegible]
Nänie auf den Tod eines Schreibers. [illegible]
Amor und der Eremit. II. [illegible]
Taſtenſtende. II. 117.
Brief von J. J. Rouſſeau. II. 151.
Aus der Sprache der Brachmanen. III. 101.
Die Geſchichte des Sakdiql. III. 123.
Schreiben einer alten Ehefrau an eine junge Empfindſame. III. 130.
Der Mann ohne Karakter. III. 135.
Die Welt aus dem Geſichtspunkte des Miſanthropen. III. 141.
Warum ſind viele Prediger Theaterfeinde. III. 148.
Johann Nikolaus Goldſchmidt. Ein Menſchenfreſſer. IV. [illegible]

Naturgeſchichte.

Das Krokodill. I. 80.
Des Herrn de Lüc Theorie von der Bildung der Berge. II. 109.
Der Mangoſtan. III. 73.
Die Auſter. IV. 108.

Anſtatt der pieces fugitives ſind jetzt:

Auszüge aus den neueſten periodiſchen Blättern von Paris. I. 152. II. 160.
Bruchſtücke aus dem berüchtigten Tableau de Paris. III. 152.

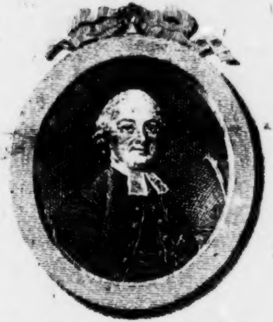
Romane.

Konradin. I. 95. III. 81.
San Pietro und Vanina. II. 149.
Angeline, eine wahre Kloſtergeſchichte. IV. 189.

Olla Potrida.

1782.

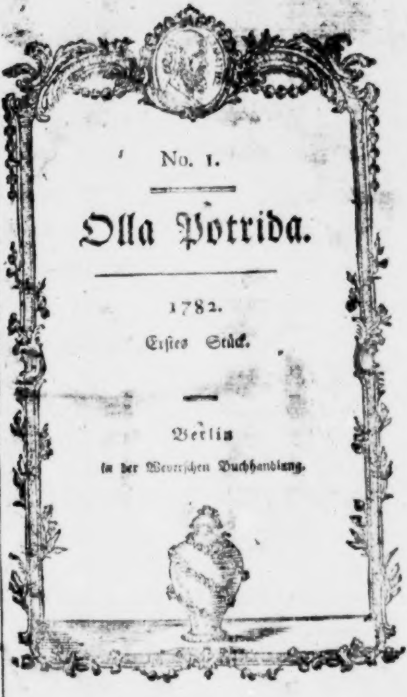
Erſtes Stück.



ANTON. FRIDERICH. BVSCHING.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.



No. 1.

Olla Potrida.

1782.

Erſtes Stück.

Berlin

in der Weverſchen Buchhandlung.

Innhalt.

Seite

Gedichte. 3-9.

Dramatiſche Aufſätze.

Die gemalte Liebeserklärung. Luſtſpiel in drey Aufzügen nach la feinte par amour von Dorat, verdeutſcht von Friedrich Ludwig Epheu. 10.

Auszüge.

Heiraths- und Erziehungs-Gebräuche der Mauren. (Aus Höſt Reiſe nach Marokos und Fes.) 60.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1. Schreiben, an Herrn Clavier du Pleſſis, Herausgeber der Archives Mytho-hermetiques zu Paris; von E — d. 67.
2. Skizzen von der Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt. Dritte Epoche vom Verfall der Minneſinger bis zur Erfindung der Buchdruckerkunſt. 86.

Naturgeſchichte.

Gedanken zu einer Anleitung für die, welche Gelegenheit haben, Gebürge zu unterſuchen, und mit der natürlichen Geſchichte derſelben bekannt zu werden. 99.

Seite
Anekdoten. 105.

Biographie.

Cabeſtaing. 107.

Romane.

Der Hahn. Mährchen der Erbauung aus dem vierzehnten Jahrhundert. 115.

Miſcellanien.

1. Schreiben an den Herausgeber, über einige Lehnsgebräuche. 126.
2. Zwey Anekdoten von Grammont. 128.
3. Feſt der Ackerweihe in Sina. 129.
4. Eingeſchickter Pendant zu dem im dritten Stück der Olla des vorigen Jahres befindlichen Verzeichniß des Aufwands bey der Hochzeit eines Schwarzburgiſchen Grafens. 132.
5. An Frau von B . . ., den erſten Jenner 1782. 133.
6. An * *. 135.
7. Der Kurzſichtige. 137.

Fragmente.

Rudolf von Erlach, oder die Schlacht bey Laupen. 137.

Pieces fugitives.

Profeſſion de Foi d'un jeune Quacker. 152.
Die Wage der Liebe. 158.

* * *

Nachricht an das Publikum.

Moritz Deutſche Sprachlehre für die Damen — worinn der Verfaſſer ein Buch über die Deutſche Sprache zu liefern verſpricht, das nicht nur zum Unterricht, ſondern auch zum Vergnügen geleſen werden kann, und wobei der Geiſt auf eine angenehme Art beſchäftiget wird, ſo daß der Leſer immer mit fort denkt, ohne ſich doch ſelber zum Denken anſtrengen zu dürfen — iſt jetzt wirklich unter der Preſſe. Die Weverſche Buchhandlung, welche den Druck und die Ablieferung der Exemplare übernommen hat, und dieſem Werke allen äußern typographiſchen Schmuck zu geben ſucht, auch ein Titelkupfer dazu ſtechen läßt, nimmt hierauf noch bis zu Anfange des Monaths April 1 Rthlr. Pränumeration an. Weil aber der Druck des Buches vielleicht ſchon in der Mitte des März geendiget wird, ſo werden diejenigen reſp. Pränumeranten, deren Nahmen dem Werke vorgedruckt werden ſollen, erſucht, dieſe Nahmen nebſt der Pränumeration, ſo bald wie möglich, poſtfrei an die Weverſche Buchhandlung einzuſenden. Da das Werk 36 Bogen, auf Schreibpapier gedruckt, ſtark wird, ſo kann, nach Verlauf des Pränumerationstermins, kein Exemplar unter 1 Rthlr. 12 Gr. nicht verabfolgt werden.

Weverſche Buchhandlung.

I.

Gedichte.

1.

Franz und Elmire.

Elmire klagte Liebesqual
Den Weiden und den Erlen;
Es rannen ihr — ach ohne Zahl! —
Herab des Harmes Perlen.

Und ringsherum verwandeln ſich
Die Perlen hier in Veilchen:
Sie ſieht es, und doch kümmerlich
Sezt ſie ſich hin ein Weilchen.

Ein ungewöhnlich feſter Schlaf
Ergreift die matten Glieder,
Sie ſinkt: alsbald erſcheint ihr Graf,
Und ſchmiegt ſich leiſe nieder.

Schnell wacht ſie auf: „Geliebter Geiſt,
„Vom Tode mir entriſſen!
„O Franz! verſchweige was Du weißt!
„Mir ſagt es mein Gewiſſen.“

Elmire? nein ich lebe Dir,
Und will Dir ewig leben.
Elmire! komm und folge mir!
Doch, kannſt Du mir vergeben?

„Vergeben? – ach! ich bannte Dich
„In ſchreckliche Gefahren,
„Und meine Strenge lehrte mich,
„Was wir einander waren.“

Gott: – waren! – o! ſo biſt Du jezt,
Elmire! nicht die Meine?
So haſt Du ſelbſt Dein Wort verlezt?
Bin ich nicht mehr der Deine?

Indeß ſie beide, liebevoll,
Noch über Worte ſtreiten,
So treibt Elmirens Vaters Groll
Ihn her, in raſchem Reiten.

Was, Frecher! biſt Du wieder hier?
Und koſeſt mit Elmiren?
Bei dieſem Spiele, glaube mir,
Sollſt Du den Saz verlieren!

Er ſagt es, und entblößt ſein Schwert;
Elmire trozt dem Streiche,
Und, einer Märt'rinnkrone werth,
Stürzt hin die ſchöne Leiche.

Graf Franz, des höchſten Guts beraubt,
Voll Schmerz, voll Wuth, voll Rache,
Zerſpaltet ſchnell des Vaters Haupt,
Und ſchwimmt im Erlenbache.

So geht ſeit manchem Jubeljahr
Dort weit und breit die Sage;
Um Mitternacht vernimmt man klar
Des Jammers tiefſte Klage.

Und wann das Veilchen im April,
Von ſanfter Laſt gedrückt
Mit holdem Dufte laben will,
Hat Franz es weggepflückt.

2.

An Herrn André*)

Göttingen, den 1. November 1772.

von Voß.

Edler Jüngling des Volks, welchem Gerechtigkeit
Den gefürchteten Thron nah an den Wolken gab.
Deſſen Ruhm in dem Flug ſtrotzender Segel fern,
Laut im Donner der Schlacht erthönt;

Fortgetrieben vom Sturm hoher Gedanken, kamſt,
Auf der Woge des Meers, Du nach Germanien,

---

*) Derſelbe, der in vorigem Jahre als Major und Adjutant des Generals Clinton, in America eines ſo traurigen Todes ſtarb.

Auszuſpähen, wo noch heimiſch die Tugend ſei,
Die der Angel dem Britten gab.

Kehre jetzo zurück, Edelſter Deines Volks,
Zu dem wartenden Kreis ähnlicher Jünglinge,
Zu dem wartenden Kreis roſichter Mädchen, der
Dir wetteiſernd die Arme beut!

Und gieb Botſchaft von dem, was Du geſehen haſt:
Daß noch immer bey uns heimiſch die Tugend iſt,
Die der Angel euch gab, daß noch die Jünglinge
Treue, Keuſchheit die Mädchen ziert;

Daß der heilige Rath unſrer Greiſe noch
Alte Redlichkeit übt, unſerer Männer Arm
Noch, mit blitzendem Schwerdt, Freyheit und Vaterland
Und den himmliſchen Glauben ſchützt;

Daß in jeglicher Kunſt unſere Meiſter groß
Ohne Pralen es ſind: Oeſer und Rode, mit
Kühnem Pinſel, erſchafft; mächtig in Tönen noch
Mancher Händel das Herz berauſcht;

Daß nur Tugend, die Glut zärtlicher Unſchuld nur
Unſrer Barden Geſang füllet, und Ramlers und
Klopſtocks göttlicher Schwung zu den Olympiern
Die bezauberten Seelen reißt.

Dann erzähl' auch, wie ſtark Freundſchaft bey Deutſchen iſt,
Wie ein thränender Schwarm ſtumm Dich geleitete,
Doch vor allen Dein Voß, ewig der Deinige!
Troſtlosweinend Dich ſcheiden ſah!

3.

An Lina.

Ein Fragment.

— — — membra poëtæ.

Nein, Lina, nicht für dieſe Erde ſchuf
Ein Gott den Staub, den dieſer Geiſt belebt,
Der aus dem Kerker, der ihn hier umſchließt,
Empor zu allen Himmeln ſich erhebt:
Hier iſt das Vaterland der Seele nicht,
Die tief in ſich den hellen Funken fühlt,
Von jenem Feuer, das eine Welt belebt:
Hier nicht die Gränzen unſrer beſſern Wünſche,
Die was die Erde giebt und geben kann, —
Und wär's der Zepter über eine Welt,
Und wär' es in der Freundſchaft holdem Arm
Die gröſte Ruh, die je ein Weiſer fand, —
Zu klein für das, was ſie ſich dachten, finden.

Durchſpähe ſie, vom Thron bis zu den Hütten,
Und zähle alle Freuden dieſer Welt;
Und weinend, Lina, wirſt du mir geſtehn:
Die beſte dieſer Freuden täuſcht uns doch.
Mit Thränen düngen wir die Muttererde,
Den Staub, der uns gezeugt; bis ſich zum Staube
Der Staub geſellt.
Sieh das verlaßne Mädchen,
Das einſam unter der Cypreſſe klagt;
Der Jüngling ihres Herzens täuſchte ſie.
So innig liebte ihn ihr Herz, ſo warm,
Fand Götterfreuden, wo er war, und Schmerz,
Ach tiefen Schmerz! wo der Geliebte fehlte:
Denn jeglicher Gedanke dachte ihn.

Und jeder ihrer Wünſche trug ſein Bild.
Und ach! im Arm der Buhlerinn vergaß
Der Tugend er, und des geliebten Mädchens. –
Sieh jenen Haufen leidender Geſchöpfe,
Gebeugter Väter, tiefgekränkter Gatten,
Getäuſchter Freunde, trauernder Geliebten, –
Die auf des Lebens dornenvollem Pfade
Sogar der Hofnung kleiner Stab verließ.

Sieh mich, wie thränenvoll mein naſſes Auge
Und ſtumm an der geliebten Urne hängt;
Wie ſehnſuchtsvoll nach jenen Sternen
Mein Blick ſich kehrt, wo Laura lebt. – – –
So lebe wohl, mit Deinen Freunden allen,
Leb wohl, du Welt, die Lauren mir geraubt,
Und die auch ihr mir nichts mehr rauben kann.

Mir ewig heiliger, geliebter Schatten,
Nimm das Gelübde meiner Thränen an,
Das unverbrüchlichſte, das ich Dir ſchwur.
Der Staub, der Laura war, ſoll meine Liebe,
Ihr lezter Seufzer ſoll mein Schuzgeiſt ſeyn,
Wenn mich der Taumel wilder Freude reizt,
Und Leidenſchaft ein Herz empören will,
das einſt der Tempel unſrer Liebe war;
Wenn unſrer Trennung – doch was ſag' ich Trennung? –
Nein, Laura, ewig, ewig ungetrennt
Sind Du und ich – Ich fühl's Dein Schatten weilet,
Bey dem, den Du geliebt; Dein Herz ruht noch an meinem,
Und, Laura, unſre Seelen küſſen ſich.

Wenn einſam ich in jener Laube ſitze,
Die einſt der Schauplaz unſrer Liebe war,
Wenn troſtlos ich in jenem Wäldchen irre,
Wo Luna unſers Bundes Zeuginn war,
Und Luna meiner Thränen Zeuginn iſt;

Dann ſagt es mir ein heimliches Gefühl,
Ein Schauer, der durch alle Adern fliegt,
Sagt mir, daß Du mich ſiehſt, daß mich Dein Schatten
Umgiebt, und daß in Deines Jünglings Thränen,
Du eine Engelsthräne weinſt. — —

Vergieb, o Lina, daß den Schmerz der Freundſchaft
Dieß Blatt erneut, die halbgeſchloßne Wunde
Zerreißt, und den verſiegten Thränenſtrohm
Herab auf Deine Wangen wieder lockt.
Bedenk daß dieſer Schmerz mein Alles iſt,
Daß ich in dieſen Thränen Wolluſt finde,
Daß Eine Laura nur auf Erden war,
Und daß nur Eine iſt, die es verdient,
Daß ich mit ihr an Laurens Grabmahl weine.

J. L. Epheu.

II.
Dramatiſche Aufſätze.

Die gemalte Liebeserklärung.

Luſtſpiel in drey Aufzügen

nach

la feinte par amour

von Dorat,

verdeutſcht von

Friedrich Ludwig Epheu.

Perſonen.

Madam Wallmor. Eine junge Witwe.

Hannchen. Ihr Kammermädchen.

Fernando. Liebhaber der Mad. Wallmor.

Doktor Meyer. Kürzlich von der Univerſität zu Hauſe.

Herr Reizz. Onkel der Mad. Wallmor.

Heinrich. Bedienter des Fernando.

(Das Stück ſpielt in einer deutſchen Reſidenz; in einem Hauſe, das Fernando und Madame Wallmor bewohnen.

Er-

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hannchen. Heinrich.

Heinrich.

Wie hübſch ſich's doch ſo in einem Hauſe wohnt! Man ſieht, ſpricht und genießt ſeine Freunde ſo ganz ohne Zwang. — Was bringſt Du, Hannchen?

Hannchen. Wo iſt Dein Herr?

Heinrich. Was ſuchſt Du bey ihm?

Hannchen. Meine Herrſchaft ſchickt mich mit dieſem Billet zu ihm.

Heinrich. Ein Liebesbriefchen?

Hannchen. Er wird's ſchon ſehn.

Heinrich. Herr Fernando iſt Dein Mann nicht, wie es ſcheint.

Hannchen. Und kannſt Du Dich einen unerträglichern gedenken?

Heinrich. Einen blödern, beſcheidenern Liebhaber?

Hannchen. Immer fürchtet er zu viel zu wagen. Seine Miene, ſeine ganze Unterhaltung gleicht einer auflodernden Flamme, die gleich wieder erſtickt. — Schade um dieſe beſcheidene Liebe! — Die Liebe muß lachen, ſcherzen, klagen, ſeufzen, ſich zanken, ſich wieder verſöhnen und —

Heinrich. Und den Teufel im Leibe haben. Nicht?

Hannchen. O Herr Fernando hat ihn nicht — Er iſt ſo allerliebſt kalt —

Heinrich. Und Du verlangſt einen feurigen Liebhaber, der ſeine Liebe nicht verheelt.

Hannchen. Ja wohl!

Heinrich. Da wäre mein Herr vor einem Jahre Dein Mann geweſen. Da verſchenkte er, wie's die Mode mit ſich bringt, ſein Herz zehnmal an einem Tage. Er iſt gar nicht mehr derſelbe Mann: ich muß Dir's geſtehn. Bisweilen bringt mich ſein ſtilles Weſen und ſein abgezirkelter Ton ſelbſt zur Verzweiflung. Er iſt ſeit ſeiner Veränderung gar nicht mehr nach meinem Geſchmack — Es thut mir leid um ihn.

Hannchen. Und Du biſt nicht ſchlau genug, die wichtigen Triebfedern ſeiner Bekehrung zu entdecken.

Heinrich. O, das verſieht ſich. — Die wahre Epoche ſeiner Verwandlung fällt um die Zeit ſeiner Liebe für ein gewiſſes Frauenzimmer, das er vorigen Winter kennen lernte. Eidbrüchig, flatterhaft, loſe, ſuchte die kleine Hexe nur Herzen zu erobern und zu beunruhigen, und aus der Liebe ein Spiel zu machen. Fernando that ihr ſtolz und voll Zutrauen ſeinen Antrag. Sie lachte und feſſelte ihn an ihren Siegeswagen, den ſchon zwanzig unglückliche Liebhaber umgaben. Unzufriedenheit, Klagen und Verzweiflung waren jezt ſein Looß, und die Liebe hatte ihn zum Narren. Seitdem hat er vermuthlich geſchworen, einen andern Weg einzuſchlagen, und ein anderes Ziel zu ſuchen: die Seufzer und Beſchwörungen ein bischen zu ſparen, und mit den Liebeserklärungen ein wenig an ſich zu halten. So verliebt man auch ſeyn mag, ſo können Einen vier Monathe voll Sprödigkeit erſchrecklich muthlos machen.

Hannchen. Es ſcheint ſo.

Heinrich. Mit allen dem — liebt ihn Madame Wallmor ſo ziemlich.

Hannchen. Das glaubſt Du?

Heinrich. Ja freylich.

Hannchen. Nichts weniger als das.

Heinrich. Nicht?

Hannchen. Geh, geh — In einem Alter von zwanzig Jahren ſucht man nur zu gefallen. — Wittwe eines Pedanten, der ihr Mann hieß, bekannt mit allem was die Freyheit reizendes hat, hat ſie nicht wieder Luſt, das Joch des Eheſtandes zu verſuchen. Im Ernſt, es iſt etwas Bezauberndes um die Unabhängigkeit. Schauſpiel, Mode, Vergnügungen, Coquetterie und der ſüſſe Ruhm einer Dame nach der Welt berauſchen meine Gebietherinn — Eine kleine Laune ausgenommen, die ſeit ein paar Tagen ihre Reize umwölkt. — Leichtſinnig und ausgelaſſen, ohne darum weniger tugendhaft zu ſeyn, kennt ſie keinen Wunſch als zu gefallen, und keinen Stolz als Siege auf Siege zu häuſen. Wir laſſen Euch die Sorge und die Mühe uns zu lieben; aber daß ſich ein Liebhaber zweydeutig ausdruckt, daß er eine Erklärung vermeidet — das beleidigt unſern Stolz, das reizt unſre Empfindlichkeit. Eure Seufzer und Klagen ſind Opfer, die unſerm Herzen gefallen. Jedes ſtumme Geſtändniß der Liebe iſt uns wichtig — jedes Ach! willkommen.

Heinrich. Ich erſtaune über Deine feinen Wendungen. Herr Fernando hat es indeſſen in ſeiner Gewalt, Euch den Kopf zu verrücken, wenn er will; Deine Gebietherinn wird es erfahren. — Und was mich betrift, ich habe ſein Syſtem angenommen. Man findet die Gegenliebe eher, wenn man nicht geſteht, daß man liebt. Ich bin mit meinem Herrn in eine Schlinge gerathen; ich fand eine Hölle

den

von Sprödigkeit. Du kannſt Dir nicht vorſtellen, wie viel Seufzer und Thränen mir die unbedeutendſten Schönheiten gekoſtet haben — Und wie geſagt, ich habe meinen Plan verändert.

Hannchen. Dein Projekt gefällt mir.

Heinrich. Ich biete jezt den ausſtudierteſten Spröden Troz; ich will ſie ſo ſanft machen —

Hannchen. Würklich?

Heinrich. Und wäre mein Herr denn nicht ſo gut, als Euer feiner Stutzer, deſſen Thorheit die ganze Stadt bewundert? Dieſe lebendige Chronique ſcandaleuſe, der vor Zerſtreuung nie daran denkt, ſeine Schulden zu bezahlen. — Im Ernſt, Deine Herrſchaft —

Hannchen. Du magſt ſagen was Du willſt, wir kennen ſeine Talente beſſer als Du. Er iſt ſchuldig, er ruinirt ſich!

Heinrich. Es heiſt ſo.

Hannchen. Immerhin. — Er verſteht die Kunſt, meinen Eifer für ſein Intereſſe anzufachen, giebt ohne zu zählen, und ſpart nichts von dem, was eine Liebesangelegenheit befördert, und einem Liebhaber zu ſeinem Glücke verhilft.

Heinrich. Auch wird er wohl um ſein Glück zu beſchleunigen kürzlich Deinen Gehalt verdoppelt haben? — Aber ihm und Dir zum Troz haben mein Herr und ich den Onkel der Madame Walmer auf unſerer Seite.

Hannchen. Herr Fernando ſucht wenigſtens ſeine Gunſt zu erlangen.

Heinrich. Er hat uns ſeine Nichte angetragen.

Hannchen. O der Böſewicht? Sollen denn Jugend und Schönheit nach der Willkühr des alten Wollüſtlings verſchenkt werden? Ein leerer Kopf, ein ſchwacher Verſtand, der ſelbſt nicht weiß, was ihm gefällt, der immer von dem bezaubert iſt, den er zulezt ſah, der am Abend verabſcheuet, was er am Morgen beſchloß — das iſt die Schilderung dieſes ungebildeten Höflings. Bald wird er auch Deines Herrn müde ſeyn, und ihn ſich vom Halſe ſchaffen wollen. — In einem Anfall von verdrießlicher Laune wollte er neulich — o des Lächerlichen! — den Denker machen und ſich in politiſche Raiſonnements wagen. Er verſucht alle Mienen anzunehmen, aber keine einzige ſteht ihm; und wenn er dienſtfertig ſeyn will, wird er beſchwerlich. — Der Ton, den er jezt angenommen hat, mag vielleicht gut ſeyn — aber er iſt nicht für uns — Es kommt jemand; wohl gar dein Herr — Er ſieht ſehr nachdenkend.

Heinrich. Stöhre ihn ja nicht.

Zweiter Auftritt.

Hannchen. Heinrich. Fernando.

Hannchen.

Stille, laß mich ihn beobachten.

Heinrich (bey Seite). Er hat das Portrait der Waſſmor, und denkt, ich wiſſe es nicht.

Fernando (leiſe und die Augen auf ein Miniaturportrait geheftet). Ja, das iſt der Gegenſtand meiner Liebe! — Dieſe reizenden Züge, dieß ſeelenvolle Auge, das mich feſſelt; dieſe Blicke, an denen meine Glückſeeligkeit hängt. Süſſe Täuſchung, die du ſie mir gegenwärtig zauberſt. — Die Liebe erfand dich zum Troſt getrennter Verliebten. Und doch — Dieß zauberiſche Bild, das all' meine Blicke

feſ

feſſelt, wie läßt es mein Herz ſo leer! Ein nagender Gedanke löſt die Bezauberung auf, und reizt meine Empfindlichkeit. Ach, der Gedanke, daß du nur ein Raub biſt — und um mich glücklich zu machen müßteſt du ein Geſchenk ſeyn.

Hannchen (vor ſich). Er ſeufzt — (zu Heinrich) Worauf heftet er denn ſeine Blicke ſo nachdenkend?

Heinrich. Herr Fernando hat neulich ſeine Juweelen nachgeſehen, und da fand er in ſeiner Chatulle das kleine Portrait. Wir haben von ſolchen Armſeeligkeiten eine ganze Sammlung gehabt.

Hannchen. Ein Portrait?

Fernando. Was ſagſt Du?

Heinrich (der an Fernando's linke Seite ſchleicht). Ich ſage, daß Ihnen gewiß wieder eine Schöne dieſe Gunſtbezeugung gemacht.

Fernando (vor ſich). Der Geck argwohnt nichts.

Hannchen (das ſich ihm zur Rechten nähert.). Herr Fernando —

Fernando (fährt zuſammen). Was giebt's?

Hannchen. Ein Billet.

Fernando (mit ſichtbarer Freude). Von Deiner Herrſchaft?

Hannchen. Leſen Sie, wenn Sie Muße haben.

Fernando. Laß ſehn. (vor ſich) Vielleicht täuſcht mich eine ſüſſe Hofnung. (Er durchläuft das Billet.) Wie? Leſe ich recht? — Halt! ich will mich nicht verachten. (er lieſt vor ſich.)

„Ich hätte es voraus ſehn ſollen, mein Herr, daß die „Aufmerkſamkeit, deren Sie mich würdigen, die Blicke „einer argwöhniſchen Welt auf mich zieht. Laſſen Sie

„uns, um ihrer Nachrede zu entgehn, einander vermeiden. Ich glaube mir ſelbſt dies Opfer ſchuldig zu „ſeyn, ſo groß es auch ſeyn mag — Und Ihr glücklicher Kaltſinn wird es mir erträglicher machen.“ (Er ſieht Heinrich, der in das Billet guckt.) Was machſt Du hier? – Geh!

Heinrich. Hum! Hier iſt nicht gut ſeyn.

Fernando. Erkundige Dich, ob ich Herrn Reizz aufwarten darf? (Heinrich geht ab)

Dritter Auftritt.

Fernando. Hannchen.

Fernando (vor ſich).

Wie ſoll ich mir das erklären — Ich zittre —

Hannchen. So finſter? —

Fernando (laut und mit Annehmung einer heitern Miene). Liebes Hannchen, ich muß eine ſolche Bothſchaft belohnen. (Er giebt ihr Geld.)

Hannchen. Sie ſpaſſen, Herr Fernando.

Fernando. Nimm.

Hannchen. Wenn Sie's befehlen. Aber im Ernſt, Sie hätten diesmal immer undankbar ſeyn können.

Fernando. Ich haſſe dieſes Laſter.

Hannchen. In der That, Herr Fernando, Ihre Freygebigkeit macht Ihnen Ehre, — und iſt würklich ſo edelmüthig, als [illegible]. Ich habe noch kein Beiſpiel erlebt, daß mir ein Abſchied mit Golde bezahlt iſt.

Fernando (auffahrend). Was ſagſt Du?

Hannchen. Wahrheiten — Sie haben ihn in der Hand.

Fernando. Ich glaubte —

Hannchen. Ja, da haben Sie geirrt — Ich habe das Geld im Sacke — und das Uebrige kümmert mich nicht.

Fernando. Einen Abſchied ſagſt Du?

Hannchen (ſchalkhaft und ſpöttiſch). Und das in aller Form. Zweifeln Sie nicht daran: ich habe das Billet ſchreiben geſehn, habe den Abſchied, den es enthält, — und kann ihn auswendig. Beleidigt er Ihren Stolz?

Fernando (nach einem kurzen Stillſchweigen, mit verhaltenem Aerger und verſtellter Munterkeit). Ich wollte die Uebereilung und Thorheit Deiner Gebieterin gerne verhehlen. Aber ich ſehe, meine Bemühung iſt überflüßig. Deine Herrſchaft wird mich ſehr folgſam finden. Ehrfurchtsvoll unterſchreibe ich ihre Befehle.

Hannchen. Es freuet mich, daß Sie die Sache ſo gut aufnehmen. Ich darf alſo meiner Herrſchaft nur ſagen, daß Sie ihre Befehle mit ſchuldiger Unterwürfigkeit und ohne Murren annehmen?

Fernando (noch immer mit erzwungner Freundlichkeit). Freilich — Schrieb ſie's mit Vergnügen?

Hannchen (langſam und ihn beobachtend). Ohne Gram und ohne Vergnügen — ganz gleichgültig.

Fernando. Ganz gleichgültig?

Hannchen. Ganz gleichgültig — Sie wiſſen, es ſchreibt ſich ſo am beſten.

Fernando (etwas lebhafter). Und Du weißt nichts von der Urſache dieſes Betragens?

Hannchen. Ich weiß. — Madam Wallmer hat dieſe Nacht ſehr übel geſchlafen.

Fernando. Ha, und dafür will ſie ſich an mir rächen!

Hannchen. Nun, eine Urſache iſt doch beſſer, als keine —

Fernando. Hannchen billigt das Betragen ihrer Gebieterinn?

Hannchen. Und ſollte ich nicht.

Fernando. O freilich. Die Klugheit befiehlt es; beſonders bey Fällen, wie der gegenwärtige.

Hannchen. Und doch habe ich ihr aus Luſt zum Widerſpruch geſagt, daß es wider alle Politik ſey, einen Liebhaber abzudanken, und daß ſie ſehr übel daran thue.

Fernando. Einen Liebhaber?

Hannchen. Der Name fällt Ihnen auf.

Fernando. Und wie ſollte er nicht? — Doch genug davon. Ich werde — Deine Herrſchaft mag verfahren, wie es ihr beliebt — mein Unglück zu ertragen wiſſen. Und weil eine Schwachſinnigkeit die Quelle davon iſt, ſo ſoll dieſer Gedanke meinen Schmerz lindern.

Hannchen. In der That, Sie machen dem Profeſſor Ehre, bey dem Sie Philoſophie gehört haben.

Fernando. Begebenheiten dieſer Art können meine Ruhe nicht mehr ſtören. Der Eigenſinn bricht mit mir; die Freundſchaft weiß ihm zu verzeihen. Die nachſichtige Freundſchaft kennt keinen Zorn, und weiß nichts von der Kunſt, die Herzen zu zwingen.

Hannchen. O, es lebe die Freundſchaft! — dieſe ſanfte, gefällige Freundſchaft! — Sie ſind zum Entzücken. Gleich ſoll Madame Wallmor erfahren, mit welcher Heiterkeit und Anmuth Sie ihr Briefchen aufgenommen haben. (Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Fernando.

Ha! ich lerne Sie jetzt kennen, Madam — Ihre Politik enträthſelt ſich mir. Sie wollen mich zur Verzweiflung bringen — und Sie beruhigen mich.

Fünfter Auftritt.

Fernando. Heinrich.

Heinrich.

Herr Reizz ſoll bey Madam Wallmor ſeyn.

Fernando (heftig). Schon gut! (lieſt und zerreißt das Billet.)

Heinrich (bey Seite). Das unglückliche Billet macht ihn noch raſend toll.

Fernando (heftig auf und abgehend, vor ſich). Sie geben mir alſo meinen Abſchied? — Sehr gut.

Heinrich (vor ſich). Sehr ſchlimm!

Fernando (wie vorher). Immerhin — Noch iſt nichts verloren: ich behalte mein Geheimniß für mich.

Heinrich. Ein trauriger Troſt!

Fernando (wie vorher). Zuviel Aufmerkſamkeit, zuviel Bemühungen von meiner Seite, würden ihrem Stolz Nahrung geben. Nein, ich muß ihren Leichtſinn auf eine andere Art züchtigen. Ich habe wohl gethan, eine Erklärung von ihrer Seite zu erwarten. Ihr Herz iſt ein Schmetterling — Man muß ihn haſchen, und, um die Flatterhafte zu ſtrafen, ihr Liebe einzuflößen ſuchen. — — Aber dies grauſame Billet — Kann ich mich darüber beſchweren? Es ſollte mir eher erwünſcht, als fürchterlich ſeyn — Immer iſt ſchon etwas gewonnen — Ich will das Herz einer Flatterhaften feſſeln; ſie widerſetzt ſich — Wohl! Ich muß Geduld haben — Ich will ſie haben! Dies Billet belebt meine Hofnungen wieder. Wohl mir, daß ich der Gegenſtand einer Unbeſonnenheit bin! Wohl mir, daß man ſich mit mir beſchäftigt! — Wer die Liebe kennt, der weiß, daß ein Abſchied, ein Mißverſtändniß immer beſſer iſt, als nichts.

Heinrich (nähert ſich langſam Fernando'n, der noch immer mit heftiger Bewegung auf- und abgeht). Herr Fernando —

Fernando (ungeſtüm). Was giebt's?

Heinrich. Herr Fernando.

Fernando (wie vorher). Was willſt Du?

Heinrich Sie ſuchen mir Ihre Liebe zu verbergen, wollen mich nicht mehr in die Karte gucken laſſen, die Ihr Herz ſpielt —

Fernando (wie vorher). Und was ſonſt noch?

Heinrich. Sparen Sie dieſe unnütze Mühe — denn was man mir nicht ſagt, bleibt mir desfals nicht immer verborgen.

Fernando. Warlich ein geſcheuter Kopf, der um die Geheimniſſe meines Herzens beſſer weiß, als ich ſelber.

Heinrich. Ja, Herr Fernando, dieſe kalte Miene, dieſer trockne Ton ſoll Ihre Liebe verbergen; aber er verbirgt nichts.

Fernando. Künftig aber behalte deine Vermuthungen für Dich. Denn erfahre ich etwas davon, ſo möchteſt Du Urſache haben, Dich über mich zu beklagen. — Du verſtehſt mich?

Heinrich. O Sie drücken ſich gar nicht räthſelhaft aus.

Fernando. Ich liebe die erfinderiſchen Köpfe nicht.

Heinrich. Ich, Herr Fernando, ich erfinde nichts. — Sie ſollten Madame Wallmer nicht lieben? Herr Reizz ſollte Ihnen ihre Hand nicht verſprochen haben? Das Portrait, das eben alle Ihre Blicke auf ſich heftete —

Fernando. Nun dieſes Portrait?

Heinrich. Können Sie leugnen, daß es ihr Portrait iſt? Haben Sie's nicht neulich in ihrer Abweſenheit nach dem großen Gemälde kopieren laſſen?

Fernando. Schurke, noch Ein Wort, ſo ſoll mein Stock Deine Schlauigkeit belohnen.

Heinrich. Mit dieſen Gründen, Herr Fernando, gelingt es Ihnen ſehr leicht, mich zum Stillſchweigen zu bringen.

Fernando (unwillig bey Seite). Das fehlte noch zu meiner Verwirrung, daß er mich errathen mußte. (Man hört hinter der Kouliſſe Geräuſch und Geſang.) Welch ein Lärm! — Sieh zu, was das bedeutet?

Heinrich. Herr Doktor Meyer, der ſeine Ankunft nicht anders anzukündigen pflegt. — Er iſt Ihr Nebenbuhler.

Fernando. Meyer?

Heinrich. Er ſelbſt.

Fernando. Poſſen!

Heinrich. Sie werden's am beſten von ihm ſelbſt erfahren — Er iſt offenherzig.

Sechſter Auftritt.

Fernando. Doktor Meyer.

D. Meyer (mit ausgelaſſener Luſtigkeit).

Ich bin traurig, liebſter Fernando, und möchte gern von Dir wiſſen, warum ich's bin? Wie glücklich biſt Du doch! Deine Seele iſt ſo ruhig, Deine Neigungen ſind ſich immer ſo gleich. Das Schickſal kommt Deinen Wünſchen zuvor, und alles gelingt Dir. Liebe und Ehrgeiz, dieſe Stöhrer der menſchlichen Ruhe, weiſt Du immer in den Schranken der Mittelſtraße zu halten. Mich treibt das Schickſal wild umher — Und beſonders jezt iſt meine Unruhe aufs höchſte geſtiegen. Seit dieſem Morgen erſchüttert mich alles ganz erſchrecklich.

Fernando. Seit dieſen Morgen?

D. Meyer. Wie ich Dir ſage.

Fernando. Das iſt erſchrecklich lange.

D. Meyer. Meine Empfindſamkeit wird mir unerträglich.

Fernando. Vielleicht der Einfluß eines kleinen Unfalls, der Dir am Herzen liegt — Wie geht's denn in der Liebe? Was machen deine Angelegenheiten?

D. Meyer. Ach, Fernando, wir leben, leider! im eiſernen Zeitalter. Keine Angelegenheit, die ſich fördert, kein Unternehmen, das glückt! — Ich habe tauſend Zuſagen; und keine kommt zur Würklichkeit. — Daß ich täglich meine Rolle verändre, mich biegſam, wie ein andrer Proteus, in den Ton und in den Geiſt jeder neuen Geſellſchaft verſetze, immer zehn Kotterieen voll Langerweile mit Unterhaltung belebe; daß ich in allen Geſellſchaften bin, wo der gute Ton zu Hauſe iſt, durch meinen Aufwand Anſſehn errege und mich mit allen Kleinigkeiten beſchäftige, die uns wichtig machen — all das will mir nicht mehr helfen —

Fernando. Ich beklage Dein Schickſal. —

D. Meyer. Man begräbt mich unter lauter Hofnungen. Zwanzig Billets laden mich am Morgen auf den nächſten Abend ein: man ſchmeichelt mir, und das iſt alles. — Trauriger Vorzug! — Und doch habe ich gezeigt, daß ich brauchbar bin. — Noch geſtern hatte ich einen Zufall, der mir allenthalben Neider erweckte, wo alle ſich ins Ohr ziſchelten: Er iſt recht liebenswürdig. Ich verdunkelte den reichen Franzoſen, er ward abſcheulich — Und ach! ich brachte die Aſſeſſorin, die finſtere, hypochondriſche Aſſeſſorin zum Lachen. Du kennſt den Einfluß, den ſie hat: ich ſuchte mich daher in ihrer Gunſt zu befeſtigen, ich ſagte ihr beym Weggehn tauſend ſüſſe Sachen: und ſie — mit gleichgültiger Miene bat ſie mich — ihre Bedienten zu rufen. Was läßt ſich aus ſolchen Leuten machen! Was läßt ſich von ihnen erwarten! — — O wann ſeh ich dich wieder, Sizz der Freude, Vaterland des Genie's! Wann ſeh ich dich wieder, göttliches Paris? — Wenn mich doch nur die Leute unterdeſſen aus ihren Geſellſchaften exilierten — Mein undankbares Vaterland iſt meiner unwürdig.

Fernando. Wie? Ich glaubte Dich ſo feſt in der Gunſt unſerer Damen.

D. Meyer. Welch ein Irrthum! Glaubſt Du denn an dieſes Wort, an dieſes Irrlicht? — Weibergunſt iſt in unſern Tagen ein Phantom. Haſche darnach wie Du willſt, Du wirſt es niemals ergreifen. Heute ſcheint Dir das Glück zu lächeln, morgen verändert ſich die Scene und trübt ſich der Horizont Deines Schickſals. Der Boden meiner Laufbahn trägt nichts, als Undankbarkeit; es iſt ein beweglicher Sand, der unter meinen Füſſen dahin glitſchet. Und die flatterhaften Weiber, die jede Veränderung anders beſtimmt, ſtürzen lachend die Altäre um, worauf ſie am Morgen Weihrauch opferten. Von Furcht zu Furcht und von Hofnung zu Hofnung irrt man umher, und ſucht ohne zu finden. Verloren unter dem Haufen von tauſend Nebenbuhlern, muß man ſich unwillkührlich genug von den Wellen hin und her treiben laſſen. Und unzufrieden, aber unbekehrt, findet man ſich wieder auf dem Fleck, wo man ausgegangen war.

Fernando. Ich finde die Aehnlichkeit Deiner Schilderung treffend. Du wirſt philoſophiſch.

D. Meyer. Ein denkender Kopf muß es hier wohl werden. Es iſt beſchloſſen: ich will meinen Roman endigen.

Fernando. Du hälſt doch nicht Wort.

D. Meyer. Du haſt meinen Plan noch nicht gefaſt?

Fernando. Nicht im geringſten.

D. Meyer. Antworte mir offenherzig: Wirſt Du die Wallinor heirathen, oder nicht?

Fernando. Die Frage iſt naiv.

D. Meyer. Du magſt vorhaben, was Du willſt, ich errathe Dich nicht. Soviel aber weiß ich: ich werde ſie heirathen!

Fernando (ironiſch). Ich bewundre die Geſchicklichkeit, mit der Du dieſen Zweck zu erreichen ſuchſt.

D. Meyer. Wir wollen kämpfen, Fernando; der Preiß gehört der Schlauigkeit. Hannchen beobachtet mein Intereſſe — Du weißt, wie ſie plaudern kann; und ich, ich verſtehe die Kunſt ihre Geſchwäzzigkeit zu meinem Vortheil zu gebrauchen. Sie iſt ganz meine Anhängerin, und ihrer Treue bin ich gewiß.

Fernando (vor ſich). Ja, ja; Hannchen iſt ſchlau, und ich denke, ich mache mir die Entdeckung zu Nutze.

D. Meyer. Und überdem iſt Herr Reizz auf meiner Seite. Er ſoll ſehr zum politiſchen Kannengieſſer aufgelegt ſeyn; in dieſer Neigung muß man ihn beſtärken. Das iſt eine hübſche Idee!

Fernando. Und eine ſehr anſtändige! — Du heiratheſt alſo.

D. Meyer. Ein bischen.

Fernando. Auch rathe ich Dir dazu.

D. Meyer. Dein Rath iſt treflich, und Du wirſt ihn befolgt ſehn.

Fernando. Nichts kann beſſer überlegt ſeyn, als Dein Projekt, und ich bin äuſſerſt neugierig auf den Ausgang. Du liebſt die Wallmor nicht; ich bin überzeugt, daß ſich Dein Herz ſo ſehr nicht verirren kann. Ihre Jugend, ihre Lebhaftigkeit, die Anmuth ihrer Miene, das zauberiſche eines beredten Lächelns kann unmöglich Eindruck auf Dich gemacht haben. Allein Herr Reizz iſt reich, und Madame Wallmor iſt ſeine Erbin. Das, Freund, iſt Deine Sache, und Du haſt Recht. Keine ſchicklichere Heirath läßt ſich gedenken — Sich lieben! Aengſtlicher Gebrauch, den man dem Pöbel überläßt! Du heiratheſt dafür — einige hunderttauſend Thaler.

D. Meyer. Ich muß Dirs offenherzig geſtehn, daß ich durch dieſe Heirath meinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen ſuche. Leute von unſerm Stande haben dieſe einzige Zuflucht. Beherrſcht von unſern Neigungen, zerſtreut durch unſere Liebesangelegenheiten, leben wir im Rauſch und in der Unabhängigkeit, ſo lange es dauren will. Andre Zeiten, andre Sorgen! — Jezt ſuchen wir um den Preiß einiger Seufzer eine Heirath, unſre Schulden zu bezahlen.

Lebe wohl, beſter Fernando, ich muß zu meinen Geſchäftsleuten laufen, und Notaren und Advokaten in Arbeit ſetzen. Dieſe verdammte Nazion, die man nicht ohne Aerger anſehn kann, hat immer Widerſprüche, und verlangt immer Geld.

Fernando. Verfehle ſie nicht.

D. Meyer. Behüte — Ich verlaſſe Dich, Fernando; ich habe einen weiſen Rath von Dir erhalten, und mein Herz iſt ſeiner werth. (ab)

Siebenter Auftritt.

Fernando allein.

Ja wohl, ja wohl! — Aber halt, ein Augenblick des Unmuths kann für ihn entſcheidend werden. Er wird Reizz aufſuchen; ich muß ihm zuvorkommen. — Und wenn ich auch nicht liebte, ſo würde ich ihm zu ſchaden ſuchen. Die Freundſchaft fordert mich dazu auf: er verdient das Glück nicht, das er erwartet. Er verlangt die Hand der Wallmer, ohne ſie zu lieben. Weder ihr Geiſt, noch ihre Schönheit, nichts von allen ihren Reizen bezaubert ihn, als — ihr Kapital. Was für ein Liebhaber! Ich bleibe meinem Plane getreu. Die Liebe entwarf ihn, die Rechtſchaffenheit vereinigt ſich mit ihr. — Aber werde ich's ertragen, wenn dieſer Plan ſcheitert? wenn die Wallmer ſich dieſer Schaar von Stutzern aufopfert, die ſie umſchwärmt? Oft, ach zu oft lauſcht die Schönheit nur auf Schmeicheleyen, und iſt taub für Empfindungen. — Noch will ich die meinigen verbergen. — — O Liebe, du ſelbſt haſt mich dieſen Umweg zu ihrem Herzen geführt. Dieß Herz will dir entrinnen, und ich täuſche ſie um es dir zu erhalten.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Fernando allein.

Ich heute zur Wallmor? Welche Kühnheit! — Ich finde für rathſam, die Nichte durch den Onkel ein bischen zu quälen. Er kommt — Wenn meine Hofnung eintrift, ſo ſoll eine abſchlägige Antwort den Abſchied rächen, den ich erhalten habe. Eine Unvorſichtigkeit iſt die andere werth.

Zweyter Auftritt.

Herr Reizz. **Fernando.**

Fernando.

Ha, ich habe Sie mit Sehnſucht erwartet.

Herr Reizz. Hier bin ich! — Ich muß Ihnen geſtehn, es beſchäftigte mich eben eine Idee von einiger Wichtigkeit. Glauben Sie mir, Fernando, die politiſche Lage der Welt bedarf iezt eines Mannes von Kopf und Herzen. Sie gieng mir eben im Kopf herum, dieſe Lage; ich fiel auf ein Projekt — Sie laſſen mich rufen, und da iſt mein Projekt und alles zum Teufel.

Fernando. Sie haben Urſache, erzürnt zu ſeyn, und ich muß Sie um Verzeihung bitten —

Hr. Reizz. 's iſt einmal vorbey! — Was verlangen Sie?

Fernando. Ich habe das Ding iezt von allen Seiten überlegt, und ich kann offenherzig mit Ihnen reden, liebſter Herr Reizz. Ihre Nichte, Madame Wallmor iſt ſchön, iſt liebenswürdig — Sie verdient die Empfindungen, die Anbetung des zärtlichſten Liebhabers. Aber wie kann ſie dieſen Schwarm von Stutzern, von Anbetern und warum ſollte ich's nicht grade heraus ſagen? — von Thoren, die die Mode und ihr Leichtſinn beherzt machet, — wie kann ſie ihn um ſich leiden? Dieſe Herrchen, die ſich die Entſcheidung über den Geſchmack anmaſſen, den ſie nicht beſitzen, die ihre Nichtigkeit unter dem Glanz ihrer Titel und ihre Schande unter der Pracht ihres Aufzuges verbergen; — dieſe Puppen; ohne Kopf und Herz, die mit dem Ruhm ein paar Frauen betrogen zu haben zufrieden ſind, und deren Namen man anführt, weil man nichts anders von ihnen anzuführen weiß — wie können ſie Ihrer Nichte gefallen?

Hr. Reizz Soll ich Ihnen das Räthſel auflöſen?

Fernando. Wenn Sie können.

Hr. Reizz. Ich ritt — was Sie mir vielleicht nicht anſehn — ehedem mein Steckenpferd ſo gut als ein Andrer. Ich war beym Hofe ſehr beliebt, dem ich einige ökonomiſche Projekte vorlegte, die ich Ihnen mittheilen will; alle ſehr patriotiſch und ſcharfſinnig entworfen. —

Fernando. Zuverläſſig.

Hr. Reizz. Ich wagte es, ſie in Vorſchlag zu bringen; allein wie ſollte ich die Ausführung betreiben? Dieſe Herren ſuchten mir zu dienen, oder ſtellten ſich doch ſo. Unter dem Schein dieſer Dienſtfertigkeit kamen ſie Schaarenweiſe, und ſprachen meiner Nichte und meinem Weinkeller zu. Ich, der ich mein Vaterland noch wie ein alter Deutſcher liebe, ich ließ mich durch ihre Verſicherungen täuſchen, ich traute ihrem Eifer; allein zum Schaden meiner Projekte und Vorſchläge. — Doch habe ich noch nichts verſchworen:

meine Brieftaſche iſt angefüllt, und wenn ich heute einen Auftrag erhalte, ſo muß er morgen ausgeführet ſeyn. — Man gebe mir nur gänzliche Vollmacht, und ich ſtehe für alles ein. Ich kann dem Staat erſchreckliche Dienſte leiſten, neue Einrichtungen machen, alte Misbräuche abſchaffen, nach veränderten Grundſätzen handeln — Sehn Sie, Fernando, in dieſer Hofnung habe ich Leichgläubiger Ihre Beſuche geduldet.

Fernando. Bemerken Sie jezt die Abſicht ihrer verſtellten Dienſtfertigkeit?

Hr. Reizz. Ich werde ihnen meine Thüre verſchließen.

Fernando. Wohl. Allein kann man ſich ſo ſchnell in eine andere Lebensart verſetzen? Ihre liebenswürdige Nichte folgt dem Schwarm, den man große Welt nennt. Sie vermeidet Verbindungen, die ihr Sklaverey dünken, und verſetzt ſich in einen Geſchmack, der nicht der ihrige iſt. Sie iſt in dem Alter, wo die unentſchloſſene Seele zweifelnd an zweyen Gegenſtänden hängen bleibt. Ihr glücklicher Charakter blickt immer hervor. — Aber, ich muß es Ihnen geſtehn, dieſer Charakter hat eine Miſchung von Coquetterie, dieſer gefährlichen Leidenſchaft, die bald zur Treuloſigkeit führet, die Reinigkeit der beſten Empfindungen entweiht, die Schönheit der Seele verunſtaltet und die Reitze des Körpers entſtellt. Sie bedarf eines ſorgfältigen Freundes, ihr unerfahrnes, gelehriges Herz zu bilden, es durch unſchuldige Kunſtgriffe zu feſſeln, und ſeine Leere mit einer ſanften Leidenſchaft auszufüllen; eines Führers, der ſeine Lehren unter Blumen vorzutragen wüßte, und der ſie durch Hülfe der Kunſt zur Natur zurückzubringen wüßte.

Hr. Reizz. Und warum wollten Sie dieſer Freund nicht ſeyn?

Fernando. Ich?

Hr. Reizz. Ja wohl, Sie. Man muß ſie ein bischen quälen, muß die Kunſt verſtehn ihren Eigenſinn zu beſiegen, und die Coquette vom Rande des Abhangs retten. Vor allem muß ihr das Langweilige des Unterrichts erſpart werden: man nöthige ſie zu ihrem Vergnügen vernünftig zu ſeyn. — Die Idee iſt geiſtreich: ich habe ſie völlig gefaſt. Zur Ausführung geſchritten! Ich übertrage ſie Ihnen.

Fernando. Sie werden von Ihrem Irrthum zurückkommen, wenn Sie mich aushören wollen. (er ſieht ſich geheimnißvoll umher) Sie haben mir die Hand der Madame Wallmor gütigſt angeboten: ich darf ſie nicht annehmen. Ich werde mir eine Frau nach meiner Idee wählen, deren Charakter dem meinigen entſpricht, die den Preiß einer zärtlichen Liebe zu erkennen, und häusliche Glückſeeligkeit dem geräuſchvollen Leben vorzuziehn weiß.

Hr. Reizz. Sie erſchrecken mich, und kaum traue ich Ihren Worten. Gewiß hat die Thörin eine neue Unbeſonnenheit begangen. — Aber ſie ſoll dafür büßen.

Fernando. Um alles in der Welt nicht. Verfallen Sie nicht ſchon wieder in Ihre gewöhnliche Hize.

Hr. Reizz. Nur gemach, nur gemach. Ich geſtehe, ich bin ein wenig jachzornig.

Fernando. Ein wenig? Sehr, sehr — im höchſten Grade ſind Sie's.

Hr. Reizz (ruhig). Nun, nun ich will mich beſſern. (auffahrend) Aber beym Teufel, ich muß meinem Willen haben. Ich halte feſt an meinem Vorſaz: meine Nichte muß mir gehorchen.

Fernando. Mäßigen Sie ſich, wenn ich bitten darf, und wählen Sie wenigſtens einen Augenblick meiner Abweſenheit zu dieſer Unterredung. — Himmel! die Wallmor?

wor? — Ich gehe fort. (Sie begegnen und grüßen ſich. Fernando geht ab.)

Dritter Auftritt.

Madame Wallmor. Hannchen. Hr. Reizz.

Mad. Wallmor (etwas beſtürzt).

Fernando war hier?

Hr. Reizz. Und warum ſollte er nicht?

Mad. Wallmor. Es fällt mir wenigſtens ſehr auf. — Nun wann werden Sie uns verheirathen, beſter Onkel?

Hr. Reizz. Ich wünſche es vergebens. Du haſt es nur zu gut verſtanden, ihn von dieſer Thorheit zurück zu bringen.

Mad. Wallmor. Ich?

Hr. Reizz. Wer anders?

Mad. Wallmor. Glauben Sie es im Ernſt?

Hr. Reizz. Nun, warum ſollte ich denn nicht?

Mad. Wallmer. Erklären Sie Sich deutlicher.

Hr. Reizz. Ich erkläre Ihnen alſo —

Mad. Wallmor (ungeduldig). Nun, und was?

Hr. Reizz. Daß Fernando Ihren Reitzen entſagt: er iſt des Tons überdrüßig, den Sie gegen ihn annehmen, und er überläßt Ihre Hand — einem Glücklichern.

Mad. Wallmor. Er ſchlägt ſie aus?

Hr. Reizz. In aller Form: aber ohne Empfindlichkeit, — Sie kennen ſchon ſo ſeine Art — ſo kalt, mit ſo trockener Miene, daß jeder Andre an meiner Stelle zornig geworden wäre.

Mad. Wallmor (mit erzwungener Luſtigkeit). Und warum ſollte er aufgebracht ſeyn? — Der Spaß iſt Goldes werth.

Hr. Reizz. Beluſtigt er Sie?

Mad. Wallmor (unfähig ihre Empfindlichkeit länger zu verbergen). Fernando ſpielt ſeine Rolle treflich. — Ich war es, Herr Reizz, ich, die ſeine Hofnungen täuſchte, und ihm dieſen Morgen befahl, mich nicht mehr zu ſehn.

Hr. Reizz. Poſſen!

Mad. Wallmor. Hannchen wird es bezeugen.

Hannchen. Nichts iſt gewiſſer, Madam iſt gerächt, und meine Hand hat die Rache ausgeführt.

Mad. Wallmor. Sehn Sie nun die Urſachen ſeiner Kälte ein?

Hr. Reizz. Ja, ja,

Mad. Wallmor. Hat er Sie lange davon unterhalten? — Sehn Sie da die Folgen Ihrer Vorurtheile, loben Sie Ihre weiſen Maaßregeln, und wünſchen Sie Sich Glück.

Hr. Reizz. Ich hielt dieſe Verbindung für vortheilhaft — Ich hielt Sie ſogar einiger Liebe gegen Fernando'n fähig.

Mad. Wallmor. Ihr Verdacht iſt einzig in ſeiner Art. In der That, Sie ſind ſonderbar.

Hr. Reizz. Ich bin nur aufrichtig.

Hannchen. Wie tief blickt Ihr Geiſt, Herr Reizz! Nichts entgeht Ihren Beobachtungen. Sie dringen in's Innerſte unſerer Geheimniſſe, und ein Mädchenherz liegt aufgedeckt vor Ihnen.

Hr. Reizz. Ich habe dieſe Kenntniſſe theuer bezahlt, und bin oft genug betrogen, ehr ich ſoweit gekommen bin. — Und vielleicht betrüge ich mich noch in dieſem Augenblicke; ich wage nicht zu entſcheiden. — (unwillig.) Thun Sie, was Sie wollen, Madam Wallmor; geben Sie Fernando dem Abſchied; heurathen Sie, wenn Sie's für gut finden, den Herrn Doktor Meyer — mir iſt alles eins.

Mad. Wallmor. Und wer hat den Doktor Meyer hier eingeführt? Waren Sie's nicht, der ihn mir vorſtellte, als noch die ſogenannten Leute nach der Mode Ihre liebſte Geſellſchaft waren; als Sie täglich mit neuen Projekten dem Hofe nachlieſen, und immer unzufrieden zurückkamen — Damals waren Sie von dem Werth dieſer Herren ſehr lebhaft überzeugt, und ihr Umgang ſchien Ihnen ſehr ſchätzbar.

Hr. Reizz. Ich hatte meine Urſachen dazu — das allgemeine Beſte — Kurz, es iſt jetzt eine andere Zeit, und ich will andere Sitten.

Hannchen. Und was haben Sie denn wieder Herr Meyern einzuwenden? Er iſt jung, artig und überdem der Erbe einer reichen alten Tante.

Mad. Wallmor. Hat er Dir ſeine Lobrede aufgetragen.

Hannchen. Nein, ich halte ſie freywillig. (zu Herrn Reizz.) Ueberdem iſt er von guter Familie — Und ſollte es Ihnen einmal einfallen, Ihre ſeltenen Talente wieder dem Staate zu widmen, ſo wird er Ihnen den Plie der groſſen Welt beyzubringen ſuchen, und Ihnen in vielen Stücken brauchbar ſeyn. — Wie will ich mich freuen, wenn ich Sie eine groſſe Rolle am Hofe ſpielen ſehe! Sie werden mich doch dann auch nicht vergeſſen, liebſter Herr Reizz?

Hr. Reizz. Wie Du glaubſt!

Hannchen. O ich habe Sie errathen.

Hr. Reizz. Du, mich?

Hannchen. Ihre dunkle, und doch ſchlaue Sprache, Ihr räthſelhaftes Stillſchweigen — und dies feine Lächeln, das den Mann von Weltkenntniß verräth — alles das iſt mir verſtändlich.

Mad. Wallmor. Biſt Du bald zu Ende mit Deinen Thorheiten?

Hr. Reizz (nachdenkend). Was ſie ſagt, iſt doch ſo übel nicht. — Ich bleibe indeſſen bey meinem Entſchluſſe. Noch einmal, meine liebe Nichte, will ich Ihnen einen Beweis meiner Zärtlichkeit geben. Dieſen Abend will ich Fernando'n wieder zu Ihren Füſſen ſehn. Dieſe Unterhandlung, ich weiß es, erfordert meine ganze Schlauigkeit. Aber Sie wiſſen ſchon, wie ich Schwierigkeiten zu überwinden und meine Abſichten auszuführen weiß. Verlaſſen Sie Sich auf mich. (Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Madam Wallmor. Hannchen.

Madam Wallmor.

Mein Onkel iſt unbegreiflich.

Hannchen. Fernando, Fernando, und immer Fernando! Ein lächerlicher Eigenſinn! — Aber er wird ihm nichts helfen: denn Sie haben Fernando einmal aus Ihrem Herzen vertrieben, und Sie denken nicht weiter an ihn.

Mad. Wallmor. Ich an ihn denken? Kannſt Du mir das zutrauen? — Und doch kränkt mich der

Kaltſinn des Stolzen. Ich möchte ihn zu meinen Füſſen kriechen ſehn.

Hannchen. Auch wäre das ſchicklicher.

Mad. Wallmor. Rede mir nicht weiter von Fernando'n.

Hannchen. Wie Sie befehlen.

Mad. Wallmor. Ich verabſcheue ihn.

Hannchen. Dieſe Empfindlichkeit iſt das letzte Ueberbleibſel Ihres Unwillens.

Mad. Wallmor. Mein Billet, ſagſt Du, ſchien ihn gar nicht zu rühren?

Hannchen. Nicht im geringſten.

Mad. Wallmor. Ich kann es nicht vergeſſen — Aber, Hannchen, ich habe die Sache auch zu weit getrieben. Was wollte ich am Ende.

Hannchen. Seine Unvorſichtigkeit beſtrafen.

Mad. Wallmor. Sage lieber — denn das iſt das rechte Wort — ſeine Beſcheidenheit. Rede aufrichtig: hat er etwas geſagt oder gethan, was dieſe Strenge verdient hätte?

Hannchen. Wie? Ein Verächter Ihrer Reize, der nicht geſtehn wollte, daß er liebte?

Mad. Wallmor. Daß er liebte? — Und liebte er denn wirklich? Weißt Du davon?

Hannchen. Das war augenſcheinlich genug.

Mad. Wallmor. Und iſt doch meinen Blicken wahrlich entgangen.

Hannchen. Ich ſtehe Ihnen dafür, daß Sie ſein Herz in Flammen geſetzt haben.

Mad. Wallmor. Und doch ſchweigt er?

Hannchen. Aus Furcht eines Korbes.

Mad. Wallmor. O, er thut ſehr wohl daran. — Aber er ſollte ſich doch erklären.

Hannchen. Bemerken Sie ihn gar nicht weiter.

Mad. Wallmor. Wohl.

Hannchen. Wir wollen nicht weiter von Herrn Fernando reden — Das Geſpräch beunruhigt Sie.

Mad. Wallmor. Mich? Du irrſt. Einerley, ob von ihm, oder von einem andern Gegenſtande. Du magſt immerhin fortfahren.

Hannchen. Nun wohl — Aber was ſoll ich von ihm ſagen?

Mad. Wallmor. Hm! — nichts.

Hannchen. Warum denn dieſe mißmüthige Laune? — Vielleicht lieben Sie ihn noch?

Mad. Wallmor. Schweig. (Es folgt ein kurzes Stillſchweigen.)

Hannchen. Das hübſche Stillſchweigen!

Mad. Wallmor. Und Du konnteſt das Portrait nicht erkennen, das er betrachtete?

Hannchen. Nein. Er hatte ſeine Augen mit vielem Wohlgefallen darauf geheftet.

Mad. Wallmor (vor ſich). Ich leide Höllenpein! (laut) Du hörteſt nicht, was er bey ſich ſelbſt ſprach?

Hannchen. Er ſah ſehr vergnügt aus — mehr weiß ich nicht zu ſagen.

Mad. Wallmor (lebhaft und heftig). Ich frage nicht nach ſeiner Freude oder Traurigkeit. Antworte nicht mehr, als verlangt wird.

Hannchen. Ich werde das Feld räumen — Aber dert kommt Heinrich.

Mad. Wallmor. Ich bitte Dich, bleib und laß ihn hereinkommen.

Fünfter Auftritt.

Madam Wallmor. Hannchen. Heinrich.

Madam Wallmor (etwas verlegen).

Ey, biſt Du's, Heinrich?

Heinrich. Zu Ihren Befehlen, Madam Wallmor. Haben Sie einige zu ertheilen? Ich gehe zu Herr Fernando'n herauf.

Mad. Wallmor. Dein Herr iſt alſo zu Hauſe?

Heinrich. Und war es, ſo viel ich weiß, den ganzen Abend.

Mad. Wallmer. Iſt er allein?

Heinrich. Ganz allein.

Mad. Wallmor. Deſto beſſer für ihn — Du weiſt doch, daß er äuſſerſt verliebt iſt?

Heinrich. Verliebt?

Mad. Wallmer. Er macht ſogar kein Geheimniß mehr daraus.

Heinrich. Aufrichtig, Madam —

Hannchen. Sage, Du verſteh'ſt das Ding beſſer.

Heinrich. Muß ich Ihnen geſtehn, daß Herr Fernando ſich oft zum Spaß ſo ſtellt.

Hannchen. Weiß man denn nicht den glücklichen Gegenſtand ſeiner Seufzer?

Heinrich. O nein, Hannchen. Er iſt ſehr beſcheiden; er ſeufzt im Stillen, und kein Ausdruck entfährt ihm.

Mad. Wallmor. Ueber die gutherzige Thorheit!

Hannchen. Und das göttliche Portrait, das er ſo zärtlich verehrt, das er immer mit ſo zweifelnden Blicken betrachtet — lieber Heinrich, kennſt Du es nicht?

Mad. Wallmor. Rede offenherzig mit uns, Heinrich.

Hannchen. Ja wohl, frey vom Herzen weg.

Heinrich. Nun, wenn Sie denn alles wiſſen wollen, das Portrait gefällt ihm ſehr und —

Hannchen (ſtößt ihn). Geh doch!

Mad. Wallmor. Laß ihn reden.

Heinrich. Er ſucht einen verborgenen Winkel, wo er es tauſendmal betrachtet und tauſendmal küßt; Er redet es an, als ob es ihn hörte, und antwortet ihm, als ob es ihn angeredet hätte. Das macht mir Vergnügen, ich ſehe ihm gerne zu.

Hannchen. Du wirſt in dieſer Schule ſehr empfindſam werden. —

Mad. Wallmor. Und Du weißt nicht, lieber Heinrich, wer das Original dieſes geliebten Portraits iſt?

Heinrich. Nein.

Hannchen. Nicht?

Mad. Wallmor. Heinrich iſt verſchwiegen — deſto beſſer! O, es iſt gewiß eine gutherzige Buhlerinn —

Heinrich. Warlich, Madam Wallmor —

Mad. Wallmor. Eine vollkommene Närrinn —

Heinrich. Ich erſchrecke —

Mad. Wallmor. Ich weiß es gewiß.

Heinrich. Sey dem, wie ihm wolle; Das Portrait iſt liebenswürdig.

Mad. Wallmor. Abſcheulich vielleicht?

Heinrich. Sie ſcherzen, Madam Wallmor.

Mad. Wallmor. Abſcheulich, ſage ich Dir.

Heinrich. Ich gebe nach und empfehle mich. Aber wie unbarmherzig Sie das arme Portrait behandeln. Doch Sie ſollten nur wiſſen, wen Sie beleidigen!

Mad. Wallmor. Wenn Fernando nicht mit ſeiner neuen Liebe zu ſehr beſchäftigt iſt, ſo ſage, daß ich ihn hier erwarte.

Heinrich. Wohl, Madam.

Sechſter Auftritt.

Madam Wallmor. Hannchen.

Madam Wallmor.

Ja, ich muß ihn ſprechen —

Hannchen (vor ſich). Sie liebt ihn noch: es iſt zuverläſſig

Mad. Wallmor. Ich muß es vor Abend zu Ende bringen.

Hannchen (vor ſich). Er wird recht triumphiren.

Mad. Wallmor. Verlaß mich, Hannchen. Es kommt jemand. Sollte es Fernando ſeyn? Himmel! der langweilige Meyer — Aber ich muß mich verſtellen. Alles hat ſich heute wider mich verſchworen.

(Hannchen und Meyer begegnen ſich, und machen ſich Zeichen.)

Siebenter Auftritt.

Madam Wallmor. Doktor Meyer.

Doktor Meyer.

Endlich erhaſcht man Sie doch. — Aber Sie ſind liebenswürdig, meine Hoſnungen ſo zu täuſchen. — Wie ſchön Sie heute ſind.

Mad. Wallmor. O verbannen Sie dieſen Ton der Schmeicheley.

D. Meyer. Nein, Madam, gegen Sie iſt es die Sprache der Empfindung.

Mad. Wallmor. Sie und Empfindung! — Machen Sie mir begreiflich, wie die zuſammenkämen.

D. Meyer. Das iſt ſehr leicht.

Mad. Wallmor. Noch einmal, ich haſſe dieſes fade Geſchwätz: und Sie werden mich verdrießlich machen, wenn Sie darinn fortfahren — Und dann möchte ich Sie auch verdrießlich machen.

D. Meyer. Das iſt unmöglich. Ich ſuche das Vergnügen, und finde es in Ihren Blicken. Aber, aufrichtig geredet, in welcher traurigen Einſamkeit leben Sie ſeit einem Monate? Die Welt ſpricht davon. Weder Ball, noch Soupée, noch Galanterie. Sie ſtürzen ſich in eine Verirrung, und ich warne Sie, als Ihr Freund. Jung, liebenswürdig, im Frühling des Lebens, begraben Sie ſich bey einem alten Onkel und philoſophiren? O Sie müſſen ſich Ihren Freunden wiederſchenken, und unſre Geſellſchaften wieder beleben. Ich weihe Ihnen meine Liebe, deren Sie ſich vielleicht nicht ſchämen dürfen, meinen Ruf, meine Hoſnungen, meine ganze Exiſtenz. Oeſnen Sie die Augen; die Zeit eilt, ſie verſchwindet und nimmt uns unſere beſten Freuden mit. Wachen Sie auf aus dieſem gefährlichen Schlummer, und laſſen Sie mich Sie wieder auf dem Schauplatz der Welt führen.

Mad. Wallmor. Sie werden lächerlich.

D. Meyer. Nein, ich bin es nicht. — Aber Sie dürfen dieſe zauberiſchen Reize nicht begraben, gemacht zum Schmuck eines glänzendern Zirkels, als Ihre Stadtkränzchen. Ich höre dieſen Augenblick, daß ich nächſtens von meiner unſterblichen Tante erben werde, die mich ſo lange mit ihrer Geſundheit zum Beſten gehabt. —

Mad. Wallmor. Die Grauſame.

D. Meyer. Dieſesmal ſcheint ſie entſchloſſen den Platz zu räumen. Auch iſt ſie ja in ihrem achtzigſten alt genung dazu. Ich erbe ihr anſehnliches Vermögen, und lege es zu Ihren Füſſen. Wir werden unſere Güter zuſammen bringen, und der Ueberfluß wird unſere Bande noch feſter ſchürzen.

Mad. Wallmor. Der Ueberfluß?. — O, die Schätze des Liebenden ſind die Liebe, die er einflößt. Iſt er reich? ſo vergißt man's. Iſt er arm? ſo hält man ihn durch wärmere Liebe ſchadlos. Das ſind meine Geſinnungen.

D. Meyer. Ich wünſche Ihnen Glück dazu. Sie trotzen dem Glücke, und huldigen dem Verdienſte. Dies Opfer iſt edel und wohl angebracht. O, ich kannte das Herz, das ich zu erweichen ſuchte.

Mad. Wallmor. Sie glauben, daß ich jetzt zu Ihrem Vortheil geredet habe? O, laſſen Sie mich auslachen!

D. Meyer. Und ich ſollte Sie nicht verſtehn? O, die Wendung war vortreflich.

Mad. Wallmor. Sie bleiben bey Ihrem Irrthum?

D. Meyer. Sie ſetzen mich auſſer mir ſelbſt. — Ich bin müde, ewig zu hoffen, erklären Sie ſich, reizendſt Wallmor. Geben Sie der Vernunft Gehör, und verbannen Sie die Verſtellung. (fällt zu ihren Füſſen.) Zu Ihren Füſſen beſchwöre ich Sie, bey dieſem holden Frühling unſers Lebens — die ganze Welt ſoll unſere Liebe beneiden.

Mad. Wallmor. Hören Sie auf, zu ſcherzen — Sie ſind auſſer ſich — Es kommt jemand; ſtehn Sie auf, ich bitte Sie.

D. Meyer. Nein, in Ihren Augen, in dieſer zärtlichen Verwirrung, leſe ich, daß Ihnen meine Liebe nicht mißfällt. (Fernando tritt herein, bemerkt von der Wallmor.) Ich muß das Glück nutzen, daß ſich mir darbeut. Alles lächelt mich an, und ich eile meinen Sieg zu vollenden. (Meyer und Fernando begegnen ſich beym Abgehn. Der erſte giebt ſeine Freude durch Zeichen zu verſtehn.)

Achter Auftritt.

Fernando. Madam Wallmor.

Fernando.

Bravo! das Geſtändniß war kühn. Lieſſen Sie mich darum rufen, um bey dieſer zärtlichen Gruppe den Zuſchauer abzugeben?

Mad. Wallmor. Gefällt Ihnen Herr Meyer?

Fernando (mit erzwungener Luſtigkeit). Wie, ſollte er nicht?

Mad. Wallmor. Er ſprach mir von ſeiner aufrichtigen Liebe vor.

Fernando. Und Sie erwiederten dieſe ſanften Gefühle. Das iſt wenigſtens in der Ordnung.

Mad. Wallmer (vor ſich). Sollte er eiferſüchtig ſeyn? (laut) Mein Herz war frey, als ich Sie rufen ließ.

Fernando (ſehr kalt). Ihre Befehle ſind mir heilig, und ich eilte ihnen zu gehorchen. (vor ſich.) Das Geſpräch wird lebhaft.

Mad. Wallmor. Erklären Sie mir doch die Dinge, wovon mein Onkel mir heute ſagte. Eine Heirath, eine abſchlägige Antwort, eine Beleidigung, deren er Sie beſchuldigte — was heißt das alles?

Fernando. Wie können Sie, Madam, in den Augenblicken, wo alles Ihren Reizen huldigt, noch daran denken? Dieſe Beleidigung iſt ein Hirngeſpinſt. Sie wiſſen wohl, wer erzählt, vergröſſert, und ſo verwirrt man die einfachſte Sache. Ihr Oheim bot mir Ihre Hand an; ein ſo unerwartetes Glück muſte mich überraſchen. Ich hatte weder das Recht noch die Eitelkeit, Anſprüche darauf zu machen. Ich fühlte, indem ich es ablehnte, den ganzen Werth dieſes Geſchenks. — Das iſt alles.

Mad. Wallmer (ironiſch). Das iſt alles?

Fernando. Aber jetzt, Madam, entdecken Sie mir doch auch die Urſachen des grauſamen Zornes, der Ihnen das Billet eingab, womit Sie mich beehrt haben. Darf ich die Veranlaſſung meiner Ungnade wiſſen?

Mad. Wallmor. Mein Brief hat Sie offenherzig davon unterrichtet. Ich mag nicht gerne das Wort zum Räthſel ſeyn. Ich bin jung; man beobachtet, man tadelt mich, man ſpricht von mir. Um meine Liebhaber zu fliehn, fliehe ich die ganze Welt.

Fernando. Alſo unter dem Namen eines Liebhabers geben Sie mir den Abſchied?

Mad. Wallmor. Wir wollen nicht tiefer in's Detail gehn.

Fernando. Ich ſehe, man hat mir Unrecht gethan. Wer liebt, wird es gewiß einmal verrathen. Können Sie mich beſchuldigen, Madame, daß ich Ihnen jemals ein Geſtändniß gethan?

Mad. Wallmor. Nun, und wenn Sie's gethan hätten —

Fernando. Nein, nein, ich habe aber nicht —

Mad. Wallmor (empfindlich). Wie, Ihr Beſtreben immer um mich zu ſeyn, das die ganze Welt bemerkt hat, Ihre ſo ſchlau zurückgehaltne Eiferſucht, die ſollte nicht verrathen haben? —

Fernando. Keinen falſchen Schluß gemacht! Sie verrieth nichts weiter, als daß ich bey Ihnen alles antraf, wonach ſich mein Herz ſehnte: Witz, Schönheit —

Mad. Wallmor. Sie machen mich erröthen.

Fernando. Einen intereſſanten Umgang, tauſend bezaubernde Reize. Es verrieth, daß Ihr Verſtand entzückt, daß Ihre Geſellſchaft an ſich zieht, daß Sie liebenswürdig ſind. Es verrieth —

Mad. Wallmor. Endigen Sie, wo möglich.

Fernando. Es verrieth, offenherzig geſtanden, alle Ihre Reize, ohne meine Liebe zu verrathen.

Mad. Wallmor. Wohl, Herr Fernando, was kümmert mich Ihre Liebe?

Fernando. Sie klagen mich an, ich muß mich rechtfertigen.

Mad. Wallmor. Weswegen? Jedes Ihrer Worte iſt eine Beleidigung.

Fernando. Weswegen? — Wegen der angeblichen Liebe, die mir Ihren Zorn zuzieht.

Mad. Wallmor. Sie haſſen mich alſo, Herr Fernando?

Fernando. Ich? Sie haſſen?

Mad. Wallmor. Antworten Sie.

Fernando. Sie leſen, wie es ſcheint, beſſer in meinem Herzen, als ich ſelbſt. Ich muß mir die Folter dieſer Unterredung erſparen. Das Geſtändniß, daß man Sie nicht liebt, iſt Ihnen vielleicht neu, es kann Sie verdrieſſen; aber Sie haben mir es abgedrungen. Wenn Ihre harten Befehle nur den Liebhaber angehn, warum trift Ihr Zorn mich Unſchuldigen dann? Warum waren Sie ſo eilfertig, mich ungehört zu verdammen?

Mad. Wallmor. Gehn Sie, Herr Fernando, Sie ſind mir unausſtehlich.

Fernando. Sie waren meinen Augen nie liebenswürdiger.

Mad. Wallmor. Verlaſſen Sie mich.

Fernando. Woher dieſer Zorn? Ich will Ihnen lieber gehorchen, als mißfallen. (Geht ab.)

Neunter Auftritt.

Madam Wallmor allein.

Und ich ſollte das Spiel der Laune dieſes Menſchen ſeyn? Sollt' ich ihn den wirklich lieben? Lieben, oder nicht lieben; er muß ſich demüthigen! Es iſt nicht Eigenſinn, wenn ich dies verlange — Ich habe ſein Herz gerührt, er verſtelle ſich, wie er will. Sein kleiner Stolz erlaubt ihm nicht, ſich zu erklären. Das verwünſchte Billet! — Wer hieß es mich ſchreiben? Was wollte ich? ſeinen Erklärungen zuvorkommen? Meine Aufführung iſt ſonderbar, unerhört. Aber die ſeinige? Eine Kette von Beleidigungen — Dieſer Menſch iſt ein Ungeheuer. — Aber ein liebenswürdiges! — Was ſoll ich anfangen? Meine Verwirrung ſteigt aufs höchſte. Das Ungeheuer gefällt mir, ich fühle es und erröthe — Aber ich werde mich rächen, wenn es beſiegt iſt.

Drit-

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Herr Reizz allein.

Der Meyer iſt doch kein Pinſel — Er kann mit der Zeit eine groſſe Rolle ſpielen. Er ſprach eben recht vernünftig, und ſcheint mich, ungeachtet meiner geheimnißvollen Miene, errathen zu haben. Welch ein tiefer Blick! Ja, ich war grauſam gegen meine Nichte: ich muß das Unrecht gut machen. Meyer iſt ein Mann für die Wallmor. Ein denkender Kopf, der ſich einſt pouſſieren kann, den auch ich vielleicht einmal nöthig habe — Sie ſoll ihn kriegen!

Zweyter Auftritt.

Herr Reizz. Madam Wallmor. Hannchen.

Herr Reizz.

Nun, Nichte, warum ſo finſter? Weg mit dieſer melancholiſchen Miene. Ich liebe Vertraulichkeit und Offenherzigkeit. Wir wollen ein bischen plaudern. Ich geſtehe, ich habe zu voreilig geurtheilt: ich ſehe jetzt ein, Fernando iſt kein Mann für Sie. Er hat im Anfange viel Empfehlendes; allein ſeine Aufführung ſcheint mir zu gezwungen. Sein Phlegma wird äuſſerſt langweilig, und ich glaube, ich werde mich mit ihm überwerfen.

Hannchen. Bravo, Herr Reizz, Sie fangen an billiger zu werden. Fernando kann gefallen, allein er iſt nicht liebenswürdig. Er liebt methodiſch, und ſeine

Leidenſchaft geht ganz bedachtſam. Dieſe Art zu lieben kann einmal Mode werden; aber noch iſt ſie es nicht.

Mad. Wallmor. Vortreflich! — Aber, Mamſel, mäßige Sie ein anderesmal Ihren zudringlichen Eifer. Dieſe voreiligen Bemühungen ſind mir zuwider, und Ihre Schilderungen ſchenke ich Ihr.

Hannchen. Ich werde ein andermal nicht ſo aufrichtig ſeyn, ſondern —

Mad. Wallmor. Du wirſt ein andermal mir gehorchen und ſchweigen.

Hr. Reizz. Sie übertreibt freilich ein wenig: aber ich glaube im Ernſt, daß Fernando zu gezwungen, und kein Mann für Sie iſt.

Mad. Wallmor. Was heißt das wieder? Ich dächte, Sie lieſſen die Sachen ihren Gang gehn; ich verſtehe mich nicht auf Ihre unaufhörlichen Verwandlungen.

Hr. Reizz. Ich wollte Sie wegen des boshaften Korbes rächen.

Mad. Wallmor. Ich ſchenke Ihnen dieſe überflüßige Mühe.

Hr. Reizz. Meine Freundſchaft für ihn, verſchaft ihm einen Reſt von Nachſicht von Ihrer Seite. Aber ich ſehe, wie verhaßt er Ihnen iſt. Da ich nun Ihre Neigungen zu zwingen gar nicht willens bin, ſo muß er einer Verbindung entſagen, deren er unwürdig iſt.

Mad. Wallmor (vor ſich). O des Unerträglichen! Wie er mich verfolgt —

Hr. Reizz. Und er iſt es. Mich wundert nur — wie Sie ſich ſo weit mit ihm eingelaſſen haben. Ich bin äuſſerſt unwillig — Wiſſen Sie, daß die Welt dieſe Begebenheit zu Ihrem Nachtheil erfahren kann? Ja, ja, man muß weiter ſehn, liebe Nichte.

Mad. Wallmor. Und Sie ſehn ſehr weit.

Hr. Reitz. Ueberdem habe ich erfahren, daß Meyer viele Bekanntſchaft am Hofe hat.

Mad. Wallmor. Wie? Ergreift Sie dieſe Schwäche wieder?

Hr. Reitz. Ich mag nicht länger in dieſer Dunkelheit bleiben; es iſt Thorheit, ſein Talent zu vergraben. Ihr Geiſt, Ihre Reize und Ihr Geſchmack geben Ihnen Anſprüche auf einen Mann, aus dem ſich etwas machen läßt. Ich habe ein Projekt — Die Sache liegt mir einmal am Herzen, und ich muß meine Nichte rächen. Sogleich eil' ich hin.; halten Sie mich nicht auf, Madam Wallmor — Mein Kopf iſt kein Wetterhahn, der ſich von jedem Winde hin und her bewegen läßt, wie Ihrer — Ein Mann muß Entſchloſſenheit beſitzen. (Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Madam Wallmor. Hannchen.

Madam Wallmor (vor ſich).

Alſo wieder Herr Meyer? — Aber der Haß meines Onkels ſoll Fernando ſchützen — Ich glaube, er wird raſend — Aber bin ich klüger? (zu Hannchen.) Du biſt heute ſehr zum Plaudern aufgelegt.

Hannchen. Ich, Madam?

Mad. Wallmor. Fernando iſt zu beklagen.

Hannchen (halb ſachte). Möchte er es immerhin ſeyn.

Mad. Wallmor. Wie? — Du ſcheinſt Deinem Witz ſehr zu bilden; Deine Antworten ſind heute ſehr lebhaft. (vor ſich.) Aber wie ſoll ich die Unternehmungen meines Onkels aufhalten? Er ſucht Fernando auf — was wird er ihm erzählen? (Hannchen geht, da Fernando erſcheint, ab.)

Vierter Auftritt.

Madam Wallmor. Fernando.

Madam Wallmor.

Wie? Sie hier, Fernando?

Fernando. Ich gehe ſchon wieder, Madam.

Mad. Wallmor. O bleiben Sie immerhin. (Kurzes Stillſchweigen.) Wiſſen Sie, daß ich eben ſehr ſonderbar war?

Fernando. Sie erinnern ſich deſſen.

Mad. Wallmor. Ich habe zuerſt darüber g[illegible] Herr Fernando. Ich weiß nicht, wie ich mir dergleichen zu gut halten konnte; es iſt ganz klar, daß Sie mich nicht lieben.

Fernando. Ich glaube Sie darüber beunruhigt zu haben, Madam Wallmor.

Mad. Wallmor. Zu meiner völligen Zufriedenheit.

Fernando. Die Liebe ſcheint Ihnen alſo fürchterlich?

Mad. Wallmor. Was mir mißfiel, Fernando, war daß ſelbſt Ihre Vertheidigung noch den Liebhaber zu verrathen ſchien. Ein gewiſſer Zwang, ich weiß ihn nicht zu beſchreiben, herrſchte in Ihrem Ton, und machte mir Ihre wirklichen Empfindungen räthſelhaft. Aufrichtig, man hätte Sie für empfindlich halten ſollen.

Fernando. Sie glauben das bemerkt zu haben?

Mad. Wallmor. Ja, ich glaube.

Fernando. Täuſchung!

Mad. Wallmor. Im Ernſt, Fernando, ſind Sie Ihrer Gleichgültigkeit gewiß?

Fernando. Sie holen weit aus — Und warum ſollte ich nicht? Allein, warum wollen wir uns wieder zanken? Jetzt ſind Sie es, die den Anfang dazu machen. Und wenn ich verliebt wäre, glauben Sie, daß ich es geſtehn würde, nachdem Sie mir Ihr Mißfallen an der

Liebe ſo lebhaft bezeugt, mich grauſam vertrieben haben? Wie würden Sie dies Geſtändniß beſtrafen, da ſchon ein bloſſer Argwohn Sie ſo ſehr wieder mich aufbrachte?

Mad. Wallmor. O, der Fall iſt ſehr verſchieden!

Fernando. Sie würden bald beyde verwechſeln, O, ich kenne Sie; unglücklich wer Sie liebt!

Mad. Wallmor. Wie hartnäckig Sie ſind!

Fernando. Schweigen wir davon! — Warum wollten Sie ſich ohne Urſache in Zorn ſetzen?

Mad. Wallmor. Ihr Syſtem iſt mir unbegreiflich. Wie, wenn Sie mich zum Unglücke lieben, und ohne mir es zu geſtehn —

Fernando. Aber man thut oft beſſer, ſich geſtehn zu laſſen.

Mad. Wallmor. Und Ihr Herz kann ſich dieſer elenden Eitelkeit überlaſſen? O Männer, was für Geſchöpfe ſeyd Ihr! Und noch ſoll unſer Geſchlecht die Schuld tragen —

Fernando. Ich verſtehe Sie nicht, Madam.

Mad. Wallmor. Die Liebe iſt eine edle, reine Empfindung; der zerſtört ſie, der eigennützig ſeine Vortheile berechnen will. Ein edler Mann, der die Liſt verachtet, will alles der Liebe, und nichts der Schlauigkeit verdanken. Ich verachte ein Herz, das ſich ſelbſt ſorgfältiger beobachtet, als daß die Liebe es hinreiſſen könnte. Der wahre Liebhaber überläßt ſich ihr ganz, keines ſeiner Gefühle iſt Verſtellung: er muß, begierig nach dem Preiſe, nie auf ſeine Eroberung denken. Vielleicht gefällt der oft am meiſten, der uns aufs Schlaueſte hintergeht; aber wer gefällt, ohne zu lieben, der genießt, ohne glücklich zu ſeyn. Traurig iſt das Schickſal eines Frauenzimmers von Gefühl —

Fernando. Wenn dieſer Stein der Weiſen exiſtirt, ſo iſt er wenigſtens unſichtbar.

Mad. Wallmor. Ihren Augen vielleicht.

Fernando. Wenigſtens verbirgt er ſich unſerem Nachforſchen. — Wie ſoll man erkennen, was unter Ihren Larven ſteckt? Wie die Spur Ihrer flüchtigen Neigungen aufſuchen? Das Gefühl verbirgt ſich unter Ihren Reizen.

Mad. Wallmor. Ihr Blick dringt alſo nicht in die Geheimniſſe unſerer Herzen?

Fernando. O, das überlaſſe ich gröſſern Kennern.

Mad. Wallmor. Sie haben alſo, zum Beiſpiel, nicht bemerkt, wieviel Langeweile mir Meyer hundertmal am Tage macht? Sie haben nicht bemerkt, wie ſehr ich ſelbſt, indem ich ihr meinen Beifall gebe, die Schaar der Stutzer verachte? Wie ich mir mitten im Zirkel der groſſen Welt, die mich für leichtſinnig hält, einen feſten Karakter zu bilden ſuche? Und daß ich oft genug dem Schwarm der Ergötzungen und all' den täuſchenden Freuden Ihre ernſthaftere Unterhaltung vorgezogen habe? Sie haben nicht bemerkt? —

Fernando. Warum unterbrechen Sie ſich?

Mad. Wallmor. Ich wundre mich über mich ſelbſt.

Fernando. Nun?

Mad. Wallmor. Nun? — Herr Fernando, ich habe nichts weiter zu ſagen.

Fernando. Weil Ihr Herz nichts empfindet.

Fünfter Auftritt.

Mad. Wallmor. Fernando. Doktor Meyer.

Doktor Meyer (der lachend hereinſtürzt).

Ha, ha, ha! der Spaß iſt Goldes wehrt; Ihr Onkel iſt beſiegt, ich lebe wieder. Sehn Sie, wie ſehr er auf meiner Seite iſt: heute noch, heute ſoll mein Glück entſchieden, und unſere Hochzeit feſtgeſetzt werden. — Er eilt ſehr.

Mad. Wallmor. Ich danke Ihnen für dieſe Neuigkeit, Herr Meyer. Die Einwilligung meines Onkels verſichert Sie der meinigen; verlaſſen Sie ſich darauf.

D. Meyer. Es würde zu empfindlich für mich ſeyn, wenn nach dieſer wohlgelungenen Liſt —

Mad. Wallmor. Allein durch welche ſchlaue Wendung haben Sie ſeine Ideen umzuſtimmen gewußt? Sie ſcheinen mir ein Wunderthäter.

D. Meyer. Ja wohl, ja wohl.

Mad. Wallmor. Erzählen Sie doch.

D. Meyer. Um ihn zu überreden mußte ich ihm zu gefallen ſuchen. Anfangs war Ihres Onkels Stirne ſehr finſter. Ich ließ mich zur Schmeicheley herab, und traf grade den rechten Punkt. Ich lobte ſeine lakoniſche Unterhaltung, ſeinen Scharfſinn, ſeine politiſchen Einſichten. Ich ſtellte mich verwundert, daß ein Mann wie er ſo unbemerkt im Staat geblieben. Sie würden ein Adlersauge mit der Zunge eines Demoſthenes, und tiefe Kenntniſſe mit der Kunſt zu gefallen verbinden. So ſprach ich mit ihm; er glaubte alles! Ich verrieth den lebhafteſten Eifer, bot ihm meine Dienſte an, und — überredete ihn endlich.

Mad. Wallmor. Ein wichtiger Sieg. (vor ſich Fernando betrachtend.) Nichts erweicht ihn.

D. Meyer. Die Liebe iſt mit uns.

Mad. Wallmor. Weil denn mein Onkel entſchloſſen iſt, ſo darf ich mich ſeiner neuen Wahl nicht wiederſetzen.

D. Meyer. Sie ſehn, wie alles unſere Wünſche begünſtigt. Unſere Heirath —

Mad. Wallmor. Iſt zuverläſſig.

Fernando. Die Einſichten Ihres Onkels ſind entſchieden, und —

D. Meyer. Ich fürchtete eine Zeitlang Fernando's Bemühungen: allein man hat mich beruhigt.

Fernando. Wer hat ſich die Mühe genommen?

Mad. Wallmor (lebhaft). Sagen Sie geſchwinde.

D. Meyer (zu Wallmor). Fernando liebt anderswo.

Mad. Wallmor. Er ſelbſt kann uns die beſte Auskunft geben.

D. Meyer. Und wie das? wie das?

Mad. Wallmor. Er hat ein Portrait, das er immer bey ſich trägt.

D. Meyer. O Fernando, Du andrer Seladon.

Mad. Wallmor. Seine Leidenſchaft für dieſes Portrait iſt gränzenlos.

Fernando. Sie haben Recht, Madam, ich liebe es unendlich.

Mad. Wallmor. Das Original mag ein ſehr reizendes Geſchöpf ſeyn.

Fernando (im Ton der leidenſchaftlichen Zärtlichkeit). O, ein zauberiſches Geſchöpf.

Mad. Wallmor. Ich zweifle nicht.

Fernando. Dies Geſtändniß bin ich ihr ſchuldig.

D. Meyer. So mache uns doch ſo glücklich, dies Meiſterſtück der Natur zu ſehn.

Fernando. Wenn Madame es befiehlt, ſo bin ich bereit zu gehorchen. — Unter der Bedingung, daß Sie uns verlaſſen.

D. Meyer. Ich?

Fernando. Sie.

D. Meyer. Gehn Sie. Eines Portraits halber? Welch ein Einfall!

Fernando. Es Ihnen zeigen hieſſe es kopieren laſſen.

D. Meyer. Fernando iſt grauſam — Sprechen Sie das Urtheil, Madam.

Mad. Wallmor. Sie wiſſen, Herr Meyer, wie Frauenzimmer ſind neugierig.

D. Meyer. Ich verſtehe Sie, Sie willigen in meine Verbannung ein? Ich gehe, und will Ihren Onkel in ſeinem Entſchluſſe beſtärken. Ihr Schickſal und meines ruft mich zu ihm; ich eile. Sehn Sie, wie willig ich Sie allein laſſe, um ſchon im voraus die Pflichten des Ehemanns zu erfüllen.

Sechſter Auftritt.

Madam Wallmor. Fernando.

Fernando.

Es hat alſo ſeine Richtigkeit mit dieſer Heirath?

Mad. Wallmor. Glauben Sie mich, im Ernſt dazu entſchloſſen?

Fernando. Warum nicht? Er hat ſchon die Einwilligung Ihres Onkels, und die Ihrige — wird folgen.

Mad. Wallmor. Die meinige? — Aber laſſen Sie doch Ihr Portrait ſehn?

Fernando. Den Augenblick.

Mad. Wallmor. Aber ſagen Sie mir doch vorher, warum Sie meine Heirath intereſſirt? Alles, was Sie ſagen und thun, entdeckt die Unruhe Ihres Herzens, und Sie verrathen künſtlich, was Sie künſtlich verbergen wollten. Was mir dabey gefällt, iſt, ich muß es geſtehn, daß Sie eine ſonderbare Geliebte beſitzen müſſen. Ihre Liebe muß von ſehr ruhiger Art ſeyn. Sie leidet Sie täglich um mich, ohne ihre Eitelkeit beleidigt oder ihren Stolz beunruhigt zu ſehn. Ruhige Zuſchauerinn Ihres Umganges mit mir, ſagt ſie nichts, beklagt ſich über nichts, iſt mit allem zufrieden. — Sie muß wohl ein halbes Jahrhundert alt ſeyn?

Fernando. Noch nicht völlig. Sie iſt in ihrem zwanzigſten.

Mad. Wallmor (vor ſich). O der quälenden Nachricht!

Fernando. Reden Sie ja nichts Böſes von ihr: es möchte Sie, wenn Sie ſie kennen lernen, gereuen. Ich warne Sie.

Mad. Wallmor. Im Ernſt?

Fernando. In vollem Ernſt.

Mad. Wallmor. Fahren Sie fort, ich bitte Sie darum; was kümmerts mich? — Ha, Fernando, Sie glauben vielleicht, daß ein Unwille ohne Grund, eine eiferſüchtige Empfindlichkeit zur Quelle hat? Der Gedanke wäre neu! Ich eiferſüchtig? — Ich Sie lieben? — Nein, nein! Ich fühle keine Mißgunſt, ich wiederſetze mich Ihrem Glücke keineswegee.

Fernando. Sie können nicht errathen, wie glücklich Sie mich dadurch machen. — Sie haben mir alſo nichts mehr zu ſagen?

Mad. Wallmor. Dieſe Frage beleidigt mich; meine Geduld erliegt unter Ihren Zudringlichkeiten. Gehn Sie, Herr Fernando, ſuchen Sie das Mädchen Ihrer Wünſche, und verſcherzen Sie ja niemals die Liebe dieſes reizenden Geſchöpfes.

Fernando. Ich hoffe dieſe Liebe —

Mad. Wallmor. Mein Gott! ich dachte, Sie wären gewiß davon. — Aber ich möchte doch gerne ihr Bild ſehen. Ich bin neugierig auf die Züge dieſes ſanften Charakters, der ſo einzig in ſeiner Art iſt.

Fernando. Aber Sie würden in dieſem Augenblicke vielleicht falſch ſehn.

Mad. Wallmor. Fürchtet ſie meine Blicke?

Fernando. Ich bin es, der ſie ſcheuet. Allein ich habe Ihr Wort — Vielleicht könnten Sie es aber brechen? Sie ſind zu ſehr in Bewegung, um ruhig zu urtheilen.

Mad. Wallmor. Ich muß es ſehn.

Fernando. Es iſt unmöglich.

Mad. Wallmor. Verlaſſen Sie ſich im voraus, weil ſie ihrer bedarf, auf meine Nachſicht.

Fernando. Sie wollen es? (Er zieht das Portrait aus der Taſche.)

Mad. Wallmor. Ja, ja, aber ſo geben Sie doch nur.

Fernando. Sie werden erſchrecken, ſo reizend es iſt.

Mad. Wallmor (voll Verwunderung, indem ſie es erblickt.). Himmel!

Fernando. Ich ſahe das vorher.

Mad. Wallmor. Mein Portrait?

Fernando. Ja, ich habe einen Raub begangen.

Mad. Wallmor. Die Kühnheit iſt erſchrecklich. (nach einer Pauſe, lächelnd.) Ich habe mir alſo ſelbſt hübſch mitgeſpielt.

Fernando. O, das Portrait iſt zu ähnlich, als daß es Sie nicht Lügen ſtrafen ſollte.

Mad. Wallmor. Sie iſt treffend, dieſe Aehnlichkeit. — Aber wie boshaft Sie ſind! Hätte ich Ihnen doch dieſe Argliſt niemals zugetrauet — Noch wollte ich alles vergeben: allein, Fernando, warum rauben Sie, was Sie erwerben konnten.

Fernando. Madam —

Mad. Wallmor. Und erklärt mir denn dies Portrait alles.

Fernando. Es enthält das Geſtändniß aller meiner Empfindungen; ich darf nichts hinzuſetzen. Und Ihr Zorn, iſt er beſänftigt?

Mad. Wallmor. Sie erinnern mich — Es iſt wahr, ich habe mehr als jemals Urſache, zornig zu ſeyn.

Fernando. Sie werden wider den Strafbaren wüthen.

Mad. Wallmor. Gewiß — ich ſollte wohl — indeſſen — Was weiß ich's? —

Fernando. Nun.

Mad. Wallmor. Wenn der Räuber gefällt —

Fernando. So verzeiht man ſein Verbrechen? — Aber Ihr Mund muß dieſe Verzeihung ausſprechen.

Mad. Wallmor (nach einer kurzen Pauſe). Es war Ihre Erklärung, ſo ſey es auch meine Antwort. (Sie giebt ihm das Portrait zurück.)

Fernando (wirft ſich entzückt zu ihren Füßen). Ich werfe mich zu Ihren Füßen — O des entzückenden Augenblicks! Er belohnt mich für alles, was mich dieſer Zwang gekoſtet. Vergeſſen Sie einer unſchuldigen Liſt, die vielleicht Ihr flatterhaftes Herz feſſelte. — Das meinige gehört Ihnen, nehmen Sie ſeine Gelübde an. Dieſe kalte Miene verbarg nur ſeine Flammen. Ich fürchtete Ihren Geſchmack, Ihre Laune, meinen Nebenbuhler. Sie wiſſen nicht, was für Opfer ich Ihnen brachte, wieviel mich der Kampf gekoſtet, der mein einziges Verbrechen iſt. Ich verſtellte mich einen Augenblick, um mich nie mehr zu verſtellen. Die Liebe verleitete mich, und ſie krönt mein Verbrechen. Es iſt kein unverzeihliches — Sie lächeln?

Mad. Wallmor. Und ich verzeihe.

Siebenter Auftritt.

Madam Wallmor, und **Fernando** zu ihren Füßen.
Herr Reizz. Doktor Meyer. Hannchen.
Heinrich (bleiben erſtaunt ſtehn).

Herr Reizz (zu Hannchen).

Der Notarius ſoll —

Hannchen. Sehn Sie nur dahin, Herr Reizz.

Hr. Reizz. Ich erſtaune.

D. Meyer. Die Gruppe gefällt mir. Bravo! Die Reihe war jetzt an Ihnen, Fernando.

Hr. Reizz. Was für ein Geheimniß iſt das? — Wie? Herr Meyer, ich glaubte, Sie würden geliebt?

D. Meyer. Ha, Sie haben ſich geirrt.

Fernando (zu Reizz). Erfüllen Sie meine Wünſche.

Hannchen (zu Reizz und Meyer). Geſchwinde, ſonſt iſt es um Sie beyde geſchehn.

D. Meyer. Gute Nacht, ſüſſe Hofnungen! Ein andrer Liebhaber würde an meiner Stelle verzweifeln; aber eine verliebte Troſtloſigkeit iſt mir zu langweilig. Erhalte ich einen Korb, ſo denke ich drauf, ihn wieder anzubringen. Mein Geſchmack führt mich wieder zu gefälligern Schönen zurück. (zur Wallmor.) Madame, Fernando iſt glücklich; und ich bin es, wenn Sie's ſind. (Er ſchleicht ſich fort.)

Achter Auftritt.

Madam Wallmor. Fernando. Herr Reizz. Hannchen. Heinrich.

Herr Reizz.

Der Teufel, was für Geheimniſſe haſt Du, Deine Nebenbuhler zu vertreiben?

Heinrich. Herr Fernando hat ſo ſeine eigene Art. Er läßt ſeine Liebeserklärungen malen.

III.

Auszüge.

Heiraths- und Erziehungs-Gebräuche der Mauren.

(Aus Höſt Reiſe nach Marokos und Fes.)

Wenn ein Mauer geboren wird, laſſen die Eltern gar keine Freudenbezeugungen ſehen, oder feyerliche Ceremonien; aber am ſiebenten Tage hernach laden ſie einige von der Familie ein, und ſchlachten ein Schaaf oder eine Ziege im Namen des Gebornen, welcher hierbey zum erſtenmal genannt wird. Worauf man das Fleiſch gleich zubereitet und verzehrt. Sind es Zwillinge, ſo werden ſie allemal Haſſin und Haſin genannt, welche Namen, wie ſie glauben, die Zwillingſöhne des Ali und der Fatimá gehabt haben.

Sie gebären mit wenigen Schmerzen, und manche Kindermutter ſteht ſchon am zweyten Tage auf, bindet ihr Kind auf den Rücken, und verrichtet alles, was im Hauſe vorfällt. Einige wenige Tage darauf, geht ſie auch in die Stadt aus, und hat das Kind ſtets auf den Rücken, dem der bloße Kopf hervor ſteht, es mag übrigens Kälte oder Hitze, Regen oder Sonnenſchein, ſtürmiſch oder ſtilles Wetter geben; eben ſo weiß man hier auch nicht, was Windeln, Schnürleib, Leitband, Gängelwagen und dergleichen Dinge zu bedeuten haben, und demnach, ehe ein Jahr um iſt, ſieht die Mutter ihr Kind bereits raſch und ſtark herumgehen, wo es nur ſeyn ſoll.

Im ſechſten Jahr fangen ſie an in die Schule zu gehen, oder ſie werden zu Handwerkern hingegeben. Aus der Schule gehen die meiſten ſchon wieder ab, wenn ſie nur Leſen und Schreiben gelernt haben, einige verlaſſen ſie aber nicht eher, als bis ſie den ganzen Koran auswendig herzuſagen wiſſen, und von dieſen glaubt man dann, daß ſie wohl ſtudirt haben. Iſt ſo einer der Sohn eines vornehmen Mannes, ſo führt man ihn auf einem Pferd, geputzt und mit Muſik voran, in die größten Straſſen. Nach dieſem ſind ſie ſich ſelbſt überlaſſen, und treiben umher, bis es ihnen gefällt, ſich zu verheirathen.

Die **Mauren** ſehen nicht in die Zukunft, ſondern laſſen einen jeden Tag ſeine eigene Plage haben. Es bekümmert ſie daher nur wenig, ob ſie eine Frau ernähren können, und es iſt nichts ſeltenes, einen jungen Menſchen von etwa zwanzig Jahren, ſich verheirathen zu ſehen, ohne, daß er eine Ausſteuer bekömmt, und ſelbſt was beſitzet, und ohne daß er etwas gelernt, oder ſich irgend worauf gelegt haben ſollte. Dies kömmt von ihrer überaus groſſen Sparſamkeit und von ihrer Gnügſamkeit mit der nothwendigen Speiſe und Kleidung her, indem ſie nichts von der Ueppigkeit, Pracht und Eitelkeit kennen, die in der Welt an andern Oerten im Schwange gehen, und die Schuld daran ſind, daß ſo viele im eheloſen Stande ſind und bleiben.

Das Frauenzimmer darf ſich nicht ſelbſt verheirathen, ſondern muß von einer Mannsperſon weggegeben werden. Hat ſie keinen Vater, Bruder oder ſonſt jemanden in der Familie mehr, ſo kömmt dieſes dem Kadi zu, und ſie darf ſolcher fremden Wahl nicht widerſtehen, auſſer, wenn ſie eine Wittwe iſt, wo ihre Einwilligung dazu erfordert wird; Der Liebhaber wendet ſich zuerſt an den Vater, oder an den, der ſeine Stelle vertritt, und verlangt ſeine Tochter zur Ehe, die er alsdann noch nicht geſehen hat, dabey gelobt er zugleich eine gewiſſe Summe Geldes, z. E. hundert Dukaten, und akkordirt, wie viel er davon gleich baar bezahlen, wie viel die Braut zu Kleidern und zum Staat haben, und was als ein Reſt bis auf den Fall rückſtändig bleiben ſolle, da es ihm gefallen möchte, ſich wiederum von ihr zu ſcheiden. Die nichts haben, verſprechen doch auch etwas, ſie geben aber nichts. Sind ſie nur einig geworden, ſo wird ein Kontrakt vor dem Adul oder den Notariis publicis errichtet, und der Vater giebt eine kleine Kollation. Nach Verlauf eines halben Jahres geht die Hochzeit vor ſich.[*] Der Bräutigam reitet an dem Abend vorher durch die Straſſen und hat eine groſſe Schaar hinter ſich. Derſelbe Aufzug geſchiehet am Hochzeittage, wo die Braut mit in dem Gefolge iſt, und zwar, indem ſie auf einem Maulthier in einem viereckigten Kefigt ſitzet, der mit ſeidenen Schnupftüchern, nürnberger Spiegeln und mit andern Kleinigkeiten zugedeckt iſt. Eine Anzahl junger Mannsperſonen ſtellet ſich gegen den Bräutigam, und ſchieſſet mit loſem Pulver, wie jeder zuerſt fertig werden kann. Kömmt ihnen dabey ein Jude zur Hand, ſo muß ſeine Mütze herhalten und das Ziel abgeben, wornach ſie ſo lange ſchieſſen, als ein Stück noch davon übrig iſt. Der Bräutigam, der auf einem ſchönen Pferde reitet, hat gemeiniglich einen blauen Deira oder Mantel über die Zaik, einen Sched oder Turban auf dem Kopf, und über ſeine rechte Achſel hängt in einem breiten

Bande

Hande ein groſſer Säbel. Wenn er vornehm thun will, ſo hält er ein Schnupftuch vor den Mund, welches auch bey andern Gelegenheiten unter den **Mauern** das Zeichen von Hochmuth iſt, und wenn ſie bisweilen nicht einmal ein Schnupftuch dazu haben, ſo halten ſie alsdann die **Haik** vor den Mund. Auſſerdem geht einer vor ihm her, welcher mit einem Stück Tuch den Rauch, den Staub und die Fliegen vertreibt. Die Muſik, ſo gleich auf den Bräutigam folgt, beſteht aus drey Hautboiſten und eben ſo viel Trommelſchlägern. Hinter dieſen geht eine groſſe Anzahl **Mauren** mit ſpaniſchen Schritten, und das ganze Gefolg ſchlieſſen **Negerinnen**, die den **Kuskus** und die übrigen Gerichte auf dem Kopf tragen, die von den Freunden bey der Zuhauſekunft verzehret werden. Die Frauenzimmer ſpeiſen bey dieſer und bey andern Feyerlichkeiten vor ſich allein, und kommen den Mannsperſonen nicht zu Geſicht. Nach der Mahlzeit, wo es noch Tag iſt, wird der Bräutigam nach der Kammer ſeiner Braut hinbegleitet, welche ganz finſter iſt. Auf ein gegebenes Zeichen wird die Thür geöffnet und den zweyen Aduln, welche ſich drauſſen aufgehalten haben, das Tuch mit dem Zeichen der Jungfrauſchaft ausgehändigt, worüber ſie zugleich ein Dokument verfaſſen, welches dem Vater der Braut eingehändiget wird. Dieſes Tuch wird demnächſt von einigen Weibern empfangen, die es ſofort unter Freudengeſchrey und unter Trommeln auf dem Aqual nach dem Hauſe des Vaters bringen, wo es zugleich mit dem ſchriftlichen Dokumente, auf einem etwa vorkommenden Fall bewahret wird. Bey der Eröfnung der Thür erlangt der Bräutigam erſt das Recht, ſeine Braut zum erſtenmal zu ſehen, und er muß nunmehr mit ihr zufrieden ſeyn, es wäre dann, daß er beweiſen könnte, daß ſie keine Jungfer geweſen, in welchem Fall er ſie gleich verſtoſſen darf, wenn er es will, und der Vater muß alsdann die Mitgabe und alles, was der Bräutigam auf ſeine Tochter verwandt hat, zurück geben. Es kömmt aber ſelten dazu, indem dabey mancher Betrug geſpielt wird. Während meines Aufenthalts in Aſſi trug es ſich einmal zu, daß ein bereits ziemlich bejahrter Mann ſich verheirathete, und weil er vermöge gewiſſer Mittel, die er zum Voraus gebraucht, da nicht Schwierigkeiten fand, wo er ſie vermuthet, ſich für betrogen hielt und dem Vater die Tochter wieder zuſchickte; dieſer aber brachte die Sache vor den Kadi, und führte Gegenbeweiſe und Gegenbeſchuldigungen, worauf der Kadi den Bräutigam verurtheilte, ſeine Braut als unbeſcholten zu behalten, falls er nicht die im Heirathscontrakte feſtgeſetzte Summe auszahlen wollte, und ihn noch oben im Kauf mit einer anſehnlichen Geldbuſſe belegte, welcher Vorfall ſo dann in der ganzen Stadt bekannt wurde, und dieſem Manne zur Beſchimpfung gereichte. Die Braut darf in den erſten acht Monaten nicht aus dem Hauſe gehen, der Mann kann aber mit acht Tagen abkommen, und wird während dieſer Zeit von ſeinen Freunden und Bekannten im Spaß für einen König angeſehen, der etwa, wie der Bohnenkönig, Urtheile ſprechen und allerhand Strafen auflegen kann. Man pflegt aber vorjetzo ſehr vorſichtig hiermit zu verfahren, ſeitdem **Mulei Abd Allah** einmal an einem Tage acht dergleichen Bräutigamskönige an die Schwänze der Mauleſel binden, und ſie auf den Straſſen ſchleifen ließ, bis ſie umkamen.

Ein Mann darf vier Eheweiber haben; kann er ſie ernähren, ſo hat er auſſerdem noch Beiſchläferinnen. Die Reichen für jede Frau ein Haus, und weil die Männer, inſonderheit die ſich zuerſt vor kurzen verheirathet haben, ungemein eiferſüchtig ſind, ſo verſchlieſſen ſie gerne ihre Weiber in ihren Häuſern, wenn ſie ſich von da wegbegeben. Dieſe Vorſicht befreyet ſie aber doch nicht allemal von dem ihnen ſo unangenehmen Titel eines Karáu oder Hanrey. Denn weil keine öffentliche Frauenzimmer gelitten werden, ſo iſt daher die Frau eines jeden Mannes der Verſuchung zur Untreue ausgeſetzt, und dies um ſo mehr, weil die Weiber ſelbſt dazu geneigt ſind, welches theils ein natürlicher Trieb bey ihnen iſt, theils aber auch aus einer Art von Rachbegierde herkömmt, indem es ihnen nicht billig zu ſeyn ſcheinet, daß ein Mann ſich mehr, als ein Weib halten dürfe. Der Zwang, von dem man glaubt, daß er Liebeshändeln vorbeugen könnte, befördert ſie eben. Eine Frau darf ihr Geſicht vor einer Mannsperſon nicht entblöſſen. Weil aber ein Mann eben ſo wenig auch das Geſicht einer Frau entblöſſen darf, ſo geſchiehet es daher wohl, daß ein Liebhaber die Frau eines Mannes, in ſeiner eigenen Gegenwart, in Frauenzimmertracht beſucht, und daß ihn der Mann in der Meinung, daß es die Frau ſeines Nachbarn ſey, daſelbſt zurück läßt. Kömmt der Mann unvermuthet nach Hauſe, und findet auswendig vor der Thür ſeiner Frau fremde Frauenzimmerpantoffeln ſtehen, ſo geht er nicht zu ihr hinein. Die Weiber beſuchen auch öfters die Begräbnißſtellen ihrer verſtorbenen Freunde auſſerhalb der Stadt, welches den Liebhabern ebenfalls zur Gelegenheit dienet, ſich verkleidet dabey einzufinden. Und wer wird alle noch übrige Gelegenheiten hierzu herrechnen können, da ja ohnedies die Begierde, ſie zu erfinden, um ſo wirkſamer iſt, je mehr die Sache ſelbſt für verboten gehalten wird. Sie nehmen ſich daher aber auch ſehr in Acht, weil die Männer grauſam mit denen verfahren, die ſie auf verbotenen Wegen antreffen. So trug es ſich zu meiner

Zeit in Aſſi zu, daß der **Reis Seid** daſelbſt zu wiſſen bekam, daß ſich eine von ſeinen Frauen, und ein ſo genannter Heiliger, in dem Garten des **Seid** vor der Stadt, oftmalen zuſammen einfänden. Hierauf ließ er eines Tages von ſeinen Negern ein Stück Eiſen glühend machen, und lief ſodann im vollen Sprunge damit in den Garten, jagte den heiligen über das Plankwerk, und richtete mit dem Eiſen ſeine Frau dermaſſen zu, daß ihr nachher die Luſt gänzlich verging, ſich auf ähnliche Art zu vergehen.

Ein Mann kann ſogar, ohne eine Urſache zu haben, von ſeiner Frau geſchieden werden, wenn er will. Hat er aber eine Urſache und iſt doch Willens ſie wieder zu nehmen, ſo muß er in den Scheidebrief ſetzen: daß er keine andere Urſache habe, als die Erlaubnis, die das Geſetz ihm zugeſtehe, und er muß ihr alsdann die Summe auszahlen, die im Heirathscontrakt feſtgeſetzet worden iſt. Kann er ſie hingegen überführen, daß ſie untreu, oder aufſetzig gegen ihn geweſen iſt, und will er ſie gänzlich verſtoſſen, ſo bezahlt er ihr nichts, und der Vater, oder die Familie muß ſie wieder zurück nehmen. Aber dieſer Fall ereignet ſich ſelten, weil bey dergleichen groſſen Vergehungen, wozu auch Mord gehöret, ſo viele Zeugen und Umſtände erfordert werden, daß der **Kadi** nur ſelten nach dem Geſetz darinn urtheilen kann. Die Frau kann ſich auch von dem Manne ſcheiden, wenn ſie beweiſen kann, daß er ihr den nöthigen Unterhalt verweigert, oder auch, wenn er einen Fluch über ſie anruft mit den Worten: **Allah ilaneck**, Gott verfluche dich; oder auch, wenn er dreymal fälſchlich bey ihr geſchworen hat. Das erſtemal bezahlt er dafür vierzig Schillinge, das zweytemal giebt er einen **Abrock** oder Kopfſchmuck von einigen Dukaten am Werth, aber das drittemal ſoll er ſie fahren laſſen, und es muß ſodann ein anderer ſie erſt geheirathet, bey ihr geſchlafen und ſie wieder verſtoſſen haben, ehe er ſie wieder bekommen kann, welches doch erſt nach Verlauf von zwey Monaten geſchehen darf. Francisco deel Puerto erzählt eine andere Art, wie ein Mauer mit ſeiner Frau verfuhr, die ihm untreu geweſen war. Nachdem ſie waren geſchieden worden, bekam er Luſt, ſie unter der Bedingung wieder zu nehmen, daß ſie in einem vierzehntägigen Arreſt mit dem häßlichſten Neger, den man finden könnte, eingeſchloſſen werden ſollte, worein ſie auch gerne willigte, und worauf er ſich auf's neue mit ihr verheirathete. Wenn die abgeſchiedene Frau eben ein Kind zu ſäugen hat, ſo kann ſie ſelbiges nicht eher, als nach zwey Jahren, abgewöhnen, in welcher Zeit der Mann ſie unterhalten muß.

IV.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1.

Schreiben, an Herrn Clavier du Pleſſis, Herausgeber der Archives Mytho-hermetiques zu Paris;*) von L—d.

Erlauben Sie mir, daß ich mich des Rechts bedienen darf, daß Sie ausdrücklich Ihren Leſern ertheilet

---

*) Da der Verfaſſer dieſes Briefs im Franzöſiſchſchreiben nicht ſo geübt iſt, um ſeine Gedanken einem franzöſiſchen Schriftſteller in

haben, Ihnen ihre Gedanken ſowohl über die Art, wie Sie den Gegenſtand des Mytho-Hermetiſchen Archivs behandeln, als über dieſen Gegenſtand ſelbſt zum Einrücken in daſſelbe mitzutheilen. Ich werde dieſes Recht nicht mißbrauchen, und das, was ich darüber denke, gerade und ohne Argliſt herausſagen, auch dabey die Achtung nicht aus den Augen ſetzen, die man jedem Manne von Verdienſt ſchuldig iſt. Der ungenannte Verfaſſer, der dem zweyten Stücke Ihres Archivs angehängten Kritik, ſcheint mir nicht durchgängig offenherzig darinn zu Werke gegangen zu ſeyn, wie Sie ſelbſt in Ihren dieſer Kritik beygefügten Obſervations zu argwöhnen ſcheinen, und ſolches auch aus ſeinem vorgeſchlagenen Verſuch zu einem Perpetuum Mobile, deſſen Möglichkeit er doch ſelbſt läugnet, ferner aus ſeiner lächerlichen immerwährenden Lampe, und aus ſeiner am Ende gethanen Aeuſſerung, daß er nicht wiſſe, ob er noch lange der Verſuchung widerſtehen werde, einige glänzende Verſuche zu machen, die treffend genug wären, um ohne Widerrede die hermetiſche Wiſſenſchaft, gegen die beleidigenden Beſchuldigungen, die man ihr mache, zu rechtfertigen, deutlich genug erhellet. Wenn Sie, mein Herr, in einigen Stellen Ihres Archivs für Zweifelſucht warnen, ſo wird gewiß Ihre Abſicht dabey nicht ſeyn, allen Unterſuchungen über die Statthaftigkeit des Gegenſtandes der hermetiſchen Philoſophie den Weg zu verſperren, ſo wenig als Sie die Art, wie Sie dieſe Materie behandeln, einer billigen und gemäßigten Kritik wer-

---

dieſer Sprache vorlegen zu können, aber auch nicht weiß, ob Herr du Pleſſis Deutſch verſtehe, oder jemand an der Hand hat, der ihm dieſen Aufſatz ins Franzöſiſche überſetzen könnte; ſo hat er denſelben in ſeiner Mutterſprache durch den Druck bekannt machen wollen, in Hoffnung eine Mittelsperſon zu finden, die die Mühe einer franzöſiſchen Ueberſetzung gefälligſt übernähme und dem Herrn du Pleſſis zum Gebrauch für ſeine Archives mittheilte.

werden entziehen wollen. Ich gehe alſo ohne fernern Umſchweif an das Werk ſelbſt, über welches ich Ihnen einige Anmerkungen mitzutheilen mir die Ehre gebe, mit Bitte, daß Sie ſolche einer geneigten Aufnahme und die darinn vorgetragenen Zweifel einer gütigen Beurtheilung und Prüfung würdigen mögen. Dieſes allein iſt der Weg, zur Wahrheit zu gelangen. Die hermetiſche Wiſſenſchaft würde ſich wenig Kredit erwerben, wenn ihre Lehrer verlangen wollten, daß man ihre Verſicherungen und Lehrſätze ſo gerade zu, ohne Prüfung, blos auf Treue und Glauben annehmen ſollte.

Ich fange bey der Einrichtung des Werks an. Aus den zwey erſten Theilen, die Sie uns gegeben haben, läßt ſich noch nicht einſehen, ja nicht einmal errathen, was Sie für einen Plan entworfen haben. Ihre Abſicht iſt zwar, die Fabeln und Allegorien der Alten durch die hermetiſche Philoſophie, die ſie unter ihrem Schleyer verbargen, zu erklären; und durch vollſtändige Beweiſe, die aus der ſtrengſten und unpartheyiſchen Unterſuchung herfließen ſollen, die Wahrheit oder Falſchheit dieſer Philoſophie darzuthun. Nach dem Inhalte der beyden erſten Hefte ſcheinet aber Ihre Hauptabſicht auf die Beſtätigung der hermetiſchen Philoſophie gerichtet, und die Erklärung jener Fabeln und Allegorien, ein Nebenwerk zu ſeyn. Ich will nicht anführen, daß ſich von einer ſolchen Erklärung in dieſen beyden erſten Stücken Ihres Archivs noch nichts findet, weil Sie ſagen, daß Sie zuvörderſt die Grundſätze dazu darlegen, das iſt, wie ich denke, einen Begriff von dem Gegenſtande und den einzelnen Theilen dieſer Philoſophie, geben müßten. Dieſes letztere ſcheinen Sie durch die aus dem Pömander des Hermes, aus der Preisabhandlung eines Ungenannten im erſten, und den übrigen Schriften in dem zweyten Stücke gelieferten Auszüge bewerkſtelligen zu wollen. Aber werden Ihre Leſer würklich dadurch einen deutlichen Begriff von dem Gegenſtande und den Theilen der hermetiſchen Philoſophie erhalten? kömmt wohl in dem ganzen Pömander etwas von einer allgemeinen Arzney vor? und wird das Mittel zur Vervollkommnung der menſchlichen Natur, das Hermes etwa in Gedanken gehabt haben mag, nicht eher ein moraliſches als ein phyſiſches geweſen ſeyn? — Um mehr Licht in dieſe Materie zu tragen, würden Sie, meiner Meynung nach, beſſer gethan haben, wenn Sie den ganzen Inhalt der hermetiſchen Philoſophie, nach ſeinen einzelnen Theilen, eben ſo beſtimmt angegeben hätten, als es in Anſehung des Hauptgegenſtandes derſelben, welches Ihrer Meynung nach, die allgemeine Arzney ſeyn ſoll, geſchehen iſt. Sie hätten ſodann bey jedem einzelnen Theile Stellen aus dem Pömander des Hermes, als des Vaters dieſer Philoſophie angeführt, um Ihre Behauptungen dadurch zu unterſtützen. Bey Ihrem Verfahren aber werden viele Leſer ſchwerlich erkennen, und aus den öfters ſinnloſen und verwirrten Vorſtellungen des Hermes errathen können, daß der Inhalt ſeiner Philoſophie eine Darſtellung des erſten glückſeligen Zuſtandes der Menſchheit, der Verluſt dieſes Zuſtandes und ein Vorſchlag eines Mittels zur Wiedererlangung deſſelben ſey; ſie werden eben ſo wenig deutlich einſehen, durch welches Verſchulden ſie aus dem Beſitze dieſes glückſeligen Zuſtandes geſetzt worden ſind, als man aus den Worten des Hermes auf die Möglichkeit einer allgemeinen Arzney ſchließen kann. Sie werden gewiß auch ſelbſt nicht in Abrede ſeyn, daß die dem Texte des Pömander beygefügte Erklärung größtentheils unbeſtimmt und unzulänglich ſey, und bey weitem nicht ſo ins Detail gehe, als es eine ſo verwirrte und transſcendentale

Vorſtellungsart, die von der gewöhnlichen reinen und beſtimmten Art zu denken ſo ſehr abweicht, zu erfodern ſcheinet. Wir glauben es gewiß nicht, daß Sie in der Meynung ſtehen ſollten, als wäre dieſe Art über Dinge nachzudenken, deren ſich insgemein die aus der Mode gekommenen Kabbaliſten, Theoſophen und Goldmacher zu bedienen pflegen, die richtige; vielmehr werden Sie mit mir unſerm Jahrhunderte Glück wünſchen; daß der menſchliche Verſtand an beſſere Ausſichten ſich immer mehr gewöhnt, alle Hirngeſpinſte verwirft, und bey Behauptungen entweder auf wahre Thatſachen und unbezweifelte Erfahrungen, oder auf unumſtößliche Vernunftſchlüſſe und untadelhafte Augenzeugen dringt; und eben ſo gewiß glaube ich, daß es nicht Ihre Abſicht ſeyn kann, durch die Herausgabe Ihres Archives jene chimäriſche Philoſophie, die in den Zeiten der Barbarey, des Aberglaubens und der Finſterniß der menſchlichen Vernunft geherrſcht hat, und in einigen Ländern von Europa noch herrſcht, zu begünſtigen, ihren Samen von neuem auszuſäen, und die modernden Früchte davon, durch Europa zur Verbreitung einer anſteckenden Seuche, zu vertheilen.

Doch ich will auf die Erklärung der Fabeln und Allegorien des Alterthums einſtweilen Verzicht thun, und vor der Hand annehmen, daß ſich Ihre Abſicht blos auf den Inhalt der hermetiſchen Philoſophie ſelbſt einſchränke. Sie ſagen, daß Sie durch vollſtändige Beweiſe, die aus der ſtrengſten und unpartheyiſchten Unterſuchung hergeleitet werden ſollen, die Wahrheit oder Falſchheit der hermetiſchen Philoſophie, (oder deutlicher, des Vorgebens einer allgemeinen Arzney zur Wiederherſtellung des geſunkenen geiſtigen und phyſiſchen Zuſtändes der menſchlichen Natur) darthun wollten. Aber ich bitte Sie, ſagen Sie aufrichtig, ob Sie nicht mit einem ſtarken Grade von Prädilection für dieſen Gegenſtand an Ihr Werk gegangen ſind? ob das, was Sie Unterſuchung nennen, auch das ſey, was die Bedeutung dieſes Worts mit ſich bringt? und ob ſie bey ſo bewandten Umſtänden ſtreng und unpartheyiſch ſeyn könne? Ich muß mich deutlicher hierüber erklären. Sie nennen es gleich zu Anfange ein gemeines Vorurtheil, wenn man an der Möglichkeit eines Beweiſes der Quadratur des Zirkels, der immerwährenden Bewegung und der allgemeinen Arzney zweifelt; und die Urſach, warum die Akademien hierüber noch kein entſcheidendes Urtheil gefället hätten, liege darinn, daß ſie bis jetzt noch keinen Grund kennten, der eine Demonſtration derſelben unmöglich mache; Sie nennen das, was gegen die Möglichkeit einer ſolchen Demonſtration eingewendet worden iſt, Sarkasmen, und diejenigen, die dieſe Möglichkeit beſtritten haben, Ungläubige, die nicht einmal die Beſchaffenheit der vorgetragenen Fragen kennten und davon nur falſche und verworrene Begriffe hätten; ob Sie, mein Herr, gleich kurz darauf ſagen, daß Sie ſich keinesweges anmaßen wollten, über die Statthaftigkeit oder Unſtatthaftigkeit dieſer Gegenſtände zu entſcheiden. Ferner ſagen Sie, daß man gegen die hermetiſche Philoſophie, oder ihren Gegenſtand, die Univerſalarzney, ebenfalls, wie bey der Quadratur des Zirkels und der immerwährenden Bewegung, widerſprechende Vorurtheile habe. Sie ſagen, daß dieſe Wiſſenſchaft von einer Univerſalarzney von unzähligen Meiſtern wiſſenſchaftlich abgehandelt worden ſey, und daß ſie ſämmtlich einerley Grundſätze anerkennten, die vollkommen miteinander übereinſtimmten; daß man dieſe Uebereinſtimmung den Zweiflern mit Vortheil entgegen ſtellen könnte, und daß es ein ſtarker und der hermetiſchen Wiſſenſchaft günſtiger Grund ſey, daß unter der großen Anzahl von Meiſtern viele, die nach dem Zeugniſſe gleichzeitiger Schriftſteller ſehr berühmt geworden, ihren erworbenen Ruhm durch ſolche betrügeriſche Produkte, wofür man ihre Werke halte, gewiß nicht würden in Gefahr haben ſehen und ihr Andenken entehren wollen, wenn ſie nicht in dieſer Wiſſenſchaft lichtvolle Wahrheiten erkannt hätten, u. ſ. w. Aus allen dieſen Sätzen erhellet, daß Sie im Voraus für dieſe Wiſſenſchaft eingenommen ſind, daß dieſe Prädilection vielen Antheil an Ihren Unterſuchungen nimmt, daß ſie den Beweiſen, die Sie vorbringen, eine ſtärkere Kraft beylegen muß, als ſie würklich beſitzen, und daß Sie überhaupt dieſen Gegenſtand nicht unmittelbar in die Augen Ihres Verſtandes faſſen, ſondern nur durch dieſes Medium, das ihn nothwendig in keinem reinen und unverhüllten Lichte erſcheinen läßt, betrachten.

Ihre Unterſuchungen gehen nicht gerade auf das Weſen und die innere Beſchaffenheit des Gegenſtandes der hermetiſchen Philoſophie ſelbſt; Sie unterſuchen nicht, ob und wie es nach dem dermaligen geiſtichen und phyſiſchen Zuſtande der menſchlichen Natur möglich ſey, ihre Vervollkommung durch Hülfe einer allgemeinen Arzney zu bewirken, und worinn in der Natur des Univerſums dieſes Univerſal liege. Sie laſſen ſich eben ſo wenig auf eine Zergliederung der erſten Beſtandtheile ſolcher Subſtanzen, aus welchen dieſe Arzney gezogen werden könnte, als auf die Art und Weiſe ihres Gebrauchs, ihre Kräfte und Würkungen ein. Statt deſſen nennen Sie die in dem dreyzehnten und vierzehnten Abſchnitt des Pömander auf eine dunkle und unverſtändliche Art vorgetragene Materie, der Sie nicht einmal eine Aufklärung beyfügen, ſondern ſtatt deſſen auf die fernere eben ſo unverſtändliche Ausführung des vierzehnten Abſchnittes verweiſen, wichtig und fügen hinzu, daß eben dieſe Wichtigkeit und die ſowohl dem Verfaſſer (Hermes) und dem Ueberſetzer (de foix) gebührende Achtung uns von dem Gedanken entfernen müßte, ſie für Galimathias zu halten, wovon ſie allerdings, wie Sie ſelbſt ſagen, ganz das Anſehn habe; und das Uebrige, was Sie zur Erklärung dieſer dunkeln Stellen beybringen iſt keinesweges, für denjenigen Theil Ihrer Leſer, für welche Sie, laut Ihrer Vorrede, ſchreiben, befriedigend. Ich darf alſo mit Grunde behaupten, daß mir Ihre Unterſuchungen eben ſo wenig ſtreng vorkommen, als ich ſie, wegen Ihrer an mehrern Stellen verrathenen Prädilektion für ganz unpartheyiſch erkennen kann. Denn ob Sie gleich ſagen, daß, ungeachtet Sie geneigt ſchienen, die hermetiſche Wiſſenſchaft zu begünſtigen, Ihre Abſicht gleichwohl nicht ſey, ihr Wahrheiten aufzuopfern, die lichtvoller wären als die, die ſie uns darſtelle, und daß dieſe Wiſſenſchaft durch den angeblichen Vortheil Gold zu machen, Sie noch nicht ſo irre geführet habe, als ihre neuern Anhänger; ſo behaupten Sie doch gleich darauf wieder, daß, wenn die allgemeine Arzney die geringern Metalle würklich in das alte reinſte Gold und Silber zu verwandeln fähig ſey, es noch minder ſchwer ſeyn müſſe, ſich vorzuſtellen, ja wohl gar zu beweiſen, daß dieſe Arzney auf die vorzüglichſte Weiſe die Kraft beſitze, den Geſundheitszuſtand der Menſchheit zu verbeſſern. Es iſt alſo ſo viel gewiß, daß Sie zwar hier und da Ihre Prädilection für eine ſolche Arzney zu verbergen ſuchen, daß Sie aber dieſelbe immer wieder hervorblicken laſſen, und auch wohl deutlich zu erkennen geben. Selbſt darinn, daß Sie einen weitläuftigen Auszug aus der Preisabhandlung des Ungenannten, mit der Ueberſchrift: Aux grands maux les grands remèdes, liefern, die, Ihrer Meinung zu Folge, nach den Grundſätzen der hermetiſchen

Wiſſenſchaft abgefaßt iſt, und die Gründe für die Möglichkeit oder wohl gar Würklichkeit einer ſolchen Arzney enthalten ſoll, und auch darinn, daß Sie kein Urtheil über dieſe Abhandlung, weder für noch wider ihren Inhalt, fällen, ſcheint mir ein Grund zu liegen, daß Sie für dieſen Gegenſtand zum voraus eingenommen ſind.

Sie ſelbſt führen auch ſchon Beweiſe, daß die Sache reell ſey, und ſuchen ihr dadurch Kredit zu verſchaffen; und dieſe Beweiſe ſind eben die, welche die Alchemiſten gemeiniglich zu führen pflegen — Auctoritäten. Sie nennen dieſe Beweisart wichtig und zweifeln, ob es möglich ſey, ſie mit gutem Erfolge zu beſtreiten; und doch iſt, nach dem Zeugniſſe aller Weltweiſen und einer richtigen Logik, in Sachen, die nicht hiſtoriſche Fakta, ſondern Sätze und Meinungen aus der Philoſophie betreffen, dieſe Art der Beweiſe gerade die ſchlechteſte. Dieſe Dinge müſſen entweder durch richtige Vernunftſchlüſſe, die auf Grundſätzen, die durch ſich ſelbſt erhellen, beruhen, oder durch richtige vor den Augen ſolcher Zuſchauer, die von der Sache Kenntniß und Wiſſenſchaft beſitzen, angeſtellte Verſuche und Erfahrungen bewieſen werden. Bloße Behauptungen, daß es ſich wirklich mit der Sache ſo verhalte, daß man davon als einer ganz ausgemachten Sache reden gehöret, oder daſſelbe ſelbſt geſehen und gehöret habe, ſind hier ſchlechterdings verwerflich. Daß die von Ihnen angeführten Gewährsmänner, Albertus Magnus, Thomas Aquinas, Raymund Lullus, Arnaud de Villeneuve, Meyer, Paracelſus, Flamel, Pierre Faber, der Graf de la Marche Treviſane, Zachaire, d'Eſpagnet und die beyden Schriftſteller unter den erdichteten Namen Cosmopolit und Philaletha, der Sache kein ſo großes Gewicht geben, wie Sie denken, und daß es allerdings möglich ſey, ihr Zeugniß mit gutem Erfolge zu beſtreiten, will ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen durch einen Auszug aus einem Werke darzuthun, das von einem deutſchen Gelehrten herrühret, der ſich durch ſeine tiefe Kenntniß in der Chemie und geſammten Naturlehre die allgemeine Hochachtung ſeiner Landsleute erworben hat. Ich gebe dieſen Auszug aber nicht blos in der Abſicht, um jene Zeugniſſe und die darauf gegründete Auctorität zu entkräften, ſondern auch wegen des von Ihnen abgehandelten Gegenſtandes ſelbſt. Um deswillen finde ich für nöthig zu bemerken, daß von allen Alchemiſten behauptet werde, daß eben das Mittel, welches ſtatt einer allgemeinen Arzney diene, auch fähig ſey, die unedlen Metalle in ächtes Gold und Silber zu verwandeln. Sie ſelbſt behaupten dieſes, wenn Sie ſagen: „Wer das Mehrere kann, kann auch das Wenigere. Wenn die allgemeine Arzney die geringern Metalle würklich in weit reineres Gold und Silber, als es aus den Gruben zu Tage gebracht wird, zu verwandeln fähig iſt; ſo muß es noch leichter ſeyn, ſich vorzuſtellen, ja vielleicht gar zu beweiſen, daß ſie auf die vorzüglichſte Weiſe die Kraft beſitze, den Geſundheitszuſtand der Menſchheit in ihren ſchwächlichen Individuen, durch deren Leiden und öfters frühzeitigen Tod die Entvölkerung immer weiter um ſich greift, zu verbeſſern.“ Ich ſchlieſſe alſo, in einem umgekehrten Verhältniſſe: Wenn bewieſen werden kann, daß es nicht möglich ſey, geringere Metalle in Gold und Silber zu verwandeln, ſo folgt, daß auch eine allgemeine Arzney zur Verbeſſerung des verſchlimmerten Geſundheitszuſtands der Menſchheit unmöglich ſey. Da nun mein Buch, woraus ich den folgenden Auszug liefere, die Unmöglichkeit beweiſt, unedle Metalle in Gold zu verwandeln, ſo beweiſt es auch eo ipſo, daß es unmöglich ſey, eine Univerſalmedizin zu erfinden. Der Verfaſſer dieſes Buch iſt Herr **Johann Chriſtian Wiegleb**, der römiſch kaiſerlichen Akademie der Naturforſcher und der Churmaynziſchen Akademie nützlicher Wiſſenſchaften Mitglied und Churſächſiſcher Apotheker zu Langenſalz; das Buch iſt im Jahre 1777 bey Carl Friedrich Hofmann zu Weimar auf 432 Oktavſeiten, ohne eine zwey Bogen lange Vorrede, gedruckt worden, und führet den Titel: **Hiſtoriſch-kritiſche Unterſuchung der Alchemie, oder der eingebildeten Goldmacherkunſt; von ihrem Urſprunge ſowohl als Fortgange, und was nun von ihr zu halten ſey.**

Da Sie beyde Partheyen in Ihrem Archive ſprechen laſſen, ſo wünſchte ich ſehr, daß Sie, wo nicht auch meinem Urtheile über Ihre periodiſche Schrift, doch zum wenigſten dem folgenden Auszug eine Stelle in demſelben gönneten, und, im Fall Sie die darinn vorgetragenen Gründe wider die Alchemie für widerlegbar halten, Ihre Gegengründe ebenfalls bekannt machten, weil es bis jetzt noch niemand in Deutſchland unternommen hat, dieſe Kunſt gegen den Verfaſſer zu vertheidigen.

Gleich zu Anfange ſucht Herr **Wiegleb** zu beweiſen, daß alle Künſte von den Menſchen ſelbſt, theils durch langes Nachſinnen, theils durch Zufall von jeher haben erfunden werden müſſen; daß in dem ganzen Weltalter vor Chriſto diejenige zuſammenhängende Wiſſenſchaft, die wir jetzt unter dem Namen **Chemie** begreifen, nicht anzutreffen ſey, obgleich einige jetzt mit darunter gehörige Arbeiten von den Menſchen ausgeübt worden wären, beſonders wird die metallurgiſche Wiſſenſchaft, wovon die ſicherſten Spuren in den älteſten Schriften häufig angetroffen werden, für den erſten Grund der ganzen heutigen chemiſchen Wiſſenſchaft erkannt, und die Grenzen ihres ehemaligen Umfangs ge-

nau

Plan abgeſteckt. Ich will aus dieſer Einleitung ſoviel als der Raum geſtattet, ausführen.

In der heiligen Schrift findet man ſchon deutliche Spuren, daß die Menſchen, von ihrem Urſprunge an, bey der nothdürftigen Anwendung der natürlichen Körper, als Gegenſtände der Chemie einige Kenntniſſe von ihren Eigenſchaften erlangen mußten. Denn als **Noah** Weinberge gepflanzt hatte, machte er aus den Trauben Wein, und erfuhr erſt hernach, aus deſſen Gebrauch, die berauſchende Kraft deſſelben, die ihm wahrſcheinlich zuvor noch nicht bekannt geweſen war. (1 B. Moſ. 9, 21.) Die Würkung der Gährung erkannte auch **Hiob**, indem er ſagt: „Der Athem iſt in meiner Bruſt ſo beklemmt, wie der Moſt, wenn er verſtopft wird, und neue Fäſſer zerſprengt.“ (Hiob 32, 19.) Auch iſt ſchon in den älteſten Zeiten bekannt geweſen, Eßig zu machen, (2 B. Moſ. 6, 3.) wie auch die Bereitung der Butter aus der Milch, (1 B. Moſ. 18, 8.) welche **Salomo** deutlich beſchreibt. (Sprüchw. 30, 33.) Eben ſo war die Auspreſſung der Oele (2 B. Moſ. 27, 20.) die Bereitung der Seife (Jeremias 2, 22.) des Sauerteigs (2 B. Moſ. 13, 3. 7.) und die Kalkbrennerey (1 B. Moſ. 11, 3.) bekannt. Gleiche Beweiſe bringt der Verfaſſer auch von dem Glaſe, der Glaſur töpferner Gefäße, der gefärbten Seide und der Ausſcheidung des Salzes vom Waſſer, bey; und thut auch ein Gleiches in Anſehung dieſer und noch anderer Gegenſtände der Chemie, wovon er die Nachrichten aus den alten Profanſchriftſtellern anführt. Aber alle dieſe Kenntniſſe ſind keinesweges als Beweiſe anzuſehen, daß ſchon zu den damaligen Zeiten diejenige Wiſſenſchaft, die wir in unſern Tagen unter dem Namen **Chemie** verſtehen, bekannt geweſen und ausgeübt worden ſey. Alle dergleichen Arbeiten wurden nicht nach gründlichen

Einſichten und kunſtmäßigen Regeln, noch vielweniger in ſyſtematiſchen Zuſammenhange, ſondern blos nach einer erkannten grundloſen Mechanik, alſo blos empyriſch, ausgeübt. Jene Altväter waren alſo ganz ſicher eben ſo wenig Chemiſten, als es in unſern Tagen jene Bauern ſind, welche aus Lein- und Rübſamen Oel preſſen, Pech und Wacholder deſtilliren, Kühnruß ſublimiren, Brandwein brennen, u. dergl.

So iſt es auch mit einem andern Zweige der Chemie, nemlich der **Metallurgie**, beſchaffen. Sie iſt ebenfalls aus den einfachſten Beobachtungen entſprungen, wie alle übrigen; und ob man gleich den erſten Menſchen die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen muß, daß ſie es darinn weiter, als in vielen andern Dingen gebracht haben; ſo bleibt es doch gewiß, daß ihre erlangte metallurgiſche Erkenntniß dennoch mit der unſrigen gar nicht zu vergleichen iſt, und daß ſie auch deswegen gar keine Anſprüche darauf machen können, Chemiſten geweſen zu ſeyn. Die heilige Schrift zeiget unter andern an, daß in derjenigen Gegend, wo das erſte Menſchenpaar von Gott eingeſetzt worden war, ein Fluß, Piſon genannt, geweſen ſey, der um das Land Hevila oder Chavila ging, wo man Gold gefunden hätte. (1 B. Moſ. 2, 11. 12.) Und nach dem hiſtoriſchen Zeugniſſe des Herrn Ritter Michaelis (in deſſen Anmerkungen über das erſte Buch Moſ. S. 18.) beſtätiget es ſich auch, daß ehedem daſelbſt würklich berühmte Goldgruben und Goldfiſchereyen vorhanden geweſen ſind. Es iſt alſo ſehr wahrſcheinlich, daß die Menſchen auf einem ſehr einfachen Wege, ohne beſondere göttliche Offenbarung, Kenntniſſe von dem Daſeyn der Metalle, und zwar von dem Golde am allererſten, erlangt haben. Es iſt auch wahrſcheinlich, daß ſie, durch eine ſolche Veranlaſſung, indem ſie die glänzenden Goldkörner erblickt,

blickt, auch die benachbarte Erde der goldführenden Flüſſe mit der Zeit unterſucht und daſelbſt mehrere Spuren von demſelben hellglänzenden Körper, auch in den Steinen, entdeckt haben, wovon ihnen der hellſtralende Glanz und Biegſamkeit, ſo ihn von allen übrigen damals noch erkannten Körpern vorzüglich unterſchied, nicht unangenehm geweſen ſeyn mag. Die heilige Schrift lehret uns ferner, daß der achte Menſch nach Adam, **Tubalkain**, ſchon ein Mann geweſen ſey, **der alles zu hämmern verſucht habe, und endlich ein Eiſen- und Kupferſchmid geworden ſey.** (1 B. Moſ. 4, 22.) In dieſer Stelle findet man nun würklich eine ſehr natürliche Beſchreibung und eine ſehr deutliche Spur der ſtufenweiſen Erfindung der Metalle. Die glänzenden Goldkörner machten zuerſt ſeine Neugierde rege, und da ſie dem Schlage eines harten Körpers nachgaben, ſo verſuchte er ſolches auch an andern ähnlichen glänzenden Materien, bis er endlich ſolche Metallarten auch aus den Steinen und Erzten abzuſondern und zuſammen zu ſchmelzen gelernt hat. Um dieſe Meynung von der urſprünglichen Erfindung der Metalle mehr zu beſtätigen, bringet der Verfaſſer eine Menge hiſtoriſcher Zeugniſſe aus den heiligen ſowohl als Profanſcribenten, bey, wodurch bewieſen wird, daß vornemlich Aſien und Afrika, als die beyden Theile der Welt, welche von den Menſchen zuerſt bevölkert worden, ehedem an Gold und Silber einen ausnehmenden Ueberfluß gehabt haben, ſo, daß daſelbſt beynahe alle Flüſſe Goldkörner im Sande geführet, und die ganze Erde mit Golde ſchwanger geweſen ſey; welche Zeugniſſe ich aber, um nicht gar zu weitläuftig zu werden, übergehen muß. Nachdem Herr **Wiegleb** auch das, was **Plinius** in ſeiner Naturgeſchichte von der metallurgiſchen Wiſſenſchaft als ſchon bekannt anführt, beygebracht hat; ſo ſagt er: „dies ſind doch wohl deutliche Spuren, daß die erſten Bewohner der Erde von dieſen glänzenden Schätzen ſehr frühzeitig Anlaß zur Erkenntniß gehabt, und daß ſolche bey ihnen auch nach und nach immer mehr ausgebreitet worden, bis ſie endlich nach einer langen Erfahrung, dieſe Körper noch beſſer zu benutzen gelernt haben. Es erhellet daraus, daß kein Zweig der Chemie früher Wurzel geſchlagen und ſich mehr ausgebreitet habe, als die metallurgiſche Erkenntniß; und man kann daher mit Recht in dieſer den Urſprung unſerer ganzen heutigen ſyſtematiſchen Chemie feſtſetzen.“ Chams Nachkommen ſind diejenigen, die ſich in Aegypten niedergelaſſen und die Erforſchung allerley nützlicher Wiſſenſchaften, als der Meßkunſt, Sternkunde, Arzneywiſſenſchaft und Naturlehre, mit Inbegriff der metallurgiſchen Wiſſenſchaft, ſich beſonders haben angelegen ſeyn laſſen. Der erſte Verſuch, dieſes glänzende Metall von den Steinen und Erden abzuſondern, konnte wohl kein anderer ſeyn, als daß ſie dergleichen entdeckte goldträchtige Steine ins freye Feld brachten und zerſchlugen; wobey ſie dann glücklich beobachtet haben müſſen, daß ſich auf ſolche Art die glänzenden biegſamen Adern ziemlich gut davon abſondern und von den gröbern erdigen und ſteinigen Theilen befreyen ließen. Anfänglich muſte alles Gold nur ſo benutzt werden, wie es die Natur gegeben hatte, bis man erſt in der folgenden Zeit, durch die Erkenntniß von dem Daſeyn mehrerer Metalle zu der Urſache des Unterſchieds des Goldes, nemlich der fremdartigen Beymiſchung und zur Ausſchmelzung der unedlen Metalle, womit weit mehrere Schwierigkeiten verknüpft waren, als mit der nachherigen Feinmachung des Goldes, geleitet wurde. Dieſe unedle Metalle wollen aber bekanntermaſſen gewiſſe nothwendige Zuſätze haben, wenn ſie das enthaltene Metall fahren laſſen ſollen, welche zu finſuben wieder eine beſondere Erkenntniß erſodert; und wenn nun alles dieſes entdeckt worden, ſo hat die bloße Ausſchmelzung dieſer Metalle wieder ihre beſondere Schwierigkeiten. Nach allen dieſen Erfahrungen war es ſodann erſt noch nöthig, daß ſie die beſondern Eigenſchaften und Anwendungen dieſer unedlen Metalle, vornemlich des Bleyes, zur Läuterung des Goldes und Silbers, entdeckten, ehe ſie dieſen Endzweck damit haben erreichen können. Ob nun gleich viele Jahrhunderte über alle dieſe Entdeckungen verſtrichen ſeyn mögen; ſo müſſen wir ihnen doch die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie auf ſolche Art würkliche, wichtige und ſehr verborgene chemiſche Arbeiten erfunden und ausgeübt haben; obgleich ihre damalige Erkenntniß noch immer ſehr eingeſchränkt und unvollkommen war, und ſie alle dieſe Arbeiten nur blos empiriſch, ohne gründliche philoſophiſche Erkenntniß getrieben haben. Nachdem nun der Verfaſſer ſeinen Beweis von der metallurgiſchen Erkenntniß in der älteſten Zeit hinlänglich vollendet hat, ſo bemerkt er noch insbeſondere von dieſer damaligen Erkenntniß, daß ſie der wahre Grund ſey, woraus in der Folge unſere ganze heutige chemiſche Wiſſenſchaft entſprungen, und daß aus eben dieſem noch nicht hinlänglich bearbeiteten Grunde, ehe die chemiſche Wiſſenſchaft zu einiger Vollkommenheit gebracht worden war, noch ein anderes wildes Reiß entſproſſen ſey, welches in der Folge die Alchemie genennet worden.

Nach dieſer Einleitung ſchickt nunmehr unſer Verfaſſer die Meinungen der Alchemiſten über die Entſtehung, Fortpflanzung, Ausbreitung und Würklichkeit ihrer angeblichen Kunſt in folgenden acht Sätzen voraus, um ſeine Widerlegung derſelben in gehöriger Ordnung vorzutragen. I. Die Alchemiſten leiten die Goldmacher-

„kunſt vom erſten Urſprunge der Welt her, und geben vor, daß ſie den erſten Menſchen von Geiſtern wäre offenbaret worden; II. Von dieſen erſten Menſchen ſey ſie vornemlich auf die Aegypter gekommen, und von denſelben viele Jahrhunderte hindurch in Geheim getrieben worden. III. In Aegypten habe man die Grundſätze dieſer Kunſt aufgezeichnet, und dieſe Schrift in der ägyptiſchen alexandriniſchen Bibliothek aufbewahret; endlich aber wären IV. durch die Diokletianiſche Eroberung alle ihre geheimen Werkſtätte zerſtöret, und der letzte Reſt dieſer Bibliothek, der von Cäſars Eroberung her noch übrig geblieben, vollends ein Raub der Flammen worden; bey welcher Gelegenheit aber V. die plündernden Soldaten verſchiedene von dieſen Schriften entwendet hätten, die dann von ihnen in andere Länder gerathen wären. VI. Zum Beweis dieſes Urſprungs wären noch einige von den aus der verunglückten alexandriniſchen Bibliothek geretteten Schriften vorhanden, und VII. hatte ſich dieſe geheime Kunſt von der angezeigten Zeit an in der ganzen Welt auszubreiten angefangen, wäre bis auf unſere Zeit erhalten worden, würde auch noch von verſchiedenen Perſonen beſeſſen und ausgeübt; wobey ſie endlich VIII. eine Menge Zeugniſſe anführen, daß von der Zeit der Ausbreitung derſelben Kunſt, nemlich vom vierten Jahrhunderte der Chriſtenheit an, bis jetzt, immer hier und da dergleichen Verwandlungen unedler Metalle in Gold und Silber, zum Beweis der Würklichkeit einer ſolchen Kunſt, vollbracht worden wären.

Die Beantwortung dieſer Sätze ſoll nunmehr in der nemlichen Ordnung folgen.

I.

Die Behauptung der Alchemiſten, daß den erſten Menſchen die Goldmacherkunſt von den Engeln geoffenbarret worden ſey, gründen ſie auf ein Buch Henochs und auf verſchiedene Kirchenväter, die dieſe Nachricht beſtätiget hätten. In der Stelle Henochs heiße es, daß der Engel Azael unter andern auch die Kunſt, **das Gold und Silber zu bearbeiten**, erfunden habe. Ein ſolcher platoniſcher Wahnſinn braucht nur ſchlechterdings als eine bloße Erdichtung verworfen zu werden, zu geſchweigen, daß in dieſer Stelle nicht ein Wort vorhanden iſt, das auf eine Verwandlungskunſt der Metalle anſpielt. Dieſes Buch Henochs iſt ein offenbar falſches Werk, das von abergläubiſchen Juden herrührt, und von andern Schwärmern mit allerhand Erdichtungen vermehret worden; es iſt auch aus dieſem Grunde niemal mit in den Canon der heiligen Schrift aufgenommen worden. Das Anſehn der Kirchenväter reicht nicht hin, es für ächt zu halten; viele andere große Irthümer dieſer Altväter der Kirche, machen es nothwendig, ihnen nicht alles ſchlechtweg zu glauben. Auch iſt es von gar keiner Bedeutung, daß in dem Briefe des Apoſtels Juda (v. 14. 15.) eine Beziehung auf die Weiſſagung Henochs befindlich iſt; weil der Urſprung dieſer Stelle ſelbſt noch zweifelhaft iſt.

II.

Die Beſchaffenheit der Naturkenntniſſe der alten Aegypter und daß ſie keine Wiſſenſchaft von der Verwandlung der Metalle gehabt haben, erhellet ſchon aus der obigen Einleitung. Auch ihre jetzige Verfertigung des Salmiaks, wovon man im Alterthum nicht einmal eine Spur findet, daß er damals ſchon bekannt geweſen ſey, und den ſie blos mechaniſch bereiten; ferner das Vorgeben der Alten, daß den Aegyptern der Niter bekannt geweſen ſey, iſt eben ſo wenig als ihre Kenntniß der Einbalſamirung als eine Spur der Goldmacherkunſt anzu-

anzuſehen. Denn es iſt jetzt ganz entſchieden, daß der damalige Nitre ein ganz anders geartetes Salz, und keinesweges unſer heutiges Nitrum oder Salpeter geweſen iſt; und käme ihnen die Sonnenhitze in ihrem Lande bey den Einbalſamirungen nicht zu ſtatten, welche die Leichname ſchnell austrocknet, ſo würden ſie durch ihre übrigen erlernten Handgriffe und empiriſches Verfahren dabey eben nicht mehr ausrichten, als in jedem andern Lande ausgerichtet werden kann. Der erſtaunliche Reichthum der alten Aegypter iſt ebenfalls nicht als ein Beweis anzuſehen, daß ſie die Verwandlungskunſt der Metalle verſtanden haben; vielmehr iſt bekannt, daß Afrika, wovon Aegypten einen Theil ausmacht, in den älteſten Zeiten ſo voll Gold, und vielleicht noch mehr, als Amerika, war, da es entdeckt wurde. Aegypten hatte überdies Goldgruben und goldführende Flüſſe, und ihr Handel mit den goldreichen Nachbarn war der beträchtlichſte. Ausführlich widerlegt der Verfaſſer den Beweis, daß Moſes, der in der Weisheit der Aegypter unterrichtet geweſen war, durch die Verbrennung des goldenen Kalbes ſeine Kenntniß in der Alchemie gezeigt habe. Aarons Kalb war ein mit gegoſſenen goldenen Blechen behangener hölzerner oder irdener Götze, und die Verbrennung des Goldes bedeutet nichts mehr, als daß Moſes das zum Ueberzuge geformte Gold durchs Feuer zerſchmolz und ihm dadurch ſeine vorige Bildung entzog. Daß auch weder Salomo noch Cröſus, noch der Lydier Pythius, und Midas, Goldmacher geweſen, wird durch Zeugniſſe aus den heiligen und Profanſcribenten dargethan. Eben ſo wird auch die Geſchichte des goldnen Vließes der Kolchier, und des Plinius Erzählung von des Kaiſers Cajus angeſtellter Arbeit, aus dem Auripigment Gold zu ſchmelzen, befriedigend auseinander geſetzt, und die Meynung der Alchemiſten, daß das ägyp tiſche Labyrinth ein alchemiſches Laboratorium geweſen ſey, dadurch widerlegt, daß aus dem Herodot und Diodor aus Sicilien bewieſen wird, man habe die Leichname der von den Aegyptern göttlich verehrten Krokodille und anderer Thiere in den unterirdiſchen Grüften deſſelben beygeſetzt.

III.

Durch die vorige Unterſuchung fällt es von ſelbſt weg, daß Schriften von der vermeintlichen Goldmacherkunſt vor der diokletianiſchen Eroberung Aegyptens in der alexandriniſchen Bibliothek können vorhanden geweſen ſeyn.

(Der Beſchluß folgt.)

2.

Skizzen von der Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt.

Dritte Epoche

vom Verfall der Minneſinger bis zur Erfindung der Buchdruckerkunſt.

Mehrere Urſachen vereinigten ſich, unſre durch die Minneſinger ſo blühende Dichtkunſt wieder herabzubringen. Die Zerrüttungen, die das traurige Interregnum, oder, richtiger zu reden, die vielen Gegenkaiſer, die daraus entſtehenden Factionen, und das frey wü-

tende

lende Fauſtrecht in unſerm Vaterlande hervorbrachten, verſcheuchten die Muſen. Obgleich die Dichter ſeltner wurden, ſo ehrte man doch auch die wenigen, die etwa noch auftraten, nicht, wie ſonſt; der Geiſt der Nation war zu kriegeriſch. Da die Römerzüge aufhörten, fiel auch die Bekanntſchaft mit italieniſchen Dichtern weg. Die Turniere kamen aus der Mode, und mit ihnen die poetiſchen Wettſtreite. Das Joch der Hierarchie drückte immer ſchwerer, und erdrückte den Muth feuriger Köpfe. Die Provinz, die insbeſondre viel Minneſinger hervorgebracht, oder unterhalten hatte, Oeſterreich war in blutige Kriege mit den Schweizern begriffen, die ſie hinderten, an die friedlichen Muſen zu denken. Die immer steigende Pedanterey in den Schulen aller Länder unterdrückte bey jungen Leuten die Liebe zu allem, wozu man kein Latein braucht. Eine Limburgiſche Kronik behauptet zwar, daß die Teutſchen um 1350, auſſer der Kleidertracht und der Muſik, auch die Geſänge geändert hätten, worinnen aber dieſe Aenderung beſtanden, ſagt ſie nicht an. Daß im Weſentlichen der Poeſie keine vortheilhafte Aenderung erfolgt ſey, könnte man aus den Verſen ſchlieſſen, die eben dieſe Kronik anführt, wenn es ausgearbeitetere Poeſie, und nicht, nach Angabe des Kronikſchreibers, Volkslied wäre. Indeſſen wird man doch neugierig ſeyn, wie ein Volkslied von ſolchem Alterthum klinge; ich ſetze es alſo her:

Ach, reines Weib von guter Art,
Gedenk' an alle Stetigkeit,
Daß man auch nie von dir ſeit,
Das reinen Weibern übel ſteit!
Daran ſollt du denn gedenken,
Und ſollt von mir nicht wenken,
Dieweil daß ich das Leben han!
Noch iſt mir eine Klage noch

Von der liebsten Frauen mein,
Daß ihr zartes Mündlein roth
Will mir ungenädig seyn!
Sie will mich zu Grund verderben,
Und erst sie will es mir erben,
Dazu es weiß ich keinen Rath.

Wenn ich eine alte poetische Uebersetzung von des Ovid libris Amorum ausnehme, die auf Befehl des Erzherzog Albert III. von Oesterreich im Jahr 1365 verfertigt wurde, und die zu Wien im Manuscript liegt, so kann ich aus dem vierzehnten Jahrhundert keine dichterische Arbeit von Wichtigkeit mehr nennen. Nun gerieth die Poesie ganz in die Hände der Meistersänger, und die Art, wie sie diese trieben, muste sie endlich ganz verächtlich machen.

Schon einige Minnesinger waren zugleich auch Meistersänger gewesen. Denn mit den letztern Namen belegte man anfangs diejenigen, welche die Lieder der Meister in der Poesie (den Namen Meister hat man bey mehrern Minnesingern in der vorigen Epoche gefunden) öffentlich absangen, oder ablasen, die Rhapsoden, welche die Meisterstücke der schwäbischen Homere deklamirten. In der Folge wagten es diese Vorleser oder Vorsinger, anstatt blos fremde Arbeiten zu rezitiren, ihrem Auditorium auch etwas aus ihrem eignen Vorrathe mitzutheilen. Leider aber waren dies keine reife Produkte, sondern extemporirte Einfälle, und durch solche Improvisatori muste unsre Dichtkunst immer mehr verschlechtert werden. Da sie endlich als eine ganz leichte und mechanische Sache angesehen ward, ward sie eine Beschäftigung des niedrigsten Pöbels. Leinweber, Schlosser, Schuster, Tuchscheerer, Becker und Kirschner reimten. Ihr Stand hätte nichts geschadet, wenn er sie nicht veranlaßt hätte, die Poesie ganz handwerksmäßig

mäßig zu treiben, ſo ſehr, daß die Meiſterſänger ſogar, wie andre Handwerker, eigne Zünfte errichteten, die gewiſſe Ceremonien und Privilegien gleich andern Zünften hatten. Kaiſer Karl IV. gab ihnen 1378 einen Freiheitsbrief, und das Recht, ein eignes Wappen zu führen. Die Meiſterſänger haſchten nur nach Reimen, und zählten nur Sylben, ohne auf Quantität oder Harmonie Rückſicht zu nehmen. Platte und abgeſchmackte Einfälle, niederträchtige Schmeicheleyen, niedrige Ausdrücke verunſtalteten ihre ſogenannten Gedichte. Das meiſte thaten ſie ſich darauf zu gut, Melodien zu erfinden, und ihnen allerley Namen zu geben, z. E. der lange Ton, der überlange Ton, der bewährte Ton, der Roſenton, der güldne Ton, die ſilberne Weiſe, die Feilweiſe, die Preisweiſe, die Gelblöwenhautweiſe, die Cliusposaunenweiſe u. ſ. w. Um das Muſikaliſche der Poeſie deſto mehr zu kultiviren, hatten ſie Singſchulen, in denen oft Wettſtreite angeſtellt wurden; der Preis war ein Kranz. Zu Meiſterſängern wurden ſie öffentlich in der Kirche deklarirt, doch pflegten ſie ſich aus Beſcheidenheit nur Liebhaber des Meiſtergeſangs zu nennen. Am zahlreichſten waren ſie in Nürnberg, Straßburg, Memmingen, Ulm, Regensburg, Augsburg, Heilbronn, Wimpfen, und andern Reichsſtädten, wo man noch zum Theil elende Ueberreſte von ihnen findet. Maynz war gleichſam ihre hohe Schule. Für diejenigen, denen die Manier der Meiſterſänger unbekannt iſt, mag folgendes zur Probe dienen:

Ach, die ganze heilig' Schrift
Durchaus an vielen Orten
Herrlich mit dem Geſang zutrift,
Reichlich von Lehr' und Worten,
Wundert ſich der
Verwundert wer,
Wo Geſang iſt herkommen,

Aus mancher Stadt
Sein'n Urſprung hat,
Und wer es hat erfunden.
Erſtlich in dem Teutſchland
Fieng an das Meiſterſingen,
Man zählt neunhundert Jahr zuhand
Zwey und ſechzig der Dingen.
Der erſte Otto
Kaiſer war ſo
Und thät das Reich erhalten,
Leo der Acht
Zu Rom mit Macht
Das Pabſtthum thät verwalten.
Da erweckt Gott durch die Gnade ſein
Zwölf Mann in hoher teutſcher Sprach.
Doch keiner da thät wiſſen
Von dem andern, nachdem hernach
Viel Thön' lieblich gefloſſen,
Schön zugericht,
Daß es weit thät erſchallen.
Erſtlich wollt' es
Auch der Pabſtes
Anhang gar nicht gefallen u. ſ. w.

Unter ihren mehrern Zunftgeſetzen war auch dieſes, daß Hiſtorien, aus der heiligen Schrift entlehnt, geſungen werden ſollten. Dieſe machten alſo den vornehmſten Innhalt ihrer Gedichte aus, und man darf ſich alſo nicht wundern, daß die Werke der Meiſterſänger immer ſeltener wurden, je ſchärfer man den Laien die Bibel verbot. (Der letzte Meiſterſänger, der ſo viel bibliſche Geſchichten bearbeitete, **Hans Sachs**, nahm die proteſtantiſche Religion an.) In ihren Zunftgeſetzen waren auch Regeln der Proſodie enthalten, aber wie abgeſchmackt und pedantiſch! Sie nannten das Verzeichniß dieſer Regeln ihre **Tabulatur**, die ſie in ihren **Zechen**, das iſt, Zuſammenkünften, ablaſen. Sie hatten

darin.

darinnen eine eigne Terminologie z. E. Bar (Weiſe, Melodie) **Abgeſang**, **ſtumpfe Reime**, **klingende Reime**. Sie warnten darinnen vor zwey und dreißig Fehlern, z. E. „Ein **blindes Wort** iſt ein Fehler, wenn man ein undeutliches und unverſtändliches Wort vorbringet, als **Sag** für **Sache**. So viel Worte **blind** ſind, oder ausgelaſſen werden, für ſo viel Sylben wird man abgeſtraft. Ein **Halbwort** iſt ein Fehler, wenn einer ein Wort verkürzt, daß man es nicht verſtehen kann, als **ſag** für **ſagen**. Ein **Halbwort** ſtraft man für zwey Sylben.“ Wer die Regeln noch nicht wußte, hieß ein **Schüler**, wer ſie alle begriffen hatte, ein **Schulfreund**, wer einige Töne vorſingen konnte, ein **Singer**, wer nach den Melodien andrer Lieder machte, ein **Dichter**, wer einen neuen Ton oder Melodie erfindet, **Meiſter**, die Mitglieder der Zunft **Geſellſchafter**. **Singſchule** ward an Sonn- oder Feſttagen in einer Kirche gehalten. Einige Tage vorher ward es von den **Merker**, das iſt, Vorſteher angeſagt, und durch ausgehängte Tafeln in der Stadt bekannt gemacht. Jeder **Geſellſchafter** war verbunden zu erſcheinen. Bey dem Eingang der Kirche ſtand eine Büchſe, in der man Geld zur Beſtreitung der Unkoſten bey den **Zechen** ſammelte. In der Kirche war ein Gerüſt mit Vorhängen errichtet, das man den **Singſtuhl** nannte. Den Anfang machte ein **Freyſingen**, das heißt, es durfte ſingen, wer wollte, ohne Wettſtreit, ohne Belohnung. Nun ſtimmten alle **Meiſter** zuſammen ein Lied in vollem Chor an. Hierauf erfolgte das **Hauptſingen**, das heißt, es ward um die Wette geſungen, und die Lieder mußten jetzt blos aus der heiligen Schrift ſeyn. Ein **Merker** beſtimmte die Ordnung, nach der die Wetteifernden ſangen. Zu Richtern waren vier **Merker** beſtellt, der eine verglich den Innhalt des Lieds mit der Bibel, der andre gab Achtung, ob die Regeln genau beobachtet worden, der dritte unterſuchte die

Reime, und der vierte horchte auf die Melodie. Der erſte Preiß war ein Gehäng oder ſilberne Kette, der zweite ein Kranz von ſeidenen Blumen. Wer einen dieſer Preiſe davon getragen hatte, durfte das nächſtemal bey den Merkern ſitzen. Ihre andern Zechen oder Zuſammenkünfte hielten die Meiſterſänger in Wirthshäuſern. Wenn die Neulinge nach einiger Zeit losgeſprochen wurden, ſo nennte man dieſes die Freyung. — Die vier vornehmſten Schriftſteller über die Meiſterſänger ſind folgende: 1) Mag. Cyriacus Spangenberg von der edlen und hochberühmten Kunſt der Muſik, und deren Ankunft, Lob, Nutz' und Wirkung, wie auch vom Aufkommen der Meiſterſänger zu Ehren der löblichen und ehrſamen Geſellſchaft der Meiſterſänger in der Reichsſtadt Strasburg, im Jahr 1598 verfertigt. Dieſes Werk liegt noch im Manuſcript; Hanemann in ſeinen Anmerkungen zu Opitzens teutſcher Proſodie hat es benutzt. 2) Adam Puſchmanns von Görlitz (eines Meiſterſängers) gründlicher Bericht des teutſchen Meiſtergeſangs, darinnen begriffen alles, was von einem jeden, der ſich Dichtens und Singens annehmen will, zu wiſſen vonnöthen, und wie die Art und Eigenſchaft der Verſe und der Reime, Tön' und Lieder zu erkennen ſey, zuſammt der Tablatur und beiderley Strafartikeln, Görlitz 1572. 3) Kurze Entwerfung des teutſchen Meiſtergeſangs, allen deſſen Liebhabern zu Guten wohlmeinend hervorgegeben, und zum Druck verfertigt durch eine geſammte Geſellſchaft der Meiſterſänger in Memmingen, Stuttgardt, 1660. 4) Johann Chriſtoph Wagenſeil's, Doktors der Rechte, Prof. iur. publ. & L. L. Orient. zu Altorf (teutſche) Abhandlung von der Meiſterſinger holdſeeligen Kunſt, Anfang, Fortübung, Nutzbarkeit, und Lehrſätzen, ein Anhang zu ſeiner lateiniſchen Commentatione de ciuitate Norimbergenſi 1697.

1697, ohne allen Geſchmack und Kritik, und mit der ärgſten Pedanterey geſpickt. — In der Jenaer Bibliothek befindet ſich eine handſchriftliche Sammlung eines Ungenannten von mehr als dreyhundert Liedern der Meiſterſänger; die Lieder ſind nach den Tönen, in denen ſie geſungen werden ſollen, in ein Regiſter gebracht; vorne an ſteht allemal der Name des Dichters, der dieſe Töne erfunden hat. Siehe Baſ. Chriſt. Bernh. **Wiedeburg's** ausführliche Nachricht von alten teutſchen poetiſchen Manuſcripten der Jenaer Bibliothek S. 148. — Die Pedanterey der Meiſterſänger ging ſo weit, daß ſie über alle Vorfälle des gemeinen Lebens Verſe machten. **Morhof** rühmt ausdrücklich von einem, daß, als ihn Buben in den Koth warfen, er, ſo wie er wieder aufgeſtanden, ſogleich Verſe über dieſe Begebenheit extemporirt habe —

Schon um das Jahr 1350 fing man an, es für ſinnreich zu halten, wenn man halb teutſche halb lateiniſche Verſe machte. Eine Grabſchrift auf den Landgraf von Thüringen Fridericum Strenuum lautete alſo:

Hie liegt ein Fürſte lobelich,
Quem vulgus flebile pangit,
Von Miſne Marggraf Friederich,
Cuius inſignia pangit
Clerus, clauſtralis, laicus,
Den fürſtlichen leidlichen klagen
Diues, inops, altus, infirmus,
Fürſtliche Werk von ihm ſagen.
Wahrhaft, weiſe, tugentlich,
Affabilis atque benignus,
Zu Gottesfurcht ſtetiglich
Fuit hic laudarier dignus.
Da veniam Chriſte,
Laß uns Gnaden erfinden!

Annus, quod iſte
Loß werde von ſeinen Sünden!

oder auch ſo:

Tractatus admirabilis vom Stand der Chriſtenheit,
Qui diuclam delituit, wem mag es nicht ſeyn laid!

Ein groſſer Theil der damaligen Poeſien waren gereimte Kroniken. Drey ſolche hiſtoriſche Gedichte aus dieſer Epoche hat Herr D. Anton im November 1778 des teutſchen Muſäums abdrucken laſſen. Das erſte iſt ein Geſang wider diejenigen, ſo 1426 vor Außig flüchtig geworden, ein Spottgeſang, wo auch Latein eingemengt worden. Das andre, eine wahre Geſchichte, ward von Bänkelſängern geſungen. Das dritte endlich iſt ein Geſang von des König Ladislaus in Böhmen Tode, voll Bosheit und Bitterkeit, verfertigt 1457. Eben derſelbe lieferte im May des Muſeums 1777 ein Gedicht vom Jahr 1438 von den Schickſalen Kaiſer Albrecht des Zweiten, ehe er zur Regierung kam; und im October deſſelben Jahres ein Beichtbüchlein in Verſen von 1425, ingleichen Vorſchriften, wie ſich ein Schüler aufzuführen habe. Einen Meiſtergeſang vom alten Hildebrand, deſſen Jahr unbekannt iſt, theilte Herr Eſchenburg im May des Muſeums 1776 mit. Aus dieſer Zeit iſt auch wohl die Ueberſetzung in Verſen von dem bekannten Speculo ſaluationis unter dem Titel: Ein Spiegel der Menſchen-Seeligkeit, die zu Jena im Manuſcript liegt, wie Wiedeburg in der oben angeführten Schrift S. 119 bezeugt.

In die Periode der Meiſterſänger fällt der eigentliche Urſprung der teutſchen Bühne, welchen Gottſched, Löwen, die Chronologie des teutſchen Theaters und der Theaterkalender ausführlicher unterſucht haben. Die ganz erſte Veranlaſſung zu dramatiſchen

Vorſtellungen gaben die Faſtnachtsnarretheien, und in ſofern kann man unſer Theater ſo alt annehmen, als die Ausſchweifungen und Luſtbarkeiten des Karnevals ſind. Vermummungen und Poſſen legten bey uns den Grund zur Schauſpielerkunſt. Die erſten dramatiſchen Gedichte, die Faſtnachtsſpiele beſtanden aber nicht blos aus Schnurren, ſondern enthielten oft bibliſche Hiſtorien, und wurden in Kirchen und Klöſtern vorgeſtellt. Weder die ernſthaften, noch ſcherzhaften ſchrieb man anfangs nieder, ſondern man extemporirte alles. Die Nonne Rhoswitha ſchrieb zwar ſchon im zehnten Jahrhunderte Schauſpiele geiſtlichen Inhalts, aber in lateiniſcher Sprache. Das älteſte Beiſpiel einer öffentlichen Vorſtellung findet man im Jahr 1412, wo man zu Bautzen eine Komödie von der heiligen Dorothea aufführte. Nach und nach häuften ſich die Faſtnachtsſpieler ſo ſehr, daß ſie eine eigne Profeſſion auszumachen anfingen; ihre Arbeiten waren dann auch ſo handwerksmäßig, als möglich. Hanswurſt (ein ſehr alter Karakter) trat neben dem König Salomo auf, und ſchwatzte Unſinn und ſittenloſe Poſſen. Ob die Meiſterſanger gleich den Innhalt der Scenen in Knittelverſen niederſchrieben, ſo ward doch auch noch zu ihrer Zeit ihre Arbeit mit extemporirten Einfällen vermehrt. Die Meiſterſänger zu Nürnberg nahmen ſich des Theaters am meiſten an, daher man die Nachrichten von der Nürnberger Bühne in des Herrn Profeſſor Will hiſtoriſch diplomatiſchen Magazin nachſehen muß. Ein Nürnberger Meiſterſänger, Hans Schnepper, genannt Roſenblut, war einer der erſten, der geſchriebene Entwürfe von Faſtnachtsſpielen machte. Sein älteſtes Stück fällt ins Jahr 1450. Alle ſeine Dramen liegen noch im Manuſcript, ſechſe ausgenommen, die Gottſched ſeinem nöthigen dramatiſchen Vorrath einverleibt hat. Pö-

bel

boshafter Witz muß darinnen die Stelle der Laune vertreten. Zu Nürnberg, Strasburg, Memmingen und Augsburg hatten die Meiſterſänger eigne Theater, die zum Theil noch vorhanden ſind. **Morhof** gedenkt eines Meiſterſängers, welcher die Geſchichte Heinrich des Fallers beſchrieben, und ſie, wie ein Schauſpiel, in Aufzüge abgetheilt habe; aus der Rolle eines Dichters, welcher darinnen zu Anfang einer Schlacht ein Lied ſingt, hat **Morhof** eben dieſes Lied mitgetheilt.

Doch alle andre Meiſterſänger hat **Hans Sachs** verdunkelt. Er ward zu Nürnberg 1484 geboren. Ob ihn gleich ſein Vater, ein Schneider, zum Schuſterhandwerk beſtimmte, ſo ſchickte er ihn doch auch in die lateiniſche Schule. Indeſſen folgt weder daraus, noch aus den Beziehungen auf römiſche und griechiſche Schriftſteller in ſeinen Werken einige klaſſiſche Gelehrſamkeit; ſeine Beleſenheit ſtammte aus Ueberſetzungen. Er wanderte fünf Jahr lang, aber dies gab ſeine Liebe zur Poeſie, die ſich ſchon im zwanzigſten Jahre ſeines Alters an den Tag legte, nur deſto mehr Nahrung, indem er aller Orten, wo er hinkam, den Umgang mit Dichtern ſuchte. Früh, ſchon in ſeinem achtundzwanzigſten Jahre, bekannt er ſich zur evangeliſchen Religion. Sein vornehmſter Lehrer in der Dichtkunſt war ein Leinweber und Meiſterſänger zu Nürnberg **Leonhard Nunnenbeck**. Durch ſeinen poetiſchen Ruhm brachte er die Meiſterſängerſchaft zu Nürnberg, die ſchon zu verfallen anfing, wieder in ſolchen Flor, daß die Zunft zu ſeinen Zeiten daſelbſt bis zu zweyhundertundfunfzig ſtieg. Einige geben, wiewohl fälſchlich vor, er habe in den letzten Jahren ſeines Lebens das Amt eines Schulmeiſters übernommen. Er ſtarb 1576, im zweyundachtzigſten Jahre ſeines Alters, ganz ſtumpf und ſchwach. Er erfand ſechzehn neue Töne, oder Melodien, und ſchrieb von 1516 — 1567 überhaupt 6048 Gedichte. Welche Fruchtbarkeit! darunter findet man 16 bibliſche Komödien, 64 Faſtnachtsſpiele, 18 weltliche ſogenannte Tragödien, Kampfgeſpräche, Unterredungen, 59 Fabeln, 116 allegoriſche Erzählungen, Ueberſetzungen geiſtlicher Lieder, zweyundfunfzig weltliche Komödien, zweyhundertundzweyundſiebzig weltliche Hiſtorien, ſiebenundzwanzig geiſtliche Tragödien, hundertundſieben geiſtliche Gedichte, hundertundvierundvierzig vermiſchte Gedichte, hundertundſiebenundneunzig Schwänke, das iſt komiſche Erzählungen, Ueberſetzungen von vielen Pſalmen, von Jeſus Sirach, von den Sprüchen Salomos, vom Prediger, von den meiſten Evangelien und Epiſteln, und von einem Stücke vom Buche der Weisheit. Alle dieſe verſchiednen Gedichte ſind in einer Manier, in Knittelverſen. Kraft, Natur, zuſtrömende Leichtigkeit und verſchiedne karakteriſtiſche Reden werden noch immer denen gefallen, die ſich in jene Zeiten verſetzen können. Die Gewalt, die er der Sprache anthut, die Vernachläſſigung aller Quantität, die Menge Flickwörter, das viele Niedrige und Proſaiſche, die Beleidigung alles Koſtüms (ſo daß neben der Königin Jokaſta ein Zwerg und Marſchall auftritt) der Mangel an Plan ſind Fehler, die er mit ſeinen Zeitgenoſſen gemein hatte. Eine Probe von den Ueberſchriften ſeiner Gedichte ſey folgendes: „der andre Theil des vierten Buches begreifet herrliche Tragedi, ſchöne Comedi, mancherley wunderbare Hiſtorien, Geſpräch gelehrter Philoſophen, merkliche Thaten hoher Perſonen, [illegible]ige Kriegsübungen, wahrhafte Beſchreibung [illegible]er und tyranniſcher Potentaten, daraus Tugend und Wahrheit zu lernen, Laſter und Untugend zu meiden, nicht allein lieblich, ſondern auch nützlich männiglich zu leſen und zu wiſſen.“ Vieles von ſeinen Gedichten iſt noch ungedruckt, und, wer ſeine gedruckten alle haben will, muß alle Editionen zuſammennehmen, weil keine vollſtändig iſt. 1558, 60, 61 kamen drey Bände ſeiner Gedichte in Quart heraus, die öfters neu gedruckt wurden, bis 1570—1579 zu Nürnberg eine größere Sammlung erſchien, die aus fünf Bänden in Quart beſteht. Eben ſo viel Bände hat auch die Augsburger 1612—1616; die Eintheilung iſt hier in fünf Bücher gemacht, und jedes Buch hat drey Theile. Einzele Sachen von ihm ſind öfters gedruckt. Die Seltenheit ſeiner Schriften bewog Herrn **Bertuch** 1778 eine neue Ausgabe davon mit einem Gloſſarium anzukündigen, und eine kleine Probe davon herauszugeben. Aus Mangel an Subſcribenten unterblieb das patriotiſche Unternehmen. Weil man ſich vermuthlich bey der bertuchiſchen Ausgabe vor der Menge von Bänden gefürchtet hatte, ſo hat ein ungenannter Kenner teutſcher poetiſcher Alterthümer zu Nürnberg 1781 einen Auszug aus **Hans Sachs** veranſtaltet, und mit lehrreichen Anmerkungen begleitet. Eine ſehr umſtändliche (aber dabey geſchmackloſe und pedantiſche) hiſtoriſchkritiſche Lebensbeſchreibung von **Hans Sachs** gab der Prof. **Raniſch** zu Altenburg 1766 heraus. Beſſer lernt man den Werth des Dichters aus der Biographie und Karakteriſirung deſſelben von Herrn **Wieland** im April des Merkur 1776. Eben daſelbſt hat ihm Herr **Göthe** ein Denkmal errichtet in einem Gedicht: Erklärung eines alten Holzſchnittes, vorſtellend Hans Sachſens poetiſche Sendung. Denen, die in [illegible] Tagen Laune und Scherz in Knittelverſen vort[illegible] wollen, iſt **Hans Sachs** Marot und Spenſer.

V.

Naturgeſchichte.

Gedanken
zu einer Anleitung für die, welche Gelegenheit haben, Gebürge zu unterſuchen, und mit der natürlichen Geſchichte derſelben bekannt zu werden.

Man bemerke die Größe eines Gebürges in der Länge und Breite, ſammle die verſchiedene Berg- und Gang-Arten, ſo weit man ihnen beykommen kann, in nachſtehender Ordnung.

Man wähle ſich beſonders einen Berg darunter zu ſeinem Hauptaugenmerke, in welchen ein Bau verführet wird, oder, wo das Geſtein deutlich am Tage lieget, beſchreibe dieſen beſonders nach ſeiner charakteriſtiſchen Lage gegen die umherſtehende Flüſſe, Bäche, Berge, bewohnte Gegenden. Man beſtimme ſeinen Umfang und ſeine Höhe, ſein ſanftes oder jäheres Aufſteigen, nach den Weltgegenden, die Ungleichheit ſeiner oberen Fläche an Schluchten und Erhöhungen.

Ob er ſeiner innerlichen Beſchaffenheit nach gleichartig ſey, und woraus die Bergart beſtehe? ob es ein abgeſetztes Gebürge ſey? woraus jeder dieſer Abſätze beſtehe? was er für ein Streichen habe? Ob und was für einen Winkel er mit einer ſöhlichen Fläche mache? wie mächtig er ſey? Ob es ein aufgeſetztes Gebürge ſey?

Ob die Erd- und Steinlagen eine völlig ſohlige Lage haben? oder, ob und unter welchen Winkel ſolche nach einer gewiſſen Gegend einſchieſſen? woraus jede Erde oder Steinlage beſtehe? wie machtig ſie ſey? ob es ein unordentliches und ungleich artig zuſammengeſetztes Gebirge ſey? Ob die Erd- und Steinlage in gleichförmiger Lage den ganzen Berg durchſetzen, und die Miſchung gleichförmig, oder manche Theile weniger oder mehr da ſind? Wie dieſe Lage von der Dammerde hinein der Ordnung nach aufeinander folgen?

Zu welcher Art von Geſteinen und Bergarten gleichartig, oder gemiſcht, feſte oder locker, fein oder grob Körnigt, von welcher Textur, Farbe, wie mächtig ſie in jedem Lager ſey? Aus was für Theilen die gemiſchten Erdarten zuſammen geſetzt ſind? Ob einige Lager aus bloßen Geſchieben zuſammen geſchwammt ſind? Was bey dem einen oder dem andern die bindende Materie geweſen? Was man den verſchiedenen Lagern an dem Orte für Namen gebe? Ob, und was für Gebrauch davon gemachet werde? ob die obern oder untern Lagen, in den zwiſchen ihnen befindlichen, von ihnen übrigens unterſchiedenen, einige Veränderung hervorbringen? Ob einige einzelne vorzüglich merkwürdige Lager, die übrigens in ihren eigenen Beſtandtheilen immer eben dieſelben bleiben, ſich in verſchiedenen Abſätzen, durch mehr oder weniger Feſtigkeit, mehr oder weniger durch Klüfte unterbrochenen Zuſammenhang, Güte, in Anſehung ihres Gehaltes und Gebrauchs von einander unterſchieden? Ob einige darunter nutzbare Mineralien und Erze enthalten, was dieſes für welche ſind? Ob ſie angeſprengt oder derb ſind, und ſo einbrechen, oder nur angewittert ſind? Ob ſie reich an Metallgehalte? Ob ſich Abdrücke von Thieren, Kräutern oder dergleichen Verſteinerungen aus dem Thier oder Pflanzenreiche darin bebefinden? Ob unter dieſen Merkwürdigkeiten, die aus andern Ländern und Weltgegenden urſprünglich einige befindlich ſind? Ob ſich die verſchiedenen Lager dicht und genau aufeinander aufſetzen, oder zwiſchen ſich leere Räume laſſen, welche zu Erdfallen Gelegenheit geben? Nach welcher Weltgegend das Hauptfallen oder das Einſchieſſen aller dieſer Erdlager zuſammen gehe? Wird der Zuſammenhang dieſer Lager durch Riſſe und Klüfte unterbrochen, die ſich von oben hinab durch den Berg nach einer gewiſſen Richtung erſtrecken, und zu Erzeugung beſonderer Gang- und Erzarten Gelegenheit gegeben haben? Iſt bey dieſen Riſſen eine Veränderung, in Anſehung der Steinlager, vorgegangen, ſo, daß diejenigen, welche eigentlich in ununterbrochenen Zuſammenhange mit einander fortlaufen ſolten, neben der Kluft durch ſie getrennet werden, höher oder tiefer gegen einander zu liegen gekommen ſind. Läßt ſich das Niederſetzen dieſer Klüfte in die Tiefe beſtimmen? ingleichen Extenſion dieſer Gänge in die Länge, und in welcher Entfernung die abgeriſſenen Lager ſich wieder an einander anlegen?

Was haben dieſe Gänge oder Klüfte, in Anſehung der Himmelsgegenden, für ein Streichen?

Was haben ſie, in Anſehung ihrer Abweichung von der Perpendiculair-Linie, für ein Fallen?

Nach welcher Himmelsgegend wenden ſie ihr hangendes und liegendes?

Wie mächtig ſind ſie?

Verhalten ſie dieſe Mächtigkeit durchaus, oder zerſchlagen ſie ſich in einiger Teufe?

Giebt es viel dergleichen Gänge in dem ganzen Berge?

Was brechen für verſchiedene Erz- und Gangarten in ſelbigem?

Welche ſind darunter am häufigſten und gewöhnlichſten, welche ſind ſeltner zu finden.

Was zeigt ſich merkwürdiges bey den Erzanbrüchen?

Was laſſen ſich von fern oder nahe herüber ſetzenden Klüfte, oder von dem im hangenden und liegenden ausſetzenden unterſchiedenen Bergarten für zuverläßige oder muthmaßliche Urſachen von Veränderung der Gang- und Erzarten anführen?

Was fallen bey Veränderung der Gangarten für Veränderungen bey den Erzanbrüchen vor?

Woraus beſtehen die Saalbänder?

Was führen ſie mitunter bey ſich?

Was legt ſich merkwürdiges auf den Ablaſſungen an?

Setzen die Gang- und Erzarten in das zur Seite ſie begleitende Geſtein mit hinaus?

Setzen Klüfte von den Gängen in das Gebürge ab, oder ſetzen aus dieſen welche auf die Gänge über, und was führen die einen und andern bey ſich?

Legen die letztern Neſter und Nieren an?

Was haben dieſe für eine Lage? Von welcher Beſchaffenheit ſind ſie übrigens, und welchen Zufällen ſind ſie unterworfen?

Man unterſuche und beſchreibe dieſen Berg und ſeine Beſchaffenheit und Lage über Tage, in Abſicht auf ſeine Verbindung mit den umher liegenden Gegenden, ingleichen auf ſeine ausgehenden Berg- und Gangarten, nehme zu dem Ende in ſeiner Mitte ein Standort an, und gehe von da nach allen verſchiedenen Haupt- und Feldgegenden aus, findet ſich da das ausgehende der Lager in eben der unveränderten Ordnung, wie im Berge ſelbſt?

Sind ſie durch Verwitterung an der Luft härter und feſter geworden?

Oder gehen Geſteinlager und Arten zu Tage aus, welche man im Berge ſelbſt nicht gefunden hat?

Kann man dadurch vielleicht auf die Spur geleitet werden, wie der Berg, und das ganze Gebürge durch gewiſſe zufällige Veränderungen in der Natur entſtanden ſeyn mag, und welches eigentlich die urſprüngliche Beſchaffenheit des Grundes und Bodens iſt?

Auf was für umher liegende Berge, deren Höhe und Oberfläche nach Befinden zu beſchreiben iſt, ſtößt man bey dem Fortgehen nach den verſchiedenen Weltgegenden?

Sind ſie ſteil oder ſanft im Anſteigen?

Aus welchen Bergarten beſtehen ſie? Setzen ſie Gänge durch?

Zu was für merkwürdigen Anmerkungen geben ſie ſonſt Anlaß?

Was hat man übrigens in den Gegenden umher für nutzbare Foſſilien entblößet?

Wie ſind ſie zeithero genutzt?

Wie zum Gebrauch im gemeinen Leben zubereitet?

Wie iſt das ausgebrachte vertrieben worden?

Was wären, in Anſehung ihrer Benutzung, ihrer Auf- und Zubereitung, ihres Vertriebs, für Verbeſſerungen anzuſtellen möglich?

Merkwürdigkeiten, Breite, Länge und Direction der Thäler und

NB. Lauf und Direction der Flüſſe nebſt ihren Falle, Geſchiebe, ſo ſie bey ſich führen, kann man ihnen nachſpüren, wo ſelbige losgeriſſen werden?

NB. Finden ſich Geſchiebe, und liegen ſelbige bloß auf der Oberfläche der Erde, oder machen ſie ein ganzes Lager aus? Von welchen Beſtandtheilen, welcher Größe, welcher Feſtigkeit ſind ſie? Läßt ſich ſchlieſſen, wo ſelbige hergeſchwemmet worden?

Natürliche Beſchaffenheit und nützlich gemachte oder zu machende Anmerkung der Quellwaſſer, beſonders zu

Umtreibung nöthiger Maſchinen ꝛc. Mineraliſcher Waſſeruntersuchung und Beſchreibung.

Ebenen, wo ſie ſich ins Land verlaufen, mit den enthaltenden Alaunerzlagen.

Finden ſich in einem Gebürge Stockwerke vor, ſo unterſuche und beſchreibe man die Beſchaffenheit des Gebürges, worinnen ſie ſich befinden.

Ob und was für eine andere Bergart, das Stockwerk, als das ſolches umgebene Gebürge habe?

Die Lage des Stockwerks, das Erſtrecken deſſelben in die Tiefe und Länge.

Was für ein Stockſcheiden da ſey?

Ob es von zuſammenkommenden Gängen, Flötzen entſtanden?

Was ſolche Gänge, Flötze, für ein Streichen, Fallen, Mächtigkeit gehabt, ehe ſie in das Stockwerk gekommen?

Was ſie vorher für Anbrüche und Gangarten gehabt?

Welches ſind nachher die Gangarten des Stockwerks?

Was leiden ſie für Veränderungen?

Von welcher Beſchaffenheit, und welche Veränderungen ſind die Erztanbrüche unterworfen?

Sind die Gebürge Flötzgebürge, ſo unterſuche und beſchreibe man.

Die Flötze, Streichen, Fallen und Mächtigkeit, die Zufälle und Veränderungen des Flötzes, ob mehrere Flötze in dem Gebürge vorhanden, und wie ſich ſolche, wenn ſie zuſammenkommen, verhalten?

Ob die Flötze von Gängen durchſetzet werden? und

Ihre Veränderung bey dieſen Zufällen.

VI.

Anekdoten.

Der Dichter **Campiſtron** wurde auf ſeiner Reiſe durch Italien geplündert, und erreichte, faſt nackt, ein Dorf im Parmeſanſchen, wo Julius **Alberoni** Pfarrer war. Dieſer empfing ihn ſehr leutſeelig, und gab ihm Kleider und Geld, um bis Rom ſeine Reiſe fortſetzen zu können. **Campiſtron** kam in der Folge als Sekretair des Düc de Vendome von neuem nach Italien, erinnerte ſich ſeines Wohlthäters, in deſſen Nähe das Lager ſtand, und erwähnte ſeiner gegen Vendome, der ihn zu ſich hohlen ließ, ſich mit ihm unterhielt, und ihn in verſchiedenen Geſchäften brauchte, deren er ſich mit ſo guter Art entledigte, daß er ſich des Düc's Achtung und Freundſchaft erwarb. Dies machte ihn in der Folge der Prinzeſſin von Urſins bekannt, und ſo ſtieg er, von Stufe zur Stufe, zur Würde eines Kardinals und erſten ſpaniſchen Miniſters.

Duguay-Trouin pflegte zu ſagen, daß er die bewundernswürdige Tapferkeit der Soldaten, die unter ihm fochten, blos der Sorgfalt zu verdanken gehabt habe, mit der er ſie, ſo viel möglich, vor jeder drohenden Gefahr zu ſichern ſuchte. Oft ließ er ſie im Schifsraum ſteigen, oft ſich platt aufs Verdeck niederwerfen. Aber auf ſeinen Ruf ſprangen ſie mit unerſchrocknem Muthe wieder hervor, und ſtritten nun noch einmal ſo kühn, weil ſie überzeugt waren, daß ihr Anführer ſie nur in der äuſſerſten Nothwendigkeit der Gefahr blos ſtelle.

Als Bergen-op-Zoom 1747 mit Sturm eingenommen wurde, und allen Greuel der Wildheit der Ueberwinder erfuhr, war der junge Graf von **Perigord**, Obriſter des Regiments von Normandie, der Retter mancher Unglücklichen. Kaum hatte er mit ſeinem Bataillon, das an der Spitze der Attake der Breſche des Centrums war, den Wall erſtiegen, ſo wurden ſeine Fahnen ein unverletzliches Aſyl wider die Grauſamkeit der Trunknen und wüthenden Soldaten. Lord **Barenton**, der 1764 ſtarb, rettete ſein Leben, indem er ſich unter die Fahnen von Normandie, und unter dem Degen des Obriſten flüchtete, der die Soldaten zurücktrieb, die ihn niedermachen wollten.

Georg II. König von England, empfing vom Herrn von **Monteſquieu** ſein bekanntes Werk über den Geiſt der Geſetze. Er ſendete ihm dafür eine Schaumünze mit ſeinem und **Monteſquieu** Bruſtbilde, und der Umſchrift: Rex magnus viro maximo.

Karl Stephan, ein franzöſiſcher Arzt des ſechszehnten Jahrhunderts, behauptet in ſeinem Maiſon ruſtique, daß die Schwane, denen die Sage der Alten den Todesgeſang beylegte, auch die Gabe hätten, den Tod der Menſchen vorher zu ſehn. Er gründet ſein Mährchen auf das, was man wenige Tage vor der traurigen Skt. Bartholomäus-Cataſtrophe zu Paris bemerkte. Man ſah viele Schwäne auf der Seine, von Neuilly an bis Saint-Cloud und Paris, die theils ſchwammen, theils flogen, und ein groſſes Geſchrey trieben, ohngeachtet es ſonſt nie welche auf dieſen Fluß gab.

Der Duc de Vendome, Großvater Heinrichs IV, hatte für Franz I. auſſerordentlich viel Reſpekt, ſo daß er darüber oft mit ſeinen Ausdrücken ins Lächerliche fiel. Als Franz und er einmal durch ein Waſſer ritten, ließ der König ſein Pferd ſaufen, Vendome aber hielt das ſeinige zurück: „Vetter, ſagte der König, laßt doch Euer Pferd „ſaufen.“ — „Sire, erwiederte dieſer, wenn Ihr Herr „Pferd getrunken haben wird!“

Unter die chronologiſchen Schnitzer der Künſtler gehört eine alte, ſchöne Tapete auf einem Schloß in Anjou, dem Hauſe Rohan gehörig, wo Judith, nachdem ſie den Holofernes enthauptet, „Gott in ihrem Oratorio, zu den „Füſſen eines Crucifixes, und vor dem Bilde einer heiligen „Mutter Gottes,“ dankt.

VII.

Biographie.

Cabeſtaing.[*]

Provence war das Vaterland dieſes Troubadours. Seine Eltern waren von Adel, aber ſo arm, daß er das väterliche Haus früh verlaſſen mußte. In jenen Zeiten fanden junge Edelleute ohne Vermögen in den Häuſern der Herren am Hofe oder in den Provinzen ohnfehlbar Gelegenheit, ſich zu bilden: ſie wurden da als varlets oder varletons, das heißt, als Pagen erzogen.

---

[*] Aus Papon histoire générale de Provence. T. II. wo man auch die hiſtoriſchen Beweiſe von Cabeſtaings Abkunft aus Provence findet.

Cabeſtaing kam mit der einzigen Empfehlung arm und von Adel zu ſeyn zu Raymund von Rouſſillon, und erbot ſich, an ſeinem Hofe varlet zu werden. Raymund nahm ihn gütig auf und in ſeine Dienſte. Eine Geſichtsbildung, die Geiſt verrieth, edler Anſtand, Artigkeit nahmen jedermann zum Vortheil des jungen Pagen ein, der ſich bey Vornehmen und Geringen beliebt zu machen wußte, ohne den Neidern ſeines Gleichen zu reizen. Raymund ſelbſt beehrte ihn bald mit vorzüglicher Gunſt, und beſchloß, ihn zum Ecuyer ſeiner Frau zu machen, damit er ihn durch einen fortwährenden Dienſt näher an ſich halten möchte. Cabeſtaing, zu einer Stelle erhoben, welche die vorzüglichſte Belohnung der Pagen geweſen zu ſeyn ſcheint, beſchäftigte ſich nun blos mit der Sorgfalt Raymunds Gemahlin, der Dame Margaretha, gefällig zu werden. Mit einer angenehmen Geſtalt verband der junge Ecuyer alle Anmuth, welche muntere Laune, lebhafte Imagination und gefälliger Witz geben können. Seine Verrichtungen ſetzten ihn beſtändig in den Stand, von dieſen verführeriſchen Eigenſchaften Gebrauch zu machen, in deren glücklichen Verbindung ohnfehlbar die Gabe zu gefallen beſteht. Er gefiel auch wirklich Margarethen, und die Dame mißtraute den erſten Gefühlen ihres Herzens um ſo weniger, da die groſſe Ungleichheit ihres Standes ſie immer gegen eine Schwachheit ſchützen zu müſſen ſchien. Allein es giebt eine Empfindung, welche die Menſchen zur urſprünglichen Gleichheit zurückbringt, und in dieſer Rückſicht kann man ſagen, daß ſich alle Liebende gleich ſind.

Indeſſen war ihre Liebe eben ſo rein als feurig, eben ſo ehrfurchtsvoll als zärtlich, und man konnte ſie weder als eine Schwäche bey dem jungen Ecuyer, noch als einen Flecken für die Dame anſehen. Einmal, erzählt der Verfaſſer ihrer Lebensbeſchreibung, zog ſie ihn

bey

ihr Seite: „Sag' mir doch, fragte ſie ihn, biſt Du noch nicht gewahr worden, ob mein Geſicht aufrichtig oder falſch iſt? — Bey Gott! antwortete Cabeſtaing, ſeit der glücklichen Stunde, da ich bey Euch in Dienſte trat, hab' ich Euch für die beſte Dame angeſehen, die jemals gelebt hat, für die aufrichtigſte in Worten und Werken. Traun! dafür halt' ich Euch, und dafür werd' ich Euch zeitlebens halten. Und ich, entgegnete die Dame, bey Gott! ich ſage Dir, daß Du von mir nie betrogen werden ſollſt, und daß ich den Wahn, ſo Du von mir haſt, nicht täuſchen werde." Zugleich umarmte ſie ihn, und in dieſem Augenblick begann ihr Verſtändniß.

Nur kurze Zeit verſtrich auf ſolche Art, ſo ſprachen ſchon böſe Zungen laut davon. Es wurde ſo viel und ſo mancherley davon geplaudert, daß es endlich zu Raymunds Ohren kam, der das Ding gar nicht gleichgültig aufnahm.

Einmal war Cabeſtaing ganz allein auf die Sperberjagd gegangen. Raymund fragte, wo er wäre: man ſagt' es ihm. Gleich nahm er ſeine Waffen, die er unter der Kleidung verbarg, ließ ſich ſein Pferd bringen, und nahm ganz allein den Weg, den man ihm angegeben hatte. Er traf Cabeſtaing an, der bey ſeinem Anblick beſtürzt wurde, weil ihm etwas von dem Argwohn ſeines Herrn ahndete. Nach der gewöhnlichen Begrüſſung fragte ihn Raymund, ob er keine Dame hätte, die der Gegenſtand ſeiner Lieder wäre, und ob er nicht ihren Namen erfahren könnte? Cabeſtaing lehnt' es anfangs unter dem Vorwand ab, daß man nach den Geſetzen der Galanterie ſeine Geliebte nicht nennen dürfte, ohne treulos zu werden. „Ihr wißt, ſetzt' er hinzu, daß Treue gegen ſeine Dame darinnen beſteht, ihr alles zu ſagen, und nichts von ihr." Raymund beſtand darauf ſo dringend, und dem Anſehn nach ſo ganz ohne böſe Abſicht, daß Cabeſtaing, gezwungen ſich zu erklären, aber um ihn irre zu führen, endlich geſtand, er liebte Agnes, Roberts von Tarascon Gemahlin, Schweſter der Dame Margaretha. Raymund konnte die Freude, die ihm dieſes Geſtändniß machte, nicht verbergen, und mit einem Händedruck verſicherte er dem Troubadour ſeine guten Dienſte, und ſchlug ihm vor, mit ihm zur Dame Agnes zu gehen; denn ſeine raſtloſe Eiferſucht ließ noch immer einige Bedenklichkeiten wegen Cabeſtaing's Liebe. Agnes zerſtreute ſie völlig, als ſie Raymund fragte, wer ihr Geliebter wäre? Da ſie an der augenſcheinlichen Verlegenheit des jungen Ecuyer's merkte, worauf es ankam, gab ſie zur Antwort, er wär' es, der ſie liebte; und ihr ganzes Betragen, das ſie während des Aufenthalts der beyden Gäſte in ihrem Schloſſe annahm, zielte dahin ab, es glauben zu machen.

Indeſſen hatte dieſe glückliche Liſt eine Würkung, die ſich wohl nicht hätte erwarten laſſen, wenn es nicht Gelegenheiten gäbe, wo weibliche Eitelkeit zu eben ſo groſſen Fehlern fortreiſſen kann, als die Liebe. Margaretha glaubte, Cabeſtaing liebe würklich ihre Schweſter, und voll Verdruß überhäufte ſie den armen Ecuyer mit bittern Vorwürfen. Cabeſtaing mogte ſich entſchuldigen ſo gut er wollte; Margaretha foderte von ihm, er ſollte in einem Lied erklären, daß er keine andere als ſie liebe. Das Lied wurde gemacht; und die Art, wie ſich Cabeſtaing dabey benahm, war nur allzufähig, den vorigen Verdacht des Mannes wieder zu erwecken.

Raymund, dem es in die Hände fiel, hatte gar keine Mühe, den Sinn zu errathen. Eiferſucht übernahm ihn, und er fiel auf den ſchwarzen Vorſatz, Cabeſtaing aus der Welt zu ſchaffen. Er nahm ihn alſo einmal unter irgend einem Vorwand mit ſich aus dem Schloſſe, drang wüthend auf ihn ein, brachte ihn um, hieb ihm den Kopf herunter, riß ihm das Herz aus, und verbarg beydes. Bey ſeiner Zurückkunft ins Schloß ließ er den Koch rufen, und gab ihm das Herz, als wär's ein Stück Wildpret, mit dem Befehl, es mit Geſchmack zuzurichten. Sein Befehl wurde befolgt: Margaretha war eine Liebhaberin von Wildpret, und dafür aß ſie auch, was ihr aufgetragen wurde. Nach dem Eſſen ſagte Raymund: „Weißt Du „wohl, was für Fleiſch Dir ſo herrlich geſchmeckt hat? — „Nein, entgegente ſie, daß weiß ich nicht, aber ich fand es „vortreflich. — Wahrhaftig, das glaub' ich ſehr gern, „antwortete der grauſame Mann; auch iſt es eine Sache, „ſo Dir am liebſten war; und ſehr natürlich mußteſt Du „dasjenige todt lieben, was Du lebend ſo ſehr liebteſt.“ — Erſtaunt verſetzte ſie mit Bewegung: „Wie? was „ſagſt Du hier?“ Jezt zeigt' er ihr das blutige Haupt von Cabeſtaing: „Sieh', fügt' er hinzu, ſieh', das iſt „der, deſſen Herz Du gegeſſen haſt.“ — Bey dieſem Anblick ſank Margaretha in Ohnmacht: „Ja, ſagte ſie, „indem ſie ſich darauf langſam erholte, mit einer Stimme, in welcher Zärtlichkeit durch Verzweiflung durchdrang, ja, ich hab' es ſo köſtlich gefunden, dieſes Eſſen, „welches ich von Dir Unmenſchlichen bekam, daß ich kein „anderes mehr genieſſen mag, um nicht den Geſchmack davon zu verlieren: mit Recht gabſt Du mir wieder, was „immer mein war.“ Raymund lief wüthend auf ſeine Frau zu, mit dem Degen in der Hand. Sie entging ihm durch die Flucht, ſtürzte ſich zum Fenſter hinunter, und blieb vom Falle todt.

Die Nachricht von dieſer ſchauervollen Begebenheit verbreitete ſich bald in der ganzen Gegend und im Gebiete des Königs Alfons von Arragon, wo ſie allgemeines Entſetzen verurſachte. Die Verwandten der Dame und des Troubadours, alle Grafen, alle Ritter, in der Nachbarſchaft,

jeder

ſeben der liebte, verſammelten ſich und kündigten Raymunden einen blutigen Krieg an. Alfons, der ſelbſt zur Stätten gekommen, um ſich von den beſondern Umſtänden noch genauer zu unterrichten, ließ ihn gefangen nehmen, zerſtörte ſein Schloß, und befahl die beyden Leichname, nach einem prächtigen Leichenbegängniſſe, in eben daſſelbe Grab vor der Thüre der Pfarrkirche beyzuſetzen. Ihre Geſchichte, ſagt der Schriftſteller, wurde auf dem Grabe vorgeſtellt, aber er läßt uns ungewiß, ob es durch ein Gemälde geſchah, oder durch eine Innſchrift, oder durch die Hand des Bildhauers. In jenen Zeiten war es ein faſt allgemeiner, durch den Aberglauben unſerer Väter, geheiligter Gebrauch, die Leichname der Liebenden, die zuſammen als Opfer ihrer Zärtlichkeit geſtorben waren, in eben demſelben Grabe zu verſchlieſſen.

◆ ◆ ◆

Niemand wird dieſe Geſchichte in der Hauptſache neu finden. Nur wundern wird man ſich, unter dem Namen eines Dichters aus Provence Begebenheiten zu finden, die man überall, obgleich mit verſchiedenen Umſtänden geſehen hat; Begebenheiten, die man einem Kaſtellan von Couci und einer Dame Fayel zuſchreibt, welche unter dem Namen Gabrielle de Vergy, oder vielmehr le Vergies bekannt und 1250 geſtorben iſt. Es fragt ſich, von welchem von beyden dieſe Begebenheit gelten, ob von Couci oder von Cabeſtaing.

Um das auszumachen, muß man nur das Anſehn der Zeugen prüfen, die für eine von beyden Meinungen ausſagen. Zeugniſſe der Neueren dürfen nicht mitgerechnet werden, denn ſie haben ſich alle nach einander ausgeſchrieben und alle folgen Fauchet (p. 124.), auf den ſie verweiſen. Fauchet iſt alſo der Einzige, der genannt werden darf. Und dieſer erzählt, auf Verſicherung einer Chronik, die

in

zu ſeiner Zeit, wie er ſagt, etwa zweyhundert Jahr alt ſeyn konnte, die Geſchichte unter dem Namen eines Kaſtellans von Couci, den er Regnault nennt, und der Dame Fayel. Allein man muß hingegen erſtlich bemerken, daß es nach Duchesne unter dem Herrn von Couci keinen Regnault gegeben hat: alſo kann gleich der Name der Hauptperſon einigermaſſen mißtrauiſch machen. Indeſſen da's leicht ſeyn kann, daß der Chronikenſchreiber, aus Mangel an richtigen Nachrichten, wie er in einer alten Handſchrift nur den Anfangsbuchſtaben fand, dieſen für den erſten des Namens Regnault anſah; da's auch ſeyn kann, daß es einen Mann dieſes Namens gab: ſo kann dieſer mögliche Irrthum allein nichts erweiſen, und man muß ſagen, daß wenn man Raoul leſen will, es Raoul ſeyn müſſe, der in der Belagerung von Akkon 1171 ſtarb. Die Chronik wird alſo, wie Fauchet ſchätzt, erſt zweyhundert Jahre nach der Begebenheit, das heißt gegen 1471, zuſammengetragen ſeyn. Muß nicht ein ſo langer Zwiſchenraum das Gewicht ihrer Ausſage ſchwächen? Es iſt wahr, ſie beruft ſich auf eine ältere; aber da man die Zeit, wenn dieſe geſchrieben wurde, nicht weiß, ſo läßt ſich daraus nichts gewiſſes ſchlieſſen.

Wahr iſt es auch, Froiſſart nennt in ſeinen handſchriftlichen Poeſien

La châtelaine de Vergi
Et le châtellain de Couci.

Froiſſart lebte um 1400, und ſein Zeugniß iſt wohl das älteſte, welches man für die Meynung anführen kann, welche dem Kaſtellan von Couci dieſe Begebenheit beylegt. Man kann ſeiner Ausſage nach zwo andre aus eben dem Jahrhundert hinzufügen: die eine von Chriſtinen de Piſan, die noch 1411 lebte, die andre vom Ritter de la Tour, der um 1371 geſchrieben zu haben ſcheint; allein beyde reden von Couci's Liebſchaft ſo unbeſtimmt, daß ſich auch hieraus nichts für die Meynung, die hier unterſucht wird, folgern läßt. Man ſieht aus allen dieſem, daß die Geſchichte Raoul's von Couci nicht höher als gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts hinaufſteigt. Nun zur Epoche von **Cabeſtaing's** ſeiner.

Es iſt ausgemacht, dieſer Dichter ſtarb um 1181, unter Alfonſens Regierung, denn Raymund von Miraval, der gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts berühmt war, redet von **Cabeſtaing's** Tod, als hätt' er ſich ſchon vor einigen Jahren ereignet. „Ich habe, ſagt er, eine „Erzählung vernommen, die ſchauerlich zu hören iſt, daß „ein Ritter mit dem Weibe des Herrn von Caſtelnou der „Minne pflegte; der Mann, dem das mißgefiel, kam un„gebeten dazu und hieb ihm den Kopf ab."

Der Biograph nennt den Mann Rouſſillon, und Miraval nennt ihn Caſtelneu oder Chateau-neuf, weil Wilhelm Herr von zwey Orten ſeyn konnte; es liegt auch würklich ein Chanteau-neuf in Provence. Was hier der Dichter ſagt, kann alſo nicht anders als von **Cabeſtaing** verſtanden werden; der Tod des Ritters und der Stand des Mannes ſind Umſtände, die faſt nur auf ihn paſſen. Auſſer dieſem Zeugniſſe haben wir noch die von drey handſchriftlichen Biographien, wovon die neueſte vom Anfang des vierzehnten Jahrhunderts ſeyn muß; nach der Sprache zu urtheilen gehört die eine davon noch vor 1250; folglich ſind alle älter als die Zeugniſſe, die für die andere Meynung angeführt werden.

Man kann noch das von Boccaccio hinzuſetzen, der aufs ſpäteſte in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ſchrieb, denn er ſtarb 1375; ſo wie das von Matfres-Ermengaud von Beziers, in Breviari d'amor, vor dem Ende des dreyzehnten Jahrhunderts. Alles dieſes führe nun auf den Schluß, daß wenn eine von dieſen beyden Geſchichten nach der andern gemodelt würde, es gewiß die von Couci ſeyn müſſe.

Indeſſen kann es wohl ſeyn, daß beyde wahr ſind, indem ſie, ſo gleich ſie ſich in verſchiedenen Stücken ſahen, dennoch in einem weſentlichen Punkte voneinander abweichen. Denn hier iſt es ein wüthender Ehemann, der den Liebhaber ſeiner Frau umbringt, und ihm das Herz ausreißt; dort iſt es ein zärtlicher Liebhaber, der ſterbend befiehlt, ſein Herz ſeiner Dame zu bringen, als das letzte Pfand der Liebe, mit welcher er zu Grabe geht.

VIII.

Romane.

Der Hahn.

Mährchen *) der Erbauung aus dem vierzehnten Jahrhundert.

Ein Einſiedler nahm ſeinen Aufenthalt in einem Walde, der zu dem Schloſſe eines Ritters gehörte,

welcher

---

*) Die Vornehmen jenes Zeitalters hatten ihre Romane und Fabliaux, welche die Menestrels bey feyerlichen Gelegenheiten, und an den Ta-

feln

welcher Vater einer ſchönen Tochter war. Unſer Einſiedler kam von Zeit zu Zeit zu ihm, um das Allmoſen einzuſammeln; oft bot man ihm auch dieſes und jenes zum Geſchenk an, aber er ſchlug alles aus, genoß nur ſo viel Speiſe, als er zu Friſtung ſeines Lebens brauchte, kreuzigte unaufhörlich ſein Fleiſch, und wachte täglich in Gebet und Thränen von Mitternacht an, wo er aufſtand, bis zu Tages Anbruch, wo er Meſſe las. Seine Hütte wurde niemals von Leuten aus der Nachbarſchaft leer, die ihm beichten oder einen guten Rath bey ihm hohlen wollten; auch ging niemand ungetröſtet von ihm weg; und er wurde in der ganzen Gegend allgemein geliebt und geehrt.

Schon lange hatte der leidige Feind des Menſchengeſchlechts ſeine Verdienſte mit ſcheelen Augen angeſehn, und um ihn zur Sünde zu verleiten, alle Ränke und Schliche verſucht, deren er fähig iſt. Aber der Einſiedler war auf ſeiner Hut, und vereitelte ſie alle. Endlich erſann der Böſe eine Liſt, die ihm glücklich einſchlug; denn Gott verläßt uns zuweilen, und giebt zu, daß wir fallen, damit wir lernen ſollen, nicht zu ſehr auf unſre eigenen Kräfte zu bauen.

Der

ſein der Reichen und Großen abſangen. Die Mönche wollten auch gern ihre Märchen haben, die ſie ſich bey ihren Mahlzeiten, im Refectorio, und wenn Recreationstag war, vorleſen laſſen könnten. Die Fabliaux waren zu frey, und ſo entſtanden die Contes dévots, die meiſtens Mönche oder Eremiten zu ihren Helden haben. Dieſe Contes dévots des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts hat Herr le Grand in einem ſtarken Oktavband geſammelt, und in dieſem Jahre zu Paris herausgegeben. Aus dieſer Sammlung iſt gegenwärtiges Märchen genommen. Die Contes dévots machen eigentlich eine Fortſetzung der drey Bände Fabliaux aus, deren Herausgeber eben dieſer Herr le Grand iſt, und wovon ich einen Theil im erſten Band der Novellen überſetzt habe.

R — d.

Der Verſucher nahm die Geſtalt eines fetten, wohlhabenden Bürgers an, hüllte ſich in einen wohlgefütterten Mantel, und ſtattete, als Nachbar, bey dem Mann Gottes ſeinen Beſuch ab. Er ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein, gab ſich für einen Rechtsgelehrten, Namens Jakob, aus, erkundigte ſich, wie man es anfangen müſſe, um den Weg des Heils nicht zu verfehlen, und empfahl ſich, beym Abſchied, in ſein Gebet; denn ach, in dieſer Welt, ſagte er, giebt's ſo viel Geſchäfte und Zerſtreuungen, daß man kaum die Zeit hat, an ſeine Seele zu denken! Den andern Morgen, und alle folgende Tage, wiederhohlte der angebliche Jakob ſeine Beſuche, und, kurz, er ſchmeichelte ſich mit ſeinen frommen Reden und ſeinem ſcheinheiligen Weſen bey dem Einſiedler ſo gut ein, daß er in weniger Zeit ſein Buſenfreund wurde.

Nun hatte er ſein Vertrauen gewonnen, und nun glaubte er den Augenblick nahe, wo er den Angriff wagen dürfte. An einem Abend, als die Rede von des Eremiten Art zu leben war, fing er im trauten Ton der Freundſchaft an; „Frater, ihr ſagt, daß ihr alle Nacht aufſteht, um Gott zu preiſen, und gewiß, euer frommer Eifer kann nicht genug gerühmet werden; aber begegnet's euch nicht zuweilen, daß ihr es, wider Willen, verſchlaft, weil ihr niemand habt, der euch wecken kann? Warum haltet ihr euch nicht, zum Beiſpiel, einen Hahn? Sein Krähen würde euch alle Morgen, mit Anbruch des Tages, ermuntern, und überdieſes wäre es für euch eine Art von Geſellſchaft, und er würde hier genug zu freſſen finden, ohne daß ihr erſt für ſeinen Unterhalt beſorgt zu ſeyn brauchtet.“

Der Eremit machte verſchiedene Einwendungen, die faſt alle darauf hinaus liefen, daß er ſich ſcheue, etwas als eigen zu beſitzen, allein ſeine Skrupel waren bald aus dem Wege geraumt, und noch denſelben Abend erhielt er den Hahn. Sobald der Morgen dämmerte, krähete das Thier, wie's ihm verſprochen worden war, und am Tage pickte es vertraulich die Broſamen auf, die von des Eremiten Tiſch fielen, ja es fraß ihm ſogar aus der Hand. Der Eremit war bis in Himmel entzückt, und ſeine Freude ging ſo weit, daß er den Hahn einſperrte, aus Furcht, ihn zu verlieren. Aber das wollüſtige Thier kam von einem Hofe, wo es ihm nie an Gegenſtänden zu Stillung ſeiner Begierden gemangelt hatte, und dieſes Liebeſcheue und eingezogene Leben ſtand ihm gar nicht an. Er wurde traurig, und ſeine Federn ſtruppig; die Flügel hingen ihm auf die Erde, und er hörte auf zu krähen.

Der Eremit war auſſer ſich, grämte ſich über ſeinen Hahn; und fürchtete, er möchte ſterben. Sobald er den Nachbar Jakob ſah, theilte er ihm ſeine Beſorgniß mit. „Seyd unbekümmert, antwortete Jakob; ich weiß ſchon was ihm fehlt: der Schäcker kann die vielen jungen Hühner auf meinem Hof nicht vergeſſen. Aber laßt mich nur machen; ich will ihn ſchon kuriren.“ Das Anerbieten erſchreckte den Eremiten ein wenig; aber als ihn Jakab, mit ziemlich ernſthaftem Geſicht vorſtellte, ob er wohl glaube, daß er ihm zu was Böſem rathen würde? ſo bat er um Verzeihung, und willigte in Alles.

Schon die Stunde darauf hatte der Hahn eine Geſellſchafterin. Sobald er ſie erblickte, ſträubten ſich ſeine Federn empor, ſeine Augen wurden munterer, er lief auf ſie zu, und gab ihr zu wiederhohltenmalen Beweiſe ſeiner Liebe; dann trabte er ſtolz und triumphirend

rend neben ihr her, und krähete ſeinen Sieg und ſeine Freuden aus. Der Frater, der ihn ſo ſchnell wieder hergeſtellt ſah, konnte ſich nicht enthalten, über das Wunder zu lächeln. Als aber der Hahn noch einigemal des Tages, und immer mit demſelben Anſchein von Entzücken, ſeine Geneſung wiederhohlte, ſo erinnerte dies Schauſpiel den heiligen Mann an Vergnügungen, deren er entbehren mußte, und ſeine Einbildungskraft wurde ſo erhitzt, daß er den ganzen übrigen Tag, wie auſſer ſich war, und des Nachts nicht ſchlafen konnte.

Den andern Morgen fand ihn Jakob traurig und niedergeſchlagen. „Was iſt euch?“ fragte der Verſucher. — Ach, Herr Jakob, ich weiß nicht, aber ich fühle eine Traurigkeit, und ſo ein mürriſches, verdroſſenes Weſen in mir, von dem ich mir gar nicht die Urſache anzugeben weiß. Ich bin nicht krank, und doch wünſchte ich mich lieber tod. — „Ich weiß, was euch fehlt, erwiederte der Böſe, ich weiß auch, daß ihr ſelbſt daran Schuld ſeyd. Ich habe es ſchon lange kommen ſehn, und mehr als einmal den Mund offen gehabt, um euch zu warnen; aber ihr nehmt immer meine Warnungen ſo übel auf, daß ich für das beſte hielt, zu ſchweigen.“ — Jakob, ihr thut mir Unrecht; ihr macht mir Vorwürfe da, die ich nicht verdiene: bin ich nicht bisher eurem Rath in allen Stücken gefolgt? — „Nun gut, ſo will ich euch gerade herausſagen, daß das, nach meiner Meinung, eine Strafe vom lieben Himmel iſt. Da ſteckt ihr in der Wüſte, und thut vom Morgen bis in die Nacht nichts, als euren Leib kaſteyen, und euch zum Skelet faſten. Sagt mir nur einmal, ich bitte euch, wozu iſt das gut, und was haben die andern Menſchen für Nutzen davon, die überdieſes eure Brüder ſind? hat uns denn Gott geſchaffen, um allein zu ſeyn? Führte er nicht, im Gegentheil, dem erſten Menſchen eine Geſpielin zu? Machte er nicht, daß ſie ſich einander lieben mußten, um deſto einträchtiger zuſammen zu leben? Gab er ihnen nicht wechſelſeitige Bedürfniſſe, und verband er nicht mit der Befriedigung dieſer Bedürfniſſe, die größte aller Freuden? Und wenn Gott die Weiber für uns geſchaffen hat, iſt es nicht Sünde, ſeine Wohlthaten muthwillig von ſich zu ſtoſſen? doch ich ſage kein Wort weiter: ihr ſeyd ein verſtändiger Mann; überlegt's ſelber, und denkt an den Hahn und an ſeine Geneſung.“

So fein, ſo verführeriſch auch dieſe Rede eingefädelt war, ſo mußte ſie doch nothwendig dem Einſiedler ein Aergerniß ſeyn; auch gab er ſein Misfallen daran ganz deutlich zu erkennen. „Wenn ihr meinen freundſchaftlichen Rath ſo aufnehmen wollt, fing nun Jakob an, ſo thue ich Unrecht, wenn ich euch länger damit beſchwerlich falle. Lebt wohl; ihr kriegt mich nicht wieder zu ſehn!“ Vergebens wollte ihn der Eremit aufhalten; er ging, und ließ den Kopf und die Sinne des Klausners in einer Verwirrung, von der man ſich keinen Begrif machen kann.

Man muß wiſſen, daß der böſe Feind von zwey Seiten zugleich arbeitete. Während daß er das Fleiſch und Blut des Eremiten in Gluth und Flamme ſetzte, entzündete er ein gleiches unreines Feuer in dem Buſen der Tochter des Ritters; das Fräulein war erſt achtzehn Jahr alt, und ſo ſchön, daß ſie verdient hätte, Königin zu ſeyn. Und doch brachte ſie Satanas durch ſein Thun und Einblaſen dahin, daß die friſche, liebenswürdige Dirne für Begierde glühte, ſich dem eckelhaften und ſchmutzigen Klausner in die Arme zu werfen.

Wahrhaftig, mir gehn die Augen über, wenn ich nur daran denke. Möchte ſich doch jeder eine Lehre daran nehmen, auf ſeiner Hut vor dem allgemeinen Feind zu ſeyn, und ihn aus allen ſeinen Kräften zu haſſen!

Die arme Kleine konnte keine Nacht mehr ſchlafen, und doch wagte ſie es auch nicht, jemand das Leid zu klagen, das ſie verzehrte. Einsmal nach Tiſche, als es ihr heiſſer und bänger als gewöhnlich war, lief ſie im Garten, um ein wenig freye Luft zu ſchöpfen. Sie war in einem dünnen, leichten Kleide, das die ganze Harmonie ihres Wuchſes verrieth; ihre ſchönen Haare waren künſtlich geflochten, und ein durchſichtiger Schleyer wallte über ihr glühendes Geſicht. Nein, ſo lange die Welt ſteht, hatte man kein ſchöneres Mädchen geſehn!

Der Verſucher erwartete ſie im Garten, unter der Geſtalt eines jungen Menſchen. Er brachte ihr einen Gruß von dem Eremiten, ſagte ihr viel ſchönes über ihre Jugend und Schönheit, ermahnte ſie, dieſe flüchtigen Geſchenke des Himmels nicht ungenützt vorbey ſtreichen zu laſſen; verſicherte ſie, daß der Klausner beynah für Liebe zu ihr ſterbe, und lud ſie zu gleicher Zeit in ſeinem Namen zu dem Genuß von Freuden ein, deren Süßigkeit der Reiz des Geheimniſſes und der Verſchwiegenheit noch vermehren würde. Mit einem Worte, er überredete ſie, den Weg nach dem Walde zu nehmen.

Der Eremit erwartete ſie an ſeinem Fenſter, und ſah ſie von weitem kommen. Denn der verkappte Jakob hatte, ſeines vorgeblichen Böſeſeyns ohngeachtet, bey ihm, als geſchehe es aus einem Rückfall von alter Freundſchaft, eingeſprochen, und der Eremit war ihm mit Freudenthränen um den Hals gefallen, und hatte ihn gebeten, Mitleiden mit ihm zu haben. „Wie? ihr ſeyd weder von Holz noch von Stein, und ihr wollt der Natur trotzen? Ein hübſches Mädchen liebt euch, und ihr widerſteht ihrem und Eurem Vergnügen?“ Der Eremit geſtand den Eindruck, den das Fräulein auf ihn gemacht habe, aber welche Wahrſcheinlichkeit, daß er in ſeinem Alter und bey ſeiner Häßlichkeit einen ſolchen Engel gefallen könne! Und dann das Scandal! — Doch als ihm Jakob ſagte, daß ſie eben auf dem Wege zu ihm ſey, daß er nur einen Vorwand geſucht habe, um ihm dieſe gute Zeitung zu bringen; ach, da ſchwanden ſeine Skrupel gar bald, und kaum war Jakob fort, ſo wich er nicht von ſeinem Fenſter, um ſie kommen zu ſehn.

Sobald er die Schöne von ferne erblickte, zitterte ihm ſein Herz für Freude. Er wuſch ſich in aller Eile, und zog ſeinen Sonntagsrock an. Aber ſo groß auch die Leidenſchaft bey dem armen Fräulein war, ſo hatte ſie doch die Schaam nicht ganz erſticken können, die ihrem Alter und ihrem Geſchlechte ſo natürlich iſt. Sie erröthete, als ſie vor die Thüre der Klauſe trat, und klopfte nur leiſe. Der Eremit ließ ſie nicht lange warten, und machte auf. „Ehrwürdiger Herr, fing die Kleine, mit niedergeſchlagenen Augen an, habt Mitleiden mit einem jungen Mädchen, das ſich im Holz verirrt hat, und nicht weiß, wo ſie die Nacht zubringen ſoll; verſtattet ihr eine Herberge. Die Nacht bricht herein, und ſie weiß nicht, wo ſie ſich für Müdigkeit und Furcht laſſen ſoll.“ — „Fräulein, antwortete der Kläusner, ich kann euch keine andre Herberge geben, als dieſe Hütte, wo ich ſchlafe; aber ich wage es nicht, ſie euch anzubieten, aus Furcht, daß es uns beyden gereuen möchte, wenn euch jemand hätte hereingehn ſehn.“ —

— „Seyd unbeſorgt, erwiederte [illegible] niemand hat mich bemerkt. Ich will euch auch nicht zur Laſt ſeyn. Ich nehme mit einem Bund Stroh vorlieb, und ſo bald es Tag wird, ſetze ich meinen Weg weiter fort.“ Dem Eremiten war es mit allen den Schwierigkeiten gleich anfangs kein Ernſt geweſen, und er wünſchte nichts mehr, als ſein Liebchen zwiſchen ſeinen vier Pfählen zu beſitzen. Er nahm ſie bey der Hand, ließ ſie eintreten, und bewirthete ſie nach ſeinem beſten Vermögen. Er zog aus ſeinem Queerſack Brod, Wein, Käſe, und ein Stück Torte, das er geſtern, beym Almoſenſammeln, geſchenkt erhalten hatte, und machte Feuer an, um einiges Obſt zu kochen. Unterdeſſen entbrannten ſeine Begierden immer ſtärker und ſtärker, ſo, daß er ſich endlich nicht mehr zu laſſen wußte, ſich zu ſeinem ſchönen Gaſt ſetzte, und . . . .

. . . .

(Eine Lücke im Manuſkript.)

Der Eremit behielt die Schöne drey ganzer Tage bey ſich. Unterdeſſen ſuchten ſie ihre Verwandte überall. Ihre beyden Brüder, die nach ihr das Land durchſtreiften, trafen einen Bauer, oder vielmehr Satan als Bauer an, der ihnen auf ihr Befragen zur Antwort gab, daß er die Dame zu den Eremiten habe gehen ſehn. Sogleich eilten die Brüder mit dieſer Nachricht zu ihrem Vater, der alle ſeine Leute bewafnete, und wüthend dem Wald zuzog, um an dem Verführer die Schmach der Tochter zu rächen.

Indem dieſes vorging, begab ſich Satan, mit der Geſchwindigkeit des Blitzes, und immer als Jakob, zu des Fraters Klauſe, und benachrichtigte ihn von der Ge-

Gefahr, die über [illegible] Haupte ſchwebe. Dieſer fragte erſchrocken, was da zu thun ſey, und Beelzebub antwortete: „Es bleibt euch nur ein einziges Mittel übrig: ſchlagt die Dirne tod, und verſteckt ſie, ſo kann ſie nicht wider euch zeugen.“ In der Angſt, in der er war, befolgte der Eremit den ſchändlichen Rath: er nahm ſeine Holzaxt, näherte ſich dem Fräulein, die, mit einem Buſen, wie Schnee, und einem Geſicht wie eine Roſe, ruhig auf dem Bette lag und ſchlief, ſchlug ihr den Kopf ein, und verſteckte ſie unter dem Stroh.

In dem Augenblick ſtürmte der Vater mit ſeinen Leuten herein, und rief: „Wo iſt der Böſewicht? greift ihn! bindet ihn!“ — Der Eremit, der am ganzen Leibe, und mit Recht, zitterte, ſtellte ſich, als ob er glaube unter Räuber und Mörder gerathen zu ſeyn, und bat um ſein Leben. Man durchſuchte die ganze Hütte, und fand keine Spur vom Fräulein; denn darauf fiel niemand, daß er ſie getödtet und verborgen haben könne. Der Vater fürchtete zu voreilig geweſen zu ſeyn, ſchämte ſich ſeiner Hitze, und entfernte ſich mit ſeiner Begleitung. Doch dieſe Entfernung war gar nicht nach Satan's Sinn, der ſo um alle Frucht ſeiner Arbeit gekommen ſeyn würde. Er begegnete dem Trupp, in der Geſtalt eines Förſters von weitem, und fragte ſie, als einer, dem die Aufſicht über dieſen Wald anvertraut ſey, was ſie hieherführe? Man erzählte ihm den Vorfall mit dem Fräulein. „Aber kann der gottloſe Eremit ſie nicht todgeſchlagen und unter ſeiner Streu verſteckt haben?“ erwiederte der liſtige Förſter. Sogleich kehrte die Schaar nach der Klauſe zurück, und der blutige Leichnam wurde gefunden. Alles ſchwamm bey dieſem Anblick in Thränen. Ein junger Menſch, der das Fräulein heftig liebte, und ihre

Verwandte begleitet hatte, war untröſtlich. Der Vater raufte ſich die Haare aus, und wollte den Mörder mit eigenen Händen umbringen. Allein man riß ihn weg, um ihn zu einer exemplariſchen Strafe aufzuheben. Man band den unglücklichen Eremiten, mit dem Geſicht nach dem Schwanz gekehrt, auf einen Eſel, und führte ihn in die Stadt. Den andern Morgen wurde er in Gegenwart einer groſſen Menge Volks gehangen. Als er die Leiter hinaufſtieg, rief er aus: *) **So weit hat mich ein Hahn gebracht!**

---

*) Man hat von dieſem Märchen noch drey andre Abſchriften, die aber im Ausgange ſehr voneinander abweichen. In der erſten entwiſcht der Eremit des Nachts aus dem Gefängniſſe. In der zweyten hört man in dem Augenblick, wo er abgeſtoßen werden ſoll, eine große Stimme, wie die eines Ochſen, und als man den armen Sünder fragt, was ſie bedeute? antwortet er, es ſey der Teufel, der ihn erſt verführt habe, und nun auslache. Er erzählt hierauf ſeine Geſchichte, erhält Gnade, thut Buße, und bleibt Eremit wie vorher. In der dritten verkleidet ſich Satan nicht als Förſter, ſondern, wie der Vater mit ſeinem [illegible] ſich [illegible] iſt, beredet er den Eremiten, die Nacht ſeine Hütte zu verlaſſen, und in die Welt zu gehen. Der Eremit überläßt ſich zwey Jahre den gröbſten Ausſchweifungen, bekehrt ſich endlich, und thut in ſeiner alten Klauſe Buße.

R.

* * *

IX.

Miſcellanien.

1.

Schreiben an den Herausgeber, über einige Lehnsgebräuche.

Einer Ihrer Freunde gab uns in einem der erſten Bände der Olla- den Anfang eines Briefes über die Lehnsgebräuche, der ſehr unterhaltend war, und deſſen Fortſetzung Ihre Leſer ungern vermiſſen. Ich habe in **Pommers Sammlung hiſtoriſcher Merkwürdigkeiten** einige dahin einſchlagende Gebräuche gefunden, die ich Ihnen hier überſchicke, um ſie Ihrem Freunde zu ſeiner Sammlung mitzutheilen.

Zu **Coucy** ſtand in dem Schloſſe ein ſteinerner Löwe, welchen Engerand I. Herr von Coucy, der ohngefehr um das Jahr 1080 gelebet, zum Andenken eines getödteten Löwen hatte ſetzen laſſen. Die Stifter der **Abtey Nogent** ſtammten aus dieſer Familie, und legten daher dem Abt auf, daß er jährlich an drey gewiſſen Tagen, Weinachten, Oſtern und Johannis in den Hof, wo dieſer Löwe ſtand, kommen, und dem jedesmaligen Herrn de **Coucy** Brod und in Butter geröſtete Paſtetchen in recognitionem überreichen ſolle. Der Abt mußte dabey Bauerkleider anhaben, ein Sacktuch bey ſich führen, und auf einem Ackerpferde im Hofe allerhand Wendungen machen, und dazu mit der in Händen habenden Spitzruthe klatſchen. Sodann wurde deſſen Equipage viſitirt, und fand ſich's, daß das geringſte, ſollte es auch nur ein Nagel am Pferde ſeyn, mangelte, ſo verfiel das Pferd dem Herrn zur Strafe. In der Folge der Zeit wurde dieſes Homagium nicht mehr vom Abt, und mit denſelben Cerimonien, ſondern von deſſen Subdelegirten verrichtet, der eine Quantität Saamenkorn in einem Sack und einen Hund bey ſich hatte, dem zwey Paſtetchen am Halſe hingen. Verdorb oder fraß der Hund die Paſtetchen, oder hielten ſich Pferd oder Hund im Hof unreinlich, ſo ward dem Abt eine Strafe diktirt. Auch mußte der Abt zwey vor dem Thore des Rathhauſes ſtehende Löwen umarmen.

Von den Voigten der Probſtey St. Bartholomäi zu Frankfurt findet man ebenfalls eine beſondre Obſervanz angeführt. Wenn ein Voigt mit dem Probſt wegen gedachter Probſtey etwas abzuhandeln hatte, ſo geſchah ſolches unter folgenden Cerimonien. „Ein Voigt, ſagt die alte Urkunde, ſo er mit einem Probſt, der Probſtey wegen zu theidigen oder zu handeln hat, ſoll er kommen, mit dritthalb Pferden, iſt zwey Pferd und ein Maul, ſoll tragen einen Habich, und dabey einen einäugigen Hund, ſeinem Pferd ſoll man Futter geben bis über die Naſenlöcher, und Stroh bis an die Buch, dem Habich eine Stang oder Rück hinter den Pferden, die Hunde ſollen auch hinter den Pferden liegen. Dem Voigt ſoll man decken einen Tiſch mit einem weiſſen Tuch, darauf ein Semmelbrod und einen weiſſen Becher mit Wein ſetzen; will er dabey was vorher haben, ſoll er's beſtellen, man ſoll ihm ein Bett bereiten, ob er über Nacht herbergen wollte, mit brechenden Leintüchern, darbey ein Feuer ohne Rauch bereiten

Betten und Licht geben; will er Holz haben, einen Wagen voll geben, aber übel geladen.“

Ich bin ꝛc.

2.

Zwey Anekdoten von Grammont.

Der berühmte Grammont, von deſſen Memoiren wir eine ſo gute Ueberſetzung beſitzen, überraſchte einesmal den Kardinal von Richelieu ganz allein, und in der Weſte, wie er in ſeinem Kabinet beſchäftigt war, wider eine Mauer zu ſpringen. Grammont war zu ſehr Hofmann, als daß er ſich hätte merken laſſen ſollen, was er zu dieſer kindiſchen Handlung dachte, denn mit einem Miniſter von Richelieu's Karakter war nicht zu ſcherzen. Er ſah ihm vielmehr aufmerkſam zu, und fing endlich an: „Ich wette, daß ich ſo gut ſpringe, „wie Ew. Eminenz!“ Zugleich zog er ſeinen Rock aus, und ſprang mit dem Miniſter. Dieſer feine Streich ſchmeichelte ihn bey Richelieu ein, und trug viel zu ſeinem Glück bey.

Eben dieſer Grammont trat in das Zimmer Ludwigs XIV. als der König eben Trictrac mit einem Herrn von ſeinem Hofe ſpielte, und ſich mit ihm wegen eines zweifelhaften Falls ſtritt. Alle Hofleute beobachteten ein tiefes Stillſchweigen. Indem kam Grammont. Der König rief ihn: „Grammont, Sie ſollen entſcheiden!“ — „Sire, Sie haben Unrecht!“ antwortete der Graf — „Aber wie können Sie mir Unrecht geben, ſahe fuhr der König fort, ehe Sie noch wiſſen, worauf es ankommt?“ — „Sire, erwiederte Grammont, wenn der Fall nur im mindeſten zweifelhaft geweſen wäre, ſo würden alle dieſe Herren Ew. Majeſtät ſogleich gewonnen gegeben haben!“

X.

3.

Feſt der Ackerweihe in Sina.

Wir können ſeine Beſchreibung nicht beſſer als durch die Mittheilung der Ankündigung ſelbſt geben, die das Ceremonialtribunal in Peckin öffentlich davon bekannt machen ließ, als der jetzige Kaiſer **Kien-Lun** dieſes zur Ehre des Ackerbaues geſtiftete alte, und von ſeinen Vorfahren ziemlich vernachläßigte Feſt im Jahr 1767 in ſeine vorige Würde einſetzte. „Seine Majeſtät, lautet dieſe Ankündigung, werden den zweyundzwanzigſten in eigner hoher Perſon die Gebräuche des Ackerbaues beobachten. Am Abend vorher werden die Mandarinen der Hofkanzley, mit der erhaltenen Inſtruktion, ſich nach dem Sien-Nong-Tan (einem den Erfindern und Beſchützern des Ackerbaues gewidmeten Orte) begeben; die Mandarinen der Finanzkammer werden die Ackerwerkzeuge zubereiten, einige Käſtchen mit Saat anfüllen, und alles dieſes den Mandarinen der Regierungskanzley der Stadt Peckin einhändigen, welche es in ſeidenen Decken hüllen, in groſſe Kaſten legen und vor ſich her zu dem, zu ackernden Felde tragen laſſen werden. Daſelbſt werden ſie durch kleine, rothe

Preter abzeichnen, wie viel Land ein jeder Fürſt und Reichsbeamte zu pflügen habe, auch werden ſie alle Ackerwerkzeuge in der dazu beſtimmten Gallerie aufſtellen. Am Tage des Feſtes verſammeln ſich die Mandarinen der Hofkanzley mit dem Ceremonienmeiſter und ſeinem Gefolge bey Anbruch des Tages bey dem Hofe Tſchin-Kin-Kong, um daſelbſt die Endigung der Oſterfeyer abzuwarten, nach welcher ſich der Kaiſer, mit zehn der erſten Officiere, ſeiner Leibwache, dahin beziehet, um auszuruhn, und die bey dieſem Feſt gewöhnliche Kleidung anzulegen. Die Großen, die nach ihm das Land pflügen ſollen, legen gleichfalls andre Kleider an. Unterdeſſen werden, der für den Kaiſer beſtimmte Pflug, die Peitſche und die Käſten mit Saat aus den Decken genommen, und nebſt den Ackerinſtrumenten der Fürſten und Reichsbeamten an den Seiten des zu ackernden Feld's, oder des Ken-So, rangirt. Der Ceremonienmeiſter und einige andre Beamte verſammeln ſich an der Südſeite dieſes Feldes: Die Ehren Aelteſten, vierzehn Sänger, ſechsunddreyßig Muſikanten, und zwanzig Bauern mit ihren Strohhüten auf dem Kopf, und mit Schaufeln, Hacken, Gabeln, und Beſen in den Händen, ſtellen ſich in zwey Reihen an die rechte und linke Seite des Ken-So; eben dieſes thun funfzig Fahnenträger, zweyunddreyßig Aelteſten der Peckinſchen Regierungskanzley, und dreyßig Bauern der drey Claſſen. Alle beobachten bis zum Anfang der Ceremonien eine ununterbrochene Stille. Wenn die Stunde der Ackerbeſtellung herannaht, geht der erſte Mandarin der Hofkanzley nach Hofe, um Sr. Majeſtät einzuladen. Der Ceremonienmeiſter ergreift eine Fahne, und ſchwenkt ſie dreymal; drey Fürſten und neun Reichsbeamte, die in Geſellſchaft des Kaiſers pflügen, gehn ein jeder an ſeine Stelle. Der Kaiſer erſcheint in Begleitung der zehn vornehmſten Officiers der Leibwache, und hat ſein Geſicht nach Süden gewandt. Bey ſeiner Ankunft ruft ein Mandarin des Ceremoniel-Tribunals: Gebt den Pflug! und ſogleich fällt der Präſident der Finanzkammer das Geſicht nach Norden gekehrt auf die Knie, und giebt Sr. Majeſtät den Pflug in die rechte Hand. Nun ruft ein anderer Mandarin des Ceremonieltribunals: gebt die Peitſche! und der erſte Mandarin der Peckingſchen Regierungskanzley überreicht knieend und ebenfalls nach Norden gewandt, die Peitſche der linken Hand des Kaiſers. Zwey Aelteſten führen die Ochſen, zwey Bauer der erſten Klaſſe halten den Pflug, der Präſident des Ceremonieltribunals und der erſte Mandarin der Hofkanzley gehn vor ihnen her. Alle Fahnenträger ſchwenken ihre Fahnen, und die Sänger ſingen zum Schall-Inſtrumente, der erſte Mandarin der Peckinſchen Regierungskanzley trägt das Käſtchen mit der Saat, und der Präſident der Finanzkammer ſäet. Sr. Majeſtät pflügen drey Furchen. Nun ruft ein Mandarin: empfangt den Pflug! und wieder, empfangt die Peitſche! welches mit eben den Ceremonien, wie oben geſchieht. Der Kaiſer ſetzt ſich auf die erhabene Gallerie, und Pflug, Saatkäſtchen und Peitſche werden mit ſeidenen Decken bedeckt. Nun pflügen die drey Fürſten jeder fünf Furchen, und nach ihn die neun Reichsbeamten, jeder neun Furchen. Ein Aelteſter führet die Ochſen, zwey Bauern halten den Pflug, und zwey Mandarinen von niedern Klaſſen verrichten das Säen. Ein Mandarin des Ceremonieltribunals bringt hierauf alle Mandarinen der Peckinſchen Regierungskanzley und alle Aelteſten und Ackerleute, in gehöriger Kleidung mit ihrem Ackergeräthe in den Händen, an die Weſtſeite der Gallerie, wo ſie dreymal auf die Knie fallen, und jedesmal drey Verbeugungen bis auf die Erde, zur Bezeugung ihrer Dankbarkeit machen. Alsdenn treten ſie ab, um die angefangene Begleitung des Ken-So zu vollenden, und der Kaiſer fährt in einem offnen Wagen in ſeinen Pallaſt zurück.“

4.

Eingeſchickter Pendant

zu dem im dritten Stück der Olla des vorigen Jahres befindlichen Verzeichniß des Aufwands bey der Hochzeit eines Schwarzburgiſchen Grafens.

1495. Dſignatio, was vff Weilandt des Herrn Obervffſchẽks ꝛc. Humpertty von Langenn Sehligen, begrebnus, ahn allerlei Victualien, Gebränck vnd Kleidung gewandt, Auch ſonſten den Pfarrherrn, Schulmeiſtern, Armen Leuthen, Vffwarttern, vnnd andern dergleichen gegebenn werden, Nemblichen

24 Fl.	0 gr.		vor Einen Ochſenn.
9 Fl.	0 gr.		vor 2 Hemel vnnd 5 Lemmer.
12 Fl.	0 gr.		vor 2 Schweine.
4 Fl.	17 gr.		vor 2 Kelber.
5 Fl.	5 gr.	10 pf.	vor 2 Stück wildts.
1 Fl.	9 gr.		vor 1 Reher.
3 Fl.	7 gr.		vor 10 Genſe.
5 Fl.	15 gr.		vor 30 Alte vnd 30 Junge Hüner.
29 Fl.	0 gr.		vor 4 Eimer viernen Wein.
9 Fl.	3 gr.		vor 1 Emmer Neuen Wein.
16 Fl.	10 gr.	6 pf.	vor 10½ Eimer Bier.

13 Fl. 18 gr. vor Brodt.
18 Fl. 0 gr. vor 9 Mltr. Haffern.
400 Fl. 7 gr. 9 pf. vor Kramwaaren zu Kleidungen.
26 Fl. 8 gr. 5 pf. vor Confect vnnd andere Apotheckerey.
79 Fl. 4 gr. 3½ pf. Den Pfarherrn, Schulmeiſtern, Armen Leutten,, Bettwarttern, und ſonſten ingemein, Lt. Verzeichnis.
1 Fl. 9 gr. Dem Pfarherrn alhir zu Oberſtadt.
7 Fl. 7 gr. 3 pf. Bottenlohn.
73 Fl. 19 gr. 6 pf. koſtett das Grab zu verfertigenn.

Summa — 738 Fl. 15 gr. 6½ pf.

5.

An Frau von B...

den erſten Jenner 1782.

Das neue Jahr verſüſſe jeden Schmerz
Der in Dein zärtlich Herze drang,
'Und Freude, Glück und Scherz
Beſtreu' mit Roſen Deinen Gang
Durch dieſes Erdenthal. Ein leiſer Zephyr fächle
In Deinem blonden Haar, und heiter lächle
Dir treu, wie ſeiner Blanka Julius
Dein ſanfter Genius.
Bald, Edelſte, bald blick' aus Deinen holden Zügen
Uns wieder Wonne und Vergnügen;
Bald müſſeſt Du, uns alle zu beglücken,

Von neuem unſ're Reihen ſchmücken!
Darf ich — wie ſüß für mein Gefühl! —
Indeſſen hoffen, daß Dein Herz mich nicht vergiſſe,
Mich, die bey Tanz und Saitenſpiel
Dich, Liebenswürdigſte, vergnügt?

A. . ;

◆ ◆ ◆

Antwort.

Den fünften Jenner 1782.

Du, die oft ſo zärtlich nach mir blickte,
Sieh'! wie öde alles jezt um mich!
Sonſt umgab mich Freude — ſonſt beglückte
Jeder Tag mein Herz ſo leicht wie Dich.
Wie verändert! — Sieh jezt wie ich weine
Wie ich ſeufze an der Mutter Grab;
Und die Große ſieht im heil'gen Scheine
Voller Mitleid ſelbſt auf mich herab.
Ha! ihr Geiſt ſchwebt jezt in höhern Sphären,
Viel zu groß für dieſe Welt von Staub;
Engelszahl und Wonne zu vermehren
Winkte Gott ſelbſt dieſen Todesraub.
Und ſie wacht nun über ihre Lieben,
Kühlt die Thränen, heilet jeden Wahn
Iſt ihr Schutzgeiſt, hauchet ihren Trieben
Edle Unſchuld, Himmelsreinheit an.
Eine Reihe Pflichten binden
Am Erhabnen jezt mein ganzes Glück,
Und der Erden Herrlichkeiten ſchwinden
Jezt vor meinem nebelfreyem Blick.
Doch ich tadle nicht der Erden Freuden,

Preiſ

Preiſe glücklich jeden der ſie hat;
Streut ſie nicht, zur Duldung unſrer Leiden,
Das Geſchick auf unſern Dornenpfad?
Drum ſey nie das volle Maaß verkürzet
Was Dir bringe jeder Morgengruß,
Und durch Deinen edlen Geiſt gewürzet
Lächle Dir ein jeglicher Genuß!
Für Dein treues liebevolles Sehnen,
Deinen Wunſch bey Saytenſpiel und Tanz,
Für Dein Liedchen, weyht mit ſtillen Thränen
Meine Hand Dir dieſen Blumenkranz.

Julie v. B . . . .

6.

An *.*

Deine ſchönen, himmelblauen Augen,
Wo die Liebe
Ihren Thron errichtet;
Und Dein Mund voll lieblichen Gelächters;
Und die Roſen,
Die Dein Antlitz ſchmücken;
Und der weiſſe Schleier Deines Leibes,
Wo das rothe
Blut ſo leicht hindurchblickt;
Und Dein ſchlanker, epheugleicher Aufwuchs;
Und Dein ganzes
Jugendliches Weſen;
Und die weichen, blonden Silberlocken,
Sind die Ketten,

Die mein Herz gefeſſelt.
Aber was ſind alle dieſe Reize
Gegen jene
Schönheit Deines Herzens!
Dieſes Herzens, reinen Quellen ähnlich,
Die der lindſte
Wind ſo leicht beweget,
Das ſo leicht die ſchwarzgebornen Thränen
In die ſchönen
Blauen Augen ſendet;
Das ſo leicht dem Eindruck ſüßer Freuden
Sich eröfnet,
Schmerz und Freuden mittheilt!
Dieſes Herz hat Dir, zwölf lange Monden
Schon, ein andres
Treues Herz erhalten.
Ob er es gleich die Laſt gequälter Liebe
Niederdrückte,
Hat dich's doch geliebet;
Wird dich noch in ferner Zukunft lieben,
Wenn auch dieſe
Laſt nicht leichter würde!
Bitter ſind der Liebe Schmerzen, lindert
Sie die Hoffnung
Nicht mit ihrem Honig!
Ach, nur einen Tropfen gib zuweilen,
Der des Herzens
Bittern Schmerz verſüße!

7.

Der Kurzſichtige.

Herr Lindor ſtritt mit jedermann —
Auch einſt mit mir — er hätt' kein gut Geſicht;
Und zum Beweiſe fing er an:
„Sehn Sie, dort geht Alceſt — ich kenn' ihn nicht.“

X.

Fragmente.

Rudolf von Erlach, oder die Schlacht bey Laupen.

(Aus dem Helvetiſchen Kalender.)

Der nach dem unglücklichen Gefecht an der Schloßhalden*) geſchloſſene Friede der Berner war von kurzer Dauer. Dieſer junge Freyſtaat wurde unaufhörlich geängſtigt, und ertrug vor einmal ſein Schickſal mit einer Klugheit, welche ſeine Feinde mit dem Namen von Kleinmuth beſchimpften. Er nahm den Grafen von Savoi aufs neue zu ſeinem Schutzherren an; und ſolches Verhältniß wurde bald nachher in ein Bündniß mit dieſem Hauſe verwandelt, welches damals allein geſchickt

---

*) 1289.

ſchickt und ſtark genug war, den Herzogen von Oeſterreich in Helvetien ein etwelches Gegengewicht zu halten. Aber die Freyburger ruheten nicht, bis ſie wieder eine offene Fehde zwiſchen Bern und dem benachbarten Adel entzündet hatten. Das Handgemeng am Donnerbühel *) war hart, und der Sieg lange unentſchieden. Endlich lenkte er ſich doch, unter Anführung Ulrichs von Erlach, den man den unerſchrocknen Ritter nannte, auf Seite der Berner. Das Glück macht kühn. Itzt kehrten ſie von Zeit zu Zeit ihre Waffen gegen verſchiedne Anhänger der Herrſchaft Oeſterreich und derſelben in der Nähe gelegene Schlöſſer, deren Beſitzer ſie nöthigten, es noch vor ein beneidenswerthes Schickſal zu halten, die Vaſallen einer kleinen Reichsſtadt zu werden. Es bedurfte nur der geringſten Veranlaſſung, ſo waren ihre Bürger in Harniſch; und ſie entſetzten einen Schultheiß aller Ehren, bloß weil er ſie von einem ganz ungleichen Streit abgehalten hatte. Die Bündniſſe mit Herren, Ländern und Städten unterſ[illegible]ten ihren Muth. Als der Mord Albrecht I. dieſe Gegenden mit Schrecken und Verwirrung erfüllte, erneuerten ſie ihr altes Burgrecht mit Solothurn: Dieſe Nachbarin, nebſt den drey Waldſtätten, waren ihre treuſte Gefehrten in der gemeinſchaftlichen Gefahr. Neben Waffen und Bündniſſen brauchten ſie noch ſonſt alle Mittel, mit ihrem Anſehen zugleich ihre Gränzen zu erweitern. So kauften ſie z. B. ſchlechten adelichen Haushaltern in ihren Geldnöthen Rechte und Herrſchaften ab; und wo der Staatsſeckel mit ſeinen noch ſehr geringen Quellen nicht hinreichte, fanden ſie einen Schatz in dem Privatvermögen eines jeden. Mit ritterlichem Eifer rächten ſie alle ihre Bürger und Bundsgenoſ-

---

*) 1291

genoſſen, wenn ſich dieſe auch nur beleidiget glaubten; und im ächten Geiſte der Ariſtokratie war ihnen die Ehre vornehmer Partikularen, Ehre des Staats. Dadurch erwarben ſie ſich bald einen ausgebreiteten Ruf, und brachten es ſo weit, daß jedermann ſeine beſſere Rechnung dabey fand, ihr Freund zu ſeyn: Denn ſie ehrten auch ihre abgeſagteſten Feinde, wenn dieſelben ſich einmal in ihren Schutz begaben, ſo ſehr, daß ſie ihnen nachwerts nicht ſelten die wichtigſten Poſten der Republick anvertrauten.

Es waren nunmehr zwanzig bis dreyßig Jahre verfloſſen, daß ſie ſich dergeſtalt bald täglich mit dem Adel maaßen, mittlerweile die Herzoge von Oeſterreich, mit eigenen wichtigern Angelegenheiten beſchäftigt, dieſer ihrer Parthey wenig Beyſtand leiſten konnten; als eine ungemeſſene Frömmigkeit, von ihrem Leuthprieſter Beſelwind angefacht, auf einmal ein Ungewitter über ſie zuſammenzog, und zur veranlaſſenden Urſache des Laupenkrieges ward. Sie fielen nämlich von dem guten Kaiſer Ludewig ab, ſobald derſelbe, obgleich von ganzer deutſcher Nation vor ihr rechtmäßiges Oberhaupt erkannt, von dem Römiſchen Stuhl in den Bann erklärt wurde, und verweigerten ihm den ſchuldigen Gehorſam. *) Der Cäſar beſtrafte dieſen übertriebenen Eifer verführter Reichsunterthanen mit ihrer Ungnade. Er ſchlug ſich auf Seite ihrer bekannten Feinde; begünſtigte derſelben Klagen und Foderungen gegen Bern, und veranſtaltete oder unterſtützte doch einen Bund, bey welchem der Adel ſeine letzten Kräfte zuſammenraffte, weil wahrſcheinlich deſſen Erfolg entſchied, ob dieſe Stadt noch weit furchtbarer als bisher, oder dann vor immer zu Boden gedrückt

ſeyn

---

*) 1338.

ſſen ſollte. Eine ſcheinbare Urſache ſolcher Verbindung mußten verſchiedene Klägden darleihen, welche die umliegenden Herren und Edle gegen ihren Uebermuth bey dem Kaiſer eingaben, und von denen die meiſten keine mehrere Gültigkeit hatten, als dieſe: „Daß Bern ſein „Gebiet zu erweitern ſuche." Die Vornehmſten unter den Verbündeten waren, neben der Herrſchaft Oeſterreich, die Grafen Gerard von Arberg, Eberhard von Burgdorf aus dem Hauſe Kyburg, Peter von Gryers, Rudolf von Nydau, Ludwig von Welſchneuenburg, und die Stadt Freyburg.

Als die Berner dieſe Verſchwörung wider ſie vernahmen, erſchracken ſie anfänglich. Sie fühlten diejenige Stärke ſelbſt nicht, die ſie kurz nachher bewieſen, und waren geneigt mit der Widerpart in gütliche Unterhandlung zu treten. Auch dieſe leztere willigte darein; allein, wie es ſcheint, weniger aus friedlichen Geſinnungen, als vielmehr, um Zeit zu gewinnen, ihren Bund zu verſtärken. Es ward ein Tag zu Burgdorf angeſezt, an welchem ihren wichtigſten und zum Theil unbilligſten Foderungen von den erſtern mit einer Selbſtverläugnung begegnet wurde, die man Blödſinn nennen müßte, wenn ſie nicht im Verfolg ihre verſchmähte Verſöhnlichkeit mit ſo edelm Muthe gerächet hätten. Auch fragten ihre beſcheidene Geſandte beym Abſchied die Herren: „Ob nun ihre Stadt ruhig ſeyn dürfe?" Man würdigte ſie keiner Antwort. Es währte aber nicht lange, ſo merkten ſie, was ein ſolches Stillſchweigen bedeute. Ihre Feinde, auch diejenigen, denen ſie die vollkommenſte Genugthuung geleiſtet hatten, rüſteten ſich immer unverhohlener zu ihrem Untergang.

Unter ihnen allen wünſchten die Berner niemand lieber zu einer ernſthaften Ausſöhnung zu gewinnen, als die Stadt Freyburg, ihre älteſte Schweſter, welche, unter Oeſterreichiſcher Herrſchaft, die jüngere um eine Freiheit beneidete, die ſie ſelbſt vernachläßigt hatte. Zu dem Ende ward noch eine eigene Tagleiſtung zu Planat gehalten, und auf derſelben den Freyburgern vorgeſtellt, wie wenig ihre Anhänglichkeit an den Adel ihnen nütze, und wie erſprießlich hingegen beyden Städten eine treue nachbarliche Freundſchaft ſeyn müßte. Zur erſten Probe davon, bat man ſie, noch einige zu Burgdorf unerörtert gebliebne Punkten vollends vermitteln zu helſen. Allein die Geſandten von Freyburg erwiederten: „Die Gegen„parthey ſey von hohem Geblüte und von groſſer Macht, „und wolle etwas zum voraus haben. Bern werde alſo „völlig weichen, oder ſeinen Untergang gewärtigen müſ„ſen.“ Dieſer Denkart entſprach die faſt allgemeine Verachtung, worein die Berner, ſchon um ihres bisherigen Nachgebens willen, gerathen waren! „Biſt du von „Bern, ſo duck dich gern!“ war ein allgemeines Sprüchwort in der Nachbarſchaft.

Allein, mit dergleichen Kaltblütigkeit, womit ſie bübiſchen Spott ertrugen, rüſteten ſie ſich, ſobald ſie ſahen, daß ſie den Krieg unmöglich abwenden konnten, denſelben auszuhalten. *)

Sie beſetzen Laupen mit 600 Mann. Mehr konnten ſie nicht in den wichtigen Platz werfen, welcher vermuthlich das erſte Augenmerk der Feinde ſeyn wird. Dieſe 600 Mann können's beinahe vor gewiß nehmen, daß ſie nicht mehr gen Bern zurückkehren. Doch muß man ihren Muth erhöhen, damit ſie wenigſtens das äuſſerſte thun. Sie werden darum alſo ausgewählt. Man legt von Vater und Sohn, oder von zwey Brüdern den einen in Lau-

pen;

---

*) 1339.

gen; den andern behält man zurück; in Erwartung, es werde die nahe Blutsfreundſchaft, vereinigt mit der Liebe des Vaterlands, die Beſätzer zum Widerſtand muthig, und die übrigen Bürger beherzt zum Entſatze machen. Schultheiß, Räth und die Gemeine zu Bern ſchwören noch über das, ſie mit Aufopferung ihres Lebens von einer Belagerung zu entſchütten, die ihnen von der feindlichen Macht bevorſteht. Hinwieder ſchwur die Beſatzung dem Voigt zu Laupen, Anton von Blankenburg, ihrem Hauptmann Johann von Bubenberg jünger, und dem Pannertrager Rudolf von Mühlern. Unter den Beſätzern waren drey Belagerungs- und Sturmsverſtändige Männer, Burkhart, Newkomm, und von Kratingen, von denen der erſte durch ſeine Wiſſenſchaft in der damaligen Kriegsbaukunſt nicht nur ſeinem Vaterland, ſondern auch ihren Verbündeten ſo wichtige Dienſte geleiſtet hatte, daß ihm z. B. die Stadt Straßburg ein Jahrgeld bezahlte. Von den Kriegsmaſchinen dieſes Zeitalters, war die ſogenannte Katze eine Art von hölzernem Sturmdach, unter welchen man die Böcke (Mauerbrecher) an die feindlichen Mauern trieb; oder auch mit der Mannſchaft allein darunter ſturmlief, und ſo vor einem Platz immer näher Stand faßte, in welchem Falle ſie anſtatt der Laufgraben dienten.

Einer von den edelſten Feinden der Berner, und würdig gegen ſie zu ſtreiten, weil er ſie kannte, war der Graf Rudolf von Nydau. Er ſtund in groſſen Anſehn bey den Oeſterreichern, und war ihr Voigt über das Aergau und Uechtland. Eines Tags widerrieth er bey Hofe dem Herzog Albert dieſen Krieg gegen Bern, und ſagte: „Man „durchhiebe leichter Stahl als ſie.“ Der Herzog verſetzte: „Es verzagt doch kein Nidauer? „ — „Heut Nidauer, und nimmermehr!“ ſprach Rudolf, ohne weitere Widerrede — „Mein Leben will ich wie ein Mann daran ſetzen, wiewohl ich weiß, daß ich um Gut und Leben kommen werde." Und er hielt ſein Wort redlich. Bey dieſem tapfern Manne ſtund damals, als bey ſeinem Lehnherren, der edle Rudolf von Erlach, der Sohn des Siegers am Donnerbühl, in Dienſten. Da nun der Krieg zwiſchen ſeiner Vaterſtadt und ihren Feinden losbrach, ſprach der von Erlach zu ſeinem Grafen: „Herr, Ihr wißt, daß ich Euch bisher treu gedient; aber Bern iſt mein Vaterland, wo meine Güter liegen, die ich verliere, wenn ich bey Euch bleibe: Doch wenn Ihr mir verſprecht den Verluſt zu erſetzen, ſo bleib ich; ſonſt laßt mich gnädiglich heim, und thun, was Ehre und Pflicht mich thun heißt." Von Nydau erwiederte: „Es wäre mir zu ſchwer, um einen Mann ſo viel zu zahlen als Ihr zu verlieren habt; doch verarg' ich Eure Vorſichtigkeit auch nicht. Geht alſo hin, und thut für Eure Mitbürger das Beſte." Von Erlach verſetzte: „So ſchätzt Ihr mich doch vor einen Mann? Ihr ſollt auch erfahren, daß ich eines Mannes werth bin; darauf ſetz ich mein Leben!"

Er kam eben gen Bern, da man, auf die Nachricht, daß Laupen von dem Feind wirklich ſchon enge eingeſchloſſen ſey, ſich über die Entſchüttung dieſes Platzes berieth. Sobald ſeine Ankunft ruchtbar ward, legte ihm der Rath der Zweyhundert ihre Entſchlüſſe vor, und der allgemeine Wunſch der Bürger erwählte ihn zum Feldhauptmann. Allein er weigerte ſich lange, und gab ihren Bitten nur unter der Bedingung nach, daß ſie ihm den Eyd eines unbedingten Gehorſams ſchwören mußten. Er kannte ſeine Leute. Da er z. B. wußte, wie der zünftige Berner in dem Wahne ſtund, daß er um einen begangenen Fehler gegen die Kriegszucht niemand als ſeinem Handwerk Antwort ſchuldig wäre, verlangte er ausdrücklich, daß man ihm Gewalt ertheilen ſollte, im Fall der Noth einen Bürger, der ſeine Soldatenpflicht aus den Augen ſetzte, zu ſchlagen oder gar zu tödten, ohne daß er weder dem Staat noch den Verwandten des Fehlbaren Rechenſchaft geben durfte.

Die Macht der Berner war gegen die von ihrer Widerpart äuſſerſt klein, wenn man auch denen Geſchichtſchreibern folgt, welche die letztere blos auf 18000 Mann ſetzen. Bern hatte dieſem furchtbaren Heer mehr nicht als 5000 Streiter entgegen zu ſtellen, 1600 Mann Hülfsvölker mit eingerechnet; doch erhöhte dieſe geringe Zahl entſchloßner Freunde ihren Muth ungemein, und ſie waren des Siegs beynahe verſichert, als ihr Abgeſandter, der Edle von Kramburg, aus den Waldſtätten zurückkam, und ihnen die Nachricht eines Zuzugs von 900 Mann aus denſelben brachte! „Lieber Herr von Kramburg!" ſagten dieſe guten Thalleute zu ihm, als er mit viel Beredſamkeit die dringende Noth ſeiner Mitbürger ihrer nachbarlichen Freundſchaft vorſtellte: ‚Man ſpürt den Freund nie mehr „als in der Noth. Saget alſo Euren Herren und „Burgern, daß ſie Freund' an uns haben, und wir „ihnen eilends zu Hülf kommen werden."

Auch der Zuzug von 80 Solothurner-Helmen war äuſſerſt verehrenswerth. Sie mußten ihre eigne Stadt bewahren; doch gaben ſie ſo viel ſie konnten, und lieferten ihr Schärfchen auf den Altar des Vaterlands.

Als man nun in der Stadt Bern an einem Abend hörte, daß die 900 Mann aus den Waldſtätten im Anzug begriffen wären, wies man ihnen eine Viertelſtunde vor der Stadt ihr Nachtlager an. Denn die Trauer und Verwirrung der Weiber und Kinder, welche die

Häuſer, Gaſſen und Kirchen mit ihrem Geſchrey erfüllten, weil ſie ihre Männer, Väter und Brüder nun zum letztenmal zu ſehen glaubten, war ſo groß, daß man ſo hochgeſchätzte Gäſte nicht mit dem gehörigen Anſtand hätte bewirthen können, und fürchten mußte, ſo viel Betrübniß und Niedergeſchlagenheit möchte ſelbſt auf Männer nachtheilige Eindrücke machen. Als die Thalleute des folgenden Morgens bey anbrechendem Tag durch Bern in ſchönſter Ordnung, den Muth auf ihrer Stirne, daherzogen, gingen jedermann die Augen über. Nun vereinigte ſich mit ihnen die ganze kleine Macht der Berner und ihrer übrigen Bundsgenoſſen. Sie hinterlieſſen die Stadt von ſtreitbarer Mannſchaft beynahe ganz entblößt, und alles zurückgelaſſene Volk mit verzweifelnden Gelübden für das Heil der ihrigen beſchäftigt. Nachdem ſie zu Brunnenſcheuren ihr Morgenbrodt genommen, zogen ſie unaufgehalten weiters; denn die Solothurner hatten ihnen eine Warnung zugeſchickt, daß es höchſte Zeit ſey, Laupen zu entſchütten, weil der Anzug von neuen feindlichen Truppen ſolches bald unmöglich machen könnte. An der Spitze des Haufens zog der Leutprieſter Beſelwind, und trug ſeinen Gott, wie die Iſraeliten ihre Bundslade, vor ſich her. Als ſie nun gegen Mittag am End eines Forſts auf dem gegen Laupen herunter liegenden Feld anlangten, entdeckten ſie das feindliche Heer; hörten und ſahen das muthwillige Getümmel der Herren und Edeln, die ſich mit Banketen und ritterlichen Uebungen beluſtigten, einander zu Rittern ſchlugen, die Häuſer in Bern zu ihren Wohnungen auszeichneten, und keinen einzigen Bürger leben lieſſen. Ein gewiſſer Rutſch ritt oft vor das Thor von Laupen, und drohte den Beſätzern, ſie müßten alle ſterben, wenn ſie ſich nicht ſchleunig ergeben. In der That war ihre Noth groß. Sie hatten ſchon eine Menge

Stürme ausgeſtanden, und mit gröſter Mühe abgeſchlagen; man zählte über 1200 in die Stadt geſchleuderte groſſe Kieſel. Etlichemale wurden ſie, unter Verheiſſung ihrem Leben zu ſchonen, zur Uebergabe aufgefodert: Allein ſie waren entſchloſſen, den Tod oder einen Entſatz abzuwarten; und, obgleich ſo enge eingeſperrt, daß ſie weder ihre äuſſerſte Noth ihren Mitbürgern berichten, noch derſelben wirkliche Ankunft erfahren konnten, glaubten ſie doch an ihre Treu, und daß ſie kommen würden, ſo bald ſie kommen könnten.

Auf der andern Seite erſtaunten die feindlichen Hauptleute über die noch ſo kleine berneriſche Macht, und ſuchten, da ſie nichts von der Hülfe der Waldſtätte und andrer Bundsgenoſſen wußten, unter dieſer Anzahl eine Kriegsliſt. Johann von Magenberg, Schultheiß von Freyburg, ritt daher zu den Linien der Berner, ſie in der Nähe zu betrachten, und rief: „Sie möchten „wohl zur Hälfte Weiber ſeyn; er wolle es mit ihrer „Zehn an einem Tag aufnehmen!“ Der Ritter Kunz von Rinkenberg, und ein Landmann von Schweitz, beantwortten dieſen Spott mit Ausfoderungen, welche beweiſen ſollten, wie wenig Weibiſches in ihren Herzen ſey. Magenberg berichtete ſeinen Verbündeten, was er geſehen und gehört hatte; und glaubte, man dürfte dieſe Leute doch nicht verachten. Der Edle von Fullisdorf, Pannerträger von Freyburg, unterſtützte ihn, und ſagte: „Manchen redlichen Mann von den ihrigen beym Leben „zu erhalten, wünſchte er, daß man die Friedensaner„bietungen der Berner annehmen möchte.“ Allein ein übermüthiger gräflicher Herr fiel ihm in die Rede: „Du, „Fullisdorf, wenn du dich fürchteſt, warum biſt du nicht „zu Freyburg geblieben, deiner Weiber zu hüten?“ — „Euer keiner,“ antwortete der Venner „ſoll mich den

„Au-

„Rücken kehren ſehen. Ich will das Panner meiner „Herren von Freyburg aufrecht tragen bis in den Tod. „Aber Euer Hochmuth wird euch gereuen!“

Auch Rudolf von Nidau hätte die Schlacht gerne vermieden, und meynte, die Berner würden jetzt um ſo viel eher jeden Friedensvorſchlag eingehen, weil ſie doch die überlegene Macht der Verbündeten geſehen hätten; aber die Herren wollten ihn nicht hören, und riefen: „Alle dieſe Burſche ſollen noch vor Nacht unſer werden!“ — „Sie haben noch nicht die Miene, daß „ſie fliehen wollen,“ ſprach der Graf. „Mich dünkt, „ſie wollen uns erwarten!“

So waren alle Mittel vergebens, einen ſtolzen Adel, der zu ſeinem Untergang reif war, auf kühlere Gedanken zu bringen. Schon vor den oberzählten Verſuchen, wandte der junge Graf von Savoy, von ſeinem Vater abgeſandt, ſeine möglichſte Beredungskraft an, die ſtreitenden Partheyen auszuſöhnen, und ritt zu dem End mehrmal von Laupen auf Bern hin und wieder. Allein, nicht nur machte der Uebermuth der conföderirten Herren ſeine Unterhandlung zu nichte, ſondern ſie nöthigten ihn, gleichſam wider ſeinen Willen, einer Schlacht beyzuwohnen, die ihn das Leben koſtete.

Inzwiſchen hielt der berneriſche Feldherr ſeine Völker nahe beyſammen, und befahl, daß niemand ſich von dem Heer entfernen ſollte. Der Leutprieſter Beſelwind, der mit ſeiner Monſtranz beyſeits getreten war, wurde von dem Feind aufgefiſcht, aber ſofort wieder losgelaſſen, nachdem der junge Adel mit dem Heiligthum, welches er trug, ein gottloſes Geſpött getrieben.

Die Anſtalten zur Schlacht auf beyden Seiten dauerten bis um die Veſperzeit. Der Graf von Nidau ſtellte ſeine Völker mit Unwillen in Schlachtordnung, und forderte die Seinigen mit wenig Worten auf: „Ihre ſo „oft geäuſſerte Verachtung gegen Bern nun thätlich zu „beweiſen, und ſich nicht der Schande einer allzueiteln „Praleren bloszuſtellen.“

Auf Seite der Berner und ihrer Verbündeten entſtund ein Wettſtreit, wer von ihnen gegen die feindliche Reuterey kämpfen ſollte? Die Waldſtätte begehrten dieſe Ehre. Sie hatten die Reiſigen und ihre Art zu fechten am Morgarten kennen gelernt. Die Berner aber ſagten: „Da es unſre Sache iſt, ſo ſollte billig uns „der Vorſtreit gehören. Doch, was Euer, unſrer Getreuſten, Will und Meinung iſt, geſchehe!“ Der von Erlach ermunterte beſonders die junge Mannſchaft, und rief: „Wo ſind nun die freudigen Geſellen mit „dem grünen Rebſchoß, die Sieger bey den Tänzen, „die zu Bern in den Gaſſen dem Feinde Hohn ſprachen? Laßt ſie jetzt zu mir hervor an den Tanz [illegible]ten, um der Stadt Panner wie eine Mauer ſtehen, „und des Vaterlands Ehre retten!“ Sofort traten die Gerwer und Metzger zuerſt hervor; und der Feldherr ſtellte das kleine Heerzeug, nachdem es das heilige Sacrament empfangen, in Schlachtordnung. Die Fronte war mit Sichelwagen bedeckt, und ein jeder Soldat mit Steinen zu drey Würfen verſehen. So zogen ſie in ſchönſter Ordnung an, und lieſſen die Wagen vor ſich herrollen. Als ſie nun den Feinden nahe genug waren, machten ſie mit ihren Kieſeln, die ſie mit groſſem Geſchrey unter dieſelben warfen, dem Gefechte den Anfang; ſchwenkten, und kehrten ſchnell dem Abhang eines Hügels zu, um von da mit beſſerm Vortheil niederwärts zu ſtreiten. Die Feinde verfolgten ſie mit Hitze, aber unordentlich; der Steinhagel hatte be-

ſon

ſonders ihre Pferde erſchreckt; und ſie mußten die Glieder brechen, um zwiſchen den Sichelwagen einzudringen, welche ihnen die Stirne boten, und ſo eingerichtet waren, daß man ſie niemals zurückſchieben konnte. Die Berner machten ſich dieſe Unordnung zu Nutze; ſtürzten, ihren Feldherrn an der Spitze, noch ehe ſich jene wieder ſammeln konnten, mitten unter ſie ein, richteten ein entſetzliches Blutbad an, und trieben, was ihrem Schwerdt entgieng, gänzlich zur Flucht. Einige von der Nachhut, welche entweder aus Feigheit, oder weil ſie obige plötzliche Schwenkung nicht verſtunden, einem nahen Forſt zugeeilt, blieben nachwärts ihr Lebtag mit Schande gebrandmarkt, und hieſſen Förſter. Als man dem Feldherr berichtete, daß von hinten zu viele Leute ausreiſſen, ſprach er: „Deſto beſſer! die Furchtſamen „müſſen nicht bey den Tapfern bleiben. Die ‚Spreuer' „ſind aus dem Korn geſtoben!“

Mittlerweile nun die ſiegenden Berner den Ueberreſt des erſchlagenen Fußvolks verfolgten, kam das Geſchrey: Die Länder ſtritten noch hart und unentſchieden mit den feindlichen Reutern. Wirklich hoben ſie einen der übrigen, der um Hülf rufen ſollte, auf ihren Spießſchäften empor. Sogleich kehrten jene von dem Nachjagen zurücke, ihre Bundsgenoſſen zu ſtärken. Allein, ehe ſie ſich noch miteinander vereinigen konnten, hatten die Reiſige von der Niederlage ihres Fußvolks Nachricht erhalten, ſich in der Beſtürzung ebenfalls zur Flucht gewandt, und, mit Verluſt einer groſſen Menge Helme, das Feld gänzlich dem Sieger überlaſſen. Die Beute an Panzern, Pannern und Gewehr war ſehr beträchtlich; denn die Feinde warfen ſolche meiſt ab, um ſich die Flucht zu erleichtern. Das Gefecht hatte anderthalb Stunden gedauert. Der verbundene Adel büßte 4500 Mann, die Berner einzelne 22 ein. Von den 900 Waldſtättern verloren 13 in dem blutigen Kampf mit den Reiſigen, das Leben; danebeu hatten ſie viele Verwundete. Unter den Erſchlagenen befanden ſich aus den ſchon genannten Fürſten und Herren, der junge Graf von Savoy, die Grafen Gerhard von Arberg und Rudolf von Nydau, Nutſch, der grüne Graf, welchen den Venner von Jullisdorf ausgehöhnt, dieſer, der Schultheiß von Magenberg; und überhaupt ſo viele Edle, daß bald kein vornehmes Haus in Helvetien, Schwaben und Brisgau war, welches dieſer Lauperſchlacht wegen nicht die Trauer angezogen. Ein ſchwabiſcher Freyherr von Blumenberg hätte ſich in dem Getümmel der Schlacht durch die Flucht leicht retten können: aber er antwortete ſeinem Bedienten, der es ihm anrieth: „Sollt ich leben, „nachdem ſo viele Herren und Ritter umkommen ſind?“ Mit verhängtem Zügel ritt er unter das dichteſte Gedränge, und fand ſeinen Tod. Die Stadt Freyburg ſoll einen beſonders groſſen Verluſt erlitten haben.

Graf Peter von Arberg, der bey dem Treffen verordnet war, das Feldgeräth zu verwahren, als er ſah, daß die Verbündeten unterzuliegen begunnten, nahm alles, was er an Silber, Kleinodien, und andern koſtbarem Gepäcke fortbringen konnte, und führte es in ſein Schloß Arberg, ohne Schwerdſtreich und ohne Beulen. Zu Arberg ſtieß Graf Eberhard von Burgdorf zu ihm, welcher dem Bund einen Succurs von 400 Mann zuführen wollte. Allein, da dieſe den vermuthlichen Ausgang des Treffens ihr von Graf Petern erfuhren, wollten ſie keinen Schritt weiter ziehen, und ſtoben auseinander.

Das erſte Geſchäft der Sieger war ihr Dankgebet auf den Knieen. Nach dieſem rühmte der Feldherr öffentlich ſentlich den erwieſenen Muth und Gehorſam ſeines Heers. Beſonders dankte er den Eidsgenoſſen und den Solothurnern; und nannte ſie: „Die ſtrengen, handveſten, „liebſten Freunde und Nothhelfer.“ Hiernächſt ließ er ſeine Verwundete verpflegen, und die Todten zuſammen tragen und beerdigen. Darauf ging er mit dem Freiherrn von Weiſſenburg auf dem Schlachtfeld umher, beſichtigte die erſchlagenen Edeln, welche er meiſt im Leben gekannt, und erſtaunte über ihre Zahl. Gen Freyburg und an andre benachbarte Orte ließ er ſagen: Wer die Leichname der ſeinigen abholen wollte, dem werde man ſichers Geleit unverbrüchlich halten. Die übrigen wurden nachher auf dem Schlachtfeld ſelber in einem langen Graben beerdigt. Die Nacht durch blieb das ganze Heer, nach dem Gebrauche der Alten, auf der Wallſtatt.

Die Beſatzung in Laupen hatte die Ankunft ihrer Brüder faſt zugleich mit dem erhaltenen Sieg erfahren. Sie hörten das Getöſe der Schlacht nur von weitem, und hielten die Entfernung der Widerpart von der Stadt vor eine bloſſe Kriegsliſt, ſie aus ihrer Schanze zu locken, oder gar vor eine Vereinigung mit neuen Schaaren. Denn, ſo oft ſich während der Belagerung friſche Ankömmlinge zu dem Feinde ſchlugen, zog man ihnen mit Pomp und Feldgeſchrey entgegen, um die Beſaßer immer mehr in Furcht zu ſetzen. Hätten nun dieſe den Anzug der ihrigen gewußt, und ſich mit ihnen vereinbaren können, ſo würde die Niederlage ungezweifelt noch blutiger geworden ſeyn. Man ſtelle ſich nun die Entzückung dieſer geretteten Beſatzung, die ſich ſchon dem Tode geweihet hatte, die Rückkehr gen Bern im Begleit ihrer Befreyer, die Ankunft in der halb verödeten nun wieder mit eins auflebenden Stadt, den Empfang

der Greiſen, Schweſtern, Mütter, Weiber und Bräute, den Dank der Berner für die Treu ihrer Bundsgenoſſen, und die Empfindungen dieſer letztern vor, ſo hat man einen ſchwachen Begriff von dieſem herrlichen Sieg, deſſen Ruhm durch alle Lande ging.

XI.

PIECES FUGITIVES.

PROFESSION DE FOI

d'un jeune Quacker *)

Une idée iſolée laiſſe notre ame indifférente; c'eſt la liaiſon de nos idées qui en fait ſeule tout l'intérêt. Si cette liaiſon n'etait qu'un jeu du hazard, notre morale ſerait vaine, le deſir d'être heureux une chimere.

* * *

Ma foi n'embraſſe aucun Syſtême. C'eſt une ſuite de ſentimens, qui détermine ma maniere d'être. J'aime l'ordre parceque l'idée de l'ordre occupe mes facultés & les occupe ſans peine & ſans effort.

Ecouter la nature, voilà ma ſcience, lui obeïr, voilà mon bonheur.

Il eſt un ordre qui touche mes ſens, il en eſt un qui touche mon eſprit. Le ſentiment que m'inſpirent la beauté, d'un ſite pittoreſque, les ſons d'une voix harmonieuſe, ce ſentiment & celui qui j'éprouve en decouvrant une vérité géometrique, en faiſant une bonne action ſuppoſent, ce me ſemble, deux facultes différentes. J'appelle la premiere mes *ſens*, l'autre mon *eſprit*.

---

*) Hier zum erſtenmal gedruckt.

L'ordre qui touche mes ſens intéreſſe auſſi mon eſprit, mais il agit plus particulierement ſur mes ſens. Si les plaiſirs de l'eſprit ſont moins vifs, leur volupté plus calme, plus pure ſemble être plus à moi.

Je me trouve entouré de mille objets différens. Je vois regner l'ordre chez les uns, le déſordre chez les autres.

L'ordre eſt à mes yeux partout où j'apperçois des proportions heureuſes, le rapport des parties au tout, celui de l'enſemble aux details. Plus le même objet m'offre de variété, plus il m'attache, lorsque j'y reconnais en même temps cette unité d'intention, de deſſin, ſans laquelle mon eſprit errant dans le vague languit & ſe fatigue.

Je ne conſidere les objets qui m'entourent que pour apprendre à ſaiſir l'ordre ou le déſordre, qui les diſtingue. L'expérience m'apprit à me defier de moi même. Il eſt un ordre apparent auquel il n'eſt que trop aiſé de ſe laiſſer ſeduire. Pour en garantir mon cœur je l'accoutume à reſiſter à ſes premieres impreſſions. C'eſt le ſeul effort que la nature nous demande, c'eſt le ſeul tribut qu'exige la vertu, & dans des temps plus fortunés elle ne mettait pas même notre bonheur à ce prix.

Le ſentier de la vie était ſur & facile, & l'on était vertueux comme l'on reſpire.

* * *

Il m'eſt plus aiſé de mettre de l'ordre dans l'economie de mon être que dans celle des êtres qui exiſtent avec moi.

Ce principe me rend plus indulgent ſans me rendre plus perſonnel. Je ſens que pour entretenir l'ordre de mes facultés je dois les exercer toutes. Pourrais je oublier celles de faire du bien à mes ſemblables? Mais en rapportant tout à la plus grande perfection de mon Etre, je ſuis le motif qui m'entraine avec le plus de force, & je me detourne d'un but qui le plus ſouvent excede la meſure de notre pouvoir & devient par là même le tourment de notre exiſtence.

La perfection du tout réſulte de la perfection de toutes les parties qui le compoſent. Si le desordre regnait dans l'univers, quelle raiſon de m'y laiſſer entrainer? Si l'ordre y regne au contraire, la nature de mon être doit répondre néceſſairement à celle des êtres, qui exiſtent avec moi. Conſerver, entretenir l'ordre de mes facultés, c'eſt conſerver, entretenir l'ordre général.

L'amour de cet ordre interieur qui peut ſeul aſſurer ma felicité & dont je fais ma principale étude, m'attache à l'idée univerſelle de l'ordre.

Idée naiſſante & ſublime, objet éternel de toutes mes affections, idole de toutes mes penſées! c'eſt toi que mon ame deſire ſans ceſſe, c'eſt toi qu'elle pourſuit dans toutes les productions de la nature, dans les chefs d'œuvres de l'induſtrie & des arts.

Je te cherche & je t'adore dans l'harmonie mélodieuſe des Pergoleſes, dans les tableaux céleſtes des Raphaëls & des Pouſſins, dans les monumens immortels des Phidias, dans les Vers d'Homere & de Racine, dans les calculs d'Euler & de Bernoulli, dans les ſyſtêmes des Lamberts & des Newtons, dans les loix de la Grece & de Rome, & dans les feuilles qu'agite le Zephir, & dans le chêne dont la tête orgueilleux ſut réſiſter aux ravages de pluſieurs ſiecles.

Plus j'accoutume mon ame au ſentiment de l'ordre, plus je l'exerce à en connaître les ſources & les delices, plus je deſire de me l'approprier pour en jouir d'une maniere plus intime, & me l'approprier c'eſt l'imiter autant qu'il eſt penible dans l'économie de mon être.

* * *

En reuniſſant les perfections, les beautés de pluſieurs objets differens j'en forme dans mon eſprit un tout dont la beauté ſurpaſſe celle de tous ces objets enſemble.

Lorſque je m'efforce de raſſembler toutes les perfections répandues dans l'immenſité de l'univers, je vois un emſemble qui enchante toutes les puiſſances de mon ame; ma propre penſée m'éleve m'étonne, m'anéantit, mais cet anéantiſſement eſt le comble de ma felicité.

Pourquoi l'objet d'une image ſi ſublime n'exiſterait-il pas? pourquoi n'adorerais-je pas en lui l'être ſuprême? S'obſerve dans la nature des êtres qui compoſent cet univers une gradation auſſi ſenſible, que merveilleuſe. Elle parait infinie; où en ſerait le terme, ſi ce n'eſt l'exiſtence d'un Dieu, d'une nature ſuperieuſe à toutes les autres, & qui en réunirait toutes les perfections? Je ſais qu'un nuage inacceſſible doit envelopper à jamais cette lumiere à mes yeux, mais le faible rayon qu'elle laiſſe pénétrer jusqu'au fond de mon ame y répand une clarté douce & conſolante.

L'exiſtence de cet être ſuprême peut-elle influer ſur la mienne? Je l'ignore, mais s'il exige un culte, en peut-il demander un autre que l'adoration d'un cœur pur & ſenſible? Si je lui dois les biens que je poſſede, quelle autre reconnaiſſance puis-je lui rendre que de les conſerver & d'en jouir?

* * *

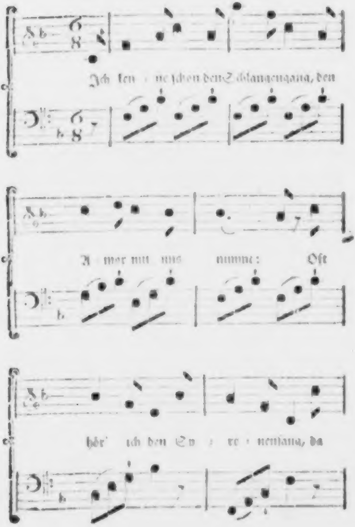
Pour conſerver un cœur pur & ſenſible, pour jouir de toutes les facultés que je reçus de la nature & pour en jouir ſelon l'ordre gravé au fond de mon ame, je tache de m'aſſocier aux hommes les plus vertueux de tous les ages. Je vis dans leur ſociété, je m'inſtruis, je m'eclaire avec eux, je laiſſe échauffer mon ame par l'exemple de leur vertus. Scipion, Socrate, Penn, Confutzée, Jéſus, Zoroaſtre, vous avez tous droit à mes hommages, ſoyez mes maitres & mes dieux. Oui, vous reſſemblez tous à l'être ſuprême autant que de faibles mortels peuvent lui reſſembler. Vous etez des dieux ſur la terre, mais admirer vos vertus, ſuivre votre exemple, deſirer au moins de l'imiter, c'eſt la ſeule religion que vous vouliez inſpirer aux hommes.

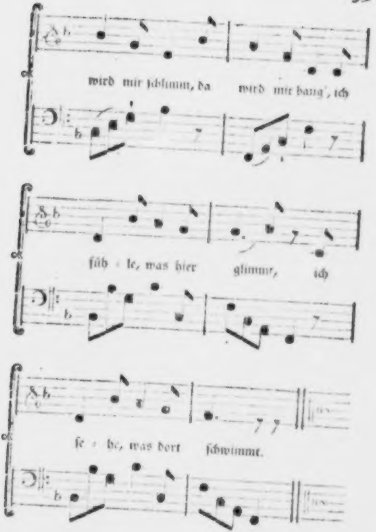
* * *

Mes ſentimens me rendent heureux. Plus je m'applique à les ſuivre, plus mon ame eſt ſatisfaite & paiſible. Si je ſurvis à la deſtruction de mon corps, pourquoi ceſſeraient-ils de me rendre heureux? Et j'eſpere d'y ſurvivre. Oui, je vois tant d'ordre dans l'economie de la nature; eſt-il vraiſemblable que notre être periſſe au moment où il commence à ſe développer? Je ſens au fond de mon ame des facultés que je ne puis exercer dans mon etat actuel; je vois ſans ceſſe un but au delà de celui que je viens d'atteindre; que de moyens prodigués ſans deſſein, ſi l'homme meurt tout entier! Rien ne périt, parcequ'il n'eſt rien d'inutile; tout reſte ou ſe mé metamorphoſe. L'homme qui n'exiſte qu'autant qu'il penſe, l'homme periroit-il ſeul? Ses ouvrages ſeraient immortels, & lui même plus ſublime que tout ce qui l'entoure n'aurait qu'une exiſtence éphemere! Loin de mon cœur une ſi ſombre penſée! Douce eſpérance, ne me refuſe pas ton dernier aſyle. Que la mort ne ſoit à mes yeux, que l'aurore, d'une nouvelle vie, le paſſage du néant à l'être.

* * *

Die Wage der Liebe.


Ich ken- ne ſchon den Schlangengang, den
A- mor mit uns nimmt: Oft
hör' ich den Sy- re- nenſang, da


wird mir ſchlimm, da wird mir bang', ich
füh - le, was hier glimmt, ich
ſe - he, was dort ſchwimmt.

Ich kenne ſchon den Schlangengang,
Den Amor mit uns nimmt:
Oft hör ich den Syrenenſang,

Da wird mir ſchlimm, da wird mir bang,
Ich fühle, was hier glimmt,
Ich ſehe, was dort ſchwimmt.

Mir iſt bekannt, daß Eitelkeit
In Mädchenherzen wohnt;
Daß kaum in unſrer argen Zeit,
Wo ſie weit mehr als ſonſt gedeiht,
Ein einz'ges ſie verſchont,
Das zarte Liebe lohnt.

Ich weiß auch wohl, daß nur ein Thor,
Den Schmeichelreden traut;
Daß mancher ſchon, der kurz zuvor
Bezaubert durch ein Wort in's Ohr,
Sein Glück halb aufgebaut,
Izt leere Wolken ſchaut.

Was hilft, ach! dieſe Kenntniß mir,
Seit ich gefeſſelt bin?
Ich liebe heiſſer doch als Ihr,
Romanenbrut! Romanenzier!
Ihr Köpfe ſonder Sinn!
Mich reißt die Liebe hin!

No. 2.

Olla Potrida.

1781.

Zweytes Stück.

[illegible]

[illegible] Buchhandlung.

Inhalt.

Gedichte. —

Dramatiſche Aufſätze.

Drachenfels ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen nach dem Mechant, des Greſſet von Herrn Profeſſor Schmid.

Auszüge.

Vacat.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1. Gedanken eines Philoſophen von Di rot; überſetzt vom Herrn S — d.

2. Bittſchrift eines Frauenzimmers, im Namen ihres ganzen Geſchlechts, den Romandichtern unſers jetzigen Zeit ters unterthänigſt überreicht

Naturgeſchichte.

Vacat.

Seite

Anekdoten. 104.

Biographie.

Ritter Bayard. Aus einer Franzöſiſchen Handſchrift. 106.

Romane.

Amalia, eine engliſche Anekdote, nach d'Arnaud. 129.

Miſcellanien.

1. Schreiben an den Herausgeber über einen merkwürdigen Zweykampf. 162.
2. Die weiblichen Tugenden an die regierende Herzogin von Weimar. 165.

Fragmente.

[illegible] die Sitten und geſellſchaftlichen Gebräuche der Italiener. 166.

Neue Bücher, welche [illegible] 178[illegible] herausgekommen [illegible]

Moritz (Carl Philipp) deutſche Sprachlehre [illegible] men, in Briefen, 8. Berlin 178[illegible] Königl. Preuß. und Churfürſtl. Sächſiſchen Freiheiten.

— Anweiſung zur Engl. Accentuation nebſt vermiſchten Aufſätzen, die Engliſche Sprache betreffend, 8. Berlin 1781.

Des Weltweiſen von Sans-Souci [illegible] erſter und zweyter Band, mit dem Bildniß des [illegible], von Berger geſtochen, 8. Berlin 1781. mit Königl. Preuß. und Kurfürſtl. Sächſiſchen [illegible] Freiheit.

Gedanken vom Nutzen und S[illegible] Schriften für den Leſer [illegible] von C. Schleſinger, [illegible]

Magazin des Enfans, par Madame de Beaumont avec des figures, nouvelle Edition, [illegible] 178[illegible]

Olla Potrida, eine Vierteljahrsſchrift [illegible] 178[illegible] Erſtes und zweites Stück, gr. [illegible] 1782. [illegible] fortgeſetzt.

Litteratur- und Theater-Zeitung auf [illegible] 178[illegible] Er[illegible] Vierteljahr, gr. [illegible] Berlin 178[illegible] bey Arnold Wever. Wird fortgeſetzt.

Halters (Wilhelm [illegible]) [illegible] Folio, Berlin 178[illegible]

Taſchenbuch, worterklärendes, [illegible] eines jungen Kriegsmannes, 8. Berlin [illegible]

Bemerkungen kritiſche, über das Theater [illegible] bey der Anweſenheit der Schuchiſchen Geſellſchaft in Danzig im Jahr 1781. 8. Danzig. In Commiſſion bey Arnold Wever.

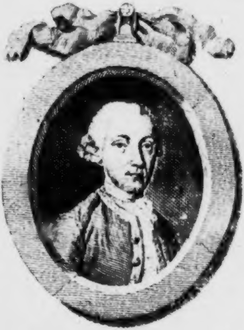
Die, gemalte Liebeserklärung, Luſtſpiel in [illegible] nach la feinte par amour von Dorat [illegible] von Fried. Ludwig Epheu, gr. 8. Berlin [illegible]

Mehr als Großmuth. Vorſpiel. gr. [illegible] 1781.

Olla Potrida.

1782.

Zweites Stück.



C. H. SCHMID

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

I.

Gedichte.

1.

An die Tugend.

Du Tugend! biſt's, für die ich lebe,
Die mich in Leiden unterſtüzt –
Mein Leben, dem gleich einer Spinnewebe
Vernichtung droht, hab ich durch dich genüzt.
Nicht nur genüzt – wie manchen Freund,
Fand ich durch dich in ſtillen Stunden! –
Da folgt ich dir und du verband'ſt
Mir Seelen, die ihr Glück in deinem Schooße finden.
O leite mich ſo lang ich lebe,
So lang noch dieſes Herze ſchlägt –

Und ſchlieſt mein Auge ſich, ſo bebe
Ich bey dem Umſturz dieſer Hütte nicht,
Geſtärkt durch dich, mit heiterm Augeſicht –
Schau ich hinauf, wo meine Seele
Dann in den Chor verklärter Geiſter geht
Verherrlichet an deinem Throne ſteht –
Ich ſterbe gerne – denn – ich zähle
Auf meiner Wanderſchaft, mehr Sturm als Sonnenſchein.

Eliſe.

2.

Beym Abſchied

meines Freundes F * * * g.

Ein Lebewohl – ein dumpfes gebroch'nes dem edlen
Jüngling, den uns das mächtige Schickſal entreißt.
Trennung! wie biſt du ſo bitter? uns gab der Himmel
Des Lebens ſchönſtes Glück, Freundſchaft ins fühlende Herz,
Knüpfte mit ſegnender Milde ihr heiliges Band,
Beſtreut unſere Pfade, mit ſüſſer Freude und Scherz
Und nun! – Ach Trennung, wie biſt du ſo bitter! – und nun
Sollen wir Scheiden. – Nur zweymal ſah'n wir, mein Bruder,
Dich in unſern Gefilden – nur zweymal waren wir,
Beſter, an Deiner Hand, ſo glücklich und fröhlich. – –
Wir lachten des Wahnes, der mit ſtörriſchem Sinn,
Sich ſelbſt Freuden vergällt – Wie leicht in flücht'ger Eile,
Gleich lächlenden Träumen, rauſcht unſre Wonne dahin! –
Noch eine Thräne des Abſchieds dann trockne mein Aug'
Und ſeel'ge Hofnung des Wiederſehns ſtärke mein Herz!
Geh, guter Jüngling! – Ich weine nicht mehr. Die ganze

Fülle des Erdenglücks ſtröm' dir in's biedere Herz!
Dein Leben ſey Luſtgang in blühenden Thälern,
Die wie ein kalter, wüthender Sturmwind [illegible]ſauſe.

Eliſe.

3.

Epiſtel

an meine Freundin M * *.

Die Wonnegeberin, die Göttin Harmonie,
Sah lächelnd einſt auf deine Wiege nieder.
Die goldne Leyer in der Hand, ſang ſie,
Indeß der Schlummer dich weichlich, die ſüſſe Lieder.
Von ihr geführt biſt du empor
Gewachſen — Hat nicht oft dein Ohr
Der Melodien reizendſte gehört?
Du, Mädchen! biſt der Tonkunſt Freuden werth!
Sie bildete dein ſanftes Herz,
Goß dir Gefühl für Wonn' und Schmerz,
Für andrer Luſt und Leiden
In deine Bruſt; — gab dir das göttlichſte Talent,
Was ſie zu geben hat, — das nur der Edle kennt,
Die Kunſt: Vergnügen zu gewähren.
Die Kunſt, ein banges Herz der Freude zu erweitern,
Die Thräne trocknen, die dem Aug' entfließt,
Und jeden trüben Blick zu heitern.
O danke deinem Loos, das dir gefallen iſt! —
Sie iſt's, die dir ſchon früh Gefühl für Freundſchaft gab,
Sie ſahſt du dir zur Liebe winken:
Sie iſt dein Troſt, ſie iſt dein Stab,
Willſt du im Leiden mutlos niederſinken.

Wie oft haſt du der Schwermut ſchwarze Bilder,
Von finſtrer Phantaſie gezeugt,
Aus meinem Hirne weggeſcheucht!
Wie manches Lied wär nicht mir am Klavier gelungen,
Hätt ichs, o Freundin! nicht für dich geſungen.
Und gaben andre Beifall mir,
So iſts dein Werk, ſo dank' ichs dir.

O wandle fürder die betretne Bahn,
Geh vorwärts, weiter – immer weiter!
Blick' über Mißgunſt, Vorurtheil und Wahn
Grosmuthig weg! – du weiſt es ja, der Neid
Iſt immer des Verdienſts Begleiter.
Hat nicht der beßre Theil des Beifalls Kranz
Um deine Schläfe längſt gewunden?
Und hat er nicht durch dich ſo oft, ſo ganz,
Des Lebens ſchönſtes Glück, die Freudigkeit, empfunden!

Noch danket dir mein Herz das ſüſſeſte Gefühl,
Noch dankt es dir die Freudenthräne,
Die damals meinem Aug entfiel,
Als du mein Röschen warſt *), und Scen' um Scene
Dir immer herrlicher gelang.
Noch tönt in meinen Ohren der Geſang:
„Du ſüſſer Wohnplatz ſtiller Freuden!“ **)
Ich ſehe dich, im ganz empfundnen Schmerz,
Wenn dir dein kleiner Edelknabe ***)
Die Thrän' entlockt. – Du nahmſt den Kranz,
Und lieſſeſt Hänschen dich beneiden.

O lohn' es dir die Göttin Harmonie,
Und führe dich an ihrer Hand durchs Leben!

Die

---

*) Sie war Röschen in meinem Singſpiel Ehrlichkeit und Liebe auf einem Privattheater.

**) Als Hannchen in der Jagd.

***) [illegible] von Detmund im Edelknaben.

Dir fehlen ſanftre Freuden nie,
Wird ſie um dich mit leiſem Fittig ſchweben:
Schutzgöttin dir hieniden ewig ſeyn,
Und auf den rauhen Pfad des Lebens Roſen ſtreun.
Wenn Sorgen deine Stirn' umziehen,
So ſtärk' ſie dich mit neuen Harmonieen!

Unnennbar ſind, für Herz und Ohr,
Die Freuden, die die Göttin giebet.
Wohl dir, daß ſie dein Herz zur Leiterin erkohr,
Wohl dir, daß ſie auch dich geliebet!

Wagenſeil.

4.

Phantaſie.

Meine trunkne Seele ſchwebt in ſüſſem Frieden,
Fühlt nicht mehr die Leiden, die hienieden
Die Gedanken, die gen Himmel glühn,
Rückwärts hin zur niedern Erde ziehn!

Durch den Himmel flieht ſie, ſchwebet über Wettern,
Die, die böſe Erde zu zerſchmettern,
Ueber dir, verſtockter Sündenſohn,
Furchtbar mit gezückten Blitzen drohn!

Unten auf der Erde jammern ſtete Klagen,
Wüthen Seuch' und Hunger: Kriegeswagen
Rauſchen auf der Ebne; ſeinen Gaſt
Würgt der falſche Freund im Arm der Raſt.

Edle Tugend wandelt auf der Erde
Einſam und verlaſſen; — aber die Geberde

Brigt der groſſen Seele Leiden nicht;
Sanftmuth lächelt ihr vom Angeſicht. –

Ach! ſie kann die ſüſſe Wolluſt nicht erringen,
Edler Grosmuth Thaten zu vollbringen;
Hört die Seufzer ſchöner Seelen an,
Traurend, daß ſie ſie nicht ſtillen kann!

Reine Lieb' iſt aus der Welt verſchwunden,
Niedre Wolluſt hat ihr Kleid gefunden,
Prahlt, daß ſie ſo ſchön geſchmücket iſt;
Aber Gott im Himmel rächt die Liſt!

Schwört, der Erde Laſterkinder zu verdammen!
Aus den Wolken fahren Feuerflammen;
Der verdammten Erdeninſel Meer
Braußt zur zwoten Sündfluth nun daher;

Und vertilgt die Saaten, die die Menſchen nährten,
Und die Menſchen, die ſich nicht bekehrten,
Und vertilgt den Frühling ihrer Flur;
Vor dem Greuel ſchaudert die Natur!

Mögen Elemente doch die Welt zertrümmern,
Und der Sünder Weheklagen wimmern!
Ruhig ſchau' ich von dem Himmelszelt
Auf den Schifbruch der geſtraften Welt.

* * *

II.
Dramatiſche Aufſätze.

Drachenfels
ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen
nach dem
Mechant des Greſſet
von
Herrn Profeſſor Schmid.

Perſonen:

v Drachenfels.
v Buchner.
Frau von Röder, ſeine Schweſter.
Sophie, Fräulein von Röder.
v. Dietfurt.
v Spiegel.
Eliſabeth, Sophiens Mädchen.
Günther, Drachenfels Bedienter.

(Die Scene iſt bey Mannheim auf des von Buchner Gute.)

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Eliſabeth. Günther.

Günther.

Das iſt brav! Du hältſt Dein Wort, hier ein wenig mit mir zu plaudern. Wovon ſoll ich Dir denn zuerſt ſagen? — Von Deiner Schönheit — —

Eliſab. Ach, ich habe jetzt andre Dinge im Kopf.

Günth. Nun? Was fehlt Dir? Warum ſo verdrüßlich?

Eliſab. Aus hunderterley Urſachen.

Günth. Biſt Du klug? Jetzt, da alle Anſtalten zu Luſtbarkeit, zu Hochzeit — —

Eliſab. Glaub Du, was Du willſt. Ich weiß, was ich weiß. Es ſteht ſehr ſchlimm, und mit der Hochzeit iſt es vorbey.

Günth. Warum das?

Eliſab. Warum? Im ganzen Hauſe giebt es ja nichts, als ſaure Geſichter, nichts als Hader und Streit. Sonſt war alles ſo hübſch einig. Jetzt hängt mans Maul, geht ſich aus dem Wege, gähnt, ſpricht mit andern leiſe; und ich glaube, morgen reden ſie gar kein Wort mehr miteinander. Geh mir weg, die Hochzeit ſteht noch in weitem Felde, und ich kann die Urſache ganz wohl errathen. Dein Herr arbeitet unter der Hand — —

Günth. Mein Herr? Glaube doch das nicht, daß ſich der der Verbindung des Herrn von Spiegel mit Fräulein

Günth. Was iſt das? Jungfer Eliſabeth, nur noch einen Augenblick —

Eliſab. Ich habe hier nichts weiter zu thun.

Günth. Und Du kannſt ſo mit mir umgehn? Haſt Du denn vergeſſen, daß ich Dich lieb habe, und daß Du Dich auf mich verlaſſen kannſt?

Eliſab. Ja, höre nur, mein Gedächtniß iſt keinen Kreuzer werth.

Günth. Je nun, was willſt Du denn eigentlich?

Eliſab. Wenn Du mein Mann werden willſt, ſo mußt Du geradezu dem Herrn von Drachenfels den Dienſt aufſagen.

Günth. Aber, ihm ſo den Stuhl vor die Thüre zu ſetzen, das wäre doch undankbar, und hernach, ich bin nun ſo einmal an ihn gewöhnt. Wo kriegte ich es beſſer?

Eliſab. Das iſt die geringſte Sorge. Wenn nun zum Exempel die unmögliche Hochzeit noch möglich würde, ſo könnte ich durch Fräulein Sophie Dich bey dem Herrn von Spiegel unterbringen. Aber, weil wir wieder von dem Herrn von Spiegel reden, ich höre es gar nicht gerne, daß er mit Deinem Herrn ſo genau bekannt iſt. Es iſt ein wahres Unglück für ihn. Der Herr von Spiegel ſoll ein liebenswürdiger, redlicher Herr ſeyn, der Ehre und im Grunde den beſten Karakter hat, aber da ſetzt er ſich die verteufelte Grille im Kopf, man könnte in der Welt nur durch Bosheit fortkommen. Drum ſoll er ſich den Herrn von Drachenfels zum Muſter gewählt haben, den er treulich nachahmt.

Günth. Aber Du ſtellſt Dir auch alle Menſchen wie Ungeheuer vor. Mein Herr hat Kopf, hat Geſchmack, hat Welt; und Herr von Spiegel kann alſo bey uns mehr profitiren, als Schaden haben.

Eliſab. Wenn er aber doch das iſt, wofür man ihn hält, ſo wird er ſich einen andern Lehrmeiſter wählen. Er kommt heute. Unter lauter boshaften Leuten habe ich auch ein wenig Pfiffe gelernt. Ich will ihm Deinen Herrn ſchon abſchildern, oder abſchildern laſſen. Uebrigens denke drüber nach, und nimm Deine Maasregeln. Du weiſt nun meine Gedanken und meine Bedingungen. Du muſt Dich nun bald und das recht beſtimmt erklären. — Es kommt jemand. Geh! – Ich glaube, es iſt der Herr von Buchner — (Günther geht ab.) Ey, er redet ja gar mit ſich ſelbſt.

Zweiter Auftritt.

von Buchner. Eliſabeth.

v. Buchner (ohne Eliſabeth zu ſehn).

Ja, meiner Treu, ich will Stand halten. Wenn man von der Sache gehörig unterrichtet iſt, wenn man Gründe hat, ſo muß man nicht nachgeben. Sie will nur ihrem Eigenſinn folgen; aber ich, ich liebe was recht und billig iſt. Der Herr von Spiegel ſoll die Sophie haben.

Eliſab. Iſt das Ihr Ernſt?

v. Buchn. Wie? Du haſt gehört, was ich geſagt habe?

Eliſab. Ganz natürlich. Aber träume ich oder wache ich? Wie, Herr von Buchner, ſo hätte ich einmal in meinem Leben das Vergnügen, daß Sie trotz allen Mißgünſtigen einmal Ihrer eignen Meinung ſind?

v. Buchn. Wer ſolte mich davon abhalten? Ich halte mein Verſprechen; ich verheirathe meine Nichte, ohne meine Schweſter darum zu fragen. Es iſt wahr, es iſt ihre Tochter; aber das Vermögen iſt mein. Kurz, ich bin Herr. Kavaliers Parole, das Teſtament, das ich gemacht habe, iſt null und nichtig, wenn die Sophie den Spiegel nicht nimmt. Das iſt mein feſter Entſchluß!

Eliſab. Das klingt männlich!

v. Buchn. Sie könnte keine beßre Parthie finden.

Eliſab. Da haben Sie Recht.

v. Buchn. Vorige Woche kam der Herr von Dietfurt wegen der Sache zu mir. Spiegels Mutter hätte unter allen ihren Freunden keinen beſſern wählen können, um ihren Sohn antragen zu laſſen. Dietfurt iſt ein braver, verſtändiger Mann. Wir ſind Freunde von altem Schrot und Korne. Ich habe ihm meine förmliche Einwilligung gegeben, und die Sache hat weiter keine Schwierigkeit. Ich höre nun weiter keine Vorſtellungen an. Um die Sache vollends abzumachen, fehlt niemand, als der Spiegel. Man hat ihn ſchon alle Tage von Maynz erwartet, und den Abend aufs längſte muß er da ſeyn.

Eliſab. Vortreflich!

v. Buchn. Das ewige Prozeßiren iſt mir unerträglich, man ſpinnt keine Seide dabey. Das Gut hier gränzt an das Gut des Bräutigams; durch die Verbindung ſchneide ich alſo Prozeſſe ab, die auſſerdem ewig gewährt hätten.

Eliſab. Das iſt recht erwünſcht!

v. Buchn. Und dann denke ich auch, meine Nichte und der von Spiegel werden nicht böſe drüber ſeyn, daß ich in ihrem Namen zugeſagt habe. Vor den Streitigkeiten ſahen ſie ſich ſehr oft, wie ſie noch Kinder waren. Sie hatten ſich gern, und oft wird aus ſo einem kindiſchen Triebe eine ernſthafte Neigung, wenn der Verſtand dazu kommt. Seit den ſechs Jahren, da er in Maynz wohnt, haben ſie einander nicht geſehn, aber es ſollte mich Wunder nehmen, wenn Sophie bey ihren Reizen und bey ihrem guten Karakter nicht mehr nach Spiegels Geſchmack ſeyn ſollte.

Eliſab. O daran iſt gar nicht zu zweifeln.

v. Buchn. Und noch eine Urſache! Kurz und gut, mein Gut hier und mein Haus liegt mir ſehr am Herzen.

Es zu verſchönern war immer meine liebſte Beſchäftigung. Man lebt nun einmal nicht ewig. Da mache ich mir nun mannichmal Grillen, wie's nach meinem Tode mit den Sachen gehen wird. Ich möchte gern meinen Nachfolger ein wenig damit bekannt machen, ihm meine Projekte mittheilen. Ich habe ja den Spiegel auf die Welt kommen ſehn; ich habe alſo väterliches Anſehn genug, um ihn zu bilden.

Eliſab. Alles recht ſehr gut, aber — — —

v. Buchn. Aber? Was heiſt das? Ich habe es gern, wenn man frey von der Leber ſpricht.

Eliſab. Es wäre alles recht ſehr ſchön — wenns nur ſchon geſchehn wäre.

v. Buchn. Und warum ſollte es denn nicht geſchehn?

Eliſab. Warum? Nur eine Kleinigkeit ſteht im Wege, und die wird alles verderben. Iſt es denn die gnädige Frau Schweſter zufrieden? Wenn ich recht verſtanden habe, ſo iſt ſie ganz andrer Meinung.

v. Buchn. Was thut's? Ich kehre mich nicht an ſie.

Eliſab. Gnädiger Herr, Sie ſind ſehr ſtandhaft, wenn die Frau von Röder weit von Ihnen iſt. Im Grunde dirigirt ſie Sie doch, indem ſie Ihnen nachzugeben ſcheint, und zum Unglück für Sie und für Ihr ganzes Haus hat ſie keinen andern Rathgeber, als den Herrn von Drachenfels, einen Mann von böſen Herzen, einen Intriguenmacher, kurz, einen ſchrecklichen Menſchen. Ich kann gar nicht begreifen, wie Sie an dem Geſchmack finden können.

v. Buchn. Das iſt immer Dein Gerede! Ich weiß gar nicht, warum Dir der Drachenfels ſo zuwider iſt.

Eliſab. O ich weiß es ganz wohl. Sonſt ſtand ich bey der gnädigen Frau ſo gut angeſchrieben; jetzt kann ſie mich gar nicht mehr leiden, ſeitdem ihr der Drachenfels in den Ohren liegt. Er denkt, ich merkte ſeine Ränke nicht, aber er ſoll mirs nicht umſonſt gethan haben, ich wills ihm wett machen. Ich habe es Ihnen ſchon oft geſagt, aber Sie wollten mir immer nicht glauben. Es iſt der falſchſte Menſch von der Welt, hat ein ſo ſchwarzes Herz — Die Leute haben ihm gar kein Unrecht gethan, die ihn mir als ein Ungeheuer beſchrieben —

v. Buchn. Immer nagt doch die Verläumdung an geſcheiten Leuten. Wie, deswegen, weil er die Gabe hat, das Lächerliche zu bemerken, und weil er alles das Böſe ſagt, das ſich der Schmeichler denkt, deswegen giebt man ihn für einen Böſewicht aus? Er genirt ſich nicht gern, im Grunde hat er das beſte Herz, iſt er ein braver Kerl.

Eliſab. Ich meine aber nicht blos ſeine Art zu reden. Wäre die Galle in ſeinen Reden das einzige Böſe, was er ſtiftet, ſo wollte ich nichts drüber ſagen. Alle Läſtermäuler in der Welt können der Ehrlichkeit keinen Schaden thun. Ich meine jedes Vergnügen, das er darinnen findet, aufzuwiegeln, und zu zerſtören, ſeine Geſchicklichkeit, alles zu verwirren, ſeine Schadenfreude, ſeine Bemühung, Erbitterung, Haß und Zwietracht zu erregen, kurz Böſes zu thun. Sehen Sie, das iſt Ihr Herr von Drachenfels, das iſt die ſchöne Schilderung, die mir von ihm auf meiner letzten Reiſe mit der Frau von Röder gemacht wurde. Hier auf Ihrem Landgut, wo Sie nun ſchon ſo lange wohnen, da wiſſen Sie nichts von Mannheim, und was man da über die Leute ſagt. Aber ich, wie ich ſah, daß er ſich bey der Frau von Röder einzuniſten anfing, ich wuſte gleich nicht, was ich zu ſeinen Manieren denken ſollte. Drum erkundigte ich mich ſeinetwegen, und, was ich von ihm gehört habe, iſt das vollkommenſte Bild von einem malitiöſen Menſchen, das iſt eine ganze Reihe von Ränken, von heimlichen Bosheiten, von Leuten, die er verunreinigt, von ſchwarzen Thaten, die er ausgeübt hat: kurz, es iſt der fürchterlichſte, der abſcheulichſte Karakter.

v. Buchn. Lauter Erdichtungen, von neidiſchen Menſchen ausgeſprengt! Ich kenne ihn, ich liebe ihn, und ich laſſe ihm Gerechtigkeit widerfahren. Bey mir habe ich gern, daß man lacht, daß man mich beluſtigt. Er verſteht das beſſer, als irgend einer von denen, die um mich ſind. Und ſodann iſt er immer einerley Meinung mit mir, ein Beweis, daß unſre Seelen für einander geſchaffen ſind, und daß eine Sympathie, wie die unſrige, von ewiger Dauer ſeyn muß. Hernach liebe ich auch meine Schweſter, und jeder, der ihr gefällt, iſt mir auch anſtändig. Sie bringt immer angenehme Geſellſchaft hieher, und ihren guten Freunden habe ich es zu verdanken, daß ich niemals Langeweile habe. Wie, wenn der Drachenfels ein ſo verſchrieener Menſch wäre, hätte ich ihn wohl hier aufgenommen? Hätte ſie ihn wohl gebeten? Wenn er aber auch nun ſo wäre, wie man ihn Dir hat abſchildern wollen, wenn er auch falſch, gefährlich, boshaft wäre, was hätte ich davon zu fürchten? Hier in meiner Einſiedeley, fern von aller menſchlichen Geſellſchaft, was thun mir hier Reden und Chikanen?

Eliſab. Ich bin Ihnen nicht gut dafür, daß er nicht, wenn er nichts anders zu thun weiß, Ihr ganzes Haus untereinander entzweit. Madam ſcheint mir ſchon andrer Meinung wegen der Verſorgung zu ſeyn, und — doch ich kann mich irren, Sie ſind mit dem Herrn zufrieden, Madam iſt von ihm eingenommen, ja ich ſollte faſt glauben —

v. Buchn. Doch nicht, daß ſie in den Drachenfels verliebt iſt?

Eliſab. Sie haben es geſagt, und ich, ich denke es, und das aus guten Gründen. Soll ich Ihnen meines Herzens Meinung ſagen, ich habe ſchon geſehn. daß die Frau von Röder einige Liebhaber hatte. Immer nahm ſie ihrer Liebhaber Laune, Geſinnungen und Denkungsart an. Wechſelsweiſe habe ich ſie thöricht und vernünftig geſehn, ausgelaſſen und züchtig, ein halb Jahr las ſie Peſtillen, das andre halbe Jahr Romane, nachdem der Liebhaber war, der bey ihr am Brete war. Sie dachte, ſie wollte, ſie war nichts für ſich ſelbſt, kurz, ſie hatte immer nur die Seele deſſen, den ſie liebte. Jetzt nun, da ich ſehe, daß ſie, da ſie vorher ſo gut war, immer nur Bosheiten ausübt, die ſie ſonſt verabſcheute, ſo ſchlieſſe ich daraus, daß der Herr von Drachenfels ſehr gut bey ihr ſtehn muß. Daraus folgt nun ganz natürlich, ſie wird guten Rath von ihm annehmen; Sie werden dann ihrem Rathe in Anſehung unſrer Heirath folgen, und wir werden leer ausgehn.

v. Buchn. Hum! Das wollte ich ſehen! Zum Henker, ich will Dir zeigen, ob ich ein Einfaltspinſel, oder ob ich Herr bin. Ich will gleich ein Paar Worte mit meiner lieben Schweſter reden, und hören, wie es lautet. Es liegt mir ſchon auf dem Herzen, daß ſie ſich wenig Mühe gegeben hat, dem Dietfurt gut zu begegnen. Du bringſt mich wieder drauf. Sie empfing ihn ſehr finſter, ſie hatte ganz die Miene, als wenn ſie ſeiner ſpotten wollte, und ſie antwortete ihn immer in einem verdrüßlichen Tone. Nun, zum Exempel, hier, kannſt Du mir gar nicht ſagen, daß Drachenfels die geringſte Neigung gezeigt hätte, zu ſchaden, den Dietfurt zu beleidigen, oder ein Vorhaben zu hintertreiben, das meiner Schweſter zuwider zu ſeyn ſchien. Er ſagte ja kein Wort.

Eliſab. Es iſt wahr, aber, wenn Dietfurt ſprach, ſo ſchnitt Drachenfels Mienen; er reizte Madam, indem er ganz insgeheim ihr Betragen billigte. Seine Blicke, die halben Worte, die Sie nicht hörten, ein gewiſſes Lächeln, ein boshaftes Schweigen, daß war ſeine Sprache, und das bewies genug, wie er denkt. Freylich in Ihrer Gegenwart wird er ſich niemals in ſeiner wahren Geſtalt zeigen; dazu verſteht er ſeinen Vortheil zu gut. Er ſteckt ſich hinter die Frau von Röder, und entſchädigt ſich für das Böſe, das er nicht ſelbſt thut, durch das Böſe, das er thun läßt. Kurz, Sie bemühen ſich umſonſt, ſeine Ehre bey mir zu retten, er bleibt mir immer unausſtehlich. Ich verabſcheue boshafte Menſchen, ihre Klugheit misfällt mir ſo ſehr als ihr Herz; ich halte es mit denen, die ein gutes Herz haben. Sie, zum Exempel, Herr von Buchner, aufrichtig zu reden, Sie gefallen mir. Aber warum? Weil Sie ein guter Mann ſind.

v. Buchn. Ich? Ich bin kein guter Mann. Du willſt mir ein Kompliment machen, und ſagſt mir die gröſte Sottiſe.

Eliſab. Ja, freylich heißt bey dem ſaubern Lehrmeiſter ein guter Mann ein dummer Mann; aber Sie werden ſich eines beſſern beſinnen. Unterdeſſen lehnen Sie meinen Lobſpruch vergeblich von ſich ab. Sie ſind nicht böſe, denn Sie können es nicht ſeyn. Ich weiß wohl, zuweilen wollen Sie es ſcheinen. Sie ſind, wie andre Menſchen, hitzig, jähzornig, und Sie können ſich tapfer ärgern, aber im Grunde macht Güte Ihren Karakter aus. Sie haben es gern, wenn die Leute Sie lieben, und ich verehre Sie deswegen.

v. Buchn. Meine Schweſter kommt. Du ſollſt ſehn, ob ich ſo viel Sanftmuth habe, ob ich ſo gut bin.

Eliſab. Nun wir wollen ſehen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Frau von Röder.

von Buchner (im drückten Ton).

Guten Tag, Schweſter.

Fr. v. Röd. Ach Gott, Bruder, rede leiſer, ich bitte Dich.

v. Buchn. Warum das, wenn ich bitten darf?

Fr. v. Röd. Ach, ich bin ſo matt; ich habe die ganze Nacht kein Auge zugethan, und Du ſchreiſt ſo —

v. Buchn. (leiſe zu Eliſabeth.) Sie iſt krank, Eliſabeth.

Eliſab. (leiſe zu von Buchner.) Und Sie ſind ſo gut wie todt. Iſt das Ihr Muth?

Fr. v. Röd. Eliſabeth, gehe doch hin, und höre, ob man den Herrn von Drachenfels ſprechen kann? — Nun, ſoll ichs zweimal ſagen? (Eliſabeth geht ab)

Vierter Auftritt.

Frau von Röder, von Buchner.

Frau von Röder.

Ich weiß nicht, was das iſt, alles will heute ärgern, auch Du — haſt geſtern —

v. Buchn. Wie? Was?

Fr. v. Röd. Ja, der Verdruß, den Du mir mit der ſaubern Heirath gemacht haſt, von der ich den großen Profit nicht einſehn kann, Dein unaufhörliches Geplaudere darüber hat mir den Kopf ſo eingenommen, daß ich eine ganz erbärmliche Nacht gehabt habe.

v. Buchn. Aber, liebe Schweſter, es iſt doch eine Parthie — — —

Fr. v. Röd. Höre doch endlich einmal davon auf. Wenn Du wieder davon anfängſt, ſo gehe ich meiner Wege.

v. Buchn. Nicht doch, ich verſpreche Dir — —

Fr. v. Röd. Sieh nur an, ich bin heute auf übler Laune, und ich gäbe Dir dann vielleicht bittere Antworten. Du weiſt, ich habe keine andere Wünſche, als die Deinigen, aber, wenn man mannigmal andre zu Rathe [illegible] muß, ſo glaube ich, muß man es vornemlich bey ſo einer Angelegenheit thun. Wohlan, ſprich über die Sache mit dem Drachenfels. Das iſt ein verſtändiger Freund, der Einſicht hat, und der Dich liebt. Billigt der dieſe Wahl, ſo will ichs auch zufrieden ſeyn. Aber, aufrichtig zu reden, ich glaube nicht, daß er hierinnen mit Dir einerley Meinung ſeyn wird, wie er es ſonſt immer iſt. Und dann, was hat Dich genöthigt, das Verſprechen zu beſchleunigen? Wenn ichs recht überlege, ſo ſehe ich da gar nichts Dringendes. Du ſagſt mir freilich: Man wird uns chikaniren, es wird einen Prozeß geben. Nun laß ihn geben! Müſſen wir denn um des Lumpengelds willen uns in einer ſo wichtigen Sache übereilen? Sage mir nichts mehr davon, oder Du machſt mich toll.

v. Buchn. Ich? Ich ſage ja kein Wort davon. Du ſollſt —

Fr. v. Röd. Eine herrliche Verbindung!

v. Buchn. Ich dächte doch — —

Fr. v. Röd. Die Mutter des Herrn von Spiegel iſt eine alberne, langweilige Frau, ohne alle Welt, ganz unausſtehlich. Was kann man mit ſolchen Gänſen reden?

v. Buchn. Sie iſt ungezwungen und beſcheiden; ſie ſorgt für ihr Hausweſen —

Fr. v. Röd. Und der Herr von Spiegel! Ein feines Männchen! Ein Geiſt, der in ſich ſelbſt verliebt iſt.

v. Buchn. Die Annehmlichkeiten der Jugend bedecken ihre Fehler. Und wer iſt heutzutage nicht Geck? Der Geſcheite ſo gut als der Dummkopf. Aber die Zeit verbeſſert die Fehler der Jugend.

Fr. v. Röd. Nein, er bleibt gewiß ſo. Sieht man ihrer nicht tagtäglich, die bis in die funfzig Windbeutel bleiben, und grau werden in der Narrheit.

v. Buchn. Laß es gut ſeyn! Drachenfels ſoll alſo die Sache entſcheiden. Ich will Dich jetzt wegen eines andern Punkts um eine kleine Gefälligkeit bitten, und ich hoffe, liebe Schweſter — —

Fr. v. Röd. Ach, Du kennſt nur zu gut die Gewalt, die Du über mein Herz haſt.

v. Buchn. Der Herr von Dietfurt wird — —

Fr. v. Röd. Geh mir mit Deinem Dietfurt! Es iſt wahr, es iſt eine ehrliche Haut — —

v. Buchn. Ganz recht! Ich liebe alle Deine Freunde; Du ſiehſt, ich nehme alle auf, die Du haben willſt. Und ich, ich habe nur einen einzigen, den ich auf meinen Leib liebe, und Du verabſcheuſt ihn. Das macht mich raſend. Du druckſt ihn zu Boden, Du widerſprichſt ihm in allem, Du läßt ihm nicht zum Wort kommen. Glaubſt Du denn, daß er taub iſt, und daß er nichts merkt, wenn er ſich gleich nichts merken läßt? Ja, ja, ihr großen Geiſter, ihr haltet alle Menſchen für Dummköpfe, und ohne Scheu — —

Fr. v. Röd. Je nun, deſto ſchlimmer für ihn, wenn er ſich darüber ärgert! Es iſt doch auch ſehr verdrüßlich, wenn man bey jedem Wort überlegen ſoll, wie es aufgenommen wird. Ich ſage, was mir einfällt, und man kann mir es erwiedern. Das Lächerliche dient zur Unterhaltung, und es hat jeder die Freiheit, ſich luſtig zu machen.

v. Buchn. Es iſt wahr, ich weiß es ſo gut, wie Du, daß man den Leuten ein wenig Uebel nachreden muß; aber den Leuten ins Geſicht zu lachen, das iſt ein wenig zu ſtark. Wenn Du Dein Recht behaupten willſt, nun ſo übe es an den plumpen Dorfteufeln aus, die ich gern alle zum Henker jagte. Wenn die kommen, da ſpotte über ihre Manieren, über ihre Sprache. Ich gebe Dir den ganzen hohen und niedern Adel in unſerer Nachbarſchaft preis. Aber für den Vietſurt bitte ich um Gnade und um mehr Achtung. Er kommt heute wieder zu mir; Bedenke nur, wenn ihm wieder ſo begegnet wird, ſo wird er mich für einen Herrn halten, dem man bald ſeine eigne Thüre verſchließen wird. Und Gott ſey Dank, ſo eine Figur denke ich doch nicht zu machen. Kurz, wenn Du mich lieb haſt, ſo begégne meinem Freunde beſſer.

Fr. v. Röd. Es iſt aber das Unglück, ich verſtehe die Kunſt nicht, mich zu verſtellen. Er iſt nun einmal eine Perſon, die mir unmöglich gefallen kann. Ich würde mir es ganz gewiß merken laſſen, drum will ich lieber auf meinem Zimmer bleiben.

v. Buchn. Das würde ſonderbar ausſehn.

Fr. v. Röd. O nein, ich laſſe ſagen, ich wäre nicht wohl.

v. Buchn. Muſt Du denn mir aber immer widerſprechen?

Fr. v. Röd. Aber die Sophie zu verheirathen, Bruder, was denkſt Du? Unter uns geſagt, ſie hat ſo wenig Welt, ſie iſt ſo einfältig — — —

v. Buchn. Das wuſte ich nicht. Ich finde im Gegentheil bey ihr natürlichen guten Verſtand und einen rechten guten Karakter. Wie ſie ſich in Deiner Gegenwart anſtellt, das kommt blos von Verlegenheit, wenn man ſieht, wie rauh Du mit ihr umgehſt, ſo ſollte man denken, Du hätteſt ſie gar nicht lieb. Anſtatt ſie aufzumuntern, jagſt Du ihr immer Furcht ein; Du machſt ſie blöde, ſobald Du mit ihr ſprichſt. Sonſt ihre Bildung iſt ganz gut.

Fr. v. Röder. Je nun ja, aber es iſt alles ſo ſchief an ihr, ſo albern — —

v. Buchn. (Sieht die Eliſabeth kommen, und erhebt die Stimme.) Nun, wie es gefällig iſt, wir wollen davon abbrechen. Weil ichs einmal verſprochen habe, nun ſo will ich den Drachenfels ſprechen; ich weiß, er wird die Sache zu meinem Vortheil entſcheiden. Man mag aber ſagen, was man will, die Heirath muß zu Stande kommen. Die Sophie könnte keine vernünftigere Parthie ergreifen. Ihr verſtorbner Vater hat, wie Du weißt, alles verthan; Dein Vermögen iſt mittelmäßig, ſie hat alſo blos das meinige, und, wenn ich alſo alles hergebe, ſo iſt das wohl das wenigſte, was ich verlangen kann, daß man die Güte hat, meinen Vorſchlägen zu folgen. (Geht ab.)

Fr. v. Röd. Was es doch für ein Elend iſt, mit einem Narren umzugehn!

Fünfter Auftritt.

Frau von Röder. Eliſabeth.

Frau von Röder.

Nun, wird Drachenfels bald zum Vorſchein kommen?

Eliſab. Ich glaube ja, vielleicht auch nein.

Fr. v. Röd. Wie ſo?

Eliſab. Ja, Madam, bey dem Ton, in dem er ſpricht, bey ſeinen Mienen, bey dem ſpöttiſchen Lächeln, das eben ſo viel Eigenliebe als Verachtung andrer verräth, da kann man gar nicht wiſſen, wie man mit ihm dran iſt. Niemals iſt das, was er einem ſagt, das, was er einem ſagen will. Ich für mein Theil liebe die Leute, die das Herz auf der Stirne tragen, bey denen Ja, Ja und Nein Nein gilt.

Fr. v. Röd. So viel ich merke, biſt Du den Drachenfels nicht gut.

Eliſab. Madam, vielleicht rede ich zu teutſch, aber er hat im höchſten Grade die Gabe mir zu misfallen. Die Leute glauben, daß er witzig iſt, und Sie ſagen es, aber ich möchte keinen ſolchen Witz haben, und wenn ich ihn umſonſt kriegen könnte. Ich verſichre Ihnen, ich ſehe an ihm Manieren, die ſich nicht mit der Ehrlichkeit vertragen, und verbirgt er unter ſeiner geheimnißvollen Mine den ehrlichen Mann, ſo weiß er ihn ſehr gut zu verbergen.

Fr. v. Röd. Dein Geplaudere verdient gar nicht, daß man darauf antwortet. Aber, damit Dein Haß gegen ihn ein bischen verraucht, mache Dich reiſefertig: Du ſollſt mit der Sophie nach Mannheim reiſen; ich ſchicke ſie ins Kloſter. Sage ihr in meinem Namen — —

Eliſab. Da kommt das gnädige Fräulein. Hinterbringen Sie ihr ſelbſt dieſe angenehme Nachricht.

Fr. v. Röd. (zur Sophie, die ihr die Hand küßt.) Du haſt heute einen ganz abſcheulichen Kopfputz. (Geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Fräulein Sophie. Eliſabeth.

Fräulein Sophie.

Iſts wahr? Sehe ich ſo übel aus?

Eliſab. Hum! Das war ſo ein Kompliment, das man Ihnen im Vorbeigehn machte, aus übler Laune, aus Neid, und blos deswegen, weil Sie ſich unterſtehen, artig zu ſeyn. Es thut nichts, laſſen Sie ſich nicht irre machen.

Sophie. Wenn werde ich aber ein Ende des Verdruſſes ſehn, der mich verfolgt? Ich ſuche die Freundſchaft meiner Mutter zu verdienen, ich bemühe mich, ſie zu befriedigen, ich thue alles, um ihr zu gefallen; ich könnte mich für ſie aufopfern, und alles, was ich thue, vermehrt nur die Wirkungen ihres Unwillens. Ach, ich bin unglücklich!

Eliſab. Ach, reden Sie nicht ſo! Die Klaglieder helfen zu nichts. Wir brauchen Feuer und Leben. Denn wir wollen unſern Endzweck erreichen, wenn Sie mich unterſtützen. Sie wiſſen noch nicht alles.

Sophie. Giebt es noch ein Unglück, das meine Leiden überſteigt?

Eliſab. Vor allen Dingen, ſagen Sie mir die Wahrheit, ohne alle Zurückhaltung. Nun — was wollen Sie lieber, das Kloſter, oder einen Mann?

Sophie. Was willſt Du mit der Frage?

Eliſab. Weil ich Vollmacht für Sie zu beiden habe. Ihr Herr Onkel hat mir aufgetragen, Ihnen zu ſagen, daß Ihre Vermählung ſo gut wie regulirt wäre. Auf der andern Seite hat mir Ihre Frau Mama eben ſo deutlich geſagt, ich ſollte Ihnen notifiziren, Sie müſten auf der Stelle ins Kloſter wandern. Urtheilen Sie ſelbſt, wie ſehr ich darüber erſtaunte.

Sophie. Meine Mama hat zu befehlen; ihr muß ich gehorchen. Möchte Sie doch durch dieſes Opfer bewogen werden, mich nicht mehr zu haſſen!

Eliſab. Sachte, ſachte! Es iſt noch nicht alles verloren! Ich ſtimme gar nicht fürs Kloſter, und ich habe nicht die geringſte Luſt, da drinnen für Langeweile zu ſterben. Günther will mich heirathen, und der Kerl ſteht mir an. Ich willige nicht in die Verbannung. Und Sie, möchten Sie nicht lieber den Herrn von Spiegel haben, den man Ihnen geben will?

Sophie. Du ſiehſt wohl, Lieschen, ich darf nicht mehr daran denken. Ueberdies hat der Herr von Spiegel während ſeiner langen Abweſenheit ſeine Geſinnungen ändern können. Die Zerſtreuung, die Lebhaftigkeit der Jugend, eine Stadt, wo alles gefällt, eine Welt, wo alles einnimmt, ſo viel verführeriſche Gegenſtände, ſo viel mannigfaltige Vergnügungen haben unſtreitig ſeine Neigung ganz von mir abgezogen. Wenn mich der Herr von Spiegel liebte, wenn er meinte, daß ich ihn liebte: ſo hätte ich zuweilen doch wenigſtens von ihm ſelbſt die Nachricht bekommen müſſen, daß er glücklich ſey. Nun wohl, ich will gehorchen. Mein Herz iſt zu der Verbannung bereitet, ich muß in dieſem Kerker dafür büſſen, daß ich (wider meinen Willen) den Haß meiner Mutter erregt habe — Worüber denkſt Du nach? Du hörſt ja gar nicht, was ich ſage.

Eliſab. Ganz recht — Ja ſo können wir uns aus der Verlegenheit ziehen — — Und gewiß wird die Frau von Röder — —

Sophie. Nun — was denn?

Eliſab. Seyn Sie ruhig, gnädiges Fräulein, verlaſſen Sie ſich auf meinen Eifer. Der Ausgang der Sache ſoll uns keine Thräne koſten. Der Herr von Drachenfels bringt uns ins Unglück, und ſetzt hier alles in Verwirrung; aber trotz dem Anſehn, das er in unſerm Hauſe hat, ſchaffe ich Ihnen den Herrn von Spiegel. Ich will ſchon ein Mittel ausſinnen, wie ich Ihrer Frau Mama die Augen über den ſtolzen Böſewicht öfne, der ſie jetzt beherrſcht. Wir wollen ſie von ihrer Neigung zu ihm heilen; ich ſtehe Ihnen dafür.

Sophie. Thue nichts, als was ſie wünſcht. Wenn ihre Wünſche erfüllt werden, ſo bin ich zufrieden.

(Geht ab.)

Sie-

Siebenter Auftritt.

Eliſabeth.

Ich will nichts unterlaſſen, um das Glück des guten Fräuleins zu befödern. Ach Herzen, wie das ihrige, werden immer ſeltner in der Welt.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt

von Drachenfels. Günther.

von Drachenfels.

Nun was ſoll denn die verdrüßliche Miene, die Unſchuld? Du machſt alles verkehrt, du redeſt kein Wort. Niemals habe ich Dich auf ſo übler Laune geſehn.

Günther. Jeder weiß am beſten, wo ihn der Schuh drückt.

v. Drach. Ach, endlich erzeigſt du mir doch die Ehre, mit mir zu reden. Vielleicht bringe ich es noch dahin, daß Du mir die Urſache Deines Kummers entdeckſt — Aber, a propos, wie ſteht es mit dem Herrn von Spiegel.

Günther. Einer von Ihren Bedienten wird kommen, und mir insgeheim Nachricht geben, ſobald er da iſt. Aber dürfte ich es wohl wiſſen, was alle die geheimen Anſtalten ſollen. Ich ſehe die Abſicht des Herrn von Spiegel nicht recht wohl ein. Warum will er, da man ihn doch erwartet, da er, wie man ſagt, durch das Fräulein von Röder bald ein Kind vom Hauſe wird, mit Ihnen reden, ohne ſich zu erkennen zu geben!

v. Drach. Wenn es Zeit ſeyn wird, will ich ihn ſchon zum Vorſchein kommen laſſen.

Günther. Ich begreife das Ding nicht ganz, aber das wenige, was ich davon einſehe, ſcheint mir übel für Sie, und gefährlich für mich. Ich habe Ihnen blindlings gefolgt, ohne ein Wort zu ſagen, aber nach der Zeit habe ich darüber nachgedacht. Ich habe da auf Ihren Befehl zwey Briefe ſchreiben müſſen, wovon jeder in einem ehrlichen Hauſe, dem, der ihn geſchrieben hat, hundert Stockſchläge einträgt.

v. Drach. Ich dachte Du hätteſt Herz. Du haſt dabey nichts zu beſorgen. Kein Menſch kennt hier Deine Hand. Die Briefe kommen mit der Poſt von Mannheim, warum glaubſt Du, daß auf Dich Verdacht fallen ſollte? Die Mutter vom Herrn von Spiegel hat vermuthlich ihren Brief ſchon, und der an den Herrn von Buchner —

Gunther. Muß unterwegens ſeyn; die heutige Poſt muß ihn mitbringen. Aber im Ernſt, das ganze Weſen macht mir Unruhe, misfällt mir, und meiner Treu ich ſcheue mich ordentlich. Was denken Sie, mein Herr? Wie, die Frau von Röder, und der Herr von Buchner überhäufen Sie mit Freundſchaft, Vergnügen, und Ehre, und Sie haben da vier Seiten voll abſcheulicher Dinge über ſie geſchrieben. Der Herr von Spiegel auf der andern Seite liebt Sie ganz raſend, er hat keinen andern Fehler, als ein wenig Unbeſonnenheit, und Dank ſey es Ihnen, der Herr von Buchner wird eine Schilderung von ihm ſehn, wie von dem liederlichſten Menſchen, das wird nicht gut ablaufen.

v. Drach. O Du betrachteſt das Ding zu ernſtlich. Es iſt ein kleiner Zwiſt, der mir viel Spaas machen wird. Ich wollte mir einmal eine kleine Unterhaltung machen, und es muß die ſchönſte Scene von der Welt geben. Ich habe; um der Leutchen willen auf einige Zeit die Stadt verlaſſen, wollte ich mich hier nicht luſtig machen, das wäre ja ſchwach von mir. Ein bischen Lerm macht mir meinen Aufenthalt weniger langwierig, und vergütet mir die Zeit, die ich hier verſchwende. Der Herr von Spiegel hilft ſelbſt mein Vorhaben befördern. Er iſt eines von den Menſchenkindern, mit denen die menſchliche Geſellſchaft alle Jahr zu ihrem großen Verluſt rekrutirt wird, und die jedermann, außer ihren Eltern zur Laſt ſind. Sollteſt Du wohl glauben, daß ſich ſeine ganze Hofnung auf mich gründet? Von ungefehr ward ich mit ihm bekannt, der Simpler fand Geſchmack an mir; er hält mich für ſeinen Freund, ich weiß nicht, warum. Ehe ich mit der Frau von Röder in dieſe Gegend kam, richtete ich es ſo ein, daß er bey Madam Wegelin Zutritt erhielt. Sie hat unſere meiſten jungen Leute gebildet. Ich bat ſie, ihm ein paar Monat zu ſchenken. Es ſey nun, daß die Neigung zu dem Fräulein hier, oder zu einer andern ihn hinreißt, genung er will durchaus die Verbindung mit der Madam abbrechen, und er hat mir wohl zwanzigmal geſchrieben, ich ſollte ihm doch Gelegenheit dazu verſchaffen, oder ihn wenigſtens entfernen. Nun zum Henker ich diene ihm, wie ers haben will.

Günther. Hum! Da ſtecken Sie in einem ſaubern Handel!

v. Drach. Mein Wille war freylich, daß er zu Mannheim bleiben ſollte. Wider meinen Rath kommt er hieher. Er hat, ſagt er, ſeit langer Zeit ſeine Mutter nicht geſehn, und er hoft, wenn er ſie ſpricht, zu erhalten, was er wünſcht.

Günther. Aber, was haben Sie denn für Intereſſe dabey? Warum wollen Sie Leute verbittern, die eine ſolche Verbindung auf ewig wieder vereinigen ſoll? Und warum unterſtützen Sie die ſonderbare Unternehmung eines jungen leichtſinnigen Menſchen, der eine Thorheit begeht.

v. Drach. Und wenn ich weiter nichts hätte, als Vergnügen. Darauf kann jeder Anſpruch machen, und ich wills genießen. Alles iſt matt und todt ohne Intrique, das iſt die Triebfeder der Welt, die Seele des Lebens. Der iſt ein großer Narr, der die Gelegenheit dazu nicht mitnimmt, die Thoren in der Welt ſind uns zum Plaiſir da. Aber noch eine andere Abſicht, als die Beluſtigung, bewegt mich, die Verwirrung zu machen.

Günther. Wie? Und Sie wollten auch auf das Fräulein denken? Die Frau von Röder bildet ſich aber doch ein, daß Sie blos um ihrentwegen hier ſind. Es dünkt mir, ihre Tochter iſt ihr eine gewaltige Laſt, und ſie ſo artig zu ſehn, ein Dorn im Auge. Sie macht gleich ein ſo finſtres Geſicht, wenn Sie das Fräulein lange anſehn.

v. Drach. Deſto beſſer! Sie ſagt mir zwar nichts von ihrer Eiferſucht, aber ich habe es wohl gemerkt, daß ſie ganz voll davon iſt; aber ich frage nichts darnach.

Günther. Ja, Sie ſuchen nur den Herrn von Spiegel in der Entfernung zu erhalten. Aber ich ſehe gar nicht ein, was Sie eigentlich vorhaben. Wie, die Frau von Röder und ihre Tochter zugleich — —

v. Drach. Ich? Ich mag weder die eine, noch die andre. Ich handele weder als Liebhaber, noch als Nebenbuhler. Haſt Du jemals geſehn, daß mich eine Schöne bethört hat? Ich kenne zu gut die Fehler des andern Geſchlechts, ſo ſehr es ſie uns verbergen will. Jedes Frauenzimmer unterhält, keines feſſelt mich. Sollte ich von ungefähr auch einmal heirathen, ſo werde ich um meiner lieben Hälfte willen mich nicht der Langeweile überlaſſen. Es liebe, wer kann! Die Frau von Röder, die Närrin, läßt ihren leeren Kopf ganz von mir regieren, trotz ihren Alter will ſie noch Eroberungen machen, und ſie glaubt, ich bin entzückt von ihren Vollkommenheiten. Um meines und ihres Vortheils willen ſucht ſie die Heirath von dem Fräulein zu hintertreiben. Denn, wenn bey ſo einem Fall der Onkel ſeiner Nichte ſein ganzes Vermögen verſchriebe, ſo hätte die Frau von Röder nach ſeinem Tode nichts. Darauf kommt es alſo an, daß er ſich nicht entblößt, und ich wünſche ſehr, dies zu verhindern. Wird die Schenkung hintertrieben, ſo wäre ich nicht gut vor einer Verſuchung zu der heimlichen Heirath, auf die die Frau von Röder dringt. Sie bekäme alsdann einmal ein anſehnliches Vermögen, und ich würde ſie nur unter der Bedingung eines beträchtlichen Antheils an der Erbſchaft heirathen. Uebrigens liebt mich der Herr von Buchner; es könnte ſich wohl ereignen, daß, wenn er den Herrn von Spiegel fortſchickt, ſeine Wahl auf mich fiele. Dann richtete ich meine ganze Hofnung auf die Tochter, und ließ die Mutter jedem, der ſie haben wollte. Doch vielleicht ſind das alles bloße Chimären.

Günther. Das glaube ich faſt ſelbſt.

v. Drach. Ich baue auch nicht viel drauf, und kümmere mich nicht ſehr darum. Gelingt auch nichts von dem allen, ſo werde ich mich drum nicht bangen. Ich kann das Fräulein, ich kann die Frau von Röder haben, aber, wenn mir auch beide Unternehmungen fehlſchlügen, ſo hätte ich doch immer dabey das Vergnügen, gefürchtet zu werden, und die Leute veruneinigt zu ſehn.

Günth. Ganz wohl, aber wenn ich es wagen dürfte, Ihnen im Vertrauen zu ſagen, wozu uns das führen wird.

v. Drach. Nun?

Günther. Im Vertrauen, das Ende vom Lied wird ſeyn, man wird uns unſern Abſchied geben. Sie wiſſen wohl, und mir thuts in der Seele weh, ſchon aus zwanzig Häuſern hat man uns um Ihrer verdammten Schadenfreude willen auf Zeitlebens fortgejagt.

v. Drach. Fortgejagt? Du biſt ein Narr.

Günther. Je nun, es iſt nur ein Wort fürs andre. Soll ichs aber anders nennen, nun ſo hat man uns nicht fortgejagt, aber gebeten, niemals wiederzukommen. Lieben Sie denn aber nicht einen dauerhaftern Umgang? Wollen Sie denn mit allem Ihrem Verſtand, mit allen Ihren Gaben, liebenswürdig zu ſeyn, nach dem traurigen Vergnügen trachten, ſich allgemein verhaßt zu machen?

v. Drach. Das gilt mir gleich. Man fürchtet mich, man ſchätzt mich hoch, das iſt alles, was ich wünſche. Es war immer mein Grundſatz, daß das fade Ding, die Freundſchaft, von der man ſo viel Weſen macht, gar nicht mit den Vergnügungen zu vergleichen iſt, die man bey Leuten hat, die man nicht liebt. Sich in alle Zänkereyen zu miſchen, Klagen, Erzehlungen, Neuigkeiten anzuhören, aller Orten zugleich gefürchtet und geſucht zu werden, das iſt meine Beſtimmung, und meine einzige Freude. Glaube mir, Freund, das iſt ein leerer Name, den man ſich ſo giebt, den man bey jedermann annimmt, ohn ſich was dabey zu denken. Ich habe tauſend Freunde, und doch keinen. Willſt Du, daß ich mich auf einen kleinen Zirkel einſchränken, in einer obſcüren Geſellſchaft begraben ſoll? Ich gehe hin, wo mir die Leute gefallen, ich gehe fort, wenn ichs überdrüßig bin, und wähle mir einen andern Umgang. Ich lache drüber, wenn mich die Leute haſſen, zu denen ich nicht mehr gehe. Hier zum Exempel, wenn ſich die Sachen ändern je nun, ſo empfehle ich mich.

Günther. Sie belieben ſo zu ſagen, aber mich beruhigt das nicht. Ihnen mag es etwas angenehmes ſeyn, die ganze Welt zu durchwandern, aber, Herr von Drachenfels, ich bins ſatt, ſo unſtet und flüchtig zu ſeyn. Immer neue Geſichter, das kann ich nicht mehr ausſtehn. Bey Ihnen kann man gar keinen guten Freund behalten. Bald muß man nach Norden, und bald nach Süden

Wenn ich einmal glaube, daß Sie wo feſt ſitzen, ſo rechne ich drauf, und laſſe mich mit den Kammermädchen ein. In der That, [illegible] haben mich gern, und in dem Stück mache ich Ihnen keine Schande. Aber es hilft nichts, wenn man Sie fortjagt, ſo muß der Diener auch fort. Das Herumſchweifen kann ich nicht mehr aushalten. Sie mögen allein die Welt durchſtreichen. Ich, ich habe hier eine Geliebte, ich bleibe hier.

v. Drach. Und wer iſt denn der glückliche Gegenſtand?

Günther. Nun, ſpotten Sie nur nicht gleich! Um Lieschens willen iſt es wohl der Mühe werth, dazubleiben, und ich will ſie heirathen.

v. Drach. Und Du wäreſt dumm genug, Dich zu verheirathen? Deine Liebe hat keinen Menſchenverſtand.

Günther. Ich muß dem Ding ein Ende machen, und es iſt nun einmal mein Beruf, Lieschen zu heirathen. Ich liebte freilich auch die Margrethe und die Hannchen und das Nettchen, aber jede vierzehn Tage, oder alle auf einmal. Meine längſte Liebe dauerte nicht über einen Monat. Aber jetzt iſt es anders, alle andre Liebe iſt mir unerträglich. Ich bin ganz behext von Lieschen, und ich mag Zeitlebens keine andre.

v. Drach. Oho, Du willſt wohl gar empfindſam ſeyn.

Günther. Als wenn ichs nicht ſo gut ſeyn könnte, wie ein andrer.

v. Drach. Du Narr! Liebe, aber weniger ernſthaft. Monſieur Johann, Monſieur Konrad, und hundert eben ſo treue Liebhaber haben das Mädchen vor Dir geliebt, aber ohne ſie ſich auf den Hals zu laden. Warum willſt Du für Deine Vorgänger büſſen? Mache es eben ſo. Es iſt noch keiner von ihnen durch Lieschens Grauſamkeit geſtorben.

Günther. Sie kennen ſie zu wenig, es iſt ein vernünftiges Mädchen.

v. Drach. Je nun ja, wie ſie alle ſind.

Günth. Halten Sie ein, oder Sie machen mich böſe.

v. Drach. (nachdem er einige Zeit geſchwiegen.) Nun, höre einmal an. Du gefällſt mir, ich habe Dich lieb, und, wenn Dich das Mädchen haben will, ſo will ich alles thun, Dich mit ihr zu verbinden, es ſey hier, oder anderwärts. Du kannſt Dich drauf verlaſſen.

Günther. Sie entzücken mich!

v. Drach. Nun, verrathe uns nur nicht! Sieh zu, ob der Herr von Spiegel kommt, und bringe mir wieder Nachricht. (Günther geht ab.)

Zweiter Auftritt.

von Drachenfels.

Günther iſt verliebt! Ich fürchte ſehr, er plaudert aus. Wie vermeide ich wohl die Gefahr, die mir ſeine Liebe droht —— Wie, wenn ich ihm eine Kommiſſion nach Mannheim gäbe? Ja wahrhaftig, das Mittel iſt gut. So weiß ich das Geheimniß allein, und erfährt man's ja von Ohngefehr, daß die Briefe von ſeiner Hand ſind, ſo kann ich ſagen, ich hätte ihm ſchon lange nicht mehr getraut, es wäre ein Spitzbube, und drum hätte ich ihn fortgeſchickt.

Dritter Auftritt.

Frau von Röder. von Drachenfels.

Frau von Röder.

Ich ſuche Sie aller Orten. Iſt das wahr, was mein Bruder vorgiebt? Sie ſprechen, ſagt er mir, für den

Herrn von Spiegel. Sollten Sie Ihre Meinung geändert haben?

v. Drach. Wie? Sie haben es geglaubt?

Fr. v. Röd. Er iſt ja ſo vollkommen darüber überzeugt — —

v. Drach. Deſto beſſer! Aber dem allen ungeachtet, Sie können ſich darauf verlaſſen, das ſchöne Projekt ſoll nie zur Wirklichkeit kommen. Sie können ganz ruhig ſeyn, ich ſtehe Ihnen für alles. Wenn ich mich ſtelle, als wenn ich ſeiner Neigung nicht zuwider wäre, ſo bin ich deſto mehr Herr über ihn, und das Schaaf — Sie verzeihn mir den Ausdruck —

Fr. v. Röd. O ich überlaſſe ihn Ihnen ganz. Spielen Sie mit ihm, wie Sie wollen. Ich ärgre mich nur, daß ich ſeine Schweſter bin.

v. Drach. Da haben Sie recht. Ich kann auch die Anverwandſchaften nicht leiden, durch die man an Leute gebunden wird, an deren Ehre und Schande man Theil nehmen ſoll. Lächerliche Vorurtheile, die ſich noch aus den alten Zeiten herſchreiben! für den Pöbel ſind die Vettern und Baaſen. Sie haben Verſtand, und Ihre Tochter iſt einfältig, überdies haben Sie einen aberwitzigen Bruder. Je nun, da können Sie nichts dafür. Nach meinem Glauben ſind alle die Namen nichts, und jeder hat für ſich zu ſorgen.

Fr. v. Röd. Sie haben wohl recht; Ihnen habe ich den Muth zu danken, der mich gegen Bruder und Tochter, und gegen die Heirath unterſtützt. Die Sache wird ernſthaft, es muß ein Entſchluß gefaßt werden. Der Herr von Dietfurt wird kommen, der Vetter vom Herrn von Spiegel; er hat förmlich und feyerlich für ſeinen Vetter angehalten; und mein Bruder hoft noch heute, die Eheſtiftung zu Stande zu bringen.

v. Drach. Der Abend noch wird Ihren Beſorgniſſen ein Ende machen. Für's erſte, ohne Sie kann man ja nichts abſchlieſſen; es wird doch, däucht mich, auch Ihre Unterſchrift dazu erfordert, folglich hängt alles von Ihnen ab. Weigern Sie ſich mir, zu unterſchreiben, und ſchmälen Sie uns brav aus, denn um ſein ganzes Vertrauen zu behalten, werde ich in ſeinem Beiſeyn ſelbſt gegen Sie ſeyn, ſo leid es mir auch thun wird, wenn es nöthig iſt. Aber wir wollen, denke ich, unſern Endzweck erreichen, ohne das nöthig zu haben. Es iſt mir eine andre gute Idee eingefallen, wie ich Ihnen, in Ermanglung eines beſſern, helfen kann. — Doch nein! Das Mittel wäre ein bischen zu ſtark. Ich ſehe es gar zu gerne, wenn Sie in gutem Vernehmen miteinander leben.

Fr. v. Röd. O ſagen Sie mir es doch! Was machen Sie ſich für Skrüpel? Wie, theilen wir uns nicht unſre geheimſten Gedanken einander mit? Sie wiſſen, daß ich mehr Geſchmack an Ihnen, als an ihm finde, und daß Ihr Rath jezt meine einzige Richtſchnur iſt. Sie ſind ein ehrlicher Mann, und ich habe nicht zu befürchten, daß Sie etwas vorſchlagen, worüber ich mich beklagen könnte. Alſo vertrauen Sie mir immer alles, was dazu beytragen kann, meinen Bruder zu bekämpfen, und uns zu verbinden.

v. Drach. Im Grunde ſehe ich dabey auch keine Urſache, Ihnen ein Geheimniß daraus zu machen, und ich rathe Ihnen nichts mehr, als was Ihr Bruder um Sie verdient hat. Sie haben mir, glaube ich, einmal geſagt, daß er in Anſehung des Vermögens niemals Ihre und ſeine Gerechtſame ins Licht geſezt hätte. Weil er Sie verſichert hätte, daß Sie ihn einmal erben ſollten, ſo hätten Sie die Theilung aufs gerathewohl gemacht. Sie wiſſen, in welchem Grade er die Prozeſſe verabſcheut, und daß er Sophie hingiebt, um ſich dadurch Frieden zu erkaufen. Das giebt einen herrlichen Plan gegen ihn.

Wiederfoderung von Vermögen, neue Theilung, das iſt genug, um ihn in die Enge zu treiben. Wenn Sie mit einem zehnjährigen Prozeß drohn, ſo kriecht er zu Kreuze. Bleibt er aber doch hartnäckig auf der Heirath beſtehn, die unſre Hofnungen vereitelt, nun ſo gehn Sie von ihm, ſo klagen Sie. Eine Citation wird das ganze Projekt mit der Schenkung zernichten. Er kann es nicht aushalten, allein zu leben. Sind Sie fort, ſo werde ich ihm wahrhaftig auch nicht Geſellſchaft leiſten. Und Sie gewinnen entweder Ihren Prozeß, oder Sie ſetzen ihn ſo lange fort, bis er es müde wird.

Fr. v. Röd. Die Verurtheile, von denen Ihre Seele frey iſt, kann unglücklicher Weiſe die meinige nicht ſo leicht beſiegen, und ich muß Ihnen meine Schwachheit geſtehn. Sehr ungern würde ich es dazu kommen laſſen. Er hat mich immer geliebt, und ich ſuchte ihm zu gefallen. Es ſey nun Gewohnheit, oder ſonſt eine Grille, ich kann mich nicht entſchlieſſen, ihn bis zur Verzweiflung zu treiben. Aber wenn Sie ihm nur ſo die Idee davon beybrächten, das könnte wirken. Sagen Sie ihm, daß ich mir gegen Sie den gröſten Unwillen hätte merken laſſen, daß ich mit Ihnen von Prozeß, von Vermögen, von Entzweyung, von Fortgehn geſprochen hätte, und daß Sie geſpürt hätten, ich wäre zu allem fähig, wenn man mich aufs äuſſerſte triebe.

v. Drach. Wenn er aber doch bey allen Vorſtellungen hartnäckig bliebe, ſo könnte man einen Arreſt auf die Güter auswirken, daß er nichts davon zöge, als einen gewiſſen Gehalt. Mein Advokat ſoll alles beſorgen, das iſt ein vortreflicher Kerl, ſo geſchickt, er hätte die ſieben Weiſen von Griechenland um Haab und Gut gebracht, wenn er gegen ſie gedient hätte. Wenn es auf irgend eine Art möglich iſt, Ihnen Ihres Herrn

Bru

Bruders Vermögen zu verſchaffen, ſo macht er es möglich. Ich darf nur an ihn ſchreiben — —

Fr. v. Röd. Nicht doch, warten Sie noch! den Schritt möchte ich nicht gerne thun. Sagen Sie nur meinem Bruder, wenn er nicht nachgeben wollte, daß ich feſt entſchloſſen wäre, zu klagen, ſo ſehr Sie mir es widerrathen hätten. Nach ſeinem Temperament glaube ich gewiß, daß er ſich fürchten wird, den Kontrakt ohne meine Einwilligung zu machen. Er wird alles anwenden, mich wieder zu beſänftigen, und am Ende mir ſein Vermögen verſchreiben. Uebrigens wiſſen Sie wohl, warum ich das wünſche.

v. Drach. Und Sie, Madam, kennen auch den Bewegungsgrund, der mich antreibt. Ich ſtrebe nicht nach Vermögen, und blos Neigung verbindet mich mit Ihnen. Ich kann die Sprache der gemeinen Liebhaber nicht reden, und niemals habe ich ſolch fades Zeug in den Mund genommen; aber ich wiederhohle es Ihnen ganz ungezwungen; Ihr Verſtand bezaubert mich, und ich wüßte auſſer Ihnen keine Perſon, mit der ich Luſt hätte, zu empfinden, zu plaudern, mein ganzes Leben zuzubringen. Sie gefallen mir vor allen.

Fr. v. Röd. Kann ich deſſen verſichert ſeyn? Aber werden Sie denn auch fern von der groſſen Welt hier wohnen können? Ich weiß nicht, ſo zerſtreut, ſo umgänglich, wie Sie bisher geweſen, können Sie unmöglich hier aushalten. Ihre Entſchlieſſung würde Sie bald gereuen, und Mannheim — —

v. Drach. Mannheim? Da habe ich tödtliche Langeweile, und ich bringe Ihnen kein ſonderliches Opfer, wenn ich mich von einer Welt entferne, die es verdient, daß ich ſie fliehe. Alles das, was man da genöthigt iſt, zu ſehn und auszuhalten, übertrift weit die Annehmlichkeiten, die man finden kann. Da findet man den jedem Schritt unerträgliche Leute, kriechende Schmeichler, abſcheuliche Witzlinge, junge Leute ſo eingebildet und ſo dumm — — Frauenzimmer, ſo eigenſinnig und ſo falſch — — große Geiſter, die den Stolz und die Spasmacherey gemäſteter Reichen erdulden — Leute, die ſich die Miene von Genies geben — berühmte Männer, der Himmel weiß warum — niederträchtige Klienten und dumme Gönner — herrliche Schriften, die weder Kopf noch Fuß haben — Da giebt es prächtige Schmauſereyen, bey denen man umkommen möchte vor Langerweile, da muß man gähnen aus Etikette bis Nachts zwölf, ein Uhr, kurz, ſich ganz für andre Leute aufopfern. Aufrichtig zu reden, dergleichen Vergnügungen und Glückſeligkeiten ſind, wenn mans recht überlegt, nicht ſehr fähig, einen zu feſſeln, und die Wahrheit zu geſtehn, der Mann ſcheint mir viel vernünftiger, der ohne alle Projekte ſich auf ſein Gut einſchränkt, und weder Gönner noch Diener von irgend jemand iſt, als alle die glänzenden Herrn, die man befrißt und betrügt, die ſich einbilden, glücklich zu Mannheim zu leben, und im Grunde eben ſo viel Langeweile ertragen, als erregen.

Fr. v. Röd. Ich erinnere mich an manchen bey dieſer getreuen Abſchildrung —

v. Drach. Mannheim dauert mich ordentlich, wenn ich mich an ſo viel angeſehene Schelme, an ſo viel unnütze Müßiggänger erinnere —

Fr. v. Röd. Die Frauenzimmer in Mannheim ſtehn, glaube ich, nicht beſſer bey Ihnen angeſchrieben.

v. Drach. Vor Ihnen habe ich keine Geheimniſſe; Sie ſollen meine Liſte von Mannheimer Frauenzimmern ſehn, wo gleich der Karakter dabey ſteht. Ich liebe die Ordnung, und ich hebe ſorgfältig eine Sammlung von Frauenzimmerbriefen auf, die ich vielleicht einmal drucken laſſe. Sie lobten mir geſtern ſo die Frau von Königsthal; ich will Ihnen einmal Briefe von ihr weiſen. Es fällt mir was ein, wie wir uns in unſrer Einſamkeit divertiren, und die Mannheimer Aſſembleen züchtigen können. Wahrhaftig ich habe Luſt, den Roman meines Lebens zu ſchreiben, ich weiß herrliche Züge, unendliche Anekdötchen —

Fr. v. Röd. Das muß unterhaltend ſeyn.

v. Drach. Ich will Schilderungen darinnen machen, die auffallen ſollen. Ich könnte Ihnen gleich zwanzig Damen nennen, die einen Platz darinnen kriegen ſollen. Da werden Sie die Frau Hauptmann Ehrenſchwerdt darinnen ſehen, mit allen ihren Reizen, und, was ich von ihr ſagen werde, wird ein niederſchlagend Pulver für die jungen Herren ſeyn, die ſie umſchwärmen. An der hochtrabenden Kommerzienräthin Stock und an der faden Profeſſor Graßinn denke ich mich auch zu rächen. Und den kleinen Abbé Reiz, und den Herrn Kammerjunker Flitter und einen gewiſſen plumpen Kammerrath Hönig, der ſich wie ein Miniſter brüſtet, und ſo viele andre aufgeblaſene Gecken, verlaſſen Sie ſich auf mich, die will ich herausſtreichen, daß ſie in einem halben Jahre das Herz nicht haben ſich blicken zu laſſen. Ich will nicht, daß man über ihre Sitten reden ſoll, ein Laſter, eine Schandthat, das ſind Kleinigkeiten, die bald wieder vergeſſen werden; aber das Lächerliche, das bleibt; und lächerlich will ich ſie machen. Was ſagen Sie dazu? Das kann einen Lärm vom Teufel machen; das giebt eine prächtige Brochüre, ein unvergleichlich Schriftchen, recht anſtößig, konfiſkabel. Auf die Schreibart kommt es nicht an, wenn es nur recht boshaft iſt, ſo iſts ſchon gut.

Fr. v. Röd. Der Gedanke iſt vortreflich, das iſt die beſte Art ſich zu rächen. Ich bitte Sie, ſetzen Sie doch auch die Frau Accisinſpectorinn Orphiſe mit hinein, und ein

Paar Anekdötchen dazu. Sie hats um mich verdient, man muß ihr eins anhängen. So häßlich wie ſie iſt, ſo hält ſie ſich doch für ſchön. Ich möchte ſie gar zu gern ein wenig demüthigen. Ich wollte, Ihre Schrift wäre ſchon fertig.

v. Drach. Darauf wollen wir nicht warten, binnen hier und drey Tagen will ich das Weibchen bis zur Verzweiflung bringen.

Fr. v. Röd. Wie ſo?

v. Drach. Man kann ja ein Liedchen auf ſie machen; das iſt beſſer, wie ein Buch, das kommt in der ganzen Welt herum.

Fr. v. Röd. Ja, das iſt herrlich ausgedacht! Aber machen Sie denn auch Verſe?

v. Drach. Wer macht heut zu Tage nicht Verſe? Es wimmelt ja alles von ſchönen Geiſtern, von armſeligen Dichterlingen, die der Natur zum Trotz Schauſpiele und Epigramme ſchmieden. So ein Paar Strophen will ich ſchon zu Stande bringen. Wenn aber Orphiſe darüber des Todes iſt, je nun, ſo hab' ich es Ihnen zu gefallen gethan. Alles, was lebt, iſt nur da, uns zu ergötzen, und, wer über alle Welt ſpottet, der genießt ſein Leben. Meiner Treu, wenn ich die ganze Welt die Muſterung paſſiren laſſe, ſo finde ich niemanden drinnen, der was taugt, als uns beide.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Günther.

Günther (ein wenig entfernt).

Mein Herr, ich möchte gern — —

v. Drach. Warte — (zur Fr. v. Röd.) wenn Sie gütigſt erlauben wollen.

Fr. v. Röd. Will er allein mit Ihnen ſprechen?

Günth. Nur ein Paar Worte, gnädige Frau.

Fr. v. Röd. (zu v. Drach.) Bedienen Sie ſich Ihrer Freiheit. Günther iſt Ihnen viel Geld werth; er thut Ihnen viele Dienſte, der Menſch gefällt mir.

v. Drach. (zur Fr. v. Röd.) Es iſt eine ganz gute Haut, ein wenig dumm.

Fr. v. Röd. (geht ab)

Fünfter Auftritt.

von Drachenfels. Günther.

Günther.

Nicht doch, mein Herr, ich verlange ja keine Lobrede von Ihnen — Soll der Herr von Spiegel hereinkommen?

v. Drach. Nein, ich will ihn nicht hier haben. Habe ich Dir denn nicht geſagt, Du ſollteſt kommen, und mir Nachricht geben, daß ich zu ihm gehn könnte?

Günth. Er wollte ſchlechterdings hieher, und ich bin nicht gut dafür, daß er doch noch komme. Er ging mir immer von ferne nach, ich mochte ſagen, was ich wollte. Ich glaube, er denkt, niemand bemerkt ihn, weil er ſeine Kutſche im Wald gelaſſen hat. Er hat ſich hier in der Nähe verſteckt, und wartet drauf, bis ich ihn rufe.

v. Drach. Nun, glücklicherweiſe iſt die Frau von Röder auf ihr Zimmer gegangen. Laß ihn kommen, und, indeß daß wir mit einander ſprechen, laure ja recht, daß wir nicht überfallen werden.

Günth. (Geht ab.)

Sechſter Auftritt.

von Drachenfels.

Die Sache iſt gut eingefädelt, und alles wird vortreflich gehn, wenn ich nur erſt den Herrn von Spiegel vom ganzen Hauſe, und von der Kunſt, ihm zu misfallen, gehörig unterrichtet habe. Mit ſeinem Ton, ſeinen Manieren, ſeinem Leichtſinn hat er keine üble Anlage, ſich verhaßt zu machen. Nur eine gewiſſe altväteriſche Offenherzigkeit iſt ſeinen Talenten im Wege; ſonſt lieſſe ſich ſchon etwas aus ihm machen.

Siebenter Auftritt.

von Spiegel (in Reiſekleidern). von Drachenfels.

von Spiegel (umarmt von Drachenfels).

Ach willkommen, lieber Drachenfels! Ich freue mich auſſerordentlich endlich einmal meinen treuſten Freund wieder zu ſehn. Ich bin auſſer mir wegen der Mühe, die Ihnen die verfluchte Heirathsgeſchichte macht. Sie ſind der liebenswürdigſte Mann. Wie ſoll ich mich erkenntlich —

v. Drach. Keine Komplimente. Wenn ich nützlich ſeyn kann, und wenn mich die Leute lieb haben, ſo bin ich genug belohnt. — Nun, was giebt es guts Neues in Mannheim?

v. Spieg. O tauſend Neuigkeiten! Köſtliche Neuigkeiten. Mannheim iſt ein entzückender Ort, und ich glaube, daß niemals die Vergnügungen daſelbſt zahlreicher und vollkommener, und die Talente fruchtbarer geweſen ſind. Der Geſchmack breitet ſich täglich mehr aus, und die ſchönen Geiſter unterhalten uns immer mit neuen Früchten ihres Genies.

v. Drach. Ihnen kommt alles reizend vor, das iſt das Schickſal Ihres Alters. Ein guter Freund indeſſen ſchreibt mir doch, und ich glaube ihm gern, daß man in Mannheim alles überdrüßig iſt, daß die Vergnügungen, die Künſte, die ſchönen Geiſter ganz erbärmlich ſind, daß nichts mehr übrig wäre, als der äuſſere Schein, daß man nichts mehr liebe, als elende Wortſpiele und faden Witz, und daß man bald vor lauter Geſchmack keinen geſunden Menſchenverſtand mehr haben werde. Wie, Sie, die Sie das Lächerliche ſo gut bemerken können, Sie ſagen mir von dem allen nichts? Machen Sie ſich etwa ein Gewiſſen daraus? Man muß auch nicht zu gut ſeyn in der Welt.

v Spieg. Das bin ich nun wohl nicht, aber ich ſehe gern alles von der ſchönen Seite an. Die Welt gefällt mir, ſo wie ſie iſt, auſſerordentlich. Es iſt wahr, die Mädchen hintergehen einen täglich, nun, man macht es ihnen wett. Man nimmt, man verlaßt ſich öffentlich. Die Manner wiſſen zu leben, und fangen über nichts einen Zank an. Die Mannsperſonen lieben ſich alle, und die Frauenzimmer haſſen einander auf den Tod. Es iſt eine allerliebſte Welt, es wird täglich ſchöner zu Mannheim.

v. Drach. Und Madam Wegelin?

v. Spieg. Nun ja — — — —

v. Drach. Es iſt alles richtig, nicht wahr? Sie haben das Ziel Ihrer Wünſche erreicht. — Warum machen Sie ein Geheimniß daraus?

v. Spieg. Wenn es auch ſo weit wäre, würde ich es wohl ſagen?

v. Drach. Freilich, aller Orten. Sein Vergnügen nicht bekannt machen, heißt es nur halb genieſſen.

v. Spieg. Da würde ich mich gleich von ihr losreiſſen, wenn ich ſie für eine ſolche hielte. Ich geſtehe es, ſie gefällt mir ungemein, und kann ichs dahin bringen, daß ſie mich liebt, ſo wünſche ich ſie ewig zu lieben, und ſuche alles auf, was ſie mir ſchätzbar machen kann.

v. Drach. (bricht in ein lautes Gelächter aus) Ich glaube, der hochſeelige Seladon hat Ihnen ſeinen Geiſt hinterlaſſen. Nach Ihrer Meinung brauchte man ein halbes Jahr, um ein Frauenzimmer zu lieben; da verlöre man ſeine Zeit, den Reiz der Neuheit, und das Vergnügen, eine Untreue zu begehn. Entſagen Sie dem Schäferleben und der allzugroſſen Aufrichtigkeit, und leben Sie nach der heutigen Mode, ſo wie die Wegelin. Genieſſen Sie ſie, das iſt das erſte, was Sie ihr ſchuldig ſind, nachher mögen Sie ſie hochſchätzen, wenn ſie können. Uebrigens können Sie es in der ganzen Welt ausposaunen. Wie ſehr irren Sie ſich. Nur dadurch, daß man ſich mit der einen berühmt, erobert man eine andre, und die Ehre, eine Schöne wegzuſchnappen, die ſich ſchon ein andrer zugeeignet, macht uns Leuten nach der Welt oft allein die Sache wichtig.

v. Spieg. Das glaube ich Ihnen gern — Nun, wie ſteht es mit meiner Heirath? Begreifen Sie, was meine Mutter mit alle dem Geſchwätze will?

v. Drach. Seyn Sie deswegen unbeſorgt. Aber, unter uns geſagt, ich mache mir ein Gewiſſen wegen des, was ich für Sie thue. Denn wenn ich nun am Ende mit allen Proben von meiner Liebe gegen Sie Ihren Schaden beförderte, wenn Sie ſich ſelbſt hintergiengen, daß Sie einer Parthie auswichen, die vielleicht vortheilhaft wäre?

v. Spieg. Nicht doch! Sie wenden dadurch die lächerlichſte Handlung von mir ab. Was würde man von mir ſagen, wenn ich in meinem Alter die langweilige Rolle eines Ehemannes ſpielen wollte? Da kriegte ich denn wohl eine Spröde mit weinerlichem Ton, eine Betſchweſter, einen weiblichen Pedanten, oder wäre meine Frau zu meinem Unglück artig, ſo wäre ich der Märtyrer von ihrer Koketterie. Mannheim zu verlaſſen, lieber wollte ich mir die Kehle abſchneiden. Jetzt, da ich mich in der Welt noch emporſchwingen kann, ſollte ich, mit einer Frau behängt, mich auf dem Lande begraben, und die Bahn meines Glücks abſchneiden? Meiner Treu, ſich verheirathen, ehe man alt iſt, pfuy, das kommt mir klein und albern vor.

v. Drach. Sie haben vollkommen Recht.

v. Spieg. Ihnen gebührt der Ruhm; nach Ihren Geſinnungen beurtheile ich mein Schickſal, wenn ich mir die Feſſeln anlegen wollte. Ich ſehe alſo nicht, was Sie noch für Bedenken haben ſollten, mir aus der Verlegenheit zu helfen.

v. Drach. Aber unglücklicher Weiſe läßt ſich Ihre Frau Mutter, wie man ſagt, durch einen böſen Rathgeber verhalsſtarrigen. Sie hat da einen Vetter von Ihnen bey ſich, Sie werden ihn wohl kennen, den Herrn von Dietfurt, einen ziemlichen plumpen Menſchen, mit Erlaubniß zu reden, eine Art von Bären, der ſich für einen Philoſophen hält.

v. Spieg. Ich habe ihn niemals geſehen. Seit ſechs Jahren bin ich nicht nach Hauſe gekommen, und vorher wohnte er zwanzig Meilen von uns. Meine Mutter hat mir geſchrieben, es wäre ein vernünftiger Mann, er hätte ſich ſeit einiger Zeit in unſerm Städtchen niedergelaſſen, es wäre ihr Freund und Rathgeber, und ſie wünſchte, daß ich ihn ehrte.

v. Drach. Ich will eben nicht alles ſagen, was die Leute über ihn raiſonniren, genug, ſie iſt ganz verblendet von ihm. Aber ich, ich betrachte in Ihren Angelegenheiten alles mit kaltem Blute. Im Grunde kann ich den Herrn von Dietfurt für keinen redlichen Mann halten; der Herr von Buchner iſt ſein Freund von Kindheit an —

v. Spieg. Vielleicht haben Sie ein Verſtändniß auf meine Unkoſten?

v. Drach. Es kommt mir auch faſt ſo vor.

v. Spieg. Nein, lieber will ich prozeßiren. Ich habe gute Freunde, die mirs durchſetzen helfen.

v. Drach. Ob ich gleich ein Freund von der Familie bin, ſo muß ich doch offenherzig mit ihnen reden. Wenn Sie das Mädchen nicht lieben, ſo ſehe ich nicht ein, warum Sie eben ſo begierig auf ſo eine Verbindung ſeyn ſollten. Aber ich habe gehört, Sie haben ſie geliebt, wie Sie hier waren?

v. Spieg. Und das recht herzlich; wir waren zuſammen erzogen, einander gewohnt. Ich fand ſie ganz artig, ſie gefiel mir. Aber die groſſe Welt kurirt einen von ſolchen Amouren, und kommſt du mir aus den Augen, ſo kommſt du mir aus dem Sinn. Man hat mir oft geſchrieben, ſie wäre noch ſchöner geworden. Wie finden Sie ſie?

v. Drach. Weder ſchön, noch häßlich; es iſt eins von den Geſichtern, wie man ſie aller Orten ſieht, und von denen ſich nichts ſagen läßt.

v. Spieg. Ich glaube Ihnen, Sie ſind Kenner.

v. Drach. In Anſehung des Verſtandes iſt ſie eine Null; er hat ſich noch nie die Mühe genommen, ſich zu zeigen, und ich zweifle, daß er je bey ihr zum Verſchein kommt. So viel man aus ihrer kleinen gerümpften Naſe ſchlieſſen kann, ſo giebt es einmal eine falſche Frau, und voller Launen. Man hält ſie für eine Angneſe, aber da ſie die Gewohnheit hat, ein wenig zu ſtark für ihr Alter zu lächeln, ſo glaube ich, ſie weiß mehr, als man meint, und, ohne mich zu rühmen, wenn ich mir die Mühe hätte nehmen wollen, ſie in Verſuchung zu führen — — Mit einem Wort, wenn ich nach dieſer Eroberung nicht geſtrebt habe, ſo iſt es die Schuld der Natur, die ihr ſo viel Einfalt gab.

v. Spieg. Wahrhaftig, und wenn die Sophie die gröſte Schönheit von der Welt wäre, ſo würde ich nach der Abſchilderung wenig Appetit behalten. Wohlan ich will fort, und ich verſichre Ihnen, binnen zwey

Stunden will ich meiner Mutter ihren Irrthum benommen haben. Ich überlaſſe Ihnen alles — —

v. Drach. Nein, Sie müſſen hier bleiben.

v. Spieg. Aber wie? Wollen Sie mich hier vorſtellen?

v. Drach. Nicht ſogleich, aber in einer Stunde.

v. Spieg. Nach Ihrer Bequemlichkeit.

v. Drach. Sie müſſen wieder zu Ihrer Chaiſe gehn, ſobald wir den Herrn von Buchner kommen hören. Den muß ich erſt präpariren. Ich gebe Ihnen dann Nachricht, und Sie kommen auf dem ordentlichen Wege wieder her, als wenn Sie uns hätten überraſchen und auf einen Augenblick Cour machen wollen.

v. Spieg. Wie ſoll ich aber meine Begierde, ihn zu ſehn, und den Ton der Galanterie mit der Abſicht vereinigen, in der ich komme. Das heißt ja den Onkel zum Beſten haben, und mir ſelbſt widerſprechen. Meine ganze Reiſe geſchieht ja deswegen, ihm mit wenigen Worten zu ſagen, daß ich ewig ſein gehorſamer Diener, aber nie ſein Neffe ſeyn werde.

v. Drach. Aber eben das müſſen Sie nicht thun. Ein ſo gebieteriſcher Ton würde Ihre Frau Mama beleidigen. Sie müſſen in Ihren Diſcurſen alles zufrieden zu ſeyn ſcheinen, und auf der andern Seite ſich beſtreben, daß aus der Sache nichts wird. Spielen Sie nur Ihre Rolle gut. Man braucht nicht impertinent zu werden, als wenns nöthig iſt. Wenn man die Leute lieben will, muß man ſich in jeder Denkungsart verſetzen. Die Hauptſache kommt darauf an, daß der Onkel Sie verabſcheut. Wenn Sie es dahin bringen, ſo ſteh ich Ihnen für das Uebrige. Der Onkel, nun das iſt ein Geck, der ſich einbildet, eine ziemliche Doſin Verſtand von der Natur empfangen zu haben: er verehrt blind alle alte Gewohnheiten, und beſtürmt eigenſinnig alle Neuerungen. Er iſt ein Mann aus dem vorigen Jahrhundert, die ſogenannte alte Ehrlichkeit iſt ſeine beſtändige Richtſchnur, und der alte Geſchmack ſein einzig Geſetz. Bey ſeinem eingeſchrankten Verſtande iſt es ſein Hauptgrundſatz, der Beſitzer von ein Paar Hufen Landes ſey ein Weſen höherer Art. Drum unterhält er einen unaufhörlich von ſeinem Lehnbriefe, von ſeinen Gerechtigkeiten, und von ſeinen Einkünften. Man kanns ſich gar nicht vorſtellen, was er für hohe Begriffe von ſich ſelbſt hat. Ganz begeiſtert von dem Schloß, das er gebaut hat, thöricht eingenommen von allen was er macht, wird er ſeine Neigung oder ſeinen Haß gegen Sie nach den Urtheilen beſtimmen, die Sie über ſein Gütchen fällen. Sogleich, wenn Sie ankommen, müſſen Sie ſich gefaßt machen, ihm aller Orten zu folgen, alles zu beſehn, alles zu bewundern, ſeinen Park, ſeinen Küchengarten, ſeine Waldungen, ſeine Gerſtenfelder; er ſchenkt Ihnen nicht einen einzigen Kühſtall. Wenn Sie nun, anſtatt das alles zu loben, es ganz gemein finden, ſo werden Sie ihm als ein unerträglicher Geck, als ein Schwätzer, als ein Ignorant vorkommen; vielleicht geht er ſo weit, Sie für blödſinnig zu halten.

v. Spieg. Sie wiſſen vortreflich zu ſchildern — Aber handle ich auch wohl recht? Es geht mir wider den Mann, ihn ſo ſehr zu beleidigen.

v. Drach. Nun wohl — ſo heirathen Sie! — Alles, was ich bisher geſagt habe, hatte nur die Abſicht den Herrn von Buchner zu nöthigen, daß er von der Heirath abſtrahirte, wie Sie wünſchen. Ich für meine Perſon verlange ja nichts. Alles, was Sie thun werden, wird immer gut ſeyn. Ziehn Sie Niemand zu Rathe, als ſich ſelbſt.

v. Spieg. Ich beſchwöre Sie, verſtoſſen Sie mich nicht. Ich habe Aufklärung nöthig.

v. Drach. Aber alles ſetzt Sie in Verlegenheit, und Sie wiſſen ſich zu nichts zu entſchlieſſen. Ich würde eine ſolche Zaghaftigkeit gern billigen, wenn Sie mit einem Mann von einigem Werth zu thun hätten, deſſen Einſichten ein vorſichtiges Betragen erfoderten. Aber mit einem alten Narren, der ſich zum Beſten haben läßt, könnte man, dächte ich, alles wagen, und Sie müſten, Ihren Endzweck zu erreichen, mit einem lächerlichen Alten nicht viel Umſtände machen.

v. Spieg. Es ſey — Er iſt ſo raſend zu glauben, ich würde nach ſeiner Pfeife tanzen, aber verlaſſen Sie ſich auf mich, ich will ihn von der Meinung zurückbringen.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Günther.

Günther.

Mein Herr, ich höre ein Geräuſch; ich fürchte, es kommt jemand.

v. Drach. (zu von Spiegel.) Nun verlieren Sie keine Zeit; Günther ſoll Sie wieder hinführen. (von Spiegel und Günther gehen ab.)

Neunter Auftritt.

von Drachenfels.

Jetzt muß ich den Günther entfernen. Er ſoll mir den Aufſatz nach Mannheim tragen, worinnen ich anfrage, ob's nicht möglich wäre, einen Arreſt auf das Buchneriſche Gut auszuwirken. Die Frau von Röder will nicht dran; ihr ſchwacher Karakter iſt nicht fähig, einen herzhaftern Entſchluß zu faſſen. Aber ich muß es ſo anlegen, daß ich ſie hinführe, wohin ich will, und daß hernach mein Projekt eine Nothwendigkeit für ſie wird. Ich weiß nicht, ob ich auf den Herrn von Spiegel viel rechnen darf — — Es könnte ihm leicht an Entſchloſſenheit fehlen. Ich muß ihn freilich unterſtützen. Er iſt zur Maſchiene geboren, und zu furchtſam, etwas allein zu thun. Niemand ſchwingt ſich empor, der nicht unerſchrocken iſt. (Geht ab.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Fräulein Sophie. Eliſabeth.

Fräulein Sophie.

Ja, ich ſage Dirs noch einmal, er iſts, den ich geſehn habe. Noch beſſer, als meine Augen, erkannte ihn mein Herz. Es iſt der Herr von Spiegel, er iſts! Warum aber ſo geheimnißvoll? Kommt daher, ohne nach meinem Onkel, oder nach meiner Mutter zu fragen, ohne das geringſte Verlangen zu äuſſern, mich zu ſehn. Dieſes Betragen weiſſagt mir eine ſchreckliche Veränderung.

Eliſab. Nicht doch; er kanns nicht geweſen ſeyn. Sie werden ſich geirrt haben.

Sophie. Nein, glaube mir, ich beſchäftige mich zu ſehr mit ſeinen Zügen, als daß ich mich darinnen

irren

ſeren könnte. Kein andrer hätte jemals in mir die Unruhe erregen können, in der ich mich jetzt befinde. Wenn Du ihn kennteſt, wenn Du wüßteſt, was ich empfinde, ſo würdeſt Du überzeugt ſeyn, daß ich mich nicht habe verſehn können, daß nichts ihm gleicht, und daß das Züge ſind, Lieschen, die man nie mit andern verwechſelt. Das ſanfte Gefühl einer unverhoften Freude, alle Vergnügungen des Herzens erfüllten mich bey ſeinem Anblick. Ich wollte ihm zurufen. Ich hätte es thun ſollen, glaube ich, aber meine Entzückung nahm mir den Gebrauch der Stimme. Er war ſchon weit — — Aber iſt es wahr, was Du ſagſt, Lieschen? Wie, Günther — —

Eliſab. Er macht mir ein Geheimniß draus. Sein Herr erwartete ihn, und ich konnte alſo nicht erfahren —

Sophie. Erkundige Dich anderswo. Vielleicht haben ihn auch andre Leute geſehn. Frage jedermann — Nun ſo gehe doch!

Eliſab. Geduld! Mit Ungeſtüm allein iſts nicht gethan, man muß auch Klugheit anwenden. Wir wollen uns nicht in neue Verlegenheit ſtürzen. Laſſen Sie uns die Sache recht überlegen; Entweder war es der Herr von Spiegel, oder er war es nicht. War er es, ſo gehört es ſich nach der Ordnung, daß er den erſten Schritt thut; war er es nicht, ſo wäre mein Herumlaufen umſonſt. Die Leute erführen es, und der Herr von Drachenfels würde nach ſeiner unſchuldigen Art zu ſcherzen ſagen, daß wir alle Reiſende anpacken. Folglich alles wohl überlegt, iſt es das ſicherſte, die Rückkunft vom Günther abzuwarten, von dem ich alles zu erfahren hoffe. Sollte es aber wohl der Herr von Spiegel geweſen ſeyn? — — Aber wahrhaftig, ich fange es an zu glauben — Er wird ſich guten Rath geholt haben, und ſeine Flucht wird die Folge der ſchönen Rathſchläge ſeyn. Ja, am Tage der Hochzeit eine ganze Familie aneinander zu hetzen, und vor allen Dingen den Bräutigam aus dem Hauſe zu ſchaffen: das wäre eine ſaubere Intrigue, würdig des Herrn von Drachenfels. Je ſchwärzer die That wäre, deſto mehr ſieht ſie ihm ähnlich.

Sophie. Das müßte ja ein abſcheulicher Menſch ſeyn. Dein Verdacht geht zu weit. Was habe ich ihm gethan? Und warum ſollte er mich gerade heute kränken wollen? Kann es wohl ſo ſchwarze Herzen geben, die mit Fleiß Böſes thun, blos um das Vergnügen zu haben, es zu thun? Aber warum kommſt Du gerade auf die Vermuthung? Ich ſehe Dich ſo liebreich mit ihm ſprechen.

Eliſab. Ja wahrhaftig, zu meinem Project iſts nöthig, daß er den innerlichen Abſcheu nicht merke, den ich ihm ſorgfältig verberge. Oft fragt er mich, und im ſanfteſten Ton ſchmeichle ich den Anſchlägen, die er, glaube ich, auf Sie macht. Er bildet ſich ein, mein ganzes Vertrauen zu haben: er traut mir weder Argwohn noch Erfahrung zu; das macht ihn ſicher. Befürchten Sie nichts. Der Herr von Buchner bringt den Herrn von Dietfurt her, das macht mir gute Hofnung. Des Herrn von Drachenfels Plane ſollen den unſrigen nichts ſchaden. Ich hab ſchon geſehn, daß ſo ſchlaue Herren eher angeführt wurden, als andre. Oft beſiegt man die Argliſt dadurch, daß man den geraden Weg fortgeht, und — — (Günther ruft hinter dem Theater: Betchen!) Gehn Sie wieder hinein; Günther ruft mir. (Sophie geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Günther. Eliſabeth.

Günther (ohne Eliſabeth zu ſehen).

Meiner Treu, ich habe ihr da eine ſchöne Neuigkeit zu ſagen. Man iſt doch recht unglücklich, wenn man gebohren iſt zum Dienen. Arbeiten, das will nichts ſagen, aber immer zu gehorchen!

Eliſab. So, Du biſt es — Ich ſuchte den Herrn von Dietfurt.

Günth. Halt, Lieschen; mache mich nicht noch trauriger. Ich habe ſchon Urſachen genug, toll zu werden, ohne daß mich noch Dein verdrüßliches Geſicht zu kränken braucht. Er ſchickt mich nach Mannheim; was ſagſt Du zu der Geſandtſchaft?

Eliſab. Nichts.

Günth. Wie, nichts? Doch nur ein Wörtchen!

Eliſab. Glückliche Reiſe! Du magſt fortgehn, oder da bleiben, das gilt mir gleich.

Günth. Wie? Kannſt Du es übers Herz bringen, mir ſo zu begegnen? Ich kanns nicht mehr aushalten; Deine Kälte bringt mich ums Leben. Wenn das Ding ſo fortgeht, ſo bleibt mir nichts übrig, als — als — zu ſterben.

Eliſab. So ſtirb!

Günth. Blos darum, weil ich Dir keine Antwort wegen des Menſchen gab, der ſich vorhin ſehen ließ — weil ich Dir nicht ſagen wollte, was ich nicht weiß —

Eliſab. Du weißt es mir zu gut, das behaupte ich noch einmal, Du liebſt das Geheimnißvolle, ich aber (jeder Menſch hat ſeinen Geſchmack) ich mag keinen Liebhaber, der mir nicht alles ſagt.

Günth. Ach, wie ſoll ich meine Ehre und Lieschen miteinander vereinigen — Wie, wenn ich Dirs ſagte — —

Eliſab. Nun, dann wären wir wieder gute Freunde, und du dürfteſt nur den Tag unſrer Hochzeit beſtimmen.

Günth. Nun, der Menſch, den Du nicht ſehen ſollteſt, war ein Unbekannter — ſein Alter weiß ich nicht — er war bey uns, uns über einer gewiſſen Heirath mit einem Mädchen — nein, mit einer Wittwe — oder gar mit beiden — um Rath zu fragen — Es geht alles recht gut mit ſeinem Vorhaben — Haſt Du mich verſtanden?

Eliſab. Ich? Nein!

Günth. Ich auch nicht. Nur um den Mann und ſein Anliegen —

Eliſab. Zu verbergen haſt Du es geſagt? Was marterſt Du dich ſo? Geh, armer Günther, Du verſtehſt Dich nicht aufs Lügen, und ich liebe Dich darum deſto mehr. Ich will Dir helfen, und Deine Ehre ſchonen, die Du drein ſetzeſt, verſchwiegen zu ſeyn. Wenn Du willſt, ſo will ich Dirs ſagen, wer es war.

Günth. Wer denn?

Eliſab. Der Herr von Spiegel. Du muſt nicht roth werden, und mich nicht ſo viel anſehn.

Günth. Je nun, wenn Du es weiſt, warum fragſt Du denn noch?

Eliſab. Ich liebe es nicht, wenn mir einer eine Sache nur halb vertraut; Du muſt mir alſo alles rein heraus ſagen, was Du von der Erſcheinung des Herrn von Spiegel in dieſer Gegend denkſt, und mir ſagen, wozu alles das geheimnißvolle Weſen ſeyn ſoll. Doch ich habe keine Zeit, viel mit Dir zu reden. Hier haſt Du meine letzte Erklärung: ich verbiete Dir, zu reiſen.

Wenn Du mich liebſt, ſo gehorchſt Du mir. Gehſt Du fort, ſo wiederrufe ich alle meine Verſprechungen, und heirathe morgendes Tages einen andern.

Günth. Aber — — —

Eliſab. Keine aber — Es kommt jemand. Geh hin, und berede Deinen Herrn, als wenn Du fortgiengſt, wir wollen Dich ſchon verſtecken.

(Günther geht ab)

Dritter Auftritt.

Eliſabeth. von Buchner. von Dietfurt. von Drachenfels.

von Buchner (zur Eliſabeth).

Rede, wo iſt meine Schweſter? Wo ſoll ich ſie ſuchen? Ich gehe ſelber — ich will ſie rufen — —

Eliſab. Sie iſt auf ihrem Zimmer.

v. Buchn. Ganz gut, aber jetzt ſoll ſie hier ſeyn.

Eliſab. Gnädiger Herr, ſie hat die vorige Nacht ſehr übel zugebracht — —

v. Buchn. O zum Henker, ich fange an, und kriege das Ding ſatt. Wie? Ich ſoll ein Sklave von den Launen der Weibsleute ſeyn? Was? Keinen einzigen Tag ſoll ich Ruhe haben? Ich ſehe wohl, ſie will ſpröde thun, ich merke die Grimaſſen. Aber alle Spröden ſind mir ein Abſcheu, und ich mag keine in meinem Hauſe haben. Jedermann ſoll ſich hier nach meinem Beiſpiele richten. Ich ſuche andern Leuten ein vergnügtes Leben zu machen, aber dafür verlange ich auch, daß man mirs macht. Aber da ſehe ich nichts als ewige Widerſetzlichkeit, Verſtellung, Weigerung, ein ewiges Nichtwohlſeyn, das ich aber nicht glaube. Das macht mich toll; ich verlange, daß in meinem Hauſe ſich jedermann wohlbefindet, daß niemand darinnen zanke, und daß jeder ſich gern mit mir vergnügt. Die, denen bey mir nicht wohl iſt, meiner Treu, die können ihrer Wege gehn.

v. **Dietf.** Die Frau von Buchner hat Verſtand. Bey Leuten, die den haben, iſt noch nicht alles verloren. Ich halte es daher für beſſer, daß Sie ſie mit Vorſtellungen und Gelindigkeit zu beſſern ſuchen, als daß Sie ihre Launen mit Zorn beſtürmen. Solche kleine Wolken zerſtreuen ſich von ſelbſt. Ueberhaupt halte ich nichts davon, eine Sache aufs äußerſte zu treiben. Sie haben ja doch einander lieb.

v. **Buchn.** Und was halten der Herr von Drachenfels davon?

v. **Drach.** Daß Sie nicht Unrecht haben, und daß der Herr von Dietfurt einen ganz guten Rath geben.

v. **Buchn.** Nicht doch! Sie müſſen entſcheiden!

v. **Drach.** Was ſoll man dazu ſagen? Sie wiſſen beſſer, wie wir, wie man mit der Frau von Röder umgehen muß. Soll ich indeſſen offenherzig meine Meinung ſagen, ſo wollte ich auch an Ihrer Stelle Herr in meinem Hauſe ſeyn. Aber auf der andern Seite, ſich mit einer Schweſter zu überwerfen — — Apropos, weil ich eben von Streit rede, ſo muß ich Ihnen etwas ſagen — — Im Discurs mit ihr glaube ich ihr ein gefährliches Projekt abgelauert zu haben, das ich Ihnen doch entdecken muß zu Ihrer beider Beſten. Denn Sie gut zuſammen zu ſehn, iſt mein innigſter Wunſch.

v. **Buchn.** Kommen Sie, unterwegens können Sie mirs ja ſagen. Ich will hernach zu ihr gehn, kommen Sie auch zu ihr, wenn ich das von Ihnen gehört habe, ſo will ich zuſehn, was ich ihr ſage — Er

lauben Sie, Herr von Dietfurt, daß ich Sie einen Augenblick verlaſſe; ich will in Geſellſchaft des Herrn von Drachenfels einmal ſehn, wie meine Schweſter geſinnt iſt, und ihr ſagen, daß ſie Sie gut empfangen ſoll. Denn auf alle die Fälle — Genug wir wollen ſehn!
(geht mit v. Drachenf. ab).

Vierter Auftritt.

von Dietfurt. Eliſabeth.

Eliſabeth.

Ach, mein Herr, wie nothwendig war uns Ihre Zurückkunft! Sie allein können unſre Sache wieder aufhelfen. Es geht übel damit, und wenn Sie durch Ihr Anſehn den Herrn von Buchner nicht aus ſeinem Irrthum reißen, und uns ſicher ſtellen können, ſo wird der Herr von Drachenfels alles verderben.

v. Dietf. Was ſoll ich aber thun? Der Buchner will nichts hören? Ich verſtehe das nicht. Ich mag ihm noch ſo viel Beweiſe anführen, noch ſo viel vernünftige Vorſtellungen thun, er glaubt nichts, er iſt von den Drachenfels verblendet. Doch ſetze ich noch einige Hoffnung auf einen gewiſſen Umſtand, der ihm ſeinen Irrthum benehmen könnte, wenn es ſeine Richtigkeit damit hätte. Ich meine einen gewiſſen Verdacht, der freilich noch zernichtet werden kann. Da ich immer das Böſe ſo langſam als nur möglich glaube, ſo habe ich noch nichts geſagt. Aber vor Buchners Augen entlarve ich den Böſewicht, und bedecke ihn mit Schande, wenn ich ihm den boshaften Streich beweiſen kann, den ich ihm nach ſeinen Talenten beinahe zutraue.

Eliſab. Beinahe? Daran hängt es nur noch. Meiner Treu, gnädiger Herr, Sie erweiſen ihm dennoch zu viel Ehre. Glauben Sie immer zum voraus alles.

v. Dietſ. Es hätte wenig gefehlt, ſo hättet ihr mich wegen der Heirath nicht wieder geſehn. Hätte ich nicht durch meine Vorſtellungen die Mutter des Herrn von Spiegel wieder umgelenkt, ſo war ſie feſt entſchloſſen, ganz abzubrechen.

Eliſab. Und warum?

v. Dietſ. Das iſt eben eine ſchwarze Kabale, wovon ich den Urheber gern entdecken und beſchämen möchte. Du ſollſt mir dazu behülflich ſeyn.

Eliſab. Apropos, wo glauben Sie wohl, daſs der Herr von Spiegel jetzt iſt?

v. Dietſ. Jetzt in dem Augenblick wird er bei ſeiner Mama ſeyn, ſie erwartet ihn alle Stunden.

Eliſab. So? Er iſt hier.

v. Dietſ. Er?

Eliſab. Ja er; die Sache iſt gewiſs.

v. Dietſ. Welche Unbeſonnenheit!

Eliſab. O nein! Alle ſeine Maasregeln ſcheinen recht gut genommen zu ſeyn, um ihn zu verbergen. Er hat niemand geſprochen, als den Drachenfels, und ſo wie er den Orakelſpruch gehohlt hatte, ſo verlor er ſich in den nächſten Wald. Ich glaube, da iſt er noch. Sie können ſich darauf verlaſſen, daß ers iſt. Ich weiſs es von Günthern.

v. Dietſ. Das iſt ein böſer Handel! Was ſoll ich thun? Wenn ich hin zu ihm gehn wollte, ſo würde alles hier bekannt. Das beſte iſt, ich ſchreibe ihm, was er thun ſoll. Schaff mir Schreibzeug; geſchwind, daß ich ihm ſchreiben kann.

Eliſab. Gleich — mich deucht, ich höre jemanden kommen. (geht ab)

Fünfter Auftritt.

von Dietfurt.

Die unbeſonnene Reiſe, die Verabredung mit dem Drachenfels vermehrt meinen Verdacht wegen des Briefes von unbekannter Hand. Die Bosheit ſucht vergebens das Gift zu verſtecken, das ſie verbreitet. Ueber kurz oder lang kommt alles an Tag, und die Wahrheit arbeitet ſich durch. Die Boshaften verrathen ſich ſelbſt.

Sechſter Auftritt.

von Dietfurt. von Spiegel.

von Spiegel (für ſich).

Abſcheuliche Wege! Verfluchte Gegend! (laut zu v. Dietf.) Um Vergebung, mein Herr, können Sie mir nicht ſagen, wo ich den Herrn von Buchner finde?

v. Dietf. Es wäre beſſer, ein wenig zu warten. Er iſt eben jetzt ſehr beſchäftigt.

v. Spieg. Und die Frau von Röder? Ich dächte doch, man ſollte mir entgegenkommen, oder man müßte hier eine andre Etikette haben. Wenn ein Schwiegerſohn kommt, ſollte man doch nichts anders zu thun haben.

v. Dietf. Wie? Sie ſind —

v. Spieg. Spiegel.

v. Dietf. Aber warum ſo unvermuthet? Ihre Frau Mama wollte Sie hier vorſtellen, wie ich gehört habe.

v. Spieg. Hum! Eine altväterliſche Ceremonie! Und hernach weiß ich wohl, daß die Sache ſchon ihre Richtigkeit hat. Der Herr von Dietfurt hat alles betrieben. Der Dietfurt, höre ich, ſpielt jetzt bey mir zu

Hauſe ziemlich den Herrn. Man folgt blindlings den Anſchlägen, die er giebt. Unglücklicherweiſe iſt meine Mutter zu leichtgläubig, zu gut.

v. Dietf. O bey Dietfurts Freundſchaft und Redlichkeit —

v. Spieg. Ja, was das betrift —

v. Dietf. Gemach; der Dietfurt, das bin ich.

v. Spieg. Ach, mein Herr — —

v. Dietf. Meinetwegen beklage ich mich gar nicht über die Ausfälle, die Sie zu thun beliebten. Da Sie mich nicht kennen, und alſo auch nicht zu beurtheilen im Stande ſind, ſo beleidigen Sie mich nicht. Aber der Ton, in dem Sie von einer verehrungswürdigen Mutter reden, betrübt mich. Sie traut Ihnen Verſtand und ein gutes Herz zu; ſie wünſcht Ihr Glück. Das ſind ihre einzigen Fehler, wenn anders auch Ihr Herz ſo von Ihrer Mutter denkt, wie Ihre Zunge ſpricht.

v. Spieg. Sie halten da meiner Mutter eine Lobrede, ich weiß nicht warum. Die Freundſchaft meiner Mutter iſt mir ſchätzbar; Sie haben meine Rede nur unrecht verſtanden; mein Herz ehrt ſie und wird ſie ſtets lieben.

v. Dietf. Das wollte ich hören, Herr von Spiegel. Dieſe Sprache iſt die Ihrige. Ja, das Gute iſt Ihnen eigen, das Böſe von andern.

v. Spieg. (für ſich.) Jetzt kommen die Predigten! Unerträglich! (laut.) Aber, wenn es Ihnen gefällig iſt, wäre es nicht gut, wenn wir hingiengen, und ſähen, wo die Leute wären? Es gehört ſich — —

v. Dietf. Einen Augenblick Geduld! Wenn aufrichtige Freundſchaft mich berechtigt, mit Ihnen im Namen Ihrer Mutter zu reden, ſo beſchwöre ich Sie, erklären Sie mir die geheime Reiſe, die Sie heute ſchon einmal hieher gethan haben.

v. Spieg. Sie wiſſen alſo —

v. Dietf. Ich weiß es.

v. Spieg. Das Geheimniß iſt eben ſo wunderbar nicht. Ich hatte mit dem Herrn von Drachenfels von einer Angelegenheit zu reden, die ihn betrift, und die mich ſehr intereſſirt. Ich wollte mich zuvor ganz frey mit ihm unterreden, ohne von Mutter und Tochter geſtört, und von der ganzen Familie belagert zu werden, da er mein Freund iſt —

v. Dietf. Er?

v. Spieg. Allerdings.

v. Dietf. Und Sie ſchämen ſich nicht, das zu geſtehn?

v. Spieg. Warum ſollte ich mich ſchämen? Er iſt ein Mann von Verſtand und ein guter Geſellſchafter. Ich bin ſein Herzensfreund, und werde es Zeitlebens bleiben. Was geht es mich an, was andre von ihm denken?

v. Dietf. Wenn man Ihnen aber bewieſe, daß Sie ihn einſt haſſen werden?

v. Spieg. Da müßte man ſehr geſchickt ſeyn.

v. Dietf. Wenn man Ihnen nun zeigte, daß das ſchöne Aeuſſerliche, die Anmuth, der Flitterſtaat von Witz, die betrügliche Höflichkeit einen abſcheulichen Menſchen verbergen, der Sie zu verführen ſucht, und mit dem man nicht umgehn kann, ohne ſich zu beſchimpfen?

v. Spieg. Das heißt ihn nach den Gerüchten beurtheilen, die die Pedanten und die Gevatterinnen von ihm ausſprengen.

v. Dietf. Nein, ich beurtheile ihn nach der Stimme des Publikums, ſie hintergeht ſelten. Buchner könnte dazu kommen, und ich habe keine Zeit, Sie hier ganz von meinen Geſinnungen zu unterrichten. Aber über den Drachenfels muß ich mit Ihnen reden, und hernach ſollen Sie ſelbſt wählen, ihn zu lieben, oder zu haſſen. Ich merke es wohl, daß ich Ihre Geduld auf die Probe ſtelle, und an Ihrer Zerſtreuung ſpüre ich, daß Sie mir nicht glauben. Aber unerachtet Ihrer Verblendung iſt Ihre Wohlfarth meine einzige Sorge. Es wäre mir unerträglich, wenn Sie der Menſch bethören ſollte. Nur das thun Sie mir zur Liebe, daß Sie ſichs nicht ſo ſehr merken laſſen, wie genau Sie mit den Drachenfels verbunden ſind. Sie werden es bald deutlich genug einſehn, daß ich nicht umſonſt dieſe Vorſicht von Ihnen foderte. Was die Art anbetrift, wie Sie hier im Hauſe eingeführt werden ſollen, darüber, glaube ich, können Sie ganz ruhig ſeyn. Sie haben Verſtand, glückliche Anlage, Kenntniß der Welt, und ich glaube, um zu gefallen, das können Sie mehr durch ſich ſelbſt, als durch die Anweiſung andrer erlangen. Buchner kommt. Nun wohlan!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. von Buchner.

von Buchner (mit einem verlegnen Geſichte).

Ja, wahrhaftig er iſts — Guten Morgen, lieber Sohn! — Komm, laß Dich umarmen. (zu von Dietfurt.) Ey wie er ſo groß worden iſt. Ja, ja die Bürſchgen wachſen uns über die Köpfe.

v. Spieg. Gnädiger Herr, in der That —

v. Buchn. Zum Henker, ich kann mirs noch recht gut denken, wie er nur noch ſo groß war. Es iſt mir, wie geſtern. Mein Gott, wie vergeht die Zeit. Jetzt ſtellt er ſchon einen rechten Mannskerl vor. (zu von Dietfurt.)

Sie ſehn, ich mache keine Umſtände mit ihm; ich rede immer noch ſo mit ihm, wie ſonſt.

v. Spieg. Gnädiger Herr, allzuviel Ehre —

v. Buchn. Nicht doch, ich bitte Dich. Komm mir nicht mit den Ceremonien! Betrachte Dich ſchon wie ein Kind vom Hauſe. (zu von Dierfurt.) Apropos, ich hoffe, meine Schweſter ſoll zum Kreuze kriechen. Ach, ich habe recht gelärmt. Hum! Ich bin der rechte, der ſich ins Bockshorn treiben läßt. Ich muſte lachen zu ihren Drohungen. Ah, ich fürchte mich vor keinem Menſchen. Ich hätte nicht gedacht, daß ſie dazu fähig wäre. Aber ich denke; die ſtolzen Wellen ſollen ſich legen, und meine Standhaftigkeit wird ihr den Kopf wieder auf den rechten Fleck bringen. Sie können ſich nun bey ihr ſehen laſſen. Sagen Sie ihr, ich wollte heute noch alles zu Stande haben. Ich will indeſſen meine Bekanntſchaft mit dem jungen Herrn da erneuern. Gehn Sie zu ihr! wenn Sie ſie nicht bewegen können, herunter zu gehn, ſo gehe ich hernach gleich hinauf, und ſtelle ihr ihren Schwiegerſohn vor. (von Dierfurt geht ab.)

Achter Auftritt.

von Buchner. von Spiegel.

von Buchner.

Nun, biſt Du noch ſo lebhaft, ſo munter, ſo luſtig? Ehedem konnteſt Du uns die Zeit gut vertreiben.

v. Spieg. Ich glaube wohl, daß ich ziemlich ausgelaſſen —

v. Buchn. Weg mit der ernſthaften Miene. Sie kleidet Dich nicht. Ich liebe Dich, wie meinen Sohn.

v. Spieg. (bey Seite.) Was ſoll ich machen? Seine Freundſchaft rührt mich.

v. Buchn. (bey Seite.) Er ſcheint ziemlich zerſtreut zu ſeyn. (laut.) Nun?

v. Spieg. In der That, gnädiger Herr — — ich habe allerdings Urſache, die Gütigkeit zu verehren —

v. Buchn. Nicht doch! Den Ton kann ich nicht ausſtehn. Ich hab's Dir ſchon geſagt, ich will keine Ceremonien.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. von Drachenfels.

von Drachenfels (von ferne.).

Bin ich hier nicht überflüßig?

v. Buchn. Nein, nein, mein lieber Drachenfels, kommen Sie, und nehmen Sie Theil an meinem Vergnügen.

v. Drach. Ich kann nicht zu bald meine Bekanntſchaft mit dem Herrn von Spiegel erneu[illegible].

v. Spieg. Ich war eben ſo begierig, Sie wieder zu ſehn.

v. Drach. (ſachte zu von Spiegel.) Nun wie geht es?

v. Spieg. (ſachte zu von Drachenfels.) Geduld.

v. Buchn. (ſachte zu von Drachenfels.) Er komplimentirt zu viel, das iſt ein Fehler —

v. Drach. (ſachte zu von Buchner.) Allerdings, die Sprache des Herzens iſt beſſer.

v. Buchn. Ich hatte allerdings Urſache, Deiner Mutter zu prophezeihen, Du würdeſt wohlgebildet, und als ein angenehmer junger Menſch wieder zu uns kommen. Ich verſtehe mich drauf, und ich weiß ſehr viel Gutes von Dir. Briefe von Mannheim, und von Leuten, die Glauben verdienen — —

v. Spieg. Alſo haben Sie hier doch mannichmal Nachrichten aus Mannheim? Wiſſen Sie auch hier ſchon die letzten Neuigkeiten.

v. Buchn. Was für Neuigkeiten? Hat ſich was Glückliches für unſer Land ereignet? Denn, ob ich gleich, fern von der Welt, hier vergraben bin, ſo nehme ich doch immer Theil an dem Wohl meines Vaterlands. Nun, laß doch hören, was iſts? Erzähle mir, geſchwind —

v. Spieg. (ſehr haſtig.) Die Lindemeyern hat den Aßum erkohren, nicht, daß ſie ihn ſehr liebte, aber er hatte vorher die Schellin, die ſie bis auf den Tod haßt. Steinam hat endlich die Federinn aufgegeben. Sie iſt ganz artig, aber meiner Treu ganz abſcheulich dumm. Schon längſtens hätte die Trennung geſchehn ſollen, der arme Burſche konnte es nicht mehr aushalten.

v. Drach. (ſachte zu von Spiegel.) Bravo! fahren Sie fort!

v. Spieg. Ah! ich habe Ihnen noch nichts von den Epigrammen geſagt, die man auf die Stöberinn und auf die Rückertinn gemacht hat. Die Stöberinn iſt darüber aufgebracht, und läßt ſich vor keinen Menſchen ſehen; aber die Rückertinn hat das Ding klüger angefangen; aller Orten kramt ſie ihre Schönheit aus, und, wenn man nur von ihr ſpricht, ſo lacht ſie über den Ton, womit es geſchicht. Die Winnheiminn hat der Schminke entſagt, und man ſagt ſich ins Ohr, ſie thäte noch beſſer, wenn ſie dem Rüdiger entſagte. Man behauptet aber, er wäre unter der Reformation nicht mit begriffen, und ſie wäre nur eine Betſchweſter im Aeuſſerlichen.

v. Buchn. Was Teufel ſchwatzeſt Du da für Zeug her?

v. Spieg. Wie? Sie wiſſen von dem allen kein Wort? Davon ſpricht man hier nicht? Welche Unwiſſenheit! Das heißt ja wahrhaftig nicht in der Welt leben.

Sie haben alſo gar keine Verbindungen? Ums Himmels willen, wo leben Sie?

v. Buchn. Ey zum Henker in meinem Hauſe, und bekümmere mich wenig um die einfältigen Händel, um das dumme Zeug, und um den Schwarm von Narren. Ich begnüge mich in aller Ruhe mit den Leuten, die ich kenne, und frage den Teufel darnach, ob die Winnheimiun oder die Rückertinn ſich vor der vernünftigen Welt proſtituirt. Mit ſolchen Lappalien gebe ich mich nicht ab, die überlaſſe ich Müſſiggängern und kindiſchen Leuten!

v. Drach. (leiſe zu von Buchner.) Sie haben vollkommen Recht. (leiſe zu von Spiegel.) Nur zu!

v. Buchn. Mein lieber Spiegel, Du haſt, wie ich ſehe, ein wenig einen leichten Sinn, und ich merke, Mannheim hat Dich ziemlich verdorben, aber wir wollen Dich ſchon von dem flatterhaften Weſen kuriren. Meine Nichte iſt eine vernünftige Perſon, und Deine Liebe zu ihr wird Deinen Verſtand wieder in die natürliche Lage bringen.

v. Spieg. Ich vielmehr getraue mir, ohne mich zu rühmen, Sie ganz umzuſchaffen. Ich will Ihnen Dinge erzählen — —

v. Buchn. Inkommodire Dich nicht.

v. Spieg. Man kann aus Ihnen noch einen liebenswürdigen Mann machen, Ihrem Hauſe eine anſtändige Geſtalt geben, und Ihnen ein wenig Welt beybringen, anſtatt der altväteriſchen Manieren. Nur zu Mannheim iſt ein wahres Leben, an andern Orten vegetirt man nur.

v. Drach. (zu von Spiegel.) So recht! (zu von Buchner.) Ein ſonderbarer Menſch!

v. Buchn. (zu von Drachenfels.) Ein Narr iſt er! Es muß da nicht richtig ſeyn.

v. Spieg. Iſt denn die Fräulein Nichte noch ſchön?

v. Buchn. Wie? Noch? (bey Seite.) Ich glaube, er hat den Verſtand verloren. (laut.) Sie iſt in ihrer Blüthe, mit jedem Tag wird ſie ſchöner.

v. Spieg. Ja, ſonſt war Sie ganz paſſabel.

v. Drach. (zu von Buchner.) Ein ziemlich kalter Lobſpruch!

v. Spieg. Sie hatte ganz gute Augen — für ein Landfräulein.

v. Buchn. Weiſt Du wohl, daß ich anfange die Geduld zu verlieren, und daß Du Dich ſchlecht bey mir rekommandierſt? Anſtatt eine Begierde zu bezeigen, meine Nichte zu ſehn, anſtatt von ihr in einem Tone zu reden, wie ihn zärtliche Liebe eingiebt — —

v. Spieg. Sie verlangen fades Geſchwätz und Anbetung? So eine raſende Liebe iſt meine Sache nicht. Ich liebe ſie — auf eine vernünftige Art.

v. Buchn. Wie denn alſo?

v. Spieg. So wie man liebt — ohne daß einem die Liebe den Kopf verrückt — Wer wirds denn auch ſo machen. Ich bedinge mir in den Ehepacten vollkommene Freiheit aus. Wir wollen als gute Freunde mit einander leben.

v. Drach. (zu von Spiegel.) Vortreflich! Nur fortgefahren!

v. Buchn. In der That eine ſehr warme Liebe, die viel hoffen läßt —

v. Spieg. Ich verlange vor allen Dingen —

v. Buchn. Vor allen Dingen bitte ich einen andern Ton anzuſtimmen.

v. Drach. (zu von Spiegel.) Nun fehlt nur noch, daß Sie übel von dem Hauſe reden.

v. Buchn. Höre an —

v. Spieg. Um Vergebung, es fällt mir eben etwas ein. (Er geht im Grund auf und nieder, ſieht bald da bald dorthin, und hört nicht, was von Buchner ſagt.)

v. Buchn. (zu von Drachenfels.) Was für ein Kopf! Nein, meiner Treu, die Hochzeit muß ich aufſchieben. Ich würde meiner Nichte ein ſauberes Geſchenk mit ihm machen. Sie ſoll einen gefühlvollen, gefälligen Mann haben, und, will er ſie haben (denn ich merke, daß er ſie liebt) ſo will ich ihm wohlmeinend rathen, daß er ſeine Grundſätze ändert. Aber was hat er denn zu meditiern?

v. Spieg. (halb laut für ſich.) Ja, dieſe Façon iſt nicht übel.

v. Buchn. Du ſprichſt vermuthlich von meinem Hauſe? Nun gefällt es dir? Es iſt recht ſchön, hat eine gute Façon; es iſt mein Werk. Muß man ſich freilich ſeine kleine Einſiedeley zu verſchönern ſuchen. Ich brauche acht Tage dazu um alles zu weiſen — Aber was denkſt Du?

v. Spieg. Ich ſtehe ganz zu Befehl. (halb laut.) Ja, wenn man das einriſſe. —

v. Drach. (zu von Buchner.) Was will er mit dem einreiſſen?

v. Buchn. Was haſt Du denn vor?

v. Spieg. Nichts.

v. Buchn. Nun darf mans nicht wiſſen? Iſt es denn ſo ein groß Geheimniß?

v. Spieg. O Nein! Ich überſchlug es nur in Gedanken, wie man das Haus anders einrichten könnte.

v. Buchn. Da haben wirs wieder! Heh! ſage mir doch einmal, haſt Du oft ſolche Anfälle von Narrheit?

v. Spieg. Laſſen Sie uns vernünftig von der Sache reden. Vergeſſen Sie einen Augenblick, daß Sie das alles angelegt haben; laſſen Sie ſich nicht von Eigenliebe verblenden, und geſtehn Sie nur, daß das Haus ganz plump und abſcheulich iſt. Ich finde hier alles ſo altväteriſch. Sehn Sie nur ſelbſt —

v. Buchn. Ja, das ſehe ich, daß Du ein unerträglicher Schwätzer biſt. Witz magſt Du genug haben, aber nicht ein Quentchen Menſchenverſtand.

v. Spieg. Ja — Sie haben Recht; es wäre unnütz, noch viel daran zu ändern und zu beſſern.

v. Buchn. (zu von Drachenfels.) Er wird geſchmeidiger, er ändert die Sprache.

v. Spieg. Wiſſen Sie, wie wir das Ding machen wollen? Wenn Sie mir Fräulein Sophie geben, den Gegenſtand meiner Wünſche, ſo geben Sie ihr Ihre Güter, Ihr Haus —

v. Buchn. Das heißt, nach meinem Tode.

v. Spieg. Ja, wahrhaftig, das iſt alles, was man wünſchen kann, mein lieber Herr Onkel. Nun hören Sie einmal meinen Plan an. Ein Haus, das man kriegen ſoll, iſt ſo gut, wie eins, das man hat. Dies Haus wäre alſo mein. Es läßt ſich nichts heraus machen; ich würde es doch einmal einreiſſen. Um alſo doch bald zum Genuß zu kommen, und um das Ende vom Bauen zu erleben, ſo wird nöthig ſeyn, daß, wenn ich heute heurathe, ich morgen anfange zu bauen. Ich will ſo bald als möglich —

v. Buchn. Sobald als möglich kannſt Du Deiner Wege gehn. Um mich zu ärgern, hätteſt Du nicht brauchen herzukommen.

v. Drach. (Leiſe zu von Buchner.) Es iſt ein närriſcher Menſch.

v. Buchn. Und Deine ſchöne Plane und Ausmeſſungen, die kannſt Du im Tollhauſe ausführen.

v. Spieg. Blos, weil ich ein wenig überlege, was mit den Gütern zu thun iſt, darüber werden der liebe Herr Onkel böſe, und ſagen mir ſolche beleidigende Dinge?

v. Buchn. Geh mir mit Deinem lieben Herrn Onkel? Meiner Treu, und wenn die Peſt unter alle

Meſſen käme, ich würde Dich nich terwählen, um wieder die Art zu kriegen.

v. Spieg (laut zu von Drachenfels.) Unglücklicherweiſe habe ich Geſchmack und kann das plumpe Weſen nicht leiden. Der Herr da will nichts von ſeiner Einrichtung ändern; unter dem Vorwand, daß er Herr vom Hauſe ſey, verlangt er —

v. Buchn. Verlange ich, keinen andern Herrn zu haben.

v. Drach. Nicht mehr, als billig!

v. Spieg. (ſachte zu von Drachenfels.) Aber, ich verlange es nicht zu ſeyn. Beſorgen Sie hier alles, ich will hinaufgehn, und oben meine Cour machen. (Geht ab.)

Zehnter Auftritt.

von Buchner. von Drachenfels.

von Buchner.

Hat man wohl je ſo viel Unverſchämtheit geſehn?

v. Drach. Wenn ich nach dem Aeuſerlichen urtheilen ſoll — —

v. Buchn. Wo zum Teufel hatten Sie das her, daß er Wiz hatte? Er iſt ein Geck, der nicht weiß, was er redt, einer von den Narren, die die groſe Welt verdorben hat. Gar keinen Geſchmack, gar keine Ueberlegung! Nichts, als leere Plaudereyen von dem Stuzerchen, und von jeder Hure. Ein Windflügel, ein Taugenichts! Das iſt meine Abſchilderung von ihm. Ich will Ihren Urtheil zwar nicht vorgreifen — —

v. Drach. Ich beziehe mich auf das Ihrige. Sie verſtehen das ſo gut, wie ein andrer. Man hat mich hintergangen. Zu dem habe ich nur das nachgeſagt, was mir die Leute ſagten, mit denen er viel umgeht. Ich ſpreche ihn faſt nur immer im Vorbeygehn, und kannte alſo freylich ſeinen wahren Karakter nicht.

v. Buchn. Nein, auf andrer Gerede muß man niemanden loben. Ehe ich einen lobe, unterſuche ich ihn erſt lange: eben ſo, ehe ich einen tadle. Ich habe auch ziemliche Menſchenkenntniß, und, habe ich einmal einen auf den Zahn gefühlt, ſo ſoll er mich gewiß nicht anführen. Ich habe es ſo oft erlebt, daß das Gerüchte im Guten und im Böſen nicht mit den Perſonen übereinſtimmten, daß ich jetzt auf keine mehr baue, weder auf die guten, noch auf die böſen. Man muß mit eignen Augen ſehn. Zum Exempel, wenn ich von Ihnen dem Gerüchte glauben wollte, ſagt das nicht einſtimmig, daß Sie ein böſer Mann ſind? Aller Orten muß ich das hören; aber durch den langen Umgang habe ich gefunden, daß Sie ein braver Mann ſind.

v. Drach. Ja, Bosheit iſt nur ein verhaßter Name, den die Thoren erfunden haben. Wenn ſie ſich an einem reiben wollen, ſo ſind ſie gleich mit dem Namen da. Sobald man ſich nur ein wenig über ihre kleine Sphäre erhebt, ſobald man, um nicht lächerlich zu werden, andrer Meinung iſt, als ſie, ſobald man nicht kriecht, wie ſie, wenn ſie denn nichts zu antworten wiſſen, und beſchamt da ſtehn, ſo werden ſie raſend, und ſagen einander ins Ohr: Das iſt ein böſer Mann! Und warum? Weil er den Geiſt hat, der ihnen fehlt. (Ein Bedienter kommt.)

v. Buchn. Nun, was wollt Ihr?

Bedient. Gnädiger Herr, hier ſind Ihre Briefe!

v. Buchn. Gieb her! Es iſt gut!

Bedient. (Geht ab.)

v. Buchn. Ich muß doch ſehn — Was iſt denn das für ein Brief? Die Hand kenne ich nicht — (Er erbricht und lieſt.) Oha! Ich hätte ſchön ankommen können. O ja, ich glaube gern alles, was man von ihm ſagt. Es läßt ſich viel über ihn ſagen. Nun ſehe ich doch, daß ich noch gute Freunde in der Welt habe.

v. Drach. Was ſchreibt man Ihnen denn? Von wem iſt denn der Brief?

v. Buchn. Ich weiß nicht, von wem. Ein Ungenannter, der gar bey der Sache nicht intereſſirt iſt — Aber ich weiß nicht, ob ich Ihnen den Brief zeigen darf — Es ſteht von Ihnen nichts Guts darinnen.

v. Drach. Von mir? Erlauben Sie gütigſt — —

v. Buchn. Es iſt zwar ſo arg nicht, aber —

v. Drach. Laſſen Sie ſehn! Ich will nicht, daß Sie wegen meines Betragens in der geringſten Verlegenheit ſeyn ſollen, daß Sie den geringſten Verdacht meinetwegen haben.

v. Buchn. Seyn Sie unbeſorgt. Ihrentwegen habe ich gar keinen Argwohn. Sie denken, wie ich, über den einfältigen Geck. Da, Sie werden ſehn, was man ihm für ſchöne Lobſprüche macht.

v. Drach. (lieſt) „Ich höre, daß Ew. Gnaden Ihro „Nichte dem Herrn von Spiegel geben wollen; es iſt „Ihnen, wie ich ſehe, unbekannt, daß es ein ausſchweifender Menſch iſt, deſſen Angelegenheiten in der größten „Verwirrung, und deſſen Herzhaftigkeit ſehr verdächtig iſt. „Ein Freund ſeiner Mutter, deſſen Namen man mir nicht „geſagt hat, hat ſich zum Freyersmann bey der Heirath „aufgeworfen, und bringt Sie ins Unglück. Ich habe „auch erfahren, daß der Herr von Drachenfels in genauer „Verbindung mit dem Herrn von Spiegel ſteht, hüten „Sie ſich, daß ſeine Rathſchläge Sie nicht zu einem

„Schritte verleiten, der Ihnen nicht anders, als auf
„alle Weiſe nachtheilig ſeyn kann.“

v. Buchn. Nun, was ſagen Sie dazu?

v. Drach. Ich ſage — was ich denke; mir ſcheint da irgend eine Bosheit ſich unter der Miene der Freundſchaft zu verbergen. Warum verſchweigt der Mann ſeinen Namen? (Er zerreißt den Brief.)

v. Buchn. Warum zerreiſſen Sie den Brief?

v. Drach. Ja — Was wollen Sie damit machen?

v. Buchn. Sie muthmaſſen alſo, das wäre ein Feind, der gern dem Spiegel ein Bein ſtellen möchte?

v. Drach. Ich wills nicht für gewiß behaupten? Ich darf überhaupt zu der ganzen Sache nichts ſagen, weil der Brief ſagt, ich ſtünde mit dem Herrn von Spiegel in Verbindung.

v. Buchn. Ich glaube es aber nicht.

v. Drach. Das Beſte wird ſeyn, Sie handeln nach Ihrer eignen Ueberzeugung, glauben niemanden, und urtheilen ſelbſt. Ich glaube gern, daß der Herr von Dietfurt ein ehrlicher Mann iſt, aber — — Dieſer Korreſpondent vielleicht — Genug, erkundigen Sie ſich nach der Sache, ganz unpartheyiſch und ohne was von dem Rath zu ſagen, den man Ihnen giebt. Es ſey Verläumdung, oder nicht, der Brief iſt immer gut zu Ihrer Sicherheit. Es iſt noch kein Kontrakt unterſchrieben. Unterſuchen Sie alles —

v. Buchn. Es iſt ſchon alles unterſucht. Ich ſchicke den Narren wieder fort, und damit gut — Dort kommt er. Rathen Sie ihm, ſeine Rückreiſe zu beſchleunigen, nur mit ein Paar Worten. Ich erwarte Sie. (Geht ab.)

Eilfter Auftritt.

von Drachenfels. von Spiegel.

v. Drachenfels (ſehr geſchwind und halb leiſe).

O wie glücklich ſind Sie! der Herr von Buchner verabſcheut Sie; er ging wütend fort. Er erwartet mich; ich kann mich jetzt nicht weitläuftig mit Ihnen unterreden, aber wegen der Heirath haben Sie nichts mehr zu beſorgen.
(Geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

von Spiegel (mit tiefſinniger Miene).

Ich weiß nicht, wie ich dran bin, und wozu ich mich entſchlieſſen ſoll. Ach, was hat doch eine erſte Liebe für Gewalt über einen! Ich wollte der Sophie mit meiner Flatterhaftigkeit trotz bieten. Ihr trotz bieten? Ich hätte mich faſt auf Zeitlebens unglücklich gemacht. Ihre Blicke wandte mein Herz den Augenblick um. Ich konnte nicht anders mit ihr reden, als mit Wonnegefühl. Wie war ich von ihr begeiſtert! Wie ſchön fand ich ſie! Wie hat ihre ſanfte, edle, natürliche Miene, jene entzückende Neigung, jene erſte Empfindung meines Herzens wieder erneuert! Wenn ich mein Betragen überlege, ſo ſchäme ich mich vor mir ſelbſt. Werde ich wohl meine Vergehungen bey dem Herrn von Buchner wieder gut machen können? Er liebte mich ſonſt, ich hofte Verzeihung von ihm. Aber, wie ſoll ich dem Herrn von Drachenfels meine Liebe bekennen? Soll ich ihm ſagen, daß ich in allem Ernſt verliebt bin? Meinetwegen! Er mag darüber ſpotten, oder nicht! Die Liebe behält die Oberhand. Ich denke an nichts, als an Sophien. Hätte ich das vorher gewuſt — Ich will alles wieder gut machen, oder — ich verzweifle!

(Der Beſchlus im dritten Stück.)

III.
Auszüge.

Vacant.

IV.
Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1.
Gedanken eines Philoſophen
von Diderot;
überſetzt von Herrn S – d.

An die Herren Freygeiſter.

Meine Herren,

Ob ich gleich nicht die Ehre habe, ein Mitglied Ihrer angeſehenen Geſellſchaft zu ſeyn, ſo erlauben Sie mir doch, daß ich Ihnen heute zwey Ihrer würdige Geſchenke überreiche. Sie beſtehen in zwey kleinen Aufſätzen. Der erſtere war zwar ſchon öfters gedruckt, fing aber an,

ſo

ſelten zu werden, und war ſo ſchwer aufzutreiben, daß er eine neue Ausgabe zu fodern ſchien. Der andre iſt aus dem Taſchenbuche eines vor einiger Zeit verſtorbenen *) berühmten Gelehrten entlehnt. Seyn Sie überzeugt, meine Herren, daß meine Abſicht bey dieſem Geſchenke nicht geweſen iſt, Sie damit zu verbinden. Ich wollte Ihnen blos beweiſen, wie weit ich davon entfernt bin, dergleichen Werke für die Sitten und für die Religion gefährlich zu glauben. In der That, was können ſie wohl in einem Zeitalter ausrichten, da die Wahrheiten der Religion ſo ſehr aufgeklärt worden, da ihre Vertheidiger mit ſo gutem Erfolg alle Schätze ihrer Gelehrſamkeit und Beredſamkeit verſchwenden, um ihr den Sieg zu verſchaffen, und den hartnäckigen Unglauben von Ihresgleichen immer unverzeihlicher zu machen? Wenigſtens werden Sie ſich nicht über

---

*) Man hat in demſelben Taſchenbuche verſchiedene zerſtreute Fragmente von einer Art von Lehrgedicht gefunden, worinnen der ungenannte Verfaſſer zur Abſicht hatte, ich weiß nicht was für ein ſonderbares Syſtem, das er **Subſtantialismus** nannte, einzuführen, ein, wie er meinte, neues, und (um mich ſeiner emphatiſchen Ausdrücke zu bedienen) auf die Trümmern des **Materialismus** und **Immaterialismus** erbautes Syſtem. Um dies zu bewerkſtelligen, ſtellt er die Hypotheſe des **Berkeley**, welcher das Daſeyn der Materie läugnet, und das Syſtem der Materialiſten, welche das Daſeyn der Geiſter beſtreiten, einander entgegen. Um die Manier des Verfaſſers bekannt zu machen, wollen wir einige von jenen Fragmenten vorlegen:

„Die Natur iſt dieſes Ganze, deſſen allgemeine Ordnung die „ewige Modifikation eines nothwendigen Weſens iſt. Der Menſch, „ein Theil des groſſen Ganzen, wovon dieſes Weſen die Maſſe iſt, „nimmt, gleich andern Körpern, ſeinen Platz ein, und folgt, gleich „ihnen, in allen ſeinen Bewegungen denen Geſetzen und denen Schwingungen deſſelben bewegenden Weſens. So gehören wir alle zu „dem unermeßlichen Syſtem von Urſachen und Wirkungen, deren „Weſen daſſelbe iſt. Es iſt durch zuſammenhängende Bande, welche „nichts auflöſen kann, alles mit dem Menſchen, und der Menſch „mit allem verbunden. – Die Ebbe und Flut aller der Veränderungen, welche der Pöbel anſtaunt, hat ihren beſtimmten Zug, „durch den in dieſem All alle Körper, alle Elemente unwiderſtehlich „fortgeriſſen werden. — — Es giebt nur eine Subſtanz, oder, wenigſtens, wenn es deren zweye giebe, ſo ſchlieſſen die Modifikationen der einen die der andern aus.“

über die heutigen Chriſten beklagen, und Sie keiner ſolcher Tücken beſchuldigen, wie die erſten Gläubiger, denen Sie ſo boshaft die Unterdrückung der Werke eines Porphir, eines Celſus, eines Jamblichus und anderer Feinde des noch neuen Chriſtenthums beylegen. Die Wahrheit zu ſagen, ſo ſehe ich eben nicht ein, warum Sie jene alte Schriften ſo ſehr bedauern, da Sie doch ſo viel neue Broſchüren haben, von gottloſen Autoren verfertigt, die ſich eine Ehre daraus machen, die ehrwürdigſten Lehren wüthend anzugreifen; Broſchüren, die zwar ungeachtet der verdächtigen Lobeserhebungen, womit Sie ſie überhäufen, verachtungswerth ſind, die aber doch in gewiſſem Betracht aufbehalten zu werden verdienen, als Belege von der Geſchichte der Abwege des menſchlichen Verſtandes, und um der Nachwelt die ungeheuren Ausſchweifungen zu zeigen, auf die er verfallen kann, ſobald er ſich ohne Rückhalt dem Ungeſtüm ſeiner Vorſtellungen überläßt.

Blinde Sterbliche! Werdet ihr nie dem Lichte die Augen öfnen, das euch von allen Seiten umgiebt? Werdet ihr euch nie ſchämen, ſklaviſch den Fußſtapfen jener treuloſen Führer zu folgen, die euch nur irre zu führen ſuchen? Glaubet mir, bereuet aufrichtig eure Fehler! Erkennet endlich die unaufhörlichen Bemühungen einer wirkſamen Vorſehung, die ſich eures Wohls annimmt, und die Hülfsmittel unaufhörlich vermehrt, die eurem wankenden Glauben zu ſtatten kommen können! Bewundert den unermüdeten Eifer des heiligen Stadthalters Jeſu Chriſti, und ſeiner ehrwürdigen Brüder der Prälaten der franzöſiſchen Kirche, welche durch eine Menge von Bullen, Breven, Circularen und Hirtenbriefen täglich der Religion neue offenſive und defenſive Waffen gegen die verdoppelten Angriffe der Ketzer und der Ungläubigen an die Hand geben. Erwäget endlich einmal ernſtlich die offenbare Schwäche jener eiteln Sophiſten, welche ſo keck gegen Einfältige, und ſo

ſtolz

ig gegen die unerſchrocknen Fechter ſind, die ſie muthig zum Kampf auffordern *). Wenn ihr in eurer ſtrafbaren Verſtockung beharret; wehe dann euch! Der Gott der Rache wartet eurer; und ich beklage euch von Herzen. Denn in Wahrheit alle eure elenden Trugſchlüſſe werden euch nicht vor der ewigen Verdammniß bewahren. „Wie „könnte ſich, werdet ihr ſagen, der Gott, den ihr uns „als ein höchſtgütiges Weſen vorſtellt, zu einer ſolchen „Grauſamkeit entſchlieſſen? Was könnte er ärgers thun, „wenn er ein höchſtböſes Weſen wäre?“ Elende Geſchöpfe! Euch ziemt es wohl, euren Schöpfer zu fragen und die Tiefe ſeiner Rathſchlüſſe zu erfinden.

Vielleicht wird Ihnen, meine Herren, dieſer Ton ſonderbar vorkommen, und gar nicht mit dem gewöhnlichen Stil der Dedikationen übereinzuſtimmen ſcheinen, die ſonſt von faden Lobſprüchen trotzen. So hören Sie dann den Bewegungsgrund eines ſolchen Betragens, unſtreitig ein ehrwürdiger Bewegungsgrund, da mir ihn ein innerlich überzeugtes Gewiſſen eingegeben, dieſes höchſte Geſetz, welches uns, mit einem berühmten Prälaten unſrer Tage zu reden, alles geſtattet; dieſe ſtärkſte Stütze der Religion, welcher alles auf Erden unterworfen iſt. Ja, ich glaube feſtiglich, daß man keine Schonung gegen ſolche verkehrte Leute gebrauchen muß, welche ſich des Verbrechens der beleidigten göttlichen Majeſtät im höchſten Grade ſchuldig gemacht haben.

Mit dieſen Geſinnungen verharte ich,

Meine Herren

Ihr ganz gehorſamſter Diener,
Philopiſt.

Gedan-

---

*) Ganz Frankreich iſt Zeuge von der feyerlichen Ausfoderung geweſen, welche der ehrwürdige Pater Gautin, Canonicus regularis zu Nancy, im Merkur vom Monat Junius 1753, an alle Freygeiſter insgemein gethan hat; es ſcheint aber nicht, daß einer von denen Herren das Herz gehabt habe, das Kartel anzunehmen.

Gedanken eines Philoſophen.

Quis leget haec? Perſius, Sat. I.

Ich ſchreibe von Gott, ich rechne auf wenig Leſer, und ſtrebe nur nach dem Beifalle weniger. Wenn dieſe Gedanken niemanden gefallen, ſo können ſie nicht anders als ſchlecht ſeyn, aber ich halte ſie für abſcheulich, wenn ſie jedermann gefallen.

I.

Man deklamirt unaufhörlich gegen die Leidenſchaften, man legt ihnen alle Leiden des Menſchen bey, und vergißt, daß ſie auch die Quelle aller ſeiner Vergnügungen ſind. Sie ſind ein weſentliches Stück ſeiner Natur, wovon man weder zu viel Gutes noch zu viel Böſes ſagen kann. Aber das verdrüßt mich, daß man ſie nur immer von der ſchlimmen Seite betrachtet. Man glaubte, der Vernunft Unrecht zu thun, wenn man ein Wort zu Gunſten ihrer Nebenbuhlerinnen ſagte. Indeſſen können nur Leidenſchaften, nur groſſe Leidenſchaften die Seele zu groſſen Dingen erheben. Ohne ſie iſt nichts Erhabnes mehr, weder in Sitten noch in Schriften; die ſchönen Künſte kehren in ihre Kindheit zurück, und die Tugend beſchäftigt ſich nur mit Kleinigkeiten.

II.

Die mäßigen Leidenſchaften machen die Menſchen von gemeinem Schlag. Erwarte ich den Feind, wenn es auf das Wohl des Vaterlandes ankömmt, ſo bin ich nur ein Bürger von der gewöhnlichen Art. Läßt mir die Gefahr eines Freundes die Augen noch über meine eigne offen, ſo habe ich nur eine kalte Freundſchaft. Iſt mir mein Leben lieber, als meine Geliebte, ſo bin ich nur ein Liebhaber, wie jeder andre.

III.

Unterdrückte Leidenſchaften ſehen auſſerordentliche Menſchen von ihrer Höhe herab. Der Zwang vernichtet die Gröſſe und die Kraft der Natur. Sehet jenen Baum! der Ueppigkeit ſeiner Zweige habt ihr die Kühlung und den Umfang ſeiner Schatten zu danken; ihr genießt ſie, bis der Winter kommt, und ihn ſeines Gewandes beraubt. In der Poeſie, Mahleren und Muſik wird nichts Vortrefliches mehr hervorgebracht werden, wenn der Aberglaube auf das Gemüth die Wirkung des Alters gethan hat.

IV.

Alſo wäre es, wird man ſagen, ein Glück, ſtarke Leidenſchaften zu haben. Unſtreitig, wenn ſie alle mit einander verbunden werden. Man errichte unter ihnen die gehörige Harmonie, und man hat keine Unordnung von ihnen zu befürchten. Wenn die Furcht der Hofnung, die Liebe zum Leben der Ehrbegierde, die Sorge für die Geſundheit der Neigung zum Vergnügen das Gegengewicht hält; ſo wird man keine Wollüſtlinge, keine Tollkühne, keine Niederträchtige mehr ſehen.

V.

Der höchſte Grad von Thorheit iſt es, wenn man ſich vernimmt, die Leidenſchaften ganz auszurotten. Welch ein herrlicher Vorſatz, wenn ſich ein Bigot wie ein Raſender martert, um nichts zu begehren, nichts zu lieben, nichts zu empfinden, da er doch ein wahres Ungeheuer werden muſte, wenn ihm ſein Unternehmen gelänge!

VI.

Was der Gegenſtand meiner Hochachtung bey dem einen Menſchen iſt, könnte das wohl ein Gegenſtand meiner Verachtung bey einem andern ſeyn? Nein, gewiß nicht. Die Wahrheit muß, unabhängig von meinen

nen

vom Eigenſinn, die Richtſchnur meiner Urtheile ſeyn; und ich darf nicht dieſem ein Verbrechen aus dem machen, was ich als eine Tugend an jenem bewundre. Soll ich etwa glauben, daß es nur einigen aufbehalten ſey, Handlungen der Vollkommenheit auszuüben, welche Natur und Religion ohne Unterſchied allen gebieten? Noch viel weniger! Denn woher ſollten ſie dieſes ausſchlieſſende Vorrecht haben? Wenn Pachomius wohl gethan hat, daß er ſich vom menſchlichen Geſchlecht abſonderte und in eine Einöde vergrub, ſo iſt mir es nicht verboten, ihn nachzuahmen. Ahme ich ihn aber nach, ſo werde ich eben ſo tugendhaft wie er ſeyn, und ich ſehe nicht ein, warum nicht hundert eben das Recht haben ſollten, wie ich. Indeſſen wäre es ein herrlicher Anblick, wenn man ein ganzes Land, aus Furcht vor den Gefahren der Geſellſchaft in Wälder zerſtreuen, ſeine Einwohner um der Heiligkeit willen wie Beſtien leben, tauſend Säulen auf den Trümmern aller geſelligen Neigungen erbaut, ein neues Volk von Styliten aus Andacht die Empfindungen der Natur verleugnen, die Menſchlichkeit ausziehn; und Statuen vorſtellen ſähe, um wahre Chriſten zu ſeyn.

VII.

Was für Stimmen! Was für Geſchrey! Welch ein Gekrächze! Wer hat alle dieſe klagenden Leichname in dieſes finſtre Loch geſperrt? Was haben alle dieſe Unglücklichen verbrochen? Die einen ſchlagen ſich mit Kieſelſteinen; andre zerfleiſchen den Körper mit eiſernen Nägeln; allen leuchtet Reue, Schmerz, und Tod aus den Augen. Wer verdammt ſie zu dieſen Martern? — — **Der Gott, den ſie beleidigt haben** — — Wer iſt denn dieſer Gott? — **Ein Gott voller Güte** — — Ein Gott voller Güte ſollte Vergnügen daran finden, ſich in Thränen zu baden? Sollte man durch Furcht nicht ſeiner Gnade Unrecht thun? Wenn Verbrecher die Wut eines Tyrannen zu befriedigen hätten, was könnten ſie mehr thun?

VIII.

Es giebt Leute, von denen man nicht ſagen ſollte, daß ſie gottesfürchtig ſind, ſondern daß ſie Furcht vor Gott haben.

IX.

Nach dem Bilde, das man mir vom höchſten Weſen macht, nach ſeiner Neigung zum Zorne, nach der Strenge ſeiner Rache, nach gewiſſen Vergleichungen, die uns in Zahlen das Verhältniß derer, die es verloren gehen läßt, gegen die ausdrückt, denen es die Hand zu bieten geruht, könnte die rechtſchafneſte Seele gereitzt werden zu wünſchen, daß ſie nicht exiſtirte. Man wäre ruhig gnug in dieſer Welt, wenn man verſichert wäre, daß in der andern nichts zu fürchten ſey. Der Gedanke, daß es keinen Gott gebe, hat noch nie jemanden in Schrecken geſetzt, aber wohl der, daß es einen ſolchen Gott gebe, wie man mir ihn ſchildert.

X.

Man muß ſich Gott weder zu gütig noch zu böſe denken. Die Gerechtigkeit iſt das Mittel zwiſchen der Gnade und der Grauſamkeit, ſo wie endliche Strafen zwiſchen der gänzlichen Nachſicht und einer ewigen Züchtigung.

XI.

Ich weiß, daß die düſtern Ideen des Aberglaubens allgemeiner gebilligt, als befolgt werden, daß es Bigotten giebt, welche es nicht glauben, daß man ſich aufs grauſamſte haſſen müſſe, um Gott recht zu lieben, und als Verzweifelte leben, um fromm zu ſeyn. Ihre Andacht iſt heiterer, ihre Weisheit menſchlich. Aber woher entſteht dieſer Unterſchied der Geſinnungen unter Leuten,

ten, die ſich vor einerley Altären niederwerfen? Sollte wohl die Frömmigkeit auch der Gewalt jener verfluchten Gemüthsart unterworfen ſeyn? Leider, kann man es nicht leugnen! Ihr Einfluß zeigt ſich nur allzuſichtlich bey demſelben Bigoten; er erblickt, je nachdem er bewegt iſt, einen rächeriſchen oder einen barmherzigen Gott, die Hölle oder den Himmel offen, er zittert vor Furcht oder brennt vor Liebe; es iſt ein Fieber, das ſeine hitzigen und kalten Zufälle hat.

XII.

Ja, ich behaupte, der Aberglaube beleidigt Gott mehr als der Atheismus. Ich wollte lieber, ſagt Plutarch, daß man glaubte, es habe nie einen Plutarch in der Welt gegeben, als wenn man glaubt, daß Plutarch ungerecht, zornig, unbeſtändig, eiferſüchtig, rachgierig, kurz ſo ſey, wie es ihm ſehr leid thäte, wenn er es wäre.

XIII.

Nur der Deiſt kann dem Atheiſten die Spitze bieten. Der Abergläubiſche iſt ihm nicht gewachſen. Sein Gott iſt nur ein Weſen der Einbildung. Auſſer den Schwierigkeiten der Materie iſt er allen denen ausgeſetzt, die aus der Falſchheit ſeiner Vorſtellungen flieſſen. Ein C . . . ein S . . . . hätten einen Vanini hundertmal mehr in Verlegenheit geſetzt, als alle Nicole und Paſcale *) von der Welt.

XIV.

Paſcal dachte redlich, aber er war furchtſam und leichtgläubig. Als ein zierlicher Schriftſteller und tiefer Denker hätte er unſtreitig die Welt erleuchtet, wenn ihn nicht die Vorſehung Leuten überlaſſen hätte, die ſeine Talente ihrem Haſſe aufopferten. Wie ſehr wäre es zu wünſchen, daß er es den Theologen ſeiner Zeit anheim

---

*) Berühmte Janſeniſten.

geſtellt hätte, ihre Streitigkeiten auszumachen, daß er ſich der Erforſchung der Wahrheit ohne Zurückhaltung und ohne Furcht Gott zu beleidigen, ergeben und alle die Geiſteskräfte gebraucht hätte, die er von ihm empfangen hatte, und vornemlich, daß er nicht Menſchen zu ſeinen Lehrern angenommen hätte, die nicht würdig waren, ſeine Schüler zu ſeyn. Man könnte wohl auf ihn das anwenden, was der ſinnreiche Lamotte von Lafontaine ſagte, daß er dumm genug geweſen, zu glauben, daß Arnaud, Sacy und Nicole mehr werth wären, als er.

XV.

„Ich ſage euch: die Schöpfung iſt eine Chimäre, die Ewigkeit der Welt iſt nicht ſchwerer zu denken, als die Ewigkeit eines Geiſtes; weil ich es nicht begreifen kann, wie die Bewegung das Weltgebäude erzeugen können, das ſie ſo gut erhalten hat, ſo iſt es lächerlich deshalb die Schwierigkeit durch das vermeinte Daſeyn eines Weſens zu heben, das ich eben ſo wenig begreife; wenn die Wunder, die aus der phyſiſchen Ordnung hervorleuchten, ein verſtändiges Weſen verrathen, ſo vernichten die Unordnungen, die in der moraliſchen Verfaſſung herrſchen, alle Vorſehung. Ich ſage euch: wenn alles das Werk eines Gottes iſt, ſo muß alles ſo gut als nur möglich ſeyn, denn, wenn nicht alles ſo gut als nur möglich iſt, ſo iſt es Unvermögen oder böſer Wille von Gott. Es iſt alſo ſehr gut, daß ich von ſeinem Daſeyn keine nähre Kenntniß habe. Denn, das vorausgeſetzt, was helfen mir eure Kenntniſſe? Wenn es eben ſo erwieſen wäre, als es nicht iſt, daß alles Uebel die Quelle von etwas Gutem wäre, daß es gut ſey, daß ein Britannikus, daß der beſte Fürſt umkam, daß ein Nero, daß der gröſte Böſewicht zur Regierung gelangte, wie würde man beweiſen, daß es unmöglich ſey, denſelben Zweck zu erreichen, ohne dieſelben Mittel zu brauchen? Laſter verſtat-

„ſen, um den Glanz der Tugenden zu erheben, iſt ein „ſehr geringer Vortheil gegen einen ſo weſentlichen Schaden." Dies iſt es, ſagt der Atheiſt, was ich euch einwende; was habt ihr darauf zu antworten? — — **„Ich bin ein Sünder, und wenn ich Gott nicht „zu fürchten hätte, ſo würde ich ſein Daſeyn „nicht beſtreiten."** Solche Ausdrücke wollen wir den Schreiern überlaſſen, ſie laufen vielleicht gegen die Wahrheit, die Höflichkeit unterſagt ſie, und ſie verrathen wenig Menſchenliebe. Weil ein Menſch Unrecht thut, daß er nicht an Gott glaubt, haben wir deswegen Recht, ihn zu ſchmählen? Man nimmt zu heftigen Reden nicht eher ſeine Zuflucht, als wenn man Mangel an Beweiſen hat. Ich wette hundert gegen eins, daß von zwey Diſputanten derjenige böſe wird, der Unrecht hat. „Du „nimmſt deinen Donner, anſtatt zu antworten, ſagt „Menipp zum Jupiter, ein offenbarer Beweis, daß du „Unrecht haſt."

XVI.

Man fragte einſt jemanden, ob es wahre Atheiſten gebe. Glaubſt du denn, antwortete er, daß es wahre Chriſten gebe?

XVII.

Alle Spitzfindigkeiten der Metaphyſik ſind nicht ſo viel werth, als ein einziges argumentum ad hominem. Um zu überzeugen, braucht man zuweilen nur das phyſiſche oder moraliſche Gefühl rege zu machen. Mit einem Stock bewies man den Pyrrhoniſten, daß er keinen Grund habe, ſein Daſeyn zu leugnen. Kartuſch hätte mit der Piſtole in der Hand auf gleiche Art den Hobbes belehren können. „Die Börſe, oder ſtirb! „Wir ſind allein; ich bin der ſtärkre; unter uns iſt „gar nicht die Frage von Billigkeit."

XVIII.

Nicht von Seiten der Metaphyſiker ſind die Stöſſe gekommen, die der Atheismus erlitten hat. Die erhabnen Meditationen eines Malebranche und Descartes waren minder geſchickt, den Materialismus zu erſchüttern, als eine einzige Bemerkung des Malpighi. Wenn dieſe gefährliche Hypotheſe heut zu Tage zu ſinken anfängt, ſo gebühret dieſer Ruhm der Experimentalphyſik. Nur in den Werken eines Newton, eines Muſchenbroeck, eines Hartſöcker, und eines Nieuwentyt hat man überzeugende Beweiſe von einem höchſtweiſen Weſen gefunden. Dank ſey es dem Eifer dieſer groſſen Männer, daß die Welt kein Gott mehr, daß ſie eine Maſchine iſt, die ihre Räder, ihre Stricke, ihre Rollen, ihre Triebfedern, ihre Gewichte hat.

XIX.

Die Spitzfindigkeiten der Ontologie haben höchſtens Sceptiker hervorgebracht; der Kenntniß der Natur war es aufbehalten, mehrere Deiſten zu machen. Die einzige Entdeckung von den Keimen hat einen der ſtärkſten Einwürfe der Atheiſten entkräftet. Es ſey die Bewegung der Materie zufällig oder weſentlich, ſo bin ich nunmehro überzeugt, daß ſich ihre Wirkungen auf Entwickelungen einſchränken; alle Bemerkungen tragen bey, mir zu beweiſen, daß die Fäulniß allein nichts organiſirter hervorbringt: ich kann es nun einräumen, daß der Mechanismus des geringſten Inſectes nicht weniger wunderbar iſt, als der Bau des Menſchen, und ich befürchte nicht mehr, man möge daraus folgern, daß, da die innere Bewegung des erſten Grundſtoffes das eine hervorbringen könne, es wahrſcheinlich ſey, daß es auch das andere erzeuge. Wenn ein Atheiſt vor zweyhundert Jahren behauptet hätte, daß man vielleicht dereinſt die Menſchen vollkommen gebildet aus dem Schoos der Erde hervorkommen ſehen würde, wie man einen Haufen von Inſekten aus einem Stücke erhitzten Fleiſches hervorkriechen ſieht: ſo möchte ich wohl wiſſen, was ein Metaphyſiker ihm hätte antworten können.

XX.

Umſonſt hatte ich gegen einen Atheiſten alle Spitzfündigkeiten der Schule verſucht, er hatte ſelbſt aus der Schwäche ſeiner Schlüſſe einen ſehr ſtarken Einwurf gezogen. „Eine Menge unnützer Wahrheiten, ſagte er, „werden mir ohne Widerrede bewieſen, und das Daſeyn „Gottes, die Wirklichkeit des moraliſchen Guten und „Böſen, die Unſterblichkeit der Seele ſind noch Pro„bleme für mich. Wie? Sollte es minder wichtig ſeyn, „über dieſe Materien zur Gewißheit zu gelangen, als „überzeugt zu werden, daß die drey Winkel eines Trian„gels zwey geraden gleich ſind?“ Indeß er als ein fertiger Redner die ganze Bitterkeit dieſer Bemerkung recht ſchmecken ließ, ſo erneuerte ich den Streit durch eine Frage, welche einem Menſchen, dem ſein erſter guter Erfolg aufgeblähet hatte, ſonderbar ſcheinen muſte — — Biſt du ein denkendes Weſen, fragte ich ihn — — „Kannſt du daran zweifeln, antwortete er mir mit ei„ner zufriedenen Miene?“ Warum nicht? Was habe ich wohl geſehn, das mich davon überzeugen könnte? Töne und Bewegungen? Aber eben das ſieht der Philoſoph bey dem Thiere, dem er doch die Fähigkeit zu denken abſpricht. Warum ſoll ich dir zugeſtehn, was Deskartes der Ameiſe nicht einräumen will? Aeuſſerlich bringſt du Handlungen hervor, die im Stande ſind mich zu täuſchen, ich wäre faſt geneigt zu behaupten, daß du in der That denkeſt, aber die Vernunft hält mich zurück, den Ausſpruch zu thun. „Sie ſagt mir; zwi„ſchen den äuſſerlichen Handlungen und dem Denken „iſt keine weſentliche Verbindung; es iſt möglich, daß

„dein Gegner nicht mehr denkt, als ſeine Uhr; — darf
„man wohl das erſte beſte Thier, dem man reden gelernt,
„für ein denkendes Weſen halten? Wer hat dir
„es offenbart, daß alle Menſchen nicht den Papageyen
„gleichen, die man ohne dein Wiſſen abgerichtet hat?
„— — Dieſe Vergleichung iſt höchſtens nur ſinnreich,
„erwiederte er mir. Nicht aus der Bewegung und den
„Tönen, aus dem Faden der Ideen, aus der Folge,
„die unter den Sätzen, aus der Verbindung, die unter
„den Urtheilen herrſcht, muß man ſchlieſſen, daß ein
„Weſen denkt. Wenn ſich ein Papagey fände, der auf
„alles antwortete, ſo würde ich ſogleich ſagen, es ſey
„ein denkendes Weſen — — Aber was geht dieſe Frage
„das Daſeyn Gottes an? Wenn du mir auch bewieſen
„hätteſt, daß der Menſch, an dem ich den meiſten Verſtand
„bemerke, vielleicht nur eine Maſchine ſey, würde
„ich darum weniger geneigt ſeyn, eine denkende Kraft
„in der Natur anzunehmen? — —“ Das iſt eben
meine Sache, verſetzte ich. So viel mußt du mir doch
einräumen, daß es thöricht wäre, dir und deinesgleichen
die Denkkraft abzuſprechen. „Ohne Zweifel, aber was
„folgt daraus?“ Daraus folgt, daß wenn die Welt,
doch was ſage ich die Welt, wenn der Flügel eines
Schmetterlings mir tauſendmal deutlichere Spuren eines
denkenden Weſens zeigt, als Merkmale da ſind, daß
du und deinesgleichen die Fähigkeit zu Denken beſitzen,
ſo wäre es ja tauſendmal thörichter, die Exiſtenz Gottes
zu leugnen, als zu leugnen, daß du und deinesgleichen
denken. Wenn nun dem alſo iſt, ſo berufe ich mich
auf deine eignen Einſichten, auf dein eigen Gewiſſen.
Haſt du je in den Urtheilen, Handlungen und Sitten
irgend eines Menſchen mehr Verſtand, mehr Ordnung,
mehr Harmonie bemerkt, als in dem Mechanismus eines
Inſekts? Iſt die Gottheit dem Auge einer Wanze
eben

eben ſo deutlich eingeprägt als die Fähigkeit zu Denken den Werken des groſſen Newton? Wie? Die Schöpfung ſollte minder ein denkendes Weſen beweiſen als die Erklärung derſelben? Welche Behauptung! „Aber erwiederſt du, ich räume einem andern die Fähigkeit zu Denken deſto lieber ein, da ich ſelbſt denke.“ Das geſtehe ich, iſt eine Eigenliebe, von der ich nichts weiß, aber bin ich nicht durch das Uebergewicht meiner Beweiſe über die deinigen genug entſchädiget? Wird mir der Verſtand eines höchſten Weſens nicht beſſer in der Natur durch ſeine Werke, als die Denkkraft eines Philoſophen aus ſeinen Schriften bewieſen? Bedenke nur, daß ich dir nur den Flügel eines Schmetterlings, nur das Auge einer Wanze entgegenſtellte, da ich dich mit einer ganzen Welt hätte niederdrüken können. Entweder irre ich mich ſehr, oder dieſer Beweis iſt ſo gut als der beſte, den man noch in Schulen dictirt hat. Aus dieſen und aus andern gleich einfältigen Gründen nehme ich das Daſeyn eines Gottes, nicht um eines Gewebes trockner und metaphyſiſcher Gründe willen an, die minder geſchickt ſind, die Wahrheit zu enthüllen, als ihr den Anſtrich der Lüge zu geben.

XXI.

Ich ſchlage die Hefte eines berühmten Profeſſors auf, und leſe da: „Ich räume es euch ein, ihr Atheiſten, daß die Bewegung der Materie weſentlich ſey, was ſchlieſſet ihr daraus? Daß die Welt aus der ungefähren Zuſammenkunft von Atomen entſtanden ſey? Dies iſt eben ſo, als wenn ihr mir ſagtet, Homers Iliade oder Voltairens Henriade ſey das Reſultat von einer ungefähren Zuſammenkunft der Buchſtaben.“ Ich werde mich wohl hüten, einen Atheiſten dieſen Schluß vorzulegen. Dieſe Vergleichung würde ihm gewonnen Spiel geben. Nach den Geſetzen der Berechnung der Glücksfälle, würde er mir ſagen, darf ich mich gar nicht wundern, daß ſich eine Sache ereignet, wenn ſie möglich und die Schwierigkeit des Falls der Menge von Fällen gleich iſt. Ich wollte mit Vortheil wetten, daß ich in ſo und ſo viel Würfen mit hunderttauſend Würfeln hunderttauſend und ſechs werfen wollte. Wie groß auch die beſtimmte Summe von Buchſtaben ſey, womit man von mir verlangte, eine Iliade durchs Ungefähr hervorzubringen, ſo giebt es doch eine beſtimmte Anzahl von Fällen, die den Antrag für mich vortheilhaft machte; ja der Vortheil würde für mich unendlich ſeyn, wenn die zugeſtandne Menge von Fällen unendlich wäre. Ich bitte dich mir einzuräumen, würde er fortfahren, daß die Materie von Ewigkeit exiſtirt, und daß ihr die Bewegung weſentlich iſt. Um dir dieſe Güte zu erwiedern, will ich mit dir annehmen, daß die Welt keine Grenzen hat, daß die Menge der Atomen unendlich ſey, und daß die Ordnung, die du ſo bewunderſt, nie eine Ausnahme leidet. Nun aus dieſen wechſelsweiſen Geſtändniſſen folget nichts weiter, als daß die Möglichkeit die Welt durchs Ungefähr zu erzeugen ſehr klein, daß aber die Menge von Fällen unendlich, das heißt, daß die Schwierigkeit der Begebenheit durch die Menge von Fällen gehoben genug iſt. Wenn nun etwas der Vernunft widerſtreiten muß, ſo iſt es dies, anzunehmen, daß, da ſich die Materie von Ewigkeit her bewegt, und in einer unendlichen Summe von möglichen Verbindungen vielleicht unendliche Menge von wundervollen Anordnungen derſelben geweſen iſt, in der unendlichen Menge von Anordnungen, die nach und nach unter der Materie vorgegangen, ſich gar keine von den wundervollen getroffen hätten. Der Verſtand muß folglich mehr über die hypothetiſche Dauer der Chaos als über die wirkliche Entſtehung der Welt erſtaunen.

XXII.

Ich theile die Atheiſten in drey Klaſſen. Es giebt einige, die uns trocken ſagen, daß kein Gott ſey, und die es denken, das ſind die wahren Atheiſten. Eine groſſe Menge weiß nicht, was ſie davon denken ſoll, und möchte gern die Frage auf die eine oder die andre Art entſcheiden, das ſind die ſceptiſchen Atheiſten. Noch viel mehrere wünſchten, daß es keinen Gott gäbe, ſtellen ſich, als wenn ſie davon überzeugt wären, und leben darnach, das ſind die Prahler dieſer Parthey. Ich verabſcheue die Prahler, ſie betrügen, ich beklage die wahren Atheiſten, ſie ſcheinen mir ohne allen Troſt zu ſeyn, und ich bitte Gott für die Sceptiker; es mangelt ihnen an Einſicht.

XXIII.

Der Deiſt behauptet das Daſeyn eines Gottes, die Unſterblichkeit der Seele und die Folgen davon; der Sceptiker entſcheidet über dieſe Punkte nichts, der Atheiſt leugnet ſie. Der Sceptiker hat alſo einen Bewegungsgrund mehr tugendhaft zu ſeyn, als der Atheiſt, und etwas Grund weniger, als der Deiſt. Ohne die Furcht vor einem Geſetzgeber, ohne Neigung des Temperaments, und ohne Kenntniß von den wirklichen Vortheilen der Tugend, würde die Rechtſchaffenheit des Atheiſten ſich auf nichts, und die des Sceptikers auf ein vielleicht gründen.

XXIV.

Der Scepticismus iſt nicht für jedermann. Er ſetzt eine genaue und unpartheiiſche Prüfung voraus; derjenige, der da zweifelt, weil er die Gründe der Glaubwürdigkeit nicht kennt, iſt ein Unwiſſender. Aber es iſt nichts geringes, die Gründe gegen einander abzuwägen. Wer von uns kennt ihren Werth vollkommen? Man bringe hundert Beweiſe für dieſelbe Wahrheit vor,

und es wird keinem an Anhängern fehlen. Jeder Verſtand ſieht durch ſein eigen Glas. Es kann in meinen Augen ein Einwurf ein Koloß ſcheinen, der den deinigen verſchwindet; du findeſt einen Grund ſehr leicht, der mich zu Boden drückt. Wenn wir über den innern Werth nicht einig ſind, wie werden wir uns über die relative Schwere vereinigen? Wie viel, ſage mir, braucht man moraliſche Beweiſe, um einem metaphyſiſchen Schluſſe das Gleichgewicht zu halten? Hat mein Glas einen Fehler, oder das deinige? Wenn es alſo ſo ſchwer iſt, die Gründe gegen einander abzuwägen, und wenn es keine Fragen giebt, wo ſich nicht Pro und Contra und faſt immer in gleichem Grade etwas ſagen läßt, warum zerhauen wir den Knoten ſo ſchnell? Warum reden wir in einem ſo entſcheidenden Ton? Haben wir es nicht hundertmal erfahren, daß der dogmatiſche Eigendünkel empört. „Man bringt mir einen Haß gegen die wahr-
„ſcheinlichen Dinge bey, ſagt der Autor der Verſuche,
„wenn man ſie mir als untrüglich aufdringt. Ich
„liebe alle die Worte, welche die Kühnheit unſrer Be-
„hauptungen mildern und mäßigen vielleicht, einiger-
„maſſen, zuweilen, man ſagt, mir ſcheint es und
„dergleichen; und, wenn ich Kinder zu bilden gehabt
„hätte, ſo hätte ich ihnen die ſchwankende und unent-
„ſcheidende Art zu antworten angewöhnt: Wie? Ich
„verſtehe es nicht, es ſcheint ſo, iſts möglich? und
„ſie hätten mir lieber ſollen das Anſehn von Lehrlingen
„im ſechzigſten Jahre haben, als ſchon im funfzehnten
„Lehrer vorſtellen.“

XXV.

Was iſt Gott? Eine Frage, die man Kindern thut, und welche die Philoſophen nur mit groſſer Mühe beantworten können.

Man weiß, in welchem Alter ein Kind leſen, tanzen, Lateiniſch, Geometrie lernen muß. Nur in Religionsſachen fragt man nicht nach ſeinen Fähigkeiten. Kaum verſteht es die Sprache, ſo fragt man es: Was iſt Gott? In einerley Augenblick, aus demſelben Munde lernt es, daß es Geſpenſter, Poltergeiſter, Währwölfe und einen Gott giebt. Man prägt ihm eine der wichtigſten Wahrheiten auf eine Art ein, die ſie künftig vor dem Richterſtuhle der Vernunft herabſetzen kann. In der That, wäre es wohl ein Wunder, wenn es im zwanzigſten Jahre das Daſeyn eines Gottes in ſeinem Kopfe mit einer Menge lächerlicher Vorurtheile vermiſcht fände, ſie verkennte und ſie eben ſo anſähe, wie unſre Richter einen ehrlichen Mann, der ſich durch einen Zufall unter einer Bande von Schelmen befindet?

XXVI.

Man ſagt uns zu bald von Gott vor; noch ein andrer Fehler iſt das, man ſchärft ſeine Gegenwart nicht genug ein. Die Menſchen haben die Gottheit von ſich verbannt und ſie in ein heiliges Gebäude verwieſen? Die Mauern eines Tempels ſind die Grenzen ihrer Gegenwart, auſſerhalb denſelben iſt ſie nicht da. Ihr Thoren, reiſſet die Schranken nieder, die eure Ideen verengen, dehnet Gott weiter aus, erblickt ihn aller Orten, wo er iſt, oder ſagt, daß er nicht ſey. Wenn ich ein Kind zu unterrichten hätte, ſo würde ich ihm aus der Gottheit eine ſo weſentliche Geſellſchaft machen, daß es ihm vielleicht weniger koſten würde, ein Atheiſt zu werden, als ſich von ihr zu ſcheiden. Anſtatt ihm das Beiſpiel eines andern Menſchen vorzuhalten, von dem es mannichmal weiß, daß er böſer iſt, als es ſelbſt, würde ich ihm nur kurz ſagen: **Gott hört dich, und du lügſt.** Junge Leute müſſen durch ſinnliche Dinge gewonnen werden; ich würde alſo die

Kennzeichen der göttlichen Gegenwart um das Kind herum vermehren. Wenn z. E. bey mir eine Geſellſchaft wäre, ſo würde ich Gott darinnen eine Stelle anweiſen, und meinen Zögling gewöhnen, zu ſagen: „Wir waren unſer viere, Gott, mein Freund, mein Hofmeiſter, „und ich.“

XXVII.

Die Unwiſſenheit und der Mangel an Neugierde ſind zwey ſehr ſanfte Ruhekůſſen, aber um ſie als ſolche zu genieſſen, muß man auch einen Kopf, wie Montagne, haben.

XXVIII.

Leute von hitzigem Geiſte, von glühender Phantaſie bequemen ſich nicht zur Kaltblütigkeit der Sceptikers. Sie wagen lieber eine Wahl, als daß ſie gar nicht wählten, ſie täuſchen ſich lieber, als daß ſie in Ungewißheit lebten; es ſey nun, daß ſie ihren Armen nicht trauen, oder daß ſie die tiefe des Waſſers ſcheuen, man ſieht ſie immer an Zweigen hangen, deren Schwäche ſie einſehn, an denen ſie aber lieber ſchweben bleiben, als ſich dem Strome überlaſſen. Sie behaupten alles mit Zuverſicht, ob ſie gleich nichts ſorgfältig unterſucht haben, ſie zweifeln an nichts, weil ſie darzu weder Geduld noch Muth beſitzen. Der erſte Schimmer beſtimmt ſie, und wenn ſie von ungefähr die Wahrheit treffen, ſo geſchieht es nicht tappend, ſondern plötzlich und wie durch eine Offenbarung. Sie ſind unter den Dogmatikern, was man die Erleuchteten unter den Bigoten nennt. Ich habe Perſonen von dieſer unruhigen Gattung geſehen, die es nicht begreifen, wie die Ruhe des Gemüths mit der Ungewißheit beſtehen könne. „Wie „kann man doch glücklich leben, wenn man nicht weiß, „wer man iſt, woher man ſtammt, wohin man geht, „und warum man in die Welt gekommen iſt?“ Ich rühme mich, das alles nicht zu wiſſen, ohne darum unglücklicher zu ſeyn, antwortete kaltblütig der Sceptiker; es iſt nicht meine Schuld, daß ich meine Vernunft ſtumm gefunden, wenn ich ſie über meinen Zuſtand oft genug befragt habe. Zeitlebens will ich ohne Kummer das nicht wiſſen, was mir zu wiſſen unmöglich iſt. Warum ſollte ich Kenntniſſe vermiſſen, die ich mir nicht habe erwerben können, und die mir unſtreitig ſo nöthig nicht ſind, weil ich derſelben beraubt worden? Eben ſo, hat eines der erſten Genies unſrer Zeiten geſagt, könnte ich mich ernſtlich betrüben, daß ich nicht vier Augen, vier Füße und zwey Flügel habe.

XXIX.

Man kann von mir fodern, daß ich die Wahrheit ſuche, aber nicht, daß ich ſie finde. Kann mich nicht eine Sophiſterey lebhafter rühren, als ein gründlicher Beweis? Ich bin genöthigt, dem Falſchen Beifall zu geben, das ich für wahr annehme, und das Wahre zu verwerfen, das ich für falſch halte. Aber was habe ich zu fürchten, wenn ich mich unſchuldigerweiſe irre? Man wird in der andern Welt nicht dafür belohnt, daß man in dieſer Scharfſinn gehabt; ſollte man dafür geſtraft werden, daß man Mangel daran gehabt hat? Einen Menſchen um ſeichter Schlüſſe willen verdammen, das heißt vergeſſen, daß er ein Thor iſt, um ihn als einen Böſewicht zu behandeln.

XXX.

Was iſt ein Sceptiker? Ein Philoſoph, der an allen, was er glaubt, gezweifelt hat, und der nur das glaubt, was ihm ein rechtmäßiger Gebrauch ſeiner Vernunft und ſeiner Sinne als wahr erwieſen hat. Verlangt man eine genauere Erklärung davon? Man mache den Pyrrhoniſt redlich, und man hat einen Sceptiker.

XXXI.

Was nie bezweifelt worden, iſt auch nicht erwieſen. Was man nicht unpartheiiſch unterſucht hat, iſt nicht gehörig unterſucht. Der Scepticiſmus iſt alſo der erſte Schritt zur Wahrheit. Er muß ſich über alles erſtrecken, denn er iſt der Probierſtein. Wenn der Philoſoph, um ſich von dem Daſeyn Gottes zu überzeugen, damit anfängt, daran zu zweifeln, iſt dann wohl irgend ein Satz, der dieſer Probe nicht unterworfen ſeyn ſollte?

XXXII.

Der Unglaube iſt zuweilen das Laſter des Thoren, und die Leichtgläubigkeit der Fehler des Verſtändigen. Der Verſtändige ſieht weit hinein in die unendliche Tiefe von Möglichkeiten; der Thor ſieht faſt gar nichts Mögliches, als was wirklich iſt. Vielleicht iſt es das, was den einen kleinmüthig und den andern verwegen macht.

XXXIII.

Es iſt ſo viel Gefahr dabey, wenn man zu viel, als wenn man zu wenig glaubt. Es iſt weder mehr noch weniger Gefahr dabey, Polytheiſt als Atheiſt zu ſeyn. Nun aber kann der Scepticiſmus allein in gleichem Grade zu jeder Zeit und an jedem Ort vor dieſen beiden äußerſten Extremen bewahren.

XXXIV.

Halber Scepticiſmus iſt der Beweis eines ſchwachen Geiſtes; es verräth einen kleinmüthigen Raiſonneur, der ſich durch die Folgen abſchrecken läßt; einen Abergläubiſchen, der Gott durch den Zwang zu ehren glaubt, den er ſeiner Vernunft anthut; eine Art von Ungläubigen, der ſich ſcheut, ſich vor ſich ſelbſt zu entlarven. Denn, wenn die Wahrheit bey der Prüfung nichts zu verlieren hat, wie der halbe Sceptiker überzeugt iſt, was denkt er im innerſten ſeines Herzens von jenen privilegirten Ideen, die er anzutaſten ſcheuet, und die in einem Winkel ſeines Gehirns wie in einem Heiligthum verborgen liegen, dem er ſich nicht zu nahen getraut?

XXXV.

Ich höre aller Orten über Gottloſigkeit ſchreien. Der Chriſt iſt gottlos in Aſien, der Muſelmann in Europa, der Papiſt zu London, der Kalviniſt zu Paris, der Janſeniſt in der ganzen St. Jacobsſtraße, der Moliniſte durch die ganze St. Medardsvorſtadt. Was iſt alſo ein Gottloſer? Iſt es alle Welt oder niemand?

XXXVI.

Wenn die Bigoten gegen den Scepticismus eifern, ſo dünkt mich, daß ſie ihren Vortheil ſchlecht verſtehen, oder daß ſie ſich widerſprechen. Wenn es gewiß iſt, daß eine wahre Religion nur erkannt werden darf, um angenommen, und die falſche Religion nur eingeſehn werden darf, um verworfen zu werden, ſo wäre zu wünſchen, daß ſich eine allgemeine Zweifelſucht über die ganze Erde verbreitete, und daß alle Völker die Wahrheit ihrer Religion in Zweifel zögen: ſo fänden unſre Mißionaire ſchon die ſchwerſte Hälfte ihrer Arbeit gethan.

XXXVII.

Derjenige, der nicht aus eigner Wahl die Religion beybehält, in der er erzogen worden, kann ſich eben ſo wenig rühmen, ein Chriſt oder ein Muſelmann, als nicht blind oder lahm gebohren zu ſeyn. Es iſt eine Ehre, aber kein Verdienſt.

XXXVIII.

Wer für eine Religion ſtürbe, deren Falſchheit er einſähe, wäre ein Raſender.

Wer für eine falſche Religion ſtirbt, die er für wahr hält, oder für eine wahre, von der er keine Beweiſe hat, iſt ein Fanatiker.

Der wahre Märtyrer iſt der, der für eine wahre Religion ſtirbt, deren Wahrheit erwieſen iſt.

XXXIX.

Der wahre Märtyrer erwartet den Tod — der Schwärmer rennt in denſelben.

XL.

Wer zu Mecca wäre, und die Aſche Mahomets verunheiligen, ſeine Altäre niederreiſſen, und eine ganze Moſchee beunruhigen wollte, würde zuverläßig an den Pfahl kommen, und vielleicht nicht kanoniſirt werden. Ein ſolcher Eifer iſt nicht mehr Mode. Polyeuct wäre in unſern Tagen nur ein Wahnſinniger.

XLI.

Die Zeit der Offenbarungen, der Wunder, und der außerordentlichen Sendungen iſt vorüber. Das Chriſtenthum hat dergleichen erhitzende Mittel nicht mehr nöthig. Wenn es einem Menſchen einfiele, unter uns die Rolle des Jonas zu ſpielen, die Straßen auf und ab zu laufen, und zu ſchreien: „Noch drey Tage, und Paris wird nicht mehr „ſeyn; ihr Pariſer, thut Buße, verhüllet euch in Sack „und Aſche, oder ihr gehet in drey Tagen unter,“ würde ſogleich ergriffen, und vor einen Richter geführt werden, der nicht unterlaſſen würde, ihn in ein Tollhaus zu ſchicken. Er möchte immer ſagen: „Ihr Völker, liebt euch Gott „weniger, als den Niniviten; ſeyd ihr minder ſtrafbar, „als er?“ Man gäbe ſich nicht die Mühe, ihm zu antworten, und man erwartete nicht den Termin ſeiner Weiſſagung, um ihn für einen Schwärmer zu halten.

(Der Beſchluß folgt.)

2.

Bittſchrift eines Frauenzimmers,

im Namen ihres ganzen Geſchlechts, den Romandichtern unſers jetzigen Zeitalters unterthänigſt überreicht.

Meine Herren ſammt und ſonders! wes Standes und Würden Sie ſeyn mögen — verzeihen Sie einem

Weibe, das ſich bis an Ihren Dreyfuß wagt, um ein paar Worte mit denenjenigen aus Ihrem Cirkel öffentlich zu plaudern, die zeithero ſo unbarmherzig mit uns armen Weiberſeelen umgegangen ſind, bey dem geringſten Anlaß dazu unſer Bischen Verſtand uns ſo total aus dem Kopf heraus zu ſchreiben, daß wir oft, ohne zu wiſſen wie es eigentlich zuginge, mit einemmal aus vernünftigen Weſen völlige Närrinnen werden; zwar — ich muß Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen — waren Sie mitleidig genug, uns am Ende immer den Gebrauch unſerer Sinne wieder zukommen zu laſſen, und zwar oft auf eine Art, daß ich mich wirklich in der Feenwelt glaubte.

Den Verſtand zu verlieren iſt ein möglicher Fall, allein ihn dann, wann wir ihn verloren, ſo ganz verloren haben, wieder zu erhalten, dies kann nur der Romandichter bewirken — Hier ſollt' er aber auch nicht verlangen, die Geſchichte, die er uns dabey liefert, für Wahrheit zu nehmen. — Haben Sie nur die Gnade, meine Herren, ſelbſt zu überlegen, — damit ich nicht genöthigt bin, es für Sie zu thun, mein Kopf möchte ſonſt dabey leiden, wenn ich ihn ſo angreifen müßte, Liebe konnte ihn nicht verrücken, war Starrſinn — oder was wars? genug an zu weniger Empfindlichkeit lag es nicht — — — Doch ſeys dem Himmel gedankt, daß mir in meinem 15ten, 16ten Jahr nicht erlaubt war, Romane zu leſen, ich würde ſonſt Tag und Nacht darauf gedacht haben, wie ich zur Thörin werden könnte; denn damals würde ich mir es nicht haben ausreden laſſen, daß es zum guten Ton gehöre, einmal in ſeinem Leben um einen Mann närriſch geworden zu ſeyn — um einen Mann! — iſt das Eure Beſtimmung? Ich dächte, Ihr wäret deswegen da, daß wir, um Euch zu gefallen, uns — bemühten, gut, vernünftig und liebenswürdig zu ſeyn, — allein Ihr wollt das nicht.

Das Mädchen, deren Verbindung mit einem unter Euch manche Hinderniſſe im Wege ſtehen, das befürchten muß, den Liebling ſeines Herzens vielleicht ganz zu verlieren, das ſoll nicht ſtandhaft ſeyn, nicht die Hinderniſſe der Liebe mit Gelaſſenheit und Ergebung — tragen — nein! es ſoll zur Närrin werden. O über die eitlen Männerſeelen! — Alſo Liebe verrückte mich nicht, und jezt ſoll ichs noch damit merken, daß ich an Ihrer Statt dächte? — Ueberlegen Sie ſelbſt, was für nachtheilige Folgen der jezige Modeſchriftſtellerton nicht allein bey unſerm, ſondern auch bey Ihrem Geſchlecht haben kann — und ſchon gehabt hat?

Sie ſagten uns ſo oft, daß Sie blos ſchrieben, um uns und ſich beſſer, edler und tugendhafter zu machen; daß ich es Ihnen aufs Wort würde geglaubt haben, wenn Sie ſich nicht ſelbſt widerlegten. Anſtatt daß die Moral Ihrer Schriften jeden noch unentwickelten Keim in uns von Gut- und Rechtſchaffenheit diejenige Richtung geben ſollte, welche er haben muß, um uns in den Augen beſſerer Seelen recht liebenswürdig zu machen, ſo bemühen Sie ſich, den Jüngling und das Mädchen, die beyde ohnedies gern alles übertreiben, zum Schwärmer und zur Schwärmerin zu bilden? und hätten Sie nur wenigſtens noch die Barmherzigkeit für uns, den Mann, um deſſentwillen Sie Ihre Damen Verſtand, Ruh und Glückſeligkeit aufopfern laſſen, ſo zu ſchildern, daß es die überirdiſche Erſcheinung verdiente, ſo wollte ich mich doch noch zufrieden geben: aber ſo iſt es oft nicht einmal ein Mann in ſeinen Grundſätzen, in ſeinen Entſchlüſſen, in ſeinen Handlungen — ſondern ein weinerliches Weſen, das weit um ſich her nichts, als Traurigkeit verbreitet, das von einem Strohhalm Widerwärtigkeit ſich umwerfen läßt, und anſtatt das Bischen Lebensfreude, welches man freilich aufſuchen muß, wenn mans genießen will, für ſich und ſeine Geliebte mitzunehmen, es ganz von ſich, und allen, die um ihn ſind, wegſcheucht.

Glan-

Glauben Sie nicht, daß ich die Empfindlichkeit eines Mannes table! Nein, die Thräne eines Mannes bey wichtigen Vorfällen, dieſe Thräne werth vergoſſen — kann mich tief rühren, könnte mich, glaub' ich, mit Ihrem ganzen Geſchlecht ausſöhnen, wenn ich mir auch feſt vorgenommen hätte, es zu haſſen — allein beſtändig das Auge voll Waſſer in Fällen, wo es oft dem Weibe, mit aller nur möglichen Empfindlichkeit geboren, nicht einmal einfiele, zu weinen, das iſt mir ekelhaft.

Der Jüngling, der ſonſt früh zu männlichen Uebungen angehalten wurde, früh in ſeinen Grundſätzen befeſtiget wurde, früh Stärke der Seele und des Körpers erhielt, um den Leiden dieſes Lebens Muth und Standhaftigkeit entgegen zu ſetzen, — der iſt jetzt ein Weichling, verweint die ſchönſte Hälfte ſeines Lebens, und in der andern iſt er ſchon zu ſtumpf, um lebhaften Antheil an irgend etwas, das ihm Freude machen könnte, zu nehmen.

Das Mädchen, das verfeinert erzogen wird, macht, ſobald ſich nur ſeine Begriffe entwickeln, ſich ein Ideal, das zur Glückſeligkeit ſeines Lebens nothwendig ſcheint — ſucht, ſucht vergeblich, und — — — iſt unglücklich. Der künftige Gefährte ihres Lebens ſey der beſte, der rechtſchaffenſte Mann, er iſt immer das nicht, was ihre ſchwärmeriſche Einbildungskraft verlangte, wie wird ſie alſo zufrieden ſeyn, nie jene liebenswürdige Heiterkeit beſitzen, die uns den Mann, mit dem uns das Schickſal — oder unſere Neigung — verband, noch theurer macht.

Noch einmal verzeihen Sie, meine Herren! daß eine Frau Ihnen ſagt, was ſie ohnmaßgeblich gegen Ihre Schriften einzuwenden hätte, ihr Urtheil bleibt deswegen immer das Urtheil eines Weibes, deſſen Geſchlecht zwar von jeher erlaubt war, zu denken — Dank ſey es dem Himmel, daß man uns dies nicht auch verwehren konnte! — aber nicht zu ſagen oder zu ſchreiben, was es wollte, — denn wohlweislich legte man auf unſerm Antheil Stille — und Sittſamkeit — damit wir uns nicht möchten einfallen laſſen, über Männer und ihre Handlungen — zu reden und zu ſchreiben.

Ich hätte noch etwas weitläuftiger ſeyn können, habe noch ſo manches auf dem Herzen, allein mich dünkt, ich ſahe Sie ſchon ein paarmal gähnen, und ich ennuyire eben ſo ungern andere, als mich ſelbſt.

Laſſen Sie übrigens keinen Privathaß unter uns ſtatt finden, ſondern ſeyn Sie verſichert, daß, aller meiner Einwendungen ohnerachtet, ich Ihre Schriften fleißig leſe, und warmes Gefühl für das wahre Schöne derſelben habe.

Eliſe.

V.

Naturgeſchichte.

Vacat.

VI.

Anekdoten.

Der Pabſt Clemens XIV. (Ganganelli) that am Tage ſeines Einzugs zu Rom einen Fall. Wenige Tage darauf erſchien an der bekannten Bildſäule zu Rom ein Kupferſtich, welcher den heiligen Vater vorſtellte, ſeßte, wie er von ſeinem Saumthiere fällt; St. Ignaz, der es ſieht, ruft ihm zu: Clemens, Clemens, was verfolgſt du mich?

An dem Tage, wo die jetzige Königin von Frankreich, damals noch Dauphine, ihren erſten öffentlichen Einzug in Paris hielt, bewillkommte ſie der Statthalter von Paris, der alte Marſchall von Briſſac, indem noch der Geiſt, der Ton und die Galanterie der alten Ritter auflebte, mit den Worten: Madame, Sie ſehen hier zweymalhunderttauſend Ihrer Liebhaber!

Die berühmte Aktrice der Pariſer Bühne, Mamſell Raucour, wurde im Jahr 1774 von dem Markis von Bievre unterhalten, der wegen ſeines Witzes in Quolibets berühmt war. Hier iſt ein Beiſpiel davon. Er war mit ihr auf der Jagd; ſie wollte nach eine Krähe ſchießen, verwirrte ſich aber im Geſträuche, und fehlte ſie. Vous comptiez prendre Corneille, ſagte ihr Liebhaber, mais vous avés pris *Racine*. Corneille und Racine ſind zwey bekannte, große dramatiſche Schriftſteller; das erſte Wort bedeutet aber auch Krähe, und das zweyte, Wurzel. — — Dergleichen feine Sachen, ſagt Spötter Leſſing wo, können nur franzöſiſch gegeben werden!

Als dieſe Mamſell Raucour zu Paris im franzöſiſchen Schauſpiel debütirte, hatte ſie, wie alle Debütanten, eine Menge Kabalen zu beſtreiten. Niemand kabalirte heftiger wider ſie, als Mamſell Veſtris. Das Publikum wußte es, und dies gab zu einem Bonmot Anlaß: Während der Vorſtellung fing plötzlich eine Katze ein gräßliches Miauen an. Sogleich rief ein Spötter im Parterre: „Ich wette, das iſt der Veſtris ihre Katze!“

VII.

Biographie.

Ritter Bayard.

Aus einer Franzöſiſchen Handſchrift.

La Palice, Bayard und Madame de Randan lebten wirklich, dies iſt außer Zweifel. Die Spanier nannten den einen Capitan la Palica, grand Mareſchial di Françia; von dem andern ſagten ſie, Muchos griſouer, y pocos Bayardos. Der Dük de Guiſe nennet Madame de Randan nach dem Tode ihres Mannes, den ſchönen Mönch. Alles iſt mit dem Stempel der Wahrheit in Bayard's Geſchichte bezeichnet, aber in dieſen Zeitaltern der Verfeinerung behandelt man gar zu gern große, unbegreifliche Thaten mit dem Vorwurf der Erfindung eines fieberhaften Romanen-Schriftſtellers.

Es iſt bekannt, daß Franz der Erſte nach dem Treffen bey Marignan auf dem Schlachtfelde von Bayard zum Ritter geſchlagen ſeyn wollte. Sire, ſagte dieſer, indem er den König mit der Fläche ſeines Degens auf den Rücken ſchlug, Sire, es ſey eben ſo gut, als wäre es Roland, Olivier, Gottfried oder Balduin ſein Bruder, gewiß Ihr ſeyd der erſte Prinz, den ich je zum Ritter ſchlug; Gott gebe, daß Ihr nie im Kriege fliehet; (Sire autant vaille que ſi c'était Roland ou Olivier, Godefroy ou Badouin ſon frère; certes Vous êtes le premier Prince que onques

fis

le Chevalier. Dieu veuille qu'en guerre ne preniez la fuite.) und dann ſahe er auf ſeinen Degen mit einer lebhaften Freude, und redete ihn an: Du biſt ſehr glücklich, mein Degen, daß du heute einem ſo tugendhaften und mächtigen König den Ritterorden ertheilet haſt; auch ſollſt du hinführo als ein Heiligthum aufgehoben und vor allen andern geehrt werden. Nie will ich dich tragen, es ſey denn gegen Türken, Mohren oder Saracenen. (Tu es bien heureuſe, mon epée, d'avoir aujourd'hui à ſi vertueux & puiſſant Roi donné l'ordre de Chevallerie. Certes ma bonne Epée, vous ſerez moult bien comme relique gardée & ſur toutes autres honorée; & ne vous porterai jamais, ſi ce n'eſt contre Turcs, Maures ou Sarraſins.) Nach ſeinem Tode ſagte man, daß es viel Ritter von dem Orden des Königs, aber keinen franzöſiſchen Ritter mehr gäbe. Wir wollen nun keine weitere Ausſchweifungen machen, ſondern ſeine Leidenſchaft für Madame de Randan aus dem berühmten Hauſe de la Mirande und ihre verſchiedene Gradationen ſchildern.

Madame de Randan verlor ihren Gemahl im zwanzigſten Jahre. Kein Mann wurde je ſo beklagt, und noch nie vergoſſen Augen von zwanzig Jahren ſo viele Thränen. Am Hofe ſprach man von nichts andern, als von der Trauer der jungen Wittwe; ſie ſahe nicht mehr im Spiegel, & devioit ſon beau viſage au beau cryſtal qui la deſiroit tant voir; & s'en falloit bien *) qu'elle fut en droit de dire comme cette Dame qui rompant ſon miroir & le dediant à Venus fit ces vers latins:

Dico tibi Venere, ſpeculum, quia cernere talem
Qualis ſum nolo, qualis eram, nequeo.

---

*) Denn ſie war noch jung und artig.

Sie hatte dem Schatten ihres Mannes, des vollkommenſten Mannes von Frankreich, ein Gelübde gethan, allem Putze zu entſagen, und nun verhüllte ſie ſich wie ein Mönch, ob ſie gleich ſchöner war, als die ſchönſten Damen des Hofes; die Gräſin von Rochefoucauld, ihre Schweſter, Madame de Curſon oder die ſchöne d'Uzes, die Marquiſe de Rothelin, Diane de Poitiers, die Herzogin von Valentinois, die Admiralin von Brion, alle dieſe Schönen waren nichts in Vergleich mit der ſchönen Wittwe.

Der Ritter Bayard war erſt dreiſſig Jahre, und hatte ſich ſchon den Namen des Ritters ohne Furcht und Tadel (Chevalier ſans peur & ſans reproche) verdient. Der Kapitain la Palice war ſtolz darauf, daß er nach dem Tode des Herrn von Lautrec zum Befehlshaber der Armee bey Ravenna war ausgerufen worden. Dieſe tapfere Ritter, die bey der Armee eine glänzende Rolle ſpielten, wurden am Hofe kaum bemerkt. Auch ließen ſie den artigen Bonnivet und viele andere in ruhigem Beſitz der Gunſt. Sie für ſich hatten den guten Ruf auf ihrer Seite. Bonnivet kam doch zuweilen, und ſuchte ihren Umgang. Seine kalte Seele wärmte ſich an dem Feuer, das in ihnen loderte. Sie ſprachen von nichts als Schlachten, Ehre, Biederheit, (Loyauté) er unterhielte ſie mit Heton Neuigkeiten, Anekdoten, zuweilen mit Geſchichten aus der Chronike ſcandaloſe. Endlich kam die Reihe an die ſchöne Wittwe. Was denken Sie von Madame de Randan? ſagte einmal Bonnivet. — Bey meinem Kopf, ich ſahe nie eine ſolche Frau, antwortete Bayard. — Das iſt aber doch ein Bischen zuviel geweint für einen Verſtorbenen, verſetzte la Palice. Hören Sie einen Plan, den ich entworfen habe, fing Bonnivet an. Ich gebe Ihrer Traurigkeit nur noch eine kurze Friſt. Wiſſen

ſen Sie, was man von mir in Mayland, Rom und Frankreich ſagt? Kurz, die ſchöne Wittwe weint ſchon nicht mehr. — Admiral, ich glaube nicht, daß das eine ſo leichte Eroberung iſt, antwortete la Palice. — Nicht alle Schlachten ſind Siege, und manche Belagerung iſt in eine Blokade verwandelt worden. — Und die kann lange dauern, ſagte Bayard. — Ich kenne die Sache beſſer, verſetzte der Admiral, und verließ unſere Ritter. So wie ſie allein waren, fing la Palice an: was das für ein Mann iſt!

Der Kapitain la Palice und Bayard ſchwiegen nach dieſer kurzen Bemerkung. Der letzte unterbrach die Stille: „Laßt uns trinken!“ ... Jn dem ſechzehnten Jahrhundert trank man, und der gute Ton hatte noch nicht den Gebrauch des Weins verdrängt. Man ſahe die tapfern Ritter an einer groſſen Tafel vor einem Band des Frontins oder Polybius ſitzen, ihr Schwert an der Seite, und ihre Flaſche neben ſich.

Die älteſten ſprachen von ſpaniſchen Rodomontaden, (tenoient gauſſeries des rodomontades eſpagnoles) von ſchönen Rückzügen und noch ſchönern Angriffen. „Die jüngern unterhielten ſich mit Erzählungen von Damen, jedoch ohne jemals etwas Nachtheiliges von ihnen zu reden, und dem würde es übel bekommen ſeyn, der es gewagt hätte. (Les plus jeunes cauſoient ſans toutes fois mal dire, de l'honneur des Dames, mal en eût pris a celui qui auroit plutôt touché ſur les cordes aigres que ſur les douces.) Jn dieſem Stücke war der Hof weit beſſer, als zu den Zeiten Ludewig des Eilften, der die ausſchweifendſten Höflinge an ſeine Tafel ſetzte, und dem der, welcher die wollüſtigſten Erzählungen von Frauenzimmern zweydeutigen Rufes machte, am willkommenſten war. Er ſelbſt hatte eine Sammlung von ſolchen Geſchichten in Burgund gemacht, wo er

„ſich bey Lebzeiten ſeines Vaters aufgehalten hatte.“ *) Aber um wieder auf unſre zwey Ritter zu kommen. Wir wollen trinken, antwortete **la Palice** — und wieder eine Pauſe. Beyde waren verliebt, und dieſes der erſte Augenblick ihrer Leidenſchaft. — Das müßte ein großes Glück ſeyn, das Herz ſo einer verehrungswürdigen Dame zu rühren, ſagte **la Palice**. — Fürwahr eine große Eh[illegible]antwortete **Bayard**. — Ritter! Bonnivet hat mir mit ſeiner Erzählung manchen Stich ins Herz gegeben: ich weiß nicht! — Mir war auch nicht beſſer zu Muthe, Kapitain! — Sie ſchwiegen von neuem, erſtaunt ſich als Nebenbuhler zu ſehen. Endlich unterbrach **la Palice** dieſe Stille. Wir wollen ſchwören, ſagte er, daß derjenige, der am wenigſten begünſtigt wird, dem andern den Platz laſſen ſoll, und kömmt ein dritter dazwiſchen, ſo ſoll der unglückliche Liebhaber des andern Beyſtand ſeyn; laßt uns bey Ritterehre verſprechen, einander treulichen Bericht von dem abzuſtatten, was uns die ſchöne Wittwe ſagen wird; verſteht ſich, mit der geheimnißvollen Verſchwiegenheit, die wir ihre Ehre ſchuldig ſind. — Ich ſchwöre, ſagte **Bayard**. — Sie umarmten ſich, und giengen auseinander: der eine zur Rechten, der andre zur Linken. So verſchieden dieſe Wege waren, ſo trafen ſie doch ein Ziel. Beyde kamen an die Wohnung der ſchönen Wittwe. **Bayard** hatte ſchon den Fuß über die Schwelle geſetzt, als er den Kapitain **la Palice** kommen ſahe. Er fühlte ſich zu ſehr, um nur einen Schein von Vorwurf zu leiden. — Geht zuerſt, Kapitain, ſagte er, Ihr ſeyd älter als ich; guten Abend und gut Glück; ich will morgen wiederkommen. Er ging fort, und **la Palice** ließ ſich anmelden.

Madame **de Randan** ſaß über ihre Arbeit, in einem grauen Rocke, ihre Haare ohne Puder unter einer großen Mütze,

---

*) Man hat von Ludwig dem Eilften eine Sammlung der Art, unter dem Titel: Cent Nouvelles nouvelles.

Mühe, die das Geſicht bedeckte, neben ihr ein Mädchen, das ſchöne Stellen aus der Geſchichte Gottfrieds von Bouillon las, die ſie immer mit ihren Seufzern unterbrach. So ſahe dieſe Helene aus, um welche die zwey tapferſten Ritter Frankreichs kämpfen wollten. Sie nahm den Beſuch des la Palice an, allein ſie war deswegen nicht geſprächiger, noch munterer. Sie ſehen, ſagte Palice, einen ehrlichen Ritter, der ſich hinführo ganz Ihren Dienſten weyht. — Was ſagen Sie da? — Wahrheit, meine ſchöne Wittwe. Kennen Sie den Kapitain la Palice? ſeine Hand, ſein Herz, alles liegt zu Ihren Füßen. — Bey dieſer Erklärung ſchwieg ſie, und weinte. Der Kapitän war bis zu Thränen gerührt. Er ſchlug ſich wider die Stirne, und ſagte: Ich bin trauriger als damals, wie ich nach der Einnahme von Ravenna die Leiche des Herrn von Nemours nach Mayland führte. Da war ein Grab hinter mir, jezt trage ich den Tod im Herzen. — Die ſchöne Wittwe hatte unterdeſſen das Gemälde ihres Mannes aufdecken laſſen, und zeigte ihm ſtatt aller Antwort die Ueberſchrift: **Ich liebe ihn noch.** — Er verſtand ſie im Augenblick, und ſagte: ich will Gott bitten, daß er Sie den Verſtorbenen vergeſſen, und für die Lebenden Mitleiden haben läßt.

Der Ritter Bayard erwartete ihn mit der äußerſten Ungeduld. — Der Kapitain ſagte, das war ein Jammer: man hat geweint, man hat mir das Bild des Verſtorbenen gewieſen, und ſo habe ich mich ohne viel Hofnung zurückziehn müſſen. Bayard war von dem Verdienſte des Kapitains überzeugt, und daher ſchmeichelte er ſich mit keinem günſtigern Erfolge. — Morgen will ich auch hingehn, und Sie ſollen den Ausgang gleich erfahren, ſagte er. Sein Beſuch fiel anders aus. Er war jünger, und hatte einen ausgebreitetern Ruf. Die ſchöne Wittwe weinte zwar auch, zeigte das Bild, hörte ihn aber an, und wie er um die Erlaubniß bat, wiederzukommen, ſagte

ſie:

fer ich werde sehr zufrieden darüber seyn (me sera bien doux contentement). Dieſe Unterhaltung erfuhr der Kapitain Wort für Wort. Ritter, Du wirſt vorgezogen werden! ſagte er. Mir hat man nicht die Hälfte ſoviel geſagt. Er ging zwar wieder zu der ſchönen Wittwe, aber immer Thränen, immer das Bild. Bayard kam fleißig zu der beſtimmten Stunde, und gewann von Tag zu Tag mehr Platz. Der Kapitain blieb immer auf einen Punkt ſtehen. Schon warf die ſchöne Wittwe einige Blicke auf ihren Spiegel. Noch dachte ſie nicht an Putz, aber ſie weinte auch faſt nicht mehr. Sie dehnte immer die Beſuche durch Fragen aus, die lange Antworten erforderten, und welche der Ritter auch nicht mit ſeinem Willen verkürzte. — Erzählen Sie mir, ſagte ſie eines Tages, die Geſchichte vom Jahr 1500, wie Sie in Mayland durch Ludwig gefangen wurden. — „Ich war an der Spitze eines Trupps Franzoſen; wir ſtießen auf Italiener, die uns lebhaft angriffen. Beyde Theile waren ſo erhitzt, daß der eine nicht merkte, daß er wich, und der andre nicht wußte, daß er vorrückte. Wie ſie an die Thore von Mayland kamen, ſo rief mir ein franzöſiſcher Gensd'armes zu: umgewendet! umgewendet! (Tourne homme d'armes, tourne.) Ich, der ich ſiegen wollte, hörte nicht darauf, und rennte in vollem Lauf in die Stadt hinein, nicht anders, als wenn ich ſie allein einnehmen wollte. Soldaten, Pöbel, Weiber, alles fiel über mich her. Ein tapfrer Mann, den ſeine Herzhaftigkeit nicht weit von meinen Streichen ließ, bedeckte mich mit ſeinen Leuten, und nahm mich gefangen. Ludewig hatte dieſes Gefecht aus dem Fenſter geſehn, und ließ mich zu ſich rufen. Wer hat Sie hieher geführet? ſagte er. — Die Begierde, zu ſiegen, Monſeigneur. — Glauben Sie Mayland allein zu erobern? — Nein, aber ich glaubte, daß mir meine Kameraden folgten. — Auch dann hatten Sie Ihrem Endzweck nicht erreicht. — Sie waren klüger, wie ich. Jezt ſind ſie frey, ich bin gefangen. — Wie ſtark iſt die franzöſiſche Armee? — Wir zählen nie unſere Feinde, aber das kann ich Ihnen verſichern, daß ſie aus ausgeſuchten Leuten beſteht, gegen die ſich die Ihrigen nicht halten werden. — Der Erfolg wird Ihnen eine andere Meinung von meinen Truppen geben. Bald ſoll eine Schlacht über mein Recht und ihre Tapferkeit entſcheiden. — Wolte Gott, das geſchähe morgen, und ich wäre frey! — Sie ſind es: ich bewundere Ihre Standhaftigkeit: Fordern Sie von mir, was Sie wollen. — Ich bat um mein Pferd, um meine Waffen, und nahm Abſchied. So endigte ſich mein Abentheuer.“ Bayard ſetzte noch hinzu: „jenesmal war es leicht, mir meine Freyheit wieder zu geben: aber jezt, da ich ſie bey Ihnen verloren habe, iſt es unmöglich.“ —

Bayard war ſeinem Schwur getreu, und der Kapitain wurde von dieſer langen Unterhaltung benachrichtiget. Er ging wieder zu der ſchönen Wittwe, und glaubte viel zu gewinnen, wenn er ſeine Schlachten von Marignan und Ravenne erzählte, aber es war verlohrne Mühe. Was ſie gern von Bayard hörte, hatte keinen Reiz mehr für ſie, wenn von dem Kapitain la Palice die Rede war. Er merkte es. — Auf die Art muß ich mich zurückziehen, ſagte er zu Bayard: Ihnen, Herr Ritter, iſt die Ehre der Eroberung zugedacht; kömmt der Dritte, ſo bin ich Ihr Beyſtand.

Nach und nach gewöhnte ſich die ſchöne Wittwe an Bayard. Was im Anfange Zeitvertreib war, wurde zulezt Bedürfniß. Sie hatte die graue Tracht abgelegt, und von Tag zu Tag vermehrte ſich ihr Puz. Sie wollte wieder am Hofe erſcheinen. Der Gedanke ſchmeichelte ihrer Eitelkeit, daß ſie den Vorzug vor allen haben würde: auch war der Ritter der einzige Mann, der ihre Rückkehr in die Welt verzeihlich machen konnte. Man nannte ſie ſchon am Hofe nicht anders, als die Dame des **Bayard**.

Spanien hatte mit Frankreich einen Stillſtand geſchloſſen. Die Abgeſandten wurden mit der größten Pracht in Paris empfangen. Franz gab Feſte, die gewiß nicht die Idee verminderten, welche die Spanier von ſeiner Pracht hatten. Unter andern zeigte ſich die ſchöne Wittwe in einem Ballette, und trug den Preiß davon. Einer von den ſpaniſchen Herren verliebte ſich in ſie. Serenaden alles war umſonſt. **Don Alonzo** (ſo hieß er) erfuhr, daß dieſes Herz, das unzugänglich ſchien, doch eine ſchwache Seite hätte, durch welche der Ritter **Bayard** eingedrungen wäre. Der große Ruf dieſes Nebenbuhlers ſchreckte ihn nicht ab. Es reizte ſeine Ruhmbegierde, einen Ritter, der ſo furchtbar war, zu bekämpfen und zu beſiegen. Die Begierde, die Ehre ſeines Volkes zu erhalten, kam hinzu. **Bayard** von einem Spanier überwunden war Ruhm für ganz Spanien, und ſo wurde der Ritter zum Zweykampf herausgefordert. Er nahm ihn an. Der Kapitain la **Palice** bekam die Bewachung des Feldes. Ueberall verbreitete ſich die Nachricht von dieſem Zweykampf. Die Spanier wünſchten den Sieg ihres Streiters. Für **Bayard** thaten die Franzoſen Gelübde, und ſo wurde der Zwiſt zweyer Privatleute zum Zwiſt zweyer Völker.

Die ſchöne Wittwe war untröſtlich, daß ſie die unſchuldige Urſache dieſes Zweykampfes ſeyn ſollte. Sie rechnete ſichs für das größte Unglück, in den Augen des **Don Alonzo** ſchön geweſen zu ſeyn. Für den Ritter war dies der glücklichſte Augenblick; unter Thränen und tauſend Seufzern hörte er von der ſchönen Wittwe ein Geſtändniß, welches zu verlangen er nie gewagt hatte. Er trocknete ihre Thränen ab; zum Pfand der Liebe band ſie ihm eines ihrer Strumpfbänder um den Arm, und ſchenkte ihm ihr Gemälde.

müde. Ein Liebesgott deckte darauf einen Flor auf, und wiſchte die Thränen der ſchönen Wittwe mit Roſenblättern ab. Auf beyden Knieen nahm er dies Bild an, und empfahl ſich ihrem Schutz.

Der Kapitain **la Palice** kam ihm entgegen. Man hat mir die Wache des Feldes anvertraut, ſagte er: aber Ihr wißt unſern Vertrag: im Nothfall bin ich Euer Beyſtand, oder wenn Ihr wollet . . ; . aber das geſchieht nicht. Der Kapitain führte den Ritter auf einem ſchönen Pferde mit weiſſem Zeuge zum Kampfplatze. Der Spanier aber wollte zu Fuſſe fechten. **Bayard** nahm es an. Die Schranken waren in der Eile nur von zuſammengelegten Steinen gemacht. An das eine Ende ſtellte ſich der Ritter von verſchiedenen tapferen Kriegern begleitet; **Don Alonzo** war in Geſellſchaft der ſeinigen. Bey dem Eintritt in den Kampfplatz verrichteten beyde ihr Gebet. Der Spanier kniete, **Bayard** warf ſich aber auf den Boden, und küßte die Erde. Beym Aufſtehn machte er das Zeichen des Kreuzes, und ging dann gerade auf ſeinen Feind los. Zuerſt griffen ſie ſich mit dem Degen an. Allein beyde waren zu geſchickt und vermieden die Streiche. Der Ritter, den der Verzug bey dieſer Gattung von Streit ermüdete, nahm den Zeitpunkt in Acht, wo ihm **Don Alonzo** einen Stoß verſetzen wollte, und hob ſeinen Degen in die Höhe; er hielt aber den Arm in der Luft, ohne zu ſtoßen, damit er die Blöße ſeines Gegners benutzen konnte: auch glückte es ihm, und er traf ihn auf die Bruſt. **Don Alonzo**, der tödlich verwundet war, warf ſeinen Degen weg, und faßte den Ritter beym Leibe. Lange Zeit rangen ſie miteinander, bis endlich beyde zur Erde fielen. Der Ritter, der behender war, ſtieß ihm den Dolch ins Geſicht, und rief: Ergebt Euch, aber Ihr ſeyd des Todes. — **Don Alonzo** verſchied. Er hatte gewünſcht, ihn lebendig zu überwinden. Nun aber war ſein erſtes, daß er auf die Knie fiel, und Gott dankte, dann küſste er dreymal die Erde, und ſchleppte den Körper ſeines Feindes aus den Schranken zu ſeinem Beyſtande hin. Hab' ich genug gethan? ſagte er. — Nur zuviel für die Ehre von Spanien, antwortete der Spanier. Nartoy demaſiado. Segnor Bayardo por lo honora de Eſpagna. Sie wiſſen, daß ich mit dem Körper machen kann, was ich will, verſetzte der Ritter, aber ich übergebe ihn Ihnen; und warlich, ich wollte, meiner Ehre unbeſchadet, es wäre nicht ſo ausgefallen. Man führte ihn im Triumph unter dem Schall der Trompeten bis zu dem Kapitain la Palice, wo er vor allen Dingen in die Kirche ging, um Gott zu danken, und dann zu der ſchönen Wittwe eilte. (ou avant que faire autre choſe, le bon Chevalier alla à l'Egliſe, remercier Dieu & puis chemina vers la belle Veuve.) Wer ihre Freude, ihre ungekünſtelte Freude ſchildern wolte, müßte ihre ſchönen Augen, ihre ganze Perſon malen. Alles — ihre Seufzer waren Entzücken. Sie lief hinzu, und in dem Taumel der Freude vergaß ſie ſich. Es ſchien, als ob ſie auf den klopfenden Buſen des tapfern Ritters ruhen wollte. Von dieſem Augenblicke an band die Liebe beyde Herzen mit allen ihren Ketten. Mit jedem Tage, der auf dieſe erſte Trunkenheit folgte, vergrösſerte ſich ihr Glück. Madame de Randan, die von ungeſtümen Liebhabern umgeben war, fürchtete nun die Würkungen ihrer Schönheit. Die Tage des Ritters waren ihr ſo theuer geworden, daß ſie bey den Gedanken eines Zweykampfs, dem er ausgeſetzt ſeyn könnte, zitterte. Sie beſaß ein Schloß zu Ferté. Dieß ſollte der Ort ſeyn, wo ſie ihre Reize vor den Augen der Höflinge verbergen wollte. Sie hatte ihm nichts davon geſagt, weil ihm dieſe Flucht vielleicht nicht angenehm war, doch ſagte ſie ſich ganz ſachte: es kann doch ſeyn, daß er kömmt. Auch reiſete ſie nicht eher, bis das Zimmer des Ritters mit aller Pracht zurecht gemacht war. Eine Sorgfalt, die ihn nachher entzückte.

zäckte. Sie hatte ihre Sänfte kommen laſſen, die mit blauem Atlas und Silber von neuem ausgeſchlagen war, das Zeug ihrer Maulthiere war eben ſo. Zwey Klepper waren für ihr Mädchen und den Pagen beſtimmt, und ein Wagen für das Gepäcke.

Unſre Damen des achtzehnten Jahrhunderts, ſo ſittſam und für ihren Ruf ſo beſorgt, werden ganz gewiß über dieſe Einrichtung der ſchönen Wittwe erſtaunen, welche ein Zimmer in ihrem Schloſſe für einen andern als ihren Mann in Ordnung bringen läßt. Heutzutage ſieht man das freylich nicht, aber ehemals geſchah' es. Die ſchöne Wittwe war ohne Mißtrauen, und das Beyſpiel verführte ſie. Auch waren die Ritter jener Zeit keuſche Liebhaber; auf dem Schoos ihrer Damen ſchliefen ſie züchtiglich ein. Beym Erwachen ſahen ſie um ſich, und nie unterließen ſie auszurufen: honny ſoit qui mal y penſe. Die ſchöne Wittwe war nicht zerſtreut: ihr einziger Gedanke war Bayard, der vorzüglichſte Liebhaber jenes Zeitalters. Eines Tages ſagte er zu ihr: Kommen Sie, mein Engel, empfangen Sie in Gegenwart des Ebenbildes unſers Gottes (ſie ſtanden vor einem Kruzifix) meine Hand, und verlangen Sie noch mehr Schwüre .... Das Wort, Bayard, gilt mehr, antwortete ſie, als der feyerlichſte Schwur; geben Sie mir Ihr Wort. — Er fiel auf ſeine Knie: Bey Ihnen, bey dieſem Degen ſchwöre ich, Ihr Gemahl zu ſeyn. — Ich bin zufrieden, antwortete ſie; laſſen Sie uns Freunde ſeyn, ohne Umſtände, ohne Lärmen. Ich habe verſprochen, nie den Namen des Herrn von Randan zu vertauſchen, mein Verſprechen muß mir heilig ſeyn. — Der Ritter ergrif eine Feder, und ſchrieb ſeinen Schwur und einen Heyratskontrakt. — Wir können ein Kind zeugen, ſagte er; es ſoll wiſſen, daß Bayard ſein Vater war, und mein Name ſoll es vor dem Vorwurf der ganzen Welt ſchützen.

Aber wieder zu der vorgenommenen Abreiſe. Den Tag zuvor mußte es die ſchöne Wittwe ihrem guten Ritter ſagen. „Lieber Herr, ſüßer Freund, ſchrieb ſie ihm, ich reiſe auf mein Schloß zu Ferté. Ich muß es. Am Hofe giebt es ſo viel böſe Zungen. Um alles in der Welt wollte ich nicht, daß Sie um Ihr Liebchen willen zu einem Zweykampf wieder genöthiget wären. Guter Gott! es koſtet mir viel, mich von Ihnen zu trennen.“ (Mon cher Seigneur & doux Ami, nous partons pour mon Chateau de Ferté; le faut bien! A la Cour y a tant de langues ſerpentines. Je ne voudrais pas pour rien au monde que fuſſiez contraint a combat pour l'amour de votre Mie. Bon Dieu! j'ai bien de la violence a vous dire Adieu.)

Bayard antwortete nicht, aber er rief ſeinen Knappen — **Bourdin**, ſagte er, mach meinen Mantelſack zurechte, und reite gerade nach Ferté. — Er ſelbſt ſetzte ſich ſogleich auf ſein Pferd, und kam zu der ſchönen Wittwe, wie ſie eben in ihre Sänfte ſteigen wollte. — Alſo, meine ſchöne Freundin, Sie reiſen, Ihr Freund mag wollen oder nicht. — Iſt es nicht nothwendig, daß wir uns trennen? — Nein, mein Engel, ich gehe mit Ihnen; überall folg' ich Ihnen nach. — Nein, Sie müſſen am Hofe bleiben, Sie ſind da nothwendig, das wiſſen Sie. — Hier redete ſie leiſe, und zitterte. — Sie kennen mich, liebe Freundin, Sie wiſſen, daß ich, entfernt von Ihnen, nicht ruhig ſeyn kann; ſoll ich mitreiſen? — Nein. — Alſo ſchlagen Sie mir es ab? — Nein. — Nu dann, ſo laſſen Sie uns alles dieſes unnütze Streiten bey Seite ſetzen; ich gehe mit? — Nein, lieber Gott! Nein. — Sie erſchrecken mich. Ihre Liebe iſt alſo ſchon verloſchen? — Nein. — Nun ſo reiſe ich mit Ihnen. — Aber ... Nein, es giebt ſo viel bösartige Menſchen; man würde ſchöne Sachen von uns beyden ſagen. — Sie wollen nicht, daß ich reiſe? —

Nein. — Alſo nicht? — Und wer hindert Sie? — Haben Sie es nicht geſagt? — Sie verſtehen mich nicht, ich will, aber die Welt — — Endlich ſahe er, daß die Liebe über die Vernunft ſiegte. Er nahm ſie in ſeine Arme, und ſetzte ſie in die Sänfte. Schon machten die Glocken der Maulthiere die Nachbarſchaft rege. Vorweg trottirte ein kleiner artiger Page, nebenher Dariolette auf einem weiſſen Klepper. Drauf kam der Wagen, und dann die prächtige Sänfte, die ganz ſachte vorrückte. Nun folgte der Ritter, der auf ſeinem ſchönen Streithengſte nebenher ritte. So kamen ſie zu Ferté an. Hier erwarteten ſie jeden Tag neue Feſte. Die alten verabſchiedeten Soldaten, die Haufen Franzoſen und Schweitzer, die hie und da lagen, kamen, um den Ritter mit kriegeriſchen Spielen zu unterhalten. Die Bäuerinnen von Ferté gaben der ſchönen Wittwe ſanftere Schauſpiele, ländliche Tänze und Kränze von Blumen.

Beyde waren glücklich. Die Tage, die immer in der Stadt ſo lang ſind, waren ihnen auf dem Lande kurz. Bayard erzählte ihr alle ſeine Feldzüge; eine Unterhaltung, an der die Damen damals viel Geſchmack fanden. Zuweilen las er ihr Fabeln und Metamorphoſen des Ovids, und manchmal hörte ſie auch aus übertriebener Gefälligkeit einige Kapitel aus dem Amadis mit an, der Zeit ein verderbliches Buch, das der Religion und den Sitten geſchadet hatte. *) Ueberhaupt war die ſchöne Wittwe noch voll von dem Vorurtheile, das die Damen zu einer gänzlichen Unwiſſenheit verdammte. Immer wiederholte ſie das alte ſpaniſche Sprichwort: Una mula que traza hin, y de una hija que habla latin, libera nos domine. Aber ſie war eine liebenswürdige Unwiſſende, und dem Ritter

---

*) Man kann Brantôme über das Urtheil nachleſen, das man vom Amadis fällte. Durch ihn gewann Luthers Reformation den Zugang in Frankreich; die Verderbniß der Sitten verbreitete ſich bis in die Klöſter.

um ſo theurer. Auch gab das Leſen nicht den angenehmſten ihrer Zeitvertreibe. Sie hatten eine Tochter von ungefähr drey Jahren. Man mußte den Ritter ſehen, wie er gleich dem Hektor ſeinen Helm abthat, wenn er dieſes Kind in ſeine Arme nahm, das ſich vor den ſchwarzen Federbuſch fürchtete. Er ſaß an der Erde bey ihm, und bauete auf dem Schooß der ſchönen Wittwe Kartenhäuſer. Heutzutage erröthen wir darüber, und nennen das Kinderſpiele, was doch in uns ſo ſanfte Empfindungen rege macht. Ein Kaiſer wurde einſtmals von Geſandten bey dieſer Beſchäftigung überraſcht. „Ehe ſie von mir urtheilen, ſagte er, warten Sie erſt, bis ſie Vater ſind.“ Bayard ritte auf einem Steckenpferd, um ein dreyjähriges Kind zu beluſtigen, das lachend und mit ſchwachen, wankenden Schritten hinter ihm her lief. Der Kapitain la Palice traf ihn eben an, wie er auf die Art herumſprang. Er wollte ihn zum Streit abholen. Es überraſchte ihn zwar nicht, denn man war damals der Natur noch näher, aber er errieth doch das ganze Geheimniß. — „Lieber Ritter, ſagte er, das iſt alſo Deine Tochter? Das hübſche Kind!“ — Er hob ſie in die Höhe, und drückte ſie an ſeine Bruſt. Bayard erröthete. — Ich wünſche Dir Glück; führe mich zur ſchönen Wittwe, ich muß Deine Frau begrüßen. — Oeffentlich bin ich nicht ihr Mann. — O, ich verſtehe es. Aber das thut nichts, ſie bleibt mir immer verehrungswürdig; und glaubſt du es, ſie iſt noch immer meinem Herzen theuer. — So iſt es nicht, wie Ihr glaubt, Kapitain; ein ſchriftlicher Kontrakt, ein Eid hat mich mit ihr verbunden, und ſie iſt vor Gott, vor meinem Gewiſſen meine Frau. Ich habe mein Wort gegeben, und Ihr wiſſet, ob ich es je gebrochen habe. — Nun ſo laßt ſie mich ſehen, und ihre ſchönen Hände küſſen. Bey Gott, wenn Ihr ſtürbet, und ſie wollte mich, der Kapitain la Palice würde ihr Mann. — Die ſchöne Wittwe erwartete freylich kein Kompliment der Gattung, aber ihre Röthe verſchwand bald! Der Kapitain war ſo offenherzig, ſo warm. — Sie nehmen mir ihn, um ihn nach la Breſſe zu führen, ſagte ſie: der Wille des Königes geſchehe! — Von ihren Händen wurde das Feldgeräthe zurecht gemacht, und Bourdin, der treue Bourdin bekam Salben für alle Arten von Verwundungen, und Vorſchriften zu geheimnißvollen Verbänden. Der Ritter reiſete ab, und wir übergehen den Abſchied. La Breſſe wurde mit einer Wuth geplündert, die ohne Beiſpiel iſt. Bey dem Anfange des Gefechtes bekam er eine Wunde, und man trug ihn in ein Haus, das Leute von Stande bewohnten. Er tröſtete ſie, und dazu trug eine Schildwache nicht wenig bey, die er vor die Thüre ſezte, und welche er für ihren Antheil an der Beute durch ein Geſchenk von 500 Rthlr. entſchädigte. Eine ungeduldige Hitze, nicht ſeine Geneſung, die noch unvollkommen war, trieb ihn zur Armee. Die Frau vom Hauſe warf ſich zu ſeinen Füſſen: — Nach den Rechten des Krieges, ſagte ſie, waren Sie Herr unſerer Güter, unſeres Lebens, und Sie retteten uns. Wir hoffen von Ihrer edeln Denkungsart, daß Sie uns jezt nicht mit Härte begegnen, und ein Geſchenk, das mehr unſern Umſtänden als unſerer Dankbarkeit angemeſſen iſt, verſchmähen werden. — Zu gleicher Zeit gab ſie ihm eine goldene Doſe, die mit Dukaten angefüllt war. Bayard ſahe ſie lächelnd an, und fragte, wie viel darin wäre? — Zweytauſend fünfhundert, antwortete ſie, aber wenn Sie nicht zufrieden ſind, ſo wollen wir alle unſere Kräfte anſtrengen, um mehrere aufzubringen. — Nein, Madame, ich verlange kein Geld: Ihre Sorgfalt, die Sie für mich gehabt haben, überſteigt alle Dienſte, die ich Ihnen leiſten kann. Ich bitte um Ihre Freundſchaft, und nehmen Sie meine an. — Dieſes ſo ſeltne Betragen

gen würkte mehr Erſtaunen als Freude bey der guten Frau. Von neuem warf ſie ſich zu ſeinen Füſſen, und verſicherte ihn, daß ſie nicht eher aufſtehen würde, bis er dieſes Zeichen ihres Dankes angenommen hätte. Da Sie es wollen, verſezte der Ritter, ſo ſchlage ich es Ihnen nicht ab, aber könnte ich nicht die Ehre haben, Ihre Töchter zu ſehen? — — So wie Sie kamen, dankte er ihnen für die Aufmerkſamkeit, mit der ſie ihm gewartet und unterhalten hatten. — Gerne wollte ich Ihnen meine Erkenntlichkeit bezeigen, aber Leute von meinem Stande haben ſelten etwas, das ſich für Ihr Geſchlecht ſchickt. Ihre gute Mutter hat mir da ein Geſchenk von zweytauſend fünfhundert Dukaten gemacht. Nehmen Sie jede tauſend zum Heirathsguthe und fünfhundert gebe ich den Geiſtlichen dieſer Stadt, die geplündert worden ſind, und bitte Sie, ſolche auszutheilen. —

So wuſte er die Schrecken des Krieges zu mindern. Aber unterdeß er ſeinem Vaterlande Ehre machte, und ſein Blut für den Staat vergoß, erwartete ihn ſchmerzlicher Verdruß am Hofe. Günſtlinge, die in einem ſchändlichen Müſſiggange zurückgeblieben waren, und die nach ihren Einfällen und Ruf den tapferſten Ritter und Schönen, ſchmälerten oder vergröſſerten, ſchonten auch der ſchönen Wittwe nicht. **Franz der Erſte** legte ihnen zwar Stillſchweigen auf, aber er glaubte doch mehr von der Sache, als er ſollte. Schönheit liebte er, und man rühmte ihm die ſchöne Wittwe ſo ſehr, daß er ſie wenigſtens ſehen wollte. Als ein liebenswürdiger Prinz, der ſchön, galant und König war, durfte er ſich mit Hofnungen ſchmeicheln, aber er ſchrieb doch vorher an ſie, um ſie zu ſeinem Beſuch vorzubereiten, und um ihre Erlaubniß zu bitten. Ich werde als Jäger kommen mit **la Tremoille** und **Guiſe**. — Der König kam nach Fertk. Die ſchöne Wittwe erwartete ihn vor dem Schloſſe. Der artige Franz der Erſte nahm ſeinen Hut ab, ſo wie er ſie ſahe, und ſagte zu Tremoille und Guiſe. — Sehen ſie da die Dame. — Wie er näher kam, zog er den Handſchu aus, küſſte ihr die Hand und führte ſie ins Schloß. La Tremoille und Guiſe entfernten ſich unter einen lange ausgeſonnenen Vorwand, und Franz der Erſte, der nun mit der ſchönen Wittwe alleine war, ſuchte zu gefallen. Er beſaß die Kunſt, ſich ſo herunterzulaſſen, daß man den Monarchen ganz vergaß, aber hier fand er einen Widerſtand, der mit ſeinen Reizen und ſeinen Angriffen in Verhältniß ſtand. Er fiel zu den Füſſen der ſchönen Wittwe nieder, und nun fing ſie an zu weinen. „Sie müſſen mich ſehr verachten, Sire, daß „Sie eine ſolche Stellung annehmen. Haben Sie ver„geſſen, daß ich die Wittwe des Herrn von Randan „bin, der Ihnen ſo viele Dienſte geleiſtet hat?“ Der König, dem dieſe unerwartete Frage wehe that, vergaß auf einen Augenblick die Ehrfurcht, die er für die Dame hatte. — Aber Sie, Madame, ſagte er, denken Sie noch an den Herrn von Randan? — Dies trieb der ſchönen Wittwe das Blut in's Geſicht. — Ach, Sire, was hat man Ihnen geſagt? — Franz, der ſeine Unvorſichtigkeit ſchon bereute, ſagte, auf den Knien, und ſo ſanft wie möglich: Man hat mir nie etwas anders geſagt, als daß Sie eben ſo verehrungswürdig als ſchön ſind. — Das iſt es nicht, Sire, ganz anderen Erzählungen habe ich die Ehre Ihres Beſuches zu verdanken. Man hat Ihnen geſchmeichelt, man hat Sie betrogen. Ich habe den Herrn von Randan vergeſſen, aber der Ritter Banard iſt ihm gefolgt. — Sie öfnete ein Käſtgen und holte den Heiratskontrakt von des Ritters eigner Hand geſchrieben. Der König las. — Wenigſtens wollten Sie die Gemalin des **Bayard** nicht verführen? ich ſchmeichele mir mit dem Gedanken. — Nein, Madame, bey Ritterehre (foi de gentilhomme). Ich laſſe Ihnen Gerechtigkeit widerfahren (honneur vous ſoit rendu) man hat mich betrogen. Aber unglücklich iſt der, der es wieder wagt, Sie anzugreifen, und glauben Sie es, **Bayard** wird immer einen Beyſtand (ſecond) an mir haben, wenn die Ehre der ſchönen Wittwe zu vertheidigen iſt. Aber meine ſchöne Dame, wollen Sie nicht öffentlich den Namen des **Bayard** führen? Ja, Sire, nunmehro will ich es thun: alle Gründe, die mich davon abhielten, ſind gehoben. In Zukunft will ich mich keinem erniedrigenden Verdacht ausſetzen, und ich erwarte nur die Zurückkunft des Ritters. — Madame, ich will ihn kommen laſſen: ich wünſchte die tugendhafte Gemalin des **Bayard** am Hofe zu ſehen. — **La Tremoille** und **Guiſe** waren zurückgekommen, der König ſchwang ſich auf ſein Pferd, und in Gegenwart der ſchönen Wittwe ſagte er zu ſeinen Günſtlingen: — Meine Herren, ich habe die Gemalin des **Bayard** unterhalten: honny ſoit qui mal y penſe. —

Bayard war nun wieder zur Armee des **Bonnivet** gekommen, den Fehler ohne Zahl genöthigt hatten, die Blokade von Mayland zu formiren und auch wieder aufzuheben. Er hatte ſich darauf in Biagraſſa verſchanzt, aber es wurde erobert und ihm dadurch die Gemeinſchaft mit Piemont abgeſchnitten. Nun war er in dem Novareziſchen eingeſchloſſen, ein Land, das ganz ruiniret war. Die Schweizer und Graubinder wollten ſich nicht mit ihn vereinigen, und er muſte darauf denken, den Reſt ſeiner Armee nach Frankreich zu führen. Mit was für Schwürigkeiten dieſer Entſchluß auch verknüpft war, ſo hätte er doch vielleicht glücken können, wenn nicht die Wachſamkeit oder vielleicht der Haß des **Connetable** von Bourbon alles verſtiert hätte. Schon lange hatte er den Verbundenen geſagt, daß ſie mit der äußerſten Geſchwindigkeit die Fehler des franzöſiſchen Generals benutzen müßten, damit die erfahrnen Offiziere der franzöſiſchen Armee ſolche nicht etwa verbeſſerten, wenn man ihnen die Zeit dazu ließe. Die leichten Truppen eilten und griffen die Gendarmerie des **Bonnivet** an, wie die Infanterie über eine Brücke, die man geſchlagen hatte, defiliren wollte. **Bonnivet** hatte die Arriergarde, und er hielte ſich einige Zeit; allein eine Verwundung nöthigte ihn jenſeits der Brücke Sicherheit zu ſuchen, und den **Bayard** die Führung der Armee zu übergeben. „Wollte Gott! ſagte der brave Ritter, Sie hätten „mir dieſen Ehrenpoſten unter günſtigern Umſtänden an„vertraut. Aber es gehe auch wie es wolle, ſo ſoll ſo lan„ge ich lebe dem Feinde nichts in die Hände fallen, das ich „nicht ehrlich vertheidiget hätte."

Die Gendarmerie opferte ſich für die übrige Armee auf, und öfnete ihr durch Wunderwerke von Muth und Kühnheit einen Weg: ſowohl Gendarmerie als Infanterie wurden gerettet, ihm aber koſtete es das Leben. Er war durch einen Muſketenſchus (die man zum erſtenmale in dieſem Gefechte brauchte) tödlich verwundet worden. Nachdem man ihn von dem Pferde gehoben und mit dem Geſichte gegen die Feinde unter einen Baum geſezt hatte, beichtete er aus Demuth ſeinem Knappen **Bourdin**, und erwartete die Augen auf das Kreuz ſeines Degengefäſſes *) gerichtet, ſein Schickſal.

Auch die ſchöne Wittwe vergaß er nicht: er diktirte **Bourdin** einen Brief, in dem ſeine zärtliche und rittermäßige Seele lebte. „Führen Sie hinführo, ſchrieb er, „führen Sie den Namen des **Bayard**, und ehren Sie ſo

---

*) Regardant la croix de ſon epée.

„das Andenken eines guten Ritters, der Sie ſo lange „liebte als er lebte, immer ohne Furcht und Vorwurf „vom Ruhm, von dem König und von ſeiner Dame war.“ Der Connetable, der die Flüchtlinge verfolgte, kam bey ihm vorüber, und wurde von ſeinem Schickſale gerührt. — Ich bin nicht zu beklagen, Connetable, ſagte dieſer tapfere Mann, ich ſterbe in meiner Pflicht. Aber mit Ihnen muß ich Mitleiden haben: Sie ſind gegen Ihr Vaterland, den König, Ihre Freunde, Ihren Eid, Ihre Ehre und Ihren Vortheil gewafnet. — In dieſem Augenblicke kam ein Page des Königes an, und brachte den Brief, worinnen ihn Franz I. einlud, an den Hof zu kommen, und ſich da mit der ſchönen Wittwe zu verbinden; dann könnte er wieder zur Armee zurückkehren. In Rückſicht dieſer Heirath ertheilte er ihm das Gouvernement von Bourgogne. — Mit einer Hand, die er kaum bewegen konnte, ſchrieb' er: Ach! beſter Herr, wie ſehr dank' ich Ihnen, und wie ſehr verdienen Sie die Liebe, die ich für Sie habe. Gerne würde ich ſterben, wenn ich nur nicht die ſchöne Wittwe dem Schmerz überlaſſen müßte; Unten darunter ſetzte er: ich heirathe Madame de Randan und ſterbe.“ — Bringe dieſen Brief der ſchönen Wittwe, ſagte er zu **Bourdin**, des Königs Name und meiner ſind zwey gültige Zeugen unſerer Ehe. —

Peſcaire, der der bitterſte Feind der Franzoſen, aber doch ganz von **Bayard** eingenommen war, hörte, daß er verwundet ſey, und eilte ſogleich zu ihm. — Monſieur de **Bayard**, ſagte er, ich wünſchte weiter nichts, als daß Sie mein Gefangener und friſch und geſund wären, damit ich Sie durch mein Betragen überzeugen könnte, wie hoch ich Ihre Tapferkeit und Klugheit ſchätze; da aber kein Mittel für den Tod iſt, ſo bitte ich Gott, daß er Ihre ſchöne Seele zu ſich nehmen wolle, und das wird er gewiß thun, wie ich hoffe. —

Er ſetzte eine Wache bey ihm, die ihn unter Lebensſtrafe beſchützen und nicht eher als nach ſeinem Tode verlaſſen ſollte. Man ſchlug ein Zelt für ihn auf, und während er ſein Ende erwartete, kam Herr **d'Alegro Prevot** von Paris. Er bat ſelbigen, daß er ihn dem Könige empfehlen möchte; es ſey ihm ſehr leid, daß er demſelben nicht länger dienen könnte, ſagte er, auch ſolle er ihn allen Prinzen von Frankreich, allen ſeinen Gefährden (**Meſſieurs les Compagnons**) und allen Edelleuten des Königreiches, die er ſähe, gleichfalls empfehlen. Von Zeit zu Zeit wendete er ſich zu **Bourdin**, nennte den Namen der Madame de **Randan**, und ſetzte hinzu: Sag' ihr, daß ſie deſſen gedenke, der ſie ſo ſehr geliebt hat, und noch liebt. — Endlich ſtarb er, und das Gerüchte von ſeinem Tode beſtürzte das ganze Lager. Gensd'armes, Offiziers und Soldaten verſammelten ſich, und alle beklagten nur ihn. Die Soldaten rieſen mit Thränen: wir haben unſeren Vater verloren. — Die Offiziers ſagten: er war unſer Freund. — Einige: er war unſer Wohlthäter, — und **Peſcaire**, wir haben einen groſſen Mann und die Franzoſen den größten Feldherrn verloren. Die Soldaten wollten ihn noch einmal ſehen. Sie trugen ihre Offiziers mit fort, und lieſſen ſich zu Kriegsgefangenen machen, um dieſen Troſt zu haben. Seinen Körper nahmen die Spanier, und nachdem er balſamiret worden war, erwieſen ſie ihm alle die kriegeriſche Ehrenbezeugungen, die ſie ihm ſchuldig waren. Die Franzoſen verlangten ihn aber, und Peſcaire gab ihn zurück, damit er nach Grenoble, ſeinem Geburtsorte, gebracht werden könnte. Auf Befehl des Herzogs von Savoyen erhielt die Leiche alle die Ehrenbezeigungen, die einem Fürſten gehören, und der ganze Adel begleitete ihn bis auf die Gränzen. Hier empfingen ihn die Einwohner des Delphinats, und führten ihn unter Seufzen und Thränen in die Hauptſtadt. Man errichtete ihm ein Grabmal ohne Zierrath, ohne Inſchrift, das ganz ſeiner Beſcheidenheit angemeſſen, aber merkwürdig genug durch die Worte war: **Hier liegt Bayard!**

* * *

Bayard ſtarb wie ſeine Väter. Sein Ur-Urgroßvater wurde unter **Philipp von Valois** in der Schlacht von Crecy getödtet; ſein Urgroßvater unter dem König **Johann** bey **Poitiers**; ſein Großvater bey **Azincourt** unter **Karl VI.**, und ſein Vater bey Mont l'Heri unter **Ludewig XI.** Niemand iſt von dieſem berühmten Geſchlechte übrig.

Sein Tod und die Niederlage der Armee des **Bonnivet** erweiterten die Abſichten der Verbundenen, und ſchon ahndete man das Unglück, daß dieſer über Frankreich bringen würde. Hätte **Bayard** gelebt, ſo würde **Bonnivet** ſeine Macht bey **Pavia** nicht haben theilen dürfen, dadurch die Schlacht verloren ging, und **Franz I.** gefangen wurde. **Bonnivet** war zu brav, um dieſen Verluſt zu überleben; er gab ſich jedem Streiche blos, und ſtarb.

Bayard war von mittlerer Größe, ſehr ſchön, aber etwas mager, und zu allen Dingen und anſtändigen Leibesübungen geſchickt. Der Grund aller ſeiner Handlungen lag in ſeiner edlen empfindſamen und freyen Seele. Er that Gutes, nicht aus Nachahmung, und ſagte nie etwas ohne Ueberzeugung. Er war ſanft, offenherzig, und ohne Eigennutz in einer Zeit, wo Plündern erlaubt und bey allen Schlachten und Eroberungen gewöhnlich war. Das allgemeine Zutrauen und Hochachtung war er nicht ſeinem Range ſchuldig, und nie bewarb er ſich um die Gunſt des Hofes, der ſeine Verdienſte kannte, aber nicht belohnte. Ohne Patente hatte er mehr Anſehen, als die erſten Feldherren ſeiner Zeit. Man ahmte ihn nach, aber beneidete ihn nicht, auch waren die Generale, die ſonſt ſo eiferſüchtig über die Verdienſte ihrer Untergebnen ſind, es über ihm nicht, ob ſie gleich wuſten, daß man alles ſeiner Tapferkeit und ſeiner Klugheit beymaß. Bey allen Vorfällen, die der franzöſiſchen Armee nachtheilig waren, erwarb er ſich Ruhm. Nach der Schlacht von Guyenne im Jahre 1513 flohen die Franzoſen ohne zu fechten. Er allein mit einigen, die eben ſo tapfer waren, hielt den Angrif verſchiedener anſehnlicher Partheyen aus. Nie muß man die Waffen ergreifen, ſagte er, als für die gute Sache; nicht für Rache oder Grauſamkeit. Die Geſchichte macht ihm nicht den geringſten Vorwurf, und giebt ihm das Zeugniß, daß er, bey Ehre und Redlichkeit, die gröſte Tapferkeit und ausgezeichnete militäriſche Verdienſte beſaß.

G — h.

VIII.

Romane.

Amalia,

eine engliſche Anekdote, nach d'Arnaud.

Man kann dem Eifer, mit dem ſich unſere Moraliſten den Leidenſchaften mit Nachdruck entgegenſetzen, den Beifall nicht verſagen; allein demungeachtet wird niemand daran zweifeln, daß nicht ihre erſchreckliche Folgen in treffenden Beiſpielen dem Auge gleichſam ſichtbar dargeſtellt weit mehr ausrichten ſollten, als alle die Deklamationen, an denen ſich der Verſtand ſo gern ergötzt. Die

Geſchichte der Amalia iſt vielleicht das lehrreichſte Gemälde dieſer Art, das man jungen Leuten vorſtellen kann. Ganz England ertönet noch von dieſer traurigen Begebenheit; die Unglückliche iſt allen gegenwärtig; kaum iſt ihre Aſche erkaltet; es iſt kein Zweifel, daß eine jede andere Stadt für ſie eben ſo viel Thränen vergieſſen werde, als London.

Dieſe junge Dame, der immerwährende Gegenſtand des Mitleids, verdankte ihr Daſeyn rechtſchaffenen Eltern, die einzig und allein darauf dachten, ihr Beweiſe ihrer Zärtlichkeit zu geben; man ſprach von nichts lieber, als von ihrer Zunahme in allen denjenigen Dingen, worinn ſie von den beſten Lehrmeiſtern Unterricht empfing. Sie hatte ſich ſchon unzählige Kenntniſſe erworben, aber ſelten läßt ſich das Herz von dem Verſtand leiten. Bey vortreflichen Eigenſchaften beſaß Amalia eine, deren Mißbrauch faſt immer ihrem Geſchlecht Unglück und öfter gar den Untergang verurſacht hat. Ihre Empfindſamkeit zeigte ſich bey der geringſten Gelegenheit, und bey einer ſolchen Anlage regt ſich die Liebe am erſten. Die Frauenzimmer haben das Unglück, daß ſie ihre Neigungen nicht leicht bezwingen können; das war auch die Schlinge, in welcher die allzuzärtliche Amalia gefangen wurde. Ein junger Edelmann aus der Nachbarſchaft, Karl Dolſey, ohne ſonderliches Vermögen, kam in ihr Haus, wurde mit Güte aufgenommen, er gefiel den Eltern, und noch mehr der unvorſichtigen Miß; ſie überließ ſich ohne alle Zurückhaltung einem Eindruck, der ihr bisher noch unbekannt war: noch niemals hatte ſie ein ſolches Entzücken empfunden. Die Beſuche des Dolſey waren häufig. Widriges Verhängniß, das den Eltern nicht erlaubte, die Augen über die ſchlimme Folgen dieſer Zuſammenkünfte und Verbindungen früher zu öfnen, denen ſie ſich hernach wiederſetzen müſſen, und die ſie oft nicht mehr trennen können. Einſt, als

Amalia Dolſey'n erwartete, hörte ſie unvermuthet einen Lärm; ſie vernahm, daß ein Jäger von einem andern aus Unvorſichtigkeit einen Schuß bekommen, und daß man ihn in den Schloßhof gebracht habe; ſogleich überließ ſich ihr Herz den Bewegungen der Empfindung, die es beſeelte, ſie trieben Amalien zu dem Verwundeten; ſie eilt ihm zu Hülfe; ach! welche Erſchütterung fühlt ſie, da ſie Dolſey mit Blut bedeckt und ohnmächtig in einem Tragſeſſel bringen ſieht: Nicht Mitleid war's; es war die Liebe, die Liebe in all' ihrer Stärke, die ſich der Seele der unglücklichen Miß bemeiſterte; Sie ſtürzte auf Dolſey hin: — „Sollte er ſein Leben eingebüßt haben? er wäre nicht mehr?“ (Man ſagt ihr, er ſey nicht tödtlich verwundet.) „Und — — wo iſt ſeine Wunde? ſagt, antwortet — iſt er in Gefahr? — Ach! wenn er ſtürbe!“ Sie ſah, ſie hörte ihre Eltern nicht, die ſie weggehen hieſſen. Man ſchafte ſie endlich mit Gewalt fort, und brachte ſie in ihr Zimmer; ſicher war ſie dem Tode näher, als Sir Karl. Ihre erſte wiederkehrende Blicke ſuchten ihn; ihr erſtes Wort war die Frage: wie befindet er ſich? Dieſe Wunde — iſt ſie würklich nicht gefährlich? Man beruhigt ſie; man wiederholt es ihr, daß ſie wegen Dolſey unbeſorgt ſeyn ſolle; daß er noch da ſey, daß man die gröſte Sorgfalt für ihn tragen werde. — „Man kann nicht genug für ihn ſorgen! — Sir Karl iſt ſo rechtſchaffen, ſo einnehmend! O! warum kann ich nicht ſelbſt — — ich zweifle — nein, man wird nicht die nöthige Sorgfalt anwenden. — Endlich verwieß man ihr ihre unanſtändige Beſorgniß, man ſtellte ihr vor, es laufe wieder den Wohlſtand. — „Der Wohlſtand! ſollt' es der Wohlſtand verbieten, daß man ſich um einen Sterbenden bekümmert? War nicht Menſchenliebe die erſte Lehre, die man mir gab? Sein

Zuſtand iſt gewiß rührend.“ Man antwortete ihr nur kurz: man unterſage ihr für immer ſolche Ausbrüche eines unbedachtſamen Mitleids; es ſtreite wider Tugend und Ehrbarkeit, ihre Empfindung ſo lebhaft zu äuſſern.

Als Amalia allein war; ſo dachte ſie darüber nach; — Wie! der Wohlſtand will, daß man grauſam ſey! was iſt nun die Tugend? Ich darf keinen ſo wackern, keinen ſo liebenswürdigen Jüngling bedauren; ich ſoll ihm nicht mein Mitleiden ſchenken; ich ſoll es nicht laut ausbrechen laſſen! Ihr Eltern — — Man beſchuldigt euch wohl mit Recht der Tyranney: keiner unſerer Neigungen entgeht eurem Tadel, eurem Zwang, eurer Gewalt. Verlangt man nicht, ich ſollte mich gegen Sir Karls Zuſtand gleichgültig betragen? Ha! niemals, niemals werde ich ſo grauſam ſeyn. Wollte ich auch gleich — — ſo würde ich mir doch kein ſo unnützliches Geſetz auflegen können — — ich bin mit Dolſey verwundet, ich leide mit ihm. Es iſt wahr, es iſt wahr, mein Gefühl — ward noch nie bis zu der Ausſchweifung gerührt. — Was mag das ſeyn, was ich jetzt fühle?

Indem trat ihre geweſene Kinderwärterin herein, und fand ſie mit Thränen benetzt: — „Himmel! meine liebe Miß! woher dieſer Schmerz?“ — Sara, was ſagt man von ſeiner Wunde — — haſt Du ſie geſehen? — darf er hoffen? — — Von wem reden Sie? — Kannſt Du noch fragen? von Sir Karl. — Sie erzählt, was vorgegangen, das Opfer, das man von ihr verlangt; beklagt ſich mit Bitterkeit über die Strenge, mit der man ihr im Haus begegne. Sara verſucht ihr die Augen zu öfnen: Ach! Miß, hüten Sie ſich, über die weiſe Vorſorge Ihrer Eltern zu klagen; Sie können es ſich ſelbſt nicht verbergen, wie lieb Sie ihnen ſind, und ſie geben Ihnen einen überzeugenden

Beweiß ihrer Zärtlichkeit; ſie wollen Sie vor einem groſſen Unglück bewahren. Sie wiſſen, daß ein Frauenzimmer, wie Sie ſind, ſich ohne Wiſſen ihrer Eltern mit niemand verbinden darf. Kennen Sie die Neigung für Sir Karl, die Sie gegenwärtig völlig beherrſcht? Miß, es iſt die Liebe — — „Liebe! — ich liebte.“ — Ja, meine liebe Tochter, meine langwierige Freundſchaft erlaubt mir, Miß, Sie alſo zu nennen; Sie lieben **Dolſey**, Sie lieben ihn mit Heftigkeit und Sie ſtehen im Begrif, ſich Verdrüßlichkeiten zuzuziehen. — „Nein, Sara, das iſt nicht Liebe, und geſetzt — — Ich danke Dir für Deinen Rath, ich will ihm folgen. Die Urheber meines Lebens werden ſich nicht über Amalien beklagen dürfen. — Wie! ich liebte Sir Karl'n!“

Dies bedaurenswürdige Opfer ſeiner Leidenſchaft, (denn es war die heftigſte Flamme, die Amalien verzehrte,) konnte ſich von der Verwunderung nicht losmachen, in der es Sara verlaſſen. Amalien, in einem Augenblick von der dunkelen Nacht befreyt, berührte ein Lichtſtrahl, der bis in ihr Herz gedrungen, welcher ſie ſehen läßt, wie ſehr ſie ſich in Anſehung der Neigung betrogen, die ſich ihrer ganz bemächtigt hat. Ha! rief ſie aus, es iſt nicht mehr zu zweifeln, das Erbarmen, das Mitleiden, die Weichherzigkeit — iſt Liebe, die heiſſeſte, die unglücklichſte Liebe. Ich liebe, ich liebe Sir Karl'n; beleidige meine Eltern, vergeſſe Pflicht und Ehre. Ich habe dieſe Neigung offenbahrt — die mir das Leben koſten wird. **Dolſey** wird ſie entdeckt haben und ich muß erröthen — ich die Schamröthe kennen lernen, ich, die ich bisher vollkommen der Tugend und meinen Angehörigen gehorchte, indem nur ihr Wille mich leitete. O! ich werde ſie beſiegen, ich werde ſie vertilgen dieſe Regung — — und wenn mich **Dolſey** liebte, — und wenn er mich lieben würde —

noch einmal, verſchenkt man denn ſein Herz ohne ſeiner Eltern Willen? ſind ſie nicht unſere Gebieter? Ach Dolſey, du biſt mein Gebieter, mein unumſchränkter Beherrſcher, der mir meine Ruhe geraubt, meine glückliche Freiheit, die Liebe meiner ſelbſt! — Blinde Amalia, was wird dein Schickſal ſeyn?

Ach! ihr Schickſal war entſchieden; es ſollte ein Beiſpiel des daurendſten und fürchterlichſten Unglücks ſeyn. Doch verſuchte ſie noch, ſich ſelbſt zu bekämpfen, eine Leidenſchaft zu beſiegen, die mit jedem Augenblick heftiger wurde. Sie hatte den Entſchluß gefaßt, ſich nicht mehr nach Sir Karl'n zu erkundigen, und augenblicklich kehrte ſie wieder zu der Thüre ſeines Zimmers zurück, um zu erfahren, wie es um ſeine Geneſung ſtehe.

Nachdem Sir Karl wiederhergeſtellt war, ſo ſchickte er ſich nunmehr zur Rückkehr zu ſeinen Verwandten an, die in einiger Entfernung weniger Meilen von Amalien wohnten. Dolſey bezeugte ſein Bedauern über die Trennung von ſeinem Wohlthäter, er erſchöpfte ſich in den Ausdrücken ſeiner lebhaften Erkenntlichkeit, aber mit welchem Entzücken, mit welchem Feuer redete er die junge Miß an! — Sie iſt nicht der Sterblichen eine, ſie iſt ein Engel der Güte, des Wohlwollens, eine Gottheit — der er ſein Leben verdankt. Amalia wurde bald roth, bald blaß, ſie konnte nur einige Worte ſtammeln, die auf ihren Lippen erſtarben.

Der Tag erſchien, an welchem Sir Karl von ſeinen Freunden Abſchied nahm; er verweilte noch einige Augenblicke in einer Laube; das Ungefähr, nein, das Verhängniß war's, denn es ereignen ſich Zufälle, wobey der aufgeklärteſte Verſtand in Verſuchung geräth, daran zu glauben; der die unglückliche Amalia auch dahin brachte. Man wird nicht fragen, mit was für dieſen Betrachtungen ſie ſich beſchäftigte. Sir Karl's Ab-

reiſe

weiſe erfüllte ihre ganze Seele. Sie wurd' ihn gewahr, er hatte ſich niedergeſetzt und vergoß Thränen. — „Sie weinen, Sir Karl?“ — Ach, Miß, ich ſah' Sie nicht — Ja, ich überlaſſe mich einem gerechten Schmerz; ich befand mich — im Schoos Ihrer Familie — alle Tage — meine Augen — eine Wunde. — Was, Sie wären nicht geheilt? — Ach! Miß! es iſt nicht die, die Sie meynen. Ich fühle eine weit heftigere, eine grauſamere — die ſich nie ſchlieſſen wird, nein, niemals. — Miß! es iſt mir unmöglich, länger ein Geheimniß zu verbergen, das Sie ſchon lange ſollten entdeckt haben. (Er fällt Amalia zu Füſſen.) Anbetungswürdige **Amalia**, verſchmähen Sie mich nicht, mich vor Ihnen auf den Knieen zu ſehen, ich unterſtehe mich — Sie zu lieben, Sie anzubeten, es Ihnen zu ſagen; ich brenne, ich ſterbe vor zärtlicher, heftiger Liebe gegen Sie. — Fliehen Sie mich nicht, hören Sie mich — „Sir **Karl**, was für ein Geſtändniß iſt Ihnen entfahren?“ — Das ich für mich ſelbſt verſchweigen wollte. — Sie ſind reicher als ich, aber meine Geburt, mein Herz, mein Herz wird einigen Werth in den Augen Ihrer Eltern haben — wenn Sie mich liebten; ſo würden jene meine Wünſche gewiß genehmigen.

Amalia hatte vergeſſen, was ſie ſich ſelbſt ſchuldig war. Sie blieb, anſtatt ſich von ihrer Schwachheit loszureiſſen; Sie gab **Dolſey** Gehör; Sie that noch mehr; Sie konnte nicht verbergen, daß ſie ein eben ſo heftiges Feuer gegen ihn entflammte. Sie ſchwören ſich einander Liebe zu, immerwährende Liebe. **Amalia** will ihr Herz voll der heftigſten Liebe in den Buſen ihrer Eltern ausgieſſen; beide zweifeln nicht, Hymen werde das wechſelſeitige Geſtändniß ihrer Zärtlichkeit begleiten. In Wahrheit, Liebenden ſind dergleichen angenehme Träume eigen; immer ſehen ſie einen reinen und heitren

Himmel; ſie ſinken in eine Betäubung, wovon ſie kein Ende ſehen. Endlich folgt auf dieſe Bezauberung ſchnell ein Ungewitter.

Dolſey hat ſich in der Hofnung entfernt, bald die Einwilligung von Amaliens Eltern zu vernehmen, und wegen der ſeinigen war er überzeugt, daß ſie zu Vollziehung dieſer Verbindung alles anwenden würden. Amalia flog in die Arme ihrer Mutter und entdeckte ihr mit aller Aufrichtigkeit den Eindruck, den Sir Karl bey ihr gemacht hatte. Aber was für eine Antwort erhielt ſie darauf: Amalia muß dem geringſten Schein einer Hofnung entſagen; ihre Hand iſt einem Manne von Rang gewidmet; ſogar iſt ſchon ihre Vermählung beſchloſſen; feſtgeſetzt. — „Einen andern, als Sir Karl'n, ſoll ich lieben, heirathen.“ — Es iſt ſchon ausgemacht, und in wenig Tagen wirſt Du Linſtons Frau ſeyn. Du wirſt Dich von Dolſey entfernen, ihn nicht mehr ſehen, Du muſt Dich entſchlieſſen, ihn zu vergeſſen. — „Sir Karl'n vergeſſen? Geben Sie mir auch das Herz dazu, das Stärke genug hat, Ihnen zu gehorchen.“ — Du wirſt gehorchen, wirſt dies aufgebrachte Herz unterwerfen, Du wirſt der Vernunft Gehör geben, Du wirſt Deine Pflicht erfüllen, und nicht Deiner Familie Schande machen. — Ich werde Deinem Vater nichts von Deinem Betragen entdecken. Denk alſo an nichts mehr, als an den Altar und Linſton.

Als Amalia allein war, rief ſie aus: man kann mich zu dieſem Altar hinſchleppen, dem Denkmal meines Unglücks, meines ewigen Unglücks; aber ſchwören, daß ein anderer meine Hand haben ſoll, verſprechen, geloben; Dolſey nicht mehr zu lieben, ſein Bild aus meiner Seele zu verbannen, ihn zu vergeſſen, ihn nicht mehr anzubeten — grauſame Eltern, ich trotze all euer Gewalt, all' eurer Wuth, mich zu einem ſo abſcheulichen Opfer zu ſchleppen; nein, das werdet ihr nicht erhalten. Es mag ſeyn, daß ich Dolſey nicht ſehe, daß ich ihn niemals mehr ſehe; aber in meinem Herzen werd ich es unaufhörlich wiederholen, daß ich ihm bis auf den letzten Hauch treu ſeyn werde. Ich werde ihm meine Thränen weihen, ſo wie er mir gewiß die ſeinigen. Man kann uns nicht hindern, daß wir einander lieben. Gehören unſere Seelen nicht uns? Wir würden im Stillen uns glücklich ſchätzen, für einander zu leiden, unerachtet unſerer Tyrannen werden wir noch Vergnügen empfinden.

Dolſey eilt zu Amalien; kaum wird ſie ihn gewahr; ſo läuft ſie ihm entgegen — „Keine Hofnung, Dolſey! alles wiederſetzt ſich unſerm Glück," und darauf erzählt ſie ihm, was bey ihrer Mutter vorgegangen. — Sir Karl fährt zurück, erſchrocken, auſſer ſich; er findet nirgend einen befriedigenden Gedanken; alles, was er ſich ſagen kann, iſt dies, daß er keinen Augenblick aufhören werde, ſeine Amalia anzubeten, mit ſeiner Gebieterin an einem Orte zu wohnen, eine Luft mit ihr zu athmen, und endlich — iſt jemals Liebe ohne Hofnung?

Dolſey war in Kriegsdienſten des Staats; der Bruch zwiſchen England und der Amerikaniſchen Colonie wurde ruchbar; man ſchmeichelte ſich anfangs mit der Wiedervereinigung, die Staatskunſt ſtrandet, und es iſt nichts mehr übrig, als den Streit durch den Krieg beyzulegen; ſchon wehen die Fahnen. Nun war Amalia in Schrecken verſetzt; ſie glaubte den höchſten Gipfel der Wiederwärtigkeiten erreicht zu haben; anjetzt erfährt ſie, daß das Unglück unerſchöpflich ſey. Noch niedergeſchlagener wurde ſie, als ſie hörte, daß das Regiment, unter welchem ſich Dolſey befand, beſtimmt ſey, in die neue Welt zu gehen.

Sir Karl war durch dieſem Zufall nicht weniger betroffen. Eingenommen für ſeinen Stand, ſtrebte er nach Ruhm und brannte vor Begierde, ſich hervorzuthun. Er ſah' für ſich eine glänzende Bahn eröfnet: aber er mußte ſich von Amalien entfernen, vielleicht wird er ſie nicht mehr ſehen, der Tod kam ihm nur in ſo fern fürchterlich vor, als ihn dieſer einer Liebe berauben konnte, die er höher achtete, als das Leben. Er vertrieb ſich die Zeit mit Briefſchreiben, die er auf keine Weiſe der jungen Miß beybringen konnte. Dieſe Beſchäftigung linderte einigermaſſen ſeinen Schmerz; es däucht ihn, er ſehe ſeine Geliebte, er unterhalte ſich mit ihr, er wiederhole die Betheurung einer Leidenſchaft, die ſich nur mit ſeinem Leben endigen ſollte.

Es erſchien jezt die fatale Stunde zum Einſchiffen. Amalia konnte Dolſey nicht ſehen. Sie betrachtete vom Fenſter aus das Schauſpiel der Abfahrt; Dies war das ſchreckenvolle Bild, auf das alle Blicke eines allzuempfindſamen Mädchens gerichtet waren. Dort, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, dort führt man mir alles fort, was ich liebe! keine Hofnung mehr; dieſe Flotten bringen mir ihn nicht mehr zurück.

Amaliens Eltern thaten, als ob ſie die Urſache ihrer Unruhen nicht merkten. Sie zweifelten gar nicht daran, daß Sir. Karl's Abweſenheit ihr aufgebrachtes Gemüth wieder beruhigen werde. Sara blieb beſtändig um ſie und trocknete ihre Thränen ab. Amalia hörte den Lärm und das Geräuſch der Truppen beym Einſchiffen — Sara, Sara, ich werde ihn nicht mehr ſehen. Ein unermeßlicher Raum trennt uns! Plözlich ſtürzte dies arme Geſchöpf auf die Erde hin und zerfloß in Thränen. Meine liebe Miß, ſagte Sara, würde es Ihnen denn ſo angenehm ſeyn, Sir. Karl'n noch einmal zu ſehen? — Ha! ihn ſehen, ihn ſehen, und wäre es nur ein Augenblick — meine Liebe, meine einzige Freundin, ich gäbe alles, was ich habe, ſogar mein Leben für dieſen einzigen glücklichen Augenblick — könnte es das ſeyn — Ach, Sie dauren mich,

mich; könnte eine nochmalige Zuſammenkunft Ihnen das Leben retten — verſprechen Sie mir — Alles — Sara, alles . . . würde ich nur Dolſey ſehen. — Das ſollen Sie, ſagte Sara und lief an das nächſte Zimmer: eröfnete die Thür und Amalia that einen lauten Schrey: Sir Karl! Er warf ſich ihr zu Füſſen: — Ich will hier vor Ihren Füſſen vor Schmerz und Liebe ſterben — fürchten Sie nichts, göttliche Miß, fürchten Sie nichts, meine Achtung iſt ſo groß als meine Liebe; ich habe Sara'n gewonnen, ich habe ſie um die einzige und lezte Gefälligkeit gebeten, Sie noch einmal zu ſehen, Sie anzubeten; es Ihnen zuzuſchwören, daß mich meine Liebe bis ans Ende der Welt begleiten werde; aber Sie, Amalia, aber Sie — in welchen Armen. — Ha lieber den Tod! Dolſey zweifeln Sie nicht an meiner Beſtändigkeit. Ja! ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich nie einen andern Geliebten, nie einen andern Gemahl haben werde, als Sir Karl'n. — O! entzückender Schwur. Iſt es denn wahr, daß Amalia keinem, als mir gehört! — Ich hab's ſelbſt bey dem Himmel beſchworen, aber ach! es hätte außer meiner Liebe ſonſt keiner Betheurung bedurft.

Sir Karl bedeckte die Hände ſeiner Geliebten mit Küſſen und Thränen; Sie gab ihm einen Ring, den er an ſein Herz drückte. Eine gute Weile ſprachen ſie nur durch Thränen; Dolſey ging einige Schritte zurück, kam aber gleich wieder, und warf ſich aufs neue Amalien zu Füſſen. Zulezt ſagte er noch mit Schluchzen: Ich verlaſſe Sie, weil es mir Pflicht und Ehre befiehlt; ich wäre Ihrer Zärtlichkeit unwürdig, wenn ich Gefahren auszuweichen ſuchte, die zu überſteigen mir die Begierde, mich eines einzigen Blicks von Ihnen werth zu machen, erleichtert. Ja, England wird mich mit Ruhm bekleidet wiederſehen: Ihre Eltern werden, wie ich es zu hoffen wage, die meinige werden, ein geheiligtes Band wird zwey Herzen vereinigen, welche die Liebe ſchon aufs genaueſte verbunden hat. Amalia konnte weiter nichts antworten: als — Leben Sie wohl — Leben Sie wohl, Tolſey! lieben Sie mich beſtändig.

Sie hatten ſich nun getrennt und die junge Miß blieb ſprach- und gefühllos zurück. Nach einigen Augenblicken erholt ſie ſich mit Heftigkeit aus ihrer dem Tode ähnlichen Ohnmacht — Er iſt fort! Sie eilt, ſie fliegt ans Fenſter, ihr Blick erreicht ihn nicht mehr, ihre Augen kehren ſich auf die lezten Anſtalten zum Einſchiffen. Sie glaubt Dolſey unter dem Gewühl entdeckt zu haben; ſie ſtreckt die Arme nach ihm aus, ihre Seele begleitet ihn aufs Schiff und entfernt ſich mit ihm von England. Mitlerweile verlor ſich die Flotte ihr aus dem Geſicht, Amalia erhub ein klägliges Geſchrey, als wenn ſie den lezten Seufzer ausgehaucht hätte, und ſank in Sara's Schoos nieder.

Wäre ſie doch unter der Laſt ihres Schmerzens erlegen; denn die Erhaltung ihres Lebens war unſtreitig ſchlimmer, als der Tod. Sie entzog ſich den Liebkoſungen ihrer Eltern, die ihr ſonſt ſo lieb geweſen, ſie redete nichts, beſtändig heftete ſie, ihre mit Thränen benezte Blicke an jenes Fenſter: Das einzige, was ſie ſagte, war: „am Ende dieſer unermeßlichen Fläche iſt er.“ Vergeblich ſuchte Sara ſie zu tröſten. Mehr Troſt, mehr Hofnung, ſagte ſie mit einer faſt erſtorbenen Stimme. Man hörte ſie tiefe Seufzer ausſtoſſen; äuſſerſtes Schmachten verzehrte ſie, ſie war der gänzlichen Zerſtörung nahe.

Einsmals ſchien ſich Amalia von dieſem Todesſchlaf zu erholen, und indem ſie Sara mit Aufmerkſamkeit anblickte, ſagte ſie: — Du wollteſt mich alſo dem Grabe, das meiner wartet, entreißen? — Ach liebſte Miß, was ſagen Sie? Ich würde alle Mittel anwenden, Ihnen das Leben zu retten. — „Mir iſt etwas beygefallen, mir dieſes unglückliche Leben, wenn ich es noch ertragen kann, zu friſten. — Sara darf ich mich auf deine Treue verlaſſen? — Ja durch dieſe Gefälligkeit — haſt Du für mich viel gethan, aber — es iſt noch nicht genug. Sieh, ob uns niemand hört.“ Sara verſchließt die Thür, und da ſie wieder zurückkömmt, ſagt ſie: — es iſt nichts zu befürchten, Sie können ohne Scheu reden. — „Sara, ſiehſt Du nicht, daß mich eine unglückliche Liebe mit aller ihrer Macht beherrſcht, — daß dieſe Deine Rathſchläge überwiegt, daß meine Tugend, daß meine Eltern; mit einem Wort, daß ich getrennt von Sir Karl'n nicht länger leben kann, daß meine Seele ſich ganz und gar in Amerika befinde, daß ich hier unter tauſend Todesqualen ſterbe. In wenig Tagen, liebe Sara, wird man dieſe Stimme nicht mehr hören, — dieſes Herz — wird nicht mehr lieben. — O! Himmel, was ſagen Sie? — Ich will dir alles entdecken. Ich wiederhole es: hätte ich nichts, als mein Leben zu verlieren; ſo würde ich dieſes geringe Opfer leicht vollbringen: aber ſterben, aufhören zu ſeyn, wenn ich mich dem einzigen, den ich liebe, nähern könnte; denn warum ſollt ich es verhehlen, daß mir Dolſey würklich lieber iſt, als jemals? nicht mehr ſeyn, wenn ich leben könnte, ihn zu ſehen, ihn zu lieben, es ihm unaufhörlich zu ſagen. Sara — dann wär' ich mich nicht dazu entſchließen können! Ich denke auf einen Anſchlag — deſſen Ausführung Dich erſchrecken wird, — ich entſetze mich ſelbſt davor. Ach! ich weiß alles, was mir der Wohlſtand, mein guter Name, die Ehre befiehlt; ich verehre die Tugend und meine Eltern ungeachtet ihrer Härte — aber — Sir Karln verehre ich weit mehr. Ich habe mich genug bedacht; ich brauche nichts mehr zu überlegen; alles für die Liebe. (Sara wollte ihr Vorſtellungen machen.) Denkſt Du nicht, ich werde das alles ſchon erwogen haben? Das alles hab ich mir ſchon vorgeſagt: ich ändere meinen Entſchlus nicht mehr; ich ſehe den Abgrund und ich gehe darauf los.

Lege mir keine Hinderniß in den Weg; verſprich, mir blindlings zu folgen, oder Du ſiehſt mich vor Deinen Augen ſterben; zulezt beſchleunige ich ſelbſt den Augenblick meines ſchrecklichen Endes.

Jedes Wort von **Amalien** verurſachte dem Herzen der Sara neue Unruhe. — Wohlan! Wohlan! was heiſchen Sie von mir — reden Sie. — Du bringſt mich ins Leben zurück. Ich habe alles vorhergeſehen; meine Dankbarkeit iſt deinen Wohlthaten ſchon zuvorgekommen.

Nach einigem Wiederſtreben entdeckte die junge **Miß** ihr Vorhaben. Wie erſtaunte Sara, als **Amalia** ihr vorſtellte, Mannskleider herbey zu ſchaffen. Ich habe es Dir geſagt, fuhr ſie fort, Du mußt erſtaunen; aber ich wiederhole auch nur die zwey Worte: entweder das oder den Tod. Neue Vorſtellungen, neue Bitten von Seiten der Vertrauten, aber auch neues Anhalten von **Amalien.** Endlich entſchloß ſich Sara; ſie brachte ein Mannskleid und eine anſehnliche Summe gelöſte Gelder von verkauften Diamanten, welche ſie ihr zu dem Ende anvertraut hatte. Sie hatte dieſe als ein Vermächtniß von einer ihrer Verwandten erhalten. — Ich denke, Sara, du begreifſt nun wohl, worauf es angeſehen iſt: mit Hülfe dieſer meinem Geſchlecht ungewohnten Kleidung troz ich allen Gefahren — ich kenn' gar keine, da es darauf ankommt, Sie Karl'n wieder zu finden. — Großer Gott, was ſagen Sie mir? Wie äußerſt werden Sie von Ihrer ſträflichen Leidenſchaft verblendet. — Ich erkenn' es gar zu wohl, daß ſie mich zu den größten Ausſchweifungen verleitet, daß ich alle Grenzen überſchreite — Indeſſen bringt mich meine Liebe an den Aufenthalt eines Gemahls. Karl und ich haben den Himmel zum Zeugen der Treue angerufen, die wir einander angelobt haben, und es iſt das feyerlichſte Verſprechen, das nur die Treuloſigkeit brechen kann. Ich darf von Dolſey keine ſolche Beleidigung, keine ſolche Verrätherey befürchten; er wird die Vereinigung unſerer Herzen beſtätigen laſſen; in Amerika giebts Altäre und Geiſtliche. — Doch unglückliche Miß, finden Sie dort auch Eltern? — Grauſame! Was ſagſt Du mir da vor? Du zerreiſt mir das Herz! und plözlich verſank Amalia in ein tiefes Nachdenken. — Denken Sie, in welchen Jammer ſie Ihre Flucht ſtürzen wird; Sie ſind ihre Tochter, ihre einzige Tochter; Sie waren ihr Troſt, der einzige Gegenſtand ihrer Liebe. — Ach habe Mitleiden mit mir! verſchone mich, verſchone mich mit ſolchen Vorwürfen; gewiß dieſe verehrungswürdigen Eltern ſind mir lieb, ich liebe ſie über alles — nach Sir Karl — Sara, Sara, fuhr ſie fort, indem ſie die bitterſten Thränen weinte, ich werde wieder kommen, ihre Thränen abtrocknen, ich werde Fröhlichkeit über ihr Alter verbreiten; ſie werden mir verzeihen; ſie werden ihre Einwilligung, ihren Segen zu einer Heirath ertheilen, die gewiß ſchon bey meiner Geburt von dem Himmel beſchloſſen war.

Amalia ſchien endlich von der Macht der Natur überwältigt zu ſeyn, ihrer Stimme zu gehorchen, ihren Befehlen ſich zu unterwerfen; als ſie ſich auf einmal wieder faßte: vergebliches Streiten! ich kann nicht widerſtehen, mein Schickſal iſt entſchieden; es ruft mir nach Amerika, ich werde gehen — ich werde gehen, dort zu ſterben. Ach! was ich leide! welches Unglück gleicht dem meinigen! Sie überließ ſich einige Tage Bewegungen, deren immer eine auf die andere folgte; ihre Seele war beſtürmt, wie das ungeſtüme Meer; aber die Liebe kehrte ſiegreich in dieſe von ihr bis zum Wahnſinn bethörte Seele zurück; ganz außer ſich und wüthend rief Amalia aus: ich achte auf nichts mehr, ich achte auf nichts mehr, alle meine Wünſche ſind auf meine Vereinigung mit Dolſey gerichtet. Sara, das Geld, ſo Du mir eben gebracht, theile ich mit

Dir,

Mir, ſey beſorgt, den Nachforſchungen meiner Eltern zu entgehen; ſey verſichert, daß es nach meiner Zurückkunft meine erſte Sorge ſeyn werde, Dich zu ſprechen und zu belohnen. Was Belohnung, erwiederte Sara, mit einem kläglichen Ton, ich verdiene keine; meine unbeſonnene Liebe für Sie ſtürzt mich ins Verderben. O! Himmel, was hab ich gethan, daß ich eine ſo beklagenswürdige Zuſammenkunft nicht verhindert habe. Ich bin weit ſträflicher, als Sie.

Amalia ließ ſich inzwiſchen durch keine Vorſtellungen der Sara und durch keine Vorwürfe, die ſie ſich ſelbſt machte, von den Zubereitungen zu ihrer Flucht abhalten; ein Boot ſollte ſie an ein Schif bringen, das nach Amerika abging. Wie doch die Liebe ein furchtſames Geſchlecht beherzt, und ein junges Mädchen kühn machen kann.

Die unglückliche Miß bediente ſich der Dunkelheit der Nacht, ihr Vorhaben auszuführen: ſie hatte ihre Kleider angezogen, die ſie unkenntlich machen ſollten; nachdem ſie ihr Zimmer verlaſſen, ſo ſah ſie ſich unzähligemal darnach um; ſchickte ihre Blicke zu dem Aufenthalt zurück, wo ſie das Daſeyn erhielt, wo ſie einen Vater und eine Mutter hinterließ. Ach! ſagte ſie zu Sara, wenn ſie in meinem Herzen leſen könnten, wie würden ſie mich bedauren. Ich weiß, ja ich weiß, daß ich einen Fehler, das unverzeihlichſte Verbrechen begehe; ich entreiße mich den Armen, die mich in meiner Kindheit getragen haben — aber ich liebe! ich liebe!

Sie weinte, ſchluchzte, hielt ſtille und erlag beynahe unter den Stürmen, die ſie beunruhigten. So gelangte ſie endlich ans Ufer; ſie konnte kein Wort hervorbringen, ſondern drückte die Sara nur an ihre Bruſt, die ſie eine Weile umarmte, dann, gleich als ob ſie ſich von ſich ſelbſt losreißen müßte, warf ſie ſich in das Boot, das ſie an das

Schif brachte. Bis auf den letzten Augenblick hielt ſie ihre Augen unverwandt auf ein Hauſe gerichtet, das ſechzehn Jahre Zeuge ihrer Jugend war. Sie hat nachher geſtanden, daß, als ſie es ganz aus dem Geſichte verloren, ſie vor Schmerz geſchrien habe; ſo groß iſt die [illegible] der Natur und keine Abweichung von ihr bleibt un[illegible]

Dolſey war bereits an den Ufern angelangt, wo man ſich ehedem aus niedriger Habſucht ſchlug, und wo man jezt für die Freyheit ficht; er hatte ſein Herz von einer unglücklichen Leidenſchaft erfüllt, mit nach Amerika gebracht, ihm war das Bild ſeiner Geliebten nachgefolgt. Ein Freund fragte ihn, auf was für Gegenſtände ſeine Aufmerkſamkeit während der Reiſe gerichtet geweſen wäre? Auf den, welchen ich geſehen habe, war die Antwort; der mich beſtändig beſchäftigen wird, die mir immer gegenwärtige Amalia. Sinford ich bedarf deiner Unterſtützung, unterhalte Dich mit mir von meiner Pflicht, von der Ehre, von der Liebe zum Ruhm. Es giebt Augenblicke, worin mir mein Stand unerträglich ſcheint; worin ich mich verſucht fühle, nach Europa [illegible]? ich würde meine Gebieterin wiederſehen, wenigſtens wäre mein Aufenthalt der ihrige; ich wüßte, ob ihre Liebe noch fortdauerte — die nie ihres gleichen hatte. Sinford, ſie iſt die lebhafteſte, reinſte, uneigennützigſte Liebe. — Ich will durch ausgezeichnete Thaten die Weigerung einer Familie beſiegen, die mich unglücklich macht, und Amalien verdienen; alle meine Wünſche ſind darauf gerichtet, mich würdig zu machen, ihr Gemahl zu heiſſen! Ach Abweſenheit, grauſame Abweſenheit, ſollte die mir ihre Zärtlichkeit entziehen? Sir Karl verfiel bey dieſen Gedanken in ein finſteres melancholiſches Weſen, ſein Freund ſuchte ihn zu tröſten und in ihm angenehme Täuſchungen der Hofnung zu erwecken, die einzige vielleicht, welche die Vernunft nicht ſollte zu vertilgen ſuchen.

Dolſey that in einem Gefechte, in welchem die Engländer einige Vortheile erhielten, Wunder der Tapferkeit; er machte unterſchiedene Gefangene. Unter denſelben nahm er einen wahr, der niedergeſchlagener ausſah, als die übrigen; ſogle[illegible]lte ſich Dolſey vom Mitleiden gegen ihn gerührt; [illegible]ht ſich dem Unglücklichen. — Braver Mann, woher dieſe tiefe Traurigkeit? Sie haben ſich nichts vorzuwerfen: Sie müſſen blos das Kriegsglück anklagen, nicht Ihre Tapferkeit; vielleicht trift mich morgen ein gleiches Schickſal. Faſſen Sie ſich. Sie befinden ſich, glauben Sie mir, in der Gewalt eines Menſchen, der weiß, wie ſehr man Unglücklichen Schonung ſchuldig iſt. Ich werde alle Mittel anwenden, Ihnen die Gefangenſchaft zu erleichtern. Die Thränen, erwiederte der Gefangene mit einem tiefen Seufzer, die unaufhaltſam fließen, entfallen mir nicht um meinetwillen. Wäre es wohl Schande, empfindlich zu ſeyn? Das Glück iſt mir ungetreu geweſen. Das einzige, was ich bedaure, iſt ein junges Mädchen, das ich anbete, das mich liebt, und das ich heirathen wollte; ich genoß das Vergnügen, eine Familie zu unterſtützen, welche unverſehene Zufälle ihren Zuſtand unter das Mittelmäßige heruntergeſetzt hat, und mein eigenes widriges Geſchick ſetzt ſie den Schreckniſſen der Dürftigkeit aus. Röſe, Röſe wird unglücklich ſeyn. Sie wird es nicht ſeyn, fiel Sir Karl ein, der immer mehr erweicht wurde, und den Gefangenen umarmte. Auch ich liebe; ich empfinde, was Sie leiden. Der Himmel bewahre mich, ſo ein Glück mit der mindeſten Bitterkeit zu vergällen. Lieben Sie! ich zerbreche Ihre Feſſeln; Sie ſind frey, eilen Sie, den Gegenſtand einer ſo edlen Liebe zu ſehen; machen Sie ihn glücklich, der Gedanke, daß ich etwas dazu beygetragen habe, wird mir meine eigene Leiden erträglich machen. Ach, fuhr Dolſey fort, indem er die Augen niedergeſchlagen, warum kann ich nicht eben ſo auch Amalien glückſich machen. Der Amerikaner, auſſer ſich vor Erkenntlichkeit, war kaum vermögend, ein Wort zu reden, er benetzte die Hände ſeines großmüthigen Beſiegers mit Thränen; nach und nach kam er endlich unter Strömen von Thränen zum Sprechen: Der Name, der Name von Sir Karl wird immer in meinen und Röſens Herzen eingegraben bleiben; wir werden ihn ohne Unterlaß wiederholen und lieben. — Dolſey ging in ſeinem edlen Betragen noch weiter, er befahl, dem Amerikaner alles das Seinige wiederzugeben, was man ihm abgenommen hatte, und dem fügte er noch einen Beutel voll Guineen bey. — Es iſt kein Feind, von dem Sie dies geringe Zeichen ſeiner Empfindung erhalten, es iſt ein Mann, der Ihnen das Vergnügen, gerührt zu ſeyn, verdankt, und der wünſchte, Ihre Freundſchaft zu verdienen; ja Ihr Andenken wird mir angenehm ſeyn: bedauren Sie mich, daß mich meine Pflicht verbindet, gegen ſo brave Männer zu fechten, wie ſie ſind. — O! Liebe, du zärtlichſte und erhabenſte aller Leidenſchaften, wahre himmliſche Flamme, du biſt mit Unſchuld gepaart ein Quell der ſchönſten Handlungen. Das Bild Amaliens war's, das Dolſey in Röschen erblickte, und ihren Geliebten von den Feſſeln befreyte.

Bald darauf erfuhr Sir Karl, daß er ſein Schickſal vorausgeſehen, und daß Tugend gleichwohl nicht immer unbelohnt bleibe. Es wurde unter ſeiner Anführung ein kleines Corps durch Spionen hintergangen, in einem engen Weg überfallen, und ſtand in Gefahr, in die Pfanne gehauen zu werden; Dolſey wendete alle Mittel an, die ihm ſein Muth und kriegeriſcher Geiſt darbot, und es glückte ihm auch, ſeine Leute zu retten; allein, da er das Hintertreffen bedeckte, ſo überfiel ihn eine Horde von Wilden, die ſich einander die Ehre ſtreitig machten, ihm die Haut über den Kopf abzuziehen, und ihn ihrer Grauſamkeit aufzuopfern. Man hört mit voller Stimme rufen:

Iſts möglich! — Haltet ein! Haltet ein! — Dies iſt mein Wohlthäter! dies iſt Sir Karl! — Er ſah auf, und erſtaunt erblickte er den Amerikaner, der ihm ſeine Freiheit zu danken hatte, und der alles anwandte, ihn dieſen nach dem Blut des Europäers durſtenden Tygern zu entreiſſen. Sind Sie es, ſagte Dolſey, Sie ſehen, was es im Krieg für Abwechſelungen giebt. Nun bin ich Ihr Gefangener; hier übergebe ich Ihnen meinen Degen. — Nein, behalten Sie ihn; verlaſſen Sie ſich darauf, daß ich mein Beſtes thun werde, Ihnen nachzuahmen. Von dieſem Augenblick an ſteht es in Ihrem Belieben, zu dem Ihrigen zurückzukehren: aber eh Sie uns verlaſſen, ſo gewähren Sie mir die einzige Bitte; erndten Sie zuvor die Früchte Ihrer Wohlthat ein. Gleich führt er ihn zu einem Haus auf einer lachenden Wieſe, die ein Berg mit einem majeſtätiſchen Wald bedeckt umgränzte. Sir Karl ſah da einen Haufen Leute herauskommen, die ſich hier zu einem Feſt verſammelt zu haben ſchienen; unter denſelben zeichnete ſich ein ehrwürdiger Greis und ein junges engliſchſchönes Mädchen beſonders aus. Unſchuld und unſträflicher Anſtand waren auf ihrem bezaubernden Geſicht ausgedrückt. Ihre Wangen waren geröthet, wie die ſchöne Blume, deren Namen ſie trug; ſie kam dem Amerikaner entgegen, der ihr nicht Zeit ließ, zu fragen: — Mein liebes Röschen, da ich Dich verließ, dachte ich an nichts weniger, als an ein Gefechte; unterwegs traf ich auf einen Trupp unſerer Freunde, die beredeten mich, ſie zu begleiten; wir ſchlugen uns; aber diesmal waren wir glücklicher; ich bringe Dir einen Gefangenen, der unſer Gebieter ſeyn ſoll. Betracht ihn recht, und fallt ihm alle zu Füſſen. Weiſt Du, wer er iſt? Mein lieber Wohlthäter Sir Karl. Sir Karl, rief Roſe und der Alte mit einmal aus, o wir werden ihn nicht würdig genug empfangen können. Der Amerikaner wandte ſich darauf an Dolſey, und fuhr fort: Sie müſſen ſich Ihrer That freuen; wiſſen Sie alſo, daß ich mich heute mit dem, was mir am liebſten iſt, vermäle, und daß Ihre Gegenwart unſer Glück vollkommen machen kann. Dolſey kam in einen Saal, worin ein ländliches Feſt zubereitet war; hier zeigte ſich überall Beſcheidenheit und edle Einfalt des goldenen Alters. Röſe hatte ſich von der Geſellſchaft entfernt; ſie kam mit Blumenkränzen zurück, und flocht ſie mit einem lächlenden Geſicht voll Anmuth um Sir Karl. Dies ſind die Ketten, ſagte ſie, die unſer Gefangner tragen ſoll. Dolſey ward durch dies Schauſpiel, das ihn an Amalia erinnerte, bezaubert, dann alles trug dazu bey, in ihm dieſe Erinnerung aufzufriſchen. Endlich verließ er dieſen Ort mit Beweiſen der Freundſchaft und Seegenswünſchen überhäuft, und eilte zu ſeiner Armee zurück, von der er mit dem ſchmeichelhafteſten Zuruf empfangen wurde.

Man war entſchloſſen, jemand mit wichtigen geheimen Aufträgen nach England zu ſchicken, wozu Sir Karl einmüthig auserſehen wurde. Er vereinigte in ſich mit der Tapferkeit eine ausnehmende Geſchicklichkeit zu Geſchäften; der Gedanke, ſich Amalien zu nähern, bewog ihn, einen ſo ehrenvollen Antrag ohne Anſtand anzunehmen. Der Tag zu ſeiner Abreiſe wurde beſtimmt, und er ſahe ſchon die Seegel auf demjenigen Schiffe wehen, das ihn in ſein Vaterland zurückbringen ſollte.

Amalien ſchäzte ihre Verkleidung gegen unendlich vieles Ungemach, dem ſie ohne dieſe Vorſicht nothwendig wäre ausgeſezt geweſen; aber ſie änderte ihr Gemüth nicht, das in beſtändiger Unruhe ſchwebte. Sie brannte vor Begierde, das Ende ihrer langen Reiſe zu erreichen, und ſehnte ſich nach ihren Eltern, Bekannten und Vaterland. Sie konnte von den Gewiſſensbiſſen nicht loswerden, die mit einer eben ſo ſträflichen als verwegenen That unzertrennlich verbunden ſind. Doch überwog der Gedanke, daß ſie ihren Dolſey wiederſehen werde, bald alle andere trübſinnige Betrachtungen, denn der Liebe werden alle übrige Leidenſchaften aufgeopfert. Die junge Engländerin erkundigte ſich nach allen Gegenden, die ihr zu Geſicht kamen, aufs genaueſte. Oft ſprach ſie bey ſich ſelbſt: Sir Karl iſt hier auch vorbey gekommen, hat er wohl auch an mich gedacht? Bisweilen richtete ſie ihre Augen auf die ungeheure Fläche, welche die Neue-Welt begränzt; und dann ſah ſie am Ende dieſes unermeßlichen Raums ihren Dolſey; manchmal kam ihr eine Furcht ein, ihr Geliebter könnte tod oder ungetreu ſeyn. — Sir Karl nicht mehr! — mich vergeſſen. — Ha! er mag immer eine andere lieben; er mag eine andere lieben, wenn er nicht anders, als auf dieſe Art leben und glücklich ſeyn kann! Ich fühle, daß ich zu einem ſo groſſen Opfer fähig wäre, wenn ich ihm damit das Leben erhalten könnte. Amalia benutzte alle Augenblicke, in welchen ſie allein ſeyn konnte; ſo gern ergötzen ſich Liebende an den Reizen der Einſamkeit und an der Anmuth einer ſüſſen Träumerey, einer unempfindſamen Seelen völlig unbekannten Wolluſt.

Ungefähr riefen die Bootsknechte: Amerika! Amerika! Wir ſind in Amerika, ſagte Amalia mit einer Haſtigkeit, die beynahe die Verliebte verrathen hätte! Wiederſehen werd ich — Bey dieſem Wort hielt ſie inne und erröthete über ihre Unbeſonnenheit; voller Ungeduld aus dem Schif zu kommen; ſprang ſie zuerſt ans Land. So bald ſie in dieſen Gefilden, welche Europa ewig hätten unbekannt bleiben ſollen, angekommen; ſo waren alle ihre Nachfragen auf Sir Karl gerichtet. Sie erkundigt ſich, fragt; ſie läßt ſich das Nehmliche zwanzigmal wiederholen, was man ihr ſchon zuvor eben ſo oft geſagt hatte. Sie hatte gehört, daß die Armee, unter welcher Dolſey diente, vierzig bis funfzig Meilen entfernt ſey, ſie vergaß ihre Ermattung und floh dahin. Es hatte ſich das Gerücht von Sir Karls

Reiſe nach England ſchon verbreitet. — O Himmel, wenn er fortginge, ohne mich geſehen zu haben. Ich ſollte alſo nur übers Meer gekommen ſeyn, um meine Augen, meine Seele auf ſeine Fußſtapfen zu heften. Sie ſezt ihre Reiſe mit der größten Geſchwindigkeit fort; unvermuthet wird ſie von Soldaten, die ihr begegneten, mit der Nachricht überraſcht, **Dolſey's** Abreiſe ſey aufgeſchoben, hier öfnete ſich ihre Seele den Ausbrüchen der lebhafteſten Freude. — Ich werd ihn ſehn! ich werd ihn ſehen! O! ich werde vor Vergnügen ſterben. Sie nahte ſich dieſem ſo erwünſchten Augenblick, gleich erfährt ſie aber, Sir **Karl** habe das Kommando über ein abgeſondertes Corps erhalten, es wider die Amerikaner anzuführen. Welche ſchnelle Veränderung in allen Sinnen **Amaliens**! Sie rief: **Dolſey**, geht ins Treffen, ihm drohen tauſend Gefahren. Ihre Beſorgniß vermehrt ſich, da ſie hört, daß **Dolſey** würklich ſchon abgegangen ſey. Sie folgt ihm auf dem Fuß nach; ſie war entſchloſſen an ſeiner Seite mitzumachen; ſie wollte mit ihrem Körper ihn gegen die Hiebe der Feinde decken. Sie durchwandert mit unglaublicher Schnelligkeit die Ebenen und Waldungen, wo wir Europäer ſo ſchwer zu überſteigende Hinderniſſe antreffen. Bey allen, von dem ſie einigermaſſen eine Nachricht zu erlangen hoffen konnte, erkundigte ſie ſich, was Sir Karl für einen Weg genommen habe. Ein fürchterliches Getös der Trommeln erſchüttert ihr Ohr; ſie erblickt Soldaten, die in Unordnung hin und her laufen, Verwundete, die auf der Erde lagen, die Luft mit ihren Seufzern erfüllten, fielen, ſtarben; man wieß auf einen Wald, und erzählte ihr, daß nicht weit davon ein Treffen vorgefallen, worinn die Engländer den Kürzern gezogen. — Und **Dolſey**, **Dolſey**, — wo iſt er, ich ſeh ihn nicht! Niemand gab ihr eine befriedigende Antwort. Nur Liebende ſind fähig, ſich an die Stelle dieſer Unglücklichen zu ſetzen. Sie ſieht nicht, hört nicht, halb tod hat ſie kaum mehr ſo viel Kräfte, das Schlachtfeld zu erreichen. Welch ein Anblick für ein empfindſames Mädchen. Bäche von Blut, Haufen von Leichen; alle Schreckniſſe des Krieges. Sie geht über Todte weg, unter ihren Füßen liegen Unglückliche, die den Geiſt aufgeben. Sie ſucht, ſpäht, ruft Dolſey, ein klägliches Echo hallt zurück; ihr forſchendes Auge erblikt einen blaſſen, mit Blut beſprizten Körper, ſie eilt hin und erhebt ein ſchreckliches Geſchrey: — Dolſey! Es war auch wirklich Dolſey, den der Pfeil eines Wilden in den Staub geſtreckt hatte. Dolſey! rief Amalia zum andernmal und fiel auf ihn hin. Schon hatten ihn Schatten des Todes entſtellt. Die unglückliche Geliebte kam wieder zu ſich ſelbſt. — Dies war alſo das Schickſal, das mich in Amerika erwartete. — Dolſey, lieber Dolſey! ich werde ſterben und mit Dir begraben werden; (Sie legt ihre Hand an ſein Herz.) Dies iſt das Herz, das mich liebte; das jezt nichts mehr empfindet! — Sollt es möglich ſeyn? O Himmel! O Himmel! O Vorſicht! es ſchlägt! Dolſey — Dolſey! er athmet noch! ich ſollt' ihn ins Leben zurückbringen können! — Wo kommen die Ströme Blut her, die über ihn herabfließen. Amalia forſcht nach, unterſucht; ſie entdeckt nahe beym Herzen eine kleine Wunde, ſogleich drückt ſie ihren Mund darauf; ſie ſaugt an der Wunde, ſie verſucht das Blut zu ſtillen, ſie hält es auf. Dolſey hauchte einen Seufzer aus. Seine Geliebte vor Freude trunken. — O! lieber Dolſey! ich Dich wieder beleben, wieder beleben! Endlich ſchlug Sir Karl, der ſich nach und nach erholte, ein faſt erſtorbenes Aug ein wenig auf, er lenkt es gegen die Perſon, die ihm zur Hülfe gekommen. Amalia glaubte in dem Blick einige Unruhe wahrgenommen zu haben; Dolſey hatte die Augen bald wieder zugeſchloſſen, doch blieb er immer warm. Die Liebe kennt ſchon die Sorgfalt, die Unruhen, die Furcht der Empfindſamkeit, und beſonders war eine Liebhaberin,

berin, wie unſere junge Engländerin geſchickt, ſich zu beunruhigen. Sie befürchtet, es möchte ſchlimme Folgen haben, wenn ſie Dolſey zu bald erkennte; und daß ihn die dadurch erregte Bewegungen unvermeidlich in das Grab ſtürzen würden. Sie wurde ein Kraut gewahr, mit deſſen Saft die Wilden ihr Geſicht beſtreichen, wann ſie in die Schlacht gehen; und da Amalia überzeugt war, daß ihre Verkleidung ſie ſolchen Augen, die gewohnt waren in den ihrigen zu leſen, nicht unkenntlich genug mache; ſo bedeckte ſie ihre Lilien und Roſen mit dieſem Saft: zu großen Opfern iſt die wahre Liebe bey dergleichen Anläſſen fähig. Amalia würde viel lieber auf immer ſich das Vergnügen, von Dolſey erkannt zu werden, entzogen haben; als ihm eine Bewegung zu verurſachen, die ſeine Geneſung einen Augenblick hätte verzögern können. Sie flog zu Sir Karl'n zurück, ſie wendet die äußerſte Sorgfalt an, einige engländiſche Soldaten vereinigten ſich mit Amalien, man bringt den Verwundeten in ein nahgelegenes Haus; ſeine gute Geliebte geht ihm nicht von der Seite; ſie unterdrückt die Thränen, ſie ſtrengt ſich an, die der Liebe eigene Ausdrücke in ihrem Herzen zu verſchließen, und die ihr Geheimniß bald würden entdeckt haben, und würklich hing das Leben ihres Geliebten, ein Leben, das ihr tauſendmal ſchäzbarer war, als ihr eigenes, von der außerordentlichen Gewalt ab, die ſie ſich ſelbſt anthat. Sir Karl ſchloß nach einiger Zeit die Augen auf; ſeine erſte Blicke ſuchten das großmüthige Weſen zu ſeiner Seite auf, und den erſten Laut, den er von ſich gab, athmete Erkenntlichkeit. — Ey wem hab ich ſo viel zu verdanken? Wer konnte mir ſo viel Theilnehmung beweiſen. Wie wurde Amaliens Seele von dem Ton dieſer Stimme durchdrungen! muß man ſich ſo ſehr zurückhalten? - Ich bin — bin ein unglücklicher Fremder, ich kam an den Ort, wo die Schlacht iſt geliefert worden, ich bemerkte Sie unter andern Schlachtopfern der Wuth des Kriegs; ich eilte zu Ihnen, — zu Ihnen — Sie haben mich gerührt — ich ſaugte mit meinem Munde Ihre Wunde aus, ſtillte das Blut — Sie fingen an aufzuleben. — Welches Wunder der Empfindſamkeit, der Wohlthätigkeit. Wie, Ihnen danke ich mein zweytes Leben? — Wie — wie werd ichs vergelten? Engel des Himmels, denn Sie ſind doch kein Sterblicher, auf was Art ſoll ich Sie belohnen. — Daß Sie leben — nur einen Theil Ihrer Freundſchaft gewähren. — Freundſchaft, Freundſchaft? — Ach! jede Empfindung der Bewunderung, des lebhafteſten Danks, der Anbetung bin ich Ihnen ſchuldig; bey dieſen Worten betrachtete Dolſey Amalien aufmerkſam, er war bewegt und wurde entkräftet. Ein Wundarzt, der nun auch zu Hülfe kam, erſuchte Amalien, ſich wegzubegeben; ſie gehorchte ohne Zaudern der grauſamen Nothwendigkeit, Sir Karl'n zu verlaſſen, genug, daß ſein Leben von einem ſolchen Zwang abhing. Aber da ſie nicht mit ihm reden konnte; ſo wollte ſie wenigſtens das Vergnügen haben, ihn zu ſehen. Sie ſtellte ſich an einen Ort, wo ſie den Verwundeten unbemerkt beſtändig betrachten konnte; und ihre Augen wandten ſich nie von ihm ab; ſie munterte diejenigen auf, die ihm Beyſtand leiſteten, ſie empfohl ihnen, ihre ganze Sorgfalt auf ſeine Geneſung anzuwenden.

Dolſey erholte ſich nach und nach von ſeiner Todesſchwachheit, und wurde etwas ruhiger; er erkundigte ſich ſehnſuchtsvoll nach dem Fremden, dem er ſo viel zu verdanken habe; man ſagt ihm, man habe ihn gebeten, ſich zu entfernen, weil man befürchtet, die Unterhaltung mit ihm möchte ſeiner Geneſung hinderlich ſeyn: — Der edelmüthige Wohlthäter! o! ich will ihn ſehen, ich will ihn ſprechen; ſeine Gegenwart wird mich beleben. Vergeblich widerſezt man ſich ſeinem lebhaften Verlangen; man mußte endlich nachgeben, Amalia trat aus dem Ort, wo ſie ſich bisher verborgen gehalten, hervor. — Ich würde nicht aus dem Geſicht gegangen ſeyn, wenn ich nicht demungeachtet das Vergnügen gehabt hätte, mich nahe bey Ihnen aufzuhalten; aber reden Sie ja nicht, reden Sie ja nicht: ſorgen Sie für Ihre Erhaltung, verlaſſen Sie ſich auf die lebhafte Sorgfalt — wäre ich ſelbſt — ich würde zeigen. — — Großmüthiger Freund, Sie verdienen dieſen Namen, ich zweifle nicht im geringſten daran, daß Sie alles anwenden, mir das Leben zu erhalten: verlaſſen Sie mich nicht, damit ich es an Ihrem Buſen aufgeben kann, denn vergeblich würd' ichs verhehlen, was mir meine Empfindung von meinem herannahenden Ende vorausſagt! — O Himmel! was ſagen Sie — lieber **Dolſey** — mein Herr. — Warum ſollte ich noch fragen, ob Sie ein Engländer ſind; an Ihrer Sprache, Ihrem Accent erkenn' ich Sie für meinen Landsmann. — Ja ich bin in England geboren — ich komme, — mit Ihnen zu ſterben, wenn der Himmel unſere Bemühung, unſere Hofnung nicht begünſtigt. — Nein, göttliche Seele, ſo weit muß Ihre Empfindung über meinen Verluſt nicht gehen; aber von einer ſo heldenmäßigen Großmuth erwarte ich noch eine eben ſo große Gefälligkeit, als die erſte war; was ſag ich? eine weit größere, die größte der Wohlthaten. Sollten Sie etwa nicht weit von London wohnen? — Mein Aufenthalt iſt nicht weit von dieſer Stadt entfernt. — Ach Sie könnten — verſprechen Sie mir eine Bitte zu gewähren, — meinen einzigen Wunſch. Ich wiederhohle, dies iſt die größte Gefälligkeit. Wiſſen Sie alſo, daß ich noch etwas mehr als mein Leben zu bedauren habe; ich verliere, wenn ich ſterbe, eine Geliebte, die vollkommenſte Geliebte! (Hier gerieth die junge Miß in eine Bewegung, die ſie leicht hätte verrathen können.) Woher dieſe Unruhe? Ach lieben Sie vielleicht auch? und ſind Sie von der, die Sie lieben, auch getrennt. — Der Gegenſtand einer ſo lebhaften Zärtlichkeit kann meinen letzten Seufzer nicht vernehmen!

men! ich will ihn in Ihren Buſen aushauchen; ihn vertraut Ihnen die Liebe als ein heiliges Pfand an, um es meiner Amalia zuüberbringen. Dieſes anbetungswürdige Kind wohnt in Hammerſmith. Sagen Sie ihr — ich glaube, ſie liebt mich immer. — Und können Sie daran zweifeln, unterbrach ihn Amalia? ja — ſie wird Sie gewiß lieben — das, was Sie mir eingeflößt haben, überzeugt mich, daß ſie Ihnen getreu ſeyn muß — bis ins Grab. — Ach wenn Sie ſie kennten! Sie iſt die Schönheit, Empfindſamkeit, die Tugend ſelbſt. Ihre Eltern, ihre grauſame Eltern haben ſich unſerer Vereinigung widerſetzt; aber die Liebe, der Himmel hat über dieſe Hinderniſſe geſiegt; ich hab zu ihren Füſſen geſchworen, daß ich ſie zu meiner Gemalin auserſehen, und daß ich nie eine andere haben werde. — Sie weinen, edler Fremder! Ihre Thränen benetzen meine Hände; ich ſehe, Sie verſetzen ſich in meine Lage; dieſe ſpricht für mich, nimmt Sie für mich ein. Hören Sie mich alſo; ich thue eine Bitte an Sie, als einen der empfindſamſten unter den Sterblichen, den Sie ſich an mir bewieſen haben: Wenn Sie wieder nach England kommen, ſo gehen Sie zu dieſer Gebieterin meines Herzens; ſagen Sie ihr, daß Sie mir mein Leben zu erhalten geſucht; daß ich blos gelebt habe, ſie anzubeten; daß meine letzte Augenblicke ihr gewidmet geweſen, geben Sie ihr die Verſicherung, daß ihr Bild der letzte Zug geweſen, der in meinem Herzen erloſchen iſt, daß ich als ihr Liebhaber, als Gatte, als getreuer Gatte geſtorben ſey. Daß, wenn unſere Seele, wie wir allem nach glauben müſſen, noch nach dem Tode vorhanden iſt, dieſe Seele von Liebe zu ihr brennen werde. — Was wollen Sie? Amalia, indem ſie weint und Sir Karl'n die Hände drückt; — Dolſey, mein lieber Dolſey! — Dies waren die einzige Worte, die ihr entwiſchten; ſie befürchtete, ſchon zuviel geſagt zu haben; ſie wollte fort. Der Ver-

wun-

Dundete hielt ſie beym Arm: — Verlaſſen Sie mich nicht; verlaſſen Sie mich nicht: niemals — der Ton dieſer Stimme — ich entdecke in ſeinen Zügen — er entwickelt ſich mir — wie ſehe ich mich täuſchen! — Wer ſind Sie? — Ich bemerke — eine Aehnlichkeit — Nein, Sie werden mir nicht entkommen. — — Dolſey! — was wollen Sie? was verlangen Sie? — Je mehr ich höre. O! ich werde — O! Gott, erlauben Sie, daß ich mich fortbegebe — mein Leben — Ihr Leben hängt — dieſe Stimme — mein Geſicht — Himmel, o Himmel iſt's möglich! wäre dies — Ihre Amalia, rief die junge Engländerin, in dem ſie ſich auf Sir Karl's Buſen niederwarf, wollte Sie in Amerika aufſuchen, und mit Ihnen ſterben. — Amalia. Beyde verloren den Gebrauch ihrer Sinne.

Man lief auf das Geſchrey dieſer zärtlichen Herzen zu; ſie ſchienen zu ſterben. Sir Karl hatte den Mund auf eine von Amaliens Hände gedrückt. Dieſe kam zuerſt wieder zu ſich; ſie wurde eine Menge Zuſchauer gewahr — Ja, unter dieſer fremden Kleidung ſeht Ihr das unglücklichſte Mädchen, das beklagenswürdigſte Opfer einer Leidenſchaft, die bis ans Ende meines Lebens dauren wird. Ich habe über Meere geſezt, um demjenigen zuzueilen, den ich unter allen allein liebe; meine Bemühungen haben ihn zum Leben zurückgebracht — welcher Anblick! Dolſey ſterbend. Ach! ich, ich bin die Urſacherin ſeines Todes! meine Unvorſichtigkeit hat dieſe traurige Veränderung bewürkt — Ich konnte nicht ſchweigen, konnte Dich nicht verlaſſen. Dolſey, lieber Dolſey empfang' meinen Geiſt — mein Tod ſollte dem Deinigen nicht zuvorkommen?

Die Unglückliche ſchwamm in Thränen, ſie überließ ſich allen Bewegungen einer unausſprechlichen Erſchütterung, ſie ſtund unbeweglich da, hob die Augen zum Himmel auf, bald als wollte ſie ſich über ihn beklagen, bald als ob ſie ihn für Sir Karl'n anrief. Er erholte ſich wieder von dieſer tiefen Ohnmacht, einer Folge der verſchiedenen Empfindungen, die auf einmal auf ihn eingewürkt hatten, und ſagte mit gebrochener Stimme: Amalia, Amalia ich ſehe Sie wieder; Ihnen hab' ich alles zu verdanken. — Durch welches Wunder — ich werde nie, nie ein ſo hohes Glück ertragen können. — Mir bleibt nichts übrig, als das Ende meines Daſeyns zu beſchleunigen, das ich für Sie erhalten wollte. — Meine liebe Amalie! das ſind Sie! Sie in Amerika! bey mir.

Man verbot Sir Karl'n weiter zu reden; Amalia vereinigte ihre Bitten mit den Vorſtellungen der Aerzte: ſie drohte ſogar ihrem Geliebten, ſie werde ſich entfernen. Er verſprach, ſich ganz ſtille zu halten, wenn man ihm nur erlaubte, ſie anzuſehen. Dieſe beyde Weſen, die dazu gemacht ſchienen, einander zu lieben, ſagten ſich mit den Augen mehr, als vielleicht ihr Mund auszuſprechen wäre vermögend geweſen. Rührende Sprache der Leidenſchaft und des Herzens, wie weit biſt du über alle Kunſt erhaben. Nur zwey wahrhaftig Liebende beſitzen die Anmuth und Stärke der wahren Beredſamkeit. Welch einem Entzücken, welch einer angenehmen Schwärmerey überließ ſich Amalia, als man ihr berichtete, daß alle Gefahr die noch kurz zuvor Sir Karls Leben bedrohte, verſchwunden ſey, mit einem Wort, daß man wegen ſeiner Geneſung verſichert ſeyn könne. Nun war es auch Dolſey erlaubt, ſeiner Seele den freyen Lauf zu laſſen. — Meine liebe, meine göttliche Amalia engliſche Schönheit und Tugend; alſo ſoll ich leben, um der glücklichſte Sterbliche zu ſeyn. O! wo gleicht ein Glück dem meinigen! Dein Geliebter, Dein Geliebter wird Dein Gott ſeyn, Amaliens Gatte. Großer Gott! wie hätteſt Du all mein Leiden durch ein größeres Geſchenk vergelten können! Ja, Gebieterin meiner Seele, ich gehe ſogleich — mein erſter Schritt ſey zum Altar;

dort verbunden mich Bande — was werden dieſe denjenigen beyfügen können, die mich jezt ſchon feſſeln? Iſts würklich? Ich ſoll der Beſitzer des Schönſten, des Vollkommenſten ſeyn, das das höchſte Weſen geſchaffen hat. Für mein Herz, dies Herz, das vor Liebe brennt, werd' ich Amaliens Herz erlangen. Die zärtliche Geliebte konnte nur durch Thränen antworten: Ey welche Thränen! wie verſchönerten ſie Amalien! wie drückten ſie alles aus, was ſie empfand. Unmöglich kann man ſich ein ähnliches Entzücken vorſtellen.

Sie reiſten nach Philadelphia; als ſie ankamen, ſo war Dolſey's erſtes Wort der Name eines ihm bekannten Geiſtlichen. Kaum war die Trauungsceremonie geendigt, ſo ſtund er mit Entzücken auf und rief: ich bin Amaliens Mann! Nachdem alles vorüber war, und ſich die Verſammlung weggegeben hatte; ſo ging er auf Amalien zu, und ſchloß ſie in ſeine Arme. — — Ich bin im Himmel! Amalia, meine liebe Amalia! ich hab Dir's vor dem Altar gelobt, ich wiederhohl' es Dir hier mit all dem Feuer, das Du in mir angefacht haſt, ich werde Dich unaufhörlich lieben, Dich als das getreueſte Ebenbild Gottes, der uns vereinigt hat, anbeten. Ja! dies höchſte Weſen hat Dich nach Amerika gebracht, mich beym Leben zu erhalten, mich mit einem Glück zu berauſchen, dergleichen man auf dem Erdboden keines kennt. Ich bin Dein Geſchöpf! Dir dank ich mein zweytes Leben. Ich darf, ich will nicht leben, als für Dich, für Dich allein, meine geliebte Seele. Laß uns England, Europa, ſelbſt Amerika vergeſſen: laß uns in der ganzen Schöpfung an nichts, als an uns gedenken; wir ſind die einzigen Geſchöpfe — — nein keiner kann ſo lieben, wie ich. Lieber Mann, erwiederte Amalia mit all ihrer entzückenden Anmuth der Schönheit, Du haſt mir manche Thrane gekoſtet; aber ſie ſind alle abgetrocknet, ich bin bey Dolſey, er muß mir alles ſeyn.

In dem Heidenthum würde man dieſes Paar für die Götter der wahren Liebe gehalten haben. Sie bewohnten ein nahe bey der Stadt gelegenes Landhaus, worin alles eine Anmuth zu athmen und auszudrücken ſchien, die noch nie ihres gleichen hatte. Dies war das bezaubernde Eden, wie es uns Milton gemahlt hat, von der Freygebigkeit der Natur ausgeſchmückt. Uberall ſtellte ſich Sir Karl das Bild ſeiner Göttin dar; denn ſeine Ergebenheit glich einer Art göttlicher Verehrung. Wo ſich das Auge hinwandte, überall traf es auf ein Portrait der neuen Emma. Dolſey's Lieblingsgemälde, an dem er ſich nicht ſatt ſehen konnte, ſtellte ſeine Frau auf einem Schlachtfeld in der Stellung vor, da ſie an ſeiner Wunde ſaugte, und mit ſeiner Rettung beſchäftigt war. Dies, ſagte er zu ſeinen Freunden, iſt Darſtellung des Triumphs der Liebe, die meine lezten Blicke auf ſich ziehen wird! Kann ich mich genug daran ergötzen! Welch ein göttliches Weib ich beſitze. Ach mein Herz, mein Herz, iſt dies ſtark genug für mein Entzücken? Waren beyde Gatten nur einen Augenblick nicht beyſammen; ſo wurden ſie von wechſelsweiſen Vergnügen durchdrungen, wenn ſie einander wiederſahen: unaufhörlich ſprach Dolſey mit ſeiner reizenden Geſellſchafterin von dem Uebermaaß ſeiner Leidenſchaft. — Sie wächſt, befeſtigt ſich von Tag zu Tag; nein ich wag' es nicht auszudrücken, wie ich ſie in meiner Seele empfinde; nein, Amalia, das kann ich Dir nicht ſagen, mit was für einer Inbrunſt ich Dich liebe. Ach warum haben Herzen, wie die unſrige ſind, nicht eine eigene Sprache? Wie ſchwach ſind alle Ausdrücke gegen das, was ich für Dich empfinde! Sagen Dir meine Augen nicht mehr?

Sir Karl machte aus ſeiner Liebe eine Beſchäftigung; die Wahl der Blumen, die den Buſen ſeiner Frau ſchmücken ſollten, war ihm ein Gegenſtand von Wichtigkeit; er hatte einen Vogel abgerichtet, die Worte auszuſprechen; Verehre

ehre **Amalien.** Er hat ein Luſtwäldchen ſeiner Frau geweihet, dies nannte er ſeinen **Tempel**; alles was die Natur Schönes in der neuen Welt hervorbringt, war hier vereinigt; dies war der Lieblingsort, wo **Dolſey** ſich hinbegab, ſich ganz von einem ſo lebhaften und reinen Feuer durchdringen zu laſſen. Die Leidenſchaften ſuchen, um ſich zu entflammen und zu nähren die Einſamkeit: nie überläßt ſich ein Liebender eher dem vollen Ausbruch der Trunkenheit ſeines Glücks, als wenn er von allen Zeugen entfernt iſt. Er fragt, ſpricht mit ſich ſelbſt; er iſt ſich ſelbſt genug: man hat mit Grund geſagt, das erſte Selbſtgeſpräch ſey aus dem Mund der Liebe gegangen: würklich hat auch der Gegenſtand dieſer Art von Abgötterey eine ſo ſeltene Begebenheit verdient. **Amalia** dachte an nichts, als **Dolſey** zu gefallen; dies war es, was ſie zu den glücklichen Geſchenke der Natur hinzufügte; ohne Sir **Karl** würde ſie es nicht einmal gewußt haben, daß ſie ſchön ſey, und ſie wußte es auch nur für ihn. **Amaliens** Eltern waren über ihren Verluſt untröſtlich; ſie klagten ſich einander ſelbſt an, daß ſie ſie zur Flucht aus dem väterlichen Hauſe gezwungen, ſie wußten nicht das geringſte von ihr. (Man erinnere ſich, daß **Sara** ſich ihren Nachforſchungen entzogen.) Sie waren ungewiß, ob ſie noch lebte, vielmehr glaubten ſie, die ausgeſtandene Widerwärtigkeiten möchten ſie ins Grab geſtürzt haben. Denn gemeiniglich machen ſich empfindſame Seelen die traurigſten Vorſtellungen. Dabey empfand **Amaliens** Vater und Mutter erſt recht lebhaft, wie lieb ſie ihnen geweſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

IX.

Miſcellanien.

I.

Schreiben an den Herausgeber über einen merkwürdigen Zweykampf.

Ich befolge das Beyſpiel des Unbekannten, der Ihnen einige Beyträge zu den **Lehnsgebräuchen**, als eine Erſetzung des Verzugs mitgetheilt hat, den man dem Verfaſſer dieſes intereſſanten Artikels vorwerfen kann. Da ſich der Verfaſſer der Briefe über die **Duelle** in eben dem Falle befindet, und uns eben ſo lange auf ihre Fortſetzung warten läßt, ſo überſende ich Ihnen hier ein Supplement, daß Sie vielleicht des Einrückens nicht unwürdig finden werden.

Der Ritter **Hans Carouge**, Vaſſal des Grafen **von Alenſon**, mußte in häuslichen Angelegenheiten eine Reiſe übers Meer thun. Seine junge und ſchöne Gemahlin ließ er auf ſeiner Burg. Ein anderer Vaſſal des Grafen, **Jakob der Graue**, genannt, verliebte ſich in dieſe Dame auf das heftigſte. Die Zeugen ſagten vor Gericht aus, daß er zu der und der Stunde, des und des Tages, in dem und dem Monat, ſich auf das Pferd des Grafen geſezt, und dieſe Dame zu **Argenteuil**, wo ſie ſich aufhielte, beſucht habe. Sie empfing ihn als den Gefährten ihres Mannes, und als ſeinen Freund, und zeigte ihm das ganze Schloß. Er wollte auch die Warte, oder den Wachthurm der Burg ſehen, und die Dame führte ihn ſelbſt dahin, ohne ſich von einem Bedienten begleiten zu laſſen. Sobald ſie im Thurm waren, verſchloß **Jakob**, der ſehr ſtark war, die Thüre, nahm die Dame in ſeine Arme, und überließ ſich ganz ſeiner Leidenſchaft. **Jakob, Jakob**, ſagte die Dame weinend, Du haſt mich beſchimpft, aber die Schmach wird auf Dich zurückfallen, ſobald mein Mann wiederkommt. **Jakob** achtete nicht viel auf dieſe Drohung, ſezte ſich auf ſein Pferd, und kehrte in vollem Jagen zurük. Um vier Uhr des Morgens war er in der Burg geweſen, und um neun Uhr deſſelben Morgens, erſchien er auch beym Lever des Grafen. — Dieſer Umſtand muß wohl bemerkt werden. **Hans Carouge** kam endlich von ſeiner Reiſe zurück, und ſeine Frau empfing ihn mit den lebhafteſten Beweiſen der Zärtlichkeit. Aber des Abends, als **Carouge** ſich in ihr Schlafgemach und zu Bette begeben hatte, ging ſie lange im Zimmer auf und nieder, machte von Zeit zu Zeit das Zeichen des Kreuzes vor ſich, fiel zulezt vor ſeinem Bette auf die Knie, und erzählte ihrem Manne, unter Thränen, was ihr begegnet war. Dieſer wollte es anfangs nicht glauben, doch endlich mußte er den Schwüren und wiederholten Betheuerungen ſeiner Gemalin trauen; und nun beſchäftigte ihn bloß der Gedanke der Rache. Er verſammelte ſeine und ſeiner Frau Verwandte, und die Meinung aller ging da hinaus, die Sache bey dem Grafen anzubringen, und ihm ihre Entſcheidung zu überlaſſen.

Der Graf ließ die Partheyen vor ſich kommen, hörte ihre Gründe an, und nach vielem Hin- und Herſtreiten fällte er den Schluß, daß der Dame die ganze Geſchichte geträumt haben müſſe, weil es unmöglich ſey, daß ein Menſch drey und zwanzig Meilen zurücklegen, und auch die That, deren er beſchuldigt wurde, mit allen den Nebenumſtänden, in dem kurzen Zeitraum von fünfthalb Stunden, begehen könne, welches die einzige Zwiſchenzeit war, wo man den **Jakob** nicht im Schloß geſehen hatte. Der Graf von Alenſon befahl alſo, daß man nicht weiter von der Sache ſprechen ſollte. Aber der Ritter **Carouge**, der ein Mann von Herz, und ſehr empfindlich im Punkt der Ehre war, ließ es nicht bey dieſer Entſcheidung bewenden, ſondern machte die Sache vor dem Parlament zu Paris anhängig. Dieſes Tribunal erkannte auf einen Zweykampf. Der König, der damals zu **Sluys** in Flandern war, ſendete einen Kurier mit dem Befehl ab, den Tag des Zweykampfs bis zu ſeiner Zurückkunft zu verſchieben, weil er ſelbſt dabey zugegen ſeyn wollte. Die Herzoge von **Berry**, **Burgund** und **Bourbon** kamen ebenfalls nach Paris, um dies Schauſpiel mit anzuſehn. Man hatte zum Kampffeld den St. Katharinenplaz gewählt, und Gerüſte für die Zuſchauer aufgebaut. Die Kämpfer erſchienen vom Kopf bis zu den Füſſen gewaffnet. Die Dame ſaß auf einem Wagen, und war ganz ſchwarz gekleidet. Ihr Mann näherte ſich ihr und ſagte: „Madame, in eurer Fehde, und auf eure Verſicherung, ſchlage ich jezt mein Leben in die Schanze, und fechte mit **Jakob dem Grauen**; niemand weiß beſſer als ihr, ob meine Sache gut und gerecht iſt.‘ — „Ritter, antwortete die Dame, ihr könnt euch auf die Gerechtigkeit eurer Sache verlaſſen, und mit Zuverſicht in den Kampf gehn.“ Hierauf ergrif **Carouge** ihre Hand, küßte ſie, machte das Zeichen des Kreuzes, und begab ſich in die Schranken. Die Dame blieb während dem Gefecht im Gebet. Ihre Lage war kritiſch; wurde **Hans Carouge** überwunden, ſo wurde er gehangen, und ſie, ohne Barmherzigkeit verbrannt. Als das Feld und die Sonne gehörig zwiſchen beyden Kämpfern vertheilt war, ſprengten ſie an, und gingen mit der Lanze auf einander los. Aber ſie waren beyde zu geſchickt, als daß ſie ſich hätten was anhaben können. Sie ſtiegen alſo von ihren Pferden, und griffen zum Schwerd. **Carouge** wurde am Schenkel verwundet; ſeine Freunde zitterten für ihn, und ſeine Frau war mehr tod als lebendig. Aber er drang auf ſeinen Gegner mit ſo vieler Wuth und Geſchicklichkeit ein, daß er ihn zu Boden warf, und ihm das Schwerd in die Bruſt ſtieß. Hierauf wendete er ſich gegen die Zuſchauer, und fragte ſie mit lauter Stimme: „Ob er ſeine Schuldigkeit gethan habe?“ Alle antworteten einſtimmig, **Ja!** Sogleich bemächtigte ſich der Scharfrichter des Leichnams des **Jakobs**, und hing ihn an Galgen. Ritter **Carouge** warf ſich dem König zu Füſſen, der ſeine Tapferkeit lobte, ihm auf der Stelle 1000 Livres auszahlen ließ, einen lebenslänglichen Gehalt von 200 Livres ausſezte, und ſeinen Sohn zum Kammerherrn ernannte. **Carouge** eilte nunmehr zu ſeiner Frau, umarmte ſie öffentlich, und begab ſich mit ihr in die Kirche, um Gott zu danken, und auf dem Altar zu opfern. **Froiſſard** erzählt dieſe Geſchichte, und ſie iſt Thatſache ꝛc.

2.

Die weiblichen Tugenden an die regierende Herzogin von Weimar

zum 30ſten Januar 1782.

Wir die Deinen
Wir vereinen
In der Mitte
Vom Gedränge,
Vor der Menge
Leiſe Schritte.

Wir umgeben
Stets Dein Leben,

Und Dein Wille
Heiſt uns ſtille
Würkend ſchweigen.

Ach verzeihe!
Daß zur Weihe
Dieſer Feyer
Wir uns freyer
Heute zeigen,
Im Gedränge,
Vor der Menge
Dir begegnen,
Und Dich ſegnen.

Göthe.

X.

Fragmente.

Aus Moore über die Sitten und geſellſchaftlichen Gebräuche der Italiener.

In ihrem äuſſerlichen Betragen ſind die Italiener ernſthaft feyerlich, und man iſt bisweilen auf die Gedanken gerathen, daß ſolches aus einer natürlichen finſtern Gemüthsart entſtehe. Vor allen andern Nationen ſchreiben die Franzoſen die geſetzte ernſthafte Miene, welche die Ueberlegung begleitet, der Schwermuth zu.

Obgleich die Italiener auf der Kanzel, auf dem Theater und ſelbſt im gemeinen Umgange viele Bewegungen machen, ſo iſt doch die italieniſche Lebhaftigkeit von der franzöſiſchen unterſchieden, jene entſteht aus Empfindſamkeit, dieſe aus den thieriſchen Lebensgeiſtern.

Die Einwohner dieſes Landes haben weder den muntern Blick, noch den elaſtiſchen Gang, der in Frankreich ſo allgemein iſt. Sie gehen vielmehr einen langſamen geſetzten Schritt, ihr nie in eine gerade Linie gezwungener Rücken behält ſeine natürliche Krümme, und nicht nur der gemeine Pöbel, ſondern auch Perſonen aus der großen Welt, ziehen die ungezwungene Stellung eines **Antinous** und andern alten Statuen den künſtlichen Grazien eines franzöſiſchen Tanzmeiſters, oder dem geraden Gang eines deutſchen Soldaten vor. Mich dünkt, ich bemerke eine groſſe Aehnlichkeit zwiſchen vielen lebenden Geſichtern, die ich täglich ſehe, und den Zügen der alten Büſten und Statuen, daher glaube ich, daß es weit mehr ächte Nachkommen der alten Römer in Italien giebt, als man insgemein glaubet.

Oft rühren mich die feinen Geſichtsbildungen, die ich zu Rom auf den Gaſſen ſehe; Wie erblicke ich Züge, die mehr Nachdenken, Verſtand und Geiſt ausdrückten. In den niedrigſten Ständen ſind Geſichter, die einen zu den höchſten und wichtigſten Situationen geſchickten Verſtand ankündigen, und wir können nicht umhin, zu bedauern, daß diejenigen, den ſie zugehören, keine Erziehung genoſſen haben, die den natürlichen Fähigkeiten, welche ſie nach unſerer Ueberzeugung beſitzen, angemeſſen iſt, und daß ſie in keinen Stand geſetzt worden, wo dieſe Fähigkeiten zur Wirkſamkeit hätten gebracht werden können.

Unter allen europäiſchen Ländern erſcheinen in der Schweiz die Schönheiten der Natur in der größten Abwechſelung der Geſtalten, und in der prächtigſten Gröſſe; daher hat hier der junge Landſchaftsmaler die beſte Gelegenheit, auf die erhabenſten Ideen zu gerathen. Italien hingegen iſt die beſte Schule für den Geſchichtmaler, nicht nur weil es mit den Werken der größten Meiſter, und den edelſten Muſtern der alten Bildhauerkunſt bereichert iſt, ſondern auch wegen des feinern ausdrucksvollen Styls der italieniſchen Geſichter. Hier ſieht man wenig, oder gar keine blonde, fette, gleiſſende, nichtsſagende Geſichter, die in den nordlichen Theilen Europens ſo gemein ſind. Ich ſaß einmal in der Oper auf dem Heumarkte bey einem meiner Bekannten, einem Ausländer, als ein gewiſſer Edelmann hereintrat, von welchem damals viel geredet wurde. Ich raunte ihm ins Ohr: „Das iſt Lord — Doch gewiß nicht der berühmte Lord, — ſagte er — Ja eben der, antwortete ich.“ So muß ich geſtehen, fuhr er fort: „daß der edle Graf denen, welche für ſeine Erziehung geſorgt haben, ungemeine Ehre macht.“ — Wie ſo? erwiederte ich. „Weil ein ſo vollkommen leeres Geſicht, fuhr der Fremde fort, einen Mangel natürlicher Fähigkeiten anzeigt, daher vermuthe ich, daß die ehrwürdige Figur, die er im Senat macht, gänzlich dem Unterrichte zugeſchrieben werden muß.“

Fremde machen ſich bey ihrer Ankunſt zu Rom keinen groſſen Begrif von der Schönheit der römiſchen Weiber nach den Proben, die ſie in den modiſchen Geſellſchaften ſehen, in welche ſie zuerſt eingeführt werden. Es giebt einige Ausnahmen; überhaupt aber muß man geſtehen, daß die jetzigen Frauenzimmer vom hohen Range ſich mehr durch ihren andern Schmuck, als durch ihre Schönheit unterſcheiden. Inzwiſchen trift man unter den Bürgern und in den niedrigern Klaſſen oft die ſchönſten Geſichter an; In Anſehung eines glänzenden Roth und Weiſſen, und allem Reize der Farbe gleicht kein Frauenzimmer den Engländerinnen. Wenn hundert, oder mehrere engliſche Frauenzimmer vor der Hand weggenommen, und mit eben ſo viel Weibern und Töchtern römiſcher Bürger verglichen würden.

den, ſo bin ich überzeugt, daß neunzig Engländerinnen hübſcher, als neunzig Römerinnen ſeyn würden, aber wahrſcheinlich iſt es, daß zwey oder drey aus den hundert Italienerinnen ſchönere Geſichter, als eine von den Engländerinnen haben werden. — In England giebt es weit ſchönere Leute auf dem Lande als in den Städten. Bey keinem Volk in Europa kann der Bauer in Anſehung der Geſichtsbildung mit dem engliſchen verglichen werden. In keinem Lande hat dieſe Art von Menſchen die Bequemlichkeiten des Lebens in ſolcher Vollkommenheit. Nirgend werden ſie ſo gut genährt, ſo gut wider die rauhe Jahrszeit geſchützt, nirgends halten ſie ſich ſo vollkommen reinlich, ſo frey von allen ſchändlichen Folgen des Schmutzes. Die engliſchen Landmädchen ſind zuſammengenommen unwiederſprechlich die ſchönſten von der Welt. Es iſt wahr, die Bäuerinnen in den meiſten andern Ländern müſſen ſo ſchwere Arbeit thun, werden ſo ſchlecht beköſtiget, ſind von der Sonne ſo ſehr verbrand, und ſo ſchmuzig, daß es ſchwer hält, zu erkennen, ob ſie ſchöne ſind oder nicht. Dennoch haben mich einige Liebhaber ſeit meinem Hierſeyn verſichert, daß, ungeachtet aller dieſer Nachtheile, bisweilen unter den italieniſchen Bäuerinnen ſehr reizende Geſichter gefunden werden, welche ſie allen kirſchwangigten Mädchen von Lancaſhire vorziehen.

Ohne Zweifel iſt die Schönheit unendlich abwechſelnd, und zum Glück für die Menſchen iſt in dem Stück, Geſchmack und Meinung gleich verſchieden. Aber ohngeachtet dieſer Verſchiedenheit hat man gefunden, daß eine jede Nation in Europa gewiſſermaſſen ihre eigene beſondere Geſichtsbildung hat. Dieſe beſondere Geſichtsbildung iſt wiederum ſehr abwechſelnd, und mit allen Graden des Unterſchiedes zwiſchen Schönheit und Häßlichkeit bezeichnet. Hier haben ſie eine Skizze von dem allgemeinen Styl der ſchönſten Frauensköpfe in dieſem Lande; urtheilen ſie daraus, ob ſie nach ihrem Geſchmack ſind oder nicht.

Ein ſehr dickes ſchwarzes Haar, das einen Theil der Stirn einnimmt, ſie kurz und ſchmal macht, gemeiniglich eine Habichtsnaſe, oder auch eine von dem untern Theil der Stirn in gerader Linie fortgehende Naſe; dicke und kurze Oberlippen: (beyläufig merke ich an, daß nichts eine ſchlechtere Wirkung auf ein Geſicht hat, als ein groſſer Zwiſchenraum zwiſchen der Naſe und dem Munde;) groſſe ſchwarze funkelnde Augen. Ein ſchwarzes Auge hat zuverläßig den Nachtheil, daß wegen dergleichen Farbe des Augenbogens (iris) und Stirns (pupille) die Zuſammenziehung und Ausdehnung des letztern nicht bemerkt werden kann, wodurch das Auge die Hälfte ſeiner Macht verlieret. Doch iſt das Auge der Italiener auſſerordentlich ausdrucksvoll; einige halten dafür, es ſage zu viel. Die Farbe iſt mehrentheils hellblau, bisweilen blond, ſelten aber blühend, oder ſo hellblond, wie ſie in England und Sachſen gewöhnlich iſt. Man muß geſtehen, daß die Geſichtszüge, welche in der Jugend einen feinen Ausdruck von Empfindung und Verſtand haben, eher, als nicht ſo ausdrucksvolle Geſichter, bald ſtark und männlich zu werden taugen. In England und Deutſchland behalten Frauenzimmer, die ſchon ein wenig bey Jahren ſind, länger das jugendliche Anſehen, als in Italien.

Da die Geſichtsbildungen dem Pinſel ſo günſtig ſind, ſo werden ſie natürlicher Weiſe glauben, daß die Portraitmalerey hier in der gröſten Vollkommenheit ſey.

Inzwiſchen verhält es ſich gerade umgekehrt. Dieſer Zweig der Kunſt wird in ganz Italien am wenigſten geſchätzt. In Paläſten die am beſten mit Gemälden verſehen ſind, werden Sie ſelten ein Portrait des Eigners oder jemandes aus ſeiner Familie finden; Ein Bruſtſtück des regierenden Pabſtes iſt bisweilen das einzige Portrait einer lebenden Perſon in dem ganzen Pallaſt. Verſchiedene römiſche Prinze haben ein Staatszimmer, oder Audienzſaal, in welchem ein Sitz, wie ein Thron mit einem Himmel darüber iſt. In dieſen Sälen werden die Bildniſſe der Päbſte aufgehangen, ſie ſind die Arbeit gemeiner Künſtler, und koſten ſelten über drey bis vier Zechinen. Sobald Seine Heiligkeit dieſe Welt verläßt, verſchwindet das Portrait, und der Kopf ſeines Nachfolgers wird zu rechter Zeit an ſeine Stelle aufgehangen. Sie werden ſagen: das hieße, ihrem alten Herrn ein wenig unfreundlich begegnen, und dem neuen kein ſehr koſtbares Compliment machen. Inzwiſchen iſt das nicht ſo ökonomiſch, als das Betragen eines andern, das ich Ihnen erzählen will. Ich übergehe, ob er ein Franzoſe oder Engländer geweſen; genug, er war ein Hofmann, der für alle lebende Monarchen die höchſte Achtung hegte, aber ſo bald ſie Tod waren, ſie nicht mehr, als andern Staub achtete. Er hatte in dem vornehmſten Zimmer ſeines Hauſes ein Stück von ſeinem Monarchen in voller Länge. Damit er ſich nun bey dem Tode des Königs eines neuen Körpers und Hermelinmantels erſparen möchte, ſo ließ er durch einen Maler Kopf und Perucke überwiſchen, und des neuen Königs Kopf auf ſeines Großvaters Schultern ſetzen, welche nach ſeiner Erklärung vollkommen gut, und im Stande wären, drey bis vier ſolche Köpfe, als Maler in dieſen ausgearteten Zeiten zu liefern pflegen, auszuhalten.

Insgemein nehmen ſich die Italiener ſelten die Mühe, dem Maler zu ſitzen. Sie ſehen ein Portrait als eine Schilderey an, die von niemand, als dem, der ſie vorſtellet, oder dem Maler, der ſie verfertigte, bewundert wird. Diejenigen, welche in den Umſtänden ſind, daß ſie die beſten Künſtler bezahlen können, gebrauchen ſie gemeiniglich zu Gegenſtänden, die allgemeiner intereſſant ſind, als die

Vorſtellung eines aus einem Stück Leinwand hervorzukommenden Menſchengeſichts.

Hier ſind, außer dem Carneval, keine theatraliſchen Beluſtigungen erlaubt; dann aber werden ſie mit einer Hitze beſucht, die man in Städten, deren Einwohner nicht ſo eingeſchränkt ſind, nicht kennt. Ja alle Arten des Zeitvertreibes werden in dieſer Zeit der Fröhlichkeit, mit größtem Eifer verfolgt. Die natürliche Ernſthaftigkeit der Römer verändert ſich in muntere Lebhaftigkeit, und das ehrbare finſtere Rom übertriſt Paris ſelbſt an Munterkeit und Luſtigkeit. Dieſe Lebhaftigkeit nimmt vom Anfange des Carnevals an allmälig zu, und ſteigt in der letzten von den ſechs Wochen ſeiner Dauer aufs höchſte. Dann erſcheinen die Bürger in der Larve eines Harlekin, Pantalon, Polichenell, und aller phantaſtiſchen Mannigfaltigkeit einer Maskerade auf den Gaſſen. Dieſe Laune erſtreckt ſich auf Männer, Weiber und Kinder, bis auf den niedrigſten Stand herab und wird allgemein. Sogar diejenigen, die das Geſicht nicht verlarven, und nicht Luſt haben, unbekannt zu bleiben, werfen ihre gewöhnliche Kleidung weg, und ſtecken ſich in eine ſeltſame Tracht. Die Kutſcher, die mehr als andere ihrer Mitbrüder zu Geſicht kommen, und an den Wagen, die ſie fahren erkannt werden, verkleiden ſich gemeiniglich auf eine lächerliche Art. Viele wählen Weibskleider, ſchmincken ſich und legen Schönfleckgen auf. So träumeriſch dieſe Burſche in Hoſen ſeyn mögen, ſo werden ſie in Weiberröcken für die munterſten Kerle von der Welt gehalten, und erregen in allen Gaſſen, wo ſie ſich ſehen laſſen ein groſſes Gelächter. Ich gab einem Italiener von meinen Bekannten zu verſtehen, wie es mich ſehr befremde, daß ein ſo elender Spas ſo viel Vergnügen erwecken könnte. Er antwortete: Wenn eine ganze Stadt beſchloſſen hat, acht Tage luſtig zu ſeyn, ſo iſt es ungemein bequem, einige alte Einfälle gleich bey der Hand zu haben;

die Jungen lachen darüber wegen der Neuheit, und die Alten wegen der Verjährung. Die Verkleidung der Kutſcher iſt freylich nicht von dem feinſten Witze, inzwiſchen iſt er unſchuldiger, als die Verbrennung der Ketzer, daran ſich unſer Pöbel ehemals ſehr beluſtigte.

Die Straße Corſo iſt der große Schauplatz dieſer Mummereyen. Alle Abend iſt er gedrängt voller Leute aus allen Ständen. Die Vornehmen kommen in Kutſchen, oder in eigentlich dazu verfertigten offenen Wagen. Wenn die Geſellſchaft einander vorbeykommt, ſo führt ſie eine Art bürgerlichen Kriegs. Man kann ſeinen Freunden und Bekannten keine größere Achtung erweiſen, als wenn man ihnen eine Hand voll weiße Kugeln, die den Zuckerbohnen gleichen, ins Geſicht wirft, und wenn ſie nicht unhöflich ſind, ſo erwiedern ſie das Compliment. Alle, die ſich auf dem Corſo ein Anſehen geben wollen, kommen mit dieſem Kriegsvorrath verſorgt dahin.

Bisweilen fahren zwey bis drey offene Wagen von jeder Seite mit fünf bis ſechs Perſonen beyderley Geſchlechts in jedem, gegen einander, und liefern eine Schlacht. Bey dergleichen Gelegenheiten haben die Streitenden ganze Säcke voll von beſagtem Schrot, welchen ſie dem Schein nach mit vieler Wuth auf einander werfen, bis ihre Ammunition erſchöpft, und das Schlachtfeld ſo weiß, als Schnee iſt.

Auf dem Corſo ſieht man die beſondre Trachten aller Nationen und Profeſſionen des Erdbodens, und überdem alle auf Maskeraden gewöhnliche Charakterlarven. Bey den Männern ſind die Harlekine und Pantalone ſehr im Gange, Bürgerweiber und Töchter äffen gemeiniglich den Staat vornehmer Damen nach, und ihre Brüder oder andere Verwandten ſind Schleppenträger und Aufwärter. Ueberhaupt finden ſie, wie es ſcheint, ein Vergnügen an Charaktern, die von dem ihrigen am weiteſten entfernt ſind.

Junge Leute nehmen den langen Bart, den ſchwankenden Schritt und andere Begleiter des hohen Alters an; andere wählen die Klapper und das Saugfläſchen eines Kindes; Weiber vom Stande und Buhlſchweſtern erſcheinen als Landmädchen, Nonnen und veſtaliſche Jungfrauen. Alle bemühen ſich, den angenommenen Charakter mit der möglichſten Geſchicklichkeit zu behaupten; Aber keinen gelingt es nach meiner Meinung ſo gut, als denen die Kinder vorſtellen.

Gegen die Abenddämmerung geht das Pferderennen an: Sobald daſſelbe angekündigt wird, räumen die Kutſchen, Cabriolets, Triumpfwagen und alles andere Fuhrwerk den Platz, und halten in Reihen an beiden Seiten der Gaſſe, ſo daß in der Mitte für die Wettläufer Platz bleibet. Dieſe beſtehen aus fünf bis ſechs zu dieſem Zeitvertreib abgerichteten Pferden. Sie werden auf dem Platz del Populo, gerade da, wo der Corſo anfängt, in einer Linie neben einander geſtellt. Zur Seiten hängen ihnen gewiſſe mit kleinen ſcharfen Nägeln verſehene Bälle herab, die ſtatt der Sporen dienen. So bald dieſe Thiere zu laufen anfangen, geben ſie durch ihre Ungeduld zu erkennen, daß ſie das, was von ihnen gefordert wird, verſtehen, und eben ſo viel Vergnügen als die Zuſchauer an dem Wettlaufen finden. Ein vor dem Eingang der Gaſſe geſpanntes Stück Leinwand verhindert ſie, zu früh zu laufen. Wenn dieſes niederfällt, ſo iſt es ein Zeichen, daß ſie anfangen ſollen. Dann rennen die Pferde auf einmal fort, und ſtrengen ohne Reuter ihre äußerſten Kräfte an, von dem Wetteifer, dem Geſchrey des Pöbels, und den oberwehnten Sporen angetrieben. Sie laufen den ganzen Corſo hinunter, und der Eigner des Siegers wird mit einer gewiſſen Quantität Scharlachtuch, das allemal von den Juden geliefert wird, belohnet.

Dieſer Zeitvertreib ſcheint dem römiſchen Pöbel ſehr unterhaltend, dem Auge des Engländers aber ungemein thörigt.

rigt. Ein Bekannter von mir, der ein ſchönes Vermögen gänzlich zu Newmarket verſchwendet hatte, ſagte zu mir, das italieniſche Pferderennen ſey das ungereimteſte Ding von der Welt. So lange das Carneval währte, würden keine hundert Guineens gewonnen, oder verloren, und es ſey der gröſte Beweis von der Thorheit des Volks, daß ſie ihre Zeit ſo einfältig verſchwendeten.

Das Verlarven und Pferderennen geſchiehet nur in den letzten acht Tagen, aber alle Arten theatraliſcher Unterhaltung hat man die ganze ſechs Wochen des Carnevals. Die ernſthafte Oper wird von Leuten vom Stande am meiſten beſucht, und gemeiniglich miethen ſie Logen auf die ganze Zeit. Die Oper, mit welcher dieſesmal der Schauplaz geöfnet wurde, erhielt den gröſten Beifall, ungeachtet die Muſik allein neu war. Die Italiener haltens nicht immer für nöthig, zu dem, was ſie eine neue Oper nennen, neue Worte zu machen. Sie begnügen ſich oft nur mit neuer Muſik zu den rührenden Dramen Metaſtaſios. Die Geſellſchaft ſcheinet größere und anhaltendere Aufmerkſamkeit auf die Muſik zu haben, als in Venedig.

Wahrſcheinlich rührt ſolches daher, weil dieſer Zeitvertreib in der einen Stadt eine größere Seltenheit, als in der andern iſt. Denn ich bemerkte, daß Leute von Stande, die alle Abend kommen, und in ihrer Aufmerkſamkeit nachließen, nachdem die Oper einigemal wiederholt worden war, Beſuche in ihren Logen annahmen, und nur zuhörten, wenn einige Lieblingsarien geſungen wurden. Dahingegen beobachtete die Verſammlung im Parterre einmüthig das tiefſte Stillſchweigen, welches blos durch ein ſanftes Murmeln des Vergnügens von einigen einzeln Perſonen, oder durch einen allgemeinen Ausbruch des Beyfalls von der ganzen Geſellſchaft unterbrochen wird. Nie ſahe ich ſo ächte Zeichen der Zufriedenheit bey irgend einer Gelegenheit in einer Verſammlung. Die Empfindſamkeit einiger

Zu-

Anweſenden gab mir einen Begrif von der Gewalt der Töne, welche meine ſtumpfen Gehörnerven meiner Seele nie mitgetheilt haben würden. Bey gewiſſen Arien bemerkte ich den Ausdruck einer ſtillen Freude auf allen Geſichtern; bey andern ſchlug man die Hände zuſammen, ſchloß halb die Augen, und hielt mit einem verlängerten Seufzer den Athem an ſich, als wenn die Seele in einem Strom von Entzücken entflöhe. Ein Mädchen im Parterre rief aus! O Gott! wo bin ich, auf welche ſüſſe Art entflieht die Seele!

An dem erſten Abend der Oper ertönte, nach einer Lieblingsarie ein allgemeines Frolocken, mit der Forderung vermiſcht, daß der Componiſt zum Vorſchein kommen ſolte, erſchallte aus allen Ecken des Hauſes. Er war zugegen und führte das Orcheſter an. Er mußte auf die Bank treten, und da, gegen die Zuſchauer ſich bückend, verbleiben, bis ſie des Zujauchzens müde waren. Eine Perſon mitten im Parterre, die vom Anfang des Stücks an ihre Zufriedenheit durch die deutlichſten Zeichen zu erkennen gegeben hatte, rief aus: „Er verdiente Kapellmeiſter der Jungfrau zu werden, und ein Chor Engel anzuführen.“

In andern Ländern würde das für einen ſehr harten Ausdruck gehalten werden, hier aber hat er eine beſondere Kraft, weil man durchgängig die Jungfrau Maria für eine groſſe Liebhaberin und vollkommene Kennerin der Tonkunſt hält. Dieſe Nachricht erhielt ich am Chriſttag Morgens, als ich zween armen calabriſchen Pfeifern zuſahe, welche ihr Aeußerſtes thaten, ihr und dem Kinde in ihren Armen zu gefallen. Sie ſpielten eine ganze Stunde vor einem Bilde, von ihr, daß an der Ecke einer Gaſſe ſtand. Allen andern Statuen der Jungfrau, die in den Straſſen ſtehen, wird jeden Chriſttag Morgens ein ähnliches Ständchen gebracht. Wie ich mich um Bedeutung dieſer Ceremonie erkundigte, wurde mir obiger Umſtand von ihrem Charakter erzählt, von deſſen Gewisheit Sie vielleicht nie etwas gehöret haben, wenn Sie ihn auch immer für höchſt wahrſcheinlich gehalten. Ein Pilger, der den Pfeifern mit groſſer Andacht zuhörte, gab mir dieſe Nachricht. Er ſagte mir dabey, die Jungfrau hätte einen zu feinen Geſchmack, als daß ſie an dem Spiel der armen Kalabreſer, welches eigentlich ihrem Kinde zugedacht ſey, viel Vergnügen finden könnte, und hieß mich bemerken daß die Melodie einfach, ungekünſtelt und ſo wäre, als ſie wahrſcheinlich dem Ohre eines ſo kleinen Kindes am beſten gefiele.

[illegible]
No. 3.

[illegible]

[illegible]
17[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

Innhalt.

Seite

Gedichte. 3-11.

Dramatiſche Aufſätze.

Drachenfels ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Beſchluß. 16.

Auszüge.

Vacat.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1. Gedanken eines Philoſophen von Diderot. Beſchluß. 43.
2. Schreiben eines franzöſiſchen Officiers an den Grafen von N. über die Inſel Corſica. 61.
3. Beſchluß des Schreibens an Herrn du Pleſſis. 74.

Naturgeſchichte.

Alle Extremen bringen ähnliche Würkungen hervor. 95.

Seite
Anekdoten. 98.

Biographie.
Vacat.

Romane.
Amalia, eine engliſche Anekdote, nach d'Arnaud. Beſchluß. 101.

Miſcellanien.
1. Die erſte Maske. Tiſch-Zahl. 127.
2. Tagebuch eines deutſchen Officiers, der einen Trupp Rekruten nach Nord-Amerika führte. 128.
3. An Sie. 147.
4. Epiſtel an Philippinen. 148.
5. Ungedrucktes Epigram vom verſtorbenen Dreyer. 149.

Fragmente.
Der Loßen Abzug aus Stettin nach Danzig. 150.

Pieces fugitives.
A ſon Alteſſe Séréniſſime Monſeigneur le Landgrave de Heſſe. 157.
Romance. Par Mad. de Montanclos. 159.

Reiſe nach Oſtindien und China. Auf Befehl des Königs unternommen vom Jahr 1774 bis 1781. Von Herrn Sonnerat, Kommiſſär bey dem Seeweſen, Korreſpondenten der Königl. Akad. der Wiſſenſchaften zu Paris, Mitglied der Akad. der Wiſſenſch. und Belles Lettres zu Lyon. ꝛc. ꝛc. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Zwey Bände, mit Kupfern.

Dieſes fürtrefliche Werk gedenken wir in einer deutſchen Ueberſetzung zu liefern. Beyde Bände werden etwa 70 gedruckte Bogen, und 140 Kupfer in 4to und größerm Formate enthalten, alle von geſchickten Künſtlern in Paris gezeichnet und geſtochen.

Bedingniſſe.

Wir ſchlagen den Weg des Vorſchuſſes ein, damit wir den Liebhabern das Werk in dem billigſten Preiſe liefern können. Die Pränumerations-Zeit iſt von izo bis zur Leipziger Michaelis-Meſſe 1782 offen, und der Preis des vollſtändigen Werks, für die Pränumeranten iſt 2 Louisd'or in Gold, oder 10 Rthlr. Sächſiſch in Conventions-Geld 18 fl. oder 15 fl. Wiener Courent. Nachhero aber für diejenigen die nicht pränumerirt haben ein Drittel höher. Da wir nur eine kleine Auflage drucken, ſo werden wir unabweichlich bey den vorgeſchlagenen Preiſen verbleiben.

Die Pränumeranten bezahlen izo bey Eingebung ihrer Namen 1 Louisd'or, als die Hälfte des Preiſes zum voraus, und empfangen, (wenn es wegen des Abdrucks der Kupfer immer möglich iſt,) an der Leipziger Michaelis-Meſſe 1782 den erſten Band. Sollte es aber wegen angezeigten Urſachen bis dahin nicht möglich ſeyn, ſo geſchieht die Lieferung ohne Fehl auf die Neujahrmeſſe. Bey Empfang dieſes Bandes bezahlt man die zweyte Hälfte des Preiſes, und erhält den zweyten Band ohne weitern Nachſchuß mit Oſtern 1783. Am Ende des zweyten Bandes werden wir die Namen unſrer Pränumeranten beydrucken. Schrift, Papier und Format wird ſo, wie dieſes Avertiſſement ſeyn, und da wir in allen Städten Deutſchlands mit Buchhändlern in freundſchaftlicher Verbindung ſtehen, ſo wird auch in allen Buchhandlungen Pränumeration angenommen, und man bittet ſich Briefe, Geld und die Anzeige der Namen Poſtfrey aus. Wer auf 5 Exemplare pränumerirt, der erhält das 6te gratis.

Zürich im Merz 1782.

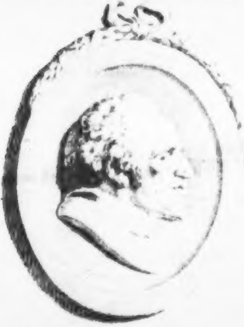
Orell, Geßner, Füßli und Comp.

Die Weyerſche Buchhandlung nimmt Pränumeration darauf an.

Olla Potrida.

1782.

Drittes Stück.



MOSES. MENDELSSOHN.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

I.
Gedichte.

1.

Gebet vor Gott
am
Geburtsfeſte
ihres
verehrungswürdigſten Vaters
gefleht
von
ſeinen nahen und fernen ſieben Kindern, Tochtermännern, Söhnerin und eilf Enkeln.

Vater unſers Vaters! Allbeleber!
Der voll Huld auf ſeine Kinder ſchaut!
Wiegen mit der Rechte, mit der Linken Gräber
Für den Staub verdorrter Sünder baut;

Sieben Kinder, ihres Vaters Krone!
Die aus ſieben Strahlen deine Hand,
Niederſchauend von dem Sonnenthrone
Um die Schläfe unſers Vaters wand.

Enkel, die mit goldgelockten Haaren
Um die Eltern wonneſtammelnd ſtehn,
Und zu ihres Ahnherrn ſechzig Jahren
Neue Jahre, reich an Segen flehn;

Wagen es, ihr Antlitz zu erheben
Und ihr Auge, das ſich froh ergießt,
Denn du friſteſt eines Vaters Leben,
Der die Wonne ſeiner Kinder iſt.

Nicht im Strahlenkreiſe ſeiner Lieben
Will der Fromme feiren ſeinen Tag,
Chriſten, die die hohe Andacht üben,
Wiſſen, was ein ſtiller Dank vermag.

Niederfallen in der ſtummen Zelle
Will der Fromme! Weinen ſeinen Dank
An der ſtillen Gott geweihten Stelle,
Die ſchon oft des Beters Thräne trank.

Du wirſt ſeines Dankes Liſpel hören
Gott, der unſers Vaters Stütze war,
Und die Engel ſingens dann in Chören
Jauchzend nach am goldnen Rauchaltar.

Aber wir, vor deinem Throne knieend,
Liegen heut, Allgütiger, vor dir!
Dankbarkeit und fromme Wünſche glühend
Für den beſten Vater – liegen wir!

Schmücke, Gott, mit Silber ſeinen Scheitel!
Gib ihm Ehre, die im Himmel gilt!
Jede Ehre, jedes Glück iſt eitel,
Das nicht – Gott – aus deiner Urne quilt.

Lohn ihm alle ſeine Vaterſorgen! —
Ach der Gute hat der Sorgen viel;
Kommt der Abend, röthet ſich der Morgen;
O ſo ſchenk ihm Himmels Vorgefühl!

Laß ihn alle ſeine Kinder ſehen; —
Auch die Gattin ſeines fernen Sohns
Und ihn einſt in unſrer Mitte ſtehen
An der Schwelle deines Herſcherthrons.

Muß er weinen — guter Gott, ſo fächle
Ihm ſein Engel wieder Stärkung zu,
Daß ſein Herz ſich freue, daß die Lippe lächle,
Daß er athme deines Himmels Ruh.

Sechzigmal hat er der Rebe Blätter
Gelb und welk vom Sturme wälzen ſehn —
In des Herbſtes ſchauerreichem Wetter
Sah er ſchmuckberaubte Bäume ſtehn;

Aeltern [illegible] Weiſe auch und Chriſten;
Furchen können Jahre ihr Geſicht;
Aber wie die Rebe, wie den Baum verwüſten
Können Stürme einen Frommen nicht.

Ewig wird ſein Angedenken bleiben;
Schließt er auch den ehrenvollen Lauf;
Denn die Engel Gottes ſtehn und ſchreiben
Eines Chriſten Thaten alle auf.

Nun, o Gott im Himmel, deinen Seegen!
Gib dem Edlen deinen Seegen heut!
Seine Tage ſeyen wie der Regen
In der Dürre — voller Fruchtbarkeit!

Bis er einſt, geführt vom Engelſtabe
Um des Himmels Purpurpforte ſteht,
Und, von uns begleitet zu dem Grabe,
Herrlich wie die Sonne untergeht.

Schubert *).

2.

Die Tobackspflanze.

An Miller.

Viel ſind der Honiggebenden Blumen, viel
Der Kräfteſchenkerinnen im Pflanzenthal,
Und jener, reich an Balſamdüften,
Die die beſonneten Hügel ſchmücken.

Die Myriaden alle! wie könnt ich ſie
Mit meinen Liedern preiſen! — in Flüſſen ſind
Verborgen viel, und in den Meeren,
Die die Geſtade der Welt umbrauſen.

Vor allen in dem Abgrund des Meeres heiſcht
Der goldne Ambra meiner Geſänge Preiß,
Den, tief vom Sturm emporgeriſſen,
Brauſende Wellen ans Ufer jagen.

Doch heute wähl' ich aus dem Gewimmel mir
Der Erdenpflanzen herrlichſte; wähle mir
Die Seuchentödterin, Apollens
Lieblingserkohrene Tobacksſtaude.

Denn

---

*) Derſelbe, der noch zu Würtemberg ein Gefangener iſt.

I. Gedichte.

7

Denn will ich Lieder ſingen, da wölket ſich
Zuvor des Krautes bläulicher Balſamduft
Um meine Schläfe, leichterwachſen
Scherzende Bilder in meiner Seele.

All' meine Sinne treten behend zurück,
Die Seele faßt ſie, führet ſie flügelſchnell
In nie geſehne Länder, führt ſie
Hin über Wälder und über Meere.

Und taumelt wonnetrunken, von Jahr zu Jahr
Hin in die Zukunft: hat die Sonn vierzigmal
Das Jahr gemeſſen, ſteht ſie ſtille
Ueber der heiligen Dichter Gräbern;

Und höret Nordwindsbrauſen im Eichenbaum
Der über Ramlers Grabmal die Wipfel wiegt;
Und hört auf Klopſtocks Bardenhügel
Seiner umſchattenden Zeder Rauſchen;

Um Gleims ringsum von Roſen beſchatteter
Leicht aufgeworfner Erde, den Morgenwind,
Und eines Geiſtes ſanfte Klagen
Um den verlornen Freund! – Jakobi! –

Doch ſchwebt ihr Lied noch über dem ſegnenden
Umſonnten Erdball; kämpft mit dem Lobgeſang
Der jungen Barden, die den Nachhall
Ihres geprieſnen Fürſten hören.

Denn die noch ſchlummern werden bald auferſtehn,
Und nie gehörte Lieder zum Harfenton
Ergieſſen; – Freund, dann rauſchen deine
Helden Geſänge noch auf den Bergen.

Ewald.

3.

Lied.

Ich war mal ſo ſeelig, ſo wohl und ſo leicht,
Kein Thränchen machte die Augen mir feucht.
Mir lachte ringsum die liebe Natur,
Mich freute das Blümchen auf blühender Flur.

Wohl ſtralte die Sonne, der Mond und die Stern,
Hatt' überal Freuden, von nah' und von fern.
Mir ſangen die Vögel nur Wolluſt und Scherz,
Mir ſummten die Bienchen Entzücken ins Herz.

Und ſchlief ich unterm breitaſtigen Baum,
So labte mich Schlummer und wonniger Traum.
Erwacht' ich, ſo liſpelte Zefir um mich,
Der buhlend die farbigen Wipfel durchſtrich.

Sag an, wenn war mirs ſo wohl und ſo leicht?
Wenn machte kein Thränchen die Augen mir feucht? —
Wars nicht in jenem ſo ſeeligen Jahr,
Da Klärchen mein Liebchen und Eigenthum war?

Da war es! — Wir liebten und hattens kein Ziel,
Wir hatten uns immer zu ſagen ſo viel;
Und hatten das beſte gewönlich am Schluß
Vergeſſen, bey Herzen, und Drücken, und Kuß.

Und wenn ihre Stimme zum Saitenſpiel klang,
Wie war mirs ſo heimlich, ſo wohl und ſo bang!
Mir glühten die Wangen, ich hudelte fort,
Und grief ſo manchsmal den falſchen Akord.

Wir hatten ein Leben, wie's keines mehr giebt,
Mich liebte das Mädel, wie keines mehr liebt.
So innig und traulich, ſo wahr und ſo warm,
Wie hab ichs empfunden ſo oft, ihr im Arm!

Am früheſten Morgen, in ſpäteſter Nacht,
Hat Klärchen mir koſend und lieblich gelacht.
Wir [illegible] in traulicher Stund',
Sie gab mir den Biſſen mit Lächeln in Mund.

Obs ſtürmt' oder ſchneyte, ſo wallt' ich zu ihr,
In Kält' oder Hitz', ach! flog ſie zu mir.
Ob mancher und manche ſchon mißgünſtig ſprach,
Wir liebten uns dennoch wie vor, auch darnach.

Da nahm ſie das Schickſal ſo neidiſch mir hin,
Drum labt nicht mehr Freude den liebenden Sinn.
Nun nimmer ſo ſeelig, ſo wohl und ſo leicht,
Nun machen wohl Thränen die Augen mir feucht.

Sterbt nur, ihr Blümchen auf blühender Flur,
Verwandle die Stätten, allgut'ge Natur!
Wo ſonſten mit ihr mich der Frühling entzückt,
Daß nicht die Erinnrung mich ſchmerzlicher drückt.

Da wank' ich nun traurend, und kümmere mich ab.
Bald ſink ich vielleicht in mein friedliches Grab.
Wird Klärchen dort weinen aus zärtlichem Schmerz,
So flöt' ihr, o Nachtigall! Frieden ins Herz.

Und hörſt du ein Flüſtern, ein Säuſeln um dich,
Wie Wehen des Frühlings, ſo höreſt du mich.
Mein Klärchen, ich ſchweb' um das ruhige Grab,
Das Säuſeln bedeutet: „bald hol' ich dich ab!“

Im Himmel iſt Leben, wie's keines mehr giebt.
Dort liebt man, wie wir uns auf Erden geliebt;
Und immer und ewig, iſt immer ſich nah,
O Klärchen, mein Klärchen, o wären wir da!

W—.

4.

Lied der Schweſter Salome.

Sterbt, küſſenswürd'ge Nelken,
geliebter Tröſter, ſterbt noch nicht!
ach! müſſen Blumen auch verwelken?
Wenn gleich mein Leopold ſie bricht!

Mein Freund, mein Einz'ger, pflückte
euch thränend, ſchaute himmelswärts
und ſeufzte, gab euch mir, und drückte
euch brünſtig an ſein klopfend Herz.

Ihr tröſtet mich, ich weine
mit minder Schmerzen, da auf euch
die Zähre rollt, ihr ſeyd alleine
ein Vorſchmack von dem Himmelreich.

Das ich durch mein Gelübde
erwerben ſoll, das mir den raubt,
der keinen Heiligen betrübte,
der keine Sünde ſich erlaubt.

Ein einz'ger Kuß — er küßte
für eine Roſe mir den Kuß,
wie heiß ward mir, ich bebt' und küßte
mit hundert Ave dieſen Kuß.

In Engelstönen lehrte
er Weisheit, die uns ſelig macht
und alles, was ich von ihm hörte,
war mir als hätt' es Gott geſagt.

In Geißblattlauben ſangen
wir Tugendlieder, voll der Luſt
im Himmel neben ihm zu prangen
ſang ich ſchon jetzt an ſeiner Bruſt.

So lebt' ich ſonſt ein Leben,
ein Leben, wie es Gott verſpricht,
den keuſchen Jungfrauen zu geben,
ein ſchöners war hienieden nicht.

Noch lebt' ichs! wär mein Erbe
ein Heller und ein Schäferſtab.
Für meinen ſtolzen Bruder ſterbe
ich hier in dem belebten Grab.

Ich acht' es nicht! hätt' mein Vater
für meinen Bruder alles Geld
geſamlet, denn in jeder Ader
ſchlägts mir für Gott und Leopold.

Nimm Salomen nur wieder,
o Vater! gieb ihr ihren Freund,
dann ſteigt der Himmel mir hernieder,
um den ich hier ſchon oft geweint!

5.

An meine Freundin,

das Fräulein von B — — d.

Nimm, Theure, die heil'gen Gefühle der Freundſchaft
Zum Opfer am heutigen Wonnetag hin!
O! flöß ein unſterblich Lied aus meiner Feder —
So ſäng ich, gutes, geliebtes Mädchen, dein Lob —
Doch — — einſt ſingt es von Dichterfeuer beſeelet,
Ein edler Jüngling, durch deine Liebe beglückt —
Und Eliſe ſchickt feurige Wünſche zum Himmel.
O Beſte! ſieh bald ihre frohe Erfüllung;
Leb' glücklich, du für meine Seele Geſchaffne! —
Und bleib meine Freundin!

Eliſe.

II. Dra-

II.

Dramatiſche Aufſätze.

Drachenfels

ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

Beſchluß.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Fräulein Sophie. Eliſabeth.

Eliſabeth.

Nun, gnädiges Fräulein, noch immer ſo traurig? Ich ſage Ihnen, verlaſſen Sie ſich auf mich. Nur ſtandhaft!

Sophie. Wie falſch doch die Mannsperſonen ſind! Und, ach, wie gut wiſſen ſie uns von dem zu überreden, was ſie nicht empfinden! Ich hätte niemals geglaubt, dies an dem Herrn von Spiegel zu erfahren. Er kömmt wieder, er ſieht mich, es ſchien, als wünſchte er, mir zu gefallen. Seine Unruhe gab ihm neue Anmuth; ſeine Blicke ſchienen alle meine Empfindungen zu erwiedern.

Wirſt Du es wohl glauben, Lieschen? Es iſt unbegreiflich! Der Menſch, den ich ſo zärtlich liebte, den ich für ſo gefühlvoll hielt, ja, der Herr von Spiegel vergißt meine Zärtlichkeit und meine Treue, und verachtet — redet übel von mir!

Eliſab. Er redet lauter Gutes von Ihnen; ich weiß es, ich ſtehe Ihnen dafür.

Sophie. Ich habe es von meinem Onkel gehört, und mein Unglück iſt nur zu gewiß. Es iſt alles abgebrochen. Ich vergehe vor Kummer!

Eliſab. O weh! Das alles verſteh ich nicht! Das geht nicht von rechten Dingen zu. Der Herr von Spiegel betet Sie an, und er ſollte ſolche Streiche machen? Da ſteckt gewiß der Herr von Drachenfels dahinter, oder ich müßte mich ſehr irren. Sie müſſen ſich mit Ihrem Geliebten ſelbſt darüber verſtändigen. Ich will Ihnen Gelegenheit dazu ſchaffen, ohne daß uns die Frau von Röder dran hindern ſoll. Wahrhaftig, ich habe ihr einen unerwarteten Streich zugedacht, der ſie genug beſchäftigen ſoll, daß ſie nicht Zeit hat, auf uns Achtung zu geben. Jetzt iſt der glücklichſte Zeitpunkt dazu. Sie giebt mir ſchon wieder die ſchmeichelhafteſten Namen. Immer heißt es, Mein liebes Lieschen, mein liebes Kind. Sie hört mich an, ſie findet mich artig. Noch vor kurzem konnte ſie mich nicht ausſtehn. Jetzt iſt ſie erſtaunend aufgeräumt. Wenn nur der Herr von Buchner nicht ſo hitzig wäre! Ich will mir den günſtigen Augenblick zu Nutze machen, da ſie mich leiden kann. Vielleicht kann ich den Bruder durch die Schweſter bekehren.

Sophie. Und was macht der Herr von Spiegel?

Eliſab. Ach! beinahe hätte ich es vergeſſen, Ihnen zu ſagen. Der putzt ſich jetzt von Kopf bis zu Fuß! Und das muß allen Ihren Argwohn widerlegen. Denn Sie ſehen leicht ein, wenn er ſich putzt, ſo putzt er ſich nicht ohne Urſache. Der Herr von Dietfurt iſt bey ihm. Auch daraus muthmaße ich viel Gutes. Aber das kommt mir ſonderbar vor, der Herr von Spiegel und der Herr von Drachenfels ſind ſo gute Bekannte, und gehen ſich doch immer aus dem Wege, ſo viel ſie nur können. Iſt das Verabredung? Oder haben ſie ſich entzweit? Ich muß dahinter kommen, ob es gleich ſchwer halten wird — Ich höre Ihre Frau Mutter die Treppe herunter ſteigen. Geſchwind, entfernen Sie ſich.

Sophie (geht ab).

Zweiter Auftritt.

Eliſabeth.

Das Ding geht mir im Kopf herum! Ich kann nicht froh werden. — Thut nichts, wenn ich nur mit meinen Sorgen am Ende was Gutes ſtifte. — Aber was will der Herr von Dietfurt von mir. Zu was für einer Abſicht ſoll ich ihm etwas Geſchriebenes vom Günther ſchaffen? — Wie fange ich das an? — Was wird auch der Günther viel ſchreiben können? Wenns hoch kömmt, ſeinen Namen.

Dritter Auftritt.

Eliſabeth. Frau von Röder.

Fr. v. Röder.

Nun, Eliſabeth?

Eliſab. Was denn, gnädige Frau?

Fr. v. Röder. Biſt Du nun zufrieden?

Eliſab. Um Vergebung, nicht ſonderlich. Das Kloſter iſt mir gar zu fürchterlich.

Fr. v. Röd. Die Hanne ſoll meine Tochter ins Kloſter begleiten, Du bleibſt hier. — Ich ſprach vom Herrn von Drachenfels. Sage mir, biſt Du nicht vollkommen zufrieden mit ihm? Habe ich Unrecht, einen ſo allerliebſten Mann zu vertheidigen? Was Du mir vorher von ihm erzählteſt, hat mich erſtaunend unterhalten. Du mußt geſtehen, es iſt ein bezaubernder Mann. Laß doch den Neid über ihn ſagen, was er will!

Eliſab. Ich, gnädige Frau? Lieber Himmel, mir wäre nichts angenehmer, als wenn ich gut von ihm denken könnte. Sie ſind eine Dame von Einſichten; wenn Sie freilich darauf beharren, ſo gut von ihm zu urtheilen, ſo muß ich ihn endlich auch liebgewinnen.

Fr. v. Röd. O ſo wirſt Du ihn gewiß lieben! Ich ſchwöre Dir, unter allen Menſchen ſchätze ich ihn am meiſten. Drachenfels hat allen Verſtand, allen Witz weggenommen. Er iſt unerſchöpflich, die ganze übrige Welt kommt mir erbärmlich, langweilig bis zum Sterben vor, und ich ſchäme mich ordentlich der Leute, die ich ſonſt erträglich fand.

Eliſab. Sie haben ganz Recht. Wenn man einen braven Mann gefunden hat, ſo muß man ihn warm zu halten ſuchen, aber — —

Fr. v. Röd. Aber — was?

Eliſab. Nichts —

Fr. v. Röd. Ich will es wiſſen —

Eliſab. Nicht doch!

Fr. v. Röd. Ich befehle es —

Eliſab. Nun wohl! Mich deucht, bemerkt zu haben, daß er für Sie nicht ſo viel Neigung hat, als er Sie überreden will. Er ſpricht oft mit mir, und oft kommt mirs vor, als wenn er ſo zerſtört ausſähe, wenn er Sie lobt. Er ließ Reden fallen, wenn ich ihm darüber ſchärfer hätte zuſetzen wollen —

Fr. v. Röd. Poſſen! — Indeſſen, es kann nicht ſchaden, wenn man die Sache etwas genauer unterſucht. Es iſt wahr, meine Tochter macht mir Gedanken; und eben um ſie von ihm zu entfernen, will ich ſie noch heute ins Kloſter ſchicken. Höre, forſche doch den Drachenfels aus, daß ich recht gewiß erfahre — —

Eliſab. Wie wäre es, wenn Sie ganz unvermerkt kämen, und uns behorchten? Sie würden mir doch ſonſt nicht glauben.

Fr. v. Röd. Narrheit!

Eliſab. Thun Sie es doch. Bey einem gerechten Argwohn muß man ſich zu helfen ſuchen, wie man nur kann. Thun Sie es wenigſtens um meinetwillen. Ich bin gar zu mistrauiſch. Sie wollen haben, ich ſoll ihn lieben; ich kann ihn aber nicht eher von Herzensgrund lieben, als bis die Probe mit ihm angeſtellt iſt, die ich mir ausgedacht habe.

Fr. v. Röd. Aber wie wollen wir das anfangen?

Eliſab. O, nichts iſt leichter! Wenn er mit mir ſpricht, da hören Sie ſeine natürliche Sprache. Falſch oder redlich, ſchlecht oder gut, genug, da erklärt er ſich ohne Scheu. Sie werden ſchon oft geſehn haben, wenn die Geſellſchaft zuſammen in den Wald, oder auf die Wieſen ſpazieren geht, ſo bleibt der Herr von Drachenfels immer zurück. Alsdann ſucht er mich immer auf, und fragt mich alles aus. Dort aus dem Kabinet können Sie uns behorchen, und das Vergnügen haben zu hören, wie er — —

Fr. v. Röd. Nun gut! Ich bin es zufrieden. Ich will blos hören, ob Drachenfels einige Neigung für meine Tochter hat, wie ich vermuthe. Das kann ich nicht glauben, daß er übel von mir ſprechen ſollte.

Eliſab. Wir wollen hören. Abweſende kann man ohne allen Verdacht der Schmeicheley loben. Um ihm die Zunge zu löſen, müſſen Sie mir erlauben, daß ich in der

Unterredung zuweilen ein wenig übel von Ihnen rede, — nur zum Schein. —

Fr. v. Röd. Auch das!

Eliſab. Wenn er meiner Falle entgehe, — wahrhaftig, ſo will ich ihn vergöttern.

Fr. v. Röd. (ſieht den Herrn von Dietfurt und Herrn von Spiegel kommen) Wieder der Dietfurt mit ſeinem Klienten! Ich wollte, ſie empfählen ſich alle beyde. Komm, wir wollen Ihnen aus dem Wege gehn! (Geht mit Eliſabeth ab.)

Vierter Auftritt.

von Dietfurt. von Spiegel.

von Spiegel (betrübt).

Sie will mich nicht ſprechen — Gott, ich bin verloren!

v. Dietfurt. Richten Sie nur Ihr Betragen ſo ein, wie ich Ihnen geſagt habe, und überlaſſen Sie dann mir die Sorge, Ihrem Kummer ein Ende zu machen. Seyn Sie ruhig; ich habe den Herrn von Buchner um eine kurze Unterredung bitten laſſen, und darauf rechne ich. Ich will das Anſehn der Freundſchaft mit dem Ton der Freimüthigkeit und der Wahrheit verbinden, und ſo hoffe ich alles bey ihm auszurichten.

v. Spiegel. Aber unglücklicher Weiſe hat er einen ſehr eingeſchränkten Verſtand.

v. Dietfurt. Kennen Sie ihn denn ſo genau?

v. Spiegel. Das nicht! Aber ſoll man denn niemanden beurtheilen, als den man kennt? Die Unterredung würde ſehr trocken ausfallen. Ich weiß genug von ihm, um zu ſehn, daß er ein ſchwacher Kopf iſt.

v. Dietfurt. Sie fallen wieder in Ihren alten Ton. Haben Sie mir nicht verſprochen, aus Ihren Reden eine

Bosheit zu verdammen, die Ihnen fremd iſt? Warum wollen Sie Ihr gutes Herz mit Gewalt unterdrücken? In Gegenwart der andern konnte ich nicht frey genug mit Ihnen über den Drachenfels reden. Sie müſſen ſchlechterdings mit ihm brechen.

v. Spiegel. Was? Ich ſollte mich ſo lächerlich machen, und mit einem Freund brechen?

v. Dietfurt. Leichtgläubiger Mann! Ihr Herren kommt in die Welt, alles bezaubert Euch, und jedes Kompliment haltet Ihr für Anbetung. Bloſſe Bekannte ſind Euch Herzensfreunde. Wie oft müßt Ihr dieſe Unklugheit bereuen! Um Ihrer Ehre willen, müſſen Sie brechen. Man beurtheilt Sie nach denen, mit denen Sie umgehn; das hat Einfluß auf Ihr ganzes Leben, und vom erſten Schritt hängt Ihre künftige ganze Laufbahn ab. Ein herrlicher Anfang, mit ſo einem berüchtigten Menſchen umzugehn!

v. Spiegel. Aber ich verſichre Ihnen, er ſteht in der gröſten Achtung. Hat er Feinde, ſo hat er ſie, wie alle Leute von Verdienſt. Jedermann fragt ihn ja um Rath, jedermann giebt ihm Gehör, jedermann beruft ſich auf ihn. Im Theater, da kann man recht die Gewalt ſeines Anſehns beobachten. Wenn ein neues Stück geſpielt iſt, da muß man ihn hören. Das ganze Parterr umzingelt ihn, er ſpricht das Endurtheil, und, wenn der Verfaſſer noch ſo viel Freunde hätte, ſo kann er ihn mit einem einzigen Wort in Staub treten.

v. Dietfurt. Aber Sie verdammen ihn, indem Sie ihn vertheidigen wollen. Sind das wohl Geſchäfte für einen ehrlichen Mann? Kabalen auf dem Partere zu machen. Was ſind denn ſeine Vorzüge? Eine freche Zunge, und die Bewunderung von jungen Thoren? Boshafte Urtheile finden die meiſten Nachbeter, und Meiſterſtücke zu verläſtern erfodert nur einen hohen Grad von Unverſchämtheit.

v. Spiegel. Es iſt wahr; aber genug, Drachenfels iſt geehrt, und die Lacher ſind immer auf ſeiner Seite.

v. Dietfurt. Iſts möglich, daß Ihnen ein ſo ſchändlicher Beifall gefallen kann? In meinen Augen iſt kein elender Geſchöpf, als ein Spaasmacher. Aber Drachenfels iſt das nicht allein, er ſpielt auch oft die Rolle eines kalten Böſewichts. Betrachten Sie ihn recht, ein verächtlicher Blick und ein entſcheidender Ton legt oft die bitterſte Galle in ſeine Reden.

v. Spiegel. Aber Sie werden ihm doch nicht abſprechen können, daß er viel Witz hat?

v. Dietfurt. Den er zu ſeinen Bosheiten misbraucht. Und wenn Sie wüßten, wie leicht dieſer Witz iſt, wie ihn oft der einfältigſte Menſch hat. Der Ruhm eines ehrlichen Mannes geht mir über alles. Meine Achtung fängt immer vom Herzen an, und ohne ein gutes Herz iſt Witz eine Strafe der Natur. Sie wurden geboren, liebenswürdig zu ſeyn, und nun wollen Sie der Buſenfreund eines abſcheulichen Menſchen heiſſen?

v. Spiegel. Abſcheulich? Man ſucht ihn auf, man liebt ihn. So wollt ich, daß alle Welt mich verabſcheute! Man reißt ſich um ihn. Ich habe mannichmal geſehn, daß er in vier Wochen keinen Tag zu Hauſe aß.

v. Dietfurt. Was für ein Widerſpruch! Man ſucht einen Witzling auf, deſſen Talent man verabſcheut! Aber, glauben Sie mir, daß alle die Leute, deren Orakel, oder deren Hofnarr er iſt, ſelbſt das Schickſal der Abweſenden fürchten, die er ihnen preiß giebt, und daß keiner von ihnen mit ihm leben möchte. Man ſieht ihn wohl einmal, man giebt ihm wohl einmal Beifall, aber niemand will ihn zum Freund haben.

v. Spiegel. Man fürchtet ihn, das iſt ſchon viel.

v. Dietfurt. Elendes Verdienſt! Wem iſt er denn fürchterlich? Schwachen Köpfen läßt er ſeinen boshaften

Witz entgelten. Und was bringt das für Ehre, Leute in die Enge zu treiben, die uns nicht antworten können? Dieſer Triumph der Bosheit iſt eben ſo niederträchtig, als grauſam.

v. Spiegel. Indeſſen hat er doch das glücklichſte Leben, daß ſich denken läßt. Er iſt nicht auf einen einförmigen Umgang eingeſchränkt, er geht von einer Geſellſchaft zur andern, genießt ſie alle, und bindet ſich an keine.

v. Dietfurt. Wenn das ſeine ganze Glückſeeligkeit iſt, ſo bedaure ich ihn. Man jagt ihn aus einer Geſellſchaft in die andre, er muß unſtät und flüchtig ſeyn. Sie werden es bald aus Erfahrung lernen, daß die Zufriedenheit auf einen beſtändigen Umgang beruht, auf einen Umgang mit gleichgeſtimmten Seelen, die die Harmonie der Tugend vereinigt.

v. Spiegel. Sie übertreiben es, Herr von Dietfurt. Ich würde ihn den Augenblick fliehen, wenn ſeine Handlungen ſo böſe Triebfedern hätten, als Sie meinen. Er kann bey dem allen der redlichſte Mann ſeyn. Was er ſagt, und was er thut, geſchieht nur zum Zeitvertreibe.

v. Dietfurt. Zum Zeitvertreib? Wie ſehr irren Sie ſich! Wie, einen dem andern aufopfern, die Gemüther entzweien, Freunde veruneinigen, Zwiſtigkeiten vermehren, Verleumdungen ausſtreuen, aus dem Unglück andrer ſich eine Freude machen, thut das der redliche Mann? Und können Sie zugeben, daß man einen ſolchen Mann unter ihre Freunde rechnet?

v. Spiegel. Nun ſo muſte ich ihn ganz verkennen! Ueberdem, wollte ich nur mit guten Leuten umgehn, ſo fürchte ich, man würde mich einen Sonderling ſchelten. Man muß ſich nach der Denkungsart ſeines Zeitalters richten. Alle Welt iſt jetzo ein wenig boshaft; wollte ich anders ſeyn, ſo würde man mich misbrauchen, oder verlachen.

v. Dietfurt. Alle Welt wäre boshaft? Ja, jene abſcheuliche Herzen, jene Rotte falſcher Leute ohne Grundſätze. Vergebens wollen dieſe gewiſſenloſen Leute über die Güte des Herzens ſpotten. Glauben Sie ihnen nicht! Wollen Sie ſich recht lebhaft überzeugen, daß der Menſch nicht zur Bosheit geboren iſt, ſo gehn Sie hier in öffentliche Verſammlungen, gehn Sie in unſre Theater! Bringt der Dichter da einen Zug von Redlichkeit und von Güte an, ſo werden alle Herzen mit edler Freude erfüllt, ſo hört man die Stimme der Natur.

v. Dietfurt. Sie ſcheinen nicht unrecht zu haben.

v. Spiegel. Es wird Ihnen nur dann gelingen, wenn Sie meinem Rathe folgen. Seyn Sie gut, und ſo werden Sie gefallen.

v. Dietfurt. Der Herr von Buchner kommt; ſuchen Sie ihn zu beſänftigen, und ich will gern alles thun, was Sie verlangen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. von Buchner.

von Buchner (für ſich).

Der iſt ja in Staat! (laut) In der That, es thut mir leid, daß Sie ſich die Mühe mit dem Anzuge gegeben haben.

v. Spiegel. Gnädiger Herr, drücken Sie mich nicht ganz zu Boden. Haben Sie Mitleid mit mir. Denken Sie, in welchem Grade ich ſonſt Ihre Gewogenheit beſaß. Beurtheilen Sie mein Leben nicht nach dem Irrthum eines Augenblicks. Ich habe nur eine Hofnung, und, wird mir dieſe geraubt — dann bin ich auf ewig unglücklich! Wollen Sie das?

v. Buchn. Sie hat ganz artige Augen für ein Landfräulein.

v. Spiegel. O ums Himmels willen, laſſen Sie ſich durch die aufrichtigſte Reue verſöhnen, laſſen Sie —

v. Buchn. Laſſen Sie uns allein! der Herr von Dietfurt will mit mir reden. Uebrigens, machen Sie Ihre Einrichtungen, wie Sie wollen. Meine Nichte kriegen Sie nicht.

v. Spiegel. Wann ich aber nun alles das feierlich widerrufe, was ich aus Unbeſonnenheit — —

v. Buchn. O wahrhaftig, ich habe ganz andere Gründe, mit Ihnen zu brechen.

v. Spiegel. Und dies wären?

v. Buchn. Ich habe nicht nöthig, ſie zu ſagen. Kurz, laſſen Sie uns allein, oder ich muß wieder gehn.

v. Spiegel. Ich gehorche! Ich Unglücklicher! — Herr von Dietfurt, Sie kennen meine Wünſche und meinen Kummer. Entſcheiden Sie über mein Leben; es ſteht ganz in Ihren Händen. (geht ab.)

Sechſter Auftritt.

von Buchner. von Dietfurt.

von Dietfurt.

Sie behandeln ihn aber auch zu hart; er hat doch kein ſolches Verbrechen —

v. Buchn. Ganz gut! Sie ſchätzen ihn hoch. Vermuthlich haben Sie Ihre Gründe dazu, und ich, ich habe die meinigen. Jeder handelt nach ſeiner Ueberzeugung. Um ihrer Ehre willen hoffe ich, daß Sie den ſchlechten Karakter des jungen Menſchen nicht kennen.

v. Dietfurt. Der Ton iſt mir ganz neu; ſo ſprach mein alter Freund Buchner noch niemals mit mir.

v. Buchn. Was zum Henker wollen Sie denn? Sie verlangen, ich ſoll einen eingebildeten Geck bewundern, der nichts, als plappern kann, einen boshaften Menſchen, der über alles raiſonnirt, gut von ſich ſelbſt, und von der ganzen übrigen Welt ſchlecht ſpricht.

v. Dietfurt. Er iſt noch jung, unbeſonnen, leichtſinnig; wo aber das Herz gut iſt, da läßt ſich noch Beſſerung hoffen. Er hat mir zwar nicht eigentlich geſagt, wodurch er Sie beleidigt hat. Hat er aber eine Thorheit begangen, ſo müſſen Sie das weniger ſeinem Herzen, als einem böſen Rathgeber zuſchreiben, der ſich bald entdecken wird. Spiegel denkt zu vernünftig, um boshaft zu ſeyn. Er hat vielleicht aus Uebereilung die Miene dieſes Laſters angenommen, aber er ſieht das Niedrige davon ein. In der That, er denkt zu edel — —

v. Buchn. Nun, ſo macht er den Heuchler bey Ihnen. Wirklich, das Laſter fehlt noch, um ſeinen Karakter vollkommen zu machen. Nöthigen Sie mich nicht, noch mehr zu ſagen. Das, was ich von ihm weiß — —

v. Dietfurt. Drachenfels — —

v. Buchn. Schon wieder? Ich möchte toll werden! Was hat er damit zu ſchaffen? Sie reden übel von ihm, indeß, daß er Sie hochſchätzt, und Sie zu rechtfertigen ſucht.

v. Dietfurt. Mich? Rechtfertigen? Und weswegen, wenn ich bitten darf?

v. Buchn. Ja — —

v. Dietfurt. Erklären Sie ſich, oder Sie ſehen mich nie wieder. Sie müſſen mich ganz verachten, wenn ein geheimer Argwohn — —

v. Buchn. Ach, dort kommt Drachenfels! der kann Sie, wenn er will, von einem Verfahren überführen, das ich nicht begreifen kann. Das heißt doch meine Freundſchaft ſehr gering ſchätzen — Doch ich gehe — ich würde ſonſt mehr ſagen, als ich ſagen mag. (ab)

Siebenter Auftritt.

von Drachenfels. von Dietfurt.

von Dietfurt.

Herr von Drachenfels, eben hat man mich an Sie verwieſen. Von Ihnen hoffe ich zu erfahren, was für eine Verdrießlichkeit mir die Freundſchaft meines Buchners raubt, und was für ein ſchwarzer Menſch — —

v. Drach. O, er iſt noch Ihr Freund! Unter ſo alten guten Freunden iſt kein Zwiſt möglich. Sie werdens ſehen, es iſt nur ein vorübergehendes Wölkchen. Man liebt ſich hernach nur deſto wärmer. Was dem Herrn von Buchner auf dem Herzen liegt, iſt die Heirath, die wir beyde vielleicht vergebens zu befördern ſuchen. Niemand kann den Herrn von Spiegel mehr lieben, als ich, und es thut mir herzlich leid, daß er ſich gleich bey der erſten Erſcheinung ſo lächerlich gemacht. Aber, unter uns geſagt, es iſt nichts mit ihm anzufangen. Nach ſeiner Art zu handeln, ſollte man meinen, er wollte mit Gewalt die Heirath zernichten, die wir betreiben. Bald will er, bald will er nicht; jetzt iſt er wieder bey dem Fräulein, und vor wenig Augenblicke war ſie ihm ein Abſcheu.

v. Dietfurt. Es würde alles gehn, wenn nur nicht boshafte Leute —

v. Drach. Boshafte Leute! Ha, ha, ha! Sind Sie auch einer von denen, der boshafte Leute glaubt? Alle Welt iſt boshaft, und niemand iſt es, wie man will. Man nimmt Bosheiten ein, und theilt ſie wieder aus, und ſo iſt man quitt. Meinen Sie die Bosheit im Reden? Es iſt kein Verdienſt, kein Geſchmack, keine Wahrheit in der Welt, worüber ſich nicht ſtreiten läßt. Was liegt alſo daran, was man darüber ſagt. Sie wählen ſich den zum Helden; ich einen andern. Ich behaupte, Eraſt ſey ein alberner Menſch," andre finden ihn ſehr unterhaltend. Meinen Sie die kleinen Intriguen? Dabey ſehe ich im Grunde nichts, als eine kleine Kurzweile, und, wenn Sie das ſtrafbar finden, ſo ſind viele ehrliche Leute Schelme. Zur Unterhaltung iſt alles erlaubt. Man weiß heutzutage in der Welt nur von einem Verbrechen. Das iſt die Langeweile; ſie zu vermeiden, muß man alles thun. Sie würde bald in die beſten Häuſer eindringen, wenn man blos ernſthaft ſeyn ſollte. Kleine Neckereien, kleine Spaße beleben die Geſellſchaft. Uebrigens redet und handelt jeder, wie er es verſtehe. Es iſt alles gut, es iſt alles böſe, wie mans nimmt.

v. Dietfurt. Freilich, ſo erhabnen Seelen iſt alles gleichgültig. Es wäre Vergnügen dabey, ſagen Sie. In der That, mir macht nichts mehr Langeweile, als Bosheit. Das ewige Geſchwätz voll kalter Spötterey, die Verläumdungen, die Bitterkeiten, das geheimnisvolle Weſen, die abgebrochnen Worte, die erdichteten Erzählungen, die niederträchtigen Lügen, die grauſamen Verräthereyen, was iſt das anders, als der wahre Tod des Vergnügens? Wirklich, alles wahre Vergnügen, alle Offenherzigkeit wird aus den Geſellſchaften verbannt. Jeder iſt auf ſeiner Hut, man bedenkt ſich, ob man lachen ſoll; der Witz, den man zu haben ſucht, verdirbt den, den man hat; die Sprache des Herzens opfert man dem elenden Talent auf, einander aufzuziehn — Doch ich verderbe die Zeit mit reden. Zur Sache alſo! Sehen Sie, mein Herr, meine Aufrichtigkeit! Sind Sie wirklich der Freund von dieſem Hauſe, für den man Sie ausgiebt, wünſchen Sie das Wohl deſſelben, ſo kommen Sie, wir wollen zu Buchner gehn. Er ſoll uns nichts verhehlen. Sein Mißtrauen macht uns allen beyden Schande. Ich will ihm Dinge entdecken, die er nicht weiß. Sie ſollen unſer Richter ſeyn — —

v. Drach. Wozu die Umſtände? Braucht es die unter guten Freunden? Je, das wird ſich ſchon von ſelbſt geben. Ich ſollte mich darein miſchen? dazu habe ich keine Luſt. Oft kann es der dritte mit allen beiden verderben, und ich fürchte — — (er ſieht, daß Dietfurt gehn will) Warum gehen Sie fort? Erklären Sie ſich deutlicher —

v. Dietfurt. Ihnen habe ich nichts zu ſagen.

Achter Auftritt.

Eliſabeth. von Dietfurt. von Drachenfels.

Eliſabeth.

Meine Herren, Sie möchten die Gütigkeit haben, in das Wäldchen zu kommen.

v. Dietfurt (indem er fortgeht, leiſe zu Eliſabeth). Mach es klug!

Eliſabeth (leiſe zu von Dietfurt). St! (Dietfurt geht ab.)

Neunter Auftritt.

von Drachenfels. Eliſabeth.

von Drachenfels.

Dem Himmel ſey Dank. Jetzt ſind wir allein. Jetzt kannſt Du mich ohne Scheu von allem unterrichten.

Eliſabeth. Erlauben Sie mir nur, daß ich erſt ſehe, ob nicht vielleicht jemand an der Thüre, oder in dem Kabinet horcht (ſie geht an die Thüre, und in das Kabinet).

v. Drach. (für ſich) Wie mir die Eliſabeth ſagt, ſo hätte die kleine Sophie Neigung für mich. Allerliebſt! So wäre dem Herrn von Spiegel ſein Korb gewiß, und ich hätte noch überdies das Vergnügen, die Frau von Röder brav zu ärgern.

Eliſabeth (wenn ſie zurückkommt, für ſich.) Es geht alles gut.

v. Drach. Ich bin vor Entzücken auſſer mir. Ich liebte ſie, und wagte es nur nicht, ihr meine Liebe zu geſtehn. Prüfe noch einmal die Neigung ihres Herzens, und ſtimmt ſie mit der meinigen überein, ſo ſage ihr, wie lang ich ſchon für ſie brenne.

Eliſabeth. Indeſſen fürchte ich doch — —

v. Drach. Was?

Eliſabeth. Ihre Neigung für die Frau von Röder — —

v. Drach. Wenn Du weiter nichts zu fürchten haſt, als den luſtigen Roman mit der Alten — Ich habe Dirs ja ſchon geſagt, daß ich ſie nicht liebe.

Eliſabeth. Und ich wahrhaftig auch nicht. Ich bin in großer Verlegenheit: ich muß ſehen, wie ich aus dem Hauſe komme. Nicht um den Herrn von Buchner willen, er iſt ein guter Herr —

v. Drach. Ja! die ſchwachen Köpfe ſind immer gut.

Eliſabeth. Aber die gnädige Frau, meiner Treu — Doch ich bin zu offenherzig. Wenn Sie aufs neue in die Frau von Röder verliebt würden — denn Sie waren es doch wirklich, und ich glaube —

v. Drach. Ich, verliebt? Du ſpotteſt meiner. Ein einzigm[illegible] meinem Leben glaubt ich verliebt zu ſeyn. Das Mädchen war ganz artig, aber abſcheulich kokett. Nach vier Wochen war ich ſie ſatt, zum Glück machte ſie den klugen Streich, und ſtarb. Wenn mich eine feſſeln ſoll, ſo muß es eine unſchuldige Seele ſeyn, wie Fräulein Sophie, die erſt aus den Händen der Natur kommt, gemacht, Tugend mit Vergnügen zu vereinigen, und Hochachtung zu verdienen, indem ſie Liebe erregt. Aber die Frau von Röder — —

Eliſabeth. Die iſt unerträglich. Nichts iſt ihr recht. Sonſt dient' ich ihr mit Vergnügen, und fand ſie liebenswürdig. Jetzt kann man gar nicht mehr mit ihr auskommen. Es iſt mein Unglück, wenn ich bey ihr aushalten ſoll. Wie finden Sie ſie dann?

v. Drach. Lächerlich, abſcheulich! Sie ſieht ſo gemein aus, und denkt Wunder, was ſie für eine vornehme Miene hätte. Immer will ſie noch ein junges Mädchen vorſtellen. Ihre Grimaſſen ſind unausſtehlich. Sie flieht die Welt, und möchte toll darüber werden, daß die Welt ſie nicht mehr mag. Sie möchte gern boshaft ſeyn, und hat doch den Kopf nicht dazu. Sie ſchnappt nach Witz, und käut nur wieder, was ſie von andern erhaſcht hat. Eine abſcheuliche Eigenliebe, die ſich auf nichts gründet —

Eliſabeth. Wirklich, weiß ich nicht, worauf ſie ſo ſtolz iſt.

v. Drach. Hum, ſie ſteift ſich auf Tugend, als wenn das großen Eindruck aufs Herz machen könnte! Und ihre Tugend! Sie thut, als wenn ſie in ihrem Leben nicht geliebt hätte. Wenns nur der Mühe werth wäre, ſich nach ihrer Jugendgeſchichte in Mannheim zu erkundigen. Nein, ich danke für die Ehre, der Nachfolger von ganz Mannheim zu ſeyn.

Eliſab. St! Ich höre dadrinnen jemanden — Ich fürchte, wir werden behorcht; (ſie geht nach dem Kabinette.)

v. Drach. (für ſich) Nun, ich denke, dem Mädchen habe ich es ganz aus dem Kopf gebracht, daß ich die Alte liebte, wie ſie mich im Verdacht hatte; denkt nur das Fräulein eben ſo, ſo wird ſie ohne Scheu —

Eliſab. (für ſich im Zurückgehn) Wahrhaftig, die iſt fort, offenbar vor Aergerniß — vielleicht aus Beſcheidenheit.

v. Drach. Nun, was war es?

Eliſab. Ich wurde geſucht. Aber Sie bedenken es auch nicht, gnädiger Herr, man erwartet Sie ja unten.

Das bitte ich mir aus, daß die Sachen unter uns bleiben. Sie ſehen ſelbſt ein — —

v. Drach. Schon gut! Rechne auf meine Erkenntlichkeit, wenn Du mein Glück beförderſt.

Eliſab. Ich verlange nichts, ich mache mir eine Ehre draus. (für ſich im Vorgehn.) Meiner Treu, wir haben ihn erwiſcht! (geht ab.)

v. Drach. (für ſich) Ha! Nun wollen wir das Werk krönen, den Herrn von Spiegel vollends recht in Verdruß bringen, und ihn ganz zu Boden drücken! (geht ab.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Eliſabeth. Günther.

Eliſabeth.

Nun, ſo komm nur herein! — Fürchte nichts, ſag' ich Dir. Es iſt kein Menſch hier. Nun, Du wirſt Dein Gefängniß ziemlich müde ſeyn?

Günther. Ich! Bewahre! Wenn mir alle Tage ſo aufgetiſcht würde, und ich hätte immer das ſchöne Lieschen zur Kerkermeiſterinn, ſo wollte ich Zeit meines Lebens in der Gefangenſchaft bleiben. Aber, wenn endlich mein Herr — —

Eliſab. Halt! Du gehörſt nicht mehr dem Herrn von Drachenfels. Ich gebe Dich dem Herrn von Spiegel.

gel. Fräulein Sophie wird ihn heirathen, und da haſt Du es gewiß gut. So bleiben wir doch bey einander, und — heirathen uns mit der Zeit auch.

Günther. Alſo mit des Herrn von Spiegel ſeiner Heirath iſt's wieder auf gutem Wege?

Eliſab. Noch nicht ganz, aber ich habe die beſte Hofnung. Ich weiß nicht, ich glaube zuverſichtlich, daß wir trotz dem Herrn von Drachenfels bald im Hafen ſeyn werden. Dein Herr ſieht mir ſchon ſo aus, als wenn er abgedankt wäre. Bey ſich hat es wenigſtens die Frau von Röder beſchloſſen, ihn fortzuſchicken. Dank ſey es dem guten Rath des Herrn von Dietfurt und den Reitzen des Fräuleins. Der Herr von Spiegel reißt ſich von ihm los. Nach der Rechnung alſo hat Dein Herr niemanden mehr auf ſeiner Seite, als den verblendeten Herrn von Buchner, dem bald von uns andern die Augen geöfnet werden ſollen. Willſt Du ihm nun allein treu bleiben?

Günther. Aber ich ſollte ihm verlaſſen? Nimmermehr habe ich das Herz, ihm das zu ſagen.

Eliſab. Je nun, ſo ſchreibe es ihm — Doch Du kannſt vielleicht nicht ſchreiben?

Günther. Was? Ich nicht ſchreiben!

Eliſab. Du wirſt viel können, Großprahler.

Günther. Nun, wenn Du es nicht glauben willſt, ſo will ich Dir's weiſen. (Er nimmt ein Papier heraus, und ſchreibt etwas mit Bleiſtift.)

Eliſab. (nimmt das Blatt, und ſteckt es ein.) Ich dachte, Du könnteſt höchſtens nur Deinen Namen kritzeln. Aber deſto beſſer! Schreib ihm alſo geradezu, Du hielteſt es für nöthig, Dich anders einzurichten, kurz, Deine Umſtände nöthigten Dich, ihm hiermit anzuzeigen, daß Du Deinen Abſchied nähmeſt.

Günther. Meiner Treu, ich fodre geradezu meinen Lohn. Warte, Du ſollſt ihm das Briefchen überbringen.

Eliſab. So iſt's brav! Das wollt ich eben von Dir hören! Nun kannſt Du Dich drauf verlaſſen, daß ich Dir will behülflich ſeyn. Ich habe Dir ſchon geſagt, der Herr von Spiegel nimmt Dich in ſeine Dienſte, aber Du ſollſt Deinen neuen Dienſt auch gleich antreten. Der Herr von Spiegel hat an ſeine Frau Mutter geſchrieben, den Brief ſollſt Du auf ihr Schloß tragen. Das Geſchäft erſpart Dir die Mühe, Deinem alten Herrn viel Erklärungen zu machen, und, ſobald ich ſehe, daß der Herr von Drachenfels auf Laune iſt — Doch ich höre jemand kommen.

Günther. Man könnte uns überfallen. Ich ſterbe vor Furcht. Lebe wohl!

Eliſab. Fürchte Dich nicht! Geh nur, und warte auf mich; ich will Dich gleich expediren.

Günther (geht und kommt gleich wieder). Apropos, ich vergaß —

Eliſab. Retirire Dich! Ich will gleich mit Dir weiter ſprechen.

(Günther geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Eliſabeth.

Nun habe ich doch was Geſchriebenes von ihm! Ich möchte doch wiſſen, was das vorſtellen ſoll, warum mir der Herr von Dietfurt befohlen hat, ſo geheim damit zu thun, wenn ich das Geſchriebene von ihm hätte. Vielleicht ſteckt da [illegible] kleiner Streich vom Herrn von Drachenfels dahinter. Auf alle Fälle gebe ich das Papier nur unter einer gewiſſen Bedingung heraus, wenn er mich verſichert, daß meinem armen Günther nichts geſchehen ſoll. Denn ich habe wohl eher gehört, daß einer um ein Paar Zeilen Geſchriebenes willen an den Galgen gekommen iſt.

Drit-

Dritter Auftritt.

Frau von Röder. Herr von Dietfurt. Eliſabeth.

Eliſabeth (bey Seite zu Herrn von Dietfurt).

Gnädiger Herr, könnte ich ein Paar Worte mit Ihnen reden?

v. Dietf. (bey Seite zu Eliſabeth.). Ich komme gleich nach.
(Eliſabeth geht ab.)

Vierter Auftritt.

Frau von Röder. Herr von Dietfurt.

von Dietfurt.

In der That, Sie treiben es ein wenig zu weit. Der Menſch verdient nicht einmal Ihren Zorn, oder Ihren Haß. Schlagen Sie ſich das ein wenig aus dem Sinn, und nehmen Sie jetzt blos an dem Vergnügen Theil, das Fräulein Sophie empfindet, da ſie die Freundſchaft ihrer Mutter wiedererlangt, und Sie nicht abgeneigt ſiehe, die Hofnung des Herrn von Spiegel zu erfüllen. Uebrigens wundre ich mich gar nicht über das, was Sie mir eben erzählt haben, und vom Herrn von Drachenfels muſten Sie alles erwarten.

Fr. v. Röd. Ich will nichts mehr von ihm hören! Das iſt ein infamer Betrüger, ein Unmenſch, ein Scheuſal! Ich verfluche den Augenblick, wo i[illegible]n zuerſt kennen lernte. Ich möchte raſend werden!

v. Dietf. Ich dächte ohnmasgeblich, ohne weitern Verzug und Umſtände wies man ihm nun die Hausthüre.

Fr. v. Röd. Ich weiß nicht, wie ich das machen ſoll. Ich fürchte mich vor dem Menſchen.

v. Dietf.

v. Dierſ. Verachten Sie ihn; und ſo brauchen Sie ihn niemals zu fürchten. Das hieſſe ſich erniedrigen, wenn man ſich gegen ihn noch verſtellen wollte. Sie würden ihm zu viel Ehre erzeigen, wenn Sie ſich Furcht vor ihm wollten merken laſſen. Schätzen Sie ihn nach ſeinem wahren Werth. Alle die fürchterlichen Leute, vor deren Lügen und Verläumdungen man ſo zittert, ſind nichts, wenn man ſie genau betrachtet, und die ganze Brut hat nur Gewalt über uns durch unſre Schwachheit. Wie? Weiber ohne Witz und ohne Schaam, Männer ohne Kopf und ohne Ehre, ſollen ewig ihre ſchlechten Streiche ungeſtraft treiben? Sollen uns durch ihre Bosheit in Furcht erhalten? Sollen ſich durch ihre Niederträchtigkeiten berühmt machen, ohne die man nicht gewußt hätte, daß ſie in der Welt ſind? Nein! Mit denen muß man keine Komplimente machen, ihnen geradezu trotz bieten, und ihnen den Namen geben, den ſie verdienen. Am Ende muß doch die Tugend über die Bosheit ſiegen.

Fr. v. Röd. Aber, bedenken Sie nur, er kann meiner ganzen Familie ſchaden. Er kann über mich, über den Herrn von Buchner, über meine Tochter aufs entſetzlichſte raiſonniren.

v. Dierſ. Mag er reden, was er will! Er iſt bekannt für das, was er iſt. Sein Geſchwätz kann niemanden ſchaden. Jetzt hat er ſein Maas vollends voll gemacht. Ich will ihn erſt noch recht proſtituiren, und an alle meine Bekannten die Hetzereien ſchreiben, die er hier geſtiftet hat. So ſchändlich es iſt, die Unſchuld zu läſtern, ſo ſehr iſt es Pflicht, einen ſchlechten Kerl öffentlich darzuſtellen. Das Beſte der menſchlichen Geſellſchaft erfodert es. Ja ich will alle Welt mit ſeinem ſchlechten Karakter bekannt machen, und er ſoll's wiſſen, daß ich ihn beſchimpfe. Heimliche Nachrichten ſchicken ſich nicht für einen ehrlichen Mann. Wenn ich einen beſchuldige, ſo bin ich dazu genöthigt, und da nenne ich mich.

Fr. v. Röd. Nicht doch! Ueberlaſſen ſie mirs ganz allein, ihn in aller Stille fortzuſchaffen. So viel mir es auch koſten wird, ſeinen Anblick zu ertragen, ſo will ich doch mit ihm reden, und in der Unterredung ziemlich deutlich zu verſtehen geben, daß er hier überflüßig iſt. Alle andre Mittel würden wegen meines Bruders nicht anſchlagen. Drachenfels hat mehr als jemals das Glück, ihm zu gefallen. Sie ſind immer beiſammen, und mein Bruder behauptet, daß er der Klugheit des Drachenfels einen wichtigen Dienſt zu danken habe. Kurz, Sie haben ſelbſt geſehn, es hat nichts geholfen, daß ſie ihm ſagten, Drachenfels ſollte ein Pasquill auf ihn gemacht haben. Mein Bruder glaubt von den allen kein Wort, er iſt gar keines Argwohns gegen den Menſchen fähig — Ich glaube, ſie kommen. Laſſen Sie uns gehn! Ich muß warten, bis ich den Drachenfels allein ſprechen kann. (Geht mit von Dienfurt ab.)

Fünfter Auftritt.

von Buchner. von Drachenfels.

von Buchner.

Ich mag nichts hören! Ihr erſter Rath war der beſte, und ich bin Ihnen dafür unendlichen Dank ſchuldig. Legen Sie weiter kein gutes Wort für den jungen Laſſen ein. Er weiß nicht, was er will, aber das weiß ich, daß ich ihn nicht ausſtehn kann. Vorhin wollte er nicht, jetzt hat er Luſt. Ich bin nicht ſo veränderlich, ich bleibe dabey, es iſt ein unverſchämter Kerl. Meine Schweſter, heißt es, hat ſich ſeinetwegen anders bekommen. Das iſt auch ſo ein wankelmüthiges Ding, das ſich drehen läßt, wie man will. Aber ſie mögen immer zuſammenhalten, ich laſſe mich nicht übertölpeln. Ein Geck iſt meine Sache nicht, und damit gut. Und wenn ſie alle toll drüber würden, mich ſolls nicht rühren. Und was ſagen Sie zu dem einfältigen Dietfurt? Wahrhaftig, mein alter Freund hat den Verſtand verloren. Er iſt ganz voller Vorurtheile, und kann nichts, als einem die Ohren davon voll ſchreien. Er behauptet ſchlechterdings, Sie hätten ein gewiſſes Pasquill gemacht, wo ich auch meinen Theil gekriegt hätte. Sogar den Brief ſollen Sie gemacht haben, den ich vorhin kriegte. Vergebens ſag ich ihm, er wäre offenbar von einem Ihrer Feinde, weil man Sie ſelbſt drinnen verdächtig machen wollte. Nichts hilft, er bleibt bey ſeiner abgeſchmackten Meinung. Unter uns geſagt, ich glaube, er iſt über die Freundſchaft eiferſüchtig, die uns miteinander verbindet.

v. Drach. Nun ſo ſollte er doch wenigſtens die Verbrechen beſſer ausſinnen, deren er mich beſchuldigen will. Denn ich bin ſo weit davon entfernt, über jemanden etwas zu ſchreiben, daß ich meinen Günther blos deswegen abgedankt habe, weil ich merkte, daß er ſchreiben konnte. Es fiel mir ein, daß man ihn, ehe er zu mir kam, zu allerhand Intriguen gebraucht hatte. Man rechnet einem gar zu leicht die Fehler ſeiner Leute an, drum habe ich mir ihn lieber von Halſe geſchaft. Ich will nicht dafür ſtehn, daß nicht Günther vielleicht hinter den Ding ſteckt, das gegen Sie geſchrieben ſeyn ſoll. Vielleicht hat der Herr von Spiegel, der anfangs mit Ihrem Hauſe nicht verbunden ſeyn wollte, und der den Günther ſo lange kennt, als mich, ſich ſeiner Hand bedient, um an ſeiner Mutter einen anonymiſchen Brief zu ſchreiben. Uebrigens — muß Sie das nicht gegen ihn aufbringen. Mein Verdacht iſt vielleicht ungegründet.

v. Buchn. O, Sie ſind gar zu gut. Nein, aus dem ganzen Ton von dem Buben bin ich überzeugt, daß er den ſchwärzeſten Karakter von der Welt hat, und daß er ganz wohl des ſchlechten Streichs fähig iſt, den man Ihnen Schuld geben will. Aber es ſoll nur noch einer ein Wort gegen Sie ſagen! Laſſen Sie ſie nur kommen! Weil ich ſehe, daß ich die Leute nicht los werden kann, ſo will ich hingehn, und ihnen ganz teutſch ſagen, daß ich nichts weiter mit ihnen zu ſchaffen haben will. Wahrhaftig, ich wollte lieber mit zwanzig Advokaten, Gott ſey bey uns, zu thun haben, als mit einem einzigen ſolchen Gecken. (geht ab.)

Sechſter Auftritt.

von Drachenfels.

Den alten Narren habe ich gut gepackt! — Aber, was iſt das, daß die Frau von Röder ſich gar nicht ſehen läßt? Sollte ihr die unbeſonnene Eliſabeth etwas geſagt haben? Es heißt, ſie wäre es zufrieden, Fräulein Sophie zu verheirathen. Man weiß nicht, wie man mit den Weibsbildern dran iſt — — Doch ich habe ſie in meiner Gewalt! Ein Wort, ein Paar Schmeicheleien bringen ſie wieder ins Gleis. — Oder, wäre ich auch verrathen — je nun, ſo habe ich doch einen kleinen Spaas gehabt.

Siebenter Auftritt.

Frau von Röder. von Drachenfels.

von Drach.

Das iſt brav, daß Sie kommen, Madam! Eben wollte ich zu Ihnen — Aber warum ſo tiefſinnig? Was fehlt Ihnen? Ihre ſchönen Augen ſcheinen ihre natürliche Heiterkeit

terkeit verloren zu haben. Wie, zum Vergnügen gebohren, ſollten Sie Verdrießlichkeiten ausgeſetzt ſeyn?

Fr. v. Röd. Und doch überhäuft man mich damit.

v. Drach. Ums Himmelswillen, ſagen Sie mir, worinnen ſie beſtehen. Ich will ſie wenigſtens mit Ihnen theilen, wenn ich ihnen nicht abhelfen kann. Sie kennen zu gut —

Fr. v. Röd. Zu gut kenne ich Sie! Ich mag es überlegen, wie ich will, wir ſchicken uns nicht zuſammen.

v. Drach. Wie, ſchönſte Röder! Welche üble Laune bewegt Sie, mich ſo ungerecht zu behandeln? Wie ſehr irrte ich mich! Da ich Sie anbetete, ſo glaubte ich auch, ein wenig geliebt zu ſeyn.

Fr. v. Röd. Ich bildete mir ein, daß Sie mich liebten; aber jetzt ſehe ich, daß ich mich betrogen habe. Ich ſehe die Thorheit meiner Leidenſchaft ein, und meine Vernunft hat mein Herz endlich aus ſeinem Irrthum geriſſen.

v. Drach. Wie? Und das alles gilt mir? Mir, deſſen Ehrfurcht und Zärtlichkeit Sie kennen, der da bereit war, Ihnen alles aufzuopfern, der in der ganzen Welt nur Sie allein ſah? Beruhigen Sie mein Herz. Unſtreitig wollten Sie es auf die Probe ſtellen.

Fr. v. Röd. Eine andre würde Sie noch einige Zeit hinziehen, würde Sie durch Affectation täuſchen, aber ich bin zu aufrichtig —

v. Drach. (fällt auf die Knie, mit niedergeſchlagnen Augen.) Grauſame, Sie können mir eine ſo ſchreckliche Entſchlieſſung ſo kalt ankündigen?

Fr. v. Röd. Es iſt ſchlechterdings nöthig, daß wir uns künftig nicht mehr ſehen.

v. Drach. (aufſtehend, und hellachend) Nun, wenn Sie denn wollen, daß ich Ihnen auch die Wahrheit ſagen ſoll, Sie entzücken mich. Sie haben mir durch dieſes offenherzige Geſtändniß daſſelbe Kompliment erſpart, das ich Ihven machen wollte. Sie hören auf, mich zu lieben, Sie glauben, ich wäre nun von aller Welt verlaſſen. Aber ich habe mich ſchon längſt auf den Fall vorgeſehn.

Fr. v. Röd. Nein, das iſt zu arg! Ich ſchäme mich, daß ich noch ſo ſchwach war, Sie zu ſchonen. Nun, ſo gehen Sie hin; erſchöpfen Sie an uns alle Pfeile Ihrer Bosheit. Sie fliegen zu niedrig, um uns zu erreichen. Sie ſind entlarvt, und alſo fürchte ich Sie nicht mehr. Ich verlange gar keine weitere Erläuterung. Sie verdienen es nicht. Verlaſſen Sie dieſen Augenblick dies Haus, und betreten es nie wieder.

v. Drach. Ah! Sie treiben die Sache zu ernſthaft! Wir können uns ja trennen, ohne uns drum zu haſſen. Laſſen Sie unſern Zwiſt nicht ſo öffentlich ausbrechen. Herr von Buchner würde ſich dran ärgern, und jedermann ſich drüber luſtig machen. Haben Sie noch ein Paar Tage Geduld, und ich will Sie vollkommen zufrieden ſtellen. Uebrigens, muß ich ſagen, Herr von Buchner liebt mich, und ſein Anſehn — —

Fr. v. Röd. Oh, der ſoll gleich von ſeiner Verblendung zurückgebracht werden.

Achter Auftritt.

Herr von Buchner. von Dietfurt. von Spiegel. Fräulein Sophie. Frau von Röder. Herr von Drachenfels.

v. Buchner.

Nun, was fehlt Dir, Schweſter? Worüber lärmſt Du ſo?

Fr. v. Röd. Ich kann nicht länger im Hauſe bleiben, wenn Sie einen Menſchen länger darinnen dulden, den Sie nicht hätten aufnehmen ſollen.

v. Drach. Ziemlich teutſch!

v. Buchn. Ich ſage euch allen: Laßt mich in Ruhe! Denn fange ich erſt an, und unterſuche die Sache —

v. Dietſ. So hat wenigſtens weder der Herr von Spiegel, noch ich etwas dabey zu befürchten. Unterſuchen, forſchen Sie —

v. Buchn. Ich weiß ſchon ſo viel, als ich zu wiſſen brauche.

v. Dietſ. O nein, lange nicht genug. Freundſchaft, Liebe zur Wahrheit verbinden mich — —

v. Buchn. Aber ich will nun weiter nichts hören. Ich mag mit den ſchlechten Streichen nichts mehr zu thun haben. Ich habe an dem genug, was ich weiß.

v. Dietſ. Nun ſo hören Sie dann einen Betrug, von dem Ihnen gewiß nichts ahndete. Lernen Sie den Verfaſſer von dem giftigen Briefe kennen — Günther, der Bedienter des Herrn da — —

v. Buchn. Nun ja doch, Günther! Das wußt ich längſt. Eine rechte Neuigkeit!

v. Dietſ. Und Sie ſahen alſo nicht längſt ein — —

v. Buchn. Bedientenſtreiche! Schurkenſtreiche!

v. Spieg. Urtheilen Sie nicht ſo raſch. Ich nehme mich des Günther an.

v. Buchn. Wahrhaftig, das glaub ich gern — weil es Ihr Sekretair iſt.

v. Spieg. Was ſagen Sie? Was ſteckt da wieder dahinter? Um alles klar zu machen, laſſen Sie uns Günthern examiniren!

v. Drach. Der iſt fort. Ich gab ihm heute früh ſeinen Abſchied.

v. Spieg. Sie haben ihn verabſchiedet — und ich habe ihn in meine Dienſte genommen. Er ſoll gleich da ſeyn. (geht an die Thüre, und ruft hinein:) Laßt die Eliſabeth kommen, und ſie ſoll Günthern mitbringen!

v. Buchn. (zu v. Spieg.) Günther iſt jetzo bey Ihnen? (zu v. Drach.) Ein neuer Beweis für unſre Vermuthung! Er diente alſo dem Herrn da ſchon, wie er noch bey Ihnen war. Der wird ihm rechtfertigen! Hum!

v. Drach. Herr von Spiegel, wie ſoll ich den Spaas verſtehn?

v. Spieg. Ich ſpaße nicht, aber ich habe Ihnen auch keine Rechenſchaft zu geben. So viel merken Sie ſich übrigens, aller Orten, wo Sie künftig hinkommen, haben Sie Ehrfurcht gegen die Perſonen, die ich ehre und liebe. Bedenken Sie, daß dieſe beleidigen eben ſo viel heißt, als mich beleidigen.

v. Buchn. (für ſich) Er hat aber doch Herz. Das hätte ich ihm nicht zugetraut.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Eliſabeth.

v. Dietfurt (zu Eliſab.).

Was haſt Du mit Günthern angefangen? Warum —

Eliſab. Er iſt fort.

v. Dietf. Nicht doch! Es iſt kein Geheimniß mehr.

Eliſab. Er iſt fort, um einen Brief des Herrn von Spiegel zu beſtellen. Ich wußte nicht, daß er hier nöthig wäre.

v. Dietf. Verdammter Streich!

v. Drach. Wie, ganz gegen mein Befehl, blieb der Schurke noch hier. Ich will ihn — —

Eliſab. Geduld! Erhitzen Sie ſich nicht! Laſſen Sie mir Günthern gehen! Und, wenn er auch ein Schurkengeſicht hätte, im Grunde iſt es ein ehrlicher Kerl. Uebrigens entſagt er Ihren Dienſten, und dieſer

Herr da (zeigt auf den Hrn. v. Spiegel) hat über ihn zu befehlen. Indeſſen, da er doch nichts hat zurückbehalten wollen, was Ihnen zuſteht, ſo hat er mir aufgetragen, Ihnen das Paket wieder einzuhändigen, das Sie vielleicht ſchon in den Händen Ihres Advokaten zu Mannheim glauben, aber — —

Fr. v. Röd. (ergreift das Paket) Gieb her! Ich weiß das ganze Geheimniß!

v. Drach. (einfallend) Aber, Madame, Sie ſelbſt — Bedenken Sie — —

Fr. v. Röd. (giebt es dem v. Buchner) Da lies, Bruder! Du kennſt die Hand des Herrn da. Lerne die ſchönen Abſichten daraus, die der ehrliche Mann mit Dir hatte, und ſchließe aus dieſem einzigen Zug auf ſeine übrige Denkungsart.

v. Buchn. (nachdem er geleſen) Zum Teufel! Mir den Gebrauch meines Vermögens entziehn — Und das war Ihr Plan? Ah, mein ehrlicher Herr, lerne ich Sie endlich kennen. Merken Sie ſich mein Haus, damit es Ihnen nie wieder einfällt, hineinzugehn.

v. Drach. Der Zuneigung der Frau von Röder haben Sie die ganze Unternehmung zu danken. Uebrigens bin ich Ihr Diener. Beliebt es Ihnen, die Geſchichte bekannt zu machen, ſo bin ich, glaube ich, nach dem, was ich hier geſehn habe, gnugſam im Stande, mich zu rächen. (geht ab.)

v. Buchn. (ruft ihm nach) Oh, man fürchtet ſich vor Ihnen nicht — Ich bin von Natur nicht boshaft, aber wenn er nicht gleich die Hausthüre geſucht hat —

v. Dierſ. Denken Sie nicht mehr an ihn! So ruhig als er ſich jetzo auch ſtellt, ſo müßte ich mich gar nicht auf Phyſiognomie verſtehn, oder ſein Geſicht verräth das Gefühl von der Beſchimpfung, die ihm hier widerfahren iſt.

v. Buchn. Ich entſetze mich vor ſeinem ſchwarzen Karakter — Nun, Herr von Dietfurt, vergeſſen Sie den Kaltſinn, den er mir gegen Sie einflößte — Liebe Schweſter, laß uns Frieden machen — Ich gäbe gern meine Nichte dem Herrn von Spiegel, wenn ich nur gewiß wüßte — —

v. Dietf. Daß er Ihnen misfallen hat, glauben Sie mir, das kam blos von dem böſen Rathgeber her.

v. Buchn. (zu v. Spiegel) Nun gut, ich verzeihe Dir! (zu Dietfurt) Und Du, lieber Freund, laß alle Beleidigungen und Zänkereien unter uns verbannt ſeyn! Der Henker hole die Leute nach der Welt, und die Freundſchaften nach der Mode! Läßt man ſich auch eine Zeitlang von tückiſchen Menſchen beherrſchen, ſo kehrt man doch immer wieder zu den ehrlichen zurück!

III.

Auszüge.

Vacat.

IV.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1.

Beſchluß der Gedanken und Maximen des Diderot.

XLII.

Wenn man dem Volk eine Lehre, die der herrſchenden Religion widerſpricht, verkündigt, die gegen die öffentliche Ruhe ſtreitet, und wenn man auch ſeine Sendung durch Wunder beſtätigte, ſo hat die Regierung das Recht, nach der Strenge zu verfahren, und das Volk zu ſchreien: Kreutziget ihn! Wie gefährlich wäre es, die Gemüther den Verführungen eines Betrügers, oder den Träumereien eines Schwärmers Preiß zu geben! Wenn das Blut Jeſu Chriſti um Rache geſchrien hat gegen die Juden, ſo geſchahe es, weil, indem ſie es vergoſſen, ſie die Ohren vor der Stimme Moſis und der Propheten verſtopften, die ihn für den Meſſias erklärten. Und wenn ein Engel vom Himmel käme, ſeine Lehren durch Wunder beſtätigte, und gegen das Geſetz Jeſu Chriſti predigte, ſo will Paulus, daß man das Anathema über ihn ausſpreche. Nicht alſo aus den Wundern muß man die Sendung eines Menſchen beurtheilen, ſondern aus der Uebereinſtimmung ſeiner.

ſeiner Lehre mit der Lehre des Volkes, zu dem er geſandt zu ſeyn vorgiebt, vornehmlich wenn die Lehre dieſes Volks ſchon erwieſen wahr iſt.

XLIII

Alle Neuerung iſt in einem Staate zu fürchten. Selbſt die heiligſte und ſanfteſte aller Religionen, das Chriſtenthum faßte keine Wurzel, ohne Unruhe zu verurſachen, die erſten Kinder der Kirche haben mehr dann einmal die Mäſſigung und die Geduld überſchritten, die ihnen vorgeſchrieben war. Es ſey mir erlaubt, hier einige Fragmente von einem Edicte des Kaiſer Julian vorzulegen; ſie werden die Denkungsart dieſes philoſophiſchen Fürſten und die Geſinnungen der Eiferer ſeiner Zeiten vortreflich ſchildern.

Ich bildete mir ein, ſagt Julian, daß die Häupter der Galiläer es einſehn würden, wie verſchieden mein Verfahren von dem meines Vorfahren ſey, und mir es Dank wiſſen würden. Sie haben unter ſeine Regierung Verweiſung und Gefängniß dulden müſſen; und man hat eine Menge von denen, die bey ihnen Ketzer heißen, über die Klinge ſpringen laſſen — — Unter meiner Regierung hat man die Verbannten zurückberufen, die Gefangnen losgelaſſen, und die Geächteten wieder in den Beſitz ihrer Güter geſetzt. Aber ſo groß iſt die Unruhe und die Wuth dieſer Art Menſchen, daß, ſeitdem ſie das Recht verloren haben, einander aufzureiben, und ſowohl diejenigen, welche ihren Lehren anhangen, als die der öffentlich autoriſirten Religion zugethan ſind, zu quälen, ſie kein Mittel ſparen, keine Gelegenheit vorbeigehn laſſen, um Unruhen zu erregen, Leute ohne Achtung gegen die wahre Frömmigkeit und ohne Ehrfurcht gegen unſre Geſetze — — Dennoch verlangen wir nicht, daß man ſie zu unſern Altären ſchleppe und ihnen Gewalt anthue — Was den Pöbel betrift, ſo ſieht man, daß nur ſeine Anführer unter ihm den Geiſt des Aufruhrs unterhalten, aus Wuth über die

Schranken, die wir ihrer Macht geſetzt haben. Denn wir haben ſie von unſern Richterſtühlen vertrieben, und ſie können nicht mehr mit Gemächlichkeit über Teſtamente entſcheiden, die rechtmäßigen Erben verdrängen und ſich ihres Eigenthums bemächtigen — Deswegen unterſagen wir dieſen Leuten, ſich aufrühreriſch zu verſammeln, und bey ihren rebelliſchen Prieſtern Meutereyen anzuſtiften — — Dieſes Edict ſoll unſre Obrigkeiten in Sicherheit ſetzen, die die Empörer mehr denn einmal angegriffen und in Gefahr gebracht haben, geſteinigt zu werden — — Sie mögen ſich ruhig zu ihren Anführern begeben, ſie mögen daſelbſt beten, ſich unterrichten laſſen, und den Gottesdienſt üben, dem ſie ergeben ſind; wir erlauben es ihnen, nur daß ſie aller rebelliſchen Abſichten entſagen — Wenn ſolche Verſammlungen für ſie eine Gelegenheit zur Meuterey ſind, ſo geſchehe es auf ihre Gefahr, ich warne ſie davor — — Ihr Ungläubigen, lebet ruhig — Und ihr, die ihr treu geblieben ſeyd bey der Religion eures Landes und bey den Göttern eurer Väter, verfolgt nicht diejenigen eurer Nachbarn und Mitbürger, deren Unwiſſenheit noch mehr zu bedauren, als ihre Bosheit zu tadeln iſt — Mit Vernunft, nicht mit Gewalt muß man die Menſchen zur Wahrheit zurückbringen. Wir legen es daher euch allen unſern getreuen Unterthanen auf, die Galiläer in Ruhe zu laſſen.

Dies waren die Geſinnungen eines Fürſten, welchem man das Heidenthum, nicht aber den Abfall vom Chriſtenthum zum Vorwurf machen darf. Er brachte die erſten Jahre ſeines Lebens unter verſchiednen Lehrern und in verſchiednen Schulen zu, und that in einem reifern Alter eine unglückliche Wahl, erklärte ſich unglücklicherweiſe für die Religion ſeiner Vorfahren, und für die Götter ſeines Landes.

XLIV.

Was mich in Erſtaunen ſetzt, iſt, daß die Werke dieſes gelehrten Kaiſers auf uns gekommen ſind. Sie enthalten Züge, die der Wahrheit des Chriſtenthums nichts ſchaden, aber ſie ſind einigen Chriſten ſeiner Zeit nachtheilig genug, daß ſie wohl unter der beſondern Sorgfalt hätten leiden können, die die Kirchenväter angewandt haben, die Werke ihrer Feinde zu unterdrücken. Offenbar von ſolchen Vorgängern hatte der H. Gregorius der Große den barbariſchen Eifer geerbt, der ihn gegen Künſte und Wiſſenſchaften aufbrachte. Wenn es allein auf dieſen Pabſt angekommen wäre, ſo ging es uns, wie den Mahomitanern, die in ihrer Lecture auf den einzigen Alkoran eingeſchränkt ſind. Denn wie würde es den alten Autoren unter den Händen eines Mannes ergangen ſeyn, der aus Religionsgrundſätzen Schnitzer macht, der ſich einbildete, die Regeln der Grammatik befolgen, das hieße, Jeſum Chriſtum dem Donat unterwerfen, und der ſich in ſeinem Gewiſſen für verpflichtet hielt, die Trümmern des Alterthums noch zu vermehren?

LXV.

Indeſſen iſt die Gottheit der heiligen Schrift kein ihr ſo deutlich eingeprägter Charakter, daß das Anſehn der heiligen Geſchichtſchreiber vom Zeugniß der Profanautoren ganz unabhängig wäre. Wie ſtünde es mit uns, wenn wir den Finger Gottes in der Geſtalt unſrer Bibel erkennen ſollten? Wie elend iſt nicht die lateiniſche Ueberſetzung! Die Originale ſelbſt ſind keine Meiſterſtücke der Schreibart. Die Propheten, die Apoſtel und die Evangeliſten haben faſt wie verabredet in einem Ton geſchrieben. Wenn es uns erlaubt wäre, die Geſchichte des jüdiſchen Volkes als ein bloßes Product des menſchlichen Verſtandes zu betrachten, ſo würden Moſes und ſeine Fortſetzer nicht den Preis vor dem Livius, dem Salluſt, dem Cäſar und dem Joſephus behalten, alles Männer, von denen man gewiß nicht vermuthet, daß ihnen das eingegeben worden, was ſie geſchrieben. Zieht man nicht ſogar den Jeſuiten Berruyer dem Moſes vor? Man bewahrt in unſern Kirchen Gemälde, von denen man uns verſichert, daß ſie von dem Engel und von Gott ſelbſt gemalt worden. Wenn dieſe Stücke von der Hand eines le Sueur oder le Brun wären, was könnte ich gegen die uralte Sage einwenden? Vielleicht gar nichts. Wenn ich aber dieſe göttlichen Werke unterſuche, und ich alle Augenblicke die Regeln der Malerey in der Zeichnung und Ausführung übertreten, die Wahrheit der Kunſt aller Orten verletzt ſehe: ſo muß ich, da ich nicht annehmen kann, daß der Verfertiger derſelben unwiſſend geweſen, die Tradition fabelhaft ſchelten. Welche Anwendung würde ich nicht von dieſen Gemälden auf die heilige Schrift machen, wenn ich nicht wüßte, wie wenig darauf ankommt, ob das, was ſie enthält, gut oder ſchlecht geſagt iſt. Die Propheten haben ſich beeifert, wahr, nicht ſchön zu reden. Und ſind wohl die Apoſtel um etwas anders als um der Wahrheit willen von dem geſtorben, was ſie geſagt oder geſchrieben hatten? Wie wichtig war es alſo, (um auf das zurückzukommen, was ich eigentlich zeigen wollte) die Profanautoren zu erhalten, die da ſchlechterdings mit den heil. Schriftſtellern, wenigſtens über das Daſeyn und die Wunder Jeſu Chriſti, über die Eigenſchaften und den Character des Pontius Pilatus, und über die Thaten und Leiden der erſten Chriſten übereinſtimmen mußten!

XLVI.

Ein ganzes Volk, wird man ſagen, iſt Zeuge dieſer Begebenheit; wagſt du's noch, ſie zu leugnen? Ja, ich wag's, ſo lange ſie mir nicht durch das Anſehn eines Mannes beſtätigt wird, der nicht zu eurer Parthey gehört, ſo lange ich nicht weiß, ob auch dieſer Mann der Schwärme-

rey

bey und der Verführung unfähig ſey. Noch mehr; ein Schriftſteller von anerkannter Unpartheilichkeit erzähle mir, daß ſich mitten in einer Stadt ein Schlund aufgethan, daß die darüber befragten Götter geantwortet hätten, er werde ſich wieder ſchließen, wenn man das Koſtbarſte, das man beſäße, hineinwürfe, daß ſich ein tapferer Ritter hineingeſtürzt hat, und daß darauf das Orakel in Erfüllung gegangen iſt; ſo würde ich es vielweniger glauben, als wenn er blos geſagt hätte, ein Schlund habe ſich aufgethan, und es erfoderte viel Zeit und Mühe, um ihn wieder auszufüllen. Je unwahrſcheinlicher eine Begebenheit iſt, deſtomehr verliert das Zeugniß der Geſchichte von ſeiner Kraft. Ich würde ohne Schwierigkeit einem einzeln ehrlichen Menſchen glauben, der mir die Nachricht brächte, daß Ihro Majeſtät einen vollkommnen Sieg über die Alliirten davon getragen; aber, wenn auch ganz Paris mir verſicherte, daß ein Todter zu Paſſy wieder auferſtanden wäre, ſo glaubte ich es nicht. Daß ein Geſchichtſchreiber uns hintergeht, oder daß ein ganzes Volk ſich ſelbſt betrügt, iſt nichts Unerhörtes.

XLVII.

Tarquin hatte die Idee, neue Schwadronen von Rittern zu denen zu errichten, die Romulus geſtiftet hatte. Ein Augur behauptet gegen ihn, daß alle Neuerung unter dieſem Theile der Miliz ein Verbrechen ſey, wenn ſie nicht die Götter geböten. Durch die Freimüthigkeit dieſes Pfaffen beleidigt, und in der Idee, in ſeiner Perſon eine Kunſt zu beſchämen und verächtlich zu machen, die ſeiner Macht hinderlich war, ließ ihn Tarquin auf den öffentlichen Platz rufen, und ſagte zu ihm: „Wahrſager, iſt wohl das, was „ich jetzt denke, möglich? Wenn deine Wiſſenſchaft das „iſt, wofür du ſie ausgiebſt, ſo mußt du im Stande ſeyn, „dieſe Frage zu beantworten.“ Der Augur läßt ſich nichts irre machen, befragt die Vögel, und antwortet: „Ja,

„Fürſt, was Du denkſt, läßt ſich thun." Hierauf nahm Tarquin ein Scheermeſſer unter ſeinem Rock hervor, nahm einen Kieſelſtein in die Hand, und ſagte zum Wahrſager: „Komm her, ſchneide mir dieſen Kieſelſtein mit dieſem „Scheermeſſer, denn ich dachte, daß das unmöglich wäre." Navius, ſo hieß der Augur, wandte ſich gegen das Volk, und ſagte mit Zuverſicht: „Man drücke mit dem Scheermeſſer auf den Kieſelſtein, und thue mir alle Martern des „Todes an, wenn er nicht augenblicklich zerſchnitten iſt." Man ſah in der That wider aller Vermuthen die Härte des Kieſelſteins der Schärfe des Scheermeſſers weichen; ſeine Theile trennten ſich ſo ſchnell, daß das Scheermeſſer in die Hand des Tarquins ſtach, und ſie bluten machte. Das erſtaunte Volk brach in ein Jubelgeſchrey aus, Tarquin entſagt ſeinen Abſichten und erklärt ſich als Beſchützer der Auguren, man verwahrt das Scheermeſſer und die Stücke des Kieſelſteins unter einem Altar. Man errichtet dem Wahrſager eine Statüe; dieſe Statüe war noch zu Zeiten Auguſts vorhanden, und das profane und heilige Alterthum bezeugt uns die Wahrheit dieſer Begebenheit in den Schriften des Lactanz, des Dionyſius von Halikarnaß und des heiligen Auguſtin.

Man hat die Geſchichte gehört, nun höre man den Aberglauben. „Was ſoll man dazu ſagen? Man muß „ſich, ſagt der abergläubiſche Quintus zu ſeinem Bruder „Cicero, der entſetzlichſten Zweifelſucht ergeben, Nationen und Geſchichtſchreiber für einfältig anſehen, und die „Jahrbücher verbrennen, oder dieſe Begebenheit zugeſtehn. „Wolteſt du wohl lieber alles leugnen, als bekennen, daß „die Götter ſich unſrer Angelegenheiten annehmen?

Hoc ego Philoſophi non arbitror teſtibus uti, qui aut caſu veri aut malitia falſi fictique eſſe poſſunt. Argumentis & rationibus oportet, quare quidque ita ſit, docere, non euentis, iis præſertim, quibus mihi non liceat credere — Omitte igitur lituum Romuli, quem in maximo incendio negas potuiſſe comburi? Contemne cotem Acii Navii? Nihil debet eſſe in philoſophia commentitiis fabulis loci. Illuderat philoſophi, totius augurii primum naturam ipſam videre, deinde inuentionem, deinde conſtantiam — Habent Etruſci exaratum puerum autorem diſciplinæ ſuæ. Nos quem? Acciumne Nauium? Placet igitur humanitatis expertes habere diuinitatis autores. Aber Könige, Völker, Nationen, die ganze Welt glaubt es. Quaſi vero quidquam ſit tam valde quam nihil ſapere vulgare! Aut quaſi tibi ipſi in iudicando placeat multitudo. Dieß iſt die Antwort des Philoſophen. Man führe mir ein einziges Wunder an, auf das es ſich nicht anwenden ließe. Die Kirchenväter, die unſtreitig großen Nachtheil dabey ſahen, wenn ſie ſich der Grundſätze Ciceros bedienten, haben lieber die Begebenheit des Tarquin einräumen und die Kunſt des Navius den Teufel zuſchreiben wollen. Eine herrliche Maſchine, die ſie zur Erklärung der Sache anwendeten!

XLVIII.

Alle Nationen haben in ihrer Geſchichte ſolche Begebenheiten, denen es, um wunderbar zu ſeyn, nur an der Wahrheit fehlt, mit denen man alles beweiſt, die man aber nicht erhärtet, die man nicht zu leugnen wagt, ohne gottlos, und die man nicht glauben kann, ohne ſchwachſinnig zu ſeyn.

XLIX.

Der von Blitz erſchlagene, oder von den Senatoren ermordete Romulus verſchwindet vor den Römern. Das Volk und die Soldaten murren drüber. Die Stände des

Reichs lehnen ſich gegen einander auf, und das kaum entſtandene Rom ſieht ſich, uneinig von innen und von außen mit Feinden umgeben, am Rande des Verderbens, als ein gewiſſer Proculejus ernſthaft einhertritt und ſagt: ,,Römer, dieſer Prinz, deſſen Verluſt ihr beklagt, iſt nicht geſtorben; er iſt gen Himmel gefahren, wo er zur Rechten Jupiters ſitzt. Geh, ſagte er zu mir, beruhige deine Mitbürger, verkündige ihnen, daß Romulus unter die Götter aufgenommen iſt, verſichere ſie meines Schutzes; ſie ſollen wiſſen, daß die Macht ihrer Feinde nie etwas gegen ſie vermögen wird, das Schickſal will, daß ſie dereinſt Herren der Welt werden; ſie ſollen die Weiſſagung davon von Jahrhundert zu Jahrhundert der fernſten Nachwelt überliefern.' Es giebt eine Zuſammenkunft von Umſtänden, die den Betrug begünſtigt, und, wenn man den damaligen Zuſtand der Sachen zu Rom unterſucht, ſo wird man geſtehen, daß Proculejus ein Mann von Kopf war, und daß er die rechte Zeit abzupaſſen gewußt hatte. Er brachte den Gemüthern ein Vorurtheil bey, daß nicht wenig zur nachmaligen Größe ſeines Vaterlandes beytrug —— Mirum eſt, quantum illi viro haec nuntianti, fidei fuerit; quamque deſiderium Romuli apud plebem, facta fide immortalitatis, unitum ſit. Famam hanc admiratio viri & pavor praeſens nobilitavit, factoque a paucis initio, Deum, Deo natum ſaluere univerſo Romulum jubent. Das heißt, das Volk glaubte an dieſe Erſcheinung, die Senatoren ſtellten ſich, als ob ſie es glaubten, und Romulus bekam Altäre. Aber hierbey blieb es nicht, bald darauf war Romulus nicht blos einer einzelnen Perſon erſchienen. Er hatte ſich mehr dann tauſend Perſonen an einem Tage gezeigt. Er war nicht von Blitz gerührt worden, die Senatoren hatten ſich ſeiner nicht unter Begünſtigung eines Ungewitters entledigt, ſondern er hatte ſich mitten unter Blitzen und dem Krachen des Donners vor den Augen eines ganzen Volkes in der Luft erhoben, und dieſe Begebenheit ward nach und nach ſo herausgeputzt, daß die Freygeiſter der folgenden Zeiten dadurch in große Verlegenheit kommen müſſen.

L.

Ein einziger Beweis rühret mich mehr als hundert Facta. Dank ſey es dem ſtarken Vertrauen, das ich auf meine Vernunft ſetze, mein Glaube iſt nicht dem erſten beſten Gaukler preis. Du Oberprieſter des Mahomet ſtelle Lahme wieder her, gebe Stummen die Sprache, ſchenke Blinden das Geſicht, heile Gichtbrüchige, erwecke Todten, gebe ſo gar Krüppeln die Glieder wieder, die ihnen fehlen, ein Wunder, das noch nicht verſucht worden — und zu deinem großen Erſtaunen wird mein Glaube dadurch nicht erſchüttert werden. Willſt du, daß ich dein Proſelyt werde, ſo laß alle dieſe Gaukeleien und bekehre mich mit Gründen. Ich kann mich eher auf meine Urtheilskraft als auf meine Augen verlaſſen.

Wenn die Religion, die du mir verkündigſt, wahr iſt, ſo kann ihre Wahrheit durch unumſtößliche Gründe erwieſen werden. Suche dieſe Gründe auf. Warum neckſt du mich mit Wundern, da du nur einen Syllogismus brauchſt, um mich zu Boden zu ſtürzen? Wie, ſollte dir es dann leichter ſeyn, einen Lahmen zu heilen, als mich zu erleuchten?

LI.

Ein Menſch liegt ausgeſtreckt auf der Erde ohne Empfindung, ohne Sprache, ohne Athem, ohne Bewegung. Man wendet ihn hin und her, man bringt Feuer an ihn, nichts rühret ihn; das wärmſte Feuer kann ihm kein Zeichen des Lebens abzwingen, man hält ihn für todt — iſt er es? Nein! Er iſt der Pendant zu dem Prieſter von Calamus:

Qui, quando ei placebat, ad imitatas lamentantis hominis voces, ita ſe auferebat a ſenſibus & jacebat ſimillimus mortuo, ut non ſolum vellicantes atque pungentes minime ſentiret, ſed aliquando etiam igne ureretur admoto, ſine ullo doloris ſenſu, niſi poſtmodum ex vulnere, Auguſtinus de civitate Dei C. XIV. K. 24. Wenn gewiſſe Leute in unſern Tagen ſo etwas geſehn hätten, ſie würden es ſehr zu ihrer Abſicht benutzt haben. Man hätte uns einen Leichnam auf der Aſche eines Auserwählten wieder aufleben laſſen, der verſammelte Janſeniſtiſche Magiſtrat hätte ſich mit einer Auferſtehung gebrüſtet, und der der Bulle Unigenitus zugethan, hätte ſich vielleicht beſchämt geglaubt.

LII.

Man muß bekennen, ſagt der Arnauld, Logiker von Portroyal, daß der heilige Auguſtin Urſache gehabt hat, mit Plato zu behaupten, daß die Beurtheilung der Wahrheit und die Regel der Unterſcheidung nicht für die Sinne, ſondern für den Verſtand gehöre, (non eſt veritatis judicium in ſenſibus) ja, daß die Gewißheit, zu der man durch die Sinne gelangen kann, ſich nicht weit erſtreckt, und daß es viele Dinge giebt, welche man durch ſie zu wiſſen glaubt, und von denen man doch keine vollkommne Gewißheit hat. Wenn alſo das Zeugniß der Sinne dem Ausſpruch der Vernunft widerſpricht, oder ihm das Gleichgewicht nicht hält, ſo bleibt keine Wahl übrig, man muß ſich als ein guter Logiker an die Vernunft halten.

LIII.

Eine ganze Vorſtadt ertönt von Jubelgeſchrey; die Aſche eines Auserwählten thut daſelbſt in einem Tage mehr Wunder, als Jeſus Chriſtus in ſeinem ganzen Leben. Man läuft dahin, man läßt ſich dahin bringen; ich befinde mich unter dem Haufen. Kaum komme ich an, ſo höre ich Wunder! Wunder! ſchreien. Ich träte näher, ich ſehe hin, und erblicke einen kleinen hinkenden Menſchen, der mit Hülfe drey oder vier barmherziger Perſonen, die ihn unterſtützen herumgeht, und höre das Volk, das darüber erſtaunt, immer Wunder! Wunder! wiederholen. Wo iſt denn das Wunder, einfältiges Volk? Siehſt du nicht, daß der Betrüger nur eine andere Art von Krücken braucht? Es ging bey der Gelegenheit mit den Wundern, wie es faſt immer mit den Geſpenſtern geht. Ich wollte darauf ſchwören, daß alle die, die Geſpenſter geſehn, ſich vorher dafür fürchten, und daß alle die, die Wunder geſehn, ſich vorgenommen hatten, welche zu ſehen.

LIV.

Indeſſen haben wir eine ungeheure Menge dieſer angeblichen Wunder, welche dem feſteſten Unglauben Troß bieten kann. Der Verfaſſer, der es erzählt, iſt ein Senator, ein ehrwürdiger Mann, der ſich ſonſt zu einem, zwar ſehr falſch verſtandenem Materialismus bekannte, der aber ſein Glück nicht von ſeiner Bekehrung erwartete, ein Augenzeuge der Begebenheiten, die er berichtet, und über die er ohne Vorurtheil und Partheilichkeit urtheilen konnte. Sein Zeugniß wird von tauſend andern begleitet; alle ſagen, daß ſie es geſehen, und ihre Ausſage hat alle mögliche Authenticität, die Urkunden davon werden in den öffentlichen Archiven aufbewahrt. Was ſoll man darauf antworten? — Was man antworten ſoll? Daß dieſe Wunder nichts beweiſen, ſo lange die Frage von ſeinen Geſinnungen nicht entſchieden iſt.

LV.

Jede Folgerung, die für zwey Partheien beweiſt, beweiſt für keine von beiden. Wenn die Schwärmerey ſo gut ihre Märtyrer hat, als die wahre Religion, und, wenn es unter denen, die für die wahre Religion geſtorben ſind, Fanatiker gegeben hat; ſo laßt uns entweder, wenn wir können, die Zahl der Todten zählen, und glauben, oder andre Gründe des Glaubens ſuchen.

LVI.

Nichts kann mehr in der Verachtung der Religion beſtätigen, als falſche Bewegungsgründe der Bekehrung. Man ſagt täglich zu den Ungläubigen: Wer ſeyd ihr, daß ihr eine Religion angreift, die die Paule, die Tertulliane, die Athanaſe, die Chryſoſtome, die Auguſtine, die Cypriane und ſo viel andre berühmte Männer ſo muthig verfochten haben? Ihr habt unſtreitig eine Schwierigkeit bemerkt, die jenen großen Genies entgangen iſt, zeigt uns alſo, daß ihr mehr wißt als ſie, oder opfert eure Zweifel ihren Entſcheidungen auf, wenn ihr einräumt, daß ſie mehr darin verſtanden als ihr. Richtige Art zu ſchließen! Die Einſichten von den Dienern der Religion ſind kein Beweis für ihre Wahrheit. Welche Religion iſt abgeſchmackter, als die Egyptiſche, und welche Prieſter waren einſichtsvoller, als dieſe? — — Nein, ich kann unmöglich eine Zwiebel anbeten. Was hat ſie für andern Gartengewächſen für ein Vorrecht? Ich wäre ein großer Thor, wenn ich meine Anbetung an Weſen verſchwendete, die zu meiner Nahrung beſtimmt ſind. Eine artige Gottheit, die ich begieße, und die in meinem Küchengarten wächſt und ſtirbt! — „Schweig, „Elender, mich ſchaudert vor deinen Gotteslästerungen; „dir gebühret es wohl, darüber zu vernünfteln; weiſt du „mehr davon, als das heilige Kollegium?“ Wer biſt du, um deine Götter anzupreiſen, und ihren Dienern Lehren zu geben? Haſt du mehr Einſichten, als jene Orakel, die die ganze Welt zu Rathe zieht? Wie auch deine Antwort ſeyn mag, ſo muß ich deinen Stolz oder deine Verwegenheit bewundern? — — Werden denn die Chriſten niemals ihre ganze Stärke empfinden? Und werden ten ſie dann nie jene unſeeligen Sophiſtereien denen überlaſſen, deren einzige Zuflucht ſie ſind. Omittamus, ſagt der heilige Auguſtin, iſta communia, quae ex vtraque parte dici poſſunt, quonquam vere ex vtraque parte dici non poſſunt. Das Beyſpiel, die Wunder, und das Anſehn können hintergehen oder Heuchler machen. Die Vernunft allein macht Gläubige.

LVII.

Man geſteht, daß es von der äußerſten Wichtigkeit ſey, zur Vertheidigung einer Religion nur triftige Gründe zu brauchen. Dennoch möchte man gern diejenigen verfolgen, die ſich bemühen, die ſchlechten Gründe herabzuſetzen. Wie nun? Iſt es nicht genug, daß man ein Chriſt iſt? Muß man es auch noch aus ſchlechten Gründen ſeyn? Ihr Bigoten, ich ſage es euch, ich bin kein Chriſt, weil es der heilige Auguſtin war, aber ich bin es, weil es der Vernunft gemäß iſt, es zu ſeyn.

LVIII.

Ich kenne die Bigoten; ſie ſind geneigt, Argwohn zu ſchöpfen. Wenn ſie einmal glauben, daß gegenwärtige Schrift etwas enthält, das ihren Ideen widerſtreitet, ſo erwarte ich alle diejenigen Verleumdungen, die ſie über tauſend Leute verbreitet haben; die mehr werth waren, als ich. Wenn ſie mich nur zu einem Deiſten und zu einem Böſewicht machen, ſo komme ich noch wohlfeil davon. Schon längſt haben ſie den Descartes, den Montagne, den Locke, und den Bayle verdammt, und ich hoffe, daß ſie noch viel andre verdammen werden. Indeſſen erkläre ich ihnen, daß ich weder ein ehrlicherer Mann noch ein beſſerer Chriſt zu ſeyn verlange, als die meiſten dieſer Philoſophen. Ich bin in der katholiſchen, apoſtoliſchen, römiſchen Kirche geboren, und ich unterwerfe mich aus allen Kräften ihren Ausſprüchen.

Ich will in der Religion meiner Väter ſterben, und ich halte ſie für ſo gut, als es einem jeden möglich iſt, der nie einen unmittelbaren Umgang mit der Gottheit gepflogen, und der nie Zeuge eines Wunders geweſen. Dieß iſt mein Glaubensbekenntniß; ich weiß es faſt gewiß, daß ſie damit unzufrieden ſeyn werden, obgleich vielleicht kein einziger unter ihnen iſt, welcher ein beſſeres ablegen kann.

LIX.

Ich habe zuweilen den Abbadie, den Hüet und ähnliche Schriftſteller geleſen. Ich kenne die Beweiſe meiner Religion zur Gnüge, und ich räume ein, daß ſie ſtark ſind; aber, wenn ſie auch noch hundertmal ſtärker wären, ſo hielt ich doch das Chriſtenthum noch nicht für unumſtößlich erwieſen. Warum verlangt man von mir, daß ich es eben ſo feſt glauben ſoll, es gebe drey Perſonen in Gott, als ich glaube, daß die drey Winkel eines Triangels zwey rechten Winkeln gleich ſind? Jeder Beweis muß in mir eine dem Grad ſeiner Stärke gemäße Gewißheit hervorbringen, und die Wirkung der geometriſchen, moraliſchen und phyſikaliſchen Beweiſe auf meinen Verſtand muß verſchieden ſeyn, oder ihr ganzer Unterſchied iſt nichtig.

LX.

Ihr legt einem Ungläubigen eine Sammlung von Schriften vor, worin ihr ihm die Gottheit erweiſen wollt. Aber, bevor er ſich in die Prüfung eurer Beweiſe einläßt, wird er nicht unterlaſſen, euch über dieſe Sammlung zu befragen. Iſt ſie immer dieſelbe geweſen, wird er euch fragen. Warum hat ſie jetzt nicht mehr denſelben Umfang, den ſie vor einigen Jahrhunderten gehabt? Mit was für Rechte hat man dies und jenes Wort daraus verbannt, das eine andre Secte verehrt, und dies und jenes beibehalten, das ſie verworfen hat? Aus was für Gründen habt ihr dieſem Manuſcript den Vorzug gegeben? Wer hat euch in der Wahl beſtimmt, die ihr unter ſoviel verſchiednen Abſchriften angeſtellt habt? Und dieſe Abſchriften ſind ſie nicht offenbare Beweiſe, daß dieſe heil. Schriftſteller nicht in ihrer urſprünglichen Lauterkeit auf euch gekommen ſind? Wenn ſie aber die Unwiſſenheit der Kopiſten oder die Bosheit der Ketzer verdorben hat, wie ihr einräumen müßt, ſo ſeyd ihr ja genöthigt, ſie erſt wieder in ihren natürlichen Zuſtand zu verſetzen, ehe ihr ihre Göttlichkeit erweiſt. Denn auf eine Sammlung verſtümmelter Schriften, woraus ihr eure Beweiſe entlehnt, kann ich unmöglich meinen Glauben gründen. Wem wollt ihr aber dieſe Berichtigung auftragen? Der Kirche? Allein ich kann die Untrüglichkeit der Kirche nicht eher zugeſtehn, als bis mir die Göttlichkeit der Bibel erwieſen iſt. Ich ſehe mich alſo zum Scepticismus gezwungen.

Man kann auf dieſe Schwierigkeit nicht anders antworten, als daß man bekennt, daß der erſte Grund des Glaubens bloß menſchlich geweſen, daß die Wahl unter den Manuſcripten, daß die Wiederherſtellung einzelener Stellen, kurz daß die ganze Sammlung nach den Regeln der Kritik gemacht worden; und ich weigere mich nicht, der Göttlichkeit der heiligen Bücher einen der Gewißheit dieſer Regeln gemäßen Glauben beizulegen.

LXI.

Indem ich Beweiſe ſuchte, habe ich Schwierigkeiten gefunden. Die Bücher, welche die Bewegungsgründe meines Glaubens enthalten, bieten mir zugleich Urſachen des Unglaubens dar. Sie ſind das allgemeine Rüſthaus. Aus ihnen habe ich den Deiſten ſich gegen den Atheiſten bewafnen, durch ſie den Deiſten und Atheiſten gegen den Juden kämpfen, den Atheiſten, Deiſten und Juden ſich gegen den Chriſten in Poſitur ſetzen, den Chriſten, Juden, Deiſten und Atheiſten'es mit dem Muſelmann aufnehmen, den Atheiſten, Deiſten, Juden, Muſelmann, und die Menge von Secten des Chriſtenthums über den Chriſten herfallen, und den Sceptiker allein allen Troß bieten ſehn. Ich war Richter des Gefechtes. Ich hielt die Wage zwiſchen den ſtreitenden Partheien, ihre Arme erhuben ſich oder ſanken nach Maasgebung des Gewichtes, womit ſie ſich verſehn hatten. Nach langem Hinundherſchwanken neigte ſich die Wage auf Seiten des Chriſten, aber nur durch das Uebergewicht ſeiner Schwere bey dem Widerſtande des Gegentheils. Ich kann mir ſelbſt das Zeugniß der Billigkeit geben. Es lag nicht an mir, daß mir dieſes Uebergewicht nicht groß zu ſeyn ſchien. Ich rufe Gott zum Zeugen meiner Aufrichtigkeit an.

LXII.

Dieſe Wahrſcheinlichkeit der Meinungen hat veranlaßt, daß die Deiſten ein vielleicht mehr ſonderbares als gegründetes Raiſonnement erdacht haben. Wenn Cicero zu beweiſen hat, daß die Römer das kriegeriſchſte Volk auf der Erde waren, locket er ſeinen Gegnern auf eine geſchickte Art dieſes Geſtändniß ab. Ihr Gallier, wem weichet ihr an Muth, wenn ihr irgend jemanden weichet? Den Römern. Ihr Parther, was für Menſchen ſind nach euch die herzhafteſten? Die Römer. Ihr Afrikaner, wen würdet ihr fürchten, wenn ihr irgend jemanden zu fürchten hättet? Die Römer. Laßt uns, ſagen die Deiſten, gleich ihm alle übrigen Religionspartheien fragen. Ihr Chineſer, welche Religion wäre die beſte, wenn es nicht die eurige wäre? Die natürliche Religion. Ihr Muſelmänner, welche Religion würdet ihr annehmen, wenn ihr den Mahomet abſchwüret? Den Naturalismus. Ihr Chriſten, welches iſt die wahre Religion, wenn es die chriſtliche nicht iſt? Die Religion der Juden. Aber ihr Juden, welches iſt die wahre Religion, wenn das Judenthum falſch iſt? Der Naturalismus. Diejenigen nun, fährt Cicero fort, denen man einſtimmig den zweiten Platz einräumt, und die niemanden den erſten einräumen, verdienen unſtreitig den letztern.

• • •

Philoſophiſches Sendſchreiben
an
einen Philoſophen.

(Iſt im Original in Verſen abgefaßt.)

Aus dem Innern dieſer Einſamkeit, wo ich, fern von der Welt und von Unglück, frey von Unruhe, hundert verſchiedne Freuden genieße, und über die Ungewißheit der Dinge dieſer Welt lache, ſchreibe ich Dir, M***, ohne Kunſt und ohne Mühe, dieſe Verſe, Verſe eines Augenblicks, leichte Reime. Nur allzuglücklich wären dieſe geringen Kleinigkeiten, die Kinder meiner unfruchtbaren Muße, wenn ſie Dich in der Deinigen unterhalten könnten! Lehre uns, liebenswürdiger Greis, durch welche ſeltene unſchätzbare Gabe Du mit den Annehmlichkeiten des Anakreon in ſolchen Jahren den ſtandhaften, unerſchütterten Verſtand und die Weisheit des Straton vereinigſt; wie Du, in Deinem ſüßen Taumel, befreit von allen Vorurtheilen und von den Schrecken des andern Lebens, ein ruhiges Herz, einen heitern Geiſt behältſt, wie man Dich immer zwiſchen Deiner Flaſche und Deiner Schöne getheilt ſieht. Indeß die Täuſchungen, die abergläubiſchen Irrthümer, und die abgeſchmackten Erdichtungen, tauſendmal ſchädlicher, als die thörichten Leidenſchaften, unaufhörlich den Blicken des ſchwachen Pöbels die lauterſten Strahlen des Lichtes entziehen; ſchwingt ſich Deine muthige und ſtolze Seele durch Nachdenken mit leichtem Fittich in die höchſten Gegenden empor, beſchäftigt ſich fern von der Materie mit nützlichen Betrachtungen, beſtimmt durch eine völlige Zergliederung der feinſten Abſtractionen (eine lichtvolle und überzeugende Methode!) die erſte Urſache und die Ordnung der Ideen, und erklärt das gelehrte Geheimniß der erhabenſten Begriffe. Glücklicher Philoſoph, der Du die Urſachen der Dinge von Grund aus kennen wolleſt, um deſto beſſer ihre Wirkungen zu genießen! Noch als ein Jüngling, in der Blüte der Jahre, woſelbſt für das Herz des Weiſen die Lüſte ſo viel Reize haben, mitten unter einem leichtſinnigen Volk, erforſchte ich den wahren Werth aller Dinge, um ſie deſto ſicherer zu gebrauchen. Bald erblickte ich ſie, gleich Dir, blos und ohne Hülle. Bald genoß ich ſie, wie Du, und meine Tage waren ohne Ungewitter. In dem Alter, in welchem die Begierden herrſchen, ladet uns alles zur Zärtlichkeit ein. Man liebt, man ſucht das Vergnügen, es drängt ſich ſelbſt zu uns; aber, ach, weiß man es wohl zu genießen? Man ſieht es von fern, man erräth es; aber, indeß man mit ihm ſpielt, fliehet eilends der Lenz davon, der ſüße Lenz, den wir erſt mit einem Seufzer, beim Verfall aber unſerer Maſchine lang genug beklagen! Ich ließ mein Herz ſich frey ergießen, und, ſeiner innern Stimme getreu, fand ich das Vergnügen, ohne es weit zu ſuchen. Unſtreitig braucht meine Glückſeligkeit, um vollkommen zu ſeyn, ach einen Weiſen, wie Du, zum Richter und zum Zeugen. Komm dann, lieber N***, komm in dieſe Einſamkeit, wo ich unter T****, den Künſten, Wiſſenſchaften, meinen Freunden und meiner S**** nach Gefallen

fallen meine Zeit vertheilen, und wechſelsweiſe meinen Verſtand, mein Herz und meine Sinne mit vollkommner Wonne erfüllen kann. Göttlicher Zuſtand! Süſſes Leben! Einziges und theures Bild eines ewigen Genuſſes! O könnte ich, fern von Ueberfluß, ohne das Loos der Götter zu beneiden, mit einem ehrlichen Auskommen zufrieden, und auf eine weiſe Art wollüſtig, ſtets meine Wünſche darauf einſchränken, euch recht zu ſchmecken! — Unaufhörlich unſre Seele auf tauſend neue Gegenſtände richten, voll des edlen Feuers, das uns entflammt, ſie mit würdigen Arbeiten beſchäftigen, unſern Verſtand mit den weiſen Lehren Uraniens bereichern, die Sphäre unſers Genies mit Eifer erweitern, und die Kraft der Organe der Empfindung in uns zu vermehren ſuchen, das iſt die Kunſt, für uns ſelbſt, die Kunſt, mit Nutzen zu leben, das iſt mit einem Wort die ächte Wiſſenſchaft, jeden Augenblick zu genießen — — Ohne Zwang und ohne Eiferſucht zur Erhohlung unter den Fahnen der Thorheit, des Bacchus und der Empfindung eine auserleſne Schaar von Freunden verſammeln, alles Leute von guter Geſellſchaft, die Tugend mit Anmuth verbinden, und das Genie zu ſchätzen wiſſen — das heißt in der That, was man auch davon ſagen mag, das angenehmſte Gewürz von den andern Freuden des Lebens verſchaffen. Alles für den thun, der uns liebt, ſeinen geringſten Wünſchen zuvorkommen, an ſeinen Vergnügungen Theil nehmen, und ihn mehr als uns ſelbſt lieben, iſt dies nicht das höchſte Glück, das einzige, das unſre Seufzer verdient? Du, der Du an Weisheit reich biſt, geſtehe, geliebter N***, daß mit ſolchem Zeitvertreibe Dein Freund, Dank ſey den ſichern Grundſätzen, worauf ſich ſein Geiſt ſtützt, ohne Reue in dieſer Welt die vollkommenſten Freuden genießen kann!

2.

Schreiben

eines franzöſiſchen Officiers an den Grafen von R. uber die Inſel Corſica. *)

Baſtia 1781.

Sie wiſſen Ihre Geſchichtkunde noch zu gut, Herr Graf, als daß ich mit Ihnen bis in Corſica's entfernteſtes Zeitalter zurückzugehen brauchte. Hier zu Lande trägt man ſich mit dem Mährchen, daß eine Frau aus Ligurien, Namens Corſa Bubulca, eine Kolonie hieher führte. Die natürliche Unbeſtändigkeit dieſer Inſulaner iſt Schuld, daß ſie ſo oft ihre Herren gewechſelt haben. Corſica ward nach und nach das Eigenthum der Ligurier, Phocäer, Tyrrhener, Hetrurier, Carthaginenſer, Römer, Gothen, Saracenen, der Päbſte, Genueſer, Piſaner, und der Könige von Arragonien, Sardinien und Frankreich. Es erwählte ſich einen eigenen König in der Perſon des bekannten Barons Theodor, eines Deutſchen, der bald verjagt, bald zurückgerufen, bald wieder fortgeſchickt wurde, bis er endlich im Elend und Kummer zu London ſtarb, wo Paoli, der entweder geſcheiter, oder von den Umſtänden beſſer unterſtützt war, jezt eines anſehnlichen Gehalts, doch ohne die Hoffnung genießt, jemals die Achtung und das Vertrauen ſeiner Landsleute wieder erhalten zu können. Da das genueſiſche Joch den Corſen ganz unerträglich fiel, ſo ſah ſich die Republik gezwungen, ſie an die Krone Frankreich ab-

---

*) Dieſe Nachrichten ſind ſo unterhaltend, und zum Theil ſo neu, daß ich mir ein Verdienſt aus ihrer Einrückung und Ueberſetzung mache.

R.

zutreten, der es viel Geld und viel Blut gekoſtet hat, um ſich ihres Beſitzes zu verſichern.

So eine üble Meynung man auch, überhaupt genommen, von Corſica hat, ſo ſcheint ſie mir doch die Aufmerkſamkeit der Krone aus zwey Geſichtspunkten zu verdienen.

Erſtlich, weil ihr Beſitz die Feinde Frankreichs in den Stand ſetzen würde, von dort aus unſerer Schiffarth und unſerm Handel großen Schaden zuzufügen, indem ſie auf den Höhen von Antibes, Toulon, Marſeille ꝛc. kreuzen könnten. Zweytens, weil dieſe Inſel ſo vortreflich gelegen iſt, um der erſte Stapelplatz der Levante, und die Niederlage des ganzen mittelländiſchen Seehandels zu werden. Antibes iſt nur vierzig (franzöſiſche) Meilen entfernt.

Aus dieſen Geſichtspunkten betrachtet, und ohne Rückſicht auf das zu nehmen, was ſie gekoſtet hat, oder noch koſtet, ſcheint es faſt, daß das politiſche Intereſſe von Frankreich ihre Behauptung unumgänglich nöthig macht, ſollte es auch nur ſeyn, um zu verhindern, daß ſie nicht andern nütze. Folglich kommt auch der geringe Ertrag der Inſel nicht in Anſchlag, der, im Verhältniß ihrer Größe, höchſt mittelmäßig iſt. Ich will ihn nach den Provinzen detailliren, und von der mitternächtlichen Spitze den Anfang machen.

Das Cap Corſo baut Wein: aber darauf ſchränkt ſich auch faſt ſein ganzes Produkt ein. Er würde gut ſeyn, wenn Weinſtock und Beere beſſer gebaut und behandelt würden. So aber kann man ihn nicht anders als geſotten außer Landes verführen. Dieſer Handelszweig iſt mittelmäßig. Cap Corſo hat weder Gehölze noch Maulbeerbäume, wenig Olivenbäume, wenig Getraide, und Kaſtanien faſt gar nicht. Der Boden dieſer Provinz iſt nackt und dürr. Er giebt Gold, Silber, der, Kupfer, Bley, Markaſiten, Steinalaun, Antimonium, Aimant und Marmor. Man ſammelt das Laub der Büſche, und verkauft es in Broden an die Genueſer, die ihre rohen Häute damit gar machen. Dieſer Vertrieb will aber nicht viel ſagen.

Die Provinz Baſtia iſt beſſer angebaut; ſie hat Getraide, Wein, Lein, Oel, Maulbeer- und andre Obſtbäume, ſonderlich aber viel Kaſtanienbäume in dem Gerichtsbezirk von **Ampugnani**. Man findet Probierſteine im Fluß **Gelo**, der im Sommer vertrocknet, und Steinalaun in **la Cazinca**, einem kleinen Territorium, das an die Provinz Aleria ſtößt.

Aleria würde die beſte Provinz der Inſel ſeyn, wenn die Luft geſünder wäre. Das Erdreich iſt tief und fruchtbar. Der Meerſchlamm hat es gedüngt, und es trägt vortreflichen Waitzen. Aber alles was am Meer liegt, iſt moraſtig, und es ſteigen, ſonderlich im Junius, Julius und Auguſt, ſolche peſtilenzialiſche Dünſte auf, daß ein Menſch, der eine Nacht in dieſer Ebene zubringt, ſein Leben wagt. Die Luft zu **Fiumorbo**, dem gebürgigen Theile der Provinz, iſt geſund, und der Boden mit ſchönen Holzungen bedeckt. Bey dem Dorfe **Iſolaccio** ſind warme Quellen, die zu Zeiten der Römer in Ruf ſtanden. Man ſieht noch die Reſte der Bäder, die ſie hier angelegt hatten. Eine Viertelmeile vom Meer nimmt man die Trümmer einer alten Stadt wahr, welche den Namen **Aleria** führte. Sie beſtehn in verſchüttetem Gemäuer, und einigen Ueberbleibſeln von Häuſern. Die vier Mauern einer Kirche ſtehn noch ganz da, aber die Bauart bezeugt, daß ſie höchſtens aus dem funfzehnten Jahrhunderte ſeyn konnte, ſtatt daß Aleria ſchon zu den Zeiten der Saracenen exiſtirte. Man behauptet, daß ſie ſechzigtauſend Einwohner in ſich ſchloß. Nahe dabey ſoll, nach der Meinung der Geſchichtkundigen, die Stadt **Accia** gelegen haben, von der aber nicht die mindeſte Spur mehr vorhanden iſt.

Bonifacio und **Porto-Vecchio** enthalten ungeheure Landſtriche, die vortreflich zum Landbau zu nutzen wären; es fehlt auch nicht an Holz und Waſſer, aber nur die Gegenden um den bewohnten Oertern ſind angebaut.

Die Luft zu **Porto-Vecchio** iſt, wegen der benachbarten Sümpfe, im Sommer ungeſund; die Nachläßigkeit der Einwohner iſt Schuld daran, die ihren Hafen, da wo er Landein geht, mit Schlamm ſich haben anfüllen laſſen. Die Reinigung des Hafens würde ihn zu einem der ſchönſten und beſten des mittelländiſchen Meeres, und zugleich das Land geſünder machen. **Porto-Vecchio** iſt nur ein elendes Dorf, ohngeachtet es den Stadttitel führt.

Bonifacio liegt auf einer Anhöhe, an der mittäglichen Spitze der Inſel, Sardinien gegenüber, und iſt ziemlich gut befeſtigt. Nahe daben ſind einige wegen ihrer Verſteinerungen merkwürdige Höhlen: ſie erinnern mich an Claudius ſchöne Beſchreibung von dieſen Gegenſtänden der Naturkunde, in einem ſeiner Epigramme, ohngeachtet ſie eigentlich nicht in das Fach der Epigramme gehören:

Poſſedit glacies naturae ſigna prioris,
Quae fit parte lapis frigora parte negat &c.

Sartena treibt einen Handel mit Wein und Getraide, aber beider Cultur will nicht viel ſagen. Man findet auch hier Kaſtanien. Dieſe Provinz iſt ſehr gut für den Handel gelegen, da der Golfo von **Valinco** ſich weit ins Land erſtreckt. Die Einwohner von **Sartena** haben ſich in Kopf geſetzt, daß ſie von Adel wären, und ſeitdem ſie ſich an dieſem ſchönen Traume weiden, bringen ſie ihr Leben in Müßiggang hin, und der ganze Flecken iſt mit hochmüthigen und armſeligen Bewohnern angefüllt. In den benachbarten Bergen ſteckt Marmor.

Die Provinz **Ajaccio** hat alle Vortheile eines leichten Handels in Händen, da ihr Golfo ſehr tief, ihr Umfang beträchtlich, und ihr Boden gut gewäſſert, und mit Wäldern bedeckt iſt. Unterdeſſen gehört doch dieſe Provinz unter die, welche am ſchlechteſten angebaut ſind. Die Stadt ihres Namens iſt ganz artig, und die Straßen ſind nach der Schnur und ziemlich gut gebaut. Es iſt die einzige, die das Anſehn einer franzöſiſchen Stadt hat.

Vico beſitzet die ſchönſten Wälder auf der Inſel. Der Golfo von **Sagona** auf der einen, und der von **Porto** auf der andern Seite erleichtern den Vertrieb. Dieſe Provinz iſt von zahlreichen Kaſtanien- und Oelbäumen beſchattet, ihre Thäler ſind reichlich mit Waſſer verſehn, und doch iſt der Landbau in einem ſchwachen Zuſtande. **Vico** iſt nur ein Dorf, und nicht weit davon zu **Guagno** trift man warme Bäder an.

Corte, der Mittelpunkt der Inſel, befindet ſich in gleicher, ſchlechter Verfaſſung, ohngeachtet der Heerſtraße von Baſtia, und ſeinem Ueberfluß an Waſſern, Holzungen und Thälern, welche ſo leicht urbar zu machen wären. Man findet hier Gold, Schwefel und Talkſtein. Die Stadt dieſes Namens, welche vor dieſem die Hauptſtadt der Inſel war, iſt ein elender, offener Flecken, der unter dem Abhang eines hohen Berges liegt, und an ſeinem Fuß wie ein altes, verlaſſenes Schwalbenneſt ausſieht. Ein gewiſſer **Stangelo**, der eine Karte von Corſica herausgegeben hat, führt in ſeinem hiſtoriſchen Theile an, daß ſich ſeit Jänner 1767 bis März 1768, 47000 Fremde zu **Corte** niedergelaſſen hätten, das nicht 4000 Menſchen faſſen kann. Vermuthlich ein Druckfehler, und drey Nullen zu viel! & ſic de caeteris

Die Provinz **Calvi** ſchickt ſich mit am wenigſten zum Ackerbau, einige meerwärts gelegene Thäler ausgenommen. Die Stadt dieſes Namens, auf einen Felſen gebaut, iſt ziemlich feſt. Das Innere iſt gut corſiſch, das heißt, wie das Urſinerviertel.

Algagliola und **Jſola Roſſa**, ſind zwey kleine Dörfer am Meerſtrande, die einen kleinen Handel treiben.

Das, wegen ſeiner Fruchtbarkeit ſo berufene, **Belagna**, ſieht ſie und ſeinen Reichthum auf die einzige **Pieve Tuani** eingeſchränkt. Das Oel macht den vornehmſten Zweig ihres Handels aus; aber es iſt beträchtlich. Man findet auch hier viele Mandeln. Dieſe Pieve **Tuani** iſt ein kleines Thal, zwey Meilen lang und viere breit, und der Garten der Inſel; aber man mag dies Thal verlaſſen, von welcher Seite man will, ſo nimmt Corſica ſein ernſtes, düſteres Anſehn wieder an. Man ſtößt auf lauter unfruchtbare Berge, ſonderlich gegen **Nebio** zu. Aber ſie liefern ſehr ſchönen Porphor: man hat hier welchen für die Kapelle der Verkündigung Mariä zu Florenz gebrochen. Im Fluß **Caccia** giebt es rothen.

Nebio hat nichts gutes als ſein Thal, das auf den Sankt FlorentinerGolfo ſtößt, und jezt ganz ohne Vertheidigung, aber wichtig für die Inſel iſt. Sobald man Herr von dieſem Golfe iſt, kann man in das Thal dringen, und ſich ohne Hinderniß auf den Höhen ausbreiten, welche die Provinzen **Baſtia** und **Belagna** beſtreichen, und von da die ganze Inſel durchſtreifen. Die Corſen betrachteten ſich auch ſchon verloren, als wir uns dieſer Zugänge verſichert hatten.

Sankt Florent iſt ein elendes Dorf am Golfo gleiches Namens. Die Luft iſt hier aus eben der Urſache ungeſund, welche die Einwohner nöthigt, **Porto Vecchio** zu verlaſſen. Man würde ſie hier mit ſo leichter Mühe als dort heben können, und nach meiner Meinung ſollte man dazu ſchreiten, ehe man noch an den Feſtungswerken anfinge; unterdeſſen bleibt man das ganze Jahr zu Sankt Florent, und der jetzige Kommandant hält ſich hier ſchon ſehr lange auf.

Aus dieſer kurzen Beſchreibung können Sie ſchließen, daß der Handel der Inſel ſich in dieſem Augenblicke eben nicht in der größten Thätigkeit befindet. Auch iſt die Bilanz monatlich mit achtzigtauſend Livres gegen uns, als ſo viel aus der Inſel für Nothwendigkeiten aller Art geht.

Die Zollgefälle betragen funfzehn von hundert von fremder, und ſieben und ein halb von hundert von franzöſiſcher Einfuhr. Ohnſtreitig hat die Krone ihre weiſen Gründe gehabt, warum ſie dieſes ſo verordnete; man hat die Corſen zwingen wollen, fremde Hülfe zu entbehren, indem man ſie ihnen ein wenig theuer bezahlen ließ. Aber vielleicht hätte eine allgemeine Freyheit des Handels, ihn in den corſiſchen Häfen blühender gemacht, ſtatt, das fiskaliſche Einſchränkungen ſolchen immer verſcheuchen. Eine ſimple Abgabe für's Ankerrecht hätte vielleicht ſo viel eingetragen, als der Zoll; man hätte die benachbarten Völker gewöhnt, Corſica zu beſuchen, und vielleicht wäre dieſe Inſel ſchon jezt eine der Handelsniederlagen des mittländiſchen Meeres, und der erſte Stapelplatz der Levante; vielleicht betrüge ich mich aber auch.

Die einzige Auflage in Corſica iſt die Steuer. Sie trift blos Grundſtücke. Die Krone hat geglaubt, die Unthätigkeit der Corſen anzuſpornen, wenn ſie eine Abgabe davon erhöbe; es würde auch mit jeder andern Nation gelungen ſeyn; aber dieſe macht eine Ausnahme von der Regel; die Auflage ſcheint ſie mehr niederzuſchlagen; auch hat man angefangen, etwas an dem Plan zu ändern.

Ueberhaupt glaube ich, daß man eine vollkommene Kenntniß von dem phyſiſchen Theil eines Landes, und dem Genie ſeiner Bewohner haben muß, ehe man zu neuen

Auflagen, zumal bey einer Nation ſchreitet, die erſt kürzlich unterjocht wurde, und im Schoos der Anarchie und der bürgerlichen Kriege lebte.

Der Corſe kann nicht ohne Herrn ſeyn, aber man erwirbt ſich ſeinen Haß, wenn man es iſt. Seine Faulheit iſt ein Temperamentsfehler, den das Klima noch vermehret, und eine Folge ſeiner Kleinmüthigkeit, die ihrer Seits die Frucht ſeiner innern Unruhen iſt. Man muß alſo ſäuberlich mit ihm verfahren, um ſich ihm zum Freund zu machen, und ihm unmerklich wieder einen Geſchmack an Arbeit beybringen zu laſſen, den er ſich niemals brüske aufbürden laſſen wird.

Der einzige wichtige Einwurf, der allen dieſen im Weg ſtehe, iſt der, daß die Einkünfte der Zölle und der Landſteuer der Krone den Aufwand verringern, den ſie nothwendig für Corſica machen muß.

Man könnte darauf antworten, daß es einfachere und leichtere Mittel geben kann, ſowohl dieſen Aufwand zu vermindern, als auch das zu erheben, was beyde Auflagen abwerfen, und doch der Nation Erleichterung zu verſchaffen. Es iſt die Sache der Krone, auf dergleichen Mittel zu ſinnen.

Sonderlich muß man nie aus den Augen verlieren, daß der Corſe gewohnt iſt, ſpärlich zu leben, daß er folglich nur wenige Bedürfniſſe kennt, und alſo keinen Hang zu Arbeiten hat, die ihm mehr einbringen würden, als er zur Leibesnahrung und Nothdurft unumgänglich braucht. Eine ſolche Nation entkräftet alles Calculiren der Politiker. Das beſte Projekt wäre wohl in dieſem Augenblicke, Fremde nach Corſica zu verpflanzen. Aber es müſſe bey Gründung dieſer klüglich und öconomiſch zu Werke gegangen, und ſonderlich mit Feſtigkeit gegen die Nationalen verfahren werden.

Nach dem Stand der Sachen in America und Europa und dem Schwindelgeiſt zu urtheilen, welcher die Engländer beherrſcht, und ihnen vergeſſen macht, daß man niemals Geld und Truppen an die Eroberung eines offenen Landes verſchwenden muß, das man eben ſo leicht wieder verlieren kann, als man es erobert hat; nach dieſem Gang der Sachen zu urtheilen, ſcheint Corſica vielleicht das einzige Land in Europa zu ſeyn, an welchem dieſe Nation ſeine Rache auslaſſen, und uns zu einer Diverſion zwingen könnte. Warum ſollte ſie ſonſt fortfahren, **Paoli** ſeinen Gehalt von zweytauſend Pfund Sterling auszuzahlen? freylich iſt ſein Name nur ein abgenuztes Schreckenbild, das wenig mehr hilft, allein er könnte doch immer noch einige Schwärmer von Niolo begeiſtern, und uns in Unruhe ſetzen, wenn wir nicht zu ſtark in der Inſel wären.

Niolo iſt ein Becken von zwey Meilen in der Breite, und vier in der Länge, es liegt zwiſchen den Provinzen Vico, Calvi und Corte, und iſt gleichſam in die leztere eingezwängt. Es hat die Geſtalt eines Boots. Alle ſeine Einwohner haben ein wildes Ausſehn, und ihre Manieren ſind rauher als die andern ihre. Es ſind Hirten, die das ganze Jahr in der Inſel mit ihren Heerden umherirren, die ihr Land ſo wenig ernähren kann, als ſie. Dieſer Trichter iſt aber in Kriegszeiten ſehr wichtig; er hat nur vier Zugänge, wo jeder mit einer Handvoll Leuten wider eine Armee von 10000 Mann vertheidigt werden kann. Dieſes Poſtens müßte man ſich alſo bey einem Vorfall zu allererſt verſichern. Die Zugänge ſind äußerſt beſchwerlich. Es ſind ſchmale, in den Felſen gehauene Pfade, die an tiefen Abgründen, und immer abſchüßig hingehn. Die Corſen kennen die Vortheile dieſes Ländchens ſehr gut. Hier war es, wo der lezte Aufruhr entſtand. Er hätte von Folgen ſeyn können, aber die Nioliner hatten ihr Vorhaben zu bald merken laſſen, ohne die vier Zugänge zu beſetzen, und als ſie es thun wollten, hatten ſich unſre Truppen ſchon Meiſter davon gemacht.

Corſica könnte ein Zufluchtsort für die unglücklichen ſchismatiſchen Griechen werden, die in der Levante ſo viel erdulden müſſen, und ſchon lange nach einem ſichern und ruhigen Aufenthalt ſeufzen. Die Kolonie von Carghesa würde eine fruchtbare Mutter zahlreicher Niederlaſſungen, und das Beiſpiel der Thätigkeit und des Fleißes dieſer Flüchtlinge ein Sporn der Nacheiferung für die übrigen Corſen ſeyn, deren Trägheit nur Nachahmung anfriſchen kann.

Die armen Akadier, die der Krone Frankreich zu getreu waren, und ſich weigerten, ſich unter das Joch Englands, beym leztern Friedensſchluſſe, zu ſchmiegen, ſchmachten in Poitou und ſind der Krone zur Laſt, ohne ſelbſt eines gewiſſen Unterhalts verſichert zu ſeyn. Einige Vorſchüſſe würden dieſe unglücklichen Familien in Stand ſetzen, öde Gegenden von Corſica mit Nutzen urbar zu machen.

Die Inſel zeugt vortrefliche Fichten und Tannen, von ſchönem Gewächs, und die zur den Schiffsbau nicht beſſer gefunden werden können. Der Aitonerwald iſt eine unverwüſtliche Pflanzſchule ſchöner Bäume. Sie ſtand ſchon zu **Dioniſio's Affro's** Zeiten in dieſem Ruf: Beweis davon ſind folgende Verſe:

Nulla tamen tellus latiſſima robora ſylvæ
Sic habilis generat.

Beſſere Behandlung, und beſſere Cultur! und Corſica würde gute Weine und herrliche Oele liefern! Die Maulbeerbäume gerathen hier gut, und man gewinnt ziemlich ſchöne Seide. Vor dieſem entrichteten die Corſen ihre Abgaben in Wachs; die Bienenzucht iſt alſo im Lande bekannt. Man machte ſonſt auch Salz; warum ſollte man es nicht noch machen können? Der Getraidebau könnte auch in Flor kommen, wenn man mehr auf Austrocknung der Moraſte dächte.

Es giebt in Corſica weder Wölfe noch Kaninchen; aber die Füchſe ſind hier ſtark genug, um junge Lämmer zu zwingen und zu freſſen. Alle Geſchlechter der Thiere ſind hier kleiner als anderswo, und ſcheinen ausgeartet. Schweine, Wachteln und Tauben ſind vortreflich, das Geflügel und Wild mittelmäßig, ausgenommen das wilde Schwein, das weder groß noch wild iſt. Der Fiſch der mittländiſchen See kommt dem im Weltmeer nicht bey. Er verhält ſich wie Teichfiſch zu Flußfiſch.

Corſica hat ohngefehr 130 bis 140000 Einwohner; ſowohl Eingebohrner, als Franzoſen und Fremde.

Man findet Gold, Silber, Kupfer, Eiſen, Bley, Schwefel, Antimonium, Baſalt, Kalkſtein, Steinalaun, Zinnober, Jaſpis, Porphyr, und andre farbige Marmorarten; auch gelbe Topaſen, pyramidenförmig, und würfelig.

Der beſte Stein zum Bauen heißt Travertina. Er iſt ſehr hart, und wird ſo gelegt, daß er die ganze Dicke der Mauer ausmacht. Es giebt viele Cryſtalle in den Gebirgen von Cagna, Cazinca und Niolo.

Längſt den Küſten wachſen weiße und rothe Corallen. Die ſchwarzen ſind unvollkommene Madreporen. Die Felſen von Cap-Corſo ſind mit Coralliden bedeckt.

Die Fichte hier zu Lande Carricio genannt, iſt eine Art Ceder, die ſowohl wegen ihrer Schönheit als Güte ſehr geſchäzt wird. Dieſer Baum wächſt bis 130 Fuß hoch, und ſo gerade und gleich, wie ein Rohr. Sein Harz iſt fein und durchſichtig, ſein Holz ſehr hart, und ſchickt ſich treflich ſowohl zum Schiff- als Hausbau. Die Obſtbäume ſchlagen aus der Art, der Feigen- Mandel- und Caſtanienbaum ausgenommen, die allenthalben gerathen.

Cagna und Gradaccio ſind die höchſten Berge von Corſica. Auf dem leztern befindet ſich ein ziemlich beträchtlicher See; die umliegenden Gegenden ſind mit Holz bedeckt.

Wenn Sie ſich eine Vorſtellung von dem Grauerlichen der Thebaiſchen Wüſten machen wollen, ſo müſſen Sie das Thal Cruzzini beſuchen, aber nicht ſo wie ich, der ich hier bald mein Leben eingebüßt habe, indem ich mit dem Pferde, zwanzig Toiſen hoch, und über lauter Felſen, herabſtürzte.

Nach den Unterſuchungen, die ich mit dem Terrain der Gegend um Antibes, dem Gehölze, Steinen, Erdlagen, und ſogar den Produkten des Bodens, angeſtellt habe, bin ich noch mehr in meiner Muthmaßung beſtärkt worden, daß Corſica von Provence durch eine von jenen heftigen Naturbegebenheiten losgeriſſen worden iſt, die in der alten Geſchichte unſers Erdballs ſo häufig vorkommen müſſen. Aber die Analogie erſtreckt ſich nicht bis auf den Karakter der Einwohner, denn der Provencale iſt eben ſo thätig, als der Corſe träge iſt.

3.

Beſchluß des Schreibens an Herrn dü Pleſſis.

IV.

Wenn keine alchemiſche Werkſtätte und chemiſche Schriften in Aegypten vorhanden geweſen ſind, wie vorher erwieſen worden iſt, ſo hat auch Diokletian jene nicht zerſtören und leztere nicht verbrennen können. Die Erzählung des Suidas, der 800 Jahre nach dieſer Eroberung ſchrieb, iſt unwahrſcheinlich; denn hätten die Aegypter würklich ſolche Bücher gehabt, ſo würden gewiß nicht alle ſo einfältig geweſen ſeyn, ſie herauszugeben. Zur Entkräftung dieſes Einwurfs ſagen zwar die heutigen Alchemiſten, dieſe Bücher hätten ſich beyſammen in der alexandriniſchen Bibliothek befunden; aber Suidas ſagt hiervon kein Wort, vielmehr erhellet aus demſelben, daß ſie unter dem Volke zerſtreuet geweſen wären. Aber geſezt auch, daß dieſes Vorgeben wahr wäre, ſo iſt doch grundfalſch, daß dieſe Bibliothek, oder vielmehr der Reſt der Bibliothek, der von Cäſars Eroberung her übrig geblieben war, bey der Diokletianiſchen Eroberung verbrannt worden ſey; ſondern es iſt dieſes vielmehr erſt 346 Jahre nachher, im 642ſten Jahre nach Chriſti Geburt durch die Araber geſchehen, wie der Herr Verfaſſer ausführlich beweiſt. Ueberdies iſt in der ganzen Stelle des Suidas das Wort Alchemie, oder die Verwandlungskunſt der unedlen Metalle in Gold oder Silber, gar nicht zu finden, und unter dem Worte χημεία, das daſelbſt vorkommt, kann nichts anders als die Schmelzkunſt, (ars fuſoria) verſtanden werden; das Wort παρασκευή bedeutet auch nichts anders als eine Vorbereitung oder Anſtalt zu einer Sache, und nichts weniger als eine Verwandlung einer geringern Sache in eine beſſere. Zu dieſem leztern bedienten ſich die Griechen der Worte μεταβολή oder γένεσις. Alles recht genau betrachtet, enthält dieſe Stelle weiter nichts, als eine Anzeige, wie Diokletian geglaubt habe, daß ihre natürliche Reichthümer, welche ſie mittelſt einer kunſtmäßigen Behandlung aus ihrem Lande zögen, die Urſachen ihrer öftern Empörungen wären, und daß dieſes am leichteſten verhütet werden könne, wenn man ihnen diejenigen Schriften, welche von der Behandlung, Ausſchmelzung und Reinigung des Goldes und Silbers, überhaupt alſo, von ihrer metallurgiſchen Wiſſenſchaft die Beſchreibung enthielten, entzöge. Solche Schriften mögen ſie wohl bey den Schätzen ihres Landes gehabt haben; allein ſie würden nicht ſo einfältig geweſen ſeyn, den darnach forſchenden Feinden ſolche auszuliefern und verbrennen zu laſſen. Wären überdies dieſe Schriften würklich von einem ſolchen Inhalte geweſen, wie es die Alchemiſten ohne Beweis vorgeben, ſo würde ſie Diokletian gewiß nicht haben verbrennen laſſen. Er brauchte ſie ihnen nur wegnehmen zu laſſen, und für ſich zu behalten. Das Gold hätte er wohl auch brauchen können. Da nun

V.

Aus allen dieſen erhellet, daß bey der Diokletianiſchen Eroberung Egyptens keinesweges die Alexandriniſche Bibliothek zerſtöret worden, ſondern daß ſolches erſt lange hernach durch die Saracenen geſchehen ſey; ſo folgt auch, daß durch die plündernden Soldaten damals keine ſolche Schriften haben zerſtreut werden können. Wollte man aber annehmen, daß die Zerſtreuung dieſer Schriften erſt im 641ſten Jahre nach Chriſti Geburt, bey der Eroberung der Saracenen geſchehen wäre, ſo würde dadurch die Nachricht des **Suidas** entkräftet und die Alchemiſten würden dabey ebenfalls wieder zu kurz kommen; weil der Begrif einer Metallenverwandlungskunſt ſchon etliche Jahrhunderte vor dieſer Zeit Wurzel gefaßt hatte, und das Wort Alchemie ſchon im vierten chriſtlichen Jahrhundert zum erſtenmal zum Vorſchein gekommen iſt. Das dieſer vorgeblichen Kunſt beygelegte Alterthum geht alſo dadurch ſchlechterdings verloren. Ueberhaupt kann die Bekanntwerdung dieſer Schriften gar nicht auf die Zerſtörung dieſer Bibliothek geſchoben werden, weil die Eigenthümer ihre beſeſſene Schriften nie verloren, ſondern für die Originale Abſchriften bekommen haben. Sie hätten alſo ſchon lange vor Chriſti Geburt bekannt werden müſſen, wenn ihr Inhalt von der Art geweſen wäre, wie ihn die neuern Alchemiſten ſich dichten.

VI.

Aus den geretteten Schriften der Alexandriniſchen Bibliothek ſollen noch jezt, **Hermes Triſmegiſtus**, ein gewiſſer oberſter Prieſter **Johannes**, **Demokritus** und **Zoſimus** der groſſe oder alte aus **Panopolis**, nebſt ihren Kommentatoren, dem **Syneſius**, **Olympiodorus** und **Stephanus**, als welche vom **Plinius** angeführet wurden, vorhanden ſeyn. Den Beweis ihres Alterthums und daß ſie vor Chriſto gelebt hatten, nehmen die Alchemiſten, beſonders der im vorigen Jahre verſtorbene Herr Profeſſor **Schröder** in ſeiner alchemiſtiſchen Bibliothek daher, daß **Olympiodorus**, der Kommentater des **Zoſimus**, ſich auf die Ptolomäiſche Bibliothek, und dieſer **Zoſimus** ſich wieder auf den **Syneſius** berufe, der über den **Demokrit** commentirt habe, alle dieſe Schriftſteller auch vom **Plinius**, der im erſten chriſtlichen Jahrhundert gelebt, angeführet worden wären. Hierauf antwortet Herr **Wiegleb**, daß, außer dem **Demokritus** und **Olympiodorus**, im erſten Buche der Naturgeſchichte des **Plinius**, weiter kein Name genennet würde. Daß ein **Olympiodorus** vor den Zeiten des **Plinius** gelebt habe, ſey außer Streit; aber daraus könne nicht gefolgert werden, daß die jetzigen noch vorhandenen Schriften von demſelben herrührten; vielmehr ſey der Verfaſſer derſelben ein ganz anderer **Olympiodor** aus der neuern Zeit, und zwar ohnfehlbar aus dem fünften chriſtlichen Jahrhundert. Nach dem, was Ol. Borrichius de Herm. & ægypt. Cap. p. 76 anführe, hätten würklich zwey Männer dieſes Namens in einer weit von einander entfernten Zeit gelebt, der ältere ſoll zu Theben in Aegypten geboren worden und ein Hiſtorienſchreiber geweſen ſeyn; der jüngere aber, ein Chemiſt, ſey von Alexandrien gebürtig und ein Chriſt geweſen, wie aus ſeinen eigenen Schriften erkannt werden könne, und dieſer berufe ſich auf die ptolomäiſche Bibliothek. Dieſer kann alſo von **Plinius** nicht angeführet werden, ſondern müſſe ein ganz anderer ſeyn, indem es außer dieſen zweyen noch mehrere Olympiodore, nach **Bruckers** und anderer

Litteratoren Zeugniſſen, gegeben habe. Eben ſo hätten ſich auch die Alchemiſten bey dem **Zoſimus** und **Syneſius** verrechnet. Nach **Reineſii** Zeugnis befand ſich eine griechiſche Handſchrift von dem **Zoſimus** in der Bibliothek zu Altenburg, welche Herzog **Johann Wilhelm** ums Jahr 1723 von einem in der Augsburger Bibliothek befindlichen Codex hatte abſchreiben laſſen, worin unter andern gemeldet wird, **Zoſimus**, ein Hiſtorienſchreiber, welcher unter Kaiſer **Theodoſius** dem jüngern, ums Jahr Chriſti 410, Comes und Exadvocatus geweſen, habe die alten ägyptiſchen Fabeln aus dem Pimandro Triſmegiſti genommen, und dieſelben auf die Geheimniſſe von der Erſchaffung der Menſchen, die Menſchwerdung und das Leiden des Sohnes Gottes angewandt. In Anſehung des **Syneſius**, welcher über den **Demokrit** commentiret, wird bewieſen, daß er ein Zeitgenoſſe des **Zoſimus** und **Olympiodorus** geweſen ſey, die im fünften Jahrhundert gelebt haben. Er ſey zur Zeit des **Theodoſius** des andern Biſchof, und aus Cyrene in Aegypten gebürtig geweſen. Seine Schrift iſt an den **Dioscurus**, einen Prieſter im Tempel des Serapis gerichtet. Da nun dieſer Tempel bis in die Mitte des ſiebenten Jahrhunderts nach Chriſto geſtanden habe, ſo könnte aus dieſer Dedikation kein Beweis eines höhern Alterthums hergenommen werden. Was den **Demokrit** betrift, ſo werde im **Diogenes Laertius**, der deſſen Schrift ſorgfältig aufgezeichnet habe, keine alchemiſtiſche Schrift gefunden, und die Vermuthung bleibe gegründet, daß ſolche in der neuern Zeit erſt untergeſchoben worden ſey, und deshalb ſeinen Namen fälſchlich führe; welches Urtheil auch Claudius Salmaſius in notis ad Tertullianum de pallio gefället hat. Nachdem der Verfaſſer die den **Demokrit** betreffenden Stellen aus dem **Plinius** und **Seneca** beygebracht hat, urtheilet er, daß der vornehmſte Inhalt jener Schriften von der Tinktur des Goldes und Silbers und von den Edelſteinen und Purpur, worüber **Syneſius** commentiert hat, metallurgiſch nach alter Art ſey, indem **Demokrit** die in dem Buche angeführten Stellen von der Ausſcheidung des Goldes und Silbers aus den Erzten durch Queckſilber, vermittelſt der Amalgamation ſowohl, als auch durch die übrigen angeführten Reducirmittel vermittelſt der Schmelzung, handle.

VII.

Unter dieſer Nummer unterſucht Herr **Wiegleb**, wenn und zu welcher Zeit man eigentlich in der Geſchichte von dem Urſprunge der Verwandlungskunſt der unedlen Metalle in Gold und Silber Nachricht findet, und führet ſodann in der Beſchreibung, wie ſich dieſer Begriff ausgebreitet habe, fort. Im **Julius Firmicus**, einem Schriftſteller des vierten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt, findet man den Namen **Alchemie** zuerſt. Vielleicht hat dieſer Verfaſſer aber darunter nur die **Chemie** verſtanden, da das arabiſche dem Worte **Chemie** vorgeſezte Al nur den Artikel **der, die, das** anzeigt, wie im **Al-Koran**, d. i. der **Koran**; und andern Worten mehr. Sollte er aber dennoch die Verwandlungskunſt in dem Sinne der heutigen Alchemiſten darunter verſtanden haben, ſo erkennet man daraus doch nur ſo viel, daß es wahrſcheinlich ſey, daß dieſe Einbildung nicht lange vor **Conſtantin** dem Großen, als zu deſſen Zeiten dieſer **Firmicus** gelebt hat, entſprungen ſeyn könne; weil man in keinem Schriftſteller weiter etwas davon findet. Nach dem R. P. le Compte, einem chineſiſchen Miſſionar, nennen die Chineſen einen Li lao kiun, der anderthalbhundert Jahre vor dem Confucius gelebt und ein vorzüglicher Meiſter in der Alchemie geweſen ſeyn ſoll. Es gehöret dieſes aber, wie noch andre ähnlichere Erzählungen der Chineſen, unter die übrigen Erdichtungen derſelben. Zur Erklärung des

wahſichern Urſprunge der Goldmacherkunſt ſetzt der Verfaſſer zween auf die Erfahrung gegründete Sätze feſt. 1) Schon lange zuvor, ehe der alchemiſche Begriff von einer Metallverwandlungskunſt entſprungen geweſen iſt, ſind ſchon allerhand künſtliche Verfärbungen und Veränderungen der Metalle, durch Zuſammenſchmelzungen erfunden worden, um die natürliche Anzahl derſelben zu vervielfältigen, und den daraus verfertigten Arbeiten dadurch einen beſondern Vorzug zu verſchaffen. Hiervon führt **Plinius** (l. 34. c. 18. ſ. 9. 17.) ein langes Verzeichnis an. Nach ihm ſind weiſſes Kupfer, Meſſing, Tomback von allerley Farben und allerley andere durch Zuſammenſchmelzung [illegible] Metallarten, ſchon lange vor ſeiner Zeit, und alſo in einer Zeit, wo noch an keine Goldmacherey gedacht worden war, verarbeitet worden. 2) Damals war die metallurgiſche Wiſſenſchaft noch ſehr unvollkommen, und man wußte noch nicht, daß faſt in allen Erzten vermiſchte Metallarten untereinander gefunden werden; folglich hatte man von dem untermiſchten Gold und Silber in den unedlen Metallen noch keine Kenntniß, und vieles Geſtein muß gar noch nicht einmal als Erzt bekannt geweſen ſeyn. Daher findet man im **Plinius** auch noch keine Nachricht von gold- und ſilberhaltigen unedlen Metallen.

In dieſen beyden Sätzen liegt ohnfehlbar der wahre Urſprung der ſogenannten Verwandlungskunſt, welcher in denjenigen Zeitpunkt zu ſetzen iſt, der der zufälligen Entdeckung einiger durch die Kunſt veränderten Metallarten nachfolgte. Denn es muſte nothwendig vor dem Begriff von einer metalliſchen Verwandlungskunſt eine Erfahrung vorhanden ſeyn, woraus ſich eine ſolche Einbildung folgern ließe; ſonſt würde es ganz unbegreiflich ſeyn, wie die Menſchen auf einen ſolchen Gedanken hätten fallen können. Dergleichen Erſcheinungen von allerhand künſtlichen Veränderungen

rungen der Metalle in der Farbe und Härte, welche in einigen Stücken, dem äußerlichen Anſehn nach, dem Golde und Silber ähnlich waren, ſind aber ſchon lange vor dem Plinius bekannt geweſen. (Cap. 2.) Verbindet man nun mit dieſer Geſchichte die Wahrheit, daß man damals von dergleichen Arbeiten nur blos empiriſche, und gar keine phyſikaliſch-chemiſche Kenntnis beſeſſen; die Körper alſo, wodurch ſolche Veränderungen hervorgebracht wurden, nach ihrem innern Zuſtande nicht gekannt habe, und nur blos wuſte, daß eine ſolche Erſcheinung durch dieſe und jene Zuſätze erfolge, die wahre Urſach aber nicht erkannte, worauf eigentlich ſolche Veränderung beruhe: ſo wird es leicht begreiflich ſeyn, daß daraus allerhand falſche Begriffe entſtehen konnten. Daß man aber damals die wahren Grundurſachen noch nicht gewuſt habe, erhellet daraus, daß man kaum erſt in unſerm Jahrhundert die Gallmeyarten, wodurch dem Kupfer eine goldgelbe Farbe beygebracht werden kann, nach ihrem Inhalte genauer kennen gelernet, und dadurch die wahre Urſach entdeckt hat, weshalb ſie das Kupfer verfärben. Bey dieſer metallurgiſchen Unwiſſenheit iſt nun wohl nichts leichter möglich, als daß einige Metallarbeiter, da ſie durch verſchiedene dergleichen Zuſätze, ſolche wunderbare Veränderungen in der Farbe und Härte an ihren bearbeiteten Metallen zum Vorſchein kommen geſehen, wodurch ſolche eine Aehnlichkeit mit Gold und Silber bekommen haben, ſelbige Erſcheinungen in genauere Erwägung gezogen, und dadurch endlich gar auf den Gedanken gerathen ſind, daß es, dieſen wunderbaren Erſcheinungen zufolge, vielleicht gar möglich ſey, dieſe Aehnlichkeiten noch mehr zu erhöhen, und die ſchlechtern Metalle dadurch in wahres Gold und Silber zu verwandeln; da ſie ſchon ſo weit gekommen waren, dem Kupfer nach verſchiedenen Graden eine Gold- und Silberfarbe beyzubringen.

Weil nun eben dieſe Künſtler an dergleichen künſtlicher Weiſe veränderten Metallen wahrgenommen, daß das Farbeweſen in ſolchen noch vergänglich ſey, und in anhaltendem Feuer leicht wieder verloren gehe; ſo mögen ſie geglaubt haben, daß dergleichen dem Gold und Silber nur einigermaſſen ähnliche Metalle noch eine Beyhülfe von der Kunſt benöthiget wären, um das Farbeweſen mit ihnen inniger zu verbinden, damit auf ſolche Weiſe dieſe Metalle die Zerſtörlichkeit des Goldes und Silbers im Feuer erlangten, welche leztere natürlicherweiſe beſaſſen. Von dieſem Gedanken fing ſich nun der Urſprung von der eingebildeten Möglichkeit einer Goldmacherkunſt an, und darauf ſuchte man nun allerhand Hülfsmittel auf, ſolchen Endzweck zu erreichen. Zu dem Ende wurden anfänglich allerhand Mineralien, welche zu der bekannten Verfärbung dienten, verſchiedentlich gereiniget und ausgezogen, auch allerhand Salz mit den Metallen vermiſcht und zuſammen geſchmolzen, um auf ſolche Art jene zur innigen Verbindung mit leztern würkſamer zu machen. Zum Beweis des Angeführten zeigt nunmehr der Verfaſſer die Spuren dieſes Urſprungs in einem der älteſten Alchemiſten aus dem achten Jahrhundert, der einſtimmig für ihren Stammvater mit erkannt wird, nemlich in der bekannten chemiſchen Schrift des Geber, Chimia, ſive, traditio ſummæ perfectionis. Lugd. Bat. 1668. in 12. Die ganze vorzüglichſte Einbildung des Geber gehet dahin, diejenigen mineraliſchen Subſtanzen, wodurch das Kupfer und andere unedle Metalle in der Farbe und Härte, der ſchon lange vor Plinius Zeiten erlangten Erfahrungen zufolge, verändert werden können, mit den unedlen Metallen innigſt zu verbinden und dadurch leztere in Gold und Silber ganz zu verwandeln. Bey allen nachfolgenden Alchemiſten iſt nun immer dieſer Endzweck einerley geblieben, die Grundbegriffe dieſer Kunſt ſind aber nach und nach, wie die Moden in den Kleidern, ſo verändert worden, daß ſie jetzt ihrem Urſprunge nicht mehr ähnlich ſehen. Als aber die ſtarken Scheidewaſſer erfunden worden waren, und man bey der Anwendung derſelben fand, daß dieſe die Metalle viel lebhafter angriffen, als ihre bisher gebrauchten Eſſige, ſo geſchah es, daß ſie nun ſehr oft bey ihren alchemiſchen Behandlungen der für einfach gehaltenen Metalle, einen guten Theil Gold und Silber erlangten, welches ſie vorher nicht gewohnt geweſen waren; und nun ging es erſt mit neuen Kräften aufs Goldmachen los. Weil ſie aber immer nur eine kleine Portion edles Metall erhielten, aber nicht zu ihrem Endzweck, das unedle Metall ganz in Gold zu verwandeln gelangten, ſo entſtand daher bey ihnen der Begriff einer Partikularverwandlung. Wie nun dieſe in den Zeiten der Unwiſſenheit entſprungene Einbildung ſich mit der Zeit immer mehr ausgebreitet habe, erzählet der Verfaſſer in dem übrigen Theile dieſes Artikels, worinn er die Bemühungen und Schriften der Alchemiſten vom vierten Jahrhunderte an bis auf gegenwärtige Zeiten anführt, und mehrere Geſchichten, wodurch die würkliche Erfindung des Steins der Weiſen erhärtet werden ſoll, beurtheilt und vernichtet. Unter andern werden beſonders diejenigen Schriftſteller geprüft, deren Sie in dem Mytho-Hermetiſchen Archiv Erwähnung thun, und die Sie als Autoritäten anführen; als **Raimund Lullus**, **Arnold von Villanova**, **Albertus Magnus**, **Bernhard Trevisanus**, **Nicolaus Flamell**, **Theophraſtus Paracelſus**, von allen wird, mit Anführung ihrer Geſchichten, bewieſen, daß ſie keinesweges das ſind, wofür ſie ausgegeben werden, nemlich Goldmacher. Um dieſen Auszug nicht ungebührlich zu vergrößern, will ich nur das anführen, was der Verfaſſer vom Flamell ſagt. „Um eben dieſe Zeit zu Ende des 145ſten Jahrhunderts lebte **Nikol Flamell**, deſſen vermeintliche große Goldmacherey die Alchemiſten ſehr fleißig als einen Beweis der Würklichkeit ihrer Kunſt anziehen. Er ſoll zu Paris wegen ſeines erſtaunlichen Reichthums, den er in kurzer Zeit erlangt hat, einige Kirchen erbauet und noch andere milde Stiftungen gemacht haben. Unter ſeinem Namen iſt auch noch ein alchemiſches Buch vorhanden, worinn ſeine Kunſt von ihm beſchrieben worden ſeyn ſoll. Allein zu geſchweigen, daß gedachte Schrift von eben dem Korn und Schrot, wie alle übrigen alchemiſche Schriften, iſt, und daß noch kein Menſch durch die Ausarbeitung der darinn enthaltenen Vorſchriften den gehoften Endzweck erreicht hat, ſo iſt vielmehr eine ganz andere Nachricht von dieſem **Flamell** vorhanden, welche uns **Gabriel Naudäus** (in obſervat. italic. naudæanis, in Mſcr.) hinterlaſſen hat, woraus ſich deſſen in kurzer Zeit angewachſener Reichthum viel natürlicher und richtiger erklären läßt. Er ſchreibt daſelbſt alſo: **Nikol Flamell** war ein Schreiber zu Paris, welcher gegen das Jahr 1393 und ſo fort, die Angelegenheiten der Juden zu Paris beſorgte. Weil er nun binnen kurzer Zeit einen großen Reichthum erlanget hatte, ſo hatten ihn einige im Verdacht, daß er wohl den philoſophiſchen Stein gefunden haben möchte. Deswegen zählen auch die Alchemiſten den **Flamell** bis auf den heutigen Tag mit unter ihre Patriarchen. Aber es iſt dieſes ein bloßer Betrug und Unſinn leichtgläubiger Menſchen, welche, durch eine unvernünftige Begierde zum Reichthum getrieben, die Erdichtung des philoſophiſchen Steins dadurch unterhalten. Die Sache hat ſich aber folgendermaßen zugetragen. **Flamell** war ein Schreiber, und beſorgte, wie ſchon geſagt, die Angelegenheiten der Juden. Weil aber damals in ganz Frankreich die Juden vom König vertrieben und ihre Güter eingezogen worden waren; ſo handelte **Flamell** insgeheim mit den Schuldnern der Juden, von welchen er wuſte, wie viel ein jeder den Juden ſchuldig war; denn nur er allein konnte das Schuldenweſen angeben, und dem Könige entdecken, und die Namen und Schulden entweder verſchweigen oder verkleinern. Durch dieſen Kunſtgriff nun oder durch dieſen wahren Betrug hat Flamell die großen Reichthümer von den Gütern der Juden zuſammengebracht, keinesweges aber durch eine Ausbeute einer alchemiſchen Kunſt, wie die thörigten Adepten glauben. Bey ſolchem Ueberfluß hat er, nach der damaligen religiöſen Gewohnheit einige Tempel, als den zu St. Genovefä des Ardanis, und den bey dem Kirchhof zu den unſchuldigen Kindern, wo er auch begraben worden, erbauet; welches er vermuthlich gethan, um dadurch ſeine Verbrechen einigermaßen zu verbüßen. — Bey dieſer leichten Gewinnung des großen Reichthums iſt es wahrſcheinlich, daß Flamell doch eine Urſache davon hat angeben müſſen, um den Verdacht einer begangenen Untreue von ſich abzulehnen; dazu war aber kein ſchicklicheres Mittel, als wenn er vorgab, daß er unter der Verloſſenſchaft der Juden eine alchemiſtiſche Schrift in die Hände bekommen, woraus er die Bereitung des philoſophiſchen Steines erlernet habe. Denn damals herrſchte dieſe Einbildung ſehr, und fand daher leicht Glauben. Um dieſes Vorgeben zu beſtärken, war auch der Inhalt ſeiner alchemiſchen Schrift kein anderer als derjenige, welcher man in des Juden Abrahams Schrift aus der damaligen Zeit antrift: und auf ſolche Art hat er ſich nun den Namen eines Alchemiſten bey dieſer Zunft erworben.“

Nachdem nun der Verfaſſer die vornehmſten Geſchichten, die die Alchemiſten als einen Beweis von der Würklichkeit ihrer Kunſt anzuführen pflegen, unterſucht hat, ſo geht er zur

VIII.

Frage über, was nun von der großen Menge dieſer Zeugniſſe nach allen Gründen der Geſchichte, Vernunft und Erfahrung zu halten ſey. Das hiſtoriſche Zeugniß kann überhaupt bey keiner Sache, die ſich auf natürliche Kräfte gründen ſoll, auf Glaubwürdigkeit einigen Anſpruch machen; außer nur alsdann, wann die Sache, welche durch Geſchichten bezeugt wird, nicht wider die natürliche Möglichkeit lauft, und unpartheyiſche Zeugen vorhanden ſind, welche die höchſte Vorſicht gebraucht haben, um allem nur möglichem Betruge vorzubeugen: ſonſt muß die bezeugte Sache, wenn übernatürliche Würkungen dabey vorkommen, unter die Wunderwerke gerechnet werden; wobey aber dennoch ein ſo umſtändliches Zeugniß erfordert wird, das allen Verdacht eines dabey vorgegangenen Betrugs aufhebt. Sobald von der Goldmacherkunſt bewieſen werden kann, daß ſie wider die natürliche Möglichkeit läuft, ſo wird eben auch ſchon dadurch das ganze hiſtoriſche Zeugniß von ihr über den Haufen geworfen, wenn auch daſſelbe an und für ſich ſelbſt nicht ſchon grundfalſch befunden worden wäre. Hierzu kömmt aber noch, daß vollends alle die angeführten Zeugniſſe einſeitig, partheyiſch, unvollkommen und gar grundfalſch befunden worden ſind; und daß folglich mit allen dieſen Zeugniſſen eben ſo wenig bewieſen werden könne, als mit den tauſendfältigen Zeugniſſen der vorigen Jahrhunderte, von vorgegebenen Zaubereyen und Hexereyen, die noch dazu öffentlich vor Gericht abgelegt worden und wodurch dennoch faſt die ganze Welt betrogen worden iſt. Daß es aber natürlicherweiſe ganz unmöglich ſey durch chemiſche Kunſt Gold und Silber aus andern Körpern zu machen, worinn kein Gold und Silber weſentlich vorhanden iſt, ſucht der Verfaſſer nunmehr bis ans Ende ſeines Werks zu beweiſen.

Schon zu Gebers Zeiten gab es viele, die dieſe Kunſt verworfen und vernichtet haben. Er ſelbſt trägt im 9ten Kapitel des erſten Buchs die Gründe dieſer Gegner vor, die ſo gründlich und naturgemäß ſind, daß alles, was Geber im 10ten und 11ten Kapitel dagegen vorbringt, weiter nichts als das elendeſte Gewäſche iſt, und daß ſich keine einzige Beziehung auf einen praktiſchen Beweis, noch weniger ein ſolcher Beweis ſelbſt alda antreffen läßt. Nebſt dieſen von Geber angeführten Gründen der Antialchemiſten ſchaltet der Verfaſſer auch noch ein Verzeichniß der vornehmſten wider die Goldmacherkunſt vorhandenen Schriften ein, unter welchen er die, die den Titel Adeptus ineptus führet, für die vorzüglichſte, wichtigſte und gründlichſte hält. In dieſem Buche wird auch noch beſonders von der Unmöglichkeit einer Univerſalmedicin gehandelt.

Eine Sache wird natürlicher Weiſe unmöglich genannt, wenn ſolche wider die bis dahin erkannten Naturgeſetze läuft. Unter Naturgeſetzen verſtehet man die ganze Summe der Eigenſchaften und Kräfte, welche die Körper der Natur und ihre Theile beſitzen, wornach ſie dieſe oder jene Würkungen auf andere Körper äußern und wovon man aus wiederholter Erfahrung weiß, daß ſolche unter gewiſſen Umſtänden auch beſtändig wieder erfolgen; es mag nun gleich eine ſolche Kraft als die erſte Urſach einer ſolchen Würkung oder nur als eine zweyte, oder auch als eine Nebenurſach anzuſehen ſeyn. Dieſe Geſetze und Eigenſchaften ſind nun ewig und unveränderlich, wie es auch nicht anders ſeyn kann, wenn der Lauf der Natur nach ſo viel tauſend Jahren noch eben derſelbe verbleiben ſoll, wie er es beym erſten Anfang war, da ihn Gott ordnete. Es iſt daher etwas ſobald unmöglich, als es wieder ſolche Ordnung läuft, oder man muß, wenn das Gegentheil behauptet werden ſoll, zeigen, daß dieſe Naturgeſetze und Eigenſchaften der Dinge anders ſind, als ſie bisher erkannt worden. Dieſe Naturgeſetze finden wir, wenn wir die Körper unterſuchen, ihre Würkungen auf einander kennen lernen, viele dergleichen wiederholte Erfahrungen ſammlen, dieſe mit einander vergleichen und dann urtheilen. Finden wir nun, daß bey wiederholten Erfahrungen etwas immer nach einerley gewiſſen erkannten Gründen erfolgt, ſo haben wir ein Naturgeſetz erkannt, durch dergleichen wiederholte Erfahrungen haben wir auch die Grundſätze der Chemie erlangt, durch die wir in den Stand geſetzt worden ſind, gewiſſe von der Natur zuſammengeſezte Körper, nach ihren Beſtandtheilen, woraus ſie von ihr zuſammengeſezt worden, kennen zu lernen, und auch aus ebendenſelben anderswo hergenommenen Theilen eben ſolche Zuſammenſetzungen der Natur nachzumachen. Die durch wiederhohlte Erfahrungen gefundenen Naturgeſetze ſind nach dem Verfaſſer folgende. 1) In welche Theile ein Körper zerlegt werden, und aus welchen Theilen auch eben derſelbe wieder hergeſtellet werden kann, daraus iſt er zuſammengeſezt. 2) Es giebt in der Natur gewiſſe vermiſchte und zuſammengeſezte Körper, die wir zwar in einige ihrer verſchiedenen Theile zerlegen, aber nie wieder daraus zuſammenſetzen können. 3) Wenn ein von der Natur gemiſchter Körper in ſeine Theile zerlegt worden, und er aus dieſen Theilen wieder zuſammengeſezt werden ſoll; ſo muß auch der geringſte von ſeinen Theilen bey der Zerlegung nicht verloren gehen, noch unter der Scheidung in ſeinem Weſen verändert werden. 4) Unſere künſtlichen Zuſammenſetzungen können unter keiner andern Bedingung wieder in diejenigen Theile geſchieden werden, aus welchen ſie zuſammengeſezt worden ſind, als wenn dabey kein Theil eine Zerſtörung erlitten hat. 5) Es giebt Körper in der Natur, die durch keine Kunſt in ihre Beſtandtheile zerlegt werden können. 6) Unter allen Metallen ſind Gold und Silber die feſteſten feuerbeſtändigſten und unſcheidbarſten Körper, welche in ihre Beſtandtheile nicht geſchieden werden können.

Man hat es verſucht, das Gold eine ſehr lange Zeit von etlichen Monaten in beſtändigem Glasofenfeuer zu unterhalten, ohne daß es in ſeinem Weſen verändert worden wäre. Eben ſo mag man auch das Gold durch allerhand freſſende Auflöſungsmittel zermartern wie man will; es nimmt zwar durch allerley ſolche Behandlungen eine beſondere Geſtalt an, bleibt aber dabey dennoch immer eben daſſelbe Gold, nach ſeinem ganzen Gewicht und Eigenſchaften, ſobald man ihm die mit verbundenen Körper wieder entzogen hat. Noch vielweniger aber hat daſſelbe jemals in ſeine wahren Beſtandtheile zerleget werden können; was die Alchemiſten über dieſen Punkt vorgeben, iſt bloſſes Hirngeſpinnſt. Das Silber iſt dem Golde in Anſehung der Feuerbeſtändigkeit gleich; kein Feuer, kein Auflöſungsmittel, kein freſſender Körper kann ſolches zerſtören. Dieſe gewiß erſtaunliche Haltbarkeit des Goldes und Silbers im ſtärkſten Feuer, beruhet nun wohl auf nichts anders, als auf der genaueſten und ebenmäßigſten Miſchung der Theile, welche ganz gleichartig und höchſt einfach ſeyn müſſen, ſo daß ihre Verbindungskraft gegen einander ſelbſt den allerhöchſten Grad beſizt, und daher kein anderer Körper in der ganzen Natur ſo ſtark auf dieſe Miſchung wirken kann, als dieſe Theile auf einander ſelbſt wirken. Gold und Silber haben auch, wie bekannt, noch andere ganz beſondere Eigenſchaften, wodurch ſie ſowohl unter ſich ſelbſt, als auch von allen andern Metallen und ſonſtigen Körpern in der ganzen Natur unterſchieden ſind. Die übrigen Metalle verlieren in lang anhaltendem Feuer ihr ganzes metalliſches Anſehn und verbrennen zu einer metalliſchen Aſche. In dieſer Aſche eines jeden, die die eigenthümliche Grunderde deſſelben Metalls vorſtellt, iſt die ganze Grundmiſchung noch unzerſtörbar vorhanden, und in ebenderſelben liegt der Grund der ganz eigenen Beſchaffenheit und Art eines jeden von dieſen Metallarten. Es iſt alſo eine vergebliche Bemühung, wenn man ſich einbildet, aus den gemeinen, einfachen, natürlichen Erdarten, durch eine Verbindung des brennbaren Weſens, Metalle zuſammenſetzen zu können; da ein jedes Metall ſeine ganz eigenthümliche Grunderde, und Grundmiſchung hat, die wir aber nicht näher kennen, und die, mit dem allgemeinen brennbaren Weſen verbunden, daſſelbe Metall ausmacht, von welchem ſie erſt hergekommen war. Eben ſo verhält es ſich auch mit den Halbmetallen; ſie machen eben ſo wie die vollkommenen Metalle beſondere beſtimmte Arten aus, und ſind alſo auch in ihrer Art vollkommen. Von der Zuſammenſetzung oder einer wahren Scheidung ihrer Grunderden wiſſen wir aber zur Zeit eben ſo wenig als von jenen. Bey dieſer Gelegenheit fodert der Verfaſſer die Alchemiſten auf, durch einen praktiſchen analitiſchen Beweis zu zeigen: woraus der Arſenikkönig oder das Queckſilber beſtehe. —

Wie ſtark die Anziehungskraft der kleinſten Grundtheile eines Metalls gegen einander ſeyn müſſe, erkennet man daraus, daß alle Metalle, wenn ſie recht wohl geſchmolzen und zu einem ſehr dünnen Fluſſe gebracht worden ſind, nach der allmäligen Erkaltung, eine regelmäßige ſymmetriſche Bildung, nach der Lage ihrer kleinſten Theile, annehmen, die bey einem jeden Metall beſonders iſt, und ſich auf der Oberfläche durch eine Art von Kryſtalliſation zu erkennen giebt. So wenig wir nun aber von der bildenden Grundurſache bey den Salzen und andern dahin gehörigen Körpern wiſſen; eben ſo wenig iſt uns auch von der Grundurſach einer ähnlichen Fügung der metalliſchen Similartheile bekannt: folglich wird auch die Zuſammenſetzung von letztern ein ewiges Geheimnis bleiben. — Wir können zwar durch die Kunſtgeſetze allerhand Vermiſchungen, Verbindungen und Zuſammenſetzungen vollführen; allein wir ſind ſchlechterdings genöthiget, ſolche nur durch andere bereits von der Natur vermiſchte Körper zu bewürken, woran die Natur bereits ihre Endſchaft erreicht und die ſie ſchon zu einer beſtimmten Art gemacht hat; dieſe Körper beſitzen nun gegen andere ähnliche gemiſchte Körper zwar eine Verbindungskraft, dieſe iſt aber gar nicht ſo ſtark, als diejenige, welche ihre einfachſten Anfänge gegen einander hegen; daher können wir zwar viele dergleichen natürliche Miſchungen mit einander verbinden, dennoch aber wird dabey keine einzige von allen aufgelöſt, oder in die Natur der andern verwandelt; ſondern bleibt, aller Verbindung ohngeachtet, in ihrem Weſen unverändert, und kann mit allen ihren Eigenſchaften wieder ausgeſchieden werden. Wollten wir endlich Verſuche anſtellen, das Waſſer in Weingeiſt rc. eine von den Mineralſauren in die andere, den Kieſelſtein in einen Diamant, den Marmor oder Kalkſtein in einen Kieſel, oder ein Halbmetall in das andre, oder in eines von den ganzen zu verwandeln; ſo würde alle unſere Bemühung vergebens ſeyn. Wir können der Natur nicht einmal einen gemeinen Thon, dem natürlichen in allen Eigenſchaften gleich, woraus der Töpfer das unwertheſte Geſchirr bereitet, nachmachen: vielweniger aber die erwähnten Körper von einer einfachern Miſchung ihr nachkünſteln, und wir müſſen deshalb folgendes 7) Naturgeſetz anerkennen. Die einfach gemiſchten Naturkörper laſſen ſich durch die Kunſt nicht in andere Arten verwandeln. Die Alchemiſten nehmen dieſes Naturgeſetz zwar an, um demſelben aber auszuweichen behaupten ſie, daß es zur Verwandlung eines unedlen Metalls in Gold und Silber nöthig ſey, daß erſteres, von dem man die Verwandlung erwarte, in ſeine erſte Materie aufgelöſt werden müſſe. Aber dieſe Auflöſung iſt doch nach den vorhin angeführten Naturgeſetzen, allen ſichern Erfahrungen gemäs, eben ſo widernatürlich und unmöglich, als die vorgeſezte Verwandlung ſelbſt. Sie wollen alſo eine unmögliche Sache durch eine andre unmögliche möglich machen.

Eine wahre Verwandlung, Verfeinerung, Verbeſſerung, Erhöhung, oder wie es die Alchemiſten ſonſt genennet haben wollen, müſte erſtlich auf einer gänzlichen Trennung der ganzen Miſchung des unedlen Metalls, wodurch ſolches alle ſeine beſondern Eigenſchaften dergeſtalt verlöre, daß keine einzige davon mehr ſinnlich bemerkt werden könnte;

und zweytens auf einer neuen Verbindung der geſchiedenen Theile, nach demjenigen Verhältniß, wie es zur Miſchung des Goldes erforderlich wäre, beruhen; dergeſtalt, daß nun derſelbe unterwürfige Körper ſtatt der vorigen Eigenſchaften lauter neue zuvor nicht gehabte bekommen habe. Die ganze Fügung des Goldes erfodert aber deswegen, weil ſolches durchaus andere Eigenſchaften als z. B. das Bley hat, auch eine ſolche Grundmiſchung, deren geordnete Beſchaffenheit und Vermiſchung der Elemente nach ihrer Art, von der Beſchaffenheit der Grundmiſchung, des Bleys eben ſo weit unterſchieden, als das Bley vom Golde, iſt. Sollte nun hier eine Verkehrung des einen in das andere möglich ſeyn, ſo müſte es auch in den menſchlichen Kräften ſtehen, zu ſolcher Abſicht die Grundanfänge des Bleyes völlig von einander zu ſcheiden, und wieder nach einer gewiſſen nothwendigen beſtimmten Wahl, Verhältniß und Ordnung zwingen zu können, ſich anders und ſo unter einander zu verbinden, wie es zur Beſchaffenheit des Goldes erfoderlich wäre; das hieße nun aber ſo viel, man müſte ſelbſt Schöpfer ſeyn. Da nun aber die nothwendig erfoderliche gänzliche Zertrennung der Miſchung des unedlen Metalles der Kunſt nicht zugelaſſen iſt, ſo fällt die neue Schöpfung, oder die eingebildete neue Verbindung der aufgelöſten Elemente über den Haufen.

Wenn es möglich wäre durch bloße Kunſt aus andern Körpern Gold und Silber zu machen, ſo müſte es doch wohl auch möglich ſeyn, andere Körper der vorhin angeführten Naturmiſchung, worunter Gold und Silber den oberſten Rang behaupten, noch viel leichter in einander zu verwandeln z. B. Bley oder Queckſilber in Zinn, oder Zinn und Eiſen in Kupfer, den Kieſel in einen Diamant. Aber es kann nicht ein einziges Beyſpiel einer ſolchen Verwandlung angeführet werden und die Erfahrung widerſpricht dem allen, vermöge des erkannten Naturgeſetzes: daß ſich keine von dergleichen einfachen Naturmiſchungen in eine andere verwandeln laſſe. Da es aber vernünftiger Weiſe noch unmöglicher iſt, Gold und Silber, als die beyden Körper, die unter allen dieſen Naturmiſchungen obenanſtehen und von der allerfeſteſten, genaueſten und unzertrennbarſten Miſchung von jeher befunden worden ſind, aus jenen hervorzubringen oder zuſammenzuſetzen; ſo müſſen wir auch, in Kraft aller vorangeführten Naturgeſetze das folgende für eben ſo gegründet erkennen: **Gold und Silber können durch keine Kunſt, vermöge einer Verwandlung, aus andern Metallen hervorgebracht werden.**

Denn da ſolche nicht einmal durch die Kunſt zerleget werden können, ſo iſt es nach dem erkannten Naturgeſetz, auch noch unmöglicher, ſelbige zuſammenzuſetzen. Ihre natürliche feſte Miſchung zeigt von den reinſten, gleichartigſten und einfachſten Beſtandtheilen, oder von den dauerhafteſten und unveränderlichſten Elementen der Natur, welche eben wegen ihrer Einfachheit unter ſich den ſtärkſten Zuſammenhang beſitzen, und durch eine viel geringere Gewalt anderer dazwiſchen gebrachter zuſammengeſezter Subſtanzen ſich nicht trennen laſſen, wie es bey den Beſtandtheilen der mehr zuſammengeſezten Vermiſchungen erfolget. Dieſe einfache Beſtandtheile aber ſtehen einzig und allein nur den Naturwürkungen zu Dienſten, und die Kunſt weiß, zur Hervorbringung ſolcher einfachen Miſchungen, keinen Gebrauch davon zu machen. Hier ſind die Grenzen der Kunſt; und die Erzeugung des Goldes und Silbers bleibt ein bloßes Vorrecht der Natur; Man wird auch gewiß niemals aus einer Materie, die keine metalliſchen Theile ſchon würklich enthält, ein wahres Metall überhaupt hervorbringen können, man mag ihre Theile verſetzen oder verbinden wie man wollte. Alle, die ſich auf eine gegenſeitige Erfahrung berufen, haben ſich ganz

ſicher

oder ſelbſt betrogen, und geglaubt, daß ſie von allen metalliſchen Theilen entblößte Körper unter Händen gehabt hätten, da ſie es doch im Grunde nicht geweſen ſind; denn alle dergleichen Beſchreibungen treffen bey wiederholter behutſamer Unterſuchung und Nacharbeitung nicht ein. Alles was die Kunſt auszurichten vermögend iſt, beſteht darinn, daß verſchiedene Körper durch die Kunſt zuſammengeſezt (nicht aber durch Verwandlung hervorgebracht) werden können, die mit den wahren Naturprodukten eine Aehnlichkeit beſitzen, aber niemals derſelben Eigenſchaften vollkommen erlangen, mithin auch nie jenen Körpern völlig gleich ſeyn können. So können durch chemiſche Kunſt Meſſing und verſchiedene Sorten Tomback bereitet werden; es ſind vermiſchte Metallarten, die nicht einmal die wahre Goldfarbe, geſchweige denn die übrigen beſondern Eigenſchaften des Goldes beſitzen. Hierher gehöret auch das blos in Anſehung der Farbe dem Silber ähnliche weiſſe Prinzmetall das im Grunde nur aus Kupfer beſteht, dem durch einen andern mineraliſchen Körper eine andere Farbe beygebracht worden. Eben ſo kann dem feinen Zinn das Anſehen, die Härte und der Klang des Silbers, durch etwas zugeſetzten Wismuth oder Spiesglaskönig verſchaft werden; aber es bleibt dabey immer Zinn. Auf gleiche Weiſe können auch faſt alle Arten von Edelſteinen durch die Kunſt nachgeahmt werden, doch ebenfalls nur in der Farbe, die Härte and das lebhafte Feuer der ächten Edelſteine erhalten ſie nicht. Weiter kann es die Kunſt nicht bringen, weil ſie zu ihren Verbindungen und Veränderungen der Körper, nach dem äußerlichen Anſehn, ſich lediglich derjenigen einfach gemiſchten Körper bedienen muß, die von der Natur ſchon in einer beſtimmten unauflöslichen Miſchung uns vorgearbeitet worden ſind. Aus dergleichen Verbindungen kann aber unmöglich eine ſolche innige Miſchung entſtehen, wie man ſie an den einfach ge-

gemiſchten Körpern ſelbſt beobachtet, die wir unter einander verbinden; mithin muß es auch unmöglich ſeyn, die innigſte Miſchung des Goldes und Silbers auf eine ſolche Art hervorzubringen. Hier findet die Kunſt ihre Grenzen, welche der Herr der Natur für ſie beſtimmt hat, damit der vorwitzige Menſch nicht zuweit ausſchweife und aus Stolz in die der Natur ganz allein vorbehaltenen Regalien keinen Eingriff thun möge.

V.

Naturgeſchichte.

Alle Extremen bringen ähnliche Würkungen hervor.

Wir wagen unſern Leſern zu Erweiſung dieſes ſonderbar ſcheinenden und wenig bekannten Satzes einige Beobachtungen vorzulegen.

1. Kälte und Wärme verurſachen beyde eine gewiſſe Verdünnung der Körper, Ausdünſtung, Cryſtalliſation, Krebs, Trockenheit der Luft und der Erde, Verminderung der periodiſchen Krankheit des andern Geſchlechtes, Erhaltung todter Körper, der Pflanzen Erſtarrung und Erſchlaffung. Kleine Leute und Schwarze finden ſich nur in den ganz kalten und warmen Ländern. Man erhält gleicherweiſe durch große Hitze und Kälte die brennenden Geiſter aus den gegohrnen Flüßigkeiten. Die

nehmſchädlichen Unordnungen werden im Pflanzenreich, durch große Kälte und Wärme verurſacht. Es giebt Umſtände, unter welchen ſtarke Hitze und Kälte gefährlich ſind. Zugleichen bewürken ſie die Hervorbringung in den drey Reichen der Natur und ſind wiederum die großen Zerſtörer derſelben.

2. Zu ſtarkes Licht verblendet und verhindert uns eben ſo ſehr die Gegenſtände zu ſehen, als Mangel des Lichtes oder Dunkelheit.

3. Unſer Auge kann eben ſo wenig einen zu kleinen Gegenſtand, als alle Theile eines zu großen faſſen.

4. Ein zu großer oder kleiner iſt gleich ſchwer zu erkennen.

5. Töne, die weniger als 12½ und mehr als 6400 Schwingungen in einer Secunde machen, ſind unhörbar.

6. Zu dicke und zu dünne Luft ſind beyde an Thieren tödlich.

7. Zu große Trockniß oder Näſſe ſchaden den Fortgang der Vegetation.

8. Doctor Percival behauptet Krankheiten aus Mangel und Ueberfluß von elektriſcher Materie.

9. Eine Feder verliert ihre Federkraft durch zu ſchwache und ſtarke Spannung.

10. Stinkende und angenehme Gerüche betäuben beyde.

11. Der Körper leidet ſo ſehr durch zu große Enthaltſamkeit als durch Unmäßigkeit.

12. Hunger und übermäßige Ueberladung mit Speiſen ſind tödlich.

13. Zu viel und zu wenig Bewegung ſchaden der Geſundheit.

14. Wenn man die Leibesübungen übertreibt, oder ſolche wählet, die dem Alter nicht angemeſſen ſind, ſo leidet der Körper; eben als wenn man denſelben zu ſehr unthätig läßt, die Theile können ſich nicht entwickeln.

15. Zu viel Getränke ſchadet der Verdauung ſo ſehr als deſſen zu ſparſamer Gebrauch.

16. Es iſt bekannt, daß eine mäßige Bewegung die Verdauung überaus beförderk. Der Magen wird ſanft erſchüttert, ſie vermehrt die innere Hitze und ſtärket die Theile. Die Bereitung des Chylus gehet beſſer von ſtatten, und erleichtert die Abſonderung der Geiſter im Gehirn, zu viel Ruhe hindert alles dieſes, und übertriebene Bewegung desgleichen.

17. Gänzliche Enthaltung und Uebermaaße in körperlicher Liebe haben gleiche traurige Folgen.

18. Der Gebrauch des Eiswaſſers verurſacht Oeffnung, treibet den Urin und macht Schweiß; Würkungen, die auch ſehr heißes Waſſer hervorbringt.

19. Unordnung und zuviel Regelmäßigkeit in der Lebensart ſchwächen.

20. Kinder und Greiſe ſind ſchwach: erſtere weil ſich ihr Körper noch nicht ganz entwickelt hat, die andern weil die Federn der Maſchine, durch das Reiben abgenuzet worden und ihre Schnellkraft und Spannung verloren haben. Sie ſind leichtgläubig, furchtſam, und leicht zu betrüben, ein Nichts beläſtigt ſie, und ihre Gedanken haben wenig oder keinen Zuſammenhang, beyde eſſen wenig ꝛc. Noch unzählige Beweiſe der Analogie zwiſchen Kindheit und Alter lieſſen ſich anführen.

21. Im männlichen Alter iſt der Menſch am größten, in der Jugend am kleinſten, und im Alter nimmt er wiederum ab, weil die Theilchen der Knochen ſich mehr zuſammen ziehen und gedrängter werden.

S — s.

(Die Fortſetzung folgt.)

VI.

Anekdoten.

Im vorigen Jahre wurde zu Avignon in einem Zweykampfe, mit einem Herrn von Erlach, ein Herr von Haller erſchoſſen, welcher ein Sohn des berühmten Hallers, und Officier bey einem franzöſiſchen Schweizerregiment war. Er war Genie und Sonderling zugleich, und einer der auſſerordentlichſten Menſchen. Er vereinigte oft die glücklichſten und ausgebildeteſten Naturgaben und Kunſttalente, den menſchenfreundlichſten, offenſten Karakter und überraſchende, hinreißende Anmuth im Umgang, mit den drollichſten Launen, und unbiegſamer Störrigkeit. Er hatte ſeinem Vater (als ihm dieſer nach elterlichem Herkommen, und auf ſein Vaterrecht pochend, unangenehme Vorwürfe machte, und noch immer der Leiter ſeiner Männerjahre ſeyn wollte) allen für ihn von jeher gemachten Aufwand, ſogar die Koſten der Taufe und Hebamme, wieder erſtattet; und er aß ſeitdem nie bey ihm, ohne ihm nicht ſeine Mahlzeit zu bezahlen. Er that gewöhnlich ſeine Reiſen zu Fuße, und gerade aus. Stieß er auf einen Fluß, ſo ſchwamm er hindurch; kam er an einen Berg, ſo kletterte er hinüber. Sein ganz Gepäcke bey ſolchen Reiſen beſtand aus ein paar Hemden. Er war auch ein ſehr großer und glüklicher Spieler. Sein Zwiſt mit Herrn von Erlach kam über eine Ehrenſtelle her, um die ſich beyde in Bern bewarben. Seine zahlreichen Freunde und Bekannte lieben noch ſein Andenken.

Der berühmte Wilkes war vor ohngefehr zwölf Jahren zu Paris. Er hatte daſelbſt eine Geliebte von der Gattung gefälliger Nymphen, die man gewöhnlich in Paris, mit dem decentern Namen, Fille, zu bezeichnen pflegt. Sie beſaß viel Schönheit, vielen Verſtand, und ſonderlich eine Menge angenehmer Talente. „Jammerſchade! ſagte Wilkes zu ihr, daß Sie eine Franzöſin ſind. Alles in der Welt thäte ich für Sie, wenn Sie nur den Fehler nicht hätten.“ — „Ich bin keine Franzöſin, antwortete das Mädchen; Siena iſt mein Vaterland;“ und zugleich fing ſie an, italieniſch zu ſprechen. Wilkes war entzückt; er ließ ſie kaum ausreden; er lief zu einem Juwelirer, und kaufte ein Angebinde von Diamanten; lief zu einem Wagner und beſtellte einen Wagen für ſie, und beging drey Monate lang, ihrer ſchönen Augen wegen, eben ſo viel Ausſchweifungen, als ihn nachher die Politik in ſeinem Vaterland begehn machte. Er erzählte die Geſchichte von der ſchönen Sieneſerin dem Abt Raynal, der ihm zur Antwort gab: **Um den Preiß würden Sie hier ſogar Otaheiterinnen gefunden haben.** Endlich entdeckte Wilkes durch ein Ohngefehr, daß ſeine Italienerin in der rue St. Honoré geboren ſey. Sogleich verſchwand ſeine Liebe, und ihm blieb nichts als die Verlegenheit, wie er die ausgenommenen Diamanten bezahlen ſollte.

Einige Meilen von Florenz fand man ein Frauenzimmer von ſeltner Schönheit, tod unter einem Baum. Sie hielt das Portrait einer Mannsperſon in der Hand, und auf ihrer Bruſt war ein Zettel befeſtigt, worauf folgendes ſtand. „Fühlende, mitleidige Herzen! wenn ihr die un„glücklichen Reſten eines Weibes finden werdet, die ihren „Verſtand durch die Liebe verlor, ſo weigert euch nicht, „ihre letzten Wünſche zu erfüllen; ſchenkt ihr einen Sarg

„und ein Grab. Wollt ihr ihren Buſen öfnen, der immer keuſch und rein blieb, ſo werdet ihr ein Herz finden, das Kummer und Leiden verzehrte.“

Einer der lezten Könige von Spanien pflegte alle Nachmittage L'hombre mit der Oberhofmeiſterin und ſeinem Beichtvater zu ſpielen. Die Etikette dabey war folgende. Der König ſaß in einem Lehnſtuhl, die Oberhofmeiſterin auf einem Tabouret, und der Beichtvater kniete auf einem Kiſſen.

Als Mamſell **Arnould** die Bekehrung der Mamſell Lüzy erfuhr, ſagte ſie! Ah, la coquine! elle s'eſt fait ſainte, dès qu elle a ſçu que Jeſus s'eſt fait homme!

Frau von **Mirabeau** hat kürzlich ihren 69ſten Prozeß verloren. Unter dieſen Prozeſſen iſt der drolligſte folgender. Ein Spötter aus einer Herrſchaft ihres verſtorbenen Gemals machte folgende Grabſchrift auf ihn:

Cy git *Mirabeau* le brutal,
Qui juroit bien & payoit mal.

Frau von **Mirabeau** wollte die Manen ihres Mannes nicht ungerochen beſchimpfen laſſen, warf dem Spötter einen Prozeß an Hals, und brachte es dahin, daß er zu einer kleinen Geldbuße verdammt wurde. „Ich will ſie bezahlen, ſagte dieſer, aber gnädige Frau, ſobald Sie tod ſind, ſchreibe ich auf Ihr Grab:

Cy git auſſi la *Mirabelle*,
Qui ne fut ni bonne, ni belle.“

Als Kaiſer **Joſeph** in Frankreich war, ſah er das Dragoner-Regiment von Schomberg muſtern. Er erkundigte ſich, wie das Regiment heiße, und man gab ihm zur Antwort:

„Es wäre das ehemalige Ulanen-Regiment des Marſchalls von Sachſen, das jezt den Namen Schomberg führt." — „Warum hat man ihm nicht ſeinen alten Namen gelaſſen! erwiederte der Kaiſer, wir haben noch in Wien das Regiment Prinz Eugen."

Als der Herzog von Mercoeur der Stadt Nantes die Ermordung des Königs Heinrichs III. meldete, ward der Bote auf Befehl des Magiſtrats aufgehenkt, weil man die Nachricht nicht glaubte, und den Boten für einen Störer der öffentlichen Ruhe hielt.

VII.

Biographie.

Vacat.

VIII.

Romane.

Amalia,

eine engliſche Anekdote, nach d'Arnaud.

Beſchluß.

Sie verdiente auch in der That bedauert zu werden. Denn ſo groß auch ihre Leidenſchaft gegen einen

Mann war, den ſie täglich mehr liebte, ſo vergaß ſie doch nie die Urheber ihres Daſeyns: dieſe zudringliche Errinnerung vergällte die Glückſeeligkeit in etwas, die ſie ſonſt würde genoſſen haben; inzwiſchen verbarg ſie ſo gut als möglich alle Spuren des Schmerzens, der in ihrem Innerſten nagte. Dies war der einzige Eindruck in ihrer Seele, den ſie ihrem Mann nicht wollte wiſſen laſſen, und ſie hielt es ſelbſt für ein Verbrechen! — Wie, ich habe vor Dolſey ein Geheimnis, vor Dolſey, der mir jeden Gedanken offenbart? Iſt nicht die vollkommenſte Vertraulichkeit die vorzüglichſte Regung der wahren Liebe? Eine ſo innige Liebe wie die unſrige, kann dieſe die geringſte Zurückhaltung geſtatten? wird ſie dadurch nicht beleidigt? Würde mir mein Mann über Thränen Vorwürfe machen können, die ich dem Andenken meiner Eltern weihe? — Ach! er würde ſehen, daß er mein Herz nicht ganz beſitzt: es würde ihn kränken. Es kann ihm an meiner Familie unmöglich etwas gelegen ſeyn! man hat ihm auf eine beleidigende, erniedrigende Art begegnet; ſelten verzeiht die Eigenliebe ſolche Beleidigungen. Auch liebt Dolſey nur mich allein; ich bin ihm alles; ich muß alſo ihm auch alles aufopfern, muß England vergeſſen, meine Eltern — groſſer Gott! vielleicht hat ſie der Unmuth zu Boden gedrückt und ich hab ihnen ihre Grube gegraben.

So lang ſich Amalia allein befand, ſchwebten dieſe rührende Gegenſtände immer vor ihren Augen; aber auf den erſten Anblick von Dolſey verſchwanden dieſe traurige und unangenehme Gedanken auf einmal, ſo wie die Dunkelheit vor einem einzigen Sonnenſtrahl flieht und ſich aufklärt. Immer eilte ſie mit einem liebkoſenden Lächeln in ſeine Arme, und empfand, fühlte nichts mehr, als ihr gegenwärtiges Glück.

Iſt nun einmal ſo des Menſchen Beſtimmung, daß er nie glücklich ſeyn kann? oder wenn wir auch einmal einen Schatten des Glücks beſitzen, daß dieſer ſogleich wieder verſchwindet? Dolſey, der ſeine Augen immer auf Amaliens geheftet hatte, glaubte an ihr einige Zeichen der Unruhe bemerkt zu haben? — Was fehlt Dir, mein liebes Herz? Du biſt nicht mehr ſo heiter, ſo munter. — Dolſey, Deine Liebe iſt ſinnreich, ſich ſelbſt Unruhe zu machen: Ich darf mich nicht darüber beklagen; Du beweißt mir, wie ſehr Du mich liebſt, — ich bin die glücklichſte Frau. — Dies iſt nicht der Ton, mir Deine Zufriedenheit über Dein Glück zu bezeigen. — Lieber Mann! was für eine ungegründete Furcht beunruhigt Dich. Es iſt wahr — ſeit einigen Tagen — bin ich etwas niedergeſchlagen — es iſt nur Ausſchweifung meiner Einbildung — weiter nichts. — Sehnſt Du Dich vielleicht nach Deinem Vaterland? — Wo Dolſey iſt, da iſt mein Vaterland! — Vielleicht erweckt das Andenken an Deine Eltern einige Unruhe? — Bey dieſem Wort entfielen Sir Karl's Frau die Thränen: — Mein Freund! ich habe Sie beleidigt; ich war zurückhaltend, und gewiß iſt dies die Urſache meiner Unruhe — die mich verräth: ja, ich will es nur geſtehen, ich kann meine Eltern nicht vergeſſen. — Dolſey, ich werd ihnen die lebhafteſte Betrübniß verurſacht haben — verzeih, lieber Mann, nach Dir geht mir dies am nächſten. Nein, Amalia, nein, dieſe Empfindung beleidigt mich nicht; Du ſollſt Dich derer erinnern, die Dir das Leben gaben, Du mußt Dich auch erinnern, daß ſie Dich und mich unglücklich gemacht haben; daß ſie Dich einem Schritt — allen Gefahren ausgeſetzt haben: was haſt Du gewagt! Doch will ich Dir nicht alle Hoffnung benehmen, ſie wiederzuſehn. Wird es Friede, ſo kehren wir, wenn Du es verlangſt, nach England zurück; Du muſt dieſe Grauſame mit mir ausſöhnen — ich ehre ſie; Du biſt ihnen das Daſeyn ſchuldig.

Amaliens Schwermuth ward dadurch nicht gedämpft: ſie nahm vielmehr von Tag zu Tag zu; ſo wie Sir Karl's

Unruhe ſich vermehrte. — Amalia, konnte mein Zuſprechen Dir Deine Traurigkeit, die mich niederſchlägt, nicht benehmen? Erkläre Dich offenherzig, wie ichs zu verdienen glaube; liebſt Du mich dann nicht mehr? — Sir Karl, Du ſollteſt an meiner Liebe zweifeln können? Vielleicht beunruhigt mich blos das Uebermaaß meiner Liebe — ich überlaſſe mich ſchreckhaften Ahndungen — ich fürchte Dich zu verlieren — ich weiß nicht — Dolſey, mich verzehrt eine Kraftloſigkeit, deren Quelle mir unbekannt iſt.

Dolſey wandte verſchiedene Mittel an, die Niedergeſchlagenheit ſeiner Frau zu zerſtreuen, die ſie ſelbſt zu beſiegen ſuchte: er nahm zu Vergnügungen ſeine Zuflucht, er unterhielt ſich mit ihr von Europa, von London, ihren Eltern, ihren Bekannten in England. Ach, unterbrach ihn Amalia, lieber Dolſey, reden Sie nur allein von Sich, unſerer Liebe; aber, ich muß es freymüthig geſtehen, meine Seele iſt mit einer ſchweren Traurigkeit umhüllt! ach ich war zu glücklich — und Thränen floſſen von ihren Augen.

Amalia genoß nicht mehr der blühenden Geſundheit, die zur Schönheit ſo unentbehrlich iſt: die Roſen ihrer Wangen verblühten; ihre Augen verloren ihren Glanz. Sir Karl befand ſich nicht beſſer, als ſeine Frau: ſeine Seele war in einer ſteten Bewegung: was war ihm ſein Leben gegen Amalien? Das Uebel wuchs! man rief die Aerzte zu Hülfe; Dolſey ſuchte den Ausſpruch in ihren Augen zu leſen; ſie ſagen es frey heraus, daß ſie dieſe Krankheit nicht erkennen und von ihrer Kunſt keine Hülfe zu erwarten ſey. Dieſer Zuſtand der Verzehrung wurde durch den Anfall eines ſtechenden Schmerzens vermehrt; Sir Karl litt dabey deſto ſtärker, je mehr er ſich Gewalt anthun mußte: er umfaßte die Knie der Aerzte, benetzte ſie mit ſeinen Thränen, er be-

ſchwur

ſchwer ſie bey allem, was ſie bewegen möchte, alle ihre Kenntniſſe anzuwenden, ſie von einer ſo hartnäckigen und grauſamen Krankheit zu heilen: er verſprach ihnen alles, was er hatte — Gebt mir, gebt mir meine Amalia wieder; und nehmt mir mein Vermögen, mein Leben, wenn ein ſo koſtbares Leben von einem ſolchen Opfer abhängt. Er war voller Verzweiflung. Man ſtellte eine neue Berathſchlagung an, man erwog alle Umſtände, man durchforſchte das Uebel auf das ſchärfſte: ſchreckliche Entdeckung für Dolſey! Nach wiederholter Unterſuchung fand ſichs, die ausgeſogene und geheilte Wunde ſey vergiftet geweſen: Die Wilden in Amerika haben den barbariſchen Gebrauch, daß ſie die Spitzen ihrer Pfeile mit den tödtlichſten Giften beſtreichen. Dies Gift hatte ſich durch den Athem aus der Seite des Mannes in die Bruſt der Frau gezogen: Es war ausgemacht, daß wider dieſe ſchreckliche Krankheit kein Mittel ausfindig zu machen ſey; und ſo war Sir Karl's Frau zum gewiſſen Tod verurtheilt. Sie wird ſterben, rief der bedauernswürdige Mann! und ich bin an ihrem Tod ſchuld, dies war alles, was er ſagen konnte; er greift nach ſeinen Waffen, um ſich das Leben zu rauben; man windt ſie ihm aus den Händen; er ſtürzt nieder wie vom Bliz getroffen; er kam von dieſer Raſerey ſeines Schmerzens kaum einigemal zu ſich, wo er ausrief — Ich! Amaliens Mörder! zerfleiſche ihren Buſen! ach, um Gotteswillen, um Gotteswillen, tödtet mich! ich genieſſe den Troſt vor dieſem Schlachtopfer zu ſterben! laßt mich in eine ewige Vernichtung ſtürzen. Barbaren, wollt ihr, daß ich leben ſolle! und Amalia ſtirbt, ſtirbt für mich? ihr habt gewiß nie geliebt? Alles um Dolſey herum fühlte ſeinen Zuſtand; man ſahe nichts als Thränen, hörte nichts als Schluchzen.

Die Kranke, die wohl wußte, daß man ſich wegen ihr berathſchlagt hatte, fragte, wie es um ſie ſtehe; man antwortet ihr nicht; ſie wurde Traurigkeit und Schrecken auf allen Geſichtern gewahr. — Ihr zeigt mir genug, was mein Schickſaal ſeyn wird; ich ſehe deutlich, daß ich nichts mehr zu hoffen habe; ich muß alſo ſterben, daß ich mich auf immer, auf immer von dem trennen, was mir am liebſten geweſen! Und — wo iſt mein Mann? Scheut er meine Gegenwart? Traut er ſich nicht, mir das Ende anzukündigen, in das ich mich freylich, ich bekenne es, ſchwer zu ſchicken weiß? Nicht mehr für Dolſey leben! Ach! käm er doch, käm er doch! er wird meinen letzten Seufzer erhalten; ſein Angeſicht wird dieſe ſchreckliche Augenblicke wenigſtens erleichtern. Ja, ſchrie ein Menſch, der mit entſetzlicher Furie in Amaliens Zimmer einbrach, den verſchiedene Perſonen zurückzuhalten vergeblich ſich bemühten, und in dem man kaum Sir Karl erkannte: ja, unglückliches Weib, Dein Tod iſt gewiß, und wiſſe, wer ihn Dir verurſacht; Dein Henker — iſt Dein Geliebter, Dein Mann, Dolſey. — Was ſagen Sie? — Dolſey! Dolſey ſelbſt, ja ich bringe Dich vor der Zeit in den Sarg. Plötzlich ergrif er einen Degen, der ihm unglücklicherweiſe unter die Hand kam, und rannte ſich ihn in den Leib: er fällt, ſein Blut ſpringt in großen Güſſen auf Amalia, die ein entſetzliches Geſchrey erhob, indem ſie die Hand nach ihm ausſtreckt: Man eilt ihm zu Hülfe; man erzählt ihr alles genau, was ihr Mann nicht auszureden vermochte: — Bekümmert euch jetzt nur um Dolſey? O Himmel! ſchenk ihm das Leben! und — denkt nicht mehr an mich.

Amalia ſchien von dieſem Augenblick an ſich gänzlich vergeſſen zu haben, um völlig dem nachzuhängen, was Karl anging. Man hätte denken ſollen, ſie athmete bloß, um in ihrem Mann wieder aufzuleben.

Man brachte ihn wieder zu ſich ſelbſt; ſeine Wunde war nicht ſo gefährlich, als er es wohl ſelbſt gewünſcht hatte. Das erſte, was er ſprach, war, daß er ſich nach ſeiner Frau erkundigte. — Sie iſt nur für Sie beſorgt, Sie beſchwört Sie, wenn Sie ſie noch lieben, Ihr Leben zu ſchonen; ſie wartet nur, bis Sie ſo viel Kräfte werden erlangt haben, ihre Gegenwart auszuhalten, bis Sie kommen — Ja, ich will zu ihr, um ihr den verabſcheuungswürdigſten Menſchen zu zeigen — nur unter dieſer Bedingung ertrag ich die Laſt des Lebens! — Amalia! Amalia! Dich traf ein ſolcher Schlag! Um deswillen verließeſt Du Deine Eltern, ſetzteſt über Meere, kamſt in dieſe verhaßte Gegenden; Du wirſt hier ein Grab finden, ein Grab, das Dein Mann mit eigener Hand gemacht hat. Ach Grauſame! was verlangt ihr von mir? daß ich mich ihr unter die Augen ſtelle?

Welch ein Anblick für Sir Karln! Seine Frau, die ſich von ihrem Bette aufgeraft hatte, um ſich zu ihrem Mann hinſchleppen zu laſſen, in Todesſchwäche, unterſtützt von einigen Bedienten! — Ach Sir Karl, ich kann alſo nicht den Troſt genieſſen, Dich zu ſehen! Sogleich ſchloß ſie ihr Mann in ſeine Arme, und brachte ſie von eben der Dienerſchaft, die ſie zu ihm geführt, unterſtützt in ihr Zimmer zurück. — Was thun Sie, Amalia? Sie ſehnen ſich noch nach einem Barbaren. — Ach mein lieber Dolſey, warum wollen Sie ſich ſo eigenſinnig die Schuld beymeſſen? Das Verhängniß trägt ſie! Laſſen Sie uns die Vorſehung anbeten, die allezeit gerecht iſt; ſtören Sie das Vergnügen nicht, das einzige Vergnügen, das ich genieſſen kann. Ich hab Ihnen das Leben auf Koſten des meinigen gerettet; verweilen wir bey dieſer Vorſtellung, ſie tröſtet mich, ſtärkt mich wider alle Schreckniſſe meines Schickſaals. Bin ich Ihnen würklich ſo lieb, als ich mich gern überrede, ſo ſchonen Sie Ihr Leben; denken Sie, daß es mein Werk iſt und daß es Ihnen um deswillen heilig ſeyn muß; verſprechen Sie mir, daß Sie es ſparen wollen, mich zu lieben, Ihre Treue, Ihre Zärtlichkeit zu erhalten. Weihen Sie bisweilen meinem Grabe eine Thräne; Sie werden bis zu meiner Aſche dringen, die Todten ſind nicht unempfindlich; eine ſo ſtarke Liebe kann nicht aufhören, Dolſey! Sie werden ihrer Amalia immer gegenwärtig ſeyn. Sir Karl antwortete mit Schluchzen, mit Strömen von Thränen, bisweilen ſtammelte er einige gebrochene Worte mit einer kläglichen Stimme; — Sie können mich noch lieben, obgleich ich — kann ich dann dieſen ſchrecklichen Gedanken nicht vertilgen? Ich will Ihnen gehorchen, ich will Ihnen gehorchen; ich will die Laſt meines Unglücks ertragen; ich will mich nicht mehr davon zu befreyen ſuchen; aber denken Sie, Frau, die ich angebetet habe — und die ich tödte, denken Sie, daß Verzweiflung nicht zureichen werde, Sie an einem Schuldigen zu rächen — ja ich bins; umſonſt bemühen Sie ſich, mich zu rechtfertigen. Amalia, Amalia— weil Sie mich lieben, weil ich Sie verlieren ſoll, ſo wünſchen Sie, daß ich vor Ihnen ſterbe. Was iſt das Leben, groſſer Gott! wenn man deſſen beraubt iſt, das nur den Werth deſſelben empfinden ließ? Ach was kann mir ohne Sie das Leben ſeyn.

Dieſe beyde Unglückliche verbrachten ganze Tage damit, daß ſie einander anſchauten und wechſelsweiſe mit ihren Thränen benetzten. Sir Karl, der ſich an jeden wandte, wer ihm in Wurf kam, wiederhohlte immer dieſelbe Frage: giebts denn kein Mittel! Wie, muß ſie dann ſterben! ſterben! Amalia! –– und das Schluchzen unterdrückte die Stimme. Alle Augenblicke entfernt er ſich, und gleich kam er wieder zu ſeiner Frau zurück. Sie klopft ihn auf die Hand, drückt ſie an ihre Bruſt, hernach wendt ſie alle Mittel an, ihn zu tröſten — Dolſey, iſt denn auf dieſer Erde Unſterblichkeit unſer Loos? Müſſen wir nicht alle früher oder ſpäter den Zoll der Natur bezahlen? Iſt dies nicht ein unwiderruſliches Geſetz, dem alle unterworſen ſind? Ob ich jetzt oder nach dreyßig Jahren ſterbe, würden Sie mich nicht allemal ungern verlieren? Und wenn Sie mir entriſſen würden, glauben Sie, daß mir dies weniger ſchmerzlich fallen würde? Können Sie ſich vorſtellen, daß Sie Amalia einen Augenblick überleben könnte? Wir waren zu glücklich, Sir Karl! wir ſind in einen Traum verſunken — der vielleicht die Vorſehung beleidigt hat — jetzt kömmt die Zeit zum Erwachen, ſie iſt ſchrecklich! Nach meinem Tod ſorgen Sie — was ſagſt Du? Kannſt Du glauben, daß meine Seele nicht mit der Deinigen verbunden ſey? Dein letzter Hauch wird auch der meinige ſeyn. Zweifle nicht, zweifle nicht daran: meine Augen werden ſich ſchließen, ehe ſie noch auf Dein ſterbendes Angeſicht blicken; ich empfind es, wir werden mit einander ſterben; mit einander das Leben enden; was ſag ich, ich hoffe, der Himmel werde mein Unglück nicht bis zu dem höchſten Grad hinaufſteigen laſſen; Deine Arme werden mich ſterbend umfaſſen — Ach! welch einen nagenden Gedanken nehm ich mit mir ins Grab! immer erneuert er ſich — Amalia, Amalia, Du lebteſt alſo ohne mich! und bey dieſem Wort überließ ſich Dolſey allen Ausbrüchen der Verzweiflung; er ruhte nicht, und wenn er auch auf einige Minuten vor Ermüdung einſchlief, ſo hörte man ihn ſchreyen: ich bin ihr Henker; ich muß ſterben. Er betrachtete ſeine Frau mit einem aufmerkſamen Blick, und ſchien den Gang ihrer Krankheit zu erforſchen. Wie, ſagte er zu ſich ſelbſt, gar keine Hoffnung! und dabey verfiel er wieder in ſeine Niedergeſchlagenheit. Wir brauchen es nicht zu ſagen, daß er aus Mangel aller Nahrungsmittel ſich ganz verzehrte; ſie waren ihm alle unerträglich, er redte wenig und hohlte nur tiefe Seufzer; bisweilen ſtieg der ſchwarze Gedanke in ihm auf, ſich von ſeinem verhaßten Daſeyn zu befreyen; er machte Anſtalt, ihn auszuführen. Die Vorſtellung, daß ſo ein Ende **Amalien** das ihrige beſchleunigen würde, hielt ihn auf einmal zurück und gab ihm Muth, das Leben zu ertragen.

Dolſey hörte von einem Wilden, der die zur Arzney dienliche Kräuter dieſer Gegend kenne, und beſonders ein Mittel beſitze, das den Würkungen der ſtärkſten Gifte widerſtehe; dies belebte ſogleich Sir **Karl's** Hofnung — Wo find ich dieſen Schutzgott? zeigt mir ihn, bringt mich zu ihm — wär es auch an dem äußerſten Ende von Amerika? (Man ſagt ihm, **Mozuma** ſey auf hundert Meilen von ſeinem Aufenthalt entfernt.) O! ich hab Kraft genug — ich lauf, ich flieg — (er fiel auf ſeiner Frau Bett hin) **Amalia**, meine liebe **Amalia**, Du wirſt am Leben bleiben! wirſt leben, um mir zu verzeihen, mich zu bedauren, ach! dürft' ichs ſagen, mich zu lieben: werd ich dieſe Liebe würdig ſeyn, deren Werth ich ſo lebhaft empfinde? Er erzählt ihr die Wunder, die er von **Mozuma** erfahren, und verließ ſie, indem er ſie einigen Freunden anvertraute, deren Dienſtfertigkeit und Redlichkeit er kannte.

Dolſey ging mit einem getreuen Wilden, deſſen er ſich zum Dolmetſcher bediente, ab; er hieß **Zami**. Sie hielten ſich nirgend auf. Sir **Karl** hätte ſich eher die Schnelligkeit des Windes gewünſcht; ſie gelangen vor **Mozumas** Hütte an; ſie trafen ihn auf einer Decke ſitzend an, ſein Bogen und Pfeil lagen neben ſeinen Füßen, und ſeine Gebährden zeugten von dem tiefſten Schmerz:

auſſerdem, daß er die Arzneykunſt ausübte, war es auch unter ſeiner Nation einer der berühmteſten Krieger. Zami redt ihn an, und indem er auf Sir Karl wieß, eröfnet er ihm die Urſache, warum ſie zu ihm gekommen: Der Wilde ſtand wüthend auf: — Niederträchtiger Sklav unſerer Henker, was kömmſt Du zu mir, mich um Rath zu fragen? Ich ſoll noch dieſen Tygern, die aus Europa zu uns gekommen, Hülfe ſchaffen; weiſt Du wohl, mit was für einem Pfeil ſie mir mein Herz durchbort haben. Hiebey entfielen ihm häufige Thränen. Er fuhr fort: ich war Vater und dieſe Ungeheur haben ſich mit dem Blute meines Sohns, meines einzigen Sohns gefärbt! ich hatte einen Sohn — und ich hab' ihn nicht mehr. Die Sonne geht auf, ohne mir mehr die Stütze meiner Seele zu zeigen, die mich in meinem Alter tröſten, meinen letzten Hauch einathmen ſollte, der einer der tapferſten Krieger war. Die Sonne geht unter, ohne daß ich ihn mehr auf dieſer Decke antreffe, wo ich nichts mehr wünſche, als den Tod! Der Tod iſt nichts für einen Mann, der ſchon in zwanzig Schlachten geweſen; aber ſterben, eines Sohn beraubt; nicht mehr ſeine Hände, die mir die Augen zudrücken, fühlen — geh, geh, ich werde dieſem Europäer die Bruſt durchboren — Dir ſelbſt — verlaß mich. Nein, rief Dolſey indem er ihm zu Fuß fiel; ich verlaß Dich nicht, mein Freund, mein Vater! (er entblößt ſeine Bruſt) ſchlag, ſtoß, vereinige hier alle Deine Streiche, aber ehe Du mich tödteſt, hilf — gieb mir eine geliebte Frau wieder — Du ſcheinſt mir empfindſam zu ſeyn — Ob ich empfindſam bin, europäiſches Ungeheur? Ob ich empfindſam bin? Du ſiehſt mich weinen, wie ein Weib, und Du zweifelſt noch an meiner Empfindſamkeit. — Ach ich werde meine Thränen mit den Deinigen vermiſchen, Du biſt Vater. — Ich bins nicht mehr! ich bins nicht mehr! — Ach!

und ich bin noch Mann und — bald hör' ich auf, es zu ſeyn! — ich liege zu Deinen Füßen, ich hab es Dir geſagt: kann mein Leben Deine Rache beſänftigen; ſo bin ich zu dieſem Opfer bereit; es überläßt ſich Deiner Wuth; aber rette meine Frau vom Grab, das ſie verſchlingen will, und alsdann zerfleiſche mich, verſuch die grauſamſte Martern an meinen zitternden Gliedern, ich werde Dich ſeegnen, Du wirſt mein Schutzgott ſeyn; weil Du meine Amalia erhalten. Hätt ichs mit einem andern, als mit Dir zu thun; ſo würd ich Dir ſagen: all meine Schätze, all mein Vermögen gehört Dir. — Mit Deinen Schätzen! O was wären alle Schätze von Deinem Europa gegen den Werth meines Sohns? — Barbar, erinnere Dich alſo nochmals, daß ich nicht mehr Vater bin, daß ich auf dieſer Decke ſterben werde, ohne meinen Sohn zu ſehen, ohne ihn an meine Bruſt zu drücken — Geh, flieh aus meinem Geſicht — ich brenne vor Begierde, Dir das Herz entzwey zu reiſſen. — Du willſt, ich ſoll Deine Frau geſund machen! Ich wollte, daß Dein Europa gänz von unſern Pfeilen vergiftet wäre; ich ſelbſt wollte ſie dahin bringen, und das Vergnügen, das angenehme Vergnügen genießen, daß nicht einer davon gekommen, wollte ſie alle fallen und vor meinen Augen ſterben ſehen. Ach! mein Sohn, mein Sohn würde nicht mehr leben!

Delſey, weit entfernt, ſich abſchrecken zu laſſen, blieb bey aller Weigerung, bey allen Aeußerungen von Mozumas Wuth ſtandhaft; er umfaßte ſeine Knice, er ſtellte ihm vor, überall herrſchten im Krieg Unglück und Uebelthaten; daß er ſeine Wuth im Herzen des geſittetſten Volkes ſo gut als der wildeſten ausbrechen laſſe, daß er ſich allein über das Schickſal der Schlachten wegen des Verluſtes ſeines Sohns beklagen müſſe; endlich bewog er durch Anhalten, Bitten, durch Thränen den grauſamen

Wilden, daß er ſeine Wälder verließ und ihn bis zu Amaliens Aufenthalt begleitete.

Sobald Sir Karl ſein Haus erblickt, eilt er zu ſeiner Frau, und wirft ſich ihr in die Arme: — Du erhieltſt von mir den Tod, ich bringe Dir das Leben; Deine Geneſung iſt gewiß. Er hatte noch nicht ausgeredt, als Mozuma in das Zimmer trat. Ihr Mann führt ihn voll Ungeduld vors Bett der Kranken; er unterſucht alles aufmerkſam; aller Augen waren auf die ſeinigen gerichtet. Nach einer kleinen Weile ſagte der Wilde, indem er ſich an Dolſey wandte: ich will aufrichtig reden, Lügen und Schmeicheley ſind nur für Deine Brüder: gegen dieſe Krankheit ſind meine Geheimniſſe zu ſchwach, ſie iſt unheilbar; nur allein der große Geiſt (den Himmel zeigend) kann die Kraft dieſes Gifts beſiegen. Dies war ein Donnerſchlag für Sir Karl: Alſo muß man ſich darein ergeben; mehr konnte er nicht herausbringen. Sein Zuſtand war ſo bedaurungswürdig, daß ſogar Mozuma davon gerührt wurde — nachdem er aber dieſe Aufwallung des Mitleids ſchnell wieder unterdrückt hatte; ſo ſagt er: Ich hielt Dich für einen Mann, und Du überläſt Dich einem unnützen Schmerz. Glaub mir, vereinige Dich mit unſern tapfern Kriegern, unſere Feinde zu ſchlagen; ich geb Dir einen Rath, den ich ausführen will; ich werde meinen Sohn rächen und ſein Grab mit ihren blutigen Leichnamen bedecken. Würdige Verbündete Deiner Europäer! von der Hand dieſer Treuloſen kam der Pfeil, der Dich Deiner Frau beraubt. Muſt Du ſterben; ſo folge meinem Beyſpiel; fall und ſtirb auf einem Haufen erlegter Feinde; leb wohl; ich eile nun dahin, meinen Geiſt aufzugeben.

Sir Karl hörte von dieſem Augenblick an beynahe auf zu ſeyn, er ſchien ſelbſt gegen Amaliens Liebkoſungen unempfindlich; er ſprach mit ihr und nur durch Augewinkt. Er glich jenen unglücklichen Geſchöpfen in der Fabel, die ihrer menſchlichen Geſtalt nach und nach beraubt ſich in ſtumme Steine verwandelten.

Dolſey ſchien einmal außerordentlich beunruhigt; er eilte in die Arme ſeiner Frau und überſtrömte ſie mit Thränen; er wollte ſich durchaus nicht niederlegen: endlich beugt er ſich über das Bette, und ſagte mit dumpfer und gebrochner Stimme: — Amalia — Amalia — es iſt geſchehen! — Was ſagſt Du? — Dolſey? — Ich hätte gewünſcht, den Muth zu haben, Dir den Anblick eines Endes zu erſparen — das dem Deinigen voranging. Ich kann das Uebermaaß meines Schmerzens nicht überwältigen; ich unterliege — ach! wer wird hier Deinen letzten Seufzer auffaſſen? Verzeihſt Du mir, liebes Weib? — leg Deine Hand auf mein Herz — ſo lang dies noch ſchlägt, ſo wird er nicht aufhören, Dich inbrünſtig zu lieben. Dolſey raſte ſich auf, um ſich an den Buſen ſeiner Frau zu werfen; er verſchied unter einem kläglichen Geſchrey und mit unverwandtem Blick gegen ſie.

Der Schmerz hatte Sir Karl das Leben gekoſtet. Dieſer Streich war ſo heftig für Amalien, daß ſie nicht einmal klagen konnte; ſie war wie vom Donner gerührt; ihre Thränen waren verſiegt, ſie ſchloß ihren Mann blos in ihre Arme und drückte ihr Geſicht auf das ſeinige; bisweilen erhob ſie ihre Augen gen Himmel, darauf neigte ſie dieſelben wieder auf den bleichen und entſtellten Ueberreſt, den ſie beſtändig an ihr Herz drückte: man wollte ihr einen ſo ſchmerzenden Gegenſtand hinwegnehmen; ſie hielt ihn aber feſt; ſie blieb beynahe vier und zwanzig Stunden in dieſem Zuſtande. Man benutzte eine Ohnmacht, Sir Karls Leichnam fortzubringen.

Amalie erwachte aus dieſem Todesſchlummer. — Wo iſt er? Wo iſt mein Mann? Wo iſt Dolſey? (man antwortete ihr nur mit Thränen) Thränen? — ach, ich kann keine vergieſſen! — Wie ſtehts um ihn? Wie ſtehts um Dolſey? (darauf holte ſie einen tiefen Seufzer herauf, wie ein Geſangener, der von einem Traum erwacht, ſeine Feſſeln anſichtig wird) Großer Gott: könnt ich ihn vergeſſen; — Dolſey, Dolſey iſt mir auf immer entriſſen, auf immer! Ich hielt ihn in meinen Armen — und er iſt nicht mehr drinn! nicht mehr drinn! Was hat man gethan! (ſie ſtand haſtig auf) man muß mir ihn wiedergeben; ich will auf meinem unglücklichen Mann ſterben; uns empfange und umſchließe Ein Grab!

Man konnte ſie nicht zurückhalten: Amalie ſah auf alle Seiten herum; ſie gieng in das nächſte Gemach: — O! Himmel, was ſeh ich? einen Sarg! — Grauſame — iſt er hier ſchon eingeſchloſſen! Dolſey! — lieber Dolſey — hier will ich ſterben. Sie ſank auf den Sarg nieder und umarmte ihn mit Entzücken. Nach Verfluß einer Stunde hatte ſie ſich von dieſer Regung des Schmerzens wieder erholt. — Mein Entſchluß iſt gefaßt; in Amerika werd ich den Lauf meines Unglücks nicht vollenden; ich fühle in mir noch ſo viel Kraft — nach Europa zu gehen und da zu ſterben. (Man wollte ihr dieſen Vorſatz ausreden; man ſtellt ihr ihre Schwachheit, tauſend andere Schwürigkeiten vor) Ich werde ſie überſteigen; ich fühl's — ja, ich bin überzeugt, der Himmel wird mir noch bis zu dem Augenblick mein Leben verlängern, wo ich den Troſt haben werde — dies iſt der einzige — der letzte — der letzte — ich bin dazu entſchloſſen, man erfrage für mich ein Schif, das zur Abfahrt bereit iſt! Man gehorcht, man bringt ihr die Nachricht von einem Schif, das ſie erwartet, und daß ſchon alles veranſtaltet ſey. Sie hatte nicht geſtattet, daß man Dolſey begraben durfte. Man erkundigte ſich mit zitternder Stimme nach ihrem Vorhaben. — Mein Vorhaben! O! das geht gewiß nicht dahin, mich von dem, was mir das liebſte geweſen und noch iſt, zu trennen — Dolſey — wird mir nachfolgen, oder ich werde ihn vielmehr an jenen Ort begleiten — wo man unſer beyder Aſche wird beyſetzen — Wie! gnädige Frau! So will ichs. Niemand ſoll mich hindern. (ſie ging zum Sarg und ſchrie) Dich ſollt ich verlaſſen! Dich hier laſſen! und ich ſollte ohne Dich in das Vaterland zurückkehren, wo ſich meine Augen bald ſchließen werden! Ach! wenigſtens werden meine Eltern, meine Eltern — Sie mußte innehalten, ein Strom von Thränen benahm ihr die Sprache; ſie bekam ſie wieder. — Fort! man bringe mit mir dieſen einzigen Gegenſtand hinweg, der meine Seele noch auf der Erde zurückhält!

In der That glich es einem Wunder, daß dieſe Frau, die dem Tod ſchon ſo nahe geweſen, ſich ſo weit wieder erholt hatte. Man brachte ſie in das Schif in Begleitung eines ſo lieben Pfandes, auf das ſie mit unverwandten Augen hinſahe; ſie äuſſerte, daß ſie nach England überſchiffen wolle. Während ihrer ganzen Fahrt blieb ſie beſtändig neben dem Sarg, den ſie abwechſelnd mit Küſſen und Thränen bedeckte. Ihr Anblick erfüllte alle, die ſich auf dem Schif befanden, mit eben ſo viel Verwunderung als Mitleid. Man konnte auf ſie mit allem Recht die Worte eines alten Dichters anwenden: **Die Majeſtät des Schmerzens.** Dies traurige und einnehmende Anſehen hatte ſich ganz über **Amalien** verbreitet.

Ihre Eltern beweinten ſie unaufhörlich, ungewiß, was aus ihr möchte geworden ſeyn. Ach! ſagten ſie, wenn

wenn wir wenigſtens nur ſoviel zu unſerm Troſte wüßten, daß ſie noch lebt — hätten wir ihr auch noch ſo viel vorzuwerfen; o! wenn ſie noch lebte, wir würden ihr verzeihen. — Dies liebe Kind, macht ſie nicht unſere einzige Liebe aus? aber — eitle Hofnung! Amalie, Amalie iſt nicht mehr, nein wir haben kein Kind mehr! wir werden ſterben, ohne ſie noch einmal zu umarmen. Und bey dieſem Gedanken vergoſſen dieſe Unglückliche täglich bittere Thränen; bisweilen ſagten ſie zuſammen; wenn wir nur **Sara**'n hätten auskundſchaften können; ſo würden wir doch wenigſtens auf einige Spur gekommen ſeyn, und wir würden nicht in einer Ungewisheit ſchweben, die noch ſchrecklicher iſt, als das Unglück ſelbſt.

In eben einem ſolchen Augenblick, darin ſich Amaliens Vater und Mutter einander ihre Klagen mittheilten, wurde ihnen gemeldet: eine Weibsperſon von dem und dem Alter verlange ſie zu ſprechen. — Laßt ſie hereinkommen — Laßt ſie hereinkommen — ach — wenn dieſe uns eine Nachricht von unſerer Tochter brächte! Wer weiß? vielleicht hat ſich der Himmel durch unſere Bitten, durch unſer Flehn erweichen laſſen. Die gedachte Perſon trat herein — **Sara**: Ja meine verehrungswürdige Gebieter, die ich ſo ſehr beleidigt habe, dies iſt die unglückliche **Sara**, die dem Trieb, Ihnen zu Füßen zu fallen und Sie um Vergebung zu bitten, nicht länger widerſtehen konnte. — Sag uns, ſag uns — was haſt Du mit Amalien angefangen? — Wo iſt ſie hingekommen?. — Lebt ſie? Ach Grauſame! **Sara**, alles iſt vergeſſen, wenn Du uns ſagſt — ſollten wir ſo glücklich ſeyn und ſie uns der Tod noch nicht entriſſen haben? Dies liebe Kind! mein — wo iſt es! **Sara** erzählt ihnen alles der Länge nach, was ſeit dem Augenblick, als man Dolſey den Zutritt verboten, vorgegangen iſt. Sie bekannte offenherzig, daß ſie zu Amaliens Flucht geholfen, daß ſie dieſelbe bis ans Schif, das ſie nach Amerika gebracht hat, begleitet habe. Sara fügte hinzu: aus Furcht vor Ihrer gerechten Ahndung hab ich mich Ihren Nachforſchungen entzogen; ich hab erfahren, daß Sie untröſtlich ſeyn; ich entſchloß mich darauf, mich Ihrem Zorn, der verdienten Strafe meiner Schwachheit oder vielmehr meiner niederträchtigen Gefälligkeit, zu unterwerfen; ich will lieber ſterben, wenn es ſeyn muß, als Sie länger in dieſer Verlegenheit laſſen: — Sara, es iſt jezt nicht die Rede von Deinem Vergehen — Amalia — in Amerika — und — Du weiſt nicht in welchem Theil? — Sie wollte Sir Karl aufſuchen. — Der Vater fiel ein: dies wird alſo in der Gegend ſeyn, wo jezt der Schauplaz des Kriegs iſt: man muß ſchreiben — nach allen Enden — nachfragen — in ganz Amerika, um etwas von Amalien zu erfahren. Ach! Gott, Gott! wir wiſſen nur ihr Schickſaal — ſie wird Sir Karl geheyrathet haben, aber — ſie lebt! ſie lebt! möchten wir ſie in unſere Arme ſchlieſſen können, dieſe geliebte Tochter, ſo würdig es zu ſeyn! Wie, unſer unbiegſamer Eigenſinn hat ihr und unſer Unglück zuwegegebracht. — Wir werden ſie wiederſehen! ſie wird noch in unſerm Hauſe ſich aufhalten; unſer Eidam iſt immer von einem ſolchen Stand, der uns Ehre machen kann; ihm fehlte nichts als Vermögen.

Beyde waren von einer Freude erfüllt, die ſich nur Eltern vorzuſtellen wiſſen: bald aber wurde dieſes tröſtliche Entzücken von beunruhigenden Gedanken verdrungen. Welchen Gefahren war ſie ausgeſezt! Wir überlaſſen uns einer allzufrühzeitigen Hofnung. Vielleicht iſt ſie in dem Augenblick, wo wir das Beſte wünſchen, nicht mehr. Sie wird ein von dem unſrigen ſo verſchiedenes Clima nicht haben ertragen können. Sara ſuchte dies trübe Gewölke zu zerſtreuen. Sie erwähnten vorher, ſagte die Mutter zu ihrem Mann, man ſollte ſich erkundigen, in was für einer Gegend ſich Amalie aufhalte. Ey! warum wollen wir eine Sache von ſolcher Wichtigkeit einem andern anvertrauen? Was haben wir zu verlieren? Tage, worin uns Herzeleid bedroht. Wir haben ſchon einen Fuß im Grabe, fort mein Freund, laß uns mit Muth bewafnen, wir wollen es ſelbſt auskundſchaften, wie es unſerer Amalie ergangen iſt; wagte doch ſie es, übers Meer zu ſetzen; ſollte die Zärtlichkeit eines Vaters und einer Mutter nicht ſo ſtark ſeyn, als eine thörichte Liebe — Laß uns nicht mehr an ihren Fehltritt denken, wir werden ſie wiederſehen, werden ſie an unſere Bruſt drücken — folgen Sie mir, wir wollen unſere Abreiſe beſchleunigen. Meine liebe Gebieter, rief Sara, ich werde Ihnen folgen, wenn Sie es mir erlauben; verſagen Sie mir dieſe Gnade nicht: o könnt ich doch noch einmal meine liebe Miß umarmen, eh ich ſterbe!

Dieſe vortreflichen Eltern waren würklich entſchloſſen, ihre Amalie bis in der neuen Welt aufzuſuchen: ſie machten die erforderlichen Anſtalten zu ihrer Reiſe, ſie unterhielten ſich beſtändig von dem Vergnügen, das ſie alsdann genießen würden, wenn ſie ihre liebe Tochter wieder mit ihren Armen umfaſſen könnten. — Ja, alles, alles ſoll ihr vergeſſen ſeyn, und wir werden ſie noch mehr lieben. Alſo werden wir unſere Amalia wiederſehen, wiederbeſitzen! O Himmel! könnten wir dieſe Wonne auch nur einen Augenblick genießen — wir werden vor Freude ſterben!

Es entſtand im Hofe eine Art von Auflauf; die Bedienten ſchienen beſtürzt; man fragte, was dies bedeute; ſie antworteten nicht; ihr Unruhe vermehrte ſich, Amaliens Mutter ging ſelbſt an die Thür: welch ein erſchütternder Anblick! ihre Tochter! ihre Tochter! mit fliegenden Haaren und in ein langes Trauerkleid eingehüllt: ſie eilt in ihre Arme: Amalie! — Ja, meine Mutter, wenn Sie mir anders noch erlauben, dieſen Namen auszuſprechen, es iſt Ihre Tochter — das unglücklichſte Weib, die um Ihren Segen bitten will, und dann vor Ihren Füßen ſterben. Ihr Vater, der ſeiner Frau gleich nachgefolgt war, und der Amalien alsbald erkannte, konnte nur dies ſagen: meine Tochter! Er wollte ſie aufheben und umarmen: — Meine verehrungswürdige Eltern! laſſen Sie mich, laſſen Sie mich vor Ihren Füſſen ſterben — Sara! ſeh ich Dich wieder! Als ſie antworten wollten, erblickten ſie ein Gefolg von Bedienten, die einen Sarg trugen; Entſetzen hatte ſich ihrer bemächtigt; darauf nahm Amalie wieder das Wort: dieſer Sarg, den Sie hier vor ſich ſehen, (ſie warf ſich darauf nieder) umſchließe meinen unglücklichen Mann, und wird auch bald mich umſchließen; ich bitte, ſetzte ſie hinzu, indem ſie einen Strom von Thränen vergoß, für ihn und mich um Verzeihung, — eine Verzeihung, die wir nicht erhalten konnten, ſo lang er noch lebte: Werden Sie mir dieſe verſagen? Ihre Eltern ſchloſſen ſie ſchluchzend in ihre Arme. — Meine Tochter, meine liebe Tochter! — ach wir wollen jetzt nicht mehr von Verzeihung reden; wir wollen uns über das Glück unſerer Wiedervereinigung freuen; wir wollen Dir Deinen Verluſt zu erleichtern trachten; wir wollen die Stelle Deines Mannes vertreten. Als Amaliens Vater ſie aufgehoben und neben den Sarg hingeſetzt hatte, über den ſie ihre Hand beſtändig ausgeſtreckt hielt: — Dies — dies iſt das Bette — worin man mich bald legen wird! Wenn ich indeſſen, liebe Eltern, noch einige Zufriedenheit genießen ſoll, ſo haben Sie mir dieſe ſo eben geſchenkt: Sie verzeihen mir! lieben mich! ich ſterbe glücklicher. Sie werden ihre Güte verſiegeln, und ich hoffe dieſe letzte Gunſtbezeugung von Ihrer Zärtlichkeit zu erlangen: legen Sie mich in dieſen Sarg neben Dolſey, meinen Mann! Ja das wird die höchſte Wohlthat ſeyn. — Ich verhehle es nicht, daß ich Ihnen viele Kümmerniſſe verurſacht habe; der Himmel iſt gerecht; ich bin geſtraft und Sie ſind gerochen. — Rede einmal von was anders, meine liebe Amalie; lebe, um uns zu lieben und von den Deinigen angebetet zu werden: Dich, Dich wollen wir in unſere Arme ſchließen! Sara vereinigte ihr Entzücken mit den Eltern. Ich ſehe alſo meine liebe Gebieterin wieder! O erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu küſſen — Sara! dieſe Hand wird bald Todeskälte empfinden! Der Vater rief aus: — Wie! meine Tochter! werden wir Dich denn gar nicht tröſten können! Dein Anblick brachte uns ins Leben zurück, willt Du, daß uns der Schmerz tödte! Schenk Deinen Mann Thränen; fern, Deine Traurigkeit zu tadeln, billigen wir ſie vielmehr und theilen ſie mit Dir; aber ſuch ſie zu mäßig — und in unſern Buſen auszugießen. Du ſagſt, Du liebſt uns, und redſt vom Sterben. — Verehrungswürdige Urheber meines Lebens, mein Ende iſt gewiß; ich hatte nur ſo viel Zeit übrig, es Ihnen anzuzeigen. Ich habe den Himmel gebeten, mir nur ſo viel Aufſchub zu gönnen, bis ich England, das mich geboren werden ſahe, erreicht haben würde, und ich in Ihren Umarmungen ſterben könnte; und diesmal erhörte er auch mein Flehen, da er ſonſt immer unerbittlich war. Sie haben mir verziehen, ich habe Sie wieder geſehen, und ſo habe ich doch nicht alles Unglück erfahren.

Amaliens Vater und Mutter drangen in ſie, dieſe Sprache nicht mehr zu führen, und ihrer Bekümmerniß doch einmal eine Erhohlung zu geſtatten? Sie entdeckte ihnen ihren ſchrecklichen Zuſtand: und nun erfahren ſie — erfahren dieſe Unglückliche, daß ein zerſtörendes Gift in den Adern ihrer Tochter ſteckt, daß ihr Ende unvermeidlich, daß ihr ein unwiderrufliches Todesurtheil geſprochen iſt. Das ganze Haus ertönte von dem allgemeinen Jammer, durchgehends herrſchte Niedergeſchlagenheit; man unterdrückte dieſe Betäubung blos zu dem Ende, um wo möglich noch Mittel ausfindig zu machen, man eilte nach London, man beſtrebte ſich, ſeinen Eifer an den Tag zu legen, die geſchickteſten Aerzte wurden herbeygerufen; es blieb nichts unverſucht, allein es zeigte ſich bald, daß Europa in Entdeckung eines Heilungsmittels nicht glücklicher ſey als Amerika. Ich wollte Sie nicht betrüben, ſagte Amalia zu ihren Eltern, und der mir angebotenen Hülfe mich widerſetzen, ob ich wohl nur allzugewiß von ihrer Unwürkſamkeit überzeugt war. Es iſt ein Beweis meiner Liebe und Gehorſams, den ich Ihnen ſchuldig zu ſeyn glaubte. Ja, es iſt ausgemacht, daß ich blos noch wenige Wochen leben werde: dieſe will ich Ihnen weihen, es Ihnen hundertmal wiederhohlen, daß Sie nie aus meinem Herzen gekömmen ſind; die Liebe, die Liebe war Urſache an meinem Unglück, an meinen Fehltritten — ach! ſie iſt mir zu Qual; ich bin ihr Opfer! aber Ihre Thränen haben mich benetzt; nun bin ich weniger zu beklagen, wenn ich ſterbe: meine liebe Eltern haben mir ihre Zärtlichkeit wiedergeſchenkt.

Niemand wag es, die Verzweiflung zu mahlen, in der ſich dieſe unglückliche Familie befand. Wir müſſen hier den Vorhang fallen laſſen, und es der Einbildung oder vielmehr der Empfindſamkeit anheimgeben, ſich ſelbſt ein ſo rührendes Gemälde vorzuſtellen und davon durchdrungen zu werden.

Auf Amaliens Verlangen hatte man den Sarg in ihre Kammer geſtellt: ſie ging des Tags wohl hundertmal dahin, um ihn zu küſſen und mit ihren Thränen zu benetzen; ſie ſeufzte gegen Sir Karl, gleich als ob er ſie hören könnte.

Als ſich Amalia mit Sara allein befand; da ſchüttete ihre Seele alle Bitterkeit des tiefſten Schmerzens vor ihr aus: — Nun, meine liebe Sara, dachteſt Du mich wohl wiederzuſehen, mich von ſolchen fürchterlichen Zufällen niedergedrückt wiederzuſehen, eines Mannes beraubt, den ich anbetete, mich bereit, ihm in das Grab nachzufolgen; meinen Eltern in dem nämlichen Augenblick, da ſie ihre Arme wieder nach mir ausſtreckten, entriſſen? Entſetzliches Schickſaal! Dies iſt die Strafe meiner Leidenſchaften! Ich hab einen Sterblichen zu ſehr geliebt; der eiferſüchtige Himmel ſtraft mich dafür! Ich habe mein Unglück verdient; ich habe meine Familie beleidigt; ich habe die heiligſte Pflichten verletzt — Ach verzeih! mein lieber Dolſey (ſie wandte ſich gegen ſeinen Sarg) verzeih! fürchte nicht, daß Dein Bild meine Seele weniger beherrſche — Sara — dahin führt die Liebe!

Unter allen Empfindungen iſt die Hoffnung die letzte, die in dem menſchlichen Herzen verliſcht: es gab Augenblicke, worinn Amaliens Vater und Mutter ſich ſo ſehr dadurch täuſchen ließen, daß ſie ſich einbildeten, der Himmel werde ihre Tochter durch ein Wunder retten; ſie verließen ſich auf die Kräfte ihrer Jugend; auf ihre Sorge, die ſie ihrenthalben verſchwendeten: ihre Zärtlichkeit ſtellte ihnen die Geneſung noch immer als möglich vor, ſo wenig ſie nach der Vernunft wahrſcheinlich war. Indeſſen nahm Amalia ſichtbar ab, und näherte ſich ihrem Ende? Sie merkte dies auch ſelbſt nur gar zu wohl; doch ſuchte ſie es vor ihren Eltern zu verbergen. Wir wollen ſie immer hoffen laſſen, ſagte ſie zu Sara, mein Tod wird ſie noch früh genug betrüben! Alſo iſt dies mein Schickſaal, daß ich ihnen immer Thränen koſten ſolle?

Sir Karl's Gattin ſahe ganz geruhig den Zeitpunkt ihrer Auflöſung herannahen. Iſt das Herz einmal ſo tief verwundet, daß es nicht mehr geheilt werden kann, alsdann iſt es vergeblich, ein Rettungsmittel zu ſuchen;

ſie ſind alle zu ohnmächtig: Schreckliche Wahrheit, die ſich nicht verbergen läßt; nur der Tod kann uns heilen! Dolſey war nicht mehr, und er war das einzige, was Amalia auf Erden ſuchte. Ihre Eltern waren ſtets um ſie; ſie ſtrengte ſich an, ihnen entgegen zu lächlen, ſie tröſtete ſie; ſie ſprach mit ihnen von ihrer Jugend, von ihrer Liebe zu ihnen, ſie ſuchte ſo viel möglich das Grab von ihnen zu entfernen, in das ſie bald ſinken ſollte. Wir haben es ſchon geſagt, daß ſich Amalia blos in Gegenwart ihrer Sara ſo zeigte, wie ſie würklich war; das iſt, von allen Empfindungen beſtürmt, die jedes Weſen fühlt, das ſich nahe an dem Ziel befindet und ſeiner Zerſtörung entgegengeht. Wenige Philoſophen ſelbſt giebts, die bey dieſer Vorſtellung nicht die Standhaftigkeit verlieren.

Amalia hatte nicht länger, als etwa noch einen Tag zu leben: die Aerzte verhehlten es ihr auch nicht. Nun nahm ſie die ganze Stärke ihrer Seele zuſammen; ſie bat ihre Eltern zu ſich auf ihr Zimmer. Kaum wurde ſie dieſelben gewahr — Das iſt das letztemal, daß ich Ihnen beſchwerlich falle, daß Sie die Stimme einer Tochter hören, die gern nur für Sie leben wollte: aber mein Schickſaal riß mich fort, ich hab einen andern geliebt — und ich hab ihn verloren. Sie müſſen nunmehr mit der Erwartung meines Todes vertraut ſeyn; ſo lang wir wieder vereinigt ſind, haben Sie dieſelbe vor Ihren Augen. Noch einmal, liebſte Eltern, verzeihen, ſeegnen Sie Ihre Tochter, ſie beſchwört Sie, denken Sie an nichts, als an ihre Reue, an ihre Zärtlichkeit, die aller ihrer Ausſchweifungen ungeachtet nie aufgehört hat; ich hab es Sara anbefohlen, mit Ihnen davon zu ſprechen, oft davon zu ſprechen. — Ich fühle, daß ich ſterbe — ach! zögern Sie mit Ihrem Seegen nicht! (Hier näherten ſich ihre Eltern, ſchloſſen ſie in ihre Arme, ſeegneten ſie und ſanken ohnmächtig dahin) Sara, wir wollen ihnen dieſen Anblick erſparen, bringe ſie von hier hinweg. (Die Bediente führten ſie in ihr Zimmer) Sara ich habe mich mit einem Leilach verſehen, hier iſt mein Schmuck, ich bitte Dich, nimm ihn als ein ſchwaches Zeichen meiner Freundſchaft an; nun erwart ich auch einen Beweis von Deiner Erkenntlichkeit: ſag, man ſollte ſogleich den Sarg öfnen. — Ums Himmelswillen, gnädige Frau, was wollen Sie? — Denke, daß ich Dich um eine Gefälligkeit gebeten — Deswegen wollt ich meine Eltern gern weg haben — ſie würden dieſen Anblick nicht ausgehalten haben. (Nach einer kleinen Weile:) Iſt geſchehen, was ich von Dir erwarte? — Ja, man hat Ihnen gehorcht, aber — was machen Sie? — Entfernt euch, meine Freunde; ich will in meinen letzten Augenblicken von dieſer allein bedient ſeyn; ihr werdet finden, daß ich euch in meinem letzten Willen für eure Dienſte bedacht habe, entfernt euch. Amalia war ſehr ſchwach: — Wir ſind allein, meine liebe Sara, komm, unterſtütze mich mit Deinen Armen. Sara, die in Thränen zerfloß, gehorcht: — Ach! was wollen Sie thun? was wollen Sie thun? — Führ mich an dieſen Sarg, damit meine letzte Blicke auf meinen Mann hinſchauen — O! Himmel, ich kann nicht. — Sara wollte mir dieſen letzten Dienſt verſagen! Wohlan! ich werde alle meine Kräfte zuſammen raffen, hinzuſinken — Sara ließ ſie nicht ausreden: ſie brachte ſie kraftlos an dieſes Denkmal des Schmerzens: — Hier iſt alles, was mir von einem Mann übrig geblieben, den ich bis zur Abgötterey liebte. Amalia betrachtete Sir Karl eine gute Weile, der in ein Leichentuch eingehüllt war: — Hilf mich in dieſes Todtenbett legen — willſt Du nicht: ſo ſterb ich doch, und Du beraubſt mich eines Troſtes! — Sara unterſtützte Amalien, die ſich in den Sarg legte — Endlich ſiehſt Du mich auf immer, auf immer mit meinem Mann vereinigt. Sara, ſag meinen Eltern, daß ich ſie bitte, uns nicht zu trennen. Tröſte ſie, unterhalte Dich mit ihnen von der unglücklichen Amalia — vergiß mich nicht — leb wohl, — leb wohl — Sara — ich ſterbe.

Indem Amalia dieſe Worte mit einem kläglichen Ton ausgeſprochen hatte, ſo ſuchte ſie den Deckel des Sargs auf ſich hinzuziehen; Sara eilte hinzu, und fand ſie tod. Sie erhob ein Geſchrey, die Eltern, die wieder zu ſich ſelbſt gekommen waren, kamen eilfertig in die Kammer, von ihrer Dienerſchaft begleitet: Sara zeigte blos mit der Hand auf den Sarg; ſie ſahen ihre Tochter darin, die ſchon verſchieden war und mit ihrem Leilache ihren Mann bedeckt hatte: ſie blieben unbeweglich unten am Sarg ſtehen in verſchiedenen Stellungen des Schreckens und Schmerzens; nachdem ſie ſich von ihrem Entſetzen erhohlt hatten, küßten ſie noch die unglückliche Amalia, und ordneten unter Thränen und Seufzern das Leichenbegängniß beyder Gatten an; man erfüllte den Willen der Frau: ein Grab und ein Sarg umſchloß ſie, und dieſe unglückliche Familie geht alle Tage dahin, ihre Thränen dort zu zollen und ihren Tod zu erwarten.

IX.

Miſcellanien.

1.

Die erſte Maske. Tiſch-Zahl.

Das Carneval hat ſeinen Namen vom italieniſchen Worte Carojoval, ſo viel, als Adje Fleiſch! Die Masken, deren man ſich um dieſe Zeit bedient, ſcheinen die Erfindung der Damen von übelberüchtigten Ruf zu ſeyn, die ſich bey den Griechen das Geſicht bedeckten, um von den Mannsperſonen, denen ſie ſich überließen, nicht erkannt zu werden. Poppea, die Frau des Kaiſers Nero, war die erſte, welche eine Maske vorthat, um die Schönheit ihres Geſichts vor den Anfällen der Sonne und der Witterung zu wahren. Von dem Namen dieſer römiſchen Dame iſt das Wort Puppe entſtanden, womit wir das Spielwerk der Kinder zu bezeichnen pflegen. Als unter Franz II. König von Frankreich, bey den Mannsperſonen die großen falſchen Bäuche, und bey den Damen die culs postiches Mode wurden, verliebten ſich die leztern ſo ſehr in dieſe Mode, daß ſie darüber die Sorgfalt für ihr Geſicht vergaſſen, und es mit einer Maske von ſchwarzen Sammet vermummten, welches man einen Wolf, un Loup, nannte. Auf Gaſſen, Spatziergängen, bey Beſuchen, und ſelbſt in der Kirche, erſchienen ſie nicht anders als maskirt. Nach der Maske kamen die Schönpfläſterchen in Schwang, und ſie legten

deren

heren eine ſo große Menge auf, daß ihr Geſicht unkenntlich wurde.

Die alten Griechen und Römer richteten ſich in der Anzahl ihrer Gäſte nach der Zahl der Grazien oder Muſen, das heißt, ſie baten deren nicht mehr als drey, oder neune. Manchmal ladeten ſie auch ſieben Perſonen ein, zu Ehren der züchtigen Pallas, die dieſe Zahl, als ein Symbol der Jungfrauſchaft, heilig war. Die Griechen liebten die Zahl zehn, als eine runde Zahl. Plato der Weltweiſe, war für die Zahl achtundzwanzig, weil der Mond ſeinen Lauf in achtundzwanzig Tagen endigt. Verus liebte an ſeiner Tafel zwölf Gäſte, zu Ehren des Jupiter, eines Planeten, der in zwölf Jahren ſeinen Sonnenlauf endigt. Heliogabelus war für die Zahl neune. In Frankreich halten abergläubiſche Leute die Zahl dreyzehn für unglücklich, weil ſie behaupten, daß einer des Jahres davon ſterben muß.

2.

Tagebuch

eines deutſchen Officiers, der einen Trupp Rekruten nach Nord-Amerika führte.

Den 21ſten April 1779. Ich ward heute morgens um 7 Uhr, nach vorhergegangener Muſterung und Beeidigung, mit ſämtlichen zum Tranſport gehörigen, auf dem Canal in Stade eingeſchifft, und fuhren ſogleich auf die Engliſchen Schiffe, welche in der Elbe vor Anker lagen. es waren folgende:

1. **Hind**, eine Fregatte von vierundzwanzig Kanonen, der Capitain hieß **Young**.

2. **Warth**, ein Transportſchif von 8 Kanonen, es waren die beyden Braunſchweigiſchen Capitains **Thomä** und **Weiß**, mit dem gröſten Theil ihrer Leute darauf.

3. **Entrepriſe**, worauf ich, mit ſämtlichen Jägern, und etlichen 40 Füſiliers, in Geſellſchaft des Braunſchweigiſchen Capitain **Rabens**, und den übrigen Braunſchweigiſchen Recruten mich befand. Es führete ſechs Kanonen.

4. **Preſent-Succeſſion**, hatte am Bord den Lieutenant **Zippel** mit dem übrigen Theil unſerer Leute, ingleichen einige nach Gibraltar beſtimmte Hanoveraner. Führete ſechs Kanonen. Dieſen Tag, ſo wie die folgenden alle, bekamen die Leute ihre ausgeſetzten Portiones an Eſſen und Trinken allemal richtig.

Den 22. 23. 24. und 25ſten lagen wir noch vor Anker. Da ich keine Kenntniß von der Schiffarth hatte, und mit den Engländern nicht ſprechen konnte; ſo habe ich niemahl die wahre Urſache unſers ſo langen Stilleliegens erfahren können, ſondern mich immer an der Vermuthung begnügen müſſen, der Wind ſey nicht gut.

Den 26. früh fiel von unſerm Kriegsſchiffe ein Kanonenſchuß, ich ließ mich ſo gut als möglich bedeuten, daß dieſes ein Signal wäre, alles zum abſeegeln in Bereitſchaft zu halten; und dieſes geſchahe um 9 Uhr; um halb 10 Uhr fiel der zweyte und endlich um 10 Uhr der 3te Schuß. Hierauf wurden ſogleich die Anker aufgewunden, und wir kamen um 12 Uhr bey Glückſtadt an, wo wieder Anker geworfen wurde.

Den 27. 28. 29. und 30ſten lagen wir wieder bey Glückſtadt ſtille; es kamen verſchiedene Marquetender mit Brod und Brantewein an die Schiffe, da die Leute aber kein Geld hatten: ſo konnten ſie auch nichts kaufen, zulezt aber muſte ich die Verfügung treffen, daß dergleichen Leute nicht mehr an das Schiff gelaßen wurden, denn da die Schiffskoſt ohnedies etwas ſchlecht iſt, und die Burſche beſonders keinen Brantewein bekamen, ſo waren ſie einmal in Begrif geweſen, Mondirungsſtücke zu verhandeln, es ward mir aber von den untern Officiers gemeldet, darauf ließ ich keinen Marquetender mehr ans Schif.

Den 1. May mittags um 11 Uhr ſeegelten wir bis Kuxhaven, da aber der Wind ſowohl zu ſchwach, als auch contrair war, ſo konnten wir nicht weiter kommen; um Mitternacht aber war er wieder gut, wir verlieſſen alſo die Elbe.

Den 2. morgens, wie wir aufſtanden, befanden wir uns unter Seegel; der Wind wehete ziemlich ſtark, und war in kurzer Zeit ein heftiger Sturm, wir muſten alſo wieder zurück auf die vorige Stelle, wo wir geſtern gelegen hatten, wann wir nicht Gefahr laufen wollten, auf eine Sandbank geworfen zu werden. Ich habe nachher ganz andere Stürme auf dem Ocean ausgeſtanden; aber alle dieſe, und überhaupt meine ganze Seereiſe, hatte mir an meiner Geſundheit nicht ſo viel Schaden gethan, als dieſer einzige Sturm; denn ganzer acht Tage habe ich die Beſchwerlichkeiten deſſelben auszuſtehen gehabt.

Den 3. früh bekamen wir beſſern Wind, wir ſeegelten alſo bis vor Bremerhaaken, hier erwarteten wir die Heſſen und übrigen deutſchen Truppen, welche mit uns ſeegeln ſollten.

Den 4. 5. 6. 7. und 8ten lagen wir ohne Erwartung einiges Fortganges unſrer Reiſe ſtill, mein Schifs-Capitain, (welcher in der Deutſchen Sprache doch ſchon ſo viel gethan hatte, daß man ihm einigermaaßen verſtehen konnte,) verſicherte mehr als einmal, wenn wir in dieſen Tagen hätten fahren können, ſo hätte uns der gute Wind, den wir immer hatten, in drey Tagen nach England gebracht.

Den 9. May erhielten wir von Bremerlehe die Nachricht, daß die Heſſen eingeſchifft wären, und nur auf guten Wind warteten, um zu uns zu ſtoßen.

Den 11. früh, gerade um 9 Uhr, kamen ſie zu uns, ſo gleich ſeegelten wir unter einer Flotte von zwölf Schiffen nach England zu. Nachmittags um 5 Uhr, ſeegelten wir bey dem heiligen Lande vorbey; einem ſehr großen Steinfelſen in der Nord-See.

Den 16. ſahen wir die Küſte von Yarmouth liegen, ein heftiger Sturm aber, welcher ſich gegen Abend anfing, verſchlug uns ſehr weit davon zurück.

Den 18. früh waren wir wieder etwas vorwärts geſeegelt, und ſahen an dem äußerſten Ende der Küſte von Yarmouth, ganz nahe am Rande ein Dorf liegen, mit Nahmen Leisdorf, jedoch verhinderte der noch anhaltende ſtarke Wind den fernern Fortgang unſrer Reiſe.

Den 19. und 20ſten ſchwebeten wir wieder auf dem wilden Meere herum, ohne das mindeſte von Lande zu ſehen.

Den 22. hörten wir in der Entfernung ein ſehr ſcharfes Kanoniren: wir erfuhren aber anfänglich die eigentliche Urſache davon nicht, ich habe aber doch endlich von dem Schiffs-Capitain mit vieler Mühe erfahren, daß heute eine Flotte von 150 Seegeln von Portsmuth abginge, welche von den Engliſchen Ufern Abſchied nähme.

Den 23. feyerten wir das eingefallene Pfingſtfeſt, ſo gut es ſich auf einem Schiffe beym Fahren nur thun läſt, das angenehme Wetter hielt uns den ganzen Tag auf dem Verdeck, wo wir an den Engliſchen Küſten hinſeegelten, bis wir endlich Abends um 11 Uhr bey dem Geſange: Jeſus meine Zuverſicht ꝛc. auf der Rhede Spithead ankamen, und grad Portsmuth quer über Anker warfen.

Den 24. habe ich mich auf eine ſehr angenehme Weiſe divertiret. Wir trafen ohngefehr noch 200 Schiffe verſchiedener Größe auf dem Spithead an, welche gröſtentheils mit lauter jungen Seeſoldaten beſetzt waren, dieſe nun exercirten heute ſämtlich mit Kanonen und kleinem Gewehr; es war dieſes in ſeiner Art das angenehmſte Spectacul, was ich je geſehen habe, ſodann zwey Ufer, die an natürlicher Schönheit ihres gleichen ſuchten. Ich weiß gewiß, ich kann es verantworten, wenn ich ſage, daß mich dieſer einzige Tag aller bisher ausgeſtandenen Verdrüßlichkeiten mit einemmal vergeſſend gemacht hat. Von ganzem Herzen wünſchte ich heut, daß es mir in Quebeck auch ſo gehen möchte.

Den 25. May ſahe ich das erſtemal die Stadt Portsmuth; ich ließ mir das Sehenswürdigſte darinn zeigen, und fand ſonderlich, daß das ſchöne Geſchlecht hier vorzüglich ſchön war. Aber bey alledem war mir die ungeheure Theurung, und erhöheten Preiſe von allen nur möglichen Nothwendigkeiten, eine ziemlich verdrüßliche Sache.

Den 27. früh bekam das Schif Warel Wache, von dem Man of War, welches uns bisher commandiret hatte, und zwar aus folgender Urſache: Die Recruten hatten die 3 Sch: — ſo man ihnen gegeben, nicht annehmen, ſondern ihr ganz gutgemachtes Geld haben wollen, man hatte die zwey Haupturheber zwar veſtgeſezt; da dieſe aber ohne weitere Strafe losgekommen waren, ſo hatten die übrigen geglaubt, ſie hätten Recht übrig, und waren daher deſto hartnäckiger auf ihren Vorſatz beharret, die Officiers hatten ſich alſo nicht weiter zu helfen gewuſt, ſondern das Ding gemeldet; worauf ſie einige Tage Engliſche Wache hatten. Man fing auch heute an, unſere Bagage auszuſchiffen, zu welcher man uns das armirte Bagageſchif Eagle einräumete.

Den 28. wurden 43 Füſilier von meinem Schif auf das Schif Preſent-Succeſſion an die Stelle der debarquirten Hanoveraner gebracht, für dieſe nun erhielten wir die aufrühriſchen Recruten, welche ich mit meinen Jägern und den noch bey mir befindlichen Füſiliers bewachen ſollte.

Den 29. May ward das Feſt der Wiedereinſezung des König Karls ſehr ſolenn gefeyert. Das unerwartete dieſer Begebenheit vergrößerte dieſelbe in unſern Augen; um 12 Uhr wurden alle Kanonen von der Veſtung, und um 1 Uhr von allen Kriegsſchiffen abgefeuert.

Den 30. wurden 50 Stück Feuer- und Seitengewehre, mit Zubehör ausgepackt und unter die Füſilier vertheilet.

Den 31. wurden 3000 Stück ordinaire Musqueten-Patronen, ingleichen 30 Pfund Bley, und 12 Pfund Pulver für die Jäger aus dem Königlichen Pulvermagazin in Portsmuth geliefert. Dieſe Affaire nun ſezte mich in verſchiedene, und im Grunde unnöthige Unkoſten, denn ich hatte zu erſtgemeldeten Pulver und Bley kein Papier, um Patronen zu machen, kein Geſchirr, Kugeln zu gießen, keine Pflaſter, keine Steine, kurz gar nichts: dieſes alles muſte ich nun in England auf das theuerſte kaufen; wollte ich anders die Jäger in den Stand ſetzen, ſich bey etwa vorfallenden Gelegenheiten zu wehren.

Den 2. Juni Abends um 7 Uhr, verbrannte im Haven ein zweymaſtiges königliches Preſſchif von 20 Kanonen, es muſte ohne Zweifel ſo haben ſeyn ſollen, weil man ſo wenige Mittel bey Rettung der Kanonen, und anderer Sachen von Werth anwendete, ſondern vieles muthwillig verſinken ließ.

Den 4. als des Königs Geburtstag. Hatte uns der 29. May in angenehme Verwunderung geſezt, ſo that es dieſer heutige Tag dreymal mehr. Um 12 Uhr wurden alle Kanonen einmal, und das kleine Gewehr dreymal von der Veſtung abgefevert; um 1 Uhr aber donnerten alle im Haven und auf dem Spithead gelegene Schiffe ihre Kanonen einmal auf das Wohl eines guten Königes los.

Den 8. Juni früh ſeegelten die Heſſen, Anſpacher, und Hanauer Rekruten ab, und auf Neuyork zu. Es war heute ſehr ſtürmiſch, dabey regnicht, und auf dem Verdeck gar nicht angenehm.

Den 9. der Sturm war eben ſo heftig wie geſtern, und beynahe noch heftiger; wenigſtens war er ſieben Perſonen heute ſehr fatal; es waren 4 Matroſen und 3 Mädchens, welche in einem langen Boot, auf ein Kriegsſchif hatten fahren wollen, der Sturm aber war ihrer mächtig werden, hatte das Boot umgeworfen, und ſie hatten ohne Rettung erſaufen müſſen.

Den 14. früh wurden 3 Franzöſiſche Kauffmannsſchiffe aufgebracht, die Franzöſiſche Flagge wehete unten, und die Engliſche oben, in dieſer Poſitur führete man ſie auf dem Spithead auf und ab, bis daß ſie den Mittag nach London geführet wurden.

Den 15. gegen Abend kamen die am 8. hujus, von hier abgegangenen deutſchen Truppen wieder zurück, aus was Urſachen weiß ich nicht.

Den 16. ſeegelten alle Kriegsſchiffe, ſo noch auf den Spithead lagen, ab, und blieben nur 3 Fregatten zurück, ingleichen mußten die geſtern angekommenen Deutſchen auch wieder mit fort.

Den 22. war ich in Portsmuth, und ſahe hieſelbſt ein trauriges Schlachtopfer der Engliſchen Gerechtigkeit. Dieſes war ein junger Fähndrich, ein Engländer von Geburt; er hatte vorgemeldete Charge auf einem den Franzoſen weggenommenen Kriegsſchiffe bekleidet; auf welchem die mehreſten Gefangenen wieder Kriegesdienſte genommen hatten. Mit dieſen nun war er einig geworden, ſo bald das Schif in See gehen würde, es den Franzoſen wieder zuzuführen; einer aber unter ihnen verrieth dieſes Deſſein, worauf dieſer

Fähndrich, nach einem kurzen Arreſt, auf einem im Haven gelegenen Kriegsſchiffe, aufgeknüpft ward.

Den 24. Juni, die Schiffs-Capitaine muſten Boote und Matroſen hergeben, um 3000 Bergſchotten auf einige Transportſchiffe zu bringen; womit der ganze Tag hingebracht wurde.

Den 26. früh ſeegelten die 3000 Bergſchotten nach Irrland; das Wetter war heute recht angenehm, und das Waſſer ruhig, alſo daß ich auf die beyden Schiffe Pre' nt-Succeſſion und Eagle fahren, und die daſelbſt befindlichen Leute auszahlen konnte

Den 28. früh fuhr ich in Geſellſchaft des Capitain Naben auf das Schif Eagle, und nahm 11 Jäger mit, ſobald wir daſelbſt ankamen, ward zwey Verbrechern der Aufrühriſchen ihr Urtheil vorgeleſen, worauf ſie mit Stricken bis auf den Tod gepeitſcht, und dann infam fortgejagt wurden. Dieſe Affaire machte doch wenigſtens ſo viel Eindruck bey den übrigen, daß ſie niemals wieder ſo gar viel Lerm machten, und wenn ja einer oder der andere wieder anfing, ſo waren ſie doch weit leichter zu beruhigen, als vorher.

Den 1. Juli kam ein Transportſchif mit Engliſchen Rekruten, von London hier an, dieſe Leute waren aus allen Zuchthäuſern und Gefängniſſen zuſammen geleſen, und waren beſtimmt, auf die neuen Kriegsſchiffe, an deren Erbauung man auf allen Werften arbeitet, zum Theil als Matroſen, zum Theil als Soldaten angebracht zu werden. Es waren auch gröſtentheils lauter junge und robuſte Leute, die ſich zu dem einem ſo wohl als zu dem andern recht vortreflich ſchickten.

Den 2. früh, als wir aufſtanden, war an dem Ufer des Spithead, zwiſchen Portsmuth, und dem nahe dabey liegenden kleinen Fort, ein Lager aufgeſchlagen, welches gegen Mittag 5000 Mann Landmiliz bezogen; es ſtand noch da, als wir von Portsmuth wegfuhren, und machte in der Zeit, als wir hier ſtille lagen, nicht die geringſte Bewegung, ich kann alſo nicht ſagen, aus was vor einer Abſicht es eigentlich da geſtanden hat. Abends kamen 5 leere Tranſportſchiffe und 2 Fregatten von Londen an.

Den 3. Juli kam eine Fregatte an, welche wichtige Depeſchen bey ſich, und die Franzöſiſche Flotte recognoſcirt haben ſollte, der Capitain davon hielt ſeine Verrichtungen aber ſo geheim, daß man nicht das geringſte davon erfahren konnte, ſondern das erſtgemeldete waren bloße Muthmaßungen.

Den 5. wurden wieder 4 zweymaſtige gefangene Spaniſche Kaufmansſchiffe hier aufgebracht, 3 wurden ſogleich nach Londen gebracht, und 1 blieb in hieſigem Haven.

Den 6. wurden wieder 2 Franzöſiſche Kaufmannsſchiffe, 1 zweymaſtiges Kriegsſchif, und 2 Spaniſche Kaufmannsſchiffe hier aufgebracht.

Den 7. fuhren die geſtern aufgebrachten Schiffe, die Fregatte ausgenommen, ingleichen zwey Tranſportſchiffe, welche gepreßte Matroſen auf hatten, nach London, die Fregatte aber in hieſigen Haven. Das Matroſenpreſſen gehet jezt hier und überhaupt in ganz England ſo ſcharf, daß man auch ſogar der vornehmſten Lords ihre Bedienten nicht verſchonet.

Den 12. ward ich auf die vielen Vorſtellungen eines Lieutenants genöthiget, auf ein nahe bey Portsmuth gelegenes Dörfgen zu fahren, und daſelbſt Heu und Haſer für die bey uns habenden Ziegen zu kaufen, weil das vorräthige Heu nicht zu gebrauchen war; dieſe Affaire koſtete mich 1 Guinee 17 Schl. 6 Penn. Ich glaube aber nicht, daß ich damit würde gereichet haben, wenn nicht die Grütze, welche die Leute nicht eſſen wollten, mit wäre verfuttert worden.

Den 18. Juli ſeegelte ein Kriegeſchif von 108 Kanonen aus dem Haven, und warf ohngefehr 800 Schritt von meinem Schif Anker. Es war ganz neugebauet, und ſollte in einigen Tagen zu der Keppelſchen Flotte abgehen, man hatte in aller Eil daran gearbeitet, denn ſeit 14 Tagen muſten alle in Königlichen Dienſten ſtehende Kaufmannsſchiffe ihre Schifszimmerleute zu dem Bau dieſer Maſchine hergeben. Es war 200 Fuß lang und 50 Fuß breit, und ſahe ſehr reſpectabel aus.

Den 22. ward ein zweymaſtiges Franzöſiſches Kaufmannsſchif aufgebracht, es war ein ſehr rares Gebäude, und nach Spanien beſtimmt, unſere Kapers hatten es aber aufgefangen. Es kamen heute verſchiedene todte Körper bey meinem Schiffe vorbey geſchwommen, welches der Schiffs-Capitain folgenden Zufalle zuſchrieb. Ein Boot von der großen Flotte, welches von einem Man of War, ans andere hätte fahren wollen, wäre mit 13 Perſonen verunglückt.

Den 30. gab das einzige Admiralſchif, eine Fregatte (Seafort) von 24 Kanonen ein Zeichen, daß die Schiffs-Capitaine zuſammen kommen ſollten; welches folgendergeſtallt geſchiehet: es wird eine Kanone abgefeuert, und indem dieſes geſchiehet, ſo wird zwiſchen dem hinterſten und kleinen Flaggenmaſt eine ſolche Flagge aufgezogen, als wie die Schiffe von der blauen Eſcadre führen, d. i. eine ganz blaue, mit einem weiſſen Kreuz, und oben das ordinaire Engliſche Wappen. Als nun unſer Schiffs-Capitaine wieder zurückkam, brachte er dieſe Nachricht mit, daß ſie die Ordre hätten, ſich parat zu halten, mit nächſtem nach Canada zu gehen.

Den 3. Auguſt mit dem früheſten erfuhr ich in der Stadt, daß drey geſtrige Ausreiſſer den Weg nach London genommen hätten; ich meldete dieſe ganze Sache dem Commandanten von Portsmuth, welcher mir allen möglichen

Vorſchub zur Nachſetzung that. Ich vor meinem Theil that auch mein möglichſtes, nahm auch ſogleich 2 Miethspferde, und ſezte ihnen bis auf den halben Weg nach, erfuhr auch in Briſtoll, daß ſie noch nicht da geweſen waren, worauf ich es an den Officier von dem daſelbſt liegenden Cavallerie-Commando meldete, und ihm ihre Kleidung beſchrieb, welcher mich auch verſicherte, ſie könnten nicht anders nach London kommen, ſie müſten denn einer von ſeinen Patrouillen in die Hände fallen.

Den 4. Auguſt war ich wieder in der Stadt, erfuhr aber nicht die geringſte Nachricht von meinen Flüchtigen; ich habe ſie auch nicht wieder erhalten.

Den 9. Es war 10 Uhr, als der erſte Schuß zur Abfahrt geſchahe, ich hatte jezo nur noch anderthalb Stunden Zeit, und dieſe wendete ich zu meinem Abſchiede an, ich fuhr mit dem Schifs-Capitain in die Stadt, aber mit welchem Herzen iſt mir am beſten bewuſt. Bey meiner Zurückkunft zog eine ſonderbare Begebenheit meine Aufmerkſamkeit an ſich: Ein alter ***ſcher Recrut, ein Mann, dem es an ächten Begriffen von Religion gar nicht fehlete, und mit dem man unverantwortlich umgegangen war: er hatte Frau und 5 unerzogene Kinder zu Hauſe, man hatte ihm mit der Hoffnung geſchmeichelt, aus England könne er wegkommen, da es aber nicht möglich war, ſo war er untröſtbar, daß er nun nach Amerika gehn, und ſeine Frau und kleinen Unſchuldigen nie wiederſehen würde. Dieſer angehende Alte (er war 58 Jahr alt,) kniete auf dem Verdeck, mit Thränen in den Augen, eine ganze Anzahl junger Leute um ſich her, und ſang folgendes Lied, das Noth und Kummer ihn ohne weitern dichteriſchen Beruf eingegeben hatte: Ich ließ mir eine Abſchrift davon geben.

Nichts betrübters iſt auf Erden,
Nichts kann ſo zu Herzen gehn,
Als wenn arme Wittwen werden,
Wenn verlaßne Wayſen ſtehn,
Ohne Vater, ohne Muth,
Ohne Freunde, ohne Blut.
Wittwen ſind verlaßne Frauen,
Wer thut auf die Wayſen ſchauen?

Ach müſſen ſtets die Armen,
Leiden alles Ungemach
Wenig ihrer ſich erbarmen,
Wittwen ſchreyen Weh und Ach,
Ueber den, der ſie ſo preßt,
Und in Nöthen ſtecken läßt,
Wayſen müſſen ſich nur ſchmiegen,
Andern untern Füßen liegen.

Zwar der armen Wittwen Zähren,
Reißen wohl die Backen los,
Aber ihre Seufzer kehren,
Sich zu Gottes Sternenſchloß,
Schreyen über dieſen Mann,
Der die Wittwen ängſten kann,
Bis der höchſte Gott das Ende,
Und der Wittwen Hülfe ſende.

Wittwen ſind in Gottes Armen,
Wayſen ſind in Gottes Schooß,
Ihrer will er ſich erbarmen,
Wär die Noth noch eins ſo groß.
Ein ſolch ungerechter Mann,
Taſtet Gottes Auge an,
Der die armen Wayſen drücket,
Und der Wittwen Herz beſtricket.

Wenn ſie bleiben in den Schranken,
Darinn ſie Gott hat beſtellt,
Und von ihme nicht abwanken,
Weil er ſich zu Ihnen hält,
Soll'n ſie in das Himmelsſchloß,
Werden alles Kummers los,
Da ſoll nicht mehr wie auf Erden,
Wittwen-Noth gehöret werden.

Mittags um 12 Uhr ſeegelten wir ab; unſer Commandeur war, die Fregatte Seafort von 24 Kanonen, der Capitain hieß Preſceelt. Tranſportſchiffe: Warth von 8 Kanonen, Capitain Thomä mit Braunſchweigern; Enterprize von 6 Kanonen, Capitain Rabe und ich; Preſent-Succeſſion, 6 Kanonen, Lieutenant Zippel; Eagle von 16 Kanonen, Capitain Weiß. Auſſer dieſen gingen noch 3 Kaufmannsſchiffe und 1 Kaper mit unſerer Flotte, aber blos um von der Fregatte bedeckt zu ſeyn, verlieſſen uns auch unterwegens, der Wind war ſehr gut.

Den 13. Auguſt, wir verlieſſen die Engliſchen Küſten, von welchen dieſen Mittag Fiſcher bey uns waren, welche mit Stockfiſch, Zwiebeln und Cartoffeln handelten.

Den 14. war der Wind noch gut, doch nicht ſo ſtark wie ſonſt, die Matroſen lieſſen alſo verſchiedene Angeln ins Waſſer; und fingen auch zwey Hayen von ungewöhnlicher Größe; aus Curioſität ließ ſie der Capitain wiegen, wo ſich es fand, daß jeder 60 C. wog.

Den 15. paſſirten wir durch die im Pas de Calais kreuzende Engliſche Flotte; ſie war uns linker Seite, und ſo viel wir ſehen konnten, 20 Seegel ſtark.

Den 17. ſobald es Tag ward, befand ſich in der Entfernung zweyer Kanonenſchüſſe von unſern äußerſten Schiffen ein franzöſiſcher Kaper, ſobald aber unſere Fregatte auf ihn los ſeegelte, ſo floh er.

Den 18. Auguſt Nachmittages, ließ ſich wieder in der Ferne ein fremdes Schif ſehen, unſere Fregatte ſteckte eine Flagge aus, und gab mit einer Kanone ein Zeichen, daß das fremde Schif ein gleiches thun ſollte, aber es that es nicht, ſogleich ſeegelte ſie drauf zu, und ſchoß mit einer ſcharf geladenen Kanone hin, dann ſteckte es eine Däniſche Flagge aus, und ſeegelte ganz ruhig durch unſere Flotte hin.

Den 26. 27. 28. und 29. contrairen Wind, zuweilen Sturm oder doch wenigſtens ſo ſtarken Weſtwind, daß wir nicht von der Stelle kommen konnten. Welche verdrüßliche Tage! Man überlege einmal, in einer kalten und miſerablen Cajüte, bey dem unaufhörlichen Wanken des Schiffs, und grauſamen Langenweile!

Den 30. und 31. hatten wir einen mittelmäßigen weſtlichen Sturm auszuſtehen, man hatte auf dem Schif ſchon alles parat gemacht, ihn ſo viel als möglich ohne Schaden auszuſtehen, aber der Wind kam nicht zu der Force, daß man ihm den Nahmen eines rechten Sturms hätte beylegen können, und es war uns allen auch ſehr lieb, indem keinem daran wäre etwas gelegen geweſen.

Den 4. 5. 6. und 7. September war der Wind größtentheils gut.

Den 8. war der Wind wieder unveränderlich gut. Der Engliſche Kaper, ſo bisher bey uns geweſen war, verließ uns heute, um in dieſen Gewäſſern zu kreuzen; das Schif Eagle that dieſen Nachmittag 3 Nothſchüſſe, worüber ich nicht wenig erſchrack, indem ich mir vorſtellte, daß unſere ganze Bagage verloren wäre, es waren aber nur die beyden Spitzen des Vordern- und Gabel-Maſtes abgebrochen.

Den 9. in der Nacht bekamen wir wieder einen Anfall von einem heftigen Sturm, aber auch dieſer gelangete nicht zu ſeiner gehörigen Force. Heute verließen uns wieder zwey von den Schiffen, die nicht zu unſerer Flotte gehörten, und gingen nach Neuyork.

Den 13. September früh um 9 Uhr kamen wir auf der Bank bey Terreneuve an. Da der Wind gut und ſtark war, ſo hielten wir uns weiter nicht auf, ſondern fuhren gradesweges fort, legten auch heute ein ziemlich Stück Weges zurück.

Den 14. Vormittages, bey einer rechten angenehmen Windſtille, ließ unſer Schiffs-Capitain angeln, es wurden auch 4 Laberdanen gefangen; bey dieſer Gelegenheit kam uns das Schif Preſent-Succeſſion ſo nahe, daß wir mit einander ſprachen.

Den 17. hatten wir wieder vortreflichen Wind, weil aber das Schif Eagle nicht nachkommen konnte, ſo muſten wir einigemal ſtille halten, und fingen bey dieſer Gelegenheit 7 Laberdanen.

Den 18. war der Wind ungemein gut, und einer der angenehmſten Tage unſerer ganzen Reiſe, an dem wir nach einer Zeit von beynahe 6 Wochen das erſte und zwar americaniſche Land zu ſehen bekamen, die Freude hierüber war bey allen ungemein groß, denn nunmehro hatten wir doch wenigſtens etwas Hoffnung, ein erwünſchtes Ende unſerer beſchwerlichen Reiſe zu ſehen: dieſes Land war die Inſul S. Pierre, wir erblickten die erſten Merkmahle davon grad um 12 Uhr Mittags, und Abends um 6 Uhr hatten wir ſie neben uns, alſo daß wir ſie ganz überſehen konnten; dieſen Morgen verließ uns auch das lezte Schif, ſo ſich des Schutzes unſerer Fregatte bedient hatte, und ſeegelte nach Halifax.

Den 19. hatten wir wieder anhaltenden guten Wind. Die geſtrige Inſul S. Pierre hatten wir die vergangene Nacht verlaſſen, entdeckten aber gegen Mittag wieder neues Land, und dieſes war C. Ray ein Theil von Neufundland, behielten es auch den ganzen Tag rechts im Geſichte.

Den 10. früh als es Tag ward, befanden wir uns in einer Flotte von 13 Proviantſchiffen, und einer Fregatte, welche in unſerer Geſellſchafft nach Quebeck ſeegelten, ſie waren 6 Wochen eher von Portsmuth weggefahren als wir, und demohngeachtet hatten wir ſie eingeholet. Gegen 9 Uhr ſahen wir die Inſel St Paul liegen, und ſeegelten alſo heute in den Golfo S. Laurentii.

Den 11. hatten wir den ganzen Vormittag ganz ſchwachen Wind, doch aber keine gänzliche Windſtille, linker Hand lag uns eine wüſte felſigte Inſel, von welcher aber kein Nahme bekannt iſt, verloren ſie auch gegen Mittag gänzlich aus dem Geſichte. Wir hatten überdies heute noch zwey curiöſe Vorfälle, der erſte war dieſer: gegen Mittag, als wir das obbenannte Land noch ſahen, präſentirte ſich ſchon von weitem wieder ein anders, wir fuhren ſehr ſchnell, je näher wir aber kamen, deſtomehr flohe es; niemand wuſte, was dieſes zu bedeuten hatte, endlich aber ſahen wir, daß es kein Land, ſondern Wolken geweſen waren, wir verwunderten uns alle erſtaunt darüber, weil es ſo überaus natürlich einem bergigten Lande ähnlich ſahe. Der zweyte Vorfall war dieſer, ein kleines Vögelchen flog ſtets um das Schif herum, und endlich ſetzte es ſich einem von den Burſchen auf die Hand, und ließ ſich ganz geduldig fangen, es ſahe den ordinairen deutſchen Zeiſichen ganz ähnlich, nur daß es etwas kleiner war, und drey rothe Federn auf den Kopf hatte.

Den 12. hatten wir beynahe den ganzen Tag Windſtille, wir ſahen auch den ganzen Vormittag nichts von Lande, bis wir endlich gegen 11 Uhr Mittags in der Ferne etwas entdeckten; wir waren ſtreitig, ob wir es vor Land oder Wolken halten ſollten, ohngefehr um 4 Uhr aber Nachmittages ſahen wir, daß es Land und die Inſel

Bonaventura wäre. Der Wind war zu ſchwach, [illegible] ganz nahe zu kommen, denn wir waren Abends um 9 Uhr noch in der Entfernung von 6 Deutſchen Meilen davon.

Den 23. September früh um 8 Uhr kamen wir bey Bonaventura an, und entdeckten auf der andern Seite die äußerſten Merkmale von der großen Juſel Anti Colti. Wir hatten wieder den ganzen Tag Windſtille, und konnten nicht von der Stelle kommen, ſondern befanden uns Abends ganz ſpät noch auf eben dem Plaze, wo wir früh geweſen waren.

Den 24. hatten wir bis 2 Uhr Windſtille, und konnten nicht von der Stelle kommen. Vorige Nacht waren wir zwar wieder etwas vorwärts gefahren, hatten auch die Juſel Bonaventura verlaßen, und auf der linken Seite veſtes Land liegen, welches wir auch nie wieder aus dem Geſicht verloren, Nachmittags um 2 Uhr aber erhob ſich ein recht ſtarker Oſt-Süd-Oſt-Wind, da aber das Schif Eagle 4 deutſchen Meilen zurück war, ſo muſten wir wieder die beſte Force dieſes Windes ohngenüzt vorbeygehen laſſen und ſtille halten.

Den 25. hatten wir wieder den ganzen Vormittag Windſtille, Nachmittag bekamen wir wieder etwas guten und ſtarken Wind, welcher aber gegen 5 Uhr auch aufhörete, an deſſen Stelle nun bekamen wir Nebel und Regen, welches beydes bis in die Nacht anhielt; das veſte Land lag uns immer noch auf der rechten Seite, und rechts entdeckten wir auch etwas vom Lande.

Den 26. war wieder ein ganz verdrüßlicher Tag; bis Nachmittags um 4 Uhr Windſtille, ſodann ſchwachen Wind, und als wir glaubten zu ſeegeln, muſten wir ſtille halten. Wir hatten nunmehro auf beyden Seiten veſtes Land, welches nicht weiter als 4 deutſche Meilen voneinander lag, und befanden uns alſo ein ziemlich Stück in den

Ufern des Lorez-Fluſſes, ingleichen benachrichtigte mich der Schifscapitain, daß wir nur noch 12 deutſche Meilen bis an the Bill hätten, welche wir leicht in ſechs Stunden ſeegeln könnten.

Den 27. früh befanden wir uns ganz allein. Man wollte dem Schifscapitain die Schuld beylegen, denn es waren verſchiedene Schiffe in der Nacht, als wir ſtille gehalten, vor uns vorbey gefahren, aber dieſer ſchob die Schuld auf den Capitain von der Fregatte, daß dieſer kein Signal zum Seegeln gegeben hätte; er, der Capitain vom Schif, wäre der Fahrt in dieſer Gegend nicht kundig, weil er noch niemals hier geweſen; und überhaupt wäre die ganze Flotte durch dieſen Vorfall zerſtreuet worden; durch dieſe Affaire nun hatten wir den guten Wind verſäumt, denn um neun Uhr morgens bekamen wir ganz contrairen Wind, der uns zum Laviren nöthigte; und Abends um ſechs Uhr gar Sturm. Dieſes alles ward dadurch deſto verdrüslicher gemacht, daß wir the Bill von den Spitzen der Maſten ſehen, und doch nicht hinkommen konnten.

Den 28. Dieſe vergangene Nacht hatten wir einen Anfall von einem ziemlichen Sturm, welcher ſich gegen Morgen doch wieder etwas legte; den contrairen Wind aber hatten wir den ganzen Tag mit ziemlicher Force, und waren nicht fünf deutſche Meilen vorwärts geſeegelt. Bey dem Laviren kamen wir Abends um ſechs Uhr der Süd-Küſte ſo nahe, daß wir auf den Gebürgen einige Feuer der Wilden entdeckten, weiter aber ſahen wir nichts von ihnen.

Den 29. hatten wir wahrhaftig einen unglücklichen Tag, der keinem, er habe nur einige Empfindungen, zeitlebens aus dem Gedächtniß kommen wird: wir hatten den ganzen Tag anhaltenden contrairen Wind, und muſten alſo laviren, als nun die Seegel Mittags um zwölf Uhr ſollten herumgeworfen werden, ſo commandirt der Schifscapitain zu zeitig, indem verfing ſich der Wind in den Seegeln, und brach zwey Aufſätze des vor- und den oberſten des mittlern Maſtes entzwey. Da dieſes bey einem heftigen Sturme geſchahe, ſo hatten wir keine andere Hülfe, als die wir uns ſelbſt ſchaften, wir thaten zwar ſieben Nothſchüſſe, es zeigten ſich auch zwey Schiffe, aber keines näherte ſich, uns zu helfen.

Den 30. Sept. 1. und 2. Octob. hatten wir anhaltenden contrairen Wind und Sturm. Den 3. hatten wir beſſern Wind, und konnten recht gut vorwärts fahren, kamen auch Abends um ſechs Uhr bey der Inſel Bitt an.

Den 4. lagen wir hier ſtille, der Schifscapitain fuhr mit einigen Matroſen ans Land, und brachten die Nachricht mit, daß wir hier keinen Piloten bekämen, ſondern an den Green Eyland. Ingleichen, daß die andern Schiffe geſtern von hier abgeſeegelt wären. Abends um ſechs Uhr ſeegelten wir von hier weg.

Den 5. früh befanden wir uns unter Seegel, ganz nahe zwiſchen zwey Ufern, ſahen auch einen Wilden, welcher von einem Felſen unſer Schif betrachtete, ingleichen eine ganz nahe am Ufer erbauete Chriſtianite. Bis jetzo ſahe dieſe Gegend noch wild aus, aber bald änderte ſich dieſer Proſpect, und ein neuer ſtellte ſich unſern Augen dar; angenehme, lachende, wohlgebauete Fluren. Ich muß bey dieſem Anblicke, der mich aller bisher ausgeſtandenen Verdrüßlichkeiten vergeſſend macht, geſtehen, daß ich mir dergleichen niedliche Landſchaft anzutreffen nicht vorgeſtellet hatte. Grad um ſechs Uhr trafen wir bey Quebek ein, wo ſogleich Anker geworfen wurde, ich meldete mich ſogleich bey dem Herrn Brigadier **Rauſchenplatt**, und blieb dieſe Nacht in der Stadt.

3.

An Sie.

Der Grazien Schweſter
Sey heilig mein Lied.
Sanft wie die Kehle
Der Nachtigall' tön' es.

Lieblich, gleich dem Morgenſtrahl
Jſt, Zauberinn, Dein Blik, —
Kein holder ſieht kein Blik
Bey'm Götterfreudenmahl.

Scharf, wie Amorspfeil
Schnell als Wetterleuchten
Bricht er Panzerbuſen
Leicht, wie dünnes Eis.

Sanft, wie der Bach vom Mayenregen ſchwillt
Sanft ſchwillt dis Herz, wenn Deine Roſenwangen
Ein Lächeln dehnt — o! ſeeligreichre Freuden
Schuf nie Citherens, nie Dianens Bild!

Doch ſchrecklich, wild, wild, gleich dem Waldſtrom
Rauſcht jede Wonne fort
Wenn, Göttinn! trüb, trüb, wie ein Wetter
Dein Blick des Zorns mich trift.

Der Grazien Schweſter
Klage mein jammerndes Lied
So wie Philomele
Den horchenden Büſchen oft klagt.

4.

Epiſtel an Philippinen.

(Frau Kriegsſecretärin Engelhard geb. Gatterer.)

Was weih' ich Dir, o Freundin, heute
Zu meiner Freundſchaft Unterpfand?
Was ſing ich an dem Feſt der Freude,
Als Dich der Liebesgott an ſeinen Wagen band?
Dein Bild? — Zwar iſt gar oft das Bild der Bräute
Der Hochzeitlieder Gegenſtand;
Allein wo Tiſchbein malt, da muß der Dichter weichen:
Nur jener kann allein des ſchlauen Auges Bliz,
In ihm vereint die Sanftmuth und den Wiz,
Das Grübchen, Amors Thron, den Mund, der Suada Siz,
Der Stirne Offenheit, der Naſe Würd' erreichen:
Nur Er allein malt Geiſt und Leib zugleich,
Und läßt ſein Bild, an jeder Anmuth reich,
Dem Urbild ſelbſt, der Muſen jüngſter, gleichen.

Der Muſen jüngſter? — Ja, ſo war Apollens Schluß:
Die alten keuſchen Jungfern freute
Das Ding zwar eben nicht; ſie warfen voll Verdruß
(Auch Göttinnen ſind nicht zu groß zum Neide)
Wehklagend ſich zu ſeinem Fuß:
„Zehn Muſen ſind ja aller Welt ein Spott;
„Bewahr uns, lieber Versgott!
Nun mag Apoll ſich mit den alten Elfen,
Er wolle oder nicht, behelfen;
Er ärgre ſich bey Neun tonvollen Jungfern grau:
Die Zehnte danket — und wird Frau.

Das lob ich denn! der Kranz bleibt Dir doch unverlohren!
Der Kranz? — Da horcht, den ſich Dein Herz erkohren,

Der brave junge Mann mit beyden Ohren,
Und droht, dem Kranz — wer weiß es, was? — zu
thun.
Dem Lorbeerkranz, mein Herr? den laſſen Sie nur ruhn,
Und harren Sie auf beßre Zeiten!
Zu ſchön ſchlingt er ſich um der Leyer ſüße Saiten
In Tiſchbeins Meiſterſtücke ſchon.
Gern ſchläng' ich Dir ihn heut ums Haupt; alleine
Den Preis im Wettlauf mit der oftbelobten Neune
Giebt beſſer Dir Apollens liebſter Sohn.

Was fehlt Dir noch? — — Das beſte Herz,
Verſtand und Wiz, zu Ernſt und Scherz,
Zu beiden reiche Sängergabe,
Und Liebe noch dazu — wenn dieſe Habe
Ein ſolches Paar nicht glücklich macht,
Dann, Glück der Erde, gute Nacht!

Nimm, Freundin, was ich geben kann,
Den wärmſten Wunſch für Dich — und dann?
— Ein ſchönbedrucktes Blättchen an.

J. C. Dieterich.

5.

Ungedrucktes Epigramm vom verſtorbenen Dreyer.

Bey Tiſche ſpielt ein Muſikant,
Ein Teller geht alsdann von Hand in Hand,
Drauf wirft man Geld aus Hochmuth und Erbarmen;
Ein ſolcher Teller iſt, däucht mich, faſt jedes Carmen.

X.

Fragmente.

Der Loytzen Abzug aus Stettin nach Danzig, nachdem ſie nur allein von dem pommerſchen Adel und Stadten über 20 Tonnen Goldes aufgeliehen, und damit einen für damalige Zeiten ganz unerhört großen Banquerout gemacht; wodurch ganz Pommern noch ärger als durch einen langen und ſchweren Krieg ruinirt worden. 1572. Ein Auszug aus Paul Friedeborn hiſtoriſch. Beſchreib. der St. Alten Stettin in Pomm. à Stett. 1613, 4. im 2ten Buche, a. d. 93 - 99 S. und Joh. Micrälius Alt. Pommerlande 3ten Buche 2 Th. §. 23.

Den vierdten Aprilis des 1572. Jahres, iſt Hans Loytze der Elter, mit Weib vnd Kindern von Stettin biß gen Danzig gereiſet. Da ſich nach dem Abzuge befunden, das er vnd ſein Bruder Steffan, von dem Pommeriſchen Adell und Stedten, vber 20 Tonnen Goldes auffgeliehen, dauon ſie biß daher die Renten ziemblich gezahlt; Aber weil ſie ſich mit großen Herrn vnd Königen in Geldwechſel vnd Handel vertiefft, nach der Zeit nicht zahlen können. Daher bey der Pommeriſchen Ritterſchafft vnd ſonſten groß Jammer vnd Beſchwer entſtanden.

Dieſe Loytzen (wie etliche wollen) ſollen von geringer Ankunfft ſeyn.

Der erſte, ſo allhie gewohnet, ſoll auß dem Dorff Klempin bey Stargard, allda noch heutiges Tages, ihre Geſchlechte vnd Nahmen vorhanden, bürtig geweſen ſeyn. Welcher Michel Lovtze geheiſſen, vnd von Allbrecht Hogenholtzen, einem Vornehmen Stettiniſchen Kauffmann, als er ihme ohngefehr auff der langen Brücken mit einem Knebelſpieß, nach der Bavern arht, herein verwanderende, begegnet, zum Haußjungen vnd Diener, angenommen worden ſeyn ſoll. Vnd weil er von Natur verſchmitzet, vnd nachdencktig, auch dabey ſehr Fleiſſig vnd Arbeitſam geweſen, ſoll ihn ſeyn Herr lieb gehabt, vnd ihme, damit er ihn deſto beſſer zur Kauffmanſchafft anweiſen vnd gewehren können, nachgegeben haben, das er des Tages von ſeiner Auffwartung ein par ſtunden abbrechen, vnd in die Teutſche Schulen, leſen, ſchreiben, vnd rechnen zu lernen, gehen mügen.

Worin er dann vber Verhoffen, ſo geſchwinde zugenommen haben ſolle, das er hernacher zum Kauffhandel nützlich gebraucht, hin vnd her verſchicket, auch allenthalben bey ſeinem Vornehmen Glück vnd Segen geſpüret worden. Es ſoll ihme auch die Fortuna noch ferner beygeſtanden ſeyn, das er nach ſeines Herrn Abſterben, ſeine hinterlaſſene Witwe, zur ehe bekommen, dadurch er (wie man ſagt) erſtlich zu einem Mann gedeyen. Vnd weil er ohne das eine Anſehnliche Perſon, auch ziemblicher Diſcretion, ſey er folgendts allhie zu Ehren Emptern befordert, in Raht erkoren, vnd endlich Bürgermeiſter worden. Ob nun dem alſo, ſtelle ich dahin. Sonſten findet man in der Rahtherrn Regiſter, das Anno 1447 einer des Namens Hans Lovtze (oder Lötze) in den Raht erwehlet. Michel aber, deſſen vorgedacht, iſt Anno 1473 zum Rathman, vnd Anno 1484 zum Bürgermeiſter erwehlet worden.

Hat zwar Albrecht Hogenholzes Wittwe, vnd mit derſelben, (ſo Jacob Roſeen eines Wolhabenden Reichen Mannes einige Tochter geweſen) groß Reichthumb ererbet, vnd einen Sohn, Hans Loytze genandt, gezeuget, welcher gleicher geſtalt allhie in den Raht, vnd folglich zum Bürgemeiſter erwehlet, auch wegen ſeines Erbarn Lebens, Handels vnd Wandels, von menniglichen reſpectiret, geliebet, hoch vnd wehrt gehalten worden.

Dieſer Hans Loytze, hat vier Söhne, als Michel, Simon, Steffen, vnd Hans hinterlaſſen, ſo groſſe Kauffherrn geweſen, vnd faſt in allen benachbarten Königreichen vnd Lendern ihre ſtatlich Trafic vnd Handtierung gehabt, auch zu mehrer Fortſetzung ihrer Handelungen ſich getheilet, alſo das Michel vnd Simon zu Dantzig geſetzen, Steffen eine zeitlang zu Lünenburg, vnd Hanß allhie zu Alten Stettin, haußgehalten. Jedoch haben ſie allhie ihre Haupt-Reſidentz, auch gemeinen Vorraths Kaſten jederzeit gehabt, vnd behalten, darauf die gemein Haußhaltung, vnd andere in communi ſocietate verwante Zehrungskoſten genommen, vnd erſtattet worden.

Vnd weil ihnen der Handel allenthalben Glücklich, vnd nach ihrem Wunſch fortgangen, haben ſie den Bogen noch Höher ſpannen wollen, vnd den Geldwechſel zu treiben angefangen, auch ſich folgendes mit Kayſer, Königen, Chur- vnd Fürſten, in Vmbſchlage vnd Geldhandelung eingelaſſen. Als denn ſie zwar nicht mehr Bürger ſeyn wollen. Ja es iſt inen faſt der Adellſtand zu gering gedaucht, ſondern haben einen Herren Hoff allhie angeleget, vnd wie Graffen vnd Freyherrn gelebet. Herrſchafften, Schlöſſer, Stedte, vnd Dörffer an ſich gebracht, ſich auch mit den vornembſten vom Adel allhie im Lande befreyet, dadurch ſie endlich in ſolche Freundſchafft, Glauben vnd Anſehen geſetzt, das ihnen nichts verſaget worden. Gleichwol haben ſie in ſolcher zugewachſenen Herrligkeit, der Armuht nicht vergeſſen, ſondern ſich gegen jederman Liberal, Chriſtlich vnd Mitleidig bezeiget, auch Krancken Leuten gerne, was ſie nur begert, folgen laſſen:

Weil ihnen aber von den groſſen Herrn vnd Potentaten nicht ſo balde richtig eingehalten, haben ſie ſich, zu Rettung ihres guten Namens vnd Kauffmans Glauben, auff das Leihen, Auffnehmen vnd Borgen geleget, auch daſſelbe leichtlich ins Werck gerichtet. Dann ein jeder wer Geld gehabt, hat ihnen daſſelbe gutwillig, vnd ganz Begierig angetragen. Wer es nicht gehabt, hat es von andern auffgebracht, vnd ihnen zugeſchleppet, vnd ſich vor ſie in Burgſchaft eingelaſſen, ja alles Vermügen vor ſie auffzuſetzen, nicht geeuſſert, alſo das wer mit den Loytzen, in Kundſchafft vnd Handel gerathen kūnte, hat ſich ſchon Reich, vnnd es für ein groß Glück geſchetzet. Vnd das alles kam dahero, das ihnen keine Gelde, wie hoch auch dieſelbe beſtiegen, zu theur waren. Sie haben von hundert zehn, zwölff, vnd mehr Gülden jährlich Zinß zu geben, zugeſaget. Blinde Hauptſummen, darin die Zinſen ſo von etlichen Jahren künfftig fallen ſollten, mit eingeſchlagen, haben ſie als bahr angenommen, vnd künfftige Zinſen alsfort Zinßbahr gemacht, vnd noch darüber verehrungen an Pferden vnd andern köſtlichen vnd angenehmen Sachen gethan.

Inmittelſt war jederman ſo ſtock vnd blind, das er nicht merkete, oder ſahe, was diß Weſen für einen Ausſchlag geben würde.

Alſo wircket der Vnerſettigte Geitz, denn die Schrift eine Wurtzel alles Böſen nennet, Wanſinnige, Blinde vnnd Taube Leute.

Dieſes mahl war das Land in höchſtem Blüth vnd Flore, ſonderlich begunten die Hinder-Pommern viel Geld zuſamlen, vnnd weiß man Glaubhaffte Nachrichtung, das der Orther einer vom Adell ſeines eigenen Geldes achtzig tauſend Reichß Thaler, auff geringe Verſicherung, den

Loytzen vorgeſtrecket, dauon die ſeinen noch den allergeringſten Heller wieder ſehen ſollen.

Haben die Loytzen alſo nicht alleine, wie obgedacht, mit Kayſer, Königen, Chur- vnd Fürſten, Herrn vnd Adell, ſondern auch mit Bürgern vnd Bawren, Vorſtehern, Vormündern, Wittwen, Klöſtern, Clauſen, vnd Hoſpitalen, Arm vnd Reich, wor nur Geld auffgeducket, ihre Vmbſchlege vnd Handelung gehabt, vnd das Geld aus allen Winckeln herfür geſucht, das nicht viel vbrig geblieben. Wer etwas gehabt, oder bekommen, hat es alles den Loytzen zugekehret.

Wie ſie nun allen Vorraht nicht allein in dieſen Landen an ſich gebracht, ſondern auch hin und her außerhalb Landes, in der Mark, Mecklenburg, Meiſſen, Preuſſen, Holſtein, vnd ſonſten viel Gelder (dauor doch die Pommern Bürge geworden) auffgetrieben, vnd ihnen, wie obgedacht, von den Hohen Häuptern (dann mit Herrn iſt nicht gut Kirſchen eſſen) nicht allerdinge eingehalten worden, hat der zu hochgeſpannte Bogen nunmehr brechen müſſen, vnd haben ſie jegen ihre Creditoren gleichheit gehalten, vnd einen ſo wenig als dem andern gegeben, auch ſich bey zeiten aus dem Rauche gemacht, vnd nach Preuſſen, daſelbſt ſie von dem Könige in Polen, die Herrſchaft Tugenhagen erlanget, auch Geleid vnd Sicherheit gehabt, ihre refugium genommen, vnd den Karren im Koht ſtecken laſſen. *)

Vnd

---

*) **Micralius** am angef. O. fügt hier noch hinzu: K. Sigismund Auguſt in Polen hatte wegen ſeiner vorhabenden Kriege mit Moſcau, vielleicht auf Angeben der Loyzen, von den ſämtlichen Pommerſchen Fürſten, als ihren Nachbaren und nahen Vettern, eine hohe anſehnliche Summe von 10000 Thal. gegen Ihro Königl. Mayeſt. und der Präſidenten und Commiſſarien der Pommereiſchen und Preußl. Schatzcammer und der darin verſetzten Bürgen ſtattliche Obligation auf ſieben Jahr lang gebeten. Zu derſelben Aufbringung muſten auch die Loyzen aber, nach ihrer Gewohnheit mit fremden Gelde, helfen, und ward in dieſem Werke inſonderheit Jacob Hizewitz, ein vornehmer, beredſamer und geſchickter Mann, Fürſtlicher geweſener Canzler zu Wolgaſt, nunmehr

Vnd iſt den Gleubigern vnd Bürgen, die ſich vor ſie verhafft gemacht, die Lauge vber den Kopff kommen, das es beydes bey Aus vnd Einheimiſchen, Freunden vnd Frembden, an ein Loßkündigen, Mahnen, Plagen, Einfordern, Höhnen, Schalten, Schmehen, vnd anſchlagen gangen, vnd das alles vber einen Hauffen. Dann keiner dulden, ſeumen, oder der letzte ſeyn wollen, alſo das es zu einem Elenden Weſen in dieſem Lande gerathen, darin viel umb ihren Glauben, Ehre, vnd alle zeitliche Wolfahrt, ja auch wol umb die Ewige kommen.

Dann ihrer viel ſich hierüber alſo gequelet vnd geengſtiget, dz ſie ihren Todt zeitlich verurſacht, vnd im Schwermuht vnd Bekümmerniß dahin geſtorben.

Endlich wie das Werck zu ſchwer geworden, vnd das Mahnen, Schmehen, anſchlagen, vnd einfordern nicht mehr helffen wolle oder können, ſind die Sachen zum Rechtlichen Proceß an das Fürſtliche Hoffgerichte gerathen. Da iſt in den Schuldſachen ein ſolch Queruliren, diſputiren, excipiren, proteſtiren vnd Appelliren geworden, das nicht genug außzuſagen. Vnd iſt den Advocaten vnd Procuratoribus, ſo zu ihrem Vortheil die Sachen auff die lange Bahn befordert, der beſte Gewin vnd das Vberreſtlein noch vollendts zu theil worden.

Iſt alſo durch diß Schuldweſen, das Land in ſolch Beſchwer geführet, das vielen ein offentlicher Krieg (da dann Grund

---

mehr Hofrath und Schloßhauptmann zu Stettin, gebrauchet, den gemeldte Lentzen auch in ihrer Cur hatten. Dieſer muß ja vorher geſehen haben, wo das Spiel hinauslaufen wollte, oder weil die Heyrath, ſo er zwiſchen K. Friedrich in Dännemark und Fräul. Margaretha, der fünf Pommerſchen Herren Schweſter, unter Händen hatte, (deſſentwegen denn auch das Fräulein nebſt ihm ſchon eine Reiſe auf ſich genommen hatte) zurück gieng, ſo iſt er im J. 1572 in eine große Schwermuth gefallen, hat ſich ausdrücklich merken laſſen, er wollte und müſte von der ſchnöden Welt ſeyn, und ſich alſo ſelbſt in der Nacht mit einem Federmeſſer die Kehle abgeſtochen. Kaum vier Wochen nach ſolcher kläglichen Tragödie gieng Hans Lentze mit Weib und Kind davon nach Polen.

Grund vnd Boden, nach dem Außgange, dem rechten Erben, vnd Eigenthumbs Herrn verbleibt) ertreglicher geweſen. Dann hierdurch viel ihrer Häuſer vnd Haabe, Erbe vnd Lehen gantz priviret. viel Vhralte Geſchlechte vnd Familien ihres Wolſtandes entſetzet, das man mit dem Satyrico wol ſagen mag:

Annorum tot proſperitas it in unius horæ diſcrimen.

Was daraus vor Hertzleid, Verbitterung, Zwytracht, vnd Wiederwille erwachſen, mag beſſer bedacht als außgeredet werden. In Summa, Pommern iſt damaln faſt vmbgekehret, vnd umb Geld, Gut, vnd meiſte Wolfahrt gebracht worden. Wenig ſind ſo dieſer ſchwerer Vnfall nicht betroffen.

Diß hab ich darumb ſo weitleufftig erzehlen wollen, das die poſteritet ſolches wiſſen müge, vnd ſich diß eine Witzung ſeyn laſſe, vor ſolche Landſchaden zu hüten, auch dem Geitz, welche Sorge zu Lohne giebet, nicht zuergeben, Wucher, Partithandel, Burgſchafften, vnd dergleichen, als den Teuffel ſelbſt meiden vnd fliehen, vnd an dem was ihnen Gott, durch ehrliche mittel beſcheret, oder von den Eltern rechtmeßig ererbet, begnügen zu laſſen.

Dann Vnrecht gewonnen, vnnd Vbel geworden, gedeyet doch nicht, vnd mag nicht in die dritte Hand vererbet werden. Was mit Gott, Recht, Ehren vnd guten Gewiſſen erlanget und beſeſſen wird, da iſt der Segen Gottes, gedeyen vnd Wolfahrt bey, vnd wurtzelt auch wol ein, vnd iſt Daurhaftig. Vnd Summa, Gott wil keine Schinderey, Betrug und Wucher haben, ſondern verbeut es vielmehr, bey Verluſt Zeitlicher vnd Ewiger Wolfahrt, darnach ſich ein jeder zu richten.

XI. Pie-

X.

PIECES FUGITIVES.

A ſon Alteſſe Séréniſſime Monſeigneur le Landgrave de Heſſe!

Les Oiſeaux d'Apollon.

Fable.

Jadis les animaux poſſedoient l'éloquence.
Les fleuves même, les rochers,
Les arbres, les vergers,
S'entretenaient entre eux avec intelligence;
(Ce fait parait pêcher contre la vraiſemblance
Mais on le conte ainſi,
Eſope nous l'aſſure & la fontaine auſſi,
Et pour les démentir, je ſuis trop leur ami.)
De ce tems merveilleux, je ſais certaine hiſtoire
Que je vais raconter,
Elle eſt très véritable, & l'on peut bien la croire
Daignés donc l'écouter. —
Le Pere des beaux Arts, le divin Apollon,
Dans un riant & fertile Vallon,
Tenait ſa Cour, & par ſa bienfaiſance
En peuplant ſes Etats, augmentait ſa puiſſance
Au bien de ſes ſujets il donnoit tous ſes ſoins
Rempliſſait leurs déſirs, prévenait leurs beſoins?
Mais on ne peut toujours être en affaire,
Il faut ſe diſſiper:

Notre Dieu donc, pour ſe diſtraire,
D'oiſeaux divers avoit une Voliere,
Linots. Bouvreuils, Verdiére,
Chardonnerets, Tarins,
Roſſignols & Serins,
Faiſaient tous de leur mieux pour l'amuſer,
Leurs travaux bien payés redoublaient leur courage
Car la graine jamais ne manquait à la Cage;
Un pauvre Perroquet arrive en cette cour,
Deſirant ſe fixer en cet heureux ſejour.
Demande avec priere,
Une place en un coin de la Voliere.
Comme il etoit ſans plume, on en augura
A peine on repondit à ce pauvre animal,
Qui fait le bel Oiſeau, dit on c'eſt le plumage,
Et l'homme le plus riche eſt toujours le plus ſage,
Preſſé par le beſoin. enfin mon perroquet
Ne ſe rebute pas; fait valoir ſon caquet,
Il parle — il ſollicite —
Pour qu'on puiſſe juger de ſon faible mérite,
Apollon veut le voir, & l'ayant entendre,
Juge qu'en ſa voliére il doit être reçû.
Mais toujours aux Gueux la beſace!
Un obſtacle — dit — on — s'oppoſe à cette grace,
Un arrêt du conſeil n'aſſigne à ces oiſeaux
De grain pour les nourrir que quatrevingt boiſſeaux,
Eh bien, dit Apollon, que pour ſa ſubſiſtance
On prenne en mon grenier du grain de ma dépenſe,
Pour moi c'eſt peu de choſe, & c'eſt beaucoup pour lui,
Puis qu'il eſt malheureux, je lui dois mon appui.

SINSART.
(Sur ſa réception dans la troupe françoiſe.)

2. RO-

2.

ROMANCE.

Par Madame de Montanclos.

Sur l'Air:

L'amour m'a fait la peinture &c.

O vous, dont l'ame ſenſible
Se plait aux récits touchans!
Sous cet ombrage paiſible,
Sans gémir, s'il eſt poſſible,
Ecoutez mes triſtes chants.

Seul dans les forêts prochaines,
Sans deſſein j'errais un jour:
De mes amoureuſes chaines,
De mes plaiſirs, de mes peines,
Je rendais grace à l'Amour.

Dieux! quel objet déplorable
S'offre à mes regards diſtraits:
La Nymphe la plus aimable;
Mais la douleur qui l'accable
Frappe plus que ſes attraits.

Du ſort contemple l'ouvrage,
Dit-elle en m'appercevant;
Si d'une effrayante image
Tu ne crains pas le préſage,
Regarde ce monument.

Vois, ſous la mouſſe jaunâtre,
Vois l'objet de mon tourment:
Le méchant git ſous l'albâtre,
Et cette pierre griſâtre
Te cache un parfait amant.

De l'eſpoir abandonnée,
J'attends ici même ſort;

A la douleur condamnée,
En victime infortunée
L'amour me livre à la mort.

J'ai pour compagnes fidelles
Les colombes des ces bois,
Les plaintives tourterelles:
Echo ſenſible comme elles,
Imite ma triſte voix.

Berger, ton ame attendrie
M'accorde au moins quelques pleurs:
Quand j'aurai perdu la vie,
Redis partout de Sylvie
Les amours & les malheurs.

A ces mots, pâle & mourante,
Je vis ſes yeux ſe fermer;
Mais quand ſa bouche expirante
Prononça le mot d'Acante,
Je la vis ſe ranimer.

J'allais rendre à cette Belle
Le plus lugubre devoir:
Mais, ô ſurpriſe nouvelle!
La fleur qu'on nomme immortelle,
A ſa place ſe fait voir.

Ne ſoupire plus, dit-elle,
Berger, mes maux ſont finis:
Pour récompenſer ton zele,
Reçois d'une ombre fidelle
Un ſage & dernier avis.

Aimer eſt un doux preſtige,
Un ſonge, un bien paſſager;
L'amour heureux un prodige:
Envain notre cœur l'exige,
Rien n'eſt ſûr que le danger.

No. 4.

Olla Potrida.

1782.

Viertes Stück.

Berlin
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.

Innhalt.

Gedichte. 3.

Dramatiſche Aufſätze.

Die Nothlüge. Ein Luſtſpiel in zwen Aufzügen aus dem Engliſchen des Herrn Garrick. 9.

Auszüge.

Auszug aus ſechsundzwanzig Briefen, welche Pater Adamus Gerſil, der Geſellſchaft Jeſu Miſſionarius aus der Oeſterreichiſchen Provinz an ſeinen Vater Herrn von Gerſil der Röm. Kaiſerlichen Majeſtät Beamten in dem Vorderberg in Steuermarck. Theils aus Spanien, theils aus Weſtindien von dem 30. Junii 1678, bis den 14ten Julii 1681, da er zum letztenmal aus Engelſtade in Neuſpanien ſchriebe, abgefertiget hat. 58.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1. Skizzen von der Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt. Vierte Epoche. Von Erfindung der Buchdruckerey bis auf Opitz. 96.
2. Fünf Briefe des verſtorbenen Predigers Rautenberg zu Braunſchweig. 109.

Naturgeſchichte.

Fortſetzung der Extremen und ihrer Verwandtſchaft. 131.

Anekdoten. 133.

Seite

Biographie.

Von der Gefangennehmung des Herrn Linguet. 136.

Romane.

Vacat.

Miſcellanien.

1. Ueber das Tarokſpiel und das Wahrſagen durch Karten. 146.
2. Seltenes Beyſpiel. 151.
3. Adam und Ewa. 152.
4. Eine alte Gewohnheit zu ſorgfältiger Bewahrung der Grenze. 154.

Fragmente.

Trieſt. Lage, Geſchichte, Größe, Handel. 157.

Nachricht

für die Freunde des deutſchen Theaters.

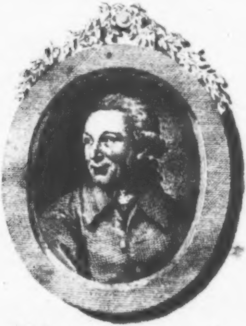
Schon vor einigen Jahren haben wir dem Publikum eine Ausgabe von den Luſtſpielen des Herrn Weiße angekündiget. Die Sorgfalt aber, welche der Verfaſſer auf ihre Durchſicht verwandte, hat dieſe Ausgabe bis izt verzögert: bey den meiſten Stücken iſt blos die Fabel geblieben, bey einigen iſt auch dieſe etwas abgeändert worden. Die Arbeit iſt nunmehr geendiget, und der erſte Theil bereits unter der Preſſe. Dieſe Luſtſpiele werden in drey Bänden, im Format der Trauerſpiele und komiſchen Opern des Verfaſſers, und gleich dieſen mit einigen Kupfern verziert, erſcheinen: jeder Band faßt vier Stücke in ſich, und wird etwas über ein Alphabet ſtark ſeyn. Da die bekannten [illegible] Schwan und [illegible] eine [illegible] ſämmtlichen Schriften des Herrn [illegible] komiſchen Theater, veranſtalten [illegible] für die neue Originalausgabe eine [illegible] wohlfeiler, als ſonſt geſchehen könnte, in [illegible] der Liebhaber zu bringen. Für die Unterzeichner iſt der Preiß 1 Thlr. 12 Gr. Sächſiſch Geld, oder [illegible] und Vorausbezahlung und Unterſchrift wird bis zu Ende März 1783 angenommen; hernach wird der Preiß [illegible] für Nichtpränumeranten höher ſeyn. Denen Unterzeichnern bieten wir auch die bereits erſchienenen [illegible] von dem Verfaſſer ſelbſt beſorgten und verbeſſerten Ausgaben der Trauerſpiele und komiſchen Opern für 3 Thlr. 12 Gr. an, da der Preiß eigentlich 5 Thlr. iſt, und dieſer Preis bleibt auch [illegible] Gr. für die Trauerſpiele und 1 Thlr. [illegible] für die komiſchen Opern, wenn man eins dieſer Werke beſonders kauft. Die Unterzeichner erhalten alle Kupfer auf das beſte Schweizerpapier einzel abgezogen, die bereits fertigen acht Bände von den Trauerſpielen und komiſchen Opern gleich bey der Unterzeichnung und Vorausbezahlung, und die drey Bände Luſtſpiele in der Oſtermeſſe 1783, ohne irgend einen Nachſchuß unter welchem Vorwande es auch ſey: [illegible] Bände der Luſtſpiele [illegible] die ſämmtlichen [illegible] der Herren Pränumeranten [illegible], ſo wie auch alle [illegible] und Buchhandlungen werden unſer Unternehmen gegen einen Nachdruck, der — leider! — in Deutſchland durch keine Geſetze bis jezt kann gehemmt werden; wie hoffen, [illegible] unſer Unternehmen nicht nur billigen, ſondern auch durch ihre Bemühung thätig unterſtützen. [illegible], die auf 12 Exemplare voraus bezahlen, bieten wir das 13te unentgeltlich an, und dieß gilt bey den Luſtſpielen, ſo wie bey den ſämmtlichen [illegible] Werken. Leipzig, [illegible] Juli 1782.

Dykiſche Buchhandlung.

Olla Potrida.

1782.

Viertes Stück.



I.R. FORSTER.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

I.

Gedichte.

1.

An dem Feſte einer Dame 1781.

Der ſeltne Bund von Huld und Rang,
Vereint mit allen, allen Gaben,
Die Jugend nur und Schönheit haben;
Dazu ein Herz, von edlem Drang,
Das dem Gefühl von fremden Leiden
Wie dem Gefühle ſüſſer Freuden,
Stets gern und willig offen ſtand:
Und holde Anmuth, die, wie Feen,
Was ſie berührt noch mehr erhöht,
Die überall, mit lindem Wehen,
Dem edlen Geiſt zur Seite geht,
Den alle Künſte, eifernd, ſchmücken: —

Um alles dieſes auszudrücken
Schuf ſich der Dichter jener Zeit,
Der Juno ſtolze Herrlichkeit,
Das Schweſterndrey der Charitinnen,
Minervens Witz, den Muſenbahn,
Und jene ſchönſte der Göttinnen,
Und ihres Gürtels Zaubereyn.

Wir, — Dank dem Glück von unſern Tagen! —
Wir dürfen nur, Charlotte, ſagen.

X.

2.

An Madam Todi.

im Jahr 1781 zu Carlsruh.

Menſchenſtimme wär' es nur?
Angebannet blickten wir und lauſchten,
Wie die Tön' in Höhe ſchwirrten, tiefer rauſchten;
Lieblicher als Kunſt und ſchärfer als Natur.

O! der Laut, der aus der reinen Kehle
Fließet und mächtiger ſtröhmet und wiederum leiſer entrinnt,
Er durchdringet Mark und Seele,
Alle Herzen — die er Dir gewinnt.

Todi! Ja Dir hat von Himmel-Melodien
Den begeiſternden Geſang,
Dies Gefühl in jedem Klang
Hat ein Engel Dir geliehen.

Hör, wie dumpf Dein helles Wort
Alle irrdiſch rauhen Saiten
Zitternd im Contraſt begleiten!
Itzo lermen ſie – Du herrſcheſt fort.

Und Dein holdes Lächeln, Dein Beſtreben
Ganz ſo gern die Seelen zu beleben,
O! die ſeltne Güte lieben wir,
Danken, Todi! danken wärmer Dir!

Freyher von Drais.

3.

An die Hütte in der neuen Welt bey Baſel *).

Bey meines Freundes Burkards Verlobung, im Sept. 1779.

Sei mir gegrüßt, in deiner grünen Mitte,
Sei mir gegrüßt in deinem kühlen Schoos,
Du heimliche geliebte ſtille Hütte,
Geſchmückt mit Teppichen von weichem Moos.
Sieh hier ein frohes Völkchen in dich dringen,
Die Freude bringt ſie heut zu dir herein,
Sie wollen mit einander ſcherzen, ſingen,
Die Hand ſich treulich drücken, und ſich freun.

Schon lange ſahſt du keine Freudenſcene,
Kein frohes Völkchen unter deinem Dach.
Seit lange hörteſt du, ſtatt froher Töne,
Nur bange Seufzer und ein klagend Ach.

---

*) Eine einſiedleriſche herrliche Gegend, welche dieſen Namen führt.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52319-X
REICHARD,H.A.O. FN. 17578/015

Doch troz der Stille, troz dem Trauerkleide
In welches du dich einſam eingehüllt,
Erwählet man dich heut zum Ort der Freude,
Du liebe kleine Hütte, ſtill und mild.

Von nun an ſei auch nur der bloſſe Schatten
Von trüben Sinn und Gram aus Dir verbannt.
Dein reizend Grün umher von Hain und Matte
Erhöhe heut ein blumichtes Gewand.
Aus einer Hütte, einſam, ſtill und öde,
Entwandle dich zum Liebestempel um,
Und rings umher durchſchmücke Morgenröthe
Dein dämmernd Wäldchen zum Elyſium.

Wenn dann mein Burkard ſich mit ſeinem Särchen
Bisweilen her in deine Wohnung ſtiehlt,
Und das vergnügte hochbeglückte Pärchen
Den Himmel ganz in ihrer Liebe fühlt;
Dann wieg' ihr Herz von Liebeszauber trunken,
In unnennbare nie gefühlte Ruh,
Und Blick in Blick, und Mund auf Mund geſunken,
Haucht ihnen dann erwünſchten Schlummer zu.

W. G. Becker.

4.

Romanze.

Sohn, ſagte Gertrud, weil Du nun
In fremde Länder eileſt,
Und nimmer Freuden und Verdruß
Mit Deiner Mutter theileſt:
So höre, was mein treuer Mund

Dir aus des Herzens tiefſtem Grund
Zur Lehr und Warnung ſaget!

„Du weiſt, die Nacht iſt niemands Freund.
Damit reiſe ſtets am Tage,
Damit kein ſchreckliches Geſpenſt,
Kein Wehrwolf Dich erjage.
In Wäldern heult's oft jämmerlich!
Hörſt Du's, ſo kreuz und ſegne Dich,
Und bet ein Vaterunſer.“

„Am Blocksberg ſolls nicht richtig ſeyn,
Es reiten auf dem Böſen
Die Hexen, ſagt man, hin und her,
Und treiben da ihr Weſen.
O lieber Fritze! glaub es mir,
Und kauf bey Vater Fulgenz *) Dir
Pantoffel für die Hexen.“

„Die Kapuziner haben gar
Würkſame Amulete,
Da nimm Dir eins und häng' es fein
Zu Kopf an Deinem Bette.
Sprengs mit Dreykönigwaſſer ein,
Und wenn Dir dann Geſpenſter dräun:
So ſage das Oremus.“

„Wenn eine Kreuzſtraß Du betrittſt,
Und ſiehſt drey Lichtlein flimmern,
Und fern im Dickicht, lieber Sohn,
Des Buſches Blätter ſchimmern:
So pflück ſie ab und trag ſie fort,

---

*) Dieſer treſliche Mann iſt bekannt aus den „Briefen über das Mönchsweſen.“

Doch ſprich kein einzigs leiſes Wort,
Sonſt muß der Schaz verſchwinden.“

„O! von der St. Walpurgis Nacht,
Und aller frommen Seelen,
Von Vitus-Nacht und Oſtertag,
Wär' vieles zu erzälen.
Da blöckt es manchsmal wie ein Schaf,
Und drückt die Menſchen in dem Schlaf,
Daß ſchier die Sinnen ſchwinden.“

„Drückts Dich denn ſo und ſeufzeſt Du
Auf öder Lagerſtätte,
So ſprich kein Wort und wirf nur nach
Der Hexe mit dem Bette.
Des Morgens dann wirſt Du ſie ſehn,
Leibhaftig Dir vor Augen ſtehn,
Das merke Dir zur Lehre!“

Gut, ſprach der Sohn, das merk ich mir,
Beſonders das, vom Bette.
Es könnt' ein hübſches Mädchen ſeyn,
Die mich gedrücket hätte.
Bringt ſie nur brav Ducaten mit,
So wandr' ich dann mit ſchnellem Tritt
Samt meiner Hex nach Hauſe.

W —.

II.

Dramatiſche Aufſätze.

Die Nothlüge.

Ein Luſtſpiel in zwey Aufzügen

aus dem Engliſchen des Herrn Garrick.

Perſonen:

Herr von Freydorf.
Schlau, deſſen Bedienter.
Landrath von Bauchwitz.
Herr von Liebholz.
Treumann, als Koch.
Fräulein von Reichhof.
Cathrine, ihr Mädchen.
Frau von Althof.
Ihre Tante.
Frau von Liebholz.
Küchenjungen.

* * *

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

von Freydorf. Schlau.

Der Schauplatz iſt in des Herrn von Freydorfs Wohnung.

Schlau.

Morgen, wie Sie ſagen, ſoll die Hochzeit ſeyn? — Ach Herr, ich beſorge immer, Sie geruhen mit Ihrem unterthänigen Knechte zu ſpaſſen.

v. Freydorf. Was ich Dir ſage, Schlau, geſtern Abend habe ich das Jawort erhalten, und das Fräulein wills, daß Morgen der glückliche Tag ſeyn ſoll.

Schlau. Das hat das Fräulein gut gemacht, oder ſonſt wären wir Morgen übel dran geweſen. Denn bedenken Sie nur, Herr! Geld haben Sie nicht mehr, Ihr Hausgeräthe iſt verſchleudert, Ihr Gnaden ſind ſo gut als ruinirt, und Ihr unterthäniger Knecht krepirt faſt vor Hunger. Kurz, wir hättens nicht noch zwey Tage aushalten können. — Wenn aber Fräulein Reichhof Sie heyrathen und uns von allem Uebel erlöſen will, nun wahrhaftig, ſo will ich mit dem weiblichen Geſchlechte Friede machen, nicht mehr übern Eheſtand ſpotten, alle Galanterieſchweſtern verfluchen und ſelbſt aufs Heyrathen ausgehen.

v. Freydorf. Aber Schlau, wenn ich zugleich bedenke, wie ich mein Minchen hintergangen habe, ſo wäre ich faſt willens, ihr zu Füße zu fallen, ihr meine Umſtände zu bekennen, ſie um Vergebung zu bitten und ihr Mitleid anzuflehen.

Schlau. Das können Sie nach der Hochzeit thun. Herzlich gern. Laſſen Sie aber ja nicht Ihr Gewiſſen und Ihre Ehre ſo ſehr über den Mangel, der uns jezt drückt, und ihre geſunde Vernunft ſiegen, daß Sie hernach nichts haben, worauf Sie ſich ſteifen können, als ſo ein ſehr unzuverläßiges Ding, wie das Mitleiden und das gute Herz eines hübſchen Mädchens iſt.

v. Freydorf. Ich weiß aber wie großmüthig ſie denkt, und faſt bin ich entſchloſſen, mich darauf zu verlaſſen. Muß ich denn, weil ich arm bin, aufhören, als ein Mann von Ehre zu handeln?

Schlau. Ja, das müſſen Sie, Herr! — oder aufhören an mir Ihren gehorſamen Diener zu haben. Entweder Ihrer Ehre, oder mir müſſen Sie den Abſchied geben: — Denn — ich muß eſſen — und zwar bald. Und das wiſſen Sie wohl, daß Ihre Frau Ehre Ihnen eben ſo wenig das Speiſezimmer eines vornehmen Mannes aufmachen, als mir ein einzig Pfund Rindfleiſch auf Borg verſchaffen kann.

v. Freydorf. Was kann ich aber thun?

Schlau. Nichts können Sie thun, ſo lange Ihnen Bedenklichkeiten noch aufſtoſſen. So was müſſen Sie gleich wieder niederſchlucken.

v. Freydorf. Ach! Laß mich allein.

Schlau. Allein? und in ſo ſchlechter Geſellſchaft? Das kann ich nicht übers Herz bringen. Aber, das muß ich geſtehen, Herr, ein großer Philoſoph müſſen Sie gleichwohl ſeyn, weil Sie ſo ſchön moraliſiren und ſo herrlich von Ehre und Gewiſſen declamiren können, da Sie doch wohl wiſſen, daß die Gerichtsbedienten das Haus belagern, und Sie nicht einmal einen Ducaten in der Taſche haben, um die Hunde abzuhalten.

v. Freydorf. Narr, ich brauche Deinen Witz nicht, ſondern Deinen Rath.

Schlau. Nun ſo ſeyn Sie auch ſo geſcheut und nehmen Sie meinen Rath an. Aber im Ernſt zu reden,

den, es iſt doch wahr, Herr, Ihr Vermögen haben Sie verthan, borgen können Sie auch nicht mehr, denn das beweiſet Ihr Geldbeutel und mein Magen. Ihr Vater will nichts von Ihnen wiſſen. Alle Ihre Freunde haben Sie verlaſſen, außer mir, und dafür ſoll ich mit Ihnen für Hunger verſchmachten. Setzen Sie nun den Fall, Sie heyrathen Fräulein Reichhof, die Gottlob jezt noch nicht weiß, wie es um uns ausſieht, und kommen auf die Art zu mehr Geld als Sie weg zuſchleudern haben. Wenn Sie alsdann ein guter Ehemann und ein Haushalter werden; ja ſo können Sie ja noch glücklich werden: ſo können Sie ja noch einmal von Ihrem Vater erben, und das Fräulein wird nichts bey dem Handel verlieren. Sehn Sie, Herr, das heiß ich doch vernünftig raiſonirt.

v. Freydorf. Auch nur in dieſer Abſicht hab' ich Minchens Herz zu gewinnen geſucht, und hab' ich gleich mein Geld nicht aufs Beſte verthan, ſo bin ich doch mittlerweile klüger geworden.

Schlau. Nun, ſo weiſen Sie es damit, daß Sie ſich nicht länger wider die Heyrath ſperren. Sie ſehen, mein Rock hat ſchon fort müſſen, und wenn die Noth mich völlig wird ausgeſchält haben, ſo muß die Reihe an Sie kommen, und dann werden wir hübſch zu Hauſe bleiben und zollweiſe krepiren. Sehen Sie, Herr, wenn Sie ſich nicht wollen rathen laſſen, ſo lange Sie noch einen Rock auf'n Leibe haben, ja, ſo muß ich das Weite ſuchen, ſo lange ich noch laufen kann und nicht ganz nackend bin: Ich wünſche alſo, Herr, daß Ihr kaltes Gewiſſen Sie recht ſehr tröſten und beruhigen möge: ich aber — habe die Ehre, mich unterthänigſt zu empfehlen. (will abgehen.)

v. Freydorf. Wohin, Schlau? Du wirſt mich doch nicht verlaſſen?

Schlau. Kann nicht länger hungern. Herr, ſo wahr ich ein ehrlicher Kerl bin und einen ehrlichen Magen habe.

v. Freydorf. Nun ſo will ich denn eine Art von Betrüger werden, und weil ich zugleich feſt entſchloſſen bin, meine Lebensart zu ändern, ſo wünſch ich, daß der Betrug gelinge. Das wenigſtens weiß ich —

Schlau. Daß es uns nicht ſchlimmer gehn kann, als es uns ſchon geht. (es wird geklopft.)

v. Freydorf. Da klopft jemand.

Schlau. Es wird ein alter guter Freund ſeyn, der Ihnen den Liebesdienſt gethan hat, Geld zu funfzig Procent zu borgen, und es mit verzehren zu helfen, und der Sie nun alle Tage überläuft und begreifen lehrt, was Sie für ein Thor geweſen, daß Sie Spitzbuben getraut haben, den Mädchens nachgelaufen ſind, und meinen wohlmeynenden Rath in den Wind geſchlagen haben.

v. Freydorf. Schweig, Unverſchämter! Sieh wer da iſt. Und wenn's ein Mahner iſt, ſo ſag' ihm, daß meine Hochzeit gewiß iſt, und bitte ihn, daß er noch ein paar Tage Geduld giebt, und daß ihm ſo gut als mir daran gelegen ſey, daß er von meinen Umſtänden nichts ausſchwaze.

Schlau. O dafür ſeyn Sie nicht bange, Herr! Ihre Gläubiger ſind ſo ſehr Ihre Feinde nicht, daß Sie Ihnen alles Böſe gönnen ſollten, weil ſie wohl wiſſen, daß ſie denn auch ſchlecht wegkommen.

v. Freydorf. Noch eins, Schlau! Wenn's jemand von Minchens Leuten iſt, ſo ſag' ich ſey nicht zu Hauſe, damit Sie nicht auf arge Gedanken fallen, wenn ſie ſehen, wie jämmerlich es hier ausſieht.

Schlau. Ganz wohl, Herr! — Doch, das denk ich, können ſie genug an meinen eingefallenen Backen ſehen, wie ſchwindſüchtig unſere Umſtände allerweile ſind. (geht ab)

Zweyter Auftritt.

von Freydorf.

Eben die Schurken, mit denen ich mich jezt beſtändig zerplacken und herumbeißen muß, ſind mein Unglück geweſen. So lange es mir wohlgieng, ließen Sie ſich's ſchmecken, und ſtellten ſich als meine guten Freunde an.

Dritter Auftritt.

v. Freydorf. Schlau. Cathrine.

Schlau ([illegible]).

Was ich Ihr ſage, Jungfer Cathrinchen, mein Herr iſt nicht zu Hauſe.

Cathrine (von außen). Ich ſag' Ihm aber, Schlau, ich will, ich muß Seinen Herrn ſprechen.

v. Freydorf. Hm! Was? Minchens Kammermädchen? Auch die iſt mir feind, weil ich arm bin; — Sie hat gewiß was Böſes im Sinne. — Wenn man kein Geld hat, ſo hat man auch keinen Freund — Sie kommt herauf, was ſoll ich machen? Ich will ins Cabinet gehen und horchen. (ab)

Vier-

Vierter Auftritt.

Schlau. Cathrine.

Cathrine.

Ich will und muß wiſſen, wo Sein Herr iſt, Er unverſchämter Menſch, Er.

Schlau (vor ſich). Das werd' ich Dir auch auf die Naſe binden. (laut) Ich ſag' Ihr ja, Junfer Cathrinchen, er iſt nicht zu Hauſe. Was weiß ich, wo er ſteckt. Sie denkt doch wohl nicht, daß ich hexen kann?

Cathrine. Das nicht; aber das denk' ich, daß Er ganz abſcheulich lügen kann, nun nehm er ſich nur in Acht! Mein Fräulein ſchickt mich her, Er weiß doch wohl, was Morgen Mittag geſchehen ſoll?

Schlau. Ey freylich! — und auch was Morgen Abend geſchehen ſoll. Nicht wahr, mein Püpchen?

Cathrine (vor ſich). Mit meinem Willen gewiß nicht. (laut) Aber ſag' Er mir doch, Schlau, wo iſt Sein Herr? denn ich muß ihn wirklich ſprechen.

Schlau. Sag' Sie mir doch, Jungfer Cathrinchen, was denkt Sie denn wohl von der Heyrath mit meinem Herrn und Ihrer Fräulein.

Cathrine. Je nun, eigentlich nicht viel beſonders. So viel iſt inzwiſchen gewiß, es wird uns allen damit geholfen. Sein Herr kommt zu Gelde, und das, denk ich, fehlt ihm. Mein Fräulein kömmt zu einem Manne, und das, denk ich, hat ihr ſeit einiger Zeit gefehlt. Er wird das Vergnügen haben, mich zuweilen zu ſprechen, und ich — werde das Vergnügen haben, Ihm die Ohren zu reiben, wenn Er ſo unverſchämt iſt.

Schlau. Großen Dank, meine ſchöne Mamſell! Doch Scherz bey Seite, Jungfer Cathrinchen, ſo viel kann ich ihr verſichern, daß die Heyrath gar nicht nach meinem Sinne iſt. Denn, wenn ich das Vermögen hätte, was mein Herr —

Cathrine. Haben möchte, nicht wahr? ſo würde Er mein Fräulein heyrathen, um an ſo ein Vermögen zu kommen. Aber ſag' Er mir doch, Schlau, wo hat denn Sein Herr ſeine Güter?

Schlau. (vor ſich). O zum Teufel, was das auch für eine Frage iſt! (laut) Wo er ſie hat? — Ja nun, er hat ſie — ja ſieht Sie Jungfer Cathrinchen, das läßt ſich ſo eigentlich nicht ſagen. Sie liegen weit herum, da und dort, was weiß ich alles, wo — ſein Verwalter ſelbſt kann kaum klug daraus werden.

Cathrine. Durchgebracht ſind ſie, nicht wahr? Und was iſt denn aus euren Meublen geworden? Es ſieht ja hier ſo hell aus.

Schlau. Das hat ſeine natürlichen Urſachen. Denn ſo bald mein Herr das Jawort von Ihrer Fräulein erhalten hatte, ſo ließ er alle Meublen zu einem Freund ins Haus ſchaffen, weil er den Tag nach der Hochzeit hier einen Ball geben will, und folglich Platz zum Tanzen haben muß.

Cathrine. Das hat ſein Herr ja recht ſchön gemacht. Denn mein Fräulein will den Abend vor der Hochzeit hier eſſen und tanzen, und deswegen hat ſie mich eigentlich hergeſchickt.

Schlau. (vor ſich). Die hat den Teufel im Leibe!

Cathrine. Es ſoll juſt nicht ein groſſer Ball ſeyn. Es ſollen nur acht bis zehn Paar gute Freunde dazu gebeten werden.

Schlau. Mehr nicht?

Cathrine. Nein, mehr nicht; aber ich ſoll ſeinen Herrn bitten, ja recht gut zurichten zu laſſen.

Schlau. O, das verſteht ſich.

Cathrine. Ein Dutzend allerliebſte Schüſſelchen etwa, und ein niedlicher Nachtiſch, damit, denk ich, wird das Fräulein ſchon zufrieden ſeyn.

Schlau. (vor ſich). Daß dich der Henker mit deinem Zufriedenſeyn.

Cathrine. Und was meynt Er wohl, was ich bey der Gelegenheit für einen Einfall gehabt habe?

Schlau. Nun?

Cathrine. Ich habe des Herrn Baron Hobdorfs Leute bey Ihm zu Gaſte gebeten. Denn wir wollen unter uns auch einen Ball auf der Diehle geben. Wird ſich Sein Herr nicht über den Einfall freuen?

Schlau. O ja freylich!

Cathrine. Nun ſo mach Er fort, daß Er Seinen Herrn findet, und daß alles nöthige bald beſorgt werde: denn Er hat keine Zeit zu verlieren. — Aber noch eins, Schlau! Was fehlt Ihm? ſeit ich Ihn nicht geſehen habe, iſt Er ziemlich hinfällig geworden.

Schlau. (vor ſich). Daß ich meine Geſtalt nicht verſtellen kann. (laut) O ich befinde mich doch recht wohl, Jungfer Cathrinchen. Dank der gütigen Nachfrage. Und Appetit habe ich, der muß nur ſo ſeyn; und ich bin ſo voll Geſundheit, kleine Hexe, daß ich Dich gleich — (er will ſie küſſen).

Cathrine. Mit dem barmherzigen Geſichtchen da? Das eilt nicht, Schlau, das eilt nicht. Damit wir aber nicht eins ins andere reden, ſo ſag' Er mir doch, wer ſind die Leute, die dort unten vor der Thüre lauren? Ich habs ihnen, wie ich hereingieng, angeſehen, daß ſie nichts Gutes im Sinne haben. Die wollen auch wohl zu ſeinen Herrn?

Schlau. Hm! Ja. Sie werden ihn wohl ſprechen wollen. — Ach es werden Pächter ſeyn, die ihm Geld bringen.

Cathrine. Und die Leute laßt ihr ſo vor der Thüre ſtehen?

Schlau. Sie wollens ja nicht beſſer haben. Sie ſind gute ehrliche Schläge. Das kommt ſo ſelten in die Stadt, und wenn denn das einmal da iſt, ſo ſtehts und gafft allerwärts herum, ſo lang es kann.

Cathrine. Nun darf ich nicht länger bleiben. Bis auf Wiederſehn, Schlau! Daß Er aber ja ſorgt, daß wir heute Abend was gutes zu eſſen haben, ſo was, das ein bischen vorhält. Einen Schinken etwa, oder einen tüchtigen Kalbsbraten, oder, was ihm gut dünkt. — Wir wollen uns auch recht luſtig machen. Tiſch und Stühle müſſen uns auch nicht im Wege ſtehen, damit wir Platz zum Tanzen haben. Ich kann nichts weniger leiden, als wenn man bey der Menuet ſo ſchänirt iſt. Nun, wie geſagt, Schlau, bis aufs Wiederſehen. Ich ſterbe, wenn das nicht bald geſchiehet. (geht ab).

Schlau. Meinetwegen ſtirb; der Himmel gebe ſein Gedeyhen dazu.

Fünfter Auftritt.

von Freydorf. Schlau.

v. Freydorf (Kommt aus dem Kabinet).

Schlau!

Schlau. Herr!

v. Freydorf. Es iſt aus mit uns.

Schlau. Das hab' ich ſchon längſt gewußt.

v. Freydorf. Acht, oder zehn paar Freunde zum Ball! Ein Dutzend allerliebſte Schüſſelchen, und ein niedlicher Nachtiſch! — Des Baron von Hohdorfs Leute! Schinken und Kalbsbraten!

Schlau. Sagen Sie mir nichts mehr. Wenn man nur, ſo was hört, ſo kömmt einen ſchon die Luſt an, zu eſſen, und mein Magen braucht in ſeinen jetzigen Umſtänden durch dergleichen Kunſtgriffe nicht gereitzt zu werden.

v. Freydorf. Verdammtes Schickſaal! was ſollen wir anfangen?

Schlau. Uns aufhängen, ich ſehe kein anderes Mittel. Sie müßten denn ein Recept haben, wie man ohne Geld einen Ball und ein Soupee geben kann, ohne daß die Leute eſſen.

v. Freydorf. Ganz gewiß wird das Fräulein erfahren haben, wie ſchlecht meine Umſtände ſind, und da hat ſie den Einfall ausgegrübelt, um mit mir zu brechen.

Schlau. Das ſollt' ich, mit Ihrer Erlaubniß, nicht glauben.

v. Freydorf. Nicht? Aber warum muß denn ihr Mädchen nach meinen Glücksumſtänden ſo fragen?

Schlau. Aus einer doppelten und ſehr natürlichen Urſache. Einmal aus Neugierde, und das iſt, weil es ein Frauenzimmer iſt, ſehr natürlich. Zum andern, um das Vergnügen zu haben, mit mir zu ſchwatzen, und das iſt auch ſehr natürlich, weil das Mädchen nicht dumm iſt, und Geſchmack hat.

v. Freydorf. Laß doch die Poſſen! Steht nicht unſer ganzes Glück jetzt auf dem Spiel?

Schlau. Freylich wohl: aber dieſes unſer ganzes Glück iſt ſolch eine Kleinigkeit, daß man eben kein großer Philoſoph zu ſeyn braucht, um den ganzen Plunder, ohne ſonderliche Herzensangſt liegen zu laßen. Mags doch! Eh' eine halbe Stunde vergeht, will ich Sie überzeugen, daß Fräulein Willhelmine gar nicht weiß, wie ſchlecht unſere Umſtände ſind; und denn muß ich

Ihnen noch eines ſagen: ſie ſoll heute Abends nicht herkommen, und Sie ſollen ſie morgen doch heyrathen.

v. Freydorf. Wie willſt Du das anfangen, allerliebſter Schlau?

Schlau. (ſchlägt ſich vor die Stirne). Ja, wenns hier nicht richtig wäre! Aber, hier ſitzt es, hier! Friſch alſo, ehe der Einfall kalt wird, und ſeyn Sie indeſſen ſo luſtig, als man ſeyn kann, wenn man verliebt iſt und kein Geld in der Taſche hat: denn wie im Erfurtiſchen Robinſon geſchrieben ſteht:

Wer einer Schönen Herz will nach Gefallen rühren,
Sey zum Erfinden klug, und brennt, es auszuführen.

Und ſo einer bin ich, und ich hoffe, Sie werden nicht zweifeln, daß ich Vermögen und Willen dazu habe.

v. Freydorf. Im geringſten nicht. Mach nur, daß Du fortkommſt.

Schlau. O! ich werde bald wieder hier ſeyn!

Sechſter Auftritt.

(Fräulein von Reichhofs Wohnzimmer.)

Fräulein von Reichhof. Cathrine.

Fräulein von Reichhof.

Das wundert mich, Cathrine! Freydorf nicht zu Hauſe! Sein Bedienter betreten! keine Meubeln im Zimmer! Vor dem Hauſe Leute, die nichts Gutes im Sinne zu haben ſcheinen! Das iſt ein Räthſel!

Cathrine. Das ſich leicht auflöſen läßt.

Fräul. v. Reichh. Nun, ſo löß es auf, und laß mich nicht länger in der Ungewißheit.

Cathrine. Das Ding hängt ſo zuſammen. Herr von Freydorf ſteckt bis über die Ohren in Schulden. Ihr Gnaden ſind bis über die Ohren verliebt, Morgen werden Sie ſeine Gemahlin. Uebermorgen bezahlt der Herr Gemahl ſeine Schulden mit Ihrem Vermögen; und Sie und Ihre Kinder zehren nachher von dem, was übrig bleibt, ſo gut Sie können.

Fräul. v. Reichh. So niederträchtig kann Freydorf ohnmöglich handeln.

Cathrine. Gleichwohl iſt es wahr; die Männer taugen alle nichts. Ihr Gnaden ſind ſehr jung und kennen die Männer nicht. Ich bin freylich auch noch nicht alt, aber ich habe mehr Erfahrung. O ich kenne die Männer! ich habe wohl hundert geliebt, und jeden auf die Probe geſtellt, und was hab' ich gelernt? nichts weiter, als daß ſie alle grauſam, treulos, betrügeriſch ſind, und uns arme Mädchen wie die Teufel behexen können.

Fräul. v. Reichh. Das mag von den elenden Böſewichtern gelten, die Dich in ihre Netze gefangen haben. Aber Freydorf —

Cathrine. Iſt ein Mann, Ihro Gnaden.

Fräul. v. Reichh. Und von Rechtswegen, oder ich würde ſchön für ihn danken.

Cathrine. Mags doch! ich habe Ihro Gnaden meine Meynung geſagt, und Sie mögen nun thun, was Sie wollen.

Fräul. v. Reichh. Ich danke Ihnen, Mamſell, daß Sie ſo gütig ſind. — Gleichwohl hab' ich ſo viel Achtung für Deine Meynung, daß, wenn ich zuverläßig erführe, daß Freydorf ſo niederträchtig wäre —

Cathrine. Daß er blutarm iſt, davon können Sie ſich hundertfältig überzeugen. Was ich wenigſtens geſehn habe, beweißt das Gegentheil nicht.

Fräul. v. Reichh. (vor ſich). Ach, da drückt ihn eben der Schuh! —

Cathrine. Daß er die gewöhnlichen Kammerjungfer-Sporteln nicht bezahlt, das möchte noch hingehn; aber daß er mich durch gewiſſe kleine Höflichkeiten nicht bey guter Laune zu erhalten ſucht, das iſt unverzeihlich, und als ein geſcheiter Mann ſollt' er doch, was ihn auf einer Seite abgeht, auf der andere zu erſetzen ſuchen. (es wird geklopft.)

Fräul. v. Reichh. Sieh, wer da iſt.

Siebenter Auftritt.

Fräulein von Reichhof.

Ich muß mich hüten, daß das Mädchen mir ihre Meynung nicht einplandert. Freydorf wird mit ihr nicht ſo ſchön gethan haben, als ſies wohl gewünſcht hätte, und deswegen ſucht ſie ihn zu verläſtern.

Achter Auftritt.

Fräulein von Reichhof. Schlau. Cathrine.

Fräulein von Reichhof.

Iſt Er's, Schlau? Hat Er Seinen Herrn gefunden? Iſt der Ball und das Soupee beſtellt?

Schlau. Wie Ihro Gnaden befohlen haben. Es iſt alles beſtellt, und ich komme zu vernehmen, ob Ihro Gnaden noch ſonſt was zu befehlen haben?

Fräul. v. Reichh. Meine Empfehlung an Seinen Herrn, und ich würde mit der übrigen Geſellſchaft um ſechs Uhr da ſeyn, denn wir wollen vorher Thee trinken und eine Parthie machen.

Cathrine. Und das wollen wir mit unſern Gäſten auch thun, Muſje Schlau.

Schlau. Wie Ihro Gnaden befehlen.

Fräul. v. Reichh. Wie kommts aber, Schlau, daß Er ohne Rock ausgeht? Bey der jetzigen Witterung könnt Er ihn doch wohl vertragen.

Cathrine. O, Ihr Gnaden, Muſje Schlau iſt von Natur ſehr hitzig. Ha! ha! ha!

Schlau. Und wenn ich auch von Natur ſo kalt wie ein Grönländer wäre, ſo hätt' ich doch nach dem, was mir unterwegens begegnet iſt, hitzig werden müſſen. Aber das iſt nun einmal geſchehen.

Fräul. v. Reichh. Was iſt geſchehen?

Schlau. O Ihr Gnaden fragen Sie mich nicht. Fragen Sie mich lieber ſonſt etwas. Wollen lieber ſonſt was ſprechen.

Cathrine. O fragen Sie ihn, gnädiges Fräulein, fragen Sie ihn. (vor ſich) Ich berſte vor Neugierde.

Fräul. v. Reichh. Ich muß wiſſen, Schlau, was das iſt. Wenn wir gute Freunde bleiben wollen, ſo muß ichs wiſſen.

Schlau. Wenns aber mein Herr erführe. In der That, gnädiges Fräulein, ich darf nicht.

Fräul. v. Reichh. Auf meine Ehre, Schlau, Sein Herr ſoll nichts erfahren.

Schlau. Sind Ihro Gnaden ſicher, daß die Jungfer da nichts ausſchwatzt?

Cathrine. O deswegen kann Er dreiſt alles beichten, was Er auf dem Herzen hat.

Fr. von Reichh. Ich ſtehe für Sie.

Schlau. Kurz alſo zu ſagen, Ihro Gnaden, — ich kann nichts ſagen.

Fräul. v. Reichh. Er wird doch wohl nicht ſpaſſen wollen.

Schlau. Wenn Jhro Gnaden es ausdrücklich befehlen, nun ſo muß ichs ſagen — ich habe mir den Rock vom Leibe defendirt.

Fräul. v. Reichh. Was?

Schlau. Ja, vom Leibe defendirt.

Fräul. v. Reichh. Und was hat Er denn defendirt?

Schlau. Jhren guten Namen, gnädiges Fräulein.

Fräul. v. Reichh. Meinen guten Namen?

Schlau. Ja, Jhren guten Namen; und ich kann Jhro Gnaden verſichern, daß ich's mir ſo blutſauer dabey haben werden laßen, daß ich kaum glaube, daß ich für mich ſelbſt ſo viel gewagt hätte.

Fräul. v. Reichh. Red' Er doch deutlicher.

Schlau. Jhr Gnaden werden ſich errinnern, daß Sie meinen Herrn mit Jhrem Beſuche zu beehren geruhten, und daß niemand bey Jhnen war —

Fräul. v. Reichh. Als mein Kammermädchen.

Schlau. Jungfer Cathrinchen? deſto ſchlimmer eben: denn die, glaubten die Leute, wäre meinetwegen da.

Cathrine. Seinetwegen, Maulaffe?

Schlau. Ja, meinetwegen; und hielten mich mit ihr für eben ſo ſtrafbar, als Jhro Gnaden mit meinem Herrn.

Fräul. v. Reichh. Wie meynt Er das?

Schlau. Hören Sie nur. Heute ſchickt mich mein Herr aus, um alles auf dieſen Abend zu beſtellen. Dicht an uns an wohnt ein Procurator; und als ich da vorbeygehn will, ruft mich ſeine Frau an. — He da, Muſchie, ſchreyt ſie, Er kann nur Seinem Herrn ſagen, daß mein Mann ehſter Tage den Scandal bey der Policey angeben wird, den Er und Sein Herr treibt.

Fräul. v. Reichh. Scandal?

Schlau. Juſt ſo ſagt' ich. Scandal, ſagt' ich? Ich ſollte doch denken, ſagt' ich, daß keiner von den Nachbarn ſtiller und ordentlicher lebt, als ich und mein Herr; wies denn auch wirklich wahr iſt. — Stiller und ordentlicher, rief der höniſche Mutz. — Ja, guter Schlucker, wenn ich aus meinem Fenſter nicht in Seines Herrn Zimmer ſehen könnte? Und ich ſoll wohl nicht wiſſen, daß er vorigen Dienſtag ein Frauenzimmer bey ſich gehabt hat, die ſo und ſo ausſah — und da beſchrieb ſie Ihro Gnaden von Kopf bis zum Fuß — und ich habe wohl nicht geſehen —

Fräul. v. Reichh. Geſehen, Unverſchämter, was geſehen?

Schlau. Die Ehrfurcht heißt mich ſchweigen.

Fräul. v. Reichh. Hat Er ihr denn nicht widerſprochen?

Schlau. Freylich hab' ich. Ich ſagte, das löge ſie in ihrem Hals hinein, ſagt ich; denn zum Teufel, ſagt' ich, denn ich war ſo aufgebracht, daß ich hölliſch fluchte, ich bin gewiß, ſagte ich, daß die Dame und mein Herr viel zu geſcheid ſind, ſagt' ich, und daß wenn ſie ſich hätten ein oder zwey Mäulchen geben wollen, ſie beym Teufel die Fenſtervorhänge wohl würden zugezogen haben, ſagt' ich —

Fräul. v. Reichh. Was? Weiter hat Er nichts geſagt? — Hat Er dem Weibe dann nicht bewieſen, daß ſie unrecht geſehen hätte, und ganz unverſchämt löge.

Schlau. Sie ſchwor aber ſo entſetzlich darauf, daß ich nichts weiter thun konnte, als ſchimpfen und fluchen, und da kam der Mann über den Lermen mit dem Prügel über mich her, und ſchlug ſo unbarmherzig auf mich zu, daß ich vor Angſt und Schmerzen faſt unſinnig alles heraus beichtete.

Fräul. v. Reichh. Was hat Er denn herausgebeichtet?

Schlau. Daß Sie und mein Herr vor dem Himmel Eheleute wären, und daß Jungfer Cathrinchen und ich wohl eher bey Gelegenheit ein bisgen gekuppelt hätten.

Cathrine. Gekuppelt, gekuppelt, was? Gnädiges Fräulein, ſieht mir das Kuppeln wohl ähnlich?

Schlau. Und in dem Wirwarr ward mir der Rock ſo gut, als Jhro Gnaden guter Name, in tauſend Stücken zerriſſen.

Fräul. v. Reichh. Und ſo half Er mich hübſch mit verläſtern?

Schlau. Aber ich bitte Sie ums Himmelswillen gnädiges Fräulein, was ſollt' ich thun? Der Kerl ſchlug ſo entſetzlich auf mich los, — da, können Sie 's noch ſehen. Der ganze Kopf liegt voll Pflaſter: und ich möchte doch lieber ſagen, daß es kein ehrliches Mädchen im ganzen Lande gäbe, als daß ich mir den Kopf wollte zu Muß ſchlagen laſſen.

Fräul. v. Reichh. Schon gut. — Ich werde mich zu rächen wiſſen. Und was ſagte Sein Herr dazu?

Schlau. Meynen Sie, daß ichs ihm geſagt habe? Ja, da wäre ich ſchöne angekommen. Mein Herr iſt viel zu heftig in Jhro Gnaden verliebt, und wenns ihm zu Ohren gekommen wäre, ſo hätte die Hälfte von den Procuratoren ſchon daran glauben müſſen.

Fräul. v. Reichh. Schon gut! — Aus dem Ball heute Abend bey Seinem Herrn wird nichts.

Schlau (vor ſich). Dem Himmel und meiner unverſchämten Stirne ſeys gedankt.

Cathrine. Warum aber nicht? Jhro Gnaden haben ja nichts Böſes gethan, und können alſo jedem frey unter die Augen treten.

Schlau (vor ſich). Die Zeterhexe wird alles wider verderben. (laut) Freylich, Jhro Gnaden, das können Sie auch. Jn aller Abſicht können Sie das. Und was können die Leute groß thun? Etwa ein paar Fenſter einſchmeißen? — Kommen Sie nur, gnädiges Fräulein. Wir wollen tauſend Spas haben. Ich habe einen großen Musqvetunder zu Hauſe und mein Herr hat einen vortreflichen Haudegen bey ſeinem Bette hängen, und da wollen wir den verdammten Geſindel ſo die Hälſe mit brechen, daß Ihro Gnaden ſich halb todt lachen ſollen.

Fräul. v. Reichh. Was? Lieber Mord und Todſchlag?

Cathrine. Sein Sie unbeſorgt, gnädiges Fräulein, wenn Schlau dabey iſt, ſo iſt gewiß der Hals geborgen.

Schlau. Mord und Todſchlag nennen Sie das? — Es iſt nichts als Nothwehr. Außerdem bleiben bey dergleichen Gelegenheiten ſelten mehr als zwey bis drey Menſchen. Und geſetzt auch, daß die ganze Nachbarſchaft gegen uns anrückt — wenn wir nur das erſte Dutzend werfen, ſo laufen die andern von ſelbſt weg.

Fräul. v. Reichh. Er mag ſagen, was Er will, Schlau; ich komme nicht hin, das iſt mein feſter Entſchluß.

Cathrine. Wenn Ihro Gnaden doch nicht hingehen wollen, wie wär's, wenn das Soupee hergebracht würde? Es wäre doch ewig Schade, wenn Muſje Schlau das alles vergebens beſtellt hätte.

Schlau. Da hat Sie ganz recht, Jungfer Cathrinchen, aber ich kann gleich hinlaufen und alles wieder abbeſtellen: das iſt gleich geſchehen.

Fräul. v. Reichh. Wie ſoll ich mich aber bey Seinem Herrn entſchuldigen laſſen? es wird ihm ſehr unangenehm ſeyn, daß ich nicht komme.

Schlau. Freylich wirds ihm entſetzlich unangenehm ſeyn, aber mir fällt was ein. Wie, wenn ich ſagte, daß Ihro Gnaden plötzlich Kopfſchmerzen oder Vapeurs gekriegt hätten, oder Ihro Gnaden dürfen auch nur — —

Fräul. v. Reichh. Ich wills Ihm überlaſſen, mich, ſo gut Er's kann, bey Seinem Herrn zu entſchuldigen. Hier hat Er einen Dukaten, der mag Ihm einen guten Einfall auftreiben helfen.

Schlau (vor ſich). Einen Dukaten! — Ich hab ſo lange ſchon kein Geld mehr zwiſchen meinen Fingern gehabt, daß ich mich kaum noch erinnere, wie ein Dukaten ausſieht. O Schlau! was für ein Genie biſt Du! — Du ziehſt Deinen Herrn aus der Verlegenheit, betrügſt ſeine Geliebte, lügſt das Kammermädchen aus und in den Sack! — Und wirſt als der ehrlichſte Kerl bezahlt. Aber meine Freude möchte mich verrathen. (laut) Ihro Gnaden haben mich Ihren unterthänigſten Diener, Martin Lorenz Schlau, auf immer verpflichtet. (im Abgehn) Was es luſtig iſt, wenn man Mutterwitz hat, und unverſchämt iſt. (ab)

Neunter Auftritt.

Fräulein von Reichhof. Cathrine.

Cathrine.

Ha ha ha! kann der Kerl nicht lügen als obs gedruckt wäre! Mit ſeinem Muſketunder und Haudegen, Procurator und Halsbrechen! Haben Ihro Gnaden endlich genug, oder verlangen Sie noch mehr Beweiſe, daß —

Fräul. v. Reichh. Daß Du ein unverſchämtes Ding biſt, nicht wahr? — und das, merk ich, möchteſt Du mir gerne noch mehr ſehen laſſen.

Cathrine. Gnädiges Fräulein!

Fräul. v. Reichh. Ich ſehe das ganze Gewebe Deiner elenden Kunſtgriffe durch. Du möchteſt den Herrn von Freydorf gerne bey mir verläſtern, weil er Dich für die Dienſte nicht bezahlt, die Du ihm gerne geleiſtet hätteſt.

Cathrine. Mich bezahlt? deswegen darf ich wohl nicht böſe auf ihn ſeyn, daß ers mit mir ſo gemacht hat, wie ers wohl mit allen Leuten halten mag.

Fräul. v. Reichh. Falſch, ſag' ich Dir, falſch! Er iſt ein Mann von Ehre und Du biſt —

Cathrine. Nicht verliebt, und dafür dank ich dem Himmel (neigt ſich).

Fräul. v. Reichh. Närrin!

Cathrine. Ich bin auch wohl eher verliebt geweſen, aber jetzt bin ich viel klüger.

Fräul. v. Reichh. Schweig, Unverſchämte!

Cathrine (vor ſich). So was Hartes hat ſie mir noch nicht befohlen.

Fräul. v. Reichh. Geh!

Cathrine (im Abgehn). O die iſt bis zum Unſinn verliebt.

Zehnter Auftritt.

Fräulein von Reichhof.

Wenn wir unſere Schwachheiten vor unſern Bedienten ſehen laſſen, ſo machen wir ſie zu unſern Vertrauten, und zu unſers gleichen, und endlich zu unſern Rathgebern. Wenn ich mich gleich geſtellt habe, als ob ich Schlaus Betragen nicht bemerkte: ſo muß ich doch daraus Dinge vermuthen, die mich zittern machen; und wenn ich mich über Cathrinens Rath zu ärgern ſchien, ſo ſah ich doch ein, daß ſie im Grunde Recht haben könnte.

Eilfter Auftritt.

Fräulein von Reichhof. Cathrine.

Cathrine.

Darf ich ſprechen, Ihro Gnaden?

Fräul. v. Reichh. Sey keine Närrin! Was willſt Du denn?

Cathrine. Draußen iſt jemand, der nach Ihro Gnaden fragt, und einen Brief von dem Herrn Obriſt von Freydorf bringt, woran, wie er ſagt, viel gelegen iſt.

Fräul. v. Reichh. Von dem Obriſten von Freydorf? — Wo iſt der Menſch?

Cathrine. Unten im Vorzimmer.

Fräul. v. Reichh. Ich will ihn ſprechen. (im Abgehn vor ſich) O wie ſchlägt mir das Herz.

Zwölfter Auftritt.

Cathrine.

Mädchen! Mädchen! närriſches Mädchen! Du wirſt Deinem Freydorf nicht entlaufen. Wenn ſie ſo gut, als ich wüßte, wie arm er iſt, ſo —- aber eine Doſis Liebe würkt heftiger, als eine Doſis Niespulver. Wenn uns die zu Kopfe ſteiget, (meiſt) wird das geſcheideſte Mädchen zur albernſten Thörin. Da läuft ſie nun hin, und wird ihre dreyſigtauſend Thaler wegwerfen, und was wird ſie dafür kriegen? — Wahrhaftig nicht vielmehr, als — nichts. Einen Mann und das wird alles ſeyn. Und der Himmel weis, daß ein Mann, der nichts als ein Mann iſt, ein leidiger Tröſter iſt.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

von Freydorf. Schlau.

(Der Schauplatz iſt in Freydorfs Wohnung.)

von Freydorf.

Scherz bey Seite, Schlau, biſt Du wirklich ſo glücklich geweſen?

Schlau. So glücklich als wirs nur wünſchen können. Kurz, ich habe das Ding ſo künſtlich herumgedrehet, daß das Fräulein ſo wenig unſere Umſtände argwöhnen, als darauf fallen kann, daß ich ihr was vorgelogen habe.

v. Freydorf. Wie aber haſt Du mich wegen des Balls und Soupees entſchuldigen können?

Schlau. Ueber alle Erwartung, Herr! — Hier aber mußt' ich die Wahrheit zu Hülfe nehmen, und unverhohlen bekennen, wie es mit uns ſtünde. Ich ſagte ihr alſo, daß wir ſchon ſo lange her weder des Mittags noch des Abends Gäſte gehabt hätten, daß ich beſorgen müßte, das Gaſtiren würde uns nicht ſonderlich von der Hand gehen. Und wie ich nun ſo von Gaſtiren ſchwatzte, kneipte michs auf einmal ſo jämmerlich im Magen, daß ich bekennen mußte, wir wären ſchon manchen ſchönen Abend hungrig zu Bette gegangen.

v. Freydorf. Plagt Dich der Satan, Du Spitzbube, mich ſo zu verrathen? Haſt Du mir nicht eben erſt geſagt, daß das Fräulein nicht den mindeſten Verdacht hätte?

Schlau. Den kriegte ſie auch erſt, als ich zu beichten anfing.

v. Freydorf. Und das war alſo Dein künſtlich Herumdrehen?

Schlau. Sie haben mich nicht ausreden laſſen. Meine jämmerliche Geſchichte und das ſchwermüthige Geſichte, womit ich ſie erzählte, würkte ſo ſehr auf ihre großmüthige Seele, daß ſie Ihnen alles vergiebt, was geſchehen iſt.

v. Freydorf. Alles vergiebt?

Schlau. Ja, und Sie bitten läßt, nie wieder vor die Augen zu kommen, und damit Ihnen das nicht zu ſauer werde, ſo ſchickt ſie Ihnen hier einen Dukaten. (zeigt das Geld.)

v. Freydorf. Was ſagſt Du?

Schlau. Ich ſage, daß wir den Dukaten verzehren und uns luſtig machen wollen.

v. Freydorf. Schurke! Du haſt mich völlig unglücklich gemacht.

Schlau. So! weil ich Ihnen Geld bringe? Wenn Sie in der weiten Gotteswelt keinen Schilling mehr haben? Nun, nun, ich will Sie bald wieder glücklich machen; ich will den Dukaten allein behalten, und wünſche nur, daß jemand den Einfall hätte, mich mit dergleichen Unglücksfällen zu überhäuſen. (er ſteckt das Geld ein.)

v. Freydorf. Du lachſt mir noch ins Geſicht, Spitzbube?

Schlau. Muß ich nicht lachen? Aus vollem Halſe lachen? —— Ha ha ha! — Laſſen Sie ſich das zur Regel dienen, Herr! Zweifeln Sie künftig nie wieder, daß ich das durchſetzen werde, was ich einmal angefangen habe, weil ſelbſt Sie, ſo gut Sie mich auch ſonſt kennen, auf meine Angel anbeißen müſſen. Sehen Sie, Herr! — ich hätte Sie mit meiner Angel auf und nieder amüſiren können, bis Ihnen der Kopf ſo heiß geworden, daß Sie eine Glockenſtunde nicht gewußt hätten, ob Sie ein Mädchen oder ein Bübchen wären.

v. Freydorf. Folglich wäre Deine ganze Erzählung —

Schlau. Vom Anfange bis zu Ende nichts als eine tüchtige Lüge.

v. Freydorf. Und Du hätteſt mich wirklich bey ihr entſchuldigt?

Schlau. Das nicht — aber ich habe den Dukaten gekriegt, um das Fräulein bey Ihnen zu entſchuldigen, und anſtatt, daß das Fräulein dächte, daß wir ſie gemeinſchaftlich betrügen wollten, ſo denkt ſie, daß ich gemeinſchaftlich mit ihr Sie betrügen ſoll.

v. Freydorf. Du biſt ein vortreflicher Kerl, Schlau.

Schlau. Verlieren Sie nur keine Zeit, und machen Sie, daß Sie aus dem Hauſe kommen. Aus der hinterſten Thüre denk ich wärs am ſicherſten. Stellen Sie ſich nur über die Nachricht, daß Sie das Glück nicht haben ſollen, das Fräulein heute Abend hier zu ſehn, recht erſtaunt und bekümmert an. Mehr brauchen Sie nicht zu wiſſen. Machen Sie nur, daß Sie fortkommen.

v. Freydorf. Aber was nun, Schlau? da hat der Satan ihr Mädchen wieder.

Schlau. Ja wohl der Satan! Ich wünſchte, daß ich den Drachen vergiften könnte, denn ich bin überzeugt, daß ich, ſo lange ſie im Gange iſt, auf keinen grünen Zweig kommen werde.

Zweyter Auftritt.

Cathrine. Vorige.

Cathrine.

Ich habe die Thüre offen gefunden, und kam alſo ohne Umſtände.

v. Freydorf. Es thut mir Leid zu hören, daß Ihr Fräulein ſo ſchnell befallen iſt.

Cathrine. Vapeurs, Herr von Freydorf, nichts als Vapeurs, nichts weiter. Muſje Schlau, denk ich, wird mein Fräulein ſchon entſchuldigt haben.

v. Freydorf. Allein mit dem Zuſatze, daß ich nicht das Glück haben ſoll, ſie heute Abend hier zu bewirthen. Ich hatte mich ſchön darauf eingerichtet: allein das iſt das wenigſte. Schlau ſoll den übrigen Gäſten melden, daß das Soupee aufgeſchoben iſt.

Cathrine. Ums Himmelswillen nicht, Herr von Freydorf. Denn weil mein Fräulein ſich leicht vorſtellen konnte, daß Sie ſich auf heute Abend eingerichtet hätten, ſo will Sie wenigſtens den übrigen Gäſten die Freude nicht verderben, wenn ſie gleich ſelbſt nicht dabey ſeyn kann. Sie wiſſen ja, was für eine gute Seele ſie iſt.

Schlau. Das beſte wäre gleichwohl, wenn ich gienge und den übrigen Gäſten abſagte. (will abgehn)

Cathrine (hält ihn auf). Ich bin aber ſchon da geweſen, und habe ihnen geſagt, daß mein Fräulein ſie bitten läßt, herzukommen, und ſie haben alle zugeſagt. Sie dürfen alſo nicht bange ſeyn, daß Sie ſich vergebene Koſten gemacht haben.

v. Freydorf. Weil das Fräulein aber nicht mitkömmt, ſo wär' ich ihr wohl das Compliment ſchuldig, das Soupee auszuſetzen, und ohnehin kann ich kein Vergnügen ſchmecken, das ſie nicht mitgenießt.

Cathrine. Das iſt freylich wahr, aber was kann ich dafür, wenn mein Fräulein das nun einmal ſo haben will. Frau von Althof wird mit den übrigen Gäſten den Augenblick hier ſeyn. Es ſind zwey oder drey Kutſchen voll.

Schlau (vor ſich). So iſt mein Herr trotz meinen Talenten verloren.

v. Freydorf (zu Schlau heimlich). Nun iſts aus, Schlau!

Schlau. Aus, Herr!

v. Freydorf. Ich möchte raſend werden. Was ſoll ich thun?

Schlau. Je nun, weil unſer Zimmer nicht ſonderlich iſt, ſo führen Sie die Geſellſchaft in des Hauptmanns Zimmer, der nebenan wohnt, und nöthigen Sie die Leute zum Spiel. Sollte der Hauptmann mittlerweile kommen, ſo will ich Sie ſchon bey ihm entſchuldigen.

Cathrine (vor ſich). Ich merke, daß ich ihnen das Concept verrückt habe. Ich muß doch ein bischen meinen Spas mit ihnen haben. (laut) Ich bitte, Herr von Freydorf, machen Sie ſich nicht zu viel Ungelegenheiten. Es iſt ja bloß ein freundſchaftlicher Beſuch. Je mehr Umſtände, deſtoweniger willkommen, das wiſſen Sie wohl. Ich bitte Sie, Herr von Freydorf, machen Sie ſich nicht zu viel Koſten. Wenn ich Ihnen helfen kann, ſo ſeyn Sie ſo gut und befehlen. Mein Fräulein hat mich deswegen mit hergeſchickt. Muſje Schlau kann außer dem Hauſe alles beſtellen, und was hier zu thun iſt, will ich ſchon beſorgen. (zu Schlau) Wenn Er nur ſo gut ſeyn und mir die Schlüſſel zum Schenktiſch geben will.

Schlau. O, Ihr Diener, Jungfer Cathrinchen, aber was da zu beſorgen iſt, iſt ſchon beſorgt. (es wird geklopft)

Cathrine. Gottlob, da kommen ſie ſchon. Ich will nur gehen und ſie hereinführen.

Dritter Auftritt.

von Freydorf. Schlau.

Schlau.

Wenn Du ſie in die Elbe führteſt, und hinter drein ſprängſt, das wäre noch ein Gottlob! werth.

v. Freydorf. Das iſt nicht auszuſtehen!

Schlau. Nur getroſt und ein freches Geſicht aufgeſetzt, ſo hoff' ich dennoch, Sie mit guter Art aus der Verlegenheit zu ziehen.

Vierter Auftritt.

Fr. v. Althof. Tante. Landrath v. Bauchwitz, Hr. von Liebholz. Fr. v. Liebholz. Vorige.

Fr. von Althof.

Ach mein beſter Herr von Freydorf.

v. Freydorf. Meine beſte Frau von Althof! (ſie umarmen ſich.)

Fr. v. Althof. Es iſt Ihnen doch recht lieb, Herr von Freydorf, daß wir kommen?

Schlau (vor ſich). Diesmal irren ſie ſich nun wohl.

Fr. v. Althof. Die Geſellſchaft, die ich mitbringe, wird Ihnen nicht völlig bekannt ſeyn, und ich habe die ganze Stadt herumkutſchen müſſen, um die wenigen noch aufzutreiben. Meine Tante, Herr von Freydorf!

v. Freydorf. Das ſieht man an ihren lebhaften Augen, daß ſie aus Ihrer Familie iſt.

Fr v. Althof. Der Herr Landrath von Bauchwitz!

v. Bauchwitz. Hem! Hem! Ob zwar ich nicht die Ehre haben werde, Dieſelben von Perſon zu kennen; ſo hab' ich doch auf Requiſition der gnädigen Frau von Althof, auch ohne vorhergegangene nähere Bekanntſchaft, und Rückſicht, auf die in dergleichen Fällen ſonſt üblichen Formalitäten, mich nicht entbrechen können, mögen noch ſollen, Denenſelben zur bevorſtehenden Feyer Dero Vermählungstages ſo aufrichtig als ergebenſt Glück zu wünſchen.

v. Freydorf. Ich bin Ihnen, wenn gleich nicht ſo beredt, dennoch nicht weniger aufrichtig verbunden.

Fr. v. Althof. Herr und Frau von Liebholz! Ich hätte keine beſſere Dame für Ihren Ball finden können, Herr von Freydorf. Dann die Frau von Liebholz hält vier und zwanzig Stunden aus, ohne müde zu werden.

Hr. v. Liebholz. Mein beſter Freydorf, faſt möchte ich mit Ihnen ſchmälen. Ihre Vermählung ſo nahe und mir kein Wort zu ſagen, das iſt doch wohl grauſam, Sie haben vielleicht geglaubt, ich würde über Sie ſpotten, und das wäre auch wohl geſchehen, wenn mir die liebe Frau von Liebholz da nicht ſchon längſt den Muth dazu benommen hätte, über den Eheſtand zu ſpotten.

Fr. v. Liebholz. Ich, Ihnen den Muth benommen? Pfuy Herr von Liebholz, reden Sie nicht ſo garſtig.

Cathrine. Wollen Ihro Gnaden nicht die Gewogenheit haben, ins Nebenzimmer zu treten, um eine Partie zu machen? Muſje Schlau ſoll mitlerweile hier decken.

Fr. v. Althof. Eh' ichs vergeſſe, Herr von Freydorf, mein Neffe, Sie haben ihn niemals geſehen, iſt eben aus Paris gekommen, und ich habe zu Hauſe beſtellt, daß man ihn hierher weiſen ſoll.

v. Freydorf. Viel Ehre für mich, gnädige Frau.

Schlau. Befehlen Ihro Gnaden erſt zu ſpielen oder vorhero zu ſoupiren?

v. Freydorf (zu ſich). Zu ſoupiren? — Iſt der Kerl verrückt?

v. Bauchwitz. O, erſt ſoupiren! Ich habe ohnehin, ſeit ich heute Mittag von Tiſch bin, nichts ſonderliches gegeſſen.

Schlau (vor ſich). Ich auch nicht, ſeit drey Wochen.

v. Freydorf. Haben Sie die Gnade, ins Nebenzimmer zu treten. Daß alles fertig iſt, Schlau! Und daß die Muſikanten zu rechter Zeit da ſind.

Schlau. Wohlgeſagt, Herr! Wohlgeſagt! (Sie gehen alle ab bis auf Bauchwitz.)

Fünfter Auftritt.

Landrath von Bauchwitz. Schlau.

von Bauchwitz.

Hier, Muſje, wie heißt Er, mach Er doch, daß wir bald zu Tiſche gehen. Aber hör Er 'nmal, was könnt ich wohl mittlerweile anfangen? Geſetzt er gäbe mir ein Glas Alten und eine Pfeife, ſo hab' ich unterdeſſen was zu thun.

Schlau. Oder geſetzt, Sie machten unterdeſſen ein Schläfchen. In dem Kabinet da, ſteht ein allerliebſtes Kanapee.

v. Bauchwitz. Das iſt auch wahr, das will ich thun; aber vergeß Er ja nicht mich zu wecken, wenns Zeit iſt, zu Tiſche zu gehen. (geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Schlau.

Ja, da kannſt Du lange ſchlafen. — Diesmal iſt mein Herr doch verteufelt in der Klemme. Ich habe verſprochen, ihm herauszuhelfen, aber es ſteht alles ſo bunt aus, daß ich zweifle, ob ich Wort halten kann. Je nun, unverhoft kommt oft, das iſt ein altes Sprichwort, und das muß jetzt unſer Fall werden, oder wir ſind ohne Rettung verloren.

Siebenter Auftritt.

Hr. von Freydorf. Schlau.

von Freydorf.

Endlich ſitzen ſie und ſpielen, was nun weiter, Schlau?

Schlau. Ich habe einen Einfall und der muß glücken. Der dicke Landrath verdaut auf dem Kanapee im Kabinet ſein Mittagsbrod, damit er Ihrem Soupee Ehre machen kann. Wie wär's, Herr, wenn der Landrath uns tractiren müßte.

v. Freydorf. Wie meynſt Du das?

Schlau. Ich meyne, wie wärs, wenn ich in ſeinen Taſchen Hausſuchung hielte und mir ſein Geldbeutel ſo in die Hände fiele?

v. Freydorf. Du biſt ein Ungeheuer. Und außerdem iſt dies ſchändliche Mittel nicht einmal thunlich, weil er leicht darüber aufwachen könnte.

Schlau. Je nun, ſo darf ich ihm ja nur die Kehle zudrücken, und dann mags heißen, daß er an einer Indigeſtion geſtorben iſt. — Es wird wahrhaftig nicht die erſte Gerichtsperſon ſeyn, die ſich auf dieſe Weiſe abführt.

v. Freydorf. Sey doch einmal ernſthaft. Jeder Augenblick iſt koſtbar. Haſt Du denn keinen Einfall, wie man die Leute aus dem Hauſe bringen kann?

Schlau. O ja, ich will Feuer anlegen.

v. Freydorf. Daß Dich der Satan mit Deinen Poſſen. Ich kann darüber keinen vernünftigen Gedanken haben.

Schlau. Nun ſo hab' ich einen. Sagte Frau von Althof nicht, daß ihr Neffe herkommen würde?

v. Freydorf. Ja freylich! —

Schlau. Mehr brauch ich nichts. Gehn Sie nur wieder zur Geſellſchaft, und wenn ich die Leute nicht aus dem Hauſe vertreiben kann, ſo will ich ihnen wenigſtens den Appetit vertreiben, und wenn mir das Kunſtſtück fehlſchlägt, ſo will ich niemals wieder was unternehmen, und glauben, daß ich nichts mehr weis, als was ein jeder andere wiſſen kann.

v. Freydorf. Wie ſoll ich Dir das verdanken?

Schlau. Seyn Sie nur ruhig und thun Sie, was ich Ihnen ſage. Machen Sie, daß Sie wieder zur Geſellſchaft kommen.

Achter Auftritt.

Schlau.

Nun, meine allerliebſte Madam Fortuna! dies einzigemal nur ſehn Sie mich gnädig an. Sehn Sie einen armen Teufel, der ſich mit ſeinen Talenten Ihnen zu Füßen legt. Jetzt iſt es Zeit, Ihre Feinde zu Schanden zu machen und die Welt zu lehren, daß Sie keine ſo eigenſinnige blinde Dame ſind, als man Sie ausſchreit. Helfen Sie mir und beweiſen Sie, daß Sie zuweilen Leute von Kopf ſo gut als Narren begünſtigen und in Schutz nehmen. Doch genung gebetet! nun brav gelärmt und gelogen. ſieht bey Seite und ſchreit) Helft, helft ,helft! Herr von Freydorf helft. Mord und Brand! Helft! helft!

Neunter Auftritt.

Hr. von Freydorf mit der Geſellſchaft im Nebenzimmer mit Karten in der Hand und **Schlau,** der wieder ſchreyend hereinkommt.

von Freydorf.

Was giebts?

Schlau. Was es giebt? — Wenn Sie und Herr von Liebholz nicht ſo gleich hinlaufen, ſo iſt der Frau von Althof ihr Neffe ein Kind des Todes. Denn ich habe gewiß recht geſehen, daß ihn vier Kerls dort an der Ecke angefallen haben, und wenn Sie nicht zulaufen, ſo iſt er ein Kind des Todes oder ſie ſchleppen ihn in die Wache.

Fr. v. Althof. Ums Himmelswillen, Herr von Freydorf laufen Sie doch! Laufen Sie doch Herr von Liebholz! (vor ſich) Ich zittre vor Fräulein Reichhof, der Spas kann ihr theuer zu ſtehn kommen.

v. Freydorf. Ziehn Sie, Herr von Liebholz und folgen Sie mir (mit der Fr. v. Althof ab).

Zehnter Auftritt.

Vorige, außer Hr. von Freydorf und Fr. von Althof.

Herr von Liebholz.

Das laß ich wohl bleiben. Ich mag mich nicht in fremde Händel miſchen, das hat mich ſchon genug gekoſtet; außerdem habe ich meiner liebſten Frau von Liebholz mein Ehrenwort gegeben, niemals den Degen wieder zu ziehen, und in ihren jetzigen Umſtänden könnte es traurige Folgen haben, wenn ich mein Wort nicht hielte.

Schlau. O entſchuldigen Sie ſich nicht, Herr von Liebholz, mitterweile kann der junge Herr ſchon kalt ſeyn.

v. Liebholz. Und dann würd' es ihm doch nichts helfen. Doch Er ſoll ſeinen Willen haben. Ich will gehen, und — von weitem zuſehen. (ab)

Eilfter Auftritt.

Hr. von Bauchwitz. Schlau.

von Bauchwitz (der aus dem Schloſſe kömmt).

Was iſt das für ein Lermen hier?

Schlau. Dort an der Ecke iſt jemand todtgeſtochen?

v. Bauchwitz. Nichts weiter? habe mein Treu gedacht, daß der Tiſch mit dem Eſſen umgefallen wäre! Hol' Euch der Henker mit Eurem Lärm! werde nun in einer Stunde meinen Magen nicht wieder zurechte bringen.

Zwölfter Auftritt.

Vorige, Hr. v. Freydorf, Fr. v. Althof, Fräul. v. Reichhof als franz. Stutzer.

Fr. von Althof (zu Fräulein v. Reichhof).

Sie haben doch keinen Schaden genommen, beſter Wilhelm.

Fräul. v. Reichhof. Nichts weiter, als daß die impertinenten Wege mir alle Knochen auseinander geſtoßen haben.

Fr. v. Althof. Schlau hat uns recht Angſt gemacht. Er kam und ſagte: Sie wären von vier Kerln angegriffen worden, hätten zweyen davon den Degen durch den Leib gejagt, und wären mit den beyden andern zu Gange geweſen, wie er vorbeygelaufen wäre, und wir wollten Ihnen eben Hülfstruppen ſchicken, wie Sie uns vor dem Hauſe entgegen kamen.

Fräul. v. Reichhof. Ich hatte einen kleinen Rencontre mit einen halben Dutzend Schurken; wie ſie aber ſahen, daß ich ſtand, waren ſie ſo geſcheut, das Haſenpanier zu nehmen, ein Paar davon, glaub' ich, hab' ich gezeichnet. (legt die Hand auf den Degen).

Schlau (vor ſich). Zum Glück, läßt mich das eitle Stutzerchen nicht durchfallen. Da läuft mir eben ein Einfall durch den Kopf, der zu gebrauchen wäre, wenn der junge Herr eben ſo unwiſſend als unverſchämt iſt.

Fr. v. Althof. Wir haben uns alſo unnöthige Sorge gemacht. Und nun erlauben Sie, Herr von Freydorf, daß ich Ihnen meinen Neffen vorſtelle.

v. Freydorf. Ich bin ſtolz auf die Ehre, Ihre Bekanntſchaft zu machen (er umarmt Fräulein von Reichhof).

Fräul. v. Reichhof. Ich hoffe, wir werden uns bald näher kennen lernen.

v. Bauchwitz. Was bringen Sie uns Neues aus Paris mit?

Fräul. v. Reichhof. Von Staatsſachen nichts ſonderliches. Ich habe nicht Zeit gehabt, mich darum zu bekümmern. Ich habe meine Zeit mehrentheils —

v. Freydorf. Bey den Damen zugebracht. Nicht wahr?

Fräul. v. Reichhof. Leider nur zu ſehr. Ich war nicht Philoſoph genug, ihren Avanzen zu widerſtehen. Ich bin, wie Sie ſehen —

v. Freydorf (vor ſich). Ein unheilbarer Geck! (zu Schlen) Dieſer unverſchämte Pinſel macht mich noch elender als ich war.

Fräul. v. Reichhof (zu Fr. v. Althof). Armer Freydorf! was er für Ausflüchte ſuchen muß. Er dauert mich. Ich kann ihn nicht länger in dieſer Verlegenheit ſehen. Ich muß alles entdecken.

Fr. v. Althof. Nicht eher, bis die Komödie ausgeſpielt iſt. Jemehr Freydorf jetzt leidet, deſtomehr wird er ſich nachhero freuen.

v. Liebholz. Sollen wir die Beeten nicht abſpielen? Ich habe hier ein Solo mit drey Matadors, das muß ich doch ſpielen.

Die Frauenzimmer. Wie Sie befehlen.

Fräul. v. Reichhof. Wie Sie befehlen! allons donc. (Indem die andern abgehen wollen, zieht Schlen das Fräulein von Reichhof am Ermel.)

Dreizehnter Auftritt.

Fräulein von Reichhof. Schlau.

Schlau.

Hören Sie doch, hören Sie doch! Soll ich nicht ein Wort mit Ihnen ſprechen. Haben Sie nicht unterwegens einen Wechſel gefunden?

Fräul. v. Reichhof. Einen Wechſel? Zwiſchen hier und Straßburg vielleicht?

Schlau. Das nicht. Aber zwanzig bis dreyßig Schritte hier vom Hauſe.

Fräul. v. Reichhof. Ich glaube, er iſt beſoffen.

Schlau. Beſoffen nicht, Herr, aber ein unglücklicher Kerl bin ich, ſo viel kann ich Ihnen verſichern.

Fräul. v. Reichhof. Wie meynt Er das?

Schlau. Hören Sie nur! Vor einer viertel Stunde giebt mir mein Herr einen Wechſel von funfzig Dukaten, worauf ich [illegible] ſeinem Banquier das Geld holen ſoll. Ich lauſe, und unglücklicher Weiſe höre ich Lerm auf der Straße, ich lauſe hin, höre Degen klirren, und ſehe vier Kerls gegen einen, und weil ich weiß, daß Sie ein Herr ſind, der ſich nicht burren läßt, ſo denk ich gleich, daß Sie es ſeyn müßten, lauf alſo zurück, um meinen Herrn zu rufen, und als ich nach dem Wechſel fühle — weg iſt er, geſtohlen oder verloren, genug er iſt weg, und wenn ich meinen Herrn das Geld nicht ſchaffe, ſo jagt er mich gewiß fort, und ich muß oben drein noch ein Schelm heißen.

Fräul. v. Reichhof (vor ſich). Ich kann mich kaum enthalten, ihn in die Zähne zu lachen. (zu Schlau) Ich will mit ſeinem Herrn ſprechen, und wenn ich ein gut Wort für ihn einlege, ſo —

Schlau. Ja, da kennen Sie meinen Herrn noch nicht.

Fräul. v. Reichh. Ich kenne ihn freylich nicht. Ich habe doch aber gehört, daß er ein guter Herr ſeyn ſoll.

Schlau. Ja, das hat man mir auch geſagt, aber ich habe das Gegentheil erfahren. Ein guter Herr? Ja wenn ichs mit einem blauen Rücken und ein Paar Löchern im Kopfe abmachen könnte, ſo wär ich ſehr glücklich.

Fräul. v. Reichh. Iſt das wahr, guter Freund?

Schlau. Sehn Sie, Herr. Ich glaube, Sie ſind ein Herr, der auf Ehre hält. Sie haben in Ihrem Geſichte ſo was Edles, Ofnes und Männliches. Sie ſehen nicht aus, als ein alberner weibiſcher Miſchmaſch. Ich will mich Ihnen vertrauen. — Sehn Sie alſo, Herr, (indem er ſeinen Kopf zeigt) ſehn Sie hier, was mein Herr für ein guter Herr iſt?

Fräul. v. Reichh. (vor ſich). Welch ein unverſchämter Kerl! — (laut) Aber warum bleibt Er denn, wenn er Ihm ſo häßlich begegnet?

Schlau. Er hat Geld wie Heu, und wenn er betrunken iſt, und das geſchiehet wenigſtens alle Tage einmal, ſo thut er alles, was ich will. Bey alledem will ich von ihm, ſobald die Hochzeit vorbey iſt.

Fräul. v. Reichh. Sein Herr will ſich alſo verheyrathen?

Schlau. Ja, und zwar morgen, aber unter uns geſagt, er nimmt eine Frau aus Laune um des Geldes wegen.

Fräul. v. Reichh. Je nun auch gut.

Schlau. Freylich wohl. Allein es iſt ein Aber dabey.

Fräul. v. Reichh. Wie ſo?

Schlau. Wenn Sie mich nicht verrathen wollen.

Fräul. v. Reichh. Stumm, wie ein Grab.

Schlau. Das Fräulein trinkt gern.

Fräul. v. Reichh. Trinkt gern?

Schlau. Was ich Ihnen ſage; aber ſtille! — Sie müſſen wiſſen, der heutige Ball war blos ihrentwegen angeſtellt. Heute Mittag aber ward das Fräulein über Tiſche ſo luſtig, daß ſie ſich nicht mehr aus dem Hauſe finden konnte. Sie ſchickte alſo ihr Kammermädchen her, die, wie Sie leicht denken können, ihr nicht viel nachgiebt, und da hieß es: das gnädige Fräulein hätte Vapeurs, und es wär ihr ſo wüſte. Wüſte, Herr! ſehn Sie hier, hier wüſte. Verſtehn Sie mich!

Fräul. v. Reichh. (vor ſich). Das iſt kaum auszuſtehn. (laut) Fräulein Reichhof! Ich habe wohl eher gehört, daß ſie ſehr ſonderbar ſeyn ſoll.

Schlau. So ſonderbar, als ein Frauenzimmer ſeyn kann; und unter uns geſagt nicht ſo gut und geſcheid als andere ſind. — Aber wie geſagt, Herr, der Streich, der mir mit dem Wechſel begegnet iſt —

Fräul. v. Reichh. Das iſt gleichwohl beſonders, daß Er bey Seinem Herrn ſo viel verdient hat, und doch wegen einer ſolchen Kleinigkeit Gefahr läuft, ein Krüppel zu werden.

Schlau. Das kommt daher, weil ich all mein Geld auf Zinſen ausgethan habe. Ich behalte niemals mehr als zehn Dukaten für mich, und wenn Sie die Gnade haben wollen, mir die fehlenden vierzig zu borgen (man klopft.)

Fräul. v. Reichh. Da iſt jemand.

Schlau. Ich kann Bürgen ſtellen. (man klopft)

Fräul. v. Reichh. Laß Er doch die Leute nicht ſo lange vor der Thüre ſtehen.

Schlau. Nicht zwanzig?

Fräul. v. Reichh. Allés vous en.

Schlau. Nun dann zehn?

Fräul. v. Reichh. Je ne peus pas. (ſtammt geſtopft)

Schlau. Je ne peus pas. — Wir verſtehen uns einander nicht, wie es ſcheint. Aber, warum verlier ich auch die Zeit damit: das hätt ich ja gleich denken können, daß ſo ein ſüßes Herrchen eben ſo wenig bey Caſſa als bey Verſtande iſt, wenn es wieder nach Hauſe kömmt. (geht ab)

Vierzehnter Auftritt.

Fräulein von Reichhof.

Ha, ha, ha, Was der Kerl für ſeinen Herrn zuſammen lügen kann! das iſt der treuſte Bediente, und der ärgſte Spitzbube zugleich für jeden andern, als ſeinen Herrn, den ich jemals geſehen habe. Aber, da kömmt er ſchon wieder und mit ihm die Entwickelung der Komödie. Ich will gehen und Freyhof beobachten.

Funfzehnter Auftritt.

Schlau. Koch, beſoffen. Einige Küchenjungen (mit Schüſſeln).

Schlau (vor ſich).

Großen Dank, liebe Fortuna! was das für ein glücklicher Zufall iſt! (laut) Nur herein, Kinder, nur herein!

Koch. Komm doch wohl recht hier? Herr Gutherz, bey Herr Gutherz, he?

Schlau. Ganz recht! ganz recht! wie, kennt Er mich nicht?

Koch. Kennen? weiß Er gewiß, daß Er ein Souper bey mir beſtellt hat?

Schlau. Ganz gewiß, mein lieber Herr Koch, ganz gewiß. Die Geſellſchaft iſt, ſo wahr ich ehrlich bin, im Nebenzimmer, und hätte hungrig weggehen müſſen, wenn Er uns nichts gebracht hätte. Wart, Kinder, ich will Euch einen Tiſch herholen. Ich ſeh', mein liebſter Herr Koch, Er hat auch Tiſchzeug mitgebracht. Je nun, das wäre freylich nicht nöthig geweſen, denn wir haben ſelbſt viel Tiſchzeug. — (vor ſich) Steht aber Gevatter. (läuft und zieht einen Tiſch herein) Nun luſtig, Kinder, ſein luſtig! Es iſt ſchon ein paarmal gefragt worden, ob wir nicht bald eſſen würden. Aber das hab' ich wohl gedacht, daß mein ehrlicher Freund Suppenſchmid uns nicht würde ſitzen laſſen.

Koch. Suppenſchmid? Sein Freund? Mach mich nicht ſo gemein. Suppenſchmid? He?

Sechzehnter Auftritt.

Hr. von Freydorf. Vorige.

von Freydorf (erſtaunt).

Was iſt das?

Schlau (allein zu Freydorf). O wenn Sie der Anblick beleidigt, ſo kann ich gleich wieder abnehmen laſſen.

v. Freydorf. Aber ſag doch, Schlau, wie kommſt Du dazu?

Schlau. Einer von unſern Nachbarn hat, glaub ich, das Soupee beſtellt: der Koch aber hat ſich um den Verſtand geſoffen, und iſt ins unrechte Haus gekommen. Wenn Sie aber wollen, ſo will ich ihn gleich aus dem Irrthum helfen.

v. Freydorf. Mein Schlau, die Noth zwingt mich, dieſen Irrthum, ſo ungern ichs thu, zu nutzen und auf fremde Koſten zu ſchmauſen.

Koch. He Muſje! ſag' Er mir 'nmal iſt das Sein Herr?

Schlau. Ja, und ein rechter braver Herr!

Koch. Nun, ſo will ich mit ihm reden. (zu Freydorf) Befohlner maßen hab' ich den Herrn ſo gut angerichtet, als es für das Geld möglich war.

Schlau (zu Freydorf). Auch gut, da hören Sie, daß es ſchon bezahlt iſt.

v. Freydorf. Ich zweifle auch nicht daran; und ich dank Ihm dafür.

Koch. Ich weiß, daß ich mit einem braven Herrn zu thun habe — und wenn Sie nur die Güte haben, die Rechnung hier zu überſehen, ſo werden Sie gern gleich bezahlen.

v. Freydorf (beſiehet die Rechnung). Schon gut! Morgen, ſoll mein Bedienter das Geld bringen.

Koch. Braucht ſich nicht zu bemühen; wills wohl mitnehmen. — Geb' keinen Credit.

v. Freydorf. Wie?

Koch. Geb keinen Credit.

Schlau (vor ſich). Ja, ſo ſind wir auch Deine Kunden nicht. (laut) Er ſieht ja wohl, daß mein Herr jetzt nicht Zeit hat. Denkt Er etwa, daß Er Sein Geld nicht kriegen wird?

Koch. Iſt nun gleich viel, was ich denke. Will aber Geld haben, oder behalt mein Eſſen.

Schlau. Er begreift aber doch wohl, daß es ſich nicht ſchickt, daß Ihn mein Herr hier vor allen Leuten bezahlt.

Koch. So wird ſich's, denk ich, auch wohl Morgen nicht ſchicken, daß ich Geld kriege. Kurz alſo —

Siebzehnter Auftritt.

Fräulein von Reichhof. Vorige.

von Freydorf.

So laß Er ſich doch bedeuten. (vor ſich) Der ungeſtüme Narr wird noch alles verderben. (zieht den Koch bey Seite.)

Fräul. v. Reichh. Was giebts?

Schlau. Der Koch hats meinem Herrn nicht recht zu Danke gemacht, und darüber keift er mit ihm, das iſt alles.

Fräul. v. Reichh. Laſſen Sies gut ſeyn, Herr von Freydorf, laſſen Sies gut ſeyn. Wir Junggeſellen können nicht alles ſo nach Noten haben. Das will auch niemand von uns haben.

Koch. Ich will es aber haben und muß es haben.

Fräul. v. Reichh. Was ſchwatzt der beſoffene Geck?

Koch. Mein Geld will ich haben. Will nicht bis Morgen warten, und —

Schlau (läuft auf ihn zu und hält ihm den Mund zu). Halt, halt! was macht Er da? iſt Er toll?

Fräul. v. Reichh. Warum hält Er dem Mann den Mund zu?

Schlau. Er unterſteht ſich auf Sie zu ſchimpfen, gnädiger Herr. Sey Er ruhig, Herr Suppenſchmid. Der Herr das iſt ein rechtſchaffener Herr, und hat ihm kein böſes Wort geſagt. Sey Er ruhig, Er hat ein bischen getrunken.

Koch. Will mein Geld —

Schlau (hält ihm immer den Mund zu). Ich ſag' Ihm aber, Er iſt nicht recht geſcheid; hört Er denn nicht, Er irrt ſich in dem Herrn. Der Herr iſt ein Freund von meinem Herrn und hat ihm kein böſes Wort geſagt. (zu Fräulein) Seyn Sie ſo gut, und gehn Sie ins Nebenzimmer. Der

Kerl iſt blitz voll, und ſieht Sie für einen andern an. (zum Koch) Es wird ihn gereuen, guter Freund, es wird ihn gereuen, wenn Er nüchtern wird. (zum Fräulein) Gehn Sie lieber weg, und machen Sie ſich nicht mit ihm gemein.

v. Freydorf (zu Fräulein). Seyn Sie lieber ſo gut, ins Nebenzimmer zu treten, der Kerl iſt nicht werth, daß Sie ſich über ihn ärgern.

Fräul. v. Reichh. Hohl' der Henker den Schurken! — was ſchimpft er auf mich — laſſen Sie ihn nur herkommen, ich will ihn ſchon zahm machen, will ihm den Kützel ſchon vertreiben. (zieht den Degen) Laſſen Sie ihn nur gehn.

Schlau (zum Koch). Nun, da hat Er was ſchönes gemacht, hab ichs ihm nicht geſagt? — Mach Er ja, daß Er fort kommt. Der junge Herr da läßt ſich mein Treu, nicht lange burren, und wenn er erſt in Hitze kommt, ſo frißt er ſo einen Kerl, als Er iſt, mit Strumpf und Stiel auf — mach Er doch, daß Er wegkömmt: ſey Er doch geſcheid!

Koch. Will aber nun nicht. Auffreſſen? Sollt ihn verflucht hart zu verdauen ſeyn.

Schlau. So nehm Er doch Rath an; ich will Ihm was ſagen. (zieht ihn bey Seite).

Achtzehnter Auftritt.

Cathrine. Vorige.

Cathrine.

Potz tauſend, das Eſſen ſchon auf dem Tiſche! — O, Herr von Freydorf, wollen Sie nicht noch ein paar Mi unten warten? mein Fräulein befindet ſich beſſer und wird gleich hier ſeyn.

v. Freydorf. Welch' unverhofte Freude! nun, das iſt ja recht ſchön. — Inzwiſchen — (zu Schlau) hör' Schlau!

Cathrine (zum Fräulein). Iſt alles glücklich gegangen, gnädiges Fräulein?

Fräul. v. Reichh. So glücklich, als ich nur wünſchen konnte. — Der arme Freydorf aber iſt ſo bange und verlegen, daß ichs nicht länger aushalten kann.

Schlau (zu Freydorf). Den Koch hätte ich nun kirre gemacht, und wenn Sie nur 20 Dukaten von dem jungen Windbeutel borgen könnten, ſo möchte noch alles gut gehen. Ihnen wird ers nicht abſchlagen, wenn er mir gleich nichts leihen wollte. Sie wiſſen doch, was ich Ihnen geſagt habe — machen Sie nur fort.

v. Freydorf (zum Fräulein). Darf ich mir die Ehre ausbitten, ein paar Worte mit Ihnen zu ſprechen? So eben ſagt mir mein Bedienter, daß er einen Wechſel von 50 Dukaten verloren hat, worauf er von meinem Banquier das Geld holen ſollte. Unglücklicher Weiſe kann ich erſt Morgen mit meinem Banquier dieſerhalben ſprechen, und habe mittlerweile nicht baar Geld genug vorräthig. Wollten Sie mir nicht den Gefallen erzeigen, mir bis Morgen 20 Dukaten zu leihen?

Fräul. v. Reichh. Von Herzen gern, Herr v. Freydorf. (zieht den Geldbeutel hervor) Dagegen aber müſſen Sie mir auch einen Gefallen thun.

v. Freydorf. Sagen Sie nur, wie?

Fräul. v. Reichh. Sie heyrathen Fräulein von Reichhof, wie ich höre?

v. Freydorf. Ja, Morgen iſt die Hochzeit.

Fräul. v. Reichh. Nun, ſo thun Sie mir den Gefallen, und heyrathen Sie das Fräulein nicht.

v. Freydorf. Und das nennen Sie einen kleinen Gefallen?

Fräul. v. Reichh. Eine groſſe Kleinigkeit. Kontracte brechen, ſich von ſeiner Frau ſcheiden laſſen, fremde Weiber verführen und dergleichen, das ſind heutiges Tages Kleinigkeiten, die Mode ſind: und unſer einer muß die Mode mitmachen, das verſteht ſich.

v. Freydorf. Was geht es Sie aber an, ob ich Fräulein von Reichhof heyrathe oder nicht.

Fräul. v. Reichh. Das will ich Ihnen ſagen, das Fräulein gefällt mir, und ich ihr, und im Vorbeygehen, Herr von Freydorf, ich habe eine ſchlechte Meynung von Ihnen, denn unter uns geſagt, ich glaube, daß Sie ein Erz —

v. Freydorf. Was?

Fräul. v. Reichh. Werden Sie nicht hitzig, oder hol mich der Henker, Herr, ich renne Ihnen den Degen in den Leib, ehe Sie ſich umſehen.

v. Freydorf. Das wollen wir ſehen. (zieht).

Cathrine. Halt, Herr von Freydorf, halt, Sie bringen mein Fräulein um — den jungen Herrn wollt ich ſagen.

v. Freydorf. Was, Ihr Fräulein? (läßt den Degen ſinken)

Schlau. Was, Fräulein Reichhof! — Nun iſt der Henker gar loß — nun iſt der ganze Kram verſchüttet.

Neunzehnter Auftritt.

Vorige, die ganze Geſellſchaft (lachend).

Fr. v. Althof.

Wie, Herr von Freydorf, Sie wollen mit dem Fräulein vor der Zeit anbinden? ha, ha, ha!

Cathrine. Ihre Dienerin, mein lieber Muſje Schlau! — Hier ſehn Sie den weltberühmten verſchmitzren Martin Lorenz Schlau, ehrſamen Schildknappen des weitgeprieſenen und ſeltſamlichen Abentheurers Herrn von Freydorfs, Ritters von der traurigen Geſtalt! — ha, ha, ha! — (zu Freydorf) O was das für ein trauriges Geſicht iſt; (zu Schlau) und wie der die Ohren niederhängen läßt! (Schlägt ihn in den Nacken).

Schlau. Es iſt grauſam über jemand zu ſpotten, der in letzten Zügen liegt.

Fräul. v. Reichh. Wie nun, Herr von Freydorf — Sie ſagen nichts? Sie begreifen doch endlich wohl, daß mir Ihre Umſtände bekannt ſind? und ich ſollte billig erwarten, daß Sie ſich entſchuldigen würden, daß Sie mich ſo übel behandelt haben.

v. Freydorf. Nein, gnädiges Fräulein, ich wage es nicht, meine Vergehungen zu rechtfertigen. Alsdann würde ich im Ernſt der Böſewicht ſeyn, den ich aus Noth habe vorſtellen müſſen.

Fräul. v. Reichh. Aber Freydorf, war es von Ihnen nicht klein gedacht, daß Sie ein Mädchen betrügen wollten, und ein Mädchen, das Sie ſo aufrichtig liebte.

v. Freydorf. Freylich war es unverzeihlich, aber die Noth —

Schlau. Und meiner Seits, gnädiges Fräulein, war die Noth noch dringender, weil ich ſonſt vor Hunger krepirt wäre.

Fräul. v. Reichh. Sie rühren mich, Freydorf. Ihre dringende Lage, Ihre herzliche Reue, was ſollte das nicht über ein Herz vermögen, das ſchon für Sie eingenommen iſt. — Sie haben ſchon zu viel für das gelitten, was Sie gethan haben, und es ſteht in meiner Macht, Ihre Leiden zu endigen. Ich verzeihe Ihnen alles, was geſchehen iſt.

v. Freydorf. Das können Sie nicht, gnädiges Fräulein, Sie ſetzen mich in Erſtaunen.

Fräul. v. Reichh. Hören Sie, und erſtaunen Sie noch mehr. — Sie haben hier außer mir noch einen verkappten Freund gehabt. Treten Sie näher, Herr Koch. Seyn Sie wieder nüchtern, und ſagen Sie mir, Freydorf, ob Sie das Geſicht kennen.

Koch. Herr von Freydorf! haben Sie ihren alten ehrlichen Treumann vergeſſen, wie Sie mich zu nennen pflegten?

v. Freydorf. Ich erſtaune! Sind Sie nicht mehr bey meinem Vater?

Fräul. v. Reichh. Sie ſollen alles erfahren, Ihr treuer Diener war eben von mir gegangen, als der ehrliche Mann hier mir von Ihrem Vater einen Brief brachte, wodurch ich Ihre ganze traurige Lage erfuhr. Ihr Freund hier und meine Cathrine halfen mir dieſe kleine Comödie ſpielen, worinn Ihr Treumann ſeine Rolle ſo gut gemacht hat. Denn ich wollte, Sie ſollten ſich erſt für recht unglücklich halten, ehe ich Ihnen ſagen würde, daß es nur auf Sie ankömmt, glücklich zu werden. Und nun leſen Sie dieſen Brief.

v. Freydorf (lieſt). „Gnädiges Fräulein! ich bin des
„unglücklichen Freydorfs Vater. Mein Freund, der die
„Ehre haben wird, Ihnen dieſen Brief zu überreichen,
„und der meinen Sohn, ohne daß dieſer es gewußt hat,
„auf allen ſeinen Schritten bisher hat beobachten müſſen,
„hat mir geſagt, daß mein Sohn ſich ſeit einiger Zeit um
„Ihre Hand bewirbt. Sollte er ſo glücklich geweſen ſeyn,
„das Herz einer Perſon zu gewinnen, die ich in aller Betrachtung
„hochſchätze, ſo verzeih' ich ihm ſeine Vergehungen,
„und werde ihn mit Freuden wieder für meinen Sohn
„erkennen. Ich bin Ihr gehorſamer Diener,

Leopold von Freydorf.“

„Nachſchrift. Ich werde ſelbſt nächſtens zur Stadt
„kommen, und Ihnen zur Bekehrung meines Sohnes und
„zu Ihrer Vermählung Glück wünſchen.“

O Fräulein, das iſt zu viel! Zu Ihren Füßen —

Fräul. v. Reichh. (hebt ihn auf).

Schlau. Pardon! Pardon! Pardon!

Cathrine. Ich habe mich [illegible] Ihre abgeſagte Feindin bezeigt, Herr von Freydorf. Weil Sie aber jetzt vermuthlich beſſer bey Caſſe ſeyn werden, ſo bin ich Ihre aufrichtige und gehorſame Dienerin. Ich hoffe, daß Sie das vergangene vergeſſen werden.

v. Freydorf. O, Cathrine, ich ſelbſt habe zu viel Vergebung erhalten, um nicht Kleinigkeiten zu verzeihen.

Schlau. Darf ich hoffen, gnädiges Fräulein, daß Sie die Gnade haben werden, dem Beyſpiel meines Herrn zu folgen und dem armen Martin Lorenz Schlau gleichfalls zu verzeihen?

Fräul. v. Reichh. Was ſoll ich ihm denn verzeihen?

Schlau. Daß ich Sie wenigſtens hunderttauſendmahl belogen und inſonderheit, daß ich Ihnen geſagt habe, daß Sie gerne —

Fräul. v. Reichh. Ich verſtehe. Es iſt alles vergeben, weil Er die Abſicht gehabt hat, Seinen Herrn aus der Noth zu lügen; und wenn Cathrine unſern Beyſpiele folgen will, ſo will ich ihr ein klein Capitälchen geben, um Eure beyderſeitige Treue zu belohnen.

Schlau. Wär es aber nicht beſſer, gnädiges Fräulein, wenn Sie geruhten, das kleine Capitälchen unter uns zu vertheilen und jeden vor ſich bleiben zu laſſen? denn weil wir doch vermuthlich in demſelben Hauſe wohnen werden, ſo denk ich, werden wir ſchon Gelegenheit finden, die Freuden der Liebe zu ſchmecken, und den Hals in das Joch der Ehe zu ſtecken. Was ſagt Sie dazu, Jungfer Cathrinchen?

Cathrine. O! ich denke, Er armer Schelm hat die Freuden einer guten Mahlzeit jetzt nöthiger als die Freuden der Liebe.

Schlau. Da hat Sie ganz recht, Jungfer Cathrinchen; jeßt kann Sie das ohne alle Hexerey wiſſen.

Fräul. v. Reichh. Damit Sie nun auch ſehen, Herr von Freydorf, daß ich meine Rolle nicht etwan nur halb geſpielet habe, ſo hab ich auch Muſik beſtellt und wir können gleich tanzen.

Alle. O ja, wollen tanzen.

v. Bauchwiß. O ja, wollen tanzen, aber erſt eſſen.

Schlau. Wollen ja erſt eſſen, oder ich bin ein Kind des Todes, ehe der Ball angeht.

v. Freydorf (zu Fräulein von Reichhof). Sie haben mich ſo aufrichtig bekehrt, als jemals Wahrheit und Schönheit kann bekehrt haben. Die ungeſtüme Hiße meiner Jugend iſt verrauſcht und macht der ruhigen Glückſeligkeit Plaß, die ich an Ihrer Seite genießen ſoll.

III.

Auszüge.

Auszug aus ſechs und zwanzig Briefen

welche

Pater Adamus Gerſtl,

der Geſellſchaft Jeſu Miſſionarius aus der Oeſterreichiſchen Provinz an ſeinen Vater Herrn von Gerſtl der Röm. Kaiſerlichen Majeſtät Beamten in dem Vorderberg in Steuermarck. Theils aus Spanien, theils aus Weſtindien von dem 30. Junii 1678, bis den 14ten Julii 1681, da er zum letztenmal aus Engelſtadt in Neuſpanien ſchriebe, abgefertiget hat. *)

Wohl Edelgebohrner,
Hochgeehrter Herr Vatter!

P. C.

Ich kan nicht länger umgehen meinen Herrn Vatter mit gegenwärtigen Brief umſtändlich zu berichten, daß ich ſamt meinen Mitgefährten (derer insgeſamt achtzehen waren) den 12. Junii von Genua zu Waſſer abgereiſet, und den 25. beſagten Monats im Jahr 1678 zu Alicante in Spanien glücklich angelanget ſeye. Dern Schiffen waren zwey, eines größer als das andre: auf jenem befanden ſich nebſt uns noch 100 Perſonen, theils Bootsleute und Soldaten, theils andere Reiſende. Die Koſt belangend, hatten wir jede Mahlzeit einen Salat mit vier Speißen, ſo meiſtens aus Kalb- und Hammelfleiſch beſtehen, auch zum Trunck einen über die maßen ſtarcken Franzöſiſchen Wein, zum Bette aber jeglicher ſeine beſondere Matraz, welche wir in unſerm abſonderlichen ziemlich bequemen Zimmer Abends ausſtreckten, und mit unſern Mänteln uns zudeckten. Für all dieſes hat R. Pater Rector zu Genua als Procurator von Indien dem Schiff Commendanten von dannen bis Cadix 1200 Thaler bezahlt.

---

*) Aus Stöckleins Neuen Weltboten, einem vor 60 Jahren in drey Folio-Bänden erſchienenen, wenig bekannt gewordenen Werke.

Die Schiffart ginge übrigens nach Wunſch ohne größern Anſtoß von ſtatten, als daß wir die andere Nacht nach unſerm Aufbruch ein ſtarkes Ungewitter von Blitz, Donner und Sturmwind ausgeſtanden, drey Tage aber hernach einen ſo heftigen Wind, daß wir alle Segel, bis auf einen, aus Furcht, der gröſte Maſt möchte entzwey brechen, oder das Schiff überſtürzt werden, einzuziehen ſeynd gezwungen worden. Dieſer Wind iſt uns recht lieb geweſen, dieweil er das Schiff hurtig forttriebe: wäre uns aber viel angenehmer gefallen, wenn er nur noch 2 Tage länger gedauert hätte; dann ſolcher geſtalt würden wir um 6 Tage ehender zu Alicante ausgeſtiegen ſeyn. Weil er aber ſich nach etlichen Stunden gänzlich legte, wurden wir bald von einer darauf erfolgten Wind-Stille gehemmet, welche wir an dem leichtlich hätten vorſehen und abnehmen können, daß die Tonon und Delphin, welches groſe Meer-Fiſche ſeynd, nicht lang vorhin mit ihren Abendtheueriſchen Sprängen und Schwängen uns ein kurzweiliges Spiel gehalten, da ſie das eingeſchlungene Waſſer drey Clafter hoch und Mannsdick durch ihre Schnautzen, gleich einen Waſſer-Kunſtwerk oder Feuer-Spritzen grad in die Höhe geſprützet haben. Dieſe Meerſtille hielte uns dermaßen hartnäckig an, daß obſchon wir Alicante im Geſicht hatten, wir ſolches vor 4 Tagen nicht erreichen könten, bis wir endlich die Schaluppe, ſo von 12 Rudern angezogen wurde, vorgeſpannt (obſchon wir damit des Tages nicht über eine Meil-Weeges fortruckten) und die göttliche Vorſichtigkeit uns einen ſanften Wind zu Hülf geſchickt, der uns in den Hafen ſehr behend eingetrieben hat. Da uns auch unter Weeges verſchiedene Schiffe, die wir von weiten nicht erkannt, begegneten, haben wir uns öfters zum See-Gefecht fertig gehalten, aber aus vergebener Forcht; weil es jederzeit der Republique von Genua Freunde waren, derowegen wir einander mit 5 Stuckſchüſſen, auch mit Trummel und Trompeten-Schall gegrüſſet haben. Niemals beſorgten und rüſteten wir uns heftiger, als an den Tag des H. Täufers Johannis, da 5 groſe Schiffe auf uns loß gefahren, allein, als ſie näher kommen, nahmen wir wahr, daß es wie ſonſt öfters Engelländer, mithin unſere Bundsgenoſſen ſeyn. Nichts deſtoweniger, damit es uns ſelbigen Abend an einem Sonnen-Wand-Feuer nicht mangelte, ließe der Schiff-Patron 20 brennende Laternen um das Schif herum aufſtecken, und ein Zuber mit angezündetem Pech auf das Meer ſtellen.

Alicanta iſt eine ſehr kleine Stadt, aber mit einem feſten Schloß verſehen. Die Häußer, weil es allhier wenig regnet und ſelten frieret, ſeynd ohne Fenſter und Dach, ſtatt jener nur mit Läden verſehen, oben mit einem flachen Eſtrich überzogen. Es wächſt dieſer Gegend zwar ein ſtattlicher Wein, aber ſo ſtarck als Brandtwein, und dannoch ſo ungeſchmack, daß er weder annehmlich noch geſund iſt zu trincken. Das Schweißtuch der H. Veronica, in welches Chriſtus ſein blutiges Angeſicht ſoll getruckt haben, wird in dem Frauen-Cloſter ihres Namens aufbehalten, und ſowohl daſelbſt, als in der Domb-Kirchen, wohin es zuweilen Andacht halben feyerlich getragen wird, eyferig verehret.

Zu Cadix werden über die 18 Jeſuiten, als viel wir ſeynd, noch andere 70. zu uns ſtoſſen, mithin insgeſammt unſer acht und achtzig, alle theils in Oſt- theils in Weſt-Indien gewiedmet, zuſammenkommen. Aus jenen werden 45. in die Phillippiniſche Inſuln und 25. in die Provincie Mexico abfahren.

Uebrigens bin ich, Gottlob, auf dem Meer von Genua bis Alicanta ohne allen Anſtoß ſamt meinen Geſpänen (einen allein, dem die See-Luft den Magen umgekehrt, ausgenommen) jederzeit wol auf geweſen, und inzwiſchen zu Sevilla ankommen.

Die Stadt Sevilla ſonſt Hiſpalis genannt, iſt groß, Volkreich und prächtig. Ihr anmuthiges Lager iſt ſamt der Gegend ganz eben, doch liegt eine halbe Stunde davon ein langer mit Oelbäumen, Aeckern und Wein-Gärten überbaueter Hügel. Gleich vor der Stadt ſtehen unterſchiedliche kleine Walder lediglich mit Oel-Bäumen, Quitten, Pommeranzen und Wein-Reben beſetzt. Der Fluß Betis, ſo bey der Stadt vorbey fließt, ergießt ſich öfters gleich dem Fluß Nilo über die Felder, wodurch dieſe bey ihrer Fruchtbarkeit, weil es wegen ungemeiner Hitze allhier im Sommer wenig regnet, erhalten und angefruchtet werden. Die Domb-Kirchen iſt dergeſtalt weitſichtig, daß die Stephans-Kirchen von Wien, jedoch ohne Dach, leichtlich darinnen würde ſtehen können. Die Clöſter dern Predigern, Franciſcanern, Minoriten und etlicher andern, ſeynd inwendig gar ſauber, wohl eingerichtet, groß und mit Geiſtlichen ſehr zahlreich verſehen. Die erwähnte Patres Dominicaner allein beſitzen allhier 6 Clöſter, in dern einem 180. in einem andern 200. ihres H. Ordens wohnen: welches noch wenig iſt in Anſehung dern mindern Brüdern des H. Franciſci, ſo dieſes Orts 8 Convent zehlen, aus welchen vor wenig

Jahren an der Peſt ihrer 230 geſtorben ſeynd. Mit einem Wort, es ſeynd hier deren Geiſtlichen und Ordens Leuten ſo viel, daß ſie die Helfte der Stadt innen haben. Unter ſolcher Menge gefällt mir die Carthauß, welche eine Viertel Stunde von der Stadt entlegen, noch zum beſten, dann nebſt dem, daß ſie ſehr großen Raum einnimmt, iſt ſie auch mit einer treflichen Rings-Mauer und eigends gepflanzten Cypreß-Bäumen alſo zierlich umfangen, daß ſie von auswärts vielmehr einem Luſtwald als Cloſter gleich ſiehet.

Mit dieſer Gelegenheit, da ich von Clöſtern und Kirchen erzehle, kann ich nicht umgehen zu melden, daß man in Spanien die Glocken nicht mit angezogenem und nachgelaſſenem Strick laute, wie in Teütſchland, ſondern an gemeinen Tagen den Strick an den Schwenckel häncket, und mit dieſem nur auf einer Seiten, als gäbe man ein Sturm-Zeichen, gantz langſam anſchlage. Zu vornehmern Zeiten aber ſchlagen ſie viel geſchwinder auf alle Glocken, gleich einem ungeſtimmeten Glockenſpiel. Bisweilen hencken ſie wol den Strick an das Glockenſcheid, ziehen ihn an, und läuten ſchier auf teütſche Art, doch mit dieſem Unterſchied, daß ſie die Glocken durch ihren gar zu heftigen Anzug gleich einem Rad überwerffen oder um und um treiben, hiemit aber ein lächerliches Gethöße und Schloßer-Muſic auf die Welt bringen.

Am Abend hoher Feyer-Tagen zünden ſie auf denen Thürmen und Kirch-Dächern ziemlich große Feuer an, auf dem Platz aber vor der Kirchen machen ſie eine Muſic mit Zincken und Fagott, laſſen auch eine Menge Racheten in die Luft ſtiegen, ohne Gefahr einer Feuersbrunſt, weil die Häußer mit Steinen, Ziegeln und Eſterrich hierwider treflich verwahrt ſeynd. Da nun bey einer ſo unſäglichen Zahl Kirchen bald alle Tage ein Feſt einfällt, ſiehet man täglich ſolche Kurzweil und Freüden-Feuer.

Sie haben auch viel in Teütſchland ungewöhnliche Kirchen-Gebräuche, als, da ſie nach einem mit dem Hochwürdigen Frohnleichnam angeſtellten Umgang in der Kirche tanzen. Die Weiber ſitzen bey dem Gottesdienſt auf bloßer Erden, und knien nur bey der Wandlung.

Die bürgerliche Sitten weichen ebenfalls von den übrigen Europäern in vielen Sachen ab. Dem Gebett ſeynd ſie über die maßen ergeben, daß ſich auch große Herren nicht ſchämen, da ſie auf der Gaßen oder Straßen reiten, den Roſenkrantz öffentlich zu beten. Uns Ausländern erweiſen ſie mit Hut abnehmen und ſonſt große Ehre. Auch die ſchlechteſte Leüte gehen nicht leicht aus ohne einen ſchwartz taffeten Mantel, deßen ſich ſogar die Sauhirten und Eſeltreiber bey ihrer Hut und Trieb bedienen. Hier darf man niemand einen Bauren nennen, weil ſo gar ein Bettler den andern einen Herrn und Edelmann heißt: Folgſam ein jeder ſeinen Nächſten aus chriſtlicher Liebe in Ehren hat. Sie ſeynd insgemein (doch nicht alle) der Arbeit Spinnen feind, welches erhellet erſtlich aus dem Abgang vieler nützlichen ja nothwendigen Sachen. Zweytens aus der großen Anzahl deren Holländern, Niederländern und Franzoſen, welche die meiſte Handwerck und Handelſchaft treiben, hiedurch aber eines theils ſich zwar bereichern, das Land hingegen ausſaugen. Dern Franzoſen allein werden ſich gegen viertzig tauſend hieſelbſt befinden, welche alle dienſtliche Arbeit verrichten, und wann eine Franzöſiſche Flotte ſollte vor die Stadt kommen, ſich durch derſelbigen Beyhülfe des Orts leichtlich bemeiſtern würden. Drittens aus der unbeſchreiblichen Armuth; da ſehr viel lieber erhungern als ſich um ihr Stück Brod bemühen wollen. Inmaßen es ſo viel Bettel-Leüte giebt, daß alle Tage in der Frühe bis zwey und zwantzig tauſend Perſonen vor den Biſchof-Hof erſcheinen, welchen der Ertz-Biſchof täglich 4000 Leib Brod läßt austheilen, ja ſein ganzes Einkommen gehet ſchier in Allmoſen auf, in welches er jährlich hundert und funfzig tauſend Thaler zu verwenden gleichſam gezwungen iſt; wann doch den Nahmen eines Allmoſens eine ſolche Gabe verdienete, welche einem faulen Geſind geſchenckt wird, welches, da es ſollte und könnte, dannoch nicht will arbeiten. Um ſolches ſträflichen Müßiggangswillen iſt alles ſehr theuer, daß ein Centner oder eine ſchlechte Bürde liederliches aus Knüttel und Wurtzel beſtehenden Holzes um einen halben Thaler verkauft wird. Inmaßen hier nicht allein das Holtz, ſondern bald alle Sachen, als Früchten, Obſt, Kräuter nach dem Gewicht, das weiße Blech hingegen nach der Ellen verhandelt werden.

Die Kleidung iſt insgemein ſchwarzer Taffet, deßen ſich auch die Handwercksleute bedienen. Nichts kan ehrbareres erdacht werden, als der Aufzug dern Weibern, welche, ſo oft ſie über die Gaßen gehen, ſich in einen Mantel (der nichts anders als ein Leylache von ſchwarzen Taffet iſt) dergeſtalt einwickeln, daß derſelbe nicht allein die Bruſt, Schultern und Hals, ſondern auch das untere Geſicht bis zu den Augen verdecket. Ja etliche ſind ſo ſchamhaft, daß ſie das ganze Geſicht zu verbergen, in den Mantel ein oder zwey Löcher machen, durch welche ſie mit einem oder beyden Augen durchſehen, hiedurch aber andern Europäiſchen Frauen, welche durch ihren galanten Aufputz und äußerliche Geberden ſogar in der Kirchen aller Augen ärgern, ein zwar auferbauliches, aber, ſo lang ihnen niemand nachfolget, vergebenes Beyſpiel geben, mithin dieſe an jenem Tage richten und zu Schanden machen werden.

Mir als einem Fremden iſt hingegen ſeltſam vorkommen, daß gar viel Manns-Perſonen, abſonderlich die Geiſtlichen mit aufgeſetzten großen Brillen auf der Gaßen herum gehen, und dannoch ſolche abnehmen, ſo oft ſie leſen oder ſchreiben wollen: als wann ihrem Geſicht ein Haus oder ganzer Menſch zu klein, die Schrift aber deſto größer vorkäme. Ich hätte mich ſchier ob ihnen anfangs geärgert, daß ſie am Samſtag alles Fleiſch eßen, nur die hintern

Vierthel ausgenommen, welchen ſie allein nach ihrer Kirchen-Sprache den Nahmen des Fleiſches geben, das übrige aber Peſchueros oder Fiſchwerck nennen. Daß uns dergleichen fleiſchliche Faſten-Speiß in Teutſchland nicht erlaubt iſt, mag vielleicht von dannen herkommen, daß wir ſolches alles Fleiſch und nicht Peſchueros heißen.

Mit unſern langen Aufenthalt zu Sevillia haben wir die Weſt-Indiſche Flott würcklich verabſäumet, welche von Cadix bereits unter Seegel gangen war, und 400 unterſchiedliche Ordens-Perſonen zum geiſtlichen Dienſt dern Völckern in America mit ſich geführet hat. Wir waren mithin gezwungen, entweders müßig zu gehen, oder jeder, wie er immer könnte, ſich mit etwas zu beſchäftigen. Ich vertreibe mir die Zeit bald mit Leſen und Schreiben, bald mit einiger Hand-Arbeit, bald mit reiſſen und mahlen.

Nichts förchteten wir mehr, als die Krankheiten wegen Unerfahrenheiten dern Leib- und Wund-Aertzten, welche insgemein kein anderes Mittel gebrauchen, als die Aderläße, ja auch dieſe nicht nach Nothdurſt verſtehen; dann der Zuſtand ſeye beſchaffen, wie er wolle, ſchneiden ſie dem Bruſthaften ein ſo groſes Loch in Ader, daß man einen Finger kann hineinlegen, und laſſen das Blut ſo lange fließen, bis er ohnmächtig wird. Haltet nun die Krankheit ferners an, wiederholen ſie dieſe Blut-Metzge alle Täge, bis er entweders vor Mattigkeit ſtirbt, oder ſich zu beßern beginnet. Alſo iſt den 11. Octobr. 1678. an der rothen Ruhr ſeelig verſchieden mein Reiſe-Gefährt P. Mathias Fiſcher.

Dieſer Tagen nahme ich bey dem Gottesdienſte wahr eine meines Erachtens unmäßige Andacht dern Weibern, welche nach vollendeten heiligen Meß, ſo bald der Prieſter vom Altar abgezogen, den übrigen Opfer-Wein austrinken, vorgebend, ſie ſchätzen es ihnen vor eine ſonderbare Gnad, von demjenigen Wein zu genießen, von welchem das heiligſte Blut unſers Erlöſers iſt gewandelt werden. Die Waßer-Kannlein hingegen laßen ſie fleißig ſtehen, vielleicht darum, weil ihre Andacht nicht mit Waßer, ſondern nur mit Wein kan angezündet werden. Zu Malaga hauſete die Peſt erbärmlich, daß von dannen niemand könnte anderwärtig hinreiſen, weil alle Päße zu Waßer und Land genau verwacht wurden; daſelbſt hat der Wind in den Hafen an Schiffen einen Schaden von dreymal hundert tauſend Thalern verurſacht: Zu Cadix aber 4 große und 50 bis 70 kleinere Schiffe zu Grund gerichtet.

Das Silber-Geld gilt zu Sevillia bald mehr, bald weniger. Ein Patacon oder Thaler ward, als ich daſelbſt war, um 32 Groſchen ausgeben: ſo bald aber die Silber-Flott aus America anlanget, wird er wohl bis auf 12 Groſchen abgewürdiget. Die Spanier geſtehen ſelbſt, daß bisher ſo viel Silber aus America ſey hergeführt worden, daß ſie aus demſelben leichtlich eine ſilberne Brücken, ſo von Cadix bis in Weſt-Indien reiche, erbauen könnten. Die Menge des Golds und Silbers iſt die Haupt-Urſach ihres verderblichen Müßiggange, weil ſie von denen Holländern und Fremden kaufen, was in ihrem eigenen Land wächſt. Das einzige Land Andaluſien hat letzt verwichenes Jahr für Korn und Getraide 5 Millionen Pataconen, das iſt 7 bis acht Millionen Rheiniſcher Gulden denen Ausländern bezahlt, weil nemlich der Landmann dem Feldbau nicht abwartet; dann ſie ſeynd der verſicherten Meynung, es ſey viel ehrlicher mit Müßiggang bittere Noth leiden, als mit Arbeit ſein ehrliches Auskommen haben. Als ich einen, ſo viel Kühe unter ſeiner Verwaltung hatte, ſcherzweiſe fragte, warum er ſolche nicht melken, aus der Milch aber Butter und Käſe machen laße? war die Antwort, dergleichen Waare könnte man ohne Bemähung weit leichter bey denen Holländern erkaufen, welche, gleich wie auch andere fremde Handels-Leute, einen unbeſchreiblichen Schatz von Geld durch ihr Gewerbe löſen und in auswärtige Länder entführen.

Die Faſten wird allhier ſtrenge gehalten: Butter, Milch, Käſe und Eyer ſeynd gänzlich verboten; doch iſt die geiſtliche Obrigkeit ſo beſcheiden, daß ſie auf Bitten wegen einer jeglichen billigen Urſach auch ſo gar das Fleiſcheſſen erlaubet. Währender vierzig-tägigen Faſten werden unzählich viel koſtbare Proceſſiones mit Creutz und Fahn, mit Labaris und Tragbühnen gehalten, wobey ſich viel Büſſer ſo erbärmlich geiſeln, daß ſie kein ganzes Stück Haut auf dem Rücken nach Hauß bringen, und einige auch ſogar des Todes darob erbleichen. Ihre H. Gräber in der Charwochen ſeynd viel koſtbarer, als in Teutſchland, nemlich mit vielen Säulen nach der Bau-Kunſt aufgerichtet, gleich denen Todten-Gerüſten oder Caſtris Doloris am Römiſch-Kayſerlichen Hof zu Wien. Das Hochwürdige wird am grünen Donnerſtag gleich nach dem Hoch-Amt hineingeſetzt nicht ſichtbarlich in einer Monſtranze, wie bey uns, ſondern in den auf dem heiligen Grabe befindlichen Tabernackel verſchloſſen, deſſen Schlüſſel aber einem vornehmen weltlichen Herrn an den Hals gehenkt, welcher für dieſe bey ihnen hochgeſchätzte Ehre der Kirchen ein groſſes Almoſen ſchenket. Am Charfreytage wird das Hochwürdige aus dem Grabe, welches mit vielen Wind-Lichtern von Wachs beleuchtet iſt, vor der ſo genannten truckenen Meß auf das Hoch-Altar gebracht, und nicht mehr zurück getragen, daß alſo ihr heiliges Grab nach der alten Kirchen-Regul bey ihnen dazumal ein End nimmt, wann daſſelbige in Teutſchland eröffnet wird. Am Char-Samſtag bey dem Gloria in excelſis wird in der Kirchen mit Feuer-Röhr dreymal Salve geſchoſſen, die Glocken geläulautet, viel kleine Vögel, dern einige Schöllen anhaben, bey dem Altar loß gelaßen, auch kleine Stücklein weißes Pergament mit dem Wort Alleluja bezeichnet, unter das Volk ausgeworfen. Ehebeßen wurden in der Kirche bey dieſen heiligen Ceremonien viel lächerliche Poßen geſpielet, welche aber der Erz-Biſchof endlich abgeſchaffet hat. Die Paßion wird nicht bey dem Altar oder auf dem Chor, ſondern auf zwo Canzeln von zween Diaconis abgeſungen. Die letzten drey Tage dieſer heiligen Zeit werden in denen Gaßen viel Stricke von einem Hauſe in das andere, ſo gegen über gelegen,* durch die Fenſter geſpannet, an dieſelbige aber ein ausgeſchopeter Mann, als ein Ebenbild Judä des Verräthers angehenkt. Jährlich wird um dieſe Zeit in die Haupt-Kirchen ein groſſer Vorrath von leinen Zeug, Bettgewand, Kleidern, angefülleten Küſten und allerhand Hausrath zuſammen gebracht, und allda, was hangbar iſt, rings herum aufgehenkt: nach Oſtern aber unter die arme erwachſene Waiſen, ſo ſich verehlichen, ausgetheilt, von der eigends hiezu aufgerichteten adelichen Brüderſchaft, welcher ſolches Allmoſen jährlich auf die zwey und dreyßig tauſend Gulden zu ſtehen kommt; immaßen die Spanier in dem Allmoſengeben dergeſtalt freygebig ſeynd, daß ſolches mit keiner Feder ſattſam kan beſchrieben oder nach Verdienſten gelobet werden. Der Erz-Biſchof hat nicht allein ſein Silber, Gold, Service, und Geld, ſondern auch ſein ganzes Vermögen unter die Armen ausgetheilt, daß er nunmehro aus erdenen Geſchirr iſſet. Das Spital de la Charita, welches von Allmoſen geſtiftet und prächtig erbauet iſt, giebt aus ſeinem erbettelten Geld ſelbſt hinwiederum jährlich gegen fünf tauſend Gulden Allmoſen. Ein Cavallier reichete denen Bedürftigen den 17. Martii Anno 1679. nicht weniger als vierzehen tauſend Thaler auf einmal. Auf allen Gaßen und Plätzen befinden ſich nebſt dem gewöhnlichen Bettel-Geſind andere ehrliche Leute (unter welchen auch Ordens-Perſonen) mit ſilbernen Schaalen, welche unter verſchiedenen Nahmen, als für Gefangene, für Krancke, für die abgeſtorbene Seelen, und hundert andere dergleichen Nothleider das Allmoſen begehren, ſolches auch reichlich empfangen, daß, wann das Sprüchwort: Quien nó ha visto Sevilla nó ha visto maravilla, wen gelüſtet Wunder zu ſehen, der ſoll nach Sevilla gehen: in keiner andern Sache einträfe, es ſich in der Freygebigkeit gegen die Armen überflüßig bewähret. Wozu noch gehört, daß in einem gewißen Spithal, täglich zwey oder drey Cavalliers die Krancken eigenhändig bedienen: wie nicht weniger, daß bey eines jedweden auch ſchlechten Menſchens Begräbniß zwey vornehme Herren von Hohem Adel die Leich begleiten, welche ſilberne Schaalen in der Hand halten, und für die Seel des Abgeſtorbenen das Allmoſen ſammlen.

Unter andern Zeitvertreib, unterhalte ich mich öfters mit unſern aus America angelangten Procuratoribus, welche mir für gewiß erzehlen, daß dermalen unſer Geſellſchaft in der Province Paraquaria wohlſtehe, nachdem ſie eine ſchwere Verfolgung, nicht zwar von denen unglaubigen Heyden, noch neübekehrten Indianern, ſondern von denen Spaniern ſelbſt, ja von einem Catholiſchen Biſchof, ſo jene gegen uns aufgewickelt, gedultig ausgeſtanden hat. Er gabe nemlich vor (weil wir unſers Thun und Laßens uns bey ihm nicht rühmeten) es werde durch uns keine Frucht geſchaft. Der Vice-König, bevor er ſolcher Verläumdung Glauben beymaße, um hinter der Sach wahre Beſchaffenheit zu kommen, ſandte den Obriſt-Stadthalter von Buenos ayres mit einer genugſamen Bedeckung gewaffneter Kriegsmänner dahin, mit Befehl, dieſe wichtige Klagen an dem Orth ſelbſt gründlich zu unterſuchen: welcher aber, nachdem er den Augenſchein recht eingenommen und geſehen hatte, daß die Indianer bey dem Gottesdienſt fleißigſt erſcheinen: einander mit chriſtlicher Liebe begegnen: ihre Güter, wie zu Zeiten deren Apoſteln, unter einander gemeinſchaftlich genießen: kurz zu ſagen ein lebhaftes Ebenbild der erſten Chriſtenheit allda ſeye, hat er uns nicht allein nicht getadelt, ſondern beſagten Patribus Procuratoribus Briefe an den König in Spanien mitgeben, um Ihro Catholiſche Majeſtät zu bitten, immer mehr und mehr Miſſionarios aus unſerer Geſellſchaft dahin zu ſchicken; worab der Biſchof nicht allein kein Verdruß, ſondern eine ſolche Freude geſchöpft hat, daß er von der Zeit an ſich mit uns in die vertraulichſte Gemeinſchaft eingelaßen und geſprochen hat, er wolle fürhin nach dieſer Erfahrnus ſein Amt ohne Jeſuiter nicht verrichten, ſondern ihnen auch ſeine eigene Seele anvertrauen. Woraus wir ſchließen, daß er es nicht böſe gemeinet, ſondern von böſen Leuten wider uns ſich hat verleiten und übereilen laſſen. Die Indianer in erwähnten Paraquaria haben uns dermaßen lieb, daß ſie nicht allein in denen Geiſtlichen, ſondern, weil da kein Arzt anzutreffen, auch in denen leiblichen Angelegenheiten zu uns ihre einzige Zuflucht nehmen, derowegen aber, ſo oft ſie von unſerer Ankunft Nachricht haben, uns mit einer feyerlichen Proceſſion entgegen gehen. In dem chriſtlichen Glauben erzeigen ſie ſich alſo eyferig, daß ſie ſelbſt in die Berge und Wildnäßen hinausgehen, die wilden Indianer aufſuchen, fangen, und herzu führen, damit ſie von uns in dem Glauben mögen unterrichtet, getauft und zum ewigen Leben mögen veranleitet werden. Unlängſt iſt ein ungläubiger Indianer eine Zeitlang wie Todt auf dem Schragen gelegen, welcher, als er wieder zu ſich kommen ausſagte es wäre kein anderer Weeg zur Seligkeit, als welchen die Patres Societatis predegen: ließe ſich hierüber taufen, und gab ſeinen durch die Wiedergeburth geheiligten Geiſt auf. Die unglaubigen ſelbiges Landes, gehen auch bey kalten Wetter nackend herum: als ſie von einem deßentwegen befragt wurden, warum ſie ſich bey ſo hartem Froſt nicht bedeckten? forſcheten ſie hinwieder, warum er ſein Angeſicht nicht mit einem Kleid verwahre? weil er nun antwortete, das Angeſicht wäre der Kälte ſchon gewohnt, und hätte keines Verdeckens nöthig, ſprachen ſie hierauf, ihr ganzer Leib ſey nichts anders, als lediglich ein Angeſicht, hätten folgends der Kleidung nicht nöthig. Man findet unter ihnen Leute, die auf eine kurze Zeit faſt ſo leicht in dem Waſſer als auf der Erden wohnen. Des Rindviehes giebt es ſo viel, daß ein Stück nur 6 Groſchen koſtet. Darum die letzte Gallionen nebſt Indiſchen Holtz und Zucker größten theils mit Häuten beladen waren. Ein jähriges Maulthier wird mit 4 ein zweyjähriges mit 8. ein Pferdt aber mit einem, [illegible] wann es gar tauglich iſt, höchſtens mit zwey Thalern [illegible] zahlt. Die Schaafe, weil ihr Fleiſch allda über die [illegible] zart und wohlgeſchmack iſt, kommen viel theurer als die Rinder, das Stück nemlich um einen halben Thaler. Das Land nährt auch Löwen, Tyger, wilde Schweine und Hirſchen, das Meer aber Wallfiſche, derer erſt neülich einer iſt gefangen und aufgehacket worden.

Damit ich nun wieder nach Spanien zurückkomme, ſo ſeynd allda wenig mündliche Andachten, Gebet-Bücher zu ſehen, wegen der ſcharffen Inquiſition, welche von dergleichen nichts zuläßt, als was von dem Apoſtoliſchen Stul approbiret iſt. Die gemeine Spanier, bey welchem nebſt dem Vater Unſer, Engliſchen Gruß und Roſenkrantz nicht viel Gebeter zu finden, bekümmern ſich deßen nicht; dann ſie ſeynd der Meynung, daß ihnen als uralten Chriſten der Himmel gleichſam erblich zugehöre, mehr dann uns Teütſchen, welche ſie junge Chriſten heißen. Von wannen kommt, daß ſo lange ich hier bin, ich nicht über zwey Gebet-Büchlein in der Kirchen geſehen habe, ohne zu wiſſen, was darinnen ſtehe.

Mit denen Todten eilet man vor verfloſſenen 24 Stunden zum Grabe, womit zuweilen geſchiehet, daß einer oder der andere lebendig zur Erde geſtattet wird. Im April des 1679. Jahres ward eine Manns-Perſon, weil jedermann glaubte, er wäre würcklich geſtorben, vor todt in die Kirche gebracht; als man ihn aber heben und ſencken wollte, fragte er die Anweſende, was ſie mit ihm vorhätten? worab ſie erſchrocken und insgeſammt aus der Kirche geloffen ſeynd, doch iſt mir von dieſem unbewußt, ob er nach ſeinem vermeinten Hinſchied 24 Stund in dem Haus gelegen ſeye oder nicht. Die Todten werden in ihren Kleidern ohne Sarch begraben, vornehmere Perſonen allein ausgenommen, welche allein zu einer Vorehr mit dergleichen verſehen werden. Mit denen Uebelthätern gehet der Scharfrichter ſeltſam um. Iſt der arme Sünder zum Strang verdammt, ſo legt er ihm unter der Leiter ein ziemliches Seil, an ſtatt eines kleinen Stricks um den Hals, ziehet ihn alſo, hinter ſich, über die Leiter hinauf, wann er dieſem Aufzug durch hurtiges Nachſteigen nicht vorbiegt. Nachdem ſie nun die Höhe miteinander erreichet, und der Hencker das Seil, welches er ſehr lang läßt, oben feſt angebunden, ſetzt er ſich dem Uebelthäter auf die Schulter, und ſchießt mit ihm von der Leiter in die freye Luft, fähret auch mit ihm (weil das Seil ſich immer umdrehet) gleich einer Spindel ſo lange um und um, bis er genug hat. So er hingegen einen Mißethäter köpffet, bedienet er ſich nicht des Schwerdts, als welches die Spanier in Abſcheuhen haben, ſondern eines Meſſers, mit welchem er, wann der arme Sünder nicht von Adel iſt, einem tiefen Schnitt ihm in das Genick giebt, das Haupt aber gegen der Bruſt niederdrucket, und nachdem das Blut ausgeronnen iſt, jenes endlichen mit beſagtem Meſſer von dem Leib völlig abmetzget. Iſt aber der Uebelthäter ein vornehmer Mann, ſo ſchneidet er ihm gleich anfangs die Gurgel entzwey, und wann er ſich demnach verblutet hat, letztlichen auch dem Kopf ab. Doch iſt bey dergleichen Execution zu loben, daß die armen Sünder mit einer gleichſam andächtigen Proceſſion ausgeführet, ihre Cörper aber nach dem ſchmälichen Todt prächtig und ehrlich begraben werden. Der Diebſtahl wird in Spanien nicht mit dem Leben bezahlt, ja die Mordthaten und Todtſchläge werden öfters nachgeſehen als abgeſtraft, daß kein Wunder, wann ſich niemand ſeines eigenen Guts und Lebens zuverläßig verſichern kan. Im Februario des beſagten 1679 Jahrs haben 4 Cavallier einen Fiſcal auf öffentlicher Straſſen nechſt unſerm Profeß Hauſe jammerlich ermordet, ohne daß ein Hund ihnen nachgebollen hätte; ſie ließen ſich nach wie vorhin öffentlich ſehen, ohne von jemanden ergriffen zu werden. Endlich zertheileten ſie ſich, mehr zum Schein, als aus Forcht, in verſchiedene Clöſter, nur zu bezeugen, daß ſie die Höchſte Obrigkeit nicht trutzen wollten. Zu Madrit war eben dieſes Jahr wegen der leidigen Seüche ein beweinliches Elend, denn nachdem einige Pfarrer, ſo ſich für ihre Schäflein großmüthig ausgeſetzt hatten, geſtorben, die übrigen aber, ſo mit dieſem Heldenmuth nicht begabt waren, ſich verloſſen hatten, befanden ſich die armen Peſthaften ohne Seelſorger, bis ſich 6 Prieſter unſerer Societät von Granada anerboten, die geiſtliche Obſorg ſo vieler Sterbenden auf ſich zu nehmen.

Im hitzigſten Sommer begiebt man ſich um Mittag auf 2 Stunden zur Ruhe, zu welcher Zeit alle Clöſter und Hausthüren, wie Nachts, zu Granada aber auch die Stadt-Thore geſperret werden.

In dieſem Lande werden die Speiſen, auch bey denen vornehmſten Herrn-Tafeln nicht vorgeſchnitten, ſondern mit Händen zerrißen und vorgelegt. Der Trunck wird wegen

unleid-

unleidentlicher Hitze mit Schnee gekühlet, der aus dem Schnee-Berg bey Granada hergeführt, und zimlich theuer, nemlich das Pfund mit 4 Creutzer, bezahlet wird.

Wann einer den andern beſucht, gehet nicht der Beſucher, ſondern der Beſuchte voraus, welcher dem Gaſt in ſeinem eigenen Hauſe niemals weicht oder den Vorzug giebt. Ländlich, ſittlich. Als uns zu oftgedachten Sevillia bey dem Tiſch Röttig vorgelegt wurden, habe ich ſo wohl, als der Spanier, der nechſt mir ſaſſe, denſelben geſchelet: da es aber zur Sache ſelbſt kam, aſſe er allein die Schaalen, und warfe die Wurtzel hin, ich aber lieſe die Schaale liegen und genoße die Wurtzel.

Ich kan nicht ergründen, warum die Herren Spanier ſo viel Kefig ſamt lebendigen Vögeln in der Kirche aufhencken, ja auf die Altäre ſelbſt ſetzen; vielleicht wegen den lieblichen Geſang, welches zweifels ohne ihnen beſſer gefallt, als die Schallmey, Zincken, Fagott und Orgel; dann dern Geigen und anderer dergleichen Inſtrumenten iſt bey ihnen unter währenden Gottesdienſt kein Gebrauch.

Nun laßt uns auch den Herrlichen Umgang, wie er zu Sevillia an dem hohen Feſt des Frohnleichnams Chriſti gehalten wird, kürzlich beſchreiben. Den Anfang machen drey mit Courtiſan-Kleidern lacherlich angelegte Schalks-Narren, welche mit abentheürischen Larven verdeckt hin und her ſpringen, auch mit Fackeln unter denen Knaben, ſo ihnen häufig zulauffen, wacker herum ſchlagen. Dieſen folgt eine grün gefärbte Schildkrott, ſo 4 Clafter in der Länge und anderthalb in der Breite ausmißt, von Pappier und Leinwand zuſammen gepappet. Sie wird auf einer Bühne getragen, und hat auf dem Ruken eine große Oefnung, von welcher ein viereckigtes faſt Ellenhohes Gebäu in die Höhe aufſteigt ſchier wie eine kleine Cantzel; durch dieſe werden von Zeit zu Zeit kleine Männlein, wie in dem Peruggianellen oder ſogenannnannten Meiſter-Hämmerlein-Spiel, herausgeregt, die ſich unterſchiedlich rühren, mit ſolchen Geberden aber bey der Jugend ein Gelächter verurſachen. Die Schildkrott ſelbſt zuckt den Kopf öfters hinein, bald ſtreckt ſie denſelben wieder hinaus. Nach ſolcher kamen ſechs Rieſen, jeder dritthalb Mann hoch, und ſechs Zwerglein, oder ſechs große und ſechs kleine Gauckler, die erſtere waren mit langen taffeten Röcken, ſo bis auf die Erde herab hangen, angethan, und von ſo viel Männern, ſo unter ihren Kleidern verſteckt waren, bewegt oder getragen. Die Zwerge waren ſehr dick gekleidet, hatten auch große Köpfe oder beßer zu ſagen, Knöpffe wie ein Zuber oder Waßer-Eimer, voran mit groben Larven, gleich denen Fratzen-Geſichtern, geziert. Alle dieſe machen ihre gewiße Sprünge unter denen Kindern, und laßen ſich von ihnen ſpotten. Hier nechſt wird der H. **Jodocus** im grauen Silberſtück, und nach ihm die Bildniß der allerſeeligſten Mutter Gottes, in einem Herrlichen Goldſtück, unter einem rothſammeten Himmel, beyde auf beſondern Bühnen herum getragen. Auf dieſe zwey kluge Vorſtellungen, welche bald vorbey ſeynd, gehen abermal zwölf ſchön gekleidete Poßentreiber, ich will ſagen, zwölf Feder-Fechter, welche mit ihren Rapieren gleich denen Schwerdt-Tänzern ſich unterſchiedlich ſchwingen und herumdrehen. Dieſen traten auf den Fuß nach, zwölf kleine weiß gekleidete Knaben, mit rothgelben aus Zopf-Seiden gemachten langen Haaren, ſo bis auf den halben Leib herab hingen, derer jeglicher ein angezündetes Wind-Licht, von rothen Wachs in der Hand, an den Füßen aber Hungariſche Stieffeln truge. Ihnen gingen nach viel vornehme Herrn paar und paar, ebenfalls mit dergleichen Blutfärbigen Wind-Lichtern verſehen. Hinter dieſen ward ein holdſeeliges Jeſus-Kind unter einen ſilbernen Thron auf einer Bühne getragen. Dem folgten nun die Ordens-Geiſtliche, nicht aus allen, ſondern nur aus denen größern und vornehmen Clöſtern. Die erſten waren die Capuziner, an der Zahl 49. dermaßen eingezogen, züchtig, ehrbar und auferbaulich, daß man in der Wahrheit ſagen kan, ſie haben gleich ihren H. Stifter Franciſco Seraphico ſtillſchweigend durch die Stadt geprediget. Zweytens vierzig Barfüßer De mercede, ſo in Deutſchland noch unbekannt bleiben. Drittens 40 reformirte Auguſtiner-Barfüßer. Viertens 54 Paulaner. Fünftens 76 De Mercede, ſo Schuhe tragen. Sechtens 72 beſchuhete Carmeliter. Siebendes 76. Auguſtiner-Einſiedler mit großen Aermlen. Achtens 140 Franciſcaner. Neuntens 100 Dominicaner, ſo als die vornehmſte zu letzt gehen. Hier nechſt erſchienen im Nahmen der 24 Pfarr-Kirchen eben ſo viel koſtbareſte Labara alle entweders von Gold und Silberſtück, oder mit Gold und Silber reichlich geſtickt, deren Stangen mit guldenen oder ſilbernen Blech beſchlagen ſeynd. Die reiche Fahn aber und Standarten, mit welchem der Umgang von Anfang bis zum Ende auf das herrlichſte unterſpickt war, hab ich wegen ihrer Menge nicht zehlen können. Nach denen Labaris gingen und ſprangen 6 Täntzer mit ſo viel Täntzerinnen, das iſt, jeder Täntzer mit ſeiner Tänzerin, paar und paar in koſtbaren Kleidern, die Weiber zwar mit großen gard'enfanten von rothem Silberſtück mit Bändern geziert. Vor ihnen her ginge ein Spielmann, ſo mit einer Hand die Schwengel Pfeiffen, mit der andern die Trummel rührte. Dern Täntzer ſpieleten zwey auf Geigen, zwey auf Quitarren, einer auf dem hölzernen Gelächter, der letzte knarrete mit der Rätſchen. Jeder truge auf ſeinem Haupt einen grünen Kranz. Die Tänzerinnen ſchlugen auf Caſtaneten zuſammen, wie kunſtreich, kan ihm ein jeder einbilden. Demnach zoge auf der Ertz-Biſchöfliche Proviſor mit 24 Hausbeamten, derer 4 geiſtlich waren. Hiernechſt ſahe man abermal ſieben kleine Bühnen, jede von 4

Männern in Leviten-Röcken getragen, auf welchen unterſchiedliche Heiligthümer in guldenen und ſilbernen Geſäßen, ſo denen alten Monſtrantzen gleich ſehen, geſtellet waren, auf beyden Seiten aber jeglicher Trage giengen zwey Mönche mit Rauchfäßern, ſo dieſelben mit Weyrauch ohne Unterlaß beehreten. Darauf folgten abermal 6 Tänzer und 6 Tänzerinnen, mit grünen Silberſtück ausſtaffiret, welche ſpieleten wie die vorigen. Nun kamen abermal 2 Bühnen mit Reliquien, dern eine mit des H. Leandri in eine Caſpel verſchloßenen Beinen beladen war; welchem ebenfalls 6 Tänzer mit ihren Geſpäninnen in rothen Silberſtück nachgetanzet. Als denn zeigeten ſich wieder 2 andere Bühnen, jede von 4 Prieſtern unterſtützet; auf der erſtern war ein Dorn von der Cron Chriſti, auf der andern ein Stücklein von dem H. Creutz, alle beyde wie die vorhergehende, von 2 Ordens-Männern begleitet und berauchet. Demnächſt prangeten 12 Knaben in wohlanſtändiger und koſtbarer Hoftracht. Dieſen folgten 24 Beneficiaten der Haupt-Kirchen, und mehr als 60 Domherrn: gleich hinter dieſen aber das Hochwürdige auf einer Bühne, welche um und um bis auf die Erden mit köſtlichen Zeug alſo gänzlich umgeben war: daß man die hinter demſelben verborgne Träger, ſo insgeſammt Franzoſen ſeynd, nicht ſehen konte. Das allerheiligſte Altar-Sacrament ſtunde in einem runden Geſtell (welches etwan 5 Ellen hoch und anderthalb Ellen breit und viel Centner ſchwer ware) in Mitten vieler ringsherum ſtehenden Säulen, ſo aus Silber gegoßen und in drey Reihen ſchön übereinander gerichtet waren. Nach dem Hochwürdigen gienge zwiſchen zwey Leviten, welche Domb-Prälaten waren, der Ertz-Biſchof in einem Meßgewand, deßen Schweif von 2 jungen Geiſtlichen auf zwo ſilbernen Taßen, der Seßel aber von 4 andern Geiſtlichen nachgetragen wurde. Hierauf kam der Stadt-Magiſtrat, ſo lediglich in Cavallieren beſtehet ſamt dem Anwald,

wald, oder Gubernator, den man Aſſiſtenten nennet. Den Schluß machte das Frauenzimmer, ſo in etwan 10 Gutſchen nachfuhre. Keine Handwerks-Zunft ziehet mit, als wie in Teutſchland. Die Gaßen und Plätze, durch welche die Proceſſion gezogen, waren ſchön anzuſehen; innmaßen alle Häußer beederſeits von oben bis auf die Erden, ja auch die Werckſtätte Gewölber und Läden. ſo gar inwendig mit Tapezereyen ausſpalliert, die Gänglein, Lauben und Ercker aber, welche von denen Fenſtern hervor ragen, theils mit Roßmarin überwunden, theils mit ſilbernen Galonen und Niederländiſchen Spitzen überzogen waren: Vor etlichen Häußern hingen ſilberne Schaalen und Mahlereyen: mit einem Wort alles war koſtbar und prächtig, ob ſchon wegen dieſen elenden Umſtänden viel geringer, als vorige Jahr; weil wohlhabende Leute ihren Ueberfluß durch Almoſen erſchöpft hatten, derowegen auch die ſonſt gewöhnliche ſehr köſtliche Altäre, vor dieſesmal auf den Gaßen nicht ſeynd aufgerichtet worden.

Was aber das mit eingemengte Gauckelweſen und kurzweilige Poßen betrift, geben die Herrn Spanier vor, ſolches alles wäre von dem H. König Ferdinando Catholico ſchriftlich aus folgenden Urſachen alſo verordnet worden. (1) Damit die Kinder durch dergleichen närriſche Vorſtellungen zu dem Umgang angelocket und hierdurch die Gedächtnuß eines ſo großen Geheimnüßes in ihnen bewahret würde. (2) Auf daß wir durch die Riſen und Zwergen, wie auch durch die Schalcknarren erinnert würden, daß alle Völcker der Welt, groſe und kleine, Weiſe und Thoren ſich dem ſüßen Joch Chriſti unterwerffen, folgends ihren Verſtand gefangen geben und wieder deren Sinnen natürliche Vernunft ſeinen Leib unter der Geſtalt des Brods anbetten müßen. (3) Die Tänzer und Tänzerinnen ſollen uns nach dem Beyſpiel Davids, da er vor der Bundes-Laden herſprunge, zu einer geiſtlichen Freud aufmuntern, zugleich aber erinnern, daß gleich wie allhier Manns- und Weibs-Perſonen mit einander tantzen, alſo in dieſem großen Geheimniß, die göttliche Natur mit der menſchlichen vereinigt, frolocke, u. d. m. So oft auch ſonſt das Hochwürdige zu einen Kranken getragen wird, pflegen viel vornehme Leute mit brennenden Kertzen und mit einer Muſic daßelbe zu begleiten. Durch die Octav des Frohnleichnams Feſts bleibt es Tag und Nacht auf dem Hoch-Altar öffentlich ſtehen, auf welchem bis anderthalb hundert Kertzen unabläßlich brennen, weil es unausſetzlich beſucht, und von einer immer währenden Muſic gelobet, wie nicht weniger täglich mit einer Predigt, Hoch-Amt und Veſper beehret, vor dieſer aber von 1 bis 3 Uhr Nachmittag gleich bey dem Hoch-Altar ein Tanz gehalten wird. Fragt nun ein Fremder, warum ſie ſo mancherley ziemlich wunderbare Gewohnheiten nicht abſchaffen? geben ſie kurz zur Antwort, es ſeyn alſo der Gebrauch.

Der Spaniſche Adel beklagt ſich ſehr ob der Trag- und Stolzheit des gemeinen Pöbels, welcher ſich der Arbeit entziehet und großer Ehren-Tituln anmaßt; denn es wird oft ein Bettler den andern einen Cavallier ſchelten zum größten Nachtheil dern Hoch-Edlen Geſchlechtern. So wollen auch die gemeinen Leute oftmal um den Tag-Lohn nicht arbeiten. Ein vornehmer Herr erzehlte uns zu Sevilla mit Schmertzen, daß er nach einer allgemeinen Land-Theurung keine Schnitter gegen baare Bezahlung ehender habe bekommen können, bis er ſie auf das Feld mit Wägen führen, mit Chocolata tracktiren, und einen jeglichen aus ihn fünf und zwantzig Groſchen hatte bezahlen laßen. Ein anderer Herr ſprach: Meine Unterthanen ſind ſo faul, daß wenn ſie mit köthigen Händen bey einem Bach ſtehen, ſie ſich um dieſelbe zu waſchen nicht einmal bücken mögen, ſondern lieber ſchmutzig bleiben.

Im Mayo ermeldeten 1679. Jahres ſtarb zu gedachten Sevilla ein Cavallier, ſo des Spithals de la Caritad Obſorg getragen hatte, welchem er dann, weil ihn Gott mit keinem Erben geſegnet, dreymal hundert tauſend Thaler vermacht hat. Den 13 Julii hernach ward ein getaufter Mohr, weil er ein vierjähriges Mägdlein geſchändet und ermordet hatte, aufgehenckt, welcher zwar vermög des Urtheils auf einer Schleifen von Pferden hätte ſollen zur Gerichtsſtatt hingeſchleppet werden, wann nicht einige Cavallier von der Brüderſchaft de la Caritad mit Erlaubniß der Obrigkeit ihn hinter denen Pferden und der ſchleifen, in einem geflochtenen Korb auf ihren adlichen Armen bis zu den Galgen aus chriſtlicher Erbarmnüß herausgetragen hätten. Kurtz zu ſagen, der Adel von Sevilla iſt dermaßen barmhertzig, daß er ſeiner auferbaulichen Liebe und Freygebigkeit von Zeit zu Zeit einige merkwürdige Beyſpiel an den Tag giebt. Dieſer Tugend wird billig beygemeßen, daß die Peſtilentz, welche in allen nechſt dieſer Stadt gelegenen Orten ſo grauſamlich getobet, dannoch in derſelben bisher nicht ſtarck eingerißen hat, da man doch in gewiße Erfahrnüß gebracht, daß etliche angeſteckte Perſonen ſich herein practicirt haben.

Den 19. Aug. 1679. langte die Silber-Flott aus Weſt-Indien zu Cadix glücklich an. Nebſt dem, was privat Perſonen abſonderlich durch ihre Handelſchaft erworben, hat ſie ein und zwantzig Millionen Reichsthaler mitgebracht, wovon aber dem König nicht mehr als viermal hundert tauſend Thaler, nebſt einem Schatz von Perlen und Edelgeſteinen, ſo auf neunmal hundert tauſend Thaler geſchätzt wird, und funfzig Elephanten-Zähne, zugehören. Von dem übrigen werden die Fremden, abſonderlich die Holländer etwan zwey, die Spanier aber nur einen Drittel einziehen. Zu Ende beſagten Monats ſeynd von gedachten Cadix 5 Schiffe nach America abgefahren, mit welchem wir derentwegen nicht abgereiſet, weil ſie vorhin ſich nach Angola in Africam verfügen, daſelbſt Sclaven einhandeln, und ſolche in Weſt-Indien wieder verkaufen ſollen. Im Octobr. aber gingen wieder zwey Schif mit Queckſilber von dannen unter Segel, auf welche aber der P. Procurator uns nicht wollte einkauffen, weil der Fuhrlohn auf den privat Schiffen viel theurer kommt, als auf der Königlichen Flott, welche künftigen Sommer, wie man hoffet, wird abgehen.

Aus denen Marianiſchen Inſuln, welche dieſen Nahmen von der verwittibten Catholiſchen Königin angenommen, vorhin aber Islas de los ladrones, das iſt, Rauber und Mörder Inſul geheiſſen, haben wir über Mexico die zuverläßige Nachricht erhalten, daß anno 1676. der Ehrwürdige Pater Sebaſtianus Montroy ſamt ſieben Spaniſchen Soldaten theils mit Lantzen erſtochen, theils mit Steinen derowegen ſey zu Todt geworffen worden, weil er daſelbſt auf ſeiner Miſſion eine Schul um die Kinder dern Wilden in Chriſtlichen und guten Sitten zu unterrichten angeſtellt, noch geſtatten wolte, daß die Jugend nach Belieben Dero laſterhaften Eltern ausbliebe. Dergleichen Gefahren ſeynd die Unſrigen in ſelbigen Inſuln beſtändig unterworffen, gleichwie der Miſſionarius, ſo dieſes anher berichtet hat, verſichert, daß er bereits bis dreymal in Gefahr geſtanden, erwürgt zu werden, mit dem Zuſatz, daß unſere Miſſionarii in ſelbigen Landen mancherley Bedrängniſſen leiden, auch mit ſaurer Arbeit in dem Schweiß ihres Angeſichts ſich ernähren; dann ſie ſeynd gezwungen (wann ſie nicht erhungern wollen) eigenhändig den Feldbau abzuwarten, und den Reiß anzubauen, der nebſt einigen Kräutern und Wurtzeln ihre eintzige Nahrung iſt. Sie gehen baarfuß alſo zwar, daß ſie oftmal mit verwundeten und geſchwollenen Füſſen nach Hauß kommen. Mit allem dem verſichert er, ſie ſeyn mit geiſtlichem Troſt dermaßen überſchwemmet, daß er vor Freüden oft die Zähren vergoßen, in Betrachtung, daß ihn Gott würdig achte, gleich ſeinem Sohn unſerm Herrn und denen lieben Apoſteln allerhand Mühſeligkeiten, äußerſte Noth und Verlaßung auszuſtehen. Nicht zwar, daß der Boden, wann er gepflantzet wird, nichts anders tragen ſolte; ſondern weil ſie Amtswegen nicht Zeit haben was beßers anzubauen. Dann ſonſt wächſt in dieſen Inſuln neben dem Reiß auch die Wurtzel Dago und andere dergleichen: item Melaun, und Calabaſas oder lange Kürbſen: Von Früchten aber Patanos und Rimay, welches Gewächs 6 Monat währet und ſtatt eines Brods dienet, wie nicht weniger zu einem Vortheil des Biſcoten-Teigs. Es gibt ferners Palmen, von welcher Frucht- und Nutzbarkeit wir anderwärtig Nachricht geben. Der Weinwachs würde nicht übel gerathen, wann ſolchen die Spanier, damit das ohnedem unbändige Volck nicht grauſamer werde, nicht verbotten hätten. Von dieſen oder dergleichen Erden- und Baum-Früchten leben die Marianiſche Inwohner, welche ſich des Fleiſch-Eßens ſteiſtaſt enthalten, ausgenommen dern Fledermäuſe, die einer Hennen groß werden, und dieſer Wilden beſte Leckerbißlein ſeynd. Fiſche, derer es eine Menge gibt, eßen ſie nicht wegen dem Wahn, als wären ſolche die Seelen abgeſtorbener Menſchen. Bis jetzt beſchriebener ſchlechten Nahrung ſeynd dieſe Leute dannoch ſo geſund und ſtarck, daß insgemein ein dergleichen Indianer zwey Europaer in ſeine Arm faßet, und ſie gantz leichtlich durch einen Fluß oder über das Waßer auf das andere Ufer überträgt: auch ſo großer Riſen-Natur, daß die Ausländer darob erſchröcken: zwar unterſchiedlichen Angeſichts, und weiſer Farb bey ihrer Geburth, hernach aber braun, theils darum, weil ſie nackend daher gehen: theils deßentwegen, weil ſie ſich mit Oel ſchmieren. Immaßen ſie übrigens, gleich wie alle Aſiatiſche Völcker, zur Geilheit ſehr geneigt ſeynd, haben die Miſſionarii ſchwere Mühe, ſie binnen denen Schrancken Chriſtlicher Ehe zu erhalten. Alle Manns-Perſonen ſcheeren das Haupt wie die Türcken und laßen nichts ſtehen, als einen Schopff auf dem Schädel. Die Weiber hingegen laßen ihre Haar, ſo meiſtens gelbroth ausſiehet, ſo lang wachſen, als es immer kan. Die jungen Geſellen zum Unterſchied ihres Standes zieren ihre Schöpffe mit Bändern, ſo ſie aus dem Baſt gewißer Bäumen zu machen wißen: Die Mägdlein aber und Weiber, wann ſie prangen, tragen auf der Stirn einen von Jaſmie verfertigten Sturm. Von keinem Froſt weiß man hier nichts: acht Monat währet eine anmuthige Frühlings-Friſt; vier Monat iſt heiſer Sommer, welchen doch der Regen öfters mäßiget und abkühlet. Die Luft iſt über die maßen geſund und heilſam. Ich ſamt meinen Gefährten verlangete ſehr bald in Indien abzureiſen, damit wir unſern Beruf erfülleten und in dem Weingarten Gottes möchten arbeiten; weil wir in Spanien keinen Nutzen ſchaften, dort aber unter den Heyden viel Seelen zu dem wahren Glauben und zu dem ewigen Leben bekehren können. Ich habe mit Schmertzen vernommen, man gedenke mich zu Mexico zu laßen, und ſtatt meiner einen andern in Indien zu ſchicken; weil zu Mexico wegen wollüſtigem Ueberfluß gut zu leben ſeyn. Allein ich ſuche keine gute Täge auf dieſer Welt, ſondern viel zu arbeiten und viel zu leiden. Ein gemächliches Leben hätte ich, ohne über Meer zu ſchiffen, auch in Teutſchland führen können.

Nachdem im Herbſt-Monat oftbenannten 1679. Jahrs die andere Silber-Flott, auf welche der Catholiſche König allein 2 Million Thaler haben ſoll, zu Cadix eingeloffen, und die leidige Seuch auf eine Zeit nachgelaßen hatte, ward zu Sevillia nichts als Geld und Freud zu ſehen: alle wo nebſt andern auch dieſer Gebrauch iſt, daß wenn ein Student eine öffentliche Diſputation halt, er Abends vorhero mit einer groſen Schaar Mit-Schülern als ein Obſieger mit gewißen Worten z. E. Victor Don Diego ausgeruffen, folgends ſein Nahme in die an denen meiſten Häußern befindlichen Sieg-Tabellen eingeſchrieben werde. Als neulich ein Spanier einen Jüngling von 8 bis 10 Jahren fragte, wie er hieße? und dieſer darauf antwortete: ich heiße innerlich Abraham, äußerlich aber Franciſcus, ward dieſer vor einen Juden erkannt, folgends ſamt ſeinen Vatter in der Inquiſition gefangen geſetzet.

Aus Aragonien wird berichtet, daß der Schwenckel an einer Glocken in einer gewißen Kirch von ſich ſelbſt rings herum angeſchlagen, welches ſonſt öfters geſchehen, und jedes mal ein allgemeines Glück oder Unglück des ganzen Königreichs bedeutet, als Peſt, Erdbeben, Waßergüße, erſchröckliche Gewitter, welche dieſesmal erfolget ſeynd. Von dergleichen Wunder-Art iſt auch die Wandels-Glocken in der Sevillianiſchen Domb-Kirche; denn ſo oft, (da man ſie bey der Wandlung läutet) der Uhrn Hammer darein ſchlägt, iſt es, wie die beſtändige Erfahrnüs gibt, ein gewißes Zeichen, daß bald ein Domb-Herr ſterben werde. Gleich wie es ſich erſt vor drey Monaten zugetragen hat, daß, indem ſolcher Schlag mit dem Wandelzeichen eintraf, unſer P. Procurator uns warnte, es werde einen Canonicum gelten; es hat auch bald hernach der Domb-Schatz-Meiſter das Zeitliche geſegnet. Aus Gelegenheit deßen muß ich hier melden, daß bey jeder Wandlung mit beſagter Glocken ein Zeichen gegeben wird, auf welches alle Leute nicht allein in dem Domb, ſondern auch auf denen Gaßen und in denen Häuſern auf die Knie niederfallen, um Gott in dem allerheiligſten Sakrament anzubeten.

Wegen Ihro Catholiſchen Majeſtät Hochzeit ſeynd, wie anderwärtig, alſo auch zu Sevillia verſchiedene Freuden-Feſte, unter andern aber den 19. und 21. Hornung 1680. zwey Stier-Gefechte gehalten worden, in welchen nach Art deren alten Römern vornehme Cavallier und andere reiche

Helden zu Pferd ſitzend auf öffentlichem Platz mit denen wilden Stieren fechten, welches, weil es niemals ohne Unglück abläuft, von dem Apoſtoliſchen Stul unter Strafe des Kirchen-Banns öfters iſt verbotten, doch bisher nicht abgeſchaft worden, weil der hohe Adel dis Päbſtliche Geſetz nicht angenommen, ſondern darwider proteſtirt hat. Der ſtreitende Edelmann bedienet ſich zu Pferde dem Lantzen, zu Fuß aber, wann ihn nemlich der Stier abwirft, des Sebels! jeder hat ſeine Bediente zu Fuß bey ſich, welche mit mehreren Lantzen für ihren Herren, und mit Säblen ſo wohl für denſelben als auch für ſich ſelbſten verſehen ſeynd; dann ſo oft der Cavallier den Stier mit einer Lantzen ſticht, bricht er ſie ab und nimmt eine andere. wie auch, ſo oft er einen Stoß verfehlet. Nur zwey dergleichen adeliche Ritter und ein Stier werden auf einmal zum Streit in den Kampfplatz eingelaßen, auf welchen von beyden nun der Stier los gehet, dem allein gebühret die Ehr und das Recht denſelben zu erlegen. Verſchiedene unglückliche Zufälle und Gefahren ſeynd auch dieſe zwey Täge mit unterloffen; als, da der Stier den einen Cavallier ſamt dem Pferde auf die Hörner faßte, und beyde zu Boden warffe. Doch machte ſich der unverzagte Ritter bald wieder auf, ergriffe den Säbel und gab dem Gewild einen Streich in den Nacken bis auf den halben Hals. Nach dergleichen Sieg wird ihm als einen Frohlocker, von dem Volck mit Wehung der Schnupftüchel, mit fröhlichen Jauchzen und mit Trompeten-Schall Glück gewünſchet. Er kame auf das ſiebende Pferd, weil ihm die Stier derer ſechs zu ſchanden geſtoßen hatten. So oft ein Stier verfehlet wird, ſprengen ihrer drey auf drey köſtlich gerüſteten Maulthieren in den Kreiß, werffen ihm behend einen Strick um die Hörner, und führen ihn hinaus, laßen aber dagegen einen andern hinein rennen. Ein Bedienter ward dermaßen gewaltig von einem Stier in die Höhe geworffen, daß er ſich dreymal in der Luft umgekehret, bevor er ſich zu Todt gefallen. Ein alter Mann, den der Fürwitz gar zu weit auf den Platz hinein gezogen, ward von dem Stier über ein hauſen geworffen und todt geſtoßen. Einem andern ergriffe der Stier mit dem Horn unter dem Kinnbacken, und warf ihn mit zerrißenen Angeſicht weit auf die Seiten. Einem andern zerriße derſelbe das Kleid, ſamt einen Theil ſeiner Haut und Fleiſches. Ein Laquey ward von einem andern Stier drey Clafter hoch in die Höhe geſprengt, ja, da er herab fiele, wiederum in der Luft aufgefangen, und zum andernmal empor geworffen. Auf das Stier-Gefecht folgte den 21 dito auf eben dieſem Kampf-Platz ein Ringel-Rennen oder Tournier zu Pferdt und zu Fuß, ſo drey viertel Stund währete, mit welchem dann dieſe ſo koſtbare Freüdenſpiele endlich ſeynd beſchloßen worden.

Den 25. Mertzen oſternannten 1680. Jahrs reiſeten wir endlich zu Waßer von Sevillia ab und langten zu Cadiz den 28. dito glücklich an. Allein meinen Geſpänen hat die See-Luſt die Mägen gerüttet, ich allein hatte keinen Anſtoß. Den 11 Julii aber bin ich endlich im Nahmen Gottes mit der geſammten Flotte gegen Weſt-Indien abgefahren. Jene beſtehet in ſehr viel ſo wohl Spaniſchen, als auch, und zwar gröſtentheils ausländiſchen Kauffarthey-Schiffen, welche von zwey Spaniſchen Krieges-Schiffen beſchützt und begleitet werden: dieſer eines gehet voraus, führet den commandirenden General, und wird die Capitana oder Haupt-Schif genannt, das andre fähret auf die letzt und heiß Almiranta. Dieſes gabe mit einem Stückſchuß die erſte Loſung zum Aufbruch, welchem die in dem Hafen allda vor Ancker liegende ausländiſche Admiralſchif Ehrnwegen antworteten, erſtlich zwar das von Genua mit 13 Schüßen; welchem obgedachten Almiranta mit 11 Schüßen die Gegenwehr thate. Das Genueſiſche verſetzte abermal 9. die Almiranta hingegen 7 Schüße. Das von Genua gabe wieder 5 die Almiranta hinwieder 3 Schüße; endlich brennete das Genueſiſche zu ſeinem Urlaub Gruß-Schluß noch ein Stück loß. Nach der Genueſiſchen machten auf eben dieſe Weiſe das Hamburgiſche, das Holländiſche und endlich das Engliſche als vornehmſte ihre Urlaubungs-Complimenten, welchen die Spaniſche Almiranta, gleich wie dem Genueſiſchen, ordentlich geantwortet hat. Von Rechtswegen hätte die Capitana ſollen Beſcheid thun, welches ſich aber vor dieſesmal nicht ſchickte, weil ſich die neue Vice-Königin von Mexico auf demſelbigen befande: welche ehrerbietige Behutſamkeit auch gegen andere vornehme Frauen auf dem Meer pflegt beobachtet zu werden. Die Salve betreffend wird ſolche jederzeit mit ungleicher Zahl geſchoßen und von deren höhern Potentaten Schiffen gegen geringere mit weniger Stücken, doch ebenfalls in ungleicher Zahl, geantwortet. Das höchſte ſeynd 11 Schuß, gleich wie dies mal die Genueſer der Spaniſchen Flotte eine übermäßige Ehre erwieſen haben: welche nach vollendeten Urlaub Jener endlich unter göttlichen Geleit abzoge, doch wegen Abgang des Windes, nicht anderſt, als mit dem Ancker: da man nemlich dieſen auf zwey zuſammen gebühneten Nachen ſo weit, als das Seil hinreichet, mittelſt deren Ruedern in das Meer vor ſich hinaus führt, und in das Waßer wirft, folgends in dem groſſen Schif das Seil ſo lange anziehet, bis man zu den Ancker kommt: hiernechſt ſolchen wieder aufhebt, aufladet, fortführet, wirft und anhaſpelt. Daß wir aber keinen Wind erwartet, ſondern eilends fortgeanckert haben, hat die Straſe verurſacht, die ein jegliches Schif ſo zurück bleibt, mit 900 Thalern oder 1000 Spaniſchen Ducaten bezahlen muß. Endlich ſchickte Gott einen Wind, welcher doch erſt den dritten Tag die Segel völlig angezogen und uns fortgetrieben, dem aber zu Folg der Schif-Capitaine uns zum erſten und (leider) zum leztenmal zu eſſen gegeben hat: dann bis nicht alle Segel des Schifs geſpannt und vollgeblaſen ſeynd, iſt er ſeinen

Koſtgängern vermöge Schif-Rechts ſolches nicht ſchuldig: die Koſt beſtunde: 1) in einer lautern Suppen 2) in einem Salat 3) in einem eingemachten Schaaf-Fleiſch 4) in einer Oglia welche nichts anders ware, als Schaaf-Fleiſch mit Erbſen und Salat abgeſotten. 5) in Oliven. Zum Nacht-Eßen giebt man nur eine warme Speiße, zum Schlaftrunck aber Wein und Brodt. Noch denſelbigen Tag um 5 Uhr Abends nahm der Wind zu, und beförderte die Flotte mercklich: allein dieſe Freude ward auf unſerm Schiffe bald in ein erbarmliches Leid verkehrt: weil der Steuermann uns aus Unachtſamkeit, um einen unter den Waßer verborgenen Felſen, Nahmens Diamant zu vermeiden, auf eine gleichfalls unſichtbare ſteinerne Banck geführet, auf welcher nicht mehr als 3 Clafter Waßer ſtunden, da doch das Schif deren vier vonnöthen hatte, daß wir erſtlich zwar aufgeſtoßen, folgends, als wir immer mehr und mehr gegen den Felſen wider alle Bemühung getragen wurden, noch eingezogenen Seegeln von dem Ablaufen des Meers ſelbſt auf denſelbigen mit ſolcher Gewalt ſeynd geworffen worden, daß wir, als das Schif ſcheiterte einen Schifbruch erlitten haben. Gleich bey dem erſten Aufſtoß merckte der gute Capitaine mit ſeinen Officieren, daß wann Gott nicht durch ein Wunder zu hülf käme, es um das Schif ſamt uns geſchehen ſeyn. Dern wegen wandte er ſich zu dem, der alles vermag: ſchreye mit allen uns ſeinen Schifsgefährten gen Himmel mit heftiger Andacht zu Gott, zu der allerſeligſten Gottes-Gebährerin, zu dero Bräutigam dem H. Joſeph, und dem H. Franciſco Xaverio, welchem letztern wir uns insgeſammt feyerlich verlobten. Zu gleicher Zeit, als das Waßer eindrange, ſchuße er mit 5 Stücken Lärmen, damit man von der Flotte und aus dem Meer-Haafen uns mit Fahrzeugen eilends zu Hülffe käme. Dieſes geſchahe ohne Verzug, viel Nachen, Tartanen und kleine Schiffe eileten herzu, derer eines von einem gottesfürchtigen Schiffer auf eigenen Antrieb herbey rennete, lediglich aus dem Abſehen, uns Jeſuiter zu erretten, welche ohnen einen Augenblick uns weiter umzuſchauen oder das geringſte mitzunehmen, wie wir ſtunden und gingen, auf ſeine Tartena, (ſo ein ziemliches Schiff iſt) mancher ohne Hut, dieſer ohne Brevier, einige ohne Mantel oder Ueberkleid geſprungen und den Rückweeg in das Collegium genommen haben, allwo wir um 9 Uhr Abends anlangeten, und nach einer kleinen Erquickung uns zur Ruhe begaben. Inzwiſchen tummelte ſich der P. Procurator unſertwegen wacker herum, loffe in der Stadt zu den Präſidenten der Kaufmannſchaft, ihn bittend, er möchte doch uns auf die übrige Schiffe austheilen. Als er aber geantwortet, diß ſtünde nicht in ſeinem, ſondern des Admirals Gewalt nahme P. Procurator einen kleinen Jagdbotten, fuhre bey finſterer Nacht auf dem Meer zu ihm, und bate ihn demüthigſt um ſolche Gnad: Allein, weil er, (vielleicht aus Abgang der Nahrung und Wohnung) hirzu keine Luſt hatte, verwieſe er den Supplicanten um ſich ſeiner los zu machen, zu dem Präſidenten zurück, welcher ſeinen vorigen Beſcheid wiederholete mit dem Zuſatz, ſo bald die Flott aus dem Haafen geloſſen wäre, hätte er mit derſelbigen nichts mehr zu ſchaffen, ſondern aller Gewalt beruhete demnach lediglich auf dem Admiral. Heißet das nicht die Geiſtliche voppen, und geſcheide Leute vor Narren halten? P. Procurator kam als ein beyderſeit geſchlagener Mann nach Haus, faßete neuen Muth, weckte uns um halber ein Uhr Mitternachts auf und fragte; ob wir Luſt hätten mit ihm der Flott (welche wegen ſtillen Wind uns nicht könnte auswiſchen) nachzufahren, und bey denen Schiff-Capitainen ſelbſt uns einzubetteln; wir waren alle deßen zufrieden, und gingen alſo, wie wir vom Schiffbruch gekommen waren, aller unſerer Sachen entblöſet, und theils nur halb gekleidet dem Ufer zu, allwo wir, weil kein Schiflein aufzutreiben ware, bis

4 Uhr in der Frühe gewartet, indeſſen aber Chriſtum den Herrn geprieſen haben, weil er uns jezt eine Gelegenheit vergönnete, nach ſeinem und der lieben Apoſteln Beyſpiel, jenem ſeinem Evangeliſchen Rath zu folgen, da er Marci am 6. und Lucä am 10. Capitel ſie ohne Sack, ohne Pack, ohne Geld, ohne doppelte Kleider das Evangelium zu predigen voraus geſchicket hat. Nolite, ſprach er, portare ſacculum, neque panem, neque calceamenta: non panem, neque in Zonâ æs. Wir fuhren endlich fort und traffen zwey Meil von Cadix die Flott an: auf das erſte Schif ward auf Vorbitte des P. Procuratoris aufgenommen P. Carolus Calvanele aus Mayland, und P. Franciſcus Borgia ein Vetter des Gubernatoris zu Cadix. Der Capitaine des nächſt gelegenen Schiffes weigerte ſich wegen der Koſt und Wohnung einigen von uns zu gedulten. Gingen alſo zu den dritten Galion, auf welchem P. Johannes Tilpe aus Böheimb und P. Andreas Mancker aus Oeſterreichiſcher Provintz Platz erhalten haben, und zwar auf Vorbitte des Schif Caplans, dem ſie gar wohl bekannt waren, wie nicht weniger P. Zarzoſa vormaliger Miniſter zu Cadix, welchem ein anderer guter Freund hiezu iſt verhülflich geweſen. Der vierte Capitain ließ ſich nach vielen Beſchwernüſſen endlich bereden P. Carolum Berango von Wien in Oeſterreich gebürtig in ſein Schiff zu laſſen, aber ganz allein, da er doch wegen ſeiner leiblichen Schwachheit, abſonderlich auf dem Meer, weſſen Luſt er nicht kan ausſtehen, eines Geſpans ſehr bedürftig war. Der fünfte Capitaine verwilligte in zwey, welche P. Procurator benannt hat, nemlich P. Theophilum de Angelis aus dem Fürſtlichen Geſchlecht dern Piccolomini von Neapel und P. Joannem Ratkey einen gebohrnen Freyherrn aus Hungarn, welcher ehedeſſen zu Wien Kayſerl. Edelknab geweſen war. Der ſechſte Capitaine beliebte dem P. Joannem Strobach und P. Joſephum Neumann (welcher

aus Inbrunſt ſeines Eifers mit Gewalt durchgedrungen) aus der Böhmiſchen Provintz. Seynd alſo in allem ihrer Eilf ankommen, ich aber gantz unglückſeeliger unerachtet meines Bittens und ſchreyend bliebe mit 11 andern zurück, derer 6 Prieſter, 1 Magiſter, und 3 Novitzen geweſen. Die Prieſter heißen **P. Mathias Cuculinus P. Paulus Klein** und **P. Wenceslaus Chriſtmann**, alle drey aus Böhmen. **P. Antonius Kerſchbaumer** und **P. Euſebius Chinus**, beyde Tyroler aus der Oberteutſchen Provintz. **P. Thomas Revell** zwar aus Niederland gebohren aber in der Oeſterreichiſchen Provintze in die Societät aufgenommen. Die übrigen ſeynd Spanier mit welchen wir gantz betrübt und ſchamroth nach Cadix zurück gekehret ſeynd. Aber Bruder **Simon Poruhradiski** aus der böhmiſchen Provintz, welchen der P. Procurator bey dem verunglückten Schif beſtellet hatte, auf unſere Sachen Achtung zu geben, und ſolche in ſichere Verwahrung zu bringen, fuhre jenem ſeltſam durch den Sinn. Dann, weil er vorhin nicht wuſte, daß wir der Flott nachſetzen würden, ſo bald er ſolches nach erlittenen Schifbruch den folgenden Tag frühe um 7 Uhr vernommen, erblaßete er anfangs vor Schrecken: erholete ſich aber bald, dann als er ſich erinnert, wie ſehr der P. Procurator verlange ihn als einen Amtsgehülffen wider ſeinen Willen bey ſich zu behalten, mietete er auf deßen Bezahlung einen Nachen um 50 Thaler, und jagte der Flott nach, wo er auf vielfaches Bitten in dem dritten Schif bey denen **Patribus Mancker** und **Tilpe** Platz gefunden, ohne, daß er uns in der Zurückfahrt, weil er einen andern Weeg genommen, begegnet wäre. Uns ginge ſehr zu Hertzen, daß wir muſten zu Cadix ſitzen bleiben: wir vertiefeten uns in Ergründung der Urſachen, warum Gott mit unſern abgefahrnen Gefährten anders, als mit uns gleichſam Verworffenen umgangen ſeyn. Allein nach allen dieſen ſpitzfündigen Nachſinnen könnten wir nichts ge-

wißers

wißes ſchließen, ſondern waren gezwungen die göttliche Vorſichtigkeit mit Demuth anzubethen und ſeinen heiligen Willen zu preißen, welcher da thut, was ihm beliebt, nach denen unergründlichen Rathſchlüßen ſeiner Weisheit, und von niemand kan zu einiger Verantwortung geſtellet werden. Der Herr hat gethan, was er wollte; ſein Nahme ſey geprieſen in alle Ewigkeit. Gleich wie ich weiß, daß ich meine Reiſe wegen ſeiner größern Ehr allein angetreten, und ſo vielen Gefahren aus Liebe ſeiner mich freywillig ergeben habe, alſo bin ich verſichert, daß er mich nicht verlaßen werde.

Den 6. Auguſti 1680. nach zerſcheitertem Schif und vergebner Bemühung langte ich auf Verordnung meiner Obern zu Sevillia wieder an mit 7 andern meiner Geſpänen, theils Teütſchen, theils Spaniern. In Andaluſien, wie auch in ganz Spanien wütete bereits ſchon in das zweyte Jahr die Peſt. Don de Requeſme ein Rathsherr beſagter Stadt ward auf Königlichen Befehl in Eiſen und Banden weggeführet, weil er peſthafte Waaren wider ſeine Pflicht hereingelaſſen, da er doch Amtswegen als Geſundheits-Commiſſarius verbunden ware, ſolches zu verhindern: es dörfte wohl ſeinen Kopf gelten. Deſſen ungehindert ſeynd abermal den 9. Octobris bis 60 Miſſionarii aus unſerer Geſellſchaft in Paraquariam von Cadix abgefahren, mit welchen ich nicht abreiſen könnte, weil von dannen keine Straſſe in Oſt-Indien gehet: Der P. Procurator von ſelber Miſſion ſtehet im Streit, welcher leichtlich zu einem Rechts-Handel werden könnte, mit dem Capitaine unſers verunglückten Schifs, weil er dieſen unſere Koſt und Fracht mit 6000 Thalern voraus bezahlt, welche der letztere nicht will zurück geben. Er dörfte dannoch wohl den Proceß wieder uns gewinnen; weil er mächtige Freünde bey der Contrectation, das iſt, bey dem

Kaufmannſchafts-Gericht hat. Ich kann ohne Undanck zu begehen nicht verſchweigen die vielfache Gutthaten welche mir ein vornehmer Cavallier von Sevillia mit Nahmen Don Pedro de Vazeres erwieſen, ja aufgedrungen hat, weil ich ihm in einigen mathematiſchen Kunſtſtücken und dergleichen Sachen etliche geringe Dienſte gethan. Er ſuchte mir öfters heim, und gabe genaue acht, ob mir in meinem Zimmer nichts abgehe, welches er auf ſeine Unkoſten alſo gleich verſchaffete. Er ladete mich öfters zu Gaſt, bin aber, um ihn nicht zu verſchmahen, nur dreymal erſchienen. Bey meiner erſten Abreiſe von dannen ſchenckte er mir 24 Thaler: da er aber mit Schmertzen meinen Schifbruch vernommen, ſchriebe er ſogleich nach Cadix einem, Niederlandiſchen Kaufmann ſeinem Freund, und bate ihn gegen ſeine Erſetzung mir alles zu verſchaffen, was ich verlohren oder ſonſt nur verlangen würde. Er bote mir ſo gar ein Zimmer ſamt Koſt und völligem Aushalten in ſeinem Haus an, aus dem Wahn, ſolches wäre denen Jeſuitern in Spanien erlaubt. Auf meine andere Abfahrt nach America hat er mich abermal gezwungen ein Stück Geld (es waren 40 Thaler) von ihm als einen Denckpfennig und vor 12 Thaler mathematiſche Bücher mit Erlaubniß meiner Obern anzunehmen. Welches dann, wie ſonſt gemeldet habe, ein unverwerflicher Beweisthum iſt, daß der Spaniſche allen Adel der übrigen Welt, an Ehrerbietigkeit, Allmoſen und Freygebigkeit übertreffe. Den 21. Octobr. 1680. hat zu beſagten Sevillia, wie auch in ſelbiger Gegend und vielen andern Orten des Königreichs ein ſtarckes Erdbeben groſen Schaden, aber noch gröſſere Furcht verurſacht: dergleichen ich nachmals auch allhier zu Puebla de los Angelos oder zu Engelſtadt in Weſt-Indien zum zweytenmal ausgeſtanden habe. Das Donnerwetter hauſete zu Madrit und der Nachbarſchafft ſehr übel, da der Donner in verſchiedenen Orten viel Leüte Todt geſchlagen, die Wolckenbrüche aber den Erdboden ſo hoch überſchwemmet haben, daß Ihro Catholiſche Majeſtät ſamt der Königin in ihrem Leib-Wagen aus der Kirche nicht ehender könnten heimfahren, bis ſich das Gewäſſer in Dero Reſidentz-Stadt geſetzt hatte. Zu dieſem kame endlich der groſe Comet, welche Ding alle zuſammen geſetzt ſcheinen Vorbotten des jüngſten Tags zu ſeyn; gleichwie um ſolche Zeit zwey, ſo ſich vor Propheten ausgaben, in Franckreich ſich nicht geſcheüet weiszuſagen, die Welt werde Anno 1690 zu Grund gehen, die Todten aber zum Gericht erſtehen. Wer ſolches Jahr überlebt, wird erfahren, was auf dieſe Weißager zu halten ſeye? mit beſſerem Fug kan ich berichten, daß die Peſt in und auf dem Seehafen de Sancta Maria grad gegen Cadix über an dem Feſt des H. Franciſci Xaverii auf einmal dergeſtalt aufgehöret habe, daß an ſelbigem Tage 400 Peſthafte Perſonen geſund aufgeſtanden ſeynd. Daher die Inwohner aus Danckbarkeit eine Steüer zuſammen tragen dem heiligen Indianer Apoſtel zu Ehren allda ein Collegium und Kirch vor unſere Societät zu bauen. Den groſen Comet, von dem oben, hatte ich zu Sevillia den 30. Dec. 1680. genau beobachtet anderthalb Stunden nach Sonn-Untergang und befunden, daß er mit dem Kopf nebſt dem Adler, mit dem End des Schweifs aber in dem Geſtirn Caſſiopejä ſtehe.

Den 16. Januarii 1681. brachen wir von Sevillia abermal auf und gelangten den 18. dito zu Cadix glücklich an. Der Gubernator hat uns auf Bitte in die Stadt, doch ohne Troſt eingelaſſen, wegen dem böſen Gerücht, als wenn zu Sevillia die Peſt allein tobete, Cadix aber befreyet wäre. Sie waren beyde, doch wenig, angeſteckt. Daſelbſt erhielten wir Briefe von Rom, Kraft welcher mir der P. Procurator Japonlà mich alſobald in ſeine Obſorg und Verpflegung aufgenommen hat. Zu Cadix war die Rede, daß das Capitan-Schif, welches ohne Befehl aus andern Abſehen ſich daſelbſt wider Gebühr ſehr lange aufgehalten, an einen ſilbernen oder gar guldenen Ancker annoch hange, welchen die Kaufleüte dem General ſollen in dem Beütel geworffen haben, ihn damit ſo lange aufzuhalten, bis ſie ihre intereſſirte Geſchafte würden vollendet haben. Wir befanden uns dazumal unſer 18 Miſſionarii, derer 8 in das Königreich Neu-Granada, wir zehen übrige hingegen in das Königreich Mexicum als den erſten Staffel unſerer fernern Abtheilung gewiedmet geweſen.

Den 17. Jenner 1681. gingen wir zu Cadix zu Schiff, wann aber, wie und mit was Schickſahl ich in America und in ſolchem Welt-Theil ferners allhier angelanget ſey, dieſes hab ich nicht allein durch beſondere Briefe berichtet, ſondern, wann ſie etwan ſolten ausgeblieben ſeyn, auch vorgeſehen, daß alle dieſe Kundſchafften, bey dem Pater Gentillot, dem ich von Zeit zu Zeit richtig geſchrieben, können nachgeſehen werden; Falls aber auch dieſe nicht eingeloffen wären, beliebe der H. Vater aus der Oberteütſchen und Böhmiſchen Provinz dieſelbe einzuholen.

Nachdem ich von Cadix aufgebrochen, bin ich nach einer überaus beſchwerlichen 96 Täg-langen und durch wunderbare Gnade Gottes dannoch glücklich ausgeſchlagenen Reiſe endlich zu Anfang Maji 1681. in America geſund angelanget, auch aller Orten in Weſt-Indien mit gröſter Lieb und Höflichkeit empfangen worden. Ich werde von hier bal nach Mexico, von dannen ferners in Oſt-Indien verreiſen. Empfehle mich in das H. Gebett:

dert: nehme hiermit Urlaub (bis daß wir uns in jener Welt wieder grüßen) und verharre

Meines geehrteſten Herrn Vatters

Datum zu Puebla de los Angelos das iſt, zu Engelſtadt, in dem Königreiche Mexico den 14. Julii 1682.

treuer Sohn und Diener in Chriſto
Adamus Gerſtle.
Der Geſellſchaft Jeſu Miſſionarius
für Oſt-Indien.

IV.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

I.

Skizzen von der Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt.

Vierte Epoche.

Von Erfindung der Buchdruckerey bis auf Opitz.

Häufiger muſten allerdings teutſche Gedichte werden, nachdem die Kunſt erfunden war, ſie durch den Druck ſchnell in die Hände vieler Leſer zu bringen: aber um die Zeit dieſer Erfindung waren die guten Köpfe ſeltener, als in den beyden vorigen Epochen. In einer

Sache brachte dieſe Erfindung der teutſchen Poeſie Schaden, indem man über den gedruckten Büchern die alten beſſern handſchriftlichen Gedichte zu vergeſſen anfieng, wovon unſtreitig viele, da man es unterließ, ſie durch den Druck zu erhalten, ganz mögen verloren gegangen ſeyn.

Das Datum eines größten Gedichtes aus dieſem Zeitpunkt wiſſen wir ſehr genau, indem der Verfaſſer ſelbſt ſorgfältig Jahr und Tag von der Vollendung deſſelben angegeben. Es iſt die **Möhrinn** des Ritter **Hermann von Sachſenheym**, die im Jahr 1453 auf Verlangen einer Herzoginn von Oeſterreich verfertigt ward. Der Ritter erzählt darinnen ein verliebtes Abentheuer ſeiner eignen Jugend; es ſey nun die hiſtoriſche Treue, oder der Mangel einer Einbildungskraft, die die Geſchichte hätte beleben können, Urſache, dieſer gereimte Roman hat wenig Intereſſe. Herr **Bodmer** hielt dieſes Gedicht (im ſiebenten Stück von der Sammlung kritiſcher Schriften) für ungedruckt. Allein der ſeelige **Lange** (in der Sammlung gelehrter und freundſchaftlicher Briefe, Halle, 1770. Th. II S. 241) entdeckte zuerſt eine Frankfurter Ausgabe davon, von der er jedoch die Jahrzahl nicht angiebt. Herr **Reichard** lieferte in dem ſiebenten Theile ſeiner **Bibliothek der Romane** 1781 einen Auszug aus dieſem Gedichte, und bediente ſich dabey einer Wormſer Edition von 1538, deren Vorrede ein Phyſikus **Johannes Adelphus** als Herausgeber Straßburg 1512 datirt hat, welches vermuthen läßt, daß auch eine Straßburger Ausgabe von dieſem Jahre exiſtiren mag. Da **Sachſenheym** nach dem Geſchmacke ſeiner Zeit viel Allegorie und langweilige Moral eingemiſcht, ſo hat ſich Herr **Reichard** begnügt, nur ſolche Stellen auszuziehn, welche für das Studium altteutſcher Sprache und Sitten nützlich ſeyn können.

Die lange Regierung Kaiſer Friedrich III. der ein Freund der Gelehrſamkeit war, beförderte zwar den Fortgang der Wiſſenſchaften in Teutſchland, aber für die teutſche Poeſie brachte ſie keinen Vortheil. Vielmehr, da der Grund zur teutſchen Gelehrſamkeit durch das Studium alter Sprachen gelegt ward, und diejenigen, die ihrer kundig waren, wähnten, daß die Alten nur in ihren eignen Sprachen nachgeahmt werden könnten, ſo ward die teutſche Poeſie dadurch einigermaſſen zurückgeſetzt. Kaiſer **Friedrich** krönte den **Konrad Celtes** feierlich zum Dichter, aber wegen ſeiner **lateiniſchen** Verſe. (Man ſehe **Schmutzer's** Diſſertation de Friderici III in rem litterariam meritis) Dieſes erſte Beiſpiel einer poetiſchen Krönung war noch eine Belohnung eines wahren Verdienſtes; nachdem aber in der Folge die Pfalzgrafen zu freygebig mit Lorbeerkränzen wurden, ſah man endlich ein, daß kein Kranz und kein Diplom poetiſches Genie verleihen könne.

Wenn ein **Bergmannelied** über den ſächſiſchen Prinzenraub, das in einer (noch im Manuſcript liegenden) Kronick **des alten Pleißnerlandes** aufbehalten, und das ſowohl im Leipziger Muſenalmanach für das Jahr 1777, als im erſten Theile von den **Volksliedern** des Herrn Herder abgedruckt worden, gleichzeitig mit dem Vorfall iſt, den es betrift, ſo müſte man es in das Jahr 1454 ſetzen. So hat man auch ein altes Lied auf den Sieg, den die Schweitzer bey Murten 1476 über Karl Herzog von Burgund erfochten. Dergleichen hiſtoriſche Volkslieder ſind, ſo wie alle alte Nationallieder, die die Tradition erhalten, als ungekünſtelte Ergieſſungen natürlicher Empfindung, als Abdruck von der Denkungsart jener Zeiten denkwürdig, und es wäre zu wünſchen, daß noch mehrere Patrioten, wie **Herder**, dergleichen alte Ueberreſte vor dem Untergang bewahren möchten.

Bey der zunehmenden Liebe der alten Litteratur fehlte es in dieſen Zeiten auch nicht an Verſuchen, die Dichter der Alten zu überſetzen; doch konnten ſie zur Bildung des Nationalgeſchmacks, oder zur Erweckung junger Genies wenig beitragen, da die Ueberſetzer den Geiſt ihrer Originale verfliegen ließen, und ihr leſendes Publikum überdies auch nur aus Schülern beſtand. Ein Doctor **Hartlieb** gab zum Beiſpiel 1483 die Gedichte des **Ovid** von Erwerbung und von Verſchmähung der Liebe (Amores und Remedia amoris) teutſch heraus, mit der ausdrücklichen Betheurung, nicht daß vollbracht werde **Schand und Uebel**, wie er ſich ausdrückt, ſondern daß man es vermeiden lerne. Das erſte, was von Komödien in Teutſchland im Druck erſchien, war eine Ueberſetzung von dem Verſchnittenen des **Terenz** unter folgendem Titel: Ain maiſterlich und wohlgeſetzte Comedie zu leſen und zu hören, die der hochgelahrte und gröſte Maiſter und Poet Terentius gar ſubtil mit großer Kunſt und hohem Fleiß geſetzt hat. Der Verfaſſer dieſer Ueberſetzung war **Hans Nydhart**, Bürger zu Ulm. Seine Landsleute machten ihm ein Verbrechen daraus, daß er eine **heidniſche** Komödie verdollmetſche. Schon 1499 erſchien der ganze **Terenz** verteutſcht von einer Geſellſchaft gelehrter Männer zu Strasburg, die aber der teutſchen Sprache ſo wenig mächtig waren, daß ſie ſelbſt befürchteten, nicht verſtanden zu werden. Bey der lateiniſchen Ueberſetzung des **Aeſop** von **Romulus**, der auch Fabeln von **Arianus, Doligomus Adelfonſus** und **Poggius** beygefügt waren, und die zu Ulm zwiſchen den Jahren 1473 und 1484 herausgegeben wurde, erſchien hinter jeder Fabel eine Verteutſchung, die den Doktor **Hein-**

rich Steinhöwel zum Verfaſſer hatte, und dem Herzog von Oeſterreich Sigismund gewidmet war. Bald nachher ward ſie auch einzeln abgedruckt unter dem Titel: Hie hebt ſich an das Buch Eſopi u. ſ. w. 1487, 1498 in Folio, 1555 4. 1586, 1589, 8. welche wiederhohlte Ausgaben beweiſen, wie beliebt damals die äſopiſche Fabel in Teutſchland war. Man ſehe von dieſem Buche Leßings Beyträge zur Litteratur und Hiſtorie nach.

Kaiſer Maximilian der Erſte war ein großer Freund der Dichtkunſt, und insbeſondere der teutſchen; überhaupt war es bey ſeinen natürlichen guten Talenten Schade, daß er in die Hände pedantiſcher Hofmeiſter gerieth, die ihm mehr Küchen- und Reuter-Latein, als Geſchmack beybringen konnten. Man ſehe Joh. Gottl. Böhm's Diſſertation de inſigni fauore Maximiliani I in poeſin 1756. Er ſtiſtete auch der Univerſität Wien eine eigne poetiſche Facultät unter dem Namen Collegium Poeticum, und privilegirte ſie 1551 durch die conſtitutionem de honoribus & privilegiis poetarum. Viele lateiniſche Dichter wurden von ihm zu Wien unterhalten; doch er ermunterte auch die Freunde teutſcher Poeſie. Er machte ſelbſt den Entwurf zu dem noch vorhandenen großen erzählenden Gedichte, deſſen Held er unter dem Namen Theuerdank ſelbſt iſt. Es enthält die Geſchichte ſeiner eignen Gefahren, die er als Prinz erfahren, indem es, wie der Titel ſagt, die Gefährlichkeiten und eines Theils die Geſchichte des löblichen, ſtreitbaren, und hochberühmten Ritters Theuerdank erzählt, der den Namen bekommen, weil er von Jugend auf Gedanken auf theuerliche (abentheuerliche) Sachen gerichtet. Nach dem allegoriſirenden Geſchmack jener Zeiten hat Ritter Theuerdank mit den Rittern Fürwittig (Fürwitz) **Neidelhart** (Neid) und **Unfalo** zu kämpfen, die er alle durch ſeine Klugheit überwindet. Der Plan alſo, wenn man es Plan nennen kann, wäre mit dem des **Spenſer** zu vergleichen, nur der Mangel an ſolchen Geniefunken, wie ſie bey **Spenſer** mitten durch den rohen Ausdruck hindurchſtrahlen, mag Urſache ſeyn, daß wir keine **Theuerdankiſchen**, ſo wie die Britten Spenſeriſche, Gedichte mehr machen. Derjenige, der die kaiſerliche Skizze in Reimen ausführte, war **Melchior Pfinzing**, gebohren zu Nürnberg 1481, anfangs kaiſerlicher Rath und Sekretair, zuletzt Kapellan zu Maynz und Probſt zu Nürnberg, wo er 1535 ſtarb. Maximilian war mit ſeiner Arbeit ſo wohl zufrieden, daß er das Gedicht eigenhändig abſchrieb, und ihn anſehnlich dafür belohnte. Gedehnte Weitſchweifigkeit macht es einen heutigen Leſer langweilig, wenn er auch noch ſo gut mit der Geſchichte jener Zeiten bekannt iſt, um es vollkommen zu verſtehn; die höckrichten Verſe beleidigen Gefühl und Ohr. Das Werk ward auf kaiſerliche Koſten prächtig mit Holzſchnitten zu Nürnberg 1517 und zu Augsburg 1519 in Folio gedruckt. **Burkard Waldis** gab es zu Frankfurt 1553 ſehr verändert heraus, indem er einige Tauſend Verſe hinzuſetzte, und andre hinwegſtrich. In der Ulmer Ausgabe von 1679 machte ein gewiſſer **Matthias Schultes** wieder Veränderungen. In der Kaiſerlichen Bibliothek zu Wien liegt noch ungedruckt eine lateiniſche Ueberſetzung in Verſen von dieſem Gedichte. Man ſehe **Johann David Kölers** Diſſertation de inclito libro poetico Theurdank Altorf, 1714. Wie ſehr Maximilian die Allegorie liebte, beweißt ein anderes **proſaiſches** Werk, worinnen er ſeine Kaiſerlichen Thaten verewigen wollte. Durch einen andern Sekretair **Marx Trautzſauerwein von Ernſtreich** ließ er eine

Erzählung davon unter dem Titel: **Der weiß (weiſſe) Kunig** zuſammentragen, und verſah ihn dabey mit mündlichen und ſchriftlichen Nachrichten. Wer das Werk mit der Geſchichte vergleicht, dem iſt es angenehm, ſo viel es durch die poetiſche Hülle und die erdichteten Reime möglich iſt, die Urtheile des Kaiſers über ſeine vornehmſten Miniſter und Feldherrn zu leſen. Dieſes Werk lag lange in Manuſcript zu Wien, bis es erſt 1775 gedruckt ward. Herr Profeſſor Hauſen hat über den hiſtoriſchen Werth deſſelben 1776 eine lateiniſche Abhandlung herausgegeben. Unter Maximilians Namen ſind noch zwey Gedichte im Manuſcript vorhanden: **Das Grab**, und die **Ehrenpforte**, von denen gleichfalls ihm nur die Idee, und andern, z. E. von dem letztern einem gewiſſen Sabius die Ausführung gehört. — Zum Gebrauch des Kaiſer Maximilian verfertigte ein Ungenannter unter dem Titel: **Lehre, ſo dem Kayſer Maximilian in ſeiner erſten Jugend gemacht, und durch einen erfahrnen treflichen Mann ſeiner Kriegeräthe ihm zugeſtellt iſt**, ein didactiſches Gedicht, worinnen das vornehmſte der Regentenmoral und der Kriegskunſt nach ihrer damaligen Beſchaffenheit ohne Zuſammenhang in dem Tone vorgetragen worden, den folgender Anfang zu erkennen giebt:

O Durchleuchtigſter, edler Fürſt,
Thu betrachten, was Du biſt und wirſt,
Wie magſt Du Gott bedanken immer mehr
Der unzählbarlicher Glück, Gut und Ehr.

Man findet es als einen Anhang bey einer teutſchen Ueberſetzung von **Frontin's** Strataqemen von 1537, woraus es Herr **Eſchenburg** im März des teutſchen Muſeums 1779 neu abdrucken ließ. In demſelben Journal im Monat Junius theilte er Varianten aus einer andern Edition mit, und muthmaßte, daß nicht der Offizier, der das Gedicht dem Kaiſer nur zugeſtellt, ſondern vielleicht derſelbe Pfinzing Verfaſſer davon ſey.

Ueber die Poeſie des ſechzehnten Jahrhunderts gab Herr Bodmer eine Abhandlung im ſechſten Stücke der Sammlung kritiſcher, poetiſcher und andrer geiſtvollen Schriften, welche unter dem Titel: Sammlung der Zürcheriſchen Streitſchriften zur Verbeſſerung des teutſchen Geſchmacks 1758 wieder gedruckt wurden.

Ein denkwürdiger Mann dieſer Zeiten war Johann Fiſchart, genannt Menzer, Doctor der Rechte zu Strasburg. Er ſchrieb, auſſer mehrern proſaiſchen Schriften, folgende Gedichte. 1) Das gluckliche Schif, oder Beſchreibung eines Schifs, das die Reiſe von Zürich bis Strasburg in einem Tage vollendete. Mahleriſche Züge, z. E. in der Beſchreibung des Rheins, einige affectvolle Reden, und eingeſtreute Fictionen zeugen von ſeinen poetiſchen Talenten. Der Rhein, die Linnat, und die Sonne, vor deren Untergang die Reiſenden ankommen wollen, werden redend eingeführt, das Tagebuch deſſen, was den Zürchern nach ihrer Ankunft in Strasburg begegnet, iſt gar zu proſaiſch. Unedle Ausdrücke, abgebiſſne Silben, und über Sprachharte muß man wohl dem Zeitalter des Verfaſſers zu gute halten. 2) Die Flöhhetze, die 1577 erſchien, ein komiſches, aber auch ſehr ſchmutziges Gedicht, denn fein war damals der teutſche Scherz noch nicht. Ein Floh klagt einer Mücke, was ſein Geſchlecht von den Weibern dulden müſſe, und beſchreibt wohl hundertley Todesarten der Flöhe. Die Mücke ſucht ihn zu tröſten, aber der Floh bringt ſeine Klage vor Jupiters Richterſtuhl, der, nachdem er den Weibern erlaubt hat, ſich zu verantworten, einen Ausſpruch thut. Ungeachtet des komiſchen Innhalts ſind auch viel ernſte Sentenzen eingemiſcht. 3) Die Schwalben- und Spatzenhetze. 4) **Das Gauchelob**, oder ironiſches Lob unnützer Leute. 5) **Rathſchlag von Erweiterung der Hölle.** 6) **Die Heſſuppe.** Da er in komiſchen und Gedichten die Bahn brach, ſo muſte er oft ſich eine neue Sprache ſchaffen, aber ſeine neuen Worte waren meiſtens zu abentheuerlich, um ſich zu erhalten. — Dergleichen ſonderbare Ausdrücke, und die Zeitung der Erſcheinung ſowohl des Originals als der Ueberſetzung machten es den Verfaſſern der **Litteraturbriefe** (Band I. S. 110) wahrſcheinlich, das **Fiſchart** auch der Ueberſetzer von dem erſten Buche des **Gargantua** vom **Rabelais** ſey, welches in Proſa mit untermiſchten Verſen 1552, 1575, 1580 erſchien, auch 1608, 1617, 1626 neu herausgegeben wurde. Der Titel davon wird die Manier des Ueberſetzers zeigen: Affentheuerliche und ungeheurliche Geſchichtſchrift vom Leben, Rathen, und Thaten des vor Langerweilen vollen wohlbeſchreiten Helden und Herrn Granduſiens, Gargantua und Pantagruel, Königen in Utopien und Nimmerreich, etwan von M. Franciſco Rabelais franzöſiſch entworfen, nun aber überſchrecklich luſtig, und auf den teutſchen Meridian viſirt, und ungefehrlich obenhin, wie man den Grindigen lauſt, vertirt durch Huldreich Ellopſokleros Reznem. Unter dem Namen Ellopſokleros, der aus zwey griechiſchen Worten, die **ſtumm** (ein Beiwort der **Fiſche**) und **hart** bedeuten, nach dem Geſchmack jener Zeiten zuſammengeſetzt worden, liegt **Fiſchart** verborgen. Die Dedikation iſt an alle klugkröpfige Nebel-Nebulones, witzerſäufte Gargantuiſten, und ungepolirte ſinnverſauerte windmülleriſche Pantagrueliſten gerichtet. Unter den eingeſtreuten luſtigen Liedern zeichnet ſich eine Litaney der Trunkenen aus. Beſonders merkwürdig iſt um der Versart willen das eingeflochtne Gedicht an die teutſche Nation in Hexametern und Penta-

tame:

tametern, die aber mit einander reimen. Herr Heynatz hat in einer Abhandlung über das Alterthum des teutſchen Hexameters und Fiſcharts teutſcher Ueberſetzung des Rabelais im Gothaer Magazin (Band II. Stück 1) dargethan, daß **Fiſcharts** Hexameter oder ſechs pupſige Reime, wie er es nennt, älter ſind, als andre, die man ſonſt für die älteſten auszugeben pflegte. Herr **Bode** machte uns 1776 Hofnung zu einer neuen Ausgabe von **Fiſcharts** Gargantua, die er mit Anmerkungen begleiten wollte, aber es iſt bey dem damals bekanntgemachten Probebogen geblieben. Derſelbe Ueberſetzer, und alſo auch wohl **Fiſchart** verteutſchte die **Pantagrueline** des **Rabelais** unter folgendem Titel: Aller Praktick Großmutter die dickgeprobte pantagrueliſche betrugdicke Procdick, oders Pruchnaſtikaz, Laßtafel, Bauernregel, oder Wetterbüchlein auf alle Jahr und Land gerichtet und gerechnet durch den wohlbeſchreiten Mäusſtörer Winhold Aliofribos Wüſtblutus von Ariſtephans Nebelſtatt; des Herrn Pantagruel zu Landagruel Löffelreformierern, Erb- und Erztränk- und Mundphyſikus, jetzund alles aufs neue zu Lieb den grillengierigen Zeitbetrügern, verſtockten, hirnbetäubten, maulhänkoliſchen Naturzwängern ergänzt und beſprengt u. ſ. w. 1584. Herr Doctor **Anton** zeigte in einer Abhandlung im teutſchen Muſeum im Monat Dezember 1778, daß die erſte Ausgabe vom **Pantagruel** nicht, wie man ſonſt glaubte, 1575, ſondern bereits 1552 erſchienen ſey, und führte den Titel von dieſer Edition folgendermaßen an: Affentheuerliche, naupengeheurliche Geſchichtsklitterung von Thaten und Rathen van kurzen, langen, weitvollenbeſchreiten Helden und Herrn Grandußer, Gargantua, und Pantagruel, Königen in Utopien, Jrdewelt, und Nimmerreich, Soltan der neuen Kannarien und Oudyße-Inſeln, auch Grosfürſten in Nubel- Nibel- Nebelland,

belland, Erbvoigt auf Michelburg, und Niederherrn zu Nullibingen, Nullenſtein, und Nirgendheym.

Dieſelbe Stadt Strasburg konnte ſich damals noch eines andern guten Kopfs und merkwürdigen Schriftſtellers, des **Sebaſtian Brand** rühmen. Er ward gebohren zu Baſel 1458, genoß von ſeinen Eltern eine gute Erziehung, ſtudierte in ſeiner Vaterſtadt die Rechte, ward Doktor und Profeſſor daſelbſt, und, weil er ſich durch ſeine juriſtiſchen Kenntniſſe auszeichnete, Kaiſer Maximilians Hofpfalzgraf, Rath und Kanzler zu Strasburg, wo er 1520 geſtorben iſt. Sein vornehmſtes Werk war eine Satire in Verſen unter dem Titel: **das Narrenſchif, oder Schif aus Narragonien, alle Stände der Welt betreffend, wie man ſich in allen Händeln zu betragen pflegt u. ſ. f.** Baſel 1494 4. Strasburg 1495 8. mit Holzſchnitten, die allemal ein Schif mit dieſer oder jener Art mit Narren vorſtellen. Das Werk ward damals mit der größten Begierde und Beifall geleſen. Johann Geiler **von Kayſersberg**, Doktor der Theologie und Prediger zu Strasburg hielt ſogar hundert Predigten über das Narrenſchif, um ſeinen Nutzen für die Moral zu zeigen. Vermuthlich hatte **Brand** dies mit dem Prediger abgeredet, um ſein Zeugniß denen Geiſtlichen entgegenzuſtellen, die ſein Buch als gefährlich verſchreyen wollten. Dieſe Predigten wurden erſt nach Kayſerberg's Tode von **Jakob Other** 1511 in lateiniſcher Sprache herausgegeben, und ſodann 1584 durch **Nicolaus Höniger** in das Teutſche überſetzt. Das **Narrenſchif** ſelbſt wurde bald nach ſeiner Erſcheinung in die engliſche und franzöſiſche Sprache übergetragen. Ein Schüler von **Brand**, ein gewiſſer **Jakob Locher** kleidete es in ein Cento von lateiniſchen Verſen ein, das 1497 erſchien. **Jodocus, Badius** oder Aſcenſius gab zu Strasburg 1506 eine lateiniſche Paraphraſe in Verſen mit Anmerkungen heraus. Ueber die häufigen Editionen und

Nachahmungen des Narrenſchifs ſteht eine Abhandlung in dem Alten und Neuen aus allen Theilen der Geſchichte N. XV. Weil der Ton dieſes Gedichtes ſo allgemein beliebet wurde, ſo verfiel das Heer der Nachahmer darauf, ſogar den Eulenſpiegel in Reime zu bringen. Außer dem Einfalle von dem Schif, und daß jeder Thorheit eine eigne Schelle gewidmet worden, findet man keine Fiction in dem Gedichte des Brand. Alle Gattungen von Fehlern, Untugenden, und Gebrechen, allerley Narrheiten in der bürgerlichen und häuslichen Geſellſchaft ſind in hundert und dreizehn Kapiteln in der willkührlichſten Ordnung geſchildert. Eigentlich ſind nur hundert und zwölf Narren, und zum Kontraſt iſt am Ende das Portrait des weiſen Mannes beigefügt. In der That kann man Menſchenkenntniß, und Witz, dem nur die Politur fehlte, dem Verfaſſer nicht abſprechen. Moraliſche Gemeinörter, und viele aus den Alten entlehnte Sprüche dehnen das Ganze aus. Der Büchernarr macht unter den ſatiriſchen Karaktern den Anfang. Ueberaus verſchwenderiſch iſt Brand mit den Beiſpielen, die er aus der alten Geſchichte anführt. An Allegorien iſt auch kein Mangel. Die Sprache hält das Mittel zwiſchen der der Minneſinger und dem jetzigen Hochteutſch. Der Ausdruck erhebt ſich faſt gar nicht über Proſa, und iſt oft roh genug. Was man ſich jetzo in Proſa nicht erlauben würde, das erlaubt ſich der Verfaſſer z. E. er ſagt: Wer mit Kubeln in ſich ſchütte. Eckelhafte Bilder kommen genug vor, ſo wie folgendes: Du fürchſt die Räud' und findſt den Grind. Eliſionen ſind alle Augenblicke gemacht, ſo wie dieſe: Beſcheidigkeit, die neugemachten Worte ſind von der Art, wie folgendes: Bubiliren. Die vierfüßigen Verſe ſind überaus monotoniſch. Warum das Gedicht das Narrenſchif heiße, hat der Verfaſſer ſelbſt in folgenden Verſen erklärt:

Galeen, Fuſt, Kragk, Naven, Parck
Kiel, Weidling, Roßbaren, Rennwagen,
Ein Schiff möcht' die nicht all' getragen,
Die jetzt ſind in der Narren Zahl.
Ein Theil kein Fuhr hant überal.
Die ſtieben zuher, wie die Immen.
Viel unterſtehend zum Schif ſchwimmen.
Ein jeder will der Fuhrmann ſeyn,
Viel Narren, Thoren kommen drein.

Brand ſoll auch ein **Schif der Weiſen** geſchrieben haben. Er verfertigte ſonſt noch eine Ueberſetzung vom **Dionyſius Cato** in teutſchen Reimen, und eine Elegie auf Kaiſer Friedrichs Tod in lateiniſchen Verſen. Er beſchäftigte ſich auch damit, ältere Gedichte z. E. den **Freydank** neu herauszugeben, und eigenmächtig zu verändern. Im **teutſchen Merkur** im Jenner 1776 findet man ſein Leben nebſt ſeinem Bildniß, und im Hornung eine Abhandlung über ſein Narrenſchif.

Unter den ſatiriſch moraliſchen Werken, die damals ſo ſehr Mode waren, iſt **Reinecke der Fuchs** eines der bekannteſten. In dieſer Reihe von Fabeln werden die vornehmſten Fehler der Menſchen, vornemlich aber das Hofleben, die Sitten der Großen und ihrer Diener in vierzig Kapiteln geſchildert. Urſprünglich iſt es in plattteutſchen Verſen abgefaßt, und ſo erſchien es zuerſt zu Lübeck 1498. Ins Hochteutſche ward es das erſtenmal 1545 überſetzt. Ein gewiſſer **Schopper** trug es 1595 unter dem Titel Speculum vitae aulicae in die Lateiniſche Sprache über. **Gottſched** unternahm es, in modernes Hochteutſch einzukleiden, begieng aber dabey ſehr viele Fehler. Seine mit hiſtoriſchen Nachrichten begleitete Ausgabe erſchien zu Amſterdam 1752 in Folio. Es war eine Zeit, wo man dieſes Buch, als einen Schatz ächter Klugheitslehren betrachtete. Die Fabeln, aus denen es beſteht, haben zu wenig Wahrſcheinlichkeit, indem die darinnen vorkommenden Thiere geradezu Menſchen unter thieriſchen Namen ſind.

Der Herausgeber **Nikolaus Baumann** giebt als den Verfaſſer des Werks einen **Heinrich von Alkmark**, einen Hofmeiſter Renatus Herzogen von Lothringen an, daher es einige für eine Satire auf den Lothringiſchen Hof gehalten haben. **Baumann** hat aber vielleicht den Lothringiſchen Hofmeiſter nur erdichtet, um ſelbſt deſto vekborgener zu bleiben. Er war am Urſprung der Weſer, nach andern von Wismar gebürtig, daher vielleicht der niederſächſiſche Dialekt des Gedichtes kommt, und diente zuletzt dem Herzog von Meklenburg als Sekretair, nachdem er dieſelbe Stelle bey dem Herzog von Jülich aus Ungnade verloren hatte. Sollte alſo ja perſönliche Satire die Veranlaſſung des Buchs geweſen ſeyn, ſo war ſie vielleicht gegen den Hof des Herzogs von Jülich gerichtet. **Eccard** verſtand es buchſtäblich, wenn es in der Vorrede heißt, daß **Reinecke Fuchs** aus dem Italieniſchen und Franzöſiſchen entlehnt worden ſey, da dies doch eine bey ſatiriſchen Schriften ſehr gewöhnliche Wendung iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

2.

Fünf Briefe des verſtorbenen Predigers Rautenberg zu Braunſchweig.

I.

— — — — — —
— — — — — —
— — — — — — —

Ich liebe das Wahre, ſo parador, und haſſe das Falſche, ſo orthodox und ſo geheiligt es auch ſeyn mag; kein Name kränket mich, ich gehöre zu keiner Sekte. Bey dieſer Freyheit im Denken, die ich immer behaupte, komme ich von dem übrigen menſchlichen Geſchlechte nicht ſelten ſehr weit weg; ich befinde mich oft allein, oder glaube doch allein zu ſeyn, und wenn ich denn das Glück habe, hie und da einen ehrlichen Mann auf meinem Wege anzutreffen, ſo freue ich mich, wie ein Wanderer, der in einer Wüſte unvermutet auf einen Freund ſtößt, der ſeine Reiſe mit ihm fortſezt. So frei ich aber in meinen Urtheilen bey mir ſelbſt bin, ſo behutſam gehe ich doch zu Werke ſie zu ſagen, und ich glaube, daß man dabey nicht zu behutſam ſeyn könne, wenn man ſich nicht ohne Noth Feinde machen, und mehr verderben als beſſern will. Wer ſich gegen gemeine Vorurtheile auflehnt, der muß es ſich gefallen laſſen, das Publicum, das größtentheils aus undenkenden Köpfen beſteht, gegen ſich aufzubringen, oder wohl gar nur für halb klug gehalten zu werden. Man muß daher ſehr leiſe einhertreten, demüthig, als ob man um Vergebung bäte, daß man ſich unterſtehe, beſſer und weiter zu ſehen als andere, und nicht anders als mit vielen Complimenten zu verſtehen geben, daß man mit den Ausſprüchen des hohen Tribunals nicht gänzlich zufrieden ſey. Wer aber dreiſte und derbe geradezu ſeinen Zeitgenoſſen es ins Geſicht ſagt, daß ſie keinen Geſchmack haben, und daß ſie weder denken noch urtheilen können, dem ſtehe ich nicht dafür, daß er nicht ausgeziſcht werde. So iſt es neulich den Verfaſſern der **Briefe über den Werth einiger deutſchen Dichter** ꝛc. gegangen, und ich hätte es vorausſagen wollen, daß es ihnen ſo gehen würde. Es giebt gewiſſe Leute, die unter einer ſo glücklichen Conſtellation gebohren ſind, daß ſie, ohne daß man recht ſagen kann, warum? in außerordentlichen Ruf kommen, und daß es faſt eine Todſünde iſt, anders als mit tiefer Ehrerbietung von ihnen zu reden. Ein ſolcher Mann war **Gellert**. Welche Abgötterei hat man nicht mit ihm getrieben! wie ausgebreitet war ſein Ruf bey allen Klaſſen der Menſchen! Wohin man kommt, da findet man ſeine Schriften, und jeder Mund, der von ihm ſpricht, ertönt von ſeinem Lobe. Wie wenig hat man dagegen auf Hagedorn und Rabenern geachtet, und wie wenig achtet man noch auf Ramlern und Geßnern, die doch an Genie weit über ihn ſind. Ich habe mir daraus die Regel abſtrahirt, daß, wenn man recht berühmt werden will, man ſich in einer mittlern Sprache halten müſſe, und daß man daher durchaus kein Genie ſeyn müſſe, wenigſtens bey den Deutſchen nicht. Jene Verfaſſer der Briefe haben Recht, wenn ſie behaupten, daß Gellert kein Genie war, und ich habe das Herz gehabt, es in der hieſigen Recenſion öffentlich zu geſtehen, daß ſie darin Recht haben. Ich hoffe, daß die Vernünftigen mit meinem Urtheile und auch mit den Erinnerungen zufrieden ſeyn werden, die es beſchließen; nur muß ich Ihnen gleich dabey ſagen, daß die letzten ſechs oder ſieben Zeilen nicht von mir ſind. Aus dem ganzen Ton der Recenſion werden Sie bald abnehmen, daß ich Urſache gehabt, mit Vorſicht und Mäßigung zu ſprechen, und eben daher iſt es auch gekommen, daß die letzten Erinnerungen herber und ſtrenger ſind, als ſie ſonſt würden geworden ſeyn. Ich mußte doch etwas thun, um diejenigen zu beſänftigen, die es mir ſchon übel genommen, daß ich die Urtheile nur blos hiſtoriſch nach der Länge angeführt. Darf man ſich nun noch wundern, daß die Journaliſten mit ſolcher Heftigkeit und Grobheit über dieſe Briefe hergefallen und zwar in einem ſo ungeſitteten Tone, mit ſolcher unprüfenden Partheylichkeit, daß ich mich recht darüber geärgert habe? Das ſind mir ſchöne Richter, die ſo nach Vorurtheilen ihre Ausſprüche abfaſſen, die denn auch ſo einſeitig und ſpielend ausfallen. Mich ſoll wundern, was man in den Göttingſchen Zeitungen zu den Briefen ſagen wird! Die Recenſionen aus den ſchönen Wiſſenſchaften ſind zwar nach dem Ausdruck jener Verfaſſer, darin ſehr elend. Ich muß aber geſtehen, daß ich darin anderer Meinung bin. Sehr frey und ausgeführt ſind ſie nicht: aber richtig ſind ſie doch ſehr oft. Der Herr Profeſſor **Heine**, der daran arbeitet, iſt würklich ein Mann von Geſchmack und Einſicht. Ueberhaupt wünſchte ich, daß die Briefſchreiber mit einigen freien Gedanken mehr zurückgehalten hätten. Denn warum dringen ſie ſich **Käſtnern** zu? und warum nennen ſie **Young** den Verderber der geſunden Vernunft und des guten Geſchmacks? das iſt auch wahrhaftig zu viel geſagt. Wenn man gleich nicht die übertriebene Verehrung eines **Ebert** gegen ihn hat, ſo müſte man doch mit mehrerer Achtung von einem Mann ſprechen, der würklich ein Originalgenie iſt, und der nur denen Geſchmack verdorben hat, an welchen nichts zu verderben iſt. Scheinen uns die Farben, womit er das menſchliche Geſchlecht ſchildert, zu ſchwarz, ſo ſetze man ſich in ſeine Situation, und urtheile dann, ob ihm in derſelben nicht alles ſchwarz erſcheinen müßte. Seine **achte Nacht** beweiſet, daß er kein Freund der Freude iſt — Noch eins von **Gellert**. Ich war gerade mit Leßing in dem Buchladen, als die Briefe über den Werth einiger deutſchen Dichter gebracht wurden. Er freuete ſich, da er auf dem hintern Blatte die Worte las, daß Gellert ein langweiliger Erzähler ſey, und keinen Funken Genie habe. Das iſt lange meine Meinung geweſen, ſagte er, und nahm die Briefe mit. Itzt aber höre ich, daß er behauptet, **Gellerts** dramatiſche Werke wären die beſten Originalſtücke, die wir hätten, und ſie brauchten nur eine kleine Umarbeitung, um recht ſchön zu ſeyn . . . . .

Beehren Sie mich bald mit einer Antwort und melden Sie mir von Zeit zu Zeit die litterariſchen Neuigkeiten, die Ihnen vorkommen, auch Ihre Urtheile über neue Schriften. Gehen Sie nur ganz frey gegen mich heraus, denn Sie können verſichert ſeyn, daß Ihr Vertrauen nie wird gemißbraucht werden von

Ihrem

Braunſchweig,
den 28. Feb. 1772.

C. G. Rautenberg.

2.

Der Briefwechſel mit Ihnen iſt mir ſo angenehm, daß ich mich durch den langen Aufſchub einer Antwort an Sie ſehr ungerne des Vergnügens beraubt habe, welche mir eine von Ihnen würde verſchaft haben. Viele widrige Vorfälle, beſchwerliche Geſchäfte und Schwachheiten der Geſundheit ſind an dieſem Aufſchub Schuld, den ich künftig, ſo viel möglich, abkürzen werde. Sollte er aber hier und da unvermeidlich ſeyn, ſo bitte ich Sie, ihn nicht dadurch zu beſtrafen, daß Sie mir die Unterhaltung Ihrer Briefe entziehen. Ich werde es als einen Beweis anſehen, daß Sie auf einen freundſchaftlichen Fuß mit mir umgehen wollen, wenn Sie nicht damit allemal auf eine Antwort von mir warten. Wäre ich in Ihren glücklichen Umſtänden, könnte ich, fern von Geſchäften, ein unabhängiges Privatleben gänzlich der Philoſophie und den Muſen widmen: ſo würde ich Sie gewiß nie lange darauf warten laſſen. Aber denken Sie ſich einen Menſchen in meiner Situation, durch ſo viele leere unnütze Zerſtreuungen in dem Tumulte des Lebens hin und her gezerret und geworfen: ſo werden Sie Mitleiden mit mir haben und mich entſchuldigen. Ich lebe in einem beſtändigen Sturme, den die Seele betäubt und alles ruhige ſtille Nachdenken ausſchließt. Auf meine Lieblingswiſſenſchaften kann ich nur zuweilen einen Seitenblick werfen. Was ich leſe, muß ich flüchtig leſen, und ich habe nur ſelten die Zeit, einen Gegenſtand zu verfolgen. Wie viele ganze Tage gehen mir in eitlen Geſellſchaften unter dummmachendem Geſchwätze verlohren! wie viele ganze Nachmittage und Abende muß ich bey Caffeeviſiten und Wetterdiſcurſen und der chronique ſcandaleuſe der Stadt aufopfern! — Kein Wunder, daß der Geiſt endlich darunter erliegt und ſich nur matt zu Gedanken erhebt, die Heiterkeit und Ruhe fodern! In meinen Briefen an Sie wird dieſes oft mehr als zu ſichtbar ſeyn. Allein habe ich nicht Recht, auf Ihre gütige Nachſicht Anſpruch zu machen?

Ihre Bemerkungen über den Begrif von einem Dichter ſind ſehr richtig. Nur gar zu viele halten jeden dieſes Namens würdig, der hübſche fließende Reime machen und ganz artige Gedanken in Sylbenmaaß einſchließen kann: Und wenn ſie denn hören oder leſen, daß andere ihn nicht dafür wollen paßiren laſſen: ſo ſchreien ſie gleich über Gewalt und Unrecht. Von dem mens divinior, und dem os magna ſonaturum des Horazens haben ſie gar keine Vorſtellung. — Haller begiebt ſich jetzt in ein Feld, in welchem er nicht zu Hauſe iſt: Sein Uſong hat in meinen Augen wenig vorzügliches, und ſeine Briefe uber die Wahrheit des Chriſtenthums — was ſoll ich dazu ſagen? Sie ſind allenfalls für ſeine Töchter gut genug — aber das Publicum hätte er immer damit verſchonen mögen. Ich habe ſie mit großer Begierde geleſen: weil mir Schriften über die Religion von einem denkenden Kopfe, der durch keine theologiſche Erziehung verſtimmt iſt, allemahl ſehr wichtig ſind: ich vermuthete hier die Wahrheiten aus einem andern Geſichtspunkt betrachtet, und mit neuen Ausſichten bereichert zu finden: bey Hallern iſt indeſſen meine Erwartung betrogen. Der alte Schlendrian mit ſo manchen unerweislichen Suppoſitionen! — Der Cathechismus der Sittenlehre fürs Landvolk, den auch kein Theologe geſchrieben, iſt ungleich beſſer und nützlicher. Ich wünſchte recht ſehr, daß nach dem Plan dieſes Verfaſſers ein anderer nun auch einen Catechiſmus der **Religion** fürs Landvolk ſchreiben mögte. In dem letztern Meßcatalogo finde ich eine Schrift unter dieſem Titel. Allein ich fürchte ſehr, daß der Verfaſſer, da er ſo geſchwind damit fertig geworden, uns vielleicht nur eine Theologie mit allen Theorien und Speculationen, die nicht in die Religionserkänntniß gehören, vorlegen wird. Eine ſolche Schrift erfodert viel Nachdenken, viel Kenntniß der Subjekte, für welche man ſie macht und eine freye Beurtheilung des Chriſtenthums. Wenn ſie brauchbar ſeyn ſoll: ſo dürfte man ſie in manchen Orten gar nicht ſchreiben — — — — — —

Ich ſtimme mit Ihnen, wertheſter Freund, darin überein, daß ein Gedicht nicht wie eine Moral müſſe bearbeitet werden. Aber ich glaube doch auch, ſo wenig ich ſonſt gegen die Dichter der Freude und der Liebe ſtrenge bin, daß die Dichtkunſt nicht zum Schaden der Moralität müſſe gemißbraucht werden.

Ueber die Erinnerungen, die Sie gegen einige Stellen meines letzten Briefes machen, wollen wir uns ſehr bald vergleichen, ſo ſoll das unſerer Freundſchaft nichts ſchaden. Ich kann Widerſpruch ſehr gut vertragen (denn ich rechne mich gar nicht zu den großen und ſchönen Geiſtern, deren Urtheile alle deciſiv ſind) und ein ſo beſcheidner Widerſpruch als der Ihrige, macht Umgang und Briefwechſel angenehm. Wenn mein Freund zu allem, was ich ſage, Ja! ſagt: ſo ſind wir bald am Ende — Ich behaupte nicht, daß alle Recenſionen über ſchöne Wiſſenſchaften in den Göttingiſchen Zeitungen gut ſind! ſondern nur, daß ſie nicht alle elend ſind — Die Moral des D. **Young** iſt in meinen Augen, ſo gut als in den Ihrigen, oft überſpannt und ſein Geſchmack falſch und unrichtig. Dabey halte ich es doch zu hart, ihn einen Verderber der Vernunft und des guten Geſchmacks zu nennen. Hat er blinden Nachahmern den Geſchmack verdorben: ſo iſt es ihre Schuld. **Klopſtock** hat gleichfalls eine ſolche

Brut gezeugt; Wollen Sie den deswegen auch ſo nennen? — — — — — —

Bey Ihren Urtheilen hüten Sie ſich ja, keinem unſerer Monarchen in dem Reiche der Muſen zu nahe zu kommen. Man hat Urſach den Zorn dieſer himmliſchen Seelen zu fürchten.

Wie gern plauderte ich noch eine Zeitlang mit Ihnen? doch ich muß ſchließen rc.

Braunſchweig. Rautenberg.

3.

Undankbar und Ihrer Freundſchaft ſehr unwürdig müßte ich ſeyn, wenn mich nicht Ihr letzteres Schreiben an mich in den Empfindungen der Liebe und Achtung gegen Sie, die Ihrer würdig ſind, beveſtiget, und wenn ich nicht nach vollendeter beſchwerlichen Pfingſtarbeit die erſte beſte Zeit ergreife, Ihnen dafür zu danken. Sie können nicht mehr als ich die Fortſetzung unſers Briefwechſels wünſchen, und die Schuld wird daher gewis nicht meine ſeyn, wenn er ja aufhörte. Denn Sie ſind gerade der Mann, den ich mir zum Correſpondenten ausſuchen würde, wenn ich zu wählen hätte, frey in Urtheilen, offenherzig, damit herauszugehen, und freundſchaftlich in Ihren Geſinnungen. Vor kurzem hab ich durch den Tod des Superintendent Möller in Göttingen einen Freund verlohren, mit dem ich mich auf eine ſo unterhaltende Art ſchriftlich unterreden konnte, und ich ſehe es als ein beſonder Glück an, daß kurz nach ſeinem Tode der Himmel mir einen andern Freund anweiſet, der mir ſeine Stelle erſetzt. — — Mich wird es nie gereuen, dieſe mir ſo ſchätzbare Bekanntſchaft gemacht zu haben, der ich gerne andere aufopfere, ohne etwas dabey zu verliehren.

en. Denn was ſind die gewöhnlichen Bekanntſchaften? Lauter Masquen, kein Geſicht — Verſtellung und Schein — keine Wahrheit. Will man unter ihnen fortkommen, ſo muß man anders reden, als man denkt, mit vielen Urtheilen, die der Secten Geiſt nicht vertragen kann, zurückhalten, und gegen Dummheit, Aberglauben und Vorurtheil ſtets auf ſeiner Huth ſeyn. Das iſt aber meine Sache nicht. Ich mache gern meine Sprache zum Dollmetſcher meiner Gedanken und Geſinnungen, im Umgange ſowohl als in Schriften, und, wenn das nicht angeht, ſo ziehe ich mich lieber in mich ſelbſt zurück und laſſe meine Feder ruhen. Aus dieſer Urſache vermeide ich die Geſellſchaft der Menſchen, ſo viel ich kann, und werde mich künftig noch mehr bedenken, mich im Druck hervorzuwagen. Denn in der gelehrten ſowohl als bürgerlichen Welt iſt alles Cabale, wovon ich kein Freund bin. Und wie ungeſittet und pöbelhaft iſt der Ton, der izt in der erſten Mode wird! Man läſtert, anſtatt zu urtheilen, und ſchimpft, wo man critiſiren ſollte. Wer nun zu ſolchen Huſarenkriegen keine Luſt hat, der bleibe zu Hauſe und ſchlendere ſich ſtill und unbekannt durch die Welt hindurch. Doch genug hiervon und mehr als genug. Izt zu andern Dingen.

Den zweiten Theil der **Briefe über den Werth der Dichter** habe ich nun auch mit Vergnügen und Nutzen geleſen, und es freuet mich, hier ebenfalls einige zu finden, die, wo nicht ganz vortheilhaft, doch gelinde und billig davon urtheilen. Das läßt ſich indeſſen leicht denken, daß man nicht mit allen geäuſerten Urtheilen zufrieden iſt, und daß beſonders die Klaßification der Dichter von einem jeden reformiret wird. Denn jeder urtheilt nach ſeinem Geſchmack und ſetzt den oben an, der damit am beſten harmonirt. Ich ſehe ſelbſt nicht ein, wie Gleim zu der Ehre kömmt, im oberſten Range zu glänzen. — Von Rabenern urtheile ich, wie jene Briefverfaſſer; ich möchte aber nicht gerne eine perſönliche Satyre eingeführt und authoriſirt ſehen, als nur in ſehr ſeltenen Fällen. Wie leicht kann ſie in Pasquill ausarten! In gewiſſem Verſtande iſt jede Satyre perſönlich, weil der Verfaſſer allemal reelle Thoren im Sinne hat, von denen er ſeine Schilderung hernimmt. Aber ſo perſönlich, daß man mit Fingern auf den weiſen kann, den die Geißel trift, weil ſie ihn allein trift — nein, das mögte ich nicht — In Abſicht der **Erotiſchen Dichter** kann ich mit ihrer Meinung nicht einig werden. Den Dichtern der Freude und Liebe, wie Uz, Gleim, Leßing, will ich ihre Leier nicht nehmen (denn Freude und Liebe ſind unſchuldig und zum Theil Pflicht) aber wollüſtige Gedichte, wie Wieland ſie macht, halte ich immer den guten Sitten und der Tugend gefährlich. Schade vor allen Gaben des Geiſtes, wenn ſie zur Verführung gemißbraucht werden! — Hierin denke ich, wie **Sulzer**, der das **mit den Muſen Unzucht treiben** nennt. Zwar giebt man vor, daß niemand aus Gedichten ſeine Grundſätze nimmt. Gut! der wie vielſte handelt aber nach Grundſätzen, und nicht vielmehr nach dem, was ſeine Einbildungskraft ihm als angenehm, gut und ſchön vorſtellet? Und wenn denn die Phantaſie mit Bildern der Wolluſt erfüllt und erhitzt wird, wenn man ſich gewöhnt, ſich darin zu beluſtigen, ſie für ſich auszumalen, anſchauend zu machen und ein Vergnügen daran zu finden; ſollten nicht die beſten Grundſätze der Moral endlich durch die erregte Luſt verdorben, wenigſtens ſo geſchwächt werden, daß ſie der Verſuchung ſinnlicher Triebe nicht widerſtehen können? Für geſetzte Menſchen iſt der Schade weniger zu fürchten. Aber für unſere Jünglinge fürchte ich alles. Es iſt der Mühe werth, daß die Sache izt von Grund aus unterſucht und aufs Reine gebracht wird, da ſie einen großen Einfluß auf die Sittlichkeit unſers Zeitalters hat und die Meinungen darüber ſehr getheilt ſind. Wieland ſcheuet ſich nicht, ſelbſt ſeine comiſchen Erzählungen für Spiele einer philoſophiſchen Muſe auszugeben. Was das heißen ſolle, verſtehe ich gar nicht: — und nach der bisher angenommenen Tugendlehre iſt es auch unverſtändlich. Allein man ſieht auch ſehr deutlich, daß er über Tugend und Moral ein ganz anderes Syſtem hat, als wir Menſchenkinder, wovon er uns nur die Concluſion giebt, und die Prämiſſen verſchweigt. Diejenigen, die in ſeinen Myſterien nicht initiirt ſind, können ihn folglich nicht verſtehen, bis er es einmal gut findet, mit ſeiner Sprache herauszugehen — Sie ſagen ſelbſt, Wertheſter Freund, daß ſich ſeine comiſchen Erzählungen, ſeine Idris, nach Religionsgrundſätzen gar nicht entſchuldigen laſſen, nach philoſophiſchen vielleicht eher — nach dichteriſchen ſehr leicht — Wie ſehr wünſchte ich, daß ſie dies einmal in einer beſondern Schrift ausführten und ihre Theorie, mir wenigſtens, in ein näheres Licht ſetzten. — Ich gebe gerne zu, daß in unſerer Sittenlehre noch manches übertriebenes und mönchiſches iſt, und daß die chriſtliche, ſo wie ſie gemeiniglich vorgeſtellt wird, mit der philoſophiſchen in vielen Stücken in Uebereinſtimmung gebracht werden kann. Es kann dabey aber doch ſeyn, daß von meiner theologiſchen Erziehung und Denkart mir Vorurtheile ankleben, über welche ich mich noch nicht hinweggeſezt, und daß mir dadurch der wahre Geſichtspunkt verrükt wird — — — — — Meine Inſtanz, die ich für Young von Klopſtock hernahm, haben Sie völlig gehoben; ich geſtehe es Ihnen auch zu, daß er einen nicht völlig geläuterten Geſchmak hat. Seine Concetti, ſeine geſuchte Antitheſen, ſeine beſtändige Künſteleien, die ſeine Schriften einem Gewürzladen ähnlich machen, billige ich gar nicht: oft habe ich es empfunden, wie ſehr er ermüdet, wenn man ihn lange lieſet. Allein wegen einer Praedilection, die ich für ihn habe, vielleicht, weil er mir manche finſtere ſchwermütige Tage meines Lebens verſüßt hat — vielleicht auch wegen der groſſen, ſtarken, und erhabenen Gedanken, von welchen er voll iſt, bin ich ihm immer gut, und ich nehme mich ſeiner an, wie eines alten Freundes, an dem man wohl bey näherer Bekanntſchaft einige Fehler entdekt, den man aber wegen ſeiner überwiegenden guten Eigenſchaften immer noch hochſchäzt — Indeſſen kann es nicht ſchaden, daß man andere, die ihn für ein durchgängig nachahmliches Muſter halten, auf ſeine Fehler aufmerkſam macht, und in ſofern billige ich das ſcharfe Urtheil, das über ihn gefällt worden. Seinen Nachahmern iſt es eben ſo gegangen, wie allen Nachahmern. Sie haben blos ſeine Fehler: aber nicht ſein Genie, und ſo ſind ſie, wie die Klopſtokiſchen, unausſtehlich. Mir iſt der Saz, den Sie bey dieſer Gelegenheit äuſern, daß Genie und Anlage zur Dichtkunſt mit einem falſchen Geſchmak wohl beſtehen können, gar nicht paradox, und daraus erkläre ich, warum in Zeiten des verderbten Geſchmaks alle Schriften damit angeſtekt ſind. Sollten in ſolchen Zeiten keine Genies in der Welt geweſen ſeyn? der Geſchmak richtet ſich, ſo wie die Idee und Empfindung der Schönheit (denn was iſt er im Grunde anders?) nach der herrſchenden Mode und dieſe giebt dem Genie eine falſche Richtung. Man bringe einen Menſchen, der gute Füße hat, auf einen unrechten Weg: ſo wird er ſich viel weiter verirren, je mehr Kräfte zu gehen er hat. Bey dem Genie kömmt ſehr viel auf die erſte Impreßion an, die ſein Zeitalter, die Erziehung, oder die erſte Lectüre ihm giebt. Kommt er, ehe er gebildet iſt, über den Seneca, und wird er von dem Witze und körnigten Ausdruk darin lebhaft gerührt: ſo wird er Young. — — —

In dieſe Meſſe iſt einiges Gute, viel Mittelmäßiges und noch mehr Schlechtes zum Vorſchein gekommen. Für das theologiſche Fach **Spaldings** Schrift von der **Nutzbarkeit** des Predigtamts, und **Eberhards** neue Apologie des Socrates. Für das philoſophiſche **Herder** über die Sprache;

für das aeſthetiſche weiß ich faſt nichts, es mögte denn Wielands güldener Spiegel ſeyn, in welchem viel Gutes ſteht. — — —

Ich mache jezt wenig Aufſätze für die hieſige Zeitungen, weil man mich ſogleich erräth, und dann, ſo wie man es verſteht, oft ſehr ſchielend darüber urtheilt. Loben kann man nicht immer, und wehe dem Tadeler! ——die Dummköpfe halten zuſammen. Es iſt ein unſichtbares Complot unter ihnen, und es entſteht ein allgemeines Bedauern, wenn einer von ihrer Geſellſchaft mit einiger Lauge begoſſen wird.

Mit der Länge meines Briefes werden Sie zufrieden ſeyn, wenn Sie es nur auch mit dem Inhalt ſo ſehr ſind, daß Sie Luſt finden, ihn fortzuſetzen. Die Ihrigen werden mir allemal ſehr belehrend und angenehm ſeyn; das kann ich Ihnen aber nicht verſprechen, daß Sie aus den Meinigen einen andern Nutzen ziehen, als zu erfahren, daß ein ehrlicher rechtſchaffener Mann in der Welt lebt, der ſich eine Ehre daraus macht, aufrichtig zu ſeyn

Braunſchweig
den 16 Sept. 1771.

C. G. Rautenberg.

4.

Hegen Sie, ich bitte und beſchwöre Sie bey Ihrer Freundſchaft gegen mich, keine nachtheilige Gedanken von mir, weil ich ſo lange nicht an Sie geſchrieben habe. Dießmal iſt außer andern Zufällen eine langwierige Schwachheit der Augen Schuld daran, die mich bisher zum Schreiben unfähig gemacht, und mir noch jezt es nur halb erlaubt. Künftig wird die Situation, worin ich mich befinde, und der Zuſtand meiner Geſundheit noch öfterer Schuld daran ſeyn. Jene verwickelt mich in eine Menge, zum Theil unwichtiger und verdrüßlicher Arbeiten, die den Geiſt ſtumpf machen, und in eine Reihe von Zerſtreuungen, die alle Zeit ſtehlen, die ich ſonſt meinen Freunden ſchenken könnte. Wenn ich faſt den ganzen Tag damit zubringen muß, bald Kranke zu beſuchen, bald hyſteriſche Frauen in ihren Anfechtungen zu tröſten, bald Viſiten zu geben und anzunehmen, bald Gaſtereien beyzuwohnen, die den Kopf leer laſſen und nur den Magen ſättigen: ſo bleibt mir kaum ſo viel Muße übrig, außer den nothwendigen Vorbereitungen auf öffentliche Reden ſo viel zu leſen, daß ich mit der gelehrten Welt nicht gänzlich unbekannt werde. Fragen Sie mich daher gar nicht nach meinen litterariſchen Bemühungen. Ich kann mir keine große Gegenſtände eines tiefern Nachdenkens erwählen, da der Faden der Gedanken alle Augenblike zerriſſen wird, und ich bey weitem nicht die Ruhe des Gemüths habe, ihn auszuſpinnen. Ich muß alles, worüber ich nachdenke, nur oben abſchöpfen und kann nie bis auf den Grund tauchen. Vielleicht fehlt es mir nicht ganz an Kräften des Geiſtes. Wozu dienen ſie mir aber, da ſie, gleich zerſtreueten Strahlen, die ſich auf keinen gemeinſchaftlichen Brennpunkt ſammelen, ins Wilde herumflattern und ſich bey keinem Gegenſtand vereinigen. — — —

Würdigen Sie mich indeſſen nur immer Ihres vertraulichen Briefwechſels. Können Sie nicht von mir lernen, ſo rechnen Sie die Mühe, die er Ihnen macht, gegen das Vergnügen ab, einem Freunde Vergnügen zu machen. Schreiben Sie mir frey und offenherzig, auch ihre paradoxeſten Gedanken ſind mir nie anſtößig, und wenn ich ſie nicht annehme, ſo lege ich ſie Ihnen doch auch nicht übel aus. Mir iſt ein Mann, der ſelbſt zu denken wagt, ſollte er auch falſch denken, allemal ſchäzbarer, als ein anderer, der nur nach dem Conventionsfuße geſtempelt iſt und das Gepräge der gewöhnlichen Münzen trägt. Kann ich ſelbſt nichts thun, ſo ſehe ich doch andere gern in dem Felde arbeiten,

daß

das ich bebauet wünſche, und gebe Ihren Bemühungen allen Beyfall, den ſie verdienen — ſonderlich den Ihrigen, da ſie nicht allein den innern Werth der Güte, ſondern auch den Werth haben, den ihnen die Freundſchaft giebt.

Es iſt ſehr wahr, was Sie über die Mittelmäßigkeit im Denken ſagen. Ich bin der Meinung, daß die mittelmäßigen Köpfe in der Extenſion mehr Vortheil ſchaffen, als die gröſten Geiſter. Gellert erbauet unendlich mehr Menſchen, als Klopſtok. Jener müſſen daher in der beſten Welt auch mehrere ſeyn als dieſer. Genug daß ſie nur zuweilen aufſtehn, ein neues Licht zu bringen, das blöde Augen nur blendet, bis es von den erſtern ſo zubereitet wird, daß es auch dieſe vertragen können.

Eben ſo gewiß iſt es, daß unſer deutſches Publicum noch gar keinen feſten und ſichern Geſchmak hat, inſofern er ein **Gefühl des Schönen** iſt, das die Nummern und Abſtufungen deſſelben geſchwind unterſcheidet und beurtheilt. Gegen die vorigen Jahre hat es ſchon ſehr viel gewonnen, oder mit dem alten Griechiſchen und dem itzigen Italiäniſchen Publicum verglichen, iſt es noch ſehr geſchmacklos. Wenn nur erſt mehr gründliche Richter den Ton anſtimmen, ſo wird die Zahl der **Kenner** ſich vermehren, und dann werden die ſchönen Geiſter, wenn ſie recht geleitet werden, weniger in Gefahr ſeyn, ſich zu verirren. Die Critik hat jetzt in Deutſchland ſchon große Schritte gemacht. Mit welcher Feinheit urtheilt man nicht in einigen Wochenſchriften und wie genau forſcht man nicht den erſten Quellen des Schönen nach, ſo daß, wenn wir ſo fortgehen, wir andere Völker gewiß bald zurücklaſſen werden. Mich dünkt wenigſtens, wenn ich die Urtheile in den Franzöſiſchen und Engliſchen Wochenſchriften mit denen vergleiche, die bey uns gefället werden, daß dieſe jenen, wo nicht vorgehen, doch nichts nachgeben. Wir ſind überhaupt eine folgſame gelehrige Nation, die, wenn ſie nur einen guten Anführer hat, ganz gutwillig ſich weiſen läßt — mit der Zeit wenigſtens, obgleich nicht im Anfange. —

Was die Lemgoer Critik über Leßings **Galotti** für Aufnahme finden wird, weiß ich noch nicht. Er ſelbſt ſoll geſagt haben, daß der Recenſent nach ſeinen Grundſätzen richtig, aber nach ſehr falſchen Grundſätzen raiſonnire. Man hat in unſern Zeitungen angefangen, eine **Wiederlegung** dieſer Critik abzudruken. Meiner Meinung nach hat der Verfaſſer darin ſo ganz unrecht nicht, wenn er behauptet, daß man in dieſem Stücke für die Emilie, die doch das Hauptintereſſe bewürken ſoll, nicht genug intereßirt wird, um mit ihr ſehr lebhaft zu ſympatheſiren; ob er gleich darin, ſo viel ich einſehe, nicht recht hat, daß er eine hervorſtechende Hauptfigur im Trauerſpiele verlangt, das nie die Beziehung des Ganzen auf eine Haupthandlung ſodert. Emiliens Abweſenheit mit dem Prinzen während des Geſprächs des Odoardo mit der Orſina dürfte noch wohl immer, ohngeachtet aller Beſchönigungen, ein kleiner Flecken ſeyn. Auch das iſt mir bey der erſten Lectüre ſchon aufgefallen, daß der Dialog zu ſcharfſinnig, zu verſtekt, zu voll von pointen iſt, um natürlich zu ſeyn. Man hat wahrhaftig zuweilen Mühe, die Perſonen zu verſtehn.

Werden Sie mit Ihrer Critik über Wielands **Muſarion** noch zum Vorſchein kommen? Ich wünſche es zur Ausbreitung des guten Geſchmaks, und um die Gleichgültigkeit unſerer Landesleute gegen dieſes göttliche Gedicht, mit welchem wir allen Ausländern Troz bieten können, zu beſchämen. Ich beharre.

Braunſchweig. C. G. Rautenberg.

Ihr

5.

Ihr angenehmer Brief, den ich geſtern erhalten, hat mich aus der langen Lethargie erweckt, in welche ich mich hineingetrunken. Die leidige Brunnencur! Man hat Zeit genug, dabey an ſeine Freunde zu denken, aber man findet nie Muße, an ſie zu ſchreiben, ſo lange ſie währt und, wenn ſie geendigt iſt, ſo haben ſich Geſchäfte von mancherley Art ſo gehäuft, daß man wieder nicht dazu kommen kann. Ueberdem iſt der Sommer recht zum Faullenzen gemacht. Bald will die Frau ſpatzieren gehen, und der liebe Mann muß mit, bald holt uns ein Freund zur Promenade ab, bald wird man auf Gärten hinausgebeten, bald iſt es ſo heiß, daß die Gedanken und die Luſt zu aller Arbeit vergehen. Bey mir kömmt noch der Anfall von Kränklichkeit hinzu, an welcher ich in dieſer ganzen Zeit ſehr viel gelitten habe, ſo viel, daß ich von meinem Arzt zur anhaltenden Bewegung des Körpers, aber zu einem völligen Seelenſchlafe, verdammt wurde. Dies ſind die Urſachen, mein Wertheſter, die die lange Verzögerung meiner Antwort an Sie verſchuldet haben, die mich ſehr beſchämet; keinesweges aber ein Kaltſinn gegen Sie, und noch viel weniger eine Art des Unwillens gegen Ihre freymüthige Urtheile. Dagegen proteſtire ich hiermit aufs feyerlichſte, und bitte Sie inſtändig, ſich dergleichen, mir würcklich nachtheilige, Gedanken nie wieder einfallen zu laſſen. Was müſte ich für ein Herz haben, wenn ich kein freundſchaftliches Herz für Sie hatte, und wie unwürdig würde ich mir ſelbſt vorkommen, wenn eine vertrauliche Freymüthigkeit meines Freundes mir mißfallen könnte. — Ich fürchte nur, daß Sie bey näherm Umgange von den vortheilhaften Ideen, unter welchen ich Ihnen jetzt erſcheine, nicht wenig werden herunterlaſſen müſſen (denn ich bin es mir bewußt, daß ich ſie nicht verdiene)

diene) und daß Sie dann auch vielleicht die Geſinnungen herunterſtimmen, die Sie jetzt gegen mich hegen. An der Seite des Herzens hofte ich nie bey Ihnen zu verliehren, aber für meine Einſichten, meinen Geſchmak und Litteratur will ich nicht ſtehen, und, wenn Sie mich darnach ſchätzen wollen, verliere ich gewiß. Es kann ſeyn, daß es mir an Kopf fehlt: oder wenn das auch nicht wäre, ſo hat es mir an Gelegenheit und Aufmunterung gefehlt, meinen Kopf zu bilden. Was ich bin, bin ich durch mich ſelbſt, in allen Stücken, ſonderlich in den ſchönen Wiſſenſchaften, ein Antodidactos. Die Sprachen, die ich weiß, habe ich gröſtentheils durch eigenen Fleiß ohne Anführung lernen müſſen, und zu der Zeit, wo das Genie ſich erſt recht zu entwickeln anfängt, habe ich mich in einen Strudel von verdrüßlichen Arbeiten und Situationen verwickeln müſſen, in welchen das Genie mehr verroſtet, als verfeinert wird. Ich habe aber ſtets eine groſſe Begierde gehabt, zu lernen, einen natürlichen Hang, mich von hergebrachten Vorurtheilen los zu machen und keinen eigenen Vorurtheilen anzuhangen, ſtets beſſere Belehrungen anzunehmen, und auf kein Syſtem zu ſchwören. Und dieſer Begierde ſowohl als dieſem Hange danke ich das Wenige, das ich gelernet habe, und den Vortheil, viele meines Standes zu überſehen. Finde ich nun auf meinem Wege einen Freund, der mir forthelfen, und meine Begriffe, es ſey worin es wolle, noch mehr berichtigen kann, ſo halte ich ihn feſte, und da kann er mir nie zu parador ſeyn, wenn er es mit Vernunft, oder auch nur mit Probabilität iſt. So mache ich es mit den Schriftſtellern, die ich leſe. Ein **Rouſſeau** iſt mir viel werther als hundert **Gerhards**, und ſelbſt ein **Hobbes** wichtiger als alle Orthodoxen, von denen ich das nur immer wieder höre, was ich ſchon tauſendmal gehört habe. Selbſtdenkende Köpfe werden nie in derſelben geraden Linie mit einander fortgehen, der eine weicht auf dieſer, der andere auf jener Seite aus, und zuweilen werden Sie gar gegen einander ſtoſſen. Sobald ich einen Menſchen ſehe, der es von ſich erhalten kann, ein ganzes Syſtem von einem andern anzunehmen, und bey der gewöhnlichen Bahn zu bleiben, ſo ſehe ich gewiß einen Nachbeter, und dann iſt er mein Mann nicht. So ſehr ich politiſche Freiheit liebe, ſo ſehr liebe ich auch die Freyheit im Denken, und bedaure es oft, daß wir Deutſche beyde verlohren haben. Doch genug über dieſen Text, der mich zu weit führen würde, wenn ich ihn ausführen wollte. — Der Reſt meines Briefes ſoll eine Rhapſodie ſeyn, in welcher ich Ihre beyden vorigen Stück vor Stück kurz beantworten will. Entſchuldigen Sie mich mit Nachſicht, wenn meine künftigen Briefe oft einer Rhapſodie ähnlich ſind. Wollte ich immer warten, bis ich Zeit hätte, ſo ausführlich, ſo intereſſant zu ſchreiben, als Sie, ſo würde ich Sie oft lange müſſen warten laſſen. Das verſpreche ich Ihnen indeſſen, daß mein Briefwechſel doch noch immer reichhaltiger ſeyn ſoll, als die ſchaalen, gedankenleeren Rabnerſchen Briefe, womit Herr Weiß das Publicum wohl hätte verſchonen können. Mit großer Begierde fing ich an ſie zu leſen, aber ich war bald müde, und zuletzt fielen ſie mir aus der Hand, weil ich eingeſchlafen war. So wenig erfüllten ſie die Erwartung, die ich von einem gedrukten Briefwechſel unter Gelehrten habe. Ich ſuche darin nicht Complimente, Freundſchaftsverſicherungen, Entſchuldigungen, Familien-Hiſtörchen, ſondern naive Urtheile über Bücher und Autoren, freye Gedanken über allerhand Materien, Nachrichten von gelehrten Arbeiten und Projecten, kurz — die geheime Geſchichte der ganzen Denkungsart eines Mannes. So iſt die Abbtiſche Correſpondenz, und ſo muß ſie ſeyn wenn ſie den Druck verdienen ſoll. Viele Leute ſcheinen in den Gedanken zu ſtehen, daß man von allem, was je ein großer Mann geſchrieben hat, nichts dürfe umkommen laſſen. Die Ausgeber der Swiftiſchen Briefe haben ſo gedacht und Rabner muß gleichfalls ſo gedacht haben, da er ſeine nichtsbedeutende Reliquien dem Publicum vermachte. Und ſolche Scartequen werden in Journalen gerühmt, geprieſen, empfohlen — Hingegen die Briefe über den Werth der neuern deutſchen Dichter, die ſo viel Stof zum Denken enthalten, ausgeziſcht und ausgehunzet. Was ſoll man dazu ſagen? man muß Mitleiden mit dem närriſchen Publicum haben und ſeinen Weg fortgehen. Sich darüber zu ärgern, verlohnt der Mühe nicht. Hier und da findet ſich doch ein Denker, der, frey von gemeinen Vorurtheilen, mit richtiger Waaſchaale prüfet, und die Nachwelt reſtituirt den, welchen ſein Zeitalter verdammt hatte, in integrum. — — Diejenigen, die zuerſt den Ton angeben, haben noch immer das Schikſal gehabt, ausgelacht zu werden. Allmälig treten einige Vernünftige auf ihre Seite, zuerſt ſachte und heimlich, darauf laute, und dann trottirt das wunderliche Thier, Publicum genannt, hinter ihnen her. Wer die Welt belehren will, muß es ſich gefallen laſſen, Undank und Verachtung zum Lohn zu haben, und für die Zukunft zu arbeiten. So iſt es immer geweſen und es kann nicht anders ſeyn. — — — — —

Von Michaelis Briefen habe ich lange mit Ihnen gleichſtimmig gedacht. — Sonderlich hat es mich gefreuet, daß Sie denen die Wahrheit ſagen, die von der bibliſchen Poeſie, als Poeſie betrachtet, ſo viel Aufhebens machen, und das brauſende Lob, das Sternens Empfindſamen Reiſen gegeben wird, welches uns ſchon einen verunglückten Reiſenden in Deutſchland gebohren, zu mäſſigen ſuchen. Es iſt erſtaunlich, mit welcher Wuth unſere liebe Nation über jeden Einfall eines Ausländers herfällt, und ihn ſo jämmerlich zerzauſet, daß er ſich gar nicht mehr ähnlich ſieht. **Wieland** iſt unter den Nachahmern der einzige, der die Wendung des Geiſtes zu haben ſcheint, die dazu gehört, ein deutſcher **Sterne** zu werden, aber ſo ganz trift er ihn doch nicht, daß nicht viel Affectation ſtatt natürlicher Laune durchblicken ſollte. — — —

Man darf auf das Menſchen Geſchlecht nur wenig aufmerkſam ſeyn, um es längſt wahrgenommen zu haben, daß die meiſten dem jedesmaligen Stoße ihrer Phantaſie folgen, wohin ſie auch dadurch geführt werden mögen, und daß nur wenige nach Maximen verfahren, wie ich denn ſelbſt den größten Theil der Tugenden auf die Rechnung der Phantaſie ſchreibe. Ich wenigſtens habe nur wenige in meinem Leben gefunden, die aus richtigen wohlüberlegten Grundſätzen der Philoſophie oder Religion tugendhaft ſind. — — —

Ich ſage es Ihnen noch einmal, erwarten Sie nicht zu viel von meinem Umgange. Sie denken wahrhaftig zu gut von mir, wenn Sie glauben, daß Sie von mir viel lernen können. Sie ſind in der Kenntniß der ſchönen Litteratur und in dem, was den Geſchmack angeht, weiter als ich, und da muß ich von Ihnen lernen. Wiſſen Sie, worin ich mich beſonders mit Ihnen üben wollte, wenn wir an Einem Orte lebten? In der Italiäniſchen Sprache und in der Lectüre Italiäniſcher Dichter die mir noch ziemlich fremde ſind. In meiner Jugend habe ich einmal ohne Anführung, bloß durch eigenen Fleiß mich ſtark auf dieſe Sprache gelegt, und ich bin noch ſo weit gekommen, daß ich den **Marino** und **Taſſo** verſtehen konnte. Nachher aber, da ich in viele unangenehme Beſchäftigungen verwickelt wurde, und es mir an aller Hülfe und beſonders an guten Schriften fehlte, die ich nicht einmal kannte, bin ich wieder ganz unbekannt damit geworden. Und nun iſt es mir leid, daß ich auf den guten Anfang nicht weiter fortgebauet. Welch ein Vergnügen würde es für mich ſeyn, wenn ich von Ihnen von neuem in dieſe Geheimniſſe eingeweihet würde! Sie haben ſehr Recht, wehrteſter Freund, wenn Sie ſagen, daß wir den Italiänern nicht Gerechtigkeit genug wiederfahren laſſen. Ein Beweis davon iſt, daß die Verſuche des Meinhard, die hier verlegt ſind, ſo wenig Käufer gefunden, daß ſie beynahe Ladenhüter werden. Urtheilen Sie daraus ſelbſt, ob die Waiſenhaus-Handlung Luſt haben kann, eine andere Arbeit von eben der Art wieder in Verlag zu nehmen. — — —

Bey Gelegenheit meines Home fällt mir ein, daß ich Ihnen noch ſagen muß, wo Michaelis, den ich in meiner Anmerkung daſelbſt zu den Determiniſten gezählet, ſich dafür erklärt hat? in ſeinen Gedancken über die Sünde, welche er vor vielen Jahren drucken laſſen. Ich muß für mich geſtehen, daß ich nicht mehr von der Parthey bin, die ich beym Home ergriffen habe, ſondern ein Ueberläufer geworden. Der Herr Prof. Sattler kam daher ſehr ſchlecht bey mir an, als er gegen Alexander von Joch mich zu Hülfe rief und dieſer ficht nicht mit mir, da er in ſeiner Antwort gegen Sattler mit mir als einen Gegner ſtreitet. — — —

Leben Sie wohl und ſeyn Sie verſichert, daß ich mit ganzem Herzen bin

C. G. Rautenberg.

V. Ra-

V.

Naturgeſchichte.

Fortſetzung der Extremen und ihrer Verwandtſchaft.

22.

Ein ſehr ſchnell bewegter Körper ſcheint ſtill zu ſtehen, weil ihn das Auge in keinem der Punkte, die er durchläuft, faſſen kann. Es bringen alſo die äuſſerſt ſchnelle Bewegung, und der Stillſtand eines Körpers gleiche Würkungen auf uns hervor.

23. Ein ſehr langſam bewegter Körper ſcheint ebenfalls in Ruhe zu ſeyn. So iſt die Bewegung des Stundenzeigers der Uhr vor uns unmerkbar. *)

24. Aeuſſerſte Schnelligkeit und Langſamkeit in den Würkungen der Natur empfinden unſern Sinnen nicht.

25. Uebermäßiger Schmerz und Vergnügen erregen Betäubung, Unempfindlichkeit, Sinnloſigkeit Verrückung und ſelbſt den Tod.

26. Zu viel und zu wenig Schlaf ſchadet der Geſundheit.

27. Wer die Freuden der Liebe nie ſchmekte, beachtet ſie nicht, und wer ſie ganz erſchöpfte, wird ihrer überdrüßig und ſie haben keinen Reitz mehr für ihn.

---

*) Nach Käſtners Berechnung wird dem Auge die Bewegung eines Körpers nicht merkbar ſeyn, wenn ſich ſein wahrer Weg zu ſeiner Entfernung wie 737 : 10000000 oder faſt wie 1 : 1375 verhält.

28. Ein weicher Körper hemt eine abgeſchoſſene Kugel und vernichtet ihre Kraft eben ſowohl als eine dicke Eiſenplatte.

29. Das äuſſerſte Vergnügen erzeuget Schmerz.

30 Ein convexer Spiegel und concaves Glas verkleinnern die Gegenſtände.

31. Ein concaver Spiegel und convexes Glas vergrößern.

32. Gewiſſe Subſtanzen ſind durch ſaure Salze ſowohl als durch alkaliſche auflösbar.

33. Auſſer den Salzen und Metallen ſind viele Foßilien, welche eine gewiſſe Form erhalten, wenn ſie gegoſſen werden und wiederum erkalten, ſowohl als durch ihre Auflöſung in wäſſerichen Menſtruen.

34. Wenn man ein Metall in ein heftiges Feuer bringt, ſo wird es flüßig, und verliert ſeine Dichte, weil die Menge Feuertheilchen, die es durchdrungen haben, ſeine Theile getrennt haben, und ihr Anziehen und Wiedervereinigen verhindern. Auf gleiche Art trennen ſich ſeine Theilchen, ſondern ſich von einander ab, und machen einen Kalk, wenn man es durch Säuren ſeines Brennbaren beraubet, oder der Feuertheilchen, welche ſeine Beſtandtheile zuſammenhielten und ihm zum Gluten dienten. Giebt man ihm das Phlogiſton wieder, ſo wird dieſer metalliſche Kalk wieder ein wahres Metall.

35. Man läßt Flüßigkeiten gefrieren, indem man ſie in ein Gefäß thut, das mit Eiß, Schnee, Salpeter u. ſ. w. umgeben iſt. Auf gleiche Art und noch geſchwinder wird das Gefrieren bewürket durch die Verdunſtung des Ether's an der Oberfläche des Gefäſſes. Der Ether entführet mit ſich nach den Geſetzen der Affinität die Feuertheilchen, welche die Flüßigkeit erhalten.

36. Man weiß aus der Balliſtik, daß ein Geſchütz am weiteſten trägt, wenn es auf 45 Grade gerichtet iſt.

die von dieſem gleichweit entfernten Grade geben gleiche Würfe; z. B. der 30. und der 60. Grad.

37. Es iſt bekannt, und neuere Schriften beſtätigen es, daß die Nachbaren der Pole und des Aequators nicht viel Empfänglichkeit für die Wiſſenſchaften haben.

S—s.

VI.

Anekdoten.

Heinrich III. von Frankreich konnte nicht allein in einem Zimmer bleiben, worinn eine Katze war. Der wackere Duc d'Epernon fiel beym Anblik eines Kaninchens in Ohnmacht. Dem Marſchall Albert wurde übel, wenn ein Ferkel auf eine Tafel gebracht wurde. Ladiſlaus, König von Pohlen, ergrif die Flucht, ſo oft er Aepfel gewahr wurde. Eraſmus konnte keinen Fiſch riechen, ohne das Fieber zu bekommen. Scaliger bebte an ganzem Körper, wenn er Kreße erblikte. Tycho de Brache vermochte ſich kaum auf ſeinen Beinen zu halten, wenn ihm ein Haaſe oder ein Fuchs aufſtieß. Jede Mondfinſterniß zog dem Kanzler Baco eine Ohnmacht zu. Boyle bekam Verzuckungen bey dem Geräuſch, welches das Waſſer macht, wenn es aus einem Hahne lauft. La Motte le Vayer vermochte nicht den Ton irgend eines muſicaliſchen Inſtruments auszuſtehn, empfand aber das lebhafteſte Vergnügen beym

Donner. Ein Engländer wurde ohnmächtig, ſo oft er das dreyundfunfzigſte Kapitel im Jeſaias las.

— — — —

Vor Alters beſchäftigte man ſich gern mit abgeſchmakten Verbindungen von Buchſtaben und Zahlen. Zum Beyſpiel mag folgende Berechnung dienen, die man in der Zahl 14, auf Heinrich IV von Frankreich, zu finden glaubte. Er wurde 14 Jahrhunderte, 14 Decaden und 14 Jahr nach Chriſti Geburt, geboren. Er kam den 14. December auf die Welt, und ſtarb den 14. May. Er lebte 4 mal 14 Jahre, 4 mal 14 Tage und 14 Wochen, und ſein Name Henri de Bourbon, hatte 14 Buchſtaben.

— — — —

Der Name Maria war vor Zeiten in einigen Ländern in ſo großer Verehrung, daß den Weibsperſonen verboten war, ihn zu führen. Alphonſus IV König von Caſtilien, der ſich mit einer jungen Mohrin vermählen wollte, bedung ſich aus, daß man ihr in der Taufe nicht den Namen, Maria, geben möchte; in dem Heyrathscontrakt zwiſchen Maria von Nevers und Ladislaus von Pohlen, befindet ſich auch ein Artikel, worinn feſtgeſezt wird, daß die Prinzeßin ihren Namen Maria, mit dem Namen Aloyſia vertuſchen ſoll.

— — — —

Von keiner Sache hat ſich der Gebrauch ſo allgemein und ſo ſchnell verbreitet, als vom Tabak. Er fand im Anfang in Menge Gegner, ſo wie er eine Menge Verehrer gefunden hatte. Ein Großſultan, ein Czaar, ein König von Perſien, verboten ihren Unterthanen den Taback bey Strafe des Verluſtes der Naſe, oder gar des Lebens. Pabſt Urban VIII. that durch eine Bulle alle die in Bann, welche ihn in der Kirche ſchnupfen würden. Der engliſche König Jakob I. ſchrieb ein dickes Buch wider den Tabak. Die medicinische Fakultät zu Paris bewies öffentlich, in einer Theſis, die Schädlichkeit dieſes Krautes, ſowohl des Rauch- als Schnupf-Tabaks; wobey man, als etwas Beſonderes anmerkte, daß der Doktor, welcher den Vorſitz führte, die ganze Zeit über die Doſe nicht aus der Hand brachte, und eine Priſe nach der andern nahm.

Catharina von Medicis that das Gelübde, wenn ein gewiſſer Anſchlag ihr nach Wunſch gelingen würde, ſo wolle ſie einen Pilger nach Jeruſalem ſchicken, der die Reiſe zu Fuß, und zwar dergeſtalt thun ſolle, daß er bey jedem dritten vorwärts gethanen Schritt, wieder einen rükwärts ſchreite. Es fand ſich auch wirklich ein Mann, der ſowohl Kräfte genug, die Reiſe auszuhalten, als auch vorzüglich hinlängliche Geduld beſaß, nach drey Schritten jederzeit einen rükwärts zu thun. Er erfüllte alles auf das pünktlichſte, und erhielt bey ſeiner Zurükkunft eine beträchtliche Geldſumme zum Geſchenke, und den Adelsbrief.

VII.

Biographie.

Von der Gefangennehmung des Herrn Linguet. *)

Linguet hat als politiſcher Annalenſchreiber zu ſehr intereſſirt, als daß man nicht begierig ſeyn ſollte, etwas von ſeiner Gefangennehmung zu erfahren. So ſehr er auch in mancher Rückſicht Schwätzer und Sophiſt war, ſo lieſſen ſich ſeine Annalen doch gut leſen, und lieferten nicht ſelten äuſſerſt intereſſante Aufſätze. War er ungerecht auch gegen manchen Staatsmann und Gelehrten, ſo war er doch auch wieder manchem andern eine höchſt nothwendige Geißel. Kurz wir bedauern, daß er ſeine Freyheit verloren hat.

Man wird ſich erinnern, mit welchem Glanze Linguet ſein Vaterland verließ; er ſchien bey ſeinem Weggang mit jenem großen Manne auszurufen: ingrata patria, nequidem oſſa mea habebis! Man glaubte, er hätte ſeinem Vaterlande auf ewig entſagt, als er ſeinen Brief an den Grafen von Vergennes bekannt machte, unter welchen er auch den Muth hatte, ſeinen Namen zu ſetzen. Hierauf erſchienen ſeine Annalen, welche ſich überall ſo erſtaunlich ausbreiteten, daß ſie ſelbſt in Gegenden mit Begierde geleſen wurden, wo ſonſt die Werke der beſten Schriftſteller kein Glück machen können.

Beim

---

*) Andere Nachrichten von ihm findet man in Schlözers Briefwechſel und in den Chronologen.

Beim Ausbruch des Kriegs ſahe ſich Herr Linguet genöthiget, England zu verlaſſen; er gedachte anfangs ſich einen Zufluchtsort in der Schweiz zu ſuchen: in dieſem Falle aber mußte er ſeinen Weg durch das Königreich nehmen. Die Nachſicht der Regierung hatte ihn ſo kühn gemacht, daß er ſich unterſtand an den Grafen von Vergennes zu ſchreiben, und ihn um einen Paß zu bitten. Dieſer Miniſter antwortete ihm auf eine demüthigende Art, daß ihn kein Lettre de cachet aus Frankreich verbanne, und daß ihn kein Befehl wieder zurückzukommen hindere, indem er gar nicht der Mann ſey, welcher ſeiner Schreibereien wegen die Aufmerkſamkeit der Regierung auf ſich ziehen könne. Die Schweizer waren, aus Freundſchaft gegen Frankreich, ſo vorſichtig, daß ſie ihm verweigerten, ſich in ihrem Lande der Freyheit eine Freyſtadt zu ſuchen. Genf that das Nemliche. Er mußte alſo in ſein Vaterland zurückkehren; anfangs zeigte er ſich zu Paris, aber endlich lies er ſich zu Brüſſel nieder; ſeine Annalen nahmen wieder ihren Anfang; er ſah ſich von einem Bruder des Königs beſchützt; da er wußte, das ſelbſt der König ſeine Blätter las; die Geiſtlichkeit bewunderte ihn, pries ihn, und ſah ihn als ihre Schutzwehr an; er glaubte ſich alſo vor allen Nachſtellungen geſichert, und um ſich bey der letztern noch mehr zu empfehlen, ſo verdoppelte er ſeine Ausfälle auf die Magiſtratur überhaupt, auf die Parlamenter und ſelbſt auf das Parlament von Paris: man ſah ihm alles nach; er hörte, daß eine obrigkeitliche Perſon bey dieſer letztern Geſellſchaft wider ihn geklagt habe, daß ſie aber die Klage nicht angenommen, weil ſie ſich vor ihm zu fürchten ſchiene; wenigſtens ſchmeichelte er ſich, daß er ſich ihr auf eine gewiſſe Art furchtbar gemacht habe.

Indeſſen wünſchte er doch wieder in ſein Vaterland zurückzukehren, weil er hier ſein Journal in einem beſſern Zuſtand erhalten konnte als in Brüſſel; er war auch ſchon verſchiedenemale wieder in Paris geweſen, hatte den Miniſtern ſeine Aufwartung gemacht, und ſich mit ihnen auszuſöhnen geſucht. Der Miniſter der auswärtigen Geſchäfte ſoll ihm damals eine Penſion von 1000 Thalern angeboten haben, in der Hofnung, ſeine Talente dadurch auf einen nützlichen Gebrauch zu lenken. Er unternahm bisweilen kleine Reiſen, und ſetzte ſich vor, ſie inskünftige nach und nach mehr auszudehnen; aber das letztemal gab ihm eine gewiſſe Vorempfindung ſeines Schikſals ein, an den Grafen von Maurepas und an den Grafen von Vergennes zu ſchreiben, und ſie um die Erlaubniß zu erſuchen, in Paris erſcheinen zu dürfen, weil er ſich da wegen neuerer Ausfälle auf das daſige Parlement, und auf den Marechal Duc de Duras, dem er übel mitgeſpielt hatte, nicht ſehen zu laſſen getraute; er ſchrieb ihnen, daß er von ihrer Güte, die ſie gegen ihn gehabt hätten, aufgemuntert, ſie zu bitten wage, ihn zu belehren, ob ſeine neuern Feinde, welche ihm ſein Eifer für die Wahrheit zugezogen habe, Kredit genug hätten, daß ſie ſeine Hinkunft nach Paris verhindern könnten; er erhielt von beyden eine befriedigende Antwort, und ſchickte ſich zu ſeiner Abreiſe an.

Herr **Noverre**, der berühmte Balletmeiſter in der Oper, befand ſich eben damals in Brüſſel: er war von Herrn **Linguet** ſehr gut aufgenommen worden, und da ihm **Linguet** ſein Vorhaben hinterbrachte, that er ihm das Anerbieten, er möchte ſein Quartier bei ihm nehmen; aber aus aufrichtiger Theilnehmung an ihm, fragte er ihn doch, ob es wohl vorſichtig gehandelt ſey, itzt nach Frankreich zu gehen. **Linguet** antwortete ihm lachend, er ſey ſehr ruhig, er habe Sicherheitsbriefe (ſo nannte er die beyden Antworten der Miniſter) und zeigte ſie ihm auch.

Linguet kömmt alſo nach Paris und logiert bey **Noverre**; ſeine Freunde bewillkommen ihn, und ſtellen ſeinetwegen Feierlichkeiten an; indeſſen ſammlet er ſich neue Materialien,

terialien, die Leſer ſeiner Annalen zu unterhalten. Er iſt im Begriff wieder abzureiſen, als Herr **Memin**, ein Seidenhandler, den er bey ſeinem Durchgang durch Brüſſel ſehr gut aufgenommen hatte, ihn bat, ſeine Abreiſe noch einen Tag aufzuſchieben, und ihm zu erlauben, ſeine Höflichkeiten gegen ihn zu erwiedern. **Linguet** alſo ſchiebt ſeine Abreiſe vier und zwanzig Stunden auf; man wird einig, daß das Gaſtmal, um freyer zu ſeyn, zu Fontenay im Walde gehalten werden ſolle, wo Herr **Memin** ein Landguth beſitzt. **Linguet** nennt ihm ſelbſt die Gäſte, mit welchen er den ſechs und zwanzigſten September zubringen will; Herr **Memin** und Herr le Queſne, der Factor des Journaliſten, der durch ihn ebenfalls eine Art von Berühmtheit erlangt hat, fahren mit in ſeinem Wagen. Als ſie an das Thor **Saint Antoine** kommen, erinnert ſich **Linguet**, daß hier ein Fayencehändler des Biers wegen ehemals ſehr berühmt geweſen, und thut den Vorſchlag es zu verſuchen; Herr **Memin** verſichert, daß er vortreflich Bier habe, und daß es unnöthig ſey, ſich deshalb aufzuhalten. Doch der Kutſcher, welcher den Vorſchlag gehört hatte, hielt an dem erwünſchten Orte ſtill. Mittlerweile nähert ſich eine Lohnkutſche, aus welcher ein Mann herausſpringt, der ſogleich auf den Tritt von **Linguets** Kutſche ſteigt, und ſich nach ihm erkundigt. **Linguet** verſieht ſich nichts arges, und antwortet: „ich bin es, mein Herr, was beliebt Ihnen?“ „Sie von Seiten des Königs zu arretiren,“ erwiedert ihm der andere, und zeigt ihm zugleich ſeine Vollmacht vor. Die Zuſchauer verſichern, daß **Linguet** einen Augenblick aus der Faſſung gerathen, daß er ſich, ohne zu antworten, nach der andern Kutſchenthür umgeſehen, ob er wol entfliehen könne, daß er ſie aber von einem andern Polizeyverwandten bewacht wahrgenommen. **Linguet** ſah daß da weiter nichts zu thun war; er ſammlete ſeine Lebensgeiſter wieder, wollte die Ordre leſen, und nachdem er dem Herrn **Memin**, der ihn traktiren ſollte, einige höfliche Komplimente und Entſchuldigungen gemacht hatte, ſtieg er aus, und in den andern für ihn beſtimmten Wagen hinein. Herr le Quesne folgte ihm, und hatte die Freyheit, eine halbe Viertelſtunde laut mit ihm zu ſprechen. Hierauf nahm der Wagen den Weg nach der Baſtille.

Welch ein Schauſpiel für Herrn Memin! Man denke ſich ſeine Lage! In ſeiner Verwirrung, die faſt eben ſo groß bey ihm war als bey Herrn Linguet, waren ſeine erſten Worte Vorwürfe, die er ſich über dieſe Begebenheit machte, weil er ihn vermocht hatte, ſeinen Aufenthalt in Paris zu verlängern: noch ſchrecklicher aber war ihm der Gedanke, daß Linguet vielleicht denken möchte, er habe ſich mit ſeinen Feinden einverſtanden und ihn verrathen. Er wollte nunmehro ſeinen übrigen Gäſten nacheilen, die ihn auf ſeinem Landguthe erwarteten, aber der Kutſcher wollte nicht weiter fahren, und ſagte, er habe nun ſeine Schuldigkeit verrichtet. Man ſieht leicht, daß Herr Linguet ſeit ſeiner Ankunft in Paris in den Händen der Polizey war, daß ſowohl ſein Kutſcher als ſein Bedienter Spione waren. Es erhellt dieſes noch deutlicher aus einem Geſpräche zwiſchen dem Bedienten des Herrn Memin und zwiſchen dem Bedienten des Herrn Linguet. Letzterer hatte den erſtern gefragt, ob er Geld hätte, und als dieſer mit Ja geantwortet, hatte er ihm geſagt, er wolle gleich mit ihm wetten, daß der Wagen nicht bis nach Fontenay kommen, und daß man ihn unterwegs anhalten werde.

Das Gerücht dieſer ſonderbaren Begebenheit verbreitete ſich bald durch ganz Paris; ſo oft ſie aber erzählt wurde, ſo viel abgeſchmackte Umſtände wurden auch hinzugeſezt, daß man alſo viele Tage lang nicht gewiß wußte, woran man ſich halten ſollte. Was die Ungewisheit noch mehr unterhielt, war das Betragen der Freunde dieſes Journaliſten, welche ohne Zweifel glaubten, daß ſeine Gefangennehmung nicht von langer Dauer ſeyn werde. Herr le Quesne fuhr fort, neue Subſcriptionen anzunehmen. Herr Noverre wollte hundert Louisd'or wetten, daß es ein falſches Gerücht ſey. Das 71. Heft ſeiner Annalen wurde indeſſen mit der nemlichen Freyheit ausgegeben, wie die vorhergehenden. Was die Leute über dieſes Ereigniß ferner irre machte, war der Umſtand, daß man die tumultuoſeſte Stunde zu ſeiner Gefangennehmung gewählt haben ſollte, da die Polizey ihre Schritte ſonſt immer geheim hält, und ſie in der Nacht auszuführen pflegt.

Es vergingen ungefähr acht Tage, ehe kluge Leute, welche alles mit einander combiniren, und nur glauben, was ihnen möglich zu ſeyn ſcheint, daran zu zweifeln aufhörten. Als die Sache nun gewiß war, ſo entſtand daraus ein neues Problem; man bemühte ſich die Urſachen dieſer Gefangennehmung zu unterſuchen: man gab deren gar viele an. Manche behaupteten, es wäre eine Liſt der Regierung, welche darauf abgeſehen wäre, den Herrn Linguet den Verfolgungen des Parlaments zu entreiſſen; andere glaubten, es wäre eine Rache des Marechal Duc de Duras; noch andere ſuchten die Urſache in den Aufſätzen ſeines No. 71, worinn er zum Beſten Englands wider die Inſuraenten geredet, und worüber ſich Herr Doktor Franklin beklagt hatte; feinere Politiker nahmen den König von Preußen zu Hülfe, als wenn er dieſe Reparation für die freye Art, mit welcher der Annaliſt von dieſem Monarchen geſprochen, verlangt hätte; noch andere wollten, daß der Herr Siegelverwahrer ſich über die Verwegenheit beklagt hätte, mit welcher Herr Linguet ihm in ſeinem eignen Hotel begegnet hatte; die Vorſichtigſten ſchoben es noch auf, ihre Meinung zu ſagen, und konnten ſich nicht überzeugen, daß die Sache möglich ſeyn könne, da Linguet ſelbſt von dem Grafen von Maurepas und den Grafen von Vergennes autoriſirt war, auf ihr Wort nach Paris zu kommen.

men. Ein nachgehender Umſtand, welcher zwar nicht über die wahre Urſache ſeiner Gefangennehmung, ſondern über die Natur derſelben einiges Licht warf, beſtärkte diejenigen in ihrem Verdachte, die ſie einem Staatsverbrechen zugeſchrieben hatten; man wußte, daß die Regierung bey der Wiener Regierung um die Erlaubniß angehalten habe, bey dem Flüchtling zu Brüſſel gerichtlich verſiegeln, und ſeine Papiere wegnehmen zu laſſen; man vernahm aber auch zu gleicher Zeit, daß dieſer Schritt durch die Gegenwart des Geiſtes und durch die Geſchicklichkeit des Herrn le Quesne vergeblich gemacht wurde; denn kaum war Linguet gefangen genommen, ſo ſchickte er einen Expreſſen an Madame Linguet ab, die, wie man ſagt, eigentlich nur ſeine Maitreſſe war, und die er ihrem Manne aus Frankreich entführet hatte. Durch dieſen Expreſſen benachrichtigte Herr le Quesne die Frau von der Gefangennehmung ihres Mannes, und ſchrieb ihr, ſie ſollte keinen Augenblick verlieren, alle Schränke und Käſten ihres Mannes zu durchſuchen, und alle ſeine Papiere zu verbrennen, oder wenigſtens auf die Seite zu ſchaffen. Dieß hatte ſie denn ſchon gethan, als man die Abſichten des franzöſiſchen Hofs erfüllen wollte; wenigſtens erzählt man dieſe Sache ſo zu Brüſſel. Die Urſache, warum man dieſen Schritt that, war, weil man den Herrn Linguet als einen Staatsverbrecher angegeben hatte. Da er ſich für einen großen Politiker hielt, ſo ſuchte er ſich in alles zu miſchen, ſuchte hohen Perſonen, die ihn zu Rathe zogen, falſche Maaßregeln anzurathen, welche dem Intereſſe Frankreichs nachtheilig waren, und ſich überhaupt gegen ſein Vaterland, wie man behauptet, feindſelig zu erweiſen. So ſoll er nach Holland Schriften geſchickt haben, worinn er zeigte, daß es Hollands Intereſſe gar nicht wäre, mit Frankreich zum Nachtheile Englands verbunden zu bleiben. Ferner, ſagt man, habe er, um dem Kaiſer, da er ſich im ſeinem Lande befand, zu ſchmeicheln, Papiere über Lothringen zugeſandt, worinn er ihm gezeigt, wie er dieſe Provinz wieder wegnehmen könne.

Linguet befand ſich die erſten beyden Tage in großem Schrecken; er hatte binnen denſelben keinen Biſſen gegeſſen, weil er vergiftet zu werden befürchtete; nachher war man günſtiger mit ihm verfahren, und hatte ihm die Erlaubniß ertheilt, an den Herrn **le Quesne** zu ſchreiben, und was er etwa brauchen möchte, von ihm zu begehren. Aber ſeine Briefe mußten, wie es gewöhnlich iſt, durch die Hände des Gouverneurs gehen, der ſie dem Polizeylieutenant ſandte; man hatte vermuthet, **Linguet** möchte ſich auch hierin nicht allzubeſcheiden ausgedruckt haben, weil man blos gewiſſe Artikel daraus auszog, und Herr **le Quesne** keinen einzigen Brief von der eignen Hand des Gefangenen erhielt.

Er hatte auch die Erlaubniß erhalten, Bücher zu haben, und hatte ſich von ſeinem Korreſpondenten die **Kirchengeſchichte** ausgebeten; manche wollten das für einen heuchleriſchen Zug des Journaliſten halten, um ſich dadurch die Gewogenheit der Geiſtlichkeit zu erhalten. Man hat aber nicht geſehen, daß ſie ſich viel um ihn bekümmert hätte; alle ſeine Freunde, alle ſeine Bewunderer, alle mächtigen Perſonen, die ihn beſchützten, rühmten und bewunderten, fürchteten ſich mit ihm zu verwickeln, und beobachteten ein kleinmüthiges Stillſchweigen. Niemand als der Verfaſſer des Courier du bas Rhin, welcher grosmüthig genug war, das Unrecht, das ihm **Linguet** zugefügt hatte, zu vergeſſen, war kühn genug, ihn in ſeinen Blättern zu vertheidigen, und die ungeſetzliche Art, mit welcher man ihn beſtrafte, zu tadeln. Demungeachtet wurde ſein Prozeß fortgeſezt, und auf eine Art, die einer guten Geſetzgebung keine Ehre macht, das heißt ohne die Urſache anzugeben, warum man ihn gefangen halte, noch ohne ſeine Anklage bekannt zu machen, oder Zeugen anzuführen; und was dieſes Verfahren noch ſchlechter macht, iſt, daß man ihn incompetenten Richtern, ohne Karacter, überließ, und endlich einer Kommiſſion, deren Mitglieder nicht einmal im Publikum genannt und bekannt worden ſind.

Alles was man von ihm bekannt gemacht hat, iſt, daß er ſich nicht mehr in der Baſtille befinde. Wo man ihn aber hingebracht, ob nach Pierre-Encile, oder nach Mont Saint Michel, oder auf die Inſeln Sainte-Marguerite, oder auch nach St. Yon wie im Mercure de France verſichert wird? das iſt ein Geheimniß, desgleichen wie lange er da bleiben werde; aller Wahrſcheinlichkeit nach wird ſeine Gefangenſchaft lange dauern, da ſo viel mächtigen Leuten daran gelegen ſeyn muß, daß dieſer Schriftſteller, der doch bey dem größten Theil des Publikums ein Gegenſtand des Mitleidens geworden iſt, ſich nicht ſeiner Rache überlaſſe, und ſich durch Schriften räche, welche dauerhafter ſind, als eine vorübergehende Strafe.

Es hat ſich ſeit einiger Zeit ein unglückliches Gerücht von dieſem Gefangenen verbreitet, welches ihn mit ſeinen rachſüchtigſten Feinden ausſöhnen muß; man verſichert nemlich, daß er an dem Orte, wohin er geſchaft worden iſt, gehenkt worden ſey. Man kann dieſe Abſcheulichkeit faſt nicht glauben. Man kann ſich nicht überzeugen, daß unter einem ſo ſanftmüthigen und frommen Fürſten, der ein Freund der Ordnung und der Geſetze iſt, und unter Miniſtern, die ſich doch größtentheils bisher durch Billigkeit und Wohlthätigkeit ausgezeichnet haben, eine ſo grauſame Handlung geſchehen, und die geheiligte Rechte des Bürgers und der Menſchlichkeit ſo verlezt worden ſeyn. Wenn übrigens dieſe unglücklicherweiſe nur zu ſehr geglaubte Nachricht ſich beſtätigte, welch ein wunderlicher Eigenſinn ſeines Geſtirns! Dieſer Schriftſteller, das Opfer der Regierung, die er in ſeinen Werken gerühmt hat, muß ſeine verwünſchten Paradoxen deſſen auf eine ſo grauſame Weiſe büßen und durch ein Beyſpiel das beredter iſt als alle ſeine Bücher, ſeine glänzenden Sophismen auf eine ſo ſiegreiche Art und ohne Replik ſelbſt widerlegen. Aber wir wollen ſeine Manen nicht beunruhigen. Es ſoll nur zu gewiß ſeyn, daß er nicht mehr exiſtire, er mag nun unter der Hand des Henkers, oder freywillig, oder auf eine natürliche Art umgekommen ſeyn.

Cineri jam parce ſepulto!

Nachtrag.

Die öffentlichen Blätter wiederrufen ſeit kurzem dieſer Meynung, und ſagen, daß er wieder auf freyen Fuß geſtellt ſey, und ſeine Annalen fortſetzen werde. Der Großfürſt ſoll eigentlich ſein Befreyer ſeyn. Man muß erwarten, ob ſich dieſes Gericht beſtätigen wird oder nicht.

B–.

VIII.

Romane.

Vacat.

IX.

Miſcellanien.

I.

Ueber das Tarokſpiel und das Wahrſagen durch Karten. *)

Wenn man ſagen hörte, daß ein Werk der alten Egypter, eins von ihren Büchern, das ſich mit der reinſten Lehre und den intereſſanteſten Gegenſtänden beſchäftigte, den Flammen, die ihre Bibliotheken verzehrten, und den Verheerungen der Zeit entgangen, und bis auf unſer Alter gekommen ſey, ſo würde gewiß jederman begierig ſeyn, ein eben ſo ſchäzbares als ausserordentliches Werk kennen zu lernen. Wie hoch aber würde folgends die allgemeine Verwunderung ſteigen, wenn man ferner vernähme, daß dieſes Buch ſchon drey Drittheile von Europa bekannt, und ſeit vielen Jahrhunderten, in den Händen ſeiner Bewohner war, kurz, daß es kein anders, als das Tarokſpiel ist? Herr **Court de Gebelin**, ein berühmter franzöſiſcher Gelehrter glaubt dieſe Entdeckung gemacht zu haben. Er hat ſie in dem achten Theile ſeines Werkes, le monde primitif, analyſé & comparé avec le monde moderne, eingerückt; hier folgt ein Auszug ſeiner Meynungen, da ſie wahr oder unwahr, nothwendig wegen ihres Gegenſtandes, die Neugierde der Leſer zeigen müſſen, und bey der Weitläuftigkeit und Koſtbarkeit des Werkes, wenige die lezten Muße oder Gelegenheit genug haben mögten, ſie in der Urkunde ſelbſt nachzuleſen. — —

---

*) Dieſer Aufſatz war zum Druck ſchon eingeſendet, ehe noch die Ueberſetzung des Originals im Göttingiſchen Magazin erſchien.

Das Wort **Tarok** iſt egyptiſch. Es beſteht aus den Sylben **Tar**, Straße, Weg, und **Ro**, König oder königlich; ſo viel als der **königliche Weg des Lebens.** Denn das Tarokſpiel iſt eine Vorſtellung des menſchlichen Lebens: es iſt aus den verſchiedenen Ständen gebildet, in welche die Menſchen eingetheilt ſind; es begleitet ſie von der Geburt bis zum Tod und zeigt ihnen alle Tugenden und alle phyſiſche und moraliſche Führer vor, denen ſie zu folgen haben, den König, die Königin, die Häupter der Religion, Sonne, Mond ꝛc. Dieſe Auslegungen beziehen ſich auf die ſonderbaren Figuren, der **Troppelierkarte**, mit welcher das Tarokſpiel, ehe die neuern, franzöſiſchen Tarokkarten aufkamen, allgemein geſpielt wurde, und in einigen Ländern noch geſpielt wird. Herr **Court de Gebelin** findet in den Figuren der ein und zwanzig, oder (wenn man den Scüs, oder Fou, mitzählt) der zwey und zwanzig Trumpfe oder Taroks der Trappelierkarte, die weltlichen und geiſtlichen Häupter der Geſellſchaft, die phyſiſchen Häupter des Ackerbaus, die Haupttugenden, die Ehe, den Tod, die Auferſtehung oder Schöpfung, die verſchiedenen Glücksſpiele, den Weiſen und den Narren, die Zeit die alles verzehrt, mit einem Wort lauter allegoriſche Gemälde, die ihren Bezug auf das Ganze des menſchlichen Lebens haben, und einer Menge Combinationen fähig ſind. Er geht alle dieſe Trümpfe und ihre Abbildungen durch, und zeigt ihre Analogie, und egyptiſchen Urſprung. Wir wollen uns nur bey einigen ſeiner Erläuterungen aufhalten, wir ſetzen aber immer voraus, daß unſre Leſer, die Bilder der Trappelier- oder alten Tarokkarte, dabey vor Augen haben. Der **Bateleur**, Taſchenſpieler, **Pagad**, der erſte aller Trümpfe von oben und der lezte von unten, ſteht an der Spitze aller Stände, und deutet an, daß das Leben nur ein Traum, ein Blendwerk, ewiges Spiel des Ohngefährs, oder des Zuſammentreffens von tauſend Fällen iſt, die nie von uns abhängen. Sein Name Pagad iſt ein orientaliſches Wort. Pag bedeutet im Orient Herr, Meiſter, Oberhaupt; und Gad, das Glück. In der That iſt er abgebildet, als ob er mit ſeinem Stabe oder magiſchen Ruthe das Schickſal lenkte. No. V. ſtellt das Oberhaupt der Hierophanter, oder den Oberprieſter, ſo wie No. II. die Oberprieſterin oder ſeine Frau vor; es iſt bekannt, daß die Häupter der Geiſtlichkeit bey den Egyptern verheyrathet waren. Wäre dieſes Spiel neuern Urſprungs, ſo würde man keine Prieſterin darin finden. Auch der Scepter mit dem dreyfachen Kreuze, den der Oberprieſter in den Händen hält, iſt ein egyptiſches Sinnbild. Man findet es auf einer Tafel der Iſis. No. VII iſt der triumphirende Oſiris, No XVII. bildet den Hundſtern, und die Weibsperſon welche Waſſer aus ihren Gefäſſen gießet, die Iſis aber, die den wohlthätigen Ueberſchwemmungen des Niels vorſtand, welche mit dem Anfange des Hundſterns ihren Anfang nahmen, weswegen ihr dieſer Stern beſonders heilig war. Die beyden Hunde zwiſchen zwey Thürmen, auf No. XVI. welche den Mond anzubellen und zu bewachen ſcheinen, ſind ebenfalls egyptiſche Bilder. Dieſes, in ſeinen Anſpielungen ſo ganz einzige, Volk, verglich die beyden Wendezirkel mit zwey Palläſten, deren jeder durch einen Hund bewacht wurden, die, als treue Hüter, die beyden großen Lichter des Himmels, in der Mitte zu bleiben nöthigten, ohne ihnen zu erlauben, ſich dem einen oder andern Pole zu nähern. Man muß ſich nicht wundern, daß No. XIII den Tod vorſtellt; endigt nicht das Schachſpiel, durch Eckamat, oder den Tod des Königs? Die

Egypter pflegten ſogar bey ihren Schmauſen ein Todengerippe, unter dem Namen **Maneros** aufzuſtellen, um die Gäſte zu erinnern, ſich nicht durch ausſchweifenden Genuß den Tod zuzuziehn. Die Zahl XIII. paßt vollkommen zum Tod. Sie ſtand von jeher in dem Ruf einer unglüklichen Zahl. Vielleicht daß an einem ſolchen Tage ſich vor uralten Zeiten ein großes Unglück zutrug, deſſen Erinnerung auf alle alte Nationen fortwirkte. Die vier Farben der Troppelierkarte, die **Spadi, Coppe, Baſtoni, Denari**, deuten auf die vier Stände der Egypter, den kriegeriſchen Adel, die Geiſtlichkeit, den Ackerbau, und die Kaufmannſchaft. Das ganze Spiel iſt auf die heilige Zahl ſieben gegründet. Jede Farbe beſteht aus zweymal ſieben Karten; die Trümpfe machen dreymal ſieben, und das ganze Spiel ſieben und ſiebenzig Blätter aus, indem man den Scüs oder Fou, als Null betrachten kann. Es iſt bekannt, welche Rolle die Zahl ſieben bey den alten Egyptern ſpielte, und daß ſie bey ihnen zu einer Formel geworden war, auf welche ſie die Anfangsgründe von allen ihren Wiſſenſchaften zurückleiteten.

Die Egypter brauchen auch dieſes Spiel zum Wahrſagen, und man entdeckt hierin neue Beweiſe, daß die Spaniſchen Karten, und ihr L'homberſpiel, eine Nachahmung des Tarokſpiels ſind. Man bedient ſich wie bekannt jezt zum Wahrſagen eines Piketſpiels. Die alten Hieroglyphen und ſogar die Namen der Farben ſind zwar daraus verſchwunden, und in **Coeur, Carreau, Trefle,** und **Pique** verwandelt worden, allein verſchiedene Gebräuche und Ausdrücke ſind noch immer geblieben, die auf ihrem alten Urſprung zurückweiſen. Die **Coeurs** (Coppe) bedeuten Glück; die **Trefles** (Denari) Glücksfälle; die **Piques** (Spadi) Unglück; die **Carreaux** (Baſſoni) Gleichgültigkeit und Landleben. Das Land drückten die alten Egypter in ihrer ſymboliſchen Schrift immer durch Vierecke aus. Die Neune von Pique iſt eine unglückliche, die Neune von Treſle eine gute, und die Neune von Coeur die Sonnenkarte. Die Aſſe bedeuten Briefe, Neuigkeiten; Pique-As und Coeur-Achte weiſſagen Sieg: die Coeurs und ſonderlich die Zehne, entdecken Begebenheiten, die in der Stadt ſich zutragen ſollen. Coeur-As und Carreau-Dame zeigen eine glückliche und treue Liebe, Treſle-Neune und Coeur-Dame aber, Eyferſucht an: Treſle-Neune iſt zwar eine glückliche Karte, aber eine heftige Leidenſchaft für eine Dame, die in der großen Welt lebt, läßt auch das Herz des glücklichen Liebhabers nicht ohne Unruhe. Vier Damen bedeuten Geſchwätz, Zank; Vier Buben Eyferſucht, Streit, Kampf;

Carreau-As, Coeur-Achte: gute Neuigkeit.
Coeur-As, Pique-Dame: Frauenzimmerbeſuch.
Coeur-As, Coeur-Bube: Sieg
As, Neune und Bube in Coeur: glücklichen Liebhaber.
As, Zehne und Achte in Pique: Unglück.
Pique-As und Coeur-Achte: Sieg.
Treſle-As, Pique-Bube: Freundſchaft.
7 und 10 in Coeur: Freundſchaft einer ledigen Dame.
Coeur 7 und Carreau-Dame: Freundſchaft einer verheyratheten.
Carreau 7, Coeur-König: Verzug.
Drey Neunen, oder drey Zehnen: glücklicher Erfolg.
Treſle 10, Pique-König: Geſchenk.
Treſle 10 und Bube: einen Verliebten.
Pique 10 und Carreau-Bube: Beſorgniß.
Coeur 10 und Treſle-König: aufrichtige Freundſchaft.

2.

Seltenes Beyſpiel.

In Penſilvanien lebte eine Frau von geſezten Jahren, dieſe wurde krank und merkte bald, daß ihr Lebensziel nicht weit entfernet wäre. Der Gedanke an ihre noch unerzogene Kinder, verurſachte ihr in den lezten Augenblicken ihres Lebens nicht wenig Unruhe. Sie lies ihren Mann zu ſich vors Krankenbette bitten, und verbarg ihm die Furcht nicht, welche ſie hatte, daß ihre Nachfolgerin im Ehebette, ihre hinterlaſſenen Kinder mißhandeln mögte. Sie bat und beſchwur ihren Mann daß er, die dicke und junge Roſine, welche beſtändig eingetreue Hausgenoßin von ihr und ihm geweſen wäre, ihren Dienſt auch jederzeit willig verrichtet hätte, da ſie doch ſterben müßte, heurathen ſollte. Der Mann betrachtete dieſen Antrag ſeiner kranken Frau als eine Wückung ihres zerrütteten Verſtandes; da aber die Kranke darauf beſtand, daß er den Eyd darüber ihr in die Hände ſchwören ſollte: ſo ſchwur er aus Gefälligkeit. Zweyn Tage darauf, nachdem die Patientin ein Mißtrauen in ihres Mannes Verſicherung geſetzet hatte; foderte ſie ihn nebſt der Roſine vor ihr Bette und ſagte der lezten, daß ſie Willens wäre, ſie, mit einem Manne ehelich zu verbinden, welchen ſie bald, als Wittwer zurücklaſſen würde, ſie, Roſine, ſollte ihm getreu ſeyn, ihn lieben und ſeinen Kindern und Haushaltung wohl vorſtehen. Die gute Roſine, verſprach weinend, was man nur wollte. Die Kranke verband ſie ſelbſt mit einander, nam den Eyd von beyden an, und zwang ſie, ſogleich ein ſolches Siegel auf ihre neue Heurath zu drücken, daß ſie nicht weiter getrennet werden könnten. Nach dieſem Vorgange wurde die Kranke wieder geſund,

ſund, allein der Mann, vor deſſen Augen die neue Frau Gnade gefunden hatte, ſagte der geſundgewordenen, weil ſie ihn zu dieſer Heurath gezwungen hätte: So hätte er ſich entſchloſſen ſeine neue Frau, Zeit ſeines Lebens nicht wieder zu verlaſſen. Weit entfernt, daß die erſte darüber ſich hatte erzürnen können: ſo machte dieſer Entſchluß ihr vieles Vergnügen, ſie umarmte ihren Mann und bezeugte ihm durch Schmeicheleien ihren Beyfall. Man hat niemals gehöret, daß unter dieſen beyden Weibern Mishelligkeiten entſtanden wären. Die andere Frau gebahr viele Kinder, deren ſich die erſte als ihrer eigenen annahm, auch viele Sorgfalt für die Mutter trug, wenn ſie in Wochen lag. Die junge Frau vergaß auch den Reſpect, Hochachtung und Liebe nicht, welche ſie der ältern als ihrer Wohlthäterin ſchuldig war, und die Lebenstage dieſer dreyen Ehegatten floſſen vergnügt dahin und niemand hat ein Aergernis daran genommen. O! ſeltenes Beyſpiel!

3.

Adam und Ewa *)

Ich weiß ein Evchen, ſchöner iſt
Kein Evchen auf der Welt;
Der bleibt ein Heyde, und kein Chriſt,
Dem's Evchen nicht gefallt:
Man braucht von ihr'm dicken Kopf
Ein Stückchen nur zu ſehn,
Gleich faßt Entzücken uns beym Schopf,
Und man bleibt ſtaunend ſtehn.

Sie

---

*) Impromtü, als eine Dame in ihrem engliſchen Garten, zwey ungeſtaltete Statuen von Adam und Eva fand, und ihre Beſchreibung in Verſen befahl.

Sie iſt ſo nett, ſo waſſerglatt
    Ihr breites kurzes Haar;
Und aufgeſperrter als ſie's hat
    War nie ein Augenpaar:
Des Antlitz's Farb' iſt röthlich helle,
    Und jeder Zug en gros;
Nicht Ritter Mengs, nicht Raphael,
    Nur er mahlt es ſo.

Auch Adam mit dem breiten Daum
    Sieht recht holdſelig aus;
Sein Haar iſt zwar nicht weich wie Pflaum,
    Doch ſchwarz wie Ruß, und kraus:
Verſtand ſitzt ihm auf ſeiner Stirn,
    Und in der Hand hält Er,
Feig', Apfel, Pürſich oder Birn,
    Denn rathen iſt hier ſchwer.

Er ſpricht mit ſüſſer Freundlichkeit
    Zu ſeiner lieben Frau:
„Frau, werde einmal nur geſcheid,
    „Und ſey mir nicht zu ſchlau;
„Aus Einem Paradieſe zug
    „Mich Deine Leckerey,
„Machſt Du's in dieſem auch ſo klug,
    „So ſchlag ich Dich zu Brey!“

Nach Hans Sachſens Manier
von R–d.

4.

Eine alte Gewohnheit zu ſorgfältiger Bewahrung der Grenze.

Die Gemeine Dr. in einer gewiſſen Gr. hat eine ſehr weitläuftige Flurgrenze, worin ſogar zwo andre Kirchdörfer und einige Häuſer eines Flecken mit eingeſchloſſen ſind. Sie hat ſeit Jahrhunderten, ſo weit man Nachricht haben kann, die Gewohnheit beybehalten, die Grenze ihrer Flur alle ſechs Jahr am dritten Oſtertage zu bereiten, welches mit folgenden Feyerlichkeiten geſchiehet. Die Gemeine verſammlet ſich vor dem Kruge, und, ſo viel ihrer Pferde bekommen können, zu Pferde. Es wird mit allen Glocken aufm Kloſter und der Dorf-Kirche geläutet, ſobald der Zug ſeinen Anfang nimmt. Der jüngſte Geſchworne, d. i. Gemeine-Vorſteher reitet voran, und hat vier Hauswirte in zwey Reihen hinter ſich, welche den Vortrab ausmachen. Wenn dieſe etwa 100 Schritt voraus ſeyn, reitet der Ober-Amtmann, und hat den Haushaltsbeamten des Kloſters nebſt andern Bedienten Paarweiſe hinter ſich. In einer Entfernung von etwa wieder 100 Schritten, folget der andre Geſchworne, und reiten die ſämtliche Hauswirthe Paar bey Paar hinter ihm her, dann wieder nach einigen Zwiſchenraum der älteſte ohnverheurathete des Dorfs und hat die übrigen Junggeſellen des Orts Paarweiſe hinter ſich, und zwar alle zu Pferde, worauf endlich die Jugend nebſt denen, welche keine Pferde bekommen können, zu Fuße nachfolgen. Die Junggeſellen haben ſich und ihre Pferde-Zäume mit vielfarbigen Bändern geſchmückt, und das Pferdegeſchirr mit Goldſchaum belegt. Ehedem wurde ſo lange von allen drey Thürmen geläutet, wie der Trupp geſehen werden konnte, welches aber dann abgeſchaft, und nur ein dreymaliger Puls, jedes etwa eine Viertelſtunde lang geblieben iſt, weil ein ohngefähr zwey bis dreyſtündiges Geläute denen Glocken geſchadet. Der Zug geht vom Kruge dreymal um einen daſelbſt befindlichen Stein oder Hügel im Dorfe nach Oſten hin fort und nach Süden hin zum Dorfe hinaus bis auf die ſüdliche Grenze, auf ſolcher weſtlich fort, und auf der weſtlichen Grenze um einige in dieſer Flur gebauete Häuſer des Fleckens Jb, dann auf der nördlichen Grenze, allwo ein in die Flur angelegtes Kupferhammerwerk, deſſen Beſitzer hervortreten, und dem Geſchwornen einen Erbzins geben muß, der nachhero von den Reitenden vertrunken wird. Wo die nördliche Grenze in Oſten aufhört, iſt ein ziemlich erhabener Hügel, auf welchem die Befehlshaber ſo lange halten, bis der Zug um denſelben dreymal vollendet worden, welches auch auf der öſtlichen Grenze im Süden bey einem eben dergleichen Hügel wieder beobachtet wird.

Dann wird der Zug um das Dorf A. mit deſſen Einſchließung in die Flur fortgeſetzet und in das an der ſüdlichen Grenze liegende Dorf D. geritten, und dreymal um die Kirche gezogen, auch in alten Zeiten, welches nunmehr aber abgeſchaft und verboten iſt, geſchoſſen und ein Oſterlied geſungen. Vor dem Kruge wird abgeſeſſen und getrunken, welches von Alters her ſtatt eines zu gebenden Erbzinſes eingeführt iſt. Endlich nach einer Viertelſtunde wird wieder aufgeſeſſen, die ſüdliche Grenze weiter fort beritten, und von der Stelle, wo auf der Grenze angefangen worden, wird abgebrochen, und geht der Zug durch eben den Weg des Anfangs wider ins Dorf.

Dieſe Gemeine hält bis jetzo feſt auf ihre Flur-Gerechtigkeit, der Hut und Weide, Vorrechts oder juris

mometrocomiæ beym Verkauf der Grundſtücke ihrer Flur, Einſammlung der Laſten von allen auf der Flur belegnen Grundſtücken zum gemeinen Behuf und dergleichen und die Landesobrigkeit geſtattet ihr alle ſechs Jahr dieſes feyerliche Vergnügen, jedoch unter obrigkeitlicher Aufſicht, und mit Abſchaffung theils ſchädlicher theils anſtößiger Nebengebräuche, von deren Zweck der Einführung man keine Nachricht hat, und deren Abſichten nicht einzuſehen vermag, vermuthlich aber auf eine Abwehrung derer welche die Grenze ſtreitig gemacht, abgezielet haben, oder aus denen Zeiten her rühren, da man etwas Gottesdienſtliches in Prozeſſionen abergläubig ſetzte.

Indes brauche dieſe Gemeine bey Fortſetzung dieſer feyerlichen Beziehung keiner vergänglichen Grenzmarken, und wäre zu wünſchen, daß, wenn eine Gemeine erſt einmal richtig ausgemachte Grenzen hätte, niemand ihnen entgegen wäre, ſolche zu gewiſſen Zeiten auf eine feyerliche Art zu beziehen, und zwar mit Zuziehung der angränzenden Gemeinen, wie dann auch hier bey der etwas abgelegenen Gemeine B. geſchieht, und für die übrige vermuthlich das Läuten, und daß es nicht heimlich, ſondern öffentlich geſchehe, eingeführt zu ſeyn ſcheint; denn, wo dergleichen wiederholte Beziehungen nicht eingeführet ſind, kommen mit der Zeit die Grenzmarken weg, die Grenzen werden verdunkelt, und die Gemeinen durch Geldfreſſende Proceſſe arm gemacht.

W. A. S.

X.

Fragmente.

Trieſt. Lage, Geſchichte, Größe, Handel.

(Aus dem Trieſter Kaufmanns-Almanach von 1782.)

Trieſt, auf krainериſch Terſt, lateiniſch Tergeſtum, liegt an einem Theile des Adriatiſchen Meeres, welcher il Golfo di Trieſte genannt wird. Die Polhöhe nach der neueſten Rechnung des Herrn Abt Orlando, K. K. Profeſſor der Hydrographie und Schiffarthskunde iſt auf 45°.48'.9". berechnet. Er betrachtete die kleineſte Mittagshöhe des erſten Sterns im großen Bären. Die Länge des Trieſter Meridians nach dem Pariſer 19°58'.15". iſt 31°.17'0".

Trieſt, von einem Gebirge eingeſchloſſen, das einen Theil des ſogenannten Karſtes ausmacht, einem ſteinigten Gebirge voller Höhlen und Gruben, welche letztern meiſt angebauet ſind, und ſchönen und ſchweren Weitzen hervorbringen, liegt am Seeufer an einem Halbzirkel in Geſtalt eines Amphitheaters. Eichen- und Kaſtanien-Waldungen zieren den Abhang der Hügel. Die Thäler und das Seeufer ſind mit köſtlichen Weinſtöcken, Oel- Feigen- Mandeln- und andern Obſtbäumen bepflanzt. Die Menge der Land- oder Luſthäuſer, oder ſo genannten Mandrien verſchaft den Thälern eine angenehme Verſchiedenheit, und wer von Teutſchland herkömmt, glaubt ein Feenland zu erblicken, wenn er das ſatte

Immergrün der Oelbäume, und die vielen Luſthäuſer ins Geſicht bekömmt.

Trieſt gehörte jederzeit zu Iſtrien, und iſt wie dieſes Griechiſchen Urſprungs. Im Jahr 575 nach Erbauung Roms, oder 179 vor Chriſti Geburt ward Iſtrien durch den Konſ. Kajus Klaudius Pulcher bezwungen, und in eine Römiſche Provinz verwandelt. Die Japidier hatten die Mauern von Trieſt eingeriſſen, Auguſtus bauete ſie aber im Jahre Roms 720, und 32 Jahr vor Chriſti Geburt wieder auf. Nachher gehörte Trieſt zu dem Morgenländiſchen Kaiſerthum, und war dem Exarchat von Ravenna untergeordnet. Nach dem ſechſten Sekulum kam es an die Herzoge von Friaul. Im Jahr 923 nahm der Patriarch von Aquileja Beſitz davon. Im Jahre 1150 ſtand Trieſt unter der Regierung eines Grafen Heinrich von Görz. Am 5ten Oct. 1202 übergab ſich die Stadt dem Heinrich Dandolo, Dogen von Venedig, und Herzogen von Dalmazien und Kroazien. Ludewig von Bayern erhielt es 1206 vom Kaiſer Friedrich dem zweyten. Im Jahre 1282 belagerten die Venezianer die Stadt. Im Jahre 1338 nahmen ſie Trieſt gar ein, aber auf kurze Zeit. Im Jahre 1365 war Trieſt wieder unter dem Schutz der Venezianer, ſolche wurden aber gar bald aus der Stadt gejagt. 1369 nahmen es die Venezianer nochmals ein, und verheerten die Stadt. Endlich verblieb ſie dem Patriarchat von Aquileja. Die Stadt gab ſich zuletzt unter dem Schutz von Oeſterreich 1382. Im Jahre 1463 belagerten die Venezianer Trieſt abermals. Im Jahre 1470 entſtand ein Aufruhr, die Stadt wurde dabey geplündert. Im Jahre 1508 ergab ſich Trieſt an die Venezianer und 1509 ward es wieder von ihnen frey. Die Kaiſer Leopold und Karl der Sechſte nahmen perſönlich die Huldigung zu Trieſt ein, 1660 und 1728. Im Jahre

Jahr 1775 aber hatte die Stadt das Glück des jetztregierenden Kaiſer Joſeph des Zweiten Majeſtät in ihren Mauern zu ſehen.

Trieſt wird in die Alt- und Neu- oder Thereſienſtadt eingetheilet. Die erſtere iſt um den Abhang eines Hügels gebauet, auf deſſen Spitze ein bereits im dreyzehnten Jahrhundert errichtetes und nachher 1470 neuerdings aufgebautes Kaſtel zu ſehen iſt. Die Altſtadt iſt, ſeitdem das noch übrige Cavanathor nächſt den P. P. Kapuzinern 1778 abgeriſſen worden, ganz offen. Die Thereſienſtadt nimmt aber beynahe die ganze Ebene bis an das Seeufer ein, und hat lauter breite und gerade Straſen. Da dieſer Platz ſchon von der Römer Zeiten her einigen Handel getrieben, ſo war daſelbſt beſtändig ein kleiner Hafen, für kleine Fahrzeuge, Mandrachio, wie auch ein kleiner Kanal zu eben dieſem Endzweck, Portiga genannt. Im Jahr 1753 iſt noch für groſe Fahrzeuge ein zweiter Kanal gegraben worden.

Der im Jahre 1751 zu Trieſt erbauete groſe und wahrhaft prächtige Molo oder Damm, welcher die Rehde vor Weſt- und Südweſtwinden ſchützt, und zur Spazierfarth dient, die zwey Lazarette, eines 172, das andere 1769 vollendet; das groſe Armen- Waiſen- und Findelhaus, welches den größten Theil ſeiner in den Dörfern des benachbarten Krains aufgezogenen Findelkinder zu Beförderung des Feldbaues in gedachter Provinz zurückläßt, und auch auf Nazionalſchiffe zu Erlernung der Schiffarth abgiebt: außerdem aber der Pflegung der Kranken und unvermögenden Armen, und der Zurechtweiſung verdorbener Sitten gewidmet iſt; der Palazzo dermalen zu den öffentlichen Schauſpielen, zu den Verſammlungen des Handelsſtandes und zu Kontoren der Aſſekuranzgeſellſchaften beſtimmt, die Domkirche und einige Römiſche Alterthümer; die Exjeſuiten- oder nunmehrige Pfarrkirche der Altſtadt, und die noch nicht ganz vollendete St. Antoni-Kirche, in der Neuſtadt ſind ſehenswürdig. Uebrigens ſind alle Häuſer der Neuſtadt und Altſtadt von Stein, und erſtere dauerhaft, und von äuſſerlichen und innerlichen ſchönen Anſehen gebauet, die Straßen durchaus mit großen breiten Steinen gepflaſtert, und des Nachts hinlänglich mit Laternen beleuchtet.

Das zu Trieſt gehörende Gebiet iſt ein ſchmaler Strich Landes, der in ſeiner Länge ungefähr zwey teutſche Meilen, in der größten Breite von Norden gegen Süden drey Meilen und im ganzen Flächeninhalt fünf teutſche Quadrat betragen mag.

Stadt und Gebiet haben eine Volksmenge von ungefähr 21000 Seelen, ſo, daß auf jede Quadratmeile ungefähr über 4000 Seelen zu berechnen ſind. Die Stadt allein enthält aber über 14000 Seelen, davon, ungerechnet der immer häufig ab- und zugehenden Fremden, welche Trieſt ein beſonderes lebhaftes Anſehn geben. Im Jahr 1617 zählte man nur 3000 Seelen in Trieſt.

Die Stadt hat einen Biſchof, welchen der Landesfürſt erwählt; ein Kapitel von zwölf Domherren, und an Ordensgeiſtlichen: Minoriten, Kapuziner, barmherzige Brüder, und Armeniſche Mechitariſten, und ein Benedicktiner-Frauenkloſter.

Außer der herrſchenden römiſch-katholiſchen Religion, giebt es Griechen und Illyrier vom Orientaliſchen Ritus, Proteſtanten, Calviniſten, und Juden hier, die jedes nach ſeiner Art ihre Religionsübung genießen.

Die allgemeine Sprache iſt Italiäniſch, aber auch wird viel Teutſch, und auch Franzöſiſch und Engliſch geſprochen.

Trieſt hat von Alters her ſeine Statuta, welche von jedem neuen Regenten bekräftiget zu werden pflegen. Die Stadtpolicey wird durch einen Policey-Director beſorgt. Zu bequemer Leitung derſelben iſt die Stadt in acht Quartiere abgetheilt, jedes hat ſeinen Kapo di Kontrada.

Die Stadt hat anſehnliche Einkünfte, welche ſich ſeit 1749 beynahe vierfach vermehret haben. Seit 1776 und 1777 ſind die Lebensmittel völlig der freyen Konkurrenz der Verkäufer und Käufer überlaſſen, die Fiſcherey auf jede Art erlaubt worden, und voriges Jahr die ſich auf acht ein Drittel von Hundert belaufende Fiſchauflage aufgehoben worden.

Die bürgerliche Rechtshändel werden von dem Stadt- und Landgericht entſchieden, die peinlichen vom Kriminal Richter. Für die Handlungszwiſte ſind zwey Inſtanzen, wobey Kaufleute Beyſitzer ſind. Der Landesfürſt zieht beträchtliche Gefälle theils auf den Wein, theils auf den Waarenzug zu Waſſer und zu Lande, nebſt den Hafengefällen. Die Salzteiche zu Zaula, und Zervola geben jährlich über 20000 Metzen Meerſalz, das nebſt dem durch Naßionalſchiffe aus Berletta in Puglien, und Auguſta und Travani in Sicilien eingebrachten, für Kaiſerliche Rechnung in die benachbarten Provinzen geführet wird.

Die Sanitätsgeſchäfte ſowohl in Trieſt, als der Friauliſchen und Krainerischen Küſte ſind der hieſigen Regierung untergeben. Alle K. K. Conſuls der Häfen des Oceans und des Mittelländiſchen Meeres ſtehen unter dem Trieſter Gouverneur, welcher, gleichwie alle andere Länder-Chefs in den teutſchen Erblanden und Galizien, in allen publicis von der Böhmiſch- und Oeſterreichiſchen Hofkanzley abhängt.

Seitdem Trieſt unter Oeſterreichiſche Botmäßigkeit gekommen, war man im 15. 16. und 17. Jahrhundert ſchon ſtäts darauf bedacht, der ſchlechten Straßen und Saumwege ungeachtet, die Ausfuhr einiger erbländiſcher Eiſen- und anderer Waaren, und die Einfuhr von Oel und Wein aus dem Venezianiſchen Iſtrien mehr durch Zwang, als durch Benutzung und Vermehrung der von der Lage dieſer Seeſtadt herrührenden natürlichen Vortheile, an den Plaz Trieſt zu binden. Dahin zielten viele Verordnungen. Indeſſen beunruhigten die Venezianer die Trieſter Schiffarth beſtändig, und mutheten noch im Jahr 1707 denen aus Trieſt auslaufenden Schiffen zu, im **Kapo d'Iſtria die Fedi di Sanita** abzuholen. Allein als Karl der Sechſte die Städte Trieſt und Fiume am 18. März 1719 zu freyen Seehäfen erklärte, und unterm 8. Jul. deſſelben Jahres Fabrikanten und Kaufleuten von allen Religionen erlaubte, ſich da niederzulaſſen, ſo hörten dergleichen Gewaltthätigkeiten von ſelbſt auf. Durch das Patent vom 11. Nov. 1730 ſind allein Salz, Taback, Schießpulver, Salpeter, Wein, Eiſen, Stahl, Kupfer, Queckſilber, Spiegel und Spiegelgläſer nicht frey einzuführen.

Als ein Freyhafen iſt Trieſt in Mautangelegenheiten aus dem Bezirk der Oeſterreichiſchen Staaten ausgeſchnitten. Alle hier zur See angekommene Waaren ſind eher keiner Maut unterworfen, als wenn ſie über Land geſendet werden. Auch alle Natur- und Kunſterzeugniſſe des Trieſter Bezirks werden bey dem Eintritt in die Oeſterreichiſchen Staaten als Fremde behandelt. Seit 1. Oktob. 1777 ſind davon nur ausgenommen: die **Majolika des Peter Lorenzi, deſtilirter Grünſpan, Roſolio, Oelſeifen, präparirter Weinſtein, Zucker** und **Syrup**: auf dieſe Artikel iſt der Einfuhrzoll leichter, als bey den fremden Erzeugniſſen gleicher Gattung.

Die Hofreſolution vom Oct. 1715 wegen der Herſtellung der Wege und Straßen nach den Seehäfen, welche in den Jahren 1727 und 1728 ins Werk geſtellet worden, hat das Aufkommen dieſer Seeſtadt merklich befördert. Unter der glorreichen Regierung der höchſtſeeligen Maria Thereſia iſt aber ſolche erſt recht in

Aufnahme gekommen, und ihr Anwachs vermehrt ſich von Jahr zu Jahr. Noch im Jahr 1426 ging der Hauptzug des Handels von und nach Teutſchland nach Kapo d'Iſtria und zwar auf mehr, denn 40000 Saumpferden das Jahr hindurch.

Der Trieſter Handelsſtand beſtehet aus Mitgliedern, von denen einige, die zuvor ihren Fundum bey dem Seekonſulat erſter Inſtanz ausgewieſen, immatriculiret werden, und ein Gremium, welches die Börſe genannt wird, ausmachen, andere aber ohne dieſen Maasregeln Handlung treiben.

Der Handel zu Waſſer und zu Lande iſt ſehr anſehnlich und beträchtlich. An die 5800 Fahrzeuge von allen Gattungen beſuchen den Seehafen von Trieſt das ganze Jahr hindurch, worunter mehr dann 1100 Nazional Fahrzeuge zu rechnen ſind. Die Importen betragen über 45000, und die Exporten über 38000 Tonnen Ladung, beyde zuſammen aber dem Capitalwerth von ungefähr 15 Millionen Gulden.

Der hauptſächlichſte Handelszweig von Trieſt iſt der Speditionshandel, vermittelſt deſſen die zur See angekommene Waaren theils über Laibach in die ſämtliche K. K. teutſche und ungariſche Erblande, theils über Görz und Villach, Inſpruck und Salzburg ins Römiſche Reich, die über Land gekommenen Waaren aber zur See verſendet werden. Der Fuhr- oder ſogenannte ökonomiſche Handel, welcher ſich mit der Wiederausfuhr der zur See eingeführten Waaren beſchäftigt, kömmt ſehr in die Höhe.

Die vornehmen Gegenſtände der Einfuhr zur See ſind Baumöl, Getraide, Baumwolle, Merci è droghe Kaffee, Wein und Liqueure, Zibeben, Feigen, Weinbeer, Limoni und Pommeranzen.

Die hauptſächlichſten Exporten ſind: Bergwerksprodukte, Leinwand, Tücher, Wachs, Tabak, Glas, Holzwaaren und Pottaſche ꝛc.

Den meiſten Handel treibt Trieſt mit den benachbarten Venezianiſchen, Päbſtlichen und Neapolitaniſchen Küſten. Jedoch iſt der Verkehr mit der Levante, und andern Häfen des Mittländiſchen Meeres und des Oceans auch nicht gering. Ja es breitet Trieſt gegenwärtig ſeinen Oekonomiſchen- oder Fuhrhandel bis in die entfernteſten Gegenden der Oſtſee nach St. Petersburg aus, und ſendet ſchon Schiffe nach Oſtindien.

Auf der Landſeite hat der Trieſter Waarenzug, durch die im Jahr 1777 angefangene und nun geendigte Verkürzung und Abänderung der Kommerzialſtraße nach Görz, und durch ganze zwey Poſten nach Laibach, einen weſentlichen Vorſchub bekommen; Die Güterwagen ſind dadurch den heftigſten Sturmwinden, und dem tiefen Schnee weniger ausgeſetzt, und haben weit weniger Vorſpann als zuvor nöthig.

Zu Trieſt befinden ſich dermalen zwey Seeaſſekuranzgeſellſchaften, eine vom Jahr 1766, die zweite vom Jahr 1779; eine Zuckerläuterungsfabrike; zwey Wachsbleichen; viele Roſolio- und Oelſeifenfabricken, eine Pottaſcheſiederey; eine Vitriolſiederey, zwey Farbenfabriken, und einige Seiden- Zwirn- und Handmühlen: und dann eine große Anzahl beträchtlicher Handelshäuſer.

Der Trieſter Plaz kann übrigens als eine beſtändige große Jahrsmeſſe betrachtet werden; hier findet man, ſo zu ſagen, alle Gattungen von Waaren in Menge. Nach Maaß der Käufer und Verkäufer iſt der Preis von jeder Waare bald hoch, bald niedrig, und nach Maaß der Anfrage, oder Nichtanfrage iſt bald wenig, oder viel von einer Waare vorhanden.

Trieſt iſt ohne Zweifel der vornehmſte Seehafen der ganzen Oeſterreichiſchen Monarchie, und vermöge deſſen natürlichen und ſehr glücklichen Lage muß der Plaz von Jahre zu Jahr zunehmen. Auch wächſt er täglich an Häuſern, neuen ſich hier anſäßigmachenden Kaufleuten, an Erfindung neuer Handelszweige, und Ausbreitung der alten ſchon eingeführten.

Die Einwohner ſind höflich und gaſtfrey gegen Fremde, verwenden ſich ſehr auf ihre Geſchäfte, und ſind dem Müſiggang gar nicht ergeben.

Auf dem hieſigen Theater wird jährlich viermal geſpielt. Im Sommer und Herbſt iſt wälſche Komödie, den Frühling und Winter wälſche Oper mit ganz artigen Balleten.

Im Faſching wird im Theater maskirter Ball für Honoratiores, und im Mauriziſchen Saal Ball für ordinaire Perſonen gegeben.

Regiſter

über die vier Stücke der Olla Potrida vom Jahre 1782.

(Die Römiſche Zahl bedeutet das Stück, und die Deutſche die Seite.)

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

Schreiben, an Herrn Xavier del Pleſſis, Herausgeber der Archives Mythohermetiques zu Paris, von C—d. I 67 III 74.

Skizzen von der Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt. Dritte Epoche vom Verfall der Minneſinger bis zur Erfindung der Buchdruckerkunſt I 46. IV. 46.

Gedanken eines Philoſophen von Diderot. II. 77. III. 43

Bittſchrift eines Frauenzimmers, im Namen ihres ganzen Geſchlechts, den Romanendichtern unſers jetzigen Zeitalters unterthänigſt überreicht. II. 100

Schreiben eines franzöſiſchen Officiers an den Grafen von R. über die Inſel Corſica. III. 63

Fünf Briefe des verſtorbenen Predigers Rautenberg zu Braunſchweig. IV. 109.

Anekdoten.

I. 105. II. 104. III. 93. IV. 133.

Auszüge.

Heiraths- und Erziehungs Gebräuche der Mauren (Aus Höſt Reiſe nach Marokos und Fes.) I. 60.

Auszug aus ſechsundzwanzig Briefen welche Pater Adamus Gerſtl, der Geſellſchaft Jeſus Miſſionarius aus der Oeſterreichiſchen Provinz an ſeinen Vater Herrn von Gerſtl der Röm. Kaiſerlichen Majeſtät Beamten in den Vorderberg in Steuermarck. Theils aus Spanien, theils aus Weſtindien von dem 30. Junii 1678, bis den 14ten Julii 1681, da er zum letztenmal aus Engelſtadt in Neuſpanien ſchriebe, abgefertiget hat. IV. 58.

Biographie.

Cabeſtaing. I. 107.

Ritter Bayard. Aus einer Franzöſiſchen Handſchrift. II. 106.

Von der Gefangennehmung des Herrn Linguet IV. 136.

Dramatiſche Aufſätze.

Die gemalte Liebeserklärung. Luſtſpiel in drey Aufzügen nach la feinte par amour von Dorat, verdeutſcht von Friedrich Ludwig Epheu. I. 10.

Drachenfels ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen nach dem Mechant des Greſſet von Hrn. Profeſſor Schmidt. II. 9. III. 12.

Die Nothlüge. Ein Luſtſpiel in zwey Aufzügen aus dem Engliſchen des Herrn Garrick. IV. 9.

Fragmente.

Rudolf von Erlach, oder die Schlacht bey Laupen. I. 137.
Aus Moore über die Sitten und geſellſchaftlichen Gebräuche der Italiener. II. 166.
Der Lootzen Abzug aus Stettin nach Danzig. III. 150.
Trieſt. Lage, Geſchichte, Größe, Handel. IV. 157.

Gedichte.

Franz und Elmire. I. 1.
An Herrn André. I. 5.
An Lina. I. 7.
An die Tugend. II. 1.
Beym Abſchied meines Freundes F * * *s. II. 4.
Epiſtel an meine Freundin M * *. II. 5.
Phantaſie. II. 7.
Gebet vor Gott am Geburtsfeſte ihres verehrungswürdigſten Vaters ꝛc. III. 1.
Die Tobackspflanze. III. 6.
Lied. III 8.
Lied der Schweſter Salome. III. 10.
An meine Freundin, das Fräulein von B — — d. III. 11.
An dem Feſte einer Dame 1781. IV. 1.
An Madam Todi. Im Jahr 1781 zu Carlsruh. IV. 4.
An die Hütte in der neuen Welt bey Baſel. IV. 5.
Romanze. IV. 6.

Miſcellanien.

Schreiben an den Herausgeber, über einige Lehensgebräuche. I. 126.
Zwey Anekdoten von Grammont. I. 128.
Feſt der Ackerweihe in Sina. I. 129.
Eingeſchickter Pendant zu dem im dritten Stück der Olla des vorigen Jahres befindlichen Verzeichniß des Aufwands bey der Hochzeit eines Schwarzburgiſchen Grafens I. 132.
An Frau von D . . . den erſten Jenner 1782. I. 133.
An * * I. 135.
Der Kurzſichtige. I. 137.

Schrei-

Schreiben an den Herausgeber über einen merkwürdigen Zweykampf. II. 12.
Die weiblichen Tugenden an die regierende Herzogin von Weimar. II. 165.
Die erſte Maske. Tiſch Zahl III. 127.
Tagebuch eines deutſchen Officiers, der einen Trupp Rekruten nach Nord Amerika führte. III. 128.
An Sie. 147.
Epiſtel an Philippinen. III. 148.
Ungedrucktes Epigram vom verſtorbenen Dreyer. III. 149.
Ueber das Tarokſpiel und das Wahrſagen durch Karten. IV. 145
Seltenes Beyſpiel. IV. 151.
Adam und Eva. IV. 152.
Eine alte Gewohnheit zu ſorgfältiger Bewahrung der Grenze. IV. 154.

Naturgeſchichte.

Gedanken zu einer Anleitung für die, welche Gelegenheit haben, Gebürge zu unterſuchen und mit der natürlichen Geſchichte derſelben bekannt zu werden. I. 99.
Alle Extremen bringen ähnliche Würkungen hervor. III. 95.
Fortſetzung. IV. 131.

Pieces fugitives.

Profeſſion de Foi d'un jeune Quacker. I. 152.
A ſon Alteſſe Séréniſſime Monſeigneur le Landgrave de Heſſe. III. 157.
Romance, Par Mad. de Montanclos. III. 159.

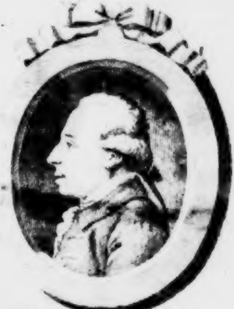
Romane.

Der Hahn. Mährchen der Erbauung aus dem vierzehnten Jahrhundert. I. 115.
Amalia, eine engliſche Anekdote, nach d'Arnaud. II. 129.
III. 101.
Die Wege der Liebe. I. 158.

Olla Potrida.

1783.

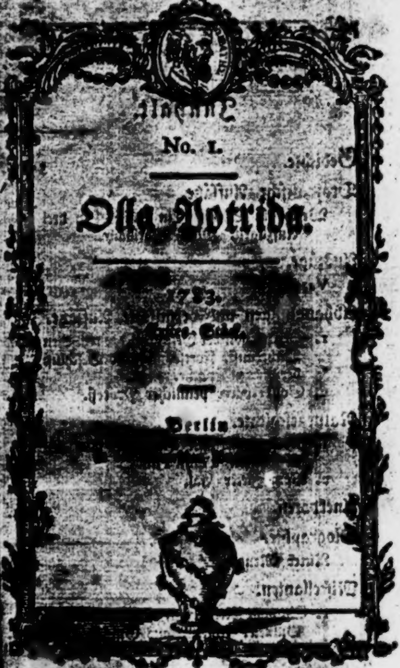
Erſtes Stück.



FRANZ BARTOLOZZI ESQ^{r}

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.



No. 1.

Olla Potrida.

1783.

Erstes Stück.

Berlin

BIBL

Inhalt.

Gedichte. 3

Dramatische Aufsätze.
W[illegible] drei
[illegible] Aufzügen. [illegible]

Auszüge.
Vacat.

Abhandlungen und [illegible] Aufsätze.
1. Skizzen von der G[illegible] der teutschen
Dichtkunst. Forts[illegible] Beschluß
der vierten Epoch[illegible]
2. S[illegible]

Naturgeschichte.
1. Ueber den Vögel-Ge[illegible] Aus dem
Londonder Trank [illegible]
2. Vom Zitter-Aal.

Anekdoten.

Biographie.
Ritter Meng[illegible]

Miscellanien.
1. Etwas [illegible]
2. Hunde-[illegible]

[illegible]
Wiesbaden. 153.
Die Quarantaine. 165.
Fragmente.
Einfluß des Umgangs mit dem weiblichen Geſchlecht. 167.

Anzeige.

Ein zu Straßburg erſcheinendes Magazin für Frauenzimmer iſt die Urſache von dieſem Vorlaufszettel an das teutſche Publikum, [illegible] eine Schrift, die beinahe unter dem nämlichen Titel, [illegible]

Frauenzimmermagazin

ſchon lange von einer Geſellſchaft entworfen, und wovon viele Stücke ausgearbeitet liegen, ankündigen ſoll. Die Verfaſſer machen ſichs zur Pflicht, etwas zur vollkommnern Bildung des ſchönen Geſchlechts beyzutragen; und ſind daher entſchloſſen, aus dem weiten und glänzenden Reiche der Wahrheiten ſolche Kenntniſſe auf eine faßliche [illegible] ten und nähren, das Herz intereſſiren, ihnen in allen Verhältniſſen des Lebens nützen, ihre [illegible] und Wißbegierde ſtillen, und ſie mit Geſchmack, Litteratur und Wiſſenſchaft, in ſo weit ſie ihnen überhaupt betrachtet nützlich ſind, befreunden. Man wird in dieſer Abſicht Scenen aus der Geſchichte, Charaktere und Biographien wichtiger Menſchen, beſonders weiblichen Geſchlechts, geographiſche und naturhiſtoriſche Merkwürdigkeiten, Aufſätze über allerley intereſſirende Wahrheiten, vornehmlich über Materien der praktiſchen Philoſophie, ſowohl, als auch des Haus- und Erziehungsweſens,

Beobachtungen über ſchöne Künſte und Wiſſen-
ſchaften, [illegible] Theorie [illegible]
ſey, Werke [illegible] und [illegible] der
beiden [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
wohl ein [illegible] von den merk-
[illegible] Büchern, als auch
Auszüge aus ſolchen Schriften in ſich faſſen, die hie
und da ſehr brauchbare Sachen [illegible] enthalten,
ob ſie gleich [illegible] ganz andern Zweck [illegible] und
deswegen [illegible] Frauenzimmern [illegible]
[illegible] auch neue Ueberſetzungen [illegible]
[illegible] werden [illegible]
[illegible] vorzuſtellen, wenn den [illegible] der
Griechen, Römer, Britten, [illegible]
ſen, wenn ſie [illegible] ſich die Her-
ausgeber zum Beſten der Schönen [illegible] haben. [illegible]
ſich erſchaffen [illegible]
[illegible] billigen Preiſe [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Berichte [illegible] Anekdoten, Charaktere und Biogra-
phien verſtorbener und lebender Perſonen [illegible]
[illegible] zur [illegible]
und zur [illegible]
[illegible]
Magazins [illegible]

Da [illegible]
[illegible]

I.

Gedichte.

1.

Beym Anblick der Tyroler Gebürge.

Da ſtehen ſie, die ungeheuren Maſſen,
Und ſtrecken ihre Häupter kühn
Des Himmels Wolken zu! – –
Noch liegt die Welt in heil'ger Dämmerung,
Ein grauer Nebel wallt das Thal herauf,
Und lagert ſich auf hoher Berge Spizen.
So zogen ſich auf Cromla's Höhn
Der Nebel Heer, in denen Oſſian
Der Väter Geiſter ſah.
Blick' auf, mein flammend Auge, ſieh,
Nun wandelt ſie von Oſten glühend her,
Die Königin des Tages, wie ein Held,
Erhizt von Ehrbegier, dem Schlachtgefeld

Mit Mut entgegen geht.
O welche neue Schöpfung ſeh ich jezt! —
Wer hat euch Himmelan gethürmt,
Ihr Berge? wer den Wald auf eure Scheitel
So hingepflanzt? — Ha! wer hält dich, Felſenlaſt,
Daß du nicht berſten darfſt,
Und Wanderer in Schutt und Stein begräbſt?
Wer heißt die Quelle hoch herab
In tiefe Thäler ſtürzen?
Wer wies ihr, dorten über Kieſel wegzurollen,
Den Weg durch die Geſträuche?
Wer zeigt dem Raben ſeine Bahn,
Der hier mit ſchwarzen Fittig fleugt,
Und droben in der Felſenkluft,
Den Wolken nah, die enge Wohnung ſucht,
Und ſeinen Raub verzehrt?
Wer färbte dich, o ſtiller See, ſo grün? —
Hier fließt er, farbig wie die Wieſe
Im Wonnemond, und dorten deckt
Ihn ſchon des Eiſes Panzerkleid.
Kein Sturmwind beugt die ungezälten Bäume,
Selbſt Gottes Donnerwetter ſplittern
Nur Stücke von den Felſen weg.
Da ſteh ich, und die Lippe bebet
Vor trunkener Begeiſtrung mir!
Wie biſt du groß, von dem das alles iſt,
Mein Schöpfer! und wie klein ſind wir,
Wir Menſchen, die vor dir im Staube wallen!
Der du die Berge Himmelan gethürmt,
Und Kraut und Laub, und Baum und Strauch erſchufſt,
Der du mit ſtarkem Arm die Laſt
Der Felſen trägeſt, und den Sturz
Der Silberquelle zeigeſt, den der Rabe
Mit Krächzen um ſein Futter fleht;
Dich bet ich an, o du Allmächtiger!
Ich weiß, ſo gut als dieſe Felſenlaſten,

Er

So gut als Raben, Quell und Reh
Und als das Gräschen, das im Winde wankt,
Kennſt du auch mich, o Vater der Natur,
Und merkſt auf meinen Tritt, den ich
Durchs trübe Leben mühſam walle.
O! wenn in meinem Herzen Leidenſchaften
Einander drängen, und die Stimme der Vernunft
Verſtummen will; laß mich der Berge denken,
Die unerſchüttert in Orkanen ſtehn.
Wenn Unmut ſich im Buſen regt,
Und Zorn entglühen will: – erinnre mich,
Wie mich der holde Quell entzückte,
Der ſtille durch die Thäler ſchleicht.
Wenn Sorgen meine Bruſt beklemmen,
Ob ich wohl nie des Brodes darben werde,
Das deine Güte mir bis jezt geſchenkt;
So lisple mir mit leiſem Tone zu:
„Den Raben, der hinauf zu Felſenklüften flog,
„Den du mit deinem Blick geſehn,
„Den Schmetterling, der an der Staude hieng,
„Das Reh, das – ſcheu vor Menſchen – tief in Wald
„Zu ſeiner Mutter floh, nährt meine milde Hand.
„Und ſollt' ich dein vergeſſen, Menſch!
„Der du doch gröſſer biſt als ſie?“

Gott! lehre mich, ſo oft ich die Natur
Entzückensvoll betrachte, dich je mehr und mehr
Zu lieben und zu ehren. Sey
In Sturm und Sonnenſchein mir nah,
Und laß mein Herz, ſo lang es ſchläget, nie,
Nie deiner, du unendlicher, vergeſſen!

Wagenſeil.

2.

Ode auf Luther.

Dignum laude virum Muſa vetat mori.
Horat.

Brich aus! brich aus du lang gehemmtes Feuer,
Ström unaufhaltſam hin!
Ertöne laut, du frühbegriffne Leyer,
Ich fühl' es mir im Herzen glühn.
Erhebe mich auf deinen lichten Schwingen,
Begeiſtrung, Himmelan!
Ich halts nicht mehr, und will und muß ihn ſingen,
Den großen, kühnen, deutſchen Mann!

Vernimm das Lied, in deinen weiten Kreiſen,
Mein freyes Vaterland!
Ich ſinge dir den Helden und den Weiſen,
Der deiner Ketten dich entband.
Denn deine Fürſten waren Knechte
Vom Stuhl zu Rom, und ach!
Der Patriote ſeufzt' umſonſt dem Knechte
Der Freyheit und der Menſchheit nach.

Religion, wie tief warſt du geſunken
Herab zu Menſchentand!
Von Raſerey und Fanatiſmus trunken
Rief, mit dem Mordſtal in der Hand,
Der Pfaffen Schwarm! „Ihr Brüder auf, zerſtöret
„Was uns nicht angehört!
„Tod dem, der uns nicht blind verehret,
„Verderben dem, der anders lehrt!“

Und alles Volk, von Dummheit eingewieget,
Schwieg furchtſam ſtill und wichs

Ja ſelbſt der Mächtige der Erde ſchmieget
In ihre Feſſel ruhig ſich.
Was Groſes Rom und Griechenland erfunden?
Das lag im Schlamm verſteckt;
Des Denkens Freyheit war dahingeſchwunden,
Die Muſen waren weggeſchreckt.

Du, Deutſchland, ſahſt entflammte Scheiterhaufen,
Und Stricke, Rad und Schwerd.
Des Himmels Gnade ſey um Geld zu kaufen,
Das wardſt du laut und frech gelehrt.
Du ſahſt Provinzen leer und öde ſtehen,
Dich deine Fürſten fliehn;
Sahſt hoch empor die Kreuzesfahne wehen,
Und Tauſende dem Tod entgegen ziehn.

Mit Beben hörteſt du die Donnerſtimme,
Und wardſt geſtärkt im Wahn,
Wenn jener Mann im feuervollen Grimme
Den Bannſtral aus dem Vatikan
Hervorgeſchleudert, — Edle niederdrückte
Mit ſeinem Hirtenſtab,
Und um ſich her in ſtolzer Hoheit blickte,
Die ihm ein Kaiſermörder gab. *)

Da kam der Mann, mit Mut von Gott geſtälet,
Und warf den Gözen um!
Er kam, von deutſchem Biederſinn beſeelet,
Mit Troſt und Evangelium.
Wie Feuerſtröme floß von ſeinem Munde
Der Warheit Kraft und Wort;
Und mancher Edle trat zum hohen Bunde,
Trieb mit ihm Wahn und Dummheit fort.

---

*) Phokas, der — wie bekannt — dem römiſchen Biſchof den Vorzug über den zu Conſtantinopel einräumte.

Ihn ſchreckten nicht die hohen Erdengötter,
Wer war voll Muts wie Er?
So, wie die Eich' im grauſen Donnerwetter,
Wenn wilde Stürme rings umher
Die ſchwächern Bäume hin zur Erde beugen,
Stark, unerſchüttert ſteht,
Stund Er; – ſo hat die Warheit ihren Zeugen
Vor allem Volk erhöht.

Dich, heil'ge Freyheit! bracht' uns Luther wieder,
Du kamſt im Stralenkleid
Von jenen wonnevollen Höhen nieder,
Mit ſüſſer, holder Freundlichkeit.
Triumph! Triumph! Zerbrochen ſind die Ketten,
Die Pfaffen ſchmiedeten.
Du ſandteſt ihn, von Sclaverey zu retten,
Erweicht durch deiner Kinder Flehn.

Er trieb mit deutſcher Kraft des Irrthums Heere
Hinweg, und zagte nicht.
„Und wenn die ganze Welt voll Teufel wäre,
„So fürchtet er ſich dennoch nicht."
Nicht Bann, nicht Acht erſchütterten den Kühnen,
Entſchloſſen ſprach ſein Mund.
So ſtund auf ſeines Vaterlands Ruinen
Der Patriot, *) und ſtürzt' in offnen Schlund.

Du zogſt der Alten Weisheit aus dem Staube,
Erhabner, groſſer Mann!
Durch dich kam uns zurück der Väter Glaube,
Und tödtete den Pöbelwahn.
Wer wagt es jezt, uns fürder einzuſchränken?
Wer will entgegen ſtehn,
Wenn wir es wagen, ſelbſt zu denken,
Mit unſern Augen ſelbſt zu ſehn?

Dank

---

*) Der Römer Kurtius.

Dank dir, Unſterblicher! und jeder danke,
Den du ſo hoch begluckt.
Dein Nam' ſey unſer ſüſſeſter Gedanke,
Wenn andre Wahn und Feſſel drückt.
O wehe! wehe dem, der dich verkennet,
Dich, der ſo viel gethan! –
Wer deinen Namen nicht mit Ehrfurcht nennet,
Der iſt ein Sclav, kein freyer deutſcher Mann.

Wagenſeil.

3.

Schifferlied

nach einem Sturme.

Frohlockt! frohlockt! ihr Brüder,
Das Wetter iſt vorüber
Und ruhig iſt die See;
Der Herr gebot den Stürmen
Die Meereswogen türmen
Sich nicht mehr in die Höh!

Gros iſt der Gott der Götter,
Im Sonnenblick und Wetter,
Im ſanften Weſt und Sturm;
In Bächen und in Flüßen
Im Strom, in Meeresgüßen
Im Löwen und im Wurm.

Verkündet auf dem Meere
Ihr Brüder ſeine Ehre,
Preis ihn du ſtille See,

Gott ſpricht: die Stürme ſchweigen,
Und Gott gebeut, ſo neigen
Sich vor ihm Fels und Höh. –

Lobt ihn, lobt ihn ihr Brüder
Und ſinget frohe Lieder
Dem Herrn, und bringt ihm Dank,
Zu Waſſer und zu Lande
Und an des Meeres Strande
Ertöne ſein Geſang.

P. F. Weddigen.

4

Lied.

eines Türkiſchen Landmanns.

Bin gleichwol nur ein armer Mann,
Doch hab' ich Gottes Segen
Und kann mich mit dem Grosſultan
Auf eine Waage legen.
Ich bin vergnügt, und ehre Gott
Und habe Weib, und Vieh, und Brod.

Früh lacht mich Gottes Sonne an
Spät ſcheinen aus der Ferne
So ſchön als dir o Grosſultan,
Mir Gottes Mond und Sterne.
Ja, glaub es mir nur, Grosſultan!
Sie lachen mich noch ſchöner an.

Du wohneſt, wie die Rede geht,
In marmornen Palläſten
Und lebeſt früh, und Abends ſpät

In Schmauſen und in Feſten.
Ich lache deiner Schmauſereyn
Und mag, bey Gott! dein Gaſt nicht ſeyn.

Was haſt du denn wol mehr davon
Als aufgedunſnen Magen,
Bauchkrimmen, Kopfweh iſt dein Lohn
Du mußt die Binde tragen.
Dieß Unheil trifſt du Großſultan,
Bey meiner Wenigkeit nicht an.

Mein Gütchen iſt mir nicht zu klein,
Mich und mein Weib zu faſſen
Ich lebe frey, ſchlaf ruhig ein,
Auch kann ich wachen, ſpaßen,
Mich ſtrecken hin am klaren Bach
Es kräht nicht Huhn noch Hahn darnach.

Du aber gehſt nicht hundert Schritt
So ringeln ſich Huſaren,
Um dich herum, das Schwert gezückt
Als drehten dir Gefahren!
Ich danke Gott in meinem Sinn,
Daß ich kein Fürſt geworden bin.

P. F. Weddigen.

5.

Mädchentreu.

In kühlenden Schatten
rauſcht ſilberhell hin
durch blümichte Matten

und ſpielendes Grün
der Spiegel der Sonne,
der Spiegel vom Mond,
ein Fluß wo mit Wonne
jed's Fiſchlein gern wohnt.

Müd und matt warf bey dem Fluße
hin ein Ritter Lanz und Schwerdt,
lies zu weidlichem Genuſſe
in dem Gras ſein mattes Pferd,
zog die Locken aus dem blanken
Helme, der ihn hart gedrückt,
hänget ihn an einem ſchwanken
Pappelaſt, und ruht erquickt. –

Da ſah er mit Hüpfen
mit lieblichen Dreh'n
die Wellen hinſchlüpfen
ſo wirbelnd und ſchön. –
Es ſpielten die Fiſche
im Schatten ſo ſchnell,
ihn ladet ins Friſche
das Waſſer ſo hell.

Panzer, Kolbe, Dolch und Schienen
legt er eilig ab, und leicht
ſtürzt er ſich hin aus dem Grünen
in dem Fluß – das Waſſer weicht. –
Ringelnd ſchloß ſichs um ihn wieder
Silberhell und ſpiegelglatt,
und erquickt des Ritters Glieder
durch das ſchönſte friſche Bad.

Da wälzten die Wellen
ſich wirbelnd dahin,
da ſpielten im Hellen
die Fiſche vor ihn,

da wallten in Lüfften
die Locken ſo frei,
da lockten die Hüfften
die Wellen herbei.

Als der Ritter abgekühlet
ſich, und Wonne athmend ſteht,
mit den goldnen Locken ſpielet
die der Weſtwind um ihn weht,
ſieht er ſchnell den Fluß ſich theilen
reizend ſtieg ein Mädchen auf, —
fliehend will der Ritter eilen,
lockend hält ihr Sang ihn auf.

„Komm lieblicher Ritter
die Grotte glänzt ſchön,
und auſſen am Gitter
ſoll's Brautbette ſtehn.
Komm Lieber und fliehe
nicht vor meinem Arm,
ich liebe und ziehe
am Buſen dich warm. — “

Schmachtend ſtreckt ſie ihre Hände
nach dem ſchönen Ritter aus. —
Dieſer weichet, und behende
packte ihn ein ſchneller Graus.
Fliehen wollt' er aus dem Fluſſe,
aber wieder hielt ihr Sang
ihn, — im reizenden Erguſſe
tönte er mit ſüſſem Klang. —

„Du fliehſt mich? — Ich Arme
was fang ich nun an? —
du fliehſt meine Arme?
was hab' ich gethan? —
Komm Lieber uns winket
das bräutliche Bett,

es

ſo glänzet und blinket
geſchmücket und nett. —"

Zärtlich ſtreckte ſie die Arme
nach dem Ritter. — Süſſe Luſt
winkte ihn an ihre warme
volle, ſchwanenweiſſe Bruſt. —
Sie umſchloß ihn voll Entzücken
ſtreichelte ihm Wang' und Haupt,
ſchloß ihm an ſich, daß ihr Drücken
ihm faſt ſeinem Athen raubt.

Ihr ſchmeichelndes Bliken,
das Wallen der Bruſt,
goß Wonn' und Entzüken
und ſelige Luſt
im Buſen des Ritters;
ihr zärtlicher Blick
verhieß ihn nichts bitters
nur Wonne und Glück.

Wonne athmend, Wonne fühlend
ſtunden beid' umſchlungen da,
lieblich wehte friſch und kühlend
rund der ſanfte Weſtwind nah,
als des Ritters volle Freude
endigte mit bangen Harm,
ſie entzog zu ſeinem Leide
ſträubend ſich aus ſeinem Arm.

Der Ritter erbebte. —
Ein gräulicher Wurm
erhob ſich und ſchwebte
mit ſauſenden Sturm
ihm über dem Haupte
und droh'te und flog,
und ſchwebte, und ſchnaubte
bald niedrig bald hoch.

Stark wand ihn um Leib und Arme
das treuloſe Mädchen ſich. –
Aengſtlich ſchrie er: „Ach erbarme
liebes Kind dich über mich!“ –
Aber ach! die Falſche lachte
zog ihn in die Spiegelflut,
daß es brauſte, daß es krachte,
und zerriß ihn voller Wut.

Vlps.

6.

Mienchens Locken.

Duftender als Blumen-Glocken
wallen Mienchens goldne Locken
auf den vollen Buſen hin,
Zefir ſchwirrt mit Balſamflügeln
durch die Locken, zu den Hügeln
wo die ſchönſten Roſen blühn.

Zefir, Zefir! könnt ich ſehen
was mit deinen ſanften Wehen
du gefühlet, du geſehn.
Könnt ich athmen all die Düfte
und die ſchönen warmen Lüfte
von den holden Roſen-Höhn!

O wie ſeelig! – o, wie glücklich! –
Morpheus ſende augenblicklich
mir den allerſchönſten Traum,
daß ich ſehe was das Bübchen,
Zefir ſah bey meinem Liebchen
in dem ganzen holden Raum! –

Vlps.

II.
Dramatiſche Aufſätze.

Welch ein Spaß!

Ein Luſtſpiel in drei Aufzügen.

Nach Marivaux.

Perſonen.

Herr von Altern.
Wilhelmine ſeine Tochter.
Karl von Altern, Officier, ſein Sohn.
Herr von Winterfeld.
Friedrich, ſein Bedienter.
Henriette, Wilhelminens Kammermädchen.
Ein Bedienter.

Die Scene, ein Saal auf dem Landhauſe des Herrn von Altern, mit einer Mittel- und verſchiedenen Seiten-Thüren.

Erſter

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Wilhelmine (allein, lieſt.)

(Nach einer Pauſe legt ſie das Buch weg.)

Auch Leſen kann mich heut nicht ermuntern; ſonſt war mir dies und ein Spaziergang alles. — Daß ſich doch der Menſch ſo wenig ähnlich bleibt; in einer Stunde freut ihn, was er in der andern verwirft.

Zweiter Auftritt.

Die Vorige. Karl

(kömmt durch die Seitenthüre, und will durch die Mittelthüre abgehn. Er erblickt Wilhelminen.)

Karl.

Ha, guten Morgen, liebe Schweſter! (küßt ſie).

Wilhelmine. Guten Morgen, lieber Karl.

Karl. Schon ſo früh auf? Ich wollte Dich eben zu unſerm gewöhnlichen Morgenſpaziergang abrufen.

Wilhelmine. Verzeih; ich hab' ihn ſchon allein gemacht; aber auch darum vielleicht ſo kurz. — Ich gieng dann hieher, um zu leſen.

Karl. Ich dächte, wir nämen das Frühſtück hier?

Wilhelmine. Wie Du willſt, lieber Karl.

Karl (er ruft). Johann!

Ein Bedienter. Was befehlen Sie?

Karl. Das Frühſtück – (Der Bediente bringt Thee, ſie ſetzen ſich) Ja, ja, wie kann ich mich wol wundern, daß Du früher

Tag gemacht haſt, als gewöhnlich: Bräute, die ſind ſpät nieder, und früh auf; aber warte nur, nichts verändert die Zeit mehr als euch Mädchen, und es werden gewiß Stunden kommen, wo ich Dich ziemlich ſpät noch im Bett überraſchen werde. — Nicht wahr, liebes Mädchen? — Sieh nur darüber nicht ſo finſter aus. Das iſt nun einmal nicht anders, wir Männer ſagen gerad heraus, was wir wünſchen, und ihr Mädchen denkt es nur, aber darum wahrhaftig nicht minder lebhaft als wir.

Wilhelmine. Ach, guter Karl, ich bin heut außerordentlich unruhig, und es iſt keine frohe Unruhe, wie Du vielleicht glaubſt. Nein es iſt Beſorgniß, daß ich ſoll verheurathet .....

Karl. Schweſter, ich bin ganz erſtaunt. So hab' ich in meinem Leben noch kein Mädchen ſprechen hören. Beſorgniß für die Verheurathung, die das Ziel eines jeden Mädchens iſt, worauf von ihren früheſten Jahren die kleinſte unbedeutenſte ihrer Verrichtungen hinzweckt. Nein, nein, täuſch mich nicht, bald Frau genannt zu werden, und einen guten Mann zu haben, iſt gewiß der Wunſch jedes Mädchens, das nur vielleicht irgend eine andere Abſicht hat, einen Mann zu wünſchen. Der Mann muß die Sünden eurer Jugend wieder gut machen, und eure künftigen verbergen.

Wilhelmine. Bruder, Bruder, bin ich nicht auch von dieſem Geſchlecht? Du vergißt auch gar zu oft, daß wir Mädchen ſo gut wie ihr Männer, an unſrer Ehre beleidigt werden.

Karl. Kennſt Du mich nicht? Mit Deinem Geſchlecht bin ich nun eben nicht ſo recht zufrieden, das weiſt Du, aber gewiß mit meiner guten (küßt ſie) lieben Schweſter.

Wilhelmine. Geh nur Schmeichler — Du biſt ſo ein eigner Mann, der einem ſagen kann, was man nicht gern hört, aber zürnen kann man doch nicht auf ihn. Und doch ſollt' ichs, denn wer nimmt ſich nicht ſeines Geſchlechts an?

Karl. Dies iſt nur eure Tugend, um uns zu widerſprechen. — Aber dies izt bei Seite. Haſt Du wirklich Beſorgniß?

Wilhelmine. Wie, ſollt ich nicht? Ueberleg' es nur ſelbſt, wozu meinen Vater ſeine Liebe zum Beſondern, und ſein Vergnügen an Späßen, wie ers zu nennen pflegt, hinzieht; mich einem Gatten beſtimmt zu haben, den ich nie ſah. Die Wahl iſt ſchwer, wenn wir Jahre mit einem Mann gelebt, ſeine Geſinnungen, ſeine Handlungen beobachtet haben, aber nun gar ihn ſehn und nehmen, Eins ſein laſſen, iſt eben ſo ſonderbar, als für mich traurig.

Karl. Es könnt' es ſein, wenn nicht der Ruf den Mann, Der dein Gemahl werden ſoll, ſchön, edel, weiſe nennte. Kannſt Du dir bey dieſen Eigenſchaften nicht die glücklichſte Ehe verſprechen?

Wilhelmine. Glücklich iſt wohl ein Wort, das viel, ſehr viel verſpricht, aber im Eheſtand gewiß am wenigſten Wirklichkeit wird.

Karl. Er iſt ſchön, gut gemacht, geſchmackvoll gekleidet, fähig ein Mädchen zu unterhalten; dies iſt, was ihr an uns Männern liebt, und der charmante Mann verdrängt den ernſthaften Weiſen. — Wenn alle Bräute ſo einen Gatten zu erwarten hätten, wie Du, liebe Schweſter, da könnten wohl die Heirathen auf chineſiſchen Fuß bey uns eingeführt werden.

Wilhelmine. Dieſe Geſinnungen ſind gar nicht die meinigen. Du ſagſt, er ſey ſchön, und wenn das Gemälde, das Du entworfen, ihm wirklich ähnlicht, ſo iſt es eben dieſer Zug, der mich bekümmert.

Karl. Schönheit bekümmert Dich? Nun wahrhaftig, das iſt ein paradoxer Satz. Bis izt hab' ich Schönheit immer für den Schlüſſel gehalten, der eure Herzen eröfnete,

und

und ihr habt noch kein Schloß erfunden, das er nicht ſchlöſſe.

Wilhelmine. Vielleicht wie Du Weiberfeind von uns Mädchen denkſt? Aber, wenn Du nicht parteiiſch für Dein Geſchlecht biſt, ſo wirſt Du meiner Meinung gewiß nicht den Beyfall verſagen: Ein ſchöner Mann iſt gemeiniglich ein leerer Kopf.

Karl. Wiedervergeltung, liebes Mädchen? Doch auf dieſe Art verzeih' ich ſie Dir nicht gern; es iſt Wahrheit, traurige Wahrheit für uns Männer. Und dieſe Beobachtung macht Dir auch wirklich viel Ehre: Du betrachteſt die Männer mit ganz andern Augen, als ihr Mädchen gemeiniglich thut. Wärſt Du nicht meine Schweſter, ich würd' Dir dieſes Lob gewiß nicht beilegen.

Wilhelmine. Wie ich ſehe, lieber Bruder, ſo haſt Du's noch nicht vergeſſen, galant gegen ein Mädchen zu ſeyn. — Aber glaube mir, Schönheit und Ton der groſſen Welt ſind wohl angenehm bey dem Liebhaber, aber traurig wird immer ihre Verwandlung bey dem Manne. Hat er hingegen ein edles, gutes Herz, ſo bleibt er immer was er war, und brauchte ſich nicht mit einer ſchönen Schminke zu überſtreichen, um uns zu hintergehn.

Karl. Wenn nun aber beydes vereinigt iſt, Schönheit und edle Geſinnungen, wie es bey dem Manne ſein ſoll, der Dir beſtimmt iſt, o dann wirſt Du doch der Schönheit mehr Werth geben? Schönheit hat für den Menſchen zu viel Reitze, und gewiß in der Liebe am meiſten. Sagen zu können, man hat einen ſchönen Mann, giebt dem Verdienſt der Rechtſchaffenheit mehr Nachdruck. Und die ehrliche Zärtlichkeit will durch gewiſſe Kleinigkeiten in ihrer ſteten Blüte erhalten werden, wozu doch Schönheit vorzüglich geſchickt iſt.

Wilhelmine. Wenn beydes vereinigt iſt, o dann bekömmt die Schönheit durch die Tugend ihren Werth. Aber

wen

wer kann von euch Männern mit Gewißheit jemals ſagen, was ihr wirklich ſeid? Wollt ihr ein armes Mädchen fangen, ſo ſeid ihr die Heiterkeit, die Gefälligkeit, die Frölichkeit, die Zuvorkommenheit ſelbſt, ſogar eure Geſtalt, euer Geſicht entſpricht dieſen Vollkommenheiten. Aber kaum iſt es euch nun erlaubt, die Rechte der Gewalt als Mann zu gebrauchen, ſo nehmt ihr eure Maske ab, hört auf Schauſpieler zu ſeyn, und eure Heiterkeit wird mürriſch Weſen, Gefälligkeit Strenge, Frölichkeit übele Laune und eure hüpfende Geſtalt kriecht zuſammen wie das Alter, euer lächelndes Geſicht wird düſter und finſter, und Frau und Familie möchten gemeiniglich glauben, das Schickſal hätt' ihnen einen ſchelmiſchen Streich geſpielt, und einen andern ſtatt des Liebhabers untergeſchoben.

Karl. Ei, ei, Schweſter, Du tritſt ſtark in meine Fußſtapfen. Aber nur ſchade, daß Deine Schilderung nicht ganz richtig iſt: die Mädchen, nicht die Männer, ſind die beſten Schauſpieler.

Wilhelmine. Nur ſelten ſind ſie auch dieſes gegen ihre Gattin, obgleich ſehr vortreflich gegen andre. Ein Mann, der ſich in Geſellſchaft ſo liebenswürdig zu betragen weiß, daß vielleicht ein jedes Mädchen, das ſich in der Geſellſchaft befindet, ihn zum Gatten wünſchen würde, iſt in ſeinem Hauſe ganz das Gegentheil. Immer zänkiſch, mürriſch, übelwollend, ſo daß das arme Weib traurig, bleich, mit thränenden Augen herumſchleicht. Aber er, kaum hat er mit ſeiner Frau den heftigſten Streit geendigt, und ein Freund tritt in ſein Zimmer, ſo empfängt er ihn mit offenen Armen, mit heitrer, ruhiger Miene, ſein Mund lächelt, ſein Auge ſpricht Freude, als wenn er ſo eben die luſtigſte Geſellſchaft verlaſſen hätte. Er kann den guten Ton annehmen, wie der Prieſter am Sonntag die Frömmigkeit; aber gegen ſein Weib iſt er nur Tirann, und hält ſie nicht einmal der Verſtellung würdig.

Karl. Schweſter, wer iſt wohl beredter zum Lobe des andern Geſchlechts, Du oder ich? — Du ſchilderſt die Männer mit ſo ſchwarzen Farben, daß es nur gut iſt, daß Deine Stimme in dieſen vier Mauern bleibt, ſonſt wär' es um die Fortpflanzung der Menſchen geſchehn; wir kriegten wahrhaftig keine Weiber mehr. Nur iſt mein Troſt, daß Dein Geſchlecht zu gut weiß, daß die Verwandlung in Weib ſeine zweyte und vervollkommte Schöpfung wird. Seid ihr aber nicht glücklich in der Ehe, ſo iſt es immer eure Schuld; warum wählt ihr euch nicht kluge, weiſe Männer.

Wilhelmine. O wie ſchwer iſt die Wahl eines Gatten! Ein zu kluger Mann, ein Weiſer blickt auf uns von ſeiner Höhe mit einer gewiſſen Verachtung herab, daß wir nur immer den Philoſophen, nicht den zärtlichen Ehemann erblicken.

Karl. Ja, ja, dieß iſt euer Leiden. Denn wahrhaftig, wenn die itzigen Zeiten von den alten auch gar nicht verſchieden ſind, ſo ſind ſie es doch darinn: daß die Weiber die Männer an Verſtand und Gelehrſamkeit übertreffen wollen, auch wirklich übertreffen. Weiber werden jezt Philoſophen, und Männer — Weiber. Aber hoher Verſtand und Gelehrſamkeit ſind nur gut, für wen ſie beſtimmt ſind. Und weh, weh dem Mann, wenn die Frau eine Philoſophin iſt!

Wilhelmine. Mich trift dieſer Vorwurf gewiß nicht! Einen verſtändigen, kenntnißvollen Mann zu haben, wenn Verſtand und Gelehrſamkeit nicht alle Zärtlichkeit und Nachſicht gegen ſein Weib aus ſeinem Herzen vertrieben haben, muß die Urſachen zu unendlichen ehelichen Glückſeeligkeiten ſeyn; als wenn wir unſre Hand an einen Mann geſchenkt haben, der niemals ſpricht, niemals lacht, weder lobt noch tadelt; der nur für ſich lebt, der ſeine Frau nicht kennt, und ſie ihn nicht; der wie eine Maſchine ſein Zimmer verläſt, geht, kommt und alles was um und neben ihm iſt, mit

Trau

Traurigkeit, Nachläßigkeit und Langerweile anſteckt. O das muß ein trauriger Eheſtand ſeyn!

Karl. Der gefährlichſte fürs Weib, um eheliche Freuden in den Armen eines andern zu ſuchen. (Man hört ein heftiges Lachen.) A, hörſt Du, mein Vater kündigt ſich an. Was muß ihn denn ſchon dieſen Morgen ſo ins Lachen geſetzt haben? Vermuthlich ein Späschen eigner Erfindung.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Herr von Altern.

Herr von Altern.

Ha, ha, ha, guten Morgen, Kinderchen!

Wilhelmine und Karl. Guten Morgen, beſter Vater.

v. Altern. Herzenskinderchen guten Morgen. Ha, ha, ha, das wird Spaß geben, ſo einer iſt in dem ganzen heiligen Römiſchen Reiche noch nicht geweſen. Es iſt doch ein herrliches Ding, wer einen Spaß anzulegen vermag. In unſern Tagen iſt die Kunſt verloren gegangen. Man glaubt gar nicht mehr, daß Scherzen die Würze der Geſellſchaft iſt. Jezt ſpielen, zanken oder raiſonniren die Leute lieber. — Komm Minchen, küſſe mich, küſſe mich, (ſie küßt ihn die Hand, dann den Mund). — Aber was ſiehſt Du denn ſo finſter aus, wie ein Mathematikus? Stehſt da und ſchlägſt die Augen nieder, wie unſre neuen Menſchenfreunde. Was bedeutet denn das? Oder Minchen, gutes Mädchen, willſt Du einen Spaß machen? Wenn das wäre, ja noch mal ſo lieb hätt' ich Dich.

Karl. Lieber Vater, heurathswegen, weiter nichts.

v. Altern. Heurathswegen? Ha, ha, ha, das hab' ich noch nicht gehört, iſt ein Originaleinfall. Biſt ein herrlicher Junge, muß Dich küſſen. Zur Belohnung ſollſt Du auch mein Geheimniß, meinen Originalſpaß erfahren. — Aber Kinderchen, nun ſpaßt nicht, ſagt was fehlt, was giebts?

Karl. Wilhelmine ſagt: die Männer hätten zwey Phyſiognomien, eine als Liebhaber, die andre als Mann; dieß iſt die Urſache ihrer Traurigkeit.

v. Altern. Kinderchen, Ihr ſeid heut ganz des Henkers mit Spaßen. Wohl Gemälde mit zwey Geſichtern hab' ich geſehn, aber Menſchen in meinem Leben noch nicht. Und doch bin ich auf Univerſitäten geweſen, wo die närriſchen Geſichter zu Hauſe ſind. Oder iſt etwa wieder ein neuer Phiſiognomiſt auferſtanden, der mit einem Geſicht noch nicht genug hat?

Wilhelmine. Beſter Vater, warum ſollt' ich Ihnen die Urſach meines Mißvergnügens verſchweigen, das eine Furcht vor der Verbindung mit einem Manne iſt, den ich nie ſah, nie ſprach, den mein Herz nur wählen ſoll, weil Sie ihn für mich beſtimmt haben? Und doch, der Menſch läßt ſich wohl befehlen, aber das Herz nicht.

v. Altern. Närriſches Mädchen, iſt das die Urſach Deines Trübſinns? Kennſt Du Deinen Vater ſo wenig? Glaubſt Du, er werde Dich zwingen, einem Mann Deine Hand zu geben, der es nicht verdient? Ich kenn' ihn als einen braven, jungen Mann. Gieb nur acht, es wird von Ihm heißen: veni, vidi, vici. Sein Vater iſt mein alter, alter Freund. Ein herrlicher, jovialiſcher Junge war er von Jugend auf, und wer in der Jugend lacht, weint nicht im Alter. Drum liebt' er immer noch ein Späßchen. Mit dem nun hab' ich es abgemacht, die Heurath ſollte geſchloſſen ſeyn, ohne daß ſich das Brautpaar vorher ſähe.

Wilhelmine. Aber bedenken Sie nur, beſter Vater, wenn ich nun für dieſen Mann nicht Liebe, nicht einmal

Freundſchaft fühlen könnte, und mich träfe dann auch das traurige Loos ſo vieler: ein unglückliches Weib zu ſeyn; eine ganze Reihe von Jahren mit einem Mann zuzubringen, den ich nicht lieben könnte, und der endlich, wenn er auch die heftigſte Liebe für mich hätte, kalt, unempfindlich werden müßte. Die zärtlichſte, feurigſte Liebe, wenn ſie nicht Gegenliebe findet, verſchwindet endlich, und wird ſehr oft Haß. — O nein, beſter Vater, unglücklich wollen Sie Ihre Tochter nicht machen? Beſtehn Sie aber auf dieſe Verbindung, und ich kann dieſen Mann nicht lieben, ſo will ich lieber aller ehelichen Verbindung auf immer entſagen, und mich in ein Kloſter begeben.

v. Altern. In ein Kloſter begeben? Was das gleich für ein trauriger Schnickſchnack iſt. Ja ein Mädchen von zwanzig Jahren iſt auch gemacht, um innerhalb vier Mauern lebendig zu ſterben. Sind wir denn auf der Welt, um für all' ihre Freuden unempfindlich zu ſein? Ins Kloſter geht der Greis und die alte Matrone, die in der Jugend ſo gelebt haben, daß ſie im Alter niemanden frey ins Geſichte ſehen können. Der Jüngling, das Mädchen muß empfinden, genießen, lachen, ſcherzen. Aber ich weiß gar nicht, wie die jetzige Welt iſt? Ein Mädchen in den glücklichſten Jahren der Jugend, ſpricht von Einſamkeit, als wenn das nun ſo eine rechte Freude wäre. Da ich zwanzig Jahr zählte, da waren andre Zeiten: da gabs Spaß, Freude und immer fröhliches Weſen. Aber jezt, da iſt alles ſo ernſthaft, ſo finſter, ſo beſcheiden, als wenn die Menſchen nicht reden könnten. Der Jüngling ſpielt den Weiſen, klagt, jammert über die verdorbene Menſchheit, und alles ſchwazt von Philoſophie. Ich habe aber immer gefunden, wovon die Menſchen am meiſten ſprechen, das ſind ſie am wenigſten.

Wilhelmine. Beſter Vater, Sie ereifern Sich zu ſehr. Wie könnt' ich glauben, daß Sie dieſer Vorſchlag beleidigen könnte. Ich würde ganz geſchwiegen haben.

v. Altern. Da ſoll man auch ganz kalt bleiben, wenn ein Mädchen von Deinen Jahren ſo einen traurigen Einfall hat, wenn ſie auch von der allgemeinen Seuche angeſteckt iſt. Denn Mädchen und Jünglinge fluchen Dir jezt auf die Menſchen, als wenns alles Teufel wären, und gerathen ganz in Entzückung, wenn man nur Natur und Einſamkeit nennt. O Natur! o Einſamkeit! ruft jeder unbärtige Bube und jedes Mädchen, das noch mit der Puppe ſpielt. Alles thut tugendhaft, drum ſchleichen die gefärlichſten Laſter jezt ſo im Dunkeln. — Geh, geh mir, gutes Mädchen mit dem Gedanken, Kloſter. Spiel mir nicht auch ſo die Modetraurige, die ein Gemälde von Elend in Bereitſchaft haben, wie die Scheinheiligen einen Gemeinſpruch. — Hab Dich ſo lieb, haſt mir ſo manche Freude, ſo manchen Spaß gemacht, verdirb mir den nicht, daß ich ſagen kann: ich habe meine Tochter glücklich verheurathet, ohne daß die beyden Leute vor der Heurath einander ſahen. — Nun es wird bald entſchieden werden; in wenigen Stunden wird Winterfeld hier ſeyn. Und glaube Deinem Vater, es iſt Dir ein Junge, ein treflicher, herrlicher Junge. Wenn er Dir nicht gefiele, ſo müſt' ich ja gar keinen Geſchmack haben.

Wilhelmine. Daran zweifl' ich gar nicht, daß er der ſchönſte, liebenswürdigſte Mann iſt. Aber Lieb' iſt ſo ein eignes Ding, ſie nimmt ſelten ihre Richtung dahin, wo man vermuthen könnte, das ſie ſie nehmen würde, und am wenigſten dahin, wo ſie ſoll. Sie ſchweift oft herum, aber plötzlich findet ſie einen Gegenſtand, auf den ſie ruht.

v. Altern. Wahr, ſehr wahr, Herzenskind; das weiß ich aus eigner Erfahrung. Ich habe Dir in meiner Jugend

gend mit meiner Liebe gar nicht ſparſam Haus gehalten: bald lagerte ſie ſich hier, bald dort. Das war aber alles nur Spaß, und Scharmützel, bald erobert, die Eroberung auch bald vergeſſen. Aber da befand ich mich einmal im Schauſpielhauſe, war recht herzlich froh über eine Komödie, freute mich des Mannes, der die Thorheiten der Menſchen mit ſeiner Satire züchtigte, als meine Augen von ohngefähr auf einen weiblichen Gegenſtand zu ruhen begonnen, der eben ſo herzinniglich lachte als ich. Ich guckte, guckte wieder und konnte meine Augen von dem Gegenſtand nicht wegbringen. Sie ſchien das zu bemerken, guckte zurück, und ſo ſahen wir uns ſo viel an, als wenn unſre Augen eins geworden wären. Aus dem Sehen wurde Sprechen, und endlich wurde denn ohne viele Umſtände geſagt, was wir empfänden; eine Heurath gab uns Genuß der Empfindung und eine recht glückliche Ehe. — Ha, ha, ha, Kinderchen, freut Euch das nicht? — Seht Ihr, eine Heurath durch Lachen. — Für die Empfindſamen unſers Jahrhunderts konnte das nur in einer Tragödie geſchehn, wo ſich die weinenden Seelen treffen. — Ja, ja, Liebe kömmt wie ein Dieb in der Nacht. Ein Blick, ein Wort, weg, weg iſt Freyheit. Siehſt Du, Mädchen, ſo wird es Dir auch gehn. Will's denn nun aber bey Dir gar nicht zünden, ſo muß der unglückliche Bräutigam freylich wieder abtrollen.

Wilhelmine. Mir fällt etwas ein, mein Vater. Wenn Sie mir dies erlaubten, ſo würd' ich völlig beruhigt ſein.

v. Altern. Nur nichts von Kloſter und Einſamkeit, oder von ledigem Stande, denn ein Mädchen, das als Jungfer ſtirbt, war entweder eine ſtolze Närrin oder eine eitle Buhlerin.

Karl. Oder eine große Gelehrte, mein Vater, dies kömmt in unſern Tagen noch darzu.

Wilhelmine. Nein, beſter Vater, mein Vorſchlag geht nur dahin, Ihren Willen deſto eher befolgen zu können.

nen. Winterfeld kömmt noch heut hier an, und ich wünſch' ihn zu ſehn, zu ſprechen, ohne daß er mich kennte, ohne daß er wüſte, mit wem er ſpräche.

v. Altern. Ha, ha, ha, ein ſchnakiſcher Einfall, aber wie willſt Du das ausführen? Nur nicht etwan Dich in Mannskleidern verſtecken, dies leid' ich nicht. Das iſt allezeit Eitelkeit und Koketterie, weil ein Mädchen mit der Weglegung ihrer Kleidung auch gewiſſe Vorurtheile, die ſie einſchränken, und gewiſſe Anſtändigkeiten, die in Mannskleidern Gezwungenheit ſeyn würden, ablegen kann. Es wäre Dir freylich ein treflicher Spaß, aber mein gutes Kind, das geht nicht.

Karl. Meine Uniform ſteht zu Befehl, liebe Schweſter, die iſt ja ſo euch Mädchen ſo heilig, wie dem Bürger der Sonntagsrock.

Wilhelmine. Ich danke, lieber Karl, ich bedarf Deinen Beyſtand ganz und gar nicht. — Nein, lieber Vater, es iſt wohl was von Verkleidung, aber nicht um mich hinter einen Mannsrock zu verbergen. Die ganze Verkleidung beſteht darinn, daß ich den Platz meines Kammermädchens und ſie den meinigen annähme. Sie hat Verſtand und Luſtigkeit genug, um ihre Rolle gewiß nicht zu verderben.

v. Altern (ganz außer ſich von Freude, ſpringt auf ſie zu und küßt ſie). Herzens Minchen, was das für ein drolliger Einfall iſt! Ha, ha, ha, ha, das wird Spaß geben. — Sollte man's doch nicht glauben, daß es möglich wäre, (zu Karl) lieber goldner Junge, Du lachſt Dich todt, wenn Du das ſo hören wirſt. Nun hernach ſollſt Du alles erfahren. — Nun das wird ſonderbar genug werden. — Kind, warum ſagteſt Du denn das nicht gleich, von Herzen gern erlaub' ich es Dir. Aber wird auch Henriette wollen?

Karl. Welch Mädchen ſpielt wohl nicht gern eine große Rolle, wo es Anbeter giebt. Sie wird gewiß ihre Sache troß einer ſpaniſchen Duena vortreflich machen — wir wollen ſie rufen laſſen — Johann!

Der Bediente (kömmt). Was befehlen Sie?

Karl. Sag einmal Henrietten, ſie ſoll herkommen. (Bediente ab.)

v. Altern. Du machſt mir eine herrliche Freude, Mädchen. Das iſt kurios — Nun wenn's wird entwickelt ſeyn, da ſollſt Du hören, daß er eben — pſt, pſt, bald hätt ich aus der Schule geſchwazt, nichts davon. Aber ſag mir nur, wie iſt Dir denn der Einfall in den Kopf gekommen? Ein Einfall, ja wahrhaftig ſo recht feinkomiſch a la Moliere.

Wilhelmine. Wie uns die beſten Einfälle ſo plözlich in den Kopf kommen, daß ihre Entſtehung ein Wunder, eine Schöpfung aus nichts zu ſeyn ſcheint. — So hab' ich die beſte Gelegenheit, ihn zu beobachten, ohne daß er es kann. Er zeigt ſich mir ohne Hülle, und ich bleib immer hinter meinen Schleier, und laß ihn nur fallen, wenn er Belohnung verdient.

v. Altern (bey Seite). Ha, ha, ha, verſchleire Dich nur.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Karl. Henriette.

Henriette.

Was befehlen Sie?

v. Altern. A, Henriette, getrauſt Du Dir wohl einen Tag lang die Perſon eines Fräuleins zu ſpielen, und einen jungen Liebhaber zu betrügen?

Henriette. Warum dies nicht? Sollt es denn ſo ſchwer ſeyn, vornehm zu thun? Man braucht nur Geld und Kleider, ſo kann man's. Ich hab' es mir lange ſchon gewünſcht, eine vornehme Frau zu ſeyn, nun kann ich es doch wenigſtens auf einige Zeit verſuchen. Was aber die Betrügerey des Liebhabers betrift, das iſt leichte genug. Wenn er nur recht verliebt iſt, ſo läſt ſich nichts leichter hinters Licht führen, als ein Liebhaber. Und was für ein Fräulein ſoll ich denn repräſentiren?

Wilhelmine. Mich ſelbſt.

Henriette. Nun iſt die Rolle ſchwerer als ich geglaubt habe. Doch wer hat nicht Nachſicht mit einer jungen Schauſpielerin? Ich will es verſuchen.

Wilhelmine. Ich will Dich ſchon noch unterweiſen.

v. Altern. Nun, Kinder, macht, ſputet Euch. Winterfeld könnt uns überraſchen. — Und daß die Bedienten davon unterrichtet werden. — Geht, kleidet euch an.

Wilhelmine. O ich bleibe bis auf einige unbedeutende Veränderungen wie ich bin, beſter Vater. Meine Kleider dürfen mich nie verrathen, wenn ich auch keinen Bräutigam erwarte.

Henriette. Aber ich geh zur Toilette, um mich zu bepanzern, zu ſchminken, zu ſchnüren, zu ſchwitzen, und mich ſo einzukerkern, daß ich mich nicht bewegen kann, wenn ich auch gern wollte. Nun dann werd' ich das Fräulein gewiß nicht vergeſſen!

Wilhelmine. Närriſches Mädchen! Komm komm, ich will Dich bedienen, und Dir deine ganze Rolle erzählen (beyde ab).

Fünfter Auftritt.

Karl. von Altern.

v. Altern.

Nun geht nur hin, ha, ha, ha. — Nun ſind wir allein, nun kann ich Dir meinen Einfall entdecken. Du wirſt lachen, ganz entſetzlich wirſt Du lachen.

Karl. Sie machen mich äußerſt neugierig. Was iſt denn vorgefallen?

v. Altern. O höre nur, Du wirſt Dich wundern. Du weiſt, daß ich immer geſagt habe; Mine, Du ſollſt heurathen, ohne deinen Bräutigam zu ſehn. Das hab ich aber auf eine ganz andre Art gemeint. Sie ſollt ihn ſehn und auch nicht ſehn. Ich hatte da einen Einfall, der Herr könne ſich in den Bedienten, und der Bediente in den Herrn verkleiden, daß der Bräutigam ſeine Braut bemerken könnte, ſie ihn aber nicht. Ich ſchrieb das meinem guten alten Freunde Winterfeld. Er ſchlägt die Schnacke ſeinem Sohne vor, ſagt es ihm aber nicht, daß ich etwas davon weiß. Der iſt es herzlich gern zufrieden, und eben jetzt ſchreibt mir der Alte, daß ſie beide als Verkappte heute hier erſcheinen würden. Nun was ſagſt Du darzu? Hab ich wohl Urſache zu lachen?

Karl. Nun wahrhaftig, dieß iſt ein ſonderbarer Zufall, daß meine Schweſter den nämlichen Einfall haben muß. Es klingt ſo romanhaft, daß man an der Wahrheit zweifeln könnte.

v. Altern. Was das nun für Verwirrungen, Verwicklung und endlich Entwicklung geben wird. Und, Herzensjunge, das hab ich Dir nun angeſponnen. Aber wahrhaftig, daß Dir meine Tochter auch den Einfall gehabt hat, überzeugt mich erſt recht, daß ſie mein Kind iſt. Sie hat ein herrliches Genie zu Späßen. — Wie ich mich auf den heutigen Tag freue! Wahrhaftig, wie auf die Brautnacht, und da macht ich Dir doch gewiß auch ganz vortrefliche Späße, alles ganz anders, ha, ha, ha. — Siehſt Du nun, lieber Karl, da wollen wir uns immer in Hintergrund legen, und das all' ſo mit anſehn. Wenns aber endlich Zeit iſt, komm ich denn, wie ein Orgon in der Komödie, und mache dem Dinge ein Ende — Nun und Du lachſt gar nicht? — Um des Himmelswillen, ſtöre Du nicht etwan dieſe herrliche Anlage, dieſen vortreflichen Plan, der mir Ehre macht, und den unſre Nachkommen noch belachen werden. Ich weiß recht gut, ihr jungen Leute verwerft jezt alles Lachen, alles Spaßen, und guckt lieber in den Mond, der wahrhaftig gar nicht mein Freund iſt; er ſieht gleich ſo traurig, ſo bleich aus, wie ein Mädchen aus einer groſſen Stadt.

Karl. O mein beſter Vater, ich dächt', ich wär nie der Feind Ihrer Freude geweſen. Auch wär es äußerſt ungerecht, dieſen ſonderbaren Vorfall eher zu unterbrechen, bis ihn das Schickſal entwickelt. Vielmehr biet' ich mich an, Ihnen beyzuſtehn. Wir müſſen ſuchen, meine Schweſter und Winterfelden in dieſer Verkleidung ſehr oft in Geſpräche zu verwickeln, um zu ſehn, ob ihnen ihre Herzen ſagen werden, was ſie ſind. Vielleicht, daß meine Schweſter Winterfelden gefiel. Auch das Kammermädchen wird ihre Reitze nicht vermindern.

v. Altern. O! und ſie hat Verdienſte, die mehr gelten, als all dieſe Reitze. Sie iſt eine gute Tochter, und eine gute Tochter wird auch eine gute Frau. — O Kinder, Ihr ſeyd meine Freude, mein Stolz. Ich bin ein glücklicher Vater, weder Du noch Wilhelmine machten mir je eine traurige Stunde. — Guter Karl, nur Dir wünſcht' ich mehr Heiterkeit, mehr Zufriedenheit mit den Menſchen, beſonders mit dem weiblichen Geſchlecht. Ich hätte denn doch auch Hofnung, Dich an der Seite einer liebenswürdigen Gattin glücklich, und unſern kleinen frohen Cirkel noch vermehrt zu ſehn.

Karl. O, es war ja einſt ſelbſt mein eifrigſter Wunſch, durch die Liebe glücklich zu werden. Ich glaubte das beſte, edelſte, treueſte Mädchen gefunden zu haben, und wie ſehr wurd' ich hintergangen! War dieſe nicht gut, was können wohl andre ſeyn?

v. Altern. Muſt's vergeſſen. Ich glaubte, der Stand, den Du doch aus Verzweiflung wählteſt, würde Dir Zerſtreuung geben. Laß mich nicht vergebens hoffen. Ein untreues Mädchen verdient nicht, daß man eine Thräne vergießt.

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Wilhelmine

(mit einigen Veränderungen des Anzugs zu ihrem jetzigen Stande.)

Wilhelmine (kommt hüpfend herein).

Nun, wie nehm' ich mich aus als Kammermädchen?

v. Altern (küßt ſie). O Du biſt auch ſo noch meine gute Wilhelmine.

Wilhelmine. Nun lieber Bruder, wie findeſt Du mich denn? Aber ich bitte mir es aus, nur nicht wie gewöhnlich eine Antwort, daß einen die Frage ärgert.

Karl. Ja ſiehſt Du, liebe Schweſter, Wahrheit iſt der Schatten meiner Worte. Und ich kann nun nicht anders ſagen, als daß ihr Mädchen allezeit in eurer Sphäre ſeyd, wenn ihr das nicht zu ſeyn braucht, was ihr wirklich ſeid.

Wilhelmine. Verwünſcht wäre Dein Schatten.

Karl. O, er wirft auch angenehme Stralen. Denn im Ernſt, liebe Schweſter, Du wirſt Winterfelden gewiß Deinem Fräulein abſpenſtig machen.

Wilhelmine. Ich muß Dir geſtehn, es würde mir angenehm ſeyn, ihm auch unter dieſer Verſtellung zu gefallen. Hätt ich wirklich Reitze und ſie bewirkten Liebe, vermöchten ihn über den Unterſchied des Standes, der uns trennt, in Verwirrung zu ſetzen; ſo würd' ich ſie ſchätzen, weil ſie es dann allein und nicht mein Stand wären. Wenigſtens aber entwickl' ich mir auf dieſe Art ſeine Geſinnungen.

Ein Bedienter. So eben iſt der Bediente des Herrn von Winterfeld angekommen, und wünſcht Sie zu ſprechen.

v. Altern. Laß ihn kommen. (Bedienter ab) Nun, nun, Wilhelmine, die Bedienten ſind immer getreue Abdrücke ihrer Herren, Du wirſt ganz gewiß einen Liebhaber in Livree bekommen, ha, ha, ha, was ſagſt Du darzu?

Wilhelmine. Ich fürchte ſeine Liebe nicht. Ich ſchmeichle mir, daß mein Betragen ihm eher Ehrfurcht als Liebe einflößen wird.

v. Altern. Vergiß nicht, daß Du auf einige Zeit ſeines gleichen biſt. — Aber, wo iſt Henriette?

Wilhelmine. Noch mit der Toilette beſchäftigt, und vielleicht ſagt ihr der Spiegel, daß ich äußerſt unvorſichtig bin, ihr Winterfelden zu überlaſſen. Sie wird bald fertig ſeyn.

v. Altern. Still, er kömmt.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. v. Winterfeld.

(ſehr gut doch als Bedienter gekleidet)

v. Altern (ſachte zu Karl).

Nun was ſagſt Du, iſts nicht ſchon ein herlicher Junge in der Livree?

Karl. Wahrhaftig, ſein Anſtand, ſein Geſicht, alles iſt vortheilhaft.

v. Winterfeld. Verzeihn Sie, ich ſuche den Herrn von Altern, vielleicht ſind Sie es ſelbſt.

v. Altern (immer mit verbiſſenem Lachen). Ja, mein Freund, ich bin es ſelbſt.

v. Winterfeld. Vermuthlich werden Sie ſchon gehörig unterrichtet ſeyn? Der Herr von Winterfeld wird in wenigen Augenblicken ſelbſt hier ſeyn, und ſeinen ſo eifrigen Wunſch, Sie zu ſprechen, erfüllt ſehn.

v. Altern (bey Seite). Der Junge ſpielt vortreflich. — Wahrhaftig, Du entledigſt Dich Deines Auftrags mit vielem Anſtand. — Henriette, was ſagſt Du zu dieſem Menſchen.

Wilhelmine. Ich — mein Herr — ſage, daß er willkommen, und daß er — wirklich viel verſpricht.

v. Winterfeld. Sehr verbunden für dieſes Kompliment. Wenigſtens thu' ich mein Möglichſtes.

Karl. Henriette, Henriette, er iſt ſehr wohl gemacht, halte Dein Herz ja feſt.

Wilhelmine. Es wird ſich zu faſſen wiſſen.

v. Winterfeld. Seyn Sie unbeſorgt, ich werde das nicht glauben, was mich dieſer Herr zu überreden ſucht.

Wilhelmine. Dieſe Beſcheidenheit gefällt mir. Fahren Sie ſo fort.

v. Altern. Aber Kinder, das geht ja mit euch verzweifelt ernſthaft und ganz entſetzlich höflich. Mademoiſelle, mein Herr, und bey jedem dieſer Ehrentitel einen krummen Rücken nach dem Reglement. Weg, weg mit dieſen Narrenspoſſen, mit dieſem Ton, der bey Leuten von eurem Stande unausſtehliche Nachahmung iſt. Geht offener, ungezwungener miteinander um. Du heiſt Henriette, und Du?

v. Winterfeld. Friedrich, Ihnen zu dienen.

Wilhelmine. Nun wohl, es mag ſein — ja — Friedrich.

v. Winterfeld. Gut, und Sie Henriette.

v. Altern. O weg, weg mit dem ſteifen Sie. Du, Du iſt das Loſungswort eures Standes.

Wilhelmine (unwillig zu ihrem Vater). Sie treiben Ihren Spaß mit mir.

v. Altern. Ruhig, ruhig, Mädchen. Es iſt ja alles nur bloſſer Spaß.

v. Winterfeld. Auch Du wird mir angenehm ſeyn, wenn es Henriette befiehlt.

Wilhelmine. Mach' es wie Du's willſt.

v. Altern. Ha, ha, ha, nun warſt doch endlich raus. Haſt Dich doch um das Du geziert, als wie manch Mädchen um einen Kuß, die ihn recht gern giebt.

Wilhelmine. Ich machte den Anfang, blos um Ihnen gefällig zu ſein.

v. Winterfeld. Dank Dir, liebe Henriette. Siehſt Du, ich erwidre es Dir.

v. Altern. Bravo, Kinderchen, Bravo. Nun habt ihr viel gewonnen, wenn ihr anfangen wollt, euch zu lieben, denn wenn's bey ein paar jungen Leuten ſchon bis zum Du gekommen, da iſts mehr als Freundſchaft.

Karl (bey Seite). Eiferſucht iſts beſte Mittel zur Liebe, wartet, ich will euch fangen. — (zu Winterfeld) Nein, nein, von Liebe laß Du Dir nur nichts einfallen. Ich ſelbſt mache Anſprüche auf das Herz dieſes Mädchens. Und ob ſie gleich gegen mich grauſam iſt, ſo will ich doch nicht, daß mir ein andrer ins Gehege gehn ſoll.

v. Altern. Herzensjunge, laß Dich tauſendmal küſſen, vortreflich, vortreflich.

v. Winterfeld. Sie können wohl befehlen, aber in der Liebe hängt die Erfüllung des Befehls faſt immer von dem Mädchen ab.

Karl. Wahrhaftig, für einen Bedienten eine ſehr feine Antwort.

v. Altern (bey Seite zu Karl). Wir müſſen ſie allein laſſen. — Komm, komm mein Sohn, laß ſie machen. Der Herr v. Winterfeld könnte kommen, ich muß es doch meiner Tochter ſagen. — Du, Henriette, zeige Friedrichen die Zimmer Deines Herrn. — Friedrich, ha, ha, ha, ich empfehle mich.

v. Winterfeld. Mein Herr, zu viel Ehre.

Karl. Mädchen, Mädchen ſey auf Deiner Huth, ſolche Stunden ſind der Weisheit Klippe.

Wilhelmine. Seyn Sie unbeſorgt, wir werden uns nicht auf die offenbare See wagen. (von Altern und Karl ab.)

Achter Auftritt.

Wilhelmine. von Winterfeld.

Wilhelmine (bey Seite).

Ich wage mich in einen gefährlichen Handel — Doch es ſchadet nichts, ich werde ihn nützen. Dieſer Menſch verräth viel Verſtand, und ich beklage das Mädchen nicht, die die ſeinige wird! — Er ſoll mich von ſeinem Herrn unterrichten.

v. Winterfeld. (der in ziemlicher Entfernung ſie aufmerkſam betrachtet hat, bey Seite.) Je mehr ich dieß Mädchen betrachte, deſto mehr ſezt ſie mich in Erſtaunen. Ihre Phiſiognomie verſpricht viel. Ich muß ſie genauer kennen lernen. (geht auf ſie zu) Weil Du's erlaubt haſt, daß wir uns ganz als Freundſprechen, ſo ſag' mir, darf es Dein Fräulein wagen, ſo ein Mädchen wie Du zu ihrer Bedienung zu haben.

Wilhelmine. Friedrich, dieſe Frage kündigt mir nur gar zu deutlich an, daß Du mir, nach eurer Gewohnheit, Süßigkeiten ſagen willſt.

v. Winterfeld. Nein, dieß iſt meine Abſicht wirklich nicht. Ich muß Dir geſtehn, ob ich gleich Bedienter bin, ſo hab' ich doch nie mit weiblichen Bedienten großen Umgang gehabt. Ich liebe ihren Witz nicht. Aber bey Dir iſt es ganz eine andre Sache. Du, liebes Mädchen, haſt mich ſo eingenommen, daß ich es kaum wage, in dieſem freundſchaftlichen Ton mit Dir zu ſprechen, daß ich bey jedem Du, das ich heraus zittre, Dich zu beleidigen glaube, und daß ich Dir mit einer gewiſſen Ehrfurcht begegnen möchte, die Dir lächerlich ſcheinen könnte. — Sag' mir nur, wie ſich dieſer edle Anſtand, dieſe ſtolze Miene mit Deinem Stand verträgt?

Wilhelmine. Ich muß es geſtehn, ein ſonderbarer Zug, denn alles, was Du jezt zu empfinden vorgiebſt, empfanden alle Bediente, die mich ſahen.

v. Winterfeld. Nun wahrhaftig, es würde mich gar nicht wundern, wenn die Herren mit ihren Dienern gleiches Gefühl gehabt hätten.

Wilhelmine. Ich ſag' es Dir noch einmal, für die Schmeicheleyen der Herren in Livree bin ich nicht gemacht.

v. Winterfeld. Nicht wahr, das heiſt ſo viel, ich gefalle Dir nicht, weil ich dieſe Kleider trage?

Wilhelmine. Nicht das, guter Friedrich, nur alles wollen wir weglaſſen, was der Liebe ähnlicht, wollen aber Freunde ſeyn.

v. Winterfeld. Nichts weiter als Freundſchaft? O dies iſt für den Liebhaber noch empfindlicher, als eine völlig abſchlägliche Antwort.

Wilhelmine (bey Seite). Ein Bedienter und dieſe Antworten!

v. Winterfeld. Aber ſag mir, liebes Mädchen, wirſt Du Deinen Vorſatz auch ausführen können, nie etwas von Liebe zu hören, und Dein Gefühl in den kalten Empfindungen der Freundſchaft hinſchmachten zu laſſen?

Wilhelmine. Ich muß ihn ausführen, aber nur auf ein andre Art, als Du glaubſt. Man hat mir prophezeihet, ich würde einen Mann von Stande bekommen, und ſeit dieſer Zeit hab ich geſchworen, keinen andern als einem ſolchen Gehör zu geben. Siehſt Du, der Liebe hab' ich nicht entſagt, dieß kann kein Menſch.

v. Winterfeld. Nun dieß iſt ſonderbar. Eben dieß hab' ich mir bey der Wahl einer Gattin vorgenommen: nur ein Mädchen von Stande ſoll die meinige werden, und keiner andern werd' ich etwas von Liebe vorſagen.

Wilhelmine. Aber ſo entfernſt Du Dich ja eben jezt von Deinem Vorſatz?

v. Winterfeld. Nicht ſo ſehr als Du vielleicht glaubſt. Alles verräth bey Dir etwas Großes, und es geſchieht ſehr oft, daß ein Mädchen von vornehmen Stande iſt, ohn' es zu wiſſen.

Wilhelmine. Ha, ha, ha. Ich würde Dir für dieß Kompliment ſehr verbunden ſeyn, wenn es nicht auf Unkoſten meiner Mutter geſagt würde.

v. Winterfeld. Räche Dich wieder an der Meinigen, wenn Du mein Anſehn dazu geſchickt findeſt.

Wilhelmine (bey Seite). O nur gar zu gut find' ich es — Davon iſt die Rede nicht. — Aber Spaß bey Seite. Es iſt mir prophezeihet worden, ich würd einen vornehmen Mann heurathen, und nun laß' ich von meiner Forderung nicht das mindeſte fahren.

v. Winterfeld. Ach, ich wollte, es wäre Dir nie prophezeihet worden.

Wilhelmine. Aber was beunruhigt Dich denn dieſe Prophezeiung ſo?

v. Winterfeld. Nicht wahr, man hat Dir nicht vorher geſagt, daß ich Dich nicht lieben würde?

Wilhelmine. Nein, aber wohl ſagte man mir, Du würdeſt bey Deiner Liebe nichts gewinnen, und ich beſtätige dieß.

v. Winterfeld. Henriette, dieſe Offenherzigkeit erhebt Dich noch viel mehr in meinen Augen. Sie hat mein ganzes Schickſal auf einmal entſchieden, aber ich freue mich doch, ſie bey Dir gefunden zu haben, und tröſte mich über meinen Verluſt, der Dein Gewinn iſt. Ich wünſchte ſie Dir, ſobald ich Dich erblickte, weil ſie der angenehmſte Reitz eines Mädchens iſt. Nicht Schönheit kann uns ſo ſehr feſſeln als dieſe Grazie, die eine ſolche edle Freymüthigkeit über ein weibliches Geſchöpf verbreitet.

Wilhelmine (bey Seite). Er reißt mich hin, ohne daß ich es will. — Aber ſag' mir, wer biſt Du, daß Du in ſolchen Ausdrücken mit mir ſprechen kannſt?

v. Winterfeld. Der Sohn ehrlicher aber armer Leute.

Wilhelmine. Armer Junge, ich wünſchte Dir von ganzer Seele ein beſſer Schickſal, und wollte, daß ich zu ſeiner Veränderung etwas beytragen könnte. Das Schickſal hat Dir ſehr unrecht gethan.

v. Winterfeld. Doch handelt die Liebe noch tauſendmal ungerechter gegen mich. Wär' es mir erlaubt, Dich um Dein Herz, um Deine Liebe zu bitten, was fragt' ich nach einer andern Glückſeeligkeit.

Wilhelmine (bey Seite). Wahrhaftig nun ſind wir auf dem rechten Punct! — Ich bin eben nicht verlegen über dieſe Unterhaltung, aber ich bitte Dich, Friedrich, wir wollen ſie abbrechen, und von Deinem Herrn reden. Ich hoffe, daß Du's wirſt können überhoben ſeyn, mit mir von Liebe zu ſprechen?

v. Winterfeld. Und wirſt Du's wohl können überhoben ſeyn, mich ſie fühlen zu lehren?

Wilhelmine. Nun ſetzſt Du mich wirklich in Verwirrung. Ich bitte Dich noch einmal, erwähne mir nichts von Liebe.

v. Winterfeld. Verändre erſt Dein Selbſt.

Wilhelmine (bey Seite). Ich glaube wirklich, er liebt mich. — Du willſt alſo nicht aufhören, Friedrich, nun gut, ſo muß ich Dich verlaſſen. — (bey Seite) Ich hätt' es ſchon lange thun ſollen.

v. Winterfeld. O bleib, liebes Mädchen. Ich wollte ſelbſt von andern Sachen mit Dir ſprechen, weiß aber nicht mehr, was es war.

Wilhelmine. Ich hatte Dir ſo mancherley zu ſagen, aber Du haſt gemacht, daß ich alles vergeſſen habe.

v. Winterfeld. A! ich erinnere mich, Dich gefragt zu haben, ob Dein Fräulein Dir ähnlicht?

Wilhelmine. Du kommſt durch einen Umweg wieder auf den nehmlichen Punct zurück. — Leb wohl!

v. Winterfeld. O bleib, bleib Henriette, wir wollen von meinem Herrn reden.

Wilhelmine. Dieß wünſcht' ich ja ſchon lange. Ich hoffe, Du wirſt mir mit Aufrichtigkeit ſagen, was er iſt. Deine Ergebenheit für ihn macht, daß ich eine gute Meinung von ihm hege. Er muß Verdienſte haben, weil Du ihm dienſt.

v. Winterfeld. Du erlaubſt mir doch die Verbindlichkeiten zu erwidern, die Du mir ſagſt?

Wilhelmine. O Du muſt auf meine Unvorſichtigkeit nicht acht haben.

v. Winterfeld. Wahrhaftig eine Antwort, die einen beruhigen kann! — O wie unglücklich bin ich doch, durch ſo viele Liebenswürdigkeiten hingeriſſen zu werden! Aber ſo ohn' alle Hofnung.

Wilhelmine. Und ich möchte nur wiſſen, wie ich noch ſo viel Gütigkeit für Dich haben könnte, Dich anzuhören?

v. Winterfeld. Und wie ich Dir das ſo alles ſagen muß?

Wilhelmine. Ich bleibe noch immer, antworte! Nein, auch nicht einen Augenblick länger. — Leb wohl!

v. Winterfeld. Wollen wir nicht erſt unſer Geſpräch endigen?

Wilhelmine. Würden wir es wohl je endigen? — Kömmt Dein Herr, ſo werd' ich mich bemühn, ihn ſelbſt kennen zu lernen. (Sie weiſt ihm Seitenthüren) Hier iſt Deines Herrn, und hier Dein Zimmer. — Leb wohl. (man hört Lärm.)

v. Winterfeld. Hörſt Du, mein Herr kömmt.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Friedrich.

(In Landjunkerkleidung, wie er ſo eben vom Pferde geſtiegen iſt.)

Ein Bedienter. (der Friedrich herein führet.)

Belieben Sie nur herein zu gehn.

Friedrich. Brav Kamerad, biſt ein ganzer Kerl; Gieb mir eine Hand. (Bediente ab.)

Wilhelmine (zu Winterfelden). Eine vortheilhafte Ankündigung.

Friedrich. Nun endlich wär' ich hier! — (erblickt von Winterfeld) A ſeyd Ihr hier, Friedrich? Hat man Euch aufgenommen, wie es mein Stand verdient? Hat man Euch gepflegt? Hat man Euch zu eſſen und zu trinken gegeben?

v. Winterfeld. Man beſitzt in dieſem Hauſe zu viel Lebensart, um Fremde nicht mit aller Höflichkeit aufzunehmen.

Friedrich. Wirklich? Nun das freut mich, ſo werd' ich mir und meinen Magen einige gute Tage machen. Habt

Ihr nicht gehört, ob man hier gut ißt? Gehört doch auch mit zur guten Lebensart, recht wacker zu ſchmauſen. Wenigſtens fand ich es immer in großen Städten.

v. Winterfeld. (heimlich zu Friedrich) Du vergißt Dich.

Friedrich. Hat nichts zu bedeuten, ich will gleich wieder einlenken. — Aber bey Gott! mein Schwiegerpapa und meine Braut laſſen mich verflucht lange warten. Sie hätten ſich ſchon in meine Arme ſtürzen ſollen. — Doch wollen wir derweil' immer thun, als wären wir zu Hauſe. (legt Hut und Peitſche weg und ſetzt ſich.)

Wilhelmine. Vermuthlich verlangen Sie nach dem Herrn von Altern und ſeiner Fräulein Tochter?

Friedrich. Nun ja, nach meinem Schwiegervater und nach meiner zukünftigen Frau. Ich will ſie, ſie ſchmachtet nach mir, dieß iſt genug. Es fehlt nichts weiter als überflüßige Zeremonie.

Wilhelmine. Wahrhaftig nicht ſo überflüßig als ſie glauben.

Friedrich. Sind Vorurtheile aus der alten Welt. Wir Leute von Stande ſetzen uns über das alles weg, was zur Ordnung gehört. — Was meint Ihr, Friedrich, hab' ich recht geredet, vornehm genug?

v. Winterfeld (verdrüßlich). Nur zu vornehm.

Wilhelmine (bey Seite zu Winterfeld). Bey euch kann man mit leichter Mühe ein Mann von Verdienſten ſeyn.

Friedrich. Mein Herzchen, was ſprecht Ihr da mit meinem Kerl?

Wilhelmine. Nichts, ich ſagte nur, daß ich den Herrn von Altern rufen wollte.

Friedrich. Immer der Herr von Altern. Warum könnt Ihr nicht ſagen wie ich, mein Schwiegerpapa?

Wilhelmine. Das iſt er wahrhaftig noch nicht.

v. Winterfeld. Sie hat Recht, gnädiger Herr; die Heurath iſt ja noch nicht geſchloſſen.

Friedrich. Ha, ha, ha. Da hat ſich's was zu ſchließen. Heurathen zu ſchließen brauchen wir heute zu Tage nicht mehr. Ich habe meiner Braut meinen Schattenriß geſchickt, und ſie wird ihn jezt küſſen daß er weiß wird. Kriegt ſie mich aber erſt ſelbſt zu ſehen, o wird ſie rufen: wir waren ſchon lange für einander geſchaffen! — Ich habe geleſen, daß ſich die Seelen fänden, und ſchon alle mit einander verlobt wären. Und ich kan Euch verſichern, daß meine Seele von Jugend auf immer gar ſtarke Neigung hatte, ſich zu verloben.

Wilhelmine. Sie denken wirklich nicht klein von ſich, da Sie ſchon ſo viel auf die Gewalt Ihres bloßen Schattenbilds rechnen.

Friedrich. Das kann ich auch mit Recht. Leute, die da das neue Ding die Geomick erfanden, haben von meinem Schatten geſagt: ich wäre ein Genie der erſten Größe. Ich fragte ſie auch, was ein Genie wäre, da antworteten ſie mir aber, das ließ ſich nicht ſagen, nur fühlen. Doch was groſſes wär' es, und damit hab' ich mich denn bis jezt beruhigt. — Aber ſag mir doch mein Kind, Du biſt vermuthlich das Kammermädchen vom Hauſe?

Wilhelmine. Zu dienen, mein Herr.

Friedrich (will auf ſie zugehn und ſie küſſen). A, ſieh da meine Seele hat Dich funden.

Wilhelmine. A, verzeihn Sie, die meinige iſt aus der alten Welt, und nicht ſo findbar.

v. Winterfeld (bey Seite zu Friedrich). Wann ſoll das Geſchwätz und die Narrenspoſſen ein Ende haben?

Friedrich. Zu ſtarker Sturm und Drang, ich konnte mein Seele nicht widerſtehn. — Biſt doch gar ein liebes Mädchen, bey meiner Seele zur Liebe gemacht. Sag' mir einmal, wie findeſt Du mich?

Wilhelmine. Närriſch genug.

Friedrich. Bravo, findeſt mich alſo drolligt. Hab' es immer gehört, ſollen die beſten Menſchen ſeyn, die drolligten, über die ein jeder lacht und ſchreit, ſeht einmal den närriſchen Kerl. Bleib bey dieſen Geſinnungen; ich werde ſie zu belohnen ſuchen.

Wilhelmine. Werd' es nie verlangen. (bey Seite zu Winterfeld) Ich kenne Deinen Herrn zur Gnüge; darum blieb' ich länger als es mir ſonſt würde ſeyn möglich geweſen. — Man muß vergeſſen haben, es dem Herrn von Altern zu ſagen, daß Sie hier ſind, ich geh', es ihm zu melden.

Friedrich. Sage meiner Braut, ich dürſte nach ihrer Seele. (Wilhelmine ab.)

Zehnter Auftritt.

v. Winterfeld. Friedrich.

Friedrich.

Beſter Herr, der Anfang geht vortreflich. Das Kammermädchen iſt weggekapert. — Hab' ich aber meine Rolle nicht ganz herrlich geſpielt? Recht den vornehmen Mann: ſtolz, grob, und mit Gelehrſamkeit gepralt.

v. Winterfeld. Du biſt ein Unverſchämter. Hab' ich Dir nicht geſagt, Du ſollſt alle Narrenspoſſen weglaſſen, ruhig und ſtill ſeyn. Da redt der Kerl Zeugs, wo kein Menſchenverſtand drinn iſt.

Friedrich. Iſt alles große Gelehrſamkeit, die ich ja wohl lernen muſte, da ich vier Jahr in Leipzig bey einem Profeſſor diente, deſſen Bücher ich faſt alle durchgeleſen habe; es wird doch was ſein hängen geblieben. Hätt' ich nur ein gut Gedächtniß, daß ich ganze Stellen aus Romanen, Komödien, und wie der Schnickſchnack all heißt, auswendig herbeten könnte, ich hätte die Livree ausgezogen, wär in Leipzig geblieben, und wär auch ein ſchöner Geiſt worden, wie mein Profeſſor war; ſo heißen Ja, glaub' ich, die Herren, die in die Komödie und ins Konzert gehn? Meine Kameraden riethen mir es oft. Sie ſagten, es gehöre weiter nichts darzu, als daß man verſtünde, ein biſchen Wind zu machen. Nun das kann ich. Sie glauben es gar nicht, wenn wir Bediente unſer Kränzchen hatten, da ſprachen wir gar von gelehrten Dingen. Es gab einmal einen wichtigen Streit: wo wohl die ſchönen Geiſter ihren Namen her hätten. Und hören Sie, ich hab' es entſchieden, und zwar ſo; man pflegt immer zu ſagen, ein Geiſt ſey von nichts, und ein ſchöner Geiſt ſey alſo auch nichts — Was meinen Sie, hab' ich wohl recht?

v. Winterfeld. (der dieſen ganzen Auftritt zerſtreut und unruhig umher geht.) Du bleibſt der unausſiehliche Schwäzer.

Friedrich. Ich muß Ihnen doch meine großen Plane entdecken, die ich gehabt habe. Denn groß ſind ſie wahrhaftig, weil es gar eine herrliche Sache ſeyn muß, ein vornehmer Mann ohne Mühe und Geſchicklichkeit werden zu können. Und um ein rechter gemachter Mann zu ſein, muß man, glaub' ich, auch Freymäurer werden; das ſoll jezt eben ſo mode ſeyn, wie die groſſen Schnallen. Mein Profeſſor war es auch. — Wahrhaftig es war gut. daß mir der Herr Profeſſor meinen Abſchied gab, ſonſt hätt' ich mich warlich den Böſen blenden laſſen, und wär ein ſchöner Geiſt und Freymäurer worden. — Aber ich wurde meinem Profeſſor zu klug.

v. Winterfeld. Sag' mir nur, wo Du alles das Zeugs aufgeſchnapt haſt.

Friedrich. In unſern gelehrten Konverſationen, die wir Bedienten in Leipzig hatten. Was den Tag vorher die Herrſchaften in ihren Geſellſchaften geſprochen hatten, führten wir weiter aus, wir verbeſſerten es, machten eine Umarbeitung. Wir kritiſirten, wir rezenſirten, wir lobten, wir tadelten, wir verläumdeten, kurz wir waren ein lebendiges Allerley, wo alles durch unſre Hechel muſte. Weil wir aber nur Bediente und nicht vornehme Leute wie unſre Herrſchaften waren, ſo hatten wir das Lob, daß wir noch chriſtlicher in den Urtheilen über unſern Nebenmenſchen umgiengen als ſie. Wir hatten auch, wie ſie, eine ziemliche Summe Geld beyſammen, und daß die Zeitungen von uns ſprächen, wir in der Welt einen Namen bekämen, ſo thaten wir gutes. Freylich nicht im Stillen, das gieng nicht an, denn ſonſt hätte ja niemand nichts von uns erfahren. Sehn Sie, da wurde nun mancherley geſprochen. Daher hab' ich meine Gelehrſamkeit. Und bin ich nicht aufrichtig genug gegen Sie, wenn ich Ihnen geſtehe, daß alles nur Flickwerk nur Miſchmaſch iſt?

v. Winterfeld. Du brauchſt es nicht erſt zu ſagen, man hört es ſchon ſelbſt; und eben dadurch wirſt Du Dich verrathen. All' Augenblick Fehler und Lächerlichkeiten.

Friedrich. Ach, die Leute glauben alsdann, ich bin nur antrer Meynung als ſie.

v. Winterfeld. Und ſey auch weniger unhöflich, nicht ſo gerade zu.

Friedrich. Das wird mir am ſchwerſten angehn. Ich will wohl meinen Stand verbergen, aber die Borte guckt immer noch unter der Treſſe vor. Was man einmal geweſen, hängt einem immer noch an. — Doch hat nichts zu bedeuten, ich will ſchon alles noch machen, daß Sie ſollen zufrieden ſeyn.

v. Winterfeld. Ich rathe Dir, daß Du dem Fräulein artig begegneſt und ſie nicht mit Unanſtändigkeiten und Zweydeutigkeiten beleidigſt.

Friedrich. Wegen der Zweydeutigkeiten hats nichts zu bedeuten. Vielleicht lacht ſie darzu, ſchmeißt mich mit dem Fecher auf den Backen und ſagt: Du kleiner Schäcker. So macht' es wenigſtens mein Mädchen, und war doch eine Doktors Tochter.

v. Winterfeld. Ha, ha, ha. Es ſcheint, als wenn die Veränderungen Deiner Kleider auch ihre Eigenthümlichkeit Pralerey mit ſich gebracht hätten.

Friedrich. Wahrhaftig nicht Pralerey. Es war des Wirths Tochter, wo wir wohnten. Ich gefiel ihr; Sie ſagte mir, Liebe bekümmre ſich nicht um den Stand. Ich hätte ſo einen melancholiſchen Zug am Auge, ſo ſchwärmeriſche Blicke, und ließ mir ſo liebathmende Seufzer hören, daß ſie hintaumeln müſſe an meinen Buſen, um der Liebe ganze Fülle einzuſchlürfen. Ja, und wir haben ſo viel geſchlürft, daß der Fluß bald übertrat. Der Vater erfuhr endlich die Beſcherung. Es war kein andrer Rath, als daß man dem Mädchen einen Mann gab. Geld hatte ſie. Der Vater ließ einen jungen Menſchen von 18 Jahren Doktor werden, und gab ihm's Mädchen, die denn in zwey Monaten mit einem rechten rüſtigen Jungen niederkam. Das junge Doktorchen kümmerte ſich wenig darum; er hieß Herr Doktor und hatte Geld. Das Mädchen war Ihnen auch darbey gar ein gelehrtes Geſchöpf. Wir laſen zuſamm den Werther, den Siegwart, den Burgheim. — Sollten Sie es wohl denken, ſie hat mich beſungen und hat mich verſichert, das Gedicht ſtänd in ſo einem Kalender, wo ein jeder ſeine Verschen anbringen kann. — Ach, Sie kennen die Qualitäten Ihres Friedrichs noch gar nicht.

v. Winterfeld. (der auf ſeine Reden nicht gehört, ſondern immer nachdenkend umher gegangen.) Was willſt Du?

Friedrich. Nichts, nichts gnädiger Herr. —

v. Winterfeld. Man läßt uns auch ziemlich lange warten.

Friedrich. Das Fräulein wird wohl noch nicht angethan ſeyn, mit dem Hohenprieſterlichen Schmuck der Liebe — Sagen Sie mir, Sie wiſſen wohl nicht, was für Gelichters ſie iſt, ob ſie empfindſam oder wüthend iſt?

v. Winterſeld. Wenn ich ſie kennte, würd' ich wohl dieſe ganze Komödie mit der Verkleidung unternommen haben? — Aber was ſoll denn Deine Frage?

Friedrich. Es iſt gar eine wichtige Frage. Ich muß ja meinen Liebhaber darnach einrichten. Ob ich von Piſtolen oder vom Mond mit ihr ſprechen ſoll. Ach, empfindſam kann ich gar recht ſeyn. Das hab' ich noch meiner Doktorstochter zu danken, weil ich die Lexica der Liebe mit ihr geleſen habe, den Siegwart und den Burgheim. Iſt ſie aber eine von den Wüthenden und Tobenden, da ſoll es auch nicht fehlen. Sie war auch eine große Liebhaberin von Trauerſpielen, und wenn denn ſo ein neues raus kam, da laſen wir es erſt, dann ſpielten wirs ſo ordentlich, wie's auf dem Theater geſchieht, nur daß wir mehr denn eine Rolle machten. Ich hab' aber die neuen Trauerſpiele mannichmal verwünſcht, wegen des vielen Mordes und des vielen Raſens. Faſt alle Perſonen wurden immer im letzten Akt, mannichmal auch ſchon im erſten toll. Ich dächte, die Komödianten müſten wirklich närriſch werden, weil ſie jezt beſtändig den Wahnwitz ſpielen. — Ich wolt' es denn nun recht natürlich machen, und das hat mich ſehr mitgenommen, ich wurde ſo mager wie ein Tanzmeiſter. — Horch, der gnädige Herr kommen wohl angewackelt — Geſchwind ins Zeug.

v. Winterſeld. Ich bitte Dich, ſey vernünftig.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Herr von Altern.

Friedrich (umarmt ihn).

Mein herzinnigſtgeliebter Schwiegerpapa, ſeyn Sie tauſendmal willkommen. Ich freue mich ganz unendlich, die Ehre zu haben, Ihnen mein Kompliment zu machen. Wenn Sie Sich noch recht wehl befinden, ſo iſt es mir außerordentlich angenehm. Dero hohe Familie iſt doch auch noch bey hohen Wohlbefinden? Was mich betrift, ich bin immer friſch auf.

v. Altern. Verzeihn Sie, daß ich Sie ſo lange habe warten laſſen; dringende Geſchäfte hielten mich ab. Nun ſteh' ich ganz zu Ihren Dienſten.

Friedrich (mit Stolz). Sie ſind etwas lang außengeblieben; und ein Edelmann wartet freylich nicht gern umſonſt. Warten gehört für die armen Bürgerlichen im Vorzimmer der Adelichen. Aber Brüderchen, dasmal will ich es Dir noch vergeben. — Nun aber geſchwind zu meiner Braut. Sie ſind in Ihrem Leben gewiß nicht verliebt geweſen, daß Sie mich ſo lange können hier ſtehn laſſen, ohne mir mein Mädchen zu zeigen. Denn Liebe muß man nicht warten, wie den Wein nicht ſtehn laſſen, ſonſt verfliegt von beyden der Geiſt.

v. Altern. Ha, ha, ha, eine drollige Vergleichung. Nun kommen Sie, wir wollen zu ihr gehn. Sie war noch nicht mit dem Anzug fertig.

Friedrich. Hätt' ſie lieber in Nachtneglige geſehn. Man kann die Defekte beſſer unterſuchen. Doch ich nehme ſie von Ihnen auf Treu und Glauben an, daß ſie gut iſt.

v. Altern (bey Seite). Ha, ha, ha. Der denkt, ich weiß gar nichts. — Nun wenn Sie belieben.

Friedrich. So bald als ich Ihre Tochter beſchaut habe, gehn wir doch zu Tiſch? Denn ſo weit bin ich in der Liebe noch nicht gekommen, daß ich nicht äß. Da ſchmeckt mirs am beſten; ſie zehrt.

v. Altern. Sie können hier befehlen — (von Altern und Friedrich ab).

Zwölfter Auftritt.

v. Winterfeld allein.

Aeußerſt ſonderbar! So ganz von einem Mädchen bey dem erſten Anblick hingeriſſen zu werden. — Es geht etwas in meiner Seele vor, was noch nie da war, und was ich ſelbſt nicht kenne. — Ich mach' einem Mädchen, die ich heut zum erſtenmal ſeh, eine förmliche Liebes-Erklärung. Mache ſie, weil ich ſie machen muß. Zittre bey jedem Wort, das ich herausſtottre, und ärgre mich, wenn ichs geſagt habe. — Ich laſſe mich von einem flüchtigen Eindruck ſo hinreißen! Ein [illegible], wider die ich ſonſt ſo heftig ſtritt. — Ja, ja, wir ſind nur Philoſophen, wenn die Gefahr nicht da iſt. — Noch ſonderbarer, daß ſie den nämlichen Zuſtand zu fühlen ſchien. — Sie wollte gehn und blieb. Sie wollte meine Reden nicht hören, und hörte ſie doch gern. — Alles unerklärbar. — Und meine Unruhe, mein Wunſch, dieſes liebe Mädchen bald wieder zu ſehn. — Liebes Mädchen, woher dieß, wenn hier (aufs Herz zeigend) nicht Liebe wäre. — Und doch ſollte ſie nicht da ſeyn, wenigſtens nicht für dieſe Unbekannte. — Nun, Fräulein, Sie müſſen entſcheiden, aber um deſto ſchwerer für Sie; ich verlange jezt viel mehr von Ihnen. (ab.)

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Henriette allein. (ſehr geputzt.)

Das Ding geht vortreflich! Kaum eine Stunde, daß Winterfeld hier iſt, und ſchon brennt er vor Liebe wie ein Italiener — Gar zu ſtolz braucht mich meine Eroberung eben nicht zu machen, denn Winterfeld ſcheint mir kein rarer Vogel zu ſein. Aber was ſchadet das, ich kann doch auf einmal eine gnädige Frau werden, wenn ich meine Rolle noch durchzuführen weiß. Geſchieht's auch durch einen dummen Mann, thut nichts zur Sache. Deſto glücklicher iſt die Frau, wenn ſie einen Mann hat, der nur immer Ja ſagen muß, weil er vor das Wörtchen Nein zittert, wie Kinder vor einem bloßen Degen. — Das Fräulein wird ſich freylich verzweifelt ärgern. — Aber Herr von Altern muß davon unterrichtet werden. (Geht an eine Seitenthüre und öfnet ſie etwas.) Iſts erlaubt?

Zweyter Auftritt.

Die Vorige. Herr von Altern.

v. Altern (tritt aus ſeinem Zimmer).

Was willſt Du, Henriette? Brauchſt Du etwan Unterſtützung zu Deiner Rolle? Haſt Du vielleicht nicht recht gelernt, wie's die ſich grosdünkenden Schauſpieler zu machen pflegen?

Henriette. Ach nur zu gut hab' ich gelernt. Wollen Sie mir wohl einen Augenblick Audienz verſtatten?

v. Altern. Nun warum denn nicht? Was hat's denn?

Henriette. Es iſt ein ſchlimmer, ſehr ſchlimmer Umſtand. Das hätt' ich nicht geglaubt.

v. Altern. Mädchen, Mädchen, Du willſt gewiß ſpaßen. Nu, ſag, ſag, was giebts denn für ein groß Unglück? Hat ſich etwa ein Bauer im Dorfe vor Liebe erſchoſſen?

Henriette (furchtſam). Mein Herr, die Sachen hier im Hauſe kriegen ein ſolches Anſehn, bekommen eine ſolche Wendung, daß Sie davon müſſen unterrichtet werden; Sie könnten Sich ſonſt am Ende über mich beklagen.

v. Altern. Du holſt ja ſo weit aus, wie ein Advokate, und ſagſt doch nichts Verſtändliches. Was iſts denn, das ſo ein ernſthaftes Anſehn bekommen kann?

Henriette. Warhaftig ernſthaft genug. Sie willigten ſelbſt in dieſe Verkleidung.

v. Altern. A, die Verkleidung fängt an zu wirken.

Henriette. Ich glaubte gar nicht, daß ſie von Folgen ſeyn könnte, aber ich habe mich betrogen. Es ſieht ſchlimm, ſehr ſchlimm aus.

v. Altern. I, was Du nicht ſagſt! Was bringt denn dieſe unglücklichen Folgen hervor?

Henriette (verlegen). Meine Schönheit, — meine Reitze.

v. Altern. Ja, warhaftig! für die war ich nicht beſorgt, und bin es auch noch nicht. — Komm einmal her, ha, ha, ha, ich will Dich auch beruhigen. (führt ſie vor den Spiegel) Nun, biſt Du ruhig? — Ein ganz friſches, geſundes Geſicht. Eine Taille, wie ſichs für ein rechtes Kammermädchen ſchickt, ſo recht rund und fett; aber ſchön, ſchön gewiß nicht. — Du muſt Dich wohl noch nicht recht beſehen haben. Aber für euch Mädchen ſind alle Spiegel optiſch.

Henriette. Beſchämen Sie mich, ſpaßen Sie nur, der Spaß iſt warhaftig zur Unzeit. Wenn Sie nicht die ganze Sache entdecken, ſo wird der Herr von Winterſeld Ihre Fräulein Tochter nicht mit ſeiner Liebe beglücken können.

v. Altern. Kurios! Wen will er denn mit dem großen Schatz glücklich machen?

Henriette. Werden Sie ja nicht böſe, ich kann wirklich nicht dafür, nur meine Reitze haben den Streich geſpielt. So wenig Sie ihnen auch zutrauen, ſo müſſen ſie doch was werth ſeyn.

v. Altern. Ich glaube, Du haſt Dir heut mit aller Gewalt vorgenommen, mich zu überreden, daß Du ſchön ſeyſt. Aber wenn Du das willſt, muſt Du einen Schleyer umnehmen, und dann Deine Apologie anfangen. --- Aber ſag mir nur, warum Winterſelden meine Tochter nicht gefällt?

Henriette (verlegen). Weil er – weil er mich – geſehn hat.

v. Altern. A, da kömmt es heraus. Du biſt alſo die wichtige Rivalin meiner Tochter. Ich gratulire von Herzen zu der vornehmen Eroberung. (bey Seite) Die wird angeführt. Weibliche Eitelkeit muß beſtraft werden.

Henriette. Und Sie können darüber ſcherzen, und meiner ſpotten? Ich bedaure Sie. Sie werden am meiſten dadurch verlieren.

v. Altern. Bis Du ganz ruhig, liebes Kind. Mach Dir gar keine Sorge darüber. Aber ihr Mädchen ſeyd doch geborne Koketten, da ankert ihr, da lacht, da ſchmunzelt, da liebäugelt ihr, da wißt ihr eure Reitze in Falten zu legen, um eine arme Männerſeele zu fangen. Warhaftig, wenn ihr tauſend Jahr lebtet und tauſend Jahr eure Jugend behieltet, ihr würdet es nie ſatt. Ihr mögt von vornehmem oder geringem Stand ſeyn, euer Streben iſt, zu feſſeln. Und wenn ein Mädchen nicht zwey Wort' in Abcbuche leſen kann, ſo kann ſie doch charmiren und ein halb Dutzend Liebhaber betrügen. Das war Dir denn nun ſo eine rechte Gelegenheit, Deine Wiſſenſchaft von Koketterie an Mann zu bringen.

Henriette. Sie thun mir Unrecht. Ich habe mir gewiß nicht die geringſte Mühe gegeben. Wer kann aber dafür, wenn einen der Himmel mit ſo vielen Qualitäten beſchenkt hat, daß die Mannsperſonen gleich um Liebe bitten, wie ein gefangner Vogel ums Leben. Wer läßt denn gern einen armen Vogel zwiſchen Leben und Tod zappeln, wir ſind gar zu mitleidige Geſchöpfe.

v. Altern. Ja, ja, von zappeln haltet ihr Mädchen ſo nichts, ihr ſchneidet den Sprengel gern durch. Du mußt den Herrn von Winterſeld nicht einen Augenblick leiden laſſen. Dieß wäre wider die Geſetze des Mitleidens, die ein jedes Mädchen in dem Puncte der Liebe beſchworen hat.

Henriette. Iſt das wirklich Ihr Rath?

v. Altern. Meine aufrichtige Herzensmeinung.

Henriette. Aber Winterſeld ſcheint feurig zu lieben. Er hat ſchon ſehr in mich gedrungen, um ihm eine Erklärung zu geben. Von meiner Schönheit iſt er bezaubert. Jetzt liebt er mich vielleicht nur noch, aber morgen betet er mich an, und übermorgen wirbt er förmlich um meine Hand.

v. Altern. Nun wenn Du ihn liebſt, wird Dir dieſe Heftigkeit ſeiner Liebe und dieſer Antrag doch wohl nicht unangenehm ſeyn? Kalte Liebhaber haßt ihr Mädchen eben ſo ſehr, wie die Jäger Pulver, das nicht fängt.

Henriette. Ja mir iſt er wirklich nicht unangenehm. Aber Ihnen. Würden Sie dieſen Schritt nicht zu verhindern ſuchen?

v. Altern. Du kannſt Dich auf mein Ehrenwort verlaſſen: ich werde dieſe Heurath mit Deinem Liebhaber gar nicht hintertreiben. Wer wird denn ſo ein heiliges Werk zu ſtören wagen. Wer brav Heurathen ſchließt, baut ſich eine Stufe im Himmel.

Henriette. Sie glauben gewiß nicht, daß es dahin kommen könnte. Aber bis jezt hat er nur allein operirt; wenn ich nun erſt anfange, mein Netz auszuwerfen, meine Lockungen in Bewegungen zu ſetzen, und mich aller Kunſtgriffe weiblicher Geſchicklichkeit zu bedienen, ſo iſt er unwiederbringlich verloren. Närriſch muß er werden vor Liebe; nun dann iſt kein Mittel mehr als Heurath.

v. Altern. Ja, ja das beſte Mittel eine Heurath, denn dann wird eine Tollheit durch die andre geheilt. — Aber mache was Du willſt. Mach, daß er raßt vor Liebe, ſetz' ihn in heiße Liebesflammen, heurath' ihn, wenn Du kannſt, ich habe nichts darwider.

Henriette. O ſo wär mein Glück auf einmal gemacht! Ich würd' eine Edeldame, führe mit Kutſch und Pferden, kriegte prächtige Kleider, o wie wollt' ich glücklich ſeyn! Wie wollt' ich mir Vergnügungen machen, alle Tag etwas Neues! Nun das hätt' ich armes Mädchen mir im Leben nicht träumen laſſen, daß man mir noch zurufen würde: Ihre Gnaden, was befehlen Sie? Ihro Gnaden, ey was einem das kützelt, was einen das erheben muß — Aber theureſter Herr von Altern, treiben Sie auch etwan Ihren Spaß mit mir.

v. Altern. Wie oft ſoll ich wohl verſichern, daß ich Dir an dem Glücke, Deinen Liebhaber zu heurathen, gar nicht will hinderlich ſein. Du weiſt ja, daß ich Dir immer einen rechten braven Mann gewünſcht habe; und der iſt ja ein vortreflicher Mann.

Henriette. Nun ſo blind macht mich doch die Liebe nicht, wie manchen, der eine Eule für ein Pfau anſieht, daß ich ihn für ein Meiſterſtück der Schöpfung halten ſollte. Aber er hat dauerhafte Schönheit, klingende Verdienſte.

v. Altern. Nun laß Dir nur recht viel Nadelgeld ausſetzen — Aber ſag mir doch, haſt Du mit meiner Tochter geſprochen? Wie gefällt ihr der Herr von Winterfeld.

Henriette. Er eben belagert mich unaufhörlich, daß ich noch nicht Gelegenheit gehabt habe, ſie zu fragen. Aber wie es ſcheint, ſo iſt ſie eben nicht gar ſehr zufrieden mit ihm. Sie kömmt mir traurig, tieſſinnig vor. Und ich erwart' es all' Augenblicke, daß ſie mir den ſchönen Auftrag geben wird, ihm in allen Ehren ein Körbchen anzuhängen. Es iſt ja eins unſrer Geſchäfte, die unglücklichen Freyer abzuweiſen.

v. Altern. Das verbitt' ich mir gar ſehr. Ich vermeide mit Fleiß alle Gelegenheit, mich mit ihr darüber in ein Geſpräch einzulaſſen, weil ich aus gewiſſen Urſachen wünſche, daß dieſe Verkappung noch einige Zeit dauern ſoll. Ich will, daß ſie ihren zukünftigen Gatten recht mit Muße ausſtudiren kann. — Das kömmt Dir wohl ſchnackiſch vor, weil Du ihn zum Manne zu bekommen denkſt? Ha, ha, ha, das iſt eben der Spaß.

Henriette. Liebſter Herr von Altern, wenn meine Freude nur ein Kartenhaus wäre?

v. Altern. Bis kein Narr, Mädchen; Sey ruhig. Treib Du Deine Sache ſo weit und wohin Du kannſt. Ich habe Dir verſprochen, daß ich wider alles, was Du mit Deinem Liebhaber machſt, gar nicht das Mindeſte einzuwenden habe. — Aber ſag' mir doch, haſt Du nicht bemerkt, wie ſich der Bediente nimmt, fällt es ihm denn nicht etwa ein, ſich in meine Tochter zu verlieben? Es iſt doch die ewige Komödie: daß der Bediente ohnmöglich müßig im Vorzimmer ſeyn kann, wenn ſich der Herr mit Madame eine kleine Luſt macht.

Henriette. Das iſt ein Original von einem Bedienten. Er iſt wirklich eine ſchöne Mannsperſon, ſpielt daher ordentlich mit dem Fräulein, den Mann von Stand, und den Empfindſamen; nur ſchmachtende Blicke und ſchwere Seufzer ſind ſeine Liebeserklärungen.

v. Altern. Und ganz natürlich muß ihr das unangenehm ſeyn?

Henriette (verlegen). Ich weiß doch nicht. — Sie flieht ſie nicht und — erröthet.

v. Altern. Du irrſt Dich. Die Blicke eines Bedienten werden nicht vermögen, meine Tochter in verliebte Verwirrung zu ſetzen.

Henriette. Aber ich verſichere Sie, ſie meidet ſie nicht und verfärbt ſich.

v. Altern. So iſt es Unwille.

Henriette. Ja ja, iſt auch möglich.

v. Altern. Wenn Du ſie ſiehſt, ſo gieb ihr ein wenig zu verſtehn, daß Du ſo etwas bemerkt habeſt, daß es ſchien, als wenn der Diener dem Herrn zuvor käme. — (bey Seite) Da wollen wir am beſten ſehn, wie's bey ihr hier (aufs Herz zeigend) ausſieht — Wird ſie böſe, ſo laß mich ſorgen, ich nehm' es auf mich.

Henriette. Aber warum denn das?

v. Altern. Daß ihr Weiber doch gar nicht ohne das Wörtchen warum? leben könnt. Kömmt Zeit, kömmt Rath. Damit begnüge Dich vor jezt, und thue, was ich Dir ſage. — Ich muß doch wohl gehn, um dem König Deines Herzens das Feld zu räumen. Nicht wahr?

Henriette. I nun — ach nein, ich bin eben ſo gern bey Ihnen.

v. Altern. Laß den Chirurgus beſtellen. Du brichſt heut noch ein Bein. Daß ihr Mädchen doch allemal thut, als hättet ihr nichts nicht gern. Und ſagte nur die Welt nichts, ihr ſpieltet recht gern Mann in Weibskleidern. Nun mach nur Deine Sache, leg Deinen Liebhaber unzerbrechliche Feſſeln an (ab).

Henriette. Ach wenn mir doch der Himmel wohl wollte!

Dritter Auftritt.

Henriette allein.

Nun ſo geſchwind als möglich den Liebhaber gebunden, daß er Mann werden muß. — Er ſoll ſich gar nicht beſinnen können, was er thut. Denn wenn wir armen Mädchen die Männer nicht mit der Heurath überrumpeln, ſo würde keiner ein Thor ſeyn, und mehr als bloßer Liebhaber werden. — Thun wir aber auch recht? — Pſt, ich bin ja ein Mädchen. — Schmachtend, keuſch und züchtig iſt nun mein Karakter. Damit werden ja die meiſten Männer hinters Licht geführt. Wird mir ja wohl auch glücken. — Romanen hab' ich ja genug geleſen, um ihm ein Blendwerk vorzumachen. — Still, ich glaub', er kömmt — Geſchwind eine verliebte Stellung. (ſie findet das Buch, das Wilhelmine hat liegen laſſen.) — Herrlich, da iſt ein Buch. Leſend muß man ſeine Liebhaber empfangen; es läſt gelehrt und tugendhaft. — (Wirft ſich ganz nachläßig in einen Seſſel, den Arm auf den Tiſch geſtützt, und thut, als wenn ſie läſe.)

Vierter Auftritt.

Die Vorige. Friedrich (tritt aus ſeinem Zimmer).

Friedrich (vor ſich).

Da iſt ſie ja. Hurtig zu ihren Füßen. Man muß ſeglen, wenn der Wind geht. (Schleicht ſich zu ihr. Sie thut als ob merke ſie ihn nicht. Sobald als er bey ihr, wirft er ſich vor ihr nieder.) O

Du, Du, Du mein Engel, Engel, meine Auserwählte, hab' ich Dich, find' ich Dich endlich.

Henriette, O Gott, Gott, wie haſt Du mich erſchreckt!

Friedrich. O meine Heilige verzeih.

Henriette (hebt ihn mit allem Ausdruck der Zärtlichkeit auf). O Du lieber, ſüßer Junge, Du mein Theurer, wer könnte wohl nicht verzeihn Dir. — O komm, komm in meine ſchmachtende Armen. Meine Lippen dürſten, wie dürres Erdreich nach Deinen Küſſen (ſie küſſen ſich).

Friedrich. Ah, ah, ah, des Wonnegefühls. Jahrtauſende wollt' ich Dich küſſen, und glauben, es ſey eine Minute. Ah nur noch einen, ſie gebären mich wieder.

Henriette. Ah was ſagſt Du von einem. Ganze Ewigkeiten möcht' ich an Deinen Lippen hangen, und die Engel werden lächeln über unſre tugendhafte Liebe.

Friedrich. Ah Du Auserwählte, keuſch und rein wie die Himmelslaterne, gewähre mir bald ewig, unzertrennliche Verbindungen. In meiner Seele waren ſchon lange die Fugen gemacht, die in die Deinige paſſen ſollten.

Henriette. Ach ewig Geliebter, Dein bin ich, ewig Dein. Aber Dein Vater? Barbaren, Tirannen ſind nur zu oft Väter. Wenn er nicht willigte in unſre Verbindungen: wenn er trennen wollte uns. O wer wollte dulden den Schmerz, leben zu müſſen ohne Dich.

Friedrich. Beruhige Dich, Auserwählt[illegible]bgott, Obermeiſter meines Herzens. Was braucht man den Vater noch zu fragen? Eltern ſind ja nichts. Will er nicht willigen, ſo fliehen wir, eilen auf eine wüſte Inſel, und leben der Liebe.

Henriette. Ha, ſo willſt Du alſo mein, mein für Ewigkeiten ſeyn. — Ha, noch iſt gros die Forderung, die ich muß thun, Theurer, an Dich — Wirſt Du's leiſten, wirſt Du nicht beben zurück?

Friedrich. Sprich, ſprich, Engel. Mann bin ich. Leiſte. Und Du auch forderſt, ich ſollte austrinken das Weltmeer auf einen Zug, und übergreetſcheln es mit meinen Beinen, ſieh, die Lieb' Unmöglichkeiten zu Spielwerk macht.

Henriette. Nun ſo vernimm: Du muſt mir ſchwören.

Friedrich. Nichts weiter. Was iſt ein Schwur. Ich bin bereit. (ſcheint etwas mit ſeinen Augen zu ſuchen.)

Henriette. Was ſuchſt Du, Trauter?

Friedrich. Ein Marienbild oder ein Cruzifix, vor dem wir ablegen könnten den großen Eid.

Henriette. Gut wenn ſie da wären, es machte ſchrecklicher die Scene. — Doch was zaudern wir. Knien wir Arm in Arm. (ſie knien) Deine Hand auf mein Herz, und ich die meinige auf das Deinige. Schwöre mir, daß Du willſt ſeyn mein, ſchwöre es bey dem heiligen, keuſchen, reinen Mond.

Friedrich. Ah ich ſchwöre.

Henriette. Einen Kuß. (ſie ſtehn auf.)

Friedrich. Nun wohl, es war vollbracht.

Henriette. Ah, wie iſt mir doch ſo wohl. Dir nicht auch, Trauter.

Friedrich. Ah mir ſchwindelt vor Wohlſeyn.

Henriette. Wir ſind nun Verlobte. Teufel ſind es, die uns nun trennen. Ah wie wollen wir glücklich ſeyn, wie wollen wir leben der Liebe! — Aber ſag mir doch, Geliebter meiner Seele, wie kam ſo plötzlich in Deine Seele, Liebe?

Friedrich. Ah, nur ein Blick von Dir, und ich war verloren. Aber ſchon lange werden ſich geliebt haben unſre Seelen. Und wer könnte Dich ſehn, und Dich Engel nicht lieben? Du Venus, Du Juno, Du Ceres, Du Göttin aller Göttinnen, Du Meiſterſtück der Schöpfungen, Du erſte unter den Weibern, Du mein Engel, mein Alles, mein Leben, meine Welt, mein Athen, mein Daſeyn, mein Hauch, ah Du vermagſt einen armen Erdwurm zu einem Gott zu machen. (bey Seite) Wenigſtens macht ſie mich durch ihr Geld zu etwas, wann mir der Streich gelingt.

Henriette. Ah Du ſprichſt nur als Liebhaber. Wirſt Du auch ſo ſprechen als Mann?

Friedrich. Wer könnte denken je anders. Trittſt Du vor den Spiegel, ſo muß er blind werden von den Stralen Deiner Schönheit. Mir haben ſie verblendet das Herz. (bey Seite) Deine Schönheit nicht, aber Dein Geld.

Henriette. Ach was iſt Schönheit, ein Nichts. Aber Tugend, reine ſchuldloſe Liebe, das iſt der große Schatz, den ein Mädchen hat. Himmelſche, unbefleckte Empfindungen der Liebe, ach die machen uns arme Erdengeſchöpfe nur allein glücklich.

Friedrich (bey Seite). Wie das ſchwazt, wie ein Buch. — O wie edel, wie erhaben, gleich den Engeln, denkt die Schöne, die ich liebe. Wie ähnlich mit mir. Ach wir waren noch vor der Schöpfung ſchon für einander geſchaffen. Wenn man uns trennen wollte, ſo würden große, fürchterliche Zeichen auf der Erde und im Himmel geſchehn müſſen.

Henriette. Wer ſollte uns wohl trennen? Ich habe ſie ja ſchon die große Verſicherungen der Einwilligung meines Vaters.

Friedrich. Nun und der meinige wird gewiß nichts darwider haben. (bey Seite) Er müſte wieder lebendig werden — Aber ſag' mir, Liebe, würdeſt Du mich ſo haben geliebt, wenn ich nicht wäre von ſo unermeßlichem Reichthum und von ſo vornehmem Stande?

Henriette. Ah was denkſt Du? und wärſt Du der niedrige im Volk, ich würde Dich haben gewählt zum Gatten. Geld iſt ja Nichtigkeit, Lieb' iſt alles.

Friedrich. Ah, daß Dich doch der Himmel immer bey dieſen Geſinnungen erhalte?

Henriette. Ah, auch Dir wünſch' ich ſie. Denn wir wiſſen wohl, was wir ſind, wiſſen aber nicht, was wir werden. Wie bald ändert ſich Stand und Vermögen.

Friedrich. Laß ſie fahren dahin. Bleibſt Du mir doch. Würdeſt Du auch garſtig wie die Hyäne, ſo würde doch nicht auslöſchen der Brand meiner Liebe, (bey Seite) wenn Du nämlich das Geld behäleſt.

Henriette. Ach Du ſüßer lieber Junge, laß Dich küſſen. (ſie umarmen ſich.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Wilhelmine.

Henriette.

Was willſt Du?

Wilhelmine. Ich hab' Ihnen etwas zu ſagen, gnädiges Fräulein.

Friedrich. Was führt Dich denn jezt hieher? Geh, und komm in einer Viertelſtunde wieder, wir haben jezt nothwendigere Dinge zu thun. Die Kammermädchen müſſen nicht hereinkommen, wenn ſie nicht gerufen werden.

Wilhelmine. Mein Herr, ich muß mit dem Fräulein ſprechen.

Friedrich. Je über das patzige Ding. Mein Engel, ſchicken Sie ſie fort. Wir wollen uns jezt lieben, das iſt unſre Beſtimmung, und nicht Deine Plauderey anhören.

Henriette. Kannſt Du nicht in einem Augenblick wieder kommen, Henriette?

Wilhelmine. Aber, mein Fräulein. . . .

Friedrich. Ich bin echauffirt von der Liebe, und bekomme über Dein Aber gewiß das kalte Fieber.

Wilhelmine. (bey Seite) O der unausſtehliche Menſch. — Ich verſichre Sie, die Sach' iſt dringend.

Henriette (zu Friedrich). O ſo erlauben Sie, daß ich ſie anhöre.

Friedrich. Du willſt, ſchon flieh' ich, begebe mich in melankoliſche Wälder, ſchreie Deinen Namen, grab' ihn in Sand und Bäume, und krümme mich wie ein Wurm in Staub. — Bald muß ich wieder zurück zur Liebetaumel. Eine Sekunde iſt für die Lieb' eine Million Jahre — Ah nur noch eine Umarmung — (im Abgehn zu Wilhelmine.) Du Geſchöpfe aus Rusland, merke Dirs, Liebende muß man nicht ſtören, und wenn das Leben eines ganzen Menſchenalters davon abhing. Die Menſchen haben nichts wichtigers als Liebe (ab).

Sechſter Auftritt.

Wilhelmine. Henriette.

Wilhelmine.

Vortrefflich! Du ſetzt mich lieber den Grobheiten dieſes Menſchen aus, als daß Du ihn fortſchickteſt.

Henriette. Aber, beſtes Fräulein, eben ſo wenig als man zweyen Herren dienen kann, eben ſo wenig kann man zwey Rollen auf einmal ſpielen. Entweder ich muß das gnädige Fräulein oder Ihre ergebenſte Dienerin ſeyn. Ich muß befehlen oder gehorchen.

Wilhelmine. Gehorchen ſey jetzt Deine Pflicht, weil ich den Platz, der mir gehört, wieder eingenommen habe. Du wirſt doch, hoff' ich, einſehn, daß dieſer Menſch kein Mann für mich iſt?

Henriette. Die Verdienſte liegen bey manchem Menſchen verborgen. Sie haben noch nicht Zeit und Muße genug gehabt, die ſeinigen recht zu unterſuchen.

Wilhelmine. Ich glaube, Du ſchwärmeſt? Es braucht warhaftig nur ein einzigesmal Sehn, die ganze Unſchicklichkeit, ihn zum Gemal zu wählen, zu entdecken. Kurz, ich mag ihn nicht, er misfällt mir. Ganz gewiß billigt auch mein Vater dieſe Abneigung, denn er ſucht mich zu vermeiden, und erwähnt von allen dieſem nicht ein Wort. Du, Henriette, kannſt mir nun auf einmal aus dieſer Verlegenheit helfen, wenn Du Winterfeld auf eine höfliche, manierliche Art zu verſtehn giebſt, daß Du keine Neigung hätteſt, ihn zu heurathen.

Henriette. Beſtes Fräulein, ich darf nicht.

Wilhelmine. Du darfſt nicht, wer hat es Dir denn verbothen.

Henriette. Ihr Herr Vater.

Wilhelmine. Mein Vater? Dieſes Verfahren ſieht meinem Vater gar nicht ähnlich.

Henriette. Sie können mir's glauben, recht ernſtlich verbothen.

Wilhelmine. Nun ſo trag' ich Dirs auch auf, ihn von meiner unveränderlichen Abneigung gegen Winterfelden zu benachrichtigen. Ich kann nicht glauben, daß er nun die Sache wird wollen weiter treiben.

Henriette. Aber ich dächte doch nicht, daß Winterfeld ſo ganz häßlich, ſo gar abſchreckend wäre, daß man nicht mit ihm einen Erdenhimmel im Stand der heiligen Ehe hoffen dürfte? Mit einem gar zu ſchönen Mann iſt es nun auch eine gefährliche Sache, der bleibet nicht gern im Gleiße, fähret gern ein bischen abwärts. Keinen gar zu klugen Mann muß man ſich auch nicht nehmen: Freyheit iſt dann auf ewig verloren. Freylich Sie werden noch tauſendmal ſchönre Freyer bekommen, aber ich dächt' doch. . . .

Wilhelmine. Alle Deine Plauderey hilft zu nichts. Gefallen an dem Gegenſtand iſt der Grund der Liebe, und der fehlt mir ganz. Liebe unterſucht nicht, ſie nimmt gleich ein, hängt ſich an Etwas, und dann vermag nur gar zu oft auch die gröſte Gewalt nicht, dieſes Etwas von unſern Herzen zu trennen.

Henriette. Aber bedenken Sie nur, er iſt reich. Sie brauchen Reichthum freylich nicht, aber viel haben, iſt auch eine hübſche Sache. Ich würde mich gewiß nicht einen Augenblick bedenken ihm meine Hand zu ſchenken. Sein Geld, ſein Stand würd' in meinen Augen alle ſeine Fehler zu Vollkommenheiten machen. (bey Seite) Ich muß doch zum Schein zureden.

Wilhelmine. Geſinnungen, die in unſern Tagen die meiſten Ehen ſchließen, und die Du mit den Vornehmſten gemein haſt. Aber wer Gefühl von Glückſeeligkeit hat, kann ſich dieſen traurigen Vorurtheilen ohnmöglich unterwerfen, und ich gewiß nie. Wenn das Band der Ehe durch Liebe, übereinſtimmende Geſinnungen, gleiche Empfindungen geknüpft wird, dann iſt es die edelſte That der Menſchheit: Verbindungen zweyer Perſonen zur Glückſeeligkeit. Aber in unſern Tagen iſt die Ehe ein Kinderſpiel, eine Waare für den Kaufmann worden: Ich aber werde mit meiner Ruhe nicht ſcherzen und ſie ſo einem Mann, wie Winterfeld iſt, aufopfern. — Suche mich nicht zu überreden, es hilft Dir nichts. — Mir gefällt Winterfeld nicht nur nicht, ich haß' ihn.

Henriette. Ganz gewiß iſt es das Werk ſeines Bedienten, daß Sie ſo wieder ihn eingenommen ſind. Er ſpielt hier ordentlich eine wichtige und nothwendige Rolle.

Wilhelmine (lebhaft). Was denkſt Du? Muß der Bediente nicht bey ſeinem Herrn ſeyn?

Henriette. Aber braucht nicht den Raiſonneur zu ſpielen. Das plaudert, das ſchwazt, das moraliſirt, wie ein Buch. Den Leuten trau' ich mein Tage nicht.

Wilhelmine. Hör auf mit Deinen Verläumdungen. Ich habe mich wohl gehütet, daß ich nicht viel mit ihm geſprochen habe. Was er mir aber geſagt hat, war ſehr gut und vernünftig.

Henriette. O das glaub' ich recht gern, daß er die Geſchicklichkeit beſitze, ſolche Geſpräche auf die Schnur zu bringen, wo er ſeinen hohen Verſtand kann brilliren laſſen.

Wilhelmine. Setzt mich meine Verkleidung nicht ſeinen Geſprächen aus? Aber was haſt Du? Und woher kömmt der tolle Einfall, dieſem Menſchen die Urſache meiner Abneigung für Winterſelden zuzurechnen? Ich muß ihn vertheidigen. Weil Du ihm dadurch zum Verläumder ſeines Herrn und mich zu einem ſo kleindenkenden Geſchöpfe machſt, das ſein Geſchwätz anhören könnte. Sag mir, wie kannſt Du Dir ſo etwas in den Sinn kommen laſſen?

Henriette. O mein Fräulein, da Sie ihn auf dieſe Art vertheidigen, da Sie ſich ſo ereifern, Sich ſogar dadurch beleidiget finden, ſo ſchweig' ich recht gern.

Wilhelmine. Weil ich ihn auf dieſe Art vertheidige! Wer vertheidigt ihn? Wer findet ſich beleidigt? Bin ich heftig? fahr' ich auf? Ich bleibe ja ſo ruhig, ſo gelaſſen. Muſt' ich dies nicht ſagen. Das iſt wohl eine rechte Vertheidigung. Was haſt Du Mädchen? Du willſt mir wohl da mit Deinem Geſchwätz recht viel ſagen?

Henriette. Gar nichts will ich ſagen, als daß ich Sie noch nie ſo geſehn habe wie Sie heut ſind; und daß ich mir die Urſach' Ihres Unwillens gar nicht erklären kann Wenn dieſer Bediente nichts unrechts geſprochen hat, nun gut, ſo bedarf er Ihrer Vertheidigung nicht. Ich begebe mich recht gern zur Ruh. Stimm' Ihrer Meinung recht gern bey, daß es ein rechter guter Junge iſt.

Wilhelmine. Wie boshaft Du biſt! Was Du meinen Worten für eine feine Wendung zu geben weiſt. O ich möchte vor Verdruß weinen!

Henriette. I was für feine künſtliche Wendungen finden Sie denn in meiner Rede. Ich weiß nichts von der Kunſt, ich rede ja ſo einfach und ſimpel weg, wie ein Mädchen aus einer kleinen Stadt.

Wilhelmine. Ich aber finde Spitzfindigkeit in Deinen Worten. Ich zankte, wär launiſch, und es kann doch niemand luſtiger ſeyn, als ich eben heut bin. Ich hätte eine vortheilhafte Meinung von ihm — Sag' lieber gar, ich ſey in ihn verliebt — Welche Herabſetzung! Sag' mir nur, wie Du ſo etwas ſprechen kannſt?

Henriette. Ach ich muß mich erſt von dem Erſtaunen erholen, in das Sie mich durch Ihr Betragen geſetzt haben.

Wilhelmine. Iſt denn mein' Betragen heut ſo ſonderbar? Was die Närrin nicht ſchwazt! — Geh, Du biſt mir unausſtehlich. Ich brauche Deine Hülfe nicht.

Henriette (im Abgehn bey Seite). Was ihr hübſchen Männer nicht könnt!

Siebenter Auftritt.

Wilhelmine (allein).

Daß ſich Leute dieſer Art ſo bald vergeſſen, wenn wir aufhören, ſtrenge zu ſeyn. Ach, ich darf gar nicht drân denken, was ſie mir geſagt hat. Mich ſo herabzuſetzen. — Aber

zufrie-

Winterfeld. Und eben ſo wenig iſt auch wohl meine Abreiſe ein Verluſt? Endige nur Deine Rede.

Wilhelmine. Wenn es mir beliebte, würd' ich es thun. Aber ich denke nicht an Dich.

Winterfeld. Und ich höre nicht auf, mich immer mit Dir zu beſchäftigen,

Wilhelmine. Das iſt mir ſehr gleichgültig. Ein für allemal, lieber Friedrich, thu was Du willſt; gehe, komme, bleibe, alles dieß muß mir einerley ſeyn, und iſt es mir auch in der That. Ich will Dir weder wohl noch übel, ich haſſe Dich nicht, ich liebe Dich nicht. Siehſt Du, ſo iſt mein Zuſtand, ich habe Dir nun ein offenherziges Geſtändniß gethan.

Winterfeld. Mein Schickſal iſt traurig! Du raubſt mir vielleicht die Ruhe für mein ganzes Leben.

Wilhelmine. O was malt Dir Deine Phantaſie nicht für traurige Bilder! Du dauerſt mich! Und gewiß, ich thue viel für Dich. Du ſprichſt mit mir, ich antworte Dir, dieß iſt viel, zu viel, Du kannſt es glauben. Wärſt Du von allen unterrichtet, Du würdeſt völlig mit mir zufrieden ſeyn, würdeſt meine Gütigkeit für zu groß halten. Eine Gütigkeit, die ich bey jedem andern Mädchen tadeln würde, und ſie nur bey mir darum nicht tadle, weil mir mein Herz ſagt, daß die Urſache dazu lobenswerth iſt. Mein ganzes Betragen gegen Dich iſt Grosmuth, aber auch dieſe kann aufhören gut zu ſeyn, wenn ſie zu weit getrieben wird, und alsdann möchte mich mein Herz nicht immer von ihrer Unſchuld verſichern. Alſo, Friedrich, nichts mehr von allen dem, was auf Liebe hinauskömmt.

Winterfeld. O gutes, beſtes Mädchen, ich leide viel!

Wilhelmine. Daß wir doch wieder auf das zurückkommen, was Du mir ſagen wollteſt. Du beklagteſt Dich ja über mich, da Du kamſt. Und worüber?

Winterfeld. O über nichts. Es war Kleinigkeit. Ich wünſchte Dich zu ſehn, und ſuchte dazu einen Vorwand.

Wilhelmine. Alſo haſt Du mir nichts zu ſagen? Nun gut, ſo brauch ich mich nicht länger hier aufzuhalten.

Winterfeld. O entzieh mir doch wenigſtens das Vergnügen nicht, Dich zu ſehn.

Wilhelmine. Wirklich eine ſchöne Urſache, um hier zu bleiben: Dir ein Vergnügen zu machen. Die Erinnerung an alles dieß wird mir noch mannichmal zu lachen machen.

Winterfeld. Und thuſt es vielleicht ſchon jezt? Ach Du haſt auch wirklich Urſach darzu, denn ich weiß nicht, was ich rede noch thue. Entfernung wird's Beſte ſeyn — Leb wohl, liebes Mädchen, leb wohl.

Wilhelmine. Leb wohl, lieber Friedrich. Jezt handelſt Du ſehr vernünftig. (Sie läßt ihn beynahe aus dem Zimmer gehn.) Ah, ehe Du weggehſt, nur noch eine Frage. Ihr wollt fort, haſt Du mir geſagt. Iſt es Ernſt?

Winterfeld. Wenigſtens ich muß fort, wenn ich meinen Verſtand erhalten will.

Wilhelmine. Dieſer Antwort wegen hielt ich Dich nicht auf.

Winterfeld. Ja, und ich macht' einen groſſen Fehler, daß ich nicht eher fortreiſte, als ich Dich ſah.

Wilhelmine. Du kömmſt auch immer wieder auf Dein altes Geſpräch zurück.

Winterfeld. O theureſtes Mädchen, wenn Du meinen ganzen Zuſtand wüßteſt, in dem ich mich befinde. . . . .

Wilhelmine. Ach ich verſchone Dich, ihn mir zu entdecken, ich bin gar nicht ſo neugierig, ihn zu wiſſen.

Winterfeld. Und doch hoff' ich, es würde Dich mitleidig machen, Du würdeſt. . . .

Wilhelmine. Baue ja nicht darauf.

Winterfeld. O wenn ich mir ſchmeicheln dürfte, daß Du mich liebteſt! Wenn Du mir Dein Herz. . . .

Wilhelmine. Wo geräthſt Du hin? Ich kann, ich darf Dich nicht lieben.

Winterfeld. So haſſeſt Du mich?

Wilhelmine. Ich haß' Dich nicht, ich liebe Dich aber auch nicht.

Winterfeld. Und wirſt es auch nie?

Wilhelmine. Nie.

Winterfeld. Bin ich denn gar ſo abſcheulich?

Winterfeld. O nein, ganz und gar nicht. Deine Häßlichkeit iſt Dir gar nicht hinderlich.

Winterfeld. Vortreflich. Mädchen, wiederhol' es mir doch noch hundertmal, daß Du mich nicht liebſt, nicht lieben wirſt.

Wilhelmine. Ich hab' es Dir ſchon oft geſagt, es fehlt nur, daß Du's glaubſt.

Winterfeld. O ich will, ich muß es glauben! Benimm einer unglücklichen Leidenſchaft alle Hofnung, rette mich vor den Folgen, die ich fürchte. — Du haſſeſt mich nicht, liebſt mich nicht, wirſt es nie. O reiß mich aus dieſer Ungewißheit, handle redlich. Rette mich vor mir ſelbſt, ich bitte, ich beſchwöre Dich. (Kniet nieder, von Altern und Karl treten unbemerkt herein.)

Wilhelmine. Dieß fehlte noch. Dahin führte mich mein Leichtſinn. O ſteh' auf, Friedrich, ich bitte Dich. Wenn jemand käme. Sag, was willſt Du?

Winterfeld. Leben oder Tod.

Wilhelmine. Ich haſſe Dich nicht, ich würde Dich lieben, wenn ich könnte, Du misfällſt mir nicht. Iſt Dir dieß noch nicht genug?

Winterfeld. O theureſtes Mädchen, wenn ich der nicht wäre, für den Du mich hälſt, wenn ich von gutem

Stand, wenn ich reich wäre, und ich liebte Dich dann eben noch ſo, würdeſt Du mir Liebe ſchenken?

Wilhelmine. Gewiß, gewiß.

Winterfeld. Würdeſt mich nicht haſſen?

Wilhelmine. Ja doch, ja doch. Nur ſteh auf, ich bitte Dich.

Winterfeld (küßt ihr mit allem Feuer die Hand). O herrliches vortrefliches Mädchen, ich bin. . . .

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. v. Altern. Karl (die hervorkommen.)

v. Altern (unterbricht Winterfeld).

Curagio, Curagio, Kinder, das Ding geht ja ſeinen Gang ganz herrlich. Der Herr Friedrich iſt ſchon ſo verliebt, daß er den harten Boden nicht achtet. Ah, und Jungfer Henriette läßt ſich das Händchen küſſen, blickt ſo erhörend auf den pater peccavi herab, daß mir nur vom Zuſehn die Luſt bald angekommen wäre, zum Spaß, zur Probe da ſo eine Scene mit meinem Sohn zu ſpielen. Der Vater dem Sohn eine Liebeserklärung, was für ein närriſcher Gedanke — Aber wahrhaftig, wir haben ein crimen laeſae majeſtatis wider Madam Venus begangen, daß wir euch da in dem actu des Kniens geſtört haben. Ich habs doch immer gehört, Affen ſoll man nicht necken und Liebende nicht ſtören, es bringt keinen Seegen in die Familie.

Wilhelmine. O es iſt recht ſehr gut, daß Sie uns unterbrochen haben. Dieſer Menſch iſt ſo zudränglich, er verfolgt mich faſt auf jeden meiner Schritte, und ich konnte es ihm gar nicht wehren, vor mir niederzuknien.

Karl. Niemand iſt doch ſo geſchickt mit Entſchuldigungen als die Mädchen, wenn ſie ertappt werden. Auch der herzhafteſte Mann zittert; aber ein Mädchen ſchäckert und erröthet nicht einmal. — Alſo verfolgt Dich dieſer Zudrängliche und Du ganz natürlich fliehſt ihn? Ja ja, die Flucht der Mädchen vor einem hübſchen Jungen geht immer durch Kreuzgänge.

Wilhelmine (bey Seite zu Karl). Bruder Du beleidigſt mich.

v. Altern. Nun mags doch ſeyn, wie's will. So lange ſich Verliebte noch nicht gezankt haben, erfährt der dritte nichts. Alſo möchten ſie uns wohl keine Beichte ihrer Liebesſünden ablegen. — Aber höre, Henriette: Dir möcht' ich gern ein paar Worte allein ſagen. Ihr könnt ja euer Geſpräch alsdann wieder von der Einleitung anfangen, denn die iſt in der Liebe ſo das angenehmſte, das folgende iſt Wiederholung eines ewigen Einerley — Willſt Du uns wohl verlaſſen, Friedrich?

Winterfeld. Sie haben zu befehlen.

v. Altern. Inskünftige, Friedrich, ſprich mit mehrerer Schonung von Deinem Herrn.

Winterfeld. Ich, Herr von Altern?

Karl. Ja, ja, Herr Friedrich, Du ſollſt die Ehrfurcht gegen Deinen Herrn gar oft vergeſſen.

Winterfeld. Ich verſtehe Sie nicht.

v. Altern. Es iſt ſchon gut, gehe nur. Wir wollen Rechtfertigung ein andermal hören. (Winterfeld ab.)

Zehnter Auftritt.

v. Altern. Wilhelmine. Karl.

v. Altern.

Nun, Wilhelmine, was ſtehſt Du denn ſo entfernt und weggewandt von uns? Warhaftig, Du ſiehſt ſo zerſtreut und ängſtlich aus, wie ein Geiſtercitirer.

Wilhelmine. Ich, mein Vater? Und warum könnt' ich wohl zerſtreut und verlegen ſeyn? Ich bin, dem Himmel ſey Dank! wie gewöhnlich. Aber Ihre Frage könnte mich beunruhigen.

Karl. Es giebt was, Schweſterchen, es giebt was, leugne es nur gar nicht.

Wilhelmine. Ja in Deinem Kopfe, Bruder. Aber mir fehlt nichts, als daß ich über Eure Fragen erſtaunt bin. Ihr wollt mich nur quälen.

v. Altern. Ruhig, ruhig Kind. — Ich will Dich nur ein bischen examiniren wegen des Herrn Friedrichs. Der iſt alſo Urſache zu der Antipathie, die Du wider ſeinen Herrn haſt?

Wilhelmine. Wer, mein Vater? Der Bediente von Winterfelden?

v. Altern. Ja der hübſche verſtändige Friedrich. Nun ich kann es Dir nicht verdenken, es iſt ein ſchmucker Burſche.

Wilhelmine. Der hübſche verſtändige Friedrich — Zunamen, die ich noch nicht wußte — Hat gar nicht mit mir von ſeinem Herrn geſprochen.

v. Altern. Aber ich verſichre Dich, daß er in Verdacht iſt, als ob er ihn bey Dir verläumde. Und das iſt nun einmal in der Welt ſo üblich, will man bey jemandem in Gunſt kommen, ſo muß man andre verläumden, um ſich dadurch zu heben. Aber ſiehſt Du nun, liebes Mädchen, ich wär ja kein braver Vater, wenn ich mich nicht darum bekümmerte.

Wilhelmine. O wenn die Sache den Herrn von Winterfeld betrift, ſo iſt ſie ſehr unrichtig. Und nur er ſelbſt iſt die Urſache zu der heftigen Abneigung, die ich für ihn fühle.

v. Altern. Alſo nur des Herrn von Winterfelds Häßlichkeit, liebes Töchterchen, hat dieſe heftige Abneigung gezeugt,

zeugt, und keine Schönheit hat dabey accouchirt? (zu Karl) Junge, den Einfall merke Dir doch ja, er war ſchnurrig. Ha, ha, ha, accouchirt, accouchirt.

Karl. Werde nicht ermangeln. — Ja ja, Schweſter, Deine Abneigung iſt zu heftig, als daß nicht jemand wenigſtens etwas ſollte dazu beygetragen haben.

Wilhelmine. Mit was für einer geheimnißvollen Miene Du das ſagſt, Bruder. Und wer iſt denn der Jemand, der die Urſache zu meiner Abneigung ſeyn ſoll? Laß doch ſehn.

Karl. Mein Gott, Schweſter, in was für einer Laune biſt Du heut. Wie Du Dich gleich ereiferſt!

Wilhelmine. Das macht, weil ich meine Rolle ſehr überdrüßig bin. Ich würde dieſe Verkleidung ſchon lange aufgegeben haben, wenn ich nicht befürchten müſte, meinen Vater dadurch zu beleidigen.

v. Altern. Das würdeſt Du auch. Nein, nein, ſo haben wir nicht gewettet. Zum Abmarſch wird geblaſen, und ich habe mir vorgenommen, die Poſaune zu führen. Ich will Dir Deine Rolle erſt recht empfehlen. Siehſt Du, ich bin ein ſo guter Vater geweſen, daß ich, wie Du mir da den Vorſchlag thaſt mit der Verkleidung, gleich ja ſagte. Aber nun, liebes Mädchen, muſt Du auch wieder eine gute Tochter ſeyn, und Dein Urtheil über Winterfelden nicht mit ſolcher Gewißheit behaupten; muſt erſt unterſuchen, ob die üble Meinung, die man Dir von ihm beygebracht, auch gegründet iſt. Man muß niemanden als ſich ſelbſt in dem Urtheil über andre trauen. (heimlich zu Karl mit Freude.) Sie wird immer verlegner und unwilliger.

Wilhelmine. Aber, beſter Vater, warum zweifeln Sie ſo ſehr an der Warheit deſſen, was ich Ihnen ſchon geſagt habe. In meinem Herzen liegt der Grund zu der Abneigung gegen Winterfeld, und niemand hat ihn bey mir in Mißgunſt geſetzt.

Karl. Auch der galante Friedrich nicht, mit dem wir Dich in einem gar ſüſſen Tetatete überraſchten? Er iſt freylich ſo ein ſchöner, ſchmachtender, hintaumelnder Junge, daß man den etwas rauhern, wilden Herrn von Winterfeld darüber ſehr leicht vergeſſen kann.

Wilhelmine. Bruder, wenn dies Spaß ſeyn ſoll, ſo iſt er bitter, beleidigend. Ein Bedienter alſo, glaubſt Du, könnte meinen Neigungen eine Richtung geben? Dieß iſt unerhört! Du, Bruder, und auch Sie, mein Vater, glaub' ich, haben Sich's recht vorgeſetzt, mich zu martern. Alles, was Sie ſagen, iſt für mich dunkel. Sie müſſen etwas mit mir vorhaben, und doch kann ich es nicht begreifen.

v. Altern. Ja, und ich kann Dich auch gar nicht begreifen. Die Weiber bleiben zwar ſo ein ewiges Problem, wie die Quadratur des Cirkels, aber Du biſt heut vollends ein Räthſel: ſo unruhig, ſo ſtürmiſch wie eine Ehefrau vom rechten Schlage. Das liebe, gute, empfindſame Mädchen ſchmält, und möchte recht herzlich gern mit der ganzen Welt zanken. Aber wir wollen Ja ſagen. Da können wir euch Weiber am meiſten ärgern, wenn ihr zu eurem Zank und Hader Laune habt. — Sag mir aber nur, was haſt Du denn? Was iſt Dir denn durch den Kopf gefahren? Mädchens-Laune ähnlicht freylich einem Kreiſel, von Stolz, Eitelkeit und Koketterie herumgetrieben; aber das war doch ſonſt bey Dir nicht.

Wilhelmine. Aber mein Vater, was Sie mich nicht überreden wollen. Ich wäre launiſch, zänkiſch, ha, ha, ha, es kann niemand luſtiger ſeyn, als ich heut. Tanzen möcht' ich, um meiner Freude Luſt zu machen.

v. Altern. Ja, ja, liebes Mädchen, es giebt Dir ſo mancherley Luſtigkeiten, ich kenne ſie noch ein bischen von meiner Jugend her. Ich weiß Dir denn nun immer alles aus eigner Erfahrung. Man lacht bisweilen, damit das Lachen die Thränen vertreibe. Aber bewahre der Himmel, daß ich glaubte, es wäre bey Dir auch ſo. Solche arge Gedanken kann ich gar nicht von Dir hegen. Ei behüt' und bewahre.

Wilhelmine. Ich wüßt auch wirklich nicht, was ich für einen Bewegungsgrund zu Thränen hätte.

v. Altern. Nun man könnte nicht wiſſen. Vielleicht aus Verdruß über die Bosheit der Menſchen, über das garſtige Laſter der Verleumdung. Freylich war es nicht recht von Henrietten, daß ſie ſo etwas von dem redlichen Friedrich denken konnte, daß er ſeinen Herrn bey Dir in Mißkredit ſetzte. Du muſteſt Dich ſeiner annehmen, muſteſt ihn vertheidigen, das war nicht mehr als billig.

Wilhelmine. Die Närrin. Ich haſſe ſie, weil ſie unverſchämt ward; ſie beleidigte durch ihre Verleumdungen, weil ſie falſch ſind, auch mich, und ich geſteh' es, ich nahm mich Friedrichs mit Lebhaftigkeit an.

Karl. O und das erfordert die chriſtliche Liebe.

Wilhelmine. Die Billigkeit verlangt es, weil ich nicht will, das jemand Unrecht leide, weil ich einen Bedienten von dem Verdruß befreyen wollte, den er dadurch bey ſeinem Herrn hätte haben können. Iſt dieſe Abſicht unedel, verdient ſie Vorwürfe?

v. Altern. Ei bewahre, bewahre. Lobenswerth. Eben ſo lobenswerth, als wenn der Geiſtliche die Mildthätigkeit empfielt.

Wilhelmine. Aber was giebt man ihr für einen Anſtrich, für Wendungen. Was glaubt man wohl, daß ich für Abſichten dabey hatte? Mein Eifer, mit dem ich ihn vertheidige, nennt man Zorn, Zankſucht. So geht es, immer ſucht man den Handlungen der Menſchen ihren Werth zu benehmen, daß man ihnen doch wenigſtens einen ſchlechten Endzweck giebt. Und was kann ich hier wohl für eine andere Abſicht haben, als einen armen Bedienten vor dem Zorn ſeines Herrn, vielleicht gar vor ſeinem Abſchied zu retten?

v. Altern. Ruhig, ruhig, Kind. Das geht ja hintereinander weg, wie eine Schulrede.

Wilhelmine. Mein Vater, dabey kann ich ohnmöglich ruhig bleiben, daß man einem Unſchuldigen etwas aufbürden will. Aber nicht allein wider Friedrich iſt man aufgebracht, man will auch mit mir zanken. An mir erblickt man heut ſo viel Sonderliches, als wenn ich auf einmal ein Wunderding worden wäre.

Karl. Nein, liebe Schweſter, ein Wunderding gar nicht, aber auf einmal ein Weib. Du zankſt gern. Das gute, liebe, ſanfte Mädchen hat ſich auf einmal verwandelt.

Wilhelmine. O das iſt unausſtehlich; ſein Betragen ſo falſch ausgelegt zu ſehn. Bruder, ich bitte Dich, bring mich nicht auf. Bis jezt bin ich noch ruhig und gelaſſen geweſen, aber endlich reißt die Geduld auch aus. — Und an allen dieſem iſt die Thörin, das Mädchen, ſchuld. Friedrich, das verſichre ich, iſt ganz unſchuldig.

v. Altern. (bey Seite zu Karl) Nun will ich ſie erſt recht fangen. — Alſo unſchuldig iſt er! Ja, ja, das glaub' ich auch. Aber er iſt doch einmal verdächtig und hat doch eigentlich den Grund zu allen dieſen Streitigkeiten gelegt. Es wird am beſten ſeyn, Winterfeld giebt ihm ſeinen Abſchied? Nicht wahr?

Wilhelmine. O ich wollte, ich hätte niemals den unglücklichen Einfall mit der Verkleidung gehabt!

v. Altern. Es muß Dir auch ſehr angenehm ſeyn, wenn Friedrich wegkommt, weil er in Dich verliebt iſt. Das muß Dir ganz natürlich ſehr beſchwerlich ſeyn.

Wilhelmine. Wie, mein Vater, Friedrich in mich verliebt. Wie können Sie nur ſo einen Gedanken einen

Augenblick haben: Vermuthlich auch ſo ein herrlicher Einfall von Henrietten. — Er hält mich für ſeines gleichen, und alſo iſt er auch berechtigt, in dieſem Ton mit mir zu ſprechen. Aber wahrhaftig, er darf nicht ſagen, was ihm beliebt, ich weiß ihn ſchon im Zaum zu halten.

v. Altern. Da iſt wohl vorhin, als er zu Deinen Füſſen lag, durch einen unglücklichen Zufall der Zaum geriſſen.

Wilhelmine. Sie kennen doch die Art dieſer Leute, ſie ſcherzen.

v. Altern. Ah ſo iſt die Sache. Und Du ſpaßeſt auch nur, weil Du Bedientenkleider an haſt. Es war alſo bloßer Scherz, wie Du ſagteſt: Ich würde Dich lieben, wenn ich könnte, Du misfällſt mir nicht. Je, Du wirſt ja ein rechter Spaßvogel.

Wilhelmine. Ich vergehe. Verwünſcht wäre die Verkleidung! Was für Unannehmlichkeiten ich mich durch ſie ausſetze. O ich bin ihr auch ſo müde, daß ich ſie nicht einen Augenblick länger ertrage. O ich bitte Sie, mein Vater, entlaſſen Sie mich dieſer Verſtellung. Wenn Sie meine Ruhe wünſchen, ſo erlauben Sie mir meine Bitte.

v. Altern. Beruhige Dich. Es wird alles noch gut werden. Nur noch einen kleinen Aufſchub wegen der Verkleidung. Du wirſt mirs danken.

Karl. Und was noch mehr iſt, Schweſter, ich verſpreche Dir, daß Du heut noch Winterfelden aus Liebe Deine Hand geben wirſt.

Wilhelmine. Nimmermehr, ich haß' ihn.

v. Altern. Du haſſeſt ihn nicht. Du liebſt ihn, Du möchſt toll werden vor Liebe.

Wilhelmine. Aber mein Vater, ſollte mich mein Herz wohl ſo ſehr betrügen?

v. Altern. Es betrügt uns nicht mehr, als in der Liebe. Du liebſt ihn und wirſt ihn heurathen.

Karl. Wirſt glücklich, ſehr glücklich ſeyn.

Wilhelmine. Sie haben Sich heute beyde vorgenommen, mich zum Gegenſtand Ihres Spotts zu machen.

Karl. Aber mein Vater, wie wird es denn mit dem armen Friedrich? Soll er noch fort? Ich dächte nicht. Nicht wahr, Schweſter, der arme Menſch?

Wilhelmine. O ich bitte darum, ſchicken Sie ihn fort, daß nur aller Verdacht ein Ende hat.

v. Altern. Sein Herr mag entſcheiden. — Komm Karl, wir wollen ihn aufſuchen. — Wilhelmine, Du heuratheſt Winterſelden, oder ich mach' in meinem Leben keinen Spaß wieder.

Karl. Leb wohl, liebes Mädchen. Keinen Groll. Du wirſt heut noch Frau von Winterſeld.

v. Altern. (in Abgehn zu Karln) Das iſt eine königliche Luſt. (kehrt um) Ruhig, ruhig, Mädchen, Du ſollſt ihn haben; ich will es. (von Altern und Karl ab.)

Eilfter Auftritt.

Wilhelmine allein.

Das iſt zu hart. Alles hat ſich heut verſchworen, mich zu martern und ſich noch recht inniglich über meine Unruhe zu freuen — Könnt' ich wohl einen unglücklichern Einfall gehabt haben, als dieſe Verkleidung. — Friedrich verfolgt mich mit ſeiner Liebe, und ich werde darüber der Spott aller. — Sind wir aber gemeiniglich nicht ſelbſt die Urſach unſrer Leiden. Warum hör' ich die Thorheiten ſeiner Liebe an? Warum bleib' ich, wenn er kömmt. Warum unterhalt' ich mich ſo gar gern mit ihm. — Ja wer von jeder Handlung vorher wüßte, daß ſie unglückliche Folgen haben könnte. — Aber nun auch nicht ein Wort wieder mit ihm. (will abgehn. Winterfeld kommt aus ſeinem Zimmer.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorige. Winterfeld.

Winterfeld.

Ah, ſind die unglücklichen Störer fort? — Nun, liebe Henriette, wo willſt Du denn hin?

Wilhelmine. Fort — laß mich.

Winterfeld. O höre mich nur noch dieſes einzigemal an. Es iſt das leztemal, daß ich mit Dir ſpreche, und habe Dir Sachen von äußerſter Wichtigkeit zu entdecken. Sie betreffen Deine Herren.

Wilhelmine (will immer noch fort). Sag' es ihnen ſelbſt.

Winterfeld. O ſo bleib doch nur noch wenige Augenblicke, liebes Mädchen.

Wilhelmine. Nicht eine Minute ſollt' ich Dich anhören, weil es mir nichts als Verdruß macht.

Winterfeld. Verzeihe mir, gutes Mädchen. Aber höre mich nur noch dießmal, und Du wirſt ſehn, wie ſehr ſich die Umſtände verändern werden.

Wilhelmine. Nun ſo rede nur. Ich will bleiben, ich will Dich anhören. Ich möchte ſo gern gegen Dich unhöflich ſeyn, und doch iſt es mir ganz unmöglich.

Winterfeld. Glückliche Unmöglichkeit für mich. — Könnteſt Du wohl ein Geheimniß verſchweigen?

Wilhelmine. Glaubſt Du etwan, Schweigen ſey mir auch nicht möglich?

Winterfeld. Ich würde Dir gewiß dieſe Vertraulichkeit nie ſchenken, wenn ich Dich nicht ſo ſehr ſchätzte, wenn ich Dich. . .

Wilhelmine. Ich will es gern erlauben. Aber es würde mir doch noch lieber ſeyn, wenn Du es thätſt, ohne es mir zu ſagen. Verkündigen wir zu häufig dem andern unſre Hochſchätzung, ſo iſt es ſehr oft nur Vorwand.

Winterfeld. Hälſt Du mich vielleicht für einen ſolchen Mann, wie es ſo viele giebt, deren Kopf ſo leer iſt, daß ſie nichts vernünftiges hervor zu bringen vermögen, und ihre Zuflucht zu abgeſchmackten auswendiggelernten Süßigkeiten, zu überzuckerten Lügen nehmen müſſen? Nein, gutes Mädchen, wer bey Frauenzimmern Deiner Art nur den Galanthomme ſpielt, der iſt nur Galanthomm, nicht Mann.

Wilhelmine. Aber Dein Stand und dieſe feine Bemerkung? Vielleicht doch auswendig gelernt?

Winterfeld. Wirſt mich bald anders beurtheilen. Es iſt nicht allein Hochſchätzung, die ich für Dich fühle, auch Liebe, die ich zu unterdrücken aber vergebens mich bemüht habe.

Wilhelmine. Nun da wären wir wieder, wo wir ausgegangen. Nichts mehr von Deinen Liebeserklärungen. Leb wohl.

Winterfeld. Bleib, bleib. Es iſt nicht Friedrich, der mit Dir ſpricht.

Wilhelmine. Nun, wer denn?

Winterfeld. Ach, Henriette, nun wirſt Du glauben, ob ich leide.

Wilhelmine. Von Deinem Leiden will ich nichts hören, von Deiner Perſon.

Winterfeld. Es behorcht uns doch niemand?

Wilhelmine. Nein! nein! ſprich, rede nur.

Winterfeld. Die Lage der Sache verlangt es, daß ich Dir alles erkläre. Auch wär' es unedel gehandelt, Dich länger zu hintergehen.

Wilhelmine. Das glaub' ich alles von Herzen gern. Aber nur weiter, weiter.

Winterfeld. Liebes Mädchen, den Du für den Herrn von Winterfeld hälſt, iſt es nicht.

Wilhelmine. Was iſt er denn?

Winterfeld. Ein Bedienter.

Wilhelmine. Nun!

Winterfeld. Und ich bin Winterfeld.

Wilhelmine. A Herz, itzt kenn' ich Dich.

Winterfeld. Unter dieſen Kleidern wollt' ich Dein Fräulein kennen lernen, eh' ich ſie heurathete. Mein Vater that mir bey meiner Abreiſe dieſen Vorſchlag. Ich nam ihn ſehr willig an, weil man unerkannt, unbemerkt ein beßrer Beobachter ſein kann. Aber das Mädchen, daß ich heirathen ſoll, haß' ich. Sie iſt ein ſolches abgeſchmacktes Geſchöpf, daß ſie ſich von meinen Bedienten ſo weit hat hinreißen laſſen, daß ſie ihm mit vielen Vergnügen ihre Hand geben würde, hätte ſie freye Gewalt. — Aber, daß ich Dich liebe, daß Du ſo einen Eindruck auf mich gemacht haſt, als noch kein Mädchen vermochte, das iſt es, was mich unglücklich, ſehr unglücklich macht.

Wilhelmine. (bey Seite) Ich muß ihn verbergen, wer ich bin. — Warhaftig, mein Herr, Ihre Lage iſt äußerſt kritiſch. — Und ich befinde mich in der gröſten Verlegenheit, wenn ich bedenke, auf was Art ich mit Ihnen geſprochen habe. Werden Sie mir meine Unarten wol verzeihn?

Winterfeld. O theureſtes Mädchen, weg, weg mit dieſen Entſchuldigungen. Ich wollte, Du hätteſt mich beleidigt; dann erinnerte mich Deine Entſchuldigung nicht an den Abſtand, der uns trennt.

Wilhelmine. Erlauben Sie mir noch auf die Rechnung meiner vorigen Vergeſſenheiten eine Frage. Iſt Ihre Liebe ein ernſthafter Gedanke oder nur ein überhingehender Einfall der Galanterie?

Winterfeld. Kann ich Dir wol einen beſſern Beweis von der Aufrichtigkeit meiner Liebe geben, wenn ich aller Verbindung auf immer entſage, weil das Schickſal uns nicht vereinigen will? — Aber, liebes Mädchen, Du giebſt mir doch ein wenig Liebe?

Wilhelmine. Sie denken ſo edel und vergeſſen bei Ihrer Liebe, wer ich bin, wer könnte denn wol ganz widerſtehn? Am wenigſten ein Mädchen. Aber immer denk' ich an die Gefahr, in die ich mich ſtürzen würde, wenn ich Ihrer Liebe ſo Gehör gäbe, wie mein Herz es wol wünſchte, und unterdrücke ſie darum lieber.

Winterfeld. Herrliches, vortrefliches Mädchen, Du vereinigſt mit ſo vielen äußerlichen Reizen ſo viel Verſtand, ohne doch dabei Deinem Geſchlechte zu folgen und die Edelmüthigkeit Deines Herzens zu vernachläßigen.

Wilhelmine. Liebt' ein jeder, ſo wär die Welt mit weiblichen Engeln angefüllt. — Ich höre meinen Vater. — Wegen Ihres Bedienten wollen wir es nachher überlegen; es wird nicht ſo viel Eile haben. Ich will ſchon ſehn, wie ich Sie auf eine gute Art aus dem Handel zieh'.

Winterfeld. Ich geh und verlaſſe mich ganz auf Dich, gutes Mädchen. Leb' wohl. — Darf ich Dich um einen Kuß bitten.

Wilhelmine. Den ſchlag' ich meinen Freunden nicht gern ab.

Winterfeld. Ich ſehe Dich doch bald wieder?

Wilhelmine. Recht bald. (Winterfeld ab.) Nun es war ſehr nöthig, daß ſich Friedrich in Winterfeld verwandelte.

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorige. Karl.

Karl.

Liebe Schweſter, ich komme Dich zu tröſten. Wir verließen Dich vorhin in einer Unruhe, aus der ich Dich reißen will. Du dauerſt mich. Einem Mädchen nur halb zu verſtehende Worte zu ſagen, iſt gar zu heimtückiſch mit ihrer Neugierde umgegangen.

Wilhelmine. Ha, ha, ha, ich weiß mehr als ihr alle. Eine Nachricht hab' ich Dir zu bringen. Die —

Karl. Nun was iſt denn? Sag.

Wilhelmine. Wie der Herr Bruder ſo begierig iſt. Iſt dieß nicht Neugierde?

Karl. Nein, das iſt nur Verlangen nach der Zukunft. Aber was haſt Du denn für wichtige Neuigkeiten. Hat ſich etwan in Paris eine Dame die Haube verbrannt?

Wilhelmine. Nein, eine große Metamorphoſe hat ſich ereignet. Friedrich iſt nicht Friedrich.

Karl. Von wem ſprichſt Du denn?

Wilhelmine. Von ihm ſelbſt. Er hat es mir dieſen Augenblick ſelber geſagt.

Karl (bey Seite). Ich merke was. — Wer denn?

Wilhelmine. Und Du verſtehſt mich nicht?

Karl. Kein Wort.

Wilhelmine. Wo iſt mein Vater?

Karl. Ich hab' ihn eben verlaſſen, er ging in ſein Zimmer.

Wilhelmine. Er muß alles wiſſen; wir wollen zu ihm gehn. Ich hab' auch Deiner nöthig, Bruder; ſo eben fällt mir etwas bey: Du mußt Dich ſtellen als liebteſt Du mich. Es iſt gut, daß Du Dir ſchon etwas davon haſt verlauten laſſen. Aber ich bitte Dich recht ſehr, verrathe das Geheimniß ja nicht.

Karl. Wenn man keins weiß, kann man es nicht verrathen.

Wilhelmine. Komm, komm, Bruder, wir haben keine Zeit zu verlieren — So etwas iſt gewiß noch nie geſchehn.

Karl. Woher denn auf einmal dieſe Freude? Ihr ſeid doch glückliche Geſchöpfe, der Uebergang von Traurigkeit zur Freud' iſt bey Euch das Werk Eines Augenblicks.

Wilhelmine. Komm, komm nur. (ab.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Winterfeld (kömmt aus ſeinem Zimmer) allein.

O wenn doch Henriette käme, daß ich erführ', wie die Sache mit ihrem Fräulein ſtünde. — O warum iſt doch Henriette nicht das Fräulein? Wie glücklich könnt' ich nicht ſein! — Könnt' ich es nicht auch ſo ſein! Weg, weg mit Vorurtheilen, mit der Welt. — Doch hängt von ihr unſer guter Name ab.

Zweiter Auftritt.

Der Vorige. Friedrich.

Friedrich.

Iſt es erlaubt? Sind Ihre Gedanken in ſo einer Lage, daß Sie Sich zu meiner geputzten Wenigkeit herablaſſen können?

Winterfeld. Was willſt Du denn?

Friedrich. Nur einige Minuten Gehör.

Winterfeld. Iſt was vorgefallen?

Friedrich. Wunderdinge. Die Liebe hat ſich einmal wieder hinters Licht führen laſſen. So viele wurden betrogen, bekamen Blei ſtatt Gold, aber ich habe eine Schnurre gemacht, die ein Beyſpiel aller Schnurren ſeyn kann.

Winterfeld. Vermuthlich, wie gewöhnlich, einen dummen Streich?

Friedrich. Ich dächte nicht. Wenn man durch ſo einen Streich ſein Glück auf ewig befeſtigt, kann er doch unmöglich dumm ſeyn. — Aber es iſt doch mein Seele wahr, Kleider machen Leute und auch Aemter. Wie mancher hat ſeine Frau mit 50000 Rthl. ſeinem Schneider zu danken, der es zu machen wußte, daß er wie was ausſahe. Ich bin ein lebendiges Beyſpiel. Komm ich in dem bunten Rock, den Ihro Gnaden da ehrlich machen, und ſagte: ich bin zum Teufelholen in Sie verliebt, ich will Sie zur Frau nehmen, man ſchickte mich gewiß durch einen kürzern Zurückweg, als die Treppe, nach Hauſe. Aber ſo iſt man entzückt, man iſt ganz weg. Drum wer heut zu Tage ſein Glück machen will, muß nur Conto bey dem Schneider haben.

Winterfeld. O ich bitte mir es aus, mich heut nicht mit Deinen Narrenspoſſen zu beunruhigen. Haſt Du was zu ſagen, ſo mach' es kurz.

Friedrich. Mach' ich's denn lang? Ich dächt', ich drückte mich ganz kurz und vernemlich aus. Nun alſo kurz. Sie liebt mich, und will mich zum Gemal.

Winterfeld. Wer denn?

Friedrich. Das Fräulein von Altern. Und wenn der Herr Papa nicht will, ſo entführ' ich ſie ihm Knall und Fall vor der Naſe weg. Soll, glaub' ich, ſo mode ſeyn.

Winterfeld. Biſt Du toll, Kerl?

Friedrich. Ja vielleicht vor Liebe. Nun eben nicht in ihre Reitze, denn die ſind wie alle weibliche Reize Farben, die in der Sonne verſchießen, aber zum Närriſchwerden verliebt ins Papas Geldkaſten. Dieſen heurath' ich und die Frau ſchlumpert nun ſo bey her. Wer Gold machen will, muß doch einmal mit dem Teufel ein Bündniß haben.

Winterfeld. Das glaub' ich recht gern, daß Du Dich gar nicht werdeſt zwingen laſſen, das Fräulein von Altern zu heurathen. Du könnteſt keine beſſre Partie machen. Aber das Fräulein wird ſich wohl bedanken.

Friedrich. Hat ſich was zu bedanken. Sie iſt ſo entſetzlich in mich verliebt, daß ſie ſich gewiß ein Leides thäte, wenn der Herr Papa nicht in unſre Heurath willigen wollte. Sehn Sie, daß meine Frage ſehr gut war, was für Gelichters ſie wäre. Ich hatt' es bald weg, daß ſie ſo eine von denen war, die wie Butter an der Sonne zerſchmelzen. Herr da hats Scenen gegeben. Ich machte nun gleich den Empfindſamen, nahm eine Mine an, die ausſah, als wollt' ich all' Augenblicke himmeln. Die Augen rieb ich mir, daß ſie ausſahn, als hätt ich geweint, und drehte ſie im Kopfe herum, wie ein Verrückter. Meine ziemlich männliche Sprache klang ſo fein, wie die höchſte Orgelpfeife. Ich ſprach alles in Ausrufungen und verſetzte meine Worte ſo abſcheulich, daß ich ſelbſt keinen Sinn drinne fand. Ich that, als wenn mir eine Umarmung, ein Kuß von ihr mehr als alle Schätze der Welt werth wären; ſprach viel von Tugend und Keuſchheit; kurz ich that, als bekäm ich einen Geiſt und keinen Leib zur Frau. Von ihrem Geld ſprach ich als wenns Sand wäre. Je höher ich nun die Saiten ſpannte, deſto verliebter wurde ſie. Ja, ja, wer es nur recht anzugreifen weiß, es kann einem kein Mädchen widerſtehn. Nur alles piano, ſucceſſive, und ſie bitten einem wohl endlich ſelbſt

ſelbſt drum. Müſſen Sie aber nicht geſtehn, daß ich meine Rolle gar herrlich ausgeführt habe, daß ſie nun glaubte, es wär alles Ernſt. Ich habe wirklich Anlage zur Intrike.

Winterſeld. Und wenn Du ſie noch beſſer geſpielt hätteſt, ſo haſt Du Dir doch dieſe Mühe ganz umſonſt gegeben. Glaubſt Du denn, daß ich zu Deiner Betrügerey ſtill ſeyn würde. Und wenn nun der Herr von Altern und das Fräulein hören, was für ein ſauberer Burſche Du biſt, glaubſt Du wohl, daß er ſich eine Livree in ſeine Familie wünſchen wird?

Friedrich. Hat nichts zu ſagen, die ziehn wir aus. Es hat ſie ſchon mancher ausgezogen und ward ein großer Mann. Aber beſter, gnädiger Herr, von Ihnen hängt mein ganzes Glück ab?

Winterſeld. Von mir, wie ſo?

Friedrich. Wenn Sie in die Heirath willigen.

Winterſeld. Und Du kannſt ſo etwas nur denken?

Friedrich. Aber, das iſt ja in unſern Tagen gar nicht ſo was entſetzliches, daß einer durch die Frau ſein Glück macht. Es iſt wahr, ich bin kein Edelmann. Aber bin ich daran Schuld? Meine Mutter iſt es, ſie war noch aus den alten Zeiten, hatte ſteiſe Grundſätze. Und kein Betrug iſt es ja auch nicht: das Fräulein will mich ja haben. Wir können uns gar nicht trennen, wir habens einander geſchworen, und ſind alſo vor Gott ſchon Eheleute.

Winterſeld. Ich hätt' es doch nicht geglaubt, daß Du Deine Verwegenheit ſo weit treiben würdeſt.

Friedrich. Wer nicht wagt, gewinnt nicht. Und um in der Welt reich und glücklich zu werden, muß man's nicht zu genau nehmen. Für's Gewiſſen muß man niederſchlagendes Pulver haben, ſonſt bleibt man ein Bettler. — Sie wollen doch das Fräulein nicht haben? Sie lieben ſie nicht, das merk' ich nur gar zu deutlich. Alſo beſteht die ganze Lüge in dem kleinen Wörtchen von. Ach das wird das Fräulein ſchon vergeſſen, da ſie doch immer einen hübſchen Mann bekömmt. O mein lieber, guter Herr, ſtoßen Sie doch das gute Werk, das Sie thun könnten, nicht mit Füßen von Sich: einen armen Schelm glücklich zu machen.

Winterfeld. Wär' es durch keine Betrügerei, recht gern.

Friedrich. Wen betrügen wir denn? Ein Mädchen. So viele haben die Männer betrogen, wir wollen dafür in einer das ganze Geſchlecht ſtrafen. — Und wenn ich ſie nur einmal habe, ſo bin ich ſchon geborgen. Glaubt ſie alsdann immer noch, daß ein Mann mit dem Wörtchen von oder mit einem Titel beſſer iſt, je nun, da kaufen wir uns mit ihrem Gelde Verſtand, Adel, Titel, was ſie nur will. Wer nur heut zu Tage Geld hat und dreuſt iſt, der kommt am weiteſten. Beſter Herr, überlegen Sie es nur, daß es der unſchuldigſte Streich von der Welt iſt.

Winterfeld. Gieb Dir keine Mühe, ſie hilft Dir zu nichts. Entdeckſt Du nicht, wer Du biſt, ſo werd' ich es thun, und dann würdeſt Du übel wegkommen, wenn man erführe, wie Du das Fräulein haſt hintergehn wollen. Sage ihr, wer Du biſt, und ſie will Dich dann noch haben, o ſo hab' ich gar nichts darwider.

Friedrich. Ha, es gilt. Liebe iſt ſo ofte blind geweſen, ſie wird mir doch nicht den verfluchten Streich machen und auf einmal ſehend werden. Ich entdeck' ihr, daß ich nur hinterm Stuhl und nicht auf den Stuhl gehöre. Liebt ſie wirklich, ſo ſieht ſie den Defekt nicht an und heurathet mich. Ein jedes Mädchen will immer gern unter die Kappe, und guckt nicht allemal, ob ſie ein bischen lumpigt iſt. — Ich verzweifle noch nicht.

Winterfeld. Auf dieſe Art hab' ich nichts darwider. Aber mache Dir nur nicht zu gewiſſe Hofnung, es möchte wol nicht ſo gehn, wie Du glaubſt.

Friedrich. Ach, in der Liebe ſind die Wunder auch noch in neuem Teſtament mode. Nur herzhaft. Es fehlt weiter nichts, als daß ichs meinem fein Liebchen auf eine politiſche Art vortrage. Ich wills ihr nur recht mit Liebe überzuckern, mit der ja ſo manche Pille verſchluckt wird, ſo wird ja die meinige auch hinterrutſchen. — Ich mache mich ſogleich fertig zur Expedition. Liebe, du haſt ſo manchen mit Blindheit geſchlagen, thu' itzt einmal Barmherzigkeit an einem armen Schelm! (ab).

Dritter Auftritt.

Winterfeld (allein).

Wie viel glücklicher iſt er, als ich. Er ſetzet ſeine ganze Glückſeeligkeit auf Reichthümer, und dieſe ſind eher zu erlangen als Ruhe. — Henriette bleibt ſehr lange. Nichts ſo beunruhigend als Ungewißheit. — Sie kömmt wol. — O nein, Altern.

Vierter Auftritt.

Der Vorige. Karl.

Winterfeld (will gehn).

Karl. Bleib, Friedrich, ich hab' etwas mit Dir zu ſprechen.

Winterfeld. Was befehlen Sie?

Karl. Wie ich höre, ſo verfolgſt Du Henrietten mit Liebesanträgen?

Winterfeld. O ſie iſt zu liebenswürdig, um mit ihr nicht das angenehmſte Geſpräch zu unterhalten, das man mit einem Mädchen haben kann, Liebe.

Karl. Wie nimmt ſie denn Deine Süßigkeiten auf?

Winterfeld. Als Scherz.

Karl. Du haſt Verſtand genug, um den Heuchler zu ſpielen.

Winterfeld. Wenn ich ihn auch hätte, ſo würd' ich ihn nicht darzu anwenden. Es iſt Warheit, was ich Ihnen ſage. Aber geſetzt, Henriette fände wirklich Geſchmack an mir, kann Ihnen das — —

Karl. Geſchmack finden — ſehr artig geſagt. Wahrhaftig, Deine Art, Dich auszudrücken, iſt für einen Menſchen von Deinem Stande ſehr gut.

Winterfeld. Mein Herr, Sie finden in meinen Worten mehr als ſie ſagen wollen. Ich wuſte nicht, wie ich anders ſprechen ſollte?

Karl. Weniger fein, weniger ſüß. Solche gute Wendung wirſt Du auch wohl bey dem Angriff auf Henriettens Herz gebraucht haben? Du ahmſt den Ton der großen Welt nach. Es war freilich von jeher Gewonheit, daß die Bedienten Nachahmer ihrer Herren waren. Ich glaub' auch, daß wir darum keine guten haben.

Winterfeld. Ich verſichre Sie bei meiner Ehre, daß ich der Nachahmer keines bin. — Aber ich will nicht hoffen, daß Sie in der Abſicht gekommen ſind, um Sich über mich aufzuhalten?

Karl. Es iſt mir gar nicht im Sinn gekommen.

Winterfeld. Wir ſprachen vorhin von etwas andern, worüber ich wol Erklärung wünſchte. Wir ſprachen von Henrietten, von meiner Neigung, die ich für ſie fühle, und von dem Antheil, den Sie daran nehmen.

Karl. Ei, ei, Dein Ton verräth ja ſchon Eiferſucht. Mäßige Dich ein wenig.

Winterfeld. Ich eiferſüchtig? Sie irren ſich ſehr, nichts weniger als dies.

Karl. Verrathe Dich nicht noch mehr. Aber ſag mir doch, wie würdeſt Du Dich wol nehmen, wenn Henriette Geſchmack an Dir fände?

Winterfeld. Warum wollen Sie denn dies ſo gern wiſſen?

Karl. Weil es mir ſehr unangenehm ſein würde, wenn es ſo wäre. Und ohn' alle Widerrede, ich verbiete Dir, Dich nicht weiter mit ihr abzugeben. Nicht etwan, als wenn ich befürchte, ſie würde Dir Liebe ſchenken, dazu denkt ſie zu edel. Aber es würde mir doch ſehr misfällig ſeyn, einen Bedienten zum Nebenbuler zu haben.

Winterfeld. Das glaub' ich recht gern, denn kein Stand wird ſich Nebenbuler wünſchen. Ich bin es eben ſo wenig zufrieden, daß Sie der meinige ſind.

Karl. Du muſt Geduld haben, Friedrich, die iſt ſehr nöthig in der Liebe.

Winterfeld. O mein Herr, ich hab's erfahren. — Sie lieben alſo wohl Henrietten recht ſehr?

Karl. So ſehr, daß ich nur gewiſſe Maasregeln zu nehmen brauche, um an eine ernſthafte Verbindung mit ihr zu denken. — Verſtehſt Du mich?

Winterfeld. O ich glaube, daß ich den rechten Sinn gefaßt habe. Und — Sie werden vermuthlich auch wieder geliebt.

Karl. Glaubſt Du vielleicht, ich halt' es für kein Glück, von ihr geliebt zu werden?

Winterfeld. Sie werden's nicht verlangen, Ihren Geſchmack von Ihrem Nebenbuler gelobt zu hören.

Karl. Du verſtehſt die Kunſt recht vortreflich, Dich auf eine feine Art aus der Verwirrung zu ziehen. — So weh es mir auch thut, muß ich doch geſtehn, ich werde nicht geliebt. Ich thue dieß Geſtändniß nicht etwan in der Abſicht,

ſicht, um Dich zu beruhigen, wie Du vielleicht glauben könnteſt, ſondern nur aus Liebe zur Wahrheit.

Winterfeld (mit Lebhaftigkeit). Sie ſetzen mich in Erſtaunen, mein Herr. Henriette weiß alſo von Ihren Abſichten nichts?

Karl. O ja, ſie weiß es recht gut, daß ich ihr Glück machen will, doch ſcheint ſie dadurch wenig gerührt zu werden. Aber ich hoffe noch immer, daß die Vernunft ihren Kaltſinn beſiegen wird. Und ſolche Liebe verſpricht uns dann doppelte Glückſeeligkeit. — Ich biete ihr ſo viel an, und ſie iſt gleichgültig gegen mich, um deſto weniger kannſt Du Dir Hofnung machen. (mit Nachdruck) Denn ich will doch nicht hoffen, daß ſie eine Livree mir vorziehen wird.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Wilhelmine.

Karl.

Biſt Du da, liebe Henriette?

Wilhelmine. Was fehlt Ihnen, mein Herr? Sie ſcheinen Sich ereifert zu haben.

Karl. Nichts, ich habe nur da mit Friedrichen ein paar Worte geſprochen.

Wilhelmine. Haben Sie vielleicht Streit gehabt? Friedrich ſieht ſo traurig aus.

Winterfeld. Kann wohl ſein. Der Herr von Altern hat es mir entdeckt, daß er Dich liebte.

Wilhelmine. Es iſt nicht meine Schuld.

Winterfeld. Und hat mir auch verboten, Dich zu lieben.

Wilhelmine. Er will es Dir alſo verwehren, daß ich Dir liebenswürdig ſcheinen ſoll?

Karl. Liebe läßt ſich nicht verbieten, aber ich will nur nicht, daß er Dirs ſagt, daß er Dich liebt.

Wilhelmine. O er ſagt es mir nicht mehr, er wiederholt es nur.

Karl (zu Winterfelden). Ich will hoffen, daß Du ein ſo gutes Gedächtniß haſt, daß es der Wiederholung nicht bedarf, wenn ich gegenwärtig bin. — Du kannſt gehn, Friedrich.

Winterfeld. Ich erwarte Henriettens Befehle.

Karl. So weit gehſt Du?

Wilhelmine. O haben Sie doch Geduld mit ihm.

Winterfeld. Ich kann es nicht länger dulden. O beſtes Mädchen, nur eine Frage beantworte mir, meine Ruhe, meine Glückſeeligkeit hängt davon ab.

Karl. Nun das muß eine wichtige Frage ſeyn, Du machſt ja Zubereitung, wie ein Hochzeitbitter.

Winterfeld. Haſt Du Neigung für den Herrn von Altern?

Wilhelmine. Liebe meinſt Du? ich will nicht hoffen, daß darüber ein Verboth ergangen iſt.

Winterfeld. O ſuche meiner Frage nicht auszuweichen. Gewißheit ſchaft Ruhe. Hintergehe mich nicht.

Karl. Nun wahrhaftig, ich ſpiele hier eine vortrefliche Rolle. Wirſt Du bald gehn, Friedrich?

Winterfeld (bey Seite). Dies iſt zu viel.

Wilhelmine. Nun geh, lieber Friedrich. Du ſiehſt, daß es der Herr von Altern wünſcht.

Winterfeld. Und Du wohl auch?

Karl. Nun, wird es bald?

Winterfeld. Ich gehorche. — (im Abgehn zu Wilhelminen.) O Mädchen, von dieſer Liebe haſt Du mir nichts geſagt. (ab.)

Wilhelmine. O Bruder, es wäre Undankbarkeit, dieſen Menſchen nicht zu lieben?

Karl. Ha, ha, ha, daß ihr Mädchen doch niemals grosmüthiger ſeid, als in der Liebe.

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Herr von Altern.

v. Altern.

Ha, ha, ha, da ging auch einer mit einem Bustags-Geſichte. Der ſah aus, der ſah aus. Da ging er ſo niedergeſchlagen, ſo in ſich gekehrt. Ich glaube, er könnte an eine Egyptiſche Piramide anrennen. — Ja, ja, Liebe iſt ein närriſch Ding. Nicht wahr, Minchen?

Wilhelmine. Wenigſtens iſt ſie ein großer Politikus, ſie hat uns weg, eh wir es glauben.

v. Altern. Siehſt Du. Wollſt es ja nicht Wort haben. Ja wer auch die Kunſt verſtünde, ſich vor die gröſte Kanone zu ſtellen, ohne von der Kugel getroffen zu werden, vor der Liebe kann ſich keiner ſchützen. — Aber Kinderchen, wie laufen denn die Affairen? Wurmt ihn die Wermuth der Liebe? Wüthet die Eiferſucht?

Karl. Ich habe das Meinige gethan, und es kömmt mir vor, als wenn er genug hätte. Wer ſehr liebt, den kann man auch bald eiferſüchtig machen.

v. Altern. Der arme Schelm, er dauert mich. Lieber zehn Flaſchen China einnehmen, als eine einzige Stunde eiferſüchtig ſein. Ich hab' es auch erfahren. Kinder davor hütet Euch ja. Es giebt keine ſchrecklichere Leidenſchaft. — Aber wie ſtehſt Du denn mit dem armen Jungen? Er muß recht Euer Düpp ſeyn.

Wilhelmine (freudig). O beſter Vater, ich hab' Urſache, zufrieden zu ſeyn.

v. Altern. Hm, hm, das geht ja ſchon mit Freudenfeuern. Deine Liebe muß alſo große Hofnung haben. — Nur nicht zu zeitig Viktorie geſchoſſen. Es iſt bey der Liebe gar zu oft ſo etwas im Hinterhalte. Glaubſt Du wohl, daß Winterfeld ſo ganz erbärmlich geſchoſſen iſt, daß er Dir ſeine Hand anbieten wird? Daß er alle Vorurtheile hintenan ſetzen könnte, und ein Dienſtmädchen heurathen, das wäre ſehr viel. Die meiſten jungen Herrchen tändeln nur gern ſo ein bischen mit euch Mädchen, und wenn ihr da mit eurem blitz Heurathen anmarſchirt kommt, da machen ſie links um. Ich zweifle, ich zweifle.

Wilhelmine. Ich, beſter Vater, ganz und gar nicht. Vielmehr bin ich beynahe völlig vom Gegentheil überzeugt. O theureſter Vater, wie glücklich werd' ich dann ſeyn! Und Du, guter, lieber Karl, freuſt Du Dich nicht auch?

Karl. J Du Schmeichlerin! Jetzt ſagſt Du Deinem Vater und mir ordentliche Süßigkeiten. Zankſt und ſtreitſt nicht mehr wie vorhin. Die Liebe ähnlicht doch in allem Betracht einer Krankheit; ſie tobt am meiſten, bis ſie zum völligen Ausbruch gekommen iſt.

Wilhelmine. Du mußt verzeihn, guter Karl. Liebe fühlen und es nicht ſollen, macht üble Laune. Sie verzeihen mir meine Unarten doch auch, beſter Vater? Es war nicht Vergeſſenheit der kindlichen Ehrfurcht, nur die Liebe ſchuf alle dieſe Unruhen.

v. Altern. Bis ruhig, liebes Kind. Ich entſchuldige Dich gern. Wenn ich an Euch einen Fehler bemerke, ſo überleg' ich allezeit, ob ich es in meiner Jugend wohl auch ſo gemacht habe. Und find' ichs ſo, dann hab' ich immer mehr Nachſicht — Nun ſeht, ich habe ja auch geliebt.

Karl. O vortreflicher Vater! Dächten doch alle Väter ſo, dann würde die Erziehung mehr gewinnen, als ſie es durch hundert gelehrte Abhandlungen kann. Dann würden die Eltern ihre Kinder nach ihrer Jugend, und nicht nach ihrem Alter beurtheilen. Sie würden von ihnen nicht mehr verlangen, als ſie zu leiſten vermögten.

Wilhelmine. Auch ich, mein Vater, bin Ihnen unendlich Verbindlichkeit ſchuldig. Sie beſtimmten mich Winterfelden. Wie lieb hatten Sie Ihre Tochter, wie Ihre Wahl auf ſo einen edlen, vortreflichen Mann fiel. Wie glücklich werd' ich mit ihm ſeyn! Niemals werd' ich die Zärtlichkeit vergeſſen, die er für mich hatte, da mein Stand ſie gar nicht fordern konnte. Wie ſehr wird die Erinnerung an dieſe Augenblicke, wo er mir zuerſt ſeine Neigung entdeckte, meine Liebe für ihn vermehren. Dieſe Erinnerung wird zwiſchen uns unauflösliche Bande der ehelichen Zärtlichkeit knüpfen. Und er, könnt er jemals den unglücklichen Gedanken der Untreue hegen, ſo erzähle ich ihm die Geſchichte unſerer Liebe, und er wird wieder der treue, der liebevolle Gatte. — O beſter Vater, Sie erlaubten mir dieſe Verkleidung, und auch ihr dank' ich einen großen Theil meines Glücks.

Karl. Gemach, Schweſter, gemach. Liebe erhebt ja Deine Worte bis zur Beredſamkeit.

v. Altern. Ja, und Deine Phantaſie malt Dir nichts als glückliche Bilder. Du hörſt den Vogel ſchon ſingen, und haſt ihn doch noch nicht im Käfig.

Wilhelmine. Er iſt ſchon ſo gut als drinn. Ich erwart' ihn alle Augenblicke, wie er ſich mir als Gefangner ergeben wird.

v. Altern. Aber, liebes Kind, willſt Du ihn nicht bald befreyen. Er leidet gewiß viel. Ich bedaure ihn.

Wilhelmine. Je mehr es ihm koſtet, ſich zu entſchließen, deſto liebenswürdiger wird er mir. Er fürchtet, durch dieſe Verbindung ſeinen Vater zu beleidigen, er ſieht nur gar zu deutlich, daß er dadurch der Störer ſeines eigenen Glücks wird, daß er die Vorrechte, die ihm ſeine Geburt gewähren, ſelbſt vernachläßigt. Gewiß wichtige Urſachen zur Ueberlegung. Ich werde mich meines Sieges freuen, aber ich will ihn denſelben abzwingen, er ſoll mir ihn nicht freywillig zugeſtehn. Es iſt mein Wille, daß Liebe und Vernunft einen Streit beginnen ſollen.

Karl. Und die Vernunft ſoll unterliegen. Nicht wahr, das iſt Dein eigentlicher Wunſch?

v. Altern. Du willſt, er ſoll recht die Verwegenheit ſeines Unternehmens fühlen, und nur die Liebe für Dich ſoll ihn entſchuldigen. Das heiß' ich weibliche Eitelkeit. Ja ſo machen es die Mädchen, ſie entſchuldigen jede Handlung, wenn ſie nur aus Liebe für ſie geſchehn iſt.

Wilhelmine. Wir armen Mädchen müſſen wohl den Männern die Eroberung ein wenig ſchwer machen. Eine leicht errungene Sache vergißt man bald; nun vollends die faſelnden Männer.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Henriette.

v. Altern.

Still! da kömmt ja wohl Henriette. Was muß denn die anzubringen haben. Sie ſieht mir gleich ſo Supplikantenmäßig aus.

Henriette. Ich ſtöre Sie doch wohl nicht?

v. Altern. Nein, nein. Halte Dich nicht bey der Vorrede auf. Was willſt Du denn?

Henriette. Sie haben mir, gnädiger Herr, vorhin ſelbſt geſagt, daß Sie mir Winterfelden ganz überließen, ich könnt' mit ihm ſchalten und walten wie ich nur wollte. Ich habe Sie beym Wort gehalten, und ſo ein Plänchen zu meinem Vorteil entworfen. Es iſt mir geglückt; ich hab ihn, wo ich ihn hin haben muß. Was ſoll ich aber nun mit dem armen Gefangenen anſtellen. Wird ihn mir das Fräulein ganz zu meiner Diſpoſition überlaſſen?

v. Altern. Nicht wahr, Minchen, Du machſt keine Anſprüche an ihm?

Wilhelmine. Nicht die mindeſten. Ich überlaß ihn Dir ganz, Henriette. Trete Dir alle meine Rechte ab.

Henriette. O beſtes Fräulein, Sie wollen es erlauben, daß ich ihn heurathen darf?

Wilhelmine. Wenn er Dich haben will, ich habe gar nichts darwider.

Henriette. (ſehr fröhlich. Küßt Wilhelminen die Hand.) O allerliebſtes Fräulein, ſie machen mich zum glücklichſten Geſchöpf unter der Sonne. Ich hatte bis jezt nicht einen rothen Pfennig, von dem ich ſagen könnte: Du biſt mein. Nun aber werd' ich reich, ganz entſetzlich reich. Werde eine vornehme Dame; bekomme Kutſch' und Pferde, Bediente, prächtige Kleider. A, das wird ein Leben werden.

v. Altern. Nur gemach, Mädchen. Die Sache leidet noch eine kleine Einſchränkung. Wir müſſen uns aus dem Handel ziehn, und daher muſt Du ihm eine kleine Erklärung über Deine werthe Perſon geben. Anders geb' ich meine Einwilligung nicht.

Henriette. Immer eine ſchwere Expedition für mich. Aber ich ſeh' es freylich ſelbſt ein, es muß geſchehn. Abſpringen wird er gewiß nicht, dafür bin ich ſicher. Er iſt zu heftig verliebt, vnd was das beſte für mich iſt, zu einfältig, um ſeine Narrheit einzuſehn.

v. Altern. Du biſt nicht die Einzige, die auf das nemliche Verdienſt der Männer ihr Glück baut — Ich will wünſchen, daß es gelingt, und mache ſchon zum voraus meine Gratulation zu der vornehmen Mariage. Ei, ei, Henrietten als gnädige Frau zu ſehn. Ja, ja, es blüht manchem ein Blümchen. Es ſteckt aber bisweilen

weilen hinter der Blume eine Neſſel. — Das hätteſt Du Dir wohl dieſen Morgen nicht träumen laſſen?

Henriette. J wie komm' ich wohl? Aber der herrliche Einfall des Fräuleins mit der Verkleidung, die macht mich auf einmal glücklich.

Karl. Vergiß Dich nur nicht zu ſehr in Deinem Glücke. Hochmuth kömmt vor den Fall.

Henriette. Ach, es iſt nur ſo der erſte Rauſch. Aber ich wollte Sie wohl bitten, mich zu verlaſſen. Ich habe meinem Bräutigam ein Rendevous hier gegeben.

v. Altern. Ey, ſo kommt den Augenblick Kinder. Wir wollen das heilige Werk nicht ſtören. Ich wünſche glückliche Expedition. Nun ſo kommt, Kinder. (er nimmt Wilhelminen und Karl in ſeine Arme.) Ueber die gnädige Frau! (ab.)

Achter Auftritt.

Henriette (allein).

Nun das Werk herzhaft angegriffen und es kann nicht fehlen. Nur alles in Lieb' und Sanftmuth eingekleidet, und die Männer glauben, Engel zu bekommen. Wenn nur einmal der Geiſtliche das Kreuz drüber gemacht hat, dann können wir das Rauche ſchon raus kehren. — Und der gute Narr hat auch was von Empfindſamkeit gehört. Nun damit will ich wieder recht aufwarten. Er kömmt — Hurtig und geſchwind, ein recht Mariengeſicht.

Neunter Auftritt.

Die Vorige. Friedrich.

Friedrich.

Ha, meines Herzens Abgott, endlich ſieht Dich wieder mein thränend Auge. Ich habe gelitten, habe geſchwitzt

Angſtſchweiß, blutigen über Deine Abweſenheit. Aber nun bin ich hier, und wenn der Teufel mit ſeiner Kavallerie und Infanterie angezogen käme, ich würde nicht verlaſſen Dich — Aber ſag' mir, trautes Liebchen, wo biſt Du ſo lange herum geſchlüpft ohne mich.

Henriette. O mein Geliebter, auch groß und ſchwer war meiner Seele Leiden. Sie lagen auf mir, wie die Sünden von Jahrtauſenden. Aber es hielten mich zurück wichtige Geſchäfte.

Friedrich. Was für Geſchäfte? Ha, ich lebe, ich zittre, ich werd's nicht ertragen. Meines Lebens Ende haſt Du, Grauſame, beſchloſſen?

Henriette. Ach, was für ein ſchrecklicher Gedanke, ſo ſchwarz, wie der Sündenfall. Könnt' ich erwerben Dir für Millionen Jahre das Leben, ſo würd' ich nicht ſcheuen die gefährlichſten Gefahren.

Friedrich. Dieſe Worte ſind für meine Seele ein Schluck China.

Henriette. Und unermeßlich iſt das Maas meiner Zärtlichkeit gegen Dich.

Friedrich. A, laß mich wegküſſen, ſie dieſe Worte der Wonne für mich. (er küßt ſie.) A des Wonneempfindens! Dein Kuß durchläuſt jede meiner Adern, und ſie ſchwellen vor Wolluſt empor wie Paſteten.

Henriette. Ach, Du Trauter, wie ſoll ich vergelten Dir die Berge Deiner Zärtlichkeit. — Beten, ja beten will ich für Dich. — Ich habe auch, Geliebter, geſprochen mit dem Vater mein von unſrer Verbindung. Er hat mir gegeben die Verſicherung, Du könnteſt verlangen von ihm meine Hand, wenn Du hätteſt den Trieb.

Friedrich. A, der brennt ſo feurig in mir, wie tauſend Fackeln. Aber noch eh' ich hineile zu ihm, dem glücklichſten der Väter, weil er hat die ſchönſte der Töchter

Deutſchlands, ſo will ich es noch hören von Dir, daß Du willſt ſeyn mein, mein, mein.

Henriette. Kannſt Du wohl zweifeln noch? Hab' ich es geſchworen nicht? — Willſt Du aber auch halten den Eid der Eide, willſt ſein auf ewig mein.

Friedrich. Wie könnt' ich wohl anſtehn den Augenblick eines Augenblicks, da es groß iſt das Geſchenke Deiner Hand. Und ich bin bekümmert ſehr, wie ich Dir ſoll vergelten dieſe Ehre.

Henriette. Sey ruhig, Engel. Du vergilſt ſie mehr als Du glaubſt. Deine Lieb' iſt ein Geſchenk des Himmels.

Friedrich. Nun ruiniren wird er ſich nicht mit dieſem Geſchenke, es iſt verzweifelt karg.

Henriette. Ach, für mich iſt es nur gar zu koſtbar. Ich bin ſie nicht werth dieſe Ehre.

Friedrich (furchtſam). Ach, vielleicht ſind Sie nur gar zu ſehr verblendet.

Henriette. O Theurer, Deine Beſcheidenheit bezaubert mich.

Friedrich. Ach, laſſen Sie die Bezauberung ja weg. Ich müßte viel Verwegenheit haben, wenn ich nicht wollte beſcheiden ſeyn.

Henriette. O mein Theureſter, ſoll ich es Dir noch mehrmalen widerholen, daß Deine Liebe für mich eine Ehre iſt.

Friedrich. Ach, die Ehre iſt wahrhaftig nicht ſo groß.

Henriette. O glaube mir, Trauter, ich kenne mich.

Friedrich. Und ich kenne mich noch beſſer. Und wenn Sie meine Bekanntſchaft erſt werden gemacht haben, ſo haben Sie wahrhaftig keine vornehme gemacht.

Henriette (bey Seite). Dieſe gar zu große Demüthigung iſt wohl nicht natürlich. — Wie ſoll ich das verſtehn?

Friedrich. Ja, das iſt eben der Stein des Anſtoßes.

Henriette. Noch immer bin ich nicht beſſer unterrichtet. Es beunruhigt mich. Sind Sie denn nicht etwan der . . . . .

Friedrich. Ah, ums Himmelswillen, Sie ziehn mich nackend aus.

Henriette. Erklären Sie Sich. Ich muß wiſſen, was das bedeuten ſoll.

Friedrich (bey Seite). Wir müſſen der Sache ein Kleidchen geben. — A, meine Theure, unermeßlich groß iſt die Gröſſe Deiner Liebe. Aber recht und ſchlecht wird die Herberge ihrer Ruhe ſeyn, ganz klein ihre Wohnung.

Henriette. Ach, entreiſſen Sie mich der Unruhe. Mit einem Wort, wer ſind Sie?

Friedrich. Ich bin ein . . . . . Warten Sie nur einen Augenblick, ich will es Ihnen gleich verſtändlich machen. — Haben Sie niemals falſche Münzen geſehn, zum Beiſpiel, falſche Laubthaler. Denen bin ich auf ein Daus ähnlich.

Henriette. Ihren Namen will ich wiſſen.

Friedrich. Ach, mein Name thut gar nichts zur Sache.

Henriette. Ich bitte, entfernen Sie dieſe Umſchweiſe. Wer ſind Sie?

Friedrich. Warten Sie, nun fällt es mir bei. — Sind Sie eine Freundin vom Soldatenſtande?

Henriette. Warum nicht?

Friedrich. So auch zum Exempel von den Herren Soldaten aus dem Vorzimmer?

Henriette. Von den Soldaten aus dem Vorzimmer? Alſo ſind Sie nicht Winterfeld?

Friedrich. Nein, ſondern nur ſein Bedienter.

Henriette. A, was hör' ich!

Friedrich. Ja, leider nicht viel Gutes.

Henriette. Gute Nacht, gnädige Frau, Kutſchen, Kleider, Bediente, Reichthümer. Gute Nacht. Ei, wie hat man mich hintergangen. Daher alſo die Bereitwilligkeit mir das Iſegrimsgeſichte zu überlaſſen. — Das war ſtark angeführt. Und ich werfe mich ſo weg, erniedrige mich denn ſo vor dem Livreejunker.

Friedrich. Gnädiges Fräulein, ſchlagen Sie mal der Ehre ein Schnipchen, und rechnen Sie alles auf die Liebe, und gewiß, Sie werden finden, daß die Livreejunker auch Menſchen ſind.

Henriette. Ha, ha, ha, über meine Ehre. Warhaftig, die macht mir nicht viel Kummer.

Friedrich. Nun, das heiſt mir doch ein nobler, ein erhabner Gedanke. Nun ſind wir ja richtig. (wirft ſich zu ihren Füſſen.) Ach zu groß, mein gnädiges Fräulein, iſt Ihre Gütigkeit. Aber meine Liebe ſoll ſie zu verdienen ſuchen.

Henriette. Ha, ha, ha, machen Sie nicht zu viel Komplimente mit Ihrer Dienerin. Denn ich will Sie nur was im Vertrauen ſagen: man hat uns gar wacker bey der Naſe herumgeführt: ich bin des gnädigen Fräulein von Altern wohlbeſtalltes Kammermädchen.

Friedrich (aufſpringend). Tauſend ſapperment! Du ein Kammermädchen?

Henriette. Ihnen zu dienen.

Friedrich. Alſo wohl ſo pauver wie eine Kirchmaus?

Henriette. Würd' ich wohl reich werden, wenn Ihre Raritäten zu meinen Reichthümern kämen?

Friedrich. Ei, ei, ei, das war ſtark darneben geſchoſſen. Wollte ſo einen rechten Gewinnſt machen und krieg' eine Niete.

Henriette. Bin ich denn nichts?

Friedrich. Ja, ein Mädchen, aber weiter auch nichts. Mich ſo hinters Licht zu führen. Verfluchter Streich! Alle meine ſchönen Hofnungen, alles auf einmal zum Teufel.

Henriette. Tröſte Dich mit mir. Ich verſprach mir von Eurer Herrlichkeiten nicht weniger Glückſeeligkeiten, und nun, wie wir die Beſcherung bei Lichte beſehn, iſt's eine Livree.

Friedrich. So dumm zu ſeyn, und das Ding nicht zu wittern. Mein Herr würde mir da ſo einen reichen Schmaus überlaſſen haben. Ja, Vornehme und Kaufleute die gönnen auch einem andern was.

Henriette. Bis doch ruhig. Mach's wie ich. — Und hör mal, ich will Dir eine Gewiſſensfrage thun. Liebſt Du mich?

Friedrich (klopft ihr an die Taſche). Hu, das klingt wie ein alter Topf.

Henriette. Ich bin doch nicht häßlich?

Friedrich. Nun, das muß ich geſtehn, troz Deines großen Gebrechens, häßlich biſt Du nicht.

Henriette. Nun höre, vielleicht kann ich dem Gebrechen wenigſtens aus dem Gröbſten abhelfen. Nun dann müſſen wir einander nehmen. Wir habens ja ſo beſchworen.

Friedrich. Ach, das iſt itzt keine Sünde mehr, einen Schwur nicht zu halten, bei dem man nichts gewinnt.

Henriette. Thu mir nur wenigſtens den einzigen Gefallen, und laß Dir gegen Deinen Herrn nichts merken, daß Du den Betrug entdeckt haſt. Es ſcheint, als wenn er wegen meines Fräuleins auch noch im Irrthum wäre. Ich laſſe mir gegen ſie auch nichts merken. Wir wollen ihnen nicht zu lachen machen. Wenn man auch angeführt iſt, ſo muß man ſich's doch nicht merken laſſen. Willſt Du, lieber Friedrich?

Friedrich. Nun ja doch.

Henriette. Das übrige wird ſich auch ſchon geben. — Da kömmt Dein Herr. Ich gehe. Bis ja verſchwiegen. (ab.)

Zehn-

Zehnter Auftritt.

Friedrich. Winterfeld.

Winterfeld.

Da ging ja wohl das Fräulein von Dir weg. Haſt Du Dich ihr entdeckt?

Friedrich. Ja, gnädiger Herr.

Winterfeld. Nun, wie nahm ſie denn dieſe Verwandlung auf?

Friedrich. Großmüthig, wie eine Prinzeſſin.

Winterfeld. Liebe ſpielt doch wunderliche Streiche.

Friedrich. Wie ich ihr meinen Stand entdeckt hatte, ſagte ſie, was kannſt Du dafür, lieber, guter, allerliebſter Friedrich, daß Du kein Edelmann biſt. Das Schickſal iſt eigenſinnig. Deinen großen wichtigen Verdienſten nach, ſollteſt Du wenigſtens Miniſter, und Deiner Schönheit wegen, Gemal der Kaiſerin ſeyn. Aber ich weiß auch Verdienſte zu ſchätzen, zu belohnen.

Winterfeld. Das gehört wohl auch mit zu Deinen Verdienſten, Lügen zu erfinden?

Friedrich. Ha, wer in meinen Umſtänden iſt, braucht ſich nicht zu Lügen herab zu laſſen. Es iſt alles, iſt lautere Wahrheit, als wenns ein Prediger auf der Kanzel ſagte. Ich kann Sie verſichern, ſie will mich heurathen.

Winterfeld. Dich heurathen? Biſt Du toll?

Friedrich. Ja, wie Sie's nennen. — Aber hab' ich es Ihnen nicht geſagt, daß wenn die Mädchen verliebt werden, ſind ſie alle Gemälde der Gerechtigkeit. Auf einen Auge blind vor Liebe, und in der Beurtheilung gilt bey ihnen kein Anſehn der Perſonen.

Winterfeld. Du haſt ihr nicht geſagt, wer Du biſt. Ein Fräulein wird einen Bedienten heurathen.

Friedrich. Mein Freund Salomo ſagt: Es geſchieht nichts Neues unter der Sonne. Ich zieh dieſes mein Staatskleid aus, hole meine Uniform, kurz ich werde geheurathet. Haben Sie Luſt zu wetten? Es wäre ſo ein Hochzeitsgeſchenk.

Winterfeld. Es iſt nicht möglich. Du willſt hier auf meine Unkoſten eine Betrügerei ſpielen. Aber ich will Dir die Luſt ſchon vertreiben. Ich ſchweige nun gegen den Herrn von Altern nicht einen Augenblick länger.

Friedrich. Ha, der Herr von Altern iſt ein Herzensguter Mann; wir haben ihn auch ſchon in unſre Gewalt. Er wird gewiß nichts wider unſre Heurath einzuwenden haben.

Winterfeld. Hierunter liegt etwas verborgen. — Haſt Du Henrietten geſehn?

Friedrich. Es iſt möglich, daß ſie hier geweſen iſt. Aber unſer einer bekümmert ſich nicht um die dummen Schnacken, die Kammermädchen.

Winterfeld. Dein Glück macht Dich ſehr übermüthig.

Friedrich. Ja es iſt zu groß, um darüber nicht vor Freuden den Verſtand zu verlieren. Noch dazu, wenn man ſein Glück durch eine Frau macht, da thut man am beſten, man verliert den Verſtand vor der Hochzeit, man erſpart der Frau die Mühe. — Da kömmt ja das Kammermädchen. Nun muß ich mich doch wohl retiriren? — Henriette, ich empfehle Dir Friedrichen; es iſt ein Menſch, der Verdienſte hat. (ab.)

Winterfeld (bey Seite). Und der auch Liebe verdiente. Warum muß mir doch ein andrer zuvor gekommen ſeyn!

Eilfter Auftritt.

Winterſeld. Wilhelmine.

Wilhelmine.

Wo ſeyn Sie denn geweſen, gnädiger Herr? Ich muß Ihnen doch von der Unterredung, die ich mit dem Herrn von Altern gehabt habe, Nachricht bringen. Ich habe Sie überall geſucht, und konnte Sie nicht finden.

Winterſeld. Ich war im Garten. — Nun, wie ſtehn die Sachen?

Wilhelmine (bey Seite). So kalt. — Ich habe Ihren Bedienten noch ſo ſehr herabſetzen, und noch ſo lebhaft darthun mögen, wie wenig Verdienſte er hätte, ſo war doch alles umſonſt. Ich bat nur wenigſtens um Aufſchub der Heurath, auch dieſes war vergebens. Der Herr von Altern wollte mich gar nicht anhören. Er iſt wirklich in Willens, die Verlobung noch heut zu vollziehn. Sie müſſen Sich entdecken. Es leidet nicht länger Aufſchub.

Winterſeld. Mein Entſchluß iſt auch ſchon gefaßt: ich werde mich von hier ganz in Stillen wegbegeben, und werde an dem Herrn von Altern einen Brief zurücklaſſen, der ihn von allen unterrichten ſoll.

Wilhelmine (bey Seite). Uns zu verlaſſen war meine Abſicht nicht.

Winterſeld. Nun, billigſt Du meinen Entſchluß nicht?

Wilhelmine. Ja . . . . . aber nicht völlig.

Winterſeld. Ich ſehe nur in der Lage, in der ich mich befinde, kein ander Mittel. Hier zu bleiben und mich ſelbſt zu entdecken, dazu kann ich mich ohnmöglich entſchließen. — Auch treiben mich nur zu viel Bewegungsgründe, dieſen Ort zu verlaſſen. Was ſoll ich länger hier?

Wilhelmine. Da ich Ihre Bewegungsgründe, uns zu verlaſſen, nicht weiß, ſo kann ich ſie weder billigen noch verwerfen. Mich aber darnach zu erkundigen, kömmt mir nicht zu.

Winterfeld. Und es würde Dir ſehr leicht ſeyn, ſie zu errathen.

Wilhelmine. Vermuthlich, weil Ihnen das Fräulein nicht gefällt!

Winterfeld. Und weiter ſiehſt Du keine Urſache?

Wilhelmine. Es ließ ſich wohl noch manche vermuthen, aber ich bin nicht eitel genug, um ſie zu erwähnen.

Winterfeld. Und haſt auch das Herz nicht, es zu thun, weil es eben nichts verbindliches für mich ſein würde? Nicht wahr? Leb wohl, Henriette.

Wilhelmine. Bleiben Sie doch. Ich merk' es wohl, Sie verſtehn mich nicht, ich muß mich deutlicher erklären.

Winterfeld. Die Erklärung würde nicht vortheilhaft für mich ſeyn. Verſpare die Entdeckung Deines Geheimniſſes bis nach meiner Abreiſe.

Wilhelmine. Wie, Sie wollen uns im Ernſt verlaſſen?

Winterfeld. Es iſt Dir wohl ſehr bange, daß ich meinen Entſchluß ändern möchte?

Wilhelmine. Sie ſind ein vortreflicher Mann, daß Sie meinen Wünſchen ſo zuvor kommen.

Winterfeld. Eine ſehr naive Antwort. — Lebe wohl. (Er geht langſam ab.)

Wilhelmine. Wenn er ginge, ſo könnt' ich ihn nie lieben, könnt' ihm nie meine Hand geben — Er bleibt ſtehn; er ſieht ſich um; er will nur gern wiſſen, ob ich ihm auch nachſehe. Ich werd' ihn gewiß nicht zurücke rufen. Es wäre doch ſonderbar genug, wenn er jetzt fort wollte, nachdem ich ſo viel für ihn gethan habe. — Ach, nun iſt's vorbei: Er iſt fort. Auf einmal verſchwunden ſind meine frohen Hofnungen. Ich hatt' alſo nicht ſoviel

Sie-

Gewalt über ihn als ich glaubte? — Mein Bruder iſt an allem ſchuld. Daß doch die kalten Seelen alles verderben. Ein herrlicher Ausgang — Halt, ich dächt' er käme zurück? Ja, ja, er kömmt. Ich wiederrufe, wiederrufe alles. O, ich lieb' ihn noch. — Ich muß mich doch ſtellen, als wollt' ich gehn. Unſre Verſöhnung muß ihm auch nicht gar zu leicht werden.

Winterfeld (hält ſie zurück). Ich bitte Dich, verzieh noch ein wenig, ich habe Dir noch etwas zu ſagen.

Wilhelmine. Mir, gnädiger Herr?

Winterfeld. O ich kann dieſes Haus ohnmöglich verlaſſen, ohne Dir zu ſagen, wie ſchwer es mir wird.

Wilhelmine. Und, gnädiger Herr, die Rechtfertigung bey mir bleibt ohn' alle Folgen: ich bin nur eine Bediente. Und Sie laſſen es mir genug fühlen, daß ich es bin.

Winterfeld. Gutes Mädchen, wie kannſt Du ſo etwas ſagen? Wie kannſt Du wohl Urſache haben, Dich über mich zu beklagen. Ich möcht' es wohl eher können als Du. Du ſieheſt, daß ich Dich, daß ich dieſes Haus verlaſſen will, ohne mir ein Wort zu ſagen, daß ich bleiben ſoll.

Wilhelmine. Wenn ich wollte, ſehr gut könnte ich Ihnen dieß beantworten.

Winterfeld. Nun ſo antworte mir, und doch würdeſt Du mich hintergehn. Von Altern liebt Dich?

Wilhelmine. Ja freylich, dieß iſt nur allzugewiß.

Winterfeld. Und Du biſt nichts weniger als unempfindlich gegen ſeine Liebe, denn wie froh wareſt Du, als ich Dir meine Abreiſe ankündigte. Und mich kannſt Du alſo niemals lieben.

Wilhelmine. Ich nicht unempfindlich gegen ſeine Liebe? Wer hat Ihnen denn dieſe wichtige Entdeckung gemacht? Und Sie könnt' ich nie lieben? Woher denn dieſen Ausſpruch? Sie entſcheiden ſehr ſchnell.

Winterfeld. Nun, theures Mädchen, ſo ſage mir wenigſtens, wen Du liebſt. Ich bitte, ich beſchwöre Dich.

Wilhelmine. Wer wird denn ſo ein wichtiges Geheimniß einer Perſon entdecken, die all' Augenblick auf dem Sprung ſteht, uns zu verlaſſen. Geheimniſſe läſt man nicht gerne reiſen.

Winterfeld. Ich reiſe nicht.

Wilhelmine. Und wenn Sie auch bleiben, was hilft es. Lieben Sie mich wirklich, warum beunruhigen Sie mich immer mit Ihren Fragen? Sie fürchten meine Gleichgültigkeit, und ſind Sie dann nicht viel glücklicher, wenn ich ganz ſchweige. — Und was kann Ihnen auch weiter an meinen Geſinnungen gelegen ſeyn?

Winterfeld. O theureſtes Mädchen, wie kannſt Du ſo fragen? Zweifelſt Du noch immer, daß ich Dich liebe, daß ich Dich anbete?

Wilhelmine. Sie wiederholen es mir ſo oft, daß ich nun wohl ſo eitel ſeyn möchte, nicht mehr daran zu zweifeln. Aber warum wollen Sie mich überreden, es zu glauben? Wie ſoll ich wohl ſolche Geſinnungen aufnehmen? Ich will offenherzig, als Freundin mit Ihnen ſprechen: Sie ſagen, Sie lieben mich. Aber die Liebe, die Sie gegen eine Perſon meines Standes haben können, iſt ein bloßer flüchtiger Gedanke, ein Zeitvertreib. Wie viel Gelegenheiten werden Sie nicht finden, ihn bald mit andern zu vertauſchen. Der Unterſchied des Standes, der uns vorzüglich trennt; ſo viele reizende Gegenſtände, die Ihnen aufſtoßen, und gewiß alle wetteifern werden, Sie zu gewinnen: ſo mancherley Zerſtreuung, in die ein Mann von Ihrem Stand verwickelt iſt, alles dieſes wird Ihnen gar bald eine Liebe vergeſſen machen, mit der Sie mich jezt verfolgen. Vielleicht ſcheinen Ihnen dieſes alles unnütze Bedenklichkeiten, vielleicht beantworten Sie es mit einem heimlichen Spott. Aber bedenken Sie, wären Sie mir nicht gleichgültig, liebte ich Sie wirklich, wer könnte mir dann ſolchen Verluſt erſetzen. Wer Sie geliebt hat, würde ſich nicht leicht zu einer neuen Liebe entſchließen. Der Verluſt Ihrer Zärtlichkeit würde mich für jeden Eindruck empfindlich machen, alle Freuden wären für mich dahin, Gram und Verzweiflung würden mein Schickſal ſeyn. In ſo einen Zuſtand kann die Liebe eines Gröſſern ein armes Mädchen ſtürzen. O mein Herr, Sie handeln grosmütig, wenn Sie mir Ihre Liebe verbergen. Eben ſo gefährlich wird für Sie ein aufrichtiges Geſtändniß meiner Geſinnungen ſeyn, und ich werde es nie wagen, werde meine Lieb' auf immer vor Ihnen verbergen.

Winterfeld. O vortreſliches Mädchen, was habe ich gehöret. Deine Worte haben für mich eine unwiderſtehliche Gewalt. Liebe vereinigt ſich jezt mit Hochachtung. Rang, Geburt, Reichthum, alles verſchwindet vor Dir. Ich würde mich ſchämen, wenn mein Stolz Dir noch länger widerſtehen könnte. Herz und Hand gehören von dieſem Augenblick an Dir.

Wilhelmine. Sie verdienten es wohl, daß ich dieſen für mich ſo vortheilhaften Vorſchlag annähme. Und würd' es mir möglich ſeyn, meine Freude darüber lange vor Ihnen zu verbergen?

Winterfeld. Du liebſt mich alſo, theures Mädchen?

Wilhelmine. Dieß eben nicht. Aber ich rath' Ihnen, fordern Sie ja nicht noch oft Liebe von mir, es möchte ſchlimm für Sie ablaufen.

Winterfeld. O dieß ſind die angenehmſten Drohungen, die ich je gehört habe.

Wilhelmine. Und haben Sie den Herrn von Altern auf einmal vergeſſen?

Winterfeld. Nein, meine Theure. Von Altern beunruhigt mich nicht mehr. Du wirſt mich nicht weiter hintergehn: Du liebſt ihn nicht — Und warum ſollt' ich länger an meinem Glücke zweifeln — liebſt mich. Ich laß mir dieſe glückliche Gewißheit nicht rauben.

Wilhelmine. Ich werd' auch gewiß nicht die Räuberin ſeyn. Aber was hilft Ihnen dieſe Gewißheit?

Winterfeld. Willſt Du denn nicht die Meinige werden?

Wilhelmine. Wie, Sie könnten Sich entſchlieſſen, mich zu Ihrer Gattin zu wählen? Wollten den Zorn eines Vaters, wollten Stand, Vermögen — wollten dieß alles vergeſſen?

Winterfeld. Kein Vater kann auf ſeinen Sohn zürnen, der Dich zur Gattin gewält hat. Mein Vermögen aber iſt völlig hinreichend für uns, und Verdienſte wie die Deinigen ſind mehr werth, als großer Rang und vornehme Geburt, Geſchenke des Zufalls. Ich habe gewankt, habe Ueberlegungen gemacht, aber Liebe gilt mehr als alles dieß. Nur Du allein, nur Dein Beſitz kann mich glücklich machen. Keine Widerrede, liebes Mädchen; dieß ſind meine Entſchließungen, ich ändre ſie nie.

Wilhelmine. Nie wollen Sie Sich ändern? — O Winterſeld!

Winterfeld. O beſtes Mädchen, wann werd' ich die angenehmen Worte hören: Ich liebe Dich.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. von Altern.

v. Altern (der ſchon in der Mitte der vorigen Scene iſt zu ſehen geweſen, tritt hervor.)

Nun müſſen wir der Sache einen Ausſchlag geben. — Nun, meine Tochter! wie geht es denn? Haſt Du geſiegt?

Winterfeld. Tochter, was iſt das?

Wilhelmine. O mein beſter Vater, ich bin glücklich. Herr von Winterfeld denkt ſo edel, mir ſeine Hand als Gatte zu ſchenken, wenn mich mein Stand auch dieſer Ehre nicht würdig machte. — (zu Winterfeld) Nun, beſter Winterfeld, ſchenk' ich Ihnen zur Belohnung die zärtlichſte Liebe, und erwarte mit voller Freude den Augenblick, ganz die Ihrige zu ſeyn. — Wer ſie Ihnen ſchenkt, darf ich wohl nicht erſt ſagen. O Winterfeld, mein Herz liebte Sie ſchon von dem erſten Augenblick, da ich Sie ſahe; aber durft' ich es Ihnen wohl geſtehn?

Winterfeld. Henriette, was iſt dieß? Zuviel auf einmal. — Ich bin ganz erſtaunt, um mir das alles erklären zu können.

v. Altern. Ha, ha, ha, das glaub' ich recht gern. Sie konnten es auch niemals, wenn ich darum hergekommen wäre, Ihnen die Binde von den Augen zu nehmen. Alles, Herr, muß ich Ihnen nur zum voraus ſagen, alles kömmt von mir her. Ich habe die Karten gemiſcht. Der Vorſchlag Ihres Vaters ſich zu verkleiden, war mein Einfall. Daß meine Tochter den nämlichen hatte, iſt das ſonderbarſte. Es kömmt aber doch auch von mir her: Sie iſt meine Tochter, und hat alſo die Anlage zum Spaßmachen von mir geerbt. Nun, Herzensjunge, was ſagſt Du darzu? iſt es nicht ein Hauptſpaß?

Winterfeld. O der herrlichſte Spaß von der Welt; er erfüllt meine Wünſche, (er ſpringt zu Wilhelmine, und küßt ſie) macht mich zum glücklichſten Mann. O beſtes Mädchen, Sie liebten mich und konnten mich ſo lange täuſchen?

Wilhelmine. Eben weil ich Sie liebte. Aber was man probt, und es hält die Probe ſo gut aus, wie mein Winterfeld, o, wie theuer muß uns dieß werden. — Nun reiſen Sie doch nicht?

Winterfeld. Gewiß nicht ohne Dich, Engel.

v. Altern. Kinder, weinen möcht' ich vor Freuden. Das iſt doch ganz ein herrlicher Anblick, zwey Perſonen glücklich zu ſehn, und ſie glücklich gemacht zu haben. — Komm, lieber Junge, gieb mir einen Kuß. Du biſt ein guter, edler Mann, und nun mein Sohn.

Winterfeld. O mein beſter Vater, wie glücklich macht mich dieß Wort. Ein ſo herrliches Mädchen zur Gattin, und ſo einen vortreflichen Mann zum Vater.

v. Altern. Still, nicht ſo viel Lobens, bin kein Freund davon. Ein redlicher Mann bin ich, aber mein Steckenpferd hab' ich doch auch. Wollt Ihr wohl mit mir Nachſicht haben, wollt mich nicht verlaſſen, wenn mich's Alter wieder zum Kind macht?

Winterfeld, Wilhelmine (zugleich). Können Sie wohl ſo was denken?

v. Altern. Ich fürcht' es auch von euch nicht. — Nun, Wilhelmine, hatt' ich wohl unrecht, daß Du noch Winterfelden werden würdeſt.

Wilhelmine. Wer konnt' ſich auch vom Zufall ſo einen Streich vermuthen.

v. Altern. Und von der Liebe auch. Wollteſt ja nicht Wort haben, daß Du den Herzensjungen da liebteſt. Das ſtritte, das zankte. Glaube mir, Mädchen: Laune verräth die Liebe. — Es iſt ein herrlicher Tag für mich. Es iſt doch eben ſo eine große Freude, andre glücklich zu ſehn, als es ſelbſt zu ſeyn, und wenn das alle Menſchen könnten, ſo würden mehrere glücklich ſeyn; aber der garſtge, garſtge Neid. — Nun, Kinder, ſeid es immer ſelbſt, und freut euch des Glücks andrer.

Winterfeld. O Theure, durch Dich werd' ich es immer ſeyn.

Wilhelmine. Und ich würd' es aufhören zu ſeyn, wenn Du es nicht mehr durch mich wärſt. (Man hört drinne Geräuſch.)

v. Altern. Nun was iſt denn da draußen für ein Poltergeiſt?

Dreizehender Auftritt.

Die Vorigen. Karl. Friedrich. Henriette.

Karl.

Da wollten ſich der Herr und die Dame nicht gerne produziren. Aber ich habe nicht nachgelaſſen.

v. Altern. Ha, ha, ha, die beyden Vögel mit fremden Federn. Ja Leutchen, eure Sache hat nun ein Ende. Zieht die Kleider wieder aus, und hängt ſie in die Garderobe. Da Friedrich wäre wohl gerne Herr geblieben.

Friedrich. J wer ſagt denn nicht lieber, ich befehle als ich gehorche. Aber den Herrn wollt' ich noch lieber vergeſſen, als daß mich da die Kammermamſell angeführt hat. Ich glaubte da auf einmal recht ins Warme zu ſitzen zu kommen. Sie iſt aber ſo leer, als wenn ſie ſchon zur Zeit der Sündflut gelebt hätte.

Winterfeld. Weißt Du was, Friedrich, Du biſt doch wenigſtens mir ehrlich geweſen, und Ehrlichkeit verdient Belohnung. Wenn es Dir etwa nur um eine Frau zu thun iſt, ich will ihr ein Geſchenk von etlichen hundert Rthlrn. machen. Alsdann wirſt Du ſie doch wohl nicht ausſchlagen?

v. Altern. Ein herrlicher Einfall. Und daß ſie ihn nicht Vorwürfe machen kann, will ich Friedrichen eben ſo viel zu ſeinem Anfange geben. Nun, Henriette, was meinſt Du?

Henriette. Meine Herren, Sie ſind nur allzugütig. Und ich liebe auch den Spitzbuben wirklich, aber er iſt nur gar nichts, hat keinen Titel, und da heiß ich nun ſo ſchlecht weg, Frau. Ein Titel iſt doch gar eine herrliche Sache.

v. Altern. Ei, Ei, biſt Du auch von der Titelſeuche angeſteckt. Und wahrhaftig den Weibern gehöret doch der Titel des Mannes eben ſo wenig, wie manchem Schriftſteller ſein Buch.

Friedrich. Hör mal an, wir wollen vernünftig ſeyn. Laß den Titel ſeyn, und nimm mich. Die Gütigkeit der Herren da iſt wirklich groß, und es möcht' uns beyden vielleicht nicht wieder ſo wohl werden. Es iſt doch immer beſſer, keinen Titel und Geld, als Titel und kein Geld. Und höre, wer weiß, wie es vielleicht noch in der Zukunft mit dem Titel werden könnte.

Henriette. Nun meinetwegen. Du biſt ſo ein ganz leidlicher Junge, und es iſt doch immer beſſer nur halb angeſürt zu werden als ganz.

v. Altern. War klug geredt, Kinder. Etwas in der Taſche iſt beſſer, als Etwas vor den Namen.

Karl (zu Witerfelden, mit dem er ſchon lange im Geſpräch geweſen). Sie verzeihn mir doch, daß ich vergaß, wer Sie waren, und Sie mit Eiferſucht kränkte.

Winterfeld. O wenn Sie noch mehr gethan hätten, dieß (auf Wilhelminen zeigend) macht alles vergeſſend. Könnt' ich es Ihnen beſchreiben, wie glücklich ich bin, Sie Bruder nennen zu dürfen.

Karl. Und ich gewiß nicht weniger, meine Schweſter bald mit einem ſo liebenswürdigen Manne verbunden zu ſehn.

v. Altern (ſtellt ſich zwiſchen ſeine Kinder). Was für eine herrliche Gruppe: Ein Vater ſo zwiſchen ſeinen Kindern! O Karl, nur durch Dich wünſcht' ich mir noch eine Tochter.

Karl. Ich möchte nicht gerne wieder Thränen über weibliche Untreue vergießen.

v. Altern. Es giebt auch treue. — Nun kommt, Kinder, es wird Abend, den müſſen wir im Garten zubringen. Heute wollen wir einmal recht frölich ſeyn, wir wollen ſingen, denn ohne Muſik giebts doch keine rechte Freude. — Aber, Kinder, müßt ihr nicht ſagen, daß ich einen rechten Spaß machen kann? Nun wollen wir das Ding erſt recht belachen. Ein jedes von euch Verliebten muß mir die Geſchichte ſeines Herzens erzählen. Nun ſo kommt. (ſie wollen gehn. Friedrich hält ſie zurück.)

Friedrich (zu Winterfelden). Nur noch ein Wörtchen. Könnt ich nicht noch promoviren? Es iſt wegen des Titels. (Sie lachen und gehn ab.)

Henriette. Biſt Du nicht ein Narr, da werden ſie einen Bedienten zum Doktor machen.

Friedrich. Es geſchicht nichts Neues unter der Sonnen, ſagt mein Freund, der König Salomo. (beide ab.)

III.

Auszüge.

Vacat.

IV.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1.

Skizzen von der Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt.

Fortſetzung und Beſchluß der vierten Epoche.

(Siehe viertes Stück im vorigen Jahre.)

Die Sammlung, die, wie ich ſchon ehedem (Olla Potrida No. 2. S. 97) gedacht habe, **Heinrich von Oſterdingen** theils von eignen, theils von fremden (z. E. **Eſchilbach's**) romantiſchen Gedichten unter dem Titel **Heldenbuch** gemacht hatte, erſchien 1504 zum erſtenmal unter folgendem Titel in Druck: Heldenbuch, darinnen viel ſeltſamer Geſchichten und kurzweiliger Hiſtorien von den großen Helden und Rieſen, wie ſie ritterlichen um eines Königs Tochter geſtritten haben, und, wie es jenen zu Worms im großen und kleinen Roſengarten gegangen iſt; **erſter** Theil von Kaiſer Ottnitt, und Elberich dem Zwerg, item von Ottnitt und Wolfdietrich; **zweiter** Theil von Hug und Wolfdietrich; **dritter** Theil vom Roſengarten zu Worms; **vierter** Theil vom kleinen Roſengarten des kleinen Königs und Zwergs Lauria. Man ſieht ſchon aus dem Jnnhalte, daß die darinnen vorkommende Gedichte zuſammen ein Ganzes ausmachen. Die zweite Ausgabe erſchien im Jahr 1590. Folgendes ſey eine kleine Probe von der Verſifikation dieſes Werks:

Kein' Tugend ihm bevilte,
Darumb ward' ihm viel Preiß,
Der Ehren was er milte;
Himmelslauf was er weiß;
Zwölf Mann Stärk' man ihm zalte, —
Dem wunderkühnen Mann.
Darumb dient' ihm mit G'walte
Rom und auch Lateran. —

Im Jahr 1511 erſchienen zwo Komödien des ſinnreichen Poeten **Planti**, nämlich in **Menechmo** und **Bacchide**, nachfolgend eine Komödie **Ugolini**, Philigenia genannt, geteutſcht durch den würdigen und hochgelahrten Herrn **Albrecht von Eibe**, Dokter zu Augsburg. Die Ueberſetzung ward 1518 wieder aufgelegt, und die Menechmen dem **Schimpf und Ernſt**, einer vermiſchten Sammlung des Verfaſſers einverleibt.

Doctor **Thomas Murner**, geboren zu Strasburg, ein Franziſkaner, Profeſſor der Philoſophie zu Krakau, gab zu Strasburg 1515 in Folio eine Ueberſetzung der Aeneide in Verſen heraus, die nachher zu Worms 1543 und zu Strasburg 1559 wieder aufgelegt ward. Der Titel iſt folgender: Vergilii Maronis dreizehn (weil des Maphei Fortſetzung mit überſetzt iſt) Aeneadiſcher Bücher von trojaniſcher Zerſtörung und Uffgang des römiſchen Reichs. In den beiden neuern Ausgaben muß eine fremde Hand Veränderungen gemacht haben. Denn da heißt es in der Vorrede: Nachdem die aeneadiſchen Bücher Vergilii vor viel Jahren von einem gelehrten Manne verteutſchet, und ausgegangen, ſeynd ſie jetzt wieder aufs neu gedruckt, an ſehr viel Orten korrigirt; und die Reimen gebeſſert worden. — Den Ton kann man aus folgenden Zeilen beurtheilen:

Eim

Eine alte Stadt, Carthago genannt,
Gelegen gegen Welſchem Land,
Von fernem Tiberiniſch Port
Siehet man wohl ein fruchtbares Ort.
Die Stadt beſaßen mit Gewalt
Tyri, mit Reichthum mannigfalt,
Mit Schärf' des Kriegs; ein edle Stadt,
Die Juno ſelber erwählet hat
Zu wohnen da mit Hinterſaßen,
Ihr eigen Vaterland verlaßen,
Darinn zu ſeyn eine Königinn,
Ihr Schild und Helm und Zeichen drinn
Hätt' ſie da laßen henken dar,
Obs gefällig wär der Götter Schaar,
So wollt ſie Land und Leut beſchützen,
Das tyriſch Reich ewig beſitzen.

Derſelbe Doctor **Murner** ſchrieb auch im Jahr 1515 eine poetiſchè Satire, welche in der Folge gedruckt ward, unter dem Titel: **die Gäuchmatt,** darinn alle weibiſche Mannsbilde fein höflich geſtraft, und, wie ſie ſich beßern ſollten, aufs treueſte unterrichtet werden, die ſich ſelbs überreden, wenn ſie nur Jungfrau oder Weib anſiehet, ſie ſey ihnen ſchon hold, und wölle ihr Buhl ſeyn. **Gauch** heißt ein Geck, und **Matte** nicht nur eine Wieſe, ſondern auch ein Verſammlungsort. Verſe ſind hier mit Proſa untermiſcht. Nicht blos die weichlichen Mannsperſonen, ſondern auch das ſchöne Geſchlecht ſelbſt triſt die Satire. Einen zuſammenhängenden Plan würde man vergebens ſuchen. Viel Beleſenheit und Ironie findet man immer, obgleich wenig ächten Witz und Scharfſinn. Der Verfaſſer hält es für nöthig, ſich in der Vorrede deswegen zu entſchuldigen, daß er teutſche Reime mache, und führt zu ſeiner Rechtfertigung an, daß er auch allemal ſelbſt ſeine Werke ins Lateiniſche zu überſetzen pflege. Im teutſchen **Muſeum** im Februar 1779 ſteht eine weitere Beſchreibung der **Gäuchmatte.** Ein gewiſſer **Pamphilus Gengenbach** brachte den Innhalt dieſer Satire auf die Bühne unter dem Titel: **Dieß iſt die Gauchmett,** ſo geſpielt iſt worden, durch etlich geſchickt Burger einer loblichen Statt Baſel, wider den Ehbruch, und die Sünd der Unkeuſchheit. Ob folgendes Werk von Murner auch in Verſen abgefaßt ſey, weiß ich nicht: **Der Schelmen Zunft**, Anzeigung alles weitläuftigen Muthwillens, Schalkheit, und Buberey dieſer Zeit. Herr **Waldau** ſchrieb 1775 das Leben dieſes alten Dichters, woraus man im Junius des teutſchen **Muſeum** 1779 einen Auszug gegeben hat.

Die ſpaniſchen Tragikomödien, die in der Folge ſo großen Einfluß auf den teutſchen Theatergeſchmack gehabt, fiengen um das Jahr 1520 in unſerm Vaterlande bekannt zu werden, da ein Doctor **Sigismund Grimm** zu Augsburg folgendes elende Ding aus dem Spaniſchen überſetzte: Ein' hübſche Tragödia von zwey liebhabenden Menſchen, einem Ritter Calixtus und einer edlen Jungfrauen Melibia genannt, deren Anfang mühſam, das Mittel ſüß, mit dem allerbitterſten Sterben ihrer beiden beſchloßen, in **neunzehn** Akten, die in der Ueberſetzung **Wirkungen** heißen. Wegen ſeines ſchlüpfrigen Innhalts heißt dies Stück in **Kaſpar Barth's** lateiniſcher Ueberſetzung **Pornoboſcodidaſcalicus**.

Was die damals auf den teutſchen Schaubühnen herrſchende Stücke anbetrift, ſo mehrten ſich beſonders die **geiſtlichen Dramen**, deren Geſchichte aus der Bibel entlehnt war, daher ſelbſt Geiſtliche kein Bedenken trugen, für die Bühne zu arbeiten. **Hans Sachs** dramatiſirte faſt die ganze heilige Schrift, und ſchrieb unter andern eine Komödie, daß Chriſtus der wahre Meßias ſey. — In Anſehung des eigentlichen Komiſchen herrſchten noch immer **Faſtnachtsſpiele**. Wenn aber **Gottſched** erſt in einem Faſtnachtsſpiel von 1553 bemerkte, daß ein Bauer, die luſtige Perſon des Stücks **Hans Worſt** heißt, ſo erinnerte er ſich nicht, daß man ſchon unter **Luthers** Werken eine Streitſchrift wider Hans Worſt findet, und alſo der Name ſchon gewöhnlich, wenn gleich vielleicht noch nicht für eine gewiſſe komiſche Rolle fixirt war.

Luther verdient mit Dank in einer Geſchichte der teutſchen Poeſie genannt zu werden, nicht blos in ſo fern als er durch die von ihm ausgeführte Reformation die Aufklärung der teutſchen Nation, und den Fortgang der Künſte und Wiſſenſchaften unter uns beförderte, ſondern auch als ein groſſer Verbeſſerer unſrer Sprache, und Ausbreiter des ſächſiſchen Dialekts durch ſeine Bibelüberſetzung, nicht zu gedenken, daß er in der Bibel ſelbſt poetiſche Bücher zu überſetzen hatte. Seine geiſtlichen Lieder ſind uns bey aller Rauhigkeit wegen ihrer Energie, und als Abdruck ſeines Karakters noch immer ehrwürdig. Auch von den andern Reformator, von Zwingli hat man ein teutſches Gedicht, eine Allegorie von einem Labyrinth, worunter er das Pabſtthum verſteht. Man findet es in Herrn Meiſter's Beiträgen im erſten Band S. 155.

Man konnte damals ſehr wohlfeil den Namen eines Moralphiloſophen und Dichters erlangen. So gab **Johannes Freiherr zu Schwarzenberg** 1533 zu Augsburg ein **Memorial der Tugend** heraus, wegen daß er und ähnlicher Schriften ſeine Zeitgenoſſen ihn den teutſchen **Cicero** nannte. Jenes Buch beſteht in ſymboliſchen Holzſchnitten, die durch Verſe erläutert ſind. So ſtehn z. E. unter **Hiob's** Bilde folgende Verſe:

Viel Gutes ich von Gott empfieng,
Warum nit auch die böſen Ding?
Nach Gottes Willen es mir kam;
Geſegnet ſey des Herren Nam!

So ſchrieb **Johann von Morsheim** ein Ritter 1555 ein ziemlich langweiliges Gedicht von der **Frauen Untreue**; derſelbe edirte auch in demſelben Jahre ein Gedicht eines ungenannten Ritters **über das Hofleben.**

So hat man von **Bartholomäus Ringwald**, Pfarrern zu Langefeld, von dem noch einige geiſtliche Lieder in verſchiedenen Geſangbüchern zu finden, ein moraliſches Gedicht: **die lautere Wahrheit**, und ein andres der **getreue Eckart**. Ein gewiſſer **Elias Norikus** betitelte ſein poetiſches Sittenbuch für alle Stände **das Neujahr in Verſen**.

Der älteſte Verſuch, den **Homer** zu überſetzen, der aber noch kläglich ausfiel, war die Ueberſetzung der **Odyſſee**, die 1538 von Meiſter **Simon Schaidenreißer**, genannt **Minervius**, herauskam.

Das älteſte Beyſpiel von einer Sammlung ſcherzhafter Lieder nach der Zeit der Minneſinger iſt diejenige, welche im Jahr 1547 unter dem Titel: **Ezliche ſchöne Bergreihen**, und die Herr **Nicolai** in ſeinem Volksalmanach benutzt hat. Schön kann man ſie übrigens nicht nennen, und ob ſie ja unter das **Volk** gekommen, iſt ungewiß. Wahre **Volkslieder** bleiben übrigens immer merkwürdige Ueberreſte alter Poeſie, wenn man gleich ihr eigentliches Alter nicht nach Jahren und Tagen angeben kann. Die Tradition, durch die ſie ſich erhalten, erzeugt wohl eine Menge von Varianten, aber der Hauptton bleibt doch immer antik.

In den bürgerlichen Unruhen jener Zeiten machte man auch oft Lieder zu Waffen. So gedenkt Herr **Herder** in der Vorrede zum zweiten Theile ſeiner **Volkslieder** einiger Lieder über die Vorfäle zwiſchen Braunſchweig und Sachſen, Sachſen und dem Kaiſer. So erſchienen z. E. drey ſchöne neue Lieder vom groſſen Schaarhanſen zu Wolfenbüttel, von der Niederlage Herzog Heinrichs von Braunſchweig, ein **Heerlied** für die Kriegsleute 1546. Ueberhaupt findet man in Herrn **Herders** Sammlung die hiſtoriſchen Lieder, die in alten Kroniken vergraben liegen, fleißig ausgezeichnet.

Aus der Polizeyordnung Kaiſer Karl V. vom Jahre 1530, in der ein eignes Kapitel von Landfährern, **Sängern und Reimſprechern** handelt, ſieht man, daß die Polizey damals Urſache hatte, auf ſolche Dichter, die, gleich den **Landfährern**, umherſtrichen, ein wachſames Auge zu haben. Geſchützt und privilegirt werden in dieſer Verordnung alle, die **Meiſtergeſang** ſingen, welche Privilegien Kaiſer Rudolph 1577 beſtätigte. Hingegen werden alle **Reimſprecher** und **Spruchſprecher** verdammt. Dies waren eigentlich extemporirende Gelegenheitsdichter bey Hochzeiten. **Wagenſeil** beſchreibt ſie uns alſo: „Sie ſind mit einem Mantel angethan, und an „der Bruſt mit ſilbernen Schilden und Schillingen behan„gen, haben einen Stab, der mit allerhand Pfennigen „geziert iſt, in der Hand, womit ſie ein Geräuſch ma„chen, um Aufmerkſamkeit zu erlangen. Erſt richten ſie „ein Gedicht an die ganze Verſammlung, welches **Spruch** „genennt wird, hernach wünſchen ſie Braut und Bräuti„gam Glück, und loben, was ſie von ihnen wiſſen. „Nun ſteht es jedem von den Gäſten frey, ſich auch einen „**Spruch** von ihnen machen zu laſſen, wovon ſie ihnen „das Thema aufgeben.“ In dieſen **Sprüchen** brachten dann dieſe teutſchen **Improviſatori** zur Beluſtigung der Geſellſchaft viel Pasquill und Zoten an. — Eine ähnliche Art von Poeten waren die **Pritſchmeiſter**, welche bey öffentlichen Prozeßionen z. E. beim Vogelſchießen nicht blos mit der **Pritſche**, ſondern auch mit extemporirten Verſen die Zuſchauer beluſtigten. Einer unterſtand ſich ſogar, ſeine alberne Einfälle drucken zu laſſen. Man hat nämlich: **Benedict Folbeck Siber's**, Pritſchmeiſters des Erzherzog Ferdinands zu Oeſterreich, das ritterliche Schießen zu Zwickau in Reime gefaßt 1574.

Ich habe ſchon gelegentlich den **Burkard Waldis** oder **Wallis** als einen kühnen Veränderer fremder Gedichte,

dichte, z. E. des **Theuerdanks** anführen müſſen: aber er verdient, daß ich von ſeinen eignen Werken umſtändlicher rede. Er war ein katholiſcher Geiſtlicher, der zur lutheriſchen Religion überging, und bey vielen damaligen Religionshändeln gebraucht wurde. Er that viele Reiſen durch Italien, Portugall, Holland, und Liefland. Nach mehreren Klagen in ſeinen Gedichten zu urtheilen, muß er viel Unglücksfälle erlitten haben, und nicht in den beſten Vermögensumſtänden geweſen ſeyn. Zuletzt hat er zu Altendorf an der Werra im Heßiſchen gelebt. Er gab im Jahr 1548 *) eine Sammlung von Fabeln und Erzählungen heraus unter folgendem Titel: **Eſopus ganz new gemacht** und in Reime gefaßt, mit ſammt hundert neuen Fabeln, vormals in Druck nicht geſehen, noch ausgegangen, in vier Büchern, wovon jedes hundert Fabeln enthält. Sie zeichnen ſich vorzüglich aus, und verdienen nicht allein wegen der Schätze alter Sprache, die man darinnen findet, ſondern auch wegen der Talente des Dichters im Erzählen noch immer Hochachtung. Die Erfindungen dieſer Fabeln ſind theils, wie der Titel anzeigt, aus dem Aeſop, theils aus deſſen Ueberſetzern und Nachahmern **Poggius**, **Abſtemius**, **Bebelius**, und ſo weiter entlehnt. Einige, beſonders im vierten Buche, ſind von dem Verfaſſer ſelbſt erfunden, oder wenigſtens aus Quellen geſchöpft, die wir nicht kennen. Aus einem paar Fabeln, die mit Lafontainiſchen einerley Innhalts ſind, haben einige zu übereilt geſchloſſen, daß **Lafontaine** den **Waldis** gekannt, und benutzt habe, welches gar nicht wahrſcheinlich iſt. Die Aehnlichkeit rühret unſtreitig daher, weil beide der Teutſche und der Franzoſe Hiſtörchen wählten, die als Sagen umhergingen, auch wohl beide denſelben ältern Erzähler z. E. den **Bokkaz** benutzten.

---

*) Man hat auch Editionen von 1565, 1584.

Waldis erzählt mit viel Feuer und Nachdruck. Sein Hauptton iſt komiſch, und hier hat er viel Drolligkeit und Laune. Ein Humoriſt der damaligen Zeiten muſte freilich oft in Geſchwätzigkeit verfallen, da es ja den Humoriſten unſrer Tage oft genug wiederfährt. Daher ſind hier ermüdend lange Digreßionen in Menge. Theils die Plauderey, theils die am unrechten Ort angebrachte Gelehrſamkeit, die ſogar Thieren in den Mund gelegt wird, verrathen nur zu oft den Pfaffen. Bey den Schickſalen ſeines Lebens iſt es nicht anders zu erwarten, als daß viele ſatiriſche Züge gegen die Mönche und Anſpielungen auf die Reformation in ſeinen Erzählungen vorkommen. Ueberhaupt findet man darinnen viele treue Schilderungen ſeiner Zeiten. Das Platte und Pöbelhafte konnte er nicht wohl vermeiden, weil man es damals nicht fühlte, oder gar für Energie hielt. Da er alle Betrachtungen bis auf die Moral verſpart, ſo will dieſe immer kein Ende nehmen, und viele Fabeln geben eine zehnfache Moral. Die vierfüßigen Jamben, die wir jetzo Knittelverſe nennen, ſind freylich ein ſehr einförmiges Sylbenmaas, aber ſie paſſen doch gut zu der ganzen Manier des Verfaſſers. In den poetiſchen und proſaiſchen Stücken des Herrn von Gemmingen ſteht eine Abhandlung über Burkard Waldis, in der viele Fabeln ganz eingerückt zu finden ſind. Herr v. G. wollte vornemlich das Ungeſittete des alten Dichters, und ſeine Aehnlichkeit mit Lafontainen mit Beyſpielen belegen. Herr Eſchenburg gab in einem Aufſatze im vierten Bande der Unterhaltungen ein allgemeines Raiſonnement über den Waldis. Der ſeelige Zachariä würdigte den Waldis, 1771 Fabeln in ſeiner Manier zu dichten. Als dieſe 1777 nach Zachariä's Tode neu herausgegeben wurden, hängte Herr Eſchenburg 35 Fabeln vom Waldis an, und erläuterte ſie mit kurzen Sprachanmerkungen. Sie wurden auch einzeln unter dem Titel verkauft: **Auswahl einiger Fabeln und Erzählungen von Burkard Waldis.** *)

1550 wurde auf öffentlichem Markte zu Zürch ein Schauſpiel eines gewiſſen **Jacob Ruff**, eines Steinſchneiders vorgeſtellt, das gegen **Pabſt und Kleriſey** gerichtet war, und den Titel hatte: **die Erſchaffung Adams und der Heva.** Es endigte mit der Sündfluth, und hatte hundert und ſechs ſpielende Perſonen.

1551 ward aus dem Lateiniſchen in teutſche Verſe überſetzt des Magiſter **Friedrich Dedekind's Grobianus** und **Grobiana**, ſo 1549 das erſtemal im Original erſchienen war. Die Pflichten eines **Grobians** werden darinnen ironiſch in **Fiſchart's** Geſchmack gelehrt. Der Ueberſetzer, ein gewiſſer **Kaſpar Scheid** von Worms (er ſtarb 1565) überſetzte ſehr frey, und ſchaltete viele eigne Einfälle ein, welche **Dedekind** in einer neuen Ausgabe ſeines Originals ſelbſt adoptirte. Daſſelbe Werk ward 1566 von neuem von **Wendelin Hellbach**, einem Pfarrer in Thüringen, überſetzt, oder vielmehr nur die Veränderungen von den neuern Ausgaben des Originals nachgeholt. **Hellbach** bekennt, daß er ſelbſt nicht ſonderlich in Verſen gerühmt ſey, ſpricht aber von berühmten Dichtern ſeiner Zeiten, und darunter rechnet er **Hans Sachs**, den Doktor **Eraſmus Alberus**, und einen gewiſſen **Paul Rebhuhn**. **Alber**, ein unruhiger Prediger, der wohl ſiebenmal abgeſetzt wurde, und 1555 ſtarb, machte verſchiedne geiſtliche Lieder, von denen noch einige geſungen werden, und 49 Fabeln, die er meiſtens dem **Aeſop** zu danken hatte.

Wenn ſich aus alten **muſikaliſchen** Liederſammlungen noch manches Volkslied vom Untergange retten läßt, und

---

*) Was war das für eine Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt im Leipziger Muſenalmanach 1777, wo nicht einmal des **Waldis** gedacht war?

und wenn es merkwürdig iſt, daß man ſchon damals einen beträchtlichen Vorrath ſingbarer Lieder hatte; ſo kann ich folgende Sammlung nicht mit Stillſchweigen übergehen; **Ausbund** ſchöner teutſcher Liedlein zu ſingen und auf allerley Inſtrument zu gebrauchen, Nürnberg, 1552.

Der berühmte Polyhiſtor, **Konrad Geßner** zu Zürch gab 1555 eine Schrift heraus: Mithridates, ſeu, de differentia linguarum, die in der Geſchichte unſres Hexameters berühmt iſt. Er wollte darinnen Proben teutſcher Hexameter geben, die ihm aber ſehr ſchlecht gelangen, und dreyzehn Füße hatten.

Georg Rollenhagen, geboren in der Mark 1542, geſtorben 1609, zuletzt Rector zu Magdeburg, ſchrieb 1566 ein ſcherzhaftes Heldengedicht in drey Büchern: **der Froſchmäusler**, worinnen er die Batrachomyomachie des Homer mehr ausſchrieb, als nachahmte. Reime und Geſchwätzigkeit des Verfaſſers haben die homeriſche Erfindung langweilig gemacht, wozu auch der allgemeine Fehler ſeiner Zeitgenoſſen, unzeitige Prahlerey mit Gelehrſamkeit, auch viel Unwahrſcheinlichkeiten kommen. Doch kann dem Verfaſſer Drolligkeit nicht abgeſprochen werden. In jenem Jahre erklärte ein gelehrter Profeſſor der Arzeneikunſt ſeinen Zuhörern Homers Gedicht. Die Studenten, dadurch ermuntert, verſuchten Ueberſetzungen in allen Sprachen davon. **Rollenhagen**, der damals noch ſtudierte, machte den teutſchen Verſuch. So wie man alle Epopeen, und beſonders auch jenes komiſche Heldengedicht des Homer für moraliſche und politiſche Allegorien auszugeben pflegte: ſo hat auch **Rollenhagen** nicht ermangelt, uns zu ſagen, was wir aus ſeinem Gedichte lernen können. Im erſten Buche, ſagt er, habe er unter den Handlungen und Begebenheiten der Mäuſe, Katzen, und Füchſe die Sitten des Hausſtandes, im zweyten Buche unter den Berathſchlagungen der Fröſche das geiſtliche und weltliche Regiment, im dritten Buche unter der Erzählung vom Krieg der Fröſche und der Mäuſe das Kriegsweſen ſchildern wollen. Die moraliſche Abſicht veranlaßt häufige Sentenzen. Ueberhäufte Fictionen, gedehnte Mahlereien muß der Leſer überſehen, und ſich blos an einigen moraliſchen Gedanken und komiſchen Einfällen vergnügen. Die Verſifikation iſt hart und holpricht. Die neueſte Ausgabe war die Leipziger von 1730.

Je ſeltner jetzo **Dichterinnen**, zumal die von Stande, waren, deſtomehr verdient es bemerkt zu werden, daß damals eine **Brandenburgiſche** Prinzeßinn Eliſabeth, erſt an einen Herzog von **Braunſchweig**, und dann an einen Fürſt von **Hennenberg** vermählt, Verſe machte. In der **Gothaer** Bibliothek liegen vierzehn Lieder von ihr im Manuſcript, worunter eines ihren Lebenslauf enthält, unter folgender Aufſchrift: **Etliche Lieder**, ſo meine gnädigſte Fürſtinn und Frau von Henneberg in ihrem Elende (als Wittwe) zu Hannover gemacht, Anno 1554 und 1555. Eine andre Reimerinn Namens **Magdalene Haymerinn**, aus Regenſpurg gebürtig, fieng um 1572 an, ſich in bibliſchen Gedichten hervorzuthun. Sie verſifizirte den Jeſus Sirach, die Sonntagsepiſteln, das Buch Tobiä und die Apoſtelgeſchichte, und machte viele geiſtliche Lieder.

Durch die **Grumbachiſchen** Händel ward 1567 ein Gedicht veranlaßt, das die **Nachtigall** hieß, weil eine Nachtigall darinnen, Haupt und Glieder des teutſchen Reiches anredet. Weil es für Grumbach war, ſo ward es zu Leipzig verbrannt, und der Verfaſſer muſte nach Frankreich entfliehen. Aus einer Handſchrift ließ es der ſeelige **Leßing** im erſten Beytrage zur Geſchichte und Litteratur wieder drucken. Es hat den Titel: Nachtigall,

tigall, das iſt, aus Johann Friedrich des Mittlern, Herzogs zu Sachſen, publizirten Schriften vom Urſprunge, Anfang, und ganzen Prozeß der Wirzburgiſchen und Grumbachiſchen Handlungen, ein kurzer Bericht und Auszug, mit einer nützlichen und chriſtlichen Vermanung an die römiſchkaiſerliche Mojeſtät, Kur- und Fürſten, auch andre Stände des H. R. Reichs, antreffende die jetzige trübſeelige Belagerung der gewaltigen Feſtung Grimmenſtein und weitberühmten Stadt Gotha. In ſeinem Exilio zu Paris ſchrieb derſelbe Verfaſſer ein andres Gedicht, das uns im Jenner des teutſchen Muſeums mitgetheilt worden, unter folgendem Titel: Grabſchrift, das iſt, hiſtoriſcher Bericht und Urſprung, Anfang, Prozeß und Ende des Gothiſchen Kriegs, begreifende die heimliche und verrätheriſche Gefängniß, Folterung, Urtheil, Exekution und chriſtlichen Abſchied etlicher Fürnehmer von Adel und andrer anſehnlichen Perſonen, ſo im Dienſt des durchlauchtigſten Herzogen Johann Friedrichen begriffen, auch was nach der heimlichen Aufgabe in derſelben Sache auf beyden nächſtverſchiednen Reichstagen und ſonſt beſchloßen, mit eingemiſchter vorlaufener Geſchicht, ſo im Jahr 1567 in und außer dem römiſchen Reich ſich zugetragen, an die Grafen und Ritter, ſo der chriſtlichen Religion zu Schirm in Frankreich erſchienen. In der Dedikation dieſes Gedichts unterſchreibt ſich der Verfaſſer Wilhelmus K. Brennus politanus, Matheſeos Profeſſor.

Ein verdienter Mann dieſer Zeiten war Paul Schede, der ſich nach ſeiner Mutter Melißus zu nennen pflegte, und unter dem letztern Namen am bekannteſten iſt: Er wurde 1539 zu Melrichſtadt in Franken geboren, ward Hofmeiſter zu Wien, nahm Kriegsdienſte, durchreiſte Frankreich, Italien, und England, und ſtarb zuletzt als Bibliothekar in Heidelberg 1602. Er ward vom Kaiſer in den

Adelſtand erhoben, und zum Dichter gekrönt. Außer lateiniſchen Verſen, und einer Einleitung und Wörterbuch der teutſchen Sprache ſchrieb er theils geiſtliche, und weltliche Gedichte. 1572 gab er zu Strasburg die funfzigerſten Pſalmen, das Vater Unſer, das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß, den Lobgeſang der Jungfrau Maria und des Simeon in Verſen heraus: Er iſt nicht ſo wäßricht, wie **Lobwaſſer**, aber doch ſo hart, wie er. Eine Probe ſeiner weltlichen Gedichte ſey folgendes:

Noch Röslein wollt' ich brechen
Zum hübſchen Kränzelein,
Mich Dörner thäten ſtechen
Hart in die Finger mein,
Noch wollt ich nit lan ab,
Ich gunt mich weiter ſtecken
In Stauden und in Hecken,
Darinn mirs Wunder gab.

Mehr von ihm ſehe man in der Abhandlung vom Zuſtande der Poeſie bey Ankunft Martin Opitzens in Herrn **Bodmers** Sammlung kritiſcher, poetiſcher, und andrer geiſtvollen Schriften im neunten Stück.

Johann Klai, ein geborner Sachſe, Prediger im Würtembergiſchen, (ſt. 1592) gab 1578 Gedichte heraus, die ich, ſo wie ſeine Verſifikation von dem Prediger Salomonis nicht nennen würde, wenn er nicht wegen einer Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt genennt zu werden verdiente, nämlich wegen ſeiner Grammatica linguae Germanicae weil er darinnen die Nachahmung von lateiniſchen Sylbenmaaſen angerathen, und unter andern ſelbſt auch eine Probe von teutſchen Hexametern gegeben hat.

Ein gewiſſer **Johann Egard** war der erſte, der eine, freylich noch ſehr unvollkommene, teutſche Proſodie verſucht. Sie erſchien 1585 zu Ingolſtadt unter folgendem Titel: **Teutſche Proſodie**, das iſt, nothwendiger Unterricht, auf welcherley Weiſe und Art in teutſcher Sprache Vers und Reimen nach rechter poetiſcher Kunſt zu machen.

Samuel Frenzel von Friedenthal, aus Breslau gebürtig, verfertigte 1585 ein Lobgedicht auf die Stadt Augsburg, und las es öffentlich ab, zuerſt in lateiniſcher, aber hernach auch in teutſcher Sprache.

Die 1585 zu Dresden herausgegebenen **loſen Füchſe dieſer Welt** ſind keine eigentlichen Fabeln, ſondern eine Reihe von Sinnbildern, welche Füchſe in allerley Geſtalten vorſtellen, und mit Stellen aus der Bibel begleitet ſind. Einige haben dieſe Sammlung dem **D. Luther**, andre dem **Sebaſtian Brand** beygelegt; letzterem theils, weil eine lateiniſche Elegie von **Brand** voranſteht, worinnen er den Verfaſſer nicht genannt, theils weil der ungenannte Herausgeber ſagt, er habe viel darinnen geändert. In der Vorrede wird bemerkt, daß das Buch ſchon 1495 in brabantiſcher Sprache erſchienen ſey, welches aber vermuthlich nur Fiction iſt.

In dieſe Zeiten gehört Doctor **Ambroſius Lobwaſſer** (geboren 1514, ſtirbt 1585) churbrandenburgiſcher Rath und Lehrer der Rechte zu Königsberg in Preußen, der, obgleich Juriſt, die Pſalmen in teuſche Verſe überſetzte, und deſſen Ueberſetzung, ob er gleich ein Lütheraner war, das Geſangbuch der Reformirten geworden iſt. Er überſetzte aber nicht aus der Originalſprache, ſondern aus der franzöſiſchen Ueberſetzung, und zwar ſo, daß die franzöſiſchen Melodien beybehalten werden konnten. Seine Verſifikation iſt ſehr hart.

Im Jahr 1584 ward das erſtemal ein griechiſches Schauſpiel ins Teutſche überſetzt, aber ſchon der Titel wird es zu erkennen geben, in was für einem Tone: Iphigenia in Aulide, oder Comœdiotragœdia von des Myceniſchen Königs Agamemnon Tochter, welche ſich freywillig für die griechiſche Armada, ſo nach Troja geſchiffet, in den Tod gegeben, nützlichen zu leſen und zu agiren, aus griechiſcher Sprache mit Fleiß beſchrieben durch Michael Bapſt.

Eine Sammlung alter proſaiſcher Heldenromanen ward 1585 zu Frankfurt am Mayn unter dem Titel: Buch der Liebe gemacht, welchen Titel Herr Bibliothekar Reichard ſo glücklich erneuert hat.

Adam Putſchmann, ein Schüler von Hans Sachs, klagt in der Vorrede zu einer Komödie vom Patriarchen Jakob 1592 ſehr über die Vernachläßigung von den Regeln der Verſifikation, die unter den Meiſterſängern einreiße.

Im teutſchen Muſeum im Auguſt 1776 wird ein Beyſpiel eines geiſtlichen Schauſpiels aus dieſen Zeiten beſchrieben. Nämlich ein gewißer Johann Brummer, Rektor zu Kaufbeuren in Schwaben, brachte die ganze Apoſtelgeſchichte in eine Komödie unter folgendem Titel: Tragicomœdia apoſtolica das iſt, die Hiſtorie der heiligen Apoſtelgeſchichte. Das Stück hat 746 Perſonen, und beträgt ein Alphabet in Quart. Proben einzeler Stellen findet man eben daſelbſt.

Ich beſchließe dieſe Epoche mit der Anzeige folgender Liederſammlung: Neuer lieblicher Gaillardt (iſt der Name eines Tanzes) mit ſchönen luſtigen Texten, ſo bey allerhand ehrlichen Geſellſchaften, Gaſtereien, und anderm Wolleben zur Freude ganz bequem komponirt und publizirt von Nicolaus Roſt, fürſtlichen Kapellmeiſter zu Altenburg, zwey Theile in Quart, 1593. Einige naive Lieder daraus findet man im teutſchen Muſeum 1776.

Son-

2.

Sonderbarer peinlicher Proceß.

So wenig wir Willens ſind, die muntere Laune unſrer Leſer mit dem Anblick von Streitigkeiten derer Herren in us, mit Juſtiz-Anekdoten, mit Henkerſchwerdern und sträflichen Richtern zu bannen, ſo wenig können wir umhin, folgendes in einer der gröſten Städte Italiens gefällte gerichtliches Urtheil hier einzurücken, deſſen Gegenſtand ſo ſeltſam und luſtig iſt, daß er auch den finſterſten Mann, der ſelbſt bey Tante Tabbitha Hochzeit ernſthaft geblieben wäre, zum Lachen bewegen würde.

Der 21. Junius 1774 war der Tag, wo zwey Hunde, in obbenannter Stadt, nach eingehohltem Urthel und Recht, vom Leben zum Tod gebracht worden, weil ſie bösliche Weiſe kurz vorher ein Kind gefreſſen hatten. Das oberſte Tribunal machte ihnen in aller Form Rechtens den Proceß, und verdammte ſie, von der Hand des Henkers zu ſterben, und alsdann geviertheilt zu werden. Um aber nicht unſchuldig Blut auf ſich zu laden, fand es für billig, einem der geſchickteſten Anwälde den Fall vorzulegen; Seine Deciſion enthielt folgendes.

„Auf Erſuchen, meine Meinung über das Urtheil von mir zu geben, welches ein weiſer Magiſtrat und erlauchter Rath dieſer Stadt über zwey Bullenbeißer ausgeſprochen hat, erkläre ich hiemit, daß dieſer Urtheilsſpruch der Gerechtigkeit und geſunden Vernunft gar nicht zuwider läuft, indem er mit Moſes und Solons alten Geſetzen übereinſtimmet, und durch die Meinungen der älteſten und verſtändigſten Weltweiſen, nicht minder durch viele, von europäiſchen Gerichtshöfen, zu verſchiedener Zeit gefällten Urtheilsſprüchen, beſtätigt und bekräftigt wird.“

Er ſtimmt mit den Geſetzen **Moſes** überein, als welche den Ochſen, der einen Menſchen getödtet hatte, zum Tode verurtheilten: Wenn ein Ochſe einen Mann oder Weib ſtößet, daß er ſtirbt, ſo ſoll man den Ochſen ſteinigen, und ſein Fleiſch nicht eſſen. 2. B. M. K. 22. v. 28. Ferner im 1. B. K. 9. v. 5. Denn ich will auch eures Leibes Blut rächen, und wills an allen Thieren rächen.

Die Richter von **Athen** verdammten die Bildſäule **Nicons**, eines berühmten Künſtlers der Stadt, daß ſie, zufolge eines Geſetzes des **Draco**, ins Meer geworfen werden ſollte, weil dieſe Bildſäule auf einen Mann gefallen war, und ihn erſchlagen hatte. Der göttliche **Plato** befiehlt in ſeinem Geſetzbuche, das Pferd oder Thier mit der Todesſtrafe zu belegen, das einen Menſchen tödten würde; und **Plinius** 8. B. 18. K. berichtet, daß er eines ähnlichen Geſetzes wegen ſehr viel Löwen in Africa hängen ſah. Der ſehr große und erfahrene Rechtsgelehrter, **Antonius Monarois** verſichert, es wären einige Bauern-Hunde zum Tode verdammt worden, weil ſie einen Franciscaner Mönch gefreſſen hätten, und ſezt hinzu, man habe ihn ſelbſt damals in dieſer Sache conſulirt. Auch **Müller** erzählt, daß die Sachſen ein Pferd ſtraften, weil eine Frau darauf entführet ward, noch viel andere ähnliche Urtheilsſprüche, und Autoritäten großer Männer zu geſchweigen, da mich dieſes gar zu weit führen würde. Was ich geſagt habe, erweiſet ſchon mehr als zu ſehr, daß die Obrigkeit der Stadt — die beyden Hunde mit allem Recht zu einem ſchmäligen Tod von der Hand des Büttels verdammte, als die ohne den geringſten Bewegungsgrund, und ohne durch irgend eine Beſchimpfung gereizt geworden zu ſeyn, ein armes kleines Kind gefreſſen hatten, damit das Andenken an eine ſo ſchwarze That ſich bey den Menſchen erhalte.

So wichtig dieſe Gründe ſind, ſo glauben wir doch, daß das Leben der beyden vierfüßigen Miſſethäter wäre gefriſtet worden, wenn man ihnen eine Defenſions-Schrift erlaubt hätte. Ihr Anwald würde ſich auf dem Seneca und Ariſtoteles geſtüzt haben, welcher ausdrücklich ſagt, daß ein Thier weder Laſter noch Tugend beſitzen kann. Und wären ja alle Gründe fehlgeſchlagen, ſo hätte er ſich eine Friſt ausgebeten, Zeugen verhört und dargethan, daß keine bösliche, vorſezliche Abſicht obgewaltet, daß die Hunde nicht der angreifende Theil geweſen. Alsdann wären die beyden Bullenbeißer etwa mit fünf Jahre auf die Galeeren davongekommen. Zumahl da er auch die Uebergehung der höchſten Inſtanz durch eine Appellation hätte rügen, und es ſo dahin bringen können, daß ſie nur eine Zeitlang bey Brod und Waſſer geſezt worden wären.

Aber ſo ſind ſie tod, und alle Anweſenden haben ſich an ihrer Hinrichtung geſpiegelt und ſie beweint. Ihr unglückliches Schickſal erweckte ſogar einen Dichter in Italien, der ſie in einer Romanze der Nachwelt übergab: Hier ſind einige Strophen zum Beſchluß.

„Glaubt ihr vielleicht, daß dieſe vierfüßige Sünder, zerknirſcht und reuig, ihrer lezten Stunde entgegen gegangen wären? Nein, ein ſtolzer, unerſchütterter Muth war ihr Begleiter: Sie näherten ſich mit aufgehobenem Schwanze, und mit wildem, kühnen Blick: Weit entfernt, eine Reue über den Fraß des Kindes zu bezeugen, ſchienen ſie vielmehr noch nach den Ueberbleibſeln zu gelüſten. Ein neuer Beweis für das Sprüchwort: daß Ketten und Banden nicht beſſern. Und doch werden alle Herzen bey ihrem Anblick bewegt, in jedem auf ſie gehefteten Auge glänzen Thränen; nur der Büttel möchte vor

Lachen berſten. Dieſer grauſame Diener der Rache ſchwenkt endlich die Keule zu dem ſchrecklichen Streich: Sie fällt mit Kraft auf die Schädel der unglücklichen Hunde herab, und ſtreckt ſie halbtod auf die Erde: Die Lüfte erfüllt ihr Geheul, von allen Hunden der Stadt beantwortet, und am Gewölbe des Himmels bellt ſelbſt der feurige Sirius! Aber ſchon wandeln ihre unwilligen Schatten den Pfad der Hölle hinab, um zur Wohnſtätte zu gelangen, die den Thieren jener fromme Kanonikus *) anwies. Sie erblickt der Wächter des Eingangs, und Cerberus mit den drey Rachen, und knurrt über die Annäherung ſolcher auf ſchimpflichen Schavot geſtorbenen Hunde: Sein fürchterliches Bellen verſcheucht weit von den Ufern des Styx ihre furchtſamen Manen.

Sie irren in dem dicken Gehölze umher, das den Höllen-Fluß einſchließt, und erwarten hier die Ankunft ihrer Richter und Henker, um mit ihnen hinüber zu kommen.“

V.

Naturgeſchichte.

I.

Ueber den Vögel-Geſang.

Aus den Londonern Tranſ. Phil.

Herr Daines Barrington nahm ſich vor einiger Zeit vor, zu unterſuchen, ob es andem ſey, daß der Geſang jeder Vogel-Art eine angeborne, natürliche Gabe, oder

---

*) Kanonikus Cadoniel, ein Venetianer. Er behauptete, die Thiere hätten eine unſterbliche Seele, und kämen nach dem Tode in die Hölle, um hier die Verdammten peinigen zu helfen.

aber aber nur eine gewiſſe Sing-Weiſe ſey, die gleichſam durch Tradition vom Vater auf den Sohn gekommen.

Er fing ſeine Wahrnehmungen damit an, daß er einige Hänflinge, und zwar Männchens, zu der Korn-Lerche; der Heyde-Lerche, Hauben-Lerche und dem afrikaniſchen Vogel, Vengolina, that. Alle dieſe Hänflinge nahmen den Geſang ihrer Lehrmeiſter an, ohne das mindeſte von ihrem natürlichen Geſang zu behalten. Denn weil man bey den Hänflingen das Männchen und Weibchen bey guter Zeit unterſcheiden kann, ſo hatte man ſie gleich, nachdem ſie ausgebrütet worden waren, von einander getrennt. Andere, die man nicht ſo bald, ſondern etwas ſpäter weggethan hatte, lernten zwar den Geſang der Vögel, zu denen man ſie hing, aber behielten etwas, das zwar nicht der Geſang ihrer Väter, ſondern ganz einfache Töne waren, die ſie von dieſen gehört hatten. Ein junger Vogel, der zwiſchen Vögeln von verſchiedener Art gehängt worden war, die alle von der ſeinigen abgingen, nahm einen vermiſchten Geſang an. Ein junges Rothkehlchen, das man erſt zu einem Hänfling that, der wie eine Korn-Lerche ſang, und dann zu einem andern, der wie eine Heyde-Lerche ſang, lernte nur den Geſang der leztern, ob man es gleich in der Folge wieder zu dem erſten brachte.

Aus allen dieſen angeſtellten Bemerkungen erhellet, daß die Vögel das Singen, wie wir das Sprechen lernen, und daß eine Nachtigall eben ſo wenig wie eine Nachtigall ſingen würde, als der Sohn eines Deutſchen nicht die Sprache ſeines Vaters ſpräche, wenn man ſie ihm nicht gelehrt hätte.

Es giebt Vögel-Arten, die nicht ſingen, und bey denen, welche ſingen, iſt dieſe Gabe nur den Männchens eigen. Herr **Barrington** ſchreibt dieſes der minder oder ſchwachen Stärke der Larynx-Muskeln zu, welche in der That bey den Männchens gröſſer iſt, als bey den Weibchens. Hingegen iſt bey den Arten, welche nicht ſingen, kein Unterſchied unter den Geſchlechtern in Anſehung der Stärke dieſer Muskeln wahrzunehmen. Die Capaunen haben kein Hahngeſchrey, ihre Muskeln ſind aber auch weit ſchwächer als des Hahns ſeine. Hieraus könnte man auch zur Noth erklären, warum die Sieen zuweilen ſingen können.

Noch iſt anzumerken, daß nicht alle Vögel-Arten und nicht jeder Vogel, gleich leicht, den Geſang anderer Vögel annehmen, zu denen ſie gethan werden: doch erſtreckt ſich die Möglichkeit dieſer Erlernung ſehr weit. Herr **Barrington** hat einem Sperling den Hänflings-Geſang beygebracht, und wir finden, daß **Plinius** von einem Hahn und einer Nachtigall redet, welche einige Worte articuliren konnten. Aus **Moſchus** Idyllen iſt gleichfalls klar, daß man bey den Griechen die Schwalben ſprechen lehrete.

Herr **Barrington** hat vergebens verſucht, den Vögel-Geſang mit der Muſik zu vergleichen. Die Schnelligkeit, mit welcher ſich die Töne folgen, der kleine Zwiſchenraum, der zwiſchen dieſen Tönen iſt, deren Höhe unſre Inſtrumente nicht erreichen können; alles dieſes machte, daß die Proben nicht zu ſeiner Zufriedenheit ausſchlugen. Er merkt blos an, daß es keine übele Wirkung macht, wenn verſchiedene Vögel, obgleich von unterſchiedener Art, zuſammen ſingen; Ein Beweis, daß ſie alle einerley Gamme haben.

2.

Vom Zitter-Aal.

Herr **Bajon**, königl. franzöſiſcher Arzt zu **Cayenne**, nahm auf Bitte eines Mitglieds der Akademie der

Wiſſenſchaften zu Paris über ſich, die Erſcheinungen zu unterſuchen, die man an dem daſigen **Zitter-Aal** bemerkt. Er fand, daß er eine Erſchütterung verurſacht, wenn man ihn mit einem Stab von Metall, einem angefeuchteten Stück Seide oder Leinwand, oder auch unmittelbar mit der Hand berührt; hingegen giebt er keine, ſobald dieſes mit einem Stab Glas, Schwefel, oder einem trockenen Stück Seide geſchieht. Legt man den Aal auf die Erde, ſo iſt die Erſchütterung weit heftiger außer dem Waſſer, als in dem Waſſer; ſie nimmt in dem Maaß zu, wie das Thier trocken wird. Sie iſt ſtärker, wenn man den Kopf oder Schwanz, als wenn mann den **Körper** berührt. Endlich hat Herr **Bajon** auch angemerkt, daß man, ohne einen Schlag zu bekommen, ihm in den innern Leib eine ſilberne Sonde ſtecken kann. Alle dieſe Proben zeugen von einer großen Aehnlichkeit zwiſchen den Urſachen dieſer Erſchütterungen und den elektriſchen: Indeſſen wenn beyde Urſachen in einerley Umſtänden und auf einerley Weſen zu wirken ſcheinen, ſo merkt man hingegen andern Theils nicht das mindeſte Gleichförmige in den Geſetzen, denen ſie folgen. Ueberdieß hat Herr **Bajon** gefunden, daß dieſer Aal auf keine Weiſe leuchtet oder Funken giebt. Man ſieht aus ſeinem Aufſatz, daß ihm die Beobachtungen unbekannt geweſen ſind, die Herr **Bancroft**, ein engliſcher Wundarzt, 1769 in ſeinem **Verſuch einer natürlichen Geſchichte von Guyana**, bekannt gemacht hat. Herr **Bajon** ſcheint nicht verſucht zu haben, den **Zitter-Aal** mit einem Stock zu berühren. Herr **Bancroft** aber verſichert, daß er, wenn er ihn mit Stöcken von gewöhnlichem Holze berührte, keine Erſchütterung, ſondern, welches höchſt merkwürdig iſt, alsdann eine bekam, ſo bald er es mit einem gewiſſen ſchweren amerikaniſchen Holze that. Hier folgen noch ein paar

Bemerkungen des engliſchen Wundarztes, die Herr Bajon übergangen hat. Wenn man ſeinen Finger, in einer Entfernung von 8 oder 10 Fuß vom Aal, ins Waſſer ſteckt, ſo empfängt man in dem Augenblick, da eine andre Perſon den Aal anrühret, eine heftige Erſchütterung; dieſe wird noch heftiger, wenn der Aal ſtark gereizt wird, alsdann hebt er ſeinen Kopf über das Waſſer empor, und kommt man ihm mit der Hand fünf oder ſechs Zoll weit nahe, ſo kriegt man öfters ſchon eine ziemlich ſtarke Erſchütterung. Die Eingebohrnen des Landes eſſen von dieſem Aal, ohne ſchlimme Folgen. Herr Bancroft ſchließt aus dem, was er angemerkt, daß 1) die Urſache der Erſchütterungen, die das Anrühren des Aals verurſacht, in der Ausſtrömung eines elektriſchen Flußes beſtehet. 2) daß dieſe Ausſtrömung freywillig, und die Vertheidigungs-Waffe des Thieres iſt, wenn man es angreift oder böſe macht. 3) daß dieſer Fluß von allen Theilen des Aal-Körpers ausſtrömt. 4) daß die Kraft deſſelben mit dem Leben des Thieres aufhört. Es wäre zu wünſchen, daß damit noch mehrere und genauere Bemerkungen vorgenommen würden.

VI.

Anekdoten.

Colonges iſt ein Dorf, fünf Stunden von Genf, durch welches vor ohngefehr zehn Jahren Voltaire reiſete, als eben ein geſchickter Maler ſich einige Augenblicke daſelbſt verweilte. Dieſer hatte, wider die Gewohnheit ſeines Gleichen, weder Pinſel noch Farben bey ſich, allein der Anblick

blick des groſſen Mannes, mit dem er hier ſo unvermuthet zuſammentraf, begeiſterte ihn dergeſtalt, daß er eine Kohle ergrif, und ihn, ungemein ähnlich auf die Feuermauer des Kamins des Wirthshauſes, hinzeichnete. Einige Zeit darauf kamen einige luſtige Springinsfelde hieher, die ſich an der grotesken Figur des Patriarchen von Ferney, den ſie nicht darunter vermutheten, ergößten, und eben in Begrif waren, es durch manche Zuthaten zu entheiligen, als die Wirthin es gewahr wurde, und ihnen zurief: es iſt Voltaire! Bey dieſem Namen ergrif ſie ein heiliger Schauer; einer von ihnen ritt ſogleich, oder flog vielmehr, nach Genf, und hohlte einen Glaſer, um das Portrait hinter Glas zu faſſen, und vor ähnlichen Unfällen zu ſchützen. Es iſt in Lebensgröße, und vielleicht das ähnlichſte, das man hat. Darunter ſtehn folgende Verſe:

Mon oeil le reconnoît, c'eſt lui même, c'eſt lui
Qui de la vérité fût le plus ferme appui:
O toi! qui dans ces lieux viens mettre pied à terre,
Trop heureux, ne pars pas ſans contempler Voltaire!

Beaumarchais las dem verſtorbenen Comte de Maurepas in ſeiner Krankheit, um ihn aufzuheitern, ſein Luſtſpiel, le mariage de Figaro, vor. Der Graf fand es vortreflich; „aber, ſagen Sie mir, fuhr der Graf fort, wo nehmen Sie bey den vielen Geſchäften, die auf Ihnen liegen, bey der Menge Sachen, mit denen Sie ſich abgeben, da ſelbſt wichtige Unterhandlungen auf Ihnen ruhen, und Sie ſich bis zur Sphäre der Politik erhoben haben — — wo nehmen Sie noch die Zeit zu Arbeiten von dergleichen Schlag her?“ — Ew. Excellenz, antwortete Beaumarchais, **ich nützte die, wo Sie auf der Redutte waren!** Der Miniſter hatte kurz zuvor die bekannte Redoute chinoiſe beſucht. Der Graf, der die

Anſpielung verſtand, erwiederte: das „Calembour" iſt nicht übel! Wenn Ihnen immer dergleichen zu Gebote ſtehn, ſo garantire ich Ihnen immer den beſten Erfolg!

Als die Erzherzogin Anna von Oeſterreich, die Braut Königs Philipp IV. von Spanien, auf ihrer Reiſe nach Madrid durch eine ſpaniſche Stadt kam, wo man ſehr gute Röcke, Leibchen und ſeidene Strümpfe verfertigt, machte ihr der Magiſtrat der Stadt ein Geſchenk mit einer Menge von dieſen Waaren. Aber der Major-Domo der Königin, ein Mann von ächter ſpaniſcher Gravität, erzürnte ſich höchlich über dieſe Verwegenheit, nahm alle die Pakete mit Strümpfen, und warf ſie den Deputirten der Stadt vor die Füſſe, indem er ihnen die Lehre mit auf den Weg gab: Merkt euch, daß die Königinnen von Spanien keine Beine haben! Er wollte nämlich damit ſagen, daß ſie durch ihren Stand ſo erhaben wären, daß ſie nicht die Erde mit Füſſen berührten, wie andre ihres Geſchlechts. Allein die junge Königin, welche die Feinheit der ſpaniſchen Sprache noch nicht in ihrem ganzen Umfange kannte, und dieſes im buchſtäblichen Verſtande nahm, fing an zu weinen, und ſagte: daß wenn ſie vorher gewußt hätte, daß man ihr die Beine abhacken wollte, ſo würde ſie ſich lieber haben umbringen, als zu dieſer Reiſe bereden laſſen! Es hielt nicht ſchwer, ihr den Irrthum zu erklären, und ſie ſetzte ihre Reiſe fort. Als ſie nach Madrid kam, erzählte man dem Könige die Naivetät ſeiner Gemahlin, der ſie ſo drollig fand, daß er ein wenig lächelte, dieß war was außerordentliches; denn, es ſey nun Vorſatz oder Temperamentsfehler, ſo iſt bekannt, man hat Philipp IV. nicht mehr denn dreymal in ſeinem Leben lachen ſehn.

In einer Sammlung von Seltenheiten und Merkwürdigkeiten allerhand Art zu Oxfort, bewahrt man das Skelet einer Frau, die zehn Männer gehabt hatte, und im ſechsunddreißigſten Jahre gehangen wurde, weil ſie viere derſelben durch Gift aus der Welt ſchafte.

VII.

Biographie.

Ritter Mengs.

Ritter Mengs, aus der Lauſitz gebürtig, aber in Böhmen den 12. März 1728 geboren, empfing in der Taufe die Namen Anton-Raphael, zu Ehren des Raphaels von Urbino, und des Antonio Allegri, der unter dem Namen Correggio bekannter iſt; Mengs Vater, ſelbſt Maler, war ein eifriger Bewunderer dieſer beyden großen Meiſter ſeiner Kunſt. Schon im ſechsten Jahre lernte der junge Mengs zeichnen, und durfte nicht ehr einen Pinſel in die Hand nehmen, bis er zwey Jahre lang bloß den Zeichnungsſtift geführt hatte. Sein Vater, der das frühe Talent ſeines Sohnes bemerkte, ließ ihn von neuem ſich dem Zeichnen widmen, und lehrte ihm Chemie, Miniaturmalerey, Perſpetivkenntniß, und das unentbehrlichſte der Anatomie: kein Tag verging, wo ſein Sohn nicht zwey ganze Figuren dem Raphael oder Carrache, nachzeichnen mußte. Nach allen dieſen vorhergegangenen weſentlichen Uebungen fing erſtlich der junge Schüler an, die Antiken in der Größe ihrer Originale, nach den von Rom gebrachten Modellen, zu zeichnen, und bey Licht die alten ins Kleine verjüngte Statuen zu kopiren, um ſich deſto beſſer mit der Stärke und den Wirkungen von Licht und Schatten bekannt zu machen. Dies waren ſeine Beſchäftigungen bis ins zwölfte Jahr. Um dieſe Zeit beſchloß ſein Vater mit ihm nach Rom zu reiſen, denn er ſah, daß ſein Sohn mit Ueberlegung zu ſtudieren anfing, und daß es Zeit ſey, in ihm den guten Geſchmack zu bilden, den Italien allein geben kann. Bey dem Anblick dieſer Menge von Meiſterſtücken, welche die Hauptſtadt der Künſte zieren, wollte das Kind ſie alle zugleich ſtudieren; allein ſein Vater beſaß die Klugheit, dieſe Hitze zu mäßigen, und ſie bloß auf das Studium des Vollkommenſten einzuſchränken, des Laokoon's, des Torſo's, der ſchönſten Raphaelſchen Köpfe ꝛc. **Auguſt III.**, König von Pohlen, in deſſen Dienſten der Vater **Mengs** als Maler ſtand, verlangte eine Probe, wie weit es der junge Menſch gebracht habe, und er bekam Befehl, in Miniatur die beyden Raphaelſchen Gemälde zu kopiren, die ſich damals in dem Noviziat und dem Profeßhauſe der Jeſuiten befanden. Da der alte **Mengs** dem König zugleich ein Emailgemälde von einer gewiſſen Größe überſchicken wollte, ſo ließ er von ſeinem Sohn eine Zeichnung verfertigen, führte ſie in Email aus, und der junge Menſch mußte hernach die letzte Hand daran legen, welches eines von den ſchönſten Gemälden in dieſer Art hervorbrachte.

Man kann nicht läugnen, daß der junge **Mengs** vortreflich erzogen wurde, allein er hatte dabey nicht wenig Ungemach und Kränkung von Seiten ſeines Mentors auszuſtehn. Sein Vater, ein Mann von übertriebener Strenge, ließ ſeine Kinder ohne Aufhören ſtudieren, und erlaubte ihnen nicht den mindeſten Umgang, ſo, daß ſie gänzlich unbekannt blieben. Ging der Vater aus, ſo ſchloß er ſeine Kinder ein, und unterſuchte bey ſeiner Rückkunſt ſorgfältig, ob ſie ihre aufgegebene Arbeit vollendet hatten. Wie ſich dieſer harte Vater zu Dresden gegen alle ſeine Kinder betrug, ſo betrug er ſich auch zu Rom gegen den jungen Anton-Raphael. Des Morgens führte er ihn in Vatikan, gab ihm ſeine Arbeit für den ganzen Tag auf, ließ ein Brod und eine Flaſche Waſſer bey ihm zurück, und des Abends hohlte er ihn wieder ab, und forderte genaue Rechenſchaft von ſeinen Tagesſtudien. Dieſe Strenge ſchlug zum Beſten des jungen Menſchen aus, es gab ihm Beobachtungsgeiſt, den er zu einem ſo hohen Grad brachte, daß er aus dem Raphaelſchen Gemälden in Stand war, die Geſchichte des Fortgangs der Ideen dieſes Malers zu entwerfen, die erſten Entwürfe von den zweyten, und die ausgelöſchten oder wieder durchgeſehene Theile eines Gemäldes von den übrigen zu unterſcheiden. Aber ſo ſehr dieſe ſtrenge Erziehung den Talenten des jungen **Mengs** nutzte, ſo nachtheilig war ſie ſeiner Perſon. Sie gab ihm eine Blödigkeit, die ans Bäueriſche gränzte, und ein verplüſtes, mistrauiſches Weſen, das aus ſeiner Unwiſſenheit der Gebräuche der Welt entſprang, und mit einer gänzlichen Gleichgültigkeit gegen ſein Intereſſe verbunden war, die ſein und ſeiner Familie Unglück gemacht hat. Nach drey Jahren kehrte **Mengs** mit ſeinem Vater nach Dresden zurück. Er legte ſich hier auf das Paſtel, und verfertigte ſein Portrait, und das Portrait eines gewiſſen **Hannibal's**, des einzigen Menſchen, deſſen Bekanntſchaft ihm ſein Vater zu Rom, aus Achtung für ſein Muſiktalent, erlaubte. Hannibal zeigte dem Könige dieſe Portraite, und der Monarch, der kaum glauben wollte, daß man in einem ſo zarten Alter ſchon Werke von der Vollkommenheit liefern könnte, befahl, daß der junge **Mengs**, in Beyſein einer gewiſſen Italiänerin, einer Schülerin der berühmten Roſalba, das Portrait ihres Mannes malen ſollte. **Mengs**, der Sohn, gehorchte, und der König war ſo zufrieden mit der Arbeit, daß er ſich ſelbſt von ihm malen ließ. Dies geſchah 1741.

Der König, den der Krieg nach Pohlen zu gehn zwang, wollte bey ſeiner Rückkunſt nach Dresden die ganze Familie **Mengs** im Gemälde beſitzen. Der junge **Mengs** malte ſeinen Vater; er ſelbſt wurde von ſeiner älteſten Schweſter gemalt. Der junge **Mengs** wurde zum Kabinetsmaler mit einem Gehalt ernannt, wobey ihm frey ſtand, ſich bloß Lieblingsarbeiten zu wählen, und ihren Preiß ſelbſt zu beſtimmen. Er bat um die Erlaubniß, nach Rom zu gehn, und erhielt ſie.

Er reiſete mit ſeinem Vater und ſeinen Schweſtern nach Rom ab, und nahm ſeine Wohnung in der Nähe des Vatikans, um das Studium der Originale mit deſto gröſſerer Bequemlichkeit treiben zu können. Der junge **Mengs** zeichnete Gemälde und Statuen ab, beſuchte die Akademien und die anatomiſchen Vorleſungen im heiligen Geiſtsſpital, und verfertigte, aus Gefälligkeit gegen ſeinen Vater, einige Miniaturen. Endlich, nach einem vierjährigen, ununterbrochenen Studium, wagte ſich der junge Mann an eigene Compoſitionen, und debütirte mit einer **heiligen Familie**, welche die größte Lobeserhebungen erhielt, und alle Kenner nach ſeiner Werkſtätte lockte, wo ſich unſer junger Künſtler von einer ſo vortheilhaften Seite bekannt machte, daß verſchiedene Große, die ihn gern zu Rom fixiren wollten, es auf ſich nahmen, ihm dazu die Königliche Erlaubniß auszuwirken, und es ihm nie an Arbeit fehlen zu laſſen. Dieſes Anerbieten war dem **Mengs** deſto willkommener, da es ſeinen Wunſch befriedigte, in Rom bleiben, und ſeine Studien weiter treiben zu können. Aber ſein Vater beſtand darauf, nach Sachſen zurückzukehren. Ehe der junge Künſtler aus der Stadt ſchied, die er ſo ungern verließ, heirathete er eine liebenswürdige und tugendhafte Italiänerin, mit der er bekannt geworden war, als er ein Model für den Kopf der heiligen Jungfrau, zu ſeiner heiligen Familie ſuchte. Gegen Ende des Jahres 1749 traf er in Dresden ein. Die Strenge der Jahreszeit unter einem ſo kalten Himmelsſtrich, und verſchiedene häußliche Verdrüßlichkeiten, zogen ihm einen Anfall von Schwermuth zu. Sein Vater bemächtigte ſich bey ſeiner Ankunft aller ſeiner Effekten, ſelbſt ſeiner Baarſchaften, und ließ ihn von allem entblößt. Aber die Großmuth ſeiner Freunde kam ihm in dieſen kritiſchen Augenblicken zu Hülſe, und die Freigebigkeit des Königs und der Prinzen trocknete ſeine Thränen. Er erhielt ein eigenes Haus, Equipage, den Titel als erſter Maler, und einen Gehalt von tauſend Thalern: dieſe Wohlthaten erfüllten ſein Herz mit einer Dankbarkeit, die er ſein ganzes Leben durch laut geſtanden und zu bezeugen geſtrebt hat.

König Auguſt hatte eine Kirche bauen laſſen, und wollte die Gemälde des Hochaltars, und der Seitenaltäre, von Mengs gemalt wiſſen. Er verfertigte zu Dresden die Gemälde der beyden Seitenaltäre; aber das Gemälde des Hochaltars bat er ſich aus, zu Rom verfertigen zu dürfen, wohin ihn ſeine Geſundheitsumſtände zurückrieſen. Er kam zu Rom im Frühjahr 1752 mit ſeiner Frau und Tochter an, die zu Dresden geboren war, und jetzt an Emanuel Carmona, berühmten Kupferſtecher zu Madrid, verheirathet iſt. Roms ſchöner Himmel gab dem Mengs ſeine Geſundheit wieder: er genoß das Vergnügen, ſich wieder im Mittelpunkt der Künſte zu befinden, und dies verdoppelte ſeinen Eifer. Lord Nothumberland trug ihm eine Kopie der Athenienſiſchen Schule des Raphaels auf; als dieſe Kopie geendigt war, machte ſich Mengs an das große Gemälde für die Dresdner Kirche: aber um dieſe Zeit rückten die Preuſſen in Sachſen ein; der König flüchtete aus ſeinen Staaten, Mengs bekam

kam ſeinen Gehalt nicht mehr ausgezahlt, und war gezwungen, um ſeine Familie zu erhalten, die täglich mehr anwuchs, Beſtellungen von Privatperſonen anzunehmen. Da er fühlte, daß er ſich dem Publikum durch irgend eine Arbeit, die Lärm mache, ins Gedächtniß rufen müſſe, ſo übernahm er, obgleich auf ſehr geringe Bedingungen, ein Freskogemälde für die Cöleſtiner zu St. Euſebius, und hatte das Vergnügen, ſeine Arbeit über ſeine Erwartungen geprieſen zu ſehn.

Ich übergehe die Unannehmlichkeiten mit Stillſchweigen, die ihm der Neid am Hofe zu Neapel ausſtehn ließ, für den er verſchiedene Aufträge bekam, und wo er hinlänglich durch die Gnade des Königs entſchädigt wurde, der ihm auch in dem Augenblick, wo er abreiſen wollte, um Beſitz von Spanien zu nehmen, das Portrait ſeines Sohnes auftrug, der als König zu Neapel blieb.

Zu Rom malte unſer Künſtler das Gewölbe der Villa Albani: Er behandelte ſeinen Gegenſtand, Apollo und die Muſen, auf eine ganz neue Art, und verrieth in der Ausführung, daß er die zu Portici aufbehaltene Herculaniſche Gemälde mit Nutzen ſtudiert hatte. Er verfertigte hierauf einige Gemälde in Oel; z. B. eine Kleopatra zu den Füſſen des Cäſar; eine heilige Jungfrau mit dem Kind Jeſus; einen Skt. Johann und Skt. Joſeph; eine Magdalena für einen Neapolitaniſchen Fürſten; und verſchiedene andre Gemälde für England.

Mengs glaubte nun ſeinen Aufenthalt auf immer zu Rom zu nehmen, allein Karl III., der ſeine Verdienſte zu Neapel kennen gelernt hatte, ließ ihm durch ſeinen Geſandten ein Etabliſſement in Spanien, nebſt eigener Wohnung, Equipage und anſehnlichem Gehalt, antragen. Mengs nahm das Anerbieten an, und ſchifte ſich im Oktober 1761 ein. Als er nach Madrid kam, fand er am Hofe zwey große Maler, deren Mitbuhlerſchaft nur diente, ſeine Talente in noch höheres Licht zu ſetzen. Der König überhäufte ihn mit Vorzügen, und der ausgezeichneteſten Gnade, allen Natterzungen des Neids zum Trotz, die auch hier ihr Gift von ſich ſprühten. Es iſt beynah unglaublich, wie viel Gemälde er zu Madrid verfertigte, zumahl, wenn man Rückſicht auf die Kürze ſeines daſigen Aufenthalts, und den elenden Zuſtand nimmt, in welchem ſich ſeine Geſundheit befand. Die Emſigkeit im Arbeiten, ſeine übertriebene Diät, ſeine gänzliche Eingezogenheit, die Entfernung von ſeiner Familie, die zu Rom geblieben war, und der Verdruß, den ihm niederträchtiger Neid und Mißgunſt erregte, alles dieſes ſchadete ſeiner Geſundheit merklich; ſein Magen wurde ſo geſchwächt, daß er in eine Auszehrung fiel, und man für ſeine Geſundheit beſorgt ward. Er erhielt die Erlaubniß nach Rom zurückzukehren, da er aber die Beſchwerlichkeit der Reiſe nicht auszuhalten vermogte, ſo blieb er zu Monaco liegen, wo ihm die Hülfe der Aerzte und die geſunde Luft bald wieder in Stand ſetzten, in ſeiner Reiſe fortzufahren. Zu Rom ergrif er den Pinſel von neuem, und malte verſchiedene Gemälde, von welchen ſein Eidam Carmona zwey in Kupfer geſtochen hat. Er nahm auch den Auftrag an, ein Kabinet des Muſeums Clemens des Vierzehnten zu malen.

So vergingen drey Jahre; der König von Spanien, der an Mengs ſeinen Gehalt fortzahlen ließ, befahl, mit aller möglichen Schonung, ihn zu fragen, warum er nicht nach Madrid käme, da ſeine Geſundheit wieder hergeſtellt ſey? Dieſe Auffoderung, ohngeachtet ſie durch den Mund eines von Mengs vertrauteſten Freunden geſchah, der überdies dabey ſo ſäuberlich und fein zu Werke ging, als ihm möglich war, verrückte den Kopf unſers Künſtlers. Er ließ die Arbeit an dem Vatikanſchen Kabinet liegen und ſtehn wie ſie war; hörte nicht die mindeſte Vorſtellunſtellungen; machte ſich auf den Weg; ging nach Neapel, um an dem Portrait des Hofs anzufangen; vollendete dieſe Portraite nicht; verließ Neapel eben ſo brüske als Rom; verweilte verſchiedene Monate zu Florenz, wo er einige Portraite verfertigte; kam endlich zu Madrid an, und arbeitete mit ſolchem Eifer, daß man nicht begreifen kann, wie er in zwey Jahren alle die Gemälde hat liefern können, die man noch dort von ihm vorzeigt. Dieſer übertriebene Fleiß ſchadete bald ſeiner Geſundheit von neuem, und er erhielt wieder die Erlaubniß nach Rom zurückzukehren, wobey ihm noch anſehnliche Zulagen und Gnadengehalte für ſeine Kinder zugeſtanden wurden.

Mengs war nun wieder in Rom, im Schoos ſeiner Familie, geehrt, berühmt, begütert! aber, auch glücklich? — Nichts weniger! — Der Verluſt ſeiner Frau, die er bis zur Abgötterey liebte, füllte ſeine Einbildungskraft mit lauter ſchwarzen Bildern. Er war ſich ſelbſt zur Laſt. Um ſich vor Kälte zu ſchützen, die ihm unerträglich war, arbeitete er in einem wohlgeheitzten und wohlverſchloſſenen Zimmer. Die eingeſchloſſene Luft, mit den häufigen Ausdünſtungen der Farben geſchwängert, griff ſeine Geſundheit ſo ſehr an, daß er einem Geſpenſte glich. Bald äuſſerten ſich alle Merkmale der Lungenſucht, und doch fuhr er mit eigenſinnigem Fleiſſe fort zu arbeiten. Seine erhitzte Einbildungskraft und ſeine unglaubliche Ungeduld vermehrten ſein Uebel. Er ward endlich das Opfer ſeiner Krankheit und der Kur eines Quackſalbers und einer Nonne von Narni, denen er ſich anvertraute, und die ihn, der erſte durch eine heftige Laxanz, die andre durch angebliche Wunderrecepte, hinrichteten. Er ſtarb, ohne ſein Gemälde von der **Verkündigung** zu endigen, wie Apelles ſtarb, ohne ſeine Venus vollendet zu haben. Die Akademie des **heiligen Lucas** wohnte ſeinem Leichenbegängniſſe bey, und ſein Bildniß wurde in Bronze, neden Raphael ſeinem, im Pantheon aufgeſtellt, mit folgender Unterſchrift:

Ant. Raphaeli MENGS
Pictori Philoſopho
Joh. Nic. de Azara amico ſuo P.
M. DCC. LXXIX.
Vixit Ann. LI. Menſes III. Dies XVII.

Mengs war von einem offenherzigen aber jähzornigen Karakter. Sein Enthuſiasmus für die Künſte machte, daß er mit einer Freymüthigkeit, die an Härte gränzte, ſeine Meinung gerade zu über Werke der Bildhauer- oder Malerkunſt herausſagte, die man ſeiner Beurtheilung frey ſtellte. Aber im Grunde war er die Güte ſelber; ſeine Freymüthigkeit reute ihn, ſobald er merkte, daß er jemand damit gekränkt hatte, und er war der erſte, der es wieder gut zu machen ſuchte, und dem beleidigten Künſtler mit Rath und That zurechthalf. Pabſt Clemens XIV. hatte von einem Venetianer einige Gemalde gekauft, und fragte den Mengs, wie er ſie fände? — Herzlich ſchlecht! antwortete dieſer: Ew. Heiligkeit ſind betrogen worden. — „Aber der und der Maler hat ſie ſehr gelobt.“ — Das macht, weil dieſer Maler und ich zwey ganz verſchiedene Perſonen ſind; er lobt, was über ſeine Kräfte iſt, und ich tadle, was unter den meinigen iſt! —

Mengs war ein guter Gatte, und ein zärtlicher Vater, aber ſeine zu groſse Uneigennützigkeit, und ſeine zu weit getriebene Vernachläßigung ſeiner zeitlichen Glücksumſtände, ſchadeten ſeiner Familie. Er ging darinn ſo weit, daß er, ohngeachtet er die achtzehn letztere Jahre, über 180000 Thaler eingmommen hatte, dennoch nach ſeinem Tode nicht ſo viel hinterließ, um begraben werden zu können.

nen. Die Kaiſerin von Rußland hatte ihm zweytauſend Thaler auf Rechnung für zwey beſtellte Gemälde auszahlen laſſen, deren Sujet und Preiß ſie aber gänzlich ſeiner Entſcheidung überließ: nach ſeinem Tode fand ſichs, daß noch nicht einmal die erſte Hand daran gelegt war, aber die Kaiſerin machte ſeiner Familie ein Geſchenk mit dieſer Summe, als ſie durch den Kardinal Bernis erfuhr, in was für dürftigen Umſtänden er ſie hinterlaſſen habe. Karl III. von Spanien, der ſchon bey Lebzeiten des Mengs ihn mit Wohlthaten überhäufte, ſtattete nach ſeinem Tode ſeine fünf Töchter aus, und gab ſeinen beyden Söhnen Penſionen. Dergleichen Züge des Wohlthuns erinnern an jenen Befehl, den die Amphyctionen aus Achtung für die Talente des Malers Polygnotes, und aus Erkenntlichkeit für die Meiſterſtücke gaben, womit er Athen geziert hatte; ſie beſchloſſen nämlich einmüthig, daß dieſer berühmte Künſtler überall auf Koſten des Staats frey beherbergt und beköſtigt werden ſollte, wo er ſich in Griechenland aufhalten würde.

v. K—d.

VIII.

Miſcellanien.

I.

Ein paar Meinungen vom Parfüm aus Guinea: Ameiſen aus Guinea.

Warum Böcke ſo übel riechen? Hiervon geben die Neger auf der Afrikaniſchen Goldküſte folgende

Grundurſache an. Es hätte nemlich, wie ſie ſagen, nach Erſchaffung der Welt, ein Frauenzimmer den Erdboden beherrſchet, welche die Wohlgerüche und Eſſenzen geliebet, auch mit dergleichen und mit Balſam ihren ganzen Körper parfumiret hätte. Die Böcke, um ſich in größere Gunſt zu ſezen, wenn ſie eben ſolchen guten Geruch ihren Leibern einrieben, waren dreuſte genung, die Beherrſcherin der Erde um das Recept anzugehen. Der Regentin mißfiel die Verwegenheit der lüſternen Hörnerträger, und ſie zu beſtrafen, gab ſie ihnen ein ſtinkendes Fett, deſſen unerträglicher Geruch auf ihre Nachkommen fortgepflanzet iſt.

Ameiſen in Guinea. Dieſe Ameiſen, welche ſehr gefräßig ſind, gleichen denen in Guiane, welche men Laufer nennet, es können auch wohl dieſelben ſeyn. Sie bauen ihre Wohnungen auf ebenen Feldern und auf Hügeln mit unnachahmlicher Kunſt, zuweilen von eines Mannes Höhe, ja ſie bauen ſie ſo gar auf hohe Bäume, und belagern die Holländer in ihren Forts. Sie freſſen ein ganzes Schaf mit ſolcher Reinlichkeit, daß der künſtlichſte Zergliederer nicht fähig iſt, ein ſolches Skelet zu machen. Ein Huhn iſt ihnen ein Zeitvertreib von einer Stunde, und eine Ratte, ſo ſchnell ſie auch laufen kann, iſt unfähig dieſem furchtbaren Feind zu entrinnen. Wird eine Ratte von einer einzige Ameiſe angefallen: ſo iſt ſie verloren. Indem die Ratte bemühet iſt, ſie von ſich zu ſchütteln, ſo wird ſie von vielen andern angefallen, welche ſie durch ihre Anzahl überwältigen. Sie ſchleppen ſie alsdann an einen ſichern Ort, und wenn ihre Kräfte nicht zureichen: ſo holen ſie Verſtärkung, bemächtigen ſich ihrer Beute und führen ſie in guter Ordnung. Wenn ſie ausziehen, haben ſie dreyßig bis vierzig Führer bey ſich, welche größer als andere ſind, und ihren Weg beſtimmen. Ein Reiſender erzählt, daß einſtmals eine unermeßliche Menge dieſer Thiere auf dem Cap Corſe einen Beſuch abgeſtattet, und daſelbſt mit

Anbruch des Tages angelanget wären. Der Vorderzug ging in eine Kapelle, wo einige Neger auf der Erde ſchliefen. Die Unger, welche von den Ameiſen aufgewecket wurden, faßten den Entſchluß, Schießpulver auf den Wege, den ſie eingeſchlagen hatten, auch in die Gegenden, wo ſie ſich ausbreiteten, zu ſtreuen und anzuzünden. Viele Millionen dieſes Inſects wurden dadurch aufgerieben, und da der Nachzug die Gefahr merkte: ſo gingen die übrigen in ihre Haufen zurück.

2.

Wiesbaden.

Von dem von undenkbaren Zeiten her bekannten Geſundheitsbrunnen und Bad in der Hochfürſtlich Naſſau-Uſingiſchen Stadt Wiesbaden, wovon man in alten und neuern Geſchichten vieles findet, könnte man, ſo wie von deſſen vorzüglich guten Wirkungen, mehr ſagen, als der gegenwärtige Raum verſtattet und die eigentliche Abſicht iſt.

Es liegt dieſes **Wiesbaden** bekanntlich eine Meile von Mainz, zwey Meilen von Langenſchwalbach, vier Meilen von Frankfurt, und eine halbe Meile von der Hochfürſtlich Naſſau-Uſingiſchen Reſidenz **Biebrich** am Rein, nach welch benahmten Orten dermalen alle Wege chauſſiret ſind; ferner anderthalb Meilen von Schlangenbad, drey Meilen von Selters, und acht Meilen von Baad-Ems: Aus dieſer Lage entſpringet die große Bequemlichkeit, daß man mehrere mineraliſche Waſſer in der Nähe haben kann, und vorzüglich das Schwalbacher ſogenannte Sauerwaſſer alle Tage, auch ſchon Morgens um ſechs Uhr friſch von der Quelle hat. — Es wiſſen ſich ſolches auch die zu **Wiesbaden** ſich häufig einfindende Curgäſte mit gröſtem Nutzen zu bedienen. Wir können nicht umhin, von der daſelbſtigen leichten Cur-Art etwas weniges zu prämittiren. — Ein neuankommender noch unerfahrner Curgaſt gehet vorerſt mit einem derer beiden von Seiten der dortigen gnädigen Herrſchaft ſalarirt werdenden Herren Medicorum über die Art und Weiſe, wie er, nach ſeinen Geſundheitsumſtänden, ſich des warmen Waſſers, des Bades, und anderer mineraliſcher Waſſer, zu bedienen hat, zu Rath; gewöhnlich aber wird die Cur folgendergeſtalt angefangen: den erſten Morgen trinkt der Curgaſt das warme **Wiesbader** Quellwaſſer, das zwar ſchon an ſich laxirend iſt, doch zu deſſen geſchwinderen Fortgang mit etwas Salz oder den daſelbſt allein bekannten ſogenannten Waſſer-Pillen, und dann badet er an dieſem erſten Tage entweder nicht, oder doch erſt des Nachmittags in einem laulichten Bade. Dieſem vorgängig trinkt er die folgende zwey, drey oder vier Tage morgends früh einen Krug oder eine Flaſche Schwalbacher- oder Selterſer-Waſſer, mit oder ohne Milch, mit oder ohne weitere Arzneyen, badet darauf gegen 9 Uhr, und wenn es ſeine Umſtände erlauben oder erheiſchen, den nehmlichen Nachmittag nochmal. Und ſo wird mit Trinken und Baden zwey bis drey Wochen lang nach Belieben und Gutfinden continuiret. Woraus der unſchäzbare Nutzen entſpringet, daß während dieſen Cur-Wochen und mittelſt zwey bis dreymaligen Schröpfens binnen denenſelben, der Curgaſt ſich eines von innen und auſſen gereinigten und geſtärkten Körpers und eines neuen geſunden Geblüts zu erfreuen hat.

In ſothanem **Wiesbaden** befinden ſich, ausſchlieſslich des gemeinen Bürger-Bades, welches den Winter und Sommer durch von den Einwohnern gebraucht wird, und ausſchlieſslich des Hoſpitals oder Armen-Bades, welches vom halben May bis Michaelis für preßhafte Arme aus allerley Chriſtenvolk offen ſtehet, noch zwey und zwanzig Bad- oder Curhäuſer, und noch ein beſonderes Juden-Badhaus, mithin im Ganzen fünfundzwanzig Badhäuſer, worinn ein jeder Wirth ſeine Gäſte mit allem Fleiß zu bedienen ſucht.

Dieſe geſamte Badhäuſer haben zum Theil verſchiedene von einander entfernte Quellen. Aus dem eigentlichen Haupt- oder ſogenannten Kochbrunnen, und deſſen geſeegnete aus lauter Felſen hervorſpringende Quellen bey jeder Jahrszeit und jeder Witterung nicht der geringſten Veränderung unterworfen ſind, werden die um denſelben herumliegende Badhäuſer zum weißen Löwen, zur Blume, Roſe, zum Engel, Rindsfus, ſchwarzen Bock, weißen Schwaan, zur Glocke und das Hoſpital, fourniret. — Einen andern Brunnen haben die Badhäuſer zum Adler, ſchwarzen Bären, Crone und goldenen Brunnen. Der große ſogenannte Schützenhof, mit der Qualität einer herrſchaftlichen Erbleihe, hat mit dem gemeinen Bürgerbad eine beſondere dem Urſprung nach unerforſchte und unſichtbare reichliche Quelle. — Die übrige dreyzehn Badhäuſer haben wieder andere, und unter dieſen einige ihre ſeparate eigene Quellen. Die Badhäuſer ſelbſt haben, nach Unterſchied ihrer Größe, zehn, zwanzig, dreyßig und mehrere Zimmer, und in vielen derſelben zwey Bettſtätten, auch jedes derſelben ſechs, zehn, funfzehn bis zwanzig beſondere Bäder.

Der Gebrauch dieſes Bades fängt mit jedem Frühjahr bey eintretender guter Witterung an. Wie dann laut der gedruckten öffentlichen Nachrichten, worinnen die Curgäſte mit Nahmen angegeben werden:

Anno 1776. im Monat		Anno 1777. im Monat		Anno 1778. im Monat	
Jan.	3.	Jan.	3.	Jan.	3.
Febr.	1.	Feb.	5.	Febr.	8.
Mart.	9.	Mart.	10.	Mart.	15.
Apr.	26.	Apr.	16.	Apr.	16.
May	98.	May	136.	May	193.
Jun.	1103.	Jun.	1036.	Jun.	478.
Jul.	1413.	Jul.	1050.	Jul.	1047.
Auguſt	764.	Auguſt	757.	Auguſt	1142.
Sept.	588.	Sept.	673.	Sept.	216.
Octob.	54.	Octob.	84.	Octob.	15.
Nov.	2.	Nov.	8.	Nov.	7.
Dec.	5.	Dec.	5.	Dec.	2.
u. alſo im 1776. Jahr	4056.	im 1777ſten Jahr	3783.	im 1778ſten Jahr	3130.
Juden	74.		78.		45.

Ohne die Hoſpitalgäſte, ſo ſich an 200 jährlich belaufen, ſich des Wiesbads bedienet haben, worunter aber diejenigen nicht mit begriffen ſind, welche aus den nahe gelegenen Städten und Landorten täglich gefahren, geritten und zu Fuß kommen, laxiren, baden, ſchröpfen, und dann wieder nach Hauſe reiſen.

Insgemein wird, was das Logis betrift, für ein Zimmer ſamt einem Bette Ein Rthlr. und eben ſoviel für ein beſonderes Bad für eine ganze Woche bezahlt. Es wird aber auch in geringern Badhäuſern weniger, und in den gröſſern von Herrſchaften, für mehrere Bequemlichkeit, mehr bezahlt. Wenn mehrere Perſonen in einem Bette ſchlafen, oder mehrere in einem Bade baden, ſo zahlen ſie für jedes zuſammen auch nur Einen Rthlr. die Woche. Sobald in einem Bad gebadet worden, wird es ſogleich ab- und auf den folgenden Tag, damit es abkühlen kann, wieder angelaſſen; ſollte es zu ſehr abkühlen, wird warmes zugelaſſen und durch einander geſchlagen.

An den erſten öffentlichen Tiſchen wird für die trockene Mittagsmahlzeit vierzig bis fünfundvierzig Kreuzer und für die Abendmahlzeit zwanzig bis dreyßig Kreuzer bezahlt, in den Garküchen aber nach jedermanns Verlangen geſpeiſet. — Den Rheinwein kann man für zehn, zwölf, funfzehn, achtzehn Batzen oder ggr. auch Einen Rthlr., ſo wie die frequenteſte fremde Weine in billigen Preiſen haben. Bey der Speiſung iſt aber zweyerley zu bemerken:

1) Daß die Wiesbader obgedachte Curart die Gäſte, wenn ſie gleich keine Patienten ſind, dermaſſen beſchäftiget, daß es ihre Gelegenheit nicht immer, ja ihnen manchmal unmöglich iſt, ſich anzukleiden, um an einen öffentlichen Tiſch zu gehen, ſondern ſich lieber ihre Speiſe aus den Gaſthäuſern auf ihr Zimmer bringen laſſen, womit jeder beſtens und nach Verlangen beſorgt wird.

2) Daß nur die beyde Badhäuſer, zum Schützenhof und Roſe, die Speiſegerechtigkeit haben, die Gäſte in andern Badhäuſern aber die Wahl behalten, auch an dieſen Tiſchen, oder in andern Gaſthäuſern zu ſpeiſen, oder ſich ihre Nothdurft aus dieſen oder jenen Küchen auf ihre Zimmer bringen zu laſſen.

Auf den erwähnten Spaziergängen haben des Regierenden Fürſten von Naſſau-Uſingen, Hochfürſtl. Durchlaucht, vor etlichen Jahren ein ſchönes Bousquet zum Vergnügen der Curgäſte anlegen laſſen. Und wie faſt täglich viele hohe Perſonen von Mainz und andern benachbarten Orten die Curgeſellſchaft zu Wiesbaden beleben, ſo divertiren ſich auch die Wiesbader Curgäſte mit Spazierfahrten nach Mainz, Schwalbach, über Schlangenbad, nach Biebrich, nach der Faſſanerie ꝛc. Meiſtentheils iſt Abends Muſik auf der Promenade in der Stadt, und in allen Gaſt- und Badhäuſern wird jeder Geſellſchaft mit Muſik nach Verlangen aufgewartet, und das Vergnügen des Tanzes vergönnet.

Im Jahr 1780 hat eine Dobleriſche Bande daſelbſt Komödien aufgeführet, auch die Konzeſſion hierzu pro anno 1781 erhalten. — Alle Tage ſtehen Farobänke offen; um aber die Betrügereyen abzuſchneiden, ſind die Hazardſpiele ſeit einigen Jahren um ein geringes Quantum zum Beſten des daſigen Waiſenhauſes veradmobliret, das Spiel aber dadurch weiter nicht eingeſchränkt, indem einer ſo hoch als er will ſpielen, auch eine Banque, wo der niedrigſte Point zu vierundzwanzig Kreuzer oder ſechs Ggr. angenommen wird, finden kann.

Was die Ausführung des warmen Waſſers belangt: ſo wird der Krug, wie zu Schwalbach, für zwey Kreuzer gefüllt und verpicht. Beſonders aber geſchiehet die Transportirung des Waſſers ſtark in Fäſſern, welche an obgedachtem Hauptbrunnen gefüllt und für ein Faß zu achtzig bis neunzig Maas, oder eine Rheiniſche Ohm, mehr nicht als zwölf Kreuzer bezahlt werden. Wenn dieſes Geſundheitswaſſer an dieſem Brunnen gefüllt, und im Sommer ſechs bis acht Stundewegs gefahren wird, ſo kann man ſich zum erſtenmale noch in deſſen natürlicher Wärme baden; wird es aber weiter gefahren, ſo wird ein kleiner Theil davon wieder heiß gemacht, und das übrige damit erwärmet. Die Anzahl des verführtwerdenden Waſſers läßt ſich deswegen nicht beſtimmen, weil, wer es nicht beſſer weiß, in dem Badhaus füllet, wo er bekannt iſt, oder aus Gunſt hingewieſen, oder, ehe er an den Hauptbrunnen kömmt, verführet wird. — Die reſp. ſieben Theilhaber des Hauptbrunnens, aus welchem es allein, weil er auf öffentlicher Straſſe ſtehet, mit einem Eymer an einer Rolle aus der Quelle gezogen und in das daneben ſtehende Faß gefüllt werden kann, wechſelt mit der Füllung deſſelben Jahrweiſe.

Da oben ſchon bemerkt worden, was die Gäſte für Bad und Logis bezahlen; ſo iſt hier nur noch anzuführen, daß ſolche bey der Abreiſe an das Badgeſinde ein kleines Trinkgeld abgeben, auch den Herrn Medicum, nachdem er um ſie bemühet geweſen, nie vergeſſen.

Schließlich verdient noch folgendes bemerkt zu werden: zu allem Brod, das mit Waſſer gebacken wird, wird dieſes Geſundheitswaſſer genommen, dazu aber weiter kein Salz gebraucht; ſo wie auch bey allem Getränke, ſo für das Rind- und Schweinevieh warm bereitet und angebrühet wird, ſich dieſes Waſſers bedienet, und dabey alles Salz erſparet wird.

Auſſer allen obgedachten heiſſen Badquellen hat die Stadt Wiesbaden noch eine beſondere Quelle, welche der Brühebrunnen deswegen genannt wird, weil derſelbe zu geſchwinder Abbrühung des Federviehes und beſonders der Schweine aptiret iſt, von welche letzteren darinnen viele Stück in wenig Minuten gebrühet und ganz rein und ſauber gemacht werden, welches den Metzgern und Einwohnern zur Herbſtſchlachtzeit groſſen Vortheil bringet.

Gleich wie nun hieraus natürlich folget, daß das Wiesbader Waſſer brüh- oder kochheiß quillet; ſo iſt doch deswegen (wie in den Beſchreibungen anderer neuer Bäder und derer gedungenen Autoren, auch unkundiger Herren Medicorum, zu des erſteren Nachtheil vorgebildet werden will) die Folge nicht, daß es hitzig ſeye. Freylich, wer ſich, ſo bald ein Bad angelaſſen iſt, in daſſelbe begeben wollte, würde Haut und Haare und noch mehr risquiren und verlieren. Da aber die Bäder jederzeit Tags vorher angelaſſen werden, ſo kann deſſen Wärme immerhin nach jedem Grad, Nothdurft und Wunſch nicht nur eingerichtet, ſondern auch ſo gut, wie das Schlangenbaad und Ems, ohne Kunſt, blos nach Natur, bereitet und gebraucht werden, wo es dann allemal ſeine gute Wirkung thut. Wie es dann, wann es kalt geworden, nichts hitziges, ſondern vielmehr kühlendes hat, auch geſchwinder als ein anderes Waſſer gefrieret; in allem Betracht aber nach ſeinem Urſprung und heilſamen Wirkungen ein Erſtaunen eines jeden, der es ſiehet, und ein Preiß der göttlichen Wunder, Allmacht und Güte iſt und bleibet.

Mehreres iſt zu leſen in der Geſchichtbeſchreibung der Stadt Wiesbaden aus bewährten Schriften und zuverläßigen Nachrichten verfaſſet von Gottfr. Ant. Schenck, der Rödelheimiſchen Kirchen-Inſpector und Paſtore emerito. Frankfurt am Mayn bey Joh. Benj. Andreä, 8. 1758. und im Verlag des Waiſenhauſes zu Wiesbaden.

L.

3.

Die Quarantaine.

Herrn Nüdermond, dem reichſten Erben
Der ganzen, weiten Normandie,
Fiel's neulich ein, ich weiß nicht wie?
Des Ausland's Sitten zu verderben;
Das heißt: — der Laſter ganzes Heer,
Wenn's etwan auſſer ſeinen Grenzen

In unſern teutſchen Reſidenzen
Vielleicht zur Zeit noch nicht ſo ſehr
Im Schwange ſey, — je mehr und mehr
Mit ſeinem Beiſpiel zu kredenzen.

Und ſo geſchah's, daß ihm auf ſeiner Wanderung,
Wo ihm bey manchem unſrer ſchwachen
Gutherz'gen Mädchen ſchon ſein Wunſch gelung,
Auch einfiel, ſeine Cour am * *ſchen Hof zu machen.

Natürlich mußt' er da durch meine Vaterſtadt,
Die, auſſer andern hübſchen Sachen,
Womit wir Fremde lüſtern machen,
Den Vorzug ſchöner Mädchen hat.
Und das, bedenkt nur ſelbſt! gab unſerm Ritter
Im Geiſte ſchon den Stoff zu manchem Plan,
Gleich jenen Helden im Roman, —
Drum kam er ſchnell, wie ein Gewitter,
An unſre Stadt heran.

Allein ein edler Rath, der, wie bekannt, aus weiſen
Erzvätern meiſtentheils beſteht,
Hielt gar nicht viel von ſolchen Reiſen;
Darzu kam überdem, wie's manchmal geht,
Daß kürzlich erſt, nach den Ephemeriden,
Ein Schif der Normandie, das aus den fernſten Süden
Die Peſt mit in die Ladung nahm,
Von Smirna her in Frankreichs Häfen kam;
Und dieſem üblen Gaſt den Zuſpruch zu verbieten,
Das war's, was unſer Rath ſich ſehr zu Herzen nahm.

Was that er alſo? — Statt dem Ritter,
Wie unſre gutgeſinnten Mütter,
Mit ſamt den Töchtern, gar zu gern

Se-

Gewünſcht, — den Eingang Preis zu geben,
Und ſeinem Willen nachzuleben, —
Statt deſſen, — welch ein Greul! ward der Befehl gegeben:
„Man laſſe flugs die Thore ſperrn!
„Denn, käm' der Herr auch gleich in mancherley Geſtalten,
„So muß er doch zuvor erſt Quarantaine halten! —„

J. F. C. R**.

IX.

Fragmente.

Einfluß des Umgangs mit dem weiblichen Geſchlecht.

(Aus Dr. Alexanders Geſchichte des Frauenzimmers.)

Von allen den verſchiedenen Urſachen, die Einfluß auf unſer Betragen haben und unſre Sitten bilden helfen, wirkt keine ſo mächtig, als der Umgang mit dem andern Geſchlecht. Wenn wir unaufhörlich auf ihre Geſellſchaft eingeſchränkt ſind, ſo machen ſie uns ohnfehlbar weibiſch, und theilen uns noch einige andre Signaturen ihrer Natur mit; ſind wir beſtändig davon ausgeſchloſſen, ſo nehmen wir eine Rohigkeit des Betragens und eine Vernachläßigung unſrer Perſon an, die hinlänglich ſind, uns den Verluſt zu zeigen, den wir erlitten haben. Bringen wir aber einen hinlänglichen Theil unſrer Zeit im Umgange mit dem Frauenzimmer zu, und einen andern in Geſellſchaft mit unſerm eigenen Geſchlecht: ſo erlangen wir alsdann allein einen gehörigen Theil der Sanftmuth des weiblichen, und erhalten zugleich die Stätigkeit und Beſtändigkeit des männlichen Geſchlechts.

Die Weiber haben in allen Zeitaltern den höchſten Werth auf Muth und Tapferkeit in den Männern gelegt; und die Mannsperſonen in allen gebildeten Zeitaltern und Gegenden die höchſte weibliche Vollkommenheit in Schönheit, Keuſchheit und in eine gewiſſe namenloſe Sanftheit und Delicateſſe ihrer Perſonen und ihres Betragens geſetzt. Die Urſache hievon wird ſich von ſelbſt finden, wenn wir die Natur der verſchiedenen Geſchlechter in Erwägung ziehen. Das Frauenzimmer iſt an ſich ſelbſt ſchwach, furchtſam und vertheidigungslos, und bedarf daher höchlich des Muthes und der Kühnheit, um ſie vor den Anfällen zu ſchützen, die auf ihren Körper gemacht, und vor den Vortheilen, die über ihre Seele erhalten werden können. Die Mannsperſonen auf der andern Seite ſind unternehmend und ſtark, und bedürfen daher eben ſo höchlich der weiblichen Sanftheit, um ihre rohe Natur abzuebnen, um die Höcker und Stacheln, die ſich ihnen täglich in ihren Geſchäften und Verbindungen mit einander anſetzen, abzureiben, und um durch den lindernden Balſam der Zärtlichkeit die Schneide der freſſenden Sorgen ſtumpf zu machen.

Wirkungen des Umganges mit dem Frauenzimmer.

Wir haben gleich vorher bemerkt, daß Männer, die von weiblicher Geſellſchaft ausgeſchloſſen leben, ſchmutzig an ihrer Perſon und roh und ungeſchmeidig in ihren Sitten werden. Aber dieſes iſt noch nicht alles. Sogar ihr Gang nimmt ein ungeſchlachtes Anſehn an, und ihre Stimme wird rauher und unmuſikaliſcher; ihre Empfindungen werden weniger delicat, ihre Geſinnungen weniger religiös, und ihre Leidenſchaften ſcheinen thieriſcher zu ſeyn, als die Leidenſchaft des übrigen Theils ihres Geſchlechts: Erſcheinungen, die nur zu anſchaulich ſich an Seefahrenden, Bergknappen und andern Menſchen zeigen, die entweder den größten Theil ihrer Zeit ganz ohne Frauenzimmer, oder in der Geſellſchaft ſolcher zubringen, die jede weibliche Vollkommenheit verloren haben. Wollte man hingegen einwenden, daß dieſe Veränderungen ſich mehr von dem ſcheußlichen Handwerke des Kriegs herſchreiben, mit welchem die Seeleute ſo oft beſchäftigt ſind: ſo müßte man dieſes auch an Soldaten bemerken. Sollten wir unſre Zuflucht zu dem Ungeſtüm der Winde und Wellen nehmen, gegen welche jene einen beſtändigen Kampf aushalten müſſen: ſo ſcheint es doch einem genauen Beobachter, daß, obgleich dieſe Umſtände in gewiſſem Grade das Betragen jener Perſonen erklären, der letzte Grund davon dennoch nur in dem Mangel des geſellſchaftlichen Verkehrs mit dem andern Geſchlecht geſucht werden muß, welcher mehr als alle andere Dinge am kräftigſten beyträgt, den menſchlichen Geiſt ſanft und leutſelig zu machen.

Frauenzimmer verlieren nicht ihre Sanftheit, wenn ſie von dem Umgange mit Mannsperſonen ausgeſchloſſen ſind.

Aber, obgleich die Mannsperſonen, die von dem Umgange mit dem weiblichen Geſchlecht ſich ausſchließen, das roheſte und ungeſittetſte aller Thiere werden: ſo verlieren Frauenzimmer, die faſt gänzlich den Umgang mit Mannsperſonen entbehren, dennoch in einigen beſondern Fällen nicht gänzlich ihre Sanftheit und Delicateſſe. Wir glauben z. B., daß in Klöſtern dieſe Eigenſchaften ſich eher vermehren. Aber hier müſſen wir in Erwägung ziehen, daß auf dieſe Art lebende Frauenzimmer nicht gänzlich von der Geſellſchaft mit Mannsperſonen ausgeſchloſſen ſind, da ſie öfters Gelegenheiten haben, ſie durch das Gitter zu ſehen und zu ſprechen. Und außerdem geben ihnen die traurigen Betrachtungen über die Annehmlichkeiten des geſelligen Lebens, über Freundſchaft, und, mehr als alles dieſes, über Liebe, welchen ſie auf immer haben entſagen müſſen, ein Anſehn von tiefſinniger Sanftheit, die nie ermangelt, das Geſchlecht liebenswürdiger zu zeigen, und unſer Mitleid zu erwecken; eine Leidenſchaft, von welcher man, wenn Schönheit ihr Gegenſtand iſt, ſagen könnte, daß ſie mehr als Schweſter der Liebe iſt, und uns die allergrößte Parteylichkeit einflößt.

Nehmen eine Rohigkeit an, wenn ſie nur allein mit Mannsperſonen umgeben.

Aber wenn die Frauenzimmer, die unter ſich verſchloſſen leben, ihre angeborne Sanftheit und Delicateſſe beybehalten: ſo werden diejenigen, welche von dem Umgang mit ihrem eigenen Geſchlecht ausgeſtoßen ſind, oder ihn verachten, und nur mit dem unſrigen umgehen, die roheſte und ungeſittetſte Art von Weſen; eine Thatſache, welche die Erfahrung eines jeden ihn genugſam gelehrt haben muß, und welche den möglichſt ſtärkſten Beweis von dem heilſamen Einfluß weiblicher Geſellſchaft giebt. Aber um die Vortheile, die aus dieſer Quelle fließen, genauer zu zeigen, ſo wollen wir einen kurzen Abriß des geſelligen Zuſtandes unter den Alten entwerfen, und dann unſern Blick auf diejenigen Länder wenden, wo jezt Mannsperſonen und Frauenzimmer faſt gänzlich abgeſondert von einander leben, und wo das männliche Geſchlecht ſelten oder nie ſich herabläßt, aus andern Urſachen das Frauenzimmer zu beſuchen, als um ſein Anſehn zu zeigen, und thieriſche Bedürfniſſe zu befriedigen.

Abriß des geſellſchaftlichen Zuſtandes in den frühern Zeitaltern.

Wenn wir auf die erſten Zeitalter des Alterthums zurückſehen, ſo finden wir ſehr wenig geſelliges Verkehr zwiſchen den beyden Geſchlechtern; und als eine Folge hievon waren beyde weniger liebenswürdig in ihren Perſonen und Sitten. In den patriarchaliſchen Zeitaltern ſcheint es, daß die Frauenzimmer, im Allgemeinen, unter ſich allein und in Zimmern wohnten, die ihnen in dem Hintertheil der Zelte ihrer Aeltern oder Ehemänner angewieſen waren; ein Gebrauch, der noch lange Zeit nachher beſtand, und noch jezt an einigen Orten unter den Nachkommen dieſer Patriarchen beobachtet wird. Die Wirkungen hievon auf die Gemüths- und Denkart der Manns- und ſogar der Frauensperſonen waren ſichtbar. Keins von beyden Geſchlechtern war munter und fröhlich: die Männer waren grauſam, finſter, betrügeriſch und rachſüchtig; die Weiber beſaßen in einem geringern Grade alle dieſe ungeſelligen Laſter. Verſchiedene Jahrhunderte giengen nach den Zeitaltern, wovon wir reden, hin, ehe die Weiber Wichtigkeit genug erlangten, um ſowohl Geſellſchaften einer, der Geſelligkeit, als der, der Liebe geweihten Stunden zu werden. Sogar die Babylonier, die ihren Weibern mehr Freyheit als die andern Völkern zugeſtanden zu haben ſcheinen, ſcheinen nicht mit ihnen auf eine freundſchaftliche, vertraute Art gelebt zu haben. Aber da der Umgang der Geſchlechter mit einander bey ihnen dennoch größer war, als bey den benachbarten Völkern, ſo erlangten ſie dadurch eine, keinem an ſie angränzenden Volke bekannte Politur und

Witz

Verfeinerung. Die Sitten beyder Geſchlechter waren ſanfter; waren mehr auf das Gefallen gerichtet; ſie hatten auf Reinlichkeit und Anzug mehr Aufmerkſamkeit. Dieſes waren die Wirkungen des Umgangs mit dem weiblichen Geſchlecht auf die Babylonier; aber ſie waren nicht weit genug darin gekommen, um in dem eigentlichen Sinn geſittet zu werden. Die Sybariten, die ihn ſehr viel zu weit getrieben hatten, verloren in einer gewiſſen Reihe von Jahren dadurch alle, Männern zukommende Stärke des Körpers und der Seele; und nahmen, wenn man uns den Ausdruck geſtatten will, eine mehr als weibiſche Weichlichkeit an.

Was die Griechen in ihren heroiſchen Zeitaltern für ein rohes, barbariſches Volk waren, haben wir bereits geſehen. Wenn wir ihnen bis zu den Zeitpunkten nachſpüren, in welchen ſie ihrer Kenntniſſe in Künſten und Wiſſenſchaften wegen berühmt wurden: ſo finden wir ihre Rohigkeit nur ein wenig vermindert und ihre Sitten nur um wenige Grade verfeinert. Es ſind folglich nicht Künſte, Wiſſenſchaften und Gelehrſamkeit, ſondern nur der Umgang mit dem andern Geſchlecht, wodurch die Sitten gebildet und die Mannsperſonen angenehm gemacht werden. Aber der Umgang und die Geſellſchaft mit dieſem Geſchlecht wurde, wie wir vorher ſchon erwähnt haben, von den Griechen ſchändlich vernachläßigt; und beſonders unter den Spartanern, die aus dieſer Urſache die roheſten und ungeſittetſten aller ihrer Nachbarn waren. Die Römer ſtanden in ihren frühſten Zeitpunkten den Griechen in Rohigkeit und Barbarey nur wenig nach; aber ſie machten eine Zeitlang eine Geſellſchaft aus, die gar keine Frauenzimmer und folglich nichts hatte, wodurch die Ungezämtheit der männlichen Natur hätte milde gemacht werden können. Die ſabiniſchen Jungfrauen, die ſie geraubt hatten, ſcheinen ihnen die erſten Vorſtellungen von Geſittheit beygebracht zu haben; aber da ſie den größten Theil ihrer Zeit im Felde, oder im

Forum zubrachten, und, im Ganzen, ihre Weiber und Töchter nicht zu ihren Geſellſchaftern machten: ſo giengen verſchiedene Zeitalter hin, ehe die Rohigkeit des Kriegers und die Ungeſchlachtheit des Ackermanns der Geſittheit eines Mannes von Stande Platz machten; und dieſe Veränderung in den Sitten fieng nicht eher an, ſichtbar zu werden, als da Cäſar ſich der Herrſchaft anmaaßte. Von dieſer Zeit an wurde der Umgang zwiſchen beyden Geſchlechtern ſo frey, und Galanterie ſo ſehr zu Mode, daß der abgehärtete Römer endlich in einen zärtlichen Wollüſtling hinſchmolz.

Eben dieſelbe Verfaſſung fand unter denen, den Römern gleichzeitigen Völkerſchaften, Statt, und brachte eben dieſelbe Wirkung hervor. Keiner von den grauſamen Einwohnern des Nordens hatte weder Zeit noch Neigung zum Umgange mit dem weiblichen Geſchlecht; und aus dieſer Urſache mangelte es ihnen an Zierlichkeit und an Grazie, aus dieſem Grunde waren ſie, körperlich und geiſtig, gleich ungebildet. Wollten wir in unſerer Unterſuchung des Alterthums weiter gehen: ſo würden wir finden, daß man nur erſt ſeit einigen Jahrhunderten in Europa angefangen hat, das weibliche Geſchlecht in einem vernünftigen Lichte anzuſehen. Vor der Einführung des Ritterweſens betrachtete man die Frauenzimmer als Weſen, die der Geſellſchaft und der Aufmerkſamkeit des männlichen Geſchlechts unwürdig waren. Durch dieſe Anſtalt wurden ſie zum Rang von Gottheiten erhoben; man näherte ſich ihnen mit Ehrfurcht, und ſah ſie als Weſen an, die in einer zu erhabenen Sphäre lebten, um daß ſterbliche Menſchen mit ihnen vertraulich ſeyn dürften. Nur bey dem Verfall dieſer romantiſchen Denkart fiengen ſie an, diejenige Stelle in der Reihe vernünftiger Weſen einzunehmen, für welche die Natur ſie beſtimmt zu haben ſcheint, damals fiengen ſie an, Gefährten des geſelligen Lebens zu werden, und den Werth aller

Vergnügungen deſſelben zu erhöhen, und die Leiden und Uebel deſſelben zu erleichtern.

Zuſtand der Morgenländer.

Von dieſer geringen Ueberſicht des Alterthums wollen wir unſre Blicke auf den gegenwärtigen Zuſtand der Menſchheit in den Morgenländern werfen. Hier hat Eiferſucht, dieſer Tyrann der Seele, alle die Freuden und Tröſtungen vermiſchter Geſellſchaft verbannt; wir finden hier nicht allein die Mannsperſonen finſter, argwöniſch, feige und grauſam, ſondern auch von allen den feinen Gefühlen entblößt, die aus Liebe und Freundſchaft entſtehen. Hier haben Rohigkeit und Barbarey ihren Sitz aufgeſchlagen, und triumphiren über den menſchlichen Geiſt; aber kaum, kaum ſehen wir etwas von einem zärtlichen Vater, oder einem nachſichtigen Gatten; kaum, kaum finden wir nur irgend eine geſellige Tugend, oder ein empfindſames Gefühl. Alle dieſe ſind gewöhnlich die Früchte vermiſchter Geſellſchaft; und obgleich die Mannsperſonen in dem Umgange mit ihrem eigenen Geſchlecht ihren Verſtand verbeſſern können: ſo getrauen wir uns doch, zu behaupten, daß die Geſellſchaft und Unterhaltung mit Frauenzimmern allein die wahre Schule für das Herz ſey. Sollte Jemand an dieſer Wahrheit zweifeln: ſo durchblättre er nur einige wenige Bände der Geſchichte jener Völkerſchaften, wo die Geſchlechter abgeſondert von einander leben, und er wird die völligſte Ueberzeugung davon erhalten.

Wenn wir von dieſen ungeſelligen Regionen, wo, durch die Beraubung des Umgangs mit dem ſchönen Geſchlecht, das Leben mehr als der Hälfte ſeiner Freuden beraubt iſt, uns nach Europa wenden: ſo werden wir ſehr bald gewahr, daß die Völker, nach Maaßgabe der Zeit, die ſie im Umgange mit ihren Frauenzimmern zubringen, polirt und verfeinert; und, nach Verhältniß, wie ſie ſolche vernachläßigen und verachten, es weniger ſind. Die Ruſſen, Polen, und ſogar die Holländer bezeigen für das weibliche Geſchlecht unter ihnen weniger Achtung, als irgend einer ihrer Nachbarn; und unterſcheiden ſich folglich weniger durch die Anmuth ihrer Perſonen und die Empfindungen ihrer Herzen. Die Spanier, wie ſie ehemals noch nicht die Vortheile des weiblichen Umganges genoſſen, waren ihrer Grauſamkeiten wegen berühmt. Jetzt, da Schlöſſer, Riegel und Duennas außer der Mode gekommen ſind, und das weibliche Geſchlecht unter ihnen lebt, eilen ſie mit großen Schritten, die Cultur und Menſchlichkeit ihrer benachbarten Nationen anzunehmen. Mit wenig Worten, ſo mächtig iſt die Geſellſchaft und Unterhaltung des ſchönen Geſchlechts, Glückſeeligkeit und Heiterkeit zu verbreiten, daß ſogar die Wolken, die auf der gedankenvollen Stirne eines Engländers ſchweben, in dem gegenwärtigen Zeitalter anfangen, ſich aufzuklären, weil ſie einen größern Theil ihrer Zeit, als ihre Vorälter, den Damen weihen.

Aber wenn wir den Einfluß der weiblichen Geſellſchaft in ſeiner größten Vollkommenheit ſehen wollen: ſo müſſen wir einen Abriß von den Italienern und Franzoſen entwerfen. In dem letztern dieſer Völker ſtellen ſich uns immer ſo luſtige, freudige Gemüthsarten dar, daß wir faſt geneigt ſind, ſie erhaben über alle Uebel und Vorfälle des Lebens zu glauben. Unter ihnen allein finden wir, mitten unter Mangel und Armuth, lachende Glückſeligkeit; und Vergnügen und Zeitvertreib, mit allem ihrem ſcherzenden Gefolge, umgeben bey ihnen nicht allein den Reichen und Wohlhabenden, ſondern auch den armen Landmann, und tanzen um ſeine ſchwarze Hütte her. Man hat von dieſer Stärke der Seele bey den Franzoſen, ihre Lebensgeiſter bey allen widrigen Zufällen dieſer Unterwelt nicht ſinken zu laſſen, von dieſer Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit verſchiedene Urſachen angegeben; z. B. die Leichtigkeit ihrer Nahrung, und die geſunde Luft ihres Landes; Urſachen, welchen mit Recht ſehr vieles zugeſchrieben werden kann, deren Wirkungen aber zweifelsohne durch die beſtändige Vermiſchung der Alten und Jungen, und durch die Lebhaftigkeit und Munterkeit des weiblichen Umganges ſehr unterſtützt werden. Denn wir ſtehen gar nicht an, zu behaupten, daß dieſe Lebhaftigkeit der franzöſiſchen Damen und die Begierde der Mannsperſonen, um ſie zu ſeyn und ihnen zu gefallen, die Haupturſachen ſind, warum die Sorgen und Uebel des Lebens leichter auf den Schultern dieſes fantaſtiſchen Volks, als auf den Schultern irgends eines andern Volks auf der Erde hangen.

In allen andern Ländern ſtellen die Mannsperſonen Vergnügungen und Gelage unter ſich ſelbſt an; die Franzoſen ſehen eine Luſtbarkeit für einfältig an, und glauben, daß eine Partie de plaiſir dieſen Namen nicht verdient, wenn nicht beyde Geſchlechter ſich vereinen, ſie auszumachen. Die franzöſiſchen Damen begeben ſich ſogar nicht nach Eſſens vom Tiſche weg; noch weniger ſcheinen die Mannsperſonen zu wünſchen, daß ſie ſich wegbegeben mögen: ein in England allgemein zu findender Gebrauch, der ſehr gewiß anzeigt, daß die Mannsperſonen hier darauf ausgehen, ſich mit ſtarken Getränken etwas zu Gute zu thun, oder ſich ſolchen unanſtändigen Unterhaltungen zu überlaſſen, wovon die Geſellſchaft der Frauenzimmer immer zurückhält. — Diejenigen, die keinen Geſchmack für die Unterhaltung mit Frauenzimmern haben, pflegen zwar zu ſagen, daß ihre Gegenwart die Freyheit des Geſprächs hindert, und die Lebhaftigkeit der Freude einſchränkt; aber wenn Unterhaltung und Freude anſtändig ſind, und die Geſellſchaft fähig iſt, an etwas mehrerm, als dem Weine, Vergnügen zu finden: ſo trift gerade das Gegentheil zu. Wenigſtens verhält unter den Franzoſen ſich die Sache merklich immer ſo. Auch iſt nichts natürlicher; denn das ſchöne Geſchlecht wird, im Ganzen, weniger durch die Sorgen und Kümmerniſſe des Lebens beunruhigt, und iſt alſo nicht allein ſchon an und für ſich ſelbſt fröhlicher, ſondern auch begieriger, Freude und Luſtigkeit zu befördern.

Vortheile der weiblichen Geſellſchaft.

Aber die Vortheile des Umgangs mit dem weiblichen Geſchlecht ſind nicht gänzlich auf die von uns angeführten Fälle eingeſchränkt; ſie erſtrecken ſich viel weiter, und verbreiten ihren Einfluß auf faſt jeden Gebrauch und jede Handlung des geſelligen Lebens. Dem geſellſchaftlichen Verkehr mit den Frauenzimmern haben die Mannsperſonen jede Bemühung zu verdanken, die ſie ſich geben, um zu gefallen und angenehm zu ſeyn. Und dieſer Begierde zu gefallen, ſind ſie alle die Eleganz ihrer Sitten, und die Sauberkeit und die Zierde ihres Anzuges ſchuldig. Und öfters iſt eben dieſer Urſache auch ihre Nüchternheit und Mäßigkeit, und folglich auch ihre Geſundheit zuzuſchreiben. Denn nichts ſchützt vor Trunkenheit und unregelmäßiger Lebensart ſo wirkſam, als die Geſellſchaft züchtiger Weiber; und dieſes ſo ſehr, das wir ſelten einen Menſchen finden, der ſo ganz alle Schaam ausgezogen habe, daß er ſich, wenn er in Geſellſchaft mit Frauenzimmern iſt, oder gehen muß, berauſchen wollte. Nicht weniger oft haben wir ihnen die Berichtigung heftiger Streitigkeiten, und die Abwendung von Händeln zu verdanken, die, wie jede andere Art von Rohigkeit, glücklicher Weiſe, in ihrer Gegenwart für ſo unanſtändig gehalten werden, daß wir ſie ſo oft bis zu einer andern Gelegenheit aufſchieben; und unter der Zeit gelangt die Vernunft wieder zur Oberherrſchaft, deren ſich unrechtmäßiger Weiſe die Leidenſchaft bemächtigt hatte. Aber auch dieſes iſt noch nicht alles. Manche ſchon angeſponnene Streitigkeit und Händel ſind durch ihre Dazwiſchenkunſt gütlich beygelegt, oder doch mindſtens die unglücklichen Wirkungen derſelben durch ihre Thränen und ihre Vermittlung gehemmt worden. Sie ſind oft, weil ſie die ſanften Scenen des Friedens höchlich lieben, ſo glücklich geweſen, durch Gründe und Vorbitten ſchreckliche Kriege zu verhindern; und, beſorgt, ihre Männer und Verwandten zu verlieren, haben ſie zuweilen ſich zwiſchen zwey feindliche Heere geſtürzt, die auf dem Punkt ſtanden, ins Handgemenge zu kommen, und die ſchrecklichen Scenen der Verwüſtung in Auftritte der Freundſchaft und Fröhlichkeit vewandelt.

In der Natur unſers Geſchlechts liegt eine Art von eigenthümlichem, männlichem Stolze, der uns abhält, in Dingen, welche Gelehrſamkeit oder Ehre betreffen, einer dem andern nachzugeben. Ob dieſes gleich zur Erreichung verſchiedener nützlicher Zwecke von der Natur ſo angeordnet worden ſeyn kann: ſo iſt es dennoch auch oft die Quelle von den für die Ruhe der Geſellſchaft gefährlichſten Uebeln. Aber gegen Frauenzimmer legen wir dieſen Trieb ganz ab, und unterwerfen uns mit Vergnügen ſolchen Ausſprüchen und einem ſolchen Betragen ihres Geſchlechts, als von dem unſrigen jeden reizbaren Tropfen unſers Bluts aufbringen, und jede unzähmbare Leidenſchaft entflammen würde. Dieſe künſtlich erworbene Unterwerfung giebt unſern Vorſtellungen eine neue und weniger herrſchſüchtige Wendung, lehrt uns zu gehorchen, wo wir nur gewohnt waren, zu befehlen, und Vernunft zu gebrauchen, wo wir ſonſt nur von Leidenſchaften geleitet wurden; lehrt uns, das als gute Lebensart und Gefälligkeit anzuſehen, worauf wir vorher als auf die verworfenſte, unanſtändigſte Niederträchtigkeit ſahen. Und auf dieſe Art nun wird die ernſte Strenge der männlichen

lichen durch die eigenthümliche Gefälligkeit der weiblichen Natur gemildert und angenehm gemacht. Hieraus können wir mit Zuverſicht ſchließen, daß nur der Umgang mit tugendhaften, verſtändigen Frauenzimmern uns für das geſellige Leben ausbilden, und daß nur er, weil er das Toben unſrer ſtürmiſchen Leidenſchaften mäßigt, uns zu der Art von gefälligem Betragen bringen konnte, das durch den Namen von Leutſeligkeit ſich auszeichnet. Die zärtliche Neigung, welche wir für ſie haben, macht die Rohigkeit unſrer Natur milde; und die Tugenden, deren wir uns anmaßen, um in ihren Augen eine beſſere Figur zu machen, werden uns zuweilen ſo ſehr zur andern Natur, daß wir ſie nachher niemals mehr ablegen.

Wir werden gewahr, daß man in England zu ſehr in dem Wahne ſteht, als ob nur Bücher und der Umgang mit Mannsperſonen nothwendig wäre, uns mit jeder Eigenſchaft zu verſehen, die für den Gelehrten und den Mann von Stande erforderlich iſt. Aber wir wünſchen, daß diejenigen, die dieſer Meynung ſind, nur die Leute von Stande dieſes Landes, im Ganzen, mit den Leuten von Stande in Frankreich und Italien vergleichen mögen, und ſie werden finden, daß, ob die erſtern gleich die letztern vielleicht an Gründlichkeit der Gedanken und an Bündigkeit der Urtheilskraft übertreffen, die letztern ihnen dennoch an Urbanität, Einſicht und Weltkenntniß überlegen ſind. Denn Bücher können uns zwar mit ſchicklichen Ideen verſehen, und Erfahrung kann den Verſtand ausbilden; aber nur der Umgang und die Bekanntſchaft mit Damen kann dieſe Ungezwungenheit des Anſtandes gewähren, wodurch der feine Mann von Stande ſich von dem bloßen Gelehrten, oder Manne von Geſchäften unterſcheidet. Die Franzoſen und Italiener erziehen ihren Adel in den Putzzimmern, am Nachttiſche und an Orten öffentlicher Vergnügungen, wo ſie beſtändig in der Geſellſchaft von Frauenzimmern ſind; die Engländer erziehen die ihrigen in der Schule und zu Newmarket *), wo Bücher, Stall- und Reitknechte ihre einzige Geſellſchafter ſind; die erſtern ſind oft die poſſierlichſten; die letztern die unwiſſendſten, ungezogenſten, ſauertöpfiſchſten aller Geſchöpfe. Das Mittelding zwiſchen dieſen beyden äußerſten Enden der Erziehung würde die Würde und Stätigkeit des männlichen Geſchlechts erhalten, und zugleich ein gehöriges Maaß der Milde und Gewandheit des weiblichen einflößen.

Wenn wir einige wenige Jahrhunderte zurückſehen, wo ſogar in Europa noch wenig Verkehr zwiſchen den beyden Geſchlechtern war: ſo finden wir, daß die Mannsperſonen kaum in ihren Sitten roher, als an ihren Perſonen waren; ſie trugen lange Bärte, die das ganze Kinn bedeckten, und oft tief auf die Bruſt herabhiengen. Bärte ſind das Werk der Natur, und ſo beſchwerlich und unſchicklich ſie ſeyn mögen, weder moraliſch ſchändlich, noch hinlänglich, die Sitten zu verderben. Aber die Mannsperſonen hatten in dieſen Zeiten andre Arten des Anzugs, welche jeden Begriff von Anſtändigkeit beleidigten. Wie die Damen anfiengen, mehr Einfluß zu haben, ſo wurden die Bärte in Knebelbärte verwandelt, obgleich die Gelehrten wider dieſe ſchreckliche Neuerung, als wider Beweiſe eines Geſchmacks, der mehr darauf gienge, dem Frauenzimmer zu gefallen, als die Würde der männlichen Bildung aufrecht zu erhalten, heftig ſchrieen; und obgleich die Kirche dieſe Verſtümmelung für nicht weniger, als für einen Abfall vom wahren Glauben anſah, weil Moſes und Jeſus immer mit Bärten gemahlt werden. Wie die Mannsperſonen gewahr wurden, daß die Damen nicht eben ſehr viel Ver-

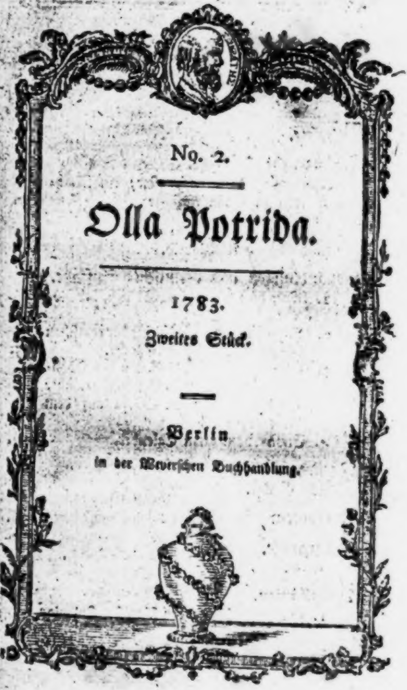
---

*) Der Ort, wo die Pferderennen gehalten werden. A. d. U.

Vergnügen an Knebelbärten, als an Ueberbleibſeln der groſſen Bärte fanden, verſchnitten und kräuſelten ſie ſolche auf verſchiedene Art, um ſie gefälliger zu machen; und da ſie endlich fanden, daß dieſes Beſtreben vergeblich war: ſo gaben ſie ſie gänzlich auf. Aber da man die Herren von den drey Fakultäten für Männer hielt, die entweder mit höherer Weisheit begabt, oder doch höherer Weisheit benöthigt wären, als die übrigen Menſchen; und da man immer geglaubt hatte, daß aus dem weiſſeſten Kinn der längſte Bart geſproſſen ſey: ſo erfanden ſie, um dieſes Unterſcheidungszeichen zu erſetzen, den Gebrauch, ihre Köpfe in eine ungeheure Menge gekräuſelten Haares zu verſtecken, um der Eule, dieſem der Weisheit und der Minerva geheiligten Vogel, deſto ähnlicher zu werden. Dieſe Handwerksperücken indeſſen waren lange Zeit der Gegenſtand des Spottes der Witzlinge und des Mißfallens der Weiber, die, zur Ehre ihres Geſchmacks und ihres Einfluſſes, endlich in dem gegenwärtigen Zeitalter den größten Theil derſelben verſchwinden gemacht haben.

Ein von der Geſellſchaft des weiblichen Geſchlechts ausgeſchloſſener Mann iſt nicht allein ein rohes, ungeſittetes, ſondern auch ein der Geſellſchaft gefährliches Thier. Denn unter ſolchen Umſtänden erhält die thieriſche Begierde täglich neue Stärke, bis ſie zuletzt faſt ganz unbändig wird: eine den Bewohnern der Seeſtädte nur zu bekannte Sache, die nur zu häufige Gelegenheit haben, die Stärke dieſer unbändigen Leidenſchaft zu bemerken, mit welcher Matroſen nach einer langen Seereiſe ſich gewöhnlich nichtswürdigen Weibsperſonen, welche des Gewinnſtes wegen ſich einfinden, in die Arme werfen. Und eine Sache, die eben ſo augenſcheinlich aus dem Betragen der Mannsperſonen in den Gegenden erhellet, wo die Frauenzimmer verwahrt werden, wie der Geizhals ſein Geld verwahrt. In dieſen Gegenden werden die Leidenſchaften der Mannsperſonen durch halbe Blicke, und durch ein immerwährendes Brüten über Vorſtellungen von idealiſcher Schönheit, und idealiſcher Glückſeligkeit im Genuß derſelben ſo erregt, und durch die faſt unüberſteiglichen Hinderniſſe, die dieſem Genuſſe ſich entgegenſetzen, ſo entflammt, daß, wenn ſie von ohngefehr ein Frauenzimmer allein finden, ſie ſolches auf die wütendſte, frechſte Art anfallen. Auch haben in dieſen Ländern die Frauenzimmer nicht ſo viel Kraft zum Widerſtande, als in Ländern, wo ſie an den Umgang mit Mannsperſonen gewöhnt ſind. Durch einen barbariſchen Gebrauch davon ausgeſchloſſen, bilden ſie ſich natürlich von der Glückſeligkeit, welcher ſie durch Mannsperſonen theilhaftig gemacht werden können, die ausgelaſſenſten, romantiſchſten Vorſtellungen; dieſe Vorſtellungen entwaffnen ihre Tugend, und machen ſie zur leichten Beute des erſten, ungeſtümen Angreifers. Aus dieſen Gründen trägt es ſich zu, daß, Trotz vorſichtiger Aeltern und argwöhniſcher Ehemänner, Trotz Schlöſſern, Riegeln und Verſchnittenen, die Keuſchheit der Weiber in dieſen Ländern weniger geſichert iſt, als da, wo beyde Geſchlechter frey und ungezwungen mit einander leben. Und folglich können wir denn behaupten, daß die Vortheile der vermiſchten Geſellſchaft nicht auf die Mannsperſonen allein eingeſchränkt ſind, ſondern ſich auch auf das weibliche Geſchlecht erſtrecken. Sie flößen ihren Seelen Kraft, den Anfällen der Unverſchämtheit zu wehren, ein, und machen ihnen die Mannsperſonen, weil dieſe die Gegenſtände ihres täglichen Umganges ſind, weniger wichtig, und folglich ſowohl für ihre Tugend, als für ihre Glückſeligkeit minder gefährlich. Auch müſſen wir noch eingeſtehen, daß Geſelligkeit die Mannsperſonen lehrt, ihre Leidenſchaften mit größerer Schicklichkeit zu ordnen und zu beherrſchen, da nichts gewiſſer iſt, als daß gewaltſame Schändung, Ehebruch und jedes Uebel, das dieſe begleitet, in den Ländern gewöhnlicher ſind, wo die Geſchlechter abgeſondert von einander leben, als wo ſie eines wechſelſeitigen Umganges genießen.

Durch nichts wird die Glückſeligkeit einzelner Menſchen und ganzer Geſellſchaften ſo ſehr befördert, als durch beſtändige Bemühungen, zu gefallen; und dieſe Bemühungen werden größtentheils nur durch den Umgang mit Frauenzimmern erzeugt; denn die Mannsperſonen, wenn ſie unter ſich allein ſind, geben faſt alle gute Lebensart und Gefälligkeit auf, und handeln wie bloße Geſchöpfe der Natur. Aber es erſcheint nicht ſo bald ein Frauenzimmer unter ihnen, als die Scene ſich verändert, und ein Wetteifer unter ihnen entſteht, alle ihre guten Eigenſchaften zu zeigen. Nur durch die Kunſt zu gefallen kann das Frauenzimmer zu einigem Grad von Wichtigkeit oder Macht gelangen; und nur durch das Gefallen allein können ſie hoffen, Gegenſtände von Liebe und Zuneigung zu werden: Zwecke, welche, da ſie ihnen von allen andern die theuerſten ſind, ſie antreiben, auf die allerämſigſte Art ſich auf die Künſte des Gefallens zu legen, Künſte, für welche die Natur ſie ſehr gut ausgerüſtet hat. Liebenswürdig von Geſtalt, und ſanft und reizend von Sitten, ſind ſie durch Natur und Kunſt fähig, durch ihr Lächeln, ihren Anſtand, ihren Putz tauſend namenloſe Annehmlichkeiten in das geſellige Leben zu bringen, welches ohne ſie unſchmackhaft, und von allem Gefühl und edlen Geſinnungen entblößt ſeyn würde. Aber um irgend ein Vergnügen in ſeiner Vollkommenheit zu genieſſen, müſſen wir uns niemals damit überladen; und folglich bedarf ein Frauenzimmer mehr als gewöhnliche Klugheit, wenn ſie beſtändig in Geſellſchaft ſeyn, und ſich dennoch nichts von der Achtung und Ehrerbietung vergeben ſoll, die wir ihr williger bezeigen würden, wenn wir ſeltener mit ihrer Gegenwart beehrt würden. Vor einigen wenigen Jahrhunderten war das weibliche Geſchlecht ſelten ſprechbar, ſondern lebte in Häuſern und Kaſtellen verſchloſſen, entfernt von dem Geräuſch der Welt. Wenn es geruhete, ſich ſehen zu laſſen, näherte man ſich ihm als einer Gottheit; ein vorübergehender Blick von ihnen ſetzte das Herz ins Feuer; und ihr Lächeln gewährte eine Glückſeeligkeit, und erzeugte einen ſchwärmeriſchen Eifer, von welchem wir in dem jetzigen Zeitalter uns kaum irgend eine Vorſtellung machen können. Nach und nach, wie die Sitten anfiengen, freyer zu werden, und die Geſchlechter mit wenigerer Feyerlichkeit ſich untereinander miſchten, fieng man an, die Frauenzimmer mit geringerer Erſchütterung des Herzens anzuſehen, und mit wenigerer Ehrerbietung ſich ihnen zu nähern; ſie verloren, je nachdem ſie mehr und mehr Gegenſtände einer größern Vertraulichkeit wurden, von ihrem Werthe. Auch war dieſes nicht den Zeiten, von welchen wir eigentlich reden, beſonders eigenthümlich; eben dieſe Wirkung iſt immer und wird immer aus eben dieſer Urſache erfolgen. Das weibliche Geſchlecht lerne alſo die unterrichtende Lehre hieraus, daß es die Hälfte der Achtung und Ehrerbietung, die wir ihm bezeigen, ſeiner Ehrbarkeit und ſeiner Zurückhaltung zu verdanken hat, und daß ein entgegengeſetztes Betragen die allerbezauberndſte Gottheit auf ein bloßes Frauenzimmer, umringt von allen moraliſchen Gebrechlichkeiten, herabſetzt. Die freye Schöne, deren Geſicht auf jedem Spaziergange und an jedem öffentlichen Orte bekannt iſt, kann als eine Geſundheit ausgebracht werden, oder die Ehre haben, ihren Namen in die Fenſterſcheiben eines Wirthshauſes eingeſchnitten zu leſen: aber ſie wird ſelten ein Gegenſtand der Hochachtung, oder zur Gehülfinn und Geſellſchafterinn des Lebens geſucht.



No. 2.

Olla Potrida.

1783.

Zweites Stück.

Berlin
in der Weverſchen Buchhandlung.

Innhalt.

Seite

Gedichte. 3·9.

Dramatiſche Aufſätze.

Am Ende eine Betſchweſter, ein Nachſpiel in einem Aufzuge 9.

Auszüge.

Nachrichten aus Madrid. 42.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1. Ueber die militäriſchen Strafen der Römer 57.
2. Skizzen von der Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt. Fünfte Epoche. 75.
3. Schreiben des Herrn Godin des Odonnais an Herrn de la Condamine über die Reiſe der Frau Godin auf dem Amazonenfluß. 97.
4. Etwas vom alten Calender. 119.

Naturgeſchichte.

Die Gemſe. 122.

Anekdoten. 136.

Biographie.

Vacat.

Miſcellanien.

1. Gelehrten-Penſionen-Regiſter Ludwigs XIV 143.
2. Dialogen Herzog Bernhard des Groſ-

Seite
ſen v.. Weimar. Im Lager vor Briſach. 146.
3. Fabel über die verſchiedenen Völkerſchaften und Stämme der Nordamerikaniſchen Wilden, in den ganz nördlichen Kantonen 153.
4. An den Schlaf. 156.
5. Brunnenlied. 157.
6. An meinen Freund Herrn G. M. Hösch 159.

Fragmente.

Vacat.

Neue Bücher,

welche zu der Leipziger Oſtermeſſe 1783 im Weverſchen Verlage zu Berlin herauskommen.

Des Philoſophen von Sansſouci ſämtliche Werke. 3ter Theil. 8. Berlin 1783. 2 Rthl. 12 gr.

Der Apfel, ein Luſtſpiel in zwey Aufzügen, nach Capacelli, von (K.) Lotich. 8. Berlin 1783. 4 gr.

Olla Potrida eine Vierteljahrſchrift. 1782. 4tes, und 1783 1. 2. und 3tes Quartal. gr. 8. Berlin 1783. 1 Rthl. 16 gr. (wird fortgeſetzt.)

Litteratur- und Theater-Zeitung, des 5ten Jahrgangs 4tes, und 6ten Jahrgangs 1ſtes Quartal. gr. 8. Berlin 1783. (wird fortgeſetzt.) 1 Rthl. 8 gr.)

Herverdi (J. F.) Erklärung des mineraliſchen Reichs. Ein Beitrag zur Geſchichte der Alchymie. 8. Berlin 1783. 8 gr.

Schreiben des Herrn J. C. de la Veaux an die Herren Formey, Weguelin, Reclam, Bitaubé und Erman. 8. Berlin 1783. 1 gr.

Am Ende eine Betſchweſter, ein Nachſpiel in Einem Aufzuge. gr. 8. Berlin 1783. 2 gr.

Die Nothlüge, ein Luſtſpiel in zwey Aufzügen, aus dem Engliſchen des Herrn Garrik. gr. 8. Berlin 1783. 3 gr.

Welch ein Spaß! ein Luſtſpiel in drei Aufzügen, nach Marivaux. gr. 8. Berlin 1783. 4 gr.

Portrait des Herrn Schröder, von Berger geſtochen gr. 8. 6 gr.

— — Madame Schulz als Medea von Berger geſtochen. gr. 8. Berlin 6 gr.

Salzmann (F. L.), Hofgärtner in Sansſouci, gründliche Anweiſung, wie man allerley Küchengewächſe und Specerey Kräuter durchs ganze Jahr behandeln ſoll, wie ſie ſowohl auf franzöſiſche als holländiſche Art früh und ſpät zu haben und zu erhalten, nach unſerm Klima zu richten, auch der Geſundheit nützlich oder ſchädlich ſind, mit einer monatlichen Nachweiſung. 2ter Theil. 8. Berl. 1783.

Traits detachés de l'hiſtoire pour l'inſtruction de la jeuneſſe ouvrage; qui peut ſervir de ſuite a l'éducation complette par Mad. le Prince de Beaumont, Berl. 1783.

Willenbüchers (J. P.) Magazin für Jünglinge oder Sammlung von proſaiſchen Aufſätzen, Gedichten, und kleinen Schauſpielen in verſchiedenen Sprachen, vorzüglich zum Gebrauch der groſſen Schulen und Hauslehrer. 2te Aufl. 8. Berlin 1783. 16 gr.

Moritz (Karl Phil.) Unterhaltungen mit ſeinen Schülern, zweyte Aufl. 8. Berl. 1783. 12 gr.

— — Engliſche Sprachlehre für die Deutſchen. 8. Berlin 1783.

Rubigs (J. H.) Geographie für Jünglinge. Erſter Theil. Deutſchland. 8. Berlin 1783. (Der zweyte Theil, welcher das übrige Europa enthält, wird auf Johannis, und der dritte Theil von den übrigen Welttheilen auf Michaelis erſcheinen.

Leçons de Langue françoiſe donnée a quelques academiciens & autres auteurs françois de Berlin par un maître de Langue avec la Repouſe a l'ouvrage précedent par un Ecolier du Collége françoiſe. 8. Berlin 1783. [illegible] gr.

le Maître de Langue ou Remarques inſtructives ſur quelques ouvrages françois écrits en Allemagne par de la Veaux, 8. Berlin 1783. 16 gr.

Denkwürdigkeiten der Brandenburgiſchen Geſchichte von dem Weltweiſen von Sansſouci. Neue Auflage. 8. Berlin 1783. 1 Rthl. 6 gr.

Muſikalien:

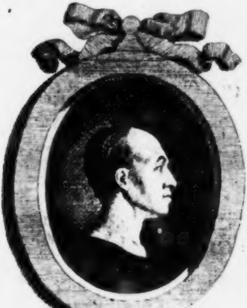
Six Trios pour deux Violons & Violoncello par Cambini, œuvre 17. Berlin, 2 rthl.

Sestetto pour le Clavecin ou Piano forte avec accompagnement de deux Violons, Violoncello & deux Cors par J. C. Bach, œuvre 3. Berlin 1783. 20 gr.

Olla Potrida.

1783.

Zweytes Stück.



I.A.EBERHARD.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

I.

Gedichte.

1.

Meiner Freundin Jenny T. . . .

an ihrem Geburtstage.

Hätte mir, dem erſtgebohrnen Sohne,
Statt des Erbtheils, das mir jüngſt erſchien,
Das Geſchick die angeerbte Krone
Auf dem ſchimmerreichen Trone
Des beglückten Albions verliehn?
O noch heute müßte für den Tand
Meines Hofes, weit entfernt vom Ruhme
Blut'ge Siege – jenes Band,
Das ich in Citherens Heiligthume
Aus den Zeiten deines Brauttags fand –

O noch heute müßte mir dies Band
Wie das Gegenſtück von Catharinen *)
Das der königliche Liebling fand,
Als ein herrlicher Pendant
Zu der Stiftung eines Ortes dienen;
Und daß Jenny Prioris
Beym Capitel werden müßte
Iſt natürlich. Ja! wer wüßte
Ob an Albions geprieſener Küſte. . . . . . .
Doch wo reißt die Fantaſie mich hin?
Denn anſtatt Dich mit Eliſen
An dem heut'gen Tage zu begrüſſen
Träum' ich da, ſo wahr ich ehrlich bin!
Mich in nie geſehene Geſilde,
Und, bey Gott! mein Geiſt ſah ſchon im Bilde
Dich als Ordensmeiſterin. –
Drum am beſten iſt es wohl, ich lenke
Von dem Schwindel dieſer Träumerey'n,
Die mich täuſchten, noch bey Zeiten ein,
Um Dir heute zum Geſchenke
Meine beſten Wünſche noch zu weyh'n:
Wünſche, Freundin! die, wenn gleich der Stempel
Aeuſſerlicher Pracht ſie juſt nicht ſchmückt,
Doch die treuſte Freundſchaft uns den Tempel
Ihres jüngſt geweyhten Bundes ſchickt.
Finde in den Armen deines Gatten
Alle Freuden die wir Dir erflehn,
Aber laß die Freundſchft nicht in Schatten
Beym Genuß der Liebe ſtehn –
Denke dann und wann auch bey der Fülle
Des Genuſſes oder in der Stille,
Freundin, denke dann und wann auch mein! –
Und umwölkt der Himmel ſich – ſo hülle
Hülle Dich in Deiner Tugend ein. F. R. . .

2. VERS

---

*) Der Gräfin von Salisbury.

2.

VERS

accompagnés de lauriers & préſentés à Mlle. la Baronne de K. . . au jour de ſa fête.

Que n'ai-je le talent de Voltaire
Pour chanter ce jour brillant!
Hélas! pourquoi ne puis-je faire
Le tableau de mes ſentimens! —
Belle Louiſe! aimable & tendre
Approuvés donc de l'amitié
Le ſeul gage qu'elle peut Vous rendre;
Vous mérités de beaux lauriers.
Bientôt de la douce Cythère
De ſes myrthes Vous couronnera,
Que l'amour le plus ſincerè.
Va cueillir pour Vos appas,

3.

EPITAPHE.

Verſés en abondance, Paſſant, d'amères pleurs,
Et d'une main tremblante jettes de belles fleurs
Sur le préſent tombeau! Car ſachès donc, ci-gît
Des Dames le faux Dieu, le rare cul-de-Paris.

4

Träume.

Meinen Kopf geſtützt auf beyde Arme
Denk ich ſchon ſo manchen lieben Tag,
Wenn ich losgeriſſen von dem Schwarme
Vor mich bin, bald dem bald jenem nach:

Denke — wie ſo manchmal ſchon im Bilde
Mir die Zukunft hier ein Glück verhieß,
Das hernach ganz unverhoft die wilde
Misgunſt und Intrigue von mir ſtieß: —

Doch dieß alles will ich nicht erwähnen,
Denn mein Herz hatt's ſchon vorlängſt verziehn,
Könnt' ich nur mit dieſem Blick voll Thränen
Gleich in dieſer Stunde zu Dir fliehn.

Auf der Liebe Flügeln würd' ich eilen
Um Dir lieber mündlich zu geſtehn
Was du ſo in dieſen matten Zeilen
Schriftlich nur von meiner Hand kannſt ſehn.

Als ich neulich Dich zum erſtenmale
In dem Zirkel Deiner Lieben ſah,
Stand ich plözlich, wie gerührt vom Strahle
Meiner ſelbſt nicht mächtig ſtaunend da;

Wußte nicht was ich Dir ſagen ſollte,
Rieb mir bald die Stirne, bald das Kinn,
Und mit einem lauten Seufzer rollte
Eine Thräne unbemerkt dahin.

Doch es iſt nicht blos die erſte
Die das Herz jezt zum Geſtändniß zwingt,
Und Dir ohne reife Ueberlegung
Gleich ein übereiltes Opfer bringt;

Nein! ſchon manchmal ſtand ich mit bethränten
Bangen Blicken ganz in mich vertieft,
Und Dein Freund hat ſeit der erſterwähnten
Seel'gen Stunde alles wohlgeprüft.

Könnt ich nur in Deinen Augen leſen
Ob das Traumbild — Hoffnung — mich nicht täuſcht!
Oder. . . doch das gütigſte der Weſen
Sieht die Wünſche ſo die Seele heiſcht,

Und hat ſchon von Ewigkeit entſchieden
Was es vor mein Wohl erſprießlich fand,
Drum leg' ich auch und in Frieden
Jezt mein Schickſal hin in ſeine Hand

Und ſo komm' ich Dir mich anzutragen,
Deine Liebe, Mädchen! zu erflehn,
Und zulezt die Bitte noch zu wagen,
Sollteſt Du wohl Deinen Freund verſchmähn?

Ein vollkommnes Glück Dir anzubieten
Das ſteht freylich nicht in meiner Macht;
Denn ein ſolches ward vielleicht hienieden
Keinem Sterblichen noch zugedacht.

Doch iſt Dir ein Herz voll treuer Liebe
Und ein ländlich-aufgetiſchter Heerd
Mehr als alle ſtolzgeſchmückten Triebe
Und der Glanz der Großen — werth? —

O! ſo ſieh', hier bin ich! reiſefertig
Sitz' ich hier ſchon längſt erwartungsvoll,
Und bin blos noch Deines Winks gewärtig
Ob ich kommen oder bleiben ſoll.

Scenen am 31ſten December 1782.

„Dies Jahr, jauchzt Harpagon, iſt hin:
„Laßt uns doch ſehn, was wir gewonnen!“
Und froh durchzählt' er ſeine Tonnen
Voll ſchnödem jüdiſchen Gewinn.
Bedacht zugleich auf künft'ge Fälle
Summirt er auch mit bangem Ach
Das Facit ſeiner Jahre nach,
Und ſinnt wie er den Tod einſt prelle.

„Dahin iſt wiederum ein Jahr!“
Spricht jegliche barmherzge Schweſter
Und überrechnet am Sylveſter
Die angeworbne Kunden-Schaar:
Doch zählt Sie auch die neuen Falten,
Manch loſes Haar, manch lockern Zahn,
Und meditirt auf ein Arkan
Die Reſte wacker zu erhalten.

„Aufs neue iſt ein Jahr entflohn,“
Denkt Vulpia: „je nun! auch heuer
„Erlebt' ich manches Abenteuer
„Und ſprach wol zwanzig Freiern Hohn:“
Doch um als Mädchen nicht zu ſterben,
Will ſie nicht mehr die Prüde ſeyn
Und nun den erſten beſten freyn,
Der Luſt bekömmt um ſie zu werben.

„Nun wol! dies Jahr iſt auch vorbey!“
Ruft Moys, der Freund von Schmauſereien,
Gravirt mit ſeinen Gaſtereien
Und jeder Zeche Schwelgerey:
Addirt er aber all' die Summen,
Die er durch Völlerey und Pracht
In Einem Jahre durchgebracht,
So ſieht man plözlich ihn verſtummen.

„Vor

„Poztauſend! wie ein Jahr verſtreicht!“
Schreit Fipp die Hand voll Kartenblätter:
„Das war ein Solo! alle Wetter!
„Nur hurtig die Honneurs gereicht!“
Sieht er jedoch nach ſeiner Kaſſe,
So flucht er auf das Unglüksjahr,
Zerzauſt verzweiflungsvoll ſein Haar,
Und ſeufzt hinführo gern: „ich paſſe!“

— k —

II.

Dramatiſche Aufſätze.

Am Ende eine Bethſchweſter.

Ein Nachſpiel in einem Aufzuge.

Perſonen:

Raimund, Rath.
Wille, ſein Freund.
Kleffer,
Johann, Raimunds Bedienter.
Sophie Kummer.

Ein Gelehrten-Zimmer.

Erſter Auftritt.

Raimund am Tiſch, durchſieht — vermuthlich Patente und Dekrete.

Gut! alles gut! — Die beſten Verſicherungen! — So hat doch einmal die Schikane den Sieg verlohren. — Sie iſt ein Ungeheuer, das nicht zu bekämpfen iſt. — Mir gelang es dadurch, daß ich ſie nicht achtete, ſie ziſchen ließ und meinen Weg ruhig fortwandelte, ohne mich's anfechten zu laſſen.

Kriechen! — das mag der Sklave, der Niederträchtige der Dumkopf! — wer ſich fühlt und ſeine Kräfte kennt, ſich's bewuſt iſt, das er in einem Zirkel brauchbar iſt, daß er dem Staate nüzzen kann; der darf nicht kriechen, er kann fordern, daß man ihm Gerechtigkeit wiederfahren laſſe! —

Wer kein Selbſtvertrauen in ſich fühlt — je nun! der winde ſich als ein Wurm zu den Füſſen der Groſſen, und erſchleiche das Brod, das ihm ſein eigen Verdienſt verſagt. — und ſtieg' er auch bis an's Ruder des Staats — der Thor und der nichtsdenkende Pöbel wird ihn verehren und der Kluge — ihn verachten. — Allein nicht immer iſt Selbſtvertrauen ein ſichres Kennzeichen. Der ſeichte Kopf, der unwiſſende Prahler hängt gemeiniglich dieſen Schild am meiſten aus. Allein er iſt auch der, der ihn am erſten wieder einzieht, wenn ſeine Waare getadelt wird. Den Muth und die Feſtigkeit, ſeinen angenommenen Stand zu behaupten, beſizt nur der vernünftige Mann, der denkende und fähige Kopf. — Schon acht Uhr? — Johann!

Zweyter Auftritt.

Johann. Raimund.

Johann.

Mein Herr!

Raimund. Ich werde ausgehn.

Johann. Soll ich Sie begleiten?

Raimund. Wenn haſt Du das thun müſſen?

Johann. Je nun ich dachte — doch! — ich bitte um Verzeihung mein Herr, ich glaubte — daß, — aber —

Raimund. MitDeinem verdammten glauben und denken! Warum nicht raus mit der Sprache! Du weiſt, daß ich Dein abgebrochen Reden durchaus nicht vertragen kann. Vielleicht aber, biſt Du einmahl wider Deine Gewohnheit klug und hälſt Deinen Bedientenwiz zurük.

Johann. Ich bitte um Verzeihung mein gnädger Herr —

Raimund. Dacht' ich's doch! ſeit wenn fiel Dir das ein, daß ich Dein gnädger Herr ſey?

Johann. Ich dachte nun ſo — aber Sie müſſen nicht böſe werden — ich glaube, daß — da Sie nun Rath geworden und Herr Rath heiſſen, ſo müſt ich Sie nun überall hin begleiten und müſte gnädger Herr ſagen, damit doch ein Unterſchied wäre; denn ſehn Sie mein Herr, ich kenne viel Bediente, die ihren Herrn, gnädiger Herr heiſſen müſſen, und die Diener wiſſen oft mehr, als ihr gnädiger Herr. O mein Herr, ich weis ſchon, wie's in der Welt iſt.

Raimund (bei Seite) Verdammter Plauderer! — Ich bin Dein Herr, Johann; nicht Dein gnädger Herr, ſondern Dein guter Herr, ſobald Du Deine Schuldigkeit thuſt, iſt's aber das Gegentheil — ſo wirſt Du ſchon wiſſen, wer ich bin.

Johann (bey Seite). Leider habe ich's oft genug erfahren.

Raimund. Jezt will ich ausgehn.

Johann. Haben Sie noch etwas zu befehlen?

Raimund. Nichts — — Nun was ſtehſt Du?

Johann. J J Ich? Mein Herr? — ich wolte das Zimmer aufräumen,

Raimund. Hörſt Du nicht, daß ich ausgehen will? oder ſoll ich mir villeicht Hut und Degen allein holen!

Johann. Ach ich bitte um Verzeihung! gleich, gleich mein guter Herr! (im Abgehen) bald aber hätt' ich mein böſer Herr ſagen müſſen.

Raimund. Ich bin neugierig, mit welcher Miene mich meine Gegner bewillkommen werden? Gottlob! meine Wünſche ſind erfüllt; — nur noch einen! — Sophie! Sophie! könnt ich hoffen! — hätt' ich Gewißheit von Deiner unverfälſchten Tugend, — welche Glükſeligkeit für mich! An deiner Hand, wie ſelig ſolten die Stunden meines Lebens verflieſſen! — Sophie meine Gattin — o der Gedanke hebt die Bruſt und flößt mir neues Leben ein!

Johann (bringt Huth und Degen). Mein Herr!

Raimund. Gut! — Ich vermuthe Herrn Wille, ich war geſtern bey Ihm und traf ihn nicht. Wenn er kommt, ſo ſag' ihm, daß ich bald wieder da ſeyn würde.

Johann. Sehr wohl, mein Herr! aber da! — daß dich über'n Dumkopf! — ſieh' das hätt' ich bald vergeſſen. Mein Herr, wie ich heute Morgen nach friſchem Waſſer gehen wolte, ich gehe immer gerne früh, denn es muß alles ſeine Ordnung haben, und wie ich da ging und die Trepp. herunter kam, und —

Raimund. Und zur Hausthür hinausgieng und auf die Straſſe kam, nicht war?

Johann. Ich bitte gehorſamſt um Verzeihung mein Herr, wie ich die Treppe herunter kam, es war noch ſehr früh —

Raimund. Zur Sache, Johann! Du weiſt, ich kann Deine Umſchweiſe nicht leiden.

Johann. Gleich, gleich, mein Herr! wie ich die Treppe herunter kam —

Raimund. Des verdammten Narren! wie viel Mahl wirſt Du noch die Treppe herunter kommen? — doch ich muß Dich nur laſſen, ſonſt gehſt Du noch zehnmal die Treppe herunter.

Johann. Gleich, gleich mein Herr! wie ich die Treppe herunter kam, ſo begegnete mich die Mamſel aus dem Hauſe, Mamſel Sophie Kummer, es war noch ſehr früh! I guten Morgen ſagt' ich, Mamſel! guten Morgen lieber Johann, ſagte ſie; denn die Mamſel ſind noch von Alters her ſehr höflich gegen mich. Iſt ſein Herr ſchon aufgeſtanden? ſagte ſie. Nein ſagte ich, er ſchläft noch; aber ich glaube, er wird bald aufſtehn, ſagte ich; er iſt geſtern zeitig zu Bette gegangen und mein Herr ſteht immer ſehr früh auf. Ja, ſagte ich. — Nein doch, ſie ſagte, nemlich die Mamſel, mein lieber Johann, will er mir nicht einen Gefallen erweiſen? O von Herzen gerne, ſagte ich: ich dachte was ſie wolte; aber die Mamſel ſind, wie geſagt ſehr höflich. Nun mein lieber Johann, ſagte ſie, wenn ſein Herr aufſteht, ſo ſey er doch ſo gut — nicht war das iſt höflich? — ſo ſey er doch ſo gut und gebe er ſeinem Herrn dieſes Billet. Ich dachte Wunder! O von Herzen gerne, ſagte ich.

Raimund. Johann!

Johann. Was befehlen Sie.

Raimund. Sieh mich an! — — — Ums Himmels willen! ſage mir, kannſt Du meine Gedult ſo auf die Probe ſtellen? biſt Du denn ſo gar einfältig dumm? —

erzähleſt eine halbe Stunde, was Du mit zwey Worten ſagen kanſt. Reicht denn Dein Verſtand nicht ſo weit, daß mich Dein erbärmliches Geſchwätze aufbringen muß? ich rathe Dir, mache Deine Sachen in's Künftige kurz — oder ich ſchikke Dich fort.

Johann. Ach mein guter Herr, um Gottes willen! ich bitte tauſendmal um Vergebung! ach um Gottes willen, ſchikken Sie mich nicht fort! ach Gott meine arme armen, alten Eltern, müſten ja Hungers ſterben! O Sie ſind ſo gut! wolte gerne arbeiten, arbeiten, daß mir die Fäuſte bluten ſolten, aber ich kann ſie nicht ernähren. Sie allein mein guter Herr machens ja, daß ich ihnen Brod geben kann. Ach Gott! Barmherzigkeit! — ihre Knie.

Raimund. Gut! — geh! — nur merke dir, was ich geſagt habe. (bey Seite.) der gute Kerl! hätte mancher im goldbebrämten Kleide ſeine Denkungsart. —

Johann. Ich danke Ihnen, von ganzem Herzen —

Raimund. Gut, gut! geh nur, las mich allein.

Johann (im Abgehen). Das verdammte Plaudern! ich will auch immer wo ich geh und ſteh' zu mir ſagen: Johann ſchwazze nicht, kurz muſt du ſeyn.

Dritter Auftritt.

Raimund.

Sophie! — was wirſt Du ſagen? „Mein lieber Raimund, wie ungeduldig bin ich auf den Augenblik, Sie allein zu ſprechen, Sie zu umarmen und an meine liebevolle Bruſt zu drükken.“ Sophie, wer lehrte Dich dieſe Sprache? wie reimt ſich die mit der Zurükhaltung und Schamhaftigkeit eines Mädchens? Worauf fuſſeſt Du? erklärt ich Dir wohl jemals meine Liebe auf dieſe Art? —

doch ja! unſre Augen und Handlungen ſind die beſten Dolmetſcher unſers Herzens. Und Mädchen, eure Seelen — ſie beſitzen gewiß die Kraft zu wahrſagen, ſo bald es die Liebe betrift. — Allein war ich nicht ein ganzes Jahr abweſend? und ſagt nicht das Gerücht, daß Sie Wille heirathen werden? — Mein beſter Freund? — — Es wäre wirklich eine ziemlich ſonderbare Begebenheit, wenn ein Freund dem andern ſein Mädchen wegſchnappte. Was kann man ſich aber wohl zu ſonderbar vorſtellen, das in der Welt nicht möglich wäre. „Ihre Abweſenheit deuchte mir Ewigkeit. Ach! was hab ich ſeit der Zeit erduldet und das „um ihrentwillen.“ Zu frey! Sophie, ich habe dich geliebt, aber ich habe auch alle Urſachen mistrauiſch zu ſeyn. Wenn uns ein Mädchen mit ihrer Liebe ſo entgegen kommt — Entweder iſt's rohe Natur oder ſtudirte Koqueterie. Wie ſoll ich's erklären? „doch alles mit Gedult. Bin ich je fähig jemand zu lieben, ſo ſind Sie der Mann.“ Der Mann bin ich? — allein das Gerücht? das Gerücht? ich der Mann? — Doch Raimund du vergiſt dich! weiſt du denn nicht, daß das Gerücht hundert Zungen hat, wovon nur eine, oft gar keine die Warheit redet? „Sobald ich mich wegſtehlen „kann, ſo eil ich in ihre Arme. Ewig die Ihrige.“ Etwas zu frey, zu gewiß geſprochen. O wärſt Du das Mädchen, das ich ſuchte, ſchon lange ſuchte, aber — Kein aber mehr, Sophie iſt die Unſchuld ſelbſt, ſie iſt ein gutes liebes Mädchen, voll Gefühl für die Tugend. Deinen Verläumdern zum Troz geb ich dir meine Hand und werde glüklich. (Bleibt nachdenkend ſtehen, von ungefähr an die Uhr, ſieht.) Doch es iſt Zeit mich dem Miniſter zu präſentiren

Vier-

Vierter Auftritt.

Johann kommt, ſieht ſich furchſam um, hernach **Sophie.**

Er iſt fort! und doch iſt mir's immer, als wär er um mich. Ein guter lieber Herr, nur ein biſchen haſtig und doch gleich wieder gut. Wenn ich ihn nicht hätte — da würd's ſchlecht um meine armen Eltern ſtehn. Immer giebt er, immer ſchikt er. (Er trägt Bücher fort und ordnet.) Aber ſtrenge, ſtrenge iſt er auch, alles nach der Schnur, und dann — dann ja! was weis ich's was er iſt, er iſt ſtolz und auch nicht ſtolz. Da auf der Reiſe, wo war's denn? — weis ich's doch nicht mehr —

(Sophie im Hintergrunde lauſcht)

Ja der kam ſchön an! (rufend) Herr das ſage ich Ihnen, mäſſigen Sie ſich, und damit gleich zur Fuchtel, daß mir angſt und bange ward.

Sophie. Ich glaube, der hat Erſcheinungen.

Johann. Und doch wär' er vorhin gleich böſe worden, wie ich ihn gnädiger Herr hieß.

Sophie. Gnädiger Herr?

Johann. Ich wolte mir ein Späschen machen und dachte Wunder, wie's ihm gefallen würde, aber proſit! da war's nichts und bald gieng's auf die Wanderſchaft.

Sophie. Was mag da vorgefallen ſeyn? geht das villeicht mich an? ein wenig näher.

Johann. Ich möcht's aber doch bey meiner Treu gern gehabt haben; denn der Johann bey einem gnädigen Herrn, hat doch immer mehr Anſehen, als der Johann bey einem andern Herrn und zumal bey Frauenzimmerchen. Denn gewiß und ganz gewiß, die Livre geht der Uniform nicht viel aus dem Wege. Wie mancher Laquai hat's nicht ſeinem Rokke zu danken, daß er izt wohl gar in Kutſchen fährt.

Sophie. Warte Schurke! (Schleicht hinter ihm und hält ihm die Augen zu.)

Johann. Gott ſey mir gnädig! — wer da? — das ſind fürwahr weiche Hände.

Sophie. Seine Dienerin, Herr Johann des gnädigen Herrn.

Johann (erſtaunt). O o Ihr gehorſamſter Diener, Mamſel Sophie! — wuſt' ich doch nicht wie mir geſchah! — o Sie ſind allzuhöflich — Sie nehmen ſich viel Freiheit — Sie haben mich grauſam erſchrekt.

Sophie. Ich bitte um Verzeihung, ſtrenger Herr Johann! nahm ich mir zu viel Freiheit, ſo war es vielleicht, weil ich nicht dachte, daß er izt der Johann eines Raths iſt, und gern Johann eines gnädigen Herrn ſeyn möchte.

Johann. O ich bitte um Verzeihung, ich wolte ſagen — aber wie drück' ich mich denn aus?

Sophie. Unſtreitig ſehr gut!

Johann. O ich bitte gehorſamſt um Verzeihung! hören Sie nur Mamſel, ich wollte ſagen — i daß dich! find' ich doch kein Wort. — i nun wir Bedienten pflegen wohl ſo manchmal unter einander zu ſagen, wenn etwa einer nicht ſo recht ſeinem Stande gemäß lebt, er wirft ſich weg — und das wolt' ich auch ſagen, nur höflicher mich ausdrükken, weil Sie mit mir ſo beliebten zu ſpaſſen. (lacht)

Sophie. Fein gegeben, Herr Johann, wirklich! doch auf etwas anders, hat er ſeinem Herrn mein Billet gegeben?

Johann. Zu dienen, Mamſel.

Sophie. Und — — was ſagte ſein Herr!

Johann. Nichts, als geh fort.

Sophie. Bey Gott, ſagt' er das? las er es denn nicht?

Johann. Ich weiß nicht Mamſel!

Sophie. Johann!

Johann. Zu dienen, Mamſel!

Sophie. Sein Herr las mein Billet nicht?

Johann. Das weis ich nicht, Mamſel.

Sophie (bey Seite). Geht das nicht zu weit? der Bube ſpottet meiner, oder ſolte Raimunds Forſchgeiſt auf eine Spur gekommen ſeyn? Ich Thörin, was that' ich! Raimund liebte mich, gewiß er liebte mich und doch — konnt' ich ſo bald vergeſſen. Und was unternehm' ich izt? Ich muß alles wagen! Johann, las ſein Herr wirklich mein Billet nicht!

Johann. Ich weiß es nicht, Mamſel (bey Seite) Da ſtekt was hinter.

Sophie. Werff' er ſich doch nicht weg, Herr Johann, wie ihr Bediente zu ſagen pflegt, und fang' er nicht an zu ſpaſſen.

Johann. Behüte Gott! ich ſpaſſe wirklich nicht, Mamſel.

Sophie. Lieber Johann, ſey er doch ſo gut und ſag' er mir, was ſein Herr ſagte, wie er ihm mein Billet gab.

Johann. Nichts Mamſel, als geh fort.

Sophie. Las er es denn?

Johann. Ich weis nicht, Mamſel.

Sophie. (bey Seite) Welche Erniedrigung! und doch! — Er macht mich böſe, Johann.

Johann. Da ſey Gott für, Mamſel.

Sophie. Was ſind das für alberne Antworten? ein ewiges ich weiß nicht Mamſel! Er konnte doch ſonſt des Redens und Erzählens nicht ſatt werden.

Johann. Mit meinen Antworten Mamſel? — ja das hat nun ſeine eigne Bewandniß. Sehn Sie 'mal, ich dachte juſt an meinen Herrn, Sie brachten mich drauf, und dacht' ich, Johann kürz mußt du ſeyn. Sehen Sie Mamſel, ich plaudre immer gern viel, es iſt vielleicht ein Naturfehler, oder wo's herkommt; oder es hat mich in der Wiege vielleicht ein ſteinaltes Jungferchen zu viel geküßt, denn das macht plauderhafte Leute, ſo wie man ſagt —

Sophie. Iſt er bald am Ende?

Johann. Zu dienen Mamſel. Wie ich nun Ihr Billet brachte, ſo gab's denn dies und jenes und da konnt' ich mich nicht ſo recht in's kurze faſſen, o da ward mein Herr ſo böſe, ſo böſe! — er hätte mich bald gar fortgeſchikt, und bedenken Sie Mamſel, da wär' ich ja ein unglüklicher Menſch geweſen, denn Sie wiſſen ja, daß ich arme ſteinalte Eltern noch habe. Drum fang' ich nun an und will mich gewöhnen kurz und gut zu ſprechen.

Sophie. Davon legt er ſo eben den beſten Beweis ab. O des folgſamen Bedienten! Aber hat ihn denn ſein Herr auch verboten, die Wahrheit zu ſagen?

Johann. Behüte Gott Mamſel!

Sophie. Und warum kann ich denn nicht erfahren, ob ſein Herr mein Billet geleſen oder nicht?

Johann. Das weiß ich nicht Mamſel!

Sophie. Ich möchte raſend werden!

Johann. Da ſey Gott für Mamſel, ich weiß es gewiß und wahrhaftig nicht Mamſel, ob mein Herr Ihr Billet geleſen, denn er ſchikte mich ſogleich fort, wie ich's ihm gegeben hatte.

Sophie. Er hat's alſo nicht geſehn, daß er es erbrochen?

Johann. Wahrhaftig nicht Mamſel.

Sophie. Nun verdammter Plauderer! konnt ich das nicht gleich mit einigen Worten erfahren? muſt' er da zehn mal ſein Ich weiß nicht Mamſel anbringen? Ich muß geſtehen, er weiß ſich recht kurz zu faſſen.

Fünfter Auftritt.

Wille komt, ſtuzt, wie er Sophien anſichtig wird.

Wille (bey Seite).

So führt ſie denn das Misgeſchik mir ſogleich entgegen?

Johann (der Willen ſieht). O Ihr Diener, Herr Wille, Ihr gehorſamſter Diener. Gottlob, daß Sie kommen, mein

Herr hat mit Schmerzen gewartet, er war auch geſtern bey Ihnen.

Wille. Madmoſel! — ich bin Ihr gehorſamer Diener! (bey Seite) Will Sie etwa Raimunden auch wieder beſtrikken?

Sophie. Ihre Dienerin, mein liebſter Herr Wille. Ey ey; ich muß mich doch wohl recht freuen, daß Ihr Freund wieder angekommen iſt, weil ich nun auch das Glük wieder haben werde, Sie zu ſehn. (verdroſſen) Sie böſer Mann, wie lange haben Sie auf ſich warten laſſen.

Wille. Madmoſel, Geſchäfte — Beſuche guter Freunde — Abhaltungen — ja Abhaltungen mancherley Art.

Sophie. (vertraut) Und alles das war ſo dringend, ſo häufig, daß ſie auch nicht ein Viertelſtündchen ihrer Sophie ſchenken konnten!

Wille. Ja Madmoſel! — aber — Johann! ſein Herr —

Johann. Mein Herr? er wird gleich wieder da ſeyn, Herr Wille. Er ſagte, Sie möchten nur ſo gut ſeyn und ein wenig verziehen.

Wille (bey Seite). Auch ihn möcht' ich mich ſcheuen zu ſehn! wenn er es wüßte, welche Kreatur er geliebt hat und vielleicht noch liebt!

Sophie. Keine Antwort liebſter Herr Wille?

Wille. Ja — Madmoſel, was ſoll ich antworten?

Sophie. Armer Mann, Sie ſind ſo gedankenleer, können nicht, wiſſen nichts zu ſprechen, und möchten doch gern, nicht wahr? Es kann ſich finden, nur angefangen und ſolt auch das Wetter herhalten müſſen.

Wille (bey Seite). Wenn du's wüßteſt.

Johann (bey Seite). Bey meiner Treue, daß ſieht vertraut. Ich geh fort (geht los) Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.

Wille. Johann.

Johann. Was befehlen Sie?

Wille. Wo willſt Du hin!

Johann. O ich hab' ſo viel zu thun, Arbeit, Geſchäfte. Wenn man ſo von der Reiſe kommt, da hat man immer viel zu thun, ſo viel, daß man nicht weiß, wo man am erſten anfangen ſoll. — — Johann kurz, kurz muſt Du ſeyn. (ab)

Wille (bey Seite). Lange vermieden! und kaum betret' ich das Haus! — Gewiſſen! — daß Du verdammt wärſt, Du Sirenengeſicht! — ha! bittre Galle ſteigt mir empor, ſo oft ich ſie ſehe.

Sophie. Warum ſo in Gedanken, mein lieber Wille? Es ſcheint nicht, daß Ihnen meine Gegenwart angenehm wäre. — (vertraut) Bin ich Ihnen läſtig, liebſter Wille?

Wille. Um Vergebung Madmoſel! — ich bin nicht aufgeräumt — ich weiß nicht — der Tag iſt ſo trübe.

Sophie. Iſt's das alles? — ſollte Sophie nicht mehr ſo viel vermögen, Sie aufzuheitern?

Wille. Unmöglich! (bey Seite) Muſt' ich denn izt kommen?

Sophie. Unmöglich? — und doch war einmahl eine Zeit! —

Wille. (heftig) Ja Sophie, ja! es war eine Zeit, oder wolt' ich ſagen, es giebt Zeiten, die man verfluchen möchte.

Sophie. Sie erſchreken mich! was iſt das für eine Sprache? — was fehlt Ihnen Herr Wille.

Wille. O Nichts! gar nichts! ich habe Kopfweh!

Sophie. Nein Wille, das ſind Ausflüchte, ich laſſe Sie nicht, Sie müſſen mir ſagen, was Ihnen fehlt, Sie müſſen.

Wille. Mir? nichts ſag' ich Ihnen, nur daß ich Zahnweh habe; Sie wiſſens ja, daß ich damit ſehr oft geplagt bin. (bey Seite) Wie werd' ich ihrer nur los?

Sophie. Zahnweh! — vorhin Kopfweh, — Zuerſt nicht aufgeräumt. Das iſt ja dreyerley Sprache! — — Sie antworten mir nicht? — gut ſo will ich mit mir ſelbſt ſprechen, oder auch ſtillſchweigen; denn auch Schweigen iſt oft eine nachdrükliche Sprache.

Wille (bey Seite). Gott! ſteh' ich nicht da, wie ein Verbrecher vor'm Gericht? — Freilich iſt auch Schweigen eine nachdrükliche Sprache. Ich darf Dich ſehn, Du Schlangengeſicht — und doch war ich nicht Mann? mußt' ich nicht ſtandhafter ſeyn? mußt' ich an meinem Freunde zum Verräther werden? — aber da (aufs Herz) da, wenn Menſch und Trieb erwacht!

Sophie (b[illegible]ite). Welche Veränderung! er der Mann, der mich ſo zu lieben ſchien!

Wille (bey Seite). Nein, ich halt' ihren Anblik nicht aus, wenn jeden Menſchen ſein Fehltritt ſo brennte — wie wenige neue Verbrecher würd' es geben. Madmoſel, ich empfehle mich.

Sophie (ihm nach). Herr Wille, Sie wollen mich verlaſſen? ſo kalt? bin ich Ihre zärtliche Sophie nicht mehr? Sophie die Ihnen —

Wille. Halten Sie ein Mamſel, ich bitte um Gotteswillen, halten Sie ein! machen Sie mich nicht — ich muß — ich muß — leben Sie wohl. (ab)

Sechſter Auftritt.

Sophie, hernach Kleſſer.

Ich muß? und was Du? — nannteſt Du mich nicht deinen Verräther? — „es giebt Zeiten, die man verfluchen möchte! — ſagt' er nicht ſo? — Ja wohl verfluchen, bis in den tiefſten Abgrund der Hölle verfluchen. — Männerherzen,

zen, die ſtudierren, dazu gehört mehr als ein Menſchenalter. Jezt liegen ſie da, ſeufzen und flehen, jammern, und — kaum ſind ſie erhört — dort gehn ſie hin unter bitterm Hohngelächter über unſre Leichtgläubigkeit. Der kalte Wille ward auf einmal warm; er liebte, wenigſtens ſchien er zu lieben und ich — ich glaubte ſeinen Verſicherungen, und um ihn recht feſt zu halten, ich Leichtgläubige — — Gott, Gott, was hab' ich gethan? — — Er hat mich hintergangen, der Verräther! allein hab' ich nicht noch Raimund — er oder ihn. Aber Wille war von jeher ſein Vertrauter, wenn er ihn auch hier zum Vertrauten machte. Iſt kein Donner im Himmel, der den niederträchtigen Betrüger vernichtet? — Ha! vielleicht iſt's noch Zeit, muthig Sophie! alle Kunſtgriffe aufgebothen, Raimund muß nun in die Falle, er iſt ein neuer Liebhaber, wird deſto eifriger zu Werke gehn und hab' ich ihn nur zum Mann, dann find' er den Betrug oder nicht, ich bin ſeine Frau. — Aber ſeine Vorſicht hintergehn!

Kleſſer (wild). Ey unterthänigſter Diener Madmoſel! — Ey, ey — nicht übel, auf eines jungen Mannes Zimmer. He! das hat was zu bedeuten! nicht wahr, mein ſcharmantes Kind?

Sophie. Nichts, im geringſten nichts! Herr Raimund iſt ausgegangen, ich —

Kleſſer. Da hat er bey meiner armen Seele Unrecht! denn ſehn Sie Mamſel, wenn mich ſo ein ſchönes Kind beſuchte — hol' mich der Teufel, wenn ich nicht vier ganzer Wochen auf einer Stelle ſizzen blieb.

Sophie (bey Seite). Weh mir, wann Raimund kommt. — Herr Kleſſer, ich habe die Ehre (will gehn)

Kleſſer. Um Gotteswillen! mein ſcharmantes Kind, wo wollen Sie hin? (ergreift ihre Hand) o das allerliebſte Händchen, ſo weich, ſo rund, ganz zum küſſen gemacht, allerliebſt bey'm Himmel!

Sophie. Mein Herr, das ſind Komplimente. —

Kleſſer. Mich ſoll der Teufel hohlen Mamſel! wenn ich zeitlebens ein ſo ſchönes Händchen geküßt habe. — Und der ſchöne Mund, er beſchämt den ſchönſten Purpur — ladet ganz zum Kuſſe ein — (avancirt).

Sophie. Zurük Herr! nicht zu bekannt.

Kleſſer. Ums Himmelswillen! zürnen Sie nicht allerliebſter Engel. Sagen Sie mir, bey alle dem was heilig iſt, wer kann ſolchen Reizen widerſtehn? ein ſo ſchönes blaues Auge, das halbgeſchloſſen ſchalkhaft winkt, — ein voller ſchwanenweiſſer Buſen, der ſich ſchmachtend hebt — o Engelskind, ich bin ganz auſſer mir.

Sophie. Erſparen Sie Ihre Worte. (will gehn)

Kleſſer (faßt ſie bey der Hand). Bey Gott! ich bitte, ſchönſtes Engelsmädchen, das Grazien in ihrem ſchönſten Reize beſchämt! rauben Sie mir nicht Ihre Gegenwart, um alles.

Sophie. Was wollen Sie, Herr Kleſſer! (bey Seite) Wär' ihm zutrauen, ich könnte mich an Willen rächen.

Kleſſer. Was ich will? (führet ihre Hand an ſeine Bruſt) Fühlen Sie, wie dies Herz ſchlägt! — leſen Sie in meinen Augen — o bey Gott! kann in einem ſo vortreflichen Körper ein ſo unempfindliches Herz wohnen — erbarmen Sie ſich! — Sie wenden ſich von mir! ſind unruhig? — darf ich hoffen? — entziehn Sie mir nicht Ihren holdſeligen Blik, in dem mein ganzes Leben wohnt.

Sophie (ängſtlich). Laſſen Sie mich! — ich bitte. Ja die Männer! ſüß ſind ihre Worte, aber bitter ihr Herz. —

Kleſſer. Sie laſſen? — lieber ſterben! — ich ſchwöre! mein Leben ſteht Ihnen zu Dienſten.

Sophie. Liebten Sie nicht Mamſel Balman?

Kleſſer. Sie finden beſondern Gefallen, mich zü quälen! — Sophie, engliſches Mädchen! wie können Sie mir dies alberne Gänschen nennen? — (bey Seite) ich ſiege ganz gewiß! — — Geſezt man macht auch einem Mädchen Komplimente, man ſchmeichelt ihm, ſagt ihm einige Schönheiten vor, iſt das Beweis der Liebe? die armen Geſchöpſen wiſſen ja von ſonſt nichts anders zu ſprechen und nichts zu beantworten. Erforderts alſo nicht Etiquet, daß man alles zuſammen nimmt, was nur angenehm klingt? Es ſind Süſſigkeiten, die ſie nicht ſatt werden können, je mehr je lieber! Ihr kleines Herzchen iſt ganz Entzükken. Und wenn wir Chapeaus nun ſo gefällig ſind und ihnen mit ihrer Lieblingslekkerey aufwarten, was können wir dafür, daß ſich hie und da ein Närrchen die Siebenſachen zu wohl ſchmekken läßt und ſich den Magen verdirbt? Wollen Sie's denn —

Sophie. Halten Sie Herr Kleſſer. Ich erſtaune! wie weit wollen Sie noch Ihre Unverſchämtheit treiben? Suchen Sie ſo zu gefallen? Wirklich, Sie wiſſen ſich vortreflich einzuſchmeicheln, ha ha ha!

Kleſſer. Engliſche Sophie.

Sophie. Schweigen Sie, ſchweigen Sie, ihre Lekkereyen ſollen meinen Magen nicht verderben.

Kleſſer. Sophie, ich verſpreche —

Sophie. Ja doch ja, Sie verſprechen — nicht war? daß Sie gern meinen Magen verderben wollen, ich muß Ihnen aber ſagen, daß Sie nicht liſtig genug ſind. Auch will ich Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß Sie Ihre Rolle ziemlich gut geſpielt haben. (bey Seite) Glük für mich, daß ich ihm noch entwiſchte.

Kleſſer. Engliſches Mädchen, ſo hören Sie doch.

Sophie. Fort! Sie haben ſich zu ſehr verrathen, konnten Sie mir dis alles ſo dreuſt ſagen? o ich kenne die Männer, —

Kleſſer (bey Seite). Ich glaub' es, mehr als zu gut.

Sophie. Ich kenne Sie, ein Mann, auf deſſen Gewiſſen vielleicht Millionen Thränen gutartiger Mädchen ruhen, die Sie verführten und die Ihnen noch zeitig genug zu ſchwer fallen ſollen. Ihr ſtarken Männer ha ha ha! wirklich brave Helden! durch Schmeicheley, Liſt, Betrug und Niederträchtigkeit die Tugend unſchuldiger Mädchen zu Boden zu treten, das iſt wahrlich groſſe That!

Kleſſer. Sophie! (fällt auf die Knie) Sophie können Sie meinen Schwüren glauben? — ich ſchwöre —

Sophie. Halten Sie ein, reizen Sie nicht die Rache des Himmels.

Kleſſer. Engliſches Mädchen, wollen Sie mir glauben?

Sophie. In der That? o ja Sie verdienen allen Glauben, Sie haben's ja bewieſen, ha, ha, ha!

Kleſſer. Gewiß, ganz gewiß, wenn Sie mich nur hören wolten.

Siebenter Auftritt.

Raimund, die Vorigen.

Kleſſer. (ihm entgegen)

Ha! beſter Freund! unendlich freu' ich mich (umarmt) Sie wieder zu ſehn —

Sophie (bey Seite). O Himmel! wenn er uns behorcht hat!

Kleſſer. Wie haben Sie gelebt? Jedermann — die ganze Stadt freut ſich, daß man Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß dem Vaterlande ein Patriot erhalten worden, auf den es ſtolz ſeyn kann.

Raimund. Mein Freund, Sie erweiſen mir zu viel Ehre! Mit meinen Kräften zu bekannt, fühl' ich, daß ich dieſe Komplimente nicht verdiene.

Kleſſer. Blos Gerechtigkeit!

Raimund. Ich freue mich unendlich Madmoſel — ſchäzze mich glüklich, daß ich die Ehre habe, Sie zu ſehn. (bey Seite) Sie ſcheint unruhig!

Sophie. Herr Raimund, Sie verzeihen meine Dreuſtigkeit, Herr Kleſſer —

Kleſſer. Madmoſel ſchienen verlegen, wie ich die Ehre hatte, Sie auf Ihren Zimmer zu rancontriren, Sie wollten forteilen; allein ich konnte meinem beſten Freunde einen ſo angenehmen Beſuch unmöglich entziehn. Alle meine Beredſamkeit nahm ich zuſammen, um dieſes ſchöne Kind aufzuhalten, und — ich ſchwöre! wären Sie, mein Theuerſter, nicht den Augenblik gekommen, alle meine Kunſt wäre verlohren geweſen.

Sophie (bey Seite). Der Böſewicht! — Herr Raimund Sie verzeihen. —

Raimund. Ich ſchäzze mich glüklich, daß ein Frauenzimmer von ſolchen Vorzügen mir Ihre angenehme Gegenwart gönnen wollen.

Kleſſer. Ja hohl' mich der Teufel! Freund Sie haben vollkommen recht! Sie ſind zu beneiden, und wären Sie's nicht — ich glaube —

Sophie. Mein Herr, wenn Sie erlauben. —

Kleſſer. Bey Gott nicht! bleiben Sie Madmoſel! ich will nicht Stöhrer Ihrer Unterhaltung ſeyn. (zu Sophien heimlich) Er wird Ihnen vermuthlich angenehme Dinge zu ſagen haben (zu Raimund). Ein kleines rendes vous, nicht wahr, mein Freund? ha ha ha!

Raimund. Mein Herr!

Kleſſer. Mich rufen Geſchäfte! ich bin erfreut, daß ich die Ehre hatte, Sie zu ſehn. Ich muß noch der Kriegsräthin Pardieu und der Geheimderäthin Mirau bey der Toilette aufwarten. Ich habe keinen Augenblik mehr Zeit. Die Damen ſind an mich gewöhnt, und ich verſteh, ohne

Ruhm zu melden, den Comment. Nun! jusqu'à revoir — Leben Sie wohl Madmoſel! bis aufs Wiederſehn mein theurer einzig geliebter Freund. Traratara — (ab)

Achter Auftritt.

Sophie. Raimund.

Sophie (bey Seite).

Gott wie wird mir! eine grauſame Unruhe durchwühlet meine Bruſt.

Raimund (bey Seite). Sie ſcheint verlegen?

Sophie (bey Seite). Eine groſſe Kunſt ſich ſchuldlos ſtellen, bey einem ſo unruhigem Gewiſſen.

Raimund. Warum ſo in Gedanken, Madmoſel? eilen Sie ſo in meine Arme? freuen Sie ſich dergeſtalt über meine Ankunft? Geſtern erhielt ich blos einen flüchtigen Blik und heut —

Sophie. Verzeihen Sie, mein beſter Raimund! die Gegenwart des Herren Kleſſer hat mich ganz aus meiner Faſſung gebracht. Ich kenne Ihr Mistrauen in weibliche Tugend, und Kleſſer —

Raimund. Mein Mistrauen in weibliche Tugend? — ich bin nicht mistrauiſch, Sie nennen das Mistrauen, was bloſſe Vorſicht iſt. Kleſſer — es iſt wahr, ſein Karakter macht jedes Frauenzimmer verdächtig, mit dem er umgeht. Es iſt zu bekannt, daß er der Tugend eines jeden Frauenzimmers gefährlich iſt, und daß er bey ſeinem Umgange keine andere Abſicht hat, als über Ihre Schwachheit zu triumphiren. Freilich iſt es auf der andern Seite auch wahr, daß heut zu Tage, Männer wie Kleſſer, den Damen ſehr willkommen ſind. Fade Komplimente, ſchaler Wiz, ungereimte Thorheiten, unverſchämte Frechheit und zügelloſe Ausſchweiſung, ſind heut zu Tage Verdienſte, die bey manchen Damen ungemein empfehlen. Der denkende, der vernünftige Mann wird ein Dumkopf, höchſtens für einen Mann von weniger Lebensart gehalten.

Sophie. Wirklich Herr Raimund, Sie machen meinem Geſchlechte ein ſehr feines Kompliment, warum nennen Sie uns nicht grade zu Thörinnen?

Raimund. Dies iſt meine Abſicht nicht, Madmoſel. Ich habe alle mögliche Achtung für Ihr Geſchlecht und ich bin ganz überzeugt, daß ohne Verbindung mit demſelben keine Glükſeligkeit möglich iſt. Was ich geſagt habe, fält gröſtenteils den jungen, feinen, ſüſſen, zärtlichen Herren zur Laſt. Das einzige, was ich an Ihrem Geſchlechte tadeln möchte, iſt die zu groſſe Willigkeit, mit der es dem faden Geſchwäzze heuchleriſcher, abgefeimter Böſewichter Gehör giebt. — Doch genug hiervon, es ſcheint mir der Unterhaltung nicht angemeſſen, da wir uns ſeit Jahr und Tag nicht mündlich — blos ſchriftlich ſprechen konnten. Sie ſind meine Freundin, Sophie, nicht wahr?

Sophie. Zweifeln Sie daran?

Raimund. Ich hab' ein Anliegen. Ich komme izt in mein Vaterland zurük, finde Amt und Anſehn und nichts fehlt, mein Glük vollkommener zu machen, als eine Perſon, der ich meine Hand anbiethen könnte. Wüſten Sie mir nicht, beſte Sophie, als Freundin, ſo ein gutes und fleiſſiges Mädchen vorzuſchlagen, die mich glüklich machen könnte.

Sophie (bey Seite). Sonderbarer Antrag! ich ihm ein Mädchen vorſchlagen? Sophie, du biſt verlohren.

Raimund. Sie ſchweigen? darf ich hoffen?

Sophie. Was ſoll ich Ihnen rathen? — in der That — allein da Sie ſo vorſichtig in Anſehung meines Geſchlechts ſind, ſo müſſen —

Raimund. Sophie! (faſt ſie bey der Hand, blikt ſie ſtarr' an Sophie äuſſerſt verwirt) kennen Sie kein Mädchen für mich?

Sophie. Mein Herr, verſchonen Sie mich.

Raimund. Wenn ich mir aber ſchon ein ſolches Mädchen nach meinem Wunſche auserſehn hätte, wolten Sie mir dann Ihre Meinung ſagen? — kurz wenn das Mädchen Sophie wäre! — — Sie ſchweigen? — ſolt es wahr ſeyn, daß ich zu ſpät komme? ſolten Ihre Briefe, die freilich ſeit einem Vierteljahr ſparſam waren, bloſſe Freundſchaft geweſen?

Sophie (bey Seite). Gott welche Angſt! — Mein Herr ich verſtehe Sie nicht.

Raimund. Sophie hören Sie mich (ſezt Stühle). Ich bin noch immer der offenherzige Mann, der nichts hinterm Berge hält. Ich liebe Sie mit aller möglichen Fülle des Herzens, ich liebe Sie vielleicht zu ſehr und dieſes macht mich beſorglich und erzeugt in mir bisweilen ſo allerhand Gedanken, die ich nicht zerſtreuen kann.

Sophie (unruhig). Und dieſe Gedanken?

Raimund. Kann ich verſichert ſeyn, daß Sie meine Offenherzigkeit blos meinem rechtſchafnen Herzen und keiner andern Abſicht zuſchreiben, wohlan! ſo bin ich bereit alles zu ſagen.

Sophie. Ich bin ſehr neugierig (bey Seite) und zittre für Bangigkeit.

Raimund. Ich weiß Sophie, und kenne die gewöhnliche Handlungsarten der Menſchen, denn ich bin kein Neuling mehr! auch der Unſchuldigſte, der Unbeſcholtendſte iſt dem Tadel und der Verläumdung ausgeſezt. Es iſt ſo des Menſchen Art, er thut ſich was zu gut, wenn er Fehler, ſolt's auch nur Schein ſeyn, an ſeinem Nebenmenſchen entdekt, er erzählt ſie, macht ſich auch kein Gewiſſen ſie mit Nebenumſtänden auszuſchmücken und glaubt dadurch alles, was fehlerhaftes an ihm iſt, zu bedecken oder doch zu verkleinern.

Sophie. Sie holen ſehr weit aus, Herr

Raimund. Und ich bin doch ſchon bey der Sache. Mir iſt viel aus Ihrem Lebenslauf erzählt worden. Vieles kann wahr ſeyn, aber auch vieles unwahr. Von vielem ſprech ich Sie frey und vieles entſchuldige ich, nachdem ich die Ehre hatte, einige Jahre in der Nähe von Ihnen zu leben. Mit einem Worte, ich habe mir ein ganz andres Bild von Ihnen gezeichnet, als man mir gab. Allein ich geſteh' auch ganz offenherzig, daß mir vieles räthſelhaft bleibt. Nicht wahr Sophie, Sie waren ſchon einmal Braut? daß heiſt: Sie hatten einem Mann Lieb' und Treue verſprochen und denn gingen Sie ohne gegründete Urſache zurük!

Sophie (unruhig). Ich war Braut? mein Herr — man hat Ihnen zuviel erzählt oder Sie haben zu viel geglaubt.

Raimund. Und wenn ich gewiſſe Beweiſe anführen könnte, wie dann?

Sophie. Die ſolten Ihnen ſchwer fallen. — Doch ja, es bemühte ſich einmal jemand um meine Gunſt und ich glaubt' anfänglich, — unerachtet er unter meinem Stande war, ich ſey ihm nicht abgeneigt; allein bey genauerer Unterſuchung fand ich das Gegentheil, und iſt dies etwa ein ſo ſeltner Fall bey einem jungen Mädchen?

Raimund. Leider nicht! — Allein haben Sie nicht auch mit einem gewiſſen Brenner Briefe gewechſelt?

Sophie (bey Seite). Iſt das möglich! auch das. — Mit Brenner [illegible] doch ja, ich habe ihm einmal geantwortet und ihm geſagt, [illegible] wiſſen mußte, weil er ſich nicht eher beruhigen wollte.

Raimund. Haben Sie nicht geheime Beſuche vom Lieutenant Maſſer angenommen?

Sophie (ſteht auf). Sie übertreiben es!

Raimund. Bleiben Sie, ich bitte. — Und endlich was giebt Gelegenheit, daß jedermann behauptet, Sie wären

ren mit Willen verlobt. Sehn Sie Madmoſel, daß ſind ſo die Hauptzüge, die man mir erzählt hat und wozu doch etwas muß Anlas gegeben haben.

Sophie. Es iſt nicht auszuſtehn! welche Stadtmärchen wollen Sie mir noch vorlegen? ſagen Sie lieber — —

Raimund. Ich bitte! Sie wollten doch die Urſachen wiſſen, warum ſo bisweilen, ganz unwillkührlich einige Bedenken aufſtiegen, und ich habe ſie Ihnen mit aller Offenherzigkeit geſagt, und nun liegt's Ihnen, mich eines andern zu überführen.

Sophie. Genug mein Herr! meine Geduld reißt! Spott wie der Ihrige, dringt ans Herz; aber ſagen Sie mir, halten Sie denn über jedes Mädchen ein ſolches Liebhaber-Protokol.

Raimund. Kein Protokol! Halten Sie das für Unrecht, daß ich mich nach dem Lebenswandel eines Mädchens erkundige, das ich zu meiner Gattin wählen will!

Sophie. Und laſſen ſich allerhand Märchen aufbinden. Wie viel alte Poſtträgerinnen haben Sie in Ihrem Solde?

Raimund. Keine Bitterkeiten Madmoſel! meine Aufrichtigkeit müßte Ihnen eigentlich angenehm ſeyn. — Doch auch hiervon wollen wir abbrechen. Mein Entſchluß iſt gefaßt. Wenn Sie mit wahrer Ueberzeugung eines guten Gewiſſens, daß mein Verdacht ungegründet iſt, mir Ihre Hand geben können; ſo ſchlagen Sie ein. — Hier iſt die meinige und Sie ſind in kurzem meine [illegible]geliebte Gattin.

Sophie (bey Seite). Gott wo bin ich! in die größte Verlegenheit verſezt, und doch darf ich zaudern?

Raimund. Sie bedenken ſich?

Sophie. Wie können Sie verlangen, daß mein Entſchluß ſo fertig ſeyn kann? — Izt machen Sie mir die kränkendſten Vorwürfe, die mich unmöglich gleichgültig laſſen

ſen können, oder ich müßte kein Gefühl haben, und auf einmal verlangen Sie meine Hand. Iſt ein Inſtrument ſo gleich aus einem Ton in den andern zu ſtimmen? oder glauben Sie, daß ein ſolcher Uebergang bey entgegengeſezter Empfindung ſo leicht ſey?

Raimund. So bald es die Reinigkeit unſers Herzens, unſerer Empfindungen betrift, ſo iſt der Uebergang ſo ſchwer nicht. Ihren Entſchluß? —

Sophie. Nun wohl; hier haben Sie meine Hand und mit ihr mein ganzes Herz.

Raimund (umarmt ſie). Entzückendes Mädchen! Sie ſind die Meinige, ganz die Meinige. Ich ſchwöre! nie ſoll Sie ferner meine Beſorglichkeit kränken, mein ganzes Leben ſoll Ihnen durch zuvorkommende Gefälligkeit gewidmet ſeyn.

Sophie. Ach Gott! mir iſt — könnt' ich Ihnen mein Gefühl beſchreiben! Ich ſchwöre, meine ganze Bemühung ſoll dahin gehen, Ihre Liebe zu verdienen.

Raimund. Beſte Sophie, welche glükliche Ausſichten öfnen ſich uns in die Zukunft. Mein freundſchaftliches Herz iſt ganz Liebe.

Sophie. Ich kann nicht ſprechen. Liebſter Raimund! — (ſinkt an ſeinen Buſen) Mein Herz ſchlägt, gewaltſam ſchlägt es — ich zittre! — ſo unverhoft!

Raimund. Beſte! (Eine Pauſe. Raimund zeigt alles Vergnügen der Liebe, Sophie mehr Furcht und Hofnung.)

Sophie. Erlauben Sie mir, — daß ich mich entferne; ich hab' Erholung nöthig.

Raimund. Meine Sophie!

Sophie. Leben Sie wohl. (ab)

Neunter Auftritt.

Raimund, hernach Johann.

Herrliches Mädchen! das Vergnügen berauſcht ganz deine Seele! Allein, was hab' ich gethan? war die Handlung nicht zu raſch? — doch nein, Sie verdient meine Liebe. Sanft, ſittſam gefällig, arbeitſam — So wären denn nun alle meine Wünſche erfüllt! ſo auf einmal! — Daß aber nur nicht ein Donnerwetter ungefehr über meinem Haupte ſchwebt, und alle meine Hofnungen mit einemmale zerſchmettert. Gemeiniglich iſt's ſo; wenn wir uns am glücklichſten träumen, ſind wir dem Sturze am nächſten. Worauf aber mag ſich das allgemeine Gerücht gründen, daß Wille mit ihr verſprochen wäre? Sophie, wenn Du mich hintergingſt! — doch nein, es iſt ein Stadtmärchen, wie es deren ſo viele giebt. So dreuſt, ſo unverſchämt, ſo frech kann keine weibliche Seele ſeyn und am wenigſten meine Sophie.

Johann. Mein Herr, Herr Wille —

Raimund. Iſt er da?

Johann. Zu dienen, mein Herr, er war da, hier in Ihrem Zimmer, mit Mamſel Sophien war er da. O die ſprachen vertraut. Mamſel Sophie, die ſtrich ihm ſo ſanft die Backen, daß es eine Art hatte.

Raimund. Raſeſt Du Johann?

Johann. Da ſey Gott für! mein Herr, ich hab's geſehn, mit meinen beiden Augen hab' ich's geſehn, ich gieng aber fort und dachte, ich möchte ſie ſtöhren und was ich nicht weiß, das macht mich —

Raimund. Daß Du verdammt wärſt!

Johann. Gott bewahre! mein Herr, ich hab' es wirklich geſehn, hier in Ihrem eignen Zimmer. Es mag nun auch nichts arges ſeyn, denn ich hab' das ſchon überall gehört, wo ich aus alter Bekanntſchaft hinkomme, daß Mamſel eine Braut iſt.

Raimund. Pakke Dich aus meinen Augen! — (bey Seite) Wäre das gegründet, ſie ſtände mit ihm in gewiſſer Verbindung und gieng' eine neue ein — meine ganze Standhaftigkeit verläßt mich.

Johann. Ach mein guter lieber Herr, um Gotteswillen! verzeihen Sie mir — ach! das verdammte Maul; wenn's einmal angefangen, kann ich's gar nicht halten.

Raimund. Geh' nur, geh' und laſſ' mich allein.

Johann. Der verdammte Schnabel, daß er ſo lang gewachſen iſt, wohl iſt's wahr, daß man ſich um den Hals reden kann. Kurz, Johann, kurz mußt du ſprechen. (ab)

Zehnter Auftritt.

Raimund, Wille.

Raimund.

Wär' es möglich! — (nachdenkend)

Wille. (fliegt Raimunden in die Arme) Mein Theurer!

Raimund. Du läßt Deinen Freund zwey Tage warten? oder hat vielleicht meine Abweſenheit das Feuer Deiner Freundſchaft ausgelöſcht!

Wille. Wie wäre das möglich? eher wird ſich die Weltordnung umkehren, eh' ich in meiner Freundſchaft gegen Dich wanken werde.

Raimund. Ich danke Dir Freund für dieſe Verſicherung, und freue mich, daß es mir nun mein Schickſal erlaubt, ungeſtöhrt in Deiner Umarmung zu leben. O Freund — Du kennſt mich — Du weißt, wie unentberlich mir ein Freund iſt, kannſt Dir alſo leicht vorſtellen, wie leer es die Zeit meiner Abweſenheit in meinem Herzen war.

Wille. Dein enthuſiaſtiſches Herz in der Freundſchaft iſt mir zu bekannt — und oft wenn ich Deine melancholiſchen Briefe erhielt, wünſcht ich mich nur eine Stunde zu Dir, um Dich aufzurichten.

Raimund. Beſter Freund, ich danke Deiner Sorgfalt. Gottlob ich bin wieder hier. Alles Vergnügen verſprech' ich mir von Deinem freundſchaftlichen Umgange.

Wille. Rechne darauf, was in meinem Vermögen ſteht, wird jederzeit zu Deinem Dienſte ſeyn. Allein ich weiß nicht, Du ſcheinſt mir ſo unruhig — Dein Blik iſt ſo forſchend und verräth ein ungewiſſes Weſen.

Raimund. Ich? – ich wüßte doch nicht – doch vielleicht bin ich beſorglich, daß ich nun Dein Herz werde theilen müſſen, da ich's vorher ganz beſaß.

Wille. Wie das? das verſteh' ich nicht.

Raimund. Ich muß Dir doch wohl zu Deiner Verbindung gratuliren.

Wille. Gratuliren? zu welcher Verbindung? ich kenne keine, als die zwiſchen Dir und mir obwaltet, und die iſt doch nicht erſt ſeit geſtern? und dann müßte mir auch ein andrer dazu gratuliren, wenn ich den Werth derſelben recht fühlen' ſolte.

Raimund. Keine andre? verdien' ich Dein Vertrauen nicht beſſer? die erſte Neuigkeit, die ich hier erfuhr, war Deine Verbindung mit Madmoſel Kummer.

Wille. Ich glaube doch nicht, Freund, daß Du dies im Ernſt ſageſt? denn wäre die Sache gegründet, müßteſt Du's nicht, als Freund am erſten wiſſen? hab' ich je eine Heimlichkeit vor Dir gehabt?

Raimund. Vielleicht, vielleicht auch nicht. Die Freundſchaft weicht der Liebe. Du könnteſt mir bisher ein Geheimniß draus gemacht haben, ohne der Freundſchaft zu nahe zu treten.

Wille. Nein Freund, die Sache wäre zu wichtig und bey meinen Begriffen von Freundſchaft wär' es ein Verbrechen. Ich dachte gewiß nie an eine Verbindung mit Sophien, daß ſie daran dachte, das will ich nicht verneinen, ich verwünſche ihre Bekanntſchaft.

Raimund. In welchem Tone ſprichſt Du?

Wille. In dem ich ſprechen muß. Sophie iſt ein niederträchtiges Geſchöpf, — daß ſie im erſten Bade ertrunken wäre.

Raimund. Du erſchrekſt mich! — Doch es wird ein kleiner Uebergang ſeyn, eine Hitze, die bald verraucht. Verliebte zanken ſich oft, um ſich gern zu verſöhnen. Sophie iſt ein Mädchen, die tauſend Vorzüge vor andern ihres Geſchlechts beſitzt.

Wille. Vorzüge? Ja, zur Koquette. Ich kenne das unzüchtige Geſicht, ihr iſt es blos um einen Mann zu thun. Die Niederträchtige, die ſich keines Kunſtgriffs ſchämt, die Ehre und alles aufopfert, um nur zu feſſeln; die eine jede Maſque anlegen kann, nachdem ſie es für gut findet; die mit der Tugend ſpielt, wie das Kind mit der Puppe; die ſeyn kann was Du willſt.

Raimund. Ich verſteh' nicht.

Wille. Nicht? nun ſo ſolſt Du mich ganz verſtehn. Ich habe vor Dir kein Geheimniß. Ich hatte Achtung für Sophien, Deine beſtändigen Lobeserhebungen hatten ihr, wie Du weißt, meine Freundſchaft erworben. Du giengſt fort. Ich beſuchte ihren Onkel und ſprach auch ſie. Ich ward ihr unentbehrlich. Vorwurf auf Vorwurf machte ſie mir, wenn ich einen Tag verſäumte, ſie zu ſprechen, kurz ſie war bald ziemlich vertraut und frey gegen mich. Etwa vor einem halben Jahre, wie Du die Seltenheiten nach Hauſe ſchikteſt — o daß der Tag ausgeſtrichen wäre, aus dem Regiſter meines Lebens! — kam ich hieher, ſie führte mich auf Dein Zimmer, zeigte mir alles — ich ſcherzte, nahm mir auch wohl zu viel Freiheit, — ihre Vertraulichkeit, ihre Zudringlichkeit, ihre Bereitwilligkeit — kurz Freund, erſpare mir meine Schande zu geſtehn — ich fiel — und verfluche mich und ſie, ſie iſt ein Geſchöpf jeden zur Hand, laſſ' es drauf ankommen.

Raimund (fällt in einen Stuhl). Gott! — was hör' ich! Sophie! du kannſt mich ſo, ſo unerhört hintergehn wollen? du kannſt mir bey einem ſo beflekten Gewiſſen deine Hand geben wollen.

Wille (erſtaunt). Was hör' ich? Freund? — wie?

Raimund. Geh', verworfner Böſewicht! biſt Du der religiöſe Mann? — der Mann, der ſo die Tugend über alles verehrt? (ſpringt auf) Verführer der Unſchuld! Ungeheuer, daß die Hölle ausſpie! Freund? Teufel biſt Du! (zieht) vertheidige Dich! — Was will ich? — ſoll Temperament über Vernunft ſiegen? — wirklich, das fehlte noch, daß ich mich mit dem Blute eines niederträchtigen Verführers, — eines Tartüffe beflekte. — Nein! noch war es Zeit! ruhe du in deiner Scheide, Mordgewehr!

Wille. Freund, höre mich —

Raimund. Misbrauche den edlen Nahmen nicht, er iſt ein Heiligthum, Deine Molchszunge profanirt. Dein Gewiſſen ſey Deine Strafe, es foltre Dich wie Millionen böſe Geiſter und ſcheuche jeden Augenblik Ruhe aus Deinem Herzen. Verräther Deines Freundes! Wiſſe Elender! ich, ich liebe Sophien. — Sophie, Sophie du ſchreibſt mir alle Verſicherungen der Liebe und ruhſt in den Armen eines Andern! — Teufel Du haſt ein Band zerriſſen, das! — geh' aus meinen Augen — ich fühl's, ich koche auf — (fällt in einen Stuhl)

Wille. Ich gehe Freund. Laſſ' Deinen Zorn verrauchen und dann will ich mich rechtfertigen. Danke dem Himmel und meiner Offenherzigkeit, daß Du von einer Elenden befreyt worden, der jeder willkommen iſt. — Ihre

Abſicht war mich oder Dich — ſchön! ſie wird geſtraft! — Leb wohl (ab).

Eilfter Auftritt.

Raimund. (hernach) Johann.

(Nach einer Pauſe) Sophie! Sünderin ohne gleichen! Du verſicherſt mir ewige Liebe — und haſt — kann ich's nennen — und der Verworfene iſt mein Freund! Himmel und Hölle iſt das erhört? — Johann.

Johann. Mein Herr zu dienen, da iſt eben von der Poſt — der Poſtil —

Raimund. Nichts jezt! Mamſel Sophie ſoll zu mir kommen.

Johann. Zu dienen, aber da —

Raimund. Kein aber, thu' was ich Dir ſage.

Johann (im Abgehn). Ey, ey!

Raimund. Bin ich der einzige, den Du lieben kannſt? ha! Schlange, daß ich Dir den Kopf zertreten könnte! — Rache! Rache! — beleidigte Liebe, beleidigte Freundſchaft! — — Aber, wie ſoll ich mich rächen? (geht nachdenkend hin und her) Ja! ſo ſey es! wie ein weiſer Mann. Ich will ſie behandeln, als Leute, die geſündiget haben — die meine Verachtung und meinen Stolz verdienen. Ich will ſo handeln, daß ich ihren Verluſt nicht zu empfinden ſcheine, ſie aber — ſollen fühlen, daß ſie mich verlohren haben. — Schon hör' ich ſie. Fried' und Ruhe, holde Gottheiten, beherſcht doch in dieſem Augenblicke meine ganze Seele.

Zwölfter Auftritt.

Sophie (kommt gelaufen fällt **Raimund** um den Hals, der ſie ganz artig zurük hält.)

Sophie.

Was befehlen Sie, mein Geliebter! —

Raimund. Ein wenig zurükhaltender Madmoſel, wenn ich bitten darf. (bey Seite) Nie ward ich von ſolchen Empfindungen beſtürmt.

Sophie. Was fehlt Ihnen, mein Beſter? o laſſen Sie doch die üble Laune, Sie verbittert Ihnen ja Ihr Leben und macht Ihnen tauſend Freuden zunichte.

Raimund. Wirklich! — Doch Sie haben recht, wezu auch die üble Laune, beſonders in meinem Fall, da mich ein gutes, ſchuldloſes und tugendhaftes Mädchen liebt? Warhaſtig die gröſste Thorheit! nicht wahr Sophie? und doch — (faßt ſie an der Hand) Sophie war ich, bin ich wirklich der einzige Mann, den Sie lieben? und den Sie nach eignem Geſtändniſſe ſeit zwey Jahren geliebt haben?

Sophie. Schon wieder Ihr altes Mistrauen? liebſter Raimund glauben Sie doch meinen Verſicherungen! Befehlen Sie, wie ſoll ich Sie überzeugen? alles, alles was Sie verlangen.

Raimund. Ich glaub' es, daß Sie alles thun, um glauben zu finden. Nein das iſt nicht auszuſtehn! — Bey Gott! wer hat Ihnen dieſe dreuſte, freche Miene gelehrt? wer lehrte Sie die Larve der Unſchuld und Tugend ſo ſchön anlegen? wat dieſes unreine Herz unter dem ſchuldloſen Blicke verborgen? — Ich bitte recht ſehr, Sie ſind entdekt, zeigen Sie ſich doch in Ihrer wahren Geſtalt und Sie ſollen mir lieber ſeyn.

Sophie. Herr Raimund, mein Geliebter —

Raimund. Stille, ſtille! befürchten Sie nicht, daß Ihre Zunge erſtarrt, wenn Sie das Wort Geliebter ausſprechen, da Ihr Herz nichts davon weiß? doch es mag Ihnen zu geläufig ſeyn! ſo geläufig, wie Ihrem Herzen die Untreue.

Sophie (bey Seite). Gott was ſoll das werden! — Was wollen Sie damit ſagen, mein Beſter?

Raimund. Nichts meine Sophie! als daß Sie, indem Sie mir ſchriftlich, unaufgefordert, auf das feierlichſte Ihre Liebe verſichern, hier auf meinem eignen Zimmer, Unſchuld und Tugend, — wann Sie nicht ſchon lange dahin waren — an meinen beſten Freund verhandelt haben. Weiter nichts! gewiß auf der Gotteswelt weiter nichts!

Sophie (auſſer ſich). Gott!

Raimund (bey Seite). Das hat Wirkung.

Sophie. Gott! beſter, liebſter Herr Raimund, wer hat Ihren Argwohn auf eine ſo grauſame Art rege gemacht?

Raimund. Niemand Madmoſel! Niemand als Freund Wille, er iſt ſehr offenherzig gegen mich. Auch hat er mir ſeinen Abſcheu gegen Sie entdekt, er hat Sie verwünſcht; verflucht bis in den Abgrund der Hölle Faſt möcht' ich ſeinem Beiſpiel folgen. Allein ich habe Sie zu ſehr geliebt. Ich beklage Ihr Schikſal — weiter aber kann ich nichts! — Auf meine Freundſchaft, ja — da können Sie rechnen, ſobald Sie aufhören eine ſo zweideutige Rolle zu ſpielen. Sie haben durch Ihren Leichtſinn einen Mann verlohren, der Ihnen gewiß war. — Doch genug! geſchehne Sache kann nicht ungeſchehn gemacht werden. Ich beklage Sie nochmals, ich werde mich bemühen Sie zu vergeſſen, Ihnen — wird das nicht ſchwer werden. Leben Sie wohl. — (ab)

Sophie. (nach einer Pauſe) Gott! kann ein Mädchen mehr gedemüthiget werden? ich bin alſo unglücklich! ganz!

alle meine Hofnung verſchwunden wie ein Nebel. Und wovon? — daß mir zu früh die Kareſſen der Männer angenehm waren. Mädchen merkt's euch! Böſewichter lachten meiner Schwachheit — und Rechtſchaffene vertrieb mein Leichtſinn. Wozu ſoll ich mich nun entſchlieſſen? — noch bin ich in den Jahren, die Koquette zu ſpielen, allein, mit der Zeit, wenn ſich die Jahre häufen und ich immer ſo abfahre! — i nun, ſo werd' ich am Ende eine Betſchweſter.

III.

Auszüge.

Nachrichten aus Madrid.

(Aus Dalrymple Reiſen.)

Madrid den 29. July 1774.

Geliebter Freund!

Aus einem kurzen Aufenthalt in der Hauptſtadt können Sie wenig wichtige Nachrichten erwarten, doch will ichs ſo wie meine Vorgänger wagen, meine Anmerkungen und Beobachtungen über den Hof und den Ort mitzutheilen: wenn ſie Ihnen nur in geringſten unterhaltend ſind, ſo wird mir Ihre Zufriedenheit meine Arbeit überflüßig erſetzen.

Madrid liegt auf verſchiedenen kleinen Hügeln, an deren Fuß der Manzanares ein kleiner Bach, der jetzt faſt trocken, fließt. Die Stadt iſt mit einer Art Mauer von Thon umgeben, und hat an verſchiedenen Seiten Thore. Man hat durch dieſe Verſperrung die Einbringung der Lebensmittel und anderer Sachen, ohne die Auflagen zu entrichten, verhüten wollen.

Ich bin die Stadt zu zweien verſchiedenenmalen umritten, und ſchließe, daß ſie ſieben engliſche Meilen im Umfang hat. Sie iſt bien percée, wie die Franzoſen ſich ausdrüken. Einige Gaſſen, wie die Calle de Atoche, Carrera de San Geronimo, Calle de Alcala u. a. ſind breit und ſchön, beſonders die leztere, die am Eingang beynahe zweyhundert Fuß breit iſt. Sie werden vollkommen ſauber gehalten, ſind wohl gepflaſtert und erleuchtet, und alle funfzehn bis ſechszehn Schritte ſtehen Lampen.

Die Policey iſt nach dem Plan der von Paris, ſehr gut eingerichtet. Die Stadt iſt in verſchiedene Diſtrickte eingetheilet, von denen jeder viele kleinere wiederum unter ſich begreift; jeder große Diſtrickt hat einen Richter, der alle unbedeutende Zänkereien und kleine Verbrechen entſcheidet und beſtraft.

Der neue Pallaſt iſt für ein prächtiges Gebäude zu achten, obgleich Kenner ſagen, daß er ohne Geſchmak iſt. Es iſt ein großes viereckichtes ſteinernes Gebäude, an einer Anhöhe, an der Abendſeite der Stadt. Nach dem Riß ſoll es zwey Flügel haben, ſie ſind aber noch nicht angefangen, und werdens auch vermuthlich nie werden. Der Zugang zu dem Pallaſt iſt ſchlecht, man ſieht ihn nicht, bis man dicht davor iſt. Der Eingang und die Treppen ſind ſchön. Der große Staatsſaal iſt ein ungemein prächtiges Zimmer von neunzig Fuß lang und ſechs und dreißig breit. Die Decke iſt al Freſko, gemahlt mit Figuren in Lebensgröße. Die Wände ſind mit carmoſinrothen Sammet, ſauber mit Gold geſtickt, tapezieret und mit großen Spigeln gezieret: in den Gemächern iſt eine Gemäldeſammlung von den vornehmſten Meiſtern. Der berühmte Mengs, der viele von den Deckenſtücken gemahlt hat, ſteht mit einem großen Gehalt in des Königs Dienſten. Seine viele vortrefliche Arbeiten ſind der Aufmerkſamkeit der Neugierigen wohl würdig. Die Kapelle iſt eines der vollkommenſten und zierlichſten Werke der Kunſt. Es iſt von dem ſchönſten Marmor des Landes mit dazu gebraucht.

Der Retiro iſt an der Morgenſeite der Stadt, aber ein unbedeutender Pallaſt. Es giebt noch einige gute Gemählde darinn, die beſten aber ſind weggeſchaft. Die Gärten ſind groß; ein großer Theil davon iſt eingeſchloſſen, und dient lediglich zur Beluſtigung des Königs. Es iſt wenig merkwürdiges darin, außer eine ſchöne Statue von Philipp den vierten zu Pferde, und eine große Waſſerkunſt, welche hieher zu leiten wegen der hohen Lage große Summen gekoſtet hat.

Das Caſa del Campo (Landhaus) quer über den Manzanares eine Meile von der Stadt, iſt für einen Prinzen nur eine Hütte: in dem Park oder der Einſchließung, die zu des Königs Vergnügen dient, iſt nichts Merkwürdiges.

In der königlichen Rüſtkammer ſind viele alte Kriegswaffen und Harniſche, in großer Ordnung unterhalten. Zu der Bibliothek des Königes hat jedermann freyen Zutritt, kann fordern, was er für Bücher verlangt, und es wird, um die Aufmerkſamkeit der Leſenden nicht zu ſtören, das tiefſte Stillſchweigen beobachtet.

Ohngeachtet des erſtaunenden Vermögens einiger vom Adel, giebt es doch wenig Häuſer, die von auſſen ein glänzendes Anſehen haben. Der Herzog von Medina Coeli hat einen der größten Palläſte; aber er iſt weder von auſſen prächtig, noch innen zierlich. Die Zimmer ſind niedrig, ſchlecht geziert, und gothiſch meubliert: doch ſind einige ſehr ſchöne Spiegel aus der Königlichen Fabrick zu St. Ildephonſe darinn. Er hat ein Zeughaus, in welchem viele ſchätzbare Stücke von alter Rüſtung und antique Büſten ſind: auch hat er eine öffentliche Bibliothek, die alle Tage zu gewiſſen Stunden offen ſteht.

Die Häuſer ſind mehrentheils von Backſteinen: die der Adel bewohnet, ſind von außen übertüncht, und angeſtrichen: die Spuren der Eiferſucht ſind noch zu ſehn: vor allen Fenſtern ſind Rejas oder groſſe eiſerne Gitter. Einige Häuſer ſind ſehr hoch, von fünf, ſechs bis ſieben Stockwerken, beſonders auf dem plaza maior, einem großen Viereck, wo die Königliche Stiergefechte gehalten werden: zu andern Zeiten iſt es der Markt von grünen Waaren. Leute vom Mittelſtande bewohnen einzelne Stockwerke, wie in Edinburg, welches den allgemeinen Eingang zu vielen Familien ſehr kothigt und unangenehm macht. Die Hauptthür iſt das Behältniß aller Orten von Unreinigkeit und da ein Spanier mehr mauvaiſe honte, als die Frau vom Rambouillet beſitzt, ſo verrichtet er die Bedürfniſſe der Natur, die ſie öffentlich auf dem Felde verrichtete, hinter der Hausthür verborgen: dies iſt noch ein ſtarkes Ueberbleibſel mauriſcher Sitten. Wenn ein Haus erbauet wird, ſo gehört der unterſte Stock dem Könige, aber der Eigner kauft ſich gemeiniglich loß. Das Zollhaus und Poſtamt ſind neue und ſchöne Gebäude.

Die Kirchen ſind hier, wie in dem ganzen Lande ſchimmernd und mit Zierraten überladen, überdem zeigt ſich der mauriſche Geſchmack noch hier und da ungemein ſtark, kleine Thürmgen und kleine Kuppeln verunzieren alle ihre Tempel. Die Kapuziner ſind im Begrif, ob ſie gleich nur Bettelmönche ſind, eine ungeheure Kirche zu bauen, die unermeßliche Summen gekoſtet hat, und noch koſten wird. Die Geiſtlichkeit plündert und beraubt das ganze gemeine Weſen durch miniren, der Fürſt durch Sturm. Das Kloſter von Salezas hat eine artige kleine Kapelle; die Altäre ſind von feinem Marmor, und zierlicher Bildhauer Arbeit. Hier ſind auf ſechs und dreyßig Mönchs- und eben ſo viel Nonnenklöſter.

In der Stadt ſind zwey Kirchen, welche Schelmen, Dieben und Mördern zur Freyſtädte dienen. Das wirkte die Geiſtlichkeit aus, wie allen andern Kirchen dieſe Vorrechte genommen wurden.

Obgleich die Geiſtlichkeit in dieſem ſo wie in andern Ländern, ziemlich viel Macht hat, ſo iſt ihr ſolche doch ſeit einigen Jahren ſehr eingeſchränckt worden. Die Verordnung ohne beſondere Erlaubniß keine Novizien in den Klöſtern aufzunehmen, hat die Mönchsorden in Abnahme gebracht und wird es ferner thun. Man rechnet gegenwärtig auf 54000 Mönche, 34000 Nonnen und 20000 Weltgeiſtliche im Reich.

Die Gegenden um Madrid ſind nicht ſehr angenehm. Es giebt keine Villas oder Landhäuſer; keine Erfriſchungsörter umher. Der Prado ein öffentlicher mit Bäumen beſetzter Spatzierplatz an der Morgenſeite der Stadt, iſt die vornehmſte Nachmittagsbeluſtigung im Sommer; es verſammelt ſich täglich viele Geſellſchaft zu Wagen und zu Fuß daſelbſt.

Ich war verſchiedenemal am Hofe, während derſelbe ſich hier aufhielt; die ganze Königliche Familie hält des Mittags offne Tafel in abgeſonderten Zimmern; und die Etikette bringt es mit ſich, jedes Zimmer, während ſie ſpeiſen, zu beſuchen. Eine höchſt verdrießliche Beſchäftigung, für diejenigen, die dazu verbunden ſind; und es würde Befremden verurſachen, wenn die ausländiſchen Geſandten nicht beſtändig da wären. Don Ludwig, des Königs Bruder, wird als dem Range nach der Unterſte, zuerſt beſucht. Er iſt von Anſehn, der beſonderſte Sterbliche, den ich in meinem Leben geſehen habe; und er kann kein gröſſerer Sonderling in ſeiner Kleidung ſeyn, als ſeine Perſon iſt. Seit er Kardinal geweſen, iſt ihm alles verhaßt, was ihm nahe am Halſe kommt, daher muß ſein Schneider ſich wohl in Acht nehmen, daß dasjenige, was der Kragen ſeines Kleides ſeyn ſoll, nicht höher als über die Hälfte der Bruſt geht. Dieſer Prinz iſt von einer ſehr leutſeligen Gemüthsart, und wird von allen hoch geſchäzt. Nach ihm folgt die Infantin Donna Maria, die ein kleines unſchädliches Frauenzimmer zu ſeyn ſcheint. Alsdann geht man zu den beyden Infanten Don Gabriel und Don Anton. In der Königlichen Bibliothek ſah ich eine Ausgabe des Salluſts im ſpaniſchen, die vom erſtern überſezt ſeyn ſoll: Die Buchſtaben ſind der Handſchrift nachgeahmt, und der Druck ſehr ſchön. Von ihnen geht man zu dem Prinzen und der Prinzeßin von Aſturien; leztere iſt aus dem Hauſe Parma und ſcheint ſehr ungänglich zu ſeyn. Der Prinz hat ein ehrliches offenherziges Anſehen; alles was franzöſiſch oder italiäniſch iſt, Perſonen oder Sachen, ſollen ihm auſſerſt verhaßt ſeyn; die Prinzeßin aber hat ganz entgegen ſtehende Geſinnungen; und es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß ſie am Ende ihn bewegen wird, ſeine Denkungsart zu ändern. — Eine Probe ſeines Misfallens: — Der franzöſiſche Geſandte beſchwerte ſich laut, daß der Prinz immer ſpaniſch mit ihm redete. Es kam den Prinzen zu Ohren, und er fragte den Franzoſen, in welcher Sprache der Dauphin mit dem ſpaniſchen Geſandten zu Verſailles redete. Wie er zur Antwort erhielt in der franzöſiſchen, ſo fuhr er fort, ohne weiter darauf zu achten mit dem Geſandten in ſeiner Mutterſprache zu reden. Am lezten wird dem König aufgewartet, deſſen Perſon und Kleidung ein beſondres Anſehen hat. Er iſt von kleiner Statur, und hat eine Mahagony Farbe. Seit dreyßig Jahren hat man ihm kein Maaß zum Kleide genommen, daher hängt es ihm wie ein Sack am Leibe. Gemeiniglich trägt er lederne Weſte und Hoſen und wollene Kamaſchen. Bey der Tafel bringen die Pagen die Schüſſeln herein, und überreichen ſie einem von denen Herren, die die Aufwartung haben, der ſie auf die Tafel ſetzt. Ein andrer Edelmann ſteht neben dem Könige, und reicht ihm Wein und Waſſer, welches er vorher koſtet und knieend präſentiret. Der Primas iſt zugegen, das Gebet zu verrichten. Der Oberinquiſitor ſtehet ebenfalls auf der einen, und der Hauptmann von der Leibwache auf der andern Seite von weitem. Die Geſandten ſtehen nahe bey ihm im Kreiſe, und er unterhält ſich eine kurze Zeit mit ihnen, und dann entfernen ſie ſich in ein Gemach hinter ſeinem Stuhl: Die übrigen Hofleute machen einen zweyten Kreis ohne die Geſandten am Ende des Zimmers. Wenn er von der Tafel aufſteht, ſo werden alle, die ihm vorgeſtellt werden wollen, eingeführt, und wenn er dem Gouverneur von Madrid die Parole gegeben, ſo geht er ins Zimmer zu den Geſandten. So lange er zu Madrid iſt, geht er alle Tage einmal des Nachmittages auf die Jagd, es mag regnen oder ſtürmen: aber auf dem Lande, auf den Sitios des Morgens und des Nachmittags. Oft trabt er ſechs bis ſieben Meilen weit, und wieder zurück, ſo ſtark die Pferde laufen können. Für ſeine Begleiter iſt es ein ſehr beſchwerliches Leben, und es iſt nichts ungewöhnliches zu hören, daß ſeine Leibwache mit den Pferden geſtürzt, und die Schultern verrenkt, Arme oder Beine gebrochen hat u. ſ. f. Die Gegend um ſeine Palläſte iſt zu ſeiner Jagd eingehegt. Man erzählte mir, daß der König kurz vor meiner Ankunft im Sinne gehabt, die Krone niederzulegen, und ſich nach Cazerta bey Neapolis zu begeben, da er aber ein Jahrgeld von ſechzehn Millionen Kronen verlangt, ſo hätte der Rath von Caſtilien ſich ſeinem Entſchluße nach aller Möglichkeit widerſetzt; und ihm vorgeſtellt, das Land könne es nicht aushalten, jährlich um eine ſo unermeßliche Summe erſchöpft zu werden; darauf ſey er davon abgeſtanden; doch ſoll ihm der Gedanke noch ſehr im Sinne liegen.

Die Grandes hatten große Vorrechte: aber ſeit Philipp der fünfte den Thron beſtiegen, der ſie nach der Hauptſtadt zog, ſind ſie unter der Tyranney eines unumſchränkten Monarchen ſehr gefallen. Viele unter ihnen beſitzen ein großes Vermögen. Der Vorgänger des jetzigen Herzogs von Medina Coeli hatte bey dem Tode ſeines Vaters jährlich 84,000 Pfund Einkünfte und ſechs Million harte Thaler baar Geld. In fünf und zwanzig Jahren hatte er das Geld verſchwendet, und von ſeinen Gütern ſo viel er konnte, verpfändet. Man erzählt von ihm, daß, wie eine Komödiantin, die er unterhielte, ſich bey ihm im Winter über die Kälte beklaget, er ihr ein ſilbernes Braſero mit Goldſtücken angefüllt geſandt. Der jetzige Herzog hat eine ganz andere Einrichtung gemacht, jedoch koſtet ihm ſein Hausweſen eine beträgliche Summe. Alle dieſe große Familien haben Pagen, die vom Stande ſind, und welche ſie verſorgen, bisweilen bey der Armee u. ſ. f. In dieſem Theile der Welt geht die Gewohnheit noch im Schwange, Hofnarren zu halten. Oft habe ich des Herzogs von Alba ſeinen mit verſchiedenen Ordensbändern behangen geſehen. Eine Satyre auf dieſe Kinderſpiele! Er muß ſeinen Herrn des Morgens, ſo bald er erwacht, ein luſtiges Hiſtörchen erzählen, um ihn aufgeräumt zu machen. Der Herzog fordert ſo viel Witz von ihm, daß er beſtändig auf der Jagd darnach ſeyn muß. Es iſt kaum möglich zu errathen, wie dieſe Leute ein ſo erſtaunendes Vermögen verſchwenden können, als viele beſitzen: aber am Hofe ſich aufhalten; nie ihre Güter beſuchen, und es überhaupt unter ihrer Würde achten, ihre Sachen zu unterſuchen, oder ſich nur darnach zu erkundigen, macht ihre Verwalter reich und arm. Ueberdem werden ſie von Pferden, Mauleſeln, Bedienten und Aufwärtern aufgefreſſen Man hat mir geſagt, daß der

Herzog von Infantada für Aufwärter und Penſionen jährlich 12,000 Pfund ausgäbe. Sobad ein Bedienter in einem Hauſe aufgenommen wird, ſo kann er auf Lebenslang auf ſeinen gewiſſen Unterhalt rechnen, falls er nicht ein grobes Verbrechen begeht, und ſogar ſeine Kinder werden verſorgt. Die Frauenzimmer koſten ebenfalls viel. Die Großen halten das Ehebette nicht ſehr heilig; und ſeit das Haus Bourbon auf dem Thron iſt, hat die Eiferſucht ihren Stachel verlohren. Die Frauen geben ihren Männern nichts nach. Eine jede Dame hat wenigſtens einen Cortejo, und oft mehrere. Die Cadets von der Leibwache haben dieſe angenehme Bedienung; gemeiniglich mangelt es ihnen an Gelde, und ſie werden von den Schönen mit Mittel zu ihren Ausſchweifungen unterhalten. Perſonen vom Stande ſuchen nur die Befriedigung ihrer Begierden; und ſcheuen nichts, ihren Zweck zu erreichen. Galanterie oder Intrigue ſind zu feine Ausdrücke für ſie; es iſt das grobe Laſter der Unzucht ohne Schaam und Zurückhaltung, welches Krankheiten in eine Familie bringt, die von einem Geſchlecht auf das andre fortgeſlanzt werden. Die Gallico iſt ſehr gemein, und wird aus Mangel der Geſchiklichkeit in Behandlung der Kur, oft gefährlich, wenn ſie einmal eingewurzelt iſt. Ich wurde einem Titulo vorgeſtellt, der von dieſer Krankheit faſt verfault war, und ſich eine geraume Zeit damit geplaget hatte, und ſeine Gemahlin das artigſte Weibchen ſtarb allmählich. So ſieht man die Hälfte des Adels als einen verdorbenen und unreinen Stamm. Der Adel verwendet ſehr viel Geld auf ſeine Wägen; und doch ſind ſie noch im gothiſchen Geſchmak; ſie ſind mit überflüßigen Zierrathen überladen, und die Vergoldung blendet die Augen. An Gallatagen ſieht man Equipagen, die erſtaunende Summen koſten.

Das Volk geht hier durchgehends auf franzöſiſch gekleidet, niemand als der Pöbel trägt den Mantel: die

Weiber tragen die Mantilla oder Manta, wenn ſie auf der Gaſſe ſpazieren oder in die Kirche gehen. Seit dem Aufſtande 1766 darf niemand in Madrid einen niedergeſchlagenen Hut tragen. Um Ihnen die Denkungsart dieſes Volks kennen zu lernen, und als einen beſondren Umſtand muß ich Ihnen melden, daß zur Zeit dieſer Unruhe der Pöbel ordentlich ſeine Sieſta hielt, und dann wiederum nach ihren Sammelplätzen gieng. Die Regierung war ebenfalls ſo ſchläfrig, daß ſie daſſelbe that; ſo daß täglich zwiſchen der Regierung und dem Volk einige Stunden ein Stillſtand zu ſeyn ſchien. Endlich glaube ich, erreichte jene doch ihren Zweck; denn nun ſtehen an allen Ecken der Stadt Wachen und es gehen Patroullen zu Pferde und zu Fuß alle Nacht regelmäßig durch die Stadt; und der berühmte O Reilly iſt Gouverneur von Madrid: das ehmalige Betragen dieſes Generals zu Neu Orleans zeigt zur Gnüge, wie geſchikt er iſt, die Befehle eines tyranniſchen Prinzen auszuführen. Wie ich ihm meine Aufwartung machte, fand ich ihn im Reden ſehr ſtolz und gebieteriſch. Die hauteur mit der er den wenigen Officieren, die ihn beſuchen, begegnete, kam mit den engliſchen Begriffen von der Subordination nicht überein. Da dieſer Mann in dieſem Theil von Europa eine anſehnliche Figur gemacht hat, ſo will ich Ihnen in wenig Worten ſeine Geſchichte mittheilen.

Er wurde in der Schlacht Campo Santo in Italien verwundet, und blieb auf dem Schlachtfelde liegen. Ein öſterreichiſcher Soldat wolte ihm eben den Gnadenſtoß geben, um ihn nachher deſto bequemer ausplündern zu können. O Reilly beugte aber dem Unglük vor, indem er den Soldaten zurief, daß er ſeine Beute nicht kennete; denn er ſey ein ſpaniſcher Grand, der Sohn des Herzogs von Arcos. Dieſe Erklarung hielt wirklich des Räubers Hand zurück; er führte ſeinen eingebildeten Schatz zu dem Marſchall

Brown, dem ſich der liſtige Gefangne zu erkennen gab. Dem Marſchall gefiel ſein Betrug, gab ihm Aerzte und ſchickte ihn mit Ehrenbezeigungen in das ſpaniſche Lager zurück. Die Herzogin von Arcos, der dieſe Geſchichte erzählt wurde, nahm ihn von der Zeit an in ihren Schutz, und verſchafte ihm eine Compagnie, und bald nachher eine Majorsſtelle. In dem letzten deutſchen Kriege kam er als Freywilliger zur öſterreichiſchen Armee, muſte ſie aber bald wegen zu frey geführter Reden, verlaſſen. Hierauf gieng er zu den Franzoſen, wo er unter dem Marſchall von Broglio diente, und als der Krieg in Spanien ausbrach, kehrte er dahin zurück, machte von ſeinen in dem deutſchen Feldzügen erlangten Kenntniſſen viel Rühmens, und erhielt dadurch eine Brigade, mit dem Character eines Obriſten. Nach geendigtem Krieg ward ihm die Beſiznehmung von Neu Orleans aufgetragen, wo er niederträchtige und grauſame Handlungen verübte; doch dienten dieſe nur ihn bey ſeinem Herrn in Gunſt zu ſetzen; denn von der Zeit an, gieng es mit ſeiner Beförderung ungemein ſchnell, denn als einer der jüngſten Generalmajors ward er zum Generallieutenant und Generalinſpektor der Infanterie ernannt, und bekam dadurch vor vielen der Vornehmſten des Reichs den Vorzug. Hier können wir mit Polybius ſagen, „daß der Eifer und „Muth der Eigennützigen in einem deſpotiſchen Staat „mit neuen Vorzügen belohnt werden. Denn ein Tyrann „bedarf eines ſolchen Beyſtands noch deſtomehr, je mehr „ſeine Eroberungen ſich vergrößern; denn dadurch häuſt er „ſeine Beleidigungen; und vermehrt die Anzahl derer, die „er Urſache zu fürchten hat. Es beruht demnach die „wahre Sicherheit eines jeden Tyrannen völlig auf der „Stärke und Ergebenheit ſeiner fremden Soldaten.“ Da er bey dem König in höchſten Gnaden ſteht, ſo thut er in ſeinen Verrichtungen gerade ſo viel, als er will: da er vieles zu vergeben hat, wird er von vielen bis zum Ekel

geſchmei

geſchmeichelt. Doch muß ihn ſein herrſchſüchtiges Betragen verhaßt und verächtlich machen; und ſollte er einmal die Gunſt des Prinzen verliehren, ſo würde er bald von dem Gipfel der Ehre herabſtürzen, und untergehn, ohne einen Freund zu finden, der ihn tröſtete.

Die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit erſtreckt ſich auf fünf Meilen rund um die Stadt; man appelliert von derſelben an den königlichen Rath von Caſtilien; aber die Gerechtigkeit wird hier ſehr langſam verwaltet, und läßt ſich leicht erkaufen.

Dieſe Stadt wimmelt von franzöſiſchen und italieniſchen Fabrikanten und Krämer. Wenn man von einem Künſtler höret, ſo kann man ſicher glauben, daß es ein fremder iſt, denn die Künſte haben bey den Eingebohrnen nur wenig Fortgang gewonnen. **Ferdinand** der ſechſte hat hier eine Tapetenfabrike angelegt, wo auf zwanzig Stühle im Gange ſind. Auch iſt hier eine Porcellanfabrike, doch wird nicht jedem erlaubt ſie zu beſehn. Dieſe Fabriken ſind aus kindiſcher Eitelkeit und Nachahmungsſucht angelegt, und dagegen iſt an andere von weit weſentlicherm Nutzen nie gedacht worden. Sie werden mit beträchtlichen Koſten durch königliche Milde unterhalten, denn ihre Produkte kann nur der Begüterte kaufen. Freylich dienen ſie dazu, etwas von den Schätzen aus den Klauen des Fürſten zu ziehen, und unter die zu vertheilen, denen es ſonſt wahrſcheinlich an Arbeit fehlen würde.

Bigotterie und Aberglaube in der Religion gehen hier noch im Schwange. Wie des Prinzen von **Aſturien** Sohn überaus krank, und von den Aerzten aufgegeben war, ſo wurden die Gebeine eines Heiligen von **Alkala** geholet, und in Proceßion nach dem Pallaſt gebracht, die Kur zu verrichten; aber zum Unglück hatte der Heilige keine Luſt, dies Wunder zu thun, und das arme Kind ſtarb. Kein Frauenzimmer ſteigt in die Kutſche, um hundert Schritte zu fahren, kein Poſtknecht aufs Pferd, ohne ſich mit einem Kreuz zu bezeichnen: ſogar über die Rechnung einer Zeche, und die Aufſchrift eines Briefes wird ein Kreuz geſchrieben. Auf den Gaſſen giebts beſtändig Proceſſionen, das Volk liebt ſie, und die Geiſtlichkeit beſtärkt es darin.

Es giebt eine Geſellſchaft in dieſer Stadt, von der einige des Abends auf der Gäſſe gehen, und mit ihren Stäben auf das Pflaſter ſtoſſen, am denen, welche Kranke im Hauſe haben, anzudeuten, ſolche herauszubringen, da ſie dieſelben dann ins Spital führen. Auch ſorgen ſie für arme und elende Perſonen, wenn ſolche auf der Gäſſen liegen. Die Spitäler ſind durchgehends ſehr reinlich und die Pflege gut, wie man denn auf letzteres immer ſchlieſſen kann, wenn die Aufwärter ihre Arbeit aus Bewegungsgründen der Religion verrichten. Während meines Aufenthalts ſind hier ſchon zwey Stiergefechte geweſen. Nach meiner Muthmaſſung kann das Amphitheater 10,000 Leute faſſen; bey dem einen wurden ein Mann und fünf Pferde getödtet. Der Hang zu dieſem Zeitvertreib iſt ſehr groß, und doch ſagt man, daß ſich der feurige Trieb dazu ſehr verlohren hätte. Der erſte Anfall auf den Stier iſt ſchön, und der Widerſtand eines Mannes zu Pferde giebt die männlichſten Ideen, aber der Beſchluß, wo es aufs Metzeln geht, iſt ſehr unangenehm.

Verſchiedenemal habe ich die Schaubühnen beſucht, in deren Anlage nichts merkwürdig iſt. Das verfeinerte Luſtſpiel findet auf derſelben keinen Platz, und die tragiſche Muſe wird von den Spielern nicht unterſtützt. Leid und Freude wird in langen und ekelhaften Reden auf einerley Art, mit einem geſetzten Geſicht, einer albernen Monotonie, die die Zuhörer einſchläfert, hergeſagt. Schalkspoſſen zeigen ſich freylich in voller Stärke und ſind mit dem ernſthaften eben ſo ſehr als mit dem komiſchen vermiſcht. Der **Gracioſo** und die **Graciola** werden beſtändig eingeführet, die Aufmerkſamkeit der Verſammlung auf ſich zu ziehen, und ſie durch Grimaſſen Scherze und drollichte Einfälle lachen zu machen. Die Farcen, die zwiſchen den Akten der Hauptſtücke vorgeſtellt werden, ſind bisweilen launigt, oft auch pöbelhaft. Gemeiniglich ſind es verliebte Auftritte in einem Gaſthofe, auf öffentlichen Spatziergängen, in einem Eishauſe u. ſ. w. Und da Liebeshändel die wichtigſte Beſchäftigung dieſer Leute iſt, ſo werden die liſtigen Ränke beyder Geſchlechter ihren Zwek zu erreichen, auf eine ſatyriſche Art vorgeſtellet. Das Modelaſter der Cortejos bey verheyratheten Frauen wird beſtändig beſchämet. Die Tonadillas oder muſikaliſche Geſpräche von einer dieſem Lande beſonders eignen Compoſition, die zwiſchen den Akten geſungen werden, ſind lebhaft und angenehm. Der Fandango, der ebenfalls nach den Farcen gebraucht wird, iſt ein üppiger Tanz, der von Weſtindien gekommen, und den die Eingebohrnen ſo ſehr liebten, als die Engländer die Hornpipe pflegten. Ich glaube, daß dieſer Tanz eigentlich von der Küſte Guinea ſeinen Urſprung hat. Ich habe zu Tetuan die ſchwarzen Soldaten des Kayſers von Marocco mit Caſtagnetten in Händen, auf eine ähnliche Art tanzen ſehn. Im Sommer wird komiſche Oper geſpielt, die ſie Zarzuela nennen; ich war in einer; es war eine Ueberſetzung der franzöſiſchen: der König und der Pachter nach dem engliſchen Müller von Mansfeld, Stimmen und Muſik waren überhaupt nur ſchlecht. Wie man mir geſagt, haben die Spanier über 10,000 Schauſpiele in ihrer Sprache. Der mir dieſes berichtete, hatte ſeiner Verſicherung nach ein Verzeichniß von 8000 Stück geſehen, unter denen Lopez de Vega und Calderon in groſsem Anſehen ſtehen. Ich zweifle nicht, man werde in aufgeklärten Zeiten die Schönheit des erſten, als des berühmten Zeitgenoſſen und Correſpondenten Shakeſpear's von den Schutthäuſen, unter denen ſie verborgen liegen, reinigen, und ein andrer Montangne werde durch Aufſtellung derſelben ſeinen Namen unſterblich machen.

Am 26. ging der Hof nach St. Ildephonſe. Die Truppen ſtunden unter dem Gewehr an beyden Seiten der Heerſtraße, ſo weit ſie reichen konnten; auſſer der Garde zu Pferde und zu Fuß, waren drey Regimenter Fußvolk, und ein Regiment Reuter da. Die Guardia de corps. (Leibwache) begleitete die Kutſchen, welche ſo hart jagten, als ſie konnten. Von der Mitte des Jenners bis kurz vor der heiligen Woche hält ſich der Hof im Pardo auf; dann iſt er bis nach Oſtern in Madrid und wohnt dort den Kirchenceremonien der heiligen Woche bey: bis in der Mitte des Juny zu Aranjuez; dann wieder drey Wochen oder einen Monat zu Madrid: bis Oktober zu St. Ildephonſe; dann abermal bis Januar zu Madrid; und ſo geht es Jahr aus Jahr ein.

Hier kommt eine wöchentliche Zeitung heraus, in denen die Neuigkeiten andrer Länder erzählt werden; aber von den Reichsangelegenheiten, die Beförderungen in der Kirche und bey der Armee, und Bewegungen des Hofs ausgenommen, ſagt ſie kein Wort

Es ſollen 300,000 Einwohner in dieſer Stadt ſeyn, aber ich vermuthe, daß die Anzahl ſehr vergrößert iſt.

Man rechnet, daß zu Auguſts Zeiten funfzig Millionen Einwohner auf dieſer Halbinſel geweſen. Unter der Regierung Ferdinand des Katholiſchen waren neunzehn Millionen auf derſelben, und gegenwärtig nicht mehr als zwiſchen neun und zehn.

Ich beſorge, daß ich hier werde aufgehalten werden, denn ich befinde mich von gar zu viel zu mir genommenen Eiswaſſer ungemein übel. Dieſes Getränk iſt in dieſem

Klima zu dieſer Jahreszeit beſonders angenehm. Inzwiſchen will ich mich, wo möglich morgen früh nach dem außerordentlichen Gebäude dem Eskorial auf den Weg machen. Ich ſchlieſſe mit der Verſicherung, daß ich bin ꝛc.

IV.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

I.

Ueber die militäriſchen Strafen der Römer.

Schon oft haben Männer von Einſicht gezeigt, daß Strafen, welche nach den Geſetzen der Weisheit und Klugheit eingerichtet ſind, zu Obliegenheiten antreiben, Behutſamkeit empfehlen, den Beſtraften beſſern und den Beleidigten rächen können; aber ſie haben auch zugleich eingeſtanden, daß die Strafen keine hinreichende Kräfte ſind, die den Menſchen geſchikt machen, nur gute Handlungen zu unternehmen und ſeine Verbindlichkeiten eine ununterbrochene Gnüge zu leiſten. Der eigentliche Zwek der Strafen kann daher nicht ſeyn, dem Verbrecher ein Uebel anzuthun, welches ſeiner Bosheit proportionirlich wäre. Die Abſchreckung Andrer iſt vielmehr der eigentliche Hauptzweck der Strafe, welcher mit einigen Nebenzweken als mit Ausrottung und Wegſchaffung des gefährlichen Menſchen, mit Rächung des B[illegible]digten, mit moraliſcher Beſſerung des Geſtraften bis[illegible]len, aber doch nicht immer, verbunden ſeyn kann. Der Geſetzgeber muß für jede Art der Verbrechen eine paßliche Strafe wählen, die er für die wirkſamſte zur Abſchreckung Anderer hält und dabey auf die Quelle ſtrafbarer Handlungen, die in den verderbten Leidenſchaften der Menſchen zu ſuchen ſind, ſeine Rückſicht nehmen. Der Maasſtab für die Größe der Verbrechen iſt der Schaden, den ſie der Republik bringen, und je ſtärker der reizende Trieb dazu iſt; um deſto kräftigere Mittel müſſen zur Abwendung gebraucht werden.

Das Verbrechen des Soldaten iſt entweder ein gemeines Verbrechen, das auch andre auſſer dem Kriegesſtande begehn können, oder es iſt eine Abweichung von den Pflichten ſeines Militärſtandes. Der Soldat kann ſich daher eine Strafe zuziehen, die auch andere auſſer ſeinem Stande in ähnlichen Verbrechen empfangen, aber die Strafe richtet ſich nach den Kriegsartikeln.

Die eigentliche Abſicht der militäriſchen Strafen, Andre abzuſchrecken, iſt um ſo erforderlicher, je weniger ſonſt eine Menge meiſt ſchlechterzogner Leute, aus väterlicher Zucht entlaufner Söhne und ausſchweifender Waghälſe unterzujochen und nach dem Wink des Befehlshabers zu lenken ſeyn dürfte. Werden die Kriegsſtrafen aus dieſem Geſichtspunkte angeſehn, ſo wird man ſie nicht für zu ſtreng, noch für zu unproportionirlich erachten.

Wer in den Militärſtand tritt, giebt ſeine natürliche Freyheit und Unabhängigkeit auf und verbindet ſich durch den Eyd zur genauſten Befolgung der ihm bekanntgemachten Vorſchriften. Er tritt einer Geſellſchaft bey, wo er zur Sicherheit ihrer Mitglieder Sorge zu tragen hat, daß weder durch ihn, noch durch andre, Beleidigungen erfolgen. Die Uebel, welche der Uebertreter jener Vorſchriften unausbleiblich empfinden ſoll, mußten gröſſer ſeyn, als irgend einer von der Uebertretung gehofter Vortheil. Daher wurde die jedem Verbrechen angemeſſene Strafe nicht blos vorher beſtimmt, ſie wird auch, um die Angemeſſenheit zu erhalten, und zur Abſchreckung Andrer, wirklich an hinlänglich gravirten Verbrechern vollzogen.

Nach dieſen Grundſätzen müſſen die **militäriſchen Strafen der Römer** erwogen werden. Ich ſelbſt ſchätze nachſtehende Abhandlung nicht von der Seite des Neuen. Ich beeiferte mich nur, die antiquariſchen Nachrichten mit Prüfung zu ſammlen, das Verhältniß der Strafen richtig zu beſtimmen und Roms vormalige Einrichtung in Erinnerung zu bringen.

Wer zu römiſchen Kriegesdienſten ausgeſucht war, mußte ſchwören, der Republik, oder nachher bey abgeänderter Regierungsform, dem Kayſer getreu zu ſeyn, niemals ſeinen Poſten oder Schlachtordnung als auf Befehl des Feldherrn zu verlaſſen und aus Furchtſamkeit dem Feinde nicht einen Schritt zu weichen. Nach abgelegtem Eide wurde er bewafnet, mit Soldaten-Kleidern verſehen und zu ſeiner Fahne und Regiment angewieſen.

Die gewöhnlichſte Anwerbung römiſcher Soldaten unterſchied ſich einigermaſſen von der heutigen Rekrutirungsart. Die beſte junge Mannſchaft der Römer mußte auf dem Marsfelde oder Markte zuſammen kommen. Dort ſaſſen die Conſule auf Stühlen und riefen ſo viele mit Namen, als ſie etwan zu werben für nöthig erachteten. Die Aufgerufene mußten ſich nach einem Stabe von 5 Fuß und drey Unzien meſſen laſſen; wer nicht zu dieſer Höhe reichte, wurde zurück gewieſen. Unter 17 und über 46 Jahre konnte ſich niemand ausſchlieſſen, oder es müßten wichtige Urſachen als Krankheit, Gebrechlichkeit geweſen ſeyn, weswegen er dem Staate ſeine Kriegsdienſte abſchlagen konnte. Ein funfzigjähriger Mann wurde jedesmal für frey erklärt.

Drohete der Republik ein unvermutheter Einfall der Feinde, ſo hielt ſich jeder auch ohne ordentliche Anwerbung verpflichtet, die äuſſerſte Gefahr abzuwenden, und aus jeder Zunft fand ſich eine Menge freywilliger Bürger ein, welche ſich dem commandirenden Feldherrn zu Kriegsdienſten darbothen.

Bey Roms republikaniſcher Verfaſſung konnte die ſcharfe Kriegszucht nur nach und nach eingeführt werden. Ein zuſammengeraſtes Volk wie Roms erſte Bewohner waren, ließ ſich nicht deſpotiſch behandeln um dem Republikaner gieng es hart ein, als Soldat bey Darwagung ſeines Lebens noch ſchimpfliche, ſchmerzhafte, oder wohl gar Kapitalſtrafen befürchten dürfen. Je aufgeklärter die Denkungsart der Römer, und je blühender ihr Staat in der Folge der Zeiten wurde, um ſo ſorgfältiger ſuchten ſie einer künftigen Verderbniß vorzubeugen und nicht nur durch Ermunterung und Beſolgung, ſondern auch durch paßliche Strafen für jede Art von Verbrechen ihre bürgerlichen und militäriſchen Einrichtungen zur Abſchreckung Anderer zu beveſtigen.

Man mochte als Soldat gegen die Kriegsgeſetze, oder als Bürger des Staats gegen die allgemeinen Geſetze gehandelt haben, ſo ließ ſich die Zurechtweiſung ſelten mit Worten allein bewirken: Hauptſächlich führten **Appius Claudius, Craſſus, Cäſar, Aurelian**, eine ſtrenge Kriegszucht ein. Die Ordre iſt trefflich, welche Aurelian einem hohen Officier gab: „Willſt du ein Tribun ſeyn, und dem Leben erhalten, ſo ſieh darauf, daß die Soldaten ihre Hände bey ſich haben, damit keiner auch nicht ein Huhn oder Schaaf wegnehme, die Weinberge nicht beſchädige, der Fruchtfelder ſchone, kein Oel, Salz oder Holz mit Gewalt fordere, ſondern ſich mit ſeinem Solde begnüge. Dem Feinde darf er Beute abnehmen, aber in unſern Provinzen ſoll niemand über unſre Soldaten Klage erheben

„oder Thränen vergießen dürfen.“ So ſtreng auch die Kriegszucht dieſes Kaiſers ſchien, um ſo empfindbarer war auch ſeine Gnade und Wohlthätigkeit gegen die Armee. Pflegten ſonſt die Fibulä der gemeinen Soldaten nur von Silber zu ſeyn, ſo erlaubte er ſie von Gold. Er war der erſte, welcher an die Kriegskleidung, Paragnuda, ein, zwey, drey bis fünf Binden (pentelores) gab. Solche Ermunterungen machten den Soldaten unverdroſſen in ſeinem Dienſt, beherzt zu Unternehmungen, und ſtandhaft in der Treue.

Sonſt hieng die Beſtimmung militäriſcher Strafen von dem Gutbefinden des Tribuns ab, und der Proceß war ſo ſummariſch, daß kein Kriegsrecht vorher über den Delinquenten gehalten wurde.

Waren ganze Regimenter pflichtvergeſſen, ſo geſchah die Auslоſung zu zehn, zwanzig, hundert. Die Gefahr der übrigen, auch als Verbrecher hingerichtet zu werden, war ſchreckhaft und warnend genug. Seltner wurde die ganze Legion zur Todesſtrafe verdammt. Als der Conſul Petitius in der Schlacht gegen die Ligurier blieb, beſchloß der Senat zur dreyfachen Strafe, daß dieienige Legion, durch deren vernachläſſigte Schuldigkeit Petitius ſein Leben verlohren, völlig von den übrigen Legionen entfernet würde und ein ganzes Jahr ohnabgerechnet von den Dienſtjahren und überdies ohne Sold dienen ſollte.

Haben alle gerechte Strafe ihre Beziehung auf die Strafbarkeit des Verbrechers, ſo mußten die Beſtrafungen der Soldaten bald gelinder, bald härter geſchehen. In Rükſicht auf die Ehre gab es ſchimpfliche Strafen; die ſchmerzlichen wurden am Leibe und deſſen Gliedern ausgeübt; Capitalſtrafen verlangten die Endigung des Lebens. Wenige dieſer Strafen ſind itzt noch üblichen Kriegsſtrafen conform. Von einigen geben die alten Schriftſteller eine ſehr unbeſtimmte Nachricht.

I. Die

I. Die ſchimpflichen Strafen des Militärſtandes.

Dieſe Gattung der Strafen war den nachläſſigen und furchtſamen Soldaten am hauptſachlichſten beſtimmt. Vernachläſſigung im Ausputz der Waffen, Unſauberkeit der Kleidungsſtücke, ſchlechte Abwartung des Pferdes — am ſeltenſten Ungehorſam und Widerſpänſtigkeit veranlaßten eine ſchimpfliche Behandlung. Zuweilen war es nur Spötteley des Namens. Je nachdem das Verbrechen andern zur Warnung zu ahnden war, nachdem ſtieg auch die Stufe des Schimpfs, unbeſcholtene und brave Soldaten durch Herunterſetzen des ſchlechten Kameraden deſtomehr auszuzeichnen, diejenigen aber, die noch wankend in Beweiſung ihrer Schuldigkeit waren, deſto empfindſamer zu warnen.

1. Schimpfliche Namen.

Appius Claudius hart als Bürgemeiſter in der Stadt, im Felde aber ſo ſcharf, daß ſeine Soldaten aus Verdruß den Volſkern den Sieg mit gutem Willen überließſen, raffte die noch übrig gebliebenen wieder zuſammen, ſchob alle Schuld auf die Officiere, ſchimpfte ſie Stadtzunftmeiſter und Volerones, ließ einige Hauptleute und Fähndriche mit Ruthen peitſchen, und ſodann mit dem Beile hinrichten, von den gemeinen Soldaten aber allemal den zehnten Mann am Leben ſtrafen. Hatte er den Hauptleuten aus Spötterey **Tribunen des Volks** und **Volerones** genannt, ſo wolte er gleichſam ſagen: Ihr habt die Armee zu ſolchen Geſinnungen verleitet, und im Felde den Soldaten eben ſo gegen den Feldherrn aufgewiegelt, als die Tribuni plebis in Rom das Volk gegen den Senat aufzuhetzen pflegen; ihr ſeyd eben ſo wiederſpenſtig als ehemals **Volero**, welcher zwar die Charge eines Befehlshabers bekleidet hatte, aber wieder als gemeiner Soldat dienen ſollte.

Der Edelmuth des römiſchen Soldaten gieng ſo weit, daß einſt **Julius Cäſar** eine unruhige Legion, die mit den heftigſten Drohworten ihren Abſchied und Belohnungen forderte; weiter nicht zu beſtrafen brauchte, als daß er ſie **Bürger** (Quirites) und nicht wie ehemals Soldaten (milites) oder Kameraden (commilitones) hieß. Ohne Anſtand änderte die Legion ihre Sprache und behauptete: „wir ſind milites!“ Ein andermal hatten einige aufrühriſche Soldaten den **Coſconius** und **Galba**, zween geweſene Prätoren umgebracht! **Cäſar** ſtrafte ſie anders nicht, als daß er ſie **Quirites** und nicht Soldaten nennte.

An ſich war zwar die Benennung Quirites ein Lobſpruch, der ſeine Beziehung auf den Stifter von Rom hatte. **Cicero** brauchte es zum gewöhnlichſten Compliment in ſeinen Reden, daß er die verſammelten Römer gleich zu Anfange und dann in der Rede ſelbſt wohl ſiebenzehnmal Quirites nennte. Ein mit Ehren verabſchiedeter Soldat ſchämte ſich bey ſeinem nachherigen Aufenthalte zu Rom des Namens Quirite nicht. Nur im Felde und ſo lang er in Verpflichtung als Soldat ſtand, ſah man es für Beſchimpfung an, ein Quirite oder friedfertiger Bürger geheiſſen zu werden, der nur ruhige und bequemliche Tage ſuchte.

Eben ſo ſchimpflich war den kriegliebenden alten Deutſchen die Benennung Bärenhäuter, der auf der Bärenhaut liegt, ſeine Bequemlichkeit abwartet und die Strapatzen des Kriegs nicht übernehmen will.

Cäſar gab vielleicht die Veranlaſſung, daß die folgenden Kaiſer durch die Benennung Quirites diejenigen Soldaten bezeichneten, welche ſie abdanken wollten. Vom **Alexander Severus** erzählt **Lampridius**, daß er öfters ganze Legionen abgedankt und ſo herunter geſetzt habe, daß ſie aus Soldaten nachher Quiriten geworden. Eben dieſer Kaiſer drohete bey entſtandenem Tumulte: „Jetzt enthalhaltet euch des gräßlichen Schreyens, das ſich nur ins Feld ſchikt, oder ich danke euch alle zuſammen unter dem Namen Quirites ab; ja ich bin noch ungewiß, ob ich euch Quirites nennen würde; denn ihr wäret nicht werth, daß man euch noch zum römiſchen Volk rechnete.“ Endlich ſchrie der Kaiſer: „Packt euch als Quirites, und gebt das Gewehr ab!“

Von gleicher ſchimpflicher Bedeutung war das Wort Paganus, womit Antonius einſt die prätorianiſche Legion bedrohete: „Woſern ihr nicht den Sieg zu behaupten ſucht, ſo werde ich euch für Paganos und nicht für Soldaten erkennen.“

2. Entziehung des Solds. In den erſten Zeiten der Republik muſten die Soldaten auf ihre eigne Koſten im Felde leben. Erſt in dem Vejentiſchen Kriege im Jahr 347 nach Roms Erbauung wurde das Stipendium den Fußknechten, drey Jahre ſpäter aber auch der Reuterey, abgegeben und eine eigne Kriegskaſſe aufgerichtet, aus welcher die Löhnungen zu gewiſſen Zeiten ausgezahlt wurden. Wollte ein Kaiſer von der Zuneigung der Miliz gewiß verſichert ſeyn, ſo brauchte er die Verdoppelung des Solds zum thätigſten Ermunterungsmittel. Deſto beſchimpfender war es hingegen, wenn einem Soldaten die gewöhnliche Löhnung entzogen wurde, daß er einige Monate, wohl ein ganzes Jahr, ohne Sold im Felde ſtehen, und der Republik umſonſt Dienſte leiſten muſte.

3. Abänderung des Weizens in Gerſte. Die Löhnung wurde den Soldaten in Geld gereicht. Eßwaaren, als Brod, Fleiſch, Kraut und dergleichen erhielten ſie als Geſchenke ihres Wohlverhaltens. Bey der glücklichen Expedition des Decius wurde der Weitzen zum Brod zweifach abgegeben. Julius Cäſar traf die Einrichtung, die Soldaten nebſt baaren Solde auch mit Kleidern und Weitzenbrod zu verſehn. Gerſte hielt man für das ge-

wöhnliche Futter der Pferde, und es war eine beſchimpfende Abänderung, wenn das Commißbrod des feigherzigen Soldatens nur aus Gerſte ſtatt des Weizens gebacken war. Nach erfolgter Decimation war den verſchont gebliebenen eine ſolche Koſt beſtimmt.

4. Unangerechnete Dienſte. Ein Fußknecht hatte 20 Jahre, ein Reuter aber 10 Jahre als Soldat zu dienen. Nach Verlauf jener 20 oder dieſer 10 Jahre hatte er ausgedient, erhielt einen ehrlichen Abſchied und wurde für einen Emeritus erklärt; war auch nicht verbunden, die Beſchwerlichkeiten des Kriegs nochmals zu übernehmen. Schimpfliche Strafe war es daher, wenn ein ganzes Jahr nicht in Anrechnung kam. So wurde eine Legion behandelt, durch deren vernachläſſigte Schuldigkeit der Conſul Petilius von den Liguriern erſchlagen wurde. Statt daß 20 Jahre zur ehrlichen Dimiſſion erforderlich waren; mußte jeglicher Fußgänger ſodann 21 Jahre ſeinen Dienſt leiſten.

5. Ohne Gewehr und Soldatenhabit. Die Ehre des Soldaten wurde um ſo ſchimpflicher heruntergeſetzt, wenn er ohne Degen oder Waffen vor dem Prätorium Wache leiſten und mit bloſſen Füſſen und aufgelöſtem Rocke ſtehen, auch wohl noch Stangen halten und Raſen tragen mußten. Sich nicht gürten und ſeinen Soldatenrock nicht anziehen dürfen, war mit dieſer Beſchimpfung vergeſellſchaftet.

6. Quartier auſſer dem Lager. Groſſer Schimpf für den römiſchen Soldaten, welchem ein Quartier auſſer dem Lager angewieſen wurde, woſelbſt er ſich ohne Zelt unter freyem Himmel aufhalten und auf bloſſer Erde ſchlafen ſolte.

7. Marſch hinter der Armee her war Beſchimpfung des Feigherzigen, welcher die Fahne nicht ernſthaft genug vertheidiget hatte und nachher genöthigt war, blos bey der Bagage zu bleiben und hinter der Armee zu marſchiren.

8. **Unterſagte Geſellſchaft mit braven Soldaten.** Wer ſeine Waffen nicht reinlich gehalten, den Degen mit Roſt belaufen laſſen, die Kleidung beſchmutzt, oder als Reuter ſein Pferd ſchlecht gewartet hatte, daß es ſehr vom Fleiſch gekommen war, durfte in Geſellſchaft braver Soldaten weiter nicht erſcheinen.

9. **Aderlaß.** Je mehr Blut ſich an dem Rock und Degen des im Treffen ſich tapfer gehaltenen Soldaten ſehen ließ, deſto reicher ſuchte der Feldherr ſeine Lobſprüche und Geſchenke zu verwenden. Aber der Nichtswürdige mußte ſich zuweilen dem Spotte ausſetzen, daß ihm eine Ader geöffnet wurde, um das träge oder muthloſe Blut ſchimpflich zu vergieſſen, welches nicht zur Aufnahme des Vaterlandes verwendet worden.

10. **Degradirung.** Seine bisherige Bedienung niederlegen und eine geringere annehmen, war ſchon damals das zurechtweiſende oder abſchreckende Mittel, wodurch aus dem Officier ein Gemeiner, aus dem Reuter ein Fußknecht, aus dem Legionarius ein Triarius wurde. So ſollte **Volero**, der doch ein Befehlshaber geweſen war, wieder als gemeiner Soldat dienen, aber er wolte ſich zu dieſer Herrunterſetzung nicht verſtehen. Die beyden Bürgermeiſter **L. Aemilius Mamercinus** und **Vopiſcus Julius Julus** befohlen deswegen, daß ihm die Waffen durch die Liktoren ſolten abgenommen werden. **Volero** ſetzte ſich gegen ſelbige zur Wehre, und veranlaßte eine ſolche Aufwiegelung unter dem Volk, daß den Liktoren ihre Ruthenbüſchel (fasces) zerbrochen wurden und ſich die Bürgermeiſter genöthigt ſahen, auf dem Rathhauſe ihre Zuflucht zu ſuchen.

11. Schmerz-

II. Schmerzhafte Strafen des römiſchen Militärſtandes.

Viele haben ein langes martervolles Leben für ein größeres Uebel als den Tod ſelbſt, der allem Schmerze ein Ende macht, halten wollen und gemeint, ein Soldat von ſtarkem Körper würde dem kurzen Schmerz des Todes lieber hartnäckig ſeinen Hals darreichen, als ſeine zügelloſe Freyheit mit einer lebenswierigen ſchmerzhaften Sklaverey voll Verzweifelung vertauſchen. Deswegen ſuchten die Römer auch wohl einen geſunden ſtarken Böſewicht mit längerm Leben zu ſtrafen, ließen ihn bey immerwährender Gefangenſchaft durch harte Arbeiten dem Staate noch ferner dienen, und hielten die durch das ganze Leben, des Verbrechers fortgeſetzte Strafe unendlich warnender, als die Todesſtrafe, um den Zweck aller Strafen, andre von ähnlichen Vergehungen abzuſchrecken, deſto gewiſſer erreichen zu können.

Soldaten, die nicht fechten wollten, ſich heimlich aus dem Treffen wegzuſchleichen ſuchten, auf der Wache ſchliefen, andern Soldaten ſehr ſchimpflich begegneten, und andere dergleichen Verbrechen begingen, wurden mit Ruthen geſtrichen, vom Officier geprügelt, durch Brandmarkung bezeichnet, an Gliedern gelähmt oder einer Hand beraubt. [illegible]ch wol noch nach der Auspeitſchung wurden ſie als Sclaven an den meiſtbietenden verkauft, für unehrlich erklärt, von der Armee weggejagt und des Bürgerrechts auf immer unfähig erachtet. Bey der Verweiſung (exilium) beſtimmte man dem Verbrecher wilde ungeſittete Gegenden, wo er ſeinen Aufenthalt nehmen mußte. War es ein Schiffsſoldat, ſo ſetzte man den Verbrecher in ein Boot, und führte ihn an eine wüſte Inſel. Plinius rühmt von dem Trajan, daß er dieſe Strafe auch an den Verläumdern vollziehen laſſen.

1) **Die Auspeitſchung.** Der vornehmſte Officier berührete den ſtraffälligen Soldaten zuerſt mit der Ruthe, und dann ſchlugen ſämtliche Soldaten zu.

2) **Die Prügel** wurden für eine leidlichere Strafe, als die Ruthenhiebe gehalten. Die Hauptleute allein verrichteten dieſe Züchtigung. Der Ausländer wurde mit gemeinen Stäben geſchlagen; der römiſche Bürger hatte den Vorzug, daß Stäbe aus Weinrebenholz an ihm gebraucht wurden. Daher führten auch die Centuriones und Anführer der vornehmſten Truppen ſolche Stäbe von Weinrebenholz.

3) **Brandmaal vor die Stirn** ward zuweilen denen aufgedrückt, welche nach der Auspeitſchung von der Armee weggejagt und des Militärſtandes auf immer für unfähig erklärt wurden.

4) **Das Handabhauen** wiederfuhr denen, welche aus römiſchen Beſatzungen etliche mal zu den Feinden übergegangen waren oder ſich mit der Flucht von Schiffen retirirt hatten und nachher wieder in römiſche Gewalt kamen. **Frontin** erzählt, daß auch an Dieben dieſe Art der Strafe vollzogen worden.

5) **Der Beinbruch** war eigentlich eine Strafe für Sklaven. Der Verräther eines Briefes wurde vom Auguſt mit dieſer Strafe belegt. Aber auch freye Leute, wenn ſie als Verläumder entdeckt wurden oder Soldaten waren, die ihren angewieſenen Fahnen vorſetzlich nicht folgen wollten, mußten die Strafe des Beinbruchs an ſich vollziehen laſſen.

III. Lebensſtrafen des römiſchen Militärſtandes.

Schon Roms Soldaten hatten die ſtrengſten Geſetze, welche Ordnung unter ihnen erhalten ſollten. Dieſe waren mit beſtimmten Strafen auch wohl Capitalſtrafen begleitet, um die Beobachtung der Vorſchriften deſto ſicherer zubewirken.

ſen. . Die Todesſtrafe hat man immer bey dem großen Haufen für weit abſchreckender gehalten, als ein langes qualenvolles Leben in immerwährender Gefangenſchaft. Die auf gewiſſe Verbrecher unausbleiblich geſetzte Todesſtrafe macht auf die Herzen der Menſchen einen weit ſtärkern Eindruck und ſchrekt den wenig nachdenkenden unempfindlichen Soldaten mächtiger vom Laſter ab, als eine lang anhaltende erträgliche Strafe. Ein ewig ſchweres Gefängniß, öfters wiederhohlte öffentliche Ruthenſtreiche, ſind lange nicht ſo abſchrekend, als der Tod.

Deſerteure, Verräther, Aufrührer, vernachläſſigte Schildwachen, von Poſten entlaufene, oder ſolche, welche ſich ſchlecht vertheidigt, wurden ohne Weitläuftigkeit am Leben beſtraft, und bald todt geprügelt, bald mit dem Beil oder Schwerdte hingerichtet, bald von Felſen geſtürzt, bald aufgehengt, ſeltner erſäuft, am ſeltenſten verbrannt.

Die Decimation veranlaßte eine der allerſchimpflichſten Todesſtrafen, und wurde im Angeſichte des ganzen Heers auf eine erſchrekliche und traurige Art vollzogen. Eine ſolche Auszehntung hielten die Römer für die ſchiklichſte Beſtrafungsart, wenn eine ganze Armee oder doch eine beträchtliche Anzahl rebellirte, eine ſchädliche Flucht nahm oder ihrer Obliegenheit uneingedenk geweſen war. Man theilte das ſtrafbare Heer in Haufen, jeden von zehn Mann ein. Derjenige, welchen das Loos in jedem Haufen traf, hatte ſein Leben verlohren; alle Uebrigen, an die ſtatt des Weizens nur Gerſte zu Brod abgegeben wurde, ſtunden in Gefahr des Todes. Durch Hinrichtung des zehnten Manns wurde aber eine Menge brauchbarer Menſchen erhalten. So kam zwar die Furcht über alle, die Lebensſtrafe aber nur über wenige. Viele, die der Staat durch vollzogene Capitalſtrafen auf immer würde verlohren haben, konnten alsdann mehrere Jahre hindurch die erſprieslichſten Dienſte noch nachthun, ihre vorige Freyheit durch kühne Thaten erſetzen und ihre ehemalige Verachtung unter neu behauptetem Ruhm zur Vergeſſenheit bringen. So konnte ein Soldat, welcher ſeinen Poſten nicht behauptet hatte, und dem heſtigen Angriff der Feinde ausgewichen war, nachher ein ſtandhafter Saldat, oder noch verabſchiedet ein brauchbarer Mitbürger werden.

Es ſcheint, daß die Decimation von den Römern erfunden und kurz nach Verjagung der Könige eingeführt worden. **Appius** wird für den Erfinder angegeben. **Croſſus** erneuerte ihren verloſchnen Namen. Nachher haben ſich **Julius Cäſar**, **Auguſt**, deſſen Legat **Calvinus**, der Triumvir **Mark Antonius**, und die Kayſer **Galba**, **Macrinus Maximianus** und **Julianus** durch dergleichen militäriſche Strafen ausgezeichnet.

Von dem **Appius Claudius** erzehlte ich aber, daß er wegen mißlungener Unternehmung gegen die Volsker jeden zehnten Mann an Leben ſtrafen laſſen.

M. Licinius Croſſus ſchikte den **Mummius**, ſeinen Legaten mit zwey Legionen gegen den **Sparatcus** ab. Viele ſchmiſſen die Waffen weg und riſſen aus. **Croſſus** ließ deswegen den **Mummius** ſelbſt ſehr hart an, und verſahe die Soldaten nicht eher mit andren Waffen, als bis ſie ſich durch Bürgſchaft anheiſchig gemacht hatten, daß ſie ſelbige nie wieder im Stiche laſſen wollten. Die fünfhundert Mann, welche die Flucht zuerſt ergriffen hatten, theilte er, nach dem Plutarch in funfzig Haufen und ließ von jedem denjenigen, welchen das Loos traf, am Leben ſtrafen. Appian erzehlt es noch fürchterlicher, **Croſſus** habe alle Legionen eines ſchlechten Verhaltens beſchuldigt und ohne Rükſicht auf die Menge bey der Auszehnung bey viertauſend Mann umbringen laſſen. Dadurch brachte **Croſſus** die alte Kriegsſtrafe der Decimation wieder in Schwang, die ſeit langen Zeiten gänzlich abgekommen war.

So gelind auch Julius Cäſar einſt bey dem wichtigſten Treffen einem Fähndrich begegnete, welcher die Hauptfahne trug und ſich ſchon nach der Flucht umſahe, da er ihn nur bey dem Halſe anfaßte und ihn mit dieſen Worten herumdrehete: „dort ſind die Feinde!“ ſo unerbittlich ſtreng war er hingegen bey Auszehntung der neunten Legion: „Euch werde ich nach dem peterziſchen Geſetze behandeln „und die neunte Legion deswegen auszehnten, weil ſie „den Anfang zum Aufruhr machte.“ Ein allgemeines Wehklagen durchzitterte die ganze Legion und die Tribunen fleheten fußfällig um Pardon. Dismal ſchritt Cäſar ſchwer zur Begnadigung, endlich minderte er ſein Urtheil dahin, daß er aus 120 Rädelsführern nur 12 durch das Loos zur Strafe beſtimmen ließ. Als man ihm ſagte, einer von dieſen zwölfen wäre bey Ausbruch der Rebellion eben nicht zugegen geweſen, ſo ließ Cäſar den Hauptman, der ſelbigen damals verſchikt hatte, an deſſen Stelle umbringen.

Unter dem Commando des Octav Auguſts war die Auszehnung frequenter. Ca. Domitius Calvinus, ein Legat dieſes Auguſts in Iberien wurde der vorgenommenen Decimation wegen ein zweyter Croſſus genennt.

M. Antonius übte dieſe Strafe einſtmals an denjenigen aus, welche gegen die belagerten Meder in der Stadt Phraata aus Zaghaftigkeit ihre Schuldigkeit nicht gethan hatten.

L. Apronius ließ als Proconſul zur Zeit des **Tiberius** eben die Strafe vollziehen und den zehnten Mann mit Stöcken todtſchlagen. Caligula hatte es gleichfalls willens, vollzog aber den grauſamen Entſchluß nicht; Galba hingegen ließ ſich an der Vollziehung nicht hindern. **Macrinus** verfuhr nur darin gelinde, daß er nicht den zehnten, ſondern den zwanzigſten (viceſimatio) auch wohl nur den hundertſten (centeſimatio) Mann zur Lebensſtrafe beſtimmte und dadurch gleichſam ein neues Wort (centeſimauit) bekannt werden ließ. Maximian zehntete die chriſtliche Legion aus, welche vor dem Treffen keine Expiation nach heidniſcher Weiſe leiſten wollte. Als der Commandeur der perſianiſchen Truppen einſt die Avantgarde **Julians** des Abtrünnigen in die Flucht ſchlug, ſo gieng der Kayſer ſelbſt voll Feuer auf den Surena mit beſſerm Erfolg los, jagte aber zween Tribunen mit Schimpf weg, welche als Flüchtlinge ihr Leben der Ehre vorgezogen hatten, und von den gemeinen Soldaten ließ er jeden zehnten Mann niederhauen ohnerachtet er ſich faſt allein und ohne Bedeckung mitten unter ſo vielen Strafbaren befand, welche alle noch die Waffen in Händen hatten.

Wer Schildwachen und Patrullen vernachläſſiget, im Lager geſtohlen, ein falſch Zeugniß abgelegt, ſchändliche Handlungen mit Misbrauch ſeines eigenen Körpers unternommen, dreymalige Warnung wegen einerley geringen Verbrechens erhalten hatte, wurde **zum Todprügeln** (fustuarium) verdammt. Dieſe harte Todesſtrafe ſtund beſonders auf der Knabenſchänderey, welche Schärfe bey den Soldaten um ſo nöthiger war, je mehr ſich Jünglinge im Lager und je weniger Weibsperſonen ſich unter ihnen befanden. Deswegen billigte einſt **Marius** das Verfahren eines jungen Soldaten, welcher ſeinen Tribunus wegen einer ſchändlichen Anmuthung, die er auch mit Amtsgewalt forderte, ernſthaf ins Geſicht ſagte: “ du ſolſt wiſſen, daß „auch ich ein Mann bin„ — und ihn gleich auf der Stelle tödete.

Nicht der Liktor, nicht der Scharfrichter, hatte die militäriſche Todesſtrafe an den Soldaten zu vollziehen. Der **Tribunus** ſelbſt berührte den zum Tod verurtheilten zuerſt mit ſeinem Stabe, dann eilten ſämtliche im Lager befindliche Soldaten mit Prügeln auf ihn zu und ſchlugen dermaſſen, daß gemeiniglich der Tod erfolgte. Fügte es ſich zuweilen, daß der Verbrecher noch mit dem Leben davon kam, ſo wurde er dennoch für ſo ehrlos geachtet, daß er nicht wieder ins Vaterland zurükkehren, noch von den Seinigen aufgenommen werden durfte. Wollten bey dergleichen Executionen die Stäbe nicht zulangen, ſo war den Soldaten erlaubt, auch Steine ſtatt der Prügel zu nehmen und damit auf den Straffälligen loszuſchlagen. Dann und wann wurde der Unterſchied beobachtet, daß römiſche Bürger mit Stecken von Weinreben, die Verbrecher von Bundsgenoſſen aber mit gemeinen Prügeln ſo hart geſchlagen wurden. Statt der Stäbe bedienten ſie ſich auch wohl der Degen und hieben den Verbrecher mit gewaltiger Zerfleiſchung nieder.

Eine ſolche Todesart war nicht nur ſehr ſchmerzhaft und äuſſerſt ſchimpflich, ſondern auch für die ganze Armee eine ſchauderhafte und traurige Ereigniß. Die, welche der Auszehnung noch entgangen waren, hatten vorher die Todesangſt; und die, welche das Loos auszeichnete, wurden nicht nur den ſchimpflichſten Vorwürfen des Feldherren blos geſtellet, ſondern auch ohne Barmherzigkeit von ihren Kameraden ſo ſchmälich und wohl noch mit Schadenſreude der verſchontgebliebenen gemartert.

2) Beil und Schwerd. Der Verbrecher wurde an einen Pfahl angebunden und erſt mit Ruthen gehauen, ehe man ihm mit dem Beil den Kopf abhieb. Erſt unter den Kayſern wurde die Hinrichtung mit dem Schwerd eingeführt und für honetter und treffender geachtet. Nicht im Lager, ſondern vor dem Decumaniſchen Thor, das ſich an der hintern Seite des Lagers, der Porta prätoria gegen über, befand, verrichtete ein beſonders dazu beſtimmter Soldat, oft auch der **Tribunus** ſelbſt, die Enthauptung. Zeichnete ſich der Verbrecher durch ſeine Vergehungen beſonders aus, ſo blieb der Körper unbegraben liegen.

3) Abſtürzung von dem tarpejiſchen Felſen. Ohnerachtet dieſe Steinigung öfters nur von einem unbeſtimten Felſen geſchah, ſo führte ſie doch ihren Namen vom

Felſen des Capitols, welcher ſo hoch, kahl und ſteil war, daß man ſchon vor deſſen bloßem Anblicke erzitterte. Zur Zeit der freyen Republik wurden auch ſtraffällige Bürger, beſonders Majeſtätsſchänder mit dieſer Strafe belegt. Endlich machte man ſie auch zur militäriſchen Strafe. Schon ein geringer, aber offenbar gewordener Diebſtal eines Sklaven verurſachte, daß man ihn nach vorherigen Schlägen zur Steinigung verurtheilte. Das Verbrechen des Meineids, der Perduellion, der beleidigten Majeſtät und der Verrätherey wurde gewöhnlich mit dieſer Strafe belegt. Je geſitteter die Römer wurden, deſto mehr kam auch dieſe barbariſche Lebensſtrafe ins Abnehmen. Endlich wurde ſie von den chriſtlichen Kayſern ganz aufgehoben.

4) **Aufgehängt.** **Lipſius** hat die Form der Gabeln umſtändlich genug unterſucht. Kein Bürger, nur die Sklaven waren zur Strafe des Kreuzes fähig. Demohnerachtet geſchahe es doch oft, daß auch freye Leute des geringern Standes wegen allzuwichtiger Verbrechen zu dieſer Todesart verurtheilt wurden. Straſſenräuber, Beutelſchneider, falſche Münzer empfingen dadurch ihren Lohn.

Eigentlich hätte dieſe Strafe unter den Kriegsſtrafen keine Stelle finden können, da man die Knechte nicht zu pflichtmäſigen Soldaten machte. Der Deſerteur wurde hingegen ſo geringſchätzig, als ein Knecht behandelt und konnte mit einer Knechtshinrichtung beſtraft werden.[*] In folgenden Zeiten verwechſelte man die Kreuzigung mit einer Aufknüpfung an einem niedern Galgen, wo dergleichen Miſſethäter nicht ſowohl erdroſſelt, als mit Ruthen zu tod gehauen wurden.

5) **Auch wohl erſäuft** wurden ſtrafwürdige Soldaten. Ihnen band man ſchwere Steine an den Hals und drückte ſie mit gewiſſen Maſchinen unter das Waſſer.

Avidius ſuchte das Verbrennen ebenfals zur militäriſchen Strafe anzuordnen; nie iſt dies aber eine gänge Strafe für Soldaten geworden.

Auſſerordentlich war die Todesſtrafe, als Aurelian einen Soldaten, welcher den Ehebruch mit der Frau ſeines Hauswirths nicht leugnen konnte, zwiſchen die herabgebogenen Gipfel zweyer Bäume mit den Füſſen anbinden und bey dem Aufſchnellen von einander reiſſen ließ.

2.

Skizzen von der Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt.

Fünfte Epoche.

von Opitz an bis auf Harsdörfer oder Zeitpunkt der ſchleſiſchen Dichter.

Einige humoriſtiſche Köpfe ausgenommen, waren in der vorigen Epoche wenig Männer erſchienen, welche den Glanz unſerer Dichtkunſt erhöhen konnten. Die poetiſche Schöpferkraft ſchlummerte, dichteriſcher Ausdruck und Versbau waren noch unausgebildet. Ich führte im vorigen Abſchnitt die Geſchichte bis zum Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts fort; obgleich nun Opitz erſt 1624 als Dichter auftrat, ſo habe ich doch dieſen Zeitpunkt nach ihm bezeichnet, weil die drey und zwanzig Jahre vor ihm zu un-

unfruchtbar ſind, um eine eigne Epoche zu füllen. Gröſtentheils blieb unſre Poeſie noch in dem Zuſtande, wie wir ſie am Ende des ſechszehnten Jahrhunderts verlieſſen. Man arbeitete z. E. noch in dem komiſchen Tone eines **Brand und Waldis**. So erſchien 1600 ein **Mücken- und Ameiſenkrieg**. Wie **Rollenhagen** den **Homer** zum Grunde legte, ſo war dieſes Gedicht eines Ungenannten eine Nachahmung von der Moſchæa des bekannten **Folengo**, der dieſes Werk, wie andre, in maccaroniſchen Verſen ſchrieb, deren Erfinder er war. Die allegoriſche politiſch-moraliſche Satire im Fabelton dauerte auch noch fort. So gab ein Ungenanter 1607 eine Nachahmung von **Reinecke dem Fuchs** unter dem Titel der **Gänſekönig** heraus, hatte auch, wie er ſagt, einen Plan zu einem ähnlichen Werke entworfen, das aber ein andrer, der ſich **Adolph Roſen von Creutzheim** nennt, 1608 ausführte. An poetiſchen Ueberſetzungen mangelte es nicht, zumal ſeitdem noch am Ende des vorigen Jahrhunderts die rüſtige Feder eines Magiſter **Johann Spreng** (ſt. 1601 alt 77 Jahr) angefangen hatte, Gedichte der Alten zu dollmetſchen, deren wahren Werth er unmöglich fühlen können, da er ihre Werke in platte proſaiſche Verſe ausgedehnt hat. Schon 1571 erſchienen die Verwandlungen des **Ovid** von ihm mit Holzſchnitten. Aber auch **Homer** und **Virgil** wurden von ihm gemishandelt. Die **Iliade** iſt in Knittelverſen, wie folgende, abgefaßt:

Sag du mir, Göttinn Hochgebohrn,
Den ungeſtümen wilden Zorn.

Die **Aeneide** klingt, wie eine Bänkelſängergeſchichte, und ſelbſt der Titel verräth ſchon den Ton der Ueberſetzung: Aeneis Virgiliana in artige teutſche Reime verfaßt. So hat man von ihm auch eine Ueberſetzung von dem Zodiacus vitae des **Palingenius**, oder **Mazolli**. In der

Jenaer Bibliotheck liegen auch eigne Gedichte von ihm noch ungedruckt, an der Zahl 140. Der bekannte kleine griechiſche Roman des **Euſtathius**, die Geſchichte des **Ismenius**, und der **Ismenia** ward von einem gewiſſen **J. G. Artexius**, genannt **Wolkenſtein** von Ulm unter folgendem Titel überſetzt: Liebesgeſchichte des Ismenius und der Ismenia, in Teutſch gefertigt zu dienſtlichen Wohlgefallen, und Ergötzung allen Frauen und Jungfrauen, Lieb ergebnen jungen Leuten, Strasburg, 1600. Einige Volkslieder, worunter verſchiedne recht naive Stellen haben, findet man in einer muſikaliſchen Sammlung, die mit Anfang dieſes Jahrhunderts (1601) zu Nürnberg heraus kam. Der Titel iſt: **Luſtgarten** neuer teutſcher Geſänge, Ballette, Gaillarden, und Intraden, komponirt durch **Hans Leo Haßler** von Nürnberg. Vielleicht waren auch die meiſten dieſer Geſänge zu Nürnberg gedichtet. Herr **Eſchenburg** hat einige daraus im teutſchen Muſeum 1776 im Monat May ausgezeichnet. — Es geſchahen auch wieder Verſuche in Anſehung des teutſchen Hexameter, die ihm aber der Vollkommenheit um nichts näher brachten. Dreizehnſylbig ſind die Hexameter in folgendem Verſuche: **Der hundert und vierte Pſalm Davidis**, in teutſche Hexameter oder heroicum carmen verſetzt durch Emeran **Eiſenbeck**, beider Rechte Dectorn, und Advokaten zu Regenſpurg 1617. Er muß von frühern Verſuchen nichts gewuſt haben, weil er ſich die Ehre der Erfindung anmaßt. Nichts beſſer iſt das Beiſpiel von teutſchen Hexametern, des **Johann Heinrich Alſtädt**, Profeſſor der Theologie zu Weißenburg in Siebenbürgen, (ſt. 1638) in ſeiner Encyclopaedia angeführt hat. — Das Theater hatte um dieſe Zeit einen ſehr fruchtbaren Schriftſteller, der doch wenigſtens als ein Beweis angeführt werden muß, daß **Hans Sachſens** Geſchmack auf unſern Bühnen noch der herrſchende war. Ich meyne den Vielſchreiber **Jakob**

Ayrer, der Notarius und Gerichtsprokurator zu Nürnbürg war, und gleich zu Anfang dieſes Jahrhunderts ſtarb. Seine Schauſpiele wurden 1618 unter folgender Aufſchrift geſammelt: opus theatricum, oder dreyßig ausbundige ſchöne Komödien und Tragödien, allerhand denkwürdige römiſche Hiſtorien, und andere politiſche Geſchichten und Gedichte, ſamt noch andre ſechs und dreißig ſchönen luſtigen und kurzweiligen Faſtnachts-, und Poßenſpielen, aus mancherley alten Poeten und Skribenten zu ſeiner Weil und Luſt mit ſonderm Fleiß zuſammen colligirt, und in teutſche Reime ſpielweiß verfaßt, daß man alles perſönlich agiren kann. Er ſchrieb auch Singſpiele, wo in jedem alle Geſänge einerley Melodie hatten. Eines z. E. iſt überſchrieben: Ein ſchön Singets-Spiel, der verlarvt Franciſkus mit der ſchönen venetiſchen Wittfrauen in Rolands-Ton, wobey man ſich der Benennungen erinnern wird, die die Meiſterſänger ihren Melodien gaben. In dieſem Rolands-Tone iſt auch das Lied von der alten teutſchen Hanſe gemacht, das Johann Doman der Hanſeeſtädte Syndikus, 1618 herausgab, und das Morhof in ſeinem Unterricht von der teutſchen Sprache und Poeſie S. 347. eingerückt hat. Es iſt nicht Geſchichte und Ruhm des Hanſeebundes, ſondern Moral und Satire an die Hanſeeſtädte gerichtet in neunzig Strophen. Damit man ein Beiſpiel von dem Rolands-Ton ſehe, ſo ſchreibe ich eine Strophe ab:

Vorzeiten wart ihr Hänſe
Benamet mit der That,
Jetzt, ſagt man, ſeyd ihr Gänſe
Von ſchlechter That und Rath.
Ein' Gens pflegt über Meere
Nach ihrem Kopf und Sinn,
Aendert ſich doch nicht ſehre,
Iſt Gagag her und hin.

Solches platte, triviale Zeug konnte man damals für Poeſie verkaufen! — Doch fiengen nun auch die Versarten der Italiener und Franzoſen unter uns bekannt zu werden. Die erſten Sonnette (nächſt denen, die im **Wekherlin** vorkommen) ſind wohl die in folgendem Werke, das 1620 erſchien: Ein luſtig und ernſthaft poetiſch Gaſtmahl und Geſpräch zweyer Berge, nämlich des Nieſtos und des Stockhorns, Sonnettenweiſe geſtellt durch **Hans Rudolf Rebmann**, Diener des Wortes Gottes zu Muri bey Bern. Es iſt eine Geographie der ganzen Welt, und beſonders der Eidgenoſſenſchaft, mit moraliſchen Sprüchen und hiſtoriſchen Erzählungen untermiſcht, bey der poetiſchen (ſehr matten) Beſchreibung jedes Ortes werden zugleich die vornehmſten daſelbſt vorgefallenen Begebenheiten angeführt.

So wie in der Geſchichte jeder Reformation, ehe man von dem vornehmſten Werkzeuge derſelben redet, von ſeinen Vorgängern geſprochen wird, die ihnen die Bahn brechen helfen: ſo muß ich auch, ehe ich Opitzens Verdienſte beſchreibe, noch einiger Männer gedenken, welche noch vor ihm das Verderben unſrer Poeſie beherzigten, und ſich durch Patriotismus ſowohl als Talente vorzüglich auszeichneten. Dahin gehört fürs erſte der Rechtsgelehrte **Peter Denaiſius**, gebohren zu Strasburg 1561, der Beyſitzer des Kammergerichts war, und 1620 ſtarb. In regelmäſſiger und reinerer Verſifikation gab er Beiſpiele, welche **Opitz** benutzte. Eine Probe ſeiner Verſe ſey folgendes:

Glückſelig muß man preiſen,
Die gleiche Lieb und Treu
Einander thun erweiſen;
Stetig und ohne Reu
In Noth und ſchweren Zeiten
Tröſt eins des andern Leid
In Lieb' und Frölichkeiten
Mehrt eins des andern Freud.

Wichti,

Wichtiger iſt ein Schwabe, der ſich oft der Zärtlichkeit der alten Minneſänger nähert, ich meine den **Georg Rudolf Weckherlin**. Er war aus Stuttgard gebürtig, aber ſein Geburtsjahr iſt unbekannt. In einer 1647 datirten Vorrede erzählt er, daß er nunmehr vierzig Jahre in großer Herrn Dienſten, Geſchäften, und Reiſen als Sekretair zugebracht habe. Wenn er nun 1607, wo er zuerſt in Dienſte kam, zwanzig Jahr alt war, ſo muſte er 1587 gebohren geweſen ſeyn. Einen groſſen Theil ſeines Lebens brachte er in London als Sekretair bey der teutſchen Kanzley des vertriebenen Kurfürſten von der Pfalz zu, daher erlangte er große Bekanntſchaft mit der Poeſie der Britten, nach deren ältern Liedern er ſich nicht allein gebildet, ſondern von denen er auch einiges überſetzt hat. Schon im Jahr 1618, da **Opitz** (mit dem er Freundſchaft unterhalten) noch nichts, als zwey Hochzeitgedichte gemacht hatte, gab er zu Stuttgradt **Oden und Geſänge** heraus. Dieſe ſind nachher verbeſſert einer größern Sammlung einverleibt worden, die von ihm unter dem Titel: **Geiſtliche und weltliche Gedichte** zu Amſterdam 1641 erſchienen, und 1648 wieder aufgelegt wurden. Als er durch die Wuth des dreißigjährigen Krieges ſeine Güter und ſeinen Bruder verlor, giengen auch, wie er erzählt, viele ſeiner Gedichte unter, die er bey ſeiner Abreiſe aus Teutſchland ſeinem Bruder im Manuſcript zurückgelaſſen hatte. Beſonders beklagt er den Untergang vieler Sonnette und **Stände**, das iſt, Stanzen auf die Schöne, die auch die Laura ſeiner gedruckten Gedichte iſt, und die er **Myrtha** nennt. Man findet in ſeinen Werken: Ueberſetzungen von Pſalmen, die gute Stellen haben, vier Bücher Oden und Geſänge, Klag- und Trauergedichte, wovon das längſte durch den Tod **Guſtav Adolphs** veranlaßt worden, **heroiſche** (das heißt, auf berühmte Männer verfertigte) und andre Sonnette und Gedichte, **Buhlereien**, oder Liebesgedichte meiſtens in Sonnetten (unſtreitig die vornehmſten in der ganzen Sammlung) ein langes Gedicht vom Urtheil des Paris, Eklogen, Epigrammen, Erfindungen zu Aufzügen, Balletten, Maskeraden, Kartellen bey Ringrennen und andern Feierlichkeiten des Würtembergiſchen Hofs. Die Sprache dieſes Dichters iſt nicht allein gedankenreich und gedrungen, ſondern auch in den Liebesgedichten reicher an niedlichen und feinen Ideen, als man von ſeinem Zeitalter erwarten ſollte. In der Verſifikation iſt er mit Opitz nicht zu vergleichen, ſie iſt unvollkommen und unbeſtimmt. Vergebens ſucht man hier Abwechſelung der hohen und tiefen Sylben, die Beobachtung ihrer Quantität. Der Verfaſſer deklamirte ſich ſeine Jamben, Trochäen und Dactylen mehr nach dem Sinn, als nach einer regelrechten Skanſion vor. Er fühlte dieſe Mängel ſelbſt, und entſchuldigte ſich deswegen. Nachdem Herr **Bodmer** ehedem kurz und im Vorbeigehn die Verdienſte dieſes Dichters geprieſen hatte, machte Herr **Eſchenburg** aufs neue uns auf ihn aufmerkſam, als er im dritten Bande der, von ihm 1778 nach **Zachariäs** Tode fortgeſetzten, **auserleſenen Stucke der beſten teutſchen Dichter** einige der beſten Gedichte von **Weckherlin** wieder abdrucken ließ, und litterariſche Nachrichten beifügte. Daß er aber doch noch einige ſchöne Stücke übergangen habe, bewies der ungenannte Verfaſſer einer Abhandlung; Andenken an einige ältere teutſche Dichter im teutſchen Muſeum im Monat October 1779. Zwey Gedichte von **Weckherlin** rückte Herr **Voß** in ſeinem Almanach für 1778 ein. — Endlich muß ich, ehe ich auf Opitz ſelbſt komme, einer Geſellſchaft gedenken, deren Mitglieder er (unter dem Namen des **Gekrönten**) geweſen, und die für teutſche Poeſie und Sprache doch wenigſtens gute Abſichten gehegt hat. Der Gedanke, daß unſrer Litteratur durch vereinigte Bemühungen mehrerer guter Köpfe aufgeholfen werden könne, war immer damals verdienſtlich. Das

Spielende, daß man dieſer Geſellſchaft mit Recht vorwerfen kann, und worüber ſie endlich das Weſentliche gar aus den Augen verlohr, war nicht allein der Denkungsart jener Zeiten gemäß, ſondern fand ſich auch bey den italieniſchen Geſellſchaften, von denen dieſe kopirt ward. Bey aller Pedanterey, die dieſe Geſellſchaft blicken ließ, bey aller der unnützen Gelehrſamkeit, die ſie auskramte, bey allem dem Mangel des Geſchmacks, den unter andern ihre Chronodiſtichen bewieſen, iſt ſie immer denkwürdig, in ſo fern als ſie unter der Autorität des Hofes geſtiftet ward, viele Große und Vornehme daran Antheil nahmen, und dadurch die Liebe der teutſchen Litteratur unter Fürſten und Höflinge verbreitet ward. Nicht nur Opitz, ſondern auch viele andre gute Köpfe lieſſen ſich, wie wir in der Folge ſehen werden, in dieſelbe aufnehmen, und um ihrentwillen muß man die Stümper überſehn, deren Zahl bey allen ſolchen Geſellſchaften immer die gröſſere geweſen iſt. Die Mutter unzähliger teutſchen Geſellſchaften ward die ſogenannte **fruchtbringende**, das iſt, nützliche, welche 1617 zu Weimar geſtiftet ward. **Kaſpar von Teutleben**, Hofmeiſter der Weimariſchen Prinzen, und nachmaliger Hofmarſchall, ein Mann von vielen Kenntniſſen fiel auf dieſe Idee, als eben viele fürſtliche und adeliche Perſonen bey Gelegenheit eines Leichenbegängniſſes beiſammen waren. Er erzählte ihnen von den italieniſchen Geſellſchaften, und ſtellete ihnen (wie ſich der Geſchichtſchreiber* der Geſellſchaft ausdrückt) vor: „ob es nicht rhätlich ſey, daß da
„Teutſchland auch dergleichen Geſellſchaft aufgerichtet, und
„damit bey dem bluttriefenden Kriegesjammer unſre edle
„Mutterſprache, welche ſowohl an Alter, ſchönen und zier-
„lichen Reden, als auch an Ueberfluß eigentlicher und wohl-
„bedeutlicher Worte, ſo jede Sachen beſſer, als die fremde,
„recht zu verſtehen geben können, einen nicht geringen
„Vorzug hat, welche uns ganz rein in der erſten Milch

„gleichſam eingeträufelt, nachmal aber durch fremdes Wortgepränge wäßrig und verſalzen worden, hinwieder in ihre uralten, gewöhnliche, und angebohrne teutſche Reinigkeit, Zierde, und Aufnehmen eingeführt, von dem fremddruckenden Sprachenjoch befreiet, durch alte und neue Kunſtwörter befeſtigt, und alſo endlich in den glorwürdigſten Ehrentrohn verſetzt werden möchte.“ Sogleich ward man einig, Geſetze für ein ſolches Inſtitut zu entwerfen. Gleich durch das zweite Geſetz machte ſich jedes Mitglied anheiſchig, die Mutterſprache in ihrem gründlichen Weſen und rechten Verſtande ohne Einmiſchung fremder ausländiſcher Flickwörter im Reden, Schreiben, und Dichten auszuüben, auch, ſo viel möglich, beſonders bey den Mitgliedern zu verhüten, daß dieſem in nichts möge entgegen gehandelt werden. Es wurden öftere Zuſammenkünfte gehalten, in denen man ſich über das Wohl der teutſchen Sprache berathſchlagte. Die Mitglieder trugen an einem grünen Bande ein in Gold geſchmelztes Gemählde, wovon die eine Seite das Sinnbild der Geſellſchaft, die andre das des einzelen Mitgliedes vorſtellte. Das letzte konnte z. E. eine Nelke ſeyn mit der Ueberſchrift: Zum Nutzen und Ergötzen. Das Sinnbild der Geſellſchaft war ein Palmbaum mit der Umſchrift: Alles zum Nutzen, daher man ſie auch den Palmenorden zu nennen pflegte. Jedes Mitglied wählte ſich einen Beinahmen z. E. der Sorgfältige, der Mehlreiche, der Behutſame, der Zugeordnete, der Vielgebrauchte, der Erwachſene, der Vielbemühte, der Keuſche, der Suchende, der Vielgekörnte, der Unveränderliche, der Mindernde, der Futternde u. ſ. w. Das Oberhaupt muſte allemal ein Fürſt ſeyn, der erſte, der ihr vorſtand, war ein Fürſt von Anhalt. Die erſte Nachricht von der Verfaſſung der Geſellſchaft gab Karl Guſtav von Hille in einer Schrift: Der teutſche Palmbaum 1647. Mit läſtiger Umſtändlichkeit beſchrieb ſie Neumark in dem Buch:

Neuſproſſender Palmbaum, oder ausführliche Beſchreibung von der hochlöblichen fruchtbringenden Geſellſchaft 1668. Herr Director Heinze zu Weimar gab 1780 eine Erzählung von der fruchtbringenden Geſellſchaft, oder dem Palmenorden heraus, die er fortzuſetzen verſprach. Die Geſellſchaft dauerte bis 1680. Die allzugroße Vermehrung ihrer Mitglieder, und die ſchlechte Wahl in Aufnahme derſelben brachte ſie in Verfall. Eine ihrer erſten Arbeiten war eine gemeinſchaftliche Ueberſetzung des Terenz, die im Jahre 1620 erſchien: Nicht nur dieſe Ueberſetzung, ſondern auch alle ihre Schriften bewieſen, daß ſie die Liebe für die Reinigkeit der Sprache zu Affektation verleitete. Sie ſagten Freudenſpiel für Komödie, Erzſchreinhalter für Archivar u. ſ. w. Ihre Neuerungen ſind mit ihr untergegangen.

Doch ich eile nun zu dem Mann ſelbſt, nach dem ich dieſe Epoche benannt habe, und der wegen der großen Verbeſſerungen, die er im Ausdruck und der Verſifikation unſrer Poeſie bewirkt hat, der Vater derſelben genennt zu werden verdient. Martin Opitz ward zu Bunzlau in Schleſien 1597 gebohren, that nach vollendeten Studien viele Reiſen, kam als Profeſſor nach Weiſſenburg in Siebenbürgen, wo er Vorleſungen über die Dichtkunſt hielt, ward ſodann als fürſtlicher Rath nach Liegnitz berufen, erhielt den Dichterkranz und den Adel (unter dem Namen eines Herrn von Boberfeld) von Kayſer Ferdinand II. gieng nach Danzig als Hiſtoriograph des Königs von Pohlen, wo er an der Peſt 1639 und alſo erſt 42 Jahr alt ſtarb. Er war ein großer Gelehrter, und beſonders ein Kenner der alten Litteratur. Durch die Dichter der Alten gebildet, konnte er unmöglich den rohen Zuſtand unſrer Poeſie gelaſſen ertragen. Regelmäſſige, beſtimmte Sylbenmaaſſe, beſſere Harmonie, reinere Sprache, edle Bilder, körnigter Ausdruck waren die Vorzüge, die er unſerer Poeſie gab. Ernſte Moral, ſanfte Emfindungen, und eine angenehme poetiſche Redſeligkeit empfehlen unter ſeinen Werken vornehmlich die didactiſchen Gedichte, z. E. Zlatna oder über die Gemüthsruhe. Die Regeln, wornach er den Vers bildete, trug er in der Schrift vor: Proſodia, oder Buch von der teutſchen Poeterey, in welchem alle ihre Eigenſchaften und Zubehör gründlich erzählt, und mit Exempeln ausgeführt werden, 1634, die hernach von einem **Enoch Haamann** mit Anmerkungen neu herausgegeben worden. Die Rubricken, unter die er ſelbſt ſeine Gedichte geordnet hat, ſind folgende: 1) Lobgedicht an des Königs Majeſtät zu Pohlen und Schweden. 2) An den durchlauchtigſten Fürſten Ulrich poſtulirten Adminiſtrator des Stiftes Schwerin. 3) **Veſuv**, oder über die phyſikaliſche Urſache der feuerſpelenden Berge mit eingemiſchten moraliſchen Maximen. 4) **Vielgut**, oder Beſchreibung von einem Gute des Herzogs von Münſterberg nebſt Betrachtungen über die Scheingüter. 5) **Daphne**, ein Singſpiel hat weder dramatiſche, noch muſikaliſche Schönheiten. 6) Lob des Kriegesgottes, hat viele ächte dichteriſche Züge. 7) **Zlatna** (ein kleiner Ort in Siebenbürgen, wo ein Freund Opitzens lebte) oder von der Gemüthsruhe. 8) Lob des Feldlebens, ein Werk ſeiner erſten Jugend. 9) Ueberſetzung von **Sophokles** Antigone. 10) Ueberſetzung von den Trojanerinnen des **Seneka**. 11) Ueberſetzung von den Diſtichen des Kato. 12) Ueberſetzung von den Vierverſen (Quatrains) des **Pibrac**. 13) Ueberſetzung eines franzöſiſchen Gedichts von der Eitelkeit der Welt. 14) Ueberſetzung des holländiſchen Gedichts von **Heinſius** Lobgeſang des Bacchus. 15) Geiſtliche Poemata, ſie beſtehen theils aus Paraphraſen bibliſcher Gedichte, theils aus geiſtlichen Liedern. Auch kommt ein Singſpiel **Judith** darunter vor. 16) Troſtgedichte in Widerwärtigkeiten des Kriegs in vier Büchern. 17) Vier Bücher vermiſchte Gedichte unter dem Titel, poetiſche

Wälder, im vierten Buche ſtehn die jugendlichen Liebesgedichte des Verfaſſers. 18) Oden oder Geſänge. 19) Sonnette. 20) Epigrammen. 21) Schäferey. (Hirtenroman) von der Nymphe Hercynia in Proſa mit untermiſchten Verſen. 22) Florilegium epigrammatum, oder teutſche Ueberſetzung von Sinngedichten alter Poeten. Der erſte Verſuch, der von Opitz in Druck erſchien, waren zwey Hochzeitlieder 1618. Die erſte Sammlung von Gedichten von ihm gab ſein Freund Zinkgref zu Straßburg 1624 heraus, und fügte verſchiedene Gedichte von andern hinzu. Ob ſie gleich mit Opitzens Bewilligung, und ſelbſt mit einer Vorrede von ihm erſchienen: ſo fühlte er doch nun bald die Mängel, die noch viele Gedichte darinnen hatten, und ſowohl deswegen, als wegen einiger ſchlüpfrigen Stellen in den jugendlichen Poeſien beſchloß Opitz ſchon nach einem Jahre, ſie durch eine korrektere und verbeſſerte Ausgabe zu verdrängen. Unter ſeinen Augen erſchien die Breslauer Edition 1625. Die von Opitz verworfenen Gedichte der erſten Ausgabe findet man in Herrn Bodmers Sammlung kritiſcher, poetiſcher, und andrer geiſtvollen Schriften, die unter dem Titel: Sammlungen der zürcheriſchen Streitſchriften 1760 neu gedruckt ward. Einige auſſer der Sammlung der Werke zerſtreuter Gedichte von Opitz hat Herr Herder unter ſeine Volkslieder aufgenommen. Noch immer verdient die Amſterdammer Ausgabe von Opitzens Gedichten 1646 drey Bände 12. wegen ihrer Vollſtändigkeit und Sauberkeit gerühmt zu werden. Denn zur Schande neuerer Zeiten ſey es geſagt, daß man immer noch keine neue Ausgabe davon veranſtaltet hat, die Opitzens würdig wäre. Zwar fing Herr Bodmer 1745 eine ſorgfältige, kritiſche, und mit gelehrten Anmerkungen begleitete Ausgabe an, aber es iſt bey dem erſten Theil geblieben, weil der Abſatz davon nicht ſo war, wie ſie es verdiente. Der Verkauf ward durch die Ausgabe

gabe von **Triller** gehindert, die in eben dem Jahre zu Frankfurt in vier Bänden auf einmal erſchien, und doch waren nicht allein **Trillers** Anmerkungen von geringerm Werthe, als die **Bodmeriſchen**, ſondern er hatte ſich auch eigenmächtige Aenderungen erlaubt. **Zachariä** gab uns eine Chreſtomathie aus **Opitz**, da er den erſten Theil ſeiner auserleſenen Stücke der beſten teutſchen Dichter mit Gedichten von ihm erfüllte. Auſſer dem, was **Gottſched** in den kritiſchen Beyträgen zur teutſchen Sprache von **Opitzens** Leben geſagt hat, ſchrieb ein Magiſter **Lindner**, Hirſchberg 1740, zwey Bände Materiallen dazu, denn eine eigentliche Biographie kann man es nicht nennen. — Daß mehrere Zeitgenoſſen von **Opitz** den Willen, aber nicht ſeine Talente hatten, unſere Poeſie zu verbeſſern, beweiſen die von **Zinkgref** in der erſten Ausgabe der Opitziſchen Gedichte angehängte Poeſien von andern, nicht nur von denen ſchon genannten **Denaiſius**, **Melißus** und **Wekherlin**, ſondern auch von Heinrich Albert **Hamilton**, einem gebohrnen Dänen, von Kaſpar **Kirchner**, und Balthaſar **Venator**, churpfälziſchen Räth. **Zinkgref** hatte auch von ſeiner eignen Arbeit etwas beigefügt. Aber der Doctor der Rechte, Julius Wilhelm **Zinkgref** (ſt. 1635) iſt uns durch ſeine Apophtegmen ehrwürdiger, als durch ſeine Gedichte; das Beſte aus den letztern hat Herr **Eſchenburg** im dritten Theile von den auserleſenen Stücken der beſten teutſchen Dichter ausgehoben.

Opitzens Gedichte fanden ſo viel Beyfall, daß ſie eine Menge von Nachfolgern erwekten, und in der jetzigen Epoche beſtimmt ſich das Verdienſt eines Dichters nach dem Grade, in welchem er **Opitzen** erreichte. Der erſte ſeiner Nachahmer dem Werthe nach war **Paul Flemming.** Er ward 1606 im Voigtlande gebohren, und erlangte frühzeitig gelehrte Kenntniſſe. Seine lateiniſchen Gedichte beweiſen ſeine vertraute Bekanntſchaft mit den Alten. Er ſtudierte zu Leipzig die Medizin, wandte ſich aber wegen der damaligen Kriegsunruhen nach Holſtein, und, als der damalige Herzog von Holſtein 1635 eine Geſandſchaft nach Rußland und Perſien ſchickte, gieng er als Truchſes mit. Nach dieſer Zurückkunft wollte er in Hamburg die Arzneiwiſſenſchaft ausüben, und ward zu dem Ende zu Leiden Doctor, aber ein früher Tod raſte ihm ſchon 1640 hinweg. Er war auch gekrönter Poet. In Reinigkeit der Sprache, und Kraft des Ausdrucks wetteifert er mit Opitz. Es fehlt ihm dabey nicht an eignen Bildern, und die häufigen Anſpielungen auf Mythologie und alte Geſchichte ſind ſchiklich angebracht. Maleriſche Beſchreibungen gelingen ihm vorzüglich. Unter ſeinen Gedichten ſind diejenigen die beſten, die er in Alexandrien, und auf ſeinen Reiſen geſchrieben hat. In Feinheit und Reinigkeit des Ausdrucks iſt er unter Opitz. Gedichte von größerm Umfange hat er nie unternommen. Viele ſeiner ſogenannten Oden ſind Gelegenheitsgedichte ohne Plan, gute und ſchlechte Stellen wechſeln darinnen ab, oft findet man darinnen, auch bey ernſthaften Gegenſtänden, unwürdige Spielereien, gehäufte und geſuchte Antitheſen, die man damals für ſchön zu halten anfieng. So ſagt er z. E. vom Gebet:

Er ſchifte himmelan,
Der Glaube war ſein Kahn,
Die Wünſche Bootsgeſellen,
Die Ruder, Stapel, Maſt
Sein Beten, er die Laſt,
Die Thränen Wellen.

Die Ordnung, in welcher ſeine Gedichte ſtehen, iſt folgende: Poetiſche Wälder fünf Bücher, wovon das erſte geiſtliche (deren einige in die Geſangbücher gekommen) das zweite glückwünſchende, das dritte Leichen- das vierte Hochzeit- das fünfte Liebes- und Scherzgedichte enthält; neues Buch der Wälder; abſonderliches Buch, darinnen

Gedichte von ſeinen Freunden an ihn ſtehn, ein Buch Ueberſchriften, deren nur ſechs und vierzig ſind, fünf Bücher Oden und Lieder, vier Bücher Sonnette. Sein Schwager **Niehuſen** beſorgte die Sammlung derſelben unter dem Titel: Geiſt- und weltliche Poemata. Die erſten Ausgaben Jena 1642, 1651 waren fehlerhaft, beſſer die, ſo zu Naumburg 1660, 1666, 1685 erſchienen.

Der zweite Plaz nach **Opiz** gebühret dem **Andreas Tſcherning**, ſeinem Landsmanne. Er war zu Bunzlau in Schleſien 1611 gebohren, ein Sohn dürftiger Eltern, die noch dazu von Religionsverfolgungen bedrückt wurden. Dennoch ſtudierte er zu Roſtock, wohin er Empfehlungen von **Opiz** an den Profeſſor **Laurenberg**, den Verfaſſer lateiniſcher und plattdeutſcher Gedichte, erhielt. Dieſer ermunterte ihn, ſich auf die Dichtkunſt zu legen. Nachdem er in Schleſien mehrere Hofmeiſterſtellen bekleidet, ward er **Laurenberg's** Nachfolger zu Roſtock, und ſtarb daſelbſt 1659, 48 Jahr alt. Er hatte als Lehrer viel Beyfall, und ſowohl mehrere lateiniſche Abhandlungen, als eine Ueberſetzung des **Anakreon** in dieſe Sprache beweiſen, wie tüchtig er zu dieſem Amte war. Man hat von ihm folgende kritiſche Schrift über die teutſche Poeſie: **Unvorgreifliches Bedenken** über etliche Misbräuche in der teutſchen Schreib- und Sprachkunſt, inſonderheit der edlen Poeterey, wie auch kurzer Entwurf oder Abris einer teutſchen Schatzkammer, Lübeck, 1659. Die Schatzkammer enthält poetiſche Redensarten, Beſchreibungen, und Umſchreibungen unter gewiſſen Rubricken. Die Beiſpiele ſind alle aus **Opiz** genommen. Nachdem er einzeln viele Gelegenheitsgedichte drucken laſſen, erſchien die erſte Sammlung von Gedichten von ihm unter dem Titel: **Teutſcher Gedichte Frühling** 1642, die 1649 neu aufgelegt ward. Die zweite, der er den Titel **Vortrab des Sommers** gab und die 1655 heraus kam, enthält Poeſien, die jenen an Werthe nicht gleich kommen, weil er ſie meiſtens ſchon bey kränklichen Leibesumſtänden verfertigte. Man findet in beyden Sammlungen Lieder, didactiſche Stücke, Sonnette, Sinngedichte, ein Lob des Weingottes, ein Lob der Buchdruckerey, und Gelegenheitsgedichte. Er ahmt Opitzen in Gedanken, Bildern, Wendungen und Ausdrücken ſichtlich nach, ja ganze Verſe ſind zuweilen von Opitz entlehnt. Doch hat er auch hier und da eigne Bilder, und überhaupt eine körnichte Sprache. Das Beſte aus ſeinen Werken hat Herr Eſchenburg in dem dritten Bande zu des ſeeligen Zachariä auserleſenen Stücken der beſten teutſchen Dichter ausgezeichnet. Noch ein wichtiger Schleſier, der ſich aus Opitz bildete, war Andreas Gryph. Er war gebohren zu Großglogau 1616, that verſchiedene Reiſen, ward in den Adelſtand erhoben, von dem er aber nie Gebrauch gemacht, ſchlug mehrere Profeſſuren aus, und ſtarb als Syndikus zu Glogau 1664. In der fruchtbringenden Geſellſchaft hieß er der Unſterbliche. Das früheſte Datum ſeiner Gedichte iſt das Jahr 1636. Die erſte Sammlung von Gedichten gab er zu Leiden bey den Elziviren 1639 heraus. Die zweite erſchien unter dem Titel: Trauerſpiele, Oden, und Sonnette zu Frankfurt 1650. Indem man zu Frankfurt daran drukte, erfuhr man, daß auch ein Strasburger Buchhändler dieſe Gedichte herausgeben wolle. Es entſtand zwiſchen beyden Verlegern ein Prozeß; der Frankfurter, deſſen Druck ſchon am weiteſten fortgerückt war, wollte das Buch doch gern ausgeben, und ließ daher, weil Gryph während des Streites kein Mannuſcript hergab, durch einen andern den letzten Bogen mit einigen Sonnetten ausfüllen. Daher beſorgte Gryph noch vor ſeinem Tode ſelbſt zu Breslau 1663 eine ächte Ausgabe unter demſelben Titel heraus, und noch daſſelbe Jahr auch: Teutſche Epigrammata. Endlich ſammelte man nach ſeinem Tode alles 1698 unter der Aufſchrift:

Vermehrte teutſche Gedichte. — Unter den ſchleſiſchen Dichtern hat dieſer die meiſten Schauſpiele geſchrieben. Wenn man bey der Sprache es vergißt, daß es Dialog ſeyn ſoll, ſo findet man in ſeinen Trauerſpielen einige ſtarke Stellen, aber eben ſo viel ſchwülſtige, ſchwache und niedrige. Die Verſifikation iſt äuſſerſt rauh. Im Plan ſieht man nichts, als den guten Willen, Situationen anzulegen. Der Zuſammenhang der Scenen iſt ſchlecht, und das Intereſſe ſchwach. Eine Bearbeitung der Karaktere ſucht man vergebens. Seine Trauerſpiele heiſſen: 1) **Leo Arminius**, oder, **Fürſtenmord**, aus der Geſchichte der griechiſchen Kayſer. In der Vorrede ſagt **Gryph**: „Diejenigen, „welche in die Ketzerey gerathen, als könnte kein Trauerſpiel ſonder Liebe und Buhlerey vollkommen ſeyn, werden erinnert, daß wir dieſe den Alten unbekannte Meinung „noch nicht zu glauben geſonnen ſind.“ Ein Geſpenſt und ein hölliſcher Geiſt erſcheinen in dieſem Stücke. Die Akte heißen bey dieſem Dichter Abhandlungen, die Scenen Eingänge, und die Chöre, die er auch zuweilen anbringt, Reihen. 2) **Katharina von Georgien**, oder die bewährte Beſtändigkeit. Katharina, Königinn von Georgien in Armenien, wird von den Perſern gefangen, der König der Perſer verliebt ſich in ſie, aber als Chriſtinn widerſetzt ſie ſich der Liebe eines Ungläubigen, und wird Märtyrerinn. Die Ewigkeit und die Eitelkeit ſpielen als Perſonen mit. 3) **Die beſtändige Mutter**, oder, die heilige Felicitas, aus dem Lateiniſchen des **Nic. Cauſinus**. Die Mutter, die im Jahr 175 geſtorben ſeyn ſoll, ſiehet ſtandhaftig den Tod von ſieben Söhnen, die Märtyrer werden. 4) **Kardenio und Zelinde**, oder, die unglüklichen Verliebten, eine Geſchichte, die der Dichter in Italien als eine wahre gehört zu haben vorgiebt. Die keuſche und ſittſame Liebe kontraſtirt in dieſem Stück mit der tollen und verzweifelnden. 5) **Ermordete Majeſtät**, oder, Karl Stuart,

Kö

König von Großbritannien; der König wird auf dem Theater geviertheilt. 6) **Piaſtus**, aus der pohlniſchen Geſchichte. 5) **Der großmüthige Rechtsgelehrte**, oder, der ſterbende Papinian. 6) **Die Gibconiten**, oder, die ſieben Brüder. — In ſeinen Komödien ſieht man nichts, als den rohen Witz ſeines Jahrhunderts. Sie heißen: 1) **Majuma**, Freudenſpiel Geſangsweiſe vorgeſtellt. Unter **Majuma** iſt das bekannte römiſche Blumenfeſt zu verſtehen. Mars wird auf Verlangen der Chloris entwafnet; zuletzt hört man, daß Ferdinand IV. römiſcher König geworden. 2) **Das verliebte Geſpenſt**, ein Geſangſpiel. 3) **Die geliebte Donroſe**, ein Scherzſpiel mit Geſängen. 4) **Die Säugamme**, eine Ueberſetzung aus dem Italieniſchen des Razzi. Die Abſicht des Stücks iſt, die Untreue des Geſindes zu zeigen. Der proſaiſche Dialog iſt zwar meiſtens zu periodiſch, er hat aber doch einige lebhafte Stellen. 5) **Der ſchwärmende Schäfer**, ein ſatiriſches Luſtſpiel in Verſen, aus des **Korneille** Berger Extravagant auf Befehl einer Fürſtinn überſetzt; die Satire betrift diejenigen, welche die Schäferey verrückt gemacht. 6) **Horribilicribrifax**, der Name der Hauptperſon, eines großſprecheriſchen Pedanten, des erſten komiſchen Karakters unſerer Komödie, der aber bis zum Poſſenhaften übertrieben worden. Neben ihm figuriren ein Jude, ein verdorbener Dorfſchulmeiſter, eine Kupplerinn, und ein hochmüthiges, und doch dabey armes Fräulein. 7) **Abſurda comica**, oder, **Herr Peter Squenz**, ein Schimpfſpiel, eigentlich nur eine Umarbeitung eines urſprünglich von dem Nürnberger Mathematiker, **Daniel Schwenter** (ſt. 1628) verfertigten Stücks. Die Erfindung iſt aus **Schakſpear's** Johannisnachtstraum, oder vielmehr aus einem aus dem Franzöſiſchen überſetzten Roman von Pyramus und Thisbe. Hier heißt ſchon der luſtige Rath des Königs **Pickelhäring**. Die übrigen Gedichte von **Gryph** haben folgende

An-

Rubriken: 1) **Kirchhofs Gedanken**, ſie beſtehen aus einem eignen Liede von funfzig Strophen, und aus zwey Oden, aus **Balde** überſetzt. Die Enumeration der Gedanken iſt gar zu didactiſch, und an Concetti's fehlt es nicht. 2) **Oden**, drey Bücher, faſt alle geiſtlichen Innhalts, viele beſtehen aus **Satz**, **Gegenſatz**, und **Zuſatz**, wie die pindariſchen. 3) **Thränen über die Leiden Chriſti**, oder, der Oden viertes Buch. 4) **Sonnette**, vier Bücher; einzele Penſeen, die hier und da einen Dichter verrathen. 5) Epigrammata, oder, **Beyſchriften**. 6) **Der Weicherſtein**, eine Gegend, in der er mit drey Freunden geſpielt.

Andreas Scultetus, von Bunzlau in Schleſien gebürtig, ein Verwandter von **Tſcherning**, ſchrieb alle ſeine Gedichte, die wir kennen, auf der Schule zu Breslau, und ſcheint ſehr jung geſtorben zu ſeyn. Viele ſtarke, edle, mahleriſche Stellen machen, daß man ſeinen frühen Tod bedauert, und die unnatürlichen und ſchwulſtigen auf Rechnung ſeiner Jugend ſchreibt. Beſonders häufte er die gelehrten Anſpielungen zu ſehr. Sein beſtes Gedicht: **Oeſterliche Triumphpoſaune**, (das iſt Triumphgeſang auf die Auferſtehung Chriſti) das 1642 einzeln gedruckt ward, hat nebſt einem andern: **Blutſchwitzender und todringender Jeſus** (von geringerem Werthe) und einigen Gelegenheitsgedichten **Leſſing** wieder hervorgeſucht, und ſo erſchienen ſie mit ſeinen Briefen und Anmerkungen begleitet, im zweiten Theile von **Zachariä's** auserleſenen Stücken der beſten teutſchen Dichter 1771. Ein ſchleſiſcher Schulmann, Herr **Jachmann** gab 1774 eine **Nachleſe** zu denen von **Leſſing** aufgefundenen Gedichten des **Scultetus** heraus, worinnen das vornehmſte ein **Friedens-Lob- und Krieges-Leidgeſang** vom Jahr 1641. war. Auch wurden uns da einige lateiniſche Poeſien dieſes Dichters mitgetheilt.

Obgleich faſt alle ſchleſiſche Dichter Sinngedichte verſuchten, ſo glükten ihnen doch nur wenige, die man entweder in der Rigaer Sammlung teutſcher Sinngedichte, von 1766, oder in der neuen Ausgabe des **Wernicke** von Herrn **Ramler** nachſehen kann. Aber ein Dichter dieſer Schule, der ſich allein auf das Epigramm einſchränkte, hat ſich dadurch unſterblich gemacht. **Friedrich von Logau**, aus einem alten ſchleſiſchen Geſchlechte, gebohren 1604, Rath des Herzogs von Brieg, ſchrieb in ſeiner Jugend viele Gedichte, die aber in dem Kriege verlohren giengen, nachher hatte er nur zu Epigrammen Muße. Er gab zuerſt, man weiß nicht, in welchem Jahre, vielleicht 1638, eine Sammlung nur von zweihundert Sinngedichten heraus; hierauf aber, ohne Anzeige des Jahrs, unter dem Namen **Salomon von Golau** teutſcher Sinngedichte dreytauſend, wozu noch in einigen Anhängen 553 kommen. Er ſtarb 1655. Seine Epigrammen haben viele glückliche Erfindungen und Wendungen, nicht immer grade Pointen, ſondern auch Bilder und Sentenzen. Die Sprache iſt gedrängt und nachdrüklich. Er gerieth bald in unverdiente Vergeſſenheit. **Wernicke, Morhof**, ſelbſt der Geſchichtſchreiber der fruchtbringenden Geſellſchaft, deren Mitglied er unter dem Namen der **Verkleinernde** war, **Neumark** kannte ihn ſchon nicht mehr. Daher nennte ein Ungenannter, der 1702 ſeine Gedichte neu herausgab: **S. v. G. auferweckte Gedichte.** Aber in dieſer Edition waren auch ſchlechte Poeſien von andern eingemiſcht. Endlich ward das Andenken dieſes Dichters durch **Leſſing** und **Ramler** erneuert, die 1759 ohngefehr den dritten und beſten Theil ſeiner Sinngedichte mit einem Gloßarium über die veralteten Worte wieder abdrucken lieſſen.

Noch ſind einige geringere Dichter dieſer Epoche anzuführen. In denen (teutſch geſchriebenen) Collectaneis und Miſcellaneis von **Martin Zeiler**, einem Manne, der mehr gelehrte, als dichteriſche Verdienſte hatte, ſtehen Epigrammen, die in der Sammlung der beſten Sinngedichte der teutſchen Poeten, Riga, 1766 einen Plaz gefunden haben. Er war in Steiermark 1588 gebohren, und ſtarb als Ephorus des Gymnaſiums zu Ulm 1661. — **Dietrich von dem Werder** muß als Ueberſetzer des **Taßo** genannt werden, nicht allein zum Beweis der bekanntwerdenden italieniſchen Litteratur, ſondern auch, weil er die Stanzen des Originals beybehalten. Sie ſind freilich ziemlich lahm, aber er entſchuldigt ſich damit, daß noch keine Regeln bekannt wären. Der Ausdruk hat wenig epiſche Würde. **Das erlöſete Jeruſalem** gab er 1640, und nachher 1651 verbeſſert heraus. **Neumark** führt an, daß er auch den raſenden Roland vom Arioſt überſetzt habe, welche Ueberſetzung ich aber nie geſehn. Seine eignen Gedichte z. E. **Sonnette vom Krieg und Siege Chriſti**, wo die Worte Krieg und Sieg in jeder Zeile wenigſtens einmal vorkommen, **troſtreicher Freudengeſang auf die Stunde des Todes**, u. ſ. w. **Dietrich von dem Werder** war gebohren zu Kaſſel 1584, that Reiſen nach Italien, nahm Kriegesdienſte als Rittmeiſter, ward Hofmarſchall und Geheimderath zu Kaſſel, ward zu viel Geſandſchaften gebraucht, Guſtav Adolph beredete ihn, unter ihm als Obriſter zu dienen, aber kaiſerliche Avokatorien nöthigten ihn, von der ſchwediſchen Armee abzugehn, als er 1646 eine Vermählung zwiſchen dem jungen Landgrafen und einer brandenburgiſchen Prinzeſſinn zu Stande brachte, ward er brandenburgiſcher Geheimdekriegsrath und Obriſter. Er ſtarb 1657. In der fruchtbringenden Geſellſchaft hatt er den Namen des **Vielgekörnten**. — Ein andres Mitglied dieſer Geſellſchaft (unter dem Namen **der Träumende**) muß wegen ſeiner Verdienſte um die proſaiſche Satire ausgezeichnet werden. **Johann Michael Moſcheroſh** hat Fiction, die er nur nicht recht darzuſtellen weis, hat Witz, dem es nur an Politur fehlt. Er ſchrieb unter dem Namen **Philander von dem Sittenwalde** wunderliche und wahrhafte Geſichte, das iſt, Strafſchriften, als den Schergeteufel, das Weltweſen, den Venusnarren, das Todtenheer, leztes Gericht, Höllenkinder, Hofſchule, — Alamodekehraus, Hans hinüber Hans herüber, Weiberlob, Thürmer, Podagra, Soldatenleben, und Reformation. Dieſe Satiren kamen erſt alle einzeln, und dann 1650 zuſammen heraus. Er überſetzte auch des Spaniers **Quevedo** ſatiriſche Geſichte mit Vermehrungen. Er that in ſeinem Leben viele Reiſen, und bekleidete viele Aemter, zulezt war er Präſident zu Hanau, und ſtarb 1659. — **Tobias von Hübner**, Rath zu Deſſau (ſt. 1636) in der fruchtbringenden Geſellſchaft der Nuzbare genannt überſetzte die **Woche** (das iſt, die Beſchreibung der ſechs Schöpfungstage) aus dem elenden Original des **de Bartas** in eben ſo viel Sylben, als das Orginal hat. Viele nannten ihn darum den **Ovid** der Teutſchen, womit ſie wohl nur ſo viel ſagen wollten, daß in den Verwandlungen des **Ovid** auch eine Kosmogonie vorkomme — **Chriſtian Caldenbach**, ein Schleſier, Lehrer der Dichtkunſt zu Tübingen, trug **Opitzens** Grundſätze 1645 in folgenden lateiniſchen Buche vor: Poetica germanica, ſeu, de ratione ſcribendi carmen teutonicum. Man hat von ihm auch zwey Bände **Grabgedichte**.

3. Schrei-

3.

Schreiben des Herrn Godin des Odonnais an Herrn de la Condamine, über die Reiſe der Frau Godin auf dem Amazonenfluß.

Wer noch zweifeln kann, ob die Natur fruchtbarer an Verkettung der Unglücksfälle ſey, als das Gehirn des Romanenſchreibers, der mag ſich durch Leſung dieſes Briefes davon überführen, der ein ſchrekliches Beyſpiel von den Gefahren und Mühſeeligkeiten enthält, welchen das Leben der Menſchen unterworfen iſt. Wie gern ruft nicht jeder der einen Blik auf dies Abentheuer geworfen hat, mit dem **Lucrez** aus:

Qualibus in tenebris vitae quantiſque periclis,
Degitur hoc quodcunque eſt aevi! –

Herr Godin gehörte zu der Geſellſchaft, die **Ludwig XIV.** auf die Gebürge von Peru ſchikte, um daſelbſt mit einigen ſpaniſchen Gelehrten die Figur der Erde zu beſtimmen, indeſſen **Maupertuis** und die andern ſie gegen den Nordpol maßen. **Herr de la Condamine** thut des Herrn **Godin** in ſeiner Reiſe daher gar oft Erwähnung. Ich übergehe den Eingang des gegenwärtigen Schreibens, und fahre nun mit ſeinen eigenen Worten fort.

Sie werden ſich erinnern, ſchreibt er an den Herrn **de la Condamine**, daß ich das leztemal, als ich die Ehre hatte, Sie im Jahr 1742 vor Ihrer Abreiſe von Quito zu ſprechen, zu erkennen gab, ich würde denſelben Weg nehmen, den Sie ſich vorgeſezt hatten, und mich auf den Amazonenfluß einſchiffen, ſowohl aus Neugier, um dieſe Route kennen zu lernen, als auch zu beſſerer Bequemlichkeit für meine Frau, wenn ich ihr dadurch eine langweilige Reiſe zu Lande, und in gebürgichten Gegenden erſparte, wo man ſich bloß der Mauleſel bedienen kann. Sie hatten die Aufmerkſamkeit, als Sie den Amazonenfluß herunterfuhren, in allen ſpaniſchen und portugieſiſchen an ſeinen Ufern befindlichen Miſſionen, zu hinterlaſſen, daß einer von Ihren Gefährten Ihnen in kurzem folgen würde, und dieſe hatten es viele Jahre nach Ihrer Abreiſe noch nicht vergeſſen. Meine Frau bezeigte ein groſſes Verlangen, wieder in Frankreich zu ſeyn, allein ihrer öftern Schwangerſchaften wegen, wagte ich es nicht, ſie in den erſten Jahren den Strapatzen einer ſo weiten Reiſe auszuſetzen. Zu Ende des 1748ſten Jahres erhielt ich die Nachricht vom Tode meines Vaters: Ich ſahe, daß es unumgänglich nöthig war, meine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und beſchlos allein nach Cayenne abzugehn, und den Fluß hinabzufahren, um alles zu veranſtalten, daß meine Frau dieſen Weg gleichfalls und mit Bequemlichkeit nehmen könne. Ich verließ im Merz 1749 die Landſchaft Quito und meine ſchwangere Gattin: Ich kam im April 1750 zu Cayenne an, und ſchrieb ſogleich an Herrn Rouillé, Miniſter der Marine, und bat ihm, mir Päſſe und Empfehlungsſchreiben vom portugieſiſchen Hof zu verſchaffen, um wieder den Amazonenfluß hinauf zu gehn und meine Familie durch denſelben Weg zurükführen zu können. Ein andrer als Sie würde ſich wundern, daß ich eine Reiſe von 1500 Meilen unternahm, bloß um mich von neuem zu einer andern zu rüſten. Allein Sie wiſſen, daß in dieſem Lande die Reiſen weniger Umſtände und Aufwand machen als in Europa. Diejenigen, die ich vor 12 Jahren thun muſte, um das Terrain zur Mittagslinie von Quito zu unterſuchen, die Zeichen auf den höchſten Bergen auszuſtecken, und mich ſo oft nach Carthagena und wieder her zu begeben, hatten mich abgehärtet. Ueberdies konnte ich auch bey der Hofnung vom Liſſaboniſchen Hof die Erlaubniß zu einer bis jetzt den Fremden unterſagten Farth zu erhalten, Nebenabſichten haben, über die hier nicht der Ort iſt, ſich herauszulaſſen. Ich bediente mich dieſer Gelegenheit, um verſchiedene Stücke aus dem Naturreich in das königliche Kabinet abzugeben, unter andern die fünf Arten der Butua, und eine zu Lima gedrukte Grammatik der Sprache der Incas, womit ich dem Herrn von Buffon ein Geſchenk machte, von dem ich aber keine Antwort erhielt. Aus der, womit mich Herr Rouillé beehrte, erſah ich, daß S. M. für gut fand, daß mir der Statthalter und Intendant zu Cayenne Empfehlungsſchreiben an den Statthalter von Para mitgabe. Ich ſchrieb damals an Sie, und Sie hatten die Gütigkeit, meine Päſſe zu betreiben: Sie legten zugleich ein Empfehlungsſchreiben des Commandeurs de la Corda, portugieſiſchen Geſandtens am franzöſiſchen Hof, an den Statthalter zu Para und einen Brief vom Abt de la Ville bey, worinn er Ihnen meldete, daß meine Päſſe zu Liſabon ausgefertigt und nach Para geſchikt wären. Ich erkundigte mich deswegen bey dem daſigen Statthalter, der mir verſicherte, ihm ſey nichts zu Handen gekommen. Ich ſchrieb von neuen an Herrn Rouillé, der aber nicht mehr im Miniſterio war. Seit der Zeit habe ich alle Jahre wohl vier, fünf, ſechsmal um meine Päſſe angehalten, aber immer vergebens. Viele von meinen Briefen ſind entweder verlohren gegangen, oder während des Krieges aufgefangen worden. Dieſes leidet bey mir um ſo weniger einen Zweifel, weil ſelbſt Sie keinen mehr von mir erhalten haben, ohngeachtet ich beſtändig fortgefahren, an Sie zu ſchreiben. Endlich kam mir einmal zu Ohren, daß der Graf von Herouville ſehr viel beym Duc de Choiſeul gelte, und ohne vom erſtern gekannt zu ſeyn, beſchloß ich im Anfang des 1765ſten Jahres mich an ihn zu wenden. Ich ſchrieb ihn mit wenig Worten, wer ich wäre, und bat ihn, für mich beym Duc ein Vorwort, wegen der ſo lange erwarteten

Päſſe einzulegen. Nur der Gütigkeit dieſes Herrn ſchreibe ich den glüklichen Erfolg meines Unternehmens zu; denn im zehnten Monat, vom Datum meines Briefes an den Grafen an gerechnet, kam zu **Cayenne** eine Galiotte mit Verdeken an, die zu **Para** auf Befehl des Königs von Portugall ausgerüſtet worden war; ſie führte dreyßig Ruderer und einen Hauptmann von der Beſatzung zu **Para**, dem aufgetragen war, mich dahin und von **Para** den Fluß hinauf bis zur erſten ſpaniſchen Pflanzung zu bringen: Hier ſollte er meiner erwarten und mich dann mit meinen Angehörigen nach **Cayenne** zurükführen, und zwar alles auf Koſten Seiner Allergetreuſten Majeſtät: Eine in der That königliche Grosmuth, und die von Seiten der Fürſten eben nicht ſehr häufig iſt. Wir giengen von Cayenne in den lezten Tagen des November-Monats 1765 ab, und begaben uns nach Oyapoc, ein Fort am Fluß des Nahmens, 30 franz. Meilen von der Stadt **Cayenne**, um daſelbſt meine Sachen einzunehmen, weil ich mich da aufhielt. Hier wurde ich krank und zwar ſehr gefährlich. Herr von **Rebello**, Ritter des Chriſtordens, und Befehlshaber der portugieſiſchen Galiotte, hatte die Gefälligkeit, ſechs Wochen auf mich zu warten. Da ich aber ſah, daß ich noch lange nicht in Stand war, mich am Bord zu begeben, und befürchtete, die Geduld dieſes Officiers zu misbrauchen, ſo bat ich ihn, ſich auf den Weg zu machen, und nur zu erlauben, daß ich jemand an meiner Stelle auf das Schiff gehen lieſſe, dem ich Briefe mitgeben könne, und der für meine Familie auf ihrer Rükreiſe die nöthige Sorge trüge. Ich warf die Augen auf den Herrn **Triſtan Dorcaſaval**, den ich ſchon ſeit geraumer Zeit kannte, und ihn zu meinen Abſichten für geſchikt hielt. In dem Packet, daß ich ihm mitgab, waren die Befehle des Pater Generals der Jeſuiten, an den Provincial zu Quito und den Superior der Miſſionen zu **Maynas** befindlich, um die nöthigen Kanots und Leute zu der Reiſe meiner Frau herbeyzuſchaffen. Der Auftrag, den ich den Herrn **Triſtan** that, war einzig dieſer, beſagte Brieſe dem zu **Laguna**, als dem Hauptort der ſpaniſchen Miſſionen von **Maynas**, reſidirenden Superior einzuhändigen, welchen ich bat, ſolche nach **Riobamba** zu beſördern, damit meine Frau Nachricht von dem Fahrzeuge bekäme, daß auf Befehl des portugieſiſchen Beherrſchers und die Empfehlung des franzöſiſchen ausgerüſtet worden war, um ſie nach **Cayenne** zu bringen. **Triſtan** hatte weiter nichts zu thun als zu **Laguna** die Antwort aus **Riobamba** zu erwarten. Er ging auf dem portugieſiſchen Schiff von **Oyapoc** den 24. Jenner 1765 ab, und kam, indem er den Strom hinauffuhr, im Monat Julius oder Auguſt deſſelbigen Jahres zu **Loreto** der erſten ſpaniſchen Niederlaſſung an. **Loreto** iſt eine neuerlich geſtiftete Miſſion, unterhalb der von **Pevas** gelegen; ſie war weder zu Ihrer Zeit im Jahr 1743, als Sie den Weg paſſirten, noch damals, als ich ihn 1749 kam, vorhanden, ſo wenig als die Miſſion von **Tavatinga**, welche die Portugieſen ſeitdem oberhalb **San Pablo**, ihrer ehmaligen äuſſerſten Niederlaſſung, angelegt haben. Um dieſes recht zu verſtehen, muß man die Augen auf die Karten werfen, die Sie von dem Lauf des Amazonen-Stroms und der Provinz **Quito** aufgenommen hatten, und in Ihrem Journal historique du voyage a l'équateur (die Ausgabe vom Louvre 1771) befindlich ſind. Der portugieſiſche Officier ſchifte den **Triſtan** zu **Loreto** aus, und kam hierauf nach **Tovatinga** zurük, um daſelbſt den Anweiſungen gemäß, die er empfangen hatte, die **Frau Godin** zu erwarten. **Triſtan**, anſtatt ſich nach **Laguna**, dem Hauptort der ſpaniſen Miſſionen zu begeben, und meine Brieſe dem Superior derſelben einzuhändigen, bleibt in den portugieſiſchen Miſſionen, wo er ſich mit dem Handel beſchäftigte, und gab das Paket zu **Tavatinga** an einen ſpaniſchen Miſſionar, den Jeſuiten Geſquen, der nach Quito zurückkehrte. Der dümmſte Streich, den man ſich denken kann, und der allen Anſchein eines böslichen Vorſatzes hat! Das Paket war nach Laguna gerichtet, welches nur einige Tagereiſen vom Ort, wo er ſich befand, entfernt iſt, und er ſchickt es 500 franz. Meilen weit jenſeits der Cordelieras. Merken Sie an, daß auſſer verſchiedene Sachen, die ich dieſem Menſchen zum verhandeln auf meine Rechnung mitgegeben hatte, er auch von mir überflüſſig mit allen verſehen worden war, was er zur Beſtreitung der Koſten ſeiner Reiſe in den ſpaniſchen Miſſionen bedurfte. So ſchlecht er auch hier zu Werke gieng, ſo verbreitete ſich doch ein dunkeles Gerüchte in der Provinz Quito, und gelangte zu meiner Frau, daß nicht allein Briefe an ſie da wären, die einem Jeſuiten übergeben worden, ſondern daß auch in den äuſſerſten Miſſionen von Portugal ein Fahrzeug angekommen und auf Befehl ſeiner portugieſiſchen Majeſtät ausgerüſtet ſey, um ſie nach Cayenne zu bringen. Ihr Bruder, ein Auguſtiner Mönch, und der E. P. Terol, Provincial vom Dominikaner Orden, lagen dem Provincial der Jeſuiten ſtark an, meine Briefe herbeyzuſchaffen. Geſquen verſicherte, er habe ſie einem andern gegeben, dieſer wollte ſie einem dritten überliefert haben; kurz, alles angewandten Fleiſſes ohngeachtet, iſt das Paket nie zum Vorſchein gekommen. Nun denken Sie ſich einmal die Unruhe, in der ſich meine Frau befand, die nicht wußte, was ſie ergreiffen ſollte. Im Lande wurde verſchieden von dem ausgerüſteten Schiffe geſprochen: Einige maſſen ihm Glauben bey, andere zweifelten an ſeiner Exiſtenz. Sich zu einem ſo langen Weg zu entſchlieſſen, und ſeine häuslichen Angelegenheiten darnach einzurichten, das Hausgeräthe zu verkaufen, ohne des Erfolgs gewiß zu ſeyn, das heißt alles aufs Ohngefehr bauen. **Frau Godin**, um von dieſer tödtenden Ungewisheit los zu kommen, beſchloß einen Schwarzen von geprüfter Treue in die Miſſionen abzuſenden. Der Neger macht ſich in Geſellſchaft einiger Indianer auf den Weg; und nachdem er bereits einen groſſen Theil deſſelben zurükgeleget, wird er angehalten, und gezwungen wieder zu ſeiner Herrſchaft zurükzukehren, die ihn zum zweytenmal mit neuen Aufträgen, und unter gröſſerer Vorſicht abfertigt. Der Neger überwindet dieſesmal alle Hinderniſſe, er langt zu **Loreto** an, ſieht und ſpricht mit dem **Triſtan**, und kommt mit der Nachricht zurük, daß die Anſtalten des portugieſiſchen Königes ſich an dem befinden, und daß **Triſtan** zu **Loreto** iſt. Nun zögerte **Frau Godin** nicht länger die Reiſe anzutreten; ſie verkaufte von ihrem Geräthe ſo viel als ſie konnte, und überließ das übrige, ſo wie ihr Haus zu **Riobamba**, den Garten, die Ländereyen von **Guaslen**, und ein anderes kleines Gut zwiſchen **Gatte** und **Maquazo**, ihrem Schwager. Man kann denken, was für Zeit vom Monat September 1766 an, da der Jeſuite die Briefe bekam, auf die Reiſe dieſes Paters nach **Quito** aufgieng: Ferner auf die Nachforſchungen, um die Briefe zu entdecken, die von Hand in Hand gegangen; auf die nähere Auseinanderſetzung des Gerüchts, das von **Quito** bis nach **Riobamba** erſchollen war; auf den Verkauf der Effekten, und eines Hauſes, und auf die Zurüſtung zu einer ſo langen Reiſe. Meine Frau konnte auch nicht ehe von **Riobamba**, das 40 franzöſiſche Meilen ſüdlich von **Quito** gelegen iſt, aufbrechen, als den erſten Oktober 1769. Das Gerüchte von dem portugieſiſchen Fahrzeug mußte bis nach **Guayaquil** und bis an die Küſten der Südſee vorgedrungen ſeyn, denn Herr **Roche**, ein franzöſiſcher Arzt, der aus **Ober-Peru** kam und nach **Panama** und **Portobello** gieng, um daſelbſt ein Fahrzeug zu ſuchen, auf dem er nach **Dominigo**, **Martinique** oder wenigſtens in die **Havana** und ſo weiter nach Europa gelangen könnte, hörte, als er ſich in dem Golfo von **Guayaquil** befand, daß eine Dame vom **Rio-**

bamba ſich auf den Amazonenfluß, in ein Fahrzeug, das ihr der König von Portugall geſchikt, begeben wollte, um damit nach Cayenne zu gehn. Er änderte ſogleich ſeine Route, fuhr den Fluß Guayaquil hinauf, kam nach Riobamba und bat Frau Godin ihm zu erlauben mit ihm reiſen zu dürfen, indem er ihr zugleich für ihre Geſundheit zu wachen, und alle mögliche Art von Aufmerkſamkeit zu haben verſprach. Sie antwortete ihm anfangs, daß ſie über das Schiff, das ſie abzuhohlen gekommen wäre, nichts zu ſagen hätte, allein Herr Roche ſtekte ſich hinter ihre zwey Brüder, die ihr ſo ſtark anlagen, und vorſtellten wie nützlich ihr ein Arzt auf einer ſo langen Reiſe ſeyn könnte, daß ſie ſich endlich ſeine Begleitung gefallen ließ. Dieſe ihre Brüder, die auch nach Europa wollten, beſchloſſen zugleich mit ihrer Schweſter abzugehn, um deſto geſchwinder, der eine in Rom, wohin ihn Ordensangelegenheiten riefen, und der andere in eigenen Geſchäften in Spanien zu ſeyn. Lezterer hatte einen Sohn von 9 oder 10 Jahren bey ſich, den er in Frankreich erziehn laſſen wollte. Herr von Grand-Meiſon, mein Schwiegervater, war vorausgegangen, um auf den Weg, den ſeine Tochter kommen würde, bis zu den Ort ihrer Einſchiffung das nöthige zu veranſtalten. Jenſeits der groſſen Cordeleras fand er Anfangs von Seiten des Präſidenten und General-Hauptmanns der Provinz Quito einige Schwürigkeiten, denn Sie wiſſen, daß es vom König von Spanien verboten iſt, auf dem Amazonenfluß zu fahren; doch dieſe Hinderniſſe waren bald gehoben. Ich hatte bey meiner Rückkunft von Carthagena, wohin ich 1740 in Angelegenheiten unſerer Geſellſchaft abgeſchikt worden war, vom Vice-König von Santa-Fe, dem Don Sebaſtian de Eſlaba einen Paß mitgebracht, der es uns frey ſtellete, den Weg zu nehmen, der uns am beſten dünken würde. Der ſpaniſche Statthalter von der Provinz Maynas und Omaguas begieng daher als er von der Ankunft meiner Gattin hörte, die Höflichkeit, ihr ein Kanot mit Lebensmitteln und Erfriſchungen entgegen zu ſchicken, das auch, nicht weit von der Völkerſchaft der Omaguas, ſie antraf. Allein welche Wiederwärtigkeiten, welche gräßliche Zufälle giengen nicht vor dieſem glüklichen Zeitpunkt her! Als meine Frau von Riobamba, dem Ort ihres Auffenthalts, im Oktober mit ihrer Begleitung aufbrach, ſo brachte ſie 8 bis 10 Tage zu, um nach Canelos zu gelangen, wo man ſich auf den kleinen Fluß Bebonaza begiebt, der in den Paſtaca und mit dieſem in den Amazonenfluß fällt. Herr von Grand-Maiſor, der drey Wochen vorausgegangen war, hatte das Dorf Canelos voll Einwohner angetroffen, und ſich ſogleich in ein Kanot eingeſchift, um in allen Oertern wo er durchkam, Nachricht von der Ankunft ſeiner Tochter zu hinterlaſſen, und weil er wußte, daß ſie von ihren Brüdern, einem Arzt, ihrem Neger und dreyen indianiſchen oder mulattiſchen Bedientinnen begleitet wurde, ſo ſezte er ſeinen Weg bis in die portugieſiſchen Miſſionen fort. Während dieſer Zwiſchenzeit verſcheuchten die Blattern, (eine Krankheit, die die Europäer nach Amerika gebracht haben, und die den Indianern ſchreklicher iſt, als die ihnen unbekannte Peſt in der Levante) alle Einwohner aus Canelos weg. Die anderen, die ihre Kameraden daran ſterben ſahn, zerſtreuten ſich in die Wälder, wo jeder ſein Abatis, oder Landhaus hatte. Meine Frau war von Riobamba mit 31 Indianern abgegangen, die ſie und ihre Bagage tragen ſollten. Sie wiſſen, daß auf dieſem Weg, (derſelbe den Don Pedro Waldonado kam, der auch von Riobamba nach Laguna gieng, wo Sie mit ihm eine Zuſammenkunft verabredet hatten,) daß auf dieſem Weg, ſage ich, ſelbſt mit Mauleſeln nicht fortzukommen iſt, daß die, welche gehn können, ihn zu Fuß machen und die andern ſich tragen laſſen. Die Indianer, die Frau Godin mitgebracht hatte, und die nach den üblen Landes-Gebrauch voraus bezahlt waren, ein Gebrauch, den das manchmal nur zu wohl gegründete Miſtrauen dieſer Unglüklichen aufgebracht hat, waren kaum zu **Canelos** angelangt, als ſie wieder umkehrten, entweder weil ſie ſich vor der böſen Luft fürchteten, oder weil ſie beſorgten, man möchte ſie, die in ihren Leben kein Kanot als von weiten geſehen hatten, nöthigen, mit an Bord zu gehn. Ich brauche aber nicht einmal ſo gute Urſachen zur Entſchuldigung ihres Davonlaufens anzunehmen, denn wie oft haben ſie uns nicht auf den höchſten Bergen, ohne den mindeſten Vorwand, bey unſern Verrichtungen in Stich gelaſſen! Wozu ſollte ſich nun meine Frau bey ſo geſtalteten Sachen entſchlieſſen? Wäre ſie auch im Stande geweſen, auf den Weg, den ſie gekommen war, wieder zurückzukehren, ſo machte doch die Begierde, die Barke zu erreichen, welche auf Befehl zweyer Monarchen ihrer erwartete, und die, einen geliebten Mann wiederzuſehn, von dem ſie zwanzig Jahre getrennet geweſen, daß ſie in ihrem verzweifelten Zuſtand, allen Hinderniſſen Troz bot. In dem Dorfe befanden ſich nur zwey Indianer, die der Seuche entgangen waren; ſie hatten kein Kanot, ſie verſprachen aber eines zu machen, und ſie bis zur Miſſion **Andoas** zu führen. Dieſe liegt zwölf Tagereiſen weiter, am Fluß **Bobonaza** hinunter, eine Entfernung, die auf 140 bis 50 franzöſiſche Meilen austrägt. Sie werden vorausbezahlt. Das Kanot wird fertig, und alle verlaſſen **Canelos**. Nach einer zweytägigen Fahrt, halten ſie an, um die Nacht hinzubringen. Den folgenden Morgen waren die beyden Indianer verſchwunden. Die unglükliche Geſellſchaft ſchift ſich wieder ein, ohne einen Führer zu haben, und der erſte Tag verſtreicht, ohne das ihnen was zuſtößt. Den Mittag des andern Tages trafen ſie ein Kanot in einem kleinen Hafen an, der nicht weit von einem **Carbet** liegt. (So heiſſen in den franzöſiſchen

Pflanzungen die Laubhütten, die den Wilden zur Wohnung, und den Reiſenden zur Herberge dienen: die Spanier nennen ſie **Rancho.**) Sie finden hier einen Indianer, der erſt geneſen iſt, und der einwilligt, ſie zu begleiten, und ihr Steuermann zu ſeyn. Den dritten Tag fiel des Herrn **Roche** Hut ins Waſſer, der Indianer will ihn wieder holen und fällt ſelbſt hinein, er hat nicht Kräfte genug, um wieder an Bord zu kommen, und ertrinkt. Nun hatte das Kanot kein Steuer mehr, und die Leute, die darauf waren, wuſten nicht, wie ein Fahrzeug zu führen ſey. Es lief auch gar bald voll Waſſer, welches ſie zwang auszuſteigen und ein **Corbet** zu verfertigen. Sie waren nur noch fünf oder ſechs Tagreiſen von **Andoas.** Herrn **Roche** erbot ſich dahin zu gehen, und macht ſich mit noch einem Franzoſen von ſeiner Geſellſchaft, und dem getreuen Neger der **Frau Godin** auf den Weg. Er nahm alle ſeine Sachen mit. Ich habe es nachher oft meiner Gattin verwieſen, daß ſie nicht auch einen von ihren Brüdern mit nach **Andoas,** um Hülfe, geſchikt hätte; ſie gab mir aber darauf zur Antwort, daß weder der eine noch der andere, nach dem Zufall der ihnen kurz zuvor begegnet, ſich wieder in ein Kanot hätten ſetzen wollen. Herr **Roche** verſprach bey ſeiner Abreiſe der **Frau Godin** und ihren Brüdern, daß ſie in vierzehn Tagen ein Kanot nebſt Indianern haben ſollten. Statt der vierzehn warteten ſie fünf und zwanzig Tage, und als ſie nun alle Hofnung auf gedachten Beyſtand aufgegeben, ſo bauten ſie ein Floß, auf den ſie ſich mit etwas Lebensmitteln und einigen Effekten begaben. Dieſer ſchlecht regierte Floß ſtieß auf ein Holz im Waſſer und ſchlug um. Alles Geräthe gieng verlohren und ſämtliche Perſonen fielen ins Waſſer. Weil der Fluß in dieſer Gegend zum Glück nicht ſehr breit war, ſo kam niemand um. Meine Frau wurde von ihren Brüdern gerettet, nachdem ſie ſchon zweymal zu ſinken angefangen hatte. Da ihre Umſtände nunmehr noch trauriger geworden waren als vorher, ſo beſchloſſen ſie, alle zu Fuß am Ufer hinzugehn. Welch ein Vorſatz! Die Ufer dieſer Flüſſe ſind, wie Sie wiſſen, dicht mit Geſträuch und Holz bewachſen, und voll ſehr hoher Gewächſe, Kräuter, Lianen, wo man ſich nicht anders als mit groſſen Zeitverluſt, und mit der Axt einen Pfad bahnen kann. Sie hohlen aus ihrem Carbet die übrigen Lebensmittel, und treten den Weg zu Fuß an. Indem ſie am Ufer des Fluſſes hinziehn, werden ſie gewahr, daß ſeine viele Buchten und Ausbeugungen ihren Gang um ein anſehnliches verlängern: Sie begeben ſich alſo um dieſes zu verhüten in das Gehölze, wo ſie ſich wenig Tage darauf verirren. Der Weg durch ein ſo rauhes Dickigt, der ſelbſt für die, welche es gewohnt ſind, höchſt beſchwerlich iſt, hatte ſie äuſſerſt abgemattet: Ihre Füſſe waren von den Dornen und Stacheln voller Wunden, die Lebensmittel aufgezehrt; Sie verſchmachteten bald vor Durſt, und ihre einzige Hülfe beſtand in einigen wilden Früchten, und Palmiſten-Stengeln. Endlich entgehen ihnen von Schweiß und Müdigkeit erſchöpft, die Kräfte; ſie ſetzen ſich nieder, und vermögen nicht wieder aufzuſtehn: Hier erwarten ſie alſo ihren lezten Augenblik, und in vier oder fünf Tagen iſt einer nach dem andern des Todes. Meine Frau, die neben ihren Brüdern und den übrigen Leichnamen ausgeſtreckt lag, blieb zweymal vier und zwanzig Stunden wie betäubt, von Sinnen und fühllos, und dabey vom heftigſten Durſt geplagt, Aber die Vorſehung, die ſie zu erhalten gedachte, gab ihr Muth und Stärke, ſich fortzuſchleppen und die Rettung aufzuſuchen, die ihrer erwartet. Sie war halbnackend, und ohne etwas an den Füſſen; zwey Mantillen und ein von den Dornen zerriſſenes Hembde bedekten mit Mühe ihren Leib: Sie ſchnitte die Schuhe ihren Brüdern ab, und befeſtigte die Sohlen davon an ihre Füſſe. Der Tod dieſer unglüklichen Geſellſchaft fällt ohngefehr auf den 29 oder 30 December 1769. Ich ſchlieſſe dieſes aus wolbeſtätigten Nachrichten, die ich davon nachher erhielt, und auch aus den Reden des einzigen dem Untergang entgangenen Schlachtopfers, die mir ſagte, daß ſie acht Tage daranf, als ſie den Ort, wo ihre Brüder und Bediente umgekommen, verlaſſen hatte, an dem Ufer des Bobonaza angekommen ſey. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ihr dieſe Zeit weit länger vorkam, als ſie in der That war: Aber hätte ſie ſich auch um die Hälſte betrogen, wie war es ohne ein Wunderwerck möglich, daß ein ſo zärtlich erzogenes Frauenzimmer ihr Leben auch nur vier Tage, ſo erſchöpſt und verhungert friſten konnte? Das Andenken an jenes langwierige und gräßliche Schauſpiel, wovon ſie ein Augenzeuge geweſen, die Schreken der Einſamkeit und der Nacht in einer Wüſteney; die Furcht vor dem Tod, der ihr immer vor den Augen ſchwebte, und mit jedem Augenblick zunahm; alles dieſes machte einen ſolchen Eindruk auf ſie, daß ihre ſchwarzen Haare weiß geworden waren. Den zweyten Tag nach ihrem Ausbruch hatte ſie Waſſer, und die folgenden einige Rebhünereyer, angetroffen, die ſie nicht kannte und kaum im Stande war hinterzubringen, ſo ſehr hatte ſich der Magenſchlund zuſammengezogen, weil er einige Tage aller Speiſe beraubt geweſen war. Mit dem, was ſie davon, durch ein Ohngefehr antraf, erhielt ſie ihr Gerippe, aber es war Zeit, daß Hülfe erſchien. Wenn Sie in einem Roman läſen, daß ein zärtliches, an allen Bequemlichkeiten des Lebens gewöhntes Frauenzimmer, nachdem ſie halbertrunken aus einem Fluß gezogen worden, ſich, ſelbſt achte, in ein dornigtes Gehölze wo weder Weg noch Steg iſt, vertieſt, viele Tage darinne umherzieht, ſich verirret, Durſt, und Hunger und Ermüdung im höchſten Grad ausſteht; an ihrer Seite, zwey Brüder, die weit ſtarker als ſie ſind; einen Vetter, der kaum die Kinderjahre überſtanden; drey junge weibliche Bediente; und einen jungen Lakeyen des vorausgegangenen Arztes umkommen ſieht;

zwey Tage und zwey Nächte, allein unter ihren Cadavern, in einer mit Tigern und gefährlichen Schlangen angefüllten Gegend liegen bleibt, ohne daß ſie ein einziges von dieſen Thieren zu Geſichte bekommt; dann ſich wieder aufricht, den Weg von neuem antritt, nichts als Lumpen auf dem Leibe hat, die mit ihren Blut gefärbt ſind, und in dieſen Zuſtand ſieben Tage herum gezogen zu ſeyn glaubt: Sagen Sie einmal, was würden Sie von dem Verfaſſer eines ſolchen Mährchen denken? Würden Sie ihm nicht vorwerfen, daß er ſchrecklich wieder alle Wahrſcheinlichkeit ſündige? Und doch iſt nichts gewiſſer, nichts wahrhaftigers, als die Begebenheiten, die ich Ihnen da vorerzähle. Alle dieſe Unglüksfälle würden ſich aber nicht zugetragen haben, wenn Herr **Triſtan** rechtſchaffen gehandelt, und ſtatt ſich in den portugieſiſchen Miſſionen aufzuhalten, meine Briefe dem ſpaniſchen Superior zu **Laguna** ausgehändigt hätte: dann fand meine Frau, ſo wie drey Wochen vorher ihr Schwiegervater, das Dorf **Canelos** noch bewohnt und ein Kanot daſelbſt zu ihrer Ueberfahrt in Bereitſchaft. Nach der Rechnung der **Frau Godin**, langte ſie den achten Tag als ſie jenen ſchreklichen Schauplatz verlaſſen, an den Ufern des **Bobonaza** an. Mit Anbruch des Tages hörte ſie etwa zweyhundert Schritte von ſich, ein Geräuſche. Im erſten Schreken wolte ſie wieder in den Wald flüchten, als ſie aber überlegt, daß ihr Zuſtand nicht ſchlimmer werden könne, und daß ſie folglich nichts zu fürchten hätte, ſo begab ſie ſich an das Ufer, und wurde zweyer Indianer gewahr, die ein Kanot ins Waſſer ſtieſſen. Sie bemerkten ſie gleichfalls, näherten ſich ihr, und willigten in ihr ſehnliches Flehen, ſie nach Andoas zu bringen. Dieſe Indianer waren ſeit geraumer Zeit, aus Furcht für den Blattern mit ihren Weibern von **Canelos** weggezogen, ſie kamen alleweile aus einem Abatis, das ſie in der Ebene hatten, und wollten nach Andoas. Sie nahmen meine Frau mit groſſen Merkmalen der Zuneigung auf, pflegten ſie wohl, und brachten ſie in dieſes Dorf: Hier hätte ſie einige Tage bleiben können, um auszuruhen, deſſen ſie, wie man leicht denken wird, höchſt benöthigt war, allein das ſchlechte Verfahren des Miſſionars, in deſſen Gewalt ſie ſich befand, und gegen den ſie deswegen Urſache hatte ſich zu verſtellen, brachte ſie ſo ſehr auf, daß ſie nicht einmal die Nacht zu Andoas geblieben wäre, wenn es von ihr abgehängt hätte. Es war mit den Miſſionen des ſpaniſchen Amerikas, die von Lima, Quito, Charcas und Paraguay abhängen, und ſeit ein oder zwey Jahrhunderten von Jeſuiten geſtiftet und verwaltet worden waren, eine groſſe Veränderung vorgegangen. Ein unvermutheter Befehl vom Madriter Hof, hatte dieſe Väter aus allen ihren Collegiis und Miſſionen vertrieben, ſie waren angehalten eingeſchift, und in die Länder des Pabſtes geſchikt worden. Alles dieſes war ſo ruhig abgegangen, als die Ab- oder Einſetzung eines Dorfpfarrers. An die Stellen der Jeſuiten waren Weltprieſter gekommen, und unter dieſe gehörte auch der Miſſionar zu Andoas, deſſen Nahmen ich gern vergeſſen möchte. Frau Godin, die von allem entblößet, nicht wuſte, wie ſie den beyden Indianern ihre Erkentlichkeit dafür bezeigen ſollte, daß ſie ihr das Leben gerettet hatten, beſann ſich, daß ſie nach daſiger Mode zwey goldene Ketten um den Hals trug, die ohngefehr vier Unzen wogen. Sie ſchenkte jedem Indianer eine, die ſich darüber für Freude nicht zu laſſen wuſten, allein der Miſſionar nahm die zwey Ketten, in meiner Frau Gegenwart zu ſich, und gab jedem zur Entſchädigung, drey bis vier Ellen von dem groben baumwollenem Zeuge, das wie Sie wiſſen im Lande gemacht wird, und Tucuyo heißt. Meine Gattin erzürnt ſich ſo ſehr über dieſe Unbilligkeit, daß ſie ſogleich ein Kanot und Leute beſtellte und den Tag darauf nach Laguna abgieng. Eine Indianerin aus Andoas ſchenkte ihr einen baumwollnen Rock, den ſie noch jetzt heilig aufhebt, ſo wie die Sohlen von den Schuhen ihrer Brüder, aus denen ſie ſich Sandalen gemacht hatte: Traurige Denkmäler, die mir ſo theuer geworden ſind als ihr! Während, daß ſie in Wäldern herumirrte, war ihr getreuer Neger, mit den Indianern von Andoas, die er zu ihrem Beyſtand aufgeboten hatte, wieder den Fluß hinaufgefahren. Herr Roche aber den ſeine perſönliche Angelegenheiten mehr als die Sorgen für ein Kanot beſchäftigten, das ſeinen Wohlthätern das Leben retten könnte, gieng gleich nach ſeiner Ankunft zu Andoas, mit ſeinem Gefährten und ſeiner Bagage weiter nach Omaguas. Als der Neger in dem Carbet angekommen war, wo er ſeine Herrſchaft und ihr Gefolge gelaſſen hatte, ſo folgte er ihrer Spur in dem Gehölze, mit den Indianern des Kanots nach, bis daß er die toden Körper antraf, die ſchon halb verweſet und ganz unkenntlich geworden waren: Bey dieſem Anblick glaubte der Neger und die Indianer, es ſey keiner von der Geſellſchaft dem Tode entronnen; ſie ſuchten das Carbet wieder auf, nahmen alles heraus, und kamen noch vor meiner Frau nach Andoas zurük. Der Neger, bey dem der Tod ſeiner Herrſchaft keinem Zweifel mehr unterworfen war, begab ſich zum Herrn Roche nach Omaguas, und überlieferte ihm alles was er mitgebracht hatte. Dieſer wuſte nun ſehr wohl, daß Herr von Grand-Maiſon ſich zu Loreto befand, und daſelbſt mit Ungeduld auf ſeine Kinder wartete; aus einem Schreiben des Triſtan, das ich unter Handen habe, erhellet ſogar, daß mein Schwiegervater, der von der Ankunft des Negers Joachim hörte, dem Triſtan befohl, ihn aufzuſuchen und zu ihm zu führen; aber weder Triſtan noch Roche gehorchten ihm, und weit entfernt ſein Verlangen zu befriedigen, ſchickte Roche vielmehr aus eigner Macht den Neger nach Quito zurük, und behielt die Effecten, die er ihm zugeſtellet hatte. Sie wiſſen, Laguna lieget nicht am Amazonenſtrom ſondern einige Meilen davon, wenn man dem **Guallaga** hinauffährt, einer von den groſſen Flüſſen, die ſich in ihn ergieſſen. Als **Joachim** von **Roche** abgedankt worden war, ſo fiel es ihm gar nicht ein, in **Laguna** ſeine Frau, die er ſicher für Tod hielt, aufzuſuchen, er kehrte grades Weges nach **Quito** zurück, und dieſer Neger iſt für mich und für ſie verlohren. Sie werden niemals die Gründe errathen können, die Herr **Roche** mir zu ſeiner Entſchuldigung anführte, daß er einen ſo getreuen, und uns höchſt nöthigen Diener fortgeſchickt hatte: „Ich fürchte, „ſagte er zu mir, er möchte mich ermorden." Aber, erwiederte ich, wie konnten Sie dieſes von einem Menſchen argwohnen, deſſen Dienſteifer und Treue Ihnen bekannt war? wenn Sie ja beſorgten, daß er was wider Sie im Sinn habe, und Ihnen den Tod ſeiner Herrſchaft zuſchreibe, warum ſchickten Sie ihm nicht an meinen Schwiegervater, der ſeine Auslieferung verlangte, und in Ihrer Nähe war? warum lieſſen Sie ihn nicht wenigſtens in Banden legen? der Statthalter von Omaguas würde Ihnen beygeſtanden haben? „— — Indeſſen" dieſes verfiel, kam **Frau Godin** mit dem Kanot und den Indianern von Andoas zu **Laguna** an, wo ſie von dem neuen Superior der Miſſionen, dem Doktor **Romero** ſehr freundſchaftlich aufgenommen wurde. Er ließ die ſechs Wochen über, daß ſie ſich daſelbſt aufhielt, an guter Wartung und Pflege nichts fehlen, um ihrer zerrütteten Geſundheit wieder aufzuhelfen, und durch allerhand Zerſtreuungen ihren Geiſt von der Erinnerung an die ausgeſtandenen Unglücksfälle abzubringen. Seine erſte Sorge war hienächſt, einen Bothen an den Statthalter von Anaguas mit der Zeitung von der Ankunft der **Frau Godin**, und dem erbärmlichen Zuſtand, in dem ſie ſich befand, abzufertigen. Auf dieſe Nachricht konnte Herr **Roche**, der ihr alle mögliche Sorgfalt für ſie angelobt hatte, nicht umhin, ſie zu beſuchen. Er langte mit dem Kanot an, worauf der

Bote des Doktors Romero zurückkam, und brachte der Frau Godin vier ſilberne Teller, einen ſammet Rock und etwas Wäſche und kleines Geräthe mit, das ſowohl ihr als ihren Brüdern zuſtändig war, wobey er hinzufügte, alle das übrige wäre verkauft. Er vergaß, daß güldene Armbänder, Doſen, güldene Reliquienkäſtchen, und ſchmaragdene Ohrgehänge, nicht verfaulen konnten ſo wenig als das Silberwerk der beyden Brüder. „Hätten Sie mir meinen Neger mitgebracht, gab ihm Frau Godin darauf zur Antwort, ſo könnte ich von ihm erfahren, was er mit den Sachen angefangen habe, die er in dem Carbet finden muſte; aber von wem ſoll ich nun deswegen Rechenſchaft fodern? Entfernen Sie ſich mein Herr, ich kann nicht vergeſſen, daß eben Sie an allen meinen Unglüksfällen und an meinem Verlüſt ſchuld ſind: Sehen Sie wo Sie hinkommen; ich kann Sie nicht länger in meiner Geſellſchaft behalten.“ Meine Frau war feſt entſchloſſen, allein auf das Anliegen des Doktors Romero, dem ſie nichts abſchlagen konnte, und der ihr vorſtellte, daß wenn ſie den Herrn Roche verließ, er nicht wiſſen würde wohinaus, ließ ſie nach, und erlaubte ihm, in ihrem Gefolge zu reiſen. Als Frau Godin ſich wieder etwas erholet hatte, ſo ſchrieb D. Romero an den Statthalter zu Omaguas, daß ſie auſſer Gefahr ſey, und daß er ihm den Triſtan ſchicken möchte, um ſie nach Loreto zu bringen. Er meldete zugleich in dieſem Brief dem Statthalter; er habe der Frau Godin deren Muth und Frömmigkeit er prieß, vorgeſtellt, daß ihre lange Reiſe erſt angieng, ob ſie gleich ſchon 300 franzöſiſche Meilen zurükgelegt gehabt; daß ſie noch drey bis viermal ſo viel nach Cayenne vor ſich hätte, und nachdem ſie dem Tod kaum entronnen geweſen, neuen Gefahren entgegengehe. Sie ſelbſt erzehlete, daß er ihr angeboten habe, ſie in aller Sicherheit nach Riobamba, ihrem Wohnplatz, zurükſchaffen zu laſſen; das ſie ihm aber geantwortet, ſie erſtaune über ſeinen Vorſchlag. Gott habe ſie allein aus ſo vielen Gefahren, denen die Ihrigen alle untergelegen, errettet: Ihr einziges Verlangen ſey wieder zu ihrem Manne zu kommen, und nur in der Abſicht habe ſie ſich auf den Weg gemacht: Sie glaubte gegen die Abſichten der göttlichen Vorſehung zu handeln, wenn ſie den Beyſtand, den ihr ihre lieben Indianer mit ihren Weibern, und er der Doktor ſelbſt, geleiſtet, ſo unnöthig machte: Sie ſey ihnen allen das Leben ſchuldig, und Gott werde ſie dafür belohnen. Meine Frau war mir immer theuer geweſen, aber ſolche Geſinnungen verbanden mit meiner Zärtlichkeit auch noch Ehrfurcht. Da Triſtan nicht erſchien, ſo rüſtete der D. Romero, nachdem er lange vergebens gewartet, ein Kanot aus, und befahl Frau Godin an Bord des portugieſiſchen Fahrzeuges zu bringen, ohne irgendwo anzuhalten. Herr von Rebello, ſeiner Seits, dem dieſes zu Ohren kam, ſchikte eine Pirogue, die von zwey ſeiner Soldaten befehligt wurde, und Erfriſchungen aufhatte, der Frau Godin entgegen. Sie trafen ſie bey dem Dorfe Pewas an. Ueberdies ließ Herr von Rebello, um den Befehlen des Königs ſeines Herrn, noch genauer nachzukommen, ſein Fahrzeug mit vieler Arbeit, und indem er die Ruderer verdoppelte, höher hinauf, bis an die ſpaniſche Miſſion, Loreto, ſchaffen, wo er meine Frau an Bord nahm, die mir verſichert hat, daß von dieſem Augenblik an, bis nach Oyapoc, welches 600 Meilen ſind, ihr nicht das geringſte an den ausgeſuchteſten Bequemlichkeiten abgieng, und daß ſie ſo köſtlich geſpeiſet wurde, wie ſie es nicht erwarten konnte, und vielleicht noch nie auf einer ſolchen Fahrt erhöret worden iſt. Es gab hier einen Ueberfluß an Wein, Liqueurs, die ſie nicht verſuchte, an Wildprät und Fiſchwerk: zwey Kanoes giengen allemal voraus, und der Statthalter von Para hatte in allen Poſten neue Erfriſchungen und was nur erſprießlich war, veranſtaltet. Ich muß Ihnen aber ſagen, daß die Leiden meiner Frau noch nicht geendiget waren. Der Daumen an ihrer rechten Hand befand ſich in einem ſehr ſchlimmen Zuſtand. Die Dornen, die darinn ſtacken, und die man nicht hatte herauskriegen können, fingen an zu ſchwären, Muskeln und Knochen waren ſelbſt mit verlezt, und man ſprach davon, den Daumen abzuſchneiden. Sie kam aber noch, mittelſt der Umſchläge, und vieler angewandeten Mühe, mit einer ſchmerzhaften Operation, da man ihr einige Splitter zu **San-Pablo** herauszog, und dem Verluſt des Daumengelenks durch. Die Galliotte ſezte ihren Weg fort, und lief beym Fort **Curupa** ein, das Ihnen bekannt iſt, es liegt ohngefehr zwey Tagereiſen oberhalb Para. Herr von Martel, Ritter des Chriſtordens, und Major der Beſatzung zu **Para**, kam auf Befehl des Statthalters den folgenden Tag dahin, um das Kommando über die Galliotte zu übernehmen, und **Frau Godin** nach Oyapoc zu ſchaffen. Gleich beym Herausfahren aus dem Fluß, an einem Ort der Küſte, wo die Ströme ſehr heftig ſind, büßte er einen von ſeinen beyden Ankern ein, und weil es unbeſonnen gehandelt geweſen wäre, wenn er es mit einem einzigen hätte wagen wollen, ſo ſchikte er die **Schaluppe** nach Oyapoc um Hülfe, die er auch ſogleich erhielt. Auf dieſe Nachricht eilte ich entgegen, und erreichte die Galliotte den vierten Tag bey Mayacare. Hier war es, wo ich nach einer zwanzigjährigen Abweſenheit, in wechſelſeitigen Kümmerniſſen, Wiederwärtigkeiten und Stürmen hingebracht, eine geliebte Gattin wieder umarmete, die ich ſchon für verlohren geſchätzet hatte. Ich vergaß in ihren Umarmungen den Verluſt der Pfänder unſrer Zärtlichkeit, ja ich prieß ſie noch glücklich, durch einen frühen Tod dem traurigen Schikſal entflohen zu ſeyn, das ſie, eben ſo, wie ihren Oheim, und unter den Augen ihrer Mutter, die es nicht überlebt hätte, in dem Walde von Canelos betroffen haben würde. Wir liefen zu Oyapoc den

20. Julius 1770 ein. Ich fand in dem Herrn von Martel einen Officier, der ſich eben ſo ſehr durch ſeine Kenntniſſe als durch ſeine äuſſerliche Vorzüge unterſchied. Er weiß faſt alle europaiſche Sprachen, und würde auf einem gröſſern Schauplatz, als Para, glänzen können: Er iſt franzöſiſchen Urſprungs, und ſtammt aus dem berühmten Geſchlecht ab, deſſen Nahmen er führte. Ich hatte das Vergnügen, ſeiner funfzehn Tage zu Oyapoc zu genieſſen, wohin Herr von Piedmont, Statthalter zu Cayenne, dem ich durch einen Expreſſen Nachricht von ſeiner Ankunft gab, ſogleich ein Fahrzeug mit Proviant und Erfriſchungen abſendete. Man ließ das portugieſiſche Schif kalfatern, deſſen es benöthigt war, und lieh ihm ein Seegel, damit es die Küſte hinauf kommen, und die Ströme überwinden konnte. Der Kommendant von Oyapoc gab auch dem Herrn von Martel einen Küſten-Lootſen mit, der ihn bis an die Mündung des Amazonenfluſſes begleiten ſollte; mein Vorſatz war ihm auch bis dahin das Geleite zu geben, aber er erlaubte mir nicht länger ihm zu folgen als bis Kap Orange. Hier verließ ich dieſen Officier von allen den Regungen durchdrungen, die in mir und meiner Frau, ſein edles Betragen und die beſondre Vorſorge, gewirkt hatten, womit ihr von ihm und ſeiner grosmüthigen Nation begegnet worden war. Es fehlte nun, als ich zu Oyapoc und Cayenne angekommen war, weiter nichts noch als ein Proceß. Ich habe ihn gewonnen, aber ohne daß es mir was geholfen! Triſtan verlangte von mir auf drey Jahr, den Gehalt, den ich ihm verſprach, und der monatlich 60 L. betrug. Ich bot ihm an, 18 Monate zu bezahlen, als ſolange höchſtens ſeine Reiſe gedauert haben würde; wenn er ſeinen Auftrag ausgerichtet hätte; er wollte aber nicht, durch ein Concluſum des Obergerichts zu Cayenne wurde demnach, Triſtan den 7 Jenner 1773, condemnirt, mir Rechnung von 7 bis 8000 Franken ab-

zulegen, die ich ihm an Waaren mitgegeben hatte, und wovon die 1080 L. des 18 monatlichen Gehalts, ſchon abgezogen waren. Allein dieſer Elende, der mein Zutrauen gemisbraucht hatte; der Schuld an den Tod von acht Perſonen, und den Unglüksfällen meiner Frau war; durch den ich um alles gekommen bin, was ich in Cayenne in zwölf Jahren erſpart und erworben gehabt; dieſer Unglükliche konnte keinen Heller bezahlen, und ich glaubte, meine Einbuße nicht noch dadurch vermehren zu müſſen, daß ich ihn im Gefängniß ernährete.

Ich glaube nun mein Freund, daß ich Ihrem Verlangen vollkommen ein Genüge geleiſtet habe, ſo ſauer es mir auch angekommen iſt, alle jene ſchmerzhafte Erinnerungen wieder aufzureißen, um meine Erzehlung recht genau und umſtändlich abzufaſſen. Der Prozeß mit Triſtan und die Krankheiten meiner Frau, die ſie nach ihrer Ankunft zu Cayenne befielen, und die nichts weiter als die Folgen von dem waren, was ſie ausgeſtanden hatte, alles dieſes hinderte mich, ehe früher als in dieſem Jahr, eine ſo lange Seereiſe mit ihr zu wagen. Sie befindet ſich alleweile hier und im Schoſſe meiner Familie, die ſie mit der gröſten Zärtlichkeit aufgenommen hat: Allein ſo groſſe Sorgfalt man auch anwendet um ſie zu zerſtreuen, ſo bleibt ſie doch immer traurig, und ihre Unglüksfälle ſind ihr beſtändig gegenwärtig. Es hat mich viel gekoſtet, ehe ich von ihr alle die Erläuterungen herausbringen konnte, die zu Führung meines Proceſſes nöthig waren, um ſie meinen Richtern vorzulegen. Ich ſehe auch gar wohl ein, daß ſie aus Delicateſſe über manches weggegangen iſt, das ſie gern vergeſſen möchte, und das für mich nichts anders als äuſſerſt kränkend ſeyn konnte. (Deconde that z. E. keine ſo lange Reiſe, und doch — D. U.) Sie wollte nicht einmal, daß ich den Triſtan verfolgen ſollte, denn ſelbſt gegen dieſen verworfenen ungerechten Böſewicht gab ſie der Stimme ihrer Sanftmuth und ihres Mitleidens Gehör. Ich bin ꝛc. St. Amand in Berri, den 28 Julius 1773.

Wir fügen zu dieſem Schreiben noch die Nachricht hinzu, daß der König von Frankreich auf Vorſtellung des Duc von * * * dem Herrn **Godin** ein anſehnliches Gnadengehalt bewilligt hat.

4.

Etwas vom alten Calender. *)

Verſchiedene Jahrhunderte beſtimmten, wenigſtens größtentheils, die Zeit nicht ſo wie gegenwartig, ſondern nach Feſten und Heiligentagen. Die Kenntniß dieſer Zeitbeſtimmung iſt dem Geſchichtsforſcher wichtig, unentbehrlich, woſern nicht die Hiſtorie das Schwankende des Romans annehmen ſoll. Aber ſie kann auch vielleicht dem Liebhaber vaterländiſcher Alterthümer intereſſant werden, denn ſie enthält manche, nähere oder mehr entfernte Spuren von den Sitten, von dem Genius des Mittelalters. Hier ſind einige Bruchſtücke als Beyſpiele davon, für ſolche Liebhaber; nicht für Gelehrte denen das weite Gebiet der Geſchichte und der Diplomatik ein bekanntes Land iſt.

* * *

Von dem bunten Gemiſch von Römiſch und Deutſch das unſere Jurisprudenz noch jezt entſtellt und ſonſt unſere Sprache ſchändete, lieſſe ſich eine Menge von Beyſpielen auszeichnen. Hier nur eins:

---

*) Größtentheils aus Pilgrams Calendar. Chronol. medii pot. aevi &c. Vienn. 1781.

„Deſſer briev iſt ghegheben nach Gotß Geborrt Thuſent jar drihundert Jar, in dem ſechß vndt fünfzigſten iare, alſo man ſchriebet 14 Calend. „Ianuarii “

Zuweilen, wenn man lateiniſch ſchreiben wollte, überſetzte man buchſtäblich, etwa ſo:

, in dem Tage alſo man beget —. (wirklich ſchon „Orthographie nach der neueſten Reformation! —) „Die Dreyvaldigkeit unſer Herren“ (1357.)

Unter den Beſtimmungen nach Feſten der Heiligen ſind wohl folgende mit unter die ſonderbarſten zu rechnen:

„Hänſel vor dem Thor“ — ſonſt [illegible]unter unter dem Namen S. Ioannes ante portam latinam; im Feſt am 6 May.

„an der Mittwoche vor Sante Jörgen tage deß „heyligen Herren“ (1357).

„Jacobstag im Schnitt, in der Ehenen“ (25 Jul.)

„Johann Klein“ — einerley mit Hänſel vor dem Thor.

Eben dieſes Feſt heißt auch nach einer zierlichern Ueberſetzung

„Johannistag vor den wälſchen Thor“ — auch, „vorm Gulden Thor, als he wart in dem bley gebraten —“ als er zu Rohm in das ſidende geſaczt, — oder mit ähnlichen Formeln.

„Peterstag als man Meerretig weihet“ (1348) — nach Pilgrams Vermuthung Petri Stuhlfeyer 22 Febr. vielleicht von einem Volksgebrauch gewevhten Meerrettig zu eſſen.

Beſonders ſcheint ſich der Witz und die Laune unſerer Vorfahren darinn gefallen zu haben die Sonntage zu unterſcheiden. Nur einige Pröbchen:

„Guldner Sonntag“ hieß das Trinitatisfeſt, wie Pilgram vermuthet von deſſen Würde und der Tiefe des Geheimniſſes.

„Weiſſe Sonntag, Sonntag der Wiſſe, Weſine“ (Invocavit) — nach ebendeſſelben Konjektur von weiſe, weil um die Zeit die Leute nach dem Faſtnachtsgeſchwärm wieder klug zu werden anfingen.“

„Sonntag der Schwarze.“

„Todten-Sonntag, (Lätare) von einem alten Gebrauch ein Konterfey vom Tode auszutragen. „In Böhmen, ſagt ebenderſelbe, führt der Sonntag Judica dieſen Namen, und an dem Tage nimmt man jene Ceremonie an den Orten vor wo Böhmiſch geredt wird: in deutſchen hingegen am Sonntag Lätare. Dabey wird geſungen:

Nun treiben wir den Tod aus,
Den alten Weibern in ihr Haus,
Den Reichen in den Kaſten;
Heute iſt Mittfaſten.

Unter dieſem Geſang tragen ſie das Bildniß zum Dorf hinaus, und werfen's in eine Pfüze.“

Aller Welt Narren und der Teufel mußten ſich auch zur Beſtimmung der Zeit brauchen laſſen. Jener zu Ehren war in Frankreich bis 1445 der erſte Tag im Jahr ein Feſt. Von dem Leztern hieſſen die nächſten Tage von Faſtnacht Feſtivitas Diaboli; deswegen — wie der Verfaſſer einer alten Handſchrift des funfzehnten Jahrhunderts in der käyſerlichen Bibliothek zu Wien erinnert — „weil, obgleich die meiſten Sünder das ganze Jahr durch ihr Feſt „haben, dennoch vornehmlich in jenen Tagen der Teufel „ſein Gelag hält.“

• • •

Und nun einſtweilen zur Probe genug! Auf Verlangen könnte mit mehr ähnlichen gedient werden.

G—ſ.

V.

Naturgeſchichte.

Die Gemſe.

(Aus dem helvetiſchen Kalender von 1783.)

Das Gems, von zähen Nerven-Bau, iſt ſeiner Natur nach hitzig, flüchtig, und im Laufen ſo ſchnell, daß ihn oft weder Jäger, noch Hunde einzuholen im Stande ſind. Es ſchwindelt auch auf den höchſten Gipfeln und Felſen nicht, wo ihn es kaum des Jägers bewaſnetes Aug entdecken kann. Sein ſcharfes Geſicht und ſein feiner Geruch helfen ihm, Jäger, Pulver und Bley auf eine viertel Stunde in der Ferne wittern. Geſellſchaftlich und vertragſam übernimmt es willig jede noch ſo beſchwerliche Pflicht, welche die Sicherheit und das Wohl der Geſellſchaft ihm auflegen. Mit dem zarten, oder ſchmakhaften Kräutern zufrieden, die ihm die höchſten Alpen, an manchen Stellen ſparſam genug anbieten, behilft es ſich im dringendeſten Mangel mit Wurzeln und Tannäſten, und verſchmäht Steinſchiefern nicht, nur um ſein hartes mühſames Leben durchzubringen. Von vielerley Feinden und Gefahren umgeben, und gleichſam ſeiner Wehrloſigkeit bewußt, iſt es ſchüchtern und furchtſam, und eben darum vorſichtig, dieſelben ſchon von Ferne zu entdecken, und ihnen entweder behutſam auszuweichen, oder ſeinen Feinde ſchlau auf beynahe unzugängliche und gefahrvolle Stellen zu locken, wo ſie mit ihrer eigenen Rettung genug zu thun haben. Nur die dringendeſte Noth, oder aufgeſchrekte mütterliche Zärtlichkeit verwandelt endlich ſeine natürliche Furchtſamkeit in gefahrenverachtenden Muth, ſeinen Feinden herzhaft zu widerſtehn, oder ſie wo möglich, durch einen ſcharfgezielten Wageſprung, wüthend von der Felſenwand herunter zu ſtürzen. Dieß iſt das merkwürdige Alpthier, deſſen Naturgeſchichte aus den reinſten Quellen geſchöpft, wir hier unſern Leſern zu etwelchem Vergnügen vorlegen wollen. Das Vaterland der europäiſchen Gemſe ſind die Gebürge in Savoyen, Steyermarck, Tyrol und vorzüglich in der Schweiz, wo ſie beynahe in allen Kantonen, die ſich hoher Alp-Gebirgen rühmen können, häufig angetroffen werden. Nach dem Syſtem zählt man ſie im Reich der vierfüſſigen Thieren zu der Claſſe mit geſpaltenen Hufen, und zwar zu dem Ziegengeſchlecht, denen ſie in Abſicht auf ihre äuſſere Bildung am ähnlichſten ſind, und ſich von ihnen nur durch den Mangel des Barts, höhere Beine, gröſſere Leibesgeſtalt und veränderten Form ihrer Hörner unterſcheiden.

Ihre ſchwarzen Hörner, welche erſt im vierten Jahre nach erlangter völligen Leibesgröſſe ausgewachſen, und die Länge von 9-10 Daumenbreiten erreichen, ſind von auſſen holz- inwendig aber weiß und beinartig; Sie ſitzen ihnen über dem Hintertheil der Augenränder, ſteigen gerade in die Höhe, und haben krumme rükwärts gebogene mit Hacken geſtaltete Spitzen, die ſo ſcharf ſind, daß ſie ſich zuweilen, in dem ſie zu haſtig den Rücken kratzen wollen, ſelbſt damit bis aufs Blut verwunden. Von der Hornwurzel zieht ſich zu beiden Seiten gerade über ihre rothe, lebhafte Augen bis zum Mund ein ſchwarzer Strich, wo er ſich bey der obern etwas geſpaltenen Lippe endiget. Ihre Stirn iſt mehrentheils mit einem Stern bezeichnet, und ihre Ohren ſind etwas länger, als die des Widders und wie der ganze Kopf gelbbraun. Die Farbe auf dem Rücken, bis an den Schwanz, deſſen oberer Theil ſchwarz dikhaarigt, rund und von der Länge des Dammhirſches, iſt gemeiniglich braunroth, an der Kehle hingegen und an Unterleib iſt ſie ſchmuzigweiß, die ſich von den Schenkeln bis an die Hufen allmählig ins Schwarz verliehret. Doch mit der Jahrzeit verändert ſich die Hautfarbe. Im Sommer iſt ſie gelbbraun, oder thierfarbig, und an den Kehlen etwas helter, da dann auch die Haare glatt und kurz ſind. Im Winter hingegen ſind die Gemſe ganz dunkelbraun und beynahe ſchwarz, und bekommen gleich einem ſchwarzbraunen Bären, einen langen zottichten dicken Pelz, der ſie faſt unkenntlich macht. Weiß und ſchwarz oder von verſchiedenen Farben geflekte Gemſe giebt es ſehr wenige, noch ſeltener ſind ganz weiſſe Gemſe. Doch ſollen lezte im Winter, einem der erfahrenſten und klügſten Beobachter und Kenner dieſer Art Thiere, dem wir auch das wichtigſte und intereſſanteſte in unſerer Beſchreibung zu danken haben, ſeine Jäger ein weiſſes Gems, als eine unerhörte Seltenheit eingebracht haben. Mehrere Jahre ſchon hatten ſie es, an den mit Schnee und Alpweiden liebreich abwechſelden Gipfeln des ſogenannten Hennen- oder Engelsberg bemerkt, und zu wiederholten malen vergebens auf ſeiner Spur verfolgt, bis ſie es endlich jüngſthin, von ohngefehr, glüklich erlegen konnten. Sonſt war es in allem einem rothfarbigten Gemſe völlig gleich, und es blieb noch unentſchieden, ob Spiel der Natur, Zufall oder Alter dieſe Farbe hervorgebracht.

Die Gemſe bewohnen die höchſten Gebirge, deren Spizen allein Steinböcke beſteigen, doch wagen ſie keine ſo ſtarke und weite Sprünge wie dieſe, ſondern laſſen ſich öfters in die untere Thäler nieder. Es giebt unter ihnen zwey beſondere Gattungen, welche in Abſicht auf Wohnung, Speiſe, und Leibesgröſſe merklich von einander verſchieden ſind. Die eine Gattung nennt man **Gratthiere**, weil ſie nur auf den Gräten und Gipfeln der Berge, und dem Rücken derſelben wohnen, wo ihnen die kühnſten Jäger nur mit augenſcheinlicher Lebensgefahr beykommen können. Sie ſind wegen ſparſamer Weide etwas kleiner von Leib, im Sommer an Farbe röthlicher und in Winter ſchwärzer, als die von der zweiten Gattung. Selten beſuchen ſie die Thäler, ſondern bleiben dem gröſten Theil des Jahres auf ihren hohen und wilden Bergen und wenn ſie im herbſten Winter weder dürres Kraut noch Graß, noch Stauden finden, ſo weiß man nun nach ſichern Beobachtungen, daß ſie ſich von Steinblättchen nähren, welche ſie ab Schieferſteinen, durch Regen und Schnee locker gemacht, als eine nitroſe und fette Erdart, zu etwelcher Nahrung abſchaben und verſchlingen, ſo daß man dieſe Steinblättchen zu dieſer Jahreszeit ohne einige Vermiſchung in ihren Magen hat finden können. Freylich wurden ſie auch von dieſer Art Steinfutter eben nicht gar zu fett, ſondern lieferten dazumal dem Jäger, der ſie etwa zu ſchieſſen gewagt, nichts, als ein mit Haut überzogenes Knochengerippe. Die zwote Gattung von Gemſen iſt etwas gröſſer, bräunlicher, und wegen beſſerer Weide fetter, und volleibichter, man heißt ſie Waldthiere, weil ſie ſich mehr in den Gebüſchen und Waldungen mitten in den Alpen aufhalten. Die Nahrung beyder Gattung Gemſe überhaupt betrachtet, iſt äuſſerſt einfach. Sie beſtehet nemlich entweder aus den ſchmakhafteſten zarten Alpkräutern, welche ſie auf Schneegegenden mit dem rechten vordern Fuß, wie die Reanthiere hervorſcharren, und mit ihrem Hauch entfrören, oder wo ſie wegen häufigen Schnees nicht bis auf das Graß durchdringen können, ſo brechen ſie von Tannen die neuſten zarten Schößlinge ab, und begnügen ſich damit, bis ſie auf eine ergiebigere Weide kommen. Beym herannahenden Frühling weiden ſie ſich an der Sonnenſeite der Berge und zwar allezeit vor Auf- und Untergang der Sonne. So bald aber das Erdreich und die Luft bis gegen die Mitte des Sommers erwärmt worden, ſo fühlen ſich auch die Gemſen wieder erhitzt genug, um die ſonnenreichen Gegenden zu verlaſſen, und am Schatten der Felſen und Wälder Kühle zu ſuchen, oder ſich auf den Schneelagen wieder zu erfriſchen. Mit dem einbrechenden Winter ziehen ſie insgeſamt näher den Thälern zu, wo ſie ſich mitten in den Alpen unter hohen hervorragenden Felſen einen Zufluchtsort und Schutz von den Schneelauwinen ausſuchen. Eine ganz beſondere Nahrung finden dieſe Thiere zur Zeit des Voll- und Neumonds bey den ſogenanten Sulzen- oder Salzläckinen, zu denen ſie ſich oft viele Stunden weit, beſonders im Sommer, wann der trockene Mittagwind, Föhn, wehet, am Abend, oder in der Nacht hinbegeben, um da von gewiſſen ſandigten Felſen, mit äuſſerſter Begierde, und Hindanſetzung aller andern Nahrung, das Sand zu lecken, und von denſelben eine gewiſſe Feuchtigkeit heraus zu reiben, die ihnen wahrſcheinlich eben ſo angenehm als ihrer Geſundheit zuträglich ſeyn muß. Dieſer Naturtrieb der Gemſe, den ſie gewöhnlich drey bis vier Tage nach einander und zwar mit einer ſolchen Gierigkeit befriedigen, daß man ſie ſelbſt durch wiederhohlte Flintenſchüſſe und mit Verluſt einiger Thiere nicht davon abtreiben kann, läßt ſich ſo gleich-erklären, wenn man nur bemerken will, daß bey der häuslichen Viehzucht, dem Hornvieh wenigſtens, theils zur Auflöſung des Schleims und der Reinigung des Magens, theils zur Beförderung der Dauung und Eſſenluſt, von Zeit zu Zeit eine Portion Salz äuſſerſt dienlich, ja beynahe unentbehrlich ſey, an deſſen Stelle den Gemſen ohne Zweifel das Sandlecken die nemliche Dienſte leiſten wird.

Die Gemſe leben geſellſchaftlich, und man trift ſie, beſonders die Gemsgeißen, wie die Hirſchen und Rehe mehrentheils Trupp- und Rudelweiſe, aber ſelten einzeln und zerſtreut an. Hingegen leben die Gemsböcke faſt allezeit allein, und zwar ſehr ruhig, bis zur Brunſtzeit. Mit dem

Ende des Weinmonats aber ſuchen ſie ihre Weibchen auf, treiben ſie in einem Trupp zuſammen, und bewachen ſie während der Bedeckungszeit ſo ſorgfaltig, daß ſich keine einzige aus ihnen von dem Trupp wird entfernen können. Sollten ſich aber mehrere Mannſen bey einem Trupp einfinden, ſo ſetzt es zwiſchen den Inamoraten einen fürchterlichen Kampf ab, und der Starkſte wird die minderſtarken bis auf zwanzig und mehrere Schritte von dem Trupp entfernt halten, und es ja nicht geſtatten, daß ſie irgend eine ſo lüſterne Ziege den ſchwächern Bock nähern könne. Wie weiſe und gütig die Mutter Natur auch für dieſe Art Geſchöpfe ſorge, läßt ſich ſchon bey ihrer Geburt bemerken; Kaum ahndet die trachtige Ziege daß ihre Zeit ſich nahe, ſo entfernet ſie ſich jetzt von dem Trupp und wählet ſich einen entlegenen Ort aus, wo ſie ſich von jeder Gefahr ſicher glaube, und wo ihr beyzukommen, beynahe unmöglich iſt. Wann nun die Zeit vorhanden, ſo wirft, oder legt ſie ihr Junges auf den Schnee, beleckt es eine Weile, ſtellt es mit ihren Hörnern auf die Beine, gehet ihm vor, und in weniger Zeit läuft das Junge mit der Mutter über alle Felſen und Klippen weg, und zwar ſo geſchwind, daß man es nicht eher, (und ſollte man ſeiner Geburt zugeſehn haben, welches ſchon mehrmalen begegnet,) wird bekommen können, bis man die Mutter gefällt: Nach ihrem Tode läßt dann freylich ſich das hülfloſe Thierchen leicht fangen, allein ſo bald man es berühren will, wird es ſich unter erbärmlichen Geſchrey, ſo viel es vermag, ſtrauben und wehren, und es iſt beynahe unglaublich, was das kaum geworſene Gemschen für Muth und Kraſt zum Widerſtand zu äuſſern fähig iſt. Auch wird man das lebendig gefangene Thierchen, wenn man es gleich durch eine zahme Ziege groß geſäuget hat, nur wenige Zeit ſo gezämt erhalten können, ſondern der Trieb zur Freyheit wird es frühe genug, entweder zur Flucht auf die Gebirge locken, oder, wenn es ihm unmöglich zu entflohen iſt, ſo wird es doch vor der Zeit aus Ueberdruß und Zwang dahinſiechen und ſterben.

Die Gemſe vermehren ſich aber nicht ſo ſtark, wie die andere Thiere. Denn noch nie bemerkte man, daß eine Ziege in einem Jahre zwey Junge geworfen, auch ſind ſie erſt im zweiten Jahr zur Begattung fähig, und man findet daher beynahe bey jeder Gemſen-Mutter nicht mehr, als zwey Junge, nemlich ein Jahrthier und ein diſjähriges, welche ſie fleiſſig aller Orten hinbegleiten, und ſie vor ihrer Mannbarkeit ſelten oder niemals verlaſſen. Sie ſollen auch dieſe mütterliche Zärtlichkeit, wie gute Kinder ihren betagten Eltern, mit unermüdeter Sorgſalt und Pflege gegen ihre vor Alter unbehülflich gewordenen Müttern dankbar erwiedern. So erzählt man, daß die Gemſe, den Alten, denen bereits die Zähne ſtumpf und die Nerfen ſchlaff geworden, abgeäztes Graß und aus dem Fluß geſchöpftes Waſſer in ihr Lager bringen, ihnen ihr ſchauerndes kahlgewordenes Fell glatt lecken, und ſich lieber mit ihnen dem ſie verfolgenden Jäger Preiß geben, als daß ſie ihre unbeholfenen Müttern feigherzig verlaſſen ſollten. Eine Bemerkung, die wenn ſie gleich nicht jedem unſerer Leſer wahrſcheinlich, oder wenigſtens begründt genug vorkommen wirt, dennoch den Gefühlvollen aus ihnen den Wunſch erregen muß, es möchte ſie uns ein edler Aelpler oder ein erfahrner Wahrheitliebender Jäger nach richtigen Erfahrungen als wahrhaft gelegentlich beſtätigen können.

Von Krankheiten hat man bis dahin an dieſen Thieren, ſo lange ſie in Freyheit leben, keine andere zu bemerken, den Anlaß gehabt, als bey gar zu hohem Alter die Krähe, den Schwindel und Seuche, welche im Jahr 1706 unter den Glarner Gemſen eine merkliche Verwüſtung angerichtet, wovon man aber bis dahin noch ſehr ungewiſſe und völlig verſchiedene Urſachen anzugeben wußte.

Eben ſo ungewiß und verſchieden ſind auch die Meinungen über die Quellen, Folgen und Kräfte der Gemsſteinchen, und Gemskugeln, welche man in den Körpern dieſer Alpthieren findet. Von den Gemsſteinchen, die weiß von Farbe, doch nicht völlig ſo hart als ein Stein ſind, glaubte man bis dahin: ſie beſtehen nicht ſo faſt aus irrdiſchen ſalzichten Theilen, ſondern aus dem Fett des Netzes, woran man ſie hängen findet, und ſie kommen von einer allzuheſtigen Bewegung des Thieres her, auf welche eine ſchnelle Erkältung erfolgt, die dann das durch die Bewegung bis zum Schmelzen erwärmte Fett in ein ſteinartigtes Klümpchen erhärtet habe. Von der Gemskugel hingegen, oder dem deutſchen Bezoar, den man in einem Säckgen eingeſchloſſen, nahe bey der Urinblaſe angewachſen findet, und die auch von den gewöhnlichen Haarballen beym Hornvieh wol zu unterſcheiden ſind, läßt ſich ohngeſehr folgendes mit Zuverläſſigkeit behaupten. Die Gemſekugeln ſind von Figur länglichtrund, von der Gröſſe eines Hüner- oder Gänſeyes, und ſchwarz oder caſtanienbraun von Farb, geben einen angenehmen aromatiſchen Geruch von ſich, und haben einen etwas bittern Geſchmak, von auſſen ſind ſie mit einer glatten, von braunen Lack gefirnißten Schaale überzogen, und inwendig enthalten ſie eine trockene Balle von den Adern der Blätter und Wurzelſaſern, welche zu verdauen die jungen Gemſe wahrſcheinlich noch nicht Kräfte genug hatten, und ſich das nahen in ihren Körpern erzeugen, ehe ſie ein oder höchſtens zwey Jahr alt ſind. Man findet ſie nicht in allen Gemſen, und es giebt gewiſſe Gebürge, wie z. B. der Galanda, deren Kräuter, und Grasarten ſo fein und verdaubar ſind, daß man nur ſelten dergleichen Kugeln in den auf denſelben erlegten Gemſen hat entdecken können.

So ſicher aber dieſe Thiere der Freyheit vor Siechtagen und einem durch Krankheit zu frühe überraſchenden Tod ſind, ſo mühſam dennoch und mit ſteter Furcht und

Sorgen begleitet, müſſen ſie ihr Leben hinbringen, welches ſie nur ſelten, vor ihren heftigſten Feinden ſicher zu ſtellen, glüklich genug ſind. Denn bald überfällt ſie da eine Schneelauwe, und erſtekt ſie entweder blos durch den Druk der Luft bey der Nähe ihres Falls, oder ſie ſchleppt die überraſchten Gemſe mit ſich fort und verſtekt ſie, ſo wie ſich mit dem Fell ihre Maſſe vergröſſert, tief in ihr Innerſtes hinein. Bald lauert auf ſie der Luchs, macht ſich aus ſeinem Hinterhalt über ſie her, und richtet unter ihnen ein ſolches Gemezel an, daß in kurzer Zeit ganze bevölkerte Gemsberge öde und rein ausgeplündert ſind. Bald fliegt der Steinadler, oder Lämmergeyer Blitzſchnell auf ſie hernieder, und trägt ihnen ihr Junges hoch durch die Luft auf eine Steinklippe weg, wo er ſeine Beute ſicher genieſſen kann, oder ſiehet dieſer fürchterliche Feind aus ſeiner Höhe herab ein bereits erwachſenes Gems auf einer ſteilen Stelle nahe bey einem tiefen Abgrund, ſo fliegt er ſo nahe als möglich bey demſelben vorbey, und ſtürzt es im ſchnellen Flug mit ſeinen nervigten Schwingen von dem Standort herunter, daß es kraftlos im Abgrund ſtürzt, und ſo zerſchmettert dem gierigen Feind einen wehrloſen Raub darbietet. Ihr unerbittlichſter Feind indeſſen iſt ohne Zweifel der Jäger, deſſen Klugheit, Geduld, Muth und Erfahrung dieſe geplagten Thiere bis auf die unzugänglichſten Bergſpitzen verfolgen. Schon vor Sonnenaufgang verfügt ſich der Jäger auf den Stand, wo er die noch weidenden Gemſe zu entdecken hoft, und die Gegend ausſpähen kann, in deren ſie ſich etwan, bey verſtärkter Sonnenhitze am Schatten hinlageren. Seine Rüſtung beſtehet aus einer einfachen oder Doppelflinte, einen mit Eiſen beſchlagenen Stok, ein paar Fußeiſen, Ferngläſer, und einem für einige Tage mit Proviant gefüllten Weidſak, den er bisweilen annoch mit einem Pelzſak überziehet, um darinn auf Eiß und Glütſchern unter freyem Himmel zu ſchlafen, damit er Morgens früh genug an Ort und Stelle komme. Auf dem Weg bemerkt er ſorgfältig, ob ihm der Wind ins Geſicht, oder auf den Nacken blaſe, weil im erſten Fall die Thiere ſeine Ankunft zu frühe, ſelbſt auf eine viertel Stunde noch in der Ferne auſwittern würden. Hat er das Gewild einmal entdekt, und ſich einen ſchiklichen Stand gewählt, ſo wartet er ruhig, bis die Gemſe von der Weide weg, in ihr Lager, oder ein zum Schuß bequemen Ort hinbegeben, alsdann ſucht er, doch allezeit mit Beobachtung des Winds, ſchußnahe hinzuſchleichen, und mit ſeiner Flinte eines von ihnen auf der Stelle zu erlegen. Doch wird die Ueberraſchung dieſer Thiere um ſo viel ſchwieriger für den Jäger, je vorſichtiger ſie, vor jeder ſich ſicher zu ſtellen, durch einen ſorgfältigen Naturtrieb angeführet werden. Denn nach beſtätigten Beobachtungen bleibt bey jedem Gemſerudel, das manchmal aus dreyſig und mehrern Thieren beſtehet, eines von ihnen von viertel Stunde zu viertel Stunde abwechſelnd auf einer benachbarten Anhöhe aufrecht als Schildwach ſtehen, indeſſen die übrigen ruhig ihr Futter abößen. Dieſes Wachtthier blikt und kehrt ſich aufmerkſam auf alle Seiten hin, und beym geringſten verdächtigen Geräuſch giebt es ſeinen Gefährden, vermittelts eines durchdringenden Pfiſs durch die Naſe ſogleich ein Zeichen, und auf der Stelle werden die geſchrekten Gemſe, unter Anführung der Fuhrgeiß, eines hinter dem andern, wie an einer Kette, in der ſchnellſten Flucht ihre Rettung ſuchen.

Hat aber der Jäger auf ſeinen Stand das Thier nicht an ſeinen tödlichen Theilen, als durch die Bruſt, Hals, oder den Kopf getroffen, ſondern nur angeſchoſſen, ſo wird das angeſchoſſene Thier mit aushängenden Eingeweide, oder nur mit drey Füſſen, gleich ſchnell, als ob es nicht verwundet wäre, mit den übrigen geſunden Thieren die Flucht ergreifen, und ſeinen Feind nichts, als ein leeres Nachſchauen hinterlaſſen. Noch mühſamer und gefährlicher zugleich wird die Gemſejagd, wenn ſich, wie es oft begegnet, dieſe Thiere in ein Band, oder ſchmalen Bergſtrich flüchten, wo ſie von dreyen Seiten durch unſteigbare Felſenwände eingeſchloſſen, dem Jäger nur durch den Eingang entrinnen können. Denn, nachdem ſie der Jäger, der ſich beim Eingang ſo ſicher als möglich poſtirt, durch wiederholtes Schieſſen, im verſchloſſenen Thal auf- und nieder bis zur Verzweiflung gejagt, ſo ſehn ſich die geängſtigten Gemſe zuletzt gezwungen, entweder bey Erblickung der kleinſten Oefnung zwiſchen der Felswand, und dem hart daran gelehnten Jäger, denſelben durch einen Wageſprung herunterzu ſtürzen, oder aus Verzweiflung aus allen Kräften, tollkühn genug, durch die nemliche Oefnung über ſein Hauptweg zu ſpringen, durch die ſie ſich in wildem Schrecken als an einem Zufluchtsort hingeflüchtet haben. Am gefährlichſten aber wird die Gemſejagd, wenn ſich die Thiere einzeln, oder zerſtreut, nach Verluſt ihres Anführers oder der Fuhrgeiß, über glatte und ſteile Felſenblatten und Eisfelder flüchten, und ſo den ſo hitzig verfolgenden Jäger auf dergleichen ſchlüpfrige und äuſſerſt gefähliche Stellen hinlocken, wo er ohne augenſcheinliche Lebensgefahr weder vor noch rükwärts weiter keinen Schritt wagen darf. In dieſer Lage bleibt dann dem Jäger worzu ſich jüngſthin ein junger Engelberger würklich gezwungen ſah, kein andres Rettungsmittel übrig, als daß er den muthigen Entſchluß faſſe, ſich ſelbſt eine Wunde in die Fußſohle zu ſchneiden, damit ihm bey einem gewagten Rettungsſprung von Felſen auf Felſen, das klebrichte Blut ſtatt der Fußeiſen diene, und ihm auf den ſonnenwarmen Felſenblatten einen ſichern Tritt verſchaffe.

Doch um unſern Leſern eine Probe theils von der Gefahr, theils von der Geduld und Entſchloſſenheit der Gemsjäger vorzulegen, wollen wir ihnen noch eine Anekdote erzählen, für deren Wahrheit uns einer der glaubwürdigſten

Schriftſteller, der helvetiſche Plinius Scheuchzer, in dem 2ten Theil ſeiner Bergreiſen hinlängliche Gewähr leiſtet.

Der dankbare Gemſejäger:

Warum ſo ſtill? lieber Alter, was bedeutet wohl dieſe Thräne im Aug, eines ſonſt ſo muthigen Waidmanns? Frug jezt eine Geſellſchaft junger Schweitzer ihren Führer, da er ihnen eben die pfadloſe Straſſe über die Gletſcher auf der Limmern-Alp hinwieſe.

Gottesvergeſſen wäre ich, war die Antwort, wenn ich jemals dieſe Stelle vorbey gehen könnte, ohne mich dankbar ſeiner mir hier erwieſenen mächtigen Hülfe zu erinnern.

Und bey was für einer Gelegenheit, dürfen wir fragen?

Hier liebe Herren! hier auf dieſem Gletſcher, ſehet ihr dort in der Ferne, jenen grauen Strich auf dem Eis, es iſt eine Firenſpalt, und einige Klafter tief in den Abgrund und lauft das Eiswaſſer ſtromweiſe unter den Schneebergen hin, und ohne Rettung, denket ihr wohl, muß derjenige verlohren ſeyn, dem des Wegs unkundig, der trügeriſche Schnee unter den Füſſen bricht, und ihn in dieſen ſcheußlichen Schlund herunter ſtürzt. Nun hier, auf dieſem Gletſcher und in dieſer Firenſpalt ſollte ich vor einigen Jahren mein Grab finden, hätte mich nicht Gottes mächtiger Arm durch ein Wunder beynahe wieder aus demſelben herausgezogen. Zwey Gefährten und ich, jagten auf dieſem Alp hier einigen aufgeſpührten Gemſen nach. Der Gletſcher lag mit Schnee überdekt, und eben da wir hitzig ihrer Spur nachfolgten, ſank der lockere Schnee einmal unter meinen Füſſen ein, und ſchon war ich tief in den Eisſchlund geſunken, als ich noch meiner Sinnen mächtig, Arme und Schenkel im Niederſinken ſo weit als möglich ausſpreitend mich dadurch an den beyden Eiswänden feſt und über den Eiswaſſer ſchwebend erhalten konnte. Kaum hatten mich meine Gefährten aus dem Geſicht verlohren, als ſie mir angſtvoll von Ferne zuruften und auf meine Jägerzeichen, daß ich noch lebe, mir verſprachen, alles zu meiner, obgleich unwahrſcheinlichen Rettung zu wagen.

Hülfsbegierig lieſen nun die Lieben, ſchneller als die Gemſe, eine Meile weit zu der nächſten Sennhütte zurük, während dem ich zwiſchen Furcht und Hofnung, auf meine verſpreitete Arme und Schenkel an die Felswände geſtützt, bis an die Knie in Eisſtrom, von dem Druk der Luft beynahe erſtikt und wegen Kälte des Eiſes alle Augenblik tieſer ſinkend, nichts anders als den Tod erwartete. Nach Verfluß einiger Stunden hörte ich meine Gefährten mir zurufen, und auf meine Antwort lieſſen ſie mir einen, aus einer in Riemen geſchnittetenen Bettdecke zuſammengeknüpften Strik herunter, den ich nach vieler Mühe endlich mitten um den Leib binden konnte. Eben zogen ſie mich mit vereinigten Kräften ſo weit aus dem Spalte herauf, daß ſie mich beynahe mit den Händen erreichen konnten, als plözlich der Strik entzweybrach, und ich unaufhaltbar mit dem einem Theil vom Strik um dem Leib wieder ſo tief, als vorher in die Firne herunter glitſche. Jetzt war die Noth um ſo viel gröſſer, nicht nur weil der Strik um ſo viel kürzer geworden, ſondern, weil ich annoch bey dieſem zweiten Fall einen Arm entzwey gebrochen, und alſo um ſo viel kraftloſer ward, ſelbſt das Nöthige zu meiner Rettung beyzutragen. Allein noch entfiel weder meinen Gefährten noch mir; der Muth, unermüdet ſchnitten ſie die Riemen noch einmal entzwey, und verlängerten ſo den Rettungsſtrik, den ſie mir zum zweitenmal herunter warfen, und ich, von Gott geſtärkt, war auch nach gebrochenem Arm lenkſam und behende genug, den Strik um den Leib zu knüpfen, und noch einmal meine Rettung zu verſuchen. Nun mit dieſen noch ſchwächern Riemen waren meine Freunde endlich ſo glüklich, mich aus der augenſcheinlichſten Todesgefahr zu retten, und aus dem bereits offenen Grabe heraus wieder an das frohe Tageslicht zu ziehen. Und ſollte ich denn wohl, meine Herren! jemals in meinem Leben dieſe göttliche Hülfe vergeſſen, und nicht ſo oft ich dieſe Stelle vorbey gehe, dem Herrn meinem Erretter eine Dankthräne zum Opfer bringen?

Gerührt dankten die jungen Helvetier ihrem frommen Landsmann für ſeine Erzählung, und erkannten auch hieraus, daß frommen Muth und dienſtfertige Entſchloſſenheit eine mächtige Gottheit nie verläßt!

Und für alle dieſe Mühe, Sorgen und Gefahren findet ſich endlich der gnügſame Jäger mit der Ausbeute eines oder mehrern dieſer Alpthiere hinlänglich belohnt. Von der Mitte des Wein- bis wieder in die Mitte des Wintermonats, als der beſten Jagdzeit, in deren das Gemſefleiſch von den koſtbaren Alpkräutern beſonders ſchmakhaft, und ihre Haut glimpſig und zähe iſt, liefert ſie ihm das vortrefliche Wildpret, und ein Fell, das ſich ſo wohl wegen ſeiner Dichtheit, als wegen ſeiner Geſchmeidigkeit, leichten Bearbeitung und Dauerhaftigkeit, ganz beſonders ausnimmt.

Bisweilen gewinnt er von einem einzigen Gemſe, nebſt 70 bis 80 Pfund Fleiſch, annoch 7 bis 8 Pfund Talch oder Unſchlitt, welches geſchmolzen und zu Kerzen gegoſſen, den Wachslichtern an Güte und Helle beynahe nichts nachgiebt, auch für verfrorne Glieder die beſten Dienſte leiſtet. Das Fleiſch ſelbſt iſt eines von den koſtbaren Gerüchten, das ſelbſt auſſer der Schweiz, für fürſtliche Tafeln wegen ſeines treflichen Geſchmaks und ſeiner Zartheit geſucht wird: Und im Canton Glaris, wo die Gemſe gewiſſe Freyberge bewohnen, und nur von 12 beeidigten Schützen gejagt werden dürfen, macht das Gemſefleiſch ein Hauptgericht aus, womit der freye Glarner ſein Brautmal ziert: Denn auf einem Hochzeitfeſt ſind die Freyſchützen verbunden, den Verlobten zwey Thiere zu liefern, wofür ſie ihnen die Gemshaut als Trinkgeld zuſtellen. Sonſt in den übrigen Cantonen, in denen die Jagd jedem freyen Landmann offen ſtehet, läßt der Jäger für ein erlegtes Thier, je nach ſeinem Alter, Gröſſe und Fett, 4 bis 10 Fl. und für die Haut allein 4 bis 8 Fl. bezahlen. Aus dem Fell, das wie eine Wolfshaut behandelt wird, bereitet man das eigentliche Semiſchleder, woraus dann Beinkleider, Reuterhandſchuhe und andere Kleidungsſtücke verarbeitet werden, welche den eigenen Vortheil haben, daß ſie, ob ſie gleich durchnäßt worden, dennoch nicht hart und unlenkſam werden, und Jahr und Tag beynah unzerſtöhrbar bleiben. Ihre Hörner braucht man ſtatt der Wandnägel zu Zimmer-Verzierungen, zu Handgriffen auf Spatzierſtöcken und Lanzetten für Pferde und Hornvieh. Und was endlich die ehmals ſo ſehr gerühmte Kraft und Wirkung der Gemskugeln in allen möglichen Arten von Krankheiten betrift, ſo zählt ſie man heut zu Tage billig unter alle jene bewunderten oder lieber verrufenen Univerſalmedicinen, deren Treflichkeit mehr dem Beutel des Charlatans, als der hülfsbegierigen Noth des leichtgläubigen Kranken zu ſtatten kommt.

VI.

Anekdoten.

Ein Nationalbeyſpiel von klöſterlichen Verbrechen und Strafen! Ein Mädchen von Kindesbeinen an zum Schleyer beſtimmt, legte ſich, eines Akkorts mit dem Kloſter zufolge, auf die Apothekerkunſt: Sie ward eingekleidet, hielt das Probejahr aus, und ward dann als Frau Apothekerin angeſtellt. An dieſem Poſten that ſie, ohne eben allzeit poſitive Erlaubniß zu haben, den Armen durch unentgeldliche Mittheilung einiger ſimpler Arzneyen von Zeit zu Zeit viel Gutes, ward darüber hart geſtraft, ihrer Stelle entſezt, und ohne Unterlaß auf die kränkendſte Art einige Jahre hindurch ſchikaniert. Das gute Mädchen unterlag endlich der ewigen Verfolgung, und in einem Taumel von Bewußtſeyn gekränkter Unſchuld entſtand in ihr der unglükliche Gedanke zur Flucht. Noch in den Anſtalten dazu ward ſie überraſcht, und nun konnten die erboßten Nonnen kaum eine hinreichende Strafe für eine ſolche Maſſe von Sünden erdenken. Nach vielen Kapitelhalten und heimlichen Konferenzen ward endlich das arme Kind mit Einſtimmung und Gutheiſſung eines Franziskaners, des Kloſterbeichtvaters, zum ewigen Kerker verdammt. Nun mußte die Elende in ein Loch wandern, wo weder Sonne noch Mond hinkam, in ein Loch, das gerade ſo breit war, daß ein Menſch Plaz hatte, aber ſo niedrig, daß ſie immer gebükt ſitzen mußte, ſie bekam etwas Nahrung, aber niemals friſche Kleider: keinen Menſchen konnte ſie ihre unmenſchliche Behandlung klagen, denn die ganze Welt wußte nichts um ſie. Nun denke man ſich ein 26jähriges Mädchen voll Gefühl, voll jugendlicher Hitze über das noch unausgeführte, vielleicht nur eben ſo lange als das gereizte Unſchuldsgefühl dauernde Vorhaben zu entfliehen, verdammt, vergeſſen, ohn Hofnung zur Erlöſung hingeworfen in ein Hundeloch, wo ſie mit krumm gebognem Nacken ſitzen mußte, verſenkt in die natürliche Unreinigkeiten, preisgegeben einem Schwarm von Ungeziefer, halb erſtikt von gährendem Faulgeruch, genaget von Hunger und der gänzlichen Verzweiflung. — An die zehn Jahre hatte die unausſprechlich Leidende ſchon ſo geſeſſen, hatte vor ſchneidendem Jammer ihre Bruſt zerſchlagen, und vergeblich jede Miene den Himmel um ihren Tod angefleht und beſchworen. Ein Schornſteinfeger kam endlich zufälliger Weiſe bey ſeiner Arbeit in einen, nicht weit von dieſen Loch vorbey laufenden, Kamin: er hört das gebrochene Wimmern einer Verzweifelten; er ſtuzt, lauſcht wieder, das Jammer wird eindringender, und durchdringt ihm das innerſte ſeines Marks. Nun klopft er mit ſeiner Hacke an die Mauer, ruft, was dieſe Stimme bedeute, und ob ihr zu helfen ſey. Die Nonne erklärt ihm kurz ihren Zuſtand: Er eilt ſogleich zur Polizey, man ſchikt eine Kommiſſion, findet die in Unflath ſteckende Arme, holt ſie heraus, ſekulariſirt ſie und giebt ihr eine Penſion: und die Oberinn und der Barbar von Beichtvater werden — nicht geſtraft. Dieß iſt ſeit vielen Jahren das einzige Beyſpiel, das auf die Art an Tag gekommen iſt. Aber wie viele ſolche Auftritte ſind in despotiſchem Dunkel geſpielt worden! Pater D * *. im Kloſter * * * war 18 ganze Jahr eingekerkert, weil er von einem Konventualen, der aus einer reichen Familie war, von dem das Kloſter eine fette Erbſchaft hofte, eine boshafte That entdekte, und wäre jener Prälat nicht geſtorben, ſo hätte er noch 18 Jahre ſitzen möge. Pater * * in * * war 10 Jahre eingeſperrt, weil er ſeinen Prälaten mit gutem Grunde in einem auszuführenden Projekte widerſprach.

Der Doktor Graham aus Edenburg beſchäftigt noch immer zu London die Neugierigen, die nicht hinter den Vorhang geſehen haben. Wenn gleich ſein Apparatus, wie man ſagt, 16000 Pfund gekoſtet hat, ſo hat er doch die Berechnung ſeiner Freunde zufolge, für ſein himmliſches Bette allein, mehr als dieſe Summa eingenommen. Es iſt ſelten eine Nacht unbeſezt, obgleich der Preis 50 Pfund iſt. Der Einfall iſt äuſſerſt orginal und ganz ohne Beyſpiel. Ein Mann, der von ſeinem Vermögen in ſeinem Vaterlande im Ueberfluß leben könnte, verläßt es und wagt alles das Seinige, um in einem andern Lande den Charlatan zu ſpielen. Seine Hofnung war indeſſen auf Kenntniß der Menſchen gebaut, und der Erfolg hat bewieſen, daß er ſich nicht betrogen hat. Er hat zu viel Verſtand, um ein Enthuſiaſt ſeiner geheimen Wiſſenſchaft zu ſeyn: es bleibt daher nichts übrig, als ihn in die Claſſe kluger Betrüger zu ſetzen. Sein Haus nennt er, **den Tempel der Geſundheit**, wo er als Oberprieſter dieſer Gottheit, das Nützliche mit dem Angenehmen und die Pracht mit der Arzneykunſt verbunden hat. Ich bin in dem Tempel geweſen, fährt der Briefſteller fort, und muß geſtehn, daß mir die Ausdrücke fehlen, ihn zu beſchreiben. Die äuſſerſte Pracht allenthalben: künſtlich gemachte elektriſche Feuer, die bögenartigen Schimmer verbreiten und Stralen von ſich werfen: tranſparente Gläſer von allen Farben, mit kluger Wahl und vielen Geſchmak angebracht; koſtbare Vaſen mit den vortreflichſten Wohlgerüchen angefüllt, die eine Art von ſchmachtenden Begierden erwecken. Alles dieſes iſt hinreiſſend und ſpannt die Vorſtellung von denjenigen Dingen, die im Heiligthum des Tempels zu ſehen ſind, aufs höchſte, da Pracht, Kunſt und Erfindung ſchon in dem Vorhofe deſſelben erſchöpft zu ſeyn ſcheinen. — — Dieſer Aeſkulap giebt für den Preis einer Guinee gedrukte Lebensregeln, vermittelſt welcher er vorgiebt, der Unfruchtbarkeit des einen, und dem Unvermögen des andern Geſchlecht abzuhelfen. Nach einer ſehr unbeſtändlichen Anzeige der nötigen Vorbereitungen, die erfordert werden, um mit gutem Erfolg an dem Vermehrungswerke zu arbeiten, worunter er die Reinlichkeiten auch als ein ſehr wirkſames Mittel anpreißt, empfiehlt er ſehr die Moderation bey den Opfern, die man dem Hymen darbringt. Er verlangt, man ſoll zeitig zu Bette gehn und frühe aufſtehn, die Fenſter des Schlafzimmers nicht mit Laden verwahren, damit das Licht, beſonders aber das Mondlicht hereindringen könne.

Er geſteht, daß er keine Urſache dieſes Vorzugs anzugeben wiſſe. Aber, ſagt er, es giebt ſo viele Dinge, die das ſind, was ſie ſind, ohne daß wir das geringſte davon begreifen können: daher kann man von mir keine beſondre Erklärungen über alles dasjenige verlangen, was ich zum Grunde legen werde — Er räth den Ehemännern und Weibern ſich mit ſingen zu unterhälten: denn dadurch werden die Seelen eines glüklichen Paars weichgemacht und mit Liebe und Harmonie erfüllt, ihre Körper und Seelen begegnen ſich, miſchen ſich, überlaſſen ſich den Eifer einer himmliſchen Entzückung und fliegen gleichſam nach Elyſium. Dieſe glükliche Weſen glauben ſodann nicht mehr Einwohner dieſer Unterwelt zu ſeyn. — In dieſem Ton fährt er fort, bis er zu ſeiner Hauptbatterie kommt: „Wenn man meinen Vorſchriften auf das genauſte nachgekommen, und um ſich zu ſtärken, den göttlichen Balſam eingenommen hat, den ich zubereite, und für das Wohl der Menſchheit, nur für eine Guinee die Bouteille verkaufe, wenn, ſage ich, ohngeachtet aller dieſer Mittel, man nicht ſeinen Zwek erreicht, ſo bleibt mir noch ein auſſerordentliches Mittel übrig, deſſen Erfolg aber unfehlbar iſt. Dieſes iſt ein wunderbares und himmliſches Bette, es iſt das erſte und einzige, das in der ganzen Welt exiſtirt, oder jemals vorhanden geweſen iſt. Es ſtehet im zweiten Stok, in einem groſſen und prächtigen Zimmer, rechter Hand meines Orcheſters, im Vordertheil meiner reizenden Einſiedeley. In einem benachbarten Kabinet iſt ein Cylinder, durch welchen die Ausflüſſe des himmliſchen und alles lebendes Feuers in das Schlafzimmer geleitet, ſo wie auch die Vapeurs ſtärkender Medikamente und orientaliſches Rauchwerk durch gläſerne Röhren dahin geführt worden:“ Das himmliſche Bette ſelbſt ruhet auf ſechs maſſiven und tranſparenten Säulen; die Bettücher von Purpur und himmelblauen Atlas, ſind über Matrazen, mit arabiſchen und andern morgenländiſchen Eſſenzen parfumirt, gebreitet, und zwar im Geſchmak des Perſiſchen Hofes, wie es in dem Zimmer der Favorit-Sultanin, im Serail des Großherrn befindlich iſt. Dieſes Bette iſt das Reſultat eines unermüdeten Fleißes und der hartnäckigſten Arbeit: ohne die Koſten zu rechnen, die unermeßlich ſind. Uebrigens unterlaſſe ich keine Behutſamkeit, die die Delikateſſe ſo wohl als der Wohlſtand nur immer verlangen können: denn weder ich noch meine Leute haben nöthig zu wiſſen, wer die Perſonen ſind, die in dieſem Zimmer ruhen, das ich das Sanctum Sanctorum nenne. Man zeigt niemals das himmliſche Bette denjenigen, die durch Neugierde gelokt, den Reſt meines Apparatus zu ſehen kommen. Dieſe Behutſamkeit iſt nicht weniger weiſe als delikat; denn wer könnte dem Vergnügen, ja der Entzückung Wiederſtand thun, die dieſer bezaubernde Ort erregt, der neue Ideen von Verfeinerung einflößt, wodurch die Wolluſt und der vervielfältigte Genuß aufs höchſte gebraucht werden, wovon die Folge iſt, daß unſere Tage verkürzt und die Triebfedern des Körpers und der Seele geſchwächt werden. Diejenigen, die in dieſen wonnereichen Ort dringen wollen, werden erſucht, mich davon ſchriftlich zu benachrichtigen, und ihre gewählte Nacht zu beſtimmen, hiebey wird eine Banknote von 50 Pfund Sterling gelegt, für welches ſie ein Einlaßbillet empfangen werden. —" In einer Note, die zum Supplement der Beſchreibung des himmliſchen Bettes dient, fügt der Doktor hinzu: Nichts iſt erſtaunungswürdiger als die göttliche Energie des himmliſchen und elektriſchen Feuers, womit dieſes Bett angefüllt iſt ſo wohl als mit einer Miſchung magnetiſcher Ausflüſſe, die ſehr wirkſam ſind, den Nerven alle ihre nöthige Kräfte zu geben. Zu dieſem allen kommen noch die melodiſchen Töne der Harmonika, der Cöleſtine, ſanfter Flöten, angenehmer Stimmen, und einer groſſen Orgel. Die Macht und Eigenſchaft dieſes zuſammengeſezten Ganzen

zen kann nicht fehlen, bey Philoſophen und Aerzten Verwunderung und Vergnügen zu erregen. Man hat niemals auf ein ähnliches Mittel gedacht, um die Unfruchtbarkeit der Weiber zu heben, ſie zu Müttern zu machen, und dem bejahrten Manne ſeine urſprüngliche Kraft wiederzugeben.“ —

Die Begierde, der Frau von **Villette** zu gefallen, machte daß **Helvetius** ſein Buch de l'esprit ſchrieb. Er verfertigte das erſte Kapitel, um ihr eine Stelle im Locke zu erklären, die ſie nicht verſtand. **Helvetius** liebte das ſchöne Geſchlecht. **Maupertuis**, den er im Palais Royal von Damen umringt und fetirt ſah, brachte ihn zuerſt auf die Gedanken, ſich durch die Wiſſenſchaften ein Anſehn zu verſchaffen.

Der Chevalier von **Bruillon**, der ſich Prinz von **Auvergne** nennen ließ, entwarf das Projekt zum Pariſer **Opernball**, und erhielt 6000 Livres Gehalt, für die Mittheilung des Projekts. — Die Ducheſſe von Berry, der die Trauer für Ludwig XIV. zu lang dauerte, bewog den **Regenten**, in Zukunft alle Trauren auf die Hälfte Zeit herabzuſetzen.

Folgende Antwort gab eine muntere, junge, franzöſiſche Dame in Toulouſe dem Herzog von Roquelaure. Er ſah ſie an einem Balle, dem er bey ſeiner Durchreiſe durch beſagte Stadt beywohnete, wurde von ihrer Schönheit eingenommen und ließ ihr durch einen ſeiner Flügeladjutanten ſagen, ſie wäre ſchön wie ein Engel und er wollte mit Vergnügen funfzig Louisd'or für ein einziges Haar unter ihrem

Augenbraunen geben. „Machen Sie dem Herzoge wieder mein Kompliment, verſezte die Dame, und ſagen ſie ihm, ich ſchätze mich glüklich, ihm zu gefallen, ich wäre aber keine Kleinhändlerin, une marchande en detail): wollte er aber das Ganze für den Preis haben ſo ſtünde es ihm mit Vergnügen zu Dienſte.“

VII.

Biographie.

Vacat.

VIII.

Miſcellanien.

I.

Gelehrten Penſionen Regiſter Ludwigs XIV.

Man fand unter Colberts Papieren folgenden Aufſaz von Gelehrten, denen Ludwig XIV. im Jahr 1663, hauptſächlich auf Colberts Anſtiften, und um ſich als thätiger Beſchützer der Künſte zu zeigen, Gnadengehalte und Belohnungen anweiſen ließ.

Dem

Dem Herren **de la Chambre**, ſeinem gewöhnlichen Arzte, einem vortreflichen Manne in der Phyſik, und der Kenntniß der Leidenſchaften, der verſchiedene Werke herausgegeben hat, die geſchäzt werden, einen Gnadengehalt von	2000 Livres.
Dem Herrn **Conrad**, der ohne irgend eine andre als ſeine Mutterſprache zu kennen, doch ſo vortreflich in Beurtheilung der Produkte des Witzes iſt, einen Gnadengehalt von	1500 L.
Dem Herren **le Clerc**, einen herrlichen franzöſiſchen Dichter	600 L.
Dem Herrn **Peter Corneille**, dem erſten dramatiſchen Dichter auf der Welt	2000 L.
Dem Herrn **Desmaretz**, der aller fruchtbarſten Autor, und der mit der ſchönſten Einbildungskraft begabt iſt, die's jemals gegeben hat	1200 L.
Dem Herrn **Menage**, einem vortreflichen Kritiker von Stücken	2000 L.
Dem Abt **de Pure**, der die Geſchichte in reinem und zierlichen Latein ſchreibt	1000 L.
Dem Herrn **Boyer**, einem vertreflichen franzöſiſchen Poeten	800 L.
Dem Herrn **Corneille**, dem jüngern, einem guten franzöſiſchen Dichter und dramatiſchen Schriftſteller	1000 L.
Dem Herrn **Moliere**, einem vortreflichen komiſchen Dichter	1000 L.
Dem Herrn **Benſerade**, einem ſehr angenehmen Dichter	1500 L.
Dem Pater **le Cointre**, vom **Oratorio**, einem geſchikten Hiſtoriker	1500 L.
Dem Herrn **Godefroi**, königlichen Hiſtoriographen	3600 L.
Dem Herrn **Huet**, von **Caen**, einem groſſen Manne, der den Origenes überſezt hat	1500 L.

Dem Herrn **Charpentier**, franzöſiſchen Dichter und Redner	1200 L.
Dem Herrn Abt **Cotin**, idem	1200 L.
Dem Herrn **Sorbier**, einem Schulgelehrten,	1000 L.
Dem Herr **Douvrier**, idem	3000 L.
Dem Herrn **Ogier**, grunderfahren in der Gottesgelahrheit und den ſchönen Wiſſenſchaften	1500 L.
Dem Herrn **Vallier**, der die arabiſche Sprache vollkommen verſteht	600 L.
Dem Abt **le Vayer**, einem Bellettriſten	1000 L.
Dem Herrn **le Caboureur**, einem geſchikten Geſchichtsforſcher	1200 L.
Dem Herrn von **Sainte-Marthe**, idem	1200 L.
Dem Herrn **du Perrier**, lateiniſchen Dichter	800 L.
Dem Herrn **Flechier**, franzöſiſchen und lateiniſchen Dichter	800 L.
Den Gebrüdern **de Valois**, welche die Geſchichte in lateiniſcher Sprache ſchreiben	2400 L.
Dem Herrn **Mauri**, lateiniſchen Dichter	600 L.
Dem Herrn **Racine**, franzöſiſchen Dichter	800 L.
Dem Herrn Abt **de Bourzeis**, einem grundgelehrten Manne in der poſitiven ſcholaſtiſchen Theologie, der Geſchichte, den Schulwiſſenſchaften und morgenländiſchen Sprachen	3000 L.
Dem Herrn **Chapelain**, dem größten franzöſiſchen Dichter, der jemals exiſtirt hat, und einem Manne von gründlichem Verſtande	3000 L.
Dem Abt **Caßagne**, Dichter, Redner, und gelehrter Theologe	2500 L.
Dem Herrn **Perroult**, einem geſchickten Dichter und ſchönen Geiſt	2500 L.
Dem Herrn **Mezeroi**, Hiſtoriographen	4000 L.

Alle dieſe Noten waren von **Colberts** eigener Hand beygeſchrieben. Unter den ausländiſchen Gelehrten befanden ſich Heinſius, Voſſius, Hugghens, Becker ꝛc. Ihre Penſionen waren von 12 bis 1500 Livres.

2.

Dialogen Herzog Bernhard des Groſſen von Weimar. Im Lager vor Briſach.

I.

Herzog Bernhard. Graf von Naſſau. Herolde.

Herzog Bernhard.

Man fordere die Stadt auf! —

Graf v. Naſſau. Herold fordere die Stadt im Namen des Herzogs auf! —

Trompeten des Herzogs.

Herold. Ihr Krieger und Bürger von Briſach öffnet eure Thore dem tapfern Herzog Bernhard, der euch großmüthig verzeihen wird, daß ihr ſeine Feinde waret. Erwartet nicht den Zorn des erbitterten Helden. Seht, noch ſind die Federbüſche ſeiner Krieger von dem Blute eurer Brüder gefärbt, und ihre Hände triefen noch davon, und ihre Waffen ſind damit überzogen. Trozt nicht auf eure feſten Mauern, bedenket das Schikſal von **Blamont** und **Böteln**. Laßt die Fahne des Herzogs auf eure Mauern pflanzen, ehe er ſie auf die Trümmern derſelben pflanzen muß, wenn ſtatt der hohen Wälle und Thürme blos die Luft noch euer Bollwerk ſeyn wird. — Bedenkt euer Heil, öfnet die Thore und laßt die Sieger einziehen.

Herzog Bernhard. Ein guter Redner! —

Graf von Naſſau. Der's den Leuten nachdrüklich ans Herz legen kann.

Herzog Bernhard. Ein wenig ſchlechter als unſer Geſchüz.

Trompeten der Stadt.

Herold. Wir haben die drohende Aufforderung vernommen. Wir wiſſen uns zu vertheidigen! — die Fahne des Rautenkranzes ſoll nie, weder von unſern ganzen, noch zertrümmerten Mauern wehen. — Das Schikſal unſrer Brüder gehet uns nah, und eben deswegen ſind wir verbunden ihren Tod rechtmäſſig zu feiern mit dem Feuer unſerer Kanonen. —

Graf von Naſſau. Kurz und deutlich erklärt. —

Herzog Bernhard. Man helfe ihnen den Tod ihrer Brüder mit Kanonen feiern und halte ſich ſturmfertig.

2.

Herzog Bernhard. Graf von Naſſau. Obriſt von Roſen. Vikomte de Turenne.

Herzog Bernhard. Das war ein warmer Tag! —

Graf von Naſſau. Die Kaiſerlichen fochten tapfer. —

Obriſt von Roſen (kömmt). General Taupadel iſt gefangen. —

Herzog Bernhard. O ich wollte wir hätten Gözen gefangen gekriegt! — doch wir wollen Gott dafür danken, daß wir ihn ſo zugedeckt haben. — Man laſſe das Te Deum anſtimmen. — Unſer Prediger ſoll eine Dankſagung halten. — Die Armee ſoll vorrücken —

Graf von Naſſau. (Geht ab.)

Herzog Bernhard. Nach gethaner Arbeit iſt gut feiern. — Man ſchreibe meinen Sieg an meine Brüder nach Weimar und Gotha.

Vikomte de Turenne (kömmt). Es leben Ew. Durchl. ſiegreiche Waffen. —

Herzog Bernhard. Laßt uns lieber ſelbſt leben, ſonſt werden die Waffen nichts vermögen.

Vikomte de Turenne. Das dauerhafteſte Glük und Wohl Ew. Durchl.! — Stoſſen Sie an Herr Obriſter! —

Obr. v. Roſen. Ferner Fortgang Ew. Durchl. ſiegreicher Waffen! —

Herzog Bernhard. Halt! — Nehmt mich auch mit, jeder wird auch ſelbſt gern auf ſein eignes Wohl bedacht ſeyn.

Obr. v. Roſen. Holla! Trompeter! —

Herzog Bernhard. Löſt die Kanonen! — (Sie trinken.)

Herzog Bernhard. Wohl bekomm' es uns! — das Geſchüz brüllt uns ein lautes Wohlſeyn zu. — Das iſt eine fürſtliche Stunde! —

3.

Im Zelt des Herzogs.

Herzog Bernhard ſpielt mit dem **Obriſt von Roſen** Schach.

Herzog Bernhard. Ich bin ſchachmatt! — (Man hört ſtark ſchieſſen) Göz wird laut! *) — Er wills noch einmal mit mir verſuchen, —

Obr. v. Roſen. Und geſchlagen ſeyn. —

Herzog Bernhard. Es iſt erſt 12 Uhr. —

Obr. v Roſen. Es iſt eine helle Nacht! —

---

*) Dies geſchah den 24 Okt. 1638 in der Nacht als Göz des Herzogs Lager beſchoß.

Herzog Bernhard. Wir wollen morgen ſchon Wolken machen. — Pulverwolken! —

Gr. v. Naſſau. (Kömmt mit einem Brief in der Hand, drey Soldaten führen ihm einen Bauer nach) Man hat dieſen Spion aufgefangen! — hier iſt ein Brief des Kommendant Rhiemacher an Göz, welchen man bey dieſem Kerl gefunden hat. —

Herzog Bernhard. (Nimmt den Brief und lieſt. — Zu dem Kerl) Wußteſt du kein beſſer Handwerk zu ergreiffen als das Handwerk eines Spions? —

Bauer. Es nähret ſeinem Mann. —

Herzog Bernhard. Es ehret ihn aber nicht, und bringet ihn endlich am Galgen. —

Gr. v. Naſſau. Du biſt kein Bauer! —

Bauer. Freilich! — Ich bin ein dummer Bauer, ſonſt hätten mich Ew. Hochgräfl. Gnaden nicht gekriegt. —

Obr. v. Roſen. Du biſt ſehr wizig, es iſt Schade, daß dein Wiz mit dir am Galgen muß.

Gr. v. Naſſau. Feiſt von Wiz und dürr' am Leibe. —

Bauer. Der Tod will mich zu ſeinem Gehülfen machen.

Obr. v. Roſen. Nu ſo hole nur uns nicht! —

Herzog Bernhard. Wir vergeſſen, daß Göz unſer Lager bombardirt. — Man führe den Kerl in Verhaft! —

4.

Herzog Bernhard wärmt ſich an einem Wachfeuer.
Obriſt von Roſen.

Herzog Bernhard. Es iſt kalt! mich frieret. —

Obr. v. Roſen. Der Feind wirds nicht weniger fühlen.

Herzog Bernhard. Mit anbrechendem Tage wollen wir ihn einheizen.

Obr. v. Roſen. Göz ſoll ſtark ſeyn.

Herzog Bernhard. So ſtark doch wohl nicht, wie er bey **Wittemeyer** war. —

Obr. v. Roſen. Er iſt kühn! — öfterſt wagt er ſich zu weit ins Treſſen. Er kann einmal ſein Leben verliehren.

Herzog Bernhard. Wer würde uns dann wachſam erhalten? — Und iſt die Ehre ſo groß, einen Unerfahrenen zu beſiegen? —

Obr. v. Roſen. So wenig, als wenn 10 Mann Einen niederhauen. —

Herzog Bernhard. Sieh ſo iſts! — Ruft mir den **Graf von Naſſau.**

Obr. v. Roſen. (Geht fort)

Herzog Bernhard. Heda! wirf Holz ins Feuer! — Kerl! — Holz! — der Fußboden iſt kalt! — Dort wirds ſchon Licht am Himmel. Licht des gütigen **Gottes**, der Dich und mich ſchuf, Du wirſt bald einen groſſen Blutbade leuchten! Wenn Du verſchwindeſt, werden die fliehenden Stralen ſich in Blutſtrömen ſpiegeln — und entfliehen! — Der Schauplaz iſt ſo groß — und doch muß einer dem andern weichen. Alles iſt um mich wach, Freunde und Feinde. — O meine Brüder, jezt liegt ihr in Pflaumen, fühlt nichts von all dem Ungemach, und wißt nicht, wie ſauer es mir wird, den Namen **Held** zu verdienen, und wie viel es mich koſtet, ehe man mich **groß** nennt. — Du **Willhelm** haſt es gefühlt, aber die Bahn war Dir zu dornigt und ſteil. Du kehrteſt zurük und ich wandelte fort. Hier hält mich ein Fels auf. Ich muß ihn überſteigen und ſehen, ob dahinter mein Ziel geſtekt iſt. — O Friede umſchweb' euch all ihr meine Lieben! Ich fühle was es heiſt: ſeinem eigenen Weg gehen. — Wer kömmt? —

Gr. v. Naſſau. Ew. Durchl. lieſſen mich rufen. —

Herzog Bernhard. Wie ſtehts drüben? —

Gr. v. Naſſau. Göz ſteht in Schlachtordnung.

Herzog Bernhard. Und auch wir. — Laß vorrücken. —

Gr. v. Naſſau. (Geht fort.)

Herzog Bernhard. Was ſoll das Läuten in Briſach? —

Obr. v. Roſen. Vermutlich läutet man zur Betſtunde. —

Herzog Bernhard. Auch wir haben Gott unſre Sache empfohlen. — Sie werden doch nicht unſere Treffen zu Grabe läuten. — Meine Standarte! — Erffa ſoll ſie tragen! — Auf! auf! — **Friſch dran, frölich davon!** *)

5.

In des Herzogs Gezelt.

Herzog Bernhard wirft die Handſchuhe auf den Tiſch.

So wär' denn Göz wieder einmal geſchlagen! — He Sekretair ſchreibt den Sieg meinen Brüdern! — Briſach Du haſt den Sieg deiner Freunde zu Grabe geläutet! — Willkommen tapferer Roſen. —

Obr. v. Roſen. Göz focht verzagt. —

Herzog Bernhard. (Lächelt und klopft den Obriſten auf die Achſel.) Das machte, er fochte mit uns. — Doch nun einen Becher mit Wein! —

Obr. v. Roſen. Davor fürchtete ſich Roſen nie.

---

*) **Keyßlers Reiſen** 1. Theil p. 508. — „In **Florenz** liegt die von **Herzog Bernhard von Weimar** eroberte Standarte. Auf der Spitze ſteht auf einer Seite: **Friſch dran, mit Freuden davon,** auf der andern: **hilf Gott daß wohl gelinge.** Wenn ſie ausgebreitet iſt, ſo ſtehet auf einer Seite: **Zu recht mit Gott,** auf der andern: Sine numine fruſtra. Die vier Ecken dieſer lezten Seite ſind mit den Buchſtaben B. D. S W. bezeichnet, welche ſagen wollen: Bernardus Dux Saxoniae Wimarienſ.

Herzog Bernhard. So wenig als vorm Feind. — Trink! — So biſt Du mein Freund, in der Schlacht und beym Gelag! —

6.

Herzog Bernhard Graf von Naſſau. Herold.

Gr. v. Naſſau Der Graf von **Mansfeld** hat **Gözzen** in Verhaſt genommen, weil er **Briſach** noch nicht entſezt hat.

Herzog Bernhard. Der **Mansfeld** wirds entſezen! — Fordert die Stadt noch einmal auf, will ſie ſich nicht ergeben, ſo wollen wir Sturm laufen. **Briſach** ſoll mich Tod vor den Mauern oder lebendig drinne ſehn.

Gr. v. Naſſau. Verrichte Dein Amt. —

Trompeten des Herzogs

Herold. Umſonſt ihr Männer von **Briſach** wiederſtehn eure **kranken** Mauern dem Herzog **Bernhard**. — Ergebt euch! — Ihr ſolt Gnade haben und freien Abzug. Wenn ihr aber wiederſtrebt, und ferner eure ſiegen Mauern zu beſchüzen wähnt, ſo werdet ihr alsdann keine Gnade zu hoſſen haben, wenn er ſeine Fahne mit ſiegreicher Hand auf eure Kaſtelle pflanzt. — Schon ſtehen ſeine **Krieger** ſturmfertig, entſchließt euch! —

Vlps.

3.

Tabelle

über die verſchiedenen Völkerſchaften und Stämme der Nordamerikaniſchen Wilden, in den ganz nördlichen Kantonen.

Dieſe für den Geographen ſo intereſſante Tabelle iſt aus einem wenig bekannten, urſprünglich engliſchen, und ganz neuen Werke genommen, und zuverläſſig.

	Name des Stamms.	Anzahl ſeiner Krieger	Wohnplatz.	Jagd-Kanton.
Die ſechs vereinigten Nationen.	Mohock	160	Fluß Mohock.	Zwiſchen dem Fluß Mohok und dem Georg-See.
	Oneidas	300	Oeſtlicher Theil des Sees Onida, bis an die Quellen des öſtlichen Arms von Susquehannah.	Der Kanton ihres Wohnplatzes.
	Tuscororas	200	Zwiſchen dem Oneidas und Onondagoes.	Zwiſchen dem See Oneida und See Ontario.
	Onondagoes	260	Beym See Onondago.	Zwiſchen dem See Onondago, und der Mündung des Fluſſes Seneca nahe bey Oſvego
	Cayugas.	200	Bey den beiden kleinen Seen Cayugas, ohnweit des nördlichen Arms des Susquehannah.	Am nördlichen Arm des Susquehannah.
	Senecas	1000	Der Strich Seneca, am Fluß Susquehannah, dem See Ontorio, und nach den Quellen des Fluſſes Ohio.	Die Gegend ihrer Hauptjagd iſt das Land, wo ſie wohnen.
	Aughquagas.	150	Der öſtliche Arm des Susquehannah, und der Aughquaga.	Die Gegend ihrer Wohnung.

Name des Stamms.	Anzahl ſeiner Krieger	Wohnplatz.	Jagd-Kanton.
Nantikokes Mickikous Conoys	100 100 30	Utſanango, Chaghnetoewegar, der öſtliche Arm des Susquehannah.	Der Kanton, den jede Nation bewohnt.
Munſies Sapoones Delawaren	150 30 150	Zu Diahago und andern Dörfern des nördlichen Arms des Susquehannah.	Das Terrain, das jede Nation bewohnt.
Delawaren	600	Zwiſchen dem Ohio und dem See Erie, und an den Armen des Beaver-Creek, Muskingum und Guychago.	Zwiſchen dem Fluß Ohio und dem See Erie.
Schawaneen	300	Der Fluß Sioto, und ein Arm des Muskingum.	Zwiſchen dem Fluß Ohio und dem See Erie.
Wayendotts Mohickons Coghnawagas	300	Die Dörfer am Sandusky.	In der Gegend der Quellen des Sioto.
Twighewees	250	Fluß Miami, ohnweit dem Fort gleiches Nahmens.	Ihr Wohnplatz.
Kickapoos Pyankiſhaws Musquitons Ouiatanons	1000	Am Fluß Wabaſch und ſeinen verſchiedenen Armen.	Zwiſchen der Mündung des Waboſch, und den Flüſſen Miami.
Kaskaskias Pioreas Mitchiganaes	300	Nahe bey den Habitationen, nach der Gegend der Illineſer.	In der Gegend der Illineſer.
Winondotts Ottawas Putawatimes	250 400 150	Nahe beym Fort Detroit.	Um den See Erie.
Chepawas Ottawas	200	An der Bey Sanguinam und einem Theil des Huronen-See.	An der Bey Sanguinam und dem Huronen-See.
Kickapoos	400	Am Eingange des Obern-See's, nicht weit von Skt. Maria.	Um den Obern-See.
Chepawas Menomanies Sgukeys	550	Ohnfern der Bey Puan, und zum Theil am See Michigan.	Um der Bey Puan und den See Michigan.
Putawatimes Ottawas	200 150	Nahe am Fort Skt. Joseph.	Die Gegend zwiſchen dem See Michigan und dem Fort Miami.

Name des Stamms.	Anzahl seiner Krieger	Wohnplatz.	Jagd-Kanton.
Kickapoos Outtagamies Musquatons Miſeamis Outtamaws Musquakeys	4000	Am See Michigan und zwiſchen dieſem See und dem Miſſiſipi.	In den Gegenden um der Wohnſtätte jeder Nation.
Oswegathes	100	In Swagathen in Kanada, und am St. Lorenz-Fluß.	In der Gegend ihrer Wohnung.
Connesedagoes Coghnawagoes	300	In der Gegend von Montreal.	Die Gegend ihrer Wohnung.
Orondocks Abonakies Algonkins	100 150 100	In dem Kanton der drey Flüſſe.	Die Gegend ihrer Wohnung.
La Sue	10000	Weſtlich des Obern-See's und am Miſſiſipi.	Die Gegend ihrer Wohnung.
Ottawas	200	Der öſtliche Theil des See's Michigan, 21 Meilen von Michilimackinac.	Das Land zwiſchen dem Michigan- und Huronen-See.
Chepawas	1000	Der Obere-See und ſeine Inſeln.	Um dem Obern-See.
Zwey und funfzig Stämme.	24030 Krieger.		

Um das Trockene dieſer Tabelle ein wenig aufzufriſchen, folgt hier die Schilderung eines Indianiſchen Feſtes, das zu Shawane-Town gehalten wird.

Gegen Abend macht ein Offizier die Aufhebung oder Scheidung der Ehen der Indianer bekannt. Es iſt dieſes für ſie ein groſſes Feſt, das drey Tage dauert; während dieſer Zeit ſuchen ſich die Weiber, nach alter Gewohnheit, einen Mann aus, der ihnen gefällt. Den Morgen nach obigem Ausrufen iſt ein groſſes Frühſtück; der ganze Tag wird mit Tanzen zugebracht; nach Untergang der Sonne hebt ſich ein groſſes „Soupé“ an, und nach dem „Soupé“ wird wieder die ganze Nacht getanzt. Die beyden folgenden Tage gehen auf eben die Art hin. Die Mannsperſonen tanzen zuſammen. Die Weibesperſonen tanzen um die angezündeten Feuer, an der Zahl ſechszig bis ſiebzig, und formiren im Tanzen die Ziffer 8, indem ſie Lieder ſingen, die ſich alle mit den Worten endigen.

Nein, meinen Mann den fürcht' ich nicht.
Ich wähl' mir einen Liebern.

Die Männer, hundert an der Zahl, tanzen vor dem Fort und dem Saal ihres groſſen Raths. Die Weiber ſehen ſie vorbeypaſſiren, greifen jede nach dem, der ihnen gefällt, und miſchen ſich ſo in den Tanz, der ſo lange anhält, bis jede von den anweſenden Weibern ſich ihren Mann gewählt hat; dann hört der Tanz auf, und die neuen Paare begeben ſich nach Hauſe.

Der General Pownal, aus deſſen Nachrichten dieſes genommen iſt, ſagt nicht, ob dieſes Feſt alle Jahre gegeben wird.

N.

4.

An den Schlaf.

O Du, des Todes Abdruk!
Sprich, Schlaf! Willſt Du mich tödten?
Schon ſtarren mir die Glieder.
Die Ohren hören leiſe.
Die Augen ſind gebrochen.
Ich bin nicht mehr Gedanke.
Ich höre auf zu fühlen.
O Du, des Todes Abdruk!
Sprich, Schlaf; willſt Du mich tödten!

Nein, — viel zu ſanft, zu tödten,
Wirfſt Du mich lächelnd nieder.
Und zähnend ſall ich nieder.
Fall ſanft in Deine Arme.
Da lieg ich, wie erſtorben,
Und weiß nicht, daß ich lebe.
Da ſterb ich, ungeſtorben,
Und athme neue Kräfte.
O Du, des Todes Bildnis!
Erneurer meiner Kräfte!
Komm, Schlaf; ſo ſtirbt ſichs ſüſſe.
Komm. So magſt Du mich tödten;
Mich immer immer tödten.
Wenn mich Dein Tod belebet,
Will ich in Deinen Armen,
Gern ſterben und doch leben,
Gern leben und doch ſterben.

5.

Brunnenlied.

Freunde! kommt die Quellen winken
Laßt uns fröhlig Waſſer trinken —
Waſſer — troz dem Weine da!
Denn es gießet neues Leben
In die Adern, Saft der Reben
Bringt nur Gicht und Podagra.

Mädgen! ſollen eure Wangen
Stets mit reiner Röthe prangen,
O! ſo wählet dieſen Trank! —

Dann iſt's Luſt bey euren Küſſen
Sich das Leben zu verſüſſen. . . .
Männer! habt den Quellen Dank! —

Menſchenfreuden fliehſt du alle
Finſtrer Mann! mit ſchwarzer Galle — — —
Sieh! uns rührt dein Herzeleid:
Armer! du mußt zu uns eilen,
Deine Krankheit iſt zu heilen,
Trinke, und du wirſt — geſcheid.

Aerzte! mahlt in eure Fahnen
Pillen, Gläſer voll Tiſanen, . . .
Aber ſeht auch die Natur!
Seht! ſie iſt an jener Stellen
Stolz mit unſern Wunderquellen,
Und verſpricht euch ſich're Kur.

Seid ihr noch nicht ganz bekehret,
Quellenfeinde? nun ſo höret
Einen billigen Vergleich:
Sperrt der Winter uns in's Zimmer,
Freunde! nun ſo trinkt man immer
Auch ein Gläsgen Wein mit euch.

J. Schalk.

6.

An meinen Freund Herrn G. M. Hösch

jezt im Begrif auf ſeiner Reiſe nach Wien; im Febr. 1783.

Was wär' dieß Leben,
Macht's uns nicht Freundſchaft ſüß?

O Freundſchaft! — göttliches Gefühl
Empfindend-warmer Herzen
Der Freuden die du ohne Ziel
Uns unter Luſt und Schmerzen
Geſchäftig bringeſt — hör' auch mich;
Was ich von dir begehre:
Abweſend ſchüz' auch meinen Freund,
Den zärtlich ich verehre.

Führ' ſeegnend ihn an deiner Hand
Dem jungen Lenz entgegen,
Und in ſein roſenfarb Gewand
Miſch, auf beblümten Wegen
Mitunter ein Vergißmeinnicht:
Wann Zephyrs ihn umfächeln,
So laſt in ihrem Himmelblau
Mir ſeine Freundſchaft lächeln.

Wann, Beſter, Philomelens Lied
In ihrem Hayn Dich findet,
Und ſanft Dir eine Freundin da
Die ſchönſten Kränze windet:

Dann denke auch Dein Bild iſt jetzt
Umhängt mit Blumenketten,
Wo freundſchaftliche Liebe ſich
Auf jedem Blättchen betten.

Eilt, ſpinnet ihn geſchwinder fort
Den Faden meines Lebens:
Eilt, gute Parcen — nur den Freund
Zu ſehn — und nicht vergebens
Sollt ihr ihn ſchneller ſpinnen — doch
Zerriß' er in der Mitte,
So höret was ich noch zuletzt
Hört was ich von euch bitte.

Naht nach zwey banger Jahre Lauf
Mein Freund ſich * * * Mauren,
So laßt auf meinem Hügel ihn
Nur ein klein Veilchen trauren:
Laßt ihn die Neſſeln, die dereinſt
Auf ſolchem könnten blühen,
Mit einer Thräne ſanft vermiſcht
Von meinem Haupte ziehen.

IX.

Fragmente.

Vacat.

No. 3.

Olla Potrida.

1783.

Drittes Stück.

Berlin

in der Weverſchen Buchhandlung

Innhalt.

Seite

Gedichte.

Dramatiſche Aufſätze.

[illegible] Schauſpiel, [illegible] Be- [illegible] Bibliothekar Sel- del zu Arolſen. 10

Auszüge.

Von den Kalmucken. 33

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1. Patriotiſcher Beytrag zur Methodologie der Deutſchen, nebſt einer Vorrede

Seite
über das Mythologiſche Studium überhaupt. 45.
2. Herr D— zu Paris. 55.
3. Eckhof. 67.

Naturgeſchichte.

Experimente und Beobachtungen über die thieriſche Wärme, und die Entzündung brennbarer Körper. Ein Verſuch, dieſe Phänomene in ein allgemeines Geſetz der Natur zu verwandlen. 81.

Anekdoten.

(Aus den Papieren des Duclos, des Sekretairs der Akademie Francoiſe zu Paris, und Hiſtoriographen von Frankreich.) 88.

Biographie.

Tronchin. 95.

Miſcellaneen.

1. Drey Briefe des Ritters von Bouflers auf ſeiner Schweizer-Reiſe. 102.

2. [illegible] Verzeichniß der [illegible] ungen der Götter aus [illegible] von Fürſtenau, Scherzgedicht [illegible] 105

3. Beyträge zur Geſchichte der Baieriſchen Roſamund, genannt Agnes Bernauerin. [illegible]

4. Die Freundinnen oder der Wittwer. Ein dramatiſches Gedicht. 137.

Pieces fugitives.

1. La [illegible] du Lion. Fable. 147.

2. Le Jardinier & ſon Poirier. Fable. 149.

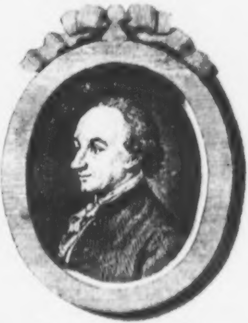
3. L'Abeille & la Tulipe. [illegible]

◆

Olla Potrida.

1783.

Drittes Stück.



C. M. WIELAND.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

I.

Gedichte.

1.

Am 28. Jul. 1782.

Des Morgens früh um 4 Uhr.

Noch wallet der Nebel im Thale
dampfend empor,
noch zieht dem ſengenden Strale
der Sonne, ein Schleyer ſich vor.
Rund um mich iſt alles ſo ſtille,
nur die emſige Sichel ertönt,
und ich genieſſe in aller Fülle
Freuden, die mancher ungekannt verhönt.

Jezt rauchts nicht mehr
im Thal. – Schön und her
ſteht ſie da die Sonne, entſchleyert.
Längſt flohen die Sterne. Nur der bleiche
Gefährte der Nacht, ſtehet noch, – weiche!
gebieten der Sonnen Stralen. – Nun feyert
die Schöpfung den Morgen. – Alles lacht
in der reizendſten Pracht. –

Alles lacht, und Du wandelſt ſo trübe
liebes Mädchen vor mir vorbey? –
Drükt etwa die Liebe
Dich ſchon in Deines Lebens May;
oder welcher Kummer
verſcheucht Deinen Schlummer? –
Ach Dein blaſſes Geſicht
ſagt all Dein Leid und doch kenn' ichs nicht!

O wüſte ich den Schmerz der Dich drükt,
wüſt ich den Kummer
der Deinen ſanften Schlummer
ſtöhrt, und aus Deinen Mienen Dir blikt!

Auch ich bin ſo früh der Stadt entflohn! –
hier ſiz ich über den Thale
im erſten Sonnenſtrale;
er wärmet mich ſchon.

Drüben ſchöne Minna iſt Dein Haus. – Von Gold
ſcheinen die Fenſtern. – Lieb wär ſolcher Gold
Deiner Minne. – Ach ich habe ihn nicht! –
Zaubern kann ich mir des Ozeans Perlen
und des Mogols Gold, – aber mein eigen iſts nicht!
Beſingen will ich den Bach untern Erlen
mit ſeinen Fiſchen, – aber kaufen kann ich ihn nicht!
Nicht ihn Dir bieten. – Nichts als innige Liebe,
Liebe zu Dir. – Aber Du kennſt nicht dieſe Triebe,
Gold heiſcht Dein Sinn;
o daß ich ſo arm doch bin! –
Minna Du biſt ſo ſchön, biſt ſo hold,
und liebſt ſo ſehr das glänzende Gold?
Ach ich liebe Dich ſo wahr und ſo warm,
aber umſonſt! – ich bin arm! ! –

Ylpo.

2.

Lob der Freundſchaft.

Dir, die aus dem Himmel ſtammet,
Die ſelbſt Götter glüklich macht,
Und Dir, wenn ſie uns entflammet,
Unſern Wünſchen zärtlich lacht.
Dir, o Freundſchaft, holde Schöne,
Weihet unſer Mund dies Lied;
Sanfter noch, als ſeine Töne,
Schlägt das Herz, das von Dir glüht.

Als das große Wort: Es werde!
Allmachtsvoll die Welten ſchuf,
Und die mütterliche Erde
Auf des großen Schöpfers Ruf
Zu des erſten Menſchen Leben
Stof aus ihrem Schooſſe gab,
Glaubte er, allein zu leben,
Wäre trauriger, als ein Grab.

Himmel, fieng er an zu klagen,
Wozu hilft mir doch mein Glük?
Keinem Weſen kann ichs ſagen.
Nimm es lieber doch zurük! –
Gott erhörete ſein Flehen
Und ließ ihm ſein Ebenbild
Evens holde Schönheit ſehen,
Und nun war ſein Wunſch geſtillt.

Dieſer beiden Zärtlichkeiten
Sind der Quell zu Deinem Seyn,
Süſſe Lieb', an Deiner Seiten
Lernten ſie ſich himmliſch freun.
Jonathans und Davids Liebe,

Da

Damons ſeltne Redlichkeit
Und Oreſtens ſanfte Triebe
Sind ein Muſter jeder Zeit.

Auch uns hat Dein Reiz verbunden,
Edle Freundſchaft; unſer Herz
Hat ſeitdem nur Luſt empfunden,
Frey von Kümmerniß und Schmerz
Wenn wir Dir ein Opfer bringen,
Rings um Deinen Altar ſtehn,
Heißen wir mit Scherz und Singen
Gram und Falſchheit von uns gehn.

Unſers Bundes heilges Zeichen,
Dieſer Loge heller Schein
Sollen niemals von uns weichen,
Und ein ewig Denkmal ſeyn.
Stets ſoll das Gelübd' uns binden,
Welches wir hier abgelegt,
Jeder ſoll uns treu befinden,
Der das Ordenszeichen trägt.

In den allerſpätſten Zeiten
Denken wir dann noch daran,
Wie wir izo uns erfreuten,
Und was wahre Freundſchaft kann.
Selbſt den lezten Todesſchrecken
Mildert einſt der Brüder Kuß;
Dies nur wird mir Troſt erwecken,
Wenn ich einſt von hinnen muß.

Vom verſtorbenen Unzer.

3.

Ode

nach der Zurückkunft der Durchlauchtigſten Herzogin Amalia zu Sachſen-Weimar und Eiſenach von J. Ch. Scherff.

Im Juni 1771.

Wer, Barden, die Vinaria erzeuget,
Riß euch die Harfe aus der matten Hand;
Damit, an euern Fels gelehnt, ihr alle ſchweiget,
Zur Schmach fürs Vaterland?

Des Volkes Trauren thats nicht; – ihre Klagen
Sind nun gehemmet; nun geſättigt ſie; –
Zurückzukehren flehten alle, alle lagen
Mit hingebeugtem Knie

Vor des Allherrſchers Gnadenthron, und baten
Mit heiſſer Inbrunſt: „Gott, der ſie uns gab,
„Send' Tauſende von deinen Starken, Ihren Pfaden
„Zur ſichern Wacht herab!“ –

Da kamen ſie – der Gott des Donners kehrte
Mit ſeinen Blitzen in den Himmel ein:
Der Strom verſiegt'; es trocknete die feuchte Erde
Im warmen Sonnenſchein!

Der Brüder Zähren noch auf Ihren Wangen
Auf Ihren Purpurmund des Vaters Kuß
Kam Sie zurük! – und keine Bardenharfen ſangen
Des Landes Morgengruß!

Ein Spottlied ſoll euch meine Harfe tönen
Ihr Stummen! – Flur und Fels und heilger Hayn,
Sprichs nach! daß alle Zonen die Entkränzten höhnen!
Du Vaterland ſtimm' ein!

Soll ich ein Bardenſchüler kühn auffliegen,
Die Wolken weit vorbey? – mit ſüſſer Wuth
Auf ſchwachem Fittig mich entzükt im Aether wiegen
Und in der Sonnenglut?

Vom Stral der Sonne ſchnell zurükgeblendet
Stürz ich Verwegner in das Thal hinab;
Beſchämt, daß ſich mein Adlerflug ſo ſchnell geendet,
Verſtummt' ich bis ins Grab!

Nein ſingen will ich, tief in dir o Höhle
Des Walds! – hall' aber meinen Erſtlingston
Nicht wieder; und verſchweig die Lieder meiner Seele
O du der Berge Sohn!

Bis ich hervortret, 'und ein Lied geſungen,
Ein Lied ſo ewig als Amalia! –
Bis ich auf Seraphsflügeln mich emporgeſchwungen
Dem Throne Gottes nah!

Und dort das Harfenſpiel der Engelschöre,
Das von Amalie rings um ihn klingt,
Gehört! – dann horcht dem Sänger zu, o Erd und Meere,
Der ſeine Fürſtin ſingt!

4.

An einen Burgemeiſter in Heſſen, der Bildniſſe von alten Fürſten aus der Rathsſtube ſchafte.

Ha! machten Dir die Bärte bange?
Ich wünſchte ſie zurük, zunächſt
An Deinen Richterſtuhl ſo lange
Bis Dir ein leichtes Milchhaar wächſt.

S.

5.

Die Woche.

Den Sonntag ſah' ich Fanny gehn,
Und fand ſie Wunder-Wunderſchön.
Den Montag macht' ich meinen Plan;
Den Dienſtag trug ich mich ihr an;
Den Mittwoch war ſie feuerroth;
Den Donnerſtag ſprach ich von Tod;
Den Freytag gab ſie mir Gehör;
Den Samſtag liebt' ich ſie nicht mehr.

R.

II.

Dramatiſche Aufſätze.

Der Sklav.

Ein Schauſpiel mit Geſang.

Vom Herrn Bibliothekar Seidel zu Arolſen. *)

Perſonen:

Ali, ein vornehmer Muſelmann.
Ein Sklav.
Ein Engländer.
Franz ſein angenommener Sohn.
Matroſen.

Die Scene iſt eine Gegend bey Tunis, unfern vom Hafen, an einem Wäldchen. Man ſiehet unter einem ſchattigten Baume eine Raſenbank und einen Grabhügel, auf dem ein verdorrter Blumenkranz liegt. Neben dem Grabhügel iſt ein neuangefangenes Grab. Des Morgens früh.

---

*) Er iſt auch Verfaſſer des Stüks: Am Ende eine Berſchweſter!

Erſter Auftritt.

Der Sklav gräbt am Grabe – Im Hafen ſieht man geſchäftige Matroſen.

Bald, bald wird meine Ruhekammer fertig ſeyn! ach! — ein wenig Ruhe — ich kann nicht mehr! (ſezt ſich auf die Raſenbank) Bald haben meine Nerven alle ihre Kraſt verlohren! bald Kummer und Leiden all' mein Mark aufgezehrt. — (blikt hin nach der aufgehenden Sonne) Liebe, holde Sonne, milde Wohlthäterin, wie manchem meiner Mitbrüder blikſt du Freude in's Herz, belebſt ihn mit neuen Kräften, biſt ihm Bothe des Vergnügens, aber mir. —

Mit dir erwacht mein Kummer,
mein Leiden und mein Schmerz.
Sinkſt du in's Meer – kein Schlummer
erquikt mein ſchmachtend Herz.
Hier (aufs Herz) iſt der Leiden Quelle
die immer ſtärker quilt;
bis dieſe Todtenſtelle
mein Erdenkörper füllt.
O ſchlägſt du bald, du Stunde
des Lebens lezte, du!
aus vollem Herzensgrunde
wünſch' ich im Grabe Ruh.

Nichts hat mehr einen Reiz für mich, alles iſt todt! — nur der Gedanke meiner baldigen Auflöſung iſt Balſam in meine ofne Wunde.

Wie wunderbar ſind die Führungen der Vorſehung. — In Ruhe wohnen, frey leben, alle Güter des Lebens in Fülle beſizzen, reicher werden wollen, dem Tode nahe ſeyn, gefangen werden, und ſechzehnjährige Sklaverey ausdauren! welch' ein Kontraſt!

O Liebe zum Gewinſt, wie iſt's möglich, daß Du die Herzen der Menſchen ſo ſtählen kannſt, daß ſie ruhiges, häusliches Glük verlaſſen, ſich unſicher und balkenloſen Fluten anvertrauen und ihr Leben ſelbſt für nichts achten können!

Wie ruhig, wie zufrieden lebt' ich nicht in Brittaniens Fluren mit meiner treuen Gattin, mit dem tugendhafteſten Weibe! — und ich! — o verwünſchter Durſt nach Golde! — Indus! Indus! wie manchen Menſchen haſt Du an Seel und Leib verdorben! Warſt Du nicht, warſt Du noch unbekannt; ich lebte lezt noch mit meiner Gattin in häuslicher Zufriedenheit! und nun! nun ruhet ſie hier, die theure Hälfte meines Lebens, die mich nicht verlaſſen wolte! — Und! ihr Sohn, mein einziger Sohn! — geraubt von Barbaren geraubt,! — trägt vielleicht ſchwerere Ketten, denn ich. Dieſer trokne Kranz! (küſt ihn) Ach Vorſehung! — — Gattin! — Weib! verzeihe — (kniet vor das Grab)

Blicke, o ſeliger Schatten
blick herab;
ſiehe den traurigen Gatten,
bald ſinkt er hinab,
bald ſchwindet ſein Leben
bald eilt er dir zu
von Engeln umgeben
zur ſeligen Ruh! —

Du, die ich einſt in meine Arme ſchlos
ruhſt ſanft, hier in der Erde kühlen Schoos
befreit von allen ſchweren Leiden;
von Feſſeln frey, in Wonnefreuden
ſchwebt nun dein Geiſt, verklärt und ſeliggros,
du die ich einſt in meine Arme ſchlos.

Bin ich nicht ganz in meinen Schmerz verſunken! — Ermanne Dich Edmund, den weiteſten Weg haſt Du vollendet, ſammle noch Deine übrigen Kräfte um den Reſt muthig zurük zu legen. Allein die Sonne ſteigt höher! — muß ich. —

Zweyter Auftritt.

Ali kommt.

Ali.

Find' ich Dich noch hier? über Deinem Schwärmen vergißt Du alles, Dich und die ganze Welt. Wirſt Du noch nicht aufhören zu klagen und ruhig werden?

Sklav (aufs Grab zeigend). Dort, dort Ali, iſt meine Ruhe, und dort und nirgends ſonſt werd ich ſie wiederfinden.

Ali. Sonderbarer Mann, kommt dieſer Augenblik nicht früh genug.

Sklav. Für den Leidenden nie zu früh.

Ali. Für den Leidenden? an wen liegt die Schuld? that ich nicht alles für Dich?

Sklav. Ja Ali, aber ſind wir Meiſter unſerer Empfindungen?

Ali. Du machſt ſchlechten Gebrauch von meiner Gnade. Ich fand an Dir einen Mann nach meinem Herzen, und wünſchte Dich zu meinem Freunde; ich nahm Dir die Feſſeln ab und ſprach Dich von Arbeit frey. Allein wie belohnſt Du mich? hier ſitzt Du und ſchwärmſt die ganze Zeit, wie im hitzigen Fieber. - Schäme Dich! ich wiederhohle mein Erbieten, erkenne unſern großen Propheten, Du ſollſt mein Bruder ſeyn und die Hälfte meiner Güter ſind Dein.

Sklav. Du gehſt zu weit Ali, biſt zu gütig — aber verzeih' mir Ali — laſſ' mich ſo fortleben, ſo ſterben. — Verzeih' mir Ali, daß ich Deine Gnade nicht annehmen kann.

Ali. Ja! ich weiß es, Du biſt ein Chriſt und zwar von denen einer, die Feuer und Schwerdt nicht ſcheuen, ſobald es ihren Aberglauben anlangt.

Sklav. Nein Ali, die ſcheu' ich nicht. Dann wär' ich ein Böſewicht und würde keinen Gott im Himmel ſcheuen! — glaube mir Ali, ein Mann, der ſeine Religion, die ihn Gott, den Allbeherſcher kennen lehrte, die ihm Grundſätze zur Tugend und Rechtſchaffenheit einflößte, die ihm Glük überzeugend vorſtelte, wenn ſeine Handlungen mit den Geſetzen derſelben übereinſtimmten und die er mit Ueberzeugung glaubte; — ein Mann, der dieſe ſeine Religion um irdiſcher, vergänglicher Abſichten willen verleugnen kann, der iſt ein windſichtiger Mann, ohne Treue, ohne Beſtändigkeit, ein Mann, der im Stande iſt Gott zu verrathen. — Traue keinem ſolchen Mann Ali.

Ali. Schon oft hab' ich das von Dir gehört, Du kannſt Recht haben und will Dich hierin gern bey Deiner Meinung laſſen. Nur ſey ruhig, ſey zufrieden, ſey mein Freund — lege den Triebſinn und die Schwermuth ab; denn glaube mir, ein trübſinniger, ſchwermüthiger Freund, iſt ein ſchlechter Freund.

Sklav. Du haſt recht Ali; aber — kann ich? — (zeigt aufs Grab) Du weiſt wer da liegt

Ali. Schwärmer! eines Weibes wegen ſich ſo abzuhärmen. Wie viel glükliche Stunden zählet ihr Europäer, wenn ihr ſo an einem Weibe hangt? iſt der Verluſt eines Weibes ſo wichtig? — ich kann das nicht begreifen! euch ſcheint ein Weib ja alles zu ſeyn! Nein, mein Vertrauter ſey nie ein Weib; ſie ſind, was der Wirbelwind im Sandland, der uns die Augen immer voll Sand weht.

Sklav. Ali, ächte, gute, ſanfte Ehe, kennteſt Du die!

Ali. Ich muß ſie beſſer kennen, als ein Europäer. Viel Weiber, viel Ehen, vielſache Kenntnis, und überall

viel

viele Köpfe, viel Eigenſinn, viel Argliſt. Ihr laßt ihnen die Flügel zu groß wachſen.

Sklav. Nein Ali, nie kann das wahre Ehe heiſſen, wo das Weib in Joche, eingeſchloſſen, vom Manne und ſeinen Geſchäften entfernet lebt, und andere neben ſich weiß, die gleiches Recht, wo nicht mehreres, (wenigſtens wird ſie's argwohnen) an dem Manne haben. Hier fällt alle aufrichtige Liebe, alle wahre Zärtlichkeit, alle Theilnehmung an des Mannes Vergnügen und Schmerzen weg, was doch die größte Verbindung der Ehe ausmacht. Und dem Manne — wie viel entgehet ihm dadurch? Sein Vergnügen empfindet er doppelt, wenn ſein Weib, das zartgebaute Geſchöpf, das um alles weiß und alles lebhafter empfindet, als der ſtärkere Mann, neben ihm vergnügt iſt und zum gröſſern Genuſſe durch ihre zärtliche Freude und freundſchaftlichen Koſungen aufmuntert?

Ali. Du ſchwärmſt.

Sklav. Sein Schmerz wird ihm um die Hälfte leichter, wenn ſein zweites geliebtes Ich mit ihm leidet, ihn tröſtet und jedem Kunſtgrif anwendet ihn zu beruhigen; in ſeinen Buſen weint, nicht daß ſie leidet, ſondern, daß ihr Gatte, an deſſen Herz ſie hängt, leiden muß. Ach Ali, nie, nie konnt' ich mein Unglük ſo ſtandhaft ertragen, war nicht eine ſo zärtliche, theilnehmende Tröſterin an meiner Seite. Mein Leiden — nicht das ihrige beugte ſie in's Grab — nun iſt ſie hin, ich fühle doppelte Laſt und werde unterliegen —

Ali. Weil Du ſchwärmſt, wie einer der's hitzige Fieber hat. Sagteſt Du mir das vom einem Freunde — ich gebe Dir den Handſchlag und ſagte Du haſt Recht; aber —

Immer bleibet Weib ein Weib
iſt flatterhaft veränderlich;
dienet blos zum Zeitvertreib.

zur Freundſchaft niemals ſicherlich.
Bald lacht ſie, bald weint ſie
bald macht ſie Grimaſſen;
dann tanzt ſie, dann ſingt ſie,
dann ſcheint ſie zu haſſen.
Immer bleibet Weib ein Weib

Sklav.

Selig iſt der Eheſtand
den Zärtlichkeit und Tugend band
unſers Lebens Bitterkeit
vermindert ſich durch Zärtlichkeit
ſanfte Freuden
leiten ihn
auch durch Leiden
ſicher hin
Selig iſt der Eheſtand.

Ali. Ueber den Punkt werden wir nie einig. Ich danke dem Propheten, daß ich kein Europäer bin! ſo von dem Wink eines Frauenzimmers abzuhängen, iſt ganz wider wahre Mannheit. Ein Sklav koſtete mich mehr als tauſend Zechinen, ein junger ſtarker Mann, und ſtarb aus Sehnſucht nach ſeinem Weibe, daß ich in meinem Serail nahm. Du? wie lange wirſt du's machen? zehrſt Dich nach und nach ab, weil Dein Weib vor zwölf Jahren geſtorben iſt. Iſt das nicht lächerlich! als ob's der Geſchöpfe nicht mehr gäbe. Pfui der Mannheit!

Sklav. Bey Eheleuten muß eine harmoniſche Seele ſeyn. Ich finde keine mehr. Ich ſollte aufhören können, meine Gattin zu lieben, die mir zu Liebe ihr Leben der fürchterlichen See anvertraute! mit himmliſcher Geduld die Feſſeln trug? die alles anwandte, um mich mein Unglück vergeſſen zu lehren? die drüber hinſank, wie eine gemachte Blume, abfiel wie ein Apfel vom Wurm geſtochen. —

Keinen Wunſch hab' ich mehr, als mit ihr vereinigt zu ſeyn. Ach!

Ali (lacht). Thor! vereinigt? mit einem Todtengerippe? und wo denn? im Paradies? ich ſchwöre Dir, da kommt kein Weib hin (unſer heiliger Alkoran ſagts). Wollteſt Du Deinen Aberglauben verlaſſen, würdeſt Du klüger werden. Entſchlieſſe Dich.

Sklav. Ich — ich kann nicht!

Ali. Du biſt ein eigenſinniger Kopf! Wie? wenn ich Dir Deine Feſſeln wieder anlegen ließe, Dich zur härteſten Arbeit verdammte, Dich in brennender Sonnenhitze ſchmachten lieſſe. — Schäme Dich Undankbarer, meine Gnade ſo zu verachten.

Sklav (fällt nieder). Ich bin in Deiner Gewalt Ali, ich bin Dein Sklav, handele nach Deinem Gefallen, nur entzeuch mir dieſe Gnade nicht hier zu wohnen. — Hier ſind meine Arme, noch ſtark genug Ketten zu tragen — ich will arbeiten, mich anſtrengen bis meine wenigen Säfte vertroknen, nur laſſ' mich hier wohnen und — ſterben.

Ali. Steh' auf! danke dem Propheten, daß mein Herz ſo nach dem Deinigen hängt. — Ich geh' izt nach dem Hafen. Nachmittag begleiteſt Du mich nach Megerbach (ab).

Sklav. Großmüthiger Mann! meine unumſchränkte Liebe verdienſt Du, nur muß ich Dir meinen unumſchränkten Gehorſam verſagen. (Sezt ſich auf die Raſenbank Muſik hebt an, ſeine Minen zeigen ſchwermüthiges Nachdenken, er ſeufzt. Die Muſik kann dieſe Pantomime ausdrücken. Indeß ſteigen im Hintergrunde Matroſen ans Land, lagern ſich mit Wein und Gläſer. Die Muſik ändert ſich, mit ihr fallen die Matroſen ein. Während des Geſangs entfernt ſich der Sklav.)

Alle.

Auf trinket Brüder trinkt!
Nach langer Fahrt einmal
ſehn wir das Land izt wieder;
auf ſingt mit Jubelſchal
ſingt muntre frohe Lieder.
Auf trinket Brüder trinkt.

Ein Matroſe.

Wie ſchön iſt's auf dem Land!
Wenn auf dem hohen Meer
vom Wind die Segel wallen,
iſt Freude rings umher
und Farthenlieder ſchallen.
Doch ſchöner iſt das Land!

Alle.

Auf trinket ꝛc.

Ein Matroſe.

Wie furchtbar iſt die See!
bey ſchwarzer finſtrer Nacht,
wenn lauter Sturmwind wütet,
im Waſſer Berge macht
und tiefe Schlünde brütet!
Wie furchtbar iſt die See.

Alle.

Auf trinket ꝛc.

Ein Matroſe.

Doch ſchön iſt auch das Meer!
Wenn Sturm und Wetter ruht,
wie Vogelflug durchſchneiden
wir dann die Spiegelfluth
und alles jauchzt für Freuden;
Wie ſchön iſt dann das Meer.

Alle.

Auf trinket ꝛc.

Ein Matroſe.

Der Wein iſt ausgeleert!
wir haben ausgeruht,
geſtärkt ſind unſre Glieder,
auf munter, wolgemuth!
die Arbeit ruft uns wieder
der Wein iſt ausgeleert

Alle.

Der Wein iſt ausgeleert ꝛc.

Dritter Auftritt.

Franz kommt von der einen Seite des Hafens her.

Wie ſchön! wie herrlich iſt die ganze Gegend umher! Ausſichten zum Entzücken! — Alle Kunſt iſt nichts gegen die Natur. Bloſſe Nachahmung, matte Kopie ohne Leben — Nie aber — nein, keiner Zeit meines Lebens kann ich mich erinnern, daß mein Herz ſo laut bey dem Anblicke der Natur geſchlagen, wie hier. Dies Land hat mich ganz bezaubert, es ziehet mich mit Gewalt an ſich, alles ſcheint mir bekannt und flöſt mir die ſüſſeſten Empfindungen ein. Immer fand ich mein gröſtes Vergnügen an den Schönheiten der Natur — mein Vater lehrte mich's ſo, und ihm dank ich's, dank' es ihm das himmliſche Vergnügen. Das kleinſte Theilchen, auch das Sonnenſtäubchen, das uns vor den Augen flimmert, trägt der Allmacht Stempel.

Dort am Ufer — Gott welcher Anblik! — längſt hin die offne azurne See, mit ſanftwallenden Wellen, in deren Tiefe die prachtvolle Wolthäterin, die Sonne zittert; zur linken ein ſteiler, eisgrau bemooſter Fels; hinter mir das grüne Gebüſch; rechts der Hafen voll Schiffe und geſchäftiger Menſchen, und über die See her, ein ſanft kühles Wehen — ein Wehen, das mir die Gegenwart des Alvaters zuwehet — o milde Natur! — (ziehe ein Papier aus der Taſche) Abgezeichnet, dieſe herrliche Gegend, die mir ein Tempel Gottes war! — Ja abgezeichnet und weiter auch nichts! — todt — wo iſt Leben? wo ſcheint der Fels ſich höher zu türmen? wo wallt die See? wo zittert die Sonne? wo? — o Empfindung! und doch, doch iſt die Abbildung angenehm — ſie wird mir immer den glüklichen Augenblik zurük führen, meine Empfindung und mein andächtiges Schaudern erneuren! —

Dreimal heilige Natur
wie glüklich, wer an deinem Buſen
mit dir vertraut
ſanft ruht, mit Adlerblicken
bis in dein Heiligthum dringet
und dich durchſchaut.
Tauſend und tauſend Freuden
gewähreſt du deinem trauten Freunde
und Himmelsluſt
und Wonne Lieb und Leben
ſtrömſt du allbelebende Natur
in ſeine Bruſt.

Wer war mein Vater? wer meine Mutter? wer weiß mir das zu ſagen? — Natur dich will ich als Vater und Mutter verehren und durch dich den, dem ich und du unſer Daſeyn zu danken haben.

Dank dir gütige Vorſicht, die du mich aus den Händen des Barbaren zu einem Manne führteſt, der ſo zärtlich Vaterſtelle bey mir vertrat! — o da kommt er.

Vierter Auftritt.

Engländer.

Franz (ihm entgegen).

Mein Vater! was alles hab' ich heut ſchön geſehn, gezeichnet, gefühlt — o könnt ich Ihnen doch alles beſchreiben!

Engl. Franz, Franz, Du haſt mir Unruhe gemacht! ich habe Dich ſeit vielen Stunden nicht geſehn.

Franz. Warum mein Vater?

Engl. Du vergißt, daß Du in einem barbariſchen Lande biſt. Neugier iſt lobenswürdig an einem Jünglinge, ſie zeigt allemal Wisbegierde an und bringt Vortheil für Kopf und Herz. Allein zu neugierig ſeyn, bringt mehr Schaden als Nutzen, wenigſtens in gewiſſen Verhältniſſen. Hier in dieſem Lande kann Dir Deine Neugierde das größte Unglük zuziehn. Nicht hier, wie anderswo kann man dieſer Neigung unbeſorgt nachhängen. Vorſicht und Ueberlegung müſſen Deine vornehmſten Rathgeber ſeyn.

Franz. O mein Vater, ſeyn Sie unbeſorgt! meine Neugierde reizt nur Gegenſtände der Natur, deren ich hier ſo viele finde und dieſe ſind ja zum Genuſſe aller Menſchen da. So barbariſch kann doch keine Nazion ſeyn, daß ſie mir dieſe vorenthalten ſollte.

Engl. Und wenn es nun wäre? und das mit Grund. Guter Jüngling, noch haſt Du nicht Kenntnis genug der Menſchen und ihrer verſchiednen Geſellſchaften. Auch die unſchuldigſte, unbedeutendſte Handlung hat ihre zwo Seiten, und nie wird's an ſolchen fehlen, die die unſchuldigſte Abſicht gegenſeitig nehmen werden. Du liebſt die Gegenſtände der Natur, kopirſt ſie Dir und haſt — nichts als ihre Schönheit zum Grunde. Laſſ' Dich einen Eingebohrnen beobachten und ſein mistrauiſcher Geiſt leget Dir Auskundſchaft, Erobrungsplan und dergleichen zur Laſt.

Franz. Allein mein Vater, die Sache ſpricht doch für mich, der Augenſchein kann's ja lehren, daß es das nicht ſeyn kann. Eine herrliche Ausſicht, ſchöne Lage, vortreſliche Gruppe —

Engl. Alles wider Dich mein Sohn. — Den Künſtler höchſtens haſt Du auf Deiner Seite; nicht aber eine rohe Nazion, die von Kunſt und Schönheit nichts weiß, nur Krieg kennt, und überall Verrätherey argwohnt, mistrauiſch iſt und beſonders gegen Chriſten, auch vielleicht nicht ohn' Urſache, die blos nach dem Augenſchein richtet und urtheilt und am leidlichſten mit lebenslanger Sklaverey ſtraft.

Franz. Ich zittre, iſt's möglich, daß es ſolche Menſchen giebt?

Engl. Nicht nur möglich, ſondern gewiß und das wohl oft mit gutem Recht.

Franz. Mit Recht?

Engl. Allerdings. Setze den Fall, Du würdeſt von Deinen Nachbarn angefeindet, verfolgt, wohl gar vertrieben — Du fliehſt, ſuchſt ruhigern Ort; auch hier mußt Du noch Feindſeligkeiten erfahren. Du ſetzeſt Dich in den möglichſten Vertheidigungsſtand, daß ihre Abſichten meiſt fruchtlos und vereitelt werden. Aeuſſerer Schein von Ruh' und Friede kommt unter euch zu Stande, aber Du wirſt doch noch dann und wann einen liſtigen Kunſtgrif gewahr, unerachtet keine öffentliche Feindſeligkeiten obwalten und wechſelſeitige Geſchäfte getrieben werden. Einer von dieſen Deinen ehemaligen Nachbarn kommt Geſchäfte wegen in Deinen Sicherheitsort, er beſieht alles, bewundert alles, betrachtet's mit Wohlgefallen und bezeigt die größte Aufmerkſamkeit. Wie? wirſt Du nicht mistrauiſch werden und ihm, fernere Beobachtung und Unterſuchung fortzuſetzen alle Gelegenheit benehmen? und doch kann er vielleicht keinen böſen Gedanken haben. Allein der Schein iſt wider ihn, Du denkſt auf Deine Sicherheit, Erfahrung hat Dich Vorſicht gelehrt und niemand kann Dich ungerecht nennen. — Wie nun mein Franz?

Franz. Ich denke nicht anders!

Engl. Und die Anwendung?

Franz. Ich ſehe, daß ich Unrecht, daß ich mich geirrt habe, daß Sie mein Vater und mein beſter Lehrer ſind. Ach möcht' ich doch immer genau Ihre Lehren befolgen!

Engl. Das thuſt Du mein Sohn, biſt allen jungen Leuten ein Beyſpiel. Dein Gehorſam, Deine Lengſamkeit, Deine Wisbegier haben Dich zu meinem Sohn gemacht. Wie heiter flos mir jeder Tag in Deiner Geſellſchaft hin!

Franz. Vater, Retter! — wer wär' ich ohne Dich? ſchmachtete vielleicht in Ketten!

Engl. Entferne den Gedanken, Du biſt mein Sohn, mein Glük, mein alles da ich meinen Bruder verlohren.

Franz (ſinkt an ſeinen Buſen). Mein Vater!

Engl.

Du Liebling meiner Seele
o faſſe Dich!
zu heftige Gefühle
beleben Dich.

Franz.

Hier ſteigt des Dankes Feuer
im Herzen hier,
empor in heller Flamme
Dir theurer Dir.

Engl.

Ich kenne Deine Seele
ſie liebet mich

Franz.

So lieb' ich nicht mein Leben
wie Vater Dich

Engl.

Sey meines Alters Stüze
mein Troſt und Stab
Dir iſt mein Leben heilig
bis in mein Grab

Franz.

Mein Vater langes Leben! —
fern ſey Dein Grab
will ich vom Himmel flehen,
der Dich mir gab.

Engl. Guter Franz! zerſtreu' Dein heftiges Gefühl! — Ich muß Dich wieder verlaſſen, Geſchäfte rufen mich. Leb wohl mein Franz, mein Sohn! (ab)

Fünfter Auftritt.

Der Sklav kommt durchs Wäldchen unbemerkt von Franz, ſezt ſich auf die Raſenbank.

Franz (ſieht ſtumm dem Engländer nach).

Dort, dort geht er hin, der Menſchenfreund, dem wenig gleichen! — der mich Barbaren als Kind entriß, der mir Vater ward, Lehrer, alles alles. Wer war ich? wer bin ich? — Sechs Jahr alt; gebrochen ſpaniſch reden; das Kind vielleicht eines armen Spaniers, der mich vielleicht ſelbſt verkauft, das war ich. Und jezt, ſo glüklich! — o Vater! — o Vorſicht!

Dir dank' ich dis Leben
Dir dank' ich dis Glük!
O Vorſicht! gegeben
haſt Du mir dis Glük.

Jezt ſeufzt' ich in Ketten
trüg' Feſſel und Band',
wenn nicht zu retten
die Vorſicht ihn ſandt'

Unvermeint
o Vorſicht! ſandteſt Du ihn
den Menſchenfreund
und er erſchien!

Da ſchwanden
die Banden
von mir!
neu Leben
gegeben
ward mir.
Zu Füſſen
zerflieſſen
ſah' er
in Weinen
mich Kleinen
und er:

ſprach liebreich
Gottes Engeln gleich

Erhebe kleiner Lieber Dich
(noch hör' ich ſeine Worte ſchallen)
komm' an mein Herz, komm' liebe mich —
fühl wie es ſchlägt, Du ſollſt für allen
Göttern dieſer Erden
Du mein liebſtes werden.

(Geht in ſichtbarer Empfindung hin und her, wird des Sklaven gewahr.)

Ach Gott! (ſchaudert zurük) Ein Bild des Unglüks! — red' ich ihn an? — ja! — er bedarf Troſt! und jeder Menſch hat Recht ſolchen von uns zu fordern. Ein ehrwürdiges Geſicht! ſo bekannt! weiß ich doch nicht wie mir wird? (tritt näher, bleibt) ſtör' ich ihn auch? — Nein einem Unglüklichen iſt herzliche Theilnehmung immer willkommen. (Näher). Wie heftig klopft mir das Herz! —

Willſt Du erlauben, ehrwürdiger Alter, daß ich Dich anrede? Ich bin hier fremd und vielleicht kannſt Du mir vieles ſagen, was einem Fremden zu wiſſen nöthig iſt.

Sklav (ihn genau betrachtend). Junger Mann, was kann Dir ein Mann ſagen, der ſolch' einen Kittel trägt; nichts kennt als den Garten, den er bearbeiten muß und ſein Unglük.

Franz (bey Seite). Die Regungen meiner Seele ſind mir heut unbegreiflich. — Verzeih mir ehrwürdiger Greis, — Dein Anblik rührt mich —

Sklav (bey Seite). Der Jüngling erregt in mir beſondere Aufmerkſamkeit.

Franz. Biſt Du ſchon lange in dieſem unglüklichen Zuſtande? — allein meine Neugier beleidiget Dich doch nicht?

Sklav. Viele Jahre. — Ich zähle nicht gern das Vergangene, es macht zu viel altes neu.

Franz (bey Seite). Wie bewegt ich bin, ſein Ton! ſeine Rede! — Konnteſt Du nicht gerettet werden? hatteſt Du keine Verwandte? keine Freunde?

Sklav (ſieht ihn genau). Du biſt neugierig junger Mann. Ich rede nicht gern vom Vergangnen, ſagt' ich Dir ſchon, und was kan Dir's helfen?

Franz. Verzeih' ehrwürdiger Alter meine Zudringlichkeit. Mitleiden, Theilnehmung, kein andrer Grund.

Sklav. Deine Augen ſcheinen das zu bezeugen, edler junger Mann (faßt ihn bey der Hand). Allein erſpare mir Erzählung — erſpare ſie Dir, wenn Dein Herz ſo empfindlich iſt, wie Dein Auge ſcheint. Willſt Du Freude mit Leid verwechſeln? der freudigen Augenblicke des Lebens ſind doch ſo wenige.

Franz. Guter Greis, wenn Du glaubſt, daß ich das bin, wie Du ſagſt und Du irrſt Dich nicht — o ſo erzähle! alles was meine Mitbrüder angeht, geht mich auch an. - Theilnehmung an ihrem Schikſale befördert meine Zufriedenheit; ich bitte.

Sklav. Braver Jüngling, glüklich iſt Dein Vater!

Franz (wehmüthig). Mein Vater? — Erzähle ehrwürdiger Greis. Hier meine Hand! — iſt's möglich, retten, befreien ſoll ſie Dich —

Sklav. Guter Jüngling, Dein Eifer beweißt Dein Ernſt. Allein — meine Befreiung iſt hier! (zeigt auf's Grab) Ich wünſche keine andere Freiheit, als — Du biſt gerührt? Du läſt Thränen fallen?

Franz (umarmt ihn). Guter Alter! – ach mein Herz –

O höre ſein Schlagen
es wallt und hebt
die enge Bruſt
mir unbewuſt.
Ich kann es nicht ſagen
iſt's Mitleid. – Schmerz?
iſt's Freude – Luſt?
daß es ſo hebt
das warme Herz
die enge Bruſt.

Sklav. Der Himmel ſegne Dich mit gröſſern Freuden, als er mir Leiden zuſandte. — So wiſſe dann junger edler Mann, ich bin ein Engländer, hatte ein treues redliches Weib, das mir ſeit einem Jahre einen lieben Erben gegeben hatte. Ich beſaß ſo viel Vermögen, daß ich bequem leben konnte. Ach! aber der Gedanke des Ueberfluſſes! — kurz ich beſchloß eine Reiſe nach Oſt-Indien. Und ſie — ach Gott!

Franz. Ich zittre!

Sklav. Mein treues Weib wollte nicht von meiner Seite weichen, wie ich mich durch ihr ſchmeichelhaftes Zureden von meinem Vorſatze nicht abbringen laſſen wollte und taub gegen alle Vorſtellungen war. Wohl! ſagte ſie, ſo begleit' ich Dich bis an der Welt Ende. — O das liebevolle Geſchöpf! ich bat, ich flehte, ich wiederrieth — allein ihr Entſchlus war ſo unbeweglich wie der Meinige. — Mit zagendem Herzen ging ich zu Schiffe — ich war nicht vermögend meine Augen gegen meine Gattin und mein unmündiges Kind aufzuheben. Nach vierzehntägiger, ruhiger Farth, fieng die See an zu ſchwellen, die Nacht verbreitete ſich überall und Donner und Blitze durchkreuzten die Luft; der Wind ward heftiger und ward zum ſchreklichſten Orkan — unſer Schif ſcheiterte —

Franz. Erbarmen! und Du retteſt Dich und verlohrſt Gattin und Sohn! —

Sklav. Wir wurden alle gerettet; aber an barbariſchen Küſten. Man empfieng uns mit Ketten und Banden, führt' uns bald nackend und blos gleich Schlachtthieren zum Verkauf. O Jammer! ſeine Gattin in ſolchem Zuſtande ſehn! ich glaubte für Schmerz zu ſterben — (troknet ſeine Thränen) Mein Herz wollte brechen, mein Gewiſſen machte mir die ſchreklichſten Vorwürfe; meiſt war ich ſinnlos und nur die ſanften Tröſtungen meiner Gattin, die weit ſtandhafter war als ich, brachten mich auf einige Augenblicke wieder zu mir ſelbſt. — Die Erinnerung iſt zu angreifend, ich muß eilen. — Ein Mahometaner kaufte uns drey. Glük im Unglük, daß wir nicht getrennet wurden. Nach einigen Jahren erwarb ich die Gunſt meines Herrn, unſer Schikſal wurde wie ſehr erleichtert; bald aber — ſiehe den Grabhügel — er, er ſagt Dir alles — meine Gattin — (Schmerz hemt die Sprache — weint)

Franz (zeigt alle Theilnehmung, nach einer Pauſe). Unglüklicher Gatte! armer Greis! — aber Dein Sohn?

Sklav. Blieb damals noch mein tröſtender Engel. — Wenn an dieſer heiligen Stäte, die ich nach vielem Bitten von meinem Herrn zur Wohnung erhielt, er, der Liebling meiner Seele in meinem Schooſſe ſaß, ſein freundliches Auge nach mir blikte, die kleine Hand mich ſtreichelte und der ſüſſe Mund mir zuſliſterte: weine nicht — — O Gott! junger Mann, der Himmel ſchütze Dich vor ſolchen Prüfungen! — Einmal, als die Sonne faſt unterſinken wollte, ſpielte mein Liebling hier, band einen Blumenkranz — hier liegt noch der traurige Ueberreſt! (küßt den Kranz) es fehlen noch Blumen, er läuft dem Uſer zu, — er hat's mehr gethan — ich war unbeſorgt —

Franz (zeigt die größte Unruhe).

Sklav. Auf einmal hör' ich ein Geſchrey — ich fuhr' auf, lief! — ſchreklicher Anblik! Räuber rannten mit ihm dem Uſer zu, vergeblich ruft' ich, ſie ſtachen in See, ſchwanden aus meinen Augen. Ach mein Sohn! mein Franz! Franz mein Sohn!

Franz (fällt wieder umfaßt ſeine Knie).

Liegt hier zu Deinen Füſſen.
Ich ſuchte Blumen, band den Kranz,
von Räubern hingeriſſen
ward ich, Dein kleiner Franz.

Sklav.

Kann ich's glauben? Du mein Franz

Franz.

Ich ſuchte Blumen, band den Kranz

Sklav.

Mein Franz, den Räuber raubten!
iſt's Schein, iſt's Blendwerk oder Traum
noch faſſ' ich's kaum.

Franz.

Dein Sohn den Räuber raubten,
der Blumen ſuchte, band den Kranz
bin ich, Dein Franz.

Sklav.

Mein Sohn! mir ſagt's mein Herze
Du biſt's, ich fühl's Du biſt mein Sohn —
O Gott! nach langem Schmerze
find' ich Dich wieder theurer Sohn.

Franz.

Der glüklichſte auf Erden
Vater, bin ich nun durch Dich,
bald ſoll erleichtert werden
Dein kummervolles Herz durch mich.

Franz (auſſer ſich — reiſt ſich los). Ich eil' aus Ihren Armen mein Vater — bald — (ab)

Sklav. Wohin! — er flieht? träum' ich oder wach' ich? war es Blendwerk meiner Phantaſie? mein Sohn! Gott wäre das möglich.

Sechſter Auftritt.

Franz. Engländer. Ali.

Franz (heftig).

Sehn ſie ihn — hier meinen Vater! meinen Vater! (fällt ihm um den Hals)

Ali (zum Engländer). Iſt dieſer Dein Sohn? und was iſt ihm?

Engl. Mein Pflegeſohn. Allein ſein Betragen iſt mir ein Geheimnis.

Franz. Verzeihen Sie mein Vater! (zum Engländer) o mein Vater, ich liebe ſie auch, von Herzen; aber hier, ſehn Sie meinen Vater, o er iſt's, dem ich dies Leben danke. Ich ward ihm geraubt, von Räubern fortgeriſſen — o Sie wiſſen's ja, tauſend Mahl erzählt' ich's — Wie ich Blumen ſuchte, dort, dort am Strand — o nun fällt mir die Gegend wieder ein, ja dort an dem nehmlichen Orte. Ich ſuchte Blumen, wollt' einen Kranz binden auf meiner Mutter Grab — O Gott (umarmt) mein Vater Du lebſt!

(Engländer hat die ganze Zeit den Sklaven und dieſer ihn betrachtet)

Ali. So löſet mir dies Räthſel (zum Sklav). Iſt dies Dein verlohrner Franz?

Engl. Edmund!

Sklav (ihn umarmend). Mein Bruder!

Franz (wie aus dem Traume). Was hör' ich?

Ali. Nun iſt mir das Räthſel noch verwickelter!

Engl. Du lebſt mein Bruder?

Sklav. Ich lebe! — Gott! Leiden ſind angreifend, für's Herz, aber Freuden noch mehr.

Engl. Du lebſt! und lange ſchon beweint' ich Deinen Tod.

Sklav. Ich lebte; aber da meine Gattin dahin, da mir mein Sohn geraubt und alſo alles verlohren war, wünſcht' auch ich den Tod und verlangte nicht mein Mutterland wieder zu ſehn. Gott! noch ſo viel Freude — ich unterliege.

Engl. Lebe Bruder, lebe für mich und Deinen Sohn, der auch der meinige iſt.

Franz (ſinkt an ſeinen Buſen).

Ali. Vater, Sohn, Bruder! ein paradiſiſches Schauſpiel! fühl' ich doch Thränen im Auge.

Franz (fält auf die Knie). Heilige, gütige Vorſehung! — ich ſtammle Dank! — mein Herz ſo voll Verehrung! — unerforſchlich Deine Wege! meine heißen Thränen! nimm — das Opfer!

Engl. (hebt Franz auf). Mein Sohn, erhohle Dich! — Du biſt erſchüttert.

Franz (lehnt ſich an den Sklav).

Engl. Fordre Ali, Dein Sklav iſt mein Bruder, ſeine Freyheit.

Ali. Deine Hand (ſchlägt). Ein Muſelmann hat auch ein Herz. Längſt gab ich Deinem Bruder die Freyheit, wenn er ſie wollte. Ich freu' mich, daß er ſie nicht wollte, jezt iſt's freywilliger. Franz gehört auch mein, ich kaufe ihn mit ſeinem Vater, er vertrete nun die Stelle ſeines Vaters.

Franz. Gern! hier bin ich! Ketten her, ſie ſind mir heilig, da ſie mein Vater trug.

Ali (küßt ihn). Braver Jüngling, glaubſt Du im Ernſt, daß ein Muſelmann ſo wenig Menſch ſeyn könne? nein lebt frey, lebt glücklich, ſeyd meine Freunde, Brüder — ich vermag nicht mehr zu ſprechen.

Sklav und Franz (wollen ihm zu Füſſen fallen).

Ali. Nein beym groſſen Propheten! keine Erniedrigung, eure Zufriedenheit ſey mein ganzer Dank! (wechſelſeitige Umarmung)

Sklav.

Wenn wir oft verlaſſen weinen
ängſtlich über Leiden flehn,
Rettung weit entfernt verweinen
troſtlos hin zum Grabe ſehn;
ſendet Freude und Vergnügen
unverhoft der Vorſicht Fügen.

Ali.

Schwerem Leiden folgt Vergnügen
durch der weiſen Vorſicht Fügen.

Franz.

Siehſt Du in des Bruders Blicken,
daß ihn Leid und Kummer nagt.

o ſo eil ihn zu erquicken,
daß er nicht für Schmerz verzage.
Seines Bruders Retter werden
iſt uns Seeligkeit auf Erden.

Alle.

Retter ſeines Bruders werden
iſt uns Seeligkeit auf Erden.

Alt.

Stützen andrer Wohlergehen,
liebreich und gefällig ſeyn,
willig eilen beyzuſtehen,
tröſten, helfen und befreyn!
ſind die ſchönſten unſrer Pflichten,
ſeelig! wenn wir ſie entrichten.

Alle.

Seelig, wenn wir dieſe Pflichten
willig, gern und treu entrichten.

III.

Auszüge.

Von den Kalmucken.

(Aus Pallas).

So ſchwer es iſt, unter den ſo vielfältig vermiſchten Europäiſchen Nationen einigermaſſen gültige Unterſcheidungs-Kennzeichen nach den Geſichtszügen feſtzuſetzen, ſo leicht laſſen ſich hingegen die Aſiatiſchen Hauptnationen, welche ſich durch Ehen ſelten vermiſchen, dem erſten Anſehen nach unterſcheiden. Aber keines unter allen Völkern Aſiens zeichnet ſich ſo ſehr aus, als das mongoliſche, ja es macht (die Farbe bey Seite geſetzt,) von der gewöhnlichern menſchlichen Geſichtsbildung faſt eine eben ſo ſtarke Ausnahme, als die Negers in Afrika. Bekanntermaßen iſt dieſe beſondere Bildung ſelbſt an den Hirnſchädeln der Kalmucken gar ſehr merklich. Es haben aber die eigentlichen Mongolen und die Buräten ſowohl in dieſen Merkmalen und der ganzen Leibesbeſchaffenheit, als in Sitten und Oekonomie, mit jenen ſo viel gleichförmiges, daß wenig von der einen Nation zu ſagen iſt, was man nicht auf die andere anwenden könnte. Ich will alſo, um alle unnöthige Wiederholungen zu vermeiden, eine genaue Beſchreibung der Kalmucken zum Grunde legen, und mit demjenigen, was die Mongolen und Buräten unterſcheidendes haben, beſchließen.

Die Kalmucken ſind, überhaupt genommen, von mittelmäſſiger Gröſſe und es giebt wenig anſehnliche hohe Leute unter ihnen. Beſonders iſt das Weibsvolk faſt durchgängig klein und ziemlich zart von Bildung. Alle ſind wohlgeſtalt, und ich erinnere mich nicht einen einigen von Kindheit auf gebrechlichen unter ihnen geſehen zu haben. Die Erziehung ihrer Kinder, welche ganz allein der Natur überlaſſen iſt, kann auch keine andere, als geſunde Körper bilden. Der einige, ziemlich gemeine Fehler der Geſtalt unter ihnen iſt, daß ſie gekrümmte Schenkel und Beine haben, weil die Kinder ſchon in der Wiege auf einer Art von Löffel ſtets wie reitend ſitzen, auch ſo bald ſie nur gehn gelernt haben, beym Verhauſen ſchon zu Pferde zu reiſen ſich gewöhnen müſſen. — Oft ſind die Kalmucken ziemlich ſtark vom Halſe, aber durchgängig ſchlank und hager von Gliedern. Unter dem gemeinen Volk findet man faſt keine fette

Leute, und auch vornehme und reiche, die doch ein träges Leben in allem Ueberfluß führen, ſind nie über die maßen corpulent; da es hingegen unter dem Kirgiſen, und anderen tartariſchen Nomaden, die ſich doch in der Lebensart gar nicht unterſcheiden, viele recht unbehülfliche dicke Körper giebt; die Leibes- und Geſichtsfarbe der Kalmucken iſt von Natur noch ziemlich weiß; wenigſtens ſind alle junge Kinder von dieſer Farbe. Allein der Gebrauch des gemeinen Volks, die Kinder männlichen Geſchlechts ganz nackend, ſowohl in der heiſſen Sonne, als im Rauch ihrer Filzhütten herumlaufen zu laſſen, und daß auch erwachſenes Mannsvolk im Sommer, die Unterkleider ausgenommen, ganz bloß zu ſchlafen pflegt, verurſacht, daß ihre gewöhnliche Leibesfarbe gelbbraun iſt.

Das Weibsvolk hingegen iſt am Leibe oft ſehr weiß, ja unter den Vornehmen giebt es auch zarte, weiſſe Geſichter, welche von der Schwärze des Haars noch mehr erhöht werden, und ſowohl hierinn, als in den Zügen, Chineſiſchen Gemählden ganz ähnlich ſind.

Die allgemeine **Geſichtsbildung** der Kalmucken iſt, auch bey Auswärtigen, ziemlich bekannt. Aus den Beſchreibungen, welche einige Reiſende davon gegeben haben, ſollte man glauben, daß alle Kalmuckiſche Geſichter höchſt ungeſtalt und fürchterlich wären. Einige wenige ſind es auch in der That. Allein überhaupt genommen, hat die Geſichtsbildung aller mongoliſchen Völker etwas offenes, ſorgloſes, freymüthiges und geſelliges; ja es giebt ſowohl unter dem Manns- als Weibsvolk viele runde, angenehme Phyſionomien und unter letztern Schönheiten, von ſo reizenden Zügen, daß ſie ſelbſt in einer Europäiſchen Stadt Anbeter finden würden. Das Charakteriſtiſche der Kalmuckiſchen und aller mongoliſchen Geſichter ſind die gegen die Naſe zu etwas ſchief abwerts laufende und flache ausgefüllte Augenwinkel, ſchmale, ſchwarze, wenig gebogene Augenbraunen, eine beſondere Bildung und Breite der (überhaupt kleinen und platten) Naſe gegen die Stirn zu, nebſt den erhabenſtehenden Backenknochen, bey einem geſunden runden Geſicht und Kopf. Allgemein ſind ferner ſchwarzbraune Augenſterne, breite und fleiſchigte Lippen, ein kurzes Kinn und ſehr weiſſe, bis ins Alter feſte und geſunde Zähne; auch überhaupt die groſſen, weit vom Kopf abſtehenden Ohren. Dieſe Kennzeichen ſind bey allen mehr oder weniger merklich, und oft in einer vollkommenen Harmonie. Es iſt aber merkwürdig, daß durch die Vermiſchung der Ruſſen oder Tartaren mit kalmuckiſchen oder mongoliſchen Geblüt, welche hauptſächlich in dem ſüdlich vom Baikal gelegnen Gegenden von Sibirien, ſelbſt durch die Ehe geſchieht, gemeiniglich Kinder mit angenehmen, und oft ſehr ſchönen Geſichtern gebohren werden, dieſe Vermiſchung mag von väterlicher oder mütterlicher Seite geſchehen ſeyn. Dahingegen ſind Kinder von urſprünglich kalmuckiſcher oder mongoliſcher Geburt im zarten Alter, und oft bis ins zehnte Jahr von Geſicht höchſt unförmlich und aufgedunſen, von einem gleichſam cacochymiſchen Anſehn, bis ſie durch das Auswachſen wohlgebildet werden. Ich rede hier nach europäiſchen Begriffen von der Schönheit; denn es iſt merkwürdig, daß die Kalmucken faſt durchgängig dasjenige Geſicht für das ſchönſte halten, welches die ihrer Nation eigne Ausbildung, die wir Ungeſtallheit zu nennen, geneigt ſind, im höchſten Grade beſitzt.

In Abſicht der Schwarze des **Haars**, welche die Kinder ſo gar ſchon an das Licht bringen, habe ich ſelbſt unter den Mongolen und Kalmucken nie eine Ausnahme, ja auch nicht die geringſte Abänderung zur braunen Farbe bemerkt. Doch iſt mir ein zuverläſſiges Beyſpiel eines fünfjährigen kalmuckiſchen Mädchens mit recht blonden Haaren, bey einer völlig mongoliſchen Geſichtsbildung bekannt, und das es einige braunhaarige geben ſolle, iſt mir gleichfalls verſichert worden. Ein einiger Burät mit braunen Haaren iſt mir auch ſelbſt zu Geſichte gekommen. Dergleichen Beyſpiele aber ſind eine ſolche Seltenheit, daß ſie kaum in Betrachtung kommen können, und ſelbſt die meiſten, aus der Ehe burätiſcher Weiber mit Ruſſen erzeugte Kinder, die man im Solenginſkiſchen und in Daurien Karymi zu nennen pflegt, haben pechſchwarze Haare und arten hierin, ſo wie in den Geſichtszügen, am meiſten nach der Mutter.

Bey allen mongoliſchen Völkern iſt das erwachſene Mannsvolk weit weniger mit dem Bart verſehn, als die tartariſche und europäiſche Nationen: auch pflegt er ihnen viel ſpäter zu wachſen. Die Kalmucken ſind unter allen noch die bärtigſten, und gemeiniglich doch ſehr ſchlecht und dünn damit verſehen. Sie laſſen gemeiniglich nur einen kleinen Stutzbart, auch noch ein Zöpfgen auf der Unterlippe ſtehen. Nur alte Leute, ſonderlich unter den Mönchen und Geiſtlichen, haben auſſer dem Zwikbart über dem Mundwinkel und an der Unterlippe auch das düngeſäte Haar unterm Kinn am Halſe herum wachſend; das übrige wird theils durch Rauſen, theils durch Scheeren glatt gehalten. Am Leibe ſind ſie ſelten haarreich und die Mütter ſuchen auch ihren Kindern das Haar in der Jugend auszutilgen. Nur an gewiſſen Stellen, welche die Tatarinnen ſehr glatt zu halten ſuchen, laſſen die kalmuckiſchen Weiber das Haar unberührt.

In Cultur einiger **körperlichen Sinne** geben alle Hirtenvölker, denen vollkommen wild oder von Jagd allein lebenden Nationen wenig nach. Die Kalmucken haben ſonderlich einen feinen Geruch, gutes Gehör und eine auſſerordentliche Schärfe des Geſichts. Der Geruch thut ihnen auf Reiſen und bey Kriegszeiten oft gute Dienſte, um von ſehr fern ein angezündetes Feuer, oder den Geruch von einem Lager auszuſpähren, und ſich alſo Nachtquartier oder Beute zu verſchaffen. Viele Kalmucken wiſſen, wenn ſie in einen Fuchsbau oder andere Thierhöle riechen, zu ſagen ob das Thier gegenwärtig ſey, oder nicht. — Das Gehör entdeckt ihnen in noch viel gröſſerer Entfernung das Getöſe von trabenden Pferden und die Gegend, wo ein Feind zu vermuthen, oder eine Heerde, und einzeln verirrtes Vieh anzutreffen iſt, wenn ſie ſich platt auf die Erde niederlegen und ein Ohr dicht auf den Boden halten. — Aber nichts iſt mehr zu bewundern, als die geübten Augen der meiſten Kalmucken, und die auſſerordentliche Entfernung, in der ſie oft einen geringen Gegenſtand, den aufſteigenden Staub von Vieh oder Reutern und dergleichen von geringen Anhöhen, auf der überall ebnen Steppe erblicken können, ſo ſchwer auch die ſonderbare Wallung der Oberfläche und der darüber ſchwebenden Dünſte, welche in dieſen Gegenden bey heiterer Luft und großer Hitze bemerklich iſt, ſolches oft im Sommer macht. Bey derjenigen Expedition, welche der Torgotiſche Vicechan Ubaſchi gegen die Kubaner that, würde das kalmuckiſche Heer gewiß den Feind verfehlt haben, wenn nicht ein gemeiner Kalmuck, der eine Parthey Pferde weidete, von einer kleinen Höhe in einer nachmals auf dreyßig Werſte geſchätzten Entfernung den Rauch und Staub des Kubaniſchen Heers erblikt und andern eben ſo geübten Augen gezeigt hätte, wo der beym Heer befindliche Oberſte Kiſchinſkoi mit einem guten Fernglaſe nichts ſehen konnte. Geübten Augen allein iſt es zuzuſchreiben, wenn die Kalmucken verlornes oder geraubtes Vieh, oder auch Wild nach der Spur, viele Meilen weit durch freye Wüſteneyen aufſuchen und wiederfinden; denn dieſe Kunſt, welche alle Nomaden beſitzen, iſt wohl nicht, wie der Herr Capit. Niebuhr bey den Arabern vermeynt, dem Geruch beyzumeſſen. Kalmucken und Kirgiſen, ja auch Ruſſen in den wüſtern Gegenden des Reichs, ſind gleich geübt eine Spur mit den Augen zu verfolgen, und zu beurtheilen. Auf weichen Boden, oder auf feſten Schnee iſt freylich nichts leichter. Aber unter gewiſſen kreuzenden Spuren die rechte wählen, auf verwehten Sand, oder Schnee, durch Sümpfe, oder in tiefen Graße ſelbige nicht zu verlieren, ja vielmehr aus der Neigung, welche das Graß noch behalten hat, oder aus der Schwäche der Spur im Schnee und Sande zu ſchließen, wie alt ſie ſey, erfordert fertige Sinnen, bey nicht geringer Erfahrung.

Von den körperlichen Eigenſchaften der Kalmucken komme ich auf ihre **Gemüthsbeſchaffenheit**, welche mir in vielen Stücken vortheilhafter vorgekommen iſt, als ſie von den vorigen Reiſebeſchreibern geſchildert wird, zum wenigſten haben ſie gegen die tatariſchen Nomaden, viel gutes voraus. Natürliche Fähigkeit, Geſelligkeit, Gaſtfreyheit, Dienſtfertigkeit, Treue gegen ihren Fürſten, viele Neubegierde und ein muntres aufgewecktes Weſen, welches auch die Aermſten faſt nie verläßt und von den mehr pflegmatiſchen Kirgieſen unterſcheidet, ſind ihre vortheilhafteſte Seite; ihre Hauptfehler dagegen ſind Sorgloſigkeit, Leichtſinn und Mangel an wahrer Herzhaftigkeit, ferner Leichtgläubigkeit, Argwohn, der bey ihnen durch Gewohnheit gebilligte Hang zum Trunk, wie auch zur Liebe und am meiſten ihre Verſchlagenheit, die ſie nur zu oft mißbrauchen. Die Neigung zum **Müſſiggang** iſt unter allen aſiatiſchen Nationen, welche eine unumſchränkte ſorgloſe unthätige Lebensart führen, ſonderlich dem Mannsvolk gemein und natürlich, in der That aber iſt ſelbige bey dem Kalmucken, wegen ihrer Munterkeit, in geringeren Grade vorhanden und ſteht ihrer Dienſtfertigkeit nicht im Wege. Diejenigen unter ihnen, welche kleine Handwerker treiben, oder ſich aus Armuth bey den Ruſſen zur Arbeit, oder Fiſcherey vermiethen, ſind ſogar fleißig und unermüdet zu nennen. Sie ſind mäßig im Schlafen, legen ſich ſpät, und ſtehen mit aufgehender Sonne vom Lager auf. Bey Tage zu ſchlafen, halten ſie, auſſer im Trunk, für ſchädlich. Allein ihre **Unſauberkeit** kann weder geläugnet, noch entſchuldiget werden, und iſt mehr der Erziehung, der ſchmutzigen Hirtenlebensart und dem Leichtſinn, als der Faulheit zuzuſchreiben. Denn das Kalmuckiſche Weibsvolk iſt ſonſt bey aller häußlichen Arbeit unermüdet, und wird ſo wohl deswegen, als auch zur Wolluſt von den Kirgleſen begierig weggeſchnappt, ſo oft nur zu einer ſolchen Beute Gelegenheit iſt. Man muß auch zu einiger Entſchuldigung des gedachten Fehlers geſtehen, daß es in den Steppen, welche die Kalmucken bewohnen, oft an Waſſer zum trinken für Menſchen und Vieh, geſchweige denn zur Reinlichkeit fehlt, und daß durch eine faſt zum Geſetz gewordene Gewohnheit, die zu den Zeiten des großen Tſchingis eingeführt ſeyn ſoll, bey ihnen vor unerlaubt gehalten wird, gewiſſe Haußgeſchirre, welche bey allen mongoliſchen Völkern vor uralt gelten, z. B. Keſſel, Kellen, Teller und Schalen in einem flieſſenden Strohm zu waſchen; dahingegen eine andere, durch die Religion beſtätigte Gewohnheit einem jeden Kalmucken gebiethet, ſich wenigſtens alle Morgen beym Erwachen, die Hände zu waſchen.

Die **Seelenkräfte** der Kalmucken und ihrer Brüder betreffend, ſo haben dieſe Völker bey allem Mangel guter Erziehung und Aufklärung, einen guten natürlichen Verſtand, viel Gedächtniß und eine große Fähigkeit, alles zu erlernen. Ruſſiſch lernen ſie leicht und ſprechen es gut aus, worin ſie vor den Chineſern einen groſſen Vorzug haben. Sie würden leicht zu civiliſiren, und zu cultiviren ſeyn, wenn nicht ihre Lebhaftigkeit, und dann die Lebensart Hinderniſſe in den Weg legte. Eben dieſe hat auch damals, als China von den Mongolen beherrſcht wurde, den Einfluß der geſitteten, aber ſclaviſchen Chineſer und die guten Anſtalten, welche die mongoliſchen Beherrſcher zur Erleichterung ihres Stammvolks machten, unter den herumſchweifenden, freyen Horden verhindern müſſen. Schon der Name **Kitak**, womit die Mongolen den Chineſer belegen, und der ſo viel, als Knecht bedeutet, ſcheint zu zeigen, wie dieſes Volk von einer gebundenen Civileinrichtung zu denken, gewohnt ſey. --- Gleichwohl merkt man bey den Kalmucken, und noch mehr bey den Mongolen, welche die lamaiſche Religion bekennen, daß ihre Sitten theils durch die Gemeinſchaft mit den Chineſern, theils durch die tangutiſche Geiſtlichkeit, unendlich milder geworden ſind, als man ſie noch jezt unter den Buräten, die den Schemaniſchen Aberglauben anhängen, und gleichſam das Ebenbild von dem ſind, was auch ihre Brüder ſonſt waren, findet.

Obgleich die Kalmucken insgemein von ſanguiniſch-choleriſchem Temperament ſind, ſo leben ſie doch unter ſich einträchtiger, als man bey ihrer ungebundenen Lebensart vermuthen ſollte. Selten kommts bey ihnen zu Schlägen, ſelbſt im Trunk, und faſt nie zu blutigen Händeln. Von Mordthaten hört man unter ihnen wenig, und doch ſcheinen ſie im Zorn etwas grauſam zu ſeyn. Die Moral ihrer Götzenlehre hat vielleicht auch hierin ihr Naturell gemäſſigt, da, durch die angenommene Seelenwanderung, der Todſchlag an Menſchen ſowohl, als Thieren, unter ihnen vor eine Hauptſünde gilt.

Die Kalmucken ſind gegen jedermann freundlich und ſo geſellig, daß ein Reiſender nicht leicht einen andern, wenn auch viele Werſte, von ſich erblicken wird, ohne dahin einzulenken, ihn zu begrüßen, und ſich nach ſeiner Beſtimmung zu erkundigen. Sieht ein Haufe der aus mehrern Kalmucken beſtehet, einzelne, oder wenige in der Entfernung, ſo pflegt jemand von ihnen auf die nächſte Höhe zu reiten, und mit Schwenkung der Mütze dieſe zu ſich zu winken, kommt ein ſolcher alsdann nicht zu denen, die ihm winken, ſo wird er vor einen Feind, oder Dieb gehalten und nicht ſelten verfolgt. — Freundſchaft unterhalten ſie gern, doch nicht ohne Eigennutz, weil bey ihnen Geſchenke geben und nehmen, ein Hauptpunkt der Freundſchaft iſt. Sie ſind aber auch für eine Kleinigkeit dienſtfertig und nie undankbar wenn ſie nur ihren Wohlthätern zu dienen ſich im Stande befinden. — Bey allen Widerwärtigkeiten ſieht man ſie gutes Muths, oft wohl noch dazu frölich, wenn auch bey hungrigen Magen. Im äuſſerſten Elend bettelt ein Kalmuck nie, ſondern ſucht lieber hie und da bey andern etwas zum Eſſen zu erſchnappen, und wenn endlich keine Ausflucht mehr iſt, vermiethet er ſich bey ſeinen reichen Nationalen, oder bey Ruſſen als Hirte, auf Fiſcherey, oder zu andrer Arbeit, die er leiſten kann. — Stolze ſieht man auch unter den Vornehmſten wenig, und die es ſind, bezeugen doch gegen die Armen ihrer Nation keinen Hochmuth, obwohl geringere ſich den Reichen und Vornehmen gern dienſtbar bezeigen, und dieſe faſt immer von einem Schwarm müſſiger Clienten umgeben erſcheinen.

Nichts iſt der Vernunft gemäßer als die unter andern nomadiſchen Völkern eingeführte Gaſtfreyheit, die ihnen auf ihren Reiſen durch Wüſteneyen treflich zu ſtatten kommt, und deren ſich ein jeder, welche ſie ausgeübt, auch überall wieder zu erfreuen hat. Ein Kalmuck, der ſein Pferd, Kleider und Gewehr hat, kann vierteljahre lang herumſchwermen, ohne Vorrath, oder Geld mit ſich zu führen. Wo er hinkommt, findet er weitläuftige Verwandte, oder Gaſtfreunde, die ihn freudig aufnehmen, und mit dem Beſten, das ſie haben, bewirthen, oder er kehrt auch in der erſten Hütte eines Unbekannten ein, wo ihm alles willig gereicht wird. Auch Fremde von andern Nationen nimmt ein jeder Kalmuck, ſo gut er es nur mag, auf, und der Fremde kann ſicher ſeyn, von dem Seinigen nicht das mindeſte entwendet zu ſehn, wenn er ſich ſeinem Wirthe anvertrauet. Denn einen Gaſt zu berauben, wird unter den Kalmucken für das ſchändlichſte Verbrechen gehalten. — Wenn der Wirth in Gegenwart anderer, die er ſeines Stands zu ſeyn vermeint, ſpeiſet, ſo verſieht er ſich mit ſeiner Familie zwar zuerſt, darnach aber wird unter alle Anweſende ausgetheilt. Wollte er jemand vorbeygehn, ſo würde das als eine große Beſchimpfung angeſehn werden, die Folgen nach ſich ziehen könnte. Bezahlung für den Genuß wird nie geſtattet und höchſtmißgebilligt. Sie theilen auch ſonſt gern alles, was ſich genieſſen läßt und behalten nichts für ſich allein. Wenn Taback geraucht wird, ſo geht die Pfeife von dem einen zum andern. Schenkt man dem einen Tabak, Früchte, oder andere Eßwaaren, ſo theilt er allen, die ihn begleiten, wenn ſie auch viel geringer, als er ſind, redlich davon mit, und das geſchieht auch mit den Getränken. Hat eine Familie einen Vorrath Milch geſammlet, um Brauntwein daraus machen zu können, ſo werden die Nachbarn darzu gerufen, um den Seegen verzehren zu helfen. Doch erſtrekt ſich dieſe Freygebigkeit hauptſächlich nur auf Dinge, welche genoſſen werden können. Von Gut und Vieh vergeben ſie nicht gerne etwas, auſſer in Hofnung eines Gegengeſchenks, oder aus Erkenntlichkeit, oder endlich an Anverwandte, welche durch Viehſterben, oder feindliche Räubereyen das Ihrige verlieren, und in ſolchen Unglüksfällen recht brüderlich aufgeholfen werden. — Es kann vielleicht mit zur Gaſtfreyheit gerechnet werden, daß die Kalmucken gegen Bekannte mit ihren Weibern ſehr freygebig und auch überhaupt ſo wenig eyferſüchtig ſind, daß man nie Beyſpiele von getödeten Ehebrechern unter ihnen höret, welche hingegen bey tatariſchen Völkern gar nicht ſelten ſind.

So diebiſch man auch die Kalmucken (und freylich nicht ohne Grund) beſchrieben hat, ſo vergreifen ſie ſich doch nicht an ihres gleichen; es ſey denn, daß Feindſchaft zwiſchen Uluſſen oder Geſchlechtern obwalte. Ja, auch auswärtige Räubereyen, von welchen ſie freylich nicht frey zu ſprechen ſind, haben mehrentheils Haß, oder Rache zum Grunde. Auch begehen ſie ſolche nicht gern mit öffentlicher Gewalt, ſondern bedienen ſich ihrer Verſchlagenheit aufs beſte. Sie ſuchen in der glüklichſten Ausführung ſolcher Unternehmungen ihre Kriegsehre, ſogar, daß auch Kriegsliſt und Freybeuterey in ihrer Sprache nur einen Namen (Chulluchaitſchi) bekommen haben. Man muß aber auch bey den Kalmucken bekennen, daß diejenige, welche ſich bey den Fürſten und Hoflägern aufhalten, und dann die Geiſtlichen, Verſchmitztheit und Haabſucht am meiſten äuſſern; dahingegen die Gemeinen in einer unſchuldigen Einfalt, mit ihrem Viehſtande zufrieden leben, und nicht anders als aus Noth, oder wenn die Obern ſie dazu anführen, und mit Beyſpielen vorgehen, auf das Rauben legen.

In Treue gegen ihre rechtmäſſige Fürſten übertreffen die Kalmucken viele andere Nationen. Von ihnen leiden ſie alle Unterdrückungen geduldig, und empören ſich nicht leicht, wenn nicht etwan einer der Söhne und rechtmäſſigen Nachfolger des ungerechten Beherrſchers ſich zum Anführer aufwirft. Wann ſie aber einem Fürſten nicht durch Erbrecht zugehören, ſo ſind ſie leicht aufzubringen. — Sie ehren das Alter, gehorchen und dienen den Greiſen gern; wenn junge Leute in Geſellſchaft mit Alten reiſen, ſo kochen ſie, nehmen die Pferde wahr, u. ſ. w. gleichwie auch zu Hauſe die Jünglinge den Vätern die Sorge über die Heerde willig abnehmen.

Noch gehöret zu ihren Tugenden, daß ſie ungemein verſchwiegen ſind, ſonderlich in Sachen, die ihre Fürſten und Volk betrift, oder ihnen von der Geiſtlichkeit, der ſie einen blinden Gehorſam leiſten, eingeſchärft ſind. Man hat davon an der Entweichung der Torgoten, wovon das ganze Volk lange vor dem Ausbruch wuſte, ein redendes Beyſpiel gehabt.

IV.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

I.

Patriotiſcher Beytrag zur Methyologie der Deutſchen, nebſt einer Vorrede über das Methyologiſche Studium überhaupt. *)

Allen Hochwürdigſten, Hochgebohrnen, Hochwürdigen, Hochwohlgebohrnen, Wohlwürdigen, Wohlgebohrnen, Ehrwürdigen und Hochedelgebohrnen, wie auch allen Großachtbaren, Wohledeln und Wohlehrenfeſten

launigten **Rothen Naſen** namentlich alſo und ſchlechterdings ausgeſchloſſen, alle diejenigen, die hier und da an Haubenſtöcken oder Haubenſtöcken ähnlichen Köpfen ſitzen, eignet dieſen Beytrag in Unterthänigkeit zu Der Sammler.

Vor-

---

*) Dieſer launigte Aufſatz, iſt dem Herausgeber mit der Verſicherung zugeſendet worden, daß ſein Verfaſſer ein berühmter Gelehrter, und die Schrift im Jahr 1773 nur als Manuſcript gedruckt worden ſey.

Vorrede.

Unter uns Deutſchen geſprochen,

Wo ich nicht ſehr irre, ſo ſind die Zeiten da Europa die Syſteme ſo von den Deutſchen nehmen muſte, wie das Gewürtz von den Holländern, ihrem Ende ſehr nahe oder vorbey. Ein Theil unſrer Landsleute iſt jezt in den allgemeinen Critiſchen Aufſtand und in das recenſiren omnium contra omnes ſo verflochten, daß er nicht hört, und der andre hat ſeine Augen in Empfindſamkeit ſo geſchloſſen, daß er nicht ſieht, was um ihn vorgeht. Der tabellariſche Vortrag liegt gäntzlich und überall gebricht es an Händen für das Syſtem-Weſen. Es können keine Syſteme mehr gemacht, folglich auch keine mehr verführt werden. Was iſt natürlicher, als daß die Ausländer auf den Einfall gerathen ſich ſelbſt welche zu bauen und es uns am Ende, da es ihnen weder an Materialien noch an Polhöhe fehlt, darinnen gleich, oder wohl gar zuvorthun und den ganzen Handel an ſich ziehen? Was auf einem ſchlechten Boden geräth, kommt auch wohl auf einem guten fort, aber nicht umgekehrt. Der Geiſt der Freyheit und was davon ſein Leben hat, erfordert, was man auch darwider einwenden mag, guten Wieſenwachs. Man kann es, anderer Beweiſe zu geſchweigen, ſchon allein aus dem Umſtand ſchlieſſen, daß man heut zu tage kaum ſagen kann welches beſſer ſchmekt, Holländiſche, Schweitzeriſche und Engliſche Freyheit, oder Holländiſche, Schweitzeriſche und Engliſche Käſe. So daß es uns ſchwer werden wird, wieder ein Branche des Handels jener Nation an uns zu ziehen. Hingegen der Geiſt des Syſtems und was unter ihm lebt, kommt ſo gar in den Nordlichen Ländern fort, wo man zuweilen ſtatt plumpudding Eichenrinden kaut. Wir haben uns alſo in Zeiten wohl vorzuſehen.

Was mich hauptſächlich hierauf aufmerkſam gemacht hat, iſt der Einfall, den ein Engländer zwar noch nicht gehabt hat, denn ſonſt käme mein guter Rath zu ſpät, aber vermuthlich haben wird, ich meine den Gedanken die Kunſt zu trinken ſyſtematiſch zu behandeln, wozu wir Deutſchen, da wir, was das pracktiſche hierin betrift, nun einmal bey auswärtigen zum Sprüchwort geworden ſind, nächſt den Lapithen und Centauren vorzüglich aufgelegt wären. *) Daß ihn aber dieſer Gelehrte früh oder ſpät haben wird, fürchte ich daher, weil er in irgend einem Magazin 85 Redensarten angiebt, die ſeine Nation habe, die Trunkenheit eines Menſchen zu bezeichnen. Jederman, dem bekannt iſt, wie bald man mit einer Wiſſenſchaft fertig iſt, wenn man einmal die Kunſtwörter weg hat, wird dieſes mit mir fürchten. Ich habe alſo, ſo bald als möglich, meinen theuerſten Landsleuten eben dieſes herrliche Hülfsmittel in die Hände geben, und zugleich dadurch zeigen wollen,

---

*) Mit vielem Vergnügen ſehe ich, daß uns ein groſſer Mann, der zwar ein gebohrner Schotte geweſen, aber ſeine Weltkenntniß in dem weiſen Frankreich erlernet hat, in dieſem Stück Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Der berühmte Ioh. Barclajus ſagt nemlich ſatyric. p. IV. Cap. V. von uns Immenſa cupiditas potus, iam confeſſo vitio, ideoque magis libero, illam gentem infeſtat. Nec ad voluptatem tantum haec Thracica libido eſt, ſed in parte comitatis et pene diſciplinae. Daß dieſes keine Schmeicheley iſt, ſieht man aus andern höchſt treffenden Zügen unſers Characters, die er am angeführten Ort darlegt. Zumal erhellt aus folgendem, daß er ſich lange in Deutſchland aufgehalten haben müſſe. Ignota ibi perfidia, ſagt er etiam in venali fortitudine ſtipendia merentium. Ne ingenium quidem in fraudis aut odia ſub amicitia titulis latent: et omnino ingentia ſcelera verecundi populi ſimplicitas ignorat. Aber wie ſehr wir uns doch in manchen Stücken geändert haben, erhellt recht klar aus folgendem. Litterae, ſpricht er, in multis locis cultae inter homines *minus fecundi auctor quam docent.* Plura quam legerint ſcribunt: et ſuam famam ex voluminum, quae edunt numero aut magnitudine aeſtimant. Was doch unſere guten Vordern für drolligte Geſchöpfe müſſen geweſen ſeyn!

len, daß wir den Engländern, wie überhaupt in nichts, alſo auch nicht in dieſem Punkt zu weichen Urſache haben. Ich übergebe ihnen nemlich hier 144 oder gerade 12 Dutzend ähnliche Redensarten, worunter keine eintzige iſt, die nur blos in einem eintzigen Haus gebräuchlich wäre, deren doch der Engländer eines oder etliche in ſeinem Verzeichnuß anführt. Ich zweifle nicht, daß ſich überhaupt nicht noch viele, zumal in unſerm Seefahrenden Deutſchland, ſollten hinzufinden laſſen, da kein Gegenſtand in der Natur geſchikter iſt die Bewegungen, Richtungen und Zufälle eines Betrunckenen, geſchickter, lebhafter und lehrreicher auszudrücken als ein Schiff. Ja ich zweifle ſehr, ob ich einmal alle die gantz allgemein recipirten werde gefunden haben. Es iſt der menſchlichen Unart ſehr angemeſſen, in allen Dingen vornehmlich aber in philoſophicis, immer erſt im weiten Feld und dann zu Hauſe zu ſuchen, wie denn auch nicht zu läugnen iſt, daß das weithergeholte durch etwas gewiſſes reizt, wovon niemand als der Weitherholende ſelbſt einen Begrif haben kann. Zur Beſtätigung deſſen, was ich hier ſage, dient der Umſtand, daß würklich unter den angegebenen Redensarten der Ausdruck: **er iſt berauſcht** einer von den lezten geweſen iſt, die man gefunden hat.

Ich habe aber noch ungleich mehr zur Erweiterung dieſer Wiſſenſchaft beygetragen, ich habe die Wörter *) **Methyologie** und **methyologiſch**, **Methyſtick** und **methyſtiſch**, **Pinick** und **Piniſch** eigenhändig zuſammengeſezt, und gedenke über den allgemeinen **Methyologiſchen Blick** und das **Methyologiſche Gefühl** Abhandlungen zu ſchreiben, die ihren Tituln vielleicht entſprechen ſollen. Ueberhaupt habe ich mir bey der Wörterfertigung den Plan gemacht in allen Bezeichnungen meiner Begriffe die Züge ſo zu verwaſchen, daß ein jeder das ſeine darinnen zu erkennen glaubt, welches eine Liebe zur Wiſſenſchaft in jungen Gemüthern erweckt, die nicht zu beſchreiben iſt.

---

*) Man hat dieſes Wort, ſeines beſſern äuſſerlichen wegen, dem richtigern Methologie mit Fleiß vorgezogen.

Was aber die Wiſſenſchaft ſelbſt betrift, ſo iſt allzu bekannt, daß die Methyſtick, oder, mich deutlicher auszudrücken, die Wiſſenſchaft die Länder jenſeit der Bouteille mit Nutzen zu bereiſen, bisher in einer ſchändlichen Vergeſſenheit geſchmachtet, und man braucht nicht die ſtärkſte Vergröſſerung aufzuſtecken um zu ſehen, daß dem menſchlichen Geſchlecht durch eine philoſophiſche Behandlung dieſes Sujets wichtige Vortheile zuwachſen müſſe. Es iſt hier gar der Ort nicht dieſes umſtandlich und wie es wohl die Wichtigkeit des Gegenſtandes verdiente, aus einander zu ſetzen, doch kann ich eine Betrachtung nicht ganz übergehen: Der berühmte Baco von Verulam ſagt in ſeinem ſchönen Buch de augmentis ſcientiarum, daß in einer Wiſſenſchaft nicht viel mehr geleiſtet werde, ſobald man ſie ſyſtematiſch zu behandeln anfange. Vielleicht würde alſo dadurch den kühnen Verſuchen in dieſer Wiſſenſchaft etwas vorgegriffen, oder mich populärer auszudrücken, dem leidigen Trincken geſteuret. Ich denke die großen Trincker, die Genies, ſollen nach und nach abnehmen, ſo wie die Vorſchriften es mit Abſicht und vernunftmaßig zu thun, zunehmen. Denn ehe dieſes geſchieht, zumal ehe das Terminologiſche Fach gut verſehen iſt und man etwas hat, das man einſtweilen vorläufig brauchen kann, bis man die Wiſſenſchaft erlernt hat, iſt an keine Stümper zu gedenken. Auſſerdem iſt ja den Kindern bekannt, daß ohne etwas Wein und etwas Beyfall keine poetiſche Ader offen gehalten werden kann, und es verdient wenigſtens einmahl verſucht zu werden, was auch die Vernunſt auf den Flügeln des Champagners ausrichten könne, da die Einbildungskraft Wunder auf denſelben thut.

Narratur et priſci Catonis
Saepe mero caluiſſe virtus

Da ich euch alſo, lieben Landesleute, nicht allein den Nutzen dieſer Wiſſenſchaft ſelbſt, ſondern auch die Gefahr die uns augenſcheinlich von England aus droht, mit ſolchen Gründen als es meine Fähigkeit und die Nähe der Meſſe erlaubt, vorgeſtellt, ja da ich euch ſelbſt vorgearbeitet habe: ſo erſuche ich euch freundſchaftlich, ſtekt die Critiſchen Schwerdter und Meſſer ein, verlaßt die Nüſſe der Tändeley und nüzt die Felder, die unſere Vorfahren ſchon ernähret haben, anſtatt, daß ihr mit einem ungewiſſen Erfolg neue anbaut. Lacht aber auch nicht, daß ich euch dieſen Rath in einem Büchelchen gebe, daß kaum 3 gr. koſtet, denn es wäre mir ein leichtes geweſen es zu 12 gr. auszuarbeiten, ohne daß ihr für einen Pfennig mehr Waare bekommen hättet, welches ich auch würklich, wann es meine Zeit und Kräfte erlauben, bey einer zweyten Auflage einmahl zu thun gedenke. Geſchrieben vor der Jubilate Meſſe 1773.

Der Beytrag ſelbſt.

Redens-Arten, womit die Deutſchen die Trunkenheit einer Perſon andeuten.

α) Hochdeutſche.

Er ſpürt den Wein.
Er hat einen Schuß.
Er iſt angeſchoſſen.
Er hat einen Hieb.
Er hat einen Strich.
Er hat einen Jeſuiter.
Er hat etwas zu viel.
Er iſt beſoffen.

Er iſt benebelt.
Er hat einen heiligen Schein.
Er hat einen Rauſch.
Er iſt begeiſtert.
Er iſt voll.
Er hat etwas im Kopf.
Er hat genug.
Er hat einen Haarbeutel.
Er hat ein Glas zu viel getrunken.
Er hat zu tief ins Glas geguckt.
Er iſt illuminirt.
Er taumelt.
Die Zunge iſt ihm ſchwer.
Er kann die Zunge nicht mehr heben.
Er kann auf kein Bein mehr ſtehen.
Er iſt berauſcht.
Er iſt betrunken.
Er iſt dabey geweſen.
Er iſt fertig.
Er iſt hin.
Er iſt weg.
Er iſt ſeelig.
Er ſieht den Himmel für eine Baßgeige an.
Er ſieht die Buchſtaben doppelt.
Er iſt Himmelhagel dick.
Er hält einen Calenberger Bauer für eine Erdbeere. *)
Der Kopf iſt ihm ſchwer.
Er hat trübe Augen.
Er iſt im Oberſtübchen nicht richtig.

---

*) Aus Gründen, die hier unmöglich auseinander geſetzt werden können, erhellt, daß ein Calenberger Bauer, oder vielmehr ſein rother Kittel, der hier allein in Betracht kommt, ohngefähr 80 Fuß entfernt ſeyn muß, um von einem Betrunkenen für eine Erdbeere, die nur einen Fuß entfernt wäre, gehalten zu werden.

Er hat Glas-Augen.
Er wackelt.
Er hat etwas im Dach.
Er iſt toll und voll.
Er hat ſeine Ladung.
Er war an einem guten Ort.
Er iſt geliefert.
Er iſt gedeckt.
Er ſieht zwo Sonnen.
Er iſt Pudelhagel dick.
Er geht als wenn alle Häuſer ſein gehörten.
Er iſt ganz weg.
Er ſeegelt mit vollen Seegeln.
Er hat ſich an Laden gelegt.
Er iſt Pudel dick.
Er hat ſeinen Talis.
Er hat ſein Theil.
Er kann nicht über den Bart ſpucken.
Er macht einen pas friſé.
Er iſt dick.
Er hat des Guten zu viel gethan.
Er hat poculirt.
Er ſchwebt.
Er kreuzt.
Er hat ſatt.
Er ſah Schleifkannen am Himmel.
Er iſt ſo voll, daß er es mit den Fingern im Halſe fühlen kann.
Er kann keine Ecke vorbey kommen.
Er hat ſich einen Bart gemacht.
Er geht einen M: Strich. (il fait des SS)
Er iſt gut geſegnet.
Er hat ſchief geladen.
Er hat ſich ſchwarz gemacht.

Es ſpäckt ihm im Giebel.
Er lavirt.
Er hat etwas im Krüſel.
Er iſt Katzen dick.
Er hat ſich beſpühlt.
Er hat geſchnapſt.
Er hat ſich was bene gethan.
Er hat ſich gut vorgeſehen.
Er hat einen Taummel.
Er kann kaum lallen,
Er hat Moſes Zunge.
Er iſt herum geführt.
Er iſt unter dem Tiſche.
Er ſieht eine Thurm-Spitze für einen Zahnſtocher an.
Er hat ſich beſäbelt.
Er hat ſich die Naſe begoſſen.
Er hat ſich begabet.
Er kann nicht mehr lallen
Er hat ſich etwas zu Gemüthe geführt.
Er iſt à tout.
Er hat ſich betudelt.
Er hat einen Schnurren.
Er hat einen Ditto.
Er iſt Sternblind dick.
Er riecht nach der Fuſelpulle.
Die Zunge iſt ihm gelähmt.
Man hat ihn begraben.
Er iſt blind hagel voll.
Er iſt ſo voll wie ein Dudelſack.
Er ſieht aus wie ein geſtochen Kalb.
Er ſieht aus wie eine Ente wenns wetterleuchtet.

β) Plattdeutſche.

He het veel unter de Naſe gegoten.
He is ſette.

He is to lange up der Döeßke weſen.
He is Knüppel dicke.
He is ſo dick as en Täck.
He heſſt to veele püchelt.
He is to lange unter den Wachholder-Baume weſen,
He is ſnerrt.
He hat ſich todecket.
He hat wat in de Krone.
He hat wat im Timpen.
He is ähmig.
He heſt de Planken to leev.
He heſt to veele ſipſölcket.
He het wat im Stickſel.
He geht up den Knobben na Huß.
He kan keen Kücken nöhmen.
He is ſo dicke as en Beeſt.
He heſt de Jacke voll.
He hat wat im Knaupe.
He heſt to veele knipſet.
He kückt ut fif Augen.
He heſt den Tecken dicke.
He is en Swinigel.
He hett ſlammet,
He heſt den Pigel dicke.
He is ſo dicke as en Pedde.
He is ſo dicke as en Swin,
He hat den Boden ſehen.
He is bemüſelt.
He het in kenen Rauck arbetet.
He grallögt.
He is Duhn,
He is Carthövven,
He is ſo dicke as en Schinder-Tieve.
He ſwimſlaget.

He is Carthaunen dick.
He hat ſich wat ins Auge wiſket.
He hette qualmet.
He is half ſieven.
He heſt to veele pullet.
He is ſo ſtramm as en Trummel.
He is jöhlig.

2.

Herr D—*, zu Paris. *)

Die Begebenheiten des Herrn D—* müſſen nicht als ein Maasſtab zum Hauptgemälde aller Einwohner von Paris, und aller Stände, ohne Ausnahme, angeſehn werden. Wenn es, wie in allen großen Oertern, in dieſer ungeheuern Hauptſtadt eine Menge Laſter und Böſewichter giebt, ſo fehlt es hingegen auch nicht an tugendhaften Handlungen, und an guten Menſchen. Herr D—* gehörte nur unter die Zahl jener Unglüklichen, die ihr Schikſal zum Gegenſtand aller Widerwärtigkeiten auserkohren hat.

Herr D—* war aus einer ehrbaren Familie, und in guten Glüksumſtänden. Er hatte von Natur ein rechtſchaffenes Herz, und ehrliche Seele. Seine Eltern hatten ihm eine gute Erziehung gegeben, und ſein Verſtand war ziemlich mit Kenntniſſen bereichert. Er las begierig alle öffentliche Blätter, und fand in allen Zeitungen und Pariſer-

---

*) Aus Les numéros, einer kleinen, unterhaltenden, neuern Pariſer-Broſchüre, im Geſchmak des Tableau de Paris.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52319-X
REICHARD,H.A.O. FN. 17579/016

Journalen einen Artikel der Wohlthätigkeit und Menſchlichkeit. Dieſe Lektüre flößte ihm einen brennenden Trieb ein, die berühmte Stadt zu ſehn, die er für den Mittelpunkt aller Tugenden hielt, und von lauter Brüdern und Menſchenfreunden bewohnt glaubte. Sein Vater ſtarb, und hinterließ ihm ein Vermögen, mit dem er zu Hauſe glüklich und geehrt hätte leben können: aber ſein Verlangen, die Mildigkeit, Leutſeeligkeit, und andre glänzende Handlungen der Hauptſtadt von Angeſicht zu Angeſicht zu bewundern, war zu groß. Er brachte ſeine Geſchäfte, ſo gut als möglich, in Ordnung, nahm Wechſel von ſeinen Banquier, und Empfelungsſchreiben von ſeinen Bekannten mit, und trat die Reiſe an. Er wurde zu Paris von allen Perſonen, denen er empfohlen war, mit der Höflichkeit, Freundlichkeit, und den äuſſerlichen Zeichen von Wohlwollen empfangen, die man dort an Fremde verſchwendet. Herr D—* fand ſich mit „Dinee's" und „Soupees" überhäuft; man führte ihn in alle Schauſpiele. Alle Perſonen von ſeiner Bekanntſchaft, welche Landhäuſer hatten, gaben ausdrüklich ſeinetwegen dort Feſte auf Feſte. Er brachte drey bis vier Monate in einem Rauſch von Freude hin, der ihm den feſten Entſchluß faſſen ließ, ſeine Vaterſtadt zu verlaſſen, und für beſtändig an dieſem Feen-Ort zu leben, der ihm noch weit über alle die Lobeserhebungen erhaben ſchien, die er davon geleſen hatte. Er eilte nach Hauſe, verkaufte alle ſeine Güter, und kehrte mit ſeinem ganzen Vermögen nach Paris zurük, um hier ſeine Tage zu beſchließen. Er ließ ſich ein Zimmer meubliren, hielt Kutſche und Pferde, kaufte ſich ein Gut in der Normandie, eine Petite-Maiſon, in der Gegend von Paris, und that ſein übriges Geld auf Leibrenten bey einer Anleihe aus, die der Finanzminiſter um dieſe Zeit eröfnete. Nachdem alles dieſes gehörig beſorgt war, überließ er ſich gänzlich dem Wirbel der großen Welt.

Herr D—* war nicht häßlich, beſaß Witz; und eine Menge angenehmer Talente, machte Aufwand, und galt für weit reicher als er war. Eine Dame warf ein Auge auf ihn, und es koſtet ihr wenige Mühe, ihm eine der heftigſten Neigungen einzuflößen, indem ſie die Tugendhafte, die Empfindſame, und Delikate ſpielte. Einige Zeit darauf, als ſie ſich mit ihm in ein freundliches Liebesverſtändniß eingelaſſen hatte, erzählte ſie ihm an einem Morgen, unter Thränen und Ausbrüchen des äuſſerſten Schmerzes, daß ſie ſich die vorige Nacht im Spiel vergeſſen, und 50000 Franken auf ihr Wort verlohren habe; daß ſie ſich gezwungen geſehn, ihre Juwelen zu verſetzen. und daß ſie verlohren ſey, wenn es je zur Wiſſenſchaft ihres Mannes kommen ſollte. Herr D—* hatte nichts eiligers zu thun, als ihr ſeine Dienſte in dieſer Noth anzubieten, und ſo viel Geld auf Wechſel aufzunehmen als die Schuld betrug: er brachte ihr die Summe, und hätte ſich zu entehren geglaubt, ſich einen Schein darüber geben zu laſſen. Er war überzeugt, daß eine ſo tugendhafte, ſo menſchenfreundliche und liebenswürdige Dame, ihn zur Verfallzeit nicht ſtecken laſſen würde. Unterdeſſen rükte dieſe heran, und Herr D—* ſah ſich gezwungen, entweder ſeine Wechſel einzulöſen, oder ins Gefängniß zu wandern. Er ging zur Dame, und bat um die Erſtattung der geliehenen Summe: ſie aber leugnete, jemals was von ihm geliehen zu haben, beſchuldigte ihm ſo niederträchtig geweſen zu ſeyn, ſie mit einer gewiſſen Krankheit zu beſchenken, die man nicht gern nennt, behandelte ihn auf das verächtlichſte, und ließ ihn durch ihre Bedienten aus dem Hotel jagen. Der unglükliche D—* der die Symptomen der Krankheit, die ſie ihm vorwarf, die aber ihr eigenes Geſchenk war, ſchon lange ſelbſt gefühlt hatte, ohne ſich darüber zu beklagen, oder ſich nur überreden zu können, daß es möglich ſey, kehrte voll Verzweiflung zurük, ſeine Geliebte, ſeine Geſundheit und ſein Geld verlohren zu haben. Er gab ſeinen Schuldnern Anweiſungen auf ſeine Pächter und Güter, löſete ſeine Wechſel ein, und lief den andern Morgen zu einem vornehmen Herrn, mit welchem er in der engſten Freundſchaft lebte, um ihm ſein Abentheuer, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit zu vertrauen. „Iſt es nichts als dies? antwortete der vornehme Herr, als D—* mit ſeiner Beichte fertig war; Du kennſt unſre Damen noch nicht; deſto beſſer, daß Du durch Schaden klug wirſt; Du biſt reich, Du kannſt bezahlen. Aber was mir Leid thut, iſt, Dich krank zu wiſſen: Du mußt Dich kuriren laſſen, und ich will Dich einem Mann empfehlen, der Dir in kurzen wieder zu Deiner Geſundheit verhelfen [illegible]" Den andern Tag ſchickt er ihm ſeinen Wundarzt, der die Kur anfängt, verfehlt, aber behauptet ihn von Grundaus geheilt zu haben, und hundert Karolinen für ſeine Mühe verlängt. D—* beſchwert ſich gegen ſeinen Freund, der ihm anräth: „nicht ſo kleinſtädtiſch zu denken, und das Geld zu bezahlen, weil es einmal der feſtgeſezte Preiß ſey." D—* ſagt kein Wort weiter, und bezahlt, iſt aber ganz verwundert, daß in dieſem Lande der Gefälligkeit und Menſchlichkeit die Künſtler, die man am nötigſten braucht, das Recht haben, ihre Kunden nach Willkühr zu taxiren, ohne daß man mit Ehren über dieſe Drückungen Klage führen kann. Der vornehme Herr und Freund des D—* war ſchon ſeit langer Zeit in die Dame verliebt, die dem D—* ſo übel mitgeſpielt hatte; er ergreift dieſe Gelegenheit ſich bey ihr zu empfehlen, und erzählte ihr, unter dem Schein des lebhafteſten Antheils, und der unumſchränkteſten Ergebenheit alles haarklein wieder, was D—* ihm anvertraut hatte. Die Dame wurde wüthend, verfolgte den D—* wie ihren Todfeind, verband ſich mit dem vornehmen Herrn gegen ihn, brachte ihn um ſeinen Ruf, und ruhte nicht ehe, bis alle die Thüren der groſsen Häuſer, wo er zeither Zutritt gehabt hatte, für ihn verſchloſſen wurden.

D—* der ſich von ſeinem Erſtaunen über dieſe ſchändliche Verrätherey gar nicht erholen konnte, glaubte das Bild der Unſchuld und Gutthätigkeit, das ihm aus den Zeitungen und Journalen vorſchwebte, im Mittelſtande anzutreffen. Er faßte die feſte Entſchlieſsung, bloß mit Leuten aus dieſer Klaſſe umzugehn, und ließ ſich in dem Hauſe eines reichen Kaufmanns in der Straſſe St. Honoré, einführen. Er wurde mit der zuvorkommenden Höflichkeit, und der gröſsten Freundſchaft aufgenommen, und fand bey dem Kaufmann ein ſehr guteingerichtetes Haus, eine artige Frau, mit drey ſchönen Töchtern, und eine Societät, die aus einer zahlreichen Verwandſchaft und einigen Freunden beſtand; der Bruder war bey den Fermes angeſtellt, der Onkel Procurator bey dem Parlament, der Vetter ein Juwelirer, der Schwager ein Wundarzt; dazu kamen noch eine Menge Schwägerinnen, Tanten und Muhmen, unter denen ſich einige ſehr liebenswürdige Perſonen befanden. Die Sonn- und Feſt-Tage gab es ein gutes „Dinee“ und noch beſſeres „Soupee“, Spazierfahrten en Fiacre, auf den Boulevards, in den Elyſeiſchen Feldern, dem Hölzchen von Boulogne, und den angenehmſten Gegenden von Paris; von Zeit zu Zeit ſtellte man kleine Parthien in dies oder jenes Schauſpiel an, oder kleine artige Bälle auf dem Lande, und zur Karnavals-Zeit. D—* verliebte ſich in eine von dieſen bürgerlichen Damen, die ein Air von Naivetät und Gutmeynen hatte, und ihn wohl leiden konnte. Er führte einige Zeit in dieſer Geſellſchaft das behaglichſte und angenehmſte Leben, vergaß ſeine vorige Unglüksfälle, und zweifelte nicht, daß er in dieſer Klaſſe des Staats alle in den Zeitungen auspoſaunte Tugenden antreffen würde. Nach Verlauf einiger Zeit, fand er, daß ſeine Garderobbe einer

Erneuerung bedarf. Er wendete ſich alſo in dieſer Angelegenheit, und von Rechtswegen, an den Kaufmann, in deſſen Hauſe er ſein Leben zubrachte; nimmt bey ihm aus, was er braucht, und findet ſich, wie er ſeine Rechnung bekommt, um die Hälfte übertheuert. Er brauchte eine goldene Doſe, und adreſſirt ſich ganz natürlich an den Vetter-Juwelirer: dieſer hängt ihm, ihrer vertrauten Bekandſchaft zu Ehren, einen alten Kaſten für neu auf, und ſezt ihm die Faſon doppelt zu hoch an. Er bekommt einen Proceß, und glaubte nicht beſſer zu fahren, als ihn dem Onkel-Procurator zu übertragen; dieſer läßt ſich vom Gegentheil beſtechen, und macht, daß D—* ſeinen Proceß verliehrt, und noch dazu in die Unkoſten verdammt wird: der Gegenſtand des Proceſſes belief ſich nicht über 4000 Livres, und die Foderung des Procurators für ſeine, Bemühungen, betrugen deren 20000. D—* verlangte, daß ſie von Sachverſtändigen unterſucht werden möge, und dieſe ſezten ſie Vergleichsweiſe, auf 15000 Livres herab. Um eben die Zeit erfuhr D—*, daß ſeine Geliebte einen jungen Abbé zum Liebhaber habe, der dis Geld zu allen den überflüſſigen Ausgaben vorſchieſſe, die der Mann nicht bezahlen wolle. Alles dieſes machte dem D—* üble Laune. Sonderlich konnte er ſich nicht enthalten, ſie ſeinem Rival fühlen zu laſſen. Die Dame, die es bemerkte, ſah ſich genöthigt, um ein Aufſehen zu vermeiden, einen von den beyden Liebhabern der Abſchied zu geben, und entſchloß ſich den Abbé zu behalten. Den folgenden Sonntag ſtellte ſich D—* ſeiner Gewohnheit gemäß, zum Dinee ein, und fand die Thür verſchloſſen.

Auſſer ſich über dieſen neuen Streich, aber feſt überzeugt, daß die Zeitung und Journale nicht lügen, dachte er bey ſich ſelbſt: „Alle dieſe Schilderungen der Großmuth und Rechtſchaffenheit, deren Leſung mich ſo oft in Entzücken ſezten, müſſen doch wo exiſtiren! und gewiß bey dem gemeinen Mann! Hier wird noch die Einfalt und Reinigkeit der erſten Sitten der guten Pariſer wohnen, von Taumel der Gröſſe unverdorben, und vom Gift des Reichthums unangeſtekt!“ Indem er ſo, in Betrachtung vertieſt, ſeinen Weg fortſetzt, hob ein Kärrner, der vor ihm herging, ſeine Peitſche auf, und traf ihn ins Geſicht. “Sieh Dich doch vor, was Du thuſt!“ rief ihm D—* zu. Der Kärrner ſah ſich um und antwortete: “Du dummer Kerl, mein * * hat keine Augen!“ D—* über dieſe Grobheit aufgebracht, begegnet ihm mit Hitze, und der Kärrner verſezt ihm fünf bis ſechs Hiebe mit ſeiner Peitſche über das Geſicht. D—* zieht in der Wuth den Degen, und hat das Unglück, den Fuhrmann im Arm zu verwunden. Der Pöbel rottet ſich zuſammen, nimmt die Parthey des Verwundeten, und mishandelt den D—* auf das erbärmlichſte. Die Wache kommt; man ſezt ihn in einen Fiakre, und führt ihn zu einem Polizey-Commiſſarius, in Begleitung des Verwundeten, und einer Menge dieſer guten Pariſer, die ſämtlich bereit waren, das allerunbilligſte und parteyiſcheſte Zeugniß wider ihn abzulegen. Der Kärrner war ein Verwandter von der Köchin des Commiſſarius, der ſogleich ſeine und der Zeugen Ausſage zu Papier brachte, und bloß niederſchrieb, was zu Herrn D—* Nachtheil war; er ſprach von nichts geringern, als ihn nach dem Chatelet ins Gefängniß zu ſchicken, ließ ihn aber ins Ohr zu einem Vergleich rathen. D—* begrif, daß dieſes das klügſte ſey, was er thun könne, um ſich aus dieſem verwirrten Handel zu ziehen; willigte ein, und opferte eine zimliche Summe auf, um ſich dieſe guten Pariſer, den Kärrner, die Köchin, und den Commiſſarius vom Hals zu ſchaffen.

So viele gehäufte widrige Begebenheiten mußten ihm nothwendig einen Eckel vor der Welt einflöſſen, und er faßte den Entſchluß allein zu leben. Um ſich jedoch für den Verluſt ſeiner beyden Geliebten, der Dame von Stande, und der Verwandtin des Kaufmanns, zu tröſten, die ihm noch immer am Herzen lagen, nähm er ſich zur Haushälterin, ein junges, hübſches Landmädchen, das recht ſimpel, recht unſchuldig, recht gelehrig war, und bemühte ſich ihre Zuneigung und Vertrauen zu erwerben. „Wenn ich die Schulden bezahlet haben werde, ſagte er bey ſich ſelbſt, die ich für meine Ungetreue von Stande machen mußte, ſo werde ich doch immer ſo viel behalten, um als ein ehrlicher Mann, in philoſophiſcher Einſamkeit, glükliche und ruhige Tage verleben zu können.“ Er gukt zum Fenſter hinaus, und hört in der Gaſſe eine königliche Declaration ausrufen: er läßt ſie ſich bringen, und ſieht, daß die Bedürfniſſe des Staats Seine Majeſtät nöthigen, mit der Zahlung der Intreſſen der Anleihe auf Leibrenten inne zu halten, bey der er einen ſo beträchtlichen Theil ſeines Vermögens untergebracht hatte. So war auf einmal, der gröſte Theil ſeiner Einkünfte verſchwunden! Er beſeufzte viele Tage lang ſein trauriges Schikſal, und ſuchte ſich endlich, nach Art der Franzoſen, durch eine beißende Satyre am Finanzminiſter zu rächen.

D—* wurde ſein eingezogenes Leben gar bald überdrüſſig: er überlegte, daß ihm zu Paris noch eine Art Menſchen zu prüfen übrig bliebe, die Gelehrten. “Die Wiſſenſchaften, rief er aus, mildern die Sitten, und verſchönern den Karakter. Bey ihren Lieblingen werde ich endlich jene Menſchenfreundlichkeit und jenen Hang zur Gutthätigheit antreffen, denen ich ſo lange vergebens nachſtrebe.“ Er vertiefte ſich ganz in die Litteratur und den Umgang mit Gelehrten. Er fand alle dieſe Gelehrten und Schriftſteller in offenbahrer Fehde mit einander verwickelt, und ſah wie ſie ſich auf das hitzigſte verfolgten, und einander mündlich und ſchriftlich mishandelten. Er muthmaßte gleich, daß dieſe Leute nicht beſſer ſeyn würden als die andern, unterdeſſen wollte er ſie doch näher kennen lernen. Er machte genaue Bekanntſchaft mit einem von ihnen, und theilte ihm eine Sammlung von verſchiedenen flüchtigen Aufſätzen mit, die er bey verſchiedenen Gelegenheiten verfertigt hatte. Zwey Monate darauf, fand er ſeine Sammlung bey einem Buchhändler, unter dem Namen des Gelehrten gedrukt, dem er ſie anvertraute. Einem andern ſchönen Geiſt las er im Vertrauen eine Satyre auf einen vornehmen Mann vor. Der ſchöne Geiſt, welcher eine Penſion von dieſem Herrn genoſſen, hatte nichts eiligers zu thun, als D—* bey ſeinem Patron anzugeben, der ſogleich einen Captur-Befehl wider ihn auswürkte, und ihn einſperren ließ. „Ich ſehe wohl, rief D—* daß ich in dieſer Stadt Verzicht auf Wohlthätigkeit und Menſchenliebe thun muß, ſo ſehr ſie auch die Zeitungen und Journale auspoſaunen. Sobald ich wieder in Freyheit bin, will ich mich bloß, mit meiner guten und unſchuldigen Haushälterin, beſchäftigen. Dies arme Mädchen, das mir ſo herzlich ergeben iſt, ſoll mir durch ihre Naivetät und Tugenden, alle meine Widerwärtigkeiten vergeſſen machen!“ — Nach einigen Monaten endigte ſich ſeine Gefangenſchaft, und er eilte in ſeine Wohnung. Er fand ſeine Zimmer von einem andern Mithmann beſezt, und ſeine gute, unſchuldige Haushälterin verſchwunden. Sie hatte ſeine Meublen verkauft, ſein Geld und ſeine Koſtbarkeiten eingepakt, und war mit ſeinem treuen Bedienten in fremde Länder gegangen.

Niedergeſchlagen, und gezwungen zu borgen, um ſich zu helfen ſo gut als es gehn wollte, begab ſich D—* zu einem Finanzpächter, mit dem er eine ſehr enge Freundſchaft errichtet hatte; er bat ihn, ihm die Summe vorzuſchieſſen, deren er bedürftig war. Sein treuer Freund fiel ihm um den Hals, und rief: „Ich bin unglüklich, daß Sie mir die Bitte zu einer Zeit thun, wo ich von allem baaren Geld entblößt bin. Die engliſche Berline, die ich mir geſtern gekauft habe, koſtet ſechstauſend Livres; Mamſell N. von der Opér, hat mir eine Rechnung von 18000 Livres für Brillanten bey meinem Juwelirer gemacht, die ich ſogleich bezahlen mußte, wenn ich nicht mit ihr zerfallen wollte; und überdies hält man mich für reicher als ich bin. Ich ſchwere Ihnen, daß meine Einkünfte nicht höher als 80000 Livres belaufen, und daß ich alle Mühe von der Welt habe, mich ſo kümmerlich durchzuſchlagen; wie könnte ich alſo noch für meine Freunde zurüklegen? — Ich kann Ihnen kein Geld borgen, aber ich will Ihnen welches ſchaffen.“ — Er ſchikt ihn zu ſeinem Homme d'affaires, der ihm 40000 Livres an Waaren lieh, und dabey verſicherte, daß D—* an den Artikeln, die er ihm für baares Geld anrechnete, nicht über 5 oder 6 von 100, verlieren würde. Aber der Schlaukopf wußte alle Käufer zu entfernen, bis endlich D—* aus Noth und Verzweiflung, ſeine Waaren um ein Spottgeld losſchlug; hierauf handelte er ſie, heimlich, durch ſeine abgeſchikte Unterhändler, um das Viertel von dem Preiß an ſich, für die ſie D—* gegen Wechſel und auf viermonatliche Verfallzeit hatte von ihm annehmen müſſen, ſo daß D—* 40000 Livres ſchuldig wurde, ohne mehr denn 10000 empfangen zu haben. Er wendete unterdeſſen einen Theil von dieſer Summe an, ſich die unentbehrlichſten Nothwendigkeiten zu ſchaffen; legte das übrige zurük, um davon zu zehren, bis ſeine Sachen in Ordnung gebracht ſeyn würden, und beſchloß ſein Landhaus zu verkaufen, und einen Theil ſeiner Schulden davon zu bezahlen, weil er hofte noch immer bequem von dem Einkommen ſeines Guts leben zu können. Allein die Anweiſungen, die er auf die Leibrenten gegeben hatte, welche durch die Declaration des Königs aufgehoben worden, werden nicht mehr ausgezahlt; ſeine Wechſel für die Anleihe der 40000 Livres, zu der ihm ſein Herzensfreund behülflich geweſen war, ſind verfallen, und er findet ſich auſſer Stande ſie zu honoriren. Die Schuldner dringen auf ihn ein, und laſſen ſein Vermögen in Beſchlag nehmen. D—* geräth nun in die Hände der Anwälde der Gerechtigkeit, und nach funfzehn Jahren, unter Proceſſen und Chikanen verſeufzt, während deſſen der Unglükliche D—* ſich kümmerlich mit dem wenigen Gelde und Kredit behalf, der ihm übrig geblieben war, wurden ſeine, von den Sequeſtern ausgeſogene und ruinirte Güter, dem Meiſtbietenden zugeſchlagen, und was daraus gelöſet wurde, reichte kaum hin die Gerichtsunkoſten zu beſtreiten. Die Schuldenmaſſe blieb immer dieſelbe; D—* verlohr ſein Eigenthum, und die Schuldner ihre Befriedigung.

D—* hatte nun keinen Heller mehr in Vermögen; er ſuchte mit ſeinen Talenten zu wuchern, und hielt um ein Amt an, das ihm ſein Auskommen verſchaffen könne. Er übergiebt ein Memoire, verſäumt keine Audienz, wird zwey Jahr lang mit zweydeutigen Antworten aufgehalten, verthut ſein Bischen Geld, das er noch hat, mit hin- und herreiſen, und empfangt endlich eine brüske und kränkende abſchlägliche Antwort. Jemand räth ihm den Ausweg an, ein vielvermögendes Frauenzimmer für ſich zu intereſſiren; er verkauft alle ſeine Habſeeligkeiten, bringet eine Summe von 100 Louisd'or zuſammen, und giebt ſie dieſer Harpye, welche die Niederträchtigkeit begeht, das Geld zu behalten, und doch die Stelle an ſeinen Mitwerber zu vergeben, weil dieſer ihr funfzig Louisd'or mehr zollte.

Nun war der arme D—* auf das Aeuſſerſte gebracht. Er hatte weder Geld noch Geldeswerth noch Kredit mehr. Die häßliche Krankheit, die er von ſeiner erſten Liebſchaft bekommen, und die der Wundarzt für die hundert Louisd'or nur ſchlecht kurirt hatte, zeigt ſich von neuem, von fürchterlichen und tödlichen Zufällen begleitet; Elend und Gram machten, daß ſie noch ſchneller um ſich grif. D—* litte die heftigſten Schmerzen, und hatte weder zu beiſſen noch zu brechen. Er ſchikte eine gutherzige Frau, die aus Mitleiden dann und wann nach ihm ſah, zum Pfarrer ſeines Kirchſpiels, ihn um ſeinen Beyſtand anzuſprechen. Der Pfarrer ließ ſie verſchiedenemal wiederkommen, und gab ihr endlich einen kleinen Thaler, mit der ausdrüklichen Bedingung, ihn nicht weiter beſchwerlich zu fallen. „O Menſchlichkeit, o Mildthätigkeit! rief D—* wie er dürftige Allmoſen empfing, wo ſeyd ihr, wenn euch das verirrte Schaf nicht in dem Herzen ſeines Hirten findet!“ Der kleine Thaler war bald ausgegeben; der Garkoch, dem er dies Eſſen ſchon lange ſchuldig war, wollte keine Suppen mehr liefern; und der Herr von Hauſe, der ſein Zimmer leer haben wollte, für das er viele Monate keine Miethe empfangen, ließ ſeinen Miethmann ins Hoſpital ſchaffen.

Man lud den unglüklichen, und in Thränen zerflieſſenden D—* auf einen Brancard, der mit einem groben Tuch bedekt war, und trug ihn fort. Die Vorſtellung von ſeinem nahen Tod betrübte ihn; ſeine Leiden waren ſo manchfältig, daß er gar keine Rettung hoffen konnte; aber die Ausſicht, endlich in ſeinen lezten Augenblicken, die Güte und Milde zu finden, denen er ſo lange vergebens nachjagte, richtete ihn ein wenig auf. „Ja dachte er bey ſich ſelbſt, „hier werden ſie wohnen dieſe Tugenden, hier in dieſer „edlen Stiftung, dem verehrungswürdigen Denkmale der „Frömmigkeit des Heiligſten der Könige, und zu deren „Vervollkommung, ſo viele tugendhafte Bürger ſeit ſo „vielen Jahrhunderten beygetragen;“ — Er kam an, und man trug ihn in einen langen und ſtinckenden Saal, wo eine vergiftete und anſteckende Luft herrſchte, die hinreichend war, die gefährlichſten Krankheiten zu verurſachen. Man legt ihn, ſelbſt Vierter, in ein hartes, ſchmutziges, ekelhaftes Bette, neben einen Sterbenden. Einen Augenblik darauf fühlte er die Verzuckungen ſeines Nachbars, und den kalten Todesſchweiß, der von ſeinem Körper floß. Er ſah ihn ſterben, und erbebte. Ein Medicus kam, grief ihn brüske an den Puls, ohne ein Wort zu reden, verſchrieb etwas, und gieng weiter zu einem andern Bette. Ein Aufwärter des Spitals, der den andern Morgen die Arzeneyen austheilen ſollte, vergrief ſich, ließ den armen D—* einen Trank einnehmen; der ganz das Gegentheil war, und gab ihm ſo den Gnadenſtoß. Er ſtarb, und ſah zu ſpät ein, daß Menſchenfreundlichkeit und Gutthätigkeit zwar in den Munde vieler Menſchen, aber Härte und Egoismus noch in mehrerer Herzen ſind.

3.

Eckhof. *)

Der ſanfte und ländliche Charakter der Anlagen zu Eckhof kündigt ſich gleich auf der Hinterſeite des Wohngebäudes an. Ihre Fenſter öffnen ſich dem milden Lichte des Abends, und laſſen unter ſeinem Roſenſchimmer ſchöner den anmuthig verzierten Abhang ſehen, der hier zuerſt das Auge an ſich lockt. Dieſer Plaz, vormals ein rauher verſperrender Berg, iſt auf ſeiner obern Fläche, nahe am Hauſe, mit Raſenſtücken, Blumengruppen, und mancherley blühenden und duftenden Sträuchern geſchmükt; rings umher winden ſich Pfade in dieſem beblümten Bezirk umher; und auf dem Abhange nach Weſten kündigt ein kleiner junger Weinberg dem Freund der Trauben die Hofnung an, ſie hier einſt in der ſpätern Wärme eines ſchönen

---

*) Ein Park in dem adelichen Gute dieſes Namens, zwey Meilen von Kiel an der Oſtſee, dem königl. däniſchen geheimen Conferenzrath und Ritter, Grafen von Holk zugehörig.

Herbſttages zu finden. Auf beyden Seiten iſt dieſer Plaz von Gruppen hoher Eichen beſchützt, und vorne bricht in der freyen Oefnung eine trefliche Ausſicht hervor. Unten in der Tiefe grünet ein ſchmaler Strich der großen und maleriſchen Wieſe hervor, die eine vorzügliche Naturſchönheit neben den Spaziergängen zu Eckhof ausmacht; über dieſen Strich ſchwellt ein hügeligtes Gefilde empor, das wieder von einem andern abgezäunt iſt, das zur Rechten ſich höher erhebt, doch aus der jenſeitigen Landſchaft die in gerader Richtung in der Mitte eines waldigten Reviers aufſteigende Kirchthurmſpitze des Dorfes Däniſchhagen ſehen läßt. Die Heiterkeit der Wieſe im Vorgrunde, die hügeligte Weide, das Kornfeld, der waldigte Bezirk des Dorfs giebt ein vollkommenes Gemälde, mit der ganzen Harmonie der fortſchreitenden Farbenerhöhung. Die beyden Eichengruppen auf den Seiten dieſes Platzes ſind von verſchiedenem Charakter. Die zur Rechten iſt dicht und verſtattet keine Durchſicht; ein runder Siz unter ihrem Schatten giebt auf den Blumenplatz und über ihn hinweg einen anmuthigen Proſpect, beſonders nach einem kleinen Walde an dem jenſeitigen Rande der Wieſe. Die Gruppe zur Linken läßt zwiſchen den Oefnungen der Bäume das Auge auf die Wieſe und die blühende Landſchaft, worinn viel Waldſtücke liegen, hinaus irren; ein Weg leitet hier neben Bänken in einem blühenden Gebüſch von Roſen, Syringen, Jasmin, Geißblatt und andern Sträuchern zum Fuß des kleinen Weinberges hinab. Man erblikt bald zwiſchen den Bäumen den Kirchthurm, bald zur Rechten in einer freyen Lage eine Windmühle, bald in der Niedrigung die Wieſe.

Von dieſem Plaz hinter dem Wohngebäude laufen verſchiedene Pfade nach den nördlichen Anlagen. Man kommt zunächſt an eine kleine niedliche Scene, wo die noch zarte liebenswürdige Jugend unter ihren Blumen zu ſpielen pflegt; ein umſchloſſenes einſames Revier, eine Laube und einige Blumenſtücke, frey und ungekünſtelt gepflanzt, machen ihr Eigenthum, und, was es hier zugleich iſt, ihre Zufriedenheit aus. Der Weg windet ſich zur Rechten an den Abhängen einer buſchigten und mit hohen Bäumen bewachſenen Anhöhe; verſchiedene Pfade ſchlängeln ſich oben auf ihr neben manchen Schattenſitzen umher. Man hat auf dieſem Wege zur Linken immer die große Wieſe, welche die Natur zum ſchönſten Raſen bildete, der von der oberſten Nordſeite herab zwiſchen zwey kleinen ſchmalen Wäldern mit mannigfaltigen Krümmungen ſich fortſtrekt, darauf mehr frey gegen Weſten ſich wendet, zulezt nach Oſten ſich herumwindet, und das Ufer des Meers zur Gränze hat; eine herrliche, grüne Fläche, ausgedehnt und doch abwechſelnd in Umriß und Begränzung, und zuweilen im Herbſt von einer umherirrenden Milchheerde belebt. Dieſe Wieſe erfriſcht das Auge auf allen nördlichen Spaziergängen. Indem man neben ihr fortzuwandeln anfängt, hat man über ſie die Ausſicht auf die Felder und bald nachher auf den jenſeitigen Wald, der die Wieſe einfaßt. Ein aufgeworfener Damm, der in der Mitte eine Brücke hat, führt über ſie hin, und verbindet die Spaziergänge, die auf beiden Seiten ſich um ſie herumwinden. Bald darauf erſcheint ein anmuthiger Paraſolſitz in der Wieſe nahe am Wege; er iſt von einem Graben voll reinen fließenden Waſſers umgeben, über welchen eine Brücke führt; man hört hier einen kleinen Waſſerfall, der ſelbſt im Winter rauſcht, und ſieht die Karpen neben ihm in der hellen Fluth ſpielen. Nachdem das Auge ſich an der freyen ländlichen Ausſicht umher geweidet hat, wird es von dem Anblik des Borkhauſes gelokt, das gleich zur Rechten auf der abhängigen Höhe zwiſchen Bäumen und Gebüſchen halb verdekt ruhet. Es iſt ein ganz einfaches Waldgebäude, unten mit Bork ausgeſchlagen, von welcher Materie auch die Sitze ſind, vorne offen ohne Thüre, und mit einem Strohdach bedekt; ſeine

Hinterſeite lehnt ſich an die Anhöhe. Eine engliſche Inſchrift aus dem Young, die das Verdienſt der Einſamkeit empfiehlt, zeigt ſich über dem Eingang. Hohe, herrliche Bäume überſchatten dies verborgene Waldhaus; die Ausſicht ſchleicht zwiſchen ihnen durch, fällt tief unten in die Wieſe, erhebt ſich wieder zu ihrer waldigten Bekränzung, und ruhet auf dem Hügel, der hinter ihr aufſteigt.

Der unten ſich fortſchlängelnde Weg iſt mit allerley einheimiſchen Sträuchern beſlanzt, die an einigen Stellen neben der Wieſe fortlaufen, und ihren Anblik verſchließen; ein ſchattenreicher Gang, von lieblich überwölbenden Gebüſchen bedekt. Zur Rechten zeigen ſich bald darauf Fruchtbäume und Nußſträucher am Wege. Man gelangt zu Sophienbank, einem kleinen runden, nach der geliebten Gemahlin des Beſizers benannten Plaz, mit einem weißen Geländer umgeben, das inwendig von mancherley Arten von Roſen beſezt iſt, und einen Zirkelförmigen Raſenſiz hat, wovon man mit Vergnügen eine in der Mitte blühende Blumengruppe überſchaut. Von hier ſteigt die Anhöhe einen Pfad hinauf zu einem mit erhabenen Raſenſitzen umgebenden runden Plaz mit einem kleinen Kegelſpiel, nicht weit von dem Eiskeller. Von dieſem Plaz, wo ſich ein treflicher Proſpect nach dem Dorfe Däniſchhagen eröffnet, kommt man auf den obern Abhang zu einem angenehmen halbrunden Sitz unter dem Schatten der Bäume. Vorne hinab erſcheint eine offene Ausſicht auf die Wieſe hin, die ſich hier mit einer Wendung nach Norden hinaufzieht; ſie iſt in dieſer Gegend ringsumher mit Wald umgeben, deren Bäume hie und da ihre grüne Fläche mit ſanften Schatten beſtreuen, indeſſen daß andre Stellen im heitern Lichte ſchimmern. Bey dem Eingang in den Wald zur Rechten zeigt ſich in einer Oefnung zwiſchen den Bäumen auf einer Anhöhe ein türkiſches Zelt mit einer angenehmen Würkung. Es iſt von türkiſcher Leinwand weiß und grün geſtreift, und inwendig im Geſchmak der Nation, woher es kam, verziert. Denn es war einſt das Tafelzelt eines Großveziers. Es ward erobert, kam an den König von Dännemark, von dieſem wieder als ein Geſchenk an andre Beſitzer, und endlich hieher. Eine kleine Geſchichte, womit ſich der Spaziergänger unterhält. — Man läßt zur Rechten ein anderes Spiel zwiſchen aufgeworfenen Raſen unter beſchattenden Bäumen, und darüber hin den großen und reinlichen Küchengarten mit den angränzenden Treibereyen und feinen Fruchtbäumen liegen. Der waldigte Spaziergang führt hinaus nach einem anſehnlichen und offenen Obſtbaumgarten.

Man ſieht hier **Klopſtocks** Hayn vor ſich liegen, eine Scene, welche die Freundſchaft des Beſizers dem Dichter, der hier zuweilen die Natur in ihrer Feyer begrüßt, geheiligt hat. Ein Plaz mit einem aufgeworfenen Hügel iſt durch ein Gewäſſer von dem übrigen Erdreich abgeſondert; Eichen von mittlerm Alter, einſt in der Nachwelt noch höher und ehrwürdiger, jede jezt ſchon heilig, wie in den Hayen der Druiden, überdämmern ſeinen verſchloſſenen Bezirk; ſie rauſchen im Angeſichte des Meeres; das Meer rauſcht feyerlicher den Triumphton zurük; die Scene wird ihren erhabenen Eindruk vollenden, wenn einſt das Monument des Barden ſich in die ehrfurchtsvolle Düſterheit der Eichenſchatten erhebt. —

Das Waſſer, das den Hügel umgiebt, fließt nach einem nahen mit Obſtbäumen beſezten Fiſchteich ab; und von dieſem bildet ſich ein Waſſerfall, der ſich in ein angepflanztes Ellerngebüſch ſtürzt. Unter dieſem Geräuſch wandelt man, am obern Rande der Wieſe, auf einem kurzen Pfad zu einem Wald hinüber. Man ſieht bey dieſem Uebergang die Wieſe mit ihrer Wendung ſich vorwärts nach der Nordſeite zwiſchen der Umkränzung der Wälder hinaufziehen; zur Linken verbreitet ſie ſich in einer anſehnlichen Länge gegen Weſten hin, neben den Spaziergängen, die wir durchwanderten. Der Wald, in den wir jezt treten, beſteht aus Eichen und Buchen mit allerley Untergebüſch; ſeine Bäume ſind hoch und ſchattenreich; die windenden Pfade ſteigen und ſenken ſich; zur Linken reizen Durchſichten auf die Wieſe und auf den jenſeitigen Wald, der ſie bekränzt. Beyde Wälder, die ſie einfaſſen, ſtehen auf Abhängen, und dieſe Lage macht die Ausſichten mehr maleriſch. Man kommt auf einen freyen Plaz, und hat zur Rechten die Anhöhe mit dem türkiſchen Zelt. Die Waldgänge winden ſich weiter fort, und endlich läuft einer queer über dieſe Wieſe nach dem jenſeitigen Walde; zwey andre aber führen noch dieſſeits nach der Höhe.

Sie vereinigen ſich unerwartet in einem ſchmalen Pfad, der in ein faſt ganz verſchloſſenes Gebüſch fällt, und ſich durchdrängt. Auf einmal fällt auf einem geraden Gang, der auf der einen Seite mit Roſen und Blumen prangt, auf der andern von Diſteln ſtarrt und mit babyloniſchen Weiden trauert, eine alte ehrwürdige Eiche ins Auge. Sie iſt dieſſeits mit einem Waldaltar von Bork und einem Auftritt zu ihm umgeben; eine Inſchrift auf einer weißen befeſtigten Tafel ruft das Auge und erregt Erwartung. Man tritt näher und lieſt:

> Ein Becher der Freuden hat in der Rechten, der Linken
> Einen wüthenden Dolch die Einſamkeit, reicht dem Beglükten
> Ihren Becher, dem Leidenden reicht ſie den wütenden Dolch hin. *)

---

*) Aus der Meſſiade.

Reiche deinen Freudenbecher, holde Einſamkeit, jedem deiner Freunde, ſo oft er dieſe Scene betritt. Sie iſt im wahren Geſchmak angelegt. Die angezeigte Bepflanzung des Zuganges ſtimmt ganz der Inſchrift zu. Der Glükliche fühlt hier eine Einſamkeit, die nichts Schauderhaftes hat, die ihn bey der Entfernung der Geſellſchaft doch mit dem Anblick der ſchönen Natur und mit dem Genuß ſeiner ſelbſt unterhält. Die Ausſicht in die Ferne iſt durch das höhere Feld gehemmet; doch iſt das nahe umliegende Revier reizend. Man ſteht auf der Höhe. Die Wieſe, die in dieſer Gegend ihren Anfang nimmt, bildet, indem ſie ſich in der Niedrigung hinabwendet, einen heitern ſchmalen Strich. Im Vorgrunde ſteigen einige Eichen aus der Tiefe herauf, und zwiſchen ihnen eröfnen ſich anmuthige Durchſichten auf die hellere Fläche der breiter ſich hinziehenden Wieſe hinab. Indem man an der Eiche mit dem Altar hinabſteigt, bemerkt man auf der andern Seite unten am Fuß des Baums einen Einſiedlerſitz, von roher Baumrinde gebildet. Dieſe Stelle iſt ganz einſam und verſchloſſen. Sogar eine Windmühle, der einzige belebende Gegenſtand, verbirgt ſich hier hinter einer kleinen Gruppe von Bäumen. Man verläßt die tiefe Einſamkeit dieſes Sizes, und ſteigt wieder nach dem Gang hinauf, der zu der Eiche mit dem Altar führete. Man ergözt ſich hier noch einmal an dem Contraſt dunkler Waldſtücke mit den heitern Flächen der in der Tiefe ſchimmernden Wieſe; ſie wird bald von dem jenſeitigen Walde begränzt, der eine Krümmung macht; vorher erheben ſich ſeitwärts Hügel; große in die dämmernden Oefnung einfallende Lichter beleben das Ganze.

Wir kehren unter dem Schatten der Waldgänge zurük, bis dahin, wo queer über die Wieſe ein Pfad in die Spaziergänge des jenſeitigen Waldes leitet. Bey dieſem Uebergange entwickelt ſie zu beyden Seiten ihre ſchönen Flächen. Der Wald, in welchen wir treten, windet ſich ebenfalls ganz um ſie, als ein dünner Kranz herum. Er iſt noch ſchmaler als der erſte, an einigen Stellen meiſt offen. Zur Linken ſchimmert die Wieſe in der Tiefe. Oft laden Sitze am Fuße ſchattenvoller Bäume zur Ruhe. Der Weg läuft eine Zeitlang an dem obern Rande des Waldes auswärts weg, und hat zur Rechten ein ſanft aufſchwellendes Korngefilde. Er ſchlägt nachher wieder in den Schatten des Waldes ein.

Dieſe beyden Wälder begleiten immer die Wieſe in ihren Krümmungen und Ungleichheiten, und ſie, da ſie die einfallenden Lichter einlaſſen, voll Heiterkeit und Freude. Dieſen Charakter verſtärken das hellere Grün und die Wohlgerüche der Wieſe, die mancherley angepflanzten Gruppen einheimiſcher blühender und duftender Sträucher, beſonders des Geißblatts, und im Frühling die ſüßen Lieder, der vielen Nachtigallen, die dieſe weitläuftigen Spaziergänge durchtönen, und einen Ort zu verſchönern wetteifern, den der Geſchmak mit der Liebe zu bewohnen ſich vereinigt haben. Eine ſchöne Verbindung, von der Natur gelehrt, und daher faſt nur eine Fabel auf der glänzenden Bühne der Welt. Man ſieht indeſſen in dieſen ſtillen Waldgängen, bey dieſen friedfertigen Schattenſitzen, wie vertraut die ländliche Fröhlichkeit bey der Sitte des Hofes wohnen kann, und welch ein Gefühl von Glük offene gegenſeitige Zärtlichkeit, die ſich in den kleinen Pfändern der Liebe immer wieder begegnet, ungetrübte Heiterkeit der Seele und gaſtfreye Geſelligkeit rings um ſich her verbreiten.

Der Weg führt endlich nach manchen Krümmungen zu einem mit Linden umgebenen runden Plaz auf der Höhe an dem Ausgange dieſes Waldes. Man ſchaut über die Wieſe nach der jenſeitigen waldigten Anhöhe in der Nachbarſchaft des Wohngebäudes hinüber, deſſen

Dach maleriſch durch die Gipfel der Eichen hervorſchimmert. Das Waldhaus zeigt ſich weiter hin unter dem Schatten der Bäume halb verhüllt. Von dieſem Lindenplaz, der freyſtehende Gartenſtühle zum Ruhen anbietet, führt eine Treppe nach der Wieſe hinab. Man geht über ihren Damm, und gelangt wieder bey dem Wohnhauſe an.

Andere Spatziergange, anmuthig, wiewohl von einem verſchiedenen Charakter, ſchlängeln ſich durch die ſüdlichen Gegenden nach den öſtlichen hin. Gleich von der Südſeite des Wohngebäudes führt ein dreyfacher Lindengang dahin ab. Man kommt an einen ſchönen Hügel, an deſſen Fuß ſich eine Gruppe von Eichen erhebt; und wo ſich ſeine Höhe nach Süden ſenkt, erſcheint ein luſtiges Waldſtück. Man hat, indem man in dieſe Spatziergänge tritt, wieder zur Seite die Wieſe. Die ſchönen geraden Stämme der Eichen und Buchen vom mittlern Alter, der Abhang des Waldes, der ſich ſanft nach der Wieſe hinabſenkt, und die ſchlängelnden Wege, die oben und unten laufen; machen den Beſuch dieſer Gegend ſehr angenehm. Ein Pavillon, oben bedeckt, an den Seiten offen, und nur mit einem Geländer von Gitterwerk umgeben, zeigt ſich am Wege des Spatzierenden auf der Höhe. Er iſt mit Raſenſitzen und Blumen umkränzt. Zwey Terraſſen oder Abſätze, die von den umliegenden Waldbäumen eingefaßt ſind, erſcheinen an dem Abhang des Berges hinab. Der erſte iſt eine Raſenerhöhung im halben Zirkel, mit Bänken beſetzt und einem Blumenſtück in der Mitte. Auf dem zweyten mit Raſen bekleideten Abſatz erhebt ſich eine einzelne gerade hohe Eiche mit der Inſchrift:

O! wunderſchön iſt Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu ſeyn!
Drum will ich, bis ich Aſche werde,
Mich dieſer ſchönen Erde freun!

Man hat von dieſer Höhe die Ausſicht auf die Wieſe herab, über welche ein erhöheter Weg zu einem runden offenen Platz hinführt, demnächſt auf ein jenſeitiges Waldſtück, das ſie umkränzt, und links entfernter auf einen ſchönen Wald, der zu dem benachbarten Meyerhof **Uhlenhorſt** gehört.

Von dem Pavillon führt ein langer, ſehr anmuthiger, ſchattenreicher Weg, der wenig von der ſich herumwindenden Wieſe ſehen läßt, immer ſchlängelnd und auf und nieder ſteigend, neben manchen Ruheſitzen vorbey, zu einer Fiſcherhütte hinab, die nahe an dem Ufer eines kleinen Sees liegt. Sie ruht am Fuß einer hohen, ſtarken und bejahrten Buche. Eine Treppe führt zu ihr hinab. Sie iſt ganz einfach und ungekünſtelt erbauet, mit Schilf bedeckt und ringsumher verwahrt, inwendig mit grobem Segeltuch ausgeſchlagen, und verſehen mit einem dürftigen Lager, das mit Matten bedeckt iſt. Die mit dem Segeltuch ausgeſchlagenen Wände ſind mit Netzen und allerley einheimiſchen Fiſchen bemalt; der Still zeigt eine kunſtloſe Rohigkeit, die hier angemeſſen iſt; ein kleines Fenſterchen ſcheint nur angebracht, um einen weckenden Morgenſtrahl hereinſchleichen zu laſſen. Die ganze Geſtalt und Einrichtung der Hütte, die Fiſchergeräthe und Netze, die draußen aufgehängt ſind, ein armſeliges Kohlgärtchen, das nahe dabey liegt, alles kündigt die Lebensart und die Dürftigkeit des Bewohners an. Die ganze Nachahmung iſt in dieſer Scene ſo rein und ſo zutreffend in jedem Umſtand, daß man nichts vermißt, um die Wirklichkeit zu glauben, nach nichts weiter fragt, als wo der Fiſcher iſt.

Ein Sitz von Raſen unter einer hohen Buche giebt eine erweiterte Ausſicht über den Landſee, darauf über einen ſchmalen grünen Strich Land, demnächſt über eine Bucht des Meers, und über ſie hin in die Landſchaft **Probſtey** hinaus. Das Waldſtück, worinn wir bisher fortirreten,

ſchmüſchmälert ſich allmälig zu einem dünnern Gebüſch, zwiſchen welchem der Pfad läuft. Ein erhöheter Weg zwiſchen mancherley theils angepflanzten, theils wildwachſenden Sträuchern, führt darauf lange fort; man hat hier immer den offenen Anblik der Einfahrt in den Kieler Hafen, und der an den jenſeitigen Geſtade ſich verbreitenden fruchtbaren **Probſtey**. Zur Rechten erſcheint am Wege das Ende der Wieſe, die hier ganz frey und ohne andre Begränzung ſich bis an das ſeichte Ufer der Oſtſee verliert. Dieſer erhöheter Weg iſt eigentlich ein verſchönerter Feldweg; er hat auf beyden Seiten Gräben, aus welchen ſeine Erhöhung aufgeworfen ward, und ſie mit Pappeln, Ellern, Nußſträuchen und anderm Geſträuch beſezt; er iſt Zaun und zugleich Spaziergang. Dieſe Anlage empfiehlt ſich beſonders in ſumpfigten oder niedrigen feuchten Gegenden; man hat Trockenheit und Ueberſchattung des Weges mit erweiterter Ausſicht. Der Weg leitet weiter hin, nahe am Ufer des Meeres vorüber; die Klarheit des Waſſers macht einen angenehmen Contraſt gegen die Dämmerung der jenſeitigen waldigten Landſchaften. Ein gemeiner Feldweg windet ſich endlich queer über das Feld hinauf.

Man ſieht hier auf einer Anhöhe an einem Plaz, der die volle reiche Ausſicht über die Einbucht der Oſtſee in den Kieler Hafen und nach dem holſteiniſchen Kanal eröfnet, **Bernſtorfes** Monument ſich erheben. Eine Pyramide, auswendig mit einem weißlichen Anwurf, öfnet ihren Eingang nach der Meerſeite. Bey dem Eintrit erblikt man das gemalte Bildniß des unvergeßlichen Staatsminiſters, das in einer reich vergoldeten Einfaſſung, auf einem mit Blumen und Laubwerk verzierten weißen Fußgeſtelle, ſteht. In der Mitte des Fußgeſtelles lieſet man auf einer Tafel mit goldenen Buchſtaben dieſe Inſchrift.

Bernſtorff
entwarf, leitete, und brachte eine Unternehmung zu Stande,
durch den Tod abgerufen, nur nicht zu Ende, die auch
den Erfolg hatte, daß wir dem Schiffer dieſen
kürzern und ſichern Weg in beyde
Mere eröffnen konnten.

Wer hier der Wegfahrenden oder Ankommenden Flagge
wehen, und Segel ſchwellen ſieht, der erinnere
ſich des Grundlegers mit einer guten
Thräne, daß Ihm dieſer Anblick
nicht ward.

Klopſtock.

Ein kurzer mit Ellern beflanzter erhöheter Weg leitet bald darauf in einen Wald, der voll von erhabnen Eichen iſt. Beym Eingange ſieht man einen Pfad zur Linken gerade nach Julianenruh eilen; ein andrer irret zur Rechten umher, über einen ſchönen Raſenplatz, deſſen Mitte eine alte, überaus ehrwürdige Eiche ziert, und breitet ſich in mehrere Gänge aus, wovon einer neben einem Fortunaſpiel und einem anmuthigen runden Siz vorbeygeht. Am Ausgang des Waldes ſieht man Julianenruh, ein dem Namen der Gräſin geweihetes Gebäude, auf einer kleinen Erhöhung liegen. Zur Rechten ziehen ſich die äußerſten Bäume des Eichenwaldes dahin; zur Linken erhebt ſich ein Buchenwald, ſeiner natürlichen Schönheit überlaſſen; beyde Wälder, die ſo nahe zuſammentreten, verbreiten eine gewiſſe Empfindung von Ruhe über die Seele. Der Buchenwald, deſſen vordere Bäume mit tief herabhangenden Zweigen einen maleriſchen Anblik bilden, zieht ſich faſt ganz um die Hinterſerſeite des Gebäudes herum. Gerade vor dem Hauſe zwiſchen den Wäldern liegt ein ſehr ausgebreiteter runder Vorplatz, der mit mancherley ſchönen blühenden und wohlriechenden Sträuchern beflanzt iſt; ſie ſind niedrig, um die Ausſicht über einen kleinen Theil der Landgegend bis in das offene freye Meer zu verſtatten. Das Gebäude ſelbſt beſteht, außer einer auf der Hinterſeite verſtekten Küche, in einem heitern und fein ausgeſchmükten Kabinet. Gleich beym Eintritt ſieht man in einem Spiegel den ſanften Wiederſchein der vorliegenden Landſchaften ſich malen. Aus dem Fenſter zur Rechten erblikt man die mit einzelnen Bäumen ſchattirte Landgegend, bis an die hellſchimmernde Einfahrt in unſern großen reizenden Hafen; die Ausſicht zur Linken iſt eingeſchränkt, indem das Auge gleich auf den nahen Laubdecken der Buchen ruht. Gerade aus aber reizt der erhabene Proſpect auf das Meer, das hier ohne ſichtbare Begränzung wallet. Eine der herrlichſten Scenen, vornehmlich aus der Ruhe der Wälder betrachtet! Bald ſpielt ſeine ebene Fläche in Millionen tanzender Lichtfunken dahin; bald ſtrömen ſeine in ein dunkleres Blau gefärbten Wogen mit regelmäßigem Steigen und Fallen fort; bald toben ſie unter der Gewalt des Sturms aufbrauſend, ſich ſchlagend, ſich thürmend und niederſtürzend, eine fürchterliche Wildniß von ſchäumenden Höhen und Abgründen; bald verbreitet ſich hier in der Stille des Abends ein grenzenloſer Spiegel, worin der Mond mit feyerlicher Ruhe ſein Bild verweilen läßt, und alle ihn umſchwebende Gewölke ſtolz ſcheinen, ſich neben ihm mit ihrem mannigfaltig gebrochenen Lichte glänzen zu ſehen. Aber, außer dieſen prächtigen Scenen, wird der Geiſt, durch Erinnerung der Geſchichte, auf ganz andere geleitet. Eben dieſe Gegend des Meeres war es, die ſich im Anfang dieſes Jahrhunderts von dem Blute nordiſcher Seehelden röthete. *) Doch

das

---

*) In der Seeſchlacht den 24ſten April 1715. Der däniſche Vicead-

miral

das Andenken dieſes ſchrecklichen Schauſpiels fliehe mit den Wellen dahin. Wie weit glücklicher ſind unſere Tage! Mit einem Bündniſſe des Blutes und der Freundſchaft umarmen ſich nun die Mächte in **Norden**; ſie gebieten mit ihren bewafneten Schiffen auszuſegeln, um den Handel ihrer friedfertigen Völker und die Freyheit des Meeres zu ſchützen. Indeſſen daß jetzt ſo viele Nationen von der Wuth des Krieges gegen einander empört ſind, bewohnt **Dännemarks** vieljähriger Vertraute, der Friede, noch immer dieſe ruhigen Wälder, und erhöhet für uns die Wonne des Landlebens.

Mit dieſen Betrachtungen verlaſſen wir **Julianenruh**, um nach dem Wohngebäude zurückzukehren. Auf unſerm Wege finden wir noch die **Rauberinſel**, einen bebüſchten Hügel, der vormals wegen ſeiner Höhe die Warte berüchtigter Seeräuber war. Jetzt iſt er ein Ort, den hundert melodiſche Lieder zärtlicher Waldſänger füllen, und die Liebe gerne in der Stunde ihrer ſüßen Melancholie beſucht. So haben die Sitten der Zeit ſelbſt die Naturplätze verändert. Auf den Hügel, den ein tiefer Waſſergraben umſchließt, windet ſich in der runde ein Pfad hinauf. Alles iſt buſchigt, verſchloſſen, einſam; auſſer jenen Bäumen ſind es lauter Sträucher, die hier gedrängt in einander wildern; daher die enge Verſperrung. Oben winkt eine Laube

---

miral Gabel holte mit acht Linienſchiffen und zwey Fregatten den ſchwediſchen Schoutbynacht Grafen Wachtmeiſter, der eine Eſcadre von ſechs Linienſchiffen und zwey Fregatten commandirte, im Fehmerſunde ein, und erhielt einen vollkommenen Sieg über ihn, indem ein Schif verbrannt und alle übrige erobert wurden. Die ganze Beſatzung der Schiffe, auf 2000 Mann ſtark, und ſelbſt der Graf Wachtmeiſter wurden hier bey Bülker Höft auf den Strand geſetzt und zu Gefangenen gemacht. Die Schweden, wovon ſehr viele getödtet wurden, leiſteten eine tapfere Gegenwehr, und die Schlacht dauerte ſieben Stunden.

Laube in angenehmer Wildniß, faſt allein von der Hand der Natur geflochten; eine einzige Ausſicht eröffnet ſich aus dem Gipfel der Gebüſche nach der Einbucht des Meeres in den Kieler Hafen, um das Auge wieder durch den Anblik der hin und her flatternden Segel zu erfriſchen. — Von dieſem Plaz führt ein erhöheter und mit italieniſchen Pappeln beſezter Feldweg nach dem Wohngebäude.

V.

Naturgeſchichte.

Experimente und Beobachtungen über die thieriſche Wärme, und die Entzündung brennbarer Korper. Ein Verſuch, dieſe Phönomene in ein allgemeines Geſetz der Natur zu verwandlen.

Wenn ein gleiches Maaß von einerley Flüſſigen, jedoch von verſchiedener Temperatur vermiſchet wird, ſo iſt die Temperatur der Vermiſchung die Hälfte von dem Uebermaaß des Heiſſern über das Kältere. — Zum Beyſpiel ein Nöſel kochendes Waſſer von 212 Grad, vermiſchet mit einem Nöſel des nehmlichen Flüſſigen, von 32 Gr. ſo iſt die Temperatur der Vermiſchung 122, da das heiſſe Waſſer um 90 Grad erkaltet, und das kalte um 90 Grad heiſſer worden iſt.

Macht man aber dieſen Verſuch mit Waſſer und Merkurius unter gleichen Umſtänden, ſo iſt das Reſultat verſchieden. Denn gleiche Theile Waſſer und Merkurius genommen und dem Waſſer mehrere Hitze, als dem Merkurius gegeben, ſo wird die Vermiſchung ganz gewiß heiſſer, als das halbe Uebermaaß der Hitze des Waſſers über den Merkurius ſeyn. Iſt aber auf der andern Seite der Merkurius heiſſer als das Waſſer, ſo wird allezeit die Temperatur der Miſchung weniger betragen, als die Hälfte des Uebermaaßes, das der Merkurius über die Hitze des Waſſers hatte. Ueberhaupt wann gleiche Theile Waſſer und Merkurius von verſchiedener Temperatur, zuſammen gemiſchet werden, ſo wird die Veränderung, die ſich an der Temperatur des Merkurius äuſſert, gegen die vom Waſſer in einem Verhältniß von 3 zu 2 ſtehen.

In dieſem Verſuch mit Queckſilber und Waſſer, theilt ein Flüſſiges dem andern eine Menge Hitze mit: das eine bekömmt das, was das andere verlieret. Die Veränderungen in ihren Temperaturen ſind aber nicht einerley. Die nehmliche Hitze, die, wenn ſie dem Waſſer mitgetheilt wird, eine Veränderung wie zwey verurſacht, wird, dem Merkurius gegeben, eine Veränderung wie 3 hervorbringen. Hieraus ſieht man, daß bey heterogenen Körpern kein Schluß auf die Hitze, die ihn genommen oder gegeben wird, von denen Veränderungen zu machen iſt, die ſich in ihren Temperaturen ereignen, ſo wie bey dem Thermometer geſchiehet.

Es läßt ſich daher weiter ſchlieſſen; da die nehmliche Menge Hitze eine ungleiche Veränderung in der Temperatur verſchiedener Körper hervorbringt, ſo folgt, daß zwey Körper, welche einerley Temperatur haben, eine ungleiche Quantität abſoluter Hitze (abſolute heat) beſitzen können.

Daher enthält das Waſſer mehr Hitze, als der Merkurius, wenn beyde von einerley Temperatur ſind. Man ſetze voraus, daß ein Nöſel Waſſer und eben ſo viel Merkurius, beyde ihrer Hitze gänzlich beraubet ſind; da nun die nehmliche Quantität Hitze, wenn ſie dem Waſſer mitgetheilet wird, eine Veränderung der Temperatur hervorbringt, wie zweye, hingegen dem Merkurius gegeben eine Veränderung in der Temperatur, verurſacht wie dreye; ſo folgt, daß um eine gleiche Veränderung, in der Temperatur des Merkurius und Waſſers hervorzubringen wie ihnen die Hitze in Verhältniß wie zweye zu dreyen geben müſſen. Sind ſie nun ihrer Hitze gänzlich beraubt, ſo müſſen wir ihnen, um ſie zu derſelben Temperatur zu bringen, eine Quantität Hitze in dem Verhältniß dieſer zwey Nummern mittheilen. Hieraus iſt zu ſchließen, daß, wenn ein Nöſel Merkurius, und ein gleicher Theil Waſſer von einer Temperatur ſind, die Quantität der Hitze des Waſſers, gegen die Quantität der Hitze des Merkurius in dem Verhältniſſe wie 1 zu 2 ſtehet. Man muß bemerken, daß bey dieſen Schlüſſen vorausgeſezt wird, daß das Waſſer und der Merkurius immer ihre flüſſige Form behalten, wenn ſie auch ihrer Hitze völlig beraubet würden.

Um allen Zweydeutigkeiten vorzubeugen, iſt eine Diſtinktion zwiſchen der abſoluten Hitze abſolute heat und der ſenſiblen Hitze (Senſible heat) eines Körpers zu machen. Durch die abſolute Hitze wird die Quantität der Hitze (oder des Feuers, wie ſich einige Philoſophen ausdrücken) verſtanden, die in einem Körper enthalten iſt. Durch die ſenſible Hitze, derjenige Theil der abſoluten Hitze, welche die Ausdehnung des Merkurius in dem Thermometer bewürkt, und von welchen man gefunden hat, daß er theils von der Quantität der abſoluten Hitze, und theils von der Natur des Körpers abhangt, in welchem dieſe Hitze enthalten iſt.

Die Folgerungen, die man hieraus ableitet und welche die Hitze überhaupt angehen, möchten in folgenden Sätzen enthalten ſeyn.

1. Heterogene Subſtanzen können, ob ſie gleich von einerley Temperatur ſind, eine ungleiche Quantität abſoluter Hitze enthalten.

2. Es ſind daher gewiſſe Verſchiedenheiten in der Natur der Körper, nach welchen der eine mehr Fähigkeit als der andere hat, Hitze anzunehmen und zu enthalten.

3. Die komparative Quantität der abſoluten Hitze in denen Körpern bleibt immer wechſelsweiſe im Verhältniſſe mit den Veränderungen, die in ihrer ſenſiblen Hitze hervorgebracht wird, wenn ſie von verſchiedener Temperatur ſind und vermiſchet werden. Doch muß man anmerken, daß dieſe Regel nicht auf die Subſtanzen anzuwenden ſind, welche bey der Miſchung einer ſenſiblen Hitze oder Kälte durch chymiſche Aktion (chymical Action) verurſachen.

Es iſt ſchon bemerkt worden, daß die Körper untereinander durch die Fähigkeit, Hitze einzuziehen und zu halten, verſchieden ſind. Durch eine Menge Verſuche beſtärkt ſich, daß die Fähigkeit eines Körpers Hitze zu enthalten durch den Zuſaz des Phlogiſton geſchwächt, und durch Trennung von dieſem Urweſen (Principle) vermehret wird. Daher enthalten Metalle weniger abſolute Hitze als ihre Kalche (Calus) und Schwefel weniger als die Vitriol-Säure.

Der Kalch des Antimony enthält zum Beyſpiel dreymal mehr abſolute Hitze als der Tegulos: hieraus folgt daß wenn zu einem Körper Phlogiſton gethan wird, demſelben ein Theil ſeiner abſoluten Hitze entgehet, und wenn ſolches hinwiederum von ihm getrennt wird, er einen gleichen Theil Hitze wiederum einnimmt.

Man kann hieraus den Schluß machen, daß Hitze und Phlogiſton, ſo genau ſie auch nach der Meynung einiger Philoſophen verbunden ſeyn ſollen, in gewiſſem Maaſſe einander entgegen geſezt wirken. — Bey der Wirkung der Hitze auf Körper wird die Kraft derſelben Phlogiſton einzuziehen vermindert, und durch die Wirkung des Phlogiſton auf dieſelben, ein Theil ihrer abſoluten Hitze ausgetrieben.

Dr. Prieſtley hat ſchon gezeiget, daß durch die Reſpiration des Phlogiſton von Blute getrennt, und mit der Luft vereint wird. Wenn es alſo ein allgemeiner Satz iſt, daß die Trennung vom Phlogiſton, die Fähigkeit der Körper, Hitze zu enthalten vermehrt, und daß der Zuſatz deſſelben die entgegengeſezte Wirkung thut; ſo folgt, daß bey die Reſpiration eine Menge Hitze der Luft entgehen muß, da ſich dieſelbe mit dem Phlogiſton vereiniget, unterdeſſen die Trennung des Phlogiſton vom Blute zu der nehmlichen Zeit ſeine Fähigkeit Hitze zu enthalten vermehrt, und es geſchikt macht, den Theil Hitze, welche die Luft weggiebt, einzuſchlucken.

Dieſer Schluß ſtimmt völlig mit den Verſuchen (des Hrn. Crawfords) überein, nach welchen ſich ausweiſet, daß atmoſpheriſche Luft eine gröſſere Quantiät abſoluter Hitze enthält, als die Luft, welche aus den Laugen der Thiere kommt; beſonders daß die fixe Luft, welche ausgeathmet wird, blos den 67. Theil der Hitze enthält, welche die atmoſpheriſche Luft hatte, ehe ſie eingeathmet wurde.

Aus den Verſuchen des Dr. Prieſtley erhellet daß das Blut der Arterien, (arterial blood) eine ſtarke anziehende Kraft für das Phlogiſton hat. Während der Zirkulation wird das Blut, welches durch die Reſpiration ſein Phlogiſton verlohren hatte, daſſelbe von denen Theilen wieder einziehen, die es mit der geringſten Kraft zurükhalten, das iſt von den faulenden Theilen (putreſcent parts) des Syſtemes. Daher kömmt es, daß das Blut der Venen (the venons blood) wenn es in die Lungen zurüktritt ſtark mit Phlogiſton geſchwängert iſt. In dem Verhältniſſe, wie das Blut bey ſeiner Zirkulation mit Phlogiſton vereiniget wird, ſo wird es auch ſtufenweiſe die Hitze, die es in den Lungen bekommen hat, von ſich geben, und über den ganzen Körper ausbreiten.

Mr. Crawford hat ſich bemühet, dieſe Theorie durch Verſuche zu beſtärken, die dahin abzwekten, die abſolute Hitze des Blutes zu beſtimmen, welches aus der Lunge in das Herz durch die (pulmonary vein) und desjenigen, welches aus dem Herz in die Lunge durch die (pulmonary Artery) gehet. In der vierten Section wird eine ſehr ſinnreiche Anwendung dieſer Grundſätze gemacht, um die merkwürdigſten Begebenheiten zu erklären, die Beziehung auf die thieriſch Wärme haben.

Es iſt nicht unnöthig, daß der Unterſchied zwiſchen der Theorie unſers Autors und derjenigen, die der D. Leslie kürzlich bekannt gemacht hat, angemerkt wird *). Nach dem Herrn Leslie wird die thieriſche Wärme durch das Phlogiſton, welches während der Zirkulation von dem Blute gehet, hervorgebracht; Nach den D. Crawford, wird ſie durch die Hitze verurſacht, welche das Blut von ſich giebt, ſo wie es ſtufenweiſe mit Phlogiſton geſchwängert wird. Es ſcheint, der erſtere nimmt an, daß Hitze und Phlogiſton mit einander verbunden ſind; der leztere hingegen beobachtet, daß ſie in gewiſſer Maaſſe einander entgegengeſezt wirken. Es möchte aber mit aller Achtung für D. Leslies Hypotheſe bemerkt werden, daß ſie mit den Verſuchen des D. Prieſtley nicht beſtehen kann, nach welchen erhellet, daß das Blut der Arterien eine ſo ſtarke Attraction für das Phlogiſton hat, daß es fähig iſt, ſolches von fixer und phlogiſtiſcher Luft zu trennen. Wie kann man nun das Ausgehen (Evolution) des Phlogiſton von dem Blute während der Zirkulation glauben.

Die Theorie unſers Autors in Anſehung der Entzündung brennbarer Körper iſt auf die nehmlichen Grundſätze

ge-

---

*) Review vom lezten May p. 385.

gebauet, wie ſeine Lehre von der thieriſchen Wärme. Nach ſeiner Meynung wird die Hitze, welche durch das Verbrennen verurſacht wird, von der Luft und nicht von den entzündbaren Körpern hergeleitet. Um ſeine Meynung zu unterſtützen ſchließt er ſo: „Entzündbare Körper ſind voll Phlogiſton, und enthalten wenig abſolute Hitze. Atmoſphäriſche Luft hat hingegen eben ſoviel abſolute Hitze als ſie wenig Phlogiſton enthält. In dem Prozeß der Entzündung wird das Phlogiſton von den entzündbaren Körpern getrennt, und mit der Luft vereiniget. Die Luft iſt nun in fixe und phlogiſtiſche verwandelt, und giebt zu gleicher Zeit einen großen Theil ihrer abſoluten Hitze von ſich, die in Flammen ausſchlägt, wenn ſie geſchwinde ausgepreſſet wird, und einen großen Grad ſenſibler Hitze hervorbringt. Man hat durch Ausrechnung gefunden, daß die Hitze, welche bey der Veränderung atmoſphäriſcher in fixe Luft hervorgebracht wird, ſo groß iſt, daß ſie, wenn ſie nicht verſtreuet würde, hinlänglich wäre, die auf dieſe Art veränderte Luft zu einer mehr als zwölfmal gröſſeren Hitze zu bringen als glühendes Eiſen hat. Es weiſet ſich alſo aus, daß bey der Entzündung ein groſſer Theil Hitze aus der Luft geleitet wird.

Im Gegentheil iſt es offenbar, daß nicht die geringſte Hitze von den brennbaren Körpern hergeleitet werden kann; denn der brennbare Körper wird während der Entzündung ſeines Phlogiſtons beraubet, und leidet eine Veränderung, der gleich die bey dem Blute durch das Athmen verurſachet wird. Es wird dadurch eben ſowohl ſeine Fähigkeit, Hitze zu enthalten vermehrt, und er wird eben ſo wenig ein Theil ſeiner abſoluten Hitze von ſich geben, ſondern vielmehr wie das Blut in ſeinem Durchgang durch die Lunge, immer mehr und mehr einziehen. Man weiß zum Beyſpiel daß der Eiſenkalch (Calx of Iron) mehr als zweymal ſo viel abſoluter Hitze enthält, als das Eiſen ſelbſt, in ſeiner metalliſchen Geſtalt. Es folgt daraus, daß während der Entzündung der erſten eine Menge abſoluter Hitze einziehen muß, die ſeinem Ubermaaß über die Hitze des leztern verhältnißmäſig iſt. Woher ſoll er nun dieſe Hitze bekommen? von dem Eiſen iſt es nicht möglich. Denn die Hitze in dem Kalch iſt mehr als zweymal ſo groß, als die Hitze die in dem Eiſen vor der Kalcination enthalten war. Durch das Verbrennen des Eiſens aber, wird das Phlogiſton von dem Metalle getrennt, und mit der Luft vereiniget; und es iſt ſchon bewieſen, daß durch die Verbindung des Phlogiſton mit der Luft eine groſſe Hitze verurſachet wird. Daher wird es gewiß, daß bey der Entzündung des Eiſens die atmoſphäriſche Luft aufgelöſet und ein groſſer Theil ihrer abſoluten Hitze von ihr geſchieden wird, einen Theil davon wird von dem Kalch eingezogen, und das übrige erſcheinet in Geſtalt der Flammen, oder verändert ſich in bewegliche und ſenſible Hitze [moving and Senſible heat]. Man kann daher ſchließen, daß die ſenſible Hitze die bey dem Verbrennen erregt wird, von der Trennung der abſoluten Hitze aus der Luft, durch die Würkung des Phlogiſton abhängt.

VI.

Anekdoten.

(Aus den Papieren des Dúclos, des Sekretairs der Akademie Francoiſe zu Paris, und Hiſtoriographen von Frankreich.)

Eine Anekdote vom Orden des heil. Geiſtes. Heinrich III. der ihn ſtiftete, gab öffentlich, zum Bewegungsgungsgrund, die Vertheidigung des katholiſchen Glaubens an, die durch die Verbindung derer Herren, welche dieſen Orden annehmen würden, bewerkſtelligt werden ſollte. Insgemein aber war es ein Opfer, das er ſeiner Schweſter **Margaretha von Valois** brachte, die er mehr als brüderlich liebte. Die Taube, oder der heilige Geiſt, iſt das Sinnbild der Liebe; die Zierathen des Halsbandes waren die Monogrammen von **Margaretha** und **Heinrich**, die durch ein andres ſymboliſches Monogramm getrennt wurden, das aus einen φ phi und einen δ delta beſtand, die zuſammen verſchlungen waren, und das italieniſche Wort Fidelta, oder Fedelta, **Treue**, bedeuten; **Heinrich** IV. der um dieſes Geheimniß wußte, veränderte durch einen Schluß des Ordens Kapitels von 7. Jänner 1597, die Sinnbilder, und erſezte das φ und das Monogramm der **Margaretha**, durch zwey Trophäen.

Als man **Ludwig XIV** den Betrag der Summen überreichte, die auf das Schloß und die Gärten von Verſailles verwendet worden waren, warf er ſie, nachdem er die Hauptſumme des Ganzen angeſehen, ins Feuer. Der Bley-Artikel allein, für das Schloß und die Waſſerleitungen, betrugen zwey und dreyßig Millionen.

La Enſenada war von dunkler Abkunft, und Buchhalter bey einem Bankier zu Kadix. Aber er beſaß Talente, die weit über ſeinen Stand erhaben waren, und ihn bald bekannt machten. Er ſtieg Stufenweiſe, wurde Intendant der Armee, und kam endlich ins Miniſterium, wo er mit alle dem Glanz eines Mannes erſchien, der ſich ſelbſt geſchaffen hat. Der König gab ihm den Titel eines Markis, und der Name den er annahm [La Enſenada, in ſich nichts] beweißt, wie wenig er der Eitelkeit frohnte, oder, wie ſehr ſein Ehrgeiz nicht von gemeinem Schlag war.

Sein wahrer Name war, **Zeno Somo de Silva.** Einige Spanier haben ſich ſo Namen, zum Gedächtniß der Begebenheiten gegeben, auf die ſie ſtolz thaten. Der Biscajer **Orendayn**, hieß ſich **de las Pas**, weil er den Frieden zwiſchen dem Kayſer und Spanien 1725 unterzeichnet hatte, und **Transport Real**, weil er den Infanten nach Italien führte. **Navarro**, ließ ſich nach der Seeſchlacht bey **Toulon**, 1744, **Victoria** nennen, ohngeachtet er die ganze Zeit unten im Schif geſteckt hatte, während daß **Decourt** ſich herumſchlug. **La Enſenada** und der Sänger **Farinelli** hatten ſich ſchon zu einer Zeit gekannt, wo ihre Bekanntſchaft keinen von beyden viel half. Als ſie ſich am Hof, der eine als Miniſter, der andre als Günſtling, wiederfanden, ſo ſezten ſie ihre alte Freundſchaft fort. **Farinelli** zeigte ſich herzhaft als **la Enſenada's** Freund, als dieſer in Ungnade fiel. Er ließ ſeine Empfindlichkeit der Königin fühlen, weil ſie ſich nicht dagegen geſezt habe, verlangte ſeinen Abſchied, und dieſe Prinzeſſin mußte zu den demüthigſten Entſchuldigungen ihre Zuflucht nehmen, um ihn wieder zu beſänftigen.

Als **Courois** einsmal ſehr hart von **Ludwig XIV.** wegen des Fenſters eines Gebäudes angelaſſen worden war, das er für den König bauen ließ, ſo kam er wüthend nach Hauſe, und rief in Gegenwart des **Tilladet St. Pouange** und **Villacerf.** „Wenn ich dieſem Manne, der wegen ſolcher Kleinigkeiten in Hitze gerathen kann, nichts zu thun gebe, ſo bin ich verloren! Nur Krieg kann ihn von ſeinen Bauſachen wegbringen, und beym T—, er ſoll welchen haben!“ — In der That wurde kurz darauf halb Europa in Feuer und Flammen geſezt, weil ein Fenſter zu ſchmal oder zu breit geweſen war.

Prinz Eugen ließ nach der Schlacht bey Hochſtedt alle gefangene franzöſiſche Officiere zu einer Oper einladen, in welcher, ſtatt der Vorſtellung, fünf Prologe des Quinault, zu Ehren Ludwigs XIV abgeſungen wurden. „Sie ſehen, meine Herren, ſagte der Prinz, daß ich gern Ihren Herrn loben höre!“

Die Aebtißin von Maubuiſſon, Tochter Friedrichs V. Churfürſten von der Pfalz, und einer Tochter Jacob I. Königs von England, bat die Frau von Chaulnes, Aebtißin von Poiſſy, bey der Einſeegnung einer Aebtißin gegenwärtig zu ſeyn, die zu Maubuiſſon geſchehen ſollte. Dieſe gab zur Antwort, daß ſie nicht dabey erſcheinen würde, wenn die Aebtißin von Maubiſſon nicht verſpräche, ihr die Hand zu laſſen. „Sagen Sie der Frau von Poiſſy, antwortete die edle Aebtißin dem Ueberbringer, daß ſie deswegen außer Sorgen ſeyn ſoll. Seitdem ich Nonne bin, unterſchied ich bloß meine rechte Hand von der linken, um das Zeichen des heiligen Creuzes zu machen.“

Das Begräbniß der Könige von Spanien und königlichen Familie, iſt im Eſcurial. Der vornehmſte Platz dieſes Begräbnißes heißet das Pantheon, und iſt nach dem Muſter des Römiſchen gebaut; es liegen hier bloß die Könige, und die Königinnen, welche Kinder gehabt haben. Die Infanten, und die Königinnen, die Kinderlos ſterben, werden an einem beſondern Ort begraben, nachdem man vorher ihre Körper in einem Gemäure hat austrocknen oder verweſen laſſen, das der Verweſungsplatz heißt, und eigene, zu dieſem Gebrauch beſtimmte, Löcher hat. Der Körper des Herzogs von Vendome, der zu Vignarot ſtarb, iſt an den Verweſungsplatz gebracht, aber noch nicht wieder herausgenommen worden.

Philipp V. ließ den Sarg des **Dom Carlos** öfnen, und man fand den Kopf des unglücklichen Prinzen zu ſeinen Füſſen. Einer von den Anweſenden ſprach von der unnatürlichen Strenge, mit der Philipp II. ſeinen Sohn behandelte; worauf ein Mönch antwortete: „daß der Prinz doch ſehr ſtrafbar geweſen ſeyn müſſe, weil der Pabſt ſeinen Tod erlaubt habe.“

Frau von **Cornuel**, eine Dame von vielem Witz, pflegte zu ſagen: „Und wenn alles, was man von jener Welt erzählet, nichts weiter als Stadtgerüchte wäre, ſo verlohnte ſichs doch der Mühe, ſich darum zu bekümmern.“

Der Abt **Watteville** war Oberſter des Regiments Burgund in Dienſten des Königes von Spanien, Philipp IV. und that ſich durch verſchiedene glänzende Thaten hervor. Aus Unzufriedenheit, daß ihm ein andrer vorgezogen worden war, verließ er den Dienſt, und wurde Karthäuſer. Die Einſamkeit des Kloſters fiel ihm gar bald beſchwerlich; er verſchafte ſich heimlich etwas Geld, ließ ſich durch einen Vertrauten eine Reuteruniform, einen Säbel und ein Paar Piſtolen kaufen, verkleidete ſich des Nachts in ſeiner Zelle und nahm den Weg nach den Garten. Der Prior des Kloſters, es ſey nun von ohngefähr, oder weil er Wind bekommen hatte, ſtieß auf ihn. Watteville erſtach ihn auf der Stelle, und ſprang über die Gartenmauer, wo er ein Pferd für ſich bereitet fand. Er entfernte ſich eilig, und hielt nicht ehe ſtille, bis ihm die Müdigkeit ſeines Pferdes dazu nöthigte. Es geſchah dieſes an einem entlegenen Ort im Wald, wo bloß ein elendes Wirthshaus ſtand. Watteville lies eine Schöpskeule an Spieß ſtecken, welches die einzige vorräthige Speiſe war. Kaum hatte er zu eſſen angefangen, als ein andrer Reiſender dahin kam, und weil er nichts mehr für ſeinen

Hunger fand, verlangte, daß **Watteville** ſeine Mahlzeit mit ihm theilen ſollte. Dieſer hingegen weigerte ſich, das geringſte abzulaſſen. Der Streit wurde hitzig; der Neuangekommene bemächtigte ſich der Schüſſel, und eilte damit fort; allein **Watteville** ergrief eine Piſtole, ſchoß ihn vor den Kopf, legte die andre auf den Tiſch, und drohete der Wirthin und den Hausknecht, die auf den Lärm herzugelaufen waren, daß es ihm nicht beſſer ergehen ſollte, wenn ſie ihn nicht in Ruhe eſſen ließen. Nach geendigter Mahlzeit ſtieg er wieder auf ſein Pferd; erlebte noch mancherley Fata auf ſeinen Reiſen, und begab ſich endlich in die Staaten des Großſultans, wo er den Turban annahm, und es bald ſo weit brachte, daß er Paſcha, und Befehlshaber einiger Pläze in **Morea**, zu eben der Zeit wurde, wo die Venetianer mit den Türken Krieg führten. Dieſes brachte ihn auf die Gedanken, dieſen Umſtand zur Ausſöhnung mit ſeinem Mutterlande zu nutzen. Er pflog mit den Venetianern heimliche Unterhandlungen, die ihm nicht allein in Rom die gänzliche Loszählung von ſeiner Glaubensänderung, ſondern auch die Seculariſirung und eine gute Pfründe in der Franche Comté auswirken. **Watteville** hingegen verrieth ihnen die Pläze, deren Befehlshaber er war. Er kam in ſeine Provinz, zur Zeit des Einfalls **Ludwig XIV.** zurük, und leiſtete der Krone Frankreich ſehr weſentliche Dienſte; wogegen ſie ihn zu **Beſancon** großes Anſehen zu verſchaffen wußte. Als der Erzbiſchof ſtarb, ernennte ihn der König an ſeine Stelle; allein der Pabſt fand das Aergerniß zu groß, einen öffentlichen Mörder, Renegaten und Glaubensabtrünnigen, eine ſolche geiſtliche Würde zu ertheilen, und verweigerte hartnäckig die Bullen. **Watteville** war gezwungen, ſich an zwey fetten Abteyen, und dem Ober-Diaconat zu **Beſanſon** zu begnügen, hier lebte er als groſer Herr, hielt ſich eine Jagd-Equipage, und gab öffentliche Tafel, und wurbe (wenigſtens dem äuſſerlichen nach) von jedermann geehrt und gefürchtet. Von Zeit zu Zeit beſuchte er in der Karthauſe diejenigen von ſeinen alten Mitbrüdern, die noch am Leben waren. Er ſtarb 1710, in einem Alter von neunzig Jahren! So viel vermag Friede der Seele und gutes Gewiſſen über die Geſundheit!

Caumartin, der Staatsrath, der 1720 ſtarb, war die erſte obrigkeitliche Perſon in Frankreich, die einen ſammeten Rok trug, welches man damals als einen ſehr deplacirten Luxus auslegte. **Chamillard** der Statsminiſter, war vorher Rapporteur eines Prozeßes geweſen, der durch ſeine Schuld verlohren gieng; er erſezte dem beklagten Theil die 10000 Livres, auf die es bey dem Prozeß ankam, und legte ſein Amt nieder.

Der König von Sardinien **Viktor Amadeus** erzählte einem noch lebenden Miniſter, daß ſein Beichtvater, ein Jeſuit, ihn auf dem Todbette zu ſich rufen ließ, und folgendergeſtalt anredete. „Sire, ich bin von Ihren Gütigkeiten für mich durchdrungen; und ich will Ihnen meine Dankbarkeit beweiſen. Nehmen Sie nie wieder einen Jeſuiten zum Beichtvater — Fragen Sie mich nicht warum? ich könnte Ihnen nicht antworten.“

VII.

Biographie.

Tronchin.

Wohlthätigkeit, gemeinnützliche Talente, vorzügliche Eigenſchaften des Geiſtes und des Herzens machten dieſen Mann ſchätzbar: er fand überall Bewunderer und Freunde.

Theodor Tronchin war zu Genf 1709 geboren: aus einer alten angeſehenen Familie, die urſprünglich aus Avigon herſtammte. Sein Vater war reich; aber er hatte faſt ſein ganzes Vermögen in die öffentlichen Fonds von Frankreich und England gegeben, und da ſchmolz es bey den Veränderungen der Finanzſyſteme ſchnell zuſammen: der Sohn mußte dieſen Verluſt wieder gut machen. Die Natur hatte ihm ſchöne Geſtalt und Verſtand verliehn. Er hatte viel gelernt, und man verſprach ſich von ihm, daß er ſich künftig einmal auszeichnen würde. Als ein Jüngling von neunzehn Jahren verließ er ſein Vaterland, und gieng nach England, auf Einladung des Lords **Bolingbroke**, eines Verwandten, der ihm dort eine Verſorgung hoffen ließ. Dieſer berühmte Staatsmann war zwar von den Geſchäften entfernt, aber er behielt dennoch einen großen Einfluß. Er hatte ſich vorgenommen, ſeinen jungen Freund bey der Schatzkammer anzubringen, von wo er zu den erſten Stellen hätte aufſteigen können; allein England war damals, zu Anfang der Regiegierung Georgs I. mit Deutſchen überhäuft, die dem neuen König nachgefolgt waren; das Parlament gab deswegen eine weit ſtrengere Bill als alle vorhergehenden, wodurch Fremde gänzlich von allen Bedienungen ausgeſchloſſen wurden. Lord **Bolingbroke** dachte daher auf einen mehr entfernten Weg das Glük ſeines Verwandten zu machen. Der junge **Tronchin** ſah in ſeiner Geſellſchaft öfters **Swift**, **Adiſſon** und **Pope**. Dieſe Männer wußten Menſchen zu ſchätzen: ſie ſahen was an ihm war. **Pope** rieth ihm zu **Cambridge** im Stillen des Studierzimmers abzuwarten, daß ſein Genius zu ihm ſpräche. **Tronchin** folgte dieſem Rath, reiſte ab. Und in der That war **Cambridge** der Ort, wo ſeine Lieblingsneigung erwachen und in voller Stärke zu ſeinem Herzen reden ſollte. Ein Werk von **Boerhave** fiel ihm in die Hände: er las es, las es wieder, verſchlang es. Eilig verließ er **Cambridge** und England, entſagte dem ſchimmernden Glük, das ihm Lord **Bolingbroke** verſchaffen wollte, und kam nach Holland die zahlreichen Zuhörer des Leydenſchen Gelehrten zu vermehren.

Man weiß, wer **Boerhave** war, von welchem Werthe ſein Beyfall *). Er unterſchied ſehr bald den jungen **Tronchin**; und nach vier Monaten vertraute er ihm einen Theil ſeiner Verrichtungen an. Wieviel gehörte nicht dazu, das Vertrauen eines **Boerhave** in ſo kurzer Zeit zu verdienen! **Tronchin** genoß einige Jahre den Unterricht ſeines Lehrers. Dieſer Lehrer liebte den Schüler aufs Zärtlichſte: vor ihm ſchloß er ſein Herz auf, da er den Andern nur ſein Aeußeres ſehen ließ. Er beſtimmte ihn zu ſeinem Nachfolger, wollte noch ſe-

hen

*) Boerhave's Ruf war überall ausgebreitet: man fragte ihn von allen Orten her um Rath. Er bekam einmal einen Brief aus China mit der Ueberſchrift: „an **Boerhave** in Europa.“

hen wie er unter ſeinen Augen einen Theil der ſchönen Erbſchaft einſammlen würde. Während daß er Anſtalten zur Rückkehr nach England machte, nahm er ihn zu ſich nach Amſterdam, und wieß jedermann an ſeinen geliebten Zögling. „Es iſt mein anderes Ich, pflegt' er zu ſagen; „man kann mich künftig zu Rathe ziehn, ohne aus „Amſterdam zu gehn; man frage nur ihn.“

Tronchin heyrathete in Holland eine Enkelin des berühmten Jean de Witt. Er brachte ſchon dort jene Methode die Pocken zu heilen in Ausübung, die ihm ſtets gelungen iſt, und die uns ſo neu, ſo außerordentlich vorkam: und doch war er damals nicht älter als drey und zwanzig Jahre. Nach einem neunzehnjährigen Aufenthalte in Holland gab er den wiederhohlten Einladungen ſeiner Landsleute, die ihn ſo gern bey ſich haben wollten, endlich nach. Er kam nach Genf, wo ſein Ruf ſchon längſt gegründet war. Es war ſein Vaterland, und doch nahm man ihn wie einen Schutzgott auf. Es wurde für ihn eine Lehrſtelle der Arzneywiſſenſchaft errichtet: und er hielt öffentliche Vorleſungen. Ihm zu gefallen kamen ſehr viele Fremde nach Genf: man weiß noch, welch eine unglaubliche Menge er dahin zog. Verſchiedene europäiſche Monarchen ſuchten ihn dort mit vortheilhaften Anträgen: die Kaiſerin von Rußland ſchikte ihm durch ihren Miniſter Vollmacht nebſt einer dringenden Zuſchrift, er mögte nach Petersburg kommen, und wenn es auch nur auf zwey Jahre wäre. Nichts von dem allen reizte ihn: er mußte in ſeiner Vaterſtadt leben, oder in Frankreich. Im Jahr 1755 kam er nach Paris, um den Herzog von Chartres und Madem. von Orleans die Pocken einzuimpfen. Dort wurde ſeine Thüre unaufhörlich belagert: alles drängte ſich ihm zu; es war ein allgemeiner Enthuſiasmus. Er ſah dabey blos die äußerſte Empfindbarkeit der franzöſiſchen Nation die er liebte; wußte das alles als Weiſer zu ſchätzen.

Doch ſchien ihm Paris eine groſse Schaubühne, die es verdiente, daſs er ſeine Talente und ſeine Neigung Gutes zu thun darauf ſehen lieſse. Er trat ſchon damals in Verbindungen mit dem Herzog von **Orleans**, der ihn weiterhin, nach dem Tode des Herrn **Petit**, zu ſeinem erſten Leibarzt ernannte.

Tronchin's Geſchiklichkeit und Muth verdankt man den Fortgang, den die Blattereinimpfung, aller Hinderniſſe ohnerachtet, in Frankreich gemacht hat. Ihm verdankt man auch die heilſamen Veränderungen, welche die Arzneywiſſenſchaft erfahren. **Tronchin** befreyte ſie von aller jener gefährlichen Marktſchreyerey, durch welche Gewinnſucht und Unwiſſenheit ſie entſtellten. Er hatte den Wahlſpruch ſeines Lehrers: ſimplex ſigullum veri zum ſeinigen gemacht! auch war er lange Zeit ein Freund des groſsen Philoſophen, ſeines Mitbürgers, deſſen Grundſatz war: vitam impendere vero, und leiſtete ihm wichtige Dienſte. Einfach und wahr, wie in ſeinem Betragen und in allem was er that, war **Tronchin** auch in der Ausübung ſeiner Wiſſenſchaft. Daher rührete wohl, noch mehr als von ſeinen glüklichen Kuren, die allgemeine Achtung, das unbegränzte Zutrauen, ſo man zu ihm hatte. Der Beobachtungsgeiſt ſeines Lehrers war auf ihn übergegangen: er folgte der Natur, half ihr in dem Gange, den ſie jederzeit zu nehmen pflegt, nöthigte ſie niemals einen andern zu nehmen. „Es giebt nur eine Heilkunde, ſagt' er oft; diejenige die beobachtet und den Erfolg abwartet. Dieſe war es, die er ſelbſt in Ausübung brachte. Er brauchte nur ſelten Mittel, welche die Kranken abmatten, und ihre Kräfte vermindern: er verſparte ſolche für hitzige Krankheiten. Eben jener Beobachtungsgeiſt gab ihm, auf der Stelle, ungewöhnliche Mittel an die Hand: ſeine Zuſammenſetzungen waren ſchnell und dennoch tief durchdacht; und ſeine Mittel ſchlugen glüklich an. Niemals hat er

irre

zwo Perſonen, die an der nämlichen Krankheit litten, auf die nämliche Art behandelt: ſo feind war er allem Schlendrian, ſo feſt überzeugt von dem unvermeidlichen Einfluſſe, den alles um uns her, unſere Lebensart, und ſelbſt unſere Leidenſchaften auf uns haben. Aus dieſem Grunde hatte er, als er **Amſterdam** gegen **Genf** vertauſchte, ſeine Methode gemildert, hatt' er ſie noch ſanfter gemacht als er ſich zu **Paris** aufhielt: deswegen ſagte er auch hier, man könne ſie nicht gelinde genug einrichten. Seine Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß Kummer bey den meiſten Krankheiten, als Urſache, mitwürkt: und vielleicht rühren die Nervenkrankheiten, die in **Paris**, beſonders unter dem ſchwächern Geſchlecht, ſo gewöhnlich ſind, ſo wie faſt alle chroniſche Krankheiten von Leiden der Seele her. Es war ihm gewiß, daß im ganzen genommen die Purgative, die als reizende Mittel würken, ihrer Abſicht entgegen ſind. Auch ſchafte er den meiſten Kranken Linderung oder heilte ſie auch durch gelinde Behandlung und beruhigendes Zureden. Ein Mann, der ſo heilte und der beſonders Krankheiten zuvorkam, ohne daß es ſchien, als wenn er Arzneymittel gebrauchte, mußte ſich nothwendig ſehr beliebt machen.

Anfangs freylich fand ein ſolches neues Verfahren heftige Gegner: allein er blieb eben ſo gelaſſen bey Beneidung als bey übertriebenen Lobreden. Er betrachtete den Neid wie ein böſes verzogenes Kind, welches man nur dadurch zum Schweigen bringt, daß man gar nicht Achtung auf ſein Schreyen giebt. Widerſprüche und ſelbſt Verläumdungen, die er erfuhr, erſchütterten ſeine ſtarke edle Seele nicht. Gleichwohl empfand er ſonſt ſehr lebhaft: und vielleicht haben alte Bekümmerniſſe, die Unruhen in ſeiner Vaterſtadt, der Verluſt einiger ihm werthen Kranken und der Antheil den er an den Leiden ſeiner Freunde nahm, das Ende ſeines Lebens beſchleunigt.

Ein achtungswürdiger Arzt, Herr Lorry, einer von denen, die ihm in ſeinen letzten Augenblicken beyſtanden, ſagte, als er ſah, daß ſeine Vernunft ſich in der Fiberhitze verirrte: „Ach! wenn dieſer große Mann uns hören, „und mit uns reden könnte, er würde ſich noch ſelbſt heilen!“ In Zwiſchenſtunden, wo ſein Kopf wieder frey war, ſezte er ſie durch das was er ſprach in Verwunderung. Am eilften Tage ſeiner Krankheit, nach allen Anzeichen eines nahen Todes, erwachte er plözlich wieder, ſeine Wangen rötheten ſich von neuem, ſeine Mienen wurden heiter, er ſprach, man glaubte, er ſey gerettet: doch dieſes Aufblicken von Leben war eine Ankündigung ſeines Todes; er ſtarb in der Nacht vom 30ſten November auf den erſten December, in einem Alter von beyläufig 73 Jahren.

Verſchiedene Akademien hatten ihn zum Mitgliede gewählet. Im Jahre 1778 nahm ihn die der Wiſſenſchaften unter ihre acht auswärtige Aſſocirten auf. Man bedauert, daß er ſo wenig junge Leute nachgezogen. Hier und da findet man zwar zerſtreute Grundſätze von ihm: aber das Ganze, das durch ſechszigjährige Erfahrung und Nachdenken ſo vollkommen geworden war, vermißt man dennoch. Er ſagte, er lerne noch ſehen; und ſah doch ſo ſcharf! Man kennet nur wenige Schriften von ihm: aber eine Sammlung ſeiner Bemerkungen würde die Naturlehre, die Medicin und ſelbſt die Moral mit einem vortreflichen Buche bereichern. Wie hätte er auch viel ſchreiben können? er war geizig mit der Zeit, die er ganz auf Ausübung der Medicin und der Wohlthätigkeit wandte. Alle Abend ließ er arme Kranke zu ſich kommen; heilte ſie, oder ſchafte ihnen wenigſtens Linderung, eben ſo wie vielen andern, die nicht krank, ſondern elend waren; und ſeine ſchönſten Tage waren diejenigen, wo er am meiſten austheilte. Wie vielmal, ſelbſt noch in dieſem Jahre (1781) in einem Alter von 73, iſt er nicht bis zum fünften Stokwerke hin-

auferſtiegen um Krankheit und Elend aufzuſuchen und Troſt einzuſprechen. Er ſagte, zu jemanden der ihm einen zu bezahlen unfähigen Kranken allzudringend empfahl: „Ich würde ſehr wenig auf mich ſelbſt „halten, wenn man mich in meinem Alter an meine „Schuldigkeit erinnern müßte!“ Er behandelte ſolche Unglückliche mit einem Eifer, mit einer Freundlichkeit, mit einem zuvorkommden gefälligen Weſen, ſo er gegen Vornehme niemals zeigte. Er hatte immer die glänzendeſten Geſellſchaften, wo man ihn wünſchte, beſucht: aber der Umgang mit ſeiner Familie war ihm lieber als alles. In dieſer lebte er mit Anſtand, doch ohne Gepränge: die Folge von republikaniſcher Simplicität, die ſich bey ihm mit warmem Gefühl und richtiger Einſicht verband. Verwandte, Freunde, Kranke, alle die ihm gedient haben, können ſeinen Verluſt nicht verſchmerzen.

VIII.
Miſcellanien.

I.
Drey Briefe
des Ritters von Bouflers auf ſeiner Schweizer-Reiſe.

Erſter Brief.

Den 4ten October 1764.

Das böſe Wetter und die gute Aufnahme haben uns zwey Tage zu Bruyéres aufgehalten. Jetzt ſind wir zu Colmar, welches wir verlaſſen, weil wir Madame du Comte daſelbſt fanden, die eben mit der Weinleſe ſich beſchäftigt. Wir wollten uns für Mahler ausgeben, aber mein blauer Rock hat Verdacht bey vielen Officiers des Regiments von Penthiévre erweckt, mit denen ich im Gaſthofe zu Abend ſpeißte. Uebrigens habe ich mich ſehr bey Tiſche vergnügt. Ich traf daſelbſt einen andern Sankt Robert an, der mich mit kriegeriſchen Erzählungen unterhielte, die ſo blumicht als des Domerau ſeine waren. Zum Beiſpiel. — „Sapperment, ich habe die Reuterey „des Königs, allenthalben die Feinde des Königs ſchlagen „ſehn, Sapperment, wo ſie ſich nur zeigten. Bey

„Guaſtalla überflügelten ſie uns, und mit einer Schwenkung rechts, und einer links, nahmen wir ſie, Sapperment! ohne weitre Manövres in die Mitte, und drangen in ſie ein, Sapperment, als wenn's Butter geweſen wäre. Sie führten damals Kanonen bey ſich, Sapperment! und ſie pfiffen uns damit vor der Naſe weg; erſtlich kamen gewöhnliche Stückkugeln, und dann folgten vier kleine, ſo groß, wie die Eyer, Sapperment, die ein verrrrrdammtes Unheil anrichteten, ſtraf mich Gott!“ —

Mesdames von **Cumbis** und von **Cuce**, die artige Stimmen haben, können dieſe Worte nach irgend einer Melodie ſingen, aber die Freſſe des Erzählers wird doch immer dabey mangeln. Morgen früh werde ich zu **Baſel** ſeyn, von da ich Ihnen ſchreiben werde. Adreſſiren Sie Ihre Briefe, wenn Sie mir ſchreiben, nach Genf an den Herrn von **Voltaire** unter den Nahmen **Karl**, und laſſen Sie ihn bitten, mir ſolche bis zu meiner Durchreiſe aufzuheben. Ich bin entſchloſſen, meinen Kutſcher, Vorreuter und zwey Pferde abzuſchaffen. Das eine, welches gewöhnlich der **Grauſchimmel** genannt wird, kann um jeden Preiß verkauft werden; das andre, das meine Leute den **groſſen Hengſt**, und ich den **Biſchof von Toul** zu nennen pflegen, ſoll um funfzehn Piſtolen weggegeben werden. Ich bitte Sie die Gewogenheit zu haben, und den Abbe **Porquet** mit dieſem Geſchäfte zu beſchweren. Er mag an Herrn **Rollin** um das benöthigte Geld ſchreiben und meinem Piqueur befehlen, Heckerling für die übrigen Pferde ſchneiden zu laſſen, und ſonderlich für den **groſſen Dürrbein**, beigenahmt **die Laterne**, von wegen ſeiner Durchſichtigkeit; Mehrbemeldeter Abbe Porquet ſey jederzeit feſt verſichert, daß er keinen unterthänigern Schüler jemals gehabt habe, als mich. Leben Sie wohl, liebe Mutter, ich freue mich mit dem Herrn von

Voltaire von Ihnen ſprechen, und ihm alles ſagen zu können, was ich von Ihnen denke; denn ich wette, er hatte nicht Verſtand genug, um Ihren ganzen Werth einzuſehn. Das Kleid des Kutſchers muß bleiben, und man ſoll ihn deswegen dafür durch ein kleines Geſchenk ſchadlos halten, das von dem Verkauf des erſten Pferdes genommen werden muß; was des Vorreuters ſeines betrift, da er bloß in der Jacke iſt, ſo kann er reiſen!

Zweyter Brief.

Den 9ten October 1764.

Jetzt bin ich bey dem Ritter **von Brauteville**, der mich aufgenommen hat, als wäre ich ein Schweizer, der vom Himmel zu Pferde auf einen Sonnenſtrahl ankäme. In Wahrheit, es iſt ein liebenswürdiger Mann. Ich bin in dem Augenblick ſeines Einzugs, und des Einzugs der Deputirten von den dreyzehn Kantons eingetroffen, die gekommen ſind, ſich mit ihm zu beſprechen. Er wird hier verſchiedene Angelegenheiten betreiben, wovon der Erfolg noch ſehr ungewiß iſt. Vorausgeſehene Entwickelungen mindern den Antheil. Die Stadt **Solothurn** wird das **Rendezvous** der ganzen Schweitz. Das Frauenzimmer iſt hübſch, und ich wäre faſt geneigt, es vor koket zu halten, wenn Frauenzimmer koket ſeyn könnten.

Ich ſtelle mir in dieſem Volk die alten Gallier vor. Es hat von ihnen die Statur, die Stärke, den Muth, den Stolz, die Sanftmuth und Freiheit. Nach Verhältniß ſind hier nicht mehr Leute als in Lothringen. Das Land an ſich ſelbſt iſt minder gut, aber die Erde wird hier von freyen Händen gebauet. Die Menſchen ſäen hier für ſich, und erndten nicht für andre; die Pferde ſehen nicht die vier Fünftel ihres Haſers von den Königen verzehrt. Jene Könige werden nicht fetter davon, und die Pferde ſind es hier weit mehr. Die Bauern ſind groß und ſtark, und die Bäuerinnen ſtark und ſchön. Ich bemerke, daß allenthalben, wo die Männer groß ſind, es auch ſchöne Weiber giebt, es ſey nun, daß das Klima ſie hervorbringt, oder daß die letztern jenen nachlaufen, welches eben nicht züchtig gehandelt wäre. Dieſe Völkerſchaft beluſtigt ſich wenig, aber ſie verſchaft ſich reichlichen Genuß. Man iſt hier ſehr arbeitſam, weil Arbeit zum Vergnügen für den wird, der gewiß iſt, die Früchte davon zu ſammeln. Es iſt ein eben ſo groſſes Vergnügen zu bauen als einzuerndten. Die Geſetze der Schweizer ſind ſtrenge, aber die Schweizer haben die Freude, ſie ſich ſelbſt gegeben zu haben, und der Schweizer, der gehängt wird, weil er ſie brach, genießt des Troſtes, ſich vom Henker gehorcht zu ſehn.

Leben Sie wohl, Madame. Ich befinde mich wohl auf. Ich bin ganz in dem Herrn Belpré weg. Er war von der Leibwache des Königs Stanislaus; er giebt ſich mit der Mahlerey ab, und brachte funfzig Piſtolen von Genf mit zurück. Der Geſandte begegnet ihm auf das beſte. Erinnern Sie den König, daß er zu dieſer Zeit, in dem freyſten Lande, den getreueſten ſeiner Unterthanen habe, und ſingen Sie von meinetwegen: **liebe mich, wie ich Dich liebe.**

Dritter Brief.

Den 30ſten October 1764.

Jetzt befinde ich mich in dem angenehmen Ländchen Vaud. Ich bin am Ufer des Genfer-Sees, der auf der einen Seite von den Gebürgen von Wallis und Savoyen, und auf der andern von köſtlichen Weinbergen eingefaßt iſt, wo jetzt Weinleſe gehalten wird. Die Weintrauben ſind ungeheuer und vortreflich. Sie wachſen von Ufer des Sees bis zum Gipfel des Berges Jura, dergeſtalt, daß ich mit Einem Blick, Wintzer mit den Füſſen im Waſſer, und andre an Felſen ſo hoch, daß ſie den Augen kaum merklich ſind, kleben ſehe. Es iſt ein ſchönes Ding, der Genfer-See. Es ſcheint, daß das Weltmeer der Schweiz ſein Porträt in Mignatur hat geben wollen. Stellen Sie ſich ein Becken von vierzig Meilen in Umfang vor, das mit dem klärſten Waſſer angefüllt iſt, das Sie je getrunken haben, und das auf der einen Seite die Kaſtanienbäume Savoyens, und auf der andern die Weinſtöcke des Ländchens Vaud wäſſert. Auf der Seite Savoyens ſtellt die Natur alle ihre Schrecken, und auf der andern alle ihre Schönheiten auf. Der Berg Jura iſt mit Städten und Dörfern bedeckt, wo die Reben das Dach überwölben, und der See die Mauern beſpühlt. Kurz alles, was ich ſehe, erzeugt ein Erſtaunen, eine Verwunderung bey mir, das durch den Umgang mit den Einwohnern des Landes noch vergröſſert wird. Nichts geht über die edle Simplicität der Sitten der Stadt Veray. Man kennt mich daſelbſt nur als Mahler, und man begegnet mir doch allenthalben ſo, wie zu Nancy. Ich gehe in alle Geſellſchaften; Eine Menge von Leuten, die mehr Verſtand als ich haben, hören mich an, und bewundern mich; und ich genieße ein Haufen Höflichkeitsbezeugungen, die ich allenfalls nur in Lothringen erwarten könnte. Das güldne Zeitalter dauret noch für dieſe guten Leute fort. Es verlohnt ſich hier nicht der Mühe, ein groſſer Herr zu ſeyn; um bey Ihnen Zutritt zu bekommen, iſt es ein Titel **Menſch** genug. Menſch ſeyn iſt bey dieſem guten Volke das, was anderswo groſſe Verwandſchaft und Stand ſeyn würde.

Es iſt mir ein Abendtheuer begegnet, das ſeine Stelle in dem beſten Roman einnehmen könnte. Ich war bey einer Frau, die man mir vorgeſchlagen hatte, um ſie zu erſuchen, mir Arbeit zu verſchaffen. Ihr Mann beredete ſie, ſich mahlen zu laſſen, ob ſie gleich ſchon bey Jahren iſt. Es gerieth mir vollkommen. Die ganze Zeit über, daß ich an dem Bilde mahlte, habe ich bey ihnen geſpeißt, und bin ſehr wohl bewirthet worden. Dieſen Morgen, als ich die letzte Hand an das Werk legte, ſagte der Mann zu mir: „Mein „Herr, das Bild iſt vortreflich; ich muß nun an Ihre „Belohnung denken, und fragen, was ich Ihnen für „Ihre Mühe zu bezahlen habe.“

Mein Herr, antwortete ich, man beurtheilt ſich niemals ſelbſt recht; der große Künſtler dünkt ſich klein, der kleine groß, niemand trift ſeinen wahren Werth; und es iſt weit vernünftiger, ſich von andern ſchätzen zu laſſen. Wir haben die Augen nicht bekommen, um ſie mit uns ſelbſt zu beſchäftigen. „Mein Herr, erwiederte er, Ihre „Art ſich auszudrucken, macht mich ſo verlegen, als die „Güte Ihres Gemähldes, ich finde, daß ſo viel Sie auch „verlangen würden, Sie niemals genug verlangen können.“ — Und Sie, mein Herr, können mir ſo wenig geben, als Sie wollen, ich werde es doch nie zu wenig finden. Ich bitte Sie alſo ohne Rückhalt zu handeln, und die guten Begegnungen hoch anzuſchlagen, die ich von Ihnen genoſſen habe, und worüber ich mehr zufrieden bin, hin, als ich es nicht über die reichlichſte Bezahlung ſeyn würde.

„Mein Herr, ich war Ihnen noch mehr, als die geringen Höflichkeiten, die ich Ihnen erzeigen konnte, für das Vergnügen ſchuldig, das ich bey dieſer Gelegenheit in ihrem Umgange genoſſen habe.“

Mein Herr, wenn ich die Ehre hätte, von Ihnen näher bekannt zu ſeyn, ſo würde ich es wagen, Ihnen mit dem Gemälde ein Geſchenk zu machen. Ich nehme den Preiß, den Sie darauf ſetzen wollen, bloß an, weil Sie darauf beſtehn; allein richten Sie ſich dabey, wenn ich bitten darf, nach den Umſtänden des Landes, das nicht reich, und den Geſinnungen des Mahlers, der mehr erkenntlich als eigennützig iſt.

„Mein Herr, da Sie durchaus nicht den Preiß beſtimmen wollen, ſo will ich verſuchen, ob ich wenigſtens einen Theil von meine Schuld abtragen kann.“

Sogleich ging der arme Mann zu ſeinem Pult und kam mit einer Hand voll Geld zurück. „Mein Herr, ſagte er, ich bringe Ihnen nur ſo viel zu Tilgung meiner Schuld, als ich im Herumfühlen ergriffen habe;“ und zu gleicher Zeit gab er mir ſechsunddreißig Livres.

Mein Herr, erwiederte ich, erlauben Sie mir, Ihnen vorzuſtellen, daß dieſes viel zu viel für ein Werk von fünf Stunden iſt, und das ich überdies in ſo guter Geſellſchaft verfertigte, als die Ihrige iſt. Erlauben Sie, daß ich Ihnen zwey Drittel zurückgebe, und Madame bitte, das Gemälde mehr als ein Andenken meiner Erkenntlichkeit zu betrachten!“

Mann und Frau waren wie vom Himmel gefallen. Ich ſagte ihnen noch viel ſchönes, und verließ ſie, unter lauten Seegenswünſchen von ihrer Seite, mit meinem zwölf Livres in der Taſche, die ich ebenfalls ihnen vor meiner Abreiſe wieder zuſtellen werde.

2.

Zu dem Verzeichniß der teutſchen Namen der Götter aus Filip Zeſens von Fürſtenau Scherzgedichten.

(S. d. teutſch. Merkur 1782. Mon. Oktober, S. 17.)

Wir brauchen um die Namen der Götter teutſch zu bekommen, und ſie „in angebohrner Sprache zu benamen“ keinen Mann zu ſuchen, der dies Geſchäft über ſich nimmt ſie ſelbſt zu erfinden, ſondern blos einen, der ſie aus den alten Dichtern unſrer Nation herausklaubt. Wir wollen nur aus etlichen, ein paar anführen, z. E.

Jupiter, Erzgott [1], Obergott [2].
Apoll, Sängerfürſt [3], Waſſermann [4].
Mars, Menſchenwürger, Weibergaſt, Blutgott[5].
Vulkan, Hörnerträger, Harniſchfeger [6].
Bachus, Blitzeskind, Waſſerfeind, Sinnenbrecher, Schnarcher, Großſprecher, Peinmörder, Hüftenſohn, Liebesfreund, Löwenzwinger, Wackelfuß, u. a. m. [7] Luſtfreund, Herzenstroſt, Geiſtreger, Sinnendringer [8].
Kupido, Herzensgott, Wundergott [9], Siegsgott. [10] Gallenſchenker, Herzensſchenker [11].
Pan,

---

[1] Herrn Chriſtian von Hofmannswaldau ſinnreiche Gedichte 1680, III. Abth. S. 12.
[2] Martini Opitii opera. Breſl. 1690, I. Th. S. 98.
[3] Opiz. I. Th. S. 72.
[4] D. Paul Flemmings deutſche Poemata Merſeb. 1685. S. 386.
[5] Opiz. I. Th. S. 102. 110.
[6] Ebend. I. Th. S. 91.
[7] Ebend. I. Th. S. 444. f. f.
[8] Flemming, S. 38.
[9] Hofmannswaldau III. Abth. S. 7. 11.
[10] Flemming, S. 184.
[11] Zachar. Lundii teutſche Gedichte, Poemata und apophtegmata Leipz. 1636, S. 184.

Pan, der Schafegott [12], Waldgott [13].
Charon, der erblaſte Mann [14].
Venus, Herzenswenderin, Erdennehmerin [15],
Erdenbeherrſcherin [16].
Aurora, Zertreiberin der Nachte [17], Frau Morgenröthe [18].
Muſen, die ewigen Jungfern [19].

Bey näherer Unterſuchung mehrer Dichter der vorigen Zeiten werden ſich auch mehrere Namen der Götter finden, beſonders bey Dichtern, welche Mitglieder der fruchtbringenden Geſellſchaft waren, wie z. E. der bekannte **Philander von Sittenwald**, welchen ich jezt nicht bey der Hand habe, ſo auch in **Filidors geharniſchter Venus**, u. a. In der Ueberſetzung des **Virgils** v. 1559 in teutſchen Verſen ſind die lateiniſchen Namen der Götter beybehalten worden, die Beynamen derſelben aber, ſind zuweilen artig überſezt. Doch finden ſich auch zuweilen teutſche Namen der Götter, ſo heiſſen z. E. die **Parzen**, die „**hölliſchen Götter**, die **Muſen**, **Helikons Göttin**,“ u. ſ. w.

Vlps.

---

[12] Juſtus Siebers poetiſirende Jugend, oder allerhand teutſche Gedichte Dreſd. 1658. S. 854.
[13] Opiz. I. Th. S. 61.
[14] Flemming S. 409.
[15] Opiz. I. Th. S. 90. 97.
[16] Hofmannswaldau III. Abth. S. 20.
[17] Flemming S. 415.
[18] Lundius S. 77.
[19] Sieber S. 474.

3.

Beiträge

zur Geſchichte der Baieriſchen Roſamund, genannt Agnes Bernauerin.

> „Als Hugo, Biſchof von Linkoln, nach Godſtow in
> „die Kirche kam, erblickte Er mitten drinn ein Grab,
> „das mit einem ſeidenen Leichentuch bedeckt, und
> „rings mit Wachslichtern beſetzet war, Er fragt, weſ-
> „ſen Grab es ſeye? u. ſ. w." Siehe Teutſcher Mer-
> kur 1778. No. 1.

Den 6ten Jenner 1781 ward auf der Mannheimer ſogenannten Nationalbühne zum erſtenmal aufgeführet Agnes Bernauerin ein Trauerſpiel.

Dem kaltblütigen unbenannten Dramaturgiſten, welcher ſchon ſeit einem ganzen Jahr in den Rheiniſchen Beiträgen mit wahrer Einſicht und mit Gefühl des Schönen die Stücke prüfet, und was noch beſſer iſt, das gar oft klatſchende Parterre von ſeiner aufbrauſenden Verwunderung zurückbringt, und den Eigendünkel unſerer jungen Schauſpieler in die Schule führet, dieſem Mann ſey es überlaſſen zu entſcheiden, was an dem Stück ſey; Er mag unterſuchen, ob die Anlage nicht mehr Schauſpiel als Rührung hervorbringe, ob die winſelnde und romanenhafte Denkſprüche der Agnes einen Mann, wie Herzog Albert war, feſſeln konnten, und ob daher der Hauptzug ihres Karakters nicht verfehlet ſey? Ob die Einheiten wenigſtens in Abſicht der Handlung beybehalten, und warum der Kanzler Tuchſenhauſer immerhin mit entblößtem Haupt mit Zengern redete?

Meine Abſicht iſt zu unterſuchen, was an der Geſchichte wahr, und was der Verfaſſer hinzugedacht habe.

Beinahe alle Geſchichtſchreiber, und meiſtentheils geiſtliche Herren können die Reize der **Agnes Bernauerin** nicht genug erheben *) Sie war überaus ſchön, regelmäſſig war das Verhältniß all' ihrer Gliedmaaſſen, fein ihr Wuchs und goldgelb ihr langes Haar. **)

Man ſtelle ſich alſo kein Alltagsgeſicht, ſondern ein Morceau de Prince vor, und dieſes zum vorausgeſetzt, ſo darf in jetzigem geſitteten und galanten Jahrhundert die Geſchichte dieſer ſchönen Agnes nicht gleichgültig ſeyn.

Das Trauerſpiel fängt damit an, daß Albert und Agnes durch Prieſterliche Einſeegnung getrauet in Wonne zerflieſſen, und die Ritter Zenger auf den beſcheidenen Einfall bringen, daß ihre fernere Gegenwart allerdings entbehrlich ſey. ***)

Allein Albert hatte die Tobias-Nächte geſchworen, nur übermorgen erſt Genuß †) iſt ein Vorhaben, das Albertens würdig war, ††) und das der Verfaſſer ihm auſaufhalſen muſte, um nicht wie Wagner die Sittenpredigt der Enthaltſamkeit von dem Theater auszumerzen.

---

*) Vitus Prior Eberſpergenſis Ord. St. Benedicti in Cronica Bavarorum Cap. 45. nennet Sie Admodum ſpecioſam ſo wie die Braut des Hohen Lieds.

In Annonymi Varrago Hiſtorica Rerum Ratisponenſium ad annum 1435. wird von ihr ſogar geſagt: Specioſa nimis.

Ein überaus ſchön Mädlein. In Gottfridus Hiſtoriſcher Cronica 6ter Theil Bl. 663. Der Abt Trithemius. Guellam quandam ſpecioſiſſimam.

**) Ladislaus Sunthemius (Canonicus Viennenſis) In familia Ducum Bavariæ verſichert: Fuit venuſta nimium & bene proportionata in omnibus membris ſuis & valde ſubtilis fœmina, & habuit longos crines aurei coloris.

Von ihren Capillis aureis zeuget auch Laurentius Hochwartus in Catalogo Epiſcoporum Ratisbonnenſium Lib. 3. de Conrado VI. Epiſt. Rat. XLIIII. Cap. 22.

***) 1ter Aufzug 1ter Auftritt.

†) 4ter Aufzug 1ter Auftritt.

††) Die Geſchichte nennet ihn den **Frommen.**

Doch ſo ganz Platoniſch war nicht die Liebe zwiſchen Albert und Agneſen, und was ich als eine Gewißheit behaupten darf, ſo war ſie nichts weniger als prieſterlich verheyrathet. Der Verfaſſer ſagt in der Vorrede: „das „Hiſtoriſche des Stücks iſt in allen Baieriſchen Geſchichten, beſonders in den von unſerm Oeſſele herausgegebenen Scriptoribus rerum Boicarum, und auch die „Vermuthung gegründet, daß Agnes würklich verheyrathet geweſen ſey, weil in den Stiftungsbriefen beyder „Herzoge Ernſt und Albrecht ſie die Ehrſame Frau Agnes „Bernauerin genannt wird.

Allein ich erlaube mir die Anmerkung, daß in dem Stiftungsbrief des Vaters dieſe Benennung nicht, ſondern nur in jenem des Herzogs Albert vorkomme, und daß überhaupt dieſe Benennung nur ſo vieles beweiſe, auch muthmaßlich nur ſo vieles beweiſen ſolle, daß Agnes nicht unentjungfert geſtorben ſey, wohingegen der Verfaſſer die Jungferſchaft dieſer ſchönen Agnes in dem ganzen Gang ſeines Stücks dem decorum zu lieb, als einen Vorderſatz angenommen, und mit vieler Unbehaglichkeit vertheidiget hat.

Ich bin verſichert, daß man weder meiner Heldin noch ihrem Biographen wegen dieſes Umſtands gram ſeyn werde, denn Agnes war eine Sie, und ihr Geſchichtſchreiber muß der lieben Wahrheit ein Opfer bringen.

Freilich iſt es unſerm Jahrhundert ſehr entbehrlich zu wiſſen, ob Agnes als eine Jungfer geſtorben oder nicht, ob ſie Herzog Albrechts Frau oder bonne amie geweſen. —

Allein wenn alles aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet wird, ſo würden neun Zehntheile unſerer Preſſen ſtillſtehen, wir würden nichts von Monica Wutſchler, von der

Bärenjagd Kurfürſten Ludwigs, von der Münchner Bürgerstochter, und nichts von dem langweiligen Quintus Aninius wiſſen. *)

Und dann, liebe Leſer, warum ſollen wir uns etwas aufbinden laſſen? —

Agnes Bernauerin war ſchön, ſchöner als Leitersdorf in dem Geſellſchaftsſaal zu Mannheim die Göttin der Liebe mit roſenrothem Knie und einem zirkelrunden Mund uns zum Mittelpunkt unſeres Geſichtskreiſes vormalte.

Nun war es freilich ein Unglück für dieſes ſchöne Kind, daß, wie der Verfaſſer des Trauerſpiels ganz launigt ſagt **) ihr der Himmel in ihr Innerſtes etwas webte, was ſie in Albrechts Arme warf, allein ihre Wahl, wenn ſie auch unwiderſtehlich war, machte doch immer ihrem Geſchmack Ehre, und das Bürgertöchterchen war, wie ſie ſelbſt ſagt, auch ein Menſch, fühlbar gegen die Verdienſte ihres Liebhabers, denn Albrecht war nicht allein Herzog, ſondern auch ein Mann, von dem geſagt wird: daß er ein luſtiger Herr, ſchön, rechtſchaffen, und ein Freund des ſchönen Geſchlechts geweſen. ***)

Sein Herr Vater hatte ihm die Gräfin Eliſabeth von Würtenberg zu einer Gemahlin beſtimmt, allein dieſe wollte hiezu nicht einwilligen, weil ſie wußte, daß er, wie man ſagt, ein Liebhaber ſey. †)

Er

*) Siehe Rheiniſche und Baieriſche Beiträge.

**) 2ter Aufzug 1ſter Auftritt.

***) Ladislaus Sunthemius ſupr. cit. Albertus dictus pius, Princeps latus, pulcher & probus, amator mulierum, ad ultimum Podagricus.

†) Sunth. ſupr. cit. Quia prædicta Eliſabeth de Wirtenberg audivit Eum magnum eſſe amatorem mulierum, ducere noluit.

Er verſchmerzte dieſen altdeutſchen Korb in den Armen ſeiner Agnes, und ſpäterhin in jenen ſeiner Gemalin Anna von Braunſchweig, und ſo weiter. *)

Dieſe kurze Schilderung des Herzog Albrechts, welche ſogar auf ſeinem Grabſtein wiederholet iſt **) mag immerhin der guten Agnes zu einer Entſchuldigung dienen; und von daher iſt muthmaaßlich nur Liebe, nicht Geld oder Ehrgeiz, was ſie dem Herzog zugeführet hatte.

Wie dieſes geſchehen, und ob Perzifal Zenger das Mädgen aus der Bude ihres Vaters fortgeriſſen habe, iſt mir nicht bekannt, der Verfaſſer verſichert es, und damit mag es genug ſeyn. ***)

Eben ſo unbekannt iſt mir, daß Albrecht ſeine Schönheit nach Voheburg gebracht habe, und daß ſie mit Liſt durch Ritter **Torre** dort entführt worden, wobey Hans **Zenger** ſein Leben eingebüßt haben ſoll.

Ich zweifle aber, ob es je **Zenger** gegeben, die ſich zu Kuppler brauchen ließen, und Kaſpar **Torre** war Marſchalk in Ober-Baiern †) ein Ritter, ein Mann von Ehre, unſä-

---

*) Hic Albertus vivente ejus uxore cujusdam pellificis uxorem dilexit, quæ poſt Ducis obitum una cum marito ſuo à civitate Monacenſi licentiata fuit. Ladisl. Sunthem. ſup. cit. familia Ducum Bavariæ.

**) Auf dem Heiligen Berg zu Andechs.

Albertus furum tremor, exitiumque latronum
Vivus adeſt, tutum carpe Viator Iter.
Excolui Muſas, Muſis manſuetior ipſis,
Cur fera me Podagra Carnificina necas?

Siehe Attenkover kurzgefaßte Geſchichte der Herzoge von Baiern Bl. 62.

***) In Miguleus Hund Baieriſchem Stammbuch findet ſich nicht, daß um das Jahr 1435 zwey Gebrüder Zenger Namens Hans und Percifal gelebt haben, auch findet ſich nicht, daß Hans Zenger Pfleger zu Voheburg geweſen.

†) Hund Baj. Stammbuch 2. Th. Bl. 333 auch kommt Bl. 335. noch ein Kaſpar Thorrer vor.

unfähig einen Schurkenſtreich (wie ſolches der Verfaſſer ſelbſt durch Hans Zenger benennen läßt) zu begehen. Es war keine Fehde vorgegangen, mithin unedel, und Handlungen dieſer Art hat man nie vom Baieriſchen Adel gehört.

Agnes Bernauerin war nun einmal beym Herzog Albrecht, er gab ihr einen kleinen Hofſtaat und Geſellſchafts-Fräulein *) und muthmaßlich auch einen beſtimmten Ort zu ihrem Aufenthalt **).

So lebte ſie eine kurze Zeit liebend und wieder geliebt, bis endlich dem Verfaſſer beliebt hat, Herzogen Albrecht auf ein Turnier nach Regensburg zu beſcheiden, und dort ihn übel mitſpielen zu laſſen.

Wem das Coſtume bekannt iſt, und was das ſagen wollte, „einen Ritter, der Weiberwegen ſchlagen,“ ***) der weiß, daß es ein ritterlicher Schimpf im Spaß gemeint war, und Turnier überhaupt ward ein ritterlicher Schimpf genannt. †) So böſe war es alſo nicht gemeinet, ſondern eine bloße Neckerey, nach Ritterbrauch, die gleichwohl die Abſicht hatte, junge Ritter zu ermannen. Ein jeder muſte einen ſolchen Streich ganz verteufelt haſſen, beſonders wegen der Abweſenheit der Damen, die, wie wir aus dem angeführten Beiſpiel der Herzogin Eliſabeth von Würtenberg erſehen, damalen keinen Spaß über dieſen Artikel verſtanden.

Das waren freilich grobe Zeiten, aber man ſtelle ſich nicht vor, daß es grade ſo zuging, wie der Verfaſſer uns in ſeinem Trauerſpiel belehret.

---

*) Aventinus in Annal. Bojorum Lib. [illegible]. pag. 825. Virginibus inſtructa, gynæceo famulicioque ſaminio.

**) Adlzreiter in annal. Bojcis ſagt: reipſa jam illi arcem donarat.

***) Es ward Kaspar Thorrer im 35. Turnier zu Regensburg geſchlagen.

†) Turnier Ausſchreiben gen Ingolſtatt 1483 bey Hund.

Als das erſte Turnier in Teutſchland gehalten werden ſollte, erklärte Meiſter Philipps, des Kaiſer Heinrichs Sekretär, den Verſtand des Turniers. *)

„Dem jüngeren Adel zu Gebrauchung, und daß „Sie ſo vil thättiger, freudiger und geſchikter werden, „gegen Feinden, beſchicht auch den Frawen und Junk „Frawen zu gefallen und kurzwell, mit dem Gebrauch, „welche vier in ſolchem Thurnier und Ritterſpiel das „beſt thetten **) daß die für die andern gelobt und „gepreißt wurden, denen gaben Frawen und Junk Frawen „den Dank, das war eyn Kränzlein beiweilen mit eynem angehenkten Cleynodt oder Hefftlin.“

Hieraus ſiehet man den Geiſt des Jahrhunderts und den Veranlaß, ein Ritter, der etwas unritterliches an ſich hatte, ward gereiniget, ſo wie man heut zu Tage das Waidmeſſer giebt, aber ein Ritterbürtiger ward nie zu einem Schurken erklärt, er müßte dann Schurkenſtreiche begangen haben, und ohne Turnier iſt er auch in unſern Zeiten dafür gehalten.

Nun frägt ſich, warum denn Herzog Albrecht alſo mißhandelt worden ſey, warum man ihm die Schranken nicht eröfnen wollte.

Der Verfaſſer läßt ſolche Urſachen durch den Marſchal verkündigen. ***)

„Es ſind Kläger da über euch, die ſagen, ihr führ„tet ein unedles Leben, hieltet eine Hure öffentlich, „hättet euch drey Monathe vermummet, wäret ohne „Schwerd herumgegangen, und wolltet eine Bürgers„tochter heyrathen.“

---

*) Turnier Buch verlegt von Rodler Simmern 1532 Bl. XVIII.

**) „Sie brachen Lanzen, dann griffen ſie zu den Schwerden, alſo hiewen ſie „einander die Cleynode des Helms ab.

Unſere Schauſpieler ringten wie die Gladiatores der Römer. Im Vorübergehen geſagt.

***) 3ter Aufzug 3ter Auftritt.

Ueberhaupt klingt dieſe Stelle, ſo wie viele andere folgende nach denen Gebräuchen, die uns in Romanzen irrender Ritter gar erbaulich erzählt werden, das Coſtume, welches in Gallien und Hibernien geherrſcht haben ſoll, iſt zu uns Teutſchen nur in Schriften übergegangen, und Teutſche gaben ſich mit Tändeleyen nie ab. In keiner Ritter- oder Turnierordnung kann aufgewieſen werden, daß ein Ritter ausgeſchloſſen worden, weil er ohne Schwerd herumgegangen, weil er drey Monathe vermummt geweſen, oder weil er eine Bürgerstochter heyrathen wollte. Das wollen war nicht genug, er muſte ſie würklich geheyrathet haben, und dieß hätte der Marſchall ſagen ſollen, um der Turnierordnung getreu zu bleiben, aber auch nicht der Marſchall hätte es ſagen ſollen, denn dieſer Nahme iſt bey den teutſchen Turnieren unbekannt, die Grieswertel oder die zwiſchen den Seilen hielten, oder die Turniervögte waren zur Aufſicht und zur Unterſuchung der Turniergäſte beſtellt. Doch dieſes weiß jedermann.

Alſo hätte Albrecht nur noch den Vorwurf zu beantwerſen gehabt: daß er eine Hure öffentlich halte.“

Wir wollen hören, was die Turniergeſetze dießfalls verordnet haben:

Als unter Kaiſer Heinrich die Tournierordnung errichtet ward, hat Herzog in Schwaben das dritte Turnierſtück oder den dritten Punkt der Turnierordnung alſo vorgeſchlagen: *)

„Welcher vom Adel geborn, und herkommen were, „der Frawen oder Jungfrawen entehret, und ſchwechet, „oder dieſelbigen ſchmecht mit Worten oder Werken, un„bewahrt ſeiner Ehren, der ſoll in offnem Turnier vor „Frawen und allermeniglich für einen Frawen und Jung-

„frawen

---

*) Reinhard vom Urſprung und Herkommen des Adels 1564 Bl. XIII.

„frawen Schänder geſtraffet, und mit Jhm umb das
„Pferd geturnirt, er auch auf die Schranken geſetzt wer-
„den, nach Jnnhalt Turniersfreyheit und Gerechtigkeit.“

Dieſe Freiheit wurde bey dem erſten zu Magdeburg im Jahr 938 gehaltenen teutſchen Turnier verkündet und erweitert *)

„und ob eyn Thurnirß Genoß eyns Burgers Dochter,
„oder eyn Beiwrin zu eynem elichen Bethgenoſſen neme,
„der mag mit Recht dieweil er lebt ungeſchlagen und unge-
„ſtrafft den Turnier nit gebrauchen, hat er aber Brüder
„oder Freund der eyner thurnirt der ſoll an ſeiner ſtatt
„eynmal geſtrafft und geſchlagen werden, will dann eyn
„ander an ſtatt ſeyns Freunds ſolch ſtraff tragen, das ſol
„der Ernhold (nicht der Marſchall) dem Vogt des Thur-
„nier, unter den er gehört verkunden, uff daß er deſter
„gnediger gehalten werde, auch ſoll ein Ernhold öffentlich
„ausruffen und verkunden, daß Eyn fremm Edel Mann
„under dieſem Wappen für ſeiner Freund einen thurni-
„ren wolle, den er mit Nahmen benennen ſoll, für den
„werd Er geſchlagen, uff das Frawen und Jungfrawen
„und mennigklich merken mögen, daß er für eyn andern
„geſchlagen werde „ob aber eyner der ſtraffbar were
„ſelbſt thurniren wollte,“ das gibt man jm zu, doch
„verkundet man jm die Straff vor.“

Jn dem Rathſchlag und Ordnung bey dem Turnier zu Würzburg vom Jahr 1479 zu Heidelberg 1481 und zu Onolßbach 1485 hieß es: **)

„Sollen geſtraft werden: Wer, welcher Frawen oder
„Junkfrawen ir Eer mit Worten oder Werken hat beneh-
„men wöllen, und ſich des berümpt, oder ſolichs mit Ge-
„walt thut. Alle berühmt und offenbahr Ehebrecher, und

---

*) Obenvermeldtes Thurnier Buch Bl. XXVII.
**) Thurnier Buch Bl. CLXIII. CLXXIX. CC.

„die alſo in der Unehe ſizen, alle die ſich unerlich beweiben auſſerhalb des Adels.“

Alle dieſe ſollen geſtraft, aber nicht entehrt werden, ſie turnirten noch den nemlichen Tag mit, und es war mithin eine Neckerey, welche immerhin ihre gute Abſicht, aber keineswegs jene hatte, wie der Verfaſſer glaubet.

Ein Ritter, der ſich einer Gunſtbezeugung rühmte, ſolche erſtürmet hatte, oder ein berühmter Ehebrecher war, der ward gezüchtiget, ſo wie Caſpar Torringer und Georg Taufkirche im fünfunddreißigſten Turnier, *) von denen die Weiber wegen geſchlagen worden, und doch mit turnirt haben.

Was wollte daher der Verfaſſer ſagen, da er Albrechten alſo mißhandelt, und wer war ſein Ankläger? Sein Vater: Schonung für die Aſche eines vernünftigen Fürſten, welcher ſelbſt die Liebe kannte, und mit Vater Horazen einverſtanden war, daß es keine Schande ſey, eine ſchöne Magd zu lieben.

Ernſt konnte unmöglich ſeinen Sohn hierüber einen Vorwurf bey dem Turnier machen, da er ſelbſt natürliche Kinder hatte; **) Nebſt dem alſo, daß das Betragen, welches der Verfaſſer in die Rolle Herzogen Ernſts leget, durch die Geſchichte nicht gegründet iſt, ſo ſtoſſet ſolches auch gegen die Wahrſcheinlichkeit an, und zwar gegen die Wahrſcheinlichkeit in allem Betracht.

Doch was ſagt Albrecht zu der Anklage des Vaters? „Ich bin Albrecht der Wittelſpacher:

---

*) Hund Bayeriſches Stammbuch 2 Th. Bl. 335.

**) Laut einer Urkunde vom Jahr 1438 hat er jedem ſeiner beiden Söhne Mathias und Hanſen, die er mit einer Wenzrarin gezeugt (die warlich unsere Kind sind) 300 Fl. ungariſch verſchrieben. Item ſeiner Tochter Oſann 200 Fl. ungariſch.

1. Der vor 10 Jahren euch bey Alling die Schlacht gewann.

2. Der zweymal die Böhmen und Huſſiten von Baiern zurückgeſchlagen.

3. Ich bin, vor dem Ludwig von Ingolſtatt und Heinrich von Landshuth beben.

4. Ich der Kezer Schrecken *) Baierns Wehrmann.

Da dieſe Antwort ein wenig unterſucht worden, ſo hat man hiebey ſich einige Zweifel erlauben müſſen.

„1. Der vor 10 Jahren euch bey Alling die Schlacht gewann.

Die Handlung des Schauſpiels wird in das Jahr 1435 geſezt, **) alſo wäre die Schlacht bey Alling im Jahr 1425 vorgefallen? und es iſt bekannt, daß ſolche im Jahr 1422 ſich zugetragen. Doch dieſes iſt eine Kleinigkeit, aber wie konnte Herzog Albrecht ſagen, daß er dieſe Schlacht dem Vater gewonnen habe, [illegible] er durch ſeine Jugendhize (denn damals war er 2[illegible] Jahr alt) veranlaßte, daß dieſe Schlacht beynahe verlohren wurde. ***)

„2. Der zweymal die Böhmen und Huſſiten von „Baiern zurückgeſchlagen!“

---

*) In dem Epitaphio wird geſagt: Furum *tremor*, exitiumque *latronum*.

**) Siehe die Vorrede zu demſelben.

***) Vitus Prior Eberſpergenſis Cronica Bavar. ad annum 1422 Adlzreiter in annal. Boicis Pte. 2 Lib. 7. p. 151. Albertus juvenili ardore primæ velut militiæ facturus experimentum infert ſe in confertum globum ubi plurimum acies laborabat, dum pugnat fortiſſime hoſtis acriter incumbens à ſuis prope deſertum circumventumque jubet ferociam ponere ſeque ac ſuam libertatem permittere fortiori. Filii periculum Erneſtum Patrem adv[illegible]t, non avertit generoſum animum, quo minus vacillanti Prælio ſimul & Alberto ſuccurreret.

Wann geſchah dieſes? die ſogenannte Thaboriten fielen das erſtemal im Jahr 1424 in Baiern ein *), es war eine Streifparthey, die ſich ſchon wieder zurückgemacht hatte, ehe es die Herzoge erfuhren, eben ſo war der Einfall in den Jahren 1428, 29, 30 und 31. Im Jahr 1435 wurden dieſe Räuber von den baieriſchen Bauern unter Anführung des 70jährigen Hans Zenger todgeſchlagen.

Im Jahr 1436 wagten ſie abermalen einen Einfall, als ſie aber Nachricht erhielten, daß Herzog Ernſt anrückte **), flüchteten ſie ſich, doch dieſes geſchah ja ein Jahr ſpäter als die Handlung in dem Trauerſpiel ſolches erfordert, aber auch in den vorhergehenden hatte Herzog Albrecht nicht allein keine Lorbeern geſammlet, ſondern nicht das geringſte mitgewürkt, und wie konnte alſo der Verfaſſer ihm in den Mund legen? „Ich der „zweymal die Böhmen und Huſſiten von Baiern zu„rükgeſchlagen! ..

Aber er ſagt noch weiter.

3. „Ich bins, vor dem Ludwig von Ingolſtatt und „Heinrich von Landshut beben?“

Warum das? Nachdem Kaiſer Sigismund die Erbfolge der Münchner, der Ingolſtätter und Landshuter Linie durch Entſcheid vom Jahr 1429 ***) beſtimmt hatte, ſo war Fried und Einigkeit hergeſtellt, und nach Zeugniß aller Geſchichtſchreiber wenigſtens bis auf das Jahr 1736 beibehalten. Auch Herzog Ludwig von Ingolſtatt und Heinrich von Landshuth waren Wittelſpacher, Ottens Abkömmlinge, und da ein Wittelſpacher hinter dem ſeine

---

*) Huſſitiſcher Geſchichtskalender Bl. 7 — 34. 35. 37. 42.

**) Adlzreiter an dem erwehnter Stelle Bl. 158.

***) In der bekannten Vorlegung des fidei commiſſariſchen Rechts die Urkunde Z. 25.

Baiern ſtehen *) auch Teutſchland Troz bieten kann, wo nie ein Herzog aus Baiern gelebt hat, ſo war es ja Partie egale, der Ausdruk hat daher mit einer kleinen Rodomontade viel ähnliches und iſt eine Warnung, daß man nie auf Koſten eines dritten loben möge.

Und dann, wo ſagt dieſes alles Albert der Herzog?

Im Jahr 1435 „zu Regensburg auf einem Plaz, „eingerichtet nach alter Sitte zum Thurnier." **)

Wie aber, wann zwanzig Jahr zuvor und zwanzig Jahr darnach kein Turnier in Regensburg geweſen wäre? Der Verfaſſer ward vermuthlich zu dieſem chronologiſchen Schnitzer durch einen in den Werken des groſſen Oeffele beygedruckten unbenannten Geſchichtſchreiber verleitet. ***) Dieſer ſchreibt:

„Im Jahr 1434 zur Zeit als Kaiſer Sigismund „in Ungarn war, †) ward zu Regensburg ein Turnier „gehalten, wobey zugegen war Johannes ††) mit ſeinem Sohn Chriſtoph und Albrecht ſämtliche Herzogen „von Baiern, in dieſem Turnier iſt ein tugendhafter „Fürſt wegen einer Amaſia, wegen welcher er, wie „man dafür hielt, verzögerte eine eheliche Frau zu nehmen, geſchlagen worden, dieſe wurd nachhin zu Straubingen ertränkt."

Eben das ſchrieb wörtlich aus Laurentius Hochwart, nur mit dem Unterſchied, daß er den Herzog Albrecht ausdrücklich nannte. †††)

---

*) 2ter Aufzug 3ter Auftritt.

**) 1ter Aufzug 1ter Auftritt.

***) Annonymi Varrago hiſtorica rerum ratisponenſium.

†) Im Jahr 1434 war Kaiſer Sigismund in der Schweiz und im Monath Auguſt zu Augsburg excerpta Boica ex Cronica Auguſt. bey Oeffele pte I. p. 271.

††) Herzog von Neuburg.

†††) In Cathalogo Epiſc. Ratis. Lib. 2 Cap. 22.
Eodem anno 1434 feria in Die Sti. Clementis ſigismundo Imperatore in Ungaria exiſtente torneamentum Ratisbonæ

Nebſt dem aber, daß dieſe beyde Schriftſteller keine Zeitgenoſſen des Jahrs 1434 waren, und beynahe erſt hundert Jahr darnach gelebt hatten, *) ſo war es überhaupt die Quelle nicht, aus welcher der Verfaſſer des Trauerſpiels Nachrichten dieſer Art hätte herholen ſollen.

In Teutſchland ſind nur ſechsunddreißig Turnierſpiele bekannt, wovon vier in Regensburg gehalten worden. **) Das funfzehnte und erſte zu Regensburg war im Jahr 1284, mithin vor Albrechtens Zeiten, das zweyundzwanzigſte und zweyte in Regensburg im Jahr 1396, wo Herzog Albrecht geboren ward; das fünfundzwanzigſte und dritte zu Regensburg im Jahr 1412, wo Herzog Albrecht ſechszehn Jahr alt, und weder er noch Ernſt ſein Vater zugegen war. ***) Das fünfunddreißigſte und vierte zu Regensburg wurde gehalten im Jahr 1487, mithin zweyundvierzig Jahr nach dem Tode der ſchönen Agnes und dreyundzwanzig nach jenem des Herzog Albrechts.

Doch

---

bonæ fuit. Cui Johannes & filius, Chriſtoferus & Albertus Bavariæ Duces interfuerunt, in quo Dux Albertus Erneſti filius ab aliis vehementer pulſatus eſt, propter amicam & Amaſiam ſuam Agnetem Bernawerin, quæ poſtea ao. 1435 Straubingæ ſubmerſa eſt, quod ob ejus inſuum amorem videretur ad nuptias legitimas tardior.

*) Die Cronic des Hochwart geht bis auf das Jahr 1569. jene des Unbenannten bis aufs Jahr 1519. kein gleichzeitiger Schriftſteller hat ja dieſes Mährgen erzehlet.

**) In Hunds Stammbuch iſt das Verzeichniß.

Provincial Tournier wurden nur in den Reſidenzen gehalten, und verhielten ſich wie die Carouſſels.

***) Rodler Tournier Buch Bl. CXLIX.

Es waren zugegen die bajeriſche Herzogen Steffan, Heinrich und Wilhelm.

Doch dort liegt des Herzogen Albrechts Handſchuh – *)

„Nie hab ich ihr Bette beſtiegen, **) ſie iſt „Jungfrau, wer das Wiederſpiel behauptet, der hebe „den Handſchuh auf;“

Und kein Ritter hebt ihn auf? Ritter, die ſonſt den Fürſten die Wahrheit mit dem Schwerdt verkünden, ***) die auch Schwerdter haben! †)

Unterdeſſen bis einer dieſer trotzigen Ritter den Handſchuh aufzuheben, von dem Verfaſſer die Erlaubniß erhält, wollen wir uns umſehen, was die Geſchichtſchreiber von der Jungferſchaft der ſchönen Agnes halten.

Da wird die Sache freilich bedenklich, doch weder für noch gegen iſt eine vor Notarius und Zeugen errichtete Urkund vorhanden.

Aventinus unterſtehet ſich zu ſagen: ††)

„Albrecht liebte dermaſſen die Agnes, daß er Sie wie „ſeine Frau hielt, auch ſogar Luſt bezeugte, ſie öffentlich „zu heyrathen.“

Hochwart nennet Sie: „die Freundin und Amaſiam „des Herzog Albrechts, †††) die er raſend liebte und daher nicht heyrathen wollte.“

---

*) 2ter Aufzug 3ter Auftritt.

**) Es war der Turnier Ordnung gemäß, daß er ſichs nicht rühmte.

***) 3ter Aufzug 6ter Auftritt.

†) 5ter Aufzug 8ter Auftritt. Schon wieder ein Schnitzer, der Adel führte nie eine ſolche Sprache gegen ſeinen Fürſten, Sie waren von jeher die Zierde eines Staats, aber auch die erſte Unterthanen, und Herzog Ernſt würde ſolches nicht kaltblütig angehöret haben, ſeiner eigenen Schweſter der Kaiſerin Sophie gab er eine Maultaſche. – Vitus Prior Eberſperg. in Chronica Bavarorum Cap. 41.

††) In annal. Boj. Lib. 7. p. 825.

†††) Siehe oben.

Ein würdiger Abt und dann gar ein Pabſt *) ſagen, daß Albrecht die Agnes unter der Vertröſtung, ſie heyrathen zu wollen, zu ſich genommen habe.

Andere ſagen: ſie ſey die Beiſchläferin Albrechts geweſen. **) „Ein überaus ſchönes Mädel, welche Albrecht „nicht anderſt liebte, als ob es ſein Eheweib wäre, und „der Vater habe ſich vergeblich bemühet, ſie ihm zu ver„leiden.“ ***)

Der Abt Trithemius, der groſſe und mitleidige Vertheidiger dieſes unglücklichen ſchönen Kindes †) erzählet, daß Albrecht gar zu verliebt geweſen, und ſie als eine Beiſchläferin ſtatt einer Frau gehalten, auch untröſtbar geweſen, als er gehöret, wie der Vater ſein allerliebſtes Mädchen behandlet habe.

Nur auf Griechiſch läßt ſich ſagen, wie Adlzreiter ſie beſinget. ††)

Alles dieſes erlaubet zwar nach Kanoniſchen Rechten, daß man noch immer das beſte denken dürfe, allein wenn Herzog Albrecht nur ſeine Agnes aus ſeinem Siegel gelaſſen hätte, wenigſtens ſie nicht darinn in dem ungekünſtelten

---

*) Angelus Rumplerus Abbas formbacenſis Calamit. Bavariæ Lib. I. Item Æneas Silvius oder Pius II. de ſtatu Europæ ſub Frid. III. Cap. 32 ab eo pendite amatam & in ſpem matrimonii ſuſceptam.

**) Ladislaus Sunth. ſup. cit. Fecit ſuffocari concubinam filii ſui Alberti.

***) Gottfrid in ſeiner Cronic 1ter Th. Bl. 663.

†) In Cron. Hirſaug. ad annum 1435. habuitque loco uxoris Concubinam. Cum facinus paternum in amantiſſimam ſibi puellam &c.

††) In annal. Pte. 2. Lib. 7.
Sola forma & veneris lenocinio recommandabilem mulierculum — vile Caput — meretriculam.
Der rauhe Mann! — auch ſo einer von Stahl innen und auſſen, 1ter Aufzug 5ter Auftritt.

ten Gewand, in welchem die erſte Kinder der Unſchuld hiernieder herumwandelten, hätte vorſtellen laſſen. *)

Es war ein ſtatlich Sigill, erſtlich, das Bayriſch und Phalziſch Wappen darob en Zuegetoner Helm, ob diſem ain anſehnliche Cron, darob auch ein gecronter Low, zwiſchen zwaien Horner, die Horner ſind uf baiden Seiten mit Laubwerk luſtig geziert, uf der linken Saite ein naketes Waibsbild (pube tenus) mit ainer langen Kottin in bayden Hænden, iſt (vielleicht) ſein Amaſia, die der Vater ertrankt hat.

Nur einen einzigen Geſchichtſchreiber habe ich gefunden, welcher verſichert **) „man ſagt: Agnes Bernauerin „ſey die Frau Herzog Albrechts geweſen.“

Ich wäre der erſte geweſen, welcher es geglaubt hätte, allein zu allem Unglück widerruft er dieſes, und ſagt ganz trocken:

„Das Mädchen ward verſäuft, und nachdem er lan„ge getrauret hatte, nahm er ein Weib.“

Nun mögen ſich die furchtbare Ritter bedenken, ob ſie den Handſchuh aufheben wollen und Herzogen Albrecht die Freude machen, die ihm der Beſuch Gundelfingers machte. ***)

Nun wird Albrecht aus einer ganz erbärmlichen Urſach von Voheburg entfernet, unterdeſſen Ritter Torre ſeinen Schwerd *) oder wie es Ritter Zenger nennet, ſeinen Schurkenſtreich **) anbringet.

---

*) Specimen Diplom. Bojar an einer Urkund vom Jahr 1436.

**) Annonymi varrago hiſtorica rerum Ratisp. ad an. 1436.

***) Im 3ten Aufzug 5ten Auftritt ſagt Albrecht zu Gundelfingen. „Wie „Edler Ritter, ihr kommt zu einem Mann, der nach Rittergeſetzen ent„ehrt iſt?“ — Im 6ten Auftritt ſagt Thorringer: „Was muſte ich „ſehen? — **Albrecht**: einen entehrten Ritter; umarmet mich Thorrin„ger, daß ich ſehe, daß ich noch Ritter bin. Ei! Ei!

In dem 2ten Auftritt des 2ten Aufzugs warf Albrecht ſeine Lanze gegen die Schurken, die ihn zu entehren wagen, er ſagte: Ehre genug, wenn ich mit einem Ritter fechte. . . .

Da kommt ſie vor das FraisGericht, ein gar trauriges Spectakel, der Vicedom, deſſen Karakter zwiſchen Bosheit und Patriotismus, zwiſchen Dorfdummheit und Hofſchranzerey, zwiſchen Stolz und Niederträchtigkeit das drolligſte Mittelding iſt, dieſer Vicedom giebt der Gleichheit der Stimmen den Ausſchlag, wirft eine ſchwarze Kugel in den Helm und Agnes ſoll ſterben ***).

Iſt dann dieſes auch würklich in der Baieriſchen Geſchichte gegründet? Nun! man kann ja nachſchlagen. Die Geſchichtſchreiber ſagen nur: Agnes ward auf Befehl Herzogen Ernſt ertränkt. †) Alſo keine ſchwarze, keine weiſſe Kugel, kein Helm, kein Vicedom, Oberrichter und Fraisgericht.

Wir leſen zwar in des Aventinus Jahrbücher „ daß „ Agnes ſich gerühmt habe eine Königin der Baiern zu ſeyn, „ worauf Herzog Ernſt alle Räthe beruſen, und auf derſelben „ Rath ſie ſchlieſſen ließ, als Sie nun gar zu frech nach leichte-

„ ſinni-

---

*) 4ter Aufzug 4ter Auftritt.

**) 4ter Aufzug 9ter Auftritt.

***) Helm – Schwarze Kugeln – waren nie bei Fraißgerichten, wohl aber umfragen; Allerlei Sprüche ſind noch heut zu Tage an vielen Orten üblich.

†) *Laurentius Hochwart* Ex Mandato patris Erneſti in Danubium præcipitatur.

Angelus Rumplerus. Çum pater apud Straubingam in flumen demerſiſſet.

Ladislaus Suntheimius. Erneſtus fecit ſuffocari.

Vitus Prior Ebers. Eandem Erneſtus Pater ex indignatione morti tradidit.

Annonymi Farrago Hiſt. rer. Ratiſp. Ex mandato Erneſti Ducis Bavariæ Straubingæ de ponte Danubii præcipitata fuit.

Gottfridi Cronic. Da ließ ſie der Vater zu Straubingen über die Brük' hinabwerfen.

Æneas Silvius. Erneſtus puellam Ballnei cuſtodis apud Straubingam Danubii fluentis ſubmerſit.

„fertiger Weiberart antwortete, habe er ſie, nach dem von „ſeinen Räthen geſprochenen Urtheil ertränken laßen.“ *)

Eben dieſes ſchrieb dem Aventinus nach, der Adlzreiter in ſeiner Cronic und erlaubet ſich nach ſeinem Gebrauch gar bedenkliche Zuſätze. **)

Dieſes war alſo vermuthlich die Quelle, aus welcher ſich der Verfaſſer den Helm, die ſchwarze Kugeln und das Fraisgericht ſchöpferiſch formirte; Allein in dieſem Fall hätte er ſeinen Quellen treu verbleiben, und die Agnes ſo antworten laſſen ſollen, wie ſie geantwortet zu haben beſchuldet wird.

Als der Verfaſſer ſeinem Vaterlande Baiern dieſes Werkchen zueignete, ſo hatte er doch eine Abſicht. Wollte er die gute Agnes vertheidigen, die Leſer durch ihr Schikſal rühren laſſen, ſo verfehlte er das Sittliche, das Patriotiſche, und mahlte den Herzog Ernſt als einen Tirann, ob dem er und Baiern ſich nicht freuen konnte. ***)

Wollte er dieſen als einen Fürſten vorſtellen, der ſich alles erlaubte, um das Blut und Stamm des großen Otto nicht abwürdigen zu laſſen, ſo hätte man beynahe Luſt zu glauben, daß er es auf einer ſchiefen Seite angepackt, und gewiß fehlte es alsdann an einer glücklichen Wendung. Hat er vielleicht beydes zu vereinbaren beabſichtet, ſo muſte er nothwendig eines durch das andere ſchwächen, und wer es lieſt — wer empfindet für Ernſten? und wer nicht für Agneſen und den unglüklichen Herzog Albrecht? Beſonders wo verſichert wird, daß alles in der Geſchichte gegründet ſey.

---

*) Ipſa ſe conjugem Reguli Bojorum Reginamque Bojaricam profiterer, Erneſtus ſenatoriis ordinis omnes quicunque aderant, accerſit, atque ex conſilii decreto, illam in vincula conjecit, nimiumque proterve muliebri levitate reſpondentem ſententia procerum in Danubio ſubmergi præcipit.

**) Jam eo proceſſit mulierculæ audacia, ut ſe Bojorum ducis conjugem profiteretur, cum Albertus peregre abeſſet, Erneſtus eam Straubingæ à Senatu conjici in vincula, ac quæſtionem de ejus moribus, ex lege per magiſtratum haberi. Illa protervius auſa reſpondere aquis præfocanda ultimo capitis ſupplicio prætoris ſententia addicitur.

***) 1ter Aufzug 7ter Auftritt.

Unterdeſſen iſt es gleichwohl wahr, daß Agnes den 12ten Octob. 1435 ertränkt worden. *)

Ueber die Art ſind die Geſchichtſchreiber nicht einig, etliche behaupten, daß ſie in einen Sak geſtekt werden **).

Andere aber erzählen, daß Agnes gebunden in den Strom geſtürzt worden, ein Fuß blieb frey, wodurch ſie ſich eine Zeitlang auf dem Waſſer erhielt, mit heiſſerer Todesſtimme ausrufend: helft! helft! Schon hatte ſie Hofnung das Ufer zu erreichen, ***) allein der Nachrichter, der des Herzogen Ungnad und Zorn fürchtete, eilte alſo gleich herbey, wickelte eine Stange in ihr goldgelbes Haar, ſtieß ſie damit unter, und ſo ſtarb die Arme.

Dieſe Erzählung wählte der Verfaſſer, aber mit der Abänderung, daß jenes, was nur das niedrigſte Geſchöpf, nur ein Nachrichter denken konnte, von dem Vicedom, von einem Baieriſchen Edelmann, von einem Ritter, dem das Geſez der Ehre ſchon durch die Gebürt ins Herz geſchrieben iſt †) an Händen gegeben worden. ††)

---

*) Chronicon Auguſtanum Anno MCCCCXXXV. auch daſſelb. Jar ertrankt man die Bernawerin am Mikte vor St. Gall. Tag.

**) Aventins annal. Boj. p. 815. culeo inſutam. Auch Gottfridus in ſeiner Hiſtoriſchen Chronica 6. Th. Bl. 663.

***) Laurentius Hochwart. — Annonymi farrago.

†) 1ter Aufzug 7ter Auftritt.

††) 5ter Aufzug 6ter Auftritt.

Nun kommt Albrecht, auch Ernſt kommt und verſichert: „daß er keinen Theil daran habe; es war ihr „Schikſal, Thränen ihres Richters, Hochachtung ihrer „Feinde ſollen Sie ins Grab begleiten, das ich ihr „bauen werde, und Rache ſoll folgen dem Mann, der „durch entheiligte Geſetze ſie mordete. *) Prieſter will „ich ſtiften und Nonnen, die an dieſem Ort ewig ſingen, mich ausſöhnen mit der Seele der Verblichenen, „und zeugen durch meine Thränen über das Schlachtopfer des Staats.“

Nachdem der Herzog alles dieſes verſprochen, und wenn der Verfaſſer gewollt hätte, noch mehr verſprochen haben würde, ſo rathet ihm Hofmeiſter Gundelfinger: „nennet ſie Frau in der Urkunde, ihre Treue und Tugend haben ſie geadelt.“ Dieſem fällt Sandizeller ins Wort: „und Meiſterſänger ſollen ihr ein Lied ſingen. **)

So ganz warm wird einem ums Herz, wenn man das Ende eines ſolchen Werkchen erlebt hat ***) und nun freylich iſt die Geſchichte der ſchönen Agnes, wenn ihr der Theaterputz geraubt wird, zu einer ziemlich ordinairen Maitreſſenhiſtorie herabgewürdiget, und bey einem Dichter iſt die Frage nie, wie eine Sache ſich würklich zugetragen, ſondern wie ſie ſich hätte zutragen müſſen, um ſo angenehm, ſo rührend, ſo wunderbar zu ſeyn, als es ſein und des Leſers Intereſſe iſt.

---

*) Oportet eſſe memorem, denn als Albrecht kurz darauf ſagte: und der Vicedom ſoll ſterben hier, und ſein Wappen an ihrem Grabſtein zertrümmert werden, antwortete Ernſt: Vergebung iſt deiner würdig mein Sohn, laß Gott die Rache.

**) Warum nicht gar Barden? — Unterdeſſen hat man nach Zeugniß Les bibl. Sinnth. noch im Anfang des 16ten Jahrhunderts ein ſchönes Liedgen von der Agnes in Baiern geſungen, ob es aber Meiſterſänger geſungen haben, wird nicht geſagt.

***) Wieland T. M. 1774. N. I.

Aber nie muß die dramatiſche Grenzlinie zwiſchen Erfindung und Gedicht, nie das Koſtume, nie Verehrung, die man dem Andenken großer Fürſten ſchuldig iſt, vergeſſen werden. Beſſer wären ſolche Geſchichten zu wählen, die moraliſchen Eindruk machen, den Sitten Nutzen bringen, und vom Laſter zum Gefühl vaterländiſcher Tugend führen. Baiern iſt eine Nation, berühmt durch Thaten ihrer Fürſten und ihrer Einwohner, anſehnlich und tapfer war jeder Adel, aber nie trozte er ſeinem Fürſten, immer war er unterthan, ſo wie Grund und Boden, Prieſter und Bürger, ein käuflich und verkäufliches Eigenthum ſeiner Regenten, gebohren um zu gehorchen, ſein Ruhm war Treue gegen den Herrn, allgemeine Pflicht derer die nie zum herrſchen gebohren ſind, und was lernet Jugend, was der Jüngling, was der Mann aus dieſem Trauerſpiel? ſchwärmeriſch iſt der Eindruk, und erdichtet die Veranlaſſung.

Claudite jam rivos.

Doch noch etwas von der Geſchichte.

Herzog Albrecht ſchwur Rache der Aſche ſeiner Geliebten, bürgerlicher Krieg überzog das Vaterland, an der Spitze der ſeinigen empörte er ſich gegen den Vater, Brand, Tod und Verwüſtung *) verbreitete ſich über den unſchuldigen

Land;

---

*) Laurentius Hochwarth. – Ladisl. Sunth. – Annonymi farrago. – Trithemius in Chronico Hirſaug.

Albertus igitur Dux cum facinus paternum in amantiſſimam ſibi puellam primum audiviſſet commiſſum, præ nimis dolore cecidit mentis defectum, & qui vivam ultra debitum amaverat pro mortua cadens in terram ut mortuus jacebat. Reſumtis demum viribus in ſe reverſus, & lacrymans nimium in ira perturbationis cum furore juravit, ſe capiti ſuo non daturum requiem, niſi mortem innocentis ſibique dilectiſſimæ puellæ in patrem ſuum & in omnes qui conſilium vel auxilium tantæ impietati dediſſent, vindicaſſet, contractis ergo hinc inde pugnatorum copiis Dux Albertus bellum patri filius indicit, villas incendit, ruſticos capit, ſpoliat & occidit, tantaque genitori damna inferre ſtuduit, ut quolibet hoſte ſævior eſſe videretur.

Landmann, und grauſamer als ein Feind wüthete er in ſeinen eigenen Staaten.

Endlich that der groſſe Wetzſtein der Zeit ſeine Würkung, er fühlte Fürſt zu ſeyn, und Friede ward hergeſtellt, er brachte dem Staat ein Opfer, und nahm eine Gemalin aus dem Hauſe Braunſchweig. *)

Unterdeſſen hatte auch Herzog Ernſt der züchtigenden Stimme ſeines Gewiſſens Gehör gegeben, das durch entheiligte Geſetze **) vergoſſene Blut foderte Genugthuung, er ſtiftete, nicht wie der Verfaſſer ſagt, Prieſter und Nonnen, die ewig ſingen, ſondern baute auf dem Kirchhof eine Kapelle, ſtiftete einen Jahrtag, dann einen Kaplan; der Stiftungsbrief iſt am Montag vor Mariä Magdalenä 1436. Zu dieſer Stiftung wurden angewieſen 16 Pfund Heller auf die Mauth zu Straubingen; Herzog Ernſt bat ſeinen Sohn Albrecht, daß er an den Stiftungsbrief ſein Siegel anhangen, und die Stiftung genehmigen möge.

In dieſer Urkunde wird Agnes, nicht wie der Verfaſſer ſagt, die ehrſame Frau Agnes Bernauerin, ſondern **Anna die Bernawerin** genannt.

In dieſer Kapelle ruhet die Aſche eines Opfers der Liebe, ſie deket ein Leichenſtein, der in trauriger Stille dem Wanderer und der Zukunft das Geſchik eines Mädchen verkündet, deſſen ganzes Verbrechen war, geliebt zu werden. ***)

Herzog Ernſt begnügte ſich nicht mit dieſer Stiftung, aus eigenem Vermögen errichtete er eine zweyte bey den Karmelitern zu Straubingen mit einer ewigen Meſſe, einer

Vigile,

---

*) So geſchwind gieng es aber damit nicht zu, wie Aventinus Bl. 825. verſichern will, daß Herzog Ernſt ſchon den 22ſten Tag nach dem Tod der Bernawerin Anſtalten zum Beylager machte.

**) 5ter Aufzug 8ter Auftritt.

***) Aventinus in annal. Boicis. ubi ejus oſſa conteguntur ſaxo, cui annum & diem, quibus e medio ſublata eſt, tacito elogio fati inſculptum legi.

Vigile, dann einem Seelenamt, auf jeden Quatember, und auf den Jahrtag ihres Hinſcheidens, und wieß hiezu an 10 Pfund Regenſpurger Pfennig auf den Zoll zu Regensburg, den er von Perzifall Zenger um 6000 Fl. eingelöſt hatte.

Die Urkunde iſt Montag nach St. Niklastag 1435 ausgeſtellt und in der Oſter-Woche 1436 auch von Herzogen Ernſt beſiegelt worden. Hierin wird geſagt: „der
„ersamen und erbern frawen Agnesen der Per-
„nawerin.“

Im Jahr 1447 hat Herzog Albrecht die Anweiſung auf dem Zoll zu Regensburg aufgehoben, und dafür den Karmelitern zwey eigenthümliche Höfe abgetretten;

Hierinn beſtehen die Stiftungen, welche zum Troſt der Seele der unglücklichen Bernauerinn errichtet worden.

Die Stiftungsurkunden ſind in den Werken des Oeſſele beygedruckt, und man kann daraus den Geiſt des damaligen frommen Jahrhunderts erſehen.

Ueber das Verfahren des Herzogs Ernſt ſind die Meinungen getheilt, Adlzreiter vertheidiget ſolches: *)

„Er rächte den beleidigten Himmel und ſeinen Stam-
„men; war es nicht ein unehlicher Beiſchlaf? Sollte wohl
„einem Landesfürſten das Recht beſtritten werden können,
„daß er Unthaten dieſer Art gerichtlich beſtrafte? was be-
„fahl Gott als ſich die Kinder Iſrael mit den Töchtern
„Moab vermengten? Herzog Ernſt gab ein warnendes
„Beiſpiel denen leichtfertigen Dirnen, und zeigte wie
„ſtreng ein Fürſt gegen dieſe Scheuſaal der Menſchlich-
„keit ſein müſſe: Wenn alle Fürſten ſo verfahrten, ſo wä-
„ren nicht ſo manche alte Geſchlechter verunehrt, und ihr
„Blut würde rein ſein, und ihre Nachkommenſchaft recht-
„ſchaffen. Aber wie, wenn Agnes würklich verheurathet

„gewe-

---

*) Adlzreiter pte. 2. Lib. 7. p. 161.

„geweſen? Dieſes war ungewiß, aber gewiß die Furcht, „daß es geſchehen könnte, und dann wäre die Ehe ſelbſt „nicht ſtrafbahr geweſen, eine Ehe ohne Vorwiſſen und „Genehmigung des Vaters, zur Schande des fürſtlichen „Hauſes, und durch die Geſetze ſchon vorab verworfen? „Das Band ſelbſt hätte zwar beſtanden, aber auch jenes „der väterlichen Gewalt, um zu verhindern, daß Fürſtenblut nicht unrein und verfälſcht auf die Nachkommenſchaft fortgepflanzt werde; Eine ſolche Ehe wäre ein dreifaches Verbrechen geweſen, eine heimliche Verbindung „mit einer niedrigen Burgerstochter, mit einem leichtfertigen Mädgen, dieſes Verbrechen hätte nicht Herzog „Albrecht allein, ſondern auch das Weib begangen, verzeihlich iſt es daher dem Vater, daß er ein Weib hinrichten ließ, die den einzigen Stammhalter beſtrickte.“

Dieſes iſt ungefähr der Geſichtspunkt, aus welchem Adlzreiter die Sache betrachtet, dieſes ſind die Grundſätze, aus welchen er den Abt Trithemius zu widerlegen bemühet iſt.

Man höre aber auch dieſen frommen Mann: *)

„Ernſt begieng eine That, die man von einem chriſtlichen Fürſten nie erwartet hätte, da er aus Ahnenſtolz „ein unſchuldiges Mädgen hinrichtete; Albrecht liebte ſie, „und iſt der Liebe nicht verzeihlich, da er ſich weigerte eine „Fürſtenbürtige zu ehelichen, Albrecht war nicht der erſte „Fürſt, und wird auch nicht der lezte ſeyn, **) der Schön-

---

*) Trithemius in Cronico Hirſaug. ad ann. 1435.

**) So liebte und heurathete Herzog Ferdinand von Baiern die Tochter des Hofbedienten Georg Peter Peken (Aettenkofer in der Geſchichte der Herzogen in Bayern Bl. 96 nennet Sie Pettenbeckin) im Jahr 1588. Er gab Baiern eine Fürſtenmutter nach ſeinem Sinn, (2ter Aufzug 6ter Auftritt) ſeine Nachkommenſchaft iſt zwar ausgeſtorben, war aber auf den Fall, daß die Wilhelminiſche Linie erlöſchen würde, für ſucceſſionsmäßig erkannt. — S. Pütter.

„heit dem Adel vorzog, und dann, iſt es ein Verbrechen „niedrig gebohren ſchön und tugendhaft, und von einem „Fürſten geliebt zu ſeyn? Verdiente hierum Agnes den „Tod? Die Geſchichte weiſet uns hunderte von Fürſten „auf, die das Recht der Menſchheit behaupteten, und eine „Frau auch aus niederem Stand wählten, die ihr Herz „liebte."

Ob der Abt oder Adlzreiter Recht haben, mag das Gefühl der Leſer entſcheiden. Oeffele (ſeelig ſey die Aſche des großen Mannes, und Dank dem Weſtenrieder, der ihn ſo warm beſungen) Oeffele ſchilt Adlzreiter einen Schmeichler; mäßig iſt der Ausdruk aber wahr. *)

Noch hätte ich zwar in der Geſchichte zu unterſuchen ob es wahr ſey, daß Herzog Ernſt ſeinem Kanzler Tuchſenhauſen ſo unfürſtenmäßig unter die Naſe geſagt habe: **)

„Man ſieht es euch doch immer an Tuchſenhauſen daß „ihr kein Ritter ſeyd, und daß die Geſetze der Ehre in die „Herzen, und nicht in die Bücher geſchrieben ſeyn müſ„ſen."

Nie hat ein Fürſt, der in einer Stunde ein ganzes Dorf adeln kann, ſich je ſoweit vergeſſen; auch dem Bürgerſtand ſind die Geſetze der Ehre in das Herz geſchrieben. Verdienſte ſind der wahre Adel, Abkunft iſt ein Ding, das nur Rechte des Adels giebt, nur Ahnenſtolz kann ſolche Gedanken ausbrüten, man lacht über den Schmeichler, und bedauert den Mann, deſſen Geiſt ſich keiner andern Schnell-

---

Der Vertrag vom 23ten Sept. 1588 nebſt der kaiſerlichen Beſtätigung vom 16ten Feb. 1589 iſt in Lünig Pre. Spec. Cont. 2. V. 8. Pfalz p. 150 zu finden.

Moſers Staatsrecht Tom. 13. p. 62. Tom. 19. p. 28.

*) In diplom. Bojar.

Poſt Aventinum tragicam Agnetis mortem Adlzreiterus ille perſonatus multum ſe torquens, ut ex ferociſſimo facto verſarſi ille eloquentia adulationis argumentum eliceret.

**) 1ter Aufzug 7ter Auftritt.

Schnellkraft rühmet, als die er aus dieſer ſchalen Karakteriſtik in Gott ruhender Ritter erborget. Sollte es ſich nicht ein jeder, der an den Beruf glaubet, ſich mit Tändeleyen abgeben zu müſſen, zur Warnung ſein laſſen, nur ſolche Ausdrücke zu wählen, die weder dem Andenken der Fürſten, noch den Pflichten der Unterthanen, noch der Achtung, die man verhältnißweiſe allen Ständen ſchuldig iſt, zu nahe treten.

4.

Die Freundinnen oder der Wittwer.

Ein dramatiſches Gedicht.

(Sich auf eine wahre Geſchichte gründend.)

1779.

Perſonen:

Emilie.
Ernſt. Ihr Mann.
Julie.
Eliſe.

(Die Scene, ein Zimmer der kranken Emilie. Sie liegt auf einem Ruhebette. Eliſe und Julie ſitzen bei ihr.)

Julie.

Sehn Sie, Eliſe, wie ſanft Emilie ſchläft!

Eliſe. Wie ruhig!

Julie. Möchte doch Gottes allmächtige Güte ihr wieder Kräfte verleihen!

Eliſe. Möchte ſie heiterer, als geſtern, erwachen!

Julie. Wenn unſere Freundin ſich beſſert, wenn ſie über dieſe tödtliche Krankheit ſiegt, denken Sie, Eliſe, dieſe Wonne!

Eliſe. Für Freude möchte ich mich, wenn es möglich wäre, verjüngern, um lange, recht lange, in ihrer Geſellſchaft zu ſeyn.

Julie. Ein dürres Blumenbeet kann durch einen fruchtbaren warmen Regen, nicht ſo ſtark, als ich durch die Geneſung unſerer Emilie erquicket werden.

Eliſe. Mein Leben ſollte ein beſtändiges Gebet für die Wiederherſtellung ihrer Geſundheit ſeyn.

Julie. Denken Sie, wenn ſich der Frühling nähert und wir Hand in Hand, Arm in Arm in das Wäldchen wieder ſchleichen, immer die Nachtigallen wetteifern zu hören, wenn ſich eins vor dem andern bemüht, das niedlichſte Frühlingsſträuschen ihrem Gatten zu ſuchen, und dieſes an ſeine treue Bruſt zu ſtecken, damit es ſo verwelke, wie wir in ſeinem Arme zu ſterben wünſchen.

Eliſe. Königreiche, Welten würde ich für dieſes Vergnügen nicht geben!

Julie. Ein Feſt der Liebe, der Dankbarkeit ſoll es werden! — allein, was reden wir? — Iſt es nicht Thorheit, Eliſe? — Menſchen machen Entwürfe und Gott führt ſie aus. In der Noth, in dem Unglük werden unſere Herzen weich, ſind ſie aus der Gefahr, ſo werden ſie Felſen.

Eliſe. Freylich iſt der Geiſt willig, aber das Fleiſch —

Julie. Schwach, ſehr ſchwach. Unſer beſtes Entſchließen gleicht Spreu, den der Sturm zerſtreut.

Eliſe. Leider (nach Emilie ſehend). Emilie bewegt ſich!

Julie. Sie ſcheint mir ſchwächer.

Eliſe. Gott ſteht den Schwachen bey!

Emilie (mit ſchwacher Stimme). Das thut er, der Ewige!

Julie. Was macht unſre Emilie?

Emilie. Bald ſteht ſie auf der lezten Stufe der Menſchheit. (Sie ſucht ſich zu erholen.) O Eliſe! O Julie! Wenn ich nicht mehr bin, wenn mein Körper eine Speiſe der Würmer iſt, und ich verklärt an dem Thron des Allmächtigen, in Geſellſchaft der Engel und Cherubinen, die die Seeligkeit mehren, ein Halleluja ſinge, dann will ich ſtets als Schutzgeiſt über euch ſchweben, will von dem Ewigen zu erflehn ſuchen, daß er euch hienieden ſegnen, und dort, wo man keine Falſchheit, keinen feilen Eigennutz, kein drückendes Leiden kennt, in die ſeeligen Wohnungen, die nur den Frommen verheißen, eingehen laſſe.

Eliſe und Julie. Emilie! Emilie!

Eliſe. Was für Gedanken?

Emilie. Keine menſchliche, ſondern himmliſche — bald — bald — o Herz! — —

Eliſe. Nein Emilie, nein. Sehn Sie dort die mütterliche Erde, wie ſie in ihrem todten Kleide gehüllt, ſo ruhig ſchlummert, um ſich hernach in völliger Pracht und Majeſtät zu zeigen.

Julie. Bald wird die Sonne durch ihren allbelebenden Stral ihr Todtenkleid in ein vielfarbiges Grün verwandeln.

Emilie. Das wird ſie, ihr Lieben, das wird ſie, auch ich werde bald dieſes Kleid anziehen.

Eliſe. Die Natur hilft ſich —

Julie. Sie iſt ſtark und durch Gottes Beyſtand mächtig.

Eliſe. Emilie!

Julie. Beſte aller meiner Freundinnen!

Emilie. Betet, betet für mich! meine Stunde kömmt —

Eliſe (betend). Du, der du allein weißt, was wir vor, was wir hernach thun, der du uns kannteſt, ehe wir noch gebildet waren, der du uns undankbare Menſchen mit ſo vielen Wohlthaten überhäufeſt, erhalte unſere Emilie!

Julie (betend). Vater, allmächtiger Vater der Menſchen! erhöre die Bitte derer, die ſich bemühen, deine Gebote, ſo viel wie möglich zu halten, und ſie doch ſo millionenmal übertreten.

Eliſe. Laß, Herr, unſern Willen geſchehn!

Emilie. Nicht Euer — ſondern des Herrn Wille geſchehe.

Eliſe. Laß dich durch unſer Gebet, durch unſre Thränen — Gott! welche Veränderung!

Emilie. O Ihr Theuerſten, Eure Hände — einen Kuß auf die bald kalten Lippen (Sie küßen ſie). Ihr weinet? — weinet nicht, wenn die neidiſche Parze den Faden meines Lebens abſchneidet, wenn ſie mich von Euch trennt (Pauſe). Wählet nach meinem Tod, wählet eine andere Freundin, ſchenkt ihr die Freundſchaft, die Liebe, die Ihr mir ſchenktet — führet die Glückliche an den grünen Hügel, unter welchem ich bald ruhen werde, pflanzt da ein Myrthenreischen, und friſcht es zuweilen mit Thränen auf.

Eliſe. Emilie.

Emilie. Bald, ſehr bald — Ernſt! Ernſt! — zärtlich liebesvoller Gatte! — nur einen Kuß in dieſem Leben. —

Julie. Er wird kommen.

Eliſe. Er muß kommen.

Emilie (Pauſe). Ernſt — Ernſt — er kommt nicht — mein Todes-Engel — da iſt er — er winkt — Julie — Eliſe — betet, betet für mich — kaltes Schauer — göttlich ſchöne Harmonien — wohl — bald ganz wohl — Ernſt — glücklich — Ernſt — noch — einen — Kuß — Ernſt — (ſtirbt).

Eliſe. Gerechter Gott!

Julie (ihre Hand ergreifend). Emilie!

Eliſe (ſie anſehend und die Augen zudrükend). Vollendet iſt ihr Kampf — —.

Julie. Gott! — Ernſt!

Ernſt. (von der Reiſe kommend und auf Emilie zueilend. Wo iſt ſie, meine Emilie, wo? (will ſie küſſen, fält aber auf einmal zurük:) Eliſe und Julie ſuchen ihre Bekümmerniſſe zu verbergen) Gott! blaß! (ihre Hand ergreifend) kalt, immer kälter und kälter — Ha! Tod! — keinen Pulsſchlag? Gott! erbarmungsvoller Gott! laß' mich ihr das Leben wieder einhauchen (umarmt ſie) Nein umſonſt — grauſame Schweſtern! Emilie! Emilie! ganz tod? — (zieht ſeinen Hirſchfänger) ich folge Dir —

Julie und Eliſe (entwafnen ihn).

Eliſe. Unglüklicher, was unternehmen Sie?

Julie. Sind Sie nicht unglüklich genug, wollen Sie gegen Gott murren, und ſich noch unglüklicher machen?

Ernſt (nach einer tifen Stille). Ich fühle mein Unglük, fühle alles. Ernſt, wer warſt du? wer biſt du? — wer wirſt du ſeyn? — Ein verſtümmlter Wurm, der von dem Jammer krümmend das Erdreich durchwühlen muß. Ohne Emilie leben? meines größten Reichthums beraubt? (weinend) O Natur! Natur! warum entblöſeſt du mich von einem Gegenſtand, der deiner ſo würdig war, der deine Schäze bewunderte, deine Früchte mit Dank annahm, und deinen Schöpfer im Geiſt und in der Wahrheit anbetete?

Julie. Gerecht ſind Ihre Empfindungen!

Eliſe. Stilltödtender Kummer traf uns alle.

Julie. Ihre Gattin —

Ernſt. War das beſte, zärtlichſte, treuſte Weib. Verzeiht mir Schweſtern, wenn ich weine. Thränen kleiden zwar Männer nicht, aber in dem Unglük ſind ſie ihnen Troſt, Erquickung. O Gott! Gerechter Gott! konnteſt du durch den heulenden Sturm, der zu Waſſer und Lande Menſchen begräbt, einen hofnungsvollen Baum, der noch keine Früchte trug, ſo plözlich entwurzeln laſſen?

Eliſe. Was geſchah, mein Freund, that Gott. Der Allzugütige nahm ſie zu ſich, um mit ihr den Himmel zu verſchönern. Die Erde war ihrer nicht mehr wehrt. An ihrem Lebenswandel; an ihrer Frömmigkeit hatte Gott ein Wohlgefallen, und darum forderte er ſie von Ihnen, um ihre menſchliche Tugenden zu göttliche zu bilden.

Ernſt. Aber Julie, Eliſe! wenn uns Gott auf der empfindlichſten Seite angreift?

Eliſe. Wen der Herr liebt, den prüft er. Freund, Bruder, weinen, weinen Sie: Ihre Thränen ſind von einem Gegenſtand die Quelle, der es ganz würdig iſt, aber faſſen Sie ſich. Die Wege des Himmels ſind wunderbar, uns dunkel; nur Raſende ſuchen in dieſes unerforſchliche Geheimniß einzudringen: Weiſe aber unterwerfen ſich demjenigen, der ohne ſein Wiſſen kein Würmchen, kein vor unſern Augen unſichtbares Inſekt zu Grunde gehn läßt.

Ernſt. Krümmt ſich nicht der Wurm, wenn der Fuß des Wanderers ihn berührt? giebt er nicht oft durch den Schmerz gekrümmt ſeinen Geiſt auf, wenn man ihm die tödlichſte Wunde beygebracht?

Eliſe. Freylich giebt er durch die Krümmung ſeinen Schmerz zu erkennen, aber Sie? können Sie ſich auch unter dieß Geſchlecht rechnen?

Ernſt. Iſt nicht der Menſch ein Thier?

Eliſe. Aber ein vernünftiges, das alles gelaſſen annehmen muß, wie es die Vorſehung beſtimmt, ihn da ſuchen muß, wo ihn der Weiſe ſucht, nehmlich bey ſich ſelbſt.

Julie. Der Tod Ihrer Gattin verwandelte Ihre Hoffnungen in ein wimmerndes Leiden; folgt daraus, daß man ſich gegen den, der uns ſchuf, empören muß?

Ernſt. Seyd Ihr meine Freundinnen?

Julie. Ich bin Ihre Freundinn.

Eliſe. Und Ihre Sie zärtlich liebende Schweſter.

Julie. Vergangene Woche, lieber Bruder, bat mich meine älteſte Tochter Mariane, ſie in Geſellſchaft gehn zu laſſen; ich ſchlug es ihr aber ab.

Ernſt. Und die Urſache?

Julie. Weil ihr dieſe zu dem größten Nachtheil gereichen könnte, Mariane trauerte: Bald darauf ſagte ich ihr die Urſache.

Ernſt. Dieſe war?

Julie. Die Mädchen waren gröſtentheils in der Wolluſt und andern Buhlereien erfahren.

Ernſt. Würklich! würklich!

Julie. Würde ich nicht gegen mein Gewiſſen, gegen meine mütterliche Pflichten gehandelt haben, wenn ich meine Tochter, die das erſte Pfand meiner keuſchen Liebe war, nicht von dieſer Geſellſchaft abgeſondert hätte? ſehen Sie, Freund, ſo wenig Mariane die Urſache wußte, warum ich ihr dieſes Vergnügen abſchlug, ſo wenig wiſſen Sie jetzt die Gründe, die ſo weiſe Gründe, warum Gott Ihre auch unſere Emilie nahm. So überzeugt Mariane iſt, ſo ſehr ſie mir jetzt noch dafür dankt, daß ich ſie damals nicht in die Geſellſchaft gehen ließe, ſo gewiß bin ich auch überzeugt, daß einmal eine Zeit kommen wird, wo Sie dem Ewigen dafür danken werden.

Ernſt (ſie umarmend). Julie!

Julie. Wo iſt ein Vater, der ſeinem Sohn, einen Stein für Brod giebt? wo iſt eine Mutter, die in dem Buſen ihrer Tochter Scorpionen ſetzt?

Eliſe. Und wiſſen Sie nicht, daß wenn auf dieſer Welt alle Hofnungen ſcheiterten, dort, in jener alle erneuert und erfüllt werden?

Ernſt. Ich weiß es.

Julie. Gott iſt gerecht.

Eliſe. Und gütig.

Ernſt. O Ihr Schweſtern, treuſte Beſchützerinnen meines Lebens! was ſeyd Ihr? Männer! und ich? ein Weib, ohne Grundſätze.

Julie. Wenn Sie ſich bemühen, das, was Sie ſind, zu bleiben, ſo ſind Sie ein Mann, ein weiſer Mann.

Ernſt. Ein Mann, ein weiſer Mann! Klagen, meinen Weiſe nicht auch?

Eliſe. Sie laſſen aber Ihre Hofnung nicht ſinken.

Julie. War der Glaube, das Vertrauen des Cananäiſchen Weibes nicht groß?

Ernſt. Deſto kleiner war er bey den Jüngern im Schif.

Eliſe. Gab der Heiland für dieſe Leichtgläubigkeit keine Verweiſe?

Ernſt (Pauſe. Julie und Eliſe wechſelsweiſe anſehend). O Ihr Freundinnen! (nach Emilie ſehend) Aber ohne Emilie! — ohne Emilie? — Gott! daß ich den Todesgedanken denken muß! (kleine Pauſe) da! — ſeht den Engel, wie er da liegt, wie eine Blume, deſſen Herz der Wurm in der reizenſten Blüte zernichtet und der nächtliche Froſt die hofnungsvolle Zweige in ein Nichts verwandelte.

Julie. Deſto herrlicher wird ſie dereinſtens in jenem Leben blühen.

Ernſt (mit Seufzer und ſtärkern Affect). Mann — ohne Weib — ohne Kinder! — Ohne Kinder? Auch dieſe Wolluſt entzog mir die Vorſehung. Fühlte niemals den Namen, Vater, hörte ihn niemals ſtammeln. O Natur! Natur! was für Süſſigkeiten läſſeſt du die Menſchen ſchmecken, aber mich?

Eliſe. Denken Sie als Chriſt, als Weiſer. Gott hatte nun ihren Willen erfüllt, er hatte Ihnen liebenswürdige Kinder gegeben und Ihre ſo ſüſſe Hofnungen ſcheitern; — Ihr Sohn würde ein Nichtswürdiger, ein Böſewicht, Ihre Tochter eine Elende, Niederträchtige, den Wolllüſten ergebene —

Ernſt. Das können Sie glauben?

Eliſe. Vermuthen läßt ſich es. Haben wir nicht Beyſpiele, daß Eltern ein ſolches trauriges Schikſal erfuhren? ſie wünſchten, baten, und fleheten die Vorſehung um ein Kind. Sie wurden erhört. Das Kind verſprach die angenehmſten Hofnungen.

Ernſt. Und erfüllte ſie —

Eliſe. Und erfüllte ſie nicht. Das Kind wurde ein Abſcheu der menſchlichen Geſellſchaft, es entehrte ſeine Familie und fiel in die Hände des Henkers.

Ernſt. Des Henkers?

Eliſe. Es geſchah.

Ernſt. Wenn ich dieß erlebt hätte!

Julie. Wie leicht kann man ſich nicht an dem gütigen Schöpfer verſündigen. Und Ernſt, glauben Sie nicht, daß uns der Verluſt Ihres Weibes keine Thränen gekoſtet hat?

Eliſe. Der Unglückliche, der von dem verruchteſten Mörder durch die ſchmerzhafteſten Stiche ermordet wird, kann unmöglich mehr Jammer, mehr Wehmuth empfinden, als ich bey dem Erblaſſen Ihrer Emilie. Noch denk ich mir die ſchmerzlichſte von allen Scenen, die ich erlebte.

Julie. Wie gelaſſen ſie war.

Eliſe. Wir glaubten, ſie wäre bey dem Erwachen beſſer.

Julie. Und erwarteten ihre Ankunft.

Eliſe. Wir, die wir am meiſten Troſt nöthig hatten, wurden noch von ihr getröſtet.

Julie. Nur einen Kuß wünſchte ſie Ihnen in dieſem Leben zu geben.

Ernſt. Gott! Gott!

Eliſe. Das letzte Wort war Ernſt, und ſie verſchied.

Ernſt. Würklich, würklich. Eliſe, Julie, reißt die Wunden meines Herzens nicht wieder auf, ſie möchten ſich verbluten.

Eliſe. Nein, Ernſt, zu Ihrer, zu unſerer Beruhigung wiederholen wir dieſes.

Ernſt. Ich mich beruhigen?

Eliſe. Das können Sie: mit keiner Verzweiflung, ſondern mit dem größten Vertrauen auf Gott als Chriſtin ging Emilie aus der Welt.

Julie. Faſſen Sie ſich.

Ernſt. Ich mich faſſen?

Eliſe. Küſſen Sie die Hand, die Sie demüthigt.

Julie. Hochgelobt ſey ſie, die uns führt!

Ernſt. Dieß iſt ſie, — o Julie, Eliſe! (umarmt beide) bleibt meine Schweſtern!

Eliſe. Kommen Sie, Bruder, Sie haben Erholung nöthig.

Ernſt. Fiel ich in Schlummer und erwachte glücklich. (nach Emilie ſehend) Emilie! beſtes, treues Weib!

Julie. Dort, wo die Auserwählten ſich verſammeln, werden Sie ſie wieder finden.

Eliſe. Laſſen Sie uns ihre Ruheſtätte beſorgen.

Ernſt. Thut es, Ihr Lieben, thut es, ſpart keine Koſten, beweiſet ihr die letzte Ehre. Das koſtbarſte Grabmal ſoll ihre Ruheſtätte zieren.

Julie. Nein, Bruder, durch ein ſchönes, aber einfaches und nicht koſtbares, wollen wir ihr Andenken verewigen.

Eliſe. Ihr Lebenswandel war auch ſo.

Julie. Myrten-Reiſchen, Cypreſſen ſollen den traurigen Ort verſchönern.

Ernſt. Macht, was ihr wollt. O ihr Ehemänner, wenn ihr eure Weiber, die ihr zärtlich liebt, alle ſo früh verliert, ſo ſpart euch den Jammer und heirathet nicht.

Emilie, Emilie! — Wohl iſt Dir, Deine Seele iſt heiter, aber die Meinige (ſinkt noch einmal auf Emilie).

Eliſe. Kommen Sie, Bruder — —

Julie. Kommen Sie —

(Indem ſie ihn von Emilie entfernen, ſo fällt der Vorhang.)

Seyfried.

IX.

PIECES FUGITIVES.

(Zum erſtenmal gedruckt.)

I.

La Cour du Lion.

Fable.

Un Lion débonnaire, ennemi du carnage,
En Souverain, vivoit paiſiblement,
Au fond d'un bois, tout près d'un hermitage,
Sans faſte, & très frugalement.
Un Souverain ſans luxe! un Lion tempérant!
On ne le croira pas, je le ſais, cependant
Rien n'eſt plus vrai que cette hiſtoire.
Revenons-y. Ce Monarque nouveau,
Dedans ſon ruſtique Château,
Ne faiſoit conſiſter ſa gloire
Qu'a faire des heureux, cultiver les talens,
Et ſervir les honnêtes gens.
(J'entens par gens chaqu'être ſans réſerve;
Et le Ciron comme Minerve.)

On ne voit point de Cour ſans Courtiſans;
Les uns méchants, les autres bienfaiſans;
Mais les premiers ſurtout, y ſont en abondance.
Notre Lion pourtant, par ſa rare prudence,
Ne donnoit de l'emploi, n'accordoit ſa faveur
Qu'à ceux dont la droiture egaloit la candeur.
Mais on eſt bien ſouvent dupe de l'apparence!
Surtout les Souverains; malgré leur défiance
On les trompe toujours. Nous allons voir comment
Le nôtre fut auſſi trompé, pour un moment.
Chacun en cette Cour avoit à travailler;
L'Aigle, le Cerf, le Tigre, la Cigogne,
Le Taureau, le Bélier, tous avoient leur beſogne,
Dont aucun ne pouvoit jamais ſe diſpenſer.
L'Oeconome Fourmi gouvernoit la finance,
Les Levriers avoient le ſoin de la pitance,
Le Léopard avoit la garde des états,
Et tous le jours devoit exercer ſes Soldats,
Le Mulet pour diſtrict avoit l'Agriculture;
Et le Caſtor l'Architecture
Toujours auprès du Maître, un Renard étranger
Avoit, pour ſon emploi, l'honneur de l'amuſer.
Faveur dont ſouvent on abuſe!
Comme fit ce Renard, qui, par ſa ruſe,
Pour garder ſon crédit, prenoit ſoin d'eloigner
Ceux qui pouvoient ſervir le Prince, ou l'occuper:
Par ſon maſque trompeur de feinte bonhomie,
Il déguiſoit ſon cœur, cachoit ſa fourberie.
Un Chien fidèle, inſtruit, dont on étoit content,
Dont on avoit vanté pluſieurs fois le talent,
Du Maître ayant gagné la bienveillance,
Ayant même éprouvé ſa bienfaiſance,
Offuſqua mon Renard. Le faire déguerpir
Fut dabord ſon projet: pour y mieux réuſſir
Devant le Courtiſans, il blâma ſa conduite,
Le peignit dangereux,
Tracaſſier, vain, fougueux,
Dénigra ſon mérite,
Et, pour le mieux trahir,
Feignit de le ſervir.

Le pauvre Chien, toujours à l'ordinaire,
Faiſoit de ſon devoir ſa principale affaire;
Lorſqu'un jour il apprend qu'on venoit de donner
Une place, où lui même avoit droit d'aſpirer.
Il ſoupçonna dabord le Renard de malice,
Et non pas ſans raiſon; car, par ſon artifice,
Il avoit ſi bien fait, & ſi bien machiné,
Que par les ſoins du traître,
Et de l'aveu du Maître,
L'Emploi s'etoit donné.
Mais le Lion, inſtruit de cette trahiſon,
Jugeant Sire Renard indigne de pardon,
L'Exila de ſa Cour, pour punir ſon audace;
Et ſatisfit le Chien lui donnant une place.
L'Exemple du Renard, qui ſe trouve attrapé,
Prouve que, tôt ou tard, un trompeur eſt trompé.

Pinſars de la Cour.

2.

Le Jardinier & ſon Poirier.

Fable.

Dans un Jardin mal labouré,
Un Poirier de beurré,
Dont les Poires fondantes,
Groſſes & ſucculentes,
Etoient pleines de jus,
Depuis deux ans ne portoit plus.
Ses branches, autrefois vertes & bien feuillues,
Etoient alors ſeches, jaunes & preſque nues.
L'avare, l'ingrat Jardinier,
Voyant que ce pauvre Poirier
Etoit triſte & ſtérile,
Le regardant comme inutile

Et tenant place en ſon Verger,
Il réſolut de l'arracher.
Dans ce deſſein il apporta ſa hache.
Et faiſant le bravache,
Allons, dit-il, Monſieur, tu peux te préparer.
Puis que tu m'as manqué pendant deux ans de ſuite,
Tu vas paſſer dans le bucher,
Pour y ſecher;
Et puis enſuite
Tu feras bouillir ma marmite.
Il avoit déja la hache a la main;
Et les racines deterrées,
Par un effort ſoudain,
Alloient être coupées:
Lorſque notre Poirier
Retint, en lui parlant, ſon cruèl Jardinier.
Voila donc, lui dît-il, quelle eſt ma récompenſe?
Et tu me fais payer ta négligence.
Depuis vingt ans je fais l'honneur de ton Jardin:
Et tu n'as pas encor cultivé mon terrein.
Apprens-donc que l'on doit aider a la nature.
En recevant mon fruit tu me dois ta culture.
Faute d'engrais tu me vois languiſſant.
Veux-tu me revoir bien portant?
Te donnant des poires nouvelles
Meilleures, & plus belles?
Cultive moi ſouvent,
Donne-moi du fumier;
Je te promets, foi de Poirier!
De te rendre content.
Auſſitôt dit, auſſitôt fait.
En comptant ſur l'effet,
Sans ſe faire tirer l'oreille;
Jacot fait ce qu'on lui conſeille;
Et ſur le champ il couvre de fumier
Les racines de ſon Poirier;
Les garnit bien de terre: & pour ſa peine,
Il eut depuis des poires par centaine
 Combien d'hommes ainſi que le fit mon Poirier,
Languiſſent faute d'un bon Jardinier!

Nous voulons recevoir, & ne donner jamais;
Et tirer le produit en ménageant l'engrais.

Pinſart de la Cour.

3.

L'Abeille & la Tulipe.

Fable.

Un Jardin décoré des plus brillantes fleurs,
Offroit aux yeux des connoiſſeurs,
Des plus vives couleurs
Les plus rares nuances,
Le Maître du Jardin employoit ſes finances
En Griffes, en Oignons,
En Graines, en Jettons.
A quel prix que ce fut il vouloit le plus beau,
Cetoit-là ſa manie.
On ne peut l'en blâmer, chacun a ſa folie.
L'un eſt fou d'une Fleur, un autre d'un Oiſeau:
Les uns aiment les Filles,
Les autres des Coquilles;
Ceux-ci les Papillons,
Ceux-la les Violons.
Mais finiſſons, & retournons
Bien vite a mon Parterre.
A peine etoit-il jour,
Qu'une Abeille légère
En avoit fait le tour;
Volant de Fleur en Fleur,
Pour en extraire la Liqueur,
Ou plutôt la divine eſcence,
Dont elle forme une ſubſtance
Autant utile qu'agréable:
Je veux dire le Miel,
Qui, dans la Pharmacie eſt très eſſentiel,
Et que l'on fête a table.

Notre Abeille venoit, depuis quelques inſtants,
A force de travail & d'efforts violents,
De ſe gliſſer au fond d'une Tulipe altière
Dont les feuilles jointes la tenoient priſonniere.
Après avoir long tems parcouru ſa priſon,
Et fait de la pouſſiere ample proviſion,
Dans le fond du calice elle enfonce ſa trompe;
S'abreuve avidement du nectar qu'elle y pompe.
Elle vouloit ſortir, quand ce fier végétal
Se mit a quereller ce petit animal.
De quel droit lui dit-il viens-tu, par ta rapine,
Ainſi me dérober
Cette liqueur divine?
Pourquoi me depouiller?
Eh bien pour t'en punir impudente ouvrière!
Tu ne ſortiras-plus; Je te tiens priſonniere.
Helas! pourquoi veux-tu me retenir captive?
Lui repondit l'Abeille; il faut bien que je vive:
L'Auteur de la Nature ainſi l'a réſolu;
Par ſon ordre je dois t'ôter ce ſuperflu,
Qui m'eſt ſi précieux, & dont tu n'es que faire.
C'eſt un bien dont tu n'es que la dépoſitaire.
Loin de te faire tort j'augmente ton éclat.

Le Maître du Jardin témoin de ce débat
Termina la querelle.
Voulant peindre une fleur,
Et celle-ci lui paroiſſant fort belle,
Pour mieux voir ſa couleur,
Il l'ouvre: & l'admirant il la cueillit enſuite.
L'Abeille trouvant jour a l'inſtant prit la fuite.

Comme cette Tulipe, il eſt beaucoup d'humains
Qui poſſedent des biens qu'ils craignent de répandre,
Mais ce n'eſt qu'un dépot qu'ils ont entre les mains;
Quand la mort vient, il faut les rendre.

Pinſart de la Cour.

No 4

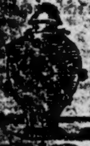
Olla Potrida.

Viertes Stück.

[illegible]

[illegible]

[illegible]



Innhalt.

[illegible]

Gedichte

Dramatiſche Auſſätze.

Scenen aus dem Seifenverkäufer

Luſtſpiel in 5. Aufzügen

Auszüge

Von den Leichenbegängniſſen der Hindus

Abhandlungen und vermiſchte Auſſätze.

1. A. B. C. von einer Dame

Seite

2. Ueber die neueſte Ausgabe der Meſſiade 76

3. Aus der Geſchichte der Sitten und Gebräuche der Völker 89

Naturgeſchichte.

Vacat.

Anekdoten. 97-99

Biographie oder Roman.

Kapitain Aegill 100

Miſcellanien.

1. Elyſa, Emma, Lyda und Dr. Krell, ein Geſpräch im Frühling 1783. 128

2. Beyträge zu einer deutſchen Aufwands- und Prachtsgeſchichte des Mittels des vorigen Jahrhunderts: aus Originalrechnungen eines deutſchen Fürſten 131

3. Nachtigall 135

4. Fragment eines Dialogs zwiſchen Herrn Hofrath Gleditſch und mir

Seit

[illegible] auf einem mediziniſch-botani[illegible]
Spaziergange [illegible]

Ein Epiſtel nach Horaz [illegible]
regum etc.

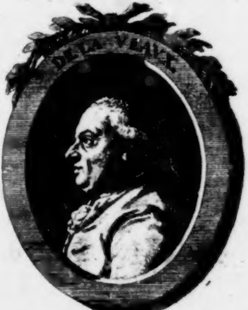
Fragmente. [illegible]

Tagebuch des Herrn Obriſten N. [illegible]
ſeiner Fahrt mit den Hannoveri-
ſchen Truppen nach Madras [illegible]

Olla Potrida.

1783.

Viertes Stück.



Si l'Auteur que ton oeil contemple
Est un Critique habile et rempli d'enjouement,
Ses écrits Sérieux et pleins de Sentiment
Nous prouvent qu'au précepte il sait unir l'exemple.
Mayet.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

I.

Gedichte.

1.

Ueber die verzögerte Rückkehr des Frühlings.

an L. C.

Wie heiſſeſt du? Darf ich es wiſſen?
Mit welchem Namen ſoll ich dich grüſſen?
Wie heiſſeſt Du? Gieb, Himmliſche, Bericht!
Zur Hälfte ſagens deine ſüſſen
Beredten Augen, dein, ach! nur zu Nectarküſſen
Gewöhnter Mund, dein Lächeln ſpricht:
„Von Staubgebohrnen ſtamm ich nicht?

Wie tönt dein Name? Welchen Sphären
Erklang er? Wer ſang im Päanenton
Dein Lob? Sang es Latonens Sohn
Am Pindus, oder an dem Thron
Des Gottes, den die Sphären ehren?

Ich ahnde lange, lange ſchon,
Und ahnde nicht umſonſt. – Daß Thal und Hayn zu blühen,
Zephyre ſanft zu wehn verziehen,
Und keine Nachtigall in unſre Lauben eilt,
Die Linden traurig ſtehn, die Eichen ſparſam grünen,
Und keinem Taubenpaar zum ſichern Wohnort dienen,
Der Lenz und ſein Gefolg verweilt,
Und Dichter ihm umſonſt Geſäng' entgegenſingen:
Wer ſchafft das Alles? – Zevs. Zevs denkt zur Wiederkehr
In ſeine Sphären dich zu zwingen,
Und ſendet keinen Frühling mehr.

Wie klag' ich, Erde, dein Geſchick!
Wie neid' ich ihn den Gott der Götter!
Ein Wink – und er entführet der Erde höchſtes Glück,
Den Lenz, und zwingt durch Sturm und Wetter
Auch ſeine Königinn zurück.

Umſonſt, Unſterbliche, wand'ſt du die ſchöne Hülle
Von Staub um dich. Verlaſſ', es iſt der Götter Wille,
Was ſterblich iſt. Der Himmel harret dein.
Zeuch in der Seel'gen Wohnſitz ein,
Und laß die Erde ſich des Frühlings wieder freun:
Sie kann nicht ohne Frühling ſeyn.

Mich aber, Göttinn, mich befreye
Von dieſen Körperfeſſeln; weihe,
Bevor du fliehſt, zu deinen Schutzgeiſt mich.
Was wären ohne dich die Kränze,
Die mir die Freude flicht? was wechſelloſe Lenze?
Zur Qual verklingten mir die Winterfluren ſich.
Mein Glück find' ich in deinem Glücke,
Und meinen Lenz in deinem Blicke,
Und keine Freuden ohne dich.

M.

---

2. Sup-

2.

Supplik im Namen eines Seilers, bey der Geburt des Erbprinzen von Weimar 1783. an den Herzog.

Durchlauchtigſter, verſchmähe nicht,
Daß in dem freudigen Gewühle
Glückwünſchender, mit Herzgefühle
Ein Seiler auch ein Wort einſpricht,
Der ſich verläßt auf deine Huld und Milde.

Die Parzen- und die Seiler-Gilde
Sind eins; ſie ſpinnen beyderſeits.
Gelingt ihr Machwerk, ſo gedeihts
Zum feſten, feinen, langen Faden,
Den Meiſter und Geſell für wohlgerathen
Und zur Verarbeitung geſchickt und tauglich preißt,
Wenn er nicht ausdreht oder reißt.

Schön, eben, glatt und dauerhaft,
Nach Urtheil und Erkenntniß unſrer Meiſterſchaft,
Iſt ausgeſponnen, für das Vaterland,
Des theuern Prinzen Faden von der Parzen Hand.
Auf goldne Spindel aufgewunden,
Bezeichnet er des Maas der Lebensſtunden
Des Neugebohrnen, jede vom Geſchick
Bekrönt mit Wonnereiz und ſtetem Glück.

Auch mir ward der Beruf zu Theile,
Zu drehen Fäden, Schnuren, Seile,
Und ohne Ruhm, ſo gut die Parzen es verſtehn,
Weiß ich mein Seilerrad zu drehn.
O möcht' es dir, Durchlauchtigſter, gefallen,
Vor meinen Mitgenoſſen allen
Zu deinem Dienſt mich wieder zu erſehn!

Könnt' ich auch den drey Spinnerinnen
Gleich nicht den Preiß der Arbeit abgewinnen,
So ſpänn' ich doch durch Kunſt und unverdroßne Müh,
Mein Seil gewiß ſo feſt und dauerhaft als ſie.

Muſäus.

3.

Empfindungen.

Wenn mein kleines Zimmer blaſſer Mondſchein deckt,
Und mit jeder Stunde mich mein Kummer weckt;
Wie erfreulich ſind da ſeine bleichen Stralen
Die den düſtern Jammer meiner Seele malen!

Ueber Gründe ſchleicht er, auf bethauter Flur,
Und durchs Dorngewinde öder Gräber nur
Blickt er euch, Entſchlafne, Edens ſüſſe Ruh . . .
O ſchlöß' euer Schlummer auch mein Auge zu!

Ruhe, du des Himmels ſeeligſtes Geſchenk!
Nie der Armen lächelnd, ſtets uneingedenk
Ihrer Leidenstage – wenn erblick ich dich?
O wenn kömmt dein Seegen auch einmahl auf mich?

Wo biſt du zu finden, hier im Erdenthal?
Wo ſenkt ſich hienieden wohl dein milder Strahl
Stärkend auf die Müden, denen banger Gram
So wie mir, den Frieden aus der Seele nahm?

Nicht wo Feſte ſchimmern, nicht bey Tanz und Spiel,
Auch nicht in Palläſten treff' ich, im Gewühl
Ausgeſuchter Freuden, dich, o Göttin, an;
Ueberſtand'nes Leiden zeigt mir nur die Bahn:

Hin, wo du am Grabe meines Gatten wohnſt
Und bey Staub und Moder der Verweſung thronſt;
Da, wo mich dein Lächeln zu des Lieben Gruft,
Einmahl noch erhörend, voll Erbarmung ruft.

H—ß.

4.

Das Abentheuer auf dem Raubſchloſſe.

Es ſchwanken die Tannen
vom brauſenden Sturm,
es dunkelt im Haine,
es heulen vom Thurm
die Eulen, es rollen
die Steine herab; —
Ich zittre und bebe,
hier find ich mein Grab.

Es rauſchet und ſchwirret
wie Schwerdter Geklirr,
es wiehert wie Roſſe
im Fehde-Geſchirr. —
Es klinget und tönet
ein eiſerner Klang,
mich dünket ich höre
den Fehde-Geſang.

„Auf, wappnet euch Brüder,
es ruft uns zum Streit
die ehrne Tromete,
auf, gebt mir Geleit;
wir fechten und ſiegen,
uns lachet das Glück,
wir theilen die Beute
und eilen zurück.“ —

So ſungen vor Zeiten
die Grafen und Herrn,
Bewohner des Schloſſes;
ich hört' es ſo gern,
doch beb' ich und zittre
vor dieſem Geſang,
jezt ſingen ihn Geiſter,
es wird mir ſo bang.

Da wallet im Dunkeln
ein Schatten dahin,
wie Pilger mit Stäben
die Länder durchziehn. –
Er nähert ſich freundlich. –
„Sey ruhig mein Freund
und bebe nicht furchtſam
du ſiehſt keinen Feind.

Dich lieb' ich, dich lieben
die Ritter und Herrn,
du ſingſt ihre Fehden
und Thaten ſo gern.
Auch ich war ein Sänger
ein Ritter, und ach!
viel litt' ich, ich kenne
der Liebenden Schmach!"

Drauf nahm er die Harfe
und ſtimmte ſie rein;
er ſpielte gar lieblich
und ſang ſchön darein
die Freuden und Leiden
der Liebe, ſein Sang
durchtönte die Mauern
mit lieblichem Klang.

Er ſang ſeine Fehden,
und Liebſchaft, und Fahrt
zum heiligen Grabe. –

Der Ton *) und die Art
war lieblich, – nicht ſanfter
ergießt ſich ein Quell
durch blumichte Fluren
ſchön lieblich und hell.

„Ich hab dir geſungen
was keiner gehört,
du ſing's deinen Zeiten,
das hab' ich begehrt.“
Drauf ſchwand er. – Ich forſchte
mit ſpähendem Blick
die Stelle, da ſchlug mich
ein Schauder zurück.

Ich bebte; – erwachte
und hörte nicht Sturm;
es hat mir geträumet. –
Da lag ich am Thurm
ich hörte nicht Klirren,
nicht Rauſchen, nicht Sang,
verſchwunden war Pilger
und lieblicher Klang. **)

Vlps.

---

*) Es war der ſogenannte Zugton, welchen der bey den Frauenzimmern ſo beliebte Meiſterſänger **Frauenlob** erfand. Seine Lieder, welche vom Lobe der Damen, und der Krone derſelben, der Jungfrau Maria handelten, erwarben ihm ſeinen Namen, die Gunſt der Damen, viele Geſchenke, und ein Begräbniß, welches wohl ſchwerlich ein Dichter unſrer Zeit bekommen wird. Es trugen nemlich die Damen ſeine Leiche bis in den Dohm zu **Mainz**, folgten derſelben, und als er eingegraben war, begoſſen ſie ſein Grab mit Wein, und beſtreuten es mit Blumen und Kränzen. Eine lange Zeit wiederholten ſie dieſes, nachher noch faſt täglich.

**) Des Pilgers Lebens- und Liebesgeſchichte war inzwiſchen, obgleich im Traum, dennoch meinem Gedächtniß tief eingeprägt; ich ſang ſie nach, und es kömmt blos auf das Publikum an, ob es dieſelbe hören will.

5.

Der achtzehenjährige Philoſoph.

(Verfaßt im Jahre 1780.)

Lange troz' ich mit dem Mantel,
Und dem Philoſophen Bart,
Führte einen Lebenswandel
Sonderlich – nach Weiſen Art.

Sah in allen Menſchenfreuden
Nichts als die Vergänglichkeit,
Konnte Wein und Liebe meiden,
War ganz Unempfindlichkeit.

In den Zirkeln meiner lieben
Braven Freunde war ich kalt,
Konnte ihre Freuden trüben,
Wie ein Weiſer – neunzig alt.

Einsmals dienten ſie dem Knaben
Amor zum geneigten Scherz – –
Dieſes noch erlebt zu haben
War mir unerhörter Schmerz.

Zornig trat ich in die Mitte,
Speite wüthige Moral,
Als ſogleich mit flücht'gem Schritte
Sich der kleine Gott empfahl. –

Nunmehr war ich nicht mehr düſter,
Stolz nahm meine Seele ein –
Stolzer warlich kan kein Prieſter
Wenn er Teufel bannet, ſein.

Doch ich muſte bald erfahren,
Daß der Stolz ein Laſter ſei.
Weisheit nur von achtzehn Jahren
Fadeſte Pedanterei – –

Bald merkt' ich zu meiner Schande,
Daß den Amor nicht mein Wort,
Meine Weisheit nicht verbannte, – –
Nein! von Freyem gieng er fort.

Rege war dem böſen Kleinen
Seine Galle – – Wehe mir!
Wieder ſah ich ihn erſcheinen,
In dem Antliz Rachbegier – –

Eine kleine muntre Schöne
Folgt' ihm als Begleiterin,
Schon entfiel mir eine Thräne – –
Ich zerfloß in Liebe hin.

Amor ſteht nun da und höhnet
Meiner Weisheit – und mein Herz,
Das nach Gegengunſt ſich ſehnet,
Blutet von dem tiefen Schmerz – –

Ich vergeſſe meiner Würde,
Und bin der Verzweiflung nah,
Bin gebeugt von meiner Bürde
Stäts zu ihren Füſſen da.

Wenn in einer Lais Zimmer
Nachts der geiſt'ge Plato ſchleicht,
Schande iſt ihm dieß – doch nimmer
Schande, welche meiner gleicht.

Mir zur Strafe iſt dieß Mädchen
Ganz beraubet von Gefühl' – –
Wie dem rauhen Wind' ein Blätchen
Iſt mein Herze ihr ein Spiel.

Unter Dornen muß ich wandeln
Stündlich wird mein Schmerz vermehret –
Amor! ſo an mir zu handeln – –
Wahrlich! das iſt unerhört.

Amor! Amor! ich bereue
Gerne meine Frevelthat,
Sey ſo gnädig auch und ſtreue
Roſen hin auf meinen Pfad.

Franz Schalk.

6.

Der Liebesheld.

Du nennſt die Mädchen her, die dir ſich überließen,
Wo bleiben aber die, ſo dich ſchon abgewieſen?

Von Ebendemſ.

7.

Als ich die Nachricht von dem Tode meines Kollegen Krauß aus Fulda erhielt.

Du ſtarbſt mein Freund! entfernt von deinem Grabe
Bewein' ich den Verluſt, den ich erlitten habe . . .
Du ſtarbſt – – hier träum' ich nun von jenen frohen Sphären,
Und ſeh' im Glücke dich, und trockne meine Zähren.

Von Ebendemſ.

8.

Paroli au même.

Den Pope mit dem Komentar
Des Warburtons genießen,
Das iſt das Nämliche fürwar,
Als unter alten Rheinwein Waſſer gießen.

Von Ebendemſ.

9.

Der ſtolze Mathematiker.

Mein'twegen mag ſie ſtäts zu meiner Rechten gehen,
Sie wird da wie das Null bey ſeiner Einheit ſtehen. –

Von Ebendemſ.

10.

Grabſchrift auf Herrn von * *.

Als Würmchen nahm ihn ſeine Mutter auf,
Er kam nach dem gemeinen Lauf
Der Dinge nun zur Welt, und wuchs - – der arme Tropf!
Er hatte Würmer nun im Unterleib' und Kopf,
Es waren Würmer ſtäts bey ihm zum Trank und Eſſen , , ,
Nun läßt der Narr ſich gar von Würmern freſſen.

Von Ebendemſ.

11.

Auf einen Lehrer mit ſchlechten Schulbüchern.

Dem Ackerbau vergleichet ſchön genung
Herr N. das Lehreramt: ſo herrlich ſpricht kein Kind!
Nur ſpannt er Ochſen vor den Pflug,
Die nicht für dieſes Feld die rechten Thiere ſind.

Von Ebendemſ.

* * *

II.

Dramatiſche Aufſätze.

Scenen aus den Seelenverkäufern.

Ein Luſtſpiel in 5 Aufzügen.

vom Doctor Schmieder.

Erſter Aufzug.

Vierte Scene.

Reſident (beim Frühſtück, im Trauer⸗Frack) neben ihm
Philippine (ſtehend. Sie reicht ihm die Schale.)
Hofrath (tritt ein.)

Reſident.

Guten Morgen! lieber Hofrath!

Hofr. Ah! komm ich noch zurecht zum Frühſtück?

Reſid. Juſt recht. Kommen Sie! ſetzen Sie ſich zu mir, hab viel mit Ihnen zu ſprechen, wolt' eben nach Ihnen ſchicken. Du! beſorg uns noch was! Pinchen!

Philippine. Morgenwein oder Chokolat?

Reſid. Was wollen Sie Lieber? —

Hofr. Mir einerlei, liebes Mädchen! — Chokolat! (ſieht ihr nach) 's iſt doch auf Ehre ein hübſch Figürchen.

Reſid. Hören Sie, mein Charmanter! (nimmt ihn bei der Hand, und ſezt ihn neben ſich) wenn Sie wollen, können Sie nun meine Tochter bald heiraten, heute noch, wenn Sie wollen.

Hofr. Heute noch?

Reſid. Nun, warum nicht!

Hofr. Hm — denken Sie denn, daß man ſo — ſogleich heiraten kan, wenns einem einfällt?

Reſid. Doch! wie ich in Ihren Jahren war, Sapperment! alle Stunden hätt' ich gewollt. Weis nicht, was ihr jungen Leute izt für Milchſuppen werdet, ſeid da, wenns um und umkömmt, wenn ihr erſt rechte Kerls ſein ſoltet, ſeid da ſchon junge Greiſe, kränkelt und doktort, und ſeht aus, wie Menſchen, denen ein Geiſt erſchienen iſt. — Ich bin ſchon ein grauer Knabe, ſehn Sie, und — —

Philipp. (bringt Frühſtük.)

Reſid. Nun gut, ſez hieher!

Hofr. Danke ſchön — biſt ein Kernmädchen.

Reſid. Nun ſieh mal, was Mamſell Tochter befehlen!

Philipp. (ſpöttiſch) Hm! (ab.)

Reſid. Ich muß das Mädchen aus dem Hauſe haben, es werde, wie 's will.

Hofr. Das herrliche Geſchöpf?

Reſid. Ja?

Hofr. So Liebe-Zaubervoll —

Reſid. Was geb ich um das alles?

Hofr. Welch ein Auge ſie hat! und ihr Ganzes, wie ſo dahin gebend —

Reſid. Kümmert alles mich nicht.

Hofr. Aber zum Henker! was habt ihr denn mit einander gehabt? War't ja ſonſt ſo gute Freunde.

Reſid. Ja, da ſie noch kleiner war; hören Sie, 's war ein ſüßes Mädchen, wie ſie ſo ein Jarer 11—12. alt war, aber izt — —

Hofr. Wie lang' iſt ſie denn ſchon in Ihrem Hauſe?

Reſid. Wie lange? Wie lange ſie ſchon in meinem Hauſe iſt? — Nein, ſag mir mal, Junge, ob du nicht bald Ader laßen willſt. Hab ich ſie denn iemals aus dem Hauſe gegeben?

Hofr. Aber ich erinnre mich der Zeit, wo ſie noch nicht bei Ihnen war,

Reſid. Da? — da ſaßen Sie noch beim Donat!

Hofr. Beware! Es iſt keine 4. Jahr.

Reſid. Alle Wetter! Ich glaube, Kerl, du biſt toll, oder willſt mich zum Narren machen. Von wem ſprichſt du denn! zum Teufel!

Hofr. Nun, von Philippinen.

Reſid. Biſt nicht klug. Wer hat an ſie gedacht? (ſpringt auf) Von meiner Tochter redte ich.

Hofr. Können Sie mir nun das nicht gleich ſagen, und ohne aufzufaren? Haben mirs ſchon ſo viel mal verſprochen, Ihre aufbrauſende Hitze zu mäßigen. Wißen Sie nicht, was Sie allemal thun wollen, wenns in Ihnen kocht?

Reſid. (trinkt) (dann gelaßner) Nu ja, ja, Goldſchatz, wills gewiß auch künftig thun, erinnern Sie mich nur hübſch allemal. — Ja, alſo, mein Charmanter, meine Tochter, meint' ich, die muß mir aus dem Hauſe.

Hofr. Wenns nur daran liegt. Ich will ſie heute noch mit nehmen.

Reſid. Ja, aber erſt heiraten.

Hofr. Wie Teufel! können Sie noch an den Albernheiten kleben? Sind ſonſt ſo ein Mann nach der Welt.

Reſid. Je, nur der Leute wegen, Lieber! Ich glaub, man würf mich lebendig in die Hölle, wenn ich dir's Mädchen ohne die Ceremonie mitnehmen lies. Nein, Kamerad! heiraten müßen Sie ſie erſt, darnach — —

Hofr. Aber ſo auf dem Bliz?

Reſid. Ah! es iſt ja nur Spaß itzt mit dem Heiraten, können Mann und Frau ſeyn, ohne daß der Nachbar etwas davon weis. Ich wollte, das Ding wär ſchon vor 30 Jahren mode geweſen.

Hofr. Sie hätten alle Jahre einmal geheiratet, nicht?

Reſid. Ah! ich glaub' gar — Nun alſo ja von meiner Tochter — wie denken Sie? Hofrath! wollen Sie? —

Hofr. Ja, das iſt alles recht ſehr gut, aber —

Reſid. Zum Teufel! mit deinem verfluchten abern! haſt mir da ſchon über ein halb Jahr immer von dem Mädel vorgewimmert, und nun, da ich dir ſie geben will, da abert der Affe. Der Donner! mach mir des Weſens nicht zuviel, oder ich gebe ſie dem erſten beſten.

Hofr. Trinken Sie! Reſident!

Reſid. (thuts.) Nun, mein Charmanter! alſo — Sie wollen?

Hofr. Aber nun die andere Frage, wird es auch Emiliens Wunſch ſeyn?

Reſid. Muß es ſeyn.

Hofr. Wenn aber ihre Wahl vielleicht ſchon getroffen, ohne uns beiden getroffen wäre?

Reſid. Iſt null und nichtig. Und wär auch, was mir Philippine erzälte. —

Hofr. Und was?

Reſid. Je, da von einem Schattenriſſe —

Hofr. Nun und?

Reſid. Daß ſie ihn vor ſich gehabt, ihn geküßt, drüber geweint.

Hofr. O ganz gewiß der meinige.

Reſid. Weis eben nicht.

(Philippine tritt ein)

Nun, Pinchen? traſſt du ſie wieder ſo?

Philipp. Nein, itzt nicht; ſie hat ſich ankleiden laſſen, und wird gleich ſelbſt kommen.

Reſid. Gut, gut; ſag ihr, ſie ſoll, ſoll kommen, — Nun wollen wir doch hören, ob der verdammte Junge —

Hofr. Wer?

Reſid. Je, mein Neffe.

Hofr. Ihr Herr Neffe? —

Reſid. Ja.

Hofr. Hier im Hauſe? —

Reſid. Allerdings!

Hofr. Der junge Sanders?

Reſid. Wer ſonſt? — das Wetter! Hab ich denn einen andern bei mir? Ueber das ewige Gefrage, bei Sachen, die ihr Leute lange wißt.

Hofr. Trinken Sie! Trinken Sie! lieber Reſident. — Es iſt ja gut.

Reſid. (trinkt) (darnach, wie oben, kalt fortfahrend) Ja, ob der etwa dem Mädchen die Raupenneſter ins Hirn ſetzt; denn ihn hat Philippine in dem Schattenbilde erkannt.

Hofr. Alle Teufel! ihn?

Reſid. He! iſt Ihnen ſchon bang'? Mit dem wollen wir bald fertig werden. Seid doch närriſche Geſchöpfe, ihr Liebhaberchen ihr, man kann euch nicht eher recht ins Feuer jagen, bis ein Nebenbuhler mit löſchen will.

Hofr Aber, hat ſie ſich auch etwa geirrt?

Reſid. Nun, nun, wollens bald hören; Und iſt ers — nun dann — ein klein Reiſchen nach Indien. — Wart nur! Burſche! ich will dem Dinge ſchon abhelfen.

Hofr. O ja, thun Sie das! ſuchen Sie Emilien auszuforſchen; ich geh indes zum Kanzler. Emilie wird, — bin ich nicht gegenwärtig, — offner, freyer, mit Ihnen ſprechen. Für dem Vater braucht die jüngferliche Schamhaftigkeit nicht zu erröthen.

Reſid. Ah! ſieh da! —

Fünfte

Fünfte Scene.

Vorige. Emilie. (im Trauer-Negligee)
Reſident.

Nun, Töchterchen!

Hofr. (küßt ihr die Hand) Befindet ſich meine ſchöne Emilie wol?

Emilie. Wol, zu Befehl! (küßt ihrem Vater die Hand) haben Sie gut geſchlafen? mein Vater!

Reſid. Warum fragſt du das den Hofrath nicht auch? he?

Hofr. Um Verzeihung! Reſident! Erſt gieng wol allerdings der Vater vor.

Reſid. Nun, ſo frag ihn nun noch! — Schäm dich, großes Mädchen, dir ſolche Sachen noch erſt lehren zu laſſen. — (auffahrend) Werden Sie bald gehorchen? Mamſell!

Emilie. Haben Sie wol geſchlafen? Herr Hofrath!

Hofr. Wie kan man anders, wenn man von Ihnen träumt! —

Reſid. (ſie parodirend) Haben Sie wol geſchlafen? Herr Hofrath! — Was das für ein Ton war! Als wenn du iemanden Abbitte und Ehrenerklärung thätſt. Ich glaub gar, du weinſt darzu, Mädchen! Was iſt dir?

Hofr. Der Kopf thut Ihnen vielleicht weh. Nun, ich wünſch Ihnen die baldigſte Beßerung, meine Theuerſte! (küßt ihr die Hand) Bis aufs Wiederſehn, Reſident! — Bleiben Sie!

Reſid. Adieu! Hofrath! Adieu! (Hofrath ab.) Und nun, Mamſell? — Was Teufel! haſt du für Augen? Siehſt ja ſo blaß aus wie der liebe Mond! Was fehlt dir, Mädchen?

Emilie. Nichts, mein Vater, mir iſt wol.

Reſid. Wol? Weinſt alſo für lauter Wolſein, wie?

Emilie. Mein Vater!

Reſid. Iſt das die Mine der Braut?

Emilie. Braut? Weßen Braut?

Reſid. Fragſt erſt noch? Sahſt du ihn itzt nicht? Haſt du ſchon vergeßen, was ich dir ſo oft ſchon wegen des Hofraths ſagte?

Emilie. Ach! mein Vater!

Reſid. Ach mein Vater! — mein Vater! der Donner! ich weis es, daß ichs bin. Haſt du weiter nichts gelernt zu ſprechen, als das? — (trinkt, ihr dann auf eine zärtliche Art zu ſich ziehend) Hör mal, Kind! Sei aufrichtig! — denk, du redeſt zu deinem Vater, deinem beſten Freunde, der dich lieb hat, dich glücklich machen will; ſag mir, was haſt du wieder den Hofrath? — (ſtreichelt ihr die Wange) Sag! — du ſchweigſt! ſiehſt mit einem ſchwimmenden Blick zur Erde; — nun rede, was fehlt ihm?

Emilie. Ach, alles, alles.

Reſid. Biſt nicht klug, Mädchen! — Er hat mehr als du; — Er iſt reich — von Adel — Hofrath. — Sackerlot! Was wilſt du mehr? — Sie werden dir nicht immer nachlaufen, haben der harrenden Fräuleins gnug. Was bildſt du dir ein, eitle Närrin du! — Sieh, ich habe lange mit kaltem Blute mit dir geredet, hab' all meine Geduld zuſammen genommen, aber (hitzig) hol mich der Teufel! wenn du nicht bald — heute noch, dich für den Hofrath erklärſt, (geht ungeſtüm herum) dann will ich dir's Waßer ſtromweiſe in die Augen jagen.

Emilie. (die Hände ringend zum Himmel) Du mein Helfer!

Reſid. (ſie haſtig bei beiden Händen ergreifend) Sag mir, weßen Schattenriß war das, den du dieſen Morgen küßteſt, beweinteſt, benarrenspoſteſt?

Emilie. (betroffen) Schattenriß?

Reſid. Ja, ja, weßen Schattenriß?

Emilie. Einer meiner Freundinnen.

Reſid. Mit einem Haarbeutel, nicht? (läßt ihre Hände los) Unverſchämte Lügnerin!

Emilie. Barmherzigkeit, mein beſter — beſter Vater! Barmherzigkeit!

Reſid. (ergreift ihre Hände wieder) Weßen Schattenriß war es? — Ha! kannſt mir nicht in die Augen ſehn? (richtet ihr Kinn in die Höhe) Was zitterſt du, als ſtändeſt du vor'm Halsgerichte?

Emilie. O! nicht dieſen Blick! Schonen Sie Ihrer — Ihrer Tochter! Um Gottes willen! Sie blicken mich nieder. Ich will — wills Ihnen ſagen.

Reſid. Nun? Weßen Schattenriß?

Emilie. Sanders.

Reſid. (ſchleudert ſie weg) Gnug! Gnug! (ſtürmt ab.)

Emilie. So wars denn geſchehn! Lange ſchon preßt' es das Herz mir zuſammen, pocht's in meinem Blute, nagt's an meinem Leben; und nun — nun auf einmal! ach! und ſo ſchrecklich! Wie beb' ich den Folgen entgegen! Von dem Vater, was muß ich nicht alles befürchten! Gott! welch ein heißer, ungeſtümer Mann! War ſonſt ſo gut, ſo ganz Vater gegen mich, ſo liebevoll, als meine ſanfte, ach! dort oben ſchwebende Mutter. Und nun — gleich nach der Theuren Tode, ſo rauh, ſo unfreundlich, als wär ich ſein Todfeind. O Mutter! Mutter! wenn du herab ſiehſt auf mich, herab von deiner Wohnung der Wonne, o! ſo muß — wenn es je etwas vermag — der Jammer deiner Tochter deine Seeligkeiten trüben. — Konnteſt du das ahnden? als mit dem letzten Röcheln du ihn beſchworſt, Emiliens Vater zu bleiben. — Und was hab ich verſchuldet? Rein und unbefangen ſchlägt mein Herz. Ach! und wäre Liebe ein Verbrechen, o! ſo hab' ich der Mitſchuldigen ſo viele, fordre von euch allen meine Verdammung.

Sechste Scene.

Sanders. (eintretend.)

Emilie.

Ah! mein Sanders! (ihm entgegen)

Sanders. Meine theure Liebe!

Emilie. O zittern Sie mit mir! — alles, alles entdeckt!

Sanders. Entdeckt, und durch wen?

Emilie. Ihr Schattenbild, Sanders! und Philippine —

Sanders. O der weibliche Teufel!

Emilie. Sie überraſchte mich dieſen Morgen weinend über dem Bilde, ich verbargs, aber ihr Crocodilauge hatt' es doch entdeckt, und — —

Sanders. Es Ihrem Vater geſagt? — Armes — ſüßes Mädchen! Erſchöpfen Sie Ihren Thränenquell nicht ganz!

Emilie. Er möchte noch zu oft fließen müßen! nicht?

Sanders. (wild) Philippine! Aber bezahlen ſolſt du mir, jeden Ihrer durch dich erpreßten Seufzer — durch dich erpreßten Thränen, ſolſt ſie mir alle bezahlen, theuer! theuer!

Emilie. Mein Sanders!

Sanders. Nun, und Ihr Vater?

Emilie. Er ſtürmte auf mich ein, entzwang mir das Geheimniß, ſtieß mich dann von ſich in Grimm, und eilte hinweg.

Sanders. Und er ſelbſt — — o! daß ich Ihnen alles ſagen könnte! Emilie!

Emilie. Und Sie wolten es nicht?

Sanders. Doch ja, er verdient keine Schonung. Ich überraſchte ihn heute in Philippinens Armen.

Emilie. Was ich ſchon längſt ahndete. Daher die Unverſchämtheit der Uebermüthigen, die Vernachläßigung meiner Befehle. — O Gott!

Sanders. Und doch iſt er grauſam gnug, reinerer Liebe Freuden zu ſtören.

Emilie. Soll es nie!

Sanders. Ach! Emilie! — Welche Wonnetage ich mit Ihnen durchlebte! und nun — — nun —!

Emilie. Dennoch in Ihren Armen. (ihm an den Hals)

Sanders. Wonnegeberin!

Emilie. Will Ihnen ewig — —

Sanders. Verſprechen Sie nichts! Sie können — können es nicht halten.

Emilie. Ich will; O! was vermag ein Menſch nicht alles, wenn er will.

Sanders. Auch, wenn ihn eherne Mauern und eiſerne Gitter einſchläßen.

Emilie. Auch dann noch iſt zur Flucht Hofnung.

Sanders. Aber, wenn man dem Entfliehen wollenden die Beine zerſtümmelt?

Emilie. Dann entkriecht er auf den Knien ſeinem Kerker.

Sanders. Heldin! — Aber der Hofrath —

Emilie. Der Elende! — Wie viele büßen nicht ſchon um ihn!

Sanders. Aber er hat ein Amt, — Titel, — Vermögen — und ich — —

Emilie. Und doch iſt mir der arme amtloſe, mich, mich nur liebende Sanders lieber, als all die ausgeſchwelgten Knaben mit ihren glänzenden Titeln. Nie ſoll man mich zwingen können, mich mit ihm zu verbinden, bei deſſen bloßem Gedanken mich ſchon Schauer durchbebt.

Sanders. Und ich werde immer Ihr Einziger bleiben?

Emilie. Immer. — Mein Vater drang heute wieder heftig in mich, liebkoſete, ſchmeichelte; — aber als ich fortfuhr, mich zu weigern, ward er wieder wild, und drohte, wenn ich ihm nicht heute noch meine Hand gäbe — — Gott! mich dünkt, ich hör ihn wieder. Fliehn Sie! — Er iſt 's, er iſt 's!

Siebente Scene.

Vorige. Reſident.

Reſident.

(Zu Emilie) Was machſt du noch hier? Ein bischen ſiegwartiſirt mit einander? — den Augenblick! (winkt ihr)

(Emilie ab.)

(Zu Sanders) Und er! — nun, wo ſieht er hin! hat er ſie nicht lange gnug geſehn! Ich rede ihr mit ihm. Er macht, daß er in zwo Stunden reiſefertig iſt.

Sanders. Aber, mein beſter Onkel?

Reſid. Abert er auch? das Donnerwetter! Gehorch er!

Sanders. Allgerechter! (Sanders ab.)

Reſid. Brut! Brut! Mir ſolche Streiche zu ſpielen! Einander zu lieben, ohne daß ich 's erlaube. Nahm ich dich darum ins Haus, machte dich zu dem Kerl, der du izt biſt? Und zum Dank für das all, verführſt du mir meine Tochter! ſie, durch die ich mein Haus erſt recht in die Höh bringen will; und ſo eine Kahlmaus! Sah er ihr nicht nach, wie Werther, Lottens weißem Gewande im Mond-Strale!

Achte

Achte Scene.

(Philippine tritt ein.)

Reſident.

Hab alles heraus! Philippine! der verteufelte Junge —

Philipp. Nicht wahr? ich hatte recht geſehn, dieſen Morgen!

Reſid. Ja, und nun begreif' ich das alles; begreif' nun, warum das Töchterchen eine Zeit her, immer ſo blaß, ſo — ſo pinſelicht iſt, immer über Kopfweh klagt, ſo wenig ißt, gern zu Hauſe bleibt, im Schauſpiel immer ſo herzlich mitweint, wenn ein Paar Unglücklichverliebte die weiſſen Schnupftücher wehen laßen.

Philipp. (ſchnell hintereinander) Ja, und der junge Herr iſt immer auch ſo in ſich gekehrt, ſo zerſtreut —, trägt immer ſo gern den blauen Frack mit den Paille Unterkleidern — macht Verſe, lieſt im Siegwart — ſpricht viel vom Grabe, guckt zum Mond auf, ſpielt immer Todtenmärſche auf dem Klavier, ſingt grauſende, traurige Liederchen, daß einem angſt und bang dabei wird, geht hinaus ins Feld, und wenn ſie mit einander im Garten ſind, er und Mamſell, da ſuchen ſie immer die düſterſten, einſamſten Gänge, und die wildeſten Lauben, freuen ſich über jedes Gräschen, bewundern das Gänſeblümchen, als wär's etwas noch ſo rares, pflücken Vergißmeinnichtchen, und ſtecken ſie ſich am Buſen, ſprechen vom Wetter, wenn jemand darzu kömmt, und — —

Reſid. (der auf und nieder gegangen) Sieh, darum gieng das Kerlchen immer herum, als hätt er Pillen zerkaut.

Philipp. Ja, und darum ſaßen ſie auch immer ſo beiſammen, er und Mamſell, oft ſo voll ſichtbarem Wolgefäll, oft auch mit Thränen im Auge, daß ſie aufs Buch fielen, —

und es mochte ihnen ſeyn, wie leſen; ja, wenn ich darzu komme, da thun ſie wol ſo —

Reſid. Werdens wol aus den neuen ſüßen Büchelchens gelernt haben; da ſitzen die beiden Turteltäubchen auch immer beiſammen, und — weinen, und ſehn einander an.

Philipp. Ich möcht' nur in aller Welt wißen, was ſie nun davon haben? Ich wüßte nicht, mir würde Zeit und Weile dabei lang.

Reſid. Wartet nur! wartet! Solt euch noch ſatt weinen, wenn ihr Luſt habt! Von einander reiſſen will ich ſie, Meere ſollen ſie trennen.

Philipp. (klopft in die Hände) Das iſt recht, das iſt recht. Und auf dem Meere ſind Stürme und Klippen und Sandbänke. Und auf dem Lande ſind Hofräthe. Recht, recht!

Reſid. Ja, und der Hofrath ſoll ſie haben, ſoll! ſoll! Ich will gleich hin zu ihm. Geh ruf mir Franzen, und dann ſieh, ob der feine junge Herr nicht etwa wieder bei ihr iſt, und iſt er, dann komm und ſag mirs, mit den Zänen will ich ihn von ihr reiſſen, will ihn — — Geh! geh! ſchick mir Franzen herein. Bleib bei ihr, bis ich zurück komme.

Philipp. Gut, gut! Wollen doch nun ſehen, wer Herr bleiben wird, ich oder ſie. (ab)

Reſid. Will mir ſie nun bald vom Halſe ſchaffen, all die verdammten Aufpaſſer.

Neunte Scene.

Franz. (kömmt)

Reſident.

Komm! Friſiren! (ſetzt ſich an den Nachttiſch)

Franz. Gleich, gnädger Herr. (ab, um das Friſirzeug zu holen)

Reſid. He! was ſind meine Haare in Unordnung! das wird wieder ein Geraufe werden. Ich muß ſehr unordentlich geſchlafen haben, dieſe Nacht, und die Augen — (ſieht ſich überall herum) im Vertrauen, guter Reſident! deine Augen ſind verflucht voll Waſſer. — Hm! wollen ſchon wieder Glanz hinein machen, bin ich nur erſt in Kleidern. — Nun wirſt du bald anfangen? Franz!

Franz. Hier bin ich ja ſchon. Wieder wie geſtern?

Reſid. Ja, nur geſchwind!

Franz. Alſo à la hanreſon?

Reſid. Ja; zum Teufel, ja, ja. Wieviel mal fragſt du wieder? — (In Spiegel) Wie blaß ich heut ausſeh! — Alles vom Aerger. — He! der Donner! was raufſt du! — (ſpringt auf) Sieh! Kerl! wenn du mich wieder raufſt! Sieh hier dieſen Stock! — und hier 1 Gulden, wenn du vernünftig mit umgehſt. (legt beides auf den Tiſch.)

Franz. (bei Seite) Ja, 's iſt nicht viel mehr zu rauſen da.

Reſid. Und recht voll! recht gros! Ich muß heute eine Menge Toiletten-Viſiten geben. (legt ſich Schminke auf) Muß doch ein ſuperber Kerl geweſen ſeyn, der das Ding da erfunden hat, hat gewiß auch immer blaß ausgeſehn. Was klebſt du da wieder?

Franz. Ja, Ihre Haare thun ſonſt nicht mehr zuſammen halten, gnädger Herr!

Reſid. Was? Schurke! Wenn du's nur recht machteſt. Was das für ein Heriſſon iſt! ſo winzig und glatt, als hätt mir ihn Jolichen zuſammen geleckt. — Viel zu ordentlich! die Haare müſſen ja herumhängen. (reißt ſich die Haare auseinander) Sieh, ſo! das hat doch noch ein Anſehn. — Laß ſo! zum Teufel!

Franz. Nu, mir iſts recht. Mögen die Zoten herunter hängen thun.

Reſid. Und die Locken brav gros! daß ſie von Ohr zu Ohr reichen. — Haſt du meinen Neffen ſchon friſirt?

Franz. Noch nicht, gnädger Herr.

Reſid. Kannſt ihm heute immer eine dauerhafte Friſur machen, ſie möchte etwa lange halten müſſen. Er wird ein bischen verreiſen.

Franz. Doch nicht weit?

Reſid. So ziemlich.

Franz. Er kömmt alſo nicht bald wieder?

Reſid. Warum?

Franz. Ah! 's iſt ein gar ſo 'n guter Herr, und gelehrt — gelehrt! — Oft thut er unterm Friſiren ſchreiben! Manchmal lieſt er auch laut, da mach ich vielmals die Locken paarmal wieder auf, daß ich ihm nur länger zuhören kann.

Reſid. (auffahrend) Weis der Teufel, wie's der Junge macht. Alle Welt hat er zum Freunde. Alles liebt ihn, alles iſt ihm gut. Ich ſeh doch nicht, wo's ihm ſitzt. Eine leidliche Figur, ein junges, volles Geſicht! das iſts all. — Man wird auf die letzt, mehr auf ihn ſehn, als auf mich; bald wird der Maulaffe beſſer ſeyn ſollen, als ſein Onkel! Ja, und die Weiber! die Weiber! hat einer bei ihnen nur ein paar hübſche rote Bäckchen, einen dicken Kopf voll Haare, eine hübſche Naſe, und ein paar volle Waden — Nu, ſag mir mal, Kerl, was du mir da für Locken machſt. Wie die Pfennigpfeifchen!

Franz. Ja, gnädger Herr, ich kan ſie unmöglich gröſſer bringen, Ihre wenigen Haare —

Reſid. Ich wenig Haare? Unverſchämter Flegel! Wenig Haare? Und ich war immer allgemein berühmt meiner Haare wegen. Hat in meinem Leben ſo manche Dame zu mir geſagt: Was Sie nicht für ſchönes Haar haben? So ſtark und lang! fliſterte oft eine andere mir zu. — Und ich wenig Haare!

Franz. Ja, ſonſt wol. Aber ſie ſind Ihnen ausgegangen, gnädger Herr.

Reſid. Und du biſt ein Narr. Ausgegangen? Und wär es, wovon anders, als von eurem Raufen? Ja, wem ſeine Haare lieb ſind, der geb ſie nur unter eure Hände. Wolſt mir wol lieber eine Perûque einſchwatzen? wie? Nur brav Puder in die Haare, werden da ſchon aufſchwellen.

Franz. Ich kann ſchon nicht mehr duppiren thun vor Puder.

Reſid. Je, du Thun-Michel du! daß ihr Leute doch nichts ſprechen könnt, ohne das thun. — — Nu, wirſt du bald fertig ſeyn? Hörſt du mein Vorleſen etwa auch ſo gern? — Wart! eh du puderſt. (nimmt ein Riechfläſchchen und beſpritzt ſich die Haare.)

Franz. Das thut Ihnen — — das macht Ihnen ja Kopfſchmerzen, gnädger Herr!

Reſid. Thu pudern! (er beſpritzt indeſſen den Haarbeutel, Geldbeutel, Hemde, Schnupftuch, ꝛc. Nun laß mal ſehn! (nimmt den Spiegel, und ſtellt ſich wechſelsweiſe damit vor die andern im Zimmer.) Mußt die Locken noch mehr aus einander ziehn, da! haſt du auch hinten in den Bund recht viel Puder geſchmiſſen, daß er hübſch aufs Kleid fällt? — So! Laß anſpannen! (ruft Franzen zurück.) Hier iſt noch ein ſchwarzer Fleck, ſiehſt nicht?

Franz. Beware! man ſieht ſchon nicht mehr, was Sie für Haare haben thun.

Reſid. (ihn zurück rufend) Haſt mir ja den Haarbeutel noch nicht eingebunden. (während dem) Wenn der Hofrath indeſſen kömmt, laß ihn warten, bis ich zurück komm'. So! — wie ich ihr nun gefallen werde! — he! Franz!

Franz. (wieder zurück kommend) So plag du und der Teufel! —- Gnädger Herr!

Reſid. Sieh einmal, die Seite iſt höher, als die da.

Franz. (beſſert dran) So! — Der Hut wird ſie ſchon gleich drücken.

Reſid. Hansnarr! Wenn ſiehſt du mich iemals den Hut aufſetzen? — Möcht doch nur einen von euch wiſſen, der gerade ſehn könnte; und ihr braucht doch, mein Seel, nichts weiter zu eurer ganzen Kunſt, als das. (geht, den Spiegel vor ſich, ab.) Ah! Franz! Franz!

Franz. Gnädger Herr?

Reſid. Philippine ſoll in die Garderobe kommen. (ab)

Franz. (das Geld einſteckend) Das war verflucht ſauer verdient. Iſt mir doch ſo angſt dabei worden, als hätt ich eine Leiche auf dem Brete friſirt. Wenn alle Herren ſo ſeyn thäten, da würde bald kein Friſeur mehr ſeyn, der nicht lahm und kontrackt geſchlagen wär. — Hu! riech du, und der Teufel! (ſein Friſeurzeug zuſammen nehmend) Nein, wenn ein junger Herr ſolche Narrenspoſſen mit machen thut, da laß ichs noch paſſiren; aber, wenn ſo 'n Graukopf noch ſo ein Springſtock ſeyn will, immer noch riecht, wie eine Apothecke, da iſt mir's zu toll. — Je, du alter Ritter du, du, mit deinen ſieben Haren! Kanſt dich breit machen thun. (lachend ab.)

Zweyter Aufzug.

Zweyte Scene.

(Emiliens Zimmer.)

Emilie eintretend mit **Philippinen.** (die die Brautkleider trägt)

Philippine.

Aber ſehn Sie doch nur die allerliebſte Garnirung! und den Hamlet-Palatin.

Emilie. (in ſich gekehrt, antwortet nicht.)

Philipp. (legt die Kleider weg) Sehn Sie! wie das alles ſo herrlich zuſammen ausſieht. Die ſchönen Federblumen! Ich wolt nur, ich dürft' das alles tragen. Wie wolt ich paradiren!

Emilie. Möchte ſie's doch für mich dürfen!

Philipp. Nun, und Sie? Sie werden doch warhaftig heute nicht in Trauer gehn? Mamſell?

Emilie. Und warum nicht?

Philipp. An ſo einem Tage!

Emilie. Solt' ich am tiefſten trauern.

Philipp. Trauern, wenn man einen Mann nimmt?

Emilie. Ach! und welch einen Mann!

Philipp. Nun, der Herr Hofrath iſt doch warhaftig auch ſo ein Mann, wie andre, iſt zwar nicht mehr ſo jung, aber deſto beßer! So ein Mann hat Erfahrung, von dem können Sie noch etwas profentiren.

Emilie. Philippine!

Philipp. Freilich iſt er nicht ſo glatt, ſo ſchlank, ſo hübſch, wie ein gewiſſer junger Herr hier im Hauſe; ie nun, alles iſt niemals beiſammen. Wer weis, was denn nun wieder fehlt. So lang, als der Herr Reſident noch für ihn ſorgen wird, und ihm's Gnadenbrod geben, da wirds noch gehn, aber wenns da einmal ſtocken wird, da ſeh' ich nicht hin, denn gelernt hat er nichts.

Emilie. Und das weis ſie ſo genau?

Philipp. Solt' ich nicht? Wenn er etwas gelernt hätt', ſo würd' er auch ſein Brod verdienen können, würde nicht ſeinem Onkel da zur Laſt liegen; aber nein, da flankirt das Herrchen nur herum, geht in die Komödien, in die Concerte, auf die Redoute, lieſt ein bischen, ſpielt ein bischen, ſeufzt ein bischen, geht in die Allee ſpatziren, zieht in die Straſſen auf und ab, ſieht die Leute aus den Kirchen gehn, aber arbeiten hab ich ihn noch nicht geſehn, ſeitdem er von der Unverſität iſt.

Emilie. Hat ſie ihn nie ſehn ſchreiben?

Philipp. Je ſchreiben! ja, das wol.

Emilie. Nun! und dann? Soll er Holz hacken? oder wird ers ihr allemal ſagen, wenn er arbeitet? — Und ich dächte, Sanders wär mehr zu Hauſe, als auf der Straſſe.

Philipp. Je, je, woher wiſſen Sie denn das ſo genau? Mamſell! Sieh doch! — Wie ſie dem armen jungen Herrn die Brücke halten! Es iſt auch wahr, der gute Menſch muß auch gar zu viel leiden, wenn nicht Mamſell noch — —

Emilie. (ſie unterbrechend) Sie wird unverſchämt; Philippine!

Philipp. Ei, ei!

Emilie. Wie ſie michs fülen läßt, daß ſie meinem Vater mehr iſt, als ich! die niedrige Seele!

Dritte Scene.

Vorige. Reſident.

Emilie. (ihm ſchüchtern entgegen, küßt ihm die Hand)

Reſident.

Nun Mamſell! noch ſo im ſtrengſten Negligee! Willſt doch nicht ſo — ſo wie du hier biſt, zum Altar gehn?

Emilie. Zum Altare!

Philipp. Ich habs ihr ſchon lange geſagt, Herr Reſident, aber ſie will noch durchaus in Trauer gehn.

Reſid. Hat ſich da was zu trauren, bei einer ſo freudigen Handlung.

Emilie. O! daß ſie mir es auch wäre!

Reſid. Würd' es wol ſeyn, wenn der junge Herr Sanders der Mann wäre? nicht! — Ja, aber ſieh nur, Närrchen, der wird wol gar nicht einmal dabei ſeyn können, hat da ein kleines Reischen vor ſich; Hm! daß er auch juſt heute wegreiſen muß.

Emilie. (mit dem Ausdruck der bitterſten Leiden) Mein Vater! Mein Vater!

Reſid. Könnte wenigſtens noch einen Tag warten, könnt' die Feierlichkeit mit anſehn, könnte ſehn, wie ſeine Dulzinee — —

Emilie. Schonen Sie meiner! Wenn Gott einſt Ihrer ſchonen ſoll, — —

Reſid. Nu ja, ich wills ja auch, wills ja auch, will dem armen Jungen den Jammer erſparen, die Ringe blitzen zu ſehn, den prieſterlichen Segen zu hören; drum iſts beßer für euch beide, iſt Wolthat für euch, daß er reiſt. —

Emilie. O! des Wolthäters!

Reſid. Nun luſtig! Mädchen! was ſtehſt du da, als wärſt du in den Boden gedonnert! Mach! laß dich ankleiden. Ihr Leutchen putzt euch doch ſonſt immer ſo gern. Wenn ſonſt nur in die Kirche gegangen wird, da iſt ein Gefriſire, ein Gebändere, ein Genadle, und was weis ich all! — Sieh das Kleid hier! gefällt dirs nicht? Es iſt meine Leibfarbe, ſiehſt du? das ſolſt du mir heute anhaben, oder ſieh! — (gelaſſner) Nu, laß dich anziehn! Milchen! komm! Will dich auch recht lieb haben.

Philipp. Ach! über die charmanten Perlen-Schleifen! Mamſell! die kleinen Närrchen! Wie das ſchön ausſehn, wie das auf den Marmor hin raſcheln, wie Ihnen das Kleid im Chor nachwallen wird! Da wird man Augen machen ſehn! —

Reſid. Nun nicht? willſt deinem Vater nicht die Freude machen?

Emilie. So gern, mein Vater, ſo gern, wenn nur —

Reſid. Mit dem verdammten wenn nur! Hör, Mädchen! ich will ſie dir aus dem Hirn jagen, all die verteufelten wenn nur's und aber's. Der Donner! ich bin des Geziers nun müde. Der Hofrath ſpeißt heute mit uns, und da erſcheint Mamſell als Braut, oder, beim Himmel! ich will einen Tanz mit der Braut tanzen, den ſie auf immer nachfühlen ſoll. (haſtig ab.) (außerhalb der Scene ruft er:) Philippine!

Emilie. Gott! Gott! (die Hände ringend umher)

Philipp. Sehen Sie, hätten Sie mir nur gefolgt, Mamſellchen! Sie hätten ſich alles deßen überhoben. Nun haben Sie ihn wieder bös gemacht, nun können Sies haben.

Emilie. Sie wird ihn wol wißen wieder gut zu machen. — Höllenquälerin!

Philipp. Können nun Ihrem Herrn Sanders glückliche Reiſe wünſchen, auch ihn wol noch ein Stückchen begleiten. Hahaha! des theuren Helden! (ab)

Emilie. (allein) Ich ihn begleiten? — Nun, Mädchen! — dein Rath wär ſo verwerflich eben nicht, ſo bös du ihn auch meinteſt! — Und ja — ja, ich will dir folgen, Einziger! will — und ſolten mich auch hundert Augen bewachen, — dir folgen, dich in allen Gefahren begleiten. Die angſtvollſte Reiſe mit dir, wird mir Erlöſung ſeyn; Erlöſung von den Quaalen, die hier meiner warten. Lieber im Bettlergewande mit dir, als in dieſem Brautgepränge, ohne dir, am Altare. (überdeckt den Brautſchmuck) Weg mit deinem praleriſchen Glanze! Wahre Liebe bedarf keines Prunkes. — Und worzu die erkünſtelten Blumen, da ſelbſt dieſe verblühn? (auf die Wangen zeigend.)

Vierte Scene.

Emilie. Sanders. (haſtig eintretend)

Sanders.

Und ſolt' es das Leben mir koſten, ich muß — muß Sie noch einmal ſehn. (ihr in die Arme)

Emilie. Auf immer! immer!

Sanders. Wie könnt ich das? Hier ſehn Sie, (zeigt ihr einen Brief) Dieſer Augenblick iſt auch der Augenblick meiner Abreiſe.

Emilie. (die Aufſchrift leſend) Nach Amſterdam? An — Tomas Hope.

Sanders. Es ſoll Sachen von der größten Wichtigkeit betreffen.

Emilie. Ja wol, Sachen von der größten Wichtigkeit. Es betrift Ihre Entfernung, mein Sanders. O! die Wände hier im Hauſe ſind Verräther, die Thüren ſind unſre Feinde, ſuchen Sie zu verdrängen.

Sanders. Immer beßer noch, als einzuſchiffen. Denn wie könnt ich, ſagen Sie ſelbſt, Emilie, wie könnt ich in einem Hauſe mit Ihnen ſeyn, ohne Ihnen in gewohnter Vertraulichkeit mich nahen zu dürfen? Wie könnt' ich hören das Freudengetümmel des Hochzeitmals, den lauten ſchallenden Jubel, im erleuchteten Saale? ſehn den Triumph auf der Stirne des neuen Gemals, ſein rollendes verlangendes Auge? — o! niederſchmettern müßt ich ihn, oder mich.

Emilie. Sollen das alles nie ſehen, nie!

Sanders. Ach! ich würd' es. Ich Zurückgeſtoſſener! in Staub Getretner! würde Höllenmartern dulden. Und Sie? — Ich weis es, daß Sie mich lieben, daß Sie mit bebenden Lippen das ſchreckliche Ja ſtammeln werden, daß ſtatt Trunkenheit des Entzückens, Jammer in Ihren Augen ſchwimmen wird; — was würden Sie nicht alles leiden! Nein, meine ewig mir Theure! Ihre Ruhe ſoll nicht durch mich geſtört werden; verzeihen Sie mir, daß ichs iemals that.

Emilie. Und verzeih' Ihnen das Gott, daß Sie deswegen meine Verzeihung fordern. Liebte ich Sie, — ſo ſchwer auch dies Geſtändniß einem Mädchen ſeyn mag —

nicht zuerſt? ſo glühend, als ie ein Mann von einem Weibe geliebt ward.

Sanders. Nicht zuerſt. Oder glauben Sie, daß man nicht eher liebt, als wenn mans ſagt? Beim erſten Anſchauen liebte ich Sie, und ſo wuchs meine Leidenſchaft von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, wächſt noch in dieſer Minute. Und denken Sie, wenn Sie nun ſo in dem Maaße ſich immer noch vermehrte, und ich blieb hier, wär der tägliche Zeuge Ihrer Vollkommenheiten, wie ſolte das enden?

Emilie. Mann! Mann! wie ſo ſehr biſt du über mich erhaben!

Sanders. Bin ich aber von Ihnen entfernt, und Ihr Gemal ſucht durch unabläßiges Streben, Ihre Abneigung zu bekämpfen, ſucht — und er müßte ganz verworfen ſeyn, wenn er dis nicht wolte, — durch die herzlichſte Anhänglichkeit, durch die zärtlichſte Aufopferung Sie ihm verbindlich zu machen, ſo wird, wenn die Zeit, die Farben von meinem Bilde (in Ihrer Fantaſie) gebleicht hat, wenn das kochende Blut gemäßigter rollt, Wolwollen endlich an die Stelle des Haſſes treten, und die Liebe zu Ihrem Sanders ſich in Freundſchaft verwandeln. Und ſo werden Sie wieder der Liebling Ihres Vaters, bringen vielleicht einen verirrten Mann, von Ausſchweifungen zurück, zurück zu den unbefleckten Freuden der Ehe, und lehren ihm Tugend.

Emilie. O! Ihre Reden überzeugen, reiſſen mich hin, mein Sanders! aber — — ſie ändern mich nicht. Ich werde Sie nie aufhören können, zu lieben, und nie, jenen zu verabſcheun.

Sanders. Was vermögen Zeit und Abweſenheit nicht? Ich will indes, ſo fern ich auch ſey, Sie ſegnen — Sie lieben; will Ruhe ſuchen, und finde ich ſie nicht, meine Tage ſo in Trauer hinſchmachten.

Emilie. Nicht ohne mich.

Sanders. Und doch ohne Sie.

Emilie. Nein, noch einmal will ich knieen vor meinem Vater, ihn nur um einen Tag um Freiheit noch flehn, und erhalt' ich ſie, dann komm ich, und gehe mit Ihnen.

Sanders. Nein, bei Gott! das müſſen Sie nicht: laßen Sie mich, mich allein den Kelch der Leiden austrinken; endlich — das hoff ich zu ihm, der mir ihn reicht, — (ſein Blick in die Höhe) werd ich doch auch auf den Boden kommen. Nun denn, meine Emilie! mein noch! mein! Leben Sie glücklich! in ſtetem Roſenmonde! Weihen Sie manchmal der fern von Ihnen hinwelkenden Blume, eine Thräne des Mitleids, ſie wird dann ſich wieder aufſchlüßen, um ſchnell wieder zuſammen zu welken.

Emilie. Entweder beide blühn, oder beide welken!

Sanders. Dis nur, (aufs Porträt an ſeiner Bruſt zeigend) ſoll mein Schickſal mit mir theilen. O! ich dank Ihnen, Emilie! aus der Fülle meines Herzens.

Emilie. Und wird nichts vermögen, es von dieſem Herzen zu verdrängen? Werden Sie auch am Buſen eines andern Mädchen, Ihre Emilie nicht verleugnen, der Forſchenden bekennen, daß es einſt Ihre Geliebteſte war?

Sanders. So verleugne mich meiner Freunde innigſter, wenn von ſeinem Ausſpruche einſt mein Tod oder Leben abhängt! Wie ſo manche Thräne wird hinunter rollen, aufs Bild, die Farben von ihm verwiſchen, als hätt' ein Gewitterſturm ſie abgeſpült — o! man wird es bald nicht mehr kennen!

Emilie. Wie ſein Original — Verzeihn Sie mir, Geliebteſter! ach! was fürchtet die Liebende nicht! Ich weis, Sie werden nie Ihre Emilie vergeſſen. —

Sanders. Dann vergäs ich mich ſelbſt.

Emilie. Standhafte Seele! (ſinkt ihm an die Bruſt.)

Sanders. Nun bald von eines andern Arm umſchlungen, von eines andern Küſſen glühend! Weh! (reißt ſich los von ihr, und geht voll der innigſten Leiden umher) Weh! Weh! nun bald eines andern!

Emilie. Nie! Nie! Nie!

Sanders. Werden vergeſſen Ihres glühenden, zärtlichen, unglücklichen Sanders.

Emilie. Hier knie' ich und ſchwöre —

Sanders. (ſtrebt, ſie zu halten.)

Emilie. (kniet) Wenn ich Sie iemals vergeße — iemals meines Sanders vergeße, dann (beide Arme zum Himmel erhaben) vergeße meiner der Himmel! (ſteht auf.) Ha! mein Schwur drang hinauf durch die Wolcken, vom Wirbel bis auf die Füſſe durchbebte mich Schauer; und ſo beſiegte ich ihn! (küßt ihn) Ich bin nun deine Verlobte.

Sanders. Auf ewig! (küßt ſie) dein Verlobter! — Nun wol denn, dieſer Schwur, das Bewußtſeyn: Emilie iſt mein, ſoll mir Troſt geben, bei'm rauhſten Drange des Schickſals! Und ſo den lezten Kuß des Abſchieds! Emilie harrt meiner.

Emilie. Geht mit Dir. (Umarmung.)

Fünfte Scene.

Vorige. Der Reſident.

Reſident.

Ah! ſieh ſo! (ſo halb für ſich) Iſt nun die Reih' an mir! junger Herr! — Nu Töchterchen! (Sanders und Emilie in der äuſſerſten Verlegenheit) Das gieng ja ganz treflich zärtlich zu. Wie lieb ſich doch das Mühmchen und das Vetterchen haben! Wolt ſie wol ſo von Chodowieckí in Kupfer geſtochen ſehn, ſolt eine hübſche Titelvignette geben. — (zu Sanders, ſtürmiſch) Was hat er noch hier zu thun?

Sanders. Ich konnte doch nicht ohne Abſchied —

Reſid. Ei! 's iſt gut, mit den Narrenspoſſen da! Geht doch nicht aus der Welt! Der Donner! mach er mir's Mädel nicht noch rappelköpfiſcher! Reis er glücklich! — Viel Grüſſe an meinen alten Freund Hope!

Sanders. Mein Onkel! — (vermag für Jammer nicht mehr zu ſagen, küßt ihm die Hand) Verſtoſſen Sie mich nicht! —

Reſid. Leb er wol! Adieu!

Sanders. (zu Emilien, die auf einen Stul geſunken iſt) Meine Theuerſte! — (für ſich) Gott im Himmel! wie kann ichs! — Leben Sie wol! (küßt ihre Hand und hält ſie einige Augenblicke an den Mund gedrückt) Gedenken Sie meiner!

Reſid. Nun 's iſt gut, 's iſt gut. Das Wetter! über all das Geziere! (ergreift ihn bei der Hand und führet ihn zur Thüre) Bebt er doch, als ſolt' er wider den Feind. Sind das Zuckergeſchöpfe! — Na! ich empfehl' mich Ihnen, (verbeugt ſich gegen ihn) Glückliche Reiſe! Glückliche Reiſe! (drängt ihn zur Thüre hinaus, ſchlägt ſie hinter ihm zu.)

Emilie. (aufſpringend) Mein Sanders! Sanders!

Sanders. (auſſerhalb) Theures Mädchen! Leb wol!

Reſid. (führet Emilien wieder zurück auf den Stul) Wetter-Mädchen du! Was haſt du mit dem Kerl vor? — (ruhiger) Gut nun, daß er fort iſt! Komm mir nun nur wieder zurück! — Nun, und noch nicht gekleidet, Mamſell! Bald wird der Bräutigam kommen, und dann gehts gleich in die Kirche!

Emilie. (kniet vor ihm) Ach! nur einen Tag noch, mein Vater! nur einen armſeligen Tag noch Aufſchub! Ich kan ihm unmöglich heute meine Hand geben, ſie würde zittern, daß ihr der Brautring entfiel'.

Reſid. Da heben wir ihn wieder auf. Sieh, Närrchen! da iſt ſchon Rath für. Nun ſteh auf! ſteh auf! — Und liegſt du ganze Stunden hier, es ſoll dir nichts helfen. Ich kenne dieſe Weiberſpiele ſchon.

Heute mußt du Frau Staatsräthin ſeyn, oder du haſt weder Bräutigam, noch Vater.

Emilie. Ach! nur heute nicht! nur heute nicht!

Reſid. Durchaus!

Emilie. (Aufſtehend) Iſt keine Erbarmung hienieden? Gott! Gott!

Reſid. Was ringſt du die Hände, als brennt's im Hauſe? Waſch dir die Augen aus, Mädchen, man möcht ſonſt glauben, du habeſt geweint. Narr! bei ſo was weint man auch. Aber da zieren ſich die Aeffchen, und wimmern, und laßen ſich indes immer den Brautkranz aufſetzen. — Ach! und wenn er nur dann einmal wieder abgeſteckt iſt, dann legt ſich das alles.

Sechste Scene.

Vorige. Hofrath.

Ein Bedienter.

Der Herr Hofrath.

Hofr. (tritt ein)

Reſid. (indeſſen) Immer herein! Hofrath! Nicht wahr, Sie weinen nicht, wie?

Hofr. O! es iſt mir noch niemals weniger weinerlich geweſen. Aber was fehlt Ihnen, meine Theuerſte! Sie ſcheinen geweint zu haben.

Emilie. Weine noch — ach! und werd' es unaufhörlich.

Hofr. O! nicht doch! Laſſen Sie uns nur erſt mit einander verbunden ſeyn, dann wird ſichs ſchon geben.

Reſid. Das ſag ich der Närrin immer auch. Aber ſie beſteht auf ihrem Trotzköpfchen, wolt' uns gern noch ein paar Monate herum narren; aber nicht einen Tag mehr!

Hofr. O! ich will Ihnen ſo ein gefälliger Ehemann ſeyn. Kan ich etwas in Ihren Augen leſen, ſo ſollen Sie 's haben. Wünſchen Sie ein neues Kleid, einen neuen Putz, morgen ſollen Sie 's in Ihrem Zimmer finden. Ordnen Sie Feten an, Partien, Bälle, alles ſoll von Ihnen abhängen. Wollen Sie in die Komödie, ins Concert, auf die Redoute, der Wagen ſoll, wenn Sie noch nicht mit Aufkleiden fertig ſind, vorgefahren ſeyn. Bitten Sie zu ſich, wen Sie wollen. Alles was Ihnen Vergnügen macht, ſoll mich entzücken, was Sie unangenehm finden, will ich verdammen. Nur lieben, lieben Sie mich auch!

Reſid. Nun, mein Seel, wenn das kein guter Mann iſt! — Mädchen, du kriegſt in deinem Leben, keinen beſſern. **Mir** hätt' deine Mutter ſo kommen, ſo vorſchreiben ſollen; mit den erſten acht Tagen wär die Hiſtorie zu Ende geweſen.

Emilie. Nun denn, wenn Sie ſo ein gefälliger Gatte ſeyn wollen, ſo ſeyn Sie itzt **barmherzig!** O, laſſen Sie mich nicht vergebens flehn!

Hofr. Und, was befehlen Sie, meine Liebe?

Emilie. Meinen Vater zu vermögen, die Vermählung nur bis auf morgen noch zu verſchieben.

Hofr. (für ſich) Nun, das wär mir gerade auch recht. (zum Reſident.) Das werden Sie leicht zugeben, lieber Reſident, nicht? —

Reſid. Aber ſie machts uns morgen wieder ſo, denken Sie an mich.

Hofr. Soll ich das fürchten? meine Geliebte?

Emilie. (bebend) Nein!

Hofr. Nun ſehen Sie, Reſident! Ach! meine Emilie iſt gut, wird morgen Wort halten. (will ihr die Hand küſſen, ſie zieht ſie zurück) Iſt das die Belonung für mein Fürwort?

Emilie. Werden Sie für iede Gefälligkeit eine Belohnung erwarten?

Hofr. Nun, Herr Reſident! ich bitte —

Emilie. Nur einen einzigen Tag, mein Vater!

Reſid. Nun meinetwegen! ich verlier nichts dabei, wenn Sies erwarten können, Hofrath!

Hofr. Es kömmt ja auch auf 24 Stunden nicht an.

Reſid. Nun denn morgen! Aber dann nicht etwa wieder ſolche Wiſchwaſchereien! verſtehn Sie, Mamſell!

Emilie. O! dank Ihnen, mein Vater; und Ihnen, Herr Hofrath!

Hofr. Und morgen bin ich alſo der Glückliche? Ich wolte, daß ich das Rad der Zeit ſelbſt drehen könnte, die Stunden ſolten verlaufen, wie Waſſertropfen vom Felſen. Morgen in Ihren Armen! O! es iſt doch ein Engel! Reſident! (küßt ihn.)

Reſid. Haſe!

Hofr. Ich will mein ganzes Haus erleuchten laſſen, vom Schlafkabinet bis zum Altar ſollen Blumen geſtreut werden, die köſtlichſten Wolgerüche wehen, die feierlichſte Muſick ſoll meine Wonne verkündigen.

Emilie. (etwas für ſich.) Und die Glocken den Sterbegeſang meiner Liebe.

Reſid. Nun ſo kommen Sie nur, kommen Sie, wollen den Heiratsvertrag vollends in Richtigkeit bringen.

Hofr. Und ich will Ihnen indes immer die Feder ſchneiden, zum unterſchreiben. Nicht? mein ſüßes Mädchen! (will ſie küſſen, Emilie wehrt ihn ab)

Emilie. Herr Staatsrath! Sie werden beleidigend!

Hofr. Nun denn bis morgen! Adieu! mein Emilchen! mein ſüßeſtes Emilchen!

Reſid. (der ſchon vorausgegangen iſt, auſſerhalb der Scene) Wo bleiben Sie? Hofrath!

Hofr. Nun denn? morgen! morgen! — o! der Herrlichen! (hüpft fort.)

Emilie. Der Elende! Und ich ſeine Gattin! Eher wag' ich alles. — Daß ich doch nicht eine Freundin habe, nicht eine Vertraute meines Kummers, daß ich mich ausweinen könnt' an ihrem Halſe, ihr entdecken, was hier alles tobt! (auf die Stirne zeigend) –– (mit raſcher Entſchloſſenheit) Doch! Doch! (Sie ſchellt) Willkommen, Gedanke! herzlich willkommen! (ſchellt ſtärker)

Siebente Scene.

Franz (kömmt.)

Emilie.

Eben dich wünſchte ich, Franz! Höre! lieber ehrlicher Franz! (ſie führt ihn mit ſich, an eine Seite des Theaters, von der Thüre entfernt) Verſprich mir, daß du mir dienen, mich glücklich machen willſt.

Franz. Ich Sie glücklich machen! ich Sie! Je, von Herz und Seele gern, wenn ich das kann. (reicht ihr ſeine Hand. Emilie faßt ſie.)

Emilie. Gut, ſo ſchwör mir zuerſt, keiner Seele etwas davon zu ſagen, was ich dir itzt entdecken will. Schwör!

Franz. Was brauchts viel Schwörens? Wenn ich ſpreche: Ja, da iſts bei mir ſo viel, als wenn ein Vornehmer ſchwören thut.

Emilie. Dein gutes Herz erfordert all mein Vertrauen. Wol dann! Beſtelle mir zu Mitternacht eine Poſtſchäſe!

Franz. Wollen Sie denn verreiſen.

Emilie. Ja! Franz.

Franz. Papa auch mit?

Emilie. Nein. Ich ganz allein. Auch muß keine Seele hier im Hauſe etwas davon wiſſen.

Franz. Sie allein? — Aber in aller Welt! Was haben Sie vor? wo ſolls denn zugehn?

Emilie. Frag nicht, Franz! ſondern thu!

Franz. Nein, das nehmen Sie mir nicht übel, Mamſellchen, aber ohne daß ich weis, wies mit der Sache iſt, geh ich keinen Schritt.

Emilie. Das kan ich — kan ich dir nicht ſagen.

Franz. Nu, da wird auch bei meiner armen Seele nichts draus, aber wenn Sie mir hübſch ſagen, warum Sie reiſen wollen, und wohin, und ich ſehe, Sie haben Recht darzu, da haben Sie meine Hand, ich thue alles für Sie —

Emilie. Nun denn — ich will — ihm nach.

Franz. Wem?

Emilie. Wie du noch fragen kanſt! Wer reiſte denn eben erſt fort?

Franz. Der junge Herr?

Emilie. Der holde Verſtoſſene!

Franz. Nun da — hören Sie, da geh ich ſelbſt mit.

Emilie. Wolteſt du das? O! ich durft' es nicht von dir verlangen.

Franz. Ja! da's für den iſt. Es dauert mich ſelbſt, daß er ſo fort mußte, Knall und Fall. Weis der Henker, was es geſetzt haben muß. Der alte Herr war nicht gut auf ihn zu ſprechen, das ſah ich wol!

Emilie. Sahſt du? — O Franz! es giebt viel Tirannen unter den Menſchen! — aber wir wollen ihnen entfliehen. — Aber — werd' ich auch ungehindert aus dem Hauſe kommen können?

Franz. Da will ich ſchon für ſorgen, und wenns ſpät iſt, und alles ſchlafen thut. —

Emilie. Auch hab ich männliche Kleider —

Franz. Ja, wo Sie manchmal drinnen ausgeritten ſind. Nu, das wird ſchon gehn. Aber, werden Sie auch Herz gnug haben, Mamſellchen!

Emilie. Sorg nicht, guter Franz! Liebe macht muthig. O, ich fühle mich ſo voll Kraft, ſo voll Entſchluß. —

Franz. Aber bis Holland, Mamſellchen!

Emilie. Ich wolte nach Oſtindien reiſen mit ihm. — Wie weit er nun ſchon ſeyn wird. Ah! und flög er auf den Flügeln des Sturms, ſo ereilte ich mit den Flügeln der Liebe ihn doch.

Franz. Aber, wenn Sie wüßten, wie gefährlich es iſt in Amſterdam. Die Seelenverkäufer lauren da, wie die Crocodils, am Ufer.

Emilie. Wir wollen uns ſchon für ſie hüten.

Franz. Ja, hüt ſich mal einer gnug. Wie liſtig die's anfangen thun! Wenn ich ſo manchmal hab hören erzählen; da lauren ſie und lauren, bis ſie einen armen Teufel ganz fremd und allein ankommen ſehn; nun kennen ſie meiſt alle Teutſch, und da unter hunderterlei Vorwand marſch mit in ihr Haus. Da ſperren ſie ihn ein, thun ihm ſeine Kleider wegnehmen, und geben ihm die Schiffsjacke. Will er nicht gutwillig, da ſetzts brav Riſſe, bis er aufs Schiff muß.

Emilie. Ach! das Gerücht machts immer ärger als es iſt. Wir wiſſen ja unſre Adreſſe, und müſſen nicht jedem trauen, auch werden wir viel gute Menſchen finden, die uns zurecht weiſen werden. Itzt beſorg nur die Poſt! Franz!

Franz. Aber in der ſtockfinſtern Nacht!

Emilie. Es iſt voller Mondſchein. Ach! und von dieſem geleitet, iſt es Freude, zu reiſen.

Franz. Es iſt entſetzlicher Weg, Mamſellchen. Die Wagen fallen in Moraſt bis über die Achſe.

Emilie. Die Poſtſchäſen ſind leicht, rollen drüber hin.

Franz. Aber es iſt kalt, die Nacht.

Emilie. Wir nehmen Pelze mit uns.

Franz. Und juſt um Mitternacht, wo die Geſpenſter, Gott ſei bei uns! hauſen.

Emilie. Pfui der abergläubiſchen Seele!

Franz. Wir müſſen einen Wald paßiren, einen dicken, finſtern, fürchterlichen Wald.

Emilie. Engel werden uns begleiten.

Franz. Es können Spitzbuben drinnen ſeyn, können uns anfallen.

Emilie. Wir nehmen Gewehr mit uns. — Pfui Franz! Du ſolteſt mir die Gefahren leichter machen, und du vergröſſerſt mir ſie noch.

Franz. Nu ich wolt nur ſehn, ob Sie auch würcklich ſo herzhaft ſeyn thäten, als Sie ſo äuſerlich ſcheinen. Aber Sie ſinds, und nun beſtell ich die Poſt. (will ab.)

Emilie. Hier nimm dis Geld, Franz! Beſorg alles dafür! Du mußt die Poſt unter einem fremden Namen beſtellen, an einen fremden Ort — hörſt du!

Franz. Will das ſchon machen. Thun Sie ſich nur auf mich verlaßen, Mamſellchen!

Emilie. Nun wol! Franz! — (Franz ab.) Und du armer lieber Flüchtling! bald! bald komm' ich dir nach. (ab, ins Kabinet.)

Dritter Aufzug.

(Emiliens Zimmer.)

(Nach Mitternacht.)

Philippine. (ſchleicht mit einem Licht herein)

Daß der junge Herr etwa heimlich zurückgekehret iſt, ſich hier herein geſchlichen hat! Wollen doch horchen. (horcht am Schlafkabinet) Ich hör nichts. (ſieht durchs Schlüſſelloch) Auch ſeh ich kein Licht brennen; es iſt alles ſo finſter, wie im Ofen. Brannte ja ſonſt Nachtlicht. — Solt' es ſchon verlöſcht ſeyn? — Hm! — ich wags. (will die Thüre öfnen) Verſchloſſen! das dacht ich wol. — (leuchtet im Zimmer herum) Es iſt doch hier nicht etwa ein Zeichen ſeiner Gegenwart? Ein Hut oder Stock etwa, oder ein Mantel? Nichts. Sie ſind ſehr vorſichtig geweſen. Was? — (ſie erblickt einen Brief) Ein Brief! verſiegelt? (lieſt) An meinen Vater! Ums Himmels willen! (läuft nach der Thüre) Friedrich! Friedrich! mein lieber Friedrich! Geſchwind! komm er!

Friedrich. (eiligſt kommend) Nun, wie iſts?

Philipp. Den Augenblick ruf er den Herrn.

Friedrich. Aber was iſts denn? hat ſie ihn antrapirt?

Philipp. Lauf er nur erſt, ruf er den Herrn, und dann den Hofrath! Er ſoll ſogleich herkommen, Er ſolte ſich nur in Oberrock werfen, aber Er müßte, müßte kommen. Lauf er! lauf er!

Friedrich. Thut ſie doch, als brennte das Haus!
(beide zugleich ab.)

Philipp. Davon gelaufen alſo? Wer hätte das vermuthet! Je, die fromme unſchuldige Seele! ja, ja, man traue nur den ſtillen Waſſern! — Und daß es keine Seele im ganzen Hauſe gemerkt hat! Es wird doch des Nachts geſchloſſen. — Ha! ich laure, und laure, und doch! — Ah! da hat einmal ein Mädchen das andre überliſtet. Da ſteh ich, Maulaffe, nun! wie unſer Hans, da er in den Stall kam, und der neue Engelländer war weg. — Nun meinetwegen, ſind wir ſie doch nun beide los. Je, das wolten wir ja eben. Gut denn! Gut! Gut! Nun haben wir das Feld allein. Welch ein Leben das nun werden ſoll! Wie ich den Alten ſo ganz mein machen will! alles nach meinen Wünſchen ordnen will! Und nun dieſe Kleider, dieſer herrliche Putz, der ſoll nun hieher! oder ich müßte nicht wiſſen, wie ſehr mich der alte Narr liebt.

Zweyte Scene.

Reſident. (tritt haſtig ein) vor ihm, **Friedrich** mit Lichtern.

Reſid.

Was iſt's? Philippine! Iſt er da?

Philipp. Nein, aber hier. (giebt ihm den Brief.)

Reſid. (reißt ihn auf, ſieht die Unterſchrift) Tochter — Emilie. — Nun? Nun? (lieſt haſtig)

„Fluchen Sie mir nicht, mein Vater! wenn Sie
„dieſes leſen, fluchen Sie mir nicht! Ich kan unmöglich
„die Gattin des Mannes werden, den Sie mir beſtimmten.
„Ich muß fliehen. Schnell reifte der Entſchluß
„in meiner Seele, und ſo folg ich ihm. Es
„wird doch irgend eine mitleidige Seele ſeyn, die die
„Flüchtige aufnimmt. Gott rechne es Ihnen nicht zu!
„Sie giengen hart mit mir um. Leben Sie wohl!
„glücklicher als Ihre

jammervolle Tochter,
Emilie.

Reſid. Tochter? Teufel! Teufel! — (tritt den Brief mit Füßen) Dem Kerl nachzulaufen! — He! Franz! Friedrich! Franz!

Friedrich. Was befehlen Sie, gnädger Herr?

Reſid. Bring mir meine Kleider! hurtig! Meine Reitkleider! — ich will ihr nach. (geht ungeſtüm umher.)

Philipp. Warum das, gnädiger Herr? — Laſſen Sie ſie doch in Frieden ziehn! Sie war uns ja längſt im Wege.

Reſid. Dafür hatten wir den Hofrath.

Philipp. Aber ſo iſt's noch beſſer.

Reſid. Nein doch, nein, nein, nein.

Philipp. Sie könnten ſie nun enterben, behalten die Ausſtattung.

Reſid. Geht nicht.

Philipp. Und ſie iſt nun ſchon viel zu weit voraus. Sie holen ſie nicht ein.

Reſid. Will es.

Philipp. Aber, liebſter Herr Reſident! —

Reſid. Ha! wenn ſie ihn nun haben, nun an ſeinem Halſe hangen wird, dann will ich kommen, will den Brautgeſang dazu ſingen, daß den Brautleuten die Melodie Jahrelang in den Ohren klingen ſoll.

Philipp. Schön! Schön! Aber — —

Reſid. Kömmſt du mir auch mit dem verfluchten aber; weißt, daß ichs nun einmal nicht ausſtehn kann.

Philipp. Nun nein, Sie ſollen alles das thun, liebſter gnädiger Herr, laſſen Sie aber nur itzt erſt die Bedienten nachreiten, und, haben die ſie eingeholt, nun dann —

Reſid. Nun! Nun! auch! ja — auch das! — haſt Recht, Pinchen! — He! Franz! Friedrich! Chriſtian! Friedrich! Kömmt keiner von den Schurken!

Dritte Scene.

Chriſtian. Friedrich. (hereinſtürzend)

Reſident.

Wo? wo iſt ſie? hat ſie keiner geſehn? du? — du auch nicht? Sagt! keiner? — Nu, was ſteht ihr da, wie Oelgötzen? Wer hat dieſe Nacht das Haus offen gelaſſen?

Bedienten. 's iſt geſchloſſen geweſen, gnädger Herr.

Vierte Scene.

Alles in Unruhe.

Reſident. Philippine. Hofrath (trinkend.)

Reſident.

Nun, ſind Sie fertig? Hofrath? Wo haben Sie's Pferd? Der Donner! Sie ſolten ſchon aufſitzen.

Hofr. Wozu denn? wohin denn?

Reſid. Und Sie fragen noch?

Hofr. Trinken Sie! Reſident! trinken Sie!

Reſid. Ei! zum Teufel! hat ſich da was zu trinken!

Hofr. Aber mein Gott! was iſt denn hier vorgefallen? Was bedeutet das Aneinanderrennen der Bedienten?

Reſid. Haben ſie ſie vielleicht gefunden?

Hofr. Aber wen denn? wen?

Reſid. Nun, mein Töchterchen, mein liebes.

Hofr. Emilien?

Reſid. Daß dich alle Wetter! mit dem Fragen! Reit ihr lieber nach!

Hofr. Aber was iſt denn nun mit ihr?

Reſid. Was mit ihr iſt? Waſſerkopf du du! davon gelaufen iſt ſie.

Hofr. Das wär der Teufel!

Reſid. (ihms nachmachend) Ja, das wär der Teufel! — und da ſteht er, wie angenagelt.

Hofr. Warum haben Sie auch nicht beſſer Achtung gegeben auf ſie?

Reſid. Der Henker geb' Achtung gnug auf ein Mädchen!

Hofr. Da iſt ſie gewiß unſerm theuern Monſieur Sanders nach. —

(Die Bedienten kommen zurück.)

Reſid. Wollens gleich hören. — Nun?

Chriſtian. Es ſind viel Extrapoſten abgegangen.

Reſid. Eſel! das glaub ich.

Friedrich. Geſtern Nachmittag iſt auch eine beſtellt worden.

Reſid. Von wem?

Friedrich. Der Beſchreibung nach von unſerm Franz.

Chriſtian. Punct zwölf iſt ſie abgegangen.

Reſid. Und wohin? wohin?

Chriſt. Ja — das —
Friedr. Das haben wir nicht gefragt.

Reſid. Nun ja, das wiſſen die Dummköpfe nicht.

Hofr. (lacht)

Friedrich. Ich will gleich noch fragen.

Chriſtian. Wollen gleich wieder hier ſeyn.

Hofr. Ah! was iſt da erſt zu fragen! Nach Holland, nicht wahr, Philippinchen?

Reſid. Wo ſteckſt du denn? Mädchen?

Philipp. (aus dem Schlafkabinet) Je, da ſeh ich, was Mamſell noch da gelaſſen hat. Das beſte iſt alles mit fort, Schatullen, Schmuck —

Reſid. Soll ſchon wiederkommen. Nun Hofrath! Sie ſtehn noch da, als fehlt's Ihnen an Beinen. Iſt Ihnen noch etwas an dem verlaufenen Mädchen gelegen, ſo eilen Sie, und jagen Sie ihr nach.

Hofr. (zu Philippinen, die ihm verſtohlen winkt) Ich werd kein Narr ſeyn. (zum Reſid.) O! ſie wird ihren Begleiter ſchon haben.

Reſid. Blitz! den nehmen Sie ihr weg.

Hofr. Ich möcht nicht gern Freudenſtörer werden.

Reſid. Ja, weil er ſich ſie nicht gleich würde nehmen laſſen, nicht? und weil da der junge Herr nicht Herz genug hat! he!

Hofr. Ha! verlohnte ſich auch der Müh, ſich um ein Mädchen zu ſchlagen, das einem andern nachgezogen iſt. Ich will keine Landläuferin zur gnädigen Frau machen.

Reſid. Verflucht impertinent! alle tauſend Teufel! nimmſts ja ſonſt nicht ſo genau.

Hofr. Zudem bin ich zu müde, ich will zu Hauſe gehn, und mich ſchlafen legen.

Reſid. Schlafmütze!

Hofr. Ich war eben erſt zu Hauſe gekommen, hatt' mich nur erſt ausgezogen, als Sie mich rufen ließen. Nein, gute Nacht! Reſident! — gute Nacht, Philippinchen! ich leg mich ſchlafen.

Reſid. Haſenfuß du! du! Wenn du dich je wieder in meinem Hauſe ſehen läßt, das Donnerwetter!

Hofr. Trinken Sie! trinken Sie!

Reſid. Hol dich der Teufel mit deinem Trinken!

Hofr. Nun, wenn Sie ſie wieder haben, Reſident, ſo laſſen Sie mirs ſagen! — Ich geh zu Bett. Gute Nacht! (ab.)

Reſid. So ſchlaf, daß du nimmer wieder aufſtehen kanſt! Erzlaffe du! — Nun, was ſagſt du von dem Hofrath? Pine!

Philipp. Er that ſehr unartig.

Reſid. Grob, unverſchämt.

Philipp. Wenn er wird ausgeſchlafen haben, wird er ſchon anders ſeyn.

Reſid. Soll dann nur kommen! Stückweiſe ſollen ſie ihn von mir wegtragen. — Punkt 12 Uhr alſo! ſchon über 3 Stunden voraus. — Schadt nichts. (erblickt die Bedienten) Was Teufel! ſteht ihr noch da? Maulaffen ihr! — ich denk, ihr ſeid lange nach, da trampeln die dummen Kerls noch herum, und gaffen einander an. Reitet! Reitet! Reitet! Fragt in allen Stationen! überall! und habt ihr ihre Straſſen, ſo flieg augenblicklich einer zurück, und ſag mirs, daß ich dann kommen, und den Leutchen meine Aufwartung machen kann. — Laßt den Kerl, wenn ihr ihn bei ihr findet, laßt ihn ja nicht entwiſchen? ich fordre beide von euch. Bringt ihr mir ſie, dann 12. Dukaten für jeden. Laſst ihr ſie entwiſchen, 20 Prügel für jeden! Reitet zu! (drängt ſie hinaus. Alle ab.)

Fünfte Scene.

Straſſe in Amſterdam.

(Mondhelle Nacht.)

Sanders, mit dem Poſtillion.

Poſtillion.

(im kommen) Sollen recht gut da logiren, junger Herr! und wolfeil darzu. — Der ſieht und hört nicht. Das Gehirn wird ihm noch 'n bischen unter einander gerüttelt ſeyn. — Recht gut ſollen Sie da logiren, hören Sie!

Sanders. (als aus einer Betäubung erwachend) Ja?

Poſtill. Nu, hier iſts. Warten Sie nur einen Augenblick! Ich will hingehn und anklopfen; ich bring ihn die Minute her.

Sanders. Worzu das erſt? ich geh gleich mit.

Poſtill. Ah! Sie werden ſich doch nicht fürchten etwa, 's ſoll nicht ſpuken, denk' ich. Aber, gelt! Schwager! das hies gejagt! ſo hat Sie gewis noch keiner gefahren, auf'm ganzen Weg. Ja, bin auch weit und breit berühmt, krieg immer noch einmal ſo viel Trinkgeld, als 'n andrer. Ich blas mein Liedel, und da gehts fort über Stock und Stein, über Graben und Schlagbäum' als gings im Fluge. Der Morgen dämmert kaum, und hier ſind wir ſchon.

Sanders. (giebt ihm Geld) Da! für deine Leichenpredigt! denn manchmal hätt 's mir wol den Hals koſten können.

Poſtill. Ah! bricht nicht ſogleich. Nu, ich bin gleich wieder hier. (im Gehen) Nein, nein, ſo öffentlich wollen wir doch den Seelenverkäufer nicht ſpielen, der Rock möcht mir ſonſt nicht mehr lange paſſen. Mein Patron mag ihn ſelbſt mit ins Haus nehmen.

Sanders. (allein) Hier nun! einſam und fremd! irre vor all den bunten Gebauden umher, und nirgends, nirgends ein Menſch voll warmen herzlichen Theilnehmens der durchdrungen von Elendsgefühl entgegen mir eilte mit der Liebe des Freundes, aufnähme den armen Verſtoſſenen, Gott! was tobt nicht alles hier! Tief im Buſen wühlt der heimliche nagende Gram. — (es ſchallt aus einem Hauſe Muſik und Freudengeſchrei) Auch dis noch! — Ah! mit jedem Tone kehrt die ſchnelle quaalvolle Erinnerung an meine entflohenen Freuden, an die Tage meiner Wonne zurück. Weh! ich erliege dem Schmerzensgefühl, fühle — ha! das fürchtete ich nicht — fühle mich itzt elender noch, als zuvor.

Sechste Scene.

Hottentot. Poſtillion (kommen.) Mit ihnen ein Knecht, der den Koffer ins Haus trägt.

Hottentot.

Das iſt er?

Poſtill. Ja. — Sieh da! Schwager! das iſt der Landsmann, von dem ich Ihnen ſagt'. 's iſt Hottentot der junge, wird Ihnen verſchaffen, was Sie brauchen.

Sanders. Sie werden mir Wolthäter ſeyn.

Hottentot. 's iſt mir eine Freude, wenn ich jemanden dienen kan. Sie ſind noch niemals hier geweſen?

Sanders. Niemals.

Hottentot. Gut ſo! ſoll Ihnen ſchon hier gefallen, denk 'ich. (zum Poſtill.) Haſt deine Sachen wieder brav gemacht.

Poſtill. Gelt! 's iſt ein friſcher Junge?

Hottent. Gut! Gut! hier nimm dein Salaris dafür! und wenn dir wieder ſo was vorkömmt, du haſt die beſte Gelegenheit immer, und den Kopf auch darzu.

Poſtill. Das Prinzipalſte! Jan! — aber! (den Finger an den Mund.)

Hottent. Verſteht ſich.

Poſtill. (zu Sanders) Nu Hadjee, junger Herr! viel Pläſir!

Sanders. Ich danke dir, Schwager! haſt da für mich geſorgt. Hier! (giebt ihm etwas.)

Poſtill. Danke. Danke. (etwas für ſich) von beiden Seiten! das geht gut, beſſer noch, wie bei den Advokaten. Die müſſen doch wenigſtens 's Geld von jeder Part nehmen, daß es die andre nicht ſieht, wir? —

Hottent. Sag das mal einem! — Nu reis glücklich! Schwager! — bis auf ein andermal. (Handſchlag.)

Poſtill. Gleichfalls, Schwager! (zu Sanders) Kommen Sie geſund zurück. Dann fahren Sie doch wieder mit mir? denn gelt! 's ging, wie in der Luft? (ab.)

Hottent. Sie gehn ja ſo niedergeſchlagen herum, junger Herr! warum das? Hat Ihnen jemand etwas gethan? Sagen Sie mirs, ich bin Ihr Mann.

Sanders. Ach! mein Freund!

Hottent. Nu offenherzig, Herr! heraus mit der Sprache! ſo wies im Herzen iſt. Sie kommen ſonſt bei uns Holländern nicht fort. Nu, Jungelchen! Sie müſſen mir das nicht übel nehmen, da meinen wirs hier recht gut, wenn wir ſo ſprechen.

Sanders. Wenn Sie wüßten — (legt ſeine Hand auf Hottentots Arm.)

Hottent. Natürlich nicht eher, als bis Sie mirs ſagen. — Sind Sie hungrig? Kommen Sie, Sie ſollen gleich etwas zu eſſen kriegen. Sind Sie durſtig, — trinken Sie ein Glas Wein mit mir.

Sanders. O! nein! nein!

Hottent. Was fehlt Ihnen denn? Brauchen Sie Geld? Nu, nu, 's hört uns ja niemand, man weis ja wol, wie 's manchmal geht, bei euch jungen Herrns habt immer nicht viel wegzuleihen. Nu, wieviel brauchen Sie?

Sanders. Mein Gott! womit verdien' ich dieſe zuvorkommende Güte? und von einem Fremden? Ich Verſtoſſener!

Hottent. Gut!

Sand.rs. Höchſt unſchuldig Duldender!

Hottent. Deſto beſſer!

Sanders. In Staub Getretner!

Hottent. Deſto beſſer!

Sanders. Wie? deſto beſſer?

Hottent. Ja, da haben Sie eben iemanden nöthig, der Ihnen wieder aufhilft, und, ja ſehn Sie mich nur drauf an — der will ich ſeyn. Wir Holländer laſſen niemanden gern leiden, (bei Seite) wenn wir etwas dabei praſentiren können.

Sanders. Beſter edelſter Mann! wie ſehr muß ich Sie bewundern! Ihnen danken!

Hottent. Bedarf keines Danks. — Sind Sie etwan hier an ein Haus adreßirt? haben Sie Briefe an iemanden mit?

Sanders. Ja an — an — (ſchlägt die Brieftaſche auf) Gott! wo hab ich den Brief? (ſucht haſtig)

Hottent. Uebereilen Sie ſich nicht, junger Herr! kommen Sie herein! Suchen Sie mit Muſe — finden ihn ſonſt noch minder.

Sanders. Aber ich hab ihn ſo ganz gewiß zu mir geſteckt, bin nicht wieder in mein Kabinet gekommen.

Hottent. Vielleicht iſt er im Koffer.

Sanders. Auch. Doch nein, kan nicht. Ha! ich gab ihn Emilien! o mich Vergeßlichen! —

Hottent. Alles recht nach Wunſch.

Sanders. Nun iſt das Maas meiner Leiden ganz voll. Emilie! Emilie! mußt auch du es mit füllen helfen! — o verzeih! du Theure! — hier iſt er, lag mir gleich vor den Augen.

Hottent. Geht immer ſo, wenn man etwas ſucht.

Sanders. Hier — an Tomas Hoope.

Hottent. Hoope? — was Teufel!

Sanders. Sie kennen ihn doch?

Hottent. Soll' ich nicht? 's iſt das reichſte Haus in Holland. Wenn die andern nach Tonnen Goldes rechnen, zahlt er nach Millionen. 's iſt der König unter den Kaufleuten bei der Compagnie; geht alles durch ihn. (für ſich) Jan! Jan! mußt dich da 'n bischen in acht nehmen! — (erblickt jemanden in der Ferne) Nu, kommen Sie nur mit herein, junger Herr! kommen Sie! 's iſt kalt.

Ein Holländer im Hintergrunde. Ha! wird da wieder ſo ein armer Teufel weggekapert! ob er ſich vielleicht noch warnen läßt! — (ruft) 's iſt ein Seelenverkäufer, junger Herr!

Sanders. Was ſagte der Mann? er winkt mir.

Hottent. O! hören Sie nicht auf den; kommen Sie!

Holländer. Ruft noch einmal.

Sanders. Wieder! — Seelenverkäufer? wer?

Hottent. Laſſen Sie ſich nicht mit ihm ein, 's iſt ein Seelenverkäufer, wenn Sie von den Leuten gehört haben.

Sanders. O! das ſchrecklichſte.

Hottent. Nun denn! ſo eilen Sie! (führt ihn mit ſichtbarer Verlegenheit hinein.)

Der Holländer. Warſt alſo nicht mehr zu retten! guter Junge! geh nur! wirſt drinnen mehr deiner braven Landsleute treffen! iſt gemeiniglich ihr Schickſal. — Ah! daß man nicht Gewalt brauchen darf! Pfui der Menſchenräuber! pfui! — (geht vorbei.)

III.

Auszüge.

Von den Leichenbegängniſſen der Hindus.

(Aus Sonnerat neueſter Reiſe nach Oſtindien.)

So prächtig auch die Hochzeiten bei den Reichen ſind, ſo ſind es ihre Leichenbegängniße doch noch mehr. Indeßen ſind auch dieſe beiden Feyerlichkeiten die einzigen Gelegenheiten zur Verſchwendung der Indier, wenn man nicht etwa Klöſter und Tempel bauen will; denn Kleider und Nahrung machen hier wenig Koſten.

Die Leichenbegängniße werden jederzeit des Abends gehalten; allein die Gebräuche dabei ſind nicht in allen Stämmen gleich. Die Verehrer des Schwiwen begraben ihre Todten, aber die Seckte des Wiſchenu verbrennet ſie. Beide haben ihre Begräbniße außer den Städten, weil die Grabſtatten den Ort verunreinigen. Jeder Stamm hat ſeine eigene Grabſtätten, welche ſich allemal am Ufer des Meeres, eines Flußes oder Teiches befinden. Man leidet die Todten nicht lange in dem Hauſe, weil ſie es verunreinigen, zumal da niemand, weder in dem Hauſe, noch in der Gaſſe eher eßen darf, als bis der Todte fortgeſchaffet iſt. Man trägt ihn niemals zu der ordentlichen Hausthür hinaus, ſondern ſchiebt ihn ſitzend durch ein dazu in die Mauer gemachtes Loch, welches ſo gleich hinter ihm her wieder zugemauert wird.

Sobald jemand geſtorben iſt, wird es den Verwandten bekannt gemacht, welche ſich in das Trauerhaus verfügen, worauf die ganze Nachbarſchaft von ihrem Klagen, Heulen und Singen erſchallet. Die Weiber erſcheinen mit fliegenden Haaren, ſchlagen ſich an die Bruſt, raufen ſich die Haare aus und wälzen ſich auf die Erde; ſo ſehr dies auch oft bloße Ceremonie iſt, beſonders bei weitläuftigen Verwandten. In manchen Stämmen tanzen die zahlreich verſammelten Weiber einen Kettentanz im Kreiſe, wobei ſie wie Bachantinnen raſen und traurige Sterbelieder ſingen.

Ein Braman hat allemal die Aufſicht über das Leichenbegängniß, und der nächſte Verwandte ſchaft das Nöthige darzu herbei. Zuerſt badet ſich der Braman, und dann bindet er an den Finger des Verſtorbenen einen Ring von einer Art Hundsgras, welches für heilig gehalten wird, reiniget das Haus durch Sprengen geweihten Waſſers, ruft die Götter an, und verrichtet ein Opfer. Der nächſte Verwandte ſpricht deſſen und ſeiner Familie Namen aus, und bittet mit den Anweſenden die Götter, denſelben in das Paradies aufzunehmen. Hierauf bittet man die Götter, ihn von allen ſeinen Flecken zu reinigen, und alles im Himmel, in der Luft und auf der Erde ihm günſtig zu machen. Alsdann bringt man Feuer, legt von der geheiligten Pflanze etwas an vier verſchiedene Orte, neben den Todten, verrichtet das Opfer, und wirft etwas getrockneten und gepülverten Kühmiſt in das Feuer. Der Braman fängt indeſſen die Gebeter wieder von vorne an, und nimmt unter denſelben eine mit Blumen bekränzte Kuh an, welche man ihm ſchenkt, damit der Verſtorbene nicht unglücklich werde. Die Bramanen ſind ſehr geſchickt, den Indiern eine große Furcht vor den Quaalen des künftigen Lebens einzuflößen, damit ſie ſich in dem gegenwärtigen deſto freygebiger gegen ſie bezeigen. Daher geben dieſe ihnen außer der gebrachten Kuh auch noch die ſogenannten zehn Geſchenke, welche die Eitelkeit der Reichen ſo glänzend macht, als möglich iſt, weil ihr ganzer Nachruhm davon abhanget.

Wenn dieſe Geſchenke überreichet ſind, ſo fliſtert man den Todten die Einweihungs-Worte mit einer geheimnißvollen Mine in das Ohr, damit Niemand als er ſie höre. Dann reiniget man ſich unter beſtändiger Wiederholung des Namens des Verſtorbenen, läßt ſich den Kopf ſcheeren, und theilet den anweſenden Bramanen Geld aus, mit Bitte, für den Verſtorbenen zu beten. Das Abſcheeren der Haare iſt bei dem Haupte der Familie am nothwendigſten, weil es viel zur Glückſeligkeit des Verſtorbenen in jener Welt beiträgt. So bald die Bramanen ihr Geſchenk an Geld erhalten haben, fangen ſie an, die Abbüßung der Sünden, welche Pranatſchitam genannt wird, zu verrichten, und die Geſtirne zu beſchwören, ihren und der Monats- und Wochentage böſen Einfluß von dem Verſtorbenen abzuwenden.

Das Haupt der Familie nimmt nunmehr etwas von dem geheiligten Kraute in die Hände, wendet ſich ſehr ehrerbietig gegen den Braman, und redet ihn folgendergeſtalt an: „Erlaube groſſer Mann, daß ich um dich herumgehe, „und nimm dieſe Geſchenke an, welche ich dir nach meinem „Vermögen opfere. Ich bringe dir dieſes Sehnopfer, um „dem Verſtorbenen Vergebung ſeiner Sünde zu bewirken, „den böſen Einfluß der Geſtirne, des Mondes und der „Wochentage abzuwenden, und die Verunreinigungen nach „dem Geſetze zu tilgen.“ Alsdann folget eine Aufforderung der Seele des Verſtorbenen, und verſchiedene aſtrologiſche Beobachtungen, die Stellung der Geſtirne zur Zeit des Todes zu erfahren.

Iſt ein geheiligter Fluß in der Nähe, ſo badet man ſich in demſelben, weil ſolches viel zur Vergebung der Sünden des Verſtorbenen beiträgt. Iſt derſelbe aber zu weit entfernt, ſo thut auch ſchon der gute Wille ſeine Wirkung. Zum Beſchluß bittet man die oberſten Götter nochmals, dem Verſtorbenen gnädig zu ſeyn, ihm ſeine Fehler zu verzeihen, ihm den Genuß des Himmels zu ſchenken, und den Einfluß der Geſtirne von ihm abzuwenden, weil ſie die leztern für die größten Feinde des Menſchen halten, die ihn auch noch jenſeit des Grabes verfolgen. Alles dieſes iſt nur das Vorſpiel des eigentlichen Leichengepränges, indem es verrichtet wird, ehe man noch den Todten aus dem Hauſe trägt. Iſt die Zeit da, ihn aus der Stadt zu ſchaffen, ſo werden vier Parias gerufen, welche ſolches verrichten müßen. Man wäſcht den Körper, mahlt ihm das Zeichen ſeines Stammes auf die Stirn, legt ihm ein reines Kleid an, und ſteckt ihm Betel in den Mund. Hierauf reißt man über ſeinem Geſichte ein kleines leinenes Band in zwei Stücken, womit man ihm die beiden Daumen zuſammenbindet, reibt ihn mit Sandelholz und legt ihn in einen mit rothem Tuche ausgeſchlagenen und mit Blumen gezierten Palankin. Vor dem Leichenzuge her gehen zwei Muſicanten mit langen Trompeten, welche Tawe genannt werden, und mit ihrem dumpfigten Trauertone das verworrene Getöſe der vielen kleinen Trommeln vermehren. Auf die Leiche folgen die Verwandte und Freunde weinend, welche unter dem Klaggeſchrey Loblieder auf den Verſtorbenen ſingen, und bei dieſer Gelegenheit in ſchlechte Leinwand gekleidet ſind, welche ihnen von dem Kopfe bis auf die Knie reicht. Iſt man zu der Grabſtätte gekommen, ſo ſezt man den Palankin auf die Erde, zieht vier Furchen gegen die vier Weltgegenden, und opfert den Luftgeiſtern, welche in und um den Grabſtätten wohnen, Gengeli und Reiß. Dann kneipt man den Todten in die Naſe, und fühlt ihm auf den Magen, zu erfahren, ob etwa noch einiges Leben in ihm iſt, gießt ihm auch wohl Waſſer über das Geſicht, und verdoppelt das Getöſe der Trommeln und Trompeten, um ihn zu ermuntern, wenn er etwa nur in eine Ohnmacht gefallen ſeyn ſollte. Hierauf nähert man ſich der Brandſtätte, welche **Schodelet**, und in einigen Provinzen **Maßanon** und **Schandukanon** heißt, unterſucht ſie auf das ſorgfältigſte, ob ſie auch rein iſt, und reinigt ſie von allem, ſelbſt dem geringſten Gräschen oder Strohhalm, und vollendet die Reinigung durch Beſprengen mit Weihwaſſer, wobei gewiße Gebete hergeſaget werden. Wenn dieß geſchehen, ſetzt man den Leichnam vor einem aufrecht ſtehenden Stein hin, welcher allemal nahe bei einer Brandſtätte befindlich iſt, und den **Aritſchandren**, einen frommen König vorſtellet, welcher von dem **Parias** zum Sclaven gemacht und zur Aufſicht über die Brandſtätte und zur Einnahme der für die Verbrennung eines Todten gewöhnlichen Gebühren beſtellet ward. Nach einigen Gebräuchen und Gebeten gräbt man einige Kupfermünzen, ein Stück neue Leinwand, und eine Handvoll Reiß vor dem Aritſchandren in die Erde, worauf ein Paria, der indeßen das Feuer unterhält, zu dem Steine geht, und demſelben ſagt, daß er nunmehro ſeine Gebühren erhalten habe, und den Körper nicht weiter aufhalten könne. Alsdann trägt man den Palankin wieder zurück, ſchneidet dem Todten die Nägel und Haare ab, und führet nunmehr den Scheiterhaufen von Aeſten des **Mango** Baumes auf, welcher mehr Kraft haben ſoll, den Verſtorbenen glücklich zu machen, als andere; indeſſen nehmen doch die Reichen lieber Sandelholz. Wenn der Scheiterhaufen fertig iſt, wird die Leiche oben drauf gelegt, welches allemal von den Verwandten geſchiehet, welche der Leiche zugleich ihre letzte Mahlzeit zubereiten laßen, und ihr Butter, Reiß und geronnene Milch in die Hände, den Mund und die Ohren ſtecken, damit ſie in jener Welt nicht Hunger leide. Hierauf legt der Vornehmſte aus der Familie das erſte Feuer an den Scheiterhaufen, welches er mit abgewandtem Geſicht thut, und dabei ein neues Gefäß voll Waſſer auf ſeiner Schulter trägt. So bald die Flamme das Holz ergriffen hat, läßt er ſein Gefäß fallen, und läuft, ohne ſich umzuſehen, zu dem nahe gelegenen Teiche oder

Fluße, und ſpringt hinein ſich zu reinigen. Bleibt das auf die Erde gefallene Gefäß ganz, ſo iſt ſolches ein Zeichen, daß noch in demſelben Jahre jemand aus der Familie ſtirbt, allein, man wählt dazu allemal ein ſo mürbes Gefäß, welches zuverläßig zerbrechen wird. Die übrigen Leichenbegleiter zünden alsdann den Scheiterhaufen völlig an, und beſtreuen ihn mit allerhand wohlriechenden Sachen, wobei die anweſenden Muſikanten ein betäubendes Getöſe machen, welches durch das Klaggeſchrey, oder vielmehr morgenländiſche Klaggeheul noch vermehret wird. Nunmehr überläßt man die Leiche den Parias, welche ſie völlig verbrennen laßen, und badet ſich in dem nahen Teiche oder Fluße. Wird es Nacht, ſo gehet man nach Hauſe, iſt es aber noch Tag, ſo kehret man zu der Leiche zurück, opfert derſelben Reiß, der in einem Gefäſſe gekocht worden, und wirft ihn hierauf den Raben vor. Statt des Tiſches dient dabei ein flacher Stein in Geſtalt eines Altares, welcher ungefehr ſechs Zoll breit, und oben poliret iſt, und auf dieſem verzehret, wie man glaubt, die Seele des Verſtorbenen die aufgeſetzte Speiſe, oder doch die feinſten Theilgen derſelben. Dieſen Stein reinigt man erſt durch Waſchen, gießt Waſſer und Oel darüber aus, ruft die Götter an, und beſchwört die Seele des Verſtorbenen, daß ſie komme, und ſich auf dieſem Altare niederlaße. Die Anweſenden reiben ſich den Leib mit Erde, worauf man dem Todten wieder Reiß opfert. Dieſes Todtenmahl wird zehn Tage nach einander aufgeſetzt, welches denn die Raben herbei lockt, welche das ganze Mahl verzehren, und ſich daher in groſſer Anzahl um den Brandſtätten aufhalten.

Wenn der Scheiterhaufen niedergebrannt iſt, gießt man Milch darüber, und ſammelt die von dem Feuer nicht verzehrten Gebeine zuſammen, welche man ſo lange verwahret, bis ſich eine Gelegenheit findet, ſie in den Ganges oder einen andern heiligen Fluß zu werfen, weil man glaubt, daß jeder, der in dem Ganges begraben wird, Millionen Jahre lang eine unendliche Glückſeligkeit genießet. Die Anwohner des Ganges werfen daher ihre Leichen, anſtatt ſie zu verbrennen, ganz in den Fluß, und da deßen Waſſer eine wunderthätige Kraft haben ſoll, ſo zwingen ſie ihren Kranken deßen ſo viel ein, daß ſie oft darüber ſterben.

Das Haus des Verſtorbenen bleibt zehn Tage unrein, worauf das Haupt der Familie erſt ſich und dann das Haus durch Beſprengen mit Weihwaſſer reiniget. Er verrichtet hierauf ein Opfer, drückt einem Stiere, unter Anrufung des Gottes des Feuers, das Zeichen eines Dreyzackes auf die Haut, und läßt es alsdenn frey laufen, und da daſſelbe nunmehr als ein heiliges Thier betrachtet wird, ſo wäre es die gröſte Sünde, ſich an demſelben zu vergreifen, daher es von nun an überall frey herum gehen kann. Man könnte ſich wundern, daß die auf ihre Vortheile ſo aufmerkſamen Bramanen ſich dieſes Opfer entgehen laßen; allein man muß wißen, daß das Haupt der Familie ihnen zur Entſchädigung 30 goldne Pagoden, d. i. 171 Franzöſiſche Pfund bezahlt, und ſie oft wohl mit einigen Stücken Leinwand beſchenkt. Das ganze Leichenbegängniß wird endlich mit Opfern und Waſſerſprengen beſchloßen.

Die armen Indianer machen bei weiten nicht ſo viel Umſtände, indem ſie ihren Todten in ein grobes Stück weiße Leinwand wickeln, und ihn von vier Parias auf zwei Stücken Bambusrohr zum Scheiterhaufen tragen laßen, welcher aus trocknem Kuhmiſt bereitet wird.

Die Saniaßi werden nicht verbrannt, ſondern bis an den Hals in die Erde gegraben, worauf ein Mönch aus ihrem Orte ſo lange Cocosnüſſe an dem Kopfe des Verſtorbenen zerſchlägt, bis derſelbe ſelbſt in Stücke bricht, worauf man ihn erſt mit Erde bedeckt. Vermuthlich geſchiehet es, der Seele eine anſtändigere Oefnung zur Abfarth zu verſchaffen, weil der Mund, die Augen, Ohren, und andere Oefnungen des Körpers insgeſammt für unrein, und unehrbar gehalten werden.

Ehedem pflegten ſich die Weiber mit ihren verſtorbenen Männern lebendig zu verbrennen; allein in den Mahomedaniſchen Staaten iſt die grauſame Gewohnheit jetzt völlig abgeſchaft, und auch in den heidniſchen Ländern iſt ſie nur noch unter den Bramanen und den Kriegsleuten üblich. Es geſchiehet alsdann mit vielem Gepränge, obgleich jede Provinz ihre eigene Gebräuche dabey hat. Am gewöhnlichſten geſchiehet es auf folgende Art. Sobald der Mann todt iſt, ſo ſetzt man, wenn er ein Braman iſt, deſſen Frau in eine Art Seſſel, mit einer zierlichen Decke vor die Thür des Hauſes, rühret die Trommel und bläſet beſtändig auf Trompeten. Die Frau iſſet von dieſer Zeit an nicht mehr, ſondern käuet nur Betel, und ſpricht dabey ohne Aufhören den Namen des Gottes ihrer Sekte aus. Sie iſt dabey mit allem ihrem Geſchmeide und ihren beſten Kleidern geputzt, als wenn ſie zur Hochzeit gienge, und ihre Verwandten und Freunde begleiten ſie unter dem Getöſe der Trommeln, Trompeten und anderer Inſtrumente. Die Bramanen ſprechen ihr Muth ein, ſich aufzuopfern, weil ſie dafür im Paradieſe eine Glückſeeligkeit ohne Ende genießen, und zur Belohnung ihrer Tugend die Gattin eines Gottes werden wird. Zugleich verſichern ſie ihr, daß ihr Name dadurch in der ganzen Welt berühmt, und bey allen Opfern beſungen werden wird. Dieſer Ehrgeitz bewegt denn freilich manche, ſich zu verbrennen, indem übrigens kein Geſetz vorhanden iſt, welches ſie dazu verbände. Um die Weiber noch mehr zu dieſem Opfer aufzumuntern, geben die Bramanen ihnen ein mit Opium vermiſchtes Getränk ein, wodurch ihre Einbildungskraft noch mehr erhitzt wird. Die ſichtbare Wuth, mit welcher ſich ein ſolches Weib in den unmenſchlichen Tod ſtürzet, iſt ein hinlänglicher Beweis, daß ihr Verſtand durch unnatürliche Dünſte betäubet worden.

Indem ſie ſich nun dem ſchrecklichen Orte nähert, an welchem ſie ihr Leben oft noch in der Blüthe ihrer Jahre beſchließen ſoll, ſo wenden die Bramamen alles an, ihre Angſt durch Lobgeſänge auf ihren Heldenmuth zu zerſtreuen, wodurch ihre Entſchloſſenheit auch mitten unter den furchtbarſten Vorbothen des Todes unterſtützet wird. Endlich nähert ſich der unglückliche Augenblick, und ſie ſagt jetzt unter lauten Schluchzen ihren Verwandten das letzte Lebewohl, welche ihr mit thränenden Augen zu dem Ruhme, welcher ihr wartet, Glück wünſchen. Dann überreicht ſie ihnen ihren Schmuck, umarmt ſie zum letztenmale, geht dreymal um die brennende Grube, und ſtürzt ſich plötzlich mitten in die Flammen. Sogleich macht man mit einer Menge von Inſtrumenten das betäubendſte Getöſe, damit niemand das Geheul des unglücklichen Schlachtopfers höre. Man verſtärkt indeſſen die Wuth der Flammen durch zugeſchüttetes Oel, ſo, daß die Heldin ſehr bald in Aſche verwandelt wird. Dann wird ihr auf der Brandſtätte eine Ehrenſäule zum ewigen Andenken ihrer Heldenthat errichtet, und mancher beneidet ſie in allem Ernſte wegen ihres ſo theuer erkauften Ruhmes. Oft bauet man ſolchen Weibern an den gangbarſten Orten kleine Kapellen, welche immer offen ſtehen, damit die Vorübergehenden ihre Grabmähler ſehen und bewundern können.

In Bengalen iſt dieſer Gebrauch noch abſcheulicher, indem die Weiber daſelbſt entſchloſſen genug ſind, ſich auf die Körper ihrer verſtorbenen Männer binden zu laſſen, ſich umarmen, und den Augenblick, da der Holzſtoß angezündet wird, mit der größten Gelaſſenheit erwarten.

Wenn ſie mit der Leiche lebendig begraben werden, ſo geſchiehet ſolches mit eben denſelben vorbereitenden Feyerlichkeiten. Sobald das Schlachtopfer bey der Grabſtätte angelanget iſt, ſteiget ſie in die Grube, ſetzt ſich daſelbſt, und nimmt den Leichnam ihres Mannes in die Arme, worauf die Grube bis an den Hals des Weibes mit Erde gefüllet wird. Alsdann hängt man ihr eine Decke über den Kopf, damit die Anweſenden ſie nicht mit den Schrecken des Todes ringend erblicken, und die übrigen Weiber dadurch abgeſchreckt werden. Darauf reicht man ihr etwas in einer Schale, welches vermuthlich Gift iſt, und drehet ihr endlich völlig den Hals um, welches mit einer bewundernswürdigen Geſchwindigkeit geſchiehet.

Die Indiſchen Bücher ſind voll von Göttinnen und Königinnen, die ſich auf ſolche Art aufgeopfert haben, um allen vornehmen Weibern zum Muſter zu dienen. Man hat dieſe Wuth oft ſo weit getrieben, daß bey dem Tode mancher Könige und Fürſten ſich ganze Familien mit allen Bedienten in die Flammen geſtürzt haben, um dadurch ihre Liebe zu dem Verſtorbenen an den Tag zu legen.

Dieſe unmenſchliche Gewohnheit iſt ſeit undenklichen Zeiten in Indien üblich, allein wegen ihres Urſprungs giebt es vielerley Meynungen. Strabo verſichert, ſie rühre von einem Könige her, der dadurch die Weiber von der Vergiftung ihrer Männer abhalten wollen, weil ſie ſich dieſelben vorher immer gern von dem Halſe zu ſchaffen geſucht. In der Folge ward dieſe anfänglich blos politiſche Anordnung ein Religionspunkt. Allein die erſten Triebfedern dieſes Gebrauchs ſcheinen die Liebe gegen ihre Männer und die Verzweiflung über ihren Verluſt geweſen zu ſeyn. In Aegypten wurden die vornehmnehmſten Bedienten der Könige mit ihnen begraben, und bey den Tartarn tödten ſie noch jetzt die Freunde und Verwandten auf dem Grabe eines Fürſten, oder Mächtigen. In Japan, Siam u. ſ. f. herrſchen noch ähnliche Gebräuche. In Indien erlaubt die Religion dieſes ſchreckliche Opfer nur Wittwen, die keine Kinder haben.

Die Trauer der Indier beſteht darin, daß ſie ſich die Haare abſcheeren, das Haupt mit einem Theil der Leinwand, welche ſie über den Schultern tragen, verhüllen, und einige Tage keinen Betel käuen; denn ſich das Letztere noch länger zu enthalten, würde für ſie die peinlichſte Strafe ſeyn.

IV.

Abhandlungen

und vermiſchte Aufſätze.

I.

A. B. C. von einer Dame.

A.

Der Adel liegt in der Tugend; man iſt der Sohn ſeiner eigenen Handlungen.

Achtung iſt die ſtärkſte Feſſel aller menſchlichen Verbindungen; ohne Achtung findet keine wahre Liebe, keine Freundſchaft ſtatt, und ſelbſt den kindlichen Pflichten giebt ſie neue Reize.

Arbeit verkürzet die Zeit, und macht ſie zur Ewigkeit, indem ſie immer unſern Augen das Vergangene wieder zeichnet; gänzlich aber geht ſie, die edle Zeit, für die Müßiggänger verloren.

Anmuth rührt die Herzen, Schönheit die Sinne.

B.

Unſere **Begriffe** werden deutlicher, indem wir ſie in Worte übertragen.

Das **Buch der Welt** beſteht blos in Ueberſchriften.

C.

Cäſar war am größten, als er unter den Dolchſtichen ſeiner Mörder, ihnen verzieh.

D.

Dürftigkeit bey Tugend, ſollte zum Wohlthun einladen, aber wie wenig wird ſie aufgeſucht — wie oft geflohn!

E.

Wenn man den Stand einer Perſon erfährt, erzeigt man ihm die Achtung, die ihm gebührt; wenn man ihre guten **Eigenſchaften** erfährt, ſchätzt man ſie hoch: dies iſt eine Diſtinktion, welche das Herz auf der Stelle macht, und eine heimliche Huldigung, welche wir der Tugend zollen, ohne ſelbſt daran zu denken.

F.

Nichts folgt unmittelbarer einem **Fehler**, als die Reue, ihn begangen zu haben.

Ein Herr über die ganze Welt, würde ohne einen **Freund** arm ſeyn.

G.

Nehmt das **Gold** und die Vorurtheile aus der Welt, und alle Menſchen ſind gleich.

Die **Geſetze** ſind die Seele der Reiche; in dem Maas, in welchem jene von ihrer Stärke verlieren, fallen dieſe.

Gut gegen andre denken, heißt ſich ſelbſt Gutes erweiſen.

H.

Die **Höflichkeit** iſt die falſche Münze der Menſchheit, welche die ſchuldigen Pflichten auf Etikette, und die Achtung auf Bücklinge reducirt.

Die **Hofnung** iſt der beſte Theil des Menſchen, ſo lange er nicht mehr als Menſch iſt.

Der **Hof** iſt der Tempel des Glücks, der Fürſt iſt der Abgott, und die Höflinge ſind wechſelsweiſe, Opferprieſter und Opfer.

J.

Die **Jahre** erwerben uns Klugheit; wehe grauen Haaren, wo Thorheit das Werk der Zeit vernichtet.

Innerlicher Friede und äußerliche Hochachtung, darinnen beſteht Alles, was das Alter in dieſer Welt hoffen kann.

K.

Oft hätte unſre erſte **Kindheit** Urſache, ſich über die zweyte zu beſchweren.

Wie viele reiche **Künſtler** giebt's doch im 30ſten, und wie viele arme im 60ſten!

Viele verehren die **Künſte** und vernachläßigen die Künſtler.

L.

Nur tugendhafte Liebe kann auf Treue rechnen; der Schwur der Beſtändigkeit iſt dem Munde alltäglicher Liebhaber ein leerer Schall.

Wer nach nichts beſſern als **Lobſprüchen** trachtet, verdient keine: das Herz allein iſt der Eigenthümer alles Lobes.

Das **Leben** des Menſchen iſt eine nothwendige Kette von Vergnügen und Kummer, wie von Tagen und Nächten.

Das **Lachen** der Narren betrübt Leute von Verſtande.

M.

Die **Menſchen** ſind wie die Statüen, ſie verlieren, wenn man ſie nicht an ihrem Platz ſieht.

Man glaubt ſich Philoſoph, weil man **Miſantrop** iſt; aber kann man die Weisheit lieben, indem man die Menſchheit haßt? — Wenigſtens würde ich keine ſolche Philoſophen lieben, ob ich gleich ſonſt niemand haſſe.

Mitleiden empfinden, oder erwecken, bedauern oder bedauert werden, iſt die Beſtimmung der Menſchen auf Erden.

N.

Nachſicht gegen andere, verſüßt dieſen das Leben, und erleichtert uns das unſrige. Wir ſollten uns immer beſtreben, wenig Nachſicht zu bedürfen und gleichwohl bereit ſeyn, ſie zu erweiſen. Wodurch kann der Menſch der ewigen Güte mehr nachahmen, als durch Nachſicht?

P.

Der **Patriotismus** iſt eine lobenswerthe Tugend, aber es giebt nichts ſo Gutes, das ſich nicht misbrauchen ließe. Mancher brüſtet ſich mit der Liebe fürs Vaterland, und liebt nicht die, mit denen er lebt. Man ſollte die als Gotteslaͤſterer ſtrafen, welche die Tugend ſo entheiligen. Werdet gute Väter, gute Söhne, gute Ehegatten, gute Freunde, und ihr werdet gute Bürger ſeyn.

Wir ſuchen unſre **Pflichten** nie ſorgfältiger auf, als wenn ihre Befolgung bereits verſtrichen iſt.

Bey einem **philoſophiſchen** Volke würde man die Leichenbegängniſſe einſtellen, weil man nicht bey dem Tod der Menſchen, ſondern bey ihrer Geburt weinen ſollte.

Die **Philoſophen** unſers Jahrhunderts — und nie hat man deren mehr geſehn! — gleichen den Wegſtangen, welche die Wege zeigen, ohne ſie je ſelbſt zu wandeln.

Q.

Quaalen der Liebe ſind oft die empfindlichſten, und nicht ſelten liegt die Quelle dazu mehr in der Einbildung als im Herzen.

R.

Ein guter **Rath** muß wie eine Gunſtbezeugung verlangt, und nicht angeboten werden, wenn er nicht, wie jene, von ſeinem Werth verlieren ſoll.

Die **Rache** iſt oft eben ſo traurig für denjenigen, welcher ſie ausübt, als für den, welcher ſie empfindet: ſie iſt ein an beyden Enden zugeſpitztes Eiſen, das man zwiſchen ſich und ſeines Feindes Herz ſtemmt.

Den **Ruhm**, welchen der größte Theil der Menſchen nach ihrem Tode hinterlaſſen, gleicht einer Schiffsflagge, welche noch einige Zeit auf dem Waſſer ſchwimmt, wenn das Schiff bereits geſunken iſt.

Um die **Reichthümer** zu verachten, braucht man nur einen Blick auf die Reichen zu werfen.

S.

Die, welche in ihrem Karakter viel **Sanftmuth** haben, deren Seelen haben ſelten viel Schwung oder Schnellkraft.

Schönheit allein iſt nur fürs Auge, aber Verſtand ſpricht zum Herzen.

Die Welt iſt eine ſeltſame **Schatten-Jagd**, wo ein Schatten nach dem andern läuft.

Es giebt keinen **Stand**, welcher denjenigen entehrt, der ihm wohl vorſteht, aber es giebt viele Menſchen, welche ihren Stand entehren.

Schwärmerey! Fieber der Seele, Abgott des achtzehnten Jahrhunderts! Du bleibſt immer gefährlich, immer anſteckend, aber du wirſt es zwiefach, wenn du liebenswürdig eingekleidet wirſt.

T.

Um die **Tugend** anziehender zu machen, verband das höchſte Weſen das Vergnügen damit, das man empfindet, wenn man ſie ausübt, ſo wie es uns den Geſchmack an Speiſen gab, die zu unſrer Nahrung erfordert werden.

Bewundert Krieger im Gefechte, den Steuermann im Sturm, und die **Tugend** in der Widerwärtigkeit.

Die Gegenwart eines **Tugendhaften** hat die nemliche Macht wie ein geweihter Altar; ſie flößt Ehrfurcht und Vertrauen ein.

Träume der Nacht können nützlich, Träume des Tages aber ſchädlich ſeyn.

Ein ſchlechter **Ton** in Geſellſchaften iſt für einen guterzogenen Menſchen, was eine Diſſonanz für das Ohr eines Muſikkenners iſt.

U.

Es wird leichter ſich zu **überwinden**, wenn man daran gewöhnt iſt.

Der **Unglückliche** verliert nichts von ſeinen Verdienſten, und ſeine Tugenden kommen in ein ſchöneres Licht.

V.

Diejenigen nehmen den Schein an, als **verachteten** ſie die Frauenzimmer, denen es nicht gelungen iſt, ſie verächtlich zu machen.

Wenn die **Vernunft** es iſt, die den Menſchen bildet, ſo iſt es das Gefühl, welches ihn leitet. Gefühl iſt ein ſicheres Geleit im menſchlichen Leben, aber Vernunft muß der Wegweiſer dabey ſeyn.

Richtigen Verſtand trift man ſelten an; Witz überall.

W.

Die Wahrheit flieht das Ohr der Könige und den Mund der Höflinge; ſie iſt oft ein herber Trank, aber der immer heilſam iſt, wenn er durch die Freundſchaft zubereitet, und durch die Freimüthigkeit gereicht wird.

Die Welt gleicht einem prächtigen Schiffe auf einem ſtürmiſchen Meere; man betrachtet es mit Luſt, man geht aber nicht ohne Lebensgefahr an Bord.

Die Seele des Weiſen empfängt die Eindrücke der Sinne, wie ein Spiegel die Gegenſtände, welche vor ihm vorübergehn.

Die Weisheit iſt das beſte moraliſche Buch, welches wir haben, und dasjenige, welches man am wenigſten um Rath frägt.

Große Wiſſenſchaften zeigen, wie wenig der Menſch weiß; und große Reichthümer, wie wenig er genießen kann.

Der Witz iſt ſehr nützlich, wenn er das Hülfsmittel einer weiſen Beurtheilungskraft iſt; höchſt ſchädlich, wenn er ihre Stelle vertritt. Die Beurtheilungskraft iſt der Helm, welcher uns ſchützt, der Witz aber der Federbuſch, welcher uns der Gefahr noch mehr ausſetzt.

Oft iſts Unglück, Witz zu beſitzen, denn er richtet ſeine Moral nach unſern Leidenſchaften ein; er putzt ſie mit Allem aus, was dem Herzen gefällt; der Witz gleicht jenen giftigen Kräutern, welche für den, der ſie recht zu brauchen weiß, Arzeney werden können, wo aber die feinſten die gefährlichſten ſind.

Der Witz ohne Beurtheilung iſt ein Steuermann, der alle Seegel aufſpannt, um auf eine Klippe zu laufen.

Der Witz haßt die Gewalt, liebt den Lärm, und hält ſich für den Blitz in Sturmwettern.

3.

Die Zeit verlieren, heißt, ſein Selbſtmörder werden.

Die Zeit iſt niemals unpartheyiſch; ſie wird ein fürchterlicher Feind für uns, wenn wir ſie nicht ſuchen zum Freund zu behalten.

Wir verlieren die Zeit, ohne ſie zu brauchen, wir athmen, und leben nicht. Die Zeit verlieren, heißt, nur da ſeyn; ſie nutzen, kann man leben nennen.

Wie oft bezahlt man nicht den Verluſt der Zeit, oder kauft ihn gar noch theuer.

Verachtet ein Königreich, ich werde euch gewiß nicht tadeln, ſondern loben; aber bemächtigt euch der Augenblicke.

2.

Ueber die neueſte Ausgabe der Meßiade.

Da der Dichter in der Ankündigung derſelben verſichert, daß er künftig keine Aenderungen mehr darinnen machen wolle: ſo lohnt es der Mühe, zu ſehen, welchen Grad von Vollkommenheit die letzte Hand des Verfaſſers dem Werke gegeben habe. Durch eine Vergleichung mit den ältern Ausgaben erhält man die eigne Kritik des Dichters

ters über ſein Gedicht, und die iſt immer die lehrreichſte. Dennoch haben unſre Rezenſenten dieſe Vergleichung bisher verabſäumt, und es iſt alſo wohl keine unnütze Arbeit, ſie noch nachzuhohlen. Die Ode an den König von Dännemark ſteht auch hier wieder voran, doch mit denen Veränderungen, womit ſie unter den Oden des Verfaſſers einen Platz gefunden hat. Die proſaiſchen Abhandlungen, die ehedem vor jedem Theile ſtanden, ſind weggefallen, und man vermißt ſie ungern. Unerachtet der Leſſingiſchen Kritiken iſt in der Anrufung gar nichts verändert worden; außer daß im 6ten Vers Judäa mit dem poetiſchern Juda verwechſelt worden iſt. Im 7ten Vers heißt es beſſer That für Werk, und, vielleicht, weil die allgegenwärtige Erkenntniß derſelben nicht jedermann verſtändlich ſeyn möchte, heißt es jetzo: die allein der Allbarmherzige kennet. Harmoniſcher iſt der 8te Vers durch die Inverſion geworden: darf aus dunkler Ferne ſich auch dir nahen die Dichtkunſt? Im 9ten iſt anſtatt im Stillen hier bete geſetzt hier ſtill anbete, unſtreitig poetiſcher. Die Ehre, welche verherrlicht im 17ten Vers war dem Dichter zu ſchwach, drum ſagt er nun: Wenn ihr die Hoheit kennt, die ihr damals empfienget. Der folgende Vers lautet jetzo ſo: Da der Schöpfer der Welt Verſöhner wurde, ſo höret; und weil das höret in dieſen Vers gezogen worden, ſo hat im folgenden das holprichte beſonders mit dem fließenderm vor allem verwechſelt werden müſſen. Paſſender heißen im 20ſten Vers die Freunde des Mittlers jetzo herzlich als ehedem geſellig. Im 21ſten ſteht jetzo: Mit dem kommenden Weltgerichte. Im 28ſten iſt das Gemüth mit der Empfindung vertauſcht worden. Die großen Gebete im 45ſten Vers wären ein zu müßiges Beiwort; jetzo heißt es beſſer: Ernſt in Gebeten. Der folgende Vers fieng zu proſaiſch an: Nach dem Gebirge begab er ſich jetzt; beſſer jetzo: Jeſus gieng nach dieſem ſein Gebirge. Im 52ſten Vers iſt der Oelbaum mit Palmen vertauſcht worden. Das Säuſeln der Gegenwart Gottes im folgenden Vers iſt ſtärker, als das Säuſeln, in dem Gott wandelt. Im 55ſten heißt es jetzo: Gabriel nennen die Himmliſchen ihn. Im 65ſten konnte man ſonſt balſamiſch für ein Beiwort anſehen; jetzo heißt deutlicher: Staude des Balſams. Brünſtig iſt nicht mehr edel genug, daher lieſt man V. 69 innig dafür. Den 74ſten Vers fließender zu machen, lautet er nun ſo: Als ſie von ihm tief unten die mächtige Stimme vernahmen. Die vielen D in den Düften der Dämmerung V. 79 ſind gehoben, es heißt nun: In lieblicher Abenddämmrung. So klingt auch der 80ſte harmoniſcher ſo: Gleich als blühten ſie wieder nach Edens Bilde geſchaffen. Der 115te Vers fließt nun beſſer alſo: Schon, o Richter der Welt, ſchon hör' ich von fern dich und einſam. Damit V. 118 der grimmige Zorn niemanden anſtößig ſey, heißt er jetzo Zorn der Gottheit. Solche kleine Veränderungen, wie V. 122 des Allmächtigen Zürnen für dein allmächtiges Zürnen alle anzugeben wäre zu weitläuftig. Um im 126ſten Vers das: Gott konnte nur die Gottheit ertragen, wegzuſchaffen, iſt von 125 an alles verändert, und nun für zwey Verſe folgende drey entſtanden:

> Keiner je den Unendlichen tödtend mit ewigem Tode
> Ganz gedacht und keiner empfunden. Gott nur vermochte,
> Gott zu verſöhnen. Erhebe dich, Richter der Welt, hier
> bin ich!

Der 184ſte Vers lautet jetzo viel feierlicher alſo: Zwiſchen ihm und dem Ewigen ſchickſalenthüllenden Innhalts. Das ätheriſche im 189ſten Vers wegzuſchaffen, ſteht jetzo: Gleich einer Hülle gewebt aus Stralen des Urlichts. Eben ſo V. 199 nicht ein ätheriſcher Strom, ſondern ein

Strom der Himmelsheit. Nach 100, wo Farben für Wolken ſtehn, findet man folgenden neuen Vers:

Gleich den Farben des Regenbogens, oder der Frühe.

Der 121ſte Vers iſt ganz ſo verändert: Die zu der Erde, Geſpielinn der neuen Unſterblichen, wollen. Im 129ſten Vers iſt das ſphäriſche vertilgt, und dafür des wandelnden geſetzt, damit wir nicht an die pythagoriſchen Sphären denken. Weil V. 132 das unſterblich ein müſſiges Beiwort war, ſo heißt der Vers jetzt: Töne vor dem, der das Ohr gemacht hat, und Preiſe vorüber. Statt der Harmonien V. 145 findet man jetzo Kräfte der Urbegeiſterung. Viel poetiſcher iſt nun die Sprache des 178ſten V. Der, des Preisgeſanges Belohner, von Gott auf ſie ſtrahlte. Daß Gott nachdenkend die Erde betrachtet, war nicht ſo erhaben, als nun: Nieder zur Erde hatte bis jetzo Jehova geſchauet. V. 248 iſt nun die Wiederhohlung: ſchickſalenthüllenden Innhalts angenehm, darauf folgen drey neue Verſe:

Furchtbar und hehr und heilig, voll Leben und Todes Entſcheidung,
Selbſt Unſterblichen dunkel, Geſpräche von Dingen, die künftig
Gottes Erlöſung vor allen Erſchaffnen verherrlichen werden.

Weil das Gleichniß V. 274. So gebieret der Morgen Thau auf den Bergen, wegfallen ſollte, ſo iſt ein Vers weniger geworden. Für das Antlitz des Gerichtsſtuhls V. 281 heißt es jetzo Geſtalt. V. 386 ſteht mit Recht für jubilirend im Jubel. Weil das Wort harmlos an den Schweitzern verſpottet worden, ſo iſt es V. 350 mit tiefere vertauſcht. Der wichtigſte Zuſatz dieſes Geſangs ſind die acht herrlichen Verſe, die nach V. 439 eingeſchaltet ſind, und worinnen die Sonne, die Gabriel betrat, alſo beſchrieben wird.

> Die, angeſehen von uns, die innre Fläche der Erde,
> Und, was dort Lebendigkeit athmet, mit bleibendem Strahl
> labt.
> Alſo unſres Mondes Gefährt. Wir ſehn ihn nicht wollen;
> Denn ihm entquillt nur dämmernder, bald verſiegender
> Schimmer,
> Auch verfinſtert er nicht, ſo locker vereinte ſein Stof ſich:
> Aber die Menſchen im Heſperus oder im Jupiter ſehen
> ihn.
> Alſo der hohe Saturn. Der himmliſchen Aehre Bewohner
> Sehen des mondumwimmelten Sterns weitkreiſenden Lauf
> nicht.

Im zweiten Geſang lautete der 271ſte Vers ſonſt ſo: Ein hellwogichter Strom, in geradelaufender Länge, und heißt nun viel poetiſcher: Hell die Wogen, ein Strom, den noch die Wendung nicht krümmte. Aus den 288ſten Vers ſind folgende zwey geworden:

> Satans Ankunft weit, auf den überhangenden Felſen,
> In den gedrohten, verſinkenden Thälern umher, verkündet.

Das entzückt im 295ſten Vers verſtand nicht jeder vom Enthuſiasmus, daher ſteht nun mit Ruh davor. Bey allen Gelegenheiten werden einheimiſche Worte an die Stelle der ausländiſchen geſetzt, Weſte für Zephire, Eilande für Inſeln, tauſendmaltauſend für Myriaden. Im 411ten Vers iſt das Gleichniß von den Cedern mit folgendem vertauſcht:

> — So rauſchen in mitternächtlicher Stunde
> Grimmige Schlachten von tödtenden und von ſterbenden
> Sündern

> Furchtbar umher, wenn brauſend auf ehern Wagen der Nordwind
> Ueber ſie fährt, und gebräut von dem Wiederhall ihr Gebrüll wird.

Da V. 556 der Schwur eingeſchoben worden: Bey der unterſten Hölle, und bey ihrer nächtlichſten Nacht, ſo ſind aus einem Verſe zweie geworden. Eben ſo iſt der 612te Vers in dieſe beide verwandelt:

> Oder ich führ' es hinaus, was meine Weisheit mir eingab!
> Oder ich thu, was ich mächtig beſchloß, und end' und vollbring es!

Im 625ſten Verſe ſind die Satane jetzt nicht mehr vor Bewunderung ſtille, ſondern werden zu Felſengeſtalten. Das unendliche Wehe im 670ſten Vers iſt fürchterlich alſo erweitert:

> Schrey in der Abgrundskluft, in der Nacht, der Unſterblichen Heerſchaar,
> Satan, und laut mit dem Donnerſturme, ſie alle, die, Satan,
> Du verführt haſt, laut mit dem Meere des Todes, ſie alle.

Im 692ſten Vers iſt jetzo ein viel ſchöneres Gemählde deſſen, was in Satans Seele vorgieng:

> Grimmiger hört' und geduldlos, und drohud den furchtbaren Satan.

Im dritten Geſange iſt der 87ſte Vers alſo verſtärkt: Und wo er dem Söhnaltare, ſein Opfer, ſich nahet. Im 89ſten Vers ſind die Gegengefilde viel ſchöner, als der andre Welttheil. Der 398ſte Vers iſt jetzo viel poetiſcher:

Die er auch frommen Herzens begann, und mit heiligem
Wandel.

Im 719ſten ſind die donnergeſplitterten Eichen jetzo viel grauſender, als die tauſendjährigen. — Im vierten Geſange kam ſonſt vom 347ſten Verſe an das Wort Pöbel zu oft hintereinander vor, daher iſt Vers 348 dafür geſetzt worden: Im letzten Traume. Im 545ſten Vers iſt des Panzers Kriegsklang mit der entſcheidenden Wagſchale Klang verwechſelt worden. Im 1028ſten V. heißt es jetzo viel poetiſcher: In dem Mutterſchooße der Erde als ſonſt: In dieſem Bezirke von Erde. — Im erſten Verſe des fünften Geſangs iſt das hoch weggeſtrichen, weil das hohe Sitzen des Jehovah zu menſchlich von Gott geredet war. Nach dem 26ſten Vers iſt folgender neue eingeſchaltet:

Bis du wirbelwehend mit ihm und flammend es endigſt.

Weil im 38ſten Vers Jahrhunderte zu ſchwach waren, ſo ſind Aeonen dafür geſetzt worden. Im 60ſten Vers konnte das Antlitz des Gerichtsſtuhles ſchwülſtig ſcheinen, daher iſt die letzte Höh' dafür geſetzt. Im 105ten Vers iſt zur Abwechslung Seraph mit der freudenhelle Geleiter vertauſcht. Weil der Donnerton ſich nicht recht zur Harfe ſchickt, ſteht nun Vers 354 die Poſaune da. Im 631ſten Vers iſt der Allbarmherzige nun verſtändlicher, als das Bild der erſten Erbarmung, und im folgenden Vers der Wurf des Donnernden ſchicklicher, als der donnernde Gang. Der 658ſte Vers iſt durch das Schlangengeziſch ſehr verſtärkt. Im ſechſten Geſange iſt der müßige 416te Vers weggeſtrichen. Da, wo der Dialog, ohne eingemiſchte Erzählung, abwechſelt, ſind die Namen der Redenden mit dem Anfangsbuchſtaben vorgeſetzt. Im

315ten Vers des ſiebenten Geſanges heißt es nun von der ſcheidenden Seele: Leichtfließendes Leben, unſres Seyns Urkraft, ſie unauflösbar dem Tode, folgt ihr nach. — Schöner als das betrümmerte Ufer iſt im 36ſten Vers des neunten Geſangs der Ausdruck: Bey Geripp' und Scheiter. Im 72ſten Vers iſt, anſtatt das Beſeßner zu wiederhohlen, nun geſetzt: Ich war der Elenden einer. Der 424 und 25ſte Vers ſind alſo verändert, und mit folgenden zwey neuen Verſen begleitet:

Etwas, das von fernher droht, noch verſenkt in der Zukunft
Meere, doch rauſcht ſchon Flut des Gehobnen; ach Ahndung von Rache
Wegen des Blutes, das jetzo floß, befiel in dem ganzen
Weiten Drang um Golgatha her mit Graun des Volks Herz.

Der zehnte Geſang hat im Karakter der Phöbe einen wichtigen Zuſatz erhalten, er iſt vom 263ſten Vers an weiter alſo ausgemahlt:

Ach zu tröſten mit Gottes Troſte, mit Salbung des Himmels,
Mit weiſſagendem Laute von jenem Liebe des Sohnes
Droben am Throne, den Müden vom Todeskampfe, zu zeigen,
Durch Hinwinken hinauf zu dem Erbe des Lichts, ſie war ſchon
Selig hier! dem Verſtummten die Palmen der Ueberwinder!
Alſo drang ſie die Liebe Chriſtus. Nur wenige Fromme
Kannten ſie; aber ſie kannten die Engel des Herrn und die Todten.

Nach V. 664 iſt von Gottes Gegenwart noch folgendes eingeſchaltet:

> Sehe ſie wandeln über der Erde; dem Grabe der Menſchen.

Im funfzehnten Geſange iſt die Erſcheinung der Thirza nach dem 290ſten Vers noch weiter alſo ausgeführt:

> Und es ſcholl in der Kluft der Gräber umher mit Poſaunen
> Stimmen, und Stimmen der Donner, nur daß der Leichenblaſſe,
> Freudige, Selige nicht erblickte, wem der Poſaunen
> Hall, und wem die Donner entſtrömten; es ſcholl ihm herüber
> Thronharmonie, hehr, furchtbar, und Wonne, und ſeelenverwandelnd!
> Was geſchehn ſoll, geſchieht; ihr zweifelt oder ihr läugnet!
> Zweifelte gleich das ganze Geſchlecht der ſterblichen Sünder
> An der künftigen Welt: ſie würden dennoch erfahren,
> Daß geſchieht, was geſchehn ſoll; erfahren, daß über den Gräbern
> Leben wohnt, wie ſtaunen ſie auch die Erfahrung erführen.

Nach dem 294ſten Vers iſt folgender neue eingeſchaltet:

> Doch da war die verſtummte Kluft, und er ſchloß ſein Auge.

Im ſechzehnten Geſang finde ich nach dem 219ten Vers folgenden Ausbruch des Dichters eingeſchaltet:

> Hundert Monde ſind ſchon vorübergewandelt, ſeitdem ich
> Dies mit heißer Innigkeit ſang. Mich umleuchtet auch damals

Hofnung zu meinem Erlöſer: Ich würde vollenden! Dann zog ſich
Trübes einſt um den himmliſchen Strahl. Da wars der Gedanke,
Er mir allein: Mich in allem zu unterwerfen! Sie kamen,
Schonten mein nicht, und redeten laut vom Tod und vom Leben;
Etliche ſchwiegen, und redeten ſo noch lauter vom Tode!
Doch ich verbot den Schauer mir, ſträubt mich wider ſie, litts nicht,
Lebte, vollendete! Preis auch heute dem Herrn, dem Erhalter,
Lob, Anbetung, und Dank! Sie ſtärkt uns und zögert des Todes
Gang, die mächtige Freude; zuletzt vermag ſies nicht länger,
Und wir w[illegible]en zur Heimath. O tiefer Genuß, wenn auch ich nun,
Einer der kälteſten Forſcher des menſchlichen Denkens und Schickſals
Drüben ſteh, und ſchaue. Wie ſie herüber, mit jedem
Winke der Zeit, in Schaaren zu uns, die Seelen der Todten
Kommen, Zweifler und Läugner und Chriſten; der Freund, dem vor Kurzen
Um den Freund die heilige Thräne noch rann, die Geliebte,
Lange ſchon Wittwe, vor Wehmuth lange verſtummt, in der nahen
Fliegenden Wolke der kommenden Todten! und aller Schickſal
Aufgeklärt, umſtrahlt, nichts unenträtzelt gelaſſen!
Jeder Staub gewogen! Verweht Gebirge der Täuſchung!
Wer, dem jemals die Wolluſt ward des Grübelns und Wiſſens,
Dürſtet nicht hier, auch drüben zu ſeyn? Nur menſchliches Schickſal

So zu lernen, und, immer in neuer Irre, des Ausgangs
Faden zu finden, ſchon das iſt Fülle der Seligkeit! Eil jetzt,
Bach, und rieſl' in den Strom, des neuen Bundes Geſang, hin.

Nach dem 233ſten Vers iſt das Gericht aus dem 375ſten Verſe herverſetzt. Das fürchterliche Gemählde von der Verdammniß zweier Eroberer iſt nach V. 271 mit folgenden Verſen vermehrt:

Und nun ruft es empor vom Abgrund ſchickſalverwünſchend!
Schwirrt es, als Geißlung! Der eben erſt gemordete Kriegsknecht
Geißelte, ſchrie: Auch hier wird Schlacht geſchlachtet! und ſchwung dann
Höher, ergrimmter den Arm. Der Eroberer Kettengeklirr ſcholl ::
Langſam, zuckend, und grauſer noch Hohngelächter der Hölle!

Nach dem 281ſten Verſe iſt von den Seelen der Kinder noch folgendes hinzugefügt:

Manches ſahn ſie zuvor auf ihren Wegen und lernten
Manches, umtanzt von frölichen Stunden. Mich deucht, es ertönte
Einſt von dieſem mir auch die vielbeſaitete Harfe:
Irgendwo in Gefilde der Ruh wird eines Säuglings
Seele geführt. Auf einem der Blumenfelder begegnet
Ihn die Seele des einzigen Freundes, den Eliſama
Uebrig behielt, und der dem todten Greiſe die Hand noch
Leckt und ſtarb. Die Seele des treuen Thieres geſellet
Sich zu der Seele des Säuglings, und folgt ihr und will ſich nicht trennen.
Dieſer verſtößt ſie nicht, bald aber wird ſie ſich dennoch Tren-

Trennen müſſen, wenn er nun hinauf in höhere Sterne
Steigt: doch geſellt ſie ſich gern zu neuankommenden Seelen.

Hier haben wir alſo das Bekenntniß des Dichters von den Seelen der Thiere! Im 431ſten Vers ſind folgende Worte eingeſchoben: Indem er ſich ſelber die Krone, als dem Würdigen, gab, um deutlicher zu zeigen, daß die ſichre Erwartung Uebermuth geweſen war. Nach dem 385ſten Vers iſt folgendes neue Gericht eingeſchaltet:

Cerda, ein kenntnißbegieriger Jüngling, lag auf dem letzten
Lager, und war mit dem doppelten Segen des vollen Bewußtſeyns
Und der Todesgewißheit geſegnet. Heiß vor Erwartung
Deſſen, das kommen werde! genoß er ſo mächtiger Freuden,
Daß er mit Drücken und Küſſen und heftigem Schütteln der Hände
Jeden empfieng, der ihm nahte, den Freund und den Feind. Da er todt war,
Durfte ſein Engel, bevor er zum richtenden Mittler ihn brachte,
Ihn in die Höh', in die Tiefe, die freie der Himmel ihn führen.
O des Todes! der Gottesgabe! Nun ſchwebt er, nun kreiſt er,
Schauert in den Weiten des Unermeßlichen, ſahe
Gottes Geſtirn, und hört in der Näh, in der Ferne ſie wandeln;
Selber die Gottesgeſtirn in der Straße des Lichts, und auf ihnen
Ihre Bewohner, die Namen nicht nennen, und Zahlen nicht zählen!
Jetzo umringten ihn Schaarenheere, welche der Schöpfung
Feſt beginnen. Nun hielt er es länger nicht aus, ſank nieder

Auf ein röthlich Gewölk am Waſſerfalle. Wie ſchlummernd
Lager, erblaßte zu Schimmer. Es däucht ihm, er ſtürbe noch einmal!

Das ſchreckliche Gemählde von den gerichteten Geiſtern der Hölle iſt nach V. 524 alſo vermehrt:

— Unnennbares Grauſen,
Gleich aus wolkenbeladnem Gebirg herſchäumenden Waſſern,
Ueberſtrömte, ſo wie er lag in dem weiſſen Geſilde,
Bog, und drang ihn hinab in des Geiſtes geſunkenſten Abgrund.
Siehe er krümmte ſich, ſträubte vergebens ſich, nun noch zu läugnen,
Daß Gott ſey! er brüllt' es und heult' es! rang nach Vernichtung,
Winſelte, rufte nach ihr, grif aus mit der Sterbenden bangern
Furchtbaren Greifen nach ihr, und war!

Im ſiebzehnten Geſange ſteht nach dem 192ſten Verſe folgender Zuſatz:

Sehr glückſelig würden auch mich, antwortete Semida,
Gäb ich ſie, Todtenerſcheinungen machen: allein, daß der Mittler
Auferſtand, davon mich zu überzeugen, bedarf ich
Ihrer nicht. Ich weiß es. Ich kenne, ſprach der Erſtandne,
Aber der jetzt ein Pilger nur war, die feſte Gewißheit
Deines Geiſtes, die Stille, mit der du Dinge, bey deren
Anblick uns, wie im Sturme das Meer, die Seele bey ſich hebet,
Unterſuchſt. Der Unſterbliche ſchwieg. So entſchloß er zuletzt ſich:
Nein, ich enthülle mich nicht. Ihn möchte, wie ſtark auch ſein Geiſt iſt,

Dennoch mit ihrem Himmel zu ſehr die Erſcheinung erſchüttern;
Und er verlöre vielleicht durch weniger ſeligen Stunden
Wonnetrunknen Genuß die Ruhe des längern Lebens.

Aus dem 193ſten Verſe ſind zweie worden durch den Zuſatz: Und legte richtend That, Abſicht auf die Wagſchaal, wog! — Das Reſultat der ganzen Vergleichung iſt folgendes. Plan, Oekonomie, Ordnung, Epiſoden iſt unverändert geblieben, Sprache und Verſifikation iſt unverändert geblieben. Es ſind mehrere neue Verſe hinzugekommen. Die erſtere Hälfte des Gedichts iſt nicht ſchwerer in der Sprache geworden, wie einige vermutheten, die zweite nicht leichter, wie andre muthmaßten, beide unvermögend zu beſtimmen, was ſchwer oder leicht ſey. Anſtatt des ehedem vor jedem Geſange ſtehenden Innhaltes (immer ein guter Fingerzeig für ungeübte Leſer) findet man nun ein Namenregiſter am Ende.

3.

Aus der Geſchichte der Sitten und Gebräuche der Völker.

Höflichkeit.

Die Mandigoer, ein afrikaniſches Volk, ſind über den Punkt der Ehre und des Herkommens ſehr empfindlich. Ihr Gruß iſt, daß ſie einem die Hände ſchütteln. Wenn aber eine Mannsperſon eine Dame grüßt, ſo hält ſie ihre Hand, ſtatt ſolche zu ſchütteln, an die Naſe, und berührt ſolche zweymal. Mit der linken Hand grüßen, iſt bey ihnen ſchimpfliche Beleidigung. — — Wenn ſich Bekannte, unter den Bewohnern der Malaghette-Küſte, wo antreffen, ſo faſſen ſie einander bey den Schultern, und ſagen, Zoma, darauf laſſen ſie die Hände bis an die Ellbogen ſinken, und rufen Towa. Zulezt ergreifen ſie einer des andern Finger, knacken damit, und ſchreyen, Enſanemate! „mein Freund, wie befindeſt du „dich?“ — — Bey den Schwarzen der Goldküſte nimmt diejenige Perſon, welche einen Beſuch von einem andern erhält, den Gaſt bey der Hand, ſchlägt ſeinen Mittelfinger zuſammen, und heißt ihn willkommen, wenn es der erſte Beſuch iſt. Iſt es aber der zweyte oder dritte, ſo ſezt ſie zur Bewillkommung noch hinzu: „Ihr ſeyd „gegangen und zurückgekommen.“ Worauf der Gaſt antwortet: „Ja, ich bin wiedergekommen.“ Dieß iſt unter ihnen die größte Höflichkeit. — In Tunkin geſchehen alle Beſuche des Morgens. Es wäre wider die Höflichkeit, wenn man in ein vornehmes Haus zur Tiſchzeit käme; man müßte denn zu Gaſte gebeten ſeyn. — Bey den Lappen iſt der Ehrenplaz, der zwiſchen dem Wirth und der Wirthin. — Bey den Kalmucken legt ſich bey Gaſtereyen der Wirth zuerſt vor, und dann den Gäſten. Sollte er einen der leztern dabey vergeſſen, ſo würde dieſes der größte Schimpf und von böſen Folgen ſeyn. — Wir chriſtlichen Europäer nehmen den Huth ab, wenn wir zu einer angeſehenen Perſon gehn wollen, die Türken die Pantoffeln. Wir machen einen Reverenz mit dem Fuß, ſie mit der Hand., Wir entblöſſen das Haupt, wenn wir auf der Straße grüßen, ſie legen die rechte Hand auf die Bruſt über dem Herzen, und machen eine kleine Neigung mit dem Kopfe.

Freundſchaft.

Wenn ein Kamtſchadale ein Freundſchaftsbündniß mit einem ſeiner Nachbarn errichten will, ſo bittet er ihn zu Gaſt, und heizt im voraus ſeine Jurte oder Hütte; auch bereitet er ſo viele Speiſen, daß zehn Perſonen ſich davon ſatt eſſen könnten. Der Gaſt ſtellt ſich zur beſtimmten Stunde ein, und entkleidet ſich wie ſein Wirth. Dieſer ſetzt ihm die Gerüchte vor, und giebt ihm Brühe in einem großen Schaumlöffel zu trinken. Unterdeſſen daß der andre ißt, gießt der Wirth Waſſer auf glühende Steine, um die Hitze noch zu vermehren. Der Gaſt ißt und ſchwitzt, ſo lange als er es aushalten kann, und nicht genöthigt iſt, ſeinen Wirth um Schonung zu bitten, der ſeiner Seits nicht das geringſte zu ſich nimmt, und die Jurte ſo oft verlaſſen kann, als er will. Wenn die Ehre bey dem Einen darin beſteht, zu heitzen, ſo beſteht ſie bey dem Andern darin, dieſes Uebermaas von Hitze und Schmauſen ſo lange zu erdulden, als es ihm möglich iſt. Er wird ſich lieber zehnmal übergeben, als ſeine Niederlage geſtehn, bis er endlich dazu gezwungen iſt, und mit ſeinen Wirth in Unterhandlung tritt, der aber mit Feuermachen und Aufſchüſſeln nicht eher nachläßt, bis ihm ſein Gaſt ein gutes Geſchenk an Kleidern oder Hunden verwilligt. Denn ſonſt droht er, ihn ſo lange ſchwitzen und eſſen zu laſſen, bis er berſte oder bezahle. Der Gaſt bringt das Geſchenk, und empfängt zum Gegenpräſent alte Lumpen, oder alte krüppelige Hunde. Aber ihm bleibt das Wiedervergeltungsrecht, und er erhohlt ſich ſeines Schadens bey einem zweyten Schmauſe, indem er nun ſeiner Seits wieder ſeinen alten Wirth zu Gaſte bittet, und Gleiches mit Gleichem vergilt.

Weit edler, und ſelbſt für geſittetere Nationen beſchämend, ſind die Freundſchafts-Bündniſſe der **Morlacken**, die gleichſam einen Punkt der Religion daraus gemacht haben, und ihr heiliges Band am Fuß der Altäre knüpfen. In Gegenwart des ganzen Volks wird auf die feyerlichſte Weiſe ein beſonderer Seegen über beyde Freunde oder Freundinnen ausgeſprochen. Der Abt **Fortis** war bey der Verbindung zweyer Damen gegenwärtig, die ſich in der Kirche von **Peruſich** zu Poſeſtre, oder Freundinnen, einweyhten. Man ſah, nachdem ſie das heilige Bündniß geſchloſſen hatten, die Freude aus ihren Augen glänzen, ein Beweis, welcher Delikateſſe von Empfindungen auch Menſchen, die wir ungebildet zu nennen pflegen, fähig ſind, oder ein Problem, ob nicht vielleicht die ſogenannte Bildung der Geſellſchaft, eher ihr Verderbniß genennt zu werden verdient. Die Freunde, die ſich auf dieſe Art verbinden, heißen **Halbbrüder**, die Freundinnen **Halbſchweſtern**. Aber ſo feſt die Freundſchaften der **Morlacken** ſind, eben ſo unverſöhnlich ſind ihre Feindſchaften, und ſogar ihre Sprache hat das Sprüchwort: „Wer ſich „nicht rächt, iſt nicht gerecht.“

Ehen.

Bey den Bewohnern der Goldküſte gelobt die Frau mit einem Eide, den Mann zu lieben, und ihm treu zu ſeyn. Der Mann hingegen verſpricht bloß, ſie zu lieben, den Punkt der Treue aber übergeht er mit Stillſchweigen.

Die glücklichen, biedern Hirten der Alpen-Kette, welche ſich zwiſchen den Schweizer-Kantonen und dem Walliſerlande erhebt, pflegen die Zeit der Heyrath eines Paares durch ein beſonderes Denkmal zu weihen. Sie verfertigen nemlich einige Käſe, mit vorzüglichem Fleiße und

Sorgfalt, und merken auf dieſen Käſen die Namen der jungen Eheleute und den Tag der Trauung an. Dergleichen Käſe werden viele Jahre, ja oft Jahrhunderte aufgehoben, und kommen nie zum Verkauf. Es iſt ein ausgezeichneter Beweis der Achtung, den man Fremden giebt, wenn man ihnen etwas von dergleichen Käſe vorſetzt.

Eine ganz beſondre Gewohnheit herrſcht in einigen zu **Balingen** gehörigen Ortſchaften des Herzogthums Würtemberg. Von den geſetzteſten Bauern wird in der Stille ein ehrlicher und untadelhafter Mann gewählt, welchen ſie den **Datten**, ein ſchwäbiſches Wort, ſo viel als **Vater**, nennen. Dieſer wählt ſich zwey Gehülfen. Sobald der **Datte** hört, daß Eheleute uneinig ſind, und ſich unartig gegen einander betragen, ſo erkundigt er ſich genau nach dem Grund des Gerüchts. Verhält es ſich wirklich ſo, ſo geht er des Nachts mit ſeinen zwey Gehülfen vor das Haus der uneinigen Eheleute, klopft an, und antwortet auf die Frage, **wer da?** weiter nichts, als: **der Datte kommt!** Alsdann geht er fort, und hatte diesmal weiter keine Abſicht, als ſie zum Frieden zu ermahnen. Dauert demungeachtet die Uneinigkeit fort, ſo kommt er in finſtrer Nacht zum zweytenmal, klopft ſtärker an, und ſagt noch einmal: **der Datte kommt!** Hilft auch dieſe zweyte Warnung nicht, ſo klopft er mit ſeinen zwey Gehülfen zum drittenmal nicht bloß an, ſondern, wenn man die Thüre aufmacht, kommt er vermummt, macht ſich mit einem derben Prügel über den ſchuldigſten Theil her, und klopft ihn wacker durch. Man weiß ſeit langer Zeit keine Ehehändel in dieſen Orten; nachdem aber vor etlichen Jahren der **Datte** in ſeinem Eifer zu weit gegangen war und jemanden zu hart durchgeprügelt hatte, ſo kams zur Klage, und dieſe Gewohnheit wurde von der Landesregierung ernſtlich unterſagt.

Meinungen über Schönheit.

Die Sineſer verlangen von einer ſchönen Mannsperſon, daß ſie fett und ſtark ſey, eine breite Stirne, kleine und flache Augen, ſtumpfe Naſe, große Ohren, langen Bart und ſchwarze Haare habe. Die Damen ſuchen die vornehmſte Schönheit in der Kleinheit ihrer Füße, und man zwängt und preßt ſie ihnen, ſchon in der Kindheit, ſo grauſam ein, daß ſie nicht im Stande ſind zu gehn. Die ſineſiſchen Gelehrten laſſen ihre Nägel ſo lang als möglich wachſen, und finden darin einen Vorzug und Beweis, daß ſie ſich nicht mit gemeinen Handarbeiten abgeben. Zu Tunghang, einer ſineſiſchen Stadt, giebt es Perſonen, die ſich die Zähne mit Goldblech bedecken, um reich zu ſcheinen. Andre färben ſie ſchwarz. Ebe[illegible]ieſe Schwärze der Schöne gilt auch in Tunkin für einen Schönheitspunkt, ſo wie die Länge der Nägel.

Als die Spanier von Panama aus auf die Entdeckung von Peru ausgingen, trafen ſie auf Völker, die das Geſicht mit goldenen Nägeln, in eigen dazu gemachten Löchern, beſäet hatten.

In dem Königreiche Arrakan ſind die längſten Ohren die ſchönſten. Bey den Shicoſchas, einem indianiſchen Stamm in Nord-Amerika, beſteht die Schönheit in einem platten Geſichte wie ein Teller, weswegen man es in der zarteſten Kindheit zwiſchen zwey Breter zu preſſen pflegt, und bey dem Frauenzimmer zu Cumana, im ſüdlichen Amerika, in magern Backen, langem Geſichte, und außerordentlich dicken Schenkeln.

Auf den Marianiſchen Inſeln beſtehe die Schönheit in ſchwarzen Zähnen und weiſſen Haaren. Deswegen iſt der dortigen Damen eifrigſtes Geſchäfte, ſich die Zähne mit gewiſſen Kräutern ſchwarz zu färben, und durch häufiges Waſchen mit eigen dazu präparirten Kräutern, die Haare zu bleichen.

Trachten.

Um ſich recht auffallende Begriffe von den unendlichen Abweichungen der Trachten bey den verſchiedenen Nationen des Erdballs zu geben, braucht man bloß die Tracht der Türken mit der unſrigen zu vergleichen: Wir gehn gern mit bloßem Kopf; die Türken kleiden ihnen am wärmſten. Wir kräuſeln unſer Haar; ſie ſcheeren es ab. Wir ſcheeren den Bart; ſie laſſen ihn wachſen, und glauben, man ſey ohne dieſe männliche Zierde ein Kind oder Weib. Unſre Kleider ſind kurz und knapp; die ihrigen ſind lang und weit. Wir tragen Halstücher; der Hals der Türken iſt immer bloß. Wir brauchen zur Bekleidung der Untertheile unſers Leibes, Hoſen, Kniebänder, Strümpfe, Schuhe; die Türken haben für dies Alles nur Ein Stück. Unſre Beinkleider ſind enge und kurz; ihre ſind lang und voll Falten. Wir tragen Schuhe; ſie Pantoffeln. Wir haben Abſätze und Hinterleder; ſie nicht. Wir knöpfen unſre Kleider; ſie gürten die ihrige mit koſtbaren Scherpen. Wir tragen unſre Taſchenuhren unter der Mitte des Leibes; ſie im Buſen. Wir führen lange Degen; ſie Dolche. Wir den Degen an der Hüfte und zur Linken; ſie den Dolch an der Bruſt im Gurt, und an der rechten Seite. Wir brauchen zu Hemden, und allem, was wir leinen Zeug nennen, eine Leinewand, die weiß, wohlgebleicht und dicht iſt; ihre Leinewand hingegen iſt gemeiniglich ein dünnes, gräuliches mit Hede gemiſchtes Gewebe. In Europa bedient man ſich der Treſſen und Seide zu Kleidern; den Türken männlichen Geſchlechts verbietet es ihre Religion. Unſre Damen tragen Schleppen am Kleide, die türkiſchen Damen am Hemde, welche ihnen von Sklavinnen im Harem nachgetragen, und vorn am Gürtel befeſtigt wird. Dieſe lange Schleppe an den Hemden der türkiſchen Damen wird nur von den vornehmen und reichen, und nur im Harem getragen, und iſt auf das reichſte geſtickt.

Speiſen.

Die Eingebohrnen von Braſilien enthalten ſich des Trinkens, wenn ſie eſſen, und des Eſſens, wenn ſie trinken. Die Negern von Ardra trinken nie eher als nach dem Eſſen. Ein Malabar kann nicht mehr zum Zeugen dienen, ſobald er Wein getrunken hat.

Es giebt in Süd-Amerika Völker, deren Leckerbiſſen Schlangenfleiſch ſind, und andre, die von Fledermäuſen und Ameiſen leben. Die Kaffern ziehn die Mäuſe allen andern Speiſen vor, und die Tatariſche Horden, bey denen Pferdefleiſch ein gewöhnliches Nahrungsmittel iſt, lieben Stutenmilch mehr als Kuhmilch. Die Otaheiten und die Hottentotten eſſen das Ungeziefer, das die Unreinlichkeit auf dem Haupte des Menſchen erzeugt.

V

Naturgeſchichte.

Vacat.

VI. Anek-

VI.

Anekdoten.

Vor der Schlacht bey **Coutras**, die 1587 geſchah, ſtellte der ſtrenge **Mornai**, **Heinrich** dem Vierten vor, daß er, von dem Feuer ſeiner Leidenſchaften hingeriſſen, ſich in eine ſtrafbare Verbindung eingelaſſen habe, die von traurigen Folgen geweſen wäre; daß er vielleicht bald vor Gott erſcheinen könne, und ſeiner Armee eine ruhige Genugthuung für dieſes öffentliche Aergerniß ſchuldig ſey. **Heinrich** bedachte ſich keinen Augenblick, ſondern beichtete demüthig ſein Vergehn dem Prediger **Chandieu**. Einige weniger ſcrupelhafte Herren von ſeinem Hofſtaat wollten ihn überreden, daß dieſes zu viel von einem Könige verlangt heiße; allein er antwortete: „man kann ſich vor Gott nicht genug demüthigen, noch genug den Menſchen trotzen!" Er fiel hierauf auf die Kniee, ſeine ganze Armee that ein Gleiches, und der Prediger fing das Gebet an. Bey dieſem Anblick rief **Joyeuſe**, einer der Anführer der gegenſeitigen Armee: „Der König von Navarra fürchtet ſich!" — „Legen Sie es nicht ſo aus, erwiederte **Lavardin**, ſein erſter Lieutenant; ſie beten niemals, wenn ſie nicht entſchloſſen ſind, zu ſiegen oder zu ſterben!"

* * *

Es iſt in England Gebrauch, zwölf Prediger zu ernennen, um vor dem Parlament zu predigen, wenn es verſammelt iſt. Doctor **Swift** erhielt dieſen Auftrag, und als er eines Tages über die Eitelkeit predigte, merkte er an, daß der Menſch überhaupt vier Dinge hat, auf die er ſtolz ſeyn kann: 1) Geburt und Rang. 2) Glücksgüter. 3) Geſtalt. 4) Verſtand. Er theilte, zufolge dieſer Bemerkung, ſeine Predigt in vier Theile ein, und nachdem er die drey erſten erklärt hatte, ſchloß er folgendergeſtalt: „Wir ſchreiten jezt zur Unterſuchung „unſers vierten Punkts: da aber in dieſer chriſtlichen „Gemeine niemand iſt, der auf die Vorzüge ſeines „Verſtandes ſich was einbilden könnte, ſo wäre es unnöthig, mich, zu Eurer Erbauung, meine Lieben, dabey aufzuhalten, und ich will alſo meine Rede durch „eine kurze Anwendung ſchließen ꝛc.“ Dieſe beißende Spötterey, die eben nicht mit dem Schleyer der Höflichkeit bemäntelt war, machte, daß der Dechant von Patrick ſeine Stelle verlor.

Der berühmte Doctor **Tillotſon** war ein Mann von großer Gelehrſamkeit und treflichem Karakter, aber auch zerſtreuter als der Zerſtreute des **La Bruyere.** Als er einſtmals mit jemanden ſprach, ſtach ihn eine Schnake. Der Doctor bückte ſich, und krazte einige Minuten lang das Bein ſeines Nachbars, ohne zu fühlen, daß das Inſekt fortfuhr, ihn zu ſtechen.

Ein andermal machte Doctor **Tillotſon** mit noch drey Freunden, die eben ſo zerſtreut waren, als er, eine Spazierfahrt von **London** nach **Windſor.** In der Kutſche fiengen ſie einen gelehrten Streit über einige philoſophiſche Säze an. Ohngefähr auf der Hälfte des Wegs wurden ſie gewahr, daß der Kutſcher ſehr langſam fuhr. Der franzöſiſche Gelehrte **Deſmaiſeaux,** der mit von der Geſellſchaft war, ſteckte den Kopf zum Schlag hinaus, und rief: Allons donc! Allons donc! „Zugefahren!“ Der Kutſcher verſtand, A London! „Nach London!“ und antwortete, indem er umwendete: If yow pleaſe gentleman! „Wie es Ihnen beliebt, meine Herren!“ Das Diſputiren dauerte in der Kutſche fort, und die vier zerſtreuten Gelehrten wurden nicht eher als am Schlagbaum zu London inne, daß ihr Führer umgekehrt ſey, und daß ſie, ſtatt zu Windſor anzulangen, wo ſie eine gute Mahlzeit erwartete, ſich wieder an demſelben Ort befanden, von dem ſie erſt vor kurzem ausgefahren waren.

Bey einer Muſterung, die Sobiesky ſelbſt in Gegenwart einiger fremden Truppen hielt, rieth man ihm, ein gewiſſes Bataillon ſeiner Nation, das ſehr zerlumpt gekleidet war, erſt wenn es dunkel würde, vorbeymarſchiren zu laſſen. Aber Sobiesky dachte anders: „Betrachten Sie, meine Herren, ſagte er zu den Zuſchauern, dieſes Bataillon recht; es iſt ein unüberwindlicher Trupp, der einen Eid gethan hat, niemals andre Kleider, als die Kleider des Feindes zu tragen!“

VII.

Biographie
oder Roman.

Kapitain Asgill.

Wir gerathen in Verſuchung, zu den erſten Tagen des früheſten Alters unſers Erdbodens zurückzugehen, in jenes Zeitalter, als der erſte Menſch ſprach: Dies iſt der erſte Tag und es iſt der erſte aller künftigen Zeiten! Gewiß war er unſchuldig und glücklich. Warum hätte er es nicht ſeyn ſollen? Unter ſeiner Hand giengen Pflanzen und Blumen auf: eine Geſpielin, ſchön ohne Zweifel, denn ſie war das vollkommene Muſter und die Form aller Schönen, die geboren werden ſollten, kam ſeinem Verlangen zuvor oder ſtund ihm wenigſtens darinne bey. Die Liebe fand in der Wiege der Schönheit und dem Herzen des erſten Menſchen Platz. Dieſes Glück wurde geſtört, ſobald den Menſchen ſeine Nachkommenſchaft umgab und die patriarchaliſche Regierung, die erſte aller folgenden, ihren Anfang nahm. Sobald man Pflichten zu erfüllen, Theilungen zu machen hatte, ſo hüllte ſich der Friede in einen dunkeln Schleier; Wolken zogen ſich am Himmel zuſammen; Gewitter vermehrten ſich, man liebte, man haßte, man zerfleiſchte einander, man umarmte ſich; auf den Krieg folgte der Friede; aber nirgendwo war der Krieg grauſamer, als in denjenigen Staaten, in welchen ein Schein von Gleichheit die Bürger am meiſten einander nähert: jemehr man einander lieben ſollte, deſtomehr haßt man einander. Daher entſtund das ſchreckliche Sprichwort: daß Familienhaß der allerheftigſte ſey. Die Kriege eines freyen Staats ſind beynahe nichts anders als Familienkriege. Der Soldat, der für einen Fürſten ficht, ſpricht: ich kriege für einen andern; der Bürger ſagt: ich fechte für mich. Man lobe mir nur keine Freyſtaaten, beſonders keine neuentſtehenden; die, welche der Herrſchaft entronnen die Feſſeln abgeſtreift haben, ergriffen den Helm der Freyheit und wollen in unbekannten Gegenden die Wunder bey Salamin und Marathon erneuren. Man iſt vorher ein Barbar, ehe man ein Held wird. Die Schaubühne bey Salamin wurde mit einem Blutbad eröfnet. Soldaten, die Völker unterjochen ſollen, welche ſich in Freyheit geſetzt haben, ſind ſtolz auf das Anſehn desjenigen Herrn, der ehemals über dieſe Völker gebot, und halten alles für erlaubt; ſie halten ſich in ihrer blinden Wuth für Werkzeuge eines gerechten Zorns. Hier treffen wir auf den Gegenſtand unſerer Geſchichte. Ach! wir werden Thränen auspreſſen; uns ſind ſchon bittere entronnen. O! Menſchen, wie weit? — — Wir halten ein. Wozu würden uns Ausrufungen helfen? Unſere Empfindſamkeit zu zeigen? Sie iſt bekannt. Würden wir eine ſolche Arbeit übernommen haben, wenn wir unempfindlich wären? Würden wir uns ſchon ſo oft daran gemacht haben? Unſer Herz iſt der Heerd, auf dem das Feuer brennt, auflodert, das die Züge, welche wir auf das Papier geworfen, belebt. Wir berufen uns deswegen auf die Leſer, hauptſächlich die liebenden Seelen; ihr werdet uns nicht deswegen anklagen, daß wir uns ganz der Einbildung überlaſſen.

Es ſind beynahe zehen Jahre, daß der Gott des Krieges von den Ufern der Themſe ſich an die Geſtade von

Penſylvanien und Carolina geſchwungen. Wir werden uns nicht in die Urſachen des Kriegs einlaſſen; die Geſchichte mag den Aufſtand verdammen oder rechtfertigen, es bleibet einem neuen Tacitus vorbehalten, die erſten Schritte eines kriegeriſchen und handlenden Freyſtaats zu zeichnen, deſſen Auflehnung vielleicht Verzeihung, ſein Betragen aber zuverläßig Achtung verdient. Der Geſchichte bietet ſich eine Menge von Schilderungen an; alle Bildniſſe der erſten Römer ſcheinen ſich erneuert zu haben: Romulus, Decius, Fabius, Metellus, Marcellus, alle dieſe geheiligte Namen wird man leicht an den Porträten der Inſurgenten anbringen können; es wird nicht ſchwer halten, bey dem Congres die Weisheit eines alten Senats zu entdecken, der lange Zeit einem Heldenvolke Geſetze gegeben. Der Roman iſt keine Geſchichte; hieran erinnern wir uns mit Bedauren: allein man kann doch einige Begebenheiten aus der Geſchichte in einem angenehmen Gewande darſtellen, und dieſes Recht, davon wir ſchon einigemal einen Gebrauch gemacht haben, friſcht uns an.

Unzählige Schlachtopfer, unermeßliche Reichthümer, die im Meer begraben liegen, eine allgemeine Verheerung auf dem feſten Lande, Armeen, Flotten, ganz Europa entweder Theilnehmerin oder Zuſchauerin; dies alles zeigte uns England. Wann der Krieg ſeine Pfeile ſchärft, alsdann muß ein Edelmann ſeinen väterlichen Wohnſitz verlaſſen und die Waffen ergreifen. Dies Vorurtheil, welches wir weit entfernt ſind zu tadeln, macht ihm dieſes zu einem unverbrüchlichen Geſetz. Iſt der Adel würklich ein Ausfluß des Throns, ſo muß auch der Adel nothwendig den vom Thron ausgehenden Befehlen gehorchen. Die Titel, womit er geziert iſt, ſind ſchimmernde Schleifen, welche die Bande immer ſtärker anziehen: ſein Gehorſam iſt unbegränzt und viel unmittelbarer, viel weſentlicher, als der des gemeinen Volks. Es wäre ungerecht, von dem gemeinen Haufen, der weniger erhält, mehr zu fordern, wie man gleichwohl bisweilen verlangt hat.

Konnte Aſgill länger als ein ruhiger und kaltblütiger Leſer der Brittiſchen Zeitungen in den Schoos ſeiner Familie bleiben? Er hatte das zwanzigſte Jahr erreicht. Ihr wißt, daß ein Edelmann in dieſem Alter ſeine Waffen erhält und vor dem Thron die Huldigung ablegt, ihn mit ſeinem Blut und Arm zu vertheidigen. In dieſem Alter verließ Bajard ſeinen Herrn und Vater, umarmte ſeine Mutter, der die Thränen in den Augen ſtanden, und folgte ſeines Vaters Bruder, dem Biſchof von Grenoble, der ihn nach Savoyen führte, wo er ſeinen erſten Feldzug gethan hat. Aſgill ahmte dem Bajard in der Begierde, ſich in dem Dienſt von England hervorzuthun, nach; aber ſeine Schweſter, ſeine Mutter waren eben ſo ſchwach, als Bajards Mutter. Ach wenn eine Mutter furchtſam iſt, ſo rührt dies von ihrer Zärtlichkeit her; wer liebt jemals ſo ſtark als ſie? Niemand zweifelt an dieſer Wahrheit. Aſgill, jung, feurig, aber geliebt, zurückgehalten von einer Mutter wäre nie über das Meer gekommen: die Liebe erforderte etwas anderes. So viel Muth flößt die Liebe ein. Wenn man wüßte, was für einen ſonderbaren Einfluß dieſe Leidenſchaft auf unſer Schickſal hat, ſo würde man ſich vor der Liebe fürchten. Die Liebe führte unſern Aſgill in Schlachten, aus Schlachten in die Gefangenſchaft, aus der Gefangenſchaft an den Rand des Grabes. O! wie viele Menſchen haben ſchon, von dieſem Feuerſtrohm hingeriſſen, auf dieſen Abſtufungen ein gleiches Ziel erreicht. Aſgill liebte die Miß Hannah; die Miß war vier Jahr älter, als er; die Ungleichheit war unermeßlich. Die Miß wußte zuviel; Aſgill wußte zu wenig; aber er liebte deſto ſtärker, und es war nicht ſchwer, die Gleichheit wieder herzuſtellen. Die Miß war ſchon Meiſterin in der Kunſt, und eine ſolche iſt in ihrem vierundzwanzigſten Jahr ſicher eine Coquette; dies war auch die Miß. Asgill war damit nicht zufrieden; als Neuling hatte er ſeine Augen noch nicht an den Wechſel der Anbeter, womit Coquetten umgeben ſind, gewöhnt; er kannte den Namen eines Rivals nicht anders, als um ihn zu haſſen, ohne ihn jemals auszuſprechen, und um zu zittern, ſo oft er dieſe zwo Silben vernahm, die jedem Ohr eines jungen, feurigen und eiferſüchtigen Liebhabers widrig klingen. Die Miß zog den Asgill allen vor; aber es kränkte ihn, daß ſie ihm dieſen Vorzug nie einräumte, als wenn ſie allein beyſammen waren; in der Geſellſchaft erhielt er nur froſtige Blicke. — Warum, ſagte er, begegnen Sie mir im Privatumgang ſo wohl, und in der öffentlichen Geſellſchaft ſo ſchlecht? — Weil ich Sie lieber habe, wenn Sie allein um mich ſind. — Warum das? — Deswegen, weil ich Sie alsdann mit niemand vergleiche. — Iſt mir alſo die Vergleichung nachtheilig? — Allerdings. Einmal ſind Sie ſehr jung. — Ach! wenn nur dies mein einziger Fehler wäre. — Sie ſind ohne Erfahrung; Sie wiſſen nichts. — Sie werfen mir dieſes immer vor; ich kann doch lieben, iſt das nicht genug? — Es iſt etwas; aber es iſt nicht genug; man muß liebenswürdig ſeyn. — Sie beleidigen mich, Miß! — Beunruhigen Sie ſich nicht; es mangeln Ihnen die Reize, um die man ſich erſt bewerben muß; und es fehlt Ihnen noch ein gefälliges Weſen. Bilden Sie ſich nach guten Originalen; hören Sie mich, und Sie werden ein vollkommener Liebhaber werden. — Auf dieſe Art endigten ſich beynahe alle Unterhaltungen. Die Miß hatte beſtändig einen Unterricht zu ertheilen; wann er einen Strauß überreichte, wann er die Hand bot, wann er ſich die geringſte Freiheit erlaubte; ſo hatte die Miß immer ein Wenn oder Aber auf ihren Lippen. Der junge Liebhaber ärgerte ſich darüber, und tröſtete ſich wieder mit Dryden, Chaucer, Pope und Addiſſon; denn gemeiniglich iſt einem Engländer von dieſem Alter das Leſen ſo lieb als ſeine Maitreſſe, Wetten und Pferderennen. **Asgill** machte ſeinem Verdruß zu Saint-James Luſt, dahin er zuweilen von ſeiner Compagnie unter dem Leibregiment abgerufen wurde; oder er irrte in dem ſchönen Wald bey Windſor umher, den Pope verewigt und berühmter gemacht hat, als uns mit Verſailles noch niemals gelungen iſt.

Miß Hannah tröſtete ſich über ſeine Abweſenheit damit, indem ſie im Harfenſchlagen eine Fertigkeit zu erlangen ſuchte; ſie übte ſich im Singen, und mit jedem Tag vermehrte ſie ihr Anſehen und Betragen mit neuen Reizen. **Asgill**, der bey ſeiner Zurückkunft noch mehr bezaubert wurde, ſagte: — Sie ſind weit ſchöner, als ſonſt. — Der Baronet Wayne, einer von **Asgills** Freunden, ungefähr um zwey Jahre älter, als er, und den er der Miß vorgeſtellt hatte, entfernte ſich nicht mehr von ihr; darüber wurde **Asgill** eiferſüchtig. — Er ſagte einmal zu ſeinem Freund: Geh und komm mir nimmer in dieſes Haus. — Und warum? — Biſt Du mein Freund? — Ja. — Wohlan, ſtill mit den Fragen; thu mir den Gefallen, ſchweig und geh; ich werde dieſe Gefälligkeit nie vergeſſen. — Wayne hatte den leichtgläubigen **Asgill** zum beſten; die Miß war von ihm unterrichtet: ſie machte ſich das boshafte Vergnügen, Wayne einzuladen und **Asgill** zu bitten, ſeinen Freund mitzubringen. **Asgill** ward ohne Bedenken ungehorſam. Die Miß, die es verdroß, empfing ihn mit Gleichgültigkeit; er ſahe kein anderes Mittel, als ſeinen Freund mitzubringen: aber Wayne, der ſich nunmehr an ihm rächen wollte, ſchlug es ab, ihn zu begleiten. — Nein, wirf Dich der Miß zu Füſſen; bleibe bey ihr ohne Zeugen; fürchte, Deine Eiferſucht aufzuwecken; ſey der Argus und nicht der Diener Deiner Miß — Ich will Dich nicht beunruhigen; ich will Deine Freundſchaft nicht verlieren. Asgill, der im Grund ſeines Herzens mit der verſtellten Weigerung ſehr zufrieden war, machte ihm dagegen von ſeiner Seite gezwungene Vorſtellungen, die ſich durch den Ton verriethen. — Miß, ſagte er, liebenswürdige Miß, geben Sie mir wegen Waynens Ausbleiben keine Schuld; er will ſich von mir nicht erbitten laſſen. — Er kennt Sie und beurtheilt Sie darnach. Wer berechtigt Sie, eiferſüchtig zu ſeyn? Was fällt Ihnen ein, mir die Geſellſchaft von Ihres Gleichen zu verbieten? Hab ich Ihre Achtung verloren?

Dieſe Zänkereyen waren eben nicht ſehr geſchickt, Asgills Tage angenehm zu machen. Zwar ging ſeine Traurigkeit nicht bis zu Thränen; indeſſen befand er ſich doch täglich in einer heftigen Unruhe. Er wankte hin und her, ob er ſich entfernen oder bleiben, ob er lieben oder vergeſſen ſollte. Die Einbildungen der Liebe, die Träume der Hofnung, alle die flatterhafte Irrlichter der Täuſchung, die Winke, die Gunſtbezeugungen, alle das bezaubernde Blendwerk der Liebe war nicht für ihn gemacht. Die Coquetterien der Miß Hannah hatten ihn völlig um ſein Glück gebracht. Bey Nacht verwünſchte er alle Frauenzimmer, die in der Kunſt zu lieben ſo weit gekommen waren, und bey Tage ſöhnte er ſich mit der Wiſſenſchaft eines liebenswürdigen Frauenzimmers wieder aus. Hätte es in London einen Meiſter in der Kunſt, zu gefallen, gegeben, ſo würde er nicht geſäumt haben, ihn um Rath zu fragen.

Enſ-

Endlich kam ihm der Zufall zu Hülfe. Er ſahe die Miß Hannah und ſeinen Freund Wayne in einer Loge im Schauſpielhauſe zu Neumarket beyſammen: aus einem Trieb von Neugierde nähert er ſich ihnen: er hört ſeinen Freund von ſeiner Eiferſucht und ſeiner Leichtgläubigkeit ſprechen, in der er ſich durch ſeine verſtellte Weigerung bethören ließ. — O! morgen werde ich mich rächen, ſagt er. — Er gieng fort. Da er früher, als gewöhnlich, nach Hauſe kam, ſo wollte er ſeine Schweſter beſuchen. Miß Henriette war allein; ſie hatte ihren Kopf auf den einen Arm geſtützt, und in der andern Hand hielt ſie einen Brief. — Guten Abend, Miß. — Ha, guten Abend, Bruder. — Sie ſind traurig, Schweſter? — Ja, und Sie, Sie ſind unruhig? — Ja, Schweſter. — Was fehlt Ihnen? — Die grauſame Miß Hannah, ihre Coquetterie, der ungetreue Wayne; — ſie liebt meinen Freund, ſie macht ſich über mich luſtig; ich habe ſie behorcht: warte nur, morgen. — Nun, morgen? — Eine Piſtole wird unſern Streit enden. Und Sie, meine liebe Henriette, werden Sie mir wohl die Urſache Ihrer Traurigkeit entdecken. — Ich erwartete Sir Parker, er wird erſt über acht Tage kommen. Ach Bruder, die Liebe iſt eine ſeltſame Krankheit; es iſt zu viel Leiden um ein ſo kleines Gut. Lieben Sie nicht mehr; überlegen Sie, anſtatt ſich zu ſchlagen. — Ja ich will die Miß Hannah nicht mehr lieben, wenn es mir möglich iſt; aber ich werde mich ſchlagen. — Welche Thorheit! um ſo einer Kleinigkeit willen: wegen ein Paar Anmerkungen, die man über Sie ohne böſe Abſichten gemacht hat. Wenn Sie, wie ich hoffe, mit dem Leben davon kommen, ſo werden Sie dergleichen noch oft hören. Man wird Sie loben, tadeln, jeder nach ſeiner Laune, ſeinen Unverſtand oder aus andern

Urſachen. Vielleicht wollte Wayne nur einen Augenblick lachen; ich weiß gewiß, daß er die Miß nicht liebt. — Ach! wenn dies wahr wäre! aber wer ſteht mir dafür? — Er. — Es liegt ihm zuviel daran, mir die Wahrheit zu verbergen. — Warum glauben Sie, daß er zum Läugnen ſeine Zuflucht nehmen werde? Denken Sie, daß er ſich vor Ihnen fürchte? — Sie haben Recht, Henriette, aber ich werde mich nichts deſtoweniger ſchlagen. — Du liebſt alſo Deine Schweſter nicht? Du zwingſt ſie vielleicht, unaufhörlich Thränen zu vergießen, und weswegen? Wegen einer Buhlerin. Deine Schweſter! haſt Du dieſen ſüßen Namen vergeſſen? den Namen, den Du in Deiner Wiege an meiner Seite ſtammelteſt, den ich mit meinen Liebkoſungen verdiente. Seine Schweſter! ach! Asgill, es war nichts, das ich Dir nicht zu gefallen that. Die heilige Stimme des Geblüts, der Freundſchaft, der Gewohnheit, alles hat Dich meinem Herzen empfohlen: ſobald Du geboren wurdeſt, gab ich Dir darinne den erſten Platz. Wer würde mir Deinen Verluſt erſetzen? ſage, wer wird die Stelle meines Bruders vertreten? Ach mein Freund! Sir Asgill, liebe Henrietten, und vergiß eine Coquette; begehe keine Thorheit. — Lady Asgill vereinigte ſich mit ihrer Tochter. Sir Asgill verſprach, daß er ſich nicht ſchlagen wolle, aber unter der Bedingung, wenn man ihm erlauben würde, einen Feldzug wider die Inſurgenten in Amerika mitzumachen. Warte auf eine andere Gelegenheit, ſagte die Lady, die Deiner Mutter nicht ſo ſehr zuwider iſt. Die Amerikaner ſind unſere Brüder; willſt Du Dich in ihrem Blute baden. Warte auf eine gerechtere Sache, für die Du die Waffen ergreifen kannſt. Zudem ſagt man, der Engländer ſey in dieſen neuen Ländern ein Ungeheuer, ein Wilder. Die Natur und der Himmel entſetzen ſich über die Mordthaten, die dort begangen werden. Asgill, vermehre Du nicht die Anzahl jener Ebentheurer, die dort zu rauben und ſich zu ſchwingen ſuchen. Haſt Du einen ſolchen Ausweg nöthig? Hauptmann unter dem Leibregiment, brauchſt Du Dich wegen einer Beförderung ſo ſehr anzuſtrengen? — Miß Henriette that alles, was ſie konnte, um Sir Asgill zu erweichen. Er vergoß mit ihr Thränen, er empfand alle Schmerzen einer Trennung, aber er wollte fort. Er verſprach, ſich mit einem Feldzug zu begnügen, und darauf ſogleich zurückzukehren.

Man glaubt, das Frauenzimmer in England ſey ohne Einbildung, und beſitze eine ſtarke auf eine Punkt vereinigte Empfindſamkeit, weswegen es zu großen Thaten und einer beſtändigen Liebe fähig ſey. Man irrt ſich: es beſitzt beydes. Seine Einbildung iſt ſo lebhaft, ſo geſchäftig, als bey franzöſiſchen Damen; ſie hat mehr Kraft und weniger Unbeſtändigkeit. Sie iſt eine Uhr, wenn man mir dies Gleichniß erlaubt, die nicht ſo geſchwind geht, die aber doch die Stunden zeigt, wiewohl ein wenig zu ſpät. Laßt euch von einer Engländerin lieben; ſie liebt euch vollkommen, und ihr könnt ſicher ſchlafen: liebt euch eine Franzöſin, ſo habt ihr nichts, wenn ihr ſie nicht genau bewacht. Aber die mütterliche Zärtlichkeit bewies ihre rührende Eigenſchaften immer ſo gut in Frankreich als in England. Lady Asgill hatte ihren Sohn unter Vergießung vieler Thränen verlaſſen; Miß Henriette hatte ſich mit Thränen in den Augen in das Zimmer begeben, um einzupacken. Die Nacht, dieſer glückliche Ruhepunkt, den der Himmel zwiſchen die Handlungen des Lebens eingeſchoben, und der die Auftritte auf dem Erdboden verzögert; die Nacht, welche zuweilen über die Augenlieder des Unglücklichen die Vergeſſenheit der Mühſeeligkeit des Tages ausgießet, und Täuſchung über diejenige, welche ſie am folgenden Tag wieder erwarten, ſchien ihrem Schmerz Gränzen zu ſetzen. Alles befand ſich in der Ruhe, ſogar Asgill. Die Lady ſchlummerte; ſie verfiel in einen ſchrecklichen Traum. Es kam ihr vor, ſie befinde ſich auf dem Meer; ſie folge ihrem Sohn, ſie entdecke das Seegel ſeines Schiffs, ſie ſehe ihn anländen, höre alles, was er mit Clinton rede, ſie ſeh ihm an der Spitze einer Truppe Soldaten. Gott! welch ein Traum! welche Unruhe! Arme Lady! Sie ſieht ihren Sohn angreifen, angegriffen, ſchlagen, geſchlagen, aber immer mit Blut bedeckt. Dieſen Sohn, ſo jung, ihre beſte Hoffnung, die Stütze ſeines Hauſes, ſeinem Haupt droht der Tod mit tauſend neuen Werkzeugen: dieſer Sohn verſchwand; ſie ſah ihn in die Gefangenſchaft gerathen. — Ketten! rief ſie im Traum. O mein Sohn, lieber Sir! Deine Mutter. — Auf dies Geſchrey liefen ihre Kammermädchen zu, man ſahe die Lady im Hemde in ihrem Schlafgemach herumgehen, beynahe von Seufzern erſtickt, vom Schweiße benetzt. — Wo iſt Sir Asgill? ſagt ſie. — Er ruht, Madame. — Er ruhe, ſagt ihr? — Ja, Madame. — Iſt es wahr? — Warum wollten Sie das Gegentheil glauben? — Führet mich in ſein Zimmer. — Man führt ſie hin. Macht kein Geräuſch, ſagt ſie beym Eintritt, wartet vor der Thüre. Sie nimmt das Licht in die Hand, geht auf den Zehen, zieht den Vorhang ſachte auf. — Er ſchläft, er ſchläft, wie iſt er ſo glücklich! Ach, hätte er nur auch ſeiner Mutter Geſinnungen! — Sir Asgill erwacht. — Wer iſt da? — Ich bins, Deine Mutter. — Was ſchaffen Sie, meine Mutter? — Kannſt Du es nicht errathen; ich wollte Dich ſehen, vielleicht zum letztenmal. — Sie vergoß Thränen. — Sie weinen? — Ein fürchterlicher, ſchrecklicher Traum — Du ſiehſt meine Thränen; glaube den Ahndungen Deiner Mutter; die Stimme des Geblüts ruft aus dem Grund meines Herzens; ſie irrt ſich

nie

niemals, welch ein Unglück prophezeiht ſie mir! Sir, geht nicht weg, bleibt bey Eurer Mutter, bey Eurer Schweſter. Asgill erwiederte die Zärtlichkeit ſeiner Mutter mit der vollen Empfindung ſeines Herzens. Seine Thränen vermiſchten ſich mit den Thränen der Lady. Aber er verwarf ihre Beſorgniſſe; die Träume wies er mit Verachtung ab, die Träume, an die ſo viele große Menſchen geglaubt, die ſo viele Patriarchen, Könige und Heilige für Aufſchlüſſe des Willens des Himmels und für eine Vorausverkündigung der unerbittlichen Schickſale gehalten haben. Sir Asgill fürchtete ſich nicht. Seine Mutter mußte ſeinen Gegenvorſtellungen nachgeben. Sie kehrte in ihre Schlafkammer zurück, warf ſich auf ihr Bett, und konnte nicht ſchlafen.

Miß Henriette ſchlief eben ſo wenig: Morgens Schlag vier Uhr hörte ſie mit einem Kanonenſchuß das Zeichen zur Abfahrt geben; der Schauer fuhr durch ſie hindurch. Es kam ein Bootsknecht, Asgill zu wecken, und ſein Gepäcke wegzutragen. Die Miß ſprang haſtig aus dem Bette, öfnete die Thür an ihrem Zimmer, und erwartete Sir Asgill an der Treppe; ſie warf ſich ihm um den Hals. Lieber Sir, ſeyd glücklich, nehmt Euch in Acht, kommt bald wieder, ſchreibt uns, ſo oft Ihr könnt, liebtet Ihr Henrietten, wie ſie Euch liebt, Ihr gienget nicht nach Amerika. Was ſucht Ihr dort? Ruhm! Gelangt man dazu, wenn man Theil an einem Bürgerkriege nimmt? Ihr gehet — Ach Sir, ich weiß nicht, aber mein Kopf iſt unruhig. Ich ſage nicht alles, was ich befürchte, aber ich hoffe nichts. Endiget die tödtende Unruhe Eurer Schweſter; kommt wieder, kommt wieder. — Asgill drückte ſie an die Bruſt, hielt ſie in ſeinen Armen. — Sey glücklich, Henriette, Du verdienſt es zu ſeyn; könnteſt Du einen Mann finden, der Dich eben ſo liebt, wie

Dein Bruder. — Ich würde ihn gewiß nicht ſo ſehr lieben. — Man erinnert ihn ans Gehen; er nöthigte die Miß zurück in ihr Zimmer, er verſchwand. Die Miß eilte zu ihrer Mutter, und ſah ſie in Thränen zerfließen. — Wir haben ihn geſehen, wir haben ihn zum leztenmal geſehen.

Wohlan, wir laſſen den jungen Asgill in New-York anlanden. Der General Clinton überhäuft ihn mit Liebkoſungen, und verſchaft ihm bald eine Gelegenheit, ſich hervorzuthun. Käme es nur auf den Muth allein a Schlachten zu gewinnen, ſo würde er den Vortheil au die Königliche Seite zu wenden geholfen haben. Er wurde gefangen und in das Lager zum General Washington gebracht. Dieſer Fabius nahm ihn gütig auf, und erleichterte ihm ſeine Gefangenſchaft. Asgill erwartete den Augenblick, auf ſein Ehrenwort nach London zurückzugehen und alldort die Lady und ſeine Schweſter wiederzuſehen.

Eine abſcheuliche That, vor der die Menſchlichkeit erröthet, hintertrieb, zernichtete Asgills Hofnung. Hier kann ich mich nicht enthalten, es zu ſagen, daß, wenn es eine Geißel giebt, wofür ſich eine Regierung zu fürchten hat, ſolche ein Bürgerkrieg iſt. Möchten ſich doch diejenigen, welche Staaten zu verwalten haben, ſtets davor fürchten. Daß doch diejenige zu Grunde giengen, die die Hand des Soldaten dem Bürger in die Seite drücken und in den Eingeweiden der Mütter ganze Geſchlechte zerſtören! Man ſchone das Volk, man entwafne es, man beſänftige ſeine Wuth, ſie iſt insgemein von kurzer Dauer. Man erinnert ſich noch der Wunden, welche Bürgerkriege in dem Herzen von Frankreich eröfnet haben. England hätte die langwiegrige Trennungen, welche daſſelbe beunruhigten, und welche es in zwo feindliche Parthien theilte, nicht aus dem Gedächtnis ſollen kommen laſſen. Iſt

England dazu beſtimmt, in allen Jahrhunderten ſo fürchterliche Auftritte zu zeigen? Noch iſt der an Stuart begangene Gerichtsmord unvergeſſen; wir haben Jümonvillens Ermordung noch nicht vergeſſen; dieſen Mord wollen die Engländer, nicht unter den Franzoſen, ſondern unter ihren Brüdern erneuren. Wir glauben nicht, daß dergleichen Mordthaten auf Befehl der Regierung unternommen werden. Aber eine Nation, die unter den Werkzeugen ihrer Rache viele unbändige und blutdürſtige Menſchen zählt, verdient gedemüthigt zu werden. Wie ſehr muß ſie ſich fürchten, in den Jahrbüchern der Welt mit Schandthaten bedeckt und von dem Haſſe aller Völker gedrückt zu erſcheinen! Warum mußte ſie die Wahl der Anführer dem bloßen Zufall überlaſſen? Warum mußte ſie unter ihre Fahnen alles aufnehmen, Verbannte, Flüchtlinge, einen elenden Abſchaum von Menſchen, der, von den Geſetzen gebrankmarket, nichts mehr zu ſcheuen hat, und der durch ſeine Laſter und Verbrechen den mit andern errichteten Vertrag gebrochen hat? Habt ihr keine Soldaten mehr? So legt die Waffen nieder, und bittet um Frieden. Streitet wider Menſchen, wider Soldaten, nicht mit Löwen und Tiegern. Zufolge eines Befehls von Lord Germain iſt in Neu-York vor einiger Zeit auf Ordre des Statthalter Franklins aus ungefähr vierhundert Flüchtlingen ein Corps errichtet worden. „Neben andern Thaten hat daſſelbe, „wie der Zeitungsſchreiber hinzufügt, eine von dem Ge„neral Washington aufgeworfene Verſchanzung ange„griffen und weggenommen. Die ganze Beſatzung wur„de bis auf drey Perſonen niedergemacht. Einer da„von, der Kapitain Huddy, wurde drey Wochen auf ei„nem Schiffe gefangen gehalten; nachher aber unter „dem Vorwand, daß er ausgewechſelt werden ſollte, „ans Land gebracht; man knüpfte ihn an dem nächſten

„beſten Baum auf, ohne einige Formalität des Proceſſes „dabey zu beobachten oder eine Anklage wider ihn vorzu„bringen." Ohne Zweifel würde ein ſo ſchrecklicher, ungerechter, dem Recht der Kriege und der Völker zuwiderlaufender Meuchelmord in dem Zeitalter der barbariſchen Clotars nicht ſo verhaßt geſchienen haben; die Menge ſolcher Verbrechen hatte alle Kriegsleute beflecket: aber in unſerm Jahrhundert, aber in einem Kriege, wo die Sieger Beyſpiele der Mäßigung zu geben gewohnt ſind, zeigt ſich ein ſo ſchwarzes Verbrechen in ſeiner ganzen abſcheulichen Geſtalt. Washington erkannte, zu was für einem abſchreckenden Exempel er aufgefordert ſey: er gerieth in Zorn, bebte: ſein Herz ertheilte Pardon; aber die Erhaltung eines kriegeriſchen Volks hielt ihm die mit Blut geſchriebene Stelle in dem Wiedervergeltungsrechte vor, in dem Geſetzbuch, das wilde Völker zuſammengetragen, das der Krieger zuweilen misbraucht, und deſſen ſich der Weiſe mit Zittern bedient. Washington las in dieſem ſchrecklichen Geſetzbuch, was er zu thun habe. Es ergieng aus ſeinem Mund der Ausſpruch: — Man iſt uns ein Opfer ſchuldig; man muß, muß uns den Kapitain ausliefern, auf deſſen Befehl Huddy iſt hingerichtet worden: man liefere ihn aus; den Geſetzen und der Gerechtigkeit geſchieht dadurch ein Genüge: dieſer Anführer iſt Lepincot. — Clinton (denn die Engländiſchen Generale ſind nicht unmenſchlich) war ſogleich bereit, dem Washington eine gerechte Genugthuung zu verſprechen; es wurde ein Kriegsrath verſammelt, dem Lepincot den Proceß zu machen. Während dieſen Vorbereitungen erhielt Carleton das Commando über die Armee; der Kriegsrath wurde aufgeſchoben. Washington fordert die Auslieferung des Schuldigen aufs neue, er droht und macht Anſtalten, ſeine Drohung auf eine ſchreckliche Art ins Werk zu richten. Es müſſen auf ſeinem Befehl alle gefangene Engländiſche Officiere looſen;

derjenige, den das Loos treffen würde, ſolle, obgleich unſchuldig, für den Thäter, den man nicht ausliefern wollte, büßen.

Was thaten Sie, junger Äsgill? Man hielt Sie auf Ihr Ehrenwort in Gefangenſchaft; die Menſchlichkeit der Sieger erleichterte Ihre Feſſeln; Sie fanden Ihre Brüder, Ihre Sprache, Sitten, Lebensart; Sie hielten ſich für glücklich, ſich den Gefahren nicht mehr ausſetzen zu dürfen; Sie nährten ſich mit der ſüßen Hofnung, Henrietten zu umarmen, Ihrer Mutter die Hand zu küſſen und ihr zu ſagen: Lady, bauen Sie ein andermal weniger auf Träume. Eine anſtändige Freiheit verſtattete Ihnen das Reiten. — — Unglücklicher Asgill Was will der Sergeant? Kehren Sie um, mein Herr, kehren Sie um, ich habe Befehl, Sie zu ſchließen. — Mich! — Sie — Seit wann hab ich dem General Washington Urſache gegeben, daß er mein Wort nicht mehr für zureichend hält? — Man hat Sie in keinem ſolchen Verdacht. — Wen dann? — Laſterhafte, die den Namen Engländer tragen, und ihn ſchänden. Kommen Sie. — Asgill folgte ſeinem Begleiter; wie groß war ſein Erſtaunen, als er beym Eintritt in den Saal alle Officiere beyſammen und von einer Wache der Inſurgenten umgeben ſah. Ein Regimentsquartiermeiſter las, nachdem er um Stillſchweigen gebeten, Washingtons Proklama und Befehl mit lauter Stimme ab; auf dem Tiſch lag der Huth, in dem ſich die kläglichen Zettel, und unter dieſen auch derjenige, der den Tod enthielt, befanden. Sobald der Befehl abgeleſen war, rief er alle mit einer Stimme: Warum liefert Carleton den Lepincot nicht aus, oder läßt ihn aufhängen? Sie weigerten ſich alle, zu looſen. — Washington, ſagten ſie, kann wählen, eingeſperrt, wie das Vieh, nehme er ohne Bedenken — Darauf führte einer allein das

Wort: — Kameraden, unmöglich kann ſich England das Verbrechen, unſern Tod zu wollen, aufladen; zweifelt nicht, man wird den Schuldigen ausliefern oder ſtrafen: Carleton entſchließt ſich hiezu gewiß. Mein Herr, ſagte er zu dem Quartiermeiſter, wir ziehen unter der Bedingung, daß wir Sir Carleton noch einmal auffordern wollen, dem General Waſhington die verlangte Genugthuung zu verſchaffen: daß man mit der Execution bis zur erhaltenen Antwort einhalte, die allezeit langſam eingehen wenn es zwey Mächte miteinander zu thun haben. — Der Quartiermeiſter geſtund den begehrten Aufſchub im Namen des General Waſhingtons zu. — Nun herzu, Kameraden; unter uns allen fürchtet keiner den Tod; die Ungerechtigkeit allein bedroht uns; ſie wird den Streich nicht vollführen. Wir ziehen. — Die Zettel wurden gerüttelt; Asgill war der ſechſte, und ſeine Hände ergriffen den unglückſeeligen Zettel. Er war der jüngſte von allen Kapitainen, er war auch derjenige unter ihnen, der ſowohl vom Glück als auch von der Natur die meiſten Geſchenke erhalten hat. Sein ganzer Körper fing an zu zittern. Kapitain, Sie zittern, ſagte einer von den ältern. — Dieſe Bewegung, antwortete er, iſt unwillkührlich, es iſt die Folge einer Erinnerung — — Meine Mutter — ein Traum erſchreckte ſie in der Nacht vor meiner Abreiſe, ſie ſah, ſah mich tod, indem ſie mich mit Thränen in den Augen umarmte, ſagte ſie zu mir: Ich habe Dich zum letztenmal geſehn. Miß Henriette fürchtete das nehmliche. Wie, wenn es wahr wäre? Was, die Träume ſollten uns warnen? Glauben Sie ſo was? — Nein, — aber — —. Man kennt den Karakter eines Officiers; er iſt weder Denker, noch Logiker, er unterſucht wenig, ſpottet deſto mehr, macht einiges Geräuſch, dreht ſich herum, ſchwört und zuletzt iſt er deſſen Meinung, der geſprochen hat. Ein alter Kapitain ſagte, nachdem er verſchiedeſchiedenes von den Träumen geredet, ſich darüber luſtig gemacht, zu einem ſeiner Kameraden: Indeſſen iſt es doch mit den Träumen eine eigene Sache. Es muß doch eine gewiſſe Ahndung darin liegen, ſeit zweitauſend Jahren iſt man darüber einverſtanden. Seine Mutter, ſeine Schweſter haben ihn tod geſehen und er geht in ſeinen Tod. —

Asgill wurde ins Gefängniß gebracht. Er umarmte ſeine Kameraden und nahm Abſchied. Träume der Hofnung, Träume des Lebens waren verſchwunden. — Arme Lady! Arme Miß! O! meine Mutter, O! meine Schweſter — niemals werde ich ſo viel Kraft beſitzen, ihnen die Urſache und Art meines Todes zu berichten. Die Kapitaine haben in aller Namen Sir Carleton eine Bittſchrift überſandt, darin ſie gebeten, den Lepincot auszuliefern. Sir Carleton war kein Tieger, er zitterte während er Waſhingtons Brief geleſen. Die Bittſchrift der Kapitaine ſchlug ihn vollends darnieder. Aber die Politik des Generals widerſtand der Empfindung des Bürgers. Er verſammelte einen Kriegsrath; er wollte Lepincot ausliefern; er befahl, ihn ins Gefängniß zu ſetzen.

Lepincot, unterſtützt von der Miliz der Flüchtlinge, wurde durch dieſes Wort aufgebracht, er drohte: die Seinige, ſeine Freunde, die Officiere von ſeinem Corps drohten dem Carleton, ihn zu verlaſſen; die Waffen gegen ihn zu gebrauchen. Carleton getraute ſich nicht, geſchwinde durchzufahren; inzwiſchen währte der Kriegsrath fort. Haben wir, ſagten die Officiere der Flüchtlinge, die Wuth unſerer Truppen zu verantworten? Können wir ſie von einer Handlung der Grauſamkeit abhalten. Aus was für einem Bewegungsgrund greifen wir unſern Feinde an? Aus Liebe zum Vaterland. Wer ſind dieſe Feinde? Rebellen. Wie begegnet man ihnen in Londen? als Rebellen. Wo iſt das Geding, der Vertrag, der uns verbindet, ſie wie eine auswärtige Macht anzuſehen. Wir ſind beſtimmt, ſie zu ſtrafen; das Vaterland zu rächen, ſie wegen des vergoſſenen Bluts zur Rechenſchaft zu ziehen. — Entweder Lepincots Befreyung, Sir, oder Aufruhr unter Ihrer eigenen Armee. — Barbaren, würde ihnen Sir Carleton, wenn er ſich getraut hätte, geantwortet haben, muß man mit kalten Blut einen Todſchlag befehlen? darf man einen Gefangenen ermorden? darf man nach ſeinem Gefallen Blut vergieſſen? Sind dieſe Rebellen keine Menſchen? ſind ſie nicht bewaſnet? ſind nicht Eure Brüder, Eure Freunde, Eure Mitbrüder ihre Gefangene? Ihr ſeht — der Unſchuldige muß für Euch büſſen. Asgill wird wegen Lepincots Verbrechen geſtraft; der junge, unſchuldige brave Asgill; dagegen der grauſame Lepincot, deſſen Name die Nachwelt verabſcheuen wird, Asgills Schatten ſpottet,

Man darf nicht glauben, daß Menſchlichkeit, Gerechtigkeit aus den Herzen der Engländer verbannet ſey; unter dieſen blutigen Standarten, unter dieſen Fahnen, unter deren Schatten der Wilde die Natur erſchüttert, und der Soldat ſeinen Mitbürgern den Hals abſchneidet, befinden ſich unerſchrockene und edle Seelen, die wider das Verbrechen aufgebracht ſind. Dieſe, dieſe edelmüthige Engländer begreifen die volle Gröſſe ihres Unglücks und reden voraus die Sprache der Nachkommen. Es iſt nehmlich nicht einer, der nicht ſo bey ſich ſpräche: — Wie, ich ſollte unter entehrten Fahnen dienen, ich ſollte mit Ungeheuren Gemeinſchaft haben? — Ich ſollte Gefahr laufen, unſchuldig für einen Mörder zu leiden. Freunde, laßt uns die Waffen niederlegen; laßt uns dieſe ſchmälige Fahnen verlaſſen. Wenn England Meuchelmörder ſchützt; ſo wird es bald keine Soldaten mehr haben. In welchem Theile der Länder wird man noch Leute zum Kriegsdienſte finden, die unſere Truppen wieder erſetzen, wenn dieſe von dem

Schwerdt, Strapazen und Hunger weggeraſt ſind? Wird man Englands Söhnen ſagen; Verlaſſet eure ruhige Wohnungen: macht euch auf, an den Räubereyen einiger Ungeheuer Theil zu nehmen; geht, mit eurem Blut für ihre Schande zu büſſen, um euch aufhängen zu laſſen?

Es war keiner unter ihnen, der nicht in Verſuchung gerieth, ſich zu empören. Die Fregatte, welche dieſe ſchreckhafte Nachrichten nach London überbrachte, war bereits abgegangen: der Ruf hatte dieſe Verzweiflung erregende Gerüchte ſchon ausgebreitet; der König wurde darüber beſtürzt. — Der Schuldige ſterbe, man liefere ihn aus. — Dieſe Stimme erhob ſich zuerſt in ſeinem aufgebrachten Gemüth. Die Miniſter wiederholten dieſen ſchaudervollen Ausſpruch: Lepincot ſoll ſterben, man liefere ihn aus. — Aber warum muß die Staatskunſt ſo oft mit der Billigkeit in Widerſpruch gerathen? Dieſe Flüchtlinge, dieſe Soldaten, dieſe Officiere, die nicht für die Wildheit ihrer Truppen ſtehen wollten, die wegen einer Ausſchweifung des Zorns nicht geſtraſt ſeyn wollten, welche die Hitze des Gefechts, ein zu weit getriebner Eifer verurſachte; die den Lepincot vertheidigten; wie ſoll man das Schlachtopfer aus der Mitte eines Kriegsvolks herausziehen, das die in einem Lande, wo das Werben neuer Soldaten ſo ſchwer hält, ſo nothwendige Zucht nicht kennt. Es war Aufruhr zu befürchten! eine Empörung unter einer ohnedies ſchon ſehr geſchwächten Armee wäre mit allzugefährlichen Folgen verknüpft geweſen. Das Miniſterium konnte dem Clinton, Carletons Nachfolger keinen andern Befehl zuſtellen, als den engländiſchen Namen vor einem unvermeidlichen Schandflecken zu bewahren.

Nicht allein das Miniſterium war in Beſtürzung gerathen, ſondern das ganze Volk befand ſich darin. O meine Leſer, und ihr beſonders, die ihr niemals die Hauptſtadt verlaſſen habt, wißt vielleicht nicht, könnt euch keinen Begriff davon machen, was während eines Seekrieges in den Häfen vorgeht. In dem einen blieben Kinder und Weiber zurück; in einem andern werden alle ankommende Schiffe ausgefragt; in dem dritten glaubt ein jeder auf dem Ende eines ausgeſpannten Seegels ſeine Hofnung und Glück zu leſen. Bald umarmt man am Ufer einen Vater, bald einen Mann; wiederum iſt es ein Vater, oder ein Mann, von dem man Nachricht haben will. Habt ihr ihn geſehen? wo iſt er? kömmt er zurück? iſt er gefangen? hat er etwas erbeutet? ſo ſpricht man. Es läuft eine Menge Volks zuſammen, das ſich an den Hafen drängt, und das eilfertig auf den Straßen ausbreitet, was es gehört hat. Ich unterſtehe mich nicht, euch den allgemeinen Jammer nach einem Treffen, nach einer verlohrnen Schlacht zu beſchreiben. Wie viele an dem Ufer ſeufzende, verwaiſte Kinder, Weiber in Thränen, troſtloſe Alte! Wie viele Klagen über unerfahrne oder unglückliche Generale! Ich bin noch jung; ich habe einen Vater, von dem mir ſchon lange nur ſein Bild übrig war. Ich wohnte in einer Seeſtadt, die unlängſt das fürchterliche Schauſpiel vor ſich ſahe, als der unglückliche Clâve eine Schlacht verlor. In Paris kann man ſich einen ſolchen Jammer gar nicht vorſtellen.

Das Engliſche Volk (denn dieſes Volk iſt ein Gemiſche von Grosmuth und Wildheit) vergoß Thränen über den unglücklichen Asgill. Es waren nicht leere Thränen, es verlangte, auf ſeine Befreyung und Lepincots Beſtrafung zu denken. Es hatte nicht nöthig, ſehr darauf zu dringen. Die Seele des Königs war allzubewegt, allzuniedergeſchlagen, er hatte alle Folgen der Bürgerkriege empfunden, die er bisher nur obenhin bemerkte.

Man denkt es ſchon, daß Lady Asgill und Miß Henriette ſich an den Hafen begeben haben, ſobald ſie die Ankunft eines Schiffs vernommen. Bey ihrer Ankunft wich der Pöbel aus, er entfernte ſich mit einer ſchwermüthigen und ernſten Höflichkeit. Dieſe Höflichkeit von Seiten des Engliſchen Pöbels, der ſo wenig höflich iſt, war ihnen befremdend: ſie fiengen bald an zu befürchten, daß die Zeitung, die ſie erwarteten, eine ſchlimme Nachricht für ſie enthalten möchte. — Dieſe iſt die Schweſter, ſagte eine Weibsperſon zu ihrer Tochter. — Seine Schweſter! — Dies betrift mich, ſagte Henriette; man ſpricht von meinem Bruder. — Seine Schweſter! ſagtet ihr? geſteht mir, meine Liebe, warum ihr von mir, von meinem Bruder redet? — Ach ſchöne Miß! ich bedaure. Aber es iſt nicht möglich. — Im Augenblick verbreitet ſich Lady Asgills Name; er wird mit lauter Stimme wiederhohlt. Man geht auf ſie zu, man ſtellt ſich um ſie herum. Alle ſchweigen; alle ſtehen mitleidig da. — Arme Lady, arme Miß — Das war alles, was ſie herausbrachten. — Ach, Mama, mein Bruder iſt tod — Ich hab es vorausgeſagt, unglücklicher Sohn. — Sie ſanken beynahe ſinnlos dahin. Während dieſem Anfall hörten ſie die ſchreckhafte Erzählung, welche nunmehr der Pöbel, der bisher aus Achtung geſchwiegen, mit lauter Stimme machte. Miß Henriette erwachte aus ihrer Sinnloſigkeit mit einem wüthenden Geſchrey. Mein Bruder! Er! er ſoll für einen Laſterhaften büßen! Er! am Galgen, Er! — Mein Sohn, ſagte die Lady. Der Pöbel brachte ſie nach Haus.

Miß Henriette verfügte ſich ohne Aufſchub nach St. James, um allda zuverläßigere Nachrichten einzuziehen. Man ſchmeichelt ſich bey ſeinem großen Jammer immer mit einiger Hofnung; die Miß ſchmeichelte ſich, zufriedener zurückzukommen. Ach der Mund der Miniſter wollte ſie hintergehen; ſeine Augen, ſein Bezeigen hinterging ſie nicht. Ich habe meinen Bruder verlohren, ich hab ihn, rief ſie, durch eine Grauſamkeit verlohren, die ihres gleichen nicht hat. Der Londner Hof kannte den Schuldigen; er lebt unter dem Schutz ſeiner Fahnen; er iſt nicht ausgeliefert, und mein Bruder iſt aufgeopfert, verlaſſen, vielleicht todt. O Schande! O Niederträchtigkeit! O, welchen Schandfleck hängt dein Tod dem Engliſchen Namen an! wer wird künftig dieſen verachteten, erniedrigten Namen tragen mögen? — Ihr Kopf wurde verwirrt, ein entſetzlicher Wahnſinn beraubte ſie der Vernunft. Die Glückliche, ſie empfand mitten unter ihren Leiden nichts mehr, als ein hitziges Fieber, das alle ihre Sinne betäubte. Der König und alle Engländer trugen Mitleiden mit ihr; alle waren niedergeſchlagen.

Die Empfindſamen hiengen einer ſchmeichelhaften Hofnung nach; ſie überließen ſich Wahrſcheinlichkeiten, welche unter andern Umſtänden für Gewißheit hätten gelten können: ſie beſorgten, daß ſie hintergangen worden; ſie verſicherten, der König, Clinton könne unmöglich ein ſolches Verbrechen zulaſſen. Man ordnete die Begebenheiten, man rechnete, man näherte ſich, man ſchloß, daß die Nachricht falſch ſey. Die Denker in den Geſellſchaften, die Redner an den Seehäfen, die Zuſchauer in den Caffeehäuſern, behaupteten, daß eine ſo grauſame Handlung nicht zur Vollziehung gekommen. Es wurden Wetten angeſtellt; Guineen rollten auf den Tiſchen, man erwartet Beſtätigung. Inzwiſchen kam ein Schiff an; das Schiff kam von einem andern Ort her; man behauptete, das Schiff habe Nachricht von Asgills Befreyung mitgebracht. Nun zeigte ſich der Pöbel! Der Pöbel wiederhohlte die Neuigkeit; ſie wurde mit großem Geſchrey vor der Lady und Henriettens Haus gebracht. O, ſüße Täuſchung! du biſt würklich Unglücklichen nöthig. Wohlan ihr Götter! ſchickt uns Irrthümer und nehmt uns niemals die Hofnung, ſelbſt am Rande des Grabes, weg. Miß Henriette hört das Geſchrey; ſie unterſucht nichts, ſie denkt nicht nach, ſie glaubt alles, will alles glauben; ihr Wahnwitz iſt beruhigt. Sie kommt herab, miſcht ſich unter das Volk, frägt hundertmal; man wiederhohlt einerley Irrthum hundertmal. Sie ſchöpft Athem; die Freude drückt ihr Herz, bald wird ſie nicht mehr Athem hohlen können. Sie kann nicht mehr reden; aber ihre Augen waren offen, ihre Augen glänzen, ſchießen umher, faſſen alles auf. Sie iſt ganz Ohr; ſie ließ ſich nicht hören. Nachdem ſie ſich wieder in ihrem Zimmer befunden, umarmte ſie die Lady und eröfnete einen Schrank, worin ſie **Asgills** Porträt aufbewahrte. — Liebes Bild, ich darf dich alſo umarmen! Seht, er iſt es! Da, meine Mutter! Liebe Lady, wir werden ihn wiederſehen. — Ich werde ihn ſehen, ſagte die Lady; er wird ſeine Mutter nimmer verlaſſen; die Thränen, die um ſeinetwillen floſſen, ſind zu bitter; er wird nicht mehr fortgehen, Ruhm zu erlangen: er koſtete mir zu viel. Mir iſt wenig daran gelegen, wenn man ihn gleich nicht unter Englands Helden zählt, wenn er nur unter die guten Söhne gehört. O mein lieber **Asgill**, du wirſt mich nimmermehr verlaſſen.

Mittlerweile, als ſich dieſes unglückliche Paar tröſtete, ein Schattenbild umfaßten, drohte Washington, unwillig über Clintons langes Zaudern, Sir **Asgill** aufhängen zu laſſen; die Friſt, die er aus Gnaden bewilligt hatte, war ſchon verſtrichen. Wie betrug ſich Sir **Asgill**? ein edler Schmerz, ein Stillſchweigen mit Würde begleitet, ſo zeigte er ſich ſeinen Kameraden mit einer offenen und heitern Stirn. — Es muß geſtorben ſeyn; es muß, meine Kamerameraden, ſagte er; ich werde ſterben, aber am Galgen, um eines andern Verbrechen willen! Meine Freunde! ich hätte nicht geglaubt — Ein guter Unterricht für euch Engländer! Soldaten, mein Tod lehrt euch menſchlicher ſeyn! Im Krieg giebts ſo ſchon Unordnungen genug, ohne daß man noch unerhörte Grauſamkeiten hinzufügen darf. Officiere, ihr werdet künftig den Arm des Soldaten zurückhalten! Soldaten, ihr werdet euch hüten, das Leben eurer Officiere aufs Spiel zu ſetzen! — Seine Kameraden murrten, klagten über den Londner Hof, bedroheten den Clinton. Glaubt ihr, ſagte Asgill, das Miniſterium, der General, die Nation wolle ſich eine Schmach zuziehen? Wenn ſie mir auch helfen, ſo können ſie nicht. Ihr kennet den Staatskörper; er iſt eine Maſchine, deren Federn ſo vielfach und zuſammengeſetzt ſind. Das Mittel, ſie in die gehörige Verbindung zu bringen, erfordert Zeit. Wer bin ich? Ich? ein einziger; einer, das iſt wenig. Lepincot hat den Beyſtand einer zahlreichen Partie von Flüchtlingen; er droht, ſich zu empören, die Waffen gegen die Armee zu kehren: ein Wort, und es fließt das Blut von tauſend Soldaten! Ihr ſeht gar wohl, daß mein Leben mit einem ſolchen Verluſt nicht in Vergleichung kömmt; ihr wißt, daß die Billigkeit kein Hauptgeſetz des Krieges ausmacht. Das Geſetzbuch des Krieges richtet ſich nach den Umſtänden; es verändert ſich vom Abend bis an den Morgen. Bedauert England, bedauert mich und macht wenigſtens meinen Tod der Welt durch Schonung des Menſchenbluts nützlich.

Er hatte an die Lady und Miß Henrietten nicht geſchrieben. Was ſollte er ihnen ſagen? ihnen mit jeder Poſt den Tod bringen, das Schickſal anklagen, den Verluſt des Lebens bedauern; ihnen ſagen, daß er ſie noch im Sterben liebe; alles das würde ſie nur niedergeſchlagen haben. Aber alle Tage ſchrieb er ſeine Gedanken und Empfindungen nieder. — Dies Papier, ſagte er, wird ihnen nach meinem Tod zukommen, ſie werden daraus ſehen, daß mich ihr Andenken in den letzten Augenblicken beſchäftigt hat. Lady! ach Miß! ich habe nie unterlaſſen, euch zu lieben; warum hab ich euch nicht geglaubt!

Endlich kam die Ordre an, nach dreyen Tagen ſollte Asgill auf den Gerichtsplatz geführet werden. Bey dieſer Ordre bebten alle gefangene Officiere. — Sollten wir eine ſo ſchreckliche Frevelthat zugeben? Was! Sir Clinton könnte ſie zulaſſen. — Sie ſchreiben an Washington, daß er ihnen in ſein Zelt zu kommen erlauben möchte, um ihn um eine Gnade zu bitten; Washington bewilligte es. Des andern Tages erſchienen zweyhundert wackere Officiere bey der Parade und umfaßten Washingtons Kniee: General, verlaſſen Sie ſich auf unſer Wort, wir werden wieder in die Gefangenſchaft zurückkommen, wir ſchwören es Ihnen zu; aber erlauben Sie uns, daß wir zum Clinton gehen und ihn zu einem Urtheil vermögen, daß er der Menſchlichkeit und der Ehre des engliſchen Namens ſchuldig iſt. Wir bitten uns dazu nur vier Tage aus, wenn dieſe vorbey ſind, ſo können Sie über Asgill's Leben oder Tod befehlen. — Gehen Sie, meine Herren, gehen Sie, möchten Sie doch den engliſchen Namen vor einem ewigen Schandfleck bewahren können. Indeſſen wird Asgill an den Ort der Execution gebracht werden. Die Penſilvaniſche Zeitung wird dem General Clinton ſeine Abreiſe bekannt machen; dieſe Neuigkeit wird das Urtheil, um das Sie anſuchen, beſchleunigen. — Damit gingen dieſe wackeren Officiere zum Clinton ab. Sir Clinton war nicht ruhig, die ſchreckliche Execution lag ihm auf dem Herzen. Lepincot, den er in die Feſſel hatte legen laſſen, war ein Ungeheuer, deſſen Daſeyn er haßte, er wollte es aufopfern.

opfern. Unglückliche Umſtände, ihr hieltet ſeinen Arm zurück. Das Londner Miniſterium hat ihm eine unumſchränkte Vollmacht ertheilt: der König verlangte den Tod des unmenſchlichen Lepincots — „Ich leide keine Unmenſchen unter meinen Fahnen; ich will Soldaten haben und noch mehr, Menſchen. Ich habe niemals grauſame Befehle unterſchrieben, ich will nicht, daß man Grauſamkeiten begehen ſoll. Liefern Sie Lepincot aus; ich will, ich befehl es, was auch daraus entſtehen mag. Doch ſuchen Sie Aufruhr zu verhüten, es möchte ſonſt unſchuldiges Blu ſtromweiſe flieſſen.“ —

Clinton ließ den Proceß in dem Kriegsrath fortſetzen; aber der Kriegsrath wurde von der Furcht vor einer Empörung aufgehalten. Die Ankunft der zweyhundert Kapitaine erregte eine allgemeine Gährung und richtete die Engländer, die nicht unmenſchlich waren, auf. — Wir ſind gekommen, ein gerechtes Urtheil zu beſchleunigen, wir wollen Lepincot an die Rebellen ausliefern, die ſeinen Kopf verlangen; wir wollen ihn ſelbſt zum Waſhington bringen. Wer wird ſich unterſtehen, uns anzugreifen? Welches ſind die Ungeheuer, die es mit zweyhundert Entſchloſſenen aufzunehmen ſich unterfangen, welche die Ehre und Menſchlichkeit bewafnet hat? — Niemand wagte es; die Flüchtlinge hielten ſich ſtill in ihren Gliedern und ſahen Lepincot von zweyhundert Kapitainen umringt vor den Kriegsrath, von dem Kriegsrath, wo ihn die zweyhundert wackern Kapitaine verurtheilten, in das Gefängniß führen, von wo an er ſich den folgenden Tag an den Ort ſeiner Hinrichtung fortbegeben mußte.

Clinton war voll Freude über dieſes Urtheil und wahre Engländer wünſchten deswegen einander Glück. Dies war ein ſtilles Feſt, der Ehre heilig, die in einem unruhigen Gewiſſen in ihre Rechte wieder eingeſetzt wird. Alle, ohne

Ausnahme, ſagten, indem ſie ſich umarmten: wir haben einen heilſamen Unterricht ertheilt, man wird keine Grauſamkeiten mehr begehn. Sir Asgill befand ſich an dem Ort ſeiner Hinrichtung; der vierte Tag ging bald zu Ende, die untergehende Sonne zeigte bald ſeine letzte Stunde an: man hatte ihm die letzte Gnade, ſeine Todesart in eine andere zu verwandeln, abgeſchlagen. Schon ſah er den Galgen vor ſich: es entging ihm keine Wiederrede. Ein Curier, (er war von den Kapitänen abgeſchickt) der mit verhängtem Ziegel angeſprengt kam, rief: Haltet ein. — Man ſah von fern eine Wolke von Staub ſich erheben; man gab dem Verlangen Gehör; nach wenig Augenblicken erkannte man die zweyhundert Officier, welche mit verdoppelten Schritten herankamen. Sie eilten mit Lepincot zum Tod; Sir Asgill ſahe ſich bald von ſeinen Kameraden umringt; die Feſſeln wurden ihm abgenommen; er trat unter ſeine Kameraden, welche zufrieden, Lepincot den Henkern überliefert zu haben, bey ſeinem Tod keine Zuſchauer abgeben wollten.

Sie verfügten ſich zu Washington, der noch zufriedener war, als ſie, er umarmte ſie mit Freundſchaft, er gab ihnen ein Tractament. Asgill bat, ihn auf ſein Ehrenwort nach London gehen zu laſſen, um ſeine Mutter und Schweſter zu beruhigen. Washington willigte ein. Asgill beſchleunigte ſeine Abreiſe, und als er ſeinen Fuß auf das Brett ſetzte, auf dem er das Schif beſtieg, ſchwur er, nicht mehr in einem Bürgerkrieg die Waffen zu ergreifen.

VIII.

Miſcellanien.

I.

Elyſa, Emma, Lyda und Dr. Krell.

Ein Geſpräch, im Frühling 1783.

Elyſa.

Komm, **Emma!** komm, **Lyda!** laßt uns hier niederſitzen, und den Nachtigallen zuhören.

Emma. Ach! recht gerne! Aber, (halbverdrießlich) aber **Lyda** kann das Flüſtern nicht laſſen; und da kommt man immer um das Beſte.

Lyda. Ich will ganz ſtille ſeyn.

Emma Wenn Dir's möglich iſt.

Lyda Gewiß, gewiß.

(Sie hören anfänglich recht aufmerkſam zu; allein die Ausbrüche ihrer Freude ſtören ſie ſelbſt, wann ſie am begierigſten ſeyn wollen; indem einer jeden daran gelegen iſt, den beyden Andern ſehen zu laſſen, wie lebhaft ihr Entzücken iſt. Nach einer kleinen Weile kommt Dr. Krell hinzu.)

Elyſa, Emma, Lyda (zugleich ſchreyend). Herrlich! Göttlich! Himmliſch! Natur! Himmliſch! Natur!

Dr. Krell. Find't man Sie hier beyſammen, meine gnädigen Fräulein, darf man nicht Ihre Freude theilen?

Emma. Oh ja! Setzen Sie ſich nur her, ſeyn Sie aber ja recht ſtill.

Dr. Krell. Still? Ey Sie ſcherzen! Ich dächte, Sie wären alleweile recht munter und lebhaſt geweſen; und da Sie ſich alle drey auf einmal ſo ſehr freuten, ſo hab ich nicht einmal hören können, wovon die Rede war.

Elyſa. Sind Sie denn taub? Hören Sie denn nichts?

Dr. Krell. Meine Augen haben jetzt ſo viel zu ſehen, daß ich kaum hören kann. Aber um Verzeihung, was — — —

Elyſa. Er iſt taub!

Elyſa, Emma, Lyda (zugleich). Er iſt taub, er iſt taub, er iſt taub!

Dr. Krell. Sie ſcheinen heute ſehr guter Laune zu ſeyn, meine Damen. Allein, im Ernſte, darf man denn nicht wiſſen — — —

Emma. Ey ſo ſeyn Sie doch nur einen Augenblick ſtill!

Dr. Krell. Sie hören alſo wirklich etwas? — Ach! eine Nachtigall!

Elyſa. Ja doch! nur ſtille!

Emma. Göttlich! göttlich!

Lyda. Himmliſch! himmliſch!

Elyſa. Bezaubernde Natur!

Dr. Krell. Ich habe einen jungen Burſchen, der iſt recht geſchickt, Nachtigallen zu fangen, und wenn Sie befehlen, ſo — —

Elyſa, Emma, Lyda (alle drey zugleich auffahrend). Abſcheulich! Unmenſchlich! Entſetzlich!

Dr. Krell. Ich glaubte Ihnen einen Gefallen zu erweiſen.

Elyſa. Ja, wenn wir ſo unempfindlich wären, als Sie mit Ihren Kranken.

Dr. Krell. Sie thun mir unrecht, gnädiges Fräulein. Ich leide bisweilen unendlich mit Perſonen, die mich rufen laſſen; und da thut es mir recht wehe, daß ich noch nicht ſo viel Erfahrung beſitze, wie — — —

Emma. Das macht Ihnen Ehre. (heimlich zu Elyſa) Höre! es mag doch wohl ein guter Tropf ſeyn.

Elyſa (heimlich). Meinſt Du? (laut.) Nun, ſo hören Sie doch nur zu!

Dr. Krell. Ich bin ganz Ohr. (Nach einer langen Pauſe) Ich wüßte mir doch noch etwas angenehmeres und mannichfaltigeres, als dieſes Schlagen der Nachtigallen.

Emma. So?

Dr. Krell. Ja, wenn die Nachtigallen auch Verſe dazu ſingen könnten.

Elyſa. Ein drolliger Einfall!

Lyda. Nun, das ließe ſich doch wohl hören.

Elyſa. Das wäre freylich artig genug.

Lyda. Ach, höre! wenn ſie das Lied Deines Vetters ſchlägen. Ich glaube gar, ich hab' es bey mir.

Emma. Gieb her! gieb her!

Lyda. Haben Sie's ſchon geſehen?

Dr. Krell. Nein, gnädiges Fräulein. Darf ich es leſen?

Lyda. Da haben Sie's.

Dr. Krell. (laut leſend.)

Lied für Empfindſame.

Bachesrieſeln, Mondeslicht,
Urnen Lebender, Cypreſſen,
Myrten und Vergißmeinnicht,
Schwanden hin, ſind nun vergeſſen.

Amor liegt, (verzeiht es mir!)
Amor liegt nicht mehr in Windeln:

Amor fliegt jezt dort und hier,
Kann nicht länger mehr empfindeln.

Feurig ſchwingt er ſeinen Pfeil,
Seinen Bogen will er ſpannen:
Fliehet, Schönen! habt ihr Eil't *)
Eilet hin, und flieht von dannen!

Seht ihr euch nach Amor um?
Habt ihr ſchon, zu fliehn, vergeſſen?
Oh, ſo wißt: „Elyſium
„Wartet eurer, mit Cypreſſen!“

Lyda. Nun? iſt es nicht artig?

Dr. Krell (lachend). Ach ja, ſehr hübſch!

Elyſa. Sie ſpotten, weil Sie meinem Vetter nicht gut ſind.

Dr. Krell. Nein, ich habe ganz andere Gedanken dabey gehabt. Verzeihen Sie; ich muß in die Stadt.

Elyſa. Wir auch. — O **Elyſium und Cypreſſen!** Das Lied iſt gar zu hübſch!

2.

Beyträge

zu einer deutſchen Aufwands- und Prachtsgeſchichte des Mittels des vorigen Jahrhunderts: aus Originalrechnungen eines deutſchen Fürſten.

Die Rechnungen ſcheinen privatim von einem fürſtlichen Kammerdiener geführt worden zu ſeyn, der

---

*) Aus Dr. Fauſt.

damit ſeiner Fürſtlichen Durchlaucht, für das vorgeſchoſſene Geld, belegte: gleich auf der erſten finden wir folgende Ausgaben.

	Rthl.	Gr.
Für ein Kleid mit Gold- und Silberſtreifen bordirt	196	12
Zwey Halstücher à 100 holländiſche Gulden	80	—
Vier holländiſche Ellen genähete Spitzen	16	—
Einen engliſchen Caſtorhuth à 2 Guineen	10	—
Ein paar Schuhe, dem Schuhmacher.	2	—
Ein paar Hinterflecke auf die Jagdſchuhe Sr. Durchl. demſelben	—	2
Einer Bürgersfrau, ſo Sr. Durchl. einen Roſenkranz bracht	—	16
Einer Frauen, ſo Sr. Durchl. groſſe Erdbeeren bracht	—	8
Sr. Durchl. zum Spielen gegeben, in Dero Gemach	—	24
Sr. Durchl. geſtickten Rock und guten Mantel wieder repariren zu laſſen	2	8
In Klingebeutel, den andern Pfingſtag für Sr. Durchl.	4	—
Vor 2 Muſchen-Döschen	20	—
Ein Servies extrafein Oſtindiſch Porcelain, ſamt den dazugehörigen	28	—

Auch ein paar Wirthsrechnungen finden ſich unter dieſen Papieren. Sie lauten folgendergeſtalt:

Waß Meine gnädigſte Fürſtliche Herrſchaft bey mihr verzehret haben.

4 Gr. vohr Brodt.
10 Gr. vohr 10 Pfund Kalbfleiſch.
6 Gr. vohr 2 Hühner.
3 Gr. vohr junge Tauben.

16 Gr. vohr Kohlen und Mitwaltung.
4 Rthl. 9 Gr. vohr 1. Mlter. und 3 halbe Metzen Haver.
1 Rthl. vohr Hey, vohr die Pferde Sr. Fürſtl. Gnaden.
1 Rthl. vohr Bier.
8 Gr. den mitgebrachten Berghahn zu ſpicken und zu braten auf den Weg.

Die zweyte Rechnung iſt anſehnlicher; betriſt aber auch ein Nachtlager.

Dero Hochfürſtl. Durchleucht haben über Nacht allhier verzehrt.

5 Rthl. die Hochfürſtl. Taſel.
1 Rthl. 20 Gr. der Herrn Officiere Tiſch, 11 Perſonen.
1 Rthl. 12 Gr. der Kutſcher Tiſch, 9 Perſonen.
1 Rthl. 3 Gr. 6 Pf. Wein, 5 Maas 1 Nöſel.
6 Gr. vor ein Maaß Weineßig.
6 Gr. vor 2 Citronen und Zucker, zur Weinmerdte.
1 Gr. Brandewein, zum Pferden.
2 Rthl. 8 Gr. vor Bier.
10 Rthl. 21 Gr. vor 29 halbe Viertel Haber.
4 Rthl. Heu, Streu und Stallgeld.
3 Rthl. Stuben, Licht und Betten.

An dem fremden Hof ſelbſt, dem Se. Durchl. mit ihrem Gefolge einem nachbarlichen Beſuch abſtatteten, lieſſen ſie nachfolgende Proben ihrer Freygebigkeit zurück.

	Rthl.	Gr.
In die Hofämter ſpendirt	16	—
In die Stadtſchule verehrt	12	—
Dem Hausvoigt, ſo mit aufgewartet	2	—
Dem Trompetter, ſo das Aufwarten gehabt	1	8
Dem Pagen.	3	—
Den Laqueyen	2	—

	Rthl.	Gr.
Den Laqueyen, ſo bey dem Hrn. General aufgewartet	1	8
Denen Laqueyen bey dem Hrn. Hofrath und denen Hrn. Cavalieren	2	16
Der Fürſtl. Kapelle.	6	—
Denen Trompettern	6	—
Der Frau Bettmeiſterin vor insgeſambt	2	16
Der Kehrmagd.	—	16
In das Quartier wo der Hr. Hofrath logirt	1	—
In das Quartier wo die Hrn. Cavaliere logirt	1	—
In das Quartier wo die Trompetter, Pagen und Laqueyen logirt.	1	—
In das Haus wo die fürſtl. Pferdte geſtanden	1	8
Dem Hofgärtner, der Sr. Durchl. einen Strauß bracht	—	16
Den Fürſtl. Kutſchern ſo Sr. Durchl. einen Streck Wegs zurückgeführt	6	16
Den Armen auf dem Weg	—	4

Die Koſten der Reinigung der fürſtlichen Wäſche, betrugen des Jahres nicht mehr als 4 Gulden 12 Groſchen, und die Ausgabe für Medicamente an den Hofbalbirer, (weiß Zahnpulver) 16 Gulden 2 Groſchen.

3.

Nachtigall.

O wie lauſcht' ich auf ihn, deinen entzückenden,
Vollen, kühnen Geſang! könnt' er, o Nachtigall!
Aus deiner kleinen Kehle ſchallen?
Welche Geſchmeidigkeit! welch ein Athem!

Schnelles Zittern in Höh'n, die ſich dem Sinn entzieh'n:
Raſche Brüche voll Macht, taktlos erſchütternder;
  Und tauſend neuverbundne Laute
  Zücken zuſammen in Melodieen.
Süßre Schauer jedoch flieſſen dem Jüngling aus,
Wenn du liebend und ſtehts ſchärferen Silberklangs
  Der Sehnſucht lange Züge dehneſt —
  Bis du mit tröſtlicher Wendung einhältſt.
Mich durchwärmet dein Sang, lyriſche Dichterin!
Und erquickend wie Thau kühlt er mich wiederum;
  Ins neue Grün gelagert, einſam
  Wend' ich und wende mich — ſeufz' und lächle.

Freiherr von Drais.

4.

Fragment

eines Dialoges zwiſchen Herrn Hofrath Gleditſch und mir auf einem mediziniſch-botaniſchen Spatziergange.

Die Scene iſt im Thiergarten vor Berlin.

Herr Hofrath (ſieht ſich um).

Wollen weiter gehen — Hier giebts nichts für uns —

Ich. Aber ſehen Sie doch dieſes ſchöne Vergißmeinnicht, (für mich) o! Lotte, Mariane, Sophie, Emilie und ihr neun Muſen! wie allerliebſt! — —

Herr Hofrath. I! das taugt gar nichts! die Schaafe freſſen's.

(Anmerk. Hier muß man ſich beſonders die intereſſante biedere Phyſiognomie des ehrwürdigen Mannes denken.)

Ich (feuerroth, heimlich für mich). Guten Appetit alſo ihr **Werthers** und **Siegwarts**, **Burgheim's** und **Adolph's** und du ganze Heerde der empfindſamen Schaafsköpfe!

Schalk.

5.

Epiſtel,

nach Horazens Tyrrhena regum &c.

Warum, o! mein lieber Schalk! da itzt die ganze Natur ihre göttliche Schönheiten entkleidet — Warum ſitzen wir allein einſam zu Hauſe, ſo lange uns noch die drey fabelhaften Schweſtern unſer Leben in ſtarken Fäden ſpinnen? — Entreiſſe Dich der Mühe, höre einmal auf zu ſuchen, aus welchen Federn und Rädern unſer Körper beſtehe, oder welche mächtige Kraft die zerrüttete Maſchine in ihrem Gleiſe zurückführe, verlaſſ' einsweilen den Vater Hippokrates und ſeine uneinige Kinder.

Itzt wandelt die holde Freude ſichtbar durch die aromatiſchen Felder, jedes Kind der Natur leget itzt ſeine kleine Sorgen nieder, und Erde und Waſſer und Himmel rufen lauter Vergnügen. Du ſitzeſt vielleicht ſchmachtend hinter dem Vorhange in tiefen Gedanken über unſer künftiges Schickſaal, oder als ein Thor, des Ruhms erjageſt Du Dir den Tod eines Weiſen, oder Dichters — — O! nur das iſt unſer, was wir genieſſen, das übrige reiſſet doch auch der ſchnellfüſigte Bothe der Zeit unwiederbringlich mit ſich fort.

IX.

Fragmente.

Tagebuch

des Herrn Obriſten R. auf ſeiner Fahrt mit den Hannöveriſchen Truppen nach Madras.

Nach dem Original abgedruckt.

Juni 1782.

Den 3ten lieſen wir, um unſere Reiſe weiter fortzuſetzen, von Rio Janeiro wieder aus, gingen aus Mangel des Windes gegen Abend vor Anker, und den 4ten wieder unter Seegel, mußten aber wegen Windſtille wieder Anker werfen, wir lichteten ſie den 5ten, und am Abend waren wir bey gutem Winde wieder in dem Ocean. In dieſer Nacht verließ der Cutter, ein kleines Schiff von zwölf vierpfündigen Kanonen, die Flotte, und ging mit des Admirals Depeſchen und unſern Briefen nach England zurück. Den 9ten communicirten wir zuletzt durch das Sprachrohr mit der Anne Emilia, ſie hatte ſeit Rio Janeiro zwey Todte, zwey gefährliche, und ſonſt einige Kranke; den 10ten des Abends hatten wir den erſten heftigen Squal, eine Art von einem jungen, aber nicht anhaltenden aber um ſo öfter kommenden Sturm, der uns fünf Seiten-Seegel auf einmal wegnahm, uns aber durch die Vorkehrung unſers attenten Kapitains weiter nicht ſchaden konnte. Mit dieſem Vorfall nahmen zugleich die unruhigen Zeiten, da wir wegen hoher und unruhiger See nicht wenig herumgeworfen wurden, ihren Anfang. Den 20ſten des Abends ſahen wir den Commodore Sir Richard **Bickerton** zuletzt, und in dieſer Nacht wurde die Flotte durch die Squals zerſtreuet, indeß ſahen wir den zweyten Tag, da wir 36 Grad 25 Minuten ſüdlicher Breite waren, zehn Oſtindiſche Schiffe wieder, ſo ſich aber auch allmählig zerſtreueten, daß wir nur noch eins davon den 28ſten in einer weiten Entfernung hinter uns wahrnahmen. Dieſen Tag, da wir 37 Grad 16 Minuten waren, und trübes, ſtürmiſches Wetter, auch widrigen Oſtwind hatten, ſo in dieſer Gegend was ungewöhnliches ſeyn ſoll, wurden wir auf einer kurzen Entfernung gewahr, daß wir gerade auf der Inſel **Triſton de Cunha** oder **Triſtan Acunha** zuſteuerten, ein von etwas Meilen im Umfang bloßer, ungeheurer Felſen, deſſen Spitzen mit Schnee bedeckt waren, und der keine andere Bewohner, als eine Menge Seevögel von vielerley Gattungen hat, worunter die **Arbatroſſen** die vornehmſten, wenigſtens die größeſten waren, weil ihre Breite bey ausgebreiteten Flügeln achtzehn bis zwanzig Fuß ausmachen ſoll. Ein Glück war es, daß uns dieſes bey Tage begegnete, da wir noch geſchwinder ausweichen konnten. Wir ließen unſere große Flagge wehen, nicht zu Ehren des Felſen und ſeiner gefiederten Bewohner, ſondern dem hinterſten Schiffe von dieſen Felſen zu avertiren, und wünſchten, daß unſere Furcht ungegründet, und kein Schiff von unſrer Flotte daran geſtrandet ſeyn möchte, weil wir zwey Trümmern von einem Schiff wahrnahmen, die aber auch nur von einem Bote ſeyn konnten, ſo die Wellen von einem Verdeck geſpület. Da unſer Schiff vorzüglich hoch von Bord, und auch breit iſt, ſo war die Force der Wellen, wenn ſie darüber wegſchlugen, nicht mehr ſo ſtark;

indeß fand ich ſie einmal noch ſehr wirkſam, da mir eine unverhofte überraſchte, und mich ein paar Schritt wider meinen Willen hurtig fortwarf, und mich von unten bis oben recht wohlthätig badete. Den 19ſten hatten wir auch unſer letzterwähntes noch einziges Schiff aus den Augen verlohren, daß wir mithin ganz allein, und bey dem Kenntniß unſers erfahrnen und geſchickten Kapitains ruhig und gutes Muths waren.

Juli.

Wir glaubten, wir würden in dieſen Tagen ein oder anderes von denen uns abtrünnig gewordenen Schiffen wieder zu Geſichte bekommen, allein es blieb bey aller Mühe, ſo ſich der Kapitain auch dieſerwegen gab, vergebens. Zur Sicherheit, um nicht gekapert zu werden, hielten wir uns ſehr nach Süden, welches wir ſonſt zu keiner andern Zeit nöthig gehabt, ſondern in einem wärmern Clima und ruhigern See hätten bleiben können, daher denn auch der Südwind, den wir gleichſam aus der erſten Hand über das Eismeer hatten, um dieſe Zeit, da es hier ohnehin Winter iſt, außerordentlich kalt und unfreundlich war. Vielleicht fror uns auch um ſo mehr, da wir an die Wärme bereits gewohnt, und als Europäer um dieſe Jahreszeit auch Sommer verlangen konnten.

Mittlerweile hatten wir unvermuthet den 2ten bey einem vortreflichen Nordwinde, der uns heitere bequeme Luft aus dem warmen Europa zuwehete, einen ſo ſchönen Tag, wie wir ihn ſeit drey Wochen nicht gekannt; wir ſegelten in vier und zwanzig Stunden nicht allein gemächlich, ſondern ſogar ganz ſanfte 195 Engliſche Meilen, und wurden überzeugt, wie auch auf dem Waſſer die Wahrheit Platz findet, daß ein einziger guter Tag ſo viele üble vergeſſend und verſchwindend macht. Bey den anhaltenden Squals verlohren wir den 5ten die große Raa- Seegel- oder Querſtange vom Mittelmaſt, woran das größeſte Seegel befeſtiget war, welches aber noch gerettet wurde, und nach einigen Tagen war der Verluſt der Raa auch wieder durch eine andre erſetzt. Es iſt dieſes kein kleines Stück Holz, ſondern von fünf und ſiebzig Fuß lang, in der Mitte mehr denn fünf Finger dicke, fällt allmählig nach beyden Enden ab, daß ein jeder zwey Fuß in der Ründe behält; und das Stück zu dieſer neuen Raa hat den Kapitain im Einkauf neun und vierzig Pfund Sterling gekoſtet. Zum Glück hatten wir gleich nachher einige ziemliche ruhige Tage, worin dieſe Arbeit geſchehen konnte, und wir übrigen verlohren weiter nichts, als einige hundert Meilen dabey, ſo wir ſonſten hätten weiter vorwärts kommen können. Wie wir den 15ten die Breite von 389 Grad 15 Minuten hatten, waren wir auch um das Vorgebirge der guten Hoſnung herumgekommen. Wir ſahen nahe am Schiff einen Wallfiſch, der Theil vom Rücken, ſo davon aus dem Waſſer war, war außerordentlich groß, und mit Muſcheln und Schnecken von allerley Farben, ſo ſich darauf feſtgeſetzt hatten, reichlich verſehen; auch ſahen wir mit Vergnügen den Eifer eines Matroſen, welchen ein großer Schark oder Hayfiſch ſein Lieblingsgerichte, nemlich ein Stück Beef oder geſalzen Rindfleiſch, ſo er an einem Strick im Waſſer hängend hatte, wegſchnappte, und ihn auch gleich nachher an einer großen Angel fing. Er ſchnitt ihn mit der größten Hitze auf, nahm ihn das Stück Fleiſch wieder aus dem Magen, und ſchickte es mit vielem Appetit in ſeinen eigenen. Am Ende des Monats hatten wir eine Hochzeit, welche ganz feyerlich celebrirt wurde, da ein Soldat vom Regiment ſeines verſtorbenen Kameraden Wittwe wieder heirathete. Den Engländern war dieſes ſehr remarcable, weil ſie nicht glaubten, daß je eine ſolche Fete im Ocean geweſen.

August.

Auguſt.

Wie wir auf die Breite von 39 Graden 26 Minuten gekommen, fingen wir an öſtlich und nach und nach nördlich zu ſteuern, da wir denn gleich eine ruhigere See, weniger Squals und wärmer Wetter bemerkten. Den 12ten kamen wir wieder in die ſüdöſtlichen Paſſat-Winde, den 14ten paßirten wir unter den 23 Gr. 48 Min. den Tropicus Capricorni und hatten Gelegenheit, zum erſtenmal ganz wackere Vögel zu bewundern, die von einer blendenden Weiſſe, und beſonders lang und ſchmal waren, auch in ihrem Fluge viel Adreſſe zeigten, die Engländer nennen ſie Tropic-Vögel; zugleich ſahen wir andere häßlichere, ſo ſie Bobi nennen, und die nur wegen ihrer Dumheit verdienen bemerkt zu werden, weil ſie ſich auf das Schif ſetzten, und ohne alles weitere Einwenden greifen lieſſen.

Eine Zeit von drey Wochen über hatten wir den vortreflichſten Wind, der uns weit vorwärts brachte, und zugleich, da wir uns der Linie näherten, die Luft kühlete. Dieſe waren wir den 27ſten Morgens 4 Uhr im Schlaf paßiret, und hatten ſie bereits folgenden Mittag 4 Grad 44 Minuten nördlicher Breite hinter uns, wir erinnerten uns dankbar an die wenige und nur kurz anhaltende Windſtille und an die genoſſene trübe und kühle Tage, wir bemerkten hier Heerden Fiſche, ſo hoch aus den Waſſer ſprungen, ſich in der Luft umkehrten und ſich wieder in ihr Element warfen, und fingen einen groſſen Delphin, der gar ſehr wohl ſchmeckend war, dieſer Fiſch iſt glänzend gelb, welche Farbe er aber, ſo wie er aus dem Waſſer iſt, allmählig verlieret. Den 29ſten kamen wir in der Bay von Bengalen, die hier von Ceilon bis Sumatra 9 Grad beträgt.

September.

Den 1ſten ſahen wir des Morgens die Gebürge von der Küſte von Ceilon auf etwa 30 Engliſche Meilen, nachdem wir uns bereits zwey Tage zuvor mit den ſtärkenden und erfriſchenden Land- und Erdgeruch, ſo uns von daher zuwehete, erquicket hatten. Um Mittag waren wir in nördlicher Breite von 7 Grad 44 Minuten und auf 35 Minuten nördlich nach gerade unter der Sonne. Die Spendeln gaben keinen Schatten und der von den Menſchen war ein dicker unförmlicher wiederlicher Klumpen, gerade zum Füſſen. Der Wind war geringe, und daher die Hitze um ſo ſtärker, noch gröſſer aber die angenehme Ausſicht in drey Tagen bey guten Winde in Madras zu ſeyn. Den 2ten mit Tages Anbruch entdeckten wir von weiten zwey Schiffe, da wir uns dann in dubio ſo fert zu einem Seegefechte anſchickten, worauf wir uns einige Monate nach einer dazu entworfenen Diſpoſition geübet, der Kapitain gab jedoch jedesmal das Pulver dazu her, ſo mir um ſo angenehmer war, weil dadurch unſere Jugend etwas kriegeriſch und mit dem Feuer um ſo bekannter wurde. Wir hatten auch die feſte Abrede genommen, uns nicht allein, wenn die Partie nur irgend egal, bis aufs äuſſerſte zu wehren, ſondern ſogar auch Priſen zu machen, wozu der Kapitain durch die bey ſich habende Lettres marques berechtiget war. Dieſes alles aber wurde bald zu Waſſer, da wir bald nachher in allen ſiebzehn Seegel zählten, und eine natürliche Unruhe eintrat, ob ſie auch feindlich ſeyn könnten, wir wurden jedes Morgens 10 Uhr durch die Signals aufs erfreulichſte überzeugt, daß es eine Engliſche Flotte, und weiter kurz nachher durch eine Fregatte, daß es der Admiral Hages ſey, ſo in Oſtindien ſtationirt, ſie wünſchte uns zugleich Glück, daß wir der Franz. Flotte entkommen, mit welcher ſie in nicht langer Zeit drey Engagements gehabt, und verſicherte zugleich, daß unſer Schif das erſte, ſo von Bickertons Flotte in der Bay von Bengalen angekommen, wo wir uns nicht wenig groß mit dünkten. Der Kapitain ging am Bord des Admirals, welcher ihn den Rath gegeben, vorerſt bey der Flotte zu bleiben, weil er nicht eigentlich wiſſen könnte, wo die Franz. Flotte ſich aufhielte. Wir ſegelten daher mit der Flotte an der Ceilonſchen Küſte zurück und entdeckten die Franzoſen an ihren Leuten in der Nacht vor den Ceilonſchen Hafen Crankamale oder Crancanella den 3ten von zwanzig Seegel ſtark unter den Admiral Souffrein. Mit Tagsanbruch formirten wir unſere Linie drey Leques der feindlichen gegenüber. Unſer Admiral würde ſie wahrſcheinlich in dieſer Situation angegriffen haben, wenn der Wind nicht entgegen geweſen. Unſer Schif hatte die Ehre mit in der zweyten Linie zu ſeyn, und der Admiral gönnte uns dies wohl um ſo mehr, da wir ſeine Flotte mit einen Seegel doch wenigſtens vermehrten und der Feind unſer eigentlich ſchwaches Werk in Vergleich mit einen Kriegsſchiffe nicht wahrnehmen konnte, weil wir von auſſen in der Gröſſe viel verſprachen, ſondern auf allen Fall uns doch vor was rechnen mußte. Um ſechs Uhr defilirte die feindliche Flotte rechts, und wir mithin links, ſo auf dieſe Art waren wir uns bald ferner, bald näher zur Seite, bis das franzöſiſche Admiral-Schif, da wir 9 Leagues von Crancanella und 8 Gr. 40 M. nördlicher Breite waren, halb drey Uhr den erſten Schuß auf unſer Admiralſchif that, welches ſofort antwortete, und womit ſich zugleich fünf andere Schiffe von beyden Seiten mehr engagirten, und allmählig die ganze Linie ins Feuer kam, welches abwechſelnd bald in der Mitte, bald an denen Flügeln ſchwächer, oder ſtärker war, und ſo unaufhörlich bis nach ſieben Uhr fortdauerte; eine halbe Stunde vorher hatten wir die Freude des Franz. Admirals Haupt- oder Mittelmaſt fallen zu ſehen, nachdem ihm ſchon zuvor der Vormaſt und ein Theil des Hintermaſts weggeſchoſſen war. Die zunächſt befindliche Schiffe eilten ihren Admiral zu retten, und ein paar Engliſche ſuchten es zu vereiteln, allein die Dunkelheit, ſo der Sache überhaupt ein Ende machte, verurſachte zugleich, daß er zu unſern Mißvergnügen glücklich entkam. Die Franzöſiſche Flotte zog ſich weiter rechts und die unſrige nahm den Weg zurück nach Crankemali, kehrte aber bald nachher um, folgte der Franzöſiſchen und legte die Nacht über bey.

Den 4ten Mittags ſteuerten wir nach Madras, und zugleich ließ der Admiral von unſer ohnehin geringen Anzahl Matroſen, vierunddreiſſig der beſten preſſen, wodurch wir dann unſern kriegeriſchen Seegeiſt gänzlich aufgeben mußten, weil wir incl. unſrer Leute kaum ſo viel behielten, als um daß Schif zu regieren, erforderlich waren, und veranlaßt wurden, uns nur lediglich nach Madras zu ſehnen. Die Franzöſiſche Flotte iſt in der Nacht vom 3ten auf den 4ten in einer weiten Entfernung der unſrigen paſſirt, und zurück nach Crancanella gegangen, welchen Hafen und das Fort die Engliſche Flotte mit einem Theil Oſtindiſcher Truppen den Holländern in verwichenen Januar mit Sturm abgenommen, und das Fort mit 250 Europäern und $\frac{1}{m}$ Sepoys unter Commando eines Kapitains beſetzt gehabt hat, welches aber von der Franzöſiſchen Flotte ganz kürzlich wieder muß genommen ſeyn, da wir es am 8ten paſſirten, die Franzöſiſche Flagge leider darauf wehen ſahen. Die Engländer denken jedes von dieſem ſo guten, und vortheilhaft gelegenen Hafen wieder Meiſter zu werden, wenn Sir R. Bickerton mit ſeinen Schiffen allererſt zu der hieſigen Flotte wird geſtoſſen ſeyn, alsdenn ſie die Superiorität über die Franzöſiſche hat, ſo bisher auf dieſer Seite ſowohl in der Anzahl, als auch Stärke der Schiffe geweſen.

Dieſerwegen iſt der Muth, mit welchem die Engliſche ſich der Franzöſiſchen Flotte in den vier Engagements entgegen geſtellet, und gefochten, gewiß um ſo mehr zu bewundern; Ich habe am 3ten von beyden Seiten, und beſonders von denen beyden Admirals, die nebſt vielen andern Schiffen gar nicht aus dem Feuer gekommen, ungemein viel Braves wahrgenommen. Der Franzöſiſche Admiral, nachdem er auch ſeinen groſſen Maſt verloren, und ſich zurückziehen mußte, feuerte in dieſen belaborirten Umſtänden deſſen ungeachtet noch über ſechs Schuß, und wird überhaupt von der Engliſchen Flotte ſehr gerühmt. Entſcheidende und gröſſere Vortheile würden ſehr wahrſcheinlich auf Seiten der Engliſchen gefallen ſein, wenn es ein paar Stunden länger Tag würde geweſen ſeyn, da bereits unterſchiedene Franzöſiſche Schiffe viel gelitten, und ein paar davon ſich zurück aus der Linie gezogen hatten, und die Engliſchen zwar langſamer, aber um ſo gewiſſer ſchoſſen, dagegen die Franz. äuſſerſt geſchwind, ohne zu zielen (oder ohne das Tempo wahrſcheinlich zu treffen) in Acht zu nehmen, feuerten, und ihre Kugeln weit überweg, oder zu kurz zuſehens ins Waſſer ſchickten. Die Engl. halten davor, daß das Franz. Admiralſchif ſinken dürfe, und daß ihre Flotte viel Leute müſſe verloren haben. Der Verluſt der Engländer beträgt wenig, auſſer ein paar Kapitains, ſo beſonders bedauert werden, vier ihrer Schiffe haben an die Topmaſte gelitten, ſo von keiner Erheblichkeit, indes wird die Flotte, um ſich wieder auszubeſſern, nach Madras gehen, wann ſie nicht wegen des Windes nach Negapatam, als den erſten Hafen an der coromandelſchen Küſte kommen kann. Die Franzoſen engagirten ſich, da ihr Geſchütz länger iſt, auf eine weite Diſtence, und die Engländer konnten, da ſie unter dem Winde, nicht ſo nahe, wie ſonſt gewöhnlich, ſich anlegen, ſo wohl eine Urſache mit iſt, warum die ſo lange, und dem Dampf und Getöſe nach anſcheinende mörderliche Canonade verhältnißmäßig nicht mehr Schaden gethan. Jn übrigen, ob wir zwar nebſt den andern Schiffen der zweyten Linie nicht engagirt geweſen, ſo wird es mir allemal eine groſſe Satisfaction bleiben, dieſes Seegefechte, da ſie ſo ſelten vor uns Teutſche ſind, ſo nahe geſehen, und mit beygewohnet zu haben. Den 6ten Abends 10 Uhr überfiel uns ein ſtarkes Gewitter ſo plötzlich und mit ſolchem Sturm, daß wir die Seegel nicht ſo bald einnehmen, und aus Mangel der Matroſen das Schif nicht ſo geſchwind und gut regiren konnten, wobey es fürchterlich dunkel, und der Regen in Güſſen fiel, in dieſer verwirrten Verfaſſung ſtieſſen wir mit der Vorderſpitze unſers Schifs auf ein Kriegsſchif, ſo gerade vor uns war, brachen das Borgſpirt, die äuſſerliche Theile vorne vom Schif, und beſchädigten den Vordermaſt. Dieſer gewaltigen Erſchütterung nach glaubten wir incl. des Kapitains dem Sinken nahe zu ſeyn, und da der eigentliche Schade nicht ſo fort geſehen, und genau beurtheilet werden konnte, ſo thaten wir Nothſchüſſe, ſo der Admiral zwar beantwortete, uns aber wegen des anhaltenden Sturms nichts zu Hülfe ſchicken konnte, mittlerweile lauteten die Nachrichten unten aus dem Schif gut, daß da nichts beſchädiget, und es auch kein Waſſer zöge, und nach und nach wurden wir weiter überzeuget, daß wir geborgen wären. Des andern Tages ſchickte uns der Admiral zehn vortrefliche Matroſen, mit deren Hülfe der Schaden dann in ſo ferne geheilet wurde, daß wir hoffen, Madras ganz glücklich zu erreichen, und da es auch der Beruf des Teutſchen Militairs eigentlich nicht iſt, in der See unterzugehen, ſo ſchwammen wir mit aller Zuverſicht getroſt weiter fort. Unſer guter braver Kapitain glaubt nicht ſein Schif mit 500 L. Sterling wieder in Stande ſetzen zu können. Den 8ten, da wir Mittags 11 Gr. 55 Min. nördlicher Breite waren, gab der Admiral das Signal, das oben vom Maſte ab, Land zu ſehen wäre, worauf jedes Schif die groſſen Flaggen aufſteckte, um 3 Uhr Nachmittags wurde es vom Deck geſehen, worauf die Flotte abermals die Flagge wehen ließ; es war die Küſte von **Coromandel** und die Gegend von **Madras**, ſo ſich uns zeigte, welche, da wir nur noch einen Grad von **Madras** waren, von uns ſämtlich, in Betracht unſers beſchädigten Schifs, mit ſo mehrerm innigen Vergnügen erblicket wurde. Den 9ten des Nachmittags kamen wir auf ein paar Engl. Meilen von **Madras** vor Anker, den 11ten wurden wir debarquiret, und zwar durch Hülfe der hieſigen Landesböthe, die darzu beſonders eingerichtet, um über die ſtarken Brandungen, oder die hohen Wellen, die ſich hier an der ganzen Seite vom Ufer aus Land welzen, wegzukommen, ſo mit Europäiſchen Bothen nicht geſchehen kann. Jene Böthe ſind von ſehr hohen Bord von ſchlechten Holz und Dielen mit Stricken und ſtarken Bindfaden zuſammen gebunden, und die Fugen mit Hede verwahret. Die Hauptabſicht iſt wohl, um die äuſſerſte Leichtigkeit zu erhalten, und die Urſach, warum ſie ſo klätrich und geflicket ausſehen, iſt wahrſcheinlich die Armuth der Beſitzer dieſer Böthe, indeſſen verunglücken ſie nicht ſo öfters, als man es ſich natürlicher Weiſe bey dieſer ſo ſehr einfachen Bauart vorſtellen muß.

So iſt denn hiemit unſere Reiſe von Hameln bis anhero zu Madras, worauf wir eilf Monath und fünf Tage zugebracht, glücklich vollendet, ja ich ſage mit erkenntlichem und dankbarem Herzen glücklich, weil keine Gefahr uns hat ſchaden können, und wir von Portsmouth ab, alles Gemächliche und Gute, ſo wie es eine Seereiſe von dieſer Art nur irgend zulaſſen kann, reichlich genoſſen.

Madras den 16ten September 1782.

Wir ſind hier ſehr gut aufgenommen, und genieſſen, beſonders von dem Gouverneur **Lord Macardny** viele

Politeſſe und Güte. Wir ſind in denen Baraqueen hier im Fort bequartiret, ſelbiges iſt groß, ſcheinet ſehr wohl befeſtiget, und alles in vortreflichem Stande und guter Ordnung zu ſeyn. Der Krieg verurſacht Theurung, da Hyderaly nicht ſo ſehr vor Bataillen, als nur daver ſeyn ſoll, das Land zu verwüſten. Wann Sir R. Bickerton und mit Ihm die Truppen allererſt werden angekommen ſeyn, ſo dürfen die Sachen wahrſcheinlich bald ein ander Anſehen gewinnen.

Die Landſeite von Madras iſt Sand, dennoch die Gegend ganz angenehm. Kommt der Wind vom Lande, ſo iſt es gar ſehr heiß, um ſo erquickender iſt er aber auch von der Seeſeite. Der General Coot iſt mit der Armee in der Gegend von Pondicheri. Dieſes iſt alles, ſo ich von hieraus angeben kann, es hat in dieſen Tagen hier an Beſchäftigungen nicht gefehlet, und da in dieſen Tagen ein Paquetboth nach England abgehen wird, ſo muß ich nur eilen, um dieſes mit wegbekommen zu können. Nach einer eben heute, den 18ten September erhaltenen Ordre von dem General Coot, der die Armee kommandirt, müſſen wir uns marſchfertig halten. Heute den 19ten iſt dieſe Ordre wieder aufgerufen.

Ueber das auf dieſem Stück der Olla befindliche Porträt.

Nie war eine Innſchrift von einem Dichter auf ſeines Freundes Bildniß minder Kompliment, als die des Herrn Mayer auf Herrn de la Veaux. Wer in der neuern Franzöſiſchen Litteratur nicht ganz Fremdling iſt, wird dem Ausſpruche des Herrn M. von Herzen beiſtimmen. und erklären, daß er nicht leicht männlichere Kritik, pikantern Wiz, mit blühenderer Imagination, mehrerer Fühlbarkeit und ſchönerem, in jede Form ſich ſo leicht ſchmiegenden Vortrag habe verbunden geſehn, als beym Herrn de la Veaux. Seine conte moral, ſeine conte des fées, ſeine Tableaux, ſeine Défenſe, ſein Maitre de langue und ſeine nuits champêtres legen hiervon die triftigſten Beweiſe ab. Auch wagen es ſeine Neider — welchem verdienſtvollen Manne fehlt es wohl an dieſem Heuſchreckengezüchte? — nicht, dagegen ihre vergiftete Zunge arbeiten zu laſſen. Sie greifen ihn aber dafür von einer Seite an, die dem rechtſchaffenen Manne ſo empfindlich iſt, daß er um ſich dies erſte aller Güter nicht rauben zu laſſen, lieber den ganzen Reichthum ſeines Geiſtes dahin gäbe: von Seiten des Herzens machen ſie ihre Angriffe. Allein der mächtigen

tigen Wahrheit iſt es gelungen, dieſe ſchwarzen Verläumdungen gänzlich zu vernichten. Und nun bewundert jedermann eben ſo ſehr das Herz als den Geiſt des Herrn de la Veaux.

Nicht nur als Originalſchriftſteller, ſondern auch als Ueberſetzer hat Herr de la Veaux ſich von der vortheilhafteſten Seite gezeigt. Verſchiedne Teutſche Schriften, die er in der Schweiz in ſeine Sprache übertrug, hauptſächlich Wieland's Muſarion, haben den allgemeinen Wunſch erregt, daß er nur und unſer Huber die guten Köpfe unter unſern Landesleuten dem Franzöſiſchen Publikum bekannt machen möchte. So nur allein werden ſie auf einer ihrer würdigen Art demſelben bekannt, und Schriftſteller, die ihren Vortrag vernachläſſigt haben, gewinnen dadurch ungemein bey einem Publikum, das, wie das Franzöſiſche ſo ſehr auf ſchönen Vortrag hält. So z. B. wird Herrn Schmidts Geſchichte der Deutſchen, der Herr Wezel nicht mit Unrecht in Abſicht der Diktion Vorwürfe macht, unter den Händen des Herrn de la Veaux all' die Politur erlangen, die ſeinen Schriften ſo eigen iſt. Dieß, der in erbärmlichen Franzöſiſch geſchriebene Proſpectus des nämlichen Werks von einem gewiſſen Herrn Ceſar, und die völlige Unbekanntheit dieſes Mannes werden das Publikum wohl beſtimmen, die Arbeit des Erſtern zu erwarten, der überdieß weder Pränumeration noch Unterzeichnung verlangt, und bereits einen anſehnlichen Theil der Schmidtſchen Geſchichte drukfertig liegen hat.

Regiſter

über die vier Stücke der Olla Potrida vom Jahre 1783.

(Die Römiſche Zahl bedeutet das Stück, und die Deutſche die Seite.)

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

Skizzen von der Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt. Fortſetzung und Beſchluß der vierten Epoche. I. 121.
Sonderbarer peinlicher Prozeß. I. 137.
Ueber die militäriſchen Strafen der Römer. II. 57.
Skizzen von der Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt. Fünfte Epoche. II. 75.
Schreiben des Herrn Godin des Odonnais an Herrn de la Condamine, über die Reiſe der Frau Godin auf dem Amazonenfluß. II. 97.
Etwas vom alten Calender. II 119.

Patrio-

Patriotiſcher Beytrag zur Methyologie der Deutſchen, nebſt einer Vorrede über das Methyologiſche Studium überhaupt. III. 45.
Herr D–*, zu Paris. III. 55.
Eckhof. III. 67.
A. B. C. von einer Dame. IV. 68.
Ueber die neueſte Ausgabe der Meßiade. IV. 76.
Aus der Geſchichte der Sitten und Gebräuche der Völker. IV. 89.

Anekdoten.

I. 144. II. 136. III. 88. IV. 97.

Auszüge.

Nachrichten aus Madrid. II. 42.
Von den Kalmucken. III. 31.
Von den Leichenbegängniſſen der Hindus. IV. 58.

Biographien.

Ritter Mengs. I. 147.
Tronchin. III 95.
Kapitain Asgill. IV. 100.

Dramatiſche Aufſätze.

Welch ein Spaß! Ein Luſtſpiel in drei Aufzügen. Nach Marivaux. I. 16.
Am Ende eine Betſchweſter, ein Nachſpiel in einem Aufzuge. II. 9.
Der Sklav. Ein Schauſpiel mit Geſang. III. 10.
Scenen aus den Seelenverkäufern. Ein Luſtſpiel in 5 Aufzügen. IV. 14.

Fragmente.

Einfluß des Umgangs mit dem weiblichen Geſchlecht. I. 167.
Tagebuch des Herrn Obriſten R. auf ſeiner Fahrt mit den Hannöveriſchen Truppen nach Madras. IV. 128.

Gedichte.

Beym Anblick der Tyroler Gebürge. Ode auf Luther. Schifferlied nach einem Sturme. Lied eines Türkiſchen Landmannes. Mädchentreu. Miènchens Locken. I. 3-15.
Meiner Freundin Jenny T... an ihrem Geburtstage. Vers accompagnés de lauriers & préſentés à Mlle. la Baronne de K... au jour de ſa fête. Epitaphe. Träume. Scenen am 31ſten December 1782. II. 3-9.
Am 28ſten Juli 1782. des Morgens früh um 4 Uhr. Lob der Freundſchaft. Ode nach der Zurückkunft der Durchl. Herzogin Amalia zu Sachſen-Weimar und Eiſenach von J. Ch. Scherff. An einen Burgermeiſter in Heſſen, der Bildniſſe von allen Fürſten aus der Rathsſtube ſchafte. Die Woche. III 3-9.
Ueber die verzögerte Rückkehr des Frühlings. Supplik im Namen eines Seilers, bey der Geburt des Erbprinzen von Weimar 1783. an den Herzog. Empfindungen. Das Abentheuer auf

auf dem Raubſchloſſe. Der achtzehenjährige Philoſoph. Der Liebesheld. Als ich die Nachricht von dem Tode meines Kollegen Krauß aus Fulda erhielt. Paroli au même. Der ſtolze Mathematiker. Grabſchrift auf Herrn von * *. Auf einen Lehrer mit ſchlechten Schulbüchern. IV. 3-13.

Miſcellanien.

Ein paar Meinungen vom Parfüm aus Guinea: Ameiſen aus Guinea. I. 156.
Wiesbaden. I. 158.
Die Quarantaine. I. 165.
Gelehrten-Penſionen-Regiſter Ludwigs XIV. II. 143.
Dialogen Herzog Bernhard des Groſſen von Weimar. Im Lager vor Briſach. II. 146.
Tabelle über die verſchiedenen Völkerſchaften und Stämme der Nordamerikaniſchen Wilden, in den ganz nördlichen Kantonen. II. 151.
An den Schlaf. II. 156.
Brunnenlied. II. 157.
An meinen Freund Herrn G. M. Höſch. II. 159.
Drey Briefe des Ritters von Bouflers auf ſeiner Schweizerreiſe. III. 102.
Zu dem Verzeichniß der teutſchen Namen der Götter aus Filip Zeſens von Fürſtenau Scherzgedichten. III. 109.
Beiträge zur Geſchichte der Baieriſchen Roſamund, genannt Agnes Bernauerin. III. 111.
Die Freundinnen oder der Wittwer. Ein dramatiſches Gedicht. III. 127.
Elyſa, Emma, Lyda und Dr. Krell. Ein Geſpräch, im Frühling 1783. IV. 128.
Beiträge zu einer deutſchen Aufwands- und Prachtsgeſchichte des Mittels des vorigen Jahrhunderts: aus Originalrechnungen eines deutſchen Fürſten. IV. 131.
Nachtigall. IV. 134.
Fragment eines Dialoges zwiſchen Herrn Hofrath Gleditſch und mir auf einem mediziniſch-botaniſchen Spatziergange. IV. 135.
Epiſtel, nach Horazens Tyrrhena regum &c. IV. 136.

Naturgeſchichte.

Ueber den Vögelgeſang. Aus den Londonern Tranſ. Phil. I. 140.
Vom Zitter-Aal. I. 142.
Die Gemſe. II. 122.
Experimente und Beobachtungen über die thieriſche Wärme, und die Entzündung brennbarer Körper. III. 81.

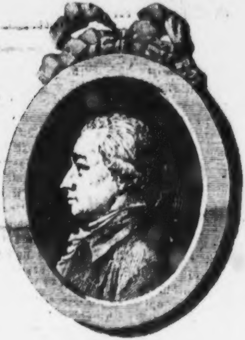
Pieces fugitives.

La Cour du Lion. Fable. Le Jardinier & ſon Poirier. Fable. L'Abeille & la Tulipe. Fable. III. 147-151.

Olla Potrida.

1784.

Erſtes Stück.



I. K. WEZEL.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
[illegible]
LUS.

[illegible]

No. 1.

Olla Potrida.

1784.

Erſtes Stück.

Berlin

[illegible] Buchhandlung,

Inhalt.

Seite

Gedichte.

Dramatische Aufsätze.

[illegible]. Ein dramatisches Gemälde. [illegible]

Auszüge.

Von der Beschreibung [illegible]
[illegible] fang bey den [illegible]

Abhandlungen und [illegible]

1. Skizzen von [illegible]
[illegible]
2. Moden, Luxus, und Kleidung der [illegible] wen in Peru, besonders zu Lima. [illegible]
3. [illegible] schen Buche [illegible]

Naturgeschichte.

1. Nachricht [illegible]
2. Außerordentliche [illegible] eines wilden Thiers, [illegible] von verschiedenen [illegible] der [illegible] nach dem [illegible]

Seite
[illegible]merkungen zu machen, Augenzeugen waren. 78.
Anekdoten. 80.
Biographie oder Romane.
Franz Carmagnol. 82.
Miſcellanien.
1. Epochen einiger Moden. 120.
2. An Herrn * * 125.
3. Auf den Apoſtel des Menſchenverſtandes in meinem Vaterlande, Herrn Hofrath und Leibarzt Weickard in Fulda. 127.
4. Freundſchaft, ſtärker als Liebe. 129.
5. Hero und Leander. Ein Gedicht des Muſäus, überſetzt von L. S. G. Sprengel. 138.
Fragmente.
Trauerſcene in Zſchorlau. 156.

Avertiſſement.

Voltairen als Schriftſteller anzupreiſen, wäre überflüſſig. Jedermann kennt und bewundert ihn, und die meiſten vornehmſten Nationen haben ſich um die Wette bemühet, ihn [illegible] in die Sprache ihres Landes überzutragen. Auch bey uns haben einige ſeiner Schriften Ueberſetzer gefunden; aber auch nur einige. Daher war es den Freunden der Litteratur ſehr angenehm, weil vor einiger Zeit ein Ungenannter eine Ueberſetzung der ſämmtlichen Werke Voltaire's ankündigte, die in der Gelehrten Buchhandlung zu Deſſau erſcheinen ſollte, und die, nach der Ankündigung zu urtheilen, ſehr gut ausgefallen ſeyn würde. Er hat nun ſeinen [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] zu [illegible] iſt; da die [illegible] in die Hände [illegible] Ueberſetzers gefallen ſind, die mit [illegible] Glück gearbeitet haben. Indeß [illegible] Werk [illegible], und [illegible] kann alſo die Nachricht wohl [illegible] ganz angenehm ſeyn, daß ſich eine Geſellſchaft von mehreren, größtentheils ſchon durch Schriften bekannten Gelehrten, entſchloſſen hat, Voltaire's ſämmtliche Werke zu verdeutſchen, doch ſo, daß wie billig, manche kleine [illegible] Aufſätze weggelaſſen werden, die für Frankreich intereſſant waren, [illegible] aber für Deutſchland nicht ſind. [illegible] und den Vorzug vor dem Original [illegible] lichen Werke da durch Anmerkungen [illegible], wo der Verfaſſer aus Eilfertigkeit oder [illegible] Fehler begangen hat. Ernſthafte und [illegible] Schriften werden miteinander abwechſeln, ſo daß auf einen Band Erzählungen, ein [illegible] Theil, auf ein poetiſches, ein philoſophiſches Werk folgen wird. [illegible] überſetzenden Schriften, [illegible] ſey, einen Theil vollendet hat. [illegible] erſcheinen. Jeder Theil erhält [illegible] die Käufer können [illegible] Ganze abnehmen, [illegible] XIII [illegible] Erzählungen [illegible] Zweyter [illegible] die Materie erlaubet, [illegible] mit [illegible] typographiſcher Schönheit gedruckt werden, und 1 Thlr. 8 Gr. koſten; die Pränumeranten bekommen jeden Theil zu 1 Thlr. [illegible] Exemplare auf [illegible] Die [illegible] ſche Buchhandlung [illegible] [illegible] des XIII [illegible]

BIBL.
UNIVERS.
[illegible]

I.

Gedichte.

I.

Die Vorbedeutung.

Hier, wo der Gießbach wankend dem Fels entſtürzt,
Pflückt' ich vom hohen Ufer mit Lina mir
Vergißmeinnichtchen. Zwey vertraute
Lina den Fluthen ſie treu zu leiten.

Und beyde ſchwammen lange vereint dahin:
Zuletzt zertrennten neidiſche Wellen ſie.
Am Uferſande hing das eine
Strandend, das zweyte verſank im Wirbel,

Und Lina weinte Thränen des Mitleids ihm. —
O Gott! wie ruhig gleitet' ich neben ihr
Im Strom des Lebens, eh die letzte
Feindliche Woge ſie mir entführte.

Nun iſt, ach! ewig iſt ſie dahin, dahin,
Und ich Verlaßner jammere ſehnſuchtsvoll
Am Strand und flehe: „Reiß mich, Woge,
„Die du das Mädchen verſchlangſt, von hinnen.“

M.

2.

An Minna.

Liebe, Liebchen! kann uns binden
mit dem ſchönſten Freudenband,
kann uns beſſre Feſſeln winden
als ein Schwur, als Ring und Hand.

Keine Hand kann frevelnd trennen
was die Liebe einmal band,
löſchen nicht, was hier zu brennen
Nahrung vor die Flamme fand.

Keine Schranken hat die Liebe,
Liebe iſt wie Ebb' und Flut,
heute giebt ſie ſüſſe Triebe
Wonneluſt und holde Glut;

Morgen reicht ſie bittres Leiden
in dem Becher, wo ſie Luſt
gab vorher, und ſüſſe Freuden
zärtlich goß in unſre Bruſt.

Wie der Zefir von der Roſe
zu der Nelke luſtig ſchlüpft,
und aus dieſer ihrem Schooſe
zu den andern Blumen hüpft;

Wie die Wellen ſich erheben
thürmend, wieder ſinken glatt,
ſo iſt Wechſel in dem Leben
das zum Steuer Liebe hat.

Vlpo.

3.

Am Geburtstage der Madem. W** zu W*

Ach es wühlen ſanft die Weſte
nicht an Deinem holden Feſte
    in dem bunten Blumenflor,
Boreas mit rauchem Toben
hat die Flügel ſtark erhoben,
    und es blikt kein Blümchen vor.

Was bekränzt zu unſrer Feyer
meine ſchwachgeſtimmte Leier?
    was Dein blondgelocktes Haar?
Längſt verblühet ſind die Roſen,
Nelken, Lilien, die vom Koſen
    Zefirs, Florens Schoos gebahr.

Sieh mit Moſt geſchwellten Trauben
will die Leier eh umlauben,
    Mir, und Dir Dein lokigt Haupt,
und dann will ich frölich ſingen
mag der Nord die Regenſchwingen
    ſchütteln; ſey der Hain entlaubt;

Wo die ſanften Täubchen girren
wenn die lauen Lüftchen ſchwirren,
    über ihr begrüntes Neſt, —
Bachus kränzt mit ſeinem Laube,
und ich girre ſtatt der Taube
    froh an Deinem holden Feſt.

Ylps.

4.

Empſindungen

eines Greiſes, als er im Frühjahr 1783. in ſeinem Garten, ein aufgegangenes Saamenkorn erblikte, das ſeine Hülſe auf der Spitze trug.

Seht, es keimt dies Korn hervor,
Und trägt ſeine Schaale
Gleichſam im Triumph empor,
Sich zum Ehrenmale;
Es ruft, ohne Stimme, laut,
Aus der Fäulniß Banden:
„Ich bin wieder aufgebaut,
„Ich bin auferſtanden!“

5.

Tiro an Phädor.

Eine Elegie.

Freund von Liebe ſchmükt nicht mehr
Deines Tiro Bruſt.
Viel ſind ſchon der Jünglingstage
Hingeſchwunden – nicht zur Plage;
Aber ohne Luſt.

Ohne jene höhre Luſt,
Unbelauſcht, allein
In der Freundin Aug zu blicken;
Sich zu ſpiegeln im Entzücken;
Nur für ſie zu ſeyn;

Und zu fühlen, wenn ſie küßt,
Wie's im Buſen wühlt;
Wenn ſie ſanfte Laute lallet,
Wie's im Buſen wiederſchallet –
Ach ich hab's gefühlt.

Einmal hab ich auch geliebt
Heilig, hoch und treu.
Tage flohen wie Secunden.
Nun ſind Tage mir die Stunden;
Freund! ſo iſts vorbey.

Scenen der Natur voll Pracht,
Wurden flatternd Spiel.
Ich verlohr den Geiſt des Lebens,
Sah umher – und noch vergebens
Such' ich mein Gefühl.

Nur mitleidge Dämmerung
Blieb vom Licht zurück.
Wenn ich Edlen dieſe Sonne
Glänzen ſehe, theil ich Wonne;
Denn ich kenn ihr Glück,

Gönn' es ihnen, danke noch;
Einem Armen gleich,
Der dem reichen Mann begegnet,
Für die kleinſte Gab' ihn ſegnet.
Noch vor Hunger bleich – –

Laura, Freund! dein ſüſſes Weib
Spielet um Dich her.
Wie es lächelt, wie es ſchmeichelt;
Mäunchen liſpelt, Wangen ſtreichelt –
Da! du wohl noch mehr.

Und ätheriſcher entflammet
Eurer Seelengluth,
Wenn, in den geweihten Stunden,
Du den Arm um ſie gewunden,
Ihrer um Dich ruht;

Jedes in der andern Hand
Seinen Klopſtock hält
Und, von Selida belehret,
Ihr euch höhre Liebe ſchwöret
In der beſſern Welt.

„Dies iſt jenes ewgen Tags
„Morgenröthe ſchon;
„Einzge Fülle warmer Herzen;
„Wonnempfindung auch in Schmerzen;
„Keuſcher Sehnſucht Lohn.“

Phädor ſo biſt Du belohnt —
Wäre denn auch mir
Ausgeſäet dieſer Seegen?
Unbekannte, komm entgegen!
Komm' ich flieh zu Dir! —

Oder ſoll mein Erdepfad
Oed und kürzer ſeyn? —
Freund, dann bitt' ich Eins: durchziehe
Düſtre Wälder; aber fliehe
Jeden Dichterhain,

Jeden freudevollen Baum,
Wo ein Vöglein ſingt;
Wo von tiefgepflanztem Triebe,
Schwühle Liebe, Liebe, Liebe
Aus der Kehle dringt.

Bild' in Deiner Dichterkraſt
Meinen Pfad Dir ein;
Und dann, Kenner meiner Seele!
Wandl' in Wüſteneien; wähle
Einen ſchwarzen Stein;

Seufze; füll' auch wohl Dein Auge,
Grab es in den Stein:
„Denkmahl das ſein Freund geſchrieben
„Dieſer hätte ſollen lieben
„Und geliebet ſeyn.“

Späte Jahre wallet noch
Zu dem Stein zurück,
Blickt euch an und laßt euch nieder;
Segnet mich – und friſcher wieder
Fühlet euer Glück.

Etwa, daß mein ernſter Geiſt
Sich zur Wonn' erkühnt,
Wenn noch ihr ihn ehret, Gatten!
Und wenn nur der bleiche Schatten
Liebenden noch dient.

Freiherr von Drais

6.

An die Liebe.

Liebe, die der Welten Sphären
Durch das Unbegrenzte lenkt.
Und mit Allmacht ihre ſchweren
Ketten aneinander henkt!
Alles lebt durch deine Güte,
Menſch und Thier und Feld und Hain
Durch dich ſchmückt den Baum die Blüte,
Korn das Land, die Hügel Wein!

Triumphierend jauchzt dir alles,
Wenn der Lenz ſich niederſchwingt,
Und des weiten Erdenballes
Ewig alte Kraft verjüngt;
Sieh, unzähliche Geſchlechter,
Suchen ſich, zu lieben, auf;
Denn ſteigt lauter, nicht geſchwächter,
Dir ihr dankend Lied hinauf!

Nur der Jüngling, nur der arme
Jüngling und das Mädchen ſchweigt,
Wenn ſich erdenwärts die warme,
Roſenzeit der Liebe neigt;
Was ſie fühlen, ſind die ſüßen
Ungeküßten Wünſche nur;
Seit der goldnen Zeit vermiſſen
Sie die Rechte der Natur.

Jedem Ort, wo ſie verweilen
Einſam trauernd, ſcheinen ſie
Ihre Leiden mitzutheilen
Im Gefühl der Sympathie.
Da verſtummet das Getümmel
Auf den Hügeln und im Thal,
Und die Sonne ſchickt vom Himmel
Langſam ihren matten Strahl.

Immer iſt der Liebeskranke
Geiſt von allen abgewandt;
Stets umſchwebet ſein Gedanke
Den geliebten Gegenſtand.
Auf des Gartens Blumenpfaden
Staudet wildes Unkraut nun
Keine Roſenlauben laden
Sie, im Schatten auszuruhn.

Den

Dunkel, wie in ſchweren Träumen
Schwebt die Seele ſtets; kein Sinn
Trägt Licht in den geheimen
Sitz der Leibbewohnerin;
Sie verſchleußt ſich, von den Wangen
Fallen dann die Roſen ab:
Sie verzehrt ſich, und den bangen
Leib empfängt das offne Grab.

Die du die Natur regiereſt,
Und des Chaos Krieg geſtillt;
Alles zu einander führeſt,
Was vereinter Trieb erfüllt;
Liebe, wenn der Preiß der Lieder
Deiner Jugend dir gefällt,
O ſo gieb dein Recht ihr wieder
Jenes Recht der goldnen Welt.

Führe Göttin, voll Erbarmen,
Mächtge Göttin, führe du
Jeden Jüngling bald dem warmen
Buſen eines Mädchens zu.
Pflanze dichtgewölbte Schatten,
Wo in Liebestrunkenheit
Sie ſich mit einander gatten,
In der ſchönſten Jahreszeit.

Daß ſich alles Land verſchöne,
Und der Jüngling, voller Kraft
Sich zur groſſen That gewöhne
Die das Glück der Menſchen ſchaft;
Daß zur Zeit, wenn von der Erde
Dir Triumph gen Himmel flieht,
Keine Stimm vermißet werde
In dem allgemeinen Lied.

K.

II. Dra-

II.

Dramatiſche Aufſätze.

Treue krönt.

Ein dramatiſches Gemählde.

Perſonen:

Saladin, König in Aegypten.
Armellina, deſſen Tochter.
Oſſuna, Ritter und Oberſter Kämmerer an Saladins Hofe.
Liſillo, Ritter an Saladins Hofe.
Altobello, Prinz von Konſtantinopel.
Orkano, Prinz von Böhmen.
Almiel, ein weiſer Zauberer.
Malanda, eine Fee.
Ariſton, ein Zauberer.
Kerkermeiſter. Wache. Feen und Geiſter.

(Der Schauplatz iſt zu Kairo.)

Er-

Erſter Auftritt.

(Ein finſterer Kerker von einer einzigen Lampe erleuchtet. **Altobello** liegt mit ſeinem Kopfe auf einem Kloze an der Erde, gefeſſelt und ſchläft. **Der Kerkermeiſter** trit mit **Armellina** herein. Ein heftiger Schmerz drükt ihre Empfindungen aus. Sie naht ſich ihm.)

Armellina.

O Prinz! Herr des Konſtantinopolitaniſchen Reichs, iſt dis Dein Pallaſt? — Iſt dis eine Ruheſtatt für Dich? (Sie umarmt ihn. Eine Simfonie drükt die Bewegungen der Leidenden aus.)

Altobello (erwacht). — Armellina! — Gott was brachte Dich zu mir in dieſen finſtern Kerker? —

Armellina. Nichts als der Liebe Allgewalt! — (zum Kerkermeiſter.) Du wirſt uns wohl alleine laſſen?

Kerkermeiſter. Ich darf nicht. — Ich habe ſchon zu viel erlaubt, es iſt wider mein Gewiſſen und meinen Eid.

Armellina (Nimmt einen Edelſtein aus ihrem Kopfputz). Hier! — Laß uns nur auf eine Viertelſtunde allein.

Kerkermeiſter. Wer kann den Liebenden etwas verſagen? — (geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Altobello Armellina.

Altobello.

Weine nicht Armelina! — ſag mir vielmehr, weiſt Du die Urſache des ſo offenbar an mir verlezten Richterrechts, und der mir angethanen Schmach?

Armellina. Man hat Dich in Verdacht verbotener Buhlſchaft mit der Königin. — Mein Vater iſt von Zorn ent, entbrannt, und ſchwöret, ſich mit nichts als mit Deinem und der Königin Tode verſöhnen zu laſſen. Auch meine Mutter ſizt im Gefängniß und ſchmachtet.

Altobello. Gott beſchüze die Unſchuld! —

Armellina. Es iſt nach Landesſitte überall ausgerufen worden, daß der böſe Oſſuna euer Ankläger die Wahrheit ſeiner Anklage ſieben Tage lang gegen jeden Ritter vertheidigen wolle, der ihn wiederſpräch. — Schon ſind ſechs Tage verfloſſen, heute bricht der ſiebende an und es hat ſich noch kein Ritter gefunden, der für Dich und meine Mutter mit dem Verräther Oſſuna eine Lanze zu brechen wagte. Du weiſt es ſelbſt, wie weitberühmt Oſſuna's ritterliche Thaten ſind, — wird ſich wohl einer wagen mit dieſem tapfern Böſewicht zu kämpfen? —

Altobello. Ja! Saladin ſoll nicht ungeſtraft das Blut eines grichiſchen Kaiſers vergieſſen. Mich aus dieſem Gefängniß zu befreyen, wär mir eine leichte Sache. Zweifle nicht, ſondern ſieh es ſelbſt, — dieſer Ring iſt das magiſche Amulet, welches mir der Zauberer Almiel in meinem zehnten Jahre ſchenkte. Ich kann mich deſſelben bedienen, wie ich will, es erſcheinet mir Hülfe — ſo eben fällt mirs ein daß ich Speiſe bedarf. — Ich brauche Saladins Hundekoſt nicht. Gieb Achtung, Armellina. (Er zieht den Ring von Finger, kehret dreimal den Stein deſſelben nach ſeinen Augen und murmelt etliche Worte.) —

Armellina. Schrecklicher Zaubrer! —

Altobello. Rede nicht, ſo lieb Dir Dein Leben iſt. — Auf ihr Unterirrdiſchen, die ihr Almiels kraftvollen Befehl unterthan ſeyd, erſcheint! — (Es ſteigen zwey Geiſter aus der Erde und bringen allerhand Eſſwaaren. — Sie ſingen.)

Almiel hat uns geſandt,
Nimm den Trank aus unſrer Hand,
Nimm die Speiſe als ein Pfand
Als ein Zeichen wohlbekannt,

Deines Freundes, auf der Hand
Seiner Diener Dir bekannt.

(Altobello nimmt alles und die Geiſter verſchwinden.)

Armellina. Himmel was habe ich geſehen? — O wer Zauberey fähig iſt, der iſt aller Laſter fähig. Gewiß Du biſt ein Verbrecher. — Himmel! der ſchändliche Buler meiner Mutter!

Altobello. Armellina Du biſt unbillig. —

Armellina. Ach, die Gewalt, die mich ſeit dem erſten Anblik ſo an Dich zog, daß ich Dich nicht miſſen konnte, haſt Du mir Schändlicher durch Deine Zauberey angethan! — Verräther! wie viel hab' ich Deinetwegen erlitten, wie viel haſt Du mir ſchlafloſe Nächte, welche groſſe Bekümmerniß gemacht! —

Altobello. Armellina! dies iſt die Stimme verſchmäheter Reize. — Ich habe nie nach verbotenen Früchten gegriffen, ich habe nie Deine freundlichen Blike erwiedert. — Deine Reize haben nie die Schönheit meiner Dame Flois aus meinem Herzen vertilgt. Umſonſt haſt Du Dich bemüht, mich zu reizen. —

Armellina. Elender! und das ſagſt Du mir?

Altobello. Das ſag' ich Dir.

Armellina. (Zieht einen Dolch aus ihrem Buſen und ſticht nach **Altobello**, dieſer hält die Hand vor, die Spize des Dolchs berührt den Stein ſeines Ringes. Ein wetterleuchtender Glanz ſchrekt **Armellinen** zurük. **Altobello** entreiſt ihr den Dolch.)

Altobello. Furie!

Armellina. Zauberer! willſt Du mich tödten.

Altobello. Unedel wärs, meine Hand mit Weiberblute zu beſudeln.

Armellina. Ich klage Dich Verräther der Zauberey an. Du ſolſt Dich nicht retten können mit Deinem Stein, — geh mit Deinem teufliſchen Male — (ſie ſtößt alle Gerichte der Geiſter um und eilt fort.)

Altobello. (Sieht ihr nach. Er nimmt ſeinen Ring und die Geiſter erſcheinen wieder.) Tragt die Ueberbleibſel des Eſſens weg, welches mir eine Furie verderbte!! —

(Sie ſingen.)

Schmähe nicht der Weiber Reize
ſchmähe nicht der ſchönen Huld,
miß Dir ſelbſt und Deinen Thaten
zu, des Leidens herbe Schuld.

(Sie verſchwinden. — Altobello ſieht ihnen nach.)

Ja wohl habt ihr Recht, mein Unglük war es von jeher, die Reize der Damen zu verſchmähen. So unterlag ich den mörderiſchen Klauen des Zauberers Almod, als ich die Reize ſeiner Tochter verſchmähte; ſo entbrante wider mich auch der Zorn der Königin Armira, und noch jezt ſchmacht' ich im Kerker, weil ich die Reize der Königin von Aegypten verſchmähte. — Hätte ich ihr Verlangen erfüllt, ſo hätte ſie mich nicht im Garten zurükgehalten, ſo wär nicht Oſſuna gekommen und hätte die Königin viel zu erhizt und wollüſtig geſehen, als das er etwas gleichgültiges hätte mutmaßen können. — O Flois und dies alles um Deinetwillen. O ſchöne Dame meiner liebekranken Phantaſie, wo weileſt Du? Ach Du liegſt wohl ſchon in den Armen eines andern Glüklichern als ich bin. — Iſt wohl je eine ſonderbare Liebſchaft in der Welt geweſen als die meinige? Ich als ein noch unbefangener Frauendiener renne an meines Vaters Hofe mit einem fremden Ritter, welcher ſeine Dame Flois gegen meine Gefangenſchaft, wenn er mich überwinden würde, ſezt; ich renne ihn nieder, — er fällt, bleibt tod und kann mir weiter nichts ſagen als: Flois iſt ein — Hier ſtarb er. — Seit dieſer Zeit ſehen mich ſchon alle Theile der Welt und ich finde ſie nicht. — Drey Jahre gelobte ich ſie zu ſuchen, und unter dieſer Zeit ihr allein treu zu ſeyn. — Ich habe meine Treue bis hieher noch unverlezt er-

erhalten, noch wird der Mond dreymal ſein Licht wechſeln, und dann ſind die drey Jahre vorbey. — Armellina wüthet vor Zorn, ſie glaubt ſich verſchmäht; aber ſie weiß nicht, was in dieſem meiliem Herzen vorgeht. — Ich hofte die noch übrige kurze Zeit bis zu Erfüllung der drey Jahre an dieſem Hofe — — doch — Armellina iſt beleidigt, ſie drohte mir mich als einen Zauberer anzuklagen. — Man wird mir meinen Ring nehmen, und ich wär verlohren. — Es iſt gut, daß ich den Ring der weiſen Malanda noch bey mir habe, dieſen will ich ihnen für Almiels Ring geben. — (Er nimmt einen Ring aus ſeinem Buſen, und ſtekt ihn vor dem Ring an ſeinen Finger, welcher zuvor daran geſtekt hat.) — Du Almiels Ring, mein einziges Kleinod, das ich hienieden habe, ſey in meinem Buſen verborgen. — Der Ring der weiſen Malanda hat die Kraft, daß ihn der, der ihn anſtekt, nicht wieder vom Finger ziehen kann, wenn er nicht beſtändig ſeiner Dame treu war. Von Zeit zu Zeit erinnert er durch heftige Schmerzen dem Beſizer ſeiner Untreu, und keiner vermag ihn vom Finger zu ziehen, der nicht unbeſcholtenes Wandels und ſeiner Dame treu iſt. — Mich dünkt, es kommen Leute! —

Dritter Auftritt.

Altobello. Oſſuna. Kerkermeiſter. Wache.

Oſſuna.

Ritter Du häufeſt Schuld über Schuld! —

Altobello. Dies haſt Du zu beweiſen.

Oſſuna. Schon iſt der ſiebende Tag, und es hat ſich noch kein Ritter gewagt für Deine und der Königin Unſchuld mit mir zu kämpfen.

Altobello. Daran habe ich keine Schuld.

Oſſuna. Deine Schuld iſt Deine Bulſchaft. — Auf Sünde folgt Strafe.

Altobello. Du redeſt wie ein Weiſer.

Oſſuna. Zu dieſer Schuld häuſeſt Du die ſchrekliche Schuld der Zauberey. — Der König verlangt den Talismann, der Dir zu Deiner Zauberey behülſlich iſt.

Altobello. Es wär mir leicht, Dich und alle die hier bey Dir ſind, durch einen Ruf der mir gehorſamen Geiſter zu vernichten, allein das wär nicht ritterlich. — Ich bin kein Zauberer Oſſuna, ich bin ein Ritter, und verlange blos nach Ritterrecht gerichtet zu werden. Wird heute noch vor Sonnenuntergang ſich kein Ritter melden für meine Unſchuld zu kämpfen, dann will ich gerne ſchuldig ſeyn, und mich der Strafe unterwerfen, doch glaube ich, der Himmel wird die Unſchuld ſchüzen. — (Er zieht den Ring vom Finger.) — Hier iſt der Talismann, übergieb ihn dem König, doch ſage ihm zugleich den Ausſpruch der weiſen Zauberin Malanda, welche mir ihn gab: **Wer ſeiner Dame, oder ſeinem Weibe, nur im geringſten untreu war, wage es nicht ihn anzuſteken.**

Oſſuna. Gut. — Ich wünſche Deiner Unſchuld einen Ritter, der tapferer iſt als ich.

(Geht mit dem Kerkermeiſter und der Wache ab.)

Vierter Auftritt.

Altobello. Geiſter.

Altobello.

Ha König nun wollen wir ſehen, ob Du unſrer bedarfſt! — Oſſuna ſieh Dich vor und wähne nicht, daß Du ſicher biſt. — (Ein leuchtender Glanz, die Erde öfnet ſich, es ſteigen Geiſter empor.) — Was bringt ihr mir, Geſandte Almiels des Weiſeſten der Weiſen?

(Geiſter ſingen.)

Almidi hat uns geſendt
ob kein Ritter Dir bekannt
zu beweiſen Deine Unſchuld? —
Erkenne ſeine weiſe Huld! —

Altobello. Ich erkenne ſie dankbar, und habe es je gethan. — Sagt eurem Herrn, wen ſolte ich mir eifriger zum Vertheidiger wünſchen als meinen Freund Orkano?

(Geiſter ſingen.)

Orkano iſt im Welſchenland
Dein Unglück iſt ihm unbekannt,
ſonſt wär er längſt erſchienen
mit ſeinem Schwerdte Dir zu dienen. —
Ueber die Fluten und über das Meer
wandeln wir nun hin und her,
und eh die Sonne untergeht
iſt Orkano da, — und beſteht
den Kampf und ſiegt,
drum ſey Du nur vergnügt. —

Altobello. Ich werde nie eure Dienſte verkennen, rettet meine Unſchuld und gebt meinem Freund Stärke gegen Oſſuna den Verräther — (die Geiſter verſchwinden).

Fünfter Auftritt.

(Ein königliches Zimmer.)

Saladin. Oſſuna. Armellina.

Saladin.

Und er gab ihn Dir willig?

Oſſuna. Er weigerte ſich nicht.

Armellina. Dieſes iſt wohl eine Zauberliſt! —

Oſſuna. Er ſagte blos, ich ſollte Dir ſagen, was die weiſe Malanda von dieſem Ringe geſagt hätte.

Saladin. Und das iſt? —

Oſſuna. Wer ſeiner Dame, oder ſeinem Weibe nur im geringſten untreu war, wage es nicht ihn anzuſteken.

Saladin. So kann ichs kühnlich wagen — (bey Seite). Es iſt das ſo ein Zaubergrif.

Oſſuna (zu Saladin). Bedenke was Du thuſt? Warſt Du Arſenen in allen Stüken treu? —

Saladin. Ich wüſte nichts.

Armellina (bey Seite). Ha er iſt ungewiß was er thun ſoll — (zu Saladin). — Der Untreu wegen brauchſt Du, glaub' ich, nicht zu zaudern.

Saladin. Ich zaudre nicht. —

Oſſuna. Bedenke, König, was Du thuſt. — Du weiſt den Umfang der Worte nicht: die geringſte Untreu. Wer weiß, welchen Sinn die Zauberin damit verknüpft hat. Du weiſt wie ſonderbar oft ſolche Ausſprüche verſtanden werden müſſen. — Und auf der andern Seite ſehe ich keinen Vortheil für Dich, wenn Du ihn [illegible] Finger haſt, behalt ihn lieber ſo.

Armellina. Nein ſtek' ihn lieber an; wer weiß, welche Kraft er hat, Altobello hats verſchwiegen, er glaubt, Du fürchteſt Dich vor Drohung.

Oſſuna. Prinzeſſin rathe Deinem Vater nicht zu etwas, das ihm ſchädlich ſeyn kann.

Armellina. Was ſoll ihm ſchädlich ſeyn? Wenn er die Treue niemals brach, ſo hat er nichts zu fürchten. — Und wer weiß, ob die dem Ringe zugeſchriebene Kraft würklich in demſelben liegt. — Hatte ihn nicht Altobello auch am Finger? Er rühmte ſeine Treu gegen ſeine Dame Flois, und doch haſt du ihn der Untreu ſchon beynahe überführt, es ſind noch wenige Stunden, dann iſt man ſeiner

Schuld gewiß. — Umſonſt leidet er nicht; der Himmel hilft der Unſchuld.

Saladin. Was ſagſt Du nun, Oſſuna?

Oſſuna. Ich bin beſtürzt, den Namen Flois zu hören.

Saladin. Und wie? —

Oſſuna. Ich weiß, Du erläßt mir die Erzählung einer meiner Thorheiten.

Saladin. Erzähle mirs als Freund.

Armellina. Schließ mich nicht aus.

Oſſuna. Aber vergebt mir, wenn ich etwas ſage, daß euch zuwider iſt.

Saladin. Rede. —

Oſſuna. Bald ſind drey Jahr vorüber, als Du mich zum Ritter ſchlugſt. Ich trat meine abentheuerliche Kreuzfahrt an, mit allen, nur mit keiner Dame verſehen —

Saladin. Da fehlte Dir ein weſentliches Stück.

Oſſuna. Ich hatte noch als Page an Deinem Hofe oft um die ſchöne Zeſalinde geminnt, allein da ich Ritter wurde, war ſie vermählt, und mein Geſchmak war in dieſem Stück etwas zärtlich. —

Saladin (ſpielt während der Erzählung mit dem Ringe und ſteckt ihn unvermuthet an den Finger.). O Himmel helfe! —

Oſſuna. Was iſts?

Saladin. Der Ring!

Armellina. Der Ring?

Saladin. Er ſteckt an meinem Finger. — Ach die Qual! — Zieh ihn herab!

Oſſuna. Ich bin es nicht im Stande!

Saladin. O Höllenſchmerz! Er geht nicht von dem Finger. — Ruft meinen Aſtronomen, ruft meinem Arzt! — Ariſton den gelehrten Zauberer! Ach die Glut! — O ſchnödes Lohn der Untreu! verſluchter Talismann! —

Sechſter Auftritt.

Vorige. Ariſton.

Ariſton.

Dein Beginnen, König, iſt wie das Beginnen eines Thoren. — Du wuſteſt zuvor, es würde etwas übles folgen, wenn Du ihn anſteken würdeſt. — Du wärſt Deiner Untreu überzeugt, und wagteſt es, in den Worten der weiſen Malanda zu zweifeln. — Du biſt beſtraft!

Saladin. Ach hilf mir von der Pein. —

Ariſton. Das vermag' ich nicht, ich bin zu ſchwach, die Zauberey der weiſen Malanda zu vernichten. — Laß alle Ritter Deines Hofs zuſammen kommen, nur der vermag Dir den Ring vom Finger zu ziehn, der nie ſeiner Dame untreu war.

Saladin. Oſſuna, zieh den Ring vom Finger.

Oſſuna. Vergeblich hab' ichs ſchon gewagt.

Armellina. O Männertreu! — Darf ich es thun?

Ariſton. Nein, ein Ritter muß es ſeyn.

Armellina. O armer Vater, ſo werdet Ihr den Ring wohl mit ins Grab nehmen.

Saladin. Ach Erbarmung! —

Siebenter Auftritt.

Vorige. Liſillo.

Liſillo.

Ein fremder Ritter hält vor den Schranken, und will der Königin und Altobello's Unſchuld gegen Dich beweiſen.

Oſſuna. Bald wär er zu ſpät gekommen. Jezt iſt noch Zeit. — Wie nennt er ſich?

Liſillo. Darnach haben wir vergebens gefragt. — Er ſagte, wer mich nicht an Schild und Waffen kennt, der fragt umſonſt nach meinem Namen. —

Oſſuna. Wie waren ſeine Waffen?

Liſillo. Schwarz und wie mit Blut beſprengt, ſein Schild iſt weiß; drauf iſt gemahlt ein Herz, rund um alles mit Blut beſprengt, und drüber ſteht: „So weinte „ich um Frauentrug.“

Oſſuna. Es iſt der Ritter mit den blutigen Zähren, ſein Name iſt Orkano, er iſt ein Sohn des Königs von Böhmen, ein tapfrer Ritter. — Ich will mich waffnen. (geht ab).

Saladin. Liſillo zieh den Ring von meinem Finger! —

Liſillo. Sieh ich vermag es nicht!

Armellina. So biſt Du auch ein Ungetreuer? — Luzinde wird Dirs ſchlechten Dank wiſſen.

Saladin. Ruf alle Ritter meines Hofs zuſammen, es wird doch einer ſeyn, der ſeiner Dame treu iſt — (Liſillo geht ab. Nach ihm Saladin).

Achter Auftritt.

Ariſton. Armellina.

Ariſton.

Du wirſt vergebens an Deinem Hofe einen Ritter ſuchen, der fähig iſt, den Ring von Finger Dir zu ziehn. — Ehrbarer Hof mit Rittern zum Ueberfluß geziert, die alle treulos ſind! —

Armellina. Und Altobello wärs nicht?

Ariſton. Nein, er iſt der Dame ſeiner Gedanken treu — Zwar kann ſie ihm ſeine Liebe nicht erwiedern, aber noch heute wird er den Lohn ſeiner Treue erfahren. — Jezt kämpft ſein Freund für ſeine Unſchuld, — und ſiegt.

Armellina. Sein Zaubrer hilft ihn.

Ariſton. Nein, der weiſe Almiel ſchenkt ſeine Gunſt keinem Laſterhaften. Altobello iſt ein vollkommener Ritter, tapfer und ſeiner Dame treu.

Armellina. So log Oſſuna ſeine Anklage?

Ariſton. Erlog ſie. — Er ſelbſt verſuchte des Königs Ehebett zu beflecken, aber umſonſt; und ſich zu rächen, ſagte er, was er nun überzeugt widerrufen muß. — Altobello iſt gerächt. — Noch heute wirſt Du die Dame ſeines Herzens, und die Probe ſeiner Treue ſehen.

Neunter Auftritt.

Vorige. Saladin.

Saladin.

Es iſt umſonſt, mein Schmerz vermehrt ſich nur! — Oſſuna iſt beſiegt und Altobello frey, mit ihm die Königin.

Ariſton. Verſuch, ob Altobello Dich vielleicht von Deinem Uebel heilen kann. —

Saladin. O wenn ers könnte! — Weh dem, der ſeine Treue bricht! —

Ariſton. Wenns keine ſolche Ringe in der Welt gäb, ſo dächte man zulezt gar nicht an die Treu. —

Armellina. Und ſolche Ringe giebts wohl wenige.

Ariſton. Nur allzuwenige, und bald wird's gar keine mehr geben. — Dann fällt auch alle Erinnerung an Treue weg. —

Saladin. O hätt' ich das gewußt!

Ariſton. Ein Vorhang hängt vor unſern Blicken, König, kein Sterblicher vermag ihn wegzuziehen und in die Zukunft zu ſehen.

Zehn-

Zehnter Auftritt.

Vorige, Liſillo und **Altobello** bringen den blutigen **Oſſuna** geführt. **Orkano.**

Oſſuna.

Macht mir nur noch ein wenig Luſt. Ich habe noch viel zu ſagen, eh' ich ſterbe (ſie ſetzen ihn nieder).

Ariſton. Vor allen Dingen Prinz, zieh von des Königs Finger Deinen magiſchen Ring und nimm ihn wieder zu Dir.

Altobello (zieht den Ring von des Königs Finger).

Salamin. O Wunder! — So iſt doch noch ein ſeiner Dame treuer Ritter in der Welt!

Armellina. Glükliche Flois!

Ariſton. Nun vernehmt die Rede des ſterbenden Oſſuna.

Oſſuna. Ich zog einſt auf Abentheuer aus, bald ſind es drey Jahr, wie Euch bekannt iſt. — Du warſt — vergieb Prinzeſſin, wenn es Dich beleidigt — damals die Dame meines Herzens. — Dich aber unter Deinem Namen zu nennen wagte ich nicht. — — Flois war der Name, unter welchem ich Dich anbetete.

Altobello. Flois?

Oſſuna. — — Ich hatte mir vorgenommen, mit ſo viel Rittern als ich antraf zu kämpfen, würde ich ſie überwinden, ſo ſollten ſie meine Gefangenen ſeyn und ich wollte ſie Dir zuführen, Prinzeſſin, um dadurch Deine Hand zu erlangen. — Der erſte, mit welchem ich kämpfte, warſt Du ſelbſt, tapfrer Prinz, Sohn des berühmten Kaiſers in Konſtantinopel. — Du überwandſt mich, ich ſtellte mich Tod, und Du erhielteſt meine Dame. —

Ariſton. Und warſt ihr getreu bis auf den heutigen Tag.

Altobello. Alſo war Flois, die von mir angebetete Schöne, Armellina?

Oſſuna. Ja ſie iſts! — — Laßt mich ſterben, führt mich fort. — Altobello iſt ein erhabener Prinz — Ich empfange den Lohn meiner Thaten (etliche Knappen führen ihn ab).

Altobello. So hab' ich mich getäuſcht.

Orkano. Vergelte Dir der Himmel Deine Treue, mein Freund. — Bis jezt konnte ich noch nicht mit Dir reden, aber jezt vernimm, was ich Dir zu ſagen habe. — Dein Vater iſt tod. —

Altobello. Gott mein Vater! —

Orkano. Er hat ſeine Jahre mit Ruhm durchlebt. Das Volk zu Konſtantinopel erwartet [illegible] ſehnlichſt. Man hat Ritter ausgeſchikt, Dich aufzuſuchen, komme und ſez die Krone auf, welche Dir gehört. —

Saladin. Treue wird belohnt — Prinz wenn Du in Armellina Flois findeſt, ſo vergiß alle Beleidigungen, ſey groſmüthig und nimm die Hand der Tochter Saladins an, des Königs, welcher ſeine Frau untreu hielt und es ſelbſt war; der Dir zu ſchaden ſuchte, und nun den gröſten Dank ſchuldig iſt; der Dir gehäſſig war, und nun Dich über alles ſchäzt. — Armellina gieb mir Deine Hand. —

Ariſton. Dies Bündniß iſt vom Schikſal beſchloſſen.

Saladin (er legt ihre Hände in einander.). Liebt euch meine Kinder, ſeyd die Freude meines noch übrigen Lebens, und ſeyd glüklich!

Altobello. Armellina willſt Du mit mir die Krone meines Reichs theilen?

Armellina. Altobello kannſt Du mich noch lieben?

Altobello. Ewig!

Ariſton. Glükliches Paar.

Eilf-

Eilfter Auftritt.

Vorige. Almiel und **Malanda,** kommen auf einem mit Drachen beſpannten Wagen durch die Luſt. Gefolge von **Feen** und **Geiſtern.**

Ariſton.

Altobello Deine Freunde!

Almiel. Das Schikſal iſt erfüllt, wir kommen Dir Glük zu Deiner Treue und Deiner Vermälung zu wünſchen.

Malanda. Nimm hin Prinzeſſin dieſen Roſenkranz und bewahre ihn wohl. — So lange Du ihn behälteſt, werden auch nicht die ſpäteſten Jahre Macht haben den geringſten Deiner jezigen Reize zu zerſtöhren, und Dein Gemal wird Dich immer lieben mit eben der Zärtlichkeit als er Dich jezt liebt. — Die Freuden eurer Liebe werden immer den Freuden des erſten Händedruks, des erſten Bliks, des erſten Kuſſes, und der Süßigkeit der erſten ſeeligen Nacht gleich ſeyn, in welcher ſich die Liebe mit Tränen der Wonne zu erſchöpfen ſucht. —

(Feen ſingen.)

Bewahr, den Kranz, die Liebe
Flocht ihn aus Roſen ſchön,
Aus Kräutern, die im Haine
Zu Zypern duftend ſtehn.

Dort koſen ſich die Weſte
Auf jungen Roſen hold,
Und füllen ſie mit Düften
Die nur die Liebe zollt.

Almiel. Hier mein Freund, Kaiſer in Konſtantinopel, nimm dieſen Ring, es iſt der zweite, den ich Dir ſchenke, ſo lange dieſer Stein im Ringe glänzt ſo lange iſt Dir Armellina getreu, und ich hoffe, ſie ſolls bis an ihren Tod ſeyn.

(Geiſter ſingen.)

Der Stein den wir gegraben
Glänzt hell und funkelt ſchön,
Die Berge die ihn gaben
Sind Geiſtern nur bekannt.

Es iſt ein Zauberſpiegel
Bewahr' ihn wohl und gut,
Er iſt der Treue Siegel
Der Untreu Leichenſtein.

Almiel (zu Orkano). Dich, würdiger Freund des tapfern Kaiſers, kann ich nicht länger blutige Thränen weinen ſehen, bald ſollſt Du das Bild Deines Schildes und Deine Rüſtung in eine angenehmere verwandeln.

Saladin. Haſt Du erhabner Almiel nicht auch eine Gabe für mich?

Almiel. Einen Ring?

Saladin. Nur keinen, den mir ein treuer Ritter wieder abziehen muß, ich möchte keinen wieder ſo nahe finden, und die Welt durch zureiſen, und einen zu ſuchen, dazu bin ich ſchon zu alt.

Malanda. Merke Dir das Sprichwort, König: Treue krönt.

Olpo.

III. Aus-

III
Auszüge.

Von der Beſchneidung und dem Wallfiſchfang bey den Madagaskarern.

(Aus Gentil's Reiſen.)

Die Madagaskarer haben keinen Tempel und keinen äuſſerlichen Gottesdienſt, jedoch giebt es einige Spuren von der muhamedaniſchen Religion, wozu vorzüglich die Beſchneidung gehöret. Dieſe wird immer beim Vollmonde vorgenommen. Schon zu Herrn Flacourts Zeiten war ſie bey den Rohandriern üblich, und die Zerimonien waren denen faſt völlig ähnlich, welche ich bey einer ſolchen Feierlichkeit am Meerbuſen Antongil mit anſah. Man beſchneidet hier Kinder vom erſten bis zum zehnten Jahre. Die Zerimonie wird mitten auf einem großen Platze vorgenommen, auf welchem man einen Maſtbaum von dreiſſig bis vierzig Fuß aufrichtet. Die Koſten dieſer Feierlichkeit trägt das Oberhaupt des Dorfes. Man bringt dazu eine beträchtliche menge Tok, ein aus Zuckerrohr bereiteten ſtarken Getränke zuſammen. Die Luſtbarkeiten dauren einige Tage, und die Nächte werden mit Tanzen und Zechen hingebracht.

Ich war bey einer ſolchen Feierlichkeit gegenwärtig. Ich befand mich mit einigen meiner Landesleute in einem vom Meere entfernten Dorfe, wo wir ſahen, daß eine große Geſellſchaft vor dem Haupte des Oberhauſes tanzte.

Kaum war uns dieſer gewahr geworden, ſo brachte er uns ſelbſt einige Küſſen und Schemel. Er holte uns hierauf einen großer zinnernen Topf mit Tok, reichte ihn mir dar, ohne ihn los zu laſſen, ſetzte ihn an den Mund und trank daraus und reichte ihn mir hierauf zum zweitenmal. Ein Dollmetſcher den ich bey mir hatte, ſagte mir, daß ich durchaus trinken müßte, wenn mich auch noch ſo ſehr davor ekelte. Ich that dies und gab den Topf dem Indier zurük, der einen zweiten Trunk daraus that. Dis Getränk ſchmekt nicht übel, und würde noch vorzüglicher ſeyn, wenn ſie es nur gehörig gähren ließen.

Unterdeſſen führten ſieben bis acht ſchwarzen einen ſehr ſonderlichen Tanz vor uns auf. Jeder hatte eine kleine eiſerne Sichel mit einem eiſernen Ringel am Ende in der Hand, durch welche wieder verſchiedene andere eiſerne Ringe gezogen waren. Dieſe Ringe machen beim Schütteln einen beträchtlichen Lärmen. Der Tanz war, wie die Tänze der Wilden überhaupt beſchaffen zu ſeyn pflegen.

Während dieſer Uebungen, welche die ganze Nacht dauren ſollten, arbeiteten verſchiedene andere Schwarze an Errichtung des Maſtbaums, und an der Grube, in welcher er ſtehen ſollte.

Man brachte dem Oberhaupte eine irdene Schüſſel mit Tock, goß ſich etwas davon in die Hand, und ſchüttete es in die Grube. Hierauf war der Maſtbaum aufgericht, und das Oberhaupt, beſprengte mit dem übrigen Tock die Leute, welche dabey gearbeitet hatten. Oben auf dem Maſtbaume war ein kleines Creuz angebracht, wovon ein Arm gegen die aufgehende Sonne gerichtet war. Zwey Frauen tanzten gleich nach Errichtung des Maſtbaums um denſelben herum, und wurden bald von mehrern begleitet. Jede bekam ein großes Ochſenhorn mit Tock, woraus ſie artige Züge thaten, und darauf ſingen ſie wieder an zu tanzen. Ich verließ ſie hierauf, weil die Sonne untergegangen war.

Die Mütter, deren Kinder beſchnitten werden ſollen, nehmen ſie des Abends vorher auf den Rücken, und tanzen die ganze Nacht durch mit dieſen kleinen Geſchöpfen, ohne ſich an ihr Schreien zu kehren. So wie die Sonne aufgeht, taucht man ſie nackend in den nächſten Fluß.

Vom Fluſſe trägt man ſie in vollen Tanzen und ſingen, troz alles ihres Geſchreies, an den Fuß des Maſtbaums, wo ein auſſerordentliches Gedränge war. Mir bezeigte man bey dieſer Gelegenheit die Höflichkeit bis zum Oberhaupte durchzulaſſen.

Sie drehen ſich alle gegen die aufgehende Sonne, und einer von ihnen (vermuthlich der älteſte) fängt an, zur Sonne zu beten. Hierauf werden alle Unbeſchnittene von ihren Müttern herangebracht. Der Schwarze faßt nach dem Gebote die Vorhaut des Kindes, zieht ſie etwas an und bindet ſie mit einem Faden aus Baumrinde. Hierauf legt er ſie auf das Ende von einem dicken Bambusrohr, und ſchneidet ſie mit einem Scheermeſſer über dem Bande ab. Vorher nimmt er etwas Tobak in den Mund, und ſpritzt es nach der Operation auf die Wunde, welche dem ungeachtet über drey Wochen zu heilen braucht.

Am Fuße des Maſtbaums war ein Ochs angebunden, dem man in die Kehle ſtach, und nachher den Kopf abhieb, welcher oben auf den Maſt nach Oſten geſtekt wurde, und darauf bis zu der nächſten Feierlichkeit ſitzen muſte. So fand ich das Jahr vorher am Meerbuſen Antongil einen Pfahl mit einem trocknen Ochſenkopfe. Nach der Feierlichkeit hauet man den Ochſen in kleine Stücke, und ſchmauſt ihn auf, wobey die Luſtbarkeiten noch wenigſtens einen Tag fortdauern. Vielleicht hat das Aufſtecken des Ochſenkopfes eine Bedeutung; allein ich habe nichts davon erfahren können. Eben ſo wenig konnte ich den Urſprung der Beſchneidung auf Madagaskar ausfindig machen, da dies Volk keine Ueberlieferungen kennt.

Ein junges Mädchen von funfzehn Jahren, die ziemlich gut franzöſiſch ſprach, antwortete mir in Gegenwart ihrer Mutter, welche ich nach der Urſache der Beſchneidung fragte: wenn die Männer beſchnitten ſind, ſo werden ſie von den Frauen deſto mehr geſchätzt; die Unbeſchnittenen hingegen werden verachtet, weil ſie zu nichts taugen. Ein Schwarzer bekömmt auch wirklich nicht leicht eine Frau, wenn er nicht beſchnitten iſt, ungeachtet ſie bey den Europäern nicht ſo ſchwierig ſind. Auch beim Wallfiſchfange äuſſern ſie Spuren von Religion. Dieſe Fiſcherei iſt ſo merkwürdig, daß ich ſie etwas umſtändlich beſchreiben werde.

„Flacourt ſagt, daß Fiſcher von dem Wallfiſchfange „ihrer Vorfahren erzählt hätten, allein jetzt gäbe es keine „mehr, die Geſchick, oder Muth genug dazu hätten.“

Die Schwarzen zu Foulpointe beſitzen heut zu Tag mehr Kühnheit, allein die, welche ſich auf dieſe Fiſcherey legen, werden eben deswegen von ihren Mitbrüdern als Leute von Muth und Verſtand vorzüglich geachtet. Aber auch dieſe muthigen Fiſcher wagen ſich blos an Wallfiſche von zwey bis drey Monathen, die höchſtens 15 bis 20 Fuß lang ſind.

Wer auf dieſen Fiſchfang ausgehen will, bereitet ſich dazu auf folgende Art: Er hält ſich einige Tage hindurch zu Hauſe, ohne ein Wort zu ſprechen; er hält dabey ſtrenge Faſten und vermeidet allen Umgang mit ſeiner Frau. Die Fahrt ſelbſt wird in Begleitung einer hinreichenden Anzahl Sclaven, in einer Pirogé von Brettern angetreten, die ſo gut dazu eingerichtet wird, als es irgend möglich iſt. An den Maſt binden ſie einen kleinen Sack mit Wurzeln, Kräutern, Oel, Fett. Sie nehmen

Le

Lebensmittel auf einige Tage mit, ungeachtet ſie ſich nicht über drey Meilen von der Küſte entfernen.

So lange der Mann abweſend iſt, bleibt die Frau zu Hauſe, faſtet, ſpricht mit niemand, und hält die Haußthür gut verſchloſſen.

Der Fiſchfang ſelbſt wird in vollem Geſange vollbracht, worin ſie den Wallfiſch anreden: „O Wallfiſch, Wallfiſch gieb mir dein Kind, gieb mir dein Kind, ich will dir Silber, Oel, u. ſ. w. ſchenken.“

Sie verſprechen alſo, wie man ſieht, mehr, als ſie halten können. Wenn der Wallfiſch, den ſie angeſchoſſen haben, ihnen entgehe, ſo ſagen ſie, daß die Mutter deſſelben nicht zufrieden iſt, weil ſie ihnen keines von ihren Kindern hat geben wollen. Kommen ſie aber mit einem Wallfiſche zurück, ſo ſagen ſie das Gegentheil. Man ſieht hieraus, wie furchtſam die Indier bey dieſem Fange ſind.

Sobald ſie einen Wallfiſch angeſchoſſen haben, ſtecken ſie eine Flagge auf, um dieſe Nachricht ihrem Dorfe zu verkündigen, wodurch eine allgemeine Freude, vorzüglich im Hauſe des Anführers dieſes Zuges verbreitet wird.

Das Ufer wimmelt bald nachher von ſchwarzen, welche die Flagge mit der größten Aufmerkſamkeit beobachten. Aber ihre Freude wird verdoppelt, ſobald ſie ſehen, daß die Piroge auf das Ufer zuſteuert, und dadurch den Tod des Wallfiſches verkündigt. Sie tanzten am Ufer und ſtimmen ein Lied an, deſſen Abſaz immer mit den Worten wieder anfängt: „wir ſind ſehr froh, daß ein Wallfiſch gefangen iſt.“

Wenn die Piroge nahe genug am Ufer iſt, ſo ſpringen einige Schwarze durch die Wellen, und faſſen das Tau, woran der Wallfiſch geſchleppt wird, und ſchleppen ihn völlig auf den Strand. Unterdeſſen ſetzt die Piroge ihren Lauf fort, als wenn ſie ſeewärts einſtechen wollte, ſo bald ſie aber etwa hundert Klaſter vom Strande iſt, ſo kehrt ſie mit vollen Rudern zurük. Der, welcher den Wallfiſch geſchoſſen hat, ſteht vorne mit der Harpune in der Hand, die er auf den Wallfiſch am Strande wirft, ſo bald er glaubt, ihn erreichen zu können. Der Anführer des Fiſchfanges empfängt von einigen Schwarzen, die ihm entgegen kommen, feierliche Glückwünſche, und einer davon nimmt ihn auf die Schultern und trägt ihn fort.

Da ich gerne dieſe ganze Zeremonie mit anſehn wollte, ſo folgte ich ihnen nach. Er trug ihn ziemlich weit ins Dorf hinein in eine Hütte, deren Thür er öfnete, und ſie, nachdem er ſeine Bürde abgeſezt hatte, hinter ſich zu machte. Meine Neugierde trieb mich an, auch das zu ſehn, was im Hauſe vorgieng, allein der Träger ſagte mir, „laßt dieſen Mann in Ruhe, denn er iſt bey ſeiner „Frau.“ Ich gieng daher nach dem Ufer zurük, wo die Schwarzen beſchäftigt waren, den Wallfiſch völlig aufs Trokne zu ziehen. Einige kochten ſchon Stücke von den Floßfedern, die ſie abgehauen hatten. Der Wallfiſch ward auf den Bauch gelegt, und man breitete vor demſelben verſchiedene Matten aus, um welche ſich etwa ein Duzend Schwarze, in einem halben Kreiſe mit ihren Geſichten nach dem Wallfiſch zugerichtet, in den Sand ſezten. Verſchiedene andere, die mit langen Pfählen verſehen waren, ſchloſſen den Kreis, damit das Volk ſich dem Wallfiſche nicht nähern ſollte. Ich ſezte mich zu den Schwarzen auf den Matten nieder, um den ganzen Vorgang weiter mit anzuſehen.

Gleich darauf kamen einige andere Schwarze mit Blättern vom Paradies-Feigenbaume, welche ſie auf den Matten ausbreiteten. Noch andere brachten gekochten Reiß, und zulezt wurden auch die gekochten Floßfedern aufgetragen. Die Vornehmſten, welche auf den Matten ſaſſen, machten eine ziemliche gleiche Abtheilung von Reis, und legten zu jeder einige Stücke von den Floßfedern.

Einer von dem Hauſen trat hervor, und ſalbte den Wall-
fiſch mit Oehle, welches er ihn am Halſe einrieb. Nach-
her legte er ihm ein Halsband von Kriſtallſtücken und
Glaßperlen um, und ſezte ſich darauf wieder an ſeine
Stelle. Alles ſaß eine Zeitlang in tiefem Stillſchweigen.
Endlich nimmt einer vom Hauſen das Wort, und hält
eine Rede über den Fiſchfang. Beim Anfang der Rede
ruft er dreymal aus: Gott! Gott! Gott? „Gott,
„fähret er fort, iſt gut, weil er Wallfiſche zu fangen erlaub-
„te; der Teufel hingegen iſt bös, weil er uns aus allen ſeinen
„Kräften daran zu verhindern ſuchte. Die Wallfiſche
„ſind ein gut Ding, und es iſt ein großer Beweis der
„Güte Gottes, daß wir einen gefangen haben, weil (ein
„Ort, den er nannte) keinen fangen konnte." Hierauf
rühmte der Redner den Anführer des Zuges: „Er war
„ein Mann von groſſen Geiſte und Einſichten, weil er
„ein ſo groſſes und ſchlimmes Thier fangen konnte, und
„die Grigri, deren er ſich bediente, mußten viele Kraft
„in ſeinen Händen gehabt haben" Der Redner beſchloß
damit, „daß, da Gott die erſte Urſache des Wallfiſch-
„fanges wäre, auch die Billigkeit erfordere, ihm ein
„Opfer davon darzubringen; auch müßte man dem Teufel
„etwas davon anbieten, um ihn zu beſänftigen, und ihn
„ſich bey einem andern Fiſchfange günſtiger zu machen."

Dieſe Rede, wovon mir das Weſentliche durch einen Schwarzen erkläret ward, der ziemlich franzöſiſch verſtand, währte über eine Viertelſtunde. Mitten in derſelben drängte ſich einer von unſern Matroſen durch den Kreis, ſtürzte ſich auf den Wallfiſch, und ſah die ganze Geſellſchaft an; der Redner hielt ein, und befahl ihm wegzugehn, weil er ihn ſtöhrte, allein der Matroſe kehrte ſich nicht daran; Einer von den Schwarzen bat mich, ich möchte doch dieſen Menſchen ſagen, „daß er von ſie Gott reden lieſſe." Und auf meinen Befehl mußte er ſich entfernen. Die

Schlußworte der Rede waren: „Nehmt alle, weil Gott gut iſt.“ Es bedurfte auch keiner Wiederholung, denn die Kinder ſtürzten ſich Haufenweiſe auf die Speiſen zu, und ſchaften ſie in einem Augenblike auf die Seite.

Der Wallfiſch ward darauf getheilt, und in jede Hütte ein Stück davon geſchikt, ſo daß ein jeder Schwarzer ſein Theilchen davon bekam. Da ich mit vieler Geduld die ganze Zeremonie mit angeſehen hatte, ſo hielt ich auch für billig, dieſen Fiſch zu koſten. Ich erhielt auch den folgenden Tag durch meinen Bedienten ein geköchtes Stück von zwey bis drey Pfunden. Ich nahm einen Mund voll davon, aber dabey ließ ich es auch bewenden, da ich meines Wiſſens nie etwas häßlichers gekoſtet habe. Ich behielt lange davon einen ranzichte ölichten Geſchmak im Munde, mein Bedienter hingegen ließ es ſich ungemein wohlſchmeken.

IV.

Abhandlungen
und vermiſchte Aufſätze.

1.

Skizzen von der Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt.

Sechſte Epoche.

Von Harsdörfer bis auf Lohenſtein.

Das natürliche Schöne, das Opitz und ſeine Nachfolger den Teutſchen empfohlen hatten, ward bald wieder verkannt, und durch einen verderbten Geſchmak verderbt. **Georg Philipp Harsdörfer** (gebohren zu Nürnberg, und Senator daſelbſt, ſtarb 1658) ward das erſte Muſter von geſchmakloſen Tändeleien, und Spielereien. Wirklich hieß er auch als Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft der **Spielende**. Er gab 1650 zu Nürnberg in zwey Bänden heraus: **Nathan und Jothan**, oder ſechshundert geiſtliche und weltliche Lehrgedichte, worunter er proſaiſche Fabeln verſteht. Noch iſt ein Anhang von Rätzeln unter dem Titel **Simſon** dabey. Die Erfindungen der Fabeln ſind zuweilen nicht übel, es ſind einige gute Einfälle darinnen, aber Erzählung und Ausdruk ſtimmen nicht mit dem Ton der Fabel überein, und die Moral iſt oft ſehr gezwungen daraus hergeleitet.

In der Ausführung findet man eine Menge Wortſpiele, froſtige Anſpielungen, und gezwungene Allegorien. Sein poetiſcher Trichter beweiſt, daß er das Weſen der Dichtkunſt nicht einſah, ſondern daß er glaubte, Witzeleien in Reime gebracht wären Gedichte. In Anſehung der Sprache überhaupt iſt er als ein Fabrikant unnöthiger und poſſierlicher Wörter, als ein unberufener [illegible] der Orthographie bekannt. An dieſen Bemühungen hatte eine neue Geſellſchaft großen Antheil, die er errichtete. Sie nannte ſich den gekrönten Blumenorden an der Pegnitz (einem Fluße bey Nürnberg) und ihre Mitglieder pflegte man wegen ihrer arkadiſchen Namen die Pegnitzſchäfer zu nennen. Harsdörfer ſelbſt hieß Strephon. Die Geſellſchaft ward 1644 geſtiftet. Das Verzeichniß der Schäfer, die nach und nach in dieſelbe aufgenommen worden, liefert folgendes Werk: Hiſtoriſche Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang bis auf das durch göttliche Güte erreichte hunderte Jahr, mit Kupfern geziert, und verfaßt von Amarante, das iſt, von Johann Herdegen, Nürnberg, 1744. Die beyden Grundſätze des Ordens waren, erſtlich das Wachsthum guter Sitten, teutſcher Treue, die Zierde, und Lieblichkeit der Mutterſprache im Leben, Reden, und Schreiben zu befördern, zweitens ſich neuer unbekannter Wörter, und Zuſammenfügungen zu enthalten. Was man von den Mitgliedern dieſes Ordens rühmen mag, iſt, daß ſie die Länge und Kürze der Sylben gut beobachteten. Uebrigens ſank durch ſie vornemlich die teutſche Poeſie zu ſpielender Reimerey herab.

Ein Mitglied des Blumenordens, Johann Klaj (nachmaliger Prediger zu Kitzingen in Franken) gab, außer vielen andern geiſtlichen Schauſpielen 1645 zu Nürnberg heraus: Herodes der Kindermörder nach Art eines Trauerſpiels, wie er ſich ausdrückt, gebildet, wovon er den Stof aus einem Stücke des Heinſius nahm. Er ſetzte ſich vor, es nach den Regeln der Alten einzurichten, es iſt aber dennoch ſo unregelmäßig, als möglich. So ſpricht z. E. der Verfaſſer einmal ſelbſt in dieſem Schauſpiele. Merkwürdig iſt es, daß die Versarten darinnen nach der Verſchiedenheit des Inhalts abwechſeln. Harsdörfer hat einen Brief vorangeſetzt, der einen Auszug aus der Theorie des Ariſtoteles vorſtellen ſoll. Eine Beurtheilung dieſes Stücks findet man in dem dritten Theile von Johann Elias Schlegel's Werken,

Ein andres Mitglied dieſes Ordens **Sigismund von Birken** (ein Rechtsgelehrter zu Nürnberg, ſt. 1681) der in demſelben den Namen Floridan führte, auch in der fruchtbringenden Geſellſchaft unter dem Namen der Erwachſene war, ſchrieb ſehr ſüßliche, gezierte, und üppiſche Schäfergedichte unter dem Titel: Pegneſis, oder der Pegnitzer Schäfer Feldgedichte in neun Tagezeiten. Er ſchrieb auch eine Anweiſung zum Reimen, die den Titel hatte: Teutſche Red-Bind- und Dichtkunſt.

Nächſt **Harsdörfern** trat in dieſem Zeitraum noch ein andrer Mann auf, durch den kindiſche Affectationen überhand nahmen, ich meine den von Zeſen. **Philipp von Zeſen**, gebohren im Anhältiſchen 1619, ein Juriſt, wurde von vielen Fürſten in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen, bekleidete aber nie ein öffentliches Amt, that viele Reiſen, und ſtarb zuletzt in Hamburg 1683. Da die Sucht, poetiſche Geſellſchaften zu errichten, ſo herrſchend geworden war, und da man ſich ein beſonderes Anſehen dadurch zu geben glaubte, wenn man ſich zum Oberhaupt einer ſolchen Geſellſchaft aufwarf: ſo errichtete auch Zeſen eine neue Sozietät, die er die Teutſchgeſinnte, oder die Nägeleinzunft nennte, die aber nie den Flor ihrer Schweſtern erreicht hat. Zeſen war auch ein Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft. Auch er wollte den Reformator der Sprache machen, alle ausländiſche Worte verbannen, gute einheimiſche durch neugeſchaffene verdrängen, und Aenderungen in der Orthographie machen. Auſſer einem Teutſchen Reimregiſter, und dem hochteutſchen Helikon, das iſt Dicht- und Reimkunſt, ſchrieb er folgende poetiſche Werke: Sonnette, Frühlingsluſt, Dichteriſche Anleitung zur Höflichkeit, Hochteutſch-Helikoniſches Roſenthal, Kriegslieder (aber keine Gleimiſchen) Dichteriſch Roſen- und Liljenthal, Reiſelieder, Simſon, ein Heldengedicht. Eine Probe der unnatürlich gehäuften Bilder in dieſen Gedichten kann folgendes ſeyn:

Ein Fiſch, ein Höllenſchlund, ein groſſes Ungeheur
Schoß grimmig auf ſie zu. Das Lachen wurde theur.
Ihr lieber Augenblick ward durch die Thränen dunkel.
Es brannte nichts von ihr, als blitzender Karfunkel.
In Feuerlichterglut. Es ſtund in bleicher Traur
Der vormals rothe Mund, ſein Thau ward herb und ſaur,
Sein honigſüßer Thau, von ſolchen Thränenflüſſen,
Die ihrer Wangen Feld ſo jämmerlich zerriſſen.
Der Lilienſchnee zerſchmolz in dieſer heiſſen Glut.
Die Wälle von Rubin blies auch der ſanfte Süd
Nicht mehr ſo lieblich an.

Solche elende Schildereien nehmen bey ihm die Stelle von Sentimens ein. Er machte auch Anagrammata. Nachrichten von ſeinen vermeintlichen Sprachverbeſſerungen ertheilt folgendes Buch: Etlicher der hochlöblichen teutſchgeſinnten Geſellſchaft, wie auch anderer hochgelehrten Männer Sendſchreiben, darinnen von vielen zur Ausarbeitung der hochteutſchen Sprache höchſtnöthigen Stücke, und andern nützlichen Sachen gehandelt wird, auf Erheiſchen und Anſuchen der ganzen hochlöblichen teutſchen Zunft zuſammengetragen von Johann Bel-

Wellin, der freien Künſte Meiſter, und der teutſchgeſinnten Genoſſenſchaft Mitglied, Hamburg, 1647. Dieſer Wellin (ein Rektor im Mekelenburgiſchen ſt. 1661) ſchrieb auch de arte poetica Germanorum, eine Anweiſung zur teutſchen Orthographie, und viele Gedichte.

Das erſte franzöſiſche Schauſpiel, welches in unſre Sprache übergetragen wurde, war der Cid des Korneille. Er ward im Jahr 1650 unter folgendem Titel überſetzt: die ſinnreiche Tragicomœdia, genannt Cid, iſt ein Streit der Ehre und Liebe durch **Georg Greflinger**, kaiſerlicher Notarius, und Poeta Laureatus; im Jahr 1679 ward er zum zweitenmal aufgelegt. Die Ueberſetzung iſt ſogar in Verſen. Dieſer Greflinger, welcher zu Hamburg vom Ueberſetzen und Zeitungsſchreiben lebte, ſchrieb ſonſt auch vielerley eigne poetiſche Werke z. E. zwey ſapphiſche Lieder von Geburt und den Leiden der Chriſti; teutſche Epigrammata, Lieder über die jährlichen Evangelia; Poetiſche Roſen und Körner, Hülſen und Dörner; der dreyßigjährige Krieg in Verſen; celadoniſche Muſen, oder aus hundert Oden, und hundert Epigrammen beſtehende teutſche Gedichte.

George Neumark, der Geſchichtſchreiber der fruchtbringenden Geſellſchaft, Sekretair und Bibliothekar zu Weimar (ſt. 1681) ſchrieb mehrere Gedichte, z. E. Davidiſcher Regentenſpiegel in Verſen, (Jena 1655) welches ein poetiſcher Kommentar über den 101 Pſalm ſeyn ſollte, Sieghafter David (nämlich gegen Goliath) nach dem Lateiniſchen eines Ungenannten, Muſikaliſch-poetiſcher Luſtwald, ingleichen ein Paar Komödien. Auch ſeine Bemühung gieng dahin ſich ſonderbar auszudrücken, z. E. Pegaſiner Brunnen des Helikon. Weil alles damals Poetiken ſchrieb, ſo blieb auch er nicht zurük. Denn man hat von ihm: Poetiſche Tafeln, oder gründlicher Unterricht zur Vers- und Reimkunſt 1667. So wie nun die Verskunſt dieſer Zeiten blos im Sylbenmaas beſtand, ſo war auch ſein Buch darnach eingerichtet; ja er machte darinnen den Erfinder, und ſchlug zuerſt Kettenverſe vor.

Heinrich Alberti, Organiſt zu Königsberg in Preuſſen (ſt. 1651) komponirte und verfertigte viele Lieder. Ich führe ihn aber nicht um ſeiner eignen Gedichte willen an, ſondern, weil ſeine Sammlung von Liedern, die er in Muſik geſetzt, Lieder von allerley Verfaſſern enthält, unter denen einige von unſern teutſchen Percy's verdienen erhalten zu werden. Eine andre Sammlung von ihm hat recht einen Titel im Geſchmack jener Zeiten: Muſikaliſche Kürbshütte.

Doch ich muß nun einen der vornehmſten Geſchmacksverderber dieſer Epoche anführen, den Hofmannswaldau. Chriſtian Hofmann von Hofmannswaldau war gebohren zu Breslau 1616, ward kaiſerlicher Rath und Rathspräſident zu Breslau, kannte viele Sprachen, that ſehr viele Reiſen, und ſtarb 1679. Bey ſeinem Leben gab er folgende poetiſche Werke heraus: Hochzeitgedichte, geiſtliche Oden, vermiſchte Gedichte, poetiſche Grabſchriften, Begräbnißgedichte, eine Ueberſetzung von dem treuen Schäfer des Guarini. Ueberhaupt waren die italieniſchen Dichter ſeine Lieblingsdichter, deren Fehler, eine ſchwelgeriſche Einbildungskraft, er mit den Fehlern ſeines Zeitalters, den fadeſten Spielereien, verknüpfte. Eine lieblich ſeynſollende Süßlichkeit, kindiſche Spitzfindeleien, ungeſittete Obſcönitäten, unerträglicher Reimzwang zeichnen ſeine Gedichte aus. Dennoch laſen ihn ſeine Zeitgenoſſen mit ſo viel Theilnehmung, daß ſie ihn ihren Ovid zu nennen pflegten. So mußte nun auch aus dem Lande, das durch Opitz die teutſche Dichtkunſt verbeſſert hatte, Verderben über dieſelbe ſich verbreiten. Denn Hofmannswaldau's Beiſpiel war ansteckend. Die Sammlung ſeiner

Werke, die er ſelbſt beſorgte, hatte den Titel Teutſche Ueberſetzungen und Gedichte, Breslau 1673, und wurde 1689, 1700 neu aufgelegt. Verſchiedene Gedichte daraus ſamt denen, die man nach ſeinem Tode unter ſeinen Papieren gefunden hatte, findet man in folgender Art einer Blumenleſe von Gedichten in ähnlichem Geſchmack: Herrn von Hoffmannswaldau und andrer Teutſchen auserleſene überhaupt ungedruckte Gedichte, Leipzig, 1695, zwey Theile, 1697, 1703, drey Theile. Benjamin Neukirch, der Herausgeber, der eine Vorrede von der teutſchen Poeſie voranſetzte, hat ſich darin eigenmächtige Aenderungen erlaubt. In dieſer Sammlung findet man den erſten teutſchen Verſuch in Heroiden unter dem Titel: Liebesbriefe.

Zwar war **Dach** von dem unnatürlichen Geſchmak ſeiner Zeiten nicht frey, aber er hat doch erträgliche geiſtliche Lieder verfertigt, die zum Theil noch geſungen werden, und deren einige neuere Dichter der Verbeſſerung würdig gefunden haben. Auch einige Lieder von ihm, die in der oben angeführten Sammlung des Alberti ſtehen, ſind nicht ganz ſchlecht. **Simon Dach** war gebohren zu Memel 1605, that ſich, auſſer der teutſchen, auch in der lateiniſchen Poeſie hervor, ſtand bey dem Kurfürſt von Brandenburg in ſo groſzen Gnaden, daſz, als er ihn um etwas Acker bat, dieſer ihm ein ganzes Gut ſchenkte, war zuletzt Lehrer der Dichtkunſt zu Königsberg, und ſtarb 1659. Er verfertigte viele Gelegenheitsgedichte auf Feierlichkeiten bey Hofe. So hat er die churbrandenburgiſche Roſe, Adler, Löwe, und Scepter poetiſch beſungen. Die meiſten ſeiner Gedichte ſind noch zerſtreut. **Gottſched** faßte den Vorſatz, ſie zu ſammeln, den er aber nicht ausgeführt. Eine Probe von **Dach's** Spielereien ſey folgendes:

Mund, der die Seelen kann durch Luſt zuſammenhetzen,
Mund, der viel ſüßer iſt, als ſtarker Himmelswein,

Mund, der du Alikant des Lebens ſchenkeſt ein,
Mund, den ich vorziehn muß der Inden reichen Schätzen,
Mund, deſſen Balſam uns kann ſtärken und verletzen,
Mund, der vergnügter blüht, als aller Roſenſchein,
Mund, welchem kein Rubin kann gleich und ähnlich ſeyn,
Mund, den die Grazien mit ihren Quellen netzen,
Mund, ach Korallenmund, mein einziges Ergetzen,
Mund, laß mich einen Kuß auf deinen Purpur ſetzen!

Einer von Dach's Freunden, Robert Roberthin, dichtete auch Lieder, von ihm findet man in jener Sammlung des Alberti, woraus Herr Herder eines unter ſeine Volkslieder aufgenommen hat.

Johann Georg Schoch war gebohren zu Leipzig, dichtete in ſeiner Jugend als Kandidat der Rechte, lebte zu Naumburg, und war ein Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft. Zu ſeinen Zeiten ward er für einen unübertreflichen Schäferdichter gehalten. Er ſchrieb: Neuerbauter poetiſcher Luſt- und Blumengarten von hundert Schäfer- Hirten- Liebes- und Tugendliedern, wie auch zweyhundert Lieb- Lob- und Ehren-Sonnetten auf unterſchiedliche Damen, Standesperſonen, Freunde und dergleichen, nebſt vierhundert Denkſprüchen, Sprichwörtern, Grab- und Ueberſchriften, Geſprächen, und Scherzreden, Leipzig, 1660; Weihrauchs-Baum- und Sonnenblume; Neuerfundene philyreniſche Leipzigiſche Kriegs- und Friedens-Schäferey; eine Ueberſetzung von Ovid's Verwandlungen 165[illegible]. Schon die Titel ſeiner Werke beweiſen den Geſchmack, den er an abgeſchmackten Spielereien fand. In ſeinen Schäfergedichten iſt nichts ſchäfermäßiger, als die Namen. Sein Ausdruck wird oft ganz unteutſch. Einige natürlichere Stellen erwecken die Vermuthung, daß er, wäre er in einer andern Epoche gebohren worden, vielleicht ſanfte Empfindungen nicht ganz unglücklich würde ausgedrückt haben. Man muthmaßt, daß auch von ihm herrührete: Die geharniſchte Venus von Filidor dem Dorferer, Hamburg, 1660. Venus heißt dieſe Sammlung, weil ſie Liebeslieder enthält. Geharniſchte iſt die Venus, weil der Verfaſſer vorgiebt, ſie im Felde geſungen zu haben. Filidor iſt der Name, den ſich Schoch in ſeinen Schäfergedichten beilegt, und Dorferer ſcheint ſo viel zu bedeuten, als Schäfer. Die Lieder ſind in Dekaden abgetheilt, und ſehr frey. Das lezte Zehend aber, dem Priap gewidmet, iſt ganz zügellos. Am Ende ſind funfzig Sinnreden, und achtzehn Madrigale, eben ſo anſtößigen Inhalts angehängt. Man kann dieſen Liedern Feuer und Imagination nicht abſprechen, aber in allen leuchtet doch eine der Schochiſchen ähnliche Manier, eben der Hang zu Spielereien hervor. So heißt z. E. der Mond die himmliſche Laterne, der Prinz der Silberknechte. Aus allen dieſen Umſtänden zuſammen ſchließt der Verfaſſer einer Abhandlung im teutſchen Muſeum 1779, daß Schoch jene Venus geſchrieben habe. Nur ein Umſtand ſteht noch dieſer ſehr wahrſcheinlichen Hypotheſe entgegen. Das zweite Zehend der Liebeslieder hat der Dichter dreien von ſeinen Ordensbrüdern gewidmet, die er Gehrenſchäfer nennt. Er führt auch oft in den Gedichten ſelbſt die Gehre an, welches eine Gegend im Holſteiniſchen an der Elbe iſt. Nimmt man nun dazu den Druckort Hamburg, ſo ſcheint es faſt, als müßte man den Verfaſſer dieſer Lieder in Niederſachſen ſuchen. Wegen der guten Dichteriſchen Stellen in denſelben hatte Herr Gleim ſchon öfters vor, eine neue Ausgabe davon zu veranſtalten. Endlich gab Herr Eſchenburg die beſten davon im dritten Bande der auserleſenen Stücke der beſten teutſchen Dichter. Da er vergeblich in dem Verzeichniß von den Mitgliedern der fruchtbringenden Geſellſchaft nach einem Filidor geſucht hatte, ſo gab er alle Hofnung auf, den wahren Namen des Verfaſſers zu entdecken.

Die Nürnberger gelehrte Zeitung muthmaßt, daß es Laurenz Wolfgang Woytt, Pfarrer zu Bibert im Hennebergischen, gewesen ſey; allein dieſer ward erſt 1671 gebohren, und die Venus kam ſchon 1660 heraus. Der Woytt hieß übrigens allerdings Fillidor in dem Blumenorden, war ein gekrönter Poet, und zeigte ſeinen tändelnden Geſchmack in folgenden Gedichten: Nachtigallenſchläge der Gottgeheiligten Philomele.

Johann Riſt war gebohren im Holſteiniſchen 1607, ſtudierte Theologie und Mathematick, ward erſt Prediger zu Wedeln in Stormarn, dann meklenburgiſcher Kirchenrath; hieß in der fruchtbringenden Geſellſchaft der Rüſtige und ſtarb 1667. Er glaubte ſich auch durch Errichtung eines neuen poetiſchen Ordens zu verewigen, er ſtiftete nämlich die Schwanengeſellſchaft, oder, den Elbſchwanenorden. Das Ordenszeichen nämlich war ein vergoldeter Schwan an einem himmelblauen Bande. Ein Verzeichniß von den Mitgliedern dieſes Ordens findet man in folgendem Werke: Konrad von Höveln (der auch Schauſpiele geſchrieben) Kandoriſcher Zimberſchwan, darinnen des hochlöblichen edlen Schwanenordens Anfang u. ſ. w. beſchrieben wird, Lübeck, 1667. Eben derſelbe hat verſtorbene Mitglieder betrauert in dem Thränenfließenden Zimberſchwan 1669. Riſt war ein ſehr fruchtbarer Dichter. Die Titel von ſeinen Werken ſind folgende: Poetiſcher Luſtgarten, Muſikaliſche Chriſtenſchule, Muſikaliſch Seelenparadies über das alte Teſtament, Muſikaliſche Katechismus-Andachten, Muſikaliſche Feſt-Andachten, Frommer Chriſten tägliche Haus-Andachten, Himmliſche Lieder, mit Petermann's lateiniſcher Ueberſetzung; Neue muſikaliſche Kreutz- Troſt- Lob- und Dankſchule; beſungne Florabella von Daphnis, Sabbathiſche Seelenluſt; Muſa Teutonica; Poetiſcher Schauplatz;

Teutſcher Parnaß, Neuer teutſcher Parnaß, auf welchem befindlich Ehe- und Lehr- Scherz- und Schmerz- Leid- und Freuden-Gewächſe, welche zu unterſchiedenen Zeiten gepflegen, nunmehro aber allen den teutſchen Helden-Söhnen, und deroſelben edlen Dichtkunſt verehelichen Liebhabern zu ſonderbarem Gefallen zu Hauf geſammelt, und in einem öffentlichen Werke ausgeſtellt, Koppenhagen, 1668. Riſtens Parnaß iſt ein Hügel an der Elbe, und die zu Hauf geſammelten Poeſien ſind. Ehrengedächtniße, Hochzeitlieder, Troſtlieder, Glückwünſche, Klagſchriften, Neujahrswünſche, Lobreden, Ehrenpforten, Frühlingslieder, Tugendlieder, Gedächtnißſäulen, Schäfergeſpräche, Grablieder, Scherzgedichte, Lobgeſänge, Grabſchriften, Stachelreden, Ueberſchriften, alles untereinander. Viele ſeiner geiſtlichen Lieder ſind in die öffentlichen Geſangbücher gekommen. Einige leidliche Zeilen ausgenommen iſt das meiſte in ſeinen Gedichten platt, ohne Geſchmack, leer, und unedel. Die Verſifikation iſt hart, ohne Wohlklang, voller Flikworte. Er that ſich viel auf die Mannigfaltigkeit ſeiner Sylbenmaaſe zu gute, er hat, wie er ſich ausdrückt, wenigſylbigte, langkurze, kurzlange, langgekürzte, gekürzlange, abwallende, kurzſchließende Reimarten, Heldenarten, gemeine Arten, Wechſelarten, Klingreime.

Unter einem ſpielenden Modetitel gab Hamburg ſeine Gedichte heraus, nämlich unter dem Titel: Schimpf- und ernſthafte Klio. Die zweite Ausgabe erſchien 1643 in zwey Theilen, ob man gleich ſonſt zu ſeinem Lobe ſagen muß, daß er noch viele natürliche Stellen hat. Georg Chriſtoph Hamburg war gebohren bey Eiſnach 1605. ward Gerichtsſchreiber zu Naumburg, hieß im Schwanenorden Daphnis, und ſtarb 1681. Bey ſeinen Gedichten gab er ſich den Namen Eraſmus Gryſophilus, Hamburgenſis. In der fruchtbringenden Geſellſchaft hieß er der Keuſche. Auſſer obgedachter Klio, in welcher eine Menge geiſtlicher und weltlicher Lieder und Gedichte enthalten iſt, (viele ſind aus dem Franzöſiſchen und Holländiſchen nachgeahmt) und deren zweiter Theil aus lauter Epigrammen beſteht, überſetzte er des Holländer Cats Selbſtſtreit, oder der Sephira unzeitige und geile Liebe gegen Joſeph; geiſtliche Lieder mit Melodien; und eine Tragikomödie von der verliebten Schäferinn Dulcimunda. In dem dritten Theil der auserleſenen Stücke der beſten teutſchen Dichter hat Herr Eſchenburg das Beſte von ihm bekannt gemacht.

2.

Moden, Luxus, und Kleidung der Damen in Peru, beſonders zu Lima.

Alle Frauenzimmer in Lima überhaupt, ſind von mittler Statur, ſehr hübſch und ſehr [illegible], ihre Haut iſt auſſerordentlich weiß, und ihre Farbe, ohne geſchminkt zu ſeyn, vortreflich; ſie haben ſchöne reizende Augen, und ſehr viel Lebhaſtigkeit. Gewöhnlich verdanken ſie der Natur, ſchöne, ſchwarze, ſehr ſtarke, und ſo lange Haare, daß ſie ihnen faſt bis auf die Knie reichen. Mit dieſen körperlichen Vorzügen verbinden ſie noch die Vorzüge des Geiſtes. Sie beſitzen viel Scharfſicht, denken richtig, drüken ſich mit Zierlichkeit aus, und ihre Unterhaltung iſt ſanft und angenehm. Mit einem Worte, ſie ſind ſehr liebenswürdig, und daher kommt es, daß manche Europäer ſich hier feſſeln laſſen, und ſich verheyrathen.

Ihre Kleidung weicht gar ſehr von der Kleidung der europäiſchen Damen ab, und bloß die Landesſitte kann ſie erträglich machen. Ob gleich übrigens dieſe Tracht ungemein vortheilhaft iſt, und einen hübſchen Blick für's Auge giebt, ſo war ſie doch im Anfang den Spaniern anſtößig, die etwas unanſtändiges darinn fanden.

Alles was eine Dame in Lima an dem Leibe trägt, beſtehet, auſſer der Bekleidung der Füße, in einem Hemde, und einem leinwandenen Rock, Fuſtan genannt, den man in Europa den weißen, oder Unterrock zu nennen pflegt: ferner in einem offnen Rocke, und einem Leibchen, das im Sommer weiß, und im Winter von Stoff iſt; einige, aber in geringer Anzahl, fügen noch eine Art von Schleyer oder Regentuch hinzu, der um den Leib geht, aber nicht zu iſt.

Der Unterrock geht nur bis an die Mitte der Wade, und von da bis zum Fußknöchel hängt eine feine Spitze herab, die um den Fuſtan geſezt iſt. Durch dieſe Spitze ſieht man die Enden der Kniebänder hängen, welche mit Gold oder Silber verbrämt, und zuweilen mit Perlen geſtickt ſind.

Der Winterrock von Sammet oder reichem Stoff, iſt nicht weniger mit Zierrathen überhäuft, und mit Franzen, Spitzen, oder Bändern beſezt. Die Ermel des Hemdes, das anderthalb Caſtilianiſche Ellen lang und zwey breit iſt, ſind von einem Ende bis zum andern, mit glatten, verſchiedentlich angeſezten, Spitzen garnirt.

Ueber dem Hemde iſt das Leibchen, deſſen Ermel, die ſehr groß ſind, eine zirkelrunde Geſtalt haben. Sie beſtehen aus Spitzen, mit dazwiſchengeſezten Streifen von Batiſte, oder ſehr feiner Leinwand. Die Ermel des Hemdes, wenn ſie nicht von den ſchönſten ſind, werden auf dieſelbe Art gemacht. Das Hemde iſt auf den Schultern durch Bänder, die an dem Leibchen befindlich ſind, aufgebunden; ein gleiches geſchieht mit den runden Ermeln des Leibchens, und den Ermeln des Hemdes darüber, und die vier Reihen Ermel bilden vier Arten Flügel, welche bis auf den Gürtel heruntergehn. Damen, welche den Schleyer oder das Regentuch tragen, umgürten ſich den Leib damit, und bedienen ſich demohngeachtet noch des Leibchens.

In Sommer ſieht man keine Dame zu Lima, die nicht den Kopf mit einem Schleyer bedekt haben ſollte, der von Batiſt oder ſehr feiner Leinwand, und mit Spitzen beſezt iſt. Einige fliegen, wie ſie ſich ausdrücken, oder ſind nur auf einer Seite angeheftet, und andre ſind abwechſelnd mit den Kopf-Streifen oder Binden rangirt.

Im Winter hüllen ſie ſich in ihren Häuſern in einem Rebos, welches nichts anders, als ein Stük Flanell, ohne weitere Faſon iſt; aber wenn ſie Beſuche geben, iſt dieſer Rebos gepuzt und garnirt wie der Rock. Einige garniren ihn mit goldenen oder ſilbernen Franzen, andre mit einer Beſezung von ſchwarzen Sammet, die faſt ein Drittel ſo breit iſt.

Ueber den Rock thun ſie eine Schürze, von derſelben Stoff wie die Ermel des Leibchen; die Schürze darf aber nicht über den Saum des Rocks gehn. Man kann aus allen dieſen einen Schluß machen, wie hoch eine ſolche Tracht kommen muß, wo man mehr auf die Beſezung, als man auf den Urſtoff ſelbſt wendet; blos das Hemd koſtet oft mehr den 1000 Thaler. Man muß über die Sorgfalt und den Geſchmak erſtaunen, welchen die Damen in der Wahl der Spitzen beobachten, die ſie ſo reichlich an ihren Putz verſchwenden. Es herrſcht ein allgemeiner Eyfer es der andern darinn zuvor zu thun, und nicht allein unter den Damen von Stande, ſondern auch unter den andern Frauenzimmern, die Negerinen allein ausgenommen, die zur niedrigſten Klaſſe gehören. Dieſe Spitzen ſind ſo knapp an einander genäht, daß man nur ein Stük von der Leinwand zu ſehn bekommt, und bey einigen Kleidungsſtücken iſt dieſe ſogar ganz damit bedekt, ſo daß das wenige, was man davon gewahr wird, weniger zum Gebrauch als zur Zierrath da zu ſeyn ſcheint: dazu kommt noch, daß es die feinſten brabanter Spitzen ſind, und das jede andre als zu gemein verworfen werden würde.

Ein Vorzug, auf den ſich die hieſigen Damen am meiſten zu gut thun, iſt ein kleiner Fuß; denn in Peru wie in Sina wird die Kleinheit des Fußes für eine ſo große Schönheit gehalten, daß man die Europäerinnen ausſpottet, ihn zu groß zu haben. Gleich von Kindheit auf läßt man dem jungen Frauenzimmer in Lima ſo enge Schuhe tragen, daß die Füße der meiſten, wenn ſie älter werden, nicht länger als 5 oder 6 Zoll ſind. Die Schuh ſind platt und ohne Sohle. Ein Stück Corduan dient zugleich zur Sohle und zum Oberleder; die Spitze iſt ſo breit und lang als der Abſatz, welches den Schuhen die Geſtalt einer 8. giebt. Sie ſchnallen ſie mit Schnallen von Diamanten oder andern Edelſteinen, nachdem es die Umſtände der Perſon erlauben, aber mehr zum Staat als aus Nothwendigkeit: denn da ſie ganz platt ſind, ſo braucht es keiner Schnallen, um ſie am Fuße zu halten, auch verhindern die Schnallen nicht, daß man ſie nicht ganz leicht abziehn könnte. Mit Silber oder Gold geſtikte Schuhe, ſind nicht ſehr Mode, weil ſie wenig geſchikt ſind, die Kleinheit des Fußes ſehn zu laſſen, denn dieſe Zierrathen vielmehr einen Anſchein von Größe geben würden.

Sie tragen gewöhnlich weiße ſeidene und ſehr dünne Strümpfe, damit das Bein deſto ſchöner gemacht ſcheinen möge: manchmal ſind dieſe Strümpfe grün, mit geſtikten Zwickeln; aber die weiße Farbe iſt am meiſten Mode, weil ſie am wenigſtens die Fehler des Beins verdeken hilft, das dem Auge faſt ganz entblößt iſt.

Da unter allen Geſchenken, die ſie von der Natur empfangen haben, das Haar eines von den vorzüglichſten iſt, ſo wenden ſie viele Sorgfalt auf ihren Kopfputz. Sie ſchlagen die Haare, hinten auf dem Kopf, in ſechs Flechten auf, welche ſeine ganze Breite einnehmen, und wodurch ſie eine goldene, etwas gebogene, Nadel, ſteken, die ſie Polizon nennen; ſie geben auch denſelben Namen zweyen diamantenen Knöpfen, ſo die wie kleine Haſelnüſſe, welche an den beyden Enden der Nadel ſich befinden. Diejenigen Flechten, welche nicht an dem Kopf befeſtigt werden, fallen auf die Schultern, in Geſtalt eines plattgedrukten Zirkels. Sie ſchmücken ſie weder mit Band noch einem andern Putz, um ihnen nichts von ihrer eigentlichen Schönheit zu benehmen. Vorne und hinten auf dem Kopf, ſtecken ſie Aigretten von Diamanten. Auch bilden ſie von vorne, durch die Kunſt, kleine Locken, welche von dem obern Theile der Schläfe bis zur Mitte der Ohren gehn, und an den Seiten der Schläfe ſind kleine Muſchen von ſchwarzem Sammet angebracht, welche nicht übel kleiden.

Die Ohrengehänge ſind von Brillanten mit Büſcheln oder Quaſten von ſchwarzer Seide, welche ſie ebenfalls Pelizon nennen, und mit Perlen putzen.

Außer den Ringen, diamantenen Spangen, und Armbändern von den größten und ſchönſten Perlen, tragen ſie auch noch oberhalb des Magens ein rundes und ſehr großes Aſſiquet, das an einem Band befeſtigt iſt, welches ſie um den Leib gürten; es iſt mit Diamanten ſehr reichlich beſetzt.

Wenn man ſich eine von dieſen Damen vorſtellt, die ganz in Spitzen, ſtatt der Leinwand, gekleidet iſt, und überall von Perlen und Diamanten funkelt, ſo wird man ſich nicht mehr wundern, wenn man hört, daß in ihrem größten Staat, mehr denn für 30 bis 40000 Thaler werth an ihrem Leibe trägt: ein Luxus, der ſo allgemein iſt, daß man ihn ſogar bey den Weibern bloßer Privatperſonen antrift.

Aber worüber Fremde noch mehr erſtaunen, iſt die Gleichgültigkeit, mit der ſie dieſe Reichthümer behandeln. Sie ſorgen ſo wenig dafür, daß immer etwas zu erſetzen oder auszubeſſern iſt, und daß immer ein Theil, vor der natürlichen Zeit ſeiner Dauer, zu Grunde oder verlohren geht.

Sie haben zwey Arten ſich gewöhnlich zu kleiden, wenn ſie ausgehn; die eine beſtehet in einem Schleyer von ſchwarzem Taffet und langem Rock, die andre in einer Kappe und runtem Rock. Der erſten bedienen ſie ſich, wenn ſie in die Kirche, der leztern, wenn ſie ſpazieren, oder zu einer Luſtparthie gehn wollen. Beyde Kleidungen ſind mit Gold, Silber oder Seide geſtikt, und zwar auf einen linnenen Boden, der dieſem Schmuk nicht entſpricht.

Sie kleiden ſich auf die erſte Art ſonderlich am Grün-Donnerſtage. An dieſem Tage beſuchen ſie alle Kirchen, und laſſen ſich von drey oder vier Sklavinnen, Negerinnen oder Mulattinnen, begleiten, die Liverey, wie Bediente tragen, und in allen dieſen ſtekt wieder ein erſtaunlicher Luxus.

Sie lieben die Wohlgerüche außerordentlich; man wird ſelten eine Dame ohne Ambra antreffen; ſie thun ihn hinter die Ohren, in ihre Röcke, und in alle ihre Kleidungsſtücke; ſogar in ihre Blumenſträuße. Sie durchflechten ihr Haar, mit den ſchönſten Blumen: und ſchmücken auch ihre Ermel damit. Die Blume, die ſie am ſtärkſten lieben, iſt die Chirimaya.

Es iſt die Blüthe eines hohen und dikbelaubten Baums, der eine Frucht trägt, deren Saft ſüß iſt, aber dabey einen leichten ſäuerlichen Geſchmak, und einen ſo angenehmen Geruch hat, daß ſie, nach dem Ausſpruch aller, nicht allein die herrlichſte Frucht Indiens, ſondern die Königin aller Früchte iſt, die wir kennen. Die Farbe der Blüthe weicht nicht ſehr von der Farbe der Blätter ab, wenn ſie aber ihrer Reife gediehen iſt, ſo iſt ſie von einem gelblichen zu Grün. In der Geſtalt gleicht ſie der Blüthe des Kaperſtrauchs. Sie fällt nicht ſehr ins Auge, aber deſto angenehmer iſt ihr Geruch, und hierinn kommt ihr keiner gleich. Die Anzahl der Blüthen und Früchte iſt nicht groß, und daran iſt die Leidenſchaft der Damen für dieſe Blumen Schuld, die macht, daß man ſie ſchon abſchneidet, ehe die Frucht gereift hat. Sie werden ſehr theuer verkauft.

Der große Platz zu Lima gleicht, wegen der Menge und Mannichfaltigkeit der Blumen, welche die Indianer daſelbſt zum Verkauf auslegen, einem immerwährenden Garten. Die Damen fahren in Kaleſchen dahin, um ſich die Blumen zu kaufen, die ihnen am beſten gefallen ohne dabey Rükſicht auf den Preiß zu nehmen. Die Kaleſchen ſind hier ſo gemein, daß jeder, nur etwas wohlhabender, Einwohner, ſich welche hält; ſie geben einen ſchönen Anblik. Sie werden nur von einem Maulthier gezogen, und haben nur zwey Räder, nebſt einem Vorder- und Hinterſitz, wo vier Perſonen ſitzen können. Die Faſon iſt ſehr artig; ſie ſind alle vergoldet, und machen viel Parade, auch ſind ſie übertrieben theuer. Man trift immer eine große Anzahl dieſer Kaleſchen auf dem Blumen-Markt an, und man genießt des Vergnügens, daſelbſt die vornehmſten und ſchönſten Perſonen von Lima zu ſehen.

3.

Sittenſprüche aus einem neuern Sineſiſchen Buche gezogen.

Der Verfaſſer dieſes Buchs iſt ein neuerer Schriftſteller, Tſchang. Ho-ſu hat es einer Ueberſetzung ins Tartariſche gewürdigt. Dieſer Ho-ſu war ein berühmter Gelehrter; er iſt es, der den Prinzen des Kayſers Kang-hi Unterricht in dem Tartariſchen und Sineſiſchen gab, der Ueberſetzung der King, oder älteſten ſineſiſchen Schriften, und der allgemeinen Geſchichte von Sina verſtand, und der vornehmſte Verfaſſer des Tatariſchen Wörterbuchs war. So viel von dem Verfaſſer und dem tartariſchen Ueberſetzer; nun zum Werke ſelbſt. Der Miſſionar verſichert, in ſeiner Dollmetſchung ſo treu als möglich geweſen zu ſeyn. Wir wollen uns einer gleichen Treue befleißigen, in unſerm Auszuge aber uns noch mehr in der Wahl einſchränken, als er.

Ihr, die ihr täglich die King ſtudiret, und unaufhörlich über ihre Lehrſätze und die Gegenſtände der Sittlichkeit ſtreitet; euer Fleiß iſt lobenswerth; aber haltet euch nicht bey bloßem Wortgepränge auf. Uebt den kindlichen Gehorſam aus, über den ihr ſo beredt ſeyd. Dieſe Tugend beſtehet nicht bloß darinn, eure Eltern zu ehren zu erhalten, zu bedienen; ſie muß ſich auch vom Niedrigſten bis zum Höchſten, vom Schlechteſten bis zum Erhabenſten erſtrecken.

Bey allen Gelegenheiten, die ſich euch darbieten, zu reden oder zu handeln, geht ſanft, und geſezt zu Werk. Die meiſten unſrer Fehler entſtehen aus zu lebhaften, zu übereilten Handlungen. Euer Betragen müſſe ernſthaft, und eure Rede abgemeſſen ſeyn. Leichtſinn und Flüchtigkeit im Aeuſſerlichen, zieht Verachtung oder Spott nach ſich: Seyd ihr gezwungen eure Meinung zu ſagen, oder einen Verweis zu geben, ſo vermeidet harte und beyßende Ausdrücke. Eure lächerliche Hitze würde zu nichts fruchten, als Bitterkeit zu erregen, und nicht die Leute zu beſſern.

Wollt ihr ein rechtſchaffner Mann werden, wählt euch einen guten Freund. Erkennt offenherzig eure Fehler, und nehmt niemals eure Zuflucht zu Lügen, um ſie zu verdecken. Ein geſtandener Fehler iſt ſchon halb wieder gut gemacht. Iſt einmahl eure Aufrichtigkeit verdächtig, was hält man dann von euch? Lügen iſt das Laſter niedriger Seelen, und des Abſchaums des Pöbels.

Brecht ihr in Schmähungen gegen einen andern aus, der euch misfällt; geht ihr gar ſo weit, ihn zu ſchlagen, ſo wird er ſich des Wiedervergeltungsrechts bedienen, und euch Schmähungen für Schmähungen, Schläge für Schläge wiedergeben. Sich alſo dieſen Ausbrüchen des Zorns überlaſſen, heiße ſich ſelbſt ſchmähen, ſich ſelbſt ſchlagen. Habt ihr einen zankſüchtigen Geiſt, überlaßt ihr euch der Unmäßigkeit eurer Zunge, und findet ihr ein Vergnügen an Verläumden und übelm Nachreden, ſo wird man euch fürchten; aber triumphirt nicht zu früh. Der Himmel iſt gerecht, und der Kayſer ſtraft!

Dekt niemals anderer ihre Fehler auf, und treibt das Handwerk des Splitterrichters nicht. Man wird ſonſt über euch klagen und murren, und ihr werdet jene natürliche Grazie verlieren, die einen Menſchen angenehm in der Geſellſchaft machen.

Ihr kommt in eine Geſellſchaft, und kaum ſeyd ihr eingetreten, ſo bemächtigt ihr euch der Unterhaltung, und führet das Wort allein. Jedermann muß ſchweigen und euch zuhören. Welche Grobheit! Wer ſeyd ihr, und was habt ihr gelernt, um euch ſo zum Lehrmeiſter anderer aufwerfen zu wollen? Große Glocken läuten ſelten, und volle Gefäße geben keinen Klang von ſich.

Wie? ihr ſeyd im Winter und Sommer bequem gekleidet; es fehlt euch nichts; ihr leidet weder Durſt noch Hunger, weder Froſt noch Hitze; ihr eßt, wenns euch beliebt, und ſo viel euch beliebt; ſeyd ihr nicht damit zufrieden? Iſt es ein Vergnügen, das einem vernünftigen Menſchen ziemt, ſich Freyheiten herauszunehmen, die übel kleiden, und nur den Mund zu öfnen, um in beißende oder unanſtändige Reden auszubrechen? Fahrt fort ſo ohne Ueberlegung und Nachdenken zu reden und zu handeln, und man wird euch bald mit den Thieren in eine Claſſe ſetzen.

Da der Menſch einmal auf der Erde lebt, ſo giebt es auch eine Art und Weiſe, wie er auf derſelben leben muß, und die Ungleichheit der Stände iſt ein nothwendiges Uebel. Wenn jedermann nichts thun, oder nur auf ſein Vergnügen denken wollte, wo wolltet ihr Nahrung und Nothdurft hernehmen?

Zwey Dinge ſind einem jungen Weibe unentbehrlich, Aufmerkſamkeit auf ihre Pflichten, und ehrerbietige Furcht. Lernt eure Pflichten genau und einzeln kennen. Seyd die erſte im Hauſe die aufſtehe, und die lezte die ſich niederlegt. Widmet euch mit Eyfer den Arbeiten, die eurem Geſchlecht zukommen. Die Sorgen des Haushalts und der Wirthſchaft ſind eure Sache. Seht darauf, das der Reiß, das Mehl, das Oel, die Schüſſeln, die Eßſchälchen, und die übrigen Geräthe, an ihrem beſtimmten Ort wohl aufgehoben werden, daß Reinlichkeit nicht bloß in eurer Kleidung, ſondern auch in den Gerichten herrſche, die ihr zubereiten laſſet, und daß man nichts wahrnehme, was das Auge beleidigen, oder ekeln könne.

Der Kopf, das Geſicht, die Hände, und die Füße, ſind die vier Gattungen weiblicher Schönheit. Aber Beſcheidenheit muß dieſe natürliche Gaben noch mehr erhaben. Sie muß in dem ganzen Betragen des Weibes, in ihren Blicken, ihren Reden, ihren Gebehrden herrſchen. Wenn ihr ohne Ueberlegung ſprecht, wenn ihr bey dem geringſten Wort in heftige Bewegung gerathet, und beſtändig die Luft mit euren Händen durchſägt, ſo wird man euch für eine Comödiantin halten. Erlaubtet ihr euch vollends gewiſſer Freyheiten, ſuchtet ihr zu ſehn und geſehen zu werden, bliktet ihr gern nach Mannsperſonen, hörte man euch mit leiſer Stimme trillern, oder andre ähnliche Beweiſe von eurem Leichtſinn geben, welchen Begrif müßte man ſich denn von eurer Tugend machen.

Erinnert euch immer, daß im Grunde ein Scheffel Perlen nicht ſo viel werth iſt, als ein Maaß Reiß. Je mehr ihr eure ſeidenen Kleider mit Blumen und Schmuck überladet, je mehr koſtet es euch Mühe ſie abzutrennen, wenn ihr ſie waſchen wollt. Warum ſtickt ihr auf eure Kleider ſo viele Blumen und Vögelgeſtalten? Reinlichkeit und Einfalt müſſen ihre ganze Schönheit ausmachen: Zieräthen geben dem Verdienſt und der Tugend keinen neuen Glanz. Ein Frauenzimmer, das weder Verſtand noch Geſchiklichkeit beſitzet, und wenn ſie mit Gold und Silber überzogen, und ihr Kopf mit Perlen und Goldflittern belaſtet wäre, ſteht tief unter dem Frauenzimmer, das durch Verdienſte glänzt, wenn ſie gleich nur in Leinwand gekleidet, und ohne Kopfſchmuk iſt. Das Reißkorn, den Faden Seide, alles verdanken wir dem Schweiße der Armen; ihnen in ihrer Noth beyſtehn, iſt geheime Tugend; ſein Vermögen unnütz verſchleudern, iſt öffentliches Laſter.

Thut in Angelegenheiten nichts, für euch ſelbſt; fragt euren Mann um Rath. Wer iſt euer Mann? euer Tien. Was bleib euch für eine Zuflucht übrig wenn euch der Tien genommen würde? Wie vieler Sorgen ſeyd ihr nicht überhoben, ſo lang dieſer euer Mann lebt. Aber das merkt ihr nicht, und werdet es nicht ehr fühlen, als bis er tod ſeyn wird. Wie viele Wittwen und Wayſen ſchmachten in Unterdrückung.

Wenn eine Frau die ſchwache Seite ihres Manne kennt, und ſich derſelben zu Nutze macht, um die Herrin über ihn zu ſpielen; wenn ſie bey dem geringſten Widerſpruch ein großes Lärm erhebt; wenn der Mann ſich geduldig unter das Joch ſchmiegt, und nicht wagt ſich zu rühren; ſo werden beyde gar bald Mährchen und das Gelächter des Publikums werden. Verliert einmal von dieſer Seite euren guten Ruf und das Uebel iſt ohne Hülfe. Das Waſſer, das einmal verſchüttet iſt, kann nicht wieder in das Gefäß gethan werden.

Wenn euer Mann die Pflicht ſeines Standes oder Amtes verſäumt, ſo ſucht ihn wieder zu ſeiner Schuldigkeit zurükzubringen; bedient euch dazu ſanfter, und einſchmeichelnder Behandlungen, zärtlicher Ermahnungen, und der Darſtellung ſolcher Beyſpiele, die auf ihn wirken müſſen. Ehrt ihn als einen Wirth, begegnet ihm als einen Freund, meidet die zu gemeinen Vertraulichkeiten. Der Wohlſtand, den man in dem Innern ſeines Hauſes beobachtet, macht's uns zur Gewohnheit, uns auch auſſerhalb einer weiſen und regelmäßigen Aufführung zu befleißigen.

Es iſt unumgängliche Nothwendigkeit für euch, beſtändig mit eurem Manne zu leben, und folglich euch an Geduld zu gewöhnen. Lernt daher euer Naturel zu zwingen, und eure Neigungen zu zähmen. Ihr ſeyd Eine Familie; habt auch nur Ein Herz. Wenn ihr nur dem äuſſerlichen Schein nach, und aus bloßer Grimaſſe einig lebt, unterdeſſen daß in eurem Herzen heimliches Misbehagen wurmt, ſo heißt das, euch vergeblich das Leben ſchwer machen, und an eurer Seele nagen.

Ich verlange nicht, daß ihr unempfindlich, oder unbeweglich wie eine Bildſäule ſeyn ſollt. Es giebt eine Thätigkeit und Aufmerkſamkeit, die nothwendig ſind, um die tägliche Geſchäfte eures Hauſes zu berichtigen. Sonderlich fodern eure kleinen Kinder eure ganze Sorgfalt. Erlaubt nicht, daß ſie ihrem Appetit folgen, und mehr Speiſen zu ſich nehmen, als ihr Magen vertragen kann. Bewahret ſie vor der zu großen Hitze des Sommers, und entfernet von ihnen alles, was ihnen ſchaden kann: Waſſer, Feuer, Meſſer, hohe Oerter, von denen ſie fallen, harte Dinge, die ſie verwunden können. Sonderlich aber verwehrt ihnen den Genuß kalter oder übelzugerichteter Speiſen, und des unreifen, rohen Obſts; für die zarte Jugend ſind beyde Dinge zwey heftige Gifte.

Euer Geſinde muß Theil an eurer Aufmerkſamkeit und Sorgfalt haben. Laßt es ihnen in nichts an Kleidungen und Lebensmitteln gebrechen. Sind ſie grob, nachläßig, ungeſchikt, ſo verhehlt zuweilen ihre Fehler, und thut nicht, als ob ihr ſie gewahr werdet. Vor allen Dingen ſeht ihnen kleine Fehler nach, beſonders wenn ſie guten Willen zeigen. Belehrt ſie mit Sanftmuth, und überlegt, daß ſie nicht eure Dienſtboten abgeben würden, wenn ſie ſich durch große Talente auszeichneten.

Der Zugang zu eurem Hauſe muß folgende Arten von Frauenzimmern verſchloſſen ſeyn: 1. denen, welche ſichs zum Geſchäfte machen, auf die Jagd von übelen Nachreden, Verläumdungen und böſen Gerüchten auszugehn, die zum Nachtheil der Familien gereichen, um ſie von Hau zu Haus weiter auszubreiten. Sie beſitzen keine andr Gabe, als das Herz durch ihre Bosheit zu verderben, un die Seele durch die Wunderdinge zu vergiften, die ſie zu erzählen wiſſen; oder indem ſie Geſpenſter erſcheinen laſſen, und den Teufel, in unverſtändlichen Gebeten anrufen. 2. Den Wahrſagerinnen, die ſich rühmen, in die Zukunft ſchauen zu können, die ſich damit abgeben, das Horoscop zu ſtellen, und aus der Hand oder dem Geſichte Gutes und Böſes vorherzuſagen. Das wenigſte was ihr dabey verliert, iſt euer Geld, aber noch andre Unglüksfälle, die ihr nicht vorherſeht, werden die traurigen Folgen eurer thörichten Neugier ſeyn.

Weiber! ſoll ich euch in wenigen Worten ſchildern, was von euch gefordert wird? Eine Frau beſizt nur in dem Grad Verdienſte, in welchem ſie ſichs angelegen ſeyn läßt, die Tugenden zu erlangen, die ihrem Stande angemeſſen ſind. Und was ſind dies für Tugenden? Kindliche Ehrfurcht; ehrerbietige Scheu: Ernſthaftigkeit; Beſcheidenheit; Sanftmuth; Gefälligkeit; Aufrichtigkeit im Reden; haushälteriſcher Geiſt; und Mitleid mit den Leidenden. Die vornehmſten Fehler, die ſie fliehen muß, ſind: Flüchtigkeit; leichtſinniges Betragen; Stolz; Zorn; Faulheit; Nachläſſigkeit; Plauderey; Unbeſonnenheit im Reden; unruhiger und ſchwer zu befriedigender Humor; Härte gegen Unglükliche. Sonderlich aber hüte ſie ſich, keinen von den ſieben Fällen auf ſich zu bringen, die einem Manne das Recht geben, ſeine Frau von ſich zu ſtoßen. Denn ſie würde entehrt ſeyn, wenn auch der Mann ſich nicht zu dem traurigen Mittel der Scheidung entſchließen könnte.*)

Männer! gehört nicht unter die Zahl jener ewigen Spötter, die lieber einen Freund verlieren, als einen witzigen Einfall unterdrücken. Manche Sticheley iſt oft bittrer und beleidigender als ein Schimpfwort. Dies iſt gewöhnlich die Wirkung des Zorns, den man am Ende einſieht und bereut, aber jenes iſt oft ein Merkmal der Verachtung, über die man ſich freut, und ſich ſelten davon beſſert. Lernt von Jugend auf eure Leidenſchaften bändigen, euer Herz in Ordnung halten, und es zur Tugend bilden. Erlaubt euch gewiſſe Fehler nicht, weil ſie euch unbedeutend dünken, iſt der Damm einmal gebrochen, ſo hält nichts mehr den Strom zurük.

---

*) Dieſe 7 Fälle ſind, 1. Ungehorſam. 2. Unfruchtbarkeit. 3. Ehebruch. 4. Eiferſucht, daß der Mann keine 2te Frau nehmen ſoll. 5. Häßliche Krankheit. 6. Verläumderiſches Geſchwätz, das die Ruhe der Familie ſtört. 7. Diebſtahl; wenn die Frau ſtiehlt, ihre eigene Familie zu bereichern.

Die Sucht Reichthümer zuſammenzuſcharren, hört, wenn man ſich ihr einmal überlaßen hat, nicht eher auf, als mit dem Leben. Mancher erlaubt ſich die größten Ungerechtigkeiten, um ſeine Schätze zu vermehren, und hinterläßt ſie verſchwenderiſchen Erben, die ſie bald erſchöpfen. Indem man Geld zu gewinnen trachtet, verliert man Menſchen; und iſt dieſer Verluſt nicht ungleich größer als jener?

Seyd keiner von den finſtern Menſchen, denen alles misfällt, die niemand leiden können, und, ſo zu ſagen, eine natürliche Antipathie wieder das menſchliche Geſchlecht haben. Ueberlaßt euch aber auch nicht allen Arten von Karakteren, und rechnet nicht zu ſehr auf zweydeutige Verſicherungen von Ergebenheit und Treue. Im Umgang des bürgerlichen Lebens beobachtet eine richtige Mittelſtraße: wer ſie geht, erſpart ſich manche traurige Erfahrung und manchen Kummer.

Ihr nährt einen geheimen Haß wider rechtſchaffene Leute; der Umgang und die Unterhaltung mit Perſonen von Verſtande, iſt euch unerträglich. Ein ſicherer Beweis von der Verderbniß eures Herzens, und der Kraftloſigkeit eures Geiſts. Ihr ſeyd reich gekleidet; ihr reitet auf ſchönen und herrlich geſchmükten Pferden; nichts ſtört eure Ruhe; eure Tafel hat einen Ueberfluß an herlichen Gerüchten; ihr ſchwimmt in Vergnügen und Wohlleben. Der Tod überraſcht euch auf der Mitte der Bahn eurer Freuden, oder in den Armen des Schlafs; und die Vorübergehenden werden fragen: „weſſen Sohn war dieſer „Jüngling?“

Jeder hat ſeine eigene Ideen, euer Freund hat die ſeinigen, und hängt ihnen manchmal ſo feſt an, daß es ihm ſchwer wird, davon zu laſſen. Wenn es bloß gleichgültige Dinge betrift, oder wenn ſeine Abſichten löblich ſind, ſo habt ſo viel Gefälligkeit, euch in ihn zu ſchicken. Wenn ihr, im Gegentheil, ihm widerſtreitet, wenn ihr behauptet, daß eure Meinung vorgelten müſſe, wenn eure Eigenliebe nachzugeben ſich ſträubt, was gewinnt ihr am Ende? Ihr erbittert euren Freund, und verliert nach und nach ſeine Zuneigung und ſein Vertrauen.

Bedient euch eures Anſehns nie in ſeinen ganzen Umfang, mäßigt ſeine zu große Strenge, durch ein leutſeliges und freundliches Betragen. Misbraucht eben ſo wenig die Furcht und Achtung, die euer Stand und Rang einflößen. Es iſt löblich, den Gebrauch ſeiner Gewalt nach den Umſtänden der Zeit und der Perſonen abzumeſſen, mit welchen man leben muß.

Wenn euch ein widriger Zufall oder ein großes Unglük begegnet, und ihr keinen Ausweg vor euch ſeht, ihm zu entrinnen, ſo ſchikt euch in die Fügungen des Verhängniſſes. Klagen, Seufzer, Jammer, mit dem Fuß auf die Erde ſtampfen, macht das Uebel nicht kleiner, ſondern vermehrt es noch. Jedermann weiß, was ich ſage, aber wen ſieht man darnach handeln?

Denkt viel, und redet wenig; ein großer Fluß von Worten blendet nur Thoren, und wiegt ein einſichtvolles Stillſchweigen nicht auf. Es giebt überhaupt Fälle, wo der kluge Mann, ſo ſchön er auch zu ſprechen weiß, und ſo groß auch ſeine Begierde iſt, ſeine Meinung zu ſagen, ſeine Lippen unter einem dreyfachen Siegel verſchließt.

Vergeßt die Dienſte, die ihr erwieſen habt, andre mögen ſich ihrer erinnern; kramt auch die Vorzüge nicht aus, die euch von dem gemeinen Haufen der Menſchen unterſcheiden, andre mögen ſie bemerken. Die Pfirſich und die Pflaume reden nicht; die Spuren ihres Werths reden für ſie.

Ihr beſitzt einen feinen, hohen, durchdringenden Geiſt, braucht ihn, eure Angelegenheiten auf einem guten Fuß zu erhalten: äuſſerlich und im gemeinem Leben befleiſſigt euch eines ſimplen und natürlichen Weſens. Wenn ihr geiſtreicher ſcheinen wollt als andre; wenn man in eurem Benehmen und euren Ausdrücken, ich weiß nicht was von gezwungenem und künſtlichen entdekt, ſo wird man mißtrauiſch gegen euch werden, und ihr werdet nie wahre Freunde bekommen.

Liebt ihr was ſüß iſt? fangt bey dem an was bitter iſt: ſucht ihr Ruhe und Vergnügen? ſchmekt erſt Arbeit und Kummer. Wenn man recht hoch ſpringen will, ſo muß man ſich zuvor niederducken.

Es iſt nicht hinreichend, bloß die Welt zu ſtudiren, um zu wiſſen, wie man ſich darinn betragen ſoll; man muß ſich auch ſelbſt ſtudiren, und jeden Abend prüfen, was man des Tages über gethan hat. Wenn euch eine Handlung entwiſcht iſt die ihr zu bereuen Urſache habt, ſo treft ſolche Anſtalten, daß ihr ſie nie wieder verſchuldet, und daß ihr euch beſſert; habt ihr, im Gegentheil, euch nichts vorzuwerfen, ſo ſchmekt das ſüße Vergnügen, das mit dem Bewuſtſeyn eines tadelloſen Wandels verbunden iſt.

Wenn ihr das Lob, das man euch ertheilt, mit beſcheidener Demuth anhört, ſo vermehrt ihr eure Verdienſte durch ein neues. Macht euch hingegen dieſes flüchtige Zeichen der Achtung aufgeblaſen, und giebt ſie euch ein ſtolzes und wichtiges Anſehn, ſo verwandelt ſich die Idee, die man von euch hat, in Vorurtheil, und man nimmt heimlich ein Lob zurük, deſſen man euch nicht mehr würdig glaubt.

Verluſt folgt ganz nahe auf Gewinn, und Unglük tritt dem Glük auf die Ferſe. Nur der lebt ruhig, der ſich an einer anſtändigen Mittelmäßigkeit begnügt.

Wie ſchwer hält es, in der Welt zu leben, und ſeine Sitten rein und ohne Flecken zu erhalten! Wohl kann man es! aber dazu wird eine unaufhörliche Aufmerkſamkeit und Wachſamkeit über ſich ſelbſt, erfordert.

Die Seele muß den Körper beherrſchen. Wie unglüklich iſt der, welcher ſich durch ſeine Leidenſchaften und Lüſte lenken läßt. Betrachtet jenen groſſen Mann; es iſt ein Held, der unter unſern Kriegern nicht ſeines gleichen hat; vor ſeinem Namen erbebt die Erde; er hat alle vier Meere beſegelt; nichts hat ihm widerſtanden; nur ſich allein konnte er nicht beſiegen, und er iſt der Sklave ſeiner thieriſchen Triebe.

Ihr widmet euch dem Studieren, ohne zu verſtehen, was ihr lernt; die Zeit, die ihr darauf verwendet, iſt verlohren. Leſet die Bücher der Weiſen mit Ueberlegung. Jeder Zug, jedes Wort muß einen Werth für euch haben. Ihre Lehren müſſen ſich tief in eurem Herzen eingraben. Lehren, die nicht weiter als bis zum Auge und Ohr kommen, gleichen Schmäuſen, die man im Traume hält.

Eine Kleinigkeit verurſacht oft groſe Freude, und eine zu heftige Liebe artet oft in heftigen Haß aus.

Vernachläſſigt keine Sache, weil ſie euch von geringer Bedeutung ſcheint. Ein kleiner Spalt kann oft machen, daß das gröſte Schif Schifbruch leidet, und ein kleines Inſekt kann euch ſtechen und durch ſeinen Stich den Tod bringen.

Wenn ihr im Grund, nur wenig Genie und Tugend beſitzet, und euch nur ein wichtiges und vielverſprechendes Weſen ſchminkt, ſo iſt euer Fall nah und gewiß. Von zehn die euch gleichen, werden neune fallen. Wenn ihr den Himmel nur vom Boden eines Brunnens geſehen habt, wenn ihr einen Weg nur nach der Richtſchnur einer Mauer finden könnt, ſo iſt der beſte Rath, den ich euch geben kann, der, euch niemals allein an die Ausführung einer großen Sache zu wagen.

Wählt euch große Muſter zur Nachahmung. Yao, Schun, Yu, Wen-wang, Tſcheu-kang, Kong-tſe, unterſcheiden ſich von den gewöhnlichen Menſchen nicht durch ihre Geſtalt, ſondern durch die Eigenſchaften ihres Geiſtes und Herzens, die ſie den zehntauſend Generationen ehrwürdig gemacht haben. Bildet euch nach ihrer Rechtſchaffenheit, Seelengröße, Sanftmuth, Leichtigkeit im Verzeihn, und nach ihren andern Tugenden, und ihr werdet ein weiſer Mann werden.

Betrachtet jenen Wahnwitzigen, der ſeine Kleider zerreißt, die Dächer der Häuſer erklettern will, und diejenigen beſchädigt, die ihnen zurückhalten. Es iſt das Bild des Unbeſonnenen, der alles nach ſeinem Kopf machen will, das heißt, ſo widerſinnig als möglich. Bey der geringſten Einwendung wird er böſe, wild, aufgebracht, und belohnt euer Gutmeynen mit Zank und tödlichen Haß.

Eine der beſten Handlungen, die wir in dieſer Welt thun können, iſt, den Leidenden beyzuſtehn, und den Dürftigen zu helfen. Wenn der Himmel keine Widerwärtigkeiten auf die Erde ſchikte, wie bekäme man Gelegenheit, Barmherzigkeit auszuüben?

Wenn das Recht auf eurer Seite iſt, ſo [illegible] es mit Sanftmuth und Gelaſſenheit: wozu jene Hitze, die dem Zorn ähnelt? So überzeugt ihr keinen Mann von Verſtand. Habt ihr aber nicht Recht und ſucht ihr es mit Gewalt, und, ſo zu ſagen, kämpfend zu erſtreiten, ſo gleicht ihr einen öffentlichen Räuber.

Euer Nachbar hat ein großes Glük gemacht, Gold und Silber ſind in ſeinem Hauſe im Ueberfluß, alles geht ihm nach Wunſch, und ihr möchtet deswegen für Neid berſten. Ein andrer Nachbar ſeufzet unter der Laſt des Kummers, und ihr empfindet innerlich eine heimliche Freude darüber: Traurige Beweiſe der Bosheit und Niederträchtigkeit eures Herzens!

Wollt ihr euch zu Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten geſchikt machen; legt euch auf das Studium der Geſchichte eures Vaterlandes. Sind euch die Bücher zuwider, könnt ihr keine in eurem Hauſe leiden, ſo werden eure Kinder ärger ſeyn, als Blindgebohrene.

Zur Zeit des Mangels ſchmecken euch ſelbſt die bitterſten und ſaureſten Dinge gut; zur Zeit des Ueberfluſſes ekeln euch oft die leckerhafteſten Gerüchten. Der Himmel kann euer Herz nicht befriedigen. Habt ihr aber jemals den Hunger ſterben ſehn, der ſich mit wenigem begnügte?

Drey Dinge muß man beſtändig vor Augen haben; das Geſez des Himmels, das Geſez des Reichs, und die Ehre des Nächſten. Vernachläßigt ihr dieſe drey Stücke, ſo hoft nie ruhig zu leben, ihr möget euch in einem Ort hinbegeben, wohin ihr wollt.

Wenn ihr ſeht, daß jemanden der Fehler leid thut, den er begangen hat, ſo haltet mit euren Verweiſen inne; betrachtet ſein Vergehn als ausgelöſcht, ſobald er es bereut hat. Stemmt nicht den Arm auf den, der ſich vor euch beugt, um ihn vollens zu Boden zu werfen!

Das geringſte Jucken auf eurer Haut iſt euch empfindlich, und ihr bleibt fühllos bey dem Elend und den Leiden anderer. Welche Vorwürfe müßt ihr euch nicht machen, wenn ihr Ueberlegungen fähig ſeyd!

Wenn ihr einem Unglüklichen beyſteht, ſo thut es nicht halb; habt ihr aber jemandem einen Verweis zu geben, deſſen er ſich ſchuldig gemacht hat, ſo bedient euch dabey der Sanftmuth und Mäßigung.

Song-tſchao *) ſezt auf ſein Haupt einen ungeheuern Kopfpuz, und hüllt ſich in Weiberröcke, die bis auf die

---

*) Berühmter Schauſpieler.

Erde ſchleppen. Einſche *) ziert ihr Kinn mit einem falſchen Bart, zieht Stiefeln an, läßt zwey Laternen vor ſich hertragen, und durchſtreicht tanzend die Straßen: welches von beyden iſt Mann oder Frau?

Alles endigt auf dieſer Welt. Die eiſernen Säulen nützen ſich durchs bloße Angreifen ab; die marmornen Lehnen tragen die Spuren der Hände, die über ſie hinglitten: aber am ſchnellſten ſchwindet das Leben, und kommt nicht wieder. Lebte man hundert Jahre, dieſe hundert Jahre, ſo bald ſie verfloſſen ſind, haben nicht die Dauer eines Augenbliks.

In den heftigen Aufwallungen feuriger Freundſchaft, ſagt nicht alles heraus, was ihr auf dem Herzen habt; es könnte eine Zeit kommen, wo dieſe Freundſchaft erkaltet wäre, und man einen üblen Gebrauch von eurer ehemaligen Offenherzigkeit machte. Eben ſo ſchüttet, in Augenblicken des Verdrußes, nicht alles aus, was ihr denkt. Die Reue folgt dem Verſehn auf dem Fuße nach, und im Herzen ſchmerzt lange der Pfeil, der es zerriß.

Seyd wirthſchaftlich, und wißt euren Ausgaben Ziel und Maaß zu ſetzen, ſo werdet ihr noch zurüklegen können. Habt ihr einen unerſättlichen Durſt nach Reichthümern, der Tag und Nacht euer Herz beſchäftigt, ſo beklage ich euch! wie unglüklich ſeyd ihr eure Geſundheit und Kräfte aufzuopfern, und eure Zeit und Ruhe zu verſchwenden, um Schätze zu häufen, zu deren Genuß euch ſo wenige Zeit bleibt.

Der geſchikteſte und ſinnreicheſte Mann, und der am fähigſten iſt, ſeinen Zwek zu erreichen, iſt der, welcher ſich im Unglük am beſten mit Geduld zu waffnen weiß. Aus der Mitte jener Leute, welche die Dürftigkeit zwingt, euch die niedrigſten Dienſte zu leiſten, ſind oft Helden der erſten

---

*) Berühmte Schauſpielerin.

Claſſe hervorgegangen. Unſre Väter haben ſie geſehn, und wir ſehn deren noch in unſern Tagen.

Der Weiſe muß eine lebendige Lehre für den gemeinen Haufen der Menſchen ſeyn: in ſeinen Reden muß nichts abgeſchmaktes, in ſeinem Wandel nichts unordentliches, und in ſeinen Handlungen nichts, den Geſetzen des Himmels widerſtreitendes, hervorblicken. Die Blume Lan blüht und duftet nicht bloß für das Thal, wo ſie wächſt, ſo ſchön und herrlich. Eben ſo müßt ihr auch eure Weisheit nicht bloß auf euch allein einſchränken.

Wenn ein Hausvater ſich täglich badet, werden ſeine Kinder geſchikte Schwimmer werden; wenn der Vater Melonen und andre Früchte ſtiehlt, wird er in ſeinen Söhnen Räuber und Mordbrenner ziehen. Man ſchont ein Kind, und lacht über ſeine Fehler, ſtatt ſie zu beſſern: es iſt noch jung, ſagt man, und indem man das ſagt und beſtändig wiederholt, wächſt dies Kind in die Höhe, wird groß, und eure Plage. Man beklagt und trauret, daß man keine Kinder hat, und oft duldet der mehr Kummer, der welche hat.

Wie ſchwer iſts einem übeln Ruf auszuweichen, aber wie weit ſchwerer noch, die allgemeine Achtung und den allgemeinen Beyfall zu verdienen!

Seyd nicht feurig, und raſch, zu übereilt in euren Worten und Handlungen. Wer am wenigſten eilt, kommt oft zuerſt ans Ziel. Zu viel Hitze dient zu nichts als die Sachen zu verwirren. Wenn man die Speiſen ganz verſchlukt, muß man ſie wieder von ſich geben, und wenn man zu ſchnell läuft, iſt man in Gefahr zu fallen.

Wozu glaubt ihr, daß euch euer brüskes und ſtolzes Weſen helfen ſoll? Seyd gut und ſtrenge zugleich, und ewige Freude wird in eurem Hausweſen wohnen. Drükt ein Siegel auf euren Mund, nnd bewahrt euer Herz, wie man die Mauer einer Stadt bewahrt: ſonderlich aber werft euch nicht zum Verbreiter falſcher Gerüchte, oder Nacherzähler deſſen auf, was ihr auf gut Glück erzählen hört.

Laßt euch nicht durch die Ausſchweifung der Freude bey einem unvorhergeſehenen Glück dahin reißen; bleibt euch immer gleich, und bey kaltem Blute, es mag euch Gutes oder Böſes treffen.

Wiſſenſchaft, Gelehrſamkeit und Tugend, geben Familien den Glanz; Anwendung der Kenntniß und Haushaltſamkeit dienen ſie zu regieren; Gefälligkeit und friedfertiger Geiſt, die Eintracht unter ihnen zu erhalten; Ruhe und in der Vernunft angemeſſenes Betragen, ſie vor dem Fall zu bewahren. Ein Menſch, der weder Billigkeit, noch Kenntniſſe, noch Höflichkeit beſitzt, iſt ein wildes Thier, in menſchlicher Tracht.

Die meiſten Uebel, die man in ſeinem Alter duldet, kommen oft von den Ausſchweifungen her, denen man ſich in der Blüthe ſeiner Jahre überlaſſen hat. Und eben ſo kann man, mit noch größerer Wahrheit, hinzuſetzen, daß die Keime der Leiden des Herzens, und der Kränkung der Seele in den Zeiten des Glücks und des Wohlſtandes gelegt wurden.

Was an der Quelle nur ein ſchwacher Waſſerſtral war, wächſt ohnmerklich in ſeinem Laufe, und wird zulezt im Stande, die größten Berge umzuwühlen.

Schweift in dem Wein aus, und ihr entehrt euch; häuft Schätze auf Schätze, und ein anderer wird ſie genießen; iſt es nicht Thorheit, daß ihr euch bis ins Alter plagt, Reichthümer zuſammen zu ſcharren, da es doch ſo wenig bedarf, um das Leben eines Menſchen zu erhalten.

Wenn ihr eine Sache unternehmt, ſo unterſucht erſt, wie ihr ſie werdet endigen können.

Wenn ein Pferd auch noch ſo gut iſt, ſo muß man ihm doch niemals den Zügel laſſen; und wenn man mit jemand auch noch ſo vertraut iſt, ſo muß man doch über ſeine Zunge wachen, und dem Munde nicht alle Geheimniſſe des Herzens anvertrauen.

Es iſt beſſer einen Zoll unter ſich, als hundert Klafter in die Höhe ſehn; es iſt beſſer einen Schritt rükwärts, als hundert Meilen vorwärts ſchauen; auf den Gipfel jäher Klippen iſt die Luft zu fein, und nicht geſund; aber ſie iſt ſanft und gemäßigt auf dem niedern Rücken des Berges.

Es iſt manchmal zuträglicher ſich im Verborgenen zu halten, als zu ſehr ins Licht zu treten.

Zu rechter Zeit zu verlieren wiſſen, heißt ein Mann von Verſtand ſeyn; ein Thor iſt der, welcher immer gewinnen will.

Der Tem-lo *) lebt, um den Baum geſchlungen, der ihn hält; er ſtirbt, wenn der Baum fällt. Glüklich der Weiſe, der ſich ſelbſt genug iſt, und keine Stütze bedarf!

An der Länge des Wegs erkennt man die Kräfte des Pferdes, und an der Länge der Zeit, das Herz des Menſchen.

Der Menſch lebt nicht hundert Jahre, und pfropft ſich doch voll Sorgen und Unruhe auf zehntauſend.

Hätte der Menſch nicht den Willen den Tieger zu töden, ſo würde der Tieger nicht den haben, den Menſchen zu ſchaden.

Wenn die Familie in Dürftigkeit geräth, lernt man den gehorſamen Sohn kennen; und wenn Unruhen das Reich zerrütten, den getreuen Unterthanen.

Seyd arm, und wohnt am beſuchteſten Ort der Stadt, kein Menſch wird an euch denken: werdet reich, und flieht in die ödeſten Gebirge, man wird weit herkommen, und euch aufſuchen.

---

*) Der Tem-lo ſchießt auf, wie die Rebe, und kann ſich ohne Stütze nicht halten. Man zieht ihn an Geländer, um Schatten zu geben. Er trägt keine Frucht ſondern blos violetfarbene Blumen, die traubenweiſe herabhängen, und gut zu eſſen ſind. Seine Blätter gleichen dem Weidenlaub, ſie ſind aber kürzer, und nach der Spitze zu zugerundeter.

Bezahlt ihr eure Schulden? denkt an die Zeit, wo ihr gezwungen waret, ſie zu machen; ſeyd ihr im Ueberfluß? denkt an die Zeit eurer Armut; werdet ihr arm? vergeßt die Zeiten eures Wohlſtandes.

Wenn man an den Rand des Abgrunds gekommen iſt, ſo iſt es zu ſpät, die Zügel anzuziehen, um das Pferd aufzuhalten. Wenn die Barke mitten auf dem großen Fluß Kiang treibt, iſt es nicht mehr Zeit, die Ausbeſſerungen vorzunehmen, die ſie ſo nöthig hatte.

Ihr reitet auf einem weißen Pferde, mit rothen Quaſten *, behangen, und mit prächtigem Zeug belegt: wie viele Leute, die ihr niemals gekannt habt, werden eilen euch ihre Aufwartung zu machen, und ſich für eure Verwandten ausgeben!

V.

Naturgeſchichte.

I.

Wahrſcheinlichkeit der Kometen-Furcht.

Geſchichte und Erfahrung lehren uns, daß die Kometen dem nachdenklicheren Theil der Erdbewohner zu allen Zeiten ſehr wichtige Erſcheinungen geweſen ſind. Nach Ver=

---

*) Die Mandarine haben an dem Reitzeuge ihrer Pferde, Büſchel von rothen Haaren, die mit dem einen Ende in eine Hülſe von vergoldetem Kupfer gefaßt ſind. Die eine hängt dem Pferde an dem Halſe die andre an dem Seiten-Riemen.

Verſchiedenheit der Erkenntniß, die ſie von ihnen hatten, war freylich der Eindruck, den dieſelben auf ihre Einbildungskraft machten, auch ſehr verſchieden. So lange ſie in die Klaſſe der Irrwiſche, fliegenden Drachen, und andere dergleichen Gegenſtände am Himmel, die heute entſtehn und morgen verſchwunden ſind, geſetzt wurden, waren ſie als Vorboten von grauenvollen Begebenheiten den Menſchen wichtig und zugleich ſchrecklich. Seitdem ſie aber Newton über den Dunſtkreis wieder hinaus gerückt, und ihnen Plätze unter den Weltkörpern angewieſen hat, haben ſie zwar aufgehöret, Propheten der Verwüſtung und des Todes zu ſeyn, aber nun glaubte man von ihnen gar, daß ſie fähig wären, viel mehr Unglück ſelbſt anzurichten, als ſie vorher nur blos verkündigen ſollten. Es haben nehmlich die Sternkundigen aus den Beobachtungen ihres Laufs, welcher in Rükſicht des Laufs der Planeten ſehr unregelmäßig zu ſeyn ſcheint, gefolgert, es ſey gar wohl möglich, daß ein oder andrer Komet bey ſeinem Lauf um die Sonne unſrer Erde in dem ihrigen entweder begegnen und ſie zerſtören, oder ihr doch nahe genug kommen könne, um ſehr merkliche Verwüſtungen und Unordnungen dereinſt anzurichten. Es könnte uns z. B. ein ſolcher Komet das Jahr verlängern oder verkürzen; aus Sommer Winter machen; das Waſſer aus dem Meere über alle Berge hinauf ziehn; uns den lieben treuen Mond wegrauben, oder verurſachen, daß wir alle Jahre nur einmal Voll- und Neumond oder auch alle vierzehn Tage eine Finſterniß hätten — und was dergleichen fürchterliche Dinge mehr ſeyn mögen.

Man hat auch die Frage aufgeworfen, ob nicht ebenfalls umgekehrt unſere Erde und andere Planeten, welche Satelliten um ſich haben, nemlich Jupiter und Saturn eben ſo wohl Räuber von minder mächtigen Kometen möchten geweſen ſeyn, und ob ſie nicht dabey ihre Monden zur Beute davon getragen hätten? Da dieſe Art von Beſorgniſſen nicht, wie die obengenannten vom unwiſſenden und abergläubiſchen Pöbel, ſondern von großen Sternkundigen und Weltweiſen, von einem de la Lande ꝛc. ſind geäuſſert worden; ſo iſt es wohl der Mühe werth, auf gegenwärtigem Orte etwas von denjenigen mitzutheilen, was nach dem Geſetze der Wahrſcheinlichkeit, dergleichen Beſorgniſſe entweder zu unterſtützen oder zu vereiteln Behauptet machen kann.

Ohne uns auf die Unterſuchung dieſer Frage einzulaſſen: ob es wohl der Abſicht des Schöpfers gemäß ſeyn könne, es unter den Weltkörpern ebenſo zugehen zu laſſen, wie es leider! auf unſerm Wohnplatz mit den weniger bemerklichen Geſchöpfen herzugehen pflegt, wo faſt immer der Ruin des einen den Stof zum Entſtehen des andern abgiebt; wollen wir nur ſehen, was nach den Geſetzen der Schwere und aus der Beſchaffenheit der Laufbahnen dieſer Himmelskörper, ſich muthmaßen läßt.

Man weiß es zuverläßig, daß Jupiter vermögend iſt, den Saturn und ſeinen Trabanten vermöge der Schwere oder anziehenden Kraft, die er gegen dieſe ſeine Nachbarn oder dieſelben auf ihn äuſſern, aus der Ordnung zu bringen. Wir wiſſen ferner, daß zum Theil dieſer Urſache der Mond unſre Erde etwas wankend macht. Hätte alſo nicht auch wohl unſere Erde Einfluß genug auf einen Kometen haben können, um ihn zu unſerm jetzigen Monde zu machen?

Setzet man einen Kometen in die vortheilhafteſten Umſtände, in welchen er ſich befinden muß, wenn er ſich in unſern Mond ſoll verwandeln können, ſo muß man ihm einen Lauf geben, der ſieben und zwanzigmal langſamer iſt, als der Lauf unſrer Erde, und ſeine Sonnenferne, oder ſein Aphelium ſetzt man am ſchicklichſten in den Ort, wo ſich unſer Mond jezt befindet, wenn er eben voll iſt. Die Bewegung, welche er in dieſem Aphelium hat, nimmt man von der Geſchwindigkeit an, welche der Mond gegenwärich hat. Aber wie wird nun die Ellipſe ausſehen, die er vorhin als Komet hätte beſchreiben müſſen? Sie fällt, muß man antworten, ins Unmögliche, denn ihre Sonnennähe oder Periphelium kommt innerhalb der Sonne zu ſtehen. Will man nun das Aphelium etwas weiter hinaus rücken; ſo muß man den Kometen entweder geſchwinder als vorhin laufen laſſen, oder die Ellipſe wird noch unmöglicher. Bey einer ſolchen Vorausſetzung ſiehet man aber gar nicht ein, wie er in der Nachbarſchaft der Erde hat können hangen bleiben; hätte er es gekonnt, ſo würde er auch noch bis auf dieſe Stunde jene größere Geſchwindigkeit haben. Da man nun auf dieſe Weiſe nicht auskommt, ſo muß man einmal annehmen, der Komet habe gleich Anfangs den Weg um die Erde finden müſſen, den unſer Mond jetzt nimmt; da ſieht man aber gar nicht ein, wie er aus ſeiner Bahn in dieſen Weg hat kommen können, indem nemlich nun der Mond beſtändig darinnen fortgeht ohne ihn jemals wieder zu verlaſſen — oder, man muß ſetzen, daß ſich die Sache erſt nach und nach ergeben habe, daß nemlich der Komet erſt in der Folge der Zeit in einen ſolchen Beharrungsſtand gekommen ſey, in welchem wir nun unſern Mond ſehen. So etwas läßt ſich aber mit den Geſetzen der Bewegung gar nicht zuſammenreimen, weil es darauf ankommt, ob der Komet in einem einzigen Punkt ſeiner Bahn diejenige Geſchwindigkeit gehabt habe, die ſich zu dem Abſtande dieſes Punkts von der Erde ſchikte. Hat er eine ſolche ſchikliche Geſchwindigkeit gehabt, ſo läßt ſich weiter an keine Aendrung mehr gedenken und der Beharrungsſtand iſt gleich von Anfang an da geweſen, das heißt, da war er kein Komet, ſondern ſchon von ſeinem Urſprunge an unſer Mond. Iſt er aber wirklicher Komet geweſen, und hat jene ſchickliche Geſchwindigkeit nicht gehabt, ſo hat er ſich bey der Erde nicht aufhalten können, und aller Einfluß derſelben auf ihn hat höchſtens nur ſeine Bahn um die Sonne in etwas geändert.

Ob nun ſchon hieraus genugſam erhellet, daß es höchſt unwahrſcheinlich ſey, daß die Erde unſern Mond als einen vormaligen Kometen geraubt habe, ſo wächſt doch dieſe Unwahrſcheinlichkeit noch viel mehr, wenn man bedenkt, daß ſich derſelbe ſo auſſerordentlich und aus ganz unergründlichen Abſichten in eben der Zeit um ſeine Axe dreht, in welcher er ſeine Bahn vollendet. Warum wären denn von den unzähligen Kometen, die bey der Erde hätten vorbeygehn können, nur derjenige hangen geblieben, der ſich ſo um ſeine Axe dreht, daß er immer eben dieſelbe Seite gegen uns kehrt? Soll hier ein Zufall ſeyn, ſo muß man ſagen, daß ſeine Wahrſcheinlichkeit kleiner iſt, als jede, die man ſich denken kann. Die Abſicht, warum dieſe Umdrehung eben ſo iſt, läßt ſich zwar nicht ausfündig machen, aber noch vielweniger läßt ſie ſich durch einen Zufall erklären.

Was nun ferner die Unterſuchung derjenigen Theile der Ferne betrift, wo man wiſſen will, ob es wahrſcheinlich ſey, daß Jupiter und Saturn ihre Trabanten auf dieſe Art bekommen hätten, ſo werden die Umſtände, die man bey ihren Satelliten antrift, die Antwort noch leichter machen. Es iſt bekannt, daß ſich alle Satelliten ſo, wie die Hauptplaneten von Abend gegen Morgen bewegen. Sind ſie nun vorher Kometen geweſen, ſo hat man nun zween mögliche Fälle, wie ſie ſich im Netze des Hauptplaneten haben verſtricken können. Entweder iſt es geſchehen, indem der Komet von dem Aphelium wieder zur Sonne herunter geſtiegen, oder indem er ſich von der Sonne wieder aufwärts entfernt hat. In dem einen Falle hätte er die Bahn des Hauptplaneten auf der öſtlichen, im andern Falle auf der weſtlichen Seite durchſchneiden müſſen. Wie groß iſt hierbey die Wahrſcheinlichkeit, daß das Gegentheil niemals eingetroffen? auf dieſe kommt es nehmähnlich an, wenn man einmal ſchlechthin einen Zufall ſehen will. Es ſind in allem zehen Satelliten, und von dieſen ſollten ſich wenigſtens fünf von Oſten gegen Weſten um den Hauptplaneten drehen, weil beyde Richtungen als gleich möglich angeſehen werden müſſen. Es kann alſo ein Komet im Herauf- und Herabſteigen einem Planeten eben ſowohl auf der einen als auf der andern Seite zu nahe kommen, wenn man annehmen will, daß ihre Laufbahn ſo aufs ohngefehr geſetzt iſt, und nun iſt die Rechnung über die Wahrſcheinlichkeit bald gemacht. Es iſt eben ſo viel als wenn zwiſchen Kajus und Titius zehnmal das Loos gezogen wurde, welches an ſich betrachtet einem ſo leicht fallen kann als dem andern, und man ſezte, Kajus wäre alle zehnmal glüklich geweſen. Die Unwahrſcheinlichkeit iſt hierbey 1023 mal größer als die Wahrſcheinlichkeit; und eben ſo wäre es über 1000 mal wahrſcheinlicher geweſen, daß von den Satelliten einige ſich von Morgen gegen Abend bewegt hätten, wenn man ihre Bewegung als einen bloßen Zufall anſehn dürfte.

Die ſehr geringen Neigungen, welche die Bahnen der Satelliten gegen die von ihren Hauptplaneten haben, bringen dieſe Unwahrſcheinlichkeit auf eine ſehr hohe Stufe. Wer wird ſich's wohl überreden laſſen können, daß die Bahnen aller derer Kometen, welche zu Satelliten geworden ſind, beynahe in eben der Fläche ſollten gelegen haben, in welcher die Bahn des Hauptplaneten ihres Räubers liegt, und daß keiner derſelben über, oder unter dem Hauptplaneten vorbeygegangen wäre, wenn ihn dieſer nicht aufgefangen hätte?

Wie es nun aus dieſen Gründen gar nicht glaublich iſt, daß einige Kometen von den in ihrer Nachbarſchaft befindlichen Planeten, jemals ſeyn aufgehalten werden, ſo iſt auch im Gegentheil eben ſo wenig zu beſorgen, daß jemals ein Komet unſere Erde verwüſten oder ſie mit ſich durch das Weltgebäude fortführen werde, wodurch wir etwa einem Winter von ſo viel Jahren als unſer gegenwärtiger Tag dauert, bey einer Kälte, gegen welche der Lappländer ihre Bruthitze iſt, und dergleichen fürchterlichen Zufällen mehr ausgeſezt wären. Man hat vielmehr die gröſte Urſache zu glauben, daß Kometen und Planeten der höchſtweiſen Einrichtung des Weltbaus im Ganzen zufolge, einander ganze Jahrtauſende hindurch geſchikt auszuweichen vermögend ſind, und das ihre anziehende Kräfte gegeneinander weiter nichts als einige kleine Unregelmäßigkeiten, in ihrem Lauf um die Sonne bewirken werden.

2.

Außerordentliches Beyſpiel von Mutterliebe bey einem wilden Thier, wovon verſchiedene Herren und Seeleute der Fregatte, das Todtengerippe (the Carcaſs) genannt, die vor einigen Jahren nach dem Nordpol ſegelte, um Entdeckungen zu machen, Augenzeugen waren.

(Aus dem Annual-Regiſter von 1775.)

Als die Fregatte eingefroren war, meldet der Wächter auf dem Maſt an einem Morgen, daß drey Bären haſtig über den gefrornen Ocean liefen, und dem Schiff zueilten. Sie waren ohne Zweifel durch den Thrangeruch von einem Seepferd eingeladen worden, welches das Schiffsvolk einige Tage vorher getödtet hatte, und eben auf dem Eiſe verbrannte. Es zeigte ſich gleich, daß es eine Bärin mit zwey Jungen war, die aber faſt groß waren, wie ihre Mutter. Sie rannten dem Feuer zu, riſſen Stücke Fleiſch heraus, welche unverbrannt

brannt geblieben waren und fraßen ſie gierig auf. Das Schiffsvolk warf ihnen noch mehr Klumpen Seepferdfleiſch hin, welche ſie auf dem Eiſe hatten liegen laſſen. Die alte Bärinn holte einen nach dem andern, legte ihn, ſo wie ſie ihn brachte, vor die Jungen hin, zertheilte ihn, gab jedem ein großes Stück, und behielt für ſich nur ein kleines. Wie ſie den letzten holte, feuerte man auf die Jungen, ſchoß ſie nieder, und verwundete die Mutter auf ihrem Rückwege, obgleich nicht tödlich. Hier würde es auch der rauheſten Seele Empfindungen des Mitleids ausgepreßt haben, wenn ſie die liebevolle Kümmerniß geſehen hätte, welche das arme Thier bey dem Sterben ihrer Jungen ausdrückte. Ob ſie gleich ſchwer verwundet war, und kaum zu dem Platze, wo ſie lagen, krabeln konnte, ſo ſchleppte ſie doch das Stück Fleiſch mit, welches ſie zuletzt hatte, zertheilte es wie die vorigen, und legte es vor ſie nieder. Und wie ſie ſah, daß ſie nicht freſſen wollten, legte ſie ihre Tatzen erſt auf den einen, und dann auf den andern, und wollte ſie gern aufrichten. Erbärmlich war die ganze Zeit über ihr Aechzen anzuhören. Wie ſie fand, daß ſie ihre Jungen nicht aufrichten konnte, kroch ſie eine kleine Strecke von ihnen weg, ſahe zurück und ächzte. Wie dieſes Hinweglocken nicht helfen wollte, kehrte ſie zurück, roch um ſie herum, und hub an ihre Wunde zu lecken. Sie kroch darauf noch einmal einige Schritte weg, ſah wieder zurück, und ſtund einige Augenblicke ſtill und ächzend. Aber ihre Jungen konnten ihr nicht folgen. Sie kroch wieder zu ihnen, ging mit den Zeichen der unausdruckbaren Liebe um ſie herum, ſie betaſtend und ächzend. Endlich, wie ſie fand, daß ſie todt, und ohne Leben waren, hub ſie ihr Haupt in die Höhe, ſah nach dem Schiff, und brummte den Mördern einen Fluch zu, den dieſe mit einer Muſ-

ketenſeitenſalve beantworteten. Sie fiel hierauf zwiſchen ihren Jungen nieder, und ſtarb ihre Wunden leckend.

VI.

Anekdoten.

Ein ſchöner Buſen war von jeher einer der verführeriſcheſten Reize der Damen. Die berühmte Phryne, die griechiſche du Thé, wurde beym Senat von Athen verklagt: Hyperides ihr Anwald, vertheidigte ſie mit aller ſeiner Beredſamkeit, aber vergebens; endlich rieth er ihr, den Buſen zu entblößen, — und die Richter erklärten ſie für unſchuldig.

Ein Spötter, der zu Tiberius Zeiten lebte, ſah ein Leichengefolge vorbeyziehn, hielt es an, und ſagte zu der Leiche: „ich Befehle dir, dem Auguſtus zu melden, „daß die Vermächeniſſe, die er zum Beſten des „Volks gemacht hat, noch nicht bezahlt ſind:“ Tiberius, der es erfuhr, ließ den Spötter rufen, gab ihm, was er zu fodern hatte, und ließ ihm hierauf den Kopf abſchlagen: Sage dem Auguſtus, ſetzte er hinzu, daß du dein Vermächtniß ausgezahlt erhalten haſt.

Eliſabeth, Königin von England, beſuchte den Kanzler Baco auf ſeinem Landſitze. „Warum habe

„ihr euer Haus ſo klein bauen laſſen?“ fragte ſie ihn. Es iſt nicht meine Schuld, antwortete der Kanzler, ſondern die Schuld Ew. Majeſtät, die mich zu groß für mein Haus gemacht hat.

Als der Marſchall von Humieres nach England als Geſandter ging, nahm er die Aebte von L** und von B** mit ſich, die eben nicht unter die Geiſtlichen von der regelmäßigſten Lebensart gezählt wurden. Jemand ſagte zum Dûc de la Ferté, daß der Marſchall hätte beſſer wählen können, und daß dieſe Aebte keine gute Meinung von der franzöſiſchen Geiſtlichkeit geben würden. Der Dûc antwortete: Er nimmt ſie mit nach England, um daſelbſt die Freyheiten der Gallicaniſchen Kirche, augenſcheinlich zu beweiſen.

Bouvard, Ludwigs XIII. Leibmedicus, ließ ihn in einem Jahre 215 Arzeneyen, und 212 Clyſtiere nehmen, und 47 mal zur Ader laſſen.

Der Kardinal von Richelieu ließ dem Vaugelas eine Penſion von 6000 Livres geben, damit er an dem Wörterbuche der Akademie arbeiten möchte. Als Vaugelas dem Kardinal aufwartete, um ihm ſeinen Dank abzuſtatten, redete ihn der Kardinal an: „Nun, Herr von „Vaugelas, Sie werden doch in dem Wörterbuche „das Wort, Penſion, nicht vergeſſen? — Nie„mals, Monſeigneur, antwortete Vaugelas, aber „noch weniger das Wort, Dankbarkeit!“

Franz von Eſtampes, Markis von Mauny, trat in das Kabinet Ludwigs XIII. als er eben eine

Conferenz mit dem Kardinal Richelieu hielt. Der König fragte ihn stammelnd: „Wa wa was wollen sie Ma Ma Markis? Der Markis, der noch weit ärger stammelte als der König, antwortete: „Si Si Si Sire, ich ich ich wo wo wollte ꝛc." der König, welcher glaubte, daß Mauny ihm nachäffe, ergrif ihn zornig beym Arm, und wollte ihn durch seine Leibwache niederhauen lassen; allein der Kardinal besänftigte den König, indem er zu ihm sagte: „Ew. Majestät wissen also „nicht, daß Mauny stammelnd gebohren ist? halten Sie „ihm doch einen Fehler zu gut, von dem er nicht einmal „Gott Antwort zu geben schuldig ist." Der König, der seine Hitze bereute, umarmte den Mauny, und blieb ihm von der Zeit an beständig gewogen.

Ein Gelehrter fragte, als eben die Rede von Deutscher Litteratur war, einen Mönch: „ob er Klopstocks „Messias kenne? — „Nein, antwortete der Pater, „ick kenn ihm niet, ick kenn von Nüß!" — Neuß, oder Nüß, ist ein Städtchen, eine Stunde von Düsseldorf.

VII.

Biographie oder Romane.

Franz Carmagnol.

Unser Held ward zu Carmagnola im Piemontesischen 1380 gebohren, in welchem Jahr Carl der Weise, einer der vortreflichſten Könige von Frankreich ſtarb. Sein Eintritt in die Welt war nicht glänzend, indem er in einem Alter von zehn Jahren die Schweine hüten mußte. Auf eben die Art trat hundert Jahre nachher Felix Peretti ſeine Laufbahn an, verließ hernach dieſen niedrigen Stand und wurde ein Mönch; gelangte in der Folge zur Cardinals-Würde, ſahe ſein ſtolzes Haupt mit der dreyfachen Krone gezieret, zeigte ſich bald als Gegner der größten Könige, that Heinrich IV. in den Bann, erwarb ſich die Achtung der Hugonotiſch geſinnten Eliſabeth und entfaltete nach und nach im Angeſicht Italiens, ja der ganzen Welt ſeine große Eigenſchaften. Gleiche wunderbare Begebenheiten zeichnen auch das Leben Franz Carmagnols aus. Anfänglich hütete er ganz zufrieden die Schweine. Nach Verlauf zweyer Jahre ergrif ihn der Ehrgeiz, er brannte vor Begierde, ſich zu dem Stand eines Schäfers zu erheben. Sein Ehrgeiz wurde befriedigt: er war ſo glücklich zum Hirten einer kleinen Heerde Schaafe gedungen zu werden.

O! Schäferleben, Leben der Vorzeit, wahres goldenes Alter, ſo geprieſen von Dichter in den ſtolzen Städten kennt man Deine Annehmlichkeiten nicht! vor ihrer Pracht flieht Schäfer und Flöte; nur allein in den Thälern entfernter Gebirge, an dem Fluß der Pyreneen und der Alpen trift man noch Corydons und Amaryllen an. Allein in unſern Herzen ſiegt noch immer die Natur über die Kunſt und ungeachtet ihrer verführeriſchen Zauberey klopft das Herz bey dem Anblick einer Landſchaft, bey dem Ton der Flöte, beym Leſen der Schäfergedichte des Bions, Moſchus, Theokrit und Virgils.

Leſer! dieſen überwiegenden Geſchmak foder' ich für unſern jungen Schäfer auf. Sehet ihn, wie er ſtolz auf ſeinen neuen Stand, den Stab in der Hand, die Taſche an der Seite, begleitet von einem folgſamen Hund, ſeiner

Heerde nachfolgt; ſehet wie er mit der Flüchtigkeit einer Gemſe die Berge beſteigt, oder wie er unter dem Schatten der Pappelbäume am Ufer des Po mit einem Wonnevollen Geſicht ausruht. Dieſer kleine Schäfer wird ſich noch hoch ſchwingen.

Schon ſetzt er ſeine ſelbſtverfertigte ſchlechte Flöte an den Mund und bringt nur harte und unharmoniſche Töne heraus. Wem iſt es vorbehalten, dieſem Neuling den erſten Unterricht in der Tonkunſt zu ertheilen? wem? Rathet! Einem Schäfer iſt eine Schäferin ſo unentbehrlich, als die Seele dem Körper. Ohne eine Schäferin wäre das Feld traurig, einſam: für unſern Carmagnol iſt es ſchon bevölkert. Die unglükliche Leonore hatte die Härte des Schikſaals an eben den Ort hingeſchleudert. Ihr Vater, Ambroſius Petrocori, wurde in Venedig aus bloſſem Verdachte und unüberführt zum Tod verurtheilt. Nach ſeiner 1395 vollzogenen Hinrichtung wurde ſeine Tochter in einem Alter von drey Jahren aus dem Gebiet dieſer Freyſtadt verbannet. Ein Piemonteſer hat dieſe Unglückliche aus Mitleiden zu ſich genommen. An ihrem Hals entdeckte er ein Papier, welches das wieder ihren Vater ausgeſprochene Urtheil und ihre Verweiſung enthielt.

Dieſe war unſerm Carmagnol von dem Schikſaal zur Geſellſchafterin und Freundin beſtimmt; dieſes war die, ich weiß nicht, ſoll ich ſagen günſtig oder ungünſtige Gottheit, die ſeine nachherige auſſerordentliche Erhebung aus ſeinem niedrigen Stand veranlaßte. Aber ehe wir dazu kommen, wollen wir uns noch einen Augenblick bey ſeiner glüklichen Niedrigkeit verweilen.

Ich habe geſagt, daß er aus ſeiner Flöte einige unharmoniſche Töne herauszubringen ſuchte. Doch hatte ſich Leonore eines Tages auf dieſe Töne ihm mit ungewiſſen Schritten genähert daß er ſie gewahr wurde. Kindern fällt es ungemein leicht, mit einander bekannt zu werden: ſchon ſind die unſrigen die beſten Freunde von der Welt.

Leonore war eilf Jahre alt: bereits hatte ſie von ihrem Wohlthäter das Unglück, welches ihrem Vater die Tage ſeines Lebens abgekürzet und ſo auch die Grauſamkeit erfahren, mit welcher man ſie in ihrem zarteſten Alter hülflos ihrem Schickſaal überlaſſen. Sie empfand dies grauſame Geſchick lebhafter, als es ſonſt ihrem Alter gewöhnlich iſt; und durch ihr Nachdenken wurde ſie in dem Frühling des Lebens und in der Blüthe der Jahre ganz tiefſinnig. Auf ihrem glatten Geſicht ſchwebte ein gewiſſes trauriges Weſen und unter die Züge der Kindheit waren auf ihrer Stirn ſchon einige Eindrücke der Sorgen des reifern Alters gemiſcht.

Carmagnol, munter, zufrieden, unbekümmert, hatte noch gar keinen Begrif vom Unglück; er wußte nicht einmal ſo viel davon, um an ſeiner Freundin ihre Traurigkeit zu bemerken. Er flog zu ihr, plauderte viel, zeigte ihr ſeine Heerde und Flöte, ſchrekte in **Leonorens** Gegenwart ſeinen Hund, um ſich ein wichtiges Anſehen zu geben und blähte ſich, wie ein Procurator von **St. Markus.**

Man verträgt gern eine von der unſrigen ganz verſchiedene Gemüthsbeſchaffenheit. **Leonore** lächelte und **Carmagnol** ſchwazte fort, bis ihn der Schäferſtern, der ſich am Himmel zeigte, erinnerte, daß es Zeit ſey, die Heerde zurückzutreiben. Er bedauerte, daß er nicht ſein übriges ſchwarzes Brod, in der Taſche mit ihr getheilt hatte. Den folgenden Tag macht er ſeinen begangenen Fehler wieder gut, und da er ſie bey einem kleinen Bach angetroffen; ſo kramte er allen auf den ganzen Tag beſtimmten Vorrath vor ihren Augen aus. Der Raſen iſt der Tiſch, auf dem ſogleich ein Stück Käß und ein Kuchen aufgetragen waren. Die flache Hand iſt der Becher, womit man das vorbey rieſelnde klare Waſſer auffieng. Ein naher Kirſchbaum giebt den Nachtiſch her.

So brachten dieſe Kinder zwey Jahre in aller Freyheit der Unſchuld mit einander zu und die Gewohnheit hatte ſie ſo vereinigt, daß keiner ohne den andern ſeyn konnte. Lange ſchon hatte ihnen der Teufel aufgelauert, und Carmagnol ſeufzte, ohne zu wiſſen, warum. Leonore war nicht ruhiger; ſie ſuchte ihn nicht mehr ſo oft auf; zuweilen verbarg ſie ſich ſogar, wenn ſie ihn kommen ſah. Carmagnol glaubte, ſie liebe ihn nicht mehr. Der Unwiſſende!

Der Leſer erräth leicht, was geſchehen iſt. Auf dem Lande findet ſich die Liebe ein, wächſt, theilt ſich mit, wie in der Stadt: aber auf dem Lande iſt ſie treuer, beſtändiger; und daher iſt nichts ſo verſchieden als ein Schäfer und ein ſüßes Herrchen; eine Schäferin und ein Frauenzimmer aus der großen Welt.

Schon ſeit geraumer Zeit floh Leonore nicht mehr vor Carmagnolen; aber jetzt kamen ſie nicht auf den freien Bergen und unter andern Leuten auf dem Felde zuſammen. Ein abgelegenes Thal, eine unbekannte Grotte, ein einſames Holz waren die Zufluchtsörter, die ſie zu ihrem Geheimnis vorzüglich wählten. Carmagnol redete nicht mehr mit andern von ſeiner jungen Freundin; er wäre vielmehr erröthet, wenn jemand ihren Namen ausgeſprochen hätte. Ach! nicht ſelten erweckt die glücklichſte Liebe mit dem Vergnügen zugleich auch Schmerz und die ſüßeſte aller Empfindungen verbannet nicht alle Bitterkeit.

Leonore behielt wie geſagt, beſtändig ihr trauriges Anſehen bey, und ihr Vater, Venedig, ihr niedriger Stand machte ſogar in den Armen ihres Schäfers ihre Bekümmernis rege. Einsmals, da Carmagnol ſie lange geſucht hatte, fand er ſie mit ihren Thränen benetzt in einem tiefen Graben; beſtürzt, gerührt durch den Gram ſeiner Geliebten, befragt er ſie um die Urſache einer ſo heftigen Bewegung: die Urſache iſt ſchon alt, antwortet ſie ſchluchzend. Hierauf erzehlt Leonore das Unglück ihres Vaters, klagt über die Venetianiſche Regierung und über die Strenge der Geſetze.

Man weiß, was die Rache über die Menſchen in Italien vermag, und daß ſie vornehmlich weibliche Herzen beherrſcht: — Was machen wir hier ſagt Leonore; wir ſind unglückliche Taglöhner, dem Eigenſinn unſerer Herren, ja ſogar der üblen Begegnung von unſers gleichen ausgeſetzt, wir haben kein Vergnügen, keine gute Stunde, als die wir allein ſind. — Und iſt das nicht genug? erwiederte Carmagnol. — Ja, ſagte Leonore; aber zugleich mit dieſem Gut könnten wir noch andere genießen. Wir beyde machen zuſammen unſern ganzen Reichthum aus, dieſen können wir bis an das Ende der Welt mitnehmen. Wir wollen fort. —

Carmagnol. Wohin? Ach! Leonore, uns iſt hier ſo wohl! ich bin ſo glücklich, wenn ich mit dem Anbruch des Tages an meine Verrichtungen gehe und mich dann der Himmel für meine Treue durch Deinen Anblick belohnt! wie ſchnell fliegt die Zeit dahin!

Leonore. Dir, das glaub ich. Ach! mein lieber Franz, Du denkſt nur an einen Gegenſtand; ich an zweyen; ich liebe Dich; Du weiſt es nur zu gut Verwegener, aber dieſe Liebe hat in meinem Herzen ein ſchreckliches Gegengewicht. In den ſechs Jahren, in denen wir ſo glückliche und angenehme Tage mit einander verlebten, haſt Du mich oft ſeufzen hören, aber Dein Glück wurde nicht auf gleiche Art unterbrochen. Es geſchah nicht ohne Urſache, Franz. Die grauſamen Venetianer haben meinen Vater umgebracht; meine Wiege haben ſie mit Schmach bedeckt, ſie haben mein Herz zur Rache gereizt, ehe Du es eine zwar angenehmere, aber nicht ſtärkere Empfindung koſten ließeſt. Liebe und Haß ſind die Tyrannen meines Herzens, das ſie unter ſich getheilt haben. Erſt laß uns mein Innerſtes beruhigen; laß uns zwey ſo verſchiedene Neigungen vereinigen: das liegt Dir ob, und deswegen wende ich mich an Dich allein.

Carmagnol. Rede, meine Gebieterin, befiehl.

Leonore. Ja ich werde befehlen, aber zittere, wenn Du ungehorſam biſt. Du ſieheſt den gegenwärtigen Zuſtand von Italien. Täglich ſehen wir erſchrockene, zitternde, verwundete, beraubte, nackende Landleute in unſern Hütten ankommen. Sie ſagen uns, dies ſey die Würkung der abſcheulichen Händel zwiſchen dem Papſt und Kayſer; ſie ſagen uns, daß dies Feuer und die Verheerung in unſere ruhige Gegenden kommen werde. Alſo erwartet uns hier ein gleiches Schickſal, Franz. Laß uns dem Unglück zuvorkommen. Du biſt jung, ſtark, thätig. Man erzählt von andern Schäfern, die in unruhigen Zeiten den Hirtenſtab mit den Waffen vertauſcht und ſich ſchnell vom gemeinen Soldaten zu hohen Officiersſtellen hinaufgeſchwungen haben. Man kennt viele Perſonen vom weiblichen Geſchlecht, welche unter der Hülle eines Helms, der ihre zarte Geſichtszüge bedeckte, und eines dichten Harniſches, vor dem man die Geſchmeidigkeit des Körpers nicht wahrnehmen konnte, unerkannt Heldenthaten verrichtet haben. Dieſe Weiber, mein Franz, hatten nicht einmal einen Vater zu rächen und eine Schmach auszutilgen. Es iſt beſchloſſen; und dieſe Hand, die Dich berührt, entſagt der Spindel und bewafnet ſich mit einer Partiſane. Kannſt Du Dich überwinden, mir zu folgen?

Carmagnol. Ich muß geſtehen, daß ich über Dein Vorhaben erſtaune; es iſt nicht überdacht, ſondern allein die Leidenſchaft hat es Dir eingegeben. Die Rachſucht iſt eine ſchreckliche Leidenſchaft; ſie verblendet Dich. Thörin! Du gehſt dem Tod entgegen. Sage mir, was werden ein armer Schäfer und eine ſchwache Schäferin gegen einen Staat ausrichten, vor dem der Orient, die Türken, Italien, Kayſer und Päpſte zittern?

Leonore. Sie können ſterben, Feiger.

Carmagnol. Es iſt Raſerey, auf dieſe Art zu ſterben. Das Leben iſt kein ſo gleichgültiges Geſchenk, das man ohne zureichenden Grund und ohne einige Ausſicht aufs Spiel ſetzen darf. Du hälſt mich für feig, Leonore; ich bin es nicht; glaube, daß ich bereit bin, für Dich zu ſterben, wenn es die Noth erfordert. Auf dieſen Fall werd ich Dir die Mühe erſparen, mich dazu aufzufordern.

Leonore. Undankbarer, doch weigerſt Du Dich, und ich — Du erinnerſt Dich noch; nein, Du haſt alles vergeſſen; Undankbare denken nicht an die empfangene Wohlthaten.

Carmagnol. O! Leonore was für unerhörte Ausdrücke entfallen Deinem Mund! iſt er geſchickt ſie auszuſprechen. Hab ich ſie verdient, Leonore?

Leonore. Geh', ich liebe Dich nicht mehr, ich kann nicht länger aushalten; die Liebe iſt dahin, wenn ſie vernünftelt. Wenn die Hirten, aus denen Heerführer geworden, und die Weiber, von welchen ich vorher geſprochen, Deine eiskalte Seele gehabt hätten, ſo wären ſie auch noch, wie Du, elende Sklaven, die in ihrem Vaterland die Heerden um den Lohn hüteten. Laß mich, ſag ich Dir; ich kann Dich nicht mehr lieben.

Carmagnol. Ich bitte Dich nur um eine einzige Gefälligkeit; überlege binnen vier und zwanzig Stunden Dein Vorhaben und meine Gründe: wenn Du nach Verlauf dieſer Zeit noch auf Deinen unerwarteten Entſchluß beharreſt: ſo folge ich Dir, nicht um meinetwillen, ſondern allein Dir zu gefallen, wohin Du mich führſt, und Du wirſt ſehen, **Leonore**, daß ich auch Muth beſitze. — Die Nacht bedeckte die Erde mit ihren Flügeln und die beyde Liebende trennten ſich. — Ach! ſagte Carmagnol, als er allein war, ich muß alſo mein kleines Reich verlaſſen und ſtatt der Ruhe, die ich hier genoß und für welche meine Seele geſchaffen war, ſoll ich an Orte gehen, wo man metzelt und verheert.

Den folgenden Tag ſah er zum erſtenmal den Aufgang der Sonne mit Widerwillen. Er zagte, indem er ſich derjenigen nähern ſollte, die ihm ſein ganzes Glück, das ſie ihm verſchaft hatte, wieder entreiſſen wollte.

Sie beſtund auf ihrem Vorſatz. Carmagnol hat ihr ſein Wort gegeben; er mußte ſich von ſeiner geliebten Heerde, ſeinem auserwählten Schäfchen, von ſeinem getreuen Hund entfernen. Er mußte ſeine Hirtentaſche, ſeine Schalmey zurücklaſſen; er mußte den Bergen, deren Anblick ſeine Augen gewohnt waren, dem klaren Bach, an welchem er ſo oft ſeinen Durſt gelöſcht; den Gebüſchen, den Raſen, den ſtummen Zeugen einer einſt ſo ergötzenden, nun unglücklichen Liebe, Abſchied geben.

Aber es geſchah, um Leonoren zu gehorchen. Sie war herrſchſüchtig, eigenſinnig, ſtolz; allein grade ſolche Eigenſchaften ſind anziehend, hinreiſſend, ſie vertilgen alle Neigungen des Herzens, um für ſie ihr Bild, als unumſchränkte Gebieter, hinzuſtellen. Man glaubt, man ſagt und wiederhohlt es ohne Unterlaß und ohne Grund, daß man an einer Schönen vorzüglich die Güte liebe. Der Menſch fürchtet ſich, unterjocht zu werden, und wenn er es iſt, liebt er ſeinen Herrn.

Ungern verlaſſen wir das Schäferleben; aber es iſt nicht zu ändern; wir müſſen jetzt der ſtolzen Leonore und dem gelehrigen Carmagnol in ihren großen Unternehmungen nachfolgen.

Sie haben ſich während den ſechs bis ſieben Jahren, da ſie gedient, einige Dukaten erſpart. Von ihren Herren entflohen und in Freyheit geſetzt, waren ſie vor allem auf Kleider bedacht. Ganz Italien befand ſich damals unter den Waffen; man fand, man ſahe daher nichts anders, als Soldaten-Kleidungen, wie ſie zu ſelbiger Zeit gewöhnlich waren. **Leonore** wählte für **Carmagnol** einen Rock von Scharlach, eine gute Vorbedeutung des Glücks, zu dem er auf der aus Gefälligkeit betretenen Bahn gelangen ſollte. Sie kaufte für ſich einen ſchwarzen, zum Sinnbild des Unwillens, den der Tod ihres Vaters in ihr zurückgelaſſen und zum Vorbilde der Trauer, in welche ſie nach den Eingebungen der Rachſucht die Venetianer dafür zuverſehen hoffte. — Man berathſchlagte ſich; was wird man thun? — Man muß nach Venedig gehn, wenn man der neuen Kriegerin folgt. Es rückte die Zeit heran, wo ſich der Doge mit ſtolzem Gepränge mit dem Adriatiſchen Meere vermählt; bey Gelegenheit des Auflaufs, den dieſes Feſt erregt, glaubte **Leonore**, daß ſie allein mit **Carmagnol** Unruhe erwecken, einige Verwirrung anrichten, dem grauſamen Senat Furcht einjagen könne. Die Hitze, wovon ihr der Kopf aufſchwoll und der Helm, der ihren Muth entflammte, brachte ſie ſo weit, daß ſie ſich beynahe zutraute, die prächtige Gondel in dem Augenblick, da ſich der Doge mit den Vornehmſten des Staats darauf befindet, in den Brand ſtecken zu können.

Carmagnol mäßigt dieſes auflodernde Feuer. Meine **Leonore**, ſprach er, ich werde nicht nach Venedig gehen; Du ſelbſt auch nicht: ich darf mich jetzt Deinen Einfällen widerſetzen, wenn ſie der Vernunft zuwiderlaufen. Du ſiehſt, ich habe gethan, was Du gewollt haſt; ich habe eine Lebensart Dir zu Gefallen verlaſſen, die ich liebte: ich unterdrückte alle Sehnſucht darnach, und mein Entſchluß beunruhigte mich nicht. Man liebt nicht, wenn man der, die man liebt, ſeine werthſte Neigung nicht aufopfern kann; aber dieſe Aufopferung hat ihre Gränzen, zum wenigſten muß ſie derjenigen, die der Gegenſtand davon iſt, nicht ſchaden. Wenn ich in Deinen Anſchlag auf Venedig willigte, ſo ſetzte ich Dich unvernünftigerweiſe der Gefahr aus und meine Nachgiebigkeit wäre ſträflich. Wie kannſt Du ſo was denken? Zwey Schäfer, zwey Kinder ſollen vermögend ſeyn, die Ruhe eines ſo weiſen und mächtigen Volks zu ſtöhren. Nein ſo verhaßt iſt mir weder Dein, noch mein Leben. Du biſt Urſacherin, daß ich die Laufbahn eines Kriegsmanns betrete; die Vernunft wird meine Schritte leiten: dieſe hat mir dasjenige eingegeben, was ich Dir jetzt entdecken werde.

Philipp Viſconti, Maylands ruhmwürdiger Beherrſcher, iſt würklich mit den Dir ſo verhaßten Venetianern im Kriege begriffen. Du ſahſt die Bewohner der Gegend, wo wir unſere Kindheit zugebracht und deren Andenken mir ſtets angenehm ſeyn wird, dieſe ſaheſt Du alles verlaſſen und ſich unter ſeine ſiegreiche Fahnen begeben. Wir wollen auch zu den Mayländiſchen Völkern gehen und dieſem großen Fürſten dienen, ich unter meinem Namen Carmagnol, damit ich mich beſtrebe, ihn aus der Dunkelheit zu ziehen; Du unter dem Namen Petrocori, den Du gewiß berühmt machen wirſt, wenn Du mir erlaubſt, Dein Feuer zu mäßigen. Gefällt Dir der Vorſchlag, der Dir in allen Augen das Anſehen eines wackern Soldaten geben wird, indeſſen Du nur für mich allein immer Leonore bleibeſt? — Der Himmel hat Dir ihn eingegeben, ſagte die entzückte Heldin, indem ſie ihn in die Arme ſchloß.

Man darf ſich nicht darüber wundern, daß ein Schäfer ſchon ſo viel Einſicht und Klugheit zeigt, die man nicht einmal immer durch eine ſorgfältige Erziehung erlangt. Große Menſchen bedürfen keines Lehrers, ſie bilden ſich ſelbſt: beſonders trägt zu ihrer Bildung die Stille des Landes vieles bey, die das Nachdenken erleichtert. Dies war die Schule der erſten Könige der Welt, die ihre Heerden zuvor hüteten, ehe ſie Menſchen-Hirten geworden, ein Name, den ihnen Homer in ſeinem unſterblichen Gedichdichter öfters beylegt. Die zwey erſten Könige der Hebräer waren Hirten. Die Hand des Cyrus führte, nachdem ſie den Schäferſtab weggelegt hatte, den Scepter mit Ruhm. Uebergehen wir den folgenden Zeitraum und nähern uns dem gegenwärtigen Zeitalter; ſo ſehen wir, daß Tamerlan der Beſieger des groſſen Bajazet und Dſchingiskhan der Eroberer von China von eben dem Stande ausgegangen ſind. Ja ſelbſt in Italien gab es in denen Zeiten, wovon wir wirklich reden, verſchiedene Heerführer, die von armen Bauerleuten herſtammten.

Wir kehren zu **Carmagnol** zurück. Er und **Leonore** unter dem angenommenen Namen **Petrocori** trat bey **Philipp Viſconti** in Kriegsdienſte. Die Kriegskunſt, die heut zu Tag zu einer ſolchen Vollkommenheit gediehen, beſtund damals lediglich im Muth und Leibesſtärke. Der vornehmſte Anführer war gemeiniglich auch der glücklichſte. Allein die Kühnheit, die mit jedem glücklichen Erfolg höher ſtieg, wurde öfters durch ſich ſelbſt geſtürzt.

Carniagnol, begabt mit einer kalten Vernunft und warmen Herzen, erkannte die Nothwendigkeit, durch eine ausgezeichnete That auf ſich und ſeinen Cameraden Aufmerkſamkeit zu ziehen. Der Trupp, unter dem er ſich befand, war in das Venetianiſche Gebiet eingefallen und hatte die Feindſeeligkeiten angefangen. Eine kleine Feſtung, ein altes Denkmal der Gothen hinderte unſer Mayländiſches Häufgen gewaltig in ſeinen Einfällen und Plündrungen. **Carmagnol** wandte ſich an den Befehlshaber und ſagte: — Dies Schloß iſt uns nachtheilig, die Feinde thun uns von der Höhe herab Schaden, ohne von uns etwas zu befürchten zu haben, und verfolgen uns in allen Bewegungen. Dieſes Schloß kann uns nützlich werden; wir müſſen uns deſſen bemächtigen. Herr, fügte er hinzu, ich ſetze meinen Kopf zum Pfande, wir werden es wegnehmen, wenn Sie mir und meinem Cameraden **Petrocori**

zehn Mann zugeben und ihnen befehlen, daß ſie uns eben ſo gehorchen, wie Ihnen. — Der Befehlshaber antwortete: Wähle unter allen meinen Leuten und ſuche Deinen Anſchlag auszuführen; gelingt er Dir, ſo iſt die Beute Dein, und überdies wird Deine Tapferkeit noch mit Ruhm belohnt werden. Wie weiland die beyden von Virgil verewigten jungen Freunde, von der Dunkelheit der Nacht begünſtigt, in das Lager des Turns eingedrungen, wo ſie eine große Niederlage angerichtet; ſo ſtiegen unſre Liebende mit ihren zehn Gehülfen in aller Stille in den Graben der Venetianiſchen Feſtung und begaben ſich unbemerkt in einen unterirrdiſchen Gang, an dem ſie die Thüre offen gefunden. In der Feſtung lagen funfzig Mann, in Schlachten auferzogen, tapfer und entſchloſſen, denen es aber an der nöthigen Klugheit fehlte und die ſich daher alle Nacht ganz ſicher zur Ruhe legten. Da ſie niemals bey Nacht angegriffen worden; ſo glaubten ſie auch nicht, daß es je geſchehen könne; und es war nicht einmal zur Sicherheit eine Wache ausgeſtellt. Carmagnol ging durch den unterirrdiſchen Gang und kam an einen Ort, das der Beſatzung zum Waffenplatz diente. Das Feuer war beynahe ausgelöſcht alles ſchlief und die Lanzen waren Büſchelweiſe zuſammen gebunden. Man bemächtigt ſich ihrer; man dringt in das Gemach des Commandanten, der ein Mitglied des Raths der zweyhunderten war; er wird in Ketten gelegt. Ueber dem Geräuſch, das daraus entſtand, erwachte die unvorſichtige Beſatzung; man fällt mit einem großen Geſchrey über ſie her; ſie glaubt, es befinde ſich das ganze Heer in der Feſtung; ſie flieht in der größten Unordnung, mit Zurücklaſſung der Kleider und Waffen. Leonore ergreift einen bey den Haaren und giebt ihm einen tödtlichen Stoß, indem ſie ausruft: deſpotiſcher und barbariſcher Republikaner ſtirb und ſey das erſte Opfer, das mein Arm dem unſchuldigen Schatten des Petrocori darbringt. Wer ihr

voll

von den Venetianern unter die Augen kam, den verfolgte ſie wie eine wüthende Mänade. **Carmagnol** hält ſie zurück: Was machſt Du, Unvorſichtige? Wir haben unſern Auftrag vollzogen; halt uns nicht länger auf, damit nicht ein unzeitiger Eifer uns der Frucht eines Erfolgs beraube, der zur erſten Stufe eines höhern Glücks dienen kann. Er hält dieſen unbändigen und blutdürſtigen Löwen mit Gewalt vom Morden ab. Man trägt eine reiche Beute davon, kommt glücklich in der Feſtung, vereinigt ſich wieder mit dem Hauptcorps, man legt die erlangte Beute vor dem Anführer nieder, welcher, indem er darauf hinzeigt, den **Carmagnol** alſo anredet: ſie iſt Dein; Du haſt ſie allzuwohl erfochten, als daß man Dich ihrer berauben ſollte. **Carmagnol** verſetzte: Herr, Sie haben mir Ruhm verſprochen, dieſen ſchätze ich höher als Reichthümer. Theilen Sie die Beute in zwölf gleiche Theile und belohnen Sie unſere zehen Gefährten wie mich und meinen Cameraden. Dieſe Gerechtigkeit zu einer Zeit und in einem Stand, worin man dazumal ſo ungerecht war, wurde für eine Großmuth gehalten, die ihres gleichen nicht hatte. Sie ſetzt die übrige eigennützige und grauſame Soldaten in Erſtaunen; ſie bewunderten ein Opfer, zu welchem keiner von ihnen fähig geweſen wäre. Von nun an ſtund **Carmagnol** bey ſeinen Cameraden in der größten Achtung. Sein Hauptmann berichtet dem **Viſconti**, daß ein neuer Krieger Theil an ſeinem Unternehmen genommen und daß dieſer mit ſeinem eben ſo muthigen Freund ihm bereits groſſe Dienſte geleiſtet habe. Er empfiehlt ſie dem Fürſten zur Beförderung.

Viſconti verſammelte eben Völker an den Ufern der Etſch und machte Anſtalt zur Belagerung von Verona, einer der ſchönſten Venetianiſchen Städte auf dem feſten Lande. Er befiehlt dem Hauptmann ihm die beyden Krieger zu ſchicken. Sie kommen an und ſtellen ſich dem Beherrſcher von Mayland mit beſcheidener Unerſchrockenheit dar. Er erkundigt ſich nach ihrem Namen und Vaterland; ſie befriedigten ſeine Neubegierde. Carmagnol verheimlichte weder ſeine vorige Lebensart, noch ſeine niedrige Herkunft: aber Leonore verbarg ihr Geſchlecht und gab ſich für Petrocori, einen Piemonteſichen Schäfer, wie Carmagnol und für ſeinen Freund aus. Der Fürſt wurde gewahr, daß ſie neben der Herzhaftigkeit, durch die ſie ſich ſchon ausgezeichnet hatten, auch Verſtand beſitzen: er traute ihrer Redlichkeit und gab ihnen davon einen Beweis.

„Zu dem ſchweren Krieg, ſagte er, den ich wider eine ſo furchtbare Macht unternehme, brauche ich Leute und aus meinen Staaten kann ich ſie nicht in genugſamer Anzahl ziehen. Aber in meiner Nachbarſchaft iſt eine kriegeriſche Nation, von der ich Leute bekommen möchte. Tapfere erkennen einander ſogleich. Meine neuen Unterthanen, meine Freunde, geht in die Schweitz, werbt die kriegeriſche Bewohner der dortigen Gebürge an, für mich zu fechten; entflammet ihren Muth, verſichert ſie von meiner Freygebigkeit. Sie werden für ihre Dienſte wohl bezahlt und eure Bemühung ſoll auf eine Art belohnt werden, daß ihr darin einen Fürſten erkennt, der Erkenntlichkeit allezeit für eine der vornehmſten Pflichten des oberſten Ranges gehalten. — “

Leonore und Carmagnol übernehmen dieſen ehrvollen Auftrag. Sie treten ihre Reiſe an; ſie gelangen auf den Gipfel des Simplons, dieſes ſtolzen Berges, welchen der muthige Sempronius unter den Römern am erſten erſtiegen. Sie kommen in das Walliſerland, erblicken den mit Schnee bedeckten Furka, den Sieck, der ſich jenſeits der Rhone erhebt, die fürchterlichen Klippen des Gemi, das auf einem Felſen kühn erbaute Schloß Sitten: auf einer Seite erheben ſich allgemach die Piemonteſiſchen Gebirge, auf der andern ragen über ſteile und weiſſe Berge die

Schweitzer-Alpen hervor. Sie hören die Glöckchen der über Felſen ſetzenden Ziegen, von ferne ertönt das Brüllen der Heerden und der rührende Schall der Flöte. Carmagnoln traten unvermerkt Thränen in die Augen. Der Ton iſt ihm in die Seele gedrungen; er erneuerte das Vergnügen ſeiner Jugend; es verurſachte in ihm Empfindungen der Sehnſucht. „Wie Du ſo ſchwach biſt, ſagt Leonore, indem ſie ihn anblickte! kaum wäre eine ſolche Kleinmüthigkeit einem Weibe zu verzeihen. Der Schall einer Flöts preßt einem Krieger Thränen aus. Mein Freund, nunmehr mußt Du Deine Ohren an das Schmettern der Trompete gewöhnen; verbanne dieſe Luſt des erſten Alters, die ſo leicht in Dir erwacht: heiſſe die Natur ſchweigen; laß an ihre Stelle die Gewohnheit treten, die vielleicht ſelbſt die Natur iſt; Nimm ein Beyſpiel an mir; wir gehen glücklich meiner Rache entgegen; es ſey jetzt unſere einzige Sorge, dem Großherzog von Mayland Soldaten zum Umſturz Venedigs zuzuführen. — „Wohlan! wir gehen weiter, erwiederte Carmagnol mit Weinen.“ — Sie ſetzen ihren Weg durch das Walliſerland fort; ſie treffen in dem Thale niemand, als elende, von Kröpfen verunſtaltete und abgekommene Menſchen an. Sie eilen aus einer Gegend, welche der Himmel nie mit einem gütigen Blick angeſehen; ſie erſteigen die Berge und es ſchiene, als ob ſich Bäume, Thiere, Menſchen und alles andere, nach und nach vergrößerte. Ihren Blicken ſtellet ſich eine auserleſene ſtarke und lebhafte junge Mannſchaft dar. Sie ſprechen blos den Namen Viſconti aus und das junge Volk brennet vor Ungeduld, Ruhm zu erlangen.

Carmagnolen folgten funfzehn hundert wohlbewafnete Leute, entſchloſſen ihn oder ſeinen würdigen Freund zum Anführer zu haben. Beyde hatten die Herzen dieſer ruhigen Bergbewohner gewonnen. Carmagnol führte ſeine kleine Armee unverzüglich nach Mayland. Er kam an den

Boromaiſchen Inſeln vorbey; er wird von ihren grünenden Geſtaden entzükt, er ſeufzt und ſchweigt. Leonore redet ihn an: „Deine Schwachheit befällt Dich wieder und Du wirſt nie eine Landſchaft ruhig anſehen lernen. Neben mir, bey dem Ruhm, der Dich ſchon umgiebt und bey der gegründeten Erwartung Deiner künftigen Größe ſeufzeſt Du noch und biſt unzufrieden. Noch haſt Du Dir meine Art zu denken nicht zu eigen machen können, wie man ſagt, daß man ſie von dem annehmen, was man liebt und Du thuſt Dir immer Gewalt an. Aber dieſes Wort iſt nicht für die Liebe gemacht." — Carmagnol erwiedert: „Hälſt Du es für ſo leicht, Leonore, ſich ſelbſt zu entreiſſen und aus dem Herzen die von Natur eingegr[illegible]ne Züge oder das Zeichen der Lebensart, wozu ich von ihr beſtimmt bin, zu vertilgen? Worüber beklagſt Du Dich. Ob ich gleich anders denke, als Du; ſo folge ich Dir doch, werde Dir zu gefallen ein Krieger. Ich habe verſprochen, für Dich zu ſterben und ich werde Wort halten. Warum willſt Du ſogar auch über meine Gedanken herrſchen? Wozu die Ungerechtigkeit, mit der Du mir den Reiz der Sehnſucht rauben willſt?

Leonore ward durch dieſe Reden und die ſich immer gleichbleibende Sanftmuth ihres geliebten Franz gerührt. — „Mein Freund, ſezt ſie hinzu, ich begehre Dich nicht zu beherſchen; Vors erſte laß uns meinen Vater rächen und Ruhm einerndten. Verlangſt Du es alsdann; ſo wollen wir dieſe anmuthige Inſel bewohnen, die an Verſchiedenheit der Bäume, an Größe und Schönheit der Lage die andern übertrift. — „Indem Du mir, antwortete Carmagnol, gegenwärtig ihren Genuß entziehſt; ſo danke ich Dir für die Hofnung, die Du mir noch übrig läſſeſt. Aber ich fürchte ſehr, Du möchteſt mir auch dieſe noch entreiſſen. Blinde Rachſucht leiten alle Deine Schritte. Seit unſerm erſten Angrif bey dem Ueberfall der Venetianiſchen Feſtung zitterte ich vor Deiner Verwegenheit, Du trozeſt der Gefahr bald wie ein Kind, bald wie ein Mann; Du kehrſt die Natur um. Ich ſollte Kühnheit beſitzen und Du ſollteſt ſie mäßigen. Nimm Dich wenigſtens bey den großen Gefahren, denen wir entgegengehn, vor ſolchen Ausſchweifungen in Acht: wenn Du mich liebteſt, ſollteſt Du Dich nicht mir zu erhalten ſuchen?“ — **Leonore** verſprach alles: doch wir werden ſehen, wie ſie ihr Verſprechen erfüllt. Sie verſpricht alles, indem ſie ihren Freund an ihre Bruſt drückt. Sie ſucht ihre Neigungen mit Gewalt zu unterdrücken oder ſie auf einen andern Gegenſtand zu lenken. Sie waren allein. O! mächtige Liebe, o! genoſſenes Vergnügen mit dem, den man liebt, welches Uebel iſt Dir unheilbar! Welchen Schmerzen betäubeſt Du nicht! Du biſt es, ſiegende Empfindung, die die Seele, die Geſinnung, das Haupt, das ganze Weſen neu belebt und ihm auf einmal eine andere Richtung giebt. Neben der Liebe beſteht kein Held, kein feſter Vorſatz. Dieſer mächtige Gott ſtürzet den höchſten Muth zu Boden. **Leonore** ſiegt und ihre Unvorſichtigkeit erſchwert das Joch, dem die Klugheit unterliegt. Wir fahren in unſerer Geſchichte fort.

Carmagnol kommt mit ſeiner Freundin an den Ufern der Etſch an und ſtellt dem **Viſconti** die funfzehnhundert freywillige Schweizer vor, welche mit Mund und Hand auf die beyde zeigen, die ſie zu Anführer haben wollten. Der Fürſt willigt in ihr Verlangen, er bewafnete die beyden liebenden Ritter, und macht ihnen ein Geſchenk mit zwey Degen, die der ruhmwürdige und fromme Biſchof von Meyland geweihet hat. Man vertheilt die Schweizer in zwey gleiche Haufen; man giebt einem jeden eine Fahne. Der eine unter **Carmagnols** Anführung führte das Bild vom Heiligen Ambroſius, der andere, froh unter **Leonorens** Befehl zu ſtehen, die jedermann für den

den Ritter **Petrocori** hielt, hatte das Bild des heiligen Mauritz.

Die beyden ungeduldigen Haufen ſind ſchon ausgerückt; ſie nähern ſich Verona, und verwüſten die um dieſe Stadt gelegene Häuſer, zu deren Belagerung man ſich anſchickte. Die Beſatzung that auf dieſe kühne Vortruppen verſchiedene Ausfälle. Die ungelehrige Leonore eilte ohne Aufenthalt auf den erſten Lermen herbey; ſie erlangt einige Vortheile und wird noch verwegener. Sie wagt ſich bis an den Wall; ſie fordert den tapfern **Muratori** auf, der ihre ungeſtühme Angriffe mit Erſtaunen beobachtet hatte. Der bedachtſame Mann erſcheint und die Kaltblütigkeit beginnt ſich mit der Ausgelaſſenheit zu meſſen. Der Venetianer verhielt ſich blos vertheidigungsweiſe; **Leonore** hatte ſchon tauſend vergebliche Streiche gethan; es gelingt ihr, einen ihrem Gegner in der Seite beyzubringen, wovon er fiel. **Leonore** nahm ihm ſeine Rüſtung; ſie machte **Carmagnoln** damit ein Geſchenk, indem ſie dieſelbe als ein Siegeszeichen zu ſeinen Füßen legte. Unvorſichtige! ruft er aus, weil Du ſterben willſt; ſo ſollſt Du nicht allein ſterben. Sie rennen beyde, wie ein Paar Hyrkaniſche Tyger, vor den Wall hin, wo ihnen eine Menge Feinde begegnen, die den Tod des **Muratori** rächen wollen. Die Schweizer, durch das Beyſpiel ihrer würdigen Anführer ermuntert, beweiſen insgeſammt den ſtrahlenden Muth, durch den ſich nachher ihre Nachkommen bey Marignano verewigt haben. Die Belagerten entfliehen dem Ungewitter und ziehen ſich in der Unordnung in die Stadt zurück.

Die Sonne geht unter: **Carmagnol** führt ſeinen ſiegreichen Haufen in das Lager zurück, den **Viſconti** und das ganze Heer mit lautem Beyfall empfieng. Der Fürſt erkundigt ſich, wo der Ritter **Petrocori** geblieben. Man ſucht ihn; man kann ihn nirgends finden, die Unruhe verbreitet ſich vom Oberſten bis auf den Unterſten; beſonders zerfleiſcht ſie dem Carmagnol das Herz. Er verläßt das Lager, als ſchon die Nacht das Venetianiſche Gebiet in ihren Schleier verhüllet hat; er ſucht ſeine Geliebte und die Schrecken der Nacht vermehrten die Unruhe, die er über ihren Verluſt empfand. Wie iſt es dem unbedachtſamen Mädchen nun wirklich ergangen? Leonore, welche nach dem Gefechte vor Müdigkeit erſchöpft war, folgt noch eine Weile Carmagnoln auf ſeinem Rückzug in das Lager nach. Da ſie geſehen, daß ihre Fahne und ihre Leute ſich in Sicherheit befunden und daß ſie Carmagnoln, der ſich an der Spitze ſeiner tapfern Streiter befand, nachfolgen; ſo legte ſie ſich an einem Bach in das Grüne nieder, ſie nimmt ihren Helm ab, ihr Haupt iſt entblößt; ihre ſchönen Haare hangen zerſtreut über die Schultern herab.

Ein Krieger, der ſich hinter einem nahen Gebüſche verborgen hatte, betrachtet ſie mit Entzücken. Der Krieger war eine Kriegerin, in den fruchtbaren Gegenden der Stadt Aſolo gebohren, welche auch von Vaterlands-Liebe, aus Mangel einer andern Liebe in Schlachten getrieben worden. Die Venetianer, in deren Dienſten ſie ſich als Unterthanin befand, kannten ſie nicht anders als unter dem Namen eines Edelmanns Aricini. Sie hatte ſchon in einigen Zweykämpfen ihren Muth bewieſen; ſie befand ſich bey dem Ausfall, den man aus Verona auf Carmagnoln gethan, in dem hinterſten Glied und konnte nicht mehr in die Stadt kommen; als ſie die Brücke aufgezogen ſah, ſchlich ſie ſich längſt an dem Bache, an welchem ſich Leonore niedergelegt hatte, weg. Die abnehmenden Stralen der untergehenden Sonne, welche auf Leonorens ſchönes Geſicht fielen, hatte den Geiſt der Kriegerin belebt, auf das neue angefeuert. Sie glaubt einen andern

Reinal, einen andern Tancred zu ſehen: die Thörin! ſie ſah nichts, als eine Clorinde und Hermione.

Indeſſen blieb ſie wie vernichtet ſtehen; und da ſie die Dunkelheit verhinderte, die Geſichtszüge des vermeinten Mayländiſchen Kriegers genau zu betrachten, als die Stille der Nacht Ruhe um ſie verbreitete, ihre erhizte Einbildung weder durch das Geſicht, noch durch das Gehör beunruhigt oder zerſtreut wurde; was für Gedanken, was für Empfindungen, was für Hofnungen ergoſſen ſich in ihren Buſen.

Während ſie ſo von der Liebe verblendet wurde, die alle empfindende Weſen verblendet, kam Carmagnol von ſeinem Wege ab und irrte auf dem weiten Felde umher. Er kommt an einen Graben, über den er wegſezt; ein Bach verſpert ihm den Weg, er ſpringt darüber; er fällt neben dem Gebüſch hin. Die verliebte Venetianerin ſteht auf und ergreift ihre Lanze. Woher, ruft Carmagnol! — von Venedig, antwortet der verkapte Aricini im Zorn. Ueber Carmagnols Stimme, die Leonoren ans Herz drang, über dem Worte Venedig, dem Gegenſtand des Unwillens unſerer Helden, erwacht ſie und ſezt durch den Bach. Carmagnol und die Venetianerin ſchlugen ſich ſchon mit einander in der Dunkelheit herum. Die Hiebe fielen herüber und hinüber gewaltig auf; ſie werden wiederhohlt. „Haltet ein, ſagt Leonore, wahre Krieger fechten nur bey Tage.“ — Die Venetianerin hielt bey dieſem Worte ein und antwortete derjenigen, welche ſie liebte: „Edelmüthiger Krieger weder bey dem hellen Sonnenſchein, noch bey der Finſternis der Nacht niemals werde ich Ihr Gegner ſeyn. Ich ergebe mich Ihnen; nehmen Sie meinen Degen. — „Ich nehme blos Ihre Hand, zum Zeichen Ihrer Achtung und Freundſchaft, antwortete Leonore, die bey allem ihren Widerwillen gegen Venedig von dieſer Großmuth gerührt war.“ Nur ſagen Sie mir, fuhr ſie fort, wie ein ſo edler Mann in Ihrem Vaterland hat können gebohren werden?“ — „Man kennt mich hier blos unter dem Namen **Aricini**, erwiederte die Venetianerin mit einem ſanften Ton, aber —“ (Hier gerieth ſie in Verwirrung, ſie wurde roth, ungeachtet die Dunkelheit ihrer Schamhaftigkeit zu Hülfe kam.)

Carmagnol und **Leonore**, weit entfernt an der Wahrheit zu zweifeln, forſchen nicht weiter nach und ſuchten ihrem Feind ſein Geheimnis nicht abzudringen. Sie ſagten ihm auch ihren Namen und ermunterten ihn, nach Verona zurückzukehren, ſo wie ſie ihren Weg ins Lager nahmen. Unſere beyde Liebende, mehr mit ſich ſelbſt als dieſem Vorfall beſchäftigt, machten einander anfänglich wechſelsweiſe Vorwürfe. **Carmagnol** ſtellte **Leonoren** ihre Verwegenheit und Unvorſichtigkeit lebhaft vor: **Leonore** verſetzte, daß es nicht klüger ſey, ſich bey Nacht nahe an den Mauren einer feindlichen Stadt in ein Gefechte einzulaſſen, und daß, wenn daſſelbe noch länger gewährt hätte, die Vorpoſten auf das entſtandene Geräuſch unfehlbar herbeygeeilt wären und ihn gefangen genommen hätten. Undankbare! antwortet **Carmagnol**, um weſſentwillen ſetzte ich mich dieſer Gefahr aus? Sie umarmte ihn und alles war vergeſſen.

Da **Viſconti** den Eifer und die Verdienſte dieſer beyden tapfern Fremdlinge erkannte; ſo zog er ſie an ſeine Tafel und würdigte ſie eines vertrauten Umgangs. Beyde hatten Sitz und Stimme in der Rathsverſammlung der Fürſten und Großen von Italien. Man verglich ſie mit dem berühmten Franzöſiſchen Ritter und damahligen Befehlshaber von Genua **Boucicaut**, deſſen ruhmwürdige Kriegsthaten man ſelbiger Zeit in Italien und in der Nähe von Mayland bewunderte. Der Ruf verbreitete überall die Tapferkeit unſerer beyden Ebentheurer. Wer hat ſie ſo geſchwind in dieſes Anſehen geſetzt. Das Herz, das Herz vermag alles, und der Verſtand oft, ſehr oft nichts. Ein feſter Wille, eine geſchäftige Leidenſchaft, eine große Gemüthsverfaſſung ſind die untrüglichen Mittel, wodurch man zu allem gelangen kann. Der Hirte Carmagnol hatte für eine unglückliche Verbannete eine wahre Leidenſchaft gefaßt. Die Unglückliche ſetzte zum Preiß ihrer Gunſtbezeugungen eine vollkommene Ergebenheit. Sie findet einen Mann, in welchem Muth mit Einſicht vereinigt war und der zu rechter Zeit der Gefahr zu trotzen wußte. Beyde erſchienen in der großen Welt neben Leuten von gleichgültiger, froſtiger und gemeiner Seele. Sie verrichten nach einem feſten Plan, mit anhaltendem Eifer das, was andere nur aus Gewohnheit und Pflicht thun. Sie werden Helden, ſie laſſen Perſonen von Stand auf der zweyten Stufe zurük und erſteigen herzhaft die erſte. Aber wann Perſonen von niedriger Herkunft einmal die erſte Stufe erreicht haben; alsdann erwacht in denjenigen der Neid, die mit leeren Titeln prangen; die gereizte Mittelmäſſigkeit rottet ſich gegen das Verdienſt zuſammen.

Dieſes Schickſaal traf auch unſere Schäfer. Wir fahren in der Erzählung ihrer Begebenheiten fort.

Viſconti übertrug Carmagnoln das Commando über die ganze Armee und Leonoren machte er auf ſein Verlangen zu ſeinem Unterbefehlshaber.

Thomas Mocerigo, deſſen weiſes Betragen und friedfertige Geſinnung aus der Geſchichte bekannt ſind, war zu ſelbiger Zeit Doge in Venedig. Da er vernahm, daß Carmagnol, vor deſſen großen Talenten er ſich fürchtete, das Commando über die Mayländiſche Völker erhalten; ſo that er Vorſchläge zum Frieden. Er ſchickte eben den Aricini nach Mayland, der unſern Leſern nicht mehr gleichgültig ſeyn wird. Der Geſandte kommt in Mayland an, eröfnet dem Viſconti die Abſicht ſeines Auftrags; ſieht Carmagnoln, erkennt den vermeintlichen Petrocori, und von ſeiner Liebe getäuſcht, die ſich ſeines Herzens bemächtigt, vergißt er den Entzweck ſeiner Abſendung. Der Herzog war wider Venedig viel zu ſehr aufgebracht, die erlangten Vortheile machten ihn allzumuthig, als daß er ſie nicht noch weiter verfolgen ſollte. **Carmagnol** hatte gleiche Geſinnungen, und **Leonore** gerieth auſſer ſich, wenn ſie nur das Wort, Friede, ausſprechen hörte. Man antwortet dem Venetianiſchen Geſandten: „Sagen Sie Ihren Herren; daß, weil ſie ohne Urſache Feindſeeligkeiten angefangen, weil ſie ihre ungerechten Waffen wider die Verträge, mit denen der treuloſen Florentiner vereinigt haben, ſich der Oberherr von Mayland nicht durch bloße Reue ausſöhnen laſſe und daß er vor den Mauren Venedigs den Senat wegen ſeiner Ungerechtigkeit zur Rechenſchaft ziehen werde:“

Nachdem die verliebte Venetianerin (denn wir können ſie troz ihrer Verhüllung nicht **Aricini** nennen) auf dieſe Art ihr Staatsgeſchäfte vollendet hatte; ſo dachte ſie an nichts mehr als an ihre eigene wichtige Angelegenheit. Der Anblick des verkannten Gegenſtandes ihrer Flamme fachte dieſelbe noch ſtärker an. Sie gieng zu **Carmagnoln**, der ihr immer wohl begegnete, und ſagte zu ihm: „Ich reiſe ab; allein ich muß Ihnen ein wichtiges Geheimniß entdecken. Doch muß ich Sie, mein Herr, vorher fragen, ob die Liebe eine ſolche Schwachheit ſey, die vor Ihren Augen Verzeihung erhalten kann?“ — „Die Liebe, gab **Carmagnol** zur Antwort, kann uns zur Tugend und zu großen Dingen leiten. , Betrachten Sie mich, edler Venetianer, und Sie werden den Beweis hievon erblicken.“ — „Da Sie lieben, erwiederte die Kriegerin; ſo kann ich vertraut mit Ihnen reden. Für Sie iſt es was leichtes, mich glücklich oder unglücklich zu machen. Auch ich liebe, mein Herr — Doch wie ſoll ichs geſtehen? — Herr vergeben Sie, wenn meine Kleidung mir einigen Muth einflößt; es ſpricht ein Frauenzimmer mit Ihnen.

Sie lieben, ſagen Sie? Demnach iſt ein Frauenzimmer in Ihren Augen ein ehrwürdiges, ein einnehmendes Weſen. Haben Sie Mitleiden mit mir. Eine heftige Leidenſchaft hat ſich meiner bemächtiget, und Ihr Freund, Ihr würdiger Gehülfe iſt der Gegenſtand derſelben. — — Woher kommt dies Erſtaunen, das Ihre Blicke verwirrt macht? Tadeln Sie meine Wahl, werden Sie dieſelbe begünſtigen oder mir darinn zuwider ſeyn; ſind Sie durchaus mein Feind, oder ein mitleidiger Krieger.

Carmagnol. Petrocori kann nicht der Ihrige ſeyn, Ihre Liebe würde ihn beleidigen; unterdrücken Sie eine unglückliche Leidenſchaft und fragen Sie mich nicht weiter.

Die Venetianerin. Herr, ich habe Sie für großmüthiger gehalten; ich glaubte wenigſtens, meine Freymüthigkeit würde die Ihrige reitzen. Ich habe mich geirrt. Leben Sie wohl, mein Herr!

Carmagnol. Bleiben Sie, Madame, und nehmen Sie keinen ſo nachtheiligen Begrif von mir mit ſich hinweg. Nicht Mangel an Großmuth verſchließt mir den Mund. Sie haben mir Ihr Geheimniß entdeckt, es wird in meiner Bruſt ewig verborgen bleiben, darauf geb ich Ihnen mein Wort. Auch Petrocori hat mir ein großes Geheimniß anvertraut: allein dies Geheimniß iſt nicht mein Eigenthum; ich habe es nur in Verwahrung. Ein für allemal, ich kann nicht reden,

Die Venetianerin. So kannſt Du Dich wenigſtens ſchlagen; ich habe Dich öfters an der Spitze Deiner glüklichen Leute geſehen, ich habe den Kampf noch nicht vergeſſen, in den ich neulich in der Nacht mit Dir gerathen. Komm, komm, mir wegen Deines beleidigenden Stillſchweigens Rechenſchaft zu geben,

Carmagnol. Ich würde ſie Ihnen ohne Anſtand geben, wenn Sie in meinen Augen noch der Ritter Aricini wären. Ich ehre die Frauenzimmer zu ſehr, als daß ich ihnen nicht meine Waffen übergeben ſollte: hier iſt mein Degen. —

Leonore kam dazu, als eben Carmagnol ſeinen Degen dem Venetianiſchen Geſchäfte-Träger ehrerbietig überreichte, der, indem ſo viele Großmuth ſeinem Zorn zurückhielt, nicht wußte, ob er ihn annehmen oder ausſchlagen, oder ob er ſich einer, heftigen Leidenſchaften gewöhnlichen Ausſchweifung überlaſſen ſollte. Der Anblick des Ritter Petrocori beſänftigte ſeine Gemüthsbewegung, um ihn in eine andere zu verſetzen und die Liebe entfernte den Zorn.

Als der Venetianiſche Geſchäft-Träger wieder zu ſich ſelbſt gekommen; ſo ſagt er zu Petrocori. „Herr, ein lebhafter Streit, von dem die Ruhe meines Lebens abhängt, trennt den General und mich weiter von einander, als der Krieg unſer beyderſeitiges Vaterland. Seyn Sie unſer Richter. Ich liebe, ich nenn' ihm den Gegenſtand meiner Liebe; dieſer ſiegende Gegenſtand iſt hier, in Mayland, unter meinen Feinden, Carmagnol kennt ihn, kann mir dazu verhelfen; und um ihn hiezu zu bewegen, leg ich ein Geſtändnis vor ihm ab, das ich mir vor Ihnen nicht zu thun getraute, ein Geſtändnis, deſſen bloße Erinnerung mein Geſicht vor ihren Augen mit Schamröthe bedeckt. Doch weigert er ſich und ſagt mir trocken hin, daß er nicht reden könne. Herr! ſeyn Sie gerechter, und entſcheiden Sie zwiſchen einem Kriegskameraden, der Sie liebt und einen Feind der Sie ehrt, der Sie — — Die Venetianerin ſchwieg, blaßte ab, ſank in Unmacht und wußte nichts mehr um ſich ſelbſt.

Während man ihr mit den gehörigen Mitteln begegnet, gewann Carmagnol Zeit, Leonoren die Urſache dieſes ſeltſamen Streits zu entdecken. Nachdem Leonore von allem hinreichend unterrichtet war; ſo mußte ſich Carmagnol entfernen und ſie befand ſich allein bey der Venetianerin, als dieſe wieder zu ſich ſelbſt gekommen. **Carmagnols** Geliebte warf ſich ihr in die Arme. Wie ſehr erſtaunte die Venetianerin darüber! aber was für ein heftiges Zucken beklemmte ihr Herz, als Leonore hinzufügte: Ich bin ſelbſt ein Frauenzimmer; und dies iſt das große Geheimnis, das Ihnen der General nicht entdecken wollte.“ Der Unglücklichen giengen die Augen auf, ſie ermannte ſich und kehrte nach Venedig zurück. Seitdem hörte man nichts mehr von ihr, und man konnte nicht erfahren, ob ſie der Tod, oder die Zeit, oder die Vernunft, oder eine neue Liebe von ihren Leiden befreyt habe.

Der Krieg gieng mit noch größerem Blutvergießen von neuem an, und Viſconti bot Carmagnoln, um ſeinen Eifer noch ſtärker anzuſeuren, die Vermählung mit einer Prinzeſſin von ſeinem Geblüte an. Er hätte Leonoren zu Gefallen wohl eine Königin ausgeſchlagen; allein da er dieſe Urſache nicht anführen durfte; ſo ſchützte er bey dem Herzoge nur ſeine niedrige Herkunſt vor, die ſich einer ſo hohen Verbindung widerſetzte. Viſconti gab ihm zur Antwort: wer Ihre Tugenden und Ihren Muth hat, der iſt von königlichem Geblüt, oder verdient es wenigſtens zu ſeyn.

Die unbegreifliche Leonore verlangte, daß er eine ſo ehrenvolle Verbindung annehmen ſollte. — Ha, Du liebſt nicht, Du haſt die Liebe nie gekannt, erwiederte Carmagnol, und Du beſitzeſt nur in Deinem Haß Beſtändigkeit. — Sie wollte ſich wegen ihres Haſſes rechtfertigen. — Ma Donna, erwiederte der General, man vertheidigt immer ſeine Lieblingsneigung und jeder vergöttert ſeine Leidenſchaft. Ein junges Mädchen, das liebt, hält nichts für ſo vernünftig, als die Liebe; der Geitzige tadelt alle, die nicht wie er, Gold zuſammen häuſen; der Stolze betrachtet diejenigen als kleine Geiſter, die nicht dem Hirngeſpinſt von Ruhm und Ehre nachſtreben. Ich kann dieſe Leidenſchaften noch begreifen, weil ſie ihr Ziel haben, weil ſie auf etwas abzwecken. Der Haß zielet auf nichts, er begehret nichts, als andern zu ſchaden. Ach! mit ihm ſchadet man ſich oft ſelbſt am meiſten. **Leonore**, Du lebſt für nichts, Du genießeſt nichts, nicht einmal Deinen Ruhm, auch den meinigen nicht, meine Liebe nicht. Meine Liebe? Du willſt ſie der Rache aufopfern und um die Mörder Deines Vaters zu ſtrafen, verdrängſt Du den Liebhaber, den Du ſelbſt erwählteſt, von Deiner Bruſt. Ich werde zärtlicher, treuer und beſtändiger ſeyn; ich werde die ſchöne Viſconti nicht heyrathen, und **Leonore** iſt mit allen Ausſchweifungen ihres Verſtandes, ihrer Einbildung meinem Herzen lieber, als die angebotene hohe Verbindung. Niemals beſſern Reden, die mit unſern Geſinnungen nicht zuſammen ſtimmen und Vorſtellungen erfüllen nur das Ohr der in Affekt gerathenen Menſchen, aber ſie dringen nicht ins Herz. Doch wir wollen nicht moraliſiren, die Moral iſt das unnützſte Ding von der Welt.

Nachdem dieſe Unterredung geendigt war, vernahm **Leonore**, daß die Venetianer im Begrif ſtehen, auf der Seite gegen Bergamo einige Feſtungswerke anzulegen. Man hatte ihr hinterbracht, das drey junge Rathsherren, **Moroſini**, **Malateſta** und **Popoli** die Aufſicht dabey führen. Dieſe drey Namen entzündeten ihren Muth. Es waren die Enkel der drey Ritter, welche den unglücklichen **Ambroſius Petrocori** verurtheilt hatten. Man verſtattet ihr in das Gebieth von Bergamo einzufallen, wo ſich niemand einen ſo ſchnellen Angrif vermuthete, ſie überfiel den **Moroſini**, der nur einige Schanzgräber um ſich hatte, an einem kleinen Fluß: dieſe machte ſie nieder, und gieng mit in die Höhe gehobenen Schwerdt auf den **Moroſini** los; er wird verwundet; ſie wiederhohlt ihre Hiebe, und indem ſie ihm den letzten verſetzt, ſagt ſie: fahe in die Hölle zu Deinem verabſcheuungswürdigen Großvater und ſag ihm, daß Du von der Hand eines Mädchen, der

Tochter des Ambroſius Petrocori geſtorben biſt." Malateſta und Popoli, zu ſchwach, dieſem Sturm zu widerſtehen, ergreifen die Flucht und ließen ihren Vorrath im Stich, den Leonore zur Armee bringen ließ, welche unter Carmagnol anrückte. Unzähligemal verſuchte der kluge Mann die unbändige Hitze dieſes heftigen Weibes zu mäßigen. — „Wird Dir Deine Raſerey, Dich in ein Handgemenge einzulaſſen, beſtändig anhängen, worin Du leicht umkommen kannſt, ſtatt daß ich Dich mit der unter meinem Befehl ſtehenden Armee weit ſicherer an den Venetianern rächen könnte? —

Er rückt in guter Ordnung fort; alles flüchtet vor ihm; die Städte öfnen ihm die Thore, die zerſtreuten Haufen ſtrecken das Gewehr.

Doch Leonore wollte ſich einmal der Gefahr ausſetzen; ſie konnte ihren Vater nicht wohl anders, als mit ihrer eigenen Hand, rächen. Angefeuert durch die glückliche Thaten, wodurch ſich ihr Arm ausgezeichnet hatte, ließ ſie ſich, von ihrer gewöhnlichen Kühnheit verleitet, mit dem Malateſta und Popoli, die ſie auf den Tod haßte, aufs neue ein. Sie hat anfänglich das Vergnügen, den erſten zu tödten; allein da ſie ihn noch mit Hohn überhäufte; faßte ſie Popoli von hinten und ſtieß ihr, nachdem er ſie mit dem Kopf umgedreht hatte, den Degen in die Bruſt. Carmagnol kam eben an, als ſie ohne Leben niedergeſunken; er ſprang vom Pferd und drückte den röchlenden Leichnam an ſeinen Buſen. Bittere Thränen überſtrömen ſein Geſicht. Alle Soldaten, die ſo oft Zeugen von Petrocoris Muth geweſen, theilen den Schmerz mit ihm. Carmagnol riß ſeinen ſcharlachenen Mantel von den Schultern, und dekte ihn auf den Leichnam. Er ließ ihn auf einer Tragbahre in die nächſte Kirche tragen, und daſelbſt verwahren: Hernach wandte er ſich zu ſeinen beſtürzten Soldaten und redete ſie alſo an:

„Meine Freunde, mein Verluſt iſt gröſſer, als Ihr euch einbildet. Ihr glaubt, daß ich nur einen Freund verlohren habe. Ich verliehre eine Braut, die Wonne und Luſt meines Lebens. Ja, diejenige, die Ihr Petrocori nanntet, diejenige, deren Muth ihr ſo oft bewundertet, und die noch heute über Malateſta ſiegte, und die, welche Popoli nicht anders, als meuchelmörderiſcher Weiſe tödten konnte, dieſe iſt meine liebe Leonore, die angenehme Gefährtin meiner Jugend. Ohne ſie wäre ich niemals euer General geworden. Ihr kriegeriſcher Muth hatte ſich auch mir mitgetheilt. Wenn ich einigen Ruhm erworben habe; ſo iſt ſie es, der ich ihn zu verdanken habe. Ach wie wenig vermag der Ruhm, ein Herz wegen ſeines Verluſts zu entſchädigen. Doch werde ich fortfahren, meinen Auftrag zu vollenden, meine Schuldigkeit zu thun und die Erwartung des groſmüthigen Herzogs von Mayland zu erfüllen. Laßt uns die Thränen abtrocknen und Leonoren rächen. Ihr wißt die Urſache ihres Haſſes wieder Venedig nicht. Ihr Vater wurde in dieſer argwöhniſchen Stadt unſchuldig zum Tode verurtheilt, und Malateſta, Muratori und Popoli hatten das Urtheil gefället. Meine Leonore hat, ehe ſie ſtarb, den Enkeln der beyden erſten ihre Tage verkürzt, wir ſind ihrem edlen Schatten den Verräther Popoli ſchuldig.“

Dieſe Anrede rührte die ganze Armee. Der Zorn folgte auf das Mitleiden; man ſchwur, das Blutvergießen mit Popolis Tod anzufangen.

Carmagnol ſetzte ſeine Eroberungen fort und verbreitete das Schrecken bis nach Venedig. Der Doge, Mocenigo, rief nach dem Willen des Senats die Truppen, welche ſich jenſeits des Adriatiſchen Meers in Cefalonia und andern dalmatiſchen Städten befanden, zurük. Aber es war zu befürchten, daß dieſe Völker zu ſpät kommen möchten. Popoli hatte ſchon den Lohn für ſeine niederträchtige That, die er in Leonorens Ermordung begieng, empfangen. Das Entſetzen hatte ſich ſchon von Venedig troz ſeiner Feſtungswerke und ſeiner Inſeln, aus denen es beſteht, bemächtigt. In dieſer Verwirrung verſammelte ſich der Senat; man ſchickte zwey Abgeordnete des Staats an Carmagnol ab; man erbietet ſich, Bergamo an den Herzog von Mayland abzutreten, welcher nicht anders als unter der Bedingung eines zweyjährigen Waffenſtillſtandes einwilliget.

Carmagnol führte darauf ſeine ſiegreiche Armee zu der Kirche zurück, worinn Leonorens Leichnam verwahrt wurde. Er veranſtaltete ein Leichenbegängnis, deſſen Pracht ſeiner Liebe glich. Die ganze Armee mußte ihrem Begräbnis beywohnen, und alle ihre Gefährten in ihren Siegen, alle Bewunderer von Leororens Muth begleiteten ihren Leichnam mit niedergeſenkter Lanze und Fahnen und ſchwarz überzogenen Trommeln in die Hauptkirche in Mayland. In der Capelle unſerer Frauen wurde ihr ein Grab von ſchwarzem Marmor errichtet.

Viſconti, der indeſſen von dieſer auſſerordentlichen Begebenheit Nachricht erhalten und von den Schmerzen ſeines tapfern Generals gerührt worden, gab ſich alle Mühe, ihn zu tröſten. Herr! ſagte Carmagnol, ich erkenne Ihre Güte, aber ich ſehne mich nach der Einſamkeit. Jetzt da Ihnen mein Arm entbehrlich iſt; gönnen Sie meinem Kummer einige Zerſtreuung ohne Ihre Staaten zu verlaſſen. Ich werde mich mit Ihrer Erlaubnis an den Lago maggiore begeben: als ich mit derjenigen, wegen der meine Thränen fließen, aus der Schweiz zurückkehrte, hab ich die Boromeiſchen Inſeln geſehen. Dort wünſche ich mich von meinen Leiden zu erhohlen.

Glücklich, wer dieſe nur vierzig Meilen von Mayland entfernte Inſen geſehen hat! Noch glücklicher, wer dort in Ruhe eben ſo angenehme Tage zubringt, als die Luft iſt, die er einhaucht. Dies iſt der wahre Aufenthalt der Weiſen, wenn es noch Weiſe auf der Welt giebt. Welches Vergnügen empfindet man, wenn man von ferne ſich das friſche und verſchiedene Grün der Bäume mit allen Schattirungen in dem Kryſtallhellen Waſſer abbilden ſiehet. Welch ein bezaubernder Anblick, wenn man, indem man ſich dieſer himmliſchen Wohnungen nähert, ein doppeltes Gemälde gewahr wird: die Inſeln ſelbſt, und dann die Abbildung der Häuſer, der Berge, Felſen, Thiere, Menſchen, welche man in dem durchſichtigen Spiegel des Waſſers bald erſcheinen bald verſchwinden ſieht! Dies hatte zuerſt **Carmagnols** Bewunderung auf ſich gezogen, als er ſeine funfzehnhundert Schweizer vorbeygeführt hat; dies hatte ſeine Wünſche, ſein Verlangen in ſeiner zur ländlichen Ruhe geneigten Seele erregt. Hätte die rachbegierige **Leonore** ſeinen Wünſchen Gehör gegeben; ſo würde er hier ſein Glück gefunden haben. Einer ſo geliebten Gefärtin beraubt ſah er dieſen Ort der Wonne mit der Traurigkeit in ſeinem Herzen. Je bewundernswürdiger alles war, was er betrachtete, deſto größer iſt ſeine Bekümmernis, daß er es nur allein betrachten mußte. Er bewunderte die von der Natur ſelbſt unregelmäßig gebildete Waſſerfälle; wovon ſich das herabſtürzende klare Waſſer über den Schmelz der Wieſen fortſchlängelt. Das Blöcken der auf- und abſteigenden Schaafheerden, der Ton der Schäferflöte erinnerte ihn an die unſchätzbare Beſchäftigung ſeiner Jugend. Der Geſang der Vögel, die Blumen, welche die Natur in andern Ländern ſparſam, hier aber verſchwenderiſch ausgeſtreut hat, die ſchöne Einfalt der Häuſer, das Gewühl auf den Mayereien hatte ſeine Sinne betäubt, ſeinen Kummer aufgeweckt; er war ſich ſeiner nicht mehr bewußt.

In einer ſolchen Lage iſt einem die Geſellſchaft unerträglich; man bedarf ihrer gar nicht, und die Zerſtreuung, die wir im Gehen gewähret haben, eine große Abwechſelung der Gegenſtände, auſſerordentliche Feſte ſchicken ſich nicht zu dieſem Zuſtand der Seele. Carmagnol mag noch Menſchen ſehn, aber den natürlichen Trieb, der uns zu dem Umgang mit ihnen hinleitet, hat ihm der Unmuth entriſſen.

Viſconti hatte ein zahlreiches Gefolge für ihn beſtimmt, als er ihm die Erlaubnis zur Reiſe auf die Inſeln ertheilt hat. Davon nahm er einen einzigen Bedienten mit: die übrigen hätten ihn nur beläſtigt. Dieſer hatte eine kleine Wohnung auf einem Hügel am öſtlichen Ende der Inſel für ihn auserſehn. Von der rechten Seite des daran ſtoßenden Berges fiel ein Bach herab, deſſen gleich fortgehende aber deswegen doch nicht eintönige Geräuſch die Stille des unbewohnten Berges unterbrach. Der nehmliche Bach bewäſſerte eine Wieſe, die noch dazwiſchen lag, ehe er ſich in dem See verlohr. Dieſer ſchöne See, der bald unbeweglich iſt und eine himmelblaue Farbe hat, bald murmelnd ſich bewegt und grünlich ausſieht, zog beſtändig ſeine Augen auf ſich. Auf der linken Seite erhoben ſich ſilberweiße Berge, deren maleriſcher Anblik ſich nach den verſchieden darauf fallenden Sonnenſtralen veränderte.

Dieſes Schauſpiel, das kein Pinſel darſtellen und wovon man ſich in großen Sädten kein Begrif machen kann, richtete Carmagnoln nach und nach auf und verſchafte dem Troſt in ſeinem Herzen Eingang. — Ach! ſagte er, hier hab ich alles, was ich ſo oft gewünſcht habe, alles, woran meine Seele einen Geſchmack zu finden vermögend iſt: dieſes beſtehet in meinem kleinen Haus, einem kleinen Feld, einer Wieſe, von welcher ich das wohlriechende Heu einernden kann, in einem Bach, deſſen Eigenthümer ich bin. An dieſem Ort athmet alles Ruhe, Unſchuld und Glück. Ich nehme die Neigungen des erſten Alters wieder an; doch werde ich ſie nicht alle wiederannehmen; eine iſt meinem Herzen ohne Hofnung der Wiederkehr entflohen. O!

Leonore Hälfte meiner Seele, Dein Tod hat mir beynahe die andere vollends entriſſen! Allein laßt uns ſammeln, ſo viel noch übrig iſt. Der Unglückliche, der einen Schiffbruch erlitten, findet noch bisweilen zu ſeiner Rettung ein Brett; er hat ſein Vermögen verlohren, aber er lebt. Ich lebe nur, um von meiner Sehnſucht gequält zu werden. Von der Sehnſucht? Ja, gewiß; aber wird auf der Welt für mich gar kein Troſt mehr zu finden ſeyn? Ich werde ihn auf den Feldern finden; dort werde ich ihn wenigſtens ſuchen. Darf der Menſch jemals ganz verzweifeln? Nein, Muthloſigkeit gehört nur für einen Feigen; der war ich nie; werde es nie ſeyn. Mein Leben verfließt, mehr als die Hälfte hab ich davon bereits zurückgelegt; ich werde die übrige Tage auf dieſer Inſel vergnügt verſchwinden ſehen; ich werde die Blumen, welche die gütige Natur meinen Augen dargeboten, zuſammenleſen. Jedes Ding veraltert, alles um uns vergeht; dies iſt das allgemeine Schickſaal der Menſchen nnd aller Dinge. Ich bin nicht der einzige Unglückliche, nicht der einzige, der das, was ihm in ſeinem Leben das Liebſte war, überlebt hat. Noch wenige Jahre und dann werd ich dich wiederſehen, **Leonore**. Deine Seele war zu ungeduldig, aber rein, die meinige iſt nicht laſterhaft. Die Tugend ſtirbt nicht; wir werden uns wiederſehen.

Alle, die einmal an die Gebürge der Schweiz, des Veltliener Landes und in Graubinden gekommen, haben die eindringende Melodie gehört, welche man Kühreihen nennt. Sie macht auf das empfindliche Gemüth dieſer Bergbewohner einen ſo lebhaften Eindruck, daß, wenn ſie auch weit von ihrem Vaterlande entfernt ſind und dieſer Ton ihre Ohren berührt, ſie vor Traurigkeit weinen, in Schwermuth fallen und vor Sehnſucht ſterben. Dieſes hat ſich öfters bey den Schweizer-Regimentern in Franzöſiſchen Dienſten ereignet, und man war genöthigt, den Kühreihen zu verbieten. **Carmagnol** ergötzte ſich daran, wenn er ihn von der Flöte ertönen hörte, und der durch die Krümmungen der Berge vervielfachte Wiederſchall, welcher ihn fortflanzte, verlängerte ſeine Trunkenheit. Er ſahe bisweilen das zärtliche Spielen der Schäfer und Schäferinnen mit Unmuth aber ohne Misgunſt zu. Dieſes Glück war für ihn dahin; er behielt nur noch die Erinnerung davon übrig, welche ihm die Ruhe nothwendig machte.

Er entſchloß ſich daher, ſeine übrige Tage in dieſer angenehmen Einſamkeit zuzubringen Bereits nahm er Beſuche von den angeſehenſten Einwohnern an; auch wußte man ſchon auf der Inſel, daß der berühmte General des Herzogs von Mayland, der Welt und des Ruhms überdrüßig, lieber unter einfältigen Menſchen, als an dem glänzendſten Hofe von Italien leben wollte; und bey dieſem Zufall fühlten dieſe Inſulaner ihr Glück erſt recht. Er beſahe das nahe gelegene ſchöne Arona, wo man die Statue des frommen Carl Boromeus in Rieſengröße aufgerichtet hatte. Er ſchifte über den klaren Fluß Adda und beſuchte Veltlin, dies Ländchen des Vergnügens, das durch die Berge, die es umgaben, gleichſam von der übrigen Welt abgeſondert iſt. Er durchwanderte die umliegende Gegenden von Chur, Cleven und Como; und alle dieſe Orte, wo die Unſchuld der erſten Bewohner in ihrer vollkommenen Reinigkeit noch übrig iſt, verſchaften ihm Vergnügungen, die er ſich nicht zu hoffen getrauet. So wurde der größte General dieſſeits der Alpen ein Beobachter, ein Philoſoph, ein Weiſer.

Aber wir haben in dem Fortgang unſerer Geſchichte geſehen, daß niemand gefälliger war, als Carmagnol. Anfangs hatte ihn die Liebe ſich unterwürfig gemacht; nunmehr unterwarf ſich ihr die Dankbarkeit, Viſconti machte ihm zu wiſſen, daß er ſeiner großen Talente wieder bedürfe und daß die Venetianer in Bereitſchaft ſtünden, den Frieden zu brechen. Er that nunmehr für den Viſconti, was er für **Leonoren** gethan hatte; er unterdrückte ſeine Neigung, um ſich der eines Prinzen zu überlaſſen. Doch koſtete Ihn der Abſchied von ſeiner glücklichen Inſel Thränen. Er verließ ſeine Ruhe, ſein Glück; er gerieth wieder mitten unter die Ränke, das Gewühl ſeltſamer Leidenſchaften. Es ſcheint, daß er das, was ihn begegnen werde, vorempfunden habe.

Carmagnol wurde alſo noch einmal an das Licht hervorgezogen. Der Herzog von Mayland trug ihm aufs neue die Hand der Prinzeßin an, die er aus Liebe zu **Leonoren** ausgeſchlagen. **Leonore** war nicht mehr: eine längere Verweigerung wäre Beleidigung geweſen. Er heyrathete alſo die Prinzeßin; aber die Liebe war mit dieſer Ehe nicht gepaaret: ſie brannte nicht mehr in **Carmagnols** Herzen, und **Leonorens** trauriges Ende hatte ihr Feuer ganz ausgelöſcht.

Inzwiſchen war der Adel an dem Hofe des Beherrſchers von Mayland mit dieſer Vermählung ſehr unzufrieden. Man hatte ſchon zuvor die einem Fremden von ſo niedriger Herkunft ertheilte Vorzüge mit Misgunſt betrachtet; nunmehr trieb dieſe ungleiche Verbindung das Misvergnügen aufs höchſte. Arme Tugend! Der letzte Brutus hatte würklich ſo unrecht nicht, wenn er dich ein unnützes Hausgeräthe nannte. Allezeit iſt das Laſter ſtärker, als du. Das Laſter, das ſich hinter dem Schilde der Lügen ſo gut zu verbergen weiß, ſtürzt dich zu Boden, wenn es ihm beliebt. Es bleibt von dir kaum ein Stäubchen übrig, wenn ſich die Hofleute an dich machen.

Man verfeindete den **Carmagnol**; man flößte dem **Viſconti** Mistrauen gegen dieſen rechtſchaffenen Mann ein. Er merkte es und drang auf ſeine Erklärung. Mitlerweile wurde ſein Untergang in Geheim verbreitet; man ſtrebte ihm einigemal nach dem Leben. Nichts war damals gemeiner, als der Meuchelmord. Selbſt der älteſte Bruder des Viſconti wurde auf dieſe Weiſe umgebracht; eben dieſes wiederfuhr nachher einigen Beherrſchern von Mayland.

Carmagnol beklagte ſich, man gab ihm kein Gehör: der Herzog hielt ihn für undankbar und ungetreu: ſeine ſtolze Gemahlin liebte ihn nicht. Er befand ſich zwiſchen Klippen. Viſconti war nicht ſein angebohrner Herr: Viſconti fieng an, ihm übel zu begegnen. Die Geduld des Tugendhaften hat ihre Gränzen. Carmagnol verließ Mayland: man ließ ihn durch Meuchelmörder verfolgen: er wußte, daß ſie ihm von Viſconti ſelbſt nachgeſchickt worden.

Er bot Venedig ſeine Dienſte an, das ihn willig aufnahm, wie ehemals die Volſker den Coriolan. Als er in den venetianiſchen Staaten ankam, rief er aus: Leonorens Schatten, geliebter Schatten, zürne nicht, wenn Dein Carmagnol, von Undankbaren verjagt, bey den Henkern Deines Vaters und den Deinigen einen Zufluchtsort ſucht. Venedig iſt die einzige Freyſtätte gegen meine Verfolger: überdies iſt Venedig ihre Feindin: ich werde mit dieſen wackern Republikanern meine Rache vereinigen und Viſconti ſoll mir ſeine Ungerechtigkeit bereuen. —

Nach ſeiner Ankunft in Venedig brach ſogleich der Krieg aus. Man gab ihm das Commando über die ganze Armee. Er nahm dem Viſconti gleich zu Anfang Bergamo weg, welches er ihm hat erobern helfen, und die Tapferkeit entzog ihm ein Geſchenk der Tapferkeit. Von Bergamo iſt Mayland nur zehen Stunden entfernt. Carmagnol verbreitete die Furcht bis an die Thore dieſer Pflanzſchule von Undankbaren und zwang nunmehr den Viſconti um Frieden zu bitten. So wußte dieſer Mann das Glück nach ſeinem Gefallen demjenigen Theil zuzuwenden, dem er ergeben war.

Nachdem der Friede zu Stande gekommen; ſo erkannte Viſconti ſeinen Fehler und Irrthum; er ſuchte ein Guth wieder zu erlangen, das er aus Unvorſichtigkeit entwiſchen ließ. Der gute Carmagnol hatte ſeinen Zorn ſchon vergeſſen; er war nur aus Noth zu den Venetianern übergetreten. Schon oft hatte er ſich heimlich Vorwürfe gemacht, daß er Leonorens Feinden diene; die Noth zwang ihn nicht mehr dazu. Venedig bedurfte ſeines Arms nicht mehr; er hatte dem Staat getreu gedient. Er hatte ſich auf den Weg nach Mayland begeben, um einige getreue Freunde, die er dort übrig hatte, ſeine Gemalin und Leonorens Aſche wiederzuſehen. Entſchloſſen, den Kriegsdienſten zu entſagen, ſezte er ſich vor, ſeinen Degen, der in Europa einiges Aufſehen gemacht, auf ihrem Grabe niederzulegen und auf die Boromaiſche Inſeln ſich zu begeben, um dort zu ſterben. Er war damals zwey und vierzig Jahr alt.

Ein Donnerſtreich hemmte alle ſeine Entwürfe. Die Venetianer, die ſein Vorhaben entdeckten, nahmen ihn gefangen und führeten ihn mit Ketten beſchwert in ihre Stadt zurück. Alle wahre oder auch nur angebliche Staatsverbrechen werden daſelbſt ſchleunig und hart beſtraft. Carmagnol erſchien vor Richtern, von welchen er bereits verurtheilt war. Er unterdrückte alle Klagen und beugte im Jahr 1422 zu Venedig ſein Haupt unter das Beil des Scharfrichters. — Es iſt wahrlich wohl der Mühe werth, gebohren zu werden und ſich in ſeinem Leben ſo viel zu plagen.

O! guter Carmagnol, warum bliebſt Du nicht bey Deinen Schafen? Wo dachteſt Du hin, als Du Dir eine ſolche Schäferin wählteſt? Es giebt darunter ſo ſanfte! Eine Clorinde befindet ſich auf den Gefilden von Piemont; Du biſt der friedlichſte Menſch und eine ſo feurige Seele mußte Dich in ſchaudervolle Schlachten ſchleppen, die vor Deinen Augen in ihren Tod geht und Dich gleichſam mit der Hand des Schickſals, auf das Blutgerüſte führt.

Wenn das weibliche Geſchlecht etwas Gutes würkt; ſo ſtiftet es auch hinwiederum Böſes: ihr Eigenſinn ſiegt oft über unſere beſſere Einſicht. Was iſt alſo zu thun? Soll man es lieben, oder nicht? Meine Freunde, man muß dem Geſchicke folgen und dabey fährt man am glücklichſten, man befindet ſich immer in der beſten möglichen Welt. Prägt es euch nur recht tief ein, daß wir alle Thoren ſind: ein bischen mehr oder weniger, das geht am Ende auf eines hinaus.

Das einzige, was ich euch empfehle, iſt dieſes, daß ihr keine unruhigen Neigungen in eurem Herzen nähret, wie der Haß, die Rachſucht, und der Stolz iſt, die für die **Leonore** ſo unglückliche Folgen hatten.

Selbſt auch Gefälligkeit, Sanftmuth, Güte, müſſen ihre Gränzen haben. Ihr Uebermaas brachten **Carmagnolin** den Untergang zuwege.

Ich könnte euch zwar noch manchen Rath ertheilen; aber, da alles darauf zu verwetten iſt, daß ihr doch keinen befolgen würdet, ſo wird es euch nicht zuwider ſeyn, wenn ich ſchweige.

VIII.

Miſcellanien.

1.

Epochen einiger Moden.

Seit den älteſten Zeiten hat ſich das ſchöne Geſchlecht falſcher Haare bedient. Es geſchah unter den Hebräern,

bräern, Perſern, Medern, Lyciern, Griechen und Römern. Sie vermengten ſogar Menſchenhaare mit jenen der Ziegen, und anderer Thiere, und bildeten eine Art Perücken, faſt wie die unſern. Wenn Hannibal ſeine Feinde unerkannt ausſpähen wollte, ſo ſetzte er Perücken von verſchiedenen Farben und Größe auf. Selbſt ſeine vertrauteſten Freunde kannten ihn alsdann nicht. Alſo mußten ſchon zu Hannibals Zeiten die Perücken in Italien nichts ungewöhnliches ſeyn. Unter den Kaiſern trug Otto I. eine Perücke, wie es Suetonius in ſeinem Leben bezeuget.

Bis zur Regierung Franz I. trugen die Franzoſen ein langes Haar. Weil ſich dieſer König auf ſeine ſchöne breite Stirn viel einbildete, ſo ließ er, um dieſelbe mehr zu zeigen, nach der Italiener- und Schweizer-Mode das Haar abkürzen. Ihm folgte ganz Frankreich bis zur Regierung Ludwigs XIII. da die alte Gewohnheit wieder auflebte, und ein langes Haar ſo hoch geachtet wurde, daß man deſſelben Mangel mit langen Perücken erſetzte. Dieſe Mode nahm gegen das Jahr 1626 unter den Hofleuten, Charlatanen, Tanzmeiſtern ihren Anfang, im Jahr 1660 hatte ſie ſo ſehr überhand genommen, daß ſogar die Geiſtlichen Perücken trugen. 1670 war ſchon ganz Europa davon angeſteckt.

Unter den Römern war der Kopfputz der Damen ſo hoch, daß es einem Gebäude von vielen Stockwerken gleich ſah. Juvenal bezeugt es, wenn er ſingt:

Tot premit ordinibus, tot adhuc compagibus altum
Aedificat caput: Andromachen a fronte videbis,
Poſt minor eſt; aliam credas. — —

Von vorn glaubte man eine hohe Andromache zu ſehen; von hinten aber war die Kleinheit der Statur bloßgeſtellt. Von hier ſah man auch die hohen Abſätze ihrer Schuhe, wodurch ſie ſich den Küſſen ihrer Männer zu nähern ſuchten.

„Et levis erecta conſurgit ad oſcula planta.“ Unſere Damen bedecken die Mängel, welche von dieſer Seite ins Auge fallen könnten, mit künſtlich geſchlungenen Haarflechten, mit ſchönen Locken, Blumen, Federbüſchen, Hauben und Hüten; mit Spitzenreichen Kapuzchen und Mantillons; und die hohen Abſätze verbergen ſie unter der langen Schleppe ihres Kleides.

Unter König Carl VI im XIV. Jahrhundert überſtieg in Frankreich der Kopfputz der Weiber alles Maaß. Sie trugen ungemein hohe ſtrotzende Hörner, und waren ſo friſirt, das ſie wiehernden Pferdeköpfen glichen. Darum hieß auch dieſe Art von Friſur Hennins. Mr Paradin in ſeinen Burgundiſchen Annalen erzählt, ein Karmelitermönch, Namens Thomas Conette, habe in den Kirchen darwider gepredigt. Wo er hingekommen hätten die Weiber ihre Hörner, wie die Schnecken, eingezogen, ſo bald er aber von ihnen abgereiſet, noch viel mehr, als zuvor erhöhet.

Boccaccio, welcher in der erſten Hälfte des XIV. Jahrhunderts zu Florenz lebte, beſchreibt in ſeinem Laberint der Liebe den Kopfputz einer florentiniſchen Coquette auf folgende Art. „Sie hielt ſehr viel vom Fett gewiſſer Thiere, Salben daraus zu verfertigen, und von gewiſſen Kräutern, ſie zu diſtilliren. Das Haus war voll Diſtilliröfen, Töpfen, Fläſchchen und Büchſen. In der Stadt war kein Hoſpital, und in der Nachbarſchaft kein Gärtner, die nicht für ſie arbeiteten. Einer bereitete für ſie ſublimirtes Silber; ein anderer reinigte Grünſpan, oder ſammelte gewiſſe Wurzeln. Sogar mußte ihr ein Becker Eyerſchalen röſten. Alles dieſes waren Ingredienzien zur Schminke ihres Angeſichts. O wenn du wüßteſt, mit wie vielerley Laugen ſie ihr Goldhaariges Haupt wüſch! Sie war eine vertraute Freundin gewiſſer Weiber, deren Beſchäftigung war, den Frauen die Haare aus dem Augbraunen, Stirn und Hals auszurupfen, und um eine zärtere Haut zu verſchaffen, Wangen und Hals mit einem feinen Glas zu reiben. Es iſt nicht auszuſprechen, wie künſtlich, und ſorgfältig ſie beym Putztiſch zu Werke gieng. Sie ſetzte ſich vor einen großen Spiegel (deren oft zwey waren) nieder. Auf der einen Seite ſtand das Kammermädchen; auf der andern waren eine Menge Fläſchchen, Stücke von feinem Glas, Pommade von Gummi, und anders dergleichen Dinge. Nachdem ihr Haar auf das fleißigſte ausgekämmt war, wurde es gegen das Haupt zu zuſammen gewickelt, mit einem Gewirr von Seide (treccia) zugedeckt, und mit einem Netz von feiner Seide befeſtigt. Darauf ließ ſie ſich die dazu vorbereitete Kränzgen und Blumen darreichen, welche in jeder Jahrszeit zu ihrem Schmuck blüheten. Jene ſetzte ſie zuerſt auf; hernach theilte ſie die Blumen über das ganze Haupt ſo aus, daß es ſo bunt, als ein Pfauenſchweif, ausſah.“

Wenn der Kopfputz zu Florenz, wo nach Venedig der vornehmſte Sitz des Europäiſchen Handels war, nur in friſchen Blumen beſtand, ſo haben damals die franzöſiſchen Damen noch viel weniger ihr Haupt mit Gold und Juwelen ſchmücken können. Es herrſchte damals in Frankreich ein großer Mangel an Gold und Silber. Die Mitgift eines bürgerlichen Frauenzimmers ſtieg nicht über 200 Livres. Die Gemahlin Königs Philipp des Schönen bekam gegen das Jahr 1301 zu ihren Vergnügungen und zum Unterhalt ihrer Bedienten nicht mehr als 700 Livres. Es iſt daher kein Wunder, wenn der Schmuck der Damen ſich mehr durch die Erfindung, als durch den innern Werth auszeichnete. Es fehlte damals in Frankreich noch gänzlich an Manufakturen ſeidener, ſilberner, und goldener Zeuge. Die Italiener, welche dieſelben theils ſelbſt fabricirten, und theils aus der Levante brachten, fingen unter König Ludwig XII. an, ſie in Frankreich einzuführen. Aber Franz I. und Heinrich II. verboten ſolche

Waaren, und erlaubten nur den Biſchöffen, Prinzen, und Prinzeſſinnen ſich in Seiden zu kleiden. Heinrich II. war 1559 der Erſte, der ſeidene Strümpfe und zwar nur bey großen Feyerlichkeiten trug.

Unter der Minderjährigkeit, und noch vielmehr unter der Regierung Ludwigs XIV. da man alles, was zum Schmuck gehört, zu verfertigen anfieng, faßte in Frankreich der Luxus in allen Dingen feſten Fuß. Es erſchienen die Hennins aufs neue, unter dem Namen Fontanges. Die Stockwerke dieſer Gebäude beſtanden aus Eiſendrath, mit Bändern umſchlungen, und mit gekräuſelten Haarlocken ausgeſchmückt. Seitdem folgt ſich der Wechſel der Moden ſo raſch, daß die Exiſtenz der meiſten faſt nur ephemeriſch iſt, und ihre Namen eigene Wörterbücher ausfüllen könnten, wenn ſie nicht den Nachkommen Arten von Räthſeln bleiben ſollen. Indeſſen gereicht es den Einwohnern Frankreichs zum Ruhm als allgemeinen Schiedsrichtern des guten Geſchmacks in der Kleidung und im Putz in ganz Europa anerkannt zu ſeyn. Sie wiſſen den Waaren, die zum Schmuck gehören, einen ſo zauberiſchen Reiz beyzulegen, daß wo dieſer fehlt, kein innerer Werth der Sache vermögend iſt, ihn zu erſetzen. Schon Colbert ſagte, daß der Luxus und die Moden für Frankreich das wären, was die Goldadern von Peru für Spanien ſind. Zum Beſchluß eine Anekdote aus dem Jahrhunderte Karls des Großen. Bis zu ſeinen Zeiten hatte ſich unter den Teutſchen und Franken die alte einfache Kleidertracht erhalten. Aber bey Gelegenheit einiger Heerzüge nach Italien, brachten ſeine Hofleute und Officiere Italieniſche Moden in ihr Vaterland zurück. Sie trugen ſeidene Kleider, und fütterten ſie mit weichlichen und feinen Fellen, welche die Venetianer aus der Levante brachten, anſtatt der Lamm- Fiſchotter- und Katzen-Felle, deren ſie ſich bis dahin bedient hatten. Dem klugen patriotiſchen Kaiſer misfiel dieſer verſchwenderiſche Luxus. Er gab verſchiedene Geſetze dawider, welche ſich unter ſeinen Capitularien finden; deren eins auch das allzutheure fremde Tuch, womit man ſich kleidete, betrift. Eines Tags im Winter ritt er auf die Jagd, in ſeinem Schaafpelz, den er ſo am Halſe befeſtigte, daß er ihn gegen alle Winde und Regengüſſe wenden konnte. Seine Höflinge mußten ihn in den ſeidenen mit leichtem und feinem Pelz gefütterten Kleidern, womit ſie bey Hof erſchienen, begleiten. Was von dieſen Kleidern in den dichten Gebüſchen nicht zerriſſen wurde, das war durch den Schnee und Regen verdorben. Da ſie nach ihrer Rükkehr nach Hauſe eilten, ſich umzukleiden, erlaubte es ihnen der Kaiſer nicht, ſondern befahl, daß ſie ſich mit ihm beym Feuer trokneten. Hierdurch ſchrumpften die ſeidenen Kleider und die feinen Pelze ſo zuſammen, daß ſie des Nachts, als die Hofleute ſich auskleideten, auf allen Seiten Riſſe bekamen. Den folgenden Morgen befahl er ihnen, mit den nehmlichen Kleidern bey Hof zu erſcheinen. Da ſie mehr zerlumpten Maſken, als hofmäßigen Kleidungen ähnlich ſahn, und man in des Kaiſers tuchenen, mit Widderfellen gefütterten Mantel keine Aenderung wahrnahm, verwies ihnen der Kaiſer ihre Thorheit, und bewürkte ſo viel, daß der Teutſche und Fränkiſche Adel zum Gebrauch der inländiſchen Tücher und Felle zurükkehrte. — Die Anwendung überlaſſen wir den Leſern.

2.

An Herrn * *

Jünger der Muſen ſchaffen in Nächten,
Wenn die Phantaſie geſchäftig wacht,

Sich manch ſchönes Gefilde, manch glückliches Eiland,
Ringsum von Meeren umſtrömt.

Aber die Farth zum glücklichen Eiland
Unternimmt kaum einer; — viele ſchlägt
Das Gewitter an Klippen; die Ruder entſinken
Seinem entkräfteten Arm.

Willſt Du, Geliebter, einmal im Hafen
Deiner Inſel ankern! ſtähle Dir
Erſt den Buſen mit Muth und Geduld; die Gefahren,
Sind Dir unzählig und ſchwer.

Alſo bekämpft' Ulyſſes der Weiſe
Seines harten Schickſals Eigenſinn;
Riß ſein Schiff durch Gewitter, durch brauſende Wogen
Bellenden Felſen vorbey;

Landete nach zehn Jahren voll Arbeit
Dann in ſeinem ſelgen Ithaka;
Und am Buſen der Gattin genoß er noch lange
Jede verzögerte Luſt.

Ewald.

3.

Auf den Apoſtel des Menſchenverſtands in meinem Vaterlande, Herrn Hofrath und Leibarzt Weickard in Fulda.

Voll iſt dieſes Herze — und ergieſſen
Muß nun endlich die Empfindung ſich:
Unverfälſchte Dankesthränen flieſſen,
Einen liebevollen Lehrer ſinge ich.

Einen Lehrer — Doch Ihn nur zu nennen
Iſt ja ſchon melodiſcher Geſang!
Ihn zu lieben werden, die Ihn kennen
Hingeriſſen von geheimen Drang.

Dieſen ſeltnen Lehrer, der umflattert
Von Sokratens Schuzgeiſt weiſe iſt — —
Brüder! *) Weickard lebet — ausgeſchnattert
Haben nun das Vorurtheil — die Liſt.

Er betrat die Laufbahn — jede Wolke ſchwand **)
Und wie ein Gott geboth er Licht.
Welche Wonne! ſehen wie's beim Volke ***)
In die dunklen Schädel Strahlen bricht! —

Unvollkommen hat man ein Gemählde
Von dem Manne, wenn man Selben lieſt,

---

*) So viel als Landsleute!

**) Iſt beinahe wörtlich wahr.

***) Er verbeſſerte die Kalender, die Hauptlektüre des Landmanns, ſo vortreflich, daß man ſie ſogar ins Ausland verſchrieb. In den **kleinen Schriften** des H. Leibarztes, die zu **Manheim bey Schwan** herausgekommen ſind, hat man dieſe Kalenderaufſätze zum theil geſammelt.

Der die Wahrheit gegen Lügen ſtählte,
Den ein jeder Bruder hier genießt.

Aber ſehen Ihn ſo treu und bieder
Seinem Fürſten*) dieſen großen Mann
Sehn den Freund der Menſchen — Ihm zu nieder
Keine Hütte, wo er helfen kann,

Von den Lippen ſeine Lehre trinken,
Eine Lehre — ſüß wie Honigſeim,

Ihn

---

*) Er erhielt den Ruf nach Paris an **Tiſſots** Stelle, nach **Trier** und **Maynz** als Leibarzt und erſter Lehrer an der daſigen Univerſität, und Gott weiß! wo noch ſonſt hin, und ſchlug alles aus, um ſeinen 71 jährigen Fürſten nicht zu verlaſſen. Ich kann nicht umhin, hier meinen Leſern eine Anekdote mitzutheilen, die aber freylich keinen unmittelbaren Zuſammenhang mit den Verſen hat: **Hr. Weickard** wurde den vorigen Winter durch einen Courier zu der ſehr kranken **Frau Gräfin von Wartensleben** nach Maynz gerufen. **Dr. Strack** hatte Sie ſeither beſorgt und die Krankheit verkannt. Der ſcharfſinnige fremde Arzt erſchien — ſeine Kunſt hieß ihm gerade das Gegentheil von dem anwenden, was **Strack** ſeither für dienlich fand. Es brauchte nicht mehr als drey Tage und die Frau Patientin, der dieſes vor W. Ankunft Unmöglichkeit ſchien, konnte ſchon vom Bette aufſtehn. In keiner Wiſſenſchaft iſt es leichter Unrecht zu ſehen, als in der Arzneykunſt: Dem ſonſt ſo verdienſtvollen **Strack** hätte dieſes beyfallen ſollen, da ihn ohnedieß jeder Billige aus dieſem Geſichtspunkte beurtheilt haben würde. Allein **Strack** mögte blos daran denken, daß ihn die Pariſer den **teutſchen Aeskulap** nennen, und wollte nicht umſonſt geſchrieen haben: „**Sie ſtirbt! Sie ſtirbt!**“ — Er ward Weickards Feind. Der Churfürſt diſtinguirte Weickarden auf eine Art, die der Beurtheilungskraft und dem Geſchmacke dieſes Fürſtens ungemeine Ehre macht. W. wurde nun erſucht, die vornehmſte medizinische Profeſſur der Univerſität anzunehmen, aber er hätte ſeinen Fürſten weniger lieben müſſen — alſo [illegible] er den Lehrſtuhl nicht an. — Die Reihe kam nun an den **reichen Dr. Strack**: der foderte ſechstauſend Gulden jährlich. Das war zu viel, Herr **Patriot**! — — Man machte blinden Lärmen, daß W. kommen und die Profeſſur annehmen würde — dieſer **paniſche Schrecken** wirkte eine ſo große Veränderung in **Stracks** Gedankenſyſtem, daß er ganz geſchmeidig wurde, die Profeſſur annahm und mit eintauſend Gulden zufrieden war.

Frag. Was folgt aus allen dieſem?

Antw. Strack iſt nichts weniger als **ein philoſophiſcher Arzt.**

Anm. d. V.

Ihn zur Stütze haben will man ſinken — —
Stammle dieſe Wolluſt banger Reim!

Ihm zur Seite ſtehen, wenn Natur den Siechen
Ohne Hülfe nicht zu retten weiß,
Er dann Leben ſchaft in lezten Zügen — — —
Dieſe Szene wärmt ein Herz von Eis. —

Ihm geweyhet iſt ein heil'ger Tempel
Jedes Herze, das Empfindung hegt!
Ihm geweyht und heilig, der den Stempel
Kühner Wahrheit an der Stirne trägt.

Von ſeinem Schüler

Schalk.

4.

Freundſchaft, ſtärker als Liebe.

(Die Scene ſtellt eine Gegend von Indien vor, in der Ferne hört man einen Waſſerfall rauſchen. Es iſt Abend. *)

Judar.

Liebe! Welch ein Meer von Seeligkeit biſt du! Aber auch welch eine Quelle des Schmerzens! Liebe, die nicht befriedigt werden kann, iſt ein ſäugendes Kind, dem man die Bruſt nimmt. Jede andre Nahrung, ſie ſey

ſüſs

---

*) Dieſe Scene iſt aus einer im 6ten No. des Journal de lecture befindlichen Anecdote genommen. Die handelnden Perſonen ſind Neger.

ſüſſer noch als Milch, einſchläfernder als Moſt; alles, ekelt ſie an. Das Kind hört nicht auf den Schall der Klapper, ſchläft nicht auf dem ſchaukelnden Schoos der Mutter unter Singen ein; ſo ſieht der ſchmachtende Liebhaber den kommenden jungen Tag nicht mit Entzücken; er flucht dem Schlaf, der buhleriſch ſeine Geliebte in die eiſernen Arme nimmt, und ihr zu reden verbietet. Nur wenn ihm der Mond das kommende Mädchen in ſeinen Glanz hüllt, ſegnet er ihn mit Lächeln; außerdem aber bringt er ihm Thränen zum Opfer; Stürme ſind in ſeinen Ohren Harmonie des Geſtirns, wenn ſie den Geſang verſchwiegner Liebe in ihrem Brauſen vor den Ohren der Lauſchenden vorbeiführen. O wie verſchlingt ſie alles, dieſe unnennbare Leidenſchaft! der Vater wird ein Fremdling, und die Stimme der Mutter iſt etwas ungewohntes: Liebende kennen nichts als die Stimme des Geliebten. Der treuſte Freund wird ein Verräther, läßt er ſich in den Stunden zärtlicher Zuſammenkünfte blicken; und Erdbeben, die ganze Städte verſchlingen, ſind Wohlthaten, die die geheimnisvolle Liebe vom Himmel erfleht, um unbemerkt zu bleiben. Ja das milde Lächeln der Gottheit ſelbſt wird bei ihrem Opfer in Schleier verhüllt. O du mein Tajo! Gefährte meiner Jugend! Du, den ich ſonſt gern ſah, wenn mich der Beſuch eines Fürſten beläſtigt hätte! Nun iſt mir dein Kommen das Nähern einer Wetterwolke; und dein Sprechen fürcht ich mehr, als den drohenden Blitz. Da wir noch in jugendlichen Spielen kämpften, ließ ich dir gern den gewonnenen Preis, wenn ich gleich der Letzte im Laufen nicht war, und nicht der Ungeſchickteſte im Bogenwerfen. Kein Löwe durfte dir brüllend entgegenkommen, wenn Indar an deiner Seite, oder er muſte dreiſt genung ſein, nach dem Blute der Freundſchaft zu gehen: aber itzt, Tajo, itzt iſts ein anderer Lohn, um den wir kämpfen. Tiger konnten unſre Arme nicht trennen; aber ein Mädchen reißt unſre verbundenen Herzen ohne Erbarmen von einander. Grauſamer Kampf! So treiben keine tobenden Wellen ein Schif in die Höh und Tiefe, als wenn Freundſchaft und Liebe in empfindſamen Herzen wider einander ſtreiten. Mordſucht und Mitleid treten wechſelsweiſe ins Feld; bald glüht das Auge in wilden Flammen, welche dann die Thräne freundſchaftlicher Liebe auslöſcht. Das unruhige Herz will ein Opfer haben, und wehe der Freundſchaft, wenn ſie die ſchwächſte iſt, wenn es nach Blut ſchreit! Wehe dem Mädchen, die juſt aus der Hecke ſpringt, wenn die Freundſchaft ſich umarmend den erneuerten Bund ſchwört! dann iſt ein blutender Buſen eben ſo reizend, als ein Feld mit Lilien beſäet, über dem glühende Roſen aufſchießen. (ab.)

Tajo.

Warum entfernſt du dich, Judar? Da wir ſtrauchelnd gehen lernten, hielten wir unſre Händchen zuſammen; da wir Knaben wurden, liefen wir, Arm in Arm, um die Wette. Ketten, die wir einſt beide trugen, wurden uns leichter, weil wir an ihrem beſondern Klirren einander erkannten. Forderte die erzürnte See nur Ein Opfer, wenn wir beide die ſalzigten Fluthen durchfurchen muſten, ſo war ſie ſicher um ihre Beute. Man legte uns härtere Arbeit auf als andern, aber wir wurden immer eher fertig, denn jeder arbeitete mit vier Händen. Das Wild, das Tajo ſah, erlegte Judar, und Tajo erſchlug den Löwen, der ſeinen Rachen gegen Judar aufſperrte. Der blätterloſeſte Baum in der ſandigten Wüſte war nicht ſo kahl, daß er nicht zwei Freunde vor der brennenden Sonne beſchützt hätte. Eine Kokusnuß hatte übrigen Saft für den Tajo, der ſeinem Judar immer noch die Hälfte abgeben konnte. Keine Pfütze ſchlammigten Waſſers war ſo arm, um nicht noch den unendlichen Durſt zweier Freunde zu ſtillen. Keine Nacht war ſo finſter, wo die Freundſchaft nicht den Weg gefunden hätte. Unter Tauſenden hätte Tajo keinen andern geſucht als Judarn, und hätte ich mich in dem dickſten Gebüſch verirrt, ſo hätte Judar meinen Fußtritt ausgemeſſen. Aber itzt flieht Judar ſeinen Tajo; und warum flieht er ihn? Kann er nicht ſehen, daß Tajos Arm ſich in Indamenens langem Haar verwickelt? Wird er darum kürzer? Laß einen Löwen kommen, der dich anfällt, und Tajos Arm wird immer lang genung ſein, ihn vor Judars Füſſen in den Sand zu ſtrecken. Iſt mein Kuß nicht feuriger, wenn er von Indamenens Lippen auf Judars Wangen verpflanzt wird? Sehe ich nicht mit Einem Auge nur eben ſo viel Dinge als mit Zweien? Kann Judar denn alſo böſe ſein, wenn ſich Eins an Indamenens Reizen weidet, indes das andere im Stillſchweigen die Freude des ſeeligen Herzens verkündigt? Hat das Mädchen nicht auch zwei Brüſte, eine geformt, wie die andere? *) Und iſt Judar nicht eben ſo glücklich als ich, wenn er an ihrer Seite iſt? Indamena hat einen kleinen Mund, aber immer groß genung für zwei Küſſe zugleich. Tauſend können hören, was Einer redet; und Indamena ſpricht nur mit uns beiden: auch helfen ihr vier Hände mehr arbeiten als zwei. Warum entfernt ſich nun Judar? will er ſie allein haben? Wohl! Wer ihn im Schifbruch auf einem Stückchen Holz, das

---

*) Ein Franzoſe hat dieſen Gedanken alſo ausgedrückt:

Avec deux yeux, deux mains, cinq ſens
Eſt-ce un crime, que deux panchants!
Eſt-ce un peché que deux careſſes?
Puiſque Salomon dans ſon tems
Fut Sage, avec ſept cens maitreſſes;
On peut l'être avec deux amans.

das einer ganz bedeckte, rettete, der wird auch mehr thun. (Judar geht übers Theater.) Warum ſprichſt Du nicht, Judar? Warum ſo ſchnell vorüber?

Indamena, Tajo.

Indamena. Da bin ich, Tajo. Mit Schmerzen wartete ich, daß die Sonne ſich ins Meer ſenken möchte, um unterm Mantel der Dämmerung mich zu Euch zu ſchleichen. Aber wo iſt Judar? Und warum Du ſo betrübt?

Tajo. O Indamena, ſeitdem Judar Dich ſah, ſcheint er ſeinen Tajo vergeſſen zu wollen.

Indamena. Nun ſo laß ihn gehn. Bin ich Dir nicht eben das, was Judar?

Tajo. Mehr, und weniger.

Indamena (lacht).

Tajo. Kannſt Du dies nicht faſſen? (nachdem er ſie eine Weile angeſehen) Mehr, alles biſt Du mir, wenn ich Dich betrachte. Schüchtern ſpielt der Weſt in Deinen Locken, als fürchte er Dein Haar zu verwickeln. Leichter als ein Reh hüpfen Deine Füſſe über aufſproſſende Blumen, und wer Dich in ein feindliches Lager ſchickte, wär ſicher, nicht verrathen zu werden, denn der Sand wagt es nicht, Deine Spur dem Forſchenden aufzubehalten. Dein Kuß iſt meinem ſchmachtenden Herzen, was der Thau des Himmels dem trucknen Felde. Wenn ich Dich höre, vergeſſ' ich, daß ſonſt noch etwas wohlklingend ſein kann. So ſehr ich aber an Dir hänge, ſo ſehr ſpricht mein Herz auch für Judar. Du weißt, was er mir bis itzt war. Eh ich Dich kannte, hab' ich nach keinem Mädchen geſeufzt; willig die Ketten ertragen; nach keiner Gunſt eines weichlichen Herrn geſchmeichelt; das blendende Gold verachtet; das wilde Vergnügen geflohen; und alles in Judarn gefunden, was mein Herz befriedigen konnte. Ich ſahe Dich, und eine neue Welt ſtund vor meinen Blicken da; ſchüchterne Freude trieb mein Blut in heftigern Schlägen umher, ich eilte, um Judarn zu ſagen, was ich empfand, aber wohl zwanzigmal blieb ich ſtehen, und überlegte noch, ob ich wollte. Wär ich Beſitzer einer Colonie geworden, ich Sklave, Herr von andern Sklaven, und Judar hätte noch an den Ketten geſeufzt, ſo hätt' ich mein ganzes Glück für Feſſeln hingegeben, die Judars ſeinen ähnlich geweſen. Aber itzt fürchtete ich, er möchte Dich auch ſehen, lieben und beſitzen wollen. Was ich befürchtete, Indamena, iſt eingetroffen. Auch ihm nagt der Wurm am Herzen, der die Roſen der Liebe und Freundſchaft vergiftet. Gern wollt ich Dich mit ihm theilen, wenn er es wollte. —

Indamena. Du meinſt alſo, daß Du mich verſchenken könnteſt? Nun ſeh ich wohl, Du liebſt nicht wie Judar, denn noch dieſen Morgen hat er mir geſchworen: mich ganz, oder gar nicht zu beſitzen. Auch Dein will ich ganz ſein, aber keinem zur Hälfte, und bis Ihr Euch verglichen habt, lebe wohl. Bald komm' ich wieder, um Deine Entſchlieſſung zu hören. (Geht ab.)

Judar, Tajo.

Judar. Sah ich nicht etwas von Dir gehen, was Indamenen glich? Warum flieht ſie mich?

Tajo. Hätte ſie Dein Kommen gewußt, ſo wäre ſie ſicher geblieben? Judar hat geſchworen, ſie einzig zu beſitzen, und ihn liebt ſie mehr als den kältern Tajo, der edler gegen ſeinen Freund dachte, der ſie gern mit ihm theilen würde, der ichs noch will. O, Judar! warum entfernſt Du Dich von mir? Haſt Du vergeſſen, wie ſehr Dich meine Seele liebt? Kannſt Du vermuthen, daß der ewige Funke der Freundſchaft, der bei mir zur

Flamme geworden, ſo leicht verlöſchen könne? Kannſt Du glauben, daß ich über ein paar ſchöne Augen alles vergeſſen könnte, was der Freundſchaft nur immer heilig iſt? Es iſt wahr, ich liebe Indamenen. Unverwundet bin ich unter den hunderten unſrer Mädchen herumgegangen, aber als ich ſie ſah, wurde ich von dem tödtlichen Pfeil der Liebe getroffen. War es aber nicht mein Freund Judar, dem ich zuerſt die fröliche Nachricht brachte, daß ſich eine gefunden, die alle andere an Reitzen überträfe? Habe ich Dir nicht ihren Aufenthalt angezeigt? Dich mit ihr bekannt gemacht? Ja, ich habe noch mehr gethan. Die Erzählung von Deiner feurigen Freundſchaft hat Indamenen auf die Gedanken gebracht, Du werdeſt auch eben ſo feurig lieben, und dies hat ſie Dir geneigter gemacht. Ich ſah die Ankunft Deiner Liebe, wie der erfahrne Hirt einen fernen Regen, aber ich fürchtete ſie nicht, ſondern war ihr vielmehr behülflich; ich freute mich mit meinem Freunde das gröſte Glück theilen zu können, deſſen Menſchen theilhaftig ſind. Nur eine unglückliche Eiferſucht heißt Dich die Freundſchaft fliehen, die alles für Dich zu thun bereit iſt. Kannſt Du nicht fordern, was Du von mir begehreſt? Sage mir, wenn Du Dich von der ermüdeten Arbeit an Indamenens Arm erholen willſt, und ich werde den ſchattigten Gang meiden, der Euch vor fremden Augen zum Schutz dient. Willſt Du, ich ſoll ſie gänzlich verlaſſen? Auch das, ſo ſchwer es iſt, wird die Freundſchaft können.

Judar. Halt ein, Tajo, Deine Groſmuth beſchämt mich, und hör' es, was Du vielleicht nicht von Judarn erwarteſt, ich kann Dir an Großmuth nicht gleich kommen. Hätteſt Du den Gedanken meiner Seufzer vernehmen können, ſo würdeſt Du wiſſen, daß ich oft Indamenens Anblick zu meiden geſchworen, aber zu ſchwach es zu halten, wieder eidbrüchig an ihrem Buſen hinſank.

Ich kann ſie von Dir nicht fordern, ich kann ſie Dir nicht laſſen. Liebe und Freundſchaft beherrſchen als Tirannen mein Herz, und der Letzte iſt immer der ſtärkſte.

Tajo. Was Du heute nicht kannſt, wird Dir vielleicht morgen möglich ſein. Liebe Indamenen, und haſſe nur den Tajo nicht, denn er wird Indamenen fliehen, und Judarn immer lieben. Er wird weinen, daß ers muß, aber der Gedanke vom Glück ſeines Freundes wird ihm die bittre Schaale der Enthaltſamkeit verſüſſen.

Judar. Nein, Tajo, nimmer, nimmer wird Judar dies annehmen. Ehe ſollen dieſe Bäume ihre Gipfel zur Erde kehren, und ihre Wurzeln Früchte tragen, eh' ich dies von Dir fordre.

Tajo. Gut, Freund, ſo laß uns leben wie ſonſt, laß uns Indamenen fliehen; vergeſſen, daß wir ſie kannten, und uns ſelbſt genung ſeyn. Lebten wir nicht ſonſt auch? Ermüdung und Arbeit werden unſre Augen in Schlummer wiegen. Die Erinnerung unſrer jugendlichen Tage, das Andenken überſtandner Leiden, wird uns die Liebe vergeſſen machen.

Judar. O Du liebſt nicht, wenn Du dies ſagen kannſt! Aber Eins weiß ich, Tajo, was man vielleicht vergeſſen kann. Wenn Dein Judar heut der Raub der Wellen würde, oder ihn ein reiſſendes Thier verzehrte, ſo würdeſt Du ihn beweinen, nicht wahr, Tajo, Du würdeſt ſeine übrigen Knochen ſammlen, dem Feuer übergeben, und ſeine geheiligte Aſche bei Dir tragen. Würdeſt Du das nicht, Tajo? Dieſes Andenken würde es nicht Deinen Schmerz lindern? Jüngſt gab mir Indamena eine Blume, ich ſah ſie den ganzen Tag nicht, ſah ſie die folgende Nacht nicht, denn weit von einander muſten wir arbeiten, aber was war mir nicht die Blume alles. Ich küſte ſie, und ihre Blätter waren ſo weich, wie Indamenens Wangen; ich ſteckte ſie an meinen Buſen,

ſen, bei jedem Tritt, den ich that, ſah ich auf ſie herab; es war eine noch nicht völlig aufgeblühte Knoſpe, die die Hitze des Tages mehr und mehr enthüllte, und in ihrem Entfalten glaubte ich eine ähnliche Bewegung zu bemerken, als wenn ſich Indamenens Buſen zärtlich hebt; ſo ſchaft der Liebende lebloſe Dinge zu lebendigen Geſchöpfen um. Ich werde ſterben, Tajo. Du wirſt den Judar nicht mehr ſehen, aber Du wirſt ihn in ſeiner Aſche beſitzen, und dies wird Dich für ſeinen Verluſt tröſten. (will abgehen.)

Indamena, Judar, Tago.

Indamena (die den Judar aufhält). Wohin Geliebter? Du muſt hier bleiben, denn ich komme Dich und Tago zu fragen, wem von Euch beiden ich [illegible]ehören ſoll. Ich will Euch die Wahl laſſen, weil ich muß. O könnt ich Euch beide lieben, woltet Ihr beide von mir geliebt ſein! Der ſanfte Tago und der ſtürmende Judar ſind mir als Freunde willkommen. Aber ihr wißt, wie Weiber ſind, ſie haben ein Herz gern ganz Der Liebhaber, der ſein Mädchen mit dem Freunde theilt, iſt nicht Liebhaber. Wir fordern große Opfer, alles müſt ihr uns geben, oder nichts; alles müſt ihr uns aufopfern, oder uns ſelbſt. Nur hurtig Tago, nicht wahr, Du trittſt mich dem Judar ab?

Tajo. Indamena — Judar, Weib, wie ihr alle ſein mögt, mit welcher Grauſamkeit willſt Du zwei Herzen zerreiſſen, die die Natur zu Brüdern beſtimmt hatte, und der Zufall von verſchiedenen Müttern gebohren werden ließ.

Indamena. Wer zerreißt Euch? Liebt Euch ſo viel Ihr wollt, aber nur einer beſitze Indamenen. Plaudert mit einander, wenn Euch Indamena überdrüßig iſt; arbeitet für einander; wenn Ihr für ſie nichts mehr zu thun habt; wagt Euer Leben einer für den andern, nur daß die Liebe nicht darunter leide. Oder, lieber Tago, iſt Deine Freundſchaft ſanfter, kann ſie eher der Liebe nachgeben. (nimmt ihn beim Arm.) Komm, entſchädige Dich in einem Meer von Wolluſt, für die paar kargen Tropfen der Freude, die die trockne Blume der Freundſchaft gewährt.

Tago. Judar! ha, ich weiß ein Mittel.

Judar. Ich verſteh, — das uns beide vereinigt. (Judar, der einen Dolch zuckt.) Ha! Treuloſe! Ich will Dich nicht beſitzen; aber genießen ſollſt Du auch nicht den Triumph, daß verſchmähte Liebe Judarn begrabe, und Du koſend bei ſeinen Gebeinen mit einem andern über ihn ſpotteſt. (bringt ihr einen Stich bei)

Tago. Da! die Wunde möchte verſiegen, und Dir zur Reue Zeit geben, oder das heilige Band der Freundſchaft nochmals trennen. (bringt ihr ebenfalls einen Dolchſtoß bei.) Fahr hin!

Judamena. (mit ſchwacher Stimme, indem ſie hinſinkt.) Grauſame! Wuſtet Ihr Euch nicht anders in mein Herz zu theilen, als das Ihr es beide zerfleiſcht?

Nencke.

5.

Hero und Leander.

Ein Gedicht des Muſäus,

aus dem Griechiſchen überſetzt

von

L. S. G. Sprengel.

Singe mir, Muſe, die Leuchte, die Zeuginn zerborgener Liebe!
Sing' mir den Jüngling, der kühn in der Nacht

Stürmiſche Fluthen durchſchwamm nach Hymens zärtlichen Freuden!
Singe die finſtern Umarmungen, — nie
Von der unſterblichen Eos geſehn! und Abydus und Seſtos,
Hero's nächtliche Beylagerſtät'!

Ha! — ich hör' ihn ſchon rauſchen, — den Schwimmer Leander, — die Leuchte
Seh' ich, — die Leuchte, die Liebe verkünd't;
Seh' ſie, — die Hochzeitſchmückende nächtliche Bothinn der Hero,
Aphroditens trefliches Bild! —
Sie muſte Allvater Zevs, zum Lohn dieſes nächtlichen Dienſtes,
Setzen ins glänzende Sternenheer; — ſie
Nennend: das Brautzuführende neue Geſtirn der Cythere!
Sie, — die die treue Begleiterinn war
Liebekranker Schmerzen, — ſie war's, die die fröliche Botſchaft
Hymens ſchlafloſer Freuden erhielt,
Eh' noch die Wunde verderblich ihr wehten. — Wohlan! aber Muſe,
Hilf itzt mir ſingen den ſchmerzvollen Tod,
Singen, wie plötzlich die Leuchte verloſch, — wie Leander erblaßte? —

Seſtos lag über Abydus. Das Meer
Trennte die beyden benachbarten Städte. Den Bogen geſpannet,
Schoß einſtens Cupido ſchlau ſeinen Pfeil
Schnell in die beyden Städte zugleich, — einen Jüngling und Mädchen
Schmerzlich verwundend. — Leander hieß er:

Dieſen nannt' man den ſchönen Abydiſchen Jüngling, — und Hero
War unſ'rer Seſtiſchen Schönen ihr Nam'!
Beyde, Leander und Hero, einander an Schönheit ſich gleichend,
Waren der Städte glänzend'ſter Schmuck. —

Wandrer, nah'ſt du dereinſt dieſer namhaften Stätte, — dann ſuche,
Such' mir den Thurm, wo, die Leucht' in der Hand,
Hero, das Seſtiſche Mädchen, den Pfad Leandern erhellte,
Den der Geliebte durchs Meer ſich gebahnt!
Such' mir den Meerertönenden Sund des alten Abydus,
Ihn, — deſſen murmelndes Klagegetön'
Ueber des Jünglings unglückliche Liebe und Tod itzt noch trauert.

Aber, — o Göttin! ſag' an, wie geſchah's,
Daß der Abydiſche Jüngling Leander die Seſtiſche Hero
Liebte? — wie feſſelte Amor [illegible] ſie? —

Hero, die reitzvolle Jungfrau, die, Königsahnen entſproſſen,
Cypriens erſte Prieſterinn war,
Sie, — dieſe zwote Königinn Venus, — unkundig der Freuden,
Die die unſterbliche Cypris gewähret,
Hero enthielt ſich am Meer, in der Burg von Vätern ererbet.
Keuſchheit und edle Sittſamkeit hielt
Sie von den Weiber-Verſammlungen, — hielt ſie von gleichalter Jugend
Frölichen, glänzenden Chören zurück,
Meidend den neidiſchen Tadel der Weiber. (Denn blendende Schönheit

Reitzt

Reizt ja der Weiber tadelnden Neid. —)
Nur verſöhnte das Mädchen ſtets Venus Cytheren,
Söhnte mit Opfern auch Cupido'n oft:
Fürchtend den flammenden Köcher, — fürchtend die Mutter der Liebe. —
Aber auch alſo konnt' Hero doch nicht
Amors ſchlüpfrigen, feuerſprühenden Pfeilen entgehen.

Itzt kam der Venus glänzendes Feſt,
Cypris zur Ehr und dem Jüngling Adonis in Seſtos zu feiern.
Eifrigſt eilten nun hin zu dem Feſt
Alle Bewohner der Meerumfloſſenen Inſeln, — von Cypern
Und von Aemonien; — Weibsbilder blieb
Keins in Cytherens Städten; — kein Mädchen fand man itzt tanzend
Auf des Libanons duftreicher Höh'. —
Kein Benachbarter blieb itzt zurück von dem Cypriſchen Feſte;
Jeder Bewohner Phrygiens kam, —
Jeder Städter des nahen Abydus kam itzt nach Seſtos;
Jeder Jüngling, der Jungfrauen liebt'. —
Jünglinge folgen ja ſtets dem Ruf eines Feſtes und eilen
Mehr hin, um ſchöne Mädchen zu ſehn, —
Die zu dem Feſt dort verſammelten Mädchen, — als ihren
Ewigen Gottheiten Opfer zu weyhn. —

Siehe! — nun gieng die jungfräuliche Hero durch Cypriens Tempel! —
Gleich dem weißwangigtaufgehenden Mond
Stralte den glänzendſten Schimmer ihr jugendlich reizendes Antlitz; —
Anmutsvolle Röthe bemalt'
Itzt ihre ſchneeweiſſen Wangen; — der doppelfarbigen Roſe
Gleich, — die den jungen Kelch nur durchbricht.

Warlich, ſchier hätt' man geglaubt auf der Hero reitzvollen Gliedern
Itzt eine roſigte Aue zu ſehn. —
Roſigt war'n ihre Glieder gefärbt, und Roſen umglänzten
Hero's Fuß, — die ein weiſſes Gewand
Sanft, voller Anmut umfloß; — und tauſend zarte Huldinnen
Schlüpften aus ihren Gliedern hervor. —

Irrig ſagten die Alten, es gäbe nur drey Charitinnen,
Da doch aus Einem lächelnden Aug'
Dieſer reizenden Hero hundert Grazien ſtralten. —
Warlich, die würdigſte Prieſterinn fand
Göttinn Venus Cythere an dieſer jungfräulichen Hero! —
Ha! — dieſe Cypriſche Prieſterinn ſchien,
Alle Mädchen und Weiber an Schönheit weit übertreffend,
Selbſt eine zwote Cypris zu ſeyn. —
Lieblich ſchlüpfte das Bild in der Jünglinge Herzen, —
Keiner derſelben ſah Hero's Geſtalt,
Der nicht voll Sehnſucht das Seſtiſche Mädchen zur Gattinn ſich wünſchte. —
Schmachtend folgten dem Mädchen anitzt
All' dieſer Liebe berauſchten Jünglinge Blicke und Herzen.
Einer der Jünglinge ſtaunte und ſprach:

„Ich bin in Sparta geweſt, — ich hab' Lacedämon geſehen,
„Wo man von Wettſtreit der Schönheiten ſprach,
„Fand aber nirgends ein Mädchen, mit ſolcher Anmuth und Würde,
„Wie dieſe Seſtiſche Jungfrau geſchmückt. —
„Sicher hat Cypris an ihr der jungen Grazien Eine. —
„Matt hängt mein ungeſättigter Blick
„Noch an dem zaub'riſchen Bilde des Mädchens; — gleich wollt' ich ſterben,

„Könnt' ich in Hero's Umarmung nur ruhn! —
„Wär' ich ſelbſt Gott im Olymp, — meinen Thron wollt' ich gern dann vertauſchen
„Gegen der Hero jungfräuliches Bett! —
„Darf aber ich, o Cythere, nicht deine Prieſt'rinn berühren,
„Ziemt es mir ſterblichem Jünglinge nicht, —
„Ach, ſo verleih mir doch künftig ein ſolches Mädchen zur Gattin!“ —
Dies war die Rede des Jünglings. Noch viel
Jünglinge fühlten die heimlich tiefeſten Schmerzen der Liebe,
Trunken von Hero's bezauberndem Blick. —
O vielduldender Jüngling Leander, als du nun dies Mädchen
Saheſt, — die Hero, durch Schönheit berühmt,
Ach! da wollteſt du dein Herz nicht durch heimliche Liebe zermartern,
Sondern, unvermuthet bezähmt,
Durch des verſchlagenen Cypripors Feuerſprühende Pfeile,
Wollteſt du nicht leben, — wär' Hero nicht dein.
Aber die ſtralenden Blicke des Mädchens entflammten noch ſtärker
Jüngling, dein Liebebrennendes Herz; —
Aufrüh'riſch ward's bey dem Sturm der unbezwingbaren Liebe. —
Denn es enteilt kein befiederter Pfeil
Schneller, — als nahmhaftblendende Schönheit ſchuldloſer Mädchen
Schlau in der Jünglinge Herzen ſich ſchleicht.
Blicke ſind anfangs die Wege der Liebe: — ſind dieſe gefeſſelt,
Dann, — ach! dann gleitet ſie ſchlüpfrig durchs Aug'
Unaufhaltbar hinab — und dringt in das Herz eines Mannes. —

Staunen ergrif drauf den Jüngling und dann
Schaamloſigkeit, — und dann Zittern und Schaam; es erbebte Leanders
Herz, — gefeſſelt von zärtlicher Schaam.
Starrend ſah er ſie an, die ſchönſte Geſtalt, — und vertrieben
War durch Cupido'n Zittern und Schaam. —
Kühn durch die Liebe, liebt' er nun Schaamloſigkeit und trat leiſe
Hin zu dem Mädchen: — ſtellte drauf ſich
Ihr gegenüber, ſchielte ſeitwärts nach ihr — und berückte
Schalkhaft durch Blicke der Jungfrauen Herz. —
Bald aber merkte das Mädchen Leanders trügriſche Liebe,
Froh ihrer zaubriſchen Reize; — verbarg
Oeſters auch ſchweigend ihr reizendes Antlitz und heimlich entdeckte
Sie nun durch Winke dem Jüngling ihr Herz. —
Er aber wiederte ſchnell ihre Blicke, — vergnügt daß ſie ſeine
Abſicht errieth und ſein Herz nicht verſchmähe.

Während Leander nach einer heimlichen Stunde ſich ſehnte,
Neigte die Lichtverbreitende Sonn'
Itzt ihrem Untergang ſich und zugleich erſchien gegenüber
Auch der ſchattigte Abendſtern ſchon. —
Da nun der Jüngling die ſchwarzgeſchleierte Nacht ſah heraufziehn.
Trat er voll Kühnheit dem Mädchen zur Seit';
Schweigend ergrif er mit Inbrunſt die Roſenhände der Jungfrau,
Drückte ſie ſanft: — und was itzt ſeine Zung'
Nicht zu ſagen vermocht', — das entdeckt er durch herzliche Seufzer. —
Aber das Mädchen ſtand ſprachlos und zog

Ihm, — als ob ſie zürnte, — die roſigte Hand fort; — kaum aber
Nahm der verliebte Leander anitzt
Wahr der bethörten Blicke des Mädchens, — ſo ward er auch dreiſter;
Kühnlich ergrif er ihr kunſtvoll Gewand,
Führt' ſie drauf ſchnell in des heiligen Tempels entlegenſte Halle.
Hero folgte mit ſträubendem Tritt
Langſam dem Jüngling, — und gleichſam unwillig erhub ſie die Stimme;
Drohend Leandern, begann ſie hierauf
Dieſe weibliche Rede:
„Ey Fremdling! welch thörichter Wahnſinn
„Blendet Dich? — Ach Unglücklicher! halt!
„Sprich, wie kannſt Du's doch wagen mich Mädchen hier mit Dir zu ſchleppen?
„Gehe doch Jüngling — entfern Dich von mir! —
„Laſſe mein Kleid unberührt und fürcht' meiner mächtigen Eltern
„Strengſte Rache! denn Dir ziemt es nicht
„Mich zu berühren, — der göttlichen Cypris geweihte Prieſt'rinn! —
„Wiſſe nur, — ach, es iſt mühſam und ſchwer
„Dreiſt eines Mädchens jungfräuliches Bette beſteigen zu „dürfen.“ —
Alſo droht' Hero, — wie Jungfraun wol thun. —
Kaum aber fühlte Leander den Stachel der weiblichen Drohung,
Als er darin ſonder Müh auch zugleich
Liebeberedeter Mädchen gewöhnliches Merkmal erkannte. —
Denn wenn die Mädchen erſt Jünglingen drohn,
Sind auch die Drohungen ſelbſt ſchon Boten Cypriſcher Freuden. —
Er, ihr getroffen von Cypripors Pfeil, —
Küßt ihren Wohlgeruch duftenden marmornen Nacken, — beginnend:

„O meine holde Göttinn der Lieb'
„Nächſt Cytheren! — o meine zwote grajiſche Pallas!
„Mir biſt Du nicht ein ſterbliches Weib
„Jupiters Töchtern nur ſtell' ich Dich gleich! — glückſelig
„geprieſen
„Sey Dein Erzeuger! — und glücklich das Weib,
„Das Dich gebahr! — dreymal glücklich der Leib, der der
„Welt Dich einſt ſchenkte! —
„Doch aber höre mein Flehn und verleih'
„Mitleid der unbezwingbaren Liebe! — Als Prieſt'rinn der
„Cypris,
„Ueb' auch die Werke der Göttinn! — Trit her,
„Halt Aphroditens Hochzeitsgeſetz! denn es ziemt keiner
„Jungfrau
„Cytheren's Prieſt'rinn zu ſeyn; —
„Cypria freuet ſich kalter Jungfrauſchaft nicht. — Aber
„Hero,
„Wenn, Du Geliebte, zu lernen begehrſt
„Deiner Göttinn liebenswerthe Geſetze und Feſte?
„Gleich ſind Dir Hochzeit und Brautbett bereit:
„Lieb'ſt Du aber Cytheren, — ſo haß' auch nicht zärtlicher
„Liebe
„Süßes, Seelenvereinendes Band.
„Mach' einen Sklaven aus mir, — oder willſt Du, — ſo
„wähl' mich zum Gatten,
„Den Dir der Liebesgott Amor erjagt,
„Da mich ſein wundender Pfeil traf! — So, wie mit dem
„goldenen Stabe
„Einſt der geflügelſchnelle Merkur
„Selbſt jenen muthvollen Herkul als Sklav' der Jordani-
„ſchen Jungfrau
„Eilend zurückbracht: — ſo ſandte mich ihr
„Cypris zu Dir; — aber nicht war's der weiſe Merkur,
„der mich herführt'.
„Hero Du weiß'ſt Atalanten's Geſchicht', —

„Weiß'ſt,

„Weiß't, die Arkaderinn floh des Melanion's zärtliche Liebe, —
„Ihres jungfräulichen Standes beſorgt, —
„Zürnend prägt' aber Cypris den tief ihr in's Herz, den ſie vormals
„Ungerührt ohne Liebe verſtieß. —
„Drum, meine Theure! laß Du Dich auch ſanft von mir überreden,
„Wecke nicht Cyprien's furchtbaren Zorn! — “

Alſo ſprach er und, ob ſie ſich ſträub'te, berückt' er doch ſchalkhaft
Hero's Herz durch die liebliche Red'.
Sprachlos ſtarrt' ſie zur Erd' und verbarg ihre ſchaamrothe Wange.
Leiſe ſchlich itzt das Mädchen einher; —
Schaamvoll zog ſie wol zehnmal den Mantel zuſammen, — den Buſen
Eiligſt zu decken. — Doch alles dies ſind
Nur die gewöhnlichen Vorboten Lieb'überredeter Mädchen. —
Wiß't nur, ihr Mädchen, — durch Schweigen verſprecht
Ihr einem Jünglinge ſchon den Genuß der Cypriſchen Freuden! —
Auch die jungfräuliche Hero empfand
Amors bitterſüßen Stachel: — im Herzen vom ſüſſen
Lodernden Liebesfeuer entflamm't; —
Denn dieſes blühenden Jünglings Schöne machte ſie ſtaunen. —
Während nun Hero zur Erde hinblickt,
Starrte Leander mit liebetrunkenem Aug' unermüdet
Hero's reizenden Nacken ſtets an. —
Endlich erwiedert das Mädchen dem Jüngling auch zärtliche Worte,
Während ſchaamrothes Naß denn zugleich
Ihr auch die roſigten Wangen benetzte: — „o Fremdling mit Deinen

„Lieblichen Reden könnteſt Du ſchier
„Felſen erweichen; — Wer lehrte die Kunſt Dich ſo täuſchend zu reden? —
„Weh mir! — wer bracht' in mein Vaterland Dich?
„Doch, o Leander, — s'iſt alles umſonſt: — Du wäſch'ſt einen Neger; —
„Irrender Fremdling! wie fällt es Dir ein,
„Unbekannt hier, — Dich mit mir zu verbinden? — denn öffentlich dürfen
„Wir uns dem heil'gen Altare nicht nah'n. —
„Dieſe Verbindung billigen nie meine Eltern: — und weilſt Du
„Länger, als irrender Fremdling, noch hier,
„Kannſt Du auch heimlich nicht finſt'rer Umarmung genieſſen. — Verläumdung
„Wohnt auf den Zungen der Leute. — Die That
„Heut in der Stille vollbracht, — kann man morgen an Kreuzwegen hören. —
„Sprich aber, — hehl' es mir nicht, — wie Dein Nam'?
„Nenn' mir Dein Vaterland: — meinen berühmten Seſtiſchen Namen
„Hero kennſt Du ſchon; — wiſſe nur noch,
„Jüngling, ein namhafter, wolkenſtützender Thurm iſt die Wohnung,
„Wo ich mit Einer Magd mich enthalt'.
„Nahe vor Seſtos hab' ich das Meer an tiefem Geſtade,
„Nach meiner Eltern verhaßtem Befehl. —
„Keine Geſpielen nähern ſich mir, — nicht jungfräuliche Reigen, —
„Nur das Winderbrauſende Meer
„Stürmt immer Tag und Nacht in mein Ohr.“ — Alſo ſprach ſie und hüllte
Ihre Wangen im Schleier: — Voll Schaam
Tadelt das Mädchen ſich ſelbſt ihrer herzverrathenden Rede. —

Jüngling Leander, von Amor'n entflammt,
Sann auf Bekämpfung des Liebesſtreit's; — denn Cythereus
verſchlag'ner
Sohn zähmet bald mit dem Pfeil einen Mann,
Heilt aber bald wiederum auch die Wunde des Mannes. —
Doch welche
Dieſer allesbezähmende Gott
Ganz erſt beherrſcht, — denen giebt er auch Anſchlag und
Rath; — und ſo half er
Unſerm ſchmachtenden Jüngling auch itzt.
Seufzend ſprach endlich Leander zu ihr dieſe kunſtvollen Worte:
„Jungfrau! wilde Fluthen will ich
„Ob Deiner Liebe durchſchwimmen, — und krachten ſie
feurig und wären
„Selbſt auch die Fluthen unſchiffbar; — ich fürcht'
„Keine gefahrvollen ſchäumenden Wogen: — mich ſchreckt
„ nicht das laute
„Murmeln des fürchterlich brauſenden Meers. —
„Darf ich mich Deiner vertrauten Umarmung nur nah'n, —
„, dann will ich
„Ich, — Dein durchnäßter Gemal, — Helleſpont's
„Stürmiſche Fluthen zur Nacht gern durchſchwimmen. —
„Im Städchen Abydus
„Wohn' ich unfern Deiner Stadt. Zeige nur
„Mir gegenüber von Deinem himmelanſteigendem Thurme
„Dann eine Leuchte beym Dunkel der Nacht.
„Hab' ich nur dieſe geſehen, — dann bin ich das Fahrzeug
„ der Liebe, —
„Deine Leuchte mein Leitſtern! — und dann, —
„Sie nur allein in's Auge faſſend, — blick ich nicht weiter
„Nach des Bootes ſich neigend Geſtirn; —
„Nicht nach dem furchtbar'n Orion, — noch jenes namhaften
„ Wagens
„Trockner Straſſe; — wenn ich nur gewiß
„Dein mir erwünſchtes vaterländiſches Ufer erreiche. —

„Aber, Geliebte! beſchütze mir ja
„Treulich die Leuchte vor ſtürmiſchen Winden, — daß ſie, „meines Lebens
„Leuchtende Führerinn, nicht — und mit ihr
„Dann auch mein Muth zugleich erlöſche! — Wenn Du aber „meinen
„Wahren Namen zu wiſſen begehrſt,
„Jungfrau, ſo wiß' dann, ich heiße Leander, — der reihendgeſchmückten
„Hero beglückter Gemal! — “
Alſo entſchloſſen die Liebenden ſich, — durch finſtre Umarmung
Heimlich ſich nun zu verbinden: — zugleich
Nächtliche Liebe, die Bothinn Hymenäiſcher Freuden,
Unter der Leuchte Zeugniß, auch ſtets
Treu zu bewahren. — Hero verſprach ihm die Leucht' auszuſtecken,
Jüngling Leander: das ſtürmiſche Meer
Kühn zu durchſchwimmen. — Hatten ſie aber die nächtlichen Feſte
Schlafloſer Hymenäen vollbracht,
Dann, — ach! dann ſchieden ſie, — unwillkührlich getrennt, — von einander,
Hero floh' in den Seſtiſchen Thurm,
Er aber merkt' ſich den Thurm, daß er nicht bey dem nächtlichen Dunkel
Irrte, — und ſchwamm ſo zum zahlreichen Volk
Seiner tiefgegründeten Vaterſtadt. — Beyde Geliebte
Sehnten ſich Tags nach dem heiligen Kampf
Nächtlicher Freuden: — und wünſchten, ſie käme doch bald, die vertraute
Zeuginn der Liebe, — die Stille der Nacht! —
Ha! — ſchon zog ſie herauf, — der Nacht ſchwarzgeſchleierte Finſt're, —
Bracht' ſüßen Schlaf den Menſchen, nur nicht

Unſerm verliebten Leander: — denn dieſer erwartete lange
Schon, an dem wildbrauſenden Ufer des Meers,
Eifrig die leuchtende Bothinn Hymenäiſcher Freuden; —
Wartet' der Zeuginn, der traurigen Leucht', —
Dieſer weitſcheinenden Bothinn verborgener, trauter Umarmung. —
Als aber Hero der ſchwarzdunkeln Nacht
Lichtloſe Finſterniß ſahe, — ſo zeigt' ſie die Leuchte, — und brannte
Dieſe: — dann war auch durch Amorn das Herz
Unſers erhitzten Leanders entflammt; denn brannte die Leuchte,
Dann, ach! entbrannte der Jüngling zugleich: —
Hört' aber er an dem Meeresgeſtade das laute Gemurmel
Wüthiger Wogen, — dann zittert' er erſt,
Faßte drauf Muth und ſprach zu ſich ſelbſt dieſe tröſtenden Worte:
„Wüthende Liebe! — Gefahrvolles Meer! —
„Doch iſts ja Waſſer nur: — aber in mir brennt das Feuer der Liebe. —
„Herz, — empfang' dieſe Flammen! — Erbeb'
„Nicht für's weitwogigte Meer! — Steh' mir bey in der Lieb' und verachte
„Muthig die ſchreckende Fluth! — Cypris ſelbſt
„Ward ja in Fluthen erzeugt, — ſie des Meeres Beherrſchrinn, — ſie, die auch
„Itzt meiner Liebe Schutz-Göttin iſt.“

Alſo ſprach Er und warf ſein Gewand vom reizenden Körper,
Nahm es und band's mit den Händen ums Haupt.
Stürzte drauf ſich von dem Ufer ins Meer — und der ſchimmernden Leuchte
Schwamm er begierig entgegen; — denn Er
War ſich ſelbſt itzt geſchickter Steuermann, Ruder und Nachen,
Hero, — die oben im Leucht-Thurm itzt ſtand,
Schützte mit ihrem Gewande die Leuchte vor ſtürmiſchen Winden,
Bis denn Leander an Seſtos Geſtad

Glücklich, — doch matt von der Arbeit, heranſchwamm. — Gleich unten empfieng ihn
Hero, — und ſprachlos hieng ſie am Hals'
Ihres Geliebten, izt kriechenden Jünglings: — führt' drauf Leandern
Froh in die Seſtiſche Burg, — und nun nahm
Ihn, — deſſen Locken noch troſen vom Waſſer, — das Mädchen und führte
Ihn in das Inn're des Jungfraun-Gemach's; —
Trocknete hier ſeine Glieder, — ſalbt' ſie mit duftendem Roſen-
Balſam, und dämpfte den Meeresgeruch. —
Drauf umſchlang ſie den mattword'nen Jüngling, geſtreckt auf dem weichen
Ruh'bett — und ſprach dieſe ſchmeichelnden Wort':
„Heftig haſt Du gerungen, mein Trauter, was nimmer „ein and'rer
„Liebender jemals zu tragen vermocht; —
„Haſt viel erlitten, Geliebter! — Haſt g'nug des ſalzbittern „Waſſers, —
„G'nug des Fiſchduft's vom brauſenden Meer! —
„Komm izt in meinen Schooß, — und ruh aus von Deiner „Beſchwerden!" —
Alſo ſprach Hero. — Er, ſonder Verzug,
Löſ't ihr alsbald den jungfräulichen Gürtel, und beyde Geliebte
G'nügten izt Cypriens mildem Geſetz; —
Fei'rten ihr hochzeitlich Feſt, — aber tanzlos: — und weyhten ihr Brautbett
Ein, — aber ohn' allen Hochzeitgeſang. —
Heut ſang kein Dichter ein Lied der vermählenden Juno zu Ehren; —
Auch umſtralte kein leuchtender Glanz
Flammender Hochzeitfackeln dieſen Altar der Liebe. —
Nicht umringten im Reihentanz ihn
Blühende Jünglinge, — froh dieſes Opfer-Feſtes. — Kein Vater
Sang denen Neuvermälten ein Lied, —
Keine würdige Mutter begann heut ein ſegnendes Brautlied. —
Hero, — die heimlich verſprochene Braut,
Hero bereitete ſelbſt ſich zur Hochzeitsſtunde das Brautbett, —
Feierlich ernſte Stille der Nacht
War der glanzloſe Schmuck ihrer treuen Verbindung. Es wurde
Oh'

Ohn' Hymenäen ein Brautpaar vermält. —
Nur die verſchwiegene Nacht war die einzige Zeuginn, — und niemals
Fand noch die frühaufgehende Sonn'
Ihn, — dieſen liebetreuen Leander im Arm ſeiner Huldinn, —
Sondern vor Tage ſchon eilt er zurück
Zu dem bekannten Abydiſchen Ufer durchs Meer; — ungeſättigt
Wünſcht er den bald wiederholten Genuß
Nächtlicher, ſüſſer Umarmung. — Im langen Gewande täuſchte Hero
Ihre nichtsfürchtenden Eltern indeß. —
Tags war ſie Jungfrau, — doch Nachts eine Heimlich-Vermälte; — ihr beyder
Wunſch war die untergehende Sonn'. —
Bergen muſten ſie zwar ihre heimliche Liebe, doch aber
Schmeckten ſie ſtiller Umarmung Genuß.
Kurz aber war nur die Dau'r ihres Lebens, — nicht lange genoſſen,
Beyde Vertraute der mühvollen Lieb': —
Bald kam der rauhe, Froſtbringende Winter, und ſchreckliche Winde,
Meerempörende Windſtürme war'n
Seine Vorboten. — Heulende Winterſtürme zerriſſen
Wirbelnd das unſtäte Bette des Meers, —
Peitſchten in Strudel die wüthende See. — Der vorſicht'ge Schiffer
Bracht ſchon ſein Fahrzeug an's ſich're Geſtad',
Flohe das unſich're, fährliche Meer; — nur Du, herzhafter Jüngling,
Scheu'teſt den ſchrecklichen Ocean nicht. —
Dreiſter Leander! — Du ſahſt in dem Thurme die brennende Leuchte, —
Eilteſt geſpornt auf den furchtbaren Pfad,
Den Dir die Liebe durch Fluthen gebahnt; — und verachteteſt kühnlich
All' die Gefahren des tödelichen Meers.
Hätteſt Du itzt doch, unglückliche Hero, beym kommenden Winter,
Deines Geliebten Umarmung entbehrt! —
Hätteſt Du itzt nicht die Leuchte, — der Liebe ſchwindenden Leitſtern, —
Angezünd't! — Doch, Dein traurig Geſchick,

Ach! — und die grauſame Liebe wollten's nun alſo. — Die Leuchte
Ward nun die Bothinn des Tod's, — nicht der Lieb'. —

Nacht war's, — und kämpfende Stürme ſchwellten die wirbelnden Fluthen, —
Stürzten, mit aller geſammelter Macht,
Hin auf des Meeres Geſtad' — Doch Leander, voll ſehnlicher Hofnung
Auf die gewohnten Umarmungen, — warf
Dennoch ſich izt in das brauſende Meer, — auf den wütenden Wellen
Schwamm er mit ſeiner geſammelten Kraft.

Stärker empört' ſich die See: — ſchon wälzten ſich Wogen auf Wogen, —
Wolkenhoch thürmten ſich Fluthen, — ja ſchon
Schien's, — als vermiſchten ſich Himmel und Waſſer, — und überall tönte
Schrecklich der ſtreitenden Winde Geheul. —
Oſtwinde ſtürmten auf Weſtwinde, — Boreas ſtritt mit dem Südwind; —
Fürchterlich heulte der Sturmwinde Kampf; —
Während erbrauſte die ſtürmiſche See. — Der vielduldende Jüngling
Flehte bey dieſem gefahrvollen Kampf
Oft zu der Meererzeugten Göttin der Liebe; — Er flehte
Oft zu dem Meeresherrſcher Neptun —
Selbſt rief er izt noch den grauſamen Boreas an: doch vergebens, —
Alles umſonſt; — das Verhängniß wollt' nun
Diesmal der Liebe nicht weichen. — Von allen Seiten herſtürzten
Izt die gethürmten Fluten mit Macht
Auf den unglücklich leidenden Jüngling, ihn ungeſtüm wälzend. —
Ach! — izt entſank ihm der rudernde Fuß, —
Kraftlos entſank ihm der Wellen durchſchneidende Arm; — unwillkührlich
Trank er das ſtrömende Seewaſſer ein, —
Trank in der Fluth den unglücklichen Tod — und die unſtäte Leuchte

Ach ſie erloſch durch den widrigen Wind; —
Mit ihr des Thränenwerthen Jünglings Leben und Liebe. —

Hero ſtand ihr noch im Thurm, und indeß
Dieſer ihr ſinkender Jüngling in tödtenden Fluthen noch weilte,
Sucht ihn ihr ſorgſam ſpähender Blick
Schon kam das Morgenroth, — und ſie erſah' nicht ihren Geliebten.
Rings auf der weiten Fläche des Meers
Schaut ſie umher, — ob ſie fänd' ihren trauten Gemal noch erloſchner
Leuchte, — ein Opfer der ſtürmiſchen Fluth! —
Ihr aber — ach! itzt erblickt ſie am Fuſſe des Thurms den erblaßten
Leichnam des Jünglings, — an Klippen zerſchell't. —

Ha! — da riß ſie ihr kunſtvoll Gewand vom Buſen — und plötzlich
Stürzte ſie ſich in die Tiefe hinab, —
Hin auf ihren entſeelten Gemal, — und verblich. — Alſo trennten
Selbſt ſich im Tode die Liebenden nicht. —

Schlum're nun ſanft, geliebtes Mädchen! im Arm Deines Trauten! —
Ach! — zu früh entriß ihn der Tod
Deinen ſüſſen Umarmungen. — Unzertrennlich im Leben,
Seyd Ihr auch itzt noch im Tode vereint. —
Treuer Leander! in Wellen zwar fandſt Du Dein Grab, — aber Hero
Folgte Dir bald; — Dir im Sterben noch treu,
Haucht' ſie an Deinem Buſen ihr koſtbares Leben aus. — Ruhet
Sanft, — Ihr ewig Euch liebendes Paar! —

Leiſ' umrauſche der Wellen Klagegetön Eurer Liebe
Grab! Und noch ſpät ſey der Seſtiſche Thurm
Eurer ſtandhaften Treu' unzerſtörbares Denkmal, — und manche
Zähre der Edlen fließ' Euch herab!

IX.
Fragmente.

Trauerſcene in Zſchorlau.

(Fragment einer Rede. 1783.)

Das war ein Schauplatz des Jammers! Zſchorlau, ein armer nahrungsloſer Ort bei Schneeberg, von den Fluten eines durchgebrochenen Teiches überſtrömt. Ich muſte hin, hab das Elend in aller ſeiner Schreckensfülle geſehn. Vom dreiſſig Ellen breiten Durchriß des Dammes an, bis zum Dorf, Wieſen und Felder überſchwemmt, die ganze lange Schlucht bedeckt mit Sand. Das Zapſenhaus, ein mitten im Teiche, nun weit hinaus gejagt ins Feld, und umgeſtürzt. Und dann in Zſchorlau! gräßlich! gräßlich! — Von fern her ſchon tönte Jammer und dumpfes Geſchrei, hoben ſich flehende Arme zum Himmel, breiteten ſich wundgerungene Hände mir entgegen.

Vier Häuſer von des Waſſers drängender Gewalt niedergeſtürzt und fortgeſchemmt. Von dreien ſah man nicht ein Merkmal, daß je ein Haus da geſtanden, nur einiges Waſſer füllte den Grund. Von andern das ganze Untergebäud durwaſchen, Fenſter und Thüren geſprengt, Stücken Mauern niedergeriſſen, die Ofen zertrümmert, oft auf eine andre Seite verrückt. Ein Haus ward nur noch von vier dünnen Säulen gehalten, des ganzen Unterhauſes beraubt. In ihm hatte eine Kindbetterin des daherſtürzenden Todes Schrecken erduldet, auf den Boden geflüchtet, kniete ſie, ihr Kind am Buſen, zwiſchen Himmel und Waſſer, unter ſtetem Schwanken des Hauſes. Doch hielt ſichs noch. Eine Scheune, ganz von ihrer Stelle weggetrieben, ſtand noch auf der

Sei

Seite, und drohte jeden Augenblick den Einſturz. Mahlgänge, Backtröge, Mehlſchränke ſah man in den Mühlen herumſchwimmen, Kaſten und Betten und Wiegen auf den Fluten mitten im Dorfe, einzelne zertrümmerte, bunt gemalte Bretter, Tücher, Brode, mit Schlamm übergoſſen und vergraben im Schutt, lagen auf den Höhen, von der Flut ausgeworfen. Auf den Bäumen des nahen Waldes ſchwebten Balken. Schuppen, Wehre, Brücken und Waſſertröge von Stein, ſchwammen von des Waſſers reiſſenden Macht empor gehoben, dahin. Alle Gärten bey den Häuſern verwüſtet, der Zäune beraubt, voll großer mit der Wurzel ausgeriſſener Weiden, und andern Geräths *).

Und nun das ſchrecklichſte! Achtzehn Menſchen der zügelloſen Fluten Raub. — Denn mit unbeſchreibbarer fürchterlicher Eil ſtürzten ſie daher, und ſo, ganz unkundig der daherſtrömenden Gefahr, ganz ungewarnt, wer war ſich da gegenwärtig gnug? wer vermochte ſo gleich zu entfliehn? — ach! und ſelbſt derer in die Höhe geflüchteten harrte der Tod. Eines Hauſes Niederſturz allein hatte ſieben der Unglücklichen in ſeinen Ruinen begraben. Nur ein kleines Mädchen mit der anziehendſten Bildung, — die Einzige übrige des ganzen Hauſes — iſt einem qualvollen Verderben entgangen, und von den andern noch zwo Perſonen. Groß und wunderbar ſind ihre Rettungen, ſind beſondre Winke der Vorſehung. Ein Weib, ihr Kind im Arme haltend, warf die Flut ſelbſt an den Rand, das Kind ertrank; und Dank dem alles Gutmachenden, daß er dis elende Geſchöpf ſeiner leidenſchweren Laufbahn entriß! Es hatte einen ungeheuer großen Kopf, war ſo zur Welt gebohren worden. — Ein dreizehnjähriges Mädchen erhielt ſich an einer Erle. In all der Angſt des ſo nahen Todes, dahingejagt auf der brauſenden Flut, faßte ſie einen Aſt des

Baums,

---

*) Auch endigte ſich nicht mit Zſcherlau's Grenzen das Verwüſten. Im darunter liegenden **Auerhammer** riß es Brauhaus und zwey andere Gebäude mit hin.

Baums, ſchlang ihre Beine um den Stamm, ſchwang ſich endlich auf eine Mauer, ward hier erreicht und gerettet.

Vorzüglich jammervoll und herzerſchütternd war der Anblick der ertrunkenen Kinder. In einer Reihe, eins neben dem andern, auf Stroh, lagen ſie da, ihre kleinen Arme übereinander gebunden, in Engelsunſchuld und lächelnd. Hold und einnehmend ihre Bildung, Ebenmaas und Ausdruck in ihren Zügen. So welkt oft die hofnungsvollſte Saat, wenn ſie kaum dem Keime entſproſſen war. Die armen kleinen Schlachtopfer! — Ein einziges, in einiger Entfernung und ſchwächerm Lichte liegend, ſchreckte mit ſeiner Mißgeſtalt mich. Es war jenes mit dem ungeheuern Kopfe. — Der Anblick, als nun ſo das Dunkel erhellt ward, noch wird er mir vorſchweben. Ueberall ſah man, nach verlaufener Flut, Leichen zerſtreut, mit zerriſſenen weggewaſchenen Gewändern mit ſtarren vorgeſtreckten Armen, ſo wie ſie nach Rettung geſtrebt haben mochten. Und da war kein gefühlvoller Arzt, war nicht Einer, der es unternahm, dieſe Unglücklichen wieder zum Leben zu bringen. — Hätte man am erſten Morgen noch nach dem ſchreckenvollen Tage, es mit einigen verſucht, — nicht alle waren beſtoßen und ſo gefährlich verletzt, der Wundarzt des Orts hatte ſich denn wohl auch vom Schrecken erholt, und in der benachbarten Stadt ſind der Arzte gnug — vielleicht wären einige aus dem Todestaumel erwacht; ach! und dann das erſte Wiederaufblicken ſolch eines Erwachenden, welch ein Triumpf muß das ſeyn für den Retter! wie froh ſich ſein Buſen heben, der Welt einen Menſchen wieder geſchenkt zu haben, dem Gatten die Gattin, den Aeltern das Kind, dem Bräutigam die Braut. Und dieſen herrlichen Lohn, mehr werth, als Siegerkranz, und auch jene von unſerm geliebteſten Auguſt geſetzte Belohnung wollte keiner erringen? —

Hier ſuchte ein verlaſſnes hülfloſes Kind ihren Vater, hier eine Mutter ihr Kind, und noch itzt wandert ein Mann von Ort zu Ort, und ſucht ſeine Gattin. In jedem benachbarten Dorfe liegen Todte, und noch immer fehlen einige, auch werden Fremde vermißt, die in jener Gegend gerade unterwegs waren. Alles gleicht einem allgemeinen Lazaret. Einige begrub man ſo eben. Ich eilte auf den Kirchhof. Eine zahlloſe Menge Menſchen von nah und fern, ſtrömte vor mir hin, alle Plätze im Dorfe wimmelten von Volk, ein buntes trauriges Gewül! Und hier mitten unter eilf geöfneten Gräbern — denn die andern Todten werden an den Orten beerdigt, wo man ſie fand *), — umringt von Trauernden und Leichenbegleitern, umtönt vom Trauergeläut der Sterbeglocken, welch ein lehrendes, tiefeindringendes Bild für meinen Geiſt! Von allen Seiten her ſchallte Grabegeſang, wehte der lange ſchwarze Flor des vorgetragenen Kreuzes, holte man Leichen zuſammen, und verſammlete ſie auf den Kirchhof; hier hob mich der neugierigen Menge Drang, und ich ſah in einem geöfneten Sarge ein Mädchen im Sterbegewand, auf ihrem Kopfe einen grünen Kranz. Ein Mädchen in voller ſchöner Jugendblüte! ihre Mine ſo voll Anmut, ſo voll freudigen Dahingebens, entgegeneilen den Armen ihrer Engel. Neben ihr ihr Verlobter, in ſtiller ſchmerzenvoller Betäubung. Ein blühender ſtarker Jüngling. Er drückte noch einmal mit geſpannten Nerven ihr kaltes Kinn, und ward hinweggeriſſen. Die ganze Gegend bedauert ihn, ſpricht von der reinen herzlichen Liebe dieſes Paars.

Dieſe Scene jagte mir Thränen ins Auge. — Ein junger ſchöner Grenadier verbarg mit einem Tuche die Thräne, die, ihm zur Ehre, die Backen herabrann. Es war der Bruder der Braut. Ich wand mich um, und man hielt einen Sargdeckel empor, ich erblickte ihre Mutter im Sarge. Eine ehrwürdige liebreiche Alte. Dort kollerte die

---

*) Vorzüglich ausgezeichnet hat ſich das dabey liegende Städchen [illegible]; die dort gefundnen Ertrunknen alle ſind auf deſſen Koſten bekleidet, und ſehr anſtändig begraben worden.

die Erde auf einen herabgelaßnen Sarg, hier ſchaurrten die Seile unter einem hinabgeſenktem Leichnam. Dicht an einem Grabe ſtand das auf der Erde gerettete Mädchen, und ſah ſtarren Blicks hinunter, am andern ſchluchſten Väter und Mütter und Brüder und Freunde.

Und nun in der Kirche! Angefüllt mit tauſenden, hallte ſie voll Schluchzen und Wehklagen wieder. Der Prediger des Orts, ein ſehr würdiger, treflicher Mann, hielt eine Leichenrede, ſo wie in der Verfaſſung, der Unruhe, der Verwirrung man ſie zu halten vermag. Solch ein lautes Wimmern hörte ich noch nie; und als vollends der Geiſtliche mit der ganzen Leidensfülle ausrief: „o! ich kann mich faſt ſelbſt nicht tröſten,“ dann ſtieg das Wimmern bis zu Verzweiflungstönen, und dies gab mir das herrlichſte Zeugniß für den Mann, ſahe nun, mit welchem vollen Vertrauen die Gebeugten noch auf ſeinen Troſt gehoft hatten, und nun – vergebens!

Noch im Zuhauſereiten erblickte ich am Ufer der Mulda ein Feuer, ich eilte drauf zu, und fand eine Schwangere, aus dem Waſſer gezogen, die Mutter jenes allein noch übrig gebliebenen ſo treflichen Kindes. Ich verlangte ſie zu ſehen, und – o! des immer noch ſehr herrſchenden Aberglaubens – die Wächter hatten ſie weit von ſich gelegt, und auch dann noch einen gefällten Baum darzwiſchen, keiner wagt' es, das Tuch vom Leichnam wegzuziehen, ich enthüllte ſie ſelbſt, und ſah die Erſtarrte, ſchon halb ihrer Kleider beraubt; ihre Mine war angſtvoll, Schmerz und Kampf hatten die Muskeln zuſammengezogen, ſie mußte lange gerungen haben.

Und nun – ihr Fühlenden! wer von dieſen Verunglückten allen bedarf unſers Theilnehmens, unſers innigſten Mitleidens mehr? Sinds jene Vollendeten, die nun ausgerungen haben, mit dem einzigen Sturme all' den andern Erdeſtürmen entgangen ſind, nun über uns ſchweben in Glorie? – oder ſinds jene, die izt einſam und verlaſſen, ihrer Kleider, Geräthſchaften, Werkzeuge und jeder Nothdürftigkeit des Lebens beraubt, nicht haben, wo ſie ihr Haupt hinlegen, wo ſie ſicher wohnen, womit ſie ſich kleiden, wovon ſie ſich nähren ſollen? Die wenigen unbeſchädigten Häuſer der Nachbarn – denn gegen vierzig Gebäude hat jenes traurige Schickſal für izt unbewohnbar gemacht. – ſind nun ihre einzige Zuflucht, das übrige erwarten ſie vom Allverſorger daoben, und ſeinen glücklichen Nachfolgern *) hienieden.

---

*) Eine ſich ſogleich verſammlende Geſellſchaft, die ſichs zur beſondern Pflicht macht, Bedrängten beyzuſtehen, brachte für Zſchorlau's Leidende ſchon eine Summe zuſammen.

Auch wird unſer gebürgiſcher Vater, **Graf Solms** – bedarfs noch mehrer Bezeichnung? – wird auch der Verfaſſer dieſes Aufſatzes ſich freuen, mehrere Beyträge, von edlen Erbarmern hierher geſandt, unter jene Unglücklichen zu vertheilen.

No. 2.

Olla Potrida

1784.

Zweites Stück.

Berlin

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Inhalt.

Gedichte.

Dramatiſche Aufſätze.

Vacat.

Auszüge.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1. Mährchen vom Grafen von Orlamünde.
2. Impromptu einer Dame.
3. Skizzen einer Geſchichte [illegible]
4. Dichterkunſt. Siebente [illegible] [illegible]

Naturgeſchichte.

Zur Geſchichte des [illegible]

Anekdoten.

Romane.

Deſto beſſer für ſie, aus dem Franzöſiſchen des Voiſenon.

Miſcellanien.

1. Auszug eines Briefs.
2. [illegible]
3. Des Journals erſte Seite.
4. Verzeichniß einiger [illegible]
5. An einen Freund, der [illegible] wünſchte.
6. Ich eine Lerche. 1780.
7. Als Gleim ſagte: erſt müßte er ſich [illegible] ſehen, dann wollt' er mit ihm ſprechen.
8. Den Kunſtrichter zu [illegible]

Seite
9. Als geſagt würde, man habe Ihrer Hochwohlweisheit Gehirn bey der Oeffnung ſehr klein gefunden 159.
10. An meinen Freund am ſchönſten Tage ſeines Lebens. 159.

In der Weverſchen Buchhandlung in Berlin ſind in der Leipziger Jubilate Meſſe neu zu haben:

Dictionnaire catéchetique a l'uſage de la [illegible] explique les termes employés dans les matières de Religion & de la Morale par Mr. Clifford. gr. 8 Berlin 1784. 6 gr.

Nachricht, neue, ausführliche von denen zeither und beſonders ſeit dem 5ten Februar dieſes Jahrs in Meſſina und Calabrien ſich ereigneten ſchrecklichen Erdbeben. Nebſt einigen mit beygefügten Originalbriefen von Ricotera, Meſſina und Catanea, worinnen einer Sicilianiſchen Prophezeihung erwähnet wird. 8. Berlin 1783. 3 gr.

rumbey (C. W.) kurzer theoretiſcher Plan zur Menſchenerziehung nach den Bedürfniſſen unſerer Zeiten 8. Berlin 1784. 6 gr.

olle (C. C.) Wahrnehmungen zur Aufnahme und weitern Anwendung des [illegible] 8. Berlin 1784. 6 gr.

Art de [illegible] 8. Berlin 1784.

[illegible] der [illegible], ein Schauſpiel in 5 Akten von [illegible]. 8. 1784. 10 gr.

ontoriſt, allgemeiner, und beſonders Hamburgiſcher, oder Anweiſung zur vollſtändigen Wechſel und Waaren Berechnung der vornehmſten Städte von Europa, dritter Th. gr. 4. 1784 1 Rthl. 12 gr.

[illegible] Buch unter dem Titel: Wördermann (J. G.) Anweiſung zur vollſtändigen Wechſel- und Waaren Berechnung der vornehmſten Städte von Europa. gr. 4. 1784. 1 Rthl. 12 gr.

iebſchaften Auguſts Königs von Pohlen, mit K. 8. Berlin 1784. 20 gr.

itteratur und Theater-Zeitung 1783 3tes und 4tes, und von 1784 1ſtes Vierteljahr, mit den Bildniſſen des Hrn.

[illegible] Mod. Mad. [illegible] und Hrn. [illegible] gr. 8. Berlin 1784. à 16 gr. von 1. Bde.

Olla Potrida, eine Vierteljahrsſchrift, 1ſtes und [illegible] [illegible] Jahr 1784. mit den [illegible] [illegible] Hrn. D. Oelrichs. gr. 8. in [illegible] Papier [illegible] 16 gr. [illegible]

[illegible] von dem Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger. Neue Auflage, 8. Berlin 1784. 16 gr.

[illegible]freund, aſtronomiſcher, enthaltend einen Unterricht [illegible] Kalender, deſſen Urſprung und Gebrauch, [illegible] von der Eintheilung der [illegible] der Witterung und Wetterkunde [illegible] Erde, beygefügten Regententafeln [illegible] auf jede Woche im Jahr, [illegible] Berlin 1784.

Cours théorétique & pratique de la [illegible] rature françoiſe ouvrage entrepris par ordre du [illegible] J. C. de la Veaux. gr. 8. Berlin 1784. 1. & 2. C[illegible] 16 gr. Der 3te und [illegible] und ſeiht auf Johanni und [illegible]

[illegible]

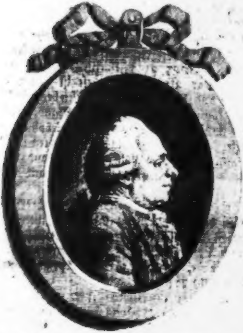
Dietz (C. F.) [illegible] Tabellen die deutſche [illegible] klamation und [illegible] tius und Dativs betreffend. Zum Gebrauch der [illegible] und für ſolche, die keine gelehrte [illegible] gr. 8. Berlin 1784.

Dictionnaire [illegible] de [illegible] de expliqué par [illegible] [illegible] 1784. Der [illegible] beyde Theile [illegible]

Olla Potrida.

1784.

Zweites Stück.



D. IOH. CARL CONR. OELRICHS.
GEB. ZV BERLIN D. 12 AVG. 1722.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
UNIVERS.
GAND.

I.
Gedichte.

1.
An meine Geliebte.

Sähſt du mich in Gram zerflieſſen
Einſam durch die ſtille Nacht,
Thränen würdeſt du vergieſſen,
Die mein Schmerz hervorgebracht.
Traurig ſtarren meine Blicke
Auf den bleichen Mondenſchein,
Bänger zieh' ich ſie zurücke,
Denke dich, und bin allein.

Liebſtes Mädchen, ach! belohne
Müh mit liebevoller Treu,
Doch in deinem Herzen wohne
Nur Ergebung ohne Reu.
Ewig könnt'ſt du mich entzücken,
Schenkteſt du mir Hand und Herz
Würdeſt ewig mich beglücken —
Und ſo tödtet mich der Schmerz.

Weichgeſchafne gute Seele,
Ach! du kennſt dieß Herz noch nicht,
Nimmſt den Gram, den ich verhehle,
Nach gewöhnlichem Gewicht.
Thu' es nicht, ach! ach! erbarme
Meines tiefen Kummers dich,
Engel, komm in meine Arme,
Heile und beglücke mich.

2.

Freundſchaft und Liebe.

Die ſchöne Harmonie der Seelen,
Was iſt ſie mehr als der Beruf
Sie mit einander zu vermählen,
Wozu ſie nur der Schöpfer ſchuf?
Der ſüſſe Hang, den wir empfinden,
Mit Herzen, die wir nie gekannt,
Uns unzertrennlich zu verbinden,
Macht unſre Seelen ſchon verwandt.

Dieß ſind des Menſchen edle Triebe,
Ganz ſeines groſſen Daſeyns werth,
Die ſanfte Freundſchaft und die Liebe,
Die ſein erhabner Geiſt ihn lehrt.
Die Liebe ſchaft ihm jeden Morgen
Empfindung froher Heiterkeit,
Die Freundſchaft theilet ſeine Sorgen,
Und freut ſich mit, wenn er ſich freut.

Was wäre ohne ſie ein Leben,
Wer wünſchte da noch Menſch zu ſeyn?

Wer würde ſich vom Thier erheben,
Und ſich dem Reiz der Tugend weihn?
Der Tugend groſſes Lehrgebäude
Verflocht ſie ganz in ihren Plan,
Wies ihnen zwiſchen Ruh und Freude,
Der Unſchuld ſtille Wohnung an.

Da fand ich ſie in meiner Jugend,
Noch ungekannt bei Spiel und Scherz,
Die Unſchuld zeigte mir die Tugend,
Und ſie gewann mein fühlend Herz.
Ach! würdiger euch nun zu lieben,
O Lieb' und Freundſchaft, flieht ihr mich;
Wie könnt' ihr ſo ein Herz betrüben,
Verehrt ein Herz euch ſo wie ich?

Becker.

3.

An die Phantaſie.

Glücklich, wer der Liebe ſchönſte Roſe pflückt,
Wer im ſüſſen Rauſche Ihre Reize drückt;
Wer oft die Geliebte, auch im Traum nur, ſieht,
Und in Ihrem Anſchaun, heißer ſtets entglüht.

Bild, das meiner Seele Schwärmer-Stunden füllt!
Phantaſie, o zaubre, zaubre mir dies Bild:
Mal' mir Ihr Geflüſter, mal' mir Ihren Gang,
Ihrer Haare Locken, Ihren Wuchs ſo ſchwank.

Wie ſo lüſtern ſchmiegte ſich Ihr ſanft Gewand,
Engelweiß, doch weißer nicht als Bruſt und Hand;
Stolzer noch umwallten, ſtolzer auf Ihr Loos,
Sie des Flores Wellen, küſſend Ihren Schoos.

Wenn empor Ihr groſſes, ſchönes Auge ſtieg,
War in jedem Blicke, ſchneller, ſchneller Sieg:
Bild, das der Entfernung Sehnſuchts-Wünſche ſtillt!
Phantaſie o zaubre, zaubre mir dies Bild.

Reichard.

4.

Steinſchrift in einem Garten.

Um froh zu leben, faſſe nur
Den ernſten Entſchluß, es zu wollen.
Verlange mäßig, die Natur
Wird deſto reichlicher dir zollen.
Sey groß, wie ſie; – ahm' ohne Zwang
Ihr nach im Fleis, in edlen Werken,
Und du wirſt kaum den Uebergang
Vom Leben zu dem Tod bemerken.

Vom Verfaſſer der Wilhelmine.

II.

Dramatiſche Aufſätze.

Vacat.

III.

Auszüge.

Es iſt in der Oſtermeſſe 1783 ein Buch zum Vorſchein gekommen, unter dem Titel: **Horus, oder aſtrognoſtiſches Endurtheil über die Offenbarung Johannis und über die Weiſſagungen auf den Meſſias, wie auch über Jeſum und ſeine Jünger — Mit einem Anhange über Europens neuern Aufklärung und von der Beſtimmung des Menſchen zu Gott. Ein Leſebuch für die Gelehrten, und ein Denkzettel für Freymaurer.** Ebenezer 474 S. gr. 8. Das Buch iſt mit vieler Gelehrſamkeit abgefaßt, und die darin vorgetragene Theorie des Verfaſſers, wenn ſie auch nur auf einer bloßen Hypotheſe beruhe, mit ungewöhnlichem Scharfſinn und zu einem hohen Grade von Wahrſcheinlichkeit ausgeführt. Gleichwohl ſcheint es in den Seelen der Gelehrten keine ſonderliche und ausgebreitete Senſazion bewürkt zu haben. Aber ich glaube auch, daß dies nur ſo ſcheine; und daß es dieſe Senſazion würklich gemacht habe. Man thut nur, als ob man von dem Daſeyn dieſes Buchs gar nichts wiſſe, man ignorirt es; entweder weil man in den Gedanken ſteht, daß die Sache bereits abgethan und hinlänglich wiederlegt ſey, oder weil man zu bequem iſt, oder gar ſich nicht getraut, etwas Bündiges dagegen einzuwenden. Auſſer zweyen Anzeigen dieſes Buchs, in den Gothaiſchen Zeitungen und dem Leipziger allgemeinen Bücher-Verzeichniß, wovon jene mit augenſcheinlicher Rückſicht auf politiſche Verhältniſſe, dieſe aber nach angenommenen Meinungen verfertiget iſt, iſt uns in alle den unzählichen Zeitungen und Journalen, die Deutſchland liefert, keine Recenſion dieſes Werks, vielweniger eine ausführliche und gründliche, vor Geſicht gekommen. Durch dieſe Unterlaſſung ſucht man alſo mit Fleiß und vorſäzlich die Abſicht deſſelben unkräftig zu machen, um nur nicht nöthig zu haben, der wahren Religion einen guten Dienſt zu leiſten. Da aber gleichwohl dieſer daran höchſt gelegen iſt, ſo hat man durch einen Auszug des Weſentlichen in dem Haupttheile des Werks, der hier geliefert wird, daſſelbe in neues Andenken bringen wollen, um vielleicht gelehrte, ſcharfſinnige, weiſe und tolerante Gottesgelehrte dadurch zu veranlaſſen, ihre Gedanken über dieſes Buch mitzutheilen, um endlich einmal geſunde und denkende Köpfe von dem Punkte der Waagſchale, wo ſie zwiſchen Zweifel und Wahrheit ſchwanken, wegzurücken, und auf die Seite der Wahrheit ganz hinüber zu führen. Ich trete ohne weitere Umſchweiſe an mein Geſchaft:

Die allerälteſten Menſchen kannten weiter kein Zeitmaas als die Dauer der ſcheinbaren **täglichen Umwälzung** des Himmels, die wir **natürlichen Tag** nennen. So oft die Sonne unterging, legten ſie an einem dazu gewählten Ort ein Steinchen hin, und zählten nach ihnen die verfloſſenen Tage; denn ſchreiben konnten ſie noch nicht. Da ſich dieſe Steine bald ſehr vermehrten, und die Zählung daher unbequem wurde, ſuchten ſie ein gröſſeres Zeitmaas und fanden es in der **periodiſchen Abwechſelung des Mondenlichts.** Jeden Mondwechſel bezeichneten ſie durch Beylegung eines Steins. Wir nennen dieſes Maas einen Mond oder einen Monat, (29. T. etliche St. u. Minuten) anfänglich mag es nur aus 28 Tagen ;beſtanden haben; die Chaldäer dehnten es lange darnach auf 30 T. aus. Aus der Abwechſelung des Mondenlichts entſprang auch die Woche, die ebenfalls ein bequemes Zeitmaas abgab. Nemlich, wenn der Mond **neu** iſt, ſo kehret er ſeine halbe erleuchtete Hälfte nach 7 Tagen gegen die Erde und heiſt **erſtes Viertel.** Nach zweymal 7 Tagen kehret er ſeine ganze lichte Seite gegen uns und wird **Vollmond** genannt. Nach 3mal 7 Tagen ſehen wir wieder nur die Hälfte ſeiner erleuchteten Halbkugel, und nennen ihn **leztes Viertel.** Nach 4mal 7 Tagen ſehen wir ihn aufs neue gar nicht, und nennen ihn **Neumond.** Hierauf nahmen ſie auch wahr, daß die Sonne ſelbſt, zwar langſam, aber doch regelmäßig von Weſten gegen Oſten am Himmel herum zu laufen ſchien, und wurden nach und nach gewahr, daß während einer ſolchen Revoluzion der Sonne allemal gleich viel Tage, Wochen und Monden verfloſſen. Sie machten daher auch dieſe Umlaufszeit zu einem Zeitmaas, d. h. ſie erfanden das **Jahr**, das ſie ebenfalls mit einem Stein bezeichneten. Die genaue Beſtimmung der Dauer des Jahrs, die wir gegenwärtig haben, hatten die erſten Erfinder freilich nicht. Man ſchäzte es anfänglich nur auf 350 Tage, oder auf 12 neun und zwanzigtägige Monden, nebſt 2 Schalttagen, hernach aber, als man 30 Tage auf einen Monat rechnete, gab man ihm 360 Tage.

Nun entſtanden groſſe Städte und jene bekannten Prieſterorden, die die Verwaltung aller Wiſſenſchaften ſowohl als des Gottesdienſtes auf ihre Nachkommen fortpflanzten, und nicht leichtlich Laien darin unterrichteten, ſondern ihre Naturkenntniſſe zu erhabenen Geheimniſſen machten, in die ſie ihre Kinder allemal mit pompöſen Feyerlichkeiten einzuweihen pflegten. Die Marken wurden aufgehoben als Heiligthum. Als hernach die ſpätern Enkel dieſer Prieſter über dieſe Marken geriethen, hielten ſie dieſelben alle für Marken der Sonnenjahre es waren aber auch jene der einzelnen Tage und Monate darunter. Daher die Verwirrung der alten Zeitrechnung, daher die ſo hohen Alter der Religionsſyſteme und politiſchen Verfaſſung ſo mancher Nation, daher das ſo hohe Lebensalter, das Moſes den ſogenannten Patriarchen zuſchreibt. Die Jahre der lezten ſind nur Mondenjahre, und man darf ihre von Moſes angegebene Lebensjahre mit 12 dividiren, ſo erhält man nie mehr als etwa 70 bis 80 Sonnenjahre. Vielleicht waren bis zur Erfindung des Sonnenjahrs, von Anfang der Kultur des Menſchen an gerechnet, mehr als 1000 Jahre verfloſſen; aber ſie konnten doch noch nicht ſchreiben. Sie ſahen ſich alſo genöthiget alles an den Fingern abzuzählen; waren ſie mit den 10 Fingern fertig, ſo fingen ſie wieder von vorn an. Daher die **Decaden**; aus 10 Decaden entſtanden eben ſo viel **Centurien**, und aus je zehn Centurien **Millenen.** So haben jene Zeitperioden von **zehen**, von **hundert**, von **tauſend**, Monden und Jahren, die man in dem Alterthum hin und wieder findet, ihr Daſeyn erhalten. Nach Erfindung des Jahres und der Decimalrechnung brauchten die Menſchen keine Steine mehr zu ſammeln; ſondern überlieferten die Jahrszahlen und merkwürdigen Begebenheiten entweder durch **Tradizionen** oder durch **bildliche Vorſtellung.** Im erſten Fall brauchten ſie die Finger oder andere gezehnte Sachen zu Marken, und im zweyten zeichneten ſie die Dekaden vermuthlich wie ein Paar Hände mit ausgeſtreckten Fingern, die Centurien hingen wie 10 Klauen oder Hörner. Endlich wurde die Schrift erfunden, durch die man der Nachwelt Nachrichten überlieferte. Man fuhr fort, den Lauf des Himmels zu beobachten, und ſchrieb nun die Reſultate dieſer Beobachtungen ordentlich auf, um ſie den Nachkommen zu überlaſſen. Dieſe verglichen hernach ihre eigene Beobachtungen mit denen ihrer Vorfahren, und erfanden aufs neue verſchiedene Zeitmaaſe, die in groſſen **Perioden** beſtanden, und zu Berechnung der Finſterniſſe, der Konjunktionen der Planeten und anderer Himmelsbegebenheiten gebraucht wurden. Von dieſer Art war nicht nur z. B. jene groſſe Periode der Chaldäer, welche 600 Sonnenjahre enthielt, und nach deren Verlaufe die beiden groſſe Weltlichter faſt in eben dem Meridian allemal wieder zuſammen kommen, von welchen ſie zu Anfange derſelben weglaufen, ſondern auch die bekannte **goldne Zahl**, nach deren Verlaufe ſich Sonne und Mond ebenfalls beynahe an eben dem Orte des Himmels wieder zuſammen finden, wo ſie zu Anfange derſelben ſtehen, und welche auch den Namen der Periode des **Meton** führet, ob ſie gleich lange vor dieſem Philoſophen in Babilon und Aegypten ſchon bekannt war. Hieher gehören auch nebſt noch vielen andern die Umlaufszeiten der Planeten ſowohl als das groſſe Platoniſche Weltjahr, welches beinahe 26000 Sonnenjahre dauert, und eigentlich die Revolution der ſämmtlichen Fixſterne um die Axe der Ekliptik enthält.

Dieſe Beobachter des Himmels hatten zwar weder von den Geſetzen der Bewegung noch von andern Prinzipien der heutigen Naturlehre nicht die geringſte Kenntniß; fanden aber jedoch in den ſo ſehr verſchiedenen oft verwickelt ſcheinenden Laufe der Geſtirne die bewundernswürdigſte Ordnung, und nahmen wahr, daß nicht nur Wind, Regen, Donner, Wärme, Kälte, ſondern auch viele andere Naturbegebenheiten, mit gedachtem Laufe ordentlich periodiſch abwechſelten; und ſchloſſen alſo ganz natürlich, daß in allen Geſtirnen und Planeten höchſtweiſe Geiſter wohnten, die theils den regelmaßigen Lauf derſelben ordneten, theils Winter und Sommer, Herbſt und Frühling, Mangel und Ueberfluß, Miswachs und Fruchtbarkeit, Hitze und Froſt u. ſ. w. nach Willkühr über den Erdboden verbreiteten. Hierbey blieben ſie nicht ſtehen, ſondern glaubten auch, daß die politiſche Verfaſſung ganzer Völker und die Schickſale einzelner Menſchen in den Händen dieſer Götter beruheten, und wie die periodiſche Umlaufszeiten derſelben ordentlich abwechſelten. Auf dieſe Weiſe entſtand aus dem Studium des Himmels gar bald nicht nur die Vielgötterey, ſondern auch die Sterndeute- und Wahrſagekunſt, welche letztere bey weitem die wichtigſte der theologiſchen Wiſſenſchaften damals war, und in der Folge von den Sacerdoten ſehr geheim gehalten wurde, weil dieſe groſſen Vortheil daraus zu ziehen gedachten, und ihn auch würklich daraus zogen.

Die erſten Prieſter und Propheten weiſſagten zwar auf weiter nichts, als auf bevorſtehende Sonn- und Mondfinſterniſſe, auf Acker- Säe- und Eerntezeiten, Anſchwellen und Sinken des Nils, Witterung und dergl. Dinge, die ihren Grund in dem verſchiedenen Stande der Sonne haben, und ſetzten dadurch das unwiſſende Volk in groſſe Verwunderung, welches ſie, die Prieſter, dadurch wo nicht für Götter, doch für heilige Menſchen hielte, welche mit den Göttern in geheimen Bündniſſen ſtünden. Da die Prieſter dadurch groſſe Vortheile erhielten, ſo dehnten ſie ihre Kunſt, die blos im Kalendermachen beſtand, auch auf die politiſchen und moraliſchen Veränderungen aus. Zu dieſem Behufe erfanden ſie nicht nur allerlei dunkle und zweideutige Redensarten, dergleichen alle Orakelſprüche ſind, ſondern machten auch jene Zeitperioden, die ihre Vorfahren durch fleißige Himmelsbeobachtungen erfunden hatten, zu prophetiſchen Zahlen, die nach ihrer Meinung ſehr wichtige Geheimniſſe enthielten, die bald allerley Plagen, bald Wohlergehn über dieſen oder jenen König oder Land, auch wohl über die ganze Welt bringen ſollten. Auf ſolche Art brachten ſie die Aſtrologie nach und nach in ein Syſtem, das für deſto heiliger gehalten wurde, je größer die Verwirrungen, je undurchdringlicher die Dunkelheiten, und je künſtlicher die Ambiguitäten waren, die darin herrſchten. Die ältern Himmelsbeobachter hatten in ihren mündlich überlieferten Nachrichten blos durch Bilder zu verſtehen gegeben, daß nach ſo und ſo viel Monden und Jahren, oder Dekaden und Centurien derſelben, dieſe oder jene Geſtirne ihre Arbeibeiten, d. i. ihre Revoluzionen vollenden, und wieder aufs neue beginnen würden. Aber der wahre Sinn dieſer Traditionen und Bilder war nun bey den Prieſtern bereits groſſentheils verloſchen. Dieſe ſtellten ſich unter den Geſtirnen nichts als Götter, unter den Arbeiten derſelben hingegen nichts als deren Verwaltung der irdiſchen Begebenheiten vor: und aus dieſen Grundſätzen folgte freilich, daß die Götter durch die Vollendung ihrer Arbeiten ganze Staaten unter groſſen Plagen zu Grunde richteten, durch den neuen Anfang derſelben hingegen ſie aus dem Nichts wieder hervorzögen. Dieſe religiöſen Räſonnements und jene groſſen Vortheile, die den Prieſtern durch die Aſtrologie zuwuchſen, belebten ihre Sucht nach Prophetenzahlen ungemein. Jede traurige Begebenheit gab ihnen zu 7 verſchiedenen Perioden Anlaß, weil ſie 7 Planeten zählten, und weil Glückſeligkeit und Vergnügen der Völker nicht ſo auffällt, als Trübſal und allgemeine Landesnoth, ſo machten ſie auch ſelten Perioden von guter Bedeutung. Daher ſind die meiſten von ſo ſchauervollem Inhalt. So ſind die ſogenannten myſtiſchen Zahlen in der Apokalypſe und in den Propheten beſchaffen. Sie ſind nichts als aſtrologiſche Perioden, die ihren Urſprung theils gewiſſen Naturbegenheiten, theils lediglich der fruchtbaren Phantaſie der Chaldäer und Aegypter zu verdanken haben, und von den jüdiſchen Gelehrten, die mit jener Weiſſagungsſeuche auch angeſteckt waren, für Dinge von groſſer Wichtigkeit, in Beziehung auf ihre Nazion, gehalten wurden. Das nemliche Schickſal, welcher die unſprünglichen Zeitmaaſe der Alten durch dieſe aſtronomiſche Mishandlungen von ſpätern Sacerdoten erlitten, wiederfuhr auch jenen Sinnbildern, durch welche die älteſten Himmelsbeobachter, aus Mangel der Schrift, ihre Nachrichten von vorgefallnen Himmels- und Naturerſcheinungen der Nachwelt zu überliefern bemüht geweſen waren.

Da die Sonne mit ihrem Glanze jedes Geſtirn, welches mit ihr zugleich über dem Horizont ſtand, verdunkelte, und alſo weiter nichts am Himmel zu beobachten erlaubte, als ihren täglichen Lauf aus Oſten gegen Weſten, oder etwa ihr Auf- und Niederſteigen von Süden gegen Norden und von Norden gegen Süden; der Mond hingegen wenigſtens die Sterne von den 3 erſten Gröſſen alle Nächte ſichtbar ließ, beſonders wenn er nur halbvoll oder ſichelförmig erſchien; ſo bemerkten natürlicherweiſe die Beobachter ſeines Laufs und ſeines Lichtwechſels diejenigen Sterne ganz vorzüglich, bey welchen er jedesmal heliakiſch unterging, d. i. bey welchen er, der Mond, ſich an dem Morgenhorizonte unter die Sonnenſtralen verbarg. Dieſen heliakiſchen Untergang des Mondes hielten nemlich die Alten allemal für das Ende des alten Monds, ſo wie ſie ſeinen heliakiſchen Aufgang oder ſeinen Hervortritt aus den Sonnenſtralen an dem Abendhorizonte für den Anfang des neuen hielten. So oft er alſo heliakiſch unterging, ſo oft legten ſie, wie geſagt, einen Stein an den dazu gewählten heiligen Ort; und hieraus iſt klar, warum ſie dieſe Begebenheit ſorgfältig beobachteten, und warum das Geſtirn, bey welchem er jedesmal zuletzt erſchien, ihre ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog.

Nun geht der Mond aber nicht immer bei einem Geſtirn heliakiſch unter, denn er rückt jedesmal ziemlich um den 12ten Theil des Thierkreiſes weiter gegen Oſten damit fort. Aus dieſem Grunde brachten die Alten die Sterne, die ſie an dieſen 12 Stellen des Himmels fanden, ſogleich in 12 beſondere Gruppen, deren jede ſie ſich, wegen der Bequemlichkeit im Denken und Reden, unter einem Bilde vorſtellten, welches irgend eine Beziehung auf die Naturbegebenheiten hatte, die ſich zu Ende eines jeden Mondes in ihrem Lande und unter ihrem Viehe zutrug. So bezeichnete man die Sterngruppe, bey welcher der Mond heliakiſch unterging, indem die Schafe lammten, mit einem Lamme, welches aber hernach in einen Widder verwandelt wurde. Nach 4 Wochen ging er wieder heliakiſch unter, und da um dieſe Zeit die meiſten Kühe kalbten, ſo bildete man die Sterngruppe, bei welcher er jezt verſchwand, wie ein **Kalb** oder auch einen jungen **Stier**. Dann ſolgten 2 junge **Ziegen**, (**Caſtor** und **Pollux**) dann der **Krebs**, **Löwe**, die junge **Schnitterin**, der **Wagebalken**, **Scorpion**, **Wildmann** oder **Schütz**, **Gemſe** oder **Steinbock**, **Waſſergefäs** oder **Waſſermann** und **Fiſche**. Die Nation, bei welcher dieſe Bilder erſunden wurden, wohnte in der nördlichen temperirten Erdzone, und zwar unter einer beträchtlichen Breite, weil Winter, Frühling, Sommer und Herbſt nur unter dieſem Himmelsſtrich in dieſer Reihe auf einander ſolgen können, und jeder andere Erdgürtel eine andere Ordnung beobachtet.

Die Morgendämmerung bricht an, wenn die Sonne noch 18 Grade unter dem Horizonte ſteht, und mit Anbruch der Morgendämmerung verlieren die Sterne ihren Glanz. Auch ſind ganz tief am Horizonte, wegen der vielen vorliegenden Dünſte keine Sterne, wenigſtens keine von den 4 unterſten Ordnungen ſichtbar. Sie müſſen wenigſtens 8 bis 10 Grade über ihn in die Höhe ſteigen, ehe man ſie deutlich ſehen kann. Mithin gingen die Sterne, bei welchen die Erfinder der Bilder des Thierkreiſes den heliakiſchen Untergang des Mondes jedesmal wahrnahm, beinahe um ein ganzes Bild vor der Sonne her Nun verlohr aber der Mond ſein Licht, um die Frühlingsnachtgleiche im **Widder**, folglich befand ſich die Sonne damals zu Anfang des Frühlings im **Stiere**. Um die Sommerſonnenwende verloſch der Mond im Krebſe: folglich ſtand zu Anfang des Sommers die Sonne im **Löwen**. Um die Herbſtnachtgleiche ging der Mond in der Wage heliakiſch unter: daher befand ſich die Sonne zu Anfange des Herbſtes im **Scorpion**. Um die Winterſonnenwende erſchien das lezte Sichelförmige Streifchen des Mondes im **Steinbock**: folglich ging die Sonne zu Anfang des Winters damals im **Waſſermann**. Da ferner die Sonnenwenden und Nachtgleichen in den temperirten Erdgürteln, ſo wohl als in den kalten, damals eben ſo wie jetzt, die merkwürdigſten Veränderungen in der Natur auf Erden nach ſich zogen: ſo machten die älteſten Himmelsbeobachter jene **vier** Bilder, in welchen die Sonne zu Anfang der **vier** Jahrszeiten ſtand, nemlich den **Stier**, den **Löwen**, den **Scorpion** und **Waſſermann**, zu den vornehmſten Sternbildern des Thierkreiſes, und zeigten ſie, ſtatt eines Calenders, dem Volke in den Tempeln oder andern Gemeinplätzen, um ihnen den Wechſel der bevorſtehenden Naturveränderungen damit anzudeuten. (Nach einer von dem V. angeführten Aſtronomiſchen Berechnung, nach welcher die Sternbilder alle 72 Jahre um einen Grad vorrücken, ſind dieſe Bilder vor ohngefähr 5000 Jahren erfunden worden, und mithin jenen älteſten Völkern hinlänglich bekannt geweſen.) Ohngefähr um eben dieſe Zeit wurden auch die merkwürdigſten Sterngruppen auſſerhalb dem Thierkreiſe in Bilder gebracht; z. E. der **Himmelswagen** oder das 7 Geſtirn; ſie malten es wie einen dreſchenden Ochſen, den ſein Treiber **Bootes** auf der Tenne im Kreiß herumtrieb, weil dieſes Geſtirn in der Breite, wo dieſe Aſtronomen wohnten, niemals unterging, ſondern ſich daſelbſt unaufhörlich über dem Horizonte um den Pol drehet; und um die ſtete Dauer ſeines Kreißlaufs anzudeuten, zeichneten ſie einen Kreiß oder eine Schlange hinzu, die ſich in den Schwanz biß, und ſchon damals das Bild eines langen Lebens, ja ſogar der Ewigkeit war. Aus dieſer Schlange iſt hernach der **Drache** gemacht worden, welcher in ſpätern Zeiten zu allerhand prophetiſchen Mährchen Gelegenheit gegeben hat. Andere merkwürdige Geſtirne waren noch **Orion** oder der **große Hund**. Jener ſcheint allen Bewohnern des nördlichen Theils des temperirten Erdgürtels mit ſeinen

Füßen unter dem ſüdlichen Horizont gleichſam wie in dem Meere zu gehen; deswegen mahlte man ihn in Geſtalt eines Rieſen, welcher alles Wild, d.i. alle übrigen kleinen Sterne, gleichſam vor ſich fort jagte, und im Meere einherging, und mahlte einen Hund hinzu, weil Orion als Jäger einen ſolchen nöthig hatte. Durch Veranlaſſung dieſer 12 Geſtirne, des Thierkreißes theilten die Alten in der Folge den ganzen Himmel, dieß und jenſeits des Thierkreißes in zweimal 12 Sternbilder ein, ohngeachtet ſie ſie nicht alle ſehen konnten.

Man lernte bald den großen Einfluß des Sonnenlichts auf die Erzeugung und Erhaltung der Thiere und Gewächſe kennen, und glaubte, daß auch der Mond großen Antheil daran habe, weil er ihnen nach der Sonne der gröſte Himmelskörper ſchien. Man mahlte ſich alſo dieſe 2 großen Weltlichter vermuthlich als Mann und Weib, die eben im Zeugungsgeſchäfte begriffen waren, und aus welchen das gezeugte Leben der Thiere und Gewächſe unter einer dritten Geſtalt hervorgieng. Nun waren Sonne und Mond nach damaligen Begriffen, die beiden vornehmſten Götter, und bereits einmal als 2 Perſonen vorgeſtellt; folglich ſah man ſich genöthiget, ihnen auch die 5 übrigen Planeten in Menſchengeſtalt zu Gefährten zu geben, und ſie mit Attributen zu verſehen, die auf ihre verſchiedenen Umlaufszeiten, oder auf ihren verſchiedenen Glanz einige Beziehung hatten. So entſtanden die Bilder der 7 Planeten, die hernach den 7 Tagen der Woche ihre Namen leihen muſten. Auch ſind die übrigen Bilder der Sterne aus ähnlichen Veranlaſſungen entſtanden. Auch die Lufterſcheinungen und vielerley andere Sachen, die in der Natur vorkommen, wurden in Bilder gebracht; und man gebrauchte ſie zugleich auch als bequeme Mittel, die Nachrichten von merkwürdigen Naturbegebenheiten auf die Nachwelt zu bringen, und ſetzte jedesmal die Dekaden und Centurien der verfloſſenen Monden oder Jahre zu gedachten Bildern, und ſchmückte ſie folglich mit Händen, Krallen und Klauen oder Hörnern. Da nun die älteſten Menſchen wegen ihrer Unkunde in der Naturlehre, beym Anblick des Himmels gar leicht auf den Gedanken fallen konnten, daß die Planeten und übrigen Sterne lebendige Weſen, und dieſe wunderbaren belebenden und ernährenden Lichter Götter wären, ſo gelangten auch angeführte Bilder bald nach ihrer Entſtehung zu einer ſehr groſſen Würde, weil ſie, dem Wahne der Gelehrten ſowohl als des Volks nach, nun nichts Geringeres als Götter vorſtellten. Die Prieſter hoben ſie in ihren Tempeln heilig auf, und legten ihnen einen noch höhern Werth bey, als unſre Geiſtlichen den Schriften der Propheten und Apoſtel. Man fuhr fort, neue Beobachtungen zu machen, und ſie in Bilder zu verfaſſen, und die Verſchiedenheit und Menge ward nach und nach davon überaus gros, und ihre Enträthſelung den ſpätern Prieſtern ungemein ſchwer. Nach Erfindung der Schrift gerieth endlich der wahre Sinn dieſer Bilder, die im Grunde nichts als aſtronomiſche, ökonomiſche und politiſche Vorfälle darſtellten, gar in Vergeſſenheit. Die Sacerdoten rühmten ſich allein, noch die Kunſt, ihren geheimen Sinn zu enträhtſeln, zu verſtehen; aber ſo wie ſie von einem Volk zum andern übergingen, erhielten dieſe Bilder andre Auslegungen, daher die Verſchiedenheit in der Mythologie der Aegypter, Chaldäer, Phönizer, Hebräer, Sineſer, Braminen, Juden, Griechen und Chriſten.

Die älteſten Beobachter verglichen Sonne und Mond mit Mann und Weib, und mahlten einen Knaben dazu, um durch dieſen die belebte und vegetirende Natur vorzuſtellen, die nach den damaligen Begriffen, von der Sonne und dem Monde gezeugt worden war. Als der wahre Sinn dieſer Bilder verloſchen war, da machten die Aegypter aus der Sonne einen würklichen Gott und König, den Oſiris, aus dem Monde hingegen eine leibhafte Göttin und

Köni

Königin, die Iſis, und aus den Früchten des Feldes einen kleinen Gott und Knaben, den Horus. Die Griechen verwandelten dieſe 3 Perſonen in den Zevs, Aphrodite und Kupido. Moſes, der vielleicht in die Myſterien der Iſis eingeweihet worden war, und von Gott beſſere Begriffe, als der gemeine Haufe der ägyptiſchen Prieſter hatte, verbot ſeinen Iſraeliten die Anbetung und Verehrung der Bilder durchaus und ſagte, daß Gott ein Geiſt und ein einziger Gott wäre, der ſich ſehr ereifern würde, wenn ſie ein Bild von ihm machen wollten. Da ſie aber gleichwohl ſolche Bilder bey den Aegyptern kennen gelernt, und nachher in der Babyloniſchen Gefangenſchaft unſtreitig noch näher kennen lernten, vermöge ihrer Geſetze aber keine fremden Götter anſehen, vielweniger ſich mit ihnen bekannt machen durften, ſo verwandelten ſie die 3 oberſten Gottheiten der Aegypter in Bilder der Moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte, indem ſie die Sonne oder den Mann für den Geiſt Gottes, der auf dem jungfräulichen Waſſer webte, den Mond hingegen, der wie ein junges Mädchen gemalt ſeyn mogte, für das jungfräuliche Waſſer ſelbſt, und endlich den gezeugten Knaben, oder die vegetirende Natur, für den Erſtgebornen der Schöpfung, für den holden Sohn der ewigen Allmacht, das iſt, für das Licht anſahen. Da dieſes Licht zufolge ihrer Dichtungen auf das erſte göttliche Machtwort: Es werde Licht! entſprang; ſo nannten ſie es hernach auch nur ſchlechtweg das Wort oder auf griechiſch den Logos, und machten es zu einem dritten zeugenden Weſen. Griechenlands myſtiſche Philoſophen, die ſich mit Erklärungen des Urſprungs der natürlichen Dinge beſchäftigten, und von dieſen jüdiſchen Fabeln vielleicht gehört hatten, verwandelten dieſe 3 Dinge ſofort in drei Prinzipien der Natur, in den Weltgeiſt oder in Luft, in reines Waſſer und in reine Erde, ſo wie hernach die Alchemiſten, den Weltgeiſt in Sulphur, das Waſſer in Merkur, die reine Erde in Salz umtauſten. Kurz Aegypter, Chaldäer, Juden, Griechen und Chriſten ſchnizten und pinſelten an dieſen angeführten Bildern der 2 groſſen Lichter in ihrer vermeinten Ausgeburt ſo lange, bis endlich durch Veranlaſſung verſchiedner Stellen des neuen Teſtaments, beſonders aber der Sprüche: dreye ſind die da zeugen im Himmel ꝛc. und dreye ſind die da zeugen auf Erden ꝛc. die 3 Perſonen der **heilgen Dreyfaltigkeit** daraus entſtanden.

Ohnſtreitig wohnten viele Stammväter des Menſchengeſchlechts unter einem ſehr milden Himmel in Aſien, und verehrten nur einen einzigen Gott. Dieſes war aber nicht Reſultat philoſophiſcher Räſonnements, noch viel weniger einer **übernatürlichen** göttlichen Offenbarung; ſondern ſie war blos **natürliche** Folge der wohlthätigen Würkung des großen Geſtirns des Tages. Sie muſten bemerken, daß Licht und Wärme unmittelbar von der Sonne kämen, und nicht nur alle Gewächſe, ſondern auch alle Thiere auf eine unſichtbare unbegreifliche Weiſe gleichſam beſeelten; ſie glaubten alſo, daß die Sonne das **einzige** höchſte Weſen, der einzige oberſte Beherrſcher ſowohl der Erde als des Himmels wäre, daß er ſich den Himmel zum Throne, die Erde zu ſeiner Fusbank gewählet hätte, daß er ſich mit ſeiner Wärme und mit ſeinem Lichte in allen Menſchen, in jedem Vieh, in allen Gewächſen, unſichtbarlich würkend zugegen befände, daß endlich ohne ſeine Allgegenwart weder Menſchen, noch Heerden, noch Gewächſe wachſen und leben könnten. Da aber dieſer Gott doch auch zuweilen Dürre und Miswachs verurſachte, ſo ſchloſſen ſie, daß er zwar höchſtgütig, manchmal aber auch zornig und grimmig wäre, daß er Fluch und Seegen nach Willkühr über die Welt kommen laſſe. Sie ſannen daher auf Mittel, ihn beſtändig bey guter Laune zu erhalten. Sie fielen alſo natürlich auf den Gedanken, dieſen Gott fleißig zu Gaſte zu bitten, und ihm den beſten Wein, das beſte Getraide, das beſte Vieh, ja ſogar die liebſten Kinder vorzuſetzen. Da er aber gleichwohl nichts davon aß, und ſie glaubten, daß ſein Mund nur zu hoch über dem Erdboden erhaben wäre, ſo verbrannten ſie ihre Opferſtücke, um dem Höchſten den Rauch zum ſüßen Geruch gen Himmel zu ſchicken. Da man bald auch bemerkte, daß die Würkungen der Wärme und des Lichts in den Gewächſen und übrigen Geſchöpfen ſich noch immer deutlich zeigten, wenn auch die Sonne ſelbſt nicht zugegen war, ſo ſchloſſen ſie, daß die Urſache dieſer Würkungen ein **eigenes unſichtbares** Weſen wäre, welches eben nicht von dem Lichtballe abhinge, ſondern für ſich allein alle Dinge vorbrächte und ernährte. Auf dieſe Weiſe gelangten ſie alſo ganz natürlich zu dem Begriffe von dem **einigen unſichtbaren allgegenwärtigen göttlichen Weſen.**

Nomaden blieben dieſen Grundſätzen getreu, aber in Städten, wo man ſich weder mit Viehzucht, noch mit Ackerbau beſchäftigte, und alſo nicht ſehr auf die Wohlthätigkeit der Wärme und des Lichts achtete, verlangte man mehrere Götter. Hier lebten diejenigen Familien, deren Stammväter die erſten aſtronomiſchen, chronologiſchen, meteorologiſchen Beobachtungen gemacht, und ihnen die Nachrichten davon in Bildern hinterlaſſen hatten. Dieſe warfen ſich jezt zu Prieſtern auf, und verwandelten nicht nur die Planeten, ſondern auch die Thiere, die bereits am Himmel ſtanden, in Götter, die ſie nun dem Volke willig hingaben. Aber ihre Bilder und Hieroglyphen ſelbſt, von welchen ſie wohl wuſten, daß bloße Himmels- und Naturbegebenheiten darunter zu verſtehen waren, verſchloſſen ſie in unterirdiſche Hölen, und in die innerſten allerheiligſten Oerter der Tempel, damit nicht etwa kluge Profane ſie ſehen, und ihre Betrügereyen entdecken möchten. Auf ſolche Weiſe entſtanden die Myſterien des Alterthums.

Alſo kannte man zuerſt nur **einen einigen Gott**, der von der Sonne abſtrahirt war. Alsdann philoſophirten die Gelehrten über die Entſtehung der Dinge, nahmen die Erzeugung des Menſchen dabey zum Grundſatz an, und gründeten ihre Lehre von der Schöpſung auf den Begriff von den **dreyen Weſen** der Erzeugung, **Vater, Mutter** und **Kind**, und ſo entſtanden die 3 göttliche Weſen, die ohne Zweifel die Gelehrten aller Nationen, nur unter verſchiedenen Namen kannten. Wie ſie von den Aegyptern, Juden und Griechen genannt worden, iſt oben geſagt worden. Die Perſer nannten den Vater den **Herrn des Lichts**, die Mutter die **Beherrſcherin der Nacht** oder der **Finſternis**, und endlich den Sohn die **Welt**, welche aus **Licht** und **Finſternis** nach ihren Lehren gezeugt worden war (Zend-Aveſta.) Aehnliche Begriffe von der Schöpſung hatten ohnſtreitig auch die Chaldäer und Oſtindier, die den **Pythagoras**, der ſeine Lehre von der **göttlichen Dreyheit** von ihnen empfing, in ihre Myſterien einweiheten. Dieſe unſichtbaren Gottheiten behielten die Gelehrten in der Folge gröſtentheils für ſich, dem Volke kanoniſirten ſie nur die Bilder der 12 Geſtirne des Thierkreißes, der 24 Thiere des übrigen Himmels, der Planeten, die Symbole der 4 Elemente, und eine Menge anderer Gegenſtände der Natur. Das große Geheimniß dieſer Prieſterkaſten war alſo kein andres als die urſprüngliche, vernünftige Lehre von der göttlichen Einheit, oder der **Deismus**.

Kalendermacherkunſt, Geometrie, Phyſik, Chemie, Arithmetik u. a. dergl. Künſte, die ſie von ihren Vorfahren unter der Hülle der Bilder geerbt hatten, und heimlich ſtudirten, aber öffentlich ausübten, verſchaften ihnen bey den Profanen ein überaus großes Anſehn. Sie wurden für Menſchen **höherer Art**, für **Auserwählte der Götter**, für **Geſellſchafter der Sterne**, für **Heilige**, ja ſogar für **Halbgötter** angeſehen, und ungemein gefürchtet. Wegen ihrer Kalendermacherkunſt hielte man ſie für groſſe Propheten;

pheten; die phyſiſchen und mathematiſchen Taſchenſpiele, womit ſie die Leute blendeten, wurden für übernatürliche Hexereien angeſehen. Vielleicht machten ſie auch Arzneien, und heilten damit Kranke, und wurden deswegen für Götter gehalten, die den Menſchen nach Willkühr Leben und Geſundheit ertheilen könnten. Wahrſcheinlich konnten ſie auch Kupfer in Meſſing, Metalle in Kalch, und hernach dieſen Kalch wieder in Metalle verwandeln; ſie mußten alſo Schöpfer ſeyn, die aus Kupfer Gold, aus Erde Metall machen konnten. Von dieſem zwar einfältigen, aber für die Prieſter ſehr vortheilhaften Wahne des Volks gereizt, legten ſich dieſe nun gänzlich auf die Ausübung ſolcher Künſte, und machten ſie zuletzt gar zu den eigentlichen Geheimniſſen ihres Ordens, indem ſie dieſelben einander blos mechaniſch aus den alten Bildern lehrten, aber die wahren natürlichen Urſachen ihrer Gaukelſpiele ſelbſt nicht einſahen, und ſo die urſprüngliche Lehre von dem **einigen Gotte**, oder das erſte wahre Geheimniß ihrer Geſellſchaft, ja ſogar den wahren Sinn ihrer geheimen Bilder, gänzlich darüber vergaßen. Dieſes erſte Geheimniß von **einem Gott** und von den Dreyen der Erzeugung ſcheint hauptſächlich in Aegypten und Babylon am erſten vergeſſen worden zu ſeyn. In Perſien und Oſtindien hat ſich daſſelbe länger erhalten. **Zoroaſter** ſoll da die Myſterien eingeführt, und ſeinen Geweiheten den **Mithra**, das reine ewige Licht, oder das Feuer der Sonne, zum **oberſten** Gott gegeben, die andern Geſtirne aber als bloße Dämonen ihm untergeordnet haben; und man weiß, daß die Anbetung des Feuers im Oriente an vielen Orten ſich immerfort erhalten hat.

Aus den Myſterien der **Iſis** machte man die Myſterien der **Ceres**, die hernach nach Athen kamen. Die **großen** Myſterien dieſer Art hatten offenbar auch die Erkenntniß des **einzigen Gottes**, des **Urhebers** aller Dinge, der

Seele der Welt, zum Hauptgegenſtande. Hier war aber der **Deismus** keine natürliche Folge der wohlthätigen Würkungen der Sonne mehr, ſondern ein Reſultat philoſophiſcher Räſonnements denkender Gelehrten, die den wahren Sinn der alten ägyptiſchen Symbolen der Naturwürkungen zu enträthſeln wuſten. Offenbar lehrte man auch in dieſen Myſterien das **dreyfache göttliche Weſen der Zeugung**. Dieſes beweiſen die Bilder der männlichen und weiblichen Zeugungsglieder, die Getraidekörner und andre Früchte der Natur, die man in den Myſterien des Bacchus, der Iſis, und Ceres herumtrug. Von dem Pythagoras, der ſeine Myſterien, aus den Oſtindiſchen Perſiſchen, Chaldäiſchen, Aegyptiſchen, Orphiſchen, Eleuſiniſchen und Samotraziſchen ſchuf, weiß man wenigſtens zuverläſſig, daß er die **Dreyheit** und **Einheit** Gottes gelehret habe. In den Mythrageheimniſſen wurden die Eingeweihten nach ausgeſtandenen 80 harten Prüfungen **getauft**, und an ihren Stirnen mit **geheimen Marken bezeichnet**, auf ihre Zungen ſtrich man Honig.

In der Feier der Myſterien der Iſis (Mond) pflegte man den Oſiris (Sonne) dramatiſch vorzuſtellen, den ein grauſamer Drache, **Typhon**, (Knoten der Mondbahn, der noch jezt Drachenkopf oder Drachenſchwanz genennet wird) zerriß, deſſen blutige Ueberbleibſel aber von der Iſis wieder geſammelt wurden. Es war dieſes alſo eine Nachricht von einer Finſterniß der Sonne, die gleichſam der Drache oder die Mondbahn fraß; aber nach Vollendung derſelben ſammelte der Mond, wie gewöhnlich, das übrige Sonnenlicht wieder, und ward aufs neue ſichtbar. Die unterirdiſchen Hölen, in welchen die Alten ihre Myſterien feyerten, waren mit den 12 Sternbildern des Thierkreiſſes, mit den Symbolen der ſieben Planeten, mit den Charaktern der vier Elemente, und mit vielen andern dergleichen Bildern verziert, woraus abermals erhellet, daß man da hauptſächlich die Natur habe ſtudieren wollen, um das Grundweſen derſelben, d. i. Gott, oder die **allgemeine Weltſeele**, näher kennen zu lernen.

Venus war nach Sonn und Mond der prächtigſte Stern. Ging er in ſeinem ſchönſten Glanze vor Sonnenaufgang über den Horizont in die Höhe, und mithin als Morgenſtern: ſo mahlten die Alten den Himmel und einen der Sonne an Schönheit und Größe beynahe ähnlichen Mann hinein. Verdunkelten ihn hernach die Sonnenſtralen und machten ſeiner Herrlichkeit ein Ende, d. i. ging er mit ſeinen Dienern, den Sternen, heliakiſch unter, ſo mahlten ſie den vorigen Mann wieder, jedoch ſo, daß er von einem ſtärkern und mächtigern, nemlich der Sonne, mit ſeinen Dienern, aus dem Himmel geworfen ward. Man machte in ſpätern Zeiten ein Engel des Lichts aus ihm, der mit ſeinen Gefährten aus dem Himmel von dem Allerhöchſten geworfen worden. Nach den jüdiſchen Traditionen hieß dieſer gefallene Engel **Sammael**, nach der Lehre unſerer Orthodoxen, **Beelzebub**, **Satanas** oder der **Teufel** mit ſeinen Engeln; Jacob Böhme und ſeine heutigen Anhänger heiſſen ihn Lucifer, welcher Name ſo wie **Phosphorus** und **Hesperus** weiter nichts als die **Venus** bedeutet. Auf ähnliche Art ſind alle Bilder jener älteſten Nachrichten, die durchaus nichts als aſtrologiſche Muthmaßungen, oder aſtronomiſche, ökonomiſche, meteorologiſche und etwa politiſche Nachrichten, nebſt zugehörigen Mond- und Jahrzahlen, enthalten, nach Maasgabe des verſchiedenen Geſchmacks und Alters verſchiedener Nazionen, nicht nur oft aus ganz verſchiedenen Geſichtspunkten betrachtet, ſondern auch oft zu einem ganz verſchiedenen Gebrauche angewandt worden; und ſo iſt ihnen von den ſogenannten jüdiſchen Propheten, ſowohl als von dem Verfaſſer der Apokalypſe, das nemliche Schickſal wiederfahren.

Soweit die Einleitung. Nun folgt die Abhandlung über die Offenbarung St. Johannis, die auch dem Cerinthus zugeſchrieben wird. In dieſer Abhandlung ſucht der V. zu beweiſen, daß der Verf. dieſer Offenbarung von jener Weiſſagungsſeuche, die faſt unter allen Nazionen im Oriente lange graſſirte, durchaus angeſteckt war, und mithin den Sinn der Hieroglyphen, die er aus ältern Nachrichten kennen gelernt hatte, nicht verſtanden, ſondern blos aus frommer Schwärmerei, theils die zukünftigen Schickſale der Welt, oder ſeiner Nazion, theils die Wiederkunft ſeines gekreuzigten Meiſters darin verborgen habe liegen ſehen. Er zeigt, daß Johannes jene Bilder und Hieroglyphen der Chaldäer und Aegypter zwar gekannt und geſehen, aber ihren Sinn nicht verſtanden, und ſolche alſo anders ausgelegt habe. Nur einiges zum Beyſpiel. Das Bild; Offenb. 1, 10-18. war nichts mehr und nichts weniger als das alte aſtrologiſche Symbol der Erde, und bedeutete in Anſehung künftiger Begebenheiten — nichts. Die Redensarten: „wer da überwindet und mir getreu bleibt bis zur Vollendung, dem will ich von dem Baume des Lebens, der im Paradieſe Gottes iſt, zu eſſen geben, der ſoll den zweiten Tod nicht ſchmecken, den will ich mit dem verborgenen Manna ſpeiſen, und ihm ein gutes Zeugnis geben, worin ſein neuer Name geſchrieben ſtehen ſoll, ein Name, den niemand wird leſen können, als der, welcher ihn empfängt;“ dieſe Redensarten bedeuten in der Sprache der Eingeweiheten weiter nichts, als: Wer die Prüfungen, die der Orden ſeinen Candidaten auferlegt, ſtandhaft erträgt, und ſich durch keine Leiden, keine Gefahr, ja ſelbſt nicht durch den Tod abſchrecken läßt, welchen er figürlich leidet, und folglich auch figürlich aufs neue gebohren werden muß, wenn er zu uns gelangen will: dem geben wir einen neuen Namen, welchen er in unſern Verſammlungen führet, und welchen kein Profaner leſen kann; dem eröffnen wir das Geheimniß von dem wahren einigen Gott, den unterrichten wie in unſern Kenntniſſen, den geben wir von unſerer himmliſchen Speiſe zu eſſen, dem zeigen wir, wie er glücklich leben, und wie er dem Tode, der ihn nun nicht mehr tödten kann, muthig entgegen gehen ſoll.

Da die Candidaten der alten Myſterien die ſchwerſten Prüfungen aushalten, ja ſelbſt den Tod, ſo wie Horus, oder wie die ausgeſtreuten Saamenkörner, figürlich leiden mußten, ehe ſie zum neuen Leben auferſtehen, ehe ſie aufs neue geboren werden konnten, d. i. ehe ſie etwas von den Geheimniſſen erfahren durften: ſo erhellet hieraus der Urſprung der Lehre von der Wiedergeburt.

Die Geheimniſſe der Tempelherren hatten mit jenen Myſterien der Alten wahrſcheinlich viel Aehnlichkeit, wo ſie nicht gar eben dieſelbigen waren: denn die Mitglieder dieſes Ordens gaben ſich auch alle für Stützen ihres Tempels aus, den ſie ſich zum Eigenthume gemacht, und zum ewigen Erbtheil gewählet hatten.

Aus der verkehrten Ordnung, in welcher die 4 Thiere genannt werden, erhellet, daß entweder Johannes oder ſein Lehrer, nicht wie die Hebräer von der Rechten gegen die Linke, ſondern von der Linken zur Rechten zu leſen gewohnt geweſen ſeyn muß. Die älteſten Sternſeher malten ſie gewiß in eben der Ordnung, wie ſie ſie am Himmel ſahen, nemlich von der Rechten gegen die Linke, nemlich

nnamreſſaW	.prokS	ewöL	reitS
♒	♏	♌	♉
Waſſermann	Skorp.	Löwe	Stier

Als man aber die Rundung der Erde kennen lernte, ſo malten ſie die Sternbilder nicht mehr in gerader Reihe, ſondern zeichneten vor allen Dingen die Erde nebſt allen Planeten mitten auf die Tafel, und ſezten ſodann die erſten beiden Thiere der obigen Reihe, den Stier und Löwen neben einander über den Kopf der Erde, die beyden lezten aber, Skorpion und Waſſermann unter ihre Füſſe, nemlich ſo:

Löwe Stier
♌ ♉
ewöL reitS

♄ + ☽
♃ ○ ☿
♂ ♀
⊙

Waſſermann Skorpion
♒ ♏
nnamreſſaW noiprokS

Wenn wir alſo dieſe Symbole, wie ſie da ſteht, nach griechiſcher oder auch nach deutſcher Sitte leſen, ſo leſen wir würklich **Löwe und Stier, Waſſermann und Skorpion** oder mit Johannes, **Löwe** und **Kalb**, **Menſch** und **Adler**. Nach der Sitte der Hebräer und andrer morgenländiſchen Völker aber umgekehrt, Stier und Löwe, Skorp. und Waſſermann.

Das groſſe türkisfarbige Rad beim Ezechiel, welches wie vielfach anzuſehen, und an ſeinen Felgen in- und auswendig mit Augen beſezt war, zeigte die Ringſphäre des Atlas an. Daß es vor Alters ſchon ungemein groſſe aſtronomiſche Werkzeuge von dieſer Gattung gegeben habe, erhellet aus der Nachricht, von jener vergoldeten Ringſphäre des Königs **Oſimandyas**, die 365 Ellen im Umfange gros geweſen, und in dem Grabtempel unter der einen Pyramide bei Theben einſt gefunden worden ſeyn ſoll.

Das Lamm, welches das Buch nahm, und ſeine Siegel brach, war nichts weiter als der Widder des Thierkreiſes.

Dieſer hatte freilich hierzu das gröſte Recht, weil er eben das Geſtirn war, worin ſich die 7 Götter, oder die 7 große Genluſſe der Planeten, verſammeln ſollten, um über ihre zukünſtigen Conſtellationen, folglich auch über die zukünftigen Schickſale der Menſchen zu berathſchlagen.

Der apokalyptiſche **Fuchs** ſtellt das **goldne**, der **Schimmel** das ſilberne, der **Rappe** das **eiſerne**, und die **Falbe** das äherne Weltalter vor. Der Verf. beweiſt aber, daß **Johannes** den **Schimmel** fälſchlich vor den **Fuchs** geſetzt habe.

Die Bilder und Mährchen, die Joh. bis zum XI. Kap. beſchrieben hat, waren meiſtens wahrſcheinlich urſprünglich aus Aegypten gekommen, diejenigen aber, die er in der Folge beſchreibt, und wo er konfus wird, ſcheinen meiſtens von den Chaldäern und Perſiern erfunden zu ſeyn, und großentheils eben den Sinn anzuzeigen, den jene enthalten. Aber die jüdiſchchriſtlichen Gnoſtiker und Manichäer warfen freilich alles durcheinander, und kochten wunderliche Mixturen daraus, wenigſtens that es der Verf. der Offenbarung, der die Hieroglyphen der Chaldäer aus dem Daniel und Ezechiel nahm. der Aegypter ihre hingegen groſſentheils bei den Griechen kennen lernte, die ſie aus Aegypten erhalten und ihren Myſterien einverleibt hatten.

Unter der heiligen Stadt haben die älteſten Sternſeher eigentlich den Thierkreiß verſtanden. In ſpätern Zeiten empfingen aber auch allerdings würkliche Städte dergleichen himmliſche Namen, wie z. E. Heliopolis, Diospolis, Jeruſalem ꝛc.

Die alten Myſterien waren hauptſächlich von dreyerley Art. Man betete da entweder die **Geſtirne**, oder das **Feuer**, oder den **einigen wahren** Gott an. Von der erſten Art waren die Myſterien der Agypter, von der 2ten die Myſterien der ältern **Magier zu Babylon** und die **Mythrageheimniſſe der Perſer**; von der dritten endlich die groſſen eleuſiniſchen Geheimniſſe. Pythagoras, der wohl wuſte, daß die Bilder Symbolen der Naturbegebenheiten waren (er hatte ſich auf ſeinen Reiſen in die meiſten dieſer Myſterien einweihen laſſen,) nahm aus allen das Beſte, und ſchuf neue Myſterien daraus, worin er ebenfalls die Exiſtenz eines einigen höchſten Weſens lehrte, welches er bald Monas oder die allgemeine Lichtſphäre, bald Trias oder Geiſt, Seele und Leib, bald Tetras, oder Feuer, Luft, Waſſer und Erde, nannte. Denn er ſah die allgemeine Naturkraft, wie billig, für das höchſte Weſen an, und ſchuf ſeine Trias aus Oſiris, Iſis und Horus, oder aus Sonne, Mond und vegetirender Natur, ſeine Tetras hingegen, wie geſagt, aus Feuer, Waſſer, Luft und Erde. Alle dieſe Dinge bezeichneten ſeine Schüler mit folgendem Symbole, worinn die Tetras, Trias und Monas, oder die ganze Natur enthalten war. (S. Fig. A)

Hier bedeuten die beyden eingeſchobenen gleichſeitigen Dreyecke die vier Elemente, oder die Tetras, in welche die Lichtſphäre, die Monas, die Weltſeele, die allgemeine Naturkraft, unaufhörlich einwürket, um ſtets neue Naturprodukte zu bilden. Das eine Dreieck, welches eine Spitze aufwärts kehret, bedeutet Feuer △, das andere, welches die Spitze abwärts kehret, Waſſer, ▽, löſcht man blos die beiden Schenkel des lezten weg, ſo behält man blos die Hieroglyphe der Luft übrig 🜃, ſtreicht man endlich blos die Schenkel des erſtern aus, ſo bleibt noch das Merkmal des Erdelements ſtehen 🜁. Dieſe 4 Zeichen der vier Elemente kommen noch jetzt in chemiſchen Schriften vor.* Feuer hieß auch Agens, Waſſer hingegen patiens. Daher enthielte dieſes Emblem nicht nur die Zahlen 1. 3. 4. ſondern auch 1. 2. 3. 4. und ſchien mithin vielen ſehr geheimnißvoll zu ſeyn.

Man wählte aber die beyden Dreyecke deswegen zum Symbole der Tetras, weil aus den vier Elementen alle

Dinge gezeugt und geboren werden, und weil bey jeder Erzeugung allemal **Vater**, **Mutter** und **Kind**, die ſich am füglichſten durch dieſe dreiſeitige geometriſche Figur vorſtellen laſſen, in Betrachtung kommen. **Vater**, **Mutter** und **Kind**, oder **Geiſt**, **Seele** und **Leib**, machten alſo die **Drias** aus, und erſchienen in dem Bilde eines Dreyecks.

Die covergirenden Strahlen, welche rings umher auf dieſe beyden in einandergeſchobenen Dreyecke einſtrömen, bedeuten die **Monas**, die **Lichtſphäre**, die **Weltſeele**, die allgemeine **Naturkraft**, welche die Elemente belebt, allerlei Naturprodukte daraus bildet, und mithin **Gott** ſeyn ſoll.

Aber das **Gamma**, welches mitten in den Elementen ſteht, heißt **Geometrie**, weil alle Dinge, die aus den Elementen gezeugt werden, auf **Zahl** und **Maas**, d. i. auf der **Geometrie** beruhen.

Da die allerälteſten Sternſeher den Himmel aus Morgen gegen Abend, wegen der 12 Mondrevolutionen, die das Mondjahr ausmachten, nothwendig in 12 ziemlich gleiche Theile hatten eintheilen müſſen: ſo lehrten die Aegypter, Chaldäer und Braminen, bei welchen **Pythagoras** ohne Zweifel ſeine Hieroglyphen in den Myſterien kennen lernte, daß der Himmel, den ſie nun allerdings für ein reguläres hohles Gewölbe hielten, aus 12 gleichen regulären Flächen zuſammen geſezt, und folglich ein Dodekaedron wäre, deſſen ganze Fläche, wie bekannt, aus 12 regulären Fünfecken beſtehet. Nun hielt man aber dieſes Dodekaedron des Himmels für die Wohnung des ewigen Lichtes, oder der Gottheit, folglich war das reguläre Fünfeck eine heilige Figur, und wegen dieſer Heiligkeit ließ nicht nur **Salomo** die Thüre zu dem Allerheiligſten regulär fünfeckig machen, ſondern **Pythagoras** nahm auch dieſe Figur als eine heilige Hieroglyphe in ſeine Myſterien auf.

Hierzu kömmt nun noch, daß allemal ein fünftes Ding und ein beſonderes Fünfeck entſtehet, man mag die vier Elemente und ihre Zeichen nach einer Ordnung zuſammen ſetzen, nach welcher man will, und aus dieſem Grunde mußte freilich das Fünfeck zu einem ſehr hohen Grad von Heiligkeit gelangen. **Pythagoras** verbarg daher auch dieſen geheimen Satz unter einer beſondern fünfeckigten Figur, die den Namen des Pythagoriſchen Fünfecks führte, und ebenfalls die Zeichen aller vier Elemente, ſowohl als des daraus entſtandenen Menſchen, oder eines jeden andern Geſchöpfs, enthielte, wie Figur B. zeigt.

Hier findet man nemlich ein Dreyeck, welches die Spitze aufwärts kehret, und folglich **Feuer** heißt; **eins** welches die Spitze ſchief abwärts kehret, und **Waſſer** bedeutet; **eines** welches die durchſtrichne Spitze aufwärts kehret und **Luft** anzeigt; **eines** welches die durchſtrichne Spitze ſchief abwärts kehret und **Erde** genannt wird. Die ſonderbare Verbindung derſelben zeigte blos an, daß die Elemente zuſammen geſezt wären, und ein **fünftes** Ding ausmachten, das aus eben den vier Elementen beſtünde. Auch kommt allemal die nemliche Figur würklich heraus, man mag den Zug nun gleich bei dieſer oder einer andern Ecke anfangen, das heiſt, Gott mag die Elemente gleich nach dieſer oder einer andern Ordnung verbinden. Ueber die Schöpfung drückte ſich dieſer Philoſoph folgendergeſtalt gegen ſeine profanen Schüler aus:

„**Anfänglich** war das Chaos. Dieſes war von Ewigkeit her, und finſtere Nacht bedeckte daſſelbe. Aber in der Mitte der Nacht, oder mitten in dem finſtern Chaos, lag der Anfang des Lichts in Geſtalt eines Feuerfünkchens. Dieſes kleine Fünkchen fing hierauf an ſich auszubreiten, und wurde nach und nach ſo gros, daß es endlich die Finſterniß gänzlich vertrieb, und Welten aus dem Chaos bildete, die es nach Verhältniß ihres Abſtandes von ihm alle erleuchtet.

Auf ſolche Weiſe entſtand mitten im Reiche der Finſternis das Reich des Lichtes, deſſen ſphäriſche Grenzen ſich bis an jenes hohle Dodekaedron erſtrecken, das wir den oberſten Himmel nennen.“

Plutarch meldet, Kugel und Kreiß wären dem Pythagoras die allervollkommenſte Geſtalten geweſen. Deswegen eignete er dem **Ewigen** die Geſtalt einer Kugel zu, und nannte ihn **Lichtſphäre**, mit welcher eben die vier Elemente umgeben wären, wie in dem angeführten Symbole der Natur zu ſehen iſt. Aber durch nachſtehendes Bild ſuchte er die Schöpfung ſymboliſch vorzuſtellen. (Siehe Fig. C.)

Der **fünfeckige** Stern zeigt hier die ganze Welt an, inſofern ſie aus der innigen Verbindung der **vier** Elemente als ein **fünftes** Ding entſtanden iſt. Der Kreiß, welcher mitten darin ſteht, bedeutet einen Durchſchnitt einer Kugel und ſtellet **Gott** vor, der bei der Schöpfung aus den Elementen die Welt erzeugte und noch zeugt. Das Dreyeck im Kreiße oder in der Lichtſphäre bedeutet die Zeugung, die aus oft angeführten Gründen allemal mit einer **Dreiheit** bezeichnet wird.

Aus allen dieſen Lehren und Hieroglyphen des Pythagoras erhellet nun ohnſtreitig ſehr deutlich, daß die natürliche Religion ſein Geheimniß geweſen ſey. Denn der Menſch, als Geiſt betrachtet, iſt nach dieſer Lehre, offenbar ein Ausſchluß des ewigen unerſchaffnen geiſtigen Lichtes, oder der Gottheit, und muß mithin nicht nur ewig dauern, ſondern auch zu höhern Vollkommenheiten gelangen, wenn die Organe des Leibes, die ihm zur Erkenntniß der Körperwelt in dieſem Leben gegeben ſind, gehörig benuzt, reines Herzens zu ſeyn ſich bemüht, ſeinen Geiſt mit Wiſſenſchaften, beſonders mit Naturkenntniſſen ſattiget, und einen göttlichen Lebenswandel führt. Gewiß erhabene, edle, nützliche Lehren, die daher groſzentheils auch von dem Stifter der chriſtlichen Religion auf das angelegentlichſte empfohlen, aber hernach leider von den Biſchöfen durch allerlei zugeſezte Meinungen faſt unbedeutend gemacht worden ſind.

Sterndeuter, Wahrſager, Geiſterbeſchwörer und Goldmacher waren alſo die Pythagoräer eben ſo wenig als die Eingeweihten der **Ceres**. **Deismus** oder natürliche Religion war ihr Geheimniß, und jene Symbolen der Naturwürkungen, die ſie da einander erklärten, waren die Hüllen derſelben. Aber die Planetenverehrer und Feueranbeter in Aegypten, Babylon, Perſien und Oſtindien, die nicht Philoſophie genug beſaſſen, dieſe Hüllen zu durchſchauen, glaubten, daß auch die künftigen politiſchen Veränderungen der Staaten ſich aus dieſen aſtrologiſchen Bildern und Perioden eben ſo gut erforſchen laſſen müſten, als ſich aus dem Laufe der Geſtirne und aus Hieroglyphen das Fallen und Steigen des Nils, die Säe- und Erndtezeiten, die Sonnen- und Mondfinſterniſſen, die Conjunktionen der Planeten ꝛc. mit Gewißheit vorherſagen lieſſen. Sie waren ferner allein im Beſiz der Mathematik und Phyſik, und konnten nicht nur den Königen, die damals gar nichts wußten, ſondern auch dem einfältigen Volk, tauſenderlei Taſchenſpiele vormachen, die alle für Zaubereien angeſehen wurden. Daher ſah man ſie für ſogenannte Weiſe oder Magier an; und ſie ſelbſt gaben ſich für groſe Propheten, Taſchenſpieler, Aerzte und Scheidekünſtler aus, und machten dieſe Künſte zu Geheimniſſen, indem ſie glaubten, daß die alten Symbolen der Naturwürkungen dieſelben enthielten.

Ohne Zweifel iſt die Sonne von den erſten Stammvätern vor allen andern Geſtirnen als Gott verehret worden; zumal da ſie in Aſien unter einem milden Himmel lebten, wo die Sonne mit Milde würkte. Sie waren zugleich die erſten Beobachter der Geſtirne, und wohnten in Gegenden, die in Oſten und Weſten mit Bergen begrenzt waren. Denn damals waren noch weit mehr Berge, als jezt Vulkane, die jedoch nach und nach großentheils verloſchen ſind. Daher ſahen die Alten die Sonne, ihren Gott, nicht nur alle Morgen hinter einem Berge, der vielleicht zugleich Feuer ſpie, majeſtätiſch emporſteigen, ſondern auch alle Abende hinter einen Berg wieder hinabſinken. Aus dieſem Grunde geſchah es, daß die Anbetung zwiſchen zwey Bergen mode war. Aber ihre Kinder und Enkel, die ſich in andern Gegenden ausbreiteten, wo ſie weder in Oſten noch Weſten dergleichen Berge fanden, und gleichwohl die Religion ihrer Väter beybehielten, richteten bei ihren Horden, Lägern und Städten zwey Säulen oder Obelisken auf, die von Oſten gegen Weſten einander gegen über ſtanden, und jene zwey Berge vorſtellten, hinter welchem ſie in ihrem Vaterlande die Sonne, ihrem Gott, auf- und untergehen geſehen und angebetet hatten. Nach und nach wurden dieſe beyden Säulen die weſentlichen Stücke aller Tempel der Sonne, und wo zwey ſolche Obelisken oder Pyramiden ſtanden, da war allemal ein Tempel. Dieſen großen Gott malten ſodann einige Völker in Geſtalt eines großen ſtarken Mannes, den ſie **Herkules** nannten, der zwiſchen zwey Bergen, d. i. zwiſchen den Säulen des Herkules einherging. Andere nannten ſie auch die Säulen des **Hermes**. Und eben dieſe Berge oder Säulen ſind es, von welchen die Alten einen ſo verſchiedenen Gebrauch gemacht haben.

Herkules iſt ſicher das Symbol der Sonne geweſen. Seine Heldenthaten ſtellen theils den Lauf, theils die verſchiedenen Würkungen derſelben allegoriſch vor. **Hebe**, ſein Weib, die blos nach Verlauf einer jeden Kreisrevolution einmal zu ihm kam, und von ihm die Erfüllung der ehelichen Pflicht begehrte, bedeutet den Mond, welcher auch nur alle vier Wochen einmal zur Sonne kömmt. Seine 50 Söhne, die er mit jenen 50 Danaiden in einem Tage zeugte, waren die 52 Wochen des Jahrs, in eine runde Zahl verwandelt, nur daß die Dichter die Sache zu ſehr vergröſſert und ein Jahr in einen Tag, ja ſogar eine Nacht verwandelt haben. Seine 12 ſchwere Arbeiten bedeuten den Lauf der Sonne durch die 12 Sternbilder des Thierkreiſes.

Die jüdiſchen Fabeldichter nannten ihn **Simſon**; Delila ſeine Maitreſſe, war der Mond. Seine Stärke lag in den Haaren, nemlich den Stralen. Delila ſchnitt ihm die Haare ab; d. i. in der Nacht, wenn der Mond ſichtbar iſt, verlieren die Stralen der Sonne auf unſere Hemisphäre ihre Wirkung ꝛc.

Moſes bediente ſich ein Paar ſolcher Säulen zu Wegweiſern für ſeine Nomaden in der Wüſte, indem er am Tage dichten Rauch, in der Nacht hingegen Feuer von dem Lager in die Höhe ſteigen ließ, und hierzu ohnfehlbar hohe Säulen oder Stangen brauchte, die mit brennenden Pechkränzen behangen waren.

Salomo ließ 2 hohe Säulen vor der innerſten Thüre ſeines Tempels aufrichten, davon die zur Linken **Jachin**, d. i. **Aufgang der Sonne, oder der Herr fängt ſein Werk an**, die zur Rechten hingegen **Boaz**, d. i. **Niedergang der Sonne, oder der Herr vollendet ſein Werk**, hieß. Aus dieſen Namen erhellet der angeführte Urſprung dieſer Säulen ſehr deutlich.

Johannes oder vielmehr ſein Gewährsmann, verwandelte ſogar dieſe 2 Säulen des Herkules, dieſe zwey Vorſteher der Sonne in 2 Propheten und in 2 Fackeln, die vor dem Gott der Erde, d. i. vor der Sonne ſtanden, und gleichſam die Vorſteher des Himmels vorſtellten.

Das 2te große Himmelszeichen, das Johannes ſah, war eine Mondfinſterniß, die ſich bekanntlich allemal im Vollmonde ereignet. Jener große Drache bedeutete weiter nichts, als die Mondbahn, die an eben dem Orte des Himmels, wo der Mond zu ſehen war, die Sonnenbahn durchkreuzte, und mithin einen Knoten (der Drache heißt) machte.

Roth ſah er aus, weil der Mond während ſeiner totalen Verfinſterung allemal wie ein dunkelroth glüendes Eiſen erſcheinet, wie wir alle wiſſen. Man glaubte aber, der Drache träte vor den Mond, indem er ihn fräße, und ſo kam es, daß man ihn einen rothen Drachen nannte. Seine 7 Köpfe und 7 Kronen waren die 7 Planeten, die ſieben Könige des Thierkreißes ꝛc.

Die eingeweiheten Brüder hatten gewiſſe geheime Loſungswörter, die ſie einander mit verſezten Buchſtaben ſagten, und ſich gegenſeitig für ächte Brüder daran erkannten. Man nannte dieſe Wörter die Wörter des Zeugniſſes, weil ſie gleichſam Zeugen der Aechtheit eines Eingeweihten waren. Sie überwanden durch das Blut des Lammes, weil ſie allemal bei der Einweihung, (der myſtiſchen Tödtung und Wiedergeburt) ein Lamm opferten, welches das erſte Geſtirn des Thierkreißes und mithin geheimnisvoll genug war, um ein Thier von ſeiner Geſtalt zum Opfer zu fordern, und in ſeinem Blute die Neuaufgenommenen zu waſchen. Sie nennten ſich auch Auserwählte des groſſen Gottes, und verglichen ſich mit Sternen.

Daniels ganze Geſchichte giebt deutlich zu erkennen, daß er ſich in die Myſterien der Magier am Hofe Nebukadnezars habe einweihen laſſen, und in ſeinem Buche eben die geheimnisvollen Bilder beſchreibt, welche ihm bei ſeiner Aufnahme von dem Br. Redner erklärt worden ſind, der aber den wahren Sinn und richtigen Urſprung derſelben freilich wohl ſelbſt nicht recht verſtanden haben mag.

Die heilige Stadt iſt nichts weiter, als der Himmel, der von dem Glanze des ewigen Sonnenlichts, von der Herrlichkeit des Mithra, erleuchtet wird. Ihre groſſen hohen Jaspismauern bedeuten das grünlichblaue oder blaue ſcheinbare Gewölbe, welches man Himmel nennt. 12000 Stadien hält ſie deswegen im Gevierten, weil der Thierkreiß 12 Sternbilder hat. 12 mal 12 Engels Ellen hoch, breit, und lang waren ihre Mauern deswegen, weil man mit der Gezwölften Zahl ſpielte, und weil man den Himmel für ein Dodekaedron anſah. Sie hatte 12 Thore; denn jedes der 12 Geſtirne war ein Thor, durch welches die Sonne alle Jahr einmal ging. Die 12 Geſtirne waren auch Apoſtel des **Lammes** oder **Widders**; denn dieſer war das erſte Geſtirn, dem die übrigen alle folgten.

Heiden, die ſelig werden und in dem Lichte dieſer Stadt wandeln, ſind Profane, die ſich in die Mythrageheimniſſe einweihen laſſen, und mithin in den Himmel kommen. Nacht kann es da niemals werden, denn wo **Mythra**, das reine Himmelslicht, wohnet, da kann keine Finſterniß eindringen. Endlich ſiehet man den Namen des Höchſten deswegen an den Stirnen der Auserwählten geſchrieben, weil ſie alle in die Geheimniſſe des **Mythra** eingeweihet ſind, und folglich alle das geheime Kennzeichen an ihren Stirnen empfangen haben.

(Montfaucon Antiq. expliquée Tit. I, Part. 2. 2. Planche. *Dupuis* ſur l'origine aſtronomique de l'Idolâtrie & de la Fable, im Journal des Sçavans 1779 und 1780.)

Weiſſagungen auf den Meßias.

Das erſte **Menſchenpaar** ſcheint bei **Moſes**, wie im Zend-Aveſta, eine bildliche Vorſtellung des heliakiſchen Aufganges der **Zwillinge** zu ſeyn. Der öſtliche gehet allemal etwas eher auf als der weſtliche, indem der letztere gleichſam aus der Seite des erſtern zu entſtehen ſcheint. Die älteſten Himmelsbeobachter malten, wenn ſie den ſucceſſiven Aufgang der Zwillinge vorſtellen wollten, ein paar Menſchen, die eben vom Schlafe erwachten, und lieſſen den einen aus des andern Seite entſpringen. Daraus entſtand in der Folge die Fabel, daß der Schöpfer das Weib aus der Seier oder Ribbe des Mannes, als dieſer ſchlief, geſchaffen habe. **Der ſchöne Garten**, den Gott gegen Aufgang der Sonne angelegt haben ſoll, trift ſehr gut mit jener Anhöhe der Perſer zuſammen, auf welcher der Höchſte Stiere und **Menſchen** ſchuf. **Eden** ſelbſt bedeutet alſo wahrſcheinlich den **Thierkreiß**.

Aus dem Bilde des heliakiſchen Untergangs der **Zwillinge** dichtete man den Sündenfall der beiden **erſten Menſchen**, wozu ſie allerdings von einer Schlange verführt werden muſten: denn dieſe war das alte Symbol des Kreißlaufs der Geſtirne, und vermöge dieſes Kreißlaufs aßen ſie eben von dem **Baume der Weisheit oder des Erkenntniſſes des Guten und Böſen**, d. i. von dem Sonnenlichte, welches bekanntlich allezeit mitten im Thierkreiſe wächſt; ich ſage, vermöge dieſes Kreißlaufes gingen die **Zwillinge** heliakiſch unter, welches eigentlich den Sündenfall bedeutet. Hernach lagerte Gott einen Cherub, d. i. einen geflügelten Ochſen, vor die Thüre des Paradieſes: denn der **Stier** war in dem hohen Alterthume bei den meiſten Völkern das erſte Geſtirn des **Thierkreißes** und mußte ſich alſo gleichſam vor die Thüre deſſelben lagern, um den **Baum des Lebens**, oder den **Mond**, welcher die **Lebensmittel**, den **Horus**, gebahr, zu bewahren. Der **Baum der Weisheit** war alſo hier die **Sonne**, weil ſie Licht giebt; der **Baum des Lebens** der **Mond**, weil er nach dem Wahne der alten Aſtrologen, die Lebensmittel auf den Erdboden haucht.

Die Weiſſagung Jakobs iſt weiter nichts als eine ägyptiſche Allegorie der 12 Sternbilder des Thierkreißes. Von dem **Oſterlamme** iſt zu merken, daß um die Stiftung deſſelben gerade der **Widder** heliakiſch unterging, und mithin gleichſam getödtet ward. Er gehet aber allemal des Abends heliakiſch unter: folglich mußte das **Oſterlamm** gleich nach **Sonnenuntergange** geſchlachtet und in der

Nacht gegeſſen werden. Er wird nach ſeinem heliakiſchen Untergange **nicht in Stücken zerriſſen**, ſondern ſtehet im dritten Monde am Horizonte gegen Oſten unverſehrt wieder von den Todten auf. Folglich durfte das Oſterlamm **weder zerhauen noch zerbrochen**, ſondern muſte ganz gebraten werden. Man hat es für ein Vorbild auf **Jeſum** angeſehen.

Die alten Prieſter waren, wie man aus vielen Thatſachen weiß, in der Chemie ziemlich geübt. Sie hielten nur ihre Künſte vor allen Profanen ſehr geheim, damit ſie deſto leichter mit Wunderwerken betrügen, und ihnen dadurch ein deſto ſicheres Gebiß ins Maul geben konnten. Dieſe geheimen Künſte übermachte hernach Moſes ſeinen Leviten erblich. **Dein Licht und dein Recht**, ſprach er zum Stamme Levi, als er ſeinen lezten Willen bekannt machte, **bleibe bei deinem heiligen Manne** ꝛc. 5 Moſ. 8. 9. 10. 11. lehret offenbar daß auch ſogar die Leviten ihre Taſchenſpielerkünſte geheim halten ſollten. Moſes löſte das Kalb zu Staube auf, d. i. er machte aurum fulminans daraus, womit er den Korah, Dathan und Abiram, die ſich heftig wider ihn empörten, in die Luft ſprengen ließ. Vielleicht hat er ſich zu dergleichen Wundern des gemeinen Schlagpulvers bedient, welches aus Weinſteinſalz, Schwefel und Salpeter beſteht. Als Aaron das erſte Brandopfer vor der Stiftshütte zubereitet hatte, da warf ein anderer Prieſter einen brennenden Wollenbüſchel, der mit Terpentin und Kampfer verſezt war, von der Hütte, ohne bemerkt zu werden, auf den Altar herab, und nun hieß es, das Feuer wäre von dem Herrn gekommen. Bei der Einweihung des Salomoniſchen Tempels ahmte man dieſes herrliche Wunderwerk nach.

Eſaia 7, 14. 15. 16. iſt eine Anſpielung auf den jungen Horus. Die himmliſche Jungfrau war in Aegypten bekanntlich der Iſis, der Mutter des Horus, dem Mon-

de

ſie geweihet. Sie gebar ihn jährlich, wann die Sonne aus der **Jungfrau** in die Waage überging. So lange aber dieſe ſich in den beyden Königen des Himmels, in dem **Löwen** und der **Jungfrau** befand, ſo lange ging **Iſis** mit dem **Horus** ſchwanger, und alles gute Land lag unter dem ausgetretenen Nil öde, d. i. es war von den beyden Geſtirnen oder Königen, die während gedachter Ueberſchwemmung herrſchten, gleichſam gänzlich verlaſſen. Aber der Prophet wuſte ſelbſt nicht, daß die junge Frau die **Iſis**, und **Immanuel** der junge **Horus** war, darum ſchuf er aus dem leztern einen jüdiſchen **Meßias**, einen jüdiſchen Wohlthäter, und machte aus den beiden himmliſchen Königen der Aegypter zwey Könige aus **Juda** und **Iſrael**.

Micha 5, 1. 2. **Bethlehem** heiſt auf deutſch ein **Brodhaus**. **Horus** heiſt oft ſo viel als **Brod**. Nun kömmt aber Brod aus dem Brodhauſe. Mithin muß **Horus** in dieſem Sinne freilich aus **Bethlehem** kommen. **Horus** oder **Brod**, erzeigt den Menſchen, und muſte alſo auch den Juden, viel Gutes erzeigen. Da aber **Micha** den **Horus** der Aegypter ebenfalls nicht recht kannte, ſo machte er ihn, wie alle Propheten ſeiner Nazion, zu einem wirklichen Helden, der Iſrael von dem Joche der Heiden befreien und König werden ſollte.

Jeſus und ſeine Jünger.

Die ägyptiſchen Magier kannten ſchon zu Moſe Lebzeiten den wahren Sinn ihrer aſtrologiſchen Traditionen und Bilder nicht mehr, und konnten ihn mithin ihren eingeweihten Schülern auch nicht mittheilen. Sie hielten ihre Bilder der Naturbegebenheiten für Götter, und hatten die alten Nachrichten von den abwechſelnden Ständen der Geſtirne, beſonders aber die Erzählungen von der ſterbenden und wieder erwachenden fruchtreichen Saat, bereits längſt zu förmlichen Göttergeſchichten gemacht. **Moſes**, ihr Schüler, hatte zwar wohl von dem **einigen** Gotte der älteſten Chaldäer und Perſer, d. i. von dem reinen himmliſchen unſichtbaren Lichte, vieles gehört; aber den wahren ſternkundigen Sinn der gedachten Bilder der Naturbegebenheiten heraus zu grübeln, war ihm dennoch nicht möglich, weil er dazu zu wenig Aſtronomie verſtand. Seine abergläubiſchen Lehrer, die über ihren ſehr einträglichen Wahrſager- und Taſchenſpielerkünſten die Wahrheit vergeſſen hatten, konnten ihm daher den Schlüſſel dazu auch nicht mehr an die Hand geben, ſondern unterrichteten ihn blos in ihren Wahrſager- und Experimentalphyſiker-Kenntniſſen, die er hernach freilich nicht ungenuzt ließ. Nun hatte er aber nicht nur die **drey** älteſten Weſen der Zeugung, ſondern auch die **zwölf** Sternbilder des Thierkreiſes, einmal als Götter kennen gelernt, und gleichwohl erlaubte ihm die Erkenntniß eines **einigen** höchſten Gottes nicht ſie für wahre Götter zu halten. Woher ſie aber gekommen wären, wuſte er nicht. Nun hatte er gehört, daß dieſe Götter einſt Könige über Aegypten, ja über den ganzen Erdkreiß geweſen ſeyn ſollten, und viele Kinder, die aber nach und nach in arme hungrige ſündige Menſchen ausgeartet wären, gezeugt hätten. Er ſchuf alſo die Geſchichte der Stammväter ſeiner eigenen Nazion daraus, indem er **drey** Weſen der Zeugung mit ſeinen **drey** Erzvätern, die **zwölf** Geſtirne des Thierkreißes hingegen mit **Jakobs** **zwölf** Söhnen und ihrer Schweſter **Dina** verglich: denn **Simeon** und **Levi** machten nur ein Sternbild, nemlich die **Zwillinge**, aus, daher blieb noch eins für die **Dina** übrig, welches ohnſtreitig die **Jungfrau** war.

Da nun der große Wohlthäter des Menſchengeſchlechts, der junge **Horus**, jährlich von ſeinem Schlafe zu erwachen begann, wann die Sonne aus dem **Löwen**, der dem **Juda** anheim fiel, entwich, und ihm auf ſolche Weiſe den Zepter der himmliſchen Herrſchaft entwandte, ſo dichtete **Mo-**

ſes aus dieſem großen Wohlthäter, dem **Horus**, einen Helden, und aus dem **Löwen** eine große königliche Würde, die eher nicht von **Juda** weichen ſollte, bis eben dieſer Held käme, dem ſich alle Völker des ganzen Erdkreißes unterwerfen ſollten.

Was nun **Moſes** einmal geſagt hatte, das behaupteten auch die folgenden jüdiſchen Wahrſager, die den wahren ſternkundigen Sinn der alten ägyptiſchen Tradizionen und Bilder noch weniger als er zu enträthſeln fähig waren. Sie lernten überdies bei den Perſern und Babyloniern auch allerlei Räthſel und Bilder der Herrſchaften der Planeten ſowohl als des himmliſchen reinen Lichts, wie auch jener zukünftigen Zerſtörung der gegenwärtigen böſen Welt kennen, und webten nun das bekannte Gewirre ihres Wahrſager- und Propheten-Syſtems daraus. Sie durften freilich nicht füglich zur Verantwortung gezogen werden, wenn ſie falſch prophezeihten, denn ſie waren Männer Gottes, und konnten ihre räthſelhaften Sprüche, nach Art aller Orakel drehen und wenden wie ſie wollten.

Endlich kam **Jeſus**; gerade zu der Zeit, als den Juden die mächtigen Römer auf dem Halſe lagen, und ihnen alle Hofnung entriſſen, jemals das Joch der Knechtſchaft wieder abzuſchütteln. Sie hoften alſo nun täglich auf ihren großen Erlöſer, dem ſie ſeit jener babyloniſchen Gefangenſchaft lange vergeblich entgegen geſehen hatten. Sie gaben einem jeden, der ſich auf irgend eine Weiſe legitimiren, und ihren Aberglauben mit Quackſalberwunderwerken ſtärken konnte, von ganzem Herzen Beifall, wenn nur ihr Anſehn und Einkommen dadurch nicht in Gefahr gerieth, wie dies der Fall der Schriftgelehrten mit Jeſu allerdings war, die ihn daher auch, als einen ſo armen **Meßias**, der ihnen noch dazu ſo ſehr widerſprach, natürlicherweiſe nicht wohl annehmen konnten. Jeſus iſt nicht nur nicht auf eine übernatürliche Weiſe von Gott gezeuget werden, ſondern die Geſchlechtsregiſter, die Matthäus und Lukas von ihm liefern, verdienen keinen Glauben, weil ſie ſich widerſprechen; die Schriften der Apoſtel ſind alſo Menſchenwerk. Man muß alſo von Jeſu, blos wie von einem Menſchen reden: und da die Apoſtel ſelbſt Unwahrheit gelehret haben, ſo können auch die Kirchenväter ihnen darin nachgefolgt ſeyn, und unſer Schiedsrichter kann folglich niemand ſeyn als die Vernunft, welche durchaus nicht zugeben kann, daß Gott habe Menſch werden und leiden können. Es iſt aber nicht zu läugnen, daß Jeſus ein Mann von vortreflichen Geiſtesfähigkeiten, von dem beſten Herzen, und von erhabenen Geſinnungen geweſen ſey. Es mag wahr ſeyn, daß er ſchon in ſeinem 12ten Jahre die Schriften der Propheten nach jüdiſcher Weiſe gut verſtanden habe. Als er aber das männliche Alter erreichte, da fühlte er, wie ſtark ſein Geiſt war, da ſah er, daß er ſich mit jedem Schriftgelehrten meſſen konnte; da zeigte ſich ſeinem weit um ſich ſehenden Geiſte die große Gefahr, die ſeinem Volk drohete; da entdeckte er die Heuchelei, den Geiz, den übertriebenen Stolz, die Ignoranz der Phariſäer und Sadducäer.

Sokratiſche und platoniſche Philoſophie hatte bereits im Jüdiſchen Lande (Joh. 7, 35.) ſo wie die griechiſche Sprache, hin und wieder Wurzel geſchlagen, beſonders unter den Eſſäern, die ſie mit ihrem Judenthume, und vielleicht mit jenen geheimen Lehren der perſiſchen Magier, verwebten. Ja einige Jüdiſche Sekten hatten ſogar ſchon den Mythrageheimniſſen die Tauſceremonie abgeborgt, und ſie unter ſich eingeführet. Die Moral der guten griechiſchen Philoſophen, die ſich Jeſus eigen gemacht hatte, das Bewuſtſeyn ſeiner überwiegenden Geiſteskräfte, der damalige Verfall des Judenthums; und endlich die große Gefahr, die bereits die mächtigen Römer ſeiner ganzen Nazion drohten, würkten ſo ſtark auf ſein patriotiſches Gemüth, daß er ſich nicht nur zum Reformator der jüdiſchen

Lehrmeinungen aufwarf, ſondern ſich auch würklich für den verheiſſenen Meßias hielte. Hierzu kam noch, daß die damalige Wahrſagerſeuche der Aſtrologen auch auf ihn würkte, welches aus vielen Schriftſtellen deutlich erhellet. Man kann verſichert ſeyn, daß er ſich mit allen damaligen Aſtrologen das nahe Ende der ſechſten oder gar der ſiebenten Planetenrevolution und mithin das Ende der böſen Planetenwelt, ſehr nahe vorgeſtellet habe. Gleichwohl muſte der Meßias, zufolge aller Propheten vor dem Ende dieſer Welt noch kommen; und hieraus folgerte er abermals, daß er dieſer Meßias, dieſer Erlöſer, dieſer groſſe Wohlthäter ſeines Volks würklich wäre, für den er ſich ausgab.

Mit ſeinem Vetter **Johannes**, der wohl ganz guten Unterricht genoß, weil er der Sohn eines Prieſters war, ſtand er ohnfehlbar in gutem Vernehmen, und ſtudirte wahrſcheinlich mit ihm die Propheten und andere Schriften. Dieſem ſeinem Vetter und Herzensfreunde, der ſich mit ihm ohne Zweifel nicht ſelten von dem oft gedachten nahe herbeikommenden neuen Himmelreiche der Aſtrologen und Wahrſager unterhielte, wird **Jeſus** gewiß auch ſein groſſes Vorhaben entdeckt haben. **Johannes** muſte den Engel vorſtellen, von welchem die Propheten ſagten: Siehe in der Wüſten iſt eine Prophetenſtimme, die dem Herrn den Weg bereitet. Siehe ich ſende meinen Cherub vor mir her, der mir den Weg bahnen ſoll. **Jeſus** hingegen folgte ihm in ſeinem Lehramte und mit ſeinen Wundern bald nach.

Wer ſich in Perſien in das Reich des reinen himmliſches Lichts, des höchſten Gottes, d. i. in die Mythrageheimniſſe aufnehmen ließ, der wurde zuvor getauft, um dadurch anzuzeigen, daß die unreinen ungewaſchnen Profanen keinen Antheil an der großen Seligkeit der Eingeweihten haben könnten. **Mythra** war die Sonne, das ewige göttliche Licht, und ſeine Heiligen die Fixſterne. Gleichwie nun dieſe Sterne ſtets rein ſind, und ſtets im weißgewaſchnen Lichtkleidern der Sonne getreulich nachfolgen, oder vor ihr hergehen, und nie, wie etwa die verbuhlten Planeten, einander verliebte Rendez Vous geben; ſo mußten ſich auch die Candidaten dieſes himmliſchen Reichs des **Mythra** vor ihrer Aufnahme nicht nur taufen, und von dem Profanen Sündenunflathe rein waſchen laſſen, ſondern auch reine Kleider anlegen, und ſodann dem Hierophanten, der im Namen des **Mythra** ſie alle wie ein großer König regierte, mit züchtiger Keuſchheit in allen Stücken getreulich folgen. Dieſe geheimnißvolle Würkung der Taufceremonie verbanden die jüdiſchen Gnoſtiker mit ihren dunkeln aſtrologiſchen Grillen von dem bevorſtehenden Ende der Planetenherrſchaft und von dem zukünftigen Reiche des Meßias. Sie führten auch die Taufceremonie der Perſer ſchon vor **Johanne** im jüdiſchen Lande ein, konnten aber deswegen kein ſehr großes Aufſehn damit machen, weil ſie dieſelbe noch nach perſiſcher Weiſe als ein beſonderes Geheimniß behandelten, und nur etwa diejenigen tauften, die ſich zu ihrer Sekte halten wollten.

Johannes der Täufer hingegen, der da glaubte, daß das Reich des **Meßias** ganz nahe herbei gekommen ſey, ja, daß der **Meßias** ſelbſt ſchon auf Erden wandelte, lud nun alle Menſchen mit ſeiner Taufe zu dieſem Reiche ein, und nahm ſogar Schlangen- und Otterngezücht, Phariſäer und Sadducäer, zu Mitgliedern dieſes neuen Reichs auf. Alſo war **Johannes** kein Betrüger, ſondern blos ein frommer Fanatiker, der ſich in den Mithrageheimniſſen und in den aſtrologiſchen Grillen ſeiner heiligen Propheten dergeſtalt verſizt hatte, daß ihn auch die vernünftigſte Philoſophie aus dieſem ſyſtematiſchen Traume nicht hätte erwecken können. Auf gleiche Art war auch **Jeſus** kein Betrüger, ſondern ein wahrer Menſchenfreund, welcher ſich aber ebenfalls in die dunkeln Lehren der perſiſchen Magier, ſowohl als in die Träume der Aſtrologen, und in die Weiſſagungen der

Propheten ſeiner Nation, dergeſtalt verwickelt hatte, daß er ſich von der Gewisheit ſeines Meßiats völlig überzeugt fand. Aber dabei durchwebte er ſein Lehrſyſtem mit vortreflicher Moral, die allerdings einen ſehr wohlthätigen Einfluß auf das Menſchengeſchlecht hatte, und wegen welcher ihn freilich jeder vernünftige Mann mit herzlicher Dankbarkeit jezt noch überaus lieben und hoch verehren muß.

Vermittelſt der hohen Kräfte, die der Menſch beſizt, und die man bei weitem noch nicht ſo hinlänglich kennt, kann der Menſch allerdings unbegreifliche Würkungen hervorbringen, die ſich freilich nicht ad oculos demonſtriren laſſen. Sie werden bei den allermeiſten beſonders phlegmatiſchen Menſchen nie lebendig, ſondern zeigen ſich blos in einigen wenig feurigen Wahrheitsforſchern und Menſchenfreunden zuweilen thätig. Dergleichen unbegreifliche Würkungen ſind gleichwohl nicht übernatürlich, denn alles was geſchieht, geſchieht aus natürlichen Urſachen, aus natürlichen Kräften; ob wir gleich dieſe Urſachen und Kräfte und ihre Würkungsart nicht kennen. Die Erfahrung, ſagt der V. hat mich gelehret, daß mancher Menſch nicht nur durch bloße Berührung, die mit einem recht heftigen wohlwollenden Drange der Seele verknüpft iſt, vielerlei Fieber und Krämpfe heilen, ſondern auch durch recht lebhafte Wünſche bei ſchlimmen Wetter in der Atmoſphäre ſelbſt einige kleine Veränderungen bewirken, ja ſogar ohne ſeinen Willen und ohne ſein Zuthun, oft Begebenheiten, die ſich unter ſeinen mit ihm ſympathiſirenden Geliebten und Freunden zutragen, ganz deutlich empfinden kann. Der Menſch kann ſich dieſe Kräfte nicht erwerben — ſie ſtehen nicht in ſeiner Gewalt — Er weiß nicht, wie es damit zuſteht. Unter **Millionen** Menſchen giebt es kaum einen, bei dem ſie ſich nicht ſo ſehr eingefleiſcht haben, daß ſie lebendig werden und merklich würken können.

Jeſus war nun ohnſtreitig kein gemeiner Menſch, ſondern gewiß mit ungewöhnlichen oder außerordentlichen Na-

tur

turkräften ausgerüſtet. Man kann alſo nicht zweifeln, daß Wind und Wellen dem wohlwollenden Drange ſeiner ſtarken Seele und ſeinem großen Vertrauen auf Gott, einigermaßen Gehorſam geleiſtet haben.

Der Verf. kennt einen Menſchen, der ebenfalls faſt eben das empfinden würde, was Jeſus empfand, als das blutflüſſige Weib ſein Kleid berührte, wenn jemand in dieſer Abſicht und mit eben dem veſten Vertrauen auf ſeine Geneſung ſeinen Rockzipfel von hinten berührte.

Daß Jeſus den geheimnißvollen Lehren von der Taufe und Wiedergeburt der Eingeweihten geneigt geweſen ſey, erhellet aus ſeiner Unterredung mit Nikodem; welche der Verf. ſo erklärt: Der Sohn des Menſchen, oder der Sohn Gottes, iſt urſprünglich **Horus**, oder der Sohn des Oſiris. Aus Waſſer aufs neue gebohren werden, heißt weiter nichts als getauft werden. Dies war die erſte geheimnisvolle Ceremonie, der ſich die Candidaten der Mithrageheimniſſe unterworfen und dadurch rein oder weiß, wie die Sterne gemacht werden muſten. **Mithra**, oder das ewige himmliſche Licht, nahm ſie dadurch zu Kindern und Mitgliedern ſeines Reichs auf. **Mithra** aber war ein Geiſt. Er zeugte ſich mithin ſeine Söhne durch die Einweihungsceremonien auf eine geheimnisvolle Weiſe gleichſam ſelbſt; und auf ſolche Weiſe wurden die Candidaten allerdings aus Waſſer und Geiſt wiedergebohren.

Horus bedeutete ſehr oft Brod und Getraide. Dieſes trugen in Aegypten ſchon im Alterthum die Eſel. Aus dieſer Urſach gab man dieſem jungen Helden, der aus dem himmliſchen Löwen jährlich wieder erwachte, ein paar Eſel, eine fruchtbare Stute mit ihrem Füllen, zu Attributen. Da aber eben dieſer junge Held zugleich der Weingott war, ſo ſezte man zu ſeinen Attributen auch einen Weinſtock, an welchen die beyden Eſel gebunden lagen. **Moſes** und **Jakob** verwandelten dieſen ägyptiſchen Gott in einen hebräiſchen König und Helden, der aus dem Stamme Juda hervorſproſſen ſollte. Die ſpätern Propheten traten in die Fußtapfen ihrer Vorgänger, und ließen den großen König, von dem ſie einmüthig hoften, er werde ſie von dem ſchweren Sklavenjoche der unreinen Heiden befreien, auf einer Eſelin und ihrem Füllen in Jeruſalem einziehen. Jeſus hatte die Propheten fleißig ſtudiert, und war in ſeinem Gemüthe feſt überzeugt, daß er dieſer König wäre. Die Schrift mußte aber erfüllet werden. Daher hielt er ſeinen feierlichköniglichen Einzug in Jeruſalem auf einer Eſelin, die, wie Markus meldet, ihr Füllen beiher führte. Daß Jeſus alſo der Meßias, mithin der König und Retter ſeiner Nazion wäre, davon war er völlig überzeugt. Nun gingen aber damals unter den Jüden verſchiedene aſtrologiſche Tradizionen von dem 3tägigen Schlafe oder Tode des Meßias im Schwunge. Horus legte ſich ehemals in Aegypten ins Grab, wenn die Sonne dem himmliſchen Löwen ſich nahete. Während ihres Aufenthalts in dieſem Geſtirn blieb er im Grabe. Aber wann ſie die Jungfrau bald verlies, dann fing er allmälig an, vom Tode wieder aufzuerſtehen. Die ganze Dauer ſeiner Ruhe betrug beinahe drey Monden. Im erſten derſelben legte er ſich nieder, im zweiten blieb er in dieſem Schlafe liegen, und im dritten fing er an, wieder zu erwachen. Aus dieſen 3 Monden machte man hernach 3 Tage; und ſo kam es, daß nicht nur Jonas drei Tage im Bauche des großen Hayen, ſondern auch der Meſſias drei Tage im Grabe verharren mußte. Hierzu kam noch, daß der Mond ſelbſt allemal den dritten Tag nach ſeinem heliakiſchen Untergange wieder ſichtbar ward, oder von den Todten zu den Lebendigen zurückkehrte, wie auch, daß der Widder oder das Lamm, das den perſiſchen Magiern und mithin dem Johannes heilig war, im dritten Monde nach ſeinem heliakiſchen Untergange wieder völlig heliakiſch aufging. Dieſe jüdiſch gnoſtiſchen Lehren von dem dreytägigen Tode des Lammes, und jene ägyptiſchen Allegorien von dem 3 monatlichen Schlafe des Ho-

Horus muſt Jeſus allerdings in ſein Syſtem aufnehmen; denn er hatte ſie theils bei Johanneſſen dem Täufer, theils in den Propheten kennen lernen. Ob er aber ſelbſt leibhaftig ſterben, und in einem ordentlichen Grabe drei Tage lang verharren mußte, ehe er wieder auferſtehen, und ſeine ewige Regierung antreten könnte, oder ob vielmehr die drei Jahre, die während ſeines öffentlichen Lehramts im Stande ſeiner Niedrigkeit verfloſſen, dieſe drei Tage bedeuteten, darin ſchien er in ſeiner Meinung zu ſchwanken. Aus dieſem Grunde ſprach er von dieſem Theile ſeines Meſſiats wohl nie ganz deutlich. Er hüllte vielmehr ſeine Gedanken immer in zweideutige Räthſel ein, die daher die Jünger, wie die Evangeliſten ſelbſt melden, vor jener großen Kataſtrophe niemals verſtehen, oder der keines vernehmen konnten, ſondern immer hoften, er werde das weltlich jüdiſche Reich wieder aufrichten und Iſrael erlöſen.

Horus der Aegypter war Meßias der Juden. Horus war Brod und Wein. Der Meßias mußte alſo auch ſo etwas vorſtellen; Er ſtellte nemlich Lebensbrod und Lebenswein vor, d. i. er war Seelenſpeiſe und Seelentrank, himmliſche Speiſe und himmliſch Getränke. Dies alles wuſte Jeſus. Er wuſte ferner, daß er nun auf alle Fälle mit ſeinen Jüngern in ein anderes Verhältniß zu ſtehen kommen würde, er möchte nun in ſeinen Abſichten auf den Tempel reuſſiren oder nicht. Deswegen gab er ihnen jezt gleichnisweiſe Brod und Wein, ſtatt ſeines Leibes und Blutes, zum Andenken ſeiner zeither mit ihnen gepflogenen Gemeinſchaft, zu eſſen und zu trinken, und ſo iſt das Abendmahl eingeſezt worden.

Jeſus iſt nicht am Kreuze geſtorben, ſondern lag nur in einer ſtarken Ohnmacht. Pilatus lies ihn ſchonen, und die Beine nicht, wie andern gekreuzigten Miſſethätern entzwei brechen. So legte man ihn in das Grab, aus welchem er, nach vorübergegangener Ohnmacht wieder hervorging. Pilatus ſah ihm und ſeinen Jüngern dabei durch die Finger.

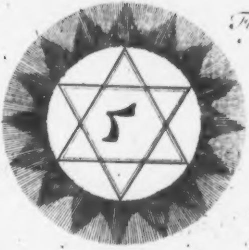


Fig. A.

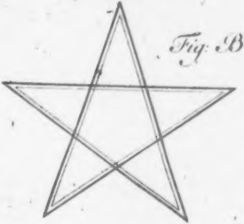


Fig: B.

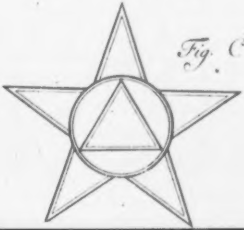


Fig. C.

IV.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

I.

Mährchen vom Grafen von Orlamünde.

Impromptü einer Dame. *)

Ehrich Graf von Orlamünde vermählte ſich mit der Gräfin von Tonna, welche wegen ihrer Schönheit, Tugend und Frömmigkeit ſowohl als wegen ihres Reichthums Weltbekannt war; Da er viele Schwierigkeiten fand, ſie von ihren Eltern zu erlangen, that er an ſeinem Hochzeittag das Gelübde, daß, wenn ſeine Gemahlin in 2 Jahren keinen Erben ihm geben ſollte, er einen Kreuzzug thun, und ein güldnes Kind in die Capelle ohnweit den heil. Grabe verehren, 100 Saracenen-Köpfe dem Pabſt liefern, und kniend den Berg Golgatha hinauf klettern wollte. Zwey Jahre waren nun ſeit ſeiner Verheirathung verfloſſen, und die ſchöne Gräfin von Orlamünde gab ihm noch immer keinen Erben, als Gottfried Graf von Gleichen, welcher die Straße ziehen mußte, und wegen Wetter und Wind nicht weiter kommen konnte, von Graf Ehrich eingeladen wurde, die Nacht bey

---

*) Ein Gewölbe in einem alten Schloſſe, worin man drey Hunde begraben fand, gab zu dieſem Mährchen aus dem Stegreife, die Veranlaſſung.
R.

bey ihm zuzubringen; Graf Gottfried nahm die Einladung an, theils um Bekanntſchaft mit der ſchönen Gräfin zu machen, die er ſchon längſtens hatte rühmen hören, theils aus unumgänglicher Nothwendigkeit, weil ſein Pferd alle Vier Hufeiſen verlor. Die ſchöne Gräfin und der ſchöne Graf von Gleichen, der wegen ſeiner vortreflichen Geſtalt in ganz Thüringen, der Schöne Ritter hieß, waren in kurzem die beſten Freunde, bald war er ſo oft in Orlamünde, daß man ihm faſt wenig mehr in Gleichen antraf; wenige Zeit gehörte dazu, um eine völlige Liebesgeſchichte zwiſchen ihnen anzuſpinnen, doch mußten ſie ſich ſehr in Acht nehmen, weil Ehrich etwas eiferſüchtig war, der Graf von Gleichen lag daher der Gräfin an, ihren Gemahl zu rathen, ſeinen Kreuzzug zu beſchleunigen; Sie bot alle ihre Weiberliſt auf, auch Thränen wurden nicht geſpart, und nach einigen Monaten Mühe und Arbeit, beredete ſie endlich den Grafen, ſeinen Kreuzzug anzutreten. Nach den erforderlichen Vorbereitungen von Beten und Meſſe leſen, eilte er unter vielen Umarmungen von ſeiner Gemahlin, nach Frankreich, um mit dem Heil. Ludwig ſeinen Kreuzzug anzufangen. Kaum war der gute Graf aus dem Schloſſe, als die Gräfin, welche beym Abſchied aus einer Ohnmacht in die andre fiel, ſich eiligſt an ihren Schreibtiſch ſezte, und ihrem geliebten Grafen die fröhliche Nachricht gab, daß ihr Gemahl die Reiſe angetreten hätte. Blizſchnell ſezte er ſich zu Pferde und eilte nach dem Schloſſe der ſchönen Strohwittwe, und nun ging alles herrlich und in Freuden; alle Tage Schmauß und Wohlleben; der ſchöne Graf von Gleichen vergaß ganz ſeiner guten Gemahlin. Nicht lange, ſo fing man an, ſich ins Ohr zu raunen, daß die Gräfin von Orlamünde, in kurzem niederkommen würde, und daß der Graf Ehrich ſich ſeine Reiſe wohl würde haben erſparen können. In der That kam die Gräfin mit einem wohlgeſtalteten Sohne nieder; man ſprach zwar ſehr laut davon wie dieſes wohl zugehen möchte, aber lange nicht ſo laut, als ein Jahr darauf, da ſie mit dem Zweyten niederkam: doch das dritte Jahr hörte man völlig auf, darüber Gloſſen zu machen, als ſie eine Tochter gebar, welche an Schönheit ihrer Mutter nichts nachgab. Die Gräfin, um ihre Lebensart zu bemänteln, verſuchte den Leuten weiß zu machen, daß die drey Kinder die Wirkung der vielen, zu Erfurth im Dom gehaltenen Meſſen wären: die Heil. Marie, ſagte ſie, ſey ihr des Nachts erſchienen, habe ihr an der Hand den heil. Gothard zugeführt, und ſie mit folgenden Worten angeredet: **Mit dieſem ſollſt du Kinder zeugen!** ſie habe ihm darauf auch zu ihrem Seelengemahl angenommen: Allein die heilige Marie habe ihr verboten keinem Menſchen etwas davon vor der Geburt der Kinder zu entdecken, beſonders aber es ihrem Gemahl zu verhehlen: dieſes ganze Mährchen bürdete ſie ihrem Beichtvater, einem Franziskaner auf, der ihr eben zureden wollte, ihr bisher geführtes Leben zu ändern. Unterdeſſen, daß ſich dieſes alles zu Orlamünde zutrug, hatte der Graf ſein Gelübde aufs ſtrengſte vollzogen, er war auch ſchon mit dem heiligen Ludwig zu Paris wieder angekommen, und da er voll Hoffnung war, nächſtens einen Erben zu bekommen, ſo ſchickte er einen von ſeinen Reiſigen voraus, ſeiner Gemahlin ſeine glückliche und baldige Ankunft zu verkündigen. Er blieb nur noch ſo lange als es die höchſte Noth erforderte in Paris, und eilte in die Arme ſeiner innigſtgeliebten Gemahlin zurück; Nun war man in großen Nöthen in Orlamünde, was mit den Kindern angefangen werden ſollte. Doch Graf Gottfried von Gleichen riß ſie aufs geſchwindeſte aus aller Verlegenheit: „**Ich habe einen Bruder, welcher die Tochter des Saracenen-Königs geheirathet hat; dieſer „Bruder wird ſchwerlich wieder nach Deutſchland „kommen: mein treuer Knecht Albrecht ſoll dieſe „drey Kinder als die Kinder meines Bruders, mei-**

ner Gemahlin bringen.“ Es geſchah, und die Gräſin, welche ſehr fromm war, ſahe dieſes als eine Gelegenheit an, ein gutes Werk zu verrichten. Eben war die Gräſin von Orlamünde in ihrer Capelle, um für die glückliche Ankunft des Grafens zu beten, als er hereintrat, und für Freuden über ihre Frömmigkeit ihr weinend um den Hals fiel. Nun gab es nichts als Feſte, die Spenden in die Klöſter wurden nicht vergeſſen; alles ſchwebte in Pracht und Herrlichkeit; niemand gedachte der vorigen Ausſchweifungen der Gräſin mehr, als ſie nach einem Jahr mit Zwillingsſöhnen niederkam; der Graf, der außer ſich für Freuden war, ſchickte gleich ein ganz Maßivgoldnes Kind in die Kapelle am heil. Grabe; dieſe Eintracht in der Ehe erhielt ſich, bis die Kinder zwey Jahr alt wurden; denn nach und nach vergaß die Gräſin ihren guten Vorſaz, nicht mehr des Grafens von Gleichen zu gedenken, und erregte von neuem die alte, beynahe vergeſſene Eiferſucht des Grafen. Er erkundigte ſich nach dem Betragen ſeiner Gemahlin während ſeiner Abweſenheit, und erfuhr mancherley Dinge, die ihn zu beſondern Betrachtungen Anlaß gaben. Zu eben dieſer Zeit that der heil. Ludwig eine Wallfahrt nach einem Wunderbilde, und lud Graf Ehrichen dazu ein, welcher des langen Stillſizens müde, dieſe Gelegenheit begierig ergrif, zumal da er in ſeinem Hauſe nicht mehr ganz zufrieden lebte. Eines Tages, als er in tiefen Gedanken vor ſich weg ritte, befand er ſich in dem Ardennerwald, ohne eigentlich zu wiſſen, wie er dahin gekommen ſey: müde und durſtig eilte er zu einer Quelle, ſchöpfte Waſſer mit ſeiner Bickelhaube, und nachdem er ſich damit erquickt hatte, legte er ſich unter den nächſten ſchattigten Baum. Eben da er im Begrif war, einzuſchlafen, und das Portrait ſeiner Frau, welche mit ihren Zwillingskindern in den Armen gemahlt war, noch einmal mit Wehmuthsthränen anſah, brachen die Bäume des Waldes in ein lautes Gelächter aus; er hörte auch ſprechen,

chen, aber das Lachen verhinderte ihn, was davon zu verſtehen; indem geboth eine noch lautere Stimme Stillſchweigen, und fing alſo an zu ihm zu reden: Guter Graf, wie betrügſt du dich; du glaubſt deine Frau dir treu; ſie iſt es aber nicht: eins muſt du mir bey dem Nahmen der Heil. Mutter Gottes verſprechen, das, was du erfahren wirſt, weder an deiner treuloſen Gemahlin noch an ihren ſtraffalligen Liebhaber zu ahnden; ich bin auch eine unglücklichliebende Frau, mein Gemahl iſt Amaranth, Graf von Ardenne, der mich viele Jahre mit ſeinen glatten Worten eingeſchläfert hat, endlich hat er aber meine Rache empfunden, und ich mache mir die Freude, alle diejenigen, welche durch dieſen Wald reiſen, und in meinem und deinem Fall ſind, aus dem Irrthum zu ziehen: willſt du mehr wiſſen, ſo gehe der Naſe nach! Der Graf wollte noch mehr fragen, das Gelächter hub aber wieder an, und die Stimme antwortete nichts mehr; er fühlte einen Drang der Neugierde in ſich, den er ſonſt nie verſpürte, und ſeine Beine liefen faſt eben ſo geſchwind nach den angewieſenen Ort, als ſeine Gedanken: Kaum begonn er den erſten Schritt zu thun, als er ſchon vor dem Thor eines Schloßes ſtand, welches mit einem großen Geklirre aufging: er hörte die nemliche Stimme, welche mit ihm im Walde geſprochen hatte, die ihn mit freundlichen Worten in den Saal nöthigte. Herein lieber Graf, ſagte ſie, ſeyn ſie gutes Muths, und haben ſie keine Scheu! thun ſie ſo viel Fragen als ſie nur wollen. Der Graf, durch dieſe Güte beherzt gemacht, erkundigte ſich zuerſt nach dem Wohl ſeiner Kinder: Kaum hatte er dieſe Frage gethan, als alle vier Wände laut anfingen zu lachen, und ihm zur Antwort gaben: ſie befinden ſich alle 5 recht wohl! — — Was, 5 Kinder hätte ich? ich habe ja nur 2 Söhne! — 2 Söhne hätteſt du nur? Nein lieber Graf, nein; 2 Söhne und eine Tochter gebahr dir deine Frau in deiner Abweſenheit — Das kann nicht ſeyn, antwortete hier der Graf, meine Frau konnte nicht ſo treulos handeln! — Damit du ſiehſt, daß ich recht rede, fuhr die Stimme fort, nimm dieſen Spiegel; ſobald du nach Hauſe kommſt, wirſt du deine 5 Kinder beyſammen auf dem Raſen vor deinem Hauſe ſizend, und einträchtig mit einander ſpielend finden: halte ihnen dieſen Spiegel vor, die, welche nicht Kinder ſind, werden verblaſſen, und damit du, ungeſehen, alles ſelbſt betrachten kannſt, was in deinem Hauſe vorgeht, iſt hier eine Porcelaine Vaſe mit Salbe; beſchmiere damit die Spize deiner Naſe, und behalte dabey das Töpfgen in deiner linken Hand: hier findeſt du auch noch einen Dolch, ermorde damit die Kinder, die früh oder ſpat deinen Nahmen noch Schande machen, und indem du es thuſt, ſo denke dir ein Thier, und alsbald werden die 3 Kinder darin verwandelt werden; Gehe heim. Kaum waren die lezten Worte geſprochen, als ihn eine unſichtbare Gewalt aus dem Saal heraustrieb: da er keinen andern Gedanken als Rache gegen ſeine Gemahlin mehr faſſen konnte, eilte er Spornſtreichs zum Walde hinaus, woſelbſt er ſeine Reiſigen antraf, welche ſich da gelagert hatten, und gleichſam aus einem tiefen Schlaf erwachten. Als er wieder zu ihnen kam, ſchickte er gleich ſeinen Liebling nach Paris, und entſchuldigte ſich bey dem König, daß er nicht bey der Wallfahrt ſeyn könnte. Er eilte fort bis an das Dörfgen Trip, woſelbſt er ſeine Reuter ließ, und ſeinen Weg gerade nach Orlamünde fortſezte. Als er daſelbſt ankam, fand er, wie ihm vorher geſagt worden war, die 5 Kinder bey einander, in traulicher Einfalt; der älteſte Bruder erzählte es dem jüngern, wie leid es ihm thäte, nicht bey dem Freudenmahle zu ſeyn; Kaum hatte der Graf die ſchöne Jugend von weitem geſehn, ſo ſtieg er vom Pferde, bekleꝛte ſich ſeine Naſe, nahm das Töpfgen in ſeine linke Hand, ſteckte den Dolch an der Seite, und eilte mit dem Spiegel zu den Kindern. Zum Glück ſaßen die Zwillingsſöhne zuerſt: er hielt ihnen den Spiegel vor; ſie behielten aber, ein wie allemal, ihre ſchöne Farbe. Bald gereuete es ihm, dieſe Probe gemacht zu haben; er küßt ſie unſichtbar auf die Stirne; und um dieſes zu thun, hatte er die Hand mit dem Spiegel ausgeſtreckt, als er von ohngefehr ſeine Augen darein warf, und die drey darneben ſizenden Kinder blaß wie Leichen erblickte: faſt hätte er den Spiegel vor Bosheit zerbrochen, daß er ihm die Wahrheit ſagte! Er verließ die Kinder in gröſter Geſchwindigkeit, und eilte wie ein wüthender Menſch die Treppe hinauf, und in den Saal. Schon unten im Hauſe hatte er das Jauchzen der Gäſte gehört; alle waren von dem herrlichen Meth, den ſie getrunken, ſo berauſcht, daß die Gräſin ihren Kopf auf die Bruſt des ſchönen Gottfrieds hatte hinſinken laſſen; in dieſer Stellung fand ſie der Graf, als er zur Thür herein trat; er kannte ſich gar nicht für Wuth; er ſteckte die Vaſe in die Taſche, und zeigte ſich in ſeiner wahren Geſtalt ſeiner Gemahlin, die für Schrecken kein Wort ſprechen konnte; Er ſchleppte ſie die Treppe hinunter, und rief: nun will ich dir zeigen, wie ich mich an dich rächen werde! Er eilte mit ihr auf den Plaz, wo die Kinder ſaßen, holte den Dolch aus ſeinem Buſen, und ehe noch die Gräſin es verhindern konnte, ſtieß er den drey, im Spiegel Erblaßten, den Stahl durch das Herz? Werdet Hunde, ſagte er, Hunde ſind das Sinnbild der Treue, ihr aber ſollet ewig Hunde bleiben, zum Zeichen, daß mir eure Mutter untreu ward. Niemand bekümmerte ſich weiter um die Gäſte, ein jedes ging nach Haus; auch der Graf von Gleichen hielt ſich nicht übermäßig lang auf. Als der Graf die Gräſin in ihr Zimmer wieder brachte, fand er alles wie ausgeſtorben. Sie folgte ihm, ohne ſich zu beklagen, und hatte an einem blauen Bande ihre 3 Hunde gebunden, welche ſie nachher nimmer von ſich ließ. Er ſchrieb nach Rom, und hielt um die Eheſcheidung an: er erhielt auch ſolche ſogleich, wegen der 100 Saracenen-Köpfe, welche er ohnedem geliefert hatte; und trennte ſich von der Untreuen. Der Graf von Gleichen, welchen ſeine Gemahlin ohnlängſt geſtorben war, verheirathete ſich mit der ſchönen Geſchiedenen. Die Hunde, die unter ihrer Verwandlung den menſchlichen Verſtand nicht verlohren hatten, und ſo wie ſie wuchſen, auch an den Kräften der Seele zunahmen, betrübten ſich über den Zuſtand, in dem ſie ſich befanden, dermaßen, daß ſie nach der zweyten Heirath ihrer Mutter, in wenigen Jahren dahin ſtarben. Beyde Eltern ließen ihnen eine recht bequeme und geraumige Gruft bauen: ihre Leichen wurden daſelbſt begraben, ihre Häute aber, ausgeſtopft auf jedes Grabmahl geſtellt, zum ewigen Zeichen der Untreue, ſo ihre Mutter an ihren Vater begangen!

Der Graf von Gleichen ſtarb nicht lange nach dem Tode ſeiner Kinder; und die Gräfin, um Buße zu thun, ging in das Urſulinerkloſter zu Erfurth. Sie gab ihr mehreſtes Vermögen den Dom daſelbſt, um Seelmeſſen für die Seelen ihres Mannes und Kinder leſen zu laſſen: Sie ſtarb in einem hohen Alter, nachdem ſie erſtlich die Fehler ihrer Jugend bereuet hatte. Ehrich, welcher einer der braveſten Ritter war, und ſeine Kinder ſehr liebte, gab ihnen die Erziehung, die man in damahligen Zeiten von einem wahren Ritter verlangte; er hatte ihnen immer von den Ardennerwald und der wunderbaren Geſchichte erzählt, ſo ihm darinnen begegnet war; er machte ſie dadurch ſo neugierig, daß ſie ihm anlagen, ſie bald zu Ritter ſchlagen zu laſſen: ſie ſprachen ihm ſo viel davon vor, und plagten ihn ſo ohnaufhörlich, daß er ſie, ſo bald ſie achtzehn Jahr alt waren, nach Augsburg ſchickte, wo eben damals der Kayſer ſein

Hoflager hielt, und ein Turnier ausgeſchrieben hatte. Er rüſtete ſie aus, nach Knapper Sitte, gab Siegmund dem älteſten den Dolch, und Conradin dem jüngſten, die Vaſe, mit der er ſich unſichtbar machen konnte, und ſchickte ſie mit tauſend Seegenswünſchen und Empfehlungen des heil. Gotthards, ihres Schutzpatrons, nach Augsburg, woſelbſt ſie mit vielen Rittern ankamen. Tages drauf, da der Kayſer mehr Ritter machte, ſchlug er ſie ebenfals dazu. Als ſie in des Kayſers Vorzimmer waren, ſprächen einige neidiſche Ritter Böſes von ihnen. Einer ſagte zum andern, ich wette, daß dieſe neugebornen Ritter keine Maus umbringen; die unbärtigen Knaben! — Wie kann ſie der Kayſer nur zu Rittern machen! ſagte der andere: ich will ſie auf die Probe ſtellen! ſagte ein Dritter, und indem er dieſes ſagte, eilte er auf die beyden Brüder zu, und ſprach: ich habe eine Dame, welche die Schönſte in ganz Deutſchland iſt, ſie hat mich zum Ritter ihres Herzens erwählt; er warf ſeinen Handſchuh mitten unter ſie; wer einer ſchönern Dame dient, als die meinige, der hebe den Handſchuh auf! Die Zwey junge Grafen wurden gleichſam durch die Menge hervor geſtoſſen, und ſahen ſich alſo dadurch genöthiget, den Handſchuh aufzuheben. Mit Zittern und Zagen thaten ſie dieſes, doch faßte ſich der Aelteſte noch behender, als der Jüngſte; Ritter, ſprach er, ihr ſeyd viel ein zu großer Fechter, als daß ich glauben ſollte, daß eure Dame würklich ſo ſchön ſey, als ihr es vorgebt! ich habe zwar keine Dame, doch werd ich euch lernen von andern Frauenzimmern mit mehrerer Achtung zu ſprechen. Es wurde hierauf ausgemacht, daß die jungen Grafen, und der unverſchämte Ritter, des andern Tages, gleich bey dem erſten Rennen des Turniers ihre Sache ausmachen ſollten. Als die jungen Grafen nach Hauſe kamen, überlegten ſie, was ſie gethan hatten; es wandelte ihnen eine entſetzliche Furcht an; ſie ſchickten alſo einen ihrer Knappen ab, und lieſſen ſich gehorſamſt entſchuldigen, daß ſie nicht zum Turnieren kommen könnten; ſie wären aber ganz außer Stande, wegen heftigen Leibwehes ihr Verſprechen zu halten. Schon fing man bey Hofe an, die Partie der 2 Grafen gegen den Ritter öffentlich zu nehmen, als er kurz vor dem Anfang des Turniers triumphirend zum Saal hereintrat; habe ich es doch den Knaben angeſehen, das ſie kein Herz hatten: was ſagt ihr Ritter? habe ich unrecht; ſtelle euch vor, eben ſchicken ſie, und laſſen ſich wegen Krankheit entſchuldigen! hat man je ſolche Memmen geſehen? Nein, ſo arg ſtellte ich mir es ſelbſt nicht vor! da ſeht ihr, was daraus kommt, daß der Kayſer alle Milchbärte zu Rittern macht; das heiſſt, den Ritterſtand beſchimpfen! das dürfen wir nicht leiden! das iſt ſchon das 3te mahl, daß von ihm ſolches geſchehen iſt: laßt uns zu ihm in corpore eilen, und ihm Vorſtellung deswegen thun, er muß, um uns Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, dieſe beyden, der Ritterſchaft unfähige, Knaben, aus unſerm Orden wieder ausſtoſſen. Alle Ritter waren ſeiner Meynung, als ein alter Rittersmann hervortrat, und ſprach: Ich komme eben von den jungen Grafen; ſie ſind würklich beyde krank. — Beyde krank! ſagte der erſte Ritter? dieſes iſt doch ſonderbar, ihr wiſſet vermuthlich, daß ſie Zwillinge ſind, und ihr werdet bey eurer gewaltigen Klugheit wohl glauben, daß Zwillingsbrüder auch Zwillingsbrüder in Krankheiten ſeyn müſſen. „Schont mir dieſe Grafen, erwiederte der alte Ritter, und wer ſich unterſteht, nur noch einmal den Mund zum Spott aufzuthun, der hat es mit mir zu ſchaffen!“ — Der Ritter war eben ſo wohl ſeines Alters als ſeiner Tapferkeit wegen ſo geehrt und geliebt, daß ſie ihm alle wie ihren Vater folgten. Nachdem er alſo den Haufen der Ritter

ter wieder beſänftiget hatte, eilte er in das Haus der jungen Grafen. Er ging die Treppe hinauf, ohne ſich anmelden zu laſſen: er traf ſie beyde auf einem Sopha ſizend, die Arme in einander geſchlungen, und weinend an. Heißt das Ritter ſeyn? ſprach er, wenn das euer Vater, mein Freund, wüßte, wie ſchlecht und ungebührlich ihr euch aufführt, es bliebe ihm nichts übrig, als euch ſelbſt zu tödten! Ach, Edler Ritter, ſagte der Aelteſte, nehmt euch unſrer an; kaum war der Knappe zur Thür hinaus, ſo überfiel uns, ſtatt Furcht, Scham! Gerne hätten wir das Wort zurück genommen, aber zu ſpät. Sagt! Rathet! was ſollen wir thun, um Eurer Freundſchaft und des Ritterſtandes nicht unwürdig zu ſeyn? — — Morgen den Ritter aufs neue herausfodern! iſt das euer Wille, ſo nehme ich es über mich! — — Beyde riefen: Ja, wir müſſen auslöſchen, den Fleck und die Schande, die wir auf unſere Familie gebracht haben! Der gute freundſchaftliche Ritter umarmte ſie beyde, und ſagte: So ſeyd ihr wahre Kinder meines würdigen Freundes! ſorgt vor nichts, ſeyd gutes Muthes, morgen um die gewöhnliche Stunde hohl ich euch ab! Er eilte zurück an den Hof, und brachte zur Verwunderung aller Ritter die Herausforderung auf den andern Tag. Den andern Morgen erſchienen die beyden Brüder, jeder verzog den Mund, und lächelte als er ſie ankommen ſah, und meinete, wie es wohl ablaufen möchte? Das Gefecht war hart; Siegmund, als der Aelteſte, hielt das erſte Rennen; er gab dem unverſchämten Ritter einen ſolchen Stoß, daß er auf ſeinem Pferd zu wanken anfing. Siegmund um den Ritter aus dem Sattel zu heben, lüftete ſich; dieſe Gelegenheit benuzte der Ritter, hätte auch faſt den jungen Grafen aus dem Sattel geworfen, aber unverſehens legte dieſer die Hand auf ſeinen Dolch, und empfand eine ſo auſſerordentliche Stärke, daß er ſich wieder zurecht ſetzen

kann

konnte, und ſeinem Gegner einen ſo derben Stoß beybrachte, daß er ihm nicht allein aus dem Sattel hob, ſondern ihm auch den rechten Arm zerbrach. Der Ritter wurde ſogleich weggeſchaft, und ein andrer nahm ſeinen Plaz, dem es aber nicht beſſer erging; Siegmund und Conradin erhielten an dieſem Tage das gerechte Lob ihrer Thaten, und gingen gerechtfertiget nach Frankreich, wo ſie einen neuen Turnier bewohnten. Sie nahmen ſich bey ihrer Abreiſe aus Frankreich vor, ihren Rückweg durch den Ardennerwald zu nehmen. Schon einige Tage irrten ſie in demſelben umher, und fanden gar nicht das Wunderſchloß, als ſie plözlich eine Stimme hörten: Ihr bildet euch wohl gar ein, daß ihr die Leute ſeyd, die den Wald entzaubern ſollen! ihr ſeyd mir rechte Ritter! ſtellet euch ja nicht vor, daß ihr durch eigne Tapferkeit alle die großen Thaten bey den Turnieren gethan habe. Nein, erfahret, daß es bloß der Zauber des Dolchs, und der Flaſche war, der euch Kräfte und Stärke gab; Eine nöthige Qualität dieſen Zauber zu löſen beſitzt ihr zwar, ihr ſeyd Zwillinge, und liebt euch wie ſich wenige Brüder geliebt haben; dieſes iſt aber nicht genug, ihr müßt auch noch ander Ungemach und Beſchwerlichkeit überwunden haben; eile von neuem nach Frankreich; führt euch daſelbſt wacker auf; vergeßt der Ritterpflichten nicht, und kommt nach einigen Jahren wieder; ihr werdet dann ſehen, was zu thun iſt. Noch nie hatte dieſe Waldgöttin ſo vertraut geſprochen, als mit dieſen zwey Brüdern; vielleicht daß die Liebe, die ſie ehedem für ihren Vater hatte, als er eben dieſe Straße wandelte, und ihre eigene ſchöne Figuren, nicht wenig zu dieſer beſondern Diſtinktion beytrugen: die beyden Brüder befolgten den Rath, und nach vielen Abentheuern langten ſie endlich auch zu Tour, beym Grafen dieſes Namens an, der auch Turnier gab, woſelbſt ſie ſich ſoviel Hochachtung erwarben, daß er ſie in ſeiner Suite mit nach Paris nahm; es waren daſelbſt ſchon zwey Tourniere geweſen; als eben das 3te ſollte geſchloſſen werden, erſchien ein gelber Ritter, welcher einen Meduſenkopf, ſowohl auf dem Haupt, als auf der Bruſt trug, er forderte beyde Grafen von Orlamünde heraus, welche es auch annahmen. Man hatte noch nie einen ſo harten Kampf geſehen als zwiſchen den beyden Rittern, als Siegmund der älteſte Graf von Orlamünde, ſich ganz ermüdet fühlte, und den Sieg über den gelben Ritter beynahe aufgab: Indem er den Gedanken faßte, alle ſeine Kräfte zu ſammlen, um ihm den letzten Stoß zu verſetzen, weil er lieber ſterben wollte, als überwunden ſeyn, hörte er die Stimme ſeiner Waldgöttin, die ihm leiſe ins Ohr flüſterte: Brav, Ritter! brav! Dieſes gab ihm ſo viel Muth, daß er mit verdoppelter Hitze auf ſeinen Gegner drang, und ihm ſeine Lanze ſo gegen den Magen ſtieß, daß er rücklings vom Pferde fiel, und ſich das Rückgrad zerbrach; Siegmund eilte herzu, um ihm Hülfe zu leiſten. Von dir will ich keine Hülfe haben, ſchrie der boshafte ſchnaubende Ritter, erkenne in mir denſelben, dem du im Augsburger Turnier den Arm zerbrachſt; bloß Rache gegen dich und deinen Vater hat mich hierher geführt; dein Vater nahm mir die ſchöne Gräfin vor dem Munde weg, auf deren Beſitz ich doch eben ſo viel Recht hatte als er, und welche mich vorzüglicher liebte. Er wollte noch mehr ſagen, allein er verſchied. Es war den Grafen unmöglich, länger in Paris zu bleiben, dieſe Hiſtorie hatte zu tiefen Eindruck auf ſie gemacht, ſie ſetzten ihre Reiſe ſo geſchwind wie möglich nach London fort. Unterweges hatten ſie einen ſo heftigen Sturm auszuſtehen, daß ſie, anſtatt nach England, nach Irrland verſchlagen wurden. Froh mit dem Leben davon gekommen zu ſeyn, ſuchten ſie wo möglich zu landen; ſie ſtiegen in der erſten Stadt an der Küſte ans Land; Sie waren eben beſchäftiget, ſich ein Quartier auszumachen, als ein Herold durch die Straße zog, der verkündigte, daß alle Ritter, ſo Turniere fähig wären, ſich zum Turnier melden ſollten. Die Ritter folgten dem Herold nach, und als er wieder in ſein Haus gehen wollte, hielten ſie ihn zurück, und fragten, aus was für Urſachen das Turnier ausgerufen würde? Er zog ein Portrait hervor, und ſagte: hier iſt das Bild unſrer Königin Brighilde; ſie iſt nicht allein die ſchönſte, ſondern auch die beſte Dame des ganzen Königreichs Nicht allein der ganze Hof, ſondern auch alle ihre Unterthanen liegen ihr an, ſich einen Gemahl zu wählen; ſie geht einſam und traurig, und wir haben ſchon öfters an ihrem Leben gezweifelt. Als wir nochmals in ihr drangen, ſich zu vermählen, antwortete ſie uns mit ihrer gewöhnlichen Güte: ſchaft mir einen Ritter, der ſo viel Tapferkeit und Liebe beſitzt, den Ardennerwald zu entzaubern. Schon viele Turniere ſind gehalten worden: kein Ritter hat den andern können überwinden: Vor kurzem ſind wieder Vier Ritter angekommen, welche ſeit 6 Wochen keinen Fleiß noch Mühe geſpart haben, einer den andern zu beſiegen. Wer ſollte nicht die tapfern Prinzen von Norwegen, Dännemark, England und Schottland kennen? Wahrſcheinlich wird es auch Morgen ein hartes Turnier geben; haltet euch bereit, es wird für euch viel zu ſehen ſeyn. — — „Zuſehen wollen wir nicht, ſondern das unſrige dabey thun.“ — — Deſto beſſer! ſoll ich euch unter die Zahl derer ſetzen, die ſich bey dem Turnier etwas verſuchen wollen? — — „Wir werden euch viel Dank dafür haben, wenn ihr es thun wollet!“ Die Grafen und der Herold gaben ſich darauf eine freundliche gute Nacht, und jedes ging in ſeine Herberge. Die Grafen ſchliefen die Nacht vortreflich, kaum graute der Tag, da man ſie ſchon weckte, und ihnen ſagte, daß ſchon Lärm auf der Straße ſey, und jedermann ſich zum Turnier anſchicke. Sie zogen eine ihrer beſten Rüſtungen an; ſie war blau und Gold mit weiſſen emaillirten Hunden auf Helm und Bruſt. Da ſie ihre Toilette ein wenig aufgehalten hatte, ſo kamen ſie eben an, als die Königin eine Rede an ihre Ritter hielt: Edle Ritter, fing ſie an, beklagt mich mehr als ihr mich tadelt; ihr wißt, ich liebe den Grafen von Ardenne, und euch allen iſt die Schwürigkeit bekannt, dieſen ſo ſchönen als liebenswürdigen Grafen zu entzaubern; Ich wiederhohle alſo an euch die Bitte, daß derjenige, welcher Ueberwinder bleibt, ſich nochmals verbindet, zu verſuchen, ob er das Bild des Grafen Amaranth aus dem unterirdiſchen Keller entführen, und dadurch den Zauber löſen könne. Doch wenn werde ich einen Ritter finden, der dieſe Entzauberung durch große Thaten verrichten kann! Jeder von den Rittern verſprach das Unmögliche möglich zu machen, um ihr zu gefallen. Sie nahm hierauf den Handſchlag von jedem an; die Schranken wurden geöfnet, und das Turnier begann. Schon hatten ſich die vornehmſten Ritter ohne allen Erfolg getummelt, als die zwey Grafen von Orlamünde erſchienen; ſie ſchlugen ſich mit allen vier Prinzen mit gleichem Glück, und auch mit den übrigen Kämpfern, ſo ſie herausfoderten. Ueberall ſprach man von den ſchönen, braven und blauen Rittern. Die Königin, welche ihrer erſt gar nicht geachtet hatte, ließ ſie vor ſich kommen, und lobte ſie über ihre auſſerordentliche Tapferkeit. Die beyden Brüder waren dabey ſo beſcheiden und höflich gegen jedermann, daß man ſie einſtimmig für die Blüthe der fahrenden Ritter erkannte: Sie wurden von allen geſchätzt und geliebt, und nachdem die Turnierzeit vorbey war, beurlaubten ſie ſich bey der Königin, und verſprachen ihr möglichſtes zu thun, ihr das ſo ſehnlich gewünſchte Bildniß eheſtens zu verſchaffen; Ihre Reiſe war glücklich, und in kurzem befanden ſie ſich wieder in dem Wald von Ardenne. Alle übrigen Ritter hatten ſie ebenfalls dahin begleitet, allein als ſie in den Wald kamen, ritt ein jeder nach Hauſe ohne es zu wollen noch zu wiſſen, und es blieben nur die zwey Grafen von Orlamünde in demſelben. Sie eilten nach der Stelle, wo ſie das vorige mahl geſeſſen hatten: ſie hörten die nemliche Stimme, die ihnen zurief, **willkommen ſchönſte und tapferſte Ritter!** und indem ſie die Augen aufhuben, ſahen ſie das prächtigſte Feenſchloß vor ſich. Alles was Reichthum und Kunſt nur immer hervorbringen kann, war daran verſchwendet. Das Thor war von gediegenem Silber mit Gold und blauen Blumen emaillirt, der Riegel ſowohl als das Schloß, beſtand aus einem einzigen Brillant; und der Schlüſſel war ſo erſtaunend poliert, daß, als die Grafen verſuchten, das Schloß aufzuſchlieſſen, er ihnen wie ein Aal aus den Fingern glitſchte. Nach vielen vergeblichen Verſuchen, waren ſie eben im Begriff, ſich wieder unter den Baum zu ſetzen, als Siegmund auf einmal ſeinen Bruder nicht mehr erblickte, wohl aber ſeine Stimme hörte; ohne ihn jedoch zu ſehen. Dieſen Tag und die Nacht und den ganzen folgenden Tag ging er umher, ſeinen Bruder zu ſuchen, aber vergebens; die Hände ringend und wehklagend irrte er den Wald, bis zu Ende des dritten Tages durch, legte endlich betrübt ſeinen Kopf an das Thor des Schloſſes, und fing bitterlich zu weinen an; da hörte er plötzlich die angenehmſte Stimme, welche jemals eine Weiberkehle gehabt hatte, die ihm zurief: **Liebe, der Urſtoff aller guten Handlungen, preßt dir dieſe Thränen aus; nur einer von euch konnte das Wunderwerk verrichten.** Indem fühlte er ſich ganz ſanft zurückgeſtoßen, und das Thor that ſich von ſelbſt auf. Er ging hinein, in einen Saal von weiſſem Marmor, mit Bronze doré geziert, ſo ſchön, daß man ſich keinen Begrif davon machen kann. Zwey tauſend Kronleuchter erleuchteten den Saal; unter jedem Leuchter ſtand ein Spieltiſch, woran vier Perſonen, theils Herren theils Damen, alle aufs prächtigſte gekleidet, ſpielten: im Grund des Saals ſaß an einem Schachtiſch Graf Amaranth ſelbſt, mit einem ſeiner Lieblinge; doch alle dieſe ſchönen Perſonen, und dieſe ganze Geſellſchaft machten nicht den mindeſten Eindruck auf Siegmund. Der Verluſt ſeines Bruders ſtimmte ihn ſo traurig; daß er gar nichts anders dachte als ihn; er frug einige von der Geſellſchaft, wo wohl der Eingang des Kellers zu finden ſey? Da ihm aber nicht geantwortet wurde, und er ſie näher betrachtete, ſahe er, daß ſie alle von Wachs waren. In der Ecke des Saals ſtand ein reicher Sopha, und vor demſelben ein Tiſch mit den koſtbarſten Gerichten. Siegmund ließ alles ſtehn, trank ein Glas Waſſer, und legte ſich auf den Sopha, um zu ſchlummern. Des andern Tages erwachte er mit einem Seufzer, und den Worten: **Ach was wird Conradin machen!** Er legte den Kopf in ſeine Hand, und fing von neuem zu weinen an; kaum aber hatten die Thränen den Boden berührt, als ihm eine Stimme zurief: **Brüderliche Liebe überwindet alles!** Zu ſeinen Füßen ſahe er die Thür des Kellers mit dem anſteckenden Schlüſſel; doch kaum blickte er für Betrübniß darnach; der einzige Gedanke, ſeinen Bruder verlohren zu haben, und die Vorſtellung von der Traurigkeit ſeines Vaters, machten ihn zu allen unfähig. Die nemliche Stimme erinnerte ihn aber den Zauber zu löſen; denn ſein Bruder habe die nemliche Proben ausgeſtanden, und eben die Zeichen der Beſtändigkeit und der brüderlichen Liebe gegeben; und Conradin ſey nunmehro auf dem Wege nach Irrland, der Prinzeßin zu erzählen, daß der Zauber bald geendiget ſey: „**Dort wirſt du ihn wieder finden, handle nun nach deinem Gelübde! „Gottlob, ſchrie Siegmund, mein Bruder lebet!“**

bet!“ und mit doppelten Kräften öfnete er nun die Thür des Kellers. Unter Begleitung der ſchönſten und anmuthigſten Muſic, kam er bis in das zwölfte Gewölbe: beſtürzt über die Schönheit der Dame, die dort auf einem Sopha ſaß, und das Portrait des Grafen Amaranth hielt, blieb er auf der unterſten Stufe ſtehn. Nicht der Fee ins Aug geſchaut! rief die bekannte Stimme; eile! entreiß ihr das Portrait, und komme geſchwind wieder zu uns. Er nahm ſchnell das Bild aus ihren Händen, zerbrach dieſen Talisman, indem er ihn zur Erde warf, und flog im Saal zurück, wo ihn der aufgelebte Amaranthus mit ſeinem nicht mehr wächſernen Hofſtaat empfing. Die Freude des entzauberten Grafen iſt nicht zu beſchreiben. Alles eilte nun zu der böſen Fee, welche in dem Keller reſidiret hatte, als man aber zu ihr kam, fand man ſie tod auf dem Sopha liegen, und als man ſie aufheben wollte, zerfiel ihr ganzer Körper in Staub. Die Nachricht von dem Tod dieſer Unglüklichen ſtörte die allgemeine Freude nicht, und nachdem man noch wenige Tage ausgeruht hatte, ſchiffte Amaranth mit ſeinem Erretter nach Irrland, woſelbſt ſie gar bald ankamen, und wo Siegmund ſeinen Bruder Conradin wieder fand, der ihnen nebſt noch andern vornehmen Rittern, im Namen der Prinzeßin Brighilde entgegen zog. Alle mögliche Ehrenbezeugungen wurden Siegmund erwieſen, und nach einem halben Jahre, als die Hochzeit der beyden Liebenden vollzogen war, eilten die Grafen von Orlamünde, mit vielen Geſchenken überhäuft, nach ihrer Heimath, und zu ihrem Vater, der durch die Freude, ſeine Kinder wieder zu ſehn, die er geſtorben glaubte, weil er ſo lange nichts von ihnen gehört hatte, ſich völlig wieder verjüngte. Der Ruf ihrer Tapferkeit erſcholl bis in die entfernteſten Gegenden, und da der Vater wünſchte, ſie möchten ſich beyde vermählen, ſo heirathete der älteſte eine Gräfin von Hazfeld, der zweite eine Gräfin von Schwarzburg. Sie haben, ſagt eine alte Chronik, ein glückliches und hohes Alter erlebt, und ſind immer zum Muſter brüderlicher Liebe und Eintracht vorgeſtellt worden.

2.

Skizzen einer Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt.

Siebente Epoche.

Von Lohenſtein bis auf Kanitz.

In der vorigen Epoche ſahen wir ſchon läppiſche Tändeleien und Spielereien unſern Parnaß überſchwemmen, und den Fortgang des guten Geſchmacks in unſrer Dichtkunſt hemmen. Ganz unterdrückt ward er aber auf einige Zeit durch den Schwulſt und die Originalſuche, die nun emporkamen, und wovon wir in der gegenwärtigen Epoche reden müſſen. Der Stifter derſelben, nach dem man ſie zu benennen pflegt, und der eine Menge Nachahmer erweckte, war **Lohenſtein**. **Daniel Kaſpar von Lohenſtein** war gebohren zu Nimptſch in Schleſien 1635, erwarb ſich eine groſſe Kenntniß mehrerer neuerer Sprachen that viele Reiſen in fremde Länder, ward Stadtſyndikus und kaiſerlicher Rath zu Breslau, und ſtarb bereits 1683. Schon im funfzehnten Jahre ließ er Trauerſpiele drucken, in denen ſeine jugendliche Phantaſie luxurirte, weil die Ausſchweifungen derſelben aber gefielen, ſo hielt er ſie auch in der Folge nicht in Zaum. Gedichte gab er zu Breslau 1680 heraus. Seine Werke wurden nach ſeinem Tode unter folgendem Titel geſammelt: Trauer- und Luſt-Gedichte, Breslau, 1698. 4to. Damit muß man verbinden: D. C. v. Lohenſtein Ibrahim Sultan, Agrippine und Epicharis (drey ſchon vorher gedruckte Schauſpiele) und andre poetiſche Gedichte, ſo noch mit Bewilligung des ſeligen Autoris, nebſt deſſen Lebenslauf und Epicediis zum Druck befördert worden, Breslau 1701. Ueberdem ſchrieb er einen weitläuftigen, in Begebenheiten und Sprache gleich abendtheuerlichen, Heldenroman in vier Quartanten: **Arminius und Thusnelda.** In allen ſeinen Werken ſieht man den Mann von Genie, den Neuerungsſucht und ungeſtüme Hitze über die Grenzen riſſen, den einige italieniſche Schriftſteller, Seneka, und Hofmannswaldau irre führten. Uebertreibung, Affectation, unnatürliche und verſchwendete Bilder, unzeitige Gelehrſamkeit, falſches Pathos, eine Art von poetiſcher Raſerey machen die Lectüre ſeiner Schriften widerwärtig. In ſeinen Trauerſpielen (**Kleopatra, Epicharis, Agrippine, Ibrahim Sultan, Sophonisbe**) geht er immer auf Stelzen. Da ſieht man nichts, als gigantiſche Sentimens, ängſtlichen Witz, ausgekramte Beleſenheit. Seine Stücke haben Zwiſchenſpiele, die er **Reyen** nennt, und die allegoriſchen Innhalts ſind. Die Sprache ſeiner, in Verſen geſchriebenen, Trauerſpiele beurtheile man aus folgender Rede eines zwölfjährigen Mädchen:

Und meiner Adern Brunn, vor dem Kriſtall nicht rein,
Und Schwanen fleckicht ſind, ſoll ein Gefäße ſeyn,
Darin der geile Hengſt den Schaum der Unzucht ſpritzt?

Wenn er ſchöne Brüſte beſchreiben will, ſo ſagt er:

Zinnober krönte Milch auf ihren Zuckerballen.

Ueberhaupt nutzte er in ſeinen Mahlereien gewiſſe Arten von Bilder z. E. Korallen, Schnee, Marmor, Alabaſter u. ſ. w. gar zu ſehr ab. Indeſſen gefiel das ſeinen Zeitgenoſſen, und ſeine Schriften wurden mit groſſer Begierde geleſen. Bey allem Pompe verfällt er oft in die niedrigſten Ausdrücke. So heißt es einmal in einem ſeiner Trauerſpiele:

Legt ihr von Mithridat ein Pflaſter auf das Herze,
Eh ihr ohnmächtiger Geiſt gar aus dem Leibe ſterze!

Wohl zwanzig Verſe hindurch unterreden ſich Ibrahim und Siſigambris ſo, daß jedes einen Vers ſagt, der allemal die Antitheſe von dem vorigen iſt, und allemal mit Metaphern ſpielt. Das Trauerſpiel **Epicharis** enthält eigentlich den Tod des Seneka, weil Epicharis als die Urheberinn der Verſchwörung vorgeſtellt wird.

Unter den Theoretikern jener Zeiten zeichne ich den gelehrten Humaniſten **Auguſt Buchner** aus, der als Lehrer der Beredſamkeit zu Wittenberg 1661 ſtarb, (er war unter dem Namen der **Genoßene** Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft) weil er in ſeinem kurzen Wegweiſer zur teutſchen Dichtkunſt, und in ſeiner Anleitung zur teutſchen Poeterey die dactyliſchen Verſe empfahl.

Zu einer Zeit, da die, welche in der poetiſchen Sprache Energie und Erhabenheit ſuchten, ins Lächerliche fielen, handelte derjenige am klügſten, der den komiſchen Ausdruck bearbeitete, der zu einer Zeit, wo alles hoch fliegen wollte, verabſäumt wurde. Beſondre Aufmerkſamkeit verdienen daher **Rachel's** Gedichte, zumal da ſie in ein bey uns nicht ſo ſtark beſetztes Fach, in das Fach der poetiſchen Satire gehören. **Joachim Rachel** war gebohren zu Lund in Dithmarſen 1618, ſtudirte zu Roſtock, war Rector an verſchiedenen Orten, zuletzt in Schleswig, wo er 1669 ſtarb. Seine drey erſten Satiren ſchrieb er als Hochzeitgedichte. Die erſte Edition, die 1664 erſchien, hatte den Titel: Rachelii teutſche ſatiriſche Gedichte, und enthielt nur ſechs Satiren. In den folgenden Ausgaben: Frankfurt 1677, 1686, Hamburg 1741, Berlin 1743, (wo ſie J. J. Wippel herausgab) findet man zehn Satiren, nämlich: 1) das poetiſche Frauenzimmer. 2) Der vortheilige Mangel. 3) Die gewünſchte Hausmutter. 4) Die Kinderzucht, nach dem Juvenal. 5) Das Gebet nach dem Perſius. 6) Das Gute und Böſe nach dem Juvenal. 7) Der Freund. 8) Der Poet. 9) Die Jungfern Anatomie, das iſt über den Putz der Jungfern. 10) Jungfernlob. Er iſt in der Satire unſer **Regnier**, das iſt, er hat Schärfe ohne Politur. Der Witz iſt oft ſchmutzig und plump, wie es die damaligen Sitten waren, ſeine Verſe oft ſehr hart. Beleſenheit in den Alten, und Eifer kann man ihm nicht abſprechen, aber ſeine eigene Menſchenkenntniß iſt mäßig.

Virgil fand in dieſem Zeitraum verſchiedene Ueberſetzer. Seine Schäfergedichte verteutſchte ein gewiſſer Beling. **Oswald Beling**, ein junger Holſteiner, widmete ſich auf **Olearius** Ermunterung der Poeſie, ging hernach in den Krieg, und ſtarb an den Pocken zu Kaſſel 1646. Nach ſeinem Tode gab **Olearius** von ihm 1649 zu Schleswig heraus, **Beling's** verteutſchte Waldlieder, oder Hirtengeſänge Virgilii Maronis in Verſen mit Kupfern. Weder Zierlichkeit, noch Kraft läßt ſich von dieſer Ueberſetzung rühmen. Die Wechſelgeſänge haben das Sylbenmaas von Liedern. Die übrige Verſifikation beurtheile man aus folgendem Anfang des vierten Hirtengedichts:

Auf, auf, ihr Muſen, wir müſſen höher ſteigen,
Es will nicht alles ſich zu Büſch' und Sträuchen neigen,
Doch nimmt ein Bauerlied auch der Burgemeiſter auf u. ſ. w.

Ferner gab im Jahre 1660 **Johann Valentini**, ein Arzeneigelehrter, eine Ueberſetzung der **Aeneide** in Proſa, und zwar für die damaligen Zeiten in recht guter Proſa heraus, die auch ſo viel Beifall fand, daß ſie 1697 und 1774 aufs neue gedruckt ward. Deſto ſchlechter war eine poetiſche in alexandriniſchen Reimen, die ein gewiſſer Michael Schirmer, Konrektor zu Berlin, 1668 bekannt machte, wiewohl auch dieſe ſchon 1672 eine neue Auflage erlebte.

Bekannt durch die Geſangbücher und durch **Gellert's** Lob iſt der Name **Paul Gerhard's**. Er war 1606 im Sächſiſchen gebohren, und ſtarb als Prediger in der Lauſitz 1676. Seine geiſtlichen Lieder, deren er eine groſſe Menge verfertigt, gab Doctor **Fruſtkingk** zu Zerbſt 1707 heraus. Sie haben bey aller Härte und Rauhigkeit der Sprache viel Energie und Feuer, und ſind freier von Spielereien, als die meiſten Lieder jener Zeiten.

Adam Olearius, der Freund **Flemming's** und **Besling's**, muß hier als Ueberſetzer angeführt werden. Er war mit bey der hollſteiniſchen Geſandſchaft, die nach Rußland und Perſien ging, und ſtarb 1671. Jene Geſandſchaft veranlaßte ihn, eine Beſchreibung ſeiner Reiſe nach Moskau und Perſien herauszugeben. Dieſer Reiſebeſchreibung fügte er eine Ueberſetzung von des perſiſchen Dichters Sadi Roſenthal, oder Fabeln, Erzählungen und Maximen, und von des Araber **Locman's** Fabeln bey. Die im Roſenthal eingeſtreuten Verſe des Originals trug er auch in Verſe über. Daraus hat man die verſifizirten Moralen in die Sammlung der beſten Sinngedichte der teutſchen Poeten, Riga 1766 aufgenommen. Eine neue Ausgabe des **Roſenthals** beſorgte Herr **Schummel** mit einigen Veränderungen zu Wittenberg 1775.

Einer der getreueſten Nachahmer **Lohenſtein's** in allen ſeinen Fehlern war **Johann Chriſtian Hallmann**. Er war aus Schleſien gebürtig, ſtudirte zu Jena, erwarb ſich eine ungemeine Kenntniß vieler alter und neuerer Sprachen, nahm zu Breslau die katholiſche Religion an, in der Hofnung, dadurch ein Amt zu erlangen, ſtarb aber doch in der gröſten Armuth 1704. Man hat von ihm einen dicken Band Trauer- Freuden- und Schäferſpiele, der in Breslau 1672 herauskam, und folgende Stücke enthält: 1) Die ſinnreiche Liebe, oder, der glückſelige Adonis. 2) Die himmliſche Liebe, oder die beſtändige Märtyrerinn Sophia. 3) Die triumphirende Keuſchheit, oder, die getreue Urania. 4) Die Schaubühne des Glücks, oder, die unüberwindliche Adelheid. 5) Die ſterbende Unſchuld, oder, Katharina, Königinn von England, ein muſikaliſches Trauerſpiel. 6) Die merkwürdige Materliebe, oder, der vor Liebe ſterbende Antiochus. 7) Die göttliche Rache, oder, der verführte Theodoricus Veronenſis. 8) Die beleidigte Liebe, oder, die großmüthige Mariamne. 9) Die liſtige Rache, oder, der tapfre Heraklius. Außerdem gab er auch noch Leichenreden, Todtengedichte, und Grabſchriften, Frankfurt 1682 heraus.

Chriſtian Gryph war ein vertrauter Freund **Lohenſtein's** und **Logau's**, aber an Genie weder dieſen, noch ſeinem Vater **Andreas** gleich. Er war gebohren 1649, und ſtarb als Profeſſor zu Breslau 1706. In vielen Schriften bewies er Gelehrſamkeit, aber als Dichter kommt er wenig in Betrachtung. Auſſer ſeinen **poetiſchen Wäldern**, die zu Frankfurt 1698 erſchienen, hat man von ihm ein Drama: Der teutſchen Sprache unterſchiedene Alter, und nach und nach zunehmendes Wachsthum.

Lohenſtein's Arminius erweckte mehrere Romanenſchreiber in demſelben Geſchmack. Sein erſter Nachfolger in dieſem Fache war ſogar ein angeſehener Geiſtlicher, **Andreas Heinrich Bucholz**, oder, **Bucholzer**, der, nachdem er vielerley akademiſche Aemter bekleidet hatte, zu Wolfenbüttel als Oberhofprediger und Superintendent 1662 ſtarb. Man hat von ihm folgenden Roman: Des chriſtlichen teutſchen Großfürſten **Herkules**, und der böhmiſchen chriſtlichen Fräulein **Valiska** Wundergeſchichte in acht Büchern, allen Gott- und Tugendliebenden Seelen zur chriſtlichen und ehrlichen Ergötzlichkeit, Braunſchweig, 1676, zwey dicke Quartanten. Unſinnige Abentheuer, hochtrabendes Geſchwätz, langweilige Moral ohne Weltkenntniß, machen dieſen Roman unerträglich. Eben dieſer Bucholz machte den erſten, aber ſchlechten Verſuch, den Horaß in teutſche Verſe zu überſetzen, unter dem Titel: Erſtes verteutſchtes Odenbuch des Horatz, nebſt deſſen Dichtkunſt in Reimen, Rinteln 1639.

Kein Wunder, daß der Hofprediger zu Wolfenbüttel einen Roman ſchrieb, da der (ſonſt ſehr fromme) Herzog von Braunſchweig Anton Ulrich (gebohren 1633, geſtorben 1714) ſelbſt in dieſem Fache arbeitete. Von ihm rühren nämlich die Romane her: Aramena, eine ſyriſche Geſchichte, und Octavia. In der Sprache iſt viel Lebhaftigkeit, im Pathos viel Feuer, in den Begebenheiten viel Erfindungskraft, in der Aramena auch ein guter Ausgang, aber ſonſt iſt der Zuſammenhang in den Planen ſchlecht, die Karaktere ohne Wahrheit, die Begebenheiten ohne Wahrſcheinlichkeit, die Sprache der Liebe ohne Natur, alles ſo affectirt und gezwungen, wie in den Werken des Scudery oder Calprenede. Die deutſche Dichterin, Madam Sophie Albrecht hat, Berlin 1783, die Aramena für unſre Zeiten umgearbeitet. Man hat von dieſem Herzog auch mehrere Komödien. Hingegen verfertigte er auch in Gemeinſchaft mit ſeiner Gemahlinn viele geiſtliche Lieder, die unter dem Titel erſchienen: Chriſtlich fürſtliches Davidiſches Harfenſpiel.

Vermuthlich um 1666 erſchien folgender Roman, der ſtark geleſen ward, zum erſtenmal: Des aus dem Grab der Vergeſſenheit wieder erſtandenen Simpliciſſimi abentheuerlicher, und mit allerhand ſeltſamen Begebenheiten angefüllter Lebenswandel, auf eine ungemeine, und jetzo ganz neue, viel vermehrte, anmuthige Schreib- und Lehrart, vermittelſt ſcharfſinnigen Lehren, nützlichen Anmerkungen, und wohlklingenden poetiſchen Verſen, auch nebſt recht lebhaften Kupfer-Bildniſſen, luſtliebenden, und kurióſen Gemüthern auf das angenehmſte auf- und vorgeſtellt durch Hermann Schleifheim. Unter dieſem Namen verbarg ſich ein gewiſſer Samuel Greifenſon, der das Werk gröſtentheils in ſeiner Jugend ſchrieb, da er Soldat war. Die zweite Edition erſchien 1671, und die dritte 1713. Der Held dieſes Romans, Simplicissimus, von einem Einſiedler erzogen, ſtellt ſich im höchſten Grade dumm an, als er in die Welt kömmt. Zuletzt wird er nach unzählichen Abentheuern auf eine wüſte Inſel verſchlagen, und eine Art von Robinſon. Viele Geſpenſter, viele Erſcheinungen, viele Beſchreibungen von den Uebeln des dreyßigjährigen Krieges, und viele Verſe ſind eingeſtreut. Einen Auszug aus dieſem Romane findet man im vierten Bande von des Herrn Reichard Bibliothek der Romane.

Das Jahr 1669 iſt in der Geſchichte des deutſchen Theaters denkwürdig. Hier ſpielten Studenten zu Leipzig eine Ueberſetzung von dem Polyeuct des Korneille, die ein gewiſſer Chriſtoph Kormarten (gebohren zu Leipzig, Doctor der Rechte, und Advocat zu Dresden, ſtarb 1722) verfertigt hatte. Er machte noch mehrere Ueberſetzungen von Schauſpielen, welche namhaft zu machen nicht der Mühe lohnt. Auch die Verdollmetſchung des Polyeuct war ſchlecht, und mit albernen Zuſätzen verbrämt, aber zufälliger Weiſe gab ſie Gelegenheit zur Entſtehung einer Prinzipalſchaft, die unſer Theater auf einen regelmäßigern Fuß ſetzte. Unter den Studenten, die jenes Stück aufführten, war ein gewiſſer Veltheim, der bey dieſer Gelegenheit Luſt zur Bühne bekam. Er ward in der Folge Prinzipal, und machte die Werke der Ausländer bey uns bekannter, wie er dann ſelbſt den Moliere überſetzte. Doch muſte er auch zu extemporirten Burlesken im italieniſchen und ſpaniſchen Geſchmack, oder ſogenannten Haupt- und Staatsactionen ſeine Zuflucht nehmen, um ſich zu erhalten.

Die geiſtlichen Lieder eines gewiſſen **Johann Franke**, (Bürgers zu Guben in der Lauſitz, ſtarb 1677) hatten das Glück, in den Kirchen eingeführt zu werden, ſie haben aber in Vorſtellungen und Ausdrücken viel Ungereimtes und Spielendes, wie **Gellert** und **Schlegel** in den Vorreden zu ihren geiſtlichen Liedern zur Gnüge bewieſen haben. Seine Geſänge haben Titel, wie folgende: **Geiſtliches Sion, Irrdiſcher Helikon** u. ſ. w. In der ſogenannten **Vater-Unſer-Harfe** hat er auf eine tändelnde Art das Vater Unſer drey und dreyßigmal abgeändert.

Chriſtian Weiße (Rector zu Zittau, gebohren daſelbſt 1642, geſtorben 1708) der alle Wiſſenſchaften galant und faßlich vortragen wollte, führte auch in der Poeſie ein fades, gedankenleeres, geſchmackloſes Geſchwätz ein, das bey allen nichtsſagenden Phraſen, und der Menge franzöſiſcher Brocken weder Saft, noch Kraft hatte. Er ſchrieb eine große Menge ſchlechter Schauſpiele, die aber doch in den damaligen Zeiten gefielen. 1678 gab er heraus: der grünenden Jugend überflüßige Gedanken. Darinnen ſtehen folgende Schauſpiele: **Die triumphirende Keuſchheit, die betrübte und getröſtete Galathée, die beſchützte Unſchuld, das dreyfache Glück.** 1680 erſchienen von ihm: Luſtſpiele von einer zweifachen Poetenzunft. 1682 ſchrieb er folgendes bibliſches Drama: **Das Ebenbild eines gehorſamen Glaubens, welches Abraham bewieſen.** Eine Sammlung Schulkomödien iſt ſein **Zittauiſches Theatrum**, das 1683 erſchien. Dies enthält folgende Stücke: **Jakob's doppelte Heirath, der neapolitaniſche Rebell Maſiavello, Neue Parodie eines neuen Peter Squenz.** In einer Sammlung von 1684: **Neue Jugendluſt** betitelt, ſtehn folgende Schauſpiele: **Der verfolgte König David, die ſizilianiſche Argenis, die verkehrte Welt.** Einzeln erſchien 1690 **der betrogene Betrüger.** Er wagte es auch, eine Poetik zu ſchreiben, die aber eine Anleitung zur platteſten Reimerei iſt, und eine traurige Idee von dem Geſchmack dieſer Zeiten giebt. 1692 gar er nämlich heraus: **Curiöſe Gedanken von teutſchen Verſen**, welchergeſtalt ein Studierender in dem galanteſten Theil der Beredſamkeit was anſtändiges und practicables finden ſoll, damit er gute Verſe vor ſich erkennen, ſelbige leicht und geſchickt nachmachen, endlich eine kluge Maaße darinnen halten kann, wie bishero die vornehmſten Leute gethan haben, welche von der klugen Welt nicht als Poeten, ſondern als polirte Redner ſind äſtimiret worden. Der erſte Theil zeigt die Beſchaffenheit der Verſe, das heißt, der Reime, der Scanſion, der Konſtruction, und der generum carminum Der zweite Theil handelt von dem Unterſchied der alten und neuen Manier, von dem Nutzen der teutſchen Verſe, von teutſchen Gedichten vor und nach Opitz, von den Regeln zur Präparation, von der poetiſchen Operation und Invention. Die Beiſpiele ſind aus lauter Gelegenheitsgedichten entlehnt. In dem **freimüthigen Redner** des Verfaſſers, der 1693 erſchien, ſtehen folgende Schauſpiele: **Naboth's Weinberg, der Marſchall von Biron, der politiſche Quackſalber.** 1695 gab er eine Sammlung unter dem Titel **die Komödienprobe** heraus. Darinnen ſtehen: **Eſau und Jacob, der verfolgte Lateiner.** 1699 erſchien einzeln von ihm: **Die betrübten und vergnügten Nachbarskinder.** In den neuen Proben von der vertrauten Redekunſt, die er 1700 herausgab, ſtehen: **Der ſpaniſche Favorit Olivaretz, der junge König Wenzel von Böhmen; der träumende Bauer am Hofe Philipps von Burgund.** 1705 ließ er ein Luſtſpiel drucken: **Der curiöſe Korbmacher.** 1708 gab er heraus: **Die ungleich und gleich gepaarte Liebes-Aliance.** Noch hat man viele einzle Stücke von ihm, z. E. **Jephtä Tochtermord, der Fall des Marſchall d'Ancre, der bäuriſche Mac-**

chiavellus, Tobias und die Schwalbe, der keuſche Joſeph, die unvergnügte Seele u. ſ. w. So ſchmierte Weiße dreißig Jahr lang ungeſtraft, und fand ſogar Bewunderer.

V.

Naturgeſchichte.

Zur Geſchichte des Löwen.

(Aus D. Sparrmanns Reiſen, vom Kap ins Innere von Africa.)

Das Brüllen des Löwen, ſollte man denken, müßte den Thieren ein Zeichen ſeyn, wohin ſie zu fliehen haben. Allein da er beim Brüllen das Maul gegen die Erde hält, ſo daß ſein Geſchrey durch die ganze Gegend umher erſchallt, ohne, daß man hören kann, von wannen es kommt, ſo werden die bangen Thiere ſo in Schrecken geſetzt, daß ſie im Dunkeln nach allen Seiten hin und her laufen, um ſich durch die Flucht zu retten, eben dadurch aber gar leicht in den Rachen hinein laufen, dem ſie entfliehen wollen.

Ein ſonſt ganz vernünftiger Schriftſteller, der ſich Officier du Roi nennt, berichtet in ſeiner Voyage à l'isle de France, daß man in Afrika ganze Heere von Löwen finde, weil drey bedeutende Perſonen von der Regierung, die er auch nennt, es ihm erzählet haben. Dieſem Manne ſowohl, als denjenigen, welche es ihm geſagt, und allen denen, welche es haben glauben können, muß ich hiemit verſichern, daß die Sache handgreiflich ungereimt iſt. Um Armeen von Löwen zu ernähren, würde ein weit größerer Vorrath wilder Thiere, als in Afrika und allen übrigen Welttheilen leben, erfordert werden. Ich kann mich hiebei auf eine Aeuſſerung der Indianer berufen, die man bey Caſitau antrift: es iſt doch ein Glück, ſagten ſie, daß die Portugieſen, im Vergleich ihrer Grauſamkeit, eine eben ſo kleine Anzahl ausmachen, als Tiger und Löwen in Vergleichung mit den übrigen Thieren, ſonſt würde es bald mit uns aus ſeyn.

Wenn alſo ein jüngerer Schriftſteller, **Abt de Manet**, in ſeiner Beſchreibung des nördlichen Theils von Afrika ſagt, daß eben dieſe Art Löwen ſich auch in Amerika finden, kann man dieß mit Sicherheit für eine übereilte Aeuſſerung anſehen, die ſich weder auf eigene Erfahrung, noch auf das gültige Zeugnis andrer ſtützt, darin aber hat er mehr Recht, wenn er erzählt, daß die Negern in Nordafrika die Löwen in Gruben fangen, es aber nicht wagen, von ihrem Fleiſch zu eſſen, weil ſie befürchten, andere Löwen möchten ſich deswegen an ihnen rächen. Die Einwohner des ſüdlichen Afrika, die Hottentotten, habe ich gleichwohl in dieſem Stücke nicht ſo abergläubiſch geſehen, denn ſie ſagten mir, ſie äßen Löwenfleiſch, und fänden es gut und geſund.

Die Hottentotten geſtanden mir auch, die Löwen nicht nur, ſondern auch die Hyänen wären vor dieſem weit dreiſter als jetzt geweſen, und hätten des Nachts ihre Kraale angefallen, und manchen Hottentotten aus ſeiner Hütte weggeſchleppt, welches um ſoviel ſchlimmer geweſen, da der Löwe, wenn er einmal Menſchenfleiſch gefreſſen habe, ſich hernach nicht gerne mit andern Fleiſche begnüge. Gleichfalls erzählten ſie mir, daß ſie ſich damals Schlafſtellen auf Bäumen hätten anlegen müſſen, damit ſie von den Löwen nicht ſo leicht überraſcht würden, und ſich gegen ſie leichter vertheidigen können. Heutiges Tages wenigſtens greift der Löwe ein ander Thier nicht leicht offenbar und öffentlich an, er müſte denn gereizt, oder ſehr hungrig ſeyn: in dieſem letztern Falle ſcheut er keine Gefahr oder Gegenwehr. Einmal hat man aber doch geſehn, daß ein Löwe ein Elendthier hitzig verfolgt hat, ohne indeſſen das Ende dieſer Jagd bemerken zu können.

Die Art und Weiſe, wie der Löwe ſich ſeines Raubes bemächtigt, iſt faſt immer die, daß er vermittelſt eines Sprungs von der Stelle, wo er auflauert, auf denſelben zufährt, und ſich darüber herwirft. Trägt es ſich aber zu, daß er fehl ſpringt, verfolgt er die entflohene Beute nicht weiter, ſondern kehrt, wie ganz beſchämt, nach dem Hinterhalte, aus dem er hervorgekommen war, zurück, und mißt langſam, ſo zu ſagen Schritt vor Schritt, die rechte Länge ab, um zu ſehen, in wie weit der mislungene Sprung zu kurz war. Sonderbar iſts, daß **Colonus** Behauptung in ſeiner Hiſtoire naturelle de l'Univers, zu Folge die Füchſe in Europa auf gleiche Art ihre Sprünge gleichſam abmeſſen, wenn der Fang ihnen entgangen iſt. Bey Flüſſen und Quellen findet der Löwe es beſonders vortheilhaft aufzulauren, und die Thiere, welche ihren Durſt löſchen wollen, laſſen Gefahr, wie der Hund am Nil, auf Koſten ihres Lebens den Hunger eines ſo blutdürſtigen Räubers zu ſtillen. Man ſollte glauben, daß die Gazellen und andre Thiere, wenn ſie die nahe Gegenwart des Löwen eben ſo gut, als meine Ochſen und Pferde, wittern könnten, mit leichter Mühe der Gefahr zu entrinnen, im Stande wären.

Um die Löwen von uns deſto mehr abzuhalten, bedienten wir uns, wie andre Reiſende, in denjenigen Gegenden von Afrika, welche durch dieſe Thiere unſicher gemacht werden, die Vorſicht, mit unſerer großen Ochſenpeitſche ſo ſtark als möglich, klatſchen zu laſſen, wenn wir durch einen Fluß wollten. Dies Klatſchen, welches in der That eine heftigere Bewegung der Luft als ein Piſtolenſchuß hervorbringt, und viel länger und weiter umher als ein Flintenſchuß zu hören iſt, wird als ein ſehr wirkſames Mittel, die wilden Thiere zu ſchrecken, und in Entfernung zu halten, angeſehen. Die große Ochſenpeitſche ſcheint alſo zu der gröſſern Furcht, welche die Löwen, ſeit der Anweſenheit der Holländer vor den Menſchen bezeigen, nicht wenig beigetragen zu haben.

Unter den vielen oft fehlerhaften Erzehlungen von den Löwen kann ich nachſtehende, als eine durch hinlängliche und glaubwürdige Zeugen beſtätigte Begebenheit anführen: Ein ſchon etwas alter Hottentotte, der bey einem Chriſten am obern Theile des Sonntagsfluſſes auf der Seite nach Kambebo in Dienſten war, ſah einen Löwen in weiter Entfernung zwey ganze Stynden lang ihm auf dem Fuß nachgehen. Er ſchloß hieraus ganz natürlich, daß der Löwe nur auf die herannahende Finſterniß der Nacht warte, um ihn als ſeine Beute zu verzehren, und ſah ſich verlohren, da ihm nichts anders als dieſer ſchreckliche Auftritt bevorſtehe, weil er weiter kein Gewehr, als ſeinen Stock hatte, und ſich auſſer Stand fand, vor dem Einbruche der Nacht nach Hauſe zu kommen. Da er indeſſen die Gemüthsart des Löwen und ſeine Weiſe, ſich über ſeinen Fang herzumachen, kannte, verfiel er endlich auf ein Mittel, ſein Leben zu retten. Anſtatt ſeinen Weg nach Hauſe fortzuſetzen, ſuchte er einen ſogenannten Klippenkranz (Klip-Kranz) auf: (dies iſt der Name ſolcher Stellen, die oben flach, und an einer Seite ſteil, abſchößig und ſteinig ſind.) Am Rande eines ſolchen Abhanges ſetzte er ſich nieder, und wurde zu ſeiner Freude gewahr, daß der Löwe auch ſtille ſtand, um denſelben zu beobachten. Sobald es dunkel wurde, rückte er etwas weiter vorwärts, und nahm ſeinen Platz unterhalb des oberſten Randes des Abhanges irgendwo in einer Kluft, wo er ſich einigermaßen feſthalten konnte.

Um aber den Löwen noch mehr zu betrügen, ſteckte er ſeinen Hut und ſeinen Pelzwamms auf ſeinen Stock, und machte damit über ſich ſo wohl als etwas vor ſich, um die abſchüßige Stelle her, einige Bewegungen. Sein liſtiger Einfall that die erwünſchte Würkung: es dauerte nicht lange, ſo kam der Löwe, wie eine Katze leiſe heranſchleichend, ſah den Pelz auf dem Stocke für den Hottentotten ſelbſt an, und maaß ſeinen Satz ſo genau ab, daß er ſamt der täuſchenden Figur den Abgang Kopf über hinunter ſtürzte. Der Hottentotte war darüber vor Freuden ſo außer ſich, daß er in ein lautes t'Kaſi (ein Ausrufungswort von mancherley Bedeutung) ausbrach. — Dies iſt gleichwohl nicht das einzige Beiſpiel, daß Löwen in Afrika ſich bei ihren Springen, oder Anfällen haben äffen laſſen. Auf Viehhöfen, oder Weiden, wo ein Löwe ein Stück Vieh getödtet hat, oder man ſonſt Urſache findet, ſich auf ſeinen Beſuch gefaßt zu machen, richtet man etwas, daß einen Menſchen vorſtellt, neben einer Anzahl geladener Gewehre auf, die losgehen und ihn ſchießen, ſobald er ſich über jenes Blendwerk hergemacht hat. Weil ſich dies ſo leicht und behende bewerkſtelligen läßt, und man in Afrika ſich darum nicht bekümmert, Löwen lebendig zu fangen, giebt man ſich auch nicht die Mühe, ihnen Gruben zu graben.

Der Löwe iſt, wie ich ſchon erwähnt habe, ungemein feig, und es fehlt ihm in Vergleichung mit ſeiner Stärke wirklich an Muth: dies kann ich aus einer Menge glaubwürdiger Erzählungen, und aus dem, was ich ſelbſt geſehen habe, beweiſen. Bisweilen aber bezeugt er dagegen auch eine auſſerordentliche Unerſchrockenheit. Folgendes mir erzählte Beiſpiel mag dieſes beſtätigen:

In einem mit einer Mauer umgebnen Viehkraale, oder Viehhofe war ein Löwe durch den Zaun eingebrochen, und hatte daſelbſt Schaden gethan; Man erwartete ihn mit Gewißheit auf eben dem Wege wieder, zog daher quer über den Eingang eine an geladenen Flinten feſtgemachte Linie, damit den Löwen, wenn er, wie man vermuthete, mit der Bruſt daran ſtoſſen würde, dieſer Selbſtſchuß treffen möchte.

te. Der Löwe aber, welcher noch bei Tage herkam, und der Linie nicht trauete, trat ſie mit dem Fuße weg, gieng, ohne ſich durch den Knall des Schuſſes ſchrecken zu laſſen, ernſthaft und ſorglos vor ſich hin, und fraß von dem Stück Vieh, daß er vorher getödtet hatte, nach Belieben. — **Buffon** erzählt, auf Marmols und Thevenots Zeugnis, daß die Löwen in den mehr bewohnten Gegenden der Barbarey und Oſtindiens, wo ſie die Uebermacht der Menſchen mehr kennen gelernt haben, bisweilen durch Stockſchläge ſogar von Weibern und Kindern, ſich wegjagen, und ihre Beute im Stiche laſſen. Dies ſtimmt mit einigen Erzählungen überein, die ich zu Cap gehört, daß nemlich Sklaven, die den Muth dazu gehabt, mit Meſſern, oder andern unbeträchtlichen Waffen ihr Vieh, das von Löwen in Dunkeln angegriffen worden, vertheidigt haben.

Sonderbar iſts, daß der Löwe, welcher ſeinen Raub ſogleich zu tödten pflegt, dennoch, wenn er gleich gereizt worden, oft ſich damit begnügt, die Menſchen oft nur zu verwunden, oder wenigſtens eine Weile zu warten, ehe er dieſen den tödtlichen Streich verſetzt. Ein Bauer, der vor einem Jahre einen Löwen zwey ſeiner Ochſen, wie er ſie eben vor dem Wagen ausgeſpannt, angreifen geſehen hatte, erzählte mir, daß dieſelben auf der Stelle dicht bey einander ſogleich todt niedergefallen wären, obgleich man manchmal bloß den Rückgrad zerſchlagen gefunden habe. Man nannte mir auch an mehrern Orten den Namen eines Mannes, der nebſt ſeinen beiden Söhnen es gewagt, an einem Fluſſe in dem zu ihrem Hofe gehörigen Bezirke zu Fuß einen Löwen aufzuſuchen, worauf dieſer hervorgeſtürzt ſey, und einen von ihnen überwältigt, und unter ſich geworfen, dieſe beiden aber doch noch Zeit genug gehabt hätten, den Löwen knall und Fall tod zu ſchieſſen. Ich ſah ſelbſt in der Gegend des obern Theils des Taubenhorlfluſſes einen etwas bejahrten Hottentotten, der unterhalb der Augen, und an einem von den obern Kinnbacken ſcheußliche und noch offene Spuren des Biſſes eines Löwen hatte, welcher ſich begnügt hatte, für die von dieſen Hottentotten und einigen andern Chriſten, angeſtellte und auf ihn gerichtete Jagd ihm nur blos auf dieſe Weiſe zu beſchädigen. Man ſprach auch allenthalben von einem Bürgerhauptmann, Namens Bota, welcher unter einem Löwen gelegen, und von demſelben zur Warnung etwas gequetſcht, und an dem einen Arm ſehr gebiſſen, übrigens aber beim Leben geblieben war. Aus dem bereits angeführten ſo wohl, als demjenigen, was ich in der Folge hievon ſagen werde, erhellet, daß nicht, wie einige wollen, Großmuth, ſondern Hinterliſt und Feigheit mit etwas Stolz, vermiſcht, die Hauptzüge im Charakter des Löwens ausmachen, und daß, wenn ein ſo ſtarkes und geſchmeidiges Thier bisweilen mit auſſerordentlicher Kühnheit und Herzhaſtigkeit bewaſnet wird, ſolches keiner andern Urſache, als dem Hunger zuzuſchreiben ſey. Da der Löwe außerdem gewohnt iſt, ſeinen Raub allezeit ſelbſt und ohne Schwierigkeit zu tödten, und oft ihn dann zu verzehren, wenn ſein warmes Blut noch erhitzt iſt, ſo kann es nicht anders ſeyn, als daß er leicht gereitzt wird, und mehr Hang zur Grauſamkeit als Großmuth zeigt. Da er hingegen nicht gewohnt iſt, Widerſtand anzutreffen, ſo iſt es kein Wunder, daß, wenn er dergleichen findet, er zuweilen den Muth verliert, und wie ich oben bereits erzählet habe, mit Stockſchlägen ſich wegjagen läßt. Ich kann noch ein anderes Exempel hievon anführen: Ein glaubwürdiger Landmann, Johann Kock beim Seekuhfluſſe, erzählte mir, er habe bey einem Spatziergange auf ſeinem Felde, unvermuthet einen Löwen angetroffen. Als ein geſchickter Schütze habe er es ſich mit ſeinem zur Hand habenden Gewehr zugetraut, ihn ſo gleich tod zu ſchieſſen, er habe alſo Feuer gegeben. Zum Unglück ſey ihm aber nicht eingefallen, daß der Schuß alt und naß geworden, daher das Gewehr ſpät abgebrannt, und die Kugel neben dem Löwen in die Erde gefahren ſey. Hierüber habe er ſich ſo erſchrocken, daß er ſofort die Flucht genommen, da er aber bald auſſer Othem gekommen, und der Löwe ihm auf dem Fuſſe verfolgt, ſey er auf einen kleinen Steinhaufen geſprungen, und daſelbſt mit ganz hoch aufgehobenen Büchſenſchafte ſtill geſtanden, um ſich ſo gut als möglich zu vertheidigen. Ob dieſe Stellung und dies Benehmen es geweſen ſey, wodurch der Löwe muthlos geworden, wagte er nicht zu beſtimmen, er war aber doch ebenfalls ſtehen geblieben, und hatte ſich, welches noch ſonderbarer iſt, in einer Entfernung von einigen und zwanzig Schritten vom Steinhaufen ruhig niedergelegt. Der Schütze hatte es inzwiſchen nicht wagen können, von der Stelle zu gehen, zumal da er auf der Flucht das Pulverhorn verlohren. Endlich aber erſt nach einer guten halben Stunde war der Löwe aufgeſtanden, und Anfangs nur Schritt für Schritt und ganz leiſe gegangen, gleich als wenn er ſich wegſtehlen wollen, wie er aber weiter geweſen, habe er aus allen Kräften angefangen zu laufen. Vielleicht ſind die Löwen, ſo wie die Hyänen, nicht leicht ſo dreiſt, ſich an ein Thier zu machen, das ſtill ſteht, und ſich zur Wehre ſetzt. So viel weis man, daß ſie nicht, wie die Hunde, andern Thieren durch Hülfe des Geruchs nachſpüren, auch nicht offenbare Jagd auf ſie machen. Von dem lezten hat man hier wenigſtens nur ein Beiſpiel erlebt, welches ich auch oben ſchon erzählt habe, nemlich, daß ein Löwe einem Elendthiere nachgejaget hat: es kann indeſſen ſeyn, daß er durch auſſerordentlichen ſtarken Hunger zu dieſem ungewöhnlichen Schritte angeſpornt werden.

Uebrigens iſt der Löwe ſchnell zu Fuß. Zwey Jäger haben mir erzählt, daß ſie ſelbſten geſehen, wie ihr unvorſichtiger und dummdreiſter Jagdgefährte von einem Löwen auf dem Fuße verfolgt, und beynahe ertappt worden, ob er gleich auf einem raſchen Jagdpferde geritten.

Die Stärke des Löwen iſt auſſerordentlich. Man hat zu Cap einmal geſehen, daß ein Löwe ein Rind ins Maul genommen, und, dem Anſchein nach, mit eben der Leichtigkeit, als die Katze eine Maus forträgt, weggetragen, oder fortgeſchleppet hat: Der Löwe war mit dem Rinde ſogar über einen breiten Graben geſprungen. Einem Büffel auf ſolche Art zu fangen und zu tragen, möchte dieſem ſonſt ſehr ſtarken Raubthiere gleichwohl ſehr ſchwer werden. Zwey Landbauern, auf deren Glaubwürdigkeit ich mich einigermaßen verlaſſen kann, haben mir in dieſer Hinſicht folgendes erzählet. Auf einer Jagd am Buſchmannsfluſſe wurden ſie nebſt einigen Hottentotten einen Löwen gewahr, der damit beſchäftigt war, einen Büffel von ebenen Felde zum nächſten Waldhügel zu ſchleppen. Sie nöthigten ihn aber bald den Raub fahren zu laſſen, weil ſie ſelbſt dazu Luſt hatten, und fanden, daß er die Kunſt verſtanden hatte, das ſtarke Gedärme dem Thiere aus dem Leibe zu reiſſen, um mit deſto geringerer Mühe mit den fleiſchigen und eßbaren Theilen deſſelben fortzukommen. Allein ſobald er vom Walde her bemerkte, daß die Hottentotten anfingen, das Fleiſch nach ihren Wagen zu tragen, ſah er recht oft und vermuthlich nicht ohne großen Verdruß nach ihnen hin.

Indeſſen ſoll die Stärke des Löwen allein ihn nicht in den Stand ſetzen, ſich eines ſo ſtarken und großen Thiers, als eines Büffels zu bemächtigen, ſondern man behauptet, um ſolche Beute zu erhaſchen, müſſe er zugleich Liſt und Geſchicklichkeit brauchen, da er denn zu dem Büffel ganz unvermerkt hinanſchleicht, ihn plötzlich überfällt, und ihn mit den Vordertatzen Maul und Naſe ſo zuklemmt, daß er erſtickt, matt wird und ſtirbt. Ein gewiſſer Koloniſt wollte ein Beyſpiel davon ſelbſt geſehen haben, und andre ſchloſſen ſolches aus den Merkmalen, die ſie an der Naſe und dem Munde ſolcher Büffel angetroffen hatten, die von einem Löwen getödtet oder demſelben entkommen waren. Man behauptete inzwiſchen, daß der Löwe bey ſolchen Gelegenheiten ſelbſt ſein Leben wage, beſonders wenn noch ein anderer Büffel dabey ſey, der dem angefallenen zur Hülfe kommen könnte. Ein Reiſender hat einmal eine ganze Weile zugeſehen, wie eine Büffelkuh mit ihrem Kalbe einem Fluß zum Rückhalte genommen, und ſich gegen fünf Löwen vertheidiget, die ſie umringet, aber wenigſtens ſo lange der Reiſende ein Zuſchauer dieſes Schauſpiels geweſen, es nicht gewagt haben, ſie anzugreifen. Auch habe ich die ſehr zuverläßige Nachricht, daß auf einer Ebne oſtwärts vom krummen Fluſſe ein Löwe von einer Heerde Kühe, die er, vermuthlich durch Hunger getrieben, am hellen Tage anzugreifen die Kühnheit hatte, todgeſtoſſen, und zertreten worden.

Vielleicht iſt dieſes weniger auffallend, wenn ich erwähne, daß am Tage und auf ebnen Felde zwölf bis ſechzehen Hunde einen Löwen gar leicht umbringen können. Es iſt nicht nöthig, daß die Hunde, mit welchen man den Löwen jagen will, ſehr groß und dazu abgerichtet ſind, ſondern die Jagd läßt ſich mit gewöhnlichen Hofhunden vollkommen gut ins Werk ſetzen. Wenn dieſe nemlich dem Löwen ziemlich nahe ſind, hält ihn ſein Stolz ab zu entfliehen, er ſetzt ſich alſo nieder. Alsdann laufen die Hunde um ihn herum, ſtürzen auf einmal auf ihn los, und ſind vermöge ihrer vereinigten Stärke, im Stande, ihn, der ſonſt das ſtärkſte aller Raubthiere iſt, zu zerreiſſen, ſelten bekommt er ſodann Friſt, mit den Vordertatzen mehr als zwey oder drey leichte Schläge auszutheilen, von denen indeſſen ein jeder eben ſo vielen angreifenden Feinden unfehlbar tödlich iſt.

Von der Jagd der Löwen zu Pferde muß ich doch auch wohl das Hauptſächlichſte anführen Buffon ſagt zwar, daß die Pferde ſowohl als die Hunde dazu abgerichtet ſeyn müſſen, allein dies iſt blos eine Vermuthung. In Afrika jagen die Koloniſten den Löwen mit einem gewöhnlichen

Jagdpferde. Unſre gewöhnlichen Reitpferde, gerade dieſelben, welche eben erzähltermaßen verſchiedene mahl ſich unruhig bezeugt hatten, wenn ein Löwe in der Nähe war, und keinesweges zur Jagd abgerichtet waren, lieſſen ſich einmahl eben ſo leicht und willig zur Jagd zweyer großen Löwen, als ſonſt zur Jagd der ſchönen Gazellen gebrauchen. Die Jagdpferde ſcheinen doch aber mehr als andre Theil an dem Jagdvergnügen ihres Räubers zu nehmen. Beſonders hatte ich hinter Bruyntzesberg Gelegenheit, ein Pferd zu reiten, das durch Knurren im Bauche, Spitzen und Bewegen der Ohren, auf eine nicht undeutliche Art ſeinen heftigen Trieb zu jagen zu erkennen gab, ſobald es eines von den gröſſern wilden Thieren anſichtig wurde. Man hat auch Beiſpiele von Jagdpferden, die, nachdem der Jäger herunter geſprungen um zu ſchieſſen, aber fehl geſchoſſen, in ihrem Eifer zur Jagd ihm nicht Zeit genug gelaſſen, wieder in den Sattel zu kommen, ſondern allein und eine ganze Stunde lang das Wild in allen ſeinen Wendungen und Bewegungen auf den Ferſen verfolgt haben. Die Löwenjagd zu Pferde wird beynahe auf gleiche Art, als die oben beſchriebene Elephantenjagd verrichtet. Da aber verſchiedenes bisher unbekanntes über die Gemüthsart des Löwens daraus abzunehmen iſt, ſo hoffe ich, beſonders von Jägern, die wiſſen, mit was für Vergnügen und Umſtändlichkeit ſie einander mit den Wendungen eines Haſen zu unterhalten pflegen, Entſchuldigung zu erhalten, wenn ich mich etwas zu lange dabey aufhalte. Nur auf ebenem Felde wagt man es, den Löwen zu Pferde zu jagen. Hält er ſich in einem Walde, oder auf buſchigen Anhöhen auf, ſo ſucht man ihn durch Hunde zu reitzen, bis er hervorkomme. Auch ſind gern zwey oder mehr Perſonen bey einander, damit der eine dem andern geſchwind zu Hülfe kommen, und ihn retten könne, wofern der Schuß mißlingt. Wenn der Löwe die Jäger von ferne ſieht, macht er, wie allgemein verſichert wird, von aller ſeiner Schnelligkeit Gebrauch, um ihnen aus den Augen zu kommen. Trift ſichs aber, daß man ihn in der Nähe entdecket, ſo eilt er zwar davon, aber ohne ſehr zu rennen, gleich als wenn er zu ſtolz ſey, furchtſam zu ſcheinen. Er wird daher auch, wenn er ſich ernſthaft verfolgt ſieht, bald gereizt, oder müde zu fliehen. Im Gegentheil läuft er immer langſamer, geht endlich nur Schritt für Schritt weiter, ſieht nach ſeinen Verfolgern von der Seite hin, ſteht zuletzt ſtill, wendet ſich gegen ſie, ſchüttelt ſich, brüllt kurz und durchdringend, um ſeinen Verdruß an den Tag zu legen, und iſt bereit ſie zu empfangen, und ſie zu zerreiſſen. Alsdann iſts für die Jäger hohe Zeit, bey der Hand zu ſeyn, oder doch ſich eilends etwas wegzubegeben, jedoch ſo, daß ſie unter einander eine gewiſſe Entfernung beobachten. Welcher von ihnen dann am beſten zur Hand ſtehet, oder der nächſte iſt, oder die breiteſte Seite von der Bruſt des Löwens vor ſich hat, um nach dem Herzen, oder der Lunge zu zielen, muß der erſte ſeyn, der abſpringt, mit dem Zügel um den Arm ſich ſeines Pferdes verſichert, Feuer giebt, ſich augenblicklich wieder in den Sattel wirft, das Pferd ſeiner Kameraden ſchräge vorbeylenkt, und übrigens mit ganz freyen Zügel ſein Leben der Geſchwindigkeit ſeines Pferdes anvertrauet, falls er dieſen blos verwundet, oder fehl geſchoſſen haben ſollte. In dieſem Falle paſſet einer von den andern Jägern die Gelegenheit ab, ſo gleich herunter zu ſpringen, da er denn mit mehr Kaltblütigkeit und Gewißheit muß zielen, und ſchießen können. Sollte, welches doch ſelten zu geſchehen pfleget, auch dieſer Schuß nicht treffen, ſo jagt der dritte Jäger dem Löwen, der nunmehr den erſten, oder zweiten verfolgt, nach, ſpringt ab, und ſchießt, ſobald er den Löwen auf den Schuß, und einen hinlänglichen Theil deſſelben vor ſich hat, um mit gehöriger Wirkung, beſonders von hinten ſchräge, treffen zu können. Kehrt nun der Löwe ſich gegen dieſen, ſo kehren auch die andern Jäger um, um ihm mit denjenigen Schüſſen, die ſie während der Flucht geladen haben, zu Hülfe zu kommen. Man weiß hier kein Beiſpiel, daß irgend eine Löwenjagd zum Unglück der Jäger ausgeſchlagen ſey. Diejenigen afrikaniſchen Koloniſten, welche in den entlegenen und mit wilden Thieren angefüllten Gegenden wohnen, oder es wagen, dahin zu ziehen, ſind gemeiniglich geſchickte und dreiſte Schützen. Der Löwe, welcher ſich unterfängt, ihr vornehmſtes Eigenthum, das Vieh, manchmal dicht vor ihren Wohnungen, anzufallen, iſt ihnen ein eben ſo verhaßter, als ſchädlicher Feind. Mit Hitze und Vergnügen ſuchen ſie ihn auf,, und verfolgen ihn, um ihn auszurotten. Es iſt alſo, wenn es darauf ankäme pro aris & focis zu ſtreiten, wenn ein Löwe ſich auf ihren Feldern, Weiden oder Höfen einfindet. Ich habe verſchiedene Landbauern hinter Bruyntjeshöhe, wenn ich mit ihnen auf der Jagd war, und in der Nähe ſich dergleichen aufhielten, wünſchen gehört, daß ein Löwe ihnen doch nur aufſtoſſen möchte, ohne des Schießens zu erwähnen, ein Zeichen, das ſie in dieſem Stücke ihrer Kunſt gewiß waren. — Der Löwe iſt leicht tod zu ſchießen, und hat kein zähes Leben. Leute, welche Gelegenheit gehabt haben, mehrere dieſer Raubthiere zu ſchießen, haben mich verſichert, daß da die Büffel und große Antilopen bisweilen mit einer Kugel im Unterleibe, oder den Gedärmen ganz und gar entkommen, (ich habe ſelbſt ein Beiſpiel davon geſehen), der Löwe von einem ſolchen Schuſſe das Erbrechen bekomme, und unvermögend werde zu laufen. Ueberhaupt iſt es natürlich, daß ein Schuß, der Herz oder Lungen gut getroffen hat, hinreicht, einen Löwen ſowohl, als einen Elephanten, und alle andere Thiere zu tödten.

Die Haut des Löwens wird für ſchlechter als Kühhäute gehalten, und zu Cap wenig gebraucht, es wäre denn, um ſie zu gleichem Behufe als die Pferdehäute zu bereiten. Indeſdeſſen fand ich doch einen Bauer, der aus einer Löwenhaut Oberleder zu Schuhen gemacht hatte, und ſie als weich, zäh, und nicht leicht abzunützen, rühmte.

VI.

Anekdoten.

Herr **Pigot**, ein junger Engländer, der in Göttingen ſtudirt, ging vergangenen Auguſt auf die Jagd. Die Nacht darauf träumte ihm, er müſſe beim Verfolgen eines Haſen über einen breiten und tiefen Graben ſpringen. Dieſe Idee wurde ihm ſo lebhaft, daß er aufſtand, aus Fenſter lief, und aus dem zweyten Stockwerk hinunter auf die Straße ſprang. Die Schildwache vor dem Commendanten-Hauſe, gegenüber, bemerkte den ſchrecklichen Fall, lief herzu und weckte die Nachbarn. Man fand, daß Herr **Pigot** einen Arm zerbrochen, und ein Bein verrenkt hatte. Anfänglich war es ſehr ſchlecht mit ihm, jetzt aber iſt er wieder beſſer.

Der berühmte Reichshofrath **von Senkenberg** war oft auſſerordentlich zerſtreut. Einſtmahls, als er in ſeiner Bibliothek auf der höchſten Stufe einer Leiter ſtand, um ein Buch nachzuſchlagen, trat eben ein guter Freund von ihm herein. — **Senkenberg**, in Gedanken, daß er auf ebener Erde ſtünde, wollte dem Fremden entgegen laufen, und fiel die Leiter herunter vor ihm nieder. —

Zu einer Zeit, als ſeine Gemahlin in Wochen war, wurde er von einem vornehmen Hauſe zum Eſſen gebeten. Bey der Suppe ſtand er in den Gedanken, daß die Geſellſchaft bey ihm wäre, und ſagte daher ganz laut: „Sie werden „mich entſchuldigen, meine Damen, daß die Suppe ſo „ſchlecht iſt; aber meine Frau liegt in Wochen.“

In Frankfurt hatte er den Herrn v. M** und zwey andre Freunde zum Eſſen gebeten. Herr v. M. wurde, als er kam, ins Beſuchzimmer geführt, die beyden andern aber gingen gerade auf ſeine Stube. Kurz nachher wurde angerichtet, und der Herr **von Senkenberg** ging mit dieſen beyden ins Eßzimmer. Als ſie ſchon eine halbe Stunde bey Tiſche geweſen waren, meldete ein Bedienter, daß der Herr v. M** noch immer im Beſuchzimmer wartete. **Senkenberg** hatte beydes vergeſſen, ſo wohl daß er den Hrn. v. M. hatte zu Tiſche bitten, als daß er ihn in die Viſitenſtube hatte führen laſſen.

Die abwechſelnden Liebſchaften der berühmten Markiſin von Chatelet werden jedem, der den Catalogue raiſoné der franzöſiſchen Meßalinen durchgeblättert hat, noch erinnerlich ſeyn. — Dieſe Dame hielt es für eine Vermehrung ihres Ruhms, wenn ſie auch Voltairen auf der Liſte ihrer Eroberungen hätte. Allein ſie fand bald, daß der Dichter unter ihren Liebhabern nur ein honorarius wäre, und ſuchte ſich deshalb in den Armen des athletiſchen Abbé Macarty ſchadlos zu halten. — Macarty war ein Irländer, der wenige Jahre hernach nach Konſtantinopel ging, und Muſelmann wurde. Inzwiſchen blieb Voltaire doch dem Scheine nach noch einige Zeit der Ritter der Markiſin, bis ſie ihn endlich gänzlich entließ, um den Hrn. von St. Lambert, welcher in dieſem mit Vergnügen angenommenen Dienſte niemanden neben ſich leiden wollte, Plaz zu machen.

St. Lambert blieb daher — wenigſtens bildete er ſichs ein — der allein Begünſtigte bey der verliebten Schönen. Sie ſtarb kurz nachher in Wochen. Es wurde darauf bekannt gemacht, daß ihre Mebeln ſollten verauctioniret werden. Voltaire hörte dieß kaum, als es ihm wieder einfiel, daß er der Markiſin vormals ein Geſchenk mit einer goldenen Tabatiere gemacht, worinn ſein Portrait ſehr künſtlich unter einem geheimen Deckel verborgen war. Aus einer falſchen Delikateſſe gab er nun einigen von ſeinen Freunden Auftrag, die Doſe zu erſtehen, ſie möchte auch koſten, was ſie wollte. Die große Haſtigkeit, mit welcher dieſe ſich der Sache annahmen, verurſachte, daß ſie immer höher geſteigert und ihnen endlich zu einem übertriebenen Preiſe zugeſchlagen wurde. Voltaire bekam nicht ſobald die Doſe in die Hände, als er den geheimen Deckel aufſpringen ließ, um das Portrait zu ſehen. Das Portrait erſchien. — Allein zu ſeinem äußerſten Verdruß erblickte er, anſtatt ſeines eignen geliebten Bildes, den Herrn von St. Lambert, ſeinen begünſtigten Nebenbuhler.

VII.

Romane.

Deſto beſſer für ſie,

aus dem Franzöſiſchen des Voiſenon,

von dem Ueberſetzer der Biondetta.

Erſtes Kapitel.

Verſpricht mehr als es hält.

Prinz Potiron war heßlicher als ſein Name; Prinz Diſcret war reizend; Prinzeßin Tricolore friſcher und glänzender als ein ſchöner Frühlingstag. Potiron war ihr verhaßt, Diſcret war ihr theuer, man zwang ſie die Frau des erſten zu werden. Deſto beſſer für ſie.

So zu erzählen iſt keine Kunſt. Die Entwickelung folgt der Expoſition auf dem Fuß: aber man verſteht auch dies deſto beſſer nicht, und ich will es erklären mit allem Pomp, den die Würde des Gegenſtandes erfordert.

Potiron war häßlich, dumm, übel gewachſen, und doch ein Baſtard: ſeine Mutter war ſo abſcheulich, daß niemand den Muth gehabt hatte, ſie zu heyrathen; aber ihr Reichthum vertrat die Stelle der Reize: ſie erkaufte ihre Liebhaber, und nutzte ihre Rechenkunſt zur Berechnung ihrer Freuden; ſie bezahlte nach der Länge des Genuſſes, alles nur a Conto, und Potiron war auf die Stunde gemacht.

Sein Kopf war ungeheuer und nichts darin; ſeine Beine ſo kurz wie ſeine Begriffe; ſo daß er im Denken und im Gehen immer auf halbem Wege blieb; da er aber vernahm, daß Leute von Kopf Thorheiten begingen und keine ſagten, ſo wollte er den Mann von Kopf ſpielen, und entſchloß ſich zu heyrathen.

Seine Frau Mutter, die Fee Rancüne, ſann lange nach, welche Familie ſie mit dieſer Plage begnadigen ſollte, endlich fiel ihre Wahl auf Prinzeßin Tricolore, Tochter der Königin von Patagonien. Dieſe Königin verachtete ihren Mann, und kümmerte ſich nicht um ihre Kinder, machte viel aus der Liebe und wenig aus den Liebhabern: hatte mehr Gefühl als Empfindung, und ein glückliches Temperament: Ein Jahr nach ihrer Heyrath genas ſie eines vielverſprechenden Prinzen. Im Rath entſtand großer Zwieſpalt über ſeine Erziehung. Der König verlangte, er habe als Fremder das Recht, ſeinen Sohn in das Collegium der vier Nationen zu ſchicken. Die Königin wollte nicht, der König beſtand darauf, die Königin gab nicht nach, man ward von beyden Seiten heftig, und der kleine Prinz, der wahrſcheinlich ein gutes Herz hatte, ſtarb um ſie zu beruhigen.

Die Königin, den Streit zu erneuern, entſchloß ſich, einen andern Knaben zur Welt zu bringen; ſie wandte ſich an ihre Freunde, ſie ward ſchwanger, und war entzückt darüber; ſie gebahr nur eine Tochter, und wollte verzweifeln. Man rathſchlagte lange über den Namen dieſer kleinen Prinzeßin. Die Königin hatte damals nur drey Liebhaber, einen ſchwarzen, einen blonden, und einen braunen. Sie gab ihrer Tochter den Namen Tricolore, das beweiſt, wie feſt Ihro Majeſtät an die diſtributive Gerechtigkeit glaubte. Der König war kein guter König, denn er war nur ein guter Mann, und glaubte Wunder was er weiſes ſagte, als er anrieth, ſeine Tochter in ein Jungfrauenkloſter zu geben. Die Königin widerſprach ihm; ich fürchte, ſagte ſie, meine Tochte mögte dort den Behelf früher als das Vergnügen kennen lernen. Der Monarch antwortete nicht, weil er ſie nicht verſtand. Ich denke, das gieng mehreren ſo, aber fünf oder ſechs Hofleute ſah man lächeln, und ſchloß daraus, ſie hätten den geheimen Sinn errathen: Manchem Dumkopf gelingt es zu rechter Zeit zu lachen; und der Zufall giebt ihm zuweilen das Anſehen des Scharfſinns.

Tricolore ward am Hofe erzogen. Sie hatte das Glück zu gefallen, weil niemand ſie darin unterrichtete: man vernachläſſigte ihre Erziehung; man bemühte ſich nicht, die Natur zu verderben: ſie war einfältig, offenherzig, glaubte nicht liebenswürdig zu ſeyn, und wünſchte doch ſehr geliebt zu werden. Die Weiber fanden ſie beſchränkt, die Männer voller Anlage; und die Königin, welche anfing, eiferſüchtig auf ſie zu werden, glaubte, es ſey Zeit, ſie zu verheyrathen, und in ein fremdes Land zu ſchicken. Man ließ ſie in die Zeitungen ſetzen. Die Folge wird lehren, was daraus ward.

Zweytes Kapitel.

Manier zuſammenzukommen.

Die Königin bekam viel Abgeſandte wegen der Vermählung der Prinzeßin. Dennoch kümmerte ſich keiner um ihre Geſtalt oder ihren Geiſt; keiner ſuchte ſie zu ſehn oder zu kennen; man erforſchte genau, wie hoch ſich ihre Einkünfte beliefen; man forderte ihr Bildnis nicht, aber man nahm ihr Vermögen auf.

Die Königin ihrer Seits war klug genug, eben ſo vernünftige Maasregeln zum Glück ihrer Tochter zu nehmen: ſie hatte groſſe Luſt, ſie dem Sohn des Königs von Tunkin zu geben, weil ſein Abgeſandter ſchön und gut gewachſen war. Sie war im Begrif, ſich zu entſchlieſſen, als Prinz Diſcret um die Gnade einer Audienz anſuchen ließ. Die

Königin, welche ihrer Würde nie vergaß, legte Roth auf, vertheilte ihre Muſchen, nahm ihr Deshabille, und warf ſich auf ihr kleines Ruhebett unter dem Baldachin.

Groſſe Königin, ſagte der Prinz mit tieſem Bückling, ich fürchte, die Ehrfurcht gegen Ihro Majeſtät zu übertreten. Das wäre ſpashaft, erwiederte die Königin. Jede andere würde die Anrede ſehr übel nehmen; mich bringt ſie nicht im geringſten auf. Gnädige Frau, fuhr der Prinz fort, ich habe eine Bitte an Sie; ich wende mich nur an Sie, und nicht an den König. Ich bin der Sohn der Fee Riſee. Sie ſcheinen etwas von ihr zu haben, ſagte die Königin, übrigens iſt Ihr Weſen einnehmend. Sie haben groſſe ſchwarze Augen; ich wette, Sie ſind nicht fähig zu beleidigen. Ich ſuche vielmehr verbindlich zu ſeyn, verſetzte der Prinz, ſo oft es möglich iſt. 'Ah! gnädige Frau, fuhr er mit einem Seufzer fort, wie iſt Tricolore ſo liebenswürdig! Es iſt ein gutes Kind, ſagte die Königin; ſie hat noch keine Begriffe; ich weiß nicht, wenn ich ein Mann wäre, ich könnte die kleinen Mädchen nicht leiden; und doch ſeh' ich, daß ſie Mode ſind; es iſt kein Geſchmack mehr, und keine gute Sitten. Eben weil ich ſie habe, verſezte der Prinz, heg' ich Abſichten auf Tricoloren. Abſichten? unterbrach ihn die Königin, Abſichten auf meine Tochter? was iſt das? Sie fangen an, die Ehrfurcht gegen mich zu übertreten. Das geſchähe ſehr wider meine Abſicht, antwortete Diſcret, ich will nur Ihrer Majeſtät beweiſen — daß ſie keine Lebensart haben, fiel die Königin lebhaft ein; ich ſehe, Sie wollen ſchlichterweiſe Tricolorens Gemahl werden; Sie thun ſich Unrecht; warlich, Prinz, ſie verdienen ein beſſeres Glück. In dieſem Augenblick machte die Königin eine Bewegung, die ihre Wade ſehen ließ: ſie hatte ſie ſehr ſchön; der Prinz war jung und bemerkt' es; die Königin ward es gewahr und fuhr fort:

Ich glaube doch nicht, daß Sie ganz ohne Ausſichten ſind. Der Prinz ſah noch immer ſtarr auf die Waden. Warlich, gnädige Frau, fuhr er fort, je genauer ich Sie betrachte, jemehr find' ich, daß Ihre Fräulein Tochter Ihnen ähnlich ſieht. Es kann ſeyn, ſagte die Königin, Sie wollen ſie alſo durchaus heyrathen? Ich geſtehe, rief der Prinz, es iſt mein einziger Ehrgeiz! Die Königin fand, daß es heiß war, um ihren Buſen entblößen zu können. Wohl, fuhr ſie fort. Sie müſſen zuſammen kommen. Gnädige Frau, verſezte der Prinz, ich habe die Ehre, von der Prinzeßin gekannt zu ſeyn, ich mache ihr zuweilen meine Aufwartung, und glaube mir ſchmeicheln zu dürfen, daß ſie dieſen Schritt nicht mißbilligen wird: alſo ſcheint mir eine Zuſammenkunſt gänzlich unnöthig. Welch ein Neuling Sie ſind! ſagte die Königin, ich bin ſicher, Sie ſehn meine Tochter nie anders als bey Hofe, da iſt das Geſpräch nur von gleichgültigen Dingen, man kann ſich weder beobachten noch erkennen: dazu muß man allein beyſammen ſeyn.

Der Prinz billigte das voller Freude, und ſprach mit Entzücken: Ja, gnädige Frau, ich ſehe wie nothwendig eine Zuſammenkunſt iſt. Sie geht izt vor ſich, ſagte die Königin und ſah ihn ſtarr an. Er ſchien erſtaunt, er ſah allenthalben umher, ob er Tricoloren nicht erblickte. Meine Tochte traut mir, ſagte die Königin, ich bin ihr zweytes Ich; ich vertrete Ihre Stelle, ſie wird Sie annehmen, wenn Sie mir gefallen. Ich fürchte nichts, fügte ſie mit beſcheidenem Blick hinzu, als daß Ihnen meine Tochter nicht gefallen wird. Der Prinz erkannte die Abſichten der Königin; er ſah daß er nur auf dieſe Bedingungen Tricoloren erhalten würde. Die Königin war noch liebenswürdig, er entſchloß und erklärte ſich: dieſe Manier zuſammenzukommen vermehret mein Glück. Zu gleicher Zeit drückte er Ihrer Majeſtät die Hände, ſie erwiederte es, und ließ die Worte fahren: Warlich, Prinz, ich glaube, Sie werden meiner Tochter gefallen. Wenigſtens, fuhr er lebhaſt fort, hängt mein Glück von ihr ab. Sie iſt mit der Zuſammenkunſt zufrieden, verſezte die Königin. Nun glaubte Diſcret, er wäre ihrer los. Ich darf mich alſo ſchmeicheln, ſprach er, daß die Heyrath vor ſich gehn wird? Ohne Zweifel, ſagte die Königin, Ihre Seelen ſchicken ſich für einander, aber Sie wiſſen ſo gut als ich, daß die Ehen der Groſſen durch Bevollmächtigte geſchloſſen werden: meine Tochter hat mir die Vollmacht aufgetragen. Diſcret muſte nothwendigerweiſe den Sinn dieſer Worte verſtehn; er hatte ſich eingelaſſen; wenn er einen Augenblick anſtand, ſo verlor er alle ſeine Hofnungen, er ward ungetreu aus Liebe. Die Unterredung nahm ein Ende, das Vergnügen ward zu gleicher Zeit empfunden und vorgegeben. Die Königin fand ihre Sprache Sylbenweis wieder, und rief endlich mit einem Seufzer: Ach Prinz, lieber Prinz, heyrathen Sie meine Tochter noch einmal!

Drittes Kapitel.

Das erwartet ſie nicht.

Die Königin ging mit dem Prinzen zu ihrer Tochter. Geſtehe mir, ſprach ſie, Mädchen, daß du viel Vergnügen gehabt haſt? Tricolore erröthete, der Prinz ward verlegen, die Königin wunderte ſich. Ich ſehe, rief die Prinzeßin, Prinz Diſcret iſt nicht was er heißt, und hat Ihnen alles geſagt. Der Prinz gewann wieder Faſſung, und geſtand, es ſey zwar zwiſchen ihm und der Prinzeßin etwas vorgefallen, aber nur eine Kleinigkeit. Wahrſcheinlich, ſagten die Königin, war ſie damals allein; womit beſchäftigte ſich denn Ihre Hofdame? Wahrſcheinlich mit einer Sache, verſezte Diſcret, womit ſich, wie ich glaube, die Ihrige oft beſchäftigt. Ich will durchaus die ganze Geſchichte wiſſen, erwiederte die Königin. Sie iſt nicht lang, antwortete Diſcret mit einem Seufzer: ich war ſo glücklich an einem

Abend die Prinzeßin ſich ſelbſt überlaſſen zu finden; ſie las einen neuen Roman; ich fürchtete, das mögte ihr die Liebe verleiden: ich hielt eine Rede über die Empfindungen; ſie ſchien mich ſehr aufmerkſam anzuhören. Ich ſchmeichelte mir ſie zu rühren, ich zwang mich meine Blödigkeit zu überwinden; ich ſchilderte ihr den Zuſtand meines Herzens: ich ſah, daß ſie mich unterbrechen wollte, aber ihre natürliche Höflichkeit, die ſie ohne Zweifel von Ihnen geerbt hat, gnädige Frau, ließ mich vollenden. Ich war ſo kühn, ihre Hand zu küſſen, und ſie gab es zu, weil ſie wohl ſah, wie wenig dieſe Gunſt Folgen haben könne.

Und Sie gingen nicht weiter? fragte die Königin. Nein, gnädige Frau, antwortete Diſcret, die Prinzeßin hat nicht ſo viel Welt als Ihro Majeſtät, und weiß ihre Gäſte nicht ſo gut aufzunehmen. Wohl, ſagte die Königin, die Heyrath ſoll vor ſich gehn. Dem zu Folge gab ſie die nöthigen Befehle; ließ Feſte bereiten, Kutſchen beſtellen, Seidenzeug ausnehmen, und Billets drucken. Der König war über die Nachricht erſtaunt; er hatte ſie ſogar in den Zeitungen geleſen, und glaubte ſie doch nicht. Er ließ die Prinzeßin und die Königin kommen, und fragte: ob man ihn für den Karo König hielte? Nein, mein Herr, antwortete die Königin, denn der macht mir oftmals ein gutes Spiel; übrigens ſagt Ihnen Ihr Gewiſſen, daß Sie kein Recht auf die Prinzeßin haben. Die Heyrath ſoll vor ſich gehen, ich habe die Väter gefragt. Und ich behaupte, ſie wird nicht vor ſich gehn, rief die Fee Rancüne, welche in einer Deſobligeant erſchien, auf deren Boden ihr Sohn Potiron ſaß; ich will, die Prinzeßin ſoll meinen ſchönen Knaben ihre Hand geben. Das wollen wir ſehn, ſprach die Fee Rüſee, aus einem Cabriolat mit ſechs Füchſen beſpannt. Laßt uns eins ſeyn, Madam ſprach die Königin, ich rechne auf Ihren Schutz. Er ſey Ihnen gewährt, antwortete Fee Rüſee, ich gebe Ihnen einen auffallenden Beweis

das

davon. Alsbald drückte ſie ſie an die Mauer, berührte ſie mit ihrem Stabe, und die Königin der Patagonier ward eine ſehr ſchöne Tapetenfigur. Tricolore that einen Schrey. Fee Rancüne verzog den Mund, Prinz Potiron lachte laut auf, Prinz Diſcret fragte, und der König der Patagonier bedankte ſich.

Nichts iſt ſchöner in einem Mährchen, als ein unvermutheter Zufall, die Verwandlung der Königin war ein Streich der feinſten Politik; das bewies die Traurigkeit der Fee Rancüne. Fee Rüſee triumphirte aber nicht auf immer. Wie werden durch den Zwiſt dieſer beyden Mächte die Auftritte ſich widerſtreben und widerſprechen! O mein Sohn! rief die Fee Rüſee, welche Freuden! welche Qualen! welches Glück! welche Begebenheiten! wie wirſt du jene und dieſe ertragen? Auf und laſt uns unſern oberſten Gewiſſensrath darüber befragen.

Viertes Kapitel.

Nicht viel.

Der oberſte Gewiſſensrath wohnte ſeit einiger Zeit bey einer Fee, die ihn keine Miethe bezahlen ließ, und doch hatt' er ſein Quartier nicht umſonſt. Dieſe Fee war ein kleines Mütterchen, mit friſchem Geſicht, heiterem Geiſt und junger Seele; ſie verbarg ihre Neigungen, und pralte mit ihrem Geſchmack, der allgemein war. Sie klatſchte in den Franzöſiſchen Opern, und gab nichts als Italieniſche Concerte. Sie hatte zwey Köche; einen für die alte Küche, den andern für die neuen: jenen für die Mittagsmahle der Gelehrten, dieſen für die Abendmahlzeiten der hübſchen Frauen. Sie beſuchte nur das Schauſpiel, ſie ging in kein Haus, aber das ihrige war immer offen: ſie war überzeugt, daß man das Gedränge nicht ſuchen dürfe, wenn man in dem Alter iſt, keine Rolle mehr darin zu ſpielen; aber daß man es bey ſich aufnehmen müſſe, um die Schauſpieler zu beurtheilen. Sie mochte gern des Morgens mit Leuten von Kopf vernünfteln und ſich des Abends mit der Jugend zerſtreuen. Sie bewahrte ſich vor Langerweile, ſobald ſie ſah, daß man ſich vergnügte, und beſaß die Geſchicklichkeit, ſich die Ausſicht der Freude zu verſchaffen, die ſich von ihr entfernte.

Da ſie die Einſamkeit fürchtete, ſo gränzten alle ihre Palläſte dicht an die Schlöſſer des Königs von Patagonien. Es war eine Fee, die dem Hofe folgte; und man war nicht von gutem Ton, wenn man ihr nicht vorgeſtellt war. Sie hielt das für den einzigen Grund, warum ihr Fee Rüſee den Prinzen Diſcret zuführte. Sie fand ihn ſehr gut, und ſagte ihm, ſeine Figur ſey modiſcher als ſein Nahme. Anfangs ſprach man von den gewöhnlichen Dingen, womit das Geſpräch immer den Anfang nimmt, endlich kam man auf die Geſchichte des Tages. Rüſee erzählte, die Königin ſey in eine Tapetenfigur verwandelt. Sogleich rief die kleine Alte: deſto beſſer! Madam, verſetzte der Prinz, ich geſtehe, ich bin nicht ſo ſcharfſinnig, um die Schicklichkeit dieſes deſto beſſer einzuſehn. Ich liebe Tricoloren mit Inbrunſt. Deſto beſſer, ſagte die Fee.

Deſto ſchlimmer, fürcht ich, erwiederte Diſcret. Die Königin billigte meine Liebe, itzt iſt ſie nicht mehr im Stande, mir ihre Einwilligung zu geben. Deſto beſſer, ſagte die Fee von neuem. Ich begreiſe Sie nicht, ſagte der Prinz; mein Vater hat Verdienſte, aber keine Macht. Fee Rancüne wird die Prinzeßin für ihren Sohn Potiron erhalten. Deſto beſſer, rief die Fee mit lauter Stimme, deſto beſſer, liebes Kind. In Ihrem Alter fühlt man heftig; aber das dauert nicht lange, wenn man nicht ſo wunderbarlich ausgerüſtet iſt, wie der oberſte Gewiſſensrath.

Das iſt ein Freund der Gottheit, der ſich alles zu Nutze macht; er ſucht ſeinen Ruhm in der Vergangenheit, ſein Vergnügen in der Gegenwart, und ſein Glück in der Zukunft.

kunſt. Nichts ſchlägt ſeine Zufriedenheit oder ſeinen Muth nieder; darum iſt er der beſte oberſte Gewiſſensrath in der beſten Welt; ich will ihn holen, er wird Sie tröſten.

Madam, ſagte der Prinz, da er mit ſeiner Mutter allein war, kennen Sie den Herrn deſto beſſer? Ja mein Sohn, erwiederte die Fee, es iſt ein Heiliger, der viel Gutes thut; er verſetzt ſich in die Lage eines jeden. Sieht er eine Frau, die nicht mehr jung iſt? deſto beſſer, ſagt er, und vielleicht hat er nicht unrecht, eine Frau von gewiſſen Jahren macht unglaublich vieles deſto beſſer. Sieht er eine, die noch in der Einfalt der Jugend ſchwebt? Ey deſto beſſer, ſagt er, und ich denke, mein Sohn, die Urſache kannſt du ohne Mühe errathen. Sagt man ihm, daß eine Frau ihren Mann zum Raſendwerden liebt? deſto beſſer, ruft er; ſie muß eine ſehr empfindſame Seele ſeyn, weil ſie ihren Mann lieben kann; einſt wird dieſe Frau der Geſellſchaft gehören; das iſt eine Waare, die in Anſchlag kommt. Erfährt er, daß ſie ihren Mann verabſcheut? Ach! das iſt wohl deſto beſſer, ſagt der heilige Mann, und verdreht andächtig die Augen! Das iſt ein Zeichen, daß dies Frauenzimmer viel geſunden Verſtand beſitzt; ich ſchlieſſe daraus, daß ſie ein vortrefliches Naturell hat. Sie ſcheinen das ſeinige ganz zu kennen, antwortete der Prinz. Die Diſcretion verhinderte ihn fortzufahren, und in dem Augenblicke trat die kleine Fee mit dem oberſten Gewiſſensrath herein.

Fünftes Kapitel.

Keine Schmeicheley für den Prinzen.

Es war ein Mann von fünf Fuß ſechs Zoll, ſtand feſt auf den Beinen, vielleicht war ſeine Wade zu voll, und doch hätte ſie verloren, wenn ſie dünner geweſen wäre; ſeine Schultern waren breit und rund; ſeine Zähne ſchön, ſeine Augen lebhaft, ſeine Naſe verſprach viel. Ob er viel Verſtand hatte, weiß ich nicht, aber alles das iſt beſſer als Einfälle.

Da man ihm geſagt hatte, daß ihn die Fee Rüſee um Rath fragen wollte, ſo nahm er ſein Prophetengeſicht an; grüßte ſie obenhin, und blickte auf den Prinzen, als wollte er Meſſen leſen.

Ehrwürdiger Vater, ſprach ſie mit vieler Ehrfurcht, das Anſehen, worin Sie ſtehn, bewegt mich, Sie um Rath zu fragen. Sie wiſſen, was ich für die Königin gethan habe. Ja, antwortete er kaltblütig, ich weiß alles. Sie denken blos auf das Glück Ihres Sohnes. Er iſt verliebt, das iſt natürlich; er will heyrathen, das iſt gemein; er verlangt eine tugendhafte Frau, das iſt ſpaßhaft. Und ſoll ſie es nicht ſeyn, fragte lebhaft der Prinz? Einer von uns beyden wird das verhindern, verſezte der Hoheprieſter. Sie wollen heyrathen und nicht betrogen ſeyn? Wo iſt die Copie zu dem Original? Vor der Lächerlichkeit hat Ihre Frau Mutter Ihren Gemahl bewahrt, und um ſie von einem ſo jämmerlichen Vorurtheil zu befreyen, die Königen verwandelt. Ich verſtehe Sie nicht, unterbrach ihr der Prinz mit Ungeduld, Ihre Reden ſind unbegreiflich. Das glaub' ich, ſagte die kleine Fee, unſer Gewiſſensrath iſt ein ſchöner Geiſt.

Die Rede iſt von der Bezauberung der Königin, ſprach der Prinz. Sachte, ſprach der oberſte Gewiſſensrath, die geht Sie nichts an, die werden Sie nicht löſen, aber ich. Wie das? fragte der Prinz. Ah, wie das? verſezte der Gewiſſensrath mit einem ſpöttiſchen Blick. Wiſſen Sie noch, wie Sie mit Tricoloren bey der Königin zuſammen kamen? Der Prinz ward roth, die beyden Feen lachten, der Prieſter fuhr fort: Nicht wahr, Sie wiſſen, wie dieſe Zuſammenkunft geſchah? ſeyn Sie ſo aufrichtig es zu geſtehn. Ohne Zweifel weiß ich das, ſagte der Prinz; aber was beweiſt das? Es beweiſt, ſagte der oberſte Gewiſſensrath, daß Sie ſich auf Zuſammenkünften verſtehn, und ich mich auf Entzauberungen. Jedes hat ſein Talent, mehr ſag ich nicht. Wie Sie wollen, erwiederte der Prinz, aber benehmen Sie mir wenigſtens einen grauſamen Zweifel: wer iſt der Glückliche, der die Prinzeßin beſitzen wird, Potiron oder ich? Das ſoll Ihnen nicht verborgen bleiben, antwortete der Prophet. Darauf gieng er dreymal im Zimmer umher, machte dreymal drey Kreiſe, ſind neun, blickte dreymal in den Mond, verzog dreymal das Geſicht, hüpfte dreymal in die Höhe, lachte dreymal, und that den unwiederruflichen Ausſpruch:

Prinz Diſcret wird Prinzeßin Tricoloren beſitzen; deſto beſſer für ſie. Prinz Potiron wird Prinzeßin Tricoloren beſitzen und nicht beſitzen, deſto beſſer für ſie und mich.

Der Mann iſt ſehr geſchickt, ſagte Fee Rüſee. Der Mann iſt ſehr groß, ſagte die kleine Alte. Der Mann iſt ſehr einſichtig, ſagte Prinz Diſcret. Der Gewiſſensrath war immer höflich, obwol er begeiſtert war, machte eine Verbeugung gegen Fee Rüſee, bot der kleinen Alten ſeinen Arm, und beurlaubte ſich vom Prinzen mit dieſen Worten: Bleiben Sie immer hocherleuchtet!

Sechſtes Kapitel.

Immer noch deſto beſſer.

Der Prinz blieb ſehr unwiſſend: er iſt nicht der einzige Stuzer, dem es ſo geht. Selbſt ſeine Frau Mutter war verlegen, aber der oberſte Gewiſſensrath nichts weniger. Fee Rancüne und Prinzeßin Tricolore erwarteten ihn in ſeinem Cabinet; der König der Patagonier und Potiron der ſchöne hatten ſie begleitet. Man kann in beſſerer Geſellſchaft ſeyn.

Sobald die Königin verwandelt war, glaubte der König regieren zu können, weil er niemanden mehr hatte, der ihn leitete. Er widerſezte ſich der Fee Rancüne; er beſtand auf Tricolorens Heyrath mit den Prinzen Diſcret, und berlef ſich auf den Willen der Königin. Wenn Sie keinen andern Grund haben, antwortete die Fee, die kleine Bedenklichkeit will ich Ihnen benehmen. Das Schickſal geſtand der Königin blos das Recht zu, die Kinder zu vermählen, deren Vater Sie ſeyn würden. Wohl, ſprach der König, ich will über den Punkt nicht ſtreiten; aber es kann Ihrem Sohn leicht eben ſo gehn wie mir. Potiron wuſte zu leben, und antwortete höflich: Sie glauben wol, jedermann iſt ein Faullenzer wie Sie, ich nehm' es über mich, ſelbſt der Vater meiner Kinder zu ſeyn, aber ich will den oberſten Gewiſſensrath fragen, ob mir niemand ins Amt fallen wird.

Wie er ihn nun von weitem ſah, rief er ſchon: Mann Gottes, ich will heyrathen. Ich nicht, ſagte Tricolore. Sie haben beyde Recht, antwortete der oberſte Gewiſſensrath. Was wird daraus werden? fragte Fee Rancüne. Viel und mancherley, antwortete der Mann, den der Geiſt trieb: Vor allen Dingen müſſen Sie wiſſen, der Gemahl der Prinzeßin und ihr Liebhaber ſind zwey Perſonen: Merken Sie auf — die Zukunft entſchleyert ſich mir.

Prinz Diſcret wird die Blüte der Prinzeßin pflücken, deſto beſſer für ihn. Prinz Diſcret wird die Blüthe der Prinzeßin nicht pflücken, deſto beſſer für mich.

Sie haben keinen Menſchenverſtand, ſprach Tricolore haſtig, das Orakel iſt ein Wiederſpruch. Es iſt nicht minder Wahrheit, antwortete der Prophet. Wenn ich alſo das Fräulein heyrathe, fragte Potiron, ſo erhalt' ich ihre Erſtlinge nicht? Das will ich Ihnen erklären, antwortete der oberſte Gewiſſensrath: Sie wird Ihnen ihre Erſtlinge bringen, das iſt gewis, aber zuvor muß ſie ſiebzehn Kinder gebähren.

Der ehrliche Mann gehört ins Tollhaus, ſagte Tricolore. Spotte ſeiner nicht, unterbrach ſie der König, das iſt der prophetiſche Stylus. Der oberſte Gewiſſensrath verfiel von neuem in Entzückung. Noch andere Begebenheiten ſeh ich, fuhr er fort, vor denen Sie zittern werden, und die doch deſto beſſer ſind. Tricolore ward durch dieſe Worte mehr getröſtet als niedergeſchlagen, ſie hofte das Glück des Prinzen Diſcret werde zu dieſem deſto beſſer gehören: der Mann Gottes las es auf ihrem Geſicht, und brach in dieſe ſchrecklichen Worte aus:

Ich weiß was Sie denken: aber, o Prinzeßin, Sie irren ſich! Sie werden Ihrem Geliebten den Tod geben, und das iſt deſto beſſer für ihn. O Himmel! rief Tricolore, iſt das möglich? Warlich, ſprach Potiron, das nenn' ich ein gutes Gemüth, wenn Sie gegen den Liebhaber ſo verfährt, wie wird ſie dem Mann mitſpielen? Ihr Mann, ſprach der Prophet, kommt mit Bauchgrimmen davon. So nehm' ich ſie ohn Bedenken zur Frau, verſezte Potiron, Ach Fee Rüſee! ſchrie die Prinzeßin aus allen Kräften: ach Fee Rüſee, werden Sie das leiden? Fee Rüſee retten Sie mich! Fee Rüſee hatte mit ihrem Herrn Sohn ſäuberlich an der Thür gelauſcht, erſchien, murmelte einige Wort, legte ihre Hand auf Tricolorens niedliches Geſicht, und Tricolore ward ein allerliebſtes Rebhuhn. Deſto beſſer, ſprach der oberſte Gewiſſensrath. Gleich darauf berühret die Fee den Prinzen Diſcret mit ihrem kleinen Finger, und dieſer, wie man ſich vorſtellen kann, ward zum Männchen dieſer Gattung, ſtolz und verliebt. Deſto beſſer, rief der oberſte Gewiſſensrath noch einmal.

Die Freude der Liebenden läßt ſich denken, aber auch ihre Verzweiflung, als die Fee Rancüne Tricoloren haſchte, und ſprach: Sachte, ſachte, mein Liebchen, wir wollen dich in den Käficht ſtecken, du biſt ſehr verliebt, du wirſt locken und pfeifen: Junker Diſcret wird nicht ausbleiben, mein ſchöner Junge wird ſich verſtecken, und thut ſehr wohl daran, ich geb' ihm eine hübſche Flinte, er wird das Hänchen todſchieſſen, und dann ſoll die Hochzeit ſchon vor ſich gehn.

Der König der Patagonier erinnerte ſich des Orakels, das der Prinzeßin geweiſſagt hatte, ſie würde ihren Liebhaber den Tod geben; er konnte ſich nicht enthalten zu ſeufzen und zu ſagen: Ah! armer Prinz, da biſt du geliefert! Auch Tricolore, fuhr der oberſte Gewiſſensrath fort, aber deſto beſſer für ſie.

Siebentes Kapitel.

Sehr kurz, und doch vielleicht zu lang für den Leſer.

Prinz Diſcret erwählte als Rebhuhn das beſte Theil, und war weniger zärtlich aber hiziger. Prinzeßin Tricolore fühlte in ihrem Käficht, daß ſie nicht lange ſich ſperren würde. Prinz Potiron ließ ſein Gewehr puzen, und Fee Rancüne ein groſſes Loch bereiten. (Nun kommt der Leſer aufs Haupt-Intereſſe.) Die Sonne neigte ſich, des Abends Ruhe erfriſchte die Bewohner der Thäler, und lud ſie ein, von ihrer Geſundheit Gebrauch zu machen.

Potiron ſtellte ſich an ſeinen Plaz, zehn Schritt von ihm ward der Käfigt hingeſezt, und Fee Rancüne begab ſich weg. Tricolore kannte den Falſtrick, und nahm ſich vor, nicht zu locken: aber bey einem Rebhuhn, erhält wie bey manchen ehrlichen Menſchen, ſehr oft die Natur das Uebergewicht.

Sie ſpürte das Hänchen mit Herzensfreude, und fing wider ihren Willen an zu kirren. In dem Augenblick ſchüttelte Diſkret ſeine Schwingen, flog auf, brüſtete ſich, ſtolzirte, drehte ſich um den Käficht, oben, unten, zur Seite, durch die Gitter, ſteckte den Schnabel aus, und ſchrie vor Liebe.

Potiron auſſer ſich vor Wuth, zielt und ſchnappt ab, aber wie der Mann ſo die Flinte. Potiron ſeine machte Krack: er eilte ſeinen Fehler gut zu machen, aber da war nichts als Krack, und immer krack. Verdammtes Gewehr! Hundebüchſe! rief er, und ſchäumte vor Wuth. Aber er verlohr ſeine Zeit, und der Hahn die ſeinige nicht; dieſem gelang es, die Thür des Käſichts aufzuheben, und ſeinem Nebenbuhler vor der Naſe Hahn im Korbe zu ſeyn. Potiron konnte aus ſeinem Loch nicht heraus; ſein Bauch war zu dick, und ſeine Beine zu kurz; er rief aus allen Kräften: Mama! liebe Mama: halten Sie doch den Gelbſchnabel! Fee Rancüne kam mit einem Sprung, ſchon ſtreckte ſie ihre Hand nach dem Prinzen Diſcret aus, als Fee Rüſee, die unſichtbar gegenwärtig war, ihren Sohn gleichfals unſichtbar machte. Rancüne ſuchte umſonſt nach ihn. Gnädige Frau Mutter, ſagte Potiron, die Prinzeßin iſt nicht ein bischen ſchamhaft. Ich würde ſie ſtrafen, ſagte die Fee, aber ich ſchone ihrer Frucht. Man brachte ſie in den Pallaſt zurück, ſie legte ihre ſiebzehn Eyer, alle waren trübe, alſo hatte Tricolore ſiebzehn Rebhüner im erſten Wochenbette, ohne als Prinzeßin ihre Erſtlinge verloren zu haben. Eine Weiſſagung des oberſten Gewiſſensraths war erfüllt. Sobald ihre Jungen befiedert waren, ließ man ſie fliegen, und Fee Rüſee gab der Mutter ihre natürliche Geſtalt wieder.

Ach! gnädige Frau, rief ſie mit Entzücken, wie ſehr bin ich Ihnen verbunden; aber ſagen Sie mir, was iſt aus Ihrem Sohn geworden? Bey dieſer Frage ward Fee Rüſee traurig, ſchwieg einen Augenblick, und antwortete: das werden Sie nur zu bald erfahren, der oberſte Gewiſſensrath betrügt ſich nicht, Sie können es nicht vermeiden, Ihrem Liebhaber das Leben zu nehmen, und an dem Abend ſeines Todes wird man Sie zwingen, Potirons Frau zu werden. Tricolore wollte ſeufzen, aber die Fee Rüſee ſah dabey nichts unterhaltendes, und verließ ſie. Sie that wohl daran. Ich will ihr folgen, und die Betrachtungen der Prinzeßin nicht nacherzählen. Es iſt nicht immer gut, andern zu ſagen, was man ſich ſelbſt ſagt.

Achtes

Achtes Kapitel.

Der oberſte Gewiſſensrath iſt geſchäftig.

Nun muß man wiſſen, daß Tricolore nach langem Nachſinnen über die Mittel, ihrem Unglück zu entgehn, ſich entſchloß, die Gärten der Fee Rüſee nicht zu verlaſſen, um den Prinzen Diſcret nicht zu begegnen; denn, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, find' ich ihn nicht, ſo wird es ſchwer halten, daß ich ihn tödte. Daraus ſieht man, wie geſchickt die Prinzeßin war, Schlüſſe zu machen.

Der folgende Tag war ſehr heiß geweſen, Tricolore wollte des Abends Kühle genieſſen: ſie ſtieß auf einen angenehmen Raſenplaz, legte ſich in den Schatten einer groſſen Eiche, und ſchlief ein. Man glaubt, ich werde den Prinzen Diſcret kommen laſſen, nein, die Reihe iſt an dem oberſten Gewiſſensrath. Das Ungefähr hatte ihn an dieſen Ort geführt, er ſollte eine Predigt halten über die Beſchwerden der Menſchheit, und ſtudirte in dieſem Wäldgen darauf. Die Entdeckung der ſchlafenden Tricolore war ihm ein ſchöner Text. Ihre Stellung weiß ich nicht genau; aber der Prieſter rief: O Sancta Barba, was iſt das allerliebſt! Er verbarg ſich hinter einen Buſch, er wollte kein Geräuſch machen, und konnte doch nicht umhin, mit dem Fuß zu ſcharren. Er war auſſer ſich, und ſein Entzücken nahm zu, das er die Prinzeßin eine leichte Bewegung machen ſah und ſeufzen hörte. Seine Begeiſterung war Seraphiſch, aber alle Kräfte ſeiner Seele wurden angeflammt, als Tricolore ihre Augen halb öfnete, und mit leiſer Stimme ſprach: Ah! wie mich das kizelt! Sie ſchien wieder einzuſchlafen, aber einen Augenblick nachher erwachte ſie ganz und rief: Ah! wie das heiß iſt! Sie glaubte ſich allein, ſie ſah irgendwohin, und entdeckte ein Johanniswürmchen, das dort verſteckt und in der beneidenswürdigſten Lage war.

Aus der Art, womit ſich dies Johanniswürmchen betrug, ſieht der einſichtsvolle Leſer leicht, daß es Prinz Diſcret war, den ſeine Mutter verwandelt hatte. Die Prinzeßin nahm ihn in die Hand, und ſah ihn ſo freundlich an, als hatte ſie ſo etwas vermuthet; Du haſt mich ſo tief bewegt? ſagte ſie, das iſt ſpaßhaft. — Ich muß doch ſehn, ob du auch geſtochen haſt. Aber in dieſem critiſchen Augenblick plazte die Hülle des Gewiſſensraths, und unwillkührlich rief er: Das halte der Teufel aus!

Die arme Tricolore war erſchrocken und beſchämt: Ehrwürdiger Vater, wer in aller Welt hätte Sie dort vermuthet? Ich ſehe wohl, die Geiſtlichkeit muß ihre Naſe in alles ſtecken. Der oberſte Gewiſſensrath hieng nur ſeinen Gedanken nach und erwiederte mit einem Seufzer: o wie glücklich iſt der Johanniswurm! Sie nennen das einen Johanniswurm? fragte die Prinzeßin. Ja, antwortete der Gewiſſensrath. Ich bewundre die Weisheit der Natur, die ihm einen Feuerfunken auf dem Schwanz gab. Das iſt auch wirklich ſonderbar, ſagte die Prinzeßin, was ſchlieſſen Sie daraus? Daß unter der Geſtalt dieſes leuchtenden Inſeckts vielleicht ein Liebhaber verborgen iſt, ſagte der Prophet. Das Wort Liebhaber fuhr Tricolore durch alle Adern. Sie ward nachdenkend, betrachtete das Johanniswürmchen, und ſagte mit einnehmendem Blick: wie iſt das arme Thierchen ſo artig! Aber wiſſen Sie wohl, fuhr ſie fort, und dachte an die Stelle, wo ſie es gefunden hatte, wiſſen Sie wohl, daß Sie Recht haben können, daß es vielleicht ein Liebhaber iſt.

Ohne Zweifel, ſprach der oberſte Gewiſſensrath, dieſer iſt nur ein Funken, der aus der Fackel der Liebe fiel. Drücken Sie ihn doch ein wenig, um zu ſehn, ob er den Schwanz bewegen wird. Tricolore war ſelbſt neugierig darauf, ſie preßte die Finger zuſammen, aber o Erſtaunen! o Schrecken! ſie ſah ſein Blut flieſſen, ſie vernahm die Stimme des Prinzen Diſcret: Ah Tricolore, ich ſterbe von Ihrer Hand, ich dank' Ihnen! Der Prinz verſchied, die Prinzeßin fiel in Ohnmacht, der oberſte Gewiſſensrath rief: Victoria! Victoria! Tricolore hat ihren Liebhaber umgebracht; deſto beſſer für ihn, deſto beſſer für ſie, deſto beſſer für mich.

Neuntes Kapitel.

Als dieſe Begebenheit ruchtbar ward, ließ der König der Patagonier die Glocken läuten; man machte die Vermählung Potirons mit der Prinzeßin bekannt: nichts ſtand ihr mehr im Wege. Man gieng zu Tiſch, aß mehr als man ſprach, und ſprach mehr als man dachte. Die Weine waren fein, die Späßchen grob, die Langeweile herrſchte, und der König entzückt über die gute Unterhaltung, erinnerte mit vielbedeutendem Ton, daß es Zeit ſey, die Neuvermählten zu Bette zu bringen. Ich ſchenke dem Leſer die Ceremonie. Der Prinz ſah einfältig aus, die Prinzeßin traurig, beyde ſchienen was ſie waren. Fee Rancüne lachte wie der Haß lacht; der oberſte Gewiſſensrath hielt eine ſchöne Traurede, aber er wird ſchon noch etwas beſſeres thun. Sobald die Verlobten in der Brautkammer waren, kleidete ſich Tricolore in ein geſchmackvolles Nachtgewand, aber ihre Verlegenheit und ihr Erröthen machte ſie viel reizender und wünſchenswürdiger, bey einer ſolchen Gelegenheit opfert die Scham der Wolluſt.

Potiron ſah in ſeiner Nachtmütze weniger gut aus, doch hatt' er einen ſchönen fleiſchfarbenen Schlafrock an. Der König glaubte, ſie müßten allein bleiben, entließ die Geſellſchaft, lehnte ſich auf zwey Pagen, und ging ſelbſt, indem er eine garſtige Zote ſagte, die er für eine feine Wendung hielt.

Als alle Welt hinausging, hörte man eine Stimme: Er iſt noch nicht drin. Erlauben Sie, Fräulein, ſprach

Potiron, daß ich dem widerſpreche. Tricolore ſchwieg beſcheiden ſtill, und beſtätigte dadurch die Rechte ihres Gemahls; er wollte ſie nuzen, als die Prinzeßin das Geſicht verzog, ſich beklagte, und auffuhr. Der achtungsvolle Potiron hielt ſein Feuer zurück und fragte, was ihr wäre? Etwas ſehr auſſerordentliches, gnädiger Herr, antwortete ſie. Thut Ihnen etwas weh? ſagte Potiron. Es iſt mehr Beklemmung als Schmerz. Laſſen Sie doch ſehn. Ich muß mich ſchämen, verſezte ſie. Sie wiſſen nicht, wo es iſt. Ich errathe es aus Ihren Reden, erwiederte Potiron. Die Unterſuchung ging vor ſich, aber wie erſtaunt' er, als er eine aufgebrochene Roſe ſah, mit Dornen umgeben! Die Roſe iſt wunderſchön! rief er aus. Iſt ſie ein Muttermahl, Fräulein? Sie iſt nicht älter als dieſen Augenblick. Das iſt ſonderbar, ſagte Potiron. Es iſt entweder ein Streich oder eine Galanterie. Aber ich ſehe Buchſtaben; vielleicht ſind die eine Inſchrift; erlauben Sie, daß ich das Licht nehme, um ſie zu leſen: ſehr ſeiner Druck, wol gar Elzeviriſche Lettern. Potiron ergrif eine Fackel, aber er fand die Dekoration verändert. Weder Roſe noch Dorne mehr, an ihrer Stelle zwey groſſe Finger, die ihm Hörner machten. Potiron ward wütend. Fräulein, rief er, Sie haben einen Liebhaber und das ſind ſeine Finger. Was bilden Sie ſich ein, gnädiger Herr, Sie thun mir unrecht. Fräulein, haben Sie die Gnade und halten ſich grade, ich will doch ſehn, ob das kein Ende nimmt. Die Prinzeßin ſtand auf, die beyden Finger blieben. Potiron zwang ſich zur Ueberlegung, damit ging es ihm allemal unglücklich, das erfuhr er von neuem. Er nahm einen zufriednen Blick an: Prinzeßin, alles dieſes iſt nur ein Spiel; es iſt ein dummer Spaß der Fee Rüſee, die meinem Vergnügen Einhalt thun, und mir Verdacht gegen Sie einflöſſen will. Ich ſehe, daß dieſe beyden Finger mich nicht abhalten können, Ihnen meine Hochachtung zu bezeugen. Sie werden ohne Zweifel verſchwinden, ſobald ich ſie verachte.

Sein Verlangen war übel angebracht, aber er that alles zur Unzeit, er wollte ihm nachhängen, aber die beyden Finger wurden alsbald zwey Zangen, die ihn ohne Erbarmen kniffen. Er ſchrie laut, und zur Vermehrung ſeiner Qual, ging die Prinzeßin von dieſem Augenblick an, durch einen unwillkührlichen Antrieb ſo geſchwinde rückwärts, als der beſte Laufer vorwärts hätte gehen können.

Halt! halt! Fräulein! rief er, ſind Sie geſcheut! Sehn Sie doch! bedenken Sie doch! Ich kann nicht, antwortete ſie, und zog ihn immer im Zimmer herum. Sie treibens zu weit, Fräulein, antwortete Potiron, nachher kann ich Ihnen im Leben nicht mehr aufwarten. Endlich nach einer guten Viertelſtunde ſank die Prinzeßin in einen Lehnſtuhl, Potiron ward frey, und fiel ſinnlos auf die Erde.

Zehntes Kapitel.

Manier zu entzaubern.

Potiron kam wieder zu ſeiner Vernunſt, das war kein groſſer Gewinn, öfnete ſeine Augen, ſah die Prinzeßin an, und redete weislich zu ihr: Fräulein, ich möchte viel lieber, daß Sie mich bey der Naſe herumführten. Die Prinzeßin hatte ſich ein wenig geſammelt, aber ſie hielt an ſich und antwortete nichts. Sind ſie noch da? fragte Potiron. Ich fürchte, antwortete Tricolore. Laſt ſehn, ſagte der Prinz. Er fand ſie mehr als jemals in Geſtalt eines Zirkels, mit denſelben Worten: für dich. Es iſt mir lieb, euch wieder zu ſehn, ſagte Potiron; ich habe eine Scheere in meiner Taſche, die mir meine Mutter gegeben hat, ſie hat die Tugend, alles Zauberwerk entzweyzuſchneiden. Der Verſuch gelang, aber alsbald ſtanden Roſen und Dornen an ihrer Stelle, und dieſe Worte darüber: für ihn. Er verfuhr mit dem neuern Zauberwerk eben ſo, da kamen die beyden Finger wieder, und mit ihnen: **für dich.**

Fräulein, ſagte der Prinz, mich deucht, dieſe Stelle wird nie erledigt. Das hat man ihr immer prophezeiht, antwortete Tricolore. Wenn ich nur die beyden Inſchriften begriffe, verſezte Potiron: **für dich, für ihn.** Ich glaube, ſie ſind ſehr wizig, aber ich verſtehe ſie nicht. Die erſte ſcheint mir am wenigſten dunkel, erwiederte die Prinzeßin, mich deucht, das Sinnbild macht ſie leicht verſtändlich. Fee Rancüne und Fee Rüſee, kamen zur Unterſuchung. Ich weiß deine Verlegenheit, mein Sohn, ſagte Rancüne, aber noch iſt ſie nicht zu Ende. Und Sie kommen hieher, mir das zu ſagen? fragte, Potiron. Wiſſen Sie denn was dieſe Roſen und ihr Zubehör vorſtellen?

Mein Hochzeitgeſchenk, antwortete Fee Rüſee. Es iſt wohl angebracht, verſezte Potiron. Und die beyden Finger? Das Hochzeitgeſchenk meines Sohnes, erwiederte Fee Rüſee, er hat ſie der Prinzeßin übergeben, und ihr aufgetragen, ſie Ihnen zu übermachen.

Unglücklicherweiſe werden ſie dort bleiben, fuhr Fee Rancüne fort, bis ſie an den Ort ihrer Beſtimmung gelangen, ſie ſind der Preis, der Deiner wartet. Doch werden ſie ganz verſchwinden, wenn ſie Dich nicht verhindern, glücklich mit der Prinzeßin zu ſeyn.

Verſuch es, Söhnchen. Den Teufel auch, rief Potiron, ich laſſe mich nicht wieder fangen! Doch beſann er ſich. Ich will es noch einmal verſuchen, den Zauber zu löſen, alſo meine Damen geruhen Sie uns allein zu laſſen.

Wirklich beſeelt ihn ein friſcher Muth, ſich der Zauberroſe zu bemeiſtern, er ließ ſich keine Mühe verdrieſſen. Ach! er war das Opfer ſeiner Tapferkeit; er hatte ſich in zwanzigtauſend Chineſiſche Feuerräder eingelaſſen, die in allen Farben des Regenbogens brannten. Man ſprang mit ihm um, wie mit einem armen Sünder. Feuer! Feuer!

ſchrie er. Gnädiger Herr, ſagte die Prinzeßin, wenn nur die Glocken nicht dazu läuten? Alles was hier vorgeht, iſt Hexerey, erwiederte Potiron. Ohne Zweifel eine neue Galanterie der Fee Rüſee, antwortete die Prinzeßin, die Frucht hat nicht gebrannt, die ſpart ſie Ihnen bis zu einer beſſern Gelegenheit auf: man muß geſtehn die Feuerwerkerkunſt iſt weit getrieben. Die beyden Feen kamen zurück und ſagten: Ah wie ſtinkt es hier nach Rauch. Das iſt ſehr natürlich, antwortete Potiron; wenn des Königes Artillerie ſo gut beſtellt iſt, wie die ſeiner Tochter, ſo will ich den ſehn, der ihm eine Feſtung nimmt. Es giebt ein ſehr einfaches Mittel, dies Hinderniß zu heben, fuhr Fee Rüſee fort. Sie wiſſen, daß Ihre königliche Frau Schwiegermutter in eine Tapetenfigur verwandelt iſt? Was geht mich das an? fragte Potiron. Ich weiß es recht wohl, er iſt einer Ihrer Späschen, aber ich ſehe nicht ein, wozu er dient. Das will ich Ihnen ſagen, ſprach Fee Rüſee mit gütigem Ton: es iſt natürlich, daß ich meinem Sohn beyſtehe, er war in die Prinzeßin verliebt. Bey meiner Seele, unterbrach ſie Potiron, davon bin ich an jenem Abend Augenzeuge geweſen, aber Gottlob! das Herrchen iſt fort. Er wird wiederkommen, verſezte die Fee. Aber zu unſrer Sache.

Ich ſah, daß mein Sohn die Prinzeßin liebte, daß dennoch Sie ihr Gemahl werden würden, um daher den Genuß Ihres Glücks zu hemmen, warf ich einen Zauber auf die Königin und einen auf Tricoloren, der lezte kann nicht eher gebrochen werden, bis der erſte gelöſt iſt: alſo wird die Scheidewand zwiſchen Ihnen und der Prinzeßin nicht eher verſchwinden, als bis Sie der Königin ihre natürliche Geſtalt wieder geben.

Ich glaube, Sie ſind ſehr geiſtreich, erwiederte Potiron, aber ich finde, Sie haben keinen Menſchenverſtand. Wie wollen Sie, daß ich der königlichen Tapetenfigur ein Ende machen ſoll? Dadurch, antwortete die Fee, daß Sie ihr thun, wie Sie ihrer Fräulein Tochter thun wollten. Ich, erwiederte der Prinz trozig, ich ſoll mich mit einer wollenen Königin abgeben? Sie wiſſen nicht, was Sie reden. Nur zu gut, antwortete Rancüne, Du muſt der Patagoſchen Königin dieſe Höflichkeit erzeigen, oder ein anderer entzaubert die Prinzeßin. Auf Ehre, rief Potiron, es iſt mir unmöglich! Wohl, ſagte Fee Rüſee kaltblütig, ſo muß man den oberſten Gewiſſensrath holen.

Eilftes Kapitel.

Das kann jeder begreifen.

Er erſchien in pontificalibus, und fragte die Damen: wozu man ſeiner geringen Dienſte bedürfte? In einer Kleinigkeit, ſagte Potiron, Sie müſſen nur dieſer Königin mitſpielen wie einer hübſchen Frau. Sie wollen mich in Verſuchung führen, antwortete der Hoheprieſter. Die Verſuchung wird Ihnen Ehre machen, antwortete Potiron. Ich kenne die Ehrfurcht zu gut, verſezte der oberſte Gewiſſensrath, die ich Ihrer Durchlaucht ſchuldig bin. Ich entlaſſe Sie deren, antwortete Potiron: ich weiß wohl, daß die lange Geſtalt meine Grosmutter iſt, aber vergeſſen Sie die Ehrfurcht gegen ſie ſo lange Sie wollen, ich kümmere mich nicht darum. Sie verſtehn mich nicht, erwiederte der Gewiſſensrath, ich werde die Entzauberung der Königin nicht unternehmen, ich will Ihnen nicht ins Gehege gehn. Dieſen Zauber zu brechen iſt Ihre Sache, die meinige den Zauber der Prinzeßin zu löſen. Erlauben Sie mir an meine kleine Arbeit zu gehn. Was will der Pfaffe? fragte der Prinz hizig. Fee Rüſee ſchnitt ein Geſicht als ſtürbe ſie vor Begierde zu lachen. Gnädiger Herr, ſagte ſie, das Schickſal hat durch einen ſonderbaren Eigenſinn beyde Bezauberungen mit einander verbunden; wer die eine bricht, bricht zugleich durch eine gegenſeitige Wirkung die andre. Sie allein können die der Königin endigen, und wollen

Sie einem ſo ſchönen Vorrecht entſagen, ſo gehört unſerm Gewiſſensrath mit Recht die Ehre, die Prinzeßin zu befreyen. Darüber lach ich, antwortete Potiron, ich will die Roſe haben. Gnädiger Herr, erwiederte der Mann Gottes, bedenken Sie den Ausdruck: **für ihn**. Nun ja, ſagte Potiron, das **ihn** geht auf mich. Ich glaube, Sie irren ſich, gnädiger Herr, verſezte der oberſte Gewiſſensrath, das **dich** geht auf Sie. Es iſt die erſte Inſchrift, den beyden Fingern können Sie über kurz oder lang nicht entgehn, aber ich bin ſicher, daß die Roſe für mich iſt. Mit dieſen Worten wandt' er ſich zur Prinzeßin, Potiron wollte ihn zurückhalten, aber der Gewiſſensrath rief mit Begeiſterung: **Unſichtbare Mächte, meinen Befehlen unterworfen, zieht einen heiligen Vorhang, der von den Ungeweihten mich ſcheide!** Alsbald war das Zimmer durch einen ſchönen Vorhang von Genueſiſchem Sammt getheilt. Potiron blieb mit beyden Feen an der Seite der Tapetenkönigin, und der Gewiſſensrath allein mit der Prinzeßin an der Seite des Betts.

Potiron ward wütend wie alle kleinen Leute, er wollte unter den Vorhang durchkriechen, er rief aus Leibeskräften: Halt, halt, infamer Pfaff! Das muß nicht ſeyn, rief Tricolore. Dies Wort machte ſein Gehirn von neuem wirblicht. Verdammter Affe, ſagte Potiron, du ſollſt mit mir zu thun bekommen. Unterdeſſen glaub' ich, ſagte Fee Rüſee, daß er mit der Prinzeßin zu thun hat. Mein Troſt iſt noch, verſezte Potiron, daß er ſich wenigſtens ſtechen wird. Einen Augenblick Stille, meine Damen, ich bitte, ich muß doch hören, wie er ſich herauszieht, die Sache verdient Aufmerkſamkeit. Und er hielt das Ohr an den Vorhang, er erwartete die folgende Unterredung nicht. Welch ein Entzücken! ſagte der oberſte Gewiſſensrath. Entzücken? brummte Potiron, der Kerl iſt toll! weiter! Sie thun mir weh, ſchrie die Prinzeßin. Ich kenne mich nicht mehr, ſagte der Diener des Altars. Ich falle in Ohnmacht, verſezte Tricolore. Der oberſte Gewiſſensrath fuhr ſtammelnd fort: Theure Prinzeßin, anbetungswürdige Prinzeßin, mein Leben, meine Göttin, nur einen Augenblick Muth. Sie tödten mich! ſchrie die Prinzeßin laut auf. Der Zauber brach, der Vorhang ſchwand, die Tapetenkönigin flog dem oberſten Gewiſſensrath um den Hals: ich bleib' Eurer Eminenz ewig verbunden. Sie wandte ſich zu Potiron: Herr Schwiegerſohn, ich wünſche Ihnen Glück dazu.

Sie nehmen doch meinen Beſuch an? fragte Fee Rüſee. Mein Sohn, fuhr Fee Rancüne fort, Du biſt nicht der einzige. Gnädiger Herr, ſagte der oberſte Gewiſſensrath, ich bin Ihnen viel Dank ſchuldig, ich ſteh' immer zu Ihren Dienſten, ſo oft es Ihnen gefallen wird, die Nebeneinkünfte meines Aemtchens zu vermehren. Potiron blieb mit der Prinzeßin allein; noch war ſie nicht wieder zu ſich gekommen. Potiron, um ſie ins Leben zurückzubringen, fühlt' ihr den Puls, (jeder hat ſeine Weiſe) ſie glaubte wahrſcheinlich, es ſey der oberſte Gewiſſensrath: Ah! lieber geiſtlicher Herr! rief ſie und druckt' ihm die Hand. Zu gleicher Zeit ſchlug ſie die Augen auf.

Sie ſind es gnädiger Herr? Was machen Sie hier? Was ich kann, antwortete Potiron, er antwortete immer ſehr treffend. Tricolore war beſchämt, der Prinz verlegen, aber hauptſächlich neugierig. Ey! ey! rief er mit Erſtaunen, da ſind weder Roſen noch Dornen mehr; warlich, warlich, der Mann hat vortrefliche Hülfsmittelchen; wahrſcheinlich macht Ihnen dies Wegbringen ſo viel Vergnügen. Sie habens getroffen, ſagte Tricolore. Das ſollt' ich meynen, verſezte er. Es iſt bey alledem ein ſchöner Schnitt; aber wo hat er das alles gelaſſen? Er hat es mitgenommen, ſagte die Prinzeßin, für ſein Naturaliencabinet. Es kam ihm zu, erwiederte Potiron, darum bedankt' er ſich auch bey mir für die Vermehrung ſeiner Nebeneinkünfte. Offenherzig geſagt, es iſt mir lieb, die Arbeit wäre gethan; ich fühle daß ich Luſt habe zu ſchlafen.

Zwölftes Kapitel.

Fängt an rührend zu werden.

Der Morgen des andern Tages, war dem Ceremoniel des Nachttiſches gewidmet. Als Tricolore davon befreyt war; nachdem ſie den Beſuch aller Damen des Hofes ausgeſtanden hatte, die an dieſem Tage mehr als gewöhnlich ihre Reize herausgeſtrichen und ihr Geſicht verdreht hatten; nachdem ſie die ſchadenfrohen Blicke der Königin und der Fee Rüſee erduldet, nachdem ſie die platten Zweydeutigkeiten aller Hofleute angehört hatte, glaubte ſie den Nachmittag der ruhigen Ueberlegung ſchenken zu können. Wovon kann eine Prinzeßin träumen? Von dem was ſie liebt; folglich ſpielte Prinz Diſcret eine Rolle in Tricolorens Kopf (man wird bald ſehn, worauf der Kopf Einflus hat). Sie glaubte ihren theuren Prinzen umgebracht; ſie erwog ihr ganzes Unglück, einen Liebhaber gehabt zu haben, der tod war, einen Mann zu beſizen, der nicht lebendig ſeyn konnte, und dennoch nicht Witwe zu ſeyn. Ihre tiefen Betrachtungen hatten ſie bis an das Ende des Tages begleitet, als man ihr ſagte, daß ein junger Menſch ſie um einen Augenblick Unterhaltung erſuchte. Ein junger Menſch, fragte ſie mit bewegter Stimme, ein junger Menſch? Ja gnädige Frau, war die Antwort, er ſcheint nicht über zwanzig. Seine Jugend rührt mich, antwortete ſie, er mág hereinkommen: Licht brauch' ich noch nicht. Man führte ihn in das Zimmer, aber eine Schwachheit überfiel ihn; er lehnte ſich an einen Stuhl, und konnte nur mit ſchwacher Stimme ſagen: Ach Fräulein! Die Prinzeßin ward verwirrt. Fräulein? fragte ſie, was ſoll dies Wort. Ich ſterbe, rief der junge Menſch; alſo ſind Sie Frau Potiron? Himmel, was hör' ich? ſagte Tricolore, welcher Laut dringt in mein Ohr! ſo war die ſterbende Stimme des Johanniswürmchens als er mir ſo höflich dankte, ihn erdrückt zu haben; aber je mehr ich ihn anſehe, deſto mehr glaub' ich ihn zu erkennen. Sprich, haſt du dieſes köſtliche Geſtirn immer an dir getragen? Götter! antwortete der Prinz, da Sie verheyrathet ſind, giebt es kein Geſtirn mehr für mich. Ach! ich darf nicht länger zweifeln! ſchrie Tricolore; es iſt mein Prinz, er iſt es, er ſieht noch den Tag — Es ſteht nur bey Ihnen, daß ich ihn liebe, aber ich fürchte Ihre Vorurtheile, ich fürchte — Gnädiger Herr, unterbrach ihn Tricolore, wollen Sie ſich nicht ſezen? Sie werden bequemer reden, wenn Sie Ihr Haupt ruhen Ich bin es zufrieden, antwortete Diſcret, wenn nur das Ihrige nicht kälter dadurch wird. Er nahm einen Lehnſtuhl, und Tricolore ſezte ſich auf ihr Ruhebett. Diſcret nahm mit zärtlichem ernſten Blick wieder das Wort:

Gnädige Frau, weil man Sie ſo nennen muß, Potiron geht mir nahe. Ich erkenne Ihre Grosmuth, erwiederte die Prinzeßin, was wollen Sie für ihn thun? Ihn einer Mühe überheben, antwortete Diſcret. Die Prinzeßin hatte einen durchdringenden Blick, und ſah wohl, wo der Prinz hinaus wollte, daher ſprach ſie mit vielem Scharfſinn: Gnädiger Herr, ich erkenne Ihre Delicateſſe, aber ich weiß meine Schuldigkeit. Erfüllt er die ſeinige gut? fragte lebhaft Diſcret: Die Prinzeßin antwortete nichts. Ah! fuhr der Prinz fort, ich ſehe, Potiron handelt wie Sie antworten. Wie? er huldiget ſoviel Reizen nicht? Mit dieſem Ausruf warf ſich Diſcret zu den Füſſen der Prinzeßin. Stehn Sie auf Prinz, ſprach ſie, ich fodre es. Ihre Stellung iſt ehrerbietig, aber wie man ſagt, ſehr bequem, die Ehrerbietung zu verlezen. Glauben Sie das nicht, verſezte Diſcret, lernen Sie mich beſſer kennen, meine Liebe iſt auf die vollkommenſte Achtung gegründet. Ach! an-

antwortete die Prinzeßin, der Liebe Anfang verkündigt Achtung und lügt; der Liebe Ende verſpricht Freundſchaft und hält nicht Wort. Der Grundſaz iſt übertrieben empfindſam, ſagte Diſcret. Wären Sie ein ſchöner Geiſt geworden? Tricolore, Tricolore, folgen Sie Ihrem Herzen!

Wahrſcheinlich ward er dringend, denn die Prinzeßin ſagte lebhaft: Mein Herr, ich werde die Glocke anziehn. Um die Schäferſtunde ſchlagen zu laſſen? fragte zärtlich Diſcret. Nein, nein, das Bild der Tugend iſt zu tief in meinem Herzen. Ich kannte eine Zeit, antwortete der Prinz, wo ich wenigſtens das Gegenbild war. Das ſprach er, und warf einen redenden Blick auf ſie, und druckt' ihr die Hand. Tricolore ward davon gerührt, und vertheidigte ſich: Ach Prinz, lieber Prinz, laſſen Sie mich, ich bitte Sie. Der Prinz ließ ſie nicht, und umarmte ſie wie es die Umſtände mit ſich brachten. Das iſt zu viel, ſchrie die Prinzeßin, gehn Sie, und kommen Sie nie wieder. Der Prinz ward vernichtet, zitternd ſagt' er: Ich will gehorchen, gnädige Frau.

Er war im Vorzimmer, als Tricolore, die ſein Zuſtand jammerte, ſich verbunden hielt, ihm nachzurufen: Prinz, wann wird man Sie wiederſehn? Sogleich, antwortete er, und kam ins Leben zurück. Aber Potiron trat herein, und Diſcret ging mit ehrfurchtsvoller Verbeugung ab. Potiron glaubte, das gelte ihm; ein Ehemann ſchreibt die Achtung, die man ihm beweiſt, immer auf ſeine Rechnung, und wenn ſeine Frau ihn betrügen will, ſo iſt ſeine Eitelkeit immer auf ihrer Seite.

Dreyzehntes Kapitel.

Der Tag bricht an.

Potiron grüßte den Prinzen mit Hand und Bauch wie ein Kaufmann, der arme Junge macht ein gar einfältig Geſicht, ſprach er zur Prinzeßin; ich wette, Sie haben ihn kalt aufgenommen, vielleicht ablaufen laſſen, und das ſchickt ſich nicht. Sie können immerhin meine Gaſte durch Worte vergnügen, nur nicht durch Werke. Der lezte Vorzug bleibt Ihnen allein, antwortete Tricolore. Indes Potiron ſo vernünftig ſprach, urtheilte Fee Räſee richtiger über Ihren Herrn Sohn. Sie las in ſeinen Augen, daß er, wo nicht ganz glücklich, wenigſtens auf der Gränze des Glücks ſey. Er betrug ſich nicht wie ein Geck, der ſelbſt dann verräth, wenn er läugnet; er ſagt mit der Unverſchämtheit Nein die man in einem ſolchen Fall haben muß, und log wie ein braver Mann. Du willſt mir nicht geſtehn, wie Du mit der Prinzeßin dran biſt? verſezte die Fee; ich will Dir nur ſagen, daß ich troz dir dahinter kommen werde.

Wirklich, ſobald ſie dem Prinzen verließ, warf ſie einen Zauber auf alle Ehemänner, der die Wirkung hatte, daß ſie einen Anfall von Bauchgrimmen bekamen, ſo oft ihre Weiber eine Schwachheit begingen. Der Leſer wird gewiß glauben, daß das Bauchgrimmen eine epidemiſche Krankheit werden muß. Tricolore vermuthete nicht, daß ſie Potiron betreffen könnte; ſie ſpiegelte ſich unaufhörlich in ihrer Tugend; ſie wuſte ſich jeden Augenblick die Strenge Dank, welche ſie gegen ihren Liebhaber beobachtet hatte; ſie wuſte nicht, daß man der Sache ſo viel Verdienſt zuſchreibt, über die man erſtaunt, und daß dies Erſtaunen der Anfang des Ermattens iſt. Die wahre Keuſchheit weiß ſich nichts Dank. Eine gleichgültige Frau widerſteht, und denkt nachher kaum daran; eine zärtliche Frau iſt ſtolz auf ihren Widerſtand, dieſer Stolz ruft ihr den Gegenſtand deſſelben zurück, ſie wird erweicht und ergiebt ſich endlich. Ueberhaupt, wer zu viel auf Widerſtand ſinnt, bereitet ſich unterzuliegen. Unterdeſſen entwarf Tricolore den Plan zu einer glänzenden Vertheidigung. Man wird die Frucht ihres Entſchluſſes ſehn.

Am andern Morgen ließ Prinz Diſcret den Augenblick ausſpähen, wo Pettiron ausging, um die Zeit ſeines Beſuches zu beſtimmen. Prinzeßin, redete er ſie an, Ihre Augen ſind ſchmachtend; ſie beweiſen, daß Potiron eine gute Nacht gehabt hat. Prinz, antwortete ſie, der Ton ſteht Ihnen nicht. Sie denken vielleicht etwas ausgelaſſenes, aber Sie reden dunkel. Die Erklärung ſollte mir nicht ſchwer fallen, erwiederte der Prinz. Ich entlaſſe Sie davon, fiel ihm die Prinzeßin in die Rede, wovon reden wir denn? Von Ihnen, ſagte der Prinz. Nein, das iſt mir verdächtig, antwortete ſie. Von Potiron? das iſt mir langweilig. Von mir? fragte der Prinz im Romanenton. Noch weniger, ſagte Tricolore mit Lebhaftigkeit, Sie reden nur von ſich um auf mich zu kommen. Ich wollte, verſezte Diſcret, Sie nähmen beydes zu Herzen. Wenn ich nicht recht auf meiner Hut bin, ſo fangen Sie an, rief Tricolore.

Können wir das Geſpräch nicht anders wenden? Sagen Sie mir zum Beyſpiel, warum Ihre Frau Mutter Sie in ein Johanniswürmchen verwandelte? Den Vorzug davon hab ich nie begriffen. Es liegt am Tage, antwortete der Prinz. Sie müſſen ſich noch erinnern, mich als Hahn geſehn zu haben. Sie waren es ja, die mich meinem Beruf fühlen ließ. Laſſen wir das, ſagte Tricolore mit Erröthen. Sehr gern, gnädige Frau. Ohne Zweifel beſinnen Sie ſich, daß Fee Rancüne ihre Hand nach mir ausſtreckte, ich mußte verſchwinden, und das gelang meiner Mutter nur dadurch, daß ſie mir die Geſtalt eines kleinen Thierchens gab. Sie that ſehr geſcheut, ſagte die Prinzeßin; es giebt ſoviel groſſes Vieh in der Welt. Als Würmchen, fuhr Diſcret fort, war ich überall gleich, aber die Liebe, die von mir unzertrennlich war, verſammelte allen meinen Geiſt, alle meine Empfindungen in einem Punkt, und trug ſie an den Ort, wo Sie eine Art Stern erblickten. Es war erſtaunlich, ſagte te die Prinzeßin, wie ſchön Ihnen der zu Geſicht ſtand. Das iſt wunderbar, gnädige Frau, ſagte der Prinz, ich hatte kein Geſicht, und um gerade heraus mit Ihnen zu reden, mein Stern war am Schwanz. Darauf weiß ich nicht zu antworten, fuhr Tricolore fort; aber genug, er ſtand Ihnen ſehr ſchön zu Geſicht, und es war ein Glücksſtern. Wirklich, erwiederte der Prinz, ich beſinne mich: Sie nahmen mich gütigſt zwiſchen ihre Finger, Sie druckten mich freundſchaftlich. Sie kizelten mich, ich wädelte, wahrſcheinlich fürchteten Sie, ich mögte entſchlüpfen, Sie legten den Daumen an, und erzeigten mir das Vergnügen, mich auf die niedlichſte Art von der Welt zu tödten. Ich verſichere Ihnen, ſprach Tricolore, es machte einen tiefen Eindruck auf mich, und ich fühlte — Sie wuſten nicht, unterbrach ſie Diſcret, daß ich in dieſem Augenblick durch Ihre Hand wieder zum Menſchen ward.

Vierzehntes Kapitel.

Es iſt Bauchgrimmen zu beſorgen.

Die Prinzeßin dachte einige Augenblicke über den lezten Ausdruck des Prinzen nach, einige Thränen benetzten ſogar ihre Augen. Diſcret war in Betrachtung vertieft, Tricolore in Ueberlegung, beyde beobachteten ein theilnehmendes Schweigen, dies verkündigte eine groſſe Begebenheit. Tricolore brach es: Wer hätte glauben ſollen, daß dieſer Augenblick, der Ihnen Ihre Rechte wiedergab, Potiron das Recht verſchafte, mein Gemahl zu ſeyn? Es gäb' ein Mittel dagegen, ſagte der Prinz mit beſcheidenem Blick, wenn Sie wollten. Und welches? fragte Tricolore. Gnädige Frau, ſagte der Prinz, in dem Hauſe einer Prinzeßin wie Sie, iſt eine Stelle mehrmals beſezt. Ich kann das würklich ſeyn, wovon Potiron der Titel führt. Ich verſtehe Sie nicht, verſezte Tricolore; ich will Sie zu meinem Freunde machen. Der Nahme iſt mir theuer! rief der

Prinz, und drückte ſeinen Mund auf Tricolorens Hand. Die Prinzeßin zog ſie nicht zurück, und ſagte mit bebender Stimme: Ja, Sie werden mein Freund ſeyn. Der Prinz erhob ſein Geſicht; Er ſah Tricolorens Wangen belebter, und ihre Blicke zärtlicher. Wie ſanft iſt dies Gefühl, das Sie mir verſprechen! fuhr er fort, wie wird es mich glücklich machen! Sie glauben mich alſo deſſen fähig? fragte die Prinzeßin. Ohne Zweifel, erwiederte Diſcret, und in Ihren Augen liegt ein groſſer Vorrath von Freundſchaft. Er machte einen Verſuch, ſich über ihr Ruhebett zu lehnen. Was wollen Sie? ſagte die Prinzeßin. Einen Beweis der Freundſchaft. Sie ſind ungeſtüm, erwiederte ſie mit Unmuth. Ich weiß nicht, ob dieſer Unmuth von Herzen ging, denn Potiron, der bey dem Könige war, bekam eine Verzuckung, die Fee Rüſee mit Freuden bemerkte. Was iſt Ihnen, fragte ſie? Es zwickt mich im Unterleibe, gnädige Frau. Nehmen Sie ſich in Acht, ſagte die Fee, ſolche Anfälle ſind oft von Folgen. Ich komme wieder auf Tricoloren.

Für einen Augenblick ließ ſich Diſcret abſchrecken, und da ſie ſehr vernünftig war, ſah er wohl, daß man ihr durch Vernunftſchlüſſe beykommen müſſe. Er nahm ſich auf dieſe Art. Darf ich fragen, gnädige Frau, worin Ihre Freundſchaft beſteht? Alles zu thun was an mir liegt, um meinen Freund zu verbinden, antwortete die Prinzeßin — Wenn ich Ihnen alſo vorlegte, recht weit für mich zu gehn? — So ging ich den Augenblick, ſagte die Prinzeßin lebhaft — Gnädige Frau, ſoviel Mühe verlang' ich Ihnen nicht zu machen, ich wünſche nur, daß Sie liegen bleiben wollen. — Wir müſſen von etwas anderm reden. Vernunftſchlüſſe ſind Ihre Sache nicht. — Erlauben Sie mir doch noch eine einzige Frage. Geſezt, Potiron hätte einen Granatapfelbaum in ſeinem Garten; dieſer Baum trüge nur eine einzige Frucht, ſeine Wache wäre Ihnen anvertraut, ich bin ſicher, niemand wird ihn anrühren dürfen; aber hören Sie mich weiter: Dieſer Granatapfel iſt bezaubert, er bleibt immer derſelbe, man kann ihm einige Körner nehmen, ohne daß ihre Zahl verringert, oder der Apfel von ſeinem Saft verliert. Sie ſehn Ihren beſten Freund vor Durſt verſchmachten, er ſagt Ihnen mit ſchwacher beweglicher Stimme: Tricolore, liebenswürdige Fürſtin, menſchenfreundliche Fürſtin, Sie ſehn meinen Zuſtand, mein Leib iſt durch brennenden Durſt verzehrt, und der Vernichtung nahe; ein Körnchen, ein einziges Körnchen dieſer köſtlichen Frucht würde meine Seele erfriſchen, und dem Leben wiedergeben; dem Herrn dieſes Baums kann das keinen Schaden thun, er wird es nicht einmal merken. Tricolore was würden Sie thun? Tricolore ſchlug die Augen nieder, erröthete, ſchien eine Antwort zu ſuchen und nicht zu finden. Sie ſchweigen? fragte der Prinz. Ach! Sie lieſſen Ihren Freund umkommen. Die Prinzeßin ward immer mehr betreten, und wandte das Geſicht weg: Sie ſind unausſtehlich. Der Prinz antwortete mit einem Ausruf: Groſſe Götter, was bin ich durſtig! Ich bitte Sie, hören Sie auf, ſagte Tricolore mit einem ſchwachen Ton, der trozig ſeyn ſollte, hören Sie auf, mein Herr. Der Herr fuhr ſehr lebhaft fort: Ich ſage Ihnen, ich ſterbe vor Durſt. Darauf folgte ein Kampf, darauf eine Stille; Tricolore unterbrach ſie durch den gebrochenen Ausruf: Diſcret! Diſcret! und in dem Augenblick rollte ſich Potiron, der noch beym Könige war, auf den Fußboden herum, und rief: Ach das Bauchgrimmen! das Bauchgrimmen! ich ſterbe!

Funfzehntes Kapitel.

Mittel wider das Bauchgrimmen.

Wahrſcheinlich war dieſer Augenblick critiſch für die weibliche Tugend. Der ganze Saal war mit armen Ehemännern erfüllt, die Verzuckungen und Krämpfe bekamen;

einige hielten ſich den Bauch; andre fielen troz der Ehrfurcht, welche ſie dem Ort ſchuldig waren, in einen Lehnſtuhle. Die Königin, welche dem Könige gern Bauchgrimmen gegeben hätte, lief herbey und ſagte: Was bedeutet denn das? Der König wuſte nach ſeiner Gewohnheit nicht, was er dazu ſagen ſollte. Fee Rancüne war von Herzen aufgebracht, und Fee Rüſee lachte von Herzen.

Der erſte Anfall ging vorüber, und alles ward ruhig. Eine Kolik aus dergleichen Urſachen hat ihre Pauſen. Der oberſte Gewiſſensrath war Zeuge dieſer ſeltſamen Begebenheit, und ſagte, man müſſe dem Himmel für alles danken. Hernach hielt er eine gelehrte Abhandlung über den Zufall. Der König hört' ihn, und erinnerte ſich, da er einmal auf dem Wege der Langenweile war, daß die Stunde des Raths gekommen ſey. Potiron begleitete ihn dahin. Man trug an dieſem Tage eine wichtige Sache vor, und eben ſollten die Stimmen geſammelt werden, als Potirons Bauchgrimmen wieder mit Heſtigkeit anfing; drey Viertel des geheimen Raths litten wie er, und der Fußboden des Saals war mit Richtern bedeckt, die in Verzuckungen lagen, ſich einer über den andern warfen, und aus Leibeskräften ſchrien. Potiron überſchrie ſie alle, aber es waren die nemlichen Worte des Chors: Ach mein Bauch! mein Bauch!

Ueberall flogen Perucken und groſſe Hüte; dennoch hörten die meiſten, obgleich ſo kahlköpfig wie Chorknaben, nicht auf, Perückenköpfe zu ſeyn. Der König ließ den oberſten Gewiſſensrath und ſeinen Leibarzt rufen; mit ihnen traten die Königin und die Feen in den Rath: Seine Majeſtät erzählten die Krankheit: Der Arzt wollte ihre Urſache in der Leber ſuchen, aber Fee Rüſee half ihn aus dem Traum, und ſagte: etwas tiefer, Doctor, etwas tiefer. Sie geſtand offenherzig, es ſey ein Streich von ihr. Ich habe gewettet, ſagte ſie, jeden wiſſen zu wollen, den die Frauen ihren Männern ſpielten, und hab' einen Zauber auf die letzten geworfen, der ihnen Bauchgrimmen verurſacht, ſo oft man ſie betrügt. Es iſt ein kleines geſellſchaftliches Späschen.

Potiron konnte vor Wuth nicht reden; er ſah ſeine Mutter Rancüne ſtarr an; und rief endlich mit groſſer Mühe: Ach! liebe Mama, ich bin — ich bin — Aber gnädige Frau, ſagt' er und wandte ſich zur Fee Rüſee, man muß abſcheulich ſeyn um auf ſolche Gedanken zu verfallen; wie? ſo oft mir der Bauch wehe thut — ſo iſt das ein gewiſſes Zeichen — Bleiben Sie nicht ſtecken, ſagte die Fee, — daß ſich der Ihrer Gemahlin recht wohl befindet.

In dieſem Augenblick verzog Potiron den Mund. Der Leibarzt fühlt' ihn den Puls: Gnädiger Herr, Sie beiſſen die Zähne zuſammen. So iſt zu wetten, verſezte der oberſte Gewiſſensrath, daß die Prinzeßin die ihrigen anders gebraucht. Hohls der Teufel! ſagte Potiron, ich verſtehe keinen Spaß; ich weiß mir zu helfen: ich gehe zu meiner Frau, ich ſperre ſie ein, und ihren Herrn Prinzen will ich — Ha! Beſtie! ſchrie er und warf ſich auf die Erde, ah wie das wehthut! was ich ausſtehe! ach verfluchtes Weib! — Geduldig! mein Sohn, geduldig! ſagte Fee Rancüne, vergiß nicht die Ehrfurcht für ihr Geſchlecht. Wie es ſcheint, fuhr die Königin fort, nimmt Prinz Diſcret ſich beſſer. Er wand ſich immer ärger, er ſchwizt über und über. Der Leibarzt zog ſeine Uhr heraus. Herr Doctor, warum thun Sie das? ſchrie ihm der arme Potiron zu: Gnädiger Herr, antwortete der Leibarzt, ich ſehe auf meine Uhr, um zu wiſſen, wie lange die Operation dauern wird. Dieſer Anfall nahm kein Ende. Aber, gnädige Frau, ſagte der Leidende zur Fee Rüſee, Ihr Sohn muß den Teufel im Leibe haben. Gnädiger Herr, ſagte die Fee und ſpizte den Mund, der erzeigt unſrer ganzen Familie die Ehre, in Ihrem Leibe zu ſeyn. Mein Sohn hat das Talent, ſolche Koliken anhalten zu laſſen ſo lange man will; daher iſt er bey Hofe ſo ſehr Mode. Darauf nahm der König der

Patagonier ſein feyerliches Geſicht an, und ſprach alſo: Es wäre wohl einmal gut, wenn dieſe Kurzweil ein Ende nähme. In dieſem Augenblick hatte der oberſte Gewiſſensrath die Ehre, ſeine Augen zu verdrehn, und dieſe heiligen Worte zu reden: **Der Geiſt des Herrn kommt über mich; nicht eher wird dieſes Bauchgrimmen aufhören, als bis die Königin und Prinzeßin ihre Blüthen wieder erhalten.** Sie ſcheinen mir nicht auf dem Wege dazu, erwiederte der Monarch. Ich bin ohne Rettung verlohren! ſchrie Potiron.

Nein, mein Kind, nein, mein Goldſöhnchen, unterbrach ihn Fee Rancüne; wenn es auf weiter nichts ankommt, als auf die Blüthen der Königin und der Prinzeßin, die ſollen ſie wieder bekommen, dafür ſteh' ich. Mama, ſagte Potiron, ſo müſſen Sie ſich ſehr auf verlorne Sachen verſtehn. In den Gärten des Pallaſtes, nahm Rancüne das Wort, iſt ein Springbrunnen, den ich bezaubert habe; ſein Waſſer hat die Kraft, den Weibern zu geben, was ſie nicht mehr beſitzen, und den Mädchen was ſie noch haben ſollten: aber ich ſage vorher, daß die Bedingungen für die Königin und die Prinzeßin nach ihrer Zurückkunft ſehr verſchieden ſind: die Königin muß dem Könige ein Geſchenk damit machen. Ich danke Ihnen, ſprach der Monarch, ſo ſpiel' ich doch auch endlich eine Rolle. Aber wenn du mein Sohn deines Bauchgrimmens überhoben ſeyn willſt, fuhr die Fee fort, ſo mußt du den neuen Schaz, den dir deine Frau zubringen wird, einem andern überlaſſen. Warum nicht? antwortete Potiron, das bin ich gewohnt.

Sechzehntes Kapitel.

Die Gemählde.

Nichts iſt ſo wirkend und ſo gefährlich als Mittel, die man nicht kennt. Der Zauberbrunnen ſollte verdächtig ſeyn, weil ihn eine Fee anwieß, die ihre Zufriedenheit nur in der

Unzufriedenheit andrer fand; aber das, was dies Waſſer verſprach, war ſehr verführeriſch. Tricolore badete ſich darin und that wohl; die Königin folgte ihrem Beyſpiel und that übel. Die erſte erhielt alle Unbeflecktheit eines Mädchens von zwölf Jahren wieder; aber ihre Mutter fiel in einen Fallſtrick, deſſen ſich Rancüne wohl gehütet hatte zu erwähnen. Dieſer Brunnen hatte die geheimnisvolle Wunderkraft, die man ihm zuſchrieb: aber nur für die, welche nicht mehr als einen Geliebten gehabt hatten. Von dem Mann iſt die Rede nicht, der kommt nicht in Anſchlag.

Auf Frauen die mehr als eine Liebe gehabt hatten, machte er eine ganz entgegengeſezte Wirkung: ſein Waſſer unterließ niemals, die Bildniſſe aller ihrer Liebhaber ihrem Leibe einzuprägen; und um Plaz zu ſparen, waren ſie alle in Miniatur, als wären ſie ausdrücklich gemahlt, um in einen Ring gefaßt zu werden. Die Aehnlichkeit war ſprechend. Die Königin erfuhr es mit ihrem Schaden: ſie tauchte kühnlich unter, und ward beſtürzt, als ſie beim Herauskommen ſich ſo verziert ſah; ſie erkannte alle ihre Freunde. Sie verſuchte das unmögliche, ſie dort wie aus ihren Herzen zu vertilgen; je mehr ſie ſich wuſch, je lebendiger wurden die Farben: das Verhältnis war regelmäßig, die Zeichnung genau, der Schatten richtig vertheilt; es waren lauter Meiſterſtücke der Kunſt. Die Königin war keine Kennerin, und fühlte den ganzen Wehrt dieſes neuen Verdienſtes nicht: ſie befragte ihre Tochter, ſie bewunderte, daß dieſe nicht das Bildnis des oberſten Gewiſſensraths trüge, aber da ihn die Prinzeßin nur aus Nothwendigkeit aufgenommen hatte, ſo war keine Spur davon zu ſehn.

Der Zauber mahlte nur die Bildniſſe derjenigen, die aus Neigung gewählt waren. Sie befand ſich in dieſer Verwirrung, als man den König bey ihr meldete. Der Monarch ſuchte ſie mit Ungeduld; ſie that einen Wiederſtand, der zum erſtenmal in ihrem Leben nicht verſtellt war. Die

Schamröthe der Eigenliebe ſtieg auf ihre Wangen; ſie erinnerte ſich, daß ihr Gemahl mehr neugierig als thätig war; und das machte in dieſem Augenblick ihre ganze Furcht. Sie war verlegen, ſie ſtammelte, und der König glaubte, ſie ziere ſich; ſeine Begierden wurden dadurch vermehrt, er nahm ſie bey der Hand, und zog ſie in ſein Zimmer.

Kaum war ſie dort, als ihre Furcht übermäßig ward. Warlich, gnädiger Herr, ſagte ſie, mich deucht in unſerm Alter — iſt das nicht vernünftig. Was reden Sie von Alter, gnädige Frau? fragte der König, das hat der Brunnen ausgelöſcht. Sie ſcheinen mir ſchöner, jugendlicher, friſcher, als am Tage unſrer Hochzeit; Ihr Frühling iſt wiedergekommen, und, ich fühl' es, hat den meinigen zurückgerufen. In dieſem Augenblick ward er zudringlich wie ein junger Menſch. Gnädiger Herr, ſagte die Königin, und ſtieß ihn zurück, überlegen Sie doch, es iſt ſo hell hier — Der Henker! verſezte der König, der Brunnen thut Wunder, er macht ſchamhaft, aber ich kenne Sie. Sie werdens mir Dank wiſſen, Sie nicht zu ſchonen! Die Königin fiel in Ohnmacht, und der Monarch rief: O' Heiliger Gott, was für Bilder! aber die Perſonen kenn' ich ja alle!

Das iſt mein ganzer Stall; da ſind meine Leibpagen, da iſt dieſer, da iſt jener, o! o! da iſt auch mein Schwiegerſohn, wahrhaftig zum Sprechen, ſo was auſſerordentliches hab' ich in meinem Leben nicht geſehn. Die Königin erholte ſich wieder, und ſah, daß der König ſein Vergröſſerungsglas vorhielt, um alles beſſer in Augenſchein zu nehmen. Es wird Ihrer Majeſtät ſonderbar vorkommen, ſagte ſie. Auſſerordentlich ſonderbar, gnädige Frau, Sie wiſſen, daß ich ein Liebhaber bin, es iſt nicht ein ſchlechtes Stück darunter, jedes verdient ſeinen Plaz in einem Cabinet, ich denke, ich werde Sie bey der Gemäldeausſtellung mit in die Reihe ſetzen.

Sire, antwortete die Königin, Sie müſſen wiſſen, wie theuer mir meine Freunde ſind; ich habe die Fee erſucht, mir ihre Bildniſſe zu verſchaffen; aber ich dachte nicht, daß ſie ihnen den Plaz anweiſen würde. Ich find' ihn ſehr bequem, ſagte der König, ſo verderben ſie die Taſchen nicht. Aber, etwas iſt mir anſtößig, fuhr er fort; unter allen den kleinen Bildern iſt das meinige nicht, auch bemerk' ich, daß alle Ihre Freunde Kinder von funfzehn bis höchſtens zwanzig Jahren ſind. Gnädiger Herr, erwiederte die Königin, ich fürchte ſo ſehr, ſie zu verlieren, daß ich ſie ſo jung als möglich nehme. Es fällt mir was ein, ſagte der König, ich mögte das alles im Kupferſtich ſehn, ich mögte Sie ſtechen laſſen, wie die Kirche unſrer lieben Frauen. Der oberſte Gewiſſensrath ſticht ſelbſt ſehr niedlich in Kupfer, ich will ihn holen laſſen, ich will ihn zu Rath ziehn.

Siebzehntes Kapitel.

Ueberflüßig.

Wider Willen der Königin erſchien der oberſte Gewiſſensrath; der erſte Anblick fuhr ihm vor die Stirn. Das iſt eine Gallerie im neuem Geſchmack! rief er, was mir dran gefällt, iſt, daß man alle dieſe Gemälde ſo leicht mit ſich führt, daß ſie, wie wir Gelehrte zu ſagen pflegen, ein Vademecum ſind. Es giebt eine hübſche Folgen von Kupferſtichen, ſagte den König. Wie befehlens Ihro Majeſtät? fragte der oberſte Gewiſſensrath die Königin. Soll ich Sie ſtechen oder nur radiren? Um Gotteswillen, Herr Gewiſſensrath, antwortete die Königin, bekümmern Sie ſich um Ihre Dinge. Es ſcheint mir, erwiederte der oberſte Gewiſſensrath, um die Ihrigen haben ſich viel Leute bekümmert. Ich verlange mir nichts beſſers, als dies alles in Kupfer zu ſtechen; aber warlich, der König ſollte die Platten dazu eigentlich nicht bezahlen.

Ich verſtehe Sie, ſagte der König, denn ich habe viel Verſtand; alle die kleinen Freunde ſehn mir aus wie lauter Liebhaber. Das könnt' ich auch glauben, antwortete der Gewiſſensrath: es iſt ein hämiſcher Streich der Fee Rüſee, die beſchloſſen hat, daß jedes Bild, das aus dem Herzen der Königin wiche, dorthin ſich verſezen ſollte. Man ließ die Fee Rancüne rufen; und unterdeſſen beſah der oberſte Gewiſſensrath die Bildniſſe genauer. Hier ſind ſehr artige, ſprach er, zwar nur mit Kreide, aber die Stellung iſt allerliebſt, wahre Bouchers. Rancüne trat herein. Wir bewundern Ihre Werke, ſagte der König, ich geſtehe Sie haben einen ſehr ſonderbaren Einfall gehabt. Ich wollte wiſſen, antwortete die Fee, ob es eine Frau ohne Vorwurf gäbe, daher erdacht' ich den Zauberbrunnen. Wenn es eine einzige giebt, die kein kleines Bild an ihrem Leibe trägt, ſo werden alle Bilder der Königin verſchwinden. Der Verſuch iſt zu machen, ſchrie die Königin; und um ſo leichter, weil ſich faſt alle Frauen gebadet haben. Man darf ſie nur in das Vorgemach kommen laſſen, und den oberſten Gewiſſensrath zum Beſchauer ernennen.

Gnädige Frau, verſezt' er, die Stelle gebührt mir von Amtswegen; aber aus Liebe für den Wohlſtand will ich, daß ſie mich in meinem Hinterhäuschen beſuchen. Der Vorſchlag ward angenommen, und jede Frau, ohne eine Urſache anzugeben, nach der Reihe berufen und eingeführt. Der Beſchauer verrichtete ſein Amt mit allem möglichen Fleis, er fing immer mit dieſen Worten an: Laſſen Sie mich doch ſehn Madam, ob darunter nicht etwas ſteckt. Das fehlte niemals; es waren lauter ſehenswürdige Damen. Die Königin hofte, daß vielleicht die Coquetten den Zauber löſen könnten, aber der heilige Beſchauer merkte an, daß die nur in der Art der Mahlerey abgingen, und die Bildniſſe ihrer Liebhaber bloß in Poſtell beſäſſen. Er verfiel darauf, ſie zu Loriot zu ſchicken um ſich fixiren zu laſſen.

Man ließ eine berühmte Heilige kommen, die ſelten den Tempel verließ, in deſſen Nachbarſchaft ſie wohnte; ihr Gang war gravitätiſch, ihre Rede kalt, ihre Empfindung inbrünſtig, und ihr Blick unterwärts gekehrt; ihr guter Name war im Reich am feſteſten gegründet. Der oberſte Gewiſſensrath ſtellte vor, daß dieſe Frau wahrſcheinlicherweiſe kein Gegenſtand der Unterſuchung ſey. Die Tugend, ſprach er, geht ſelten zum Brunnen, theils aus Nachläßigkeit, theils weil ſeiner nicht bedarf, theils weil ſie keinen Gebrauch des Vorrechtes macht, welches damit verbunden iſt. Man ließ es darauf ankommen. Die Heilige war beſtürzt, als ſie der Beſchauer anredete: Madam, in dieſem Augenblick wird Ihre Tugend im höchſten Licht erſcheinen; erlauben Sie daß ich Sie, beſchaue. Unverſchämter! ſchrie die Heilige — Das iſt mein Beruf, Madam — Ich gebe Ihnen eine Ohrſeige. Das muß ich ſehn, antwortete er.

Die Heilige ergrimmt, ſchlägt, krazt, beißt; der eifrige Beſchauer läßt ſich nicht abhalten, dringt ein und ſiegt. O! o! rief er, da bin ich unter lauter Bekannten; das ſind lauter Bildniſſe unſrer guten Freunde: ich erkenne alle Novizen und junge Profeſſe des Tempels, den Sie beſuchen. Da iſt der General-Procurator, da iſt der Rector, der, wie es mir ſcheint, ſeinen Namen mit Recht führt. Warlich, warlich, Madam, das iſt ſehr erbaulich, ihr Leib ſieht aus wie ein Conſiſtorium. Doch ſeh ich noch einen Rahmen, der leer iſt, das macht kein gutes Anſehn, ich habe Luſt dies Verſehne zu verbeſſern. Ach! ehrwürdiger Herr, antwortete die Heilige, und hielt beyde Hände vor das Geſicht, verkennen Sie Ihren Beruf nicht. Ach! was thun Sie? Sie gehn immer weiter; wie ſoll ich wieder wagen, das Licht zu ſehn? — Ach! was haben Ihro Eminenz für einen groſſen Geſchmack im Mahlen! Der oberſte Gewiſſensrath betrug ſich wie ein Held — auch ward er im Ordensgewande gemahlt: alle kleinen Bilder hatten ihre Stellung verändert, und knieten ehrfurchtsvoll um ihn herum. Der oberſte Gewiſſensrath ließ die berümte Frau mit Gepränge nach Hauſe bringen, und hielt für gut, ſeine Unterſuchungen zu ſchlieſſen.

Prinz Poriron, der von ſeinem Bauchgrimmen befreyt war, gab ſich über Tricoloren zufrieden. Alle Weiſſagungen, die ſich zu widerſprechen geſchienen hatten, waren wahrhaftig befunden. Prinz Diſcret hatte die Prinzeßin als Liebhaber und nicht als Mann beſeſſen; deſto beſſer für ſie. Potiron hatte ſie als Dummkopf beſeſſen, und keinen Gebrauch davon gemacht, alſo beſaß er ſie und beſaß ſie nicht; ſie hatte ihm ihre Blüte zugebracht, und doch ſiebzehn Kinder gehabt. Diſcret hatte durch Hülſe des Zauberbrunnens dieſe köſtliche Blume gepflückt, obwohl ihm der oberſte Gewiſſensrath zuvorgekommen war. Seine Geliebte hatte ihm den Tod gegeben, und das war deſto beſſer für ihn. Potiron hatte tüchtiges Bauchgrimmen davon getragen. Nach ſo groſſen Begebenheiten gingen beyde Feen an andre Höfe; der König führte an dem ſeinigen ein Pflanzenleben; und die Königin ließ ſich zum Zeitvertreib vollends ausmahlen.

VIII. Miſ-

VIII.
Miſcellanien.

I.
Auszug eines Briefs: Ferney den 26ſten Julius.

— — — — Ich konnte mich unmöglich zu Genf und ſo nah bey Ferney befinden, ohne nicht dem Verlangen nachzugeben, dieſen Ort noch einmal zu beſuchen, der ſo lange das ſchönſte, oder wenigſtens das univerſellſte, Genie beherbergte, daß jemals exiſtirt hat. Ich brannte für Begierde, ſeinen Schatten den beſten Tribut meiner Verehrung, meiner Dankbarkeit und Bewunderung zu zollen. Ich ſtellte mir ſchon im Geiſt die Freude vor, ſein Schloß, ſeine Gärten, das Dörfchen, das er zum Städchen umſchuf, ſeine Einwohner, deren Vater er war, und das Grabmal wiederzuſehn, daß er ſich ſelbſt gewählt hatte, und daß die Gebeine dieſes groſſen Mannes verwahren würde, wenn ſeine lezten Willensmeynungen befolgt worden wären. Mir dünkte es Wolluſt, wieder an den Oertern zu weilen, wo **Voltaire** geweilt hatte, und die jezt vielleicht ſein Geiſt durchirrte. Man hatte mir auch geſagt, daß ſein Herz in einem Aſchenkruge, in einem Mauſeleum ruhe, das ihm die Freundſchaft in einem von den Zimmern des Schloſſes geweihet habe. Ich eilte alſo dahin.

Zwiſchen **Ferney** und **Genf** liegt ein franzöſiſches Dorf, **Saconney**. In der Kirche dieſes Dorfes iſt ein Abgeſandſandter von der Republik Venedig, (Tiepolo) begraben, der, als ihm der Tod einer liebenswürdigen Frau (der Markiſin von B**) die er ſeit vielen Jahren liebte, Paris unerträglich gemacht hatte, Frankreich verließ, um nach Italien zurückzukehren, und, während des Beſuchs, den er Voltaire im Vorbeyreiſen ablegte, in ſeinen Armen, und auf ſeinem Schloß, für Gram geſtorben war. Ich war ſehr genau mit dieſem liebenswürdigen und gefühlvollen Mann bekannt geweſen, und die Thränen, die ich in Saconney auf ſeinem Grabe vergoß, hatten meiner Seele ſchon die Stimmung von Traurigkeit und Wehmuth gegeben, die ich erſt zu Ferney erwartete.

Als ich das Schloß Ferney von weitem erblickte, rief ich aus: „Ach Er bewohnt es nicht mehr! Aber „Er würde es noch bewohnen, hätte Er ſeiner „Pariſer Reiſe entſagt!“ — Ich ſtieg aus meiner Poſtſchäſe, ich klopfte an, man machte mir auf, ich wollte hinein gehn, man ſtieß mich zurück, unter dem Vorwande, daß der Herr des Schloſſes verboten habe, keinen Menſchen einzulaſſen, ſonderlich keinen Franzoſen. — „Was ſoll das „vorſtellen? ſchrie ich hitzig; wer iſt der Herr, der keine „Franzoſen ſehn will? Gehört dis Schloß nicht mehr dem „Markis von Villette? — “ „Er hat es vermiethet“ — „Iſt es möglich, etwas zu vermiethen, das Voltairen gehört hat!“ — „Mein Herr, es iſt nur auf Ein Jahr vermiethet.“ — „Und wer iſt der Nachfolger des erſten Genies der Nation?“ — „Ein Engländer!“ — „Der Geſchichtſchreiber Robertſon vielleicht?“ — „Nein, ein Kaufmann aus London, der nur Ein Auge, Einen Arm und Ein Bein hat“ — „O Gott! rief ich voll Verwunderung; aber kann ich ihn nicht ſprechen“ — „Er iſt nicht zu Hauſe“ — „Kommt er bald wieder?“ — „Ich kann es nicht ſagen.“ — Und Voltairens Herz, wo iſt es?“ —

„Wir haben es in die Küche, auf ein Bret gethan!“ — *) „Abſcheulich! Kann ich es nicht einen Augenblick zu ſehn bekommen; ich will euch geben was ihr wollt„ — „Ich darf nicht; mein Herr würde mich aus ſeinen Dienſten jagen“ — „Verwünſchter Kerl, ich wollte, daß euch der Himmel züchtigte, deinen Herrn und dich!“ — Ich ſchlug die Thüre zu, und ſprang voll Wuth und Aerger in meinen Wagen.

2.

Vom Grafen Caglioſtro.

Der Graf Caglioſtro, der ſo viel Lärmen in der Welt gemacht hat, und von dem man ſich mit ſo vielen Mährchen trug, war klein, ſtark, und von einer Figur, welche Geiſt und Genie verräth; er hatte feurige Augen, die bis ins Innerſte drangen. Er kam aus Rußland nach Straßburg, wo er ſich bis im vorigen Jahre aufhielt. Niemand wuſte, wer er war, noch wohin er ging. Aber die Vornehmen ehrten und liebten ihn, die Armen und der gemeine Mann beteten ihn an, und nur von einigen wenigen Perſonen wurde er gehaßt, verläumdet und gedrückt. Er aß ſehr wenig, und faſt bloß italieniſchen Nudelteig, er ging nie zu Bette, und ſchlief nur zwey oder drey Stunden lang in einem Lehnſtuhl; er bezahlte alles voraus, ohne daß man erfahren konnte, worinn ſeine Einkünfte beſtanden, oder wer ihm das Geld vorſchoß; denn er nahm niemals etwas von Kranken, und that alle ſeine Kuren umſonſt, ja vielen Armen gab

er

---

*) Gegen dieſen Umſtand, als erdichtet, hat Herr Markis de Villette in einer Nummer des Journal de Paris von 1783, feyerlichſt proteſtirt. R.

er noch aus ſeiner Taſche etwas zu Krankenſuppen, und Wartung. Er hat groͤße Kuren verrichtet, und uͤber funfzehntauſend Kranken, waͤhrend der Zeit ſeines Aufenthalts unter ſeinen Haͤnden gehabt, von denen, wie ſelbſt ſeine aͤrgſten Feinde bezeugen muͤſſen, nur drey geſtorben ſind. Er ſprach faſt alle europaͤiſche Sprachen, und beſaß eine hinreißende Beredſamkeit. **Lavater** that im Jahr 1781 eine Reiſe nach Straßburg, bloß um den Grafen **Caglioſtro** zu ſprechen, von deſſen Einſichten in den verborgenen und geheimen Wiſſenſchaften, die **Lavater** liebt, er ſo viel Ruͤhmens hoͤrte. Er konnte aber, als er ihn beſuchte, nichts weiter vom Grafen herausbringen, als folgende Worte: Sind Sie von uns beyden der Mann, der am beſten unterrichtet iſt, ſo brauchen Sie mich nicht; bin ichs, ſo brauche ich Sie nicht! Und ſo ſchieden ſie von einander. Den andern Morgen ſchrieb **Lavater** folgende Fragen an ihn:

Woher ſtammen Jhre Kenntniſſe?
Wie haben Sie ſie erlangt?
Worinn beſtehen ſie?

Der Graf antwortete ganz kurz:

In verbis,
In herbis,
In lapidibus.
Iuit. Ev. ſec. Caglioſtro.

3.

Juvenals erſte Satire.

Jch immer Hoͤrer nur? Vergelter nie? Geplagt
Vom Theſeus, den ſo oft mir Kodrus hergeſagt?

Soll Der mit Schauſpielwuſt, mit Tand von kleinen Liedern
Mich Jener überſchreyn; und ich ſoll nichts erwiedern?
Ha! ſoll mir Telephus, der kaum ſich meſſen läßt,
Den Tag verſchleudern? Mir? Solls, ungeſtraft, Oreſt,
Das Ungeheur, das ganz des dickſten Bandes Rände
Mit ſammt den Rücken füllt, und noch nicht iſt am Ende?

Iſt auch wohl einem ſo ſein eignes Haus bekannt,
Als mir der hehre Hain, nach Vater Mars genannt,
Und des Vulkanus Berg, das Rüſthaus grimmer Sachen?
Was Windherr Aous und ſeine Winde machen;
Was Aeakus für Recht den armen Seelen wiegt;
Durch was für Liſten man das goldne Flies gekriegt;
Mit welcher Waſſenart ſich Monychus gewehret:
Das iſt es, was man ſtets in Frontons Lauben höret!
Das iſts, was Marmorſäul und Wand euch wiederhallt,
Um die des ewigen Vorleſers Stimme ſchallt!
Das hörſt du täglich dort vom Phöbus theure Kunden!
So hab' ich dann mich auch dem Ruthenſchlag entwunden,
Und Sylla ſchön gelehrt, wie ein gemeiner Mann,
Der kein Dictator iſt, weit ſichrer ſchlafen kann!
Ein thöricht Mitleid wärs, da man auf Reimerſchaaren
In jedem Winkel rennt, ſein Pergament zu ſparen!

Jedoch, warum ich mich in dieſes Feld gewagt,
Worin Lucilius die Roſſe ſchon gejagt,
Das will ich, wenn ihr Zeit, zu hören, habt, erzählen.
Wenn ein Verſchnittner wagt, ſich ſtattlich zu vermählen;
Ein Weib ſich auf der Jagd mit offnen Buſen zeigt,
Und der Patricier an Gütern überſteigt,
Der in der Jugend mir den Bart oft abgeſchoren;
Wenn gar Canopus Knecht, Crispin am Nil gebohren,
Jezt einen Purpurrock ſehr weit aus Tyrus her
Auf ſeine Schulter hängt, ja! wenn ſein Ring ſo ſchwer

Von Gold und Steinen iſt, daß er ihn kaum mag tragen;
So hälts gewaltig ſchwer, Satiren nicht zu wagen!

Wer ſieht die freche Stadt mit kalter Duldung an?
Wer iſt ſo Eiſenfeſt, daß er ſich halten kann,
Wenn ſich ein Anwald läßt in neuer Sänfte bringen,
Ihm Neros Spürhund folgt, Spürhund in allen Dingen,
Ein Schurke, der mit Liſt das letzte Vatergut
Der edlen Römer raubt und dann es ſchnell verthut,
Den ſelbſt ein Mäſſa ſcheut, mit Gaben Carus blendet,
Und dem der zitternde Latin ſein Thymchen ſpendet?
Wenn dich ein ſolcher ſtracks aus deinem Erbe drängt,
Der, bubend, es bey Nacht im Teſtament empfängt,
Der, daß er ſich den Weg zu ſeinem Glück verkürze,
Die reiche Vettel liebt? .. Wem glückts nicht durch die Schürze!
Sieh! Gillo, Proculej und jeglicher Galan
Bekömmt ſein Theil davon, nachdem er gut es kann;
Sollt' er für dieſen Lohn auch gar ſein Blut vergießen,
Und würd' er gleich ſo blaß, als der mit bloßen Füßen
Auf eine Schlange tritt, und wie der arme Mann,
Der an Lions Altar den Rednerkampf begann.

Mein Herz entglüht vor Zorn, ſobald mein Aug' erblicket,
Daß ſolch ein Wicht das Volk mit vielen Leuten drücket,
Der Waiſen hat beraubt, daß ſie faſt betteln gehn!
Sagt, iſt dem Marius was Leides wohl geſchehn;
Der ſonſt in Afrika die Völker ausgeſogen
Und nun ein Gut verzehrt, um das er ſie betrogen
Den Göttern ſelbſt zum Trotz, ob die Provinz auch klagt?
Denn was iſt Freveley, wenn man nur Gelder wagt?

Sollt' ich, wie Flaccus, nicht hievon Satiren ſchreiben?
Sollt' ich die edle Zeit mit Fabeln mir vertreiben
Von Hercul, Diomed und Flug des Dädalus
Vom Labyrints-Gebrüll und Sturz des Icarus?

Wenn mancher Mann ſein Weib als Kuppler ſelbſt verpachtet,
Indes ſie Schande treibt, die Decke ſein betrachtet,
Den ſchlauen Schnarcher macht und dadurch Güter zieht,
Der Frau durchs Recht verwehrt. Wenn jener ſich bemüht,
Der Garde vorzuſtehn, der all ſein Gut verſchwendet
Von Ahnen angeerbt, bey Krippen es verſpendet,
Da er, mit raſcher Art, als ſchlechter Kutſcher nur,
Durch den Flaminerweg verſtellte Buhler fuhr!
Schreibtafeln möchte man mit Spott zu füllen wagen
Auf freyer Straße gar, wenn der ſich prächtig tragen
Von Sechſen läßt, wenn der ſich brüſtet, wie Mäcen,
Der ſonſt ein Schreiber war, und, recht bey Licht beſehn,
Sich reich und froh gemacht mit falſcher Schrift und Siegel.
Die hohe Dame, ſieh! da kömmt ſie her der Ygel
Nach armer Männer Blut! Mit Gift zu Wein gemengt
Hat ſie den Glücklichen die lange Ruh geſchenkt.
Ihr muß Lokuſta ſelbſt, ſo viel der ſchwarzen Leichen
Durch Gift ſie machen hohl, Lokuſta muß ihr weichen!

Willſt du was ſeyn, ſo thu, was in den Kerker führt!
Die Tugend wird gelobt, geht nackend und erfriert!
Der Böſe ſtürzt nicht gleich durchs Laſter ins Verderben;
Er kann Haus, Gärten, Tiſch und Silberzeug erwerben.
Wie? ſchläft man wohl dabey? Der Schwiegervater ſchwächt
Die Schnur; die Bräute ſind ein ſchändliches Geſchlecht;
Der Knabe bricht die Eh', auf daß er nichts verſäume!
Wems die Natur verſagt, dem macht der Zorn die Reime,
So gut er kann, wie mir und Stümper Cluvien!

Mein ſchlechtes Buch enthält die Laſter, die geſchehn,
Seitdem Deukalion auf Wäſſern hergefahren,
Die ſo der Regen hob, daß ſie auf Bergen waren;
Seitdem der Pyrrha Wurf erweichte Stein' erweckt,
Und Männern Mädchen wies, die noch kein Kleid bedeckt.

Ich ſinge, was der Menſch will haben und vermeiden
Zorn, Buhlerey, Geſpräch und unbegränzte Freuden!
Wann aber iſt ſoviel der Bosheit je geſchehn?
Wann ließ der Geiz ſich mehr in Menſchenherzen ſehn?
Wann hat das Würfelſpiel ſo überhand genommen,
Als jezt, da man nicht darf mit kleinen Beuteln kommen.
Nein: große Kaſten bringt! Hilf Himmel! was verthut
Die Hoffnung zum Gewinn! Welch eine blinde Wuth!
Dreytauſend ſezt man hin und kann dabey verlieren;
Dem Kerl giebt man kein Kleid und läßt ihn lieber frieren!
Wer hat vordem ſein Gut mit Schlöſſern ſo beſchwert,
Und ſieben Schüſſeln ſtets für ſich allein verzehrt?
Doch ſind die Sporteln klein, die man Klienten ſchenket,
Man unterſucht ſie ſcharf, weil man mit Zittern denket,
Daß man betrüglich iſt und falſche Namen macht,
Man giebt Bekannten nur; der Edle wird verlacht;
Der Herold ruft ihn auf. Viel Große ſtehn an Thüren:
„Ich bin Gerichtsperſon, ſagt der, mir wirds gebühren!“
„Und ich bin ein Tribun, ſagt jener, ſpende mir!“
Der Freygelaßne ſchreyt: „Ich bin am erſten hier
Und räume nicht den Plaz, den ich ſchon eingenommen,
Bin ich vom Euphrat gleich in dieſes Land gekommen,
Das ich nicht läugnen kann, weil mans am Ohre ſieht!
Wer aber aus dem Kram, wie ich, zwölf tauſend zieht,
Iſt mehr. Doch, als Corvin, als ſolch' ein Herr von Stande,
Wiewohl er Purpur trägt! da ſizt er auf dem Lande
Und treibt gepachtet Vieh! Ich habe mehr, als er!“
Harrt ihr Tribunen nur; der Reichthum gilt ja mehr!
Euch weicht kein Knecht, der hier, als Gipsfuß, angekommen!
Des Reichthums Anſehn hat beſtändig zugenommen,
Ob man dem Gelde gleich noch keinen Tempel baut,
Und ſein Gebild noch nicht auf hohem Altar ſchaut,
So wie man Einigkeit, Sieg, Treu und Tugend ehrt
In Tempeln, deren Dach ein Storchenneſt beſchwert!

Doch rechnen dieſe ſelbſt, die hoch am Brete ſind,
Wie viel der Sporteln man das ganze Jahr gewinnt!
Was ſoll der Arme thun, der Brod, Holz, Schuh und Kleider
Davon ſich ſchaffen will? Da drängen Hungerleider
In Sänften ſich hinzu. Das Weib folgt ihrem Mann,
Und giebt ſich ſterbenskrank und auch wohl ſchwanger an.
Ein andrer heiſcht fürs Weib, obs gleich nicht mitgekommen!
Iſt doch die Sänfte zu; genau wirds nicht genommen!
Man ruft: Mein Weib iſt hier! gieb her! laß ſie nicht ſtehn!“
„Sie ſchläft!“ erwiedert man, verlangt ſie wer zu ſehn!

So wird der lange Tag gar lieblich eingetheilet,
Erſt Sporteln abgeholt, dann auf den Markt geeilet,
Wo des Aegyptiers Statüe, gros und breit
Bey edlen Mahlen ſteht, werth, daß man ſie beſpeyt!
Zuletzt verläſſet man der Großen Vorgemächer;
Die ſtarken Hoffnungen, zu ſchmauſen, werden ſchwächer;
Der Magen bellt ſo ſtark, daß man nach Hauſe lauft,
Und, für ſein letztes Geld, ſich Kohl und Feurung kauft!

Der Herr, der's uns entzieht, geruht allein indeſſen
Das Herrlichſte des Meers und Waldes ſelbſt zu eſſen!
Aus großen Schüſſeln ſchmauſt der Herr ſein Vatergut,
Das er mit ſeiner Frau an einem Tiſch verthut!
Dann hat er keinen Gaſt! Wer kann den Filz wohl rühmen,
Der doch verſchwendriſch ſcheint? Und will ſich das geziemen,
Daß er für ſich allein den ganzen Eber praßt,
Das große Wild, gemacht ſo gut für Wirth als Gaſt?
Die Strafe bleibt nicht aus: Kömmſt du, den Wanſt beladen
Mit unverdautem Pfau, die Blähung auszubaden,
So kömmt der Tod, eh du ein Teſtament gemacht,
Und rafft dich plözlich weg. Die Leiche wird belacht;
Man ſpricht davon im Scherz, auf allen Gaſtereyen,
Und dein erboßter Freund wird ſich darüber freuen!

Die Laſter zeigen jetzt ſchon ihre gröſte Kraft!
Unmöglich, daß es nicht mit unſrer Enkelſchaft
Noch ſchlimmer werden kann! Was Schlimmers kan geſchehen!
Fahr auf ſie los und laß die vollen Seegel wehen!

Doch wie? Du ſagſt vielleicht: „die Arbeit iſt zu ſchwer!
Wo kömmt der Witz und Kraft, ſie auszuführen, her!
Haſt du der Alten Geiſt, der gleichſam ſcheint zu brennen?
Und ihre Freyheit noch, die jezt man kaum darf nennen?
Was thuts, wenn Mutius mein Werk nicht leiden kann?
Sprichſt du; doch greif einmal den Tigellinus an,
So wird man dir mit Pech und Harz den Leib bekränzen;
Du wirſt in dunkler Nacht, als eine Fackel glänzen,
Nachdem man dir ein Loch im tiefen Sand gemacht!“

Ha! alſo, der mit Gift drey Vettern umgebracht,
Soll der auf uns herab, von weichen Küſſen, ſehen?

„Ach! ſchweige deinen Mund! Laß ihn vorübergehen,
Damit dein Kläger nicht zugleich dein Richter ſey!
Aeneas Heldenruhm zu ſingen, ſteht dir frey;
[illegible] Hylas und Achill kannſt du nach Luſt was ſchreiben:
Ein Todter beißt nicht mehr; du wirſt geſichert bleiben!
Wie aber, wenn Lucil mit Schwerdtern gleichſam droht,
Wenn er die Zähne klirrt, ſo wird ein Jeder roth,
Der ſeine Seele fühle mit alter Schuld beflecket;
Er wird durch groſſe Zahl der Laſter ſo erſchrecket,
Daß er, vor Ingrimm, weint! Bedenke dies dabey,
Eh du Trompeten bläſt: Nicht ſelten kömmt die Reu
Zu ſpät nach deinem Streit!“ So will ichs denn nur wagen,
Mit denen, die man längſt in ſichres Grab getragen!
Die am Flaminer-Weg' und am Lateiner ruhn,
Die ſchlafen gar zu feſt; ſie werden mir nichts thun!

F. G. Abel.

An

4.

Verzeichnis einiger Kaufbeuriſchen Provinzialwörter.

Verſchiedene Sprachforſcher haben gewünſcht, daß man die einer Provinz eignen Wörter und Redensarten einer nähern Aufmerkſamkeit würdigen, und zum allgemeinen Gebrauch mittheilen möchte. Es ſind auch bereits einige dergleichen Beyträge erſchienen; und dieſe haben auch mich bewogen, hier eine kleine Sammlung bekannt zu machen, die ich von Zeit zu Zeit fortzuſezen gedenke.

Nach **Adelungs** Magazin der deutſchen Sprache und **Nicolais** Reiſen ſind zwar verſchiedene dieſer Wörter auch in Franken und Sachſen üblich. Indeß alles gegenwärtige hab ich hier geſammelt, und es muß der Vollſtändigkeit wegen nicht wegbleiben.

Wagenſeil.

Abnehmen, Abwürgen, abſchlachten. (doch nur beym Geflügel gebräuchlich.)

Agebeiße, Ameiſe.

Amperlaur, Einbildung.

Amke, Nacken.

Armethey, Dürftigkeit.

Auflupſen, etwas ſchweres von der Erde heben.

Batten, zureichen.

Bazzicht, trozig.

Blauen, oder **Bläuen**, Schlagen, Klopfen.

Brater, Bratenwender.

Brätle, der Braten.

Brennte, hölzernes Gefäß, z. E. zu Kraut, zu Spühlwaſſer ꝛc.

Brocken, pflücken, brechen.

Dachtel, Ohrfeige.

Dalket, **dalkicht**, ungeſchickt, untauglich.

Denerle machen, ein Comment machen, ſich verneigen.

Dingeler, einfältiger Menſch.

Diſele, Huhn.

Einfetſchen, Kinder einbinden.

Einkehr, Beſuch.

Einſchlöſen, ankleiden.

Fattſelen, Schnupftuch.

Flacken, liegen.

Flauſe, Lüge.

Feißt, Fette.

Fezen, Hader-Lumpen zum fegen.

Figgen, reiben.

Flügelhaube, weibliche Nachtmüze.

Föhl, Filia, Tochter, Mädchen.

Fürfleck, Schürze.

Gackele, das Ey.

Gade, Geſchos, Stockwerk.

Gaggen, ſtottern.

Gais, die Ziege.

Gaißle, ein kleiner Kinderſchlitten, der nach Art der Rennſchlitten gemacht iſt.

Gaul, Pferd.

Gautſche, kleine Bettſtatt.

Geheb, paſſend.

Gellen, laut ſchreyen.

Geſtattel, Papierdütte.

Geſchupft, halb närriſch.

Gluve, Stecknadel.

Giſpel, wunderlicher Menſch.

Gogelhopf, eine Art Backwerk mit Roſinen und Cibeben, das gewöhnlich Sonnabend Nachts gegeſſen wird.

Goller, Halskragen der in die Augſpurger Tracht gekleideten Frauenzimmer.

Goſche, das Maul.

Gozig, einzig.

Gremen, weinen.

Grind, Kopf.

Grandel, Corona, Kränzchen ums Haar, das aber nur Jungfern tragen dürfen.

Grell, color lividus.

Grouen, wohl gerathen.

Gucken, ſehen.

Guckehirle, Obertheil eines Gebäudes, (zuweilen auch Furſchuß oder Ercker,) wo man weite Ausſicht hat.

Gucker, eine kleine Oeffnung in Fenſtern, woraus man blos mit dem Kopf, auf dem Lande nicht einmal ſo viel, ſehen kann.

Hafen, Topf.

Häs, Kleid.

Han'n, haben.
Hapern, Noth haben.
Hauſerle, ein Zimmer oder blecherner Stecker auf die die kleinen Stümpſchen Licht ausgebrannt werden, die für den Leuchter zu klein ſind.
Hazel, Perücke.
Heiggel, delikat.
Heidele, Heiderbeere.
Heinen, weinen.
Heißt das, id eſt, c'eſt a dire.
Heint, heute.
Hendſchich, Handſchuh.
Henſeln, ſcheeren, plagen.
Hetteln, das Mäckern des Ziegenbocks.
Hocken, ſtrenge ſizen.
Hölle, der Plaz hinter dem Ofen, wo gemeiniglich in einem kupfernen. Gefäß Waſſer geſotten wird.
Hudeln, plagen.
Huſch! geſchwinde.
Hutſch, es friert! (daher: Hutſchele, frieren.)
Imme, die Biene.
Juchzen, iubilare.
Juppe, Weiberrock.
Kantenbrett iſt das Brett, wo man in Schwaben Zinnteller, zinnerne Kannen ꝛc. aufſtellt.
Kälbern, (umſchinden,) lärmen, kindiſch thun.
Kappe, Müze.
Kazenwedel, Zinnkraut.
Keſper, Kirſchen.
Kittern, halb laut lachen.
Klecken, Erklecken, zureichen.
Knapp, kaum.
Knöpflein, Klöße.
Kollern, nicht gut thun. (beſonders bey Pferden gebräuchlich.)
Koz, iſt eine Ausrufung wie Poz, z. E. Koz Tauſend!
Köſchniz, Caſtanien.
Kramantesle, allerley kleines Confekt, auf Hochzeiten zu vertheilen, denn außerdem kommt dieſe Benennung niemals vor.
Krapf, unleidlicher Menſch.
Kretten, Korb.
Krigen, erhalten.
Krumpen, hinken.
Kruſt, Unrath, Unordnung.
Laib, Laible, ein rundes rockenes Brod.
Lätfeige, einfältiger furchtſamer Menſch.
Lappen, Ohrlappen, ein ſchwarzſammtnes Häubchen der Frauenzimmer,

mit oder ohne Schnäbel, wird auch Hirnlappe genannt, denn es deckt nur den halben Kopf. Ein Schnabel geht über die Stirne, zwey an die Schläfe.

Lattel, Latſche, Lalle, ungeſchickter tölpiſcher Menſch.

Lächen, lechzen, ſtark athmen.

Lauſer, geiziger Filz.

Leyern, langſam arbeiten.

Loſen, horchen, lauſchen.

Lugen, ſehen.

Luß, Lüßle, Beete von Pflanzen oder Blumen.

Lüzel, wenig.

Maſe, Fleck im Kleid.

Maſche, Bandſchleife.

Mommeler, der Stier.

Muhle, eine Kuh.

Mumpfel, das Maul.

Mus, Mehlbrey.

Mühlemehler, Schmetterling, Papillon.

Nacht, geſtern.

Negele, Nelcke.

Neigele, Ueberreſt.

Neiſen, argwöhnen.

Nille, Beule am Kopf.

Papele, Mehlbrey.

Pelzen, ſchlagen.

Pfoſen, Pflaumen.

Peterling, Peterſilgen.

Pick, Groll.

Plerren, laut heulen, auch: laut beten.

Pöken, trommeln, Pöke, die Trommel.

Prägeln, zanken, auch wenn z. E. das Fleiſch gebraten wird, und das Waſſer daran anfängt zu ſieden, ſo ſagt man: es prägelt ſchon.

Progeln, prahlen, grosſprechen.

Puppele, das Bett.

Puzſchere, Lichtpuze.

Reiſſen, zeichnen, daher auch: die Reiſſ-Schule, das iſt: die Zeichnungs-Stunde.

Rieſeln, klein regnen, oder ganz wenig hageln.

Riebig, ruhig.

Rollen, Haarbuckeln.

Röggle, ein rundes weiſſes Brod für 1 Kreuzer, ſo wie in Sachſen die ſechs Pfennig Brödchen.

Röther als du, welſcher Hahn.

Rumpeln, viel Getös machen, rollen.

Rüſter, Fleck am Schuh.

Raſtel,

Ruſtel, unordentlicher unachtſamer Menſch. Daher auch: **ruſtlich**, unordentlich.

Rutſchen, weiter rücken.

Schabernak, Beſchimpfung, Beleidigung.

Schachmatt, enervatus.

Schale, Porcellain Teller, Kaffetaſſe.

Schapſen, Waſſernapf.

Schälen, dem Obſt die Haut abziehen.

Schälkle, kurzes Wams der Bauerweiber.

Schalk, ſchief, krum.

Schlattern, etwas beym Eſſen aus dem Löffel verſchütten.

Schlugge, Ente.

Schlupfer, **Schliefer**, Muff.

Schlüſſel, ein Schimpfwort, wie Schlingel.

Schmecken, riechen.

Schnaps, ſchnelle.

Schnauze, das Maul, eigentlich ſagt man es in der Pöbelſprache nur von aufgeworfener Oberlippe.

Schotten, Serum lactis.

Schotteln, hin und her rütteln..

Schuhringgen, Schuhſchnalle.

Schur, Plage.

Schübel, cumulus.

Schüttler, ein kurzer aber ſtarker Regen.

Schwahnen, ahnen.

Seſſel, gepolſterter Stul.

Soler, Tenne, Laube.

Speidel Brod, ein groſſes Stück Brod.

Spreidle, ein kleines Stück Heerdholz.

Stadel, Scheune.

Steffel, **Staffel**, auch Stulfuß.

Suckel, Saugſchwein.

's Täple geben, die Hand einem reichen, auf dem Land heißt es „**den Taupen geben.**“

Teichen, ſchleichen.

Tiſch-Salvet, Serviette.

Truhe, Kaſten mit einem Oberdeckel.

Trutt, Hexe, auch von Weibsperſonen falſcher Gemüthsart, heißt es: **es iſt eine Trutt.**

Tutte, Eiter am Vieh.

Vettel, liederliches Weibsbild.

Waſſel, ein groſſes Maul.

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52319-X
REICHARD,H.A.O. FN. 17580/017

Wampe, dicker Bauch.

Wanne, ein groſſer Korb, worinn man z. E. die Wäſche trägt.

Wech, vornehm geputzt.

Weger, Werle, warlich, wahrhaftig.

Windell, Fächer.

Wiſcher, Verweis.

Wöhler, comparativus, von Wohl.

Zannen, die Zähne blöcken.

Zährlein, gutta.

Zetten, verzetten, etwas verlieren.

Zieche, Bettzieche, Ueberzug des Oberbetts und der Kopfküſſen.

Zingerlicht, ſäuerlich.

Zotteln, langſam ſeyn.

Zopfen, pflücken, abbrechen, Kraut vom Stengel löſen.

Zundel, Zunder, Schwamm.

Zünder, Leuchter. Daher auch: **einem zünden**, einem leuchten.

Zwatzeln, zappeln.

Zwele, Handzwele, Handtuch.

Zweck, hölzerner Nagel.

Zwiſchen Licht, in der Abenddämmerung.

5.

An einen Freund, der viel wünſchte.

Biſt du des Wünſchens noch nicht ſatt,
So hör' und laß dir ſagen,
Wie oft es mich betrogen hat,
In allen meinen Tagen.
Ich wünſchte mir ohn Unterlaß
Heut dies und morgen wieder das,
Und — „es war alles eitel!"

Als ich ein kleiner Knabe war,
Wünſcht' ich die Welt zu ſehen,

Und harrte auf das goldne Jahr,
In dem es möcht' geſchehen,
Ich flog hinaus, doch dacht' ich oft:
Du findeſt nicht, was du gehoft;
„Das Reiſen iſt wohl eitel!“

Ich las manch hochberühmtes Buch,
Und fühlte Herzenswehen,
Und dachte: noch iſts nicht genug,
Muſt auch den Autor ſehen.
Ich kam und neigte mich gar tief,
Ich gieng, und neigte mich, und rief:
„Das Sehen war ſehr eitel!“

Und dann, ſo dacht' ich, möchtſt einmal
Wohl ſelbſt ein Büchlein ſchreiben;
Ein Lob dafür wird alle Qual
Des Lebens dir vertreiben.
Ich ſchrieb und erndte Beyfall ein,
Doch wars kein Labſal meiner Pein;
„Drum iſt auch Schreiben eitel!“

Ich putzte mich und that galant,
Und ließ mich hoch friſieren,
Um bald ein Mädchen an der Hand
Ins Publikum zu führen;
Und hofte: das wird Wonne ſeyn!
Ich fand ein artig Ding; — allein
„Auch das war ſchrecklich eitel!“

Ich konnte von der Wiege an
Die Narren nicht ertragen,
Und dachte ſo in meinem Wahn:
Willſt ſie zu beſſern wagen.

Und was geſchah? — Sie blieben doch
Wie ſonſt, und lachten meiner noch;
„Ah! mein Beginn war eitel!“

Jedoch der allerdümmſte Streich,
Den ich begann auf Erden,
War dieſer, daß ich gros und reich
So oft gewünſcht zu werden.
Für etlich Thaler, die ich hab,
Brach ich mir ſelbſt an Freuden ab;
„Das war doch wirklich eitel!“

Drum höre mich, du Nimmerſatt
Im Wünſchen und im Hoffen!
Ich weiß, du denkſt früh oder ſpat:
Der hat das Ziel getroffen.
Denn Reiſen, Schreiben, Ruhm, iſt Dunſt,
Und Gut und Geld, und Mädchengunſt,
„Und alles iſt gar eitel!“

Das Leben, ſpricht mein Epiktet,
Kann einer Mahlzeit gleichen;
Wenn ein Gerücht vorüber geht,
Das man dir ſollte reichen;
So trübe dies nicht dein Geſicht,
Und kommts auch lange, lange nicht:
Geduld! es wird ſchon kommen!“

Ein froher Muth, ein edles Herz,
Ein Freund, voll Treu und Liebe,
Ein gleicher Sinn in Freud und Schmerz,
Bleibt, wenn uns nichts mehr bliebe.
Dies eigne dir, dann ruhe froh,
Mit weiland König Salomo:
„Es iſt ſonſt alles eitel!“

Wagenſeil.

6.

An eine Lerche. 1780.

Geh, lieblichſte der Lerchen,
Geh, mit gefaßtem Sinn!
Du gehſt ja nicht zu Störchen;
Zu Menſchen gehſt du hin!

Du Glückskind ſollſt zu Gaſte
Bey meinem Mädchen gehn,
Das nie was Schönes haßte!
Oh! du biſt mehr, als ſchön!

Du biſt vor allen Sicken
Nur deiner Sicke gut,
Und trillerſt zum Entzücken
So wie auch Wiſe thut!

O fleuch . . . wer mags dir wehren? . . .
Auf ihre ſchöne Hand,
Und ſprich: „mich hat in Ehren
„Die Liebe hergeſandt;

Ich habs aus ihrem Munde
Du ſeyſt zu viel allein!
Ich will, in öder Stunde,
Dein Zeitverkürzer ſeyn!

„Bis daß, mich abzubeißen.
Mein Herr ſich ſelber ſtellt!
Mein Name, Kind? . . . Sie heißen.
Mich Schweſter Laufinsfeld!

„Denn weit herumgelaufen
Bin ich! Man iſt ein Thor!
Nun will ich auch erſchnaufen
An Deinem Buſenflor!“

Das ausgeſagt, ſo bette,
Mit treuem Schnabelpick,
Dich an ihr Herz! Ich wette,
Sie weiſt Dich nicht zurück!

A. Schmidt.

7.

Als Gleim ſagte:

erſt müßte er ſich waſchen, dann wollt' er mit ihr ſprechen.

Der Freundin, die Dich überraſchen
In Deiner Hütte hat gewollt,
Gefällſt Du, Freund, auch ungewaſchen,
Wie ungeläutert Gold!

A. L. Karſchin.

8.

Der Kunſtrichter zu **.

Der ſeinen Ruhm ſo gern mit ſeinen Freunden theilt,
Hat heute vierzig Jahr gefeilt!

M.

9.

Als geſagt wurde, man habe Ihrer Wohlweisheit Gehirn bey der Oefnung ſehr klein gefunden.

Daß Seiner Wohlweisheit Gehirn
Der Wundarzt ſchier vertroknet fand,
Das glaub' ich willig! Sein Verſtand
Verſtieg ſich ſelten aus dem Magen,
Und hatt' in Seiner Wohlweisheit Gehirn
Nicht viel zu ſagen!

Z*.

10.

An meinen Freund am ſchönſten Tage ſeines Lebens.

Als Herkules ſein Mädchen zu erringen
manch ſchröcklich Abendtheur beſtand:
(denn in dem weiſen Griechenland,
von dem uns alte Dichter ſingen,
da kriegt' nicht gleich beim erſten ſüſſen Trieb
der junge Herr, der kaum dem Gängelband entlaufen,
für's Vaters Geld ein Pergament zu kaufen,
um vor den Schranken rechtlich ſich zu raufen,
ein halbes Luſtrum dicke Hefte ſchrieb,
ein Amt und eine Frau) da ward von ſeinem Muthe,
der von dem Ganges bis zum Weſt erſcholl,
manch Heldenlied der Dichter voll —
Nun wälzte ſich in ihrem Blute
der namenloſen Ungeheuer Schaar,

er kämpft' mit Drachen und Centauren,
zerbrach wie Glas die dickſten Mauren,
und ſponn den gröbſten Hanf wie Haar,
um ſich durch langer Prüfung Leiden
zum ſeeligern Genuß vorzubereiten,
und endlich erſt in Deianirens Arm
vergas er froh den langen Harm.
   So ward auch dir dein göttlich Mädchen theuer,
o Freund, die dir ein gütig Schickſal gab,
hiebſt mancher Hyder ihre hundert Köpfe ab —
umſonſt ſchoß dir ein ſanftes Feuer
aus manchem ſchönen Aug — vergebens lockte dich
manch reitzend Kind zu Leipzig in die Falle:
denn kühn beſtandeſt du die Abendtheuer alle.
Sie, deren Bild aus deiner Bruſt nie wich,
war dir Minervens Schild — vergebens
erſchien in tauſendfachen Reitz gehüllt
der Wolluſt ſchimmernd Zauberbild
dir auf dem Scheideweg des Lebens —
du ſiegſt — und ſchlürfſt den Lohn der Liebe ein
mit vollem Zug: und Röschen iſt ja dein.
Was ſind ſie nun der Prüfung lange Klagen?
Um ſolch ein Kind flög ich mit Herr Montgolfier
hoch über Berg und Thal und See
von fixer Luft und fixem Sinn getragen,
vom Nordpol bis zum Südpol hin!
Ein Mädchen, Freund, von achtzehen Jahren,
vom Leibe ſchlank und blond von Haaren,
im Auge Geiſt, im ſchönen Mund den ofnen Sinn,
das war der Prüfung werth, und ohne Müh errungen
ſchmeckt jeder Kuß nicht halb ſo gut,
von reiner dauerhafter Glut
entbrannt ein Herz, das lange Treu bezwungen.
Doch heute hörſt du nicht auf meine Töne,
du denkſt in ihrem ſanften Blick
weiſſagend dein unnennbar Glück,
und ſiehſt und hörſt nur deine Schöne,
und ſelbſt ein Freund iſt heut dir hinderlich, —
So geh, und zeig auch jetzt als Herkul dich!

v. A.

No. [illegible]

Olla Potrida.

1784.

Drittes Stück.

Berlin
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL. [illegible]

Innhalt.

Gedichte. 3.

Dramatiſche Aufſätze.

Was vermag ſchlechte Geſellſchaft nicht! Luſtſpiel in drey Akten, von D. Schmieder. 13.

Auszüge.

Ueber Holſtein und Beſchreibung einiger Gegenden in Holſtein. 37.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

Stadteklogen aus dem Engliſchen von C. H. Schmid. 71.

Naturgeſchichte.

Vacat.

Anekdoten. 100.

Roman und Biographie.

Treue und Wankelmuth, oder geheime Geſchichte der Leidenſchaften Heinrichs IV. Königs von Kaſtilien, mit dem Beinamen des Unvermögenden; nach dem Franzöſiſchen. 103.

Seite

Miſcellanien.

1. Paris in Miniatur. Bruchſtück. 142.
2. Ovids Verwandlungen. Erſtes Buch, von 1-150. 151.
3. Beytrag zur Methyologie der Deutſchen. 157.
4. Lobgeſang auf den April, am Geburtstage einer Freundin. 159.

Von dem *Dictionnaire François-Allemand & Allemand-François, à l'usage des deux Nations. Rédigé par une Société de Gens de Lettres. Seconde Edition, augmentée de plusieurs articles revus par M. de la Veaux, Professeur royal,* wovon jetzt der erſte Theil erſchienen iſt, wird bey dem Buchhändler Arnold Wever in Berlin gegen Weihnachten der zweite Theil herauskommen. Bis dahin nimmt die Handlung noch 3 Rthlr., 18 Gr. Pränumeration an. Nach Verfließung dieſes Terminus aber kann es, da beide Bände an ſieben Alphabeth betragen, nicht unter 4 Rthlr. 12 Gr. gelaſſen werden. Die ſchnell vergriffene erſte Auflage, die bereits ſeit zwey Jahren fehlt, macht es völlig überflüſſig zum Lobe dieſes Werks etwas zu ſagen. Nur ſo viel: bei dieſer zweyten Auflage hat es ſehr beträchtliche Vermehrungen und Zuſätze erhalten; die Geſellſchaft deutſcher Gelehrten hat es an der äußerſten Mühe nicht fehlen laſſen, etwas in dieſer Art Vollkommneres zu liefern, um dieſem Werke den Vorrang vor allen bisher in Deutſchland erſchienenen franzöſiſchen Wörterbüchern zu verſchaffen. Herr Profeſſor de la Veaux hat endlich ihm durch eine rühmlichſt bekannte kritiſche Feile den möglichſten Grad der Güte zu geben gewußt. Die Liebhaber der franzöſiſchen Sprache können ſich hiervon durch den erſten Theil überzeugen, der ihnen gegen Zahlung von 3 Rthlr. 18 Gr. von den vornehmſten Buchhandlungen Deutſchlands wird zugeliefert werden.

[illegible] Handbuch. Dritter Theil, welcher die allgemeine Weltgeschichte nach Schröckhs Plan [illegible] den [illegible]. Ausgefertigt von J. G. [illegible] 1784.

Der Verleger dieses Buchs ist durch die Aufforderung in dem Hamburgischen Correspondenten bewogen worden, denen, die sechs Exemplare von demselben nehmen, das siebente obendrein zu geben. Ueber den Werth und die Brauchbarkeit dieses Werks haben mehrere gelehrte Zeitungen entschieden. Unter andern heißt es in der [illegible]: „der Verfasser hat glücklich die beyden gefährlichen Klippen, schwerfällige Trockenheit und unnütze Weitschweifigkeit, vermieden. Man findet hier Alles, was Schröckhs [illegible] oder [illegible] gedrängter, und in dem kraftvollsten Style. Die eingestreuten Reflexionen beweisen den philosophischen Geist des Verfassers eben so, wie die glückliche Auswahl der Begebenheiten seinen Geschmack. Wir empfehlen es zur Lectüre der Damen und Herren" ꝛc. Auch zur Grundlage des privat- und öffentlichen Unterrichts wird man dies Buch brauchbar finden, [illegible]

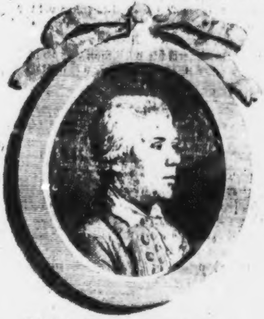
[illegible] den [illegible] der [illegible] Weltgeschichte für [illegible] der [illegible] Beyfall [illegible] diesen allein haben kann. Der erste enthält eine Anweisung zur Verfertigung allerley schriftlichen Aufsätze, der andere ein Rechenbuch. Der vierte, der schon unter der Presse ist, wird ein Handbuch der Geographie enthalten. Der dritte, der über zwey Alphabete stark ist, wird für den mäßigen Preis von 1 Rthlr. 8 Gr. verkauft, [illegible] nützliche Buch [illegible]

[illegible] Arnold Wever.

Olla Potrida.

1784.

Drittes Stück.



CARL PHIL. MORITZ.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
UNIVERS.
[illegible]

I.

Gedichte.

1.

An meine zwey älteſten Töchter, als Fräulein von Witzendorf im 24ſten Jahr an den Blattern ſtarb.

(Sie war Chanoineſſe in Medingen, und ſehr hübſch.)

Ach ein Mädchen ſchön und zart
Blühte ſtill nach Veilchen Art
Unbemerkt im Thale.
Wenig Wochen ſind vorbey
Saß mit Ihr in einer Reih'
Ich bey'm frohen Mahle.
Und das Mädchen weiß und roth
War da noch ſo heiter!
Jetzt liegt ſie entſtellt und tod,

Lächelt nie uns weiter!
Mädchen! Ihr blüht jung und zart
Blüht auch ſtill nach Veilchen Art,
Denn auch Mädchen weiß und roth
Mäht oft unverhoſt der Tod.
„Lernt in guten Tagen
„Gern ſein Bild ertragen.

Von einer Hannöveriſchen Dame.

2.

Am Morgen, da mein Freund Alemann begraben ward, ſeiner Wittwe, meiner genauen Freundin.

Menſchenfreundlich, bieder, offen, frey
War der edle Mann, den wir verlohren!
Nur um wohlzuthun ſchien er gebohren,
Und dem Freunde blieb er ewig treu.

Voller Geiſt und Muth in allen ſeinen Pflichten
Ward ihm ſelten eine Pflicht zu ſchwer.
Edler, theurer Mann! warum lebſt Du nicht mehr,
Noch des Guten vieles hier zu ſtiften?

Ach von uns läßt ſich das nicht ergründen — —
Aus des Grabes Nacht iſt keine Wiederkehr!
Doch am Throne Gottes herrlich, groß und hehr
Können wir belohnt, Dich, Edler, wiederfinden.

Daß Du hier umſonſt ſo redlich nicht gehandelt,
Daß Gefühl nur Lohn für ächte Tugend iſt;
Zeigt, wie Fromme, ſtumm, zu Deinem Grab gewandelt,
Wie Du allgemein beweint, bedauert biſt.

Auch

Ruh nun ſanft in unſrer Mutter Erde
Heilig ſey, o Freund, auch Deine Aſche mir!
Deine guten Werke alle folgen Dir,
Bis Dein Staub, einſt auch, verherrlicht werde.

Von einer Hannöveriſchen Dame.

3.

An Frau von Berlepſch, gebohrne von Oppel.

Heil der Edlen! der bey jedem Reitze
Seelenſchönheit auch zum Looſe ward!
Die Natur ſo oft, in ihrem Geitze,
Für die Unbemerkten dieſer Erde ſpart.

Heil der Edlen! die voll Menſchenliebe
Jeden Edlen ihrer Brüder kennt;
Wenn er andern auch verborgen bliebe,
Laut ihn Freunden, den Neid zum Trotze, nennt.

Heil der Edlen! die der frohen Jugend
Höhern Werth der beſten Kenntniß weiht!
Der Gefühl für Religion und Tugend
Sichre Luſt und ew'gen Frieden beut.

Heil der Edlen! die mit ſcharfem Witze
Süßigkeit aus allen Blumen ſog!
Voller Kraft, ſchnell fliegend, gleich dem Blitze
Nie der Menſchen Werth nach alten Ahnen wog.

Heil der Edlen! die den Werth des Lebens
Nicht nach Tanz und Spiel, nach Galatagen mißt,
Der in Thätigkeit das Leben, nie vergebens,
Niemals ungenüzt beym Tand, verfloſſen iſt.

Heil der Edlen! die mit Hochgefühle
Die Vollendung eines Edlen ſang! *)
Der bey Mummerey und buntem Larvenſpiele
Ihres Nächſten Schmerz tief in die Seele drang!

Heil der Edlen! um Sie ſchwebe Friede
Seelenfriede, wie ihn ſtille Tugend ſchenkt!
Stärke ſie, bis ſpät, des Pilgerlebens müde,
Sie mit ew'gem Lohn ihr guter Engel tränkt.

Von einer Hannöveriſchen Dame.

4.

Der zweyte April 1783.

Erzählung zu Gleims Geburtstage.

Ihr kennt die Genien mit übergoldeten Schwingen,
Die hierhin bald, bald dorthin ſpringen,
Mit groſem Halloh,
Und ſeltenwo
Zuſammen ſich treffen, nach Brüder Art!
Der eine geleitet die Farth
Des Schiffes, das Zucker und Würze ſoll holen;
Der andre geht zum Reichstag mit nach Polen;
Der dritte huckelt auf das Roß
Des Herrn Kuriers, der Ultimata bringt;
Der vierte ſchlingt
Dem jungen Herrn den Kranz für ſeine grauſame Donne;
Der fünfte — doch der Athem einer Bonne
Spräch' ihre Zahl nicht aus; ihr Nam' iſt Legion!
Ihr kennt die Genien, und wißt nun Alle ſchon

Daß

---

*) In einem herrlichen Gedicht auf Altmanns Tod.

Daß ich die guten Wünſche meyne!
Wohlan! ich weis von ihnen eine
Nicht lange Geſchichte! die will ich
Euch vorerzählen endelich;
Denn lang zu ſeyn, hab' ich verſchworen!

Die guten Wünſche hatten ſich
Einſt, einer von dem andern,
Weit weg verloren.
Sie ſuchten einander ſich lange, beſchworen
Jedweden Fremden, den ſie wandern
Durch ſchöne Gegenden ſahn,
Zu ſagen: wo ihre Gebrüder wären?
Ob bey dem Kayſer, der das Neſt
Geweihter Einfalt will zerſtören?
Ob dort in Portugal, wo endlich! endlich hören
Die Duldung ihre Mutterſtimme läßt?

Man frug, und that vergebliche Fragen;
Kein Wanderer wußte Beſcheid zu ſagen!

Doch endlich, als ſie lange Berg und Thal
Umſonſt durchſuchet auf und nieder,
Da fanden ſie alle, mit einemmal,
Den zweyten des Aprils ſich wieder!

Der zweyte Tag im fröhlichen April,
Das iſt der ſchöne Tag, dem Jeder Gutes will!

5.

An den Domkapitularherrn von Hardenberg, nach Horaz. (1ten B. 31. Ode.)

Von der Göttin, die aus groſſem Topfe
Hottepferde, ſchwarz und roth uns zieht,
Nicht nach unſerm, traun! nach ihrem Kopfe,
Was dann fodert mein beſcheidnes Lied?

Nicht die Fluren, die mit leiſen Wellen,
Emma, die verhaltne Göttin, kühlt,
Nicht die Heerden mit zehntauſend Schellen,
Die durch Lora's weite Triften ſpielt!

Nicht das Gold, das ſie zu Kremnitz prägen,
Das des Weges ohne mich wohl geht,
Nicht den trümmervollen Strand, wozu den Seegen
Selbſt der Prieſter von der Kanzel fleht!

Zu dem Frack aus Landestuch geſchnitten,
Brauch' ich keine Woll' aus fremder Welt;
Und, wen ſolt ich groß zu Gaſte bitten?
Weib und Fliege kommen, unbeſtellt!

Daß ich, was ich habe, froh genieße,
Daß dem Sänger fröhlichen, Gedichts
Statt des Lorberrs, manche Roſe ſprieße:
Hardenberg, das bitt' ich, weiter nichts.

Dr.

---

6. Lied,

6.

Lied, an dem großen Weinfaſſe auf den Spiegelbergen vor Halberſtadt geſungen von den vier Meiſtern, die Keller und Faß gebaut haben.

Gelagert haben endlich wir
Den großen Rieſen, den!
Und, wohlgebettet, liegt er hier,
Vom Kopf bis an die Zeh'n.

Wir haben ihm ein Haus gebaut,
Großräumig, kühl und ſchön;
Und wehrt ſich's irgend ſeiner Haut,
So ſoll es wohl beſtehn!

Beſtehn vor Wind und Wetter ſoll's,
Bey Meiſter Michels *) Bart!
Nichts iſt an Eiſen, Stein und Holz,
Nichts iſt daran geſpart!

Wir legten ihm ein Lager an,
Das dem zu Heidelberg **)
Nicht weichen darf! denn unſer Mann
Iſt, halter! auch kein Zwerg!

Er ſchluckt in ſeinen großen Bauch
Auf hundert Fuder ein,

---

*) Michael Werner von Landau, der zwey große Fäſſer gebaut hat, das auf den Spiegelbergen, und das ältere Heidelbergſche.

**) Das große Faß auf den Spiegelbergen iſt ein gutes Theil größer, als das ältere Heidelbergſche Faß. In jenes ſind 141 Fuder und 16 Viertel Wein gefüllt worden, in dieſes giengen nur 133 Fuder, 3 Ohmen und 3 Viertel hinein.

Und frägt dann doch wol: Habt ihr auch
Die Folge von dem Wein?

Du, Schlucker du, der Alles mag!
Wir Trinker nehmen dich
Nicht mit in unſer Trinkgelag!
Du Schlucker, bleib für dich!

Ausbringen aber wollen wir
Des lieben Dechants Wohl!
Auf deſſen ſchönem Hügel hier
Der Herr ſich ſtrecken ſoll!

Hochleben ſoll der Menſchenfreund!
Das loſe Schickſal, das
Mit Ihm nicht immer gut es meynt,
Das ſtecken wir ins Faß!

Da halt's, mit ſeinen Grillen, Haus,
Sey Gaſt zugleich und Wirth!
Denn eher ſoll's euch nicht heraus,
Bis daß es frömmer wird!

Es leben, die der frohe Tag
Hieher verſammelt hat!
Es lebe, was nicht ſterben mag,
Im Dorf' und in der Stadt!

Und, weil auch wir lebluſtig ſind,
So leben endlich wir! . . .
Du! bleib für dich, du Rieſenkind!
Wir wagen's nicht mit dir!

K. Schmidt.

7.

Das Fingerlein. Romanze.

Woher? woher das Fingerlein
So klar von Gold?
„Habs mir beſtellt, wenn, Mütterlein,
Ihr's wiſſen wollt!“
Beſtellt haſt du's? Haſt du's beſtellt,
Schöntöchterlein?
„Es koſtet mir mein blankes Geld
„Liebmütterlein!“
Du leugſt! Gewis hat dir's verehrt
Ein junger Buhl!
„Fürwahr! kein Buhl!“ Das Mädchen ſchwört,
Und auf vom Stuhl!
Die Mutter ſie erfaßt und dreht
Das Ringlein ab;
„Philint“ darauf geſtochen ſteht:
„Treu bis ins Grab!“
Philint? Die Mutter raſt: und ich
Weiſt nichts darum?
Das Mädchen weinet bitterlich,
Bleibt aber ſtumm!
Verdient' ich das, du falſche Brut,
In Lieb', um dich?
Enterbt ſeyſt du, du nicht mein Blut!
Auf! ferne dich!
„Ich geh ſchon!“ fällt das Mädchen ein,
„Doch eh ich geh,
„Gebt mir zuvor das Fingerlein;
„Und dann Ade!“
Die böſe Mutter giebts geſchwind!
Das Mädchen? — — — Küßt
Mama ſo lange, bis Philint
Ihr Männchen iſt!

Fn.

8.

Lina.

Kalliope, himmliſches Mädchen, der Begeiſtrung mächtige Senderin, ſtehe mir bei; hilf ein Lied mir beginnen, hilf es mir enden; Dir iſts leicht, Erhabne, mich zu entflammen, daß ich würdig beſinge die Reitze, die ich bewundre. Dich, Lina, möcht ich verewigen auf meiner ſchwachtönenden Leyer. Schon ſchweigen die kleinen Bewohner des Hains, kein Zephyr ſäuſelt jezt mehr, es weilen die Blätter der Eiche zu rauſchen, der Bach rieſelt ſanfter, es ſchallt kein Echo herab vom hohen moſigten Berge; ſie hören Deinen Nahmen, o Lina, und ein ſanftes Schweigen herrſcht auf den Gefilden in der ganzen Natur. Sie wünſchen ein Lied zu hören, das Dich beſingt; ſie wünſchens, und ſchweigen. Wohlan denn, ſchwing dich, Geſang!

Wo ſoll ich beginnen? Mein Herz iſt zu voll. Soll ich, reitzendes Mädchen, zuerſt Deiner blauen Augen Schmachten beſingen? oder den Mund mit den korallnen Lippen zum Kuſſe geſchaffen? Soll ich erheben Deine wallenden Locken, mit Bändern gebunden, ein Spiel der Frühlingswinde? oder den marmornen Nacken? den edeln ſtolzen Gang? Soll ich bewundern Deinen Buſen ſich hebend unterm neidiſchen Flor? Wer kann Dich, der Sterblichen Cypris, wer kann Dich erblicken ohne zu ſtaunen, wer ohn' Dich zu lieben? —

Und Dich, L[illegible] ſolt' ich beſingen? — Nein, nimm ſie zurück die tönende Leyer, Kalliope: ruf der Begeiſtrung Allmacht zurück, ich bin zu ſchwach, zu arm an Dichterfeuer, um Lina's Reitze ſtammeln zu können. Ehe will ich die Helden der Welt, die Beſieger der Menſchen in Liedern der Nachwelt preiſen, aber Dich, Lina, kann ich nur — lieben. Aller Herzen haſt Du gewonnen, liebliches Mädchen, jezt ſtehn wir zitternd, erwarten, wem Du das Deine wirſt ſchenken; ſchenk mir's, o göttliche Lina, ſchenk mir's!

Wchl.

II.

Dramatiſche Aufſätze.

Was vermag ſchlechte Geſellſchaft nicht!

Luſtſpiel in drey Akten
nach den Moſtellaria des Plautus,
für Privattheater. *)

Vom

D. Schmieder.

Perſonen:

von Süsmund.
Lieutenant von Süsmund, deſſen Sohn.
Aſſeſſor von Seefeld.
Fähndrich von Donnerſchmid.
von Berg.
Rathgeber, Süsmunds Friſeur.
Koch und andre Bedienten.
Hofjude Wolf. **)
Martin, Schirrmeiſter von Süsmunds Gute.

---

*) Es ſind daher, um einer Unbequemlichkeit zuvorzukommen, die noch immer das Aufkommen ſo manches geſellſchaftlichen Theaters verhindert, die Frauenzimmer hinweggelaſſen, da ſie ohnehin ſo, wie ſie Plautus darſtellt, ihr nicht auf unſern Bühnen erſcheinen könnten.

**) Der hier vorkommende Jude muß ſich ganz vom Pöbel der Juden auszeichnen. All ſein Charakteriſtiſches muß in dem ihnen eignen Accent und Geberdenſpiele beſtehn.

Erſter

Erſter Akt.

Zimmer in Süßmunds Hauſe.

Erſter Auftritt.

Rathgeber (auf Stühlen, völlig angezogen, ſchlafend).

Martin (tritt ein. Anfangs ſteckt er nur den Kopf durch die Thüre, und ſo nähert er ſich nach und nach).

Je! je! alls einmal ſo ſtill! Rührt ſich doch kein Mäuschen nicht! Iſt gewiß nicht lang erſt Schicht hier worden! — Aha! Musje Rathgeber!

Rathgeber (noch halb im Schlafe). Ja — — gleich — — gleich —

Martin. Guten Tag! Musje Rathgeber!

Rathgeber. Bin ich doch kaum eingeſchlafen! Aber — (richtet ſich in die Höhe) zum Teufel! wer heißt Euch denn ſo grade hereinkommen? Denkt Ihr, Ihr ſeyd auf Eurem Dorfe? — Grober! — — —

Martin. Nu, nu, Herr! hab mir ſchon ſchier die Finger weggeklopft, wollt ja keine Seele hören thun, und ich muß mit'm gnädgen Herrn Leutnant ſprechen, wo iſt er?

Rathgeber (höhnend). Ja ja, Herr Martin darf nur kommen, und ſich anmelden laſſen! — So ein Erdbirnenſchlucker —

Martin. Laß Er das nur ſeyn! 's iſt gar'n gut Eſſen, die Erdbirnen. Der Herr Kuhrfürſt ſoll ja ſelbſt ein paar eſſen manchmal, ſo zum Appetit. Wir können unſerm Herr Gott nicht gnung danken für, hätt mancher Arme müſſen verhungern in den theuren Jahrn.

Rathgeber. Ich mein Seel! nicht.

Martin. Gut für Ihn! und dank Ers dem Verſorger da (mit einer Bewegung gegen den Himmel) und Seinem guten Herrn. Weis wol noch, wie Er als'n Bub rum ging im Dorf, und froh war, wenn er'n Stück Kirmßkuchen kriegen that, und wie ihn da der liebe alte Herr zu ſich nahm als Pferdejungen, und — —

Rathgeber. Alle Teufel! Kerl!

Martin. Kerl? — Komm Er mir nicht damit, Muſje, weis er's. So hat mich ſein Herr noch nicht geheiſſen, und ſo'n — —

Rathgeber. Was braucht Ihr mir auch alles ſo vorzuwerfen? Hätt ich nicht brav gelernt, und gutgethan — —

Martin. Da wär er nicht'n Biſſen Brodt werth geweſen, da er'n Kopf darzu hatt' und ſolche gute Zeit — Wenn's der liebe Herr hätt' denken können, daß er's alles zum Böſen anwenden thät' — —

Rathgeber. So ein unverſchämter Kerl! — (bey Seite) Wenns, wär nur nicht wahr, oder der Kerl nicht ſo handfeſt! (zu ihm) Nun, ich will nicht mit Euch zanken, darzu ſeyd Ihr mir zu ſchlecht, aber laßt nur meinen Herrn aufſtehn!

Martin. So? iſt er noch nicht aufgeſtanden? Nun, weil's erſt zehn g'ſchlagen hat.

Rathgeber. Ich glaube, Er will uns nun gar die Zeit vorſchreiben, wenn wir aufſtehn ſollen?

Martin. Bewahre! Aber laßt nur'n Alten wiederkommen, der wird ſchon Randeſu halten! der wird! — der wird auch Comödie ſpielen —

Rathgeber. Ah! wißt viel, was das für ein Ding iſt, eine Comödie.

Martin. Ei! — ſpielt'nmal ſo'n Comödjenmann in unſrer Schenke, hatte Puppen, die redt'n ihm ordentlich und tanzten — hat mich nicht g'reut mein Dreyer —

Rathgeber (lacht). Das nenn' ich mir doch Comödie!

Martin. Nu, was lacht er? War' glaub' ich auch mit drinn der junge Herr, kann mich noch beſinnen, er war kaum ſo groß — (zeigt es mit der Hand) Was das da für'n hübſches junges Herrchen war! 'S Herz in Leibe lacht' einem, wenn man ihn ſo anſah. Alle Welt! hab'n ihn da die gnädgen Frölens und die Madams abg'herzt!

Rathgeber. Hm! zu der Ehre kann jeder dicke, rothbäckigte Bauerjunge kommen.

Martin. Auch noch, wie er auf der Unverſ'tät war, und da manchmal'n Papa beſuchte. Bliz! wie ſtach er da unſern Dirnen in die Augen! Stund' ihm alles ſo nett, ſo knap, war ſo g'ſprächig, und freundlich, gar nicht ſo wild wie die andern Studenten, und ausſeh'n that er — wie — wie Milch und Blut — ja, und izt—

Rathgeber. Nun izt?

Martin. Nu, nu, wird ſich ſchön wundern der alte Herr, wenn er ihn wiederſehn wird. Kann auch nicht anders ſeyn — Tag und Nacht da geſchmaußt, und die ſchönen Jungfern — die, die machens vollends aus mit ihm.

Rathgeber (eine kleine Pauſe, während welcher Rathgeber mit übereinandergeſchlungenen Armen vor Martin ſteht). Nun, ſeyd Ihr fertig? — Sagt mir nur Martin! was Euch das alles angeht! Bekümmert Euch doch um Eure Dorfaffairen, und laßt uns in der Stadt ſchmauſen, und (parodirend) Jungfern halten, ſo viel wir wollen; es geht über unſre Mägen, und unſre Waden.

Martin. Nu, nu, ich mag's nicht mit ihm theilen, Musje Rathgeber! wahrlich nicht, ich will ihn noch'n mal ſehn ſo voll Löcher wie'n Sieb — —

Rathgeber. Das koſtet dann meinen Rücken, und Euch kümmert's nicht ſo viel! (die hierzu ſchikliche Pantomime).

Martin. Gar viel kümmert's mich. Unſre Wirthſchaft auf'm Guthe geht d'rüber zu Grunde; was wir haben, nehmen uns die Soldaten weg; — in der Stadt merkt ihr's gar nicht, daß Soldaten bei uns zur Cantonirung eingerückt ſind. Aber bei uns, da hörts Geben gar nicht auf, und wir hab'n die Steuern nicht'n mal. Ja, wenn ich heut kein Geld kriegen thu, müſſen wir Ochſen und Pferde und Kühe verkaufen.

Rathgeber. Wenns Euch der Herr erlaubt.

Martin. Erlauben oder nicht;

Rathgeber. Wie?

Martin. Der Verwalter wird's ſchon verantworten thun. Aber erſt will ich noch mit'm gnädgen Herrn reden.

Rathgeber. Nun, geht nur heute immer wieder Eure Straſſe! und kommt ein andermal wieder. — Es iſt heute keine Audienz. Allons! Monſieur! Ich muß jetzt weggehn.

Martin. Mag ſelbſt'n Muſje ſeyn. (Es wird geklopft).

Wolf (vor der Thüre). Iſt er aufgeſtanden der gnädge Herr?

Rathgeber. Nu, führt der Teufel auch den Juden wieder her.

Zweiter Auftritt.

Hofjude Wolf und Vorige.

Wolf.

Wenns erlaubt iſt. Guten Morgen, Monſieur! noch nicht aufgeſtanden, der gnädge Herr?

Rathgeber. Nicht längſtens erſt zu Bette gegangen.

Wolf. Nun, ich komm heut, ſowahr als ich leb, zum letztenmal, zu holn mein Geld. Iſt nun ſchon zweimal prolongirt, der Wechſel, und nun mach ich Ernſt.

Rathgeber. Um ſo eine Kleinigkeit?

Wolf. Kleinigkeit? Kleinigkeit? 100 Ducaten?

Rathgeber. Für Sie allerdings.

Wolf. So! ſo! Nun ich will's aber doch haben heut die kleinen 100 Ducaten.

Rathgeber (bittend). Aber ein paar Tage — lieber Herr Hoffaktor!

Wolf. Hat ſchon lang ſo geheiſſen, und ich weiß ſchon, was bey dem Herrn heiſſt ein paar Tage. Aber nicht Einen wart ich länger.

Rathgeber (lacht). Nicht einen Tag?

Wolf. Nichts zu lachen, Monſieur Rathgeber! Auf den Abend geht an unſer Sabbath, und dann iſts uns nicht erlaubt, Geld anzurühren.

Rathgeber. Nun unſertwegen ſollen Sie Ihr Geſetz gewiß nicht übertreten. Bewahre! wir würden Sie nicht zu einer Sünde reizen.

Wolf. Ja, ja, ich glaub, wenn noch kämen 100 Sabbathe, und ich wär ruhig dabey, aber — —

Rathgeber. Aber, wenn Sie es ſo mit uns machen, werden Sie unſre Kundſchaft verlieren, und ich dächte, mit ſolchen Leuten, wie wir ſind, ſollten Sie es nicht ſo genau nehmen.

Wolf. Rare Kundleute! wahr! wahr! die Füße muß man ſich bald weglaufen, eh man herausmartern kann einen rothen Pfennig.

Martin (hört ſeinen Herrn kommen, geht nach der Thüre). Haſt Recht! Mauſchel! haſt Recht!

Drit-

Dritter Auftritt.

Lieutnant Süsmund.

(Im Frack. Die Haare in äuſſerſter Unordnung. Ganz das Anſehn eines Nachtſchwärmers.)

Was Teufel! iſt das für ein Lermen! (ſcheint noch ſehr ſchläfrig) am frühen Morgen — Ich glaub, Ihr Leute kämt um Mitternacht — (ſieht auf die Uhr)

Wolf und **Martin** (zugleich). Ich wünſche wohl geruhe zu haben, gnädger Herr.
Guten Morgen gnädger Herr Leutnant, zwar 's iſt wohl bald Mittag.

Süsmund. Donner Wetter! (reibt ſich die Augen) bald eilf Uhr. Frühſtück! Rathgeber! (wirft ſich in einen Armſtuhl vor einem Spiegel) Ah! Herr Wolf! ſchon ausgeſchlafen? Iſt's mir doch ſo wüſt' im Kopfe, als wenn ich in zehn Nächten nicht geſchlafen hätte.

Martin. Wird auch wohl nicht viel dran fehlen thun.

Rathgeber. Sie ſollten lieber ein paar Taſſen Kaffe trinken — —

Süsmund. Ah! den Frauenzimmertrank!

Rathgeber. Alſo Schokolat?

Süsmund. Ja, ja. Für die auch mit!

Rathgeber. Ha! ha! (mit Bedeutung ab.)

Süsmund. Nun was bringen Sie mir, Herr Wolf? — — Ey ey! wie fliegen meine Locken!

Wolf. Bringen werd ich nicht viel, Herr Lieutenant! aber holen will ich, wie Sie werden wiſſen, die 100 Ducaten auf den Wechſel.

Süsmund. Ach Sie prolongiren mir ihn ſchon noch einmal, liebes Goldwölfchen, nicht? — Ich hab itzt, hol mich der Teufel, kaum ſoviel Groſchen. — Nicht wahr?

— Sie

— Sie wiſſen ja, wie wir miteinander ſtehn. Sind auch mein gutes Männchen. (Klopft ihm die Wange.)

Wolf. Steh jederzeit zu Befehl, wenn ich dasmal habe mein Geld.

Süsmund (zu Martin). Und Du ſagſt ja gar nichts Martin! Du bringſt mir doch etwas? wie gehts bey Euch auf dem Lande?

Martin. Von Herzen ſchlecht.

Süsmund. Schlecht? Alſo ſchickt mir der Verwalter nichts mit?

Martin. Ei nun ja! Sie ſollen ihm ſchicken thun; 's geht bei uns drauſſen, drüber und drunter. Die Soldaten rungeniren, was ſie nur können. Hier hat er mir'n Aufſatz mitg'geben, der Verwalter —

Süsmund (lieſt einige Zeilen). Er iſt ein Narr! (wirfts weg) der Verwalter! (es ihm nachmachend) Wo bleibt aber auch der Rathgeber? — Er muß raſend ſeyn, der Verwalter! Mir kein Geld zu ſchicken! und in der Stadt kömmt auch kein Teufel, und bringt mir — (Rathgeber bringt die Schocklat) Nun hurtig, Rathgeber, ſchenk ein! dann (ihm ans Ohr) geh zum Hauptmann Lilienfeld, er ſollte mir einmal gleich ein halbes Dutzend Dukaten ſchicken; nur bis morgen — geh! geh!

Rathgeber. Hätt' ich ſie nur ſchon (ab).

Süsmund. Hier, Herr Wolf, wenns gefällig iſt. Sie dürfen doch Schocklat trinken?

Wolf. Ich dank Ihnen, gnädger Herr!

Süsmund. Und das für Dich! Martin!

Martin. Ach! machen Sie ſich keine Umſtändigkeiten.

Süsmund. Sieh, wenn Du mir gleich kein Geld gebracht haſt.

Martin. Lieber goldner Herr! Wollt mein Seel gern alle Tage reingelaufen kommen, mit Geld, wenn wir nur welches hätten.

Süsmund. Aber ich weiß auch, hol mich der Teufel! nicht, wo das Geld gleich bey mir hinkömmt. Es iſt, als wäre brennbare Luft in meinem Beutel und flög' damit in die Wolken.

Martin. Wenn er doch da einmal draußen bei uns niederfallen thät, wie letzt ſo eine Kugel. — Das war ein Spas, gnädger Herr Leutnant, wie der herunterkam aus der Luft. Erſt dachten wir, 's wär der Drache, Gott ſei bei uns!

Süsmund. Wird ſich da wol ſchon manches alte Mütterchen gefreut haben, daß er bei ihr einſprechen würde.

Martin. Unſer Herr Schulmeiſter ſagte, 's wäre ein Himmelszeichen, und ſtimmte ein Lied an mit der Gemeinde.

Wolf. Und das ſind weiſe, erleuchtete Chriſten!

Süsmund. Ja auf dem Dorfe —

Wolf. Man dürfte ihrer wol auch finden in der Stadt.

Süsmund. Nun und Euer Herr Paſtor loci?

Martin. Wer? — ja unſer Herr Pfarrer, der rieth, wir ſolten nur warten, bis das Dings vollends herunter käm.

Wolf. Sehr weiſe.

Martin. Und wies nun unten war, da wolt' erſt niemand nahe hingehn thun. Endlich wagt's der Dorfhirt, und las den Zettel, der dran war, wo's drauf ſtand, daß man die Kugel ſolt' in die Stadt bringen gegen einen Rekompens.

Süsmund. Und das thatet Ihr doch auch?

Martin. Ja erſt wolt' niemand dran — darnach that's der Todtengräber auf ſich nehmen.

Süsmund. Brav! brav! — Das muſt Ihr nun in Eure Chronik aufſchreiben, es iſt eine neue groſſe Sache — und den Todtengräber müßt Ihr mit Namen nennen.

— Aber (zu Wolf) trinken Sie doch, Herr Wolf! es wird ja kalt.

Wolf. Ach ich hab keinen Durſt darnach — aber nach meinem 100 Ducaten —

Martin. Der Hagel! was das für ſtarker Kaffee iſt!

Süsmund. Kaffee? (lachend) Dummer Dorfteufel! Koſt doch erſt! Es iſt Schokolat.

Martin. Hab's mein Treu für Kaffee ang'ſehn. Der Teufel, das Ding ſchmeckt gut. Je, je, hab' immer ſoviel von g'hört, nun krieg ichs doch auch'n mal zu trinken.

Süsmund. Iſt ja eben ſoviel rares nicht.

Martin. Ja, unſer einer iſt froh, wenn er ein Glas Bier dann und wann hat, und ein Glas Brandwein, das er bezahlen kann, denkt gern nicht an Schaukelade.

Süsmund. Das er bezahlen kann? Ich glaube gar, Martin, Du willſt ſatiriſiren! — Aber — hu! wie mir der Kopf weh thut! — Du haſt Recht, Martin! Ich bin der Wirthſchaft bald ſelbſt überdrüßig.

Martin. Und wenn der alte Herr zurückkommen thut —

Süsmund. Ja, und das wird er bald, nach ſeinem lezten Briefe.

Rathgeber (kommt). Eben begegnete mir der Herr Hauptmann.

Süsmund. Nun?

Rathgeber. Er läßt ſich empfelen, und er könnte dasmal nicht aufwarten.

Süsmund. Nun ja — — Sind nicht den Teufel werth, all die Kerls!

Wolf. Ja, rare Freunde ſind das; wenns was zu Schmauſen giebt — —

Süsmund (zu Rathgebern). Nun, ſo geh zum jungen Adlerſtein, vielleicht hat der Geld. (Rathgeber ab.) Gewiß,

wiß, Herr Wolf! Sie ſollen ſehen, wie ordentlich ich anfangen will zu leben. Sobald Rathgeber zurückkommt, ſoll ers allen, die auf heute zu mir gebeten ſind, abſagen.

Wolf. Aber was werden darzu ſagen die Herren Seefelds, Adlerſteins, Donnerſchmids? —

Süsmund. Ich will mich nach und nach von ihnen loszumachen ſuchen. Freilich gehts auf den Bliz nicht an. —

Wolf. Freilich, freilich, —

Martin. Ihr Papa iſt ſo'n herzensguter Vater, wenn ichs ſo bedenk — er hielt Sie, wie ſeinen Augapfel, 's durft Sie kein Menſch ſcheel anſehn. Wenn er Sie nu ſo belauſchte, fänd da ſein Haus, fänds izt — nehmen Sie mir's nicht übel, gnädger Herr Leutenant, Martin redt ſo von der Leber weg, fänds izt gerungenirt. —

Süsmund. Wie ſeinen Sohn. Der gute — gute Vater! wie er ſich freute, als er mir alles ſo ordentlich, ſo herrlich übergab, mich als den geſitteſten, jungen Menſchen verließ! Und nun all die guten Eigenſchaften, Vorzüge, — all! — all! — hin! Jezt der unthätige, laſterhafte Süsmund! Verloſchen das Feuer im Auge, eingefallen und blas die ſonſt glühenden Wangen! Verſtoßen — verachtet, von Edlern. Ha! (ſchlägt ſich an die Stirne) Daß es dahin mit mir kommen mußte!

Martin (erweicht). Der liebe Goldherr! macht mir's Herz ganz weich.

Wolf (äuſſerſt gerührt). Hier iſt der Wechſel, Herr Leutenant! Sie können ihn noch auf drei Monat prolongiren.

Süsmund. Edler Mann! (ſezt ſich und ſchreibt.)

Vierter Auftritt.

Fähndrich Donnerſchmid. Aſſeſſor von Seefeld

(bleiben in der Thüre ſtehen, ſtaunen, und treten endlich, ausgelaſſen lachend, herein.)

Seefeld.

Was Teufel! Das iſt ja ein auserleſenes Geſellſchaftchen!

Donnerſchmid. Kommen wir noch zurecht?

Seefeld (ſieht in die Kanne). Da iſt noch viel drin. (ſchenkt ſich ein) Der ſieht und hört nicht.

Donnerſchmid. Guten Morgen, Lieutenant!

Süsmund. Guten Morgen! Nehmen Sie Platz, meine Herren! Ich bin gleich zu Ihrem Befehl.

Seefeld. Was hat der Kerl heut vor? Er iſt ja ſo höflich, wie der alte Tanzmeiſter.

Süsmund (giebt Wolf den Wechſel). Sie ſollen nicht wieder vergeblich kommen, gewiß nicht! (zu den andern) Verzeihen Sie, daß Sie ſich ſelbſt bedienen müſſen.

Seefeld. Hat nichts zu bedeuten.

Martin. Wenn ſoll ich denn etwa wiederkommen thun, gnädiger Herr Leutnant?

Süsmund (zerſtreut). Morgen, übermorgen — — wenn Du willſt, lieber Martin, wenn Du willſt.

Martin. Nu, ich hab heut ſo ſoviel zu verrichten in der Stadt; werd' wohl gar die Nacht dableiben müſſen, wenn ich mich nicht expediren kann. Ich bleib im Hirſch, wenn was vorfällt — — Adjes derweile mit'nander (ab.)

Wolf. Ich empfehle mich Ihnen auch, Herr Lieutnant! (will abgehen, Seefeld hält ihn zurück.)

Seefeld. Nun, wie gehts, Herr Wolf?

Wolf. Aufzuwarten! Herr Aſſeſſor.

Seefeld. Einen Becher Schockolat? beliebts?

Wolf. Ich hab noch nicht gertunken meinen erſtern.

Seefeld. Wars der? — Er hat mir recht gut geſchmeckt, recht gut; nun willſt Du nicht auch mittrinken, Süsmund?

Süsmund. Ich hab ſchon — —

Wolf. Na, ich empfele mich.

Seefeld (nimmt Wolf im Sprechen unterm Arm, und redet mit Süsmund fort). Wie Teufel! ſiehſt Du denn heut aus! was fehlt Dir? Kerl! Was hängſt Du's Maul?

Süsmund. Ich wüßte nicht, ich — —

Donnerſchmid. Biſt ein Narr! wirſt doch nicht den Kopfhänger machen wollen! Pfui Teufel! ſo ein hübſcher Kerl!

Süsmund. Ach! laß mich heut!

Donnerſchmid. Steckt Dir etwa die Bauberg wieder im Kopf? Laß's nur den Alten merken, laß nur!

Seefeld. Weißt Du, daß ſich die Buccarelli in Dich verliebt hat?

Süsmund. Die Buccarelli?

Seefeld. Ja, ja, Donna Buccarelli. Biſt ein Teufelskerl! Junge! mir meine Donna wegzukapern!

Wolf. Nun ich empfehle mich.

Seefeld. Noch einen Augenblick! Ici prenés place, Monſieur!

Wolf. Pardonnés! Monſieur, j'ai beaucoup d'affaires.

Seefeld. Que Diable! — brav! brav!

Donnerſchmid. Setzen Sie ſich! Wir wollen einen Handel zuſammen machen. Wie hoch ſchätzen Sie den Ring?

Wolf (beſieht ihn, und unterhält ſich heimlich mit ihm).

Süsmund (immer noch mit Seefeld). Das ſagte ſie? gewiß, ſagte ſie das?

Seefeld. Noch viel mehr. Ein göttliches göttliches Weib, die Buccarelli! Die herrlichen ſchwarzen Augen

— ich kann ihr nicht hineinſehen, meine fallen gleich unter ihre, und der Buſen —

Süsmund. Und ihre Engelſtimme! (immer mit mehr und mehr Feuer) Du haſt Recht! Seefeld; ein göttliches Weib die Buccarelli! Nun Rathgeber, bringſt Du? — —

Fünfter Auftritt.

Rathgeber. Vorigen.

Rathgeber.

Hier ein Billet von Madam Buccarelli.

Süsmund (öfnet es haſtig und lieſt). Ich ſoll mit ihr frühſtücken! Hörſt Du's? frühſtücken, frühſtücken ſoll ich mit ihr, mit dem Engel! — —

Donnerſchmid. Ich verſchütte ja meine Schocklat!

Süsmund. Zum Teufel den Schoklat! Geſchwind! Rathgeber! friſire mich, blos hinaufgeſchlagen die Haare. — Ich ſoll nur im Negligee kommen, ſchreibt ſie.

Donnerſchmid. Auf den Mittag bringſt Du ſie doch mit zur Tafel?

Süsmund. Allerdings, allerdings! Nun komm Rathgeber ins Cabinet!

Wolf. Nur zwey Worte, gnädger Herr! (ſagt Süsmund heimlich ins Ohr) Wollten Sie nicht abſagen laſſen?

Süsmund. Heut iſts nun ſchon zu ſpät. Morgen. — morgen, ich muß eilen, verzeihen Sie! — Komm mit, Donnerſchmid! (ab.)

Wolf. Nun adjeu! guter Vorſatz! (zu Seefeld) Ich empfehle mich Ihnen Herr Doctor!

Seefeld. Doctor? Ich? warum Doctor?

Wolf. Weil Sie geſund machen können ſobald die Kranken — (auf Süsmund zeigend.)

Seefeld (lacht). Apropos! Herr Wolf! Wollen wir nicht einen Abentheur zuſammen beſtehn? Die rothen Juden hinterm Sambatios haben einen Krieg wegen der Erbfolge; ich dächte wir reiſten hin: vielleicht machten ſie einen von uns zum König.

Wolf. Allenfalls ein Vorſchlag für Sie, gnädger Herr!

Seefeld. Warum denn für mich nur? Ueber Juden könnte wohl mein Heinrich regieren.

Wolf. Wenn ſeine Unterthanen auch alle Heinriche wären, ja; aber nicht deswegen. Zu der Reiſe gehört viel Luſt und Wind. Könnten hinreiſen à la Montgolfier in einer Luftmaſchine.

Seefeld (bey Seite). Ein Teufelskerl! — Ach nun weis ich, warum der Vorſchlag nicht für Sie iſt. Wer König werden will, muß in ſeinem Leben keinen Menſchen betrogen haben, und da würde denn wohl niemals das königliche Diadem auf Ihrem Haupte glänzen? nicht?

Wolf. Ohne Rückſicht auf Diadem und König werden, (denn ſolche Fabeln glaubt nicht ein vernünftiger Jude) wär doch eine Frage, wie viel Chriſten das Diadem erlangen würden.

Seefeld. Aber die Juden, die ſich's für ein gutes Werk anrechnen, einen Chriſten betrogen zu haben —

Wolf (mit Wärme). Und ſo eine Grille kann ſeyn im Kopfe eines aufgeklärten Cavaliers! Sie können dem Pöbel nachbeten eine der abgeſchmackteſten Verleumdungen?

Seefeld. Aber wovon leben die Juden anders, als vom niedrigſten Gewinn und vom Betruge?

Wolf. Alle die Millionen Juden in mehr als einem Welttheile? Pfui gnädger Herr, ſchämen ſollten Sie ſich, zu reden ſo allgemein, ohne einige Ausnahme; viel Juden würden nicht betrügen, wenn ſie nicht wären betrogen worden zuvor von den Chriſten.

See

Seefeld. Ihr ſeht und lernet ja von Jugend auf nichts anders. Der kleinſte Junge ſucht ſchon ſeinen Schacher.

Wolf. Warum werden wir nicht gelaſſen zu andern Gewerben? Warum folgt man nicht nach Ihrem großen Kaiſer Joſeph? Haben wir nicht auch Männer von Fähigkeiten? Und wären wir nicht blos eingeſchränkt auf den Handel, würde unterbleiben mancher Betrug, wir würden uns nicht brauchen zu ernähren verſtohlner Weiſe.

Seefeld. Vorm Teufel! müßt ihr denn das?

Sechſter Auftritt.

Süsmund (zurück).

Süsmund.

So [illegible] Hitze! Seefeld! auch Sie! Herr Wolf!

Seefeld. Da hab ich der Paläſtiniſchen Reliquie —

Wolf (lächelnd). Ich darf doch das annehmen als ein Zeichen, daß Sie überführt ſind? Das Schimpfen iſt dann immer das äuſſerſte.

Süsmund (zu Seefeld). Du wirſt Dich doch nicht haben werfen laſſen? Aſſeſſor! Biſt ja ſonſt ſo ein Disputirgeiſt. — Herr Wolf! Sie ſind ein edeldenkender Jude — mein Freund — wenn Sie wollen (umarmt ihn). Nun kommt! kommt! (alle ab.)

Wolf. Was doch nicht thun können drei Monat Prolongation! (ab.)

Siebenter Auftritt.

Rathgeber (aus dem Kabinet).

Alle fort? Nun bin ich alſo regierender Herr im Hauſe? Hm! hm! Was hab ich denn nun alles anzuordnen? (wiſcht (wirft ſich auf eine affectiertvornehme Art auf einen Armſtuhl, die Beine übereinandergeſchlagen, nimmt einige Zettel aus der Taſche, ſieht ſie durch) Zehn, eilf, zwölf. Zwölf Couverts alſo! Ich muß doch meine Leute kommen laſſen (er klingelt). Wie allerliebſt das klingt! meine Leute — (klopft ſich auf die Stirne) Ja, wenn du nicht wärſt! Aber hier ſteckt wenigſtens noch ein Geheimder-Rath, ja wenigſtens! — —

Achter Auftritt.

Wilhelm. Heinrich (treten ein).

Wilhelm.

Hat der Herr geklingelt?

Rathgeber. Hat er ihn nicht ſehen ausgehen?

Heinrich. Ja — ich dachte, er wäre etwa wieder umgekehrt.

Rathgeber. Warum nicht. — Ich habe geklingelt.

Wilhelm (mürriſch). Windbeutel! (ab.)

Rathgeber. Was ſagte der alte Brumbär?

Heinrich. Ich verſtunds nicht (will fort).

Rathgeber. Einen Augenblick, Monſieur Heinrich! — Hier räum' Er das Trinkzeug weg! — Erſt hol' Er mir die halbe Bouteille Wein im Kabinet. Wart nur Purſche! Dich will ich ſchon nach meiner Hand ziehen (Heinrich bringts). Nur hieher! es muß auch Zwieback dabei gelegen haben. Hört Ers nicht? auch Zwieback! — und ein Glaß! —

Heinrich. Der iſt noch ſchlimmer als der Herr.

Rathgeber (indem Heinrich holt). Der andere iſt mir nun freylich ſchon zu ſehr übern Kopf gewachſen, ſonſt wollt' ich ihm auch ſchon zeigen, wer ich bin (zu Heinrich). Wozu denn zwey Gläſer?

Heinrich. Nu, ich werde doch auch etwas für meine Mühe kriegen.

Rathgeber. Unverſchämter Kerl! Ich glaub, Er hat ſich ſchon von Wilhelm aufhetzen laſſen. Laß Er mich das ja nicht merken! oder Er muß wieder fort, ſo wie Er gekommen iſt. Trink er ſeinen Caffee und eß Er ſeine Butterbemme dazu, und überlaß Er den Wein andern Leuten, die höher ſind, als Er.

Heinrich. Nu, es war auch nur mein Spaß.

Rathgeber. Ey! mit mir muß Er gar nicht ſpaßen. Merk er ſich das! Mit der jungen Magd und dem Wilhelm kann Er ſpaßen, aber nicht mit ſeinem Vorgeſetzten. Hm! hm! (trinkt ein Glas nach dem andern.) Schick Er mir den Koch herein! (ruft ihm nach) Das Zeug hier weg! Alles muß man dem Kerl zweymal ſagen.

Heinrich (vor ſich im Abgehen). Alſo iſt hier ein Bedienter des andern ſein Diener!

Rathgeber. Ich glaube, Er raiſonirte noch; ich rathe Dir Gutes, Dickkopf! Du!

Koch (hinter der Scene). Wenn aber der Herr nicht drinnen iſt — —

Heinrich (auch hinter der Scene). Aber Muſje Rathgeber will mit ihm ſprechen.

Koch. Ach! er kann zu mir in die Küche kommen.

Rathgeber. Was! der Flegel! (trinkt erſt aus, öfnet die Thüre) Immer herein, Herr Koch! immer herein!

Koch (hämiſch). Ach! ich bitte — —

Rathgeber. Ich habe nicht Luſt in die Küche zu kommen.

Koch. Und ich nicht, in die Stube.

Rathgeber (bey Seite). Verfluchter Kerl! Ich muß nur ſehn, daß ich mit guter Manier meine Autorität behaupte — Hier, Herr Koch! ein Gläsgen Malaga!

Koch. Nu, das veracht ich nicht.

Rathgeber (nimmt ihm die Mütze ab). Mit Erlaubniß! Recht hübſch Zeug zu der Mütze! Recht hübſch! (legt ſie auf den Tiſch.)

Koch (ſetzt ſie wieder auf). Paſſabel, Paſſabel!

Rathgeber. Ach! laß er mich ſie doch noch einmal ſehn! recht feine Drotteln! (legt ſie auf einen andern Tiſch.)

Koch (holt ſie, und ſetzt ſie wieder auf). Paſſabel! Paſſabel! (trinkt.)

Rathgeber. Verfluchter grober Kerl! (trinkt auch, ſchenkt ſich wieder ein.)

Koch (will ſich auch einſchenken, die Bouteille iſt aber leer). Was Teufel! auf was bittet er denn Gäſte, Musje Rathgeber?

Rathgeber. Im Kabinet wird noch mehr ſtehen.

Koch. So? ſo?

Rathgeber. Hier im Kabinet.

Koch. Habs gehört, habs gehört.

Rathgeber. Es iſt auch eine hölliſche Hitze im Zimmer (nimmt ſeinen Huth ab) Iſt Ihm nicht auch warm, Herr Koch?

Koch. Merk eben nichts.

Rathgeber. Zumal wenn man den Kopf bedeckt hat.

Koch. Ja, ja und eine halbe Bouteille Malaga im Magen. Und — (bey Seite) wenn Er toll würde, nehm ich meine Mütze nicht ab.

Rathgeber (vor ſich). Impertinenter — —

Koch. Nu alſo ſetzts keinen Wein mehr?

Rathgeber. Hier im Kabinet.

Koch (winkt gegen das Kabinet zu).

Rathgeber. Was ſoll denn das Winken?

Koch. Nun dem Weine im Kabinet.

Rathgeber. Mit dem wirds ſchwer halten (zu ihm) Hier — ſo viel Schüſſeln heute! (giebt ihm einen Zettel.) Ich geh auf Hendels Kaffeehaus, wenn etwa nach mir ſollte gefragt werden. (geht ab)

Koch (nimmt ſeine Mütze ab, nachdem Rathgeber fort iſt.) Haſt mich da um ein paar Gläſer Malaga gebracht! (lachend ab.)

Zweiter Akt.

Gaſſe.

Erſter Auftritt.

Rathgeber (mit Zeichen der größten Angſt).

Nun zum Teufel Regentſchaft und gute Tage! — Der verwünſchte Alte! muß uns da auf einmal übern Hals kommen! (vom Hauſe heraus ſchallt Jubel und Muſik. Chor aus dem Jahrmarkte: Trinkt! trinkt! ꝛc.) — Immer jubelt! (mit einer Wendung gegen das Haus.) Singt nur! ſingt! Es wird Euch nun bald vergehen, ſingen und lachen und Lermen. Und ich — — Was fange ich nun an? Daß nur nicht Martins Prophezeyungen eintreffen! Ja nun, was? was? (bleibt die Arme übereinander gelegt, ſtehn und denkt nach.)

Zweiter Auftritt.

Südmund. Von Seefeld (aus dem Hauſe, betrunken, jedoch erſterer mehr, als Seefeld; dieſer wirds erſt nach einer kurzen Zeit nach und nach. Seefeld hält eine Bouteille Wein, die ihm Südmund wegnehmen will.)

Seefeld.

Ah! biſt ein Narr! haſt ja drinnen ſchon alles weggeſoffen.

Süsmund. Nu, nur ein Glas! Hörſt Du? Herzensbrüderchen! nur ein Glas! Sollſt mir doch nicht damit entlaufen!

Seefeld. Aber Du biſt ja ſchon ſo betrunken, kannſt auf keinem Beine ſtehn.

Süsmund. Wer? wer? (ſieht ſich um) Mit wem redſt Du denn? Höre, Brüderchen! wen meinſt Du denn? Ich — ich bin nicht betrunken — — gar nicht — —

Seefeld (lachend). Das iſt zum Todtlachen! Willſts noch nicht einmal geſtehen, daß Du — daß Du — ja, was wollt' ich denn gleich ſagen? daß — —

Süsmund. Nu, nur ein Gläschen! ein einziges noch! (ſie trinken.)

Rathgeber (zu Süsmund). Gnädiger Herr! Gnädiger Herr!

Süsmund. Nu, Rathgeber! biſt Du auch da?

Rathgeber. Ach gnädiger Herr! Sie und ich — —

Seefeld. Biſt auch betrunken? höre!

Rathgeber. Ach betrunken! Verloren ſind wir, Sie, und ich.

Süsmund. Verloren! — ich — ich habe nichts verloren. Hier ſchenk ein!

Rathgeber (etwas heimlich). Nichts als den Verſtand.

Süsmund. Eine andre Bouteille! (ruft) He!

Dritter Auftritt.

Fähndrich Donnerſchmid (aus dem Hauſe).

Aber ſeid Ihr toll! Teufelskerls Ihr! — hier auf der Straße!

Süsmund. Ha! bis auf den Markt wär ich ihm nachgerennt.

Seefeld. Kriegſt nichts von dem Wein. Giebs ihm nichts, Brüderchen!

Donnerſchmid. Will nichts haben, geht nur hinein, Ihr Lermgeiſter! — könnt auch gar nichts vertragen.

Rathgeber. Nun, der ſcheint doch noch nicht voll zu ſeyn. — Ach liebſter Herr von Donnerſchmid! was machen wir? Der alte Herr iſt angekommen.

Donnerſchmid. Süsmunds Vater?

Rathgeber. Ja, ja.

Donnerſchmid. Alle Teufel! Höre, Süsmund! Dein Vater iſt gekommen.

Süsmund (lachend). So?

Donnerſchmid. Dein Vater — Dein Vater.

Süsmund. Was geht mich das an?

Donnerſchmid. Biſt Du toll, Kerl? — Er iſt gekommen.

Süsmund. Sagt ihm, daß er wieder fortreiſen ſoll.

Donnerſchmid. Das iſt zum raſend werden.

Süsmund. Nu, krieg ich noch keine friſche Flaſche? Ihr laßt mich wohl verdurſten!

Rathgeber. Und Sie tränken ſich wohl zu tode? —

Süsmund. Ey, iſt beſſer ſich zu tod trinken, als tod dürſten.

Rathgeber. Ein herrlich Principle!

Donnerſchmid. Nichts mehr vom Trinken itzt! Süsmunds Vater iſt gekommen.

Seefeld. Ich — ich wünſche dem Mann alles Gutes an Leib, und — und — an der Seele.

Donnerſchmid. Du Wolkentänzer! weißt viel —

Seefeld. Wolkentänzer! ha, ha! närriſch! närriſch! hol mich der Teufel! — ja — ja, die Wolken tanzen ordentlich mit mir rum. (Stumme Handlung mit Süsmund und Seefeld.)

Donnerſchmid (zu Rathgeber). Aber iſts auch gewiß? Hat Er ihn geſehen? Rathgeber?

Rathgeber. Geſehen nicht; aber geredt mit Leuten von ihm, die eben ans Land geſtiegen ſind.

Donnerſchmid. Da kann er ja jeden Augenblick hier ſeyn. — Wenn wir nur die wegſchaffen könnten!

Rathgeber. Wir wollen ſie in den Speiſeſaal führen zur andern Geſellſchaft.

Seefeld. Und wenn denn der Vater kömmt und findet uns ſo — —

Rathgeber. Das will ich ſchon verhindern, er ſoll nicht hereinkommen.

Seefeld. Aber wie? Wie?

Rathgeber. Wollen Sie denn nicht wieder hinein zur Geſellſchaft gehen? (Zu Süsmund.)

Süsmund. Ah! wir ſind uns ſelbſt Geſellſchaft genug.

Seefeld (ſingt).

Donnerſchmid. Lermteufel Du! Wart! wart! wenn die Häſcher kommen werden.

Süsmund. Die Häſcher! (lachend!) Die ſaufen ſelbſt gern.

Rathgeber. Drinnen iſt noch mehr Wein.

Donnerſchmid. Und Donna Buccarelli, Süsmund!

Seefeld und **Süsmund** (zugleich). Noch mehr Wein? Nun komm! — — Donna Buccarelli? Ja, ja! Komm! komm! zur Buccarelli!

Seefeld. Ja komm, komm! (taumeln ab. Wollen in eine andere Gaſſe, Rathgeber und Donnerſchmid führen ſie weg.)

Donnerſchmid. Nun Rathgeber, ſag wie willſt Dus machen? Jtzt ſei einmal ein wahrer Rathgeber!

Rathgeber. Sehen Sie nur! Der Vater iſt ein erzguter Mann — und gegen meinen Herrn zu übertrieben gut. Nu wiſſen Sie die Hiſtörchen, die Ihnen mein Herr erzählt hat? Er iſt ein großer Geiſterſeher.

Donnerſchmid. Nun in dem Punkt biſt Du auch nicht gar zu taktfeſt, dächt ich.

Rathgeber. Sonſt wohl, aber itzt glaubt ich gerne auch keinen Teufel, wenn ich nur ſo ganz gewiß wegen der Hölle wäre — —

Donnerſchmid. Wie die drinne ſchreien!

Rathgeber. Gehn Sie doch hinein, und machen Sie, daß ſie ruhig werden. Ich weiß ſchon, was ich mache; Ich hab mir etwas ausgeſonnen.

Donnerſchmid. Nun?

Rathgeber. Itzt nicht. Laſſen Sie mich nur! Aber ſtille müſſen ſie drinnen ſeyn, wie in der Kirche.

Donnerſchmid. Wie im Komödienhauſe. Nun, Rathgeber! daß nur der Alte ja nicht hineinkömmt. Bring uns bald Nachricht.

Rathgeber. Verlaſſen Sie ſich auf mich! Verriegeln Sie nur die Thüre, und laſſen Sie ſie ja nicht offen, es mag geklopft werden wenn will. Allenfalls die Seitenthüre, wenn ich das Signal gebe.

Donnerſchmid. Schon gut, ſchon gut! mach nur Deine Sachen klug. (Von verſchiedenen Seiten ab.)

(Künftig fortgeſezt)

III.

Auszüge.

Ueber Holſtein und Beſchreibung einiger Gegenden in Holſtein.

Aus den ungedruckten Briefen einer Hannöveriſchen Dame.

Der Weg von Lübeck nach Eutin iſt ſehr angenehm. Man fährt aus dem ſchönſten Thor und durch die angenehmſte Gegend um Lübeck, längs der Trave hin, die ſich durch Wieſen ſchlängelt, und ein artiges Gemählde giebt. Dann kommt man ziemlich lange durch ein ſehr hübſches Holz. Nicht weit davon geht das Holſteiniſche an; und das iſt an der Schönheit der Felder, Knickbüſche und Verkoppelungsgräben ſehr ſichtbar.

Der Charakter dieſer Gegend hat nichts romantiſch Erhabenes; aber ſehr liebliche, reiche, fruchtbare Natur, und an manchen Stellen gar artige Proſpekte auf Dörfer, kleine Holzungen und Seen, in großer Menge. Dieſes Land iſt bey weitem nicht ſo bewohnt, als man von ſeiner Fruchtbarkeit vermuthen ſollte. Der Dörfer ſind nur wenig, und auch dieſe ſind nur klein; die Landgüter ſind zu weitläuftig, und die Felder der Beſitzer zu groß, als daß viele Bauern hier wohnen könnten. Wäre Holſtein ſo bewohnt, als Sachſen, ſo würde ich jenem vor dieſem einen völligen Vorzug geben; denn Holſtein iſt würklich an ſich weit anmuthiger und ſchöner.

Eutin liegt zwar auch an einem See, aber doch klein und unanſehnlich. Es iſt nichts mehr und nichts als ein mäßiger Flecken, mit einem einzigen ſchlechten Thurme, einer Art von einem kleinen Thore, drei oder vier leidlichen Straßen, ſchlechten und kleinen Häuſern, und einem unanſehnlichen Schloſſe, wobey doch ein großer regelmäßiger Garten ſich findet. Wir kamen zu Mittage an, und fuhren bald darauf nach **Sielbeck**, welches nur eine kleine Stunde von Eutin liegt.

Ich beziehe mich ganz auf Hirſchfelds liebenswürdige Beſchreibung dieſes Orts, da ſie ſo getreu als ſchön iſt, und ich ihr nur wenig zuzuſetzen wüßte; doch deucht mir, daß ſie den ganzen edlen und zauberiſchen Reitz dieſer ſonderbaren Lage nicht ganz erreicht. Es iſt gar ſchwer, ſo etwas recht maleriſch zu ſchildern, ohne in den Pomp einer poetiſchen Schreibart zu verfallen, die immer dem ſüßen ländlichen Reitz der Natur ſchadet; denn ich habe immer empfunden, daß man im Genuſſe ſelbſt die Schilderung gern vergißt. Einen recht dauerhaften angenehmen Eindruck hat mir beim Eintritt ins Pavillon die doppelte Ausſicht gemacht; beſonders die hinten hinaus, auf den Ugleyer See, der durch die ziemlich weite Oefnung der hohen Bäume aus der ſteilen Tiefe hervorblickt, und wunderbar mit der hellen weiten lachenden Ausſicht des vorn liegenden großen Kellerſees abſticht.

Nie ſah ich einen lieblichern See als dieſen kleinen Ugley. Die ſüßeſten Schauer der Einſamkeit umſchweben ihn; ſanfte Buchten, von der Natur zu lauter reizenden Baſſins gebildet, die bald mit grünen, bald mit dunklen beſchatteten Ufern umgeben ſind, wo man, bei vieler Abwechslung des Schattens und Lichts, beim Gepletſcher kleiner von allen Seiten hervorſtrömender Quellen, beim Gemurmel der Waſſerfälle, und dem Geſange unzählicher Nachtigallen, die anmuthigſten Ruheplätze findet. Die Spatziergänge im Holze gehen rund um den See herum, und man kann eine Stunde damit zubringen.

Die

Bis jetzt hat Kunſt und Geſchmack noch gar wenig für den Ort gethan. Er ſteht unter der Aufſicht eines einfältigen Menſchen, den ich höchſtens für eine Art Holzvogt anſah. Es ließe ſich noch unbeſchreiblich viel Schönes hier anbringen, und wenn nur etwas Kunſt der reitzenden Natur zu Hülfe käme, ſo könnte aus den jetzt nicht recht zuſammenhängenden Theilen ein vortrefliches Ganze entſtehen. Unter andern liegt rechts über den Ugley ein hoher Berg, der gar nicht benutzt iſt, und von dem man die prächtigſten Ausſichten auf beide Seen und auf die ganze ſchöne Gegend hat.

Hirſchfeld hat die reitzenden Spatziergänge am Ugleyer See nur obenhin berührt, und die Pracht ſeines Colorits an den Kellerſee verſchwendet. Einen Umſtand hat er jedoch nicht angemerkt, der nach meinem Gefühle zur Verſchönerung des Gemäldes vieles beiträgt, und mir beſonders aufgefallen iſt. Nehmlich daß das Ufer des Kellerſees keine gerade Horizontallinie, ſondern eine ſchräge Linie vor dem Pavillon bildet, ſo daß es ſich zur rechten wie in einen ſpitzen Winkel verlieret.

Der Pavillon iſt übrigens zu klein und zu niedrig. Eine Etage höher aufgeſetzt, würde er eine weit beſſere Wirkung thun. Zur Wohnung iſt er gar nicht eingerichtet, und ich wundere mich, daß der Herzog, deſſen Herzensgüte und edle Einfalt der Sitten eines ſolchen Aufenthalts werth iſt, ſich keine völlige Sommerwohnung hier zubereitet. Schön und erfreulich iſt es zu ſehen, wie er hier mitten unter ſeinen Unterthanen lebt, und ihre Felder verſchont, die von allen Seiten den kleinen Luſtort umgeben, und die er zu deſſen Verſchönerung ſehr nützen könnte, wenn er klein genug dächte, um ſie ihnen allergnädigſt wegzunehmen.

Von Eutin bis Preetz iſt der Weg überaus anmuthig, weil man von allen Seiten die reitzendſten Ausſichten genießt. Nur Schade iſt es, daß man zu oft durch Nedder fahren muß, und durch die Knickbüſche verhindert wird, frey umher zu ſehen; doch kommt man ziemlich häufig auf Höhen und offene Stellen, wo ſich die treflichſten Gegenden zeigen, und dieſe Ueberraſchungen machen das Vergnügen lebhafter. Beſonders ſchön iſt die Lage einer Mühle, die Gräbers Mühle genannt wird, an einem großen mit Holz eingefaßten See. Man fähret von der Mühle ab auf einen hohen Berg, von dem die Ausſicht ganz auffallend ſchön iſt, und kömmt nicht weit davon in eine hohe, waldigte Gegend, dergleichen ich in Holſtein nicht erwartet hätte.

Verſchiedene adeliche Güter liegen auf dieſer Straße, worunter **Lehmkuhl**, welches einer verwitweten Frau von Hahn gehört, angemerkt zu werden verdienet. Das Haus liegt an einem kleinen See, iſt ſchön und prächtig gebauet, und mit großen Alleen umgeben.

Preetz hat eine gute Lage, gleichfalls an einem See, und auf einer kleinen Höhe. Zwar iſt es auch nur ein mäßiger Ort, aber doch hübſcher und größer als Eutin. Das Kloſter liegt am äußerſten Ende der Stadt, und beſteht eigentlich nur in einer Kirche und denen zur Kirche gehörigen Gebäuden; denn die Stiftsdamen haben ihre eigene ſehr hübſchen Häuſer in der Nähe des Kloſterhofes. Es ſind ſechzig Fräulein, aber nicht ſo viele Häuſer, weil oft eine bey der andern zur Miethe wohnt.

Das Wetter, welches uns bis Preetz ſehr begünſtiget hatte, fing auf einmal an ſchlecht zu werden, und wir fuhren in einem ſtarken Regen bis nahe vor Kiel, doch hielt er zum Glück noch früh genung ein, um uns die ſchöne Lage dieſes Orts betrachten zu laſſen. Man glaubt der Stadt ſchon ganz nahe zu ſeyn, und muß doch noch weit herumfahren, um hineinzukommen, da ſie an dem gegenſeitigen Ufer des Haafs liegt. Von der dieſſeitigen Höhe herab, giebt Kiel mit ſeinem anſehnlichen Schloſſe, und dann der tief in die Oſtſee auf eine Meile ſich erſtreckende

Haaf, nebſt den Dörfern, die an ſeinem Ufer liegen, einen ſchönen, heitern Anblick.

Am Abend unſerer Ankunft leitete uns ein Ohngefähr nach dem Schloſſe, wo ſich mir eine Ausſicht öfnete, die mich in Erſtaunen und Freude verſezte. Der Schloßhof iſt ein Viereck mit einem eiſernen Gitterwerk geſchloſſen, aus dem ein ſchöner groſser Garten ſichtbar wird, der als ein Amphitheater in Teraſſen hinuntergehe. Dieſer Garten iſt zwar nicht im neuen Geſchmack angelegt, er hat aber doch ſchöne Partien, als zwey lange dunkle Alleen von hohen Ulmen, die ein natürliches Berceau bilden. Noch jenſeits der Gartenthür iſt im freien Felde eine ſolche Allee fortgeſetzet, welches von oben herab fürs Auge eine gute Wirkung thut. Das Schönſte dabey iſt aber, daß an der rechten Seite der Garten längs dem Haaf geht; nur eine Lindenallee iſt dazwiſchen. Der Blick verliert ſich in der weiten Ferne des Waſſers. Vor ſich ſieht man Feld und Waldung, und links einen Theil der Stadt und viele Gärten. Aus dem Garten geht eine kleine Thür nach der oben erwähnten Lindenallee, welche an der ganzen Waſſerſeite der Stadt und des Schloßgartens eine ſchöne Promenade am Waſſer giebt. Die Ufer des Haafs ſind zwar nicht durchaus blühend und angebauet. Hier und da iſt ein kahler Sandberg, der das Auge zurückſtößt; doch giebt es auch ſehr reitzende Stellen, anmuthige Dörfer, einzelne Häuſer, und kleine Gruppen von Bäumen; auch kommen und gehen Schiffe und Böte, wodurch die Landſchaft belebt wird. Nicht viele Spuren eines groſsen Handels ſind jedoch hier zu ſehen. Auch im Hafen iſt nur wenig Gewerbe; einige neugebauete hübſche Schiffe lagen da, die bald vom Stapel laufen ſolten, auch einige artige Jachten.

Die Stadt hat durchaus nichts Schönes; enge Straſsen, ſchlechtes Pflaſter, hohe, maſsive, aber ſehr ſchmale Häuſer, ſo ſehr in einander gebauet, daß man bequem auf

den

den Dächern rund herum ſpatziren könnte. Nur das Haus des Herrn geheimen Raths von Saldern trägt ein Gepräge von Schönheit und Geſchmack, der aus der hieſigen Bauart ſonſt völlig verbannt iſt.

Von Kiel hatten wir uns vorgenommen, nach Däniſch Neuhof, einem Gute des Kammerherrn Revenfeld, zu gehen, weil man uns ſehr viel von der auſſerordentlich ſchönen Lage deſſelben ſagte. Aber ein Gewitter brachte uns einen ſehr heftigen Regen; verdrieſslich über den traurigen Anſchein dieſer Luſtreiſe, ſaß ich tief eingehüllt, im feſt zugemachten Wagen, war übler Laune, ſah und hörte nicht, und ahndete nicht im geringſten, daß ich gerade dieſen Widerwärtigkeiten eine Bekanntſchaft zu verdanken haben würde, die mir lieber werden ſollte, als alle Schönheiten der Oerter und Gegenden. Wir hatten uns nicht um die Wege bekümmert; unſere Leute, die das Wetter vermuthlich auch mürriſch machte, verfehlten ſie, und ſo kamen wir, durch ein geringes Verſehen nach einem Ort, den wir für Däniſch Neuhof anſahen. Er war es nicht, wie wir beim Hineinfahren durch den letzten Schlagbaum erſt erfuhren. Wir wollten dicht vor dem Hofe umwenden; da das aber im ſchmalen Redder nicht möglich war, mußten wir grade auf den Hof fahren, um da wenden zu können. Als wir, unruhig und verlegen, mit einander berathſchlagten, was da zu thun ſey, trat aus einem Seitengebäude ein junger Mann, mit einer ungemein offenen einnehmenden Geſichtsbildung und einem Ordensbande hervor; redete uns auf franzöſiſch gar höflich an; wollte uns einen Wegweiſer verſchaffen, und bat uns endlich, bey ihm abzuſteigen. Nach einigen gegenſeitigen Komplimenten erfuhren wir, daß es der Graf Holk ſey; und ſo trugen wir kein Bedenken, das gaſtfreundliche Anerbieten anzunehmen. Er wußte ſelbſt nicht recht, wer wir waren, konnte alſo ſeiner Gemalin nur eilig ſagen: es ſeyen Fremde da. Es war kaum zehn Uhr Morgens, ſie waren alle noch nicht angekleidet; doch kam die Gräfin augenblicklich, und unerachtet ihrer natürlichen Blödigkeit, hatte doch ihre Befremdung nichts von dem verdrießlichen abſchreckenden Weſen, das die mehrſten Damen bey einer ſolchen Gelegenheit gewiß kaum würden überwinden können. Auch die Kinder liefen in Nachtröckchen, frey und freundlich um uns herum. Alles war ungekünſtelt und heiter, und verrieth nicht den mindeſten Zwang. Der Graf unterhielt uns mit einnehmender Munterkeit aufs angenehmſte, und noch nie wußte ich ſo geſchwind bekannt und à mon aiſe geſetzt worden zu ſeyn. Ich hatte freilich ſchon oft von dieſen vortreflichen Perſonen reden hören, und war zu ihrem Vortheil eingenommen: doch auch ohnedies hätte der Eindruck von allem, was ich jetzt ſah und hörte, mächtig auf mich gewirkt.

Es ſchien mir ein recht engliſches Weſen in dieſem Hauſe zu ſeyn. Wir wurden gleich in ein großes, helles, ſehr ſchön verziertes Zimmer eingeführt, das durch die ganze Tiefe des Hauſes geht, und auf beyden Seiten Fenſter hat. Die einen ſehen auf den großen und hintern Hof, an deſſen Ende ein kleiner Blumengarten, und ein ſehr artiges Haus ſteht, welches in der Geſtalt eines türkiſchen vorne aufgeſchlagenen Zeltes, gebauet iſt, und zwar ſo täuſchend, daß man es würklich nur für ein Ruhekabinetchen anſieht und nicht gewahr wird, daß hinten hinaus noch fünf bis ſechs ſchöne Zimmer daran ſtoßen. Die hinterſten Fenſter des großen Zimmers, in dem wir waren, geben eine ſehr reizende Ausſicht auf den Garten, der eigentlich nur ein ins Holz ſich verlierendes Blumengeſträuch iſt; dann auf Feld und Wieſen, und im Hintergrunde gerade auf ein Dorf, deſſen Kirchthurmſpitze dem Auge zum Ruhepunkt dahin geſetzet zu ſeyn ſcheint. Ueberhaupt ſind in Eckhof (ſo heißt dieſer Ort,) ſehr viel Spuren des ſei-

nem

nen Geſchmacks und des edlen ſanften Gefühls ſeiner Beſitzer; ſie bedurften keiner verſchwendriſchen Pracht, um ihren Wohnſitz reitzend und angenehm zu machen. Die Gegend hat zwar keine frappante Schönheiten; aber ſie iſt ländlich, heiter, anmuthig und ſüß; und die Oſtſee, die man aus der Hausthüre und allen Fenſtern ſieht, hebt und ſchmückt ſie ſehr. Sie iſt eine Viertelſtunde vom Hauſe entfernt; wäre ſie näher, ſo hätte freilich das Ganze mehr Majeſtätiſches.

Die ganze Gegend um das Haus herum iſt im Bezirk einer halben Stunde zu Spatziergängen eingerichtet, und hat eine recht angenehme Verbindung, viele Abwechslung und eine hinlängliche Ausdehnung, um ziemlich lange gehen zu können, ohne dieſelben Gegenſtände wieder zu finden. Eine Thüre aus der Wohnſtube führt in den Garten; dieſer iſt, wie ich ſchon geſagt habe, ein ſehr ſimples, aber gar heitres Blumengeſträuche, und verliert ſich gleich in ein Hölzchen, welches rund um eine ſchöne Wieſe geht. In dieſer fließt ein lieblicher Bach, der, über eine kleine Erhöhung geleitet, einen nie verſiegenden ſanftrauſchenden Waſſerfall bildet. Ueber dem Bach iſt eine kleine Brücke mit Ruhebänken; eine unbeſchreiblich angenehme friſche Stelle, die mir lieber wäre, als alle Kunſtwaſſer in der Welt, die nicht zum täglichen immerwährenden Genuß, ſondern nur prunkweiſe auf einige Stunden zu fließen die Erlaubniß haben. Nahe dabey ſteht zwiſchen alten Eichen eine Einſiedeley, die von oben herab, nemlich von einer mit Linden beſetzten Anhöhe, welche jenſeits der Wieſe und dem Waſſerfalle gegenüber fortgeht, einen ſchönen, recht romantiſchen Anblick giebt. Dieſe Höhe iſts, von der Kramer ſchreibt, daß er den Meſſias da geleſen, und Holk ihn gebeten hätte, nicht im dichteriſchen Eifer ſein Eckhaf untergehen zu laſſen.

Es wäre mir unmöglich, alle Stellen anzuzeigen, die eine Beſchreibung verdienten, und die ein ſanftes, melancholiſches oder heiteres Gefühl zu erwecken ſehr fähig ſind; doch habe ich einige davon angemerkt. Unter andern hat mich ein Gedanke ſehr angenehm überraſcht; wir giengen plaudernd durch die ſchmal ausgehauenen Gänge, und es ergötzte mich ſehr zu ſehen, wie des Grafen edler Naturſinn bey Anlegung dieſer Gänge die ſchönen Bäume verſchont, und ſo wenig als möglich hatte umhauen laſſen; oft ſtand einer mitten im Wege, oder ſtörte die ſymmetriſche Ordnung, ohne doch der Schönheit zu ſchaden. Plötzlich ſchlug der Graf einige Zweige auseinander, und da erblickte ich einen langen ſchmalen Gang, der eine Anhöhe theilte, ſo daß ſie links in die Tiefe ſank, und an der rechten Seite ſich erhob. Am Ende dieſes funfzig Schritt langen Ganges ſtehet am Fuß einer ſehr alten Eiche ein Altar von Mooß und Steinen, und an demſelben folgende Stelle aus dem Meſſias:

> Einen Becher der Freuden hat in der Rechten: der Linken
> Einen wüthenden Dolch, die Einſamkeit; reicht dem Beglückten
> Ihren Becher; dem Leidenden reicht ſie den wüthenden Dolch hin.

welches auf die mit Dornen und dunkeln Geſträuche wild bepflanzte Tiefe, die ſich ins Gehölz verliert, und auf die rechts mit Roſen und Myrthen freundlich gezierte Höhe eine ſchöne Alluſion macht. An der andern Seite der Eiche iſt eine finſtere, einſame Hütte von Borken angelehnt, wo man alles ſieht, was zur Wohnung eines einſamen Beters erfordert wird. Das Ganze macht einen ſehr feierlichen Eindruck.

In demſelben Hölzchen findet man noch eine Anlage ganz anderer Art. Mitten unter ehrwürdigen Bäumen iſt ein kleiner runder Platz zu einem überaus artigen und niedlich geſchmückten Blumengarten zubereitet, wo ſüße kindliche Freundlichkeit mit dem feierlichen Dunkel des

Waldes contraſtirt. Auf dem Stamm einer abgehauenen Eiche ſteht folgendes kleine Gedicht, welches Kramer im Namen des Grafen an deſſen älteſte Tochter, der das Gärtchen gehört, gerichtet hat:

Wo der Feierer unſres Luthers und der Sänger des Meſſias weilten,
Da umpflanzte ich, o Sophie, mit den Blumen
Jedes Lenzes dir die Stätte, und ich gab ihr
Deinen Namen, du Geliebte!
Es verwelkten dieſe Blumen! ach ſie ſinken, wenn der Nord ſtürmt, nieder,
Wie die Krone dieſes Eichſtamms vor der Axt ſank,
Alle Veilchen, Hyacinthen und die Roſen.
So verwelkt nicht unſre Liebe.
Oder welkt ſie, ſo entſprießt einſt in dem Eden überm Grabe
Herrlich ihre Blüte; wie der Saame in der Erde.
Alſo keimet unverweslich das Verweſte, nimmer wieder zu verblühn!

Kurze Gänge durch Feld und Wieſen verbinden ein anderes kleines Gehölz mit dem eben erwähnten, und daraus entſtehen mannichfaltige Abwechſelungen der Plätze und Ausſichten. So kommt man an einen Sitz unter hohen Bäumen, der etwas erhaben iſt, und wo man von einer großen prächtigen Ausſicht überraſcht wird. Man findet ſich nemlich der Oſtſee ſehr nahe, die bis jetzt verborgen geblieben war, und überſieht ſie nun in einer weiten Ferne. Ein herrlicher Anblick, aus dem Dunkeln des Waldes hervor, und hin über die grüne Wieſen. Ungern verläßt man den Platz, und nur die Erwartung noch ungeſehener Schönheiten vermags, den Blick loszureißen, und den Fuß auf einem ſchlängelnden Wege der See immer näher und näher zu locken.

Ein ziemlich großes ſtehendes Waſſer, der Fullſee genannt, der vermuthlich eine Folge einer einſtigen Ueberſchwemmung des Meeres iſt, ſtößt an dieſen Spatzierweg. Eine kleine rauhe ungeſchmückte Anhöhe führt daran herab, und man findet da eine Fiſcherhütte, die ſo täuſchend angebracht und eingerichtet iſt, daß man ſie äuſſerlich durchaus für nichts anders als ein Hüttchen zur Aufbewahrung der Fiſchergeräthe anſieht. Aber aufs angenehmſte wird man überraſcht, indem bei Eröfnung der Thür ein allerliebſtes Kabinet, mit zwei bequemen Polſterbänken längs den Wänden dem Auge entgegenlacht, und zur ſüßeſten Ruhe einladet. Gegen über der Thür iſt ein Fenſter, aus dem man nichts als Waſſer ſieht, ſo, daß man wirklich zu ſchwimmen glaubt. Wäre bey Eckhof nur dieſe Fiſcherhütte, ſo würde ſchon aus ihr der reine ſanfte Geiſt der Beſitzer und ihr durch Hof und große Welt unverdorbenes Gefühl hervorleuchten.

Von dieſer Hütte ab gehen noch weite Spatziergänge nach der Seeſeite zu; doch zwang mich meine Schwäche und Müdigkeit, Verzicht darauf zu thun. Nur bat ich mir aus, die ſogenannte Sturzenbecherſche Inſel zu ſehen, wo dieſer berüchtigte Seeräuber wirklich gewohnt haben ſoll. Es iſt ein artiges kleines Eiland, ganz mit Holz bewachſen, in der Mitte eine kleine Anhöhe, wie eine wilde Laube ausgehauen. Klopſtock hat den Grafen bewogen, einen großen Stein mit vieler Mühe dahin bringen zu laſſen, und hat ihn zu einem Denkmal ihrer Zuſammenkünfte an dieſem Ort aufgeſtellt, und mit dem Namen der freundſchaftlichen Geſellſchaft bezeichnet; unten ſteht folgendes Motto: **Freundſchaft iſt Schatten gegen Sonnenſtralen und Schirm gegen Regengüſſe.**

Etwas weiter kommt man auf die äuſſerſte Seite der Inſel, welche in die See hinein geht. Da ſind Bänke um einen Tiſch geſetzt, von denen man durch gebogene Aeſte der Bäume, wie durch eine Pforte, eine unbegränzte Waſſerausſicht genießt. Eine gar liebliche kühle Stelle! In allen dieſen Anlagen iſt leicht zu merken, daß geſchmackvolle Kunſt und eine etwas poetiſirende Einbildungskraft der Natur beſcheiden zu Hülfe kam, doch iſt nirgens eine Spur von Zwang, Ueberladung und Ziererey. Man ſiehet deutlich, daß nicht getändelt ward, um Bewunderung zu erwecken, oder Schöngeiſterei zu zeigen, ſondern daß alles aus der reinen Fülle empfindender Herzen floß. Möchten doch auch nur ſtets ſolche Herzen, und keine andern, dieſe ſüße Wohnung der Ruhe, der Tugend, Eintracht und Liebe ſehen und beurtheilen! — Für den großen Haufen iſt hier wirklich Alles zu gut oder zu ſchlecht!

Nun komme ich auf das, was man wohl eigentlich die größte Schönheit von Eckhof nennen kann, und welches ich nur darum zuletzt beſchreibe, weil es das letzte war, was ich ſah. Etwa eine kleine Virtelſtunde vom Hofe liegt ein Luſthaus, welches für die Gräfin gebauet, und nach ihr Julianenruhe genannt iſt. Ein bezaubernder Aufenthalt, um holde ruhige Stunden, im Genuß der ſchönen ländlichen Natur, da zu verleben, ſo wie Kramer ſie ſchildert, in der vortreflichen Ode, die er an dieſem Orte gedichtet hat. A) Eine kleine Pforte führt vom Redder ab, durch ein Stückchen Wieſen, einem ſchönen Büchenhölzchen zu, worin ſchlängelnde Wege laufen. Wenn man ſich hinaus gewunden hat, erblickt man eine freie, offene, etwas abhängige Stelle, auf deren Höhe ein artiger Pavillon ſteht, worin nur ein mit Kupferſtichen und Blumenkränzen niedlich gezierteter Salon und eine kleine Küche befindlich iſt. Vor dem Pavillon iſt ein Bosquet von allen Arten von Roſen, und blütetragenden Stauden, als Jasmin, Geisblatt, und dergleichen, welches ein liebliches Gemiſche von Farben und Gerüchen giebt. In der Mitte iſt ein freier Platz mit engliſchem Graſe, um die Ausſicht nicht zu verſperren, welche auf ein tiefer liegendes Feld und einige Häuſer geht, und endlich in die Oſtſee ſich verliert, die etwa vierhundert Schritte davon, wie ein ausgeſpanntes dunkelblaues Tuch liegt.

Die vorbeyfahrenden Schiffe laſſen ſich ganz deutlich erkennen. Sehr ſchön iſts, daß der Pavillon gerade in der Mitte zwiſchen zwey kleinen Wäldern ſteht; denn zur rechten Hand iſt ein reizendes Eichenhölzchen, und auch hinter dem Hauſe ein Bosquet von allerley gemiſchten Holzarten. Läßt ſich wohl eine anmuthigere Lage als dieſe denken? Auch iſt das Gefühl, welches mich hier durchdrang, unausſprechlich. Ich fand ſo eine ſüße Harmonie der Natur mit den hier lebenden Menſchenſeelen; alles ſo glänzend, und doch ſo mild; ſo ſchatticht, und doch ſo heiter; ſo geſchmückt, und doch ſo ungekünſtelt und frey. Wegreiſſen mußte ich mich von ihnen; denn ich hätte wohl mögen hier Hütten bauen, hier leben und hier ſterben.

Ob wir gleich den vorigen Abend ſehr ſpät zu Hauſe gekommen waren; ſo mußten wir dennoch bey guter Zeit wieder aufbrechen, weil wir bey dem Herrn geheimen Rath von Saldern nach Heeſchenberg auf den Mittag eingeladen waren, und dieſer Ort zwey gute Meilen von Kiel liegt.

Ich erwartete hier Pracht und Schönheit, und fand ſie in reichem Maaß. Hirſchfeld hat dieſen Ort ſo vortreflich beſchrieben, k) daß ſeiner Schilderung nichts zuzuſetzen bleibt; nur will ich den Eindruck bemerken, den jede vorzügliche Stelle, und das Ganze auf mich gemacht hat. Die Einrichtung iſt fürſtlich. Man ſieht, daß die Natur und wenn gleich nicht das Weſen ſelbſt, doch auch wenigſtens der Anſchein der Freude dem Reichen zu Gebote ſteht, wenn er, wie Saldern, Geſchmack und Kenntniß des Schönen hat. Aber, daß eben dieſer Reichthum oft dazu verleitet, ſchöne Nachläßigkeiten der Natur für Mängel anzuſehen, und ſie zur Unzeit verſchönern zu wollen, war mir auffallend, als ich ſah, daß die ſchönen, ebenen mit Grant belegten Holzwege leider mit einer Hecke eingefaßt ſind, über welche man nicht wegſehen kann, und die alſo den Anblick des innern Holzes verhindert, und eine ermüdende

Regelmäßigkeit hervorbringt. Ich konnte nicht umhin, meine Befremdung darüber zu bezeugen; und bekam zur Antwort: daß es geſchehen ſey, um die Schäfte der Bäume zu verbergen. Ich ſchwieg, deſto weniger mit der Entſchuldigung zufrieden, da ich ſah, daß das Holz auf dem Heeſcheuberge vortreflich, und die Schäfte ſo gerade, glatt und ſchön, als möglich ſind.

Die kleinen Wohnungen für Fremde, welche einzeln in dem Walde herumſtehen, ſind unſtreitig alle mit vielem Geſchmack gebauet und eingerichtet. Nur ſcheint mir, daß ſie nicht alle auf der vortheilhafteſten Stelle ſtehen; als z. B. die Rotonde müßte doch wohl einen offenen, freien, erhabenen Platz haben, und dieſer Pavillon, welcher gerade der geſchmückteſte und ſchönſte iſt, ſtehet beynahe verborgen, und iſt von weitem nicht auffallend und ſichtbar genug. Ein anderer, Belle-Vüe genannt, würde den Namen beſſer verdienen, wenn er nicht etwas abſeits, ſondern gerade vor der Allee ſtünde, die ſich auf eine würklich ſchöne Ausſicht öfnet, welche man aus dem Hauſe ſelbſt nicht genießen kann. Aber es ſollte bald ſcheinen, als wollte ich an dem ſchönen Orte nur Fehler aufſuchen; und doch iſt für mich Kritik eine Peſt alles Vergnügens.

Ausnehmend gefiel mir gleich der erſte Blick aus dem großen Pavillon, der die Ueberſchrift TRANQUILLITATI hat, den der Herr von Saldern bewohnt, und wo ſich die Geſellſchaft verſammelt. Er ſteht auf einem großen freien Platz, von dem Teraſſen bis zum Fuß des Berges herabgehen; die Ausſicht iſt ausgebreitet und ſehr anmuthig; man findet bey Hirſchfeld ihre Beſchreibung. Ich genoß das Vergnügen dieſer Ausſicht während des ganzen Mittagseſſens, weil ich gerade in der Mitte des Tiſches ſaß, und ſie vor Augen hatte.

Die Waſſerwerke, die auf dem Heeſchenberge angebracht werden könnten, müßten wohl wegen Mangel an

Waſſer die Hand der Kunſt etwas verrathen. Der Anſchein des Kleinlichen und Gezwungenen iſt jedoch dabey ſorgfältig vermieden. Das Waſſerbehältniß hat man vortreflich genutzt, um eine freie, friſche Stelle zu bereiten, die mit Bänken, ſchattigten Bäumen, und herrlich ſchönem engliſchen Gras umgeben iſt. Man merkt nicht, daß ſelbſt dies ſtehende Waſſer den ſchönen Waſſerfall bildet, der durch künſtliche Anbringung vieler Röhren ſich verſtärkt, ein großes Geräuſch und eine überaus frappante und angenehme Würkung hervorbringt. Die Grotte, die gerade vor dieſem Waſſerfalle ſteht, iſt ein prächtiges Werk, wo man mit Vergnügen verweilet, weil da Ruhe, Kühlung, und das betäubende Geräuſch des Waſſers ein ſanftes Staunen über die Sinne verbreiten. Das abfließende Waſſer bringt an vielen Stellen mehrere kleine Waſſerfälle hervor, und ihr melodiſches Gemurmel kommt ſtärker oder ſchwächer, näher oder entfernter, dem Ohr von allen Seiten entgegen.

Neben der Grotte ſieht man ein Inſelchen, wo zwiſchen vielen Blumen eine kleine Urne ſteht. Sie iſt das Begräbniß — eines geliebten Hündchens; und wäre wohl einer beſſern Beſtimmung werth. Nicht weit von dem Waſſerfall und der Grotte iſt ein Pavillon mit vier bis fünf Stuben, wo eine ganze Familie bequem wohnen kann. Er heißt: Bonbon.

Ueberhaupt ſind auf dem Heeſchenberge acht Gebäude. Zuerſt unten bey der Auffahrt ein Wirthshaus, wo alle fremde Domeſtiquen und Pferde auf des geheimen Raths Koſten bewirthet werden. Nicht weit davon ein kleines Wohngebäude. Oben der große Pavillon, mit der Aufſchrift; Tranquillitati, der gewöhnlich das Kloſter genannt wird, weil ein artiger Glockenthurm darauf ſteht. Die übrigen ſind: Rotonde, Bellevüe, Solitüde, Bonbon und Pavillon bleu. Hinter dem Kloſter ſind Zelte und Schlafſtellen der Domeſtiquen, und in einer Ecke, wo der Wald am dickſten iſt, ſtehen Küchen und Officen, die man gar nicht gewahr wird. Der Platz, worauf alles dieſes ſteht, iſt gar nicht groß, und leicht in einer halben Stunde umzugehen; doch iſt alles ſo gut vertheilt, daß ſich keine Ueberhäufung merken läßt.

Herr von Saldern ſchien unſern Wunſch, den neuen Hof, welchen er zu Schirenſee aufbauen läßt, zu beſehen, gern zu begünſtigen, und ließ uns nach dem neuen Hauſe hinfahren, welches gerade unter dem Heeſchenberge liegt.

Hier öfnete ſich mir eine Quelle von Vergnügen und Bewunderung über den ſchönen, edlen Geſchmack, die Koſtbarkeit und Dauerhaftigkeit, mit denen das prächtige Gebäude aufgeführt iſt. Selten ſieht man dieſe Erforderniſſe zu einem wahrhaftſchönen Werk in ſo reichem Maaße vereiniget. Das Haus wäre keines einzigen Fürſten unwürdig; oder, was vielleicht noch mehr geſagt iſt, es wäre werth, daß in mehrern Jahrhunderten immer ein großer Mann, wes Standes er auch ſey, im Schooße einer glücklichen Familie, im Kreiſe würdiger Freunde, frohe, geſellige, der Menſchheit nützliche Tage hier lebte.

Die Geſtalt des Hauſes, von dem ein Riß bey Hirſchfeld ſteht, gefällt mir, wegen der im italieniſchen Geſchmack vorſtehenden Flügel, nicht ganz. Sonſt iſt es gewiß nach der reinſten Architektur gebauet. Nichts iſt übertrieben; nichts vernachläßigt; nichts bloß zum Prunk und zur Zierde angebracht; ſondern alles ſo dauerhaft als glänzend, ſo nützlich als ſchön. Man ſieht ſelten eine ſolche Art zu bauen, und kann vieles hier lernen. Ueber der Hausthür ſteht die Inſchrift: NON MIHI SED POSTERIS.

Das Dach iſt ganz mit Eiſen gedeckt, welches roth angeſtrichen, einen ſchönen Glanz und Anſehen giebt. Ich wunderte mich über die Erfindung, und meinte, daß ein ſolches Dach das Haus ſehr beſchweren müßte; man verſicherte mich aber, daß es um ein Drittheil leichter als Ziegel ſey, und in Anſehung der Dauerhaftigkeit und Sicherheit bey Feuersgefahr, iſt der Nutzen wohl unbezweifelt. Eine unzählige Menge Zimmer ſind im Hauſe, ein jedes nach ſeiner Beſtimmung edel, bequem und prächtig eingerichtet. Man ſieht, daß vortrefliche Künſtler unter einem hellen, großen, und kunſtverſtändigen Kopfe gearbeitet haben, denn alles iſt mit äußerſter Vollſtändigkeit, Vorſicht und Genauigkeit gemacht. Die Rahmen und Thüren ſind alle vom beſten Holz, ſo paſſend, dicht und doppelt verwahrt, daß es die treflichſte Winterwohnung geben muß.

Die erſte Etage iſt die prächtigſte. Oben ſind nach italieniſcher Art etwas kleinere Fenſter und niedrigere Stuben. Doch auch ſehr zierlich und ſchön. In Anſehung der Ausſicht ſind ſie den untern beynahe vorzuziehen; denn man kann ſehr weit ſehen, und die anmuthigſte Gegend lächelt von allen Seiten dem Auge entgegen. Es ſind lauter kleine Hügel, von den ſanfteſten Beugungen, mit ſchönen kleinen Hölzchen bekränzt, welche eins über das andre hervorragen, und zwiſchen hindurch ſieht man Felder, Wieſen und Dörfer in reitzender Mannichfaltigkeit.

Ich werde mich in keine Beſchreibung des Ameublements einlaſſen. Man kann leicht denken, daß es aufs vollkommenſte reich und geſchmackvoll iſt; und ich würde ſchwerlich den Ausdruck von Schönheit ohne Ziererey, von Pracht ohne Prunk, der es von andern Werken dieſer Art auszeichnet, in meine Beſchreibung übertragen können. Unter andern Koſtbarkeiten bemerkte ich vorzüglich einen Ofen von Speckſtein, der ſehr artig ausſieht, und, da der Stein durch die Hitze ganz erweicht wird, auch ſehr gut heitzen ſoll; aber über ſechshundert Thaler ſchwer Geld gekoſtet hat. Dieſer Stein iſt eben der nemliche, der zur Vertreibung der Flecken im Seidenzeuge dient, er wird in

Norwegen geſunden, und in Copenhagen iſt eine Fabrik ſolcher Oefen. Noch ein anderer Ofen zog meine Aufmerkſamkeit an ſich. Er iſt aus Rußland, und von ganz ungeheurer Größe, ſo, daß er wohl viere von unſern größeſten übertrift. Man verſicherte mich, daß er, vermöge vieler durch die Wände des Zimmers geleiteten Röhren mit wenigem Holze ſich heitzen ließe, und drey Tage von einem Feuer warm bliebe.

Ein vortreflich ſchöner Saal, der durch beyde Etagen geht, nimmt den vierten Theil des Hauſes ein, und iſt im edelſten Geſchmack verzieret. Die Wände ſind bloß mit Stuckaturarbeit bekleidet, welche Säulen, nach halb Joniſcher Ordnung, vorſtellen, zwiſchen denen ſich leichte Blumenkränze winden; alles ganz weiß und bloß die Capitaler vergüldet. Der ganze Saal erhält keinen fremden Zierrath, als einen ſchönen Kronleuchter von Kryſtall und vergoldete Wandleuchter. So einfach und edel, glaube ich, ſahen die Säle aus, wo vornehme Griechen den Homer bey ihren Mahlzeiten ſich vorleſen ließen. Er war eben fertig geworden, und ſollte nächſtens durch einen Ball eingeweihet werden, zu dem uns Herr von Saldern höflich einlud.

So wie unten alle Wände in Dammaſt, Peking, und Vergoldungen glänzen, ſo iſt in der obern Etage alles ſimpler und häuslicher. Betten und Tapeten ſind von Zitz, auch viele Stuben auf Kalk gemahlt, welches ich noch nie ſo ſchön als hier geſehen habe. Es ſind die lebhafteſten Farben, die man ſich denken kann, und ein Glanz, desgleichen papierne Tapeten nie haben. Ein Zimmer hat mir vorzüglich gefallen; ich hielt es im Hereintreten für Panelwerk von Roſenholz, denn es ſieht vollkommen aus, wie die Meublen, die von dergleichen indiſchem Holze, nach moſaiſcher Art, weiß und roth eingelegt ſind. Die

Tän-

Täuſchung währte ziemlich lange, und verſchwand nur nach genauem Betaſten und Beſehen.

Dieſe Art zu meubliren gefiel mir ungemein. Ich erkundigte mich genau nach der Verfertigung, und erfuhr, daß das Hauptſächlichſte nur darin beſtehe, den Kalk nicht trocken werden zu laſſen, ſondern ſo bald die Mauer fertig und recht eben gemacht ſey, müſſe ſie ſogleich mit Mohnöl beſtrichen, und demnächſt die Farben aufgetragen werden, alsdann kommt es nur darauf an, ſie mit Geſchmack zu wählen und anzuordnen.

Daß Officen, Scheunen, Ställe, alles was zum Hof gehört, in Schönheit und Vollkommenheit mit dem Hauptgebäude übereinſtimmet, läßt ſich, ohne mein Anführen, vermuthen.

So prächtig und geſchmackvoll, als alles Uebrige, iſt auch die Bewirthung. Auf dem Heeſchenberge, wo der geheime Rath von Saldern [illegible] ganzen Sommer im oben erwähnten Pavillon [illegible], ſieht er faſt täglich Fremde, und ſorgt dafür, daß ſie alles im reichſten Ueberfluſſe finden. Sogar ſind kleine Bibliotheken in allen Pavillons. Alle Meublen ſehr reichlich, und alles nöthige Geſchirre von Silber. Geſpeiſet wird an einer runden Tafel mit rundem Aufſatz, und die Speiſen ſind ſo ſchmackhaft, als gewählt und koſtbar: ſchönes Obſt, die treflichſten Weine, alles, was zu dieſer für alle Menſchen ſo wichtigen und ſchätzbaren und beynahe einzigen Quelle von Glückſeligkeit gehört.

Ein Hauptzweck unſrer Reiſe war, den neuen Kanal zu beſehen; dieſes große und unſterbliche Werk, wodurch die Oſt- und Nordſee verbunden, und der Handel um ein beträchtliches erleichtert werden ſoll, und von dem man ſagt, daß ſchon Cromwell einen Entwurf dazu gemacht habe.

Wir giengen alſo bey guter Zeit nach Königsförde, wo wir den Grafen Holck antrafen, der, aus Gefälligkeit für uns, ſich daſelbſt eingefunden hatte, und uns mit allem, was uns intereßiren konnte, bekannt machte. Der General Wegener, dem die Aufſicht über die ganze Arbeit aufgetragen iſt, und der ein außerordentlich geſchickter Mann ſeyn ſoll, lag eben krank, und wir konnten ihn nicht ſehen. Dafür machten wir die Bekanntſchaft ſeines Sohnes, der Lieutenant beym Jngenieurcorps, und ein junger Menſch von ſchöner Geſtalt, viel Vernunft, Kenntniß und Beſcheidenheit iſt.

Zuerſt ſahen wir die Arbeit an der Schleuſe, und dieſer Anblick, der einzige in ſeiner Art, ergötzte mich ungemein. Eine unbeſchreibliche Menge Holz, Steine und andere Materialien, waren zum Theil ſchon tief in die Erde geſenkt; denn es werden in einer Schleuſe ſtets zwey Lagen von Rammen, oder dicken langen Pfählen und darüber liegenden ſtarken Bohlen über einander gelegt. Zum Theil war dies alles noch unter den arbeitſamen Händen von achthundert Menſchen. Das fröhliche Geräuſch dieſer Leute; der Geſang, womit ſie nach einem Tackt alle ihre Arme bewegen; die in großer Menge um dieſe Schleuſe gebaueten Buden, wo gehandelt, geſchlachtet, gekocht, getrunken, gelacht und gezankt ward; dabey der Gedanke, wie viel Armen dieſe Arbeit Nahrung giebt, und wie ſie den Umlauf des Geldes befördert; machten dieſes Schauſpiel ſehr intereſſant für mich, ob ich gleich keine Kunſtverſtändige bin, und von der eigentlichen Schönheit des Werks nur dunkle Begriffe mir machen konnte. Wir verließen dieſen Platz, um nach demjenigen zu fahren, wo eben gegraben ward.

Hier konnten wir die Arbeit recht in ihrer Stufenfolge beobachten; vom erſten Aufgraben des Landes an, bis zur völligen Tiefe, die erreichet werden mußte. Es waren etwa tauſend und ſechshundert Menſchen dabey beſchäftiget. Jch verſäumte, die Verhältnißzahlen, die mir angegeben wurden, gleich aufzuſchreiben, und nun könnte mich mein

Gedächtniß wohl um etwas triegen; doch deucht mir, daß der Kanal eine Tiefe von achtzig und eine Breite von hundert und zwanzig Fuß hat. Das Graben wird pottweiſe bezahlt; ein Pott iſt nemlich ein Quadrat von ſechszehn Fuß, und koſtet vier bis ſieben Reisthaler, nachdem es feſtere oder lockere Erde iſt. Was unſere Meinung nach, an der Arbeit ausgeſetzt werden könnte, iſt, daß die Verſtäuſungen, oder Dämme des Kanals, nicht feſt und dauerhaft genug gemacht ſind. Es iſt nur eine ſchräge Erhöhung von Sand und Erde, welches bey ſtarkem Regen leicht abgeſpület und herabgeſchoſſen werden kann, beſonders durch das beſtändige Gehen der Pferde und Menſchen, welche die Schiffe ziehen müſſen; dazu iſt zwar, an jeder Seite, ein ſchöner, breiter Weg gemacht, doch hat er nicht die gehörige Feſtigkeit, um eine verderbliche Drönung zu verhindern; und an einigen Stellen des ſchon fertigen Kanals fanden wir auch wirklich Riſſe in den Dämmen.

Nachdem wir bey dem Pächter des adelichen Gutes Königsförde eine ländliche Mahlzeit eingenommen hatten, fuhren wir wieder zurück. Wir nahmen nun einen ganz andern Weg, als den wir gekommen waren, nemlich nach Rappendorf, wo wir unſern Wagen vorausſchickten, und ſchifften uns jetzt in ein kleines Fahrzeug ein.

So kamen wir den Kanal hinunter bis Knoop, und fuhren daſelbſt durch die Schleuſe, welche wir auf dieſe Art ganz genau betrachten konnten. Wir wurden nur von zwey ſtark gehenden Menſchen gezogen. Die Fahrt gieng jedoch ſehr ſchnell. Wir brachten auf dieſem Wege, der eine halbe Meile gerechnet wird, nicht über eine ſtarke Virtelſtunde zu. Vor der Schleuſe muß man einige Minuten warten, bis das Waſſer ſo hoch iſt, daß man hinein kann. Mit unglaublicher Geſchwindigkeit fällt es alſobald zehn Fuß herab, und ſo kommt man durch die zweyte Thür wieder heraus. Auf das Hinein und Herausfahren gehen etwa zwölf Minuten hin; und es ſind gar wenige Hände dabey nöthig, da die Schwere des Waſſers ſelbſt beim Steigen oder Fallen die Thüren öfnet und ſchließt.

Ganz außerordentlich ſchön ſind alle dieſe Schleuſen. Es iſt an Arbeit und Materialien durchaus nichts geſpart, um ſie ſo vortreflich, als möglich, einzurichten; und ich glaube, daß ſie zum Muſter in dieſer Art dienen können. Bey Holtenau iſt die erſte, die wir auf dem Wege nach Eckhof ſchon beſehen hatten; die zweite ward, Schimmelmann zu gefallen, nach Knoop gelegt, als er dieſes Gut vom Graf Baudiſſin kaufte; und nachdem er zum Kanalbau mehr Holz geſchlagen, als der Einkaufspreis betragen hatte, gab er es ſeiner Tochter, der jungen Gräfin Baudiſſin zum Heirathsgut wieder. Es war nicht allein ausnehmend dadurch verſchönert, da die Schleuſenbrücke gerade gegen dem Hofe ſteht, und der Kanal von dem Hauſe zu einem weiten, runden Baſſin gebildet iſt; ſondern es hat auch einen weſentlichen Nutzen, da es in Zukunft eine große Durchfuhr und vieles Gewerbe herbeyziehen wird. Außer dieſer ſeltnen vortheilhaften Lage habe ich keine vorzügliche Schönheit an Knoop bemerket; doch kann das Holz, womit es noch überflüßig verſehen iſt, zu artigen Verſchönerungen angewandt werden.

Die dritte Schleuſe iſt zu Rappendorf; die vierte, an der wir arbeiten ſahen, zu Königsförde: die fünfte und letzte zu Rensburg.

Die Arbeit, ſo weit als ſie bis jezt gediehen iſt, nemlich zwey Drittel vom Ganzen, koſtet ſchon, wie man mich verſichert über dreyzehn Millionen Thaler, und wird, bey ihrer Vollendung, auf zwanzig Millionen betragen. Einige ſcheinen zu zweifeln, ob das Werk jemals zu Stande kommen wird; und überhaupt wird manches von geringem Nutzen, von übel angewandten Koſten, und dergleichen geſchnackt. Das alles halte ich für abderitiſches Geſchwätz, das keinen Glauben verdienet. Ein ſolches Werk unvollendet zu laſſen, oder es anzufangen, ohne vom Nutzen überzeugt zu ſeyn, ſcheint mir gar zu widerſinnig, und der Name des unſterblichen Bernſtorfs, welcher der Urheber dieſer Unternehmung war, ſcheint für den guten Erfolg einzuſtehen.

Gewiß wird der Handel ſehr angezogen werden, da fürs erſte kein Zoll- oder Tonnengeld genommen werden wird. Wenn ſodann noch wahr iſt, was uns von guter Hand verſichert ward, daß Rußland mit Dänemark einen Lübeck ausſchließenden Handlungstraktat geſchloſſen; ſo werden dieſe ungläubigen Herren Reichsſtädter ſchon zu ihrem Schaden überzeugt werden, daß ſie unrecht hatten, dieſes ſchöne, wichtige und wahrhaftig erhabene Werk über die Achſel anzuſehen.

Von Knoop fuhren wir, auf freundliches Bitten des Grafen, nochmals nach Eckhof, — und wurden mit der ungekünſtelten Freundlichkeit und mit dem vertraulichen Tone empfangen, der eine keimende Freundſchaft ſchnell aufſchießen und blühen läßt. Alles, was ich auch dieſesmal hier ſah, verſtärkte den erſten unausſprechlich liebenswürdigen Eindruck, und prägte ihn unauslöſchlich in meine Seele.

Mit den gräflichen Kindern werden auch einige andere aus dem Dorfe erzogen. Ein ſehr geſchickter und ſehr artiger Hofmeiſter unterrichtet mit dem jungen Grafen einen kleinen Bauerjungen von gleichem Alter und guten Anlagen; und die Gräfin erzieht ein zwölfjähriges Mädchen, welches ſchon auf die Kleinſten Achtung geben kann. Dieſe Kinder laufen ohne Unterſchied durch einander. Nie habe ich ein beſſern Mittelweg treffen geſehen zwiſchen ſteifem Zwange und wilder Ungezogenheit.

Eines Entwurfs muß ich hier erwähnen, an deſſen Ausführung noch gearbeitet wird. Auf einem Hügel des hieſigen Feldes, von dem man gerade in die Mündung des Haafs ſieht, bilden drey hohe Eichen einen dreieckten Platz. Hier ſoll eine gleichfalls dreieckte Pyramide aufgeführet werden, in die ein ſchönes in Holz geſchnitztes Monument geſtellet wird, welches ich ſchon fertig geſehen habe. Oben iſt ein großes Medaillon mit des ſeligen Grafen von Bernſtorf wohl getrofnem Biltniſſe, unten eine Inſchrift, die ſich auf den hohen Geiſt und das edele Herz dieſes großen und ſeltenen Mannes bezieht, insbeſondere aber auf die Erwerbung von Holſtein deutet, und auf den Nutzen, den ſie durch Vermehrung des Handels für Dännemark hat. Dieſe ſchön ausgedruckten Gedanken gerade an eine Stelle geſetzt, die für die Schiffahrt und den Handel ſo wichtig und ſo intereſſant iſt, werden eine vortrefliche Würkung thun, und ehren ſo wohl den Gegenſtand dieſes Denkmals, als den edlen Mann, der es dem Andenken ſeines erhabenen Mitbürgers ſetzt.

Noch hatten wir den Wunſch nicht aufgegeben, Däniſch Neuhof zu ſehen, und da es nur eine kleine Meile von Eckhof liegt, fuhren wir, in Geſellſchaft unſerer gefälligen Wirthe dahin. Der Weg geht ziemlich nahe an der Oſtſee, hat aber keine merkwürdige Schönheiten, die ihn von dem übrigen Theil dieſer holſteiniſchen Gegenden unterſcheiden könnten, die freilich ſchön, aber doch einförmig ſind. Indeß verdient der Ort ſelbſt geſehn zu werden, und er hat würklich manche Stelle, die man ſelten ſo ſchön und glänzend antreffen wird.

Im Ganzen ſiehet man eine geſchmackvolle und große Anlage, die aber jetzt hie und da vernachläßiget wird. Der eigenthümlichen Schönheit geht jedoch dadurch ſo wenig etwas ab, als ſie durch Kunſt hervorgebracht werden konnte: und dies iſt der Anblick der Oſtſee, welche hart an dem Garten fließt, und eine unermeßliche Ausſicht gewährt. Um, wo möglich, das Ganze in allen ſeinen Theilen getreu abzubilden, will ich in Gedanken den Weg wiederholen, den wir nahmen.

Vor dem Hofe ſahen wir einen ziemlich großen ſchönen bewachſenen Thiergarten, wo viel zahmes Wild ſich aufhält, gingen ihn aber nicht durch, um unſere Kräfte zu verſparen. An der anderen Seite des Wohnhauſes ſtiegen wir vor dem Eingange eines Luſtwäldchens ab. Anmuthige ſchmale Gänge führten uns durch ein ſchönes, aber ziemlich vernachläßigtes Holz; und bey einer kleinen Beugung ſahen wir auf einmal vor uns die offenbare See.

Dieſer Anblick, aus dem Dunkel des Waldes hervor, hat etwas ſtill Erhabenes von ungemeiner Würkung. Der kleine Abſchoß, der ſteil ins Meer hinunter geht, iſt mit einem niedrigen Geländer eingefaßt, und man ruht gern auf einladenden Bänken, die dabey ſtehen. Die große weite Ausſicht auf der ausgedehnten glänzenden Fläche verliert ſich ins Unendliche. Zuweilen aber haftet die Aufmerkſamkeit auf den vorbey ſeegelnden Schiffen, oder auf dem Geplätſcher der Wellen, die das Ufer beſpülen; und die ſchauerliche Finſterniß des Waldes, den man hinter ſich hat, erhöht die majeſtätiſche Scene.

Solcher Stellen ſind einige; alle gut gewählt, und vortheilhaft benutzt. Man verläßt ſie ungern, und vertieft ſich in kleinen ſchlängelnden Wegen, die zu einer ganz kleinen aber artigen Grotte führen, aus der man gerade auf einen hübſchen Waſſerfall ſieht. Von da ab geht ein andrer Weg auf ein Kabinet zu, welches die fernere Ausſicht verſperret. Beym plötzlichen Eröfnen dieſes Kabinets wird man durch einen angenehmen unerwarteten Anblick aus dem Fenſter überraſcht. Der nemliche Waſſerfall, den man aus der kleinen Grotte ſah, zeigte ſich wieder auf der rechten Seite des Luſthäuschens. Noch ein ſchönerer

Waſſerfall quillt in der Mitte recht aus der dickſten Finſterniß des Waldes hervor; denn dahinter iſt alles mit dichtem Gebüſch und großen Bäumen verſchloſſen, welche maleriſch herüber hangen, und im abfließenden Waſſer ſich ſpiegeln. Zur linken Hand ſammelt ſich dieſes Waſſer in einen Teich, worin auch wieder kleine Quellen ſprudeln; und ſo ergötzen ſich von allen Seiten Auge und Ohr an ihrem Anblick und Getöſe. Nur Schade, daß dieſes ſchöne, ſanft melancholiſche Plätzchen die Hand der Kunſt ein wenig zu ſehr verräth, und durch den fatalen Gedanken verdorben wird, daß man nicht ſtundenlang dieſe anmuthigen Waſſerfälle genießen könnte, ohne ſie auf einige Tage zu erſchöpfen. Das Luſthäuschen iſt auch nicht geſchmackvoll und ſeiner Beſtimmung gemäß verziert.

Von da kommt man noch auf einige artige Anlagen, wo jedoch hier und da etwas Zwang und Kleinlichkeit hervorblickt. Endlich iſt man wieder am Ufer des Meeres, von dem eine lange ſchnurgrade Allee wohl zweyhundert Schritte nach einem Pavillon hinaufgeht, und das eben beſchriebene Luſtwäldchen mit einem großen nach holländiſcher Art angelegten Garten verbindet. Der Pavillon iſt ſehr gut und künſtlich zu einer Abſicht dahin geſetzt, die erſt in der Folge deutlich wird. Der obere Saal, zu dem hohe Treppen hinaufgehen, ruhet auf vier Säulen, zwiſchen denen ein hübſcher offener Salon ſich befindet. Von der Gallerie, die ganz oben über das Gebäude geht, hat man eine vortrefliche Ausſicht; vor ſich die lange Allee, die bis zum Meere herabführt, und den grenzenloſen Anblick derſelben, ſo weit das Auge nur tragen kann; links das Luſtwäldchen; rechts eine dunkle Allee, die ſchön perſpektiviſch in das Feld geht; rund um ſich her den Garten mit Parterren und Alleen; gleich hinter dem Pavillon ein ſchönes helles Waſſerſtück von ſehr anſehnlicher Größe; über das alles hinaus den Thiergarten, das Wohnhaus, die

Hofgebäude, und ein munteres, angebautes Feld, wo ſich der Blick in einer weiten Ebene verliert. Ein groſser glänzender Anblick, dem nichts fehlt, was Schönheit, Anmuth, Pracht und Mannichfaltigkeit heiſsen kann.

Zwey vortrefliche Bogengänge gehen an beyden Seiten des erwähnten Waſſerſtücks herum, und treffen in einer Grotte zuſammen, deren Schönheit alles vorhergehende weit übertrift. Aus den dunklen Bogengängen tritt man in die noch dunklere Grotte, und ſo wie man ſich alsdann herum drehet, möchte man wähnen, ins Land der Feen und Genien hingezaubert zu ſeyn. Ein unerwarteter Glanz ſtrahlt dem Auge entgegen, und es gehören würklich einige Augenblicke dazu, ſich vom erſten Erſtaunen zu erholen, und die Urſachen dieſer ſonderbaren Würkung unterſuchen zu können.

Hier ſiehet man nun die Abſicht und Vereinigung des Ganzen zu dieſem überraſchenden Anblick. Das an beiden Seiten mit einem dunkeln grünen Bogen eingefaſste Waſſerſtück ſchlieſst ſich mit optiſchem Betrug an den Pavillon, von dem nur der obere Theil hervorragt; und durch die Säulen des untern Salons erblickt man die Oſtſee, ohne von der übrigen Verbindung etwas ſehen zu können. Doch ich fühle, daſs meine Beſchreibung nichts ſagt, und keinen Begrif giebt von der eigenthümlichen Schönheit dieſes Anblicks. Es iſt auch unmöglich, den ſonderbaren ſanften Glanz der doppelten Waſſerſcene, die Spiele des Lichts und Schattens, die Würkung dieſer künſtlich berechneten Optik, und den Eindruck, den das alles, aus einer finſtern Grotte geſehen, in der Seele macht, in Worten darzuſtellen. Dieſe Grotte iſt ſehr groſs, vortreflich kühl, artig mit Muſchelwerk verziert, und kleine Fontainen ſpringen darin.

Mir deucht, dieſe Stelle allein verdiene eine Reiſe nach Däniſch Neuhof, und ſie wirke auf die Einbildungskraft lebhaft, tief und dauerhaft. Noch am Abend deſſelben

Tages muſten wir unſere liebenswürdigen Wirthe verlaſſen, um nach Kiel zurückzugehen.

Wir wollten an dieſem Tage von Kiel wegreiſen, wurden aber durch einen Zufall aufgehalten, und ich brachte ihn zu mit Betrachtung des Schloſſes und der darin befindlichen Univerſitätsbibliothek. Dieſe iſt nun keinesweges mit der Göttingiſchen zu vergleichen. Doch fand ich einige ſeltene und ſchöne Werke darin, beſonders in den Fächern der Naturgeſchichte und der Geſchichte Nordiſcher Völker. Nur ſcheint mir eben nicht die beſte Ordnung darin zu herrſchen.

Wir trafen zu Mittage in Aſchberg ein, und ſtiegen in einem ländlichen Wirthshauſe ab. Ich brannte vor Begierde, dieſen geprieſenen Ort zu ſehen, und ein ſicherer Beweis ſeiner Schönheit iſt es, daß er meine hochgeſpannte Erwartung übertraf. Hätte Hirſchfeld ihn nicht beſchrieben, ſo würde ichs wagen, ein Gemälde davon zu entwerfen. Aber was könnte ich ſagen, daß dieſer groſe Maler nicht ſchon weit beſſer ausgedrückt hätte? Denn, ſo viel es möglich iſt, mit den todten Buchſtaben den lebendigſten Reitz der Natur zu treffen, hat er wirklich die reitzenden Gegenden des Plöner Sees in ſeiner Schilderung dargeſtellet; und doch, welch ein Unterſchied zwiſchen Leſen und Sehen! Wie vieles geht verloren, wie vieles kann die feinſte Sprache nicht ausdrücken, die angeſtrengteſte Einbildungskraft ohne Hülfe des Auges nicht faſſen!

Daß Aſchberg ein wahrhaft fürſtliches Anſehen habe, iſt nach meiner Empfindung Nichts geſagt. Mehr als die hohen prächtigen Hecken gefiel mir eine Stelle im Garten, wo ich einen ſonderbaren, aber ſchönen Gedanken fand. Es ſind nemlich zwey kleine Haine von überaus ſchönen, gerade und hoch gewachſenen Eichen, die an beyden Seiten eines Pavillons ſtehen, aus dem man eine ganz vortrefliche Ausſicht hat. Dieſe Haine ſind mit Hekken eingefaßt, ſo, wie ſonſt Gemüſe- und Obſtquartiere zu ſeyn pflegen; da ſie aber in ſehr regelmäßigen Alleen gepflanzet ſind, verläßt man gern die breiten und offenen Heckengänge, und ſuchet hier Schatten und Einſamkeit.

Man kann auf dieſem Wege in das Luſtwäldchen kommen, aber an der andern Seite des Gartens geht noch ein Weg hinauf, den ich anmuthiger fand. Da wo ſich der Kunſtgarten ins Hölzchen verliert, iſt eine gar ſchöne Stelle, aus der man in vier lange Alleen ſieht; welche deſtomehr intereſſiren, da ſie keinen Stern bilden, nicht regelmäßig aufeinanderpaſſen, ſondern in ungekünſteltem Reitze, gleichſam von der Natur ſelbſt angelegt zu ſeyn ſcheinen. Die eine iſt ein ſehr dichter Bogengang, von deſſen Ende ein lichtheller Strahl durchſchimmert; die zweyte eine breite Heckenallee, an deren Ende ein Pavillon ſteht. Links gehet ein verſteckter kleiner Weg von dieſer Allee ab nach einer Fiſcherhütte, die am Ufer des Sees anmuthig und einſam liegt. Ein dritter Gang geht ins Holz hinauf, und iſt der ſchönſte, weil er ein natürliches ſehr dichtes Berceau ausmacht, und in eine unabſehliche Finſterniß ſich verliert. Endlich folgt ein vierter Gang den edlen Krümmungen des Sees, und gehet an deſſen Ufer in einer weiten Entfernung fort.

Hier findet man Plätzchen, die an Reiz, Anmuth und ſüßſchauerlicher Einſamkeit kaum ihres gleichen haben, die aber ſo vernachläßigt ſind, daß ſie der Wanderer ſelbſt aufſuchen muß, da nicht einmal eine Ruhebank ſie anzeigt und nützt. Man muß einen Begrif haben von der Schönheit des Sees und der ganzen Lage, um ſich die Lieblichkeit dieſes Spazierweges vorſtellen zu können.

Mehr ſtilles und majeſtätiſches haben die Gänge, welche den waldigten Berg hinaufführen. Ein ſchöneres Holz wüßte ich nie geſehen zu haben. Jeder Baum zeigt die Güte des Bodens, und prangt in höchſter Vollkommen heit. Sehr richtig hat Hirſchfeld den Charakter dieſes Luſtwäldchens getroffen, wenn er ſagt, daß es gleichſam jungfräulich in ſich ſelbſt verhüllt bleibe; keine überflüßige Oefnung, durchaus nichts gekünſteltes, keine Stellen habe, wo man Ausſichten oder fremde Schönheiten geſucht zu haben ſcheine.

So leiſe und einſam geht man den ziemlich hohen Berg hinauf, als ſchwebte man ſanft empor, und wird durch die nur ſelten befriedigte Erwartung ſchöner Proſpekte gehoben und angeſpornt. Aber dann auch die Blicke, die ſo ganz von ungefähr herausgeworfen werden, welchen Reichthum von Schönheit ernten ſie ein? Ich dächte, die Einbildungskraft könnte hier verarmen, weil ihr kein Schwelgen erlaubt wird. Der Stifter dieſer Anlage ſcheint auch wirklich den weiſen Gedanken gehabt zu haben, haushälteriſch mit ihren Freunden umzugehen.

Die bekannte Stelle auf der Höhe des Berges, wo Hirſchfeld einen Sonnentempel hinwünſcht, ſcheint freilich zu etwas Großem beſtimmt. Aber auch in ihrer jetzigen Wildheit gefällt ſie mir ungemein, und iſt durchaus das ſchönſte in der Art, was ich jemals ſah. Die vierfache Ausſicht von der einen Seite auf den Garten, auf die ſcheinbar ſchwimmende große Allee vor dem Hauſe, auf den glänzendſten Theil des Sees und das Plöner Schloß, das in ſeiner kühnen majeſtätiſchen Lage dem Gemälde einen ganz ſeltenen Ausdruck giebt; eine zweite Ausſicht auf einen eingeſchränktern ungeſchmücktern Theil des Sees; eine dritte Ausſicht in eine vortrefliche belebte mit Knickbüſchen durchſchnittene Landgegend, wo eine hochliegende Windmühle zum Augenmerk dienet; endlich viertens eine dichte Vertiefung im Walde; dieſe vierfache Ausſicht locket den nie geſättigten Blick bald zurück, bald vorwärts, und gewährt einen großen geiſterhebenden Genuß.

Deutſchland hat Gegenden, die majeſtätiſcher und feierlicher ſind. Aber ich kenne keine, wo die Natur mit mehr Feinheit und Anmuth, mit einem zärtern und heitrern Kolorit gearbeitet hätte. Sollte ich hier leben; ſo würde ich nur einen wärmern Himmel wünſchen, und dann vollkommen mit meinem Looſe zufrieden ſeyn.

Noch hat Aſchberg in meinen Augen einen Vorzug, der es ſehr intereſſant macht. Es war die erſte Anlage dieſer Art, und folglich der Keim, oder wenn man will, die Inokulation des engliſchen Geſchmaks in Holſtein. Auch unterſcheidet es ſich durch ſeinen kraftvollen einfachen Charakter der Originalität vor den geſchmücktern Nachahmungen, die darauf gefolgt ſind.

Vom Berge herab ſah ich das rothe Dach von Nehmten freundlich herſchimmern. Mein Blick weilte mit Vergnügen auf dieſem lieblichen Orte, den ich vor einigen Jahren geſehen habe. Es ſchmerzte mich aber auch, daß der Plan, den ich gemacht hatte, einige Tage da zuzubringen, durch die Abweſenheit des liebenswürdigen Beſitzers vereitelt ward. So gerne hätte ich den Plöner See noch etwas genoſſen und ausſtudirt! Man ſagt, er habe eine große Aehnlichkeit mit dem Genferſee, und ich glaube es, wenn ich die Beſchreibung von beiden vergleiche.

Nur mögen die Ufer des Genferſees wohl unendlich bewohnter ſeyn. Es karakteriſirt ein wenig die deutſche Gleichgültigkeit und Kälte der Einbildungskraft, daß ſich nicht viel mehr Menſchen in dieſer herrlichen Gegend anbauen, da doch Landhäuſer zum Genuß der ſchönen Jahrszeit nicht anmuthiger liegen können. Es verdient bey Aſchberg noch angemerkt zu werden, daß der vorige Beſitzer ſeine Unterthanen von der Leibeigenſchaft befreiet, und das Gut in Parzellen getheilt hat, die auf Erbenzins ſtehen.

Ganz Auge und Aufmerkſamkeit war ich, als wir nach Plön fuhren. Man findet hier einen Reichthum von Ausſichten und perſpektiviſchen Schönheiten, der für den Landſchaftsmaler unerſchöpflich wäre. Die oft tief ins Land gehenden Beugungen des Sees bringen ganz ſonderbar frappante Würkungen hervor, zumal wenn man nahe vor Plön kömmt, welches auf einem in der See gehenden Erdſtriche liegt. Das große, maſſive, älternde Schloß, das man ſtets im Geſichte hat, doch ſo, daß die geringſte Veränderung des Standpunkts, aus dem man es ſieht, auch ſeine Lage verändert; die theils flachen, theils bergichten, theils grünen, theils beſchatteten Ufer; die mannichfaltigen Schattirungen des Grüns; die Heerden, Häuſer und Hütten rund umher; der See, den man eben wegen ſeiner vielen Krümmungen auf eine zauberiſche Art vervielfältigt glaubt; das alles macht ein unausſprechlich reizendes Gemälde. Gerne hätte ich noch vom Plöner Schloſſe herab meinen unerſättlichen Blick geweidet; doch es war für dieſesmal nicht möglich, und wir fuhren gerade durch.

Nach ſo lebhaften Eindrücken war es wohl natürlich, daß nun auf der Zurückreiſe nichts mehr ſtark auf mich würken und mir große Freude machen konnte. Auch hier empfand ich, wie vortheilhaft und nöthig es iſt, bey der Betrachtung des Schönen recht ſtufenweiſe zu ſteigen, wenn Anblick und Genuß des Höhern nicht das Gefühl für das Kleinere verwiſchen und verſchlingen ſoll.

Nicht ſo anmuthig iſt aber auch würklich der Weg von Plön nach Lübeck, welcher über Ahrensböck geht, wie jener, den wir hin über Eutin genommen hatten. Aber, wenn ers auch wäre, ſo hätte er mir doch gewiß denſelben Eindruck nicht gemacht. Vor meinen Augen ſchwebten jetzt höhere Reitze, Eckhof, Däniſch Neuhof, Aſchberg, und dieſe Bilder meiner Phantaſie, ſchöner, als die ich würklich um mich ſah, zogen meinen Blick von froſtigen Gegenſtänden ab, oder lieſſen ihn doch nur kalt und gleichgiltig darauf verweilen.

Nun will ich noch mit einigen allgemeinen Bemerkungen über dieſe Reiſe meine langen Briefe ſchlieſſen.

Die Einwohner von Holſtein, (ich verſtehe darunter den Landmann und Bürger,) ſcheinen ein ziemliches Mittel zwiſchen Armuth und Wohlſtand zu halten, denn ungeachtet der Vortreflichkeit des Landes iſt dieſer doch durch die traurige Leibeigenſchaft gedämpft. Sie ſind, ſo viel ich ihrer wenigſtens geſehen habe, und freylich läßt ſich daraus nicht mit Gewißheit auf die ganze Nation ſchlieſſen, fleiſſig, dienſtfertig und freundlich. Noch nie reiſete ich in einem Lande, wo ich die Leute ſo bereitwillig gefunden hätte, Fremde zu bedienen, zurechtzuweiſen, zu unterhalten, und das ohne merkliche Begierde nach Belohnung und Gewinnſt.

Der Adel erhält ſich in dieſem Theile von Deutſchland noch recht ſehr in ſeinem urſprünglichen Glanze und in ſeiner turnierfähigen Reinheit. Ob ſich zu dieſen Vorzügen auch Ahnenſtolz und Steifigkeit geſellen; oder ob dieſe von jenen geprieſenen Vorzügen unſers Standes in einigen Gegenden Deutſchlands vielleicht gar unzertrennlich ſey, das wage ich nicht zu beſtimmen. Doch habe ich Urſache zu vermuthen, wenn ſich von ſolchen für die Geſellſchaft höchſt beſchwerlichen Uebeln etwas in Holſtein äußert, ſo geſchehe dieſes wohl bey ihren glänzenden Verſammlungen im Umſchlage; wo Nationalgeiſt und Gefühl ihres Wohlſeyns, aus gegenſeitigem Wetteifer und Furcht durch Philoſophie und fremde Sitten ſich auszuzeichnen, jenen Stolz und jene Steifigkeit vielleicht befördern. Auf Landſitzen hingegen, wo der Anblick der ſchönen ungekünſtelten Natur auch den Adel zu einem freyern Genuß des Lebens und zu einem geſelligern Umgang einladet, ſteigen ſolche Dünſte ſeltener in den Kopf; denn würklich ſind mir einige Familien in Holſtein bekannt, die den Grazien und Muſen opfern, das geſunde Denken neuerer Zeiten nicht verachten, und auch Halb- und Vierteladeliche, und adelloſe Fremde ſehr angenehm und artig bewirthen.

Nach dem Begrif, den ich mir von England mache, muß Holſtein ſehr viel Aehnlichkeit damit haben, da die Felder dort wie hier in Schläge vertheilet ſind; auch weil die Natur in beyden ſo ein liebliches Mittel zwiſchen rauher Erhabenheit und flacher Einförmigkeit hält. Aber unläugbare Vorzüge hat England durch ſein Klima, durch ſeinen innern Reichthum, und über alles hinaus durch die Freiheit ſeiner Einwohner, vor dem nördlichkalten und durch unnatürliche Leibeigenſchaft noch gefeſſelten Holſtein.

Erlauben Sie mir noch, die Oerter, die ich geſehen und hier beſchrieben habe, folgendermaaßen zu claſſificiren.

Däniſch Neuhof hat den Vorzug der majeſtätiſchen Lage und der blendenden Schönheit einzelner Stellen; Aſchberg, des glänzendſten Reizes der Natur, und der eigenthümlichſten Schönheit des Holzes und Bodens; Schirenſee, der geſchmackvollſten Anwendung des Reichthums und der Kunſt; Sielbeck, der rührenden ſeeleindringenden Lieblichkeit; und Eckhof den, der wohl der größte und ſchätzbarſte bleibt, den Vorzug der liebenswürdigſten Gaſtfreiheit und aller Freuden, wodurch Geiſt, Herz und Sitten den Genuß ländlicher Schönheit erhöhen.

IV.
Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

Stadteklogen
aus dem Engliſchen von C. H. Schmid.

Vorerinnerung.

Die Engländer ſind, wie bekannt, die Erfinder der witzigen Art von Parodie, die man Stadteklogen nennt, wo man von Städten und ihren Sitten im Tone der bukoliſchen Dichter redet, nicht, um die Schäferſprache, ſondern um die ſtädtiſchen Sitten lächerlich zu machen. Daß ſie von der komiſchen Idylle, wie ſie Müller und Voß unter uns verſucht haben, unterſchieden ſind, bedarf keines Beweiſes. Swift hatte zuerſt dieſe Idee, und man findet in ſeinen Werken ein ſolches Gedicht. Auf ſeine Ermunterung ſchrieb dann der witzige Gay drey dergleichen Eklogen.

1.
Der Theetiſch,
eine Stadtekloge von Gay.
Doris und Melanthe.

Saint James Mittagsglocke hatte zum Gebet gerufen, und Kutſchen waren ſchon zur Morgenviſite gerollt, als Doris aufſtand. Und nun verbreitete der wohlriechende

Thee ſeine Düfte. Taſſe auf Taſſe wird geſchlurft, und mit unter geplaudert. Denn hier ſitzt Doris, und Melanthe dort. Doris in der Blüthe ihrer Jugend, eine Dame, die das Lachen liebt, für andrer Ehre ſo ſehr, als für die ihrige beſorgt. Melanthe's Zunge war geübt, Mährchen zu erzählen, und ſetzte lieber einen Umſtand hinzu, als daß ſie einen verſchwiegen hätte. Verſchloſſen in ihrem Gedächtniſſe kam kein Geheimniß um. Doris ſieng an, und Melanthe erwiederte — alſo:

Doris. Sylvia bewundert den eiteln fantaſtiſchen Gecken, des Wildfangs zügelloſe Buhlerey entzündet ihr Herz. Sylvia iſt gleich jenem eitel, und ausſchweifend, wie dieſer. Indem ſie ihnen Beifall ſchenkt, gefällt ſie ſich nur ſelbſt.

Melanthe. Laura ſpottet der Mannsperſonen, ſchmähet ihr Geſchlecht, verdammt ihre Fehler, und lacht ihrer Thorheiten. Warum ſollte ſich ihre Zunge die gerechte Rache verſagen, da die Mannsperſonen mit gleicher Freiheit ihrer ſpotten.

Doris. Am letzten Maskenballe trat Sylvia als eine Nymphe auf. Ihre Hand ſtützte ein Schäferſtab, ihr Kleid war grün, ein zärtlicher Schäfer führte ſie durch das Gedränge, die Nymphe war unſchuldig, der Schäfer ſchwur ihr ewige Treue. Doch Nymphen vertrauen Schäfern ihre Unſchuld, und ſo giengen ſie bey Seite, wie ſie Nymphen und Schäfern gebührt.

Melanthe. Man nenne nur die Frechheit der heutigen Bühne, ſo fängt Laura Feuer, und entbrennet vor Zorn. Die weinerliche tragiſche Liebe iſt ihr unausſtehlich, und die ekelhafte Komödie hat nie ihr Ohr beleidigt. Doch ſitzt ſie im Gedränge der Gallerie ruhig, und lacht über Scherze, welche die Logen ernſthaft machen.

Doris. Trauet, Mädchen, der Macht eurer Reitze nicht! Die Schönheit welkt, gleich einer zuſammenſchrumpfenden Blume! Dennoch verwelken die ſchönen Blumen, welche Sylviens Schläſe zieren, von keinem plötzlichen Mehlthau, von keinem Nord. Gleich ihnen, trotzet ihr Geſicht den flüchtigen Jahren. Denn Kunſt erneuert ihre Roſen und ihre Reitze.

Melanthe. Laura verachtet alle äußerliche Anmuth, das muthwillige funkelnde Auge, das blühende Geſicht. Die Schönheiten des Geiſtes ſind allein ihr Stolz. Denn andre Schönheiten verſagte ihr die Natur. Iſt Ziererey ein Zeichen eines ſchönen Geiſtes, wer wollte gegen Laurens Verdienſte blind ſeyn?

Doris. Gewiß, Sylvia bietet den Vorwürfen der Stadt Trotz, und ſpottet derer, die ihr Negligee in Miethkutſchen ſchmutzig machen. Zwar war das Fenſter zu, aber, was konnte man anders ſchließen, als daß ſie nachgegeben hatte, wenn ihr Geck unverſchämt geworden war.

Melanthe. Laura hat mit großem Schaden Vorſicht gelernt. Welche Schöne kann wohl die einmal verlorne Ehre wiederherſtellen? Sie liebet in Geheim, und, wer kann das Mädchen tadeln? Wer geſteht wohl gern die Liebe zu einem Lakay?

Doris. So tief ſich auch Laurens grober Geſchmack herabläßt, ſo hält doch ihr Lakay Sylviens Anbeter die Wage.

Melanthe. Und doch, warum hält es Laura für ein ſo großes Unglück, wenn der ſtolzen Miranda Thürſteher Brabanter Spitzen trägt?

Doris. Rühmt ſich doch Cynthio, ein Ohr für die Muſik zu haben! Robin kann vielleicht eine Opernarie brummen. Cynthio kann Bücklinge machen, nimmt Taback, und tanzet fein. Robin ſpricht mit Menſchenverſtand, kann leſen, und ſchreiben. Jener bewundert Sylviens Eitelkeit und Putz, dieſen entzündet Laura allein.

Melanthe. Plato's weiſe Lehren beſſern Laurens Herz, und gewiß, ihre Liebe muß eine platoniſche ſeyn. Ihr

Herz war ſtets zu edlen Handlungen geneigt, und iſt wohl ein ſtärkeres Kennzeichen der Tugend, als Demuth?

Doris. Liebet doch die junge Sylvia des Parks kühle Schatten, und durchwandert bey der Abenddämmerung die Alleen! Verlarvt und einſam begegnet ſie — von ungefähr — ihrem Anbeter. Die Unſchuld iſt ſchwach, die das Dunkle flieht.

Melanthe. Aber Laura hat für ihre Liebe gar keinen Vorwand. Ihr Lakay iſt auch ein Lakay am Verſtand. Ich haſſe alle Prüden, und auf die fällt mit Recht der Schande doppelte Laſt, die zuerſt klappren.

Doris. Und wie? wenn Cynthio Sylvien das Knieband umknüpfte! Wer wollte auch ſo einen Fuß, und ſo einen Schenkel verheelen, da die krumbeinichte Phillis ihren Strumpf mit goldnen Zwickeln, und ihren buntſcheckichten Schuh ſehen läßt?

Melanthe. Wenn die Frömmigkeit nur in Minen beſteht, wenn Schmäyungen über andre von inwohnender Gnade zeugen, wenn die Stunde ſich nur auf öffentliche Frechheit einſchränkt, ſo gehören (niemand wird es läugnen) die Prüden zum Geſchlecht der Heiligen.

Doris. Sylvia verachtet die Zurückhaltung, und fliehet den Zwang, ſie iſt, und will keine Heilige ſeyn.

Melanthe. Die Liebe, welche niedrige Leidenſchaft! ruft Laura aus. Der Himmel beglücke mich mit der Freundſchaft engern Banden! Einem ſolchen Herzen können wir alle Geheimniſſe anvertrauen. Gewiß, die ganze Antichambre iſt Laurens Freundinn.

Doris. Sylvia ſpottet des Eheſtandes. Wer wollte Männern trauen? Doch der Männer Eiferſucht iſt manchmal gerecht. Sylvia vertheilt ihre Gunſt unter das ganze männliche Geſchlecht. Eine ſo großmüthige Liebe muß nie eingeſchränkt werden.

Indem alſo wechſelndes Geſchwätz ihre Zungen beſchäftigte, erſcholl mit donnernden Schlägen der Hammer an der Thüre. Laura und Sylvia kommen. Die Nymphen ſtehen auf. Dieſer unerwartete Beſuch, rief **Doris** aus, iſt mir doppelt angenehm! Mielanthe führte **Lauren.** Gewiß, ſeit funfzig Jahren bin ich nicht ſo glücklich geweſen, Sie bey mir zu ſehn! Sie ſetzten ſich, die Stunde ward verabredet, und alle kommen Abends wieder am Lombertiſch zuſammen.

2.

Montag.

Roxane oder das Aſſembleezimmer. Von Lady Maria Montague.

Roxane, ſpät vom Hofe nach Hauſe eilend, beſeufzte ihr angenehmes Unglück an den Pforten von St. James. Schwermüthige Gedanken brüteten in ihrer Bruſt. Ihre Heiducken drückte keine ärgere Laſt, ſie ächzte darunter, und vergaß ihren Kummer in dieſen ſchönen Worten:

Dafür trag' ich alſo jene Roſen? Dafür jene neugefaßten Juweelen in meinen Haaren? Ach, Prinzeßin, mit welchem Eifer trieb ich meinen Dienſt! Sogar vergaß ich darüber die Pflichten einer Spröden. Immer glaubte ich, ich könnte dir nicht zu zeitig aufwarten, und verſäumte mein Gebet, um zu Mittage mit meinem Putze fertig zu ſeyn. Dir, ach dir, was habe ich dir nicht aufgeopfert! Mein Vergnügen, meine Leidenſchaften, alles das Meinige. Sittſamkeit und Ruhe, beiden entſagte ich um Deinetwillen, verließ die Oper, und ging in ſchmutzige Komödien. Schlüpfrige Zweideutigkeiten beleidigten da mein zärtliches Ohr, aber auch das ertrug ich deinetwegen. In den Jahren der feurigen Jugend, da uns die Natur frölich zu ſeyn gebeut, und alle Freuden des Lebens vor mir ausgebreitet lagen, verachtete meine Seele, von Ehre getrieben, von Stolz zurückgehalten, die Ergötzungen der Jugend. Predigten gieng ich nach, tadelte mit einer ſittenrichterlichen Mine meine Nachbarinnen, und ſprach mein tägliches Gebet. O wie hat es ſich mit mir geändert! Mit eben der Predigermine, mit der ich ehmals betete, habe ich die Weiberſchule geſehen! Grauſame Prinzeßinn, um deinetwillen habe ich einen Ruhm verloren, den ich mir ſo theuer erworben hatte. Ich, die alle öffentliche Plätze vermied, da noch blühende Schönheit mich reitzen konnte, mein Geſicht zu zeigen, bin jetzt alle Abend um dich, und verſäume die Pflicht nie, dir zur Seite zu ſeyn. Da ſtehe ich mit meinen Töchtern in einer Reihe um dich, den Fremden ein liebliches Schauſpiel! Oft wäre dein Aſſembleezimmer ſehr traurig leer geweſen, und Kaufmannsweiber hätte man nahe an deinem Stuhle geſehen, hätte ich nicht reichlich den leeren Raum gefüllt, und Ihre Hoheit vor einem ſo ſchrecklichen Unglücke bewahrt! — Doch Kokettillens Ränke überwältigen alles. Alle meine Verdienſte, aller mein Gehorſam iſt umſonſt! **Kokettilla** ſiegt, ſie deren bezaubernde Minen unſre Mädchen verderben, unſre Jünglinge verſtricken. So ein böſes Gemüth, ſolchen böſen Nachruf hatte ſie, ehe ſie zu Ihro Hoheit kam, aber ihr gaben Sie die Aufſicht über Ihr Schlafzimmer. Treue, Ehre, und Tugend weiſen Sie zurück. O würdige Wahl! Nun iſt keine von Ihrem Gefolge, die der Tadel nicht anfeindete, die nicht Schande zu erwarten hätte. Nun mag die zarte Hündinn unreinliche Ferkel ſäugen, der ſtolze Pfau über Kukus Eiern brüteten. Iris lege ihre Schminke ab, und geſtehe ihr Alter, und die gravitätiſche Suffolk heirathe einen muthwilligen Pagen. Sieht man doch täglich noch ein größeres Wunder, eine tugendhafte Prinzeßin mit einem ſo ſchändlichen Hofſtaat. Ich kenne dich, Hof, mit allen deinen verrätheriſchen Kabalen, falſchen Liebkoſungen, und tödelichem Lächeln. Ach, Prinzeßin, du biſt in allen Künſten des Hofs unterrichtet, unſre Hoffnungen zu täuſchen, und doch unſre Herzen zu gewinnen. Reichliche Geſchenke ſind des großen Staatsmannes Wunſch. Der verachtete Patriot begnügt ſich mit Ruhm. Dem Prinzen ſtellen ſchmachtende Blicke nach, dem Könige Schmeichler, aber deine Roxane folgt nur dir. Doch höre auf, ihr zu folgen, verachtete Roxane, ſuche dir jemand anders, da die Prinzeßin ungnädig iſt. Vielleicht iſt es nicht ſo ſchwer, wo nicht eine größere, doch eine beſtändigere Stütze am Hofe zu finden.

3.

Dienſtag.

St. James Kaffeehaus; von derſelben.

Du, der ſo manche Gunſtbezeigung erhielt, wunderbar zu erzählen, und ſchwer zu glauben, Hammond, leihe meinem Liede ein aufmerkſames Ohr! Höre, wie zwey Liebhaber ſich gegeneinander rühmen! Gleich dir, glücklich, waren dieſe Jünglinge ihrer Galanterie und ihrer Aufrichtigkeit wegen berühmt.

Die Glocke zu St. James hatte ſchon gewiſſe arme Geſchöpfe nach Hauſe gerufen, als wenn nur zerlumpte Halstücher ſündigen könnten! Die glücklichen Sünderinnen legten nun ihre Reitze aus, und brachten ihre Geſichtsfarbe mit ihren Mantillen in Harmonie. Die Opern-Königinnen waren ſchon halb mit ihrem Geſicht fertig, und die Sadtdamen hatten ihre Plätze eingenommen. Narren aller Art liefen, den Löwen zu ſehn. Die Schönen warteten, bis der erſte Akt angieng, die ſüßen Herrn giengen nach Hauſe, neue Wäſche anzuziehn. Kein ſchön geputzter Jüngling blieb auf dem Kaffeehaus zurück. Nur der tiefſinnige **Patſch**, der ſich ins Fenſter lehnte, und **Silliander**, der, munter und luſtig, erſt in den Zähnen ſtocherte, und darauf alſo zu ſprechen begann:

Silliander. Warum ſo viel Seufzer? Ha! Warum plötzlich ſo tiefſinnig? Es hat ſeine Urſachen, daß du ſo allein ſitzeſt. Iſt unglückliche Liebe die Quelle deiner Grillen? Oder beneideſt du jemanden, den unſre Mädchen lieben?

Patſch. Und wenn ich nun auch jemanden darum beneidete, dich würde ich niemals beneiden.

Silliander. Freilich bin ich unglücklich, du haſt es getroffen. Dir ſchenken ſie ihre Gunſt, mich verachten ſie. Und doch könnte ich dir, aber Prahlen iſt meine Sache nicht, ein ganzes Frauenzimmerkränzchen nennen, in dem meine Geſundheit getrunken wird.

Patſch. Ah, Geſundheiten ſind ſelten ein Beweis von Liebe. Gleich uns, trinken die Mädchen nicht gerade die Geſundheit derer, die ſie lieben. Ein Herzog brachte einmal Abends meine Geſundheit aus. Mit Freuden ward ſie durch das ganze Zimmer getrunken, bis die Reihe an die junge Sylvia kam. Sie ſtuhte, und ſagte, ſie wüßte nicht, was ſie thun ſollte. Wie, ſie ſollte die Geſundheit einer Mannsperſonen trinken? Sie ſtarb faſt vor Schaam, und doch erröthete ſie, ſo oft ſie meinen Namen ausſprach.

Silliander. Ein böſes Geſchick verfolget mich. Nie ſey mir der Würfel günſtig, nie die Mädchen gewogen, wenn ich nicht der ſchönen Miß Flippy ihren Fächer zerreiße, und ſie darein willigt, einen von mir zu tragen.

Patſch. O, anzunehmen ſind die Mädchen jederzeit willig. Das iſt erſt Liebe, wenn uns die Schönen etwas geben. Eine Lady (ſie iſt zu groß, als daß ich ſie nennen darf) ſchön von Perſon, unbefleckt an Ehre, ließ ſich mit allerliebſtem Sträuben dieſen Ring von mir abreißen. Künftig wird ſie mir ſchon auch etwas anders geben.

Silliander. Ich könnte dir auch etwas ſagen. Siehe einmal dieſes Billet! Und, was die Preſente betrift, da ſiehe auf meine Schuhe. Dieſe Schnallen ſind keiner abgeriſſen, ſind nicht ein halber Diebſtahl. Eine junge Gräfin machte mir freywillig dieſes Geſchenk.

Patſch. Meine Gräfin iſt noch artiger und liſtiger. Sie ſtellt ſich, als wenn ſie flöhe, um deſto hitziger verfolgt zu werden. Dieſe Tabaterie bat ich mir oft von ihr aus, aber immer ſchlug ſie mir ſie ab, und, als ich ſie ihr entreiſſen wollte, that ſie, als ob ſie ſich verſteckte. Sie lachte, und floh, und als ich ſie haſchen wollte, ſteckte ſie das Döschen in die Schnürbruſt, doch hofte ſie, es würde nicht unbemerkt bleiben, wo ſie es hingethan hätte. Ich ſtürmte auch dieſe Retirade, und riß das Döschen heraus.

Silliander. Geſtern Abend, als ich da ſtand, meine Augen an ihren Reitzen weidete, und ſüßes Gift aus ihren Blicken ſog, wendete die ſchöne Zauberin ihr Geſicht weg, und ſchlug nie wieder die Augen auf, daß ſie den meinigen hätten begegnen können. Plötzlich brauchte die Liſtige, ich weiß nicht, was für ein Geheimniß zum Vorwand, lehnte ſich zwiſchen zwey Stühle, und liſpelte einem Freund etwas ins Ohr. Durch dieſe Bewegung hob ſich der ſteiſe Fiſchbeinrock, und brachte mir tauſend Schönheiten zu Geſicht.

Patſch. Heute früh (man hatte mich eingeladen) trank ich an Leliens Nachttiſch Thee. Sie kam noch warm aus dem Bette, wir waren ganz allein, ihren Schlafrock hatte ſie mit einer einzigen Nadel zugeſteckt, ihr ganzer Nachthabit war in unwiderſtehlich reitzender Unordnung, ihr ſchönes Haar ſpielte nachläßig um ihren Hals. Als ſie nach dem Keſſel grif, ſprang die Nadel aus dem Schlafrock; Sie hatte kein Kamiſol an, und ihr Hemde war dünne.

Silliander. Siehe, dort geht Titiana in den Park! Höre, wir wollen ihr nachgehn. Ihre Schönheiten enthalten den ganzen Frühling. Ihre Wangen ſind roſenfarbicht, ihre Mantille grün.

Patſch. Siehe, dort geht Tintoretta in die Oper. Geſchwind, oder wir können vor der Menge unſer Kompliment nicht anbringen. Sie enthält alle Herrlichkeiten des Himmels. Ihre Augen ſind Sterne, ihre Mantille blau.

Silliander. In welcher Farbe ſchimmern Celiens Strümpfe? Entdecke mir das Geheimniß, und der Preis ſey dein.

Patſch. Was hat ſie für Kniebänder? Sage mir das, wenn du kannſt, und ich will dich gern den glücklichſten Sterblichen nennen.

So rühmte Patſch ſich noch lange ſeiner Heldenſiege, und Silliander beſtrebte ſich nur vergebens, ihm gleich zu kommen. Nach einem ſo wichtigen Siege herrſchte Patſch ohne Nebenbuhler in allen Aſſembleen der Schönen.

4.

Mittwoch.

Das Rendezvous; von derſelben.

Nein, ſchöne Dancinda, nein, vergebens bemüheſt du dich, meinen Kummer zu beſänftigen, und meine Schmerzen zu lindern. Können alle meine Seufzer, alle meine Sorgen dich nicht rühren, o, ſo ſchmeichle mir nicht mit fruchtloſen Liebesverheißungen. — So ſprach Strephon. Dancinda erwiederte alſo:

Was ſoll ich thun, deinen Stolz zu befriedigen? Du weißt zu gut, Undankbarer, wie ſehr du in dieſem zärtlichen Herzen herrſcheſt. Welchen Beweis von Liebe könnte ich dir noch geben, den ich dir nicht ſchon gegeben hätte? Und doch quälſt du mich immer mit neuen Klagen. Wollte der Himmel (doch der thörichte Wunſch iſt umſonſt) ſo manche Gunſtbezeigungen hätten dir meine Liebe nicht entdeckt! Aber dieſe Leidenſchaft dringt durch alle Larven der Verſtellung. Liebe glüht auf meinen Wangen, und ſchmachtet in meinen Augen. Iſt es nicht genug, Grauſamer, daß ich den geheimen Kampf meines Herzens geſtehe? O, du weißt den geheimen Schmerz nicht, den ich empfinde, wenn ich mit glühender Schaam meine Liebe bekenne. Du ſiehſt meine ungeheuchelte Freude, wenn du kommſt. Ich ſeufze, ich ermatte, ich zittre, wenn du mich berührſt. In deiner Abweſenheit fliehe ich alle Welt, haſſe das menſchliche Geſchlecht, und ſuche der erwärmenden Sonne. Wenn ich fliehe, verfolgen mich immer mehr dann tauſend Schäfer. Mehr, dann tauſend Schäfer opfre ich dir auf. Ich zeige mein ganzes Herz ohne Verſtellung. Aber alle dieſe zärtlichen Beweiſe meiner Liebe verachteſt du. Ich ſehe nur gar zu wohl, welchen Wünſchen du nachhängſt. Du magſt gern nicht blos erobern, ſondern auch verderben. Grauſamer Sieger, deine Glut fällt dir unerträglich, und du möchteſt ſie gern durch meine ewige Schande löſchen. Nicht zufrieden, über meine Ehre zu ſiegen, möchteſt du auch gern über meine Tugend triumphiren. O Liebe, wahre Göttinn unſres Geſchlechts, deren Pfeile mich brennen, deren Feſſeln mich binden, räche deine Altäre, räche deine Ehre, und beſtrafe die Verräther, die deinen Namen entweihen, die nach deinem heiligen Feuer ſtreben, und ihren eignen unreinen Begierden Trophäen errichten. Haſt du vergeſſen, mit was für verführeriſchen Künſten du zuerſt mein unvorſichtiges Herz verſtrickteſt? Damals, als ich floh, ſchrieſt du nicht auf deinen Knien: Kehre zurück, grauſame Schöne, warum willſt du fliehn? Wozu alle die Zweifel, die mißtrauiſche Furcht? Nie ſoll ein unheiliger Wunſch deine Ohren beleidigen. Nie ſoll meine kühnſte Hofnung auf etwas mehr Anſpruch machen, als auf den Namen eines zärtlichen Freundes. Glücklich, wenn meine reitzende Göttin mir erlaubt, meine demüthigen Wünſche zu ihren Füßen zu ſeufzen. Die tyranniſche Liebe, die in meinem Buſen herrſcht, der Gott ſelbſt unterwirft ſich, deine Feſſeln zu tragen. Du ſollſt ſeinen Lauf lenken, ſeine Hitze mäßigen, und die Wuth ſeines wildeſten Feuers dämpfen können — Unerfahrne Jugend iſt leicht getäuſcht. Durch ſolche Reden beſänſtigt, hörte ich dir zu, und glaubte dir. Jetzt haſt du ganz jene demüthige Furchtſamkeit vergeſſen, und erkühnſt dich, zu verlangen, was ich zu hören erröthe. Könnte ich auch die Ehre meiner Familie vergeſſen, und ohne Furcht mich deinen Wünſchen überlaſſen, könnte auch die Leidenſchaft meine zarte Jugend überwältigen, und alle fromme Lehren meiner Mutter vertilgen: ſo würde ich doch, dein Herz vor dem Laſter zu ſchützen, dein Herz, das, ſo falſch es iſt, mir immer werth ſeyn muß, dir nie den unſeligen Beweis der Liebe geben, den du in dem Augenblicke verachten würdeſt, da du ihn erzielteſt. Die Niederträchtige, die ſich ſündlichen Freuden überläßt, kann der Mann nicht bedauern, er muß ſie verachten. Wäre deine Hitze vorüber, dann würde ich ſehen, wie du das unglückliche Opfer deiner verführeriſchen Künſte flöheſt. Und könnte ich auch die kalte Gleichgültigkeit ertragen, die mich in die äußerſte Verzweiflung ſtürzen würde, ſo würde doch der Gedanke meine Seele foltern, daß ich deine grauſame Verachtung verdient hätte. Hat denn die Liebe keine ſchuldloſe Freuden? Weniger wilde, aber dauerhaftere, wahrere Freuden als feurige Küſſe und ſchmachtende Blicke? Die Liebe iſt ein Kind, und tändelt, wie ein Kind. O Strephon, wenn du mich ferner rechtmäßig lieben willſt, wenn die Liebe etwas mehr als thieriſche Luſt iſt: ſo fodre ferner nicht, was ich dir ſtets verſagen muß, das herbe Vergnügen, die verderbliche Freude, der das ſchwarze Gefolge der verzehrenden Schaam und der marternden Reue auf dem Fuße folgt. —

Hier brach ſie ab, und ſchlug die Augen auf den Fächer nieder. Er nahm eine Priſe, und fing alſo an: Miß, wenn die Liebe — doch mehr konnte er nicht ſagen.

Denn die Gouvernante klopfte an die Thüre. Der gefährliche Augenblick erlaubte kein Lebewohl. Wir ſind verloren, rief ſie, gewiß, ich höre meinen Vater. Der Liebhaber ſtutzte von ſeiner unvollendeten Liebeserklärung zurück, ergrif ſeinen Hut, und ſuchte ſeine zerſtreuten Handſchuh. Die ſeufzende Miß machte ſich gefaßt, die liebe Hofmeiſterinn zu empfangen, unterdeſſen daß Strephon ſluchend ſich die Hintertreppe hinunter ſchlich.

5.

Donnerſtag.

Der Baſſettiſch; von Pope.

Kardelia. Der Baſſettiſch iſt aufgeſtellt, die Karten ſind da. Warum zaudert Emilinde ſo lange an der Toilette? Stehe auf, tiefſinnige Nymphe, die Karte wartet auf dich.

Smilinde. Ach, Miß, ſeit mein Sharper mir ungetreu iſt, macht mir mein ſonſt geliebtes Spiel keine Freude mehr. Ich ſah ihn hinter Ombreliens Stuhl ſtehen, und ihr mit freundlicher Mine, mit verſtellten Seufzern etwas zufliſtern, das die horchende Schöne —

Kardelia. Iſt das die Urſache deiner romanhaften Reden? Ein wichtigerer Gram drückt mein melancholiſches Herz. Vom Glücke, wie du von der Liebe, verfolgt, habe ich in Einer Taille drey Septlevas verloren

Smilinde. Und den Schmerz kannſt du mit dem meinigem vergleichen? Gern entſage ich der Gunſt des Glücks. Mein ganzes Geld möchte in einer unglücklichen Taille verloren gegangen ſeyn, wäre nur der liebenswürdige Sharper mein, und mein allein!

Kardelia. Der Verluſt eines Liebhabers iſt ein alltägliches Unglück. Kluge Mädchen verſehen ſich zum voraus auf ſolche Fälle. Aber die Treffkönigin dreimal zu verlieren! Ach wer hätte ſich den unglücklichen Streich vermuthen ſollen!

Smilinde. Ach, ſiehe, da kommt Betty Lovely recht gelegen! Sie kennt alles Unglück der Liebe und des Spiels aus einer vieljährigen Erfahrung. Meine liebe Betty ſoll den wichtigen Streit entſcheiden, Betty, die oft das Unglück in beiden erfahren hat. Unpartheyiſch ſoll ſie ſagen, wer am meiſten leidet, der die Karte nicht wohl will, oder die einen Geliebten verliert.

Lovely. Erzählt mir, erzählt mir euer Unglück. Ich will aufmerkſam zuhören, ſo koſtbar auch die Zeit, und ſo nöthig mir der Thee iſt.

Kardelia. Sieh dieſes Etui, von Mathern gearbeitet, mit funfzig Guineen (ein feines Stück Geld) erkauft! Siehe, auf dem Zahnſtocher kämpfen Mars und Kupido, beyde ſcheinen zu leben. Sieh hier unten der Königin glänzendes Geſicht! Ein Myrthenzweig umwindet den Fingerhut. Jupiter, Jupiter ſelbſt, blitzet auf der Scheere. Metall und Arbeit iſt göttlich.

Smilinde. Dieſe Tabatiere, ehedem ein Pfand von Sharper's Liebe, als eine Menge rivalirender Schönen nach dieſem Geſchenke ſtrebte, (bey Korticelli gewann er ſie im Würfelſpiel, da zeigte ſich ſeine Leidenſchaft zuerſt öffentlich, Hazardia erröthete, und wendete ihr Geſicht weg, vergebens bemüht, den Neid gegen ihre Nebenbuhlerin zu verbergen) dieſe Tabatiere — ſiehe, Demanten ſchimmern an ihrem Scharnier — dieſe Tabatiere ſetze ich aufs Spiel, dies iſt mein Preis.

Kardelia. Ach, weit geringerer Verluſt, als der meinige, hat Soldaten Seufzer, Liebhabern Schwüre abgepreßt! Aber ach, was das Unglück noch größer macht, mein eigner Gemahl zog das unſeelige Blatt! Ihm zu gefallen, nahm ich die Königin, obgleich mein geheimer

Wunſch auf den Buben gerichtet war. Der Bube gewann, im folgenden Zuge verlor ich mein Septleva.

Smilinde. Aber ach, was die tödliche Wunde noch ſchmerzlicher macht, der grauſame Gedanke, der mir das Herz durchbohrt, iſt die verwünſchte Ombrelia, die verderbende Schöne, deren niedrige Ränke mir dieſen Kummer verurſachen. Sie, bey deren Namen ich dieſe bittern Thränen vergieße, ſie verdankt mir ſelbſt die Reitze, die ſie noch hat. Ein einfältiges Ding, als ſie zuerſt in die Stadt kam, ihre Taille war unförmlich, ihr Geſicht von niemand bewundert. Sie war meine Freundin, ich lehrte ſie zuerſt über ihre bleichen Wangen ein belebendes Roth zu verbreiten. Ich führte ſie in den Park, und in die Komödie, und auf meine Empfehlung machte ihr Coſins die Schnürbruſt. Undankbares Menſch! Mit ihren unverſchämten Geberden wagt ſie es, mir meines Geliebten Herz zu rauben.

Kardelia. Ich Unglückliche! Wie oft ſchwur ich, wenn Stetsgewinn taillire, nie wieder zu pointiren. Ich kenne die Fälle, und doch renne ich in mein Verderben. Ich ſehe die Thorheit ein, aber ich kann ſie nicht vermeiden.

Smilinde. Wie viel Mädchen haben ſchon Sharper's Schwüre hintergangen! Wie viele haben den Augenblick verflucht, da ſie ihm glaubten! Und doch diente mir ſeine bekannte Falſchheit nicht zur Warnung. Ach was helfen Warnungen einem verliebten Mädchen!

Kardelia. Aber müßte es nicht ein Felſenherz ſeyn, das den Baſſettiſch ſehn, und nicht entflammt werden ſollte? Wenn Könige, Königinnen, und Buben in glänzender Reihe da liegen, und die reitzende Bank mit ihren glorreichen Haufen lockt. Guineen und halbe Guineen, das glänzende Mancherley, des Gewinners Luſt, des Verlierers Pein, liegt in einem ſchönen Gemiſch rollenweiſe da, rühret das Herz, und blendet das Auge. Durch den Anblick entzündet, höre ich die Stimme der Vernunft nicht, meine Leidenſchaften empören ſich, und leiden keinen Zügel. Sehet auf den Baſſettiſch, ihr, die ihr mit Vernunft prahlt, und ſehet, ob man hier nicht alle Vernunft verlieren muß.

Smilinde. Mehr, als ein Felſenherz muß der haben, der kalt meines Sharpers Schwüre hören kann, wenn er erzittert, wenn eine angenehme Röthe ihm ins Geſicht ſteigt, wenn ehrfurchtsvolle Liebe in ſeinen Augen zu ſchmelzen ſcheint, ſeine ſeidene Soubiſe ſich ſchneller bewegt. Er liebt, liſple ich mir dann ſelbſt zu, er liebt. Eine ſo unverſtellte Liebe ſtrahlt aus ſeinen Blicken. Dann vergeſſe ich alle meine vorige Furcht, mein ſchmachtendes Herz fühlt alle ſeine Reitze, auf einmal ergebe ich mich, und ſinke ihm in die Arme. Denket an dieſen Augenblick, ihr, die ihr euch der Klugheit rühmt. In einem ſolchen Augenblicke muß man wohl die Klugheit verlieren.

Kardelia. Beim Hofmarſchall ſpielen Eiſenfreſſer, die ſich oft herumgeſchlagen. Mancher Herzog verkegelt ſeine Zeit bey Margborn. Aber iſt wohl die Kugel, oder der klappernde Würfel mit des Baſſets himmliſchen Freuden und ergötzenden Sorgen zu vergleichen?

Smilinde. Die ſanfte Simplicetta iſt in einen Stutzer vernarrt, Prudinen gefällt ein Mann, und ſie lacht über Putz. Ihre verſchiednen Reitze ſind in meinem Sharper vereinigt. Er iſt ſtark, wie ein Lakay, und ſüß, wie ein Herr.

Lovely. Machet eurem Wettſtreit ein Ende. Schon hat er zu lang gedauert. Ich werde ungeduldig; und der Thee zu ſtark. Höret, und laſſet euch meine Entſcheidung gefallen. Das Etui ſoll Smilindens Taſche ſchmücken, die Tabatiere ſpreche ich Kardelien zu. So klaget denn nicht weiter, und trinket euren Thee!

6. Frey-

6.

Freytag.

Die Toilette; von Lady Montague.

Zwanzig Frühlinge hatten den Park grün bekleidet, ſeit Lydia in der Blüthe von funfzehn Jahren ſtand. Keine Liebhaber waren ihr nun des Morgens beſchwerlich, und überfielen ſie bey der Toilette noch halb unangezogen. Der donnernde Klopfer weckte die Straße nicht mehr, keine Chaiſen, keine Kutſchen verſammelten ſich vor der ſtillen Thüre. Sie brachte ihren Morgen nicht im Fenſter zu, noch in ſtummer Andacht vor ihrem Spiegel. Auf ihren Arm gelehnt, ſaß ſie tiefſinnig da, und verfluchte die Unbeſtändigkeit der Männer zu ſpät.

O Jugend, o Frühling des Lebens, auf immer verloren! Nun wird mein Name nicht mehr die Favoritgeſundheit ſeyn, kein Demant wird meinen Namen mehr in Glas ſchneiden, keine hinkende Verſe die Flammen meiner Liebhaber erheben. Die Seitenlogen werden meinen wandernden Augen nicht mehr auflauern, und, ſo wie ihnen meine Blicke begegnen, ganze Reihen aufſtehen, und mir tiefe Komplimente machen, nicht mehr eine Menge von Stutzern mit weißen Handſchuhen ſich herumdrängen, mich in die Kutſche zu heben. Was ſoll ich anfangen, den verhaßten Tag hinzubringen? Soll ich den Morgen in der Kapelle vertrauern, wo wider alle Mode nur alte Matronen mit ihren Thürmen von Friſuren, und fromme graue Jungfern erſcheinen? Mich unter den traurigen Häufen miſchen, hieße meine eigne Verzweiflung geſtehn. Auch bin ich noch nicht ſo alt, mein Blick iſt noch nicht ſtarr genug zur Entzückung der Andacht. Gleich will ich mich dann putzen, und meinen gewöhnlichen Umgang durch die Seidenhändlerladen zu Motteux oder auf die Börſe halten, wo die Eiferſucht ihren herrlichen Pomp auslegt, alte Moden chineſiſch auffärbt. Da liegt nachläſſig ein reicher Brocad unaufgerollt, hier ſchimmert ein Zimmer von polirtem Golde. Aber ach, dann muß ich bezahlen, und darf nicht eines Pfennigs Werth, nicht einen Fächer mitnehmen. — O wie unglücklich bin ich! Meiner Liebhaber Triumph und meines Geſchlechtes Spott! Falſch iſt die prahlende Trauer junger Erben, falſch der üppigen Kokette verführeriſche Blicke, falſch des verſchlagnen Hofmanns eitle Verſprechungen, falſch die Würfel, wenn der Spieler auf den Boden ſtampft, falſch der muntern Wittwe öffentliche Thränen. Aber alles dies iſt keine Heucheley gegen **Damon's** Schwüre. Was für einem jungen Dinge zu gefallen hintergehſt du mich, Niederträchtiger? Deinem Weibe zu Liebe gehſt du mit mir ſo grauſam um. Es iſt wahr, ihr Geſicht kann ſich einer Pfirſichblüthe rühmen, aber athmet auch ihr Mund Wohlgerüche in der Nähe? Ich geſtehe es, ihre ſchlanke Taille iſt gemacht zu gefallen, aber haſt du ſie auch geſehen frey vom Zwange der Schnürbruſt? Sie kann mit Recht verlangen, für zweimal funfzehn Jahre alt angeſehn zu werden, lies es, wie wir, in ihrem Geſichte, und in ihrem Verſtande. Abgeſchmacktes, ſklaviſches Geſchöpf, das ich verachte! Ihr Phlegma kann am beſten die Feſſeln des Eheſtandes tragen. **Damon** kennt die Modewelt, er kann ſeine Frau haſſen, und doch höflich gegen ſie thun. Er ſpielt, er trinkt, er flucht, er duellirt, er raubt. Und doch kann ſeine Frau glauben, er liebe zärtlich! Ein Mädchen und ſeine Frau ſtillen wechſelsweiſe ſeine Bedürfniſſe, ein Mädchen zum Vergnügen, eine Frau zur Erhaltung der Familie. Mit Juweelen beſäet, frey von Spleen und Sorge, kann ſie ſich in den Humor eines wunderlichen Mannes ſchicken. Ihre leichtgläubige Freundſchaft, ihre dumme Gelaſſenheit war oft mein Spott in meinen glücklichern Tagen. Jetzt prahlet **Chloe**, und triumphirt über meine Pein. Ihr iſt er treu. Mir giebt er es nur vor zu ſeyn. Bin ich dann ſo ein einfältiges Ding, die Verachtung zu ertragen, mich zum Lachen zu zwingen, und mein Argwohn nicht merken zu laſſen? Nein, Treuloſer, eine Frau kann ſich das gefallen laſſen, aber eine Geliebte weiß ſich zu rächen, das ſollſt du empfinden!

So tobte die liebeſieche Lydia. Ihr Mädchen kömmt, und bringt in ihrer treuen Hand die Schachtel mit Bändern. Der Gürtel, der den ungetreuen Jupiter bekehrte, war nicht beſſer mit Anleckungen zur Liebe erfüllt. O wie ſchön ſchickt ſich die Farbe dieſes Bandes zu Ihrem Geſicht, rief das Mädchen ganz entzückt. Eine vortrefliche Spitze! Wie reitzend Sie ausſehn! So heiter! So ſchön! — Lydia lächelt, der Kamm bringt ihre Locken in Ordnung, und Harry erwartet ſie in der Komödie.

7.

Sonnabend.

Die Pocken; von derſelben.

Die unglückliche Flavia lag auf ihr Ruhebette gelehnt, und überließ ſich dem Kummer ihrer betrübten Seele. Einen umgekehrten Spiegel hatte ſie in der rechten Hand. Denn jetzt flohe ſie den Anblick, dem ſie ſonſt ſo nachgieng.

Wie bin ich verändert! Ach! Ein erſchreckliches Geſpenſt bin ich geworden. Ich kenne mich ſelbſt nicht mehr. Wo iſt meine ſchöne Bildung? Meine ſtrahlende Blüthe, die ſo viel Glück auf künftige Tage verſprach. Mit welchem Vergnügen betrachtete ich damals mein Geſicht! Oft ſchob ich eine Viſite auf, um mich noch einmal zu beſehen. Entzückt über den Anblick, ſtieg noch friſcheres Roth in mein Geſicht, und neues Leben funkelte aus meinen Augen. Ach, treuloſes Glas, gieb mir die gewohnte Blüthe wieder! Ach, ich raſe! Die Blüthe iſt nicht mehr! Die größten Güter, die die Götter den Menſchen gewähren, die Jugend ſelbſt iſt mir nun unnütz. Es war eine Zeit, o, daß ich ſie vergeſſen könnte, da es Opernbillete zu meinen Füßen regnete, und in dem Kreis der glänzendſten Schönen waren die zeitigſten Frühlingskirſchen mein. Sey du mein Zeuge, Lilly, und du, Motteux ſage, wie manches Porzelan du durch meine Augen losgeworden biſt! Mit welcher Verachtung ſaht ihr mich oft den mir demüthig angebotenen Gewinnſt im Würfelſpiel verachten! Im Würfelſpiel trug ich allemal den Gewinnſt davon, ich verſchmähte ihn entweder, oder nahm ihn triumphirend an. Nun iſt die Schönheit entflohn, und die Geſchenke mit ihr. Meinetwegen vergaß der Patriot das Parlament, vergaß den Zwiſt der Statiſtiker, um im Vorbeygehn einen Blick von mir zu erhalten. Meinetwegen ſchrieb der Kriegsmann zärtliche Verſe. Meinetwegen verfiel der witzige Kopf in Nonſenſe, beſtellte der Spieler ſeinen Gläubiger ein andermal wieder, und dachte nicht an ſeine Karten. Der Stolze und Kühne, vom Glück aufgeblaſen, ward durch meinen Blick erſchreckt, und zitterte. Der blöde Landjunker empfand eine unbekannte Begierde, und wagte es, geiſtvoller zu ſprechen, als ihm ſonſt natürlich war. Alle gleich entbrannt, beteten mich an. Nun iſt die Schönheit entflohn, und die Liebhaber mit ihr. So wie ich meine weinende Augen in dem Zimmer umherirren [illegible], bieten ſich ihnen neue traurige Szenen dar. O, tragt mir jenes tödtende Gemählde aus dem Geſicht, verunſtaltet das Bild, zerreißet die Leinwand, das Portrait, das ich ſonſt ſtolz war, jedermann zu zeigen. Die verlorne Aehnlichkeit deſſelben iſt mir jetzt nur ein Vorwurf. Und du, meine Toillette, wo ich oft ſaß, und unvermerkte Stunden in einem ſtillen Kampfe verfloſſen, wie die Locken fallen, oder wohin eine Muſche kommen ſollte, ob Blau, oder Scharlach ſich am beſten zu meinen Geſichte ſchickte, leiſte nun glücklichern Mädchen deine Dienſte. Auf ſchönern Köpfen glühet, ihr unnützen Juweelen, kein erborgter Glanz erſetzt den Verluſt der Reitze. Die Schönheit iſt entflohen, und der Putz mit ihr. Ihr kleinern Schönheiten, euch erlaube ich nun zu glänzen. Geht, triumphiret in den Herzen, die einſt mein waren. Aber mitten in eurem Triumph erkennet beſchämt, daß ihr alle eure Siege meinem Unglücke zu danken habt. Wollte der mitleidige Himmel mir meine natürliche Bildung wiedergeben, man würde nicht mehr an euch denken, euch keines Blicks würdigen. Doch, ach, wie nichtig, wie traurig iſt der Ruhm verwelkter Schönheit und verlorner Herrſchaft! Was bleibt mir übrig, als zu weinen und zu ſeufzen: Meine Schönheit iſt entflohn, und die Herrſchaft mit ihr. Ihr grauſamen Chymiſten, was erhielt euer Beiſtand? Konnte keine Pomade das zitternde Mädchen retten? Wie unnütz, wie ſchlecht iſt die Kunſt, deren ihr euch rühmt! Keine Kunſt kann mir meine verlorne Schönheit wiedergeben. In Thränen lag ich, von meinen Freunden umgeben, mit einer Larve bedeckt, und zitterte vor dem Anblicke des Tages. Da kam **Mirmillo**, mein Schickſal zu beklagen, ein ſchönes Rohr trug er mit einem goldnen Knopfe. Kordiale, rief er, müſſen ihre Lebensgeiſter wieder erfriſchen. Aber die Schönheit iſt entflohn, und die Geiſter mit ihr. Da war der finſtre **Galen**, der dienſtfertige **Suirt**, fruchtlos bekümmert, unnütz beſorgt, auch **Machaon**, der große **Machaon**, kenntlich durch ſeinen rothen Mantel, und ſeine ernſte Falten. Wozu die Sorgen, ſchrie er, die Verzweiflung? Sie werden wieder geſund, Sie werden wieder ſchön. Glauben Sie meinem Schwure, und ſchwur einen fürchterlichen Eid. Falſch war ſein Schwur, meine Schönheit iſt dahin. Höre auf, unglückliches Mädchen, höre auf mit deinem Geſchwätz. Verlaſſe die menſchliche Geſellſchaft, ſage der Welt gute Nacht. Monarchen und Schönen herrſchen mit gleicher Macht. Jedermann bemüht ſich, ihnen zu dienen, und macht ſich einen Ruhm daraus, ihnen zu gehorchen. Sind ſie abgeſetzt, dann finden ſie beide gleich wenig Mitleid. Die Menſchen ſpotten ihres vorigen Abgotts. Lebet wohl, ihr Alleen! In einer dunkeln Einſamkeit, wo mitleidige Bäche über mein Unglück klagen werden, wo kein falſcher Freund an meinem Kummer Theil nimmt, und mit Freude in dem Herzen meinem Untergang betrauert, da laßt mich in irgend einer Einöde leben, da dieſes verlorne unrühmliche Geſicht in den Schatten verbergen. Ihr Opern, ihr Aſſembleen, euch darf ich nicht wieder ſehen. Du meine Toilette, ihr meine Geſpielinnen, und du ganze große Welt, lebet wohl!

8.

Die Gaſſenkehrer; von Jago.

Erwache, meine Muſe, bereite dich zu einem erhabnern Thema! Nicht allen gefällt das ſich ſchlängelnde Thal, und der trübe Bach. Verlaß das grüne Feld, und verſuche, was ſtaubichte Straßen und Alleen für Stof geben! — Da, wo der Avon breiter fließt, und zu einem berühmten Fluſſe wächſt, ſteht eine Stadt, Warwick iſt ihr Name, einſt nützlicher Künſte halber berechtigt, an der Aufſicht über die Merciſche Dame Elfleda Theil zu nehmen, und nicht weniger durch Ritterthaten berühmt, als ihr Guy mit Lorbeern ward. Jetzt beherrſcht Indolenz den trägen Ort, und feſſelt mit ſeidnen Banden ſeine ſchwachen Bewohner. Keine geſchäftigen Künſtler grüßen ſeine jungen Herrn, keine beladene Wagen verſperren ſeine Straßen. Kaum ſieht man hier und da noch eine müſſige Geſellſchaft umherſchlendern, und das Pflaſter fürchtet das uſurpirende Gras — Hier lebte ein Paar, die letzten des arbeitſamen Geſchlechts, in Geſchäften erzogen, und zu Mühe abgehärtet. Ihr Beruf war, von Tag zu Tag die Straſſen zu reinigen, und den Schmutz aufzuſuchen, den andre vermeiden. Einen tiefſinnigern Tagelöhner, ein nachdenkenderes Weib müßt ihr nicht geſehn haben, er hieß Matz Peſtel und Martha ſie. Als ſie einſt an einem Sommertage vor der Thüre ſaßen, ſtimmte der alte Peſtel zuerſt ſein Klaglied an, ſeine ſchöne Hälfte erwiederte es, und alſo klagten ſie einander wechſelsweiſe ihren Gram.

Der alte Peſtel. Ach, hat man wohl je ſo ſchönes Wetter geſehn! Wie ſtaubicht ſind die Wege, die Straßen wie rein! Wie lange, ihr Kalender, ſoll es noch trocken ſeyn? Wie lange mein Karn leer, und ich müßig? Sonſt waren andre Zeiten! Da hatte er etwas zu tragen, und ich zu thun. Jetzt wird mirs nie ſo gut, wenns auch am beſten geht. Wie ſauer es einem wird, nur ſo viel zuſammenzukehren, daß man leben kann! Das Vieh haucht in Ställen ſein Leben aus, und entgeht der Fleiſchbank und dem blutigen Meſſer. Der erſchrockne Pächter ſitzt tiefſinnig zu Hauſe, und Fußangeln drohen, mein Unglück vollkommen zu machen.

Das Weib. Ach, die Fußangeln, die werden keinen Schaden thun, die Straßen werden deshalb um nichts reiner ſeyn. Aber, was aus dem Viehſterben werden ſoll, das weiß ich nicht. Denn wahrhaftig, das Vieh ſegnete fleißig unſre Thüre. Oft prieß ich es, wenn es vorüber gieng, ſein Fett gefiel dem Fleiſcher, und mir ſein Miſt.

Der alte Peſtel. Sieh nur, was das für ein kleines bischen Koth iſt! Aber giebt wohl ganz Warwick mehr? Siehe, wo der kleine Haufen, klein, wie ein Ameiſenhaufen, liegt, da waren vordem Haufen über Haufen, Laſten über Laſten. Immer höher und höher ſtieg der ſtolze Kothhaufen, bis er mein immer kleineres Haus ganz verdeckte.

Das Weib. Ach, Matz, was waren das für glückliche Tage, da höher, dann unſer Haus, unſer Schutthaufen ſtieg! Mit vergnügten Augen betrachtete ich den wachſenden Berg, und bemerkte den Zuwachs, den er durch jeden Laſtwagen erhielt. Oft ſaßen wir mitten unter ſeinen angenehmen Düſten, und führten ſüße Geſpräche zu ſeinem Ruhm. Auch unterließ ich nie, mein Scherflein zu entrichten, um den vortreflichen Haufen täglich zu vergrößern. Seinetwegen nutzte ich alle Morgen den ſtumpfen Beſen ab, ehe ich noch mein Zimmer aufgeräumt hatte. Seinetwegen kauerte ich auch alle Abend auf ihn nieder, und wußte das Vergnügen mit dem Nutzen zu verbinden. Ich kaufte einſt Kohl, gering war der Aufwand, aber auch der Heller, den er koſtete, war nicht verloren. Nachdem wir ihn wohl verdaut, verkaufteſt du ihn wieder, den Garten zu düngen, wo er zuvor wuchs.

Der alte Peſtel. So ſehr auch Knaben und Knaben gleiche Herren ſpotteten, und über das Handwerk eines Gaſſenkehrers lachten, ſo erzählte ich doch Abends vergnügt meinen Gewinnſt, und glaubte mich für ihre Bosheit und meine Mühe reichlich belohnt. Warum arbeitet der Kaufmann, als ſeinen Schatz zu vergrößern? Warum geitzet der reiche Landjunker immer nach mehrerm? Warum ſchmeicheln unſre vornehmen Herren, warum lügen ſie, und ſpielen Kabalen? Warum miſcht man Karten und Würfel? Alle, alle gehn dem reitzenden Wege zum Gewinnſte nach, und waden durch Dick und Dünne, wie wir. Lieblich der Geruch, der aus dem Vortheil ſtrömt, und nichts ſchmutzig, was Nutzen bringt. Der Nutzen hebt Aergerniß und Geſtank. Das Uebrige laß dir von den Gelehrten ſagen.

Das Weib. Als die gute Frau Thomſon mich einen Zottelbär ſchalt, mich an die Pfützen und an die Schaufel erinnerte, konnte ich gelaßen das ſchimpfende Weib anhören. Denn in der That der Schmutz erhielt mich reinlich. Rein war mein Rock alle Sonntage, obgleich nicht von der feinſten Art, und Miſtreß Nickel Haube nicht ſo weiß, als meine. Ein Mutz iſt Mutz in Seide und in Flanell, und die ſchönſte Dame nicht allemal die lieblichſte.

So bejammerten ſie das ehmalige Vergnügen, und die jetzigen Sorgen, und eine hungrige Sau ſtimmte in ihre Klagen ein. Ihr Grunzen zu ſtillen, giengen ſie verſchiedne Wege, er nach dem weſtlichen Thore, und ſie nach der Cattonſtraße.

9.

Monolog in einem leeren Aſſembleeſale; von Cambridge.

An einem Orte, wo ſich Hallet's Genie mit Branwich vereinigt hat, den Geiſt zu beſchäftigen, und zu ergötzen, mitten unter dieſem Pompe des Aufwands, unter dieſer Pracht der Kunſt — woher dieſe Betrübniß in einem weiblichem Herzen? Ihr oft ſo voll gedrängten Mauern, die ihr, hellerleuchtet, von Seufzern und Schwüren der Liebhaber rings herum wiederhallt, ihr Spiegel, mit denen die reitzendſten Augen liebäugeln, ihr Karten, von ſo ſchönen Händen geweiht, ihr Stühle, die ihr Pairs und Miniſter getragen — wie ſeyd ihr ſo verändert! Gleich euch, beklage ich mein Geſchick, gleich euch, ach, verlaſſen und allein! Dem ach bey mir allein hat keine Karte jemanden angemeldet, keine Karte mich eingeladen. Ich darf nicht ausgehn — und kann nicht zu Hauſe ſeyn. Geſeegnet ſey die holde Gottheit, welche zuerſt dem fehlenden Lakay die unfehlbare Karte beigefügt! Sicher war es Venus! Denn durch der Karte treuen Beiſtand kommt der fliſternde Liebhaber mit dem erröthenden Mädchen zuſammen. Die Karte ladet aus der Einſamkeit zu einem herrlichen Souper, oder zum muntern Ball. Sie bringet die ſüße Auffoderung der Schöne, vom fernen Bloomsburg auf den Grosvenorplatz, und führt den Kapitain von der Parade, von Rathhaus, oder vom Tower zur Schäferſtunde. Ihr Zeugniſſe unſres Werths, und unſer Stolz, unſre Lehrer bey Tage, und unſre Führer bey Nacht, wenn ihr in glänzender Menge da liegt, dann ſchwinden die Vapeurs, und das Herz iſt fröhlich. Aber, wenn keine Karte den Kaminſims ziert, dann beweinen wir die ſchreckliche Leere mit herzinniglicher Schaam, bewußte Verachtung ſtößt trüben Gram ein, und brütende Melancholie erfüllt das öde Zimmer. Habe ich aber die Karten einer glücklichern Dame geſehn, ſo ſchwelle ich vor Wut, oder werde ſchwach vor Spleen, indeß künſtlicher Stolz die hervorbrechende Thräne unter einem erzwungnen Scherz und affectirten Lächeln verbirgt. Aber hernach bricht meine Verzweiflung aus, dann verfluche ich den Ball, die Herzogin, und — den Pabſt, und, wenn ich Laſten von geborgten Silberſervicen vorbeitragen ſehe, beſteuert ſie, hungrige Miniſter, rufe ich aus. Was werde ich empfinden, wenn die Sonne ihr Licht der glänzenden Göttin der Nacht abtritt! Dann, wann ihre ausſchweifenden Gäſte in großen Reihen den Boden, der unter ihren Füßen ächzet, nach dem Tacte treten! Welche Gedanken werden ſich dann in der Einſamkeit meines gequälten Geiſtes bemächtigen, oder meinen Kummer lindern? Selbſt alles, was neidiſche Bosheit eingeben kann, wird die Unruhe der tobenden Bruſt nicht beſänftigen. Der Neid verliert ſich unter dem Schwarm von Leidenſchaften, und ziſchet mit ſeinen hundert Schlangen umſonſt. Betrachte ich gleich jeden einzeln Tänzer mit Verachtung, ſo muß ich doch das Ganze ehren. Die Betſchweſter vergißt in ihrer Einſamkeit die Welt, und wird von der Welt vergeſſen, für ſich, und doch glücklich, allein und doch ſtolz, denkt ſie an den Geſellſchaft, und fühlt ſie einen Anfall von Vapeurs, dann tröpfelt ihr ein frommer Lehrer einen Honigtropfen, *) oder ſonſt einen heilſamen Balſam ein, und ihre reine Seele wird von ſeraphiſcher Entzückung

er-

---

*) Titel eines Erbauungsbuchs.

erfüllt. Die Gnade umſtrahlt ſie mit ihrem heiterſten Licht, und der flüſternde W*** giebt ihr goldene Träume ein. Ganz andre Träume beſchäftigen meine ſinnliche Seele, und mein menſchliches Gefühl ſchmeckt unheilige Freuden. Ich ſehe die Schatten bekannter junger Herrn, oder ſchließe einen Lieutenant in meine Arme. Vergangne Nacht ſchloß ich meine rothe Augen zu einem Traum. O ſüßer Betrug kehre wieder! — Ach, er kommt nicht zurück! — Mir däuchte, ich wanderte in fernen Gegenden mitten durch den Schnee der Hochländer, ich komme in ein ſchwarzes Wirthshaus, wo nie ein Wachslicht gebrannt, wo auf der beſchmauchten Tapete die verdunkelte Dido trauert. Ich gehe in die Aſſemblee einer kleinen Stadt, und treffe den Kapitain — in einem Prieſterrocke — Ich erſtaune — Ich ſchreie — O könnte ich mein wachendes Gehirn täuſchen, oder wenigſtens mein jetziges Elend vergeſſen! Vergeſſen? Wie? — Jede raſſelnde Kutſche erneuert die traurigen Ideen vom Gedränge der Gäſte. Beſuche geben — hieße meine Schande ſelbſt ausbreiten, den Spleen an jedem Orte vorfinden, alte Jungfern und verlaſſne Wittwen antreffen, und zugleich ihr Troſt und ihr Spott ſeyn! Sollte ich gar einmal leſen? Ach in einer ſolchen Zerſtreuung würden ſelbſt die neueſten Romane ihren Beiſtand umſonſt anbieten. Mein Flügel — kann wohl Muſik bey der unruhvollen Disharmonie meines Herzens Eingang finden? Wie ſoll ich die Zeit hinbringen, die ſo langſam ſchleicht? Wie ſoll ich meine widerſtrebenden Augen zum Schlummer bewegen? Jetzt hält die Glückliche und die Unglückliche Nachtwache. M*** hat den Schlaf getödtet.

10.

Kolemire, eine Küchenekloge; von Shenſtone.

Die düſtern Wolken der Nacht hatten den halben Erdkreis überdeckt, eine allgemeine Stille herrſchte, und die Leute wa-

waren zu Bette gegangen, als die Liebe, die nie den holden Schlaf einflöſſen kann, Philinthen an das Küchenfeuer hingepflanzt hatte. Gedankenvoll ſaß er da, den Kopf auf den Heerd geſtützt. Die kleinen **Laren** hielten umher die Wache, die ſchmeichelnden Katzen bemitleideten ſeinen Zuſtand, ſchnurrten um ihn herum, und leckten holdſeelig ſein Geſicht. Alle ſeine Klagen erwiederten die ſchlafenden Hunde, und ahmten mit ſtarkem Schnarchen ſeine Seufzer nach. Solche melancholiſche Szenen ſtimmen mit dem Gemüthe der Liebenden überein, und Einſamkeit iſt für ſie die beſte Geſellſchaft.

O könnte ich es ausdrücken, rufte **Philint** aus, was für herrliche Reitze deine Morgenhände, und dein wohlgewaſchenes Geſicht zieren: ſo würdeſt du, **Kolemire**, mir gewähren, warum ich flehe, und mir deine Liebe ſchenken, oder dein Geſicht nicht mehr waſchen. Ach, wer kann ſie ſehen, und, wenn ers ſieht, nicht bewundern, ſo oft ſie einen Topf aufs Feuer ſetzt! Ihre Hände verdunkeln das Feuer, und noch röthere Dinge. Ihre Augen ſind ſchwärzer, als die Töpfe, die ſie bringt. Aber in der That kein Kammermädchen kann ſich mit ihr vergleichen, wenn meine Schöne in ihrem mittäglichen Glanze ſtrahlt, wenn, erhitzt von des Mittagmahls Arbeit, der Schweiß in Perlen ihre ſchönen Wangen harabträufelt. O wie ſehr verlangt es mich, wie brünſtig wünſche ich, dieſe Roſenfinger die Leier ſpielen zu ſehn! Denn neulich, als die Bienen anfingen, ihr Klima zu ändern, wie ſah ich dieſe Finger auf der Bratpfanne trommeln! Mit ihr, wollte ich **Georgen** nicht um ſeine Königinn beneiden, und wenn ſie ſich in königlicher Hoheit geſchmückt ſehn ließe, indeß daß Lumpen, vom Rocke meiner Schönen abgeriſſen in ruſtigtem Pomp und ſchmierigter Pracht herniederhangen. Ach wie ſehr erfreut es mein ſchmachtendes Herz, wenn ich im Hausehren deine harmoniſche Stimme höre. Wie würde dieſe Stimme die

Dorfglocke an Wohlklang übertreffen, wollteſt du nur ſingen: Ich kann dich ſo ziemlich leiden! Wenn ſie den Wachtelhunden gebietet, vom Heerd wegzugehn, wie ſanft, wie leicht fließen ihre Töne. Packt euch fort, ſchreit ſie, wenn fremde Hunde kommen, um zu freſſen; man kann doch die ſchnarchenden Teufel nicht von der Stelle bringen! Dann, voller Zorn, tritt ſie mit dem Fuße nach jedem faulen Thiere. Ach, ſelbſt um dieſen Willkommen habe ich ſie beneidet! Gewiß, der Willkommen kam an den unrechten Mann. Tyras ſagte, oder ſchien zu ſagen, er habe es gern geſehn, wenn ich den Tritt, gleich ihnen, bekommen hätte. Wenn ſie die myſtiſchen Blaßbälge in die Hand nimmt, wer kann, gleich der Schöne, dieſe Maſchine regieren? O möchteſt du nie vom **Aeolus** geſehen werden! Er würde dich ſonſt gewiß zu ſeiner Königinn begehren! Verſchmäht die Flamme aber dieſe gewaltſamere Hülfe, und laſſen ſich ſanftere Mittel anwenden: dann endigt ſie mit aufgeblaſnen Backen den ungewiſſen Streit, nähret die neugebohrne Flamme, und haucht ihr Leben ein. Künſte, wie dieſe, beſeelen das ſterbende Feuer, aber in meiner Bruſt erwecken ſie noch eine heftigere Flamme. Ich brenne, ich brenne! Ach, unterlaſſe das Blaſen, ſchwelle die Backen, ſpitze die Lippen nicht mehr! Bey allen ihren ſtolzen Blicken, habe ich doch die Zeit erlebt, da die ſtolze Mamſell demüthiger war, wenn ſie mit ängſtlicher Mine den Pfannkuchen herumſchwenkte, und, ach das unglückliche Mädchen, ihn auf den Boden fallen ließ. Seht, mit welchem zaubervollen Reitz, mit welchem einnehmenden Anſtand die ſchlaue Schöne die Leuchter putzt. So glänzend macht ſie die Leuchter, habe ich oft geſagt, daß man gar keine Lichter nöthig hätte. Aber, du meine Schöne, die du die rührende Erzählung von meiner Liebe nie billigen, oder nur anhören wollteſt, die du, wie ſehr meine tobende Bruſt auch brennt, den Henker darnach frageſt, du träumſt jetzt vielleicht — von einer Hammelsbruſt.

So ſprach der traurige verzweifelnde Schäfer, und weinte, den ſchwarzen Wänden entdeckte er ſeine Pein. Allein die Nymphen ſind nachgebend für die, wo ſie ſich weigern ſollten, gegen die, die ſie lieben, ſinnen ſie auf Sprödigkeit. — Jetzt erhuben tſchirpende Grillen ihre helle Stimme, die leckenden Flammen verbreiteten ſich in matten Strömen, Rauch in blauen Wellen dampfte empor und ſtarb.

V.

Naturgeſchichte.

Vacat.

VI.

Anekdoten.

Am Faſtnachtstage des Jahrs 1783 trieb eine Harlekins-Maske zu Paris auf der Neuen-Brücke allerhand Poſſen mit einer Maus, die er an einem Faden angebunden hatte. Er ſetzte ſie auch einer Dame auf den Hals, und das Thier verbarg ſich in dem Buſen dieſer Dame, welche ſchwanger war, und ſo heftig darüber erſchrack, daß ſie ohne Bewußtſeyn niederſank. Der unverſchämte Harlekin wollte ſein Thier wieder holen, und erfrechte ſich, die Dame anzugreifen; allein die Mannsperſon, welche ihr zum Begleiter diente, erzürnte ſich über dieſe doppelte Verwegenheit ſo ſehr, daß er den Degen zog, und den Harlekin auf der Stelle niederſtieß. Die Wache, welche herbeyeilte, als ſie den ganzen Vorgang erfahren hatte, nahm die Mannsperſon nicht in Verhaft, ſondern begnügte ſich an ſeinem Ehrenwort, ſich vor Gericht zu ſtellen, wenn er verlangt werden würde. Was die Sache für Folgen gehabt, und ob der Harlekin von ſeiner Wunde geneſen, habe ich nicht erfahren können.

In dem Sommer deſſelben Jahres trug ſich, ebenfalls zu Paris, eine Begebenheit von ähnlichen, traurigen Folgen zu. Der verſtorbne Vorleſer des Herzogs von Orleans, der berühmte Herr Colle, hatte ein Vaudeville verfertigt, das überall geſungen wurde, und vielen Beyfall erhielt; der Refrain deſſelben lautete:

Changez moi cette tête
Tête de Lustrecu.

Ein Bucklichter ging mit einer ſehr ſchönen Dame auf dem Boulevards ſpatzieren; drey jungen Leuten, die ihm begegneten, fiel der Kontraſt auf, und einer von ihnen faßte den Bucklichten beym Schopf, und ſang zu ſeinen Kameraden:

Changez moi cette tête
Tête de Lustrecu!

Der beſchimpfte Bucklichte zog den Degen, und tödete den jungen Menſchen auf der Stelle. Da der Entleibte der angreifende Theil geweſen war, und die Ruhe eines öffentlichen Spaziergangs geſtört hatte, ſo ertheilte der König dem Bucklichten Begnadigung.

Ein Schreiner ſuchte den Herrn le Rey de Chaumont, dem Pariſer Wirth des amerikaniſchen Abgeſandten auf. Mein Herr, redete er ihn an, ich ſtamme von den Franklin's ab, und ich komme, Sie zu bitten, daß er mich für ſeinen Verwandten erkennt — Habt ihr Beweiſe, Meiſter? fragte Chaumont — [illegible] ſind einige Briefſchaften. — Der Finanzier lieſt ſie, und findet, daß ſich der Schreiner Franquelin ſchreibt — Meiſter, ſagte er zu ihm, indem er ſie ihm zurückgab, ſo lange ſich euer Qu nicht in ein K verwandelt hat, ſo lange rathe ich euch, Verzicht auf die Verwandſchaft mit Herrn Franklin zu thun!

Frau von ***, die erſt ſeit kurzem verheyrathet war, gähnte ſehr oft, wenn ſie bey ihrem Mann war. Dieſer fragte ſie einsmals, ob ihr die Zeit bey ihm lang würde? — Das nicht, antwortete ſie, aber Sie und ich ſind nur Eins, und mir wird allezeit die Zeit lang, wenn ich allein bin.

Der Geſandte eines deutſchen Hofs zu Paris unterhielt ein ſehr ſchönes Mädchen, das mit den größten Reizen und Annehmlichkeiten noch viele vortrefliche Eigenſchaften verband; der Geſandte war ſehr reich und ſehr verliebt, und was noch ſeltener iſt, ſeine Geliebte misbrauchte weder ſeine Liebe noch ſeinen Reichthum; auch waren ſeine glücklichſten Augenblicke die, welche er bey ihr zubrachte. An einem ſchönen Sommerabend, wo die Sterne am Himmel in ihrer ganzen Pracht funkelten, und ſonderlich Venus ſie alle verdunkelte, rief die Dame plötzlich aus. Mein Gott! wie ſchön iſt dieſer Stern; kein Diamant kommt ihm an Schimmer gleich! — „Ach, meine

„Geliebte, erwiederte der Geſandte, ich bitte dich, lobe „mir dieſen Stern nicht zu ſehr; ich kann dir ihn nicht „geben!“

VII.

Roman und Biographie.

Treue und Wankelmuth,

oder

geheime Geſchichte der Liebſchaften Heinrichs IV. Königs von Kaſtilien mit dem Beinamen der Unvermögende; nach dem Franzöſiſchen.*)

Erſtes Buch.

Die Ehe Heinrichs IV. Königs von Kaſtilien mit Blanka von Navarra wurde durch Pabſt Nikolaus V. aufgehoben, und dieſe unglückliche Prinzeſſin mußte den Thron von Kaſtilien und ihren Gemahl der Johanne von Portugall überlaſſen, eine der ſchönſten Damen ihrer Zeit. —

König Heinrich IV. war auſſerordentlich prächtig; er ſparte nichts, um dieſe Vermählung ſo glänzend als möglich zu machen. Zu Leon war die Einholung der Prinzeſſin. Nie hatte man in Spanien mehr Prunk und Glanz

---

*) Das Original dieſes kleinen hiſtoriſchen Romans befindet ſich im 3ten Bande der Bibliotheque de Campagne, nach welchem wir es frey überſetzt haben. Der franzöſiſche Titel iſt: Hiſtoire ſecrette des Amours de Henri IV. Roi de Caſtille ſurnommé l'impuiſſant.

geſehen als bey dieſer Gelegenheit. — Der Erzbiſchof von Sevilla, Alfons von Fonſebe, der Vertraute des Königs, ſein Miniſter, der ſeine Miniſterſchaft bis auf den König ausgedehnt, und unumſchränkt bis auf dieſen Augenblick über ihn geherrſcht hatte, gab dem ganzen Hof ein Feſt. Zu Folge einer Galanterie der damaligen Zeit, wurden zwey groſſe Bekken voll goldner Ringe mit Edelgeſteinen aller Art, und von der ſeltenſten und ausgeſuchteſten Arbeit aufgetragen. Dies Gerücht, ſo neu und ſonderbar, war für die Damen. Die Königin ſollte dieſe Ringe unter ſie vertheilen: der König aber wollte die Galanterie noch höher treiben, und verlangte von der Königin, daß ſie ihren Ring demjenigen geben ſollte, der ihr am beſten gefiele; alle übrigen Damen ſollten ihrem Beyſpiel folgen.

Die Königin nahm ihren Ring, und bot ihn dem König dar; der König erklärte ſich aber, daß er nicht mit gerechnet ſein wollte, und gab ihn dem Bertrand von Kueva Grafen von **Ledeſma**, der damals anfing, ſein Günſtling zu werden.

Dieſer Vorzug, der den Grafen ſo auszeichnete, beleidigte alle die andern Herren vom Hof. Man fing an mißvergnügt zu werden, und dieſe üble Laune ergriff alle Höflinge, der König ſelbſt war nicht ausgenommen. Eine Dame, Namens Kath. von Sandoval, eine der ſchönſten am ganzen Hof, gab ihren Ring dem Alfons von Kordua, und dies ſchien dem König ſehr aufzufallen!

Der König hatte dieſe Dame geliebt, und nach dem Verdruß zu urtheilen, den man ihm bey dieſem Vorfall anmerken konnte, liebte er ſie noch; er warf einen Blick voll Unwillen auf den Alfons, der ihm damals ſchon die Ungnade zu drohen ſchien, die ihn einige Zeit darauf traf. Der junge Hofmann gab gar nicht auf den Verdruß des Königs acht, in ſeiner Seele lag eine eben ſo große Veranlaſſung zur Unzufriedenheit. Die Auszeichnung, die der Graf von Ledeſma erhalten, hatte ſein Herz tief verwundet; ſelbſt mit einer Art von Widerwillen nahm er den Ring der Kath. von Sandoval, der ſeine Wünſche freylich bey weitem nicht erfüllte, da er den Ring der Königin erwartet hatte.

Niemand errieth ſeine Gedanken; ſelbſt die Kälte, mit der er den Ring hinnahm, machte den Hof nicht aufmerkſam, man erſtaunte vielmehr, daß Katharine ihm ihren Ring darbot, und vergaß, wie es an Höfen zu gehen pflegt, über dieſe Bemerkung alle übrige. Das neue und ſonderbare für den Hof bey dieſer ſo gewöhnlichen Begebenheit lag darin, daß Katharine und Alfons ſeit einiger Zeit ſich vermieden und öffentlich gebrochen hatten. — Die Verſammlung gieng auseinander, und ein jeder entfernte ſich mit Freud oder Leid im Herzen, nach den verſchiedenen Leidenſchaften, die ihn beherrſchten. In der Folge dieſer kleinen Geſchichte wird man das verſchiedne Intereſſe der Perſonen warnehmen, die wir haben auftreten laſſen.

Alfons von Kordua war aus den erſten Häuſern Spaniens. Seine Familie glänzte zwar nicht mehr ſo, wie ſie ehedem geglänzt hatte; dennohngeachtet gab ſie keiner, außer der königlichen, etwas nach. Er war einer der jungen Männer, die viel Herz, viel Eitelkeit und Stolz, aber wenig Geſchmeidigkeit haben. Er beſaß weder ſo viel Güter, um alle Gnade entbehren zu können; noch ſo viel Anhänglichkeit, um ſich durch dieſe Verdienſt und Belohnung zu erwerben.

Er hatte eine ſehr ſchöne Seele, viel Großmuth und ſelbſt gewiſſe Begriffe von Frömmigkeit, ſo weit ſie ſich mit ſeiner Liebe zum Vergnügen vertrugen. Mit dem König auferzogen, hatte er weder ſich ſeine Gnade zu erwerben, noch ſich ihm nothwendig zu machen gewußt: entweder weil er zu wenig Gefälligkeit gegen einen König bewies, der verlangte, daß man die äußerſte für ihn haben ſollte; oder weil ihre Neigungen nicht übereinſtimmten. So hatte der König, da er den Thron beſtieg, ſeine andern jungen Hofleute mit Gnadenbezeugungen überſchüttet, und für Alfons — nichts gethan.

Er lebte alſo am Hof, ohne irgend eine Bedienung, und ertrug ſeine Ungnade mit einer ſolchen Gleichgültigkeit, die ein Menſch, der ſich alles zu verachten vorgenommen hat, zu beweiſen fähig iſt. — Er hatte viel Unrecht erlitten, die Liebe ſchien ihn dafür ſchadlos halten zu wollen. Er erwählte die Kath. von Sandoval zur Dame ſeines Herzens; die vollkommenſte Dame des Hofs; Sie war ſchön; aber ihr Geiſt und ihr Herz zogen mehr an, als ihre Schönheit. —

Alfons, jung und liebenswürdig, der gefälligſte Hofmann bey den Damen, ſo wenig er es auch bey Männern war, lernte bald die Kunſt, ihr zu gefallen. Sie liebten ſich treu und zärtlich, und nichts fehlte zu ihrem wechſelſeitigen Glück, als die lezte Vereinigung: aber der unglückliche Alfons ſollte ein Opfer des Schickſals werden; keins von beiden hatte genug Vermögen, um davon ſich einrichten zu können; ſie würden beide nur unglücklicher geworden ſeyn. —

An dem Hofe war damals eine ſehr reiche Parthie, um die ſich der vornehmſte Spaniſche Adel bemühte, die Gräfin von St. Etienne, Enkelin des Konnetable Alvar von Tuno, deſſen Unglück ſo bekannt in der Geſchichte iſt; Er verlor den Kopf unter Johann II. Heinrichs IV. Vater. Dieſe Gräfin war die vertrauteſte Freundin der Kath. von Sandoval. Sie waren von gleichem Alter, und mit einander erzogen worden. — Was die eine wünſchte, wollte die andre, nie haben weibliche Herzen eine zärtlichere Freundſchaft geknüpft. Ein auſſerordentlicher Gedanke, deſſen nur eine Seele ſo groß wie Katharinens von Sandoval fähig war, bemächtigte ſich dieſer großmüthigen Dame; es war kein geringerer als der: ihre Freundin mit ihrem

Liebhaber zu verbinden. — Der höchſte Zug von weiblicher Liebe und Großmuth! — aus wirklich glühendem Eifer für das Beſte des Alfons, gab ſie ihn ihrer Freundin, um ſein Glück wieder herzuſtellen; es war eine Folge der wahrſten Liebe, daß ſie ihren Liebhaber einer andern überließ. Sie war ein auſſerordentliches Weib, ſie liebte nichts mehr als was dem Alfons Nutzen bringen konnte! und da ſie ihr Glück bloß darin fand, das ſeinige zu befeſtigen, brachte ſie dies Opfer und gab hierdurch ihrem Liebhaber den ſtärkſten Beweis ihrer Liebe.

Sie fieng an ihren Plan auszuführen, ſie fand ſehr glückliche Vorbereitungen auf verſchiedenen Seiten; die junge Gräfin hatte den Alfons zuweilen geſehen, und öfters den leiſen Wunſch gethan, er möchte nicht für die Sandoval, ſondern für ſie empfinden. Oft hatte ſie gewünſcht, ihn untreu machen zu können, aber immer war ihr die Beleidigung eingefallen, die ſie hierdurch der reinſten Freundſchaft anthäte; und ſie hatte es nie gewagt, entweder weil ihr Freundſchaftsgefühl zu zart war, oder, wenn ſie auch weniger Delikateſſe beſaß, weil ſie glaubte, daß Alfons Beſtändigkeit ihre Bemühungen vereiteln würde. — Dieſe im Herzen der Gräfin keimende Liebe, war nicht die einzige Unterſtützung, die Katharinens Plan zu begünſtigen ſchien. Großmuth war die Veranlaßung, die Liebe unterſtützte ihn, und Rache konnte ihn vollenden.

Don Juan von Luna hatte einen unbeſchreiblichen Haß gegen den Marky von Villena, der nach dem Erzbiſchof von Sevilla am meiſten bey dem König galt; dieſer Don Juan war Onkel der Gräfin und ihr Vormund. Er fürchtete ſehr, ſeine Nichte möchte von dem Marky für ſeinen älteſten Sohn verlangt werden, und das Anſehn des Königs würde dieſe Bewerbung unterſtützen. Um ihr auszuweichen beſchloß er, ſeine Nichte, ſobald als möglich mit einem andern zu vermählen.

Er ſuchte einen jungen Menſchen von Stande, groſſer Herzhaftigkeit, und fähig, ihm in dem Haß gegen den Marky gleich zu kommen. Alle dieſe Eigenſchaften fand er in Alfons von Kordua vereinigt. Er war in kein Intereſſe verflochten, floh vielmehr alle Verbindungen des Hofs am meiſten aber den Marky, weil er Miniſter und Günſtling war. Aus dieſem einzigen Grunde war er ihm feind; er hätte übrigens eben ſo gut ſein Freund ſeyn können, ſo wenig hatte er Urſach zu einem Privathaß: aber kurz, ſeine Laune wars, keine Anhänglichkeit an irgend einen Günſtling zu zeigen. —

Don Juan hatte ſeine Wahl auf ihn fallen laſſen, er zweifelte gar im geringſten nicht an dem glücklichen Erfolg ſeines Plans: Seine Nichte war eine Parthie, die man ſo leicht nicht ausſchlug. — Er verlor keine Zeit, dem Alfons davon Nachricht zu geben. Dieſer nahm den Antrag mit Verwirrung an, bat ſich einen Tag Bedenkzeit aus und kämpfte dieſen Tag zwiſchen Liebe und Stolz. Die ſchönſte Gelegenheit von der Welt, auf der einen Seite ſein Glück auf einen glänzende Weiſe zu machen, ohne vor den Miniſtern kriechen zu dürfen; aber auf der andern Seite Katharinens Verluſt: dieſer Gedanke beſtimmte ihn. Er konnte ſich nicht entſchlieſſen, ſein Glück ſeiner Liebe vorzuziehen; er glaubte, es wäre niedrig, ſich zu verheyrathen, um reich zu werden; die Liebe ſiegte, er gieng den folgenden Tag zum Don Juan, und dankte ihm für — ſeine gute Meinung. —

Die Verhandlung dieſer beyden wußte niemand, ſelbſt Kath. nicht; ſie verwendete ſich alſo zum Beſten des Alfons bey der Gräfin, fand ſie ſehr geneigt und ſchon von ihm eingenommen; ihre Freude, mit ihrem geliebten Alfons ſich vereinigt zu ſehn, war zu lebhaft, als daß ſie ſie hätte verbergen können. Sie geſtand der Katharine, daß dieſer Vorſchlag ihr einziger Wunſch geweſen ſey, ſie hätte ihn aber nie geäuſſert, aus Furcht, eine Untreue in der Freundſchaft zu begehen. Katharine widerlegte dieſe Bedenklichkeit, und die Gräfin fing an, ſich glücklich zu träumen. —

Sie war noch mit dieſen Träumen beſchäftigt, als ihr Don Juan ſagte, daß ſie von Alfons ausgeſchlagen worden ſey. Sie war anfangs darüber aufgebracht; eine Empfindung, allen Damen ſo eigen, wenn ſo etwas von Verachtung ihres werthen Selbſtes mit unterläuft: — ſie ſind alle überzeugt, Liebe ins Herz gieſſen zu können, und ſo können ſie nie Verachtung vergeben. — Zum Glück für den Alfons fiel ihr Haß nicht allein auf ihn; der größte Theil traf Katharinen, dieſe hielt ſie für das einzige Hinderniß. Sie vergaß das Opfer, das ihr Kath. gebracht hatte, und beſchloß, ihr einen Geliebten zu rauben der ihr ſo treu war. Je ſchwerer die Unternehmung, deſtomehr Ruhm für ſie. Sie wollte dieſe Eroberung ſich allein zu verdanken haben, und weit entfernt, den Don Juan zu bitten, die Sache weiter zu treiben, verlangte ſie vielmehr von ihm, nicht mehr daran zu denken. Sogar ihrer Freundin gab ſie zu verſtehen, daß alles vorüber ſey, und daß ſie den Alfons ganz aufgegeben habe. Sie vergaß nichts, was ihren Zweck befördern konnte, und da ſie eine Perſon von Geiſt und Schönheit war, würde es ihr vielleicht gelungen ſeyn, hätte ſie es mit einem Menſchen zu thun gehabt, der einen andern Karakter hatte als Alfons.

Eines Tages, da er ſie auf einer Promenade begleitete, wo der ganze Hof verſammelt war, fragte ſie ihn, wie weit der König bey dem Pabſt in ſeiner Eheſcheidungsſache gekommen ſey? Nachdem Alfons ihr geſagt hatte, was er davon wußte, ſagte die Gräfin mit leiſer Stimme, der König muß ſehr unbeſtändig ſeyn, da er eine Perſon verlaſſen kann, mit der er zu leben gewohnt iſt, und die ihm keine Gelegenheit zum Mißvergnügen gegeben hat.

Ich glaube, antwortete Alfons, daß man dieſe Unbeſtändigkeit dem König leicht vergeben wird, da er die

Prinzeßin nie liebte, und es alſo nicht Unbeſtand in der Liebe iſt, denn dieſer allein iſt nicht zu verzeihen. Ich ſtimme ihm nicht bey, ſagte die Gräfin, denn für mein Theil, ich würde dem Alfons von Kord. es leichter vergeben, wenn er Kath. von Sandoral vergäße, als ich es dem König vergebe, ſeine Gemahlin ſo zu verſtoßen. — Sie erröthete ein wenig, da ſie dies geſagt hatte, und Alfons, der den Sinn wohl faßte, ſcherzte darüber; ſprach laut und machte ſo das Geſpräch allgemeiner.

Don Juan hatte den Schein der Verſtellung durchblickt, mit dem ſich die Gräfin zu verhüllen glaubte. Er merkte, wie ſehr ſie den Alfons liebte, und fing an wieder Hofnung zu ſchöpfen und darauf zu rechnen; ihre affektirte Gleichgültigkeit hatte ihm die deutlichſten Spuren geheimer Liebe gewieſen. Da es nun für ihr ſo äuſſerſt wichtig war, daß der junge Villena von dem Beſitz ſeiner Nichte, der er ſchon den Hof machte, ausgeſchloſſen würde, ſo glaubte er alles unternehmen zu müſſen, um zu ſeinem Zweck zu gelangen. Kath. von Sandoral ſollte ſich mit ihm vereinigen, um die Sache zu Stande zu bringen.

Er that ihr den ſonderbarſten Antrag von der Welt. — Madam, ſagte er, ich ſehe wohl, ſo lange Sie von Alfons geliebt werden, wird er nie meine Nichte heyrathen; dieſe Liebe müſſen wir aufheben, ich biete Ihnen meine Hand an. So bald ſie einem andern gehören, wird er aufhören ſie ſo heftig zu lieben, und alsdenn können wir hoffen. Werden ſie alſo die meinige, wenn es ihr Ernſt iſt, den Alfons mit der Gräfin zu verbinden. Ich habe Güter und Anſehn, aber dies muß ſie nicht ganz allein beſtimmen, ſondern jener Plan, den wir gemacht haben, der ſonſt nicht ausgeführt werden kann.

Katharine war ganz erſtaunt über dieſen Antrag. Die Parthie war nicht ganz nach ihrem Geſchmack, aber ſie glaubte, ſie müßte dem Luna Hoffnung machen; dies that ſie auch.

Sie arbeitete an Alfonſens Glücke, indeß ſich dieſer unglücklich ſchäzte. — Die Gräfin gab ſich um ihn Mühe, er mußte es merken, daß ſie alles anwendete, um ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu richten; allein er hieng zu ſehr an der Sand. als daß alle dieſe Bewerbung auf ihn hätte Eindruck machen können. Wenn ihm ſein großmüthiges Mädchen rieth, oder ihn ſogar bat, ja nicht die Gelegenheit vorbeyſtreichen zu laſſen, einer der reichſten ſpaniſchen Herrn zu werden, ſo beklagte er ſich über ſie, beſchuldigte ſie der Kälte, und that alles, was ein Liebhaber im eigentlichſten Sinn des Worts zu thun pflegt. Aber immer hing ſein Sinn an Katharine, und alle Mühe der Gräfin war vergebens, er lohnte ihre Liebe mit Kälte.

Katharine müßte keine Dame geweſen ſeyn, oder kein Gefühl gehabt haben, wenn ihr dieſes Betragen im Grunde nicht hätte gefallen ſollen. Sie ſahe ihren Liebhaber ſo großmüthig, ſo bereit ſein ſo nahes und gewiſſes Glück der Liebe zu ihr aufzuopfern, und ſelbſt gegen ſeinen Karakter handeln. Vielleicht hätte ſie gar ihren Plan aufgegeben, wenn die Lage der Dinge nicht eine andre geworden wäre.

Der König wollte die Welt glaubend machen, daß er ein Mann im völligen Sinn wäre, und dem heimlichen Verdacht, der ſich damals ſchon am Hofe auszubreiten anfing, widerſprechen. Nicht zufrieden, daß er ſeine Ehe in dieſer Rückſicht zu Rom aufheben ließ, wollte er auch in Spanien Liebſchaften haben, und glaubte, daß es ſchon hinlänglich wäre, einen ſolchen Verdacht zu entfernen, wenn er verliebt und galant erſchiene.

Kath. von Sandoral war diejenige Perſon, die er mit ſeiner Liebe beglücken wollte. Er ſuchte ihr zu gefallen, machte ihr große Präſente, und bald wußte es der ganze Hof, daß der König ſich ihr gänzlich ergeben und daß ſie alles bey ihm ausrichten könnte. Sie hörte und duldete den König, bloß, um Gelegenheit zu haben, dem Alfons

nähnützlich zu werden. — Es bot ſich bald eine Gelegenheit dazu dar, das Großmeiſterthum von St. Jakob wurde erledigt; Katharine verlangte es für den Alfons, der König ſagte es ihr zu, und zwey Tage darauf gab er es Bertrand von Kueva, ſeinem Günſtling. Katharine war darüber ganz erſtaunt und aufgebracht, ſie beklagte ſich darüber bey dem König, er entſchuldigte ſich damit, daß er den Alfons nicht liebte, und ſelbſt über das große Intereſſe, das ſie an ihm nähme, eiferſüchtig wäre.

Alfons war bey dieſem Vorfall ganz gleichgültig, ihn rührte nichts, was nicht auf ſeine Liebe Beziehung hatte, er hätte es lieber geſehn, wenn Katharine ſich gar nicht für ihn verwendet hätte; eine Stelle, die er als eine Gnade anſehen mußte, koſtete ſeinem Stolz zu viel. Er ſah ohne Empfindlichkeit, daß ihm ein andrer vorgezogen wurde, aber mit weit größerer bemerkte er die Vertraulichkeit des Königs mit ſeiner Dame, er beſchuldigte ſie der Untreue, weil ſie täglich zwey oder drei Stunden mit dem König zubrachte. Er wollte entweder ganz allein geliebt ſeyn oder gar nicht; ſo zwiſchen ihm und dem König ſie getheilt zu ſehn, war ihm peinlich.

Sie that alles, um ihm bey dem König nützlich zu werden, aber alles vergeblich. Der König haßte ihn, und um das zu verbergen, machte er den Eiferſüchtigen, ſo wenig als es ſonſt wohl in ſeiner Natur liegen konnte. Dies veranlaßte ſie, ihren alten Plan vorzunehmen, und unter der Hand wieder bey der Gräfin von St. Etienne und dem Don Juan von Luna für ihn zu arbeiten. —

Der junge Marky von Villena hatte ſich nun öffentlich erklärt, und um die Gräfin geworben; der König hatte ihn unterſtützt, und die Heyrath hätte geſchloſſen werden müſſen, wenn Kath. von Sand. dem König nicht eine andre Tour gegeben hätte. Sie ſtellte dem König vor, wie reich das Haus der Villena an und für ſich wäre, und wie mächtig es durch dieſe neue Verbindung werden würde. Die Reichthümer der Gräfin hätten ihren Großvater unter der Regierung ſeines Vaters Johanns II ſchon ſo furchtbar gemacht, und nun würden ſie noch durch die Güter der Villena vermehrt; der Beſitzer der Reichthümer dieſer beyden Häuſer müßte alſo doppelt zu fürchten ſeyn. Sie breitete ſich über die ſchlimmen Folgen aus, die die große Macht der Günſtlinge nach ſich zöge, ſtellte ihm den Alvar von Luna vor, und ließ ihn bemerken: da der Markis alles mit ſich vereinigte, was nur irgend von Kredit, Glanz, Anſehen und Gewalt in Spanien wäre, ſo würde keiner ihm widerſtehen können, wenn es ihm einfallen ſollte, ſich gegen das königliche Haus aufzulehnen. —

Katharine erlangte hierdurch alles, was ſie wünſchte. Den König brachten dieſe Vorſtellungen wenigſtens dahin, die Heyrath des Marky mit der Gräfin aufzuſchieben und in die Länge zu ziehen.

Der König wollte einmal zu Katharinen gehen. Indem kam der Marky und bat ihn, ſich zu ſeinem Beſten in dieſer Sache zu verwenden. Der König war voller Ungeduld, bald zu Katharinen zu kommen; dies Sollizitiren des Marky zu einer Zeit, die er beſſer anwenden wollte, brachte ihn ſo auf, daß er zum Marky ſagte: er wäre des ewigen Ueberlaufens überdrüſſig, und er würde ſchon der Gräfin einen Gemahl zu verſchaffen wiſſen. Und ſo verließ er ihn und ging zu der Sandoral, der er den Beſcheid erzählte, den er ſo eben dem Markis gegeben hatte. Sie lobte ihn wegen ſeiner Feſtigkeit, die im Grunde genommen ſein geringſtes Talent war, (aber Monarchen lieben ſo etwas) und ſuchte ihn in ſeinem Vorhaben zu beſtärken. Aber an wen verheyrathen wir ſie? ſagte der König. Vor einiger Zeit waren J. M. erwiederte Katharine, auf den Alfons eiferſüchtig, wir wollen ihm die Gräfin geben, und ich habe die beſte Gelegenheit, Ihnen zu beweiſen, daß ſie ſich irrten. — Der König ſchien erſtaunt, dachte einige Zeit darüber nach; endlich erklärte er ſich, er willige ein, wenn es die Gräfin zufrieden wäre.

Den Augenblick wußten die Gräfin und Don Juan durch Katharinen dieſe Neuigkeit. Alfons war nur noch im Wege, ſein Widerſpruch konnte eine Sache, die gut eingeleitet war, gänzlich verderben. Um dieſes zu verhindern und ihn zu ſeiner Einwilligung zu bewegen, ſchrieb ſie ihm ein Billet, erzählte ihm den Vorgang, ſagte ihm: der König habe ihr befohlen, ihn zu vergeſſen; ſie müſſe gehorchen, und ſie verlange von ihm weiter nichts, als daß er dieſes leztemal ihrem Rath folgen ſollte, und ſo das übrige — —

Don Juan war der Ueberbringer dieſes Billets. Er war Zeuge der Verzweifelung, die den Alfons ergrif. Er beklagte ſich über die Untreue ſeiner Dame und war davon ſo gerührt, daß ihr gewiß dieſer Kunſtgrif leid gethan haben würde, wenn ſie ſeine Situation geſehen hätte. Das Billet ſollte ihn bloß dahin bringen, ſie zu vergeſſen. Sie liebte ihn in dem Augenblick ſo ſehr als ſonſt, es war bloß eine Würkung jener Großmuth, daß ſie ihm ein Billet ſchrieb, das ihren Empfindungen ſo widerſprach. Er ſollte ſie untreu glauben und in dem erſten Ausbruch ſeines Unwillen die Gräfin heyrathen.

Hätte Don Juan nicht tauſend Unwahrheiten hinzugefügt, ihm ſoviel von Untreue vorgeſagt, daß Katharine nie wieder an ihn gedacht, ſich nie wieder für ihn verwendet habe ſeit jener Vergebung des Großmeiſterthums; ſo würde ſie nie ihren Endzweck erreicht haben. Er würde nie aufgehört haben, ein Mißtrauen in ſie ſelbſt, und die Wahrheit alles deſſen, was ſie ihm geſchrieben hatte, zu ſetzen, ſie hätte ihn bloß zur Verzweifelung gebracht. —

Aber da Don Juan auf der Stelle ſo viel Dinge erfand, die ihn wenigſtens in dem Augenblick, da ſein ganzes Weſen in Aufruhr war, und er gar zu keiner Beſonnenheit kommen konnte, überzeugen mußten, hielt er die Liebe, die er an Katharinen verſchwendet zu haben glaubte, für Schwachheit, und ſchämte ſich ihrer. Seine Empfindungen empörten ſich gegen ſie, und er glaubte alles. Liebe war die einzige Quelle ſeines Elends. Jetzt war die Stunde gekommen, in der die zweyte Leidenſchaft, die ihn beherrſchte, ſiegen konnte. Er betrachtete die Zerrüttung ſeiner Oekonomie, und ſein Stolz behielt die Oberhand. Er verſicherte dem Don Juan, daß er mit der größten Begierde einen Vorſchlag annehme, der niemanden vortheilhafter ſeyn könnte als ihm: Und von dieſem Tage an machte er der Gräfin den Hof und erklärte ſich für ihren Liebhaber. — Die Villenas bemerkten das freylich nicht ohne Verdruß, und Alfons hatte die Freude, den Günſtling gedemüthigt zu ſehen. Nichts belebte ſeine Begierde, ſich mit der Gräfin zu verbinden, mehr, als die Hofnung, dem Marky dadurch einen empfindlichen Streich zu verſetzen. —

So ſtanden die Sachen, als der Geſandte, den der König nach Rom geſchickt hatte, mit der Diſpenſazion des Pabſtes zurückkam. Die Königin Blanka, die ſich ſchon vom Hof entfernt hatte, erhielt Befehl, nach Navarra zurückzukehren, und der Herzog von Medina wurde nach Portugall geſchickt, um die neue Königin abzuholen. —

Der König wollte, daß man die Verbindung des Alfons und der Gräfin nicht eher erklären ſollte, als nach der Ankunft der Königin. — Er fürchtete, es möchte zwiſchen den beyden Nebenbuhlern, dem Markys und dem Alfons, zu Aeuſſerungen kommen, die ihm vielleicht ſeine Einwilligung, die er zum Vortheil des Alfons gegeben hatte, verleiden könnten. Er haßte ihn noch immer, und um Thätlichkeiten von beyden Theilen zu verhüten, und um den Marky ſicher zu ſtellen, befahl er dem Alfons, den Herzog von Medina zu begleiten. —

Alfons war über dieſen Befehl des Königs ſehr vergnügt; dieſer Auftrag hatte für ihn etwas Ehrendes, und dies ſchmeichelte ſeinem Stolz. Von der Gräfin konnte er ſich leicht trennen, da er ſie nicht liebte. Er reiſte ab, ohne die Sandoral zu ſehen; beyde vermieden einander mit der größten Sorgfalt, aus ganz verſchiedenen Gründen; Alfons konnte den Anblick einer Perſon nicht tragen, die er untreu glauben mußte, und Katharine floh ihn aus Furcht, ihr Herz möchte ſie verrathen. Dieſes arme Herz litt unendlich, und ihr Geiſt hatte keinen Augenblick Ruhe; die Gewalt, die ſie ſich anthun mußte, zerriß ſie. So verſenkt in Leiden, die ſie in ſich verſchließen mußte, tröſtete ſie nichts, als der Gedanke, zum Glück ihres Geliebten hierdurch beyzutragen, und für ihn alles das zu dulden. —

Die Gräfin von St. Etienne war unterdeſſen die glücklichſte der Welt; der König hatte ihr die Wahl eines Gemahls freygeſtellt, und Alfons war von ihr gewählt, alle ihre Wünſche waren durch ihn befriedigt; was hatte für ſie ohne ihn einigen Reiz? — Nur einige kleine Unruhen machte ihr Katharine von Sandoral, nicht in der Rückſicht, weil ſie ihr einen ſo theuren Geliebten geraubt hatte; — ihre Liebe für den Alfons war zu heiß, nur eine Bedenklichkeit von der Art aufkommen zu laſſen, — ſondern weil ſie wußte, daß Alfons bloß dem Don Juan ſein Wort gegeben hatte, ſeitdem der König Katharinen liebte. — Sie drang tiefer in die Empfindungen des Alfons, als ſie dachte, wenn ihr zuweilen der Gedanke durch den Sinn fuhr, daß Alfons ſeine vorige Geliebte bloß aus Verzweiflung aufgegeben habe, und daß es bloß eine Würkung dieſer Verzweiflung ſeyn könne, daß er ſich für ſie erklärt habe. Sie war delikat genug, zu wünſchen, daß er es aus andern Gründen gethan haben möchte. Dieſer Gedanke machte ihr freylich manche trübe Stunde, und ſie würde deren noch mehr gehabt haben, wenn nicht ein Vorfall ſie überredet hätte, daß Alfons ſeine ganze ewige Leidenſchaft ihr aufgeopfert habe.

Katharine von Sandoral kannte die eingeſchränkte Oekonomie des Alfons, ſie wußte ſeine Reiſe nach Portugall, und glaubte, daß er vielleicht Geld zu dieſer Reiſe nöthig haben würde; zumal da ſein Poſten und ſeine Liebe zur Pracht bey einer Gelegenheit, wie dieſe, ganz ungewöhnlichen Aufwand erforderten. Sie entſchloß ſich, ihn aus dieſer Verlegenheit zu reißen, in der er ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach befinden mußte, und ſchickte ihm durch einen Unbekannten Juwelen für mehr als 30000 Dukaten, mit welchen ſie der König nach und nach bey verſchiedenen Gelegenheiten, beſchenkt hatte.

Alfons konnte den Geber dieſes prächtigen Geſchenks nicht errathen. Alles überredete ihn, daß es die Gräfin von St. Etienne ſeyn müßte, weil dieſe am ganzen Hof die einzige Dame war, die ein ſolches Geſchenk machen konnte. In dieſem Wahne ſchickte er ihr alle dieſe Juwelen, und ließ ihr ſagen: er bäte ſie, ſie bis zu ſeiner Zurückkunft in Verwahrung zu nehmen.

Die Gräfin kannte die Juwelen, und da ſie nicht zweifelte, daß ſie Alfons von der Sandoral erhalten hätte, glaubte ſie, Alfons mache ihr damit ein Geſchenk, um ſie zu überzeugen, daß er ſeine erſte Geliebte ganz vergeſſen habe, und ſich durch nichts mehr an ſie erinnern laſſen wolle. Dieſer Gedanke war ihr lieber, als alle dieſe Koſtbarkeiten; und nun war ſie völlig überzeugt, ſie würde ſo ſehr geliebt, als ſie es nur wünſchen könnte.

Unterdeſſen da ſie ſich über den Fortgang der Liebe freute, die ihr ſo neu und ſo theuer war, ergab ſich Alfons einer neuen Leidenſchaft, die ihm Jammer und Elend und zulezt ſeinen Untergang bereitete.

Alfons kam mit einem Herzen nach Portugall, das noch immer tief verwundet war, und nichts mehr ſuchte als, ſeinen

Verluſt in einer neuen Verbindung zu vergeſſen. Es lag ſchon in ſeinem Karakter, ſich zu entſchädigen, weil ſein Stolz ſo empfindlich dadurch war gekränkt worden, daß ſeine Geliebte ſich dem König ergeben hatte.

Man darf ſich alſo gar nicht wundern, daß, ſobald er die Prinzeßin ſah, die beſtimmt war, Königin von Kaſtilien zu werden, er ganz von ihr hingeriſſen und ihr feurigſter Anbeter wurde. Die Schönheit der Prinzeßin, die auſſerordentlich war, rührte ihn weniger, als ihr ſanftes und einnehmendes Betragen. Kaum kannte er ſie drei Tage, als die Prinzeßin, die ihn bey verſchiedenen Gelegenheiten bemerkt hatte, ſich in ein Geſpräch mit ihm einließ, und ihn um ſeine Freundſchaft bat. Ein Kompliment, wie dieſes von einer ſpaniſchen und ſo ſchönen Königin, ſchien ihm ganz neu und ſonderbar; aber es gefiel ihm auſſerordentlich. — Er befand ſich in Verlegenheit, geſchickt und mit Anſtand darauf zu antworten, faßte aber gleich den Entſchluß, dieſe Gelegenheit zu benutzen. So bald als er ſich erhohlt hatte, antwortete er der Prinzeßin, dankte ihr für ihre Gnade, und verſprach ihr ſeine gänzliche Ergebenheit in Ausdrücken, die ſo geſtellt waren, daß man unter der Maske der Freundſchaft die glühendſte Liebe wahrnehmen mußte.

Die Prinzeßin ſchien mit ſeiner Antwort zufrieden, ſie fuhr in dem nämlichen Tone fort, in dem ſie angefangen hatte, und dies war dem Alfons und ſeiner Liebe auſſerordentlich ſchmeichelhaft.

Und nun vergaß er die Gräfin und Katharinen von Sandoral gänzlich. All ſein Sinn und ſein ganzes Weſen war auf die Prinzeßin gerichtet; Alles was er fühlte, fühlte er für ſie. Sie nahm ihn immer ſehr gut auf, ſie bezeugte ſogar eine beſondre Freude, wenn ſie ihn ſahe. Dies und der vertrauliche Fuß, auf welchem er mit ihr ſtand, ließen ihn wähnen, daß er der Prinzeßin nicht ganz gleichgültig ſey; — Die Leichtigkeit, mit welcher er ſie täglich ſehen konnte, und dieſer Wahn, der vielleicht damals nur noch Wahn war, machte ihn zum verliebteſten Menſchen von der Welt. Seine Liebe ſah keine Verlegenheit. — Die Prinzeßin hatte ſehr viel Verdienſt, ihr Karakter viel Beſtändigkeit und Feſtigkeit, mehr als die Natur ſonſt den Damen zu geben pflegt; und ſo betrachtete Alfons ſeine Leidenſchaft nicht als Schwachheit, ſondern als ein gerechtes Opfer, das die Verdienſte der Prinzeßin erforderten. Die Zukunft lag vor ihm verſchloſſen, er dachte nicht daran, und wenn er ja daran dachte, ſo mahlte ihm ſeine Liebe die künftigen Zeiten als die glücklichſten. Er ſah nichts, was er zu fürchten hatte, ſeine Leidenſchaft ſchien ihm nichts auſſerordentliches, was kümmerte er ſich alſo um ihre Folgen. Keine Urſach zur Eiferſucht, war die Prinzeßin gleich dem Könige von Kaſtilien beſtimmt, ſo war dieſer König doch kein Gemahl, der einen Liebhaber eiferſüchtig machen konnte; und von einer andern Seite kannte er die Feſtigkeit der Königin zu ſehr, und glaubte einen zu feſten Platz in ihrem Herzen zu haben, als daß ihn ein Nebenbuhler würde daraus vertreiben können.

Nur eins war ihm verdrüßlich, beſtändig bloß auf dem Fuß eines Freundes bey der Königin zu ſeyn. Dies war ſeinem Herzen zu wenig, es wollte mehr; aber nie wagte er ſeine Erklärung, aus Furcht, das zu verlieren, was er beſaß.

Er that einige Schritte, um ſeine Liebe zu erklären. Oft geſchah es, daß er, wenn er bey der Prinzeßin war, lebhafter ſprach; ſobald ſie's aber bemerkte, wußte ſie ihn an ſeine Schuldigkeit zu erinnern, und Alfons mußte ſich immer mit der Freundſchaft begnügen, bis ihn eine glückliche Gelegenheit erlauben würde, deutlicher von ſeiner Liebe zu ſprechen.

Unterdeſſen kam die Prinzeßin in Spanien an. Der König erwartete ſie in Leon, wo auch die Vermählung vollzogen wurde. Don Juan von Luna wollte zu gleicher Zeit auch ſeine Nichte mit dem Alfons vermählen. Er ließ deswegen mit dem König durch die Katharine von Sandoral ſprechen; der König wich aus und gab keine Beſtimmung. Alfons, ganz mit der Königin beſchäftigt, zeigte ſo viel Kälte gegen die Gräfin, daß dieſe ſelbſt längern Verzug wünſchte, aus Furcht noch einmal ausgeſchlagen zu werden. Und ſo blieb die Lage der Dinge nach der Vermählung des Königs die nämliche, die ſie vorher geweſen war.

Damals war es, als der Erzbiſchof von Sevilla das Feſt gab, deſſen wir oben erwähnten. Katharine machte ſich an dieſem Feſte kein Bedenken, ihren Ring dem Alfons zu geben, ob ſie gleich öffentlich mit ihm gebrochen hatte, entweder um des Königs Eiferſucht zu erregen, und ſeine prätendirte Galanterie zu beleben, oder um den Hof von der Aufmerkſamkeit abzulenken, die Alfons für die Königin hatte und die zu ſichtbar wurde, oder weil man bey einer Gelegenheit, wo es darauf ankömmt, ſeine Wahl zu beweiſen, ſeine Empfindungen nicht aufhalten kann.

Das Feſt war geendigt, der ganze Hof auseinander gegangen, der König und die Königin waren allein. Alfons hatte all ſein Denken und Sinnen auf die Königin gerichtet, und bey einer ſolchen Veranlaßung zum Nachdenken, als er an dieſem Tage gehabt hatte, überließ er ſich einem Meere von Gedanken, in welches ihn bald ſeine Liebe, bald ſeine Eiferſucht verſenkten. Da er ſo ſich ſelbſt und alles, was um ihn war, vergaß, vergaß er auch zu Hauſe zu gehen, und wählte eine kleine Terraſſe unter den Fenſtern der Königin, um der Prinzeßin ſo nahe als möglich zu ſeyn, und da zu träumen.

Er glaubte, er wäre der einzige auf dieſem ganzen Platze, und dachte an nichts weniger als Geſellſchaft; ſchon hatte er zwey Stunden verträumt, und ſich entſchloſſen, die ganze Nacht aufzuopfern, als im Augenblick ſich eine verborgene Thür aufthat, und er einen Menſchen eine Treppe herunter und grade auf ſich zukommen ſah. — Die Nacht war ſehr finſter. Er konnte ihn nicht erkennen; er ging ihm einige Schritte entgegen, und da er nahe genug bey ihm war, nahm ihn dieſer Unbekannte ohne ein Wort zu ſagen, bey dem Arm, und führte ihn gerade auf die Treppe. Indem er im Begrif war hinaufzuſteigen, ſagte dieſer Unbekannte zu ihm: „Geh nur gerade hinauf, du findeſt die Thür offen, nach zwey Stunden wirſt du mich wieder hier antreffen.“ Er machte die Thür zu, ging nach der Terraſſe, und ließ den Alfons auf der Treppe.

Alfons wußte nicht, wie ihm geſchah; er konnte nichts errathen, und nichts begreifen, weder wer der Menſch war, der ihn in dieſes Abentheuer verwickelte, noch was dieſes alles ſagen wollte? So viel wußte er, daß dieſe verborgene Treppe zu einem Kabinet führte, das ganz nahe bey den Zimmern der Königin war. Er dachte einige Augenblicke über dieſe ſeltſame Begebenheit nach, und da er ſich nicht den geringſten Aufſchluß darüber geben konnte, ſo vermochte ihn ſein Muth das Abentheuer, in das ihn das Ohngefähr verwickelt hatte, zu beſtehn, und getroſt die Treppe hinaufzuſteigen. — Er fand die Thür des Kabinets offen, ging hinein, und merkte, daß das Zimmer der Königin auch noch unverſchloſſen wäre. Er glaubte, der König und die Königin wären noch zuſammen auf, und jetzt gereuete es ihn, daß er es gewagt hatte. Wenn man ihn hier fand, war er verlohren. Schon wollte er ſich ſo ſtill als möglich entfernen, als ihn jemand ganz leiſe aufhielt, ihn bey der Hand nahm und mit einer Damenſtimme zu ihm ſagte: Sire! iſt ihnen noch nicht beſſer? — — Er erkannte die Stimme — der Königin, und niemals hat ſich jemand in einer Situation, wie dieſe, befunden. —

Jetzt dämmerte ihm ein ſchwaches Licht. Er ſah ſich in dem Zimmer der Königin, er ſchloß, aus dem was ſie ihm ſagte, daß ſie ihn für den König hielte, und daß der König nicht bey ihr ſeyn müßte. Stimme und Figur des Menſchen, der ihn auf die Treppe geführt hatte, glichen ſo ziemlich der des Königs; beynahe glaubte er: der König könnte es ſelbſt geweſen ſeyn. — Aber dieſes alles vorausgeſetzt, was half's ihm? er konnte von dem allen doch nichts begreifen und verſtehen.

Immer hielt ihn die Königin umarmt, und fuhr fort ihn zu fragen, ob er ſich noch nicht erhohlt hätte, und ob ſie nicht jemand zu ſeinem Beyſtand rufen ſollte. —

Die Liebe beſtimmte den Alfons. Er ſah, daß ſein Leben auf dem Spiel ſtand; aber welcher Liebhaber kann einer Gelegenheit wiederſtehen wie dieſe? kann Bedenklichkeit äuſſern, wenn er eine Königin beſitzen kann, die er liebt, und für die er glüht? Er ging ins Zimmer, legte ſich zu Bette, und die Königin, die ihn für den König nahm, mit ihm. —

Dieſes Abentheuer, ſo überraſchend und ſo ſonderbar, war die Folge des auſſerordentlichſten Anſchlags, den es geben kann. Man ſollte nicht glauben, daß je ein Menſch einen ſolchen faſſen könnte; ſo ſehr überſteigt er alle gewöhnliche menſchliche Begriffe.

Der König von Kaſtilien wußte, wie ſehr ihm das Gerücht ſeines Unvermögens ſchadete, wie viele Vortheile täglich die Partheien daraus zogen, die ſich gegen ihn auflehnten und die daraus einen Vorwand zu Rebellion hernahmen. Er wollte alles aufs Spiel ſetzen, um dieſe Sage, die mehr als Sage war, zu widerlegen. Er wagte alles; nichts war ihm zu koſtbar, und ſo wollte er denn einem andern ſeine Stelle bey der Königin abtreten. Der Glückliche ſollte ſein Günſtling, der Graf von Ledeſma, ſeyn. Er redete es mit ihm ab, daß ſobald als er mit der Königin in der erſten Nacht allein ſeyn würde, er ſich ſtellen wollte, als wenn ihn plötzlich eine Unpäßlichkeit überfiele; er wollte ſich alsdann einige Augenblicke entfernen, und herunter auf die Terraſſe kommen, wo der Graf ihn erwarten ſollte. Der Graf ſollte alsdann die verborgene Treppe hinaufſteigen, des Königs Stelle vertreten, die Nacht würde ihm zu Statten kommen, und wenn er das Glück der Liebe genoſſen, ſollte er auf der nämlichen Treppe wieder zu dem König zurückkehren, der alsdenn wieder zur Königin gehen wollte.

So war der Plan gemacht. Der König entfernte ſich, wie's abgeredet war; und da er den Alfons auf der Terraſſe antraf, glaubte er, es ſey der Graf von Ledeſma, und führte ihn auf die Treppe. Er zweifelte nicht, daß er nun bey der Königin ſeyn würde, und erwartete ſeine Zurückkunft auf der Terraſſe.

Er war kaum einige Augenblicke auf der Terraſſe allein geweſen, als der Graf von Ledeſma zu dem Rendezvous kam. Er erkannte den König, der auf ihn wartete, ging auf ihn zu und gab ſich zu erkennen, und verſetzte den König in ein Erſtaunen, das ſich nicht beſchreiben läßt.

Der König entdeckte ihm was vorginge. Sein erſter Gedanke war, hinauf zu der Königin zu gehen, und den, den er bey ihr finden würde, aufzuopfern. Einen Augenblick darauf wurde er kälter, und überlegte, was das für ein Aufſehen machen, und wie entehrend das für ihn ſeyn würde; er beſchloß alſo, ſich zu verſtellen, und ſo befand ſich Alfons durch das ſonderbarſte Abentheuer, das je geweſen iſt, in dem Beſiz der Königin, von dem König ſelbſt dazu verleitet, und der König, der ihn unendlich haßte, mußte ſchweigen und ſich verſtellen. —

Eine Begebenheit, wie dieſe, verlangte den dichteſten Schleyer des Geheimniſſes: aber wie war aus dem Irrthum zu kommen, und wie erfuhr man, wer dem Grafen zuvorgekommen wäre? Man legte es ſo an: der König erwartete ſeinen Stellvertreter, und der Graf mußte ſich einige Schritte davon verbergen, um alsdann dem Unbekannten unvermerkt nachfolgen und ſeine Wohnung und Namen erfahren zu können.

Und ſo war denn Alfons in dem Schooß des Glücks, indeß das jene beyden unten ſeiner harrten, in den feurigſten Armen der Liebe, indeß, daß jene die Unbequemlichkeit der Nacht fühlten, jene voller Unwillen über die Verwirrung dieſer Nacht, und er auf dem höchſten Gipfel der Wonne, da dieſe Verirrungen ihm das Glück verſchaften, das das einzige geweſen war, nach dem er gerungen hatte. — In den Armen einer Königin, die er ſo heiß, ſo glühend liebte, und ſie in dem Wahne ihren Gemahl an ihrer Seite zu haben, — man denke ſich eine Situazion wie dieſe, und man wird den Alfons beneiden. Sein Karakter war auch mitten in dieſen ſeeligen Genüſſen unverkennbar; immer trieb ihn ſein Stolz an, ſich zu entdecken; er wollte nicht dem Irrthum, ſondern ſich ſelbſt, ſein Glück zu verdanken haben. Sein Glück ſchien ihm unvollkommen, wenn er nur dem Könige, den er von ganzem Herzen verachtete, dieſe ſeelige Augenblicke ſchuldig ſeyn ſollte. — Aber die Achtung, die er der Prinzeßin weihte, der Gedanke, ſie zu ſehr zu überraſchen, hielt ihn zurück; weniger die Verſtellung, daß er dadurch ſeinen Untergang beſchleunigte, den er mit Gleichgültigkeit anſah, da er einmal in den Armen der Liebe glücklich geweſen war.

Die Königin hielt alſo immer den Alfons für den König; Alfons verließ ſie auch in dem Wahn, — ſtieg die Treppe hinunter, fand den König, der ihn erwartete, und der ohne ein Wort zu ſagen, die Treppe hinauf ging, ſo bald als er ihn weggehen ſah.

Alfons glaubte den Tag nahe, und entfernte ſich ſo geſchwind als möglich. Aber, kaum hatte er drei Schritte von der Teraſſe gethan, als er merkte, daß ihm jemand nachfolgte. Es war der Graf, der ſeinen Auftrag befolgen wollte.

Alfons urtheilte, man verfolge ihn, um ihn zu ermorden. Er verweilte einen Augenblick, um zu erforſchen, ob die, die ihm nachfolgten, ſehr zahlreich wären. Da er wahrnahm, daß es nur ein einziger war, lief er auf ihn zu, und ehe der Graf Zeit hatte, ihn zu erkennen, gab er ihm einen Stich mit einem Dolch, der ihn zur Erde warf. Der Graf, betäubt durch den Stich, erkannte ihn nicht, und ließ ihm Zeit, zu entwiſchen.

Da er ſich entfernt und einige Augenblicke über die Begebenheit dieſer Nacht nachgedacht hatte, errieth er einen Theil davon. Er kannte die Schwäche des Königs, und ſo zweifelte er keinen Augenblick, daß der König auf der Terraſſe in ihm denjenigen anzutreffen geglaubt habe, den er beſtimmt hatte, dem Thron von Kaſtilien Erben zu geben. Daß er hier dem Zufall alles zu verdanken, und daß der König nicht auf ihn gerechnet habe, ſah er leicht; aber dies war ihm ungewiß, ob ihn der König erkannt habe. War dies leztre, ſo war ſein Untergang ſchon beſchloſſen, und in dieſer Rückſicht rieth ihm alles die Flucht. Da er aber die Sache von einer andern Seite anſah, ſo mußte ihn ſeine Entfernung in dem Fall, daß ihn der König nicht erkannt hatte, verdächtig machen, und zum Beweiſe dienen; er faßte alſo den Entſchluß, gar nichts zu thun und ſich ſeinem Schickſal zu überlaſſen. —

Kaum war es Tag, als man ihm ſagte, der Graf von Ledeſma ſey gefährlich verwundet worden, ohne daß man wiſſe von wem. Dies gab ihm über das ganze Abentheuer Aufſchluß. Er kannte nun den, der ihm nachfolgte, und den, dem der König das Glück der vorigen Nacht beſtimmt hatte. —

Man trug den Grafen von Ledeſma halb tod in ſeine Wohnung, der König war äuſſerſt begierig zu wiſſen, was er für Entdeckungen gemacht hätte, und beſuchte ihn deshalb ſobald er aufgeſtanden war. Jene Begierde war die eigentlich Veranlaſſung dieſes Beſuchs, nicht Theilnehmung und Freundſchaft. — Der Graf konnte ihm nicht das geringſte ſagen. Dies war dem König äuſſerſt verdrießlich, und da er nur den zu wiſſen brauchte, der den Grafen verwundet hatte, um alle Aufſchlüſſe zu haben, ſo beſtimmte er eine Belohnung von 50000 Dukaten für den, der ihn entdeckte. —

Alfons erſchien bey Hofe, wie ſonſt. Er ſahe die Königin; ſie ſchien gegen ihn kälter als gewöhnlich. Erſt glaubte er, ſie hätte Aufſchluß über die Begebenheit der vorigen Nacht. Dieſe Vermuthung ſtürzte ihn in die gröſte Verwirrung, tauſend Gedanken lieſen ihm durch den Kopf, und tauſend andre verdrängten ſie. Er kam zu keiner Gewißheit; allenthalben Zweifel, und allenthalben Vermuthung.

So viel wußte er gewiß, daß er im Beſitz der vollkommenſten Königin der damaligen Zeit geweſen und daß er in dieſe Königin unendlich verliebt war. — Dieſe Gewißheit erhöhte das Gefühl ſeines Glücks ungemein. — Aber von einer andern Seite, wenn die Königin etwas von ſeinem Glück wußte und ſo kalt gegen ihn war, was half ihm ſein Glück? und wußte ſie nichts davon, ſo war ſein Glück nicht vollkommen. — Und wenn er vollends überlegte, daß er dieſes alles bloß dem Ohngefähr zu verdanken habe, und daß Liebe zu ihm von Seiten der Königin zu alle dem Genuß, der ihm in jener Nacht zu Theil ward, nicht das geringſte beygetragen habe: ſo ſchien ihm ſein Vorzug weniger beneidenswerth, als er auſſerdem geweſen ſeyn würde. — So bald er ſich etwas verlauten ließ, war ſein Unglück gewiß; und doch ſtarb er beynahe vor Verlangen, der Königin alles zu entdecken. Tauſendmal war es ihm, als wenn er es ihr ſagen müßte; ihre Kälte hielt ihn aber mehr zurück, als alle die Verlegenheiten, denen er ſich ausſetzte, wenn er nicht ſchwieg.

Dies war nur der Anfang ſeiner Verwirrungen; niemals hat wohl ein Liebhaber ähnliche gefühlt.

Die Königin hatte den König bis zum Augenblick ihrer Vermählung und ſelbſt einige Stunden darnach nicht geliebt. Sie erwartete von ihrem Gemahl etwas, das nach der allgemeinen Sage Heinrich IV. zu geben nicht im Stande war. — Sie glaubte ſich alſo verurtheilt, etwas zu miſſen, das nach dem Urtheil der Damen das weſentliche Glück der Ehe ausmacht. — Aber welche Täuſchung! welcher Irrthum! wie wurde er nicht durch die erſte Nacht widerlegt! Der feurigſte, der glühendſte Gemahl, und ſie in einer Trunkenheit, die alle ihre Ahndungen übertraf. Was blieb für den armen Alfons übrig? Nichts. Sie bereute es, dem König unrecht gethan und einen andren angehört zu haben. Sie hatte den Alfons verſtanden; ſie fing an, den König mit allem Feuer einer jungen Dame zu lieben. —

So liebte denn dieſe Prinzeßin den Alfons würklich, indem ſie ſich gleichgültig gegen ihn glaubte; ſie liebte nur den, der ihr die Freuden jener Nacht gab; ſie glaubte ſie vom König erhalten zu haben, und ward kalt gegen den Alfons, und haßte eigentlich jenen und hing an dieſem.

So wird man ſich erklären können, woher ihre Verſchloſſenheit und Kälte gegen den Alfons entſprang: ſie unterließ nicht, einer Vertrauten von ihrer erſten Hochzeitnacht zu erzählen, und den König wegen des Unrechts, das man ihm anthat, zu beklagen, da man ihn ſo falſch beſchuldigte.

Dieſe Vertraute hatte Alfons gewonnen; ſie machte bey ihm wieder die Vertraute, und erzählte ihm alles, was die Königin ihr geſagt hatte. Nun konnte er die Kälte der Königin erklären. Er mußte auf ſich ſelbſt eiferſüchtig ſeyn, und nie hatte er ſich von einer lebhaftern Begierde hingeriſſen gefühlt, alles der Prinzeßin zu entdecken, als jezt.

Dies war der einzige Weg, den er einſchlagen konnte, um die ganze Fülle ſeines Glücks zu empfinden. Er wollte ſich aber nicht auf einmal erklären; er ſagte bloß zu der Vertrauten: Falſchheit lág in dem Karakter des Königs, wie leicht könnte er die Prinzeßin hintergangen, und einen andern untergeſchoben haben.

Die Vertraute erzählte der Königin wieder, was ihr Alfons geſagt hatte. Dieſe verglich die Umſtände, und erinnerte ſich an alles, — das Uebelbefinden des Königs, ſein Hinausgehn und Wiederkommen, einige leiſe Worte, die ihr gleich aufgefallen waren, weil ſie nicht im Tone und der Ausſprache des Königs waren geſagt worden, — dies alles ließ ſie fürchten, daß ihre Vertraute wol etwas Wahres geſagt haben könnte. — Ihre Furcht wurde durch das Benehmen des Königs noch mehr beſtärkt, der unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit immer allein ſchlief.

Man kann den Zuſtand, in dem ſich dieſe Prinzeßin befand, nicht beſchreiben. Jemehr ſie darüber nachdachte, deſtomehr Wahrſcheinlichkeit. — Sie hatte Augenblicke, in denen ſie nicht zweifelte. In dieſen Augenblicke haßte ſie den König unbeſchreiblich, und war auſſerordentlich begierig, den zu wiſſen, dem er ſeinen Platz überlaſſen hätte. — Alfons war der einzige Mann am Hof, den ſie würklich liebte, und es gab Stunden, in denen ſie wünſchte, er möchte es geweſen ſeyn; aber von keiner Seite Wahrſcheinlichkeit. Wie hätte ſich der König entſchlieſſen können, eine Sache von der Wichtigkeit einem Menſchen anzuvertrauen, den er tödtlich haßte? —

Unterdeſſen fielen ihre Vermuthungen alle auf ihn, und kaum konnte ſie ihn anſehen ohne zu erröthen, entweder weil man das gern glaubt, was man wünſcht, oder weil ihre Organiſazion ſo zart war, daß ſie mitten in der Nacht einige Entdeckungen hatte machen können, die dieſe Vermuthung beſtätigten.

Alfons bemerkte ihre Verlegenheit. Er wußte nicht, ob das Erröthen der Königin anzeigte, daß ſie völlig von dem Vorgang unterrichtet ſey, oder nur, daß ſie etwas davon vermuthete. Beyde Fälle mißfielen ihm nicht, er ſah ſie lieber verlegen als kalt. —

Der Prinzeßin war der Gedanke auſſerordentlich angenehm, daß es Alfons geweſen ſeyn könnte. Sie wurde aber von dieſem wahren Gedanken durch einen Irrthum abgeleitet, der ſehr viel Wahrſcheinlichkeit hatte. Man zeigte ihr den Ort, wo man den Grafen Ledeſina gefunden hatte; da er auf der kleinen Terraſſe, auf welche die verborgene Treppe aus ihren Zimmern führte, war verwundet worden, ſo zweifelte ſie nicht mehr, daß er es geweſen, der die Nacht mit ihr zugebracht, und daß der König ihn habe wollen ermorden laſſen, um dieſes ſchreckliche Geheimniß deſto beſſer zu verbergen.

Dieſe Vorſtellung brachte die Königin aus aller Faſſung, ſie haßte den König und den Grafen gleich ſtark. — Noch hatte ſie dem König dieſen Vorgang verziehen, in dem Wahne, daß es Alfons geweſen ſey; aber bey dieſer neuen Entdeckung wurde ſie auſſerordentlich aufgebracht.

Sie theilte ihre Entdeckung ihrer Vertrauten mit, die Vertraute wieder dem Alfons. Er erfuhr von ihr, daß die Königin alle Gründe hätte, zu glauben, daß ſie ſey hintergangen worden, und daß der König ſich des Grafen von Ledeſina bedient habe.

Bis jetzt hatte ſchon Alfons ſich kaum zurückhalten, und ſeiner Zunge Gewalt anthun können; — bey dieſer Veranlaſſung konnte er nicht länger widerſtehen. Er verſchwieg es zwar der Vertrauten, beſchloß aber der Königin ſelbſt alle Erklärungen zu geben. Lange ſuchte er Gelegenheit und fand ſie nicht, bis die Königin ſich ſchwanger befand, und ihr der ganze Hof aufwartete, um ihr Glück zu wünſchen.

Alfons nahm ſeine Zeit, da niemand bey ihr war, als ihre Vertraute, die ſich einige Schritte entfernt hatte und ihm Gelegenheit gab, ohne Zwang mit der Königin zu ſprechen.

„Wenn Ihro Majeſtät das Glück des Alfons in ſeinem ganzen Umfang kennten, ſo würden Sie gewiß überzeugt ſeyn, daß niemand an dem ganzen Hofe mit mehrerer Empfindung und Freude an dem Ruhm und den Huldigungen Theil nimmt, die Ihnen ganz Kaſtilien bringen wird, wenn Sie ihm einen Erben geben. — — Er erröthete, da er dieſes ſagte, ſchien ganz auſſer aller Faſſung, und konnte nicht fortfahren.

Die Königin war nicht weniger verlegen; ſie warf ihre Augen auf den Alfons, und glaubte in den ſeinigen alles das zu leſen, was ſie ſchon ahndete. Beyde waren geraume Zeit nicht im Stande ein Wort zu ſprechen. — Endlich warf ſich Alfons zu ihren Füßen und ſagte: Alles was Sie denken, Madam, iſt Wahrheit; ich war es — — Was ſagen Sie mir? unterbrach ihn die Königin. — Was ich meine ganze Lebenszeit verborgen haben würde, wenn ich nicht erfahren hätte, daß Ihro Majeſtät einem andern das rühmlichſte Vergehen von der Welt zuſchrieben, und mich hätte überzeugen können, daß ein andrer Sie eben ſo glühend lieben könnte, als ich. — Die Königin ſchlug die Augen nieder, wendete ſich von ihm weg, und ſagte: mußten Sie dazu beytragen, das Unglück der elendeſten aller Königinnen zu vollenden? — Es iſt wahr, erwiederte Alfons, ich bin ſtrafbar, aber mein Verbrechen hieß mich bloß die Liebe begehen: der König hat nicht den geringſten Antheil, er kennt weder mein Verbrechen noch meine Liebe." — Da die Königin nichts darauf antwortete, erzählte er ihr den Zufall, dem er ſein Glück zu verdanken hatte, und kaum hatte er zu ſprechen aufgehört, als der König hereintrat.

Er bemerkte, daß Alfons mit ſehr vielem Feuer ſprach, und daß ſein Hereintreten beyde ſehr verlegen machte. —

In dieſem Augenblick ſchien es ihm wie ausgemacht, daß Alfons derjenige ſeyn müßte, den er in jener Nacht für den Grafen anſah, und den er ſo lange gern gekennt hätte. — Er beſchloß alles anzuwenden, um hierüber Aufſchlüſſe zu erhalten.

Er ſchlug einen Weg ein, den niemand als er einſchlagen konnte, ſo ſonderbar war er; aber dieſer Prinz war der auſſerordentlichſte Menſch von der Welt, und nichts darf uns von ihm befremden, da wir ſein Benehmen in der erſten Hochzeitnacht geſehen haben. Vor der Niederkunft der Prinzeßin wollte er aber doch nichts unternehmen. Sie gebahr eine Prinzeßin.

Nachdem ganz Spanien aus dem Freudentaumel, in den die Geburt der Prinzeßin es verſetzt hatte, zurückgekommen war, nahm der König eines Tages den Alfons bey Seite, und führte ihn in ſein Kabinet. — „Sie müſſen mit mir ſehr unzufrieden ſeyn, Alfons, ſagte er, daß ich nach jenem wichtigen Dienſt, den Sie mir geleiſtet, nicht aufmerkſamer auf Sie geweſen bin; aber wenn ich auf Ihre Diskrezion rechnen darf, ſo können Sie ſich zu den glänzendſten Ausſichten berechtigt halten, und von dieſem Augenblick an haben Sie eine Penſion von 5000 Dukaten; fahren Sie fort, mir treu zu ſeyn, und der ganzen Welt die Schwachheit Ihres Königs zu verbergen."

So verwirrt und verlegen als Alfons bey dieſen Vortrag war, muß nicht leicht jemand geweſen ſeyn. So viel Beſonnenheit aber hatte er doch, daß er gleich das Netz des Königs wahrnahm, und ſich entſchloß, auf keine Weiſe es zu geſtehn. — Er fragte den König, was er ihm denn für einen Dienſt geleiſtet hätte, für den es Seiner Majeſtät gefiele, ihn zu belohnen? aber dieſe Worte konnte er nicht ausſprechen, ohne roth zu werden. Dies war für den König Beſtätigung. „Und Sie verlangen noch, daß ich Ihnen den Dienſt beſchreiben ſoll? wollen ſie meine Verwirrung vergrößern, und ſich unwiſſend ſtellen? Aber weil Sie es denn wollen, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß es mehr als Zufall war, was Sie in jener Nacht ſo glücklich machte; es war meine Wahl, und das Zutrauen, das ich in Sie ſetzte, durch Sie den Verlegenheiten am ſicherſten abhelfen zu können, in welche mich immer meine Schwachheit verſetzt. Ich ſah Sie auf der kleinen Terraſſe; ich dankte dem Himmel, daß er mir jemanden zuführte, meine Schande zu verbergen. Sie wiſſen das übrige, laſſen Sie mich hier abbrechen, Sie müſſen mir noch einmal gefällig ſeyn und die Intrike fortſetzen, damit aller Verdacht wegfällt. Finden Sie ſich heute Abend auf der nämlichen Terraſſe ein; ein Glück wartet Ihrer, deſſen Größe Sie ſchon durch den Genuß eingeſehen haben.“

Indem er dieſes ſagte, verließ er ihn, nachdem er ihn umarmt hatte. Am nämlichen Tage erhielt Alfons einen Theil der verſprochnen Penſion.

Der König wollte die Antwort des Alfons nicht erwarten. Denn er hatte es ſo angelegt, daß er zu viel ſicherer Gewißheit zu kommen gedachte. Die Art, mit der er zum Alfons geſprochen hatte, war nicht deutlich genug, um den Alfons, in dem Fall er keinen Antheil an der Begebenheit hatte, zu vermögen ſich an dem beſtimmten Ort einzufinden; kam er aber, ſo war dies der ſonnenklarſte Beweis, daß Alfons und kein andrer es ſeyn könnte.

Der ganze Hof war über die Gnade, die der König dem Alfons erwieſen hatte, und über ſeine Penſion erſtaunt. — Niemand mehr als die Königin, die ſo ſehr von dem Haß überzeugt war, als man es nur ſeyn kann, den der König gegen den Alfons trug. Alfons befand ſich in einer gefährlichen Lage; alles überredete ihn, daß es eine Schlinge des Königs ſey, und daß er ſeinen Untergang beſchloſſen habe, und doch — er liebte die Königin unbeſchreiblich, und dieſe Liebe hieß ihn alles wagen, und alle Bedenklichkeiten überwinden; ſein Leben ſchien ihm nicht ſo viel werth als eine ſolche Nacht. Sein Entſchluß, ſich am Abend auf der kleinen Terraſſe einzufinden, war feſt. Erſt wollte er der Königin davon Nachricht geben; da er aber überlegte, daß es noch ſehr ungewiß ſey (geſetzt auch, der König handelte aufrichtig und wider ſeinen Karakter,) ob die Königin es ſich gefallen laſſen würde, eine Intrike von der Art fortzuſetzen, unterließ er's.

An Höfen ſpricht man von der geringſten Handlung der Fürſten; ſo auch am Spaniſchen Hofe. Man wußte und ſprach davon, daß der König dieſe Nacht die Königin beſuchen würde. Man machte viele Bemerkungen darüber, weil dieſes die erſte Nacht war, die der König mit ſeiner Gemahlin zubrachte, ſeit der Nacht nach ſeiner Vermählung; er hatte ſich krank geſtellt.

Die Königin war darüber ſehr beſtürzt; ſie entſchloß ſich, auf alles Achtung zu geben, und ſich nicht wieder hintergehn zu laſſen. Vielleicht war ſie tugendhaft genug, eine ſolche Begegnung und Behandlung zu verabſcheuen, oder neugierig, den kennen zu lernen, dem der König den Auftrag geben würde, oder verliebt genug in den Alfons, um ihm und ſich wieder das Glück jener Nacht zu wünſchen, und ſich zugleich feſt zu überzeugen, daß er es wäre, mit dem ſie es theilte. — Ihr Bewegungsgrund mochte ſeyn, welcher es wollte, genug ſie verbarg ein Licht in einem Schrank, der nahe bey ihrem Bette war, um von dieſem Licht, wenn es Zeit ſeyn würde, Gebrauch zu machen.

Der König wollte ſich wieder des Bertrand von Kuern bedienen; er hatte aber einen andern Plan gemacht, als das vorigemal, er ließ ihn ſich in dem Kabinet der Königin verbergen, und ſchloß ihn ſelbſt ein, ſo bald die Nacht einbrach. —

Die Königin ging von der Tafel in ihr Zimmer; der König folgte ihr einige Augenblicke darnach. Er ſchickte alle Weiber der Königin fort, und da er allein mit ihr war, löſchte er alle Lichter aus, bis auf eins, das er nahm, und damit in das Kabinet ging, wo ſein Günſtling den Augenblick ſeine Erlöſung erwartete. Im Hineingehen löſchte er das Licht aus, als wenn's zufällig geſchehen wäre, und in dem Augenblicke ſchlüpfte Kuern heraus, und der König ſtieg die Treppe hinunter auf die Terraſſe, um zu ſehen, ob Alfons ſich eingefunden hätte.

Sobald als Kuern im Zimmer der Königin war, warf er ſeine Kleider ab, und legte ſich zu Bette; dieſe Prinzeßin war aber ſchon wieder aufgeſtanden, und zu dem Schranke gegangen, und hatte das Licht herausgenommen, das in demſelben brannte. Sie näherte ſich mit demſelben dem Bette, und erkannte den Günſtling, der in dem nämlichen Augenblick aufſprang, und in das Kabinet der Königin floh. Die Königen hielt dies für eine bequeme Gelegenheit, den Günſtling zu verderben, und rufte um Hülfe. Ihr Geſchrey machte, daß der König die Terraſſe verließ, und die verborgene Treppe hinauflief; er hatte niemanden angetroffen, er ging ins Kabinet, und fand die Königin mit einem Licht in der Hand, und den Bertrand von Kuern halb todt.

Die Königin verlor keine Zeit. Sie warf ſich dem König zu Füßen, ehe er ſprechen konnte: und ohne daß ſie ſich merken ließ, als wenn ſie wüßte, daß alles dieſes ſein Werk ſey, bat ſie um Genugthuung und Beſtrafung. Der König konnte keine andre Parthie ergreifen, um ſeine Schande zu verbergen, als ihr die ſtrengſte zu verſprechen. Er that, als wenn er den Kuern auf der Stelle durchſtechen wollte, hielt ſich aber ſelbſt zurück, und ſagte zu der Königin: er hielte es für beſſer, ſeine Beſtrafung einige Zeit aufzuſchieben, um die Sache geheimer abzumachen, weil ſie, wenn ſie ruchtbar würde, ein übles Licht auf ſie beyde werfen könnte. Er ſtünde ihr dafür, daß die Verwegenheit des Kuern gewiß beſtraft werden ſollte; er befahl hierauf dieſem Unglücklichen, ihm zu folgen, und ging mit ihm in ſein Zimmer, wo ſie ſich beyde über den unglücklichen Erfolg ihrer Intrike beklagten.

Unterdeſſen da dieſes in dem Zimmer der Königin vorging, fand ſich Alfons auf der Terraſſe ein. Einige Zeit wartete er, und da niemand erſchien, näherte er ſich der Thür der verborgenen Treppe, die er offen fand, weil der König ſie zu verſchließen vergeſſen hatte. Er ſtieg hinauf, ohne daß er wußte, was er that, und ſo befand er ſich im Kabinet, da es kaum der König verlaſſen hatte; er ging hinein, und ſah beim Schimmer des Lichts das Zimmer der Königin offen. Dieſer Anblick verſteinerte ihn ganz; er wagte es nicht, weiter zu gehen. Die Königin, die in ihrem Zimmer allein geblieben war, hörte das Geräuſch im Kabinet, und ging mit dem Licht an die Thür, um zu ſehen, was es wäre. — Wie erſtaunte ſie nicht, als ſie den Alfons erblickte. — Er unterſtand ſich nicht zu reden, weil er fürchtete, der König möchte im Zimmer ſeyn, und die Königin wagte es eben ſo wenig, aus Furcht, belauſcht zu werden. — Sie ſahen ſich mit wechſelſeitigem Erſtaunen an. Endlich nahm die Königin das Wort: „Um Gotteswillen, wie kommen Sie hieher?“ Alfons ſchloß hieraus, daß die Königin allein ſeyn müßte, und erzählte ihr in zwey Worten ſeine Unterhaltung mit dem König, und daß er ihn befohlen habe, ſich wieder auf der Terraſſe einzufinden. Er warf ſich ihr zu Füßen: Vergeben Sie mir, Madam, fuhr er fort, daß mich meine Liebe blind genug gemacht hat, ohne Ihre Einwilligung die Befehle des Königs zu befolgen.

Die Königin ſagte ihm hierauf, daß der König es bloß darauf angeſehen haben, ihn zu verderben, und daß er hierdurch Gewißheit und Licht über ſeinen Irrthum in jener Nacht zu erhalten gehoft habe. Sie erzählte ihm den Vorgang dieſer Nacht. Der Himmel hat mich gerochen, fügte ſie hinzu, und ob ich gleich über dieſe Begebenheit voller Furcht und Sorgen bin, freue ich mich doch unendlich darüber. —

Alfons befand ſich bey dieſem Vorgang nicht übel. Er bat die Königin, die Gelegenheit zu nutzen, und ſich noch beſſer an dem König zu rächen, und ihm das volle Gefühl ſeines Glücks dadurch genieſſen zu laſſen, daß er es ihr ſelbſt und nicht einer dunklen Nacht zu verdanken hätte. Er war feurig, es war Nacht, die Königin jung und zärtlich, ſie liebte ihn, ihr Blut floß durch die Begebenheiten dieſer Nacht ſchneller als gewöhnlich, und gewiſſe Empfindungen waren erregt. Sie wieß ihn Anfangs mit Zärtlichkeit und Sanftmuth ab, — — — — Die Geſchichte ſchweigt von dieſer Nacht, vielleicht weil ſie nichts Ungewöhnliches von ihr zu ſagen weiß. Sie trennten ſich, und die Königin ſagte dem Alfons, daß ſie nicht länger an einem ſolchen Hofe bleiben würde, und bat ihn, auf Mittel zu denken, die ihre Entfernung befördern könnten. Alfons ging den Weg, den er gekommen war, wieder zurück.

Wir müſſen einige Augenblicke zurückgehn. Wie der König in ſein Zimmer zurückgekommen war, dachte er einige Zeit über die Begebenheiten dieſer Nacht nach; es fuhr ihm ein ganz neuer und eines Monarchen, wie er, vollkommen würdiger Gedanke durch den Kopf: Er ſah wohl, daß er den Kuern nicht ungeſtraft laſſen könnte, er wollte aber auch gern wiſſen, ob Alfons auf die Terraſſe gekommen ſey. — Wir wollen keinen Augenblick verlieren, ſagte er zu dem Kuern, zu erfahren, ob Alfons auf der Terraſſe iſt oder nicht. Geh Du unterdeſſen hinunter, und wenn Du ihn triffſt, ſo unterhalte ihn, bis ich Leute hinunter ſchicke, die mir ihn entweder todt oder lebendig in die Hände liefern.

Kuern gehorchte. Sobald er hinunter war, befahl der König dem Gardekapitän, funfzig Mann zu ſich zu nehmen, auf die Terraſſe zu gehn, und jeden, den er da anträfe, niederſtechen zu laſſen.

Der König glaubte zwey Streiche durch einen Befehl auszuführen, Kuern mußte geopfert werden, das war einmal beſchloſſen, deswegen ſchickte er ihn auf die Terraſſe. Hatte ſich nun Alfons auch da eingefunden, ſo traf ihn gleiches Schickſaal, denn der Gardekapitän hatte Befehl, alles niederſtechen zu laſſen, was er anträfe, wenn es auch mehr als eine Perſon wäre; und der König war gewiß, daß er ſich in dem Alfons nicht geirrt habe. —

Es traf ſich gerade, daß Kuern auf die Terraſſe kam, wie Alfons aus dem Zimmer der Königin ſich entfernte. Kuern ſah und erkannte ihn, lief auf ihn zu, und befahl ihn, zu ziehen. Alfons gehorchte, und ſie fochten mit unendlicher Wuth, als der Gardekapitän mit ſeinen Leuten ankam. Alfons bemerkte ihn zuerſt, und da er befürchtete, in Arreſt genommen zu werden, verließ er den Kuern, brach mit dem Degen durch die Soldaten, und rettete ſich, ohne daß ſie ihn erkannten. —

Der Gardekapitän that nach ſeiner Order: er fand den Kuern allein, und ließ ihn auf dem nämlichen Platze, wo er ihn angetroffen hatte, liegen. Er hatte wohl aus den Reden des Königs gemerkt, daß er nicht ganz gewiß war, ob er mehr Perſonen antreffen würde; er hielt es alſo für beſſer, dem Könige zu ſagen, daß er nur einen angetroffen habe, und zu verſchweigen, daß der andre entwiſcht ſey; — weil er den Zorn des Königs fürchtete, wenn er erführe, daß ſeine Befehle nur halb ausgeführt worden wären. Und ſo war der König noch immer ungewiß, und Alfons entkam noch einmal, ohne daß man ihn erkannte und auf ihn Verdacht werfen konnte.

Kaum hatte der König am Morgen den Rapport des Gardekapitäns, als er zur Königin ging, die er ſchon aufgeſtanden antraf; ſie hatte in der Nacht das Geräuſch unter ihren Fenſtern, und das Zuſammenſchlagen der Bajonette gehört, ſie zweifelte nicht, daß es Alfons geweſen, den der König habe umbringen laſſen. Der frühe Beſuch des Königs beſtärkte ſie in dieſem Gedanken, der ihr ſo viel Leiden verurſachte. „Sehen Sie, ſagte er zur Königin, indem er ſie ans Fenſter führte, wie ich einen Verwegenen zu beſtrafen gewußt habe, der ſich unterſtand, ſeinen Herrn ſo empfindlich zu beleidigen. Die Königin erkannte den Kuern, und die Freude, die ſie darüber empfand, daß Alfons ſo glücklich entkommen war, beruhigte ſie. Sie dankte dem König für die Genugthuung, die er ihr gegeben, und ſagte ihm, ſie wäre ſchon zufrieden geweſen, wenn er den Unglücklichen entfernt, oder an einen Ort gebracht hätte, wo er Zeit genug gehabt hätte, ſeine Kühnheit zu bereuen.

Obgleich Kuern tödtlich war verwundet worden, ſo lebte er doch noch. Seine Bedienten huben ihn auf, und trugen ihn weg. Sie fanden, daß er noch athmete, und wendeten alles an, ihn wieder zum Leben zurückzubringen; es gelang ihnen. Dies war dem König ſehr lieb, er beſuchte ihn heimlich, und von ihm erfuhr er denn, daß Alfons würklich auf die Terraſſe gekommen ſey, und nun hatte er denn alle Aufklärungen, die er wünſchen konnte.

Dieſe Entdeckung machte ihn wüthend. Er ging zur Königin, fuhr ſie hart an, als wenn ſie Theil an dem allen gehabt hätte, und ohne ſich weiter herauszulaſſen, ſchwur er: Alfons hätte nur noch einen Tag zu leben.

Die Königin wagte es nicht, ihn um die Urſach ſeiner Wildheit zu befragen. Sie glaubte, Alfons wäre indiſkret genug geweſen, dem Prinzen Erläuterungen zu geben. Sie liebte ihn aber doch zu ſehr, um ihn nicht gleich den Augenblick von dieſem Vorgange zu benachrichtigen. Sie rieth ihm zur Flucht, um ſein Leben zu retten, da der König alles entdeckt habe. —

Alfons ſah die Größe der Gefahr. Don Juan war der einzige, der ihn retten konnte; er mußte einen Aufenthalt ſuchen, der ihn gegen die Verfolgungen des Königs ſicher ſtellte.

Keinen gelegenern gab es, als die Feſtung Soria; ſie gehörte dem Don Juan. Er wendete ſich alſo an ihn, und es gelang ihm, ihn zu gewinnen. Juan verſprach ihm ſeinen Schutz, unter der Bedingung, das Verſprechen, das er ehedem ſeiner Nichte, der Gräfin, gethan hatte, zu erfüllen. Alfonſens Situazion war die gefährlichſte; er wählte alſo dieſes Mittel, aus allen ſeinen Verlegenheiten zu kommen. Die Reichthümer der Gräfin ſchützten ihn gegen den König. Er bat den Don Juan, ſeine Nichte nach Soria zu führen, und dann wollte er ſich mit ihr verbinden, ohne einen Augenblick ſich zu bedenken. Don Juan verſprach's ihm und hielt ſein Verſprechen; indem er aber ſeine Nichte nach Soria brachte, entführte er zu gleicher Zeit die Katharine von Sandoral, von der er gänzlich hingeriſſen war, ſeit jenem Antrag, den er ihr gethan hatte.

So waren ſie denn alle in Soria, Don Juan und Katharine von Sandoral, Alfons und die Gräfin. Don Juan hielt Katharinen vor ſeiner Nichte und dem Alfons verborgen, und wollte ſich mit ihr vermählen, ſo bald ſeine verbunden ſeyn würden.

Die Gräfin vergaß alle die Vernachläſſigungen des Alfons, da er ihr wieder ſeine Liebe verſicherte. — Es fehlte nichts als der Prieſter.

Den Tag vorher, ehe ihre Vermählung vor ſich gehen ſollte, ſpazierte Alfons im Garten des Schloſſes von Soria; an einem Fenſter des Schloſſes ſah er die Katharine von Sandoral. Seine vorige Leidenſchaft erwachte mit aller Heftigkeit bey dieſem Anblick. Er ſahe Traurigkeit auf dem Geſicht der Katharine, und ſein unglücklicher Genius ließ ihn das ganze Geheimniß errathen. — Er machte, daß ihn Katharine bemerkte, die ihn mit vieler Zärtlichkeit anblickte, und lief, ohne irgend weiter etwas zu denken oder zu thun, zum Don Juan, und fragte ihn, was er mit Katharinen van Sandoral zu Soria thäte. Dieſe Frage befremdete den Don Juan anfänglich; endlich ſagte er zu ihm: er müſſe auch für ſein eignes Glück ſorgen, da er ſo viel für andre thäte.

Alfons vergaß in dem Augenblick alles, was er dem Don Juan ſchuldig war, und wie viel ihm noch ſein Schutz nützen konnte; er legte die Hand an den Degen, dachte nicht an die Verbindungen, in denen er mit der Gräfin ſtand, und ſagte ihm: den Augenblick ſollte er die Katharine frey laſſen, ſonſt würde er ſich nie unter die Anverwandten eines Menſchen zählen können, der fähig wäre, eine Dame von Stande zu entführen und bey ſich einzukerkern.

Don Juan hatte viel Stolz; er antwortete ihm, er wäre Herr von ſeinen Handlungen und ſeinem Hauſe, er könnte Leute darin aufnehmen, und daraus fortſchicken, wie es ihm beliebte. —

Dieſe lezten Worte nahm Alfons auf. Er zog, — und wenn die Gräfin nicht dazwiſchen gekommen wäre, ſo hätten ſie ſich geſchlagen. Sie trennte ſie, und da ſie die

Veranlaſſung erfuhr, erhielt ſie von ihrem Onkel für Katharinen die Erlaubniß, ihr Gefängniß zu verlaſſen. Sie beſänftigte beyde, und glaubte, Großmuth allein habe den Alfons zu einem ſolchen Schritt vermocht.

Sie blieb nicht lange in dieſem Wahn. Sobald als Katharine frey war, hatte Alfons nur Augen für ſie; dies brachte die Gräfin ſo auf, daß ſie ihn von dem Augenblick eben ſo ſehr haßte, als ſie ihn vorher geliebt hatte. —

Der König, der den Alfons in Soria, und die Entführung der Katharine wußte, ſchickte Truppen nach Soria, um es zu belagern.

Er liebte die Katharine noch immer, aus einem gewiſſen Eigenſinn, der ſich nicht erklären läßt. Don Juan und die Gräfin waren beyde gegen den Alfons aufgebracht, und überlieſſen ihn der Rache des Königs; der Onkel ſöhnte ſich mit dem Hof aus, unter dieſen Bedingungen, daß er den Alfons und die Feſtung Soria dem König überlieferte, und daß der junge Marky von Villena der Gemahl der Gräfin würde. — Es wurde alles geheim verhandelt, und Alfons, der an nichts dachte als Katharinens Liebe wieder zu gewinnen, hatte nicht die geringſte Notiz davon. So ſah er ſich gefangen genommen, da er es am wenigſten glaubte, und nach Medina del Kampo, dem ordentlichen Staatsgefängniß, gebracht. —

Ende des erſten Buchs.

Sch—rcht.

VIII.

Miſcellanien.

1.

Paris in Miniatur.

Bruchſtück.

Da ſteht's im ſimplen Croquis, da ſteht's vor Euch das Theater ſo mannichfaltiger Begebenheiten, das Vaterland ſo vieler berühmten Männer, das Ziel der Reiſen ſo vieler Fürſten. —— Jene ungeheuere Hauptſtadt, deren Einwohner eine kleine Welt ausmachen, deren Vorſtädte Städte ſind, jenes Paris, das ſeine Sitten, ſeine Moden, ſeine Schriften unaufhörlich verjüngen, und zum Kompas der Welt bilden — wird nur Ein Pünktchen unter meinem Pinſel.

Und paßt nicht ein ſolches Unternehmen vortreflich zu unſerm Jahrhunderte, wo man nichts als Skizzen liebt; wo die ephemeriſchen Broſchüren die willkommenſten ſind; wo das beſte Buch nicht geleſen wird, wenn es nicht mit einem niedlichen Titel geſtempelt iſt? — —

Bei unſern alten, grieſgrämigen Vorfahren, die bloß in Folianten blätterten, und leichten, flatternden Witz nie der ſchwerfälligen, gewichtigen Vernunft vorzogen, würde freilich Paris in Miniatur für einen Ausbund von Thorheit gegolten haben.

Aber wenn die Fronten unſerer Palläſte von den Händen der Putzhändlerinnen brodirt zu ſeyn ſcheinen, ſo fein und zart iſt des Bildhauers Arbeit daran; warum ſollte nicht einem Buche erlaubt ſeyn, ſich auch einen Anſtrich von Eleganz und Zierlichkeit zu geben?

Man wird mir vielleicht einwenden, daß Mercier's **Gemälde von Paris** die Neugier hinlänglich befriedigt, und alles erſchöpft habe: — — aber, man überlege, acht Bände! wie mancher Dame wird bei dem Anblick eines einzigen Oktavbandes ſchon übel.

Und wollen wir nicht gern alle Tage etwas drolliges, etwas neues haben? Die prächtige Gallerie, an der man jezt baut, und die einſt die Bewunderung der Fremden ſeyn wird; wer iſt gut dafür, daß man ihr nicht eheſtens irgend einen Luftball, oder irgend ein Zuckerſchloß in der **Straße des Lombards** vorziehe? Man ſpricht nicht mehr von der Majeſtät des **Louvre**, weil es in Erſtaunen ſezt, und man bloß nach artigen Frivolitäten haſcht.

Sollte irgend ein Kritikaſter ſeine Laune an mir auslaſſen wollen, ſo werde ich ihm ganz beſcheiden antworten: „Mein lieber Herr, ich bitte Sie, erboßen Sie ſich nicht; warum wollen Sie ihren Zorn an einem paar Blätterchen verſchwenden, die morgen der Wind hohlt, die morgen ſchon nicht mehr ſind.“

Zankt er demohngeachtet fort, immerhin! Mußte doch **Lille's Gedicht von Gärten** ſich ſogar ſchimpfen laſſen.

Nichts iſt mährchenhafter, als der Urſprung von Paris; man weiß nicht einmal, woher es ſeinen Namen hat. Die **Seine**, welche dieſe Stadt beſtrömt, wird nicht ehe krumm und gewunden, als bis ſie durch ſie hingefloßen iſt.

Ihre Lage iſt angenehm; der Steingruben ungeachtet, welche ſie an gewiſſen Stellen unſicher machen. Die Kunſt verbeſſert die Natur des Bodens, und jederman findet ihn eben ſo fruchtbar, als ſchmackhaft ſeine Producte. Man wirft Paris die Unbeſtändigkeit des Klima's, als die erſte Urſache der Unbeſtändigkeit der Pariſer vor. Deſto beſſer, ſie ſind ſo tauſendmal liebenswürdiger; wechſele die Natur nicht ebenfalls nach den Jahrszeiten; iſt ſie nicht bald trübe bald heiter?

Verliert ſich der Frühling unter Schneegeſtöber und Reif, ſo findet man ihn im Zimmer in dem gefälligen Ton und der Anmuth des Umgangs wieder. Erſtickt der Sommer unter Fluthen von Regengüſſen, ſo paßt man einen Augenblick ab, wo man einen Lauf durch die „Boulevards“ *) und Eliſäiſchen Felder machen kann; und die Art, wie man dort Freude und Heiterkeit athmet, macht dieſe bey dem Augenblick, zu wahren Augenblicken des Genuſſes.

Weder zu Rom noch zu Madrid flößt der heiterſte Tag eine ſolche Fröhlichkeit ein, wie man ſie zu Paris, ſelbſt wenn es regnet, empfindet. Was nützt aber ein ſchönes Klima, wenn es zu weiter nichts hilft, als ſagen zu können: „es iſt ſchön Wetter?“

An den Ufern der Seine kennt man den Werth einer ſchönen Promenade: dort findet man in den aufgeheiterten Geſichtern, und aufgeweckten Einfällen, ein ſicheres Mittel zu vergeſſen, ob der Himmel trübe oder hell ſey.

Und was iſt ein pariſiſcher Regen in Vergleichung mit einem Sicilianiſchen Orkan? Unterdeſſen Calabrien in die Schlünde des Abgrunds ſinkt, haben wir nur einen Staubregen, wie ſich die Akademie zu Angers ausdrückt

Doch wir wollen mit Skizzirung der Cité **) anfangen, die das kleine Lutetien ausmachte, deſſen jener römiſche Kayſer erwähnt: wir möchten ihm wohl zurufen:

„Komm

---

*) Oder **Wälle**, aber nicht in dem Verſtand, wie bey unſern deutſchen Städten. Sie ſind mit Alleen bepflanzt, welche Seitengänge für die Fußgänger haben, und wimmeln von Kutſchen und fröhlichen Menſchen. Die Seiten ſind mit ſchönen Gebäuden, Kaffeebuden, Schauſpielſälen ꝛc. eingefaßt.

**) Die Cité iſt die eigentliche alte Stadt Paris, voll altfränkiſcher Gaſſen und Gebäude, und wo faſt niemand von Stande und Bonton wohnt.

„Komm wieder **Julian**, und du wirſt faſt nichts daran „verändert finden.“

Himmel! wie hat man den Mittelpunkt von Paris vernachläßigt, um die Nebenſeiten zu verzieren! „Ein „Schwalbenleib mit Adlersflügeln!“ ſagte **Manſard**!

Das Gothiſche der Hauptkirche theilt ſich dem Volke mit, das in ihrer Nähe wohnt. In keiner Provinz kann's bürgerlicher und trauriger zugehn, als in den Gegenden von Pont rouge, und ſelbſt vom Eylande Saint-Louis: alte Moden, alte Neuigkeiten, ewiges Gewäſche, ſteife Gaſtereyen!

Und die Straße **Sankt-Jakob**, und die Vorſtadt Saint-Marceau? Unſern Damen von gutem Ton wird übel, wenn ſie nur durchfahren müſſen; und es ſcheint ihnen ſo weit zu ſeyn, als **Bourdeaux** oder **Lyon**!

Da findet man nicht Ein Hotel, das des Anſchauens verlohnte; hingegen, wie viel Feen-Palläſte giebts in den Vorſtädten Saint-Germain und Saint-Honoré!

Ich gruppire jetzt das Marais;*) aber wo ſoll ich anfangen? Die Place royale iſt ein verlornes Gebäude, das man ſuchen muß, obgleich die benachbarten Straßen auf keine unwürdige Art darauf vorbereiten. Das Quartier Saint-Antoine entwickelt ſich mit einer Größe, welche die Bewunderung aller Fremden reizt; vor dieſem wohnten hier die Großen und Vornehmen.

Aber heutiges Tages bedurfte es wahrhaftig nichts geringeres, als der Nachbarſchaft von **Paris**, um das Marais pariſiſch zu machen; und faſt iſt es geglückt: man trift daſelbſt einige Nüancen von neuen Moden an; die Damen leſen kleine Broſchüren, die beynahe galant ſind, und man macht mit einigen brüsken Schweizern Parade.

---

*) Ein Viertel der Stadt Paris.

Vor dieſem war der Thürhüterpoſten guten, ehrlichen Leuten anvertraut, die euch ganz treuherzig antworteten: „Madam, iſt in der Vesper;“ (denn damals ging man noch in die Vesper) „Madam wird gleich kommen.“ Aber, andre Zeiten, andre Sitten. Jetzt heißt es, Madam iſt nicht ſichtbar, ohngefähr ſo, wie man in der Vorſtadt Saint-Germain zu antworten pflegt. Alles hat ſich verändert, ſeitdem die glänzenden Karoſſen alle Tage das Marais durchfliegen, und unſre Laisſe und Phrynen ſich auf den Boulevards zeigen. — Seht; dort gehn ſie, die blühenden, niedlichen Mädchen, die ihr Jahrhundert vergöttert, und deren Exiſtenz ſo flüchtig iſt, ſeitdem die Finanzpächter ſich ſo manche Einſchränkung mußten gefallen laſſen.

Ihr Stutzer, die ihr euch ihnen in den Weg drängt, und ſie mit euren Ferngläſern verfolgt, das iſt auch alles, was ihr davon haben werdet. Zuweilen wandelen ihnen wohl einige leichte Launen für euch an, aber ſie wiſſen zu gut, daß ihr ihnen nichts bieten könnet, als eine ſchlanke Figur, ein paar artige Schwüre, und Schulden; und Geld, Geld, iſt der Thermometer ihres Herzens.

Der Adel ſtolzirt auf ſeine Wappen und Farben; — in ihren Augen iſt das ſchönſte Wappen, ein Louisd'or.

Das Leben der Buhlerinnen zu Paris iſt zwar ganz von der Etikette eines Harem's verſchieden; aber, wie theuer bezahlen ſie nicht die Ehre, ihre hübſchen Geſichter in vergoldeten Berlinen zur Schau zu tragen. Ihre Liebhaber, die mehr ihre Arguſſe ſind, wachen über jeden ihrer Blicke, deuten jede ihrer Gebehrden, rechnen ihnen jeden Fächerſchlag zum Verbrechen an; und der Abend geht mit keifen und ſchmollen hin, wenn nicht ein Duett gegähnt wird.

Hier ein Mädchen, das ſo falſch als eigennützig iſt, dort ein ſiebenzigjähriger Greis, der ſich geliebt glaubt!

muß das nicht ein allerliebſtes Tete-a-Tete ſeyn. Und für ſolche „Soupers“ verläßt der Geck ſein würdiges Weib, und entſagt der Geſellſchaft ſeiner Kinder?

Von den Frauenzimmern, die ſich unterhalten laſſen, machen zehn, nach Verlauf einiger Jahre, ihr Glück: und die übrigen? Es geht ihnen, wie dem Bewohner der Sümpfe, der einen heitern Sonnenblick nutzte, um ſich auf einer ſchönen Wieſe zu ſonnen, und dann wieder in ſeinen Moraſt zurückkehrt.

Einerley iſt der Tod der Liebe; Lucille, die jener vornehme Herr wie ſeine Pagode anbetete, iſt verlaſſen; aber ſie fällt den Abbe's in die Hände.

Ueberall wimmelts von dieſen zweydeutigen Geſchöpfen, die weder Prieſter noch Layen ſind, und Alles kennen, nur Religion und Studiren nicht.

Einige ſchlüpfen, wie ein Zuglüftchen, durch eine heimliche Treppe, zu irgend einer abgedankten Kokette, und ſpielen den Gefälligen; andre ſtellen ſich durch ihre Art zu leben zur Schau aus, und liefern den Stoff zu Komödien.

Violet, Roth, Karmoiſin, ſogar Verbrämungen mit Gold, Alles behagt ihnen, nur Schwarz nicht. Es iſt eine Maskerade, die das ganze Jahr dauert.

Schlug mich jemand nicht auf die Achſel, und nannte mich ſeinen Freund? — Er iſt ſchon weit weg: das Original! er hat mich ein einzigesmal geſprochen, und nichts iſt herziger und inniger, als ſein Ton und ſein Betragen. Das iſt die Mode von Paris. Schon bey der zweyten Unterredung thut man vertraut. Und das iſt doch immer beſſer als zu London, wo man ſtirbt, ohne es gewagt zu haben, ſich Freund mit jemand zu nennen.

Die niedlichen Häuſer von Glas! Ueberall erblicke ich nichts als Kronleuchter und Spiegel; und das ſind Kaffeeſchenken? Man zählt ihrer 900 zu Paris. Zwanzig davon werden reich, funfzig erhalten ſich mit Mühe, die übrigen gehn zu Grunde, oder ſchmachten in den letzten Zügen. Es giebt welche, die Tribunale ſind, wo über die Schriftſteller und ihre Werke, unwiderruflich das Urtheil geſprochen wird; andre, wo man ſich das Anſehn eines Staatsklüglers giebt, und wo man die Zeitungen ſtudirt, wie man ein Buch von der Algebra ſtudiren würde: wehe denen, die zuhören müſſen!

Man trift keine Stadt in der Welt an, die mehr Stoff zu Geſprächen gäbe, als Paris. Auch fehlt's da weder an Vielſprechern noch Erzählern. Die Fälle folgen aufeinander, wie die Bilderchen in einer Zauberlaterne. Neuigkeiten von geſtern, ihr ſeyd heute alt; Uebergang von Schmerz zu Freude, du biſt das Werk eines Augenblicks; Schriftſteller, die man an die Wolken erhebt, morgen kennt man euch nicht mehr; Buch, das aus einer Hand in die andre geht, dein Glanz verliſcht wie ein Irrlicht! — Was liegt alſo daran, ob man getadelt oder gelobt wird, wenn dies Alles nur wenige Minuten dauert, und wenn die Kritik ſich an jedem reibt, der nur etwas im Licht ſteht? Es iſt einmal Gebrauch, daß jeder Mann im Amte, und jeder Mann, der ſchreibt, ſich durchhecheln laſſen muß.

Die Sucht nach Neuigkeiten haſcht ſowohl nach Lügen als nach Wahrheiten. Tadel oder Lob, beydes iſt willkommen, wenn es nur die Zeit verkürzen hilft. Von Ueberlegung oder Prüfung iſt hier gar nicht die Rede. Das Allerunwahrſcheinlichſte ſelbſt findet eine Menge Gläubige, und der Müßiggang gefällt ſich am Wunderbaren. Die öffentlichen Promenaden ſind in Paris der größte Zeitvertreib. Sie ſind immer angefüllt, trotz Nebel und Sonne. Die Damen von Stande kommen dahin, um die Opfer von Ehrfurcht und Unterthänigkeit einzuſtreichen; die Koketten, um Blicke zu fangen; die Buhlerinnen, um Liebſchaften zu betteln. Man treibt einen

Verkehr mit Gefühl und „Sentiment," wie mit Banknoten, und Fatime tritt frech und ſtolz einher, und iſt, ſagt ſie, ſicher, den zu lieben, der am mehrſten bezahlen wird. Liebe war vor dieſem das Kind des Herzens, jetzt iſt es das Kind des Witzes. Sie iſt ganz in falſche Verſprechungen und leere Komplimente eingepackt, und verfliegt in einem Gaſſenhauer oder Madrigal. Man läßt ſie zu artig ſingen, als daß ihr Geſang ihr eigner ſeyn könnte.

Liebhaber und Geliebte betrügen ſich mit gleicher Schlauigkeit, und ich möchte nicht darauf ſchwören, daß nicht eine gewiſſe Uebereinkunft dahinter ſtecke. O ihr guten Alten! hättet ihr euch das jemals vorſtellen können!

Das Palais royal, ſeitdem es neuaufgebaut wird, ſetzt alle Spatziergänger in Verlegenheit. Die Schönheiten von der gefälligen Klaſſe finden dort jenen Goldregen nicht mehr, der im Dunkeln eingebildete Reize bezahlte, und die Glücksritter keine Freitiſche. Sie wandeln betrübt umher, und rufen: „Könnten dieſe Steine Brodt werden!"

Die Zahl der Gebäude hat die Bevölkerung nicht vermehrt; man will jetzt weitläuftige Gallerien, groſſe Treppen, Naturalienkabinette, Winter- und Sommerzimmer, und ſonderlich „Boudoir's" haben.

Die Kunſt des Kupferſtechers macht hier die größten Fortſchritte; es iſt eine Ehre, ſich in Kupferſtichen zu ruiniren. Der Reiche, der ſie kauft, weidet ſich an dem Gedanken, daß man ſie einſt in einer prachtvollen Auktion öffentlich verſteigen wird; er verſetzt ſich nach ſeinen Tod, und wähnt, daß ihm alsdenn wenigſtens Ein Ohr übrig bleiben wird, das Lob ſeiner Kenntniſſe und ſeines Geſchmacks anzuhören.

Afin de nous délaſſer de l'eſprit à la mode, ſoyons bêtes aujourd'hui! ſagte letzthin eine Herzogin von großem Verſtand.

Die Modehändlerinnen machen eine Art von Muſik für die Augen, wenn man das Farbenklavier des Paters Caſtel kennt. Ihre Buden ſind ſo viel optiſche Maſchinen, wo man alle Delikateſſe der Gratien, und alle Mannichfaltigkeit von Nüancen antrift.

Den Neujahrsheiligenabend ſonderlich ſind ihre Buden ſo viel funkelnde Lichtſpiegel, wo die ſchönſten Vergoldungen mit den lebhafteſten Farben abwechſeln. Die Sonne ſcheint um Mitternacht aufgegangen zu ſeyn. Unter der prächtigen Regierung Ludwigs XIV. erreichten die Moden, welche bloß Zierlichkeit und Anmuth zum Zweck haben, ihre höchſte Staffel. Wie viel gewann Frankreich nicht dabey, als die Ausländer den Pariſern nachäfften!

Jeder Kutſcher lieſet ſeinen Voltaire, und manches Kammermädchen kennt keine andere Beichte, als des ehrlichen Johann-Jakob ſeine Geſtändniſſe.

Die Moden haben eben ſo gut einen Einfluß auf die Art zu leben, als auf die Kleider gehabt. Der Magen iſt ſo delikat geworden, wie der Geiſt. Dem einen leckert nach ausgeſuchten Gerächten, dem andern nach ſchmackhaften Bächelchens. Man ſagt, „die Schule des le „Sage,“ wie man, „die Schule des Michael-Angelo,“ ſagt.

Ihr kommt alle Tage zu mir, mich zu mahnen, ſagte ein Markis zu ſeinem Lieferanten, aber Ihr wißt, daß ich ſchon ſeit zehn Jahren niemand bezahlt habe, und es iſt wunderlich mich zu plagen.

Eine Woche iſt zu Paris nur Ein Tag, wegen der vielen Gänge, Geſchäfte, Luſtbarkeiten: alles wird daſelbſt geſtochen, gedruckt, beſungen, auspoſaunt: aber ein Monat iſt dort ſo viel werth als anderwärts ein Jahr, wegen der unermeßlichen Mannichfaltigkeit von Vorfällen und Begebenheiten.

Es giebt Anſchlagzettel an den Buden, und Kramläden, die mit Blumen eingefaßt, und mit goldnen Buchſtaben geſchrieben ſind.

Das Lob, das Büffon vom Hund macht, hat ihn unendlich bey dem ſchönen Geſchlecht empfohlen. Die Markiſe von * * * wollte durchaus einem Windſpiel die Blattern einimpfen laſſen, und ließ dem berühmten T * * nicht ehe Ruhe, bis er ſie an das Exempel einer Dame erinnerte, die an der Inoculation geſtorben war. An den Eingängen der Thuillerien findet man Hunde für die Damen zu vermiethen, die auf ihrem Spaziergange ein ſolches Geſchöpf bey ſich haben wollen.

Paris, ungeachtet ſeiner Mängel und Gebrechen, bleibt doch immer der geſellſchaftlichſte und angenehmſte Ort auf der Welt.

. . . . Tantum alias inter caput extulit urbes
Quantum lenta ſolent inter viburna cupreſſi.

2.

Ovids Verwandlungen.

Erſtes Buch, von 1-150.

Singen will ich von Körpern, gewandelt in neue Geſtalten?
Götter, ſeyd hold (denn ihr ſelbſt habt alle die Körper gewandelt)
Meinem Vorſatz, und führt den Geſang, in untrennlicher Ordnung,
Vom Beginn der Welt bis auf meine Zeiten herunter!
Ehe noch Land war, Meer und allesumwölbender Himmel,
Hatte die ganze Natur einförmiges Anſehn: Chaos

Ward es genannt, ein roher, noch ungebildeter Klumpen,
Unbehülflich und träg'; es lagen auf Einem Haufen
Da die Keime der Dinge, worin die Verbindung nicht gut war.
Noch kein Titan reichte der Welt das goldene Taglicht;
Phöbe nahm noch nicht zu, die geſchmälerten Hörner zu gänzen;
In umfließender Luft, gehalten von eigener Schwere,
Hing die Erde noch nicht; auch hatte noch nicht Amphitrite
Langen Arm um lange Geſtade geſtrecket. Wo Land war,
Zeigte ſich Meer auch und Luft. Auf Erden konnte noch Niemand
Aufrecht ſtehen, auf Waſſer noch Niemand ſchwimmen; die Luft war
Lichtlos. Keines der Dinge behielt die Geſtalt, die es hatte.
Eines wiederſtrebte dem andern immer: in Einem
Körper ſtritt oft Kälte mit Wärme, Feuchtes mit Trocknem;
Weich befehdete Hart; das Schwere bekriegte was leicht wog.
Aber den Streit legt' endlich Gott und die beßre Natur bey,
Erde von Himmel ließ er ſich ſcheiden und Waſſer von Erde,
Sonderte weislich die reinere Luft von dem gröberen Dunſtkreis.
Und, nachdem er das Alles, entwickelt, dem Chaos entnommen,
Wies er jeglichem Dinge den Platz zu, welchen es ewig
Haben ſollt', und verband ſie alle durch Bande der Eintracht.
Siehe! da nahm das gewichtloſe Feuer den Platz in der höchſten
Burg des Himmels. Die Luft, nächſt Feuer, der leichteſte Stof, kam
Gleich nach jenem. Dichter, als Beydes, ſenkte die Erde,
Samt den ſchwereren Körpern, ſich tiefer herunter/von eigner
Schwere niedergedrückt. Auf die allerunterſte Stelle
Trat das umfließende Meer, das veſte Land zu beſchränken.

Als nun der Schöpfer (wer von den Göttern der Schöpfer auch ſeyn mag)
So das Chaos enthüllt und in ſchönere Theile geordnet,

Rollet' er Anfangs, damit die Erd' ein Gleichgewicht hätte,
Sie in großer Kugelgeſtalt zuſammen. Darauf goß
Er die Meer' aus, hies ſie, mit Hülfe der reiſſenden Stürme,
Sich erheben, beſchränkt' ihr drohendes Reich mit Geſtaden.
Spring' und unermeßliche Seen ſchuf er und Teiche,
Gürtete krümmendes Ufer um bergabrollende Flüſſe,
Deren einige wieder vom Lande, welches ſie zeugte,
Werden verſchluckt, noch andere, mit des Oceanus freyer
Waſſerfläche vereint, ſtatt Ufers, Geſtade beſpühlen.
Felder ließ Er ſich ebnen und Thale ſich krümmen; mit Laub ward
Jeglicher Wald bedeckt; es hoben ſich Berge voll Klippen.
Und gleichwie den Himmel der Gürtel fünfe durchſchneiden,
Zwey zur Rechten und zwey zur Linken und einer der heißer
Als die übrigen iſt; ſo hat vorſichtige Weisheit
Auch die Erde getheilt in eben ſo vielerley Gürtel.
Unbewohnbar macht die Hitze den mittelſten; hoher
Schnee bedeckt ihrer zwey; zwey andre liegen dazwiſchen,
Sanft gemäßiget, weil die Kälte mit Wärme gemiſcht iſt.
Gleich darüber ſchwebt die Luft, die leichter, als Erde
Wiegt und Waſſer, doch ſchwerer, als Feuer. Nebel und Wolken
Schuf er alhier und Donner, das menſchliche Herz zu erſchüttern,
Leuchtende Blitz' und Stürme, die Eis und Schloſſen bereiten.
Aber auch dieſen hat nicht der Schöpfer geſtattet, nach Willkühr
Durchzuſchalten die Luft. Kaum iſt man jetzo geſichert,
Daß ſie nicht wüthend die Welt zerreißen, wiewohl in dem Aether
Jeglicher ſeinen beſondern Strich hat, den er durchwehet.
So uneinig ſind die Gebrüder. Der Oſtwind
Wandte ſich zu Auroren, dem Nabathäer Gebiete
Perſia und den Gefilden, die früh die Sonne durchſtralet.

Küſten, die ſanft am Stral der Abendſonne ſich wärmen,
Wurden dem Zephir zu Theil. In die Scythiſchen Länder, und Alles,
Was gen Mitternacht liegt, fiel feindlich der wüthende Nord ein.
Das mittägliche Land iſt durchnäßt von ewigen Wolken,
Und vom Süd, der Schlacker auf ſtürmiſchem Fittig herabpeitſcht.
Ueber die gröbere Luft erſchuf er eine, die reiner
Schwebt und leichter, auch nichts von ſchlechtem irdiſchen Stoff hat.
Als er alſo in gewiſſere Gränzen Alles geſchieden,
Brachen auch endlich die Sterne, die lange das Chaos verſteckte,
Herrlich hervor, und ſtralten am allesumwölbenden Himmel.
Und damit auch kein Theil der Welt geſchöpfelos bliebe,
Nahmen Geſtirne vom Himmel Beſitz und unſterbliche Götter.
Waſſer ward dem reineren Fiſch zur Wohnung gelaſſen;
Thiere nahmen das Land, Gevögel die leichtere Luft ein.
Aber noch fehlt' ein Geſchöpf, mit höherm Verſtande begabet,
Welches, vor Allen hehr, hätt' über Alles die Herrſchaft;
Und es ward der Menſch, es ſey nun, daß Gott, der Erſchaffer
Beſſerer Welt, aus göttlichem Saamen ihn ſelber gezeuget,
Oder die Erde, kaum erſt getrennt vom erhabenen Aether,
Hatte von dem ihr befreundeten Himmel noch Keime behalten.
Dieſe vermiſchte Japetus Erzeugter mit flüſſigem Waſſer,
Und erſchuf daraus, nach der Göttlichen Bilde, den Menſchen.
Nach dem Boden, gebückt, ſehn alle die andern Gethiere;
Aber dem Menſchen gab der Bildner erhabenes Antlitz;
Ließ zum Himmel empor ihn ſchauen und an die Geſtirne.
Alſo nahm die Erd', unförmlich vor Kurzem und roh noch,
Als ſie verwandelt ward, auf einmal menſchliche Form an.
Goldene Zeit begann, worin ſie, aus eigenem Trieb noch,
Nicht aus Furcht vor Geſetz, Rechtſchaffenheit ehrten und Treue.

Furcht und Strafe war fern. Noch keine geſchärftere Satzung
Droht', in daurendes Erz gegraben, von prächtiger Wand her.
Noch nicht furchte das bittliche Volk des Richtenden Antliz;
Ohne Richter und Spruch war Alles geſichert vor Unrecht.
Keine Fichte, gefällt auf vaterländiſchem Berge,
Stieg in die Flut herab, nach fremden Welten zu ſteuren.
Nur ihr vaterländiſches Ufer kannten die Menſchen.
Kein abſchießiger Grab umringte die Veſten; es tönte
Horn und Trommete noch nicht, es blinkten nicht Schwerter und Helme.
Ohne Heersmacht führte man ſicher ſein roſiges Leben.
Unberühret vom Karſt, und unverwundet vom Pfluge,
Bot das gütige Land noch allerley Früchte von ſelbſt dar.
Mit dem Mahl, das ungenöthiget. reifte, mit wilder
Frucht der Geſträuche, war das glückliche Völkchen zufrieden;
Las Erdbeeren vom duftenden Berg' und röthelnde Kirſchen;
Las von hartem Geſträuch Maulbeeren und Eicheln, die Gottes
Weithinſchattender Baum, auch ungeſchüttelt, herabwarf.
Ewiger Frühling war; mit linderen Lüftchen umbuhlten
Schmeichelnde Zephirn die Blume, daß ohne Saamen ſie aufgieng.
Bald auch trug die Erde, von keinem Pflüger beartet;
Und das halmbelaſtete Feld ſchlug falbige Wogen.
Milch und Nektar goß, ſtatt Waſſers, der liebliche Fluß aus;
Gelber Honig enttrof dem grünenden Zweige des Eichbaums.
Als Saturn in des Tartarus ſchwarze Behauſung geſandt war,
Fiel in Jupiters Hand das Reich; und die ſilberne Zeit kam,
Schlechter, als die goldne, doch beſſer, als die von Erz war.
Jupiter kürzte den ewigen Lenz, geſellet' ihm Winter
Sommer und wankenden Herbſt bey; und ſchied in viererley Zeiten
Alſo das Jahr. Da begann die entzündete Luft in trockner Schwüle

Schwüle zu glühn; Eis hieng am Baume gebildet vom Nordwind.
Wohnungen ſuchte das Volk; man erkor ſich gewölbete Hölen,
Oder dichtes Geſträuch, und Rinde mit Binſen durchflochten.
Ceres Saamen ward in die langen Furchen gegraben,
Und der arbeitende Stier ſtöhnt' unter dem drückenden Joch auf.

Hierauf folgte die Zeit von Erz, die härtere Menſchen
Bildete. Zwar zu ſchrecklichen Waffen war man geneigter,
Aber noch gottlos nicht. Zuletzt trat eiſerne Zeit auf,
Aller Zeiten die gräulichſte. Schaarweis brachen die Frevel
Los; es flohe die Schaam und Wahrheit und edele Treue;
Und an ihren Platz kam Trug, gefliſſene Bosheit,
Kam Gewaltthat, Liſt und ſchändliche Gier, zu erwerben.
Winden, welch' er nicht kannte, vertraute der Schiffer ſein Seegel;
Und die Fichte, die lang' auf erhabenem Berge geſtanden,
Trotzete fremder Flut. Die Erde, welche vor dieſem,
Gleichwie Sonnenlicht und Luft hatt' Allen geeignet,
Zeichnete jetzt der liſtige Meſſer mit langem Grenzſtein.
Nicht zufrieden mit Saat und Frucht, die dem ſtattlichen Boden
Man abnöthigte, war der Menſch; er ſtieg in der Erden
Innerſtes! Grub hervor, was die Erde verſteckt bis hinunter
In die Schatten des Styx ihm hatte, glänzende Schätze,
Die zu jeglichem Böſen uns reizen! das ſchändliche Eiſen
Trat nun auf und das Gold, das gröſſere Schande noch zeuget.
Auch der Krieg tritt auf, der Schlachten gewinnet mit Beiden;
Schüttelt mit blutbeſprützeter Hand die raſſelnden Waffen.
Alles nährt ſich vom Raub; kein Freund iſt nun vor dem andern
Sicher; es fürchtet der Schwäher die Hand des gottloſen Eidams.
Selten iſt nun der Vertrag bey Brüdern; es trachtet des Weibes
Leben der Ehemann nach, das Weib dem Leben des Ehmanns;

Und Stiefmütter machen ſich furchtbar durch ſchwarze Vergiſtung.
Deuter befrägt der Sohn ſelbſt über das Leben des Vaters,
Welches zu lang' ihm daurt. Beſiegt, liegt jegliche Tugend;
Und die Jungfrau Aſträa, die Einzige, die von den Göttern
Auf der Erde noch war, verläßt die blutigen Länder!

Dr.

3.

Beytrag zur Methyologie der Deutſchen.

(Siehe 3tes St. der Olla von 1783.)

Er hat ſeine Kirmes heute gehalten.
Er hat einen Rauſch, **der heiſt Hanns.**
Er hat ſich ein Kleidchen ausgenommen.
Er hat Hafer im Kopf.
Er hat nach Speier appellirt.
Er hat den Teufel im Leibe.
Er hat zu Gevatter gebethen.
Er hat den Huth krumm geſetzt.
Er hat die Perücke voll bis an die oberſte Locke.
Er hat den Glanz.
Er hat gekümmelt.
Er hat gezecht.
Er hat einen Stiefel.
Er hat ſich beplempert.
Er hat zu tief ins Glas geſehen.
Er hat geſoffen wie eine Kuh.
Er hat poculirt.
Er hat viel in der Naſe.
Er hat zuviel genüppt.
Er hat einen Hm! Hm!
Er hat den Ranzen voll.

Er hat ſich eine Ehre angethan.
Er hat vollgezapft.
Er hat einen Haarbeutel, der ſich gewaſchen hat.
Er hat ſichs wohlſchmecken laſſen.
Er hat für heute genug!
Er hat ſatt auf acht Tage.
Er hat im Faß gelegen.
Er hat die Streu verdient.
Er hat ſeine Portion zu ſich genommen.
Er hat den Türken geſehn!
Er iſt molum.
Er iſt wie eine Kanone.
Er iſt beſoffen, wie ein Bürſtenbinder.
Er iſt gedüppt.
Er iſt gedackelt.
Er iſt in ſeinem Elemente.
Er iſt verzückt bis in den dritten Himmel.
Er iſt warm zugedeckt.
Er iſt in ſeinem Schöpfer vergnügt.
Er iſt ſo fidel wie ein Ohrwürmchen.
Er iſt wie eine Wand.
Er iſt wie eine Leiche.
Er iſt ſchon: Seht all daher!
Es iſt ihm in Kopf geſtiegen.
Es iſt richtig mit ihm.
Es hat bey ihm eingeſchlagen.
Er glüht.
Er wackelt wie eine Gans.
Er weiſt.
Er ſtorgert.
Es will nichts mehr hinunter.
Es hat ihm geſchmeckt.
Er guckt ins Lerchenfeld.
Er macht ein Geſicht, wie die Katze, wenns donnert.

Er macht Augen, wie ein Spirkuks
Er macht kleine Augen.
Er ſieht den Mond für einen Eyerkuchen an.
Er ſieht den Teufel für ein Eichhörnchen an.
Er ſieht den Bock für den Gärtner an.
Er hört ſchon die Engel im Himmel pfeifen.
Er agirt den Tanzmeiſter.
Er macht Seitenpas.
Er macht Rabage.
Er will gern ein Kälbchen anbinden.
Er will alles erwürgen.
Er weiß nicht, ob er im Himmel oder auf der Erde iſt
Er weiß nicht, ob der Kopf oben oder unten iſt.
Er weiß nicht, wie er gehn will.
Er verſteht alle Worte ohne Brille.
Er kann nicht mehr!
Man kann ihn im Backtrog nach Hauſe tragen.
Sein Kanönchen iſt geladen.
Er findet keinen Grund.
Der Haarbeutel hängt ihm krumm.
Der große Hund iſt ſeine Pathe.
Die ganze Welt iſt ſein
Die ganze Welt geht mit ihm um.
Die Naſe ſteht ihm verkehrt.
Das Bier ſpricht aus ihm.
Der Kopf ſteht ihm ſchief.

4.

Lobgeſang auf den April,

am Geburtstage einer Freundin.

Mag einer doch rühmen, was er nur will,
und Lobreden halten die Hüll' und die Füll;
ich will, wenn man auch gleich auf der Welt
nicht eben in hohen Ehren ihn hält,
ſtatt all des Geſchnackes ſo ganz in der Still
ein Lobgedicht ſingen dem guten April.

Walt's

[illegible]'s ſchon einmal thun, in welch einem Jahr
nach dem verbeſſerten Kalender es war,
[illegible] ich nicht mehr, doch wars eine Zeit,
die mich noch itzt herzinniglich freut.
[illegible] ſich da der verſchriene Wicht
im Roſengewande und purpurnem Licht
und der ſo verachtete Vetter April
verlieh mir der ſüſſeſten Freuden ſo viel.
Die Luft war ſo heiter, der Himmel ſo blau,
von Liebenden wimmelte Garten und Au,
Veilchen entſproſſen der grünenden Flur
Und Liebe nur hauchte die ganze Natur.
Nun, dacht' ich, ſo haſſ' ihn auch, wer ihn nur will,
ich mach ein Loblied auf den braven April.
Doch kaum war die erſtere Hälfte [illegible]
da trübte das blaue Gewölbe ſich [illegible]
es ſchwand der Sonn' allbelebender Glanz,
und mit ihm Geſänge und Freuden und Tanz;
wild ſtrömte der Regen hernieder; der Sturm
knickte die Veilchen, umſauſte den Thurm,
und Jüngling und Mädchen mit finſterem Blick
jagt' er in die Wohnung des Winters zurück.
Schon hatt' ich die Saiten der Harfe geſpannt,
kam ſchon mit einer Liſte Subſkribenten gerannt;
doch nun warf ich zornig das Saitenſpiel hin,
und dacht, Gott verzeih mirs! in meinem frevelnden Sinn
hol ihn der Henker, den falſchen April!
mag ihn beſingen nun wer da nur will!
Und nun, wer hätte das jemals gedacht?
troz alle des Aergers, den er einſt mir gemacht,
muß ich ihm ſchon das Vergangne verzeihn
und das verheißne Gelübd' ihm nun weihn.
Hat uns da ein Weib ans Tageslicht gebracht,
das ihm all' Ehr' und Reputation wieder macht,
— der Name thut nichts, und wenn ihr ſie kennt,
dann iſt es nicht nöthig, daß mein Lied ſie erſt nennt.
Die Luft iſt ſo heiter, der Himmel ſo blau
von Liebenden wimmelt ſchon Garten und Au,
Veilchen entſprieſſen der grünenden Flur
Und Liebe nur hauchet die ganze Natur.
Harrſt du nur fein aus, und läßt deine Tück
und kehrſt du uns [illegible] heiter zurück,
Dann ſing ich, man [illegible] was man nur will,
ein förmliches Loblied dem braven April!

Schmieder.

No. 4

Olla Potrida.

1784.

Viertes Stück.

Berlin

in der Weverſchen Buchhandlung.

Innhalt.

Seite

Gedichte. 138.

Dramatiſche Aufſätze.

Lilla oder die Gärtnerin, ein lyriſches Schauſpiel in drei Akten. [illegible]

Auszüge.

Vacat.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1. Gemälde von London; ein Fragment. [illegible]
2. Denkmale am Lebenswege. [illegible]

Naturgeſchichte.

Vacat.

Anekdoten. [illegible]

Roman.

Der Liebeswunſch. Ein Märchen. [illegible]

Biographie.

Vacat.

Miſcellanien.

1. Das Impromptu. Luſtſpiel in einem Akt. Aus dem Franzöſiſchen des Herrn von Sacy. 157.
2. Unterthänigſtes Memorial an die Königliche Commiſſion [illegible]
3. Die Kunſt und die Natur, eine Erzählung. An Madame G** in den erſten Tagen des Märzmonats 1774. 158.
4. Schlittenfahrten. [illegible]

BIBL.
VNIVERS.

1.

Ankündigung.

Die ſeit ſieben Jahren allhier herausgekommene Litteratur und Theaterzeitung wird mit Anfang des künftigen 1785ſten Jahres, unter dem neuen Titel: Ephemeriden der Litteratur und des Theaters, in meinem Verlage erſcheinen. Der Herausgeber, deſſen Korreſpondenz mit jedem Jahre ausgebreiteter geworden iſt, und wie denn ſich verſchiedene Gelehrte zum Beſten dieſes Unternehmens vereinigt haben, hat zu viel Achtung fürs Publikum, als daß er dieſem Inſtitute einen höhern Grad von Nützlichkeit und Intereſſe zu verſchaffen, ſich nicht möglichſten Fleißes beſtreben ſollte. Auch ich werde von meiner Seite alles beitragen, was den Ephemeriden der Litteratur und des Theaters einigen Werth auch im Aeußern geben kann. Wöchentlich ſoll davon, eben ſo wie von der bisherigen Litteraturzeitung, ein Bogen erſcheinen, und alle Sonnabende in meiner Handlung ausgegeben werden. Der Preis bleibt der, bisherige, nämlich 2 Rthl. 16 Gr. für den ganzen Jahrgang, und vierteljährig alſo 16 Gr. wofür man dieſe Blätter in allen Buchhandlungen Teutſchlands quartaliter broſchirt bekommen kann. Auswärtige Liebhaber, die ſie wöchentlich zu erhalten wünſchen, belieben ſich an die Poſtämter ihres Orts zu wenden, indem das hieſige Königliche Hof-Poſtamt die Hauptverſendung davon übernehmen, und den bisherigen Beſchwerden über den zu hohen Preis ſo viel möglich abhelfen wird. In einem ausführlichern Avertiſſement ſoll das nähere nächſtens beſtimmt werden. Berlin, den 23. Sept. 1784.

Fr. Maurer.

2.

Subſcriptions-Anzeige.

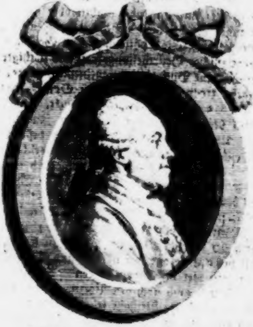
Der durch ſeine gründliche Schriften in den vaterländiſchen Rechten und Geſchichte ſo rühmlich bekannte Gelehrte, Herr D. F. C. J. Fiſcher, Profeſſor des Staats- und Lehnrechts, und Aſſeſſor der Juriſtenfacultät in Halle, hat ſeit verſchiedenen Jahren ſeinen Fleiß auf die Ausarbeitung eines Buchs verwendet, welches uns bis jezt nicht nur wirklich fehlte, ſondern einer der zahlreichſten Klaſſe von Gelehrten auch ſehr nöthig iſt: eines Lehrbegriffs ſämmtlicher Kameral und Policeyrechte, ſo wohl von Teutſchland überhaupt als von den Preußiſchen Staaten insbeſondere, ein Werk welches beweiſt, daß, [illegible] das Studium der Kameral- und Policeyrechte in allen Ländern [illegible] geworden, überall ſehr willkommen ſeyn muß. Der Verf. ſagt S. 13. u. ſ. w. in der Vorrede: „Ich habe einen gedoppelten Endzweck: Einmal den Kameraliſten alle Rechtsmaterien beyzubringen, die ſie dereinſt bey ihren Geſchäften und Verrichtungen brauchen, und ohne deren Kenntniß ſie ſchlechterdings nicht fortkommen können; dann, den Juriſten ſolche Rechtswahrheiten durch einen [illegible] Vortrag [illegible] zu ſehen, die ſehr häufig in [illegible], und die theils bey andern Vorleſungen gar nicht [illegible] theils [illegible] dem gehörigen wiſſenſchaftlichen [illegible] theils zu kurz und nur abgebrochen [illegible] weiſe angeführt werden.“ Dieſes mit [illegible] zuſammengetragene, mit philoſophiſchem Geiſt [illegible], mit vortreflicher Beurtheilungskraft und richtiger [illegible] gut geſchriebene Buch wird in meinem Verlage, vier Alphabet ſtark, zwey Bände in groß Octav, [illegible] Aufſicht des Herrn Verfaſſers jetzt gedruckt. [illegible] wird in [illegible] fertig. Um [illegible] tern, will ich [illegible] Buchhandlungen [illegible] mir, jedoch [illegible] zahlen beym Empfang [illegible] Groſchen, oder für den Bogen [illegible] in ſächſiſcher Münze. Nach der Jubilatemeſſe 1785 wird das Alphabeth 20 Groſchen koſten. Wer zehn Exemplare [illegible] bezahlt beym Empfang nur neun, und für fünf [illegible] den Betrag von vier und einem halben. Außerdem werden die Subſcribenten auch noch den Vorzug haben, daß ſie den erſten Band gleich [illegible] erhalten [illegible] werden ſollen. [illegible] die, welche ſo gerade [illegible] wollen, [illegible] die Buchhandlungen [illegible] Gelegenheit [illegible] an mich, oder nach Leipzig [illegible] Geſchäfte mit ihren Aufträgen, jedoch portofrey, zu wenden. Da die zwey Bände nicht getrennt werden, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß jede Beſtellung für beide Bände verbindlich wird. Frankfurt an der Oder den [illegible]

1784. Carl Gottlieb [illegible]

Olla Potrida.

1784.

Viertes Stück.



FRIEDRICH NICOLAI.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

[illegible] D.
[illegible] S.
[illegible]

I.

Gedichte.

1.

Der Schuſter,

nach Lafontaine.

Ein armer Schuſter, wir wollen ihn Blaſius nennen,
Nahm, was wir alle von Herzen ihm gönnen,
Ein junges Weib, das ohne Scheu
Mit weiland Frau Vulkan ſich hätte meſſen können.
Was aber doch dabey
Die ſchlimme Seite war, das rathet ihr ohne Mühe,
Wenn ihr bedenkt, daß Dame Luzie,
(So hieß das Meiſterſtück, das Mutter Natur gemacht,)
Dem Manne weiter nichts, als Schönheit, zugebracht.
Dergleichen Brautſchatz kurzt die allerlängſte Nacht,
Und hat oft Manchen, der ſchon am Grabe
Mit Einem Fuße ſtand, zehn Jahre jünger gemacht.
Doch, ob es bey Tage was hilft, darum fragt aufs Gewiſſen,

Ein jedes Paar, das gerne ſatt
Sich eſſen mag, nach ausgeſpendeten Küſſen,
Und, außer zwey Herzen, auch zwey hungrige Magen hat!
Selbſt Meiſter Blaſius wird quod non erwiedern müſſen.
Kaum, daß acht roſige Wochen vorbey
Geflittert waren, ſo fing er an zu finden,
Die Aktien ſeines Hauſes ſtünden
So treflich eben nicht. Ihm fehlte vielerley.
Der arme Schelm! er hatte bey ſeiner Werberey
Und hinterher beym Hochzeitſchmauſe
Sich ſehr verſtreckt; und das kam endlich ihm zu Hauſe.

Daß Borgen Sorgen macht, weiß freylich Jedermann,
Der nur ein Bärchen angebunden;
Auch Blaſius weiß den Spruch, doch muß er endlich daran.
Vor Pantus, einem Nachbar und reichen Handelsmann,
Der freylich nicht das Pulver erfunden,
Doch einer von ſeinen beſten Kunden
Schon lange geweſen war, bekennt er ſeine Noth
Und borgt ſich dreyßig Thaler. Auf Intereſſen
Von ſechs Prozent, das könnt ihr leicht ermeſſen;
Merkurius Jünger ſind ſchlimm, und Herr Umſonſt iſt todt!

Nun war der junge Meiſter geborgen,
Zum wenigſten ein ganzes Jahr.
Denn auf ſo lange, nicht länger, war
Der Schein geſtellt. Hans ohne Sorgen
Ward er von neuem, machte Schuh
Und neue Schulden dazu.

Indeſſen iſt das Jahr verflogen.
Ein Jahr iſt lange kein Seculum.
Geſchweig' ein platoniſches Jahr. Der drohende Schein iſt um.
Mit ſeinem groſen Stempelbogen
Kömmt Ehren Pantus angezogen,
Und drängt, der Himmel weiß, warum?

Doch ließ er bald den Grund die ſchöne Schuſterin wiſſen.
Einſt, als Herr Pantus ſie allein
Zu Hauſe trift, (ein ſchuhbedürftiges Bein
Zu meſſen, hatte der Mann aufs Land verreiſen müſſen,)
Thut er ein wenig Profeß von ſeiner Zärtlichkeit.
„Mein ſchönes Kind, ſpricht er, jetzt wäre Gelegenheit!
Wenn Sie ſo gut iſt, mir die Zeit
Sie weiß wohl, wie? ein wenig zu vertreiben,
So wollen wir Null für dreyßig ſchreiben!
Wir ſind allein; das Männchen iſt weit!“

Süß Klang des Voglers Pfif; das muß ein Jeder ſagen:
Auch wäre vielleicht, mit großem Behagen,
Ein jedes andre Weib ins liebliche Netz gerannt.
Luziechen aber nicht. Sie ſieht an ihrer Hand
Den goldnen Ring, der ſie zu ehlicher Treue verband,
Und hälts für Pflicht, dem Garne zu entrinnen.
Doch, weil beym Handel zu gewinnen
Was Artiges ſteht,
So ſagt Luziechen: ich will mich darauf bedenken!
Und weiß es im Uebrigen ſo mit freundlichen Blicken zu lenken,
Daß ohne Hoffnung nicht ganz Herr Pantus von dannen geht.

Der Schuſter kömmt nach Haus.
Luzie packt geſchwind die Speciem Facti aus,
Und überläßt den Spruch des Mannes Gutbefinden.
Mein Blaſius ſtaunt und ſinnt. –
Den brummenden Bären ſo geſchwind
Und ohne den Säckel zu ziehn, von ſeiner Kette zu binden,
Dünckt ihn das Schlimmſte nicht. Allein jetzt eben juckt
Ihm an der Stirne was – Ein Hirſchgeweihe ſchickt
Für keinen Meiſter ſich, der Stiefel und Schuh kann machen.
Nach reiflich überlegten Sachen,
Beginnt er endlich: „Pos Taß!
Das Geld ſoll unſer bleiben;
Und Du, mein lieber Schatz,

Sollſt ihm mit nichten dafür ein wenig die Zeit vertreiben.
Laß her ihn kommen, und Morgen am Tage, Schatz!
Bevor ſich ſein Geſchmack an Deiner Schönheit ändert.
Ich wär' ein wenig ausgeſchlendert,
Kannſt du nur ſagen dem Herren Patron,
Und würde vor Mittagszeit mich wohl nicht wittern laſſen!
Indeß, mein Schätzchen will ich ſchon
Hart an der Kammerthür ein ſichres Poſto faſſen.
Doch erſt den Schein; das merke Dir!
Wenn den Du haſt, ſo gieb ein deutliches Zeichen
Mit Huſten mir!
Wenn Eins nicht ſollte reichen,
Gieb ihrer zwey, drey oder vier!
Fürs Uebrige ſteh' ich! Aus meiner Kammerthür
Will ich hervor zu Hülfe ſpringen,
Und mit dem Knieriem ſchon den Lecker weiter bringen!"

So wie geſagt, also gethan.
Der Morgen kam. Die Sachen giengen
Nach glücklich angelegtem Plan.
Der Herr Galan
Zog ohne Krönung, ohne Schein
Und wohlgezeichnete, ab, und hatte, volles Maaßes,
Den Schimpf noch obenein.
Der Leiſtenheld erzählte, wohin er kam,
Der ſondern Dinge Verlauf. Man nahm
Notiz davon; man lachte des luſtigen Spaaßes,
Und machte der Gloſſen vielerley.

„Erſt aber hätte Sie ſollen krönen,
Und huſten hinterher:" ſprach zu der getreuen Schönen
Der feine Schöſſer des Orts: „Dann hättet ihr alle drey
Vollſtändiges Konto gefunden dabey!"

„Was?" ſagte die ſchöne Schuſterin,
Und maaß, mit ſcharfen Blicken,

Den Schöſſer und die Schöſſerin,
Die mit zugegen war: „das würde ſich artig ſchicken,
Daß Ihresgleichen Verſtand
Wir Burgersleute beſäßen! Ich danke vor der Hand!“
„Frau Schöſſerin – (fuhr ſie fort, mit Lachen)
Frau Schöſſerin würden es ſchon in ähnlichen Fällen ſo machen;
Doch Jeder iſt auch ſo klug, wie unſre Frau Schöſſerin nicht!“

Sg.

2.

An die Sonne.

An einem Sommermorgen, im Gebürge.

Komm, Geliebte! Deiner harret
Dein getreuer Jüngling ſchon,
iſt gern all des Schlummers Freuden
all den Schläfern längſt entflohn.

Einſam weil auf dieſen Höhen
nah bey Deinen Thronen ich.
Nur der Vögel Morgentöne
ſchallen wirbelnd rund um mich.

Ha! jetzt nahſt Du, gegenüber
ſchwimmt ſchon Berg und Stadt in Gold,
wie voll diamantner Sterne
jener Bach durchs Dörfchen rollt!

Sieh! der fernern Kirche Fenſter
funkeln hell in Feuerglut,
höher röthen meine Wangen
ſich von jugendlichem Blut.

Und nun — wallſt in vollem Glanze
majeſtätiſch Du empor,
ſchwebſt mit allgewalt'gem Schwunge
hinter jenem Wald hervor.

Rauch entwirbelt Flur und Teichen,
Hain und Wieſe dampft um mich,
und in Silberwellen wiegen
jene hohen Saaten ſich;

Sengſt mit Deinem Stralenfeuer
faſt der Bäume Wipfel all,
malſt des Thaues Perlentropfen,
färbſt die Blumen dort im Thal.

Alles glüht in neuem Glanze,
drängt ſich neubelebt hervor.
Gott! wie fliegt mit all dem Streben
Wonnevoll mein Herz empor!

Dank! o Geber all der Freuden,
Dankbar glüht mein Auge Dir.
Ach! noch ferner ſtrale heiter
Deine goldne Sonne mir!

D. Schmieder.

II. Dra-

II.

Dramatiſche Aufſätze.

Lilla oder die Gärtnerin,

ein lyriſches Schauſpiel in drei Akten.

Perſonen:

Gräfin von Schaumburg.
Fräulein von Bock, ihre Geſellſchafterin.
Lilla, ein junges Gärtnermädchen.
Laue, Richter.
Vorſteher der Gemeine.
Görge, ein junger Bauer.
Juſt Veit, ein Bauer.
Philipp, Amtsdiener.
Geſpielinnen der Lilla, worunter eine, Lotte.
Eine Menge Bauern.

Scene durchs ganze Stück:

Ein grüner Platz vor dem Schloſſe, rings mit Bäumen umgeben, zwiſchen denen, mit Blumenguirlanden umwundene, Bogengänge angebracht ſind.

Erſter Akt.

Erſter Auftritt.

Lilla.

Wenn erſt hier und da am Aether
Hell ein Silberwölkchen irrt,
Und des Morgens Wange röther
Und das Thälchen grüner wird,
Dann hüpfet das fröhliche Mädchen
Auf lieblichen Wieſen umher:
Da ſteht dann das ſchnurrende Rädchen
Im Winkel, und ſchnurret nicht mehr.

Wenn, ſein Bräutchen liebzukoſen,
Erſt der Weſt den Fittig hebt,
Der auch gern um junge Roſen
Einer Mädchenwange ſchwebt;
Nichts hält dann das fröhliche Mädchen;
Es hüpft auf den Wieſen umher:
Da ſteh du dann, ſchnurrendes Rädchen,
Im Winkel, und ſchnurre nicht mehr.

Dort, wo, aus des Thaues Schaale
Friſch getränkt, ſchon Veilchen blühn,
Dort ſah ich im grünen Thale
Junge Frühlingslämmer zieh'n.
Drum ſeht hier das fröhliche Mädchen!
Hier hüpft es im Freien umher!
S'iſt Frühling – nun ſtehe mein Rädchen
Im Winkel! Ich ſpinne nicht mehr.

Wie glücklich bin ich! wie glücklich! Vaterlos und mutterlos; und doch wie glücklich! Zwar nie vergeß ich eurer, ihr theuren Beſchützer meiner Frühlingstage; hart fühlt' ich euren Verluſt, als ihr dahinſankt ins Grab; zu früh verlor ich euch — aber mein Schickſal fiel, aus euren Händen, in die Hand einer Wohlthäterin, die mir alles iſt, was ihr mir wart. Ihr könnt ſanft ſchlummern in eurem Grabe; denn eure Tochter iſt glücklich. Möget ihr unſichtbar hier um mich ſchweben, ihr theuren Abgeſchiedenen; möget ihr mich ſo ſehen, ſo mitten in dem ruhigen Genuſſe meiner ſtillen Freuden. Kein Mangel nöthigt mich, mein Brodt von fremden Handen, mit mancher Demüthigung begleitet, zu erwarten. Dort mein kleines, grünes Hüttchen, mein blühendes Gärtchen; da liegt es ſo ſtill im ſchönſten Thale! Mein kleines, werthes Eigenthum, rings von grünen Bäumen umſchirmt! Wenn ich es ſo überſehe — Keine Königin blickt froher in ihr Königreich hinaus. Und alles das, all das Glück aus der Hand meiner Wohlthäterin — Fühl' es doch große, himmliſche Seele, fühl' es ganz, wie viel Göttliches darin liegt, glücklich zu machen! — Wo ſie hinblickt, läßt ſie Spuren der Güte zurück; Spuren der edelſten Geſinnung. Die große Menſchenfreundin — und dieß kleine Feſt, womit unſere Dankbarkeit ſie jährlich empfängt — Doch ihr genügt die ungeſehene Thräne des ſtillern Dankes, im geheimen Winkelchen geweint! (ſie ſieht in die Ferne hinaus) Was da? Mit wem hat es der Richter zu thun? Himmel mit meinem Vetter. Das Geſpräch ſcheint hitzig. Der Richter iſt ein auffahrender Mann, und das ſollte doch billig ein Richter nicht ſeyn, deſſen Pflicht es iſt, die Folgen zu beſtrafen, die aus dieſer Unart entſtehn. Käm ein ſolcher Mann, mir ſeine Hand anzubieten, mich zur Gattin zu wählen; ich glaub', ich könnt' ihn fliehen als einen Feind.

Zweiter Auftritt.

Lilla. Der Richter.

Richter (eifernd).

Ich will's [illegible] ſo und anders nicht!
Den Erſten, der mir widerſpricht,
Den Schurken ſoll —

Lilla.

Was giebts denn hier?

Richter.

Den ſoll der Teufel holen!
Geſchehn ſoll's auf den Punkt, was wir,
Kraft Richteramts, befohlen!

Lilla.

Herr Richter, nun, was giebts denn hier?
Was haben Sie befohlen?
Vor Eifer ſieht und hört er nicht.

Richter.

Den Erſten, der mir widerſpricht,
Sobald ich was befohlen,

Lilla.

Herr Richter, ihre Dienerin.

Richter.

Ja, ja ſo wahr ich Richter bin,

Lilla.

Was haben Sie befohlen?

Richter.

Der Teufel ſoll ihn holen!

Zugleich.

Lilla. Was haben Sie befohlen?
Richter. Der Teufel ſoll ihn holen!

Richter (wird Lilla gewahr). Sieh da! Lilla! guten Morgen, Mädchen!

Lilla. Ihre Dienerin, Herr Richter; worüber ereiferten Sie ſich denn ſo ſehr?

Richter. Eine verfluchte Impertinenz von einem Bauerkerl, der ſich unterſteht, etwas beſſer zu machen als ich. Es wird Dir bekannt ſeyn, daß unſere gnädige Gräfin, unter andern milden Stiftungen, einen Fond errichtet hat, aus welchem alle diejenigen unterſtützt werden ſollen, die ſich in ihren Dörfern anbauen wollen, oder wichtige Reparaturen zu machen haben, ohne die dazu erforderlichen Koſten beſtreiten zu können. Demnach und alldieweil die diesjährigen Rechnungen dem Rendanten abgenommen und ein kleiner Ueberſchuß vorgefunden: ſo iſt meines richterlichen Dafürhaltens, daß dieſes Geld mir anzuzahlen, und von mir ſodann zur Glänzendmachung dieſes Feſtes, womit wir unſere gnädigſte Herrſchaft empfangen, nach meinem eignen, arbitrariſchen Ermeſſen, anzuwenden ſey. Dagegen unterſteht ſich der Schurke von Vorzeher, Dein werther Herr Vetter, mit Ehren zu melden — es iſt eine abſcheuliche Inſolenz — Monita zu machen. Er behauptet, mit Bezugnehmung auf eine vorgebliche Obſervanz, daß dieſes Geld an dürftige Familien auszuzahlen ſey; hat auch ſolche ſaubere Familien in Vorſchlag gebracht, die ich aber, nebſt ihrem Beſchützer, zu ſeiner Zeit, züchtigen werde. Ich will durchaus nicht, daß Taugenichte in meinem Gerichtszwange ſich befinden, und Bettler ſind Taugenichte, und ihre Beſchützer ſind fromme Narren. Ich will das Ungeziefer aber ausrotten, oder ich will nicht Richter ſeyn. Deinen Vetter und reſpektive Vormund will ich den Gehorſam lehren, den er ſeiner Obrigkeit ſchuldig iſt. Ich bin Gerichtsperſon und er iſt Unterthan.

Lilla. Mein Vetter kennt ſeine Pflichten gegen ſeine Obrigkeit ſonſt ſehr gut; freilich gegen Dürftige iſt ſein Herz weich. Ein deutſcher guter Mann; ich weiß nicht, ob man dieſe Geſinnung eine Narrheit nennen kann? und wenn Sie, aus richterlicher Macht eine daraus machen, ſo bekenn' ich gern, daß ich eine Närrin bin.

Richter. Lilla, Lilla! biſt ſo ein fleißiges Mädchen, und kannſt Faullenzer vertheidigen; biſt ſo gut, und kannſt Böſewichter in Schutz nehmen? Sonſt pflegt man zu ſagen: æquales æqualibus gaudent! Gleich und gleich — und ſo weiter. Jedoch will ich dies Sprichwort nicht auf Dich appliziret und angewandt haben — Mit der Dürftigkeit hat es immer ſo einen Haken. Entweder Faulheit oder Bosheit.

Lilla. Lieber Herr Richter, nicht immer. Dieſe Regel, dächt' ich, lieſſe ſich wohl nicht ſo grade zu, ohne Einſchränkung, annehmen. Mein Vater war ein ehrlicher Mann, ein guter Mann, das kann ich bei ſeinem Grabe beſchwören; und war ſehr dürftig; er ward es durch die Gewiſſenloſigkeit eines böſen Advokaten.

Richter. Wie ging das zu?

Lilla. Er war der Pächter eines adelichen Guts in Rittershauſen, hatte das Gut auf zwölf Jahre gepachtet, und beſaß es kaum ein Jahr, als ein Andrer kam und funfzig Thaler mehr bot. Wider Recht und Billigkeit, mußt' er, auf richterlichen Befehl, den Advokatenkniffe und vielleicht Beſtechungen auswirkten, das Gut verlaſſen. Er gerieth darüber in einen Prozeß, der lange fortdauerte, ihn ſein ganzes Vermögen koſtete, und, worauf es auch angefangen war, zu ſeinem gänzlichen Verderben ausſchlug. Keine Schadenserſetzung, nichts ward ihm zuerkannt. Der Gutsherr war ein harter Mann; er konnte uns ruhig nachſehen, als wir ganz dürftig, ganz elend aus ſeinem Dorfe zogen. Ich war noch ſehr jung; was ich davon weiß, hab' ich aus dem Munde Andrer.

Richter (vor ſich). Hm! der war ihr Vater? (zu Lilla) Wie heißt der Advokat, der wider Deinen Vater diente?

Lilla. Laue. Wiſſen ſie etwas von meiner Aeltern Geſchichte?

Richter. Ich weiß ſo etwas von ihrem Schickſale.

Lilla. Mein Vater hatte viel von einer Gräfin Schaumburg gehört, daß die ſich mancher unglücklichen Familie angenommen habe. Er warf ſich ihr zu Füßen mit ſeinem ganzen Elende. Die große Menſchenfreundin nahm ſich ſeiner an, ſetzt' ihn in das Häuschen, welches ich noch bewohne, und macht' ihn, weil er ſich gut aufs Gartenweſen verſtand, zu ihrem Gärtner. Hinter dem Häuschen —

— Sie haben ihn ja ſchon geſehen — den ſchönen Garten — den gab ſie ihm Lebenslang zu ſeinem Unterhalte, von deſſen Ertrage mein Vater ſeine kleine Familie bequem ernährte. Meine Aeltern genoſſen das Glück dieſer Ruhe nicht lange; ſie ſtarben bald. Mich nahm die Gräfin als ihr Kind auf und an, und erzog mich. Die herrliche Dame hat viel an mir gethan. Wenn doch alle diejenigen glücklich machten, denen das Vermögen dazu verliehen iſt, wie viel Thränen und Seufzer würden weniger in der Welt ſeyn! Und es iſt doch ſo erhaben, ſo göttlich, Glückliche zu machen.

Richter. Unſre gnädigſte Gräfin hat Dir in der That eine feine Erziehung gegeben.

Lilla. Eine gute, ſagen Sie lieber. Meinen Begriffen nach, würd' ich bey einer feinen Erziehung unglücklicher ſeyn, alls bey gar keiner. Die Gräfin machte ein, vielleicht gutes, aber nicht feines Mädchen aus mir; da es meine Beſtimmung nicht iſt, in der feinen Welt, wie man gewiſſe Verhältniſſe nennt, einſt zu glänzen.

Richter. Wie weiſe das Mädchen ſpricht!

Lilla. Auf die Weiſheit bin ich nicht ſtolz, Herr Richter.

Richter. Nun nur weiter in Deiner Relation. Es macht mir Vergnügen, Dir zuzuhören.

Lilla. Wenn Sie theilnehmen können; ſo hören Sie denn auch noch, daß unſere gnädigſte Gräfin mir beydes, Haus und Garten, ſo wie es meine Aeltern beſaßen, zu einem Eigenthume, geſchenkt hat. Hier leb ich nun in meiner kleinen Hütte ſo wol, ſo zufrieden, und der Segen meiner Aeltern ruhet drauf und macht mich ſo glücklich. Mir iſt, als ob der Frühling nirgends ſo ſchön bluhete als hier. —

Richter (klopft ihr die Backen). Kleine Schwärmerin!

Lilla. Als ob der Morgenhimmel nirgends herrlicher glänzte, als über meinem Gärtchen, und der Abendhimmel nirgends ſo lieblich dämmerte, als da wo meine Nachtviolen blühn. Lieber Herr Richter, Sie können mirs glauben.

Wenn überall das Wetter ſtürmt,
Rauſcht hier nur ſanfter Regen;
Mein kleines Eigenthum umſchirmt
Ein väterlicher Segen.
Ich bin beglückt
Und dankvoll blicke
Mein Auge jeder Morgenſonn' entgegen

Richter. Du wohnſt in der That ſehr angenehm hier; aber ſo allein? Sehnſt Du Dich nicht zuweilen nach einer gewiſſen Geſellſchaft? Mir däucht, Du biſt in den Jahren, wo ein Mädchen gern, wenigſtens Einen, Geſellſchafter hat.

Lilla. Ich verſtehe ſie; allein —

Richter. Welches Mädchen ſollte ſich auch darauf nicht verſtehn!

Lilla. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen auf eine ſpaßhafte Frage, eine ernſthafte Antwort gebe.

Richter. Ueber das ernſthafte Mädchen!

Lilla. In dieſen Falle ſpaß ich nicht gern.

Richter. Nun, wie Du willſt — Alſo ernſthaft: wünſcheſt Du nicht eine gute Parthie für Dich?

Lilla. Ich wünſche nichts; ſehne mich nach nichts: ſondern wandere, als ein unbedeutendes Geſchöpf, meinen Weg grade fort; was mir da aufſtößt, nehm' ich mit, ſey es Liebes oder Leides.

Richter. Du ſchleichſt liſtig um meine Frage herum. Ich muß Dir ſagen, daß mir die Gräfin Dein Glück ſehr empfohlen hat. Ich werde für Dich ſorgen: oder haſt Du etwa ſchon ſelbſt für Dich geſorgt? Es ſcheint faſt ſo. Mädchen! Mädchen!

Lilla. Was Sie meinen, iſt nie meine Sorge geweſen; ich brauch' alſo nicht liſtig um ihre Frage herum zu ſchleichen; ſondern antwort' Ihnen grade zu, daß ich feſt glaube, daß die Geſellſchaft eines würdigen Gatten unſere Glückſeligkeit ſehr erheben muß: hingegen glaub' ich eben ſo feſt, daß es unausſprechliches Elend ſeyn muß, wenn in dieſem Falle unſere Hofnung getäuſcht wird. Ich traue mirs nicht zu, einen Mann glücklich zu machen, und was kann ich denn von ihm erwarten?

Richter. Eben dieß Mißtrauen beweißt, daß Du es kannſt.

Lilla. Herr Richter, Sie wollen mir Schmeicheleien ſagen. Sie können mirs auf mein Wort glauben, ich lebe hier in meiner kleinen Einſamkeit ſo ruhig, ſo zufrieden, und ſehne mich nach keiner Geſellſchaft. Sehen Sie, da laß ich zuweilen meine Geſpielinnen aus dem Dorfe, unter denen mir des Pächters Lotte, ein Mädchen von guter Erziehung, vorzüglich werth iſt, zu mir kommen, wenn ich des Abends mein Gärtchen beſorgt habe, und ſpiel' ihnen, in meiner Helunderlaube auf der Harfe was vor, und ſinge dazu:

Glück verſchwende deine Gunſt;
Mich kannſt doch du nicht berücken;
Glücklich ſeyn iſt keine Kunſt;
Wenn uns nur nicht Menſchen drücken.

Schnitte mir der blaſſe Neid
Auch mein kleines Ländchen ſchmäler;
Bleibt mir doch Zufriedenheit,
Die raubt mir kein Menſchenquäler.

Lichthell iſt mein freier Sinn;
Wie, im Silberteich die Fiſchchen,
Schlüpf ich leicht durch's Leben hin,
Unter meinen Roſenbüſchchen.

Richter. Ein artig Liedchen! Nun will ich Dir auch einmal mein Lieblingsſtückchen ſingen:

Wer Schönheit ehrt, der iſt mein Mann,
Den mögt ich in dem Kelche winken;
Mit ihm ſo lang' er will und kann,
Des Lebens Freuden in mich trinken.

Was unſre Tage noch beglückt,
Das ſind, o Liebe, deine Freuden;
In eines Mädchens Armen drückt
Uns nie die Laſt der Leiden.

Doch hiervon künftig mehr. Da kommt der Vorſteher; der hat mir die jungen Burſchen hierher beſtellen ſollen, daß ich ſie inſtruiren kann, und Lilla, Du übernimmſt es wol mit den jungen Mädchen. Sie ſollen einen Tanz haben.

Lilla. Gut Herr Richter (ab).

Dritter Auftritt.

Richter. Vorſteher.

Richter.

Nun wie iſts Vorſteher? Sind die jungen Kerls da, daß ich ſie inſtruiren kann, und habt ihr das Uebrige beſorgt?

Vorſteher. Wie Sie befohlen haben, wertheſter Herr Richter, wie Sie befohlen haben. Die Burſche ſind alle unter der großen Linde verſammelt, und warten auf Befehl. Aber mit Urlaub — —

Richter. Habt Ihr wieder was einzuwenden? Ihr ſollt nicht räſonniren. Ich will euch Reſpect lehren, oder ich will nicht Richter bleiben. Was mein Antezeſſor zu nachſehend geweſen iſt, das will ich nachholen. Ihr Bauerkerl! Verſteht Ihr mich?

Vorſteher. Mit Urlaub, Sie ſprechen ſehr deutlich, Herr Richter, ſehr vernehmlich, mit Urlaub, (vor ſich) werd auch einmal deutlich ſprechen, mit Urlaub.

Richter. Wißt ihr Flegel nicht, daß ich Obrigkeit bin, daß ich zu befehlen habe?

Vorſteher. Ei nun ja das hört man ja, mit Urlaub.

Richter. Und daß Ihr gehorſam ſeyn müßt, wenn ich befehle, ohne Euch meinem Befehle zu widerſetzen. Wißt Ihr das noch nicht? he?

Vorſteher. Sie ſagen mirs ja, mit Urlaub, deutlich genug.

Richter. Schurke, weiſt Du nicht, daß ich Dich züchtigen kann und loß laſſen?

Vorſteher. Aber doch nicht ohne Urſach, mit Urlaub!

Richter. Urſach! — das muß ein ſchlechter Richter ſeyn, der keine Urſach bey der Hand hätte, wenn er eine braucht.

Vorſteher. So? Alſo haben Sie, mit Urlaub, die Urſach, mit mir anzubinden, ſchon vorher zugeſchnitten. Mag michs drum nicht wundern, daß ich das Gewitter nicht habe zuſammen ziehen geſehn.

Richter. Erzſchlingel, Ihr ſollt ja nicht mehr räſonniren.

Vorſteher. Nu, nu! Herr Richter! Einen ſo auszuhunzen! — Man iſt ja ein Menſch, mit Urlaub, der auch ein bißchen Ehr' im Leibe hat. So was krepirt Einen ja, mit Urlaub.

Richter. Was ſeid Ihr denn für ein Kerl, daß Ihr Ehre habt?

Vorſteher. Ich bin ein ehrlicher Mann, Herr Richter, und das ſoll mir, mit Urlaub, der Teufel nicht diſputirlich machen! Wiſſen Sie das, Herr Richter, mit Urlaub? he? Und was wollen Sie denn von mir, mit Urlaub?

Richter. Ihr ſollt mir nicht widerſprechen.

Vorſteher. Man darf ja wol, mit Urlaub, eine Erinnerung thun. Ich bin ja länger hier wie Sie, und weiß alſo ein bißchen beſſer Beſcheid hier, wie Sie, mit Urlaub!

Richter. Mit Urlaub, wißt Ihr denn wol Beſcheid im Thurme? Ich werd' Euch jetzt, mit Urlaub, hinein ſperren laſſen.

Vorſteher. Herr Richter, Sie äſſen Einen ja ordentlicherweiſe.

Richter. Und, apropos! da Ihr auf Eure Ehrlichkeit kommt! Wie ſtehts denn mit der Vormundſchaftsrechnung der Lilla? Mich deucht, damit wirds ſo ganz richtig nicht ſeyn. Ihr ſollt Rechnung ablegen, und die Tutel will ich ſelbſt übernehmen.

Vorſteher. Was, Herr Richter, mit meinen Rechnungen nicht recht richtig? So müſſen Sie mir nicht kommen, Herr Richter, wiſſen Sie das, mit Urlaub? Ich bin ein ehrlicher Mann, das Atteſtat giebt mir das ganze Dorf, und das ſollen Sie mir nicht nehmen, mit Urlaub, wiſſen Sie das! Ich kann alle Tage Rechnung ablegen, wiſſen Sie das? Kurz um, ſo müſſen Sie mir nicht kommen, mit Urlaub! Ich hab allen Reſpect vor meiner Obrigkeit; aber ſo was laß ich mir nicht ſagen, mit Urlaub; wiſſen Sie das, Herr Richter? So was krepirt einen ehrlichen Kerl zu ſehr, mit Urlaub.

Richter. Kerl, werdet nur nicht grob! Wenn Ihr ehrlich zu Werke ginget, ſo würdet Ihr Eure Mündlin nicht von ihrem Glück abhalten.

Vorſteher. Was für ein Glück denn? — So! ſo! ich merke ſchon. Den Schnupfen hab' ich eben nicht. Sitzt da der Haken? mit Urlaub, bin ich darum ſo ausgehunzt worden, weil ich dem Herrn Richter meine Mündlin nicht zuhandeln will, mit Urlaub? — Aber ſo was läuft wider mein Gewiſſen, und bey uns Bauersleuten iſts noch nicht aus der Mode gekommen, ein Gewiſſen zu haben, mit Urlaub.

Richter. Kerl ſchweigt! Eure Mündlin iſt mir nicht ans Herz gewachſen. Was brauch ich ein Bauermädchen zu heyrathen, und weiter iſt ſie doch nichts. Meine Abſicht war bloß, der Grafin einen Gefallen dadurch zu thun. Ihr ſollt es ſchwer verantworten, wenn Ihr meine Abſicht vereitelt, und Eure Streiche ſollen Euch fehlſchlagen, alter Kuppler, ſpielt ſie ſo heimlich, wie Ihr könnt.

Vorſteher. Alter Kuppler, mit Urlaub? — Ich bin mit Ehren alt. Die Frau Gräfin, unſre gnädigſte Herrſchaft, hat mich von jeher für einen rechtſchafnen Mann gehalten, der aufs Recht ſieht, wiſſen Sie das, mit Urlaub?

Richter. Sie hat ſich geirrt! Ein Betrüger ſeyd Ihr, wißt Ihr das, mit Urlaub?

Vorſteher. Was Herr Richter — ich ein Betrüger, mit Urlaub? ein Betrüger? — Das ſpricht — ja wären Sie nicht meine Obrigkeit; aber ſo was laß ich mir nicht ſagen. Wiſſen Sie nicht, daß auch eine Obrigkeit über Ihnen iſt? Die Gräfin ſoll alles erfahren, wie Sie mit uns umgehen, mit Urlaub. Ich verlaſſe mich auf meine gerechte Sache, und Sie — nun wollen ſehn, wer am weiteſten kömmt, mit Urlaub!

Richter. Der Gräfin will ich ſchon die Augen öfnen, daß ſie ſieht, was Ihr für ein ſchlechter Kerl ſeyd.

Vorſteher. Die Frau Gräfin kennt mich recht gut. Laſſen Sie ſich nur den Staar ſtechen! Und Herr, ſagen Sie mir das nicht noch einmal, daß ich ein ſchlechter Kerl bin — oder es geht nicht gut (droht dem Richter).

Richter. Kerl, Du willſt Dich an mir vergreifen? Warte! Philipp iſt ja in der Nähe. He! Philipp!

Vierter Auftritt.

Philipp. Die Vorigen.

Richter.

Da ſperrt mir den Vorſteher in den Thurm. Er hat ſich an mir vergreifen wollen.

Philipp. Ganz wohl, Herr Richter, ganz wohl. Marſch!

Richter. Nun geh, und lerne Reſpect!

Vorſteher. Und Sie Gerechtigkeit.

Richter. Nur fort! Der Muth ſoll Dir noch vergehen.

Vorſteher. Die Freude ſollen Sie nicht haben.

Philipp (droht dem Vorſteher). Halt! nicht weiter vergangen!

Richter. Philipp, hernach kommt Ihr wieder hierher; ich hab' Euch noch was zu ſagen.

Philipp. Ganz wohl, Herr Richter, ganz wohl! Marſch!

Fünfter Auftritt.

Richter.

Die Gräfin hält viel auf den Kerl. Ich muß ſehr caute zu Werke gehen, wenn ich ihn ſtürzen will. Und ſchon ich ſeiner, ſo bekomm' ich das Mädchen nicht. Er hat ihr was wider mich in den Kopf geſetzt, es ſey auch was es ſey. Aber du ſollſt einen Widerſacher an mir finden, alter Graukopf, der dir in deiner Praxi wohl noch nicht vorgekommen iſt. — Das Mädchen, hum! ſollte das anderweitig — ja das iſt quaeſtion Wer weiß, was für einen verſtohlenen, heimlichen Roman ſie ſpielt, und der Herr Vormund deckt denn wol noch die Hände drüber. Ich mögte nur wiſſen, wer ihr im Herzen ſitzt. Doch es ſey, wer es wolle! Ich habe ſchon manchem den gerechteſten Prozeß abgewonnen, ſollt ich dieſem ſein Mädchen nicht abgewinnen?

Sechſter Auftritt.

Der Richter. Philipp.

Philipp.

Der Vorſteher ſitzt in ſicherer Verwahrung. Was haben der Herr Richter nun noch zu befehlen?

Richter. Der Vorſteher ſoll mit den Vormundſchaftsgeldern der Lilla treulos gehandelt haben. Beſtellt mir ſogleich die vier Geſchwornen. Wir müſſen uns ſofort in die Behauſung des Inhaſtirten begeben, und ihm die Gelder und Rechnungen abnehmen. Nächſt dem ſo habt Ihr den jungen Burſchen nochmals anzudeuten, daß ſie ſämtlich, bey zugewärtigender empfindlicher Strafe, ſich vor meinem Hauſe, mit Gewehren verſehen, einfinden, damit ich ſie gehörig abrichten kann. Sie ſollen, unter meiner Anführung, die Gräfin mit einigen Freudenſchüſſen empfangen. Die beyden Kanonen habt Ihr auf die zwey Anhöhen dieß- und jenſeits der Weidengaſſe hinzupflanzen, und die beyden Invaliden, Kilian und Jobſt, dabey zu beſtellen. Die Illumination, auf den Abend, wer beſorgt die?

Philipp. Dazu hab' ich ſchon Jemand beſtellt, Herr Richter.

Richter. Gut! Uebrigens beſauft Euch nicht, nach Eurer löblichen Gewohnheit, damit Ihr gehörig vigiliren könnt, daß keine Schlägereyen, oder ſonſt Unordnungen vorgehen.

Philipp (ſucht die Flaſche zu verbergen). Ganz wohl, Herr Richter, ganz wohl (geht).

Richter (ihm nachrufend). Zuförderſt die vier Geſchworenen.

Philipp. Ganz wohl, Herr Richter, ganz wohl (ab).

Siebenter Auftritt.

Lilla mit vier Geſpielinnen, werunter **Lotte.**

Geſang.

Mit grünen Kränzen kommen wir,
Und ſchmücken unſer Feſt.
Entfernt uns jeden, welcher hier
Nicht Freude blicken läßt.

Ja, ſeht! wie unſre Wangen glühn,
Vom Feuer unſrer Bruſt!
Seht! blühn wir nicht, wie Roſen blühn,
Vor lauter, lauter Luſt?

Bekränzt fliegt unſer lockig Haar
Im ſanften Morgenwind;
Der ſchönſte Tag im ganzen Jahr',
Ein Tag der Luſt, beginnt.

Wechſelgeſang.

Lilla.

Die beſte Gräfin kömmt! Du Kranz
Sollſt ihr entgegen wehn!

Lotte.

Sagt ſie nicht ſelbſt: des Goldes Glanz
Dünk' ihr nicht halb ſo ſchön?

Zuſammen.

Sie ſagt es ſelbſt: des Goldes Glanz
Dünk' ihr nicht halb ſo ſchön!

Lilla.

Die ſanfte Menſchenfreundin kömmt.

Alle.

Kommt, daß ein Blumenband ſie hemmt!

Lilla.

Wie ſchön, wenn unſer Mädchenchor
Zu ihrem Wagen dränget!

Lotte.

Wie feyerlich, wenn unſer Chor
Frohlockend ſie empfänget!

Lilla.

Sie macht es, daß wir heut uns freun.

Lotte.

Sagt! iſts nicht göttlich, gut zu ſeyn?

Zuſammen.

Wie göttlich iſt es, gut zu ſeyn!

Lilla. Seht da! ein herrlicher Eingang, durch den unſere Gräfin kommen ſoll! Wie königlich wie ſchön! Dazwiſchen kommen denn noch die Lampen.

Lotte. Die Gräfin, denk ich, wird bald hier ſeyn.

Lilla. Sie kommt erſt Nachmittag, gegen drei Uhr ohngefähr.

Lotte. Mich deucht, ich habe ſchon von ihren Leuten welche geſehen.

Lilla. Das kann wohl nicht ſeyn. Sie kommt erſt Nachmittag — Hier wären wir alſo fertig. Die Pforte an der Weidengaſſe, wo ſie durchgefahren kommen wird, fehlt nun noch. Die will ich Euch allein überlaſſen. Macht ſie ja eben ſo hübſch, wie dieſe, und alsdenn verſammlet Euch in meinem Hauſe. Ich will unterdeſſen noch etwas, zu Eurem Anzuge, beſorgen (gehn ab; auch Lilla will gehn; wird aber durch Philipp zurück gerufen.)

Achter Auftritt.

Philipp. Lilla.

Philipp.

Hier Jungfer! (winkt Lilla zu)

Lilla (kommt).

Philipp. Der Herr Richter läßt ſein freundlichſtes Kompliment vermelden, und ich ſoll dieſen Brief an Sie bringen, meine ſchöne Jungfer.

Lilla. Ein Brief von dem Herrn Richter?

Philipp. Wie Sie ſieht, ein Brief von dem Herrn Richter. Sie braucht nicht zu erſchrecken, meine ſchöne

Jungfer; wird wohl nichts Böſes drinn ſtehn, glaub' ich. Unſer Herr Richter hält große Stücke auf Sie.

Lilla. So? — Antwort wird Er wohl nicht kriegen.

Philipp. Antwort krieg ich nicht. Adieu. Der Herr Richter wird gleich ſelbſt hier ſeyn. Er will die jungen Burſche abrichten; die ſollen ſchieſſen und marſchiren lernen, und was nicht all noch mehr. Man hat nur ſeine liebe Laſt. (ab)

Neunter Auftritt.

Lilla (ſieht flüchtig in den Brief).

Ich ſehe ſchon, ein förmlicher Heyrathsantrag des Richters. Wenn doch Jemand den Mann von ſeiner Thorheit zurückbrächte! Und daß er heute — gerade heute mit ſeiner thörichten Angelegenheit vorrücken muß! (ſieht noch einmal in den Brief.) Er erwartet Entſchlieſſung und mündliche Antwort? Welche Zudringlichkeit!

Zehnter Auftritt.

Lotte. Lilla.

Lilla.

O, Lotte! Freundin, Dich hat ein Engel zurückgeführet, oder was für eine Angelegenheit bringt Dich zu mir?

Lotte. Ich ſahe, daß Philipp Dir einen Brief brachte, bei deſſen Empfang Du etwas beſtürzt wurdeſt. Ich ließ die andern gehen und blieb in einiger Entfernung. Muſt doch ſehen, dacht' ich, wie das abläuft? Vielleicht hat ſie deiner nöthig — Du ſchienſt mir immer unruhiger zu werden, je öfter Du in den Brief hineinblickteſt. Was iſts denn?

Lilla. Wie gerufen kommſt Du mir, Lotte. Sieh, da ſteh ich in einer Verlegenheit, die mich ſo überraſcht, daß ich Dirs nicht ſagen kann. Sie verdirbt mir den ganzen Tag.

Lotte. Ruhig, Lilla! Ruhig! Vielleicht kann der Sache abgeholfen werden.

Lilla. Muß ihr abgeholfen werden! Aber wie? das iſt die Frage, die Du mir auflöſen ſollſt. Sieh da, ein Brief von dem Richter. Er bewirbt ſich förmlich um mich.

Lotte. Iſt Dir das ſo neu? Ich habe nichts ſagen mögen. Man trägt ſich ganz leiſe damit ſchon im Dorfe. Deinen Vormund kann er deshalb nicht leiden, weil er glaubt, daß ihm dieſer vielleicht hinderlich ſeyn mögte. Indeſſen fühlſt Du denn — —

Lilla. Neigung für ihn? — Nicht einen Funken; aber alles, was das Gegentheil davon ſagen will. Lotte, kannſt Du das fragen, da Du weiſt, was ich vom Heirathen überhaupt denke?

Lotte. Ei nun! mußt mir das nicht übel nehmen. Es kann vielerlei Umſtände geben, die Einen zuweilen anderes Sinnes machen, wo und wenn man's am wenigſten glaubt. Wie aber dieſer Umſtand Dir den heutigen Tag verderben kann, ſeh ich nicht ein. Es heirathet ſich ja nicht ſogleich. Du bitteſt Dir Ueberlegungszeit aus. Während der Zeit flicht Lilla dem Herrn Richter ein Körbchen, ſo fein ſie nur will, und läßt ihm in einem Säftchen ihre Geſinnung beibringen.

Lilla. Das ſprichſt Du dahin! da lies den Brief, ſo wirſt Du anders ſprechen!

Lotte. So laß denn einmal ſehen (nimmt den Brief, lieſt) „— Demnach mein Herz, wegen Befriedigung ſeiner ſehnlichen Wünſche, wiederholentlich bittend bei mir eingekommen und nachgeſuchet; als habe ich nicht umhin gekonnt, Dir, mein ſchönſtes Kind, als dem einzigen Ziele dieſer Wünſche, davon Anzeige zu thun, und dieſen Tag als den bequemſten, zur Beendigung ſothaner Herzensangelegenheiten anzuberaumen“ — Sein Herz hat ihm ein ſehr zärtliches Protokoll diktirt — (lieſt) „Doch daß ichs kurz mache! Mein Herz liebt Dich, ſchönſter Engel, wie man nur einen Engel lieben kann: zärtlich, brünſtig und ohne Schranken —“ O Schade, daß nicht oben drüber ſteht: Hier ſind zu haben allerlei Sorten von Liebe.

Lilla. Nur weiter, das Zudringliche kommt noch.

Lotte. „Es ſchlägt nur für Dich, und gleichſam nach dem Klange Deines liebreizenden Namens: Lilla! Lilla! Lilla! Solchemnach und bei ſothanen Umſtänden, ſchwebt es alſo in der Erwartung zu hoffender Gegenliebe, und ſieht, bewegender Urſachen halber, noch heute einer Entſchlieſſung und mündlichen Antwort entgegen, damit noch heute der Gräfin die Sache vorgetragen werden möge. Allenfalls kann auch ein jenſeitiges Stillſchweigen für eine bejahende Antwort gelten und in der Sache das Weitere verhandelt werden.“

Lilla. Da ſiehſt Du! Ich kann die Antwort nicht aufſchieben. So viel merk' ich wohl: er ſucht mich zu übereilen, und in einer Art von Ueberfalle meine Hand davon zu tragen.

Lotte. Das muß ihm nicht gelingen!

Lilla. Nun Dein Rath?

Lotte. Iſt der: Du verlangſt Beſinnungszeit; will er Dir die nicht zugeſtehn: ſo ſagſt Du ihm Dein klares Nein rundheraus.

Lilla. Thu ich das letztere, wie ich es denn gewiß thun muß: ſo fürcht' ich ſeinen Haß und ſeine boshaften Verfolgungen. Du kennſt ihn.

Lotte. Wer Lilla verfolgen will, muß ſie erſt aus dem Schooße der Gräfin reißen; und ſie da herauszureißen, wer wagte das wohl.

Lilla. Argliſtige Bosheit, was wagt, was vermag ſie nicht? Hat er nicht das Vertrauen der Gräfin zu erſchleichen gewuſt? Seine Feindſchaft zieh ich mir gewiß zu, und iſt es nicht ſchon unangenehm, einen Feind zu haben? — Wenn er nur nicht — —

Lotte. Ueber das — wenn nur! Befürchteſt ein Uebel, das Dir vielleicht nicht einmal bevorſteht; oder wann es Dir auch bevorſtünde, nicht ſchaden kann. Hält doch Unſchuld ihr Schild über Dir! Wars nicht Lilla, die uns einsmals auf jener Wieſe, wo wir zuſammen ſpazieren gingen, ſo ſchön ſagte: Unſchuld iſt ein ſchützender Engel; wie ruhig können wir ſeyn, wenn dieſer Engel unſer Gefärth iſt und ſein Schild über uns trägt!

Lilla (heftig). Ja Lotte, das ſag ich Dir! Dieſer Engel iſt noch nicht von mir gewichen. Er wird mich ſchützen. Aber wenn man keine Urſach hat, zu verzagen, iſt das genug, um gleichgültig zu ſeyn? Ich ſehe eine Reihe unangenehmer Folgen voraus, die ich abwenden mögte.

Lotte. Bei ſolchen Umſtänden weiß ich keinen andern Rath, als den ich Dir ſchon gegeben habe. Sag ihm Deine Meinung kurz heraus, hoffe das beſte, und quäle Dich nicht mit Befürchtungen! — Siehe, da kommt Dein Herr Liebhaber ganz gravitätiſch her. Mach Dich nur fertig auf Deine Antwort!

Lilla. Wie mirs durch den ganzen Leib fährt, da ich ihn in die Augen kriege. Ich bin zu verlegen, um mit ihm zu ſprechen; zudem hat er die jungen Burſche bei ſich. Laß uns gehen, Lotte! (ab)

Eilfter Auftritt.

Richter, mit den jungen Bauern.

Richter.

Die Gräfin kommt. Wir feiern heut
Das Feſt der Ehrfurcht und der Dankbarkeit;
Und wißt Ihr, was ihr dieſem Tage
Für Pflichten ſchuldig ſeyd?
So hört mich an, was ich Euch ſage!
Und thut hübſch Eure Schuldigkeit.

Rezit.

Kommt! tretet alle hier heran!
Formirt zwo Reihn zum Aufmarſchiren (ſtellen ſich)
So recht! – Dicht Mann an Mann!
Gebt nur recht Acht! Ich werd' Euch führen;
Und werd en chef Euch kommandiren.
Nun ſteht fein grade! Richtet Euch!
Die Kniee nicht gebogen!
Seht alle her auf mich! Steht gleich!
Und werd' ich – fertig! – kommandiren
So müßt Ihr – werdet nicht konfus –
So müßt Ihr das Gewehr ſchargiren.
Und ruf' ich – Feur! – ſo iſts Ein Schuß.
Wir wollen doch das Ding einmal probiren.
(Ar.) Marſch! – So recht! Schritt vor Schritt
Und hübſch ein Tritt!
Geſchloſſen müſſet Ihr marſchiren.
Halt! dreht Euch um! (ſie drehn ihm den Rücken zu)
Pfui! das war dumm! O das war dumm.
(Rez.) Noch Einmal! (er dreht ſie um) So! das heißt drehe um!
Nun Leute wißt Ihrs nun?

Die Bauern.

Herr Richter, ja, wir wiſſen's nun;
Wir wollen unſre Pflicht ſchon thun.

Richter. So geht denn nur hin, und ſtellt Euch zu rechter Zeit ein. Um ein Uhr verſammlet Ihr Euch vor meinem Hauſe. (Bauern ab.)

Richter. Ha! da kommt Lilla. Was doch mein Brief ausgewirkt haben mag! Mich deucht, ich hatt' ihn ziemlich ſüß mit Liebe gezuckert.

Zwölfter Auftritt.

Richter. Lilla.

Richter.

Willkommen, Lilla! Willkommen!

Lilla. Ihre Dienerin, Herr Richter!

Richter (faßt ihre Hand, ſieht ſie bedeutend an). Lilla!

Lilla (ſchlägt die Augen nieder). Herr Richter?

Richter. Du verſtehſt mich, Mädchen, Du ſchlägſt die Augen nieder.

Lilla. Halten Sie's meiner Verlegenheit zu gut.

Richter. Ich mags wohl leiden, wenn die Mädchen in ſolchen Fällen ein wenig verlegen ſind.

Lilla. Vielleicht wären Sie mit meiner Verlegenheit nicht ſo zufrieden, wenn Sie ihre Quelle wüßten!

Richter. Ihre Quelle! — Märchen! lehre mich darin nichts — Mädchenhafte Sittſamkeit, Schaamhaftigkeit, das iſts! das iſts!

Lilla. Verzeihen Sie, Herr Richter, das iſts nicht!

Richter. Was wollt' es ſonſt ſeyn! — Höre, Mädchen, ich bin kein junger Laffe mehr; Du kannſt mir Dein Vertrauen dreiſt ſchenken. Meine Abſichten ſind rein und aufrichtig. Was mir an Jugend abgeht, hab' ich an unveränderlicher Treue zuzuſetzen. Was hülf' es Dir, wenn ich ein zwanzig Jahr jünger wäre und meint' es nicht ſo ehrlich, und ſuchte Dich nur in Deiner Unſchuld zu hintergehen, wie es unſere jetzigen jungen Herren zu machen pflegen.

Keiner meints von allen ehrlich;
All ihr Schmeicheln iſt Betrug;
Schlangen ſind nicht ſo gefährlich!
O, ihr Mädchen, werdet klug!
Doch wenn ich mein Herz Dir ſchenke,
Lilla, das iſt kein Betrug.

Lilla, Lilla, o bedenke,
Was Du thuſt! und werde klug!

Lilla. Verſchonen Sie mich nur heute, lieber Herr Richter, nur heute! Es betrifft ja eine Sache, die Ueberlegung fordert.

Richter. Heute, oder nimmermehr. Was iſt, da zu überlegen. Wir kennen uns beide und verſtehen einander; ich ſehe nicht ab, in wiefern es einer Ueberlegung bedürfte. Heute muß es zu Stande; denn heute haben wir die beſte Gelegenheit, der Gräfin die Sache vorzutragen. Wie wird ſie ſich nicht freuen, an dieſem feierlichen Tage, ihre Lilla zum erſtenmale als Braut zu ſehen. Laß uns keine Weitläuftigkeiten machen, Lilla!

Lilla. Der Unterſchied unſres Alters und unſrer Geſinnungen —

Richter. Lilla, ſprich doch davon nicht! Es iſt in Romanenheirathen wohl Mode, ſolche Vergleichungen anzuſtellen; allein in *rerum natura* findet das nicht ſtatt.

Lilla. Ich bin ein Mädchen, voller Laune, voller Eigenſinn.

Richter. Damit verbindet die Natur immer ein gutes Herz.

Lilla. Immer? Sind Sie Bürge für das Immer?

Richter. Ohne mich zu bedenken. Doch laß uns keine Zeit verlieren! Heute Wort und Hand und morgen Hochzeit, ſo denk ich. Ich habe das Vorläufige der Gräfin einſtweilen ſchon berichtet.

Lilla. Das konnten Sie ohne mein Vorwiſſen.

Richter. Dein Vorwiſſen that hier nichts.

Lilla. Nichts? — Und was antwortete die Gräfin?

Richter. Sie hat nicht geantwortet; da ſie heut ſelbſt kommt, wird ſie eine ſchriftliche Antwort nicht nöthig gefunden haben. So viel weiß ich aber und iſt mir zu verſtehen gegeben worden, daß es der Wunſch der Gräfin ſin iſt, und was die für Dich wählt, iſt gewiß Dein Unglück nicht.

Lilla. Ich muß Ihnen grade herausſagen, daß ich mit Ihnen nicht glücklich leben kann. Die Gräfin iſt viel zu gnädig, als daß ſie mich zu etwas nöthigen ſollte, dem mein Herz widerſpricht.

Nein, Sie zu lieben, kann ich nicht —
Ich kann es nicht verſprechen;
Mein ganzes Herze widerſpricht;
Befehlen mir es Eid und Pflichte,
Selbſt Eide müßt' ich brechen:
Nein, Sie zu lieben, kann ich nicht —
Ich kann es nicht verſprechen.

Richter. Man höre einmal die Romanenheldin an! Das iſt die feine Erziehung! — O warſt Du bei Deiner Lebensart geblieben! — „Mein ganzes Herze widerſpricht!“ — Ei ſeht doch! ſeht! was ſpricht denn das kluge Herzchen gutes? Vermuthlich aus einem Buche, oder aus dem Munde des Herrn Vetters, und das Mühmchen kleidet denn die Einfälle des werthen Rathgebers ſo niedlich ein. Hat etwa der Herr Vetter einen andern Vorſchlag, wofür er Deinem Herzchen eine günſtigere Antwort in den Mund gelegt hat? — Aber wartet! Ich will Euer Komplott zu Paaren treiben! — So, ſo! war das Mühmchen darum ſo ruhig bei allen Betrügereyen ihres Vormundes, damit ſie ihr Liebeshiſtörchen ſo recht gemächlich ausſpinnen konnte?

Lilla. Verdien ich die Härte, mit der Sie mir jetzt begegnen, Herr Richter? und wenn ich ſie damit verdiene, daß ich Sie nicht lieben kann; ſo ſchonen Sie wenigſtens meines Vormundes, der iſt ein ehrlicher Mann, dem ich viel zu danken habe.

Richter. Ein Schurk iſt er! Ein Betrüger!

Lilla. Halten Sie ein, Herr Richter!

Richter. Wer iſt denn das feine Bürſchchen, dem Dein Herzchen nicht widerſpricht, mit dem Du Dein Liebeshiſtörchen angeſponnen haſt? Spinne Du nur!

Spinne nur Dein Liebesfädchen
Noch ſo liſtig, noch ſo fein:
Schnapp! ſo ſoll Dirs, dicht am Rädchen,
Schnapp! ſolls abgeſchnitten ſeyn.
Und ich lache hinterdrein
Ha ha ha — das ſchöne Fädchen!

Lilla. Spotten Sie nur!

Richter. Ich werde der Gräfin Deine Aufführung bekannt machen.

Lilla. Und ich werde mich vertheidigen, und Wahrheit und Gerechtigkeit werden mir beyſtehn.

Richter. Unglücklich will ich Dich machen! Dich, mit ſamt Deinem ſaubern Vetter. Der werthe Freund ſitzt ſchon in ſicherer Haft!

Lilla. Mein Vetter ſitzt?

Richter. Ja der ſitzt, und buchſtabirt jetzt dran, was Reſpect und Unterwürfigkeit heißt. Vielleicht lernt ers noch; ich will ihm Zeit geben.

Lilla. Das konnten Sie? den ehrlichen, guten Mann ins Gefängniß ſchleppen? das konnten Sie?

Richter. Das konnt' ich und das ehrliche gute Männchen — nun wer weis, wie's dem geht?

Lilla. Thun Sie was Sie wollen mit mir! Ich trotz' Ihren Ungerechtigkeiten. Nun ſind Sie mir nicht mehr gleichgültig, nun ſind Sie nur noch weiter von Ihrem Zwecke; ich verabſcheue Sie.

Richter. Sollſt mich noch mehr verabſcheuen. Lieber dieß, als Deine demüthigende Verachtung! Ich will alle meine Kräfte aufbieten, Dir zu zeigen, daß Du einmal in mir einen Mann verachtet haſt, der Dich eben ſo glücklich machen konnte, als er Dich jetzt unglücklich machen wird. (geht auf und ab.)

Lilla (vor ſich). O, ſchwarzer Verbrecher verlaß Dich auf Deine Bosheit; ich verlaſſe mich auf Gerechtigkeit.

Richter. Doch damit Du nichts von den Folgen Deines Eigenſinns auf die Rechnung meiner Uebereilung ſchreibeſt; ſo will ich Dir noch einmal zu bedenken geben, ehe mein Vorſatz That wird, und ich Dein Widerſacher werde: kannſt Du Dich entſchließen, von mir einen Vorſchlag anzunehmen?

Lilla. Nichts! Bey meiner Erklärung bleibts!

Thu was Du willſt Verbrecher!
Ich glaub an einen Richter,
Der Unſchuld retten kann.

Richter.

Noch kannſt Du ſelbſt Dich retten

Lilla.

Nein, Unſchuld ſoll mich retten!

Richter.

Nimm meinen Vorſchlag an!

Lilla.

Nein! lieber Sklavenketten,
Als was ein Böſewicht erſann,
Zu ſeinem Raube mich zu retten.

Richter.

Gut! ſo erfahre, was ich kann,
Aufs beſte mich zu rächen!

Lilla.

Häuf nur Verbrechen auf Verbrechen,
Häuf Deine ſchwarzen Thaten an!

Richter.

Aufs grauſamſte will ich mich rächen,
So grauſam ich mich rächen kann.

Beyde.

Lilla. Häuf nur Verbrechen auf Verbrechen!
Richter. Aufs grauſamſte will ich mich rächen!

Ende des erſten Akts.

Zweiter Akt.

Erſter Auftritt.

Gräſin. Geſellſchafterin.

Gräſin.

Sey mir gegrüßt, du grünes Dörfchen — tauſendmal
Sey mir gegrüßt! — Wie blühend ſchwebt
Der Morgen über dir, du kleines Thal,
Voll Einladung zu ſtiller Freude!
Und du, auf werther, mütterlicher Flur,
Du Freundin in dem Veilchenkleide
Sey mir gegrüßt, Natur!

Es macht mir unbeſchreibliches Vergnügen, nach einiger Abweſenheit meine mütterlichen Fluren wieder zu ſehen, und das zu einer Zeit, wo alles neues junges Leben fühlt und in ſeiner Fülle ſteht.

Geſellſchafterin. Kommen Sie ſo ſelten hierher?

Gräſin. Wenigſtens Einmal jährlich. Es hielt hart, eh ich mich von ſo vielem, was mir hier werth iſt, trennen konnte. Meine Unterthanen hörten auch nicht auf, durch Bitten in mich zu dringen, daß ich ihnen meine Gegenwart nicht entziehn mögte. Ich konnte ſie nicht eher befriedigen, bis ich ihnen verſprach, wenigſtens Einmal jährlich zu ihnen zu kommen, und bey dieſer Gelegenheit ſtiftete ich dieß Feſt und nannt' es das Frühlingsfeſt. Sehen Sie, das ſind alles Anſtalten dazu, die unvollendeten Vorgegänge und Pforten.

Geſellſchafterin. Ich ſagt' es Ihnen gleich, wir würden die guten Leutchen zu ſchnell überraſchen, da Sie erſt Nachmittag erwartet werden. Es wird ſie hernach kränken, daß ſie uns nicht nach ihrem Wunſche haben empfangen können.

Gräfin. Ich muß Ihnen ſagen, meine Freundin, daß das ganz meine Abſicht war. Ich hatte unter der Hand gehört, daß der Richter auf meine Ankunft große Veranſtaltungen machen würde, und dafür bin ich gar nicht. Ich kanns wohl leiden, daß mir meine Unterthanen ihre Liebe auf eine etwas feyerliche Art bezeigen; aber ohne allen Aufwand von Pracht, ohne Geräuſch. Pracht gehört in die Stadt; Einfalt und ſtille Freude aufs Land. Auf dem Lande mag ich gern ganz ländlich leben.

Geſellſchafterin. Es muß Ihnen eine wahre Freude ſeyn zu ſehen, wie Sie von Ihren Unterthanen geliebt werden.

Gräfin. Sie haben Recht, meine Freundin; nur das — nur das iſt wahre Freude; alles andere, aller Glanz von Hoheit, von Würde iſt nur Schein. Je blendender der Glanz, deſto weniger innerer Gehalt. Aber das hat Werth, ein heiteres Geſicht zu ſehen, das uns ſeine Zufriedenheit dankt; das iſt tauſendmal mehr werth als die feinſte Schmeicheley, die uns ein Niederträchtiger macht. Ich kann mich ergötzen, wenn ich aus meinem Fenſter einen Bauer, mit ſeinen Hausgenoſſen, unter ſeinem Apfelbaume ſitzen ſehe; wenn ich ſehe, wie das kleine Häufchen ſcherzt und guter Dinge iſt. Sie ſollen ihre Freude haben, wenn der Tanz anheben wird. Wir wollen uns auf den Balkon ſetzen. Heute überläßt ſich alles ganz der Freude.

Geſellſchafterin. Das junge Volk mag ſich wohl auf dieſen Tag freuen.

Gräfin. Das ganze Jahr. Ein Mädchen ſollen Sie drunter kennen lernen. Sie ſehens ihr gleich an, daß ſie nicht von gemeinem Schlage iſt. Ihr Vater war Pächter, ward unglücklich und kam zu mir. Ich macht' ihn zu meinem Gärtner, weil ich keine andere Verſorgung für ihn hatte. Er ſtarb; kurz darauf folgte ihm ſeine Frau nach. Das Mädchen, das einzige Kind, welches ſie nachließen, nahm ich zu mir und erzogs. Jetzt iſts ein Mädchen — Sie ſollen ſie ſelbſt kennen lernen. So viel muß ich Ihnen ſagen, daß ich mir was drauf zu gute thue, ſie erzogen zu haben. Sie hält alle übrige Mädchen im Dorfe in Ordnung. Sie folgen ihr auch alle. Die Zeit über, daß ich hier bin, muß ſie immer um mich ſeyn.

Geſellſchafterin. Sie ſcheinen in der That unter allen Ihren Dörfern, dieſes ihrer Zuneigung vorzüglich zu würdigen.

Gräfin. Ich kanns nicht leugnen, ich geſtehe dieſem Dorfe, weils der Schoos meiner Kindheit war, faſt unwillkührlich einen kleinen Vorzug zu; und ich würd' auch hier wohnen, wenn ich meinen Verwandten nicht hätte gefällig ſeyn wollen. Sehen Sie dort, wenn Sie aus der Weidengaſſe kommen, und links herumbeugen; ſo ſtoßen Sie auf ein Plätzchen, ganz verſteckt in einem Winkelchen. Eine alte krummgewachſene Eiche neigt ſich, mit ihrem Schatten, drüber her, und formirt ein grünes Obdach. Ein ſchmaler, dunkler Weg führt Sie von da in eine angenehme Wildniß, die mein Vater anlegte, voll kleiner, lieblicher Hütten und Lauben, die hin und wieder in dem Hölzchen verſtreuet liegen. Das einſame Plätzchen und die Wildniß waren die Lieblingsorte meiner Jugend. Ich kann jetzt nicht ohne Thränen in den Gebüſchen wandeln, unter welchen meine Jugendtage verblühten, wo ich bei einem Körbchen ſelbſtgepflückter Erdbeeren, auf meinem Schooße, mit keiner Königstochter getauſcht hätte; und meine Idee iſt es noch immer, hier mein Leben zu enden, wo es anfing. Hier ſtand die junge Pflanze. Dieſes Land nährte ſie in ihrer erſten Blüte, hier ſoll auch ihr letztes Herbſtlaub welken, wenns abfallen wird.

Geſellſchafterin. Das Andenken an jene Zeiten der ſorgloſen unſchuldigen Kindheit, wo uns noch alles liebt, alles mit uns zu ſpielen ſcheint, hat auch für mich viel Angenehmes. Wenn ich ſo allein bin, kann ich mich recht mit ſolchen Erinnerungen beſchäftigen.

Gräfin. Heute will ich mich noch Einmal ganz in meine Jugendtage hineindenken, will jede Stelle begrüſſen, wo ich mich als Kind ergötzte,

Will mit weinendem Entzücken,
All die werthen Stellen ſehn,
Wo ich oft den Mond ſo ſchön
Sahe durch die Bäume blicken.

All die Bäume ſind mir werth:
Denn es ſchwebt in ihrem Schatten
Das Erinnern jener ſüſſen Tage,
Die noch keine Thränen hatten;
Wo ich, ach! von fremder Klage
Noch kein Seufzerchen gehört.
O die Bäume ſind mir werth!

Geſellſchafterin. Wenn wir uns doch entfernen könnten! Es mögte die guten Leute doch ein wenig beunruhigen, uns ſo unvermuthet hier auf dieſem Platze anzutreffen, und von ihrer Gebieterin da überraſcht zu werden, wo ſie ihr ſelbſt die angenehmſte Ueberraſchung bereiteten. Schade, daß ſie um dieſe Freude gekommen ſind!

Gräfin. Wir wollen ſie ihnen wenigſtens nicht ſo bald verderben. Laſſen Sie uns ins Bosket gehen. Es ſind ſchon einige Erfriſchungen dahin beſorgt. Dem Richter, denk' ich, hab' ich ſchon meine Ankunft ſagen laſſen.

Geſellſchafterin. Das haben Sie, Gräfin.

Gräfin. Kommen Sie.

Zweiter Auftritt.

Richter. Gürge.

Richter.

Blitz und Hagel! daß mir die Gräfin den Streich ſpielen muß! Weiß nicht, wo ſie das Wetter ſo früh herführt.

Alle meine Anſtalten mit den jungen Burſchen, die ſie in ſchönſter Ordnung auf das feierlichſte empfangen ſollten, ſind nun vergeblich. Mein ganz Konzept iſt verrückt. Und wo ſie wohl ſtecken mag, weiſt Du denn das auch nicht, dummer Kerl?

Gürge. Wo ſie ſtecken mag? Nein, das weiß ich nicht, ja.

Richter. Aber Du dummer Flegel, ſahſt Du ſie denn nicht kommen? Du muſt ja doch ihren Wagen von weitem geſehen haben.

Gürge. Der Gräfin ihren Wagen?

Richter. Was ſonſt? Wovon red' ich denn, Dummkopf?

Gürge. Ja, den hab ich geſehen, Herr Richter, ja. Ich hab' immer genau acht gegeben. Sie kam den Gänſerhein heraufgefahren, ja. Vier ſchöne gelbe gingen vor dem Wagen. Das ging immer: trab! trab! trab! den Gänſerhein heran, ja.

Richter. Dummer Schlingel, und Du kamſt nicht ſogleich, mir Nachricht zu geben?

Gürge. Nein, Herr Richter, das that ich nicht, ja.

Richter. Ich hatte Dich ja drum hingeſtellt, und befohlen, mir Nachricht zu geben.

Gürge. Ja, wenn ſie auf die Weidengaſſe zugefahren wäre, ja; aber ſie kam den Gänſerhein herauf, und davon hatten Sie mir nichts geſagt, ja.

Richter. Sie mogte herkommen, woher ſie wollte: ſo ſollteſt Du mir Nachricht geben.

Gürge. Das hab' ich nicht gewuſt ja — und nun wiſſen Sie es ja ohne meine Nachricht, ja.

Richter. Nun iſts zu ſpät.

Gürge. Nun ich denke ſo: Wer ſpät kömmt, kömmt auch ja.

Richter. Du Erzdummkopf!

Gürge. Meine Mutter ſelige ſagte immer: Gürge iſt dumm, aber ehrlich ja.

Richter. Aber ſag mir mal, Kerl, was hätteſt Du denn gethan, wenn ſie wirklich durch die Weidengaſſe gefahren wäre?

Gürge. Da wär' ich recht freundlich geweſen ja, hätte meine Mütze abgenommen, und geſagt: guten Tag, Frau Gräfin; ſeyn Sie uns willkommen ja! Der Herr Richter hat mich hierher beſtellt; ich ſoll unvermerkt Achtung geben, bis Sie kommen, Frau Gräfin ja. — Hatten Sie mir es ſo nicht geſagt, Herr Richter ja? Und dann hätt' ich Ihnen die Nachricht gebracht, daß die Gräfin gekommen wäre ja.

Richter. Dummer Teufel!

Gürge (erſchrickt).

Richter. Auch ein Streich des Vorſtehers, daß er mir ſo einen erzdummen Kerl mitſchickt! (zu Gürgen) O Du dummer Schaafskopf!

Gürge. Meine Mutter — — —

Richter. Zum Teufel mit Deiner Mutter!

Gürge. Gott ſey bei uns! zum Teufel? — Nein an meiner Mutter hat er keinen Theil! ja. Meine Mutter hat das Himmelreich verdient ja.

Richter. Geh zum Henker, dummer Kerl.

Gürge (vor ſich). Ich kann ja nach Hauſe gehen ja.

Richter. Doch halt! Der Kerl ſoll mir nicht umſonſt ſo dumm ſeyn. Den kann ich brauchen gegen Lilla. Gürge! (winkt) Gürge! Ich muß ihn überreden, daß Lilla in ihn und er in ſie verliebt iſt; alsdenn will ich meinen Plan ſchon machen.

Gürge (kömmt). Da bin ich, Herr Richter, ja.

Richter. Höre, Gürge, Du biſt ein ehrlicher Kerl.

Gürge. Das bin ich, Herr Richter, ja.

Richter. Hör zu!

Gürge. Ich höre ſchon, Herr Richter, ja.

Richter. Du verdienſt ein hübſches Weibchen. Wie gefällt Dir Lilla?

Gürge. Warum ſollte Einem die nicht gefallen? Das iſt ein wackeres Mädel ja. Man mögt ſich in ſie verlieben, wenn ſie Einem da ſo begegnet ja, mit dem grünen ſeidenen Leibchen und weißen Schleiſchen dran, und iſt denn ſo ſchmal geſchnürt, ſo ſchlank ja — daß man könnt eine Spießgärte aus dem ganzen Mädel machen ja; man mögt ſich in ſie verlieben ja; und ihre Stirn iſt ſo glatt, wie der Bauernteich vor dem Dorfe, wenn keine Seelinſen drauf ſind ja. (lacht laut)

Richter. Ein vollkommener Engel! Mir deucht, ſie iſt Dir gut.

Gürge. Kann wohl ſeyn ja. Bartels blinde Lenore kann mich auch gut leiden; iſt aber nur ein ganz ſchlechter Engel. Lilla gefällt mir beſſer ja.

Richter. Alſo liebſt Du Lilla?

Gürge. Das werden Sie wohl wiſſen, Herr Richter, ja; Sie ſind ja einer von den gelehrten Leuten, die alles wiſſen können ja. Ich weiß das ſo nicht ja.

Richter. Ich habe Dich ſchon Einmal aus ihrem Hauſe kommen geſehen.

Gürge. Da hatt' ich ihr geholfen Pflanzen gießen, ja.

Richter. Warſt Du denn allein bei ihr?

Gürge. Ganz allein, Herr Richter, ja.

Richter. War ſie denn freundlich gegen Dich?

Gürge. Sie iſt ja die Freundlichkeit ſelbſt ja.

Richter. Und Du warſt wieder freundlich?

Gürge (lacht). Das bin ich ja wohl (lacht) Sie hießen mich ſonſt nur den Lachgürgen ja. (lacht)

Richter. Bliebt Ihr lange beiſammen? Habt Ihr miteinander gegeſſen?

Gürge. Ja, ſie trug Milch und Erdbeeren auf ja; das ſchmeckte beſſer, wie dem Kaiſer ſein Schnepfenmiſt ja. (macht Bewegung des Eſſens.)

Richter. Ja, ja! ich ſehe ſchon. Ihr ſeyd ein Liebespaar; ihr verſteht Euch miteinander.

Gürge. Wir. (lacht) So? das hab' ich ſelbſt nicht gewuſt ja. (lacht) Muß lachen, daß ich verliebt bin und hab' es nicht einmal gewuſt ja. (lacht) Drum kann man nicht wiſſen, was oft im Menſchen ſteckt, ſagte meine Mutter ſelige immer ja. (lacht)

Richter. Da die Gräfin jetzt hier iſt, könnts was werden, hörſt Du Gürge? Ich will ihr die Sache vortragen; Du muſt aber vor der Gräfin alles hübſch ordentlich beantworten, wie ich Dich erſt unterrichten werde. Wenn ich die Augen niederſchlage, ſagſt Du nichts weiter als ja, hörſt Du?

Gürge. Hören kann ich gut ja, wenn ich nur immer hören könnte, wenn Sie die Augen niederſchlagen ja.

Richter. Narre, das wirſt Du ja ſehen können. Gieb Achtung!

Gürge. Probiren Sie mich mal, Herr Richter, ja. Sehen Sie, ich bin Gürge, und Sie ſind der Herr Richter ja, und der Baum da, iſt die Gräfin ja — Nun ſchlagen Sie mal die Augen nieder.

Richter. Iſt das wahr, Gürge? — —

Gürge. Ja.

Richter. Nun, was iſt denn wahr, was iſt denn wahr?

Gürge. Daß Sie die Augen niedergeſchlagen haben ja.

Richter. Muſt ja warten, Dummkopf, mit Deinem Ja, bis ich die Frage heraus habe.

Gürge. Gut, Herr Richter, ich kann warten, ich habe Zeit ja.

Richter. Iſt es wahr, Gürge, daß Du Lilla lieb haſt?

Gürge. Ja, (lacht laut) war das ſo recht ja?

Richter. Ja. Nun höre, Gürge, geh Du jetzt zur Lilla und nimm ihr ein klein Geſchenk mit: denn Liebesleute gehen nach einander und beſchenken einander.

Gürge (lacht). Ich will ihr ein Sträuschen binden ja.

Richter. Und dabei muſt Du ihr ein kleines Liebesbriefchen ſchreiben. Kannſt Du ſchreiben?

Gürge. Das kann ich wohl; nur keinen Liebesbrief ja: ich weiß aber ſo ein Liedchen, das macht Einmal der Jäger ans Kammermädchen auf dem Gute in Hippſtedt ja; kömmt auch ein Sträuschen drin vor ja. Wills mal ſingen. Nur Eins iſt dabei: der Jäger hieß Paul Fritze; und ich heiße Paul Gürge ja.

Richter. Da ſetzeſt Du ſtatt Paul Fritze, Paul Gürge.

Gürge. So! ſo! (lacht)

Die Hand, die Dir dieß Sträuschen giebt,
Mit ſchönem, rothem Bändchen,
Iſt des, der Dich von Herzen liebt;
Denk nur ans letzte Ständchen — ja.

Nun, merkſt Du was? ſo rath Einmal,
Wer band Dirs wohl, mein Mäuschen?
Sind Veilchen aus dem grünen Thal;
Iſt gar ein liebes Sträuschen — ja.

Paul Gürge, der ſo ſehr Dich liebt,
Denk nur ans letzte Ständchen,
Der iſts, der Dir das Sträuschen giebt,
Mit ſchönem, rothem Bändchen — ja.

Richter. Treflich! Schön! Das Lied iſt als wenns aus Deinem Herzen käme.

Gürge (lacht laut).

Richter. Das kannſt Du ſtatt des Liebesbriefes brauchen — Blitz und Hagel! da kömmt die Gräfin. Wenn Du Lilla geſprochen haſt, ſo komm nach meinem Hauſe. Da will ich ſchon weiter mit Dir ſprechen. Gleich geh, beſinne Dich nicht lange!

Gürge. Ich will mich ein bischen bräutigamsmäßig anziehn ja, (lacht laut) meinen gelben Bruſtlatz ja (lacht laut) und hier ein braver Straus ja. (geht lachend ab.)

Dritter Auftritt.

Gräſin. Geſellſchafterin. Richter.

Richter (in tiefſter Devotion der Gräſin den Rock küſſend).

Dero allerunterthänigſter Knecht! So eben komm' ich vom Schloſſe, wo ich ſo glücklich zu ſeyn glaubte, Ihrer hochgräflichen Gnaden in Unterthänigkeit aufzuwarten.

Gräſin. Wir haben uns auf dem grünen Gartenhauſe ein wenig nach der Gegend umgeſehen.

Richter (auf die Geſellſchaft weiſend). Wem hab' ich denn hier, um Verzeihung, die Gnade meinen unterthänigſten Reſpect zu bezeigen?

Gräſin. Fräulein von Bock; die mir Geſellſchaft leiſtet, und ſich das Vergnügen machen will, einer ländlichen Feierlichkeit beyzuwohnen.

Geſellſchafterin. (Verbeugung.)

Richter. Mein gnädiges Fräulein erlauben mir die Gnade, Ihnen meine Unterthänigkeit zu beweiſen.

Geſellſchafterin. Dienerin, Herr Richter!

Richter. Es iſt zu viel, für ein ſchlechtes bäuriſches Feſt, mit der glänzenden Gegenwart ſo erhabener Gäſte begnadiget zu werden.

Geſellſchafterin. Ich konnte mir das Vergnügen nicht verſagen, Einmal den einfachern Freuden zuzuſehen, die der Kunſt wenig oder nichts zu danken haben.

Richter. Darf ich mich unterſtehen, in Unterthänigkeit Ihnen zu ſagen, mein gnädiges Fräulein? Sie warten zuviel von den unpolirten Sitten des Landvolks. Hochdieſelben werden die feinere Stadtlebensart, und vorzüglich

züglich die, Ihres Standes hier ſehr vermiſſen. Mir fiel der Abſtand zwiſchen Natur und Politur ſehr in die Augen, als ich durch die unverdiente, hohe Gnade meiner gnädigſten Gebieterin, hierher geſetzt wurde; und nur dieſe Gnade, die das Glück meines Lebens ausmacht und der ich alles aufopfern könnte, kann mich gegen den Verluſt des verfeinerten Stadtumgangs ſchadlos halten; eine Gnade —

Gräfin. Davon ein andermal, Herr Richter, wo ich nicht Zeugin ſeyn darf.

Richter. (Bezeigt ſeine unterthänig demüthige Unterwerfung.)

Geſellſchafterin. Alſo ſind Sie nicht fürs dörfliche Leben? Ich ſollte aber doch denken, daß man in den Jahren, wo man anfängt, mit der Ruhe zu ſympathiſiren, ſich ganz artig mit der lieben Mutter Natur unterhalten könnte.

Richter. Mein gnädiges Fräulein haben ganz Recht. In den Jahren mag dieſe Unterhaltung ganz artig ſeyn; allein in Verhältniſſen und Situationen, worin Ihre Gnaden beyderſeits ſich befinden, würd ich nicht rathen — —

Gräfin. Für mich, Herr Richter, ſag ich Ihnen, haben die polirteren Freuden gar keinen Werth; aber ſüß iſt mir immer die Idee geweſen, ſich ſo zurück zu ziehn aus dem Geräuſch der Welt, und im Schooſſe der Natur gleichſam in eine dörfliche Stille ſich einzuſpinnen, und nur zuweilen in den hohen Tumult von ſchönbelarvten Thorheiten hinauszuſchauen; ſo von ferne mir zu ſehen, wie Thorheit und Weisheit, Klugheit und Dummheit, Tugend und Laſter ſich durchkreuzen und aneinander ſtoßen. Zufriedner bin ich nie, als hier im Schooſſe dörflicher Freuden, wo Natur um und neben mir iſt. — Wie ſchön biſt du Natur!

Hier ſieht das Auge freier
Die Morgenröthe ſchön,
In ihrem Roſenſchimmer,
Aus lichten Hallen gehn;

Wenn

Natur wie ſchön biſt du!
Wenn hier der Abend ſchimmert,
Dann würzt der Schweiß die Ruh
Dem Pflüger; unbekümmert,
Fällt ihm ſein müdes Auge zu.
Natur, wie gut biſt du!

Sehn Sie, Herr Richter, das ſind ſo meine Empfindungen. In jedem Verhältniß, in jeder Situation ſag ich: Natur wie ſchön biſt du! wie gut biſt du!

Richter. Ich muß bekennen, meine gnädigſte Gräfin, von dieſer Seite betrachtet, welches denn auch die rechte Seite iſt, hat es viel Angenehmes in dörflicher Stille zu leben.

Gräfin. Die Stadt hat zwar auch ihr Gutes —

Richter. Wohl! hat auch ihr Gutes.

Gräfin. Wenn man aber eine Zeitlang in dem Wirbel mit herum getrieben worden iſt, ſo empfindet man erſt, was für Vorzüge —

Richter. Wohl! was für Vorzüge ein ſtiller Strom gegen die Wirbel des Meeres hat!

Gräfin. Wo der Zirkel der Vergnügungen ſo groß iſt, da kann der Zirkel ſolcher Beſchäftigungen, die unſer Leben zieren, nicht groß ſeyn.

Richter. Kann nicht groß ſeyn; meine gnädigſte Gräfin. Sehr wohl, ſehr richtig geſagt.

Geſellſchafterin (vor ſich). Ein wahrer Wiederſchall. Wenn das nicht Schmeicheley iſt, ſo giebts keine.

Vierter Auftritt.

Gürge. Die Vorigen.

Gürge.

Mein Hochwertheſter Herr Richter —

Richter. Was bringſt Du Gürge, was willſt Du?

Gürge. Ich hätte wohl ein Paar Worte mit Ihnen zu ſprechen, Herr Richter, ja.

Gräfin. Genieren Sie ſich unſertwegen nicht! hören Sie des Burſchen ſein Anbringen.

Richter. Wenn Hochdieſelben geruhen, mich auf einige Augenblicke gnädigſt zu beurlauben: ſo will ich den Burſchen hören. Ich habe die Gnade, ſogleich wieder aufzuwarten.

Fünfter Auftritt.

Gräfin. Geſellſchafterin.

Geſellſchafterin.

Wenn der kein Schmeichler iſt, ſo giebts keinen. Kroch er nicht in konvulſiviſcher Ehrfurcht vor Ihren Füßen im Staube herum! Mir iſt es ein ſchlimmes Zeichen, wenn ein Menſch zu demüthig iſt. Nicht ſelten ſteckt in dem demüthigſten Sklaven der frechſte Böſewicht.

Gräfin. Erlauben Sie, meine Liebe, es können auch Unglücksfälle den Geiſt ſo niederſchlagen, daß ihm kein Mittel zu niedrig iſt, ſich geltend zu machen. Denken Sie ſich einen Menſchen, der in den Kreiſe, worin er lebt, von allen Seiten verfolgt wird. Jeder ſucht ihn zu drücken — die Urſach iſt gleichgültig — wird der nicht alle Mittel verſuchen, ſich zu erheben. Er glaubt, durch das Opfer, das er der Eigenliebe Anderer bringt, für ſeinen eigenen Werth etwas zu thun.

Geſellſchafterin. Dieß wäre allenfalls eine Ausnahme von der Regel; ich will auch glauben, daß ſich der Richter in dieſem Falle befinden mag.

Gräfin. Eben dieſer Fall iſt es, worin er ſich befindet. Er iſt ein Advokat geweſen; entdeckt Betrügereien des Richters. Dieſer aber hat wichtige Freunde, die ihn unterſtützen, und bringts dahin, daß meinem ehrlichen Advokaten die Praxis unterſagt wird. Dieß iſt ſeine Geſchichte, die er mit vieler Wahrſcheinlichkeit erzählt. In ſeinem Elende kam er zu mir, und da mein Juſtitarius eben geſtorben war, ſo macht ich ihn zum Geſamtrichter auf meinen Gütern.

Sechſter Auftritt.

Der Richter. Gürge. Die Vorigen.

Richter (heimlich zu Gürgen).

Nun antworte hübſch. Du weißt nun alles; ſollſt bald vorkommen. Geh unterdeſſen zu Lilla.

Gürge. (Nickt freudig mit dem Kopf und geht.)

Gräfin. Wir haben Sie überraſcht, Herr Richter.

Geſellſchafterin. Sie haben noch Geſchäfte.

Richter. Die eben nicht wichtig ſind. Bey Feyerlichkeiten giebts immer zu ſchaffen, Ihre Gnaden.

Gräfin. Iſt nichts vorgefallen, Herr Richter, nichts von Erheblichkeit?

Richter. Eben nichts. Einige kleine Unordnungen ausgenommen, wo ich aber, wie ich mir ſchmeicheln darf, ſolche meſſures genommen habe, daß ſie nicht von Folgen ſeyn ſollen.

Gräfin. Worin beſtehen die?

Richter. Sie verdienen nicht, daß Ihre Hochgräfliche Gnaden ſich zu ihnen herablaſſen.

Gräfin. Nicht ſo, Herr Richter. Ich muß wiſſen, was in meinem Dorfe vorgeht. Ich bin es meinen Unterthanen ſchuldig, mich um ſie zu bekümmern; und mein Gebiet iſt klein genug, es zu überſehen, und von allem Nachricht zu haben.

Richter. Mein Antezeſſer hat mir im Vormundſchaftsweſen einige Nachläſſigkeiten aufzuräumen nachgelaſſen.

Er hat den Vormündern zu ſehr durch die Finger geſehen. Ich habe meine volle Arbeit.

Gräſin. Das Vormundſchaftsweſen liegt mir ſehr am Herzen. Nehmen Sie ſich ja der armen Verwaiſeten ihrer Sachen an. Haben ſich denn offenbare Unrichtigkeiten gefunden; und braucht es meines Zuſchuſſes; ſo ſagen Sie es nur!

Richter. Hochdero Unterthanen können ſich nicht glücklich genug ſchätzen, eine Herrſchaft zu beſitzen, welche ſie mit ſo unbegränzter Gnade überhäuft; ſo für ihr Wohl ſorgt.

Gräſin. Das hab' ich nicht hören wollen, Herr Richter, Sie legen mir hernach die Rechnungen vor.

Richter. Ihre Hochgräfliche Gnaden wollen wiſſen, wo ſich die Unrichtigkeiten gefunden? Darauf in Unterthänigkeit zu dienen, in den Vormundſchaftsrechnungen der Lilla.

Gräſin. Herr Richter, Sie irren! Der Vorſteher iſt ja Lilla's Vormund, der ehrlichſte Mann, den ich kenne.

Richter. Es kann auch der ehrlichſte Mann Fatalitäten haben. Vielleicht hat ihn Noth gedrungen, oder es ſind ſonſt Irrungen vorgefallen, und überdieß überraſcht' ich ihn mit meiner Viſitation.

Gräſin. Keine Fatalität muß den ehrlichen Mann dahin bringen, ſein Gewiſſen zu verletzen und nur einen Fingerbreit von der Rechtſchaffenheit abzuweichen.

Richter. Er kann immer noch ſehr zu entſchuldigen ſeyn: indeſſen muß' ich doch den Geſetzen ein Genüge leiſten, die Unterſuchung bonis modis inſtruiren und den Inkulpaten in ſichre Haft bringen laſſen. Ich denke die Sache ſoll ſo ſchlimm nicht ſeyn.

Gräſin. Keine Entſchuldigung in ſolchen Fällen

Richter (zuckt die Achſel, zur Geſellſchafterinn). Meine Sache iſt es gar nicht, unglücklich zu machen. Lieber zehen ehrlich, als Einen unehrlich gemacht, das iſt mein Prinzipium.

Gräſin. Bravo! dieſe Geſinnung macht Ihnen Ehre. Allein wo es auf die Kränkung der Wittwen und Waiſen ankommt, muß keine Schonung ſtatt finden — Die arme Lilla! — Nun Sie ſoll nicht betrogen werden — Was macht das gute Mädchen? Sie geht doch noch immer ihren ſtillen Tugendgang? (zur Geſellſchafterin) Sie glauben nicht, meine Liebe, wie viel ich auf das Mädchen halte.

Richter (zuckt die Achſeln). Ich ermahne ſie täglich, ſich eines ſo hohen Glückes würdig zu machen.

Gräſin. Herr Richter! Sie ſcheinen bedenklich; haben Sie auch wider meine Lilla was? Auf die laß ich nichts kommen.

Richter. Meine gnädigſte Gräſin, wie könnt ich wider Lilla etwas haben. Lilla iſt, faſt in allem Betracht, ein vortrefliches Mädchen, und eben deshalb ein Gegenſtand meiner unverwandteſten Aufmerkſamkeit; welch Mädchen in ihren Jahren braucht wohl keine Aufſicht mehr?

Gräſin. Das heißt: kein Mädchen in Lilla's Jahren kann tugendhaft ſeyn.

Richter. In gewiſſen Punkten — — —

Gräſin. Jetzt von Lilla! — Schweift ſie aus? Ohne weitere Vorbereitung, wenn ich bitten darf, Herr Richter.

Richter. Das nicht, meine gnädigſte Gräſin, das nicht. Lilla iſt ein gutes, tugendhaftes Mädchen, ſo, daß ſie bey ihren übrigen guten Eigenſchaften, wegen eines kleinen Jugendfehlers, immer etwas Nachſicht verdient, und Ihre Hochgräfliche Gnaden denken viel zu erhaben, als daß Sie ihr einen ſolchen nicht gnädigſt verzeihen ſollten.

Gräſin. Herr Richter, Sie vergeſſen, warum ich Sie gebeten habe. Mir iſt zu viel an des Mädchens Glückſeeligkeit gelegen, und Sie laſſen mich, bey Ihren bedenklichen Aeußerungen, ſo lange in Ungewißheit.

Geſellſchafterin. Vergebung! Iſt die Rede von dem Gärtnermädchen, von welchem Sie mir ſo viel Gutes ſagten, Gräfin?

Gräfin. Ja. Ich erſtaune und begreife nicht, wie ſich das Mädchen muß geändert haben. Erzählen Sie Herr Richter.

Richter. Ich bin zu ehrlich, als daß ich meine gnädigſte Gebieterin hintergehen ſollte; allein vorher unterſtehe ich mich, um Gnade für ſie zu bitten. Ich liebe das Mädchen, wie mein Kind; ich wünſche ſie gebeſſert; aber nicht unglücklich. Gnade meine hochgebietende Gräfin, Gnade!

Gräfin (ungeduldig). Das wird auf Ihre Erzählung ankommen. Nun zur Sache! aber ſo wie ſie ſich verhält. Verſchweigen Sie nichts.

Richter. Ich verſichere meinen unterthänigſten Gehorſam. Die Sache verhält ſich folgendergeſtalt: Seit einem halben Jahre, oder wie lang' es etwa ſeyn mag, hat Sie ein kleines Liebeshiſtörchen angeſponnen, mit einem jungen Bauerkerl, der auf dem Rittergute in Hippſtedt gedient hat. Ich kam hinter die Sache und merkte am Ende, daß ihr Vormund um die Sache wuſte, ob er gleich nichts davon wiſſen wollte: indeſſen glaub' ich nicht, daß der Vormund etwas Böſes dabey intentionirt; die böſeſte Abſicht, die er etwa dabey haben könnte — woran ich jedoch noch ſehr zweifle — wäre allenfalls die: durch die Nachſicht gegen ſeine Mündlin, ſich von ihrer Seite eine ähnliche Gefälligkeit, für ſeine Vormundſchaftsrechnungen zu verdienen; da ſie ſchon majorennis iſt. Ich ließ das Mädchen zu mir kommen, vernahm ſie; ſie geſtand nichts. Um ſie auszuforſchen, gab ich vor, ſie zu heyrathen — Man muß es zuweilen wunderlich anfangen, dem Laſter ſeine Beute abzujagen — Ich hielt in einem Briefe förmlich um ſie an, lediglich um zu erfahren, ob ſie juſto modo mit dem Burſchen ſich verſprochen habe? und zwar in ſpem futuri matrimonii: da hieß es denn, ihr Vormund hätte einen Vorſchlag für ſie, worin ſie ihre Einwilligung ſchon bereits gegeben. Allein es ſcheint gar nicht ihre Abſicht zu ſeyn und kanns auch nicht ſeyn, den Menſchen zu heyrathen: wenigſtens wäre eine ungleichere Heyrath noch nie geſchloſſen worden. Lilla iſt ein Mädchen von feiner Erziehung und heiterm Verſtande, und der Kerl iſt grade von allem das Gegentheil. Ich brauchte Güte und Ernſt, ſie von dieſem Wege abzulenken; aber ich muß leider bekennen, daß beydes nichts half, ſo ungern ich auch dieß Bekenntniß ablege: ſie hat vielmehr einen unauslöſchlichen Haß gegen mich gefaßt. Ich ließ den Kerl auch kommen; der geſtand mir denn in ſeiner Einfalt, die er ſelbſt iſt, den ganzen Handel: daß ſie ihn ſelbſt verleitet und ihm über den Zaun herüber zugewinkt habe, und dergleichen mehr, welches ich denn mit Fleiß vergeſſen habe. Ich vergeſſe nichts leichter, als die Vergehungen und Fehltritte Anderer. Der Kerl hat auch eingeſtanden, daß er oft ganze Abende allein bey ihr zubrächte, wo ſie denn wohl nicht — wollte Gott ich dürft' es nicht ſagen — auf den beſten Wegen wandeln mögen — Nachdem ich nun meine Relation pflichtmäßig und gewiſſenhaft gemacht habe; ſo wiederhole ich meine, bereits vorangeſchickte, unterthänigſte Bitte: Meine gnädigſte Gräfin wollen dem armen Mädchen in Gnaden einen Fehler verzeihen, welchen ſie vielleicht ſchon bereuet. Ich habe die Sache nicht beſchönigen wollen; weil ich glaube, daß ein aufrichtiges, unverfälſchtes Bekenntniß eines Vergehens der Verzeihung am würdigſten iſt.

Gräfin. Ich erſtaune, Herr Richter; ich bin wie vom Schlage getroffen. Wer hätte das von dem Mädchen vermuthet!

Richter. Ich will den Kerl kommen laſſen. Ihre hochgräfliche Gnaden ſollen ſelbſt hinter die Sache kommen. Er iſt viel zu einfaltig, als daß er die Sache verfälſchen könnte.

Gräfin. Wie aber, wenn er inſtruirt wäre?

Richter. Meine gnädigſte Gräfin, er iſt gar keiner Inſtruktion fähig, weder für noch wider die Sache.

Gräfin. Laſſen Sie ihn kommen, daß ich mich ſelbſt überzeuge.

Richter. Ich habe die Gnade, ſogleich wieder aufzuwarten (ab).

Siebenter Auftritt.

Gräfin. Geſellſchafterin.

Gräfin.

Entſetzlich! daß mir das Mädchen ſo aus der Art geſchlagen iſt. Sie hättens kennen ſollen, Freundin, in der reinen Blüte der Unſchuld: ein Mädchen wars, ſchön an Seel' und Leib; lauter Güte, lauter Unſchuld; und nun — o das Herz mögte mir bluten!

Geſellſchafterin. Ich weis es nicht, Gräfin, woher es kommen mag, ich traue dem Richter nicht recht was Gutes zu.

Gräfin. Das macht, Sie beurtheilen in ihm den Schmeichler, nach Ihrem Grundſatze — Ein ehrlicher Mann iſt er gewiß; daß auch in dieſer Sache ſeine Abſicht die beſte iſt, das hören Sie ja aus ſeiner ganzen Erzählungsart.

Geſellſchafterin. Sie thun doch wohl, Gräfin, wenn Sie die Sache ſelbſt unterſuchen. Soll' ein Mädchen von guter Erziehung ſo leicht fallen können?

Gräſin. Unbegreiflich bleibt mirs ſelbſt, wie ein Mädchen von ſo edlen Grundſätzen, ſich ſo weit vergeſſen ſollte; und Leichtſinn war Lilla's Fehler nie.

Geſellſchafterin. Wenigſtens thut eine edlere Erziehung bei einem jungen Mädchen doch ſo viel, daß ihre Tugend nicht ſo leicht zu überwinden iſt. Die junge reine Seele läßt ſich die erſten Eindrücke des Edelgefühls nicht ohne Kampf entreißen; und hier bei Lilla ſollt es dem dummen Laſter ſo leicht geworden ſeyn, Tugend weichen zu machen?

Gräſin. Der Kerl iſt ganz einfältig, ganz von der unterſten Stufe der Menſchheit; und Lilla ſollt' in ſeinem Umgang Unterhaltung finden? Unbegreiflich! oder das Laſter iſt allmächtig.

Geſellſchafterin. Unterſuchen Sie ſelbſt, Gräfin; wenn auch der Richter ein ehrlicher Mann iſt, wie ich nun wohl glaube; ſo kann er doch irren: wer weiß, wie die Sache zuſammenhängt.

Gräſin. Das will ich! unterſuchen will ich: aber wehe dir! Lilla! fällt die Unterſuchung wider dich aus; wehe dir! — Laſſen Sie uns indeſſen, daß der Richter fort iſt, die Kaſtanienallee hinausſpazieren.

Geſellſchafterin. Was Ihnen gefällig iſt, Gräſin.

(Beide ab.)

Ende des zweiten Akts.

Dritter Akt.

Erſter Auftritt.

Richter, hernach Gürge.

Rezit.

Wo iſt die Gräfin? Iſt ſie fort?
Wo ſuch ich ſie? An welchem Ort
Treff ich ſie an? Hier ging ich weg von ihr;
Und da ich komm', iſt ſie nicht hier
(Ar.) Ich komme, meine Rache zu vollenden!
(Rez.) Auf wenig Glück
Kömmts nur noch an; auf einen günſt'gen Augenblick!
Bald iſt ſie ſchon in meinen Händen

Triumph! bald iſt der Sieg ſchon mein!
Wenn ich die Falle ſtelle,
Der ſtürzt auf alle Fälle;
Und eh ers glaubt, fällt er ſchon herein!
Das Vöglein ſpielt in ſichrer Ruh;
Iſt froh und guter Dinge,
Träumt nichts von meiner Schlinge;
Und iſt ſo nah; bald zieh ich zu.
Triumph! bald iſt der Sieg ſchon mein!
Wenn ich die Falle ſtelle,
Der ſtürzt auf alle Fälle;
Und eh ers glaubt, liegt er ſchon drein!

Blitz! da kommt die Gräfin die Kaſtanienallee herunter und Gürge — —

(Gürge kömmt von der andern Seite.)

Richter (fährt fort). Gut, Gürge, daß Du kömmſt! Die Gräfin kömmt auch ſchon daher.

Gürge. Ja ich bin da; Herr Richter, ja.

Richter. Hat Lilla den Straus angenommen? und was ſagte ſie?

Gürge. Ja, ſie nahm ihn an und ſagte: danke, lieber Gürge! danke! Ich ſehe doch, daß du mich lieb haſt ja. Die Gräfin hat uns geſehn ja.

Richter. Schön! das können wir brauchen. (heimlich) Mach Deine Sache gut, da iſt die Gräfin ſchon.

Zweiter Auftritt.

Gräfin. Geſellſchafterin. Die Vorigen.

Gräfin.

Sehen Sie, meine Liebe, das iſt der Kerl, der mit ihr in der Gartenthür ſtand.

Richter (leiſe zu Gürgen). Entferne Dich, Gürge; ich will Dir ſchon ſagen laſſen, wenn Du kommen ſollſt.

(Gürge ab.)

Richter (zur Gräfin). Haben Ihre Hochgräfliche Gnaden ſie beide getroffen und attrapirt?

Gräfin. Zu meinem Erſtaunen hab' ich das. Ich geh da mit dem Fräulein von Bock die Kaſtanienallee hinauf und will dem Fräulein den Garten der Lilla zeigen; und als wir um die Ecke nach der Weidengaſſe herumbeugen, ſiehe da! ſo ſieht das werthe Paar in der Gartenthür.

Richter (die Achſeln zuckend). Ich muß freilich bekennen, daß es mit ihrer Aufführung etwas zweideutig ausſieht; und, wie ich ſchon geſagt habe, es ſcheint gar nicht ihre Abſicht zu ſeyn, den Burſchen zu heirathen; ſondern blos — — nun Dero eigene, erleuchtete Einſicht mag das Uebrige beurtheilen. Indeſſen wage ich es abermals um Gnade für ſie zu bitten. Laſſen Sie Gnade für Recht ergehen; ob ſie gleich nichts weniger verdient. Hochdieſelben haben den Ruhm der Großmuth und des Erbarmens ſich ſo ganz eigen gemacht; laſſen Sie doch, meine gnädigſte Gräfin, einen Ausfluß dieſer rühmlichen Eigenſchaften auf die unglückliche Lilla herabfließen.

Gräfin. Ich bin zu ſehr beleidigt, Herr Richter. Sich ſo hintergangen zu ſehn, das empört das Herz.

Richter. Freilich, freilich wohl!

Geſellſchafterin. Ich verbinde meine Fürbitte mit der Bitte des Herrn Richters. Vielleicht —

Gräfin. Was zweifeln Sie noch? Iſt Ihnen Ihr Auge nicht Beweiſes genug? und dazu die Erzählung dieſes Mannes hier! Ich will die Leichtſinnige, die Undankbare nie wiederſehn. Laſſen Sie mir den Kerl kommen, Herr Richter — Er war ja ſchon da!

Richter. Unterthänigſter Knecht! Er ſoll ſogleich erſcheinen.

Dritter Auftritt.

Gräfin. Geſellſchafterin. Lilla.

Lilla (freudig).

Meine gnädigſte Gräfin, ſo überraſchend Ihre Ankunft iſt, ſo viel Freude hat ſie mir gemacht.

Gräfin (gleichgültig). Wo kömmſt Du her? Ich habe Dir nichts ſagen laſſen.

(Lilla tritt erſchrocken zurück.)

Geſellſchafterin (leiſe). Gräfin, das arme Mädchen!

Lilla (ganz betäubt). Sie ſind ungnädig, meine Gräfin; Sie verſtoßen mich! Warum bin ich unglücklich? Was iſt mein Verbrechen?

Gräfin. Das ſage Dir Dein Gewiſſen! — Den Dank — verdient ich den für alle meine Liebe?

Lilla. Gott! ich undankbar? — Stille Thränen verkündigen es jeder Morgenſonne, was Sie an mir gethan haben.

Gräfin. Schweig! Ich habe Dir meine Wohlthaten nicht vorwerfen wollen, die war ich Dir, als einer dürftigen Waiſe, ſchuldig: aber meine Liebe, mein Vertrauen hab' ich verſchwendet. Du haſt mich hintergangen. Dein

Verbrechen macht Dich zur Undankbaren. Was verſprachſt Du mir, als ich von hier zog?

Lilla. Einen unbefleckten Wandel in reiner Unſchuld und Tugend; das ſollte der immerwährende Dank ſeyn, für all Ihre Liebe, für alle die Wohlthaten, die ich aus Ihren Händen nahm, das verſprach ich Ihnen; dankvolle Thränen waren die Zeugen meines Gelübdes, und ich glaube mein Verſprechen gehalten zu haben.

Gräfin. Das haſt Du gehalten? Geh Heuchlerin!

(Lilla weint ſtill.)

Geſellſchafterin (bittlich). Gräfin, das arme Mädchen! es weint! Gnade, Gräfin, Verzeihung!

Sehn Sie dieſe Thränen,
Ihrer Arme bittre Thränen an;
Dieſe müſſen Sie verſöhnen,
Wenn Sie nichts verſöhnen kann.
Sehn Sie dieſe Thränen an!

Lilla. Gräfin —

Gräfin. Schweig!

Lilla. Nur dies Einzige: Was iſt mein Verbrechen?

Gräfin. Wagſt Du auch dieſe Verſtellung noch? — Länger hintergehſt Du mich nicht! Heuchlerin.

Vierter Auftritt.

Richter. Gürge. Die Vorigen.

Gräfin.

Sie kommen eben recht, Herr Richter, hier ſteht die unſchuldige Lilla. Sie weiß von keinem Verbrechen; ſie findet ſich ganz unſchuldig. Laſſen Sie den Kerl ſo lange abtreten; der ſoll hernach vor!

Richter. Gürge! (winkt ihm, ſich zu entfernen)

(Gürge ab.)

Lilla (zum Richter). Das iſt Dein Werk, Böſewicht.

Richter. Da ſehen Ihre Hochgräfliche Gnaden, ſo vergilt ſie mir alle meine Ermahnungen.

Lilla. Ha! ſchändlicher Verbrecher, triumphirſt Du ſo?

Gräfin. Schweig, Raſende! des Haſſes ohnerachtet, den Du gegen ihn haſt, meint der Mann es gut mit Dir. Er hat ſelbſt für Dich gebeten.

Lilla. Gräfin, er hat mir Rache geſchworen.

Richter. Lilla, beſinne Dich! beſinne Dich!

Lilla (voll Affekt). Gräfin, Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Was iſt mein Verbrechen?

Gräfin. Gerechtigkeit willſt Du? dann trift Dich ein hartes Schickſaal.

Lilla (fällt auf die Knie). Gott und Herr, hier lieg' ich vor dir! Du ſiehſt meine Unſchuld, rette mich! rette mich!

Richter. Lilla! Lilla! das iſt Läſtrung!

Lilla. Schweig, Verbrecher! Gott wird Dich richten!

Geſellſchafterin (bittlich). Gräfin!

Lilla (fällt auf die Knie). Können Sie mich verſtoſſen, ohne mich zu hören? — Gerechtigkeit, Gräfin! Gerechtigkeit!

Gräfin. So rede denn! Was haſt Du?

Lilla. Da, der Böſewicht —

Gräfin. Mäßig! wenn ich bitten darf.

Lilla. Hat mir Rache geſchworen; weil ich ihn nicht lieben kann. Meinen Vormund hat er in den Thurm ſetzen laſſen; weil er glaubt, daß dieſer ſeiner Abſicht hinderlich ſey. — Ha! ſehen Sie, wie der Bube lacht! wie er ſich ſeines Triumphs freut!

Gräfin (heftig). Lilla, ich befehle Dir Mäßigung!

Lilla. Dieſer Brief (zieht einen Brief vor und giebt ihn der Gräfin) iſt ein Beweis ſeiner Abſicht.

Richter. Welchen Mißbrauch ſie von dem Briefe macht! Ihre Hochgräfliche Gnaden wiſſen ſchon, was für eine Bewandniß es damit hat; und ohnedieß ſchützt mich ſchon mein Alter gegen eine ſolche Anſchuldigung.

Gräfin, (die einige flüchtige Blicke in den Brief gethan hat, wirft ihn hin).

Richter (will ihn aufheben).

Lilla (kömmt ihm zuvor). Mir ſollſt du ein redender Zeuge der ſchwärzeſten Bosheit ſeyn!

Gräfin. Haſt Du Dir das ausgedacht? In der That fein ausgedacht! Du betrügſt mich nicht. Dieſe Verdrehung macht Dich noch ſtrafbarer.

Lilla. So werd' ich unſchuldig verdammt? — Gräfin, ich hülle mich in meine Unſchuld, und nun verſtoßen Sie mich!

Gräfin. Kannſt Du, ohne Erröthen den Namen: Unſchuld nennen? Geh, Du Heuchlerin! und lerne, daß das Laſter nur bis auf einen gewiſſen Grad glücklich iſt, und wenn es auch unter dem Schutze der feinſten Liſt wandelte. Wäre mein Auge nicht Zeuge von Deiner Aufführung geweſen, vielleicht ging ich noch in dem Wahne, daß Lilla tugendhaft ſey. Haſt wohl nie geglaubt, daß jene Gartenthür, wo Du wohl oft laſterhafter Freuden warteteſt, noch Deine Verrätherin werden würde.

Lilla. Ich kann mich nicht rechtfertigen; aber Du, Gott, wirſt meine Unſchuld aus dem Staube hervorziehn; wenn auch dieſer Mund ſie nicht mehr bekennen kann. Siehe! ein Böſewicht tritt ſie unter die Füſſe, und knirſcht, daß er ſie nicht verletzen kann. (zum Richter) Haſt Du nun Deinen Triumph vollendet, Satan? Dein Betrug wird nicht immer im Finſtern ſchleichen, und wüßteſt Du auch ſiebenfache Nacht der Hölle um ihn her zu wälzen. — — Gott, du biſt gerecht!

Dreifacher Fluch auf das Haupt des Verbrechers!
Dreifacher tödtender Fluch!
Verzehrende Rache des Rächers
Beſtrafe den ſchwarzen Betrug.

Gräfin.

Schweig, Verwegne! Im Gewande
Der Verſtellung ſiegſt Du nicht!

Lilla.

Gott! ich weiß von keiner Schande;
Dennoch trift mich dieß Gericht.

Gräfin.

Meine Hofnung iſt vernichtet;
Fort von mir, Du Heuchlerin!

Lilla.

Dieß Gewiſſen, das mich richtet,
Sagt mir, daß ich ſchuldlos bin.

Richter.

Lilla, Lilla, werde klüger!
Dieſe Strafe beſſre Dich!

Lilla.

O Du ſchändlicher Betrüger!
Gottes Rach' empöre ſich!

Gräfin.

Geh und ärndte die Belohnung
Deiner Thaten! Fort nur! fort!

Geſellſchafterin.

Liebe Gräſin, ach, Verſchonung!

Richter.

Fort denn, auf der Gräſin Wort!

Geſellſchafterin.

Einmal! Einmal noch Verſchonung!

Gräfin.

O verlieren Sie kein Wort!

Richter.

Fort denn, auf der Gräſin Wort!

Gräfin.

Sprich! wie hab' ich Dich geliebet?
Und was hofft' ich nicht von Dir?

Lilla.

Niemand hat mich mehr geliebet;
Alles thaten Sie an mir.

Gräfin.

Mir die Hofnung zu vernichten! —
O Du Falſch'! entferne Dich!

Streben zur Vollkommenheit dicht an der letzten Hofnung, wird dem Baum ſeine Zierde, ſeine königliche Krone heruntergeriſſen, er wird geſchändet. Ihre Hofnung iſt hin, der Stolz, ſich zu ſagen: ſiche du erzogſts, iſt hin! Was fühlen Sie da? Wird nicht bitterer Unwille Ihr Herz empören? Lilla war meine einzige, ſüſſe Hofnung, war — ich bekenn' es Ihnen — war mein Stolz. Ich hatte die Freude, zu ſehen, wie alles bei ihrer Erziehung gelang; jede Tugend — — o das Herz mögte mir bluten.

Geſellſchafterin. Ich kanns Ihnen wohl glauben, Gräfin, daß Ihnen die Sache ſehr empfindlich ſeyn muß. Das große Vertrauen, welches Sie auf Lilla's Tugend geſetzt hatten, macht den Fehltritt des Mädchens in Ihren Augen größer, als er vielleicht in der That iſt.

Gräfin. Nennen Sie ein Laſter einen Fehltritt? Schwachheit iſt das Loos der Menſchheit; aber dem Laſter können wir ausweichen.

Geſellſchafterin. Sagen Sie mir, Gräfin, warum Sie das Mädchen nicht mit ſich nahmen; unter Ihren Augen hätte das nicht geſchehen können.

Gräfin. Iſt der tugendhaft, den Umſtände abhalten, laſterhaft zu ſeyn? Und ohnedieß hatt' ich die Grille: Lilla ſollte der uneingeſchränkteſten Freiheit genießen: Nur im Schooſſe der Freiheit, wo unſre Handlungen nicht hier und da an Verhältniſſe anſtoßen, kann man eine That mit Recht tugendhaft oder laſterhaft nennen. Lilla ſollte weder aus Dankbarkeit, noch aus Hochachtung ſich nach meiner Laune geniren; und nun wird ſie die Sklavin der Wolluſt! — o das Herz mögte mir bluten!

Geſellſchafterin. Aber, Gräfin die Sache iſt ja noch nicht völlig entſchieden, und laſſen Sie uns auch das ſchlimmſte annehmen; ſollte Ihr Herz keine Verzeihung für das unglückliche Mädchen haben?

Gräfin. Für eine treuloſe Verbrecherin nicht, und das iſt ſie. So lange ſie noch hartnäckig leugnet, findet keine Reue in ihrem Herzen ſtatt; und dann könnt ich ihr doch nur meine Vergebung, meine erſte Liebe, mein Vertrauen aber nicht wieder geben.

Geſellſchafterin. Wenn ſie nun vor Ihnen erſchiene, hier vor Ihren Füßen in reuigen Tränen läge, Beſſerung gelobte, und um Begnadigung flehete; Gräfin wie dann?

Gräfin. Ich würd ihr vergeben, und damit gut.

Geſellſchafterin. Da kömmt der Richter mit dem Burſchen; bey dem Verhöre bin ich überflüßig; erlauben Sie mir, Gräfin, daß ich unterdeſſen mit Lilla einmal allein ſprechen darf.

Gräfin. Was Ihnen beliebt.

Geſellſchafterin (ab).

Sechſter Auftritt.

Gräfin. Richter. Gürge. (In einiger Entfernung.) **Philipp.**

Richter.

Ihre hochgräfliche Gnaden, wollen gnädigſt zu verzeihen geruhen, daß ich nicht eher aufgewartet. Ich mußte den Kerl überall ſuchen laſſen. Philipp hat ſeine Noth gehabt.

Gräfin. Hat nichts zu ſagen (zu Gürgen) Biſt Du der liederliche Kerl, der die Lilla verführt?

Gürge. Herr Richter, das wird gut gehen ja!

Richter. Ihre hochgräfliche Gnaden, wollen gnädigſt erlauben, daß ich ihn fragen darf. Er iſt erſchrocken.

Gräfin. Gut! fragen Sie, Herr Richter.

Richter.

Gieb Achtung, Gürge, wirſt gefragt!
Nur alles rein herausgeſagt!

Es gilt nicht Kopf und Kragen!
Nein, Gürge, nein!
Darfſt Dich nicht ſcheu'n:
Kannſt dreiſt die Wahrheit ſagen.

Iſt es wahr, Gürge daß Du Lilla lieb haſt?

Gürge. Ja!

Richter. Gehſt Du oft allein zu ihr?

Gürge. Ja

Richter. Biſt Du wohl ſpät bey ihr im Garten allein geweſen?

Gürge. Ja da muſt ich — —

Richter. Nicht mehr als ich frage.

Gräſin. Nicht ſo, Herr Richter! Gürge, was muſteſt Du?

Gürge. Ich muſt' ihr Pflanzen gieſſen.

Richter. Was nicht ad rem gehört, pfleg' ich weg zu laſſen. Soll ich lieber alles ad protocollum nehmen? Die Sache läßt ſich beſſer überſehen.

Gräſin. Keine Weitläuftigkeit! Ich will ſelbſt in dieſer Sache entſcheiden.

Richter. Iſt es wahr, daß ſie Dir Einmal über den Zaun gewinkt hat?

Gürge. Ja.

Richter. Giengſt Du denn?

Gürge. Ich war zu Fuß, Herr Richter, ja.

Richter. Haſt Du ihr nicht ein Ständchen gebracht?

Gürge. Ja, im Briefe, ja.

Richter. Ganz recht! mit dem Liebesbriefe. Was ſtand denn in dem Briefe?

Gürge. Das wiſſen Sie ja, Herr Richter, der Straus und das Ständchen kam drin vor ja.

Richter. Hat Sie den Liebesbrief angenommen, und was ſagte ſie.

Gürge. Ja. Es war auch ein ſchöner Straus dabey ja. Und was ſie ſagte? ja, danke lieber Gürge, ich ſeh doch, daß du mich lieb haſt ja (lacht).

Gräfin. Herr Richter, laſſen Sie einmal beydes holen.

Richter. Wie Ihre hochgräfliche Gnaden befehlen — Philipp

Philipp. Was befehlen Sie, Herr Richter?

Richter. Ihr holt ſogleich den Straus nebſt dem Briefe von der Lilla, den ihr Gürge gebracht hat

Philipp. Ganz wohl, Herr Richter, ganz wohl (ab).

Richter. Gürge, iſt es denn wahr, daß Du Lilla heyrathen willſt?

Gürge. Warum das nicht, Herr Richter, (lacht) s' iſt ja ein hübſch Mädel ja (lacht).

Richter. Will ſie Dich?

Gürge. Ich denke ja noch ja. Sie ſagtens ja Herr Richter, ja.

Richter. Ich glaubt' es, weil Du immer bey ihr ſteckſt. Hat ſie Dir denn nicht geſagt, ob ſie Dich will?

Gürge. Davon hat ſie mir noch nichts geſagt ja.

Richter (zur Gräfin.). Wie ich ſchon die Gnade hatte zu verſichern, das ſcheint ihre Abſicht gar nicht zu ſeyn. (zu Gürgen) Iſt es wahr, Gürge, daß Du zuweilen auf unrechtem Wege gehſt, wenn Du bey ihr biſt?

Gürge. Bey ihr nicht; aber Einmal im Thalheimer Holze ja. Sie wiſſen's ſchon Herr Richter ja. (heimlich) Sehn Sie da woll't ich — —

Richter. Nur ſtille! nur ſtille! Ich weis genug; das übrige läßt ſich denken.

Philipp (kömmt). Da iſt der Straus; das Zettelchen hätte ſie zerriſſen.

Gräfin Die Sache iſt ſchon weit gekommen: in Wahrheit ſehr weit! — Die Heuchlerin! (geht unwillig auf und ab.)

Richter (bedenklich, achſelzuckend). Die Zurückhaltung des Briefes, man kanns nicht leugnen, iſt ein gravirlicher Umſtand, der den Verdacht wider ſie vermehret.

Gürge. Was wirds denn, Herr Richter, krieg ich denn die Lilla? Ich merke gar nichts ja.

Richter. Geduld! Gürge, verlaß Dich auf mich.

Gürge. Die Gräſin iſt übel zu ſprechen, ja.

Richter. Narre nicht auf Dich!

Gräſin. Sie haben Recht, Herr Richter, die Zurückhaltung des Briefes iſt ein Umſtand, der ihre Schande beſtätigt und alles weitere Unterſuchen überflüſſig macht — Was ſtand in dem Briefe, Gürge?

Gürge. In dem Briefe ja — — —

Richter. Ich habe copiam davon gehabt, iſt mir aber abhanden gekommen. Der Inhalt war ohngefähr ſo: „Die Hand, die dir dieß Sträuschen band, iſt deß der dich ſo herzlich liebt; denk nur an unſere Zuſammenkunft bey dem Ständchen. Denk an das Ständchen. — (dieſe Worte ſpricht der Richter mit verräthriſchem Nachdruck) — Dein Paul Gürge. Stand das nicht drin Gürge?

Gürge. Ja das ſtand drin, ja.

Richter. Gieng wohl luſtig her bey dem Ständchen?

Gürge. Warum ſollt es das nicht, ja. Ich bin zwar —

Richter. St! (winkt zum Schweigen) — Der Kerl geſtünde die ſchändlichſten Dinge, wenn Ihrer hochgräflichen Gnaden Gegenwart mir nicht zu heilig, zu venerirlich wäre.

Gräſin. Ich kenne nun die Lage der Sache; wie iſt ſie wohl am beſten abzumachen?

Richter. Mein ohnmaßgeblichſter Rath, die Sache ohne Aufſehen abzumachen, wäre allenfalls der: die beyden Leute brevi manu zuſammen zu geben.

Gräſin. Gut! Auf dieſe Art will ich ſie abgemacht wiſſen. Beſorgen Sie, daß es geſchicht, ſo bald ich fort bin. Sollte ſie ſich weigern; ſo brauchen Sie Zwangsmittel.

Richter. Hörſt Du Gürge den Befehl der gnädigſten Frau Gräfin?

Gürge. Krieg ich die Lilla? ja.

Richter. Das hörſt Du ja. Nun kannſt Du gehn.

Gürge. (Springt freudig fort.)

Siebenter Auftritt.

Gräfin. Richter.

Richter.

Ihrer Hochgräflichen Gnaden Meinung iſt alſo die: Lilla wird quouis modo mit Gürgen zuſammen gegeben; und Haus und Garten?

Gräfin. Behält ſie.

Richter. Ihre Hochgräflichen Gnaden Intereſſe — und meine Pflicht erheiſcht, daß ich hierbey anzeige: wie ſich nähmlich zu Haus und Garten ein ſehr annehmlicher Käufer gefunden. Jedoch zeige ich ſolches nur pflichtshalber an; da mir bekannt iſt, daß Ihre Hochgräfliche Gnaden gewohnt ſind, Handlungen der Großmuth dem Intereſſe vorzuziehn.

Gräfin. Da ich ſo wenig glücklich machen kann, ſo will ich wenigſtens niemand elend machen. Lilla iſt beſtraft genug, daß ſie mir nicht mehr das iſt, was die Tochter einer Mutter iſt.

Richter. Ein erhabenes Prinzipium!

Gräfin. Sie bleibt im Beſitze alles deſſen, was ſie bisher beſaß. Nur haben Sie Herr Richter, ſo bald als möglich die Kopulation zu veranſtalten, damit der ärgerliche Umgang aufhören muß.

Richter. Ich werde Hochdero Befehlen, aufs pünktlichſte nachzuleben, nicht ermangeln und Görgen mit Lilla baldigſt kopuliren laſſen. Ueberhaupt werd ich dahin ſehen, daß dergleichen Unordnungen fernerweit nicht paſſiren.

Gräfin. Das empfehl ich Ihnen, Herr Richter; halten Sie auf Ordnung. Beſchützen Sie die Rechte meiner Unterthanen. Bürden Sie ihnen nicht mehr auf, als ihre Pflicht iſt. Entſtehen Zwiſtigkeiten, ſo machen Sie die Sache in der Kürze ab. Kein weitläuftiges Protokolliren in Sachen, wo es, um der Folgen willen, nicht durchaus nöthig iſt. Ich habe Ihnen darum dreißig Thaler Zulage gegeben, damit Sie an den Sporteln nichts verlieren.

Richter. Ich lebe ganz meiner Pflicht.

Pflicht iſt mir ein Heiligthum,
Das ich nicht entweihe,
Nie verletz'; und meinen Ruhm
Nenn' ich von der Treue:
Kommt man mit Geſchenken an,
Mich zu korrumpiren;
Nein ſprech ich: ein braver Mann
Läßt ſich das nicht rühren.

Gräfin. Bey ſolchen Geſinnungen wünſch' ich meinen Unterthanen unter Ihrer Aufſicht Glück.

Richter (küßt der Gräfin den Rock). Meine gnädigſte Gebieterin, Sie beſchämen Ihren unterthänigſten Knecht. Ich hätte das nicht von mir ſagen ſollen.

Gräfin. Herr Richter die Vormundſchaftsrechnungen der Lilla vergeſſen Sie mir nicht vorzulegen.

Richter. Wenn Hochdieſelben nicht aus Neigung ſich zu dieſem verdrüßlichen Geſchäft' herablaſſen; ſo haben Ihre Hochgräfliche Gnaden nicht nöthig, ſich darum zu bekümmern; ich werde nicht unterlaſſen, darin alles aufs beſte zu reguliren und das Verſehene zu reſtituiren.

Gräfin. Erlauben Sie mir das Vergnügen, mich ſelbſt um die Angelegenheiten meiner Unterthanen zu bekümmern.

Richter. Wenn Ihre Hochgräfliche Gnaden befehlen: ſo kann es ja auf einen andern Tag geſchehen.

Gräfin. Ich muß ſie heute noch ſehen, wenns nicht zu viel Beſchwerde macht.

Richter. Mir wird nichts zur Beſchwerde, was Ihre Hochgräfliche Gnaden befehlen.

Achter Auftritt.

Geſellſchafterin. Die Vorigen.

Gräfin.

Kommen Sie von Lilla, meine Liebe?

Geſellſchafterin. Eben komm' ich von ihr her.

Gräfin. Was beginnt ſie? Wie haben Sie ſie verlaſſen?

Geſellſchafterin. In der äußerſten Verzweiflung.

Richter. Dieſe kleine Züchtigung wolle zu ihrer Beſſerung dienen.

Geſellſchafterin. Es iſt zum Erbarmen, wie ſie da liegt und jammert unter ihrem Elende. Bald weint ſie in ſtiller Wehmuth, bald wird ihr Schmerz heftiger und ſie beſchwört die Gerechtigkeit Gottes, ihre Unſchuld zu retten.

Richter. Unſchuld! Wollte der Himmel, daß ſie noch zu retten wäre!

Geſellſchafterin. Was das Mädchen leidet iſt unausſprechlich. Ich konnte dem Mitleid nicht widerſtehen, wenn ſie im Ausbruch des heftigen Schmerzes meine Hand ergrif und ihre Thränen drauf fallen ließ.

Gräfin. Sie ſollen mich faſt erweichen, Fräulein

Richter. Es iſt wahr, ſie kann leicht aus der Haut fahren; und am Ende zeigt ſich doch die Verſtellung. Ich ſollte meinen, wenn ſie ſich auf das Bewuſtſeyn ihrer Unſchuld verlaſſen könnte; ſo würde ſie nicht ſo unruhig ſeyn, als ſie iſt. Es gieng mir nicht beſſer mit ihr, mein gnädiges Fräulein, wie Ihnen. Ich weiß es, was ich mit meinem Herzen zu kämpfen gehabt habe, ehe ich mich überzeugen konnte, daß gewiſſe Handlungen von ihr ſträflich waren. Gott weiß wie ich ihre Beſſerung wünſche. Dieſe kleine Züchtigung hat ſie wohl verdient. Vielleicht verbeſſert ſie in ihrem ehelichen Stande das, was ſie in ihrem Mädchenſtande verſehen hat.

Geſellſchafterin. In ihrem ehelichen Stande?

Gräfin. Ich halte dafür, und des Herrn Richters Rath iſt es auch, daß ſie mit Gürgen zuſammengegeben wird. Ich denke, ſie ſoll ſich nicht beſchweren, wenn ihre Wahl beſtätiget wird.

Richter. Aber dann auch Verzeihung! meine gnädigſte Gräfin, Verzeihung ihr! wenn ſie ihren Fehler verbeſſert.

Gräfin. Vergeben will ich ihr; allein mit ſo liebevollem Vertrauen als ehedem, kann ich ihr nicht mehr zugethan ſeyn.

Geſellſchafterin (ruft die Gräfin bey Seit). Ich habe mit Ihnen ein Paar Worte allein zu ſprechen; wenn wir doch ohne Zeugen wären!

Gräfin (zum Richter). Aus bewegenden Urſachen find ich nöthig, Herr Richter, daß Gürgen, bis zur Kopulation, aller Umgang mit Lilla unterſagt werde. Thun Sie das ſogleich und ſagen Sie ihm dabei ernſtlich, daß er ſich hinführo eines ordentlichen Lebens befleißige.

Richter. Soll ich ſogleich — —

Gräfin. Sogleich, wenn ich bitten darf.

Richter. Ich werde Dero gnädigſtem Befehle ein unterthänigſtes Genüge leiſten. Empfehle mich zu Gnaden.

Neunter Auftritt.

Gräfin. Geſellſchafterin.

Gräfin.

Was haben Sie nun, Freundin?

Geſellſchafterin. Ich habe Lilla geſprochen, ihre Erzählung mit kaltem Blute, unparteiiſch geprüft, und mögten Sie ihr zugehört haben; Sie verdammten ſie gewiß noch nicht.

Gräfin. Wie finden Sie denn die Sache?

Geſellſchafterin. Sehr zum Nachtheile des Herrn Richters.

Gräfin. Wie ſo?

Geſellſchafterin. Eigentlich hat ſie nichts wider ihn vorgebracht, ſie warf es ſich vielmehr vor, daß ſie ſich vor Ihnen in ſo harten Ausdrücken gegen den Richter ausgelaſſen; allein verſchiedene unwillkührliche Aeußerungen ſchienen mir ſehr gerechte Anklagen gegen ihn zu ſeyn.

Gräfin. Was ſollte denn der Richter für Urſachen haben, Lilla bei mir verhaßt zu machen.

Geſellſchafterin. Mir ſcheint verachtete Liebe, mit ihrer Rache, hier im Spiele zu ſeyn.

Gräfin. Fräulein, wie können Sie den Mann einer ſolchen That fähig halten? Haben Sie Spuren zu dieſem Verdachte?

Geſellſchafterin. Ohne die ſey es weit von mir entfernt, das geringſte Mißtrauen gegen ihn zu haben.

Gräfin. Den Aeußerungen der Lilla trauen Sie nicht! thun Sie das, ſo werden Sie ſehr in die Irre geführt.

An Fähigkeiten fehlt es ihr nicht, ihr Vorgeben wahrſcheinlich zu machen.

Geſellſchafterin. Die Sache wird ſich aufklären — Eine Bitte hab' ich im Namen des armen Mädchens.

Gräfin. Und was bittet ſie?

Geſellſchafterin. Nur um die Gnade, Ihnen noch einmal zu danken. Sie will ſich nicht mehr rechtfertigen; einmal nur noch Ihnen danken. Dieſe letzte Gnade, könnten Sie wohl dieſ' ihr verſagen?

Gräfin. Sie mag denn kommen! Aber des Danks wegen, wärs nicht nöthig.

Geſellſchafterin. Ich hab' ihr Hofnung dazu gemacht. Sie wird gleich kommen — Zu dem Vertrauen, daß ich ihr dieſe Gnade bei Ihnen auswirken würde, nahm ſie meine Hand und küßte ſie unter vielen Thränen — Sehen Sie, eben kommt ſie daher. (Hier geht das Ritornel zu dem folgenden Terzett, womit Lilla auftritt, ganz piano an, damit man die folgenden Worte der Geſellſchafterin, die während deſſelben geſprochen werden, vernehmen kann. Das Ritornel drückt tiefe Schwermuth aus.) Gräfin, ach, wie gebeugt! In hofnungsloſer Schwermuth wankt ſie daher.

Zehnter Auftritt.

Lilla. Die Vorigen.

Lilla.

Noch einmal laſſen Sie mich hier erſcheinen!
Noch einmal meines Herzens Drang
Vor Ihren Füßen auszuweinen;
Zu weinen meinen letzten Dank! (Der Schmerz unterbricht ſie)

Geſellſchafterin.

Wie, Gräfin, wenn ſie ſchuldlos wäre,
Und ach! Sie ſtießen ſie ſo fort?

Lilla (fährt fort).

Dann, Gräfin, ſtoßen Sie mich fort,
Daß mich der Schmerz verzehre. (fällt auf die Knie)

Gräfin.

Rezit.

Was knie'ſt Du hier? — Nein dort,
Vor Gottes Altar, ziemt es Dich zu knien!
Und nicht vor mir.
Ich habe Dir verziehen.
Steh auf! Was knieſt Du hier?
Sind es Reue dieſe Thränen;
Iſt es Reue dieſer Schmerz:
Gut! ſo laß ich mich verſöhnen;
So vergieb — vergieb mein Herz!

Lilla.

Wenn ich ſchon lang', ein Häufchen Erde,
Im ſtillen Grabe ſchlummern werde;
O, theure Gräfin, dann —
Dann fühle noch mit Dank mein Schatten,
Was Sie an mir gethan.

Geſellſchafterin.

Sehn Sie, wie aus dieſen Thränen
Unſchuld ſelber für ſie ſpricht!
Laſſen Sie ſich denn verſöhnen,
Und verſtoßen Sie ſie nicht!

Lilla.

Einſt war ich froh — noch dieſer Morgen
Weiſſagte mir den ſchönſten Tag;
O, Gott! da glaube ich nicht,
Daß ſchon in ſeinem Schooß verborgen
Die Stunde dieſer Thränen lag,
O, Gott! das glaubt' ich nicht!

Zugleich.

Lilla } O Gott! das glaubt' ich nicht
Geſellſch. z. Gr. } Verſtoßen Sie ſie nicht!

Gräfin.

Lilla, wiß'! ich bin verſöhnet;
Dir vergiebt, vergiebt mein Herz!
Biſt Du ſchuldlos, o ſo krönet
Unſchuld herrlich Deinen Schmerz.

Lilla.

Ich bin ſchuldlos, Unſchuld krönet
Dann gewiß noch meinen Schmerz.

Zuſammen.

Gräfin zu Lilla	Lilla, Dir vergiebt mein Herz.
Geſellſch. z. Lilla	Unſchuld kröne Deinen Schmerz.
Lilla	Unſchuld krönt noch meinen Schmerz.

Lilla. Gnädigſte Gräfin, ich kam nicht her, mich zu rechtſertigen, nein, nur meiner Wohlthäterin, die mich einſt dem Elende entriß, meinen letzten Dank zu ſagen. Es war mir zu traurig, beſte Gräfin, aus Ihrer Liebe zu weichen, ohne ihr noch einmal zu danken, in dem Augenblicke, wo ich aufhöre, durch dieſe Liebe, das glücklichſte Mädchen zu ſeyn. Dank Ihnen, gnädigſte Gräfin, (küßt der Gräfin mit allen Aeußerungen der Wehmuth und mit aller Innigkeit die Hand) — für alles! (bricht in Thränen aus.)

Gräfin (birgt ihre Rührung).

Geſellſchafterin (im Auge den Ausdruck des wärmſten Mitgefühls).

Lilla. Verzeihen Sie dem Schmerze! auch jene Ausſchweiſungen gegen den Richter, verzeih'n Sie ihm, Gräfin. Ich bin ein ſchwaches Mädchen. (Pauſe) Soll ich nun mich entfernen?

Gräfin. Bleib, Lilla, und bekenne mir aufrichtig, ob Du ſchuldig biſt. Ich habe Dir verziehen; ich will alles vergeſſen; aber bekenne mir auch alles. Ein aufrichtiges Bekenntniß iſt der erſte Schritt zur Beſſerung.

Lilla. Gräfin, ich habe keinen andern Beweis für meine Unſchuld, als mein Gewiſſen und dieß Bekenntniß: Ich bin unſchuldig.

Gräfin. Lilla!

Lilla. Bei dieſem Herzen, das Sie bildeten! ich bin unſchuldig!

Gräfin. Du weiſt nichts von Gürgen?

Lilla. Aus Erbarmen laß ich ihn zuweilen in meinem Garten arbeiten. Er iſt ganz dürftig; weil er, ſeiner groſſen Einfalt wegen, nur zu den allereinfachſten, ſchlechtbelohnteſten Arbeiten zu gebrauchen iſt.

Gräfin. Was hat es denn für eine Bewandniß mit dem Strauſ' und dem Briefe?

Lilla. Daß er mir öfters einen Straus bringt, bin ich von ihm gewohnt; und von einem Briefe, den ich von ihm haben ſoll, weiß ich nichts.

Gräfin. Nichts?

Lilla. Mit dem Straus übergab er mir ein Papier, worauf ein Liedchen ſtand. In meiner Unſchuld ahnd' ich nichts Böſes, lach' über den armen Tropf und denke noch: wo mag er das aufgetrieben haben? Ich laſſe mir aber gar nicht träumen, daß es eine Liebeserklärung ſeyn ſoll; er hatte mich vorher nie von dergleichen etwas merken laſſen. Außer, daß des Straußes darin erwähnt wurde, hatte das Lied gar keinen Bezug auf mich weiter; denn von dem Ständchen, wovon darin die Rede war, wuſt' ich nichts.

Gräfin. Hat Dir Gürge kein Ständchen gebracht?

Lilla. Nein, Gräfin, niemals.

Gräfin. Wie ſoll ich mich in der Sache finden? Der Richter handelt doch wohl nicht feindlich gegen Dich?

Lilla. Das will ich nicht glauben, Gräfin, das thut er wohl nicht.

Geſellſchafterin. O Lilla! länger ſchweig ich nicht. Deine ſchöne Seele zeigt ſich jetzt in einem Glanze, der nur um Engelſeelen leuchtet. Du ſuchſt Deinen Feind ſelbſt dann zu vertheidigen, wenn er Dich elend machen will? Himmliſches Mädchen! — Nein, keine Schonung dem Niederträchtigen! Entdeck' es Lilla, daß es Rache von ihm iſt, die Dich verfolgt, Dich elend machen will. Entdeck' es oder ich breche mein Verſprechen, zu ſchweigen.

Lilla. Fräulein!

Geſellſchafterin. Sey Du großmüthig, und laß mich gerecht ſeyn!

Gräfin. Wie! der Richter iſt Dein Verfolger, Lilla?

Lilla. Ach! Gräfin könnten Sie mein Herz ſehen, wie es gedrängt iſt!

Geſellſchafterin. Deine Unſchuld mögteſt Du wohl retten; aber auch des Richters ſchonen; hierzwiſchen kämpſt Dein Herz: allein eines Böſewichts zu ſchonen, das liegt nicht in den Grenzen der Großmuth.

Gräfin. So entdeck' es denn, warum verfolgt Dich der Richter?

Lilla. Gräfin, ich hab' ihn beleidigt. Er bot mir ſein Herz an; ich konnt' ihn nicht lieben; und wo verſchmähete Liebe wüthet — — ihm iſt zu verzeihen, Gräfin — —

Gräfin. Entſetzliche Dinge! — Ich will Deine Sache noch einmal ſelbſt unterſuchen. Dir ſoll Gerechtigkeit wiederfahren.

Lilla. Von Ihrer Gerechtigkeit hoff' ich alles, theureſte Gräfin.

Gräfin. Geh' Du hin und beruhige Dich.

(Lilla geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Gräfin Geſellſchafterin.

Gräfin.

Ich begreife nicht, wie es mit der Auſſage Gürgens zugegangen ſeyn muß? Er iſt zu einfältig, als daß er zu der Liſt eines Andern zu gebrauchen wäre.

Geſellſchafterin. Haben Sie Gürgen ſelbſt examinirt?

Gräfin. Nein der Richter; ich war aber zugegen.

Geſellſchafterin. Der Betrug kann mehr in der Frage, als in der Beantwortung gelegen haben; und, verzeihen Sie mirs Gräfin, das Vorurtheil von ſeiner

Rechtſchaffenheit mag denn wohl manches nicht bemerkt haben.

Gräfin. Solt ich ſo hintergangen ſeyn? — Ha, gut! da kömmt der Richter. Ich will ihm den Zuſtand der Lilla beſchreiben; wie er ſich nehmen wird, wenn ich ihn mildere Geſinnungen gegen ſie merken laſſe: ſucht er von neuem dagegen zu arbeiten; ſo iſt der Betrüger entdeckt.

Zwölfter Auftritt.

Richter. Die Vorigen.

Richter.

Es iſt alles geſchehen, wie Ihre Hochgräfliche Gnaden zu befehlen geruhten. Görgen iſt, bey Strafe des Gefängniſſes, der Umgang mit Lilla unterſagt.

Gräfin. Eben iſt Lilla hier geweſen.

Richter (betroffen, faßt ſich aber bald). Iſt ſie hier geweſen?

Gräfin. Und zwar in einem Zuſtande, der mich zum Mitleid hinriß.

Richter. Ja ſie weis ihrer Sache ſchon den rechten Anſtrich zu geben. Schade! daß ſie mit ihrem vortreflichen Verſtande nicht eine ſtrengere Tugend verbindet. Was hätte das für ein Mädchen werden können, wenn ſie nicht aus ihrem erſten Gleiſe wich.

Gräfin. Des Fräuleins und Ihre Fürbitten, Herr Richter, haben mich dahin bewogen, daß ich entſchloſſen bin, ihr zu vergeben.

Richter. Ihr zu vergeben, meine gnädigſte Gräfin?

Gräfin. Ja, wie geſagt, mit, Ihrer Fürbitte wegen.

Richter. O meine gnädigſte Gebieterin, ich werde nie verfehlen, es, mit der höchſten Veneration, zu erkennen, daß Hochdieſelben meinem unterthänigſten Fürworte dieſe Gnade haben angedeien laſſen wollen.

Geſellſchafterin. Es muß uns Freude ſeyn, Herr Richter, dem armen Mädchen ihr Glück und vielleicht auch ihre Tugend wiedergegeben zu haben.

Richter. Ihre Tugend? — Wollens wünſchen, gnädiges Fräulein, wollens wünſchen. Man pflegt zwar zu ſagen: virtute ſemel amiſſa — iſt die Tugend Einmal verlohren (zuckt die Achſel) indeſſen ſtellt uns die Erfahrung tauſend Ausnahmen von dieſer Regel auf. Mir macht es Freude, ein Werkzeug geweſen zu ſeyn, wodurch dem armen Mädchen wenigſtens ihr Glück wiedergegeben wird (zur Gräfin). Solchemnach ſind alſo ſämmtliche Pönalverfügungen reſcindirt und aufgehoben?

Gräfin. Sollen ſämtlich aufgehoben ſeyn. Haben Sie wohl Hofnung zu ihrer Beſſerung, Herr Richter?

Richter. Ich muß bekennen, meine gnädigſte Gräfin die Hofnung iſt gewöhnlich auf die Seite unſerer Wünſche, wenn ſie gleich oft getäuſcht wird. Ich hoffe das Beſte von Lilla. Hat ſie denn ihr Vergehen eingeſtanden?

Gräfin. Ich habe auf kein Geſtändniß gedrungen. Geſtehn ſoll ſie ihren Fehler erſt, wann ſie ihn verbeſſert hat, durch eine unbeſleckte re Tugend, die ihn gleichſam bedeckt; alsdann iſt es nicht ſo demüthigend. Einer zarten Seele iſt das Gefühl eines Vergehens eine empfindliche Züchtigung: wäre es nicht hart, zu dieſer Züchtigung noch die Strafe eines demüthigenden Bekäntniſſes hinzuzufügen? Wem es leicht wird, ein Vergehen zu bekennen; dem wird es auch leicht, es wieder zu begehen.

Richter. Die ärgſten Böſewichte — —

Gräfin. Würden ihr Verbrechen ſogleich bekennen, wenn nicht Ihr hochnothpeinliches Halsgericht drauf lauerte, und das Schwerdt drauf wetzte. Bei ſo groben Verbrechern iſt das Geſtändniß der That freilich keine Strafe. Von ſolchen red' ich nicht. Die Red' iſt von Lilla.

Richter. Wie wird ſich das Mädchen freuen, wenn ſie Nachricht von ihrer Begnadigung erhält — Meine gnädigſte Gräfin, ich bitte mir das Vergnügen aus, ihr dieſe glückliche Nachricht zu überbringen. Vielleicht überzeugt ſie ſich alsdann, daß meine Abſichten mit ihr die beſten waren.

Gräfin. Das Vergnügen, wenns Ihnen eins iſt, ſollen Sie haben.

Richter. Ein größeres konnten Ihre Hochgräfliche Gnaden mir heute nicht machen. Ich will nur wünſchen, daß dieſe baldige Begnadigung ihre Beſſerung zur Folge haben möge.

Geſellſchafterin. Das wird ſie gewiß. Sie hätten nur ihren heutigen Zuſtand ſehen ſollen; Sie zweifelten nicht.

Richter. Ich zweifle nicht, mein gnädiges Fräulein, zweifle gar nicht, obgleich das gemeine Gerücht — doch auf ſolche Gerüchte bau ich nicht. (bedenklich) Indeſſen kann ich nicht bergen: ſo höchſtangenehm mir es iſt, Lilla wieder glücklich zu ſehen; eben ſo unangenehm würde mir es ſeyn, die Großmuth, meiner gnädigſten Gräfin an eine Unwürdige verſchwendet zu ſehen, die Ihre hochgräfliche Gnaden durch Künſte der Verſtellung zu hintergehen gewußt hätte, und ſich heimlich des Triumphs ihrer Liſt freuete. Lilla hat Verſtand; ihr iſt es was kleines, einen Zuſtand der Seele zu affektiren, wie ſie ihn für ihre Abſichten bequem findet; es wäre alſo wohl gut — — —

Geſellſchafterin. Herr Richter, ſo frech iſt man nicht gleich. Eine ſolche Fertigkeit in einem Laſter fordert Uebung.

Richter. Erlauben, Ihre Gnaden, ich weiß, wie weit Verſtellung gehen kann. Einen Fall zum Beiſpiel, den ich jedoch nicht auf Lilla anwenden will. Als ich noch auf den Gütern des Herrn von Jlſenburg Gerichtshalter war, da trug es ſich zu, daß — —

Geſellſchafterin. Erlauben Sie, Herr Richter, wie lang iſts ohngefähr, daß Sie da Gerichtshalter geweſen ſind?

Richter. Siebzig bis fünfundſiebzig ſind fünf Jahr — —

Gräfin. Jhrer Erzählung nach, Herr Richter, die Sie mir einmal machten, müſſens ohngefähr neun Jahr ſeyn.

Richter. Ja, ſo lange wirds grade ſeyn.

Geſellſchafterin. Jch erinnere mich, Sie damals gekannt zu haben.

Gräfin. Ei, ei! eine alte Bekanntſchaft!

Richter. Kann mich nicht erinnern, mein gnädiges Fräulein, die Gnade Jhrer Bekanntſchaft gehabt zu haben.

Geſellſchafterin. O, ich habe manchmal bei meinem Großonkel mit Jhnen geſpeiſet; ich war damals in Rittershauſen, (Richter ſucht ſeine Unruhe zu verbergen) wo ſich mein Großonkel, ein Herr von Breitnas, zu der Zeit aufhielt. Sollt Jhnen das ſo ganz entfallen ſeyn, Herr Richter? Jſt Jhr Name nicht Herr Laue?

Richter. Ja. Jch erinnere mich eben, Dero Herrn Großonkel einmal in negotio erciſcundæ hæreditatis aſſiſtirt zu haben.

Geſellſchafterin. Sie halfen ihm auch aus der verdrüßlichen Hiſtorie mit ſeinem Pächter in Rittershauſen; (Richter wird immer unruhiger) Jch weiß alles ganz genau. Der Pächter hieß Hartmann.

Gräfin (ſieht den Richter ſchnell und aufmerkſam an).

Richter. Mich deucht, er hieß ſo.

Geſellſchafterin. Jch erinnere mich noch, wie der arme Hartmann mich dauerte, als er mit Weib und Kind von meines Großonkels Hofe ging, und dieſer ſo hart ſeyn konnte, den armen Mann, ohne Barmherzigkeit, zu verſtoßen; da er doch das Gut rechtmäßig auf zwölf Jahre gepachtet hatte. Herr Richter, mich deucht an dem Stückchen waren Sie ſchuld.

Richter. Mein gnädiges Fräulein —

Gräfin. Freundin, was erzahlen Sie da! Ich ſtehe hier vor Erſtaunen außer mir.

Geſellſchafterin. Wie das, Gräfin?

Gräfin. Was Sie da erzählen, iſt ganz die Geſchichte des Vaters meiner Lilla.

Geſellſchafterin. Iſt der Pächter Hartmann Lilla's Vater geweſen?

Gräfin. Lilla iſt ungefähr neun Jahr bei mir; ihr Vater hieß Hartmann; hatte das Gut in Rittershauſen auf zwölf Jahr gepachtet; ward ungerechterweiſe verdrängt: alles richtig. Und Sie, Herr Richter, was für eine Rolle ſpielten Sie in dieſer Geſchichte?

Richter. Was thut man nicht, meine gnädigſte Gräfin —

Gräfin. Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Richter. Erinnern Sie ſich, als ich einmal die Geſchichte Lilla's und ihrer Aeltern Ihnen erzählte; — es war in meiner grünen Gartenſtube — wie Sie da auf den Advokaten loszogen, der, um eines Gewinnes willen, einen ehrlichen Mann um ſein bischen Brodt bringen konnte — Er müſſe keine Ruhe finden vor ſeinem Gewiſſen, ein ſolcher Verworfner! — das war Ihr Ausdruck. Und Sie konnten mit dreiſter Stirn das Urtheil ſprechen, und Ihr Gewiſſen ſagte Ihnen, daß Sie es über ſich ſprachen? (vor ſich) Was es für Menſchen geben kann!

Richter. In meiner Lage, gnädigſte Gräfin —

Gräfin. Ei was! Keine Lage, kein Verhältniß entſchuldiget ſchlechte Handlungen — Aber vielleicht hatten Sie die Vollziehung Ihres Urtheils eben nicht ſehr zu fürchten; Ihr Gewiſſen wird es ſo genau mit Ihnen nicht nehmen.

Richter. Ich fand es ſelbſt hart, meine gnädigſte Gräſin, daß mit dem armen Hartmann ſo umgegangen wurde; allein ich war nur Advokat, mußte nach Vorſchriften handeln.

Gräſin. Und zwar ein ſehr geſchickter Advokat, der, wenn es ihm vorgeſchrieben wird, aus Recht Unrecht machen kann. Ich mögte nicht gern, daß meine Unterthanen an Ihnen auch den geſchickten Mann hätten.

Richter. Wenn Ihre Hochgräfliche Gnaden wüßten, wie ich treu geweſen bin, in welchem Gedränge, mit welcher Verleugnung — —

Gräſin. O ſchweigen Sie! Ihnen bleibt nichts übrig.

Richter (wirft unwillige Blicke auf die Geſellſchafterin und ſpricht vor ſich). Welcher Teufel die herführen mußte!

Gräſin (vor ſich). Daß mich der Betrüger ſo hintergehen konnte! (zum Richter) Herr, nun glaub' ich auch, daß Ihre ganze Anklage gegen Lilla falſch iſt.

Richter. Was für Abſichten könnt' ich dabei gehabt haben?

Gräſin. Die erhellen aus Ihrem Briefe an Lilla.

Richter. Meine gnädigſte Gebieterin, ich habe mich ſchon darüber erklärt —

Gräſin. Ihren Erklärungen trau ich nicht. Ich will die Sache nun, ohne Vorurtheil von ihrer gewohnten Rechtſchaffenheit, unterſuchen, und ich finde Lilla unſchuldig, das weiß ich! das hoff' ich!

Richter. Ihre Hochgräfliche Gnaden haben die ſimple, unverfälſchte Ausſage des Mitſchuldigen; die muß mich rechtfertigen; ich wünſche nichts mehr, als Lilla glücklich zu ſehen.

Gräſin. Es wird ſich alles aufklären. Laſſen Sie mir ſogleich Gürgen kommen. —

Richter. Er ſoll ohne Verzug hier ſeyn.

Gräfin. Was iſt denn das dort für ein Tumult von Bauern?

Richter. Ich will mich ſogleich darnach erkundigen.
(mit einer tiefen Verbeugung ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Gräfin. Geſellſchafterin.

Geſellſchafterin.

Sind Sie nun überzeugt, meine Gräfin, daß der ehrliche Herr Richter nebenbei auch ein Betrüger war?

Gräfin. Ich fühle es, Freundin, ohne Ihren Vorwurf, daß ich einem Betrüger mein Vertrauen gab; und er beſäß' es noch, wenn Sie nicht die Entdeckung gemacht hätten.

Geſellſchafterin. Ich muß Ihnen ſagen, Gräfin, daß ich ſie für mich ſchon vorher gemacht hatte. Als mir Lilla ihrer Aeltern Schickſale, in Rittershauſen, mit aller Umſtändlichkeit erzählte: ſo wars natürlich, daß ich auf dieſe Entdeckung kommen muſte; weil auf einmal alle Umſtände meines Großonkels mir im Gedächtniß wieder lebhaft wurden. Wir erſtaunten beide, daß ein Bubenſtück, welches ſchon ſo lange geruhet hatte, noch einmal ſo wunderbar an das Tageslicht kommen muſte. Das liebenswürdige Mädchen bat mich mit aller Güte ihres ſchönen unverſtellten Herzens; und ich muſt' es ihr mit Hand und Mund verſprechen, Ihnen den Richter nicht zu verrathen; da ſich aber eine ſo ſchöne Gelegenheit anbot; ſo konnt ich der Verſuchung nicht widerſtehen, dem Betrüger vor Ihren Augen die Larve herunterzuziehen. Ich denke, Lille ſoll mirs verzeihen; ich glaubte, der Gerechtigkeit dieſen Dienſt ſchuldig zu ſeyn.

Gräfin. Freundin, Sie haben der Gerechtigkeit einen wahren Dienſt und mir die gröſte Gefälligkeit ge than — Wie der Nichtswürdige mein Vertrauen gemißbraucht hat!

Geſellſchafterin. Das hat er, Gräſin! Wenn es dieß Vertrauen nicht that; ſo muſte ſeine ſchändliche Abſicht ſchon entdeckt werden, als der Brief zum Vorſchein kam, den er, wie alle Umſtände zeigten, lediglich in der Abſicht an Lilla geſchrieben hatte, um ſich um ihre Liebe zu bewerben.

Gräſin. Der Betrüger! ſo mich zu hintergehen! Aber länger ſoll es ihm nicht glücken. O, Freundin, eilen Sie dem würdigen Mädchen ihren Triumph bekannt zu machen, und führen Sie ſie her; ich wart' unterdeſſen auf Günzen.

Geſellſchafterin. Ich gehe, Ihren Befehl zu vollziehen, meine Gräſin. (ab)

Vierzehnter Auftritt.

Gräſin.

Das war einmal übereilt! Muß ich mich nicht vor dem Mädchen ſchämen, ſie ſo eilig verurtheilt zu haben. Hatt' ich ſie wohl erſt gehört? die arme Unſchuldige! — Verſtieß ſie, ließ mich ſo blenden von dem Betrüger, daß ich ſehend doch nichts ſah, nicht ſeine ſchändlichen Abſichten merkte. Wie man bei dem beſten Willen doch noch immer ſo ſehr fehlen kann. Ich hatte mir es zum Geſetz gemacht, die Glückſeeligkeit meiner Unterthanen nie ganz aus meinen Händen zu geben, und dieſer gewiſſenloſe Miethling, ſchaltet' und waltet' er nicht ſchon damit, wie es ſeinen ſchändlichen Abſichten beliebte? Wer weiß, was ich noch entdecke — — — Nun, was bedeutet das? — Der Tumult kommt näher — Gewiß wieder Unheil.
(Das Ritornel zu folgendem Chore drückt einen Tumult unruhiger Bauern aus.)

Funfzehnter Auftritt.

Gräfin. Eine Menge Bauern.

Chor der Bauern.

Wir kommen alle, Mann für Mann,
Hierher uns zu beſchweren,
Und bringen unſre Klagen an,
Und bitten, uns zu hören.
Man ſpielt es uns jetzt gar zu bunt,
Ein Bauer iſt ja doch kein Hund,
Daß man ihn immer hudelt.

Gräfin.

O Kinder, ſchweigt! Was hilft das Schrein?
Nur Einer red' erſt, Einer!

Veit, ein Bauer.

So hört! ich will der Sprecher ſeyn!
Nun rede weiter keiner.

Die Bauern.

Juſt Veit ſoll unſer Sprecher ſeyn,
Der weiß das Ding zu drehen.

Veit.

Doch wißt ihr was? Helft mir hübſch ein,
Sollt' ich was übergehen!

Die Bauern.

Ja, ja das ſoll geſchehen!

Gräfin. Bringt denn Eure Sache vor, Kinder.

Veit. Im Namen dieſer meiner Mitkuſorten, Nachbarn und Gevattern — Gnädige Frau Gräfin, wir ſehen uns nothgedrungen, uns über unſern Herrn Richter zu beſchweren. Es iſt zum Erbarmen, wie er mit uns umgeht. Bei importenten Dingen heißt es gleich: „Ins Loch mit dem Kerl! Ich hab' ihm lang' auf den Pelz gewollt.“ Sehen Sie, gnädige Frau Gräfin, ſo geht er mit uns um. Da fragen Sie die ganze Gemeine, ob ers nicht ſo treibt? Und mit Recht und Gerechtigkeit macht ers, wie der Zahnarzt auf dem Strohbergiſchen Jahrmarkt das Sprichwort hatte: Viel Geld, viel Recht! Für Ein Schock Eyer darf man ſchon ſeinem Nachbar ein Stück

Land abpflügen und iſt doch Recht. Mein Knecht hatte dem Nachbar Griesbach abgepflügt. Meine Frau — ei nu! es iſt eine Frau, ein ſchwaches Werkzeug, wie es die Schrift nennt, und ein Bischen geizig — die ging ſogleich mit Einem Schock Eyer zu dem Herrn Richter, und bracht' es durch die Vorſprache der Eyer dahin, verſtehn Sie mich, daß ſie Recht kriegt' und das Stück Land unſer blieb. Ich, der das Ding erfahre, kriege meine Frau vor, und ſpreche: Frau, was haſt Du gemacht? Nä, Frau, nichts mit Unrecht! Und der Knecht kriegt' es noch beſſer. Sehen Sie, Frau Gräfin, ſo treibt es der Richter bei uns: daß man meinen ſollte, Recht und Gerechtigkeit hinge auf ſeiner Gerichtsſtube, wie auf einem Jahrmarkt zum Verkauf aus — Mit Gunſt, daß ich mich ſo ausdrücke.

Gräfin. Faßt Euch kurz, mein Freund, wenn's möglich iſt.

Veit. Ja, was wollt ich denn noch ſagen? (ſieht ſich nach den andern Bauern um.)

Ein Bauer. Die Sache mit dem Vorſteher!

Veit. Ja die Sache mit dem Vorſteher nicht zu vergeſſen. Da hat er um nichts und wieder nichts unſern ehrlichen Vorſteher beyſtecken laſſen. Er glaubt Unſereins iſt ſo dumm und merkt nicht, was dahinter ſteckt. Der alte ehrliche Mann iſt doch Vormund der Lilla, und der Herr Richter hat ein Aug auf das Mädchen; da ſteht ihm nun der Vormund im Wege, verſtehen Sie mich? Und das iſt ihm ein Dorn im Auge, verſtehen Sie mich, gnädige Frau Gräfin?

Gräfin. Ich komme immer mehr hinter die Sache.

Veit. Mir nichts, dir nichts! kriegt er ihn beim Kopfe: „Hinein ins Loch mit dem Kerl! Und ſo muß der arme Mann unſchuldigerweiſe in den Thurm; unterdeſſen geht er in des Vorſtehers Wohnung und nimmt ſans façon die Vormundſchaftsrechnungen der Lilla mit fort.

Uns vier Geſchworene nahm er nur ſo per forma mit, wie man das nennt, verſtehn Sie mich? Wir haben von den Rechnungen nichts geſehen. Und nun heißts: ſind Unrichtigkeiten drinn gefunden. Die mag er aber wohl ſelbſt erſt hinein gebracht haben. Der Vorſteher iſt jederzeit ein ehrlicher Mann geweſen; das wiſſen Sie, gnädige Frau Gräfin, und wird unter ſeinen grauen Haaren nicht noch anfangen, ein Betrüger zu werden. Wenn der nur keiner iſt, der ihn dazu machen will. Bitte nicht vor übel zu nehmen, daß ich mich ſo ausdrücke. Die Galle überläuft Einen wohl leicht bey ſo was — Nun bitten wir: geben Sie uns doch unſern Vorſteher wieder los.

Gräfin. Geht nur hin, Kinder, Euch ſoll Gerechtigkeit wiederfahren.

Veit. Was wollt ich doch noch ſagen? — Jo, daß ich drauf komme! Mit der Baukaſſe geht er ſo gut um, als wenns ſeine eigene wäre, verſtehn Sie mich gnädige Frau Gräfin? Wenn er die Rechnungen macht, und uns vier Geſchworenen ſie vorlegt: ſo rechnet er den Armen und Dürftigen den Ueberſchuß, der ihnen davon gebürt, vor dem Maule weg. Und da darf denn kein Menſch ein Wörtchen ſagen. Sehen Sie gnädige Frau Gräfin, ſo treibt ers hier. Noch Eins! dem Nachbar Moritz Gelhar will er die Schenke nehmen, ob er gleich den Pacht richtig bezahlt; blos weil er nicht noch zween Luisdor über den ordinären Pacht geben will, die in ſeine Taſche flieſſen ſollen. Bitte nicht vor Uebel zu nehmen. Ich rede, wie mirs ums Herz iſt.

Gräfin. Faßt es kurz, was ihr noch habt.

Veit. Gnädige Frau Gräfin, im Namen meiner Mitkuſorten, Nachbaren und Gevattern bitte ich fußfällig um Juſtitz, und uns bey ſolchen Drangſalen und Bedrückungen beyzuſtehen. Sie ſind ja unſre gnädigſte Herrſchaft;

Sie meinen's ja ſo gut mit uns. Wir möchten unſer Leben für Sie laſſen. Sie werden uns auch dießmal erhören.

Gräfin. Beruhigt Euch, Kinder! Euch ſoll geholfen werden.

Veit (zu den Bauern). Nun, Gevattern und Nachbarn, haben wir das Wort unſrer gnädigſten Gräfin. (zur Gräfin) Gnädige Frau Gräfin, wir ſind nur ſchlechte Bauern, wir können Ihnen für das Gute, was Sie uns thun, nicht danken; aber beten können wir für Sie, und das wollen wir. Wünſchen übrigens Heil und Segen. (zu den Bauern, indem er den Hut ſchwingt) Es leb unſre Gräfin.

Chor.

Es leb' unſre Gräfin! ſie lebe beglückt!

Veit.

Kein Bauersmann iſt ihr zu ſchlecht,
Und wenn ein Schurk uns drückt;
So hört ſie uns und giebt uns Recht;
Drum lebe ſie beglückt!

Chor.

Es leb' unſre Gräfin! ſie lebe beglückt!

(Bauern ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Gräfin. Gürge.

Gürge (ſteht furchtſam und wagt nicht der Gräfin ſich zu nahen).

Gräfin.

Nur näher, Gürge! näher! ſcheue Dich nicht. Bey mir geſchieht Dir nichts zu Leide.

Gürge (tritt furchtſam näher).

Gräfin. Tritſt ja daher, als ob Du Deinem Feinde in die Hände geliefert wärſt. Fürchteſt Du Dich denn ſo ſehr vor mir?

Gürge. Der Herr Richter ſagte: Sie wären ſo böſe ja.

Gräfin. Das bin ich nicht, Gürge, brauchſt Dich nicht vor mir zu ſcheuen.

Gürge. Der Herr Richter machte mich ſo bange ja.

Gräfin. Daran hat er nicht recht gethan; ich thue niemand was zu Leide. Wenn ich nur Jedem was Gutes thun könnte!

Gürge. Krieg ich denn Lilla, gnädige Frau Gräfin?

Gräfin. Sag mir doch, Gürge, wie biſt Du denn drauf gekommen, Lilla zu heyrathen?

Gürge. Weil ſie mir gut iſt ja!

Gräfin. Iſt ſie Dir gut?

Gürge (lacht). Fragen Sie nur den Herrn Richter ja, der kanns Ihnen ſagen; der hat mirs auch geſagt ja.

Gräfin. Von dem Herrn Richter haſt Du es alſo, daß ſie Dir gut iſt, und nicht von ihr ſelbſt?

Gürge. Lilla hat mir noch nichts davon geſagt ja.

Gräfin (vor ſich). Betrüger, da ſind deine Ränke! (zu Gürgen) Haſt Du ihr denn ein Ständchen gebracht?

Gürge. Nein, ich hab' ihr keins gebracht ja; aber in dem Liebesbriefe, den ich ihr gebracht habe, ſtand ein Ständchen ja.

Gräfin. Den Brief hatte Dir der Richter gemacht?

Gürge. O nein! Das Ding hab' ich noch mit von Hippſtedt gebracht ja. Es iſt ein Liebesliedchen. Der Jäger in Hippſtedt ſang es dem Kammermädchen immer vor ja, und ſpielte die Geige dazu ja. Ich ſang es dem Herrn Richter; da meint er: ich könnt es ſtatt eines Liebesbriefes an Lilla gebrauchen ja.

Gräfin. Was machteſt Du bey ihr an ihrer Gartenthür heute?

Gürge (beſinnt ſich). Heute — ja da hatt' ich ihr eben das Liedchen gebracht ja.

Gräfin. Aber, wie ich höre Gürge, ſo ſollſt Du auf ſehr unkeuſchen Wegen wandeln, wenn Du bey ihr biſt.

Gürge. Bey ihr nicht, gnädige Gräfin ja — aber Einmal im Thalheimer Holze ja. Ich wills Ihnen nur ſagen ja. Sehn Sie! ich will heimlich ein bißchen Holz holen — — es war ſchon dunkel — da komm ich zu tief ins Buſchwerk ja und komme vom rechten Weg' ab; und fand mich erſt ſpät wieder nach Hauſe ja.

Gräfin (vor ſich). Armer Tropf! Auch Deine Einfalt hat ſeinen Ränken dienen müſſen! (zu Gürgen) Wie lange ſeyd ihr denn ſchon ein Liebespaar, Du und Lilla?

Gürge. Wie lange? (beſinnt ſich) O ſchon ſeit heute früh, ganz früh ja.

Gräfin. Du kannſt nun hingehn, Gürge; ich weiß nun, was ich wiſſen wollte.

Gürge. Krieg' ich denn Lilla, gnädige Frau Gräfin? Ich merke ja nichts.

Gräfin. Das wird ſich am Ende finden. Geh ſo gleich zum Herrn Richter; ich laſſe ihm ſagen, den Vorſteher, ohne Verzug, loszugeben, und mit ihm zu mir herzukommen.

Gürge. Was Sie befohlen haben, Frau Gräfin, das will ich beſtellen ja. Machen Sie nur, daß ich Lilla kriege. Sie thun mir einen Gefallen ja (ab).

Siebzehnter Auftritt.

Gräfin. Geſellſchafterin. Lilla.

Gräfin.

Komm, meine Lilla, ſey mir wieder Tochter und Freundin. Du biſt unſchuldig. Deine Unſchuld ſiegte über die Verfolgung; rein, wie bewährtes Gold, glänzt ſie nun herrlicher, wie zuvor. Dein Verfolger iſt entlarvt. Länger gelang es ihm nicht, ſich zu verſtecken hinter Liſt und Betrug. Vergieb mirs Lilla. Ich bin Menſch; ich ſchäme mich nicht zu bekennen, daß ich gefehlt habe. Wie leicht kann man nicht auch bey den beſten Abſichten fehlen! Ich war zu ſchnell in Deiner Verurtheilung, ließ mich zu leicht von einem Böſewichte blenden. Armes Mädchen, Du litteſt: aber keinen herrlichern Triumph konnte Deine Tugend davon tragen. Das ganze Dorf ſoll über Deinen Sieg frohlocken.

Lilla. Theure Gräfin, mir iſt es genug, daß ich vor Ihren Augen rein gefunden werde.

Gräfin. Mir iſt das nicht genug.

Lilla. Meine gnädigſte Gräfin!

Gräfin. Nun können die Läſterungen der halben Welt gegen Dich auftreten; mein Vertrauen ſollen ſie Dir nicht rauben! — Armes Mädchen! daß ich Dich ſo quälen konnte! Vergieb mirs, Liebe!

Lilla. O, meine theureſte Gräfin, ich habe Ihre Liebe wieder; in dem Gefühl liegt mehr als Entſchädigung für ſo kurze Leiden.

Gräfin (zur Geſellſchafterin). Wenn Sie nicht waren, meine Freundin, was hätte meine Uebereilung nicht anrichten können! Wie hätte ſie der Betrüger nicht noch mißbrauchen können!

Lilla. Dank ſey Ihnen, gnädiges Fräulein! mein innigſter Herzensdank! Sie haben mir das Vertrauen meiner Wohlthäterin wiedergegeben! Sie haben meine Unſchuld gerettet. Unvergeßlich ſoll mir dieſer Tag ſeyn, unvergeßlich ihre Güte!

Geſellſchafterin. Umarme mich, gutes Mädchen. Die glücklichſte Stunde meines Lebens iſt die, in welcher ich Dir das thun konnte, was mir Dein Dank ſo hoch anrechnet. Von heut an ſey meine Freundin, Liebe. Ein Engel der Freundſchaft heiliget unſern Bund.

Gräfin. Was man doch einen Führer braucht in dieſem Leben, voller Irrungen und mannichfaltiger Täuſchungen. Wo ſoll man Wahrheit noch finden, wenn alles ihre Maske trägt! Sie meine Freundin, haben den größten Theil an dieſem Erfolge; nehmen Sie mit dieſem Kuſſe meinen Dank. — (zu Lilla) So genieß denn die Freuden Deiner ſchönen Tugend, werthes Mädchen, und ſey wieder glücklich.

Lilla (der Gräfin Hand faſſend) Beſte Gräfin, ich bin wieder glücklich, ich fühl es ganz, daß ichs bin. Wie eine drückende Laſt iſt es von meinem Herzen weggehoben; Meine Seele ſchwebt wieder in heiteren Ausſichten. Wie alles — Thal, Wald und Hügel, ſo freundlich um mich her liegt!

Gräfin. Sieh da kommt Dein Verfolger Lilla. Er ſoll vor Deinen Augen zu ſchanden werden.

Lilla. Gnädigſte Gräfin, darf ich eine Bitte wagen?

Gräfin. Eine Bitte wohl; aber keine Fürbitte!

Lilla. Keine Fürbitte, gnädigſte Gräfin?

Gräfin. Wenn Du mir eine Bitte gewähren willſt: ſo läßt Du der Gerechtigkeit in dieſer Sache freie Hand.

Geſellſchafterin. Wir wollen Sie mit ihm allein laſſen, Gräfin; da iſt er ſchon. (Lilla und die Geſellſchafterin ab.)

Achtzehnter Auftritt.

Gräfin. Richter.

Richter.

Ich habe Ordre gegeben, den Vorſteher aus dem Thurm zu laſſen. Darf ich in Unterthänigkeit fragen; ob Görge, gnädigſtem Befehle zu Folge, vor Ihre hochgräfliche Gnaden erſchienen?

Gräfin. Ja, er iſt hier geweſen.

Richter. Kaum hätt' ich geglaubt, daß er würde gekommen ſeyn.

Gräfin. Warum das?

Richter. Ihre Hochgräfliche Gnaden werden ihn ſehr furchtſam gefunden haben. Ich hatte viel zu thun, durch Drohungen mit der Ungnade Ihrer Hochgräflichen Gnaden ihn dahin zu vermögen, daß er dem gnädigſten Befehle Folge leiſtete. Ich habe bey dieſer Gelegenheit angemerkt, daß das Gewiſſen bey ſehr einfältigen Leuten mehr vermag, als bey klügern, denen es nicht an Fähigkeiten fehlt, ſich durch Blendwerke zu beruhigen und ſo hinzuſchläfern. Es war zum Erſtaunen, mit welcher Herzensangſt der Kerl ſich zu Ihnen wagte, meine gnädigſte Gräfin.

Gräfin. Wer mag mich ihm denn ſo hart beſchrieben haben, daß er mich ſo ſehr ſcheuete?

Richter. Das Gewiſſen, meine gnädigſte Gräfin, nichts als das Gewiſſen beunruhigte ihn. Ich wollte bey ſeinem Verhöre eben darum nicht gegenwärtig ſeyn; damit auch nicht der Schein von einer Urſach ſeiner Furchtſamkeit auf meine Gegenwart fallen mögte, als ob ihn dieſe abſchreckte, die Wahrheit zu bekennen.

Gräfin. Dieſer wird wohl der letzte Ihrer Ränke ſeyn: er iſt Ihnen aber auch nicht gelungen.

Philipp (kömmt). Ich habe den Vorſteher aus dem Thurm gelaſſen; er wird ſogleich hier ſeyn.

Gräfin. Gut, Philipp! Jetzt geh aufs Schloß: Ich laß Fräulein von Bock bitten, mit Lilla herzukommen.

Philipp (ab).

Gräfin. Ich habe Gürgen mit aller Vorſicht examinirt; und ſeine Ausſage ſpricht Lilla völlig frey.

Richter. Erlauben Sie, gnädigſte Gräfin, es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß Furchtſamkeit ſein bißchen Verſtand gänzlich betäubt, und mithin dieſen Widerſpruch ſeiner Ausſagen verurſacht hat.

Gräfin. Herr! wie weit wagen Sie ſich noch mit Ihren Ränken? — Es iſt mir ſchon bekannt, daß Sie ſelbſt Gürgen furchtſam gemacht haben gegen mich: ich vermuthete auch gleich, daß Sie Abſichten dabey haben würden, wie es ſich auch nun zeigt!

Richter. Meine gnädigſte Gräfin.

Gräfin. Gürgens Auſſagen ſind ſich völlig gleich; und es iſt entſetzlich, wie Sie dem Armen Kerl die Worte im Munde verdrehet haben. Lilla iſt ganz unſchuldig, und Ihre Anklage ganz erdichtet.

Richter. Meine gnädigſte Gräfin —

Gräfin. Schweigen Sie! da kömmt der Vorſteher, den will ich hören.

Neunzehnter Auftritt.

Vorſteher. Die Vorigen.

Gräfin.

Seid mir gegrüßt, guter Alter!

Vorſteher. Willkommen, meine gnädigſte Gräfin!

Gräfin. Ich bedaure Euch, daß Ihr ſo gemißhandelt ſeyd.

Vorſteher. Sie werden's wohl ſchon wiſſen, mit Urlaub, gnädige Frau Gräfin, wie ich behandelt bin. Um nichts und wieder nichts, marſch in den Thurm mit dem ehrlichen Vorſtehrr, der ſo lange ein ehrlicher Kerl geweſen iſt, und dieß bißchen Ehre mit in ſeinen Sarg packen wollte; und muß nun noch ein Schelm ſeyn, mit Urlaub; das ſey Gott geklagt! Ich habe, mit Urlaub, noch nie in dem Thurm geſeſſen; dieß iſt das erſtemal: aber ungerechterweiſe, das iſt mein Troſt! denken Sie nur, gnädige Frau Gräfin; ich will Ihnen den ganzen Handel erzählen mit Urlaub —

Gräfin. Gebt Euch zufrieden, Vorſteher, ich weiß alles. Ich weiß, warum man Euch, warum man Lilla verfolgt.

Vorſteher. Nun wenn Sie's wiſſen, gnädige Frau Gräfin; ſo bedenken Sie mal, mit Urlaub; iſt das Recht, ſo mit einem umzugehen? mit Urlaub!

Gräfin. Beruhigt Euch, ehrlicher Alter!

Richter (halblaut). Ehrlich! — aber freylich wenn man Unrecht haben muß —

Vorſteher. Was ſprechen Sie da, Herr Richter? Haben Sie wider meine Ehrlichkeit was einzuwenden? Herr he!

Richter. Da ſehen Ihre Hochgräfliche Gnaden, den Reſpect, den ich immer von ihm erhalten habe. Zuletzt hat er ſich gar an mir vergriffen.

Vorſteher. Ich habe den Reſpect, den ich meiner Obrigkeit ſchuldig bin, nie aus den Augen geſetzt, mit Urlaub. Und, Herr Richter, können Sie mit Wahrheit ſagen, daß ich mich an Ihnen vergriffen habe? mit Urlaub!

Richter. Ja das habt Ihr!

Gräfin. Schweigen Sie, Herr! Sie ſind entlarvt. Ihre verſteckte Bosheit iſt nun offenbar; (Geſellſchafterin und Lilla kommen.)

Zwanzigſter Auftritt.

Geſellſchafterin. Lilla. Die Vorigen.

Gräfin.

Sehen Sie (auf Lilla weiſend) da iſt das Opfer Ihrer Bosheit, Ihrer ſchändlichen Rache. Aber das Opfer iſt noch gerettet!

Vorſteher. Herr Richter, Sie wollten ja der gnädigen Frau Gräfin die Augen öfnen. Thun Sie's doch! damit ſie Ihre Ehrlichkeit beſſer ſehen kann.

Gräfin. Daß ich mich ſo hintergehen laſſen mußte! daß ich an einen Erzböſewicht mein Vertrauen verſchwendete (zum Richter) Wo ſind die Vormundſchaftsrechnungen der Lilla?

Richter. Auf der Gerichtsſtube, meine gnädigſte Gräfin.

Vorſteher. Ja daß Sie auf die Rechnungen kommen; ſtellen Sie ſich vor, meine gnädige Frau Gräfin, mit Urlaub — —

Gräfin. Nur ruhig! Vorſteher, nur ruhig! Ihr könnt mir nichts mehr ſagen, was ich nicht ſchon weiß. (zum Richter) Den Schlüſſel zur Gerichtsſtube!

Richter (giebt den Schlüſſel ab). Befehlen Ihre Hochgräfliche Gnaden, — —

Gräfin. Nichts weiter, als daß Sie ſich morgen aus meinem Gebiete entfernen.

Lilla. Gnädige Gräfin, ich wag es noch Einmal —

Gräfin. Lilla, keine Fürbitte!

Richter. Meine gnädigſte Gräfin, darf ich demüthigſt —

Gräfin. Nichts mehr! Bey meinem Entſchluſſe bleibts. Ich leide keinen Betrüger in meinen Fluren.

Vorſteher. Wie ſich das Ding umkehren kann, mit Urlaub, Herr Richter: (lacht) erſt war ich ein Betrüger, nun kömmts an Sie. Nur mit dem Unterſchiede: ich wars mit Unrecht — —

Gräfin. Meine Unterthanen mir zu tyranniſiren!

Richter. Es waren ſo viel Unordnungen eingeſchlichen —

Gräfin. O, ſchweigen Sie! Sie ſind ein ſchlechter Mann.

Richter. Ihre hochgräfliche Gnaden ſind zu hitzig.

Vorſteher. Was helfen denn nun Verdrehungen? Wer kommt nun am weiteſten? Ich oder Sie, Herr Richter, mit Urlaub?

Gräfin. Das ganze Dorf verabſcheuet Sie, als einen Unterdrücker.

Richter. Ich konnte freilich nicht nach der Pfeiſe verwöhnter Bauern tanzen.

Gräſin. Allgemeine Stimme iſt Stimme der Wahrheit. Hat ein Menſch allgemeinem Haß, der verdient gewiß nicht geliebt zu werden.

Richter. Meine Abſicht war — —

Gräſin. Meinen Unterthanen ihren ſauern Schweis auszupreſſen!

Vorſteher. Und in den Sack damit! mit Urlaub.

Gräſin. Aber ſie ſollen erlöſet werden!

Vorſteher (zum Richter). Die Grube war mir gegraben; aber wer drin fällt, iſt der Herr Richter, und paßt auch drinn, als wenn ſie für ihn abgemeſſen wäre.

Gräſin. Das ganze Dorf hat ſich bey mir beſchwert. Den Armen das Ihrige vorzuenthalten; Unſchuldige zu verfolgen, zu drücken, wenn man ſeinen Zweck nicht erreichen kann; das Recht zu beugen! Iſt das der ehrliche Mann, der ſeine Pflicht nie entweihet? deſſen eiſerne Rechtſchaffenheit gegen alle Beſtechungen ſo unüberwindlich war?

Vorſteher. Meine Ehrlichkeit hat doch länger gehalten, als Ihre, Herr Richter; muß wohl beſſer Zeug dazu ſeyn, mit Urlaub.

Gräſin. Welche Frechheit! unerhörte Frechheit! Görgens Ausſage in meiner Gegenwart zu verfälſchen, und den einfältigen Tropf zur Ausführung der ſchwärzeſten Bosheit zu gebrauchen. — Und warum ſollte denn der Pächter der Schenke, außer der Zeit, aus dem Pacht geworfen werden?

Richter. Es waren zehn Thaler mehr Pacht geboten; und Ihrer Hochgräfliche Gnaden Intereſſe erheiſchte —

Gräſin. O ſchweigen Sie! Auch dieß Stück iſt mir bekannt. Ich habe das Zeugniß des ganzen Dorfes. Und nun wollen Sie ſich hinter mein Intereſſe verſtecken?

Mein Intereſſe heiſcht keine Ungerechtigkeit. Ich weiß es aber ſehr gut: nicht mein Intereſſe; ſondern der Eigennutz dieſes ehrlichen Mannes hier, (auf den Richter) der es mit ſeinen Pflichten ſo gut meint, verlangte die zehn Thaler. — O Sie ſchlechter Mann! Der Schleier iſt von einander geſchlagen; Ihr Charakter ſteht nun in ſeiner Blöße da: haben Sie noch Schaam; ſo fühlen Sie Ihre Schande! — Entfernen Sie ſich, das Brandmal Ihres Andenkens wird bleiben.

Richter. Meine gnädigſte Gebieterin — —

Gräfin. Entfernen Sie ſich, Unwürdiger! Ihr Gehalt ſoll Ihnen auf drei Jahre ausgezahlet werden; nur eine Nacht noch in meinen Fluren, und dann machen Sie ſich fort! (halblaut) Heuchler!

Richter. (macht eine kläglich bittende Verbeugung und verzögert ſeine Entfernung.)

Vorſteher. Nehmen Sie doch die Lehre mit auf den Weg, Herr Richter: Wer andern Gruben gräbt, mit Urlaub!

Gräfin (zum Richter). Sie wiſſen nun Ihren Beſcheid; erwarten Sie keinen andern (ſcheint wegzugehn).

Richter (trotzig vor ſich, daß die übrigen außer der Gräfin es hören müſſen). Ich verachte Ihr dreijähriges Gehalt — (indem ſich die Gräfin umſieht, aber noch nicht gehn will, er aber glaubt, ſie habe ihn gehört, giebt er auf Einmal ſeiner trotzigen Rede die demüthige Wendung:) — ganz und gar nicht, gnädigſte Gräfin. Meinen unterthänigſten Dank.

Gräfin. Den ſparen Sie ſich. (Richter ſchleicht kriechend fort.)

Einundzwanzigſter Auftritt.

Gräfin. Geſellſchafterin. Lilla. Vorſteher.

Gräfin.

Euch, mein lieber Vorſteher, trag ich die Aufſicht im Dorfe ſo lange auf, bis ich die Richterſtelle mit einem würdigern Manne wieder beſetzen werde.

Vorſteher. Danke, gnädige Frau Gräfin, danke unterthänig für das Vertrauen, das Sie in meine Rechtſchaffenheit ſetzen. — Hörſt Du wohl, Lilla, wie ſchön das klingt, ehrlich zu ſeyn? Ja meine Ehrlichkeit will ich mit auf die Reiſe nehmen, wenns hinübergeht, wo man nicht wieder zurückkehrt. Da drüben iſt ſchon mancher wackere Mann, der mir willkommen bieten wird. Höre, Lilla — — Mit Urlaub, gnädige Frau Gräfin, daß ich in Ihrer Gegenwart der Lilla dieſe Vermahnung gebe.

Gräfin. Laßt Euch nicht irren, guter Alter.

Vorſteher. Höre, Lilla, das laß Dir eine unvergeßliche Lehre ſeyn, wie es im Sprichworte heißt: Thue Recht! ſcheue niemand. Es iſt gar ein herrlich Ding, wer ſo gradeaus ſeine Straße durchs Leben gehen kann, ohne Furcht, und braucht keinem auszuweichen; wenn hier ein reines Gewiſſen ſitzt. Das kannſt Du mir glauben, Mädchen, das hab ich erfahren. Hier auf dieſer Stirn hat der Schweiß von mancher heiſſen Aerndte geſtanden: kannſt glauben, Mädchen, ich habe Erfahrung. Wenn ſich's auch nicht gleich belohnt, tugendhaft zu ſeyn: am Ende — am Ende kömmts uns doch zu Gute; wenn der Tod kömmt und den Strich unter unſre Thaten macht und mit uns zuſammenrechnet. Der läßt ſich kein X fürs U machen — Wenn ſie mich lange ſchon zur Ruhe gebracht haben; und ich ſchlafen gegangen bin dort drunten in die kühle, ſtille Schlafkammer; dann denke noch dran, was Dir Dein alter Vetter hier ſagte; Hier auf dieſer Stelle und an dieſem Tage: Thue Recht! ſcheue niemand; und wer Einem denn was anhaben will, der muß zu ſchanden werden. Bleib Du immer das fromme, unſchuldige Mädchen, das Du bisher warſt: ſo haben Gott und Menſchen ein Wohlgefallen an Dir; und ſey dankbar; und vergiß nicht, was gute Menſchen an Dir gethan haben. Der gnädigen Frau Gräfin kannſt Du es nie verdanken, was Du alles ihr ſchuldig biſt. Daß Du allen Menſchen ſo lieb und angenehm biſt; daß Du Dich in alles ſchicken kannſt, das haſt Du alles ihr zu danken. Bedenke das, Lilla, bedenke das! Ich hatte einen alten Vetter — ich hab' ihn nicht anders als im grauen Haare gekannt — der erzog mich; that mir viel Gutes — Gott geb' ihm dafür eine ſchöne Stelle in ſeinem Himmel — Er ſtarb in meinem Arm — Gott weiß, wie mir ward, als er die Augen ſchloß. Ich fühlte, was ich an ihm verlor, einen Freund, einen Vater! Ich hab' oft heimlich an ſeiner Gruft geſtanden, und ihm noch in der Aſche gedankt für alles, (trocknet die Augen) was er mir gethan hat — Mit Urlaub, gnädige Frau Gräfin, ich weine nicht leicht; aber wenn ich auf meinen alten Vetter komme, ſo kann ich die Thränen nicht aufhalten — Noch einmal, Lilla, vergiß die Wohlthaten der gnädigen Frau Gräfin nicht, und ſey dankbar.

Lilla. Wie das meine Seele fühlt, guter Mann, ſo ſagt es kein Ausdruck — Theure Gräfin — —

Gräfin. Lilla, keinen Dank weiter! Mich belohnt das ſtille Gefühl, daß mirs gelang, Dich für die Tugend zu erziehn, deren Glanz Dein Verfolger nicht verdunkeln konnte.

Geſellſchafterin. Wunderbar, Gräfin! Ordentlich als wenn mir das alles geahndet hätte. War ich nicht gleich anfangs wider den Richter?

Gräfin. Es konnte nicht fehlen; ich muſte getäuſcht werden: ich beurtheilte ihn, wie Sie wiſſen, aus einem ganz andern Geſichtspunkte.

Geſellſchafterin. Sehen Sie doch da, Gräfin! Was bedeutet denn das?

Gräfin. Es ſind die Bauern wieder, die ſich auch über den Betrüger beſchweret haben.

Lilla. Und meine Geſpielinnen, meine Freundinnen!

Letzter Auftritt.

Mädchen. Bauern. Die Vorigen.

Chor der Bauern und Mädchen.

Wer unſre Gräfin nicht verehret,
Der iſt nicht unſer Freund,
Fort, fort mit dem! er iſt nicht werth,
Daß Sonn' und Mond ihm ſcheint!
Sie ſchützt uns, wenn ein Schurk uns drückt
Drum leb' unſre Gräfin! ſie lebe beglückt!

Gräfin. Ich habe Eure Klage gerecht gefunden, Kinder, und Eurer Bitt' Euch gewähret. Ihr ſollt nicht länger unter der Tiranney eines eigennützigen, unwürdigen Richters ſeufzen. Ich will keine Sklaven, ich will Unterthanen haben, die mich lieben, und die Pflichten, die ſie mir ſchuldig ſind, gern und willig erfüllen: das bin ich bis jetzt noch von Euch gewohnt und überzeugt. Den Richter hab' ich ſeines Dienſtes entlaſſen, und dem Vorſteher die Beſorgung der Gemeindeangelegenheiten unterdeſſen aufgetragen, bis ich die Richterſtelle werde wieder beſetzt haben. Ihr habt ihn alſo in ſolchen Angelegenheiten um Rath zu fragen — Ich werde die Richterſtelle nicht anders, als mit einem Mann von geprüfter Rechtſchaffenheit, beſetzen, und ihm zugleich die Auflage thun, mir von allem, was vorgeht, auch dem allerkleinſten, Nachricht zu geben; damit ich den Zuſtand meiner Unterthanen immer vor Augen habe. Euch aber ſey es hiermit auf das ernſtlichſte anbefohlen, Eurem Vorgeſetzten Reſpekt und Gehorſam zu leiſten; ſo ſollt Ihr mir liebe Unterthanen ſeyn. Alle Jahr will ich Einmal hier unter freiem Himmel Gericht halten, Eure Klagen hören, ſelbſt unterſuchen und ſelbſt Recht austheilen. Dießmal werd ich mich drei Tage bey Euch aufhalten; und jeder Tag ſoll Euch ein Feſt ſeyn.

Veit. Im Namen dieſer meiner Mitkuſorten, Nachbarn und Gevattern, verſpreche ich Treu und Gehorſam unſrer gnädigſten Gräfin, und für alle Gnade, wie auch, daß wir gehört worden ſind, ſag ich, gleichfalls im Namen der ganzen Gemeinde, ſchönſtens Dank. (an die Bauern) Gevattern und Nachbaren! Es leb' unſre gnädige Gräfin!

Chor der Bauern.

Es leb' unſre Gräfin! ſie lebe beglückt!
Sie ſchütze uns, wenn ein Schurk uns drückt,
Drum leb' unſre Gräfin! ſie lebe beglückt!

Gräfin. Der Böſewicht hatte die Tugend der Lilla mir verdächtig gemacht; allein ſie hat — ich erklär' es hiermit öffentlich — den ſchönſten Sieg über ihren Verfolger davon getragen — Gute Mädchenſeele, Deine Tugend, deren Gold unter den Verfolgungen ſich ſo rein bewährete, belohne Dich mit ihrem beſten Segen. Seelenruh und ſüſſe Zufriedenheit ſey Dein Lohn.

Geſellſchafterin. Dieſer Tag ſoll mir unvergeßlich ſeyn, ſo wie er Dir es ſeyn wird, beſtes Mädchen, ein Tag, der unter allen Deinen Schickſalen immer hervorſtechen wird. Den Kuß der Freundſchaft Lilla. (umarmen ſich.)

Gräfin. Umarme mich, meine Tochter, meine Freundin. (umarmen ſich.)

Vorſteher. So vergiß denn nie, was Dir heute begegnet iſt; und, Lilla! Lilla! (faßt ihre Hand) vergiß nicht, was Dir Dein alter Vetter geſagt hat. Habe immer Tugend vor Augen und im Herzen; ſie läßt nicht zu ſchanden werden; das haſt Du heut zum erſtenmal' erfahren: Du wirſts noch erfahren.

Lilla. Was meine Seele fühlt, iſt unausſprechlich. Dank und Freude füllt mein Herz — ich möchte weinen! — Unſchuld und Tugend, ihr ſanften Töchter des Himmels, euch weihe ich dieß Herz; wachet darüber, und verlaſſet mich nie auf dieſem Lebensgange! Euch dank ichs, daß ich ſo glücklich bin. Euch dank ich dieſe Freuden. O, verlaſſet mich nie!

Schlußgeſang.

Gräfin und Geſellſchafterin zugleich (zu Lilla).

Bosheit mochte Pfeile wetzen,
Deine Tugend zu verletzen,
War ihr ſchärfſter Pfeil zu ſtumpf.
Neidete Deines Sieges Freuden;
Bitter waren Deine Leiden,
Doch erhaben Dein Triumph.

Lilla.

Bitter waren meine Leiden;
Doch erhaben mein Triumph.

Gräfin.

Gutes Mädchen Du warſt ſchuldlos!

Geſellſchafterin.

Armes Mädchen, litteſt ſchuldlos!

Beyde.

Doch der ſchönſte Lohn iſt Dein!

Lilla.

Heil mir! daß ich ſchuldlos litte;
Der Triumph, den ich erſtritte,
Und der Lohn wär nimmer mein.

Chor (an Lilla).

O der Lohn wär nimmer Dein!

Lilla.

Dieſes ſüßen Lohnes freue
Meine ganze Seele ſich.

Gräſin.

Ihre Roſentage weihe
Sanfte Freude nun für Dich!

Chor (an Lilla).

Ihre Roſentage ꝛc.

Chor der Bauern und Mädchen.

Es leb' unſre Gräſin! ſie lebe beglückt:
Sie ſtraft den, der die Unſchuld drückt:
Drum leb' unſre Gräſin! ſie lebe beglückt!

Gräſin (zu den Mädchen).

Lilla iſt nun wieder Euer,
Holde Mädchen, nehmt ſie hin!

Chor der Mädchen.

Lilla war uns immer theuer;
Doch noch mehr als Siegerin.

Gräſin.

Singt von ihr auf Euren Hügeln
Eurer Lieder Harmonie!

Chor der Mädchen.

Und auf ihres Engels Flügeln
Schwebe ſüßer Fried' um ſie.

Alle.

Lilla leb'! auf Engelsflügeln
Schwebe ſüßer Fried um ſie.

Lilla (zu den Geſpielinnen und Bauern).

Durch Unſchuld hab' ich dieſes Heil
Und dieſen Sieg erlangt:
Ihr nehmt an meiner Wonne Theil,
Seid tauſendmal gedankt!

Alle.

Lilla leb'! auf Engelsflügeln
Schwebe ſüßer Fried' um ſie!

Geſellſchafterin.

Der Feind der Unſchuld iſt erlegt!
O, Unſchuld! ſüßes Glück,
Wer dich im frommen Buſen trägt,
Trotzt jedem Mißgeſchick.

Chor.

Wer Unſchuld Dich im ꝛc.

Chor der Bauern und Mädchen.

Es leb' unſre Gräſin! ſie lebe beglückt!
Sie ſchützt die Unſchuld, die man drückt;
Drum leb' unſre Gräſin! ſie lebe beglückt!

Vorſteher.

Wie ruhig kann, wer ſchuldlos lebt,
Bey jedem Sturme ſeyn!
Wer aber Andern Gruben gräbt,
Fällt oft am erſten drein.

Chor.

Wer heimlich Andern Gruben gräbt ꝛc.

Chor der Bauern und Mädchen.

Es leb' unſre Gräfin! ſie lebe beglückt!
Sie ſtraft den, der die Unſchuld drückt
Drum leb' unſre Gräfin! ſie lebe beglückt!

Gräfin.

Die Bosheit wetzte ihren Pfeil;
Doch Unſchuld macht ihn ſtumpf.
Nehmt all' an dieſem Siege Theil!
Und feiert den Triumph!

Alle.

Die Bosheit wetzte ihren Pfeil;
Doch Unſchuld macht ihn ſtumpf;
Sie hatte Sieg, und Glück und Heil:
O, herrlicher Triumph!

Ende des Schauſpiels.

III.

Auszüge.

Vacat.

IV.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

I.

Gemälde von London: ein Fragment.

Straßen-Räuber.

Dreißig bis vierzig Meilen um London wimmeln die Straßen, beſonders ſeit dem amerikaniſchen Kriege, und der darauf erfolgten Truppen-Abdankung, von bewafneten Räubern zu Fuß und zu Pferd. Die Geſetze ſcheinen ſie zu begünſtigen, und es hält ſchwer, ſie gefangen einzubringen, ohngeachtet jedes Kirchſpiel eine Belohnung von 50 Guineen dem Angegriffenen verſpricht, der ſich des Räubers bemächtiget. Die wenige Vorſicht, welche Reiſende brauchen, macht die Räuber noch kühner, alles anzufallen. Wenn ſie ſich, mit dem Piſtol in der Hand, dem Schlag einer Karoſſe nähern, ſo ſind ſie zum voraus verſichert, daß man ihnen den Geldbeutel willig hinreichen wird, und finden ſie das Gewicht des leztern nicht anſehnlich genug, ſo fodern ſie auch noch Uhren und Brillanten, die man ihnen gleichfalls hingiebt, ohne ein Wort zu verlieren.

Gewöhnlich ſind ihrer zwey bis drey; der eine macht ſich an den Poſtillion, und die andern beſetzen die Schläge.

Wenn man dieſe Räuber abſchrecken will, ſo muß man einen oder zwey Musketone, mit recht großen Mundlöchern bey ſich führen, und ſie dergeſtalt im Schlag richten, daß der Lauf von den Räubern wahrgenommen werden kann; alsdenn werden ſie ſich nicht herauswagen, wenn wenigſtens zwey Perſonen in der Poſtſchaiſe ſind; denn ſollte nur ein einzelner Paſſagier darin ſeyn, ſo würde er doch, troz ſeines Gewehres, geplündert werden. Einer nimmt den Poſtillon aufs Korn, um euch in Furcht zu ſetzen, indeß ein andrer auf die Chaiſe zielt; dann wirft man gern ſeinen Beutel hin, um ſich nicht in Lebensgefahr zu begeben. Die Räuber beſuchen die Gaſthöfe und Wirthshäuſer fleißig. Sehen ſie, daß Reiſende bewafnet ſind, ſo folgen ſie ihnen ſelten nach. Man hat die Poſtillons in Verdacht, daß viele von ihnen ſich heimlich mit den Räubern einverſtehn. Die Räuber zu Fuß ſind am meiſten zu fürchten. Auf einigen Stationen iſt man gezwungen bis London zu pränumeriren, aus Furcht, daß einem die Räuber nicht ſo viel laſſen möchten, um in London das Poſtgeld berichtigen zu können.

Bey dem Schutzgatter von Oxford Street, beſuchen die Räuber eine Schenke, die der Policey ſehr wohl bekannt iſt, und die dieſen Herren zum Sammelplatz dient, wo ſie ſich alle Abende ihre Operations-Plane mittheilen. Wenn eine Perſon von Wichtigkeit beraubt worden iſt, und den Räuber zu kennen glaubt, ſo machen die Policeydiener ihre Runde, und wenn ſie den angegebenen Menſchen finden, ſo befehlen ſie ihm, ihnen zu einen Friedensrichter (vor einigen Jahren war es gewöhnlich der bekannte Schriftſteller Fielding) zu folgen. Selten werden ſolche Räuber, wenn man ſie gleich ſtark in Verdacht hat, und weiß, was für ein Handwerk ſie treiben, beym Kopf genommen: erſt müſſen zwey Zeugen beſchworen haben, daß eben dieſer Mann ſie zu der und der Stunde, an dem und dem Orte beraubt habe. Die Räuber ſind verkleidet, und haben wieder ihrer Seits Zeugen, die das Gegentheil bekräftigen.

Eine Perſon, die ſchwört, daß der und der Mann ſie bewaſnet angegriffen und beraubt habe, muß den Proceß fortſetzen, der nicht allein viel Geld koſtet, ſondern auch den Kläger nöthigt, oft vor Gericht zu erſcheinen. Das Geſetz begünſtigt alſo dergleichen Uebelthäter.

Der übertriebene Luxus bevölkert die Stadt mit Müſſiggängern, die genöthigt ſind, das Spitzbubenhandwerk zu treiben, weil ſie nicht wiſſen, was für Arbeit ſie ergreifen ſollen, um ſich fortzubringen.

Die kupfernen Klopfer an den Thüren, die gewöhnlich 12 bis 15 Schillinge koſten, werden des Nachts geſtohlen, wenn die Magd vergißt, ſie abzuſchrauben. Kinder von zehn Jahren ſtehlen auf öffentlicher Straße, und die Mädchen von der gefälligen Sorte, von welchen es in London überall wimmelt, ſind ebenfalls geſchickte Beutelſchneiderinnen. Die Policey bekümmert ſich zu wenig um die Ruhe und Sicherheit einer großen Stadt.

Franzoſen zu London.

Die Pariſer ſind ſeit einiger Zeit von der Sucht befallen, London ſehn zu wollen. Sie kommen ganz begeiſtert an, und reiſen nach vierzehn Tage wieder ab voller Verdruß, nichts als breite und gerade Gaſſen geſehn zu haben. Dies ungeduldige und unruhige Volk, das gewöhnlich nicht ein einziges Wort engliſch ſprechen kann, tadelt alles ohne Grund, verwirft alles, was es noch nicht einmal kennt, und glaubt, daß außer **Paris** kein Heil zu finden ſey.

Ein Pariſer, der keine Poſtſchaiſe hat, muß mit der **Turgotine** nach **Boulogne** oder **Calais** gehn. Die Ueberfahrt von **Boulogne** nach **Dower**, geſchieht im Sommer ſchneller als von **Calais** nach **Dower**.

Die Paketboote, die täglich hin und her gehn, ſind ſicher, und ihre Kapitaine ſind bekannt. Die von **Calais** nach

Dower ſind engliſche. Sie fodern nur einen halben Karolin für die Perſon, aber ſie wiſſen euch zu ſchnellen, indem ſie euch noch eine Meile vom Lande auf der See, in die Schaluppe zu ſteigen nöthigen, wenn ihr nicht mit dem Kapitain überein gekommen ſeyd, euch auf ſeine Koſten und Gefahr ans Land zu ſetzen. Man kann auch für fünf oder ſechs Karolinen ein Paketboot auf ſeine eigene Hand miethen, mit der Klauſel, daß es euch am Lande oder im Hafen, ohne weitern Nachſchuß, ausſetzen muß.

Man muß den Matroſen ein Trinkgeld von ein paar Thalern geben, ſonſt werden die Felleiſen, Nachtmützen, Stöcke, Piſtolen, Lebensmittel, und ſonderlich die Burgunder Flaſchen, unſichtbar. Langt man endlich im Hafen an, ſo wird man von Neugierigen, von Viſitatoren, Zollbedienten, und engliſchen und franzöſiſchen Gaſtwirthen umringt. Herr **la Combre** empfiehlt ſeinen franzöſiſchen Landsleuten einen gewiſſen Herrn **Marié**, den er als einen großen Mann von gutem Anſehn, und ehrlichem Karakter beſchreibt, der einen zum Zollhauſe begleitet, und bey Durchſuchung des Gepäckes zugegen iſt.

Giebt man dem Viſitator, wenn er allein iſt, einen viertel Karolin, ſo fertigt er euch ſehr geſchwind ab, wenn ihr nicht in dem Verdacht ſteht, verbotene Waaren bey euch zu führen.

Herr **Marié** übernimmt auch die Bezahlung der Träger eures Gepäckes, und die übrigen kleinen Schifs-Unkoſten; bey Herrn Marié trinkt man Thee, und durchſtreicht, bis es Abendeſſen-Zeit wird, die Stadt und den Hafen; hierauf ſezt man eine Stunde nach Mitternacht ſeinen Weg in Herrn Marié's Landkutſche, oder mit der Poſt, weiter fort. Sind drey Reiſende beyſammen, ſo iſt die Poſt der geſchwindeſte und wohlfeilſte Weg. Die Landkutſche koſtet zwanzig Schillinge, und das Pfund Gepäcke vier franzöſiſche Sols. Magd, Aufwärter, Kutſcher, Frühſtück und Mittageſſen kommen auf zwölf bis funfzehn Schilling dieſen Tag; man kann alſo ohngefähr drey Karolinen Unkoſten von **Dower** bis **London** rechnen. Hat man kein beſtelltes Quartier, ſo findet man zu London, wo die Landkutſche einkehrt, leicht Nachricht von Quartieren, und den andern Tag ſpeiſet man entweder in der **Kanone** in **Germain-ſtreet**, **Piccadilly**, oder in **Eagle-ſtreet**, zu den ſieben Sternen, wenn die Mahlzeit nur einen Schilling koſten ſoll. Beyde Wirthe ſind Franzoſen und Reiſenden zu empfehlen. Man kann auch bey Madam **Hamilton**, ohnweit dem **Park St. James** wohnen, welche ein anſtändiges und reinliches Haus hält, und wo der Tiſch ſehr gut iſt. In **Hedge-Lane**, **Charing-Croß**, findet man die venetianiſche **Küche**, wo man für vierzehn engliſche Pfennige zu Mittag ſpeiſt. Der Florentiner- und Porto-Wein, zwey Schillinge die Flaſche, iſt ſehr gut. Dieſes Wirthshaus wird von den Italienern und Franzoſen ſehr geſchätzt. Man trift da immer eine ausgeſuchte Geſellſchaft an; der Wirth ſpricht franzöſiſch, italieniſch und engliſch. Es iſt ein ehrlicher und gefälliger Mann.

Madam **Correge**, in der **Suffolksſtraße**, ohnweit dem **Heymarket**, vermiethet ſehr niedliche und reine Zimmer, und um billige Preiſe. Es giebt auch Hotels, wo Bäder angebracht ſind, eins in **Germain-ſtreet**, **Piccadilly**, bey **H. Leonard**, und eins in **King-ſtreet**, **Buryſtreet** gegenüber, **St. James'sſquare**: aber es iſt in dieſen Hotels ſehr theuer leben. Am beſten thut man, meublirte Zimmer bey Bürgersleuten zu nehmen, die alle ſehr gefällig gegen Fremde ſind, und für eine halbe Guinee die Woche, kann ein lediger Menſch ſchon ſehr artig im zweyten Stock, in **Vine-ſtreet**, **Piccadilly**, wohnen. Die Logis ſind im Winter theurer als im Sommer.

Um allen Verdrüßlichkeiten mit den Zöllnern auszuweichen, thut man am geſcheutſten, gar keine Waaren bey ſich zu haben; man muß ſich auch wohl in acht nehmen, wenn man unterwegens eine Guinee wechſelt, keine falſchen Schillinge mit zu bekommen; ſie ſind ſo gemein, und die Guineen ſind ſo leicht oder verfälſcht, daß es faſt unmöglich iſt, nicht von den Engländern aus den niedrigen Klaſſen betrogen zu werden. Die Juden kaufen die falſchen Schillinge, um ſie friſch zu überſilbern, und von neuem in Handel und Wandel zu bringen, und die Polizey hat nicht im geringſten darauf Acht.

Der Weg von **Dower** nach **London** iſt gut unterhalten, und ſehr breit, die Dörfer ſind alle ſehr ſchön, und verkündigen den herrſchenden Wohlſtand; das Land iſt gut angebaut, es wimmelt von Rind- und Schaaf-Vieh, die alle groß und gutgefüttert ſind; der Bauer iſt wohlgekleidet, und man ſieht's ihm an, daß ihm nichts abgeht. Ueberall ſtößt man auf Fuhrwerke, und die Pferde laufen mit einer Geſchwindigkeit, der nichts gleich kömmt. Die Engländer behandeln ihre Pferde mit Freundlichkeit; ſie gehorchen der Stimme des Kutſchers, und machen halte, oder ziehen an, wenn er mit dem Abſatz des Stiefels das geringſte Zeichen auf das Fußbret ſeines Bockes giebt. Der Franzoſe hingegen iſt der Henker der Pferde; er ſchlägt ſie beſtändig, und ſchreyt wie ein Narr.

Für den Fußgänger iſt durch ganz England geſorgt. Selbſt auf den entfernteſten Heerſtraßen, und in den engſten Wegen iſt eine erhabene Fußbank zum Gehen angebracht, die immer trocken iſt, und alle Jahre ausgebeſſert wird. Aber man trift wenige Wanderer zu Fuß an, denn ſelbſt der ärmſte Engländer kann immer noch ſeinen Sitz auf dem Kaſtendeckel der Kutſchen und Diligenzen bezahlen, die man Dutzendweiſe von Dorf zu

Dorf antrift. Moritz giebt in ſeiner Reiſe, die er zu Fuß durch einige Provinzen Englands that, einen Beweis ab, wie wenig man ſich aus einem Fußgänger zu machen pflegt, und wie ſchwer es für ihn hält, in einer Herberge unterzukommen; doch wird auch ſeine Beſchreibung der Beſchwerlichkeiten einer Fahrt auf dem Dekkel gewiß jeden Ausländer abſchrecken, ſie zu wagen.

Die breiten Felgen der Fuhrmannskärrn-Räder, die gewöhnlich drey eiſerne Reiſe, und zwölf bis achtzehn Zoll Breite haben, ebenen und walzen die Wege. Dieſe Laſtwagen ſind gewöhnlich mit acht ſtarken Pferden beſpannt. An jedem Schlagbaum wird etwas für die Unterhaltung der Wege bezahlt. Zu London erlegt man des Sonntags die Taxe doppelt. Man bezahlt aber nur Einmal des Tages, und wer des Morgens hinausgefahren iſt, bezahlt des Abends beym Rückwege nichts. Fußgänger bezahlen nirgends, ausgenommen auf der Brücke der Black-Friars.

Bey allen Gaſthöfen auf dem Lande giebt es Schwemmen und Tränken für die Pferde. Alles zeugt von Reinlichkeit, Wohlſtand und Bequemlichkeit. Die Zeitungen liegen, ſelbſt in den kleinſten Schenken auf dem Tiſch, wo man zu jeder Zeit zu eſſen und zu trinken und ſehr gute Betten findet.

Die zinnernen Töpfe ſind ſpiegelblank, und die Schüſſeln und Teller, Gabel und Meſſer eben ſo glänzend, als wenn ſie erſt aus dem Laden kämen. Die ſchönſten und reichſten Wirtshäuſer in Frankreich, ſelbſt die Languedokſchen, kommen dieſen nicht bey. Das Geſinde wartet mit einer Aufmerkſamkeit und einer ehrerbietigen Stille auf, deren kein Franzoſe fähig iſt, ſelbſt wenn ſie ihm durch einen königlichen Befehl eingeſchärft würde.

Ein Fremder muß ſich das Vergnügen machen, alle Plätze in London, und ſonderlich das Weſtminſterviertel zu durchſtreichen, das größer iſt, als Paris. Man zählt über zwanzig ſehr geräumliche Plätze, lauter Vierecke, die mit lauter ausnehmend ſchönen Häuſern umbaut ſind, denn es giebt hier keine Hôtels mit großen Thorfarthen. Dieſe prächtigen Plätze, z. B. **Grosvenoer**, werden entweder durch Bildſäulen zu Fuß und zu Pferde, oder durch Obelisken, oder durch Waſſerbecken und Luſtgebüſche geziert, die durch eiſerne Gitter verſchloſſen werden, wozu die Anwohner des Platzes den Schlüſſel haben, und bey ſchönem Wetter daſelbſt ſpazieren gehn, welches nie nach dem Oktober zu geſchehn pflegt, weil alsdenn ein dicker Nebel beſtändig über dieſer Hauptſtadt liegt. Deswegen hat man die Gaſſen eben ſo breit gemacht. Wenige Städte ſind ſo gut gewäſſert als **London**: alle Gaſſen ſind gewölbt, und haben einen Abzug, der ſich in die Themſe leert. Jedes Haus hat eine Röhre, oft zwey, in der es nie an Waſſer fehlt. Das Waſſer verdirbt in den hölzernen Röhren, allein der Engländer trinkt niemals davon.

Zu welcher Zeit man nach London kommen muß.

Ein Fremder muß im April in **London** eintreffen; er genießt alsdenn aller Winterluſtbarkeiten bis zum zwanzigſten, oft bis zum dreyßigſten May. Die meiſten Fremden kommen im Julius, Auguſt und September an, und klagten über das wenige Volkreiche, und über die Stille, die in dem ſchönſten Viertel dieſer ungeheuren Stadt herrſcht, wo die Gaſſen breit, lang und nach der Schnur gezogen ſind, und Bänke für die Fußgänger von acht, zehn Fuß Breite haben.

Engländer von Stande gehn den Tag nach dem Geburtsfeſt des Königs, welches den 4. Junius fällt, auf ihre Landgüter. Die Straßen ſind dann, auf eine große Strecke, um den Aufenthalts des Hofs her, wie ausgeleert. Man kann die Waggen und faſt die Vorübergehenden zählen. Hingegen die, von dem St. James Viertel entfernte, City, gleicht beſtändig einer, vom Handel geſeegneten und belebten, Stadt, ob man gleich geſtehn muß, daß ſeit dem amerikaniſchen Krieg dieſe reiche Stadt, die Königin der Meere, nicht mehr iſt, was ſie 1760 war.

Partheyiſche Engländer behaupten, daß London 1,200000 und 180,000 Häuſer begreiſe, wovon die meiſten 2 bis 3 Stockwerke haben. Es iſt ausgemacht, daß London die volkreichſte und ausgebreiteſte Stadt von Europa iſt. Sie hat über ſechs engliſche Meilen in der Länge, und drey in der Breite: dies macht die Stadt für Leute, die Geſchäfte haben, zu beſchwerlich, und die Policey kann nicht in allen Vierteln ſo beobachtet werden, wie ſie ſollte.

Ohngeachtet der lobenswürdigen Verſchwendung von Laternen, die man ſelbſt in den engſten und abgelegenſten Winkeln und Gaſſen angebracht hat, ſieht man doch nicht gut auf den Fußbänken. Die Laterne iſt nicht über ſieben oder acht Fuß erhaben, aber ein einziger Pariſer Reverbère erleuchtet beſſer und weiter, als zwölf Londner Laternen. In vielen Gaſſen werden die Laternen ſchon anderthalb Stunden vor Nachtszeit angezündet, und eben dieſe Laternen brennen noch früh um fünf Uhr des Sommers, und um neun Uhr des Winters.

Die Stadt wird des Nachts von zwölf bis 15,000 alten Männern bewacht, die man Watchmen nennt. Sie rufen von Stunde zu Stunde, was für Wetter es iſt, wecken des Morgens die Reiſende und die Leute, die dringende Geſchäfte haben, und ſchlagen an alle Thüren und Fenſtern, um zu ſehn, ob ſie verſchloſſen ſind. Hat die Magd vergeſſen, ein Fenſter oder die Hausthüre zuzumachen, ſo zahlt ſie der Nachtwache etwas, zu einem Krug Bier.“ Die meiſten von dieſen alten Männern, führen einen Hund bey ſich; die, welche in den Vorſtädten und umliegenden Gegenden wachen, ſind mit einem Spieß oder dicken Knüttel bewafnet, um ſich gegen die Spizbuben vertheidigen zu können; ſie haben auch in ihrem Wachhäuschen eine Schnurre oder Glocke. Wenn ſie angefallen oder beſchimpft werden, oder wenn man ſie zu Hülfe ruft, ſo ſchnurren oder läuten ſie ſtark, dann verſammeln ſich alle Wächter in Haufen, und es iſt unmöglich den Stöcken oder Hunden zu entrinnen. Der Gefangene wird in die Wachſtube, und den andern Morgen vor den Friedensrichter gebracht. Spendirt man eine halbe Guinee an den unerſchrockenſten und abgefeimteſten von dieſen Wächtern, ſo kann man ſich darauf verlaſſen, ſeine Freyheit zu erhalten, und wenn man einen Mord begangen hätte. Dieſe Wächter werden aus dem niedrigſten Pöbel genommen; das Kirchſpiel bezahlt ſie alle acht Tage, und hält ſie auch in Laterne und Licht frey. Ihre Accidenzien allein belaufen ſich des Nachts über zwey Schillinge.

Der großen Anzahl dieſer Wächter ohngeachtet, brechen die Diebe Fenſtern und Thüren faſt unter ihren Augen auf, und räumen ein ganzes Haus aus; dies pflegt ſonderlich im Sommer zu geſchehn, wo über 10,000 Eigenthümer ihre Häuſer bloß der Bewachung einer alten Frau überlaſſen, und viele, ſelbſt reiche, Engländer, wenn ſie auf das Land gehn, ihr beſtes Geräthe mitnehmen, und das Uebrige dem Ohngefähr Preiß geben.

Sonntags-Bemerkungen.

Nichts iſt trauriger und langweiliger als der Sonntag, ſowohl in der Stadt London als auf dem Lande. Die Schauſpielhäuſer ſind verſchloſſen, und die Schenken und Gaſthöfe, werden bloß den Kunden um gewiſſe Stunden, und mit vieler Vorſicht geöfnet. Spiel, Tanz, Muſik ſind unterſagt. Selbſt die politiſchen Zeitungen, der ewige Leckerbiſſen der Engländer, leiden einen Stillſtand. Die Wegegelder an den Schlagbäumen ſind um ein Drittheil erhöht, und ganz London iſt gezwungen, wenn es ſchönes Wetter iſt, im Park umherzulaufen, oder ſich des Nachmittags von fünf bis neun Uhr in die benachbarten Schenken der umliegenden Gegend, zu beſuchen, um ſich dort traurig an Thee oder Bier zu laben, ohne mit ſeinem Nachbar zu ſprechen. Die großen Jahresfeſte bringen eine Verſtärkung von Traurigkeit mit ſich, die einen Fremden vollends bang macht. Die Engländer ſind ſehr glücklich in Verfertigung von Karrikaturen, oder überladenen Bildern, die alle Stände beluſtigen, und deren treffende Wahrheit immer gefällt. So wurden 1776 die Gähnenden Kupferſtiche hitzig aufgekauft. Der Liebhaber gähnte bey ſeiner Geliebten, der Trunkenbold bey ſeinem Kruge, der Prediger gähnte mit allen ſeinen Zuhörern. Man hat ſogar am Galgen den armen Sünder, ehe er den gefährlichen Sprung that, gähnen, und die ganze Verſammlung in ein Chor von Gähnen ausbrechen ſehn.

Ein ſolches Volk, das in dicke Luft und Steinkohlendampf eingehüllt, und von Bier und Butter wie eine Blaſe aufgebläht iſt, ſollte billig an den Sonntagen öffentliche Vergnügungen und Zerſtreuungen haben, um ſeine Traurigkeit und natürliche Langeweile zu zerſtreuen. Wenn der Kaffe einen niedrigern Preiß hätte, und auf den Portwein keine Acciſe gelegt wäre, ſo könnte vielleicht das Volk in dieſen beyden Getränken, vorzüglich aber in dem leztern, Mittel zur Aufheiterung finden.

Engliſcher Adel.

Der engliſche Adel iſt, ohne Widerſpruch, der unterrichtetſte und aufgeklärteſte in ganz Europa. Er iſt der

eine

einzige, der mit Nutzen reiſet, und den man in allen Ländern antrift. Er hat einen angebornen, leidenſchaftlichen Hang für Künſte und Wiſſenſchaften. Die Sammlungen von Antiken und Gemälden, die in mehr denn 150 Luſtſchlöſſern und Landhäuſern zerſtreut ſind, beweiſen zur Gnüge den entſchiedenen Geſchmack der Engländer an den ſchönen Künſten.

Geiſtesgaben und beredter Patriotismus bahnen den Weg zu den höchſten Ehrenſtellen und Würden. Auch können wenige andre Nationen ſo viel ausgezeichnete und preißwürdige Schriftſteller in allen Fächern der Wiſſenſchaften, und in der Dichtkunſt und Weltweisheit, aufweiſen. Dieſe Nation iſt es, die einen ewigen Tempel der Freyheit errichtete, welche ohne den ſtandhaften und unerſchrockenen Muth der ſtolzen Britten, gar bald von der Erde verbannt ſeyn würde. Hier thront dieſe Gottheit, zu der die Sterblichen ſtehn, hier herrſcht ſie in Sicherheit, und ihr heiliges Feuer läßt den entfernteſten Küſten die Hofnung leuchten, vielleicht auch einſt ihres Glücks theilhaftig zu werden! Alle Völker ſind deswegen gränzenloſen Dank dieſer ſtolzen und herzhaften Nation ſchuldig, daß ſie ſechs Jahrhunderte wider den Zwang der Tyranney kämpfte, um an den ſeeligen Ufern der Themſe dieſer wohlthätigen Göttin einen Sitz zu verſchaffen.

Der Engländer von Stande iſt auf ſeinen Reiſen prächtig aus Grundſätzen und haushälteriſch daheim in ſeiner Wirthſchaft; aber großmüthig, Enthuſiaſt, und verſchwenderiſch, wenn es auf das Wohl und die Ehre ſeines Vaterlandes ankommt.

Moden.

Der Hut hebt die Schönheit des „Teint's“ der Engländerinnen, deren friſches Ausſehn Zeuge ihrer Geſundheit iſt. Es iſt eine Roſe, die ſich zu entfalten und mit den erſten Sonnenſtralen zu färben anfängt. Das Spiel dieſes Hutes, der täglich neuen Veränderungen unterworfen iſt, giebt den Brittinnen ein ſchelmiſches und belebtes Anſehn, das ihnen ſonſt nicht natürlich iſt, und macht ſie oft ſchöner ſcheinen, als ſie in der That ſind. Auch bringen ſie ganze Stunden zu, ihn recht aufzuſetzen, und mit Blumen, Bändern und Flor zu garniren, die im Winde flattern.

Zu ihren Schuhen bedienen ſie ſich aller Arten von Farben; die Abſätze ſind ſpitzig und hoch; ſie ermüden und ſchwächen die Nerven, und ſetzen ſie öfters aus, einen falſchen Tritt zu thun, ſonderlich wenn ſie ihre beſchlagenen Ueberklappen, oder Patin's nach ſich ſchleppen, welches ein betäubendes Geklapper verurſacht. Die Röcke ſind auſſerordentlich lang, und gehn bis auf die Schuhe herunter. Der Wuchs iſt ſchmächtig, und die Tracht nicht minder ſchlank. Oft trift man alle vier-Farben in dem Anzuge eines Frauenzimmers an. Die Mannsperſonen ſind ſauber und einfach gekleidet.

Hoſenband-Orden.

Der Orden vom Hoſenband, auf engliſch Order of the Garter auf lateiniſch Periscelidis Ordo, wurde von Eduard III. im Jahr 1345 geſtiftet. Als dieſer Fürſt einmal zu Windſor mit der Gräfin Salisbury tanzte, ließ dieſe Dame eins von ihren Strumpfbändern fallen, welches dunkelblau war. Der König hob es mit den Worten auf: Hony ſoit qui mal y penſe. „troz ſey dem geboten, der was Böſes dabey denkt!“ Der heil. Georg wurde zum Schutzpatron erkohren. Den 23. April halten die Ritter zu Windſor Kapitel. Das Band iſt vier Zoll breit, und an dem Ende hängt eine goldene Kette, mit des Schutzheiligen Bildniß. Der Orden beſteht aus 26 Rittern, den König mit einbegriffen.

Orden vom Bath, oder Bad.

Heinrich IV. von England ſtiftete den Orden vom Bath 1399. Seinen Namen hat er daher bekommen, weil die Ritter genöthigt waren, ſich den Tag vor ihrer Aufnahme zu baden. Georg I. erneuerte den Orden 1725, und ernannte 36 Ritter. Das Band iſt roth und trägt eine goldene Schaumünze mit drey Kronen, In uno tria juncta.

Schottiſcher Diſtel-Orden.

Dieſer Orden, den man auch unter dem Namen des heiligen Andreas kennt, wurde von Jacob IV. geſtiftet und wieder hergeſtellt, und in der Folge durch Georg I. erneuert. An einer goldenen Kette hängt das Bildniß des heiligen Andreas, nebſt einem Andreas-Kreutz, und man lieſt, nemo me impune laceſſit. Das Band iſt grün, und drey Zoll zehn Linien breit.

Freyheiten der Lords.

Ein Lord iſt der natürliche Richter eines andern Lords; der Hof kann niemanden davon ausſchließen. Die zu Fällung eines Urtheils berufenen Lords legen keinen Eyd ab, wie die Richter in peinlichen Fällen. Sie ſprechen auf ihre Ehre den Angeklagten ſchuldig oder frey; aber ihr Urtheil muß, wie bey den Richtern, einſtimmig ſeyn.

Es giebt wenige alte Familien unter den heutigen Lords. Die Könige haben, ſeit einem Jahrhunderte, zu viele dazu gemacht. Das Verzeichniß beläuft ſich auf 240.

So grob das gemeine Volk iſt, ſo hat es doch die größte Ehrfurcht vor den großen Herrn und vor den Ladys, ſowohl auf dem Lande als in der Stadt.

Man kann, ohne Schmeicheley, behaupten, daß die großen engliſchen Herrn alle Achtung, ſowohl wegen ihrer erworbenen, mannichfaltigen Kenntniſſe und Liebe für die Künſte, als auch hauptſächlich wegen ihres herablaſſenden Betragens gegen alle Fremde verdienen, wodurch ſie ſich von dem hohen Adel des ganzen übrigen Europas auszeichnen, der gemeiniglich zu eingebildet auf ſeine Titel und Vorrechte iſt, und den Bürger und den gemeinen Mann zu gering ſchätzt.

Regierungsform von London.

Die Stadt London iſt in ſechsundvierzig Diſtrikte oder Viertel abgetheilt, deren jedes einen Schöppen zum Oberhaupt hat. Er wird von den Bürgern gewählt, und die ſechsundzwanzig Schöppen erwählen den Lord-Mayor. Seine Gerichtsbarkeit erſtreckt ſich bis vierzig Meilen auf dem Fluß. Er iſt der erſte Richter von London, er citiret oder läßt aus eigner Gewalt alle die einſperren, die etwas in ſeinem Jurisdictions-Sprengel verbrochen haben.

Bey der Königs-Krönung verwaltet er das Amt des Ober-Schenken. Wenn er in Cermonie ausfähret, befindet er ſich in einem prächtigen Wagen. Er trägt ein Gewand von Purper, und eine goldene Kette, mit einem Edelſtein. Eine große Menge Officiere und Conſtable begleiten den Wagen.

Die beyden Sheriffs ſind Magiſtratsperſonen, die das Recht haben, die Geſchwornen der Bürgerſchaft zu citiren, von denen ſie am St. Johannis Tag gewählt werden.

Der Chamberlan hat ein großes Anſehn, er wird ebenfalls von den Bürgern gewählt. Der Schatz der Stadt, die für die Wayſen beſtimmte Gelder, und die Verordnungen und Geſetze der Meiſter und Lehrlinge, ſind ihm anvertraut.

Der große Rath beſteht aus 236 Bürgern, welche die Stadt London vorſtellen. Sie bilden das Haus der Gemeinen, die Aldermen das Haus der Pairs, und der Lord-Mayor den König vor. Dieſe drey Corps der Bürgerſchaft entwerfen die Municipal-Geſetze, die ſeit mehr denn vier Jahrhunderten von allen Bürgern befolgt und geehrt werden.

Die Geſchwornen der Bürgerſchaft ſind die, welche, nachdem ſie als Lehrlinge einregiſtrirt worden ſind, in den verſchiedenen Gemeinden und Corporationen aufgenommen werden. Sie belaufen ſich auf 9000, und haben das Recht, bey der Wähl der Magiſtratsperſonen und Mitglieder des Parlaments, ihre Stimmen zu geben.

Regierungsform von Weſtminſter.

Der Großmeiſter, der immer ein großer Herr iſt, wird von dem Kapitel erwählt und beſtätigt: dieſes Amt wird lebenslänglich bekleidet. Er wählt ſich einen Deputirten.

Der **High-Baillif** iſt das Haupt der übrigen **Baillifs**, und dirigirt die Parlementswahlen.

Die Strafgelder und Confiſcirungen gehören ihm von Rechtswegen. Der Groß-Conſtable iſt das Haupt der andern Conſtable, die eine große Anzahl ausmachen.

Auſſerdem giebt es noch vierzehn Bürger, deren jeder einen Kollegen hat, und die in ihrem Diſtrict eben des Anſehns als die **Aldermen** genießen.

Erziehung.

Erziehung, Religion, Schauſpiel und die am meiſten geleſenen Bücher unterhalten den düſteren Ton der Nation. Wenige Geſellſchaft, Art zu leben, Speiſen, Sucht ſchnell ſein Glück zu machen, und Geſchäftigkeit, die nothwendige Folge dieſer Sucht, formiren den rauhen und harten Karakter des Engländers, der nicht gereiſet iſt.

Die Kinder werden bey den Eltern, ohne den mindeſten körperlichen oder Geiſtes-Zwang, erzogen. Die Engländer denken über dieſen Punkt vernünftiger als wir. Aus dem elterlichen Hauſe kommen ſie, im acht- oder neunten Jahre, in zahlreiche Penſions- oder Schulanſtalten. Hier werden ſie bis ins zwölfte oder vierzehnte Jahr in den Anfangsgründen des Schreibens, des Rechnens und der Sprachen unterrichtet.

Man thut ſie hierauf in das Collegium von **Weſtminſter** oder **Eton**, und von da nach **Oxford** oder **Cambridge**. Dieſe Univerſitäten, ſo berühmt ſie ſind, und ſo viele Lehrer ſie auch beſitzen, bilden doch nur wenige ausgezeichnete Subjekte. Wenn ſie dieſe klöſterliche Gefängniſſe verlaſſen, wo ſechs Jahre halb mit Ferien, und halb mit Trinkgelagen und Schulſtaubeinſchlucken hingehn, ſo werfen ſich die jungen Herrn, Hals über Kopf, in den Wirbel der Welt, oder ſie reiſen, unter dem Vorſpann eines ſchweizerſchen Kammerdieners, oder eines pedantiſchen Geiſtlichen, die ihren Telemach von Stadt zu Stadt, von Markt zu Markt ſchleppen, und ihn oft nach vier Jahren eben ſo unwiſſend, und oft noch verderbter als zuvor, zurückbringen. Reiſet der junge Engländer allein, ſo ſind ſechs Monate Aufenthalt zu Paris hinreichend, ſeine Geſundheit, ſeine Sitten und ſeinen Beutel zu ruiniren. Er muß alsdenn ſeinen väterlichen Heerd, wider ſeinen Willen, wieder aufſuchen, und wenn man ihn frägt, was er auf Reiſen gelernt habe? ſo weiß er euch nichts, als die vollſtändige bunte Liſte der Wirthe, Moden, Glücksritter und H — n vorzulegen. Oft wundern ſich die Fremden, ganze Cohorten engliſcher, oder ſich ſo nennender, Herrn anzutreffen, die ſich blos durch ihre Streiche und Schulden bekannt machen. Allein es giebt auch rühmliche Ausnahmen; es giebt **Cheſterfielde**, **Bolingbroke**, **Shaftsbury**, **Walpole**, **Temple**, **Hume**, **Stanhope**, **Sherlocke**,

locke, **Brydone** ꝛc. u. ſ. w. die uns jene Beiſpiele des groſſen Haufens vergeſſen machen, und Deutſchland, Frankreich, Italien haben eine Menge junger Britten ihre Städte durchwandern ſehn, die ſich eben ſo ſehr durch Kenntniſſe als durch ihre Sitten und Artigkeit auszeichneten. Man unterſcheidet leicht den Engländer von Verdienſt, der reiſet, um zu lernen.

Die Erziehung der Mädchen, die überall vernachläſſigt, oder der Natur zuwider behandelt wird, iſt in England den Vorurtheilen weniger als anderswo unterworfen.

Bevölkerung.

Die Volksmenge würde in England beträchtlich leiden, wenn es gezwungen wäre, funfzehn Jahre Krieg, ohne den Beiſtand der Ausländer zu führen, die das Land bevölkern, und den amerikaniſchen Kolonien zu ihrem Wachsthum verholfen haben.

Die Marine, welche die furchtbarſte von ganz Europa iſt, ſchadet der Bevölkerung; der Skorbut, der unter dem Schifsvolk auf langen Reiſen einſchleicht, pflanzt ſich fort, und erzeugt jene Krankheiten, die zu London und in allen engliſchen Seehäfen ſo gemein ſind.

Es giebt wenig Städte, wo man mehr Kinder auf den Gaſſen ſpielen, und mit ihren Hofmeiſterinnen ſpazierengehn ſieht. Dieſe überall ſo zahlreiche Kinder-Menge macht für den fühlbaren Fremden eines der intereſſanteſten Gemälde aus. Die Engländerinnen ſtillen ihre Kinder ſelbſt, ſie verdienen den ſchönen Namen, Mutter, zu führen, den man ſo wenig zu Paris kennt, wo Egoismus und Koketterie, aus allen Frauen von gutem Ton Griſetten gemacht haben.

Engliſche Kirche.

Die engliſche Kirche iſt die herrſchende. Zwey vom dem Könige ernannte Erzbiſchöfe, und eben ſo viele Biſchöfe ſtehn ihr vor. Die Geiſtlichen ſind meiſtens verheyrathet.

Der Erzbiſchof von Canterbury reſidirt zu London, in einer angenehmen Lage an der Themſe, Weſtminſter gegenüber. Er iſt der oberſte Biſchof der Kirche. Dreiſſig Doctoren formiren ſein Tribunal, und erkennen in Eheſachen, Eheverſprechungen und Eheverträgen; ſie erkennen auch, vermittelſt Appellirung, in den Ausſprüchen, die von den Richtern der Biſchöfe des Canterburiſchen Sprengels gefällt worden ſind, und von ihnen kann wider an ein andres Tribunal im Hauſe der Pairs appellirt werden.

2.

Denkmale am Lebenswege.

Remember, Man: the univerſal Cauſe
Acts not by partial, but by gen'ral Laws;
And makes what Happineſs we juſtly call
Subſiſt not in the good of one, but, all!

Pope.

1. Beruhigung.

Allvater iſt der Ewige! Er hat die Lebensaugenblicke des Würmchens gezählt, wie die Lebenstage des Menſchen, wie die Lebensjahrhunderte des Engels!

Sonnen, Monden und Erden, zahllos wie Meeresſand, kreiſen unter dem Vaterblick des Ungedenkbaren. Er umfaßt mit unermeßlicher Liebe ſie alle. Ohne ſeinen Willen entquillt kein Lichtſtral der Sonnen, ſondert ſich kein Stäubchen von den Monden und Erden.

Kein Haar fällt von eurem Haupte, ohne den Willen eures Vaters im Himmel, ſprach der Allerheiligſte, und es ward Licht in der Seele des Schwermüthigen.

Worte des Lebens, mein Herz verſteht euch! Ich will mein Haupt erheben durch die Nacht, dulden und hoffen, und ſelbſt meiner Thränen mich freuen. Denn keine Thräne fällt von meinem Auge, ohne den Willen meines Vaters im Himmel!

2. Am Ziele weht Vollendung.

Es iſt ein hohes Ziel, dem ich entgegenſtrebe, und wenige ſind, die es erringen; denn der Pfad hinauf iſt ſteil, und hat der Dornen und Klippen viel!

Lange ſtand ich unten im Thal, und meine Seele ſehnte ſich nach oben; aber ich war muthlos und wankte. Oft durchſchauerte mich im innerſten Hain, unter den Schwingen der Mitternacht, oder am Geſtade des hochwogenden Meeres, oder in der Dämmrung des röthenden Abends, der Gedanke der Vollführung, wie der Handdruck einer Geliebten — aber ich war muthlos und wankte! Oft fragten mich meine Freunde: Woher dieſes ſchnelle Erröthen? Dann wandt' ich mich von ihnen und weinte: denn das Gefühl der Schaam hatte mich ergriffen.

Endlich umwehte mich der Hauch göttlicher Kraft. Da zerriß ich die Feſſeln der Trägheit wie Spinnengewebe, und weihte mich in heiliger Stille, vor dem Angeſichte Gottes, zur mühvollen Laufbahn. Weit tönte das Hohnlachen der Knaben mir nach; aber bald verhüllte ſie der Nebel des Thals und ich ſah' ſie nicht wieder.

Der Kranz des Sieges duftet lieblich, und die Stimme der Vollendung tönt wie Engelgeſang. Drum will ich ausharren, bis ich am Ziel bin.

3. Ein Blick in die Vergangenheit.

Ich werde der Zeiten nie vergeſſen, da mir noch in niedrer Hütte meine Tage in ungetrübter Lauterkeit dahinfloſſen. Es war das goldne Alter meines Lebens. Zufriedenheit und Seelenruh wohnten mit mir in der Hütte, und Unſchuld ſchwebte, gleich einem wohlthätigen Geiſte des Himmels, um jeden meiner Tritte. Ich war fromm und gut, und meine Seele war rein wie der Bach, der den Fuß meines Hügels netzte.

Einſt fand meine Mutter mich betend in der Laube vor der Hütte. O mein Sohn, bleib immer fromm und gut, ſo wird dir's wohl gehen dein Lebelang! So ſprach ſie, und drückte mich feſt an ihr Herz. Da floſſen mir Thränen vom Auge; aber es waren Thränen der Freude. Ich habe nie wieder ſo ſüße Thränen geweint.

Von den Wandlungen meines Schickſals, und von der Trennung von meiner väterlichen Hütte kann ich jetzt nichts erzählen. Mein Herz zerſchmilzt in Wehmuth.

O Gott! laß mich bald wieder eine Hütte finden, und gieb mir Zufriedenheit und Seelenruh; die mit mir darin wohnen, wie in den Tagen meiner Jugend.

4. Gott iſt die Liebe.

Heiliges Dunkel ruht auf den Gefilden der Zukunft. Oft, wenn es ſtill iſt in meiner Seele, und mein Auge voll Zuverſicht hinaufblickt zum Vater, tönt mir eine Stimme durch die Nacht her: Gott iſt die Liebe!

Dann wird mirs wohl, wie dem Kranken, nach durchſeufzter Nacht, beim Erwachen der Morgendämmerung. Ich trete in den Kreis meiner Geliebten, drücke jeden voll Inbrunſt an meine Bruſt, und ſpreche: Gott iſt die Liebe.

Gott iſt die Liebe! O Gedanke, der die ſchwindende Kraft des Wallers am Grabe erneut und verdoppelt, und mit himmliſcher Hofnung den Horizont des Lebens vergoldet, ich ſchließe dich in das Innerſte meiner Seele, trockne meine Thränen, und gehe getroſt an mein Tagewerk.

5. Eine Lehre der Weisheit.

Ich will die Blumen am Lebenswege pflücken, eh' ſie verwelken, und ihres Wohlgeruchs mich freuen, eh' er verduftet.

Einſt lachte mir eine Roſe vom fernen Hügel entgegen. Ich achtete des Veilchens nicht, das neben mir im Graſe blühte, ſondern eilte, im Schweiſſe meines Angeſichts, dem Hügel zu. Ein Sturm erhob ſich, und die Roſe war nicht mehr. Da gedacht ich des Veilchens und kehrte zurück, an ſeinem Dufte mich zu laben. Aber das Veilchen war indeß unter der Glut des ſchwülen Mittags verſchmachtet. Mein Auge wurde trübe, doch tief in der Seele empfand ich Freude. Denn das Sterbebette der Blume hatte mich weiſer gemacht.

Unter allen Blumen im Thale der Jugend blüht am ſchönſten, duftet am lieblichſten die Blume der Liebe! ſie aus dem Himmel auf die Erde verpflanzt, für alle, die reines Herzens ſind. Selig, wer ſie mit heiligen Händen bricht!

6. Gebet an die Natur.

Laß deinen Lebensodem mich läutern, reinigen, erwärmen, allwirkende Mutter! Schleuß meine Hand in die deine, mein Herz in das deine, daß es ſchlage, wie die Herzen deiner Geweihten, offen ſey zum Empfangen, offen zum Geben, ein Spiegel werde, darin du lächelnd dein Bild ſchauſt!

Wohin ich trete, da biſt du, ſchaffend und belebend, groß und herrlich, zeugend und nährend — dein Heiligthum ſo unermeßlich, deines geheimern Trittes Spur ſo unerforſchlich.

Ich fall' auf mein Antliz und bete in dir an den unendlichen Geiſt, der dich belebt, durchregt, kräftigt und erhält!

O ſey, allgütige Mutter, nahe meinem Herzen immerdar! laß deinen Hauch mich durchſchauern, wo ich wandle! Rein ſey mein Auge zum Schauen, offen mein Ohr zum Hören, und willig mein Mund zum Verkündigen.

Eher wird die Mutter vergeſſen ihres Säuglings, eher der Jüngling der Braut, ehe du vergiſſeſt deiner Geliebten, die ungetrübten Blickes in dir ſchauen die Herrlichkeit des Alliebenden!

7. Abends auf der Flur.

Schön iſts hier unter den hangenden Maien und Buchen. Lieblich ſinkt der Abend aus dem wolkenloſen Blau, Berg und Wieſ' und Thal glühen im Purpur der ſinkenden Sonne.

Freudig heb' ich meine Augen auf, und ſiehe, o Gott! du biſt überall.

Du biſt es, der im Hauche der Abendluft mir vorüberwallt, und frohen Schauer ſeiner Allgegenwart in meine tiefgerührte Seele gießt. Du biſt es, der dies Veilchen aus mütterlichem Schoos der Erde rief, ihm Farbenglanz und Düfte gab. Doch auch des Wurmes Vater biſt du, Unendlicher, der dieſes Veilchens, ſeiner Welt, ſich freut.

O, wie ſind deiner Wunder ſo viel, o Herr! Mein Geiſt, in den Schranken ſeiner Endlichkeit, ermißt ſie nicht! — Wohin ich blicke, iſt alles Kette, Ordnung, Harmonie, und deiner Herrlichkeiten Wiederglanz!

O du, der war, und iſt, und ſeyn wird! Du auf deſſen Machtwink, Welten in ihr Nichts zurückſtäuben und Welten werden — Unbegreiflicher! Namenloſer! Erſter!

Was iſt der Menſch, daß du ſein gedenkſt, und des Menſchenſohn, daß du dich alſo ſein annimmſt?

Preis dir und Anbetung und heiſſer Dank! Hier im Tempel deiner herrlichen Natur, o Weltgeiſt, ſteigt mein Gebet, mit dieſer Wieſenblumen Opferduft, zu dir aus trunkner Seel' empor!

8. Was mich an den Staub kettet.

Schöner, ruhiglächelnder Jüngling, mit der erlöſchenden Lebensfakkel, einſt warſt du mein ſüſſer Gedanke. Ich ſehnte mich nach dir, wenn die Sonne ſtieg, und wenn ſie ſank. Tand und fliegende Spreu war mir alle Herrlichkeit der Erde, wenn das Vorgefühl einer beſſern Welt meine Seele erwärmte und hob. Meinen Geiſt dürſtete nach Freyheit, nach Loskettung vom Staube. Oft in Stunden der Mitternacht hört' ich die Geſänge des Himmliſchen, und ſchwebt' in goldnen Träumen, in das Land der Engel hinüber.

Aber jezt, lieber Jüngling, biſt du nicht mehr mein ſüſſeſter Gedanke, jezt ſehne ich mich nicht mehr nach dir, wenn die Sonne ſteigt und wenn ſie ſinkt! Denn was an den Staub mich kettet, iſt Liebe! Liebe!

9. An Selim.

Ich will dir's bekennen, du Lieber, warum meine Seele oft ſo trüb iſt, und die Stille ſuche.

Ich erforſchte mein Innerſtes und fand der Mängel und Flecken ſo viel, daß ich meine Augen nicht aufſchlagen konnte vor den Freunden meines Herzens. Darum iſt meine Seele ſo trüb' und ſucht die Stille.

Noch bin ich zu vorſchnell in Beurtheilung meiner Brüder, zu vertrauend auf meine Kräfte, zu kalt bey fremden Schmerz, zu raſch zum Verſprechen, und zu träge zum Thun.

O der Kluft zwiſchen Willen und That, zwiſchen Vorſaz und Vollführung!

10.

Ich kenne einen Thäter des Guten, vor dem meine Seele ſich beuget. Sein Geiſt iſt hoch und ſein Blick weit. Frey, wie ein Gott, durchwandelt er die Nacht der Mitwelt, und wirkt mit Heldenkraft zum Heil ſeiner Brüder.

Er wägt, mißt, ordnet, ſtellt dar, und ſpricht, gleich Gott dem Schöpfer: Es iſt gut!

Der Saamenkörner viel ſtreut er zur Linken und zur Rechten voll Hofnung aus — einſt Zedern Gottes! Ihrer Kühlung und ihres Schattens freut ſich die Enkelwelt, und geweinter, glühender Dank rinnt auf den Aſchenkrug des groſſen Todten, aus tauſend Herzen durch ihn Beglükter.

Wenn der Tag mir ſchwül wird, und meine Kraft ermattet auf der Bahn des Guten: dann ſchwebe dein Bild mir vor, du Großer! und hauche Stärkung in meine ſinkende Seele!

11.

Wer Züge der Einfalt, der Ruhe und der Wärme im Antliz trägt: der komme unter mein Dach, und ſey mein Freund.

Denn wo Einfalt iſt, iſt Wahrheit, wo Ruhe iſt, iſt Aufrichtigkeit, und wo Wärme iſt, iſt Liebe.

12. An meine Freunde.

Wer an eignem Heerde ſich wärmen, und im Arm des Freundes ausruhen kann von den Mühen des Tages; wer die Natur Mutter, und die Unſchuld Schweſter nennt,

ſeyſeine Seele rein erhält vor Gott, und nur dann erſt ſich glücklich preiſt, wenn er die Thränen des leidenden Bruders getrocknet und den Blick der Schwermuth erheitert hat: den umſchwebt des Himmels ſüſſeſter Friede, den begleitet die Freude auf allen ſeinen Pfaden, ſteht ihm ſelbſt in den längſten Nächten des Lebens, wenn jeder Stern der Hofnung verſchwindet, zur Seite, und lächelt ihm Tröſtung.

Ihr Wenigen, die meine Seele liebt, ich wünſche Euch allen dieſe Glückſeligkeit! Sie wird Euch dereinſt zu Theil werden, ich hoff' es zum Vater der Schickſale; nur verfehlt des Weges nicht, der dahin leitet! Einer von Euch iſt ſchon am Ziel. Folgt ihm wie Männer und weicht weder zur Linken noch zur Rechten. Bietet Euch die Hände, wenn der Pfad ſteil wird, und achtet der Dornen nicht, die Euren Fuß verwunden. Am Ausgange iſt der Himmel lachend und heiter, und der Weg, bis da, wo er am Grabe endet, blumenvoll und eben.

13. Am dreyzehnten Oktober 1781.

(Im Garten zu N. bey W.)

Stürme des Hügels, herab! faſſet mächt'ger des Eichbaums Haupt, daß ſein falbes Gelok ſterbend ſinke der Erde zu, unter des Wallers einſamen Fußtritt Töne des Grabes zu rauſchen!

Die ihr lachend und roſig, wie Sommermorgenröthe, meine traurende Seel' umſchwebt, Geiſter, meiner abgeſchiednen, ſüßgenoßnen Wonneſtunden, flieht in euer Eden zurük, daß ihr nicht weckt der Rückerinnerung ſtarrenden Gram!

Du aber komm herab, o Hofnung! und liſple mir mit Engelſtimme: bald wirſt Du, wie des Eichbaums Hauptſchmuck, ſterbend ſinken der Erde zu!

14. Ein Blick in die Zukunft.

Ich blickte hinter den Vorhang der Zukunft und ſah meine Grabſtätte.

Es war ein niederer Raſenhügel auf einem Dorfkirchhofe. Eine Linde überſchattete das Grab. Meine Freunde kamen, beſtreuten mit den Erſtlingen des Frühlings den Hügel, weinten Thränen darauf und ſprachen: Friede mit ſeinem Staube in der engen Wohnung, und Freude mit ſeinem Geiſte dort oben!

R. ſchrieb auf den Grabſtein:

Here reſts, his head upon the lap of Earth,
A Youth to fortune and to fame unknown.
He gave to Mis'ry, all he had, a tear,
He gain'd from Heav'n ('twas all he wishd) a friend.

Heilig iſt die Aſche des Redlichen. Die Nachwelt nennt ſeinen Namen mit Ehrfurcht.

Marmormonumente weichen dem Strome der Zeit. Er wälzt ſeine Wogen drüber hin, und ſie ſind nicht mehr. Aber die Thränen der Tugend, am Grabe des Rechtſchaffenen, werden bleiben: denn ſie fallen in die Hand unſres Gottes und Vaters!

15. Dem Andenken meines Vaters.

Als ich, auf einer Reiſe durch mein Geburtsdorf, am Grabe meines Vaters weinte, beſchloß ich, dem Staube des edlen Mannes ein kleines Denkmal errichten zu laſſen. Noch vermogt' ich es nicht. Aber Euch, die ihr dies leſt, Freunde meiner Jugend, Euch fordere ich auf, wenn ich vor Ausführung meines Vorſazes ſterben ſollte, an meiner Statt dem verklärten Geiſte meines guten Vaters dies Opfer kindlicher Dankbarkeit darzubringen. Hier iſt die Inſchrift:

Weile edler Pilger! Eines edlen Mannes Gebein verſchließt dieſer Hügel. Geläuterten Religionsſinnes, himmelhohen Tugendeifers, ungefälſchter Seelenlauterkeit, wallt' er ſeinen Lebenspfad hienieden. Dankte im Freudengenuß dem Geber, duldete Trübſale gelaſſen. Weiſer Lebensgebrauch, erprüfte Freundestreue, biederliche Geſelligkeit, ewigt ſein Andenken in aller Herzen, die ihn kannten. Bey der Gattin Weinen entſchlief er. Sie klagt nun verlaſſen, und würde raſtlos klagen, harrete ſeines Staubes nicht allhier die fröhliche Auferſtehung.

Stumpf.

16. Im Herbſt 1781.

Das Hinſterben der Natur, das tiefe Dunkel der Zukunft, die Trennung von den Lieblingen meines Herzens, das unermeßliche Sehnen meines Geiſtes nach Höhe, und die Feſſeln von allen Seiten — dies alles hat einen Schleier der Wehmuth um meine Seele gewebt, den kein Sonnenſtral der Freude zu durchblicken vermag.

Als ich heut' im halbentblätterten Hain umherwandelte, und das welke Laub unter meinen Füſſen rauſchte: rükten plözlich tauſend ſchöne Szenen der Vergangenheit vor meine Seele; jene Stunden des lauterſten Freundſchaftsgenuſſes, da ich Euch noch ſah', Ihr Geliebten! mit Euch noch theilen konnte Lebensfreuden und Lebenskummer! O Ihr Edlen! N***. H***. B***. ſeit Ihr von mir fern ſeyd, hat die Freude ihr Antliz von mir weggewandt! Wann werd ich Euch wiederſehn! Wann an Eurer Bruſt aller Leiden vergeſſen!

V.

Naturgeſchichte.

Vacat.

VI.

Anekdoten.

Ein junger Menſch, der Theologie ſtudiren will, beſuchte neulich die Kirche zu L. im H— ſchen. Da der Prediger, ſtatt ſeinen Zuhörern ein Prieſter Gottes zu ſeyn, ihnen in einem langen Gezänke ihre Kargheit bey Abtragung der Gebühren vorhielt, ſo ward dem jungen Fremden die Zeit lang. Und da nach der Predigt einige Wöchnerinnen eingeſegnet werden ſollten, ſo nützte er dieſe Gelegenheit und gieng weg. Allein der Prediger, der eben vor dem Altare ſtand, bemerkte ihn, und rief ihm die, ſchon in dem Munde eines beym Brandweinsglaſe ſitzenden Bauern, wie vielmehr eines vor Gott ſtehenden Prieſters Gottes, höchſt unwürdigen Worte zu: „No Muſchó, hat hei nein'n ſitten Ahs?

In Frankreich hatte ein Bauer ſeinen Eſel verlohren, und ließ den Verluſt drey hintereinander folgende Sonntage vor der Kirchthüre durch den Küſter der Gemeinde bekannt machen. Da aber ſich niemand, der wegen des verlohrnen Eſels Nachricht geben wollte, anmeldete: So bat der Eigenthümer den Küſter, daß er fortfahren möchte, dieſen Verluſt bekannt zu machen. Der Küſter, ein Spasvogel und des Abkündigens überdrüſſig, rufte an einem Feſttage, als viele Leute aus der Kirche gingen: Wenn jemand gegenwärtig wäre, der in ſeinem Leben nicht verliebt geweſen zu ſeyn öffentlich beſchwören könnte, der ſollte ein fettes Schwein haben. Sogleich trat ein verkröppelter krummer Kerl hervor und ſchrie: Er könne mit Gewißheit ſchwören, daß er niemals verliebt geweſen wäre. Sogleich ergrif der Küſter den Kerl, führte ihn zu dem Eigenthümer des Eſels und ſagte: Hier, mein Freund, habe ich deinen Eſel gefunden. Gieb ihm nun das Schwein.

Eine arme Frau zu Rom war einen Bürger 15 Zechinen ſchuldig; dieſer mahnte ſie täglich, und drohte ihr mit Gefängniß, wenn ſie ihn nicht befriedigte. Einſt ſah er ihre Tochter, ein junges, rothwangiges Mädchen, und that ihr den Vorſchlag, wenn ſie dies Mädchen ſeinen Lüſten überlaſſen würde, ſo ſollte ſie der Schuld quitt ſeyn; allein die Mutter weinte und konnte ſich nicht entſchlieſſen: unterdeſſen rückte die lezte Stunde herbey, und man mußte entweder Geld ſchaffen, oder ins Gefängniß wandern. In dieſer Noth eilte die Frau zu dem Kardinal * *, der zwar keiner von den reichen Eminenzen, aber ein ſehr gutthätiger Mann, und ſonderlich ein Freund der Bedrängten iſt. Sie erzählt ihm die ganze Sache, und er giebt ihr eine Anweiſung an ſeinen Schazmeiſter. Die Frau, die nicht leſen kann, nimmt den Zettel, wie erſtaunt ſie aber, als ſie 60 Zechinen ſtatt 15 ausgezahlt kriegt? Sie will das Geld nicht annehmen, läuft zum Kardinal, und ſagt, er müßte ſich verſchrieben haben. Ja wohl, ſagt dieſer, der über die Redlichkeit der armen Frau erſtaunte, und ihr einen andern Zettel gab, ja wohl habe ich mich verſchrieben; hier laßt Euch 500 Zechinen ſtatt 60 auszahlen, ſtattet Eure Tochter davon aus, aber dankt mir nicht!

VII.

Roman.

Der Liebeswunſch.

Ein Märchen.

Wünſcht nicht zu viel! — ach wünſcht euch nicht die Liebe;
ſie iſt die Mutter edler Triebe,
und mancher Freuden Quell;
doch oft wird dieſer Quell von Thränen trübe,
und fließt nicht immer hell, —
Wünſcht Mädchen, nicht die Liebe! —
Hört zu, ich will euch was erzählen,
ein Märchen zwar,
doch die Moral fürwahr
iſt drinne ächt, ihr könnt ſie nicht verfehlen.

* * *

Nie iſt auf dieſem Rund der Erde
ein Gut, das lautre Freuden
und immer lautre Luſt gewährte.
Vergällt von bittern Leiden
wird oft der ſeeligſte Genuß,
der beſte Ueberfluß.

Ihr kennt das Land der Feen
und ſeine Zauberpracht; —
ein Land voll dichtriſcher Ideen,
wo immer heitrer Himmel lacht, —
dort ſitzen leider! Weiber auf ihrem ſchönen Thron,
doch iſt ihr König — Oberon.

Der Freuden ſchönſte Kette
umſchlingt ihr Leben. — Anguilette
war, wie wir werden ſehen
eine der mächtigſten der Feen. —
Doch wer die Feen kennt, der weiß
daß, an einem Tage in der Woche ſie,
die beſte Kunſt, der größte Fleiß
vor der Verwandlung nie
beſchüzen kann. — Die eine muß, wie Meluſine *)
ein Fiſch, die andre wie Alzine, **)
ein Vogel, ſeyn. — So alle durch die Bank,
doch nur auf vierundzwanzig Stunden lang,
ein Thier. — So giengs auch unſrer Anguilette;
am ſechſten Tage war ſie allemal
ein ſchöner ſilberglatter Aal,
und wenn ſie ſich vor Grimm zerriſſen hätte. —
Sie fühlte dann wie alle ihre Schweſtern,
die ſtolz noch geſtern
die Menſchen quälten, daß ſie jezt unterthan
ſo gar den ärmſten Handwerksmann
und ſeiner Laune waren.

Seit manchen Jahren
war Anguilette in der Flut
den Fiſchernezen, und der Köche Wuth
zwar immer noch entgangen,
doch jezo wurde ſie gefangen.

---

*) Die bekannte Fee, welche Sonnabends allemal ein halber Fiſch war, wie uns dies ihre Geſchichte lehrt, welche wir eheſtens den Leſern in etlichen Geſängen, wenn ſie es erlauben, mittheilen werden. — Wer kennt nicht ſchon ihren Namen aus dem Briefe, wo Werther (S. ſeine Leiden. S. 10.) uns ſagt „er ſey an den Brunnen gebannt wie Meluſine" ? —

**) Eine gleichfalls unſern Leſern aus den Feenmärchen bekannte Fee. Eine gleiches Namens finden wir beym Arioſt.

Zu ihrem Glück gieng eben jezt **Pluſine**,
der Königstöchter jüngſte, ſich zu erfriſchen
aus, ins Grüne
und ſah die Fiſcher fiſchen.
Ein glänzend ſchöner Aal,
Bunt wie ein Regenbogen,
ward zappelnd voller Qual
mit aus dem Nez gezogen. —
Pluſine ſah den ſchönen Fiſch,
der auf des Königs Tiſch
die leckern Gäſte lüſtern machen ſollte,
nahm ihn, und ſah ihn ſchimmernd wie von Golde
mit hundert Farben ſpielend, an,
und warf den armen
Aal, wieder voll Erbarmen
ſchnell in die Flut. — Sie hat es nicht umſonſt gethan,
undankbar ſind die Feen nicht. —
Kaum lag er drinn, ſo ſchwamm er wieder her
und ſchlüpft' ans Ufer. — Wer
wär nicht mit ble'chem Angeſicht
aus unſrer Zeit erſtarret ſtehn geblieben,
als er begann zu reden? —
Doch damals war es jeden
nur allzuwohl bekannt; die lieben
Feen redeten, wie alle Damen, gern.

Pluſine ſah den Aal
ſchönglänzend wie der Morgenſtern
am blauen Himmelsſaal,
ſein ſpiegelglattes Haupt erheben
und hört ihn reden, ohne zu erbeben:
„**Pluſine** ſchön, Du haſt geſchenkt das Leben mir,
merk's, ich bin eine Fee, und halte was ich ſage,
davon nun wähle Dir, —

Um

Undankbarkeit iſt gar nicht meine Sache! —
von dieſen dreien, Eins: der Schönheit ſchönſte Pracht,
Wiz, oder Reichthum, wähle!“ —

Pluſine gieng. — In ihrer Seele
erhub ſich mancher Streit, die ganze ſchlummerloſe Nacht.
Die Schönheit freilich war
von jeher offenbar
bey jederman beliebt, und ihren Sieg
verdankte **Venus** ihr, — als einſt der ſchwere Krieg
auf Ida *) unter dreien
der Göttinnen begann,
wo **Paris** unter freien
Himmel das Urtheil ſprach — und ſie gewann —

Pluſine ſchwankte unentſchloſſen
bald hin, bald her,
wie unter großen
Stürmen, ein Schiffchen auf dem Meer.
Doch endlich ſah ſie wohl, das Beſte
wär Wunſch nach Wiz,
und der Entſchluß war feſte,
weißlich und wohl gefaſt. — Unnüz
wär alle Schönheit ihr geweſen
hätte ſie nicht ſich dieſes ausgeleſen.

Kaum als der ſchöne Stern der Liebe,
den Venus unter allen Sternen liebt, **)
der Morgenſtern, der Erde Morgen wieder giebt,
und hellt des Himmels Trübe,

---

*) Meinen Leſerinnen wird dieſe Geſchichte und das Urtheil des Paris, hoff' ich, aus Wielands Erzählungen bekannt ſeyn.

**) — — — Lucifer —
Quem Venus ante alios aſtrorum diligit ignes,
Extulit os ſacrum cœlo, tenebrasque reſolvit.
Virgil. Aen. IIX. v. 589

ſchleicht hofnungsvoll **Pluſine** allgemach
dem ſchlangengleichen Bache nach,
zu ſehn den Aal, — und ihr erſchien
die Fee in menſchlicher Geſtalt
geſchmücket mit der Allgewalt
der ſchönſten Reiz' und ſprach: „Ich bin
ſchon überzeugt, was die von mir begehret,
die mich errettete. Gewähret
ſey Dir Wunſch, — und obendrein
ſoll Reichthum Dein
und Schönheit ſeyn.“ —

Die Fee verſchwand. — **Pluſine** gieng
begabet nun mit allen
was je die Männer fieng,
je, ihnen hat gefallen,
verſehn, nach Hofe,
wo Ritter, Königin und Zofe
die Kraft der Gaben deutlich ſah'n. —

Schon lange fühlte ſich **Pluſine**
vor allen Damen um und an,
vor jeder Schweſter und Kouſine,
beglückt. — Doch endlich, weil hienieden
kein Sterblicher zufrieden
mit ſeinem Schickſal iſt,
ſtieg in **Pluſinens** Seel' ein Wunſch noch auf,
den ihr wohl wißt,
wenn ihr gut rathen könnt. — Drauf
eilte ſie zum Bache hin,
die Fee erſchien,
und dort bat ſie um **Liebe**! —
Sie kannte nicht den ſchrecklichſten der Triebe!
Die Fee gewährte ihren Wunſch, doch unzufrieden
und ſprach: „Dir ſei gewährt

was Du von mir begehrt,
doch merke Dir, hienieden
iſt Liebeswunſch der thörichteſte von allen!“

Pluſine gieng. — Schon längſtens hatte ſie
den jungen Herrn gar wohl gefallen,
Doch Gegenliebe hatte nie
auch Einen nur beglückt. —
Jezt ſah ſie liebevoll entzückt
voll ſtolzer Eitelkeit
die Edeln, welche von nah und von weit
gezogen kamen, um ſie zu minnen,
zu groſſem Aerger ihrer Schweſtern, die von Sinnen
beinahe kamen ob dem Glück
der Schweſter, und ob ihrem Misgeſchick.

Doch unter allen Herrn,
Prinzen, Ritter, und Grafen
die von nah und von fern
an dieſem Hof' einander trafen,
war keiner verliebter
in Pluſinen, und von ihr geliebter,
als Armir. — Achilles ſelbſt vor Ilion
war ſchwerlich keck und kühner,
als Armir aus Albion
der ſchöne Frauendiener.

Er ſah den Reiz der Schönſten aller Schönen,
ſchlank war ihr Wuchs, und blond ihr Haar,
ihr ſchönes blaues Augenpaar,
den Sternen gleich. — Nicht zu vergleichen waren ihre
Zähne
den Perlen Orients. Voll ſchöner Ungeduld
drängt ſich ihr voller Buſen durch den Schleier.
Ihr Lächeln war voll Huld,
und ihre Blicke voller Feuer.

Pluſine ſah den Prinz, — das Heben
des ſchönſten Buſens, und das Leben
der Blicke, — kurz, alles, ſagte ihr
Prinz Atimir ſey der Geliebte, und ihr Blick
verrieth ihm all ſein Glück
und ihre brennende Begier. —
Er wagt's, ihr ſeine Liebe zu bekennen,
Sie hört es zärtlich an. —
Und ach! wer kann
den Freudentaumel nennen
der ihm durch alle Adern rann,
als ſie voll ſüſſer Zärtlichkeit,
und liebevoller Trunkenheit
verſicherte: ſie liebe ihn. —
Er küſſte ſie, — ein Feuerguß
rann mit dem liebevollen Kuß
durch alle Sinne hin. —
Beglückt ſchwört Er und Sie: „auf ewig
bin ich nun Dein, Dein ſterb' ich und Dein leb' ich!“

Bald wars am Hofe ſichtbarlich,
wie die zwei Liebenden, ganz liebetrunken,
blos eins ins andere verſunken
empfanden wonniglich,
wie ſüß es ſey, zu lieben. —
Drauf trollte mancher Freier ab,
und mancher war geblieben,
und fand vor Liebe hier ſein Grab. —

Die Zwei ſah'n nichts als ſich. —
Das war ein Küſſen und ein Drücken,
ein mieneſpielendes Entzücken,
und eine Trunkenheit, der keine glich.
„Ha! — ſprach Pluſine jezt, — wie neidiſch ſind die Feen!

find ich nicht jezt mein ganzes Glück
in Liebe? — Liegt in einem Blick
Prinz Atimirs nicht Stoff zu einem Heer Ideen
für meine Fantaſie?
O Liebe! Lieblichſte Magie
der Sinnen, welche Freuden
ſchenkſt du mir jezt!“ — So ſprach ſie; Liebesleiden
gab's nie nach ihrem Sinn,
doch wenigſtens wohl nicht für ſie. —
Ach! aber viel zu früh
war ſie entzückt ob dem Gewinn,
den Liebe reicht. —
Sie wußte nicht, daß Schmerz, dem keiner gleicht,
den Freuden in der Liebe folgt. — Ideen
gewebt von lauter Liebesglück
bezauberten ſie nur, und alle Feen
hätten nicht zurück
aus ihrem Wahne ſie gebracht. —
Doch eh ſie ſichs verſah
ſtand ſie, mit grauſer Liebesnacht
umfangen, voll Verzweiflung da.

Prinz Atimir war ſo ein Herr,
die von der einen gern zur andern,
von dieſer bald zu der,
mit ihrer Liebe wandern.
Kurz, er verliebte ſich von neuem
und zwar — o harter Schmerz!
fühlbarer für Pluſinens Herz, —
um ſich der ſchönen Neuheit zu erfreuen,
in ihre Schweſter. — Ileria,
ſo hieß ſie, als ſie ſah,
wie ſehr ſich ihre Schweſter grämte,
und ſich der fehlgeſchlagnen Hoffnung ſchämte,

bot alle Reize auf, Prinz Atimir'n ohn' ihn erkalten
zu laſſen, feſt im Neze zu behalten,
und gab und nahm, was Liebe ſchönes geben
und nehmen kann,
und legts dem lieben Mann
ſo nahe, daß er eben
nicht nöthig hatte Sturm zu laufen. —
Das ſah er wohl, doch war es nöthig,
und die Infantin war dazu erbötig,
den Augenblick der Liebe theuer abzukaufen. —
Ob alles dies natürlich war,
dran iſt auch noch fürwahr
gar ſehr zu zweifeln. Vielleicht war eine Fee
im Spiel, wer weiß warum und wie?
ſo etwas läßt ſich nie
errathen, — es iſt ſo unergründlich wie die See. —
Genug, am Ende, (wie's zu gehen pflegt,
wenn man die kleinen Necker immer hegt,
die Zypris ſchickt,) zwang Atimirn die Noth
und ſeiner Schönen Thränen,
(denn dieſes konnte ſie vorher nicht wähnen!)
und weil ſie voll Verzweiflung droh't
ihn zu zerfleiſchen,
und nicht aufhört, zu weinen und zu kreiſchen,
und ihm die Früchte ihrer Zärtlichkeiten zeigt, —
daß er mit ihr zum Altar ſchleicht.
Und wie's den wankelmüthgen Herren geht,
wiewohl nur allzuſpät,
zu ſehn, daß er im Schnitte ſich verſeh'n. —
Ileria war gar nicht ſchön,
zum Unglück jezt noch ſeine Frau. —
Beſchämt führt er ſie in ſein Reich
und wünſcht zur ew'gen Schau
ſie bald ins Himmelreich.

Pluſine war, wie ihr leicht denken könnt,
in Thränen bald der Schweſter nachgeſchwommen,
Auf immer nun von Atimir'n getrennt,
durchirrte traurig und beklommen
ſie Hain und Au und Thal,
und fühlte nun die Qual
der Liebesleiden all. —
Verſtummt trübt ſie mit ihren Thränen
den hellen Waſſerfall
und wünſcht mit bangem Sehnen
ängſtlich den Tod herbey,
wiewohl umſonſt, denn vorm Geſchrey
der Liebenden verſtopft er ſich die Ohren. —
Die Fee ſah ihre Retterin
verzweiflungsvoll in jungem Grün
verwünſchen jetzt den Tag, an welchem ſie geboren.
Schnell ſchirrte ſie zwey Schwäne an den Wagen,
und ließ geſchwind ſich zu Pluſinen tragen. —
„O beſte Freundin! — ſprach Pluſine
zur Fee mit ſchwerem Blick und trüber Miene, —
ende Du meine Leiden!“
Mehr ſagen kann ſie nicht. —
Die Fee umſchlang ſie liebevoll und ſprach:
„Dein Leiden und Dein Ungemach
ſagt mir ſchon Dein Geſicht,
wüßt' ich's auch nicht. — Du ſiehſt was Du Dir haſt erbeten,
ich ſagte Dir es gleich, mein liebes Kind!“ —
Pluſine war, wie ihr leicht denken könnt, betreten,
und zitterte vor Schaam. — Geſchwind
ergriff die Fee das Wort und ſprach:
„Du brauchſt mir nichts zu ſagen,
ich weiß, Du kamſt, um Rath mich hier zu fragen.
Dein Leiden iſt geſtillt, und all Dein Ungemach
verſcheucht. — Dort liegt ein Schiff, das wird Dich führen

in ſichern Port
am ſchönſten Freiheitsort;
doch meide Atimiren!
Siehſt Du ihn wieder, ſo können Feen, Elfen,
Ich nicht, ſelbſt Oberon, nicht helfen,
Dich nicht vom Tod befrein.“ —

Pluſinen kehrte jezt der erſte Schein
Der Ruhe in ihr Herz, —
und endlich wich der Schmerz,
und Dankbarkeit und Freude füllt es ganz.
Die Fee nimmt ſie auf ihren Wagen
wo ſie mit Zittern und mit Zagen
um ſich den ſchönen Stralenkranz
des Feenglanzes ſieht,
und fühlt, wie in der Luft der Wagen ſchwankt
und ſchaukelnd, wie ein Kahn, auf Silberfluten wankt.
Sie ſieht wie mancher Wald vorüber flieht,
und manches hohe Schloß
ſich ſchwindend ihrem Aug' entzieht. —
Ein ſüſſes Weh, — doch kann ichs nicht ſo nennen,
es iſt etwas ums Herz, ihr werdet's alle kennen,
es drängt und hebt, — umfloß
Pluſinens Herz, und lebt, indem ſie ſchweben,
durch alle Adern ihr, und durch ihr ganzes Leben.

Bald waren ſie am Meer.
Hier zogen ihr Gefieder
die Schwäne ein, und lieſſen ſanft ſich nieder.
Pluſinen wars ſo ungefähr
wie einer, die aus einen ſüſſen Traum erwacht.
Zum erſtenmal ſah ſie in blauer Ferne
das unbegrenzte Meer, wo Sonn' und Mond und Sterne
ſo gern bey Tag und Nacht
ſich ſpiegeln ſtill entzückt. —

Hier lag ein Schif, ſo ſchön geſchmückt,
daß ſelbſt die Gondel, die den Herrn
der adriatſchen See, mit ſammt dem Ringe, *)
auf Silberwellen trägt, ſo unbeträchtlich und geringe
ſo ſchön ſie iſt, dagegen iſt, als wie ein Stern
aus Flittergold gegen der Sonne Glanz. —
Aus Gold, beſezt mit Diamanten
war Bord und Maſt. — Ein Blumenkranz
war jedes Seil, die Seegel roſenroth mit goldnen Kanten,
und alles war ſo ſchön voll Glänzen und voll Flimmern,
kurz ſo, wie Gnomen auf dem Schifswerft zimmern.
In dieſes Schif ſtieg jezt **Pluſine**,
und ſah mit hoffnungsvoller Miene
dankbar die ſchöne Freundin an,
die ſolche Flotten führte, wo ſelbſt in **Indoſtan**
Peru und **Meriko**, die Kaper vergeblich Müh
ſich gäben, ſo etwas zu finden;
ſelbſt auf der Inſel **Kalemplui** **)

wo

---

*) La ſponſatione del Doge col Mare, die Vermählung des Venetianiſchen Doge mit dem adriatiſchen Meer, welche bekanntermaßen am **Himmelfahrtstage** geſchieht, in der prächtigen Gondel Bucintoro, welche an Koſtbarkeit beynahe einem Feenſchiffe nichts nachgiebt. Wem's um die Taxe dieſer Gondel zu thun iſt, der ſehe die Reiſebeſchreibungen nach.

) Die Inſel **Kalemplui dürfte wohl jedermann, außer auf der Charte der Phantaſie ihres Entdeckers, umſonſt ſuchen. **Ferdinand Mendez Pinto**, ein Portugieſe, einer der größten Lügenſchmiede, that, wie er uns erzählt, unter dem Kommando des **Anton de Faria** eine Seereiſe, auf welcher dieſer von einem chineſiſchen Seeräuber **Similau** zu **Liampo** überredet wurde, mit ihm die Inſel **Kalemplui** zu beſuchen, wo 17 Könige in goldenen Gräbern lägen, und wo alles voller goldenen Götzenbilder wäre. — Unterwegs verließ er die goldhungrigen Portugieſen und lachte ſie vermuthlich aus, daß ſie ſich ſo anführen ließen. Nun will aber **Mendez** uns dieſes nicht ſagen, ſondern landet friſch auf ſeiner ganz gewiß imaginirten Inſel. Man höre nur, wie er ſie uns beſchreibt. „Die Inſel **Kalemplui** war von einer Mauer von Jaspisſtein 26 Hand hoch umgeben, und die Steine waren ſo wohl zuſammen gefügt, daß man die ganze Mauer für ein Stück anſah. Ein Simms,

auch

wo mit den beſten Winden
Herr Mendez (Mendax beſſer,)
landet, und ſeine luft'gen Schlöſſer
uns ſchön und herrlich zeigt.

Die Fee wünſcht ihrer Freundin gute Reiſe,
und nun ſchwellt Zefir leicht
die Segel, und die Welle weicht,
als wie der Glanz beym Sonnenſtral vom Eiſe.
Sanft ſchwebt das Schif, als wie der Wagen
der Fee hin auf dem Meer,
als dürfte gar nicht mehr
ein Sturm es wagen,
die Wellen zu erheben. — Der Proviant
war von der Fee gar reichlich ausgeſpendet
und wurde durch die Luft geſendet.

Auf einmal ſah Pluſine Land.
So freudig konnte nicht **Kolombo** ſeyn, *)
als er Amerika,
ſo nicht ſich **Forſter** freun,
als er **Tahiti** **) ſah,
als ſich Pluſine freute
da jezt das ſchönſte Grün

in

---

auch von Jaspis, war auf der Mauer. Auf dieſem ſtand ein aus Metall gegoſſenes, künſtlich geflochtenes Kränſelwerk mit Pfeilern, auf jedem Pfeiler ſtand eine Göttin mit einer Schelle." Dieſes war die Mauer, nun kann ſich jeder, wer Luſt hat das Innre zu ſehen und ihre Expedition zu vernehmen, aus ſeiner Beſchreibung ſelbſt Raths erhelen. — S. **Wunderbarliche und merkwurdige Reiſen FERDINANDI MENDEZ PINTO. Amſterdam.** 1671. — S. 128 — 136.

*) Bekanntermaßen entdekte der Admiral zuerſt das Land, und brachte den Matroſen um die lebenslange Penſion, welche dieſer, als er **Land** ſchrie, zu erhalten hofte. — S. **Allgemeine Geſchichte der Länder und Völker von Amerika.** I. Theil.

) Hierüber kann ſich jeder ſelbſt aus **Forſters Reiſe um die Welt belehren.

in angenehmer Weite
vor ihr erſchien.

Jetzt überfiel, wir wiſſen nicht warum, Pluſinen
ſanft ein angenehmer Schlaf. —
Sie wachte auf und traf
ſogleich den Gegenſtand, der ihr im Traum erſchien.
Es ſtund ein ſchöner junger Ritter
ſo unbeweglich, wie ein drohendes Gewitter
bey einer Wetterſcheide,
an ihrer Seite. —
Pluſine ſah entzückt den edeln Prinzen,
der in Gedanken ihr ſein Herz,
laut, ihr ſein Land,
ſein Gold, und heimlich, ſeine Hand,
laut, ſeinen Schutz, und heimlich, alle die Provinzen
die er beherrſchte, bot. —
Sie ſah den edeln jungen Mann
mit innigem Vergnügen an,
vergaß ſchier ihrer Noth,
und ſchlug die Augen zärtlich ſittſam nieder,
und hob ſie wieder auf, und dankt ihm für die Güte.
Hier find ich, ſprach ſie bey ſich, doch wohl wieder
meine Ruh, und heitre mein Gemüthe.

Auf einmal kam die ſchöne **Anguilette**,
Pluſinens Schützerin, herab aus wolkenleerer Höh
und wand um beide eine Blumenkette,
und ſprach: „Fern ſey das Weh
von Dir gebannt
Pluſine; — dieſes Prinzens Herz und Hand
iſt Dein. Das Schickſal hatte euch, da ihr geboren,
ſchon für einander auserkoren; —
ſeyd glücklich!“ **Pluſine** fühlte **Ormonds** Druck
Der warmen Hand,

und

und mit dem ſchnellſten Zuck
war Atimir aus Herz und Sinn verbannt.
Ihr Herz ſchlug nun für Ormond nur.
Mit ihm durchirrte ſie die ſchöne Flur,
den Hain, und fühlte mit dem Beben
des Mundes auf dem ſeinen, neues Leben. —
Kurz, daß Ihr hört, was Ihr wohl längſt gedacht:
an Hymens Altar ſchwuren ſie
einander ewig Liebe. — Die Nacht
mahlt Euch durch Eure Fantaſie. —
Die Fee gab zum Geſchenk mit froher Miene
Der reizenden Pluſine
Den Gürtel, welchen ſelbſt ſie webte,
Der Schönheit, und belebte
ihn, wie ihr wißt, Armida einſt die Zone. *)
Die Kunſt, wie ſie, verſtand die Fee
und webte in den Gürtel weiß wie Schnee
die ſchönſte goldne Krone.
Drinn' lagen ſtill verſteckt
der holde Zwiſt, die ſanften Weigerungen,
der ſchönſte Liebeszorn, die lieblichſten Eroberungen,
und froher Friede der bedeckt
mit Lächeln, ſanftem Koſen,
und Thränchen, Seufzern, Küſſen, — wie in Roſen
der

---

*) Ma bel ſovra ogni fregio il cinta moſtra,
Che nep pur nuda ha di laſciar coſtume.
Diè corpo achi non l'ebbe; e quando il fece,
Tempre miſchio, ch'altrui meſcer non lece;
Teneri ſdegni, e placide, e tranquille
Repulſe, cativezzi, eliete paci,
Sorriſi, paro lette, e dolci ſtille
Dipianto, e ſoſpir tronchi, e molli baci;
Fuſi tai coſe tutte, epôſcia unille,
Ed al ſoco temprò di lente faci;
E ne formò quel ſi mirabil cinto,
Di ch'ella aveva il bel fianco ſuccinto.
TASSO Geruſal. liber. Cant. XVI. St. 24. 25.

der loſe Zefir ruht. —
Mit ſolchen Gürteln wird gewiß manch Männerherz gefangen!
Selbſt Zevs vermocht' es nicht, dem lieblichen Verlangen
zu widerſtehn, als Afroditens Zone
voll Sehnſucht und voll Koſen *)
ihn hinriß, Juno zu umfangen,
die zum Hohne
der Troier ihn mit loſen
verliebten Zwange hielt, daß die Argiver ſiegten.
Entzückt empfanden beide,
Pluſin' und **Ormond**, all die Freude,
in der ſich Helden ſelbſt in Liebesfeſſeln ſchmiegten. —
Mit jedem Tag erwacht' ein neu Gefühl,
mit jedem Abend wurd es kühl,
und mit dem Morgen wieder rege.
Erſt mit der Zeit empfand **Pluſine**
wie übel ſie gehandelt,
ohn' ihren Eltern nur mit einer Miene
zu ſagen, wo ſie wär. — Auf einmal wandelt
der Trieb ſie an,
die Eltern zu beſuchen, und ſie kann
das Heimweh, das in aller Luſt ſie ſtöhret,
ſo wenig bergen, als ein Schweizer ſeinen Drang
bei der Schallmeie heiſchern Klang,
wenn er ſein Kuhlied ſpielen höret. **)
Prinz **Ormond**, der in allen
voll Luſt, **Pluſinen** zu gefallen,
ihr nachgiebt, giebt auch jetzt ihr nach.
Mit aller Pracht läßt er, und ohne erſt zu borgen,
er hatte Geld genug, für ihre Reiſe ſorgen,

---

*) Homer Iliad. Lib. XIV. v. 215. ſqq.

**) Das Schweizeriſche durchs Kuhlied geſpielte Heimweh iſt überall bekannt und beinahe in allen Ländern zum Sprichworte geworden.

beſtimmt den Tag,
und reiſet mit ihr ab.

Sie kommen an. — Der Vater gab,
wie man leicht denken kann, der Tochter nach,
und billigt ihre Wahl, und ſegnet ſie.
Die Mutter auch, — ſie müßte nie
vom Haus geweſen ſeyn,
wenn ſie bedacht ſich hätte.
Sie ſegnet mütterlich ſie ein,
und wünſcht ein fruchtbar Ehebette.

Bis jetzt war's gut, doch eh' man ſichs verſah,
kam auch Prinz Atimir, mit ihm Ileria. —
Nun war's umſonſt! — Pluſinen
war jetzt der Morgenſtern erſchienen.
(Hier können unſre Leſer ſehn
daß wir uns auch ſehr gut darauf verſteh'n
zu reden, wie ein Alchimiſt,
doch wirklich, ſind wir keiner,
ob wir gleich ſchön und feiner,
wie St. Johann den Antichriſt,
die Königsblume ſehn.)

Prinz Atimir ſah die, der er ſein Herz ergeben
eh' es Ileria geraubt,
er ſah Pluſinen leben,
die er vor Schmerz längſt todt geglaubt. —
Mit jedem Blick nach ihr wird er gewiſſer,
daß auch Pluſine ihm verzeiht.
Pluſine ſah den ſchönen Büßer
mit liebevoller Zärtlichkeit.
Sie las in allen ſeinen Mienen
die Beicht' und Reue, und den kühnen
und feſten Vorſaz ſich zu beſſern,
und — abſolvirte ihn.

Bald ſprachen ſie zuſammen, und es ſchien
ſie ſehnten ſich nach größern
Geſprächen, andrer Art. — Auch dies geſchah,
und nun wars nicht zu ändern. —
Kupido, der mit Herzen wie mit Pfändern
der Stuzer ſpielt, ſo bald er dieſes ſah,
nahm ein paar Duzend ſeiner Pfeile
und ſchoß vor lieber langer Weile
die beiden Herzen durch und durch. —
Nun könnt ihrs leicht errathen
was ſie vor Angſt und Schmerzen thaten, —
etwas das weder **Solon** noch **Lykurg**
und unter all den ſieben Weiſen
die nichts vorm Tode glücklich preiſen,
nicht einer hat erlaubt. —
Inzwiſchen goß der böſe Eheteufel,
Die Eiferſucht dazu, wohl manchen Zweifel
in **Ormonds** Herz, der grimmig Rache ſchnaubt.
Und eh er ſichs verſah, ſtand er vor einem Knoten,
den niemals einer der zwölf Boten
und all der Weiſen Griechenlands,
auch ungeacht des ſchwachen Band's,
woraus Asmodi ihn ſchlang,
gelöſet hat. — Prinz **Ormond** däuchte auch das Ding zu lang
da erſt zu knüpfeln und zu zerrn,
er macht's wie alle groſſe Herrn;
das Ding muß reiſſen oder brechen,
und nahm ſein Schwerdt, wie einſtens Alexander *),
geſonnen, ohn' ein Wort zu ſprechen,
zu haun den Knoten von einander.

Voll

---

*) Bekanntermaßen löſte **Alexander**, wie alle Helden, die Knoten mit dem Degen, beſonders den Gordiſchen, welcher dem Auflöſer die Herrſchaft über ganz Aſien verſprach. S. *Juſtinus*. L. XI. C. 7.

Voll Wuth gieng er Prinz Atimirn entgegen.
„Zieh, ſprach er, Feiger, Deinen Degen,
den Deiner Buhlin Hand
mit Roſen ſchön umwand.
Laß ſehn, ob Dich das Bildniß ſchützt,
das jezt an Deiner Bruſt mir ins Herze blizt.“
Prinz Atimir zogs Schwerdt und ſprach: „Ich will Dich lehren,
wie man die Eiferſüchtigen muß bekehren.“ —
Und nun begann ein Kampf,
wie man in unſern Zeiten wohl ſchwerlich hat geſehn.
Die Erde bebt, ein Dampf
von Staub umzieht die Kämpfenden, ſie dringen ein,
ziehn ſich zurück, und ſchnaubend ſchrein
ſie tobend auf und nieder. — Die Erde
bedeckt ihr Blut.
Pluſin' im Garten, hörte
den Lärm, kam eben jezt herbey
und ſah die zwey,
ſo meinte ſie, nur ihrentwegen
todt. — Sie weinte laut, ſah in die Höh
zum Himmel, — dachte an die Fee,
an ihre Warnung, — nahm den Degen
Prinz Atimirs, durchſtieß ſich ſelbſten unbewußt
die ſchöne Marmorbruſt,
und ſtarb. — — —

C. A. Vulpius.

VIII.

Biographie.

Vacat.

IX.
Miſcellanien.

I.
Das Impromptü.

Luſtſpiel in einem Akt. Aus dem Franzöſiſchen des Herrn von Sacy.

Perſonen:

Die Gräfin.
Der Marki.
Die Baroneſſe.
Damon, ein Dichter.
Champagne, ein Bedienter.

Die Scene iſt auf dem Schloſſe des Marki.

Erſter Auftritt.

Die Gräfin. Die Baroneſſe. Der Marki.

Die Gräfin.

Sie halten mich alſo nicht für fähig, Baroneſſe, artige Verſe zu machen?

Die Baroneſſe. Blos um mich zu rächen, redete ich ſo grade heraus. Lieſſen Sie mich's doch auch nicht undeutlich merken, daß ein Diſtichon für meinen Kopf Sie zu viel dünke.

Die Gräfin. Nein! ich glaub' es in der That nicht, daß Sie ohne fremde Hülfe einen Reim zur Welt bringen können.

Die Baroneſſe. Und ich, Gräfin, laſſe mich durch alle die Madrigale nicht täuſchen, mit denen Sie uns ſeit vierzehn Tagen beſchenkten. — Es giebt wenige Muſen, die nicht ihren Apoll haben. — Sie hatten einen Dichter, Ihre Verſe zu machen; einen Schreiber, ſie abzuſchreiben und einen Vorleſer, ſie zu deklamiren. — In allen Ihren Gedichten gehört Ihnen alſo weiter nichts, als — Ihr Name.

Der Marki. O! meine Damen; laſſen Sie ſich einander mehr Gerechtigkeit wiederfahren. Sie haben beyde nur einen Fehler; keine will die Talente der Andern anerkennen. Ich wundre mich nicht, Sie täglich von neuem entzweyt zu ſehen. — Sie beyde ſind geborne Dichterinnen. Alles, was Sie nur ſagen, iſt Poeſie. Blos zwei Dinge fehlen daran: Reim und — Sinn. Aber was den Reim betrift — o! das iſt eine Kleinigkeit, und den Sinn — des bedürfen die Verſe der Schönen nicht.

Die Gräfin. Scherzen Sie nicht, Marki, ſcherzen Sie nicht. Ich denke noch die Baroneſſe zu dem Geſtändniſſe zu bringen, daß Niemand auf einen einzigen meiner Verſe Anſpruch machen darf.

Die Baroneſſe. Und ich hoffe, Ihnen auch noch zu beweiſen, daß mir, wenn ich reime, niemand die Feder führt.

Der Marki. Hören Sie, meine Damen, vereinigen Sie ſich und machen Sie beyde ein Impromptü.

Die Gräfin. Ich nehme den Vorſchlag an.

Die Baroneſſe. Ich bins gern zufrieden.

Die Gräfin. Ich ſchließe mich in mein Boudoir und mit Verſen komm' ich zurück.

Die Baroneſſe. Ich thue daſſelbe. — Marki, ſchlagen Sie uns einen Gegenſtand vor.

Der Marki. Sehen Sie, einen recht artigen. Der Streit, der eben unter Ihnen war.

Die Baroneſſe. Sie ſollen unſer Richter ſeyn, Marki. Sie ſollen den Ausſpruch über den Werth unſerer Werke thun.

Die Gräſin. Keine Sollicitationen, Baroneſſe, keine Finten, und vor allen Dingen, keine fremde Hülfe.

Die Baroneſſe. Gut! ich unterwerfe mich unter den nehmlichen Bedingungen; und ich werde ſie eben ſo genau erfüllen, wie Sie. (Sie gehen beyde durch verſchiedene Thüren ab.)

Zweiter Auftritt.

Der Marki allein.

Ich wette, ſie kommen beyde, eine ſo gut wie die andre, und bitten mich, ihnen die Verſe zu machen. Ich könnte alſo bey dieſem Handel wohl Richter und Parthey zugleich ſeyn. Allein ich werde es grade wie die Richter machen; ich nehme einen Sekretair, der mir das Schreibewerk beſorgt und das Urtheil macht. Uebrigens kann ich auch meinen Vortheil bey dieſem Wettſtreit haben. Beyde ſind gleich ſchön; beyde gleich ſtrenge. Schon ſeit einem Monath bewarb' ich mich um einen Kuß — aber vergebens. Jetzt halte ich ſie beyde durch Eigenliebe feſt, und ich müßte ſehr unglücklich ſeyn, wenn ich nicht von einer oder der andern dieſen Preis erlangen ſollte. Vielleicht gar von beyden.

Dritter Auftritt.

Der Marki. Die Gräſin.

Die Gräſin (die Thür halb aufmachend).

Marki . . .

Der Marki. Gräſin?

Die Gräſin. Wiſſen Sie gewiß, daß die Baroneſſe ins Boudoir gegangen iſt?

Der Marki. Ja! ſie machte die Thür zu.

Die Gräfin. Nehmen Sie ſich in Acht, daß ſie uns nicht überraſcht. Ich muß Ihnen ein paar Worte im Vertrauen ſagen.

Der Marki. Wohl, Gräfin, ſeyn Sie unbeſorgt.

Die Gräfin. Sind Sie diskret?

Der Marki. Ach! Gräfin! zu meinem Unglück haben Sie meine Diskretion noch nicht auf die Probe geſtellt.

Die Gräfin. Das könnte itzt geſchehen. Ich verlange ein unverbrüchliches Stillſchweigen über das, was ich Ihnen zu ſagen denke. Ich habe heute eine fürchterliche Migraine; ich bin ohne Kopf. Ich mag meine Feder hundertmal nehmen, wegwerfen und wieder nehmen: ich kann keine zwey Worte ſchreiben. Ach! wenn ich nur heute meine Vapeurs nicht hätte, ich wäre wahrhaftig aufgelegt, ein Heldengedicht zu machen! ..., Hören Sie, Marki! Verſe koſten Ihnen nichts; machen Sie mir die, worauf es ankommt.

Der Marki. Ach! Gräfin, eine glückliche Migraine! eine herrliche Gelegenheit, Ihnen zu dienen! Mit welcher Freude benutz' ich ſie! Aber, Madam, um mich zu begeiſtern, müſſen Sie mir den Kuß geben, um den ich ſchon ſo lange vergeblich gebeten habe! Wahrhaftig, ich fühle, daß mich ein Kuß zum Voltaire umſchaffen wird.

Die Gräfin. Ich hielt Sie nicht für ſo eigennützig. Erſt die Verſe gemacht! alsdenn wollen wir ſehen, ob ſie dieſe Belohnung verdienen.

Der Marki. Wie! Immer einen Aufſchub! Die Hofnung iſt ein ſchwacher Reitz für einen Dichter. Auch ich werde die Migraine bekommen, wenn ich Sie nicht küſſe. O, ja! wehren Sie ſich nur! (küßt ſie.)

Die Gräfin. Suchen Sie nun auch Ihren geraubten Lohn zu verdienen.

(Sie geht ab und macht die Thür ſachte zu, aus Furcht, die Baroneſſe möchte ſie hören.)

Vier-

Vierter Auftritt.

Der Marki allein.

Herrlich! einen Kuß hab' ich. — — So gewährt Eitelkeit, was Liebe verſagte. So ſind die Weiber. Sie beklagen ſich über Undankbarkeit der Männer; unterſuchte man aber immer die geheimen Bewegungsgründe ihrer Gunſtbezeigungen, ſo würde man oft geſtehen müſſen, daß derjenige, der ſie erhält, wenig Urſache hat, dankbar zu ſeyn.

Fünfter Auftritt.

Der Marki. Die Baroneſſe.

Die Baroneſſe (mit Beſorgniß umherſehend, ob ſie die Gräfin nicht bemerke).

Mein lieber Marki . .

Der Marki (bey Seite). Mein lieber Marki! . . . . das erſtemal, daß ſie ſo zärtlich ſpricht. — Dieſer Anfang verſpricht viel.

Die Baroneſſe. Können Sie die Abſicht meines Beſuchs nicht errathen, und mir die Verlegenheit erſparen, ſie Ihnen zu ſagen?

Der Marki. Nun! was iſts? Haben Sie Migraine? Steht Ihnen der Kopf nicht recht? Haben Sie etwa Vapeurs?

Die Baroneſſe. Nein! ich ſag es frey heraus. Weder Migraine, noch Vapeurs; aber eine Unfruchtbarkeit, die ärger als beydes iſt. Keinen einzigen Reim hab' ich finden können. Aus Wuth hab' ich Papier und Feder zum Fenſter hinausgeworfen. O! Marki! zwingen Sie mich nicht, vor der Gräfin zu erröthen; machen Sie mir Verſe. Laſſen Sie mich wenigſtens mit ihr wetteifern, wenn ich auch den Preis nicht bekomme.

Der Marki. O! Sie bekommen ihn gewiß! Auch ich muß einen von Ihnen verlangen, und ohne dieſen iſt mir Apoll taub und Pegaſus unerſteigbar. (Er küßt ſie.)

Die Baroneſſe. Marki, Sie haben ſich vorausbezahlt gemacht; ich hoffe, Sie werden hernach nichts weiter fordern.

Sechſter Auftritt.

Der Marki allein.

Da hätte ich nun beyde Küſſe; jetzt kommt es darauf an, die Verſe zu machen. Aber ich habe beſtändig die Migraine, wenn ich die Feder anſetzen ſoll. Ja! ja! ohne dieſe Migraine würde ich ein Heldengedicht aus dem Stegreiſe gemacht haben. Geſchwind zum Poeten Damon. Er hat mir ſchon mehrere Dienſte von der Art gethan. Aber ich ſollte mich ſchämen, daß ich ihn auf mein Gut kommen laſſe, blos um ihn zu verhindern, daß er ſich bey Hofe nicht um die Penſion bewürbe, zu der ich eben ſeinem Nebenbuhler verholſen habe. Ich will dieſe Ungerechtigkeit wieder gut zu machen ſuchen. He! Champagne!

Siebenter Auftritt.

Der Marki. Champagne.

Champagne.

Herr Marki?

Der Marki. Iſt Damon hier?

Champagne. Ja! Er iſt eben nach Hauſe gekommen.

Der Marki. Sag ihm, daß ich ihn ſprechen wollte.

Champagne. Da iſt er ſelbſt.

Achter Auftritt.

Der Marki. Damon.

Damon (bey Seite, einen Brief in der Hand).

Endlich kenn' ich ſie, dieſe vornehmen Leute. — Man läßt mich hieher kommen, um dem Elendeſten meiner Neider die Penſion zu verſchaffen, und indeß tröſtet man mich mit leeren Verſicherungen. Halt! ich will mich rächen; ein gutes Epigramm ſoll mir helfen.

Der Marki. Mein lieber Damon, Sie wiſſen, wie ſehr ich Sie liebe.

Damon (kalt). Ja! Herr Marki! ich weiß es.

Der Marki. Sie wiſſen, daß ich ſchon ſeit ſechs Jahren um eine Penſion für Sie aufs dringendſte anhalte.

Damon. Ja! Herr Marki! ich weiß alles ganz genau.

Der Marki. Es iſt wahr, es hat mir bis jetzt noch nicht glücken wollen; aber Sie ſind zu billig, als daß Sie nicht meinen guten Willen erkennen ſollten.

Damon. Ich bin dankbar dafür . . . wie ich's auch ſeyn muß.

Der Marki. Da iſt eben eine Gelegenheit, wo Sie mir auch von Ihrer Seite nützlich ſeyn können. Die Gräfin und Baroneſſe hatten hier einen hitzigen Streit. — Beyde beſchuldigen einander, keine Verſe machen zu können; Beyde trotzen einander, beyde ſind eben in ihr Kabinet gegangen, um etwas zuſammenzubringen, und eine jede hat mir insgeheim aufgetragen, für ſie zu arbeiten. Ich habe es verſprochen; habe von jeder ſchon einen Kuß als Honorarium zum voraus. Jetzt iſt es Ihre Sache, mich von meiner Schuld zu befreyen. Machen Sie geſchwind zwey Impromptüs. Ihr Inhalt ſey der Streit zwiſchen den beyden Schönen.

Damon (bey Seite). Ha! herrliche Gelegenheit, mich zu rächen! Ich will ſie nicht ungenutzt laſſen. (zum Marki) Herr Marki, Ich danke Ihnen für Ihr Zutrauen; ich verlaſſe Sie, um Ihnen deſto geſchwinder zu dienen. Im Augenblick ſollen Sie beyde Impromptüs haben.

Neunter Auftritt.

Der Marki allein.

Ich muß nur thun, als wenn ich Verſe machte. Sie dürften, wenn mich eine überraſchte, meine Liſt merken. Geſchwind Papier und Bleyſtift genommen, an den Fingern gebiſſen, an die Stirne geſchlagen, Energie in der Stellung, Feuer im Auge! — So bin ich wohl, denk' ich, wie ein Poet in der Arbeit.

Zehnter Auftritt.

Der Marki. Die Baroneſſe.

Die Baroneſſe.

Nun, Marki? iſt das Impromptü fertig?

Der Marki. Nein! noch nicht; aber es iſt ziemlich weit.

Die Baroneſſe. Laſſen Sie mich wenigſtens den Anfang ſehen.

Der Marki. Ich leſe meine Sachen nicht eher, bis ich die letzte Hand daran gelegt habe.

Die Baroneſſe. Ein Impromptü braucht nicht ganz vollkommen zu ſeyn. Zeigen Sie mirs. Ich wills ſehen. (Sie will ihm das Papier wegreiſſen; er ſteckts in die Taſche.) Sagen Sie mir wenigſtens, was Sie für ein Metrum genommen haben. Iſt es Anacreontiſch, oder . . .

Der Marki. Ein Metrum . . . Ein Metrum . . . ein ganz neues, das noch keinen Namen hat. — Laſſen Sie mich doch nur Ihre Verſe fertig machen.

Eilfter Auftritt.

Der Marki. Die Gräſin. Die Baroneſſe.

Die Gräſin.

Ich möchte wohl wiſſen, Baroneſſe, was Sie ſo allein mit dem Marki zu thun haben. Ich dachte, Sie ſäſſen in Ihrem Kabinet über den Verſen.

Die Baroneſſe. Ich wollte nur ſehen, ob Sie nicht hier wären und ob Ihnen der Marki nicht etwa bey Ihren dichteriſchen Arbeiten hälfe.

Die Gräſin. Eben der Verdacht, Madam, führte mich her.

Die Baroneſſe. Gut! ſo iſt unſre Furcht gehoben. Laſſen Sie uns alſo nur wieder ins Boudoir gehen. Ich ſage Ihnen vorher, daß mein Inpromptü gleich fertig iſt.

Die Gräſin. Und ich, ich bin am letzten Verſe (ſachte zum Marki). Machen Sie mich nicht zur Lügnerin. Iſt es bald fertig?

Der Marki (ſachte zur Gräſin). Ja, Madam.

Die Baroneſſe (ſachte zum Marki). Sie iſt ſchon am letzten Verſe. Machen Sie zu. Nur geſchwind!

(Sie gehen ab.)

Zwölfter Auftritt.

Der Marki. Damon.

Der Marki (bey Seite).

Ich hoffe, Damon wird mir Wort halten. Ich würde in verzweifelter Verlegenheit ſeyn, wenn ich die Verſe nicht bekäme.

Damon (bey Seite). Er wird in einer noch größern ſeyn, wenn er ſie bekommt.

Der Marki. Ach! da iſt er ſelbſt. Wie? Sind Sie ſchon fertig? das heißt doch, ſeinen Freunden dienen. Nun mein lieber Damon — — —

Damon. Hier, Herr Marki, ſind die beyden Impromptüs (er giebt ihm zwey zugemachte Papiere).

Der Marki. Welches iſt das beſte?

Damon. Beyde ſind ſo ziemlich von gleichem Werth, und die Wahl würde Sie nur verlegen machen. Glauben Sie mir; geben Sie ſie den beyden Damen nur aufs Gerathewohl. Ich gehe fort; ſie möchten mich ſonſt bey Ihnen antreffen.

Dreizehnter Auftritt.

Der Marki. Die Gräſin.

Die Gräſin.

Nun Marki! Sind Sie fertig? Ich bin ungeduldig.

Der Marki. Hier, Gräſin, ſind die Verſe. — (bey Seite) Ich hatte nicht Zeit, ſie zu leſen, ich würde verlegen ſeyn, wenn ſie mich über den Inhalt befragte. (zur Gräſin, die das Papier aufmachen will) Ey! Madam! warten Sie doch, bis die Baroneſſe hier iſt. Dann iſts noch Zeit genug, ſie zu leſen.

Die Gräſin (das Papier zumachend). Ich muß Ihnen wol gehorchen.

Vierzehnter Auftritt.

Der Marki. Die Gräſin. Die Baroneſſe.

Die Baroneſſe (bey Seite).

Himmel! die Gräſin! — wird er mir nun auch das Papier zuſtecken können, ohne daß ſie es merkt.

Die Gräfin. Nun Baroneſſe, ſind Sie fertig? Ich bin es ſchon lange geweſen.

Die Baroneſſe. Nicht immer ſind das die beſten Verſe, die am geſchwindeſten gemacht ſind. — Es fehlen mir nur noch zwey.

Der Marki (ſachte zur Baroneſſe, indem er ihr das Papier zuſteckt). Sie irren ſich — hier ſind ſie.

Die Baroneſſe. Ich wollte ſagen, daß meinen Verſen noch die letzte Politur fehlt. Doch! ich will ſie Ihnen vorleſen, ſo wie ſie ſind.

Die Gräfin. Erlauben Sie Madam — Man läßt ſich oft durch Deklamation hintergehen und Sie leſen mit vieler Kunſt. Damit ſich aber der Marki nicht täuſchen läßt; will ich Ihre Verſe vorleſen und Sie die meinigen.

Die Baroneſſe. Ich bins zufrieden. Ich hoffe, Sie werden freundſchaftlich mit mir umgehen, ſo wie ichs mit Ihnen thun werde (Sie wechſeln die beyden Papiere gegen einander).

Die Gräfin (lieſt).

Damon machte dies Gedicht;
Doch den Lohn empfing er nicht,
Denn man hat ihn mit zwey Küſſen
Schon dem Marki geben müſſen.
Schönen, billig ſeyd ihr nicht!
Eure Freunde nicht bedenken,
Männern Eure Liebe ſchenken,
Die für Euch noch nichts gethan;
Schönen, das iſt Euer Plan. —

Der Marki (bey Seite). Ha! der Schelm von Poeten!

Die Gräfin. Einen ſolchen Handel von Küſſen und Verſen hätt' ich mir nicht einfallen laſſen, Madam!

Die Baroneſſe. Sie haben die ſelbige Münze bezahlt und die nehmliche Waare bekommen (ſie lieſt). — Wort für Wort das nehmliche.

Die Gräfin. Die beſte Parthie, die wir nehmen können, wäre, dächt' ich, kein Wort von dieſem Abentheuer zu ſagen. — Was den Marki betrift, ſo hoff' ich, er wird auch ſchweigen, denn es macht ihm ſo wenig Ehre, als uns.

Der Marki. Meine Damen! ich erhielt alſo zwey Küſſe, die ich nicht verdiente. — Erlauben Sie mir, um mein Gewiſſen zu beruhigen, daß ich ſie Ihnen wiedergebe.

Die Gräſin. Nein! mein Herr! — wir ſprechen Sie völlig frey.

Der Marki (bey Seite). Herr Damon! Sie ſollen's mir bezahlen. Ja! ja! Sie ſollen's ſchon bezahlen.

2.

Unterthänigſtes Memorial an die Königl.... Commiſſion zu ....

Ew. haben in dem Decreto vom 8ten h. m. ſo ich den 19ten erhalten habe, mir Gnädigſt aufzugeben geruhet, den 22ten huj. vor Königl. Krieges-Canzeley zu erſcheinen, um den von Kl. dem — — — — producirten Schein zu agnoſciren.

Ich ſehe mich aber nothgedrungen, Ew. unterthänigſt vorzutragen, daß ich nicht vermögend bin zu erſcheinen; weil ſeit Johanni bis dieſe Stunde nicht habe zur Kirche auch ſonſt wohin gehen können, indem ich mit den heftigſten Gichtſchmerzen beladen bin, und die Schmerzen nicht geſtatten wollen, das hölzerne Bein gehörig feſte zu ſchnallen, um damit fort kommen zu können, ohne Gefahr zu laufen, zu fallen; wie ich im Monat Merz erfahren müſſen, als ich zum erſten mahl ausgehen wollen, durch einen Fall das hölzerne Bein gebrochen habe, und mich Königl. Krieges-Canzeley wieder mit einem neuen Beine begnädiget hat.

Zudem überfällt mich ſeit acht Tagen Nachmitternachts ein ſtarker Fieberfroſt, wobey die Schmerzen ſich von denen äußerlichen Theilen ins Leib ziehen und mir den Bruchſchaden, ſo ich bey Creſeldt erhalten habe, ſo ſehr auftreiben, das ich vor Angſt nicht weiß wo ich hin ſoll, bis ſich durch öfters aufgelegte warme Tücher, die Schmerzen wieder nach den äußerlichen Theilen ziehen. Ew. bitte ich derowegen unterthänigſt, im Betracht meiner vorangeführten Umſtände, mir zur Siſtirung noch einige Wochen Friſt Huldreichſt angedeyhen zu laſſen; indem ich hoffe, daß ſich bey dieſer Witterung meine Krankheit etwas mindern ſoll.

Veluper.

3.

Die Kunſt und die Natur:

eine Erzählung. An Madame G** in den erſten Tagen des Märzmonats 1774.

So ſprach die Kunſt zur Frau Natur:
„Mir wirſt du niemals gleich, und ſchaal ſind deine Werke!
„Du handelſt nie nach Wahl, ſtets fehlt dir Plan und Stärke.
„Was wärſt du ohne mich und meines Putzes Kur?
„Den Teint, den du verdarbſt, verſchönert meine Schminke,
„Und ſelbſt im Papagey beklatſcht man meine Winke.
„Durch mich entſtand der ſchlaue Geiſt,
„Durch mich der Sieg der buhleriſchen Schönen;
„Mach' ich nicht, daß in Tracht, in Minen, Gang und Tönen,
„Die Sittſamkeit an Prüden gleißt?
„Ich goß in Flemmings Lied ſein honigſüßes Weſen
„Und helf' einſt deinem G—r leſen,
„Denn jeden ſchwingt mein Dienſt empor! —
So ſprach ſie ſchöne G**, und wähnte ſchon zu ſiegen;
Doch die Natur bracht Dich hervor,
Und gleich ſah man die Kunſt ſich ganz beſchämt verkriechen.

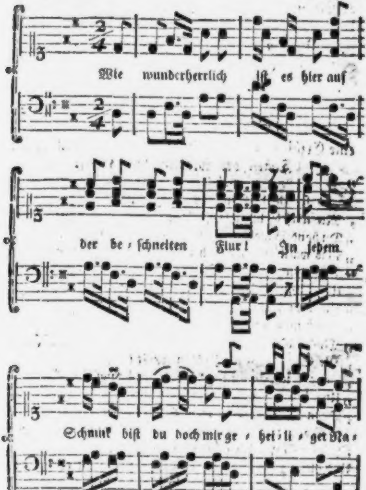
D.

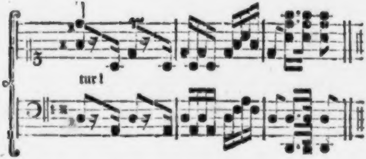
4.

Schlittenfartlied.

Munter.

von Tag.


Wie wunderherrlich iſt es hier auf
der be- ſchneiten Flur! In jedem
Schmuk biſt du doch mir ge- hei- li- get Na-



Wie wunderherrlich iſt es hier
Auf der beſchneiten Flur!
In jedem Schmuck biſt du doch mir
Geheiliget Natur!

Mit Diamanten überſät
Glänzt hier in Mondesſtral
Die weiſſe Fläche; pfeifend weht
Der Morgenwind durchs Thal.

Und durch den Wald — wie fliegt das hin!
Wie jagt der Baum vorbey!
Die Schellen klingen — und ich bin
Umtönt von Luſtgeſchrey.

In Rieſengröße ſtehen — ha!
Die hohen Fichten hier,
Wie Marmorbilder ſtehn ſie da
In ihrer vollen Zier.

Hab's Mädchen vor mir, blicke ihr
Ins roſige Geſicht,
Und ſie — holdlächelnd blickt ſie mir
Dann wieder ins Geſicht.

Ich drükk ſie feſt an meine Bruſt,
Schmieg ſanft mich an ſie hin,
Und ſeh' im Taumel ſüßer Luſt
Ihr volles Auge glühn.

Auch wehrt ſelbſt nicht der neidſche Flor,
Was jeder fordern muß.
Ihr Buſen hebt ihn ſanft empor,
Und ſchnell hät ſie den Kus.

Und nun — ha! unter Kling und Klang
Die Reiter jagen vor —
Durch all der frohen Reihen Drang
Mit Klatſchen durch das Thor.

Der Schellen Klang, der Peitſchen Knall
Wie lockt in jedem Haus ,
Mit Einem Zug die Städter all
Zum Fenſtern er heraus.

Wie manches liebe Mädchen glüht,
Wenn ſie die langen Reihn
Der ſchön geputzten Schlitten ſieht,
Und wünſcht dabey zu ſein!

Durch alle Straſſen rennt der Zug
Bey heller Fackeln Glanz,
Von ferne tönt Muſik — in Flug
Eilt alles nun zum Tanz.

D. Schmieder.

Re.

Regiſter

über die vier Stücke der Olla Potrida vom Jahre 1784.

(Die Römiſche Zahl bedeutet das Stück und die Deutſche die Seite.)

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

Skizzen von der Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt. Sechſte Epoche. Von Harsdörfer bis auf Lohenſtein. I. 37.
Siebente Epoche Von Lohenſtein bis auf Kanitz. II. 70.
Moden, Luxus und Kleidung der Damen in Peru, beſonders zu Lima. I. 48.
Sittenſprüche aus einem neuern Sineſiſchen Buche gezogen. I. 55.
Mährchen vom Grafen von Orlamünde. Impromptü einer Dame. II. 52.
Stadteklogen aus dem Engliſchen von C. H. Schmid. III. 71.
Gemälde von London: ein Fragment. IV. 108.
Denkmale am Lebenswege. IV. 126.

Anekdoten.

I. 80. II. 93. III. 100. IV. 136.

Auszüge.

Von der Beſchneidung und dem Wallfiſchfang bey den Madagaskarern. I. 29.

Ein

Ein Auszug aus dem Buche Horus ꝛc. II. 7.
Ueber Holſtein und Beſchreibung einiger Gegenden in Holſtein. III. 37.

Biographien oder Romane.

Franz Carmagnol. I. 82.
Treue und Wankelmuth, oder geheime Geſchichte der Liebſchaften Heinrichs IV. Königs von Kaſtillien, mit dem Beinamen der Unvermögende; nach dem Franzöſiſchen. III. 103.

Dramatiſche Aufſätze.

Treue krönt. Ein dramatiſches Gemälde. I. 12.
Was vermag ſchlechte Geſellſchaft nicht! Luſtſpiel in drey Akten, vom D. Schmieder. III. 13.
Lilla oder die Gärtnerin, ein lyriſches Schauſpiel in drey Akten. IV. 9.

Fragmente.

Trauerſcene in Zſchorlau. I. 156.

Gedichte.

Die Vorbedeutung. I. 3.
An Minna. I. 4.
Am Geburtstage der Madem. W** zu W**. I. 5.
Empfindungen eines Greiſes, als er im Frühjahr 1783 in ſeinem Garten ein aufgegangenes Saamenkorn erblickte, das ſeine Hülſe auf der Spitze trug. I. 6.
Tiro an Phädor. Eine Elegie. I. 7.
An die Liebe. I. 9.
An meine Geliebte. II. 3.
Freundſchaft und Liebe. II. 4.
An die Phantaſie. II. 5.
Steinſchrift in einem Garten. II. 6.

An meine zwey älteſten Töchter, als Fräulein von Witzendorf im 24ſten Jahr an den Blattern ſtarb. III. 3.
Am Morgen, da mein Freund Alemann begraben ward, ſeiner Wittwe, meiner genauen Freundin. III. 4.
An Frau von Berlepſch, gebohrne von Oppel. III. 5.
Der zweyte April 1783. Erzählung zu Gleims Geburtstage. III. 6.
An den Domkapitularherrn von Hardenberg. III. 8.
Lied, an dem großen Weinfaſſe auf den Spiegelbergen vor Halberſtadt geſungen von den vier Meiſtern, die Keller und Faß gebaut haben. III. 9.
Das Fingerlein. Romanze. III 11.
Lina. III. 12.
Der Schuſter, nach Lafontaine. IV. 3.
An die Sonne. An einem Sommermorgen, im Gebürge. IV. 7.

Miſcellanien.

Epochen einiger Moden. I. 120.
An Herrn * * I. 125.
Auf den Apoſtel des Menſchenverſtands in meinem Vaterlande, Herrn Hofrath und Leibarzt Weickard in Fulda. I 127.
Freundſchaft, ſtärker als Liebe. I 129.
Hero und Leander. Ein Gedicht des Muſäus, überſetzt von L. S. G. Sprengel. I. 138.
Auszug eines Briefs. II. 139.
Vom Grafen Caglioſtro. II. 141.
Juvenals erſte Satire. II. 142.
Verzeichniß einiger Kaufbeuriſchen Provinzialwörter. II. 149.
An einen Freund, der viel wünſchte. II. 154.
An eine Lerche. 1780. II. 157.
Als Gleim ſagte: erſt müßte er ſich waſchen, dann wollt' er mit ihr ſprechen. II. 158.
Der Kunſtrichter zu * * II 158.
Als geſagt wurde, man habe Ihrer Wohlweisheit Gehirn bei der Oefnung ſehr klein gefunden. II. 159.
An meinen Freund am ſchönſten Tage ſeines Lebens. II 159.

Paris in Miniatur. Bruchſtück. III. 142.
Ovids Verwandlungen. Erſtes Buch, von 1-150. III. 151.
Beytrag zur Mythologie der Deutſchen. III. 157.
Lobgeſang auf den April, am Geburtstage einer Freundin. III. 159.
Das Impromptu. Luſtſpiel in einem Akt. Aus dem Franzöſiſchen des Herren von Sacy. IV. 157.
Unterthänigſtes Memorial an die Königl. . . . Commiſſion zu . . . . IV. 168.
Die Kunſt und die Natur; eine Erzählung. An Madame G** in den erſten Tagen des Märzmonats 1774. IV. 169.
Schlittenfartlied. IV. 170.

Naturgeſchichte.

Wahrſcheinlichkeit der Kometen-Furcht I. 72.
Außerordentliches Beyſpiel von Mutterliebe bey einem wilden Thier, wovon verſchiedene Herren und Seeleute der Fregatte, das Todtengerippe (the Carcaſs) genannt, die vor einigen Jahren nach dem Nordpol ſchickte, um Entdeckungen zu machen, Augenzeugen waren. I. 78.
Zur Geſchichte des Löwen. II. 80.

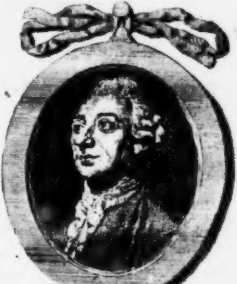
Romane.

Deſto beſſer für ſie, aus dem Franzöſiſchen des Voiſenon. II. 96.
Der Liebeswunſch. Ein Märchen. IV. 138.

Olla Potrida.

1785.

Erſtes Stück.



I.C. ADELUNG.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

PHIL.
RS.
TTS.

No. 1.

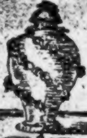
Olla Potrida.

1785.

Erſtes Stück.

Berlin

in der Weverſchen Buchhandlung.



BIBL. UNIVERS. [illegible]

Innhalt.

Seite

Gedichte. 3-7.

Dramatiſche Aufſätze.

Betrug über Betrug, oder die ſchnelle Bekehrung. Ein Luſtſpiel in Einem Aufzuge von C. A. Vulpius. 8.

Auszüge.

Einige Bemerkungen bey einer Reiſe von Maynz den Rhein herunter. 40.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1. Des Hrn. Francis Groſe Eſqu. Abhandlung über die gothiſche Baukunſt. 44.
2. Briefe aus der Provence. 78.

Naturgeſchichte.

Inſtinkte einiger Thiere zu ihrer Vertheidigung. 87.
Anekdoten. 89.

Roman oder Biographie.

Fragmente einer Lebensgeſchichte aus den Jahren 1775 bis 1780. 90.

Miſcellaneen.

1. Epiſtel an meinen verſtorbnen Freund. 123.
2. Eine Sammlung gemachter Bemerkungen über das Fürſtenthum **r politiſchen und ſtatiſtiſchen Inhalts, aus einem freundſchaftlichen Briefwechſel gezogen. 125.
3. Auf meines Bräutchens Geburtsfeſt. 136.
4. Das Glockenſpiel. Eine Fabel. 138.

Fragmente.

1. Ueber Klöſter und Kloſterleben. 139.
2. Charakter der Spanier. 148.

In der Weverſchen Buchhandlung zu Berlin werden in der Jubilate-Meſſe 1785 folgende Werke erſcheinen:

Aſtronomiſcher Kinderfreund, enthaltend: einen Unterricht vom Kalender, deſſen Urſprung und Gebrauch; ingleichen: von der Eintheilung der Zeit, vom Lauf der Sonne, des Mondes und Geſtirns; nebſt einer Beſchreibung der Erde, beigefügten Regententafel, und moraliſchen Sprüchen auf jede Woche im Jahr. Mit erläuternden Kupfern. 2te verbeſſerte Auflage. 8. Berlin 785 4 Gr.

Betrug über Betrug, oder die ſchnelle Bekehrung, ein Luſtſpiel in Einem Aufzuge von C. A. Vulpius. gr. 8. Berlin 785. 3 Gr.

Breitenbauchs, (G. A. v.) älteſte Geſchichte und Erdbeſchreibung des jetzigen Tauriens und Caucaſiens, bisher Crimm und Cuban genannt. 8. Berlin 785 6 Gr.

Dictionnaire, François-Allemand & Allemand-François à l'uſage des deux Nations redigé par une Société de Gens de Lettres. Tome II. Formant la partie Françoiſe expliquée par l'Allemand composé ſelon le Dictionnaire de l'Academie & le Catholicon de Mr. Schmidlin. Seconde édition augmentée de pluſieurs articles revus par M. de la Veaux. gr. 8. Berlin 785.

Voltairs ſämmtliche Schriften, 1ſter. mit deſſen Portrait. 8. Berlin 785. 1 Rthl. 8 Gr.

Olla Potrida, eine Vierteljahrsſchrift, auf das Jahr 1785. 1s und 2s Vierteljahr. gr. 8. Wird fortgeſetzt. 20 Gr.

Litteratur- und Theater-Zeitung, des ſiebenten Jahrganges 4tes Vierteljahr, mit dem Portrait der Demoiſelle Witthöfft. gr. 8. Berlin 784. 12 Gr.

Romane, Erzählungen und Dialogen von Voltaire. 1ſter Band. 8. Berlin 785. 1 Rthl. 8 Gr.

Cours théorique & pratique de langue & de littérature françoiſe. Ouvrage entrepris par ordre du Roi, par J. C. de la Veaux, Seconde Volume. gr. 8. Berlin 785. 1 Rthl. 8 Gr.

Handbuch der Erdbeſchreibung für Ungelehrte. 8. Berlin 785. 1 Rthl. 8 Gr.

Heynatz (M. J. F.) Handbuch. 4ter Theil welcher die allgemeine Erdbeſchreibung enthält. 8. Berlin 785. 1 Rthl. 8 Gr.

Das Mutterſöhnchen, Junker Filz. Ein Luſtſpiel in Einem Akt, nach dem Fanfan & Colas der Madame de Beaunoir. gr. 8. Berlin 785. 3 Gr.

In der Michaelis-Meſſe 1785 werden herauskommen.

Breitenbauch (G. A. v.) Zeittafeln zur Geſchichte von Aſien. 4. Berlin 785.

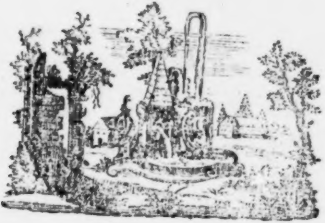
Eſſais ſur divers ſujets intéreſſans pour l'homme d'état & de lettres, par Mr. de Stark, Conſeiller privé du Roi de Pruſſe. gr. 8. Berlin.

Des Philoſophen von Sansſouci ſämmtliche Werke. 4ter Band. 8. Berlin 785.

Inſtruction pour les jeunes Dames, qui entrent dans le Monde, ſe Marient, leurs devoirs dans cet état, & envers leurs enfans. Pour ſervir de ſuite au Magazin des Adoleſcentes. Par Mad. le Prince de Beaumont. IV. Tomes. av. fig. 8. Berlin 785.

Sammlung von proſaiſchen Aufſätzen, Gedichten und kleinen Schauſpielen, in verſchiedenen Sprachen, vorzüglich zum Gebrauch der großen Schulen und Penſionen. Herausgegeben von Joh. [illegible] [illegible]. 1ter Theil. 8. Berlin.

Bei J. G. Fleiſcher in Frankfurt am Main wird längſtens bis auf Michaelis die Preſſe verlaſſen: des Freiherrn von Tott merkwürdige Nachrichten von den Türken und Tartaren, aus dem Franzöſiſchen überſetzt. 2 Bände in 8.



I.

Gedichte.

1.

An ſeinen kleinen Neffen in der Stunde ſeiner Geburt, den 20ſten Juli 1782.

Komm hervor aus Deinem Schlummer,
lieber Kleiner in die Welt,
ſieh' die Freude, ſieh' den Kummer
jedem Pilger aufgeſtellt. –

Deine Mutter trug mit Freuden
unter ihrem Herzen Dich,
und entnommen allen Leiden
ſchliefſt Du froh und wonniglich.

Ach! nie wirſt Du wieder träumen
ſo befreyt von allem Wahn: –
komm hervor tritt ohne Säumen
auf die weite Lebensbahn,

Sieh' des Lichtes helles Schimmern,
ſieh' des Tages goldne Pracht: –
aber ach! mit lautem Wimmern
gehſt Du aus der dunkeln Nacht;

Möchten doch nur dieſe Thränen
Dir im trüben Auge ſtehn,
und Dein Herz getäuſcht vom Sehnen
wie um Ruh vergeblich flehn.

Welch ein Wunſch! – er kömmt vergebens
aus des Herzens Heiligthum;
ach! im Gange dieſes Lebens
fand noch keiner dieſen Ruhm.

Nimm denn ſo wie Dirs beſchieden
Freude mit dem Kummer hin,
geh, wenn's möglich iſt, im Frieden
fröhlich ſtets am Herz und Sinn:

Und wenn auch entfernt von allen
oft Dein müdes Auge weint,
Seufſer um Dich wiederhallen,
keine Hülfe Dir erſcheint,

O! ſo ſchau in die Gefilde,
wo die Auserwählten gehn,
und von da wird Dich der milde
Hauch der Ruhe ſanft umwehn. –

Komm hervor aus Deinem Schlummer
lieber Kleiner in die Welt,
ſieh' die Freude, ſieh' den Kummer,
jedem Pilger aufgeſtellt.

2.

Klagen an Elwine 1780.

Ach! ſo war's denn mir beſchieden,
ferne und getrennt zu ſeyn
von Elwine; meiner Seele Frieden
zu vertauſchen gegen Liebespein.

Ach! zu koſten nur die Freuden,
die Du gabſt mit voller Hand,
und die Fülle all' der Seeligkeiten,
die ich, Beſte! einſt bey Dir empfand,

Nur zu ſchauen dieſe Reize,
Gottes Schöpfung höchſte Pracht,
wie bezaubert, mit unnennbar'm Geize
ſah ich ſie, und fühlte ihre Macht;

Fühlte wie vom Liebesregen
jede Ader in mir ſchlug,
fühlte wie ein himmliſches Bewegen
mich zum höchſten Sitz der Wonne trug.

Und nun darben ſtatt genießen,
ſtatt der Freuden bloß ihr Bild,
heiße ſehnſuchtsvolle Thränen fließen
Theure Dir, die meine Seele füllt,

Füllen wird, wenn Todeskühle
ſanft um meine Schläfe weht,
und die Liebe, die ich für Dich fühle
Seegen Dir vor Gottes Thron erfleht.

Ach! in ſüßem Liebesneigen
wird mein Geiſt Dich dann umwehn,
niemals mehr von Deiner Seite weichen
und als Schuzgeiſt ewig vor Dir ſtehn.

Bis dereinſt der ſchönen Tage
ſchönſter wieder mir erſcheint,
und nach mancher herben Lebensplage
ewge Himmelsjugend uns vereint.

3.

An Stella's Tage.

Von vier Schweſtern.

Als, mit Deinem erſten Blick,
Viel der Tugenden zurück,
Aus der goldnen Vorzeit, kamen,
Merkte ſich das Schickſal an
Deinen ſchönen Namen;

Sagte, zum Voraus, Dir zu,
Einen Mann, mit welchem Du
Würdeſt theilen holde Tage,
Und ein Herz von ſelbſt beglückt,
Nicht durch leere Sage!

Schweſter, Alles iſt erfüllt;
Alles treflich aufgehüllt,
In den ewigen Geweben!
Tage, ſo wie heute, ſchön,
Wirſt Du immer leben!

Liebliche Vergißmeinnicht
Sey Dein Kranz, daß künftig nicht
Deiner das Geſchick vergeſſe,
Und Dir unabſehlich lang
Deinen Faden meſſe!

Daß der Freuden Fackel Dir
Stattlich leuchte für und für;
Dich die Götter nie verlaſſen,
Die, aus ihrem Füllhorn, uns
Scherz und Muth verpraſſen!

Liebliche Vergißmeinnicht
Sey Dein Kranz, damit Du nicht
Uns vergeſſeſt, theure Schweſter!...
Jede Stunde knüpft an Dich
Unſre Herzen veſter!

4.

An die Wohlthätigen.

Zum Beſten der Armen, im Winter.

Sehet wie ſie darben!
Alle Todesfarben
Bleichen ihr Geſicht,
In der Bretterkammer
Wohnet Froſt und Jammer,
Nur die Hülfe nicht.

Heißgeweinte Thränen,
Tiefverſchloßnes Sehnen
Härmt das Elend ab;
Und das bißchen Leben
Wird für jezt ein Beben
Und für künftig Grab.

Mancher Arme duldet,
Gott weiß! unverſchuldet!
Seines Lebens Drang!
Schämt ſich laut zu jammern
Doch am Herzen klammern,
Noth und Untergang.

Die ihr könnt – helft retten!!
Einſam drückt in Städten
Viel verborgner Schmerz!
Milde! helft ihn lindern –
Menſchen-Elend mindern,
Gott! welch Glück fürs Herz!!

II.

Dramatiſche Aufſätze.

Betrug über Betrug,

oder

die ſchnelle Bekehrung.

Ein Luſtſpiel in Einem Aufzuge

von

C. A. Vulpius.

Perſonen:

Guſtav Baron von Donnersburg.
Jakob, ſein Bedienter.
Minna.
Liſette, ihr Kammermädchen.
Rheinfels, ein Offizier.
Wirth.

Er-

Erſter Auftritt.

Guſtav (ſizt mit dem Rücken an einen Tiſch gelehnt, die Beine auf einen vor ſich ſtehenden Stuhl gelegt und raucht eine Pfeiffe Tabak.)
Jakob (bringt Schokolade herein, ſezt ſie auf den Tiſch und ſchenkt ein.)

Guſtav (trinkt).

Ließ ſich der Wirth nichts merken? —

Jakob. Er ſah ſo pfiffig aus wie Nikol Liſt! —

Guſtav. Der Tauſendſappermenter! — Nu? — Was fangen wir nun an? —

Jakob. Ja! — Nach meiner wenigen Einſicht iſts das Beſte, wir reiſen fort! —

Guſtav. Nein! —

Jakob. Ach lieber Gott! — Ein andres Städtchen, ein andres Mädchen! —

Guſtav. Spasvogel! —

Jakob. Ach! — Narrenspoſſen! — Wiſſen Sie denn noch, wie Sie grimmig waren, wenn ich nach meiner ſchlechten Einſicht meinte, Fräulein Laura würde Ihr Herz nicht lange behalten? — 's iſt wahr, länger als alle ihre Vorgängerinnen hat ſie es behalten, es waren juſt 8 Monate, — aber —

Guſtav. Kerl ſchweig! — Du mußt doch wohl zugeben, daß Minna ein ganz andres Mädchen iſt, als Laura?

Jakob. Das geb' ich zu; aber es heißt doch, wenn einer recht verliebt wär, ſo dünkte ihm kein Mädchen ſchöner als ſeins.

Guſtav. Ach das ſind Reden, Sprüchelchen, um ſich zu tröſten, wenn man behalten muß, was man hat! — Aber — Höre, wie ſtehts denn mit dem Briefe?

Jakob. Ja Gott weiß, wie ich ihn anbringen ſoll; Sie geben mir im Hauſe auf alle Schritte Achtung, als wenn ich ein Spion wär.

Guſtav. Höre Jakob/ Du wirſt jezt nachläßig! — Du dienſt mir nicht mehr ſo treu wie vormals!

Jakob. Nu wenn Sie einmal Mißtrauen in meine Treue ſezen — ſo —

Guſtav. Nein! nein! Du biſt ein treuer Kerl, aber den Brief mußt Du mir beſtellen.

Jakob. I ja doch! — Wenns nur möglich iſt. — Det Wirth, iſt mein Seel wie ein Geſpenſt, wo ich hinkomme erſcheint er mir.

Guſtav. Du mußt Dich nicht fürchten!

Jakob. Ey was das betrift, ſo bin ich kein Narr. — Glauben Sie mir, die größte Freude wärs vor dem Hechelmann, wenn er das Brieſchen in ſeine Klauen kriegte.

Guſtav. Nu das ſiehſt Du doch wohl ein, daß ich nichts mehr hier zu thun habe, wenn meine Sachen mit Minna nicht wieder auf den alten Fuß kommen.

Jakob. I da wär ja wohl eine andre —

Guſtav. Nichts von einer andern! — Minna iſt das Kleinod, wornach ich jezt ringe, und wenn ich dieſes nicht erringe, mag ich keins.

Jakob. Wenns an mir liegt, ſo haben Sies erhalten. — Hören Sie doch einmal! — Eine Verkleidung dächt' ich, wär wohl in dieſer Sache nicht uneben. —

Guſtav. Ich? —

Jakob. Nein doch! — Wenn ich mich verkleidete, meine ich, ſo wär ja wohl der Brief anzubringen.

Guſtav. Freylich! — Aber Dein Geſicht kannſt Du doch nicht verändern!

Jakob. Ach dafür laſſen Sie mich ſorgen, ich will ſo natürlich wie eine alte Hexe ausſehen, wie ein gefärbter Mohr auf dem Theater dem ſchwärzſten Bewohner des Mohrenlands.

Guſtav. Jakob! Du redeſt ja wie ein Redner!

Jakob. Und übrigens —

Zweiter Auftritt.

Vorige. Rheinfels.

Rheinfels.

Bon jour! Bon jour! —

Guſtav. Ey willkommen, lieber Rheinfels! — (ſteht auf) Nun Jakob, beſorge Dein Amt.

Jakob. Sorgen Sie nicht für mich! — (geht ab.)

Rheinfels. Nu, wie ſtehn Deine Sachen? —

Guſtav. Auf lahmen Füßen!

Rheinfels. Wie ſo? —

Guſtav. Stell Dir nur einmal vor, da muß der Onkel Spione haben, die den Handel merkten! auf einmal kriegt der Wirth Briefe, nimmts Mädchen und ſperrt ſie ein!

Rheinfels. Der Donner und das Wetter! —

Guſtav. Und nun ſiz' ich da wie ein Narr und kann nicht zu ihr.

Rheinfels. Und ſie nicht zu Dir? —

Guſtav. 's iſt eins! — Morgen oder gar wohl noch heute holt ſie der Onkel ab, und dann — werd' ich mich erſchießen! —

Rheinfels. Ha ha ha ha! Du Dich erſchießen? — Mein Seel ſo iſt möglich, daß ich noch ein Kartäuſer werde!

Guſtav. Ja ſwas nicht! — Du weißt nicht wie ſehr ich das Mädchen liebe! —

Rheinfels. Ach! ich werde wohl Deine Art zu lieben nicht kennen! —

Guſtav. Du irrſt Dich! — Diesmal lieb' ich ganz anders als ich ſonſt liebte.

Rheinfels. Kerl werde kein Platoniker! — Ach! — Ich ſah Dich ja Thereſen lieben, Eliſen, Amalien, Lotten, Lauren, und Gott weiß wen noch alles! und kenne Deine Liebe ſo gut wie Du die meinige.

Guſtav. Ich ſage Dir aber Du irrſt Dich! — Minna lieb' ich anders als alle Mädchen, welche ich vor ihr zu lieben glaubte! — — Gott weiß, wie ich mich auf einmal ſo geändert habe! — Aber genug, geändert habe ich mich! —

Rheinfels. Nun wahrlich ſo wird der Fuchs noch ein Einſiedler! — Gott ſtehe mir bey, daß ich nicht gleiches Unglück erleide! — Wenns aber nun wahr iſt, daß Du Deine Minna würklich liebſt, ſo ſinn' auf Mittel, ſie zu bekommen. —

Guſtav. Was ſoll ich machen? —

Rheinfels. Das ſoll ich Dir ſagen? —

Guſtav. Ich bin ganz zerſtreut! —

Rheinfels. Entführen mußt Du ſie!

Guſtav. Ja wie?

Rheinfels. Wie? — Kerl die Liebe hat Dir allen Verſtand genommen! — Ich ſeh wohl, ich muß mich ins Mittel ſchlagen! — Es iſt alſo Dein ernſtlicher Wille, die Minna zu entführen?

Guſtav. Mein ernſtlicher Wille!

Rheinfels. Wird ſie drein willigen?

Guſtav. Das wird keine Schwierigkeit haben! —

Rheinfels. Ey das iſt noch nicht gewiß! — Die Damen haben vielerley Bedenklichkeiten!

Guſtav. Dieſe ſchafft man fort!

Rheinfels. Wenns geht! — z. E. ſie wird ſprechen: was ſoll aus mir werden, wenn er mich entführt hat, was will er mit mir machen? — Wozu? —

Guſtav. Wozu? — Narre, zu meiner Frau will ich ſie machen!

Rheinfels. Nun das mag wohl einen ziemlichen Stein der Bedenklichkeit wegrücken, wenn Du ſo denkſt! —

Guſtav. Wahrlich ſo denk' ich!

Rheinfels. Aber ſie wird ſagen: werdens ſeine Eltern zugeben?

Guſtav. Ich habe keine Eltern!

Rheinfels. Aber Deine anſehnliche große Familie wird dieſe eine Heyrath mit einem Mädchen zugeben, die — — Du verſtehſt mich! — eine Schauſpielerinn, ein Kammermädchen, eine Tänzerin, und Gott weiß was noch alles! — war? —

Guſtav. Ich werde mich ſogleich mit ihr kopuliren laſſen, und meine Familie kann mich — machen laſſen was ich will.

Rheinfels. Aber Deine Kinder werden nicht lehnsfähig ſeyn!

Guſtav. Ich will ſie ſchon ſo bedenken! — Kurz ich werde alles wagen, um Minna ewig die meinige nennen zu dürfen.

Rheinfels. Nun wenns nicht anders iſt, ſo werde ich mich als ein guter Freund Deiner Noth erbarmen, und Dir behülflich ſeyn. — Ich werde mich zu ihr ſchleichen. —

Guſtav. Das wird ſchwerlich angehen!

Rheinfels. Dafür laß mich ſorgen! — Ich werde zu ihr ſchleichen, und — es müßte vom Teufel ſeyn, wenn Dein Anerbieten nicht durchdringen ſollte! — ſie bereden, daß ſie in die Entführung willigt.

Guſtav. O Freund! (küßt ihn) Du verbindeſt mich Dir auf ewig! —

Rheinfels. Keine weitere Verdienſte um Dich, als was die Freundſchaft fordert! —

Guſtav. Aber, in zwei Tagen kömmt erſt mein Geld, ich habe kein Geld! —

Rheinfels. Das hat nichts zu ſagen! wir haben ja unſern guten Freund Iſaak Moſes noch! — Sez Dich und ſchreib was Du brauchſt!

Guſtav. Gefälliger Freund! — (ſezt ſich und ſchreibt.)

Rheinfels. Schreib nur! — Narren muß man die Kolbe lauſen! — Das wirſt du dir freylich nicht einbilden, armer Wicht, daß du ſo jämmerlich betrogen wirſt! — Freundſchaft! o du edle Larve der Menſchen! — Man ſieht auch unter dieſer Larve nicht einmal die Augen! — Die Larve der Freundſchaft und der Oberrok der Frömmigkeit! wie ſtark braucht man beide, und wenig ſind ſie abgetragen! — Nur noch ein paar Duzend Jahre, hernach mag die Wirthſchaft verfaulen! Was gehn mich die Nachkommen an! — Mögen ſie doch ohne Deke herumwandeln, wie Adam und Eva im Paradieſe, ich bin nicht lüſtern, ſie zu ſehen! — — Ja! ja! lieber Guſtav, 's thut mir leid, daß Du ſo jämmerlich geprellt wirſt! 's ſchadet Dir aber nichts und mich dazu, — — mit Schaden wird man klug! —

Guſtav. Hier! Ich brauche nur hundert Dukaten, zweyhundert hab ich dafür verſchrieben.

Rheinfels. Gut! gut! Vor allen Dingen will ich alſo erſtlich die Geldaffäre beſorgen, alsdann das andre. — Bis auf Wiederſehen leb wohl! — (geht ab.)

Guſtav. Leb wohl, beſter Freund! — — Welch' eine edle Sache iſts um einen Freund! — Alſo entführen? — Eine Entführung? — Aber wenn ichs recht bedenke, ſo begeh ich einen verzweifelten Streich! — — Minna iſt ſchön, aber ſie war eine Tänzerin, eine Zofe, — und lief ihren Onkel davon! — Ja dafür konnte ſie ja aber nichts, ihr Onkel hielt ſie zu ſcharf. Der Mangel nöthigte ſie, Schauſpielerin zu werden. Minna! — — ſie iſt bey Gott noch unſchuldig! — Wenn mir doch nur jemand das Gegentheil ſagte, daß ich ihr zeigen könnte, wie ſehr und wie wahr ich ſie liebe! — — Ich bin alſo entſchloſſen, mich mit ihr auf ewig zu verbinden. Ewig! iſt eine lange Zeit! — Es ſind ja nur Eheſtandsjahre! Man kann ſich ja — — Ach! wer wird in den Armen eines ſolchen Engels ans Scheiden denken? — Sünde wärs! — O! daß ich ihr jezt die Verſicherung einküſſen könnte, daß ich nie ſie verlaſſen, ſie täuſchen werde, daß allein in ihren Armen ich glüklich ſeyn kann, und daß — o! daß ich ſie über alles liebe.

Dritter Auftritt.

Guſtav. Liſette.

Liſette.

Endlich bin ich ſo glücklich, einen Augenblick zu finden, Ihnen ſagen zu können, daß meine Mademoiſelle, Ihre Minna, Sie auf ein paar Worte auf dem Saale ſprechen kann.

Guſtav. Ich eile zu ihr! (Guſtav und Liſette gehn ab.)

Vierter Auftritt.

Jakob. (Indem Guſtav und Liſette auf der einen Seite abgehn, kömmt Jakob auf der andern herein und ruft Guſtav nach.)

Jakob.

Herr Baron! — Herr Baron! —

(Guſtav eilt fort ohne ihn zu hören.)

Jakob. Er hört und ſieht nicht! — Herr Baron! (läuft ihm nach.)

(Indem Jakob Guſtav nachläuft, kommt auf der andern Seite der Wirth herein.)

Fünfter Auftritt.

Wirth.

Nu iſt denn niemand da? — Holla! — Herr Baron! — Jakob! — Nein! 's hört und ſieht niemand! —

Hm! Hm! — — (geht näher an Guſtavs Schreibetiſch.) Wenn ich doch da ſo etwas anträfe wie ichs anzutreffen wünſchte. — Da iſt ja ein langer Brief, mit einem großen Siegel! — Da ſtehen gewiß Heimlichkeiten drinne! — (er ſieht ſich allenthalben beſorgt um.) Es wird mich doch niemand belauſchen? — (lieſt.) „An den Hochwohlgebornen Herrn Karl Guſtav Freyherrn von Donnersburg, auf Thalheim, Bergfeld, und Donnersburg.“ — Aber wenn mich jemand behorchte! — Es iſt als zög mir eins die Hand weg, wenn ich an das verfluchte Siegel komme. — 's iſt doch nicht etwa gar der Ring Salomonis! (er geht allenthalben umher und ſieht ſich beſorgt um.) — So will ich denn den Brief in Gottesnamen leſen, es wird doch keine Zauberey dabey ſeyn! — Halt! — Ich glaube 's kömmt jemand! (er horcht, ſieht ſich um ꝛc.) Nein! — 's iſt niemand! — So laßt uns denn leſen! (er ſchlägt den Brief auseinander.) Eine ſchöne Hand! — (lieſt.) „Hochwohlgeborner!“ — Halt, 's kömmt eins! — Nein! — Was man doch in Furcht iſt, wenn man auf verbotenen Wegen geht! — (lieſt) „Hochwohlgeborner! — Gnädiger Herr Baron!“ — 's kommt hol mich der Teufel jemand! — (wirft den Brief auf den Tiſch und kriecht unter den Tiſch.)

Sechster Auftritt.

Jakob. Liſette. Wirth (unterm Tiſche, guckt unter den Verhängen des Tiſches vor.)

Wirth.

'S war hohe Zeit! —

Jakob. Siehſt Du Liſette, wenn Du's ſo redlich meinſt wie ich, und ſo traut uns morgen ein Pfarr mit unſrer Herrſchaft!

Wirth. Ei der Tauſend! —

Liſette. Ach Jakob, wer weiß 's, ob Du's redlich meinſt, verläſt mich doch wohl, wenn ich denke, Du biſt mein!

Jakob. Ja da verläſt ſichs auch, wenn wir morgen ſchon vorm Altare ſtehen! — Bis morgen wirſt Du mir doch trauen?

Liſette. Ach Euch Männern iſt nicht über die zweyte Stunde zu trauen!

Jakob. O ho!

Liſette. Um zwölf Uhr verliebt, um ein Uhr kalt, um zwey Uhr in eine andere verliebt.

Jakob. Meine Liſette, das übertreibſt Du: — Mein Herr! — Nicht doch! — Meinen Herrn ſein Freund, — Rheinfels, will ich ſagen, — iſt doch gewiß ſehr flüchtig, aber vierzehn Tage hat er doch wenigſtens allemal ausgehalten.

Wirth. Eine lange Zeit!

Liſette. Ach! —

Jakob. Nu ich weiß gar nicht, was Dir fehlt! — Bis morgen wirſt Du mir doch trauen? — Hab ich denn etwan Gelegenheit womit gegeben, daß Du mißtrauiſch worden biſt? —

Liſette. Das eben nicht, aber — Männer ſind Männer!

Jakob. I daß Dich der Teufel! Weiber ſind auch Weiber! — Soll ich denn wieder von vorne anfangen und mich vermeſſen und verſchwören? — Ihr ſeyd auch wahrlich ſo wunderlich! — Ihr müßt einen rechten Gefallen an Schwören haben! —

Liſette. Ach Jakob, wer am meiſten ſchwört, hält am wenigſten!

Wirth. Eine goldene Regel! —

Jakob. Nu weißt Du was, gieb mir ein Mäulchen! —

Liſette (küßt ihn.)

Wirth. Einen Kuß in Ehren, kann niemand wehren!

Jakob. Nu? willſt Du mir nun trauen?

Liſette. Trauen will ich Dir wohl, aber — Du mußt auch — kein Schelm ſeyn! —

Jakob. Gut! — Verlaß Dich auf mein redliches Herz! — Aber höre Du, wenns der Wirth wüßte, daß mein Herr jezt bey ſeiner Arreſtantin wär? —

Wirth. 's wird ihm einerley ſeyn!

Jakob. Gottsbliz würde der fluchen!

Wirth. Das thut er wohl!

Jakob. Und würde ſich ärgern!

Wirth. Wahrlich nicht!

Liſette. Und würde einen Spektakel in Hauſe anfangen, wie ein Beſeſſener. —

Wirth. O ja! alles zum Scheine! —

Liſette. Höre, ich dächte aber doch, wir erinnerten Deinen Herrn ans Zurückkehren.

Jakob. Ja das wollen wir thun! — Komm mein Schaz! (umſchlingt und führt ſie ab.)

Wirth (kömmt unterm Tiſche vor). — Eine verfluchte Herberge! — (macht ſich rein.) Pfui alle Teufel ſeh ich aus! — Das iſt ja eine Zeterwirthſchaft! — Die Leutchen denken, die Wirthſchaft wär Ernſt! — Ha! ha! — Die Liſette ſpielt auch ihre Rolle vortreflich! — Aber, — Gottsbliz, den Brief hätt' ich bald vergeſſen! — Hab' ich doch eine Neugierde, die nicht zu ſtillen iſt! — 's ſchwanet mir, 's iſt was wichtiges drinne enthalten! — (er nimmt den Brief, ſchlägt ihn von einander und lieſt.) „Hochwohlgeborner, Gnädiger Herr Baron!“ — 's kömmt wahrlich wieder jemand!

Sie-

Siebenter Auftritt.

Wirth. Rheinfels.

Rheinfels.

Nu? was machſt Du da?

Wirth. Nichts! — Ich warte auf Jakoben!

Rheinfels. — Unſre Sachen ſtehen herrlich!

Wirth. Hat ſich der Herr Baron gefangt?

Rheinfels. Den Augenblick! — Er hat aber nur lumpichte zwey hundert Dukaten verſchrieben.

Wirth. 's iſt immer genug!

Rheinfels. Dummer Kerl! — Aber jezt pak Dich, ich muß mit Guſtav reden. — Er könnte kommen und uns zuſammen antreffen, das wär nichts! — Hörſt Du! —

Wirth. Ja! ja! — (bey Seite.) Wenn ich nur den verfluchten Brief geleſen hätte. — Leben Sie wohl! — (geht ab.)

Rheinfels. Adio! — — O Ihr Tölpel und Eſel insgeſammt! — Ha! ha! iſt das nicht eine Luſt, wenn man die Leutchen ſo anführen kann! — Ein großer Plan! — (wirft ſich auf einen Stuhl, ſinnt eine Weile nach, und ſpricht endlich.) — Ja ſo iſts recht! — — Guſtav hält mich vor ſeinen beſten Freund, und irrt ſich. Wie denn dieß leider in der Welt ſo zu gehen pflegt! Man betriegt und wird betrogen. — Er glaubt durch meine Hülfe ſeine angebetete Minna zu entführen, aber darinne werd' ich ihm zuvorkommen. — Minna glaubt einen durch ihre Reitze gefeſſelten Liebhaber ein klein wenig zu beſtehlen, ſich alsdann fort zu machen und ihren Guſtav dadurch vorſichtiger zu machen, ſich nicht gleich jeden Mädchen in die Arme zu werfen, und eine, die eine unſchuldige Miene annehmen kann, vor unſchuldig zu halten: — Aber auch dieſe irrt ſich. — Was fang ich mit ihr an? — In ein Serail taugt ſie wohl noch! — Einige Zeit will ich ſie ernähren, alsdann in ein Serail — und ſeys nach * * *. — Der Wirth denkt den Schnitt recht gut zu machen, ich denke aber immer, — er wird die Brühe bezahlen müſſen! — — Nun die Nebenumſtände ſollen ſich ſchon geben! —

Achter Auftritt.

Rheinfels. Guſtav.

Guſtav.

Freund! ich habe wieder mit ihr geſprochen! — Das arme Mädchen war ſo ſchwermüthig! aber meine Verſicherungen haben ſie wieder zufrieden geſtellt. — Einige Bedenklichkeiten —

Rheinfels. Das thut nichts! — Das Geld zahlt der Jude an mich. Abends zu rechter Zeit ſollſt Du's bekommen. — Aber höre, Freund, viel beſſer wärs, wenn Du Minna bereden könnteſt, daß ſie ſich Dir auf Deiner Stube anvertraute. — Ju dies Kabinet zum Exempel! —

Guſtav. Wird ſie es zufrieden ſeyn? —

Rheinfels. Ich will mein möglichſtes thun, ſie zu überreden. — Der Wirth ſoll auch davon nicht das geringſte erfahren.

Guſtav. O wenns möglich wär!

Rheinfels. Jezt eile ich zu ihr.

Guſtav. Ich befürchte, Du wirſt die Wachſamkeit des Wirths nicht täuſchen können!

Rheinfels. Dafür laß mich ſorgen! — (geht ab.)

Guſtav. Jezt wünſch ich all denen Stunden Flügel, welchen ich ſonſt, bey liebefreundlichen Geſprächen und Unterhaltung Zentner Blei an Füßen wünſchte! — O! daß uns doch zu einer Zeit beſchwerlich fällt, was wir ein andresmal wünſchen!

Neunter Auftritt.

Guſtav. Jakob.

Jakob.

Schleichen doch einmal die Stunden, als wären ſie lahm! —

Guſtav. Wahrlich Jakob, Deine Bemerkung iſt richtig, ich habe ſie eben jezt auch gemacht.

Jakob. Unſer Wirth hat wieder Fremde bekommen.

Guſtav. Fremde?

Jakob. Eine Dame und ein Herr!

Guſtav. Eine Dame ſagſt Du?

Jakob. Ja! — Sie ſpaziert den Saal drauſſen auf und ab. — Ein allerliebſtes Kammermädchen iſt dabey.

Guſtav. Ich muß ſie ſehen! es könnte eine Bekannte ſeyn (geht ab).

Jakob. Arme Minna! wenn mein Herr mit dem Frauenzimmer bekannt wird, ſo kannſt du dich ſelbſt entführen! — Ich kann ihn nicht drum verdenken, 's iſt warlich eine Dame wie ein Engel! — War mirs doch ſelbſt ſo wunderlich, als ich ihr Kammermädchen ſah. — Liſette, ich glaube, es hat dir etwas geahndet, da du mir nicht bis morgen trauen wollteſt. — — Wenn man doch immer das goldene Sprüchlein bedächte: Eh's Abend wird kanns ändern ſich! — Was hilfts, ich kann dir nicht helfen, Liſette! Was die Herren thun, müſſen wir nachthun, — und wahrlich, wenn mein Herr deine Demoiſelle nicht zur Frau brauchen kann, kann ich dich auch nicht brauchen! — Das Heyrathen iſt ohnehin eine kizliche Sache, und ich bin vor die kizlichen Sachen nicht portirt. — Eheſtand, Weheſtand! — Was ſoll ich mich mit Gewalt ins Unglück ſtürzen? — Nein, nein, Jakob, das geht nicht an! Du thuſt, was dein Herr thut, der dir immer mit guten Exempeln vorgegangen iſt.

Zehnter Auftritt.

Jakob. Wirth.

Jakob.

Was bringt Er denn Gutes, Herr Wirth!

Wirth. J nu! ich wollte ſehen, wie Er ſich befånd!

Jakob. Ey Diener! — Appropos! wer ſind denn die Fremden?

Wirth. Es iſt ein Major mit ſeiner Fråulein Nichte.

Jakob. So! ſo! —

(Drinne wird gerufen: Jakob!

Jakob. Mein Herr ruft! — (geht ab.)

Wirth. Wenn ich doch nur den Brief leſen könnte! Still! — Ich werde mich unter den Tiſch ſteken, vielleicht gehen ſie aus, und dann — hinaus will ich ſchon kommen! — Pfiffig muß man in der Welt ſeyn, ſonſt kömmt man nicht fort! — Friſch dran! — (er kriecht unter den Tiſch.) 's iſt eine miſerable Herberge! — Wenn nur kein Hund kömmt, ſonſt bin ich verrathen! — Wenn ich etwan ein paar Stunden hier kauzen muß, ſo bin ich unglüklich! — 's iſt ſchade, daß es keine Stahlfedern hier giebt! — Still! —

Jakob. (gukt herum! –) 's iſt niemand da! — Er muß fort ſeyn. (ruft hinein) 's iſt niemand da! — (geht hinein.)

Wirth. Als ich! —

Eilfter Auftritt.

Wirth (unterm Tiſch). Rheinfels. Minna.

Rheinfels.

Kommen Sie!

Minna. Wo iſt Guſtav?

Rheinfels. Er muß gleich hier ſeyn, er gieng übern Saal.

Minna. Beynahe, lieber Rheinfels, dauert mich Guſtav.

Rheinfels. Nu das wär wohl das erſtemal, daß Sie ein Narr dauerte! —

Minna. Ich glaube, er liebt mich in der That!

Rheinfels. Das iſt richtig! — Alſo glauben Sie wohl noch Baroneſſe von Donnersburg zu werden? — Wenn Sie von Adel, wenn Sie nicht ſo —

Minna. Schweigen Sie! —

Rheinfels. Sind Sie böſe, liebes Minchen? — (küßt ſie.) — Werden Sie nicht gewiſſenhaft! nun gehts in der That nicht an. — Reiſen Sie nur mit, in Schweidniz treffen Sie mich an, dort erwarte ich Sie um ein paar tauſend Thaler ſchwerer! —

Minna. Ach daß ich ein Weib bin!

Rheinfels. Das iſt eben das Beſte bey der Sache! — In mich würde ſich Guſtav wahrlich nicht verlieben! — Lachen Sie doch über den klugen Wirth, daß der ſo angeführt wird! —

Wirth. Was? — Ich? —

Rheinfels. Der Schurke! — Wie die Arbeit ſo der Lohn!

Wirth. Daß Dich der Teufel! —

Minna. Aber — Rheinfels, ich bitte Sie um Gotteswillen, bedenken Sie meine Lage. —

Rheinfels. O iſt das nicht der Zuſtand ſchon mehrerer Frauenzimmer geweſen? —

Wirth. Sie iſt gewiß ſchwanger! —

Minna. Ach Gott, daß ich mich doch niemals in dieſes Verbündniß eingelaſſen hätte! —

Wirth. Ja hinternach wollen ſie ſich allemal die Haare ausrauffen! —

Rheinfels. Ihr Gewiſſen erwacht zu früh, ich bitte, laſſen Sie es noch ein wenig ſchlafen, es traumt ihn ſo artig von —

Minna. Dies iſt eine ſtärkere Folter! — Wahrlich Rheinfels, Sie ſind ein Teufel.

Rheinfels. Es hat mir noch niemand geſagt, daß ich einen Pferdefuß hätte. — Hörner könnt ich wohl haben, ſie ſind aber unſichtbar, wie unſern Herrn Wirth ſeine, welche ich ihn vorgeſtern mit ſeiner Frau aufſezte.

Wirth. Das iſt eine ſchöne Wirthſchaft!

Rheinfels. Nun, liebes Mienchen! — Wir krönten ja auch einmal einen gewiſſen —

Minna. Rheinfels! wahrlich, ich kann ſo tief noch nicht geſunken ſeyn, da ich Sie noch in all ihrer Blöſſe ſeh!

Rheinfels. Es geſchieht beym Schein meiner Tugenden!

Minna. Nein das iſt zu arg! — Ich werde Guſtav alles entdeken und mich ſeinen Zorn und ſeiner Liebe überlaſſen!

Rheinfels. Das werden Sie wahrlich nicht thun! —

Minna. Ja ich werde es thun! — Welch' ein verdienſtliches Werk, einen Schurken ſeine Abſichten zu vernichten!

Rheinfels. Und dies Verdienſt wünſchen Sie zu haben?

Minna. Ja ich wünſch' es! — Ich wünſch es ſehnlich! —

Rheinfels. Nun gut, ſo geben Sie unſern Herrn Wirth bey der Obrigkeit an.

Wirth. Jezt wird mirs warm!

Rheinfels. Dieſe That baut Ihnen eine Stufe in dem Himmel.

Minna. Ich bin kein Kind, Rheinfels, das thut' was man ihm vorſchwazt, ich handle wie ich will.

Wirth. Das iſt weiſe geredet! —

Minna. Vielleicht erbarmt ſich Guſtav meiner!

Wirth. Das glaub ich ſchwerlich! — Wenn er nicht Vater dazu iſt! —

Rheinfels. Minna, Sie verfallen auf alte Szenen. — Vielleicht denken Sie, Sie ſtehen auf dem Theater? —

Minna. Laſſen Sie michs denken!

Rheinfels. Sie haben ſo ganz Unrecht nicht. Der Menſch iſt Komödiant bis an ſeinen Tod, und iſt da, um Laſter und Tugend vorzuſtellen, und Handlungen vorzunehmen, welche ein Spiegel ſeyn ſollen vor die Zuſchauer. — Aber gewiß! agiren Sie fort, ſpielen Sie Ihre Rolle recht gut, und Sie werden den großen Nuzen ſtiften, daß Guſtav klug wird.

Minna. Rheinfels, Ihre ganze Beredſamkeit ändert meinen Entſchluß nicht. — Trauen Sie mir nicht noch ſo viel Tugend zu, mich über einen Böſewicht zu erheben? —

Rheinfels. Vermuthlich ſoll das Gleichniß auf mich gehn? — Ich bin alſo der Böſewicht, und Sie ſind die Tugendhafte, die ſich über mich erhebt? — Wiſſen Sie was! erheben Sie ſich nicht ſo hoch, daß der Böſewicht Sie nicht aus der Höhe auf die Erde herabzieht. — Wiſſen Sie, daß es einen Menſchen gab, der mit wächſernen Flügeln der Sonne zu nahe flog? Wie es ihm gieng, können Sie vermuthen! —

Minna. So ſollte das Laſter ſiegen?

Rheinfels. Allerdings! und das iſt nicht mehr als billig, denn tugendhafte Leute ſuchen ihre Ruhe und ihr Vergnügen, wie der Weiſe, in ſich ſelbſt, und wiſſen ſich großmüthig und wider die Bedrückungen der Laſterhaften zu beſchützen, und ſiegen jene, und es ſtürmt recht heftig, nun, ihre Tugend iſt auch in dem Fall gut, ſie hüllen ſich in den Rockelor derſelben, — und beten mit zerknirſchtem Geiſt: „Schütze mich vor Ueberfall!“ —

Minna. Spötter! — Unglüklicher! — Ich danke dir, Gott, daß nicht —

Rheinfels. Bin einer wie dieſer? — Nicht wahr? —

Minna. O wie kömmſt Du mir ſo ſchwarz vor! Böſewicht! zurük! Dich haben die Teufel in der Hölle beſchmiert!

Rheinfels. Nicht doch, liebe Minna! — Sie beſchmieren nicht ſchwarz! — roth! — Sie lieſſen ſich dort ſchminken! —

Minna. Verworſener! — (will nach ihm ſchlagen.)

Rheinfels (hält ihr die Hand zurück). — Nicht doch! — Sie machen ſich ja ſchwarz an mir! —

Wirth. Ich möchte verbraten! —

Minna. Guſtav! Guſtav! —

Rheinfels. Weib! — (zieht ein Piſtol aus der Taſche) Du kennſt mich! — Fürchte alles von einem Teufel! — (ſteckt das Piſtol ein.)

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Guſtav.

Rheinfels.

Endlich kömmſt Du, mein Beſter! — Vor Sehnſucht hat Dich Minna ſchon längſt gerufen. — Und Du hörteſt die Stimme Deiner Lieben nicht eher? —

Guſtav (kalt). Ich hörte nichts! —

Rheinfels. Was fehlt Dir? —

Guſtav. Nichts! — Gar nichts! —

Minna. Guſtav!

Guſtav. Was befehlen Sie? —

Minna. Iſt das jezt Ihre zärtliche Sprache?

Guſtav. Iſt ſie nicht den Umſtänden angemeſſen?

Rheinfels (vor ſich). Hm! der merkt doch nichts? —

Minna (bei Seite). Er weiß gewiß ſchon alles! — O daß ichs ihn nicht entdecken konnte!

Wirth. Jch liege auch miſerabel da! —

Guſtav. Rheinfels!

Rheinfels. Was willſt Du.

Guſtav (zu Rheinfels). Schaff mir das Mädchen fort!

Rheinfels. Nu? —

Guſtav. Jch kann ſie nicht mehr leiden! —

Minna (bei Seite). Was iſt das für eine geheimnißvolle Unterhaltung! —

Guſtav. Nu? — Weiſt Du warum?

Rheinfels. Wie ſoll ich das wiſſen? —

Guſtav. Geh mit mir fort, und ich will Dir die Urſache zeigen.

Rheinfels. So! — Liebe Minna, jezt haben wir einen nöthigen Gang zu thun! — Damit Sie niemand ſieht — ſo gehen Sie in dies Kabinet, — bis wir wiederkommen. — Unſer Geſchäft iſt dringend. —

Minna. Gut! — (vor ſich) Jhr Verräther! — (geht ins Kabinet.)

Guſtav. Nun komm und ſieh! — (geht mit Rheinfels ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Der Wirth (kriecht unterm Tiſche hervor).

Wirth.

Gott Lob und Dank! — Ach! meine Hüften! — Ey hol der Teufel ſo ein Lager! — — Ey! ey! was hab ich alles da gehört und geſehen! — Der Teufel noch einmal, ich ſoll wohl auch noch mit in die Tinte kommen! — Ey! ey! iſt der Rheinfels nicht ein Spizbube! — 's lief mir eißkalt über die Leber, wie er die Piſtole anbei brachte. —

Jch

Ich wär bald vorgeſprungen, — denn — geſezt, er hätte die Mamſell erſchoſſen, ich hätte ja können in Inquiſition kommen, daß ich ſo zugeſehen hätte! — Der Teufel! — Ich will niemandem ſagen, wie mir zu Muthe war! — Gott bewahre jeden frommen Chriſten-Menſchen vor ſo ein Lager! — Ich muß wund ſeyn über und über! — Aber was hilfts! — Hab' ich doch etwas gehört und geſehen. Und der Brief? — der wird nun geleſen! — (er nimmt den Brief vom Tiſche.) Du ſchönes Panace vor meine wunden Rippen! Du Goldtinktur meiner Schmerzen! — Nur geſchwind, eh' wieder jemand kömmt! (er legt den Brief auseinander.) — 's kömmt mein Seel jemand! (wirft den Brief auf den Tiſch und kriecht wieder drunter.) Daß dich der Teufel!

Vierzehnter Auftritt.

Wirth (unterm Tiſche). **Guſtav.** **Rheinfels** (kömmt mit Guſtav auf der einen Seite herein, und geht allein auf der andern Seite hinaus.)

Rheinfels (im Abgehen).

Verlaß Dich auf mich! (geht ab.)

Guſtav. Beſorg alles wohl! —

Wirth. Gott weiß was noch aus mir wird! —

Guſtav. O Elmire! Deine Reize allein ſind vermögend, meinen Entſchluß unwankbar zu machen, dich ewig zu lieben, nur dir allein treu zu ſeyn bis an den Tod! — O wie ſind wir Sterblichen vor die Zukunft ſo blind! Ich meinte, Minna wäre, die mir der Himmel als die Gefährtin meiner folgenden Lebenstage beſtimmt hätte, — aber ſie wars nicht! — Nun hab' ich dich geſehen! Du biſts! du biſts! Elmire! — Jezt will ich an ſie ſchreiben.

Wirth. Da werd' ich manchen Rippenſtoß bekommen!

Guſtav. Ich will ihr ſagen, wie ſehr ich ſie ſeit dem erſten Anblicke liebe, wie ich bereit bin, ihr Herz und Hand auſaufzuopfern ꝛc. — Sie wird mich doch erhören? — O ja! — Die Damen haben mirs oft geſagt, wie erobernd meine Miene wär. — Alſo zur Sache!

Wirth. Mir iſt nicht wohl zu Muthe!

Guſtav. (Er ſezt ſich an Tiſch, fängt an zu ſchreiben, tritt aber einmal den Wirth.)

Wirth Ach das Gott erbarm, meine Seite!

Guſtav (ſpringt erſchrocken auf). Zum Teufel! — (er ſieht den Wirth unterm Tiſche.) Herr Wirth iſt er's?

Wirth. Leider! —

Guſtav. Nun? —

Wirth. Ach Gnade! —

Guſtav. Wie ſoll ich das verſtehen?

Wirth (kriecht hervor). — Ich bin ein ehrlicher Mann! des Stehlens wegen hab' ich mich nicht verſtekt. — — Bringen Sie mich nur nicht um meine Reputation! — Ich will gern alles ſagen, was ich gehört ~~und~~ geſehen habe.

Guſtav. Was Teufel treibt ihn aber an, ſich auf meiner Stube zu verſteken? —

Wirth. Seyn Sie nicht ungnädig!

Guſtav. Ich will wiſſen, warum Er ſich auf meiner Stube verſtekt hat?

Wirth. Ach ich will Ihnen alles umſtändlich erzählen, Herr Baron. Sehen Sie, Sie wiſſen, ich bin ein Liebhaber von Zeitungen. Das wiſſen Sie! — Nun wiſſen Sie auch —

Guſtav. Daß er ein Schlingel iſt!

Wirth. Danke unterthänig! — Alſo wiſſen Sie auch, daß ich ſehr attent auf Neuigkeiten bin, und daß ich, wenn ich etwas erfahre, das noch nicht in den Zeitungen ſteht, ich ſolches gleich dem Verfaſſer des Hinkenden Staatsboten, meinem ſehr gütigen Herrn Gevatter und Freund zuſertige —

Guſtav. Er kann gleich etwas an ihn berichten, daß ich ihn alleweile zur Stube hinaus, und die Treppe hinunter werfen werde.

Wirth. Halten zu Gnaden! das würde eben nicht viel Remarkables ſeyn! — Aber — nehmen Sie es nicht ungnädig, daß ich in meiner Defenſion weiter fortfahre. — Da ich nun alſo ein ſehr großer Liebhaber von dergleichen geheimen Depeſchen bin, ſo war ich ſo neugierig und ſtekte mich hier untern Tiſch, um etwas zu erfahren, das ich, meinem Gevatter, wie ich ſchon geſagt habe, ausgenommen, weiter niemandem wieder geſagt hätte.

Guſtav. Glaubt Er denn, daß wir auf meiner Stube politiſche Kannengießer agiren?

Wirth. Das nicht! — Ich habe leider das Gegentheil gehört! — Aber — Sie halten zu Gnaden! — der Brief dort, mit dem großen Siegel —

Guſtav. Alſo wollte Er meine Briefſchaften — ?

Wirth. Nur den einzigen. — Es iſt ein Rad auf dem Siegel. — Das Wappen des Kurfürſten von Mainz. Ich vermuthe neue Nachrichten drinne wegen der 9ten Kurwürde, wer der Herzog, der ein Kur-Kandidat iſt, wie im Staatsboten ſteht, iſt! —

Guſtav. Ich habe ſichre Nachrichten, daß — ich ihn werde arretiren laſſen! — Er iſt ein Mann, der den Zeitungsſchreibern die Geheimniſſe verrathet!

Wirth. Ach um Gotteswillen! Thun Sie nicht ſo etwas an mir! — Ich will Ihnen etwas entdecken, was ich auf Ihrer Stube gehört und geſehen habe. — Sie werden erſtaunen! — Aber die Gnade bitte ich mir aus, mir nur den Brief leſen zu laſſen. — Sie haben ein Komplott gegen Ew. Gnaden gemacht!

Guſtav. Gegen mich? — Wer? —

Wirth. Wer? — Ich hab' alles gehört und geſehen, als ich unterm Tiſche ſtack. —

Guſtav. Wer hat das Komplott gemacht?

Wirth. Eine Verſchwörung gegen Ew. Gn. hohe Ehre, und Vermögen! —

Guſtav. Wer? —

Wirth. Solche Schandbälge ſollte man brandmarken, daß es ihnen jedermann anſähe, was ſie im Schilde führten! —

Guſtav. Wer ſind denn dieſe Schandbälge? —

Wirth. Ja! Herr Baron! es iſt in der Welt eine Gefälligkeit der andern werth, laſſen Sie mir den Brief leſen, ſo ſollen Sie auch die Rädelsführer des Komplotts erfahren.

Guſtav. Daß dich der Teufel mit dem Briefe!

Wirth. Ja die 9te Kur Würde liegt mir am Herzen!

Guſtav. Hier iſt der Brief! — Wer ſind die Niederträchtigen?

Wirth. (fährt eilig über den Brief her und ſagt, ganz auf den Brief erpicht, kalt.) Herr Rheinfels! Mademoiſelle Minna.

(Dieſe ganze Szene iſt der Wirth auf Leſung des Briefs erpicht und will ſich von Guſtav nicht irre machen laſſen, und antwortet doch. Dies müſſen die Schauſpieler gut auszudrücken ſuchen.)

Guſtav. Rheinfels! Minna!

Wirth (lieſt). „Hochwohlgeborner, gnädiger Herr Baron“ — „Nachdem der unergründliche Gott“ —

Guſtav. Minna? — Herr Wirth! Minna? Rheinfels?

Wirth. Ja! ja! — (lieſt) „nach ſeiner großen Barmherzigkeit“ —

Guſtav. Sie iſt —? — Herr Wirth! Minna? iſt —

Wirth. Ja ſie iſt ſchwanger! — (lieſt) „beſchloſſen hatte, uns ſeine Gnade“ —

Guſtav. Schwanger!?

Wirth. Ja! — (lieſt) „ — noch deutlicher zu zeigen und ans Herz“ —

Guſtav. Iſt Er toll! —

Wirth. Nein! — (lieſt) „zu legen, ſo hat er nach ſeinen“

Guſtav. Und Rheinfels?

Wirth. Iſt ſchwanger!

Guſtav. Rheinfels? Kerl Du biſt verrückt!

Wirth. Ja die Mamſell iſt ſchwanger, ſie hats ſelbſt geſagt! — (lieſt) „unergründlichen Rathſchlüſſen“ —

Guſtav. Und Rheinfels! —

Wirth. Iſt Vater! — (lieſt) „uns wiederum mit ſeiner barmherzigen Güte“ —

Guſtav. Gott! — (wirft ſich in einen Stuhl.)

Wirth (lieſt). „überſchüttet, und meine liebe Ehefrau — mit einem Sohne erfreuet!“ — Pfui Teufel! — das iſt ein Gevatterbrief! — Da bin ich übel angekommen! —

Guſtav (ſpringt haſtig auf und reißt dem Wirthe den Brief weg). Der verfluchte Brief! — Antworte er mir deutlich und ordentlich, oder es iſt ſein Unglück. (zieht den Degen) Wer iſt ſchwanger?

Wirth. Ach ich wills gutwillig ſagen! — Mamſell Minna iſt ſchwanger, und Rheinfels iſt Vater zum Kinde, ſie wollen aber gern Ew. Gn. — dran kriegen —

Guſtav. Iſts möglich?

Wirth. Ich habs mit meinen eigenen Ohren gehört! —

Funfzehnter Auftritt.

Vorige. Minna (flieht ſchnell zum Kabinette heraus).

Minna (giebt dem Wirthe eine Ohrfeige).

Schlingel!

Wirth. Alle Hägel!

Minna. Daß Du beſſer hören lernſt, wenn Du horchen willſt! —

Guſtav. Minna!

Minna. Guſtav, Sie ſehen hier eine Niederträchtige vor ſich, ob gleich der Wirth Sie belogen hat. — Da Elmirens Reize jezt bey Ihnen mit Recht den Vorzug haben, ſo können Sie deſto kaltblütiger mein Geſtändniß anhören. — Sie ſollen das ganze Geheimniß erfahren. —

Wirth. Heimlichkeiten will ich nicht hören!

Minna. Nein! Dageblieben Herr Wirth, Sie müſſen jezt ſo gut als ich vor Guſtavs Gericht ſtehen.

Wirth. Ich wüſte nicht! —

Guſtav. Bleiben Sie! —

Wirth (vor ſich). Wie wird mirs noch gehen! — Ach iſt das heute ein unglüklicher Tag für mich!

Minna. Rheinfels iſt nicht Ihr Freund, Guſtav! Er iſt Ihr Feind! — Er iſt ein Böſewicht!

Wirth. Ja da haben Sie vollkommen Recht, Mamſellchen!

Minna. Sein Betragen, und ſeine Verſtellungskunſt hat Sie eingenommen. Er hat Sie überredet, er ſey Ihr Freund —

Wirth. Ja das kann er perfekt! —

Minna. Und ich bin das ſtrafbare Werkzeug, deſſen er ſich bediente, um Sie, Guſtav, zu beſtehlen, um mich mit dem Gelde ganz ſeiner Diſpoſition zu überlaſſen. — Ich war nicht ſo ſtolz zu glauben, daß Ihre Familie meinetwegen eine Mißheurat billigen ſollte, aber es war Rheinfels Plan, Sie durch die Trauung ſicherer zu machen.

Guſtav. Verräther! —

Wirth. 's iſt ein böſer Menſch!

Minna. Alles wär nicht ſo gut angegangen, hätte nicht bey der Sache der Herr Wirth ſeine Rolle ſo gut geſpielt.

Wirth. Rheinfels hat mich verführt, das wiſſen Sie ſelbſt, Mamſellchen, wie nahe ders einen legen kann, er hat Sie ja ſelbſt verführt.

Minna. Alle Onkels Geſchichten, Briefe, Einſperrungen und andre Erdichtungen, welche der Herr Wirth ſo meiſterlich mit auszuführen wuſte, machten den Plan gewiſſer. —

Guſtav. Ihr Nichtswürdigen! —

Minna. Heute ſchon hatte ich den Entſchluß gefaſt, Ihnen alles zu ſagen, —

Wirth. Ja das hab' ich gehört, da ich unterm Tiſche ſtak.

Minna. Rheinfels Drohungen ſchreckten mich ab, in ſeiner Gegenwart etwas zu ſagen.

Wirth. Ja Herr Baron, er wollte die Mamſell erſchießen! Ich wär beynahe unterm Tiſche in Ohnmacht gefallen!

Minna. Ich ſchmeichelte mir zuviel! — Guſtav, Sie ſind jezt mein Richter, aber erlauben Sie mir, daß ichs ſage: Ihre Wankelmut iſt, ſo wie Ihre Liebe zu meinem Geſchlecht, grenzenlos. — Beides kann Ihnen Schaden bringen. — Jeder neue Gegenſtand hat ſoviel Anziehendes für Sie, daß Sie ſeinetwegen bereit ſind, tauſend Thorheiten zu begehen. —

Guſtav. Minna, ich fühl's wie wahr das iſt, was Sie mir ſagen! — Aber jezt habe ich zum leztenmale geſündigt! —

Minna. Glauben Sie, daß Ihrentwegen vielleicht manches Mädchen unglücklich geworden iſt. — Sobald Sie ſie kennen lernten, ſchwuren Sie ihr ewige Liebe zu, ſie glaubte es, und war betrogen, in kurzer Zeit verlaſſen — und ein Raub ihrer Leidenſchaften. — Glauben Sie mir, Guſtav, ſo leicht bey uns die Liebe Eingang findet, ſo ſchwer iſt es uns, ſie nicht bey uns zu behalten. Ein

Mädchen, das ſich geliebt geglaubt hat, und ſich jezt verlaſſen ſieht, — iſt eine Blume, der's in der Sonnenhitze an Waſſer fehlt Sie ſinkt, ſie welkt — und ihre Blätter verwehen die Lüfte.

Wirth. Ich ſteh wie auf Kohlen!

Guſtav. Minna! — Wer gab mir dieſen leichten Sinn? — Wer gab mir dies Herz? — O! es iſt mein Stolz und mein Unglück! —

Minna. Sie können verhindern, daß es nicht Ihr ferneres Unglück wird. — Gehen Sie zu Ihren verlaſſenen Mädchen zurück. Die, welche Sie zuerſt liebten, hat auf Ihr Herz die größten Anſprüche, und dieſe müſſen Sie befriedigen. Iſt ſie nicht mehr die, die ſie damals war, hat ſie ſich verheuratet, iſt ſie tod, ſo müſſen Sie alsdann die aufſuchen, die Ihre Liebe am meiſten unglücklich gemacht hat, dieſe müſſen Sie glücklich machen, dies ſind Sie ihr ſchuldig. — Guſtav, ſo müſſen Sie Ihr Verbrechen gut machen.

Guſtav. Und dieſe Minna konnte ſich mit Rheinfels wider mich verbinden?

Wirth. Ja was die Ueberredung nicht thut. —

Minna. Und eben dieſe erwartet ihr Urtheil von Ihnen. —

Guſtav. Ein Richter in eigener Sache iſt partheiiſch.

Minna. Guſtav! — Bedenken Sie, daß Rheinfels —

Sechszehnter Auftritt.

Vorige. Rheinfels (kömmt eilig).

Rheinfels.

Beſter Freund, Du mußt —

Guſtav (zieht den Degen). Die Erde von einem Ungeheuer befreyen!

Rheinfels (hält ihm das Piſtol entgegen). Halt! — Es koſtet Dein Leben, wo Du einen Schritt näher kömmſt! —

Guſtav. Kröne Deine Niederträchtigkeit! — (wirft den Degen nieder.)

Rheinfels. Nein Du haſt von mir nichts zu beſorgen! — — Haben Sie nun gebeichtet, ſchöne Minna? — Nicht wahr, die Ohrenbeichte war vortreflich? — Ja mein Freund beichten unter vier Augen ſind reizend! — Verſündige Dich nicht wieder von neuen, ſchöner Engel, wenn Dir Deine Sünden vergeben ſind! —

Guſtav. Auch Dir vergeb' ich! —

Rheinfels. Was willſt Du ſonſt thun? — Narr! das mußt Du wohl!

Guſtav. Muß ich?

Rheinfels. Das mußt Du. — Du mußt Deinen Feinden vergeben. — Bedenk das goldene Sprüchelchen: Wer nicht als Freund Dir nutzen kann, kann allemal als Feind Dir ſchaden! —

Minna. Der Sünder!

Rheinfels. Schöne Sünderin, wenn Sie rein ſind, ſo erbarmen Sie ſich der beſchmierten Leute! — In der Hölle, ſchwarz oder roth! verſtehen Sie mich? —

Minna. Niederträchtiger! —

Rheinfels. Dies wollen wir ſchon wett machen! — Und Er, Herr Wirth? — Wie ſteht Er da? — So Armenſündermäßig! —

Wirth. Ach! ich großer Narr!

Rheinfels. In der That, Er hat ſich den rechten Namen ſelbſt gegeben! —

Wirth. Ja! ja! von wegen der Hörner, die Sie mir aufſezten! —

Rheinfels. So! — Weiß Er das Späschen auch?

Wirth. Ey! wenn man die Hauptperſon bey einer Sache iſt! — Aber meine Frau iſt noch nicht übern Berg!

Rheinfels. Der wird Er wohl nichts thun? — (hebt den Stock auf.)

Wirth. Nein! nein! ganz und gar nicht! — (vor ſich) Ich werde ſchon machen was ich will!

Rheinfels. Aber Herr Wirth, ſeiner Galgenphyſiognomie ungeachtet, iſt Er doch ein ehrlicher Mann! — Ich dächte, Er ſchrieb mir eine Quittung, daß ich alles in Richtigkeit gebracht hätte, ich will nun fort, weil die Komèdie bald zu Ende geht.

Wirth. Herzlich gern! — Es wird ein artiges Sümmchen ſeyn!

Rheinfels. Gleichviel. — (bringt einen Zettel aus der Taſche.) Dieſen unterſchreibt Er.

Wirth. Aber die Zahlung?

Rheinfels. Ich ſage unterſchrieben! — Kerl, ich bringe Dich am Galgen, wenn Du nicht unterſchreibſt!

Wirth. Ach ich unglücklicher Mann! — Ach! ach! iſt das heute ein unglücklicher Tag für mich! — (unterſchreibt.)

Rheinfels. Du, Guſtav, wirſt hieraus lernen, Dich künftig beſſer vorzuſehen, und nicht gleich jeden zum Freund zu nehmen, — den Du nicht kennſt. — Und ſey künftig nicht mehr ſo flatterhafter Damenritter! —

Guſtav. Alle Deine Lehren athmen Gift! —

Rheinfels. Stecken aber nicht an. — (nimmt den unterſchriebenen Zettel dem Wirthe ab.) — Nun will ich fort meine Freunde. — Ihnen, Minna, bin ich noch etwas ſchuldig. Sie verſtehen mich wegen der Beichte! — (löſt das Piſtol nach ihr.)

Minna. Gott! — (ſinkt in Guſtavs Arme.)

Rheinfels. Leb wohl, Guſtav! — Leb' er wohl, Herr Wirth! (giebt ihm ein paar Hiebe mit dem Stocke.)

Wirth. Um Gotteswillen! —

Rheinfels. Wünſche wohl zu ruhen! (geht ab.)

Lezter Auftritt.

Vorige. Jakob. Liſette (kommen gelaufen).

Liſette.

Ach Gott!

Jakob. Ey der Teufel! —

Guſtav. Minna kommen Sie zu ſich! — Sie ſind unverlezt.

Liſette. Gott Lob und Dank!

Wirth. Das Schrecken liegt mir in allen Gliedern!

Jakob. Ich bin erſchrocken, daß mir Arme und Beine zittern. — Hu! iſt das ein Geſtank!

Wirth. Er iſt abgezogen, wie der Böſe, Gott ſey bey uns! — der auch allemal ſo etwas hinter ſich läßt.

Minna (richtet ſich auf). In Ihren Armen? O, daß ich drinne geſtorben wär!

Guſtav. Nein, Minna, Leben Sie noch lange, um noch viele zu bekehren, wie ich bin!

Minna. O! machen Sie mich lieber gar zum Männerapoſtel.

Guſtav. Mir ſind Sie es? — Kommen Sie, es iſt dafür geſorgt, daß Sie zeitlebens nie Mangel haben ſollen. Sie haben mich zurückgebracht, kommen Sie, nehmen Sie auch den Dank von meiner Eliſe an, der Sie mich zuführen.

Minna. Guſtav! — O könnte ich Sie glücklich machen!

Guſtav. Ich glaube, Sie haben es ſchon gethan. — Kommen Sie, Eliſe wird Ihre Freundin ſeyn, Sie führten ihr ihren Ungetreuen zurück! —

Minna. Ein Opfer, das ich mir brachte! (geht an Guſtavs Arme ab.)

Liſette. Nun, Monſieur Jakob? — Was wirds mit uns?

Jakob. Sorgt mein Herr für Ihre Herrſchaft, ſo wird er auch für Sie ſorgen.

Liſette. So, Schlingel? — Sind das Deine Schwüre? (weint) Dacht' ichs doch gleich! —

Jakob. Du mußt wiſſen, Liſette, ſo viel mein Herr Fräuleins und Damen zu Geliebten hatte, ſo viel hatt ich auch Kammermädchen, die ich liebte. — Nun geht mein Herr zur erſten zurück, — was folgt daraus? —

Wirth. Daß ers auch ſo macht!

Jakob. Nicht wahr? — Siehſt Du. — Komm, Du haſt mich bekehrt, führe mich meiner Jeanette zu, ſie wird Deine Freundin ſeyn. —

Liſette. Laß mich!

Jakob. Wenn Du nicht willſt, ſo haſt Du wieder eine Freundin weniger. — Ich kann Dir weiter nicht helfen.

Wirth. Sie hat ja zeitlebens ihre Verſorgung.

Jakob. Ich muß zum Herrn!

Liſette. Warte, Schlingel! — Du wirſts bereuen! — (geht ab.)

Jakob. Wie geſagt! — (ihr nach)

Wirth. Ey! ey! ey! — (ſieht den Brief auf der Erde und tritt ihn mit Füßen.) — Du haſt mich in all das Elend gebracht, Kanaille! — Ach! war das ein ſchwarzer Tag! — Prügel! Angſt! Kummer! Plage! Betrug! Spizbüberey! — Und weiß nun doch nicht, wer Kurfürſt wird!

III.

Auszüge.

Einige Bemerkungen bey einer Reiſe von Maynz den Rhein herunter.

(Aus den Briefen einer Hannöveriſchen Dame.)

Wir mietheten eine Jacht bis Cölln, und ſchifften uns des Morgens um acht Uhr ein. Das Wetter war außerordentlich günſtig. Anſtatt der ſtrengen Hize bekamen wir einen bedeckten, grauen und ganz ſtillen Tag, dann und wann ein wenig Regen, der uns aber nur zur ſanften Kühlung gereichte. Wir glaubten noch an demſelben Tage Coblenz zu erreichen; aber das Fahrzeug war ſchwach beſezt, der Wind vollkommen ſtille, wir ruderten ganz langſam, und konnten alſo keine einzelne Schönheit des herrlichen Landes um uns her verlieren.

Die Gegend bey Maynz hat den mehreſten Glanz, und die größte Pracht. Die vortrefliche Lage der Stadt, und die ſchöne Schifbrücke, die fruchtbaren grünen oder ſchattigten Inſeln, zwiſchen denen man ſich hindurchwindet, die Menge ſchöner Oerter an beyden Ufern, die Schlöſſer, Klöſter und adeliche Höfe, die Felder voll Wein und Obſt, das alles in einer unabſehlichen Ferne, iſt ein Anblick, der ſich nie aus der Seele verlieret; und dieſe glänzende Stelle, die einige Stunden weit ſich erſtrecket, hält man für eine der ſchönſten am Rheine. Da ich aber das wilde und furchtbarerhabene der Natur ſehr liebe, war ich gar nicht unzufrieden, dieſe Wohnungen der Pracht gegen die hiernächſt folgenden einſamern und unbeſchreiblich majeſtätiſchen und feyerlichen Scenen zu vertauſchen.

Allmählig erhöhten ſich die Ufer. Die Dörfer wurden ſeltener und kleiner, die Ausſichten enger. Endlich waren wir zwiſchen zwey Reihen von Bergen, um die ſich der Rhein in mannigfaltigen Krümmungen ſo ſehr enge herdurchwindet, bald wie auf einer großen eingeſchloſſenen See, und bald hatten wir wieder auf einmal eine neue unerwartete Ausſicht. Theils ſind dieſe Berge mit Holz, und theils mit Wein bewachſen; oder es ſind rauhe, ſteile Felſen von fürchterlichem Anblick, die über den Fluß herabhängen und Umſturz drohen. Hier und da ſtehen Bäume einzeln oder in mahleriſchen Gruppen. Vorzüglich bewundert man, wie jedes Fleckchen Erde bis auf die Gipfel der Felſen benutzet wird, um Wein darauf zu ziehen. Zwiſchen kahlen ſteinigten Klippen ſtehen Weinſtöcke, und wo durchaus kein Erdreich iſt, hat man ihn ſogar in Körbe eingeſezt, um die ſchöne ſonnigte Lage zu nützen. Mir ſchwindelte, da hinaufzublicken, und zu denken, daß menſchlicher Fleiß und menſchliches Bedürfniß die rauhen Klüfte erſtieg. Eine entſetzlich beſchwerliche und gefahrvolle Arbeit muß es ſeyn, die Beſſerung dahin zu bringen, die nicht anders als auf dem Rücken in Körben hinaufgetragen werden kann, und an manchen Stellen iſt es ſo ſteil, glatt und abhängig, daß ich nicht begreife, wie die Leute nicht hinabſtürzen. Ich hätte dieſe Reiſe wohl in der Weinleſe thun mögen, denn es muß einen ſonderbaren und reitzenden Anblick geben, wenn man unten vorbeyſchift, und alle die Klippen und Felſen bis in die Wolken hinauf voll frölich geſchäftiger Menſchen hängen ſieht. Anjezt war die Gegend ſehr ſtill, man ſah kein Leben unter den Einwohnern, und durchaus keine Spur von Handel und Wandel.

Dörfer ſieht man zwar am Fuße der Berge, zwiſchen ihnen und dem Strom; auch ſchmale Striche Landes in der Länge gebauet, oder halb aus engen Thälern hervorſcheinend, die aber an Schönheit abnehmen, ſo wie man ſich von Maynz entfernet; und doch ſind ſie wegen ihrer meiſtentheils romantiſchen Lage eine große Zierde der Landſchaft. Ueberhaupt muß eine ſolche Reiſe dem Dichter und Landſchaftsmahler eine unerſchöpfliche Quelle ſchöner Bilder darreichen. Auch habe ich recht innigſt bedauert, daß ich weder eins noch das andere bin, und alſo nur empfinden kann, was ich verewigen möchte. Ich wagte kaum Athem zu hohlen, um meine Bezauberung nicht einen Augenblick zu unterbrechen. Alle meine Aufmerkſamkeit war kaum hinreichend, die herrlichen Gegenſtände, die mannigfaltigen Abwechslungen, die kühnſten Ueberraſchungen, die ſeltſamſten optiſchen Würkungen alle zu bemerken und zu faſſen.

Bald fährt man, wie ich Ihnen anfänglich ſagte, zwiſchen niedern Ufern, und erblickt die reichſten Landſchaften; bald zwiſchen rauhen Felſen, die den Fluß gewaltſam einſchließen. Bald bildet er eine ſanfte ſpiegelhelle Fläche; bald hört man, wie er an die Klippen ſtößt, anprellt, ſprudelt und wirbelt. Dort ſtehen zertrümmerte Schlöſſer, ehrwürdige Ueberbleibſel unſerer tapfern Ahnen, Zeugen der alles tödtenden Vergänglichkeit. Von manchem ſind kaum noch Spuren ſichtbar. Einige ſtehen einſam, wie der abgelebte Weiſe, den ſeine Zeitgenoſſen verließen, und dem nur eigene innere Kraft den unvermeidlichen Umſturz verzögert. Neue glänzende Palläſte an der Seite ſolcher Ruinen erbauet, ſcheinen wegen ihrer noch unverdorbenen Schönheit des Verfalles von jenen zu ſpotten, obgleich an ſich weniger dauerhaft, weniger ſtark; wahres Bild der unbeſonnenen Jugend; vielleicht auch des Geiſtes unſerer Zeit, der hochmüthig und undankbar ſich über die Trümmer der Vergangenheit erhebet, nur ſich Verdienſte zuſchreibt, und leicht vergißt, daß er den mühſamen Werken der Vorzeit ſeine Verfeinerung ſchuldig iſt, und daß ſeine Arbeit vergänglicher Glanz übertüncht.

Alle dieſe ernſthaften Bilder begünſtigten die einſamen Ufer, die ich durchfuhr. Mir deuchte, ich komme in wahre Oſſianiſche Gegenden, wo aus Felſenhöhlen Geiſter hervorzuſchweben ſchienen, wo die feyerliche Stille nur das Rauſchen des Waſſers unterbricht, wo man glaubt, man höre die Harfe des Barden. Dieſe ſchauderichte Träumerey dauerte bey mir oft ziemlich lange, und abwechſelnde Gegenſtände gaben ihr nur auf Augenblicke eine andere Richtung. Einzelne Häuſer an Felſen gelegen, oder halb dahinter verborgen; Klöſter; Thürme; Kreutze; Schreine der Heiligen; hier Menſchen, die in bergigte Höhlen hineinkrochen, um Schieferlagen zu bearbeiten; dort ganze Schaaren, die langſam und mit feyerlichem Geſang vom hohen Kreutz geführet zu ihrem Tempel wahlfahrteten; alte Städte in braune ehrwürdige Mauern eingeſchloſſen; drohende Feſtungen mit kriegeriſchen Anſehen; dieſes alles gab meiner Seele einen hohen und ungewöhnlichen Ernſt.

Aber endlich öfneten ſich wieder Ausſichten in weite blumichte Thäler. Die Ufer wurden niedriger, die Berge verſchwanden; und alles trug das Gepräge des Wohlſtandes und der Cultur.

IV.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

I.

Des Herrn Francis Groſe Eſqu. Abhandlung über die gothiſche Baukunſt.

(Im 1ſten Bande ſeiner Alterthümer von England und Wales, 1773.)

Die mehreſten Schriftſteller, welche unſere alten Gebäude, inſonderheit der gottesdienſtlichen, gedenken, klaſſificiren ſolche ſämmtlich, ungeachtet der auffallenden Verſchiedenheit ihrer Bauart, unter die gemeinſchaftliche Benennung des Gothiſchen: eine allgemeine Benennung, die ſie allen Gebäuden beylegen, welche keiner der fünf Ordnungen der Baukunſt vollkommen ähnlich ſind. Unſere neuern Alterthumsforſcher unterſcheiden ſie aber genauer in die Sächſiſche, Normänniſche, und Saraceniſche, oder diejenige Art, welche gemeiniglich, wiewohl uneigentlich, die Gothiſche genannt wird.

Eine Meinung, die hauptſächlich Herr Sommer*) in Schutz genommen, hat lange die Oberhand behalten, daß nemlich die ſächſiſchen Kirchen mehrentheils von Holz gebauet wären, und daß die wenigen ſteinernen, welche ſie hatten, blos aus geraden Mauern, ohne Pfeiler oder Bogen, beſtanden hätten, in deren Errichtung, wie vorgegeben wird, ſie ganz unwiſſend geweſen wären. Herr **Sommer** ſcheint ſeine Meinung auf das Anſehn des Stowe und

---

*) In ſeinen Antiqu. Canterbury. Es iſt anzumerken, heißt es daſelbſt, daß vor der Ankunft der Römer unſere mehreſten Klöſter und Kirchengebäude ganz von Holz waren: („Alle Klöſter meines Königreichs," ſagt König Edgar in ſeinem der Abtey Malmsbury verliehenen Gnadenbrief vom Jahr Chri-

---

Chriſti 974, „ſind nichts als wurmſtichiges und verfaultes Holz und Bretter:“) und daß nach der normanniſchen Eroberung dieſe hölzernen Gebäude außer Gebrauch kamen, und den ſteinernen auf Bogen errichteten Gebäuden Plaz machten, welche Art des Bauens durch dieſe Nation, die die Steine dazu aus Caen in der Normandie kommen ließ, eingeführet wurde. „Im Jahr 1087, (ſagt Stowe von der Hauptkirche zu London) verbrannte die St. Paulskirche, und mit ihr der größte Theil der Stadt. Der damalige Biſchof, Mauricius, fing alſo eine neue St Paulskirche zu gründen an; ein Werk, von welchen die Menſchen damaliger Zeit glaubten, daß es nie zu Stande kommen würde, ſo ſehr bewunderte man es damals wegen ſeiner Länge und Breite; ſo ward auch dieſe Kirche auf ſteinernen Bogen oder Gewölben zur Abhaltung des Feuers, errichtet, eine Art zu bauen, die vor dieſer Zeit dem Volke dieſer Nation unbekannt war, und aus Frankreich damals herubergebracht wurde; die Steine dazu wurden von Caen in der Normandie herüber geholt.“ – „Die Marienbogenkirche in London wurde um dieſelbe Zeit und nach derſelben Manier, d. i. aus ſteinernen Bogen erbauet, und deswegen (wie derſelbe Verfaſſer ſagt) die neue Marienkirche oder St. Mary le Bow genannt; ſo wie die Brücke zu Stratford, die erſte, welche aus Steinbögen errichtet ward Stratford le Bow genennet wurde.“ Dieſes iſt ohne Zweifel jene neue Art von Architektur, auf die der Fortſezer des Beda (deſſen Worte Malmsbury aufbewahret hat) zielt, wenn er, indem er von der Ankunft der Normänner redet, ſpricht: „Allenthalben werdet ihr auf den Dörfern Kirchen, und in den Städten und Dörfern Klöſter bemerken, die nach einer neuen Art der Baukunſt errichtet ſind.“ Und wenn er von dem Alter des öſtlichen Theils des Chors zu Canterbury zweifelhaft redet, füget er hinzu: „Ich darf ſtandhaft und zuverſichtlich leugnen, daß er älter ſey als die Eroberung der Normänner, weil er auf Bogen erbauet iſt; eine Form von Architecktur, die, ungeachtet ſie lange zuvor unter den Römern gebräuchlich war, dennoch nach ihrem Abgange nicht eher in England in Gebrauch gekommen iſt bis ſie die Normänner mit ſich aus Frankreich herüber gebracht haben.“

und auf eine ſtreitige Auslegung einiger Worte in des Königs Edgar Gnadenbrief *) gegründet zu haben; „ſo wie ichs verſtehe, ſagt Herr Bentham in ſeinen Curious Remarks on Saxon Churches, meint er weiter nichts, als, die Kirchen und Klöſter wären durchaus ſo verfallen, daß die Dachungen unbedeckt oder bis aufs Holz entblößt, und die Balken durch Nachläſſigkeit verfault und mit Moos überwachſen wären.“ Wahr iſt es, daß Beda und andere von aus Holz gebauten Kirchen ſprechen; dieſe ſcheinen aber nur Gebäude geweſen zu ſeyn, die auf eine kurze Zeit dauern ſollten, Gebäude, die blos für das gegenwärtige Bedürfniß errichtet wurden; **) und was die andere Behauptung betrift, daß die Sachſen weder Bogen noch Pfeiler in ihren Gebäuden gehabt hätten, ſo widerſprechen derſelben nicht allein die Zeugniſſe einiger gleichzeitiger oder ſehr alter Schriftſteller, die beyder ausdrücklich Meldung thun, ſondern auch die Ueberbleibſel einiger Gebäude, die allgemein für ſächſiſche Werke anerkannt werden; eines von dieſen iſt die alte Kloſterkirche zu Ely.

Die Schriftſteller, welche hier gemeldet werden, ſind Alcuin, ein Geiſtlicher, der im achten Jahrhundert lebte. In einem Gedichte, unter dem Titel: De Pontificibus & Eccleſiæ Ebor, welches Doct. Gale im Jahr 1691 herausgegeben hat, beſchreibt er die St. Peterskirche zu York; zu deren Wiederaufbauung er ſelbſt, in Verbindung mit Eanbald, dem Erzbiſchof Albert beygeſtanden hat. In dieſem Gedichte erwähnt er umſtändlich und namentlich

---

*) Quæ velut muſcivis ſcindulis carioſisque tabulis, tigno tenus viſibiliter dirutæ.

**) „Baptizatus eſt (Sc. Rex Edjvinus, A. D. 627) autem Eboraci in die Sancto Paſchæ. — In eccleſia St. Petri apoſtoli quam ipſe de ligno citato opere erexit. Bedae Hiſt. Eccl. lib. II. Cap. 14. — — Curavit majorem ipſo in loco & auguſtiorem de lapide fabricare baſilicam, in cujus medio ipſum quod prius fecerat oratorium includeretur.“ Ibid.

lich ſowohl der Säulen als Bogen, wie aus untenſtehender Stelle erſehen werden kann. *)

Der Verfaſſer der Beſchreibung der Abtey von Ramſay in Huntingdonſhire, die durch Ailwood, der Alderman von ganz England genennt wird, unter Beyſtand Oſwalds, Biſchofs von Worceſter, gegründet ward. In dieſer Nachricht nennet er ſowohl Bogen als Säulen, wie aus der Note erhellet. **)

Richard Prior, von Hexam, der um das Jahr 1180 blühete und eine Beſchreibung von dieſer Kirche hinterlaſſen hat, von welcher noch ein Theil zu ſeiner Zeit ſtand, ungeachtet ſie ſchon im Jahr 674 durch Wilfrid erbauet war. Er redet ebenfalls von Bogen und Säulen, mit ihren reich verzierten Capitälen. Man ſehe unten in der Note. ***)

Es

---

*) Aſt nova baſilicæ miræ ſtructura diebus
Præſulis hujus erat jam cœpta, peracta, ſacrata.
Hæc nimis alta domus ſolidis, ſuffulta columnis,
Suppoſita quæ ſtant curvatis arcubus, intus
Emicat egregiis laquearibus atque feneſtris,
Pulchraque porticibus fulget circumdata multis,
Plurima diverſis retinens ſolaria tectis,
Quæ triginta tenet variis ornatibus aras
Hoc duo diſcipuli templum, Doctore jubente,
Aedificarunt Eanbaldus & Alcuinus, ambo
Concordes operi devota mente Studentes
Hoc tamen ipſe pater ſocio cum Præſule templum,
Ante die decima quam clauderet, ultima vitæ
Lumina præſentis, Sophiæ ſacraverat almæ.

**) Duæ quoque turres ipſis tectorum culminibus eminebant, quarum minor verſus occidentem, in Fronte Baſilicæ pulchrum intrantibus inſulam a longe ſpectaculum præbebat; major vero in quadrifidæ ſtructuræ medio columnas quatuor, porrectis de alia ad aliam arcubus ſibi invicem connexas, ne laxi defluerent, deprimebat. Hiſt. Rameſienſis, inter. XV. Scriptores, Edit. per Gall.

***) Profunditatem ipſius eccleſiæ criptis & oratoriis ſubterraneis, & viarum amfractibus, inferius cum magna induſtria fundavit: parietes autem quadratis, & variis, &

be-

Es könnten noch mehrere Auctoritäten angeführet werden, wenn die Materie nicht ſchon hinlänglich klar wäre. In der That iſt es höchſt unerweislich, daß die Sachſen eine ſo nützliche Erfindung, wie der Bogen iſt, nicht ſollten gekannt haben: Sie mußten viele von den Bögen, die die Römer gebauet, vor Augen gehabt haben; einige davon haben ſogar bis auf unſere Zeit gedauert; und nur in Canterbury ſind zwey davon übrig geblieben; einer in dem Schloßhofe, der andere am Reitthor. Es iſt auch nicht glaublich, daß, wenn ſie dieſelben und ihre Bequemlichkeit einmal erkannt haben, ſie keinen Gebrauch davon gemacht, oder wenn ſie ſich derſelben bedient, ſie dieſelben wieder verlaſſen haben ſollten. Ueberdies ließen ſie, wie aus unbezweifelten Zeugniſſen erhellet, Künſtler vom feſten Lande kommen,*) um ihre Hauptgebäude nach römiſcher Ma-

bene politis columpnis ſuffultos, & tribus tabulatis diſtinctos in menſæ longitudinis, & altitudinis erexit: ipſos etiam & capitella columpnorum quibus ſuſtentatur, & arcum ſanctuarii hiſtoriis, & imaginibus, & variis celaturarum figuris ex lapide prominentibus, & picturarum, & colorum grata varietate mirabilique decore decoravit: ipſum quoque corpus eccleſiæ appenticiis, & porticibus undique circumcinxit. Quæ miro atque inexplicabili artificio per parietes, & cocleas inferius & ſuperius diſtinxit; in ipſis vero cocleis, & ſuper ipſas, aſcenſoria ex lapide, & deambulatoria, & varios viarum amfractus modo ſurſum modo deorſum artificioſiſſime ita machinari fecit, ut innumera hominum multitudo ibi exiſtere, & ipſum corpus eccleſiæ circumdare poſſit, cum a nemine tamen infra in ea exiſtentium videri queat: oratoria quoque quam plurima ſuperius, & inferius ſecretiſſima, & pulcherrima in ipſis porticibus cum maxime diligentia & cautela conſtituit, in quibus altaria in honore B. Dei Genetricis ſemperque Virginis Mariæ, & St. Michaelis Archangeli, ſanctique Johannis Bapt. honeſtiſſime preparari fecit. Unde etiam uſque hodie quædam illorum ut turres, & propugnacula ſupereminent. Richardi Prioris Haguſt. Lib. I. cap. 5.

---

*) Cum cantoribus Aedde & Eona, & cæmentariis, omnisque pene artis miniſterio in regionem ſuam revertens, cum regula Benedicti inſtituta eccleſiarum Dei bene meliora-

Manier aufzurichten. Dieſes allein würde ſchon hinreichend ſeyn, jene ungegründete Meinung zu widerlegen; zu-

---

oravit. Edii vit. S. Wilfridi, cap. 14. Bedæ Hiſt. Eccl. lib. IV. Cap. 2. – De Roma quoque, & Italia & Francia, & de aliis terris ubicunque invenire poterat cæmentarios, & quoslibet alios induſtrios artifices ſecum retinuerat, & ad opera ſua facienda ſecum in Angliam adduxerat. *Rich. Prior* Haguſt. lib. I. cap. 5.

Die St. Peterskirche im Kloſter zu Weremouth, in der Nachbarſchaft von Gyrwi, ward durch den berühmten Benedict Biſcopius im J. 675 erbaut. Dieſer Abt gieng nach Frankreich über, um Künſtler in Sold zu nehmen, die ihm ſeine Kirche nach römiſcher Manier (wie ſich Beda in ſeiner Geſchichte von Weremouth ausdruckt) bauen ſollten, und brachte ſie auch in dieſer Abſicht mit herüber: Er betrieb dieſes Werk mit ſo auſſerordentlichem Eifer und Fleiß, daß nach Verlauf eines Jahres von der Grundlegung an gerechnet, die Kirche gedeckt und Gottesdienſt darin gehalten werden konnte. Als hierauf das Gebäude faſt vollendet war, ſandte er nach Frankreich, um Künſtler kommen zu laſſen, die die Geheimniſſe der Glasmacherkunſt, (die den Einwohnern Britanniens damals noch unbekannt war) verſtanden, um in die Fenſteröfnungen in den gewölbten Gängen ſowohl als an den Hauptſeiten der Kirche Scheiben einſetzen zu laſſen; und ſie brachten nicht allein dieſes Werk zu Stande, ſondern unterrichteten auch die Engländer in dieſer höchſt nützlichen Kunſt. (Bendham's Hiſtory of Ely, p. 21.)

Was Beda hier von dem Abt Benedict behauptet, daß er zuerſt die Glasmacherkunſt in dieſes Königreich eingeführet habe, kann allerdings mit des Eddius Nachricht von des Biſchofs Wilfrids Fenſtereinſetzung in der St. Peterskirche zu Yorck um das Jahr 669, d. i. ſieben oder acht Jahre vor dieſer Zeit, beſtehen. Denn Glas mag immer durch Wilfred aus der Fremde eingeführet worden ſeyn. Aber Benedict brachte zuerſt die Künſtler herüber, die die Sachſen in der Kunſt Glas zu machen unterrichteten. Daß die Fenſteröfnungen in den Kirchen in jener Zeit, ſowohl auſſerhalb als hier zu Lande, gewöhnlich mit Scheiben verſehen geweſen, erhellet aus dem Beda, welcher, indem er von dem Oelberge, eine (engliſche) Meile von Jeruſalem, redet, ſagt: An der weſtlichen Seite deſſelben waren acht Fenſter, welche bey einer gewiſſen Gelegenheit mit Lampen pflegten erleuchtet zu werden, welche ſo hellglänzend durch das Glas ſchimmerten, daß der Berg entflammt zu ſeyn ſchien. Bedæ lib. de Locis ſanctis, cap. 6.

zugleich beweiſt ſolches aber auch, daß das, was wir gemeiniglich ſächſiſch nennen, in der That römiſche Architektur iſt.

Dies war der Styl der Baukunſt, der in Europa gebräuchlich war; auch die Normänner fuhren, nach ihrer Ankunft in dieſes Land, fort, ſich ſeiner zu bedienen, bis zur Einführung desjenigen Styls, der der Gothiſche genannt wird, welches nicht eher als um das Ende der Regierung Heinrichs des zweyten geſchah; daß alſo wenig oder gar kein Grund zu einem Unterſchied zwiſchen der ſächſiſchen und normänniſchen Baukunſt vorhanden zu ſeyn ſcheinet. Ja, es wird behauptet, die Gebäude der letztern wären ſowohl nach der Höhe als Grundfläche von längerm Maaße und aus einem zu Caen in der Normandie gebrochenen Steine, welchen ihre Künſtler ganz beſonders vorgezogen hätten, gebauet geweſen. Allein dieſes war blos eine Veränderung in dem Maasſtabe und den Materialien, keinesweges aber in der Art zu bauen. Die alten Stücke an unſern meiſten Cathedralkirchen ſind dergleichen frühere normänniſche Werke.

Die charakteriſtiſchen Kennzeichen dieſes Styls ſind dieſe. Die Mauern waren ſehr dick, durchaus ohne Strebepfeiler; die innern und äußern Bögen ſowohl, als die über den Thüren und Fenſtern, waren Halbzirkel und von ſehr ſtarken oder vielmehr kurzen und dicken Pfeilern, die eine Art regulärer Baſis und Capital hatten, unterſtützt: kurz, Ebenheit und Feſtigkeit machen die hervorſtechenden Züge dieſer Bauart aus. Gleichwohl wichen die Architeckten jener Zeit zuweilen von dieſer Regel ab: ihre Capitäle waren mit ausgeſchnitzten Blätterwerck und ſogar Thieren geziert, und ihre maſſiven Pfeiler mit dünnen Halbpfeilern, die mit ihnen vereiniget waren, decorirt; ausgehöhlte Streifen wanden ſchneckenförmig ſich rings um ſie her, oder eine Art viereckten Netzwerks breitete ſich über ſie aus.

Ein Beyſpiel von dem zweyten kann man noch zu Canterbury ſehen; Beyſpiele von den beyden letztern befinden ſich zu Durcham; aber die ſchönſten Exemplare von dieſer Arbeit trift man in dem zerſtörten Chor zu Orford in Suffolk an. Auch ihre Bögen hatten zuweilen, ungeachtet ſie gemeiniglich ſchlicht waren, Verzierungen; beſonders die über den Hauptthüren: einige derſelben waren mit einer Verſchwendung von Bildhauereien überladen. Es würde unmöglich ſeyn, die verſchiedenen Zierrathen, die ſie zuſammen drängten, zu beſchreiben; und ſie ſcheinen mehr ein extemporiſirtes Produkt einer grotesken Einbildungskraft, als das Reſultat eines eigenen Entwurfs zu ſeyn. An einigen dieſer Bögen iſt gemeiniglich über dem Schlußſtein Gott der Vater oder der Heyland, von Engeln umgeben, vorgeſtellt, und unter denſelben eine Miſchung von Blättern, Thieren, oft burlesken und zuweilen ſogar unanſtändigen Dingen. Von dieſer Beſchaffenheit iſt zum Theil das große Thor der Kirche zu Barfreſton in Kent.

Die Idee dieſer Künſtler ſcheint geweſen zu ſeyn, daß, in je größerer Anzahl kleine und unähnliche Gegenſtände zuſammengehäuft werden könnten, deſto ſchöner auch ihr Werk ſey. Dennoch iſt nicht zu leugnen, daß der außerordentliche Ueberfluß an dieſen untern Theilen vermöge ihres auffallenden Contraſts dazu dienet, die ehrwürdige Einfalt der Ueberbleibſel des Gebäudes hervorſtechend zu machen; ein Umſtand, der an gothiſchen Gebäuden vermißt wird, welche, da ſie über und über gleich verziert ſind, das Aug eher ermüden und zerſtreuen als ergötzen. Ich unterſtehe mich hier nicht zu behaupten, daß alle ſächſiſchen gezierten Bögen ohne Schönheit und Geſchmack ſind; im Gegentheil giebt es einige, beſonders an der Kirche zu Ely, über welche ſich beyde verbreiten. Auſſer den hier erwehnten Zierrathen, welche lediglich der Phantaſie des Bildhauers überlaſſen geweſen zu ſeyn ſcheinen, hatten ſie andere, die gemein gebräuchlich und regelmäßiger waren. Die mehreſten davon wird der Leſer ſo wie ſie Herr **Bentham** in ſeiner ſcharfſinnigen Vorrede zur Geſchichte von Ely erwähnet hat, in untenſtehender Note finden. *)

---

*) Was ihre Bögen betrift, ſo waren zwar die meiſten derſelben plan und ſimpel, aber einige ihrer vornehmſten, z. B. die über dem Haupteingange auf der weſtlichen Seite und andere, die am meiſten ins Geſicht fallen, waren mit einer beſondern Art von Bidhauerey überflüßig beladen; wohin z. B. die gegrabene Arbeit an den Balken, oder die Zik Zaks, als die gewöhnlichſte, gehören, ſo wie verſchiedne andere Arten, die wechſelsweiſe wellenförmig auf- und unterwärts gehen, hervortreten oder einwärts gehen. Ferner die gleichſam in Schlachtordnung geſtellte erhabene Arbeit, eine Art von Zierrath, die das Werk einer einfachen runden Bildhauerey war. Sie lief über die Vorderſeite des Bogens hin, immer rechtwinklich zurück und durchkreuzte ſich rechtwinklich, und bildete auf dieſe Weiſe die Zwiſchenräume in Quadrate, die ſich wechſelsweiß oben und unten öfneten. Beyſpiele von dieſer Art Zierrath erſcheinen an den großen Bögen, an der Mitte der weſtlichen Seite zu Lincoln, und innerhalb des ruinirten Theils des zum großen weſtlichen Thurm zu Ely gehörigen Gebäudes. Eine andere Art von Zierrath war die dreyeckige erhabene Arbeit, an welcher dieſelbe Art von Bildhauerey, bey jeder Zurücklaufung, die Seite eines gleichſchenklichen Triangels bildet, und folglich den Zwiſchenraum in dieſe Figur einſchließt; die Nagelkoppe, die der Koppe großer in regelmäßigen Entfernungen eingeſchlagener Nägel gleicht, wie an dem Schiffe der alten St. Paulskirche und dem großen Thurm zu Hereford. (Man findet ſie auch in den noch ältern ſächſiſchen Gebäuden). Die ſtabförmige Bildhauerarbeit, als wenn ein Cylinder in kleine Stücken von gleicher Länge zerſchnitten, und dieſe wechſelsweiſe rings um die Bögen angeklebt wären, wie z. B. an dem Chore zu Peterborough zum heiligen Kreuz und um die Fenſter der obern Verzierung an der Auſſenſeite des Schiffs zu Ely. Dieſe leztere Zierrath ward öfters (ſo wie auch einige der andern) als ein Cordon, Band oder Kranz, um die Auſſenſeite ihrer Gebäude gebraucht. Dann hatten ſie, um die innern Mauern unten zu verzieren, Reihen von kleinen Pfeilern und Bögen; ſie bedienten ſich derſelben auch zur Verzierung weiter leerer Räume auſſerhalb der Mauern; die Capitäle derſelben waren gemeiniglich mit grotesken Arbeiten verziert: – und die Kragſteintafel (corbel-table) aus einer Reihe kleiner Bögen oh-

Wahrſcheinlich um die Zeit Alfreds, ſicher aber unter der Regierung des Edgar *) wurden die hohen Thürme und die Kreuzflügel zuerſt eingeführt; die ſächſiſchen Kirchen waren bis dahin blos viereckte oder länglich viereckte Gebäude, die am öſtlichen Ende gemeiniglich einen Halbzirkel formirten. Die Thürme hoben ſich anfänglich kaum über das Dach empor, indem ſie

ohne Pfeiler beſtehend, an welchen aber Menſchen- oder Thierköpfe angebracht ſind, die ſtatt der Kragſteine oder Leiſten dienen, um die Bögen zu unterſtützen, und welche ſie unter die Bruſtlehne ſetzten, die über der obern, zuweilen auch die mittlere Zierrath der Fenſter hervorging. Die gehackte oder rauh aufgeſpitzte Arbeit, die ſowohl an den Vordertheilen oder als ein Kranz an der Auſſenſeite der Bögen gebräuchlich war: es ſah aus, als ob es mit dem Spitzeiſen in gleichweiten Zwiſchenräumen ausgehackt und ſo rauh und holperich gelaſſen wäre: — endlich das Wölkigte, ein Vorſprung, der durch eine wellenförmige Linie gebildet iſt, wie man ſolches unter der obern Reihe der Fenſter zu Peterborough ſieht. Dieſen unterſcheidenden Merkmalen, des ſächſiſchen oder normanniſchen Styls, kann man noch beyfügen, daß ſie keine Tabernakel (Niſchen mit Himmeln oder Baldachins) oder Zinnen oder Spitzſäulen hatten, noch Statüen um ihre Gebäude auswendig damit zu zieren, welches die Hauptſchönheit derjenigen Bauart war, die jetzt die gothiſche genennet wird, wofern nicht dieſe kleinen Figuren, die man zuweilen über ihren Thorwegen ſieht, z. B. jene kleine Figur des Biſchofs Herbert Loſing, über dem nördlichen Thor zu Norwich, die wahrſcheinlich aus dieſer Zeit iſt; oder eine andere kleine Figur von unſerm Heiland über einem der ſüdlichen Thore zu Ely ꝛc. ſo genennet werden können. Dieſe ſind aber eher halberhabene Arbeiten als Statüen; und es iſt bekannt, daß ſie ſich zuweilen der Reliefs verſchwenderiſch bedienten, wie z. B. an den ſächſiſchen oder normänniſchen Thorwege zu Bury, und den zwey ſüdlichen Thoren zu Ely. Waffenſchilde wird man in dieſem Werke ſchwerlich oder gar nicht zu ſehen bekommen, ob ſie gleich in der nachfolgenden Zeit oft genug gefunden werden; auch waren keine gezierten Einfaſſungen an ihren Gewölben. Dieſe wenigen Eigenthümlichkeiten in dem ſächſiſchen und normänniſchen Styl der Baukunſt haben, ſo gering ſie auch ſcheinen mögen, dennoch ihren Nutzen, da ſie dazu beytragen, das Alter eines Gebäudes gleich auf den erſten Anblick ſicher zu beſtimmen.

---

*) Siehe die Note * S. 4.

hauptſächlich als eine Art von Laternen angebracht wurden, um das Licht durchzulaſſen. Einen Zuſatz zu ihrer Höhe erhielten ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach, als der Gebrauch der Glocken gemeiner wurde; denn ob ihrer gleich in einigen unſerer **Klöſter** ſchon im ſiebenten Jahrhundert erwähnet wird, ſo waren ſie doch in den **Kirchen** nicht eher als bis gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts gebräuchlich.

Welchem Lande oder Volke der **Styl** der Architektur, welcher der gothiſche genannt wird, ſeinen Urſprung zu danken habe, iſt auf keine Weiſe genugthuend beſtimmt. *) Allgemein wird jedoch gemuthmaßet, daß er arabiſchen

---

*) Der Styl der Architektur mit zugeſpitzten Bögen iſt modern, und ſcheint in der Welt nicht eher bekannt geworden zu ſeyn, als bis die Gothen aufhörten, Aufſehn darin zu machen. Chriſtoph Wren glaubte, er müßte eher die ſaraceniſche Manier zu bauen genennet werden. Dieſer Styl erſchien zuerſt zur Zeit der Kreuzzüge; und dieſes mag ihn verleitet haben zu behaupten, das Urbild davon ſey durch einige, die dieſen Expeditionen mit beygewohnet, bey ihrer Rückkehr aus dem heiligen Lande, mit hieher gebracht worden. Allein die Bemerkungen einiger gelehrten Reiſenden, die die alte Art zu bauen in dieſen Gegenden der Erde aufmerkſam beobachtet haben, ſind dieſer Meinung auf keine Weiſe günſtig, oder entdeckten nicht die geringſten Spuren davon. In der That habe ich noch keine genugthuende Nachricht von dem Urſprunge der geſpitzten Bögen, wann ſie erfunden worden, oder wo ihrer zuerſt erwehnet wird, angetroffen. Einige glauben, es ſey möglich, daß ſie aus jenen Arcaden entſtanden wären, die man an den alten normänniſchen oder ſächſiſchen Gebäuden an den Mauern ſieht, wo ſich die weitern halbzirklichten Bögen durchkreuzen und einander durchſchneiden, und an ihrem Durchſchnitt einen engen und ſcharfen zugeſpitzten Bogen bilden. An der ſüdlichen Mauer des Chors zum heiligen Kreuz, iſt eine Anſicht von ſolchen weiten runden durchflochtenen Bögen, als Zierrath an einem ebenen leeren Raume; nur ſo viel davon, als zwiſchen den Schenkeln der zwey daran ſtoßenden Bögen, wo ſie ſich einander durchkreuzen, liegt, iſt durchbrochen, und bildet eine kleine Reihe ſcharf zugeſpitzter Fenſter. Dieſes Werk iſt aus der Zeit des Königs Stephan; ich kann aber nirgend erfahren, ob es urſprünglich durchbrochen geweſen.

Bentham.

Herkommens und durch einige Perſonen, die aus den Kreuzzügen ins gelobte Land zurückkehrten, nach Europa herüber gebracht worden ſey. Chriſtoph Wren *) war

---

*) Dieſe Ueberlegungen und andere gelegenheitliche Betrachtungen der am meiſten ausgezeichneten Cathedralkirchen und Capellen in England und in auswärtigen Ländern; eine nicht zu verachtende Beurtheilungskraft Freyheit und geometriſche Kenntniß in den Riſſen und der Ausführung einiger wenigen, und eine Nachahmung der Höhe und Größe obgleich ohne Regelmäſſigkeit und gutes Verhältniß in den mehrſten derſelben veranlaßten den Chriſtoph Wren, eine Unterſuchung uber den Urſprung und Fortgang dieſer gothiſchen Bauart anzuſtellen, und zu unterſuchen, auf welche Art der alte griechiſche und römiſche Styl der Baukunſt, mit den verſchiedenen regelmäſſigen Verhältniſſen der Säulen, Hauptgeſimſe ꝛc. in wenigen Jahrhunderten ſo ſehr verändert worden, und faſt allgemein aus der Mode gekommen ſey

Er war der Meinung, (wie an einem andern Orte bemerkt worden iſt) daß dasjenige, was wir gemeiniglich gothiſch nennen, eigentlich und wahrhaftig, ſaraceniſche durch die Chriſten verfeinerte Architecktur heiſſen müſſe; die unter allen zuerſt in Oſten, nach dem Untergang des griechiſchen Reichs, durch das ungeheure Glück des Volks, das der Lehre Mahomets anhing, ihren Anfang nahm, welches Volk, aus Eifer für ſeine Religion, allenthalben, wohin es kam, Moſcheen, Caravanſereyen und Grabmale baute.

Sie verfertigten ſolche in runder Form, weil ſie weder die chriſtliche Figur eines Kreuzes, noch die alte griechiſche Manier, die ſie für abgöttiſch hielten, und weshalb ihnen alle Bildhauerarbeit anſtößig war, nicht nachahmen wollten.

Sie verfielen alſo auf eine neue Art von eigner Erfindung, obgleich auf keine ſo vernünftige, als man hätte erwarten ſollen, da es den Arabern zu damaliger Zeit, an Geometern ſo wenig als den Mohren gebrach, die viele der nützlichſten alten griechiſchen Bücher überſetzten. Da ſie ihre Religion mit groſſer Sorgfalt fortpflanzten, ſo errichteten ſie in der Eil, in allen ihren eroberten Städten, Moſcheen. Die Marmorbrüche, woraus die überwundenen Nationen von Syrien, Aegypten und des ganzen Orients mit groſſen Marmorſtücken zu Säulen, Architraben und groſſen Steinen waren verſorgt worden, waren nunmehr verwüſtet; die Saracenen ſahen ſich alſo genöthiget, ihre Architecktur nach ſolchen Materien einzurichten, es mochten nun Marmor oder Quaderſtücke ſeyn, ſo wie ſie jedes Land ihnen freywillig darbot. Sie hielten die Säulen und ſchweren Corniſchen für abgeſchmackt und unnöthig: und da ſie für die Moſcheen die runde Form brauchten, ſo baueten ſie in einigen Gebäuden Kuppeln von genugſamer Anmuth. Der heilige Krieg gab den Chriſten, die denſelben beywohnten, einen Begrif von ſaraceniſchen Gebäuden, die hernach von ihnen in den weſtlichen Ländern nachgeahmt, und ſo wie ſie im Kirchenbauen fortfuhren, von Tag zu Tag verfeinert wurden. Die Italiener, (unter welchen damals einige griechiſche Flüchtlinge ſich befanden) die Franzoſen, Deutſchen und Flamländer, verbanden ſich untereinander zu einer Brüderſchaft von Architeckten, verſchaften ſich zu ihrer Aufmunterung päbſtliche Bullen und beſondere Privilegien; ſie nennten ſich freye Maurer, und reiſeten von einer Nation zur andern, wo ſie einen Kirchenbau zu erhalten glaubten (denn in dieſen Zeiten wurden derſelben allenthalben ſehr viele entweder aus Frömmigkeit (oder aus Nacheiferung, erbauet) Ihre Regierung war regelmäßig, und wo ſie einen Bau zu unternehmen beſchloſſen, formirten ſie dabey ein Lager von Hütten. Ein Aufſeher (Survey) hatte über alle zu befehlen; jeder zehnte Mann war ein Vorſteher (warden) und hatte die Aufſicht über neun. Der Edelmann in der Nachbarſchaft gab entweder aus Mildthätigkeit oder gegen Erlaſſung der Pönitenz, die Materialien und das Fuhrwerk. Diejenigen, welche in den Urkundenbüchern die genauen Rechnungen von den Baukoſten einiger unſerer Hauptkirchen, die faſt 400 Jahr alt ſind, geſehen haben, rühmen ihre Oekonomie auſſerordentlich und bewundern, wie ſo hohe Gebäude in ſo kurzer Zeit errichtet werden konnten. Würklich hielten ſie auch eine große Höhe für die größte Pracht. Die Steine, die ſie brauchten, beſtunden in kleinen Stücken, welche ein Mann auf dem Rücken zur Leiter hinauf von einem Gerüſt zum andern tragen konnte. Doch hatten ſie auch Winden und Speichen-Räder, die ſie bey größern Steinen brauchten; da ſie aber die Corniſchen verwarfen, ſo waren ihnen große Gerüſte unnöthig. Steine wurden zu großen Höhen aufeinander gethürmt: deswegen beſtand das Große ihrer Werke in Zinnen und Thürmen. Hierin unterſchieden ſie ſich weſentlich von der römiſchen Art zu bauen, nach welcher alle Tragſteine lagerrecht geſetzt wurden, welches die beſte Perſpectiv machte. Nach der gothiſchen Manier hingegen wurden ſie alle aufrecht über einander geſetzt, ſo, daß nach vollendeter Grundlage, man weiter nichts zu thun brauchte, als alles übereinander zu thürmen. Auf dieſe Art machten ſie ihre Pfeiler von einem Bündel kleiner Pfuhle, die immer ſchmäler wurden, bis ſie ans Dach kamen; und dieſe in viele kleinere geſpaltenen und in einander eingreifenden Pfuhle gaben zu den Verzierungen, oder Traſerirwerck (tracery work) wie ſie es nennten, Gelegenheit, wovon dieſe Geſellſchaft Erfinder war. Sie bedienten ſich der ſcharf zugeſpitzten Bögen, an welchen die Ründungen wenig gebogen in die Höhe liefen, leichtere Gewölbſteine und weniger Zuſammenfügung erfoderten, und gleichwohl noch eine andre Reihe von doppelten Bögen, die von dem Schlußſteine emporſtiegen, trugen. Mittelſt dieſer Veränderung errichteten ſie hohe Gebäude, dergleichen die Thürme zu Wien, Straßburg und viele andere ſind. Sie ahmten die Thürme nach, ungeachtet die Saracenen ſelbſt ſich mehrentheils der Kuppeln bedienten. Die St. Marcuskirche zu Venedig iſt nach der ſaraceniſchen Manier erbauet. Das Glas fing an zu Fenſterſcheiben gebraucht zu werden; und ein groſſer Theil der auswendigen Zierrathen an den Kirchen beſtand in den Traceriewerken, um das Fenſterbley zur beſſern Befeſtigung der Scheiben darin zurichten zu können. Auf ſolche Weiſe erfoderte das Werk weniger Materialien und die Arbeit wurde gröſtentheils durch flache Formen vollendet; worinn die Vorſteher hundert Arbeiter leicht unterrichten konnten. Man muß geſtehen, daß dieſes ein ſinnreiches Compendium von Bauen war, das ſich für die nordlichen Climate ſchickte: ich muß auch bekennen, daß Werke von der nemlichen Höhe und Pracht, nach römiſcher Art gebaut, weit mehr koſten würden, als nach der andern gothiſchen Manier, wenn dabey mit Ueberlegung gewirthſchaftet wird. So wie aber alle Moden, wenn die alte vernünftige Art in Verachtung kömmt, zuletzt in zügelloſe Grillen (Phantaſien) ausarten; ſo führte dieſes Traſeriewerk zu viel kleingehackte Steine in offene Zinnen und ſpindelförmige Giebel, und kleine Bildſchnitzereyen ohne Verhältniß der Entfernung, ein; und ſo vergaß man die weſentlichen Regeln der guten Perſpectiv und der Dauerhaftigkeit. Allein vor ungefähr 200 Jahre, als ſinnreiche Männer anfingen, die römiſche Sprache wieder zu der Reinigkeit zurückzubringen, die ſie den Zeiten des Auguſtus und dem Jahrhundert deſſelben zueigneten; ſo fingen auch die Architeckten, beſchämt durch die neue Barbarey in der Baukunſt an, die Ruinen des alten Roms und Italiens ſorgfältig zu durchforſchen, die Ordnungen und Verhältniſſe darin zu unterſuchen, und durch unveränderliche Regeln feſtzuſetzen; und ſo verdanken wir ihren Bemühungen und ihrem Fleiße, in einem vorzüglichen Grade, die Wiederherſtellung der Baukunſt.

Der ſinnreiche Evelyn macht eine allgemeine und ſcharfſinnige Vergleichung zwiſchen dem alten und neuen Styl, in ſeinen Nachrichten von der Baukunſt (accounſtor Architecture) in Beziehung auf einige beſondre Werke des Inigo Jones und des Baumeiſters Wren; die mit wenig Worten einen richtigen Begriff von der majeſtätiſchen Symmetrie der einen und dem abgeſchmackten Syſtem der andern Manier darſtellt. „Die alte griechiſche und römiſche Architectur entſpricht alle Vollkommenheiten, die ein fehlerloſes und vollendetes Werk erfodert; ſo daß ſie durch die allgemeine Uebereinſtimmung der civiliſirten Welt vor ſo vielen Menſchenaltern, ſo berühmt wurde und in Anſehn kam; ſie würde auch ohne Zweifel immer fortgedauert und ihre Anſprüche, und was von ihr aufgezeichnet iſt, geltend gemacht haben, wenn ſie nicht durch die Gothen, Vandalen und andre barbariſche Nationen zugleich mit dem herrlichen Reiche, wo dieſe erhabenen und prächtigen Denkmale ſtanden, zerſtöret und zu Grunde gerichtet worden wäre; indem die Ueberwinder an ihrer Statt eine gewiſſe phantaſtiſche und ausſchweifende Bauart, die wir ſeitdem die moderne oder gothiſche genennet haben, einführten. Gegen die würklich alten gehalten ſind es Zuſammenhäufungen von ſchweren, dunkeln, melancholiſchen und mönchiſchen Holzſtößen, ohne die geringſte Proportion, Nutzen oder Schönheit; bey welchen der größte Fleiß und die verſchwenderiſcheſte Skulptur (carving) voll trauriger und weinerlicher Bilder angewandt, und dabey weder Mühe noch Koſten geſpart; und die geſchickt ſind, einen ſcharfſinnigen Anſchauer eher zu zerſtreuen oder gänzlich zu verwirren, als mit jener Bewunderung zu erfüllen, die aus der wahren und richtigen Symmetrie, regelmäßigen Proportion, Uebereinſtimmung und Anordnung, und aus der großen und edlen Manier, in welcher die erhabenen und berühmten Gebäude der Alten ausgeführet ſind, entſpringt. (Accounts of architecture p. 9.)

Nach den Einbrüchen und Hervorſchwärmen dieſes grauſamen Volks aus Norden, und der Mohren und Araber aus Süden und Oſten, die die ganze civiliſirte Welt überſchwemmten, geſchah es, daß, wo ſie ſich feſtſetzten, ſie auch ſogleich anfiengen, dieſe edle und nützliche Kunſt zu verderben. Anſtatt jener ſchönen Ordnungen, die durch ihre Stellungen ſo majeſtätiſch und bequem waren, anſtatt jener anſtändigen Mannichfaltigkeit und verzierenden Zuſätze, ſtellten ſie jene magern und mißgeſtalteten Pfeiler oder vielmehr Stabbündel und andere unſchickliche Pfähle auf, um die ſchweren Laſten und die wichtigen gewölbten Decken ohne Gebälk, zu unterſtützen; und ob ſie gleich nicht ohne großen Fleiß (wie Herr d'Aviler richtig bemerkt) verfertiget und nicht ganz von buntſchäckigter Bildhauerey, altväteriſchem und buſchigtem Schnitzwerk entblößt waren, ſo überladen ſie doch eher das Auge, als daß ſie es auf eine dem Verſtande genugthuende Art ergötzten und erfreuten. Zum Beweiß dieſer Behauptung, darf ich mich nur (ohne erſt auswärts zu ſuchen) auf jeden Menſchen von Beurtheilungskraft, und der nur den geringſten Geſchmack von Ordnung und Pracht beſitzt, berufen, wenn er, nachdem er des Königs Heinrichs des ſiebenten Kapelle zu Weſtminſter eine Zeit-

lang

dieſer Meinung*), und ſie iſt durch die meiſten Schrift-

ſtel-

lang betrachtet hat, ſeine Augen auf ihre ſcharfen Winkel, hervorragende Ecken, ſchmale Fenſter, lahme Statüen, Borden- und anderes Schnitzwerk, und die wurmförmig durchflochtene Arbeit wirft, und ſie nun nach dem Bankethauſe zu Whitehall durch Inigo Jones, nach der alten Manier gebaut, richtet, oder auf dasjenige, welches Seiner Majeſtät Baumeiſter, Chriſtoph Wren an der St. Pauluskirche ausgeführet hat; er erwäge, welch einen herrlichen Gegenſtand die Kuppel, Arkaden, Colonaden und andere Theile dem Anſchauenden darſtellen; oder er vergleiche die Schulen und die Bibliothek zu Oxford mit dem Theater daſelbſt, oder demjenigen, was dieſer Meiſter bey dem Dreyeinigkeits-Collegio zu Cambridge, und ſeitdem auch zu Greenwich und andrer Orten geleiſtet hat; und unter dieſer Zeit wird unſer einheimiſch Reiſender gewiß eine richtige Vorſtellung von der alten und neuen Baukunſt bekommen. Ich ſage, er betrachte wohl und vergleiche ſie mit Beurtheilungskraft, ohne Partheylichkeit und Vorurtheil, und thue dann den Ausſpruch, welche von beyden Manieren den Verſtand ſowohl als das Auge, mit mehr Majeſtät und feyerlicher Grosheit rühren, ungeachtet bey der einen die Verzierung weit ſchlichter und einfacher und den verſchiedenen Ordnungen und Simswerken angemeſſen iſt; und dieſem nach beſtimme er, welcher von beyden der Vorzug gebühre. Wir wollen nicht ſagen, daß nicht auch einige Feſtigkeit und ſehr künſtliche Ungereimtheiten in der andern vorhanden ſind; aber die durchgängige und widerſinnige Dicke der Mauern, die plumpen Strebepfeiler, Thürme, ſcharf zugeſpitzten Bögen, Thore und andere Oefnungen, ohne Verhältniß; die ſinnloſen Einſchiebſel von verſchiedenen abgeſchmackt geordneten Marmorſtücken; die Thürmchen und Zinnen, dick mit Möncherey en und Schimären beſetzt; die verſchwendeten Laubwerke und andere Ungereimtheiten, zerſtreuen und durchbrechen die Augenwinkel und verwirren das Geſicht dergeſtalt, daß man ſie nicht mit einiger Stetigkeit betrachten und ſehen kann, wo ſie anfangen oder endigen; ſie ſind ganz von jenem edlen Anſtand und Hoheit, jener kühnen und ſchönen Manier entblößt, die die Alten ſo wohl und mit ſo vieler Ueberlegung ausgeführt haben. Aber in dieſer Art von Bauerey haben ſie und ihre Nachfolger von jeher nicht nur Europa, ſondern auch Aſien und Afrika mit Steinbergen angefüllt; fürwahr ungeheure rieſenmäßige Gebäude! die aber des Namens der Architecktur nicht würdig ſind ꝛc. (S. Wrens Parentalia.)

---

*) Wir nennen ſie nun die gothiſche Bauart (die Italiener nennten alles ſo, was nicht nach dem römiſchen Styl war) un-

ſteller, die dieſen Gegenſtand abgehandelt haben, unterſchrieben worden. *) Wenn dieſe Vermuthung Grund hat,

---

ungeachtet die Gothen eher Zerſtöhrer als Erbauer waren. Meiner Meinung nach ſollte ſie mit mehrerm Grunde der ſaraceniſche Styl genennet werden; denn dieſem Volke fehlte es weder an Künſten noch an Gelehrſamkeit; und nachdem wir in Weſten beyde verlohren hatten, ſo borgten wir ſie wieder von ihnen aus ihren arabiſchen Büchern, die ſie mit großem Fleiße aus dem Griechiſchen überſezt hatten. Sie waren ſehr eifrig in ihrer Religion; und wo ſie Eroberungen machten (welches mit erſtaunlicher Schnelligkeit geſchah) errichteten ſie in Eil Moſcheen, und Caravanſereyen; welches ſie nöthigte, in eine andere Art zu bauen zu fallen; denn ſie bildeten ihre Moſcheen rund, indem ihnen die chriſtliche Form des Kreuzes verhaßt war. Die alten Brüche, woraus die Alten ihre großen Marmorblöcke für ganze Pfeiler und Architraben holten, wurden vernachläſſiget, und ſie hielten beyde für unſchicklich. Zu ihrem Fuhrwerke bedienten ſie ſich der Kameele; deswegen wurden ihre Gebäude für ſchmale Steine eingerichtet und die Säulen würden, nach ihrer eigenen Einbildung, aus vielen Stücken zuſammen geſezt; ſo wie auch ihre Bögen ohne Schlußſteine, die ſie für zu ſchwer hielten, zugeſpizt waren. – In unſern nordlichen Klimaten, die zwar an Quaderſteinen Ueberfluß, aber an Marmor Mangel haben, fanden dieſelben Gründe ſtatt.

*) Die moderne gothiſche Bauart, wie ſie genennet wird, kömmt aus einer ganz andern Quelle her. Sie unterſcheidet ſich durch die Leichtigkeit ihrer Werke, durch die übermäßige Kühnheit ihrer Erhöhungen und Durchſchnitte; durch die Feinheit. Verſchwendung und ausſchweifende Phantaſie in ihren Verzierungen. Die Pfeiler von dieſer Art waren ſo ſchlank, als die nach der altgothiſchen Bauart maſſiv waren. Dergleichen leichte, luſtige Werke, können keinesweges die ſchwerfälligen Gothen zu Urhebern haben. Wie könnte man ihnen auch einen Styl der Architecktur zuſchreiben, der erſt im zehnten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung eingeführet wurde? Einige Jahre nach der Zerſtörung aller der Reiche, welche die Gothen auf den Trümmern des römiſchen Reichs errichtet hatten, und zu der Zeit, als der wahre Name eines Gothen ganz vergeſſen war, kann ſie, nach allen Merkmalen der neuern Baukunſt, allein der Mohren, oder welches einerley iſt, den Arabern oder Saracenen, zugeeignet werden; die in ihrer Architecktur eben den Geſchmack, der in ihrer Poeſie herrſcht, ausgedrückt haben. Beyde verrathen eine falſche Delikateſſe, beyde ſind mit über-

hat, ſo müſſen auch viele alte Gebäude dieſer Art, oder wenigſtens Ueberbleibſel davon noch in denjenigen Ländern, aus welchen ſie herübergebracht ſeyn ſollen, gefunden werden. Einige Gegenden derſelben ſind zu verſchiedenen Zeiten von mehrern wißbegierigen Reiſenden beſucht worden, unter welchen mehrere von den Dingen, die ihnen am merkwürdigſten ſchienen, Zeichnungen gemacht haben. Es

ſcheinet

überflüßigen und oft ſehr unnatürlichen Zierrathen überhäuft; in beyden iſt die Imagination in großer Bewegung, aber auf eine ausſchweifende Art; und dieſes hat die Gebäude der Araber (man kann die andern Morgenländer auch mit einſchließen) eben ſo außerordentlich und ſonderbar als ihre Gedanken gemacht. Sollten einige an dieſer Behauptung zweifeln, ſo laßt uns an diejenigen appelliren, die die Moſcheen und Palläſte zu Fez, oder einige von den Mohren erbauten Hauptkirchen in Spanien, geſehen haben. Ein Muſter von dieſer Art iſt die Kirche zu Burgos; und ſogar auf dieſer Inſel trift man einige Beyſpiele davon an. Dergleichen Gebäude ſind gewöhnlich modern gothiſche genennt worden; aber ihr wahrer Name iſt, arabiſch, ſaraceniſch, oder mohriſch. – Dieſe Manier iſt durch Spanien in Europa eingeführet worden. Die ganze Zeit hindurch, als ihre Herrſchaft in voller Kraft war, blühte Gelehrſamkeit unter den Arabern; ſie ſtudierten Philoſophie, Mathematik, Phyſik und Dichtkunſt. Die Liebe zum Studieren war mit einemmale erweckt; an allen Oertern, die nicht gar zu weit von Spanien entlegen waren, wurden dieſe Schriftſteller geleſen; und diejenigen griechiſchen Schriftſteller, welche ſie ins Arabiſche überſezt hatten, wurden aus leztern ins Lateiniſche übergetragen. Die Naturlehre und Philoſophie der Araber breitete ſich in Europa aus und mit dieſen ihre Architektur. Viele Kirchen wurden nach ſaraceniſcher Weiſe erbaut; und andere mit einer Vermiſchung von ſchweren und leichten Verhältniſſen; die Abweichung, die die Verſchiedenheit des Clima's erfordern mochte, war im Ganzen genommen, unbeträchtlich. In den ſüdlichen Theilen von Europa und in Afrika, waren die Fenſter (vor dem Gebrauch des Glaſes) mit ſchmalen Oefnungen gemacht, und ſehr hoch in den Mauern der Gebäude angebracht, welches Schatten und Dunkelheit verurſachte; man richtete ſie ſo ein, um ſich gegen die brennenden Sonnenſtralen zu verwahren; inzwiſchen ſchickten ſie ſich ſehr übel für diejenigen Breiten, auf welche dieſes herrliche Licht ſeine Stralen ſchwächer fallen läßt, und kaum durch eine feuchte Wolke geſehen werden kann. (Rious's Architecture.)

ſcheinet zweifelhaft, ob ſie dieſe Gebäude, da ſie ſich mit der Unterſuchung des höhern Alterthums beſchäftigten, überſehen oder vernachläſſiget haben, oder ob keines derſelben vorhanden geweſen ſey. **Cornelius le Brün**, ein unermüdeter und forſchbegieriger Reiſende, hat viele Anſichten morgenländiſcher Gebäude, beſonders aus dem heiligen Lande bekannt gemacht. Unter allen dieſen kömmt blos ein gothiſches Ruin, die Kirche bey Acra, und ein wenig zugeſpitzte Bögen, vor; und dieſe doch nur von Chriſten gebaut, die im Beſitz des heiligen Landes waren. Bey Iſpahan in Perſien, giebt es einige Gebäude mit zugeſpitzten Bögen; dieſes ſind aber Brücken und Caravanſereyen, deren Alter nicht berichtiget werden kann; ſie ſcheinen alſo gleichfalls eher nach als vor der Einführung dieſes Styls in Europa, gebauet zu ſeyn.

Zu Iſpahan ſelbſt, iſt der Mey-Doem, oder groſſe Marktplatz mit verſchiedenen prächtigen gothiſchen Gebäuden umgeben; worunter ſich die Kaiſerliche Moſchee, und das Talael Ali kapie, oder das Theater, befinden. Die prächtige Brücke von Alla-werdie-chan, über dem Fluſſe Zenderoet, die 540 Schritte lang, ſiebenzehn breit iſt, und drey und dreyßig ſpitzige Bögen hat, iſt auch ein gothiſches Gebäude: es wird aber nicht gemeldet, wann oder von wem ſie gebauet worden. Der Chiaer Barg, ein kaiſerlicher Garten iſt mit gothiſchen Gebäuden verziert; allein dieſe ſind, wie es heißt, erſt unter der Regierung des Schach Abbas, der im Jahre 1629 ſtarb, gebauet worden.

Ein einziges Gebäude ſcheinet inzwiſchen dem erſten Anblick nach dieſe Behauptung zu beſtätigen, und bey ihm die Zeit ſeiner Erbauung einigermaaßen feſtgeſetzt werden zu können. Es iſt das Grab des Abdalla, [*] eines der Apo-

[*] Am 23ſten dieſes Monats giengen wir noch in Ceremonie nach dem Dorfe Kaladeen, eine gute Stunde (lieue) von der

Apoſtel Mahomets, mit dem Zunamen Abu Beer. Wenn man annimmt, daß dieſes Grab gleich nach ſeinem Tode errichtet worden, und ſich dieſe Begebenheit nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur zugetragen habe, ſo kann man die Erbauung deſſelben in die Mitte des ſiebenten Jahrhunderts ſetzen: allein dieſe Muthmaſſung iſt viel zu gewagt, als daß ſich etwas ſicher darauf bauen ließe. Es ſcheinet auch, daß dieſes nicht der gemeine Styl der Baukunſt von dem Tempel zu Mecca bis auf dieſe Zeit geweſen

ſey,

der Stadt, um das Grab des Abdulla zu beſuchen. Man ſagt, dieſer Heilige habe einmal die Aufſicht über die Waſſer von Emoen Oſſeyn gehabt, und ſey einer der 12 Jünger, oder wie andre vorgeben, einer von den Apoſteln ihres Propheten geweſen. Dieſes Grabmal, welches zwiſchen vier mit kleinen Steinen bekleideten Mauern liegt, iſt von grauem Marmor, mit arabiſchen Charakteren geziert, und mit Lampen, von verzinntem Kupfer, umgeben. Man ſteigt auf 15 einen Schuhohen Stufen in die Höhe und findet ſodann 15 andere etwas höhere Stufen, die zu einer viereckigen Platteforme, die auf beyden Seiten 32 Schuh breit iſt, und an deren vordern Seite zwey Säulen von kleinen Steinen, unter welchen ſich dergleichen blaue befinden, ſtehen. Das Fußgeſtell hält 5 Schuh in der Breite, und hat eine kleine Thüre mit einer Wendeltreppe, die ebenfalls aus 15 Stufen beſteht. Sie ſind durch die Witterung ſehr beſchädiget worden, und es ſcheinet, daß ſie vor dieſem höher geweſen ſind als jetzt. Ihre Treppe iſt ſo eng, daß ein Mann von gewöhnlicher Leibesſtärke ſich auskleiden muß, um hinauf zu ſteigen; und ſo machte auch ich es, und ragte mit dem halben Körper über die Säulen hervor. Das außerordentliche daran aber iſt, daß, wenn man eine von beyden Säulen erſchüttert, indem man eine Bewegung mit dem Körper macht, auch die andere Säule die Stöße empfindet und ebenfalls gerüttelt wird; ich habe die Probe ſelbſt gemacht, aber ich konnte den Grund davon weder ausſinnen noch erfahren. Während ich beſchäftiget war, eine Zeichnung von dieſem Gebäude zu verfertigen, (die man unter Nr 71 findet) kletterte ein Knabe von 12 bis 13 Jahren, der vorn bucklich war, auswendig rings um die Mauer, bis an die Höhe der Säulen, hinan und ſtieg eben ſo wieder hinunter, ohne ſich nur im geringſten an etwas anderm feſt anzuhalten als an den kleinen Steinchen dieſes Gebäudes an den Stellen, wo der Kalch abgefallen war; und das that er blos um uns einen Zeitvertreib zu machen.

ſey, als an welchem, wenn man der Zeichnung deſſelben in Sala's Coran trauen darf, die Bögen halbzirkelförmig ſind. Das hier erwähnte Grabmal enthält einen augenſcheinlichen Beweis von ſeinem Alter; den, daß es durch die Macht der Zeit und der Witterung beſchädiget worden. Es hat, nach einem allgemeinen Ueberblick, viel Aehnliches mit der öſtlichen Seite der Kapelle des Elyhauſes zu London, außer, daß das, was dort das große Fenſter in dem Grabmal ausgefüllet, hier ein offner zugeſpitzter Bogen iſt; auch die Säulen oder Giebel auf jeder Seite ſind verhältnißmäßig höher.

Einige haben geglaubt, daß dieſe Art von Baukunſt nach Spanien durch die Mohren (welche einen großen Theil dieſes Landes zu Anfang des achten Jahrhunderts in Beſitz nahmen und bis zu Ende des funfzehnten inne hatten) gebracht worden und von dannen durch Frankreich *) nach England gekommen ſey.

Die-

---

*) Die ſaraceniſche Art zu bauen, die man im Orient ſah, verbreitete ſich bald durch Europa und beſonders durch Frankreich, deſſen Moden wir zu allen Zeiten, ſogar wenn wir mit dieſem Volk in Feindſchaft lebten, nachzuahmen geneigt waren. Man hielt nichts für prächtig, als was über die Maaße hoch war, und die Strebebögen, die die höhern Gewölbe des Schifs unterſtützten. Die Römer verſteckten immer ihre Zuſammenfügungen, da ſie hingegen die Normänner für Zierrathe hielten. Dieſe Bögen ſind, wie ich bemerkt habe, die erſten Dinge geweſen, die den Ruin der Cathedralkirchen verurſachten, da ſie dem Wetter und der Luft zu ſehr ausgeſetzt waren, denn der Kämpfer, welcher ſie nicht vertheidigen kann, kömmt zuerſt zu Schaden, und wenn ſie dann nachgeben, ſo muß auch das Gewölbe ſich ausdehnen und ſpringen. Zinnen wären nicht gebräuchlich und eine zu kleine Zierrath. Der Stolz eines ſehr hohen Dachs, das die gehörige Höhe überſteigt, iſt nicht für die Dauer, denn das Bley iſt zum Ablaufen geſchickt. Aber wir ſind an dieſe unbeſcheidne Form gebunden und müſſen mit den Originalfehlern im erſten Riß zufrieden ſeyn. Aber am meiſten iſt die unglückliche Wahl der Materialien zu beklagen, der Stein iſt vier Zoll tief verfallen, und fällt beſtändig

in

Dieſes ſcheinet dem erſten Anblick nach wahrſcheinlich; aber wenn es würklich wahr wäre, ſo würden die durch dieſes Volk errichteten öffentlichen Gebäude hiervon ein Zeugniß ablegen müſſen. Allein in den Vorſtellungen von mohriſchen Palläſten, welche in Les Delices d'Eſpagne gegeben werden, und ſehr getreu ſeyn ſollen, ſind auch nicht die geringſten Spuren gothiſcher Baukunſt zu finden; und an ihnen ſind eben ſo, wie in der authentiſchen Zeichnung von dem mohriſchen Schloß zu Gibraltar, die Bögen ſämmtlich halbzirkelförmig vorgeſtellt. Vielleicht würde eine allgemeinere Kenntniß von dieſen Gebäuden einiges Licht über dieſen Gegenſtand verbreiten, der bis jetzt faſt noch ganz in Dunkelheit liegt. Wahrſcheinlich haben die Mohren eben ſo wie wir, zu verſchiedenen Zeiten, ſich auch verſchiedener Manieren im Bauen bedient. Da wir alſo vergeblich verſucht haben, das Volk oder Land zu entdecken, woher wir dieſen Styl

in groſſen Schuppen ab. Ich finde, daß nach der Eroberung der Normänner alle unſere Künſtler aus der Normandie geholt wurden; ſie arbeiteten gern in ihrem eignen Stein von Caen, welcher eher ſchön, als dauerhaft iſt. Da man die Herüberſchaffung deſſelben zu koſtbar fand, ſo hielten ſie dafür, daß der Stein von Ryaate ihrem eignen am nächſten käme, da er wie Holz geſchnitten und verarbeitet werden kann; er iſt aber bekanntlich nicht dauerhaft; ſie bedienten ſich auch deſſelben ſtatt der Mauerſteine zu ganzen Gebäuden, die aber nunmehr im höchſten Grad entſtellet ſind. Dieſer Stein ziehet Waſſer in ſich, wovon er, wenn es gefriert, ſich blättert; da hingegen gute Steine davon eine Kruſte bekommen und ſich ſelbſt beſchützen, wie viele von unſern engliſchen Quaderſteinen thun. Und ob wir gleich das beſte Eichenholz von der Welt haben, ſo wollten dieſe gedankenloſen Künſtler in Weſtminſter-Hall und andern Orten doch nur ihre normanniſchen Kaſtanien verarbeiten. Letzteres Holz ſchickt ſich gar nicht für England; es läſt ſich fein verarbeiten; aber es dauert nicht ſo lange als Eichen. – Das Dach in der Abtey iſt von Eichenholz, aber mit Kaſtanienholz vermiſcht und nach einer ſchlechten normanniſchen Manier gearbeitet, die es nicht vor dem Dehnen ſichert, den Mauern nachtheilig wird, und das Waſſer in den Dachrinnen übel ableitet. (Wren's Parentalia.)

der Baukunſt erhalten haben; ſo wollen wir zu dem ſicherer zu beſtimmenden Zeitpunkt ſeiner Einführung in unſer Königreich, und zu dem allmäligen Wachsthum deſſelben und den Veränderungen, die er erlitten hat, zurückkehren.

Seine erſte Erſcheinung dieſes Styls in dieſem Königreiche fällt gegen das Ende der Regierung des Königs Heinrich des zweyten; durchgängig war er aber noch nicht angenommen; indem einige kurze feſte Pfeiler, und halbzirkelförmige Bögen beybehalten und mit zugeſpitzten Bögen vermiſcht wurden. Ein Beyſpiel davon ſieht man an der weſtlichen Seite der alten Tempel-Kirche (Old Temple Church) und zu York, wo unter dem Chor noch viel alte Werke übrig ſind; die Bögen derſelben ſind aber ganz enge zugeſpitzt und ruhen auf kurzen runden Pfeilern; beyde ſind unter jener Regierung gebaut. Es könnten noch mehrere Beyſpiele angeführt werden, wenn die Sache nicht ſchon an ſich ſelbſt wahrſcheinlich wäre; neue, ſelbſt nützliche, Erfindungen wurden nicht ſo bereitwillig angenommen. Der große weſtliche Thurm der Cathedralkirche zu Ely ward um dieſe Zeit durch den Biſchof Rydel gebaut: dieſe Bögen waren alle zugeſpitzt.

Unter der Regierung Heinrich des dritten ſcheinet dieſe Bauart eine vollſtändige Geſtalt gewonnen zu haben; indem die Cirkelbogen den ſpitzigen Platz machten und die maſſiven Säulen den ſchlanken Pfeilern weichen mußten. In der That es gieng hier wie mit allen Neuigkeiten, wenn ſie einmal zugelaſſen ſind, die Modewuth machte, daß ſie ſo ſehr überhand nahm, daß viele alte und feſte in den vorhergehenden Zeitaltern errichtete Gebäude niedergeriſſen wurden, um ſie wieder nach dem neuen Geſchmack aufzubauen; oder daß man den Gebäuden neue Stücke nach dieſer Mode in der Baukunſt aufflickte. Die gegenwärtige Cathedralkirche zu Salisbury ward zu Anfange dieſer Regierung angefangen und im Jahre 1258 vollendet. Sie iſt ganz im gothiſchen Styl, und kann nach Chriſtoph Wren mit Recht für eines der beſten Muſter in der Baukunſt der Zeit, worin ſie erbauet worden, gehalten werden. Ihre Vortreflichkeit rühret ohne Zweifel gröſtentheils daher, daß ſie nach Einem Plane errichtet worden; als woher jene Symmetrie und Harmonie der Theile entſteht, die man in vielen andern Hauptkirchen nicht antrift, welche mehrentheils zu verſchiedenen Zeiten und in verſchiedenem Styl gebauet ſind. Die modiſche Bauart dieſes Zeitraums und bis zur Regierung Heinrichs des achten, hat Herr Bentham beſchrieben. *)

---

*) Während der ganzen Regierung Heinrichs III. waren die modiſchen Säulen an unſern Kirchen von Purbeckſchen Marmor, ſehr ſchlank und rund, und von ein wenig davon abſtehenden marmornen Schäften oder Stäben eingeſchloſſen, um ihnen das Anſehn einer verhältnißmäßigen Stärke zu geben; von dieſen Schäften hatte jeder ein reich mit Laubwerk verziertes Kapital, welche, zuſammengenommen, ein zierliches Kapital für die ganze Säule bildeten. Ungeachtet dieſe Form dem Auge ſchmeichelte, war ſie doch mit einer Unbequemlichkeit begleitet, die man vielleicht anfänglich nicht bemerkt hat; denn die Schäfte, die hauptſächlich als Zierrathen dienen ſollten, und aus langen im Marmorbruch horizontal geſchnittenen Stücken beſtanden, waren, wenn ſie ſenkrecht aufgeſtellet wurden, in Gefahr zu zerſpringen und zu brechen; welches vermuthlich die Urſach war, warum man dieſe Manier in dem nächſtfolgenden Jahrhundert wieder verlaſſen hat. Auch die Gewölbe waren unter der nemlichen Regierung von mannichfaltiger Form. Sie verfertigten ſolche vornehmlich, wegen der Leichtigkeit, aus Kreidenſtein; aber die Bögen und hauptſächlichſten Gewölberibben waren von Quaderſteinen. Das Gewölbe in der Hauptkirche zu Salisbury, eine der älteſten, iſt hoch aufgeführt, nur zwiſchen Bögen und Gradſteinen ohne die geringſte Verzierung; einige aber, die kurz nachher gebauet wurden, ſind mehr verziert, die Bögen heben ſich von ihren Kämpfern mit mehrern Gradſteinen empor und dehnen ſich bis in die Mitte des Gewölbes aus, ſind an ihren Durchſchnitten mit ausgegrabenen Kreißen, Laubwerk und andere Erfindungen geziert; wie z. B. in Biſchof Norwoods Gebäude in der Presbyterei an der öſtlichen Seite der Hauptkirche zu Ely. — Was die Fenſter dieſes Zeitalters betrift, ſo finden wir, daß ſie ſehr lang, ſchmal,

Zu Anfange der Regierung Heinrich des achten, oder vielmehr gegen das Ende der Regierung Heinrich des ſiebenten,

---

und ſcharf zugeſpitzt, auch inwendig und auswendig mit dünnen marmornen Stäben gewöhnlich gezieret waren. Die Ordnung und Vertheilung der Fenſter änderte ſich einigermaaßen, nach den Stockwerken, woraus das Hauß beſtand; in einem Hauſe von drey Stocken, hatte das obere gemeiniglich drey Fenſter innerhalb des Umfangs eines jeden Bogens, wovon das mittlere höher war als die beyden Seitenfenſter; das mittlere Stockwerk begrif in demſelben Raum zwey, und das untere nur ein Fenſter, das gemeiniglich durch einen Pfeiler getheilt und nachmals oben an der Spitze mit einem Kleeblatt, einer Roſe oder ſonſt einer einfachen Decoration verziert war, welches vermuthlich die Veranlaſſung gab, daß man den ganzen obern Theil mittelſt mancherley durchbrochener Arbeit und Laubwerks, in Aeſte zertheilte, als man weiterhin die Fenſter erweiterte. Man hält dafür, daß der Gebrauch gemalter und bunter Fenſterſcheiben in unſern Kirchen um dieſe Zeit angefangen habe. Da dieſe Art von Zierrath das Licht verringert, ſo verurſachte ſie, daß man auf eine Aenderung der Fenſter, entweder durch Vermehrung ihrer Anzahl oder durch Erweiterung und mehrere Auseinanderſetzung derſelben, bedacht ſeyn mußte; denn eine ſolche Dunkelheit ſcheinet ſich beſſer als zu viel Licht für gottesdienſtliche Gebäude zu ſchicken und zur Sammlung der Gedanken und Erweckung frommer Empfindungen weit bequemer zu ſeyn: gleichwohl würden, ohne dieſe Aenderung, unſere Kirchen gar zu dunkel und finſter geweſen ſeyn, ſo wie einige jetzt, da ſie von dieſer Zierrath entblößt ſind, aus dieſer Urſache gar zu hell ſind. Was die ſpitzigen Säulen und Zinnen betrift, womit zuweilen unſere älteſten Kirchen und neuere noch häufiger gezieret ſind, ſo halte ich ſie nicht für ſehr alt. Die Thürme und kleinen Thürmchen der Kirchen, welche die Normänner im erſten Jahrhundert nach ihrer Ankunft erbauet haben, waren wie Platformen gedeckt, und hatten oben rings umher Einſchnitte in der Mauer, oder auch ganze ebene Bruſtwehren. Einige derſelben, die in dieſem Zeitraum gebauet ſind, ſehen wir jetzt in der That mit Zinnen oder Spitzſäulen vollendet; dieſes ſind Zuſätze, die ſeit der Zeit, da der neuere Styl der ſpitzigen Bögen überhand nahm, verfertiget wurden; denn vor dieſer Zeit treffen wir dergleichen keine an. Eine der älteſten Spitzſäulen, von welcher wir Nachricht haben, iſt die an der alten St. Paulskirche, die im Jahr 1222 vollendet worden iſt: ſie war, wenn ich nicht irre, von Holz und mit Bley gedeckt; aber nicht lange nachher fingen ſie an, ſie aus Steine zu errichten, und

auch

ten, als Ziegelſtein Gebäude gemein wurden, grif der Gebrauch einer neuen Art niedrig ſpitziger Bögen um ſich.

auch alle ihre Strebepfeiler auf eben die Art zu Stande zu bringen. – Die Architecktur war unter Eduard I. eben ſo beſchaffen als zur Zeit ſeines Vaters, Königs Heinrich des dritten; ſo daß es nicht leicht iſt, ſie beyde von einander zu unterſcheiden. Ohne Zweifel ſind Verbeſſerungen gemacht worden, aber es iſt ſchwer ſie genau anzugeben. Der Uebergang von einem Styl zum andern geſchieht gewöhnlich allmählig und Stufenweis und iſt deswegen anfänglich nicht ſehr merklich, ſondern er wird ſolches erſt nach Verfließung einiger Zeit. Erſt gegen das Ende ſeiner Regierung und unter der Regierung Eduards II. entdeckt man eine in die Augen fallende Veränderung im Styl, und zwar ſowohl in Anſehung der Gewölbe und Säulen, als auch der Form der Fenſter. Das Gewölbe war, wie ich dafür halte, mehr verziert, als zuvor; denn nunmehr erhoben ſich die vornehmſten Bogenribben von ihrem Kämpfer, verbreiteten ſich über die innere Seite des Bogens und liefen in eine Art von gegrabene Arbeit aus; oder vielmehr, die Decke war durch Querbalken in verſchiedene winklichte Abtheilungen zerſchnitten und gemeiniglich in den Winkeln mit vergoldeten Kreiſen, ausgeſchnitzten Köpfen oder Figuren, und andern erhabenen Arbeiten geziert. Die Säulen behielten etwas von ihrer bereits beſchriebenen allgemeinen Form bey; d. i. ſie beſtanden aus einem Haufen kleiner Säulen oder Schäfte: aber dieſe Verzierungen waren nun nicht mehr von dem Körper der Säulen abgeſondert, ſondern machten einen Theil davon aus, und da ſie unſichtbar verbunden und zuſammen befeſtiget waren, ſo bildeten ſie eine ganze, feſte, ſchlanke und zierliche Säule. Die Fenſter waren jetzt prächtig erweitert und durch Steinpfeiler, die oben in vielerley Aeſte ausliefen und den Obertheil in viele Abtheilungen von verſchiedener Form, als Laubwerk, offene Blumen und andere ſinnreiche Geſtalten zertheilen, durchſchnitten; insbeſondere aber nahmen die öſtlichen und weſtlichen Fenſter (die um dieſe Zeit aufkamen) faſt die ganze Breite des Schifs ein, und reichten beynahe bis ans Gewölbe, und machten da ſie mit bemalten und bunten Glasſcheiben von den lebhafteſten Farben und worauf die Bildniſſe von Königen, Heiligen, Märtyrern, Bekennern und andern hiſtoriſchen Vorſtellungen ſtanden ausgelegt waren, einen glänzenden und herrlichen Anblick. Die drey erſten Bögen der Presbyterei, die an den Dom und die darauf befindliche Laterne der Cathedralkirche zu Ely grenzen, liefern zu Ende der Regierung Eduard des zweyten im Jahr 1322, zierliche Beyſpiele von der-

Sie wurde aus vier Mittelpunkten gezogen, die Schenkel waren ſehr rund und der oberſte Winkel ſehr ſtumpf. Dieſe

Art

dergleichen modiſchen Säulen, Gewölben und Fenſtern. Die Kapelle der heil. Maria (jetzt Pfarrkirche zur Dreyeinigkeit) zu Ely, die um dieſelbe Zeit erbauet worden, iſt nach einem andern Plan errichtet; aber die Gewölbe und Fenſter ſind in demſelben Styl. Der Umriß von dieſer Kapelle, die gemeiniglich unter die vollkommenſten Gebäude dieſer Zeit gerechnet wird, iſt ein längliches Viereck; ſie hat weder Pfeiler noch Seitenflügel, ſondern wird durch ſtark zugeſpitzte Strebepfeiler unterſtützt, und iſt auswendig mit Statüen über den öſtlichen und weſtlichen Fenſtern, ſo wie auch inwendig ebenfalls mit wohl gearbeiteten Statüen und einer Menge mannichfaltiger Bildhauerarbeiten verziert. Die Mode die weſtliche Seite unſerer Kirchen mit Reihen von Statüen in mit Tragehimmeln bedeckten Tabernakeln oder Niſchen kam ſehr bald nach der Einführung der zugeſpitzten Bögen in Aufnahme, wie man zu Peterborough und Salisbury ſehen kann; und in ſpätern Zeiten finden wir ſie in einem verbeſſerten Geſchmack, wie zu Lichfield und Wells. — Eben dieſer Styl und Manier in der Baukunſt herrſchte auch während der ganzen Regierung Eduards III. und blieb auch in Anſehung der vornehmſten Theile und Glieder unter der Regierung Heinrichs VII. und einen groſſen Theil der Regierung Heinrichs VIII. hindurch in Gebrauch; erſt gegen das Ende dieſer Periode machte man die Fenſter weniger ſpitzig und offner; ein beſſerer Geſchmack begann in der Bildhauerkunſt; und es ſcheinet auch mehr Fleiß und Sorgfalt auf alle verzierenden Theile gewendet worden zu ſeyn, um ihnen eine leichtere und erhabnere Vollendung zu geben; inſonderheit wurden die Gewölberibben, die breit geweſen waren und zur Stärke und Unterſtützung gebildet zu ſeyn ſchienen, nach der Länge in viel Theile getheilt, die von ihren Kämpfern, als aus einem Mittelpunkte, ſich empor hoben und ſich über das Gewölbe verbreiteten, wo ſie mit ſo feiner Bildhauerey vermiſcht wurden, die der ganzen Wölbung das Anſehen einer Stückerey gaben, die mit ganzen Quaſten von hängenden Zierrathen, den Werken ähnlich, welche die Natur zuweilen in Hölen und Grotten, von ihrer Decke herabhängend, bildet, reich geſchmückt war. Zu welcher Höhe der Volkommenheit die neuere Baukunſt, (ich meine die mit zugeſpitzten Bögen, die ihren Hauptcharackter ausmachen) in dieſem Königreiche gebracht worden iſt, erhellet aus dem einzigen vollſtändigen Ueberbleibſel derſelben, der Kapelle, von welcher Heinrich der VI. in ſeinem Collegio zu Cambridge den Grund gelegt und die König Heinrich der VIII. vol-

len-

Art von Bögen kann man an jedem Gebäude des Cardinals Wolſey finden; auch zu Weſt Sheen; ein altes von Backſteinen gebautes Thor zu Mile End, König John's Thor genannt; und in dem großen Thore des Pallaſtes zu Lambeth. Von dieſer Zeit an fing die gothiſche Baukunſt an abzunehmen und ward bald nach durch einen vermiſchten Styl, wenn man es ſo zu nennen wagen darf, unterdrückt, in welchem der griechiſche und gothiſche Styl, ungeachtet ſie ſich beyde nicht zu einander ſchicken und unvereinbar ſind, untereinander gemengt waren. Von dieſer Art zu bauen hat **Wharton** in ſeinen Anmerkungen über Spencer's Feen Königin folgende Anekdoten und Bemerkungen.

„Did ariſe
„On ſtately pillars fram'd after the Doric guiſe.
„d. i. ſtieg auf prächtigen Pfeilern empor, gebildet nach
„Doriſcher Bauart.“

„Obgleich die römiſche oder griechiſche Baukunſt nicht eher in England emporzukommen anfing, als zur Zeit des Inigo Jones, ſo brachte doch unſere Gemeinſchaft mit den Italienern und unſere Nachahmung ihrer Sitten weit früher einige

---

lendet hat. Die Verzierungen, die Harmonie und Proportionen der verſchiedenen Theile dieſes prachtvollen Gebäudes, ſeine fein gemalten Fenſterſcheiben und reichverzierten Decken, das Dunkle in demſelben und Perſpectiviſche, alles vereiniget ſich, die Einbildungskraft zu vergnügen und zu ergötzen, indeß ihr Anblick zugleich mit Furcht und Andacht erfüllt. Sie iſt ohne Zweifel eines der vollſtändigſten, eleganteſten und prächtigſten Gebäude dieſes Königreichs; und wenn wir, auſſer dieſen weitläuftigern Werken, jene Beyſpiele von ausnehmender Kunſtarbeit betrachten, die wir in den kleinern Gattungen von Oratorien, Kapellen und Denkmälern antreffen, die erſt unter der Regierung Heinrichs des VIII. entſtanden, und von welchen noch immer einige vorhanden ſind, oder doch wenigſtens noch ſo viel von ihnen übrig iſt, um eine Idee von ihrer erſten Anmuth und Schönheit geben zu können, ſo kann man kühnlich ſchlieſſen, daß die Baukunſt in dieſem Königreiche, wiewohl gerade vor ihrer Endperiode, den höchſten Punkt ihres Ruhms erreicht habe. (Bentham.)

„Proben dieſes Styls in der Baukunſt hervor. Vielleicht „iſt Somerſet-Hauß am Strande, welches um das Jahr „1549 durch den Herzog von Somerſet, den Onkel „Eduard des ſechſten erbauet worden, das früheſte. Das „Monument des Biſchofs Gardiner in der Hauptkirche zu „Wincheſter, unter der Regierung der Königin Maria erbauet, iſt mit Joniſchen Säulen geziert; Spencers hier „angezogene Verſe, enthalten eine Anſpielung auf einige „dieſer neumodiſchen Verſuche in der Baukunſt, die zu „jener Zeit immer mehr in Anſehn kam. So auch Biſchof Hall, welcher um dieſelbe Zeit, nemlich 1598 „ſchrieb: ‘

„There findeſt thou ſome ſtately Doricke frame,
„Or neat Jonicke work. — d. i.
„Hier findeſt du einige prächtige Doriſche Gebäude
„oder zierliche Joniſche Werke.

„Aber dieſe Zierrathen wurden öfters auf eine abgeſchmackte Weiſe mit dem alten gothiſchen Styl verbunden: wie z. B. in dem prächtigen gewölbten Gange der „Schulen zu Oxford, die um das Jahr 1613 erbauet „wurden; wo der Erbauer an einem gothiſchen Gebäude, auf eine affektirte Art ſeine ganze Kenntniß in der Baukunſt, durch Anbringung aller fünf „Ordnungen, ausgekramt hat. Demungeachtet haben „die meiſten großen Gebäude, welche unter der Regierung der Königin Eliſabeth errichtet worden, in Anſehung der Form und Ausführung einen ihnen ganz eigenen Styl, indem in denſelben, obgleich vieles von dem „alten Gothiſchen darin geblieben, und ein großer Theil „nach dem neuen Geſchmacke verfertiget iſt, doch weder das „eine noch der andere vorwaltet; indem beyde, auf ſolche „Art ununterſcheidbar vermiſcht, eine phantaſtiſche Art bilden, die ſchwerlich in eine beſtimmte Klaſſe gebracht und „mit einem beſtimmten Namen belegt werden kann. Eines

„Ihrer unterſcheidenden Merkmale iſt die Affektation breiter „und hoher Fenſter; in Rückſicht auf welche Baco ſagt, „daß man zuweilen ſchöne Häuſer ſehe, ſo voll von Fenſtern, „daß man nicht wiſſe, wo die Sonne auf- und untergehe.“

Die Kennzeichen, welche den Charakter der Gothiſchen oder Saraceniſchen Baukunſt ausmachen, ſind ihre zahlreichen und hervorſtehenden Strebepfeiler, ihre hohen zugeſpitzten Säulen und Giebel, ihre breiten und wie in Zweige getheilten Fenſter, ihre zierlichen Niſchen oder Pavillons, ihre ausgehauenen Heiligen, das feine Spitzen-Werk ihrer ausgegrabenen Decken, und der Ueberfluß von Zierrathen, die auf Gerathewohl über das ganze Gebäude verſchwenderiſch ausgeſtreuet ſind. Allein ihre ganz eigenen und beſondern unterſcheidenden Merkmale ſind, ihre engzuſammengeſtellten Pfeiler und ſpitzigen Bögen, die durch die Segmente zweyer durchſchnittenen Zirkel gebildet werden, welche Bögen, ungeachtet ſie zuletzt in Gebrauch gekommen, augenſcheinlich von einer weit ſimplern und begreiflichern Zuſammenſetzung ſind, als die halbzirklichten; zwey platte Steine neigen ſich mit ihren Gipfeln gegen einander, und berühren von ihrer Grundlage an eine Anzahl von Stämmen oder Aeſten, die, einander entgegengeſetzt, im Grunde ſtecken, und oben am Gipfel zuſammen verbunden ſind, um eine Laube, Obdach, oder Wölbung zu bilden, die ſie vollkommen beſchreiben: dahingegen ein halbzirkelförmiger Bogen das Reſultat einer tiefer liegenden Kunſt zu ſeyn ſcheint, da er aus mehrern Theilen beſteht; und es ſcheint weniger wahrſcheinlich, daß der ungefähre Zufall, der alle dieſe Erfindungen zuerſt hervorgebracht hat, verſchiedene keilförmige Steine dergeſtalt zwiſchen zwey ſenkrechte Reihen geworfen haben ſollte, daß der Zwiſchenraum derſelben gehörig ausgefüllet worden wäre.

Der Biſchof **Warburton** hat in ſeinen Anmerkungen über Pope's Briefe, nach der achten Ausgabe, einige ſinnreiche Bemerkungen über dieſen Gegenſtand gemacht, die ich in der untenſtehenden Note mittheilen will. *) Es wird nicht unſchicklich ſeyn, derſelben einige beſondere Umſtände, die den Stein von Caen betreffen, aus welchem

---

*) Unſere gothiſchen Vorfahren hatten richtigere und männlichere Kenntniſſe von Pracht zu griechiſchen und römiſchen Ideen als dieſe Komödianten des Geſchmacks, welche ſich rühmen, blos klaſſiſche Eleganz zu ſtudieren; und weil die Sache dem Genie dieſer Barbaren Ehre macht, ſo will ich verſuchen, dieſelbe zu erklären. Alle unſere alten Kirchen werden ohne Unterſchied, aber irrig, gothiſch genennt. Sie ſind von zweyerley Art; die einen ſind zur Zeit der Sachſen und die andern in der normanniſchen Zeitperiode gebaut. Einige Cathedral- und Collegiat Kirchen der erſtern Art ſind entweder ganz oder doch zum Theil übrig geblieben, der Urſprung derſelben war dieſer: Als die ſächſiſchen Könige Chriſten wurden, ſo beſtand ihre Frömmigkeit (welches die der damaligen Zeit war) darin, daß ſie zu Hauſe Kirchen bauten und in auswärtige Länder, beſonders nach den heiligen Lande, wallfahrteten: und dieſe geiſtlichen Uebungen halfen und unterſtützten einander wechſelsweis. Denn die ehrwürdigſten ſowohl als eleganteſten Muſter gottesdienſtlicher Gebäude waren damals in Paläſtina. Von dieſen entlehnten unſere ſächſiſchen Bauleute alle ihre Ideen, wie man ſehen kann, wenn man die Riſſe und Zeichnungen, welche uns Reiſende von den noch in dieſem Lande befindlichen Kirchen gegeben haben, mit den Ueberbleibſeln der ſächſiſchen in dem unſrigen, vergleicht und beſonders die Gleichheit des Styls zwiſchen den ſpätern gottesdienſtlichen Gebäuden der Tempelherren (die bekanntlich nach dem Modell der Kirche des heiligen Grabes zu Jeruſalem erbauet ſind) und den frühern Ueberbleibſeln unſerer ſächſiſchen Gebäude, in Erwägung zieht. – Damals war die Architecktur im heiligen Lande griechiſch, aber von ihrer vormaligen Eleganz ſehr herabgeſunken. – Unſere ſächſiſchen Werke waren nur ſchlechte Copien davon, und gegen die Werke der heiligen Helena und Juſtinians eben ſo gering, als dieſe gegen die griechiſchen Modelle, nach welchen dieſe arbeiteten, abfielen; doch erſchienen immer die Spuren der alten Kunſt in den Zirkelbögen, den ganzen Säulen, der Eintheilung des Simswerks in eine Art von Architrab, Fries und Kranz und in einer über die ganze Maſſe gleich verbreiteten Feſtigkeit. Dieſes würde ich zum Unterſchied, ſächſiche Baukunſt nennen. – Unſere normanniſchen Werke hingegen hatten einen ganz andern Urſprung. Als die Gothen Spanien erobert, und die natürliche Wärme des

vie-

des Clima's und die Religion der alten Einwohner ihren Verſtand reif gemacht und ihre übelverſtandene Frömmigkeit.(welche beyde durch die Nachbarſchaft der Saracenen, deren Kenntniſſe ſie nacheiferten und deren Aberglauben ſie verabſcheueten, in Uebung erhalten wurden) entflammt hatten, ſo führten ſie eine neue Gattung von Baukunſt, die Griechenland und Rom nicht kannten, auf originellen Grundſätzen und nach Ideen auf, die edler waren als diejenigen, welche ſelbſt der klaſſiſchen Pracht die Entſtehung gegeben hatten. Denn da dieſes nordiſche Volk, während der Finſterniß des Heidenthums, gewohnt war, ihre Gottheit in Wäldern zu verehren, (ein allen Nationen gemeiner Gottesdienſt) ſo machten ſie, als ihre neue Religion bedeckte Gebäude erfoderte, ſolche auf eine erfinderiſche Art, ſo weit es die Baukunſt zuließ, ſolche den Wäldern ähnlich, da ſie einmal ihren alten Vorurtheilen nachhiengen und durch einen kühlen Aufenthalt in einem ſchwülen Klima, ihren Vorurtheilen ſchmeichelten und ihren gegenwärtigen Bequemlichkeiten zu ſtatten kamen. Mit welcher Geſchicklichkeit und gutem Erfolge ſie dieſen Entwurf unter dem Beyſtand ſaraceniſcher Architeckten, deren fremde Bauart ihrem Vorſatz glücklicherweiſe angemeſſen war, ausgeführet haben, erhellet daraus, daß kein aufmerkſamer Beobachter jemals eine regelmäßige Allee von wohlgewachſenen Bäumen, deren Zweige oben in einander geflochten ſind, geſehen hat, die ihn gegenwärtig nicht an den langen Proſpeckt durch eine gothiſche Cathedralkirche erinnert, oder, daß ſich, wenn er jemals in eins von den weitläuftigern und elegantern Gebäuden dieſer Art ging, ſeiner Einbildungskraft nicht eine Allee von Bäumen dargeſtellet hätte: und dieſes allein kann wahrhaftig der gothiſche Styl in der Baukunſt genennet werden. Unter dieſer Idee von einer ſo auſſerordentlichen Art von Architectur, verſchwinden alle die irregulären Verſtoſſungen wider die Kunſt, alle die monſtröſen Verſündigungen gegen die Natur; alles hat ſo ſeinen Grund, alles ſteht in Ordnung da, und ein übereinſtimmendes Ganzes entſpringt aus der überdachten Anwendung der Mittel, die der Abſicht angemeſſen ſind. Denn konnten wohl die Bögen anders als zugeſpitzt ſeyn, da die Künſtler jene Krumme nachahmen wollten. welche die Aeſte zweyer einanderüberſtehenden Bäume durch ihre gegenſeitige Verbindung bilden? oder konnten die Säulen etwas anders als einzelne von einander abgeſonderte Schäfte ſeyn, da ſie die Stämme eines Haufens von Bäumen, die enge zuſammen gewachſen ſind, vorſtellen ſollten?

Nach

viele unſerer alten Hauptkirchen erbauet ſind, beyzufügen; ſie ſind aus einigen ſonderbaren Denkſchriften gezogen, die in Doctor Ducarrel's Anglo-Normanniſchen Alterthümern in der Originalſprache mitgetheilt werden *)

Ich

Nach eben dieſen Grundſätzen bildeten ſie die ſich ausbreitenden Aeſte des Steinwerks in den Fenſtern und die gefärbten Glasſcheiben in deren Zwiſchenräumen: wovon jene die Zweige, und dieſe die Blätter eines durchſichtigen Wäldchens vorſtellen ſollten; beyde trugen auch dazu bey, jenes dämmernde Licht zu erhalten, welches die Herzen mit Furcht und Andacht erfüllt. Endlich ſehen wir hier den Grund von ihrer überlegten Abneigung von blos anſcheinender Feſtigkeit in dieſen erſtaunlichen Maſſen, die von Leuten, die an die ſcheinbare ſowohl als würkliche Stärke der griechiſchen Architektur gewöhnt ſind, für ſo abgeſchmackt gehalten wird. Wären dergleichen Werke blos muthwillige Uebungen in ihrer Kunſt geweſen, um zu zeigen, daß ſie ihren Gebäuden würkliche Feſtigkeit und Stärke, ohne ſie äußerlich zu verrathen, geben könnten, ſo müßten wir in der That ihre höhere Wiſſenſchaft bewundern, allein wir müſſen nothwendig dieſes ſchlechte Urtheil verwerfen. Erwägt man aber, daß dieſe wunderbare Leichtigkeit nöthig war, um die Ausführung ihrer Idee von einem waldigten dem Gottesdienſt gewidmeten Platze vollkommen zu bewerkſtelligen, ſo kann man das Natürliche in der Erfindung nicht genug bewundern. — Dieſe Dinge kann man auch als entgegengeſetzte Eigenſchaften von derjenigen Baukunſt, die ich die ſächſiſche nenne, anſehn. Dieſe Künſtler copierten, wie ich geſagt habe, die Kirchen in dem heiligen Lande, die nach Muſtern der griechiſchen Baukunſt, aber durch den herrſchenden Barbarismus verdorben, gebauet und immer ſo fort durch eine religiöſe Idee verſchlechtert waren. Die erſten gottesdienſtlichen Oerter der Chriſten waren Gräber und unterirdiſche Hölen, die aus Noth niedrig und traurig waren. Als das Chriſtenthum die Religion des Staats wurde, und man koſtbare Tempel zu errichten anfieng, ſo behielt man gleichwohl, aus Achtung für die erſten frommen Zeiten, den maſſiven Styl bey, die durch die Kirche des heiligen Grabes immer ehrwürdiger, und alſo in doppelter Rückſicht befolgt und vergrößert wurde.

*) Ein wißbegieriger Herr hat die Gefälligkeit gehabt, mir eine den Stein von Caen betreffende Nachricht zu geben. Vor dieſem ſind große Quantitäten von dieſem Stein nach England geführt worden. Die Londner Brücke, die Weſtmin-

ſter

Ich beſchließe dieſen Aufſatz, indem ich denen, die mehrere Kenntniſſe von dieſen Materien, als in dieſer geringfügigen Compilation enthalten ſind, wünſchen, empfehle, ſich Wrens Parentalia, Whartons Gedanken über Spencer's Feenkönigin (Fairy Queen) und die Betrachtungen über die Zierrathen an den Kirchen (the Ornaments of Churches conſidered) zu bedienen; vor allen andern aber des Herrn Bentham's Abhandlung über die ſächſiſche und normänniſche Baukunſt (Diſſertation on Saxon and Norman Architecture) die vor der Geſchichte von Ely ſteht, welcher der Verfaſſer dieſer Nachricht ſelbſt vielen zu verdanken zu haben geſteht.

ſter Abtey und viele andere Gebäude ſind davon erbauet worden. (S. Stowe's Survey of London edit. 1633, p. 31, 32 dec.) Man ſ. auch Rot. Liter. patent. Norman. de anno 6 Henr. V. P. I. m. 22. „De quarreris albæ petræ in ſuburbis villæ de Caen annexandis dominio regis pro reparatione eccleſiarum, caſtrorum, & fortalitiorum, tam in Anglia quam in Normannia.“ Man leſe auch Rot. Normanniæ, de anno 9 Henr. V. m. 31. dors. – „Arreſtando naves pro tranſportatione lapidum & petrarum, pro conſtructione abbatiæ Sancti Petri de Weſtminſter a partibus Cadomi.“ Ebendaſ m. 30. – „Pro domo Jeſu de Bethleem de Shene, de lapidibus in quarreris circa villam de Cadomo capientis pro conſtructione eccleſiæ, clauſtri, & cellarum domus prædictæ.“ Ferner ſehe man Rot Franciæ, de anno 25. Henr. VI. m. 2. – „Pro ſalvo Conductu ad ſupplicationem Abbatis & conventus beati Petri Weſtmonaſterii, pro mercatoribus de Caen in Normannia, veniendis in Angliam cum lapidibus de Caen, pro ædificatione monaſterii prædicti. Teſte rege, apud Weſtm. 5 die Auguſti.“ Endlich Rot. Franciæ, de anno 31 Hen. VI. m. 23. – „De ſalvo conductu pro nave de Caen in regnum Angliæ revenienda, cum lapidibus de Caen pro reparatione monaſterii de Weſtminſter. Teſte rege apud Weſt. die maji.“ Demungeachtet iſt jetzt die Ausfuhr dieſes Steins in Frankreich ſo ſtreng verboten, daß wenn er zur See verſendet wird, der Eigenthümer des Steins ſowohl als der Patron des Schiffs, an deſſen Bord ſich der Stein befindet, verbunden iſt, Sicherheit zu ſtellen, daß er an keine Ausländer verſendet werde.

2.

Briefe aus der Provence.

Toulon, den 15. Sept. 1780.

Ich war zum Mittagseſſen auf die Fregatte la Sardine eingeladen, die Herr von Ruit… kommandirt, ein Officier von eben ſo vielem Muth als Kenntniſſen, und wie ich deren viele den Admiralen in Seetreffen wünſche: ich ſchiffte mich Glocke zwölf in dem ſchnellen und geſchmückten Boot des Kapitains, mit einigen Officieren von der Marine, und in Geſellſchaft von drey jungen, hübſchen und geiſtreichen Damen ein. Unſer Boot tanzte leicht auf den Wogen dahin, plözlich kam uns ein wüthender Oſtwind, beym Ausgang aus dem Hafen, in die Flanke; die Welle berſtete über unſern Häuptern, und begoß uns mit Schaum und Waſſer, das Boot neigte ſich auf die eine Seite, und war im Begrif umzuſchlagen. Die Damen ſchrien, und ich wurde blaß und bleich. Der Kapitain, der auf der andern Spitze des Boots ſtand, ſchien ſich ſehr an unſeren, nur zu gegründeten Schrecken, zu beluſtigen. Unterdeſſen trieben wir weiter, und machten Sätze, höher als der beſte arabiſche Springer. Da wir uns links drehn mußten, ſo verfing ſich dieſer verdammte Wind in unſerm Lateiniſchen Seegel, und jagte uns, wie eine Kugel aus einem Stücke, grade auf das große, unbeweglich vor Anker liegende Schif zu. Wir wären in Staub zerflogen, wenn nicht irgend ein ſchützender Geiſt, unſre Schaluppe eine ſchiefe Richtung gegeben hätte. Der lange Schnabel des Vordertheils rennte wider einen Fiſcherkahn an. Die beyden Kämpfer verloren ihre Hörner von dem gewaltigen Stoß, und wir fielen alle über den Haufen, der auf den Rücken, die auf die Naſe. Man warf uns Stricke zu, wo-

worin Knoten geſchlungen waren, man legte Leitern an, und ſo kamen wir glücklich auf das Verdeck.

Wie froh ſchöpfte ich Athem, als ich mich in Sicherheit ſah. Ein Glas recht alter und wohlgekühlter Malgue-Wein gab uns wieder Herz. Stille und Ruhe kehrte auf die See und in meine Seele zurück, und nun genoß ich, als Maler und Dichter, der prächtigen Ausſicht, die ſich mir von allen Seiten aufthat.

Der Meerbuſen, welcher die Rheede formirt, ſtellte ſich meinen Augen als ein breiter Spiegel dar, wo ſich, umgeſtürzt und zitternd, die Wälle der Stadt, und die hohen Maſten und bunten Flaggen von fünf bis ſechs Fregatten, und funfzehn Transportſchiſſen abſpiegelten. Die Luft erſcholl von dem Getöne einer kriegeriſchen Muſik, und einiger Provenſaliſchen „Tamburine.“ Die Küſte, mit den vielen **Baſtiden**,*) die von großen weiſſen Flaggen überragt wurden; Gruppen von Fiſchern, die nach dem Takt ſangen, und an lange Seile geſpannt die fiſchreichen Netze ans Ufer zogen; die Stadt gegen Mittag, deren Thürme und Häuſer ich beynahe zählen konnte; das Feld, das ſich im Grund des Gemäldes amphitheatermäßig hob, und mit einer langen Reihe Felſen gekrönt war, welche ihm zur „Vordüre“ dienten — dies war mein Horizont, dies führte meinen Pinſel, ich will ſagen meine Leyer, wie jezt — — meine Feder in Verſuchung!

Ein ſehr luſtiges und gutbedientes „Diner,“ beſchäftigte unſern Nachmittag. Alter Wein aus Griechenland und Italien, junge Weiber aus Provence, die zehrende Seeluft, Gefrornes, friſches Obſt, lebendige Muſcheln, Fiſche, die wir eben hatten fiſchen ſehn, und die auf Landesart zugerichtet waren, Wachteln, „Beca-Figun's,“ Rebhüner — machten den Schmaus ſo lecker als möglich.

---

*) Luſthäuſer.

Ehe wir Abſchied nahmen, durchſtänkerten wir das Schif von oben bis unten. Ich hatte ſogar das Herz, auf einen Maſt zu klettern, um die hohe See zu ſehn. Ich ſah ſehr deutlich die Inſeln von **Hieres**; in der Ferne Schiffe, die nach der Levante ſteuerten; und noch weiter hin große rothe, weiße und ſchwarze Gewölke, die man mir für Gebirge von Corſica ausgab. Ich that, als ob ich's glaubte, und erkundigte mich nur, ob nicht die Röthe, die ich in Oſten bemerkte, vielleicht ein ſtarker Widerſchein des Feuers des Berges Gibel wäre?

Unſre Rükfahrt war ſo glüklich als ſie nur ſeyn konnte. Wir ſangen aus dem **redenden Gemälde** die Arie:

Endlich ſchwiegen Wind und Wellen ꝛc.

Ich machte ein paar Alltags Gedichte auf unſre Schönen, begab mich nach Hauſe, und ſchlief wie ein Bernardiner Mönch. Den andern Morgen war ich ſo zerſchlagen, ſo abgemattet von dem geſtrigen Seezug, daß ich den ganzen Tag auf mein Zimmer blieb, und nichts that als ſchreiben, leſen, und auf der Zitter klimpern. Ich mochte nichts eſſen als Gefrornes, es war aber als ob ich das Feuer der Hölle geſchluckt hätte. Ich ſtand eine ſchmelzende Hitze aus, ich floß und trof! — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Eben komme ich von **Hieres** zurück. Ich habe dieſes ſchöne Eden beſchauen wollen; das ich Ihnen ohnmöglich zu ſchildern vermag. Leſen Sie die Beſchreibung der Gärten der **Armida**, der **Alcine**, des **Alcinous**, der **Heſperiden**, der glücklichen Inſeln, des **Juan-Fernandez-Eylandes**, und Sie werden in allen dieſen Beſchreibungen nur zerſtreute Züge von dem Ganzen antreffen, das zu **Olbia**, das heißt, nur in dieſem glücklichen Winkel der Erde gefunden wird. Ich bin zwey ganzer Tage in Orangen-Haynen ſpazieren gegangen, die ganz weiß von Blüthen waren; Sonderlich habe ich in dem Garten der Madam ſam Fülle die vereinten Wohlgerüche der Caſſia, des arabiſchen Jaſmins, und der Tuberoſe geathmet. Die Sallinen, die in der Ferne am Geſtade des Meeres ſchimmern, verbreiten gegen Abend einen Veilchengeruch, der angenehmer als der Geruch der Schwerdlilie, und nicht minder wollüſtig iſt.

Wollen Sie wiſſen, wie ich den Herbſt hinbringe? Mit Anbruch des Tages verlaß ich in einer Schifferkleidung das Zimmer, ſetze mich in einen Fiſcherkahn, und ſehe das Netz auswerfen. Nichts ergötzt mich mehr, als dieſe Arbeit. Ich habe nie pittoreskere, ſprechendere, und ſtärker gezeichnetere Figuren geſehn, als dieſe guten Fiſcher. Wenn das Netz, deſſen Richtung der obenaufſchwimmende Kork von weitem im Meer bezeichnet, nun bald auf dem Strand iſt, und ſie im Begrif ſtehn, die Früchte ihrer Arbeit zu genießen, ſo ſollten Sie ſehn, mit welcher Neugier ſie hundertmal rükwärts blicken und wie ſie darüber herfallen, wenn es auf dem Trocknen liegt. Haben ſie nichts erhaſcht, ſo werden ſie traurig, aber nicht ungeduldig; ſie fangen von friſchem an. Iſt hingegen die Laſt ſchwer, und koſtet es Mühe, ſie auf den Strand zu ziehn, ſo brechen ſie in ein Freudengeſchrey aus, ſeegnen den Himmel, und ſingen im Chorus ein Lied, das ſie aufmuntert, und das man ſie mit Vergnügen wiederhohlen hört. Eine Menge Weidenkörbe ſtehn bereit, worin die verſchiedenen Arten Fiſche ſortirt werden. Sie pflegen immer den Armen, die ſie darum anſprechen, reichlich davon mitzutheilen. An manchen Tagen ſuchen ſie die beſten und ſchönſten aus, und traktiren ſich auf der Stelle damit. Oft bin ich dann von der Parthie, vermittelſt eines geringen Stücks Geld, das ich dafür zolle. Dieſe Mahlzeiten machen mir mehr Vergnügen, als alle die Prunk-Schmäuſe jener ſteifen bürgerlichen Cotterien, die ſich unter ſich, „die gute Geſellſchaft," nennen, und wo es von Langeweile nie leer wird.

Gegen 9 oder 10 Uhr gehts in die Stadt zurück, immer in Geſellſchaft meiner wackern Fiſcher. Während der Ueberfarth thue ich was ich will, ich ſchwatze, ſchlafe, oder leſe, denn ich habe immer meinen Thomſon, Geſſner, oder Horaz bey mir. Auch die Schreibtafel wird nicht vergeſſen, um keine von jenen flüchtigen Jdeen einzubüßen, welche Zeit und Umſtände erzeugen, und die ohne Wiederkehr verlohren gehn, wenn man ſie nicht im Flug auffängt. — — — —.

Die Corſo's zu Marſeille und Toulon gewähren alle Morgen einen reizenden Anblick: Stellen Sie ſich eine lange, mit alten ehrwürdigen Ulmen bepflanzte, Promenade vor. Hier rangiren ſich nach der Schnur in einer Reihe die unzählige Menge der Gärtner, Blumenhändler und Obſtkrämer der umliegenden Gegenden. Hier werden Paſtequen und Melonen zu Tauſenden aufgehäuft; hier erblickt man ganze Laſten von Granatäpfeln, „Aubergінen" und pommes d'amour: Körbe, von allerley Geſtalt und Größe, ſind mit ungeheuren weißen, ſchwarzen und roſenfarbigen Trauben, oder braunen und blowden Feigen angefüllt: weiter hin bilden Körbe mit Pfirſichen, ſo gelb wie Gold, mit Pflaumen und ſaftigen Birnen ordentlich Jrrgänge. Ueberall ſind Citronen aus Genua, Aepfel aus Corſika, Cedra's aus Hieres, ponciers aus Sicilien aufgeſchüttet; alle dieſe ſchönen Früchte werden pyramidenartig auf ſaubern Hürden aufgebaut, und halb mit Weinlaub bedekt, und ſtehn auf Gerüſten, die ſich amphitheatermäßig heben: der Balſamduft dieſer Früchte iſt ein wahrer Schmaus für den Sinn des Geruchs.

Nymphen, ſo jung, ſo ſchön, ſo ſchelmiſch wie die Glycere des Alcibiades, in weiſſen Wämſern, platten Schuhen, grauen, mit einem Silberband umſchlungenen, Hüthen, halten in ihren Händen Sträuße von allen möglichen Roſen Arten, Nelken und ſpaniſchen Jaſmin;

die

dieſe zeigt euch einen Büſchel Tuberoſen, jene preiſt euch ihre Caſſias an, eine andre überreicht euch einen Zweig von einem Orangenbaum, der Blüthen, unreife und reife Früchte zu gleicher Zeit trägt, und einen Strauß bildet, wo alle drey Jahreszeiten vereint ſind. Noch andre, von Kindern und kleinen, muntern Mädchen umringt, laden euch, in ihrem artigen „Jargon,“ zum Einkauf der Blumentöpfe, der jungen Bäumchen, oder der aromatiſchen Pflanzen ein, die ſie auf den umliegenden Bergen ſammeln. — — Nein, nie werden Früchte aus einem andern Boden, an Saft, Balſam und lebhaften Farben, dem Provencer- und Languedoker Obſt gleich kommen! —

Sankt-Margarethen-Eyland im September 1780.

Während meines Aufenthalts auf dieſer Inſel hat das Ohngefehr mich mit drey Schauſpielen in drey Tagen beglückt, die ewig meinem Gedächtniſſe gegenwärtig bleiben werden. — Ich ſah eine königliche Flotte abfahren, ſah eine Convoye aus der Levante ankommen, und wohnte der traurigen Rückkehr einiger Linienſchiffe bey, die zerſchoſſen und übel zugerichtet aus einem Seetreffen einliefen. Wie vielen philoſophiſchen Betrachtungen, wie vielen angenehmen oder ſchmerzhaften Empfindungen gaben dieſe Contraſte nicht das Daſeyn!

Es war um drey Uhr des Nachmittags, als ein Kanonenſchuß der Flotte die Anker zu lichten, und ein zweyter alle Seegel zu hiſſen verkündigte. Das Admiralſchif gewann zuerſt den Wind, und nahm ſeinen Weg durch den Kanal, der ins hohe Meer führt. Sogleich wimmelte das Geſtade von einem unzähligen Volke, das aus der Stadt, den Dörfern und umliegenden Gegenden herzueilte. Die abfahrenden Schiffe, prächtig geſchmückt, mit Lilien be-

bemalt, und mit Wimpeln von allerley Farben geziert, paſſirten vor unſern Augen vorbey, und begrüßten die Forts, welche den Gruß erwiederten. Die Verdecke waren mit Mannſchaft angefüllt; jeder hatte ſein Fernglas vor'm Auge; man rief einander, man antwortete einander; und das Getöſe der Stimmen und Schüſſe ermüdete die benachbarten Wiederhalle. Mitten in dieſer lärmenden und prächtigen Scene ertönte von fern die kriegeriſche Muſik, und gleich einem Concerte auf dem Waſſer. Das Geſchrey unſinniger Freude vermiſchte ſich in der Luft mit der jammernden Wehklage des Abſchieds. Unglückliche Kinder, weinende Weiber, von traurigen Ahndungen geängſtigt, ſtreckten ihre Arme aus, und bückten ſich tauſendmal, wenn ſie das Schiff bey ſich vorbeyfahren ſahn, das ihnen, vielleicht auf ewig! einen Vater, einen Gatten, oder Freund raubte. Unterdeſſen folgten ſich die Schiffe, zwanzig an der Zahl, in vollem Pomp und voller Majeſtät; ſie ſchienen ſich zu berühren, und waren doch auf eine Viertelſtunde eins von dem andern entfernt. Als die erſtern ſchon ſo weit von uns waren, daß ſie am Horizont nur wie gemalt ſchienen, verließen die letztern erſt den Kanal, und ſetzten alle Seegel bey, um die Admirale zu erreichen, und das Hintertreffen zu formiren. In weniger als zwey Stunden war die ganze Flotte beyſammen, und verſchwand, wie im Nebel.

Den andern Tag, um dieſelbe Stunde änderte ſich das Schauſpiel. Man gab das Zeichen von einer Flotte, und zwar von einer Franzöſiſchen. Die Kononen wurden gelöſet, und alles lief zuſammen; ſie näherte ſich, und war ſchon in der Bucht. Einige Kriegsſchiffe von 74 Kanonen, dreißig kleinere Schiffe, die ſie boogſirten, und einige Fregatten, machten dies traurige Geſchwader aus. Es waren nicht mehr jene reichgemalten Schiffe, jene wehenden Wimpel, jene friſche und vollzählige Mannſchaft, jenes allgemeine Frohlocken, das mich geſtern ſo ergötzt hatte; nein, lieber Freund, ich ſah nichts als Tau- und Maſtloſe Schiffe, die in öder Stille von Mittag nach Norden, und von Norden nach Mittag lavirten, um ſo, im Zickzack, die Rheede zu gewinnen. So wie ſie der Küſte Rechts oder Links näher kamen, drängte die Menge herbey, und fragte ängſtlich: **Mein Vater, mein Sohn, mein Mann, lebt er noch? — iſt er da? — wo iſt er? —** Und die Schiffe trieben weiter, und das Geſchrey verdoppelte ſich. Erblickte man den geliebten Gegenſtand, oder wähnte man ihn zu erblicken, ſo überließ man ſich den Ausbrüchen der närriſcheſten, aber gewiß erhabenen und herzlichen Freude: ließ aber ein trauriges Sprachrohr die betrübten Worte erſchallen: **Er iſt tod!** ſo ſchuf Verzweiflung, Entſetzen und Todesbläſſe, auf eben dieſen Ufern, die rührendſten und für den gefühlvollen Augenzeugen äußerſt angreifende Scenen. Gegen Abend befand ſich die ganze Flotte in der kleinen und großen Rheede. Man ſchlug Zelte auf dem Verdecke auf, um die armen Kranken und Verwundeten an die Luft zu bringen. Tauſend Boote führten Erfriſchungen herbey, die dieſe Elenden ſo ſehr bedurften; die Gefährlichſten wurden ins Spital geſchaft, und die Schiffe abgetakelt.

Dies Schauſpiel war in ſeiner Art wirklich ſchön, ließ aber einen tiefen Eindruck von Traurigkeit nach ſich. Der Anblick der Fregatte **la Mont-Reale**, die erſt vor kurzem von meinem Freunde, dem **Ritter von Vialis**, geführt wurde, und jezt noch mit ſeinem Blute gefärbt war: ihr zerhacktes Tauwerk, ihre geſplitterten Maſten, ihre mit Kugeln geſpickten Seiten, die traurige Oede an ihrem Bord — — alles dieſes rührte mich bis zu Thränen. Die vielen bleßirten, verſtümmelten Soldaten, Matroſen, Officiere, die man ans Land brachte; die Namen der Gebliebenen; die Erzählung der ausgeſtandenen von langen

Seereiſen unzertrennlichen Leiden — — o wie viele Dinge, die das menſchliche Geſchlecht vergeſſen, oder an die man die Könige erinnern ſollte, wenn ſie im Begriff ſind, eine Kriegserklärung zu unterſchreiben! —

Neues Signal von einer Flotte; aber keine von denen, die das furchtbare Bild der Größe der Monarchen ſind, und mit den Dienern ihrer Rache nach andern Weltgegenden eilen, ſondern eine Kauffarthey Flotte von mehr denn ſechszig Seegeln. Vier Fregatten convoyirten ſie; man ſah ſie beſtändig wachſam um ſie her irren, die langſamen antreiben, die Voreiligen aufhalten, die Verirrten zurückbringen; ſie gleichen, wenn kleine Gegenſtände mit großen zuſammengehalten werden können, den Glucken, die über ihre Küchelchen wachen, ſie unter ihre Fittige ſammeln, ſie leiten, und ſorgfältig alles Uebel von ihnen entfernen.

Die Seeleute, deren Blick ſo geübt iſt, erkannten ſchon die Schiffe von weitem, zählten ſie, nannten ſie alle. Die Kaufleute, die Rheeder, die Befrachter, das Volk aus der Stadt, alles ſtürzte voller Freuden herzu. Dieſe Schiffe kamen zurück, beladen mit Weinen aus **Chio**, mit Früchten, welche die Sonne Aſiens und Afrika's gereift hatte, mit der Erndte von **Mokka**, dem köſtlichen Gummi Arabiens, der Baumwolle **Salonichy's**, der Seide von Smyrna, den Eſſenzen von **Cypern** und **Maltha**, den Perlen Indiens, den Produkten aller Weltſtriche!

Welch' wunderbares Schauſpiel! — die Winde, die in den Tauen pfeifen, das Geſchrey der Matroſen, die nach den durchdringenden Tönen der Bootsmanns-Pfeife arbeiten, das dumpfe Getöſe der ſchäumenden Wogen, die der ſchnelle Kiel durchſchneidet; die entfernten Kanonen-Schüſſe; dies lärmige aber geordnete Ganze iſt die Seele des ſchönſten Concerts, das die Ohren füllen kann, und der prächtigſten Oper, welche jemals

mals der Menſch erfunden hat, um dem Menſchen einen Beweis von ſeiner Macht und ſeinem Genie zu geben. — — — — —

V.

Naturgeſchichte.

Inſtinkte einiger Thiere zu ihrer Vertheidigung.

Die Stekmuſchel, um nicht von dem achtfüßigen Polypen gefreſſen zu werden, nimmt in ihre Muſchel einen kleinen nackten Krebs auf, der pinnoterre genannt wird. Hat die Steckmuſchel Hunger, ſo öfnet ſie ihre Schaale, und läßt ihren Gaſt auf Furagirung ausgehn: wird dieſer den Polypen gewahr, ſo kömmt er ſchleunig zurück, um ſeine Wirthin von der Gefahr zu benachrichtigen, die dann ihre Muſchel ſchließt, und ſo der Wuth ihres Feindes entgeht. Kehrt er mit Beute beladen heim, ſo thut er einen kleinen Schrey an dem Orte, wo die Steckmuſchel, die Schaalen öfnet; dieſe läßt ihn ſogleich ein, und ſie theilen den Raub.

Wenn die **Pferde** truppweiſe in den Wäldern ſchlafen, ſo hält eins immer Wache, und wird ordentlich abgelöſet. Sie wehren ſich gegen die Raubthiere, indem ſie ſich mit den Stirnen aneinander ſtellen, und hinten ausſchlagen.

Die **Schnecke** und alle **Schaalthiere** haben eine klebrige Feuchtigkeit, die ſie vor den Gefahren des Falls ſchüzt, und ſie undurchdringlich für Luft und Waſſer macht. Man mit einem ſo köſtlichen Oel zu haushalten, verſtopfen ſie alle Poren ihrer Haut, vermeiden die Sonnenſtralen, die ſie austrocknen würden, und halten ſich an feuchten Oertern auf, wo es ihnen von großem Nutzen iſt.

Der **Quoggelo** iſt eine der merkwürdigſten Eidechſen der Goldküſte. Er iſt ohngefehr acht Fuß lang, wovon aber der Schweif die Hälfte beträgt. Die Schuppen dieſes Thieres gleichen den Artiſchocken-Blättern, aber ſie ſind ſpitziger, ſehr gedrungen, und ſo hart, daß ſie ihn gegen alle Angriffe ſchützen. Seine Hauptfeinde ſind die Tiger und Panther; ſie verfolgen ihn, und ob er gleich ſehr hurtig läuft, ſo haben ſie ihn doch bald eingehohlt, dann rollt er ſich aber in ſeinem Panzer, der ihn unverwundbar macht.

Die **Murmelthiere** leben in Geſellſchaft, und arbeiten gemeinſchaftlich an ihrer Wohnung; ſie bringen drey Viertheile ihres Lebens darinn zu, verlaſſen ſie nur an ſchönen Tagen, und entfernen ſich nie weit davon. Eins hält Wache auf einem hohen Felſen, während daß die andern im Graſe ſpielen, oder es mähen, um Heu zu machen. Wenn die Schildwache einen Menſchen, Adler oder Hund gewahr wird, ſo giebt ſie einen Schrey von ſich, der einem Pfiff gleicht, und geht zuletzt ins Loch.

Die Afrikaniſchen **Igel** haben ſo lange Stacheln, daß ſie, wenn ſie grimmig ſind, die Leoparden tödten, die ſie freſſen wollen; denn die Wunden die ſie machen, ſind wegen der Länge und Dicke dieſer Stacheln unheilbar.

Die **Galeere**, ein mexikaniſcher Fiſch, führt einen ſo ſubtilen Gift bey ſich, daß er eine ſchnelle Entzündung im Fleiſch verurſacht. Der Schmerz, den ſeine Berührung verurſacht, wächſt ſo wie die Sonne am Horizont ſteigt, und nimmt ab, ſo wie ſie ſich ihrem Untergange nähert, ſo daß er ganz und gar aufhört, wenn ſie verſchwunden iſt.

Der Fiſch, den man **Seeſtern** nennt, und bey den Antilliſchen Eylanden ſich aufhält, ſchweift den ſtillruhiger See umher; ſobald er aber einen Orkan ahndet, und fürchtet auf den Strand geworfen zu werden, läßt er eine Menge kleiner Anker aus ſeinem Leibe, und hängt ſich damit ſo feſt an die Felſen an, daß alle wiederhohlte Verſuche der Wellen ihn nicht abzuſpülen vermögen.

Der **Phrygan**, eine Art Waſſerfliege, die nur einen Tag lebt, und ſich von ſeiner zarteſten Jugend an unter den Fiſchen, ſeinen grauſamſten Feinden, befindet, bedeckt ſeinen ganzen Leib mit Sand und Graßhalmen um die Freßgier ſeiner Verfolger zu täuſchen; wenn man ihn auf dem Waſſer ausgeſtreckt liegen ſieht, ſollte man ihn für ein kleines Stück verfaultes Holz, und nicht für ein lebendiges Geſchöpf halten, das des Abends Fliege wird.

VI.

Anekdoten.

Sechs Monate darauf als der berühmte **Polignac** auf die Welt gekommen war, fand er ſich ſchon einer großen Gefahr ausgeſetzt. Er wurde auf dem Lande geſäugt. Seine Amme, die noch ledig war, und die ihr erſtes Vergehn nicht vor einem zweyten geſichert hatte, floh aus Furcht vor der Strafe, mit Tagesanbruch, und ließ das Kind auf einem Miſthaufen liegen, wo es den ganzen Tag blieb. Zum Glück geſchah's in der ſchönen Jahrszeit. Man fand es den andern Morgen, ohne daß ihm das geringſte zu leid geſchehn war.

Der Jeſuite, Pater d'Arruis, ſagte von Bourdaloue: Wenn Pater Bourdaloue zu Rouen predigte, verließen die Handwerker ihre Buden, die Kaufleute ihre Läden, die Advocaten ihre Gerichtsſtuben, die Aerzte ihre Kranken. Als ich aber das folgende Jahr predigte, brachte ich Alles wieder in Ordnung; kein Menſch verließ ſein Geſchäfte.

Als die Königin Chriſtina von Schweden durch Lion ging, wollte ſie ſelbſt prüfen, ob das, was man von dem ungeheuren Gedächtniß des Paters Menetrier ſagte, gegründet ſey. Sie ließ ihm in ihrer Gegenwart dreyhundert der ſonderbarſten und fremdeſten Wörter aufſchreiben, die er darauf alle, erſt in der Ordnung, wie ſie geſchrieben ſtanden, und dann in jeder beliebigen Folge und Reihe, hernannte.

VII.

Roman oder Biographie.

Fragmente einer Lebensgeſchichte

aus den Jahren 1775 bis 1780.

Nullum magnum ingenium ſine mixtura dementiæ fuit. —
SENECA.

Es war einmal eine Zeit, in der gab es geiſtige Kinder Enoks; dieſe dünkten ſich größer und ſtärker als ihre Brüder, und wer ihnen zuwider war, den ſchlugen ſie mit

ihr

ihren geiſtigen Schwertern, die zuweilen aber auch von Holz waren. Aber es kam ein Sterben unter dieſe Kinder, und ſie wurden alle ergriffen von einem ſchrecklichen Winde, und weggeführt wie die Heuſchrecken. Hin und wieder iſt noch einer übriggeblieben, den aber der ſcharfe Wind die Haut abgeſtreifft hat, daß er ein ganz ander Geſchöpf worden iſt. Man ſehe dieſes als einen Beitrag zu der Geſchichte dieſer Tage an, und leſe, urtheile und verurtheile.

„Was hat das zu bedeuten," rief ich, als ich an einem ſchönen Frühlingstage auf dem Markt in Bützow mit einem Freund ſpazieren gieng, und mich auf eine unſanfte Art aus meinem Standpunkt bewegt fand. Ich weiß nicht, wie ich auf einmal zu dem großen Maas von Herzhaftigkeit kam, da das immer ſonſt mein ſchlechteſtes Talent war, ob ich gleich ein Kraftgenie bin. Mein Freund quaſi (denn Genies haben nie Freunde, wie ſolches klärlich mein Amtsbruder in der ſchönen Litteratur Herr Grand dargethan hat) zog mich plötzlich an dem Rock zu ſich, um meinen Paroxismus von Herzhaftigkeit auf einmal zu erſchüttern, der mich pour la rareté du fait unendlich charmirte. Das gute Männchen fühlte in ſich ein ſchnelles Herzensbeben, und Furcht und Zittern in jeder Nerve, weil er ſich Degen und Mord, und dergleichen mehr dachte. Er war mit mir hier angekommen, und weil mich ſeine Süßigkeit ſehr unterhielt, machte er mir vielen Spaß, da ohnedem die Genies gern an dergleichen Leutlein Spaß haben. Plötzlich erhielt meine Herzhaftigkeit durch das Zupfen am Rocke eine andere Wendung, wie in Herford und Klärchen, wo Herr Herford Lobeſan durch einen Korkſtöpſel von ſeinen Liebesflammen, und der Ausübung derſelben zurückgehalten wird. Hier könnte ich nun eine mächtige Diſzeplägion über die großen Würkungen aus kleinen Ur-

Urſachen anbringen, aber da es ſchon einer vor mir, zwar erbärmlich genug, gethan hat, ſo iſt das für ein Genie keine Sache mehr, das durchgehends Original ſeyn muß. — Kraftgenies pflegen ſich blos auf Prügel und dergleichen einzulaſſen, denn auf ſtechendes und ſchießendes Gewehr ſich einzulaſſen, läßt ihnen ihr kosmopolitiſches Talent nicht zu, alſo wenn der, der mich anſtieß, eben ſo ſehr Kraftgenie geweſen wäre, als ich es war, möcht' es zum weidlichen Schauſpiel der Gaſſenjungen ein feines Handgemenge gegeben haben, aber der Menſch war zu weit unter mir, als daß ich etwas weiter mit ihm hätte vornehmen ſollen. — — — Ein gräßliches Hu Hu Hu Hu hallte mir aus den fürchterlichſtgefletſchten Zähnen, die je nach der Sündfluth exiſtirt haben, in die Ohren. Mein Freund, Herr Milch, wußte nicht, wie er ſich bey der fürchterlichen Stimme benehmen ſollte, rieth mir und bat mich um Gotteswillen zu machen, daß wir fort kämen, und beſtellte ſich ſchon in Gedanken Extrapoſt; das war nun für mich, ſo ſehr ſich auch die Furcht meiner bemächtigt hatte, ein weidliches Schauſpiel, und in Gedanken war ſein Benehmen meinem Witz ein ſchönes Opfer, den ich den nächſten Abend, den ich mit ihm zubringen würde, in vollem Strom über ihn ausgießen wollte. Aber bey aller meiner Geniekraft hielt ich für rathſamer, mich zurückzuziehen, weil ich nicht wußte, wie weit ſich der gräßliche Menſch, der Herr von Flegel, vergehen würde. Ich muß hier recht ſehr um Vergebung bitten, daß ich meinen Leſer, denn ich halte es auch nur mit einem, wie Herr Grand, nicht eher mit ſeinem Namen, der ſehr karakteriſtiſch war, bekannt gemacht habe; und ſo gieng ich mit Herrn Milch, der voller Triumph war, daß er ſeine Friſur à la grec und ſeinen Anzug de Parade unbeſchädigt davon brachte, nach Hauſe. Sage mir aber einer, ob das nicht ſo original iſt, als man ſich nur denken kann; ob Yoricks Reiſe und

Welt

Veit Roſenſtocks, ob Karl Ferdiner, oder irgend eine Muſe einer Romanen-Schreibers origineller und ſürprenanter hätte anfangen können; ja ich glaube, es iſt origineller angefangen als Prinz Formoſos Fiedelbogen geendigt wird. — Der Leſer weiß weder wer ich, und dies ſoll er auch nie erfahren, noch wer Herr Milch, noch wer der Herr von Flegel iſt, noch warum ich ſo ſchrecklich von ihm aus meinem Gleichgewicht gebracht worden war. Sollte ſich irgend mein Leſer auf einer kleinen ſächſiſchen Univerſität befunden haben, ſo würde er darüber ſich vielleicht Aufſchluß geben, und denken, es ſey mir ſo gegangen, wie es jedem Neuangekommenen da geht; aber wohl gemerkt, lieber Leſer, das war in Bützow, und auf keiner kleinen ſächſiſchen Univerſität. Soll ich wohl meinen Leſer darüber in Ungewißheit laſſen, warum ich ſo ſehr den ſchrecklichen, mich wegſchiebenden Arm des Herrn Flegels fühlte? Sollt ich das? Ja ich könnt es, und hernach gäb ich zur Entſchuldigung: es ſey eine Szene aus dem Univerſitätsleben geweſen; aber ich will weder meinen Leſer, der ſich wie bey vielen andern Geſchichtlein — nichts denkt, noch den, der glaubt, es ſey mir hier in Büzow, ſo wie auf jener ſächſiſchen kleinen Univerſität gegangen, in Ungewißheit laſſen, und die Sache mit allen, auch den kleinſten Details, ſo wie ſie ſich zugetragen hat, ab ovo erzählen, zur ausnehmend großen Erbauung aller Genies, die je exiſtirten, oder ſo Gott und das heilige römiſche Reich teutſcher Nation ſich nicht darein legt, noch exiſtiren werden.

Ad vocem Teutſchland, fällt mir gleich ein, daß ich glaube, es iſt niemals ſo glücklich, zumal im Reich der ſchönen Litteratur geweſen, als jezt; und eben erhalte ich aus Schweden und Dännemark, wo man auch gern wünſcht, ſchöne Litteratur zum Blühen zu bringen, Briefe, worinnen mir gemeldet wird, daß man gern auch eine Ladung Genies von allen Sortiments, als Mond- Wind- Luft-

Kraſt- Licht- Bliz- und Donner-Genies zu haben wünſcht. Ich habe auch ſchon an die Haupt-Spediteurs des edeln Genieweſens geſchrieben, welche mir auch in einem Antwortsſchreiben verſichert haben, daß ſie zu gut für das edle Genieweſen dächten, und der edlen Zunft als Obermeiſter zu ſehr ergeben wären, als daß ſie nicht die Gelegenheit ergreifen ſollten, auch ihren Brüdern anderwärts ihr Licht durch ihre Schüler leuchten zu laſſen, zumal da Teutſchland leicht bey der übergroßen Menge ſolcher Geiſter etwas abgeben könnte, ſie hätten auch ſchon mit einem Klinger, Lenz, Mahler Müller, Kaufmann, Schink, und ſo weiter geſchloſſen, welche auf ſelbſt beliebige Bedingungen zu aller Zeit nach Schweden und Dännemark abzugehen geſonnen wären. Alſo auch da wird man nunmehr auf die Zunft reiſen können; ich möcht für Freuden, um meinen Empfindungen Luft zu machen, faſt einen Sturm und Drang ſchreiben, wenn mir nicht der Frater Klinger darinnen zuvorgekommen wäre. Aber lieber Leſer, ärgere dich nicht, daß ich ſo ein wenig ausgeſchweift habe; es iſt immer die Art der Genies, und wenn du ein Genie werden willſt, worauf man billig doch in jeder Philantropine und jeder Stadtſchule in einer Reſidenz, Reichs- oder Landſtadt ſehen ſollte, und welches billig jeder Vater beherzigen ſollte, ſo mußt du dich bey Zeiten daran gewöhnen, woran du an mir ein ſehr lehrreiches Beyſpiel abnehmen kannſt. Beyläufig will ich dir, wenn du in der Kunſt vollkommen werden willſt, zum Kompendium vorſchlagen mein Büchlein, und Herrn Grand ſeine Lebensgeſchichte, wie auch Herrn Klingers Geſchichte, des Prinzen Formoſo Fiedelbogen, und der Prinzeßin Sanna Klara Geige, worüber du dir von irgend einem Meiſter in der Kunſt kannſt Vorleſungen halten laſſen. Doch dies nur im Vorbeygehn.

Ich war alſo in Bützow, wie? brauchſt du nicht zu wiſſen; und warum? werd ich unten klärlich darthun. —

Es iſt durch die Erfahrung beſtätigt, und kann auch durch Vernunftgründe bewieſen werden, daß niemand kosmopolitiſcher denkt als ein Genie. Sie ſind meiſtentheils auch große Statiſtiker, und wie die Erfahrung lehrt, werden zuweilen gar Länder durch ihren wohlthätigen Einfluß glücklich, und wiſſen alſo wohl, wie Herr Schlettwein und Herr Dohm dargethan haben, daß die Volksmenge einen Staat glücklich macht. Nichts liegt ihnen aus dieſem Grunde mehr an Herzen, als ihre Grundſätze in Ausübung zu bringen, und daher ſchreibt ſich ihre große Neigung zum Frauenzimmer, welches auch ſelten einem Genie, zumal wenn es mit Kraft und Sonnenglanz dahertritt, widerſtehen kann. Ich weiß es an mir aus der Erfahrung, wie kosmopolitiſch ich in dem Punkt dachte, daher war es meine erſte und vornehmſte Sorge, als ich nach Bützow kam, ein Objekt aufzuſuchen, das den Effekt dieſes Grundſatzes aufzunehmen im Stande wäre.

Herr Milch hatte gleich, ſobald er in Bützow arrivirt war, ſeinen Friſeur und ſeine Wäſcherin in Frag und Antwort genommen, und ſich nach den vornehmſten und glänzendſten Schönheiten, die hier waren, erkundigt; ſie hatten ihm auch, ſo viel an ihnen war, darinnen ein Gnüge gethan, und er hatte ſich nach ihrer Ausſage einen Catalogue raiſonné von ihnen gemacht, und auf ſauber parfumirtes holländiſches Papier mit Goldtinte geſchrieben, und die Hauptdamen mit rother Tinte wieder unterſtrichen. Ich war alſo einmal bey ihm, und fand auf ſeinen Schreibetiſch dieſen Catalogue, der mir, obs gleich auch die ganze Stube war, doch in eine ganz vorzügliche Ambra-Atmoſphäre eingehüllt zu ſeyn ſchien. Aus oben angeführten Gründen blätterte ich ihn durch, um zu ſehen, ob etwas für meinen Genuß darunter wäre, und ſiehe, ich fand, daß eine gewiſſe Fräulein Schenk von Schweinsberg dreimal mit rother Tinte unterſtrichen war. Faſt

hätt

hätte ich Luſt, aus dieſem Catalogue raiſonné etliche Damen mit beygefügten Anmerkungen des Herrn Milchs abzuſchreiben, und dadurch einen Beitrag zu der ſo ſehr beliebten Menſchenkenntniß zu liefern; da aber mit des Herrn Hermes Sophie auch die Menſchenkenntniß und alle Prätenſion daran, nicht mehr ſo en vogue iſt, ſo will ichs unterlaſſen, und es erſparen, bis eine noch dickere Auflage beſagter Sophie herauskömmt, die zwar allen menſchlichen Begriffen nach beinahe nicht ſtärker werden kann, aber da ſie von ihrer Geburt an immer ſchwanger war, und man ihr das Gebähren damals ſchon anſahe, ſo zweiſle ich nicht daran, daß ihre dermalige Stärke nicht eine neue Vermehrung ihrer Familie zur Abſicht haben dürfte. Und jetzt will ich dich, mein Leſer, von der Kenntniß einer unendlich wichtigern Begebenheit, die aber bey alledem doch ein Beytrag zur Menſchenkenntniß oder vielmehr zur Geniekenntniß, denn Genies ſind keine ordentlichen Menſchen, nicht abhalten. Dieſes Fräulein von Schweinsberg war alſo dreymal in Herrn Milchs Catalogue unterſtrichen, da es manche nur einmal, zweymal, höchſtens drittehalbmal waren, manche aber auch gar leer ausgiengen, welches meiſtentheils ſolche Dämchen betraf, die nunmehro anfingen, aus dem großen Kreiſe der Geſellſchaft, ſich in einen engern zuſammenzuziehen, das heißt, die jetzt an dem Ausdruck ihres Geſichts nicht mehr verbergen konnten; daß ſie mit ſtarken Schritten den 40 vollen Jahren dem traurigen non plus ultra aller weiblichen Schönheit zueilten, oder ſolche, denen Mutter Natur ein Geſicht verſagt hatte, das Herrn Milch intereſſirte. — Durch eine Ideenkombinazion dachte ich auf einmal mir den Cäſar, wie das nun zugegangen, weiß ich nicht; es iſt ein Problem, das ich Herrn M**s bey der nächſten Auflage ſeiner Pſychologie aufzulöſen empfohlen haben will, und wird hierdurch vielleicht etwas verſtändliches in ſeine Pſychologie kommen; denn ob ich gleich ein Genie bin, habe ich doch ſehr wenig von dem ganzen Buche verſtanden, welches aber auch Herrn M**s berechtigt, Anſuchung zu thun, in den edeln Genie-Orden aufgenommen zu werden, wenn ers nicht ſchon iſt. Da ich nun als Genie nichts davon verſtand, wie wenig müſſen die Nichtgenies und Alltagsmenſchen, die weder Tiefblick noch Luchsauge haben, ſehen; Cäſar ſtand alſo plötzlich vor mir, und alle meine Gedanken und mein ganzes Nervenſyſtem empfand nichts als Cäſar; einigermaßen glaub ich doch jtzt im Stande zu ſeyn, das Problem taliter qualiter aufzulöſen. Cäſar hatte in ſeinem Leben eben ſoviel weibliche Eroberungen als Länder-Eroberungen gemacht, und war eben ſo ein großes Genie als jetzt immer eins an dem Himmel unſerer Litteratur als Stern der erſten Größe glänzen mag. Denn wer hat in ſeinem Leben wohl mehr ſich verſtellen können, mehr Leute betrogen, mehr Weiber verführt, und was die Hauptſache iſt, mehr Schulden gemacht, als er. Daher kams auch, daß Pompejus ſo erbärmlich ankam; wäre Pompejus auch ein Genie geweſen, ſo möchte das Ding doch wohl noch mißlich ausgeſehen haben. Obgleich Pompejus viel Anlage dazu hatte, — welches klärlich ſein Stolz und Verſtellungskunſt beweißt — ſo war er doch nicht ein ſo großes Genie mit ſo vielen eben angeführten Talenten als Cäſar; es hätte mit der Zeit noch etwas aus ihm werden können, wenn nicht die fatale Pharſaliſche Schlacht dazu gekommen wäre. Auf dieſe Weiſe war ungefähr damals meine Gedankenfolge. Fräulein von Schweinsberg weibliche Eroberung, Cäſar-Genie mit dem Cäſar beygelegten Prädikaten, und der Geniegedanke, das Fräulein von Schweinsberg als die Sonne von Bützow gleich einem andern Cäſar ſich eigen zu machen. — Alle Maſchinen, die jemals in Zeichnungen oder Riſſen oder Epopeen oder Romanen oder Komödien und Tragödien ad modum Shakespearii oder nicht, ſind losgelaſſen wer den, fuhren mir alle auf einmal durch den Kopf, und doch wollte mir unter den Legionen keine einzige einfallen, die zu dieſer Unternehmung erſtlich einem Genie angemeſſen, und zweitens, die auch originell genug geweſen wären, um mir keine Schande zu machen. — Endlich da mir mein Genius gar nichts leiſten konnte, und ichs doch auch nicht gern wie ein Mann ehrbaren Standes machen und gerade mit einem Paket Spenſir-Komplimente aufs Haus losrücken wollte, ſo beſchloß ich mich ganz meinem Genie zu überlaſſen, was das mir für einen Weg zeigen würde. Soviel ich mir aber auch von dieſem würklich verſprechen konnte, und ſoviel als es mir auch ſchon geleiſtet hatte, hielt ichs doch nicht für unbillig, einigermaßen Erkundigungen einzuziehen, nach denen ich meinen Operationsplan einrichten könnte. Die beſte und nächſte Perſon dazu war nun Herr Milch und ſein Catalogue — — — — —

∵ ∴ ∵

Genie. Wer mag wohl das Mädchen ſeyn, Herr Milch, das Sie ſo nach ihrer ganzen originellen Art unter der unermeßlichen Schaar der übrigen unterſtrichen haben?

Herr Milch. O ſagen Sie nicht Mädchen; es iſt ein Engel, ein überirrdiſches Weſen, deren Angeſicht mit ſeinen Augen nur zu berühren kaum ein Sterblicher werth iſt.

Genie. So berühren! — ich möcht's doch einmal.

Herr Milch. Ja, das iſt eine Göttin, die übertrift alles, was Dichter je erſonnen.

Genie. Uebertriſt ſie Marianen im Siegwart?

Herr Milch. O bey der Engelreinſten Unſchuld hat ſie das empfindſamſte Herz. Wenn ich bey ihr vorbeygehe, und ſie ſich ſo ſanft, ſo jungfräulich neigt, ſo iſts mir als wenn ich die Engel im Himmel ſähe, und mein Herz neigt ſich in ſüßen Liebeswehen zu ihr.

Genie. Uebertriſt ſie Marianen?

— Das war ein Punkt, dem Herr Milch gern entweichen wollte. Er war von dem himmliſchen, überirrdiſchen und empfindſamen Weſen, welches zum Nutzen und Frommen aller feinempfindenden Herren und Damen, deren unſer Zeitalter nicht wenig hat, in dem Büchlein benahmſt: Siegwart eine Kloſtergeſchichte, aufgeſtellt iſt, ſo eingenommen, daß, wie ich glaube, ſelbſt dieſe göttliche dreymal unterſtrichne Fräulein ihr in ſeinen Augen nicht beyzukommen ſchien, und er noch ſo hin und herwankte, wie Herr Karl Ferdiner zwiſchen Julie und Eliſe, nur das abgerechnet, daß es bey dem mehr auf körperliche Liebe angeſehen war, als bey Herrn Milch — Siegwart war überhaupt des Herrn Milchs Manual, und deswegen ſuchte er dieſer verfänglichen Frage ſo viel als möglich auszuweichen. —

Genie. Oder kömmt ſie Lottchen in ihren Reiſen ins Zuchthaus bey?

Das war nun ſeine empfindlichſte Seite getroffen, ſeine Züge zogen ſich ſehr zum Zorn; welches zwar an ihnen etwas ungewöhnliches war, aber doch zuweilen zu geſchehen pflegte, wenn eine ſeiner ſchuzverwandten Romanheldinnen, es ſey nun aus der idealiſchen oder aus der würklichen Welt, angegriffen wurde; aber auf einmal ſchoß ihm ein Blick aus meinem Adlers-Auge entgegen, und eine unwillkührliche Bewegung meines Arms mit meinem Stock, den ich in der Hand hielt, brachte ſeine Geſichtszüge wieder in die gefällige Ordnung, in der ſie immer zu liegen pflegten. Er warf einen Blick von der Stirn herunter mit der ſchönen Friſur bis auf ſeinen wohlbewadeten und beſeideten Fuß, und dieſer Blick, der ihm auf einmal ſeine Schöne ſo fühlbar machte, und mein Blick und die Bewegung meines Stocks brachte ihn wieder zu der Ruhe und dem Selbſtgefallen, aus dem ich ihn durch meine ihm ſo inſolent ſcheinende Frage gebracht hatte.

Herr Milch. Ich mag mich jeht nicht auf Vergleichungen einlaſſen; aber das ſey Ihnen geſagt, und das können Sie meinem Geſchmack zutrauen, hier iſt ſie die ſchönſte.

Genie (mit einer tiefen Beugung). Für Ihren Geſchmack habe ich alle mögliche Ehrerbietung.

Herr Milch. (Thut einen ſelbſtgefälligen Blick auf ſich und ſeinen Anzug.)

Genie. Aber da dieſer Engel Ihnen ſo ſehr nach ihrer innern Güte und Vortreflichkeit bekannt iſt, ſo werden Sie mir doch wohl auch etwas von ihren äuſſern Verhältniſſen ſagen können; ein ſolcher Mädchenkenner als Sie ſollte der das nicht wiſſen? Ich glaube, Sie kennen auch die geheimſten Umſtände der Prinzeßin von Babylon.

Herr Milch. O damit kann ich aufwarten; ſie iſt hier bey ihrem Herrn Vater, der ehemaliger Kammerherr und Oberküchen- und Kellermeiſter war, jezt aber alle ſeine Chargen niedergelegt hat, und hier privatiſirt. O Herr Genie, könnten Sie das Mädchen einmal nur ſehen; Sie müßten ſagen, das es nicht für dieſe Welt gebohren iſt. —

Genie. Ja ganz recht, ſo dächte ich, für Euch Alltagsleute wohl nicht, aber für ein Genie. Doch — — Und nun legte er die Hände zuſammen und harankirte folgendermaßen, — — — wie man ungefähr in Adolfs geſammleten Briefen, oder in den Beyträgen zur Geſchichte der Zärtlichkeit des mehrern nachleſen kann. —

Einigermaßen war nun meine Neugierde befriedigt, und ich wußte wer ſie war; aber was war nun zu thun, und wie war in die Bekanntſchaft des Herren Kammerherrn zu kommen? Als ein erſt kürzlich Angekommener hatte ich noch keine Bekanntſchaften, durch die ich mich hätte laſſen einführen können; ich mußte alſo harren, bis mir das Schickſal einen Weg zeigen würde. — Eigentlich iſt es zwar ganz und gar der Genies Weiſe, ſich dem Schickſal zu überlaſſen, und ſich weiter um nichts zu bekümmern, welches auch, wie die Erfahrung klärlich lehrt, zu manches Nutzen recht gut einſchlägt. Sie ſind Genies, und alſo gehören ſie als auſſerordentliche Weſen unter die auſſerordentlichſte Vorſicht. —

⁂ ⁂ ⁂

Alſo ſind Sie in Otaheite geweſen? fragte mich einmal Herr Milch, da ich eine Zeichnung von einem Otaheitiſchen Mädchen machte.

Genie. Woher wollen Sie das ſchließen? Es iſt möglich, es kann ſeyn. — —

Milch. Es wird auch wohl wärklich ſeyn, in Ihnen wird man gar nicht klug.

Beyläufig geſagt, ſo iſt das Inkognito eine ganz vortrefliche Sache. In Bützow kannte mich nun niemand, und ich that ſo geheimnißvoll als ein Regierungsbothe; und überhaupt iſt das vieler andern Urſachen wegen den Genies ſehr zu empfehlen, weil, wenn auch ſo ein Genieſtreich mit einem Mädchen vorkömmt, man ſeiner Wege gehen kann, und nicht das Produkt auf ſeinen Namen zu erkennen braucht, und das beſte iſt, daß man in aller Fröhlichkeit das Mädchen hernach auslachen kann, daß ſie einem Genie traute. Ich fühle bey den Gedanken, einem Genie trauen, mein Zwerchfell ſo bewegt, daß ich abbrechen muß, um einmal recht zu lachen. — —

Herr Leß, der in Sophiens Reiſe ein eigentlich Genie war mit allen möglichen Prädikaten, wußte das Inkognito recht zu ſchätzen, ſonſt wäre ihm Sophie gewiß nicht ſo gut geworden, und er hätte ſeinen Spaß nicht ſo in Inſterburg in der Nacht mit ihr treiben können. Auch bey den Mädchen gilt man mit der geheimnißvollen Miene noch einmal ſo viel, weil die lieben Thierchen denken, einen Grafen oder Herrn oder einen Fürſten zu erhaſchen, und erhaſchen nur ein — Genie. — — Alſo Herr Milch glaubte ſteif und feſt, ich ſey in Otaheite geweſen, und breitete es aus, ſobald als er nur irgend einen ſeiner Bekannten anſichtig werden konnte, daß er einen Bekannten habe, der in Otaheite geweſen ſey, und der ſagte es wieder einem andern, und ſo ging es in einem Tage durch ganz Bützow von der Profeſſorſtube bis zum Käſeladen, und von Pikenik und Kränzchen bis zum Bierkeller der Schildbürger.

Virgil hat ſchon, in ſeinem 4ten Buch glaub ich, den Genieſchlag nicht noch angemerkt, daß die Fama immer größer und größer wird, je weiter ſie ſich ausdehnt, und daß ſie lauter neue Geſtalten an ſich nimmt, nun ſo gings auch hier. In jedem Kaffeehaus und auf jedem Billardzimmer erſcholl das Gerücht, „der Sohn des Kapitain, der in Neu-Seeland und Otaheite geweſen iſt, iſt hier;“ etliche wenige machten mich zu einem Prinz aus Otaheite, oder was noch mehr war; aber das waren Alltagsmenſchen, die in ihren Häuſern zu Abends zuſammenkamen, um ſich bey einem Kruge Bier und bey einer Pfeife Toback Neuigkeiten zu erzählen.

* * *

Wie günſtig alſo einem Genie das Schickſal war, kann man aus folgendem Dialog abnehmen.

v. Baum. Unterthänigſter Diener, mein Herr Kammerherr.

Kammerherr. Gehorſamer Diener, Herr von Baum.

v. Baum. Haben denn Hochdieſelben noch nichts von der merkwürdigen Begebenheit gehört, die ſich hier in den Mauern von Bützow zugetragen hat?

Kammerherr. Was für eine merkwürdige Begebenheit! Sie werden gewiß meinen, daß man meinem lieben Müller ſeinen Siegwart und Burgheim in Karlsruh nachgedruckt hat?

v. Baum. Wo liegt denn das Karlsruh? Gewiß an der böhmiſchen Grenze? Ich bin einmal da geweſen. Es ſind hübſche Bäder da und auch hübſche Mädchen. Ha! ha! wie ich noch jung war — —

Kammerherr. Um Vergebung, Herr von Baum, Karlsruh liegt nicht in Böhmen, ſondern — — kann ich mich doch nicht gleich beſinnen, es liegt an der Schelde, an der Gränze vom Königreich Dännemark.

v. Baum. So! Aber dieſe merkwürdige Begebenheit iſt dieſe nicht, denn ſie hat ſich hier in Bützow zugetragen, in den Bützowiſchen Mauern. Rathen Sie einmal, wer hier iſt.

Kammerherr. Doch nicht etwa der Herr von Burgheim? Wenn der hier wäre, den müßt ich zu mir bitten!

v. Baum. Nein, Sie rathen es nicht, nein. (mit gravitätſcher Stimme) Der Sohn des Herrn Kapitains Cook, der durch den Mond geſeegelt iſt, und alle Sterne gezählet, und den ſiebenten Welttheil entdecket hat.

Kammerherr. Der iſt hier? Ja, ich habe ſeine Reiſebeſchreibung in meiner Bibliothek, ich habe ſie bis jetzt nicht geleſen, ich will ſie mit Ihm leſen; das iſt ſchön. Adam! Heinrich!

Der Herr Kammerherr hatte bey der alleräusserſten Unwiſſenheit den ſeltſamen Tik, ein gelehrter Mann ſcheinen zu wollen; und da die Leute immer viel Reſpekt für ihn hatten, weil er jährlich 4000 Thaler verthat, gönnte man ihm die Freude, und hofirte ſeiner Beleſenheit und Kenntniſſen; übrigens war er außer ſeinem großen Stolze ein ganz guter Mann, dem man ſein Steckenpferd nur vorreiten durfte, als er ſchon aufſaß. Er hat in Anſehung ſeines Stolzes viel Anlage zu einem Genie, aber die rechten Kniffe wußte er doch nicht, und war auch ſchon zu alt dazu. Vorzüglich war er ein großer Freund vom Herrn Siegwart und Herrn Burgheim wohlgemuth, und das machte ihn ſchon zum Genie unfähig; und da er ohnedem Geld genug hatte, brauchte er die Kunſt nicht ex profeſſo zu treiben. Alſo Adam und Heinrich wurden gerufen, und einem aufgetragen, mit Anbruch des Tages den jungen Herrn Cook zum Herrn Kammerherrn zum Frühſtück und zu Tiſche zu laden.

* * *

Wollen Sie nicht eine Priſe Tobak nehmen? ſagte Herr Milch an dem Tage, da ich eingeladen werden ſollte, zu mir, und hielt mir eine ganz neue Schildkrötendoſe mit der ſchönſten Pariſerin darauf gemahlt und mit Tabac du Prince gefüllt hin, als etwas an der Thüre pochte, und nachdem er herein gerufen hatte, ein Bedienter in hübſcher Liverey hereintrat und fragte: ob hier Herr Cook logirte? Da ich es ihm bejahet hatte, brachte er mir die Empfehlung vom Herrn Kammerherrn, Frau Gemahlin und Fräulein Tochter, und die Einladung. Kaum hatte er das lezte Wort ausgeſagt, als Herr Milch ganz blaß wurde, und auf einmal ſeine Hand ſank, und mit ihr ſeine Doſe, welche geſchaffen war, hundert Eroberungen zu machen, auf den marmorirten Fußboden hinfiel, und in tauſend Stücken mit dem ſchönen Gemählde und den Tabac du Prince zerſprang. Kaum hatte ich dem Bedienten die Gewißheit meines unterthänigen Aufwartens zugeſagt, als Herr Milch aus ſeiner Ekſtaſe wieder erwachte und auf einmal in eine ganz jämmerliche Apoſtrophe über ſein neidiſches Geſchicke und in ein Elogium über mein glückliches Geſtirn, das aber aus ſehr unwilligen Herzen kam, ausbrach.

* * *

Es iſt noch nie angemerkt worden unter alle den Verfaſſern, die jemals ſich um das Genieweſen verdient gemacht haben, von dem Verfaſſer des Allerley bis herunter auf den, der Berlocke daran machte und dem letzten Oeuvre du Genie, daß es auch Genies gäbe, die Kraft- und Donnergenies und doch Lichtgenies zugleich wären. — Man lieſt in alten Reiſegeſchichten, welche aber nicht von Genies geſchrieben worden ſeyn können, weil damals Deutſchland und andere Länder dergleichen noch nicht hatten, daß es in Arabien und Aegypten Thiere gäbe, welche ihre Farbe alle Augenblicke verändern könnten, und können ſie das, ſo weiß ich kein Thier, das beſſer mit einem oben angeführten Genie, das alle Modifikazionen machen kann, von dem außer mir noch niemand Meldung gethan hat, zu vergleichen wären. Man ſagt noch, daß dieſe Thierlein von der Luſt leben, worinn ſie aber nicht recht mit den Genies zu vergleichen ſind; denn dieſe leben nicht von der Luſt, ſpeiſen aber diejenigen Leute, die ihnen Mittel zum Leben gebeſt, gerne mit Luſt ab. Man kann alſo die obenangeführten Genies Kamäleons-Genies nennen, ſolche eigentliche Kamälons-Genies giebts nur wenige. Mein Konfrater Herr Grand hat zwar auch einer ſeyn wollen, aber es iſt dem guten Manne nicht recht gelungen; er blieb immer nur bloßes Lichtgenie, und kam immer zu kurz, wenn er mit Donnergenies in Fehde verwickelt war, wie ſolches die Korreſpondenz mit Herrn Kraft klärlich beweiſet. Mein Simbol wäre alſo wohl eigentlich das ägyptiſche Thierlein geweſen, denn ich befliß mich darauf, alle Farben annehmen zu können: wo's Heterodoxi gab, war ich heterodox, wo's Orthodoxi gab, orthodox und ſo allenthalben dieſe beliebte Ackomalzion. Nur Schade, daß das Ding immer nicht lange währte. Das war einmal wieder ausgeſchweiſt! Punctum, die Geſchichte geht eine Stunde weiter.

* * *

Ich denke, ich bin da ſtehn geblieben — denn Genies überleſen nie etwas wieder — da ich ſo unverhoſt zu der Ehre kam, Sohn des Kapitains Cook zu werden und zum Herrn Kammerherrn von Schweinsberg eingeladen zu werden, und respective bey ſeiner Fräulein Tochter ſchon in Gedanken eingegangen war. (Eingegangen, klingt mir beſſer, und drückt zumal bey Frauenzimmern mehr aus als entrirt) — worüber die ſchöne Welt, und die Herzen aller Frauenzimmer, die vakant und zu erobern waren, einen unbeſchreiblichen Verluſt durch das Fragment von Herrn Milchs Doſe erlitten hatten. An dem Punkt ſtand ich, und alſo meine Leſer nicht länger aufzuhalten, will ich die Geſchichte dieſes Tags ſo detaillirt als ich kann, denn Genies können nicht leicht einen einzigen Fall, ausgenommen detaillien, weiter erzählen.

Es wurde alſo ein Genierock, der blau war, wie ſichs verſteht, mit pailler Weſt und Hoſe, angezogen, die Haare genieartig a la Jacobite zurecht gemacht, und um recht aufzufallen, ein Geniehut, d. h. ein runder aufgeſetzt, und Stiefeln angezogen, ungeachtet Herr Milch beynahe vor mir auf die Knie fiel, und mich um alles in der Welt willen bat, ihm nicht die Schande anzuthun, und ſo in einer brillanten und zahlreichen Geſellſchaft zu erſcheinen. Der gute Menſch glaubte, daß etliche vielleicht unter der Geſellſchaft ihn mit mir würden haben gehen ſehn, und daß ich, wenn ich ſo den bon Ton beleidigend angezogen anmarſchirt käme, ein großer Theil der Schande auf ihn zurückfallen würde. Aber der gute Milch überlegte nicht, daß ich ein Genie war, und daß dem nichts übel genommen werden darf; und zweytens, daß ich die Idee eines Engländers von mir hatte, der auf Rechnung des Anglicismus alle Unſinnigkeiten begehen kann, ohne daß ſie ihm übel genommen werden, und daß ein ſolcher, wie die Erfahrung lehrt, gar weiblich bey dem Frauenzimmer eingehen kann. Die Mine mag auch wohl etwas dabey thun, denn die lieben die Frauenzimmer ſehr; daß ich alſo die

Idee und Mine als Engländer und Sohn des Kapitain Cook vor mir hatte, hätte Hr. Milch wohl weißlich überlegen ſollen. Mit der nachläßigen Friſur und dem nachläßigen Anzug machte ich mich nun fertig hinzugeben. Herr Milch vermochte nicht den Greuel an Iſrael anzuſehen, und wendete ſeine Augen weg, und überlegte, welchen Effekt er, wenn er an meiner glücklichen Stelle geweſen wäre, mit ſeinem ſeidnen Rock, ſeinen ſchönen Waden, ſeinen Steinſchnallen à la Henri le quatre und ſeines Rings, und ſeinen Amleon Atmoſphäre hätte machen können, und gemacht haben würde, und das ſüße Gefühl des Selbſtgefallens und des Wohlbehagens riß ihn aus ſeiner mißmüthigen Laune, und um ſich vollends gänzlich davon zu befreyen, ging er zu ſeiner Garderobe, muſterte ſie durch und revidirte jede Eroberung, die er mit ſeinen Kleidern gemacht hatte, oder gemacht zu haben ſich einbildete. Zum Ueberfluß ließ er den Nachmittag noch den Schneider beſtellen, und befahl dem, ein Kleid nach dem neueſten Geſchmack und Schnitt zu machen, und ſo war er auf einmal geheilt.

Lieber Leſer, haſt du wohl je in deinem Leben irgend ein Genie geſehen, das der erſten oder den zweiten Rang behauptet hätte? Haſt du einmal eins geſehen, ſo werde ich dir nicht erſt meinen Gang beſchreiben und dir eine Idee davon machen dürfen; haſt du es aber noch nie geſehen, ſo weiß ich dir keinen beſſern Rath zu geben, als daß du einmal ſiehſt, wo du Freund Lavaters Fragmente zu ſehen bekömmſt, da wirſt du bis zur Gnüge und Ueberfluß Worte finden, die den Gang eines Genies bezeichnen. Nota bene, du mußt die Silhouette der Herren, die in der Zunft ſind, aufſchlagen, und daneben wirſt du den Kommentar und zugleich Karaktere des Geniegangs finden. — Meine Mutter ſagt zwar immer: Junge geh doch einmal wies andre, und ſuche nicht immer was neues in deinem Gang; aber die gute Frau verſtehts nicht.

Faſt hätte ich Luſt, den Herrn von Silhouette, den bekannten Erfinder der Profils, auch mit unter die Genies zu zählen, wenn nur der gute Mann kein Franzoſe wäre, aber ich bin zu eigenſinnig und zu ſehr Patriot, als daß ich den Franzen irgend auch die Ehre gönnen ſollte, ein Genie zu haben Erſtaunlich iſts zwar, was durch die Silhouetten und mit ihnen, da ſie noch Mode waren, für Genieſtreiche praktizirt worden ſind, und hätte der Herr von Silhouette das Profil nicht erfunden, ſo wäre das allergeniereichſte Studium, die Phyſiognomik, nicht ſo in Aufnahme gekommen, und mancher würde nicht ſo ſchön nach den Altvater haben über Genieblick, Kraft, Drang und wie die Abrakatabres alle weiter heiſſen mögen, judiciren können, und Herr Y. wäre alsdann nicht ſobald in der Welt mit ſeinem Tiefblick und allumfaſſender Kraft bekannt worden, und Herr Muſäus hätte nicht phyſiognomiſch reiſen können unius rei plures poſſunt eſſe effectus. Die Effekte gerechnet, verdiente alſo wohl Herr von Silhouette unter die Zunft zu kommen; ich werds auch bey der nächſten Zuſammenkunft vortragen, vielleicht fertigen die Altmeiſter ihm eine Kundſchaft zu.

∵ ∴ ∵

Wie ich an das Haus des Herrn von Schweinsberg kam, ging ich mit der den Genies ſo eignen Dreiſtigkeit mit meinen ziemlich ſtark auftretenden Stiefeln die Treppe hinauf und gerade in ein Vorzimmer, wo ich den Kammerdiener des Herrn Kammerherrn antraf, der diejenigen, welche eingeladen waren, in das Zimmer einführen ſollte. Der gute Kammerdiener war aus Schwaben und hatte in ſeinem Leben nichts von einem ſo ſeltſamen Geſchöpf, als ein Genie iſt, geſehen und gehört. — Er hatte wohl aus der Erfahrung ſich gemerkt, daß auch Leute in Stiefeln zuweilen zum Herrn Kammerherrn kämen, aber das waren entweder ſeine Jäger oder andere Freunde geweſen, die zu keiner Geſellſchaft eingeladen waren, und außer der Geſellſchaftszeit kamen. Er glaubte alſo, daß ich vielleicht mich geirrt habe; denn das ſtellte er ſich nicht vor, daß man ſo geniemäßig oder unverſchämt ſeyn könnte, in einem Frack und Stiefeln und Sporn, und in einem runden Hut in einer ſo glänzenden Aſſemblee, wenn man eingeladen wäre, zu erſcheinen. Sein kammerdienerlicher Eifer hielt es alſo für beſſer, mich gerade abzuweiſen, um mich nicht in die Verlegenheit zu ſetzen, in einer Geſellſchaft von ſo geputzten Damen und Herren eine ſo ſonderbare Figur zu machen. — O du armer Schwab!

Kammerdiener. Zu wem wollen Sie?

Genie. Darum hab ich nicht Rechenſchaft zu geben.

Kammerdiener. Sie werden mir vergeben, ich muß es wiſſen.

Genie. Iſt Er Thorſchreiber hier?

Kammerdiener. Wollen Sie zum Herrn Kammerherrn?

Genie. Darnach hat Er nicht zu fragen.

Kammerdiener. Erlauben Sie mir Ihren Namen.

Genie. Iſt Er Thorſchreiber?

Kammerdiener. Nein, ich bin Kammerdiener bey Ihro Excellenz dem Herrn Kammerherrn von Schweinsberg.

Genie. So!

Kammerdiener. Der Herr Kammerherr ſind nicht zu Hauſe, und erwarten Geſellſchaft.

Genie. Zum Teufel, was iſt Er für eine Menſchenfigur! der Herr Kammerherr iſt nicht zu Hauſe, und erwartet Geſellſchaft!

Kammerdiener. Ja, ſie ſind zu Hauſe, und erwarten große Geſellſchaft, ſehr zahlreiche Geſellſchaft.

Genie. Um deſto beſſer.

Kammerdiener. Sehr vornehme Geſellſchaft.

Genie. Kerl meine Geduld iſt aus, entweder Er iſt toll oder ich. Was iſt das für Sitte, jemanden einzuladen, und nicht zu Hauſe für ihn zu ſeyn! Mach Er keine Umſtände, oder —

Dieſer lange Wortwechſer war, weil er ziemlich laut, zumal von meiner Seite geführet wurde, bis ins Zimmer des Kammerherrn gedrungen. Der gute Mann hatte jezt alles in das vortheilhafteſte Arrangement gebracht, um vor dem Sohn des Kapitain Cooks in dem beſten Lichte zu erſcheinen. Er fand durch das laute Reden ſeine Ohren ſo ſehr beleidiget, daß er ſich die Mühe gab herauszukommen, um die Urſache zu erfahren. Die Thür ging auf, und ich ſahe den glänzendſten Hofmann mit einem Ordensbande von oben an bis unten aus behängt vor mir.

Kammerherr. (indem er mich ſahe) Ihr Diener, Herr Sekretär, ich bin jezt würklich außer Stand, die Rechnungen, welche Sie von Ihrem Herrn Prinzipal mit mir abzumachen haben, abzumachen, ein andermal; empfehlen Sie mich dem Herrn Grafen.

Das waren doch nun zwey Fallaciæ opticæ binnen einer Stunde. Ich war halb raſend über das platte und unſinnige Volk; und wäre mirs nicht um das Fräulein von Schweinsberg zu thun geweſen, ich wäre den Augenblick wieder gegangen, und hätte mich hingeſezt, und hätte eine Satire in einer Komödie oder in einem Gedicht auf den Hrn. Kammerherrn gemacht, ſo gut als es kaum Hr. K*** im Stande geweſen wäre, daß ihm Hören und Sehen darüber vergangen wäre; aber ſo moderirte ich mich wider der Genies Art und Weiſe, zog mich zurück, machte ihm meine Beugung.

Genie. Ich bedaure es unendlich, daß ich den Herrn Kammerherrn in die Verlegenheit geſezt habe, mich für den Sekretär eines Herrn Grafen anzuſehen. Ich weiß überhaupt nicht, ob ich nicht ſo unglücklich geweſen bin, eine Einladung, die man heute mir von dem Herrn Kammerherrn von Schweinsberg brachte, falſch zu verſtehen. —

Kammerherr. (mit ſichtbarer Verlegenheit, doch im Heiten) Ich bitte tauſendmal um Vergebung, darf ich um Ihren Namen — —

Genie. Man hat mich heute unter dem Namen Cook eingeladen. Sollt ich etwa den Herrn Kammerherrn derangiren, ſo bitt ich unterthänig um Vergebung, und habe die Ehre, mich zu empfehlen.

Kammerherr. Mein Herr Cook, Sie werden mir verzeihen; o ich ſehe, ich ſehe ſehr ſchlecht.

Nun hatt' ich triumphirt, und konnte darauf rechnen, daß ich heute den ganzen Tag über den Herrn Kammerherrn ein gewaltig Aſcendant haben würde. — Bang war mirs einigermaßen geweſen, ob das gleich ſonſt meine Weiſe nie war, daß ich heute eben nicht ſo recht eine Figur machen, und daß ich mich dem Hofmann im Benehmen ſehr kontraſtiren würde und zwar nicht zu meinem Vortheil. — Leute von meinem Schlage waren wohl hier eben nicht ſehr in Kours, und ob ich gleich mich darauf ſehr ſteifte, ſo konnte doch vielleicht meine erſte Einführung ein übles Licht auf mich werfen, das alle meine Künſte und Sürpriſen nicht im Stande geweſen wären auszulöſchen. Deſto beſſer wars nun, daß der Herr Kammerherr ſo eine faute gemacht hatte, die man ihn ganz augenſcheinlich anmerken konnte, und die allem ſeinen Bezeigen ſo einſichtbar Zwang anlegte, daß ſelbſt alle ſeine Hofmanniſchen coups und Farben, mit denen er ſie überſtreichen wollte, ſie nicht verbergen konnten. — Meine Dreiſtigkeit, heldenmüthiger Anſtand, ausländiſche Miene, Scharfblick u. ſ. w. gaben mir ein deſto größeres Zutrauen, und forderten von der ganzen Geſellſchaft männlichen Geſchlechts Unterwerfung, und Darbringung der Herzen von dem weiblichen und vorzüglich von dem Fräulein zu einem ſüſſen Opfer für meinen Genius.

So ſtanden die Sachen, als eben meine Nerven ſich bewegten, meinen Fuß die Richtung zu geben, ins Zimmer einzutreten, welches der Herr Kammerherr mit der freundlichſten Manier und unter tauſend Entſchuldigungen ſeiner ſchlechten Augen und Verwünſchungen der Lorgnette eröfnete. —

Kammerherr. Meine Herren und Damen, ich habe die Ehre, Ihnen hier den Herrn Cook, einen jungen Engländer, den Sohn des Herrn Kapitän Cooks, der in Otaheite war, zu präſentiren, und zu mir, Herr Cook, der Herr von Baum, Juſtizrath von Siebold, und nun noch eine Menge andere, deren Namen wir, wenns Gelegenheit giebt, ſie ins Geſpräch zu bringen, ſchon nennen und ſie ſich ſelbſt karakteriſiren laſſen werden.

Aller Augen waren auf mich gerichtet; jeder fand es für gut, ihnen eine ſolche Direktion zu geben, daß ſie mich ſo ziemlich vom Kopf bis zum Fuß meſſen konnten, ohne gerade ihre Schnur nach der ſie maßen, mich in ihren Augen leſen zu laſſen; da waren ein paar Damen, die maßen, und ihre Meßſchnur fand ihren Ruhepunkt in meinem Zentrum; wars nun meine Börſe, die ſie da, wo ſie gewöhnlich ihren Platz hat, auskundſchaften wollten, oder etwas anders, oder beydes, das konnte ich nicht recht aus ihren ſchwimmenden Augen judiziren; ein anderer, der ſich viel auf Phyſiognomik verſtand, fragte meine Stirn, und bedauerte, daß der Stirnmeſſer noch nicht fertig war. Ein dritter ſahe meine Füſſe und ihre Stellung, und ein vierter wieder was anders. Ein paar Damen aber, die an der Ecke des Saals ein freundliches Geſpräche geführt hatten, nahmen ihre Lorgnette und beſahen meinen Anzug, und da ſie ihn nicht nach ihrem Geſchmack fanden, drehten ſie ſich um, und die eine machte eine Mine, als wenn ſie ſagen wollte, und vielleicht auch ſagte: c'eſt un pauvre garçon.

Die andre aber, die den Pfiff beſſer verſtand, ſchien mir zu ſagen: Mein Gott! das kann nicht ſeyn; er iſt ja ein Engländer, und die bezahlen wie die Lords. Unter andern ſchien mir ein junges Herrchen, der mir ſo pfiffig ausſahe, wie ein Tobaksaufpaſſer, ſich viel Mühe zu geben, mich zu durchſchauen. Ich merkte bald, daß das einer von der Zunſt wäre; ob er ein wahrer Zunſtgenoſſe ſey, getraute ich mich doch nicht recht ungeachtet meines phyſiognomiſchen Talents zu entſcheiden; wenn ich freylich nach Herrn Peuſchels*) Wadenmeſſer hätte urtheilen ſollen, ſo war er ein Kopf, denn die waren ziemlich feiſt; war er aber auch nicht von der Zunſt, ſo war er doch wenigſtens ein plaiſant, oder wie es Herr Wieland überſetzt, ein Späßling, oder ein homme de lettres. Ich ſahe es ſeiner pfiffigen Miene recht ſehr an, daß er Jagd auf mich machte, und nahm mir vor, auf alle ſeine Entrepriſen auf mich ſo kalt und einſilbig zu bleiben wie eine Schildwache, um ihn ſich recht verhauen zu laſſen.

Alle dieſe Reflexionen hatte ich in ein paar Augenblicken gemacht, indem ich meine Augen im Saale wie der Falke nach dem Rebhuhn nach der Fräulein hatte herumgehen laſſen, aber kein Geſicht war mir intereſſant genug vorgekommen, eine reelle Liebesgeſchichte mit ihr anzubinden. Zu Epiſoden fand ich ihrer genug, aber damit war mir jetzt nichts gedient, da ich die Hauptheldin noch nicht ſahe.

Bald wäre mir die Zeit zu lang geworden, da es beynahe eine halbe Stunde währte, ehe das Fräulein hereintrat. Wie von einem Magnet gezogen, bewegte ſich die Nadel meines Kompaſſes hin zu der Thür, und ſiehe! ich fand eins der intereſſanteſten Geſichter, die ich je geſehen hatte.

---

*) Siehe Peuſchels Abhandlungen der Phyſiognomie, Metapoſkopie und Chiromantie. Leipzig 1769.

te. Ich bin nicht Dichter und kann ſie alſo nicht genug beſchreiben, aber ein paar Augen hatte ſie wie ſie ſchwerlich — — der Leſer ſupponire ſeine liebſte Romanheldin — gehabt hat. — Mit der zutraulichſten, ſuffiſanteſten Mine gieng ich hin zu ihr, ſah ihr tief ins Geſicht, bückte mich, küßte ihre Hand, und machte mein Kompliment, ſo gut als in Eil möglich war.

„Ich fühle es jetzt recht lebhaft, wie glücklich ich durch die Gnade des Herrn Kammerherrn werde, da ich die Gelegenheit habe, eine Dame kennen zu lernen, die noch ſo unendlich über den Ruf, den ich allenthalben gehöret habe, erhaben iſt.“ Eben wollte ich noch hinzuſetzen: Sie ſind eins der erhabenſten Weſen der Schöpfung; als das Fräulein mir eine kleine Verbeugung und ein flüchtiges Gegenkompliment machte, ſich dann entfernte und zu den Damen der übrigen Geſellſchaft gieng. Auf einmal fand ich, daß ich allein hier ſtand; denn ich war in eine ſolche tiefe Kontemplazion über das Fräulein verſunken, daß wenn ich ein Platoniker geweſen wäre, man von mir hätte ſagen können, ich hätte die Harmonie der Sphären gehört.

Ich gab mir alle Mühe, mein Erſtaunen, da meine Augen das Fräulein nicht mehr vor ſich funden, zu verbergen und mich ſo zuſammen zu faſſen als möglich. —

Und nun wendete ich mich zu der ganzen Geſellſchaft, ärgerlich daß ich nicht einmal das einzige Präſentazions-Grazial davon getragen hatte, das man doch ſonſt bey allen Präſentazionen davon trägt, vom Kaiſer an bis herunter zum Reichsfreyherrn, und weiter bis zum Hofrath und Stadtpfarrer, und von der Kaiſerin bis zur Pfarrerin, und von des Kaiſers Tochter bis zur Pfarrers Tochter, nemlich — ein paar Worte auſſer den Komplimenten zu ſprechen.

Aber nun merkte ich meinen Fehler, und der war, daß mich mein Magnet zu früh gezogen, und daß ich nicht gewartet hatte, bis der Herr Kammerherr ſich die Mühe gegeben hatte, ſeiner Fräulein Tochter meinen Namen zu ſagen.

Ich war äuſſerſt beſtürzt darüber, und da er einmal gemacht war, war er nicht zurückzuziehn, alſo ſuchte ich nun Mittel und Wege, wieder mit dem Fräulein ins Geſpräch zukommen und meinen Fehler zu verbeſſern.

Um mir doch einige Unterhaltung zu geben, gieng ich wieder zum Truppe der Herren, deren Weisheit ſich mit politiſchen Geſprächen unterhielt und das Schickſal von Europa auswogen. Das war nun meine Sache; ich trat zu ihnen und ſprach ſo lebhaft und eindringend mit aller meiner Geniekraft, daß in weniger als einer halben Stunde die ganze Geſellſchaft über mein Wiſſen erſtaunt war. Dies diente unendlich zu meinem Vortheil, der Herr Kammerherr wurde von meiner Gelehrſamkeit bezaubert, und hielt mich in dieſem Augenblicke für einen gröſſern Staatsmann als Kolbert, Torcy, Graf Bonaventura, von Harrach und Necker und Lord North und zehen andere von gleichem Ruhme geweſen ſeyn mögen.

Ich war bezaubert von meinem Glück, und nun fehlte es nur noch an der Auskundſchaftung der ſchwachen Seite des Fräuleins. Ich merkte hoch auf, ob ſich nicht etwas aus ihrem Geſpräch herausſtudiren lieſſe, aber es wollte immer nicht gehen.

In dieſem Augenblick trat mein homme de lettres näher zu mir heran, und ohne eben ein groſſer Phyſiognomiſt zu ſeyn, ſah' ich ihm an, daß er einen Einfall auf dem Tapete hatte.

Er. Sind Sie ausgeritten geweſen, oder vielleicht erſt von der Poſt abgeſtiegen? (das bezog ſich auf meinen Frack und Stiefeln.)

Ich. Nein. Und ſo ſtokte das Geſpräch.

Er. Gefällt es Ihnen hier?

Ich. Ja.

Er. Werden Sie lange ſich hier aufhalten?

Ich. Ich weiß nicht. Erlauben Sie mir auch einmal zu fragen; da ich ſehe, daß Sie ſo vorzüglich geübt hierinnen ſind, wünſcht ichs Ihnen gleich zu thun, Sie ſcheinen viel Anlage zum Judex in Inquiſizionen zu haben? Und nun parodirte ich alle ſeine Fragen mit dem nemlichen Ton, in dem er ſie geſagt hatte, und er war aus dem Felde geſchlagen.

Eine Dame mit ziemlich ſchwimmenden Augen und wolluͤſtigen Umriß, zog jezt meine Aufmerkſamkeit auf ſich; ich nahte mich ihr, machte ihr ein Kompliment, und im Augenblick war die Konverſazion in vollem Lauf; Es hätte ſelbſt in einem Roman nicht ſchneller zugehen können. Sie war die Frau eines alten ſechszigjährigen Konſiſtorialraths, der ſich's in ſeinem funfzigſten noch hatte einfallen laſſen, ſeinen geiſtlichen Stamm ein Zweiglein von ſeiner Fabrik einzuimpfen. Gelehrte Unterſuchungen aber hatten den alten Herrn das Ding vergeſſen laſſen, und ihm erinnerte nichts daran; dies war nun freylich ein beſchwerlicher Zuſtand für die arme Dame, die in einer Univerſität lebte, wo dieſe Freuden in ſo vollen Zügen getrunken werden. — Einmal ſchien beinahe ein glückliches Geſtirn über ſie zu walten. Unter andern gelehrten Arbeiten war der Herr Konſiſtorialrath auf die ſchwere Stelle gerathen: Ein jeder unter euch ſuche ſeinen Fuß in Ehren zu behalten; nachdem er alle Kommentatoren darüber zu Rathe gezogen hatte, gab ihm ſein exegetiſches Gefühl die beſte Erklärung, daß das Fuß aller Wahrſcheinlichkeit nach eines jeden Menſchen Eheweib bedeute. — Dies und die Ideenkombinazion brachte ihm ſeine ehemaligen Entſchließungen wieder ins Gedächtniß. Um ſie nicht wieder zu vergeſſen, wollte er ſie auch gleich ausüben, und übte ſie auch aus; Aber demungeachtet fühlte die gute Dame immer noch ein gewiſſes unbefriedigtes Verlangen, das ſie jetzt erſt hatte kennen lernen, und von deſſen Befriedigung ſie ſich Seeligkeiten träumte; — leider war das ihres Herrn Gemahls Sache nicht.

Zu allem Unglück für ihn traf ſichs, daß ein junger Doktor, der von Paris zurückgekommen war, eben ihr einmal die Viſite machte, als es gleich Roſenmond war, der ihr ungleich mehr Pein und Schmachten verurſachte, als alle übrige Jahreszeiten. Er lehrte ihr, wie man die Roſen in Paris und Berlin am Buſen trüge, bewieß ihr ſeinen Geſchmack, und daß er nicht vergeblich gereiſt ſey; und nach der Zeit war zwar dieſes Schmachten und Sehnen geſtillt, und ſie wußte nun! was ihr Verlangen geweſen war, aber demungeachtet konnte ſie den Roſenmond und der ſchöne Leçon, wie's der Herr Doktor ſehr zierlich nannte, nicht vergeſſen, und da der Doktor fehlte, waren ja Studenten genug da; Es konnte nicht fehlen, daß der Roſenmond ſeinen Effekt that, und daß der Herr Konſiſtorialrath von der Richtigkeit ſeiner Exegeſe durch die Erfahrung überzeugt wurde. Er wollte freylich die Richtigkeit nicht zugeben, weil einige Jahre verſtrichen waren, und er unter der Zeit eine andre Erklärung angenommen hatte; aber man bewieß ihm, daß er es wohl unter ſeinen gelehrten Arbeiten vergeſſen haben könnte, und das Pflänzlein wurde, ob es gleich ein wildes war, doch noch ſeinem geiſtlichen Stamm eingepfropft. Dies erfuhr ich bey näherer Verbindung von ihr ſelbſt.

Alſo wieder auf unſer Geſpräch zu kommen. Sie war ein ſo zuvorkommendes Dämchen, daß wir bald ſo vertraut wurden, daß ich mir die Erlaubniß ausbitten durfte, ſie zu beſuchen; ich erhielt ſie leicht.

Sie. Aber da Sie fremd ſind, haben Sie nichts Neues von Lektüre?

Ich. Unterthänigſter Diener, ich werde die Ehre haben, Ihnen mit etwas aufzuwarten.

Sie. Man hat mir geſagt, Sie deklamirten gut. (Im Vorbeygehen geſagt, dies war ein bloßes Kompliment, mit dem man ſich damals in Bützow zu inſinuiren glaubte, weil verſchiedene Herren und Damen eine Deklamazions-Akademie daſelbſt aufgerichtet haben.)

Ich. Es iſt einmal meine Beſchäftigung geweſen; aber ich bin zu ſehr davon wieder abgekommen, daß ich glaube delikate Ohren (ein Handkuß) würden beleidigt werden.

Sie. Sie ſind allzubeſcheiden, ich bin zu ſehr davon überzeugt, daß es das Gegentheil ſeyn wird, daß ich zu ihrer eignen Beſchämung auf eine Probe bringen muß. Heute Abend gehen wir zuſammen weg.

Ich. Ich nehme Sie beym Wort, ich mache einen Verſuch.

Sie. Und wenn?

Ich. Wenn Sie befehlen.

Sie. Alſo morgen. Was werden Sie leſen?

Ich. Etwan Wild oder das Kind der Freude, oder des Prinzen Formoſo Fiedelbogen.

Sie. Ein ſchnakiſcher Titel, das bringen Sie mit.

Ich. Ich werde aufwarten — empfahl den Fiedelbogen und mich. Und morgen ſoll der Leſer mehr von mir hören.

(Eine andere Seite des Zimmers.)

Homme de lettres. Ein ſchnakiſcher Kerl, meiner Seele, ſo brüſk als wenn er zehn Jahr unter der Freypartie geweſen wäre, und ſo einſilbig wie der Rundhut in der Geſchichte eines Genies.

Juſtizrath von Siebold. Ich kann den Menſchen nicht klein kriegen; Politik und Staatswiſſenſchaft ſcheint ſeine Sache zu ſeyn.

Homme de lettres. Da ſcheint er ſo etwas zu wiſſen, wie das überhaupt der ſogenannten Genies Sache iſt. Aber Herr Juſtizrath, ſehen Sie dort ihn mit der Konſiſtorialräthin?

Juſtizrath. Das ärgert mich aber, daß der Kerl ſo unmenſchliches Glück hat, allenthalben verſchaft ihn ſeine ausländiſche Miene Entree.

Homme de lettres. Stille! wir wollen ſchon ſehen, wie es geht; mich deucht, er macht Jagd auf das Fräulein, und da ſoll er bald aus dem Sattel gehoben werden. Wozu ging ich mit dem Herrn von Flegel? nun? der muß Notiz davon haben, und da ſoll er mit Schimpf und Schande abziehen.

Juſtizrath. Recht ſo, bravo.

Herr v. Baum, Homme de lettres.

v. Baum. Aber wo muß denn nur das Otaheite liegen? Ich war doch im letzten Feldzug mit der Reichsarmee bis am Rhein, ich habe aber kein Wort davon gehört.

Homme de lettres. Ja Herr von Baum, das weiß ich ſelbſt nicht; ich glaube in Kappadozien.

v. Baum. So! aber es müſſen Heiden da wohnen, woher käme ſonſt der Name?

Homme de lettres. Wohl möglich!

v. Baum. Es ſcheint mir ein ſonderbarer Mann zu ſeyn; er iſt mir ſo ungewöhnlich, er ſpricht gar nicht wie andere Menſchen; er muß etwan auch von Otaheite kommen, es muß dort ſo Mode ſeyn.

Homme de lettres. Aber Herr von Baum, wollen Sie mir nicht den Gefallen thun und es ſo vermitteln, daß wir beym Eſſen neben das Fräulein zu ſitzen kommen?

v. Baum. Warum das nicht, ich ſtelle mich gleich neben das Fräulein und rufe Sie auf, ſich auf die andere Seite zu ſetzen, um uns zu unterhalten.

⁂

Ich wollte aber doch heute original ſcheinen; deßwegen nahm ich mir vor, da ich merkte, daß der homme de lettres antiempfindſam war, heute die Gegenpartie zu machen, unerachtet bey den ſchönen Geiſtern es zur raiſon du tems geworden iſt, antiempfindſam zu ſeyn.

Man ſetzte ſich, und der Herr Kammerherr vereitelte den Plan des homme de lettres, mich von der Seite des Fräuleins auszuſchließen, da er mich neben ihn zu ſitzen bat, und ſeine Tochter neben mich; dem homme de lettres gelange es, die andere Stelle neben dem Fräulein einzunehmen.

Ich. Ich bin auſſerordentlich glücklich mein gnädiges Fräulein, daß heute mir die Gnade des Herrn Kammerherrn eine Stelle angewieſen hat, die meinen Wünſchen nichts übrig läßt.

Fräulein. Sie ſchmeicheln auſſerordentlich, Herr Cook; ich muß Ihnen ſagen, daß es mir ſehr lieb iſt, dieſen Platz geſunden zu haben, der mir ſo viel Unterhaltung verſpricht.

Der Juſtizrath, der uns gegenüber ſaß, wollte witzig ſeyn wie Herr D. Mahler, und warf mit einem bon mot ein.

Nehmen Sie Ihre Flügel in acht, gnädiges Fräulein, Ihre Flanken ſind von zwey Scharfſchützen eingeſchloſſen.

Homme de lettres. Ich bin zu ſehr ein Alltagsgeſicht, als daß ich auf eine ſolche Benennung Anſpruch machen könnte, bey mir zeſſirts ganz. (Er legte einen tiefen Akzent auf das bey mir.)

Ich. Als einem Fremden wird man mirs verzeihen, daß ich mit der hieſigen Artillerie ſo wenig bekannt bin und alſo gar nichts antworten kann. Wenn es bey Ihnen (indem ich mich zum homme de lettres wandte) nicht allzu groſſe Beſcheidenheit iſt, dieſes Beywort abzulehnen, ſo wüßt ich nicht, wer dieſen Namen mehr verdienen ſollte als Sie. Doch meine geringe Kenntniß der hieſigen Artillerie mag mich entſchuldigen. — Und nun gings zur Lektüre über, und ich machte ſo ſehr den Apologeten der Empfindſamkeit, nannte Herrn Wezel einen Uebertreiber und den empfindſamen Autor Herrn Timme einen Schwätzer, ging ſo ſehr ins Detail und demonſtrirte ſo viel über die Deutſchen, daß ſie in keinem Fall Maaße halten könnten, erſt zu empfindſam geweſen wären und jetzt alle einmüthig darwider ſtritten, daß ſie allen Ausländern zum Spott werden müßten, daß meinem Gegner ob meinem Fluß der Rede ganz bange wurde, und er ſich weißlich zurückzog.

Bis jetzt hatte dieſer gute Mann hier in allen Geſellſchaften über belles lettres den Ton angegeben; ſich nun überwunden zu ſehen, worinnen ſeine ganze Stärke beſtand, verſetzte ihn in eine ſolche Fühlloſigkeit, daß er ſich zuſammenzog und den ganzen Tag mir das Feld überließ.

Kammerherr. Das haben Sie auſſerordentlich gut gemacht, ich bin den empfindſamen Büchern ſo gut, man braucht nicht viel darüber nachzudenken und verſteht alles gleich. —

Die Tafel ward aufgehoben, man ging ſpazieren; ich erhaſchte den Arm der Fräulein, im Gehen unterhielt ich ſie von meinen Reiſen, von den Moden, und wovon man ſonſt ein Frauenzimmer unterhalten kann. Wir waren ganz allein vorausgegangen, und ſchon gab mir mein Genius ein, hier ſey der Zeitpunkt mein Glück zu machen, und die Präliminarien zur Liebeserklärung waren ſchon geſchehen, als auf einmal in vollem Rennen ein Menſch vor uns vorbeylief, mich gräßlich anſchauete, und ohne die geringſte Verbeugung zu machen immer fortlief.

Ich. Wer war denn dieſes ſonderbare Original?

Fräulein. Ein Edelmann Namens von Flegel, ein Menſch, dem mein Vater Zutritt in ſein Haus verſtattete, der aber die Erlaubniß mißbrauchte. Er machte allzugroſſe Prätenſionen; und radotirt ſeitdem gar mit Anſprüchen auf mich, ein ausgemachter Sot. —

Ich. Daß er der Macht Ihrer Reitze nicht entging, das war ihm noch leicht zu verzeihen; daß er aber ſeine Unwürdigkeit nicht fühlte, das war eine grobe Sottiſe.

Indem kam der Herr Kammerherr zu uns, der eine alte Matrone am Arme ſchleppte; das Fräulein erzählte ihm den Vorfall.

Kammerherr. Ein unverſchämter Menſch! Ich wünſche nichts mehr, als daß er ſich ſo lächerlich machen möchte als möglich. Seine Ungeſchlachtheit verdients.

Ein Wink für mich, dacht ich, und nun lag der Plan ſchon vor mir.

Der Kammerherr ſchlenderte hinter uns her, ich ſuchte auszubeugen, um wieder mit der Fräulein allein zu gehen, und es gelang mir. Nun allmächtiger Genius, ſey mir gnädig und beglücke deinen Diener, diene mit deinem Einfluß, daß ich als ein anderer Plimplanplesko dieſen Genuß beſitze; und wie ich ſo dachte, fühlte ich einen Zug an meinen Arm, und mein Fräulein war an einen Stamm hängen geblieben und ihr ganzer Schuh und Schnalle zerriſſen, und meine Deklamazion war dahin. —

Auf einer Raſenbank im Garten.

Hofräthin. Der Fiedelbogen! das muß ein närriſches Buch ſeyn, ich möchts ſelbſt hören.

Konſiſtorialräthin. Vielleicht lieſt ers mehreren vor; aber das erſtemal möchte ichs ihm nicht zumuthen, er iſt ſehr kaprizlös und delikat, zumal da er mirs erklären will.

Hofräthin. Erklären will ers, das iſt prächtig. Mir muß ers auch erklären.

Konſiſtorialräthin. Vielleicht thut ers, ich freue mich recht ſehr darauf, wenns morgen vor ſich geht.

Hofräthin. Der Fiedelbogen! — er muß ihn gut verſtehen — der Fiedelbogen! — Morgen alſo ein mehreres.

(Die Fortſetzung folgt.)

VIII.

Miſcellanien.

I.

Epiſtel an meinen verſtorbnen Freund.

Qualibus in tenebris vitæ, quantisque periclis
Degitur hoc ævi, quodcunque eſt! – – – –

Lucret.

Wohl dem, der da ruht im friedlichen Grabe, frey vom Getöſe der Welt. Mancher ſeiner beneideten Brüder blickt mit Sehnſucht auf den bemoſten Hügel, und wünſcht neben ihm zu ſchlummern. Manchen Jüngling entfließen Sehnſuchtsthränen, er trauert, daß Freund Hain ſein Flehen nicht erfüllt. Wohl Dir, der Du ſchläfſt im Schooße der mütterlichen Erde! wohl Dir, Du ſiehſt nicht, wie die Fürſten jetzt der Sterblichen Strafe ſind. Wohlthun kennen ſie nicht; ſie leben blos um ihrer Leidenſchaften Sklaven zu ſeyn; ſie wiſſen nicht, was es heiſt, unſterblich zu werden; (nicht der, der Städte erobert und beglückte Gefilde zerſtöhrt; nicht der, der prächtige, unnütze Palläſte, ſie koſten dem fleiſſigen Landmann manche ſaure Stunde, erbaut; nicht der, welcher täglich feſtliche Gaſtmähler giebt, wo ſeine Hofleute berauſcht zügellos zuſehn, Wonne ihm iſt; nicht der erhebt ſich auf Adlersflügeln zu den Zinnen der Unſterblichkeit. Verachtung, Vergeſſenheit ſind ſein Lohn.)

Wohl Dir, Du ſiehſt nicht, wie die Fürſten ſich den Umarmungen ihrer Gattinnen entziehn, und berauſchte Nächte in den Armen wollüſtiger Buhlerinnen verſchwelgen.*)

Entſchlafner, wie biſt Du ſo glücklich, denn man ſchätzt nicht mehr Verdienſte; die Edeln ſind verachtet, die meiſten ſchmachten in Elend und Mangel; viele werden die Opfer des ſtolzen herrſchenden Unſinns, wenn ſie mehr thun als ſchweigen. Tugend, die arme ſchleicht verlaſſen umher, ſucht und findet ein Obdach unter der Strohhütte. Weisheit verbirgt ſich, die Biedern, ihre Verehrer, ſuchen ſie, folgen ihr nach. Die Tugenden ſind Rechenpfennige. Die Geliebte kennt ihren Erwählten nicht, wenn ſie einen reichern vornehmern Anbeter hat. Die Jünglinge ſchwelgen, ſind Greiſe in der Wolluſt, ſie machen ſelbſt ſich unfähig, dem Staate zu nützen, verleben ihre Tage in ſtrafbarer Trägheit. Der Reiche raubt dem Armen das größte was ihm noch iſt. Unſchuld iſt entflohn, ach! nirgends find ich ſie mehr, es ſey denn in Wüſten, wo noch nicht Menſchentritte zu ſehn ſind. Ach wohl Dir, daß Du ſchlummerſt. Freund Hain, komm, löſe die Feſſeln des Körpers; komm, Lieber, Du ſollſt mir Seegen, Beglückung ſeyn. Wonne iſts, aus dem Kreiſe ſolcher Menſchen zu höhern Freuden zu gehn. Lohn, Denkmahl ſind mir die Thränen der wenigen Rechtſchafnen, die noch ſind. Sie werden träufeln auf meinen Grabhügel, werden fruchtbar ſeyn der keimenden Feldblume. Komm, Freund Hain! — — — — — — — —

Wchl.

---

*) Ich hoffe, jeder wird leicht einſehn, daß durch dies Gemählde blos jene Race gemeint iſt, die mit Recht die Schande des menſchlichen Geſchlechts ſind. Die weiſen und edeln Fürſten verehr' ich, ſo wie jeder andre Patriot.

2.

Eine Sammlung gemachter Bemerkungen über das Fürſtenthum **r. politiſchen und ſtatiſtiſchen Inhalts, aus einem freundſchaftlichen Briefwechſel gezogen.

Erſter Brief.

**r. den 11ten May 1782.

Noch nie ſah' ich die Sonne ſchöner aufgehn, als heute. Ich fuhr eben über die Anhöhe zu K. von da ich die wohlthätigen Stralen derſelben in die vor mir liegende Gegend bis zu den Gränzen Deiner Verweiſung ergießen ſah. Bey deſſen herrlichen Anſchauen empfand ich zugleich eine herzliche Wärme und Sehnſucht, ſchon bey Dir zu ſeyn und Dich umarmen zu können. Nun ging mir der Poſtwagen zu langſam, und da ich allein war, warf ich mich vor Ungeduld bald in dieſe bald in jene Ecke des Sitzes, bis ich endlich erwünſcht hier im Poſthaus abſtieg. Von hier aus werde ich einen Lohnkutſcher nehmen, um die Ungemächlichkeiten des Poſtwagens zu vermeiden, und meine Reiſe deſto geſchwinder zu beſchleunigen. Ich hoffe daher, mit nächſtem bey Dir zu ſeyn.

**ll.

Zweyter Brief.

Den 11ten Abends.

Ich hatte kaum mein Mittagsbrodt zu mir genommen, und war im Begrif, die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenſchein zu nehmen, als ich im Herausgehn aus dem Poſthaus unſern gemeinſchaftlichen Freund Auguſten vorüber gehen ſah. Ich rief ihm nach, und er erkannte mich ſogleich. Unſere beyderſeitige Freude wegen der unverhoften Zuſammenkunft war über die Maßen groß, zumalen für mich, da ich als ein Fremder einen Führer nöthig hatte, und in dieſen Mann einen wahren Freund wiederfand. Ich bat ihn, uns auf einen angenehmen Spaziergang zu bringen, wo wir einander unſere zeitherigen Begebenheiten erzähle könnten. Er willigte ſogleich in meinen Vorſchlag und führte mich in einen freundſchaftlich einladenden Garten. Daſelbſt ſetzten wir uns auf eine mit grünen Buſch umgebene ſteinerne Bank, wo uns niemand in unſerer Erzählung zu ſtören vermochte. Ich war mehr begierig, Dein als Auguſts Schickſal zu wiſſen, ich bath ihn alſo, mir etwas davon zu ſagen. Lieber Karl, Du biſt warhaftig zu bedauern, daß Du in einem ſolchen Vaterlande gebohren wurdeſt, wo dergleichen üble Gewohnheiten eingeführt ſind, und Ungerechtigkeiten geduldet werden. Gewiß, Du verdieneſt ein beſſeres Schickſal, als daß Du jetzt von Anverwandten und Freunden entfernt unter Fremden leben mußt. Doch biſt Du noch immer vor Deinen Landsleuten und Mitbrüdern glücklich zu preiſen, daß Du den lobenswürdigen Entſchluß gefaſſet, Dich bey Zeiten von hier weg und in fremde Dienſte zu begeben. Damit Du nicht auch wie jene, von dieſen Fremdlingen, der herrſchenden Mode des hieſigen Staats, völlig verdrängt und unterdrückt, Dich der ſichtbaren Gefahr ausſetzteſt, in hofnungsloſer Erwartung eines Dienſtes Deine nuzbaren Talente auf immer zu begraben. Du kannſt überzeugt ſeyn, daß ich durch Auguſts Erzählung äuſerſt gerührt wurde. Ich konnte nicht lange dabey aushalten. Wir gingen noch einigemal in den Garten auf und ab, und auf ſein anhaltendes Bitten ließ ich mich endlich überreden, mit ihm nach Haus zu ſeinen Eltern zu gehn, und daſelbſt zu übernachten. Ich ſchreibe dieſes auf Auguſts Zimmer, allein ich bin nicht im Stande, länger aufrecht zu ſitzen, indem ich wegen zeither gehabter Beſchwerlichkeit auf der Reiſe Ruhe nöthig habe. Schlaf wohl, liebe Seele, Auguſt grüßet Dich herzlich.

Dritter Brief.

Den 12ten.

Ich kann Dir ſagen, daß Auguſts Mutter und Geſchwiſter die liebenswürdigſten Leute auf der Welt ſind. Kaum bin ich 24 Stunden im Haus und ſchon geht man mit mir ſo freundſchaftlich und liebreich um, als wenn ich zur Familie gehörte. Ein jedes beeiſert ſich, gefällig gegen mich zu ſeyn. Ein jedes, insbeſondere Auguſt ſuchet alle Bewegungsgründe vor, mich zu überreden, daß ich auf einige Zeit bey ihnen bleibe. Da ich ohnehin eine geraume Zeit zum Reiſen beſtimmt; ſo wäre wohl Möglichkeit vorhanden, meine Einrichtung ihren Bitten gemäß zu machen. Allein zur Zeit kömmt mir der Ort nicht merkwürdig vor, andern Theils bin ich auch blos in der Abſicht, Dich zu beſuchen, hieher gereiſet, mithin werde ich bey der erſten ſchicklichen Gelegenheit von hier wegzukommen ſuchen, und Dich ganz unvermuthet überraſchen. Doch ſoll dieſer Entſchluß den guten Leuten bis zur würklichen Ausführung verborgen bleiben, damit ſie nicht veranlaſſet werden, mit ihrem wohlgemeinten Anerbieten ſchärfer in mich zu dringen. Laß Dir alſo nichts merken.

Vierter Brief.

Den 13ten.

Man ſollte warhaftig nicht zu gut oder zu nachgiebig ſeyn, und wenn wir auch dabey keinen groſſen Schaden haben, ſo iſt doch unſer Charakter in Anſehung des

Veränderlichen allezeit tadelhaft. Du kennſt mich nun und weißt, daß ich der Art bin, ich ſelbſt erkenne es aber auch vor einen großen Fehler von mir. Iſt aber wohl das zu ändern, was die Natur in uns gelegt hat? Und wozu denn dieſe Vorerinnerung? Wenn Du nicht rathen kannſt; ſo gedulde Dich nur noch ein klein wenig, ich will Dir alles erzählen. Geſtern ging ich mit meinen lieben Freunden durch einige Straßen und Promenaden der Stadt. Ich bezeugte über alles, was ich ſah, einen merklichen Wohlgefallen und Zufriedenheit. Dadurch gab ich ihnen Gelegenheit, mit ihren freundſchaftlichen Erſuchen von neuem in mich zu dringen. Es war mit zu viel einnehmenden Worten begleitet, als daß ich länger dabey hätte hartnäckig ſeyn und widerſtehn können. Ich willigte daher ihren Bitten, und verſprach ihnen, meinen Aufenthalt auf einige Wochen zu verlängern. Du haſt ſolches letiglich meinem guten Herzen zuzuſchreiben. Und was wirſt Du dabey verlieren? viel gewiß nicht. Der kleine Raum, welcher uns von einander trennt, ſoll mich nicht abhalten, Dich öfters zu beſuchen. Auch ſoll, wo möglich, kein Tag vorbeygehn, Briefe an Dich abgehn zu laſſen, um Dir von allen, was mir merkwürdiges vorkömmt, Nachricht zu ertheilen. Dieſes wird Dir um ſo lieber ſeyn, da der Inhalt mehrentheils in vaterländiſchen Nachrichten beſtehn ſoll, welche man immer mit einer Neugier anzuhören gewohnt iſt. Du biſt alſo doch nicht böſe auf mich? Und wenn Du auch ein bisgen böſe wäreſt, ſollſt Du mir ſchon wieder gut werden.

Fünfter Brief.

Den 15ten.

Eben komm' ich aus einer Geſellſchaft, welche hier im Hauſe war. Ob ich gleich ſchon etwas müde bin, ſo kann ich doch nicht umhin, mich an das Pult zu ſetzen, und Dir etwas davon niederzuſchreiben, weil mir alles noch ſo ganz friſch im Gedächtniß iſt. Es waren einige Räthe und Sekretairs mit ihren Weibern, auch ein paar unverheyrathete Perſonen, deren ſämmtliche Namen ich nicht habe behalten können, ſie aber wohl nach ihren Charaktern zu unterſcheiden gelernt habe. Ich kann Dir nicht bergen, daß wir's gleich Anfangs ſehr ſonderbar vorkam, daß die Dames, ſo wie Dir bekannt ſeyn wird, zum Kaffe allein, und deren Männer erſt gegen Abend zum Eſſen ſich einfanden, auch dieſes, wie mir Auguſt verſicherte, das allgemein eingeführte Etiquette der hieſigen Geſellſchaften ſeyn ſoll. Es kann dieſes wohl nichts anders zum Grunde haben, als daß es das Anſehn gewinnen möge, dieſe Herren hätten bis in die ſpäte Nacht zu arbeiten. Lieber ſollten ſie gar nicht in Geſellſchaften gehn, da ſie ſich ſogleich bey ihrem Eintritt am Tiſch ſetzen, und ſo lange kauen, bis ſie wieder auseinander gehn. Hierinnen kann doch aber unmöglich der gute Ton einer Geſellſchaft, welcher nach der Menge der aufgetragenen Schüſſeln geſtimmt wird, beſtehn. Doch dieſes nur als Nebenbetrachtung. Das Frauenzimmer unterhielt ſich anfänglich mit dem gewöhnlich eingeführten geſellſchaftlichen Geſpräch vom Putz und neuer Mode. Die Frau Räthin ** hat erſt heute von Frankfurt mit der Poſt eine Friſur auf ein Kleid bekommen, welche zwar ſehr theuer, aber die erſte von der Art ſey. Der Frau Sekretair ** war von Dresden eine ganz niedliche Haube geſchickt worden, welche ſogleich gehohlt werden mußte, und von der Geſellſchaft allgemein wegen ihrer Artigkeit bewundert wurde.

Madem. *** hatte geſtern früh bey einer Fremden im Ausſteigen an dem Poſthaus eine ganz leichte und bequeme Art Reiſekleider geſehn, durch deren verwickelte Beſchreibung die ganze Geſellſchaft in großes Nachdenken verſetzt wurde. Dieſe Modenunterhaltung dauerte eine geraume Zeit, und ein jedes anweſende Frauenzimmer öfnete und kramte ihr Magazin von Neuigkeiten aus. Beſonders aber wurde die liebe Schweſterſchaft, welche nicht zugegen, auf die beißenſte Art beurtheilet und geſchätzet. Die eine ging ihren Einſichten nach zu köſtlich, die andere Stand, und Vermögen gemäß, zu einförmig, und was dergleichen mehr war. Doch da es ſchon zu ſpät; will ich das übrige auf morgen verſparen.

Sechſter Brief.

Den 16ten.

Ich ſaß mit Auguſten in einem Winkel, und hörte dem Geſpräch aufmerkſam zu. Geraume Zeit herrſchte eine Stille, als mit einmal die Frau Räthin * *. die Geſellſchaft mit Dingen, welche in den Gerichtsſtuben vorgefallen ſeyn ſollten, zu unterhalten anfing, mit dem Vorgeben, ſolche von ihrem Mann erfahren zu haben. Und bald wurde dieſes Geſpräch allgemein, indem eine jede anweſende Dame eine dergleichen Geſchichte erzählte. Ich wurde in keine geringe Verwunderung geſezt, daß Männer, welche in Gerichtsſtuben ſitzen, durch das Ausplaudern derer daſelbſt verabhandelten Sachen, welche ſie doch ihrer Pflicht gemäß geheim halten ſollten, Gelegenheit geben, einem dritten, den es betrift, öfters auf die nachtheiligſte Art zu ſchaden. Faſt hätte ich an der Wahrheit gezweifelt, wenn mir nicht die Männer ſelbſt, welche nunmehr ſich nach und nach einfanden, dieſen Zweifel benommen hätten. Denn dieſe beſtätigten nicht allein dasjenige, was von ihren Weibern war erzählt worden, vielmehr ergänzten ſie noch ein und das andere, was jene übergangen hatten. Dieſes übertraf alle meine Erwartung, und ich konnte mich kaum enthalten, dieſe pflichtvergeſſenen Leute dieſerwegen zur Rede zu ſeßen, wenn mich nicht mein jugendliches Anſehn davon abgeſchreckt und abgehalten hätte Glaub mir's, es koſtete mir viel Mühe, meine regen Leidenſchaften zu unterdrücken, welche immer einen Gedanken nach dem andern in mir hervorbrachten. Man ſetzte ſich zu Tiſche, der Rath ** wurde mein Nachbar. Es wurde wenig geſprochen, die gröſte Beſchäftigung machten die aufgetragenen Speiſen. Ich nahm mir vor, das Stillſchweigen zu unterbrechen, und berührte einige Merkwürdigkeiten, welche mir auf der Reiſe aufgefallen waren. Meinem Nachbar ſchien dieſes ganz fremd zu ſeyn, und konnte ſeine Verwunderung nicht genugſam zu Tage legen. Alles horchte auf. Es gab die Gelegenheit, die Abſicht meiner Reiſe mit einzumiſchen. Dein Schickſal war der Geſellſchaft noch ganz neu, Du ſchieneſt viel bey der Geſellſchaft zu gelten, und man ließ wahres Mitleid deutlich merken. Dieſes gab Anlas zu einer neuen Unterhaltung. Man klagte über die üble Verfaſſung des Staats, mißbilligte, daß die oberſten Stellen von Fremden beſetzt wurden, wodurch Landeskinder, wenn ſie auch Fähigkeit gnug beſäßen, die nemlichen Stellen zu behaupten, verdrängt durch jene und ihre Anhänger auf alle Verſorgungen Verzicht thun müßten. Man wollte bemerkt haben, daß dieſe Einrichtung, ob ſie gleich noch ganz neu ſey, doch, ſchon vielen Einfluß auf das Ganze gehabt habe, indem einige reiche und angeſehne Familien durch dieſe Verfaſſung beleidiget ſich außerhalb Landes gewendet, und groſſe Revenuen aus dem Staate mit ſich genommen haben ſollen. Wahr iſt es, wenn man auch nur wenig Kenntniß in ſolchen Sachen hat; ſo wird man gewiß dieſe Klagen und Bemerkungen gerecht und gegründet finden. Vielleicht wollen wir in der Folge einmal davon ſprechen, und uns unſere Gedanken hierüber mittheilen. Es wurde überhaupt viel von dieſer Materie geſprochen, und man konnte deutlich merken, wie ſtark der Enthuſiasmus dieſe Leute begeiſterte, wozu das öftere Anſtoßen der Gläſer nicht wenig beytrug. Endlich ſtieg man von Tiſch auf, und ſogleich ging alles auseinander. Und hier laß uns auch von einander ſcheiden. Bis auf Wiederſehn!

Siebenter Brief.

Den 21ſten.

So herzlich vergnügt ich auch geſtern bey Dir war; So befand ich mich doch auf der ganzen Herreiſe ganz mißmuthig und traurig. Ich wünſchte, ich könnte Dir meine damalige Lage recht lebhaft ſchildern und beſchreiben, was ich dabey empfunden habe. Ich war kaum eine Stunde gefahren, als ich einen ſtarken Sturmwind verſpürte, welcher ein entferntes Wetter über meinen Horizont beytrieb, wovon der kurz zuvor erleuchtete Himmel ganz unvermerkt verfinſtert wurde. Hätte ich die Möglichkeit nur einigermaaßen denken können, dieſen Wetter zu entgehn; ſo würde ich mich ſogleich entſchloſſen haben, wieder umzukehren. Allein es hatte mich zu ſchnell überraſcht, daß ich weder vor noch hinter weichen konnte, um unter ein Dach zu kommen. Es blieb mir alſo weiter nichts übrig, als mich bey ſo geſtalten Sachen dem Himmel und meinem Kutſcher zu überlaſſen. Ich war noch mit dieſen Gedanken beſchäftiget, als ſich bereits die wüthenden Stürme in einen heftigen Platzregen verwandelt hatten, welcher alles zu erſäufen drohte. Dabey machten die heftigen unaufhörlichen Donnerſchläge und die Schnelligkeit der alles durchkreutzenden Blitze, eine Art Furcht in mir rege, daß ich in nicht geringer Verlegenheit geſetzt wurde. Wohl iſt es ein mächtiger Unterſchied, wenn man auf dem Zimmer die Majeſtät des Donners und die verſchiedenen Geſtalten des Strals ſicher mit innigem Gefühl beobachten kann, als wenn man unter freyem Himmel dieſer Revolution der Natur und der damit verknüpften Gefahr ausgeſetzt iſt. Allein ſaß ich in dem Wagen, rund um mich herum hörte ich weiter nichts menſchliches, als meinen tobenden Kutſcher, welcher bald dem Himmel, bald ſeinen Pferden fluchte, und doch damit nichts ändern konnte, vielmehr um größere Gefahr zu vermeiden ſeine Pferde anziehn mußte. Und dieſe grauſende Scene dauerte faſt die ganze Reiſe über. Nach ausgeſtandenen Stürmen und Ungemach kamen wir endlich an den Ort unſerer Beſtimmung. Ich ſtieg im Thor aus, und da es ſchon zu ſpät war, wollt' ich keinen Lerm im Haus machen, ging alſo zum nächſten Gaſthof, um da zu übernachten. Allein durch die unbeſcheidendſte Antwort eines ſchlaftrunkenen Hausknechts wurde ich gar bald abgewieſen, ohngefähr in dem Tone, daß man meinetwegen nicht aufmachen könnte, da ich ohnehin mit keiner Equipage verſehn ſey. Ich hielt nun nicht für rathſam, mich weiter mit dieſem Menſchen einzulaſſen, ſondern ohne ein Wort zu verlieren wanderte ich meine Straße. Ich war beynahe hundert Schritte gegangen, als ich einige Lichtſtralen aus einer offenen Thür eines Hauſes auf die finſtere Straße fallen ſah. Es fehlte mir nicht an Entſchloſſenheit, gerade zuzugehn, und allenfalls um ein Nachtquartier zu bitten. Bey'm Eintrit ſtieß ich auf einen Jüngling, welcher mit furchtſamer Miene und ſtotternder Stimme mich um die Urſach meines freyen Eintritts befragte. Ich benahm ihm aber alle Furcht, daß ich ihm ſagte, wer ich wär, und was mich bewogen hätte, hier unterzutreten. Lange ſtund er ganz ſtumm vor mir, und wußte nicht, was er ſagen ſollte, wobey er aber doch einiges Mitleiden verrieth. Endlich ging er fort, und kam alsbald mit der erfreulichen Nachricht für mich wieder zurück, daß ich ihm folgen möchte, er würde mir ein Bette anweiſen. Er führte mich auch zu einem in einem kleinen

Zimmer, that noch einige Fragen an mich und wünſchte mir wohl zu ſchlafen. Nicht wahr, das iſt ſelten? Ja wohl; warte aber nur erſt den Ausgang ab, da ſollſt Du noch mehr hören. Doch dieſes morgen. Sey nicht ungeduldig, Lieber!

Achter Brief.

Den 22ſten.

Hier iſt die Fortſetzung der geſtern abgebrochenen Erzählung. Ich war aufgeſtanden, angekleidet, und wollte nun meinen höflichen Abſchied nehmen, als mir im Herausgehn aus dem Zimmer mein menſchenfreundlicher Jüngling begegnete. Er führte mich in ein ander Zimmer und ſtellte mich ſeiner Mutter, welche mit zwey Buben und einem kleinen Mädchen am Kaffetiſch ſaß, vor. Ich entſchuldigte ſoviel möglich meine gebrauchte Freyheit, ſagte ihr meinen Namen und Umſtände, welche mich genöthiget hatten, zu ihrem Haus Zuflucht zu nehmen. Sie hieß mich niederſetzen und bat mich, mit ihr Kaffe zu trinken. Die Knaben und das Mädchen, welche zugegen und ihre Kinder waren, gaben Anlas, daß ſie mir nach einigen Umſchweiſen ihre Familiengeſchichte in einen kleinen Auszug erzählte. Ihr Mann, ein Rechnungsbeamter in R * * hatte ſie vor kurzem in einen trübſeligen Witwenſtand geſetzt. Nach dem Tode deſſelben ließ ſie ſich hier häußlich nieder, um mit der Kammer wegen eines von ihrem Mann herrührenden und ihm angeſchuldigten Rechnungsirrthums zu handeln, wobey ihre Gegenwart beſtändig nothwendig ſey. Sie brachte ſolches mit einer verzogenen Stirn und wehmuthsvollen Herzen ſo gebrochen vor, daß ich neugierig wurde, die Sache in ihrem ganzen Umfang zu wiſſen. Da wir immer mehr geneigt ſind, unſere Leiden andern Menſchen zu entdecken als zu verhelen; ſo konnte ich gewiſwiſſe Rechnung auf die Befriedigung meiner Neugierde machen. Sie war auch zu gefällig, als daß ſie mich länger ungeduldig ſehn konnte. „Ja leider!“ fuhr ſie fort, „iſt hier bey der Kammer die böſe und unverantwortliche Gewohnheit eingeriſſen, daß keinem Rechnungsbeamten ſeine Jahresrechnung, wenn ſie auch ſchon fertig liegt, abgenommen, ſondern gemeiniglich ſolches erſt von den Erben gefordert wird.“ Man kann ſich leicht die Verlegenheit vorſtellen, in die dieſe Leute geſetzt werden, da bey Rechnungsſachen ein einziger unrechtverſtandener Punkt den größten Verſtoß in der Hauptſumme geben kann, welcher allenfalls durch die Gegenwart des Rechnungsführers verbeſſert und ins Licht geſetzt werden könnte, bey fehlender Hauptperſon man aber alles fremden Händen überlaſſen muß, welchen vielleicht eine ſchiefe Entſcheidung der Sache nicht eben ſehr am Herzen liegt. Sie erzählte nun: „daß ihrem Mann das nemliche Schickſal getroffen habe. Er war 13 Jahr in Dienſten, hielt, wie ihm ſolches alle ſeine Nachbarn bezeugen mußten, die größte Ordnung in ſeinen Sachen, und doch konnte er's niemals dahin bringen, daß ihm ſeine Rechnung, welche er alle Jahr fertigte, wär abgenommen worden, ob er ſich gleich alle Mühe gab, ſolches durchzuſetzen. Man verſchob es von einer Zeit zur andern, bis er endlich ſtarb, nunmehr wurde gleich der ganze Beſtand unterſucht, die Rechnungen eingeſehn, und am Ende ein Reſt von ohngefähr 3400 Thaler herausgegrübelt.“ Sie hat alles vorgeſtellt, ja ſie hat ſich ſogar dem Fürſten ſelbſt zu Füßen geworfen, iſt aber von ihm an die Kammer zurückgewieſen worden, von welcher ſie nun die Entſcheidung ihres Schickſals täglich erwartet. Sie ſetzte noch hinzu, daß, wenn die Reſolution widrig ablaufen würde, ſie nicht allein um ihr ganzes Vermögen kommen, ſondern auch genöthiget ſeyn würde, für ſich und ihre Kinder bey gutherzigen Seelen Allmoſen zu heiſchen. Gott! welche harte Begegnung gegen eine Wittwe und vaterloſe Wayſen! Ich kann mir wenigſtens nichts ſchmerzlicher vorſtellen, als die unglückliche Lage dieſer armen Frau, welche ich nun in ihrem ganzen Umfang beherzigen mußte. Und wenn ich auch von minder reizbarem Gefühl geweſen wär, ſo würde ich doch nicht gleichgültig bey Anhörung dieſer Geſchichte bleiben, noch weniger meine Empfindungen verbergen können. Sie mußte es daher ſehr leicht gewahr werden, daß ich Antheil an ihren Leiden nahm, ſie wurde treuherziger, und ſchüttete ihr ganz Herz gegen mich aus, wobey ſie doch immer Meiſter ihrer Leidenſchaften zu ſeyn ſchien Um aber ihren Schmerz und Betrübniß nicht auf's äußerſte zu treiben, und ſelbigen durch die Ausdehnung der Geſchichte nicht noch mehr Nahrung zu geben, brach ich mit einemmal ab, empfahl mich mit dem verbindlichſten Verſprechen, ſie bald wieder zu beſuchen, um das Ende oder den Anfang ihrer Leiden zu erfahren. Und ich muß es wiſſen, um zu ſehn, wie weit die Grenzen der verabſcheuungswürdigſten Bosheit gehn können. Alsdenn werde ich Dir auch den Verfolg davon mittheilen. Leb wohl.

* * u.

3.

Auf meines Bräutchens Geburtsfeſt.

Wonne — meine Einz'ge! meine Auserwälte! —
Strömt durch meine Adern, hebt die Bruſt empor;
Wonne, wie noch nie mein fühlend Herz beſeelte,
Glänzt aus meinen Mienen, meinen Blicken vor.

Ha! der leichtgeſchürzten Horen Zirkeltänze
Stell'n heut, liebes Bräutchen, jenen Feſttag dar,

Da vor ein und zwanzig frohdurchlebte Lenze
Dich der Mütter Beſte, Glüklichſte gebar.

O! wie dankt's mein Herz ihr, daß ſie Dich geboren,
Dich, für die mein Herz die heiß'ſte Liebe nährt,
Dich, die ich vor allen Mädchen mir erkoren,
Dich, der heut mein Herz aufs neue Treue ſchwört.

O! wie dankt's mein Herz ihr, daß ſie Dich geboren,
Dich, die Engelunſchuld, Engelſchönheit ſchmückt,
Die mir ew'ge Treu' und Liebe zugeſchworen,
Deren Hand mich bald am Traualtar beglückt.

Amors kommt und hilft mir friſche Blumen pflücken,
Kränze, will ich Deiner Mutter Arme weihn,
Und mit Florens Reichthum Deinen Buſen ſchmücken
Und Dein Scheitelhaar mit Mirtengrün beſtreun.

Roſengürtel, wie die Huldgöttinnen tragen,
Sollen Dein Gewand am Wiegenfeſte ziern;
Reizend ſchön und hehr, entzückend gleich Aglaien,
Sollſt Du heute noch als Flora triumphirn.

Unter Luſtgeſang und Gläſerklang und Tanzen
Will ich meiner Huldin Feiertag begehn,
Blumen ſollen meine Minneharfe kränzen
Und um meine Stirn' ſich wie um Deine drehn. —

Dreimal zwanzig Lenze, Beſte meiner Seele,
Schenk' zur Wallfart noch der güt'ge Himmel Dir;
Immerheitern Blicks und frohen Herzens zähle
Lauter Wonnetage — leb' beglückt mit mir!

Ja! das ſollſt — das wirſt Du! — Dir nur werd' ich leben;
Deine Freuden mehren, jeden Schmerz zerſtreun;
Deines Glückes Schöpfung wird mein einzig's Streben,
Deines Herzens Wille ſtets der mein'ge ſeyn.

4.

Das Glockenſpiel.

Eine Fabel.

Ein Fürſt ließ einſt ein Glockenſpiel
den Unterthanen zum Ergötzen
auf einen Thurm der Hauptſtadt ſetzen,
das überall nicht recht gefiel.
Die Nachbarn fingen an zu klagen:
Stets macht es uns im Schlummer wach,
und die Entferntern hört' er ſagen:
das Glockenſpiel iſt viel zu ſchwach.

Auch ſang einmal ein junger Dichter
ein Fabelchen ins Saitenſpiel,
das überall nicht recht gefiel;
hier rief ein Haufe Splitterrichter:
Die Fabel iſt für uns zu fein,
wir ſehn hier keine Sittenlehre.
Dort hört' er andre minder ſchreyn:
wenn die Moral verſteckter wäre.

K. M—r.

IX.

Fragmente.

I.

Ueber Klöſter und Kloſterleben.

Aus den Briefen einer Hannöveriſchen Dame.

Auf der Höhe über der Favorite bey Maynz liegt ein Karthäuſerkloſter, welches mein Mann beſehen hat. Ich ſchalt ein wenig über das harte Geſetz, das mich aus einem Orte verbannte, den ich durch meine Gegenwart nicht würde entheiliget haben. Zum erſten und einzigenmal in meinem Leben wünſchte ich eine Königstochter zu ſeyn, weil man nur ſolchen den Eingang in ein Karthäuſerkloſter erlaubt.

Sie wiſſens, daß ich fürs Kloſterleben eine heimliche Neigung und Verehrung hege. Laut darf ich dies nicht ſagen, weil man mich beſchuldigen würde, ich denke nur ſo aus Neigung zum Sonderbaren. Aber ich bin mir beſſerer Beweggründe bewußt. Der hohe und reine Geiſt der Andacht Demuth und Genügſamkeit, dem die Klöſter gewiß ihre Entſtehung zu danken haben; der Muth, mit dem ihre Stifter allen lockenden Reizungen der Welt und der Geſelligkeit entſagen, und ihre fromme Abſicht, ganz in abgezogener Stille den Geiſt zum höhern Leben fähig zu machen, erwecket meine Bewunderung.

Auch bin ich innigſt gerührt von dem Gedanken an die Thränen und Seufzer, die ſo oft aus dieſen ſtillen Wohnungen, ungeſehen von der Welt, zu Gott empor geſtiegen ſind. Wie viele ſüſſe Neigungen und gewaltige Triebe wurden da überwunden! Noch nie trat ich in ein Kloſter, ohne eine Art von heiligem Schauder zu empfinden, der vielleicht ſüſſer war als das freudigſte Staunen beim reichſten Anblick der Kunſt und der Pracht. Wie vergaß ich da alle Satyren, die man ſich gegen Klöſter entgehen läßt, oder die mir auch wohl ſelbſt entgangen ſind; und fühlte nur, wie ſchön, wie groß und Himmelähnlich ein Leben wäre, das dem Geiſt der Stiftung getreu in Bruderliebe, Wohlthätigkeit, Stille, Frömmigkeit, täglich wachſender Beſſerung des Sinnes und Herzens, Reinigkeit, Ordnung, Einfalt, und ungeſtörter Ruhe, in einem Kloſter hinflöße.

Dies iſt eine Chimäre, ſagen Sie? Vielleicht; aber ach warum muß es eine ſeyn? Etwa deswegen, weil auch ſchon da zu viele Menſchen zuſammenkommen; und zwar Menſchen, die keine reinen Religionsbegriffe haben, und denen das erſte Jugendleben, in der Welt und mit andern, die Blüte der Unſchuld ſchon geraubt, und zuviel ſtürmiſche Leidenſchaften in ihnen ſchon erreget hat.

Daß es eine Pflicht ſey, ſich einer ſo rauhen Einſamkeit zu weihen, glaube ich freylich nicht. Es kann vielleicht, unter manchen Umſtänden, ſogar Unrecht ſeyn. Auch gebe ich gern zu, daß nach ihrer jetzigen Beſchaffenheit, ſolcher Wohnſitze des Müßigganges zu viele ſind, und daß der Plan ſie einſt alle aufzuheben eine ſehr politiſchweiſe Anſtalt ſeyn würde. Aber manchem Unglücklichen würde doch auch ein Zufluchtsort entzogen; denn Sie werden mir zugeben, daß für Kranke, erſchöpfte, müde, von den Verhältniſſen der Welt wundgedrückte, in ihren Wünſchen betrogene, in ihren Hofnungen geſcheiterte Herzen das Kloſter eine ſchöne ſichere Freiſtatt iſt, um die Trümmern ihres Glücks, ihrer Gefühle und Kräfte noch aufzuleſen, zu ſammlen und zu genieſſen, anſtatt, daß die Welt ſie gar zerſchmettern würde. Mich intereſſiren darum alle Klöſter und beſonders die Karthäuſer.

Weil ſie nicht reden dürfen; und weil das wohl einer Dame ſehr traurig ſcheinen muß, werden Sie denken? Doch nein; ich bedaure ſie eben deshalb nicht ſehr. Sie könnten ſich viel Verdruß und Widerwärtigkeit dadurch erſparen; und der Geiſt müßte an innerer Kraft und Ausdehnung dabey gewinnen, wenn ihnen nur verſtattet würde, denſelben durch gute Bücher zu üben und zu erweitern. Aber in der Einſchränkung, worinn die armen Mönche leben, glaube ich freylich wohl, ſie gerathen oft in eine völlige Gedankenloſigkeit.

Sonſt iſt in vielen Stücken ihre Einrichtung vortreflich. Ihre Wohnungen ſind bekanntlich die ſchönſten unter allen, und auch dieſe Maynziſche Karthaus ſoll prächtig ſeyn. Große ſchöne Kreuzgänge mit Schnitzwerk und ſehr guten Gemählden gezieret, helle und wohlgeſchmückte Säle und eine ſehr koſtbare Kirche mit Säulen vom ſchönſten Marmor zieren dieſe Wohnung der Demuth. Alle Zellen ſind rein, hell und bequem, aus allen iſt die Ausſicht ſchön. Jeder Karthäuſer hat nicht nur eine Zelle, ſondern verſchiedene kleine Gemächer; eine Küche, in der ſie ihre Kleidungen reinigen; eine Kammer mit Bibliothek und Drechſelbank, und eine andere Geräthskammer. Sie wiſſen alle ein Handwerk und haben die Werkzeuge dazu. Auch hat jeder einen kleinen Garten, den er ſelbſt bearbeitet. Das ganze Geräthe der Karthäuſer beſteht aus zwey oder höchſtens drei härnen Hemden, zwey Röcken, zwey Scapuliren, drei paar Strümpfen, vier paar Schuhen, einer Kappe, und zwey hänfenen Gürteln. Betttücher, Federbetten und Matratzen haben ſie nicht, ſondern ſie liegen auf bloſſem Stroh. Zu ihrer Ausſtattung gehören noch zwey Nähnadeln, etwas grober Zwirn, eine Scheere, ein Kamm, ein Scheermeſſer, ein Wetzſtein nebſt Leder, eine Pfrieme, eine Ahle, ein Bleyſtift, Kreide, Lineal, Federn, Papier, Schreibtafel, eine vollſtändige Drehbank, einige geiſtliche Bücher, und die nöthigen Werkzeuge ihres Handwerks. Alle dieſe Dinge müſſen immer in der größten Reinlichkeit und Ordnung erhalten werden. Jede Woche geſchiehet eine Nachſuchung, und findet man irgend ein Stück mehr oder weniger, ſo wird der Unordentliche beſtraft, und der nach Ueberfluß gierige kommt gar in den Bann.

Sie gehen täglich dreimal auf den Chor, und übrigens bleibt jeder für ſich allein. Das Eſſen wird jedem in ſeine Zelle geſchoben. Sie beſchäftigen ſich mit Leſen und Beten, mit ihrem Garten, und mit allerley Handarbeit. Sie eſſen und trinken ſehr gut, brauchen für nichts zu ſorgen, und bauen ſelbſt die köſtlichſten Weine. Etwas theurer Kauf ſind indeſſen alle dieſe ſchönen Sachen, denn der Orden iſt gewaltig ſtrenge. Ohne beſondere Erlaubniß des Priors, darf kein Pater ſprechen, auſſer einmal in der Woche, da ſie ſich verſammeln und von geiſtlichen Dingen unterhalten. Aber das geringſte von dem, was geredet wird, zu offenbaren, iſt bey ſchwerer Strafe verboten.

Fleiſch dürfen ſie durchaus nicht eſſen. Nicht nur wer es ſelbſt iſſet, ſondern auch, wer es andern eſſen ſieht, ohne es zu hindern und anzugeben, wird mit Gefängniß beſtraft. Auſſerdem faſten ſie einmal in der Woche bey Brod, Waſſer und Salz. Sie erhalten ſelten Erlaubniß auszugehen, und wer ohne dieſelbe nur fünf Tage aus dem Kloſter bleibt und freywillig wiederkommt, wird ohne Gnade eingeſperret, zwanzigmal gegeiſſelt, und muß zwanzigmal auf der Erde eſſen. Es iſt freylich traurig und ein groſſer Vorwurf gegen das Kloſterleben, daß man mit einer ſolchen Strenge Menſchen zu Pflichten anhalten will, die ihnen lieb, ſüß und heilig ſeyn ſolten, und deren Erfüllung gleich aufhört ein Verdienſt zu ſeyn, ſobald ſie erzwungen werden. Doch hat dies vielleicht nur einen härtern Anſchein, als ſo manches Weltverhältniß, worin man den Menſchen als Maſchine behandelt, und oft wegen einer minder guten Abſicht quälet und zwingt. Sonderbar iſts, daß die Karthäuſer ſehr ſcharf beſtraft werden, wenn ihnen irgend ein Schwur entfähret, als etwa, bey meiner Treu!

Die Layenbrüder haben es bey den Karthäuſern übel. Sie dürfen ſich in Gegenwart der Religioſen nicht ſetzen, noch bedecken; ſie bedienen ſie, und thun alle ſchwere Arbeit in und außer dem Kloſter. Dafür werden ſie, auch ohne irgend etwas verbrochen zu haben, und nur blos aus Heiligkeit, fleißig gegeißelt. Diejenigen, die auf dem Felde ſind, und dieſer frommen Uebung wegen, ihre Arbeit nicht verſäumen dürfen, kaufen ſich von der Diſciplin loß, indem ſie eine gewiſſe Anzahl Gebete aufſagen.

Ich erkundigte mich bey dieſer Gelegenheit auch nach Karthäuſernonnen, und erfuhr verſchiedenes davon. Es iſt ganz auffallend, daß ſich mein Geſchlecht ſchwerer zum Gelübde des Stillſchweigens entſchließen kann als das männliche. Unter hundert und dreyundſiebenzig Karthauſen, die es in der Chriſtenheit giebt, ſind nur fünfe von Nonnen bewohnt, und die letzte von dieſen iſt ſchon im Jahr 1344 erbaut worden; nemlich in den Zeiten, da unſer Geſchlecht noch ſo gerne ins Kloſter ging als jetzt auf eine Redoute.

Die Karthäuſerinnen ſind nicht völlig ſo ſtrengen Satzungen unterworfen als die Mönche. Sie ſtehen jedoch, wie dieſe, unter der allgemeinen Aufſicht des Priors der großen Karthaus, und eines beſondern Vicars, dem auch die Priorin untergeordnet iſt. Sehr ſtreng iſt ihre Regel in Anſehung der Beſuche. Ausgehen dürfen ſie nie, und ihre nächſten Blutsverwandten dürfen ſie im Sprachzimmer ſehen, doch auch dieſe nicht anders als in Gegenwart der Superiorin und mit niederhängendem Schleyer. Einer Mannsperſon einen Kuß geben, würde, wie billig, mit ſchwerer Strafe geahndet. Auch dürfen ſie weder ſchreiben, noch Geſchenke annehmen; und ihre gewöhnliche Strafe für ein ſolches Vergehen iſt, daß ſie eine Woche lang im Speiſeſaal auf der Erde eſſen müſſen. Ihre Kleidung iſt übereinſtimmend mit der Kleidung der Mönche; ſie iſt auch ganz von weiſſem oder hellgrauem Tuche, nur tragen ſie noch einen weiſſen Mantel oder Chorkleid, und Weihel und Wimpel wie andere Nonnen. Am Tage der Einſegnung, die nicht vor ihrem fünf und zwanzigſten Jahre geſchehen darf, wird ihnen über dem Weihel eine vergoldete Krone aufgeſetzet, eine breite mit Gold beſetzte Binde über die Schulter gehangen, die vorne bis auf die Füße herunter geht; unten ſtehen an beyden Enden goldene Kreutze, und goldene Quaſten hängen daran. Ueber dem rechten Arm, mit welchem ſie eine brennende Fackel tragen, hängt eben eine ſolche Binde; und das Ganze, wovon ich eine Abbildung ſah, hat ein feyerlichſchönes Anſehen. Wenn ihr Jubeltag gefeiert wird, das heißt, wenn ſie funfzig Jahre im Orden geweſen ſind, erſcheinen ſie wieder in dieſem Schmucke, und werden auch darin begraben. Uebrigens leben ſie wie die Mönche, auſſer, daß ſie zuſammen eſſen, weniger gegeiſſelt werden, weniger Beſchäftigung, und folglich mehr Langeweile haben; und auch, welches aber wohl nur Läſterung iſt, das Gebot des Stillſchweigens nicht völlig ſo gewiſſenhaft befolgen.

Man glaubt gewöhnlich, für die Karthäuſer ſey die Erinnerung des Todes ein ſo ſtrenges Geſetz, daß ſie ſich nur mit einem Gedanke an den Tod, [illegible] [illegible]ſen. Bey dieſer Gelegenheit habe ich aber [illegible] daß es nicht die Karthäuſer, ſondern andere Mönche ſind, welche unter dem Namen der **Brüder des heiligen Pauls, oder Väter des Todes**, einen Einſiedler-Orden ausmachten, wovon noch einige in Italien ſeyn ſollen. Dieſe und nicht die Karthäuſer, ſchlafen in Särgen, und tragen vorne auf dem Scapulier einen Todtenkopf. **Gedenke des Todes** iſt ihr Gruß, **gedenke des Todes** iſt die Rubrick, womit alle ihre Sachen bezeichnet ſind, und das Gebet ausgenommen der einzige Laut den ihr Mund ausſprechen darf.

Nachdem ich mich ſo lange bey meinen lieben Karthäuſern aufgehalten, werde ich Ihnen nur Weniges von einigen Nonnenklöſtern ſagen, die ich in Mayntz beſuchte. Das ſchönſte war das **Bernhardinerinnenkloſter**, welches gut gebaut, und reichlich verſorgt iſt. Ich ging unter dem Schutz einer alten förmelnden Dame dahin, und ward mit der allergrößten Freundlichkeit aufgenommen, auch ſehr gefällig in alle Säle, Zellen und Winkel des Kloſters herumgeführt, wo ich dann alles gebührend lobte, und mir dadurch das Zutrauen und die Gunſt dieſer guten einfältigen Seelen erwarb.

Die Kirche iſt ſchön und groß. Altar und hohe Säulen ſind von ſchönbuntem Marmor ſehr gut gearbeitet. Ich fand da einige koſtbare Gemählde, deren Werth aber, wie ich bemerket habe, man in Klöſtern gar nicht kennt; denn ein buntgemahlter Heiliger mit recht verdrehten Augen, und eine mit Flitterwerk tüchtig behangene Madonna ſind Meiſterſtücke des Geſchmacks für Nonnen. In einem ſehr ſchönen geräumigen Chor zeigten ſie mir in verſchiedenen Schränken eine große Menge Silberzeug, und eine ihrer Meinung nach ſehr koſtbare Reliquie, den Schädel eines Heiligen. Zwar konnten mir die guten Nonnen nicht ſagen, wie der Heilige heiße, für den ſie unbekannter Weiſe eine ſo große Ehrfurcht hegten. Ein Held mag er wohl geweſen ſeyn, denn der Schädel iſt mit Helm und Federbuſch gezieret, und der Körper, den man ihm verfertiget hat, iſt mit einer heroiſchen Kleidung von Atlas angethan, und ſehr reich und koſtbar mit Gold, Silber und vielen Perlen geſticket. Dieſer Aufwand, mit dem ſo manchem Elenden geholfen werden könnte, ſcheint thöricht; aber was jede Dame an ihren eigenen Leib hängt, das hängt die Nonne an ihren Heiligen.

Die Zellen ſind vollkommen hell und reinlich. Nur begreife ich nicht, wie ſie es im Winter aushalten können, da die Aebtiſſin und die Kranken ausgenommen, keine Nonne einen Ofen in ihrer Zelle haben darf.

Auch bedauerte ich ſie herzlich, daß ſie in der ſtrengſten Kälte, mitten in der Nacht einige Stunden auf dem Chor zubringen, und im Sommer unter einer entſetzlich heiſſen Kleidung verſchmachten müßen; denn, wenn ſie zu Chore gehen, tragen ſie noch über ihre weiſſen Röcke und ſchwarze Scapuliern einen weiſſen Chormantel, der wie das übrige von Tuch und dabey gewaltig lang iſt. Ich hieng einen um, und glaubte darunter zu verſinken. Die Nonnen lachten mich aus, und verſicherten, Beruf und Gnade machen alles leicht, und ſtärken ſie ſo ſehr, daß ihnen die Unbequemlichkeiten ihres Standes gewiß weit weniger läſtig werden, als Weltleuten ihre häußlichen Sorgen, ihre Entwürfe, ihre Geſchäfte und Vergnügungen. Daß einige Wahrheit in ihrer Behauptung ſeyn möge, geſtand ich mir heimlich mit einem ſtillen Seufzer. Mein kränkliches Ausſehen ſchien ſie ſehr zu intereſſiren; ſie konnten nicht aufhören ſich zu verwundern, als ſie hörten, daß ich ſchon beynahe zehn Jahre verheyrathet ſey, und verſicherten, daß ich gewiß weniger mager und blaß ſeyn würde, wenn ich eine Nonne geworden wäre.

Dieſe Nonnen haben keine ſtrenge Clauſur. Sie tragen auch keine Schleyer, aber einige Stunden Stillſchweigen

gen müſſen ſie täglich beobachten, und nur zweymal in der Woche dürfen ſie beim Eſſen ſprechen. Als ich da war, des Abends gegen ſechs Uhr, ſaſſen ſie beim Abendeſſen, und da es Silentiumtag war, wie ſie es nennen, durfte ich nicht in den Eßſaal hineingehen. Die gefällige Aebtiſſin, eine alte gutmüthige Perſon, führte mich in die Küche, wo ſie mich durch eine Oefnung, welche zum hineinſchieben des Eſſens dient, die ſpeiſende Verſammlung ſehen ließ. Sie ſaßen in zwey langen Reihen bey einer ſehr mäßigen Mahlzeit, die ſie ſtillſchweigend einnahmen, und ſich nur durch Winke etwas abfoderten. Am Fenſter ſtand eine Nonne und laß laut aus einem geiſtlichen Buche. Der Anblick rührte mich, und erweckte in mir mancherley Empfindungen und Bilder. Die mehreſten dieſer Mädchen hatten ein geſundes und friſches aber ſehr einfältiges Anſehen, und auf alle Geſichter ſchien mir eine gewiſſe Stumpfheit ergoſſen.

Man zeigte mir aus dem Fenſter ſchöne Weingärten und herrliche Auen im Rhein, die ihnen zugehören; ſie bekommen aber nur einmal im Jahr die Erlaubniß hinzugehen. Sie können aber hinſehen, und das iſt ihr einziger Genuß.

Man führte mich noch in ein Nonnenkloſter, zu den Frauen der armen Clara, die ein gar ſtrenges Gelübde der Armuth ablegen, und ſehr mühſelig leben. Sie haben keine Layenſchweſtern, ſondern thun alle Arbeit ſelbſt. Sie eſſen nie Fleiſch, ſchlafen nur auf Stroh, und dürfen Niemand ins Innere ihrer Clauſur bringen, noch ihre Schleyer aufheben, als auf beſondere Erlaubniß des General Vicars. Ich ſah alſo nur zwey von ihnen in ihrer Kirche. Die armen Geſchöpfe intereſſirten mich ſehr, weil ſie mir fromm und genügſam ſchienen; ich konnte mich aber nicht lange bey ihnen verweilen, denn einige Herren holten mich ab, und brachten mich (eine ſonderbare Abwechslung) ins Reithaus.

Ich hätte den Generalvicarius, deſſen Bekanntſchaft ich machte, gerne gebeten, mich noch ins Innere einiger Klöſter einzuführen, und mir ungeſchleyerte Nonnen zu zeigen; denn er hat in allen Klöſtern deſpotiſche Gewalt. Aber ich mochte mich an dieſes vielbedeutende Weſen nicht wagen, ob es gleich ein kleines freundliches Männchen ſchien.

Wenn ich mir zum Glücklichſeyn einen Auffenthalt hätte wählen können, ſo wäre es doch eben nicht ein Nonnenkloſter in Maynz, auch nicht gerade die Stadt Maynz; aber in eins der ſchönen Dörfer dieſer Gegend würde ich ziehen, die ſcheinen zur Wohnung des Glücks und der Freude geſchaffen zu ſeyn. Und doch, wer weiß, ob es leichter iſt, Glück und Freude da zu finden, als in der Lüneburger Heide!

2.

Charakter der Spanier *)

„Die Spanier, ſagt Hr. Maſſon, haben einen ſcharf-
„ſinnigen und tiefdringenden Geiſt, u. ſ. w. Aber ſie
„ſind träge und faul; und wenden mehr Muth an, die
„Armuth zu ertragen, als ſie gebrauchen würden, um ſich
„davor zu ſichern. Noch unterſtützt in dieſen glückli-
„chen Gegenden kein Fleiß die Gaben der Natur. Eine
„müßiggängeriſche Gravität iſt der unterſcheidende Cha-
„rakter des Spaniers. Was fehlte ihm, um glüklich zu
„ſein, als nur die Luſt es zu werden? Aber wollen iſt ſchon
„eine Arbeit für eine faule und ſtolze Nation.“

Unglückliches Volk, wenn du den Ausſpruch des Hrn. Maſſon verdienteſt! . . . . Freylich hat meine Nation

---

*) Aus Don A. J. Cavanilles über den gegenwärtigen Zuſtand von Spanien. Aus der franzöſiſchen Urſchrift des ſpaniſchen Verfaſſers. Berlin bey Unger 1785.

wohl eine Zeitlang die traurigen Wirkungen von allen gegen ſie vereinigten Urſachen der Unthätigkeit erfahren. Aber ſie hat doch auch neue Kräfte gewonnen; und zeiget die Begierde, ihren Schaden nachzuholen, ihre Kenntniſſe zu vermehren, und alle ihre innern Kräfte in freyeres Spiel zu ſetzen.

Wir wollen verſuchen, durch Fakta zu beweiſen, daß Müßiggang und Faulheit nicht der unterſcheidende Charakter des Spaniers ſey.

Man muß, um richtig in dieſem Punkte über Spanien zu urtheilen, die Mittelländer von den äußern Provinzen unterſcheiden. Die erſten begreifen: Alt und Neukaſtilien, das Königreich Leon, die Landſchaft Eſtremadura, und einen Theil von Andaluſien. Die andern ſind: Galicien, Aſturien, (Biſcaya), Navarra, Aragonien, Katalonien, Valenzia, Murcia, Granada, und der ſüdliche Theil von Andaluſien. — Es iſt bekannt, daß dieſe letztern Provinzen viel beſſer gewäſſert ſind, als das Mittelland, und daß ihnen die Natur Schatten, Wieſen, und die Nachbarſchaft und Vortheile des Meers verliehen hat. Jene erſtern hingegen ſind zum Theil unfruchtbar, haben wenigere Flüſſe, und unerträgliche Hitze. Auch fehlt es ihnen an allen den Vortheilen, die der Seehandel den äußern Provinzen verſchafft. — Wir wollen ſie itzt nach einander durchgehen.

Wenn man die Landſchaften Murcia, Valenzia und Katalonien betrachtet; ſo ſieht man die, nach Herrn Maſſons Angabe ſo faulen, Einwohner vom Anbruch des Tages bis zum Untergang der Sonne auf den Feldern arbeiten. Man ſieht, wie ſie der Erde keine Ruhe vergönnen; wie ſie die Berge beklettern, um rauhe Felſen fruchtbar zu machen; und wie ſie mit Lebensgefahr ſelbſt Moräſte zu glänzenden Wohnungen umſchaffen. Von dieſem letztern zeugt die Gegend la Ribera im Königreich Valenzia, die den Albufera in ſich faßt*), und wo Kornfelder und Maulbeerbäume an Orten ſtehen, auf welchen noch vor 40 oder 50 Jahren gefiſchet ward. Man ſieht, wie die Einwohner Flüſſe bis auf den letzten Waſſertropfen ablaſſen; daß z. B. der Guadalaviar, welcher oft die Gegenden von Valenzia überſtrömt, zuweilen ganz trocken bey ſeinem Ausfluß ins Meer iſt, weil ſo ſehr viel Waſſer von ihm abgezogen wird, um die Ländereyen von mehr als 50 Dörfer zu bewäſſern. Man ſieht eine unglaubliche Menge Kanäle, welche die bewundernswürdige Fruchtbarkeit dieſer Provinzen vermehren, wodurch ſie ſo verſchiedene Arten der vortreflichſten Früchte hervorbringen. Um dieſe Fruchtbarkeit zu beweiſen, fügen wir hier eine genaue Tabelle von den Produkten des Königreichs Valenzia bey.

Seide, 2,000,000 Pfund, zu 15 Livres, macht	30,000,000 Livres.
Hanf, 25,000 Zentner, zu 40 L. . . .	1,000,000
Leinen, 30,000 Zentner, zu 50 L. . . .	1,500,000
Ordinäre Wolle, 23,000 Zentner, zu 40 L. . .	920,000
Reiß, 140,000 Laſt, zu 37 L. . . .	5,180,000
Oel, 100,000 Zentner, zu 45 L. . . .	4,500,000
Wein, 3,000,000 Cantaros von 8 Pinten, zu 15 Sous. . .	2,250,000
	45,350,000

Ro-

---

*) Das ſpaniſche Wort: la Ribera, bedeutet: das Geſtade. Der Albufera iſt ein See im Königreich Valenzia, nahe an der Hauptſtadt, nach der Seite des mittelländiſchen Meeres, in welches er auch einen Abfluß hat. A. d. Ueb.

	45,350,000
Roſinen, 60,000 Zentner, zu 10 L. . .	600,000
Feigen, eben ſoviel, zu 8 L.	480,000
Datteln und Palmfrüchte.	300,000
Ganze Summe	46,730,000 Livres.

Hierzu kömmt noch der Wehrt des Kornes, Habers, Maiß (oder türkiſchen Weitzens), der Mandeln, der Sode, der Johannisbrotfrucht, des Salzes, Spartums*), und der Fiſcherey. So daß im J. 1770 nach den Rechnungen beym Departement (Intendance) zu Valenzia, der Wehrt der in den Handel kommenden Produkte dieſer Provinz 65,000,000 Livres Tournois jährlich betrug, ohne die Gartenfrüchte und die im Lande verzehrten Eßwaaren mitzurechnen.

Mehr als einmal habe ich das Glück gehabt, von Franzoſen und Engländern, die dieſe ſchönen Gegenden bereiſten, zu hören: daß ſie hier lauter an einander hängende Gärten gefunden hätten **).

Sehr viel tragen in allen Provinzen, zur Vermehrung der Induſtrie, die patriotiſchen Geſellſchaften bey, deren Gegenſtände eben ſo verſchieden ſind, als die zur Erreichung derſelben beſtimmten Fonds. Beyde richten ſich nach der Beſchaffenheit, Lage, innern Kräften, und andern Umſtänden der Provinz. — Ich will hier eine genauere Nachricht von den Preiſen geben, welche in Valenzia theils die patriotiſche Geſellſchaft ſelbſt ertheilt, theils der dortige Erzbiſchof noch dazu legt.

---

*) Spartum, eine Seepflanze, die eine Art Flachs giebt. A. d. Ueb.

**) Ein reiſender Engländer wandte neulich folgende Verſe aus Milton (Paradiſe loſt. book IV) auf das Königreich Valenzia an:

> A happy rual ſeat of various view:
> Groves, whoſe rich trees wept od'rous gums and balm;
> Others, whoſe fruit burniſh'd with golden rind
> Hung amiable, Heſperian fables true,
> If true, here only, and of delicious taſte. u. ſ. w.

	Von der Geſellſchaft.	Vom Erzbiſchof.
Zur Aufmunterung der guten Sitten 8 Preiſe, jeder von 1000 Realen,	8000	8000 R.
Zur Aufmunterung des Ackerbaues.	2250	2250
Zur Unterſtützung armer Landleute, 6 Preiſe, jeder von 1000 R.	6000	6000
Zu Seidenmanufakturen	1300	1300
Zu Weiberarbeiten.	9000	
Zu Leinewandmanufakturen.	4000	1200
Zum Zeichnen.	9000	9000
Induſtrie, Manufakturen, Handel.	2250	
Fiſcherey.	3600	
Feldarbeit.	6000	
Ganze Summe in Realen *)	51,400	27,750
in Livres Tournois	11,850	6,937½.

Ohne den Unterhalt von 100 Weibern zu rechnen, die das Spinnen lernen, um es in ſo viel Dörfern wieder zu lehren.

Auf die Art, und ſo vollkommen, wird die Induſtrie befördert; und dieſe Induſtrie verdanken dieſe Provinzen ihre große Bevölkerung. — Hier iſt, was ich zuverläſſig und beſtimmt von Valenzia weiß. Die Zählungen zeigten in verſchiedenen Jahren folgende Summen der Volksmenge:

1718, bey Repartition der Aequivalentſteuer **).	255,080 Seelen.
1761, beym Enrolliren zu Kriegsdienſten.	604,612.
1768, bey der Zählung auf Befehl des Grafen Aranda.	716,886.

Der Wohlſtand, deſſen das Königreich Valenzia binnen den 15 Jahren ſeit der letzten Zählung genoſſen hat, macht wahrſcheinlich, daß ſeine Volksmenge itzt nicht unter 1 Million iſt. — Zwar will ich nicht behaupten, daß die Fortſchritte der Bevölkerung in ganz Spanien nach dem nehmlichen Verhältniſſe geweſen; doch iſt nicht zu zweifeln, daß ſie während der letzten 60 Jahre wenigſtens um ein Viertel zugenommen hat.

---

*) 1 ſpaniſcher Real iſt gleich 5 Sous franzöſiſcher Münze.

**) Statt der Provinzialrenten, welche 22 Provinzen des kaſtiliſchen Reichs (nach der Finanz-Eintheilung) bezahlen, und welche aus dem Zehnen aller verkauften und vertauſchten Sachen, aus der Accise auf allerley Konſumtibilien, u. ſ. w. beſtehn, — bezahlt Valenzia, wie auch Mallorka nebſt den andern Inſeln, eine Aequivalentſteuer; ſo wie auch andere Provinzen, ſtatt derſelben, andere Auflagen geben A. d. Ueb.

Wir wollen itzt die Königreiche **Granada** und **Andaluſien** betrachten. Zwar ſind ſie nicht ſo bevölkert, wie die eben von uns verlaſſenen Provinzen; dennoch ſind ihre Schätze auch groß. Sie haben: fruchtbare Ebenen, unzählbare Oelbäume, zahlreiche Weinberge, welche eine Menge der vortreflichſten Weine liefern, und die in ganz Europa berühmten Schafheerden und Stutereyen. Kann man ſolche Schätze beſitzen, wenn man ſich der Faulheit ergiebt? .... Freylich iſt nicht zu leugnen, daß ihre Vergrößerung noch möglich wäre, wenn man die großen Landbeſitzungen in kleinere vertheilte. Aber Hr. Maſſon muß ein Mittel zur Vermehrung der Bevölkerung und der Macht eines Landes, nicht mit dem Zuſtande der Einwohner verwechſeln, worin ſie ſich in Abſicht ihres Unterhalts befinden. — Man wird ſehr bald die heilſamen Wirkungen von den weiſen Einrichtungen unſerer Regierung ſehen. Eine Probe davon giebt ſchon der intereſſante Anblick, welchen die Sierra Morena (im Königreich Sevilla, einem Theile von Andaluſien) darbietet: ein Land, das ehemals öde und unbebauet, und die Zuflucht aller Böſewichter war; und das jetzt voll Wohnungen, und reich durch ſeinen Anbau geworden iſt. Nebenbey auch ein augenſcheinlicher Beweis von der Freygebigkeit und väterlichen Liebe unſers Monarchen!

Die nehmliche Induſtrie findet man bey den Bewohnern von **Galicien** und **Aſturien**. Beſtändige Regengüſſe bekleiden zwar dieſe gebirgigten Länder mit Blumen und Kräutern; hindern aber doch, den Boden zur Hervorbringung alles deſſen, was er ſonſt wohl liefern könnte, zuzubereiten. Abſcheu vor dem Müßiggange und Liebe zur Arbeit iſt hier ſo gemein bey den Weibern, als bey den Männern. Man ſehe die außerordentliche Menge von Galiciern und Aſturiern, die, nachdem ſie zur Winters und Frühjahrszeit in ihrer Heymath gearbeitet haben, nach Kaſtilien kommen, um bey der Aerndte gebraucht zu werden. Dieſe Menſchen von Stahl und Eiſen, die ſich hauſenweiſe in dem innern Spanien zerſtreuen, können die unglaublichſte Hitze ertragen; und bey ihrer Rückkehr bereichern ſie ihr Land durch den mitgebrachten Lohn ihrer harten Arbeiten. Die Volksmenge dieſer Provinzen iſt unermeßlich. Man ſieht dies ſchon aus dem ſo eben geſagten: denn dieſe arbeitſamen Menſchen verlaſſen nur darum zur beſten Jahrszeit ihre Heymath, um nach einem brennenden Klima zu gehen, weil ihr Geburtsland ihrer Arme nicht bedarf. Ein anderer Beweis iſt die Menge von Dienſtboten, welche ganz Spanien aus Galicien und Aſturien zieht. Dieſe beträchtlichen Auswanderungen laſſen ſich nur aus dem vollkommenen Zuſtande des Ackerbaues und aus der groſſen Induſtrie erklären. Dabey iſt dieſes Volk ſehr mäßig; und ihre Mäßigkeit iſt mit eine Urſache von der Größe der jährlichen Exportation ihres Kornes, türkiſchen Weizens, Apfelmoſtes, und ſchmakhafter Früchte. Quellen von Galiciens Reichthümern ſind auch noch: die unermeßlichen Wieſen, welche theils natürliche theils künſtliche ſind; das viele Bauholz; und die Bergwerke. Ein anderer wichtiger Handelszweig iſt: der Fiſchfang; die Anzahl der damit beſchäftigten Menſchen, und die Menge der dabey gebrauchten Fahrzeuge iſt außerordentlich groß. Dieſe Provinzen verſorgen das Mittelland mit friſchen und geſalzenen Fiſchen; und durch ihre Viehheerden wird die Verzehrung der Hauptſtadt beſtritten. Und endlich haben dieſe Länder Manufakturen von Zwirn, und Baumwolle, und wollenen Zeugen, und Leinwand, zu welchen man das im Lande gewonnene Flachs gebraucht. Dieſe letztern ſind jetzt ſo zahlreich und ſo vollkommen, daß man ihre Arbeiten den fremden, in Abſicht der Güte und des Preiſes, vorzieht; und unſer König hat das Muſter zu dieſem Vorzuge gegeben. — Ein Mitglied der patriotiſchen Geſellſchaft zu Oviedo (der Hauptſtadt des Fürſtenthums Aſturien), deſſen Beſcheidenheit mich zur Verſchweigung ſeines Namens zwingt, hat ein Mittel erfunden, den Amiant *) zu ſpinnen, und daraus unverbrennbares Papier und gefärbte Sachen zu machen. Der nehmliche hat, mit Hülfe einiger andern Mitglieder, Marmorbrüche in ſeinem Vaterlande entdekt, ferner reiche Bergwerke von Stahl, von Braunſtein oder Magneſia, von Magnetſtein, von Silber, von Kupfer, von Molybdäna oder Bleiſtifterde, und von Steinkohlen, womit man einen ſehr einträglichen Handel treibt, nachdem ſchon die Bedürfniſſe des Fürſtenthums ſelbſt davon ſind befriedigt worden. Auch hat dieſen Männern das Land die groſſen Fortſchritte zu verdanken, welche der Ackerbau und die Manufakturen ſeit kurzem daſelbſt gemacht haben.

Das Klima von **Biscaya** und von der **Provinz Sant Ander** **) iſt natürlicherweiſe, wegen der Lage dieſer Länder, faſt das nehmliche als in Aſturien und Galicien. Dieſe Länder ſind an einander hängende Gebirge, welche übermäſſige Regengüſſe erleiden; und die Einwohner ſind die ſtärkſten und arbeitſamſten Menſchen in Spanien, und welche den größten Nationalfleiß gezeigt haben. — Biscaya, überzeugt von dem Nutzen der patriotiſchen Geſellſchaften, ſtiftete eine ſolche bey ſich, und veranlaßte dadurch 30 ähnliche Einrichtungen, welche man jetzt in Spanien antrift. — **Keine Provinz des Königreichs** hat ſo viele Bergwerke, und beſchäftigt ſo viele Menſchen dabey, als Biscaya, wo das Hauptgewerbe darin beſtehet. Man findet hier vortrefliches Eiſen, und in ſolchem Ueberfluß, daß es nicht allein die Zeughäuſer in Spanien verſorgt, ſondern noch in großer Menge nach Amerika ausgeführt wird. Ueberall hört man das Geräuſch der Schmieden; überall gießet man Kanonen, und verfertiget Gewehre allerley Art; nirgends in der Welt macht man beſſere Eiſenarbeiten. Zum Theil in der Abſicht die Bergwerkskunſt zu vervollkommnen, ſind zu Bergara (in der Landſchaft Guipuzcoa, einem Theile von Biſcaya in der weitern Bedeutung) Lehrſchulen für die Naturhiſtorie, die Phyſik und Mathematik angelegt. Allen Erfindern neuer Kunſtgriffe, und auch denen, welche die angegebenen Mittel zum beſten zu gebrauchen wiſſen, ertheilet man Preiſe. — Die Gebirge ſind mit vortreflichem Bauholz, mit Kaſtanien- und Nußbäumen bedeckt: die beyden letzten Arten ernähren zum Theil die Einwohner. Auch hier wetteifern die Weiber mit den Männern in der Arbeit, und bauen und begießen die Felder. Der Fiſchfang iſt in Biſcaya noch beträchtlicher, als in Galicien. Katalonien ausgenommen, iſt der Handel nirgends lebhafter als hier; namentlich hat der amerikaniſche Handel dieſer Provinz mehr, als irgend einer andern, zu verdanken. — Der Biſcayer trotzet jeder Gefahr, und unterzieht ſich jeder Arbeit, ſo bald er den Nutzen davon einſiehet. Die Induſtrie der Einwohner, verbunden mit der großen Volksmenge dieſer Provinz, macht: daß kein Zoll breit Landes vernachläßiget wird; die höchſten Bergſpitzen ſind angebauet, wie Gärten; nach der Getreideärndte bauet man Steckrüben, nach dieſen türkiſchen Weitzen. Niemals läßt man die Erde ruhen; auch giebt ſie hier 25 bis 40 pro Cent Gewinn. Die ökonomiſchen Kenntniſſe ſind unter den Landleuten ſo gemein, daß die königl. Societät zu Biſcaya ihnen kaum einen neuen Vorſchlag zur Induſtrie thun kann. Dieſe Societät iſt größtentheils durch den Eifer, die Kenntniſſe und den Patriotismus des Grafen von Penna Florida entſtanden. Sie giebt ſeit 1765 jährlich Abhandlungen heraus, worin ſie alles bekannt macht, was in Europa in Abſicht des Ackerbaues und der Landwirthſchaft erſcheinet.

---

*) Oder Asbeſt: ein thonartiger feuerfeſter Stein, von faſerichtem Gewebe. A. d. Ueb.

**) Sant Ander, ein Bisthum, das Einige zu Biskaja, Andere zu Aſturien rechnen. A. d. Ueb.

Die Bewohner von Aragonien und Navarra nutzen aufs beſte die reichen Gaben der Natur. Dieſe beyden Königreiche zeigen den Reiſenden eine auffallende Abwechſelung von Bergen, Thälern, und Ebenen; und werden dabey von ſchiffbaren Flüſſen durchſtrömt. Die Ufer der letztern ſind an einander hängende nutzbare Gärten, die eine erſtaunliche Menge auserleſener Früchte liefern. Die Aerndten ſind ſeit kurzem durch Anlegung eines neuen Kanals noch vergrößert. Dieſer kayſerliche Kanal, an welchem man aufs eifrigſte ſeit dem J. 1778 arbeitet, fängt bey Tudela (in Navarra, am Ebro) an, und ſoll bis zu la Huerta de Roſa unterhalb Saragoſſa gehen. Er wird 119,416 Toiſen*) lang ſein; und jetzt ſind 39,518 gegraben. Wir können hier dieſes koſtbare Werk nicht umſtändlich beſchreiben; nur der ſchon fertigen prächtigen Brükke über den Jalon**) müſſen wir doch mit ein Paar Worten erwähnen. Dieſe Brücke beſteht aus zwey Mauren, deren jede 710 Toiſen lang, 13 dick, und 24 hoch iſt, und welche 36 Fuß weit von einander abſtehn. Sie leiten das Waſſer des Kanals 1) über den Jalon, der ein ſchiffbarer Fluß iſt; 2) über zwey Landſtraßen; und 3) über fünf andre zum Bewäſſern gemachte Kanäle weg. Man kann ſich keinen maleriſchern und erhabnern Anblick denken, als alle dieſe Fahrzeuge auf ſolche Art eins über das andere weggehn zu ſehn; vorzüglich aber muß man über die glückliche Ausführung dieſes kühnen Baues erſtaunen. Die Durchgrabung der Berge Gallur und Fontellas erforderte unendliche Mühe. In dem erſten mußte man einen Raum von 500 Toiſen, und zwar an vielen Stellen bis auf 80 Fuß tief aushölen; in dem andern iſt der durchſtochne Raum 45 Fuß tief, oberhalb 192, und unterhalb 66 Fuß breit. Hinderniſſe aller Art widerſetzten ſich dieſem Unternehmen: hier ein Felſen hart wie Stahl, dort ein ſchwammichtes Erdreich, das alles Waſſer einſog. Aber Geduld und anſehnliche Geldſummen haben alles überwunden; und ſo iſt das Verdienſt der Ausführung um deſto größer. Man muß doch wohl geſtehn, daß eine Nation, bey der ſolche Werke zu Stande kommen, ſowohl wollen als können muß.

---

*) Die Toiſe hält 6 Pariſer Fuß. Eine geographiſche Meile hat 3808 Toiſen. A. d. Ueb.

**) Jalon oder Xalon, ein in Altkaſtilien bey Medina Celi entſpringender Fluß, der in Aragonien überhalb Saragoſſa in den Ebro fällt. A. d. Ueb.

In einem Theile Aragoniens zieht man anitzt Maulbeerbäume mit gutem Erfolge. Der Hanf und der Maiß geben anſehnliche Handlungsartikel für beyde Königreiche; und welche Menge von Weinbergen und herrlichen Weinen gewinnt man nicht in den gebirgigen Gegenden! Die Weine von Peralta, Tudela, Kaskante (alle in Navarra), und andere ſind in ganz Europa bekannt; und ihre Ausfuhr iſt beträchtlich. Oel iſt eine andere Quelle von Reichthümern für dieſe Provinz. Dieſe verſchiednen Arten des Landbaues beſchäftigen eine große Menge Menſchen, aber, nicht zufrieden damit, gehen ſie noch über die Pyrenäen, um den Franzoſen der mittäglichen Gegenden in ihren Arbeiten zu helfen *). — In beyden Königreichen unterhält man Heerden von aller Art Vieh; und verfertiget wollne Zeuge und Tücher. — Don Antonio Arteta wünſcht in ſeiner lehrreichen Abhandlung, mit wahrem Patriotismus: daß, durch Vergrößerung der itzigen und Anlegung neuer Manufakturen in Aragonien, alle rohen Materien im Lande möchten verbraucht werden; und namentlich beſtimmt er, welche Waaren man künftig nach Amerika ſchicken könnte, um die Freyheit zu nutzen, welche der König dem Handel ertheilt hat. Zum Theil ſind ſeine Wünſche, durch den patriotiſchen Eifer der Provinz, ſchon in Erfüllung gegangen. Don Arteta giebt die Ausfuhr aus Aragonien im Jahre 1775 ſo an:

Korn	250,000	Zentner.
Weine . . . . . (ohne die Brandweine)	270,000.	
Wolle	51,000.	
Hanf	22,000.	
Seide	10,000	Pfund.

Oel, eine unendliche Menge, nach geſchehener Verſorgung des ganzen Königreichs. Safran wird in Aragonien in 36 verſchiednen Diſtrikten gebaut. Man verfertigt Leder. Man hat daſelbſt Alaun, Krapp, Vitriol, Jaſpis, Marmor, Bley, Gagat, und vornemlich Eiſen in größter Menge. Dieſer letzte Arti-

kel

---

*) Ein ehrwürdiger Biſchof (in Frankreich) hat mir mehr als einmal dieſe wandernden Spanier gelobt deren Unermüdlichkeit im Arbeiten er nicht genug rühmen konnte. Aber er hatte geſehn: ein Vorzug, der Herrn Maſſon fehlt.

kel beträgt bloß in der Gegend von Albaracin (einer Stadt am Guadalaviar) 300,000 Franken (jeder zu 20 Sous) jährlich.

So ganz anders ſehen die äußern Provinzen Spaniens aus, als ſie in der Encyklopädie geſchildert ſind. — Wir kommen itzt zum Mittellande. Freylich führt dieſes ſeine Vertheidigung nicht ſo augenſcheinlich mit ſich. Aber, wenn es hier an Menſchen fehlt, wenn das Land ſchlechter bearbeitet wird, wenn die Reichthümer ungleicher vertheilt ſind; ſo wird ein vernünftiger Mann den Urſachen davon nachſpüren, und erſt abwägen ehe er urtheile.

Eine der Haupturſachen von der geringen Bebauung des Landes iſt ohne Zweifel die außerordentliche Menge unſrer Schafheerden. Wenn aus der Mitte von Spanien jene in ganz Europa ſo ſehr geſchätzte Wolle kömmt, ſo muß auch dort das große Brachfeld ſein, welches die Hammel nährt, die dieſe Wolle geben. Man kann nicht aus der Verzehrung eines Jahres auf den nothwendigen Umfang der Schafweiden ſchließen; denn jeder Eigenthümer einer Heerde muß, aus Furcht vor einem Mißjahre, ſich mit einem doppelten Vorrathe verſehen. Man kann alſo denken welch ein erſtaunlicher Raum Landes für alle dieſe Heerden erfordert wird. Die Beſitzer derſelben ziehen nun einmal den ſichern und keine weitern Koſten verurſachenden Gewinn aus den Weiden, den koſtbarern und unſicherern Vortheilen des Ackerbaues vor. Der wandernde Taglöhner, der nur während eines kleinen Theils des Jahres ſich durch Arbeit Unterhalt verſchaffen kann, vernachläßigt bald das Land, und ſtirbt ohne Erben: und ſo leidet die Bevölkerung und der Ackerbau *). — Aber nicht bloß das Wollenvieh nimmt vielen Raum weg; auch die Stutereyen, die Maulthiere, und das Hornvieh gebrauchen Land. Hierzu rechne man, was die Salpeteranlagen erfordern, wodurch doch auch ſoviel Menſchen nützlich beſchäftigt werden; ſo wie noch neulich vor den Thoren von Madrid eine Salpeterfabrick, die ſchon über 4000 Perſonen Unterhalt giebt, angelegt iſt. Man bedenke ferner, daß bey großen Strichen von dürren Boden, wo der ungewiſſe Regen die einzige Art von Bewäſſerung iſt, ganz ungemeine Auslagen nothwendig ſind; die aber natürlich nur ein ſehr kleiner Theil von ſehr reichen Güterbeſitzern machen kann. Und ſo wird man leicht einſehn, daß von dem Mittellande Spaniens faſt ein Drittheil abzurechnen iſt, wenn der Raum des anzubauenden Bodens ſoll angegeben werden.

In-

---

*) Man ſehe, was Herr Campomanes und der P. Sarmiento über dieſen Gegenſtand geſchrieben haben.

Indeſſen iſt dies Drittheil ganz und gar nicht reiner Verluſt, wie wir ſchon geſehen haben Unſre Pferde, unſre Maulthiere, unſre Schafheerden, und alle daraus entſpringende Schätze, entſchädigen uns für den Mangel des Ackerbaues. — Bekanntlich ſind die ſpaniſchen Schafheerden theils wandernde, theils ſtehende. Es iſt unmöglich, die Anzahl und den Ertrag der letztern, deren es überall im Königreiche in Menge giebt, zu beſtimmen. Aber die wandernden Heerden mögen etwa an 5,000,000 Köpfe betragen. So urtheilen Herr de la Puente, und der Herr Abbé Carlier im Monat März des Journal de Phyſique für das J. 1784. Obgleich viel Hammel an 10 Pfund Wolle geben, ſo wollen wir doch, eins ins andere gerechnet, nur 6 Pfd. annehmen; und das giebt, auf die ganze Summe, 300,000 Zentner. Der Zentner wird auf 110 Livres Tournois geſchätzt; der ganze Ertrag iſt alſo 33,000,000 Livres. Weder das Fell noch das Fleiſch iſt in dieſer Summe mit gerechnet. Siebzehn tauſend Schafhirten hüten dieſe Heerden, 4 rechnet man auf 1200 Stück. — Die Vorzüglichkeit unſrer Wolle verdanken wir größtentheils der beſondern Art der Schafweiden, namentlich einem ſehr feinen 2 Zoll hohen Graſe, welches höchſt reichlich während des Sommers in den gebirgichten Gegenden des Königreichs Leon wächſt, die bis zum May noch mit Schnee bedeckt ſind, und die meiſtens keine andre Frucht hervorbringen könnten. Wenn beſondre Umſtände die Heerden dieſes Futters berauben, ſo leidet die Feinheit der Wolle darunter, und die Krankheiten werden häufiger. Dies kann denen zur Antwort dienen, welche glauben, daß die Schafe in Ländereyen weiden, wo das Gras über einen Fuß hoch ſteht.

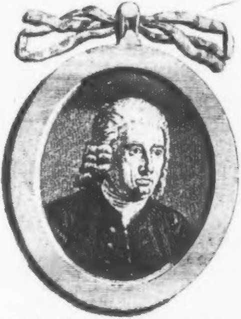
Herr Maſſon ſcheint zu glauben, daß die übrigen zwey Drittheile oder der zu bearbeitende Boden im Mittellande von Spanien, aus Faulheit der Einwohner, faſt ganz ungenutzt bliebe. Aber ſollte nicht ſelbſt ein Fremder es wiſſen müſſen: daß dies Mittelland die Kornkammer des Reichs iſt? Daß Oel aus den beyden Kaſtilien, aus Alcarria, aus Toledo, und von den Ufern des Tajo, nach Amerika ausgeführt wird, nachdem die nordlichen Theile des Landes damit verſorgt worden ſind? Daß allein in la Mancha ſoviel Wein wächſt, als in ganz Spanien verbraucht werden kann? Endlich, daß Flachs, Hanf, Safran, Honig, Wachs, Gemüſe, und Früchte jeder Art, die gemeinen Produkte dieſer Provinzen ſind? Sie haben außerdem auch noch ſtarke Seiden- und Tuchmanufakturen; ſie liefern Queckſilber, Spießglas, Steinſalz, u. ſ. w.; und beſchäftigen Tauſende mit dieſen Arbeiten.

Giebt es auch in Spanien noch unbebaute Flecke Landes, wo die Thätigkeit der Einwohner ſich noch nicht, wie ſie ſollte, zeigt; ſo muß man doch nicht die ganze Nation, als gelähmt, verachten, ſo lange man den Franzoſen und Engländern nicht, wegen ähnlicher Nachläſſigkeiten im Einzelnen, ſolche Vorwürfe macht.

Olla Potrida.

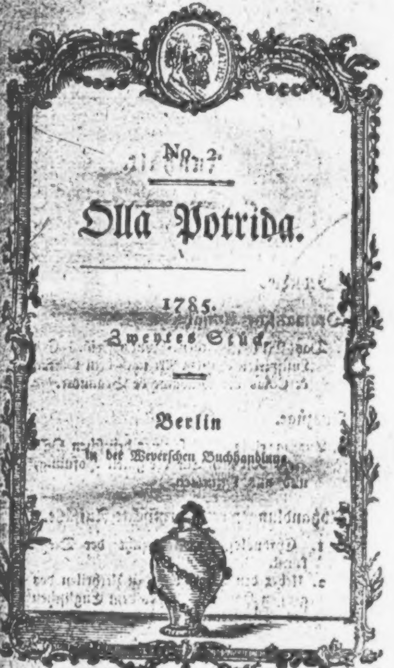
1785.

Zweytes Stück.



D. IOH. SALOMO SEMLER.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.



No. 2.

Olla Potrida.

1785.

Zweytes Stück.

Berlin

in der Weverſchen Buchhandlung.

Innhalt.

Gedichte.

Dramatiſche Aufſätze.

Das Mutterſöhnchen, Junker Fritz. Ein Luſtſpiel in Einem Akt. Nach dem Fanfan & Colas der Madame de Beaunoir.

Auszüge.

Auszüge einiger Briefe eines brittiſchen Officiers von dem Cap der guten Hofnung, und aus Oſtindien.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1. Chronologiſche Ueberſicht der Dichtkunſt.
2. Ueber den Werth von den Urtheilen des groſſen Haufens. (Aus dem Engliſchen des Shenſtone.)

Inhalt.

Seite

Naturgeſchichte.

Einige Anmerkungen über den Schimmel. 88.

Anekdoten. 91.

Roman oder Biographie.

Thomas Anello. 94.

Miſcellanien.

1. Zwey merkwürdige altſchottiſche und altengliſche Küchenzettel. 135.
2. Hymenäus. 137.
3. Der Pilgrim. 139.
4. Elegie. An die Demoiſelle S.. beim Tode ihrer Freundin der Demoiſelle Charlotte Schmiedike. Berlin im März 1785. 147

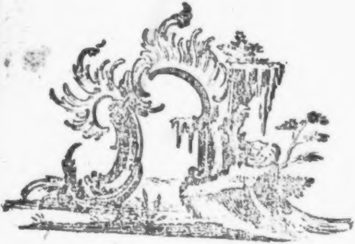
Fragmente.

Vom geſellſchaftlichen Leben in Pyrmont (aus Herrn Marcard's Beſchreibung von Pyrmont). 151.

[illegible]

Von dem Dictionnaire François-Allemand et Allemand-François à l'uſage des deux Nations iſt gegenwärtig im Weverſchen Verlage der zweyte Band erſchienen. Die Verfaſſer haben ſo viele Vermehrungen bey der Ausarbeitung dieſer Edition nothwendig gefunden, daß ſie dieſelben nicht in Einem Bande zu faſſen im Stande geweſen ſind. Sie müſſen daher noch Einen Theil liefern, der ganz unausbleiblich in der Michaelmeſſe herauskommen ſoll und alsdann an Reichhaltigkeit, wie man ſich ſchmeichelt, allen andern bis jetzt vorhandenen Handwörterbüchern den Rang ſtreitig machen wird. Der Verleger will das Werk, ſo viel voluminöſer es auch werden wird, dennoch für den einmahl feſtgeſetzten Preiß von 3 Thaler 18 Groſchen den Pränumeranten laßen, der Ladenpreiß wird 4 Thaler [illegible] betragen. Bis gegen [illegible] ſoll der Pränumerationstermin offen bleiben.

* * *



I.

Gedichte.

1.

Geſtändniß.

Nach dem Engliſchen.

Ja, der Sprache fehlt's an Bildern,
Und den Worten fehlt's an Kraft,
Das Geſtändniß Dir zu ſchildern
Meiner heißen Leidenſchaft;
Könnteſt Du ſie einſt ergründen,
Sie, die meine Ruh entführt,
Mitleid würdeſt Du empfinden,
Von der Leiden Qual gerührt.

Wer Dich ſieht, kann nicht entfliehen;
Doch ſo wahr, ſo inniglich

Wie ich liebe, nein, ſo glühen
Keine Herzen noch für Dich!
Wenn umſonſt ich nach Dir ſpähe
Bin ich der Verzweiflung nah,
Hab' ich Dich gefunden, ſtehe
Sprachlos ich und zitternd da.

Dieſe Unruh, dieſes Schrecken,
Das der Wangen Röthe bleicht,
Sie verrathen, ſie entdecken,
Was der bange Mund verſchweigt;
Schüchtern ſind die zärtlich lieben,
Blödigkeit iſt ihr Geſchick:
Was Du in mein Herz geſchrieben,
Lieſ' in meinem Sehnſuchts-Blick.

Reichard.

2.

Die Mode.

Ein Geſang nach der Mode.

So wunderbar wie Proteus war,
iſt die Geſtalt der Mode,
Sie drückt ſich ſelbſt in einem Jahr
wohl hundertmal zu tode,
lebt wie ein junger Phönix auf,
ſtreut Aſche der Vernichtung drauf,
und ſteigt empor aus Flammen.

Dort wo die blaue Seine hin
durch bunte Felder wallet,
logiert die bunte Königin,
und überall erſchallet

im Teutſchen und im Welſchen-Land
der Göttin Stimme, wohlbekannt
dem Unterthan und Fürſten.

Zum Luſtſchloß hat Sie hie und da
ſich manchen Platz erkoren,
und wo Sie je ein Auge ſah,
da war Sie wie geboren
zu Hauſe, lebt' und webte hier
in ihrem luſtigen Revier
wie Königin der Herzen.

Beſonders herrſcht Sie unbeſchränkt
in Herzen aller Schönen,
und wenn auch eine anders denkt,
Sie kann ſie dran gewöhnen,
Sie zerrt und zieht ſo lang' und drängt
bis jede Ihr den Weirauch ſchenkt,
der Ihr ſo wohl gebühret.

Sie färbt wie ein Kameleon
ſich unter unſern Händen,
und weiß verſtockte Herzen ſchon
ſo artig h'rumzuwenden,
daß alle ſchwören Stein und Bein:
beim Zevs ſo iſts! ſo mus es ſeyn! —
Das heiß ich eine Göttin!

Ihr Mantel iſt ſo bunt geſtickt
mit neuerfundnen Farben,
daß unſre Mahler hochentzückt
oft bey dem Miſchmaſch darben.
Aurorafarb' und Teufelsgrün,
Couleur de Puce, der Königin
Erbrechung, *) und ſo weiter. —

---

*) Vomiſſement de la Reine.

Doch nicht allein ins Damenherz
hat Sie Ihr Zelt geſchlagen,
Sie kriecht wohl manchen Pater Merz
im Kopf und in den Kragen,
kämmt manches Paſtors falſches Haar,
tonſirt der Mönche heilge Schaar,
und ſchaft den Nonnen Spiegel.

Selbſt durch die Kloſtermauern dringt
Sie in die düſtre Zelle,
ſteht bey der Nonne, wenn ſie ſingt,
und hält des Mönches Schelle,
ſetzt ſich aufs Breviarium
und ſchaut im Tempel rundherum
unſichtbar Ihre Werke.

Sie wappnet manchen Ritter ſchön,
polirt ihm Stern und Orden,
und weiß zu manches Helden Pön
gar jämmerlich zu morden.
Sie paradirt im Portepee,
im Schäferhut der Galathee,
in Reimen der Poeten.

Und Hand und Hirn der wackern Schaar
der lieben neuern Schreiber.
regiert Sie traun ſo ganz und gar
wie Davids Herz die Weiber;
ſetzt ſich auf manchen Titel hin
um ſchmuckre Käufer anzuziehn,
als wie der Kranz am Weinhaus.

Des Künſtlers Griffel ſpitzt Sie fein
und reibt dem Mahler Farben,
handirt bey manchem Becher Wein
mit Schlägen und mit Narben,

friſiret à la Washington
den Krieger, und ſchenkt manchen Don
zur Brille, grüne Gläſer.

Sie tändelt manchen lieben Tag
an Damen-Toiletten,
und emendirt den Almanach
erfundner Etiketten,
belebet manches Künſtlers Fleiß,
zu ſchaffen Roth, zu ſchaffen Weiß
vor zarte Damen Wangen.

Den Stutzer fein, beſeelt Sie ganz,
und ſchaft ihm neue Schnallen,
und neugeformte Schuh, im Tanz
den Schönen zu gefallen,
und ſchaft ihm Ringe neu, fürwahr
ſogar aus ſeiner Donna Haar,
garnirt ihm Weſt' und Hoſen.

Sie ſchwärmt cum privilegio
herum in allen Zonen
und bildet ſtraks in embryo
die Negern und Huronen;
kurzum, Sie zieht ſo liſtig fein
die Menſchen in Ihr Netz hinein,
wie Phryne ihre Richter.

Selbſt Ich, ach! fühl Ihr hartes Joch
und kann es doch nicht ändern,
zwar ungern freylich, — aber doch! —
Sie ſchirrt in allen Ländern
ſelbſt weiſe Philoſophen an
und kettet Mädchen, Weib und Mann
in ein Geſpann zuſammen.

Indem ich ſinge, fällt mir bey:
die Mode hat geſungen
durch mich dies Lied, ich ſag' es frey
und iſt es mir gelungen,
und klatſcht mir einer Beyfall zu,
ſo klatſcht aus ihm in dieſem Nu,
die jetztbeſungne Mode.

C. A. Vulpius.

3.

Auf Ulrich von Hutten.

Dir, groſſer, edler, deutſcher Mann,
Dir tönt mein Lied zu Ehren!
Wenn dieſe Welt nicht hören kann,
So mag die Nachwelt hören.
Umſchwebe mich im Blütenduft,
Und ſteig hervor aus Deiner Gruft,
Mann Gottes, den ich ſinge!

O Vaterland, o Vaterland,
Die Du ihn einſt verkannteſt,
Und die zum Schutz erflehte Hand
Von Deinem Sohne wandteſt;
Erröth' vor Zeit und Afterzeit!
Sein Schatten ruft: Gerechtigkeit!
Und noch willſt Du nicht hören.*)

Wer ſchwur, wie er, Tyrannen Haß,
Und donnerte ſie nieder?

---

*) Ich habe in der Michaelis-Meſſe 1783 den erſten Theil ſeiner herrlichen Werke herausgegeben. Wie man ſie aufgenommen, kann aus meiner kurz ausgeſtreuten: Nachricht an das deutſche Publikum in der Meuſelſchen Hiſtoriſchen Litteratur für 1784 erſehen werden.

Wer ſang, wie er, ohn' Unterlaß,
Der goldnen Freyheit Lieder?
Weß Herz war jedem braven Mann
So warm, wie ſeines, zugethan,
Mit Lieb' und deutſcher Treue?

O Wahrheit und Religion,
Ihr wart ihm hoch und theuer!
Kühn ſprach er dummen Pfaffen Hohn,
Kühn ſtrafte ſeine Leyer
Des Pabſtes Stolz und Tyranney,
Er half uns, daß wir wieder frey,
Nicht Römerſklaven wären.

Da dingte der geſchwornen Heer
Ein Trupp von Meuchelmördern,
Den edlen Mann zu Gottes Ehr
Ins Todtenreich zu fördern.
Befal im Grimm: „Nach Rom gefürt
„den Ketzer, wie es ſich gebührt,
„In Ketten und in Banden!“

Und unerſchüttert blieb er ſtehn,
Wie Eichen, wenn in Wettern
Orkane gräßlich um ſie wehn,
Und Zweig für Zweig entblättern.
Kühn ſtund er, unter Gottes Schutz,
Kühn bot er ſeinen Feinden Trutz.
Und rief: „Ich habs gewaget!“

Er muß ſein väterliches Gut
Nun mit dem Rücken ſchauen,
Und dennoch ſank ihm nicht der Muth,
Sank nimmer ſein Vertrauen.
Er wandert aus dem Vaterland,
Stirbt unbeweint und ungekannt,
Vertrieben, nirgend ſicher.

Du, Deutſchland, ach! Du hörteſt nicht
Gekränkter Menſchheit Stimme
Er ſtarb für Freyheit, Recht und Licht, –
Du opferteſt dem Grimme
Der Böſen Deinen Hutten auf,
Und gönneſt nach vollbrachtem Lauf
Ihm keine Grabesſtädte.

Kein Grab dem Mann, deß hoher Muth
Für Gott und Dich geſtritten,
Verlaſſen Haus, und Geld, und Gut,
Und Gram und Noth gelitten.
Der auch in ſeinem Elend Dich,
Bis daß ſein müder Geiſt entwich,
O Vaterland, geliebet!

Mann Gottes, ſchlummre ſanft und ſüß
In Deiner kühlen Erde,
Und Ruhe lohn' im Paradies
Für jegliche Beſchwerde
Den edlen Geiſt! – Der Tugend Hand
Gab Dir den Kranz, den's Vaterland
Dir ungerecht verweigert!

Wagenſeil.

4.

Erinnerung.

Heut denk ich der ſeligen Zeiten,
Da deine ſüſſeſten Freuden
O Liebe, das Herz mir durchglüht!
Da ich mein Liebchen gefunden; –
Ach, daß die ſchönſte der Stunden
Wie Blitze ſo eilend entflieht!

Wie war mirs im Herzen ſo heiter!
Ich ſah und hörte nichts weiter,
als ſie, die einzige nur.
Sie, in der Grazien Mitte
Gebildet, auf jeglichem Schritte
Begleitet von Mutter Natur.

Wie war ich von Wonne ſo trunken,
In ihren Anblick verſunken,
Beym frohen engliſchen Tanz!
Ich hörte nicht Geigen, nicht Flöten,
Und nicht die hellen Trompeten,
Ich ſah nicht der Tanzenden Glanz.

Ermattet ſank ſie, die warme,
In meine wartenden Arme,
Und gab mir den ſüßeſten Kuß.
Wir drückten uns bebend die Hände
Und fanden nimmer ein Ende
Vom frölichſten Herzenserguß.

O Liebe, dies ſelige Leben
Haſt du mir liebreich gegeben,
Dir dank ich, o Göttin, mein Glück!
Iſts gleich bald wieder verſchwunden,
So kehren die goldenen Stunden
Doch durch die Erinnrung zurück.

Wagenſeil.

II.
Dramatiſche Aufſätze.

Das Mutterſöhnchen,
Junker Fritz.

Ein Luſtſpiel in Einem Akt
nach dem Fanfan & Colas
der
Madame de Beaunoir.

* * *

Perſonen:

Frau von Blumenau.
Junker Fritz, ihr Sohn.
Magiſter Feſt, Hofmeiſter.
Roſine, Fritzens Amme.
Töffel, ihr Sohn, Fritzens Milchbruder.
Mademoiſelle Dumont.
Niklas, Gärtner.
Heinrich, Bedienter.

Die Scene iſt auf dem Landguthe der Frau von Blumenau.

(Dieſes Stück iſt den 7ten September 1784 zum erſtenmal in Paris aufgeführt worden. Der Ueberſetzer hat den **Niklas** hier die Thüringſche Baurenſprache reden laſſen, die man, nach Belieben, in die Baurenſprache der Deutſchen Provinz umſchaffen kann, wo dies artige Luſtſpiel aufgeführt wird.)

Ers.

Erſter Auftritt.

(Scene: ein Kabinet, das auf den Garten ſtößt.)

Frau von Blumenau, Magiſter.

Magiſter.

Gewiß, gnädige Frau! es iſt mein Ernſt. Ich kann keinen Tag länger bleiben.

Fr. v. Blumenau. Aber, ich bitte, Herr Magiſter. — —

Magiſter. Ich kann nicht dafür, Ihro Gnaden. Ich bins müde, alle meine Mühe und Arbeit bey dem Junker Fritz ſo ohn' allen Nutzen zu verſchwenden, und von aller meiner Arbeit keine andre Früchte einzuerndten, als den Verdruß zu ſehen, daß Hopfen und Malz verloren iſt.

Fr. v. Blumenau. Geben Sie nur noch ein wenig Geduld, um — —

Magiſter. Die hat er zu arg gemißbraucht, gnädge Frau; bedenken Sie nur, was für Ehre kann ich von ſeiner Erziehung haben! Unter allen Ständen iſt vielleicht der Hofmeiſterſtand der ehrwürdigſte; aber, heut zu Tage iſt es gewiß der allerkümmerlichſte. Glückt's dem Hofmeiſter, und ſein mühſeeliges Werk geräth, ſo fällt alles Lob auf das liebe Kind; da ſind's der herrliche Kopf und die vortreflichen Gemüthsgaben des liebenswürdigen Engels, dem er die Entwicklung ſeiner Talente zu verdanken hat. Kann er aber nichts ausrichten, weil der Zögling ſchwerfällig von Kopfe und tukmäuſeriſch von Seele iſt: ſo muß der Hofmeiſter an ſeiner Dummheit Schuld ſeyn, ſo ſchiebt man dem alle ſeine Fehler auf die Rechnung.

Fr. v. Blumenau. Ich denke, Sie können mir eine ſolche Ungerechtigkeit nicht zutrauen. Niemand, Herr Magiſter, kann die gütige Sorgfalt, die Sie für meinen Sohn haben, höher ſchätzen, als ich. Ich habe Ihnen meinen Fritz anvertraut nicht als einem Hofmeiſter, ſondern als einem Freunde; Vergeſſen Sie nicht, daß Sie mir verſprochen, als er ſeinen Vater verlor, Sie wollten Vaterſtelle bey ihm vertreten. Und wollten Sie nun wohl Ihr Werk unvollendet laſſen? Fritz hat einen offnen Kopf, ein gutes Herz — — —

Magiſter. Nein, das nicht, gnädige Frau, hintergehen Sie ſich nicht. Sein Herz zeigt Tücke, ſein Charakter wird hart, er läßt ſich nicht mehr bändigen; er iſt hochmüthig, eitel, boshaft. — — —

Fr. v. Blumenau. Boshaft?

Magiſter. Ja, Ihr Gnaden! Behandelt er nicht Ihre Leute als Sklaven. Macht er ſich nicht bey jedermann verhaßt?

Fr. v. Blumenau. Sie verurtheilen ihn mit zu großer Strenge, Herr Magiſter! Fritz iſt noch jung; ein wenig ſtolz von Charakter iſt er, das iſt wahr; aber eben dieſer Stolz war es, worauf Sie die angenehme Hofnung baueten, eines Tages einen Mann aus ihm zu machen.

Magiſter. Und das wäre mir vielleicht geglückt, hätten Ihro Gnaden es nicht gehindert.

Fr. v. Blumenau. Ich, gehindert?

Magiſter. Ja, gnädige Frau! Befehlen Sie, daß ich Ihnen ganz offenherzig die Wahrheit ſagen ſoll?

Fr. v. Blumenau. Sie werden mich dadurch verbinden.

Magiſter. Wohl dann; So muß ich geſtehen, daß Ihro Gnaden alle Früchte meiner Lehren und Vermahnungen verderben. Mit einem Worte, weil ich ganz frey und wahr ſeyn ſoll, daß Sie ihn verziehen.

Fr. v. Blumenau. Ja es mag wohl was daran ſeyn, mein lieber Herr Magiſter; ich geſtehe es; ich habe vielleicht zuviel Schwachheit für das Kind; aber lieber Gott, iſt dieſe Schwachheit nicht ſehr verzeihlich! Sie wiſſen, er iſt die einzige Frucht aus meinem Ehebande, das die zärtlichſte Liebe geknüpft hatte. Kaum war er zur Welt gekommen, als ich einer Reiſe wegen, die mein ſeel'ger Mann in Angelegenheiten zu thun hatte, mein Kind einer Amme auf dem Lande anvertrauen mußte, die mir vom Arzt und andern Menſchenkennern empfohlen ward, weil ich mich eben ſo wenig entſchließen konnte, meinen Eheherrn ſein Verlangen, ihn zu begleiten, abzuſchlagen, noch mein Kind auf der Reiſe mitzunehmen, noch ſolches in den Händen einer von den gewöhnlichen Ammen in der Stadt, und feilen Bedienten zu laſſen. Ich verliere meinen Mann zu Stockholm, nachdem ich ein paar Jahre in einer höchſtglücklich zärtlichen Ehe mit ihm gelebt hatte. Ich eile zu Hauſe zu meinem Sohne, finde an ihm alle Züge des ſo geliebten Bildes eines ewigtheuren Gatten. Dieſe Aehnlichkeit entwickelt ſich immer mehr und mehr; Und da ſehen Sie die Urſache, warum ich's nicht über's Herz bringen kann, ihm etwas zuwider zu thun.

Magiſter. Sie ſollten ihn alſo von ſich entfernen.

Fr. v. Blumenau. Unmöglich, Herr Magiſter! Aber ich will einmal alle meine Standhaftigkeit zuſammen nehmen, und ihm ein für allemal erklären, daß ich Ihnen mein Anſehen, und alle meine Rechte über ihn übertragen habe. Sie ſollen mit mir zufrieden ſeyn.

Magiſter. Ach gnädige Frau, über Ihren guten Willen habe ich keine Klagen.

Zweiter Auftritt.

Frau von Blumenau. Magiſter. Heinrich.

Fr. v. Blumenau.

Heinrich! — — —

Heinrich. Befehlen, Ihro Gnaden?

Fr. v. Blumenau. Wo iſt der Junker?

Heinrich. Ich weiß nicht Ihr Gnaden.

Fr v. Blumenau. Wie ſo? Ihr wißt nicht?

Heinrich. Halten zu Gnaden! Als er heute Morgen ſeine Tanzſtunde gehabt, habe ich den jungen Herrn dreymal anders friſiren und anziehen müſſen, und zum Lohn für meine Mühe hat er mir ein Paar gnädige Ohrfeigen gegeben, und iſt davon gelaufen und hat gelacht, als ob er gekützelt würde.

Magiſter. Da ſehen Sie, wie er mit Ihren Leuten umſpringt.

Fr. v. Blumenau. Leichtſinn! Kindermuthwillen! — — (zu Heinrich) Sucht ihn auf und führt ihn hierher.

Heinrich. Wenn er aber nicht kommen will, Ihr Gnaden?

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Niklas (ſpricht Thüringiſchen oder andern bäuriſchen Dialekt.)

Heinrich (zu Niklas, der hereintritt).

Wo mach er ſtecken? hat Er ihn geſehn, Nikel?

Niklas. Wän?

Heinrich. Junker Fritz.

Niklas. Ja wuhl, han ech'n keſähn; on mich als merſch leb es, alln Tüſeln; he hat mech eben aus'm Korten kehäzt.

Heinrich. Iſt er im Garten?

Niklas. He macht och do, mei Siele ä Deng us'n Korten, das ä Menſch atter nech fräſſen mog.

Fr. v. Blumenau. Geht, ruft ihn hierher!

Vierter Auftritt.

Frau von Blumenau. Niklas. Magiſter (ſetzt ſich und ſchreibt.)

Niklas (dreht den Hut in den Händen herum).

'N Knoden!

Fr. v. Blumenau. Nun, Niklas, will Er mir was?

Niklas. Ech ben 'N Knoden huchodelicher Kärtner; es nech ſu?

Fr. v. Blumenau. Das ſeid Ihr, Niklas.

Niklas. Von Voater uf Suhn.

Fr. v. Blumenau. Richtig, guter Mann.

Niklas. Ech han' ehr emmer kut kedent?

Fr. v. Blumenau. Ja.

Niklas. Fix on Fidäle; on ſu kut ech nor emmer kekunnt.

Fr. v. Blumenau. Ich habe nie Urſache gehabt, über Euch zu klagen.

Niklas. 'N Knoden hon ons emmer on Spies on Tronk on Luhn vulluf gekäh'n.

Fr. v. Blumenau. So meyn' ich.

Niklas. Ae nu! 'N Knoden han ons Zerzleten och wuhl å knädig Wurt gekähn, on ån friendlich Oog'; on dos macht ons mieh Fröde, ols ehr Blankes; wiel Se ons dos Eene ſchülg wor, ons Aenre friewill'g ſchenkte, ſähn Se!

Fr. v. Blumenau. Und alſo, Niklas!

Niklas. No, ſähn Se, 'N Knoden, ech wäre Se trurig moche.

Fr. v. Blumenau. Mich traurig machen, Niklas?

Niklas. Jo wuhl! 'N Knoden, ech kunn S' atter nech gehälfe, mie Siel' ås thut mer wuhl mieh leed, als 'N Knoden ſälbſten; atter wos eenmol ſie moß, moß ſien.

Fr. v. Blumenau. Sagt nur grade heraus.

Niklas. Dos thu ech ju!

Fr. v. Blumenau. Ich verſteh' Euch nur nicht.

Niklas. Ae no, ſähn 'R Knoden, ech wulle dän Denge kern ſu ene Mandr gäh'n, doß es Ehr nech ſu wieh thun ſellt.

Fr. v. Blumenau. Aber wo wollt Ihr denn mit alle dem hinaus?

Niklas. 'R Knoden ſent ſu'n kute Härrſchaft, ech ben ehr ſu'n kuter Kärtner. — Ech thu ehre Aerbt vor viere; Se bezohln mer, doß es een' Loſt es. — 'R Knoden ſent zefreden met'm Kärtner, on de Kärtner es zefreden met 'R Knoden, — ond — mer müſſen ons trännen.

Fr. v. Blumenau. Wie ſo, Niklas, uns trennen?

Niklas. Ju, ju, 'R Knoden; Ech brenge miene Rächnong; on ſu hot's Lied än Enge. — Ha! nu es es rus!

Fr. v. Blumenau. Eure Abrechnung!

Niklas. Ho! ech ha's wuhl gedocht, doß es ehe leed thun werd; atter es konn no'umal nech onners geſie, on ſu ha ech's geſa't.

Fr. v. Blumenau. So, ſo! guter Nikel, Ihr wollt alſo Euren Abſchied haben?

Niklas. Su es äs, 'R Knoden.

Fr. v. Blumenau. Warum denn aber?

Niklas. Ech ha ehr ſu miene Reſuhns.

Fr. v. Blumenau. Könnt Ihr Euch über mich beſchweren?

Niklas. Noa! mie Siel, do meſte mech veel Werme en Koppe krabble. 'R Knoden ſent ſu kuht, ſu kuht, ſu ſchinrös; on Stolz ſent's kor nech, och nech zänkſch on hodrech. Atter olle Liete ſen nech äben ſu kuht.

Fr. v. Blumenau. Machen Euch denn etwan meine Leute das Leben ſauer?

Niklas. Dos ech nech weſ'te, de Knechte ſent nannt bleſe, ols wänn de Herrſchofft nech nöze ſent.

Fr. v. Blumenau. Worüber habt Ihr Euch dann zu beklagen?

Niklas. Ih, wänn ech Ehr reenen Wien einſchänke ſall, ſu ha ech och eene Zonge; hiere Se nannt: Eche ben Ehr nech huchmietig, atter mon mog ſech dach ſu wuhl än' Ihre us ſienen Wärk gemache, mon mog nech kern vor än Tölpel on Togedieb paſſieren. Wann eche än Korten ka, ſu ſull ech achtgen druf gäbe; ſu moß ech' es ſu mache, doß mer ſa't: Potz Välten, doß es och än prupper Kärtle! dos ſent er ſchiene Krutheeter! de Böme ſent mol ſchiene gezogen. Woas meent 'R Knoden, ha ech nech rächt?

Fr. v. Blumenau. Nun, laß ich es Euch dann an irgend Etwas ermangeln?

Niklas. Nech dach, dos es ſu miene Mönong nech. Ech ben met 'R Knoden gänz wuhl zefreden. Se kähn mer Wärkzieg, Se kähn mer Döngong, Pflänzen on G'ſäme vull uff. Se loſſen mers nech on Togliehnern fähle, wänn ech Se drom bette; dos ech atter nannt thue, wänn ech nech omhen kann; atter ech mecht' de Kränke kreihe, wänn ech ſäh moß, doß 'R Knoden ehr Gäld verlieren, on wos nach ſchlömmer äs, ech miene Aerb't uben drien.

Fr. v. Blumenau. Wie meint Ihr das?

Niklas. Wie ech's meene. Ih, dos wes ech, on 'R Knoden weſſens nech.

Fr. v. Blumenau. Wollt Ihr mirs dann wohl ſagen!

Niklas. Ih, wenn's 'R Knoden obſolut weſſen woll'n.

Fr. v. Blumenau. Nun freylich!

Niklas. Se wären och nech onknädig?

Fr. v. Blumenau. Nicht doch!

Niklas. 'R Knoden kän mers frie priv'legir'n, ſu gänz frie vom Bart wäggzuſprächen?

Fr. v. Blumenau. Nun, ja doch. Wenn Ihr nur ein Ende daraus machen wollt.

Niklas. Ech well's Enge gliech fenge. 'N Knoden ſall'n mien Härze geſieh, wies von Schnieder kemmt: der Jonker Fretz — —

Fr. v. Blumenau. Nun, was giebt's vom Junker Fritz?

Niklas (hohlt einen tiefen Seufzer). ås å rächter Jådrech Meſach.

Fr. v. Blumenau. Was hat er Euch denn gethan?

Niklas. Wos er mer ſchler olle Toge thut. Zähn Maulwerfe, drie Hoaſen, ån holb dozend Höhner, zwonzig Schulbuben ſullten en mienen Korten nech ſu veel Onheel onrechten, ols dår Jonker Fretz en eenen eenzegen Toge anrechten thut. Hå gänz alleene. He ſchmißt de Blanken öm, de Klaskloken en Krontkronotsbeſgen; zerzuſet de Böme; zerſezt de Hecken, verwüſt de Krontſäller. Wühlt dån Rooſen uf, doß echs nech mich gedolte konn. On wånn mech de Ged[illegible]t uerießt, dånn ſahn Se, mer hot dach och zewielen ſiene Gälle, on ech dånn ſah: Alle Wätter gnädger Jonker Fretzgen, loſſens' mech ongeſchuren, on wånn ſe der Bok ſtecht, doß es nech loſſen künnen, ze ſadrachen on ze meſachen: ſu thuen ſe's do drebben en ehrer Fro Moma ehrer Stobe; ſien Mogeſter dån wöle hå; atter Musgeh Heurech; atter Momſüll Dümong; on loß hå mech miene Soche en Friede verrechte. Weſſens, 'N Knoden, wos ſiene Aentwurt es! Hå treſcht mech met dår Boomſtänge, dos es gor nech ſchleu! wos meenens 'N Kuoden!

Magiſter. Bald wird kein Menſch mehe mit ihm auskommen können.

Fr. von Blumenau. Kleiner kindiſcher Muthwillen! Ihr habt Recht, ehrlicher Niklas. Ich wills nicht haben, daß Euch mein Sohn loſe Händel machen, noch vielweniger, daß er Euch mißhandeln ſoll. Das will ich ihm in Eurer Gegenwart ſagen, und ihm verbieten, in Euren Garten zu kommen.

Niklas. No, ſu mogs ſien! Ech well ehm ju gerne miene ſchienſten Blommen käh'n, es ſull mer uſs leckerſte Obſt nech ankumme; atter där Jonker moß Händ von där Botter lahn, dos moß hä. Mieh verläng ech nech von ehm!

Frau v. Blumenau. Ihr ſollt zufriedengeſtellt werden. Aber, was wird nur die Dümont wollen?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Mademoiſelle Dumont.

Fr. v. Blumenau.

Was fehlt Ihr denn, Jungfer?

Dumont. Ach, Madame,

Fr. v. Blumenau. Nun, was?

Dumont. Wenn Sie wüßten. — —

Fr. v. Blumenau. Was denn?

Dumont. Was für Malheur.

Fr. v. Blumenau. Sie erſchreckt mich! Erkläre Sie ſich.

Dumont. Impoſſible, Madame!

Fr. v. Blumenau. Brennt's Haus?

Dumont. Ach viel ſchlimmer.

Fr. v. Blumenau. Was iſt viel ſchlimmer? Iſt etwan mein Sohn?

Dumont. Juſtemeht.

Fr. v. Blumenau. Himmel! Mein Sohn hat Schaden genommen.

Dumont. Nein, Madame, gar nicht. Hat nicht einmal einen Nadelritz bekommen.

Fr. v. Blumenau. Was will Sie denn mit Ihrem Malheur ſagen?

Dumont. Monſieur Fritz — —

Fr. v. Blumenau. Nun, Monſieur Fritz, was giebt's mit dem? was hat er gemacht?

Dumont. Monſieur Fritz hat die kleine Katze in den Brunnen geſchmiſſen: Ihren Kanarienvogel hat er aus dem Fenſter gejagt, und dem ſüſſen Jocquot hat er den Hals umgedroſſelt.

Fr. v. Blumenau. Meinem Papagay?

Dumont. Juſtement, Madame. Iſt eben in meinen Armen ſeelig verſcheider.

Magiſter. Nun, gnädige Frau! das iſt doch kein Leichtſinn, kein kindiſcher Muthwillen! das, däucht mich, ſey wohl eine klare Bosheit.

Dumont. Es iſt keine Perſon im Haus, an der er nicht alle Tage ſeine Bosheit vergehet.

Niklas. Es äs än rächter Abednägo.

Dumont. Alle Morgen wirſt er Ihre Toillette in Confuſion; gießt Ihren Puder aus; verſchüttet Ihre Eſſences; brouillirt mein Filet, ſagt mir Souiles — — —

Fr. v. Blumenau. Warum klagt Sie mirs nicht?

Dumont. He, Madame! Was gewinne ich damit? Monſieur endigt nur damit, daß er Raiſon hat, und ich allein bekomme Beweiſe.

Fr. v. Blumenau. Bleibt alle hier. Ihr ſollt ſehen, ob ich ihm immer recht gebe. Wenn er ſich zehnmal des Tages umkleidet, wenn er ein Paar Pflanzen ausreißet, ein Paar Blumen abbricht, und wenn er auch Ihr Filet brouillirt, ſo ſehe ich doch dabey noch keine ſo ſchwarze Bosheit. — Aber die kleine Katze erſäufen, meinem Papagayen den Hals umdrehen! — — Nun! Heinrich.

Sechster Auftritt.

Vorige. Heinrich.

Heinrich.

Der Junker wird gleich kommen, Ihr Gnaden.

Fr. v. Blumenau. Was macht Ihr denn für Geſichter?

Heinrich. Vor Schmerzen am Schienbein! Junker Fritz hat eine Gerte auf meinen Beinen zerhauen.

Fr. v. Blumenau. Aber das Kind iſt ja unbändig ausgelaſſen; und Sie, Herr Magiſter, Sie laſſen das ſo ohne alle Schläge hingehn.

Magiſter. Mit Schlägen, gnädige Frau, macht man kein boshaft Kind fromm. Ich bin Hofmeiſter, und mag weder Korporal noch Zuchtknecht ſeyn.

Fr. v. Blumenau. Aber, Herr Magiſter, ich bin außer aller Faſſung! Ich bin ſo aufgebracht —

Magiſter. Ich bitte, gnädige Frau, mäßigen Sie ſich! Verfallen Sie nicht plötzlich von der äuſſerſten Gelindigkeit auf die äuſſerſte Strenge; nichts iſt gefährlicher, glauben Sie mir, als wenn man Kinder im Zorne beſtraft.

Fr. v. Blumenau. Sie mögen wohl recht haben, Herr Magiſter, aber ich bin viel zu zornig, darauf zu achten, und ich will ihn fühlen laſſen, was er verdient.

Niklas. Zänken ſe'n do hüt rächt vull; atter, kahe ze ſichre meſſens och nech ſchlahn.

Dumont. Da kommt er.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Fritz (prächtig gekleidet, tritt ſpringend auf ſeine Mutter, die er umarmen will.)

Fritz.

Sie haben mich rufen laſſen, Mama? Ach, was Sie gütig ſind, und wie ſchön!

Fr. v. Blumenau. Entferne ſich das Jünkerchen! Ich mag kein Ungeheuer umarmen.

Fritz. Ein Ungeheuer! Ich, Mama! Was hab' ich denn gethan?

Fr. v. Blumenau. Man iſt noch ſo frech zu fragen? Da ſtehen Niklas, Heinrich und Mamſell Dümont.

Fritz. Beklagen die ſich etwan über mich?

Fr. v. Blumenau. Freylich, Jünkerchen, beklagen ſie ſich über Sie, und mit Recht.

Fritz. Mama, ich kann Ihnen zuſchwören! — — — —

Fr. v. Blumenau. Will man die Bosheit wohl gar noch mit einem Meineide bemänteln? Man nehme ſich in acht!

Fritz. Aber liebſte Mama, was ſoll ich denn gethan haben. Was giebt man mir Schuld.

Fr. v. Blumenau. Frag Heinrich, frag Niklas, frag die Dumont.

Fritz. Ha, ſo! Niklas! Er will mich alſo bey Mama ins ſchwarze Buch ſchreiben, und mir ihr Herz ſtehlen? Was hab' ich ihm wohl zu Leide gethan?

Niklas. Doß Se mer dån Korten zenechte ond Schåmme gemachet, doß Se mer olles us dår Aerde reeſen; on doß Se, wånn ech's ehn gånz honetchen ſae, Se ſallens dach nech gethue, Se mech uf eene vernönft'ge Reſuhn met dår Boomſtånge aſm Kopp antwurten.

Fritz. Ach liebſte Mama, iſt es nicht grauſam, daß ich Ihnen niemals einen Blumenſtrauß pflücken kann, ohn daß der Taps vom Gärtner herzuläuft und ſchreit: „Jonker bleeben Se mech von der Nälke, es ås eene Bandsvikotte. Laſſen Se mech då Laſkoje do ſtieh, es ås å Soamenſiook. Jonker Fretz, de Ruſe da meſſen Se nech von dån Spolier abgereſſen wåren.“ Wenn ich dann ſeines dummen Geſchwätzes überdrüſſig bin, und mir ſelbſt Blumen ziehen will, davon ich chere Mama Sträuschen winden kann, und wähle mir dazu ein Plätzgen Erde, das ich umgrabe, ſo kömmt Niklas und plärrt: „Jon„ker, wos ’zan Se gemocht! uf dos Fläkchen do hah ech „Zeppeln geſiebt.“ Nun nehm’ ich ein ander Beet, und mache mir’s zurechte; da kommt Niklas wieder und ſpricht, es ſtehn Sallatpflänzgen darauf, oder was er ſonſt für einen einfältigen Senf macht. Thue ich denn ſo etwas Böſes, wenn ich im Garten arbeite? Haben Sie mir nicht ſelbſt mehr als zwanzigmal geſagt, Herr Magiſter, daß das die ehrwürdigſten Menſchen wären, welche das Land baueten? Ich bin freylich noch nicht ſehr weit in der Gärtnerkunſt gekommen; Niklas geht immer ſehr mürriſch mit mir um, und ich mag ihm wohl dann und wann eine Pflanze verderben, weil ich ſie noch nicht kenne, aber, liebſte Mama, es würde mir ſo eine Freude machen, wenn ich Ihnen ſo eine Roſe bringen könnte, die ich mit meinen eigenen Händen gepflanzt und erzogen hätte, daß ich gewiß weis, wenn Niklas in meinem Herzen leſen könnte, er würde mir ſeinen ganzen Garten gerne dazu hergeben!

Fr. v. Blumenau. Niklas, Ihr ſeid ein grober Menſch.

Niklas. Dos äs meh å ſchien Nächt, dos ’N Knoden met do kähn.

Fr. v. Blumenau. Ihr ſeht wohl, daß mein Sohn ſich nur Einſicht in allerley Dinge zu erwerben ſucht; und ich ſage Euch, daß ich es ſehr übel nehme, wenn man ihn daran hindern will.

Niklas. Hot niſcht zu bedieten, ’N Knoden. Wenn Se’s ſu hah welln, ſu mog hå dån gånzen Korten ufn Kopp geſtelle; ech well ehr nech ån Wörtgen zu ſahn.

Fr. v. Blumenau. Mein Sohn, das will ich Dir wohl vergeben, daß Du ſeinen Garten in Unordnung bringſt; aber wie willſt Du es entſchuldigen, daß Du meinen Kanarienvogel wegfliehen laſſen; daß Du meinen armen Jacquot erdroſſelt, und die kleine Katze erſäuſt haſt?

Fritz. Das hätten Sie gewiß eben ſo gut gethan, Mama, wie ich. Dem Kanarienvogel hab' ich den Keſicht aufgemacht, aber hätten Sie geſehn, wie das arme Thierchen mit dem Köpſchen an den Drathgitter herumſtieß, Sie hätten gewiß Mitleid mit ihm gehabt. "Ach! ſagt' ich bey mir ſelbſt, vielleicht klopſt ihm das Herz nach der Mutter! vielleicht ſehnt er ſich blos deswegen ſo nach der Freyheit, um zu ihr zu fliegen, und ihr zu liebkoſen; und ſo hab' ich ihn aus der Gefangenſchaſt erlöſet. Der Herr Magiſter hat mir ſo oſt geſagt; der fromme Menſch erbarme ſich auch des Viehes!

Fr. v. Blumenau. Heißt das ſich des Viehes erbarmen, wenn Du dem Papagay den Hals umdrehſt, die Katze in den Brunnen wirfſt. Was hatten Dir die zu Leide gethan?

Fritz. Nichts, chere Mama, nichts. Aber Jacquot biß meine gute Dumont, als ſie ihm ein Stück Biskuit hinhielt, ſo auf den Finger, daß faſt Blut darnach kam; ſie ſchrie, und es that ihr ſo weh, ſo weh, daß ihr die Thränen in die Augen ſtiegen, und da hat mich denn der Zorn zu ſehr übereilt, daß ich mich nicht halten konnte. Es thut mir aber gewiß herzlich leid! und ich hätte nicht gedacht, daß die gute Dumont mir daraus hätte ein Verbrechen machen können.

Fr. v. Blumenau. Es iſt undankbar von Ihr, Mademoiſelle.

Dumont. Madame — — —

Fr. v. Blumenau. Schweige Sie! Aber, mein Sohn, die kleine Katze?

Fritz. Ich wollte, ſie käme aus dem Brunnen herausgeklettert, damit ich ſie noch einmal hineinwerfen könnte.

Fr. v. Blumenau. Wie ſo, mein Sohn, wie ſo!

Fritz (nimmt die Hand ſeiner Mutter, und zeigt ihr eine kleine Schramme, die ihr die Katze gekratzt, und küßt ſie mit Inbrunſt). Hier, hier, chere Mama, hier iſt ihr Verbrechen.

Fr. v. Blumenau. Das allerliebſte Kind! — Aber, mein Engel, warum haueſt Du denn dem Heinrich mit der Spiesgerte um die Beine, wenn er kommt und in meinem Namen Dich rufet?

Fritz. Das war Unrecht, liebe Mama; ich hatte eben zwei ganz herrliche Roſen für Sie gepflückt; ſie lagen noch auf der Erde. Heinrich ſah ſie nicht, ging darüber hin, und zerquetſchte ſie, und da hab' ich mich vergeſſen. Aber ich habe ihm weh gethan, und ich bitt' ihn um Vergebung.

Fr. v. Blumenau. Nein, er muß Dich um Vergebung bitten, mein Engel; und hiermit befehl' ich Euch allen dreien, meinem Sohne Abbitte zu thun, wer das nicht will, mag reiſen!

Dumont. Wie Madame — —

Fr. v. Blumenau. Sie gerade am erſten, Mamſell! Ein für allemal, man ſoll meinen Sohn gehörigen Reſpekt erweiſen; man ſoll ihm gehorchen, wie mir ſelbſt; und wem das nicht anſteht, der kann meinen Dienſt verlaſſen, und das auf der Stelle.

Niklas. Ah ſu! dos ängert då gänze Soche! Knädger Jonker Fretz, ech thu Ehm Abbette vor de Boomſtangenbüſſe, de hå mech uf dån Kopp verſetzt hot; Ech bett's Ehm och ob, doß hå mienen Blommengorten on mienen Krutgorken ſu raſaſchirt: Weſſen Se wos, Jonker? Wånn Se all Aeſcher omwarſen, Rabatten on Parterre omwühlen, alles in Krutgronats beßgen geſchlohn on geſchmiſſen hon, ſu well ech ſpräche: Kramm Sie's!

Heinrich. Wollen der Junker auch wohl mir Ihre kleine Aufwallungen von Hitze verzeihen?

Fritz. Ma chere Mama, ob ſie ſchon mir haben Verdruß machen wollen, ſo ſind es doch ganz gute Dienſtboten, und ſind Ihnen treu und ergeben, verzeihen Sie ihnen!

Fr. v. Blumenau. Blos auf Deine Fürſprache thue ichs! Seht nur, wie weit mein Sohn die Gutmütigkeit treibt, Ihr undankbaren Menſchen. Laßt mich, und merkt's Euch, bey der erſten Klage, die er über Euch hat, mache ich rein Haus. Für jetzt geht!

Niklas. Dos Stöck Aerbt wor ze fröhne.

Achter Auftritt.

Frau von Blumenau. Junker Fritz. Magiſter.

Fr. v. Blumenau.

Du ſiehſt, mein Sohn, ich leide es nicht, daß meine Leute ſich gegen Dich vergeſſen dürfen; aber dagegen verlange ich auch, daß Du ihnen mit Güte begegnen ſollſt. Es ſind Menſchen ſo gut wie Du.

Fritz. So gut, wie ich? Mama!

Magiſter. Allerdings, Junker, wie Sie. Sie beſitzen keine Reichthümer, haben dem Ungefähr keine vornehme Abkunft zu verdanken; aber ſie können groſſe Talente haben, ein edles Herz und gute Sitten. Vergeſſen Sie es nicht, daß faſt allezeit der grobe Kittel mehr Tugend verbirgt, als ein mit Golde verbrämter Gallarock.

Fritz. Ich will es behalten, Herr Magiſter.

Fr. v. Blumenau. Suche Dich ſo aufzuführen, daß Dich alle Menſchen lieb haben.

Fritz. Alle Menſchen, Mama?

Fr. v. Blumenau. Ja, mein Sohn!

Fritz. Ach, wenn Mama mich nur lieb haben, ſo iſt mein Herz ſchon zufrieden.

Fr. v. Blumenau. Du wirſt nicht immer alleine mit mir leben; die Andern — —

Fritz. Die andern werden wiſſen, daß ich Ihr Sohn bin; ſie werden mich reſpektiren.

Magiſter. Reſpekt, Junker Fritz, iſt den Herzen lange nicht ſo ſüß, ſo lieblich, als Dankbarkeit und Freundſchaft.

Fritz. Mein lieber Herr Hofmeiſter ſpricht doch recht wie ein Buch! Iſt's nicht wahr, Mama?

Fr. v. Blumenau. Merke auf das, was er Dir ſagt, mein Sohn; und wenn Du mich lieb haſt: ſo mache Dir ſeine Lehren, und ſeinen weiſen Rath zu Nutze. Du haſt ihm mehr zu verdanken, als mir ſelbſt; ich habe Dich nur auf die Welt geſetzt, er allein flößt Dir die Tugend ein, und entwickelt Deine Fähigkeiten. Ich übergebe ihm mein Anſehen und alle meine Rechte und Gewalt über Dich. Ehre und liebe ihn, wie einen Vater.

Fritz. Ich muß ihn ehren, das wohl! aber lieben, das kann ich ihm nicht verſprechen.

Fr. v. Blumenau. Warum nicht, mein Sohn?

Fritz (küßt ihr die Hand). Weil ich Sie ſo ſehr liebe, daß ich nichts anders lieben kann.

Fr. v. Blumenau (küßt ihn mit der größeſten Zärtlichkeit). Das allerliebſte Kind (zum Magiſter). Tadeln Sie mich, wenn Sie können, daß ich ihn ſo innig liebe. (geht ab.)

Neunter Auftritt.

Junker Fritz. Magiſter.

Magiſter.

Sie müßten ſehr undankbar ſeyn, wenn Sie einer Mutter Kummer machen könnten, die Sie mit ſolcher Zärtlichkeit liebt.

Fritz. Ich bin Ihrer Meinung, Herr Magiſter!

Magiſter. Sie haben heute Morgen Ihre Schreibſtunde verſäumt?

Fritz. Ja, Herr Magiſter. Ich kann den Schreibmeiſter nicht leiden. Nach Ihnen, wüßte ich keinen Menſchen, bey dem mir die Zeit ſo lang würde, als bey dem Sauertopf!

Magiſter. Er iſt nicht glücklich. Unverſchuldete Widerwärtigkeiten haben ihn genöthiget, ein Gewerbe zu ergreifen, wofür er nicht geboren war.

Fritz. Ich habe ihm auch alle Billets für den ganzen Monat auf Einmal geben wollen; er will aber niemals mehr als Eins annehmen.

Magiſter. Das ſieht ihm ähnlich: Ihr Tanzmeiſter iſt doch da geweſen?

Fritz. Ja wohl! Oh, den Mann, den hab' ich recht freßlieb! Er iſt immer luſtig; erzählt mir Märchen und Hiſtorien. Denken Sie nur, Herr Magiſter, er kann allen Menſchen nachmachen, daß man glauben ſollte, man ſähe Sie leibhaftig. Mamſell Dumont, Niklaſen, Ihnen ſelbſt; es iſt ganz ſo Ihre ernſthafte ſteife Miene, Ihr ſchwerfälliger Gang, Ihr froſtiger Ton; deswegen dünken mich denn ſeine Stunden immer viel zu kurz.

Magiſter. Alſo ziehen Sie einen verächtlichen Affen einem rechtlichen Manne vor; und blos angenehme Lehrübungen den unumgänglich nöthigen Künſten.

Fritz. Mir iſt ſehr wohl, wenn ich Zeitvertreib habe.

Magiſter. Wollen Sie zum wenigſten mir wohl ſagen, was Sie heute Morgen geleſen haben?

Fritz. Ich habe gar nichts geleſen, Herr Magiſter.

Magiſter. Gar nichts hätten Sie geleſen?

Fritz. Nein, nicht das geringſte.

Magiſter. Aber warum nicht, junger Herr!

Fritz. Das Buch, das Sie mir gegeben haben, iſt noch langweiliger, als der Schreibmeiſter, und ich verſtehe darinn Nichts.

Magiſter. Sagen Sie's nur gerade heraus, daß Sie darinn nichts verſtehen wollen. Ich läugn' es nicht, die erſten Grundſätze aller dieſer Kenntniſſe haben anfangs etwas Trockenes. Dies Buch giebt Ihnen Licht über den Urſprung und den Gang der Geſchichte; zeigt Ihnen die Elemente aller Wiſſenſchaften und die Grundſätze der Moral, der Weisheit — — — Sie lachen?

Fritz. Freylich! Wollen Sie mir wohl ſagen, wozu Wiſſenſchaften und Weisheit führen und nützen?

Magiſter. Zu Allem, junger Herr.

Fritz. Zu nichts in der Welt, Herr Magiſter, und davon will ich Ihnen den Beweis führen. Sie beſitzen viel Gelehrſamkeit; Sie ſind ein groſſer Philoſoph. Nun wohl! mit allen dieſen ſchönen Eigenſchaften müſſen Sie das ärmliche Gewerbe eines Hofmeiſters treiben; und wenn Sie nicht auf die Güte meiner Mutter, noch mehr aber auf meine Erkenntlichkeit rechnen könnten, ſo liefen Sie groſſe Gefahr, in Ihrem ganzen Leben nichts weiter zu werden, als ein elender Pedant.

Magiſter. Sie ſind ein naſeweiſer Burſche, und ſind nicht werth — — —

Fritz. Sie erzürnen ſich, Herr Magiſter? Ich habe alſo Recht.

Zehnter Auftritt.

Die Frau von Blumenau. Fritz. Magiſter. Amme Röschen. Ihr Sohn Töffel.

Fr. v. Blumenau.

Freue Dich, mein Sohn, freue Dich, ich bringe Dir liebe Geſellſchaft, und liebe Freunde.

Fritz. Wen denn, Mama?

Fr. v. Blumenau. Deine Amme; Deinen Milchbruder!

Roſine (läuft auf Fritz zu, und küßt ihn). Gott grüß Dich Söhnchen! Ha, Du biſt ja überſlick, überſlicke! Sieh! da iſt lieber Töffel, Dein Bruder: Kennſt'n denn nicht mehr?

Fritz. Nein!

Töffel. (zieht aus ſeinem Schubſack einen Aepfelkuchen, den er in ſein Tuch gewickelt hat) Ha ich kenn Dich recht wohl! Biſt Fritzchen, mein Milchbrüderchen. Sieh nur, ich bring Dir einen Aepfelkuchen mit, den die Mutter eigens für Dich gebacken hat; und ich hab mir nicht einen Biſſen'r von gezähmt. Da nimm Brüderchen; nimm da, Fritzchen; kennſt mich nun?

Fritz. Ja.

Roſine. Nun, ſo umhalſet Euch doch einander! habt euch ja ſo lange nicht geſehn.

Fritz (weicht dem Töffel aus, der ihn umarmen will, und hält ihm ſeine Börſe hin). Da Töffel!

Töffel. Was willſt mit Deinem Geldbeutel, den will'ch nicht!

Fritz. Ich muß Ihm ja doch ſeinen Aepfelkuchen bezahlen!

Töffel. Meinſt, ich hätt's aufm Kauf gebracht? hätt'n lieber zehnmal ſelbſt gegeſſen!

Fr. v. Blumenau. Nimm nur, Töffel; nimm nur; Du kannſt es Deinem Vater geben, dem wird's lieb ſeyn!

Töffel (nimmt die Börſe und giebt ſie ſeiner Mutter). Nun meinetwegen, Frau von Blumenau. Nimm hin, Mutter.

Roſine (betrachtet Fritz mit groſſen Augen). Wie er ſchon den vornehmen Herrn macht's, geht ganz in's Wilde.

Fr. v. Blumenau. Nun, Fritz! Du mußt Deiner Amme und Deinem Milchbruder was zu frühſtücken vorſetzen. Geh doch, ſchaffe ihnen was her.

Fritz. Iſt denn der Heinrich nicht da?

Roſine. Nein, Söhnchen! der ſattelt unſern Grauſchimmel ab, und führt ihn nach der Schwemme!

Fr. v. Blumenau. Nun, ſo geh Du doch ſelbſt hin, Fritzchen! geh, mach!

Fritz. Wird's Ihnen ein Vergnügen machen, Mama?

Fr. v. Blumenau. Ein großes!

Fritz. Gut, ſo laufe ich ſchon! Was ſoll ich denn den Bauerleuten bringen? Brod und Käſe?

Frau

Fr. v. Blumenau. Das beſte, was Du finden kanſt.

Töffel (läuft dem Fritz nach). Warte, warte! ich will Dir helfen. So könn'n wir mehr bringen.

Eilfter Auftritt.

Frau von Blumenau. Magiſter. Roſine.

Fr. v. Blumenau.

Nun, wie geht's Ihr denn, gute Roſine? wie ſteht's zu Hauſe?

Roſine. Gut, 'r Excellenz! gut.

Fr. v. Blumenau. Wie befindet ſich Ihr Mann?

Roſine. Wie'n Zinßhahn! Excellenz! gnädigſt zu dienen.

Fr. v. Blumenau. Geht's Ihr gut in Ihrer Haushaltung?

Roſine. Ih nu, was wollt's nicht! Excellenz. Liſe, das iſt mit Reſpekt zu ſagen, unſre Kuh, die hat Ihnen gekalbet, und'n Kalb gebracht, das man roh eſſen könnt; und 'S können's mir nur glauben, ich bin die Kränkſte von der ganzen lieben Familie.

Fr. v. Blumenau. Das hör ich gern! Was hat Euch die Erndte gebracht?

Roſine. Seegen die Fülle! Gott ſey Dank! Dreyßig Scheffel Roggen können wir verkaufen; und Waitzen haben wir über acht Scheffel. Ja kommen Sie nur mal zu uns, einen Kuchen will ich Ihnen davon backen, ſo weiß wie en Schnee. Sie ſoll'n nich ſo gut beim Munkoch kriegen. Wenn nur die vertrakte Schaafhuth des Pachters nicht thäte, daß wir ſömmern und Heu für die Kuh, Flachs zum Spinnen, und Kartoffeln für ein Paar Schweinchens legen können. Aber ſo dürfen wir nicht; und das iſt der Jammer all, den wir haben! lieber Gott.

Fr. v. Blumenau. Nun, nur Geduld, liebe Roſine! Ich habe ſchon gehört, daß die herrſchaftliche Kammer dem Uebel abzuhelfen bedacht iſt. Iſt Ihr Mann fleißig? arbeitet er brav?

Roſine. Sollt's meinen! Wie viere, Excellenz. Zuweilen, lieber Gott, ſitzt er was ſpät in der Schenke, der gute liebe Mann; aber es iſt ſein Verdienſt! Und ſehn Sie, betrinken thut er ſich nie, als an Sonn- und Feſttagen. Dabey muß ich's ihm, als eine ehrliche Frau zum Ruhm nachſagen, er hat keinen übeln Rauſch. Stänkert nicht; flucht nicht, wenn er'n Maaß zuviel hat; ſondern iſt Ihn'n ſo freundlich, ſo liebreich —

Fr. v. Blumenau. Und Chriſtoph; erlebt Sie Freude an dem?

Roſine. Nun, ich mag niemand verachten, bewahre mich der Sünde! Aber Töſſel iſt der beſte Junge im ganzen Dorfe, ja, wahrlich, weit und breit umher. Er lieſt ſchon, Excellenz, in der großen Bibel, ja gewiß und wahrhaftig in den Kronikbüchern die allerſchwerſten Namen. In der Kirche ſingt er Ihnen faſt eben ſo laut, als ſein Vater, und hält ſo lang aus als der Küſter. Er hat Ihnen einen ſo offnen Kopf, daß unſer Herr Magiſter ſein blaues Wunder daran hat; und doch ehrt und liebt er Vater und Mutter, wies im Katechismen ſteht. Excellenz 's iſt Ihnen ein Junge, ein Junge! ich gäbe ihn nicht für ſoviele Goldſtücke weg, als er ſchwer iſt!

Fr. v. Blumenau. Das freut mich ungemein. Laß ihn ſich nur immer ſo gut aufführen, ich will ſchon für ihn ſorgen.

Roſine. Da verlaß ich mich auf Excellenz. 'S iſt aber nicht deswegen, weils mein leibhaftiges Kind iſt, nein ſondern weil Sie große Ehre von ihm haben werden.

Fr. v. Blumenau. Ich zweifle nicht daran. Aber, seh' Sie, da kömmt er, er ſieht ja ganz traurig aus.

Zwölfter Auftritt.

Frau von Blumenau. Magiſter. Roſine. Töffel (tritt auf, ganz glühend im Geſicht, ſehr ärgerlicher Miene, holt zuweilen tiefe Seufzer, und wiſcht ſich zuweilen die Augen mit den Fäuſten).

Roſine.

Was iſt Dir, lieb Söhnchen?

Töffel. Nichts, Mutter!

Roſine. Biſt wohl gefallen?

Töffel. Neh, Mutter!

Fr. v. Blumenau. Was hat man denn Dir zu Leide gethan, Chriſtoph?

Töffel (zupft Roſinen beim Rock). Nichts, Frau von Blumenau. Laß'ns nach Haus, Mutter!

Fr. v. Blumenau. Wo iſt denn Fritz?

Töffel. Jm Garten, Fr. von Blumenau. Laß'ns nach Hauſe, Mutter!

Fr. v. Blumenau. Er wird die Aepfel und Birnen pflücken.

Töffel. Glaub's nicht! (zur Mutter) So laß'ns doch gehn!

Roſine. Nu, was haſt denn vor?

Töffel. Nach Haus! heimgehn laß'ns.

Fr. v. Blumenau. Aber, Du weinſt ja, Chriſtoph!

Töffel. Jch weine gar nicht, Frau von Blumenau (zur Mutter) Laß'ns heimgehn!

Fr. v. Blumenau. Aber warum willſt Du denn ſo eilig wieder fort?

Töffel. Weis wohl, warum!

Magiſter. Jch errathe es warum? ich wette! Jſt's nicht ſo, hat Dich Junker Fritz nicht geſchlagen?

Fr. v. Blumenau. Wär das möglich?

Töffel. Wohl mehr als möglich!

Fr. v. Blumenau. Hat er Dir auch viel Schaden gethan, armer Chriſtoph.

Töſſel. Ja ich wollt'n beſchaden thun! Wenns darauf ankäme, ich hätt'n ganz andre Knochen wollen fühlen laſſen! Was mich ſo giftig auf'n macht, ſind ſeine bittern Worte, die er mir gab; die kann'ch ihm nicht vergeſſen!

Fr. v. Blumenau. Wie heiſſen denn dieſe bittern Worte? Sag mir Chriſtoph.

Töſſel. Ich wäre nur'n Bauerjunge, ein Lumpenbub; ich wär ſein Bruder nicht. — — —

Roſine. Wärſt nicht ſein Bruder? der Kain der! Nicht ſein Bruder? Haſt Recht, Töſſel, komm, nach unſerm Dorfe, da verachtet man arme Leute nicht. Adjeh, Frau von Blumenau! Junker Fritz iſt Ihr Sohn; aber das ſag' ich Ihr für allemal; für den meinigen erkenn' ich ihn nicht mehr, da er ſeinen Milchbruder ſchlagen kann: Komm mein lieber Junge, komm: Wo keine Gleichheit iſt, da hat ſich's mit der Freundſchaft ausgebacken.

Fr. v. Blumenau. Nur noch einen Augenblick, Roſine! nur noch einen Augenblick!

Roſine. Nein, Cellenz; Kann Gottlob ohn' Sie leben! bleibe da nicht, wo man die Leute beſchimpft. O warlich, warlich, das ſollte mein Elias wiſſen! das habt ihr davon, daß ihr ſaure Wege lauft, um den hübſchen Junker Fritz zu beſuchen. Je ja, bakt ihn doch wieder ſchöne Aepfelkuchen! Ich bin nur'n geringe Bauerfrau; aber ich hab'ne Seele, ein gut Herz, und liebe meinen Nächſten; und er, ja, was wollt er haben? Nicht ſo viel als ich da von der Hand blaſe. Das wird ihm keinen Seegen bringen, ich ſag's Ihnen, Excellenz, ich ſag's Ihnen: Hochmuth kömmt vor'n Fall.

Fr. v. Blumenau. Sie hat Recht, Roſine. Aber, vielleicht hat auch Chriſtoph — —

Töſſel. Ach, lieber Gott, ich wollt ihm einen Schmatz geben, das wars all, ſonſt Nichts. Da hat er mich zurückgeſtoſſen, und als ich'm da ſagte, 's wäre nich fein, ſeinen Bruder ſo zurückzuſtoſſen, da gab er mir'ne Maulſchelle, ſo eine Maulſchelle —

Roſine. Der grobe Knaſt!

Magiſter. Da ſehn es Ihro Gnaden! Können Sie das entſchuldigen? Können Sie noch ſein gutes Herz loben, wenn er ſeinen Milchbruder mißhandeln kann, den Sohn ſeiner eigenen Amme. Wenn er ihn ſogar mit Fäuſten ſchlägt?

Fr. v. Blumenau. Ich entſchuldige es nicht. Seine Herzenshärte, ſeine Undankbarkeit, betrüben und ärgern mich. Aber, ſagen Sie nur, was ſoll ich thun?

Magiſter. Ich habe Ihro Gnaden nur noch ein Mittel vorzuſchlagen, und wenn das nicht wirkt, ſo verzweifle ich an Ihrem Sohne.

Fr. v. Blumenau. Welches iſt das?

Magiſter. Es iſt heftig, aber, ich glaube, es ſey nothwendig.

Fr. v. Blumenau. O, ſagen Sie nur, worinn es beſteht.

Magiſter. Gleich — — (zu Roſinen leiſe) gute Roſine —

Roſine. Herr Lehrmagiſter.

Magiſter. Mache Sie es doch ſo unvermerkt, daß Ihr Sohn einen Augenblick weggeht.

Roſine. Und warum ſoll denn mein Sohn weggehn?

Magiſter. Er muß nicht wiſſen, was ich Ihr zu ſagen habe.

Roſine. Ich verſteh — Töſſelchen! — —

Töſſel. Was ſoll'ch, Mutter?

Roſine. Geh in Stall, Töſſelchen; ſieh zu, ob Hanns zu ſaufen gekriegt hat!

Töffel. Ich will'n die Kumme auflegen; ſoll'ch nich, Mutter?

Roſine. Laß nur noch ſeyn, Töffelchen, laß noch. Ich will gleich nachkommen, und'n ſelbſt ſchirren.

Töffel. Wir gehn doch gleich heim?

Roſine. Ja doch, Söhnchen, ja doch!

Töffel. O, Hanns verlangt auch darnach, gewiß, und hat ſchon überley geſoffen und gefreſſen (a).

Dreyzehnter Auftritt.

Frau von Blumenau. Magiſter. Roſine.

Fr. v. Blumenau.

Nun ſind wir alleine, Herr Magiſter.

Magiſter. Sie ſcheinen ſehr beunruhigt.

Fr. v. Blumenau. Ach, Sie wiſſen ja, wie lieb ich das Kind habe.

Roſine. Das iſt wohl natürlich. Ich hab'n auch lieb, wenn ſchon er'n ſchlecht Herz hat.

Fr. v. Blumenau. Wenn das Mittel, das Sie mir vorſchlagen wollen — — —

Magiſter. Beruhigen Sie ſich, gnädige Frau, beruhigen Sie ſich. Ich will nichts weiter, als nur ſein Herz ganz alleine auf die Probe ſtellen; und dieſe Probe kann ihn vielleicht auf immerdar beſſern.

Fr. v. Blumenau. Ich bin zu Allem bereit.

Magiſter. Gnädige Frau, nur Unglück und Widerwärtigkeiten können den Menſchen gut und milde machen. Man muß ſelbſt Leiden gefühlt haben, um an anderer Leiden Theil zu nehmen.

Roſine. Erſchreklich wahr, Hochgelahrter Herr! So wahr als ob Sie's aus'm Buche läſen.

Magiſter. Ihr Sohn, hat in ſeinem Leben noch keinen Widerſpruch erfahren.

Roſine. Haben ganz Recht, Herr Lehrmagiſter! Fritz konnte noch nicht auf'n Tiſch riechen, als ſchon alles im Hauſe nach ſeiner Pfeiſe tanzte. Keiner von uns unterſtund ſich, zu thun, was er nicht haben wollte!

Magiſter. Er iſt noch nicht in dem Alter, da man Unglück kennt.

Fr. v. Blumenau. O, gebe der Himmel, daß er's niemals kennen lerne!

Roſine. Er hat zwar meinen Töffel geſchlagen; darüber bin ich'n zwar bitter böſe, aber hier gleich auf der Stelle ließ ich mir doch ein ganzes Maaß Blut abzapfen, wenn'ch'n dadurch immer glücklich machen könnte.

Magiſter. Ohn' ihn unglücklich zu machen, kann man ſein junges Herz auf eine ſehr harte Probe ſtellen.

Fr. v. Blumenau. Wie meinen Sie das?

Magiſter. Thun Sie, als ob Roſine die Kinder verwechſelt, und ihren eignen Sohn für den Junker ausgegeben habe, um ihn glücklich zu machen, und daß alſo Töffel Ihr wahrer Sohn ſey. Treiben Sie ſelbſt dieſe Probe ſo weit, daß Sie ihn auf eine Zeitlang der Amme mit nach Hauſe geben, um ſeinen Charakter zu bändigen. Unterm Strohdach wird er die Würde der Menſchen kennen lernen, unterm Strohdach wird er die Menſchheit verehren lernen.

Roſine. Nichts da, nichts da, Herr Magiſter Ihre Probe mag ganz gut ſeyn. Ich aber mag nicht das Bitterſte damit zu ſchaffen haben.

Magiſter. Und warum nicht?

Roſine. Sehn Sie, Herr Lehrmagiſter, ich bin aber all' mein Lebtag ehrlich und redlich geweſen; und drum will ich's nicht haben, daß die Leute glauben, ich hätte ſo gottlos ſeyn, und mein Fleiſch und Blut nur auf'ne

Stunde verläugnen können. Wenn ich mich mit ſolchen Heilloſigkeiten abgäbe, ſo drehte mir unſer Elias den Hals um, und groß Recht hätt' er.

Magiſter. Aber, bedenke Sie doch nur, gute Roſine, daß es nur blos ſo ein Vorgeben ſeyn ſoll!

Roſine. Vorgeben hin, Vorgeben her! der pure Verdacht einer ſolchen Schelmerey hängte mir einen Kleks an, den ich ſo lang' ich lebte nicht auswaſchen könnte. Hat man ſo was in der Welt erlebt: ſein eigen Fleiſch und Blut zu verläugnen!

Fr. v. Blumenau. Nun höre Sie nur, Roſine; ich habe meinen Fritz gewiß ſo lieb, als Sie nur immer Ihren Sohn lieben kann.

Roſine. Kann recht wohl ſeyn, Eellenz.

Fr. v. Blumenau. Kann Sie wohl glauben, daß ich meinen Sohn verläugnen wollte? Kann Sie wohl glauben, daß ich Sie in Schimpf und Schande bringen möchte?

Roſine. Ja, hören Sie nur, Frau von Blumenau, ſo große vornehme Damens, wie Sie, die haben ſo viel Ehre überlei, daß Sie ſich aus derley Plunder gar nichts machen; wir Bauerweiber aber, wir haben nichts zu miſſen, und wir verſtehn keinen Spaß mit der Ehre.

Fr. v. Blumenau. Verſteh Sie doch recht, Roſine. Kein Menſch wird Sie deswegen verachten, ſondern die ganze Welt wird Sie dafür loben, daß Sie dazu geholfen hat, meinen Sohn zu beſſern. Alle Leute ſollens ja erfahren, daß Sie aus bloßer Gefälligkeit gegen mich, in dieſe gut gemeinte Liſt eingewilligt hat.

Roſine. Und mein Sohn, mein armer Töffel, der von der ganzen Schnellerey kein Wort weis?

Fr. v. Blumenau. Den behalte ich bey mir, ich halte ihn als meinen Sohn. Kann Sie ſich darüber Kummer machen?

Roſine. Ich zweifle eben nicht, daß es ihm recht gut gehen würde, ihm; aber mir, mir! Ich hätt'n ja denn nicht bey'mir.

Fr. v. Blumenau. So bedenke Sie doch, Roſine, daß die ganze Geſchichte höchſtens etwa acht Tage währen ſoll.

Roſine. Ja! und wenn denn in acht Tagen Ihre ſchönen Stuben, Ihre ſchönen Kleider, Ihre leckern Biſſen des Mittags und des Abends ihm Augen, Zung und Herz verdorben hätten, und er käme dann wieder zu uns, und lüſterte nach den Fleiſchtöpfchen Egyptens, und krazte ſich hintern Ohren? Wenn Sie mir ſo'n Fritz daraus zögen? Da hatten wir uns'ne hübſche Suppen eingebrockt, nicht wahr?

Magiſter. Fürchte Sie nichts, gute Roſine! Ihr Chriſtoph ſcheint mir ein wackrer Burſche! Und ich verſpreche Ihr, ich will ihm unſre Herrlichkeiten der Welt, von ſolch einer Seite zeigen, daß er gar gerne wieder nach'ſeinem Dorfe ziehen, und wieder Töffel werden ſoll.

Roſine. Verſprechen Sie mir das, auf Treu' und Glauben?

Fr v. Blumenau. Dafür will ich Ihr Bürge ſeyn!

Roſine. Mags denn ſeyn, Ihnen zu Gefallen, Cellenz, will ich mich in Ihre kleinen Prattiken mit einlaſſen; aber das ſag' ich Ihnen, lang müſt's nicht währen? denn ſehn Sie, ich geh gern g'rad aus, und ich kann das Fikfaken nicht leiden, wobey man lügen muß und roth werden. Das iſt ſo die einfältige Ehrlichkeit, die wir Bauerweiber noch als Erbſtücke heilig halten.

Fr. v. Blumenau (ruft). Mademoiſelle Dumont!

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Dumont.

Dumont.

Was befehlen Madame?

Fr. v. Blumenau. Bringe Sie mir gleich den Fritz und den Chriſtoph hierher!

Dumont. Gleich Madame (ab).

Fr. v. Blumenau. Sie ſollen beyde kommen, hört Sie?

Funfzehnter Auftritt.

Vorige (außer Mademoiſelle Dumont).

Magiſter.

Jezt, Ihro Gnaden, bitte ich Sie, mir zu verſprechen, daß Sie ſtark und ſtandhaft ſeyn wollen, um die Probe, die wir vornehmen wollen, bis zum Ende hinaus zu führen.

Fr. v. Blumenau. Rechnen Sie auf mich.

Magiſter. Ich fürchte die Gewalt ſeiner Thränen.

Fr. v. Blumenau. Wenn ich ihn betrübe, ſo iſts zu ſeinem wahren Beſten.

Magiſter. Ohne Zweifel; Aber werden Sie die Stärke beſitzen, ſeinen Klagen zu widerſtehn?

Fr. v. Blumenau. Hören Sie mich an, Herr Magiſter! Sie kennen meine ganze Schwachheit für ihn; wenn Sie merken, daß ich weich werde, ſo geben Sie mir ein Zeichen, ſo will ich mich gleich wegbegeben.

Magiſter. Wie Sie wollen. Da kömmt er; waffnen Sie ſich mit Muth.

Fr. v. Blumenau. Sie ſollen zufrieden ſeyn.

Sechszehnter Auftritt.

Vorige. Fritz. Töffel.

Fritz.

Meine Mamſell hat mir geſagt, Sie wollten mich ſprechen, Mama!

Fr. v. Blumenau. Hab' ich nicht geſagt, man ſollte für Roſinen und ihren Sohn ein Frühſtück holen?

Fritz. Ja, Mama; ich habe gedacht, Sie würden nach der Speiſekammer kommen.

Fr. v. Blumenau. Ha! Fritz! — — —

Fritz. Was fehlt Ihnen, meine liebſte Mama?

Fr. v. Blumenau. Geb' Er mir dieſen ſo ſüſſen Namen nicht weiter.

Fritz. Was wollen Sie damit ſagen?

Fr. v. Blumenau. Mein Freund, ich habe da eine Neuigkeit erfahren, die ihm das Herz durchbohren wird. Er iſt nicht mein Sohn.

Fritz. Ich nicht Ihr Sohn?

Magiſter. Nein, mein Sohn, Hör Er nur das Unglück, worin das Schickſal Ihn geſtürzt hat.

Fr. v. Blumenau. Roſine und ihr Mann haben beide meine mütterliche Zärtlichkeit hintergangen.

Fritz. Ich nicht Ihr Sohn!

Magiſter. Sey es Liebe zum Töffel, oder die Hofnung, einſt durch die erſchlichne Erbſchaft eines untergeſchobenen Sohnes reich zu werden; Sie haben die Schwachheit gehabt, Ihn für den Sohn der gnädigen Frauen auszugeben.

Fr. v. Blumenau. Roſine hat mir ſo eben Ihr Vergehen geſtanden. Töffel iſt mein Sohn, und Er iſt Roſinens wahres Kind.

Fritz. Sie ſind nicht meine Mama?

Frau

Fr. v. Blumenau. Nein, kleiner Freund. Aber, nur Muth gefaßt. Ich will für Ihn ſorgen. Ich will ſein nicht vergeſſen. Komm Chriſtoph, komm mein wirklicher Sohn; nimm bey mir den Platz ein, der Dir zukömmt.

Töffel (wirft ſich in Roſinens Arm). Bedanke mich vielmals! Frau Blumenau. Bisjezund iſt Junker Fritz Ihr Sohn geweßt. Behalten Sie'n. Ich will viel lieber nach unſerm Dorfe heimgehen, das hier iſt meine Mutter.

Roſine. Mein Kind; da dort, das iſt mein Sohn!

Töffel. Dein Sohn wär er Mutter? Aber, ſo lieb kann er Dich doch nie haben, als ich.

Fr. v. Blumenau. Du biſt ein undankbar Geſchöpf, mein Sohn. Da ich die Arme einer Mutter nach Dir ausſtrecke, ziehſt Du mir eine gemeine Bäurin vor!

Töffel. Nehmens nicht für ungut, liebe Frau Blumenau. Ich ehr Sie von ganzem Herzen und allen Kräften. Aberſt lieben, kann ich mich nich unterſtehen. Meine Mutter, Roſine, hat mich gehegt und gepflegt, hat mich erzogen; Ich kann Ihnen ja keine Ehre machen. Laſſen's mich wieder nach unſerm Dorfe gehn. Fritz iſt ja viel wakrer, viel artiger. Behalten Sie'n.

Fr. v. Blumenau. Folge mir. Ich befehle es, und will es nun ſo haben.

Magiſter (zu Töffel). Bedenken Sie, daß die Dame Ihre Mutter iſt.

Töffel. Ach, lieber Gott, lieber Gott, was bin ich für'n unglückliches Kind!

Sie-

Siebenzehnter Auftritt.

Friz. Magiſter. Roſine.

Roſine.

Na, Täffel! Was ſtehſt Du ſo griesgrammig. Thut Dirs dann ſo weh, daß Du mein Sohn biſt?

Fritz. Nein, meine Mutter.

Roſine. He nun! Guter Junge, ſo ſtattlich wirſt'e nicht mehr hergehn, ſo prunke Kleider wirſt'e nicht mehr haben: wenn Du gut biſt, ſo will ich Dich eben ſo lieb haben, als Frau von Blumenau.

Fritz. Sie iſt nicht mehr meine Mutter!

Roſine. Bin ich wohl nicht eben ſo gut? So flink geputzte Stuben hab' ich nicht; auch keine Kammerjungfer und bunte Diener, die mir aufwarten, aber ich arbeite; habe mein Brod; verzehr' es mit Freuden, und zuweilen geb' ich noch andere was davon ab, die nichts haben, und das ſind unſre Feſttage. Ho, wie Vater Elias ſich freuen wird, wenn er Dich wieder ſieht; es iſt ihm recht bänglich, bis wir kommen, der gute, liebe Alte, was er Dich an ſein Herz drücken wird! Ich will geſchwind gehen, und den Hanns anſchirren, und denn wolln' wir flugs heim reiſen; nicht wahr, Söhnchen?

Fritz. Oh ja, Mutter.

Roſine. Nimm Deinen Abſchied vom Herrn Lehrmagiſter, und von allen Leuten im Hauſe. Sag' ihn'n viel'n Dank für alle Gutheit: hörſt Du! Ich will gar bald fertig ſeyn (geht ab).

Acht.

Achtzehnter Auftritt.

Fritz. Magiſter.

Magiſter.

Sein Hochmuth empört ſich über eine ſo große Veränderung!

Fritz. Ich habe es verdient, daß Sie mir kein gutes Herz zutrauen.

Magiſter. Er ſieht, daß man ſelbſt im Schooße des Glücks dem unbeſtändigen Schickſal nicht trauen muß.

Fritz. Bin ich noch nicht unglücklich genug!

Magiſter. Der Himmel iſt gerecht, und ſtraft Ihn, wie Ers verdient. Er begegnete denen hart, die der Mangel zwang, Ihm zu dienen; Jetzt wird Er ſie bedauern lernen.

Fritz. Sie ſind bey Frau von Blumenau. Sie ſind weit glücklicher als ich.

Magiſter. Er ſchätzte ſeine Mutter geringe; mißhandelte ſeinen Bruder; wenn der nun wieder ſo wollte — — —

Fritz (weint). Ach lieber Herr Magiſter!

Magiſter. Er weint darüber, daß Er weiter nichts mehr iſt als Elias und Roſinens Sohn.

Fritz. Nein, Herr Magiſter, gewiß nicht. Er iſt mein Vater, ſie meine Mutter, ich werde ſie lieben und ehren. Aber daß ich Frau von Blumenau verlaſſen muß, daß ich nicht mehr ihr Kind bin, das geht meinem Herzen gar zu nahe.

Magiſter. Tröſt' Er ſich, mein Sohn. Frau von Blumenau iſt gütig.

Fritz. Ach ja! ſehr gütig.

Magiſter. Sie war Ihm ſehr gewogen. Sie wird Ihm ohne Zweifel noch immer gewogen bleiben.

Fritz. Ach, wenn ſie nur ſo gütig ſeyn möchte, zuweilen an mich zu denken.

Magiſter. Ich verſpreche Ihm, daß ich mit ihr oft von Ihm reden will.

Fritz. So ſagen Sie ihr ja, lieber Herr Magiſter, daß mir nichts ſo nahe geht, als daß ich ſie verlaſſen muß. Daß ich ſie Zeit meines Lebens nicht vergeſſen werde.

Magiſter. Das will ich thun, lieber Freund!

Fritz. Und wollen Sie mir es gütigſt verzeihen, daß ich auf Ihre Lehren ſo unaufmerkſam geweſen bin?

Magiſter. Jezt ſieht Er, mein Sohn, an was für einen dünnen Faden die Güter des Zufalls hängen! Noch vor einer Stunde war Er reich; Er ſchien von hoher Geburt zu ſeyn; nun iſt er arm, und der Sohn eines ſchlechten Landmanns — Nun thue Er wenigſtens, was Er kann, dieſem ſeinen Vater das Leben und die Sorgen zu erleichtern. Er war hochmüthig und boshaft; werd' Er demüthig, ſanft und fromm: ſo wird Ihn der Himmel nicht verlaſſen. Leb' er wohl, mein Sohn! Da kommen Heinrich und Mademoiſelle Dumont, die Ihm ſeine Kleider bringen.

Fritz. Adieu! mein liebſter Herr Magiſter.

Neunzehnter Auftritt.

Fritz. Heinrich. Mdlle. Dumont.

Dumont (ironiſch).

Très humbel ſervante, Monſieur Töffel!

Heinrich (ironiſch). Unterthänigſter Diener, Herr Junker Töffel!

Dumont. Woll'n Monſieur Töffel wohl mir begönnen, Ihre neue Toilette einzurichten?

Heinrich. Der erhabene Junker Töffel werden mir gnädigſt die Ehre erlauben, heute noch einmal bei Höchſtdero Kammerdienerſtelle zu vertreten.

(Beide ziehen ihm ſein Kleid aus, und legen ihm Töffels Jacke an. Fritz läßt geduldig mit ſich machen, und weint nur.)

Dumont. Das Kleid da putzt ihn bis zum charmiren.

Heinrich. Ha! und der Huth!

Dumont. Ha beym St. Valten! So ſtolz wird der Herr nicht mehr ſeyn, wird mich nicht mehr für eine Magd halten. Mich, die ihn die erſte Edukation gegeben habe!

Heinrich. Der hochadeliche Herr Junker werden mir nicht die Spiesgerten auf den Schienbeinen zerſchlagen: Werden mich nicht mehr Schlingel und Flegel tituliren!

Dumont. Man wird mich der ſchönen Augen des allerliebſten Monſieur wegen nicht mehr verhunzen und beſchelten.

Heinrich. Nun wird es ein rechte Paradies im ganzen Haus werden!

Dumont. Er weint?

Fritz. Oh, wie geht Ihr mit mir um.

Heinrich. Nach Verdienſt und Würden.

Dumont. So wie das Sprichwort will: Wurſt wieder Wurſt.

Heinrich. Ja, und: ſo thuſt du mir, ſo thu ich dir.

Fritz. Ihr habt Recht! Ich war ein böſer Knabe; aber ich bitt' Euch von Herzen um Vergebung.

Dumont. Das arme Kind!

Heinrich. Im Grunde hatte er doch kein böſes Herz.

Fritz. Vergeſſet das Unrecht, was ich Euch gethan habe, damit ich Euch verlaſſen kann, ohne daß Ihr mich haſſet.

Dumont. Es iſt doch Jammer und Schade, Heinrich.

Heinrich. 'S iſt Sünde und Schande!

Dumont. Da muß er nun an die ſaure Feldarbeit gehen! —

Heinrich. Und das harte, ſchwarze Brod eſſen!

Fritz. Ach, das iſt es nicht, was mir den ſchwerſten Kummer macht.

Dumont. Die Roſine hätte auch wohl was beſſers thun können, als uns den Bauerlaſſen ins Haus bringen.

Heinrich. Ja, da ſie zwölf Jahre lang die Goſche gehalten hat, ſo kann ich auch die Nothwendigkeit nicht einſehn, daß ſie eben nun mit ihrem Geheimniſſe zu Markte kömmt.

Dumont. Das noch wohl dazu ein neuer Betrug und Liſt iſt.

Heinrich. Oh, ich wollt' drauf wetten!

Fritz. Beſchimpft meine Mutter nicht! Sie iſt arm, aber ſie iſt redlich und fromm.

Zwanzigſter Auftritt.

Vorige. Niklas.

Niklas.

Aes es dänn rächt wohr, wos mer ſ'n em Huſe h'rom g'ſaet, doß Jonker Fretz nech Jonker Fretz äs, atter Röſchens Suhn, Töffel?

Dumont. Wahr genug! Seht nur da, das arme Kind. Er dauert uns, und ob er uns ſchon Trübſal genug angethan hat, beklagen wir ihn doch, und thut uns in der Seelen weh.

Niklas. Weſſen Se wos, Mamſell Dömong, äs gleht mer nech ä Zärchen beſſer! Hiete früh hot mech onſe knädge Härrſchofft ſientholben woacker usgefilzt, (Se hans ju wuhl gebiert) on ech woar'n ſu groll gram! Atter nu han ech nech ſuboald ſien Ongleck erfohre, ols mien Härz ſien'n Geiſt hot fohre g'loſſen. On ech kumm eegens Gewärds, mech met ehm ze vertroage, vor dos hä von Henge gieht.

Fritz. Lieber Niklas!

Niklas. Doa, doa, nä'mt hä dos klene Kerble; es ha'ch dos Schienſt hineingetho, wos ech no ſenge kunnt; om kännzen Spollier ſendt ha's nech zietger. On doa breng ech'm ä Huat, zom Ongedenken; hä moſſ'n atterſt nech uſſetze, ols wänn hä zer Kerche gieht. On ſieht hä, do ſchänk ech'm olle dä Kortengeräthe, de ſech voor ſu ä kleen Bub'n ſchecken. On dos ech's ehm zom Angedenken ſchenke, dos äs, doß hä ſahn ſull: dos G'räte hot mer mien Frönd Nekel geſchenkt, on dän ſchienen Huht och.

Fritz. O Niklas, lieber Niklas, Seine Freundſchaft und Seine Geſchenke ſind mir ſo lieb.

Niklas. Ech wullt's Ehm gärne bäſſer gäh, atter ech hott's nech bäſſer; atter us trien Härzen käb' ech's, dos konn Hä nannt geklobe.

Fritz. O, wie thut mir's leid, daß ich Ihm ſo oft Aerger gemacht habe!

Niklas. Noa, Teffel, beſt onglecklech, on dröm hon ech's verkäſſen. Ech well olle Sunnt'ge ze der kumme, on well Der emmer wos met gebrenge. Moſſt nannt ä Härz foſſe, wu ken's äs. Aes werd Der olles ſuer wäre, dos äs nech änners, bes es kewohne werſt; atter es gebt ſech olles met der Ziet. Dien Mämme moſte ju rächt läb hah; on dien Päppe flieſeg gehälſe; on wänne mit ollen friendlech beſt, ſu waren ſe Der olle wedder guet geſte, on dos äſ'ch enne gruſſe Fröde. Setche Pläſiers werſte bie Voter Elies nech hah, ols hier! Atter där eene hot dos, där ännere hot dos; on ech hah eens, von dän ſe keene Kunde han, on dos ech vor olle höre Kunzerts, Bälle, Kumedigen, Wien on Broaten nech vertuſchen megt; dos äſ'ch där Schloaf. Klebs mer, Töffel! mer konn der nech rächt geſchloſe, wänn mer nech woacker geärbt hot.

Sech nannt, wos well å Menſch mieh, wånn hå guet en ſiener Hut geſchloſe konn?

Fritz. Meine lieben Freunde, werdet Ihr mir auch noch gut ſeyn, wenn ich nicht mehr hier bin?

Alle Drey zugleich. Gewiß, gewiß!

Fritz. Nun gut! So verſprecht mir — —

Niklas. Wos dånn?

Fritz. Daß Ihr die gnädige Frau von Blumenau zuweilen an mich erinnern wollt.

Niklas. Ae Wurt å Wurt, å Monn å-Monn!

Dumont. Er geht mich gar zu nahe! Adieu Monſieur Chriſtophle!

Fritz. Sie umarmt mich nicht einmal zum Abſchied?

Dumont. O, ja, ja! De tout mon cœur!

Heinrich. Darf ich auch?

Niklas. On ech och?

Fritz. Adieu, lieben Freunde!

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Fritz allein.

Das iſt alſo das Kleid, was ich künftig tragen werde? Ich bin Töffel, ein Sohn der Amme Roſine und des Bauern Elias! — Doch, darüber kann ich mich tröſten. Aber meine bisher ſo liebevolle Mama verlaſſen, nicht mehr ihr Sohn ſeyn, ihr Herz verlieren? Wer kann das aushalten!

Zwey und zwanzigſter Auftritt.

Fritz..Töffel (kommt in Fritzens Kleidern, die ihm unſchicklich ſitzen, und hat dabei einen Federhut, auf ſchlechten eingepuderten Haaren).

Töffel.

Gott grüß Dich, Töffel!

Fritz. Ihr Diener, Junker Fritz.

Töffel. Ho, Du biſt mir böſe! Aber haſt Unrecht. Wenn ich Dir im Wege geh, ſo glaub' mir ich thu's gar nicht gerne; und darum komm ich her, Dir's abzubitten.

Fritz. Es iſt nicht Ihre Schuld.

Töffel. Willt Du denn ganz und gar mich niemals lieb haben.

Fritz. Warum meinen Sie das?

Töffel. Wenn ich zu Dir Du ſage, und ſo als zum Bruder; ſo antworteſt Du mir Junker, und Sie, und mit Ihr Diener. —

Fritz. Nun wenn das mehr gefällig iſt, ſo will ich Dich duzen.

Töffel. Und willſt mir recht gut ſeyn?

Fritz. Ja.

Töffel. So recht gut, wie Dein'm Bruder.

Fritz. Ja, ganz ſo!

Töffel. Nu, ich will gleich ſehen, ob's recht von Herzen geht. Da, ſiehſt hier all den Firlefanz, den 'ch in Deinen Schubſäcken gefunden habe? Ich habe Mamſell Dumong gefragt, was es wäre? da ſagt' ſie mir, 's wären goldne Snippſe; da hab' ich wieder gefragt, ob's viel Geld koſte? und da hat ſie mir geſagt, mehr harte Thaler, als ich ſchwer wäre. Nun ſieh, da bin ich gleich zur Frau Blumau gelaufen, und fragt' ſie, ob ſie mir das alles ſchenkte, und daß ich damit thun dürfte, was ich wollte;

die ſagt mir, ich ſollt' alles damit thun, was ich nur wüßte und wollte. — Ihrenthalben könnt ichs gar verſchenken, und ſo bin ich geſchwind hergerennt, daß ich's Dir geben will. Da ſind die Snippſe. Nimm hin!

Fritz. Ich bedanke mich, behalt Du ſie!

Töffel. Du giebſt Dein'n Bruder en Korb?

Fritz. Was ſoll ich damit machen? Solche Sachen ſchicken ſich beſſer für Dich, als für mich.

Töffel. O, ich gebe ſie Dir auch nicht für Dich.

Fritz. Für wen denn?

Töffel. Für Deine gute Mutter Roſine, für Deinen Vater Elias. Der muß es ſich den ausgeſchlagnen Tag ſauer bei der Arbeit werden laſſen. Und denn ſo kommen die Herren Steuereinnehmer dann und wann, und fordern ihn Geld ab; und denn ärgert ihn das, und macht ihn launiſch, und dann ſo zankt er und ſchilt auf meine liebe Mutter. Das Erſtemal, daß Du dieſe Geldherren kommen ſiehſt, ſo gieb ihnen dieſe Snippſe, und laß Dir von ihnen verſprechen, daß ſie Vater in Fried und Ruhe laſſen wollen, ſo lang' er lebe.

Fritz. Gieb her.

Töffel. Mußt mir aber noch was verſprechen, Bruder.

Fritz. Sage nur, was?

Töffel. Mußt Deinen Vater und Deine Mutter ja recht lieb haben.

Fritz. Ja, ich werde ſie lieben.

Töffel. Mußt ihnen ſag'n, daß ich ſie all mein Lebtage nichts vergeſſen will, und denn, wenn Du erſt groß biſt, und ich auch, ſo mußt Du zu mir herkommen, ſo woll'n wir beiſammen leben, und alles was ich nur habe, das wollen wir theilen, wie'n paar Brüder. Willſt'?

Fritz (umarmt ihn). Ja, mein Bruder.

Töffel (umarmt ihn). Ach, was 'ne Freude Du mir machſt. Nun ſeh' ich, daß Du keinen Groll auf mich haſt.

Drey und zwanzigſter Auftritt.

Frau von Blumenau. Fritz. Magiſter. Roſine. Töffel.

Fr. v. Blumenau.

So recht, meine Kinder! So recht! Es freut mich zu ſehen, daß Ihr gute Freunde ſeyd. Bleibt das immer.

Töffel. Oh, dafür bin ich Manns.

Fr. v. Blumenau (zu Fritz). Alles iſt zu Deiner Abreiſe fertig, Chriſtoph. Ich hätte Dich gern noch ein paar Tage bei mir behalten; aber Deine Mutter meint, Dein Vater würde in Sorgen gerathen, weil er ſie heut Abend wieder heim erwartet; und drum will ſie auf der Stelle wieder weg. Führe Dich gut auf Chriſtoph; Ehre Deinen Vater und Deine Mutter, und hilf ihn'n hübſch bei ihrer Arbeit. Denke hübſch zuweilen an mich, und verlaß Dich darauf, daß ich Dein nie vergeſſen werde.

Fritz (kniet weinend vor ſeiner Mutter). Mama — Gnädige Frau, gewähren Sie mir eine Bitte.

Fr. v. Blumenau. Steh auf! worin beſteht ſie?

Fritz. Ich kann Sie nicht verlaſſen. Behalten Sie mich doch hier aus Mitleid, aus Barmherzigkeit: Ich will Ihrem Sohn aufwarten, will ihm unterthan ſeyn. Allen im ganzen Hauſe will ich gehorchen.

Töffel (fällt gleichfalls vor ihr auf die Knie). Weil Sie doch meine Mutter ſind, o ſo ſeyn Sie auch meines Bruders Mutter. Laſſen Sie uns bei einander bleiben! Auf'n Knien bitt' ich drum. Sie haben ja denn zwei Söhne ſtatt Einen.

Fr. v. Blumenau. Steht auf, meine Kinder.

Roſine. 'S geht mir durch Mark und Bein. Länger kann 'chs nicht aushalten. 'S will mit Gewalt über die Zunge.

Vier und zwanzigſter und letzter Auftritt.

Vorige. Heinrich. Mdlle. Dumont. Niklas.

Niklas.

'R Knoden! do kummen mer, Mosgeh Heinrich, Mamſell Dümong, on Ech, 'R Knoden än Vorſchlag zethun, dän mer ons usgebette, on dän ſe ons nech wägern ſall; atter mer nähmen ſuglich ſue uf där Stelle olle drie onſen Obſcheed. Dos es nu eenmol usgemocht.

Fr. v. Blumenau. Nun worin beſteht dieſer Vorſchlag, Niklas?

Niklas. Doſſe dän ormen Jongen, dän Teſſel by ſech beholten, on onsze erloben, daſs mer ehm wannt emmer aſſe Jonker begögnen: On darmet mer Nemmt onrecht g'thue, on wiel mer wuhl weſſen, wos ä Suhn äs, on mer ä Kend nech gärn wäggebt: ſu han mer 'R Knoden betten wull'n: Se ſull'n ons ollen än jeden dän dretten Pfëng von onſen Luhn obzleh, on dos Gäld där Rösgen gäb on ären Monne, als ä Wetthom; doſs ſe dach Eps han vur ehr Kend, dos mer ehn'n obnemmt.

Fritz. O lieben Freunde! In meinem Leben will ich dies Zeichen Eures guten Herzens nicht vergeſſen.

Fr. v. Blumenau. Ihr verlangt, ich ſoll ihn bey mir behalten, und heute Morgen führtet ihr alle drey ſo bittre Klagen gegen ihn.

Niklas. Ih! hä es ju ongleklech, on dormet et de Golle uf'm Härzen wäk. Ech hah olles vergäſſen. Bezähle Se dän Töffel!

Fritz. Nein, Niklas, Er hat mich eben vorher gelehrt, was ich meinen Vater und meiner Mutter ſchuldig bin, bald hätt' ichs wieder vergeſſen. Je ärmer ſie ſind, je weniger iſt mir's erlaubt, ſie zu verlaſſen. — Lebt wohl, meine Freunde! Seid ja ſorgfältig auf den Dienſt

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52319-X
REICHARD,H.A.O. FN. 17581/018

Eurer gnädigen Frau, und auf meines Bruders! Vergeſſet meine Unartigkeiten — — (umarmt den Töffel) Adieu, mein Bruder! — — — — Laß uns eilen, Mutter!

Fr. v. Blumenau. Herr Magiſter — — — —

Magiſter (nimmt Fritz bey der Hand und führt ihn ſeiner Mutter zu). Hiermit iſt's genug! Gnädige Frau, umarmen Sie Ihren Sohn; er iſt Ihrer würdig.

Fr. v. Blumenau (ſchließt ihn in ihre Arme). Mein Sohn!

Fritz. Sind Sie wieder meine Mama?

Fr. v. Blumenau. Ja, wieder mein Sohn. Alles bisherige war eine Probe, zu ſehen, ob Dein Charakter ohne Hofnung verderbt wäre. Dein Herz iſt der Beſſrung fähig; davon hat Deine Empfindung im Unglück einen Beweis gegeben. Ich darf mir ſchmeicheln, daß aus Dir ein würdiger Menſch werden könne; und das macht mich zu einer der glücklichſten Mütter.

Töffel (zu Roſinen). Ho, ho! Ich bin alſo ver wie nach Dein Sohn?

Roſine. Ja, lieber Knabe, ja!

Töffel. Ich weiß mich vor Freuden nicht zu laſſen.

Fritz. Willſt Du nicht bei uns bleiben?

Töffel. Nichts da! nichts da! Meine Angſt iſt ſchon ſo groß geweſt, daß'ch mein'n armen Vater nicht wieder ſehn ſollte! O, wie ich ihn an meinen Hals drücken will!!!

Fritz (giebt Töffeln die goldnen Snippſe, die er von ihm erhalten hatte). So nimm das!

Töffel. Nein, behalt's Du.

Fritz. Und denkſt Du nicht an die Herren Steuer-Einnehmer?

Töffel. Haſt Recht! gieb gieb her!

Magiſter. Gute Mütter! was denkt Ihr davon?

III. Aus-

III.
Auszüge.

Auszüge einiger Briefe eines deutſchen Officiers von dem Cap der guten Hofnung, und aus Oſtindien.

Erſter Brief.

Liebſter Freund!

Sie wollen doch auch wohl eine kurze Beſchreibung von dem Cap haben? Der Cap iſt ſo wenig eine Feſtung als eine Stadt, ſondern nach Europäiſcher Art zu reden ein Flecken, beynahe ſo groß wie Wolfenbüttel; er wird aber von Jahr zu Jahr erweitert, und immer mehr angebauet. Von vorn liegt er hart an der See, und hinten und an beyden Seiten iſt er mit ſehr hohen Gebürgen umgeben, worunter der ſogenannte **Tafelberg** und **Löwenkopf** die berühmteſten ſind. Ich bin auf beyden geweſen, jedoch in Geſellſchaft und mit Gewehr, weil man wegen der Löwen, Tieger und anderer wilden Thiere, welche ſich in dieſen Gebürgen vielfältig aufhalten, ſehr auf ſeiner Hut ſeyn muß. Dieſe Gegend von Afrika iſt überhaupt ſehr bergich, ſo daß man 4 bis 5 Monate beſtändig zwiſchen Gebürgen reiſen kann.

Die **Straßen** auf dem Cap ſind nicht gepflaſtert, weil es von keiner Dauer ſeyn würde, indem die Südoſtwinde zu Zeiten ſo ſtark wehen, daß ſie die Steine losreißen würden. Aus eben dieſem Grunde ſind auch die Dächer auf den Häuſern nicht mit Steinen gedeckt, ſondern von Rohr geflochten, ohngeachtet hier ein großer Ueberfluß an Steinen iſt; ja man ſiehet faſt nichts, wie Klippen und Felſen.

Die Häuſer ſind alle mit weißen Kalk angeſtrichen, und werden wenigſtens alle Jahr renovirt, weshalb ſie allezeit neu ſcheinen. Sie ſind mehrentheils von einem Stockwerk, jedoch hat man ſeit einiger Zeit angefangen, ſie auch von zwey Stockwerken zu bauen; inwendig ſind ſie ſehr prächtig, und man ſieht hier durch die Bank viel magnifikere Meublen wie in Europa, ohngeachtet ſie größtentheils aus Europa kommen, und die hieſigen Einwohner ſie zwey bis dreymal ſo theuer, wie in Europa, bezahlen müſſen. Inſonderheit trift man die prächtigſten Schildereyen an, welche von den berühmteſten Meiſtern in Europa verfertigt ſind.

Die ganze Beſatzung auf dem Cap beſteht aus vier Compagnien, jede hundert Mann ſtark, wovon der Herr Major von Prehn Chef iſt. Zuweilen wird eine Compagnie durch einen Capitain commandirt, zuweilen durch einen Lieutenant. Es ſind außer dem Major nicht mehr wie eilf Officiere an dem Cap, nemlich: 1 Capitain, 1 Capitainlieutenant, 2 Lieutenants, 6 Fähndrichs, und 1 Adjudant, welcher allemal der jüngſte Officier iſt. Ein Fähndrich ſteht ſich monatlich auf einige 60 Gulden, hievon kann er aber doch nicht ſubſiſtiren, wenn er nicht einen kleinen Handel dabey führt, wie ſie alle thun.

Man kann ſich hier nicht ſo einſchränken und einrichten, wie in Europa. Man kann ſich nicht einmiethen, ohne ſich zugleich in die Koſt zu dingen, und ſolche kann man monatlich nicht unter 36 Gulden haben. Hiervor hat man zwar alles, den Wein mit eingeſchloſſen; aber der Staat, welchen man führen muß, die Pracht in Kleidern

dern und dergleichen, dies nimmt das mehreſte Geld weg. So bald einer hier Officier iſt, muß er heyrathen, und er kann allemal ein Mädchen mit 40 bis 50000 Gulden kriegen. Es iſt auch kein einziger Officier auf dem Cap, der nicht verheyrathet iſt. Als ein Fremder konnte ich mit meiner Uniform in alle Geſellſchaften kommen; aber als ein Einheimiſcher wäre ich nicht angeſehen worden, wenn ich nicht wenigſtens mit ſeidenen ſehr prächtig bordirten Weſten erſchienen wäre, ohngeachtet alles, was Kleidung heißt, hier wenigſtens noch einmal ſo theuer iſt, wie in Europa. In Batavia iſt es noch ärger, wie mir von vielen verſichert worden, welche daſelbſt geweſen ſind. Mit einem Worte, es iſt hier eine ganz andere Welt, es ſind ganz andere Sitten und Gebräuche.

Für die kurze Zeit, welche ich auf dem Cap geweſen bin, habe ich mich recht gut divertirt; aber die Geſellſchaften ſehen mir doch im Grunde nicht an, weil der Umgang gar zu gezwungen und zu genirt iſt. Auf den Rang wird ſo ſteif und feſt gehalten, daß man genug zu thun hat, um nicht dagegen zu ſündigen. Es würde eine Todſünde ſeyn, wenn man z. E. die Geſundheit eines jüngern Fähndrichs erſt tränke, als eines ältern; es würde aber noch ein größeres Mißvergnügen ſeyn, wenn man eine ältere Frau Fähndrichen einer jüngern nachſetzte. Ich nehme die wenigen Geſellſchaften aus, wo man auf einen ſehr freundſchaftlichen Fuß miteinander umgeht; es darf aber kein einziger darin ſeyn, mit welchem man nicht eben ſo vertraut iſt, ſonſt muß ein jeder feſt auf ſeinen Rang halten.

Ich habe noch keinen Ort gekannt, wo ſo viel geklatſcht wird, wie auf dem Cap. Dies iſt aber ganz natürlich, denn erſtlich iſt es ein kleiner Ort, und fürs zweyte ſo wird hier in den Geſellſchaften gar nicht geſpielt, ſondern allezeit geſprochen, oder man ſitzet wie Statuen und ſieht ſich einander an. Die Diſcurſe in den Geſellſchaften ſind ſo trocken, daß ich oftmals dabey eingeſchlafen bin, denn die Mannsperſonen reden von nichts als vom Handel und der Schiffarth, und von beyden verſtehe ich zur Zeit ſehr wenig. Wenn man bey den Damen angenehm ſeyn will, muß man immer mit ihnen badiniren, ſie küſſen, tanzen, und hiezu bin ich nicht allezeit aufgelegt. Sie ſind ſehr verliebt, doch muß mans ihnen zum Ruhme nachſagen, daß ſie ſich nicht leicht in einen verbotenen Liebeshandel einlaſſen, und es iſt hier ein rares Exempel, wenn eine Frau oder Demoiſelle ihren Pflichten ungetreu wird, hingegen heyrathen ſie eben ſo gerne, wie die Europäiſchen Frauenzimmer, und ein Mädchen von 13 bis 14 Jahren iſt hier ſchon vollkommen mannbar und bisweilen noch früher. Dahingegen werden ſie auch früher älter, wie in Europa. Ein Mädchen von 20 Jahren iſt hier ſchon eine alte Jungfer. Sie ſind mehrentheils gut gewachſen, groß, und einige ſehen nicht übel aus. Alles was ich hier geſagt habe, iſt von den weißen **Afrikanern**, welche alle Abkömmlinge von Europäern ſind, zu verſtehen. Schwarze giebt es hier nicht außer den **Sclaven**, welche aus Indien und andern Ländern hieher zum Verkauf gebracht werden.

Der eigentliche Aufenthalt der **Hottentotten** iſt wohl noch 200 Meilen von dem **Cap**, jedoch ſieht man hier verſchiedene, welche bey den **Bauern** auf dem Lande dienen, und zu Zeiten an den **Cap** kommen. Es giebt in dieſen Gegenden ſo wenig Dörfer, als **Städte**, ſondern die **Bauern**, welche man aber wegen ihrer Reichthümer wohl Edelleute nennen könnte, wohnen auf einzelnen Höfen, welche ſich auf die 200 Meilen ins Land erſtrecken. **Wirthshäuſer** findet man auf dem Lande gar nicht, hingegen kann man allenthalben dreiſte einkehren, eſſen, trinken und ſchlafen, ſo lange und ſoviel man will, und es würde übel genommen werden, wenn man Geld dafür offeriren ſerviren wollte, denn die Gaſtfreyheit iſt hier überall ſehr Mode.

Die Lebensart auf dem Cap iſt ſehr uniform und einen Tag ſo wie alle Tage. Des Morgens mit Anbruch des Tages ſteht man auf und trinkt Caffe, gleich darnach wird die Tafel gedeckt, und mit kalter Küche und allerley Früchten ſervirt, wobey man ein paar Gläſer Wein trinkt. Dann gehet ein jeder an ſeine Arbeit. Um 11 Uhr wird wieder ein oder ein paar Gläſer Wein getrunken, und dabey eine Pfeife Toback geraucht. Um 12 Uhr präciſe wird ſowohl bey den Vornehmen als Geringern geſpeiſet, man mag Gäſte haben oder nicht. Ehe man an die Tafel gehet, wird einem jeden durch die Sklaven ein Waſchbecken und Handtuch präſentirt, um ſich zu waſchen, und ſobald man aufſteht, wieder. Das erſtemal wuſte ich gar nicht was es zu bedeuten hatte, wie zwey ſchwarze Mädchen, ſo ſchwarz wie eine Kohle, zu mir kamen, von denen die eine ein Waſchbecken nebſt einem Handtuch, und die andere eine Kanne in der Hand hielt, und dabey allerley Grimaſſen machte. — In einer groſſen Geſellſchaft von Damen und Herren mich zu waſchen, hielt ich für unanſtändig, und daher weigerte ich mich anfänglich, bis ſie mir alle ſagten, ich ſollte mich waſchen. Um halb zwey Uhr oder einige Minuten früher oder ſpäter, ſtehet man gewöhnlich allezeit von der Tafel auf, es mag eine Gaſterey ſeyn oder nicht; alsdann wird eine Pfeife Toback präſentirt, welches ordinair bis zwey Uhr dauert, und hierauf gehet die Geſellſchaft allezeit ohne Ausnahme aus einander. Von zwey bis vier Uhr iſt niemand zu ſprechen, denn um dieſe Zeit hält ein jeder Nachmittagsruhe. Um 4 Uhr wird Thee getrunken. Hiemit amüſirt man ſich bis gegen 6 Uhr. Alsdann ſtattet man entweder Viſiten ab, oder man bleibt zu Hauſe. Geht man in Geſellſchaft, ſo wird den Mannsperſonen Wein und eine Pfeife Toback präſentirt, und den Damen Thee, Caffe und allerley eingemachte erfriſchende Sachen, Confect und dergleichen. In den Geſellſchaften wird niemals geſpielt, ſondern die Zeit wird mit allerley leeren Discurſen zugebracht. Da geht es wie Gellert ſagt:

Lächelnd rücken ſie zu ihrer Nachbarinn,
Und mit dem Lächeln ſtarb ein guter Name hin.

Sobald es 9 Uhr ſchlägt, ſo bricht man mit dem Glockenſchlage ſogleich auf, und wenn man auch eben eine Pfeife angezündet hätte, ſo würde einen der Wirth doch nicht invitiren, länger zu bleiben, es ſey denn, daß man zum Abendeſſen eingeladen iſt. Dahingegen würde es für eine groſſe Unhöflichkeit gehalten werden, wenn man vor 9 Uhr die Geſellſchaft verlaſſen wollte. Nach 9 Uhr geht man wieder an die Tafel, und man iſt des Abends allemal warm, und beynahe mit ſo vielen Schüſſeln wie des Mittags. Nach der Tafel wird wiederum eine Pfeife Toback geraucht, und alsdann geht man zu Bette. Hier haben Sie im kurzen die Capſche Lebensart.

Das Clima iſt ſehr geſund, und an Lebensmitteln, inſonderheit was die Früchte anbetrift, ein groſſer Ueberfluß. Demohnerachtet würde ich doch, wenn ich die Wahl hätte, das deutſche Clima allezeit vorziehen. Von dem Capſchen Sommer kann ich nicht urtheilen, weil ich zur Sommerszeit nicht da geweſen bin. Man hat mich aber verſichert, daß man die wenigſte Zeit ausgehen kann, theils wegen der auſſerordentlichen Hitze, theils wegen der heftigen Südöſtlichen Winde, welche im Sommer die mehreſte Zeit wehen. Der Capſche Winter hat mich mehr incommodirt wie in Europa, ohngeachtet die Kälte bey Ihnen ungleich gröſſer und penetranter iſt. Es iſt wahr, man hat hier im Winter bisweilen ſo heiſſe Tage, wie bey Ihnen im Sommer; dahingegen kann es aber auch hier ohne Schnee und Eis, wovon man hier nichts weiß, ſo kalt ſeyn, daß man ſich kaum bergen kann, denn man hat hier ſo wenig Ofen als Camine, worüber ich mich ſehr wundere. Die Winde machen es oftmals ſehr kalt. Zu Zeiten hat man in einem Tage alle vier Jahrszeiten. Es iſt hier im Winter und Sommer allezeit grün, nur mit dem Unterſchied, daß diejenigen Bäume und Pflanzen, welche aus Europa hieher gebracht ſind, ihre Natur beybehalten, und im Winter nicht beſtändig grünen; die Afrikaniſchen Gewächſe aber, Jahr aus Jahr ein grünen. Wenn aber auch das Laub von den Europäiſchen Bäumen abfällt; ſo ſind ſie doch nach 6 Wochen ſchon wieder grün. Es iſt heute ſo kalt, daß mir die Finger beym Schreiben ganz ſteif gefroren ſind.

Dieſen Brief fange ich ſehr früh an, denn ich kann ihn erſt von Batavia wegſenden. Wir hoffen mit Gottes Hülfe, wenigſtens mit dem Ende des Septembers da zu ſeyn, und weil die erſte Holländiſche Flotte im Anfange des Octobers abzuſegeln pflegt, ſo werde ich in Batavia nicht viel Zeit zum Schreiben übrig haben, zumal da ich im Anfange alle Hände voll zu thun haben werde.

Ich bin ꝛc.

In der Fals-Bay auf dem
Vorgebürge der guten Hoffnung,
den 9ten Julii 1771.

Zweyter Brief.

Liebſter Freund!

Was macht man ſich doch in Europa für wunderliche Begriffe von Oſtindien! Man glaubt, daß man hier das Geld auf der Straſſe, und ächte Perlen und Juwelen am Strande findet. Aber weit gefehlt. Es wird den Menſchen hier eben ſo ſauer, etwas zu erwerben, wie in Europa. **Oſtindien** iſt lange das nicht mehr, was es vor 20 oder 30 Jahren geweſen iſt. So wie es in der ganzen Welt ſchlecht geworden, ſo iſt es hier in **Oſtindien** auch. Es ſind nur zwey **Wege** hier, ſein **Glück** zu machen, entweder durch eine **einträgliche Bedienung**, deren es hier ſehr viele giebt, oder durch den **Handel**, oder durch beydes zugleich, und alles iſt ſchwer und mühſam. Von tauſenden welche hieher kommen, bleiben kaum funfzig am Leben, und von dieſen funfzigen machen kaum fünfe ihr Glück.

Wie ſieht es dann im **Militairſtande** aus? Der **Militairſtand** allhier in **Aſien** iſt von den **Europäiſchen ſehr unterſchieden**. In Europa dient man nicht allein ums Geld, ſondern auch um mit der Zeit zu avanciren; hier aber hauptſächlich ums Geld, und es iſt gleichviel ob man **Fähndrich** oder **Obriſter** heiße. Wer Geld hat, iſt auch angeſehen. Es iſt hier eine ganz andere Welt. Mancher **Fähndrich**, der allein **Commandeur** von einem **Poſten** iſt, wird mit keinem Capitain in Batavia tauſchen. Ein **Capitain** ſteht ſich hier wohl jährlich auf 4000 Gulden; aber das iſt nichts in Vergleichung des Aufwandes, welchen er, vermöge ſeines Charakters machen muß. Er muß unumgänglich **Equipage** halten, und dies koſtet ihm jährlich wenigſtens anderthalb tauſend Gulden; er muß ferner viele Sclaven halten, und dergleichen mehr. Ein **Fähndrich** ſchämt ſich ſchon zu Fuſſe zu gehen, ohngeachtet das hieſige Fuhrwerk übertrieben theuer iſt. Will man einen Wagen miethen, ſo muß man für einen halben Tag fünf, und für einen ganzen Tag zehn Gulden geben. Wer gute Freunde und Gönner hat, welche Equipage halten, hat nicht nöthig dafür zu ſorgen. Ein **Fähndrich** hier in **Indien** hat ohngefähr 42 Rthlr. monatlich; davon kann man aber in **Batavia** nicht ſubſiſtiren, wenn man nach der Geſundheit leben will. Hierzu gehört, daß man alle Tage eine Bouteille Wein und etwas Bier trinkt, denn Waſſer allein zu trinken, iſt höchſt ungeſund, nicht aber Wein mit Waſſer vermiſcht. Weil hier weder Bier gebrauet wird, noch Wein wächſt, ſo iſt beydes ſehr theuer. Das Quartier Wein koſtet wenigſtens 16 Stüber, das Quartier Bier eben ſoviel. Eine ſchlechte Uniform, ohne Schärpe und Ringkragen, ſo wie ſie die Officiere tragen, wenn ſie auf die Wache ziehen, kömmt wenigſtens auf 150 Rthlr. zu ſtehen. Auſſer Dienſt ſchämt man ſich hier eine ſimple Uniform zu tragen. Man trägt ſonſt nichts wie ſeidene Kleider, und dieſe müſſen über und über mit Golde oder Silber bordirt ſeyn. In Deutſchland kann ein Officier ſich einſchränken, ſtille, und ſo zu ſagen unbemerkt für ſich wegleben, hier aber nicht, oder man wird für einen Menſchen gehalten, der keine Ambition hat, und von ſchlechtem Herkommen iſt, und dann bleibt man ſitzen, und macht kein Glück.

Wie fängt es dann aber ein Officier an, um hier Standesmäßig zu leben? wie macht es ein Fremder wie ich, der keine Mittel hat? Das will ich Ihnen ſagen. Die Menſchen hier in Oſtindien ſind ſo einfältig nicht, daß ſie nicht wiſſen ſollten, daß Niemand nach Oſtindien geht der Geld hat. Wer wird eine ſo lange und gefährliche Reiſe thun, wer wird ſich an einem ſo ungeſunden und heiſſen Orte, wie Batavia iſt, wovon ich bald mehr ſagen werde, aufhalten, wenn ihn nicht die Noth dazu treibt? Wer inzwiſchen gute Recommendationen hat, und ſich gut aufführt, kann hier recht gut zurechte kommen. Es iſt hier einmal eingeführt, daß Perſonen von Diſtinction, die nicht verheyrathet ſind, von den Erſten hier in Batavia die Tafel offerirt wird. Dies muß man abſolut acceptiren, und es wird mir ſelbſt zu einer Ehre gerechnet. Ich bin nur erſt zwey Tage hier, und es iſt mir ſchon von verſchiedenen ein für allemal des Mittags und Abends die Tafel offerirt. Ich ſpeiſe nicht allein ſehr gut, ſondern ich habe auch alle Tage mein gutes Glas Wein und Bier, ohne daß es mich das geringſte koſtet, und lebe alſo nach der Geſundheit. Es dependirt allezeit von mir, bey wem ich ſpeiſen will, und ich habe nichts weiter nöthig, als vor Mittag es ſagen zu laſſen, damit ſie mir einen Wagen ſchicken, welcher mich auch wieder nach Hauſe bringt. Wenn ich alſo hier in Batavia bliebe, ſo könnte ich zwar wohl ſubſiſtiren, aber nichts erübrigen, und damit iſt mir nichts gedient. Doch werde ich wohl vorerſt hier placirt werden, und dann muß ich die Gelegenheit wahrnehmen, wenn ein profitabler Poſten aufkömmt, um ſolchen zu erhalten.

Das Clima in Batavia iſt ſo ungeſund, daß ich auch dieſerhalb ſuchen werde, ſobald wie möglich von Batavia wegzukommen, denn nahe um Batavia und auf verſchiedenen andern Inſeln von Java iſt es ſehr geſund. Es iſt hier in der Stadt nichts neues, daß wenn ich heute bey jemanden zum Eſſen bin, und ihn friſch und geſund verlaſſe, und ich komme nach drey Tagen wieder, daß er ſchon begraben iſt. Dergleichen Fälle fallen hier täglich vor. Es iſt ſogar ein gewiſſer Unterſchied, in welcher Gegend der Stadt ich wohne. In dem Striche der Stadt wo ich wohne, iſt es noch am geſundeſten. Ueberhaupt aber entwiſcht unter tauſenden, welche hieher kommen, kaum einer einer tödlichen Krankheit, und wer ſich nichts zu gute thun, und täglich ein Glas Wein trinken kann, muß ſterben, und wenn er eine Natur wie Eiſen hat. Von den Officiers, welche hier ſind, iſt Jahr aus Jahr ein wenigſten die Hälfte krank, und wenn 30 in einem Jahre ſterben, das iſt was gewöhnliches, daher kann man hier bald avanciren. Man muß hier in Batavia immer eine ſolche Diät halten, wenn man gleich geſund iſt, wie in Europa, wenn man krank iſt, oder man macht es nicht lange; inſonderheit muß man ſich bey Tage hüten, daß einen die Sonne, und des Nachts, daß einen der Mond nicht beſcheine. Mein Wirth, welcher nun ſchon 7 Jahr in Batavia war, und unter dieſen 7 Jahren kaum ein halbes Jahr recht geſund geweſen iſt, hat mich verſichert, daß er gleich ohnmächtig wird, wenn ihn der Mond nur ein wenig beſcheinet, weshalb man beym Mondlichte allezeit einen Sklaven mit einem Schirme mit nimmt, wenn man ſpazieren gehet. Eben ſo iſt es mit der Sonnenhitze, von des Morgens um 10 Uhr bis des Nachmittags um 2 Uhr. Dieſe muß man ja vermeiden, weil die Sonnenſtrahlen ſo ſehr penetrant ſind. Auſſerdem ſind noch viele Dinge, welche man der Geſundheit wegen beobachten muß.

Seit einigen Tagen habe ich gar nicht zum Schreiben kommen können, weil ich erſt meine vornehmſten Viſiten habe ablegen müſſen, und hiezu muß man den Morgen und Abend anwenden. Es iſt hier eine ganz andere Lebensart wie in Europa. Ich muß Ihnen doch eine kurze Beſchreibung davon machen. Mit Anbruch des Tages ſteht man auf, und weil hier Jahr aus Jahr ein Tag und Nacht gleich iſt, wenigſtens differirt es nicht viel, ſo iſt es ordentlicher Weiſe 6 Uhr, da es vollkommen Tag iſt. Um 5 Uhr aber ſteht man ſchon auf. Dann zieht man ſich gewöhnlich an, trinkt Caffe, und raucht ſein Pfeifchen Toback. Wer was zu verrichten hat, geht um 6 Uhr an ſeine Geſchäfte, und wer Viſiten zu geben hat, fängt auch um 6 Uhr ſie an, und da kann man einen jeden, ſelbſt den General Gouverneur am beſten ſprechen. Um 9 Uhr läßt man ſich nicht mehr auf der Straſſe ſehen, wenn man es nicht ſehr nöthig hat, weil es ſchon gar zu heiß iſt. Bis Mittag ſucht ſich ein jeder einen Ort im Hauſe, oder vor der Thür aus, wo es am kühlſten iſt. Um 12 Uhr pünktlich wird geſpeiſet, vom Höchſten bis zum Niedrigſten. Man ſitzt niemals länger wie eine, oder höchſtens anderthalb Stunden an der Tafel. Nach Tiſche raucht man noch ein Pfeifchen, trinkt dabey ein Gläschen Wein oder Bier für den Durſt, dann wünſcht man ſich eine angenehme Mittagsruhe, und legt ſich ordentlich wie des Nachts ſchlafen. Dies dauert bis 4 oder halb 5 Uhr, und unter dieſer Zeit iſt Niemand in ganz Batavia zu ſprechen. Iſt dies nicht eine vortrefliche Mode? Von 5 bis 6 Uhr trinkt man Thee, und dann gehet man wieder an ſeine Geſchäfte, oder in Geſellſchaft bis 9 Uhr. Um 9 Uhr präciſe wird wieder geſpeiſet, und allezeit ſo gut, wie des Mittages. Nach der Tafel raucht man wieder ein Pfeifchen, und dann legt man ſich zu Bette. So lebt man hier einen Tag und alle Tage, und ſo muß man auch leben, wenn man geſund bleiben will. Wer hier ſo ſchwärmen wollte, wie viele in Europa thun, würde es nicht lange machen.

Wenn es nur nicht ſo entſetzlich heiß wäre; ich habe Tag und Nacht keinen trockenen Faden an meinem ganzen Leibe, ob ich gleich ohne Decke und im bloſſen Hemde ſchlafe. Ich wünſche oft in Gedanken, o, wenn es doch einmal Winter wäre! ich denke aber nicht daran, daß man hier von keinem Winter was weiß. Was man hier eigentlich Winter nennt, ſind 3 bis 4 Monate, wo es faſt beſtändig regnet. Demohngeachtet iſt es doch ſehr warm, und wenn nach dem Regen die Sonne ſcheinet, ſo iſt es heiſſer wie im Sommer. Zur Winterszeit ſterben hier die Menſchen am meiſten, beſonders iſt der Regen ſehr ſchädlich und ungeſund.

Was hat doch der gröſte Theil von Europa vor den andern 3 Welttheilen für einen Vorzug, was das Clima und die Geſundheit anlangt. Darum geht auch faſt Niemand aus Europa hieher, um hier zu bleiben, ſondern um ſein Glück zu machen, und dann wiederum zurück zu kehren. Wollte der Himmel, daß ich erſt ſoweit wäre, ich wollte mich mit Freuden zum zweytenmale dem wilden Meere auf einige Monate anvertrauen. Es gehet aber ſo geſchwind nicht, wie man in Europa glaubt. Aller Anfang iſt ſchwer, und ſo gehet es auch hier, beſonders im Militairſtande, es ſey dann, wenn Krieg iſt, oder daß man, wie ich ſchon geſagt habe, als Commendant einen Poſten allein hat, und dies muß man bey Gelegenheit durch Patronen erhalten. Denn es werden aus dem Haag ſo viele an den Herrn General-Gouverneur rekommandirt, daß er unmöglich einem jeden gleich helfen kann. Die Commendanten auf den Auſſen-Poſten haben ein hartes Leben, weil das Clima um Batavia geſund iſt.

Mit denen welche als Commandeurs von Holland nach Indien gehen, hat es folgende Bewandniß. Es geben jährlich etwa einige 30 Schiffe von Holland nach Indien. Auf jedem Schiffe iſt ein Commandeur. Wer nun von dieſen Commandeurs mit Recommendationen verſehen iſt, gleich wie ich, wird erſtlich in Batavia, oder auf Ceylon, oder auf Java, oder auf einer andern Inſel, wo etwas erlediget iſt, gleich als Officier placirt. Bis dahin bleibt er frey von Dienſten. Wenn nun ein Auſſen-Poſten vacant wird, und man ſolche Vorſprache hat, wie ich, ſo kann man ſolchen leicht erhalten. Es iſt noch vor kurzem ein ſolcher Poſten an einen vergeben worden, der nur erſt ein Jahr hier geweſen iſt. Wer weiß, ob ich ihn nicht bekommen hätte, wenn ich eher hier angelangt wäre. An dem Herrn Sabandar Reyeſt habe ich einen groſſen Patron, denn er gilt ſehr viel bey Sr. Hochedelheit. Dies iſt der Titel, welchen man dem Herrn General-Gouverneur von der Parra giebt, und die Räthe von Indien heiſſen Edle Herren. Einen jeden andern nennt man myn Heer. Dies erſtreckt ſich ſogar auf den Officier-Stand. Man ſagt hier nicht Herr Hauptmann, Herr Lieutenant u. ſ. w., ſondern bloß myn Heer. Der Titel von der Gemahlin des Herrn General-Gouverneurs iſt, Meffrow Generaliſſe; die Gemahlin eines Raths von Indien, Meffrow, und alle andere Damen heiſſen Juffrows, ſie mögen verheyrathet ſeyn, oder nicht. Das Wort gnädig, Ihro Gnaden ꝛc. kennt man ſo wenig in Holland als in Indien, und der Herr General-Gouverneur ſowohl wie ſeine Frau Gemahlin, würden es ſehr übel, und für eine niederträchtige Schmeicheley aufnehmen, wenn man von Gnade gegen ſie ſpräche, wohl aber von Gütigkeit.

Ich ſchreibe, ſo wie es mir in den Sinn kömmt. Sie werden es daher nicht übel nehmen, wenn keine Ordnung in meinem Briefe herrſcht, denn es iſt hier zu Lande zu heiß, und man iſt zu gemächlich um recht ordentlich zu denken. Batavia iſt eine ſehr prächtige Stadt, und ſehr fortificirt. Wenn ich Holland ausnehme, ſo glaube ich, daß in ganz Europa keine Stadt iſt, welche durch die Bank ſo regulaire und magnifike Häuſer hat. Dies iſt aber alles nichts gegen die Pracht, welche in den Häuſern herrſcht. Die koſtbarſten Meublen, welche man in Europa nur in Königlichen und Fürſtlichen Schlöſſern ſieht, findet man hier bey allen Perſonen vom Stande. Es blitzt alles von Silber und Golde.

Ein gewiſſer Fähndrich, welcher ſich nach acht Tagen mit einer Indianerin verheyrathet, verſichert mich, daß ihm die Hochzeitunkoſten wenigſtens auf 5000 Rthlr., und die Meublen, Sclaven, und was dazu gehört, das Haus nicht mitgerechnet, wenigſtens 10000 Rthlr. zu ſtehen kommen; und dies iſt nur ein Fähndrich. Es gehört aber eine große Entſchließung dazu, eine ſolche Indianerinn zu heyrathen. Erſtlich muß man beſtändig hier im Lande bleiben, zweytens haben ſie nicht die geringſte ſie Erziehung und Lebensart, ſo, daß man nicht die geringſte Geſellſchaft an ihnen hat, drittens haben ſie alle eine Gewohnheit, die ich gar nicht ausſtehen kann. Sie kauen vom Morgen bis in den Abend eine gewiſſe Wurzel, welche man Pinnang nennt. Dieſe Wurzel giebt einen rethen Saft von ſich, welcher ihnen beſtändig am Munde herunter fließt, und dies iſt für einen Europäer ſehr ekelhaft. Von dieſer Gewohnheit ſind ſie ſo wenig abzubringen, wie ich vom Schnupftobak. Sie ſprechen wenig Holländiſch, ſondern faſt nichts wie Malaviſch. Es ſind poſſierliche Geſchöpfe, und ihr Anzug und ihre Sitten ſind noch poſſierlicher.

Was kriegt man hier nicht alles zu ſehen! Wie vielerley Nationen!! Beſonders halten ſich ſehr viele Chineſer hier auf; ich habe ſelbſt einen Chineſer zu meinem Barbier, er raſſirt recht gut, und macht allerley Grimaſſen und Hocuspocus dabey, ich kann ihm aber kein Wort verſtehen. So geht es mir auch mit den Sclaven, welche mich bedienen; ich muß alles durch Minen und Zeichen zu verſtehen geben, oder meinen Herrn Wirth zum Dollmetſcher brauchen.

Geſtern Abend habe ich einer Luſtbarkeit beygewohnt, welche ich noch nirgends wie in Batavia geſehen habe. Ich war bey einem gewiſſen G . . . aus Z . . . gebürtig, auf eine Suppe eingeladen, er iſt mit der Tochter des ſeeligen Brigadier Faber, an welchen ich, wie ich Ihnen ſchon geſagt, von dem Herrn von Prehe ſtark recommandirt war, verheyrathet. Um eilf Uhr, da wir auseinander gehen wollten, ſchlug der Herr G . . . der Geſellſchaft, welche aus einigen funfzig Perſonen beſtand, vor, ob es nicht gefällig wäre noch eine kleine Spazierfarth zu machen. Sie waren alle damit zufrieden. Es dauerte keine halbe Stunde, ſo ſtunden gleich einige dreyſſig zweyſitzige Kutſchen vor der Thür, denn in einem vierſitzigen Wagen zu fahren, iſt hier in Batavia viel zu ungemächlich. Bey jeder Kutſche waren zwey Sclaven mit brennenden Fackeln, wovon es auf der Gaſſe ſo hell war, als wenn es Tag geweſen wäre. Drey Truppe Muſikanten, gleichfalls Sclaven, wovon ein Trupp vorn, einer in der Mitte, und einer hinten poſtirt war, regalirten uns mit einer Muſik. Noch waren bey jedem Wagen zwey Sclaven, welche Wein und allerley Erfriſchungen präſentirten. In dieſem Aufzuge fuhren wir ganz langſam, Schritt vor Schritt, in der Stadt zwiſchen lauter Alleen etwa zwey Stunden ſpazieren, und darauf fuhr jeder nach Hauſe. Dieſe kleine Nachcomödie hat dem Wirthe wenigſtens anderthalb hundert Thaler gekoſtet, aber hieraus macht ſich keiner was in Batavia, wer wie der G . . . eine ſehr einträgliche Stelle hat.

Es geht hier juſt ſo wie in Europa. Denenjenigen, welche reich ſind, fließt das Geld von allen Orten zu, da es hingegen einem Anfänger ſehr ſauer wird. Nur muß man dieſes den Einwohnern von Batavia zum Ruhme nachſagen, daß ſich viele eine Ehre daraus machen, einem Fremdling zu dienen, und ihn zu unterſtützen.

An der Oſtküſte von Java iſt jetzt ein kleiner Krieg. Einige innländiſche Könige haben ſich empört, und wollen den Tribut nicht bezahlen, welchen ſie zu erlegen ſchuldig ſind. Es iſt zu dem Ende vor vierzehn Tagen ein Commando mit einem Lieutenant, zwey Fähndrichs und hundert Mann von hier dahin marſchirt, um ſich mit der übrigen Militz, welche die Oſtindiſche Compagnie auf der Oſtküſte hat, zu vereinigen. Es iſt Schade, daß ich nicht einige Wochen früher gekommen bin, ich würde darum angeſucht haben mitzugehen. Hiebey iſt noch zu Zeiten was anſehnliches zu gewinnen, inſonderheit wenn man einen ſolchen König der Rebellen gefangen kriegt. Die Art mit den Wilden Krieg zu führen iſt hier zu Lande zwar ſehr beſchwerlich, indem man mehr gegen das heiße und ungeſunde Clima zu fechten hat, als gegen den Feind, dahingegen kann man aber auch durch eine glückliche Beute ein reicher Mann werden. Sollte der Krieg ein wenig anhalten, und noch ein Transport darnach zu ſegeln, ſo werde ich ſuchen von der Gelegenheit zu profitiren.

Nun muß ich doch wohl endlich ſchließen. Der Brief iſt einmal lang genug, und ich weiß ſelbſt nicht mehr was ich geſchrieben habe, ich bin auch zu gemächlich um ihn durchzuleſen, denn es iſt zu heiß. Soviel weiß ich gewiß, daß ich dieſen Brief in Afrika angefangen, auf der See continuirt, und in Aſien endige, imgleichen, daß alles, was ich geſchrieben, Wahrheiten ſind. Ich bin ꝛc. *)

Batavia den 6ten Dec. 1771.

* * *

IV.

Abhandlungen
und vermiſchte Aufſätze.

I.

Chronologiſche Ueberſicht der Dichtkunſt.

Schon ehedem in der Theorie der Poeſie S. 54 verſuchte ich es, in einer chronologiſchen Tabelle die Folge der merkwürdigſten Dichter der Zeiten und Völker

---

*) Es befinden ſich im Hannöveriſchen Magazin noch mehrere Briefe von eben dieſem Verfaſſer, uns haben aber gegenwärtige zwey die intereſſanteſten geſchienen.

zu entwerfen, die aber noch ſehr unvollkommen gerieth. So wie ich mich bey der Anweiſung der vornehmſten Dichter auf alle Weiſe kurz zu faſſen genöthigt ſah, und ſo wie alle Arten von Regiſter dabey wegblieben, ſo mußte ich auch ein ſchon ausgearbeitetes chronologiſches Verzeichniß zurückbehalten. Vielleicht iſt es einigen Freunden der poetiſchen Litteratur angenehm, wenn ich es hier nachhohle. Die Dichter ſind nach ihrem Sterbejahr angegeben, ſoviel es ſich thun ließe, aber freylich hat auch hier oft eine gewiſſe Zahl die Stelle der ungewiſſen vertreten müſſen.

Schmid.

Jahr der Welt.	
2300	Hiob.
2493	Moſes.
2576	Orpheus, Muſäus.
2719	Debora.
2969	David, Aſſaph, Hemann, Ethan, Al-Halim oder Locmann.
3009	Salomon.
3050	Homer, Heſiodus, Pilpai.
3293	Jeſaias.
3300	Tyrtäus.
3324	Archilochus.
3374	Alcmann.
3385	Sappho, Erinna, Alcäus.
3412	Aeſop.
3413	Solon, Mimnermus.
3432	Steſichorus.
3436	Theognis, Phocylides.
3452	Anakreon.
3512	Epicharmus.
3516	Simonides.

Jahr der Welt.

3517 Aeſchylus.
3540 Empedokles.
3556 Bacchylides.
3559 Pindar, Korinna.
3560 Eupolis, Kratinus.
3580 Euripides.
3584 Shokles.
3596 Ariſtophanes.
3680 Diphilus, Philemon.
3683 Anyte.
3691 Menander.
3700 Lykophron.
3706 Aratus.
3715 Theokrit.
3737 Kallimachus, Apollonius.
3763 Livius Andronikus.
3800 Plautus.
3806 Pacuvius.
3807 Bion, Moſchus.
3814 Ennius.
3815 Cäcilius.
3823 Terenz.
3842 Accius.
3846 Nicander.
3880 Lucilius.
3900 Meleager's Anthologie.
3931 Lukrez.
3935 Katull.
3958 Gallus.
3981 Virgil.
3982 Tibull.
3986 Properz, Aemilius Macer.
3991 Horaz.

Jahr nach Chriſti Geburt.

9 Manilius, Sabinus, Pedo, Faliſkus, Severus, Barden.
16 Ovid, Publius Syrus.
18 Germanikus, Dionyſius Periegetes.
31 Phädrus.
50 Philipp's Anthologie.
62 Perſius.
65 Kolumella, Seneka, Lukan.
66 Petronius.
68 Andromachus.
89 Valerius Flaccus.
96 Statius.
110 Martial, Silius Italikus.
119 Juvenal.
160 Avian, Dionyſius Kato.
201 Oßian.
204 Oppian.
212 Serenus Sammonikus.
284 Nemeſian, Kalpurn.
326 Optatian.
337 Juvenkus.
392 Apollinaris.
394 Auſon, Falconia.
396 Klaudian.
400 Avien.
405 Prudenz.
410 Nonnus.
416 Rutil.
431 Paulin.
448 Victor, Draconz, Sedul.
463 Proſper.
487 Sidon.
518 Koluth, Quintus Kalaber.

Jahr nach Chriſti Geburt.	
521	Ennod.
525	Avit.
526	Boethius.
556	Arator.
562	Paulus Silentiarius.
570	Koripp.
596	Agathias.
600	Fortunat, Anthologie des Konſtant. Cephala.
632	Mahomed.
640	Georgius Piſides.
657	Eugen.
804	Alcuin, Gabrias.
821	Theodulph.
832	Anbu Temann.
870	Ottfried von Weißenburg.
882	Bochteri, Ibn Dorridi.
965	Montanabbi.
984	Rhoswitha, Ferguſt.
1058	Abulola.
1105	Pſellus.
1121	Thograi.
1122	Haariri.
1123	Sämund's Edda.
1143	Theodor.
1185	Tzetzes, Ibn Fered.
1188	Heinr'ch von Veldeck, Konrad von Wirzburg, Klinſor, Ulrich von Thürheim.
1200	Nigell, Gualtherus.
1203	Alan.
1208	Güntherus Ligurinus.
1209	Alexander.
1210	Albrecht von Halberſtadt.
1212	Eberhard.

Jahr nach Chriſti Geburt.

1215 Snorre's Edda
1220 Aegidius.
1230 Theobald Graf von Champagne, Manuel Phile
1231 Reinmar der Alte.
1250 Walther von der Vogelweide.
1260 Sadi.
1269 Reinmar von Zweter.
1315 Adolfus, von Trymberg, Hafiz.
1317 Heinrich Frauenlob.
1329 Muſſatus.
1336 Cino de Piſtoja.
1353 Planudes, Bomerius.
1374 Petrarch.
1375 Bokkaz.
1381 Montemagno.
1391 Zalaheddin Chalil.
1400 Chaucer.
1410 Sacchetti.
1432 Pulci.
1450 Roſenblut.
1453 Hermann von Sachſenheim.
1480 Philelfi.
1492 Lorenz von Medicis.
1494 Politian, Bojardo.
1498 Bevilacqua, von Alkmar.
1500 Rinuccini.
1503 Pontan.
1508 Conrad Celtes.
1515 Thomas Murner.
1516 Mazolli.
1518 Baptiſta Mantuanus, Strozza.
1520 Bibiena, Sebaſtian Brand.
1525 Rucelai.

Jahr nach Chriſti Geburt
1527 Martelli.
1528 Macchiavell.
1529 Caſtiglione.
1530 Sannazar.
1533 Arioſt.
1534 Oliva.
1535 Thomas Morus, Pfinzing.
1536 Joh. Secundus.
1537 Tibaldeo.
1540 Berni, Guidiccioni, Eobanus Heßus.
1541 Vittoria Colonna.
1542 Benevieni, Ruganti.
1544 Marot, Molza, Beſian.
1545 Firenzuola.
1546 Luther.
1547 Bembo, Sadolet.
1548 Burkard Waldis, Johannes Dantiſcus.
1550 Triſſino,. Flaminio.
1552 Lecchi.
1553 Fracaſtoro, Beccati.
1556 de la Caſa, Alamanni, Garcilaßo.
1557 Tolomei, Vincente.
1558 St. Gelais, Miranda, Scaliger, Micyll.
1559 Baldi.
1560 Taßo der Vater, Lotichius, Sabinus.
1561 Faerno, Heywood, Montemayor.
1562 Buonarotti.
1564 Domenichi.
1565 Anguillara.
1566 Vida, Palearius, Aretino, Ann. Caro, Varchi,
d'Ambra.
1567 Rueda.
1568 Dolce.

Jahr nach Chriſti Geburt	
1570	Alonzo de Ercilla, Tanſillo, Secchi.
1572	Vicente.
1573	Bentiroglio, Giraldi.
1574	Contile.
1576	Hans Sachs.
1577	Fiſchart.
1578	Muzio, Piccolomini, Mendoza, Jodelle.
1579	Kamöns.
1580	Paraboſco, Torelli, Herera.
1582	Vaſcanellos, Buchanan.
1583	Grazzini, Ronſard.
1585	Luigi Groto.
1586	Sidney.
1588	Speroni.
1590	Coſtanzo.
1591	de Leon, Friſchlin, della Porta.
1593	Cortreal.
1595	Taßo der Sohn, Rota, Padilla.
1596	Spenſer, Caſtillejo.
1600	Pignatelli, Villegas.
1601	Caporali.
1602	Paul Meliß.
1604	Douza.
1608	Dorſet, Buonarelli.
1609	Rollenhagen.
1610	Ongaro.
1611	Razzi.
1612	Alberti.
1613	Baudius, Regnier, Guarini.
1614	Argenſola der ältere.
1615	Beaumont.
1616	Shakſpear, Verville, Cervantes.
1618	Lobo, Davies.

Jahr nach Chriſti Geburt

1622 Owen.
1623 Sainte-Marthe.
1624 Bozza.
1625 Gratarolo, Fletcher,
1626 de Caſtro.
1627 Gongora.
1628 Marini, Malherbe.
1631 Drayton, Donne, Cremonini.
1633 Rabelais.
1634 Argenſola der jüngere, Eſpinel.
2635 Taßoni, Lope de Vega, Ghirardelli.
1637 Johnſon, Caſtro.
1638 Chiabrera, Suckling.
1639 Maſſinger, Aerobor, Opitz, Montalvan.
1640 Achillini, Flemming, Sarbierius.
1642 Balducci, Scultetus.
1643 Browne.
1545 Grotius
1646 Maynard, Teſti.
1647 Quevedo, Wekherlin, van Hooft.
1648 Barläus.
1649 Simonides.
1650 Tellez, Bracciolini.
1654 Sarraſin.
1655 Bruni, Roxas.
1657 von dem Werder.
1658 Zurats, Esquilache, Jnes, Brebeuf, Harsdörfer.
1659 Tſcherning, Dach, Moſcheroſch.
1660 Craßo, Gräfinn de la Suze, Schoch, Cats.
1661 Quillet.
1662 Brignole.
1663 Cicognini.
1664 Lippl, Decker, Andr. Gryph.

Jahr nach Chriſti Geburt
1665 Düfresnoy, Davenant.
1666 Gombauld.
1667 Cowley, Scuderi, Riſt.
1668 Denham, Cailly, Quinault, Balde, Banning.
1669 Rachel.
1670 Saint Pavin, Racan, Rebolledo, Weſterbaan, Lee.
1672 Godrau.
1673 Salvator Roſa, Moliere.
1674 Milton, Ullea, Chapelain.
1675 Salazar, Hedelin.
1676 Paul Gerhard.
1677 Santeuil, Bording.
1679 Hofmannswaldau, Vondel.
1680 Butler, Rocheſter, de la Sabliere.
1681 Nic. Heinſius, Huygens.
1683 Oldheim, Lohenſtein, Zeſen.
1684 van der Goes, Roſoommon, Peter Korneille.
1685 Logau.
1686 Chapelle, de Solis.
1687 Waller, Rapin.
1689 Aphra Behn.
1690 Poißon, Otway.
1691 Montreuil, Benſerade.
1692 Menage, Shadwell.
1694 Deshoulieres.
1695 la Fontaine.
1697 Redi.
1698 Segardi, Senece.
1699 Maggi, Racineder Vater, Kanitz.
1700 Bourſault.
1701 Dryden, Segrais.
1702 Commire, Caraccio.
1704 Mencini, Lemene, Baruffaldi, Francius, Hallmann.

Jahr nach Chriſti Geburt
1706 Chr. Gryph.
1707 Filicaja, Farqhar, Bradethuſen.
1708 Joh. Philipps, Walſch, Chr. Weiſe.
1709 Zappi, Th. Korneille, Regnard.
1710 Giannetaſio, Lainez, Rootgans, Wernicke.
1711 Boileau, le Noble.
1712 Guidi, de la Fare.
1713 Desmarais, Dominique.
1715 Fenelon, Whycherley.
1718 Garth, Gravina, Rowe.
1719 Geneſt.
1720 Joh. Buckingham, Vergier, Chaulieu, Hamilton.
1721 Gigli, Palaprat, Amthor.
1722 Sedley
1723 Günther, Campiſtron, Brueys.
1724 Düfresny.
1725 Dancourt.
1726 Vanbrugh.
1727 Martelli.
1728 Villiers, la Monnoye, le Grand, Marcheſe.
1729 Congreve, Steele, Baron, Beßer, Neukirch.
1730 Pyra, Vaniere, Fenton, Parnell.
1731 la Motte, Thura.
1732 Gay.
1733 Pirtſch.
1734 Lazzarini.
1735 Fortinguerra, Recanati.
1736 Frau Rowe.
1737 Ceva, Sallo.
1739 Lillo.
1741 Roußeau, Polignac, Gorini, Burmann.
1742 Pallavicini, Fagivoli, Romagneſi, St. Aulaire.
1743 Grecourt, le Brun, Ericeyra, Drollinger.

Jahr nach Chriſti Geburt.	
1744	Pope, Zernitz.
1745	Swiſt.
1746	Southerne.
1747	le Sage, Brockes.
1748	Thomſon, Watt, Damhet, Richer, Boißy.
1749	Hill. Ambr. Philipps, El. Schlegel.
1750	Boißy, Krüger.
1752	Fuzelier.
1753	Riccoboni, Doißin, Maffei.
1754	de Luzan, Fielding, Destouches, la Chaußee, Holberg, Mylius, Hagedorn.
1755	Moore, Merville.
1756	Sucro der ältere, Collins, Deliſle.
1757	Vadé, Dyer, Cibber, Fontenelle.
1758	Montesquiou, Ludw. Racine, Zeno, Bianchi, Fagan, Grafigny, von Brawe, Kronegk, Margaretha Klopſtſtock.
1759	Cahuſac, Kleiſt.
1760	Boccage, Dülard, Mallet, Hoadley, Sucro der jüngere.
1761	Desmahis, de la Touche, Maſon, Richardſon.
1762	Rolli, Crebillon.
1763	Peßelier, Marſy, Shenſtone, Marivaux, Roſt, Wallow.
1764	Lloyd, Churchill, Panard, Tullin, Richey.
1765	Young, Giſecke.
1766	de la Touche, Lomonoßow, Schilling, Gottſched.
1767	Frugoni, Werlhof.
1768	Thornton, Sterne, von Bar.
1769	Algarotti, Poinſenet, Panard, Gellert, Dreyer.
1770	Akenſide, Pavillon, Maccrif, Gigli, von Creutz, Kolofsky, Rabener.
1771	Dodsley, Gray, Schiebeler, Löwen.

Jahr nach Chriſti Geburt.

1772 Alberti, Mad. Favart, Michaelis, Klotz.
1773 Piron, Goldſmith, Whitehead.
1775 Aubert, Voiſenon, Unzer, Hartmann, Raufseiſen.
1776 Colardeau, Saintfoir, Hölty.
1777 Foote, Kelly, Zachariä, Willamov, Haller, Thomſen.
1778 Voltaire, Greßet, Pezay, J. J. Roußeau, Sauria, Maikow, Seidelina.
1779 Garrick, Hensler, Sturz.
1780 Dorat, Belloy, van Vliet, Maria Antonia, Joh. Heinr. Schlegel, Kretſch, L. F. Lenz.
1781 Jago, Korpki, Ewald der Däne, Lange, Leßing. Mantchen, Götz.
1782 Metaſtaſio.
1783 Colle, Bodmer, Lichtwer, Galliſch, Unzerinn.
1784 Pompignan, Anſeaume, Diderot, Clodius.

2.

Ueber den Werth von den Urtheilen des groſſen Haufens.

(Aus dem Engliſchen des Shenſtone.)

Neulich war ich einmal von ohngefähr mit einem Bürger, einem Hofmann, und einem Univerſitätsgelehrten in Geſellſchaft.

Der Bürger ſagte: Ich höre immer von Geſchmack, Feinheit und Artigkeit ſprechen, aber mich dünkt, der gemeine Mann, und der Ungelehrte findet dieſelben Produkte ſchön, die dem Kenner gefallen. Selten findet man eine Gegend, ein Gebäude, oder ein Schauſpiel, das für den Kritiker Reitze hätte, ohne den Handwerker zu rühmen.

Aber auf der andern Seite bemerkt man ſehr oft Gelehrte, die ſich befleißigen, gefühllos zu ſeyn, indem ſie ihren natürlichen Geſchmack durch eben die Mittel verderben, die ſie brauchen, um ihn zu verfeinern. Der groſſe Haufen iſt freylich wohl nicht im Stande, die Gründe anzugeben, warum ihm ein Werk gefält, (die mechaniſche Angabe derſelben überläßt er dem Kenner) aber er iſt jederzeit, deucht mich, Richter von der Schönheit der Wirkung, eine Art von Kenntniß, die in vielem Betracht offenbar feiner iſt, als die, ſo der Wirkende beſitzt.

Der Hofmann ſagte: Ich laſſe mich nicht auf jeden einzeln Fall ein, aber mich dünkt der groſſe Haufen hat in der Regel, mich gelind auszudrücken, Unrecht. Trift es ſich einmal anders, ſo rührt es von ſeinem blinden Zutrauen zu der Geſchicklichkeit der Vornehmern her, und dies hat zuweilen ſo ſtark auf ihn gewirkt, daß er ſich eingebildet, als ob er ein Gefühl für Vollkommenheit habe. Mit einem Worte, wenn die Menge jemals richtig urtheilt, ſo geſchieht es alsdann, wenn ſie ſich es am wenigſten herausnimmt, ihre eigne Meynung zu ſagen.

Es iſt wahr, ſie giebt vor, Geſchmack an einer Sache zu finden, von der ſie ſieht, daß ſie den Aufgeklärtern gefält; aber alsdann betrachtet ſie das Urtheil gewiſſer Perſonen als einen ſichern Probierſtein und Richtſchnur, ſie findet, daß der Gegenſtand vollkommen damit übereinkömmt, und der auf dieſe Art bewieſene Anſchein von Schönheit gewähret ihr einiges Vergnügen.

Eben ſo geht es mit dem Appetit, von dem man den figürlichen Ausdruck Geſchmack entlehnt hat. „Die und „die Art von Suppe, oder Olla Potrida, heißt es, iſt „jetzt Mode, und wenn ſie dir nicht ſchmeckt, ſo muſt du „ſie ſchmecken lernen."

Aber in Anſehung der Poeſie, zum Beyſpiel, behauptet man, daß der groſſe Haufen dieſelben Schönheiten bemerke, die der Mann von Lektüre findet.

Nun beruht mehr als die Hälfte von den Schönheiten der Poeſie auf Metapher und Anſpielung, wovon weder die eine noch die andre von ungebildeten Seelen auf das angewendet werden kann, worauf ſie abzielen. Ihre Schönheit iſt folglich für den groſſen Haufen gleich einem Gemählde für einen Blinden.

Wie viele beſondre Züge in der Dichtkunſt beziehen ſich auf Kenntniß der Philoſophie und Geſchichte! Und ich muß hinzuſetzen, dieſe verſteckten Schönheiten geben denen, die ſie entwickeln können, das größte Vergnügen.

Ich könnte noch viel mehr von den engen Gränzen der Begriffe ſagen, die der groſſe Haufen hat. Was ich geſagt habe, beweißt ſchon zur Gnüge, daß er nicht unſichtbar iſt, und nach meiner Meynung hat er nur ſelten Recht.

Der Univerſitätsgelehrte ſprach wenig, aber Zweckmäßig. Er behauptete, alle Stände und Klaſſen von Menſchen hätten für ihre Beurtheilungskraft eine gewiſſe Sphäre. Ein Bauer von ſoviel natürlich gutem Geſchmack, daß er Wohlgefallen an Händel's Meßias finde, könne unſtreitig ſo unterrichtet werden, daß er noch mehr Wohlgefallen daran finde. Ein Schriftſteller ſolle, ehe er etwas drucken läßt, ſich nicht mit der unſichern Erwartung ſchmeicheln, zugleich dem groſſen Haufen, und dem feinern Publikum zu gefallen, indem nur wenig Dinge beides in gleichem groſſen Grade bewirken können. Er ſollte allezeit ſeinen Plan nach der Faſſungskraft des Verſtandes einrichten, für den er arbeiten zu können glaubt. Kann er ſich mit dem Pöbel begnügen, ſo kann er eine Zeitlang auf eine Menge Bewundrer rechnen. Schreibt er mit mehr Zierlichkeit, ſo kann dieſe wohl für die Sinne des gemeinen Leſers zu fein ſeyn, aber dagegen erhält der Schriftſteller einen Beyfall, der ihm mehr Freude machen muß. Ein Schriftſteller entſchlage ſich alſo bey ſeinen erſten Werken ganz des Gedankens von Vortheil, und von dem Beyfalle des groſſen Haufens. Er habe die kleinere Anzahl Kenner vor Augen, und dann erſt den Vortheil; der Pöbel wird von ſelbſt nachfolgen. Seine erſte Erſcheinung auf der gelehrten Bühne, wird ihm ſeine Komplimente erwerben, ſeine letzten Auftritte werden ihm ein unvernünftiges Hußah zuziehn.

V.

Naturgeſchichte.

Einige Anmerkungen über den Schimmel.

Der Schimmel iſt eine ſo gewöhnliche, faſt jedermann vor Augen kommende Sache, daß es den Leſern angenehm ſeyn muß, hier einige Bemerkungen darüber eingeſchaltet zu finden, die wir aus einem bekannten Werke über die Naturgeſchichte, entlehnen.

Linné beſtimmt zwölf Arten Schimmel, deren fünfe von kürzerer, ſieben aber von längerer Dauer ſind. Die gemeinſte Art iſt der Schimmel mit einem Stiele und kugelrunden Köpfchen; grauer, raſenartigwachſender Schimmel, auf einem ſehr hohen Haarförmigen Stielchen. Herr Monti hat ſonderlich mit dieſer Art viele Verſuche angeſtellt, um daraus wahrzunehmen, ob dieſe Gewächſe durch Saamen, oder ohne ſolchen durch Fäulniß fortgepflanzet und erzeuget würden. Alle Schimmelköpfchen verwandeln ſich, wenn ſie recht reif geworden, in einem ſehr feinen Staub, aus welchem wieder Schimmel entſteht, wenn man dieſen Staub in ſolche Körper ſäet, in welchen der Schimmel erhalten und ernähret werden kann. Es ſcheint aber auch, als wenn dieſe Korper, ihrer Natur nach, ohne hineingeworfenen Saamen, Schimmel hervorbrächten. Herr Monti hat verſchiedene, theils rohe, theils eingeweichte Kürbiskerne, Stücke von Birnen, Feigen, Pferſichen, Mehlbrey, Fleiſch und dergleichen, in irrdene Schüſſeln oder Glocken, auch in umgekehrte gläſerne Röhren gethan; alle dieſe Körper gaben einen ſo häufigen und langen Schimmel, daß die Röhren davon ganz erfüllet waren. Die Körper, die auſſer den Röhren waren, zeigten auch dergleichen, aber einen kürzern und minder dauerhaften Schimmel. Woraus deutlich erhellet, daß äuſſerliche Berührung, oder Bewegung der Luſt, der Erzeugung des Schimmels nachtheilig ſey, und daher diejenigen Oerter, wohin Luft und Sonne weniger eindringen kann, dergleichen die Weinkeller und andere unterirrdiſche, feuchte und mäßig verſchloſſene Oerter ſind, zu Hervorbringung und häufiger Vermehrung des Schimmels, die geſchickteſten ſind. Herr Monti hat ferner zugleich auf vorhin erwähnte Körper, Schimmelſtaub, der theils der Farbe, theils der Art nach verſchieden war, ausgeſtreuet, andre aber von Saamen ganz frey gelaſſen. Nach Verlauf von zween Tagen war die Oberfläche aller dieſer Körper mit weiſſen und durchſichtigen oder ſchwarzen Köpfchen beſetzten Schimmelfäden bedecket. Wobey jedoch derſelbe eben dasjenige wahrgenommen, was ehedem Michelli beobachtet; wie nämlich auf denjenigen Körpern, welche beſäet worden, zwiſchen den längern Fäden einige kürzere untermiſchet waren, welche vielleicht von den Saamen entſtanden, und hingegen die Längern ohne deſſen Beywirkung hervorgewachſen.

Ferner hat Michelli die leichtſchimmelnden Körper in ſalzichte Feuchtigkeiten, als Salpeter, Seeſalz, Alaun, Urin und dergleichen eingeweihet und in gläſerne Röhren gethan, und als ſelbige zwo Wochen hindurch an dem gewöhnlichen Orte aufgehoben worden, und kein Faden vom Schimmel darauf hervorgekommen, hat derſelbe auf jegliches von dieſen Stücken Saamen geſtreuet, woraus auf den Stücken, welche zuvor in Weineßig eingeweicht worden, in Zeit von acht Tagen ganz kurze Schimmelfäden zum Vorſchein gekommen; die übrigen waren noch alle ohne Schimmel. Um zu erfahren, ob der Schimmel an allen Orten entſtünde: ſetzte derſelbe friſche, in umgekehrte Röhren verſchloſſene Stücke von Kürbiſſen, in verſchiedene Stockwerke des Hauſes, in einen Weinkeller, und in die vier Winkel des Gartens; alle hatten nach einigen Tagen häufigen und köpfigen Schimmel angeſetzet. Aus den angeſtellten Verſuchen erhellet auch, daß der Schimmel überhaupt zur Sommerszeit reichlicher und geſchwinder wachſe. Die erſten zween Monate des Herbſtes ſind weniger geſchickt dazu; in den drey folgenden Wintermonaten, auch zu Anfange des Frühlings kommt er langſam hervor, doch muß man die Gefäſſe in einem etwas warmen Zimmer aufbehalten, ſonſt wird gar nichts davon entſtehen. Der Schimmel, der bey kalten Wetter in der Stube entſteht, zeiget ganz kurze Fäden, und meiſtens ohne Knöpſchen. Ob nun gleich nach dieſen Erfahrungen ſcheinen möchte, wie der Schimmel von ſich ſelbſt, und ohne Saamen entſtehen mochte, ſo muß man doch erwägen, daß die Luft die kleinſten Theilchen von Gewächſen häufig aufheben, und mancherley Saamen hieher und dorthin fortführen könne, mithin auch der Schimmelſaame über die Körper, auf welchen er hervorgewachſen, könne ausgeſtreuet worden ſeyn. Herr Monti ſtellete deswegen Verſuche unter der Luftpumpe an. So lange keine Luft eingelaſſen wurde, war auch kein

Schimmel zu ſehen, wenn aber die Luft wieder eintrat, fand ſich auch dieſer ein. — Er nahm ferner gläſerne Gefäſſe, von verſchiedener Gröſſe und Geſtalt, legte darein leichtſchimmelnde Körper, verſchloß einige mit weichem Wachſe, andere mit einer Rindsblaſe und Gorkſtöpſel, andere verband er mit einfachen und doppelten Pappiere, andere mit Pergament, und noch andere mit Leinen, ſeidnen, wollnen, dünnen und dichten Zeuge. Nach Verlauf von zween Tagen hatten alle Körper Schimmel angeſetzt, diejenigen ausgenommen, welche mit Wachs, Gork und der Blaſe im kleinen Gefäſſe verſchloſſen waren. Gröſſere, auch mit Blaſe verbundene Gläſer, enthielten Schimmel. Wir übergehen viele andere Verſuche, welche Herr Monti angeſtellet; zumal derſelbe dadurch nicht völlig überzeugt worden, auf was Weiſe der Schimmel entſtehe, und ob hierzu der Saame unumgänglich nöthig ſey, oder nicht.

VI.

Anekdoten.

In der Schlacht bey Rheinfelden, die Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar gegen die Kaiſerlichen gewann, wurde ein Rheingraf von den kaiſerlichen Cuiraſſiren umringt, die ihm zuriefen, ob er Quartier haben wollte? Allein der tapfere Graf fuhr fort, ſich gegen die Menge zu wehren, und antwortete: „Was Quartier, was „Quartier, im Himmel iſt Quartier!" und ließ ſich niederhauen. Dieſe Anekdote iſt aus einem ſehr intereſſanten

Mſpt. genommen, welches ein eigenhändig geführtes Tagebuch des General Adjutanten des Herzogs **Bernhard** iſt, und ſich auf der herzoglichen Bibliothek zu Gotha, nebſt noch funfzehn Folianten handſchriftlicher Akten, Papiere, Briefſchaften, und anderer Verhandlungen des groſſen **Bernhards** befindet, worunter auch ein Band eigenhändiger Briefe der Königinn **Chriſtina**, des **Richelieu**, des **Hugo Grotius**, und andrer groſſen Zeitgenoſſen iſt. Dieſe ganze Mannſcriptenſammlung iſt äuſſerſt reichhaltig an Merkwürdigkeiten aus dem hiſtoriſchen Fache, und an Beyträgen zum Sittengemälde des Zeitalters des dreyßigjährigen Krieges.

Der franzöſiſche Dichter **Theophile**, der im vorigen Jahrhunderte lebte, wurde von einer Dame heftig gebeten, eine Vergleichung in Verſen zwiſchen ihr und der Sonne anzuſtellen. Aufgebracht über ihre Zudringlichkeiten, ſchickte er ihr endlich folgendes Quatrain:

Que me veut donc cette importune,
Que je la compare au ſoleil?
Il eſt commun, elle eſt commune,
Voilà ce qu'ils ont de pareil.

St. Evremond liebte im hohen Alter die Geſellſchaft junger Leute; da er nicht immer deren um ſich haben konnte, ſo füllte er ſein Haus mit Hunden, Katzen ꝛc. an, ohne ſich an ihre Unreinlichkeit zu kehren; denn, ſagte er, um ſich von der Langeweile des Alters zu zerſtreuen, muß man immer was lebendiges und muntres vor Augen haben. Seine Schriften fanden erſtaunenden Beyfall, deswegen wurde von gewinnſüchtigen Buchhändlern, vieles unter ſeinen Namen untergeſchoben; einer dieſer Buchhändler kam zu einem Schriftſteller, der eine ziemlich geläufige Feder hatte, und ſagte zu ihm: „Ich gebe Ihnen dreiſſig Piſtolen, ſchreiben Sie mir wieder was St. Evremondſches; ich bin mit dem recht gut gefahren, was Sie mir ſchon davon geſchrieben haben."

Heinrich III. König von Frankreich, ließ bey dem Tode der Prinzeßin von **Condé** ſeine Kleider und die Bandſchleifen an ſeinen Schuhen mit kleinen Todtenköpfen bemalen. Als **Catharina von Medicis** ſtarb, wurde das ganze Schloß zu **Blois**, wo der König damals war, ſchwarz ausgeſchlagen, und mit Thränen bemalt. Er gerieth auf einen ſonderbaren Einfall. Er wollte im Gehölze von **Boulogne** ſechs Alleen anlegen, die alle zu einem Mittelpunkt führen ſollten. Auf dieſem Mittelpunkte wollte er ein prächtiges Grabmal bauen, um ſeinem Herzen, und dem Herzen der Könige, ſeiner Nachfolger, auch zur Ruheſtätte zu dienen. Jeder Ritter des heil. Geiſt. Ordens ſollte ſich gleichfalls hier ein marmornes Grab, mit ſeiner Statüe ſetzen laſſen, und dieſe Gräber ſollten längſt den Alleen angebracht, und von einander durch Buchsbaumhecken geſchieden werden, die in mancherley Todesgeſtalten zugeſchnitten geworden. „In hundert Jahren ſagte der König, muß das eine allerliebſte Promenade ſeyn, denn alsdann wird es wenigſtens vierhundert Gräber hier geben."

Unter der Regierung **Carls VI.** beſtand der Kopfputz der franzöſiſchen Damen, in hohen Zuckerhüten ähnlichen, Mützen, von deren Spitze ein Schleyer herunterhing, deſſen Länge ſich nach dem Stande der Perſon richtete. Der Schleyer einer Bürgersfrau fiel nur bis auf die Achſel, der Schleyer einer adlichen Dame hingegen, ſchleppte auf der Erde.

Unter Carl V. wurden die Lilien, die ſich in groſſer Menge in dem franzöſiſchen Wappen befanden, zu Ehren der heil. Dreyfaltigkeit, auf drey vermindert.

Anfänglich war es, ſonderlich in Frankreich, nur dem Adel erlaubt, Windfahnen auf ihren Häuſern zu haben. Ja, man mußte ſogar, um dies Recht zu genieſſen, einer der erſten beym Sturm einer Stadt geweſen ſeyn, und ſein Pannier auf ihren Wall gepflanzt haben. — Dieſe Windfahnen waren mit dem Wappen des Eigenthümers bemalt, und ſtellten gleichſam ſein Pannier vor. Man kennt den feinen Spott, mit welchem ſich der Dúc de Choiſeul an Voltairen rächte, der ihm in ſeinem Miniſterſtande übertrieben geſchmeichelt hatte, nach ſeiner Ungnade aber ſich zur Parthey ſeiner Gegner ſchlug: er ließ das Bildniß des Dichters, ſtatt eines Wetterhahns, auf das Dach ſeines Schloſſes ſetzen.

VII.

Roman oder Biographie.

Thomas Anello.

In den alten fabelhaften Zeiten konnte eine einzige, oft auch nur gemeine That einen zum König, Helden, ja ſelbſt zu einem Gott erheben; aber in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, zu einer Zeit, wo die Kraft der Geſetze, eingeſchränkte Rechte, feſtgeſetzte Pflichten, das Anſehen

ſehen der Oberherrſchaft den Muth im Zaum halten und die Bahn zu großen Unternehmungen verſperren, muß ein junger Mann von vier und zwanzig Jahren, der gleich einem großen Staatsmann einen glücklichen Umſtand benutzt, der beynahe allein ein **Volk** von siebenmalhunderttauſend Seelen zu lenken weiß und ſich innerhalb zwey Tagen zum König aufſchwingt, ſo ein junger Mann, muß, wenn man dabey doch daran denkt, daß er ein bloſſer Fiſcher war, die Neubegierde erwecken und ſein Charakter iſt ein gleich würdiger Gegenſtand für die Geſchichte, als für den Roman.

Die Geſchichte hat auch den Namen, Thomas **Anello**, den die Neapolitaner Maſſanello und wir Maſaniel nennen wollen, erhalten.

Man erinnert ſich noch eines Geſangs, den man kurz nach **Maſaniels** Tod auf ihn verfertigt, daß die Blinden an den Kirchenthüren in Neapel den ſeeligen Maſaniel anrufen, daß die ſchönen Geiſter ihre Ideen mit Maſaniels Lob beſchäftiget und daß Leute von Nachdenken ernſthafte Betrachtungen über dieſen armen Fiſcher angeſtellt haben, der ſein Vaterland gerochen und in kürzerer Zeit die Herrſchaft an ſich gebracht, als manche gebraucht ſie zu verlieren.

Es iſt beſonders, ſagt **Machiavell**, daß die meiſten, welche große Thaten gethan, von geringer Herkunſt geweſen, denen es an Mittel gefehlt, und denen manche widrige Zufälle begegnet ſind, die ſie in dem niedrigen Rang mit ihresgleichen zurückzuhalten ſchienen.

Man könnte fragen, ob dieſes blos eine Würkung von dem Eigenſinn des Glücks ſey, oder ob er damit allen denen eine Lehre geben wolle, die durch ihre Geburt, mit großen Vortheilen, und Hülfsmitteln ausgerüſtet und durch Beyſpiele angeſpornt, nichts wichtiges ausrichten und die zu gleicher Zeit ihren Pflichten, wie denen Hofnungen ungetreu werden, deren Erfüllung ihnen ſoviel Vorzüge auferlegten.

Wir begehren aber deswegen doch unſern Helden nicht als ein Muſter aufzuſtellen. Alles wohl unterſucht, beſaß Maſaniel keine für irgend einen Stand paſſende Talente und Eigenſchaften; und man kann ihm in keinem Betracht als ein Beyſpiel zur Nachahmung aufſtellen: er war blos einer von den kühnen Menſchen, in welchem nichts das Gefühl ihrer Kräfte erſticken kann, welche ein gewiſſer Trieb beſtändig über andere erhebt; die niemals ruhen, die das Schwere reitzt, denen kein Unternehmen zu groß iſt und die im Glück oder Unglück immer Ruhm verdienen.

Andere Kinder werden ſonſt ihren Eltern zur Freude gebohren, dieſes erweckte Kummer, und ſeine Eltern waren ſo arm, daß ſie der Natur wegen des ihnen geſchenkten Erben ihres Unglücks Vorwürfe machten. Allein die Natur, die den jungen Thomas zum Elend gebohren werden ließ, hatte an ihm nichts geſpart, was ihn fähig machen konnte, es entweder zu überwinden, oder doch wenigſtens zu ertragen: ſie gab ihm einen feſten Charakter und vereinigte mit den Reitzen einer angenehmen Geſtalt einen freyen und fähigen Geiſt, der aber nicht ausgebildet wurde. Seine Eltern wußten nicht einmal, was Erziehung iſt, aber das Genie kann ſie entbehren.

An unſerm Thomas war ſein Charakter ſein glänzendſter Vorzug; den er auch frühzeitig zeigte. Seine Kindheit hätte Erwachſenen ſehr lehrreich werden können, aber er hatte niemand um ſich, der ihn beobachtete; und ſelten beobachtet man Kinder.

Thomas war als Kind nicht ſonderlich aufgeweckt, noch weniger flüchtig, redete gewöhnlich nicht viel, war ſehr verſchmitzt, bedachtſam, entſchloſſen und bisweilen zeigte er in ſeinen Spielen und Reden etwas Tiefes. Er übertraf alle andere ſeines Alters an Stärke und Geſchicklichkeit: er wurde von ihnen gefürchtet, welches er ſich ſelbſt nicht zu erklären wußte, weil er es niemals geſucht: gleichwohl herrſchte er gern über andere, und es ſtund ihm nirgends an, wo er nicht befehlen konnte.

Wenn die Gewalt, die er ſich über andern anmaßte, ihnen beſchwerlich wurde und wenn ſeine kleine Geſellſchaft einigen Unwillen darüber merken ließ; ſo lachte Thomas, verließ ſie froſtig und ſuchte ſich andere Freunde aus. Allein er wurde bald vermißt; man ſuchte ihn wieder auf, das er niemals that.

Ohne Zweifel war ihm der Haß, den er gegen den Adel und die Reichen auf eine ſo ſchreckliche Weiſe ausbrechen ließ, angebohren. In ſeiner Kindheit führte er einen beſtändigen Krieg mit ihren Kindern und wollte niemals mit ihnen einen Frieden ſchließen. Er pflegte ſie aus Milch und Honig zuſammen geknetete und vom Wind aufgeblaſene Kuchen zu nennen. Wenn ſeine Mutter, bekümmert über die unaufhörliche Klagen, die bey ihr wider ihn einliefen, zu ihm ſagte: unglücklicher Thomas, ſollen Dich alle Leute, als einen Poltron fürchten? ſo gab er ihr zur Antwort: warum iſt man ſo feig und fürchtet mich? ich fürchte niemand. Sein Vater konnte mit aller Strenge die Hitze ſeines unbändigen Charakters niemals dämpfen.

Man hat zu allen Zeiten geſehen, daß ſich ein kriegeriſcher Geiſt der zarteſten Jugend bemeiſtert und daß dieſe Plage, welche die Polizey von den Hauptſtädten entfernt, ſich gemeiniglich in den Provinzen zeigt, wo ſie niemand, als den Müttern, fürchterlich iſt. **Thomas** ſammelte ſich unter den Kindern von ſeiner Herkunft ein Völkchen treuer Unterthanen, darunter der verzagteſte das Leben frech gewagt hätte. Unaufhörlich führte er dieſe Armee wider die Kinder der Reichen von Amalfi, ſeiner Vaterſtadt an. Auf dieſe Art übte er ſich, die Gemüther zu lenken, das ihm ſo wohl gelungen, und ſo gewöhnte er ſich an Gefahren, an die Neigung zur Herrſchaft und an den Geſchmack an Unternehmungen.

Zu ſeinem zehnten Jahr verſprach ihm ſein Vater einen Säbel, um ihn dadurch zur Schule zu bereden: aber da er die kleinen Sklaven vor der Stimme ihres Lehrers zittern ſahe, ſo ſpottete er darüber; er hörte blos zu, was andere laſen, daher er oft die Frage wiederhohlte, warum man ihn Dinge, die in Büchern ſtehen, lehrte. Seiner Meinung nach lohnte es nicht die Mühe, Leſen zu lernen und er verlangte, ſein Lehrmeiſter ſollte ihm blos gute Grundſätze beybringen. Als dieſer ihn einsmal mit einer niedrigen und unverſchuldeten Züchtigung bedrohte; ſo ſchoß er einen verwegenen Blick auf ihn und ſagte ganz trocken: wenn ich nicht will leſen lernen, wer will mich zwingen. Dem Schulmeiſter fielen ſeine Waffen aus den Händen und er ſuchte ſich unverzüglich von einem ſolchen Schüler zu befreyen.

Richtig iſt es, daß der Unterſchied, den man unter Leuten, die ſich durch Bücher gebildet und denen, welche allein das Nachdenken zum Führer gehabt haben, wahrnimmt, ganz zum Vortheil der letztern ausfalle.“ Die einen verlieren ſich in dem weiten Felde der Begriffe aller Jahrhunderte und ſchwanken unter Widerſprüchen hin und her. Die andern folgen ihrer eigenen Richtſchnur in ihren Ideen, ſie werden Originale, ſie ſind ganz das, was ſie ſind, und nichts hält ſie in dem Augenblick, darin ein wichtiger Entſchluß zu faſſen iſt, auf. Bücher lehren Gelehrte reden, das Nachdenken leitet die Menſchen zu Thaten. Thomas konnte nicht leſen, aber er wußte ſich anderer Einſichten zu Nutze zu machen.

Als er aus der Schule gejagt worden, ſo ſuchte er den väterlichen Verweiſen zuvorzukommen und redete ſeinen Vater alſo an: Ich werde Dir nicht mehr gehorchen, weil ich Dich nicht mehr lieben würde, Du darfſt mir nicht länger Brod ſchaffen, weil ich es entbehren kann: Du haſt für meine Mutter und Dich ſo nicht zuviel. Gieb mir den verſprochenen Säbel und laß mich fort, mir ſelbſt den Unterhalt zu verſchaffen. Man gab ihm ein wenig Geld, nebſt einem Stecken; er ſteckte ein Stück Brod in die Taſche, und ſo machte er ſich davon. Bey ſeinem Abzug von **Amalfi** erſchien der größte Theil ſeines Heers vor ihm; dieſem befahl er an, niemals mit dem Feind weder einen Waffenſtillſtand noch einen Frieden zu ſchließen, er ernannte ſelbſt einen Anführer und damit entfernte er ſich unter vielem Bedauren über den Verluſt eines ſo guten Generals.

Thomas langte an dem Ufer bey **Sorrento** an; und hier war es, wo ihn ein Fiſcher in ſeine Hütte aufnahm. Dieſer Fiſcher erkannte an ihm einen jungen raſchen und ſtarken Burſchen; behielt ihn bey ſich, lehrte ihn Netze ſtricken, ſie werfen und einen Fiſcherkahn zu regieren. Dieſer ſprach beſtändig von der Nothwendigkeit, ſich Unterhalt zu verſchaffen, von der Schwürigkeit ſein Brod zu gewinnen, von Auflagen, und von den elenden Zeiten.

Der Fiſcher hatte eine Tochter, Namens **Maria**. Sie war mit dem **Thomas** von gleichem Alter und ein eben ſo artiges Mädchen als er ein hübſcher Junge. **Thomas**, der nicht wußte, ob er ſchön ſey, ließ ſich nicht einfallen, daß Marichen liebenswürdig ſey. Die Natur, die ſeinem Kopf ſo viel zu ſchaffen gab, ließ ſein Herz noch in Ruhe, verblendete ſeine Augen und machte ſeine Ohren gegen die Einfälle eines Kinder taub.

Obgleich Marichen erſt das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte; ſo war doch ihr Herz ſeit **Thomas** Ankunft in voller Bewegung; es gefielen ihr ihre vorige Beſchäftigungen, ihre Spiele, und ihre Bekannte nicht mehr, wie zuvor: ſie fieng an, weniger zu reden und ihre Augen blickten nicht mehr ſo frey umher; bey Tag empfand ſie in ihrer Hütte Langeweile, dies begegnete ihr bey der Nacht während dem Wachen und ſo ging es ihr immer ohne die Urſache zu wiſſen; gleichwohl merkte ſie, daß die Schuld etwa daran liegen könnte, weil ſich **Thomas** nicht immer um ſie befand.

Noch niemals hatte ſie ihren Vater ſo geliebkoſet, niemals war ſie gegen ihn ſo zuvorkommend und dienſtfertig geweſen. War er mit dem **Thomas** am Ufer, ſo erſann ſie tauſend Ausflüchte, um zu ihnen zu kommen; ſie brachte ihnen Brod, friſches Waſſer und Früchte; ein andermal fragte ſie, ob ſie nichts brauchen, oder ob das Fiſchen gut von Statten gehe, oder um welche Zeit ſie nach Haus kommen werden. Ihre meiſte Beſchäftigung beſtand darin, daß ſie ſich in Gedanken vertiefte; die angenehmſte aber, dem Jungen ſeine zerriſſene Kleider auszubeſſern. Unvermerkt wurde es Marichen zur Gewohnheit, ſich zu putzen. Die Schnürbruſt wurde nicht mehr ſo nachläſig zugeſchnürt; und auswärts erweiterte ſie ſich ziemlich. Sie mochte ſtehen oder ſitzen, ſo konnte man gewahr werden, daß ſie ihr Röckchen um zwey Finger kürzer gemacht. **Thomas** ſah nichts; und wenn er ungefähr allein bey ihr war, wenn ſie alsdann die Bänder an ihren kleinen Schuhen band, eine Roſe in ihrem Schnürleibchen beſſer einſteckte, ſo verſtand ſich **Thomas** gar nicht darauf, mit den Augen dieſen allerliebſten kleinen Händen, ſo langſam ſie auch waren, ein Band zuzuknüpfen, einen Strauß anzuſtecken, zu folgen.

Ueber dem Verlangen der Unſchuldigen, dem Nachdenken, was ſie verlange, über dem Beſtreben, ihr Verlangen zu erkennen zu geben, größer, unmuthiger, feiner und dreuſter zu werden vergiengen zwey traurige und tödtende Jahre. Der undankbare Junge ſah ſie während ſeiner Arbeit und dem genoſſenen Unterricht verfließen. Er konnte ſeinen alten Fiſcher niemals verlaſſen, dem er beſtändig um Gefälligkeiten, Erklärungen und mit ſeinen Fragen anlag, und den er niemals den Mund ſchließen ließ.

Dieſer Mann ſtammte von bürgerlichen Voreltern ab, und ſtand von jeher bey dem Volk in Neapel in einem guten Anſehen. Entwürfe, die dieſem unglücklichen Volk allzuvortheilhaft waren und zu freymüthig ausgebreitet wurden, haben dieſe Familie ins Unglück gebracht. Er kam zur Welt, während ſein Vater ſich im Elend, wohin er verwieſen worden, befand; er wurde nach alten republikaniſchen Grundſätzen erzogen, die ſchon ſo lange Zeit in dem Königreich in Vergeſſenheit gerathen ſind: dieſe flößte er dem **Thomas** ein. Er hatte ſeinen Schüler geprüft und ſich von ſeinem feſten Charakter überzeugt; dabey gab er ſich Mühe, ihn noch feſter und furchtbarer zu machen. Der Freyheitsſinn ſchien in dieſes weiße Haupt geflogen zu ſeyn und das Heldenblut kochte noch in den durch ſechzigjährige harte Arbeit und Elend erſchlafften Adern. So war der Mann beſchaffen, der ſich eines jungen Gemüths bemeiſterte, das ſich ihm mit Entzücken übergab: er härtete es durch kühne und blutdürſtende Grundſätze ab; er ſtrengte ſein Gedächtnis an, um dem **Thomas** die Geſchichte ſeines Vaterlandes und die unzähliche Kriege, Siege, Niederlagen und Revolutionen zu erzählen: dieſe Erzählungen, welche für ſich ſchon Erſtaunen erwecken konnten, wurden noch mit Zügen und Betrachtungen begleitet, welche vollends das Herz des aufmerkſamen Schülers einnehmen mußten. Nach Verlauf einer geraumen Zeit, in der er ihm von den Rechten des Volks und der Frechheit des Deſpotismus vorgeprediget, nach einer Menge trauriger Gemählde von dem ſchmählichen Druck unter Auflagen und Elend, kam eines Tages, da er den jungen Menſchen eben mit einer ſolchen Beſchreibung von denen Auflagen, die das

Königreich Neapel drückten, erſchüttert hatte, die Tochter zu der nehmlichen Stunde, wo ſie ſonſt das Brod zu bringen pflegte, mit Thränen zu der Barke und ſagte ihrem Vater etwas ins Ohr.

Sobald es der Alte vernommen, faßte er den **Thomas** lebhaft bey der Hand und ſagte, indem er ihn mit einem verzweiflungsvollen Blick anſah: Freund, gehe mit mir. Er ſchickte ſeine Tochter zurück in die Hütte und gieng mit dem Jungen längs der Küſte fort; nachdem ſie auf hundert Schritte weit gekommen, blieb er mit ihm ſtehen und fragte: Biſt du hungrig? — Ja! antwortete **Thomas**. Er gieng weiter, bis er die nehmliche Strecke zurückgelegt hatte; hier hielt er wieder und fragte aufs neue: Biſt du hungrig? **Thomas** erwiederte: ich hab es ſchon geſagt. Er that darauf noch einige Schritte und blieb vor einem Felſen am Ufer des Meers ſtehen: ſie räumten einen Hauffen Steine, die vor dem Eingang einer Höhle lagen, auf die Seite, und nun erblickte **Thomas** bey der Eröfnung ein Skelet an einem Galgen hängen, an dem geſchrieben ſtund: **Thomas Anello, Rächer des Neapolitaniſchen Volks.**

Thomas erſtaunte darüber; wurde ernſthaft und ſeine Augen funkelten. Der Alte wurde es gewahr und fragte ihn nochmal: Hungert dich? **Thomas** gab gar keine Antwort. Darauf fuhr der Fiſcher fort: Vor hundert Jahren waren dieſe Gebeine ein braver Mann, den es auch gehungert hatte. Er ſahe, daß es ſeiner Frau, ſeinen Kindern, ſeinen Verwandten, Freunden, dem ganzen Neapolitaniſchen Volk an Brod fehle. Er verſorgte ſie alle damit, und nun ſiehe, wie ihm dieſes vergolten worden. O! mein junger Freund, dieſer Mann war mein Großvater. Mein Vater verbarg hier dieſe elende Ueberreſte und ehrte ſie bis an ſein Ende. Ich habe ſie mit gleicher Ehrerbietung bewahrt; aber mein Vorſatz, ihm entweder nachzuahmen oder ihn zu rächen, blieb unerfüllt. Jtzt bin ich alt; ich habe die Kräfte nicht mehr und doch werden jetzt die Auflagen auf das Mehl verdoppelt. Jch kann dir kein Brod mehr geben, ich habe kaum noch für meine Tochter genug.

Dem Thomas pochte das Herz bey dieſen Reden. Er ſann lange nach; während er das ſchreckliche Bild betrachtete: endlich ſah er den Fiſcher an und ſagte zu ihm: Jch will den Namen deines Großvaters annehmen, will wie er ſterben und dir und deiner Tochter Brod ſchaffen. Jch weiß wohl, die Auflage läßt ſich nicht abbringen; aber ich will König von Neapel werden, und dann wollen wir ſehen, ob die Dinge nach meinem Sinne gehen werden. Was er hier ſprach, war nicht mehr die lächerliche Jdee eines Kindes; es war ein muthiger Gedanke, der ſeinem Herzen keine Ruhe ließ.

Er gieng mit dem Alten in die Hütte zurück. Sie trafen Marichen weinend an, deren Thränen bey dem Anblick ihres Vaters und Geliebten ſich verdoppelten. Thomas, den ein ſolcher Gegenſtand noch mehr bewegte, ſeufzte zum erſtenmal und wurde empfindlich, nicht aus einem Antrieb der Liebe, ſondern der Großmuth.

Er gerieth auf einen Einfall, den er zurückhielt. Er verließ ſich auf ſeine funfzehen Jahre und ſeinen Körper; tröſtete den Vater und die Tochter und gieng mit dem Bedeuten, daß er vor Nacht nicht zurückkommen werde, fort. Der kleine Vorrath von Oel war über dem Erwarten verbrannt; er kam erſt gegen Anbruch des Tages zurück und bey ſeinem Eintritt warf er Brod und Geld auf den Tiſch. Man betrachtete ihn mit einem unruhigen Blick, aber er gab den Gedanken ſogleich durch dieſe Worte, die ſeiner ganzen Denkungsart gemäs waren, eine andere Wendung: Jch habe dich, ſagte er zu Marichen, weinen ſehen; dies that mir leid, denn ich kann es nicht ertragen, wenn man weint. Jch gelangte in den Hafen von Sorrento:

wandte mich an einen ſpaniſchen Corporal, und ſprach ihn um Geld an. Er gab mir zur Antwort, ich ſey viel zu jung. Ich erwiederte: er ſey ein Unverſchämter, ich ſey ſchon achtzehn Jahr alt und ich brauchte einen Säbel und Geld. Er mochte ein braver Kerl ſeyn; er gab mir zu eſſen und zu trinken, denn reichte er mir zween Zechinen. Beym letzten Schluck warf ich ihm das Glas ins Geſicht; gieng auf und davon und bin wieder da.

Den folgenden Tag ſprach er mit eben der Zuverſicht mit dem Fiſcher, wie mit dem Corporal: Mein Freund, du mußt deine Barke verkauffen und mit mir nach Neapel gehn; denn hier werde ich niemals König werden: und wenn es dir und deiner Tochter recht iſt, ſo nehm ich ſie zur Frau, und werde ſie, ſobald es in meinem Vermögen iſt, zur Königin machen.

Der Fiſcher, der bisher ſeinen feurigen Muth angeflammt hatte, hielt ſich für verbunden, ihm nach Neapel zu begleiten und ihn mit ſeiner Klugheit zu leiten. Er änderte den Ton: er unterrichtete den jungen Menſchen von dem Zuſtand der Sachen, von der Staatsverfaſſung, von allen Arten ihrer Verwaltung, von der Polizey und von der Denkungsart in allen Ständen. In Anſehung der Heyrath beſorgte er, es möchte ihn gereuen, wenn er ſich damit übereilte; allein Thomas verſicherte, daß ihm Reue ganz unbekannt ſey, daß er immer nach ſeinem Vorſatz handle, daß es ihm nicht ſehr um eine Frau zu thun ſey; daß ihm Marichen zu ſanft vorkomme, daß er ſie aber beſſer kenne, als eine andere, daß ſie eine Familie zuſammen ausmachen müßten und daß er ſie endlich auch um deswillen heurathen wolle, weil der Vater alt ſey und Marichen ohne ihn dereinſt unglücklich ſeyn würde. War dieſe Geſinnung nicht eben ſoviel werth, als die wandelbaren Täuſchungen der Liebe?

Bey der Ankunft in Neapel fand Thomas, den wir von nun an Maſaniel nennen wollen, die Hülfsmittel und Umſtände viel ſchwüriger, als er ſich eingebildet. Sein Schwiegervater hielt es für nöthig, ihm Anleitung zu geben, und den rechten Geſichtspunkt, die Hinderniſſe und die mit Unternehmungen dieſer Art verbundene unermeßliche Arbeit vorzuſtellen. Er lehrte ihm den trägen und flüchtigen Charakter eines Volks kennen, das gleichgültig ſeine Kette ſchleppe und das ſich willig fangen laſſe, bey dem letzten zur Stärkung, um ſeine Feſſeln tragen zu können, nach übrigen Biſſen pfeiffe und ſinge. Man erzähle, ſagte der Alte, daß Neapel von einer Syrene an dieſem prächtigen Ufer ſey erbauet worden. Das zeigt an, daß man ſich hier von Anbeginn der Weichlichkeit überlaſſen, an leichtfertigen Geſängen ein Wohlgefallen gehabt und ſich den Ergötzungen der Liebe überlaſſen. Es erfordert Zeit, dieſe Syrene zum Schweigen zu bringen, und Mühe, ihr das Haupt zu zerſchmettern. Müßiggänger ſind eben ſo muthlos, als Reiche. Der Neapolitaner ſchläft und ißt auf einem Roſenbett. Er verläßt es niemals, um ſich um etwas Mühe zu geben, und wenn du ihm Waffen in die Hand giebſt; ſo gieb wohl Acht, damit er ſie nicht ſogleich fortwirft; denn in ſeinen Adern bewegt ſich nichts.

Hüte dich aber auch, zu verzweifeln. Sogar ein Huhn kann aufgebracht werden. Erwarte den Augenblick, wo ihm die beleidigte Natur Muth einflößt und verliere deine Zeit nicht, es zu reitzen; lerne die Gemüther, die verſchiedene Verhältniſſe, das Vermögen, die Macht und das verſchiedene Intereſſe kennen. Nach und nach lernt man alles einſehen. Laß deine Thätigkeit nicht in den Armen deiner Frau einſchlafen und erinnere dich ohne Unterlaß an die Verbindlichkeit, die du mit dem Namen deines Großvaters auf dich genommen haſt.

Rede viel, rede mit allen; aber dein Anſchlag muß niemals auf deine Lippen kommen, noch in deinen Blicken oder Handlungen ſichtbar werden. Der Muth kann hundert Städte zerſtören; Klugheit kann die Welt aus ihren Angeln drehen.

Suche vor allen Dingen Freunde zu erwerben, die einen zu vereinigen, um Unterſtützung zu erlangen; die andern zu trennen, um ſie auszuforſchen. Betrage dich ſo, damit dich jedermann kennen lerne. Der Aermſte kann Dienſte leiſten, der Reichſte bedarf ihrer: ſey gegen niemand ſparſam damit. Sie ſind von zweyerley Art; wahrhafte oder nur zum Schein, gleich geſchickt, Freunde zu erwerben.

Oefne dir den Zugang zu den Großen. Sie empfinden weniger als der Pöbel den Nutzen und das Vergnügen der Eintracht: der Stolz und das Intereſſe trennt ſie beſtändig: ſie ſind viel geneigter, ſich miteinander zu zanken und zu betrügen. Gehe mit denen, die in ihren Dienſten ſtehen, um; ſo wirſt du den Schlüſſel zu ihren Angelegenheiten und Gedanken bekommen

Iſt der Zeitpunkt vorhanden, dein Unternehmen auszuführen; ſo ſuche es für das Ganze anlockend darzuſtellen, als eine Sache von ſo großer Wichtigkeit, der alle andere nachſtehen müſſen; die fähig iſt, die hin und her ausgebrochene Feindſchaften auszuſöhnen, Stärke und Schwäche, Geitz und Uneigennützigkeit, Elend und Wohlſtand in dein Unternehmen einzuflechten.

Worauf du dein vornehmſtes Augenmerk richten mußt, iſt dies, es niemand, wenn du dich erhebſt, merken zu laſſen, daß er unter dir ſtehe. Habe wohl Acht auf diejenigen, deren Häupter der Streich treffen ſolle: überlaſſe da nichts dem Ungefähr. Lächle gegen das Volk, wenn es hinter deinem Rücken metzelt und ziehe deine Hand davon nicht ab, woran du ſie einmal gelegt haſt. Auf dieſe Art wirſt du dir ein Blumenbett bereiten, wenn du fällſt.

So waren die Rathſchläge des alten Fiſcher beſchaffen, davon er die Früchte nicht mehr ſahe. Es ereigneten ſich allerhand Anſtände: er ſtarb in den Armen ſeiner Tochter und Tochtermanns, eben ſo bedauert von dieſem, als beweint von jener. Maſaniel wußte ſich ſelbſt zu berathen und Marichen ward endlich durch das gute Verhalten ihres Mannes getröſtet. Sie wählten ihre Wohnung auf dem Markt, wo Maſaniel bey dem Fiſchhandel ein ziemliches Auskommen fand, und Marichen, welche die Jahre und Hymen verſchönert hatten, war auf dem Markt diejenige Obſthändlerin, die den meiſten Zugang hatte und immer am erſten ausgekauft wurde.

In ihrer Nachbarſchaft wohnte ein alter Bürger, der bey dem Volk in großem Anſehen ſtand. Dieſer Mann, Namens Giulerſo, entſchloſſen, ein Freund des Volks und unverſöhnlicher Feind des Adels, bekleidete vormals das Amt eines Steuereinnehmers, weil man ihn aber bezüchtigte, daß er Neuerungen liebe und unterhalte, daß er Saamen zu Empörungen ausſtreue, ſo wurde er an den Spaniſchen Hof berufen und nach Afrika verwieſen.

Von da brachte er ſeinen aufrühreriſchen Geiſt, ſeine unruhigen Ideen, und ſeine Kenntniſſe, die er ſich bey ſeiner Verwaltung erworben, mit zurück. Er hatte alle Fehler und glänzende Eigenſchaften der Stolzen. Er war geſprächig, prachtliebend, arbeitſam, beredt, dabey geizig, liſtig, grauſam, mißtrauiſch, gegen niemand gut geſinnt, konnte ſich bisweilen bis zu ſchändlichen Verbrechen erniedrigen. Sein Vergnügen hinderte ihn nicht an ſeinen Projekten, und dieſe nicht in ſeinem Vergnügen, er war eben ſo ſehr darauf erpicht, ſich in zweckloſe Geſchäfte zu verwickeln, als einen Liebeshandel ohne Leidenſchaft anzufangen. Er ſahe Marichen, eine wahre Schönheit, der ſelbſt ein Liebhaber ſeine Maitreſſe nicht würde gleich geachtet haben. Das ländliche Anſehen, das die ſchöne Obſthändlerinn beybehalten, ihr Zuſtand, ihre Unwiſſenheit erweckten die ſchwachen Reſte ſeiner Leidenſchaften, und lieſſen ihn hoffen, er werde ſie leicht zu ſeiner Abſicht verleiten können. Die ſtandhafte Tugend, mit der ſie ſich ihm widerſetzte, ſchreckte ihn nicht ab, und vielleicht dachte er, daß die weibliche Tugend einer Welle gleiche, die ſich um ſo höher aufbäumt, je gröſſer der Wiederſtand iſt, und ſich wieder legt, ſobald man ihr einen Ausweg zum Abzug verſchaft.

Giulorſo fieng an, die junge Schöne mit den ausgeſuchteſten Künſten zu beängſtigen, als die Zeitläufe die günſtige Gelegenheit herbeyführten, welche Maſaniel erwartete und die er benutzen wollte.

Die Feinde des Oeſterreichiſchen Hauſes hatten ſich verbunden, und wandten alles an, um es zu erniedrigen; ſie hatten an verſchiedenen Orten den Geiſt der Aufruhr und Zwietracht angefacht; einige Provinzen wurden von ihren Waffen beunruhigt, und die Laſt der Krieger, dem ſie von zweyen Seiten ausgeſetzt waren, nehmlich im Innern die Hyder der Empörungen auszurotten, und den auswärtigen Feind von den Gränzen abzuhalten, hatte dieſe weitläufige Staaten entkräftet, und beſonders das Königreich Neapel gedrückt. Dieſes ſchöne und ergiebige Reich hat zu den unermeßlichen Bedürfniſſen auſſerordentlich viel beygetragen, und mit jedem neuen Vicekönig iſt es mit neuen Auflagen belegt worden, die mit einer unerhörten Härte und unbegränzten Habſucht eingetrieben wurden.

Die öffentlichen Einkünfte waren an einige Neapolitaner für die groſſen Vorſchüſſe, die man von ihnen zu ziehen gewußt, verpfändet. Dieſes veranlaßte ſie täglich zu neuen Erfindungen, ſich nur Rechte zu erwerben, um ſich an ihren Mitbürgern, die ſie ausſaugten, wieder zu erhohlen. Die ſpaniſche Regierung bewilligte ihnen alle Auflagen, die ſie in Vorſchlag brachten: man konnte auf dieſe

Art leicht unermeßliche Summen aufbringen, die Executionskoſten erſparen, die Neapolitaner, ohne ſich ihrem Murren anszuſetzen, drücken, und ihnen allen Vorwand und das Vermögen zum Aufruhr benehmen.

Die Vicekönige, deren Gewalt gewöhnlich nur kurze Zeit dauerte, ſuchten ſich bald zu bereichern, und ſahen dieſes als den einzigen Zweck ihrer Abſendung an. Man ſah, wie ſie von ihrer Eigennützigkeit verleitet, die Augen gegen richtige Rechnungen verſchloſſen und dem Staat ſeine Reichthümer raubten, indem ſie dieſelbe ſich zueigneten. Dieſe waren es, die dem Fleiß die Hände gebunden, dem Handel die Flügel ausgeriſſen, die Stimme der Wiſſenſchaften erſtickt, die den Seehafen, die Schiffe, den Zeughäuſern, die Waffen, den öffentlichen Plätzen ihre Zierrathen geraubt haben; dieſe haben den Bürger von Reichthum, den Landmann von der Fruchtbarkeit ſeiner Felder abgeſchreckt, und dieſe wollten es niemals begreifen, daß das wahre und ſicherſte Mittel, ſich ein Volk zu unterwerfen, darin beſtehe, wenn man es glücklich macht. Auf einer andern Seite übte der Adel in den Provinzen ſeiner Lehen Rechte mit der gröſten Strenge aus. Man überließ die Vaſallen dieſer ſchrecklichen Ruthe, und ob man ihnen gleich geſtattete, bey dem König Hülfe zu ſuchen; ſo gewann man doch durch dieſe übermüthige Gewalt des Adels allzuviel, als daß man ſie ihm zu benehmen und ein Volk, das vielleicht damals ſeine Freyheit noch gegen die Krone ſelbſt behauptete, von dieſem Joch zu entledigen hätte ſuchen ſollen.

Ein eben ſo ſicheres als ſchreckliches Mittel, ſich alle Stände unterwürfig zu machen, beſtand in der Errichtung einer Menge Gerichtshöfe, welche den Geiſt der Chikane erzeugten, und das ganze Reich in die Raſerey der Proceſſe ſtürzten, mit denen man es lieber, als mit den Angelegenheiten des Staats beſchäftiget ſahe: und dieſes Mittel kam der Regierung auch in der That vortreſlich zu Statten, den Haß unter den Neapolitanern zu verewigen, ſie ins Verderben zu bringen, und ihnen die Haut völlig abzuziehen. Man glaubte nicht, daß man die Maxime, das Thier, das man bezähmen will, kraftlos zu machen, weiter treiben könne. Die Plage mit den Abgaben ruhte auf allen Arten der Speiſen und des Getränks, auf allem was man eſſen, trinken und rauchen konnte, und die Taxe wurde nach und nach über den wirklichen Werth der Dinge erhöht. Endlich entſann man ſich, daß das Obſt- und Kräuterwerk noch unbelegt ſey, und daß eine Schatzung dieſer Lebensmittel, die dem gemeinen Mann noch allein übrig waren, deſtomehr einbringen würde, weil ihr Anbau, durch den Mangel und die Theurung anderer ſehr zugenommen. Die Pachter brachten dieſe verhaßte Auflage in Vorſchlag. Der damalige Vicekönig, Don Roderic Ponze de Leon, Duca d'Arcos, gab ſeine Einwilligung dazu, aber die ergangene Verordnung war ein Donnerſtreich, der die Neapolitaner aufweckte.

Es fehlte nicht an geheimen Eingebungen, die Gemüther zu erhitzen. Sie entzündeten ſich, allein der Ausbruch der Flamme würde nichts als ein unbedeutendes Geräuſch verurſacht haben, wenn ſich nicht ein Mann gefunden hätte, durch den die Aerme von den Feſſeln befreyet, und in einer halben Million Elender der Reſt ihres in den Adern ſchlafenden Blutes erweckt worden.

Dieſer Mann, bey dem man den Grimm gar nicht ſuchte, ließ anfänglich reden, und hörte zu. Er erforſchte eines jeden Geſinnung und den Geiſt der Anführer. Er beſuchte den Hafen, gieng um die Feſtungen, Gefängniſſe und öffentliche Gebäude herum; man hielt es blos für eine nichtsbedeutende Neugierde, daß er ſich in den Caſernen um den Zuſtand und die Anzahl der Truppen, und die Einrichtung in ihrem Dienſt, ihre Bewafnung und um alles erkundige, was durch alle Quartiere in den Verſammlungen des Volks, in den Staatsräthen, in den Palläſten geſprochen werde. Beſonders wußte man nicht, was man von einem hübſchen ſtarken Mann denken ſollte, den beſtändig ein Hauſen Kinder umgab, und der ſich in alle ihre Spiele miſchte.

Indeſſen legten die Vornehmſten unter dem Volk bey dem Staatsrath Vorſtellungen ein, ſie zeigten das auſſerordentliche Elend im ganzen Königreich, die unendliche Schwierigkeit, die neue Auflage aufzutreiben; die Vortheile, die aus der Wiederaufhebung für die Erhaltung der übrigen entſpringen würde, und die Folgen der Wuth, die in der Bruſt des ausgehungerten Pöbels brütete. Man gab ihnen zur Antwort, daß, ſo leicht es ſey, eine Auflage zu machen, ſo ſchwer falle es, dieſelbe wieder eingehen zu laſſen; daß dieſes auch nicht ohne Beleidigung desjenigen, die ihren Vortheil dabey haben, und davon einige im Rath, die meiſten aber vom Adel ſeyen, geſchehen könne, daß der Neapolitaner nicht ſo furchtſam ſey, als man glaubte, daß ſeine Geduld und Unthätigkeit bekannt genug ſey, daß eine unzeitige Furcht auf Seiten der Regierung neue Forderungen hervorbringen würde, daß man auf den benöthigten Fall eine andere mächtige Verbindung bereit habe, welche man dem Pöbel entgegenſetzen könne, und daß man am Ende keine Waffen, ſondern nur den Galgen brauche, um ihn zum Gehorſam zu bringen.

Dieſe Gründe erhielten bey dem Vicekönig die Oberhand, und zu eben der Zeit, als man die Auflage beſtätigte, machten in dem alten Ginlerſo, deſſen Zunge in jeder Art der Verführung geübt war, ſeine auf die Befriedigung einer ſträflichen Liebe gerichtete Entwürfe andern Platz, und er erſchien in der Verſammlung der Quartiers Hauptleute, wo er die ganze Geſchicklichkeit und Stärke ſeiner

Beredſamkeit anwendete, um die Gemüther, die noch wankten, völlig in Harniſch zu bringen.

Er ſchilderte in einer Rede die Gewaldthätigkeiten der Regierung, die ſchlimme Folgen einer längern Geduld, die Fruchtloſigkeit aller Vorſtellungen bey den Miniſtern, die entſchloſſen waren, ohne Aufhören die Nachgiebigkeit des Volks zu misbrauchen, und die Nothwendigkeit, die Waſſen zu ergreifen, nicht wider die geheiligten Rechte Seiner Catholiſchen Majeſtät, ſondern wider geizige und tyranniſche Miniſter, die man wegen des Haſſes, welchen ſie durch ihr Betragen auf den Namen des Königs wälzten, als ſeine ärgſten Feinde betrachten müſſe.

Wie? ſetzte er hinzu, fürchtet ihr euch vor dem Namen Aufrührer? Man verdient ihn nicht gegen eine untergeordnete unrechtmäſſige Gewalt: man verdient ihn niemals gegen Unterdrückung, ſondern den Namen, Rächer und Beſchützer in allgemeinen Nöthen. Diejenigen ſind wahre Rebellen, die euch eure Geſetze, eure Freyheiten entriſſen und die dem höchſten Willen aller Könige, die ſie für unverletzlich hielten, zuwidergehandelt haben. Dieſe ſind Rebellen gegen euch, und ihr habt das Recht, ſie dafür zu ſtrafen, wenn ihr Herzhaftigkeit genug habt.

Verrechnet euch nur nicht in der Zahl der Schuldigen. Ihrer giebts auſſer den Miniſtern und Pachtern noch viele. Euer Adel, dem eure Väter die Waffen zur Vertheidigung ihrer Nachkommenſchaft übergeben, der Adel, den ihr in ſeinem Müſſiggang ernähret und der ihn zur Vergeltung des empfangenen Unterhalts euch entzieht, wird euch unter die Füße treten, wenn ihr euch vor ihm beugt; er erniedriget euch um ſich zu erheben; er beraubt euch, um ſich zu ſchmücken, er hungert euch aus um ſich zu mäſten, er zieht die Ketten an, um auf ſeine Freyheit trotzen und ſich der Pflichten entladen zu können, die ihm eure Rechte auflegen. Ihr ſehet, wie er ſelbſt gutwillig zu der Laſt, womit man euch beſchwert hat, die Hand bot, und wie er zu allen Entſchließungen des königlichen Staatsraths mit einer ſträflichen Bereitwilligkeit ſeine Einwilligung gab. Man hat euch alles genommen, weil er nichts vertheidigte. Man hat euch ſogar eure Weiber und Töchter genommen, ſie zu entehren, eure Kinder, ſie ihres Geſchlechts zu berauben. Welchem Volk auf der Welt hat die Erde größere Reichthümer gegeben. Ihr habt nichts mehr und ihr gebt noch das letzte Geſchenk von der Freygebigkeit des Himmels, die reine Luft, die ihr einathmet, weg.

Unſere Nachbaren wiſſen, daß ihr Geld zu ihrer Vertheidigung angewandt wird. Sie ſehen, daß es zur Verſchönerung ihrer Städte, zum Vergnügen ihrer Regenten dient: das unſrige aber, wo kömmt das hin? Wir wiſſen blos, daß wir uns nichts als Elend, Sklaverey und ein ewiges Trauren erkaufen. Unſere Beherrſcher haben keine Hofhaltung, alles iſt düſter und traurig um ſie. Wir bekommen ſie niemals zu ſehen. Wir erfahren nichts von ihrem Daſeyn, als durch unſere Bedürfniſſe, unſern Schmerz und unſere Furcht; es gleichet der Gegenwart einer Rotte von Straſſenräubern, vor welches die ganze Gegend zittert und die man gern alles zuſammenraffen läßt, wenn man ihr nur niemals begegnet.

Bedenket nur, wie ſehr ſie uns verachten. Sie würdigen uns nicht, eine Kriegsmacht auf den Beinen zu haben, die uns im Zaum hielte und ſie laſſen uns mit unſern Ketten, wie gezähmte Thiere, herumgehen. Laßt uns unterſuchen, ob wir dieſe Verachtung verdient haben, laßt ſehen, ob unſere Klagen, unſere Thränen, unſere geheimſte Seufzer von ihnen nicht für Beleidigungen aufgenommen werden? Laßt ſehen, ob die Geduld unſere Qualen lindert, ob die Unterwürfigkeit Tyger beſänftige, und dann wollen wir uns verachten laſſen, dann wollen wir weinen, im Stillen ſeufzen, dulden und uns unterwerfen.

Auf dieſe Art beförderte Giulorſo ohne ſein Wiſſen Maſaniels geheime Abſichten, der niemals als Redner würde haben auftreten dürfen, wenn er auch das Talent dazu beſäſſen hätte. Allein alle Reden und Vorbereitung der Gemüther waren noch nicht hinreichend; man mußte den Muth aufwecken, und dazu trägt das Beyſpiel mehr bey, als Beredſamkeit. Wir wollen jetzt den Maſaniel in ſeinen Unternehmungen auf allen Schritten begleiten.

Schon lange unterhielt er das Volk mit der Hofnung, nicht allein das Obſt und die Küchengewächſe von der Auflage zu befreyen, ſondern auch die alte republikaniſche Verfaſſung wieder herzuſtellen, deren Vortheile er mit ſeiner natürlichen Lebhaftigkeit ſchilderte. Er gewann das weibliche Geſchlecht, das ſich nach dem Glück ſehnte, alles wohlfeil zu kaufen, ſich nach Gefallen zu putzen und ihre Männer in der Rathsverſammlung ſitzen zu ſehen. Er bemühte ſich, die verheuratheten Männer und die Kinder hatten, auf ſeine Seite zu bringen und, was die unverheuratheten betrift, dieſe fand er ſchon von ſelbſt zu Unruhen geneigt. Inzwiſchen ſahe er, daß es mit den Entſchlüſſen nicht recht gehen wollte. Er verfiel auf ein Mittel, ſie zur Reife zu bringen, das lächerlich zu ſeyn ſcheint. Es ſollten nemlich die Kinder den Anfang machen; hiedurch wollte er ihre Eltern zum Beyſtand bewegen; auf dieſe Art ſuchte er die Regierung zu hintergehen, ſie ſicher zu machen und jedermann für dieſe jungen Helden einzunehmen, wenn ſie Obſt und Brod ohne Taxe, zuſammt der Freyheit verlangen würden.

Eines Tages, wo gewöhnlich die Ladungen mit Obſt und Hülſenfrüchten von Puzuoli ankamen, bewieſen die Zollbedienten eine ſolche Strenge, daß ſich die Gärtner bewogen ſahen, ihre Zuflucht zu einem Mitglied des Staatsraths zu nehmen: ſie baten, dem Vicekönig die Härte der Zollbedienten vorzuſtellen: allein ſie wurden von dieſer Magiſtratsperſon bedroht, ſie aufhängen zu laſſen; ſie wandten ſich an den Steuereinnehmer, der ſie nicht beſſer empfieng, und ſo kehrten ſie untröſtlich auf den Markt zurück.

Maſaniel befand ſich mit einer Armee von Kindern daſelbſt. Auf einmal ſtieß er die Fruchtkörbe mit dem Fuß um, daß alles herausfiel, und ſagte zu den Kindern: Eſſet meine Freunde, eſſet und dann fort, den Zoll abzubringen. Die Landleute wiederhohlten: Fort, den Zoll abzubringen und bewaffneten ſich mit Steinen und Früchten, um den Steuereinnehmer zu ſteinigen. Hierauf ergriff Maſaniel eine Fahne mit dem Königlichen Wapen und trat mit ſeiner jungen Armee, an deren Spitze er ſich ſelbſt befand, an.

Auf dem Schloßplatz ließ er einen Augenblick Halt machen und befahl mit vereinigter Stimme zu rufen: den Zoll, den Obſt Zoll hebt auf. Hierbey führte er ſie bey der Spaniſchen Hauptwache vorbey und überſchwemmte gleichſam den Pallaſt, wo das vorige Geſchrey wiederhohlt wurde. Der Kardinal Trivulci eilte in des Viceköniges Gemach, und rieth ihm, dieſe Rotte mit guten Verheiſſungen fortzuſchicken. Der Rath war weiſe, weil die geringſte Gewalt, die man gegen die Kinder ausgeübt hätte, die ganze Stadt noch eher würde unter die Waffen gebracht haben, ehe man zur Gegenwehr wäre gefaßt geweſen.

Bisher hatte man bey dieſem Auflauf keinen Menſchen über zwölf Jahr wahrgenommen. Aber als der Pöbel durch die Nachſicht, die man gegen die Jugend bewies, beherzter wurde, ſo miſchte ſich dieſer auch unter ſie. Die Nachſicht, die Gelindigkeit flößte allen Muth ein. Der Auflauf vergrößerte ſich; es war niemand ums Lachen zu thun, niemand betrachtete das Hin- und Herziehen des Kinderhaufens mit Gleichgültigkeit. Was anfänglich einem bloßen Spiel gleich ſahe, das bekam nunmehr die Geſtalt einer ernſthaften Sache. Das Volk, unter welchem

immer

immer eines dem andern Muth einſprach, ſtürzte in den Pallaſt und begehrte die Aufhebung der auf das Mehl gelegten Abgabe, ſodann verlangte es, das Oel davon zu befreyen, ferner den Wein und ſo immer eins um das andere.

Es kam eine Menge Edelleute herzu: davon wurde ein Theil von dem Landvolk niedergemacht, die übrigen ſuchten die Wuth des Pöbels zu beſänftigen, und der Vicekönig erſchien ſelbſt auf einem Balkon, wo er ein Papier herunter warf, das die Aufhebung des Zolles enthielt. Maſaniel hob es auf, als er aber gefunden, daß ſich nicht alle Glieder des Staatsraths unterſchrieben hatten, ſo rief er, man wolle das Volk hintergehen; das Volk ſchrie: Verrätherey und die Kinder liefen durch alle Straßen und ſchrien: Verrätherey. Maſaniel entwaffnete hierauf die deutſche Garde, deren Hellebarden dem nächſten dem beſten, der ſie gebrauchen konnte, in die Hände fiel.

Die Unbändigſten vertheilten ſich in die Gemächer des Pallaſtes, wo ſie die Meublen theils zerbrachen, theils zerſtreuten. Maſaniel that ihnen in dieſem Muthwillen Einhalt und ließ ſie auf den Platz kommen, wo ſich der Vicekönig befand, der alles anwendete, die Gemüther mit aller möglichen Sanftmuth und Leutſeeligkeit zu beruhigen. Maſaniel machte, daß ihn niemand verſtehen konnte und nöthigte ihn, in eine Kutſche zu ſteigen, und ſatzte ſich neben ihm hinein. Vier Aufrührer rannten wüthend an die Schläge der Kutſche und hielten dem Vicekönig den Degen vors Geſicht. Maſaniel bemächtigte ſich eines derſelben und ſtieß ihm demjenigen, der ihn gehalten, durch den Leib, den andern damit zu zeigen, daß man nicht auf dieſe Art zu Werk gehen müſſe.

Er begleitete den Vicekönig bis zur Pforte eines Kloſters; er hieß ihn ausſteigen und hineingehen mit dem Zuſatz: Duca d'Arcos, Sie ſind mein Gefangener und Sie müſſen mir für alles haften, was Ihre Edelleute und Garden thun. Damit verließ er ihn; und als er wieder zum Volk zurückgekehrt war, ertheilte er vielen Edelleuten, die ſich bey ihm einfanden, die Erlaubniß hineinzugehen; auch der Erzbiſchof erhielt ſie, der in kurzem mit einer neuen Schrift, worin die Aufhebung der Abgaben zugeſagt wurde, herauskam. Was nicht nach Maſaniels Sinn war, das galt nichts. Ihm war um keine Schrift zu thun, daher zerriß er dieſe auch ſogleich. Er ließ der Spaniſchen Garde die Trommeln nehmen; diejenigen Soldaten, die unbeſonnenerweiſe einige Schüſſe gethan, wurden niedergemacht, die übrigen bewog er zum Aufruhr und vertheilte ſie unter die übrigen; darauf führte er den Haufen vor die Gefängniſſe, ſie wurden eröfnet, die Acten verbrannt; von den Gefängniſſen begab man ſich vor das Rathhaus, als inzwiſchen der Vicekönig, die Edelleute und die Miniſter ſich berathſchlagten: die Edelleute meinten, man ſollte Gewalt brauchen, daran es ihnen fehlte; die Miniſter widerſprachen dieſem Vorſchlag und führten an, daß nicht zwölfhundert Mann in der Stadt ſeyen, die man zum Schlagen brauchen könnte; ſo befinde ſich auch keine einzige ausgerüſtete Galeere in dem Hafen; es ſey offenbar eine ordentliche Zuſammenverſchwörung vorhanden, und weil man ſich daher mit Sicherheit nicht vertheidigen könne, ſo müſſe man etwas hingeben, daß man nach Zeit und Umſtänden allezeit wieder würde erlangen können.

Dem zufolge ließ der Vicekönig am andern Tag ein Patent, welches von dem Staatsrath unterzeichnet war, auf dem Markt publiciren. Dies Patent, welches die unter Carl V. ertheilte Befreyung von Abgaben beſtätigte, neigte das Volk zum Gehorſam. Eben zur gelegenen Zeit befand ſich auch Maſaniel auf dem Platz, der ſich bey dem Miniſter nach dem Original, worauf ſich das Patent bezogen, erkundigte. Der Miniſter gab hierüber ſeine Unwiſſenheit zu erkennen; hierauf nannte ihm Maſaniel einen Ort, wo es aufbewahrt werde; es war dies ein Ort, wovon er wußte, daß ſich dort bewaffnete Leute befanden und der Eingang mit einer Wache beſetzt war. Er nahm den Miniſter zum Anführer und Wegweiſer der tapfern Männer mit, die er dahin führte. Unterwegs entfloh der Miniſter, weil er Maſaniels Abſicht merkte, und verbarg ſich in einer Kirche. Da er ſeine Leibwache im Stich gelaſſen, ſo wurden ſie von den Rebellen in Stücken zerhauen und ihre Gliedmaßen an die Kirchenthüren genagelt; aber hineinzugehen und den Miniſter, der ſie hintergehen wollte, herauszuhohlen, haben ſie ſich nicht unterſtanden.

Maſaniel bediente ſich der gelegten Schlinge und des darüber entſtandenen Unwillens, trat auf einen erhabenen Ort und rief mit lauter Stimme: Freunde, der gute Anfang verkündigt uns ein gutes Ende. Habe ich nicht recht gehabt, indem ich euch geſagt, das Mittel befinde ſich in euren Händen und daß alles leicht gehen werde, wenn man nur nichts für ſchwer halte? Durch Furcht haben wir die hartherzige Strenge der Regierung erweicht und ſeit geſtern habt ihr erfahren, daß die Gewalt vermögend ſey, ſich Gerechtigkeit zu verſchaffen, wozu man ſich nicht verſtehen wollte.

Aber es iſt noch nicht genug, daß wir die Abſchaffung der Auflagen zuweggebracht haben; man wird euch wilder damit beladen, wenn ihr euch ſchon völlig davon frey haltet. Auch das wäre noch nicht genug, wenn man euch gleich das Recht einräumte, ſie zu verſagen: ihr müßt das Recht zu erlangen ſuchen, daß man euch gar keine mehr machen und euch nicht mehr wie Kinder regieren darf. Sollen wir aber wieder in dieſen glücklichen Stand, den wir verlohren haben, kommen; ſo müſſen wir bedenken, daß wir verrathen ſind, daß unſere Feinde auf ihre Vertheidigung bedacht ſeyn werden, und daß wir nach einem regelmäßigen Plan verfahren, mit der Klugheit Ordnung, und Einigkeit mit der Macht verbinden müſſen. Wir werden niemals einig ſeyn, wenn nicht einer uneingeſchränkt über die andern zu befehlen hat. Erwählet einen ſolchen, von dem ihr nichts zu befürchten habt, und den ihr, wenn er euch nicht mehr gefällt, wieder abſetzen könnt. Derjenige, den ihr euch zum Anführer erwählt habt, muß keine unnütze Gewaltthätigkeiten zulaſſen, er muß die Königlichgeſinnten zu entdecken ſuchen und muß unter euch beſtändig eine hinlängliche und wohlbewaffnete Anzahl bereit halten.

Was euch anbelangt; ſo muß keiner die gegenwärtigen Unruhen zur Ausübung ſeines Privathaßes oder Rache mißbrauchen. Auf ſolche Art würdet ihr die Einigkeit, die ich euch empfohlen habe, ſtören und euch bey denen, die noch keine Parthie ergriffen haben, verhaßt machen. Soll ein Haus verbrannt, ein Kopf abgeſchlagen werden, ſo treffe eure Strenge nur die Urheber eures Elendes, die Pächter und diejenige, die die Auflagen geſteigert, und bringet euch nicht ſelbſt durch Haß und Eigennutz um euren wahren Vortheil. Schonet alle öffentliche und Privat-Gebäude, die eurem Vaterland zur Zierde dienen; aber ich beſchwere euch bey Gott, daß ihr die Häuſer und Reichthümer der Edelleute nicht ſchonet, deren räuberiſche und ſtolze Sinnesart die Quelle eures Unglücks iſt. Dieſen laßt keine Ruhe, gebt dieſen keine Gnade, kein Gehör, bis ihr ihre friedſame Degen über ihren Köpfen zerbrochen habt.

Während dem, daß Maſaniel ſprach, wurde der Haufe durch die losgemachte Gefangene, durch Verbrecher, welche ſich in Freyungen geflüchtet, durch die zurückgekommene Verbannete vermehrt, welche einen Abbe Micaro, der wegen eines Capital Verbrechens verwieſen worden, zum Anführer ernannten. Maſaniel ließ es geſchehen und ob er wohl den Abbe Micaro nicht kannte, ſo ſahe er doch bald, daß er ſein Commando nicht bis an den Abend behaupten würde.

Der Abbe vertheilte die Aufrührer durch die ganze Stadt, das hieß die Macht theilen. Er ſchickte an alle Orte längs der Küſte von Puzuoli bis Salerno Befehle ab, die Landleute durch die angedrohte Verheerung ihrer Felder mit Feuer abzuſchrecken, nach Neapel zu kommen; und flößte alſo ſtatt des Zutrauens und Muths, Furcht ein. Er ließ die Buden der Künſtler, Kramer, Waffenſchmiede, wo nur etwas von Waffen zu finden war, ausleeren und ſchadete alſo dadurch denen, die ſich von der Rebellion Nutzen verſprachen.

Am Dienſtag, als an dem dritten des Aufruhrs, war der Abbe Micaro eben mit Abbrennen einiger Häuſer der Pächter, mit Wegnahme der Meublen, Gold, Silbers, Geſchmeide, beſchäftiget; dabey er andre Sachen den Flammen aufopferte und weder Menſchen noch Vieh verſchonte, indem Nachricht von dem Anmarſch von vierhundert Mann deutſcher Völker, welche der Vicekönig herbeygerufen, ankam. Maſaniel ſammelt alles zuſammen, was er in der Eil unter Handwerkern und Kindern auftreiben konnte und zog durch die Straßen den Deutſchen entgegen. Sie beſtanden aus neu angeworbenen Soldaten, die bey dem Anblick des Feindes erſchracken und in die Kirche der heiligen Maria von Conſtantinopel flohen. Maſaniel ſteckte die Thüren mit brennenden Fackeln in Brand, die Soldaten mußten das Gewehr ſtrecken und ſich ſeinen Leuten, von denen ſie gebunden wurden, ergeben. Auf dem Rückzug wurde er von zwey Compagnien Italiäner empfangen, die er ebenfalls entwafnete und ſie auch binden ließ, um ſie ſo auf den Markt zu führen, wo ſie bis an den neunten Tag der Rebellion bleiben mußten, an dem er ſie ohne Gewehr zu ihren Fahnen zurückkehren ließ.

Dieſe Beweiſe ſeiner Tapferkeit, die in den Augen des Volks weit heller ſchimmerten, als das Verbrennen und Berauben der Häuſer; der Anblick einiger Schanzen, welche die Königlichgeſinnten in der Gegend des Pallaſts aufgeworfen hatten, und die der Abbe zu verhindern ſich nicht einmal Mühe gegeben, das Andenken an den berühmten Thomas Anello, der für die Sache des Volks geſtorben, alle dieſe Beobachtungen bewogen den beſſern Trieb des Volks, dem Abbe Micaro das Obercommando abzunehmen, und an dieſem Tag erhielt Maſaniel, indem man ihm durch ſeine Frau einen Degen überreichen ließe, die höchſte Befehlhabersſtelle in der Stadt Neapel.

Den Abbe gab man ihm als General-Major zu; als Räthe, den alten Giulorio und noch einen Beyſitzer aus dem Volk nebſt einem Secretair, einem Advokaten, einem Prokurator und Notarius, die ſeinen Rath ausmachten, worein er noch ſelbſt fünf bis ſechs Männer von großen Einſichten aufgenommen.

In der darauf folgenden Nacht entwarf man ein Verzeichniß von denen, die man zum Tod verurtheilte, Anordnungen und Befehle. Dieſe Beſchäftigung dauerte bis zum Anbruch des Tages, wo Maſaniel auf dem Markt im Hemde, mit einer leinenen Mütze und in Beinkleidern erſchien, und als König ausgerufen wurde. So ſehr konnte ſich der Pöbel, der ſich mit einer republikaniſchen Verfaſſung ſchmeichelte, ſelbſt vergeſſen. Maſaniel beſtieg ein Gerüſte, von welchem er ſeine Befehle austheilte, und vor welchem er den Hauptleuten der Quartiere der Stadt mit ihren Compagnien noch an dem nehmlichen Tag bey Lebensſtrafe zu erſcheinen gebot.

Auf dieſem Befehl kam die Rebellion zum vollen Ausbruch: es ſchlugen ſich alle Quartiere dazu. Die Verurtheilten wurden enthauptet, ihre Häuſer geleert und den Flammen überlaſſen. Das Volk lief bey dem Schein des

Feuers bewaffnet durch die Stadt, riß zuerſt die Schanzen, womit das Quartier, in dem ſich der Pallaſt befindet, umgeben war, nieder; die verſchloſſene Buden wurden wieder eröfnet, der Markt mit Lebensmitteln angefüllt, und Maſaniel war für die Vollziehung ſeiner Befehle beſorgt; gieng zu allen Magiſtraten und Officieren, wies einem jeden ſeine Verrichtung und ſeinen Platz an, beſtimmte die Taxe der Waaren und hielt mit eben ſo viel Ordnung als Strenge auf die Polizey.

Die Geſchichtſchreiber erzählen, daß die ganze Stadt ein Schauplatz der Wuth und Rache geweſen; allein in der That war es nicht ſo; man ſahe blos Beyſpiele der Gerechtigkeit, es zeigte ſich Ueberfluß und wohlfeile Zeit, das Blut wurde nach Möglichkeit geſpart und es war zu verwundern, daß ein einziger Menſch, der vom Stand niedriger war, als alle diejenige, denen er befahl, über die Denkungsart eines Volks, welches durch das Elend zur Raſerey gebracht worden, in einem Augenblick eine ſo große Gewalt ſich zu verſchaffen gewußt hat, daß es ſich nicht an den weggenommenen Reichthümern vergriffen und ſeine Bedürfniſſe mit ſeinem eigenen Gelde erkaufte.

Noch war zwar die Ruhe nicht völlig hergeſtellt; doch ging alles in guter Ordnung. Selbſt die Edelleute konnten, wenn ſie ſich in Umſtänden zu ſchicken wußten, frey herum gehen; und Maſaniel war nur auf ſeine Vertheidigung bedacht, um ſich mit ſeinen Forderungen nicht zu vielem Ungemach auszuſetzen. Der Cardinal Erzbiſchof Filamarino, ein würdiger Prälat, der bey dem Volk in Achtung ſtund, ließ ſich zu Unterhandlungen mit den Rebellen herab. Der neue Monarch, auf den dabey allein alles ankam, wich mit Ehrerbietung aus und antwortete immer nur, es werde ſich mit der Zeit zeigen, die Zeit ſey der beſte Rathgeber, er wolle ſehen, er habe es noch nicht überlegt, was er zugeſtehen und welche Punkten er einräumen könne.

Er war noch weit von dem Ziel ſeiner Unternehmung entfernt, als der alte Giulorſo in ſeinem Herrn einen Mitwerber in ſeiner Liebe und ſeinem Ehrgeitz erkannte; er hoffte, ſich von der geſchworenen Treue wieder loszumachen und theilte ſeinen Wiederwillen mit dem Abt Micaro, den es äuſſerſt verdroß, daß er auf den zweyten Platz heruntergeſetzt worden. Die Edelleute, die ſich mit dem Volk nicht vertragen konnten, dungen um Neapel zwey bis dreyhundert Banditen. Sie mußten geſchwind anrücken, der unkluge Abbe Micaro brachte ſie durch Verrätherey in die Stadt, und poſtirte ſie auf dem Markt.

Maſaniel, der immer in Bereitſchaft ſtand, gieng ihnen ſogleich entgegen; zu gleicher Zeit entdeckte ihm Giulorſo theils aus Aergerniß über des Abbe Unbedachtſamkeit, theils aus Furcht, von ſeinem Mitſchuldigen ein gleiches Schickſal zu erfahren, den Verräther. Maſaniel, dem es nicht einfiel, daß ihrer Zwey ſeyen, ſpaltete auf das erſte Wort ſeines Raths dem Micaro mit einem Säbelhieb den Kopf, ließ die aus den Gefängniſſen Entledigte, die am Vormittag den Abbe zum Anführer erwählt hatten, austreten, und fiel darauf die Banditen an, die ihn erwarteten. Ein Theil floh auf die Schiffe im Hafen, ein anderer rettete ſich in die Kirchen; es konnte ſie aber die Heiligkeit des Orts nicht ſchützen, daß ſie nicht enthauptet und ſogar vor den Altären in Stücken gehauen wurden. Ueber hundert und funfzig ihrer Köpfe wurden ſamt des Micaro ſeinem auf lange Stangen geſteckt, zum Hohn der Edelleute vor ihren Häuſern vorbeygetragen und auf dem Markt in einer Reihe aufgeſtellt. Hierauf erlitten die Herzoge von Matalone und ſein Bruder Caraffa, die ſchon lange verhaßt waren, und für diejenigen angeſehen wurden, welche die Banditen herbeygerufen, nebſt einigen andern Groſſen die blutgierigſte Rache. Ich will ihnen zeigen, ſagte Maſaniel, daß ſie nicht auf ihren Gütern ſind oder bey ihren Bauren, die vor ihrem Anblick zittern. Don Joſeph Caraffa hatte ſich in ein Kloſter geflüchtet; Maſaniel verlangte von zweyen Bedienten, daß man ihn herausgeben ſollte; aber dieſe verläugneten ihn; ſogleich ſpaltete er ihnen die Köpfe. Der unglückliche Edelmann ſuchte dem Vicekönig ein Handſchreiben durch einen Bruder zuzubringen; Maſaniel nahm es ihm ab und ließ es ſich von ihm vorleſen. Sobald er vernahm, daß es die Bitte enthalte, die Kanonen ein wenig hören zu laſſen, um das Volk zu zerſtreuen, ſo ergriff er ihn mit einer Hand und ſpaltete mit der andern dem Bruder den Kopf: alsdann mußte der Gardian vor ihm erſcheinen, den er zur Red ſtellte, ob er nicht wiſſe, daß er Herr ſey, und ihm bedeutete, daß, wenn ihm ſein Kopf lieb ſey, er ſich zum Gehorſam bequemen und er es nicht mit den Feinden des neuen Staats halten ſolle.

Man verfolgte Don Joſeph, der aus dem Kloſter entwichen war: er wurde bey einer Dame erhaſcht, die, nachdem ſie den Edelmann mit Wunden bedeckt ſahe, ihre Gaſtfreundſchaft mit dem Leben bezahlen mußte. Sein Kopf kam zu den Banditen und bis an Abend wuchs die Anzahl derſelben über dreyhundert an.

In der folgenden Nacht erklärte er ſich gegen die Hauptleute des Volks ausführlich über ſeine Abſichten, und ſein Vortrag iſt zu merkwürdig, als daß wir ihn nicht mittheilen ſollten.

Urtheilet ſelbſt, ob ich etwas geſcheuet, und ob ich jemals geruhet, euch durch die Gewalt die Freyheit zuwegezubringen, die ihr thörichterweiſe von der Gerechtigkeit erwartet habt. Schon ſeit zehen Jahren brannte ich vor Begierde, das zu thun, was jetzt geſchehen iſt. Danket

Gott, daß ſich ein Mann gefunden, der entſchloſſen iſt zu ſterben oder euch zu retten.

Von allem, was wir erbeutet haben, verlange ich nichts, als ſechs Ellen Spitzen für meine Frau, die mich darum gebeten, und zwey Zechinen, die ich einem Spaniſchen Corporal, dem ich ſie ſchuldig bin, geben will: Ich entſage dem Namen eines Königs, den ihr mir gegeben, weil wir nach meiner Abſicht alle untereinander nach eines jeden Stand Brüder und gute Freunde ſind; die Weiſeſten die Geſetze machen ſollen und die Unwiſſendſten mit ihnen trinken mögen.

Ich weiß, daß ihr alle wahre Feinde der Edelleute ſeyd, wozu ihr auch Urſache habt, weil ihr nichts übrig habt, als was ſie euch gelaſſen, um es nach Gefallen zu nehmen. Aber ich weiß auch, daß es unter euch eifrige Anhänger des Caraffiſchen Hauſes giebt; denen ſage ich, daß mir die Caraffen nichts gethan; daß ſie aber ſeit geſtern genug gethan haben; und daß, wenn es grauſam iſt, ſeine alten Feinde zu tödten, es nicht unrecht gethan iſt, wenn man ſeine neuen Feinde tödtet.

Wollt ihr frey ſeyn, oder nicht? Ich will entweder alles in dem Stand laſſen, wie es iſt, oder will es in denjenigen Stand ſetzen, in dem es ehedem war. Aber nur kein Mittelding; der Grund hievon iſt dieſer: eure Edelleute in der Hauptſtadt und eure Baronen in den Provinzen arbeiten nicht und ſind nur immer auf ihr eigenes Glück und anderer Unglück bedacht; eine Zeitlang werden ſie euch nachgeben; aber nicht lange, und dann werdet ihr wieder das ſeyn, was ihr zuvor geweſen ſeyd.

Sie werden es niemals zugeben, daß ihr von Auflagen frey bleibt, weil dieſe euch ins Verderben ſtürzen und ſie dagegen dadurch reich werden. Weil ſie nichts thun; ſo ſind ihnen Einkünfte unentbehrlich; wo ſollen ſie aber dieſe hernehmen, wenn alles wohlfeil iſt, und ſoll ſie ihnen der

Staat verſchaffen, wie kann der ſie bezahlen, der nichts hat, als was er andern nimmt.

Ihr ſehet alſo, wie viel ihnen an der Erhaltung der Auflagen liegt! Nun will ich euch noch einige gute Räthe ertheilen. Fürs erſte müſſen wir es dahinzubringen trachten, daß morgen des guten Kayſers Carl V. Privilegium wieder erneuert und die nachher eingeführten Abgaben vernichtet werden. Das wird ein ſchröcklicher Streich für die Edelleute ſeyn, deren Einkäufte, Stolz und Anſehen von nun an geſchwächt iſt. Hernach müſſen wir uns beſtreben, die Stimmengleichheit mit dem Adel wiederherzuſtellen, die uns, wie ich höre, König **Friederich** genommen und die uns zwar König **Ferdinand** wieder zu geben verſprochen, ſein Verſprechen aber nicht erfüllen konnte.

Von dieſen beyden Stücken hängt der gute Erfolg unſerer Angelegenheit ab: das erſte haben wir bereits erhalten. Man darf alſo nur noch die Edelleute dahinbringen, daß ſie auch das zweyte zugeſtehen und von dem König die Beſtätigung bewürken: und darüber kann ein jeder ſeine Meinung ſagen.

Nachdem **Maſaniel** ſeine Rede, die wir hier getreu geliefert geendiget hatte; ſo verließ er den Rath und ſtellte ſich an die Spitze einiger Detaſchementer, um damit die noch übrige Banditen in den Kirchen aufzuſuchen. Kaum wurde man einen gewahr, ſo flog gleich der Kopf herab ehe er noch ein Wort reden konnte; ſo weit gieng der Gehorſam gegen dieſen braven Mann. Am Abend kam er in ſeine Wohnung, wo er ſeine Frau in Thränen fand. Der alte Giulorſo hatte ſie in der Nacht beunruhigt; er ſtellte ihr vor, daß ihr Mann würde gehangen werden; daß er ſich in ein Unternehmen eingelaſſen, das ſeine Kräfte überſtiegen, daß ſie ſehr unglücklich ſeyn würde; daß ſie aber allzu artig und liebenswürdig ſey, um an etwas Mangel zu leiden, daß er für ſie ſorgen wolle und daß er ihr ein glänzenderes Glück, als ihr Mann, der ein Narr ſey, verſchaffen werde. Er wandte hierauf noch Geſchenke, Drohungen und ſogar Gewalt an. Glücklicherweiſe fand endlich Marichen in ihrer Verlegenheit in des Giulorſo Alter Sicherheit und Befreyung.

Hier zeigte ſich Maſaniel würklich groß; er tröſtete ſeine Frau, er ſuchte ſie auch nicht zu rächen. Er hielt ſich lediglich zur Rache des Volks verbunden. Er erwog die Beſchaffenheit der Umſtände, die ihm nicht erlaubten, von einem Mann, der ohne Grund von einem unbeſtändigen Volk angebetet wurde, in einer blos ihn betreffenden Sache, Genugthuung zu fordern; er bekam auch an dieſem Tag, der der fünfte ſeit dem ausgebrochenen Aufruhr war, den Giulorſo nicht mehr zu ſehen, da er ſich in das neue Schloß geflüchtet hatte, wo der Vicekönig und die Edelleute eingeſchloſſen waren.

Maſaniel war ſelbigen Tag nicht aufgeräumt; man mußte zu den Waffen greifen und die Fahnen wehen laſſen. Hundert und funfzig tauſend Menſchen gehorchten ſeinem Wink. Eine Menge Männer, Weiber und Kinder zogen in guter Ordnung durch die Straßen; einige hatten Beile oder Muſqueten, andere Büchſen oder Hellebarden, dieſe Degen, jene Meſſer und ſonſt alle Arten von Waffen, die entblößt waren: vor jedem Regiment gingen Trommeln voran. Maſaniel ließ die Armee auf den Markt marſchieren, wo er in weiſſer Fiſcherkleidung auf einem Thron ſtand. Er empfieng Bittſchriften und Berichte; theilte Briefe und Befehle aus. Der erſte beſtund darin, daß niemand bey Lebensſtrafe einen Mantel tragen ſolle. Männer, Weiber, Kinder, Geiſtliche und Ordensleute gehorchten alle ohne ſich um den Beweggrund zu bekümmern, dieſem Befehl, womit er einem fernern Ueberfall der Banditen oder der Edelleute, die ſich damit unkenntlich und ihre Waffen unter dem Mantel verbergen könnten vorzubauen ſuchte. Dieſem Befehl folgte ein anderer, welcher allen Manns- und Nonnenklöſtern unter Androhung gleicher Strafe, auferlegte, auf eine beſtimmte Stunde ein Verzeichniß von allen dahingeflüchteten Perſonen und Sachen herauszugeben. Nächſt dieſem beſchäftigte er ſich mit der Polizey und wer ſich der Unruhen zu Nutze machen wollte, der verlohr auf **Maſaniels** Fingerzeig den Kopf. Durch dieſes ſtrenge, aber gerechte und kluge Betragen nahm er jedermann für ſich ein, er erhielt von allen Seiten Denkſchriften und die Briefe, welche in ſeiner Wohnung ausgefertiget wurden, mußten an die Spitzen der Hellebarden gehängt werden, weil der enge Raum die Menge, die ſolche empfieng, nicht faſſen konnte.

Mitlerweile wurde der Vicekönig, der noch immer unentſchloſſen war, mit Klegen überhäuft. Endlich wandte er ſich an den Cardinal Erzbiſchof **Filamarino**, um ihm eine Unterredung mit dem neuen König auszuwürken. Dieſer, dem darum nichts zu thun war, weigerte ſich anfänglich und antwortete, er habe mit dem Ponz de Leone nichts zu thun; verlangte aber dieſer etwas von ihm, ſo könne er auf ſeine Bereitwilligkeit ſich verlaſſen, ſelbſt auch in dem Fall, wenn er etwa Geld zu ſeiner Rückreiſe nach Spanien nöthig hätte.

Als er ſich endlich zu einer Zuſammenkunſt verſtund; ſo wollte er ihr ein wichtiges Anſehen verſchaffen. Die Vorbereitungen ſind merkwürdig. Er ſtellte hundert tauſend Mann durch alle Straſſen bis an den Pallaſt in zwey Reihen. Er forderte Geißeln, und hundert Tonnen Pulver nebſt eben ſo viel Küſten Kugeln. Er überſandte dem Vicekönig für dieſes Geſchenk ein anderes beſtehend in Hühnern, einem Korb Früchte, einem Korb Brod und etlichen Flaſchen Wein, dabey er ihm ſagen ließ, daß dieſes die Erſtlinge ſeiner Regierung ſeyn. Zu Geiſeln erhielt er den Cardinal **Filamarino** mit ſeiner ganzen Familie: ihn mußte ein Hauptmann der ſpaniſchen Garde abhohlen, und an den Vicekönig wurde einer von den ſeinigen zur Abhohlung abgeſchickt, der ihn von dem neuen Schloß in den Pallaſt begleitete.

Man bot ihm ein koſtbares Pferd an, das er zurückſchickte; er ging zu Fuß mit einer weiſſen Mütze bedeckt, in der einen Hand einen entblößten Säbel und in der andern einen Pack Brieſſchaften, welche die Forderungen des Volks in ſich faßten, in der Hand haltend. An dem Eingang des Pallaſts empfing ihn der Herzog von Arcos, mit dem er hineinging. Die Unterredung dauerte nur eine Stunde; die Punkte wurden vorgeleſen, eingeſtanden und drey Tage nachher mit aller Feyerlichkeit beſchworen, unterſchrieben und beſiegelt.

Allein der alte Giulerſo, den eine beſtändige Furcht beunruhigte und der ſeiner freywilligen Gefangenſchaft überdrüſſig war, faßte den Entſchluß, beyden ein Ende zu machen und Maſaniels Kopf der Sicherheit ſeines eigenen aufzuopfern. Er war fein genug, weder unter dem Volk noch unter dem Adel ſich um Mitverſchworene umzuſehen. Von den einen verrathen, würden ihn die andern den Folgen ſeines Verbrechens überlaſſen haben; und da er ſich kein Anſehen anders, als in der Wiederherſtellung der Ordnung unter dem Volk verſprechen konnte, ſo ſuchte er ſeine Verbindung ſo einzufädeln, daß am Ende niemand wußte, wo ſie herrühre.

Er wandte ſich zuerſt an den Vicekönig, den er zu bereden ſuchte, daß er die Parthie der Rebellen blos aus Reue verlaſſen habe; daß es weder in ſeiner Macht geſtanden noch es habe wagen dürfen, dem Zutrauen, das das Volk jederzeit in ihn geſetzt, zu widerſtehen; daß dieſes Volk an ſich nicht zur Untreue geneigt ſey, daß es veränderlich ſey, und daß es eben ſo leicht wieder zur Unterwürfigkeit, als zur Empörung, zu bringen ſeyn würde, ſo bald es das unglückliche Werkzeug ſeiner Wuth nicht mehr habe.

Nunmehr, da die Aufrührer alles, was ſie begehrten, erlangt haben, iſt ihnen ihr Abgott nicht mehr ſo wichtig. Es iſt ein Kinderwerk, das ſie eben ſo leicht zerſtören, als ſie es aufgerichtet haben; und würklich iſt eine Gelegenheit vorhanden, die dieſes Unternehmen begünſtigt. Die Nachricht von den gegenwärtigen Unruhen hat ſich an alle benachbarte Höfe verbreitet. Dieſe und die hier befindliche auswärtige Miniſter ſuchen dieſelbe zu unterhalten. Wie ich vernehme, ſo iſt der Fiſcher verſchiedentlich aufgemuntert worden, darin fortzufahren und hat zugleich groſe Verſprechungen von Beiſtand erhalten.

Es iſt leicht, dieſe von feindlichen Mächten gemachte Verheiſſungen in dem Geſichtspunkt einer Verrätherey zu ſtellen, den Maſaniel ſeines Einverſtändniſſes zu beſchuldigen, ja ihn ſogar als das ſchändliche Werkzeug, deſſen man ſich zum Verderben des Königreichs oder zur Unterjochung unter eine auswärtige Herrſchaft bedienen wolle, vorzuſtellen: dann nehme ich es über mich, eurer Excellenz binnen zween Tagen den Kopf dieſes Thoren zu liefern.

Auf der einen Seite wollte der Herzog von Arcos allen Schein feindſeliger Maasregeln gegen das Volk vermeiden; auf der andern kannte er den Giulorſo zu gut, um einen Augenblick wegen des Vertrauens, das er in ihn ſetzen durfte, bey ſich anzuſtehen, und endlich waren die Vortheile, welche er von Maſaniels Tod erwarten konnte, beynahe entſchieden. Man ſuchte durch gedungene Leute dergleichen Gedanken unter dem Volk auszubreiten: wie gut kannte Giulorſo das Volk! Man fieng an, ſich untereinander zu bereden, daß man nicht mehr nöthig habe, unter dem Gewehr zu ſtehen, weil man ſchon alles erhalten, was man verlangte; man brauche keinen Anführer mehr, ſondern daß man nach ſo vielem Wachen und Strapazen der Ruhe, nach ſo vielen Räubereyen, Feuersbrünſten und Mordthaten des Friedens bedürfe, und daß zuletzt die Freyheit ſelbſt in Gefahr komme. Die Anverwandten aller derjenigen, die entweder an ihren Gütern Schaden erlitten, oder das Leben verloren, vermehrten die Unzufriedenheit. Die Quartiershauptleute, die zu einem weit ſtrengern Gehorſam verbunden werden, als bisher von einer entferntern Obergewalt von ihnen gefordert worden, konnte der Vicekönig leicht auf ſeine Seite bringen; und überhaupt war ſchon alles zu dem Unternehmen vorbereitet; nichts hinderte die Ausführung.

Maſaniel hatte bereits durch ſeinen Rath verſchiedene Geſetze verfertigen laſſen; und würklich war er damit an die Sitten gekommen. Er wollte die Sitten der Geiſtlichkeit verbeſſern; alle ledige Perſonen des weiblichen Geſchlechtes ſollten ſich verheyrathen; Ehebrecher und Verführer ſollten mit dem Tod beſtraft werden. Er hatte dieſe Geſetze nicht ſobald bekannt machen laſſen, als ſich ein allgemeines Murren erhob; man war unzufrieden, daß er Ausſchweifungen durch ſtrengere Strafen einzuſchränken ſuchte, als Concilien und Päbſte vor ihm gethan haben; und in Anſehung des Ehebruchs wandte man ihm ein, daß er ſeine Frau ſchonen ſollte, die ſich mit einer ganzen Compagnie Soldaten gemein gemacht habe.

In der erſten Bewegung, die dieſe Reden im Maſaniel erregten, hieb er demjenigen, der ſie ausgeſprochen, mit einem Beil die Hirnſchaale entzwey; darauf nahm er ſeinen Secretair mit, und ließ in allen Straßen ſeine Verordnungen öffentlich ableſen. Nach einer Stunde wurde ihm hinterbracht, daß ſich ſeine Frau mit der Vicekönigin im Pallaſt befinde und daß ſie vom Giulorſo ſey entführet worden. Er befahl hierauf ſeinem Secretair, vorzuleſen und kehrte hernach zum Pallaſt zurück, des Vorhabens, ſeine Frau abzuholen und des Giulorſo Kopf mit heraus zu bringen.

Wie er über den Markt gieng, erblickte er Fahnen und die Quartiers-Hauptleute mit ihren Leuten unter dem Gewehr; ſogleich erkundigte er ſich, auf weſſen Befehl dies geſchehe. Ein Hauptmann gab zur Antwort: auf Befehl des Vicekönigs; und auf meinen Befehl, erwiederte Maſaniel, ſchlag ich dir den Kopf herunter; dies geſchah auch ſo geſchwind, als er es ausgeſprochen hatte.

Nunmehr merkte er wohl, daß ob er gleich ſeinen vorigen Muth noch habe, ſeine Gewalt doch nicht mehr die vorige ſey. Sein Befehl, die Waffen niederzulegen, wurde nicht befolgt. Durchdrungen von einer widrigen Ahndung, begab er ſich ruhig in die Carmeliter-Kirche, wo eine große Menge der Meſſe beygewohnt hat. Er gieng geraden Wegs auf die Kanzel, und warf ſeinen Säbel unter die Menge der Umſtehenden: Ihr habt ihn mir gegeben, ſagte er, ich geb ihn euch zurück. Ich ſehe, daß ihr mich verlaßt; ihr ſeyd eure eigene Herren, trinket, eſſet jetzt, und gedenket meiner in eurem Gebet.

Wenn ihr mir den Kopf abgeſchlagen habt, ſo bringt ihn meiner Frau, und ſagt ihr, daß ſie ihn in eine Grotte auf der Küſte von Sorrento bringen, und ihn dort neben dem ihres Großvaters aufhängen ſoll. Dies ſoll die Grabſtätte aller derer ſeyn, die euch Brod gegeben haben.

Ich beklage mich über niemand, als über den Giulorſo; dieſen befehl ich euch, aufzuhängen. Sonſt beklage ich mich über keinen Menſchen, noch ſonſt über etwas. Was ich mir vorgeſetzt, das habe ich gethan; ich wollte euch rächen und ſterben; meine Rolle wird bald vollkommen geendigt ſeyn.

Nachdem er ausgeredt hatte, ſtieg er von der Kanzel herab, gieng ins Kloſter, und forderte zu trinken. Die Mönche, die ihm das Glas überreichten, riethen ihm, im

Kloſter zu bleiben, wo ihm die Verſchworenen nichts anhaben würden: Nein, war ſeine Antwort, ich muß mein Vorhaben hinausführen.

Gleich ſahe er von dem Ende eines Ganges vier Verſchworene mit Büchſen auf ihn zukommen; er gieng ihnen kaltblütig entgegen, und redete ſie an: Ihr ſucht mich; hier bin ich. Kaum hatte der Unglückliche dieſe Worte ausgeſprochen, ſo war ſchon ſeine Bruſt von vier Kugeln durchbohrt, und im Schmerzen rief er: Ach! undankbare Verräther!

Er lehnte ſich an die Wand, fieng mit der Hand etwas von dem ausſtrömenden Blut auf, und warf es ſeinen Mördern mit einem verächtlichen Blick ins Geſicht. Dieſe ſprangen zugleich auf das Schlachtopfer los, und ſtieſſen ihm den Degen durch den Leib. Es kamen mehrere von den Mitverſchworenen dazu; dieſe, da ſie ſahen, daß er tod ſey, brachten ihm noch einige Stiche bey, nur um des Vergnügens willen, ihre Degen mit ſeinem Blut zu färben. Sie riſſen ihm das Herz aus, und hieben ihm den Kopf ab, den ſie auf einer Lanze durch die Stadt trugen. Am Nachmittag ritt der Vicekönig im Gefolge des Adels herum, gerade wie es erſchrockene Kinder machen, die, wenn das Gewitter vorüber iſt, die hinterlaſſenen Spuren des Blitzes beſehen.

Inzwiſchen wurden gleich andern Tages aus einer unbegreiflichen Unbedachtſamkeit die Abgaben wieder eingeführt, und der Preis des Brods erhöhet. Dieſes unbeſtändige Volk, das nun dafür geſtraft wurde, daß es ſeinen Helden verlaſſen, griff neuerdings zu den Waffen, und ſuchte ſeinen Kummer durch eine lebhafte Verbeſſerung ſeines begangenen Fehlers zu mäßigen. Man holte ſeinen Leichnam bey den Carmelitern ab; der Anblick dieſes von Blute trieſenden Ueberreſts entbrannte aller Herzen, rief das Andenken an alles, was Maſaniel gewürket, zurück, ſtößte neue Wuth ein, brachte laute Klagen hervor, preßte Thränen aus, und veranlaßte Anſtalten, ihn gleichſam ins Leben zurückzubringen, indem man ihn küßte, wuſch und balſamirte.

Nichts war prächtiger und rührender, als ſein Leichenbegängniß. Die Weiber begleiteten ihn in Trauerkleidern, ihre Haare ließen ſie über die Schultern herabhängen, und rieſen Maſaniel für ihre Kinder an. Die Männer trugen den Leichnam mit ſeinem daran gefügten Kopf auf den Schultern. Er war mit einem königlichen Mantel bekleidet, ſeine Stirn mit Lorbeern umkränzt, auf welcher der Zorn ausgedruckt zu ſeyn ſchien, und die man ſich nicht getraute anzuſchauen. Man hatte ihm einen Commandoſtab und ſeinen bloßen Säbel in die Hand gegeben. Das ganze Leichenbegängniß war auf die Art eingerichtet, wie es bey Soldaten üblich iſt, und man folgte mit dem Gewehr unter dem Arm und geſenkten Fahnen. Man unterbrach den Zug, indem man die Leiche dreymal um den Pallaſt herum trug,, wobey hunderttauſend Stimmen immer rieſen: **Maſaniel, Maſaniel!** und dieſe Stimmen vereinigten ſich mit dem Getön aller Glocken in der Stadt, wie das Brüllen des Donners in ſchwarzen Gewölken.

VIII.

Miſcellanien.

1.

Zwey merkwürdige altſchottiſche und altengliſche Küchenzettel.

Lord und Lady Northumberland hatten im Jahre 1512 zur Faſtenzeit zum Frühſtück ein Leibbrod auf hölzerne Teller geſchnitten, zwey Semmel, (ſo hieß ihr Weißbrod) ein Quartier Bier, ein Quartier Wein, zwey Stücke geſalzene Fiſche, ſechs gebackene Heringe, vier weiße Heringe oder einen Teller Sprotten, eine Art kleiner Heringe. Zum Abendeſſen, wobey neun Diener aufwarteten, welche Brod und Getränk ausgenommen, nichts weiter als die übrigen Brocken zum Abendbrod bekommen, fünf Semmel, eine Bouteille Bier, eine Bouteille Wein, vierzig Sprotten, zwey Stück geſalzenen Fiſch, ein Viertel geſalzenen Lachs, zwey Schnitte Steinbutter, eine Schüſſel Plattniſſe oder Meergründlinge, einen gebackenen Steinbütten, oder eine Schüſſel gebratene Smelts (einjährige Lachſe oder Stinte.) Zum Frühſtück an Fleiſchtagen ein Leib Brod auf hölzerne Teller geſchnitten, zwey Semmel, ein Quartier Bier, ein Quartier Wein, einen halben Hammelrücken, oder ein Rückenſtück gekochtes Rindfleiſch. An großen Feſttagen beſtand das Frühſtück gewöhnlich aus eingepöckeltem Schweinfleiſch, Senf und Malvaſierwein.

Georg Nevil, ein Bruder des großen Grafen von Warwick, gab im Jahr 1470 bey ſeiner Inſtallation als Erzbiſchof von York, ein ſolch ungeheures Gaſtgebot, daß man ſich wundern muß, wie ſeine Proviantmeiſter eine ſolche Mannigfaltigkeit erſinnen und ſie herbeyſchaffen konnten. – Folgendes war ſein Küchenzettel: — 300 Quart Weitzen, 330 Tonnen Ale, 104 Tonnen Wein, eine Pipe Gewürzwein, 80 fette Ochſen, 6 wilde Stiere, 1004 Schöpſe, 300 Schweine, 300 Kälber, 3000 Gänſe, 3000 Kapaunen, 100 Ferkel, 100 Pfauen, 200 Kranniche, 200 junge Ziegenböcke, 2000 junge Hüner, 4000 Tauben, 4000 Kaninchen, 204 Rohrdommel, 4000 Enten, 200 Phaſanen, 500 Rebhüner, 4000 Schnepfen, 400 Waſſerhüner, 100 Krumſchnäbel oder Waſſerſchnepfen, 100 Wachteln, 1000 Waſſerreiger, 200 Rehe, über 400 Hirſche, Hirſchkühe und Böcke, 1506 Wildpretpaſteten, 1400 Schüſſeln gebrochene Gelee, 4000 Schüſſeln ganze Gelee, 4000 kalte Cuſtards, und 2000 warme Cuſtards *), 300 Hechte, 300 Brahſem 8 Robben, 4 Delphine oder Taumler und 400 Torten. Der Graf von Warwick war bey dieſem ungeheuern Gaſtgebote Haußhofmeiſter, der Graf von Bedford Schatzmeiſter, Lord Haſtings nebſt vielen andern Edlen Oberaufſeher. Es waren 1000 Diener da, 62 Köche, und 515 Aufwärter in der Küche. Doch beſaß dieſer ſchwelgeriſche und verſchwenderiſche Sohn der Kirche, ſein Erzbiſthum nicht lange, denn Eduard der IV. zog ſeine Güter ein und ſandte ihn gefangen nach Calais, wo er zur Strafe für ſeine vorige Eitelkeit und Ausſchweifung, die äußerſte Armuth erduldete.

---

*) Ein Gericht von Milch, dem Gelben vom Ey, Zucker und Gewürz. In Hamburg heißt es Riſtard.

2.

Hymenäus.

Männlicher und weiblicher Chor.

Beym feſtlichen Mahl, ſo will es uns ziemen,
Ertöne Geſang, dir tön' er, o Hymen!

Eine Mannsſtimme.

Du führſt uns durchs Leben auf blumichtem Pfad,
Mit ſittigen Bürgern beglückſt du den Staat.

Eine weibliche Stimme.

Die Bläſſe der Töchter, du tilgſt ſie hinweg,
Giebſt liebliches Morgen- und Abendgeſpräch.

Männl. und weibl. Chor.

Beym feſtlichen Mahl, ſo will es uns ziemen,
Ertöne Geſang, dir tön' er, o Hymen!

Die Mannsſtimme.

Einſt war der Gott der Ehen
Ein Menſchenkind, wie wir,
Nur daß, bey friſchem Wangenroth,
Ein wunderbarer Glanz
Schon aus des Knabens Blicken ſtralte,
Und daß dem Jünglinge, noch eh' ihm Milchhaar wuchs,
Heroiſches Gefühl
Im Buſen brannte.
Eins deiner Ceresfeſte,
Eleuſis, forderte des Jünglings Heldenmuth
Zu Thaten auf — die Schaar der opfernden Jungfrauen
Aus Cekrops Stadt wird plötzlich
Verwegner Räuber Beute!
Da ſpringt er, gleich dem Löwen

Numidiens, aus ſtillem Hinterhalte
Hervor, den Frevlern auf den Nacken!
Reißt in den Staub ſie nieder!
Sein Schwerd trinkt aller Blut! — Ihm jauchzte Gräcia,
Er hieß der Keuſchheit Schutz; die Götter nahmen ihn,
Zum Lohn für ſchöne That, in ihre Reihen auf.

Zwey weibl. Stimmen.

A. Heil dem würdigen Geſchlechte,
Das uns Schutz verleiht!
B. Euer Loos ſind Götterrechte,
Die ihr tapfer ſeyd!
A. B. Heil dem ſchützenden Geſchlechte,
Heil der Tapferkeit!

Mannsſtimme.

Töchter der Grazien, rühmt, rühmt mit frohlockendem Munde
Ihn nur, der im Krais ſeelger Götter ſitzt!
Wer euch, ihr ſanften Seelen, ſchützt,
Iſt ewig mit dem Glück im Bunde.
Töchter der Grazien, rühmt, rühmt mit frohlockendem Munde
Hymen, der im Krais ſeelger Götter ſitzt!

Weibl. Stimme.

Gehüllt in Mädchentracht, das Haar mit Krokusblüthe
Und Majoran bekränzt,
Den weiſſen Fuß in goldnen Socken,
Und eine Fackel in der Rechten,
Stahl Jüngling Hymen in den Chor
Der Jungfraun bey der Ceresfeyer
Sich ein, und ward verkannt, bis er die Räuber ſchlug.
Als drauf Kronion ihn zum Götterrang erhub,
Blieb ihm, dem jungen Gott, zum Denkmal ſchlauer Liſt,
(Kronion duldet Liſt und Ränke!)
Das goldne Sockenpaar, der Kranz, die heilge Fackel.
A.

Zwey Mannsſtimmen.

A. Komm vom Himmel herab, zünde die Fackel an!
B. Schwenke die Fackel, und leite
Die trefflichſte der Bräute
Ins Brautgemach zum Mann!
A. B. Der Bräutigam winkt: geh, Hymen, voran!

Weibliche Stimme.

Doch es werde, Gott der Ehe,
Nicht das Brautgemach erhellt,
Daß die Braut es ſelbſt nicht ſehe,
Wenn der Gürtel fällt.

Mannsſtimme.

Geht nun, Kinder, ſchlaft! mit der Morgenſonne
Wollen wir freudigen Sang, Hymen zum Preiſe, verneun.

Weibliche Stimme.

Und Ihr bringet dem Gott, dankbar für nächtliche Wonne,
Opferkuchen und Wein!

Männl. und weibl. Chor.

Beym Schluſſe des Mahls, ſo will es uns ziemen,
Ertöne Geſang, ꝛc. ꝛc.

Schmidt.

3.

Der Pilgrim.

Roger, König von Neapolis, gieng einſt auf die Jagd: In der Hitze dieſes grauſamen Vergnügens verlor er ſich von ſeinem Gefolge, und verirrte ſich in einem dunkeln Wald. Hier begegnete ihm ein Pilger. Freundlich näherte er ſich dem König, den er nicht kannte, und fragte ihn nach dem nächſten Weg zur Hauptſtadt.

Guter Freund, antwortete der König: ihr kommt wohl weit, weit her, eure Füße ſind ganz beſtaubt.

Und doch iſt dies kaum der tauſentſte Theil von alle dem Staube, durch den ich gewandert bin, erwiederte der Pilgrim.

Ihr habt alſo wohl viel in der Welt geſehn? Fuhr der König fort.

So ziemlich, gab der Pilger zur Antwort: und nichts als Thorheiten. — Aber, ich habe doch viel Weiſheit aus dieſen Thorheiten erlernt. Eine erſte abſchlägige Antwort wird mich jetzt nicht mehr abſchrecken, aufs neue zu fragen. Ich bitte euch alſo, zeigt mir den nächſten Weg nach Neapel. Die Nacht bricht herein, und es iſt Zeit für ein Nachtlager zu ſorgen.

Roger. Kennt ihr denn jemanden in Neapel?

Pilger. Keinen Menſchen. —

Roger. Ihr wißt alſo auch nicht, ob man euch dort freundlich aufnehmen wird oder nicht?

Pilger. Nein, aber wenigſtens weiß ich, daß ich ihnen ihre Unfreundlichkeit verzeihen werde. — Doch, wo iſt der Weg?

Roger. Wahrlich, ihr hättet euch an niemanden unglücklicher wenden können, als an mich. — Ich bin hier verirrt. Das beſte, was wir thun können, wäre wohl, gemeinſchaftlich die große Landſtraße aufzuſuchen.

Pilger. Euer Vorſchlag iſt nicht zu verachten. Nur iſt es Schade, ihr ſeyd zu Pferde, und ich zu Fuß. Einer von uns beyden muß immer dabey zu kurz kommen.

Roger. Ihr habt Recht, es iſt billig, daß ich nichts für euch voraus habe, da wir beyde nach einem Ziele ſtreben. Und bey dieſen Worten ſtieg der König vom Pferde, und gieng neben dem Pilger.

Könnt' ihr wohl rathen, guter Freund, fuhr der König nach einer Weile fort, wer hier neben euch geht? —

Halb wenigſtens, erwiederte der Pilger, ich ſehe ja, daß ihr ein Menſch ſeyd.

Aber iſt euch dies ſchon genug? fragte Roger weiter: und glaubt ihr euch in meiner Geſellſchaft ſicher?

Pilger. Von jedem Biedermann hoff' ich immer das beſte, und für Räuber hab' ich mich noch nicht gefürchtet.

Roger. Glaubt ihr aber wohl, daß ihr neben dem König von Neapolis geht?

Pilger. Ich glaub' es, und ich freue mich, denn ich habe keinen Monarchen zu fürchten. Die Beherrſcher der Welt thun uns kleinern Mitgeſchöpfen nie Böſes. — Aber, im Ernſt, wann ihr König ſeyd, ſo wünſch ich euch Glück, daß ihr mich hier angetroffen habt. — Vielleicht bin ich der erſte Menſch, der ſich euch ohne ſchimmernde Larve gezeigt hat.

Roger. Ihr habt ſchlechte Begriffe von meinen Hofleuten. — Doch ich will euch glauben, nur wär es unbillig, wenn ich von dieſem Ebentheuer allein Nutzen hätte. — Folgt mir, vielleicht kann ich euer Glück machen?

Pilger. Es iſt ſchon gemacht, gnädigſter Herr, (auf ſeinen Pilgerſtab und Reiſebündel weiſend) hier hab' ich zwey Freunde, die mich nie verlaſſen werden. Ich wünſche, daß ihr bey dem Beſitz eurer Krone eben ſo glücklich ſeyn mögt, als ich es immer bey meinen kleinen Schätzen geweſen bin.

Roger. Ihr ſeyd alſo glücklich?

Pilger. Soviel es ein Menſch ſeyn kann. Wenigſtens hab' ich das Gelübde gethan, mir ſelbſt den Tod zu geben, wenn ich einen Glücklichern finde, als ich ſelbſt bin.

Roger. Aber wie könnt ihr mit eurem Schickſal zufrieden ſeyn, da ihr ja jedes Menſchen bedürft?

Pilger. Würd' ich glücklicher ſeyn, wenn jedermann meiner bedürfte? —

Roger. Guter Freund, ihr habt ein unglückliches Gelübde gethan. Ich denke, daß ich ein wenig glücklicher bin, als ihr.

Pilger. Wann ihr ein Bettler wärt, hätt' ich vielleicht Urſache, furchtſam zu werden; aber von einem König hab' ich nichts zu fürchten. Wollen wir einmal zur Probe Abrechnung halten?

Roger. Herzlich gern. Alle Bequemlichkeiten des Lebens hab' ich im Ueberfluß. — Doch, daran iſt kein Zweifel. — Nur eins, wann ich reiſen will, ſo geſchieht es ganz nach meinem Gefallen, wie ihr jetzt ſelbſt davon Zeuge ſeyd; ſeht ihr, ich bin gut beritten, und dreyhundert Pferde, die dieſem wenigſtens an Güte gleich ſind, ſtehn in meinem Marſtall immer auf meinen kleinſten Wink bereit. Kehr' ich nach Neapel zurück, ſo bin ich einer guten freudigen Aufnahme verſichert. Mit einem Worte, jeder meiner Wünſche ſeh' ich befriedigt, jeder meiner Geſinnungen in einem Augenblick erfüllt.

Pilger. Nur eine Frage erlaubt mir: Genießt ihr dieſe Glückſeligkeiten auch ungetrübt, ſeyd ihr auch ohne alle Leidenſchaften, ohne Gefühl, ohne Ehrgeitz, ohne Unruhe?

Roger. Ihr fragt ſehr viel auf einmal?

Pilger. Gnädigſter Herr, ich hoffe, daß ihr mir dieſe Fragen verzeihen werdet, die Sache iſt für mich zu wichtig und ernſthaft, ich muß alles in Anſchlag bringen. Hier iſt mein Lebenswandel. Ich habe heute eine ſtarke Reiſe gemacht, und natürlich hatte dieſer Marſch meinen Appetit ſo ziemlich vermehrt. Ich werde alſo mit dem größten Wolbehagen mein Abendbrod verzehren, und herrlich und feſt bis an den hellen Mittag ſchlafen. Froh und heiter werde ich wieder aufſtehn, und überall werd' ich herum gehn können, wohin mich meine Neugier, meine Andacht oder meine Phantaſie hintreiben wird. Macht mir lich Mangel Langeweile, und das kann vielleicht ſchon morgen ſeyn, ſo ſteht mir die ganze übrige Welt offen. — Geſteht mir, Prinz, daß ich gewonnen habe.

Roger. Ich ſehe, ihr habt noch große Luſt zu leben; und ich kann euch nicht unrecht geben. Ich bin überwunden, aber für dies aufrichtige Geſtändniß müßt ihr meine Bitte gewähren, ſeyd mein Gaſt, ſo lange ihr in Neapel bleibt?

Pilger. Es thut mir leid, Prinz, ich muß dieſe Bitte ablehnen. — Ich thu' es nicht ganz aus Beſcheidenheit, denn, aufrichtig zu geſtehen, warum ſollt' ich dieſer Gnade nicht werth ſeyn, ich thu' es mehr, um den Verläumdungen euren Hofſchranzen aus dem Weg zu gehen. In eurer Gegenwart werden Sie freylich eure Großmuth bis zu den Geſtirnen erheben, werden ſie freylich eine kalte Höflichkeit gegen mich erheucheln, aber in eben dem Augenblick werden ſie ſich heimlich zufliſtern: wo hat er doch den Landſtreicher aufgetrieben, was mag er wol mit ihm im Sinne haben, was für ein Talent mag dieſer zerlumpte Bettler wohl beſitzen, wodurch er ſich bey ihm eingeſchmeichelt hat? Eure Herablaſſung werden ſie gewiß Wegwerfen nennen, und eure Freygebigkeit unnütze Verſchwendung.

Roger. Woher kennt ihr denn den Hof?

Pilger. Ich bin auf einem fürſtlichen Schloß geboren und erzogen worden; ich hätte hier herrlich und in Freuden leben können, aber meinem Herzen war der Gedanke unerträglich, meinen guten Herrn hinter ſeinem Rücken ſo gemißhandelt und geläſtert zu ſehn. Man hörte nun auf, ihn ins Geſicht zu loben, und überhäufte ihn mit Schmähungen; ein Hauffen nichtswürdiger Buben, die nichts großes hatten, als ihren äußern Anſtand, betrogen ihn täglich, und ſpotteten über ſeine Güte. Ich machte mich plötzlich auf, und flohe weit von dieſem traurigen Ort, um irgendwo unverfälſchte Natur, unverdorbenes Gefühl, edle

Offenheit und wahre Freyheit zu ſuchen. Von dieſer Zeit an durchſtreif' ich nun die Welt, und lebe in einer glücklichen Unabhängigkeit.

Roger. Und nun glaubt ihr wol, daß jeder Hof dieſem unglücklichen Hof gleich iſt?

Pilger. Leider muß ichs. — Ein gleicher Dämon beherrſcht alle.

Roger. Ihr habt alſo wol eine ſchlechte Meinung von meinen Höflingen.

Pilger. Freylich, und ich weiß gewiſs, ihr würdet ſie nicht minder haben, wenn ihr eure Hofſchranzen eben ſo entlarvet ſehen könntet, wie ich. Aber ſie ſind auf ihrer Huth. Himmel, wie würden ſie zurückbeben, wenn ſie glauben müßten, ihr könntet ihr Innerſtes durchſchauen. Wollt ihr euch einmal auf ihre Unkoſten höchlich erfreun? — Ich weiß ein Mittel, ein leichtes Mittel, daß nichts erfodert, als ein bischen Geheimnißvolles Weſen.

Der Pilger entdeckte nun dem Fürſten ſeinen Plan und Roger ſchien ihn nicht zu verwerfen. Jetzt verkündigte das Geräuſch der Hörner und das Bellen der Jagdhunde die Ankunft des königlichen Gefolges. Der Wanderer trennt ſich von dem Fürſten, um nicht geſehn zu werden, und der Prinz ſchwang ſich wieder auf ſein Pferd, und folgt der Jagd.

Den folgenden Morgen erſchien der Pilger mit einer Bittſchrift vor den König. Roger nahm ſie an, und kaum hatte er ſie flüchtig durchlaufen, ſo that er als hätte er den Pilger verkannt, und erheuchelte frohes Erſtaunen. Er ließ den Wandrer in den Pallaſt führen, gab ihm eine zweyſtündige Audienz in ſeinem geheimſten Kabinet, und erſchien dann wieder mit einem verlegnen finſtern Geſicht, daß alle Höflinge irre und neugierig machte.

Die unglücklichen Hofſchranzen, die nur in der Entfernung bleiben durften, die nur da waren, den Glanz des Hofes zu erhöhen, und leere Plätze auszufüllen, hatten nicht Muth genug, ſich ihre Neugier merken zu laſſen; aber der erſte Miniſter, die Maitreſſe und der Liebling des Prinzen und endlich alle die, die ſich mit dem Gedanken ſchmeichelten, die Gunſt und das Zutrauen des Fürſten zu beſitzen, wagten es bald, ihn mit tauſend läſtigen Fragen zu beſtürmen.

Dieſer Pilger, ſagte der Prinz zu dem Miniſter, der ihn zuerſt befragt hatte, dieſer Pilger hier iſt einer der ſonderbarſten Menſchen unſers Erdbodens, der eine Menge höchſt merkwürdiger Geheimniſſe beſitzt. Seht hier dieſen Spiegel, es iſt ein Geſchenk von ihm. Er ſieht wie ein gewöhnlicher Spiegel aus, aber ſeine Eigenſchaften ſind höchſt ungewöhnlich. Er zeigt uns jeden Menſchen in ſeiner wahren Geſtalt, ich darf nur zween chaldäiſche Worte ausſprechen, ſo entdeckt er aufs deutlichſte alle die Wünſche, Empfindungen, Träume und Leidenſchaften desjenigen, der eben in ihn hineinblickt. Ich habe ſelbſt einen Verſuch gemacht, denn ich wollte dies auch nicht glauben, aber ich ſah alle meine Hofnungen realiſirt. Ich ſaß auf dem Thron in Konſtantinopel, alle meine Nebenbuhler krochen als Höflinge um mich herum, und meine Feinde lagen gefeſſelt zu meinen Füßen. Doch meine trockne Erzählung kann euch keine deutlichen Begriffe von dieſer wichtigen Metamorphoſe geben, ihr müßt euch ſelbſt davon überzeugen. Es iſt ein wahres Wunder.

Verſchonen ſie mich, gnädigſter Herr, antwortete der Miniſter mit kaltem und ernſthaften Ton, der ſeine Verwirrung noch ſo ziemlich verhehlte. Der Pilger iſt vielleicht ein gefährlicher Zauberer, ſein Spiegel ſcheint mir eine Erfindung des (hier ſchlug er andächtig drey Kreutze) des Gott ſey bey uns zu ſeyn, und die Worte, die er Ewr. Majeſtät gelehrt hat, ſind gewiß wahre Gotteslälſterungen. Ich wundre mich, wie Ewr. Majeſtät bey ihrer großen Frömmigkeit nicht augenblicklich von dieſer verdammungswürdigen Erfindung zurückgebebt ſind. —

Roger hielt es nicht für rathſam, noch weiter in ſeinen Miniſter zu dringen, und verſuchte die ſeltnen Eigenſchaften des geſchenkten Spiegels bey ſeiner Maitreſſe, und ſeinem Favorit. Die erſtere ſtellte ſich, als wäre ſie aus Furcht ohnmächtig, und der andere ſagte lächelnd zu dem Prinzen: Ewr. Majeſtät halten zu Gnaden, ich ſehe ſchon alle meine Wünſche erfüllt, da ich das Glück habe, Ewr. Majeſtät nicht ganz zu mißfallen; ich mag aber gar nichts ſehen.

Der König machte noch mehrere Verſuche, und alle mit dergleichen Erfolg. Das böſe Gewiſſen wurde bey allen wach, und einmüthiglich bat man den König, er möchte den Pilger, als einen gefährlichen Zauberer verbannen, und ſeinen Spiegel in Stücken ſchlagen.

Roger ſahe nun, daß die Sache ernſthaft wurde; er ließ alſo den Pilger in den großen Verſammlungsſaal rufen. **Ihr ſeyd kein Zauberer,** ſagte er: **aber ihr kennt die Welt. Ihr habt gewettet, daß ich keinen Menſchen an meinem Hofe finden würde, der ſich mir in ſeiner wahren Geſtalt zeigen möchte, und ihr habt eure Wette gewonnen. Nehmt euern Spiegel zurück, ihr habt ihn für ein paar Groſchen bey einem Trödler in Neapel gekauft, aber er hat mir wichtige Dienſte gethan.**

K. M —.

4. Ele-

4.

Elegie.

An die Demoiſelle S… beim Tode ihrer Freundin der Demoiſelle Charlotte Schmiedike. Berlin im März 1785.

Coſi del mondo il più bel fiore ſcelſe;
Non già per odio, ma per dimoſtrarſi
Più chiaramente nelle coſe eccelſe.

Petrarca.

Trübes Blick's: wie wenn im Wellenmeere,
Jezt mein Schif am leichenvollen Strand,
Von Gewittern hingeworſen wäre,
Und kein Freund mir böte ſeine Hand:
Siz' ich hier, … das Haupt auf meiner Linken,
In der Rechten leiſes Klageſpiel;
Auch mit Dir des bittern Kelch's zu trinken,
Daß die Edle, Deine Freundin fiel,
In dem Lenz der Jahre! … Doch, wer wagt es,
Hier in Gottes Heiligthum zu ſchau'n?
Heller iſt die Ausſicht auf ein beßres
Wiederfinden der Verlornen trau'n!
Aber Klagen ſind des Staub's Genoſſen,
Drum darin dem Waller nicht verſagt;
Sie ſind Lindrung, wenn der Luſt verſchloſſen,
Jeder Blick nach den Geſchiednen fragt;
Oft auch ſelbſt, wenn ſie ſich mild' ergoſſen,
Machen ſie, daß Freude wieder tagt.
Deine ehr' ich, als bewährte Zeugen
Reiner Liebe, und, ſie ſind gerecht,
Blumen, die ſich früh zum Grabe beugen
Haben hier auf einer Thräne Recht!

Und um dieſe ... halb im Purpurkleide
Süßer Knospe ... halb ſchon ſüße Blum',
Welken ſehen auf der Lebensweide,
Schnell verfliegen ihrer Blätter Ruhm.
O! wer kann dies, ſonder Schmerz und Zähren,
Auch der ſtarre Gleichmuth bebte ſchier;
Wer kann da der Wehmuth ſich erwehren?
Und zur Freude ſagen: .. Lächle mir! . . .

Wie wenn plötzlich auf der Felder Seegen,
In der Blütenzeit ein Wetter fährt,
In Zerſtörung junger Keime Seegen,
In Vernichtung junge Hoffnung kehrt:
Fuhr der Tod auf nächtlichem Gefieder,
Ach! er ahndete Dein Leiden nicht,
Auf die Stirne dieſer Huldin nieder,
Nahm die Roſen ihr vom Angeſicht;
Doch, um dort geheiligter zu blühen,
Denn was Tugend pflanzt, verwelket nie.
Wenig wär's ſie dieſer Erd' zu ziehen,
Nein! dem Paradieſe zog ſie ſie. .
Schönes Loos! . . . nur konnt's der Geiſt nicht denken,
Dachte blos den bitteren Verluſt,
Später erſt kann ſolche Tröſtung ſenken,
Ihre Wonnen in der edlen Bruſt.
Dir vor allen, Deiner Lieb' Geſandte
War ſie; ... Fährtin Deiner Pilgerbahn;
War's, die Dich umarmend Freundin nannte,
Oft Dir ſcheuchte Traurigkeit und Wahn;
Und ſie nun im Schooß der Erde wiſſen,
Ihren Mund der Liebesſprache ſtumm,
Wie der Geiſtesſprach', nicht mehr zu küſſen,
Nicht die Unſchuld in ihr Heiligthum;
Iſt Gefühl, dem Deine Seele zittert,

Blaß

Blaſſer Schwermuth beide Arme beut;
Obgleich ſchwächer, fühl' ich's doch, wie's bittert,
Eine Freundin ſcheiden ſehn, ſo weit.
Und Dir war ſie mehr ... Wie's Leben theuer,
Angeſeſſen Deinem Herzen tief,
Selen lieben hier Geliebte treuer,
Als ihr liebtet, ehe ſie entſchlief.
Weine immer! Deine ſtille Thräne,
Die der Seraph, Freundſchaft, zärtlich nennt;
Iſt der frühgeſchiednen Erden-Schöne,
Mehr als Marmor Tafeln, Monument. . .
Doch erhebe auch die Blicke wieder,
Du verlohrſt nur eine Freundin hier,
Dort am Sarge ſinkt der Vater nieder,
Jammert laut, mein Liebling iſt nicht mehr!.:
Sieh, der Mutter thränenloſe Trauer,
Und der Schweſter Händeringen dort!
Und die Brüder tief durchbebt vom Schauer,
Des Gedankens: ſie iſt ewig fort!...

Eltern Wehmut bey dem frühen Scheiden,
Guter Kinder iſt für mich zu viel;
Meiner Hand verſagt für ſolche Leiden,
Jeden Ton das jugendliche Spiel.

Aber hehr, ein Stral der Morgenröthe
Dämmert lieblich aus der Todesnacht;
Ach, ein Licht! das jene Trauerſtädte,
Nun nicht mehr zum Thränen Wohnſitz macht.
Deine Freundin hat die Palm' errungen,
Die voll Wonne der Unſterblichkeit
Um das Haupt der Siegerin geſchlungen,
Sie zur Bürgerin des Himmels weiht,
Iſt zurückgekehrt zum Vaterlande,
Süße Tröſtung!... heilig, wie ſie kam,

Fühlt nunmehr im lichten Brautgewande,
  Daß der Tod nur ihre Hülle nahm;
Erden-Tugend wird durch Ewigkeiten
  Mit der höchſten Seligkeit gelohnt,
Drum iſt's Wahrheit, hoher Stoff zu Freuden,
  Daß Dein Mädchen jezt im Himmel wohnt.
Sieht ein Engel in dem Sonnenglanze
  Der Verklärung Erdenwohner noch,
O! ſo ſieht auch jetzt im Sühne-Kranze
  Deine Freundin ihre Lieben noch;
Flüſtert wonnig; „Troknet eure Wangen
  Und erhellet mir den Thränenblick,
Hohem Frieden bin ich eingegangen,
  Und unſterblich iſt der Seele Glück.“

Des leg' ich auch meine Laute nieder,
  Greif' zur ſüßen Harfe an der Wand,
Und entlock' ihr zu dem Siege Lieder,
  Den Dein holdes Mädchen hier beſtand.
Sproßte ſie als Knoſpe hier im Leben
  Unter Gärtner-Händen ſchon ſo ſchön,
Welche Klahrheit muß ſie jetzt umgeben,
  Welchen Engel wirſt du wiederſehn! . . .

J. W. L. Knüppel.

IX.

Fragmente.

Vom geſellſchaftlichen Leben in Pyrmont;

(aus Herrn Marcard's Beſchreibung von Pyrmont).

Das geſellſchaftliche Leben an einem ſo ſchönen Orte auf dem Lande, in der beſten Jahrszeit, bey ſo groſſem Zuſammenfluſſe von Menſchen jedes Standes, jeder Art und jeder Weltgegend, wo alles zum Vergnügen und Zerſtreuung führt und abſichtlich führen ſoll: kann nichts anders als groſſen Reitz und Annehmlichkeiten haben. Natürlicherweiſe findet, in ſo zahlreicher Geſellſchaft, ein jeder etwas für ſich und ſeine Neigung, und macht Bekanntſchaften und Entdeckungen, die ihn vielleicht ſein Lebelang freuen. Es fehlt niemals, an einem ſo berühmten und ſo ſehr beſuchten Verſammlungsorte, Perſonen zu finden, die entweder überhaupt merkwürdig ſind,*) oder die uns intereſſant vorkommen. Man ſieht Bekannte aus entferntern Gegenden hier unerwartet wieder, oder hört von ihnen, oder erlebt ſonſt manche kleine ergötzende Begebenheiten und Vorfälle, die uns ſelbſt oder andere betreffen,

---

*) Pyrmont hat ſeit wenig Jahren von den angeſehenſten jeztlebenden Deutſchen Gelehrten, Mendelsſohn, Zimmermann, Möſer, Brandes, Michaelis, Meiners, Pütter, Buſch, Cramer, Hirſchfeld, Herder, Stolberg, Muzell, Garve, Spalding, manchen mehr als einmal, und noch viele andere, an ſeiner Quelle geſehn.

treffen, und zu allerley Art von Unterhaltung Stoff hergeben. Nichts intereſſirt hier allgemeiner und trägt mehr zum Vergnügen bey, als die ſtündliche Ankunft neuer Fremden in der Höhe der Curzeit; jedermann wird neugierig bey jedem blaſenden Poſtillion, den er hört, und denkt, er könne ihm vielleicht etwas, wo nicht Bekanntes doch ſonſt Angenehmes herführen.

Wer da will, der kann an der Geſellſchaft Theil nehmen, wer aber lieber für ſich allein lebt, dem zwingt und preßt man an einem ſo großen Bade, und unter ſo vielen Menſchen, auch nicht dazu, wie in den kleinern Bädern. Man kann in Pyrmont unbemerkt neben den andern hingehn, und ſich um niemand bekümmern, ohne eben für ſonderbar gehalten zu werden; denn es ſind hier jeden Sommer Perſonen, die ganz für ſich leben, entweder weil es ihre Neigung ſo mit ſich bringt, oder ſie für die Geſellſchaft zu krank, und daher ſcheu und muthlos ſind.

Die verſchiedenen kleinen geſellſchaftlichen Cirkel, welche ſich hier immer, ohne ſich jedoch der größern Geſellſchaft ganz zu entziehn, aus einer Anzahl Perſonen bilden, die ſich untereinander vorzüglich gefallen und intereſſiren, haben viel Angenehmes, wie man es auch aus der Betrübniß über die Trennung abnehmen kann. Durch eine gewiſſe Abſonderung werden ſie vertraulicher und inniger untereinander, wie jeder Haufen, der bande à part macht. Oft ſah ich mit Vergnügen der innern Oeconomie der Freundſchaft in ſolchen kleinen Cotterien zu, die ſich der Kürze ihrer Dauer bewundernswürdig anmaaß. Nichts ſchien ihrem Glücke zu fehlen, aber im Grunde, nichts hebt und ſchärft ihr Vergnügen ſo ſehr, als daß ſie ihre Endſchaft ſo nahe vor ſich ſehn. Wer überhaupt an kleinern vertraulichern Geſellſchaften mehr Vergnügen findet als an groſſen und glänzenden Verſammlungen, kungen, der würde ſeine Neigung in Pyrmont am beſten in der Früh Cur, im Auguſtmonath, befriedigen, und nicht ſo gut in der Höhe der Curzeit, im Julius.

Jedermann kommt hieher, um vergnügt zu ſeyn, ſowohl diejenigen, welche ihrer Geſundheit halber hier ſind, als auch die, welche blos zur Abſicht haben, die ſchönſte Zeit im Sommer angenehm hinzubringen. Sie kehren auch mehrentheils ihre beſte Seite auswärts, um zu gefallen, und Vergnügen zu nehmen, indem ſie ſich bemühen, Vergnügen zu geben; daher zeigt ſich nicht jeder zu Hauſe ſo liebenswürdig als er in Pyrmont ſcheint.

Nirgends iſt man geneigter und findet mehr Bereitwilligkeit, Bekanntſchaft zu machen, als in Pyrmont, weil alle ein gleiches Bedürfniß treibt; und Freundſchaften ſtiften ſich hier in eben dem Verhältniſſe ſchnell, in welchem das Leben hier kurz iſt. Alle laſſen ihre ernſthaften Geſchäfte und ihre Sorgen zurück, oder ſuchen ſie doch wenigſtens von ſich zu entfernen und zu vergeſſen, damit ſie heiter und froh ſeyn mögen; bey vielen würkt auch das Gefühl der wiederkehrenden Geſundheit nachdrücklich zu gleicher Abſicht.

Der allgemeine Endzweck Aller, vergnügt zu ſeyn, der durch die ſchöne Gegend mächtig befördert wird, und auf welchem alles an dieſem Luſtorte abzielt, giebt immer in Pyrmont der ganzen Geſellſchaft eine gute Stimmung, die von allen Seiten wiederſchallt und macht, daß die Zeit hier ſo geſchwind hinfließt, daß man ſich mit Leidweſen am Ende der Cur ſiehet, wenn man kaum glaubt angefangen zu haben.

Eine gewiſſe Regelmäßigkeit, welche das Leben in Pyrmont hat, und die an einem Bade herrſchen muß, wenn man nicht täglich die guten Würkungen des Waſſers zerſtören will, gereicht der Geſellſchaftlichkeit keinesweges zum Nachtheil. Sie iſt ein Lob für Pyrmont auf der einen Seite, und hat auf der andern den Nutzen, daß man allemal gewiß iſt, wenn und wo man ſeine Geſellſchaft finden wird, ohne deswegen beſondere Verabredungen zu treffen.

Ein Pyrmonter Tag hat ſeinen eigenen Gang, und ein Umriß davon wird hier nicht am unrechten Orte ſtehen.

Es verwandelt hier niemand Tag in Nacht, man legt ſich früh zur Ruhe und ſteht bey guter Zeit auf, und die Stunden des Tages haben ſo ziemlich ihre angewieſene Beſchäftigungen. Früh Morgens trinkt alles, was Odem hat und ihn gern behalten möchte, den Brunnen, und viele Landleute, die gewohnt ſind mit der Sonne aufzuſtehen, fangen ſchon um drey Uhr damit an. Dieſes iſt auch deswegen nöthig, weil ſonſt nachher das Gedränge um die Quelle gar zu groß werden würde. Schon vor ſechs Uhr fängt die feine Welt an in den Alleen zu erſcheinen, und emſig zum Brunnen zu eilen.

Man würde Mühe haben, eine geſellſchaftliche Scene zu finden, die dem Auftritt in der Pyrmonter Allee an einem ſchönen Morgen gleichkäme. So viele Menſchen, die ohne allen Zwang durcheinander hingehen, die alle einen Endzweck haben und nach einem Ziele laufen, ohne daß einer dem andern im Weg wäre; alle im nachläſſigen Morgenanzug, ohne Zwang, ohne weitere Ceremonie, als daß ſie ſich im Vorbeygehen den guten Morgen wünſchen; die ergötzt werden durch die Schönheit des Orts, erheitert durch die angenehme Muſik, unterhalten und aufgeweckt durch die Lebhaftigkeit und Mannigfaltigkeit, die ſie umgiebt, müſſen nothwendig ihre Seelen anders und höher geſtimmt fühlen über den gewöhnlichen Ton. Man ſieht auch wohl, daß die Geſellſchaftlichkeit hier höher ſteigt, als in einer Aſſemblee; die Munterkeit und Frölichkeit und das freye offene Weſen beweißt es. Aber eine Haupturſach der erhöhten Heiterkeit des Pyrmonter Morgens iſt der Brunnen ſelbſt.

Nichts kann erquickender und friſcher ſeyn, als das erſte Glas Brunnen früh Morgens aus der Quelle nach einer warmen Nacht *). Vornemlich aber hat dieſes Waſſer, vermittelſt der Menge ſeines geiſtigen Weſens, die Kraft, gleich andern geiſtigen Getränken, zu ermuntern und zu beleben. Daher würkt der Brunnen des Morgens zu Pyrmont, was der gute Wein in der erſten Hälfte eines frölichen Abendeſſens thut, er zeugt Wohlbefinden und Behaglichkeit; und wenn in der Folge gegen die Zeit des Frühſtücks ſich ein Rauſch und Müdigkeit einfindet, ſo verſchwindet doch dies alles wieder, ſobald man das Frühſtück genießt.

An dieſer angenehmen Scene nimmt ein jeder Theil, während er ſeinen Brunnen trinkt, auf welche Weiſe es ihm am beſten gefällt; er ſpricht mit, wenn er will, und nicht länger als er Luſt hat, er geht oder ſetzt ſich auf die allenthalben im Ueberfluß befindlichen Bänke, in den Schatten, und verläßt auch zuweilen die bunte Menge in der groſſen Allee, um einen längern Spatziergang durch ſchöne

Seiten-

---

*) Man weiß, daß das friſche Pyrmonter Waſſer nicht das Herbe, Widerliche habe, worüber man bey andern Geſundbrunnen klagt, auch niemand im Magen beſchwert, wie die meiſten andern Stahlwaſſer; er iſt ohngeachtet ſeiner groſſen Stärke ſehr lieblich. Daher kennt man auch zu Pyrmont den Gebrauch der Näſchereyen von überzuckertem Gewürz gar nicht, die man bey andern Brunnen nöthig hat, um den unangenehmen Geſchmack und die Uebelkeiten zu vertreiben, und dem Magen gegen das Waſſer beyzuſtehen. Dem auſſerordentlichen Reichthum des Pyrmonter Waſſers an freyem ungebundenen geiſtigen Weſen iſt dieſer Vorzug zuzuſchreiben.

Seitenanlagen zu machen, und die Gegenſtände abzuwechſeln.

Um acht Uhr hat faſt jedermann abgetrunken. Um neun Uhr ſieht man an allen Enden oben in der Allee kleine Geſellſchaften, die ſich zuſammen ſetzen, das Frühſtück miteinander zu verzehren, wozu der Brunnen mehrentheils ein ſolches Verlangen erweckt, daß man kaum die vorgeſchriebene Stunde damit warten kann. Gegen dieſe Zeit pflegt man auch das groſſe Frühſtück anzufangen, wo in der Allee an einer langen Tafel unter dem Schatten alter Linden ſich der gröͤßte Theil der beſten Geſellſchaft von Pyrmont beyſammen niederläßt. Keinesweges aber ſind hier alle beyſammen, die zur guten Geſellſchaft mit Recht gezählt werden müſſen, ſo wenig als jedermann, der hier mit ſitzt, deswegen auch zur guten Geſellſchaft gehört; auf beyden Seiten finden tauſend Ausnahmen Statt. Manchmal kann jemand einzuladen vergeſſen ſeyn, mancher iſt nicht bekannt, und mag ſich nicht bekannt machen; mancher mag endlich lieber für ſich allein auf ſeinem Zimmer oder in einem Winkel mit einem Freunde Kaffee trinken, oder kann ſich dieſem Zirkel nicht nähern, weil er gern eine Pfeiſe Toback dabey raucht.

Eine angenehme Einrichtung iſt das groſſe Frühſtück allerdings; es verſammlen ſich hier viele, die hernach vielleicht den ganzen Tag nicht wieder beyſammen kommen; man ſetzt ſich bey wem man Luſt hat, oder ſteht bey wem man will; überhaupt hat dieſe Zuſammenkunſt etwas ſehr fröliches, belebtes, munteres und ungezwungenes, und man bleibt dabey im Morgenanzug ſo wie man früh zur Quelle ging. Nicht wenig trägt denn auch zur Aufgeräumtheit der Geſellſchaft bey, die Begierde, welche, wie geſagt, jedermann nach dem Brunnen, und nach ſo vieler Bewegung empfindet, etwas zu genießen, und die zu befriedigen man hier überflüſſige Mittel vor ſich ſieht. Eine kleine Beſchwerde iſt es, daß jedesmal Einer aus der Geſellſchaft dieſes Frühſtück giebt, und die Mühe des Einladens dazu auch hat, wobey manchmal jemand überſehn wird. Vielleicht wäre es beſſer, wenn dieſerhalb eine Art von Subſcription gemacht würde. Denn aufhören müſſen dieſe Frühſtücke nicht, das wäre ein wahrer Verluſt für Pyrmont.

Nach dem Frühſtück ſpaziert man wieder in der Allee, oder in den Seitenanlagen, oder beſucht die Boutiquen, oder reitet, oder badet, oder ſpielt Karten, oder thut, ſonſt, wozu man Luſt hat. Um der Mittagshitze auszuweichen, und weil doch die viele Bewegung, und der lange Aufenthalt in der Luft etwas ermüdet, begeben ſich die meiſten gegen Mittag in ihre Wohnung, ſich auszuruhn oder ſich umzukleiden, wenn ſie vielleicht in Geſellſchaft eſſen wollen. Man iſſet um zwölf und ſpäteſtens um ein Uhr.

Zwiſchen drey und vier fängt die Geſellſchaft wieder an, ſich in der Allee zu verſammlen. Man iſt nun angekleidet, wie man etwa in eine kleine Geſellſchaft gehn würde und wie es ſich für einen Landaufenthalt ſchickt; einige wenige ausgenommen, die gern ihre ſchönen Kleider zeigen mögen. Bey den meiſten verwandelt ſich nur die ordentliche Nachläßigkeit vom Morgen, des Nachmittags in eine nachläſſige Ordnung.

Man warf zuweilen Pyrmont vor, daß der Kleiderputz bey den Damen zu ſehr im Schwange ſey. Und doch habe ich hier manches ſehr artiges Frauenzimmer gekannt, die viele Tage hintereinander mit einem und demſelben ſehr einfachen Anzuge und mit dem nemlichen Hute in der Allee erſchien, und darum nicht weniger geſucht und geehrt war.

Ich weiß wohl, daß es ein gefährliches Unternehmen für mich ſeyn würde, dem Frauenzimmer zwiſchen den Putz zu kommen. Aber ſoviel darf ich doch wohl ſagen, daß es lächerlich ſeyn würde, wenn man ſich an einem Bade, auf dem Lande, kleiden wollte, als wenn es zum Galla ginge. Man wendet freylich ein, Pyrmont ſey zugleich Hof, Stadt und Land, aber in Abſicht auf den Anzug ſollte man immer mehr an das Land und Bad als an Stadt und Hof denken, und die Vernünftigen thun es auch. Diejenigen, welche nicht zur Cur ſondern blos zum Vergnügen hier ſind, möchten für ſich ſelbſt allenfalls thun was ſie wollten; aber den Curgäſten wäre ein ſolcher Anzug gewiß nachtheilig, und daher ſollten es jene des Beyſpiels wegen unterlaſſen; denn wenig Frauenzimmer ſind feſt und ſtark genug, hierin andern nachzuſtehn, wenn auf weiter nichts als nur auf die Geſundheit Rückſicht zu nehmen iſt. Viele Stunden aber täglich am Nachttiſch zuzubringen, wie es der heutige Kopfputz fordert, und denn das abſcheuliche Einſchnüren des Leibes, das nun wieder Mode wird, das die Därme halb in die Bruſt und halb ins Becken preßt, die ſchöne Form des menſchlichen Leibes beſchimpft und weſpenähnliche Geſtalten daraus bildet: dieſes ſind Dinge, die niemals der Geſundheit zuträglich ſind, und am wenigſten bey einer Brunnen-Cur. Doch dies alles ſage ich nur vom übermäßigen Putzen, und vom eigentlichen Kleiderprunk, der wirklich in Pyrmont auch gar nicht Sitte iſt, der auch den bey der Cur ſo nöthigen und heilſamen Bewegungen hinderlich iſt, weil man im ſteifen Anzug, wegen der Unbequemlichkeit weiblicher Kleidung, unmöglich viel gehn kann. Einigemal während der Cur, gewöhnlich etwan am Sonntage, pflegt der Anzug etwas völliger zu ſeyn, damit die ſchönen Sachen, die man mitgebracht hat, doch auch zu Geſichte kommen. Ueberhaupt iſt der Putz ein ſo wichtiger Zweig des Vergnügens in dem Leben eines Frauenzimmers, daß kein Arzt ihnen wider einen mäßig zierlichen Anputz reden muß, wenn die Cur geſegnet ſeyn ſoll; es wird auch manche leere Viertelſtunde damit ausgefüllt, die man allemal hat, wenn man nicht leſen oder ſchreiben darf.

Spazierengehn, Ausfahren, Comödien, Concerte, Bälle, das Abendeſſen, die Luſtbarkeiten der Alleen, und die ſpäten Promenaden des Abends, bey denen aber die Brunnengäſte wegen Verkältungen in kühler, feuchter Abendluft nach heiſſen Tagen vorſichtig ſeyn müſſen, füllt, nebſt manchen andern Dingen, den Reſt des Tags aus.

In einigen Sommern ſind die kleinen Landparthien, die Ausfahrten und überhaupt die weiten Spatziergänge mehr im Schwange geweſen als in andern; und ich wünſche herzlich, zum Beſten der Geſundheit und des Vergnügens der Geſellſchaft, daß ſie immer mehr aufkommen mögen. Manchmal bleibt ein ziemlich groſſer Cirkel von Frauenzimmer und Herren in der Allee oder in dem Ballhauſe, welches zu einer aufgeweckten Converſation Gelegenheit giebt. Zuweilen hat ſich auch Nachmittags eine Geſellſchaft zuſammen gethan, ſich an einen einſamen Ort begeben, und einer aus ihnen hat ein merkwürdiges Product der Litteratur darin vorgeleſen.

Das Spiel iſt für viele, die es lieben, in Pyrmont eine gute Zuflucht, und Gelegenheit iſt dazu genug; denn man hat die Wahl unter zwey groſſen privilegirten Pharobänken, denen jedermann den Ruhm der größten Regelmäßigkeit giebt; der übrigen nicht zu gedenken. Die Zeit dazu iſt Vormittages nach dem Frühſtück, gegen Abend, und zuweilen noch nach dem Abendeſſen, aber nur ſelten für einige Nachtvögel ſpät in die Nacht hinein. Die groſſe Mäßigung, womit die Hazardſpiele im Ganzen hier getrieben werden, zeigen deutlich, daß das Bedürfniß dafür nicht ſehr dringend ſey. Man hat würklich in Pyrmont genug andere Wege ſich zu vergnügen und der Langeweile auszuweichen; daher wird hier niemand zum Spiel gezwungen, wie an andern ſolchen Orten, und daher wird man in Pyrmont niemals von ſolchen Gräueln des Spiels hören, wie jezt bekanntlich an irgend einem andern groſſen Bade. — Zu dem kleinern geſellſchaftlichen Kartenſpiel findet jedermann hinreichende Gelegenheit.

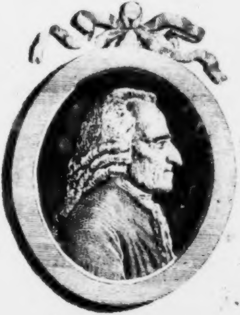
Viſiten in den Wohnungen zu geben, iſt in Pyrmont gar nicht gebräuchlich, nur beſonders vertraute Bekannte beſuchen ſich einander auf ihren Zimmern, und da fallen denn natürlicherweiſe alle Formalitäten weg. Auch die Viſitenkarte, die man ſich an andern Bädern bringt und ſchickt, und die allemal das erſte Loſungszeichen der herrſchenden Etiquette und ihres Gefolges von Zwang und Pflichten ſind, kennt man in Pyrmont gar nicht; und ich wünſche ſehr, daß es niemals einen ceremonieuſen Aſſembleengeiſte gelingen möge, ſolche Dinge hier einzuführen.

Dieſes wäre alſo ohngefehr das Gemälde eines Tages von Pyrmont. Man ſieht leicht hieraus, daß nicht viel leere Zeit übrig bleibe; daher werden auch wohl die meiſten Correſpondenzen von Pyrmont ab ziemlich ſchlecht beſorgt, zu denen man ſonſt pflegt die Zeit kurz vor dem Mittagseſſen zu wählen.

Olla Potrida.

1785.

Drittes Stück.



BODMER.

Berlin,
in der Weverſchen. Buchhandlung.

No. 3.

Olla Potrida.

1785.

Drittes Stück.

Berlin

in der Weverſchen Buchhandlung.

Innhalt.

Gedichte.

Dramatiſche Aufſätze.

Eile mit Weile. Sprichwort in einem Aufzuge.

Auszüge.

Neapel.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

Philoſophiſche Bemerkungen, die ſich auf das menſchliche Leben beziehen.

Naturgeſchichte.

Miſcellaneen aus der Geſchichte einiger Thiere.

Anekdoten.

Inhalt.

Seite

Kurze hiſtoriſche Bemerkungen zur Stellvertretung von Roman und Biographie. 76.

Miſcellanien.

1. Ueber die Schriftſtellerey. 102.
2. Verſuch einer Ueberſetzung des Vaudeville in Figaro's Hochzeit. 105.
3. Anmerkung des Herausgebers. 108.
4. Martin Hans, oder die Luftſchlöſſer. Eine Erzählung. 109.
5. Die junge Wittwe. Eine Erzählung. 114.
6. Momus unter den Menſchen. 119.
7. Schreiben an einen Hypochondriſten. 133.
8. Fragment. 137.

Fragmente.

Rußiſcher Hof. 140.

D. Ernſt Ludwig Poſſelt.

Wiſſenſchaftliches Magazin für Aufklärung ꝛc. 3tes Heft. 24 kr. 8. Kehl bei Müller älteren und Heidelberg bei den Gebrüder Pfähler.

Dieſes Magazin enthält alle Theile der ernſthaften, und für die Menſchheit wichtigen Gelehrſamkeit in ihrem Umfange; vorzüglich Jurisprudenz, Geſchichte, Philoſophie, Naturkunde, politiſche und gemeine Oekonomie, Statiſtik.

Auch die feinere, kritiſche Erklärung der Alten und die Theorie der ſogenannten ſchönen Wiſſenſchaften liegt in ihrem Geſichtskreis. Dagegen ſollen Sachen des blos zum Vergnügen beſchäftigten Witzes, in keinem Falle eine Stelle einnehmen. Der Innhalt der 3 erſten Stücke mag entſcheiden, ob der Herausgeber Wort halte. —

Inhalt des erſten Hefts:

1. Ueber die alten Schickſale der Teutſchen in fremden Kriegsdienſten.
2. Iſt es wohl noch der Mühe werth, die römiſche Sprache zu ſtudieren? von D. E. L. Poſſelt.
3. Kann die Todesſtrafe auf den Kindermord ohne Verletzung der göttlichen Geſetze abgeſchaft werden, und iſt es rathſam, dieſes zu thun, oder nicht? von Herrn D. Leß in Göttingen.
4. Merkwürdiger Verſuch der römiſchen Curie den Herzog Auguſt, Kurfürſten von Sachſen, zum katholiſchen Glauben zu bewegen, von Herrn Kanzler Le Bret in Stuttgardt.
5. Hypothetiſche Erklärung des berühmten mechaniſchen Schachſpielers des Herrn von Kempele, von Herrn Hofrath Böckmann in Karlsruhe.
6. Anrede des General-Advocaten Herrn Talon an König Ludwig den vierzehnten im Parlement den 15ten Jenner 1648 gehalten.
7. Welche Philoſophie iſt wahr? von Herrn Grafen Johann von Hahn.
8. Eines Barfüßer-Karmeliter aufgeklärte Exegeſe des moſaiſchen Textes von Sodoms Untergang und der Verwandlung von Loths Frau in eine Salzſäule.
9. Die neuentdekte römiſche Bäder zu Badenweiler, in der obern Marggrafſchaft Baden, beſchrieben von D. Ernſt Ludwig Poſſelt. (Mit einem Kupfer.)
10. Aufruf an das Publicum.

Iſt in der Weyerſchen Buchhandlung zu haben.

I.

Gedichte.

1.

Sehnſucht nach Frühling.

Komm, Frühling! komm, im Chor der Nachtigallen,
Mit neuer Kraft belebe die Natur!
Zu frohem Sang werd' jezt mein mattes Lallen,
Im grünen Hain, auf bunter Blumenflur!

Biſt du es nicht, der Jünglingen und Greiſen,
Durch ſanften Hauch vergnügtres Daſeyn ſchenkt,
Der, wie er will, die Thoren und die Weiſen,
Durch Hofnungen auf Roſenwege lenkt.

Biſt du es nicht, den man einſt Phönix nannte,
Der liebevoll herab zur Erde kam,

In Phöbus Glut ſich ſelber kühn verbrannte,
Aus Aſche dann den Flug zum Himmel nahm?

Biſt du es nicht, der herben Seelenkummer,
Mit Fittigen in alle Wolken ſchlägt,
Der aus dem Staub, aus düſtrem Todesſchlummer,
Den leichtern Geiſt hinauf zu Göttern trägt?

Biſt du es nicht, der Allen, die hier wallen,
Zum Troſt erſcheint, auf bunter Blumenflur?
Du biſt es! – Komm, im Chor der Nachtigallen,
Mit neuer Kraft belebe die Natur!

2.

Nach Horaz 1. B. 9te Ode.

Sieh, wie der Inſelberg *), in tiefen Schnee gehüllet,
Sein weiſſes Haupt erhebt, die Tanne tief gebeugt
Kaum noch die Laſt erträgt, und Eis die Klüfte füllet,
Durch die, vom Froſt gehemmt, der kühne Waldſtrohm ſchleicht.
Verſcheuch die Kälte, Freund, ſie wird der Flamme weichen,
Wenn du ſie im Camin mit Holz ſein reichlich nähreſt,
Dabei laß alten Wein vom beſten Faſſe reichen,
Und wenn du dann mit uns die vollen Gläſer leerſt,
Vertrau mit frohem Muth dem Himmel deine Sorgen;
Sieh er gebeut dem Meer, und ſtillt des Sturmes Wuth,
Der mit der Eiche kämpft! Drum ſorge nicht für Morgen,
Denk', es ſey jeder Tag ein Dir geſchenktes Gut.
Noch blühſt du jugendlich, noch winkt die holde Liebe,
Und ſüßer Mädchen Scherz, und froher Minnetanz.

---

*) Hohes Gebirge in Thüringen.

Bald raubt das Alter uns das Glück der ſanftern Triebe,
Und tauſcht mit rauhem Ernſt den heitern Freudekranz!
Drum freue Dich der Welt, und lache Deiner Grillen,
Genieſſe, da du kannſt, der Winterluſtbarkeit,
In deiner Freunde Schoos, bei Bällen und im Stillen,
Im Schauſpiel und im Club, wenn wir zur Abendzeit
Im bunten Zirkel uns ins Ohr vertraulich flüſtern,
Wenn dann beim Minneſpiel, im Winkel tief verſteckt
Der Strafe zu entfliehn, und doch nach Küſſen lüſtern
Mit ſchlauem Lachen dich ein loſes Mädchen neckt,
Du ihrem Locken folgſt, dein trautes Liebgen findeſt,
Und nebſt dem theuern Schwur, daß ſie dich herzlich liebt,
Vom Finger ihr ein Pfand im leichten Kampf entwindeſt,
Vom Finger, der ſich ſtreubt, und ſchalkhaft ſich ergiebt.
Thon.

3.

An den Winter.

Nun wär ich ſeiner herzlich ſatt,
Geſtrenger Herr! ich bitte,
Entfern' er ſich von unſrer Stadt,
In Länder, wo die Sitte
Es mit ſich bringt, daß Schnee und Eis
Nicht mehr vergeht, die Felder weiß
Durchs ganze Jahr ſich zeigen,
Und Nachtigallen ſchweigen.

Fürwahr, er macht es gar zu grob!
In meinem ganzen Leben
Stimm ich nicht in das groſſe Lob,
Das Asmus ihm gegeben *).

---

*) Ein Lied hinterm Ofen zu ſingen, im vierten Theil ſeiner Schriften

Bedenk er mal, der Arme ſtarrt,
Von ſeiner langen Gegenwart,
  Vor Kälte, ach! und zittert,
  Weil nichts im Ofen knittert.

Er plagt uns, edler Herr Patron,
  Fünf volle Monden lange.
Sie ſind ſo langſam weggeflohn.
  So traurig und ſo bange.
Ich bin ihm ſonſt recht wohl geneigt,
Wenn er ſich im December zeigt,
  Und bläßt aus vollem Schlauche,
  Nach ſeinem alten Brauche.

Lern' er doch hübſche Lebensart,
  Und merk er ſich die Lehre,
Ich weiß, ſein Kopf iſt nicht ſo hart,
  Daß ihm unmöglich wäre,
Zu faſſen: einen ſteten Gaſt,
Nennt man zuletzt den Ueberlaſt,
  Und ohne viel Geziere,
  Zeigt man ihm gar die Thüre.

Er nekt uns gar zu jämmerlich,
  Ich kan's ihm nicht verhelen!
Schon zwey bis dreymal ſtellt' er ſich,
  Als wollt' er ſich empfelen.
Und immer kehrt er wieder um,
Als käm er in ſein Eigenthum,
  Und ſtürmt und ſchneyt behende,
  Als wüßt' er gar kein Ende.

Schon iſt der Lenzmond ganz vorbey; –
  Hab keinen Lenz geſehen!
Und immer Eine Melodey
  Uns aus As Moll zu krähen.
Wir bitten höflich, mach er ſich

Nicht weiter Mühe! – Pack er ſich
  Zum Nordpol an dem Strande,
  Hinweg aus unſerm Lande!

O Sonne! deiner Majeſtät
  Empfehlen wir die Sache!
Wenn er nicht ſelber gütlich geht,
  So flehen wir um Rache!
Brenn' ihn auf ſeinen kalten Kopf,
Verſeng' ihm gnädig Zopf und Schopf,
  Zünd an des Böſewichts Kleider,
  Und jag' ihn nackend weiter!

Zwey Jahr' hat er uns Ohrenſchmaus
  Mit Saus und Braus gemachet,
Zuletzt macht er Gewonheit draus,
  So weh's uns thut, und lachet.
O Sonne, glänz vom Himmelszelt
Doch wiederum auf deine Welt,
  Und wärm', wenn er vertrieben,
  Was bisher kalt geblieben!

Wagenſeil.

II.
Dramatiſche Aufſätze.

Eile mit Weile.
Sprichwort in einem Aufzuge.

Perſonen:

Von Arny, ein Patricier.
Seine zweyte Frau.
Seine Tochter erſter Ehe.
Semund.
Notarius Brusbart.
Arnys Bedienter.
Ein Schloſſer.
Ein Schneider. Ein Schneiderburſche.

Scene: Ein Zimmer bey von Arny.

Erſter Auftritt.

Von Arny (im Schlafrock.) Brusbart.

Arny.

Nur hier herein, hier herein lieber Herr Brusbart!

Brusbart. Ich habe keinen Augenblick Zeit,

Arny. Nur ſolange, daß ich aufzeichne, was Herr von Wilbert eigentlich verlangt.

Brusbart. Wie ich ſchon die Ehre gehabt habe zu ſagen, ſeines Sohnes Frau ſoll von hundertjährigem Adel ſeyn.

Arny. Achtzig Jahr mögt' ich vielleicht zuſammenbringen.

Brusbart. Das kömmt faſt auf eins, das dächt' ich müßt' ihm genug ſeyn.

Arny. Ich hab' aber ſonſt keinen Beweis, als das Schreiben eines Nürnbergiſchen Rathsherrn an meinen Grosvater, — wo mag es doch liegen? — von 1710.

Brusbart. Damit kommen wir immer durch, man nimmt es nicht genau, wenn es darauf ankommt, den Adel zu erneuern.

Arny. Sollte auch Herr von Wilbert damit zufrieden ſeyn?

Brusbart. Das muß ſich zeigen. Ihre Tochter iſt reich, und er braucht Geld, vielleicht drückt er ein Auge zu. Setzen Sie nur auf, was Sie von dem vormaligen Glanz Ihrer Familie ſich zu behaupten getrauen, und ſeyn Sie um ein Uhr bey mir; wenn er damit zufrieden iſt, ſo mach' ich noch dieſen Abend die Eheverſchreibung.

Arny. Sie werden mich ſehr verbinden.

Brusbart. Aber präciſe um ein Uhr, laſſen Sie ihn ja nicht warten.

Arny. Nein, nein, unterdeſſen bin ich zwanzigmal fertig.

Zweyter Auftritt.

Von Arny, hernach ein Bedienter.

Arny.

Aber wo iſt der Schlüſſel zum Schreibtiſch? (ſucht allenthalben) Ich find' ihn nirgends! (immer fortſuchend, ruft)

Walther! Er kommt nicht, Walther! Walther! (geht auf die Thür zu.)

Bed. Was befehlen der Herr?

Arny. Wo ſteckt ihr denn? ihr ſeyd nie bey der Hand.

Bed. Man hört drauſſen nichts.

Arny. Wird denn der Schloſſer die Klingel in Ewigkeit nicht feſtmachen?

Bed. Ich bin über zwanzigmal bey ihm geweſen, ich geh' alle Tage hin, immer ſagt er, er will morgen kommen.

Arny. Das iſt ein Elend mit den Leuten! Gebt Acht ob er nicht da ſeyn wird, wenn ihn niemand haben will. Mir fehlt ein Schlüſſel.

Bed. Welcher?

Arny. Zum Schreibtiſch.

Bed. (nimmt den vom Tiſche) Iſt es nicht der?

Arny. Ganz recht, laßt keinen Menſchen herein.

Bed. Doch den Schneider?

Arny. Verſteht ſich, ich brauche das Sommerkleid nothwendig, und habe kein andres nicht mehr!

Bed. Die andern ſind alle verſchoſſen.

Arny. Ich weiß es, ihr müßt zu ihm gehn, daß er mir ja nicht ausbleibt.

Bed. Ich war geſtern da, er kommt gewiß.

Arny. Ich bin im Cabinet, laßt ihn warten.

Bed. Es ſoll geſchehn.

Dritter Auftritt.

Die Tochter. Der Bediente.

Tochter.

Wo iſt mein Vater?

Bed. In ſeinem Cabinet.

Tocht. Ich darf doch zu ihm?

Bed. Er will ganz allein ſeyn.

Tocht. Hat er denn Geſchäfte?

Bed. Ich weiß nicht.

Tocht. Iſt er bey guter Laune?

Bed. Nicht übrig.

Tocht. Ich hab' ihn geſtern Abend nicht geſehn, ich will hier auf ihn warten. Iſt da nichts zu leſen?

Bed. O ja Mamſell, der hundertjährige Calender.

Tocht. Was ſoll ich mit dem?

Bed. Alles was Sie in der Gotteswelt belieben werden. — Herr Semund.

Vierter Auftritt.

Die Tochter. Semund.

Tochter.

Guten Morgen, lieber Semund, was treibt Sie ſo früh zu uns?

Sem. Die Unruhe, die Furcht vor einem Unglücke das über unſerm Haupt ſchwebt.

Tocht. Was ſagen Sie?

Sem. Ihr Vater will mir ſein Wort brechen, will wie er es nennt ſeinen Adel erneuern laſſen, und Sie mit dem jungen Herrn von Wilbert verheyrathen.

Tocht. Nimmermehr!

Sem. Auch ich kont' es nicht glauben, und eilte hieher, um die Wahrheit zu erfahren; da begegnete mir Herr Brusbart, der mir verſicherte, Ihr Vater und Herr von Wilbert würden heute um ein Uhr bei ihm zuſammenkommen, und alles in Richtigkeit bringen.

Tocht. Was iſt dabey zu thun?

Sem. Ich weiß es nicht.

Tocht. Meine Stiefmutter weiß um unſre Liebe, ſie iſt ja noch mit Ihnen verwandt, ſie muß bei meinem Vater für Sie reden. —

Sem. Das wäre zu wünſchen, auch könnte ſie mit der alten Wilbert ſprechen, die ihre vertrauteſte Freundin iſt.

Tocht. Aber zwiſchen hier und ein Uhr iſt eine kurze Zeit.

Sem. Leider! und hat Wilbert erſt ſein Wort gegeben, ſo bricht er es nie.

Tocht. Ich will mich zu den Füſſen meines Vaters werfen, ich will ihm ſagen —

Sem. Ach! ſeine Eitelkeit wird mächtiger ſeyn, als Ihre Thränen.

Tocht. Das fürcht' ich auch.

Sem. Ich glaubte ihn hier zu finden.

Tocht. Er iſt im Cabinet.

Sem. Ich will ihm ſein Wort zurückrufen. Darüber muß er ſich wenigſtens erklären, und wickelt er ſich auch heraus, ſo überreden ihn vielleicht die Vorſtellungen Ihrer Mutter.

Tocht. Ich wünſch' es mehr als ich es hoffe. Wir ſind in einer übeln Lage.

Sem. Sie ſollen glücklich werden, wenn Sie ſo ſtandhaft ſind als ich. Oder wollen Sie lieber nachgeben, lieber —

Fünfter Auftritt.

von Arny und die Vorigen.

Arny.

Was haben Sie ſich denn unter vier Augen ſchönes zu ſagen?

Tocht. Ich wartete hier auf Sie lieber Vater.

Arny. Du biſt zu höflich Fräulein Tochter, geh auf dein Zimmer.

Tocht. Aber mein Vater, ich habe Sie geſtern den ganzen Abend nicht geſehn, und Sie ſchicken mich ſo wieder fort?

Arny. Nun denn, guten Morgen. (küßt ſie) Aber jetzt geh, ich habe Geſchäfte.

Tocht. Auch wollt' ich Sie bitten —

Arny. Ich habe keine Zeit dich anzuhören ſag' ich, es iſt gut ſag' ich, geh!

Siebenter Auftritt.

von Arny. Semund.

Semund.

Mein Anbringen beſteht in wenig Worten.

Arny. Mich beſchäftigt grade eine wichtige Angelegenheit —

Sem. Auch ich will Sie von einer wichtigen Angelegenheit unterhalten, von der ernſthafteſten meines Lebens.

Arny. Doch wohl nicht von Ihrer Heyrath?

Sem. Getroffen.

Arny. Dringend iſt dieſe Angelegenheit wenigſtens nicht.

Sem. Nicht?

Arny. Wie ſollte ſie? ein paar Tage nach der Hochzeit wirds Ihnen vorkommen, als ſey keine geweſen.

Sem. Sie denken ſehr unbillig von mir.

Arny. Ich will vier Wochen zugeben.

Sem. Nur vier Wochen ſollt' ich Ihre Tochter lieben? Woher nehmen Sie den Grund das zu glauben?

Arny. Meinetwegen ein Jahr, zwey Jahr, ſo lange Sie wollen, endlich nimts doch ein Ende. Je ſpäter man heyrathet, je länger iſt die Dauer der Liebe. Ich red' aus Erfahrung.

Sem. So beſtimmen Sie wenigſtens die Zeit —

Arny. Ich wünſchte wir ſprächen ein andermal davon.

Sem. Sagen Sie vielmehr, Sie wünſchen daß es nie geſchähe.

Arny. Wie fällt Ihnen das ein?

Sem. Können Sie läugnen, daß ich Ihr Wort habe?

Arny. Ich läugne ja nichts — als daß ich itzt nicht Zeit habe davon zu ſprechen.

Sem. O mein Herr —

Arny. Ich ſag' Ihnen nächſtens, wenn es Ihnen gefällt, aber vorizt hab' ich dringend zu ſchreiben, hab' ich keinen Augenblick in meiner Gewalt.

Sem. Ich will alſo gehn, aber ich ſage Ihnen mein Herr, ich verlaſſe mich auf Ihr Wort.

Siebenter Auftritt.

von Arny.

Gehorſamer Diener. — So biſt du verlaſſen! Er meynt ich dürfe meine Tochter keinen andern geben, weil er ſie liebt, oder vielmehr ſich ſelbſt, denn er ſucht nicht ihr Glück, ſondern das ſeinige. Im Grunde iſt mir jeder Liebhaber lächerlich. Aber die Zeit geht weg, und ich denke an keinen Aufſatz. Ich weiß nicht, wo der Teufel den Brief hat, mag auch Gott wiſſen, wer alles ums Jahr Chriſti 1710 Rathsherr in Nürnberg geweſen. Mein ſeliger Vater und Großvater haben mir unſern Stammbaum wohl hundertmal vorgerechnet, aber in meinen jungen Jahren dacht' ich nicht an die aufſteigende Linie. Ah! da fällt mir doch ein — ich will immer mit Schreiben anfangen, vielleicht ergiebt ſich eins aus dem andern.

Achter Auftritt.

von Arny. Der Bediente. Der Schloſſer mit einer Leiter.

Bediente.

Da iſt endlich unſer Meiſter Locke.

Arny. Unſer Meiſter Locke? wer iſt das?

Bed. Der Schloſſer.

Arny. Er trift die rechte Zeit. Warum kommt er nicht, wenn ers verſprochen hat?

Schloſ. Erlauben Sie gütigſt, ich war nur —

Arny. Ich war nur — er ſoll nicht mehr für mich arbeiten.

Schloſ. Das ſteht in jeder hohen Herrſchaft Belieben. Es iſt aber wahrhaftig nicht meine Schuld, Herr Walther kanns bezeugen. Geſtern ſteh' ich ſchon in der Thür, und juſt wie ich hergehn will, ſchickt die Frau Gräfin —

Arny. Was geht das mich an?

Schloſ. Erlauben Sie gütigſt, ich muß Ihnen doch die Urſache ſagen.

Arny. Braucht er viel Zeit?

Schloſ. O ich bin im Augenblick fertig.

Arny. Fang' er in jenem Zimmer an.

Schloſ. Wie Sie befehlen.

Arny. Walther, zeigt dem Meiſter was ich euch geſagt habe.

Schloſ. Das iſt nicht nöthig, der Herr können glauben, daß unſereins ſchon manche Klingel feſt gemacht hat.

Arny. Nun mach' er fort.

Schloſ. Ja lieber Himmel, gut Ding will Weile haben.

Arny. Und hüt' er ſich ja, daß er mit der Leiter nirgends anſtößt.

Schloſ. Ach! tragen Sie doch nur keine Sorge.

Bed. Komm er mit Meiſter.

Schloſ. Erlauben Sie gütigſt, ich habe die Ehre zu folgen.

Neunter Auftritt.

von Arny. Hernach der **Bediente.**

Arny. (Schreibend)

Wilhelm von Arny, Peters Sohn — nicht Peters — (Gehämmer drauſſen) Still doch! es war — (Gehämmer) hohl der Teufel den Schloſſer! es war auch ein Wilhelm glaub' ich (immer ſtärker) das verdammte Getöſe! So recht Bernhard Wilhelm von Arny. (wieder Gehämmer) Walther! — Sagt dem Schloſſer daß er ein Ende macht.

Bed. Die Klingel muß doch feſtſitzen.

Arny. Aber ich kann nicht dafür ſchreiben.

Bed. Ich will ihm ſagen er ſoll ſtill ſeyn. Ah, da kömmt der Schneider.

Arny. Rufe ihn herein.

Bed. Immer näher Meiſter Wartman.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Der Schneider. Ein Schneiderburſche.

Schneider.

Ich kann auch wiederkommen, wenn der Herr zu thun haben.

Arny. Nein, nein, ich warte mit Ungeduld auf ihn, ich muß ausgehn.

Schn. Nehmen Sie nicht übel, das wußt' ich nicht.

Arny. Dieß Kleid iſt doch nicht zu eng in den Schultern?

Schn. O behüte mich mein Himmel! Nein, davor hab' ich mich ſehr gehütet.

Arny. Geb' er her, (zieht es an.)

Schn. Das ſoll Ihnen gewiß nicht drücken.

Arny. Es iſt aber faſt gar zu weit.

Bed. Und viel zu lang.

Schn. Weiß der Himmel wie das zugehe.

Arny. Seh er doch, iſt denn das mein Zeug?

Schn. Nein wahrhaftig, der einfältige Junge hat ſich wieder vergriffen.

Burſche. Ich ſagte gleich, es ſey Herrn von Arny ſein Kleid nicht.

Schn. Er ſoll das rechte im Augenblick herbringen.

Arny. Und aus dem Augenblick wird eine Stunde.

Schn. Wahrhaftig nicht! Auf Schneiderparole!

Arny. So mach' er nur.

Schn. Bis es kommt will ich drauſſen warten.

Eilfter Auftrit.

von Arny. Der Bediente.

Arny.

Solche Streiche ſpielt mir der Kerl immer!

Bed. O ſein Burſch iſt flink, und wird nicht lange ausbleiben.

Arny. Die ganze Zeit iſt der Schloſſer ſtille geweſen, nun wett' ich fängt er wieder an.

Bed. Ich will mit ihm ſprechen.

Zwölfter Auftritt.

von Arny. (ſezt ſich wieder an den Schreibtiſch.)

Bernhard Wilhelm von Arny, Regierungsrath, gebohren ſechzehnhundert — (Gehämmer) das iſt ein Hund von Schloſſer! ſechzehnhundert — (Gehämmer) St! ſechzehnhundert — (Gehämmer) der macht mich toll im Kopf! ſechszehnhundert und — ich kann wieder nicht auf das Jahr kommen. (Gehämmer, er ſteht auf) Poz hämmern und kein Ende! Darüber hab' ich alles vergeſſen. Walther! ruft mir den Schloſſer her.

Dreyzehnter Auftritt.

von Arny, der Bediente, der Schloſſer.

Bediente.

Da iſt er mein Herr.

Arny Soll das ewig währen?

Schloſſ. Erlauben Sie gütigſt, iſt in der Minute vorbey.

Arny. Muß er denn immer mit ſoviel Geräuſch arbeiten?

Schloſſ. Erlauben Sie gütigſt, ich mache kein Geräuſch, das thut der Hammer.

Arny. Arbeit' er ohne Hammer.

Schloſſ. Ja wenn ich die Löcher bohre, aber wenn ich Nägel einſchlage —

Arny. Wie viel Nägel braucht er einzuſchlagen? Komm er her!

Schloſſ. Sehn Sie ſelbſt zu, ich kann die Klingel nicht anders befeſtigen.

Arny. So will ichs ihm zeigen, komm er nur.

Schloſſ. Unſer eins weiß wahrhaftig auch was dazu gehört. —

Arny. Leuten den Kopf warm zu machen? Komm er nur (geht mit ihm ab, man hört ihn zanken.)

Vierzehnter Auftritt.

Frau von Arny. Der Bediente.

Frau.

Walther!

Bed. Madam!

Frau. Was iſt das für ein Lärmen?

Bed. Der Herr zankt ſich mit einem Schloſſer.

Frau. Hat er vielleicht dieſen Morgen nichts zu thun?

Bed. O ja, er ſaß in voller Arbeit.

Frau. Ich meyne, bleibt er zu Hauſe?

Bed. Er hat um ein Uhr die Kutſche beſtellt.

Frau. Und will zu Herr Brusbart fahren?

Bed. Ja Madam.

Frau. (halb laut) Daraus ſoll nichts werden.

Bed. Befehlen Madam?

Frau. Nichts.

Funfzehnter. Auftritt.

Vorige. von Arny.

Arny.

Die Leute geben nie nach, bis ſie's mit Händen greifen. Walther bleibt bey ihm.

Bed. Ja Herr. (geht ab.)

Frau. Warum biſt du denn ſo aufgebracht, mein Kind?

Arny. Der Schuft der Schloſſer macht bey ſeiner Arbeit ein Getöſe, daß ich gar nicht davor arbeiten kann.

Frau. Schick ihn fort wenn er dich ärgert.

Arny. Dann kommt er nicht wieder. Seit vier Wochen hab' ich vergeblich nach ihm geſchickt und geſlucht.

Frau. So gieb dich drein.

Arny. Das kannſt du leicht ſagen, du ſiehſt nicht wie mir alles der Queer geht.

Frau. Einbildungen!

Arny. Nichts weniger. Ich habe eine dringende Arbeit vor mir, arbeit' einer bey ſolchem Geräuſch! Ich warte auf ein Kleid, das ich anziehn muß, und der Schneider bringt mir das unrechte!

Frau. Laß ihn das rechte wiederholen.

Arny. Kann ich auch meine Zeit wiederholen laſſen? Aber mir geht es immer ſo! Noch vorgeſtern Abend ſpielten mir unſre Leute einen ähnlichen Poſſen.

Frau. Unſre Leute?

Arny. Ja, weil ſie die Gabe haben mich immer falſch zu verſtehen.

Frau. Das iſt unmöglich.

Arny. Es iſt möglich ſag' ich dir. Herr Meermann am Fiſchmarkt ſchickt gegen neun Uhr zu mir, er wolle mich eiligſt ſprechen, der Wagen hatte dich eben nach Hauſe gebracht und ſtand noch vor der Thür, ich werfe mich hinein, rufe: Herr Meermann! Fiſchmarkt! So ſpät? fragen ſie. Was kümmerts euch? Wir fahren zu, dunkel wars und ich dachte viel auf den Weg, endlich halten wir und ſie ſagen mir für einen halben Thaler könnt' ich noch hineinkommen. Für einen halben Thaler? Das begreif ich nicht. Wo meynſt du, daß ich hielt?

Frau. Wahrſcheinlich nicht bey Herrn Meermann.

Arny. Bey den Meerkatzen auf dem Fleiſchmarkt.

Frau. O vortrefflich! vortrefflich!

Arny. Und ſie ſchwuren Leib und Leben, ich hätte Meerkatzen geſagt. Das dünkt dir wohl recht lächerlich?

Frau. Wem ſolt' es doch nicht ſeyn?

Arny. Mir bey meiner Seele nicht.

Frau. Geht es dir denn immer ſo?

Arny. Wenigſtens heute. Erſt war mir der Schloſſer im Wege, jetzt du.

Frau. Ich habe dir nur ein Wort zu ſagen.

Arny. Dazu brauchen die Weiber eine Stunde.

Frau. Sey nicht unartig.

Arny. Was verlangſt du?

Frau. Du verſprachſt mir letzthin Merlans Garten zu miethen?

Arny. Aus dem neuen Thor?

Frau. Richtig, aber du bringſt keine Sache zu Ende. Herr Korter ſteht auch darnach, und die Leute haben von dir noch keinen Beſcheid.

Arny. Ich will zu ihnen gehn.

Frau. Aber wann?

Arny. Morgen oder übermorgen.

Frau. Lieber überlaß es mir. Ich kenne die Frau von alten Zeiten her, wir wollen bald fertig werden.

Arny. Wenn du die funfzig Thaler zulegſt?

Frau. Das verſteht ſich.

Arny. Was machſt du dir aus dem Gelde!

Frau. Ich wünſchte du dächteſt eben ſo.

Arny. Und verſchwendete bis nichts übrig bliebe?

Frau. Du wirſt heftig. Diesmal will ich dir aus dem Wege fahren.

Arny. Gleich itzt?

Frau. Der Wagen wird ſchon angeſpannt.

Arny. Für mich, um ein Uhr muß ich ausfahren.

Frau. Wie lange bin ich denn wieder da?

Arny. Nein Madam, ich kenne dein Wiederkommen.

Frau. Halt ich mich je lange auf?

Arny. Nie länger als bis du nichts mehr zu ſprechen weißt. Nachher ſiz' ich da, und du machſt mir kahle Entſchuldigungen.

Frau. Ich verſpreche dir, es ſoll nicht geſchehn.

Arny. Glücklich, wer ſich auf dein Verſprechen nicht zu verlaſſen braucht!

Frau. Iſt doch dein Kleid noch nicht einmal da?

Arny. Wird aber gleich kommen und ich kann nicht warten.

Frau. Das heißt immer ſo, wenn mir ein Gefallen geſchehn ſoll.

Arny. Ich kann doch nichts nothwendiges darüber verſäumen.

Frau. O wie du meynſt! Ich kenne deine Art ſchon mit mir umzugehn. Ich kann zu Hauſe bleiben.

Arny. Nimm eine Miethkutſche.

Frau. Daß ich noch eine halbe Stunde warten müſte, und mich dann jederman fragte: Sie haben wohl Ihre Equipage verkaufen müſſen? Pfuy!

Arny. Aber —

Frau. Oder denkſt du, es würde meinem Wachsthum ſehr zuträglich ſeyn, in dem ſchönen Sommerregen zu Fuß zu gehn? Wie du befiehlſt.

Arny. Du weißt, ich verlange nichts unbilliges.

Frau. Es iſt ja die Mode ſo. Ich will mich darnach anziehn. (will gehn)

Arny. Sey keine Thörin. Bleib!

Frau. Ein Wort ſo gut wie tauſend.

Arny. Man muß Kindern nachgeben, nimm unſern Wagen.

Frau. Jetzt mag ich ihn nicht.

Arny. Ich bitte dich nimm ihn.

Frau. Und ich werde dich in meinem Leben um nichts wieder bitten.

Arny. Nur halt mich itzt nicht länger auf.

Frau. Du glaubſt wohl, es werde deinen Pferden Schaden thun.

Arny. Gieb dich nur endlich zufrieden.

Frau. Daran iſt dir wohl viel gelegen?

Sechzehnter Auftritt.

von Arny.

Weiber und Eigenſinn! Auch der Schurke der Schneider kommt nicht. Ja wohl geht mir alles der Queer! (ſetzt ſich wieder) Wo bleib ich? Ah! (Gehämmer) Der Teufel geht wieder loß. (Gehämmer) Da mögte Engelsgeduld zerreiſſen! (Gehämmer. Man hört eine Leiter fallen, und Glaß klirren.) Was iſt denn das? was iſt denn das? (der Schloſſer läuft eilig über die Bühne)

Siebzehnter Auftritt.

von Arny. Der Bediente.

Bediente.

Herr, da iſt die Leiter ausgeglitten, und der groſſe Spiegel in tauſend Stücken.

Arny. Alle Teufel! hieltet ihr denn die Leiter nicht?

Bed. Ja Herr, ich hielt, aber er ſagte, er ſey fertig, nur einen Schlag wolt' er noch thun.

Arny. Er ſoll meine Schwelle nicht wieder betreten.

Bed. Ja, was kann er dafür?

Arny. Lobt ihn lieber, ſagt er hats gut gemacht!

Bed. Wenn aber ein Unglück ſeyn ſoll —

Arny. Halts Maul!

Bed. Da iſt der Schneider.

Arny. Venetianiſches Spiegelglas!

Achzehnter Auftritt.

Vorige. Der Schneider. Schneiderburſche.

Arny.

Hat er nun das rechte Meiſter?

Schn. Das ſollt' ich meynen. (zieht' ihm ein Kleid an, das zu eng iſt.)

Arny. Es geht in meinem Leben nicht über die Schulter.

Schn. Tragen Sie es nur erſt einen Tag, es zieht ſich nach dem Leibe.

Arny. Die Arme gehn nicht einmal durch.

Schn. Das wäre mir. Sehn Sie, da ſizt es ja.

Arny. Wie kann er das ſagen? es geht ja kein Knopf von der Weſte zu.

Schn. So müſſen Sie, ſo wahr der Herr lebt, ſeit kurzem anſehnlich ſtärker geworden ſeyn.

Arny. Oder er hat meine Maße ganz verloren.

Schn. Laſſen Sie mich nur ein wenig zu rechte ziehn.

Arny. Hohl ihn der Teufel! (wirft das Kleid fort) Muß ich den ganzen Morgen Kleider aus und anziehn, um am Mittage gewiß zu ſeyn daß mir keines paßt!

Schn. Wir wollens ſchon umändern.

Arny. Auf der Stelle!

Schn. Ganz wohl, in wenigen Tagen.

Arny. Ich nehm' es gar nicht wieder, es iſt von Grund aus verdorben, er kann mir ein neues ſchaffen.

Schn. Wird ſich ſchon geben, wird ſich ſchon geben.

Arny. Geſchwind Walther gebt mir eins von den alten, das leidlichſte was noch da iſt!

Bed. Im Augenblick. (geht ab)

Schn. Wenn befehlen Sie, daß ich wiederkomme?

Arny. Geh er an den Galgen!

Schn. Verſteh' ſchon. Morgen alſo? Morgen ganz gewiß.

Neunzehnter Auftritt.

von Arny. Bedienter mit einem Kleide.

Arny.

Gebt her! (es anziehend) An dem Aerger ſeyd ihr mit Schuld.

Bed. Wie meynet der Herr das?

Arny. Ich habe den Kerl ſchon lange abſchaffen wollen.

Bed. Das hätte der Herr thun ſollen.

Arny. Wolte Gott! — Wo iſt der Aufſatz? laß ſehn — Hm! hm! — Leonhard Wilhelm von Arny gebohren 1679. — Wilhelm 1704. — und ich 1737. — Gut, das mag vor der Hand hinreichen. (legt das Papier zuſammen) Was iſt die Uhr?

Bed. Ein Viertel nach Eins.

Arny. Ihr ſeyd nicht geſcheut. (nach der Uhr ſehend) Doch! wahrhaftig ſchon zwanzig Minuten.

Bed. Meine iſt erſt etwas über ſiebzehn.

Arny. Meine Frau iſt noch nicht wieder da?

Bed. Auch der Wagen nicht.

Arny. Das ſagt' ich vorher.

Bed. Zu Tiſche kommt ſie gewiß.

Arny. Und ich komme gewis zu ſpät

Bed. Auf einen Augenblick wirds ja nicht ankommen.

Arny. Was ſoll ich warten? Holt mir einen Miethswagen.

Bed. Es kann ja nun ſo lange nicht mehr währen.

Arny. Fünf und zwanzig Minuten! Ich komme ſicher zu ſpät.

Bed. Da ſind ſie!

Arny. Endlich! Hut und Stock!

Zwanzigſter Auftritt.

von Arny. Seine Frau.

Frau.

Halt ich nicht Wort.

Arny. Es iſt ſchon halb zwey.

Frau. Nach meiner Uhr noch nicht eins.

Arny. Schade daß die Stadt-Uhr nicht darnach geſtellt wird!

Frau. Setz dich, und laß dir erzählen —

Arny. Dazu iſt itzt keine Zeit.

Frau. Wir bekommen den Garten.

Arny. Liegt mir den Teufel dran!

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Vorige. Der Bediente. Brusbart.

Bed.

Herr Brusbart!

Arny. Ich bin ſchon auf dem Wege.

Brusb. Sie können nun ganz zu Hauſe bleiben.

Arny. So Madam? Daran biſt du Schuld.

Brusb. Um Vergebung.

Arny. Kam er vielleicht nicht?

Brusb. Ja er kam, um Ihnen zu ſagen, daß er nichts mit Leuten zu thun haben mag, die nicht Wort halten.

Arny. Siehſt du wohl keinen Augenblick kann er warten!

Brusb. Er wartete eine halbe Stunde, und da Sie nicht erſchienen. —

Arny. Ward er ungeduldig?

Brusb. Nein, trug er mir auf, was er Ihnen ſelbſt geſagt haben würde.

Arny. Und das iſt?

Brusb. Wie erwähnt, daß es nicht ſein ſtehe ſein Wort zu brechen.

Arny. Bin ich Schuld daran? mir war alles im Wege, ich konnte nicht von der Stelle.

Brusb. Davon iſt hier die Rede nicht.

Arny. Wovon ſonſt?

Brusb. Sie haben Herrn Semund Ihre Tochter einmal verſprochen, kein Mann von Ehre kann ſein Wort zurücknehmen, Sie ſind kein Schwiegervater für ſeinen Sohn.

Arny. Und ſein Sohn kein Mann für meine Tochter.

Brusb. Sie ſind verdrieslich? Ich empfehle mich.

Arny. Wie zu ſehn, gleichfalls!

Zwey und zwanzigſter Auftritt.

von Arny. Seine Frau.

Frau.

Fühlſt du itzt den Schimpf, der deine Tochter trift?

Arny. Meine Tochter?

Frau. Oder meynſt du, daß ihr der Korb Ehre bringe?

Arny. Ich meyne, daß du dich darum nicht zu bekümmern haſt.

Frau. Du thäteſt beſſer, ihre Verlobung mit Semund zu beſchleunigen.

Arny. Meinetwegen, er wird die Thorheit zu heyrathen früh genug bereuen.

Frau. Und doch warſt du nicht zufrieden, bis du dieſe Thorheit zum zweytenmal begingſt.

Arny. Ich wäre ſehr zufrieden — wenn wir äßen!

Frau. Dem Verlangen ſoll nichts mehr im Wege ſtehn. (geht. ab.)

III.

Auszüge.

Neapel.

(Aus Swinburne Reiſe nach Sicilien.)

In der Weynachtszeit erſchallen alle Straßen von Neapel von den Paſtorali oder Siciliane einer Art von einfachen, ländlichen Muſik, welche Abruzziſche oder Calabriſche Schäfer auf einer Art von Sackpfeifen machen, die in Abruzzo Zampogna und in Calabrien Ciaramelli heiſſen.

Die Töne wechſeln nach den Provinzen ab, in Süden haben ſie drey verſchiedene Melodien; die nordiſchen Schäfer wiſſen aber nur zwey, zu welcher ſie die Veränderungen, wozu ſie die Kühnheit ihres eigenen Genies begeiſtert, hinzufügen. Die Knaben lernen von ihren Vätern dieſe Inſtrumente ſpielen, als ein Mittel ihres Unterhalts. *) Zu andern Jahrszeiten iſt es ſelten, irgend angenehme Töne auf den Straßen von Neapel zu hören, obgleich es die Pflanzſchule der Tonkünſtler iſt; eine Schule, wo die größten Meiſter ihre Grundſätze eingeſogen haben, und diejenige Geſchicklichkeit in der Compoſition erwarben, welche die Ohren von ganz Europa bezaubert hat. Man hat hier gar nichts dergleichen, als eine National-Muſik, wenn man nicht etwa eine eintönige heulende Seguidilla ſo nennen will, die die Ammen **) zum Wiegengeſang gebrauchen, ihre Kinder einzuſchläfern, die von den Spaniern entlehnt zu ſeyn ſcheint, die ſie, glaube ich, wieder von den Mohren lernten. Ich bin in keiner italiäniſchen Stadt geweſen, wo das Volk weniger Hang zur Muſik hatte. Wenige Geſänge, Zittern, Viellen, oder Orgeln, beleben die Abends, wie in den nördlichen Staaten Italiens, wenn ſie nicht zur Unterhaltung der Geſellſchaften geholt werden, die im Sommer des Abends an dem Ufer bey Poſilipo ***) eſſen.

---

*) Die **Waits**, eine Art von Stadt-Muſikanten, und welche einige Städte in England noch im Solde haben, ſind ohngefähr das, was dieſe Schäfer ſind, indem ſie eben ſo wie dieſe um Weinachten auch ſich des Nachts in den Straßen hören laſſen.

**) Um ihren narcotiſchen Einfluß zu verſtärken, geben ſie ihnen reichliche Portionen von venetianiſchem Syrup, von dem eine ſolche Menge gebraucht wird, daß ſeine Einfuhr wichtig iſt. Die Neapolitaner haben Thränen allezeit zu ihrem Befehl und können weder durch Schläge noch Liebkoſungen zum Schweigen gebracht werden, wenn ſie einmal anfangen; Sie müſſen heulen bis ſie müde ſind.

***) Man hat mir geſagt, daß das Volk von **Neapel** vor der Hungersnoth und dem Jammer im Jahr 1764. munterer und mehr zur Muſik geneigt geweſen wäre, als jetzt.

Sie tanzen nicht einmal nach Muſik; ſondern ihre **Tarantella** geht nach einer Art von Tamburin, welches, wie die Alterthümer von **Herkulanum** zeigen, bey ihren Vorfahren im Gebrauche war. Die **Tarantella** iſt ein niedriger Tanz, welche aus Wendungen auf dem Abſatze, vielen Trippeln und Schnappen mit den Fingern beſteht.*) Dieſer Tanz ſcheint das Lieblings-Vergnügen und eine beſtändige Sonntags-Ergötzlichkeit der jungen Weibsperſonen zu ſeyn, die, im Ganzen genommen, nicht ſchön ſind, obgleich ſie ſchöne Augen und auffallende Geſichtszüge haben. Ihre Hände und Füſſe ſind ungeſchickt, ihr Wuchs vernachläſigt, ihr Hals ſchlapp, und ihre Haut verbraunt, weil ſie ſich ſo viel in der Sonne aufhalten, ohne Sonnenhüte zu tragen. Man kann unter ihnen faſt alle Moden von Haarputz finden, den man auf griechiſchen oder römiſchen Münzen ſieht.**)

Die Weiber ſchelten und prügeln einander beſtändig, widerſetzen ſich aber nie der Gewalt ihres Mannes, wenn dieſer die Fechtenden auseinander und ſeine zerzauſte Hälfte heimführen will, die ſo viel Reſpekt vor ihm zu haben ſcheint, als die Ruſſiſchen Weiber vor ihrem Ehe-Gemahl, und ſich mit eben ſo weniger Widerrede von ihm ſchlagen läßt. Man zeigte mir hier ein Weib, die während des Lebens ihres erſten Mannes ein Muſter von Beſcheidenheit und Sanſtmuth für das ganze Kirchſpiel geweſen war, aber nach ihrer zweyten Heirath die ganze Nachbarſchaft mit ihrem immerwährenden Lärm und Zänkereyen in Erſtaunen ſetzte und ärgerte. Da der Prediger ihr ihre Aufführung verwieß, geſtand ſie ganz freimüthig, ihr erſter Mann hätte Weiber zu behandeln gewußt, und ihre unzeitigen Ausbrüche von Leidenſchaften beſtändig durch wohlangebrachte Züchtigung zurückgehalten; ihr gegenwärtiger Ehegenoſſe aber wäre zu ſanftmüthig um die rechte Züchtigung zu gebrauchen, deren jedes Weib, mehr oder weniger, bedürfte. Männer miſchen ſich ſelten in weibliche Händel; und wenn ſie es thun, begnügen ſie ſich gewöhnlich damit, ihre Gegnerin zu ſchimpfen, ihr zu drohen, oder einen Knittel oder Miſtgabel ſo lange gegen ſie zu ſchwenken, bis das Volk zuläuft, und ſie von einander bringt. Dann und wann wird wohl ein Menſch erſtochen; doch iſt das unter den Fiſchern, derjenigen Claſſe von Leuten, die ich am meiſten vor Augen hatte, ein ſeltner Fall. Die Sitten verändern ſich mit den Gegenden; in einigen ſchlagen ſie ſich mit beſchlagenen Knitteln; und das ſind die wahren Maſſanielliſchen Lazaroni: in andern greifen ſie ſich mit Meſſern und andern tödlichen Waffen an. Die Neapolitaner ſind aber keinesweges ein ſo blutdürſtiges und rachgieriges Volk, als viele Reiſende ſie vorſtellen. Es wird mehr als eine geringe Reizung erfordert, ſie zu Ausſchweifungen zu bringen. Bey alle dem erſtaunenden Getümmel und aller der Verwirrung der Aufzüge während des Carnavals hörte man nicht das geringſte von Auflauf oder Streit; und ſelbſt in der ſchrecklichen Hungersnoth 1764. war die einzige ausſchweifende Handlung, die ein hungriges Volk, das durch den Zuſammenlauf der Landleute aus den Provinzen, wo alle Erndten mißrathen waren, zur Verdoppelung ſeiner gewöhnlichen Zahl angewachſen war, beging, die Plünderung eines einzigen Beckerladens. Kann man das wohl von dem Charakter des Pöbels von **London** und **Edinburg** ſagen? Trunkenheit iſt in Neapel nicht gewöhnlich, und daher ſind Zänkereyen, ihre gewöhnlichen Folgen, auch ſelten. Ueberdieß erlaubt der Neapolitaniſche Pöbel ſich auch wechſelſeitig viel Schimpfen und Schelten, bis ſeine Leidenſchaft zur Höhe der Schlägerey ſteigt. Auch iſt es ungewöhnlich unter dem Volke öffentlich etwas Galanterie-ähnliches zu ſuchen; man ſieht da keine Soldaten, die ihre Schätzchen umherführen, oder Mädchen, die umhergehen ſich Liebhaber zu ſuchen; welches alles in andern Ländern Quellen von Tumult und Blutvergieſſen ſind. Polizey iſt in Neapel bloß dem Namen nach; und doch ſind die Einbrüche unbekannt, Tumulte noch unbekannter, und die Zahl der Ermordungen iſt unbeträchtlich; ſie ſteht mit den Mordthaten, die in den entfernten Provinzen verübt werden, in keinem Verhältniſſe; dort ſollen, wie man mir geſagt hat, nicht weniger, als viertauſend, jährlich ermordet werden. Die meiſten dieſer Mordthaten werden mit Flinten in den gebürgigten Theilen des Landes verübt, wo eine groſſe Rauhigkeit des Charakters und Wildheit der Sitten herrſcht, und wo die Einwohner nicht herumziehen, und alſo der Schärfe der Geſetze weniger ausgeſetzt ſind, die auch würklich im ganzen Königreich nichts weniger als furchtbar ſind. Es würde eine kluge, unwandelbare und lange Ausübung einer unpartheyiſchen Criminal-Gerechtigkeit erfordert werden, um die Wilden, unbändigen Straſſenräuber der gebürgigten Gegenden Calabriens, in Ordnung zu bringen, die, durch die Unterdrückung der Edelleute und Verwalter der Einkünfte zum Darben und zur Verzweifelung getrieben, ihr Leben wenig achten, und bis auf den letzten Blutstropfen der Gefahr Trotz bieten. Die Hinrichtung einiger Banditen, wie grauſam ſie auch ſeyn möchte, würde ihren Genoſſen wenig Schrecken einjagen, und keine andre Würkung hervorbringen, als daß die Geſellſchaft von einem oder zwey ſchlechten Gliedern befreyt würde: keine Maasregeln der Polizey werden je würkſam befunden werden, wenn nicht die Regierung ein Syſtem annimmt und mit Standhaftigkeit befolgt, das die Beſchwerden der Armen verringern, dem Deſpotiſmus der kleinen Tyrannen Einhalt thun, und den Bauer dadurch gegen die Verſuchungen zu einem geſetzloſen Leben ſchützen kann, daß es ihm mehr Mittel an die Hand giebt, ſich und ſeine Familie ehrlich zu nähren. In den milden und fruchtbaren Ebenen des glücklichen Campagna iſt der Fall verſchieden. Da würde die wohlangepaßte, ſchnelle Hinrichtung eines Verbrechers, ohne ihm irgend unnöthige Friſt, ſich zum Tode zu bereiten, zu erlauben und ohne ſich Prieſter um ihn verſammlen zu laſſen, welche Andacht, Mitleiden, und beinahe Bewunderung in dem Pöbel erregen, mit groſſer Kraft auf die feigen Seelen des lenkſamen Volks würken, das dies reizende Clima bewohnt; der Schrecken einer ſchnellen Juſtiz würde Mordthaten und gewalthätige Verbrechen mit Kraft zurück halten.

---

*) Leute von allen Ständen tanzen ſehr niedrig, brachten aber das Tempo mit ihren Schritten ſo [illegible] als es andere Nationen mit ihrem in die Höhe ſpringen thun.

) Der Kopfputz der jüngern **Fauſtina, mit der Wulſt von geflochtenem Haar auf dem Scheitel, kömmt in der alten Stadt häufig vor; der, woran der Wulſt niedriger herunter iſt, den man füglich **Lucillas** Kopfputz nennen kann, iſt in den Vorſtädten von **Chiaia** unter dem jüngern Theil des andern Geſchlechts, und der, der **Plotina**, unter dem ältlichern Frauenzimmer gewöhnlich. Ich erinnere mich nicht irgend eine geſehen zu haben, die die Wulſt von Flechten ſo hoch herauf trug, als man ſie auf dem Kopfe der ältern **Fauſtina** ſieht.

Gegenwärtig ſind die Formalitäten des hieſigen peinlichen Rechts ſo übel geordnet, ſo mannigfaltig und ſo verwickelt, daß wenn der König darauf beſtehen wollte, einen Böſewicht, der auf der That ertappt wäre, verhören, und wenn er ſchuldig befunden würde, in drey Tagen hängen zu laſſen, die große Eilfertigkeit die Richter faſt zu Tode ermüden würde; denn das Verhör und die Prozeduren würden ſie achtzehn Stunden von jeden vier und zwanzig beſchäftigen. Erſtlich muß die Klage regelmäßig vorgebracht, und die Zeugen verhört werden; hernach vertheidigt der Sachwalter den Gefangenen ein paar Stunden; dann antwortet der Advokat pro fisco eine Stunde lang; nach ihm tritt der Advokat für die Armen auf und macht Einwürfe, die er berechtigt iſt zwey Stundenlang auszuzerren; nach dieſem allem haranguirt jeder von den vier Richtern; dann werden alle Notificationen abgefaßt, die Unterſuchungen angeſtellt, darüber die Beweiſe debattirt, und tauſend nichtswürdige Formalitäten beobachtet, welche ſolche ſchändliche, unüberſteigliche Verzögerungen verurſachen, die einen Criminal-Proceß in eine ganze Ewigkeit hinauszerren können. Neulich ſchickte man, nach dem endlichen Schluſſe eines Verhörs und der Verdammung des Miſſethäters, dem Kerkermeiſter Befehl den Gefangenen vors Gericht zu bringen, damit er ſein Urtheil empfinge; und — ſiehe! — der Schlieſſer erſchien, und ſagte aus, daß der Gefangene in Weinachten vorigen Jahres an einer langwierigen Krankheit geſtorben wäre. Da das Gehalt eines Richters in Neapel nur funfzig Ducaten monatlich iſt: (ohngefähr 56½ Rthlr.) ſo kann er es nicht ausführen, ehrlich oder eilig zu ſeyn. In den Provinzen iſt es noch viel ſchlimmer; da haben die Richter nur 25 Ducaten, und müſſen davon eine Kutſche halten, und eine anſtändige Haushaltung führen Die Scrivani oder Commiſſarii, welche die Ausfertigung der Citationen, Arreſte und Mandate zu beſorgen haben, bekommen gar keinen Sold, ob ſie gleich jeder dreißig Gerichtsdiener halten müſſen. Sie ſind alſo natürlicher Weiſe ſehr thätig, Verbrecher einzuziehen, wo einige Wahrſcheinlichkeit iſt, Geld von ihnen zu erpreſſen; iſt der Miſſethäter aber einmal im Gefängniß; ſo hört er auf, ein Gegenſtand ihrer Rückſicht zu ſeyn; ſie bemühen ſich nun nicht, ſein Verhör zu beſördern, oder ihn vor Gericht zu bringen. Es verfaulen eben jetzt über zwölftauſend Verbrecher in den Gefängniſſen des Königreichs, deren Erhaltung dem Staat jährlich über zwey hundert tauſend Ducaten (ohngefähr 225000 Rthlr) koſtet.

Die Fiſcher von Santa Lucia ſind die ſchönſten Leute in Neapel; ſie haben die wahren alten griechiſchen Geſichtszüge,

züge, und ſo wohl proportionirte Glieder, daß ſie als Modelle in einer Zeichen-Akademie dienen könnten. Sie ſind der wohlhabendſte und am beſten wohnende Theil des gemeinen Volks in Neapel. Der Häuſer-Raum dieſer Hauptſtadt iſt würklich, wie ſchon die meiſten Schriftſteller behaupten, der Bevölkerung wenig angemeſſen, welche nach authentiſchen Nachrichten am Schluſſe des Jahrs 1776. ſich auf drey mal hundert, und funfzig tauſend ein und ſechzig Seelen belief; und eine Menge von dieſen iſt ohne Haus und Eigenthum. Aber was ſie weiter behaupten, daß dieſe hausloſen Einwohner ihr Leben in freier Luft zubringen, und Winter und Sommer, es ſey auch für Wetter was es wolle, auf der Straße ſchlafen, iſt nicht ſo wahr. Im Sommer iſt es ſehr angenehm das zu thun; aber im Winter könnte kein Hund die Unfreundlichkeit des Wetters aushalten: nicht ſowohl wegen der Kälte, als wegen der Näſſe. Wenn die Regenzeit kommt: ſo dauert der Regen gewöhnlich mehrere Wochen hintereinander, und fällt nicht in ſolchen Schauern herab, wie wir es in England gewohnt ſind, wo wir jeden Monat, mehr oder weniger, Regen haben; ſondern Stromweiſe; ein wahrer Waſſerguß, der alles wegſchwemmt, und den armen Reiſenden beynahe ertränkt, der von einem ſolchen Ungewitter auf der Straße überfallen wird. Die Menge Regen iſt in Neapel viel beträchtlicher, als die, welche in England auf denſelben Strich Landes fällt. Ganze Monate von Dürre werden durch die Sündfluth Eines Tages erſetzt. Auſſerdem ſind die Südwinde im Winter oft ſo heftig, daß ſie die Riegel an Thüren und Fenſter aufbrechen. Zu dieſer regnigten Jahrszeit ſind wenige ſo elend und hülflos, daß ſie auf der Straße liegen müſten; ſondern die meiſten der umherſchweifenden nehmen zu den Hölen unter Capo die Monte ihre Zuflucht, wo ſie Heerdenweiſe ſchlafen, wie Schaafe in einer Hürde. Da ſie auf dieſe Art eine Wohnung erhalten, wofür keine Miethe gefordert wird: ſo verſchaffen ſie ſich auch Eſſen ohne die Mühe des Kochens oder einer Haushaltung. Die Märkte und vornehmſten Straßen ſind auf beiden Seiten mit Leuten beſetzt, die Macaronen, gebratene und gekochte Fiſche, Würſte, Kuchen und Gemüſe aller Art verkaufen, wo der **Lazarone**, für eine Kleinigkeit, die er durch geringe Arbeit, Gewerbe Beſtellen, oder Taſchen-Dieberey erwerben kann, zu allen Stunden eine fertige Mahlzeit findet. Die Flaſche, welche an jeder Ecke aushängt, ladet ihn ein, ſeinen Durſt mit Weine zu löſchen, oder wenn er Waſſer vorzieht, wie die meiſten von ihnen thun; ſo ſind in allen Durchgängen Buden, wo Limonade und Eiswaſſer verkauft wird. Die Leidenſchaft für Eißwaſſer iſt hier ſo groß und ſo allgemein, daß niemand, als eigentliche Bettler, Waſſer in ſeinem natürlichen Zuſtande trinken würden. Theurung des Brodts würde, glaube ich, nicht ſo empfindlich gefühlt werden, als Auſſenbleiben des Schnees. Dies Eis-Waſſer wird jeden Morgen in Booten von den Bergen hinter **Caſtelamare** herüber gebracht, und zu einem großen Preiſe verpachtet. Die Jeſuiten, welche ein großes Capital und dabey wahren Spekulations-Geiſt beſaßen, hatten die ausſchlieſſende Freiheit, die Stadt damit zu verſorgen, gekauft.

Sehr wenig reicht hin, einen **Lazarone** zu kleiden, ausgenommen an Feiertagen; dann iſt er in der That buntſchäckigt herausgeputzt, mit einer beſetzten Jacke und geflammten Strümpfen; ſeine Schnallen ſind von außerordentlicher Größe, und ſcheinen die Muſter derjenigen zu ſeyn, womit unſere jetzigen Mode-Leute ihre Füße belaſten. Auch die Weiber ſind an dieſen Tagen des Glanzes ſehr prächtig; aber ihr Haar wird alsdann von goldgewürkten Mützen und ſcharlachenen Netzen bedeckt; eine Mode, die ihnen vielweniger wohl ſteht, als ihr Alltags-Kopfputz. Bürger und Advokaten ſind in ihrem Anzuge ſimpel genug; aber der weibliche Theil ihrer Familie wetteifert mit den erſten Hof-Damen in koſtbarer Kleidung und allen dem Unſinn modiſcher Geckerey. Der Luxus hat ſeit kurzem in Neapel mit Rieſen Schritten zugenommen. Vor vierzig Jahren trugen die Neapolitaniſchen Damen Netze und Bänder auf den Köpfen, wie das ſpaniſche Frauenzimmer noch heut zu Tage thut, und nicht zwanzig von ihnen waren im Beſitze eines Kopfzeugs. Jetzt aber iſt ſimpel geputztes Haar eine Mode, die auf die allerunterſte Claſſe von Einwohnern eingeſchränkt iſt; und jeder Unterſchied der Kleidung zwiſchen der Frau eines Edelmanns und der eines Bürgers iſt gänzlich bey Seite geſetzt. Koſten und Ausſchweifung ſind hier aufs äuſſerſte getrieben. Die groſſen Familien ſind mit einer Laſt von Schulden bedrückt; der arbeitende Theil der Stadt verzehrt allezeit den Preiß ſeiner Arbeit, ehe er ihn erhält; und der Bürger wird zur äuſſerſten Sparſamkeit, und beinahe zum Mangel genöthigt, um die Koſten aufzubringen, die ſein äuſſerer Prunk erfordert; knappe Biſſen zu Hauſe bereiten ſeinen Appetit, wenn er auſſer dem Hauſe gebeten wird; und man glaubt es kaum, was für eine Menge von Speiſen er verſchlingen wird. Der Adel im Ganzen läßt ſich wohl bedienen, und lebt behaglich; aber es iſt nicht Sitte bey ihnen Fremde zu Tiſche zu bitten. Die Menge von armen Angehörigen, die mit ihnen eſſen und nicht wohl vor Geſellſchaft erſcheinen können, verhindert die großen Familien Fremde einzuladen. Eine andere Urſache iſt vielleicht, daß man nach Tiſche völlig ſchlafen gehet, daß man ſich ſo gar ausziehet und ins Bette leget. Keine Damen oder Herren vollenden ihre Toilette vor Nachmittags, weswegen ſie auch um zwölf oder ein Uhr eſſen. Die großen Staatsbedienten, und die Miniſter leben anders, und führen einen koſtbaren Tiſch, zu welchem ſie häufig Fremde und andere einladen.

Die Einrichtung der Haushaltung eines neapolitaniſchen Mannes von Stande iſt auf einem ſehr koſtbaren Fuß. Die Menge von Bedienten, Wagen und Pferden würde für einen regierenden Fürſten hinlänglich ſeyn. Die Guarderobe ihrer Gemahlinnen iſt nach demſelben Maaßſtabe von Pracht eingerichtet; doch iſt es eine feſtgeſetzte Regel, daß alle Damen, ihre Männer mögen in reichen oder eingeſchränkten Umſtänden ſeyn, des Monats hundert Ducaten zu Nadel-Geld bekommen. Bey der Geburt eines jeden Kindes macht der Mann ſeiner Frau ein Geſchenk von dreyhundert Ducaten und einigen Koſtbarkeiten nach ſeinem Vermögen. Die Mitgiften ſind, im Ganzen genommen, nicht ſehr groß. Es koſtet einem Edelmanne nicht mehr ſeine Tochter zu verheyrathen, als es ihm koſtet, ſie zur Nonne zu machen; denn tauſend Pfund werden nicht hinreichen, die Zeremonien bey ihrer Aufnahme und Einkleidung zu beſtreiten. Sie muß ein Jahr-Gehalt ausgeſetzt bekommen, und behält überdies noch ein Recht auf ihre Erbſchaft, im Fall ſie zu einer Würde im Kloſter gelangen ſollte, und es mit Gebäuden, Geräthe oder Gewändern bereichern wollte.

Bediente und Handwerker der Stadt geben ihren Töchtern von funfzig zu hundert Dukaten mit; Bauern und Landarbeiter geben bis zu dreihundert. Man ſieht in und um Neapel das Frauenzimmer für hülflos und unthätig an; daher haben die Töchter allemal zwey oder dreymal ſo viel Vermögen zu ihrem Theile, als ihre Brüder. Ein Mädchen würde kaum einen Mann bekommen, wenn ihr Liebhaber nicht die Summen, die er mit ſeinen eigenen Schweſtern weggegeben, mit ihr wieder zu erhalten hofte. Auf den Ebenen pflanzt gewöhnlich ein Bauer bey der Geburt einer Tochter eine Reihe Pappelbäume, welche nach ſiebzehn Jahren niedergehauen und verkauft werden, um ihre Mitgift auszumachen. Der ſprüchwörtliche Ausdruck figlii maſchi, (womit ein Neapolitaner einem Frauenzimmer Glück wünſcht, wenn ſie nieſet, gründet ſich auf die große Leichtigkeit, mit welcher gemeine Leute ihre Söhne unterbringen. Sobald ſie herumlaufen können, können ſie auch ſchon ihr Brod verdienen; indeß ihre Schweſtern müßig zu Hauſe ſitzen, oder ihr Brodt betteln, bis ſie alt genug ſind, die Aufmerkſamkeit der Männer auf ſich zu ziehen.

IV.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1.

Philoſophiſche Bemerkungen, die ſich auf das menſchliche Leben beziehen.

Ich beſuchte vor einigen Wochen einen Freund, welcher eine kleine Bedienung in einem S**ichen Städchen nicht weit von L** hat. Es war einen meiner akademiſchen Freunde, der wie ich wußte vier Jahre ſehr fleißig zugebracht hatte — Sein Endzweck war geweſen einſt als Profeſſor Politik und Kameralwiſſenſchaften zu lehren, in welcher Abſicht er gerne eine Reiſe antreten wollte — als er auf einmal vor zwey Jahren dies kleine Amt annahm — Ich war unterdeß in andern Gegenden gekommen, und hatte meinen Freund ſeit unſerer erſten Trennung nicht geſehen. Deſto mehr verlangte mich jezt darnach — Mit froher Erwartung fuhr ich in das Städtchen hinein und machte bald ſein Haus ausfindig. Es war am Markte, nicht groß, aber gut aufgepuzt. An größern Häuſer gewohnt, dachte ich mir gleich das Bild einer glücklichen Mittelmäßigkeit, und — ich irrte nicht.

Mein Freund war in ſeinen Amtsgeſchäften. — Ein Bedienter, der mir dies ſagte und mich in ein Beſuchzimmer führte, legte durch ſeine gutmüthige zufriedene Miene einen Beweis von der Güte ſeiner Herrſchaft ab. „Er dürfe ſeinen Herrn nicht abrufen, wenn es nicht etwas auſſerordentlich wichtiges wäre, er würde aber bald zu Hauſe kommen.“ — Als er von mir erfahren hatte, daß ich ein alter Freund ſeines Herrn ſey, und ihn beſuchen wolle, unterhielt er mich einige Augenblicke von dem Städtchen und von ſeinem Herrn mit der innigen Sprache des Herzens, die mir bey Leuten von dieſem Stande ſo vorzüglich ſchäzbar iſt. Er verlies mich, und zeigte mir einen kleinen verborgenen Schranken, wo ich einige Bücher finden würde, mir die Zeit zu vertreiben, bis mein Freund käme — ich fand verſchiedene kleine neue ausländiſche Piecen, und war eben mit durchblättern beſchäftigt, als mich mein Freund überraſchte.

Nachdem wir uns unſere gegenſeitige Freude bezeugt hatten, nahm er mir das Buch weg — „Werden Sie „mich nicht kleinſtädtiſcher Pedanterie beſchuldigen, daß „ſie in meinem Beſuchzimmer Bücher antreffen? — Aber „es hat ſeinen guten Grund. Wenn ich einmal eine verlohrne Stunde habe, oder zu anderer Arbeit nicht aufgelegt bin, oder einen Beſuch erwarte, ſo bringe ich meine „Zeit in dieſem Zimmer zu, und beſchäftige mich mit

„ſolchen Schriften wie Sie angetroffen haben — Doch „kommen Sie, Sie ſind mir kein Beſuch. Sie müſſen „wenigſtens auf eine Woche mein Gaſt ſeyn; Ihr Zimmer „will ich Ihnen gleich einräumen“ — Wir giengen aus dem Beſuchzimmer, das nicht groß aber bequem, nicht prächtig aber mit Geſchmack meublirt war, in ein anderes gerade gegen über noch etwas einfacher aber auch in einem edlen Geſchmack. Darauf führte mich mein Freund oben in die erſte Etage, wo ſeine drei Wohnzimmer waren, und in die zweite, wo er noch einige kleine Zimmer hatte. Die ganze Einrichtung war mit ſo vielem Geſchmack und Sparſamkeit getroffen, daß ich nicht umhin konnte, meine herzliche Zufriedenheit zu bezeugen, welche eben um deswegen, weil ſie aufrichtig war, meinem Freunde angenehm ſchien. Die Zierde des Wohnzimmers beſtand in ſchönen Kupferſtichen, an der einen Seite die auserleſenſten Proſpekte, an der andern Bildniſſe von ſchönen Menſchen — „Sie ſehen“ ſagte er „mein Lieblingsgeſchmack iſt immer unverändert geblieben. „Das Schöne in der Natur macht immer noch den ſtärkſten Eindruck auf mich, verſchaft mir manche heitere „Stunde, oder hilft wenigſtens die Wolken in trüben „Stunden zerſtreuen.“ — Die Gegenwart des Bedienten hinderte ihn fortzufahren.

Sobald wir von Tiſche aufgeſtanden waren, wo wir uns nur mit allgemeinen Materien hatten beſchäftigen können — führte er mich in den kleinen Garten hinter dem Hauſe. Nur ein Gang war darin, aber mit Steingrus ausgefüllet und ſo feſt geſtampft daß man bey jeder Witterung darin gehen konnte. Zu beyden Seiten ſtanden Blumen und Obſtbäume. Am Ende war eine alte ehrwürdige Laube, wo auf einem ſteinernen Tiſch der Coffe und eingeſtopfte Pfeifen auf uns warteten. — „Sie lieben doch, ſagt ich lächelnd alle Ihre Bequemlichkeiten wie ſonſt — „Ja und hier — antwortete er — kann

„ich ſie genießen. Sie irren ſich nicht, wenn ſie glauben daß auch dieſer Umſtand mir meine jetzige Lage angenehm mache — aber Sie werden finden, indem ich ihre Neugierde befriedige, daß ſie mir aus mehr als einer Urſache wünſchenswerth ſey.“

„Ich gieng wie Sie wiſſen, Oſtern vor zwei Jahren unter ſehr günſtigen Ausſichten nach D* um dort gewiſſe Verbindungen zu treffen, die mir nach der Zurückkunſt von meiner Reiſe die Erfüllung meines Endzwecks ſichern ſollten Profeſſor zu werden. Mein Vater hatte dort viele Freunde, auch Verwandte und alles beſtrebte ſich mich mit Freundſchaft aufzunehmen. Ich konnte mit der gröſten Wahrſcheinlichkeit mir die Erfüllung meines Geſuchs verſprechen, als ich plötzlich die Nachricht erhielt, daß mein Vater, ein geſunder ſtarker Mann in ſeinen beſten Jahren, vom Schlage gerührt ſey. — Unter den ängſtlichſten Erwartungen eilte ich hin — aber zu ſpät. Er hatte ſchon die Sprache verlohren, und konnte nur durch Zeichen noch vor ſeinem Ende mir ſeinen väterlichen Segen ertheilen. Am andern Tage ſtarb Er. Sein Tod verſenkte mich in eine ungeheuchelte Betrübnis. Einige Wochen brachte ich mit ſtillen Betrachtungen zu — Denn meine Geſchäfte an dem Orte, wo mein Vater Superintendent geweſen war, wurden bald geendigt, weil ich ſein einziger Erbe war, meine Mutter war ſchon vorher geſtorben. Nachdem mein Schmerz ſeine erſte Lebhaftigkeit verlohren hatte, reiſete ich wieder nach D** zurück — Aber wie ſehr hatte ich mich dadurch verändert, daß nun für mich die Hofnung wegfiel, jährlich von meinem Vater eine beträchtliche Unterſtützung zu erhalten. Mine Abſichten zu erreichen ſchien jetzt eben ſo ſchwer als ſie es vorhin leicht waren. Den meiſten meiner Freunde und Gönner war ich unbekannt geworden. Meine Verwandten nahmen ſich meiner noch an — aber mit der Miene der Beſchützer. — Sie, liebſter Freund, kennen, meinen Stolz und können denken wie mich dies kränkte. Bey dieſen Umſtänden fand ich es nicht für rathſam, mein Vermögen auf eine Reiſe zu verwenden, welche mir vielleicht niemand verdankte. Ich fing an alle Beförderungen zu haſſen, wobey ich zu meinem fernern Fortſchritte anderer Unterſtützung bedurft hätte — Mitten in meinem Unmuth erfuhr ich, daß der kleine Dienſt welchen ich jetzt bekleide, erledigt worden ſey. Freilich gehörte etwas dazu meine Erwartungen auf ein ſo kleines Glück herabzuſtimmen, wobey ich niemals größere Hofnungen vor mir hatte. Aber der lebhafte Verdruß über den Kaltſinn, den ich jetzt allenthalben fand, beſtimmte mich bald. Weil die Umſtände es nicht zu wollen ſchienen, daß ich meinem Vaterlande wichtigere Dienſte leiſten ſollte — weil ich überdem wuſte, daß mein Vermögen ſehr mäßig wäre — bat ich um dieſes kleine Amt; Mit der feſten Ueberzeugung hinreichende Geſchicklichkeiten zu beſitzen, wandte ich alles an, um es zu erhalten, und ich war glücklich — Meine Gönner freueten ſich, meiner mit einer Empfehlung zu einem ſo kleinen Poſten los zu werden — und ich warlich nicht weniger, nichts mehr von ihnen bitten zu dürfen. Ich verließ ſie mit aufrichtigen Dankſagungen — meine vornehmeren Verwandten mit ziemlichem Kaltſinn in dem feſten Vorſatz beyde ſo leicht nicht wieder zu ſehen. Mein Vater hatte mir auſſer einem kleinen Hauſe und einem Garten welches er in *** beſaß, und auſſer ſeinen Mobilien, fünf tauſend Thaler an Steuerſcheinen hinterlaſſen. Ich machte die übrige Erbſchaft zu Gelde und dies reichte zu, mir das Haus zu kaufen, welches ich jetzt bewohne, und es ganz meiner Bequemlichkeit gemäs einzurichten. Einige Bücher beſaß ich ſchon: — ein Vermächtniß, welches mir vor einigen Jahren ein Verwandter hinterlaſſen hatte, habe ich dazu angewandt, mich gut zu meubliren und meine Bibliothek ſo weit es meinen jetzigen Endzwecken gemäs iſt, vollſtändig zu machen.

„Jezt fuhr er fort — lebe ich hier ſeit zwey Jahren, und jeden Tag ſegne ich den Tag eifriger, da ich zuerſt hieher kam. Mir fehlt nichts von dem was ich auf irgend eine Weiſe zu den erſten Bedürfniſſen, ja zu den erſten Bequemlichkeiten meines Lebens rechnen kann — und täglich komme ich in der Erkenntniß der großen Wahrheit weiter, daß unſer Glück in uns ſelbſt liegt. Meine äuſſerliche Lage iſt freilich mittelmäßig aber für mich paſſend. Ich habe kein mühſames Amt — kein Amt, das mir viele Zeit wegnehme; wenigſtens bleibt mir immer Zeit genug übrig: Es trägt mir jährlich vierhundert Thaler ein; hiervon und von den Zinſen meiner fünftauſend Thaler kann ich bequem leben. Ich brauche hier nicht vielen Aufwand zu machen und kann noch jährlich einen Theil meines Einkommens auf Bücher verwenden. Ich wohne bequem — mein kleiner Garten verſchaft mir ſo oft ich will friſche Luft und Bewegung. — Ueberzeugt die Pflichten meines Amtes zu erfüllen, ſuche ich auch auſſerdem ſo viel für meine Nebenmenſchen zu thun als ich kann. Ich hoffe, daß ich keine Feinde habe, weil ich jedermann wohl will; und die beſten Menſchen hier ſind gewis meine Freunde. — Es fehlt unſerm Städtchen nicht an Geſelligkeit. Wöchentlich kommen alle Honoratiores zweimal zuſammen. Einmal die Männer allein in einem öffentlichen Hauſe — Den andern Tag wechſelsweiſe in dem Hauſe jedes der Mitglieder. Von unſern Unterhaltungen in beyden Geſellſchaften ſollen Sie Zeuge ſeyn. In jener treffen Sie nach unſern Geſetzen mehrentheils gelehrte Sachen. In dieſer haben gewis alle unſchuldigen Freuden — nicht beleidiger Witz, feiner Scherz und gutmüthige Laune ihren Sitz. Im Winter haben wir auch alle vier Wochen einmahl einen kleinen Ball, aber nicht länger als bis 12 Uhr, denn wir lieben die Regelmäßigkeit. Freilich

lich war man anfangs in allen dieſen Geſellſchaften gegen mich etwas ſteif — oder aus Beiſorge meines Tadels zurückhaltend — aber ſo wie ich mir Mühe gab, ihr Vertrauen zu erlangen, indem ich mich mit allem herzlich zufrieden bewies, iſt nach und nach aller Zwang weggefallen, Wir leben jetzt unter einander als wenn ich mit ihnen aufgewachſen wäre — Selbſt dies iſt mir gelungen, den Geſchmack an Lektüre noch mehr auszubreiten. Wir haben eine Leſegeſellſchaft errichtet, welche uns mit den neuen Schriften — ſogar den wichtigſten ausländiſchen wenigſtens durch Journale bekannt macht — mehr vielleicht als man es in mancher großen Stadt iſt. — Unſer vortrefliche Arzt und unſer ſehr vernünftiger Prediger, meine vertrauten Freunde haben mich hierinn kräftig unterſtützt. Dieſer iſt mein täglicher Umgang. — Ich konnte mich bey der Einrichtung meiner Haushaltung durchaus nicht überwinden allein zu eſſen; ich ließ alſo nicht nach, die Frau Paſtorinn zu bitten, bis ſie mir geſtattete ihr täglicher Tiſchgaſt zu ſeyn, und mich der beſchwerlichen Sorge für wirthſchaftliche Bedürfniſſe zu überheben. Freilich beſteht unſere angenehme Tiſch-Geſellſchaft auch aus —

„Gewis einem — unterbrach ich ihn.

„Ey ja — antwortete er lächelnd — Sie können es wohl rathen — ich mache eben kein Geheimniß daraus — Und zudem mediſirt man in unſerm Städtgen gar nicht. — Doch davon ein andermal, Sie müſſen ſie erſt ſehen — Und nun — was ich noch hinzuſetzen wollte, um das Gemählde meiner jetzigen Lage zu vollenden — in meinem Hauſe ſelbſt genieſſe ich der vollkommenſten Ruhe. Die ganze Familie beſteht aus meiner alten Köchin — die gewis keinen Verdacht erwecken kann, und mir doch wegen ihrer Treue und Reinlichkeit ſehr lieb iſt. — Aus einem ſehr guten Bedienten, der mein Friſeur und mein Schreiber iſt — und aus einem alten Haushunde, den ich mit im Inventario bekommen habe. — Wir leben alle einen Tag wie den andern in der ſtrengſten Ordnung. Ich ſtehe früh auf und leſe des Morgens irgend einen von meinen Lieblings-Schriftſtellern, der meine heitere Laune entweder hervorbringt oder vermehret. Der größte Theil des Vormittags iſt meinen Amtsgeſchäften gewidmet. — Wenn ich des Nachmittags zu Hauſe komme und nach hergebrachtem Brauch bey einem guten Coffee und einer Pfeiſe Knaſter ein Stück in einem alten Schriftſteller geleſen habe — gehe ich an meine Arbeit, womit ich Sie noch einmal näher bekannt machen will. — Um 8 Uhr Abends gehe ich zu meiner lieben Predigerfamilie und wenn ich mit dem Schlag zehne zu Hauſe komme — leſe ich noch eine Stunde neu herausgekommene Schriften — und lege mich faſt jeden Abend ſo ruhigen Gemüths nieder, wie ich einſt Gott bitte mein Leben am Abend meiner Tage zu bdſchlieſſen" —

Dieſer ernſthafte Schlus der Schilderung meines Freundes war mir recht rührend. — Aus der Fülle meines Herzens bezeugte ich ihm alles, was mir die Freundſchaft eingab, ihm meine Theilnehmung über ſeiner würklich glücklichen Lage zu beweiſen. — Acht ganzer Tage war ich ein Zeuge davon, denn ich muſte die Zeit, welche ich anfangs dieſem Beſuche gewidmet hatte, verdoppeln. Nicht leicht wüſte ich, daß ich eine Woche meines Lebens vergnügter zugebracht hätte. Seinen Amtsgeſchäften war mein Freund zu treu, um ſich darinn ſtöhren zu laſſen, alſo ward ich des Morgens in die Bibliothek verwieſen. — Des Mittags ging auch ich mit zu dem Prediger — eine Familie, die ich nur durch eine Reihe Lobſprüche ſchildern könnte; und Nachmittags wuſte mein Freund mir immer eine oder die andere Veränderung zu machen. — Ich fand in dem ganzen Zirkel der Bekannten meines Freundes ſo viel geſunden Menſchenverſtand, ſo vielen treffenden Witz und unſchuldigen

Scherz, ſo viele gemeinnützige Kenntniſſe — kurz eine ſo ungezwungene, freundſchaftliche, zutrauliche Unterhaltung, daß ich faſt meinen Freund beneidete. — In der That ich würde gewünſcht haben, mein ganzes Leben unter dieſen glücklichen und zufriedenen und — guten Menſchen zuzubringen; wenn nicht auch ich das vorzügliche Glück genöſſe, in der Reſidenz eines Fürſten zu leben, der zwar kein großes Land hat, aber ſelbſt groß iſt — der als Vater von allen ſeinen Unterthanen geliebt wird, und es verdient — weil er es ſeine ununterbrochene Sorge ſeyn läßt, alles zu ihrem Glück und zu ihrem Vergnügen beyzutragen.

Die acht Tage waren verſtrichen wie eben ſo viele Stunden, und den letzten Abend brachte ich meiner Bitte gemäß mit meinem Freunde allein zu — ernſte Betrachtungen über unſre und verſchiedener unſerer Bekannten ihre Schickſale waren der vornehmſte Gegenſtand unſerer Unterhaltung. Wir kamen denn auf unſere gegenſeitigen Beſchäftigungen und ganz natürlich erinnerte ich meinen Freund an ſein Verſprechen, mich von dem Gegenſtande ſeiner eigenen Arbeit zu unterrichten.

„Ich thue es gerne“ — ſagte er — nur entfernen Sie alle Gedanken als ob ich belehren wollte. Wenigſtens ſehen Sie denn meinen verſtorbenen Vater als den Urheber der Lehren an. Dieſer würdige Mann gab mir früh die Regel, daß man in den Vorleſungen auf Akademien, — wenn ſie recht gut wären — doch nur gute Anleitungen erhielte, und um ſeine Kenntniſſe höher zu treiben viel leſen und ſelbſt über das geleſene nachdenken müſſe — Dieſe Vorſchrift befolgte ich ſchon früh, und ſchon auf Akademien wandte ich alle Zeit, die ich erübrigen konnte, dazu an Bücher zu leſen, welche mir für mein damaliges Studium wichtig waren. Dies Studium war weitläuftiger wie Sie vielleicht denken — ich ſtudierte Politik und ihre Schweſter Statiſtick. Jene muß wenn ſie wahr ſeyn ſoll ſchlechterdings jeden ihrer Sätze mit factis aus der Geſchichte belegen — und dieſe iſt das Reſultat der Geſchichte eines Landes. Die Geſchichte ward mir alſo eben ſo wichtig wie meine eigentlichen Wiſſenſchaften, beſonders wenn ſie Charaktere der Menſchen, Urſachen der Begebenheiten, und die jedesmaligen Würkungen auf den Staat ſchilderte. Alſo waren dieſe drei Wiſſenſchaften vorzüglich der Gegenſtänd meiner Lektüre — freilich legte ich mich auch auf Jurisprudenz — und wohl mir, daß ichs that, ſonſt wär ich hier nicht — aber ohne ſie beſonders zu ſtudieren. In der Philoſophie intereßirten mich vorzüglich die Lehren, welche auf den menſchlichen Charakter und auf menſchliche Handlungen eine nähere Beziehung hatten. — In allen dieſen Wiſſenſchaften, und allen Fächern derſelben wählte ich mir ein gewiſſes Handbuch, in deſſen Methode ich das was ich davon wuſte hineinpaßte. So oft ich nun entweder Bücher las welche blos in die Wiſſenſchaft einſchlugen; oder wenn ich auch in andere Bücher deren Hauptgegenſtand ſie nicht war, einzelne Materien gut entwickelt, neue oder unerkannte Bemerkungen geſammlet fand, zeichnete ich nach der Ordnung meines Handbuchs an deſſen Rande an, wohin die angemerkte Stelle gehörte, und nur mit zwei Worten den Inhalt der neuen Bemerkung und den Verfaſſer. Alsdann machte ich aus der Stelle ſelbſt einen körnichten Auszug, trug dieſen nachher in ein Buch ein, an deſſen Rande ich eben die Marginalien ſetzte wie in meinem Handbuche und auf die Seite meines Handbuchs verwies. — So hatte ich in einem Buche den Kern meiner Lektüre zuſammen, und konnte zugleich vermittelſt meines Handbuchs leicht überſehen, ob ich mir in dieſer oder jener Materie etwa wichtige Bemerkungen geſammlet hätte. Dieſe Methode wobei ich mich immer ſehr wohl befunden habe, habe ich beſtändig fortgeſetzt, beſonders ſeitdem ich hier in ein ſo ruhiges

Leben verſetzt bin. Viele von meinen eigenen Büchern habe ich auf dieſe Weiſe ſtudieret — und oft habe ich Gelegenheit welche geliehen zu bekommen, um ſo mehr da wir L. nicht weit haben. — Auf die Weiſe ſind meine Excerpte hier ſehr angewachſen; denn wie ich Ihnen geſagt habe, iſt dies meine gewöhnliche Arbeit in den Stunden wo ich mir ſelbſt überlaſſen bin — Um Ihnen eine nähere Probe von der Art meiner Excerpte zu geben, nehmen Sie dieſe **Brieftaſche** von mir an. Sie enthält einen Haufen ſolcher kurzer Bemerkungen über allerley verſchiedene Gegenſtände meines Faches aus Büchern die ich ſeit zwei Monathen geleſen habe. Ich möchte faſt ſagen, Sie würden einige Bemerkungen darin finden, die noch nicht bekannt ſind — andere die man da wo ich ſie herhabe gar nicht ſuchen ſollte Dahin rechne ich die Varietés par Mr. Sublier, und ſelbſt die Werke des Algarotti, Die erſten ſind ſehr wenig, die andern nicht in der Abſicht bekannt, in welcher ich ſie hier genutzt habe. Eben dieſes gilt von zwey kleinen Sammlungen dem Petit Reſervoir, und dem Porte feuille d'un Philoſophe trouvé. — Kurz ich hoffe vieles wird Sie vergnügen. Aus **Youngs Reiſen durch England**, ein Buch welches ich mit ſehr vielem Vergnügen geleſen habe, habe ich ganz kurze Auszüge über den Zuſtand der Engliſchen Landwirthſchaft gemacht, die in einer Folge fortgehen. — Noch muß ich Ihnen zwei Worte von einer Art Nachrichten ſagen, welche Sie auch darin finden werden — von **den Anekdoten.** Ich liebe treffende Einfälle oder kleine kurze Erzählungen, die irgend etwas merkwürdiges an ſich haben ſo ſehr, daß ich ſie immer der Vergeſſenheit entreiſſe und — ich mag ſie nun zerſtreuet in fliegenden Blättern oder in andern Büchern leſen — ſie ſammle, indem ich ihnen jedesmal eine Rubrik gebe, welche das frappantſte des Gedankens ausdrückt. Auch davon finden Sie einen Verſuch, und neugierig will ich Ihr Urtheil erwarten — Nehmen Sie übrigens die

Papiere mit und machen ſie davon einen Gebrauch welchen ſie wollen " —

Ich machte von dieſem gütigen Anerbieten Gebrauch, und ſobald ich wieder zu Hauſe kam, las ich ſie alle mit Begierde durch. Sie gefielen mir ſo wohl, daß ich glaubte dem Publikum auch einen Dienſt zu thun, wenn ich ſie bekannt machte; und hier ſind ſie denn wie ich ſie empfangen habe — ich habe weiter kein Verdienſt darum als ſie abgeſchrieben und in fünf Claſſen gebracht zu haben. — Nichts mehr zum Schluſſe dieſer vielleicht ſchon zu langen Einleitung — als den herzlichen Wunſch, daß ſie dem Leſer ſo wohlgefallen mögen als mir. Ich theile ihnen jetzt blos die erſte Claſſe mit.

1. Claſſe.

1. Von dem nachtheiligen Einfluß der Wiſſenſchaften.

Es iſt bekannt, daß die Akademie zu Dijon jene berühmte Preisfrage auswarf: „Ob die Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte den Sitten mehr vortheilhaft oder nachtheilig geworden wären?" — und daß Jean Jacques Rouſſeau durch ſeine Schrift den Preis erhielt. Allein das iſt vielleicht nicht ſo bekannt, daß faſt alle Gründe, welche er wieder die Wiſſenſchaften anführt, ſich ſchon in einem weit ältern Italiäniſchen Schriftſteller finden. Lilio Giraldi nämlich, ein Schriftſteller des 16ten Jahrhunderts, deſſen Werke zu Baſel 1580. in 2 Bänden in Fol. gedruckt ſind, beſchuldigt in ſeinen Briefen an den Fürſten Pico von Mirandola die Wiſſenſchaften aus eben den Gründen, die Gerechtigkeit und Sitten verderbt, alle Treue und Aufrichtigkeit aus der Welt verbannt zu haben, und Urſache der Zügelloſigkeit und aller Laſter geworden zu ſeyn. Caſtilhon in ſeinem Diogène Moderne T. II. p. 148.

2. Von der Urſache der Erfindungen.

Große und nützliche Erfindungen hat man nicht oft dem Ohngefähr zu verdanken; ſie ſind weit öfterer die Frucht langwieriger Arbeiten, und tiefer Unterſuchungen, und nur bey den Völkern können ſie entſtehen, deren Genie und Künſte ſchon einen großen Fortſchritt genommen haben — Daher haben nie wilde Völker irgend etwas wichtiges erfunden, und blos von polizirten, folglich ſchon alten Völkern darf man ſie erwarten. Denn jede Erfindung ſetzt viele ſchon vorläufige Kenntniſſe als nöthig voraus, und vermuthlich würden zwei Völker mit gleicher Induſtrie unter gleichem Klimat und Verfaſſung ohne Communikation miteinander zu haben beynahe zu gleicher Zeit auf dieſelben Erfindungen gerathen, wenn ſie gleich nicht denſelben Grad der Vollkommenheit erreichten. Paw Recherches ſur les Americains. T. II. p. 209.

Keine Erfindung iſt ohne Unterſuchung, ohne eine gewiſſe Unruhe des Geiſtes, wovon ſie weſentlich abhängt und die den Menſchen unaufhörlich aus der Ruhe auftreibt, worinn er ſich immer zu ſeyn beſtrebt; die ihm Kraft giebt Schwierigkeiten zu überwinden. Dieſe Unruhe bekömmt eine andere Wendung bey Kriegen oder Factionen, und geht mit der Energie der Seele ganz verlohren bey der Sklaverey; aber bey einer Nation, die in Frieden und Wohlſtand lebt, offenbart ſie ſich ohne Zweifel durch Fortſchritte in Künſten und Wiſſenſchaften. Bailly lettres ſur l'origine & des ſciences & des peuples de l'Aſie.

3. Erklärung der Antipathie und Sympathie.

Der große Baco erklärt die Antipathie und Sympathie gewiſſer Perſonen aus deren Ausdünſtungen, beſonders aus den Strahlen des Auges.

4. Von der Schwärmerey.

Irrthum und Schwärmerey haben eine gemeinſchaftliche Quelle — Täuſchung der Einbildungskraft. Bey dem erſten leidet nur Geiſt und Verſtand: bey der letztern wird auch Herz und Empfindung angegriffen. Je mehr oder je weniger Temperament und Leidenſchaften den Einfluß des Verſtandes auf das Herz begünſtigen, je leichter entſteht aus Irrthum Schwärmerey. Hier kömmt alles auf die individuelle Verſchiedenheit der Menſchen und für den Regenten auf die Neigung und Denkart der Nation an. Oft wiederholte Empfindungen werden Leidenſchaften, und dieſe werden ſchwärmeriſch, wenn ſie gar keinen würklichen Gegenſtand in der Natur haben, oder ihm einen übertriebenen Werth geben. Die reizbarſte und die ſtumpfeſte Einbildungskraft iſt dazu am geneigteſten. — Der Enthuſiaſmus iſt ſo verſchieden als deſſen Gegenſtand verſchieden iſt; doch läßt er ſich auf vier Hauptarten zurückführen. — Der erotiſche, moraliſche, politiſche und religieuſe, oder Fanaticiſmus. Der erſte hat nicht nur den großen Nachtheil, daß er das Individuum, welches er ergriffen hat, unthätig und unwirkſam fürs gemeine Beſte macht, ſondern nur zu oft erzeugt er auch den politiſchen und religieuſen — So ſehr der moraliſche Enthuſiaſmus, wenn er auf gute Handlungen einen hohen Werth legt, als z. B. Almoſengeben, eine Quelle guter Handlungen wird, ſo ſehr nachtheilig wird er auch, ſobald er übertrieben wird. — So geht es auch mit dem politiſchen. Ein gewiſſer Grad deſſelben wird zu auſſerordentlichen kühnen und großen Unternehmungen nothwendig erfordert, daher finden wir ſelten ſolche Thaten in Ländern, wo der patriotiſche und kriegeriſche Enthuſiaſmus in Keim ſchon durch einſchläfernden langwierigen Frieden, durch Luxus, durch Formalitäten und Deſpotiſmus erſtickt wird: aber ſehr gefährlich wird er dem

Staate wenn er zu weit getrieben wird. Alles kömmt hier auf Beurtheilung der Uebereinſtimmung der Abſichten und Mittel an — Unter allen iſt der religiöſe Enthuſiaſmus, oder der **Fanaticiſmus** der gefährlichſte, weil er das Herz am ſtärkſten bewegt, und die wichtigſten Folgen hat, wie uns die Geſchichte aller Nationen belehrt. Auch er kann gute Thaten zeugen. Gefühl des menſchlichen Unvermögens, Verlangen nach Rettung, Ausſichten über die Wolken, und Einbildung eines unmittelbaren göttlichen Beiſtandes, dies iſt ſeine Stufenleiter. Er hat mit dem Unglauben eine gemeinſchaftliche Quelle: hohe Selbſtſucht und zaumloſe Einbildungskraft. Das ſchwächere Geſchlecht iſt dem Fanaticiſmus am meiſten unterworfen. Vieles trägt auch die Beſchaffenheit des Landes, des Climats, der Witterung, der Lebensart und Denkart eines Volkes dazu bey, eine Nation geneigter dazu zu machen, welche Umſtände alle in der Schweitz zuſammen treffen. — Der Aberglaube kann eigentlich ohne Schwärmerey ſeyn, wenn nämlich ein irriger Satz zwar unſere Handlungen beſtimmt, Furcht oder Hofnung erzeugt, jedoch ohne daß daran das Gewicht heftiger und raſender Leidenſchaften gehängt wird. Des raſenden Aberglaubens Quelle iſt vorzüglich Barbarey und Unwiſſenheit der Pſychologie und Naturlehre; doch oft findet auch der Aberglaube beſonders der Glaube an Magie vielen Eingang in einem Volke, das auf dem Gipfel der Verfeinerung ſchwach und weichlich geworden iſt. Wenn gleich der Fanaticiſmus, der wie alle Begriffe und Neigungen die Farbe des Zeitalters trägt, jetzt minder als ſonſt fürchterlich iſt, ſo muß dennoch immer der Regent äußerſt darüber wachen, theils ihm vorzubeugen, theils ſeine nachtheiligen Würkungen zu hindern. Das erſte muß dadurch geſchehen, daß Vernunft und Religion beſonders im Kanzel-Vortrage nie getrennt werden, daß der Vortrag leicht, faßlich und erbauend ſey, daß man Sorge trage, daß der

Schwärmerey nicht durch ſchwärmeriſche Bücher und Predigten Nahrung gegeben werde, ſondern daß vielmehr ſie durch Aufklärung und vernünftige Begriffe in Schulen gehindert werde. — Wenn ſie demnach entſteht, muß ſie allemal im Keim erſtickt werden, und wie leicht läßt ſich dies nicht in dem Fall anwenden, wo gänzlicher Verfall des Hausweſens, Hunger und Mangel Quelle der Schwärmerey werden, welches nur zu oft geſchieht. Iſt auch dies vergebens, ſo muß man von allzugroßer Gelindigkeit und allzuſtrengen Maaßregeln gleich weit entfernt ſeyn, um ſo mehr da die letztern inſonderheit die ſchrecklichen Uebel des Religionshaſſes und Verfolgungen nur zu leicht verbreiten — Verachtung, Gleichgültigkeit gegen fanatiſche Sätze, Ueberzeugung durch Kanzel und unverſtändliche Vorträge, weiſe Einrichtungen um über Schwärmerey ein lächerliches zu verbreiten, werden faſt immer würkſam ſeyn, ſo wie etwa jährlich auf dem Platz von Smithfield in London jene Marionetten Spieler alle Gebehrden und Zuckungen der Fanatiker nachahmt. Wenn freilich alles unwirkſam iſt, ſo muß der Irrende in den Stand geſetzt werden ſich und andern nicht mehr zu ſchaden; Doch muß dies immer ſo leiſe und ſchonend als möglich geſchehen, ſonſt verbreitet ſich nur zu leicht der Geiſt des Aufruhrs. **Leonhard Meiſter** Vorleſungen über Schwärmerey.

5. Syſtem der Geſelligkeit.

Die Schriftſteller, welche uns den jetzigen geſelligen Zuſtand des Menſchen aus ſeiner Natur erklären wollen, theilen ſich hauptſächlich in zwei Claſſen. Die einen leiten alle Geſellſchaft aus dem Gefühl des Bedürfniſſes und der Mängel des natürlichen iſolirten Zuſtandes her; die andern ſchreiben dem Menſchen moraliſch vollkommne Anlagen zu, welche verbunden mit der Liebe für ſeines Gleichen ihn zur Geſelligkeit geneigt machen. Es iſt nicht zu läugnen, daß nicht der

Menſch nach dieſer letztern Schilderung von einer ſehr liebenswürdigen, wünſchenswerthen Seite erſcheine, allein vielleicht iſt in dieſem Gemählde nicht Wahrheit genug. Hier erſcheint der Menſch nicht ſo wie er im Stande der Natur iſt, ſondern ſo wie er ſeyn ſollte, wie er vielleicht ſeyn würde, wenn er als ein in dieſe Welt vollkommner Menſch, nun wieder in den Stand der Natur übergienge. — Beyde Syſteme zu unterſuchen, wird allemal für den denkenden Menſchen ein intereſſantes Geſchäft ſeyn. Wir wollen hier einen kleinen Beitrag dazu liefern, indem wir eins dieſer Syſteme entwickeln, welches wenig bekannt geworden iſt — es iſt des Abts **Pluquet** ſeines.

Die Geſellſchaft gründet ſich auf Bedürfniß, zweckt das allgemeine Wohl ab, und zu dieſem Zweck führt blos allgemeine Subordination. Um alſo zu erfahren, ob der Menſch von Natur zur Geſellſchaft geneigt und fähig iſt, muß man die Bedürfniſſe und die Neigung der Menſchen ſich zu vereinigen, ſo wie die Vortheile der geſchehenen Vereinigung unterſuchen.

Die erſten und urſprünglichen **Bedürfniſſe des Menſchen**; ſeine Schwäche in Vergleich der weit größern und ſtärkern Raubthiere; ſein einziges Vertheidigungsmittel ſich mit ſeines Gleichen zu vereinigen; das Bedürfniß ſich zu ernähren, welches ihn nicht an eine beſondere Provinz bindet; Das Bedürfniß ſich fortzupflanzen, welches nothwendig eine Vereinigung beider Geſchlechter erfordert, und ganz natürlich eine Liebe und Verbindung zwiſchen Eltern und Kindern erzeugt; endlich die dem Menſchen von der Natur ſelbſt ſchon ſeit der zarteſten Kindheit eingepflanzte Wißbegierde, und andern ſeine Kenntniſſe mitzutheilen — dieſe alle bewegen den Menſchen natürlich und nothwendig zur Vereinigung mit ſeinen Nebenmenſchen.

Eben dazu treiben ihn die **Neigungen**, welche er von der Natur empfangen hat. — Aus der Senſibilität des

Menſchen rührt überhaupt ſein Gefühl der Zuneigung und des Mitleidens gegen ſeine Nebengeſchöpfe. Die angenehmen und unangenehmen Senſationen, welche Auſſendinge in ihm erwecken, bewegen ihn ganz natürlich, jene ſich zu verſchaffen, und dieſe abzuwenden. Dies iſt der Urſprung der Künſte, und auch dieſe führen ihn wieder auf Geſellſchaft zurück. — Der Menſch als ein denkendes Weſen hat ſein Glück zum beſtändigen Augenmerk, und deſſen kann er nur eigentlich in dem Zuſtande der Ruhe und des Friedens theilhaftig werden; alles macht ihn daher zu dieſem geneigt und die Natur ſelbſt ſucht durch alle erwähnte Veranſtaltungen ihn darinn zu verſetzen. Jetzt entwickelt ſich das Gefühl der Menſchlichkeit und tritt an die Stelle des Intereſſe in dem minder ruhigen Zuſtand. Der Menſch denkt über die Handlungen ſeiner Nebenmenſchen, über ſeine eigene und über beider Folgen nach. — Die Wohlthaten, welche in dieſem Zuſtande erzeugt werden, ſind wahre Wohlthaten, bewürken Dankbarkeit, ein feſteres Band zur Geſelligkeit, und genauer je nachdem Perſonen genau mit einander verbunden ſind. — Die Begierde glücklich zu ſeyn, würkt Freude über das Glück unſrer Nebenmenſchen, alſo Freundſchaft, die feſter wird, je nachdem die Vereinung genauer, und das perſönliche Verdienſt größer iſt. Sie entfernt den Haß, weil der Haß nach der Veranſtaltung der Natur nur den böſen oder unglücklichen trift, der ſeine Nebenmenſchen kränkt, indem er ihren Würkungskreis zum Guten einſchränkt. Der wirkſame Haß aber oder der Zorn iſt immer nur defenſiv und ſchränkt ſich blos auf die Urſache ein. Immer werden wir den, welcher uns Uebel zufügt, eher durch gelinde Mittel zu beſſern ſuchen, oder wenigſtens gewalthätige nur ſo lange, brauchen bis wir ſeine Abſicht uns zu ſchaden, abgeändert haben. Rachgier iſt eine Leidenſchaft, die der Natur fremd iſt, und ſich nur auf Vergeſſenheit der Gleichheit unter den Menſchen

ſchen, oder auf Schwäche gründet. — Ein jeder Menſch alſo hält Wohlthätigkeit für ein Gut, und dies bewegt ihn noch mehr dazu wohlthätig zu ſeyn, und Wohlthätigkeit hochzuſchätzen. Die Begierde geachtet zu werden, als die Begierde nach einem Gut, und die Begierde Verachtung zu meiden, werden neue Beweggründe zum Guten, und die letzte ſo wie die Furcht vor dem Haß, Zurückhaltung böſe zu ſeyn. Dieſe Beweggründe werden verſtärkt durch das innere Gefühl einer Richtſchnur unſerer Handlungen, welche zu unterſuchen die damit verknüpften guten oder böſen Folgen uns antreiben; durch die allen Nationen gemeine Ueberzeugung vom Daſeyn eines vom Körper unterſchiedenen Weſens, das auch nach dem Tode fortdauert; durch die daher fließende Neigung ſein Andenken fortzupflanzen, und Furcht vor die Urtheile ſeiner Nebenmenſchen und der Nachwelt. — Endlich bringt die Wißbegierde den Menſchen natürlich auf die Unterſuchung einer Grundurſache, auf den Begrif eines ſchöpferiſchen und erhaltenden Weſens, eines Gottes für das ganze Univerſum — würde er auch auf dieſem Wege nicht gleich nachdenken, ſo würden doch ſchreckende Luftbegebenheiten ihn bald daran erinnern. — Mit dieſem Gedanken iſt nothwendig der verknüpft, er belohne das Gute und beſtrafe das Böſe, und nun ſtellen ſich alle bis jetzt entwickelte Grundſätze dem Menſchen als Geſetz, als Zwangsgeſetz vor. Die Ausartung dieſer an ſich reinen Religion in Aberglauben und Vielgötterei war anfangs eine Würkung der menſchlichen Schwäche, der überſpannten Einbildungskraft, und ward nachher aus Politik beibehalten. Ferne aber ſey es, der Politik den Urſprung der Religion beyzumeſſen, weil ſie doch nicht die Gegenſtände bewürken konnte, deren Betrachtung den Menſchen religiös machte, welches wir bey allen Nationen finden, die nie Politik hatten.

So iſt der Menſch von der Natur zur Geſelligkeit, zur Vereinigung mit ſeinen Nebenmenſchen geneigt; ſo knüpfte die Natur Bande zwiſchen Menſchen, und in der Vereinigung iſt der Menſch ſowohl der Subordination als der Moral fähig. Alſo führt **der Weg der Natur ſelbſt zur bürgerlichen Geſellſchaft.**

Der Menſch ſieht ſich, wieder nach einer Veranſtaltung der Natur, ſchon als Kind abhängig; er ſieht wie nothwendig ihm dieſe Abhänglichkeit zu ſeiner Unterhaltung wird; er betrachtet ſeine Eltern als Oberhaupt; Familien bringen alſo bey ihrer Vereinigung, dieſe Geſinnungen — **Gewohnheit abzuhängen und Anhänglichkeit an ein Oberhaupt** mit. Das Gefühl der phyſiſchen und moraliſchen Ungleichheit der Menſchen wird ſie bald ein gemeinſchaftliches Oberhaupt ſich wählen laſſen, das dieſe Ungleichheit zum Guten lenke — **Es tritt an die Stelle der Eltern**, daher wird man ihm gleiche Anhänglichkeit beweiſen — daher der Begrif des Vaterlands, die Zueignung alles deſſen was dies Oberhaupt angeht, und die ſchöne Liebe zum Vaterlande. — In dieſem Zuſtande wird der Menſch eines vollkommnen Glücks fähig; um ſo mehr und um ſo lieber wird er den Geſetzen gehorchen; Geſinnungen der Mäßigung und Billigkeit werden in ihm mächtiger als Trieb zur Unabhängigkeit und zu herrſchen, die zum Glück nicht erforderlich ſind — und als Neid, Hochmuth und Eitelkeit, Fehler die auch nicht weſentlich, weil ihre Gegenſtände dem Glück auch nicht nothwendig ſind. — Das Oberhaupt auf der andern Seite wird theils nach den Trieben des allgemeinen Wohlwollens, theils nach den beſondern zärtlichen Verhältniſſen der Verbindung, worin es mit den Unterthanen ſteht, ein Analogon der väterlichen, woraus ſie entſtand — und endlich aus Dankbarkeit gegen ihre Liebe und Zutrauen das allgemeine Wohl zum beſtändigen Augenmerk haben, alle Handlungen dahin abzwecken und ſich nur als deſſen Depoſitar anſehen — Sätze welche uns die Geſchichte mit ſchönen Beiſpielen erläutert.

Der Menſch ſtrebt der Natur gemäß nach einem gewiſſen Gegenſtande, den er als ein Gut ſich vorſtellt, wohin er alle ſeine Bemühungen lenkt, und in dieſen Bemühungen Vergnügen empfindet. — Dies iſt ſein Charakter, und gerade dieſer Charakter treibt ihn zur Ausübung der geſellſchaftlichen Tugenden, welche wie er ſieht das Glück aller Menſchen unter denen er gebohren wird, ausmachen, und welche nachzuahmen er von Kind auf geneigt iſt. Sollte er ſich auch von dieſen Grundſätzen entfernen, ſo treibt ihn doch bald die Begierde glücklich zu ſeyn, und die Vernunft ſelbſt wieder dahin zurück.

So bereitete die Natur ſelbſt alle Menſchen zu einer allgemeinen Geſellſchaft deren Grundgeſetze ſie ihnen einprägte. — Dieſe Grundgeſetze müſſen allen beſondern Geſellſchaften die aus beſondern Verhältniſſen und Beziehungen entſtanden, eigen ſeyn. Alle Nationen müſſen wieder in eben den Beziehungen und Verbindungen gegen einander ſtehen, als einzelne Menſchen. — Dieſen Geſetzen bürgerlicher Geſellſchaften zu gehorchen verbindet den Menſchen ihr Endzweck, und ſeine Beſtimmung; und von den wirklichen Fehlern und Mängeln, welche wir in den Geſellſchaften antreffen, können wir nicht auf die Verdorbenheit des Menſchen überhaupt ſchlieſſen.

Pluquet de la Sociabilité. Yverdon 1770. 2. Tom. 8. ein im ganzen ſehr gut geſchriebenes Buch, allenthalben mit ſehr gut gewählten Beiſpielen aus der alten, beſonders der Chineſiſchen Geſchichte erläutert.

6. Vorzüge des bürgerlichen Zuſtandes vor dem wilden.

Wer den Zuſtand der Wilden nur etwas genauer unterſucht, wird bald von den ganz unendlichen Vorzügen überzeugt

zeugt werden, welche der bürgerliche hat. Geſellſchaftliche Geſetze und Erziehung allein können den Menſchen über das Thier erheben; man muß ihm einen Theil ſeiner Freiheit nehmen um ſein Weſen zu veredeln, und ohne dieſe Cultur ſeines Genies iſt er nichts. — Der wilde Menſch lebt blos ſich ſelbſt, kennt kein anhängliches Band, keine wohlthuende, liebreiche, edle Triebe; lebt in einem unthätigen Zuſtande, wo er ohne die Tugend, gut zu handeln, zu kennen, blos an ſich ſelbſt denken kann. Alle ſeine Kräfte nehmen in einem ſolchen Zuſtande gewiſſermaaßen ab; Unthätigkeit und ſchlechtere Nahrungsmittel vermindern ſelbſt ſeine körperlichen Kräfte. Daher ſind wilde Völker auch unabhängig von der Alteration ihres Temperaments immer ſchwächer als civiliſirte. — Wir haben hiervon an der Geſchichte Alexander Selkirks ein merkwürdiges Beiſpiel. Dieſer Schottländer, welchen Capitain Stradling auf der unbewohnten Inſel Juan Fernandes ließ, wo er nach 4 Jahren und 4 Monathen von Roggers 1709 befreiet ward, beweiſet, daß der Menſch ohne Geſellſchaft bey einem wilden Leben, dumm, ſchwach, und wie thieriſch werden würde. — Die erſten acht Monathe ſo lange er noch Betrachtungen anſtellen konnte, waren ihm unerträglich; aber wie er ſo zu ſagen die Gedanken verlohr, blos mit ſeiner Ernährung beſchäftigt war, fühlte er die Laſt des Daſeyns und ſeiner Lage nicht mehr; er hatte aber alle moraliſchen Begriffe vergeſſen, war vielleicht wilder noch als ſelbſt die Thiere und hatte beynahe die Sprache ganz verlohren ohnerachtet er einige Bücher gehabt hatte. Paw. Recherches ſur les Americains Edition de Cleves 1772. Tom. I p. 352 - 54. Tom. II. p. 232. Defenſe p. 15. Ein bekanntlich ſchätzbares Werk welches viele ſcharfſinnige Bemerkungen über den Charakter und die Geſchichte des Menſchen enthält.

7. War-

7. Warum erſcheinen große Genies zur ſelben Zeit? Warum blühen ſie zuſammen?

Für jeden, welcher die Geſchichte der Menſchheit mit forſchendem Geiſt, ſtudiert, bleibt es eine intereſſante Unterſuchung, den Urſachen nachzuſpüren, welche auf die Entſtehung und Ausbildung eines großen Genie's einwürken konnten. Wie vielmehr wird alſo die großen Verſchiedenheit des Nachdenkens werth ſeyn, welche wir in den Annalen der Nationen in Abſicht auf ihre Geiſteskräfte zu verſchiedenen Zeiten wahrnehmen! — Warum waren die Jahrhunderte, worinn **Philipp** und **Alexander**, **Julius Cäſar** und **Auguſt**, **Julius der zweite** und **Leo der zehnte** lebten, warum war **Ludewigs des vierzehnten** Jahrhundert ſo fruchtbar an großen Genies?

Phyſiſche Erklärungsgründe aus dem günſtigen Einfluſſe der Luft und des Climats reichen hier nicht zu. Du Bos reflexions critiques ſur la Poeſie & la Peinture P. II. S. Ct. 12. ſqq. — Als **moraliſche** giebt man gewöhnlich Ruhe und Größe des Staats, Schuz und Liebhaberey der Regenten an; allein die unruhigſten Zeiten Griechenlandes brachten die größten Redner, und oft die kleinſten Staaten, wie Toſcana eine Menge großer Männer hervor. — Die **Liebhaberey der Regenten**, wenn ſie nicht mit wahren Kenntniſſen, Beurtheilungskraft und Mäßigung verknüpft iſt, ſchadet oft mehr als ſie nutzt; und ſelbſt gut ausgetheilter Schutz und Belohnungen können wohl die Wiſſenſchaften in einem blühenden Zuſtande erhalten, und Fähigkeiten der Seele entwickeln helfen; nie aber eigentliche Genies hervorbringen, und nie zu ſo kräftigen Anreizungen dienen, daß man um ihrentwillen alle Schwierigkeiten überwände — Racine welcher in ſeinem Traité ſur la decadence des eſprits dieſe Meinungen verwirft, glaubt, daß nach einer langen

Finſterniß das Beiſpiel eines einzigen guten Kopfes, der den rechten Weg einſchlägt, alle gleichzeitigen ihm zu folgen leicht reizt, weil ſie alle ein Urbild — die Natur haben. Daher leitet er den gleichzeitigen Fortgang der Künſte und Wiſſenſchaften. — Allein ſollte das Beiſpiel auf mehr als ein Land gleich einwirkend ſeyn? Sollte man es wohl für die Künſte und Wiſſenſchaften annehmen können, welche nicht mit einander in ſo genauer Verbindung ſtehen? Sollte nicht die Geſchichte dieſe Meinung entkräften, wenn ſie uns zeigt, wie unwiſſend die Griechen, dieſe feinen Kenner der ſchönen Künſte in der Naturlehre und Sternkunde waren? ſollte man dem Beiſpiel allein eine ſo ſehr mächtige Würkung zuſchreiben können? ſcheint es nicht als ob ſich deſſen Einfluß nur auf den Staat worin es ausblüht, wo eine Sprache und eine Regierungsart herrſcht, einſchränke? ſo wie ein Gegenſatz den Einfluß eines Geiſtes der einen verkehrten Weg einſchlägt — Sätze die uns die Geſchichte bey allen Staaten, welche entweder keine gemeinſchaftliche Sprache, oder doch keine gemeinſchaftliche Regierung verband, beweiſet.

Es ſcheint der Natur der Sachen weit angemeſſener zu ſeyn, daß in den Ländern, wo Künſte und Wiſſenſchaften entſtanden, die welche ſich darinn auszeichneten nach einander in gewiſſen Zwiſchenräumen erſcheinen mußten; weil zur allmähligen Vervollkommnung derſelben, zur Hervorbringung großer Meiſter viele Zeit erfordert wird — und daß hingegen da, wo die anderswo entſtandenen ſchon bis zu einem gewiſſen Grad der Vollkommenheit gebrachten Künſte und Wiſſenſchaften wie verpflanzte Produkte hingebracht wurden, ſie gleichſam haufenweiſe zu einer Zeit aufkeimen. Am früheſten werden die Künſte und Wiſſenſchaften vervollkommnet, die mit der Einbildungskraft am meiſten in Verbindung ſtehen, und nach und nach erſt die, welche Folgen einer langen Reihe Grundſätze und Beobachtungen ſind. Und iſt es bey dieſem allmähligen Fortſchritt des Genies einer Nation zu ſeiner Reiſe, nicht nothwendig, beynahe unumgänglich erforderlich, daß der Zeitpunkt der großen Kraft, auch durch eine größere Anzahl vorzüglicher Genies bewürkt werde. — Dieſe Erklärung iſt der Geſchichte völlig gemäs. Daher verfloſſen von **Homer** bis **Archimedes** ſechs Jahrhunderte, und bey der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften von **Dante** bis **Galiläi** drei; welche letztere Zeit jedoch wohl nicht ſo lang geweſen wäre, wenn Italien mehr Ruhe genoſſen und nicht ſo ſehr getheilt geweſen wäre. Eben daher zählte im Gegenſatz Rom in der kurzen Zeit von **Sylla** bis zum **Auguſt** eine ſolche Menge großer Männer; ſo auch Frankreich unter **Ludwig dem vierzehnten** und England gleich nachdem ſeine bürgerlichen Kriege geendigt waren. — Doch iſt nicht zu läugnen, daß nicht hier die Einſicht der Regierung viel zur Beſchleunigung beitrage. Dies iſt die Urſach warum in Rußland die mechaniſchen Künſte, und zum Theil auch die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften ſo ſchnell gewachſen ſind. Eſſai par Mr. le Comte Algarotti in ſeinen Oeuvres T. III. p. 219 - 254.

8. Ueber den Nationalcharakter.

Der Nationalcharakter iſt, wie **Caſtilhon** ſehr richtig ſagt, das Reſultat der gewöhnlichen Neigungen der Seele in der größten Anzahl der Mitglieder einer Nation.

Der Hang des Menſchen nachzuahmen, und die Eigenliebe die ihn antreibt, Original ſeyn zu wollen, ſind zwey **gleich ſtarke Triebe**, die ihm immer eigen ſind. **Jene** bildet den **Nationalcharakter**, dieſe beſtimmt die verſchiedenen **Charaktere der Geſellſchaft**. Dieſe hat im Anfang bey weitem das Obergewicht, allein durch die Länge der Zeit verliert ſie immer etwas mehr bey den unmerkba-

ren

ten Eingriffen der Gewohnheit. Die ſtarken Nüancen verlieren ſich immer etwas mehr durch das Beyſammenleben; und durch den Kontraſt der Meinungen, Leidenſchaften und Neigungen verlieren ſie alle etwas, und ſo entſteht die allen Individuen gemeinſchaftliche Form. Bald aber wird der Nationalcharakter unterſtützt durch National Stolz und Eiferſucht, und dies ſchüzt ihn vor Veränderung, macht aber auch zugleich aufgeklärteren Meinungen wenn ſie von der Nation ihren abgehen, dem Eintritt ſchwer. Bailly Lettres ſur l origine des peuples & des ſciences

Manche Umſtände würken indeſſen auf die Veränderung des Nationalcharakters. Oft haben ſelbſt ſolche Umſtände einen groſſen und bleibenden Einfluß, welche anfangs nur ſchienen einen blos vorübergehenden haben zu ſollen. Dieſen nie aus der Acht zu laſſen, iſt des Beobachters Pflicht — Das Finanzſyſtem von Frankreich im Jahr 1720. vermehrte den Luxum, weil es mit einem mahle unermeßliche aber idealiſche Reichthümer bewürkte, auch wie das Syſtem fiel, blieb der Luxus — Die Engliſchen Bücher fanden in Frankreich Beifall, und gleich theilte ſich der Nation eine Neigung zur Starkdenkerei mit — Dahin gehört auch die Bemerkung, daß die überwundenen Völker allezeit in gewiſſer Abſicht ihre Sieger wieder überwanden, und oft auf ihre Sitten einen nachtheiligen Einfluß hatten. Sablier in ſeinen Varietés ſerieuſes & amuſantes

Die Arbeitſamkeit ward in rauhen unfruchtbaren Oertern gebohren, wo die Natur durch Verſprechungen einlud, in gleicher Maaße Furcht und Hofnung erwekte. Dies trieb den Menſchen an alle ſeine Kräfte zu äuſſern, weil er gegen die Natur kämpfte; dies erzeugte Induſtrie aus Bedürfniß, und dieſe Arbeitſamkeit war es, welche dazu beſtimmt war, die Welt zu unterjochen, und, welcher Weichlichkeit weichen muſte. Bailly a. a. O.

Die Anhänglichkeit an die alten Gebräuche, welche alle Nationen Aſiens und des Alterthums auszeichnet, hat ihre Quelle in der Natur der Jugend, und in deren Neigung zur Nachahmung; und gründet ſich noch mehr auf die beſondere Ehrerbietung, welche man gegen die Alten trug, weil durch ſie allein aller Unterricht fortgepflanzt wurde. **Bailly.** am a. O.

9. Ueber den Einfluß des Clima.

Es iſt nur ein Vorzug des Menſchen allein, in allen Climaten leben und ſich fortpflanzen zu können; allein es iſt doch auch nicht zu läugnen, daß er nicht eine groſſe Veränderung leiden ſollte. Der Erdſtrich, welcher ihm eigentlich am angemeſſenſten, der wahre Siz ſeiner Gröſſe, Macht und Ruhms iſt, dies iſt die **gemäßigte nördliche Zone** unſrer Hemiſphäre. — Weiter gegen Norden wird bey einem ſtarken Körper ſeine Organiſation gröber, und das Feuer des Genies ſcheint ſich zu verlieren. Jenſeit des Polar-Cirkels wird ſeine Geſtalt kleiner, das ſchöne Ebenmaaß ſeiner Glieder verliert ſich, und er wird ſelbſt des Unterrichts unfähig — Unter dem Aequator wird ſeine Geſichtsfarbe ſchwarz, ſeine Geſichtszüge ſehr roh und hart, ſein Lebensziel wird kürzer und bey heftigen Leidenſchaften hört er auf ſein Selbſtherrſcher ſeyn zu können. Alſo die Einwohner von Europa, vier bis fünf Völker Aſiens, und einige kleine Striche von Afrika ausgenommen, ſind **alle übrigen Menſchen mehr wilde Thiere als Menſchen.** **Paw Recherches ſur les Americains T. II. p. 68. 69.**

Das verſchiedene Clima bewürkt zuförderſt die körperliche **Verſchiedenheit** der Nationen, Gröſſe, Stärke, Farbe, Geſchlechtstrieb, Dauer des Lebens und Geſundheit; Dinge, die wieder wie man nicht läugnen kann, auf das phyſiſche der Leidenſchaften, Neigungen und Sitten einen ſehr großen Einfluß haben. — So finden wir daß die Einwohner der warmen Länder kleiner, trockener, munterer und lebhafter, witziger aber weniger arbeitſam und ſtark als die Bewohner des Nordens ſind; daß ſie ſelten eine weiſſe Haut, weit ſtärkere und frühere Geſchlechtstriebe haben, und nicht ſo alt werden; daß ihre Weiber hübſcher aber nicht ſo ſchön und minder fruchtbar ſind. — In den ſehr heißen Ländern iſt die Liebe blos eine wilde und raſende Begierde; in den temperirten Erdſtrichen iſt ſie eine Leidenſchaft, verbunden mit Ueberlegung, eine Würkung der Erziehung; in den ſehr kalten Ländern blos eine ruhige Empfindung eines nicht ſehr dringenden Bedürfniſſes. Venel ſur l'influence du Climat ſur le Corps & la ſanté de ſes habitants im Porteſeuille d'un Philoſophe 1770. T. V. p. 220. ſqq.

Von Clima rührt die große Vaterlandsliebe und das Heimweh her, was alle, ſelbſt die deren Clima das ſchlechteſte iſt, in einem fremden Clima empfinden.

Religionsgebräuche, die ſich auf die phyſiſche Beſchaffenheit eines Landes gründen, pflanzen ſich immer bey der Nation fort die es bewohnt. — Der Nil in Egypten und der Ganges in Indien, werden ungeachtet der mahomedaniſchen Religion, die in dieſen Gegenden herrſcht, eben ſowohl wie Gottheiten verehrt, als zu den Zeiten des Heidenthums. Oeuvres d'Algarotti Tom. V. p. 271.

10. Iſt die Verſchiedenheit des National-Charakters, Würkung des Clima oder der Geſetzgebung?

Die erſtaunend und ſehr merkwürdige Verſchiedenheit des National-Genies und Charakters der Nationen, ja einer und ebenderſelben Nation zu verſchiedenen Zeiten, iſt der Gegenſtand vieler Unterſuchungen, und bald aus phyſiſchen bald aus moraliſchen Gründen beurtheilt worden. — Bodin, du Bos und beſonders Montesquieu erklären es lediglich aus dem Einfluſſe der Nahrungsmittel, der Luft und des Climats eines Landes. Daher bleiben ſich Nationen unter einem Himmelsſtrich immer gleich, und arten unter einem fremden aus, wie die Creolen. Bodin will ſogar aus der Lage Roms auf Hügeln ihren ehemaligen unruhigen Geiſt, und du Bos aus der großen Veränderung welche die Luft in Rom zu ihrem Nachtheil erlitten, die große Verſchiedenheit zwiſchen dem jetzigen und ehemaligen Charakter der Römer erklären. — Der Secretair von Florenz hingegen, David Hume und andere verwerfen die Einwürkung ſolcher Urſachen gänzlich, und ſchreiben alles der Regierungsart, dem Vermögen und der Kraft eines Staates in Abſicht ſeiner Nachbarn zu. Alle Völker ſind den Eindrücken der Geſetzgebung gleich offen, allenthalben könne kriegeriſche Tapferkeit entſtehen, bey Odins Nachkommen und bey Mahomedanern. Daher ſind die Juden allenthalben gleich, und im Gegenſatz daher die große Veränderung der Griechen und Italiäner.

Der große Hippocrates in ſeinem Buche über Luft, Waſſer und Oerter (περιγενης) zeigt zuförderſt daß ein Land ſeiner Lage nach geſünder als das andere wäre; daß der ſanftere Himmelsſtrich Aſiens allen Thieren dort Schönheit, der rauhe und abwechslendere Theil Europens aber dem menſchlichen Körper und Geiſte weit mehr Stärke gäbe; und daß daher zum Theil, mehr aber noch wegen der ſo ſehr verſchiedenen Verfaſſung Europens, wo die weit aufmunterndere republikaniſche Regierung allgemein wäre, der Vorzug der Europäer vor den Aſiatern einleuchtend ja nothwendig würde. Dieſe Meinung iſt Zweifels ohne die gegründetſte. Alles in einem Lande participirt von der

Beſchaffenheit der Erde, Luft und Nahrungsmittel — daher oft Unterſchied unter den Geiſteskräften der Bewohner einer fetten Ebne und einer bergigten Gegend. Selbſt der Einfluß einer guten Geſetzgebung wird durch die Mitwürkung phyſiſcher Urſachen unendlich unterſtützt, und würde, wo dieſe nicht wären, oft ganz wegfallen. Daher muß auch ein gewiſſer und unauslöſchlicher Haupttrieb eines Volkes erklärt werden. — Allein auch auf der andern Seite iſt es nicht zu läugnen, daß nicht moraliſche Urſachen, eine gute Erziehung, Geſetzgebung, gute Austheilung der Belohnungen und Strafen auf den Charakter eines Volks den mächtigſten Einfluß haben ſollten — Daher auf der einen Seite die ehemalige Größe Griechenlands und Roms ſo ſehr von ihrem jetzigen Zuſtande verſchieden, wenn gleich die Bewohner derſelben noch gleiche Fähigkeiten haben. — Daher auf der andern die fortdauernde Neigung der Sicilianer zu Liebes- und Hirtenliedern, der Engländer Freiheitsliebe, und endlich das ſehr merkwürdige Beiſpiel der Franzoſen, welche wenn gleich größtentheils wenigſtens Deutſchen Urſprungs, noch faſt völlig ebendenſelben Charakter haben, welchen uns die Schriftſteller an den alten Galliern angeben. Eſſay par Mr. le Comte d'Algaroti dans ſes Oeuvres. Tom. III. P. 259-286.

Bey aller dieſer durch ſo mannigfaltige Urſachen bewürkten Verſchiedenheit des National Charakters der verſchiedenen Völker, treffen wir dennoch zuweilen Beiſpiele einer ſonderbaren Uebereinſtimmung in ihren Meinungen und Neigungen an, welche würklich zu den Räthſeln gehören. — So finden wir, daß faſt alle Völker dem ledigen Stande beſondere Ehrenbezeugung bewieſen, und ihm einen ganz beſondern Werth beilegten, ſo daß ſie glaubten, es geſchähe der Gottheit ein vorzüglicher Dienſt. — Eben ſo merkwürdig iſt die Uebereinſtimmung der Denkungsart verſchiedener Völker über den Werth der Verrückten. Die Amerikaner und die Türken ehren die Narren ganz beſonders, und betrachten ſie als von der Gottheit vorzüglich begünſtigte Perſonen. Die Alten glaubten vielleicht, daß die Gottheit ſich eher ſolchen, als den verſtändigen Menſchen offenbare, daher die Verſtellung der Prieſterinnen Apollons. Paw in ſeinen Recherches ſur les Americains.

V.

Naturgeſchichte.

Miſcellaneen aus der Geſchichte ein'ger Thiere.

Divini verfertigte ein Microſcop von einer neuen Erfindung; als man damit kleine, durch ein Sieb geſichtete Sandkörner betrachtete, wurde man eines Thieres gewahr, das viele Füße, und eine weißen, ſchuppichten Rücken hatte; aber ſo klein war, daß, ohngeachtet das Microſcop jedes Sandkorn bis zur Größe einer gewöhnlichen Nuß erhob, dem ohngeachtet dieſes Thier nicht größer erſchien, als ein Sandkorn mit bloßen Augen geſehn.

Wenn man europäiſche Hunde nach Nigritien bringt, ſo verlieren ſie das Vermögen, zu bellen, ſie ſtoßen blos ein Geheul aus.

Hook hat bemerkt, daß an den Flügeln der kleinen Fliegen, in einer Secunde, viel Hunderte, ja wohl tauſend

ſend Schwingungen geſchehn, und daß dieſes vielleicht die ſchnellſten Schwingungen ſind, die es auf der Welt giebt; dies veranlaßt ſinnreiche Betrachtungen über die Geſchwindigkeit der Lebensgeiſter anzuſtellen, welche dieſe Bewegung hervorbringen müſſen.

Swammerdon hat 193 Arten von Schmetterlingen aufgezeichnet, 13 von der größten Gattung, 23 von mittler Gröſſe, 86 kleine, und 66 von den allerkleinſten.

Löwenhoek zählte 6236 Hohlſpiegel oder Augen, auf den beyden Augen eines Seidenwurms, wenn er noch in ſeinen Fliegenſtand iſt; 3181. dergleichen auf jedem Auge des Käfers, und 8000 auf den beiden Augen einer gewöhnlichen Fliege.

Der Strauß und der große Geyer, haben ihre Augenlieder mit Haaren eingefaßt, und dieſes allein mit dem Menſchen, dem Affen, und Elephanten gemein.

Das Auge der Katze iſt dergeſtalt mit Licht getränket, daß es des Nachts, glänzend und leuchtend erſcheint. Der Löwe ſieht des Nachts, wie die Katze.

Von allen Tagvögeln, ſind der Hahn und die Nachtigall die einzigen, welche ihre Stimme des Nachts hören laſſen. Das Faulthier, oder Ai, ein amerikaniſches Thier, hat eine Stimme, wie das Schreyen einer jungen Katze, die aber gravitätiſch, i, i, i, i, i, nach dem Ton der Noten, La, Sol, Fa, mi, re, ruft weswegen **Cluſius**, im Scherz, den Ai, den Erfinder der Muſik nennt.

Man unterſcheidet die Vögel nicht blos an der Verſchiedenheit ihres Flugs, ſondern auch ihres Gangs. Viel von ihnen gehn Schritt für Schritt, wie die Pfau; andre laufen wie das Rebhuhn; wieder andre hüpfen, wie die Elſter, noch andere werfen ihre Schritte vorwärts, wie die Hüner, und welſchen Hähne; einige ſind nicht im Stande zu gehn, fliegen daher beſtändig, oder halten doch wenigſtens nicht lange wo ſtill.

Wenn die **Vacos** (Ameiſen der Inſel Ceylon) ihre Flügel bekommen haben, ſo fliegen ſie in ſo großer Anzahl nach Abend, daß ſie ordentliche Wolken bilden, welche des Sonnenlichts berauben. Sie ſteigen zu einer ſolchen Höhe, daß man ſie auſſer Geſicht verliert, und hören nicht auf zu fliegen, bis ſie für Erſchöpfung tod zur Erde fallen. Sie werden alsdann der Raub der Vögel. Die Hüner ſonderlich freſſen ſie lieber als Reiß, und ziehn ſie ſogar allen andern Ameiſen vor, deren es noch verſchiedene Gattungen auf der Inſel giebt.

Die **Galeere** iſt ein mexicaniſcher Fiſch, deſſen Körper aus lauter Knorpeln und einer ſehr dünnen, mit Wind angefüllten Haut beſteht, die den Fiſch über dem Waſſer erhält, und ihn nach Wohlgefallen des Windes herumtreibt; die Wellen werfen ihn oft aufs Land, wo er unbeweglich und geſtrandet, liegen bleibt, bis eine andere Welle ihn wieder ins Waſſer ſpühlt. Er hat eine Art Beine achte an der Zahl, wie Latten gemacht; vier dienen ihm ſtatt der Ruder zum Schwimmen, und die vier andern ſtatt der Seegel, indem er ſie von Zeit zu Zeit in die Luft ſtrecket, um den Wind zu fangen. Dies hat ihm den Namen, **Galeere**, zuwege gebracht; dieſer Fiſch geht niemals unter Waſſer.

Der **Waſſerkäfer**, gemeiniglich **Waſſerfloh** genannt, weiß, wenn er untertaucht, ein kleines Luftbläschen geſchickt in ſeinen Schwanz zu faſſen und zu verwahren, welches dieſes Inſekt theils leichter macht, theils ihm bey den verſchiedenen Richtungen im Schwimmen hilft, wodurch er ſich aus der Tiefe wieder auf die Oberfläche ſchwingt.

Die ſchwarze Spinne kann von dem Stachel der Weſpe nicht verwundet werden und zerbricht ihr die Knochen und Schuppen mit ihren Fängen.

Die kleinen amerikaniſchen Ameiſen haben ſo gut ihr Korn-Magazin, als der Maulwurf.

Bey den Antillen bemerkt man kleine Krabben, die immer Schildwache ſtehn um auf eine Beute zu lauern, und in einer von ihren Scheeren, einen kleinen Kieſelſtein halten. Wenn die Fluth die Auſtern und Muſcheln herbeyführt, ſo warten ſie den Augenblick ab, wo ſie ihre Schaalen öfnen, und werfen dann den kleinen Kieſel hinein, der ſie hindert, ſie wieder zu ſchlieſſen; auf dieſe Weiſe wird es ihnen leicht ſich ihrer zu bemeiſtern, und ſie zu verzehren.

In Mexico giebts eine Spinne, **Artocalt** genannt: ſie weiß ihr Gewebe mit rothen, gelben, ſchwarzen Fäden ſo künſtlich zu durchweben, daß ſich das Auge nicht ſatt daran ſehn kann.

Der **Acudia** iſt ein leuchtender Käfer, in Weſtindien. Ein einziger giebt ſo viel Licht, daß man dabey ſchreiben kann. Wenn die Indianer des Nachts reiſen, ſo befeſtigen ſie einen an jeden Fuß und einen an der Hand: dies ſind ihre Fackeln: ſie bedienen ſich ihrer ſonderlich auf der nächtlichen Jagd des **Utias**, einer Kaninchen-Art.

VI.

Anekdoten.

Nach Lully, des berühmten Tonkünſtlers, Tode, fand man 7000 Stück Karolinen, 20,000 Thaler in Silbergelde, und noch viel andre Koſtbarkeiten bey ihm.

Bey der Belagerung von Mons, 1691. „dinirte“ Ludwig XIV. eines Tages im Geſicht der Linien, und ging nach der Tafel, in der Entfernung eines Flintenſchluſſes von der Feſtung, am Eingang der letzten Laufgräben ſpatzieren. Eine von den Schildwachen hielt ihn an: **Kennſt du den König nicht?** rief einer aus dem Gefolge dem Soldaten zu. **Ich kenne ihn wohl,** erwiederte dieſer, **aber das iſt nicht hier ſein Platz.**

Im September 1651. ſpeißte der Prinz von Oranien, damals ſchon König von England, zu Brüſſel bey dem Prinzen von **Vaudemont.** — „Wiſſen Ew. Majeſtät „wohl, ſagte dieſer, daß ſie heute in ihrem eigenen Hauſe, „in dem Pallaſt von Naſſau, ſpeiſen, den ich ſchon ſeit „23 Jahren bewohne, ohne je einen Heller bezahlt zu ha„ben? Wenn ich ein Jahr nur tauſend Thaler rechne, ſo „machte das 23,000 Thaler, die ich Ew. Majeſtät ſchuldig bin.“ — Nach der Tafel ging der König in ſein Kabinet, ſchrieb zwey Zettel, und gab ſie dem Prinzen: **Hier iſt,** ſetzte er hinzu, **die Quittung über die** 23,000

Thaler, und hier eine Schenkung vom Pallaſt, damit man ſie in Zukunft im Frieden laſſe.

Die Ceremonie die in Spanien gewöhnlich iſt, wenn ſich die Königin zum erſtenmal ſchwanger befindet, fällt ziemlich ſonderbar aus. Man läutet die große Glocke des Pallaſtes: das Volk eilt in Menge herzu, der König und die Königin erſcheinen auf dem Balkon, und machen überlaut bekannt, daß die Königin ſchwanger ſey. Hierauf ſetzt ſich die Königin in einem Wagen, um ſich zu U. L. F. von Atroſcha zu begeben; alle Grandes umringen zu Fuß den Wagen, um Gott mit zu danken. Dies Liebe-Frauen-Bild, iſt von Holz; es weint alle Jahre, am Tage ſeines Feſtes, und das Volk weint mit.

Unter dem Nachlaß des Mezeray, fand man einen Sack mit 300 Thaler Silbergeld, worauf geſchrieben ſtand: „dies iſt das letzte Geld, das ich vom Könige empfangen „habe. Auch habe ich ſeit der Zeit nichts mehr zu ſeinem „Lobe geſagt.“ In einem Sack mit Goldthalern, lag einer der ſorgfältig in Papier gewickelt war, mit der Aufſchrift: „dieſer Goldthaler iſt von dem guten Könige Ludwig XII, und ich hebe ihn auf, um mir dafür einen Platz „zu miethen, wo ich die beyden größten Finanziers unſers „Zeitalters hängen ſehn kann.“

Ludwig XIV, als er 1666. durch Reims ging, wurde von dem Maire der Stadt empfangen, der ihm einige Flaſchen Wein, und gewelkte Birnen, mit den Worten überreichte: Sire, wir bringen Ew. Majeſtät, unſern Wein, unſre Birnen, und unſre Herzen; das iſt Alles was wir gutes in unſrer Stadt haben. Der König klopfte ihn lächelnd auf die Schulter, und ſagte; ſo lieb' ich die Haranguen.

Auguſtin Carrache, der Bruder des **Hannibal Carrache**, brach in einer Geſellſchaft in große Lobeserhebungen über die Gruppe des Laokoons und ſeiner Kinder aus. **Hannibal** ſchwieg ganz ſtill dazu, und die Anweſenden konnten ihre Verwunderung darüber nicht bergen: Darauf ergriff **Hannibal** eine Reisfeder, und zeichnete an die Wand des Saals die Gruppe ſo deutlich hin, als ob er ſie vor Augen gehabt hätte. Die Dichter, ſagte er, malen mit den Worten, und die Maler reden mit dem Pinſel.

Andreas del Caſtagno, ein italieniſcher Maler, war eiferſüchtig auf das Talent des **Dominichi**, ſeines vertrauteſten Freundes, lauerte ihm im Dunkeln an einer Ecke zu Florenz auf, und ermordete ihn. Der verwundete Dominichi ließ ſich zu ſeinem Freund **Caſtagno** tragen und ſtarb in ſeinen Armen. Welch' ein Stoff zu einem recht ſchwarzen Drama!

Galeazzo, Herzog von Mayland, ertheilte der Familie **del Maino**, aus der eine von ſeinen Geliebten abſtammte, den Adel und große Vorrechte, und ließ in das Diplom folgenden Bewegungsgrund einrücken: Ob delectationem corporis ab illa nobis praeſtitam.

VII.

Kurze hiſtoriſche Bemerkungen

zur Stellvertretung von Roman und Biographie.

1. Schwierigkeiten der Chronologie.

Die großen Schwierigkeiten, Lücken und Ungewißheiten der alten Chronologie rühren daher, weil wir 1) das Alter der Welt nicht wiſſen. Denn geſetzt auch die Zahlen der Bibel wären alle richtig, welches doch nicht kann angenommen werden, zumahl bey dem letzten Lebensjahre das nie für verfloſſen gezählet werden darf, ſo weiß man doch nicht, ob ſie nicht oft runde Zahlen ſind. 2) weil viele alte Schriftſteller gar keine Zeitrechnung hatten 3) Man die Größe des Jahres nicht wuſte, und deſſen Länge bei verſchiedenen Völkern verſchieden war 4) dazu kommen noch beſondere Schwierigkeiten. So regierten in Egypten, vermuthlich auch in China, zwei Dynaſtien zugleich, woraus man eine Succeſſion machte. So regierten auch in Iſrael zwei Richter oft in zwei Stämmen zugleich. — Uebrigens iſt es eine merkwürdige Bemerkung von Uſher und Rollin, daß die Nachrichten der heiligen Schrift gerade da aufhören, wo die guten griechiſchen anfangen. Malachias lebte unter Artaxerxes Longimanus, und unter eben dieſem fieng Herodot ſeine Geſchichte an.

2. Feſtſetzung unſerer Zeitrechnung.

Es iſt bekannt, daß die Epoche, von welcher wir unſere Zeitrechnung anfangen — nämlich das Geburtsjahr

Jeſu Chriſti noch nicht bis zur Gewißheit beſtimmt iſt — So viele Verſuche man auch gemacht hat. Dahin gehören auch folgende: Magnum Problema de anno natiuitatis Chriſti, vbi occaſionem offerente vetere Herodis Antipae nummo, in nummophylacio Clementis XIV. adſeruato demonſtratur, Chriſtum natum eſſe anno octauo ante aeram vulgatam. Romae 1774. 8. maj. cum nummis — Vielleicht läßt es ſich am ſicherſten aus den beiden Sonnenfinſterniſſen beſtimmen, deren eine das 5te Jahr **Claudii** nach dem 45ſten Jahre der aerae vulgatae, die andere das 5te Jahr **Neros** bezeichnet. Dann fieng **Auguſt** an zu regieren 42 Jahre vor Chriſti Geburt, **Tiberius** am Ende des Auguſtmonats 14 Jahre nach Chriſti Geburt; und in deſſen 15ten Regierungsjahre fällt Chriſti 30ſtes Jahr. **Caligula** trat die Regierung den 18. oder 20ſten März 37 Jahre nach Chriſti Geb. an, **Claudius** 41 Jahre und die Sonnenfinſterniß fällt im 45 Jahre nach Chriſt. Geb., **Nero** 54 Jahre nach C. G. und die Sonnenfinſterniß fällt im 59 Jahre. — Alſo fällt das Geburtsjahr Chriſti ein Jahr vor der gewöhnlichen Zeitrechnung, den 25ſt. Decemb. des 4709 Jahrs der Julianiſchen Perioden, die Taufe ins 4740ſte und der Tod ins 4744ſte Jahr eben dieſer Periode — **Laubrün Verſuch** über das Geburtsjahr Jeſu. 1768. 4. — Uebrigens hat ſchon lange der Pabſt **Julius** der erſte den Geburtstag Chriſti auf den 25ſten December feſtgeſetzt.

3. Präadamiten.

Peyrere wollte aus der Geneſis ſelbſt ſein Syſtem der Präadamiten beweiſen; Auſſerdem bezog er ſich nach Röm. 5, v. 12. 13. 14. darauf, daß die Menſchen müßten geſündigt haben, weil ſchon zu Adams Zeiten ein Geſetz, vermuthlich älter als er, geweſen wäre. Indeſſen wäre ihnen damahls die Sünde nicht imputirt, weil ſie viel früher geſündigt hätten, als ein Geſetz geweſen wäre; nachmahls aber wäre zu Adams Zeiten die Strafe retrotrahirt, und daher wären ſie geſtorben. Indeſſen wäre ihre Sünde blos aus ihrer Conſtitution gefloſſen und ihr Tod auch weit leichter geweſen. Sablier Varietés ſerieuſes & amuſantes. Amſterdam. 1769. 4. Tom. 8. T. I. p. 255 - 67.

4. Meinungen der Völker vor der Schöpfung.

Meinungen der verſchiedenen Völker über das, was ſich vor der Schöpfung zutrug, der Japaner, Chineſer, Siamer, Indianer, Perſer, Chaldäer, Phönicier, Egypter, Griechen und Römer, der Orthodoxen und Ketzer der erſten Jahrhunderte, der Juden und Mahomedaner findet man alle angegeben beim Sablier Tom. I. p. 154-248.

5. Theogonien der Alten.

Wir finden in den Theogonien, und in der Mythologie der Alten überhaupt viele Fabeln einer höhern Art, nur beſtimmt, um dem Volke die Kenntniſſe der Prieſter beſonders die Aſtronomiſchen, unter faſt unerklärbaren Räthſeln zu verhüllen; dahin gehört der Phönix, die 12 Arbeiten des Herkules welche ſich auf die zwölf Zeichen des Thierkreiſes beziehen. Scholies ſur la Theogonie d'Heſiole p. 165. Macrob. L. I. c. 20. — Andere enthalten Alluſionen auf phyſiſche Begebenheiten — der Abt Pluche in ſeiner hiſtoire du ciel, Edition de Paris 1765. Tom. I. p. 108. 9. will aus dem Nahmen der Rieſen beweiſen, daß dieſe Fabel nichts als eine allegoriſche Geſchichte der alten Revolutionen unſers Planeten wären, und daß man in ihnen dieſe Veränderungen ſelbſt perſonificirt hätte —

Dieſe

Dieſer ſehr wahrſcheinlichen Meinung ſcheint nur die Schwierigkeit übrig zu bleiben, daß ſo verſchiedene und ſo ſehr entfernte Völker ſo einſtimmig phyſiſche Erſcheinungen und Cataſtrophen auf dieſelbe Weiſe und unter denſelben Bildern perſonificirt hätten. Indeſſen ſcheint auch dieſe Schwierigkeit ſich ſo erklären zu laſſen, daß die Menſchen in allen Climaten und Ländern von den heftigen Revolutionen, die unſere Erde es ſei nun durch Feuer oder Waſſer erlitt, heftig gerührt wurden; daß aber das lebhafte Andenken daran von einer Generation zur andern immer mehr das Anſehen einer fabelhaften Geſchichte gewann, und daß ſo wie dieſe Tradition verändert und geſchwächt ward, die Fabel von den Rieſen entſtand, die man ſich eben daher als böſe Weſen vorſtellte, die Berge umſtieſſen, Inſeln abriſſen, den Ocean erſchütterten, ſich gegen den Himmel bewafneten, und deren kühnen Angriffe der Himmel nur kaum unterdrücken könnte — Paw Recherches ſur les Americains T. p. 377-380.

6. Religions-Gebräuche und Meinungen der Alten.

Man muß bei dem Religionsſyſtem der Alten vorzüglich zwei Dinge unterſcheiden, ihre Verehrung des höchſten Weſens und ihren Götterdienſt. Sehr irrig wäre, wenn man annehmen wollte, daß die erſte durch den leztern ganz verdrängt worden wäre. Sie war eben das, was unſere Verehrung Gottes iſt, nur daß ihre Begriffe minder rein waren. Doch müſſen wir die herrlichen Säze der alten Philoſophen allerdings zu den reinen Religionsbegriffen rechnen. Sie glaubten einen höchſten Gott, dem ſie die Beiwörter Optimus, Summus, Maximus, gaben: ihm muſte man dienen, und der vorzüglichſte Theil dieſes Dienſtes wäre Tugend und Frömmigkeit. Seine Fehler müſte man bereuen und die göttliche Vorſehung theile in dieſem ſowohl als in dem zukünftigen Leben Strafen und Belohnungen aus. Wenn ſie eine ſolche Lehre in einem tugendhaften Wandel befolgten, ſo wäre es wohl ſehr unbillig und hart, wenn man annehmen wollte, ſie könnten nicht der Seligkeit theilhaftig werden — Selbſt aber auch dann, wann ſie der Leitung dieſer reinen und erhabenen Theologie nicht folgten, verdienen ſie noch nicht die Härte, womit man gewöhnlich gegen ſie urtheilt. Denn dieſer verdorbene Gottesdienſt, das ganze Gewühl von Aberglauben ſcheint blos den Prieſtern zuzuſchreiben zu ſeyn, die um den Geiſt des Volks beherrſchen zu können, mit leichter Mühe ſie zum Dienſt aller ſolcher Dinge, die auſſer der Sphäre des gemeinen Mannes, entweder unter oder über die Menſchheit ſind, bereden konnten. Daher die guten und böſen Götter. Herbert de Cherburg de religione gentilium, errorumque apud eos cauſſis 1663 4.

Die Verehrung der Wälder iſt eine der allerälteſten Abgöttereien, und läßt ſich auch leicht entſchuldigen, wenn man bedenkt, daß Bäume der erſte Schutz der Menſchen waren.

Oft hat der Aberglaube die erſte an ſich gute Beſtimmung ſeiner Gegenſtände vergeſſen. So ſcheinen die Amulete anfangs nur hieroglyphiſche Wahrheiten bezeichnet zu haben. Ein Amulet aus dem Muſeo Odeſalcho wurde für ein Hülfsmittel bei allerlei Art Uebel gehalten. Es war eine menſchliche Geſtalt mit einem Hahnenkopf, und ſtatt der Beine zwei Drachen, mit der Umſchrift Abraxas. Der Hahn bedeutet das Bild der Sonne; vom Drachen ſagt man, daß er ſich jährlich erneure; wenn man die von jedem Buchſtaben angedeutete Zahl zuſammennimmt, ſo macht die Summe gerade 365 — Alſo nur die urſprüngliche Bedeutung dieſes Bildes die groſſe Wahrheit: die Zeit iſt ein kräftiges Mittel gegen alles Uebel. Meiſters Vorleſung über die Schwärmerei S. 39. 40.

Hua-

Huetius hat in ſeiner demonſtratione evangelica beweiſen wollen, daß bei allen Gottheiten der Alten, Moſes zum Grunde lage, und daß er alſo von allen möglichen Nationen ſelbſt von den Amerikanern angebetet worden ſey. Macrobius bemüht ſich zu beweiſen, daß alle alten Völker unter verſchiedenen Namen die Sonne angebetet hatten.

Die Religions-Gebräuche vieler alten Völker, beſonders der Römer ihre haben die wichtigſte Beziehung auf den Staat. Dies war der Römer ihre allgemeine Abſicht, und ihr verdankten ſie vielleicht zum Theil ihre Größe. So ſuchte man durch die genaue Beobachtung der heiligen Hüner im Kriege den Muth des Soldaten zu ſtärken — Einige Diſpoſitionen waren auch an ſich ſehr weiſe. Des Vortheils zu geſchweigen, daß durch die Augurien immer der Wille des Volks gelenkt ward; ſo unterſuchten ſie um deswillen die Eingeweide der Opferthiere ſo genau, wenn ſie an einem Orte bauen, oder ein Lager aufſchlagen wollten, weil ſie aus der Beſchaffenheit der Leber auf die Geſundheit des Ortes ſchloſſen. Vitruv. Lib. I c. 4. Oeuvres d'Algarotti Tom. 3 p 302 304

7. Sineſiſche Philoſophie.

Die Geſchichte der Sineſiſchen Philoſophie hat zwei Perioden. Die ältere und die mittlere — Das erſte Zeitalter hat drei Abſchnitte 1) die philoſophiſchen Könige. Sie fängt mit Fo-hi an, deſſen Zeit ungewiß iſt. Er ſcheint etwa ein Hermes oder Orpheus geweſen zu ſeyn. Ihm ſchreibt man das Buch Ye-kim zu. Einer ſeiner Nachfolger, Xin-num that Regeln des Ackerbaues, Kenntniſſe von Pflanzen und Medicin hinzu. Yao, Xun und Yu machten ſich durch viele Maximen berühmt. 2) Der Metaphyſiker, denn bisher war die Philoſophie blos Moral und Politik geweſen. Dieſe Zeit erſtreckt ſich von

Roo ſi oder Li-lav-kiun oder Luo-tan geb. 504. J. vor C. G. bis auf den Tod des Mencius im 4ten Jahrh. vor C. G. Confucius welcher in dieſer Zeit lebte, blieb doch mehr der Philoſophie der alten Könige getreu. 3) Die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften nach dem Xi hoamti. — Das zweite Zeitalter oder die mittlere Philoſophie der Sineſen fängt mit den beiden Philoſophen Cheacu und Chim-ci, im 10ten oder 11ten Jahrhundert unſrer Zeitrechnung an. Auf dieſe folgten gleich die heutigen Lettrés, welche das Reich in 3 verſchiedenen Secten theilten; Ju-kiao, Foe-kiao, Lao-kiao. Ihre Grundſätze ſcheinen mit denen des eben gedachten Mittelalters gleich zu ſeyn, ſowohl in der theoretiſchen Philoſophie, welche ſie in die vorhergehende und nachfolgende Wiſſenſchaft abtheilen, als in der practiſchen. Man findet dies etwas weitläufiger angegeben, und zugleich die vornehmſten Grundſätze ihrer Philoſophie beim Diderot de la Philoſophie des Chinois in dem Portefeuille d'un Philoſophe T. IV. p. 178-210.

8. Religion der Gallier.

Die Gallier nahmen wie ſie von den Römern bezwungen wurden, ihre Götter, und ganz vorzüglich den Mythras an, dem ſie die erhabenſten Nahmen beilegten, und ſich von ihm eben ſo hohe Begriffe machten, wie die Römer und Perſer. Sie beteten unter ſeinem Nahmen das vergötterte Feuer an, und betrachteten ihn als den Herrn, den König und Beſchützer aller Dinge d'Orbeſſan ſur une inſcription trouvée à Gauze in deſſen Mélanges T. II. p. 240. ſqq. 282. — Ihre Gräber waren tiefe Gruben, wo man die Aſche der Verſtorbenen aufbehielt, und rund herum lagen viele große Steine in der Art wie Säulen, welche zu Altären dienten, worauf man den diis manibus und inferis, und den Parzen opferte. d'Orbeſſanſur p. 248.

9. Magier.

Man glaubt von den Magiern irrig, daß ſie die Sonne, das Feuer und die Geſtirne angebetet hätten. Sie lehrten vielmehr ſehr reine Religionsbegriffe, einen einzigen Schöpfer und Erhalter der Welt, der Anbetung verdiene, um in der Ewigkeit die Böſen beſtrafen, und die Guten belohnen werde. Peterſon Vindiciae veterum Magorum. Holmiae 1750.

10. Materialien, worauf man ſchrieb.

Die älteſten Materien worauf man ſchrieb, waren Steine. Plin. hiſt. nat. L. VII. c. 56. Dies zeigt der Bund der **Smyrner** und **Magneſier** 270 Jahre vor Chriſti Geb. in den Arundeliſchen Marmorn an, und eine nach 200 Jahr ältern Inſchrift beim **Montfaucon** Paleographia Graeca p. 135. — Auch Metalle brauchte man dazu. — Auch Holz, worauf die Römer wie es ſcheint ihre Geſetze äzten. Daher ſagt Horaz: leges incidere ligno. Die **Schweden** hatten eben dieſe Gewohnheit, daher die Geſetze noch jetzt bei ihnen **Balker** heiſſen — darauf kam das Pergamen, dann das Papier von der Staude, und endlich unſer Lumpenpapier, deſſen man ſich zuerſt im 14ten Jahrh. bediente, doch iſt der Erfinder unbekannt. Man ſehe eine ſchöne Abh. von **Bringk**. Lunden 1750.

11. Ueber den Anfang der römiſchen Geſchichte.

Viele Geſchichtſchreiber haben den Anfang der römiſchen Geſchichte für fabelhaft gehalten. Dies iſt unſtreitig zu weit gegangen, allein ganz zuverläßig iſt ſie auch nicht. Es ſcheint ſehr wahrſcheinlich und beinahe gewiß daß die römiſchen Schriftſteller ihre Geſchichte mit ähnlichen Begebenheiten aus der Griechiſchen ausſchmückten. Wir treffen davon die augenſcheinlichſten Beweiſe, und gar nicht ſelten an. Folgende Geſchichten erzählen uns die Schriftſteller beider Völker an ihrem Volke gerade unter denſelben Umſtänden — **Ilus**, der bei einer Feuersbrunſt das Palladium retten wollte, darüber blind ward, aber nach einiger Zeit, nachdem er die Götter verſöhnt hatte, ſein Geſicht wieder erlangte; und **Metellus** — **Ankurus**, Sohn des Königs Midas in Phrygien ſtürzte ſich, als ſein Vater Befehl erhalten hatte vom Orakel, daß koſtbarſte was er hätte, in einen Vulcan zu ſtürzen, hinein; gleich that ſich der Vulcan zu nachdem man vorhin alles Gold hineingeworfen hatte; und **Curius** — **Codrus** und **Decius** — **Brennus** eroberte Epheſus dadurch daß ein Mädchen aus der Stadt, ſie ihm verrieth, nachdem ſie ſich Gold und Schmuck von ihm ausgebeten. Er ließ ſie ſo damit überwerfen daß ſie daran ſtarb, eben wie **Tarpeja** — **Epaminondas** ließ ſeinen Sohn Steſimbrotus aus gleicher Urſach enthaupten als **Manlius** den ſeinigen. — Die **Thegeater** und **Phanneater** entſcheiden ihren Krieg durch ein Gefecht von Drillingen, deſſen Umſtände gerade dieſelben waren, wie bei den **Horatiern** und **Curiatiern**. Auch bey jenen tödtete nachher der Ueberwinder ſeine Schweſter, und wie ihn nachher ſeine Mutter anklagen wollte, ſprach ihn die Nation frei. **Sablier** Préface du Tome II. p. XI - XXIIX.

12. Nachrichten der Griechen von den Römern.

Den Griechen danken wir die beſten Nachrichten über die römiſche Geſchichte, Verfaſſung und Gebräuche, weil ſie als Fremde ſich genauer nach den Geſetzen, Gebräuchen deren Grund und Urſprung erkundigten.

13. Wodurch Lucull ein großer General ward.

Lucull ward keinesweges, wie Cicero von ihm behaupten will, ein großer General durch bloßes Studieren, ſondern er hatte allerdings auch Erfahrung. Er hatte unter dem Sylla wider die Marſen, und auch im Orient gedient, wo er an deſſen Vertrauen großen Antheil hatte, und bey verſchiedenen Unternehmungen Befehlshaber war. **Bolingbrockes** Briefe über die Erlernung und den Gebrauch der Geſchichte Th. 1. S. 19-22.

14. Ueber Cicero's Kleinmuth.

Cicero, der ohne allen Streit in der Verſchwörung des Catilina großen Muth bewieſen hatte, machte ſich bey ſeiner Verweiſung der größten Kleinmüthigkeit und Freiheit ſchuldig. Er beweinte in Reden, die ſeiner unanſtändig waren, den Verluſt ſeines Anſehens, Ranges und Reichthums; furchtſam wie ein Weib, verzagt wie ein Kind wuſte er nicht wohin er gehen, oder was er thun ſollte. Daher glaubten ſeine Freunde er wäre von Sinnen, und ſelbſt der zögernde, unentſchloſſene **Atticus**, tadelte ihn ſtrenge. — Die Urſache war, weil Cicero's Hauptlaſter, die bewegende Triebfeder ſeiner ganzen Seele, Eitelkeit war. Sie erhitzte ſeinen Eifer, ſeinen Fleiß, ſeine Liebe fürs Vaterland, unterſtützte ihn gegen den Catilina, und gab Clodius den Sieg über ihn. Er fürchtete den Tod nicht, fürchtete aber der Dinge, die er ſchätzte, beraubt zu leben. Blos ſeine Eitelkeit machte ihm dies ſo unerträglich, und ſie allein war auch ſchuld daran daß ihn ſein Unglück ſo unerwartet überfiel, weil er ſich einen ſo ſchnellen Umſturz ſeines Glücks nicht zu denken im Stande war. Bolingbrocke S. 410-85.

15. Julius Cäſar's Ausſichten.

Julius Cäſar dachte zwar, wie uns Lucan ſagt, allerdings daran die Parther zu bekriegen, ihren Händen die Siegeszeichen zur Ehre der römiſchen Waffen zu entreiſſen, und Craſſus zu rächen; allein die weiten Abſichten, die ihm Plutarch leihet, hatte er gewiß nicht. — Durch Hyrcanien die Länder zwiſchen dem Caſpiſchen Meere und Pontus Euxinus zu erobern; die Berge von Dageſtan zu überſteigen, und die fürchterlichen Gegenden längſt dem kaſpiſchen Meere zu durchſtreifen — dann nordwärts durch die Nogais-Tartarn zwiſchen der Wolga und dem Tanar zu ziehen; — dann gegen Abend das weite Land der Sarmaten zu bezwingen; durch Moraſt und Holz bis in Deutſchland einzudringen, von da über den Rhein nach Gallien, und ſo zurück zu gehen, nachdem er allenthalben den Ocean zur Gränze des römiſchen Reichs geſetzt hatte. Oeuvres d'Algarotti Tom. IV. p. 207.

16. Cleopatra's Ausſchweifungen.

Der Cleopatra Debauchen giengen entſetzlich weit. — Sie hatte mit Cäſarn Kinder gehabt, ſie hatte ſich dem Sohne des großen Pompejus ergeben; ja ſogar dem Dellius, der doch ihre Intriguen mit Anton gemacht hatte. Auch dem Anton, der ſo viel für ihr that, war ſie nicht aufrichtig ergeben, ſondern wandte ſchon bey ſeinem Lebzeiten alles an, um ſich Auguſts Liebe zu erwerben. Man ſieht einen ſtarken Beweis wie lange ſich das Gerücht der Geilheit dieſer Königinn erhalten habe, weil ſechs Jahrhunderte nachher unter dem Kaiſer Heraclius, Briefe von ihr und Anton an den Arzt Stranus, wahrſcheinlicherweiſe unächte bekannt gemacht wurden, die den höchſten denkbaren Grad des Laſters und der Unverſchämtheit beweiſen Sablier Variétés Tom. II. p. 142 - 147.

17. Auguſt's Ruhm.

Auguſt gehört zu den Regenten, die in der Geſchichte einen weit größern Ruhm erhalten habe als ſie verdienen. Seine Blutvergießen wurden vergeſſen, weil man nachher ruhig unter ihn lebte; und man vergaß, daß er das Reich uſurpirt hatte, weil die bürgerlichen Kriege unter ihm aufhörten. Sablier Tom. II. p. 141 - 42.

18. Ueber eine Stelle Joſephi.

Die Stelle im Joſephus B. 18. C. 4. Die von Chriſto redet, iſt vermuthlich falſch, wenn gleich Euſebius ſie ganz anführet. Denn Origenes, welcher dem Joſephus näher als er lebte, ſagt nichts davon, an einer Stelle, wo er doch dieſen Schriftſteller zum Vortheil der chriſtlichen Religion anführt, ſondern er ſagt ſogar Joſephus habe ihn nicht für Chriſtum erkannt. Man muß alſo die Worte „er erſchien ſeinen Jüngern lebendig, und wieder auferſtanden, wie die Propheten dies und viele Wunder vorhergeſagt hatten" unterdrücken, darin ergiebt ſich's, daß ihn Joſeph nur als einen Propheten, der große Thaten gethan, betrachtete, und ihm den Nahmen Chriſtus, blos als Beinahmen giebt. Sablier Tom. I. p. 61 - 65.

19. Character des Titus.

Titus zeigte in ſeiner Jugend ſich ſo, daß ſeine Tugenden mehr Wirkungen der Politik und der Ueberlegung als des Temperaments waren. Vielleicht wäre er auch ein Domitian geworden, wenn er länger gelebt hatte.

20. Feuer bei der Wiederaufbauung Jeruſalems.

Das Feuer, welches bei der Wiedererbauung Jeruſalems aus der Erde hervorbrach, läßt ſich ſehr natürlich als eine Wirkung des Erdbebens erklären, das nicht nur überhaupt in Syrien, ſondern beſonders unter Julians Regierung ſehr häufig war, und jetzt um ſo eher erfolgen konnte, da die Erde durch Bearbeitung mehr gereizt ward. Sablier variétés Tom. I. p 41-48

21. Mohammeds Religion.

Die Religion des Mohammed ſoll viel Aehnlichkeit mit den Lehren der Socianer haben; daher ſich auch die neuen Antitrinitaner, beſonders **Adam Neuſer** in der Pfalz mit ihnen zu vereinigen dachten. La Croze reflexions ſur l'origine du Mahometisme. In ſeinen Diſſertations hiſtoriques ſur divers ſujets. Rotterdam 1702. p. 164-181.

22. Mönche waren in allen Religionen.

Wir finden faſt in allen Religionen, wovon wir Nachrichten haben, Mönche. Während der Vorbereitungsjahre zu den alten Feſten des Mithra bei den Perſern und zu den Eleuſiniſchen Feſten bey den Römern muſte man allerhand Abſtinenzen ausſtehen. Die Veſtalen die **Therapeuten**, die **Eſſener**, die **Fakirs**, die **Bonzen**, die **Talapoins** in Siam, ſind alle Mönche. — Wir finden ſie in **Japan** und in **Amerika**. Sablier Variétés Tom I. p. 84.

23. Alter des Gebrauchs ſich ſelbſt zu geißeln.

Schon die Heiden kannten den Gebrauch ſich ſelbſt zu geißeln. Wir finden ſehr frühe Spuren davon, nament-

lich

ſich bei einem Feſte der Gottheit in Syrien, bei den Bellonarien der Römer, und dem Feſte der Iſis in Egypten Sablier Tom. I. p. 49.

24. Gebrauch der Glocken.

Der Gebrauch der Orgel und Glocken entſtand im ſiebenten Jahrhundert. Die letzten waren auch dazu nöthig weil oft viele abgelegen zu einer Kirche gehörten. Daher ſtanden die Kirchen ſehr oft allein auf Hügeln, damit der Schall ſich deſto weiter verbreiten könnte, und alle erinnern möchte, es ſei Zeit ſich zu verſammlen.

25. Turniere.

Nach dem Zeugniß des Nithardus findet man die erſte Spur der Turniere ſchon bei der Zuſammenkunft zwiſchen Ludwig dem Deutſchen, und Carl dem Kahlen zu Strasburg.

26. Aelteſte Geſchichte der Hungarn.

Unter den alten ſcythiſchen Völkern werden beſonders ſieben nahmhaft gemacht, die zuſammen bei den Schriftſtellern bald Türken bald Hungarn heiſſen — und dies ſind die Stammväter der Hungarn. Sie hielten ſich zuerſt beim Don oder Tanais auf, und alſo theils in Europa, theils in Aſien: ſtellten zwar ein jedes für ſich eine eigene Republik vor, waren aber alle durch ein Bündniß, und durch gemeinſchaftliche Waffen mit einander verbunden, und jede Nation ward von einem Waiwoden regiert. — Aus dieſen Gegenden wurden ſie von den Paczinaciten vertrieben; und ein Theil von ihnen wandte ſich gegen Morgen an das caſpiſche Meer; ein anderer Theil gegen Abend an den Pontus Euxinus. — Bald darauf nahmen ſie von den Chazaren die Verfaſſung ihres Regiments an, ſetzten den Arpad zu ihrem oberſten Feldherrn, und gaben ihm noch den Gylas und Carchas zu. In der Folge gingen drei Chazariſche Nationen zu dieſen hungarſchen Völkern über, und da ſie von einer unter ihnen den Nahmen **Cabari** annahmen, ſo machten ſie nunmehr das achte hungariſche Volk aus. Doch im Jahre 889 muſten ſie den **Paczinaciten** wiederum weichen, und dafür alles was zwiſchen dem Pontus Euxinus und dem Fluſſe Gran liegt, einnehmen, kaum hatten ſie ſich da feſtgeſetzt, ſo halfen ſie dem Griechiſchen Kaiſer Leo wieder die Bulgaren, und dem König Arnulph wider den Zwentopulk. — Vom Jahre 898 an fielen ſie in Pannonien und Italien ein, und richteten da große Verwüſtungen an. Aber unterdeſſen wurden, die welche zurückgeblieben waren, von den Bulgaren vertrieben, und die welche aus Italien zurückkamen, muſten ſich in Pannonien niederlaſſen. Sie kriegten darauf glücklich mit den Mähren und Bayern, bis ſie im Jahre 955 bey **Augſpurg** überwunden wurden. — Die eingenommenen Lande hatten ſie nach Anzahl der Nationen in acht **Provinzen** abgetheilt. — Unter den Waiwoden war ihre Regierungsart democratiſch, unter den Feldherrn ſyſtematiſch — nämlich wie in einem Syſtem vereinigter Staaten. Ihre Reichstäge, Verſammlungen und Kriege waren theils allgemeine, theils beſondere. — Die chriſtliche Religion ward zuerſt in der Mitte des zehnten Jahrhunderts von zwei ihrer Fürſten **Bologudes** und **Gylas** angenommen, wovon aber der erſte bald abfiel. — Die **Gränzen** ihres Reichs waren vom 10ten Jahrhundert an gegen Morgen das Carpathiſche Gebürge, welches Siebenbürgen und die Wallachei ſcheidet; gegen Mittag die Drau und die Montes Cetii; gegen Abend die Ens; gegen Mitternacht die Moraren und wieder die Carpathiſchen Gebürge. In dieſen Gränzen erhielten ſie ſich bis auf ihren fünften Fürſten **Geyſa**. **Pelcz Geſchichte der Hungarn** bis auf Geyſa. Oedinburg. 1755. 8.

27. Grund von Carl VII. Königs in Frankreich Glück.

Der ſchlechte Character ſeines Nebenbuhlers Heinrich des ſechsten, die innerlichen und häuslichen Unruhen in England, und der Abfall des Hauſes Burgund von dieſer Parthei, waren weit mehr als Carls des Siebenten Macht Schuld daran, daß England unter ſeiner Regierung ſeine anſehnlichen Beſitzungen in Frankreich größtentheils verlohr.

28. Unwiſſenheit des mittlern Zeitalters.

Der Cardinal Cuſa, einer der gelehrteſten Männer des 15ten Jahrhunderts, und einer der angeſehenſten Prälaten, der das Basler Concilium mit großem Eifer vertheidigte, ſchrieb einen eigenen Tractat, um zu beweiſen, daß die Welt im Jahre 1750 untergehen würde. Sablier Tom. I. p. 107. — Lange hielt man die Secirung des menſchlichen Körpers für ein Verbrechen, und noch Carl V. verlangte von den Theologen zu Salamanca, ſie ſollten eine Conſultation anſtellen, um die Frage zu entſcheiden, ob man mit gutem Gewiſſen einen Körper ſeciren könne, um deſſen Structur zu erfahren. Sablier Tom. I. p. 144.

29. Wirkungen der Erfindung des Schießpulvers.

Algarotti behauptet, daß man gewöhnlich dem Schießpulver weſentlichere Veränderungen in dem Kriegsweſen zuſchriebe, als die es wirklich gehabt habe. Die Grundregeln der Kriegswiſſenſchaft wären nicht verändert: Man marſchierte noch eben ſo und mit eben ſo viel Vorſicht wie die Alten; man beobachtete dieſelben Schlachtordnungen, dieſelbe Kriegsliſt, und dieſelbe Art ſich zu lagern. Auch bei den Belagerungen, und ſelbſt bei dem Seekriege wären die Veränderung ſo groß nicht. Unſere Kanonen hätten nur das grobe Geſchütz der Alten verdrängt, und den guten Erfolg für die Kriegswiſſenſchaft, daß eine Triebfeder der Menſchen ſtärker angeſpannt worden iſt, und ausgebreiteter wirken kann; ja man fange ſogar jetzt ſchon wieder an, ſich öfterer ſtatt der Musketen, des Seitengewehrs und des Bajonets zu bedienen. Oeuvres d'Algarotti Tom. V. p. 120-142.

30. Charakter der Regierung Ludwig XI.

Ludwig der eilfte hatte angefangen in Frankreich eine ganz andere Verfaſſung einzuführen. — Er machte die Könige unumſchränkt, und ſein erſtes Augenmerk war die Freiheiten und Beſitzungen des Adels zu verringern, und die Macht und Reichthümer der Krone zu vermehren. Er brachte Burgund, Artois, Provence und Bretagne an die Krone, und ſo wuchs bald dieſer Staatskörper zuſammen. — Seit dieſer Zeit wird alſo die Geſchichte Frankreichs, die Geſchichte eines Staats, der einförmig beherrſcht wird, wo der Monarch ſelbſt Beſitzer beträchtlicher Lehngüter oder doch über alle Herr iſt, und alles Anſehen in ſich vereinigt, dadurch ward die innerliche Ruhe geſichert, und die Nation geſchickt auswärtige Kriege zu führen. Nun miſchten ſich auch Frankreichs Könige, beſonders Franz I. ſo tief in die auswärtigen Staatsangelegenheiten, und nun entſtand die Eiferſucht zwiſchen das Oeſterreichiſche und Bourboniſche Haus. Bolingbroke's Briefe S. 133-137.

31. Charakter der Regierung Heinrich VII.

Die Verfaſſung von England erlitt unter der Regierung Heinrich des ſiebenten und ſeiner Nachfolger eine mächtige Veränderung. — Die Gemeinen beſaßen bereits einen Theil der geſetzgebenden Gewalt; jetzt wuchs ihre

Macht und Anſehen noch weit mehr. Denn unter Heinrich VII. ſank die Macht und der Einfluß des Adels, und unter Heinrich dem achten wurden die Kirchengüter verkauft, durch welche beide Umſtände der König ſowohl als das Volk gewann. Die Neigung zu Kriegen, beſonders gegen Frankreich hörte auf — weiſe Geſetze und eine weiſe Regierung veränderte unvermerkt die Sitten, und gab dem Geiſte des Volks eine andere Geſtalt. Nicht mehr die Waffen — wenn gleich die Nation ſo oft die Noth es erforderte, ihre Ehre allezeit darinn behauptete, ſondern Wirthſchaft, Handwerke und Handel wurden das Hauptbeſtreben der Nation, die jetzt auch in der Gelehrſamkeit andern Nationen nacheiferte. **Bolingbrocke** S. 181. 89.

32. Umſtände welche die Reformation begünſtigten.

Alle Zeitumſtände trafen damals zuſammen um den Religions-Verbeſſerungen einen glücklichen Erfolg zu geben — die Buchdruckerkunſt und die Wiederherſtellung deg Wiſſenſchaften hatten ſchon viel zur Aufklärung der Menſchen überhaupt gethan — das Andenken an die große Trennung, welche die Kirche ſo lange zerrüttet hatte. — die Eigenſchaften dreier Päbſte nacheinander — **Alexander des ſechsten** Abſcheulichkeiten, **Julius des zweiten** Ehrgeiz und Hochmuth, **Leo des zehnten** Verſchwendung und Schindereien — machten die Gemüther dem Pabſtthum abgeneigt, und bahnten der Reformation den Weg — dazu kamen noch beſondere Urſachen der Staatsveränderung in Deutſchland, England und in Norden. **Bolingbrocke** S. 176-181.

33. Sitten der Geiſtlichkeit nach der Reformation.

Eine ſonderbare Anecdote zu den Sitten der Geiſtlichkeit der damaligen Zeiten, iſt es, daß der Pabſt unter König Franz I. allen Geiſtlichen befahl, ſich den Bart abnehmen zu laſſen, wofern ſie nicht eine gewiſſe Geldſumme bezahlen wollten. So ungerne ſie damals ſich dieſem Befehl unterwarfen, ſo bald gewöhnten ſie ſich daran. Sie wollten nachmals durchaus keinen unter ſich aufnehmen, der ſich nicht raſiren lieſſe. König Heinrich der zweite muſte daher im Jahre 1559. dem Cardinal d'Argennes, Biſchof von Mans, durch einen eigenen Befehl die Erlaubniß auswirken, ſeinen Bart zu behalten.

34. Eigenliebe der Gelehrten im 16ten Jahrhundert.

Die Eigenliebe der Gelehrten artete in dieſen Zeiten in Hochmuth aus, welcher durch Betrachtung der Barbarei der nächſt vorhergehenden Zeiten noch mehr genährt ward. Dies ward die Quelle ſo entſetzlicher Grobheiten und Scheltwörter, welche die mehreſten Gelehrten damahls auszeichneten.

35. Hexenprozeſſe, 1634 in vollem Flor.

Die Hexenprozeſſe ſind ein trauriger Beweis, wie viel Barbarei auch nach der Reformation und bey der ſchon zunehmenden Aufklärung immer noch übrig blieb, beſonders in der Theologie und Naturlehre. — Ein gewiſſer Wier giebt in ſeinem Buche alle Teufel mit ihren Nahmen und Zunahmen an. Es ſind 572 Fürſten und 7,405,926 Gemeine — Bodin führt in ſeiner Dämonomanie eine erſtaunende Menge dergleichen Geſchichten und Verbal-Prozeſſe an, wo die Unglücklichen ausſagten, ſie wären wirklich beſeſſen. Sablier Varietés Tom. I. p. 338 bis 368 wo man zugleich ein Regiſter findet, welches über die Mädchen gehalten iſt, die vom 22ſten Septemb. 1632 bis zum Aug. 1634 zu Loudün beſeſſen geweſen ſind; und auch alle verbrannt wurden. In dieſem ſchönen Regiſter iſt die Anzahl der Teufel ihre Nahmen, die Claſſen, wozu ſie gehören, und der Theil des Leibes, den ſie beſeſſen haben, ſorgfältig bemerkt. — Von S. 417 = 424 giebt er die Titel von franzöſiſchen in verſchiedenen Jahrhunderten gedruckten Andachtsbüchern an, die im allerhöchſten Grade ſchwärmeriſch und abgeſchmackt ſind — und dennoch ſind einige erſt 1725, 1741, ja 1761 und 1765 gedruckt — Von eben der Beſchaffenheit ſind die von S. 441 — 452 mitgetheilte, zum Theil neuere franzöſiſche geiſtliche Geſänge, welche die traurigſten und abgeſchmackteſten myſtiſchen Ausdrücke enthalten, ſehr oft in dem Ton einer ganz und gar unanſtändigen Liebe.

36. Jetziger Zuſtand der Armeniſchen Religion.

Von der Religion der Armenier findet man folgende gute Nachrichten in einem Buche, welches ſonſt ſehr wenig Brauchbares enthält — in dem Etat preſent de l'Armenie 1694, eine elende Lobſchrift auf die Jeſuiten. — Ihre vornehmſten Lehrſätze ſind nämlich: Gott und die göttliche Dreieinigkeit habe in Chriſto mit gelitten: der heilige Geiſt ſey weniger als Gott der Vater und der Sohn; die beiden Naturen wären nur Eine, Jeſus Chriſtus habe im Himmel einen Körper angenommen, der, den er im Mutterleibe bekommen, wäre nur anſcheinend geweſen. — Sie mengen gar kein Waſſer in Kelch — den Blutſchweiß Chriſti, und die Stelle von der Ehebrecherin laſſen ſie aus dem Evangelio weg — Bilderdiener halten ſie für Ketzer — Am Oſter-Sonntag opfern ſie ein Lamm, mit deſſen Blut ſie ihre Thürſchwellen beſtreichen; ſie verbrennen die Knochen, und heben die Aſche und das Blut zum Zeichen der Verſöhnung auf. — Sie haben dreierlei Sprachen, die Türkiſche, die gemeine Armeniſche, und eine eigne für Gelehrte und die Kirche. — Die letztere ſoll rauh und ſchwer zu lernen ſeyn, aber majeſtätiſch, ſehr ausdrückend, fruchtbar und ſehr geſchickt für abſtrakte Begriffe. — Die Buchſtaben derſelben wären ſchön, und von Chryſoſtomus, wie man ſagte erfunden. Sablier Varietés Tom. I. p. 322 - 324.

37. Der perſiſche Schach Abbas III.

Dieſer perſiſche Schach kündigte den Türken 1732 den Krieg an, worin er zuletzt einen wichtigen Sieg erfocht. Er ſchickte Couriers nach Petersburg, um dieſe Nachricht daſelbſt bekannt machen zu laſſen — und ſeinen Dolch ſchickte er dem Prinz Eugen mit der Verſicherung, daß kein Land in der Welt wäre, wohin nicht Eugen's Nahme und Ruhm gelangt wäre Oeuvres d'Algarotti Tom. IV. p. 259.

38. Wichtigkeit der Geſchichte der Freiſtaaten.

Die Geſchichte der Freiſtaaten iſt für einen Staatsmann vorzüglich intereſſant — denn in einer Monarchie hängt immer eine Reihe großer Begebenheiten an einer Leidenſchaft, oder an einer zufälligen Richtung des unbeſtimmten Charakters der Fürſten — anders in Freiſtaaten. Plutarch verdient vorzüglich darum ſo viel Lob, weil er lauter wirklich große Männer gewählt hat, die er uns ſchildert — der **Graf von Fiesko** ward eigentlich dazu erzogen, ſein Vaterland von der Herrſchaft der Doria zu befreien. Man zeigte ihm immer den Prinzen auf dem Throne. Genua war in ſeiner Seele kein anderer Gedanke, als den Uſurpateur zu ſtürzen — Bei der Betrachtung ſolcher ſtarker Charaktere hat der Staatsmann die beſte Gelegenheit das menſchliche Herz bis in ſeine geheimſten Triebfedern zu verfolgen, wenn die hervorgebrachten Wirkungen in dem Buche der Geſchichte vor ihm aufgeſchlagen liegen.

39. Ueber die Verdienſte Descartes.

Die Franzoſen haben ihren Descartes unendlich geprieſen, als Wiederherſteller der Philoſophie, als Vater gleichſam der Geometrie, als ein allgemeines Licht; dem wir die Verbeſſerungen aller Wiſſenſchaften und ſogar die neu erfundenen Wahrheiten verdanken. — Seine Verdienſte ſind groß, aber ſie werden ſehr übertrieben. — Sokrates hatte durch das Licht einer richtig geleiteten Vernunft längſt die vier Hauptregeln ſeiner Logik abſtrahirt und beobachtet. Vor ihm ſchon hatten, zuerſt der große Baco, und dann Nicolaus de Cuſa, Tileſius, Campanella, Copernikus, Kepler und Galliläi Licht über Philoſophie und Phyſik verbreitet. Der letzte den die Engländer ſo preiſen, der ſelbſt Newtons Vorgänger genannt wird, Colon Mac. Laurin Expoſition des decouvertes philoſophiques de Newton L. I. h. 3, ging mit großer Beſcheidenheit den Weg der Erfahrung und ſchloß von Wirkung auf Urſache — Descartes ging mit großer Anmaßung ſelbſt in phyſiſchen Materien ſynthetiſch zu Werke, und wollte immer aus der Natur und den Eigenſchaften Gottes den Grund aller erſchaffenen Dinge und alle Phänomen erklären — Daher jene kühnen Hypotheſen ohne Grund — denn ſeine Tourbillons konnte die franzöſiſche Akademie aller Mühe ohngeachtet nicht retten, wenn ſie gleich Preisfragen zu deren Vertheidigung ausſetzte. — Dadurch fiel auch ſeine Erklärung über die Schwere — die Härte der Körper ſchreibt er der bloßen Ruhe ihrer Grundtheile zu — vom Urſprunge der Quellen giebt er eine lächerliche Erklärung — ſeine Optik iſt blos Viſiren; und ſeine Bewegungsgeſetze worüber er ſo viel nachdachte, ſind noch höchſt unvollkommen. Mintucla hiſtoire des Mathematiques P. IV. Lib. 5. A. 6. Seine ſo geprieſenen Sätze, allenthalben müſſe wegen der Unveränderlichkeit Gottes ein gleiches Maas von Bewegung ſeyn, — die Materie ſey in allen Körpern dieſelbe, nur in ihren Modificationen verſchieden, ſind offenbar falſch. — In der Geometrie hatte er mehr Verdienſte, indem er die Annalyſis zuerſt auf die höhere Geometrie anwandte, die Natur der krummen Linien zuerſt durch algebraiſche Gleichungen erklärte, und auch die Gränzen der Algeber erweiterte, allein er hat ſich auch mit ſeiner Geometrie entſetzlich gerühmt. Er hatte auch viele falſche Begriffe, hielt die geometriſchen Wahrheiten nicht für nothwendig und unveränderlich — Aus der Phyſik wollte er alle Religionswahrheiten erklären, und von der Medizin hatte er auch zu hohe Begriffe — Viele ſeiner geometriſchen Kenntniſſe hatte er wohl vorzüglich dem Vieta entlehnt. — Selbſt den Beweis, unſers Daſeyns aus dem Denken, und des Daſeyns Gottes aus dem unſrigen womit er ſich ſo viel brüſtete, iſt fremd — die Grundſätze ſeiner Dioptrik ſind aus einem Buche des Snellii entlehnt, und der Diebſtahl nur etwas verborgen. — Man findet auch in ſeinem Leben und in ſeiner Philoſophie viele Widerſprüche. Seiner Regel bene qui latuit, bene vixit ſuchte er noch in ſeinem hohen Alter den Tumult des Hofs, ſogar in Norden. — Er wiederſetzte ſich äuſſerſt der Unterſuchung der Endurſachen Gottes bey Erſchaffung der Welt — Ganz entgegen den Grundſätzen ſeiner Logik, nahm er ſelbſt immer einen ſehr deciſiven Ton an, und wollte alles erklären. Er gab viele Chimären für demonſtrationen aus, wozu dies viel beitrug, daß er die Mathematik gleich liegen ließ, wie er die Philoſophie zu treiben anfing. — Man ſieht hieraus wie ſehr ſeine Verdienſte unter den Lobeserhebungen ſind, die man ihm beilegt, und weit entfernt daß Newton ſeinem Pfade gefolgt ſeyn ſollte, betrat er ganz andere. — Seine Philoſophie hatte vielleicht den hauptſächlichen Nutzen, daß ſie die Entdeckung der Wahrheit durch andere veranlaßte, und viele ſeiner irrigen Sätze haben in der That gefährliche Folgen gehabt — dennoch bleiben ihm einige große Verdienſte, vorzüglich um die Mathematik. Seine Diſſertation de Methodo mathematica iſt ein Meiſterſtück. Es läßt ſich nicht läugnen, daß er nicht viel zur Aufklärung der Welt beygetragen habe, und dies entſchuldigt um ſo eher ſeine partheiiſche Nation, wenn ſie ihm übertriebene Lobeserhebungen beilegte. Auch iſt es wahr, daß ſeine Schriften ſehr viele augenſcheinliche Spuren eines großen Genies enthalten — aber nur kein Philoſoph vom allererſten Range — dies war er nicht. Algarotti Eſſai ſur Descartes in ſeinen Oeuvres Tom. III. p. 327-384.

40. Charakteriſtik von Rouſſeau.

Johann Jacob Rouſſeau war von mittlerer Größe, wohl und zierlich gebauet, leicht und gefällig in ſeinem Anſtande. Er behielt bis zum Anfang des Alters die Stärke und blühende Farbe der Jugend — ſein Geſicht verkündigte Empfindung und Redlichkeit. Sein Blick war durchdringend und dennoch ſanft — er war höflich ohne Zwang, und in ſeiner Armuth gaſtfrey — er drückte ſich auch im gewöhnlichen Umgange frey und ganz beſtimmt über jeden Gegenſtand aus. Alles war empfunden, alles ſelbſt gedacht, ohne erborgte Blumen und wäſſerigte Gemeinſätze — Er verachtete Schmeicheley und Spott, und hielt litterariſchen Ruhm für ein ſehr mittelmäßiges Verdienſt. — Er wollte ſich üben im Großen nicht wie andere zu ſeyn, und war es auch nicht in Kleinigkeiten. Er kleidete ſich um bequem zu ſeyn, wie ein Armenier — Niemand wußte mehr die Herzen zu gewinnen — die größten Männer ſchätzten ihn hoch, aber er nannte ſie nicht in ſeinen Schriften — nichts war ihm heiliger als die Freundſchaft. — Er hatte viel Patriotiſmus. Sein Vaterland blieb ihm immer theuer — er war ein aufrichtiger Gottesverehrer. Auf eines Atheiſten Tugend, ſagte er, könne man nicht rechnen. — „Die Tugend ſey ein beſtändiger Kampf, aber „das einzige Glück auf Erden für den Menſchen. Die „phyſiſchen Uebel hätten ihre Zwiſchenräume, aber die moraliſchen nicht. Wir wären im Grunde weder zum Guten noch zum Böſen geneigt, aber das geringſte Gewicht „gebe der Zunge den Ausſchlag" — er übte ſich bey ſeinen große Steinſchmerzen ohne Pralerey zur Geduld, und geſtand daß keine Weisheit das phyſiſche Gefühl erreiche — Am grämlichſten ward er, wenn man ihn um ſeine Zeit brachte — im achten Jahre wuſte er den Plutarch auswendig, im zwölften hatte er alle Romane durchlaufen. Daher eine Menge fremder Ideen, eine entzündete Einbildungskraft, ein Zug nach groſſen Ideen — Liebe zur Ruhe, unbezwingliche Neigung zur Freyheit trennten ihn von den Menſchen. Daher mislungen ihm die wenigen Schritte zu ſeinem Glücke, weil er ſie links unternahm. — Als er 1750 nach Paris reiſete um Diderot im Gefängniß zu Vincennes zu beſuchen, las er von ungefähr die Preisfrage der Akademie von Dijon, ob die Wiſſenſchaften nützlich oder ſchädlich ſeyn — da ſtellte ſich ihm alles Elend der Menſchen ſo lebhaft vor, daß ihm dieſer Drang Beruf zur Autorſchaft ward — ſich ſelbſt gelaſſen, war ſeine Seele heiter. Gefühl der Erhabenheit des Schöpfers, der Vollkommenheit der Welt, Liebe gegen alle Menſchen erfüllten ſie. — Gewalt und Ungerechtigkeit rührten ihn am ſtärkſten, daher ſein Haß gegen die Großen und den Rang überhaupt. Keine Betrachtung hielt ihn je vom aufrichtigen Geſtändniß ſeiner Meinung zurück. Er hing an keinem Syſtem, Parthei oder Secte. Er ging gerade auf ſeinen Zweck, die Wahrheit los, ergriff ſie wo er ſie fand, oder zu finden glaubte, mit Leidenſchaft. Er ſezte alles in Handlung, darnach ſollte ſich jeder prüfen. — Die Unterſuchung der Pflanzen ward ihm zulezt ſein froheſtes Geſchäft — er wäre reich geworden, wenn er nicht das Geld verachtet hätte — nach vielen Verfolgungen die ihn mit Recht grämlich machten, brach er ab, ſobald von ſeinen Schriften geredet ward — ſein eigenthümlichſtes Werk, ſein aufrichtiges Tagebuch ſeiner Selbſt, worin er alle Geheimniſſe ſeines Herzens mit fürchterlicher Wahrheit enthült, liegt bey einem Freunde verwahret. Er ſoll vor ſeinem Tode alle bittere Stellen gegen ſeine Feinde herausgeriſſen haben. — Sein Charakter und Schickſal war von Voltairens weit unterſchieden. Dieſer war unter einer beſtändigen Larve weit glücklicher. Rouſſeau der nach ſeinen Einſichten und Grundſätzen ſtets handelte, nichts entſchied, ſondern unterſuchte, die Religion verehrte, nicht ſpottete, nie angriff als um ſich zu vertheidigen — ward überall wie ein Straßenräuber über die Gränzen gejagt, denn er ſagte den Menſchen laut und ernſthaft, ſie handelten und dächten thöricht — freilich war Rouſſeau ein Träumer, ſeine idealiſche Welt täuſchte ihn, aber dafür irrte er auch arm und vogelfrey auf der Erde herum, und geſtand ſelbſt ſeinen Irrthum — Wenn er nicht viele Wahrheiten erfand, ſo warnte er den Wanderer getreulich für die Klüfte die ihm auf ſeinem einſamen Pfad aufſtieſſen. — Eine Anmerkung die er im Contract Social L. II. ch. 10. machte, veranlaßte die Corſen ſelbſt auf Paoli's Rath ihn einladen zu laſſen nach Corſica zu kommen, nicht ſowohl um neue Geſetze den Corſen zu geben als vielmehr um Paoli's Rathgeber bei Bildung der Corſen zu ſeyn; vielleicht auch ihre tapfern Thaten zu beſchreiben — allein Rouſſeau fand bey ſeiner Neigung von der menſchlichen Geſellſchaft entfernt zu leben, ſo viel Schwierigkeiten, daß der Plan nicht in Erfüllung ging. **Boswells Beſchreibung von Corſica S. 293-296. Denkwürdigkeiten von Johann Jacob Rouſſeau in Sturz Schriften Th. I. S. 129-180.** Ein ſchöner Aufſatz, der theils aus perſönlichem Umgange mit ihm aus einem ungedruckten franzöſiſchen Aufſatze der Mlle. Bondelli, theils aus zuverläſſigen Erzählungen, Briefen und Memoiren genommen iſt.

VIII.

Miſcellanien.

1.

Ueber die Schriftſtellerey.

(Aus Shenſtone's Werken.)

Es iſt ſehr unterhaltend, die mancherley Entſchuldigungen zu betrachten, die die Leute vorbringen, wenn ſie das erſtemal Schriftſteller werden. Es wird für bekannt angenommen, daß man bey jeder Schrift, die man herausgiebt, die Beſcheidenheit wenigſtens zu verletzen ſcheine, das ſich der Verfaſſer es anmaaße, als ob er im Stande ſey, die Welt zu belehren, oder zu unterhalten, wobey er vorauszuſetzen ſcheint, daß er etwas mittheilen könne, was der Leſer nicht durch eignes Nachdenken zu finden vermag.

Allem dem Nachtheil vorzubeugen, den dieſe Vorſtellungen des Leſers bringen könne, iſt von jeher die Abſicht der Vorreden geweſen. Einige Schriftſteller ſieht man ſehr verlegen, das Vertrauen ihrer Leſer zu erlangen, indem ſie ſie auf das zärtlichſte und liebreichſte anreden. Der Leſer heißt insgemein der geliebte, der geneigte, der redliche, unſtreitig, in der Abſicht, daß er das Kompliment zu verdienen ſuchen ſoll, und daß man ſeine Gunſt auf Koſten ſeiner beſſern Ueberzeugung erlangen will. Schwache und nichtige Erwartung! Die zufälligen Veranlaſſungen, und die Abentheuer einer Schrift, die Beſorgniß, daß ſie ein andrer verſtohlner Weiſe und mangelhaft bekannt machen würde, das dringende und ungeſtüme Verlangen der Freunde, der fromme und wohlgemeinte Betrug der Bekannten, und die unwiderſtehlichen Befehle angeſehener Perſonen ſind oft Entſchuldigungen geweſen, die man an die Stelle der wahren Bewegungsgründe der Eitelkeit und des Hungers ſetzte.

Die Gründe, vor dem Publikum als Schriftſteller aufzutreten, die ſich am beſten hören laſſen, ſind der Nutzen, oder das Vergnügen unſrer Mitmenſchen, oder unſer eigner Vortheil und Ehre.

Ein Mann, der Talente des Geiſtes beſitzt, und der ſie blos auf ſeinen eignen Nutzen einſchränken wollte, wäre noch tadelhafter, als der niedrig denkende Geitzhals, der daſſelbe mit ſeinem Gelde thut. Denn der letztere iſt doch genöthigt, dem zu entſagen, was er mittheilt, jener aber genießt ſeine Schätze erſt dann recht, wenn er ſie andern genieſſen läßt. Eine Schrift, die in der Abſicht in die Welt ausgeht, um ſie zu beſſern, oder zu ergötzen (auf eine unſchuldige und feine Art zu ergötzen) hat ein Recht auf unſre äuſſerſte Nachſicht, geſetzt daß ſie auch den vorgehabten Endzweck verfehlt. Sieht man aber, daß das Privatintereſſe des Schriftſtellers der Bewegungsgrund des herausgegebenen Werks iſt, ſo hat der Leſer das vollkommenſte Recht zu Vorwürfen, wenn er darunter leiden muß. Ein jeder, der für die Gedanken bezahlt, die dieſe Art von Autoren, wie man wohl ſagen kann, verkaufen, hat Urſache genug, ſich zu beklagen, wenn er bey dem Handel zu kurz kömmt. Es bleibt ihm keine andre Rache übrig, als den Verfaſſer zu verlachen, und, anders, als man in andern Fällen zu verfahren pflegt, einen ſchlechten Kauf ſo gut zu benutzen, als er kann.

Beſeelt Ruhmbegierde einen Mann von Genie, ſo ſcheint die Sache folgende Bewandniß zu haben. Der größte Theil der Welt, die man unter dem Namen Leſer begreift, bemerkt mit einem nicht unnatürlichen Widerwillen einen Mann, der ſich über ſie erheben will. Alle Menſchen haben einige Begierde nach Ruhm und der Ruhm beruhet auf Vergleichung. Jedermann alſo iſt gewiſſermaßen geneigt, dem Schriftſteller ſeine Anſprüche auf einen größern Ruhm ſtreitig zu machen, und ihm das Recht darauf bey der Entdeckung des geringſten Mangels abzuſprechen. In der That mag ein ſchöner Schriftſteller, gleich einem leuchtenden Körper, der Perſon wohlthätig ſeyn, die er erleuchtet, aber es iſt offenbar, daß er das dunkle derſelben deſto auffallender macht. Indeſſen iſt die kritiſche Prüfung eine Art von Schlagbaum auf dem Weg zum Ruhme, wo zwar der Schriftſteller ein wenig aufgehalten wird, und nicht ohne Koſten wegkömmt, aber dafür auch eine bequemere und beſſere Straße zu dem Tempel des Ruhms erhält.

Iſt ſich alſo jeman bewuſt, daß er fähig ſey ſeinem Vaterlande als Schriftſteller zu dienen, oder glaubt er dazu fähig zu ſeyn (denn es läßt ſich nun hierinnen keine vorläufige Probe machen) ſo hat er keine Urſache, ſich zu bedanken, ſo hat er es nicht nöthig, ſich zu entſchuldigen. Treibt Eigennutz jemanden an, etwas drucken zu laſſen, ſo ſollte er bedenken, daß der Käufer für ſein Geld auch Geldes werth erwartet, und

Urſache hat, ſeine Ehrlichkeit in Zweifel zu ziehn, wenn er ſich betrogen findet. Ja, es erſcheinen ſogar Bücher, die gar keinen Werth haben, und die uns nur zu oft dergleichen tagelöhneriſche Schriftſteller liefern. Iſt Ruhm der vornehmſte Gegenſtand unſres Verlangens, ſo ſollten wir bedenken, ob unſer guter Ruf das in Anſehung des Genies gewinnt, was er wahrſcheinlich in Anſehung der Beſcheidenheit verliehrt; ſonſt würden wir mehr wegen Eitelkeit getadelt, als wegen Genie gerühmt werden, und unſern guten Ruf ſchmälern, indem wir ihn zu erhöhen bemüht ſind.

Uebrigens haben manche Menſchen einen Hang, ihre Gedanken ohne irgend eine Abſicht mitzutheilen; die munterſten von ihnen beſchäftigen die Preſſen, die minder lebhaften begnügen ſich, unverſchämt in Geſellſchaft zu ſeyn.

2.

Verſuch einer Ueberſetzung des Vaudeville in Figaros Hochzeit.

Klagt nicht, ſanfte treue Seelen,
Flatterhafte Liebe an!
Sagt, wozu das bittre Quälen? —
Wenn man wechſelt, ſündigt man?
Darf man doch das Beßre wählen,
Und hätt' Amor Flügel wohl,
Wenn er nicht auch flattern ſoll?

Seht, man höhnt der Weiber Leiden,
Wenn der Mann die Treue bricht;
Folgt die Frau dem Hang zu Freuden,
Fordert man ſie vor Gericht!

Iſt das Recht nicht unbeſcheiden?
Doch ſo gehts, der ſtärkere Theil
Macht's und dreht's zu ſeinem Heil.

Schuldlos lebt die Frau vom Lande
Ihren theuern Pflichten treu.
Anders denkt die Frau vom Stande;
Manche dient wohl ohne Scheu,
Wie das Geld, dem Vaterlande;
Unterm Stempel Eines Herrn
Nützt ſie jedem andern gern.

Manche Frau rühmt viel von Liebe,
Die den Mann beynah vergißt,
Manche ſchwört ihm heiſe Triebe
Die doch falſch und treulos iſt.
Klüger wär' es, jede bliebe
Aengſtlich ihrem Bande treu
Ohne Schwur und Pralerey.

Nur die Mutter kann man wiſſen,
Alles andre weiß man nicht;
Amor deckt mit Finſterniſſen
Weislich ſeiner Fackel Licht.
Daraus läßt ſich manches ſchlieſſen;
So ward oft des Dumkopfs Sohn
Goldeswerth und bieder ſchon!

Liebe, flatterhafte Kinder, —
Unſrer ſchönſten Tage Pein! —
Läſtert euch auch wohl ein blinder,
Bald wird er euch dienſtbar ſeyn.
So herrſcht das Parterr nicht minder,
Mancher Blinde ſtolz auf Kunſt,
Buhlt zuletzt um ſeine Gunſt.

Lernſt du nur erſt Amor'n kennen,
Sagt mir Hänsgen oft ins Ohr,
Wird dein Herz von Luſt entbrennen.
Aus den Auge ſelbſt hervor
Lauſcht der Schalk, dich zu berennen.
Hänsgen, o dann trau ich ihm,
Ich ſah ihn bey Cherubim.

Iſt das Uebel nur erträglich,
Drück das Aug der Strenge zu;
Sündigt auch das Liebgen täglich,
Greif in deinen Buſen du —
O mit wem ſtehts da nicht kläglich?
Findſt du dein Gewiſſen rein,
Wirf auf ſie den erſten Stein.

Abkunft von verſchiednen Ständen
Macht den König und den Knecht.
Zufall iſts; und den zu wenden,
Gibt Verſtand allein das Recht.
Wenn wir Kön'gen Weihrauch ſpenden,
Stürzt der Tod den Altar ein.
Voltair wird unſterblich ſeyn!

Eiferſüchtig bis zum Lachen
Liebt Hansdampf aus Herzensgrund
Frau und Schlaf zugleich; zum Wachen
Kauft er einen Kettenhund.
Alles fürchtet ſeinen Rachen,
Alles, nur der ſchlaue Wicht,
Welcher ihn verkaufte, nicht.

Miſcht in dieſem Poſſenſpiele
Ernſte Lehre ſich zum Scherz;

Schleicht ſie, wenn ſie ſonſt mißfiele,
So vielleicht ſich mit ins Herz!
Führt uns doch zu ihrem Ziele
Die Natur auch mit Verſtand
An der Lüſte Gängelband!

Nun, dies Luſtſpiel, das man eben
Richtet, ſagt, ihr Herren, mir,
Iſt es nicht ein Bild vom Leben
Dieſes guten Volkes hier,
Das mit ängſtlichem Beſtreben
Unterm Druck die Hände ringt
Und am Ende ſingt und ſpringt?

Th.

3.

Anmerkung des Herausgebers.

Der Aufſatz, Maſaniell, im zweyten Stück der Olla von gegenwärtigem Jahre, iſt aus der Bibliotheque des Romans, die in Paris ſeit mehrern Jahren erſcheint, wörtlich überſezt. Der Herausgeber würde ihn aber nicht in dieſe ſeine Zeitſchrift aufgenommen haben, wenn es ihm damals bekannt geweſen wäre, daß Herr Meißner eben dieſen Gegenſtand bearbeitete, indem des letztern Bearbeitung jene Ueberſetzung völlig überflüßig macht. Eine Erklärung die der Herausgeber hier thut, um allen Mißdeutungen dienſtgefliſſener Recenſenten zuvorzukommen!

4.

Martin Hans,

oder

die Luftſchlöſſer.

Eine Erzählung.

Als Martin Hans, ein armer Bauersmann,
Nach einem heiſſen Arbeitstage
Einſtmahls nach Hauſe ſchlich, und ſeines Standes Plage
Mit manchem Seufzer überſann,
Fand er ein Kibitzneſt — po'z Sterz!
Jauchzt er — ein Kibitzneſt! Nun darfſt du nicht mehr klagen,
Kannſt allen Gram zum Henker jagen;
Der Fund macht dich mit einemmahl zum großen Herrn
Ein Kibitzneſt? — Ja, ja! denn Kibitzeier
Verkauft man in der Stadt ſehr theuer.
Fürs Paar bezahlt der Reichen Leckermaul
Mir wenigſtens doch einen Gülden,
Und für das Geld kauf' ich mir einen Gaul,
Ha! einen Hengſt — und einen raſchen, wilden!
Doch halt! ein Hengſt, der koſtet mehr.
Nun gut! ſo kauft mein Martin Hans
Sich bey dem Amtmann eine Gans.
Ja! eine Gans ſo groß und ſchwer
Als ein geſtopfter Puterhahn,
Kurz eine Gans, wie unſer Kapellan
Dem Superdent für ſich und ſeine Gäſte,
Als ein Preſent zum heil'gen Weinachtsfeſte,
Nebſt einem Kalb zu ſchicken pflegt.

Die liebe ſchwere Gans nun legt
Dir gleich ein Dutzend ſchöne Eier.
Die brütet ſie denn aus. Zwölf Gänſe! Das iſt viel!
Nun haſt du ſchon gewonnen Spiel;
Denn für die Gänschen kauf' ich eine Leier,
Und werde — denk' einmahl! — ein Muſikant.
Das iſt, bey meiner Treu! ein ruhevoller Stand.
Ja wohl! denn darf ich nicht mehr pflügen,
Nicht in der heiſſen Sonne liegen,
Nicht in der kalten Scheure ſtehn,
Und kann, wenn mir's gefällt, zu Bette gehn.
Ich bin des Bauerlebens ſatt.
Den ganzen Tag muß ich mich plagen,
Muß Säcke wie ein Eſel tragen,
Und von dem ſauren Schweiße hat
Man doch kaum troknes Brod. Werd ich ein Muſikant,
Und dazu braucht man ja nicht viel Verſtand;
So geh' ich Sonntags aus zu ſpielen.
Dadurch gewinn' ich bald die ſchönſte Hufe Land —
Und kaufe mir nun einen — Treſſenhuth.
Wie werden da die Leute ſchielen! —
Ei ſeht doch Kinder! heißt es dann,
Gevatter Hans iſt nun ein reicher Mann.
Seht! das iſt noch ein Treſſenhuth.

Nun weiter! Bald darauf kauf ich ein Edelguth,
Das bringt mir wenigſtens doch tauſend Thaler ein.
Und nun kann ich gar eine Gräfin freyn,
Ja! eine Gräfin muß es ſeyn!
Und dabey flink, nicht träge wie ein Stein,
Und dabey hübſch, mit rothen vollen Backen,
Mit nettem Fuß, und weißem Schwanennacken,
Und dabey Tonnen Goldes reich, —

Sonſt Gräfin wahrlich nehm' ich euch,
Und hättet ihr ein engliſches Geſicht,
Zu meinem Eheweibe nicht,
Das merkt euch nur! — Ich gehe dann auf Reiſen
Als Graf von Hans, und hohe Fürſten ſpeiſen
Mich, komm' ich in ihr Land,
Und ehren mich und meinen Stand
Mit großen wochenlangen Feſten.
Da trinkt man Schnaps beym Königsmahl
Aus goldnen Bechern ohne Zahl,
Ja! Schnaps ſag' ich, den ſtärkſten, allerbeſten
Da wird getanzt bis in die Nacht
Geſchmauſt, geſchäkert und gelacht —
Bey meiner Seel! das iſt ein hoher Schwur,
Ich tanze mit der Fürſtin nur;
Die andern Damen laß ich ſitzen,
Die mögen nach mir ihre Mäulchen ſpitzen,
Umſonſt! — ich thue ſpröd' und lau,
Und tanze nicht mit eines Junkers Frau;
Das wär für einen Grafen Schande,
Für einen Graf mit einem Ordensbande,
Von dem mit Ruhm die Zeitung ſpricht.
Nein! Martin Hans vergißt ſich nicht.

Des Morgens nach der Chokolade
Beſeh' ich drauf die Wachparade,
Und Fürſt und Prinzen folgen mir.
Wer iſt der fremde Herr? fragt die erſtaunte Schaar
Des Volks — man ſagt es ſey der Zaar.
Der Zaar, ich dächte was; es iſt der Großvezir.
Wahrhaftig? Ja! der Großvezir ſoll's ſeyn; —
Ein Türke wär der Kerl? warum nicht gar,
Ein Heide kann's nicht ſeyn,
Ein Heide hat ja ſtatt der Finger, Krallen,

Ein Horn am Kampf, und ein pechſchwarz Geſicht,
Das aber alles hat der fremde Fürſt doch nicht —

Jetzt laß ich meine Stimm' erſchallen:
Ich bin der Graf von Hans — das heißt, ein Mann, —
Der täglich Kaiſer werden kann;
Seht ihr mirs nicht an meinen Federn an?

Nun, Martin Hans, was fehlt dir weiter?
Nichts mehr? — nichts, als ein Regiment,
Das ſich nach deinem Namen nennt,
Und zwar ein Regiment der ſchönſten Reuter.
Ja! Reuter, Reuter muß ich haben,
Vor einem Heere herzutraben
Iſt doch auch keine Kleinigkeit.
Kommt Zeit kommt auch Gelegenheit.
Die Fürſten brauchen ja viel Geld,
Und handeln oft mit Kriegesleuten,
Um ihren Aufwand zu beſtreiten.
Kurzum! ich werd ein Feldherr, und ein Held,
Und kaufe für mein blankes bares Geld
Mir ein ganz eignes Kriegesheer.
Ein Dutzend Pauken vor mir her,
Rück' ich dann in mein Dorf. Wie da die Bauren ſtehn,
Und auf den glatten ſchönen Pferden
Mein Kriegesvolk, und mich begaffen werden!
Ich ſtehe vorn, und laſſe mich beſehn —
Nun muß der Pfarrer mir zur Linken gehn,
Und hinten nach der Amtmann und der Küſter —

Doch Hans, wo denkſt du hin? — Das iſt zu klein
Für dich — du wirſt ein Landverwüſter.

Und dringſt in Aſien mit deinen Truppen ein
Ja Hans — ich will nicht ehrlich ſeyn!
Wenn ich nicht noch den Türken ſchlage,
Den Chriſtenfeind aus ſeinem Lande jage. —
Schon ſeh' ich ſie die feigen Memmen fliehn
Und mich wo — anders hin? nach ihrer Hauptſtadt
ziehn.
Mit Sturm nehm ich Konſtantinopel ein.
Ha! nun iſts größte Reich der Erde mein,
Und ich — bin nicht mehr Graf; als Großſultan,
Bin ich nun ohne Streit der Erde größter Mann.
Das ſoll ein Kaiſerleben ſeyn!
Wie Waſſer trink ich nun den Wein.
Ich halte funfzig Kammerdiener,
Und eſſe täglich junge Hühner,
Und Schnepfendreck mit Hirſebrey
Das ſteht doch wohl dem türkſchen Kaiſer frey!
Ich fahre mit ſechs raſchen Pferden,
Die ganz mit Gold umhangen werden
Oft in der Reſidenz umher,
Und ſeh dabei aus wie ein Bär,
Der wild und grimmig um ſich blickt,
Weil das ſich ſo für einen Kaiſer ſchickt.
Zwölf Laufer gehn vor meinem Wagen,
Die alle Silbermützen tragen,
Und laut von weitem zu dem Volke ſchrein:
Macht Platz! der Kaiſer kommt gefahren!
Und plötzlich theilen ſich die Schaaren,
Als ſchläg der Donner in ſie ein. —
Allein dies Wort macht Martins Traum' ein Ende.
Er breitet hitzig ſeine Hände,
Worin er ſeine Schätze hält,
Um Platz zu machen aus, und mit den Eiern fällt
Nun auch ſein ganzes Glück zur Erde.

Weg ſind der Treſſenhuth, die Gräfin und die Pferde,
Womit er Aſien durchrennte,
Weg iſt ſein Hirſebrey, und weg ſein — Orient

C. F. Pockels.

5.

Die junge Witwe.

Eine Erzählung.

Wo iſt ein junges Weib, das ihren todten Mann,
Den ſie geliebt, am Grabe nicht beweint,
Sich nicht das Haar zerzauſt, nicht ganz untröſtbar ſcheint?

Allein das junge Weibchen kann,
Das ſieht ja jeder deutlich ein,
Um ſolch ein Ding — um einen Mann
Nicht bis ans Ende ihres Lebens klagen;
Das hieße ſich vergeblich plagen,
Und würde, wie mich dünkt, nicht ſo recht ſchicklich ſeyn.

Der Kummer ſchwindet auf dem Flügel
Der Zeit dahin, und hundert Tändelei'n,
Und ſonderlich der Putztiſch und — der Spiegel,
Die gar ſo leicht der Schönen Gram zerſtreun;
Verſcheuchen bald auch junger Witwen Leiden,
Und führen nach und nach die Luſt zu Freuden,
Ja! Amorn ſelbſt bey ihnen wieder ein;
Denn Amor läßt ſich nie zu Grabe tragen.
Und iſt es endlich gleich nicht wahr,
Was manche loſe Spötter ſagen:

Daß junge Witwen nur zum Schein
(Zuweilen könnt' es doch wohl ſeyn!)
Um ihre todten Männer klagen;
So iſts doch ausgemacht und klar,
Daß gern ein junges liebevolles Weib,
Und wär's auch nur zum Zeitvertreib,
Verſteht ſich nach den Trauertagen;
Ob eher nicht? — wer wollte ſo was fragen! —
An einen zweiten Gatten denkt,
Und ihn auch nimmt, — wenn ihn der Himmel ſchenkt.

Brigitt' ein junges Weib verlohr einſt an dem Schlage
Den beſten Ehemann; So liebte ſich kein Paar,
Seit Lieb' und Eheſtand das Glück der Erde war;
So warm, ſo neu wie an dem Hochzeittage,
Fühlt' er für ſie, und ſie für ihn
Und zwar ſchon in der Ehe dritten Vierteljahr
Noch alles, was verliebte Seelen fühlen;
Den Drang ſich aus der Welt in ſich zurückzuziehn,
Um nur in Hymens Kämmerchen zu ſpielen;
Den heiſſen Wunſch ſich ſtets allein zu ſehn,
Und ſich aus liebetrunknen Augen,
Die nie umſonſt um Gegenliebe flehn,
Die höchſte Götterluſt zu ſaugen;
Den ſüßen Trieb der reinſten Zärtlichkeit,
Mit treuen wonnevollen Küſſen
Den kleinſten Augenblick des andern zu verſüſſen,
Und in der Liebe Kuß die Ewigkeit,
Wenn's möglich wäre, — einzuſchließen.
Dieß alles fühlte noch das junge Paar,
Und dieſes Paar ward durch den Tod zerriſſen.

Nun liegt Brigitt' an Damons Todtenbahre
So todtenbleich wie er, und ruft,
Gebeugt von ſchwarzem Seelenharme
Den Liebling in der Gattin treuen Arme
Umſonſt mit heißem Thränenblick
Aus einer andern Welt zurück.
Ich folge dir in deine Leichengruft!
Schreyt ſie die Nacht, ſeufz't ſie den Tag,
In die Verweſung gleich mein Allgeliebter nach.
Ich fühl's, ſchon deckt mit ſeinem kalten Flügel
Der Todesengel mein Gebein.
O Freunde! ſcharrt uns unter einem Hügel,
Mich und den trauten Gatten ein.
Das Leben wird mir Höllenpein,
Da ich ihn nicht mehr bey mir habe,
Kommt ich bin todt, tragt mich zu Grabe!
Das heiß ich treu in ſeiner Liebe ſeyn!
Indeſſen trat der todte Mann
Allein die Reiſe nach dem Kirchhof an;
Denn ſie lebendig zu begraben,
Das wollten nicht die klügern Eltern haben,
Auch war's des Landes Sitte nicht,
Wenn ſie gleich zehnmahl widerſpricht:
So ſoll ich denn mit dir, mein Damon, nicht erblaſſen!
Ruft ſie — Wohlan! ich kenne meine Pflicht,
Nie werd' ich mich dir untreu machen laſſen,
Ich wein' um dich, bis mir mein Auge bricht.

Brigittens Vater war ein kluger Mann,
Und hörte ruhig ihre Klagen an.
Man muß, denkt er, die Weiber weinen laſſen,
Sie wiſſen doch bald ſich zu faſſen;
Allein dieß traf bey ihr nicht ein,

Sie hörte nimmer auf zu ſchrey'n,
Und mit den fürchterlichſten Klagen
Des armen Vaters Ohr zu plagen.
Der gute Mann, wie konnt' es anders ſeyn,
Hört ſich an ihrem Trauerliede,
Das ſie ihm täglich ſang, am Ende herzlich müde.
Geliebte Tochter faſſe dich,
Spricht er mit Ernſt, du marterſt dich und mich!
Wozu der Lerm! Denn aus dem Reich der Schatten
Bringt dir den ſchon verweßten Gatten
Kein Kummer und kein Gram zurück.
Wozu der ew'ge Thränenblick!
Wodurch ſich deine Reitz' entſtellen,
Such' ihn doch wieder aufzuhellen,
Und höre mich einmahl, mich deinen Vater an:
Ich kenne dir gar einen ſchönen Mann,
Des reichſten Vaters reichen Erben,
So flink, ſo zärtlich, ſo galant,
Als nie dein ſel'ger Damon war.
Geſetzt der wollte um dich werben,
Gäbſt du ihm, Töchterchen, wohl deine Hand —
Verſteh mich recht nach deinem Trauerjahr,
Denn eher will ich dir von ihm nichts weiter ſagen.
Wie Vater! mich ſo unverſchämt zu fragen!
Fuhr ihn Brigitte ſchnaubend an,
Weg! weg! mit einem zweiten Mann.
Ich ſollte wieder mich verbinden, —
Das wär die größte meiner Sünden,
Und einen beſſern Mann zu finden,
Als Damon war — ha welch ein Traumgeſicht!
Ich halt es nun für meine Pflicht,
Auf ewig alle Luſt der böſen Welt zu fliehn,
Und bis an meinen Tod um ihn
Der Sehnſucht Thränen zu vergieſſen.

Kurz Vater ſprecht nie meinem keuſchen Ohr
Nie etwas mehr von andern Männern vor;
Ich bleibe meinem Damon treu,
Gott du hörſt meinen Schwur! —

Indeß verfloſſen
Die Trauertag' als flöhen ſie auf Roſſen
Des Kriegers wunderſchnell vorbey.
Schon wechſelt man die Trauerkleider,
Ein neuer Putz erſcheint, und ſchon läßt ſich der Schneider,
Der beſte Damen Arzt, oft bey Brigitten ſehn,
Und dieſer Arzt, man wird mich ſchon verſtehn,
Beſaß in ſeiner Kunſt die Waffen
Bald aus Brigittens Herz den Kummer wegzuſchaffen,
Zum wenigſten weint ſie nicht mehr
So unaufhörlich wie vorher,
Und that ſie's auch, geſchah's doch nur im — Bette,
Und wenn man viel von ihren Damon redte,
Wie er als Braut ſie heimgefahren hätte.
Kurzum, die Zeit macht alles wieder gut. —
Sie härtet uns, und ſtählt den Muth
Der Traurenden zur Freude wieder,
Und wandelt nach und nach die Jammerlieder
In lachenden Geſang, in Tanz und Spiel.
Brigittens Herz bekam im fröhlichen Gewühl
Der Welt, das ſie jetzt nicht mehr flieht,
Und das ſie nun viel ſtärker an ſich zieht,
Weil ſie neun Monat traurig zugebracht,
Den Hang zur Lieb' und Freude wieder.
Jetzt tanzt ſie ſchon, und ſcherzt und lacht,
Ein neues Feuer dringt durch ihre Glieder —
Und an den todten Mann wird nun nicht mehr gedacht
Der Vater ſchwieg indeß von ſeinem Freier ſtill,

Und da er endlich ſelbſt nichts von ihm ſagen will;
So wird das Weibchen ungeduldig.
Sie Väterchen ſind mir noch eine Nachricht ſchuldig!
Spricht ſie, und ſtreichelt ihm das Kinn.
Ich dir? — — Ja! liebſter Vater, darf ich fragen,
Wer iſt der liebe Mann, den Sie mir vorgeſchlagen?
Bedenken Sie! — das Jahr iſt bald dahin.

C. F. Pockels.

6.

Momus unter den Menſchen.

Nicht daß ich überdrüßig der Thorheiten der Götter, oder weil ich keinen Stof zum lachen mehr da fand, den Himmel verlaſſen bey den Sterblichen eine Freyſtadt für meine Offenherzigkeit geſucht hätte — nein ich bin verabſchiedet, ohne alle Ruhmredigkeit zu gedenken, unter feierlicher Verſicherung der allerhöchſten Ungnade, von dem alten Herrn entlaſſen worden.

Wie das doch immer zugegangen iſt?

Seit langer Zeit — ich wollte wohl ſagen von meiner erſten Exiſtenz an, war ich bey dem ganzen männlichen Göttervolke ſo ziemlich entbehrlich, wenn nicht gar verhaßt; nur die Damen die ich amüſiren durfte, wenn ſie nichts beſſer wuſten, erhielten mich noch. Aber die Damen werden alt, und wechſeln die unterhaltende Lektüre mit den Gebetbüchern ab; ich ſelbſt bin nicht mehr, was ich war — es ging wie es überall geht, und ich will den nächſten Abend, wenn es regnet, und ich meinen Kaputrock verſetzt habe, erzählen, wie es zugegangen iſt, daß ich auf die Welt hernieder geſtiegen bin.

Genug, itzt bin ich da.

Und da möchten die Herren und Damen ſchon wiſſen, was ich mir vor Angelegenheiten mache. — Sollen auch bedienet werden. Aber ehe von Angelegenheiten die Rede iſt, erſt wo ich bin; denn von dem Pferde und Eſelein, worauf der Mann ſitzt, hängt immer viel ab, ob er einem Propheten oder einem Zahnarzt gleichſieht.

Alſo ich befinde mich auf der groſzen Inſel, die ich, wenn meine Leſer ſie kennen ſollen, nun freilich beſchreiben muß — ſo wenig Beſchreibungen mein Fach ſind.

Die große Inſel liegt unter Grad Nördl. Breite. Ihren Umfang find ich, da dieſer Punkt auf alles was in der Folge geſagt werden kann, keinen Einfluß hat, zu berechnen kaum der Bemühung einer hochlöbl. ökonomiſchen Societät werth. Sie hat ihre gegenwärtige Verfaſſung einigen verbannten Troglodyten zu danken, die ſich ums Jahr der Welt --- hieher verlohren hatten. Sie fanden das Land gut genug — predigten den Dienſt der Göttin Iſis, beraubten die Einwohner, ſchändeten ihre Töchter, mordeten wer ſich ihnen widerſetzte und ſtifteten — ein Reich, deſſen Deſpoten ſich darin von andern Eroberern unterſcheideten, daß ſie nicht begnügt die Güter der Unglücklichen, welche ſie beherrſchten, an ſich zu reiſſen ſelbſt den Menſchenſinne, der dem nakten Volk noch übrig blieb, ihrem geheimen Hoftaxamt zu unterwerfen wuſten.

So viel brauchen wir aus der ältern Geſchichte.

Wenige Jahre vor meiner Ankunft war Fürſt **Gutmann** der XIV. geſtorben, und der Prinz **Sextus**, der ihm weder von Familie noch Geiſt verwandt war, auf den Thron erhöhet. Er that alles ſich bey Liebe zu erhalten, und eine von langen Jahren her unterdrückte Parthei, die unter **Gutmanns** menſchenfreundlicher Regierung das Haupt zu erheben anfieng, in dem Zuſtand zurückzubringen in den ſie durch den Deſpotiſmus der ältern Regenten verſunken war, das Reich Oram hatte faſt niemals ſchlechtere Zeiten gehabt. In den lehnbaren Provinzen Lilaga und Ruſſaja regierte Tragbolt der ſchwache, und Tragbolt der dumme, auf der kleinen Erdzunge Kazes, die als ein abgeſchnittener Theil der Provinz Ruſſaja angeſehen wird, wurde Hartmann der dicke allgemein gehaßt und ſo viel verehrt, als Größe ohne Freygebigkeit es erzwingen kann.

Von dieſer kleinen Erdzunge, weil das doch der Gegenſtand iſt, auf den der Leſer am wenigſten neugierig ſeyn möchte, will ich nach wohlhergebrachten Amtgebrauch meiner H. H. Kollegen, meine Vorleſungen anfangen.

Ich habe hier meinen Sitz aufgeſchlagen, weil mir die Einwohner für mein göttliches Bedürfniß zu lachen und lachen zu machen, vorzüglich geſchickt und gröſtentheils, theils der Miene nach mir am meiſten ähnlich ſchienen. Alle Eingebohrne, die das reine Blut des Landes nicht durch Verbindung mit dem denkenden Theil der Menſchheit verdorben haben, zeichnen ſich durch breite Kinnladen, eine unbedeutende Stirne, und eingedrückte Naſe vorzüglich aus. Ich aber liebe die Affen, und alles was den Affen gleichſiehet. Ein liebes Menſchenvölklein in Wahrheit, das immer gerne thut, was es andere thun ſiehet, ohne zu fragen, warum ſie es thun. Nur Sünde ewig Sünde, daß die Närrchen ſo ausarten.

Da, wie ich bereits zu erinnern die Ehre gehabt, mein natürlicher Beruf iſt, zu lachen und lächerlich zu ſeyn, und dem ich bey meiner Gottheit und bey meinem Bart, ſo lang ich **Momus** bin, nicht untreu werden will, ſo war nur meine erſte Sorgfalt, wie ich ihm am leichteſten genugthun möchte, werden ſie mir glauben, daß ich nicht einen Augenblick verlegen war — ich ward Autor.

Autor — und als Autor des Areopagus der Autoren, oder wie das Ding in ältern Zeiten hieß, dem Löbl. Spielgrafenamt unterworfen. Dieſe Herren waren insgeſamt ächte Inſulaner mit eingedrückten Naſen und breiten Kinnladen, überhaupt von einem Körperbau als man ſich immer das Zugvieh auf ſeinen Meierhofe wünſchen mag; ſie giengen zu rechter Stunde ins Amt, hatten ihren geſunden Appetit, und gute Verdauung, auch weiß man von hundert Jahren her kein Beyſpiel, daß einer aus ihrem Mittel von ſeiner werthen Ehehälfte wäre vor das Konſiſtorium geladen worden.

Und der Archon von dieſem Areopagus?

— Ja der Archon — wie dick war der? Wie hieß er? Was war er? Könnte man was beſſeres oder was ſchlechteres als einen Archon aus ihm machen? War er nicht zugleich auch Präſident der Königl. Akademie der Pinguiſten, die dort etablirt ſeyn ſoll?

Meine Herren und Damen, ſie fragen mich zu viel, als daß ich ihnen das alles auf einmal beantworten könnte. Erlauben ſie, daß ich ihnen erſt die Fabel vom Block und den Fröſchen, aus meinem Phädrus erzähle, den wir Götterjungens, ſo gut als die Menſchenbuben zur Grundlegung der künftigen Gelehrſamkeit von unſern Piariſten lernen müſſen, die, unter uns geſagt, und dem Werthe der Fabel ganz unbeſchadet — im Himmel und auf Erden grobe Schulmeiſter ſind. Die Zeiten des guten Königs Block waren vorbey.

Alſo der zweyte König — ſog der den Autoren das Blut aus? fraß er ſie ganz auf, oder biß er ihnen nur die Extremitäten ab?

O der ewigen Fragen auch! ich ſeh wol ich werde nur gleich erzählen müſſen, was der Mann iſt — was er war. und was er ſeyn wird. Omne trinum enim perfectum ſagen die Mönche auf der großen Inſel, wenn ſie ſich zum Frühſtück beſoffen, im Chor geſchlafen, und bey einer Gutthäterin ſoupirt haben.

Aber, daß mir bey allen dreieckigten Figuren, Dingen und Begriffen allezeit meine Naſe einfallen muß: Die fatale Naſe, auch das dekonzertirt — verzeihen Sie viel geliebtes Publikum — ich habe wirklich zu viel verſprochen. Alſo nur, was der Mann itzt iſt, und thut, da ich ſchreibe, und denken ſie ſich ſelbſt ſeinen übrigen Lebenslauf — wie man ohngefähr erzogen werde — des Heidukken oder ſeines Vaters eigener Sohn ſeyn muß, um Archon zu werden — was die Dichter allenfalls ſagen würden, wenn ſtatt der Erben des Hochſeligen die unbeſcheidene Madame Nachwelt das Leichenkarmen zahlte.

Eigentlich zwar zu ſagen, thut der Archon — nichts.

Deswegen muß man nicht denken, daß Sr. Excellenz einen Augenblick unbeſchäftigt wäre. Hindern was gethan werden könnte, fordert die ganze Anſtrengung eines Mannes, der in Amte ſtehet, und — nur keine Neuerungen, war die Deviſe des Archon.

Und wirklich ſchien es, daß itzt das Reich der Männer anfangen ſolte. Die Einwohner der großen Inſel hatten die Deutungen der Hieroglyphen nie recht begriffen folglich auch das wenige, was ſie doch ſchlechterdings begreifen ſolten, ſehr frühe mißverſtanden. Die Areopagiten hingen dem körperlichen Iſisdienſte wie das gemeine Volk an. Es verſteht ſich, daß alles weitere Denken Hochverrath und jeder der nicht an die Göttin und an dem ganzen Troß der Göttin, vom Oberprieſter bis auf den Archon, glaubte, ein gefährlicher Mann war; nur waren itzt ſo viel ſolcher gefährlichen Männer, und weil ſich die Edleren der Nation dazugeſellten, durfte man ſie nicht mit Koth und Steinen werfen laſſen, welches in ältern Zeiten ein herrliches Bekehrungsmittel abgegeben hätte.

Alles fragte laut nach fremder Weisheit. Sie keimte gut genug in dem trocknen Boden und wirklich war es mit der Aufklärung unter den Inſulanern ſchneller fortgeſchritten, als man vom Klima und von allen übrigen in- und äuſſerlichen Urſachen erwarten ſolte. Ein Mann der von Natur gar nicht beſtimmt ſchien, Wunderwerke zu wirken, hatte gewirket was mehr als ein Wunderwerk war.

Betis heiſſet der Mann.

Er hatte bey den Aegiptiern die Deutung der Hieroglyphen geholt, ſuchte ſie den Troglodītiſchen Iſisdienſt ſo gut er konnte anzupaſſen und beyde mit dem geſunden griechiſchen Menſchenſinn — wenigſtens ſcheinbar auszuſöhnen. Er bückt ſich tief vor der Göttin; und noch tiefer ihren Prieſtern. Damit gelang es ihm eine Schule zu ſtiften, und er ſchlich ſich endlich gar in dem Areopagus der Autoren ein; welches ihm, da er ſorgfältig alles fremde für eigene Manufaktur ausgab, und ſeine Kollegen allezeit als wirkliche oder künftige Areopagiten reiſten, mithin fremde und inländiſche Waare nie unterſcheiden lernten, es ganz leicht machte, viel Kontreband in die Köpfe der jungen Inſulaner einzuſchwazen. Mehr vielleicht als er ſelbſt den Willen hatte.

Betis war kein Troglodit — kein Aegiptier noch weniger ein Grieche; aber man hatte wechſelsweiſe ihn für alles gehalten; was man nur immer ſeyn und nicht ſeyn kann. Unbedeutend in jedem hellern Wirkungskreiſe, war das Sternchen merkwürdig, weil es in der Dämmerung aufging, blieb merkwürdig, weil es in der Dämmerung noch nicht Tag geworden iſt, und viel kleinere Sternchen umher noch trauriger glänzten.

Und doch war das bischen Schein um den Mann herum genug den Neid der Areopagiten, der Iſispriester, des Archons, und aller Herren die auch ſcheinen wollten, und ſchlechterdings nicht ſcheinen konnten, in der ganzen Rüſtung zu wecken.

Einige von Betis Schülern hatten zwar ſeine Grundſätze, nicht aber ſeine Verſtellungskunſt ſich eigen gemacht, das tiſchte manchen Lärm in den Geſellſchaften, und ſelbſt in den Gerichtshöfen auf. Die jungen Buben! ſagte des Archons Freund **Nebed** — wozu ihnen die fremden Bücher, als zum Wiederſprechen — ſollen erſt Brod verdienen lernen, und dann ſtudieren. Da ſeh' mir mal einer die Leichengeſichter! Kein Embonpoint bey keiner Gerichtsſtelle, mehr — wahrhaftig Hr. Archon, dabei muß das Anſehen der Geſetze leiden. „Wolte wol ſagen wo das herkommt — aus den Früchten den Baum, ſagten unſere Väter — damit hefteten ſich aller Augen auf **Betis**, und der Rath ging freſſen.“

Der Verkettung der Umſtände wegen anzumerken — der Archon und Nebed ſpeiſeten bey den Prieſtern der Iſis wo heute großes Feſt war.

Nach den Dünſten des Feſtes, ward in geheimer Zuſammentretung der älteſten Areopagiten reiflich beſchloſſen, Betis unvermuthet zu überfallen und ſich ſeiner geheimſten Papiere und Schriften zu bemächtigen. Itzt wurden ſeine Schüler vor dem Areopagus geladen, und Archon und Areopagiten hatten oft Urſach über ihre naſeweiſe Antworten mächtig entrüſtet zu ſeyn. Kein Mittel ſagte Nebed, wenn wir nicht das Uebel im Grunde angreifen. Die Bücher — alles die Bücher; die Bücher, brummten alle Areopagiten nach, und einmüthig beſchloſſen, alle Buchgewölbe der Stadt weislich zu verſiegeln, Inventarien zu verfertigen, und alles, was nicht in der Bibliothek der Prieſter der guten Göttin Iſis befindlich iſt, wie ſich's gebühret, zum Feuer zu verurtheilen; wobey die Buchverkäufer zu mehrerer Würde des Feſtes, und ihrer wolverdienten Kaſtigation, die Ballen zum Auto-da-fe hinwälzen ſolten. Verſteht ſich ohne Steinſchnallen, und in büßender Kleidung — im vorbeygehen — damit nicht etwa jemand ſich zu ſehr für dieſe Herren und Herrchens interreſſirt — ſie wolten immer Griechen, oder wenigſtens Pſeudo-Aegiptier ſcheinen, waren aber im Grunde doch herrliche Troglobiten.

Unterdeß ſchnitt des Archons Schneider, ein ſtattlicher Mann, von dem man ſogar ſagen will, daß er Sr. Excellenz oft mit einem guten Rathe dient, ſchon ins Geheim Sanbenito's und hohe Mützen zu; der heilige Eifer der Iſispriester traf alle Vorkehrungen das Feſt recht glänzend zu machen; und der edle und wolweiſe Magiſtrat der Stadt Graba war nicht wenig verlegen, wo man das nöthige Holz herbeyſchaffen möchte, da itzt eben der Flus ſo niedrig war, daß ſich nichts zuflöſſen ließ. Denn dieſe Herren, die niemals räſonniren, überall der richtigeren Erfahrung folgen, hatten ſich nie in den Fall befunden, daß Papier auch ohne Holz brennt

Damit gewann **Betis** Zeit an den groſſen Areopagus zu appelliren, nachdem er vorher wohlbedachtſam eine neue Auflage ſeiner Lieder zum Lobe der Göttin Iſis veranſtaltet, und ſie dem frommen Alten, der dort Archon iſt, ganz zufällig in die Hände zu ſpielen gewußt hatte. Wie was — Betis der Verfaſſer der Lieder zum Lobe unſerer guten Göttin — dieſer ſchönen Lieder, die ich mir immer vorleſen laſſe, wenn ich nicht ſchlafen kann — dieſe Lieder hat Betis gemacht — ein Mann wie Betis ſoll und muß im Areopagus ſitzen — und ein Belobungsdekret.

So waren die Sachen — eh man's vermuthete wiederhergeſtellt. Man rük' antwortete Betis ſeine Papiere, den Bücherverkäufern ihre Schlüſſel, und des Archons Schneider machte aus den Sanbenito's — Hoſen.

Ich, da die Stadt **Graba** itzt ohne dies von nichts mehr zu ſprechen hatte, hielt es für den beſten Zeitpunkt dem Archon meine Projekte zu übergeben. Zufälligerweiſe traf ſich's, daß mein Hausjude auch der Seinige, und meine Kupplerin die Schweſter von ſeiner Mätreſſe war; welches denn das erſte Entre' gar ſehr erleichterte, mir wenigſtens einen freundlicheren Knifs vom Kammerdiener negozierte.

Doch konnt' ich das erſtemal meinen Mann noch nicht ſprechen — er konzipirt hieß es im Vorzimmer; und das mit einer ſo wichtigen Miene, daß ein unbeſcheidener als ich ſich davor zurückgezogen hätte.

Alſo den andern Tag wieder, und noch einmal — er konzipirt. Denn das iſt bey dem Archon Miniſterialetikette.

Den dritten Tag konzipirte der Archon nicht; aber ich fand ihm in extaſi. Dasmal muß er meditiren oder gar raſen — dacht' ich mir, als ich unſerm Mann im Schlafrock, deſſen Perſon ſich ziemlich der Karrikatur näherte, von einem Bücher bepakten Tiſch zum andern laufen ſah, ohne daß er eine lange halbe Stunde hindurch mich nur gewahr geworden wäre.

Sind ſie ſchon lange hier, hieß es endlich — ich glaube ſie haben mir etwas einzureichen? ich pakte alſo in tiefer Ehrfurcht aus.

Nach der Ordnung wie ich die Bücher auf dem Tiſch liegen ſah, und der Art mit der ſich der Archon in ſeiner Lektüre benahm, konnt' ich ſchlieſſen, daß ihm eine Gattung ſo gleichgültig als die andere ſeyn könnte. Ohne zu wählen übergab ich zuerſt wie es mir in die Hände fiel, meine neueſte Verſuche die Botanik auf den gemeinen Ackerbau anzuwenden — Botanik! ja wohl Botanik! nichts beſſeres mein Herr? — Kraut und Rüben, das bleibt der beſte Anbau, glauben ſie mir das, und wir laſſen's beym Alten.

Alſo meinen demüthigen Knifs, und mit meinen chymiſchen Bemerkungen hervor. Chymie auch — nein mein Herr — wir brauchen keine Goldtinktur, und unſer liebes vaterländiſches Bier lehren ſie uns gewiß nicht beſſer brauen.

bauen. Wozu all die Spekulationen? ich habe auch in meinen jüngern Jahren eine Abhandlung geſchrieben, wo ich die Unſterblichkeit der Seele aus ihrer Natur mathematiſch demonſtirte. Wer lieſt ſie?

Ich fand meinen Mann einen gröſſern Idioten, als ich ihn vermuthet hatte. Vielleicht, weil er doch gar nichts weiß, iſt er ein Poet, oder lieſt wenigſtens gerne Verſe, ſo mit einem dreimal tiefern Bükling, und mit zitternder Hand meine Gedichte überreicht.

Geben ſie ſich keine Mühe — Verſe und Belles lettres mein Herr, richten alles Unglück im Staate an — davon muß man mit einem Manne, wie ich, nicht ſprechen; es bleibt unterdeß unter uns, doch rathe ich ihnen, wenn ſie bey uns bleiben wollen keine Verſe mehr zu machen, und wenn ſie mit mir reden — wolangemerkt, daß da das Wort Belles-Lettres nicht mehr ausgeſprochen wird.

Aber laſſen ſie doch weiter ſehn, was in dieſem Pakete ſteckt?

Es waren meine allgemeine Vorſchläge über die Nationalerziehung. Ha — endlich einmal etwas das in mein Fach geht — etwas gemeinnütziges; und haſtig lieſe der Archon die Rubriken durch. Normalſchule für die Kinder — Normalſchule für die Mütter — Normalſchule für die Gelehrten — Normalſchule für die Prieſter und Areopagiten — he he — wohinaus damit? und — Normalſchule für den Archon. — Für den Archon auch! Hr. Autor das Kapitel, weil es mein iſt, ſtreich' ich aus, und war naſeweis von ihnen. Aber transeat pro ingenio; genug, ich ſehe, daß ſie ein weitumfaſſender Geiſt ſind — ich war den zu finden in großer Verlegenheit, und bin froh genug, daß ich ihn an ihnen treffe. Sie ſollen Sekretär der Königl. Akademie der Pinguiſten werden.

Nun

um größern Anſtands willen auf dem Areopagus der Autoren zu Graba feyerlich entſchieden; i. e. wol weidlich nachgehohlt werden, was ſchon entſchieden war. Dazu war eine Tagſatzung der vier Zünfte der Wiſſenſchaften nothwendig, die ſo geſchwinde nicht zu Stande kommen kann. Die Trivialmuſe, die bey ſolchen Gelegenheiten immer präſidirt, muſte ihr Feyerkleid ausbeſſern laſſen; die Männer der ſchwarzen Zunft lagen am Podagra; die von der Hochrothen hatten erſt ein paar Diebe, die von der Dunkelrothen einige Excellenzen umzubringen; die von der Violetten konnten Schulden halber nicht ausgehn. So verſtrichen drey Monat bis der große Tag anbrach, der ſo lang die Aufmerkſamkeit der Einwohner, und ich geſteh' es — meine eigene geheftet hatte.

Man ſchmückte die Straßen, und der Areopagus wurde mit Tapeten behangen, die für das Hochzeitfeſt der guten Göttin Iſis ſchön genug geweſen wären. Pracht überhaupt noch gut genug. Was aber eigentlich geſchehen iſt, kann ich nicht erzählen, da man immer bey ſolchen Gelegenheiten mehr trompeten als reden hört; und ſo muß ich mich mehr nur darauf beſchränken, was ich geſehen habe.

Stattliche, wolbeleibte Männer, mit viereckigten Hüten, und das erkältete Herz in einen Pelzfleck eingewickelt, begleiteten die hohe hermelinbebrämte Muſe, die man gleich einem Bürgermeiſter einer ſchwäbiſchen Reichsſtadt, Ihro Magnificenz ſchilt. Der Zug wie die Geſichter — ganz Gravität, ganz Größe bis unter lautem Schall der Trompeten und Pauken, ſie langſam auf die gepolſterten Stüle niederfielen. Eine ſanftere Simfonie folgte der lärmenden Muſik — — die Herzen der Jünglinge und Schönen ſchmelzen davor und nun ſank alles zum feyerlichen Gebete hin; denn die gute Göttin Iſis ſolte den Trogloditen immer geben, was ſie anzunehmen nicht fähig waren — Weisheit. Unterdes will ich nicht der Mann ſeyn, der wenn das Gebet vorüber iſt, es wagen ſolte, ſie ihnen abzuſtreiten. Dicker Rauch füllet den Tempel, verdickt die Seelen der Männer und die lärmendere Muſik kündigt das erhörte Gebet an. Fürſt **Hartmanns** Abgeordneter ſelbſt hatte das Rauchfaß geſchwungen.

Izt begann der Sprecher einen langen Spruch, ich weiß nicht, um den Zuhörern noch einmal zu ſagen, was ſie alle ſchon wußten, oder um ihnen eine halbe Stunde Schlaf zu verurſachen; denn gewiß war es nicht die Grazie, mit welcher er ſein dixi brüllte, ſondern der hohe Trompeten und Paukenſchall, der unſer ampliſſimum dormitorium weckte, ihre Stimmen zu geben, ohne daß ſie eben verſtehn könnten, was gefragt wurde. Zu was doch nicht Trompeten und Pauken gut ſind! alle dieſe Herren ſind Gelehrte — wie wir vorausſetzen wollen — und dürfen daher niemals Unrecht haben: es dahlt alſo jeder die ihm beſtimmte Viertelſtunde, ohne ſich unterbrechen zu laſſen, aus, die Pedellen zählen ſorgfältig die Minuten ab, um Trompeten und Pauken drein brüllen zu laſſen, und ſo haben am Ende, ob ſchon jeder einer ganz andern Meynung geweſen iſt, doch alle ſamt und ſonders recht. Einmahl findet man keine Gelegenheit zu wiederſprechen — ſo ſchläft denn jeder von einem Paukenwecker zum andern ruhig fort, und gönnet ſeinen Kolegen r[illegible]ichem Geiſt Beyfall und Tadel. Eine Großmuth, [illegible]en in Deutſchland gewiß kein Profeſſor fähig iſt.

Ich ſelbſt habe ven den Reden der drey erſten Zünfte ganz genau ſo viel als nichts verſtanden. Doch als die Reihe an den Sprecher der ſchwarzen Zunft kam, herrſchten Schlaf und Stille allgemeiner und aus einen weit umfaſſenfaſſenden Körper, röchelten ausgiebigere Stimmen herauf. Er ſchalt lang und viel auf die Novatores, verglich endlich dieſe Stultos omnis divinae humanaeque reverentiae irriſores mit den Huſſitis, qui ſunt Haereticulorum Bohemiae originis ſpecies, und zog endlich die juſtiſſimam conſequentiam: quod fuiſſent pariter ac iſti curcones, cruciandi comburendi, et cineres eorum e patibulo ſub ſtrepitu et maledictione in auras diſpergendi.

Damit waren ſub ſtrepitu et Somno die drey Stunden, welche ein lit de juſtice auf dem Areopagus der Autoren zu Graba erfordert, verſtrichen. Die Männer mit den Stäben ſtunden gravitätiſch auf — mit ihnen die magnifica Muſa — alles blieb weislich unentſchieden; denn alſo ſprach ſie:

Maneant res, uti ſuere ab atavis noſtris. Salvete interdum patres; ſalvete clariſſimi Commilitones; ſalue denique tu corona juventutis, opes patriae, venientis aevi decus; ſalvete in quam omnium ordinum auditores, et feliciſſime res veſtras, omnis peregrini operis incurii peragite.

O. A. M. D. G.

Und noch einmal Trompeten und Pauken.

(wird fortgeſetzt.)

---

8. Schrei-

7.

Schreiben an einen Hypochondriſten. *)

Sie ſind alſo noch immer der furchtſame ſchüchterne Nicodemus, noch immer der klagende Jeremias? Sie, der Sie doch vor viel tauſenden Ihrer Nebenmenſchen das ausgemachteſte Recht haben, ſich der Welt am hellen lichten Tage zu zeigen, ohne daß Sie zu befürchten hätten, daß irgend jemand einen Flecken oder Makel an Ihnen entdecken würde, Sie wagen es kaum, im Dunkeln, wie die Schnecke aus ihrem Häuschen zu kriechen. Ich denke, Sie ſollen es fühlen, daß dis Gleichniß auf Sie paßt, und wollte der Himmel, ich könnte Sie dadurch von Ihrer Schüchternheit heilen, mit der Sie durch die herrliche Schöpfung Gottes wie durch ein Jammerthal hinſchleichen, ohne ſich zu unterſtehen, hier oder da ein Blümchen zu pflücken, das doch der Vater der Menſchen für Sie ſo gut wachſen ließ als für Ihre Brüder. Wenn Sie's noch nicht haben, das Buch; über den Werth des Menſchen: ſo lohnt es der Mühe, daß Sie morgen in die Stadt reiten und es kaufen, es wird Ihnen ſo wie Fordyce's Predigten für Jünglinge herrliche Dienſte thun. So viel vom Gleichnis in Us; nun das zweite in Az.

Ich wollte nicht gern in den Verdacht kommen, als wär ich hartherzig gegen Leidende, da ſey Gott vor; im

---

*) Der Gedanke, daß es unter den Leſern der Olla auch wohl hie und da einen Hypochondriſten geben könne, hat die Einrückung obigen Briefes veranlaßt.

Gegentheil fand ich meine Rechnung immer dabey, wenn ich mit den Leiden meiner Brüder ſympathiſiren konnte; urtheilen Sie alſo, ob ich fühllos bleiben könnte, wenn ich Sie in der That leiden ſähe. Aber mein Beſter, was Sie mir da von Ihren körperlichen Umſtänden ſagen, bringt mich auf die gewiſſe Vermuthung, daß das Uebel mehr im Geiſte als im Körper ſitze, und daß es alſo meiſt ſelbſt gemachte Leiden ſind. Ich bedaure Sie herzlich, denn es mag in der That eine höchſt ſchlimme Sache um das Uebel der Hypochondrie ſeyn, aber ich glaube doch, daß es dem, der damit behaftet iſt, leicht ſey, ſich ſelbſt davon zu helfen, wenn er mit Ernſt zu Werke geht. Freund! die Heilungsmittel vor dis Uebel ſind Ihnen ſehr nahe, Sie dürfen nur zugreifen. Ich will verſuchen Ihnen ein Recept vorzuſchreiben, wozu Sie weder Apotheker noch Medicum brauchen, und wohl mir! wenn Sie mir einſt ſchreiben oder ſagen können, daß meine Cur angeſchlagen habe.

Anſtatt der abführenden Mittel, womit die Aerzte gemeiniglich ihre Curen anfangen, haben Sie vor der Hand nichts zu thun, als daß Sie alle Fläſchgen und Phiolen, aus denen Sie bisher Linderung zu tröpfeln glaubten, zum Fenſter hinauswerfen; daß Sie ſich ſo wenig als möglich mit ſich ſelbſt beſchäftigen, ſelten allein auf Ihrer Stube ſeyn, bey dem geringſten Gedanken an's Krankſeyn, das Fenſter aufmachen, und die Bäume im Garten zählen, zu verſtehn, wenn Keulen oder eine neue Sündfluth vom Himmel fällt, denn ſonſt mag's ſchneyn oder regnen: ſo muß der junge Herr hinaus in die freye Luft. Ueberhaupt iſt ihnen Motion ſo nöthig wie das liebe Brod, daher rathe ich Ihnen, ſo oft es Ihre Geſchäfte erlauben mit jedem anbrechenden Morgen auf die erſte beſte Anhöhe zu gehen, und da das prächtigſte aller Schauſpiele, ich meyne den Aufgang der Sonne anzuſehen. Es müßte ſchon weit mit Ihnen gekommen ſeyn, wenn Sie nicht ſchon beym erſtenmale zufriedener zurückkämen als Sie hingingen. Wenn Sie auf Ihren einſamen Promenaden Hang zum Nachdenken ſpüren: ſo ſpringen Sie ſo lange über Graben und Zäune, bis ſich's verliert, tragen Sie den Wandrer, der vor Ihnen vorbeygeht, ſeinen Pack eine Strecke Weges, oder löſen das Bauermädgen, die einen Sack voll Mehl aus der Mühle nach Hauſe karret, ab, oder leſen Sie die Steine auf dem Felde zuſammen, und tragen ſie in die tief ausgehöhlten Gleiſe im Wege; der Gedanke daß nun manches Körnchen mehr aufgehen, und mancher Fluch über böſen Weg weniger ausgeſtoßen werden wird, wird Sie mit Ihnen ſelbſt zufrieden machen. An Geſellſchaft braver und würdiger Männer fehlts Ihnen nicht, und das iſt für Ihre Wunden köſtlicher Balſam; aber freylich, Sie müſſen ihn auch brauchen wollen. Muſik ſollten Sie lernen, oder wenigſtens nicht davonlaufen, wenn Sie Anſtalten zu dem gewöhnlichen Concert machen ſehen; aber hüten Sie ſich vor zu vielen Andantino's Largo's und dergleichen herzbrechenden Dingen; Preſto's und Allegro's mit unter ein Contretanz oder eine bis in die große Zehe würkende Polonoiſe ſchicken ſich für Sie am beſten. Noch einen Monat — und Sie hören dann unſers Herrn Gott's Virtuoſen ein Concert machen, bey dem ſich Herz und Geiſt erfreut; bleiben Sie da ſo lange unter Gottes freyen Himmel, bis es in Ihrer Seele eben ſo ſtille iſt, als in der ſie umgebenden ſchönen Natur, trinken Sie dann ein Glas friſches Waſſer und werfen ſich Gott und dem Schlaf in die Arme.

Bücher — ja Bücher ſind ihnen höchſt nöthige Heilungsmittel; aber gerade die, die Sie leſen, werden Ihnen in Ihrer itzigen Lage eher ſchädlich als nützlich. Lavaters

Ausſichten in die Ewigkeit und was weit oder nahe dran grenzt, ſind für Sie nicht geſchrieben; vertiefen Sie ſich in keine Todesbetrachtungen, ſie ſchaden oft, wenn ſie nicht mit Behutſamkeit geleſen werden. Vor allen andern empfehle ich Ihnen das Buch: Eine Hand voll Menſchenfreuden; Sie werden darin auch an den Tod denken lernen, aber ſo wie es da geſchieht, erlaube ich es Ihnen gerne. Täglich ſollten Sie ein Glas Wein trinken, und mich dünkt, der würdige Menſchenfreund, der Ihnen den Hauptſchlüſſel zu allen Thüren im Schloſſe anvertraute, wird Ihnen das nicht wehren, und der, der ihn zu Erfreuung des menſchlichen Herzens wachſen ließ, wirds nicht minder gern ſehen. Auf den Wein folgt natürlicher Weiſe Liebe. So wenig Sie nach Ihrer mir ſo lieben Zuſchrift von dieſem Univerſalmittel wider Gram und Mißvergnügen zu brauchen Willens ſind: ſo iſts doch ſicher für Sie eine höchſt nöthige wo nicht gar unentbehrliche Sache, ein gutes liebes Weibchen an der Seite zu haben, die Ihnen durch ſtete liebreiche Unterhaltung, durch gefälliges freundliches Weſen und zärtliche Sorgſamkeit für Ihre Geſundheit, die traurigen Bilder aus ihrer Seele verbannen und an deren ſtatt Wonne und innige herzliche Freude über Ihr erlangtes neues Glück drein zaubern kann. Es giebt noch Byrons in der Welt, und wenn ſo ein Grandiſon wie Sie verzweifeln wollte, eine zu bekommen: ſo iſt das ein Beweiß, daß Sie Ihren eigenen Werth nicht kennen. Manch andrer gäbe alle ſeine Haabe den Armen, wenn er ſich dadurch des Glücks theilhaftig machen könnte, mit einem ſo liebenswürdigen durchaus guten Mädchen als Mlle P. iſt unter einem Dache zu wohnen, ihren angenehmen Umgang zu genieſſen, und ſich an Ihren Vollkommenheiten, an denen Reiz und Tugend gleichen Theil haben, zu vergnügen; und Sie Herr! ſehen das mit ſo philoſophiſcher Kaltblütigkeit an, wie Hr. Bode einen Cometen oder Hr. Prof.

Schulze ein Nordlicht. Kein Wunder wär's, wenn ich in dem Amtseifer geriethe. Was habe ich Ihnen nicht ſchon für Predigten gehalten, aber immer vergebens. Merken Sie ſichs, wenn dieſe wieder nichts fruchtet; ſo iſt dis das letzte mahl daß ich Ihnen ſage: ich bin

Ihr

Freund F.

8.

Fragment.

Zwey Inſtrumente, jedes ſo fein organiſirt, wie das andere, jedes aus dem nämlichen Tone geſtimmt haben . das genaueſte Verhältniß zu einander. Es greife Einer — der Muſik verſteht — die eine Violine aus beſagtem Tone, ſo wird die andere eben ſo tönen ohne die Berührung irgend eines Fingers.

Ich ſah zwey niedliche Jungens — es waren Brüder — der eine bekam einen etwas rauhen Verweis der einen ſolchen Mißton in dieſem Inſtrumente erweckte, daß er weinen mußte — augenblicklich weinte das Brüderchen mit.

Einer lernte Flötenblaſen — ſo oft der Schüler bließ, ſo oft heulte ein kleines ſchwindſüchtiges Hündchen, es war ruhig; da der Meiſter Harmonien aus dem Holze hervorrief.

Wir können oft den Ton nicht unterdrücken, den irgend ein Zufall in uns weckt, der mit uns ſpielt. Man kann ſeine Freude nicht bergen, man bricht in Exklamationen aus, die Geſichtsſayten verziehen ſich. Ein Menſch, den wir zum erſtenmal ſahen, ſpricht ein Wort, und wir müſſen ihn lieben: wir ſind nämlich aus dem nämlichen Tone geſtimmt.

In einem feuchten oder zu warmen Zimmer verliehrt die Sayte ihre Elaſtizität — ich auch.

Bey etwas Taubheit dienen zwei Gran Biſam in die Ohren gebracht — bey einer ähnlichen Krankheit der Violin etwas Kalſonium.

Geht es weiter ſo hilſt weder Kalſonium noch Biſam.

Die Nerven des bonotiſchen Menſchen ſind nicht ſo feiner Schwingungen fähig, wie jene des Sanguiniſchen. Der Materialien, aus welchen man Flöten bilden kann, ſind mancherley: es giebt immer eine einen reinern Ton wie die andere — man bilde aus den Aeſten einer Tanne ein Ding, das einer Flöte ähnlich ſieht — es wird nie einen Flötenton geben: in ähnlichen Fällen heißt es: non ex quovis ligno fit mercurius.

Ein Inſtrument wird verdorben, wenn ein Stümper lange drauf klimpert. Ein guter Kopf kann ein Narr werden wenn er immer von Eſeln ſchikanirt wird.

Hamlet reicht dem Güldenſtern die Flöte wie albern nimmt ſich dieſer, da er darauf ſpielen ſoll! „Und du willſt „auf mir ſpielen?“ — ſagte der Prinz, oder ſagte doch ohngefähr ſo. —

Aehnlichkeit — Verwandtſchaft — Sympathie — Attrakzion — oder wie ihrs immer nennen wollt — iſt das wichtige Fundament, auf welches das Univerſum gebaut iſt.

Auf die Kenntniß dieſes Grundſatz ſtützet ſich die Phyſik und Chimie.

Pſychologie ohne dieſes doppelte Studium iſt Schwärmerey, iſt eine Lehre, deren Katheder man ins Tollhauß verſetzen ſollte.

Aus beſagten beyden Quellen müſſen wir unſere Urbegriffe ſchöpfen: Die Phyſik ſagt uns, was Harmonie oder Seele iſt. Die Metaphyſik ſchwazt euch die Ohren voll, und ihr wißt doch nichts. Die Phyſik ſagt Harmonie, oder Disharmonie, ſchöne oder garſtige Seele — — alles dieſes iſt das Reſultat der Beſtimmungen der Materie. Mehr braucht man nicht zu wiſſen.

Nun wißt ihr ja auf einmal, was das iſt. Die Muſik der Sphären.

Unſterblichkeit der Seele, Unſterblichkeit der Harmonie — — — paroliau Meme! —

Man glaubt keine angebohrnen Begriffe mehr, oder wer ſie noch glaubt, iſt ein gebohrner Narr. Alles was wir wiſſen, oder zu wiſſen glauben, war vorher in unſern Sinnen — — das iſt der Weg armer Methaphyſiker! durch den du jene Höhe erreichteſt, auf der dies itzt ſchwindelt.

Brüder! Wenn ihr gut organiſirt ſeyd, eure Organen gehörig geübt habt, und es kömmt euch etwas vor, das ihr bey mäßiger Anſtrengung nicht begreifen könnt, ſo macht den Schluß: „es iſt nichts weniger als Wahrheit“ und entfernt euch.

Erfahrung muß uns leiten, die Fackel der Phyſik muß uns leuchten, dann ſind wir weiſe, und lächeln über die Lufterſcheinungen der Metaphyſik.

J. Schalk.

IX.

Fragmente.

Rußiſcher Hof.

(Aus Coxe Reiſe durch Pohlen, Rußland ꝛc.)

Der Reichthum und der Glanz des Ruſſiſchen Hofes überſteigt den ausgeſuchteſten Schilderungen, die man davon machen kann. Er hat noch manche Spuren von altem aſiatiſchen Gepränge, mit Europäiſcher Verfeinerung gemiſcht. Ein gewaltiger Schwarm von Hofleuten ging allezeit vor und nach der Kaiſerin her; die Koſtbarkeit ihres Anzuges, und eine Verſchwendung an Edelſteinen, geben einen Glanz, von dem man an andern Höfen ſich nur einen ſchwachen Begrif machen kann. Die Hofkleidung der Männer iſt nach franzöſiſcher Art: die der Damen iſt ein Oberkleid und ein Rock mit einem kleinen Reif; das Oberkleid hat lange hangende Ermel und eine kurze Schleppe, und iſt von andrer Farbe als der Rock. Die Damen trugen, nach der in Paris und London gängigen Wintermode des Jahrs 1777, ſehr luſtige Kopfzeuge, und ſchminkten ſich ſtark mit Roth. Unter den übrigen Prachtartikeln, wodurch ſich der Ruſſiſche Adel auszeichnet, iſt für einen Fremden vielleicht nichts auffallender, als die Verſchwendung von Diamanten und andern Edelſteinen, mit denen alle ihre Kleider beſetzt ſind. An den meiſten übrigen Europäiſchen Höfen tragen (mit Ausnahme einiger der reichſten und erſten von Adel) dieſen Schmuck die Damen faſt ganz allein; aber am Ruſſiſchen Hofe ſtreiten die Männer mit den Weibern darin um die Wette. Einige Kavaliers waren faſt ganz mit Diamanten bedeckt: ihre Knöpfe, Schnallen, Degengefäſſe, und Schulterſchleifen, beſtanden aus dieſer theuren Waare; die Hüte von manchen waren mit dreyfachen Reihen derſelben eingefaßt; und ein diamantner Stern auf dem Kleid war kein ſonderliches Unterſcheidungszeichen. Dieſe Liebe zu den Juwelen ſcheint auch die untere Volksklaſſen angeſteckt zu haben, denn auch Privatleute beſitzen deren eine Menge; und das Weib eines gemeinen Ruſſiſchen Bürgers erſcheint oft mit einem Kopfputz oder Gürtel von Perlen und andern Edelſteinen, deren Werth ein paar tauſend Thaler beträgt.

Ich will mich nun nicht dabey aufhalten, wie oft wir nach Hofe gegangen, und was wir allemal dort geſehen. Nur einige feyerlichere Tage will ich auszeichnen, an denen einige Abwechſelung in dem gewöhnlichen Hofgepränge war.

An beſonders feyerlichen Tagen trägt die Kaiſerin gewöhnlich eine diamantne Krone von unbeſchreiblichem Werth, und die Bänder von dem St. Andreas- und Verdienſt-Orden, welche beyde über die nämliche Schulter hängen; auch trägt ſie die Halsbänder der beyden Orden, und die zween Sterne über einander auf dem Bruſtkleid geſtickt.

An gewiſſen Gedächtnißtagen im Jahr hält die Kaiſerin offene Tafel. Während unſers Aufenthalts in Petersburg fielen zween dergleichen Tage ein. Am zweyten December war das Jahresfeſt des Iſmailowſchen Garde-Regiments; und die Kaiſerin, welche als Landesfürſtin Oberſter über das Regiment iſt, gab nach alljährlicher Gewohnheit den Officieren eine große Tafel. Weil wir dieſe Feyerlichkeit gerne mit anſehn wollten, ſo gingen wir um 12 Uhr nach Hof. Die Kaiſerin trug die Uniform des Regiments, welche grün mit Gold verziert, und wie ein Damen-Reitkleid gemacht war. Sobald alle Officier ihr die Hand geküßt hatten, brachte ein Kammerherr einen Teller mit Weingläſern, wovon die Kaiſerin jedem Offizier eins überreichte, das er aus ihrer Hand nahm, und nach einer tiefen Verbeugung austrank. Nachdem dieſe Zeremonie zu Ende war, ging Ihre Majeſtät, ungefähr um ein Uhr, voraus in einen nahen Saal, wo ein prächtiges Mittagsmahl aufgetragen war. Sie nahm ihren Platz mitten an der Tafel, und zu beyden Seiten ſaßen die Officiers nach ihrem Rang. Die Kaiſerin bezeugte während der ganzen Tafel die größte Hochachtung für ihre Gäſte. Nach ungefähr Einer Stunde war die Tafel geſchloſſen: Ihre Majeſtät ſtand auf, und begab ſich hinweg.

Bey meinem darauf folgenden Anlaß ſahen wir wieder eine offene Tafel, welche die Kaiſerin den Rittern von St. Andreas Orden gab. Ihro Majeſtät trug ein Kleid von Sammet, mit Hermelin ausgeſchlagen, und ein diamantenes Ordens-Halskreuz. Die Kleidung der Ritter war prächtig, aber ſehr abgeſchmackt. Sie trugen ein grün ſammetnes Oberkleid mit Silberbrokat verbrämt, einen Rock ebenfalls von Silberbrokat, Weſte und Beinkleider von Goldſtoff, roth ſeidene Strümpfe, und einen Huth nach der Mode unter Heinrich IV. der mit einem Federbuſch und mit Diamanten verziert war. Da der St. Andreas Orden der vornehmſte dieſes Landes iſt, ſo wird er bloß wenigen Perſonen von dem erſten Rang gegeben; und es waren in allem nur zwölf Ritter, die mit der Kaiſerin zur Tafel ſaſſen: nemlich der Fürſt Potemkin, der Fürſt Orlow, der Marſchall Galitzin, die Grafen Alexi Orlow, Panin, Roſomowſki, Jwan Tſcherniſchew, Woronzow Alexander und Leon Nariſkin, Münnich, und der Herr Betzkoi. Vor der Tafel reichte die Kaiſerin auch dießmal wieder jedem Ritter ein Glas Wein dar. Bey der Tafel ſaß ſie auf einem mit dem ruſſiſchen Wappen gezierten Lehnſtuhl, und unterhielt ihre Gäſte mit gewöhnlicher Würde und Herablaſſung. Die ausländiſchen Miniſter und ein glänzender Schwarm von Hofleuten, ſtanden als Zuſeher um die Tafel her, und einige von ihnen wurden von der Kaiſerin gelegenheitlich angeredet.

Der St. Andreas-Orden, oder das blaue Band, der erſte in dieſem Reiche wurde im Jahr 1698. von Peter dem I. bald nach der Zurückkunft von ſeiner erſten Reiſe in fremde Länder, geſtiftet. *)

Der St. Alexander Newſki-Orden, oder das rothe Band, wurde ebenfalls von Peter I. geſtiftet, aber erſt im Jahr 1725 unter der Regierung Catharine der I. ausgetheilt.

Der

---

*) Webers Veränd. Rußl. III. Th. S. 161.

Der hollſteiniſche St. Annen-Orden wurde im Jahr 1735. von dem hollſteiniſchen Herzog Karl Friedrich, zum Andenken ſeiner Gemahlin Anna, Tochter Peter des Großen, geſtiftet, und durch ihren Sohn Peter III. in Rußland eingeführt. Er wird von dem Großfürſten, als Landesherrn von Hollſtein, verliehen. Die Ritter tragen ein rothes Band mit gelber Einfaſſung.

Der militäriſche St. Georgs-Orden, welcher auch der Verdienſt-Orden genannt wird, und den Rang vor dem St. Annen-Orden hat, wurde von der jetzigen Kaiſerin im Jahr 1779. geſtiftet. Er iſt für die Officiere, die zu Land oder zur See dienen, und wird in Friedenszeiten niemals verliehen. Die Ritter tragen ein ſchwarz und pomeranzenfarbig geſtreiftes Band.

Dieſer Orden iſt in vier Claſſen eingetheilt.

Die Ritter von der erſten Claſſe, genannt Groß-Kreutze, tragen das Band über der rechten Schulter, und den Stern auf der linken Seite. Jeder hat ein Jahrgeld von 700 Rubeln.

Die Ritter aus der zweiten Klaſſe tragen den Stern auf der linken Bruſt, und das Band mit dem daran hangenden Kreutz um den Hals. Ihr Jahrgeld beträgt 400 Rubel.

Die Ritter von der dritten Klaſſe tragen ein kleines Kreutz am Hals. Jeder erhält jährlich 400 Rubel. In dieſe Klaſſe können 50 kommen.

Die Ritter aus der vierten Klaſſe tragen das kleine Kreutz an einem Bande im Knopfloch, wie die franzöſiſchen St. Ludwigs-Kreutze. Jeder erhalt jährlich 100 Rubel.

Der von der Kaiſerin für dieſen Orden angewieſene Fond zur Bezahlung der Jahrgelder und andrer Ausgaben, wirft jährlich 40,000 Rubel ab. Von dieſen ſind 1680 für die erſte Klaſſe beſtimmt, und 2000 für jede der übrigen dreye.

Die Zahl der Ritter iſt unbeſtimmt, Im Jahr 1778 enthielt die erſte Klaſſe, worin Generale en Chef ſeyn können, nicht mehr als vier: nämlich den Marſchall Romanzow, wegen ſeiner Siege über die Türken. Den Grafen Alexei Orlow, wegen Verbrennung der Türkiſchen Flotte bey Tſchesme; den Grafen Panin, wegen der Eroberung von Bender; und den Fürſten Dolgorucki, wegen ſeiner Eroberungen in der Krimm.

Die zweyte Klaſſe enthielt 8 Ritter; die dritte 48; und die vierte 237. Niemand kann dieſen Orden erhalten, der nicht irgend eine wichtige Heldenthat gethan, oder als Officier mit gutem Verhalten 25 Jahre zu Land, oder 18 Jahre zur See gedienet hat*).

Es iſt auch noch der St. Catharinen-Orden für Damen hier. Er wurde im Jahr 1714 von Peter zu Ehren ſeiner Gemahlin Katharine geſtiftet. Der Wahlſpruch „Liebe und Treu“ ſoll an dieſe Tugenden erinnern, welche Katharine am Ufer des Pruth ſo thätig für Petern bewies. Dieſer Orden iſt ſehr ehrenhaft; denn auſſer der Kaiſerin, der Großfürſtin, und einigen wenigen auswärtigen Prinzeſſinnen, iſt er nur fünf Ruſſiſchen Damen verliehen.

Der St. Andreas Orden iſt der erſte und vornehmſte aus allen. Nebſt den ſouverainen Fürſten und Ausländern hatten ihn im Jahr 1778, 26 Ruſſen; den Alexander Newſki-Orden hatten 109; und den St. Annen-Orden 208. Man kann wohl ſagen, daß die Kaiſerin auch den Pohlniſchen weißen Adler-Orden und St. Stanislaus-Orden verleihe.

---

*) Sieh. die Ukaſe über die Stiftung des St. Georgs-Ordens in Schmidts Beyträgen.

Seit unſrer Abreiſe aus Rußland hat die Kaiſerin von Rußland am 4ten Oktober 1782 einen neuen Orden, den vom heiligen Wladimir, für würdige Leute in Zivil-Dienſten, geſtiftet. Er iſt in Rückſicht der Jahrgelder für die verſchiedenen Claſſen auf den nämlichen Fuß eingerichtet, wie der St. Georgs-Orden. Es ſollen ihn zehn Groß-Kreutze, zwanzig Ritter aus der zweyten Klaſſe, dreyßig aus der dritten, und ſechzig aus der vierten Klaſſe erhalten. Nebſt dieſen iſt noch eine fünfte Klaſſe für Männer, welche ſchon 35 Jahre lang gedienet haben, welches ihnen ein Recht giebt, den Orden zu tragen.

Während dem Winter ſind zwey oder dreymal Maſkenbälle bey Hofe, zu denen Leute aus allen Ständen zugelaſſen werden. Bey einem dieſer Bälle, welchen wir auch beſuchten, waren gegen achttauſend Billets vertheilt worden; und nach der großen Menge der Anweſenden zu urtheilen, muſten auch wirklich ſo viele da geweſen ſeyn. Eine prächtige Reihe von zwanzig Gemächern wurde bey dieſer Gelegenheit geöfnet, und alle waren niedlich beleuchtet. Eines dieſer Gemächer, welches länglicht rund, und eben der Saal iſt, in welchem die gewöhnliche Bälle bey Hofe gegeben werden, hatte in der Mitte einen ausgezeichneten Kreis mit niederm Gegitter umgeben, welcher zum Tanzplatz für den Adel beſtimmt war. Ein andrer ſehr ſchöner großer Saal von ovaler Figur, welcher die große Halle des Apollo genannt wird, diente den Bürgern und andern bey Hofe nicht vorgeſtellten Perſonen zum Tanzplatz. Die übrigen Gemächer, in welchem man mit Thee und andern Erfriſchungen bedient wurde, waren mit Spieltiſchen beſetzt, und beſtändig von ein und ausgehenden Leuten gedrängt voll. Die Gäſte hatten ihre Maſken vor, oder nahmen ſie auch weg, wie es ihnen beliebte. Die Adelsperſonen erſchienen meiſt in Domino; Leute von niedrigerm Stande trugen ihre gewöhnliche Provinzialkleidung, die allenfalls ein bischen mehr geſchmückt war. Die Erſcheinung der verſchiedenen Kleidertrachten, welche von den verſchiedenen Einwohnern des Ruſſiſchen Reichs wirklich getragen werden, ſtellte eine größere Abwechſelung bunt abſtechender Figuren dar, als ſie die Einbildung in andern Ländern erfinden kann. Einige Kaufmannsfrauen trugen eine große Menge koſtbarer Perlen, davon viele entzwey geſpalten waren, um den Glanz zu vermehren.

Gegen ſieben Uhr erſchien die Kaiſerin mit einem prächtigen Gefolge von acht Damen und eben ſo vielen Kavaliers. Ihre Majeſtät und die übrigen Damen dieſer ausgeſuchten Geſellſchaft waren in griechiſche Tracht gekleidet; und die Kavaliers trugen ihre Römiſche Kriegskleidung: ihre Helme waren wirklich mit Diamanten beſetzt. Unter den Damen glänzten beſonders die Herzogin von Kurland, die Fürſtin Repnin, und die Gräfin Bruce: unter den Kavalieren der Fürſt Potemkin, der Marſchall Roſomouſki, und der Graf Jewan Tſcherniſchew. Die Kaiſerin nahm den Arm des Marſchall Roſomouſki, ging in großem Staat durch einige Gemächer, ſpazierte zwey bis dreymal rings in der Halle des Apollo herum, und ſetzte ſich dann in einem Nebenzimmer zum Kartenſpiel nieder. Sogleich kamen eine Menge Leute von allen Ständen, und ſtellten ſich in einer ehrerbietigen Entfernung rings um den Spieltiſch her. Die Kaiſerin ging, wie gewöhnlich, vor eilf Uhr aus der Geſellſchaft.

Einige wenige Tage vor unſrer Abreiſe von Petersburg gab der Schwediſche Miniſter Baron Nolken zu Ehren eines ſeinem König gebohrnen Prinzen einen Maſkenball, den die Kaiſerin, der Großfürſt und die Großfürſtin mit ihrer Gegenwart beehrten. Es waren fünfhundert Adelsperſonen, die Geſandten, und noch einige Freunde eigeladen, die ſchon bey Hofe waren vorgeſtellt worden. Der Ball fieng um ſieben Uhr an. Der Großfürſt und die Großfürſtin kamen zuerſt mit einem kleinen Gefolge, und bald darauf auch die Kaiſerin an der Spitze von beynahe ganz der nämlichen Geſellſchaft, in der ſie neulich bey Hof erſchienen war. Die Gemahlin des Baron Nolken führte Ihre Majeſtät und Dero Geſellſchaft durch den Tanzſaal in ein inneres Gemach, wo ein reicher Thronhimmel errichtet war, unter dem ſich die Kaiſerin zum Makaoſpiel niederſetzte. Um neun Uhr wurde ohne viele Zeremonie für die Kaiſerin und ihre Geſellſchaft eine kleine Tafel in eben dem Zimmer gedeckt, wo ſie ſpielte. Ihre Majeſtät, welche niemal zu Nacht ſpeiſt, nahm nichts als ein Stückgen Brod und ein Glas Wein zu ſich. Zu gleicher Zeit wurde in dem großen Saal für den Großfürſten, die Großfürſtin, und die übrige Geſellſchaft eine ſehr prächtige Tafel bereitet. Ihre Kaiſerlichen Hoheiten ſaßen mit einer Geſellſchaft von ungefähr dreyßig Perſonen an einer in der Mitte des Saals ſtehenden Tafel; die übrigen Herren und Damen vertheilten ſich an verſchiedene Tiſche, die rings in dem Saal herumſtanden. Die Leutſeeligkeit des Großfürſten und der Großfürſtin, die Freundlichkeit des Baron Nolken und ſeiner Gemahlin, verbreiteten ein allgemeines Vergnügen über die ganze Geſellſchaft, und machten dieſe Luſtparthie ſo angenehm, als ſie prächtig war.

Mit dem kaiſerlichen Pallaſt hangt, mittels eines bedeckten Ganges, ein einzeln ſtehendes weiß übertünchtes

Gebäude zuſammmen, welches die Einſiedeley (Eremitage) genannt wird. Es hat ſeinen Namen daher, weil es der Einſamkeitsplatz der Kaiſerin iſt; hat aber auſſer dem Namen keine Aehnlichkeit mit einer Einſiedeley, denn die Gemächer darin ſind ſehr groß, und mit königlicher Pracht eingerichtet. Dieſen Lieblingsplatz beſucht die Kaiſerin alle Tage auf eine oder zwo Stunden; und am Donnerſtag Abends giebt ſie dort allemal einen Privatball und Tafel für die auserleſenſten Perſonen ihres Hofſtaats, wozu fremde Miniſter und fremde Kavaliers ſelten eingeladen werden. Man ſagt, daß bey dieſen Geſellſchaften alle Arten von Zeremoniel gänzlich verbannet ſeyn, in ſo weit dieſes nämlich mit der Ehrerbietung beſtehen kann, die jedermann auch unvorſetzlich einer großen Monarchin bezeuget. Es ſind niemals Bediente zur Aufwartung dabey, denn das Abendeſſen und die nöthigen Erfriſchungen werden auf kleinen Tiſchen durch Fallthüren in den Saal gewunden. In den Gemächern umher ſind verſchiedene Regeln für dieſe auserwählte Geſellſchaft angeſchrieben: ſie ſind in ruſſiſcher Sprache, und zielen dahin, wie mir ein Edelmann aus der Geſellſchaft ſagte, allen Etikettezwang zu verbannen, und die unbeſchränkteſte Bequemlichkeit zu empfehlen. Eine dieſer Regeln, welche franzöſiſch geſchrieben iſt, habe ich verſtanden, und im Gedächtniß behalten, ſie heißt: „Aſſeyez vous où vous vouler, & quand il“ vous „plaira, ſans qu'on le repete mille fois“. *)

Dieſe Einſiedeley enthält eine zahlreiche Gemälde-Sammlung, welche größtentheils die itzige Kaiſerin gekauft hat. Die vortreflichſten Stücke davon waren ehedem die berühmte Sammlung des Croſſat, die durch Erb-

---

*) Setzt euch hin wo ihr wollt, und wenn ihr wollt, ohne daß man es euch oft wiederholen müſſe.

ſchaft an den Baron von Thieres kam, nach deſſen Tode ſie die Kaiſerin an ſich kaufte. Die Hougthonſche Sammlung, deren Verluſt jeder Kunſtliebhaber in England bedauern muß, wird eine ſehr koſtbare Vermehrung dieſer Gallerie ausmachen.

Der in dieſem Gebäude befindliche Winter und Sommergarten ſind beſondere Seltenheiten, weil man dergleichen faſt in keinem anderm Europäiſchen Pallaſt antrift. Der Sommergarten nimmt, nach wahrem Aſiatiſchen Styl, die ganze ebene Dachfläche des Gebäudes ein. Da er bey der jetzigen Jahrszeit ganz mit Schnee bedeckt war, ſo konnten wir ihn nicht ſehen. Der Winter-Garten iſt ganz gedeckt, und ringsum mit Glaswänden eingeſchloſſen; es iſt ein hohes und geräumiges Treibhaus, deſſen Boden mit Sand belegt, mit Blumenbetten geſchmückt, mit Pomeranzenbäumen und andern Geſträuchen bepflanzt, und das mit vielen Vögeln von verſchiedenen Arten und aus verſchiedenen Weltgegenden beſetzt iſt, die von Baum zu Baum hüpften. Das ganze dieſes Schauſpiels macht einen angenehmen Eindruck, welcher durch die Vergleichung mit der rauhen, unfreundlichen Jahrszeit noch ergötzender ward.

Ich hoffe, daß es dem Leſer nicht unangenehm ſeyn wird, die Tagesordnung dieſer großen Kaiſerin zu wiſſen, um die ich mich ſorgfältig erkundiget habe.

Ihre Majeſtät ſtehn gewöhnlich gegen ſechs Uhr Morgens auf, und arbeitet bis acht oder neun Uhr mit ihrem Sekretair in öffentlichen Staatsangelegenheiten. Um zehn Uhr ſetzt ſie ſich meiſtens an den Putztiſch; und während daß ihr Haar zurechte gemacht wird, kommen die im Dienſt ſtehenden Staatsminiſter und Adjudanten, um ihre Ehrerbietung zu bezeugen, und die nöthigen Befehle zu empfangen. Bis gegen eilf Uhr iſt ſie mit dem Haarputz fertig, und dann läßt ſie ihre beyden Enkel, die jungen Prinzen Alexander und Konſtantin holen, oder beſucht dieſelben in den ihnen angewieſenen Wohnzimmern. Vor der Mittagstafel erhält ſie noch einen Beſuch von dem Großfürſten und der Großfürſtin; und dann ſetzt ſie ſich etwas vor ein Uhr zur Tafel. Bey der Tafel hat ſie allemal Geſellſchaft, gewöhnlich gegen neun Perſonen, welches Generale, die dienenden Kammerherren und Kammerfrauen, und noch zween oder drey Ruſſiſche Kavaliers ſind, welche ſie einladet. Der Großfürſt und die Großfürſtin ſpeiſen dreymal die Woche mit ihr, und dann wird die Tafelgeſellſchaft bis auf achtzehn Perſonen vermehrt. Der im Dienſt ſtehende Kammerherr ſitzt allemal der Kaiſerin gegenüber, legt eine Speiſe vor, und überreicht ihrer Majeſtät den Teller, welchen ſie einmal freundlich annimmt, und ihm dann dieſe Pflicht erläßt. Die Kaiſerin lebt ſehr mäßig, und ſitzt ſelten mehr als Eine Stunde lang bey der Tafel. Nach dieſer geht ſie in ihr Kabinet; und von dort geht ſie ſehr oft um drey Uhr in ihre Bibliothek in der Einſiedeley. Um fünf Uhr beſucht ſie das Schauſpiel*), oder ein Privatkonzert; und wenn Abends keine Hofgeſellſchaft iſt, dann ſetzt ſie ſich zu einem Privatkartenſpiel. Sie hält ſelten eine Abendtafel, geht gewöhnlich um halb eilf Uhr in ihr Kabinet, und iſt ſchon vor eilf Uhr im Bette.

Der Großfürſt verſteht ſich vortreflich auf die Reitkunſt, und beluſtiget ſich zwey bis dreymal die Woche mit einem Turnierſpiel, welches ich in dem Tagebuch meines

---

*) Im Jahre 1778 war eine Italiäniſche Oper, eine Truppe Ruſſiſcher und eine Truppe franzöſiſcher Komödianten in Petersburg, welche auf Unkoſten der Kaiſerin erhalten wurden, und deren Spielen die Zuſchauer unentgeldlich beywohnen durften.

Freundes, des Obriſten Floyds, auf folgende Art beſchrieben finde. „Der Graf Orlow hatte von dem Großfürſten
„für mich die Erlaubniß ausgewirkt, die Uebungen
„auf der Reitſchule mit anſehn zu dürfen; und ſo ging ich
„dieſen Morgen dahin, um einem Turnierſpiel beyzuwohnen.
„Seine kaiſerliche Hoheit, und eilf andere Kavaliere,
„welche gleichförmig in Leder mit Gold gekleidet,
„und mit Lanzen, Degen und Piſtolen bewafnet, verſammelten
„ſich gegen neun Uhr, ob es ſchon noch ziemlich
„dunkel war. Der Großfürſt theilte ſie paarweiſe ein,
„beſtieg auf einen gegebenen Trompetenſtoß ſammt den
„Rittern das Pferd, und alle zogen in der gehörigen Ordnung
„auſſer die Schranken. An den zwo gegenüberſtehenden
„Seiten der Reitbahn waren zween Ringe an der
„Mauer aufgehangen; in jeder Ecke war ein Mohrenkopf
„aus Kartenpappier, oder ein Apfel auf einer Stange,
„und zwiſchen denſelben zween Köpfe mit Raketen im Munde.
„Alle dieſe ſtanden ungefähr in gleicher Höhe
„mit einem zu Pferde ſitzenden Mann, und einige Schritte
„von der Wand entfernt. An jedem Ende der Bahn war
„auch noch ein papierner Helm auf einem Geſtell, ungefähr
„Einen Fuß hoch vom Boden und vier von der Wand
„entfernt. Die beyden Kampfrichter, Lord Herbert, und
„ich, waren die einzigen Zuſeher, und nahmen unſere
„Plätze auſſen am Schranken ein. Auf einen zweyten
„Trompetenſtoß ritten zween Ritter von zwo entgegengeſetzten
„Seiten in die Bahn. Eine Bande Muſikanten
„ſpielte ein ſchnelles lebhaftes Stück: indeſſen tummelte
„jeder Ritter ſein Pferd Rechts im Kreiſe herum, und begrüßte
„uns zugleich mit ſeiner Lanze; dann ſetzte er ſeinen
„Ritt rings um die Bahn fort, und rannte mit der Lanze
„zuerſt nach den aufgehangenen Ringen und dann nach dem
„Mohrenkopf. Hierauf gaben ſie die Lanzen an ihre Bediente
„ab, zogen ihre Piſtolen, und indem ſie einen zwey-

„ten Kreiß um die andern Köpfe machten, feuerten ſie dieſelbe loß, um die Raketen anzuzünden; hernach ſetzten ſie ihren Ritt rings um die Reitbahn fort, zogen ihre Degen, machten einen dritten Kreiß um den Apfel, und bemühten ſich denſelben herunter zu ſtoßen. Sie endeten ihren Ritt damit, daß ſie ſich im Vorbeyreiten bückten, den Degen durch den Helm ſtießen, denſelben in die Höhe ſchwangen, dann in die Mitte zuſammenkamen, und zu den Kampfrichtern hinritten, ſie grüßten, Bericht gaben in welchen Verſuchen ſie glücklich geweſen waren, und die Preiſe forderten. Der Preis war ungefähr zwey Gulden für jeden gelungenen Verſuch, und für jeden mißlungenen Verſuch wurde eben ſo viel bezahlt.

„Der ganze Ritt geſchah in beſtändigem Galop, und immer gegen die rechte Seite zu. Wenn man gegen den Ring, den Kopf, oder den Helm anrennt, ſo iſt es ehrenhafter, das Pferd in vollen Karriere zu ſetzen, welches die Verſuche beſchwerlicher macht. Nachdem die Richter den Rittern den Preis zugetheilt, oder ihnen die beſtimmten Strafgelder abgefordert hatten, befahlen ſie denſelben, ſich zurückzuziehen. Die Trompeten ſchallten neuerdings: es erſchienen zween andere Ritter, und machten die nemlichen Uebungen.

„Dieſes Spiel wurde von jedem Ritterpaar zweymal wiederholt. Am Ende der ganzen Reihe ritte der ganze Hauſe zugleich in die Schranken, machte ein kleines Manoeuvre, und ſtieg auf das Comando des Großfürſten von den Pferden. Hierauf kamen die Ritter zum Kamin; man brachte Schokolade, und unterhielt ſich eine kurze Zeit, worauf ſich der Großfürſt verneigte und abgieng.“

Der Ruſſiſche Adel in Petersburg iſt gegen Fremde eben ſo gaſtfrey als der in Moſkau. Sobald wir bey einem angeſehenen und vornehmen Mann vorgeſtellt waren, ſah man uns als Leute an, die zum täglichen Haußbeſuch gehören. Viele Kavaliers halten offenene Tafel, zu der man alltäglich kommen kann, ſobald man Einmal eingeladen iſt. Das einzige, was man bey dieſer Sache zu beobachten hat, iſt, daß man ſich des Morgens erkundige, ob der Herr zu Hauſe ſpeiſe; und wenn dieſes bejahet ward, dann kamen wir ohne alle weitere Umſtände zur Tafel. Je öfter wir kamen, deſto angenehmer waren wir; und man ſchien mehr, uns Verbindlichkeiten zu haben, als daß wir unſerm Bewirther gleiche bezeugen ſollten.

Die Tafeln werden ſehr reichlich und geſchmackvoll bedient. Obſchon die Ruſſen auch die Beckereyen der franzöſiſchen Kochkunſt unter ſich eingeführt haben, ſo verſchmähen ſie doch weder ihre eignen einheimiſchen Speiſen, noch die nahrhaften Gerichte, welche unſere Tafeln auszeichnen. Die gewöhnlichſten ſowohl als die auserwählteſten Speiſen werden aus den entfernteſten Weltgegenden zuſammengeſucht. Ich habe oft auf einer Tafel Sterlede aus der Wolga, Kalbfleiſch aus Archangel, Hammelfleiſch aus Aſtrakan, Rindfleiſch aus der Ukraine, und Faſanen aus Ungarn und Böhmen geſehen, Die gewöhnlichſten Weine ſind rothe Franzweine, Burgunder, und Schampagner. auch Engliſches Bier habe ich hier in Menge, und von der beſten Gattung angetroffen. Vor dem Mittagseſſen wird, auch in den erſten Häuſern, im Geſellſchaftszimmer ein kleines Tiſchchen mit Kaviar, gedörrten und eingepökelten Heringen mit geräucherten Schinken und Zungen, mit Brod, Butter und Käſe, und verſchiedenen Arten Likörs beſetzt; und die meiſten Anweſenden von beyden Geſchlechtern nehmen gewöhnlich etwas von dieſen Dingen. Dieſe

Gewohnheit hat einige Reiſebeſchreiber zu der Nachricht verführt, daß die Ruſſen vor dem Mittageſſen ganze Becher Brandtewein ausleeren. Was das gemeine Volk von dieſer Gewohnheit für Gebrauch mache, kann ich nicht entſcheiden; aber bey dem Adel bemerkte ich nie die mindeſte Verletzung der ſtrengſten Mäßigkeit; und dieſer Gebrauch vor der Tafel Likör zu trinken, iſt in Rückſicht auf die äuſſerſt kleinen Gläschen, eine ſehr unſchuldige Erfriſchung, welche nicht die geringſte üble Meynung verurſachen kann. Im Grunde unterſcheiden ſich die Ruſſen von den Franzoſen über dieſen Punkt blos darin, daß ſie ihre Likörs vor dem Eſſen, und die Franzoſen dieſelben nach dem Eſſen trinken.

Die gewöhnliche Stunde der Tafel iſt um drey Uhr. Die Bedienung dabey iſt meiſt auf franzöſiſchen Fuß: die Weine werden zwiſchen den Speiſen herum gegeben, und ſobald man abgeſpeißt hat, geht die Geſellſchaft in ein anderes Zimmer, wo ſie ſogleich mit Kaffee bedient wird. Die Herren bleiben nicht wie in England bey der Flaſche ſitzen, indeſſen daß die Damen in ein Nebenzimmer gehen.

Viele Edelleute haben auch alle Abende Geſellſchaft. Man kömmt gewöhnlich um ſieben Uhr zuſammen. Einige ſetzen ſich zum Whiſt, Makao, oder andern Spielen, andere unterhalten ſich mit Geſprächen, noch andere tanzen. Unter den Erfriſchungen, wird wie in England, viel Thee herumgegeben. Um zehn Uhr wird die Abendtafel aufgetragen, und zwiſchen eilf und zwölf Uhr geht die Geſellſchaft meiſtens auseinander. Es iſt keine Uebertreibung, wenn ich ſage, daß während unſers Aufenthalts in dieſer Stadt kein Abend vergieng, an dem wir nicht hätten in eine Geſellſchaft gehen können, und wo wir nicht bey unſrer Ankunft mit aller möglichen Freundſchaft wären aufgenomgenommen worden. Ich darf alſo behaupten, daß auſſer Wien keine Hauptſtadt in Europa iſt, wo die Fremden angenehmer unterhalten werden als in Petersburg.

Die Häuſer des Adels ſind prächtig eingerichtet, und ihre Geſellſchaftszimmer ſehr glänzend. Sie ſind im Styl der Pariſer und Londner Säle, und die neuen Moden erſcheinen hier bald nach ihrer Entſtehung in jenen Städten.

Ich habe ſchon bey einer vormaligen Gelegenheit die Begrüßungsart des gemeinen Volkes beſchrieben; nun will ich die Art der Komplimenten unter Perſonen von höherm Rang anführen. Die Kavaliers verbeugen ſich ſehr tief; und die Damen neigen ihr Haupt ſtatt der bey uns gewöhnlichen Verbeugung. Manchmal küſſen die Herren auch den Damen die Hände, ſo wie es in vielen andern Ländern üblich iſt; wenn beyde wohl mit einander bekannt, oder gleiches Standes ſind, oder wenn das Frauenzimmer ein beſonderes Kompliment machen will, küßt ſie dem Herrn die Backen, indeſſen daß er ihr die Hand küßt. Oft, wenn die Dame Miene macht, ſeinen Backen zu küſſen, ergreift er dieſe Gelegenheit zu begrüßen. Dieſe Zeremonie habe ich oft ſowohl in dem Geſellſchaftsſaal bey Hofe, als in den übrigen Geſellſchaften geſehn. Wenn der Kavalier von beſonders hohem Rang iſt, ſo bietet ſich die Dame zuerſt an, ihm die Hand zu küſſen, er kommt ihr aber mit einem Kuß auf dem Backen zuvor. Die Mannsleute, beſonders die Anverwandten, grüßen einander auf dieſe Art, indem ſie zugleich einander die Hände, und hernach die Backen küſſen.

In dem alltäglichen Umgang ſetzen die Ruſſen keinen Ehrentitel vor ihren Namen; ſondern Leute aus allen Ständen, ſelbſt die vom erſten Rang, nennen einander bey ihrem Taufnamen, zu dem ſie noch ein Patronymikum ſetzen. Dieſe Patronymika werden gemacht, indem man zu dem Taufnamen des Vaters die Sylbe Witſch, bey andern die Sylbe Ow oder Ew hinzuſetzt; das erſtere wird nur bey Leuten vom Stande gebraucht, die letztern bey gemeinen Leuten. So ſagt man

Iwan Iwanowitſch Iwan Iwánow	Iwan der Sohn des Iwan
Peter Alexiewitſch Peter Alexeow	Peter der Sohn des Alexei.

Die weiblichen Patronymika werden mit Ewna oder Owna gemacht, als Sophia Alexiewna, oder Sophia die Tochter des Alexei; Maria Iwanowna, oder Maria die Tochter des Iwan.

Die groſſen Familien ſind gewöhnlich auch noch durch einen Beynamen ausgezeichnet, wie die Romanzow, Galitzin, Scheremetew, u. a. m.

Jeder fremder, der die auszeichnende Höflichkeit und den guten Geſchmack des Ruſſiſchen Adels, ſowohl in deſſen Betragen und Manieren, als bey der Tafel und in Geſellſchaft geſehen hat, muß ſich natürlicher Weiſe ſehr verwundern, wenn er ſich erinnert, daß noch vor ungefähr ſechzig Jahren Peter der Große nöthig fand, folgende Verordnungen zu machen. *)

Ver-

---

*) Man findet ſie bey Perry I. B. S. 186

Verordnungen für die Geſellſchaften (Aſſembleen) zu Petersburg, im Jahr 1719.

„Das Wort Aſſemblee (Geſellſchaft) iſt ein franzöſiſcher Ausdruck, der ſich in Ruſſiſcher Sprache nicht mit Einem Wort überſetzen läßt; es bedeutet eine Anzahl von Perſonen, welche zuſammenkommen, entweder um ſich zu unterhalten, oder von ihren Geſchäften zu ſprechen. Freunde können bey dieſer Gelegenheit einander ſehen, und entweder über Geſchäfte oder andere Gegenſtände, über einheimiſche oder auswärtige Neuigkeiten reden, und ſo ihre Zeit zubringen. Auf welche Art wir dieſe Geſellſchaften wollen gehalten wiſſen, kann man aus folgendem erſehen.

I. „Die Perſon, in deren Hauſe Abends Geſellſchaft iſt, ſoll einen Zettel oder ein anderes Zeichen aushängen, um es jedermann beyderley Geſchlechts bekannt zu machen.

II. „Die Geſellſchaft ſoll nicht eher anfangen, als um vier oder fünf Uhr nach Mittag; und ſoll nicht länger dauern als bis um zehn Uhr Nachts.

III „Der Herr des Hauſes iſt nicht verbunden ſeinen Gäſten entgegen zu gehen, ſie aus dem Hauſe zu begleiten, oder ſie zu unterhalten; doch muß er Stühle, Lichter, etwas zu trinken, und alle Nothwendigkeiten, auch alle Arten von Spielen, um was dazu gehört, herbeyſchaffen.

IV. „Es iſt keine gewiſſe Stunde beſtimmt, wenn jemand kommen oder gehen ſoll; es iſt genug, wenn er in der Geſellſchaft erſcheint.

V. „Jedermann hat die Freyheit zu ſitzen, auf und „nieder zu gehen, zu ſpielen, was ihm beliebt; auch ſoll „ihn niemand hindern, oder gegen dasjenige Einwendungen machen, was er thut, bey Strafe den groſen Adler „(ein mit Wein oder Brandtewein gefüllter Becher) auszutrinken. Uebrigens iſt es genug, wenn man beym „Kommen und Weggehen die Geſellſchaft grüßt.

VI. „Leute von Rang, als zum Beyſpiel, Edelleute „und Ober-Offiziere, auch angeſehene Kaufleute, und „Schifsbaumeiſter, Leute die in den Kanzeleyen dienen, „und ihre Weiber und Kinder, haben die Freyheit, in die Geſellſchaften zu kommen.

VII. „Für die Bedienten (die im Hauſe ausgenommen) ſoll ein eigner Platz angewieſen werden, damit in „den für die Geſellſchaft beſtimmten Zimmern Raum genug ſey.

Verzeichniß von Büchern, welche in der Weverſchen Buchhandlung zu Berlin, um beygeſetzte Preiſe zu haben ſind.

Brookes, R., vollſtändiges Handbuch der ganzen praktiſchen Arzeneygelahrtheit aus den Schriften der berühmteſten Aerzte und den Werken der gelehrten Geſellſchaften zuſammengetragen, in Ordnung gebracht und mit einer Einleitung von den Unterſcheidungskennzeichen der Krankheiten, der Diät, dem Puls, dem Zuſammenhange der Nerven und einem kurzgefaßten Grundriſſe der thieriſchen Oeconomie, verſehen. 3 Theile 8. 773. 3 thl. 12 gr.

Denkwürdigkeiten der Brandenburgiſchen Geſchichte. Aufs neue verdeutſcht. 8. 783. 1 thl. 6 gr.

Gallerie von teutſchen Schauſpielern und Schauſpielerinnen der ältern und neuern Zeiten 8. 783. 16 gr.

Geſchichte und diätetiſcher Rath eines ehemals groſſen Hypochondriſten, der durch Mittel völlig geſund geworden iſt, die in jedermanns Gewalt ſtehen: an Hypochondriſten, Gelehrte, überhaupt viel ſitzende Perſonen von ſicherer Heilung, auch Verhütung der Krankheit ihres Zuſtandes und Erhöhung der Geſundheit. 8. 783. 14 gr.

— Anton Lepitz, ein Beytrag zur Verwandelungsgeſchichte der Seelen durch Dukaten. 1ſtr. u. 2tr. Th. 8. 782. 1 thl. 4 gr.

— Peter Vollmuth, am Ende wird er ein ganz andrer Mann: oder Geſchichte des Herrn v. Z*. 1ſtr. Th. 8. 781. 20 gr.

— deſſelben. 2tr. Theil 8. 1 thl.

Gichtel, J. G., ſämmtliche Werke oder Theoſophia Practica, halten und Kämpfen ob dem heil. Glauben bis ans Ende. 7 Bände. 3te Aufl gr. 8 768. 4 thl.

Heynatz, J. F., Handbuch zu richtiger Verfertigung und Beurtheilung aller Arten von ſchriftlichen Aufſätzen des gemeinen Lebens überhaupt und der Briefe insbeſondere, mit einigen Kupf. 4te Aufl. 8. 781. 1 thl 8 gr.

— Handbuch zur Verfertigung und Beurtheilung aller Arten von Aufſätzen, des gemeinen Lebens. 2tr Th. welcher ein ausführliches Rechenbuch enthält. 2te Aufl 8. 780. 16 gr.

— Handbuch der allgemeinen Weltgeſchichte für Ungelehrte 3tr. Theil 8 784 1 thl. 8 gr.

— Handbuch der Erdbeſchreibung für Ungelehrte 4tr Theil. 8. 785. 1 thl 8 gr.

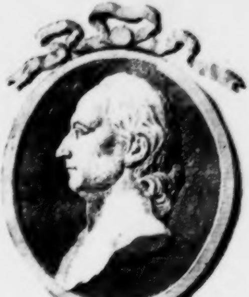
Kruſens, J. E., Allgemeiner und beſonders hamburgiſcher Contoriſt, welcher von den Währungen, Münzen, Gewichten, Maaſſen, Wechſelarten und Uſanzen der vornehmſten in und auſſer Europa gelegenen Städte und Länder nicht nur eine umſtandliche Nachricht ertheilet; ſondern auch ſolche beſchriebene, Münzſorten, Gewichten und Maaßen, zuförderſt gegen die, ſo zu Hamburg, hiernächſt aber, in angegebenen Tabellen, auch gegen die, ſo an andern Orten gebräuchlich ſind, genau vergleichet. 5te verm. u. verb Aufl. 4 1tr 2tr. u. 3tr. Thl. 783. 4 thl. 12 gr.

Leſſing, G. E., von dem Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger. Noch ein Fragment des Wolfenbüttelſchen Ungenannten. 8. 778. 16 gr.

Olla Potrida.

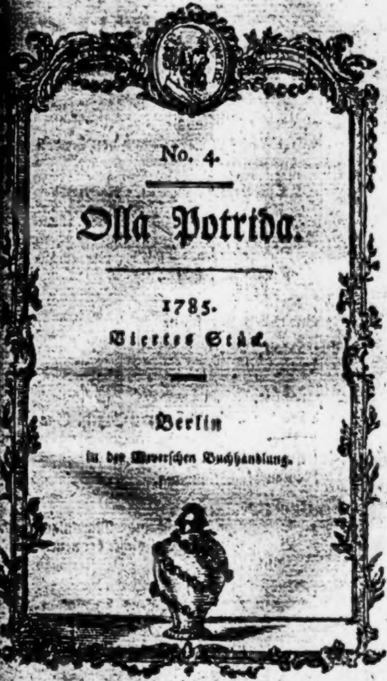
1785.

Viertes Stück.



IOACH.HEINR. CAMPE.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.



No. 4.

Olla Potrida.

1785.

Viertes Stück.

Berlin

in der Weverſchen Buchhandlung.

Inhalt.

Gedichte.

Dramatiſche Aufſätze.
Sechſter Act zum Kaufmann von London.

Auszüge.
Die Cherokeſen.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.
Philoſophiſche Fortſetzung der vermiſchten Bemerkungen, die ſich auf das moraliſche Leben beziehen.

Naturgeſchichte.
Etwas vom Menſchen.

Anekdoten.
Vacat.

Biographie.
Leben des Dichters Johann Wilhelm [illegible] Gleim.

Romane.
Romaneske Stimmung.

Miſcellanien.
1. Statiſtiſche Nachricht von Martinique.
2. Beyträge zu einer Geſchichte der neuern Luftſchiffer.

Fragmente.
Dialogen aus den nächſtens herauskommenden Scenen zur muſikaliſchen Deklamation, von Schmieder. ([illegible] ſchwache König.)

Avertiſſements.

Der Werth des Handbuchs vom Hrn. Rektor Heynatz für Ungelehrte, oder für diejenigen, welche in der Jugend in den nöthigſten Wiſſenſchaften verſäumet worden ſind, iſt zu entſchieden, um zu deſſen Empfehlung noch etwas zu ſagen. Das Werk beſteht jetzt aus vier Bänden. Der erſte enthält eine Anleitung alle im gemeinen Leben vorkommende ſchriftliche Aufſätze, hauptſächlich Briefe richtig zu verfertigen und zu beurtheilen (1 Thl 8 Gr.). Der zweite beſteht aus einem Rechenbuch, wodurch jeder ohne Lehrmeiſter das Rechnen zu erlernen im Stande iſt (16 Gr.). Der dritte faßt die allgemeine Weltgeſchichte nach Schröckhs Faden in ſich (1 Thl. 8 Gr.), und der vierte eine ausführliche Geographie (1 Thl. 8 Gr.). Dieſe 4 Bände iſt der Verleger bis Oſtern für den Preis von 4 Thl. 16 Gr. zu laſſen geſonnen, und macht ſich hierdurch anheiſchig, den fünften und letzten Band, der den Inbegrif aller noch übrigen nöthigen Wiſſenſchaften enthält, und einzeln gleichfalls 1 Thl. 8 Gr. koſten wird, unentgeldlich nachzuliefern. Wenn der vorangezeigte Termin verfloſſen iſt, kann das ganze Werk nicht anders als für den gewiß billigen Preis von 6 Rthl. gelaſſen werden.

Vor Kurzem iſt bei mir herausgekommen: Neueſte Quartalſchrift zum Nutzen und zur Unterhaltung, aus den neueſten und beſten Reiſebeſchreibungen gezogen, 1ſtes Stück 1786 (Preis 10 Gr.) Ein Auszug intereſſanter und belehrender Data zur Geſchichte des Menſchen, ſeiner Denkart und Sitten, derentwegen man ſich durch ſehr voluminöſe Sammlungen hindurch arbeiten muß, ſchien mir ein Unternehmen, das mir das leſende Publikum verdanken, und deſſen Nothwendigkeit, vielfältige Kunſtrichter anerkennen würden. Ich habe die Ausführung dieſer Idee einem Manne übertragen, deſſen Urtheilungskraft hinlänglich bewährt iſt, und der Geſchmack genug beſitzt, dem Style der auszeichnenden Nachrichten, Anekdoten, Beſchreibungen, die Annehmlichkeiten zu verſchaffen, die im Originale ihnen öfters abzugehen pflegt. Dies erſte Stück, das mannichfaltigen und anziehenden Inhalts genug iſt, wird beweiſen, daß ich nicht von dieſer Sammlung noch von deſſen Urheber mit zu vieler Partheilichkeit geſprochen habe. Wer auf einen ganzen Jahrgang dieſer [illegible]ſchrift pränumerirt, erhält das Stück für 1 Gr. und [illegible]ſe Stück wird ſtets ſogleich ausgeliefert. Bis zur [illegible]meſſe dieſes Jahres wird in allen Buchhandlungen [illegible]lands hierauf Pränumeration angenommen.

In unſerem Verlage iſt der erſte Theil der ſämmtlichen Werke Voltairs mit deſſen Porträt nunmehr erſchienen. Er enthält kleine Romane (unter dieſen Zadig, Prinzeſſin von Babylon, und den Mann von vierzig Thalern), Erzählungen und Dialogen. Der Verleger ſowol als Ueberſetzer ſchmeicheln ſich die Achtung [illegible] zu haben, die ſie dem Publikum und einem Schriftſteller der erſten Größe ſchuldig ſind. Die Pränumeranten [illegible] Abhohlung dieſes Theils wiederum einen Rthl. [illegible] zweiten vorauszahlen. Wer noch in die Liſte der Pränumeranten zu treten geſonnen iſt, kann [illegible] Pränumerationszeit bleibt noch bis Oſtern [illegible] noch den erſte Theil um den Pränumerationspreis [illegible] Rthl. zu haben. Nachher können [illegible] Rthl. 8 Gr. als dem billigſten Preiſe [illegible] werden.

Nur die äußerſte Sorgſamkeit des [illegible] vierten Bande der Werke des Philoſophen von Sansſouci, alle die Würde, die Eleganz, die [illegible] Werke des Originals ins Teutſche [illegible] [illegible] ſe Ver[illegible] für ſeine gewiſſenhafte [illegible] jene Schriften ſo zu liefern, [illegible] fein fühlenden Publikums, als des [illegible] großen Urhebers, würdig ſind. [illegible] hiemit, daß der größte Theil des [illegible] iſt, und daß zuverläßig in der Oſter[illegible] Band erſcheinen wird. Wer bis dahin [illegible] zu pränumeriren geſonnen iſt, kann [illegible] Preiß von 3 Rthl. 8 Gr. erhalten, [illegible] fertigen Bände ſogleich ausgeliefert werden. Nach [illegible] dieſes Termins können ſie nicht anders [illegible] preiß von 5 Rthl. verlaſſen werden.

I.

Gedichte.

1.

Am Hochzeittage meines älteſten Sohnes.

„Sey fleißig, Sohn, und werd' ein braver Mann!“
Das iſt der Väter erſter Seegen;
Und er umfaßt, was auf den Lebenswegen
Der beſte Freund dem andern wünſchen kann.
Giebts für das Laſter Glück? Giebts Ehre für den Trägen?
Ernähret ſtiller Fleiß, wenn ihm Genügſamkeit
Zur Seite geht, nicht jeden Stand hienieden?
Und lohnt ſich nicht Rechtſchaffenheit
Durch Achtung bey der Welt und innern Seelenfrieden?
Unendlich ſind die Preiſe zwar verſchieden,
Die dem Verdienſt Fortunens Laun' ertheilt.

Doch wer (entfernt vom thörichten Gewühle,
Das ihren Tempel ſucht) nicht unter Blumen weilt,
Und tollkühn nicht am ſchroffen Abgrund eilt –
Kömmt endlich doch zum langerſehten Ziele.
Oft auch erleichtert ihm den Gang ein Freund, und ſpricht
Geduld ihm ein, und weht, mit Myrtenzweigen, Kühle
Ihm in das glühende Geſicht –
Und das iſt Amor! – Jener Wildfang nicht,
Der, unerſättlich, nur nach neuen Opfern angelt,
Stets im Vergnügen ſchwimmt, und doch an Freude mangelt;
Der mit Gelübden – ſcherzt; zum Zeitvertreib – entehrt,
Und falſcher, als das Glück im Spiele,
Gefallner Unſchuld kalt den ſtolzen Rücken kehrt. –
Nein, er! der Schutzgott heiliger Gefühle!
Der ſeine Lieblinge für ernſte Proben ſpart;
Doch dem Geprüften, deſſen Heldenglaube
Feſt an ihm hält – ein Weibchen guter Art
Zum ſchönſten Erbtheil aufbewahrt.
Ein Weibchen, die der Turteltaube
An Sanftheit und an Treue gleicht;
Die Anſpruchslos, in ſchlichter Alltagshaube,
Die niedern Segel gern vor ſtolzen Flaggen ſtreicht;
Die ihren Gatten nicht lau, vor der Welt nur, ehret,
Und, ſtillentbrannt, auf andre Siege ſinnt;
Die für ihn lebt; die, was ſein Fleiß gewinnt,
Durch kluge Häuslichkeit vermehret;
Nicht Stunden, die der Küche heilig ſind,
Im Sopha beym Roman verträumt, beym Puz verleiert,
Noch jeden Gallatag der Göttin Mode feiert;
Die für Natur und Tugend glüht –
Und ihre Kinder ſelbſt erzieht.

Der Segen, den auch ich aus frohem Herzen
An deiner Wiege ſprach – mein Sohn – er iſt erfüllt!

Und ſchön, wie dieſer Tag, erhellt von Hymens Kerzen,
Steht dein Geſchick vor meinem Blick enthüllt!

O, Sohn! O, Tochter! Kommt! Kommt und umarmt
mich beyde!
Genießt das Glück, das Euch die Liebe ſchenkt —
Die Liebe, die des Stolzes Luftgebäude
Zertrümmert, Löwen zähmt, und Felſenherzen lenkt! —
Lebt, unbekannt mit Sorg' und Wahn und Neide!
Und ſchmeckt in Euren Kindern einſt die Freude,
Mit der Ihr heute mich aus vollem Becher tränkt!

G — r.

2.

Die gefrornen Fenſterſcheiben.

Von lodernden Flammen glüt Stundenlang ſchon
mein eiſerner Ofen, und doch
funkeln im weißen Harniſche noch
die blumichten Fenſter, den Flammen zum Hohn.
Doch nun — ha! der Sonne Feuerblick nur —
herunterfließt all die blüende Flur,
und Bäume und Blumen, ſie ſtrömen davon.
So ſchwinden vom Urquell des geiſtigen Lichts
die Zaubergeſtalten des blendenden Nichts
die nimmer dem ſinnlichen Körper entſtehn. — —

II.

Dramatiſche Aufſätze.

Sechſter Akt zum Kaufmann von London.

(Herr **Seyfried**, der zu Altona Direktor einer Schauſpielergeſellſchaft war, verfertigte einen ſechſten Akt zum Kaufmann von London, worinn **Barnwell** und **Millwood** öffentlich hingerichtet wurden. Sein Unternehmen machte zu Altona und in der ganzen Gegend groſſes Aufſehn! Man ſtritte pro et contra. Wir theilen unſern Leſern hier den ſechſten Akt, zur eignen Beurtheilung, nebſt einem Fragment einer Geſchichts-Erzehlung mit, die uns zugleich von dem Verfaſſer eingeſchickt worden iſt. Um allem Verdacht von Partheylichkeit zu vermeiden, fügen wir zugleich ein Gedicht hinzu, das auf dieſen Vorfall zu Altona verfertigt wurde, und man uns ebenfalls zur Bekanntmachung überſendet hat.)

* * *

„Hamburg gab den Kaufmann von London in fünf Akten. In der folgenden Woche noch einmahl. Die Einnahmen waren nicht unbeträchtlich. Jetzt hielt ich für das Beſte, ‚ihn gleichfalls aber nach engliſcher Art zu geben. Erſt erkundigte ich mich bey dem Publicum, was es zu dem Einfalle ſagen würde.“

Wer kann die Begierde hier beſchreiben, als ich ſagte, daß ich den Kaufmann von London mit einem 6ten

Aufzuge und zwar dem jungen Barnwell hängen, die Milwood aber köpfen wollte laſſen.

„Ja, ſagten mir verſchiedene, das iſt ein Einfall, der klügſte vernünftigſte Einfall, welchen man nur haben kann. Führen Sie ihn recht bald aus. Gewiß werden Sie ſehen, daß das Schauſpielhaus voll wird. Denn wir Altonaer lieben gern etwas Neues.“

Nicht nur eilte ich auf der Stelle in den Buchladen, holte den **Kaufmann von London**, ſondern ſah auch, ehe ich noch an meinen 6ten Akt dachte, das engliſche Original, welches bekanntlich einen 6ten Aufzug hat, nach; allein, da ich denſelben für meine jetzige Lage nicht anpaſſend und gar zu langweilig fand; ſo entſchloß ich mich alſo gleichſam auf Extrapoſt noch einen ſelbſt zu verfertigen.

Da nicht leicht ein Trauerſpiel mehr fades Gewäſche und langweiligere Auftritte als der **Barnwell** haben kann; ſo nahm ich mir vorläufig die Freiheit und kürzte ihn an vielen Stellen ab. Zu Ende des 5ten Aufzugs ſtriche ich das Meiſte von Barnwells Vorbereitung zum Tode ebenfalls weg: nachdem ich ihn nur die erſten Perioden ſprechen laſſe; ſo ſchloß ich folgender Geſtalt:

(Marie und Truman voll Schmerz und Wehmuth ſtehend, und ſie auf dem Stuhle.)

Barnwell. Leb wohl auf ewig! (umarmt Truman und eilt ab.)

Marie. (ſich erholend) Barnwell! Barnwell!

Truman. Unglücklicher Freund! (indem ſie ſich nach Barnwell umſehen, fällt die Gardine)

Sechſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Die Scene, ein Zimmer der Milwoud.)

Blont. Lucie.

Blont.

Hatten wir nicht Zeit?

Lucie. Ja wohl.

Blont. Und hohe Zeit, ſonſt hätten wir auch noch die Ehre haben können, Galgen und Rad zu zieren.

Lucie. Eine Ehre, für die ich allezeit, (ſich beugend) unterthänigſten Dank abſtatte.

Blont. Und ich wahrhaftig auch; aber hab' ich dir's nicht vorher geſagt, daß unſere Geſchichtchen mit Geſtanke noch ein Ende nehmen werden?

Lucie. Daß Milwoud eine ausgelernte Spitzbübin iſt, das wußte ich, aber daß ſie den jungen Barnwell ſo weit verleiten würde, das hätt' ich in meinem Leben nicht gedacht.

Blont. Ein Weibsbild, welches junge Leute zum Stehlen anführt, wagt alles. Haſt es ja geſehen. Das Küſſen und Lecken und Schönthun nahm ja kein Ende. Der arme Teufel!

Lucie. Ich ſagt' es ihr immer und bat ſie, mit Barnwell ſanfter zu verfahren, aber ſie ſpottete nur.

Blont. Das Spotten wird ihr ſchon vergehen, wenn's heiſt (mit einer Bewegung den Kopf abzuſchlagen) Putzweg! Nimm, Lucie, ein Beyſpiel: So etwas thut in ſeinem Leben nicht gut.

Lucie. Das ſeh' ich.

Blont. Und wenn das Gewiſſen aufwacht: ich ſage dir Lucie, es iſt ein verdammtes Ding das Gewiſſen. Es nagt, es nagt, als ob's das Herz abbeiſſen wollte.

Lucie. Als Milwoud dem jungen Barnwell den teufliſchen Anſchlag gab, den ehrlichen alten Oheim zu ermorden; da wurde mir es, ich weiß ſelbſt nicht wie.

Blont. Ein Beweis, daß du noch ein Fünkchen von Ehrlichkeit haſt. Iſt dein Bündel zuſammen gepackt?

Lucie. Von Milwoud hab' ich auch noch Sachen gefunden.

Blont. Wie kömmſt du zu dieſen?

Lucie. Du weißt ja, daß ich der Geheimerath der Milwoud war, und daß ſie mir alle ihre Geheimniſſe anvertraute.

Blont. Ich wußt' es, wollt' es aber nicht wiſſen.

Lucie. In ihrem Schlafgemache hatte ſie einen verborgenen Ort, wo ſie alle ihre Koſtbarkeiten und ihre Beute von erfochtenen Siegen aufbewahrte. Was meinſt du wohl?

Blont. Was ſoll da herauskommen?

Lucie. Wenn du mir gute Worte giebſt; ſo werd' ich deine Frau: wir kaufen uns dann ein Häuschen, richten unſere Haushaltung ein, fangen ein Galanterieläddchen an, und —

Blont. Und handeln mit lebendigen Galanterien. Nein Mamſell, daraus wird nichts.

Lucie. Wie ſo?

Blont. Möcht' auch noch fragen.

Lucie. Wär das nicht ſchön?

Blont. Schön? Art läßt doch nicht von Art. Pfui, Lucie, daß du nur ſo einen niederträchtigen Gedanken ſagen kannſt.

Lucie. Warum denn?

Blont. Pfui!

Lucie. Du wirſt doch kein Narr ſeyn.

Blont. Redeſt du wirklich im Ernſte?

Lucie. Im völligen Ernſte.

Blont. Unrecht Guth gedeiht nicht.

Lucie. Wir haben's doch nicht erworben.

Blont. Iſt ein Teufel! Nein Lucie! wenn ich dein Mann werden ſoll; ſo mußt du in ein anderes Horn blaſen.

Lucie. Und wie ſieht denn dieß aus?

Blont. Wir tragen alles, was wir von Milwoud noch finden zum Sorogoud, und bitten ihn um Unterhalt.

Lucie. Und dann?

Blont. Dann bitten wir ihn — wenn's je geheurathet ſeyn ſoll, — um eine kleine Ausſteuer. Du wäſcheſt, plätteſt, näheſt, ſpinnſt, wozu du Luſt haſt; für mich wird auch Rath.

Lucie. Biſt du toll?

Blont. Weil ich ein ehrlicher Kerl bleiben will.

Lucie. Ich ſoll mich ſo plagen?

Blont. Das muß ſich jeder, welcher redlich denkt, gefallen laſſen. Findet man bey uns keinen Ueberfluß; ſo haben wir doch zu leben und ehrlich zu leben, und ehrlich währt am längſten.

Lucie. Du haſt dich ſehr ſchnell geändert. Einſt ſprachſt du nicht ſo.

Blont. Weil ich damals ein Schurke war, jetzt aber mich für dieſen Titel bedanke. Willſt du, ſo ſchlag ein.

Lucie. Meinetwegen, du mußt mich auch hübſch lieb behalten.

Blont. So lang' ich lebe. Nun komm, Sorogoud wird uns gewiß Brod geben.

Lucie. Das hat er ſchon verſprochen.

Blont. Und wird's auch halten. Doch wollen wir erſt nach dem Richtplatze, da wir von ſo vielen Sachen, welche Milwoud begangen, ein Augenzeuge waren; ſo müſſen wir ja auch bey ihrem Tode ſeyn.

Lucie. Wer es nur anſehen könnte!

Blont. Ich bin eben kein Freund von ſolchen Mordgeſchichten, aber Milwoud köpfen zu ſehen, daß iſt für mich die größte Freude.

Lucie. Deine Freude iſt ſonderbar.

Blont. Und noch mehr würd' ich mich freuen, wenn ich unſere Madame ſo an einen Feuer könnte langſam braten ſehen, denn für eine ſolche Madame iſt meiner Seele keine Strafe zu groß. Komm, damit wir das Beſte nicht verſäumen (er nimmt ſie bey der Hand und läuft mit ihr ab)

Zweyter Auftritt.

(Die Bühne ein groſſer Platz. Im Hintergrunde ſieht man das Hochgericht. Schaffot und Galgen. Vieles Volk. Auf dem Schaffotte Block und Beil. Die Scharfrichter machen die Dinge in Ordnung. Sie kommen bald darauf hervor.)

Erſter Scharfrichter.

So weit wären wir. Meinetwegen könnten ſie kommen.

Zweyter Scharfrichter. Der Weg iſt weit.

Erſt. Scharfr. Für die Leute, welche in unſere Hände fallen, noch immer zu kurz.

Zweyt. Scharf. Freylich wohl: wer kann helfen! Einmal müſſen wir doch dran, ſo oder ſo. Wenn nur die Zeiten nicht ſo ſchlecht wären.

Erſt. Scharfr. Schlimm für uns und noch ſchlimmer, daß wir gar keine Ausſicht zu beſſern bekommen.

Zweyt. Scharfr. Machen Sie mir nicht bange.

Erſt. Scharfr. Nicht anders, Herr College, nicht anders.

Zweyt. Scharfr. Sollt' es möglich ſeyn?

Erſt. Scharfr. Die Möglichkeit iſt ſchon lange in die Wahrheit über gegangen. (vertraulich) Sagen Sie mir Herr College, wo bleibt unſer Verdienſt?

Zweyt. Scharfr. (zuckt die Achſeln)

Erſt Scharfr. Etwa vor dreyßig Jahren, da lohnte es ſich's noch der Mühe, Scharfrichter zu ſeyn!

Zweyt. Scharfr. Wahrhaftig!

Erſt. Scharfr. Da vergieng keine Woche, noch weniger ein Monath, wo nicht ein halb Dutzend Köpfe herunter geputzt wurden, oft ein paar Dutzend hintereinander; diß pflegte mir mein ſeeliger Vater ſtets zu ſagen.

Zweyt. Scharfr. Da hätt' ich dabey ſeyn mögen!

Erſt. Scharfr. Glaub's wohl. Was meinen Sie? Unvermutheter Weiſe wurde mein Vater an einem Abend in einer Kutſche abgeholt. Vorher verband man ihm die Augen. Nach Mitternacht kam er an den Ort ſeiner Beſtimmung. Vor allen Dingen erhielt' er eine kleine Herzſtärkung, ein wahres Stomachale! Bald darauf wurd' er in ein Staatsgefängniß gebracht. Eilf Perſonen, von denen er nie erfuhr, wer ſie geweſen ſind, warteten auf ſeine Erlöſung. Glücklich ſchickte er alle in die andere Welt. Für ſeine Bemühung bekam er hundert Carolins! Damals, Freund! waren's noch gold'ne Zeiten, da konnte man ſich Bene ſeyn laſſen, aber jetzt —

Zweyt. Scharfr. Iſt es umgekehrt.

Erſt Scharfr. Alles Larifari, meiner Seele! Wenn ich damals gewußt, was ich jetzt weiß, hätte mich eher der Teufel holen ſollen, als Scharfrichter zu werden. Die Gelehrten ſind am meiſten Schuld.

Zweyt. Scharfr. Die Gelehrten?

Erſt. Scharfr. Ja, ja die Gelehrten. Da ſie nicht mehr wiſſen, was ſie aushecken ſollen, ſo fielen ſie auf den raſenden Gedanken, die Todesſtrafe abzuſchaffen.

Zweyt. Scharfr. Abzuſchaffen?

Erſt. Scharf. Und wollen beweiſen, daß es beſſer wäre, die Verbrecher einzuſperren.

Zweyt. Scharfr. Sonderbar!

Erſt. Scharfr. So ſonderbar, daß unſer Beutel extra Poſt ſchwindſüchtig wird. Was ſoll nun aus allem dem gelehrten Schnickſchnack werden? Wo bleibt unſer Verdienſt? — Wenn die Gelehrten eine neue Todesſtrafe erfunden hätten; ſo würd's weit vernünftiger geweſen ſeyn.

(während der Unterredung ſind Blont und Lucie näher gekommen.)

Blont. Um Vergebung, Herr Scharfrichter, auf ein Wort.

Erſter Scharfr. Was beliebt?

Blont. Sagen Sie uns doch, ob daran, daß die Herren Scharfrichter, wenn einer ſein Meiſterſtück macht, allerley Verblendungen machen, ob daran etwas Wahres iſt.

Erſt. Scharfr. Spaß oder Ernſt.

Blont. Völliger Ernſt.

Erſt. Scharfr. So haben ſie die Güte und ſagen ſie dem, der's ihnen erzählt — verſtehen Sie mich wohl — daß man ihm etwas aufgebrannt hat!

Blont. So iſt an allen den Gerüchten, zum Beyſpiele, daß der, welcher richtet, drey Köpfe ſieht, u. ſ. w., keines wahr?

Erſt. Scharfr. Poſſen, Feenmährchen ſind's: Ich habe auch einmal mein Meiſterſtück gemacht, aber von allen dem nichts erfahren: Ging's Ihnen nicht auch ſo, Herr Collega?

Zweyt. Scharfr. Eben ſo.

Erſt. Scharfr. Das aber haben wir Scharfrichter meiſtentheils im Brauche, daß wir — wenn wir eine Execution zu verrichten haben, ein Fläſchchen alten Wein zu uns nehmen.

Dritter Auftritt.

Der Henker. Die Vorigen.

Henker.

Glück zu! Sie ſind auf dem Wege!

Erſt. Scharfr. Hat euch die Mahlzeit geſchmeckt?

Henker. Koſtbar! Auch haben wir lange nicht ſo ein herrlich Gläschen getrunken! und wir waren keine Faulenzer!

Zweyt. Scharfr. Iſt zu erwarten.

Henker. Wir tranken, wie gewöhnlich die Geſundheiten. Auf eine glückliche Himmelfahrt war die letzte; da wurden alle Gläſer geleert, nur Schade — —

Erſt. Scharfr. Und was?

Henker. Daß an uns die Reihe ſo ſelten kömmt: alle Monath einmal, oft da nicht, wie kann man da als ein ehrlicher Kerl beſtehen?

Erſter Scharfr. Wer kann dafür?

Henker. Die Welt ſagt man würde von Tag zu Tage ſchlimmer und doch müßten wir beynahe verhungern, wenn's nicht zuweilen etwas extra gäbe. Vor zwanzig, dreyßig Jahren; da gieng's, haſt du nicht geſehen! Aber jetzt? köpfen, hängen, rädern, alles kömmt nach und nach ab. Das Viertheilen iſt längſt aus der Mode.

Erſt. Scharfr. Der Wein hat euch die Zunge ſehr gelöſet.

Henker. Verzeihen Sie, Herr, wenn ich meinen Reſpekt vergeſſe — aber es iſt hol mich der Teufel wahr, jeder brummt über die Welt, daß einer den andern an Galgen zu bringen ſuche und doch geht unſere Handthierung nicht, dieß iſt mir zu rund!

Erſt. Scharfr. Dazu iſt jetzt der Ort nicht. Wie betrug ſich Barnwell?

Henker. Wie ein Lamm! Man reichte ihm noch ein Gläschen, aber er nahm's nicht. Wenn jemand bey lebendigem Leibe könnte ſeelig werden, ſo glaube' ich, Barnwell würd's.

Erſt. Scharſ. Wie das?

Henker. Bald richtete er ſeine Blicke auf die Erde, bald ſah er ſtarr nach dem Himmel, faltete die Hände und betete. (ſeufzen) Unſ're Handthierung, Herr, iſt jetzt ein wahrer Lumpenkram, man verdient kaum das liebe Brod, aber, bey meiner armen Seele, ich könnte dieſem jungen Manne vergeben.

Erſt. Scharſr. Könnteſt du das?

Henker. Hol mich der Henker! Sein Blick rührte mich, Thränen entlockte mir ſeine Geſtalt, ich fühlte, daß ich Menſch bin — (wiſcht ſich die Augen.)

Erſt. Scharſr. (zu dem andern) Giebt dieſer Kerl nicht ein Beyſpiel, daß der allerniedrigſte Stand oft den allergrößten beſchämt?

Zweyt. Scharſr. In der That!

Henker. Wollten Sie mir eine Bitte nicht abſchlagen?

Erſt. Scharſr. Redet.

Henker. Ich habe einſt ſo manchen Menſchen nach dem Himmel — vielleicht nach dem Teufel geſchickt, bin nach und nach ganz abgehärtet worden, habe mir aus manchem, den ich in die andere Welt geſchickt, nichts gemacht, aber Barnwell, Barnwell! — Lieber Himmel, ich weiß, daß es mein Amt iſt, daß ich's thun muß, aber ich kann nicht — bey Gott ich kann nicht!

Erſt. Scharſr. Deine Bitte ſey gewähret! — Und Millwood?

Henker. Henkte ich mit deſto größerem Vergnügen, wenn's an mich käme!

Erſt. Scharſr. Iſt ſie noch immer ſo?

Henker. Immer! Sie brummt, flucht, knirſcht mit den Zähnen, verdreht die Augen, will von Gott und Niemanden etwas wiſſen. —

Erſt. Scharfr. Abſcheulich!

Zweyt. Scharfr. Daß es ſo Menſchen geben kann!

Henker. Ja, ja, der Teufel wird ſich freuen, daß er ſo einen fetten Braten erhält — St! St! da kommen ſie.

Vierter Auftritt.

(**Soldaten** mit aufgepflanzten Bajonetten. **Milwoud** mit zerriſſenen Haaren und gebundenen Händen, ein Henker führt ſie am Stricke. Hernach **Barnwell** mit einer niedergeſchlagenen reuevollen Miene gleichfalls vom Henker geführt. Gerichtsdiener. Volk.)

Barnwell (zu den Scharfrichtern)

Einen Augenblick, meine Herren.

Erſt. Scharfr. Gern.

(Während deſſen bilden die Soldaten einen kleinen Kreis.)

Barnwell. Wollten Sie mir wohl erlauben, das Wenige, was ich auf dem Herzen habe, zu ſagen?

Erſt. Scharfr. Was ſie wollen.

Milwoud. (wüthend) Auch noch! Auch noch! So ſoll dieſe Satansbrut die Welt noch mit Lügen vergiften?

Henker. Soll ich, Herr, dem Unthiere das Maul zuſtopfen!

Milwoud. Wem? Mir? — Fluch Euch, Fluch Euch allen?

Erſt. Scharfr. Stille!

Milwoud. Ewigen Fluch! —

Henker. Reſpect, wenn der Herr befiehlt!

Erſt. Scharfr. Reden Sie;

Barnwell. Ihr, die ihr hier verſammelt ſeyd, ein Augenzeuge meines Todes zu ſeyn, vernehmt die letzte Rede eines Jünglings, welcher kaum zu leben angefangen, ſich ſchon auf der letzten Sproſſe der Menſchheit befindet. Barnwell! der einſt ſo glückliche jetzt ſo tief gefallene Barnwell ſteht vor Euch. Er war's, welcher den gefährlichen Pfad der Liebe betrat, giftige Roſen brach, und durch dieſelben zum treuloſeſten Menſchen, zum abſcheulichſten Mörder wurde. Hört es, Jünglinge! Hört es mit Schaudern, nehmt an mir ein Beiſpiel! denkt, wer Tugend und Religion flieht, wird ein verhärteter Böſewicht, ein Auswurf der menſchlichen Geſellſchaft und ziert wie ich, das Hochgericht. — Iſt einer unter Euch, welcher die Liebe noch nicht kennt, aber ihren Trieb fühlt; ſo folg' er den ſüßen Lockungen nicht: denn ſie vergiften die Seele und bilden ſie zum Ungeheuer. — Hört, Barnwell! den reuevollen Barnwell! verabſcheut ſeine Laſter, aber haſſet ihn nicht. — Verzeiht einem Jünglinge, welcher in Laſtern ſo früh ein Greis wurde — haſſet ihn nicht — — die letzte Bitte — betet für Barnwell! — Sein Weg iſt ſchlüpfrig, denn er führt zur Ewigkeit — Betet, betet für Barnwell! — (tiefe Stille! Steht mit ſtarrem Blicke nach dem Himmel und betet — Endlich ſpricht er ganz gefaßt:) Nun in Gottes Nahmen!!

Erſt. Scharfr. Edler junger Mann! verzeihen Sie, aber die Geſetze —

Barnwell. Müſſen heilig ſeyn! Kommt! (die Soldaten ſtellen ſich in Ordnung und folgen)

Henker. (zur Milwoud) Nu! wird's bald?

Milwoud. Satan! auch mir zur Quaal! Verflucht biſt du und die Reiſe, welche ich antreten muß.

Henker. Marſch!

Milwoud. (folgt ſträubend und von Wuth knirſchend)

(das Hochgericht geht an. Barnwell wird gehängt. Milwoud geköpft, indem der Kopf auf die Erde ſtürzt, fällt die Gardine.)

Und das iſt das Wunderthier, welches in Altona ein ſo ſonderbares Schickſal hatte.

Kaum zerſtreute ſich das Gerücht im Publikum von meiner vorzunehmenden Kataſtrophe; ſo ſah' ich noch weniger Zuſchauer im Parterre. Man fragte mich, man ſchickte, man ließ ſich bei mir erkundigen, wann ich Barnwell gäbe? —

Unter dieſem Lärmen und Fragen, ſchrieb ich meinen 6ten Act auf, ließ ihn einſtudieren und ſo bald als möglich geben! So leer das Schauſpielhaus vorher war; ſo voll wurd' es jetzt. Das Stück ging leidlich, die Execution nach Wunſche.

Auch die nächſte Vorſtellung ließ ich Barnwell wieder abkündigen. Noch weit ſtärker war dießmahl der Zulauf. Wenig Menſchen hatten noch Raum. Leute, welche nie oder ſelten das Schauſpiel beſuchten, lockte die Neugierde her ꝛc.

Seyfried.

An das Altonaer Publikum zur Empfehlung des Hrn. Direkteur Seyfried, Verfaſſer des 6ten Akts im Kaufmann von London.

Die Kunſt geht leider oft in jeder Stadt nach Brod,
doch Gott erbarm ſich unſrer Noth!
wenn erſt der Künſtler Bättelskleidung ſtiehlt,
und darinn ſeinen Gönnern ſich empfiehlt.
Gebt, Deutſche Männer, gebt ihm euren Beyfall nicht,
denn Seyfried fordert ihn doch nur als Frohnerpflicht.

Bedau'rt doch das Genie — daß unſrer Mädchens Thräne
und unſers Kenners Lob, nur leyder keine Scene
ach keine — unſers Blicks ſo würdig hält —
als Hochgericht und Galgenfeld.
Wie glücklich warſt du doch, zufriednes Altona,
als Melpomene hier noch keinen Tempel ſah,
ihr Prieſter opfert dir — zum Schimpf für deine Ehre,
baut Galgen auf, ſtatt der Altäre! —
gebt Mitleid! — Nein, Verachtung gebt dem Mann *)
der euren lauten Beyfall oft gewann,
und Euch und ſich ſo weit vergeſſen kann,
daß er voll Zuverſicht, daß Ihr ihn nicht vergeßt
ſich hier mit ſeiner Kunſt an Galgen hängen läßt. —
Einſt peitſchte man die Arlequine,
mit Beyfall von der Deutſchen Bühne
und dankbar ſah der Mann von Einſicht und Gefühl,
gern hohes Seelenvolles Spiel.
Und jetzt führt man mit dreiſter Miene
Dem Henker auf die Deutſche Bühne.
Zeigt, Freunde, Euch als ſtrenge Richter
ſtraft Pöbelſpiel und Pöbeldichter! —
Dünkt aber Euch der Galgen ſchön,
kann hier der Büttel trotzig ſtehn,
und applaudirt ans ſaubre Handwerk gehn,
ſo werdet Ihr in dem entweihten Tempel
vielleicht auch bald den Pranger ſehn:
So kündigt dieſer wahre Ehrenmann,
bald Staupenſchlag und Brandmark an.

K * * *

---

*) Eudius

III.
Auszüge.

Die Cherokeeſen.

Aus Trimberlaks Nachrichten von ihnen.

Das Land der Cherokees liegt zwiſchen den 32. und 34. Grad nördlicher Breite, und 87. Grad 30 Minuten weſtlicher Länge von London, ſo genau ausgerechnet als es möglich war, an den ſüdweſtlichen Gränzen von Virginien, und ſüdwärts an die nordweſtlichen Gränzen von Carolina, und unter einem gemäßigten Himmelsſtrich, der jedoch in der Sommerzeit ſehr heiß iſt. Der Erdboden iſt hier ſo ſehr fruchtbar, daß die Weiber allein alle ſonſt beſchwerliche und mühſame Arbeiten des Ackerbaues gar leicht verrichten können, und einen groſſen Vorrath an Erbſen, Bohnen, Erdäpfeln, oder Potätons von der groſſen Art, Kohl, indianiſches Korn, oder Maiz, Kürbüſſe, Melonen und Toback, eine Menge anderer Erdgewächſe, deren Saamen ſie aus Europa bekommen, als Korn oder Rocken, die zwar noch nicht allgemein unter ihnen bekannt ſind, aber doch hier und noch beſſer als in ihrem Geburtslande hervorkommen, ziehen. Ja man kann aus den täglichen Erfahrungen ſchlieſſen, daß unter einer gehörigen Pflege auf gleiche Art alle übrigen Europäiſchen eßbaren Kräuter und Früchte hier fortkommen würden.

Vor der Ankunft der Europäer waren die Cherokees mit dergleichen Dingen weit ſchlechter verſorgt, Maiz, Melonen und Toback waren die einigen Gewächſe, die ſie baueten, und den letztern vielleicht nur ſelten. Die weitgeſtreckten Wieſen, oder Savannahs, wie ſie die Wilden nennen, bringen vortrefliches Gras hervor, und werden im Ueberfluß von ſchönen Flüſſen und Bächen, die mit Fiſchen, Bibern und Fiſchottern reichlich verſehen ſind, gewäſſert. Da ſie noch nichts von Netzen wiſſen, ſo fangen ſie die Fiſche mit Angelſchnüren und Wurfſpieſen, oder graben ſie mit Dämmen ab, welcher letztere Kunſtgriff den Wilden von Amerika faſt allein eigen zu ſeyn ſcheinet. Ich will meine Leſer mit einer kurzen Beſchreibung davon unterhalten. Sie bauen in einen zwey Dämme ſchief herunter von jedem Ufer, bis gegen die Mitte, und laſſen da, wo ſie ſich beynahe vereinigen, einen tiefen Pfuhl, entweder mit ſtarken Büſchen von Geſträuchen, oder andern dicken, ausdrücklich hierzu gebundenen Bündeln, und wenn ſie ſie ſo enge bey einander haben, ſo iſt es ihnen etwas leichtes, ſie in Körben, und die ganz voll zu fangen.

Ganz Nordamerika iſt ein beſtändig an einander fortlaufender Wald, und läßt keinen Mangel an allen Arten von Nutzholz übrig. Es giebt viele Gattungen von Eichen, Birken, Eſchen, Fichten und eine Menge anderer Bäume, die in Europa unbekannt ſind, aber ſchon von andern beſchrieben worden. Dieſe Wälder ſind auch mit allerhand Früchten und Blumen angefüllt, auf welche aber die Wilden wenig oder gar keine Acht haben. Unter den Früchten ſind einige von vortreflichem Geſchmack, beſonders wilde Weintrauben von allerhand Arten, welche, wenn ſie beſſer gewartet würden, ohne allen Zweifel, den herrlichſten Wein geben müßten. Es giebt hier auch Pflaumen und Kirſchen von allerhand Arten, wie auch vielerley Beeren, und darunter viele, die dieſen Ländern eigenthümlich und den Europäern unbekannt ſind; aber Pfirſchen und Birnen ziehen die Cherokers durch Kunſt. Zu den Landesgewächſen gehören noch allerley Wurzeln und Arzneypflanzen, inſonderheit die Pflanze Ginſeng, welche die Chineſer ſo hoch ſchätzen, die von den Franzoſen in den dicken Wäldern von Canada zuerſt gefunden worden, auch ihre Wurzel, durch welche die Franzoſenkrankheit, ſo weit ſie auch ſchon gekommen ſeyn mag, dennoch gewißlich vertrieben wird, von welchen die Wilden dieſen Gebrauch auch zuerſt gelernet haben, den ſie vorher nicht kannten.

Auſſerdem hat man hier eine ganz unglaubliche Menge von Büffeln, Hirſchen und Rehen, Bären, Panthern, Wölfen, Raccoons, oder auch Rattoons, die Amerikaniſchen Füchſe, gewöhnliche Füchſe von allerley Farben und Opoſſums. Die Büffel und übrigen Thiere ſind ſchon genugſam beſchrieben, daß eine Beſchreibung von mir nur eckelhaft werden würde, ich glaube aber, daß der Opoſſum eine verdienet. Dieſes Thier iſt von der Größe einer groſſen Katze. Es bringet ſeine Jungen gegen alle Leibesbeſchaffenheit anderer Thiere aus den Zizen hervor, aus welchen ſie, wenn ſie zu einer gewiſſen Gröſſe kommen und laufen können, ſo zu ſagen, herausträufeln und wieder in den falſchen Bauch, der von der Vorſicht zu ihrer Gebährmutter beſtimmt iſt, zurück gehen, die, wenn ſie einige Gefahr merket, ungeachtet ihrer Laſt, zu ihrer Sicherheit ſo ſchnell als die beſte Katze hinauf klettert.

Von kleinern Wildpret haben ſie auch einen gewaltigen Vorrath, als Kaninchen, Eichhörnern von allerhand Art und Farbe, noch mehr Geflügel, als Truthahnen, Gänſe, Enten von unzähligen Gattungen, Rebhühner, Faſanen und unendlich andere Vögel, welche nur Kinder von acht oder zehn Jahren verfolgen, die mit ihrem Blasrohr, oder Sarbacan, von einem hohlen Rohr mit ganz kleinen Pfeilen ſehr ſcharf ſchießen, denn dieſer ihre Schwäche nöthiget ſie, etwas größern Geflügel nur nach den Augen zu zielen, von denen ſie doch ſelten einen verfehlen.

Sie werden auch von einer Menge kriechender Thiere geplagt, worunter inſonderheit die Kupferſchlange, deren Biß noch ſchwer zu heilen iſt, aber nicht von der Klapperſchlange, die vormals der Schrecken der Europäer war, und nun im geringſten nicht geſcheuet wird, nachdem man ihren Biß ſo leicht heilen kann. Man ſucht daher dieſes ungeheure Thier lieber ſelbſt zu tödten, denn ihr Fleiſch iſt ausnehmend gut. Anfänglich mußten es die Wilden ſelbſt blos aus Hunger eſſen, jetzt aber habe ich es ſelbſt gar oft aus Leckerey gegeſſen.

Unter den Inſekten iſt der fliegende Hirſch *) der einzige merkwürdige. Er iſt ein Käfer mit zwey ſehr groſſen Hörnern, die viel ähnliches in der Geſtalt mit den Geweihen des Hirſches haben, daher man ihm auch dieſen Nahmen beygelegt hat.

Die Cherokees haben nun eine ſehr ſtarke Pferdezucht und Schweine, aber von unſern andern Hausthieren weder Kühe noch Schaafe. Allein jene erſetzen ſie mit einigen zahmgemachten Büffelkühen, von welchen man mich gewiß verſichert, daß einige weiſſe Kriegsgefangene ihnen Butter und Käſe haben machen lernen, und ihre hübſchen langen Pudelhunde können ihnen von ihrem Rücken ſoviel Wolle geben, als ſie brauchen können.

Die Berge enthalten ſehr reiche Silber- Gold- Bley- und Kupferadern, wie man mit vielen reichhaltigen Stuffen, die einige Wilde zufälliger Weiſe gefunden, und die durch reiſſende Regenbäche aus den Bergen mit herunter gewa-

---

*) Die Engländer nennen ihn Flying Stag, und wir Deutſchen den Hirſchkäfer, oder Schröter, der in alten Eichenwäldern gemein iſt.

gewaſchen werden, erweiſen kann, wovon neulich in Virginien ein Sack voll ſehr theuer bezahlt worden. Es giebt auch viele Salzquellen; es wird folglich auch nicht an Salzgruben und andern mineraliſchen Waſſern fehlen. Dergleichen Heilwaſſer aber müſſen von geſchicktern Leuten ausfündig gemacht werden, als ich und die Cherakees ſind.

Man findet hier auch überaus ſchöne Steine von mancherley Farben, worunter einige vielleicht von groſſem Werth ſeyn könnten. Allein dieſer Wilden Aberglaube hält ſie ab, ſie an Kaufleute zu verhandeln, die ſie deswegen ſchon oft angeſprochen haben. Aber da ſie dieſelben bey Beſchwörungen brauchen, ſo glauben ſie, wenn ſie dieſelben abhanden kommen lieſſen, ſo würde es entweder ihrer Geſundheit, oder ſonſt in ihren Geſchäften nachtheilig ſeyn. Unter andern ſoll einer in den Händen eines von ihren Beſchwörern ſeyn, den man ganz ausnehmend glänzend und ſchön beſchreibt, und auf eine ganz wunderbare Art in ſeine Gewalt gekommen ſeyn ſoll, welches die Wilden alſo erzählen. Man hätte ihn von ohngefähr auf dem Kopf einer ganz ungeheuern Schlange erblickt, und derſelben Schlupfwinkel durch ſeinen überaus ſtarken Glanz entdeckt. Zum Unglück hatte ſie zu ihrer Leibwache eine groſſe Menge anderer Schlangen in ihrem Gefolge, und daraus ſchloß man, daß ſie wegen ihres Kopfſchmucks die Königin der Schlangen ſeyn müße. Die Wilden hatten gar viele Verſuche, aber vergeblich angeſtellet, ſich ihrer zu bemeiſtern, bis ein junger Kerl ſich einen Harniſch von ſo dickem Leder machte, den die Königin mit aller ihrer Leibwache nicht durchbeiſſen konnte, worauf er eine gute Gelegenheit abſah, ſie zu beſchleichen und zu erſchlagen, da er ihr das Kleinod vom Kopfe nahm, welches nun einer von den Beſchwörern beſitzt und an einem Orte verwahret, den kein anderer Menſch weiß, als er und zwey

Weibsperſonen, denen man öfters ſehr groſſe Geſchenke verſprochen hat, ihn zu verrathen, worein ſie aber nie willigen wollen, weil ſie befürchteten, es möchte ein ſchweres Gericht und groſſes Unglück über ihr Volk kommen. Ich kann dieſes Mährchen, das die Cherokees von dieſem Steine erzählen, zwar nicht glauben, halte es aber für nicht unmöglich, daß dieſer Zauberer, für den ſie ihn halten und verehren, einen auſſerordentlich glänzenden Stein beſitze, wovon er dieſe Fabel ſelbſt ausgebrütet hat, denn ich habe gar viele ſolche glänzende Steine unter ihnen ſelbſt geſehen, und nur dieſes Mährchen als eine Probe von unzähligen andern, die noch ſeltſamer klingen, und unter ihnen als untrügliche Wahrheiten geglaubet werden, hier beyfügen wollen.

Die Cherokees ſind von einer mittlern Geſtalt, haben eine öhlfarbene Haut, die aber gemeiniglich übermahlt, und mit allerhand eingeritzten und mit Schießpulver eingerieben unvergänglichen Figuren, nach ihrer Meynung geſchmückt iſt. Ihr Haar auf dem Kopfe iſt abgeſchoren, alte Leute reiſſen es aber bis auf die Wurzel aus, und laſſen nur am Hinterkopf einen Schopf von der Gröſſe einer engliſchen doppelten Krone ſtehen, welcher mit Kügelchen, Federn, Wampums, gefärbten Hirſchhaaren und andern dergleichen Kindereyen ausgezieret iſt. Die Ohren ſind aufgeſchlitzt, und auf eine ganz abſcheuliche Art ausgedehnt, wobey ſie groſſe Pein ausſtehen, und 40 Tage lang beſtändig auf dem Rücken oder dem Bauche liegen müſſen, und ſich niemals auf eine Seite kehren können. Um dieſes zu vermeiden, laſſen etliche nur ein Ohr auf einmal ſchlitzen. Sobald es nun geheilet iſt, ſo wird ringsherum Drath durchgeſteckt, um ſie auszudehnen, und hernach werden ſie mit ſilbernen Ringen und Ohrengehängen; dergleichen ſie auch in den Naſen tragen, gezieret. Dieſe Gewohnheit haben die Cherokees von den Shaweeſen angenommen, und ſie iſt faſt bey allen Wilden von Nordamerika eingeführet.

Diejenigen, welche es aufwenden können, tragen ein Halsband von Wampum, welches kleine Cylindriſche Muſchelſchalen, entweder weiß oder ſchwarz ſind, und an der Seeküſte meiſtens geſammlet werden, eine ſilberne halbmondenförmige Platte auf der Bruſt faſt wie die Ringkragen der Officiere und Armbänder von gleichem Metal, einen Lappen von Tuch über ihr Schaamglied, ein Hemd von engliſcher Art, eine Art Stiefel von Tuch und Mockaſons, oder Mogaſons, welches eine Art Schuhe von der eigenen Erfindung der Amerikaner, die mit Riemen um den Fuß geſchnüret werden, und mit Stacheln von den Stachelſchweinen gezieret ſind. Zu Hauſe werfen ſie einen groſſen Mantel über allen ihren Anputz, wenn ſie aber in den Krieg ziehen, ſo laſſen ſie alle dieſe kleine Poſſen zurücke, und nehmen nichts als das Nothwendige mit.

Die Weiber tragen ihr ganzes Haupthaar, welches ſo lang iſt, daß es wenigſtens in die Mitte ihrer Schenkel und manchmal bis auf die Ferſen reichet, zuſammengebunden und mit Bändern von allerley Farben gezieret, aber nur ihre Augenbraunen ausgenommen, reiſſen ſie alle Haare ihres Leibes, beſonders an ihren Geſchlechtszeichen, aus. Ihr übriger Anzug ſiehet jetzt faſt dem Europäiſchen gleich, und ſelbſt der Männer ihrer hat ſich ſehr verändert. Die alten Männer erinnern ſich noch immer und rühmen ihre vorigen Zeiten, ehe ſie mit den Weißen bekannt worden, da ſie noch ſehr ſparſam mit einem Stück Thierhaut vor der Schaam, ihrer Art Schuhen Mokaſons und im Winter mit einem Mantel von Büffelhaut; im Sommer aber mit einem leichtern von Federn gekleidet geweſen. Die Weibsperſonen, inſonderheit die kaum reif worden, ſind alle überaus wohl gekleidet, und überhaupt ſchnur gerade und ſchön gewachſen, und haben kleine zierliche Hände und Füße.

Im Kriege bedienen ſich die Cherokees zu Waffen, Flinten, Pfeil und Bogen, Wurfſpieße, Schindmeſſer und Tommachawks, oder Streitäxte, von welchen der obere dicke Theil an dem Stiel hohl iſt, und ſich in ein blechern Mundſtück verlieret, folglich auch zu einer Tobackspfeife dienet. Dieſe Streitäxte werden alle von Europäern auf allerley Art verfertiget. Ueber einige ragen ſcharfe ſchneidige Spitzen hervor, und andere ſind auf den Seiten mit allerhand andern Veränderungen verſehen. Dieſer Tommachawk iſt alſo eines von ihren nützlichen Waffen, indem er zum Hauen, Stechen und Kopfſpalten gleich gut iſt, ja dieſe Wilden ſind geſchickt ſie nicht nur in der Nähe zu brauchen, ſondern auch auf ziemliche Weite einen Feind damit zu tödten.

Sie ſind in der Freundſchaft redlich und gefällig, ſobald ſie einen für einen Freund halten, aber eben ſo unverſöhnlich gegen ihre Feinde, und ihre Rache kann ſich nicht anders, als durch die gänzliche Vertilgung deſſelben endigen. Sie waren ſehr gaſtfrey gegen alle fremde Weiſſe, bis die Europäer ſie anhetzten, ihren weiſſen Nachbarn die Hirnſchädel dafür abzuſchälen. Die ihnen von den Franzoſen verſprochenen Belohnungen reizten ſie, an uns ſo groſſe und barbariſche Grauſamkeiten auszuüben, als ſie ſonſt nur an ihren grimmigſten Erbfeinden begingen. Sie ſind von einer harten ſtarken Natur, und können Kälte, Hunger und Durſt bis zum alleräußerſten vertragen, aber auch kein Volk iſt, das ſolche Ausſchweifungen in der Schwelgerey von Eſſen und Trinken begehet, wenn es nur einigermaßen in ſeiner Gewalt ſtehet. Dennoch werden die Thorheiten, ja ſogar Verbrechen, die ſie in ihrer Trunkenheit begehen, nur blos allein dem Brandtewein zugeſchrieben, und niemand wird eine Beleidigung an einen rächen, der nicht bey ſich ſelbſt iſt, als einen Mord. Auf das Spiel ſind ſie eben ſo erpicht, als auf das Sauſen, und wenn ihnen das Glück nicht wohl will, ſo werden ſie eher das Hembde von Leibe daran ſetzen, als es aufgeben.

Sie ſind ausnehmend ſtolz, und ſehen alle Leute unter den Weißen, die nicht von einigem Stande ſind, nur mit Verachtung an, wie ich denn ſelbſt geſehen habe, daß ſie bei Luſtkämpfen, oder Ringen und Wettläufen ſich mit keinem weder mündlich noch thätlich einlieſſen, der nicht ein Offizier war.

Unter den Cherokees aber widerlegten und beſchämten drey Offizier des Regiments von Virginien die insgemein ſo ſehr gerühmte Geſchwindigkeit im Laufen aller Wilden; denn der ſchwächſte unter dieſen dreyen überlief unter 700 mitlaufenden Wilden den allergeſchwindeſten, und kam ihm wenigſtens zwey bis dreyhundert Schritte zuvor. Denn die Wilden bildeten ſich ein, ſie würden den Vortheil erhalten, wenn ſie eine ziemliche Zeitlang im Haufen mit einander rennten, und ein Haufen von ihnen müſſe allemal einen gleichen Haufen von den Unſrigen übertreffen.

Für ſehr alte Leute, die ganz entkräftet ſind, ſind ſie treulich beſorgt, allein eine ſolche Entkräftung trägt ſich nicht leicht eher, als im allerhöchſten Alter zu. Ich will ein Beyſpiel davon in der Mutter des Oſtenaco anführen. Dieſer iſt ſchon 60 Jahre alt, obgleich er der jüngſte Sohn unter vieren von ihr iſt, dennoch höret dieſe Alte noch nicht auf, ihre weibliche Arbeit, ſie mag ſo mühſam ſeyn, als ſie will, zu verrichten, und hat noch Kräfte genug, auf anderthalb Stunden weit eine Laſt von 100 Pfund Holz zum Brennen herbeyzuhohlen, und dennoch bin ich, ihrem

eigen

eigenen Ausrechnung nach, zu glauben geneigt, daß ſie beynahe 150 Jahre gelebet haben müſſe.

Viele unter dieſen Wilden zeigen ein ſehr gutes natürliches Genie, ob es gleich nicht ausgearbeitet iſt, und beſtreben ſich, ſehr geſchickte Redner zu ſeyn, wodurch ſie ſich einen Weg zum Anſehen in ihren Rathsverſammlungen bahnen. Ihre Sprache klingt nicht unangenehm, iſt aber voll Accenten, deren ſie ſo viele und mancherley hat, daß man oft glauben ſollte, ſie ſängen in einem gemeinen Geſpräche. Da ſolche Wilden auch nur wenige Begriffe haben können, ſo läßt ſich von dem Reichthum ihrer Sprachen eben nicht viel rühmen.

Sie ſehen ſelten die Perſon an, mit der ſie doch reden, oder richten das Geſpräch an ſie, und werden gleich argwöhniſch, wenn man ſeine Augen auf ſie wendet. Sie ſprechen ſo ſachte, ausgenommen im Rath nur nicht, daß man ſie nicht allemal verſtehet, und ſie ihre Worte wiederhohlen müſſen; wenn aber einer mit ihnen reden wollte, als wie ſie es in ihren Verſammlungen gewohnt ſind, ſo würden ſie ihn gleich fragen, ob er ſie für taub hielte?

Sie haben gleichfalls eine Art von wilder Dichtkunſt, als Kriegs- und Liebsgeſänge u. d. gl. Von den letzgedachten enthalten die meiſten nichts mehr, als der Jüngling liebte das Mädchen, und würde mißvergnügt ſeyn, wenn er ſie nicht erhalten könnte: Von den Kriegsgeſängen will ich den richtigen Inhalt von einem mittheilen, ohne ihn im Cherokeeſiſchen ſelbſt beyzufügen, weil ſie gar zu viel Füllworte hineinſetzen, die bloß die Muſik verſtärken ſollen, und gar nicht zum Text gehören, wie die Tolderolds oder unverſtändlichen Worte in manchen alten Engliſchen Liedern. Ich kann jedoch nicht umhin, noch anzumerken, daß in der Cherokeeſiſchen Urkunde ſowohl die Gedanken als die

Reime ſehr unordentlich ſind. Manche der letztern ſind nur leere Töne, und werden nur bey Gelegenheit angeſtimmt, obgleich einige Ausdrücke, abſonderlich die, welche auf ihre Feinde, die nordlichen Wilden zielen, ſehr wohl klingen, und unſern alten Schottiſchen ſehr gleich kommen.

Hier folgt für unſere Leſer eine deutſche Ueberſetzung, worinn ſoviel als nur möglich war, die Engliſche genau und faſt wörtlich ausgedrückt iſt, nur glaube ich, der Ueberſetzer, ich werde nicht unrecht thun, daß ich das vierfüßigte Sylbenmaaß von unſerm unſterblichen Gleim in ſeinen vortreflichen Kriegsliedern nachgeahmt, und das ſechsfüßige Engliſche verlaſſen habe, weil es mir nicht ſo muthig und laconiſch klingt, als es für tapfere Krieger zu Liedern ſeyn ſollte.

Da wo der Sonne wärmend Licht,
    Ein weites Land ergötzt,
Der Mond die finſtre Nacht durchbricht,
    Und Waſſer Aecker netzt.

Wo Gras keimt ſey es kund der Welt,
    Gleich Männern ſtark zum Siege
Ziehn wir nun in ein feindlich Feld,
    In der Verwüſtung Krieg.

Wir Männer ſuchen unſern Feind,
    Der weibiſch vor uns flieht,
Und wie ein Weib voll Angſt erſcheint,
    Das eine Schlange ſieht.

Geſchmückt durch ihre Breche ſchleicht,
    Denn ſtarr und zitternd flieht
Und flüchtig ſich kaum ſelbſt noch fühlt;
    Doch flüchtig rückwärts ſieht.

Er

So ſchüchtern als ein Reh kaum fleucht,
Rennt nun der Feind davon!
Iſt nackend ohne Waffen leicht,
Und hat nun ſeinen Lohn *).

Ein jeder Mehltau brennet ihn;
Ihn ſticht ein jeder Dorn.
Er muß zu ſeinem Volk nun fliehn,
Denn er verlohr ſein Horn.

Im Winter iſt der kahle Wald,
Für leere Magen leer
Und dieſer finſtre Aufenthalt
Giebt Hungrigen nichts mehr.

Da lieg er! brech in Thränen aus!
Ihm ſchmerze unſer Sieg!
Entfernt von Freunden und vom Haus,
Verfluch er jetzt den Krieg.

Die Keulen laſſen wir zurück; **)
Gefärbt mit ihrem Blut;

Und

---

*) Die Wilden ziehen ganz nackend in den Krieg, nur daß ſie zuweilen einen Mantel mitnehmen, den ſie aber im Gefechte ablegen. Wenn ſich alſo die Ueberwundenen auf die Flucht begeben, ſo bleibt der Mantel zurück, und ſie ſind ganz nackend, allen Strengigkeiten der Witterung ausgeſetzt, da ſie auch ihre Waffen, um ihre Flucht zu erleichtern, von ſich geworfen, ſo können ſie kein Wildpret ſchießen, müſſen ſich alſo mit Wurzeln und Waldfrüchten behelfen, die ſie jedoch im Winter ſehr ſelten, oder wohl gar nicht antreffen. **Anmerkung des Verfaſſers, wie alle folgende.**

**) Die ſiegenden Wilden haben in Gewohnheit, Keulen bey ihrem Abzuge zurück zu laſſen, die mit Blut gefärbt ſind, und worauf mit einer Bilderſchrift ihre Thaten beſchrieben ſind, und der geſchlagene Feind heraus gefodert wird, ſie ihnen in ihr Land zurück zu bringen, welches er gemeiniglich zu thun nicht unterläßt. Dieſe Keulen haben auch eine ganz beſondere Geſtalt, faſt wie ein Stecken zum Ballſpiel.

Und bringt er ſie zu uns zurück,
So iſts uns lieb und gut;

Denn ihr gemahltes Scheitelhaar
Ziert unſer Vaterland!
Und unſers Feinds erlegte Schaar
Rühmt unſre ſtarke Hand!

Der Sieger Schaar bringt nun getroſt
Gefangene nach Haus;
Da läßt der Weiber Zorn, erboßt,
Den Grimm an ihnen aus *)!

Allein wer weiß, wer kommt zurück?
Und wer kann wohl entgehn,
Wenn jedes Tages günſtiger Blick
Uns Tapfern wird entſtehn?

Nun lebet wohl! ihr Weib und Kind!
Die wir ſo ſehr geliebt.
Wenn wir von Euch gegangen ſind,
Seyd nicht zu ſehr betrübt!

Wir, die wir euch das Leben weihn,
Wir kommen bald zurück;

Es

---

*) Die Kriegsgefangenen werden, wenn ſie die Sieger mit ſich zurück gebracht haben, gemeiniglich von allen, insbeſonderheit aber von den Weibern, auf das allergrauſamſte zu Tode gemartert, um den Tod ihrer Freunde, den ſie von ihren Landsleuten erlitten haben, an dieſen Elenden zu rächen. In den neuern Zeiten aber haben die Cherokees dieſe barbariſche Grauſamkeit meiſtens abgeſchafft, und die Gefangenen nur genöthiget, ſich in derſelben Lande mit den Wittwen der Umgekommenen zu verheurathen, wodurch ſie auch alle Rechte der Eingebohrnen erhielten. Allein dieſe Gelindigkeit gereichte dieſem Volk nachher öfters zum Nachtheil. Denn dieſe Beſiegten wurden ungetreu, liefen zu ihren angebohrnen Landsleuten zurück, und verriethen ihnen alle Schliche, Päſſe, Orte und deren Schwäche in dem Cherokeeslande. Und überdieſes gab es den Feinden auch mehr Muth ſie anzufallen, daher wird es wohl wieder zu der alten ſtrafenden Gewohnheit kommen.

Es müſt' uns denn ein Unheil ſeyn
Beſtimmet vom Geſchick.

Fällt aber unſre Heldenſchaar,
So, werthen Freunde, denkt:
Die Rache ſtelle euch ſich dar,
Die ihr dem Feind nicht ſchenkt!

Erhebt die Streitaxt! rächt ihr Blut!
Und bringet in den Wald,
Der noch von ihrem Tod und Muth,
Von lauter Rache ſchallt!

O färbet ihn mit Blut vom Feind!
Damit ſein Stolz nicht denkt,
Hier, wo ſein Opferblut erſcheint,
Sey unſer Ruhm gekränkt. *)

Da alle Wilden Krieger und Jäger ſind, ſo können die Handwerker unter ihnen gar nicht aufkommen. Ueberdies fehlt es auch ſowohl an den gehörigen Werkzeugen, als an geſchickten Meiſtern, die ſie darinn unterrichteten. Z. E. aus Mangel der Sägen ſind ſie genöthiget, einen großen Baum auf beyden Seiten lange zu behauen, um mit vieler Arbeit und Mühe endlich ein ſchlechtes Bret oder Bohle herauszubringen, da hingegen zwey Leute mit einer Säge aus demſelbigen Baume 10 oder 12 in kürzerer Zeit und mit weniger Mühe ſchneiden könnten. Bey allem dieſem Mangel aber ſind doch ihre neuern Häuſer ſehr erträglich gebauet.

Man

---

*) Die allgemeine Gewohnheit iſt, einen Sieg in die Rinde eines benachbarten Baumes einzugraben, oder auf dem Schlachtfelde ein anderes Siegeszeichen aufzurichten. Hingegen ſollen die Feinde ein anderes dabey ſetzen, in welchem ſie ſich des Sieges rühmen, und die Niederlage, die ſie unter den Gegnern angerichtet haben, prahleriſch beſchreiben.

Man befeſtiget nach dem Maaße, ſo groß das Haus werden ſoll, das ſelten 16 Fuß in der Breite, der Decke wegen, übertrift, ſich aber oft auf 60 bis 70 Fuß in die Länge erſtreckt, das kleine Schwitzhaus nicht mitgerechnet, dicke ſtarke Pfoſten in den Grund. Zwiſchen jeden Paar dieſer Pfoſten wird ein kleiner geſetzt, und nun das ganze mit Ruthen, gleich einem Korb, durchflochten, alsdenn mit Leimen ſehr glatt beworfen, und zuweilen weiß übertünchet. Statt der Ziegeln ſind ſie mit Schindeln bedeckt. Einige dieſer Häuſer ſind zwey Stockwerk hoch, ziemlich hübſch und geräumig; die meiſten aber, aus Mangel der Schornſteine, äuſerſt unbequem, weil ein kleines Loch im Dache die einzige Oefnung iſt, den Rauch hinauszulaſſen.

Ihre Canoen gehören zu ihren vornehmſten Werken nach den Häuſern. Gemeiniglich ſind ſie aus großen Fichten oder Pappeln, auch Aſpenbäumen gehauen, 30 bis 40 Fuß lang, aber nur 2 Fuß breit, mit einem platten Boden und Boorden an den Seiten und bey den Enden einander gleich. Heutzutage werden ſie mit Werkzeugen von Eiſen, welche ſie von den Europäern erhandeln, vormals aber mit Feuer, ausgehöhlet. Dieſe Canoen können 15 bis 20 Mann tragen, ſind ſehr leicht, und ihre Geſchicklichkeit in Regierung derſelben ſo groß, daß ſie ſie, und inſonderheit die noch leichtern Canoen von Baumrinden, die ſie auch verfertigen, die nördlichen Wilden aber ſelten gebrauchen, den ſtärkſten Strom hinauftreiben können.

IV.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1.

Philoſophiſche Fortſetzung der vermiſchten Bemerkungen, die ſich auf das moraliſche Leben beziehn.

Zweyte Claſſe.

Anekdoten.

1.

Der Lord N. hatte, bey vielen guten Eigenſchaften und ſogar Gelehrſamkeit und Verſtande, eine große Begierde für einen geſchickten Arzt gehalten zu werden, und war ſehr geübt im Aderlaſſen. Lord Cheſterfield, der ſeine Schwäche kannte und gerne bey einer gewiſſen Gelegenheit ſeine Stimme haben wollte (1732), kam eines Morgens zu ihm, beklagte ſich, nachdem ſie über verſchiedene Materien geſprochen hatten, über Kopfweh und bat den Lord, ſeinen Puls zu unterſuchen. Man fand, er ſchlüge ſehr ſtark und rieth zum Aderlaſſen. „Ich habe nichts dawider und da ich höre, daß Ew. Herrlichkeit eine meiſterhafte Hand haben, wollen Sie mir nicht die Gewogenheit erweiſen,

weiſen, Ihre Lanzette an mir zu verſuchen?“ — Um Vergebung, ſagte Lord Cheſterfield nach der Operation, werden ſie heute ins Parlament gehen? Lord N. antwortete, ich bin es nicht Willens, weil ich von der Sache, die debattirt werden ſoll, nicht hinlänglich unterrichtet bin. Sie haben ſie unterſucht, auf welche Seite werden Sie treten? Da der Graf ſein Vertrauen gewonnen hatte, ſo konnte er ſein Urtheil leicht ſtimmen. Er nahm ihn mit ins Parlement und brachte es dahin, daß er nach ſeinem Wunſche votirte. Er pflegte zu ſagen, keiner von ſeinen Freunden habe ſo viel gethan als er; denn er habe für ſein Vaterland buchſtäblich Blut vergoſſen.

2.

Naſch, ein Mann, welcher ſich ſehr auf das Vergnügen verſtand, führte an den dazu beſtimmten Oertern zuerſt Ordnung und Eleganz ein, und er ward wegen des Anſehens, welches man ihn ſich zu geben erlaubte, der König von Bath genannt. In Betracht ſeiner geleiſteten Dienſte beſchloß die Geſellſchaft, ihm ein öffentliches und bleibendes Denkmahl ihrer Erkenntlichkeit und Achtung zu ſetzen. Sie ließ auf ihre Koſten das Bildnis des Puppenkönigs in Lebensgröße machen, und in dem Schöpfſaale zwiſchen Newtons und Popens Bruſtbildern aufſtellen. Cheſterfield ſchrieb folgende Zeilen, bey dieſer Gelegenheit:

Immortal Newton never ſpoke
More Truth than here you'll find;
Nor Pope himſelf e'er penn'd a joke
Severer on mankind.

This picture plac'd the buſts between
Gives ſatyre all its ſtrength
Wiſdom and wit are little ſeen
While foly glares at length.

3.

Pope befand ſich einſt beym Lord Cobham mit einer Menge Perſonen von Stande in Geſellſchaft; Man ſchrieb Verſe an die Fenſterſcheiben, und Lord Cheſterfield bat ihn um ein Diſtichon aus dem Stegereif. Erlauben Sie mir Ihren Demantring, Mylord, ſagte der Dichter, und ſchrieb auf der Stelle in die Scheibe:

Accept a miracle inſtead of wit
Two bad lines with Stanhope's pencil writ.

4.

Lord Scarborough, ein Mann von großen Talenten und dem vortreflichſten Herzen, zeigte bey allen Debatten die höchſte Redlichkeit, eine zarte Ehrliebe und Mäßigung. Aus Grundſätzen eifrig der Regierung, und aus Neigung dem Könige ergeben, unterſtützte er lange Zeit das Miniſterium gegen die Bemühungen ſeiner vertrauteſten Freunde, und lebte viele Jahre in dem beſten Vernehmen ſowohl mit Robert Walpole, als mit Lord Cheſterfield. Oft gieng er, da beider Häuſer einander gegenüberſtanden, von ſeinem Freunde zum Miniſter, und keiner von beiden machte ihm darüber den geringſten Vorwurf. Aus Ueberzeugung verließ er zuletzt ſeinen vorigen Weg, und gab mit einer anſtändigen und edlen Freimüthigkeit ſein Misfallen über die politiſchen Maaßregeln zu erkennen, nach welchen die Regierung zu ſehr den Frieden ſuchte. Er wünſchte aufrichtigſt beyde Partheien in dieſer wichtigen Periode zu verſöhnen, und ſie gegen die gemeinſchaftliche Feinde ihres Vaterlandes zu vereinigen. Sein Verſuch ward übel aufgenommen, und ein Mann, der bey der Nation und bey ſeinen Freunden gleich beliebt war, konnte den Kampf zwiſchen ſeinen vorigen Verbindungen und ſeinem gegenwärtigen Gefühl nicht länger aushalten. Ein Hang zur

Schwermuth, der ſelbſt in den Mienen zu ſehen war, und üble Geſundheit, (denn ſein Körper ſowohl als ſein Geiſt waren durch zwey Anfälle vom Schlagfluß ſehr angegriffen,) trieben ihn ſo weit, daß er Hand an ſich ſelbſt legte. Den Tag vor der Ausführung ſeines Entſchluſſes machte er einen langen Morgenbeſuch bey dem Lord Cheſterfield, und entdeckte ſich ihm ſehr ernſthaft über mancherley Gegenſtände. Weil er etwas beunruhigt ſchien, ſo bat ihn Lord Cheſterfield, wiewohl vergeblich, bey ihm zu bleiben und mit ihm zu ſpeiſen. Er umarmte ihn gleichwohl beym Weggehen aufs zärtlichſte. Zufälliger Weiſe war bey der Unterredung etwas, das ſich auf Wilhelm Temples Unterhandlungen bezog, geſprochen worden, und da beyde Freunde über die Umſtände nicht einig waren; ſo verwies Lord Cheſterfield, deſſen Gedächtniß jederzeit ganz beſonders gut war, den Lord Scarborough auf das Blatt in Temples Nachrichten, wo dieſe Materie vorkäme. Man fand das Buch beym nämlichen Blatte offen, nebſt verſchiedenen andern Büchern, die er ins Zimmer gebracht und um ſich her gelegt hatte, und ſeinen Körper damit umgeben, mit dem Piſtol im Munde. So aufmerkſam war er bis auf die letzte Stunde gegen ſeinen Freund; und es ſcheint, er habe gewünſcht, ihm dieſes zu verſtehn zu geben. Dieſer Ausgang wurde allgemein bedauert, mit Zärtlichkeit getadelt, und von Leuten, die den unerforſchlichen Einfluß natürlicher Uebel auf die menſchliche Seele erwogen, völlig entſchuldiget. Vorzüglich beklagte Lord Cheſterfield ſeinen Freund, der ihn ſo oft von zu großer Hitze zurückgehalten hatte, und er bedauerte es immer von Herzen, daß er ihn nicht bey ſich behalten, weil er glaubte, er wäre gerettet worden, wofern er nicht den Tag über ſich ſelbſt überlaſſen geweſen wäre. —

5.

Zu Zigliaria 500 Schritte weit, findet man auf einem wüſten Felſen, der ganz getrennt ſteht, dieſe rührende Inſchrift, zweifelsohne von der Hand der Dame ſelbſt eingeätzt; Viaggiatore del Nord qualcunque ſei ſarei ſapere a Guiglielmo Lowenſtern fiſſo a Stralſunda che tu hai veduto la tomba della ſpoſa ſua ſchiava a Tuniſi chi ſi liberie chi mori … Luglio 1698 …. il figlio e ſchiavo vengr il padre a ſalvarlo: trovera egli paſſando accanto le Liete eſſu vie della ſua Euſ-aſia, Levando la pietra chi preme queſte ceneri ſe il vento le ſpar qe le lagrime ſue le tempreranno …. rendi ti degno del favor che ti chiedo o huomo non ſei …. Man grub nachmals nach, und fand eine Roſe von Porcellan in einer bleiernen Schachtel eingeſchloſſen, mit dieſen lateiniſchen Worten auf einem ſchwarz gewordenen Papier: Quicunque partem tumuli intueris ſcias G. Wachtendonk (vermuthlich 1719) Mortis Eufraſiae meæ me certiorem reddidit, filium in Africa mortuum abſtuli, & matri ſuæ, amicus iunxi, exta duorum Stralſundæ quieſcant, junctus & ego quieſcam …. littus & literas ferro dele, ſimulque dele omnem ex animo recordationem! vale! 15 Octob. 1733.

6.

Paoli wird von Boswell als einer der erſten Menſchen geſchildert; ganz anders von Camberg in ſeinem berühmten Memorial d'un Mondain. Er war, ſagt Dieſer, mehr ein Mann von gewöhnlichem Schlage, wuſte aber mit großer Geſchicklichkeit den Charakter ſeiner Nation zu nutzen. — Der Kaiſer, welcher ſich mit ihm zu Mantua unterhielt, ſoll geurtheilt haben: er gewönne mehr davon von fern, als in der Nähe, geſehen zu werden — Mitten in der Unterredung mit dem Kaiſer rief er aus: Dove ce liberta ce patria; dove non ce liberta non ce patria. — Wenn er mit einem Corſen misvergnügt war, zog er deſſen ganze Familie mit in ſein Unglück — Er ſchrieb ſelten, und wenn er über wichtige Sachen ſchreiben muſte, dictirte, er wie Cromwell, ſeinem Secretair 3 oder 4 einander widerſprechende Briefe, wovon er einen, ohne daß jener wuſte, welchen, dem Curier gab. Gewöhnlich ſagte er dem Bothen, welchen er abſchickte, blos: er ſolle das berichten, was er ſähe; welche Dinge dann für den nur eine Bedeutung hatten, an welchen er geſandt ward. So wuſte der Freund in London, dem er einen Bothen ſandte, gleich aus deſſen Bericht, daß der General aus Corſica abgereiſet wäre. — Um diejenigen zu belohnen, welche ſich vorzüglich ausgezeichnet hatten, errichtete er einen Orden, welchen er la Compagnia volontaria nannte. Das Kleid war von Corſiſchem Tuch mit grünen Kragen und Aufſchlägen. Auf dem Kreuz, welches die Commandeurs trugen, ſtand auf der einen Seite das Bild der Heil. Jungfr. auf der andern der H. Jul. der Beſchützerin der Inſel. Es waren nur 60 Ritter, welche ſich verpflichteten, ſich für die Freyheit zu bewafnen und ſie auf ihre Koſten zu vertheidigen Blos der Großmeiſter durfte am Tage der Action zu Pferde ſeyn, die andern Ritter muſten zu Fuß fechten. Der erſte Großmeiſter war der Staatsſecretair Gioanni Rocca. Der Enthuſiasmus der Corſen gieng ſo weit, daß die Eltern den Corſen empfohlen, im Fall der Gefahr lieber den Ritter als ihren Vater zu retten — Paoli bat den König von Preuſſen um Officiere: der König antwortete ihm, er bedürfe ihrer nicht, denn die Kriegszucht würde die Corſen nur auſſer ihrer Sphäre ſetzen, weil ſie nicht angreifen, ſondern nur ſich vertheidigen ſollten, wovon ſie mehr wüſten als eine andere Nation in der Welt. Dem Briefe fügte er Paoli's Bild bey, zu

Berlin geſtochen, mit dieſen Zeilen von ſeiner Hand.

Le grand homme à la fois Soldat & politique,
Qui ſur lui de ſon ſiécle attire les regards,
Eſt autant au deſſus du premier des Céſars
Qu'un digne citoyen, dont le zéle heroique
Au ſein de la patrie affronte les hazards,
Pour y reſuſciter la liberté publique;
Eſt au deſſus d'un citoyen pervers,
Qui trahit la patrie & lui donne les fers.

— Zu Corte war ein ſeltſamer Mann, welcher ſich am Ganges gebohren ſagte, und am Geruch und Geſchmack der Erde das Vaterland eines jeden Fremden erkennen konnte, der von ſeiner vaterländiſchen Erde etwas an ſich hatte. Paoli gebrauchte ihn zuweilen. — Paoli war oft in Gefahr, ermordet zu werden, und befand ſich zuweilen in einem Schrecken, der ihn ganz aus ſeiner Faſſung brachte. — Er wollte, um den Unbequemlichkeiten der Gefängniſſe zuvorzukommen, man ſolle die Gefangenen bewachen, ohne ſie einzuſperren. Man ſollte ſich eines Hembdes bedienen, das mit einer Farbe gefärbt wäre, welche zugleich die Haut färbte, und nur durch ein Mittel konnte ausgelöſcht werden, welches blos der Staat kannte. Man machte einen Verſuch, die Farbe trocknete gleich, und der Menſch durfte frei herumgehen, weil alle Einwohner beſſer ihn bewachten als der Kerkermeiſter.

7.

Ganz anders ſchildert Boswell den Paoli, welcher freylich wohl etwas zu ſehr für ihn eingenommen iſt, allein immer doch richtiger als Graf Lamberg. Dies ſind einige aus ſeinem Tagebuch entlehnte Züge. Paoli iſt lang, ſtark, wohlgewachſen, ſieht wohl aus, hat eine freie offene Miene, ein männliches edles Betragen. Er ſieht beſonders Unbekannte ſcharf und durchdringend an, und iſt ein groſſer Kenner der Geſichtszüge, und im Anfang zurückhaltend. Er lebe mäßig und vermeidet alle Ausſchweifungen der Tafeln. Er hat ausgebreitete Kenntniſſe der Hiſtorie und Litteratur. Sein Geiſt iſt ſehr lebhaft, flüchtig und mannigfaltig. Er denkt ſehr richtig und erhaben über die Moralität der Handlungen; Sein vornehmſtes Augenmerk war, die Verfaſſung von Corſica ſelbſtſtändig und dauerhaft zu machen. Seine Empfindung für Religion iſt ſtark und richtig. Seine Kenntniß der Geſchichte ſehr practiſch. Sein Gedächtniß ſehr gut. Seine Lebhaftigkeit iſt ſehr groß und ſein Körper in beſtändiger Bewegung: ein Beweis eines thätigen Geiſtes. Sein größtes Glück iſt Glückſeelige zu machen, dies war ſein ſteter Vorſatz, und er ſagte, indem er ſich betrachtete, als wenn er den Weg des Ruhms hinanſteigen wolle, er trachte nach der Spitze, aber fiele er auch, ſo fiele er doch ſchon von einiger Höhe (magnus tamen excidit auſis.) Die Tugend ſchätzt er ſehr hoch. Sein Vertrauen auf die Vorſehung iſt uneingeſchränkt, auch in Anſehung widriger Schickſale. Er hat oft auſſerordentliche Eindrücke von entfernten und zukünftigen Begebenheiten, welche Träume, weil ſie mehrentheils eintreffen, bey der Nation durchgängig die Meinung verbreitet haben, er könne das Zukünftige vorherſehen; eine Meinung, die er mit Fleis, um ſein Anſehen zu vermehren, verbreitete. Er iſt immer leutſeelig, nie zu vertraut. Viele Verſuche der Genueſer nöthigen ihn zu groſſer Sorgfalt für ſein Leben. Seine Wache beſteht, auſſer den Soldaten, in 5 bis 6 Corſiſchen Hunden, die ſehr treu und von feinem Geruch ſind und in ſeinem Zimmer und Vorzimmer ſchlafen.

8.

Ein auſſerordentlicher Mann iſt der Marquis v. Aymar oder Belmar, zu Venedig unter dem Nahmen S. Germain bekannt. (1774) Er beſchäftigte ſich unter Weibern Erfahrungen über den Flachs zu machen, welchen er weis und der rohen Seide von Italien gleich machte. Er glaubt, daß er 350 Jahr alt ſey, und einen Balſam beſitze, der verjünge. Er verlangte den Rang über den Herzog von York bey deſſen Ankunſt in Venedig, weil er deſſen Titel wiſſe, nicht aber die ſeinigen. Zu Pakin ſoll er geweſen ſeyn, ohne ſich überhaupt einen Nahmen zu geben, mit der Entſchuldigung, er wiſſe ihn ſelber nicht, da man ihm ſo oft verſchiedene Benennungen an verſchiedenen Orten gegeben habe. Er bekam Briefe zu Venedig, auf deren Umſchlag nichts als das bloße Wort **Venedig** ſtand, und ſein Secretair verlangte für ihn die Briefe, die niemand gehörten. Man weiß nicht, wer dieſer auſſerordentliche Mann ſey, man hält ihn für einen Portugieſen; er hat viel Gelehrſamkeit, ein ſehr ausgebreitetes und dennoch locales Gedächtnis. Er redet viel und ſehr gut, und thut an alle die, welche er anredet, Fragen, die in Verwunderung ſetzen. Er ſpielt ſehr ſchön auf der Violine; aber hinter einem Schirme, und man glaubt deren 5 oder 6 Inſtrumente auf einmal zu hören. Er ſchreibt mit beiden Händen zugleich, und die Schrift ſieht ſich vollkommen ähnlich. Er ſoll den **Wildmann** das Geheimnis gelehret haben, die Bienen zahm und die Schlangen auf Geſang und Muſik aufmerkſam zu machen. Auch will er Diamanten machen können und dies Geheimnis bei einer Reiſe nach Indien mit dem Obriſt Clive 1755 gelernet haben. Lamberg Memorial d'un Mondain.

9.

Man findet in dem prächtigen Münz Cabinet des Groſsherzogs von Florenz eine goldene Medaille von ohngefähr 12 Ducaten, auf welcher man lieſet: Jeſus Chriſtus primus Rex Florentinorum. Die Florentiner hatten ſie geprägt, als ſie, ungewis wem ſie ſich unterwerfen ſollten, im Zweifel den Heiland wählten.

10.

Der Marquis Gagliani, Verfaſſer der Geſpräche über den Kornhandel, iſt in Neapel berühmt wegen ſeiner Geſchicklichkeit ſeine Gedanken auszudrücken. Der Pabſt Benedict XIV. trug ihm auf, die verſchiedenen Materien des Veſuvs zu ſammlen, welche Commiſsion er zur Zufriedenheit deſſelben ausrichtete. Er verfertigte nachmahls einen Catalogum darüber, und ſchickte dem Pabſt ein Käſtchen mit Seltenheiten der Naturgeſchichte zu, nebſt einem Billet, worauf weiter nichts als dieſe Worte ſtanden: Dic, vt lapides iſti panis fiant. Benedict XIV. erklärte dieſe Worte durch die Ertheilung einer beträchtlichen Penſion, welche er mit dieſem Billet begleitete: „Sie zweifeln nicht, mein Herr Abt, an die Untrüglichkeit des Pabſtes. Ich ſchicke ihnen einen neuen Beweis davon. Mir kömmt es zu, den Text der heil. Schrift zu erklären; ich muß den wahren Geiſt deſſelben faſſen, und nie that ich es mit mehrerm Vergnügen.

11.

In einem der Säle der Univerſität zu Bologna ſieht man die Statüe des berühmten D. Taliacotius, deſſen Kunſt Butler durch folgende Verſe im Hudibras verewigt hat.

So learned Taliacotius from
The brawny part of porters bum

Cut ſupplemental noſes, which
Wou'd laſt as long as parent breech.

12.

Der Pater **Sarvite**, Schlöſſer am Hofe zu Florenz, rettete einen Caſſirer aus den Ketten, welchem 1000 Ducaten in einem Schranke fehlten, wozu er allein den Schlüſſel hatte. Der gute Pater bat den Großherzog das Urtheil aufzuſchieben, weil es möglich ſey, nach der bloßen Betrachtung des Schlüſſellochs einen andern Schlüſſel zu machen. Er machte den Verſuch bey einem ſehr zuſammengeſetzten Schloſſe, welches ſchwer zu öffnen war, es glückte ihm und er rettete einen Unſchuldigen.

13.

Lord Baltimore, ein Bruder von Algarotti's Freunde, von welchem wir 1768 Bemerkungen über Conſtantinopel und die Türkei, und 1769 eine Reiſe nach der Levante erhalten haben, entſchloß ſich immer zu reiſen, weil er, wie er ſagte, nicht wiſſen wollte, wo er begraben ſeyn würde. 1769 reiſete er mit 8 Weibern, einem Arzt und 2 Negern, welche er ſeine Corregidors nannte, und welchen die Polizey über ſein kleines Serail anvertrauet war. Er ſtellte mit Beyhülfe ſeines Eſculaps ſonderbare Beobachtungen mit ſeinen Houris an: die Fetten ernährte er mit lauter ſauren Sachen, die Magern mit Milchſpeiſen und Suppen. Als er mit dieſem Gefolge in Wien ankam, bat ihn der Polizeymeiſter, zu erklären, welche von den 8 Damen ſeine Frau wäre. Er lies ihm antworten, er wäre ein Engländer, und da, wo man von ihm Rechenſchaft über ſeine Heirath verlängte, reiſete er den Augenblick wieder weg, wenn er ſich nicht baxen könnte.

14.

Schuppach, ein berühmter Arzt im Canton Bern, ward von armen Eltern in einem Dorfe (Pig-len) 2 Meilen von Bern, gebohren, und ward früh zu einem Wundarzt auf dem Lande gethan, da er dieſe Profeſsion allen andern vorzog. Er übte ſie während der erſten 20 Jahre ohne beſondern Ruhm aus, und benutzte einen Theil der Zeit, um ſich Kenntniſſe zu erwerben. Sich ſelbſt überlaſſen, ohne Bücher und ohne Unterſtützung, kaufte er Cadavers, und ſtudierte dieſe. Er ſchrieb, wie er ſtets gethan hat, alle Curen auf, die ihm aufgetragen wurden, ſowohl die, welche ihm glückten, als die, welche ihm fehlſchlugen. Er verſchafte ſich einen Chymiſchen Vorrath, und fieng an, ſeine Mittel ſelbſt zu machen. Nach und nach ward er unter den Bauern bekannt, ſowohl wegen ſeiner chirurgiſchen Operationen, als wegen ſeiner Mittel. Der wohlfeile Preis dieſer Mittel, dann einige glückliche Erfolge, die ſehr bekannt wurden und erſtaunenswürdig ſchienen, machten ſeinen Nahmen ſehr berühmt. Blos ſeinem Geſchäft ergeben gewann er immer mehr an Talenten und an Ruhm, und ſeit 20 Jahren hat vielleicht kein Arzt ſo viel Kranke gehabt. Er iſt jetzt beynahe 60 Jahre, und erſt ſeit 6 bis 7 Jahren iſt ſein Ruhm recht ausgebreitet. Freylich iſt die Betrachtung des Urins eins der vornehmſten Kennzeichen, woraus er die Krankheit beurtheilt; allein auch keins der andern Zeichen vernachläßigt er, und ſeine Art zu heilen iſt, nach des Prof. Wilhelmi Zeugnis, weniger als der meiſten andern Aerzte ihre, die eines Charletans. Sein moraliſcher Character verdient die größten Lobſprüche. Er iſt der wohlthätigſte, der liebreichſte, ſanfteſte, menſchenfreundlichſte Mann; und der größte Ruhm iſt in ſeinen Augen der, das Gute ſo beſtändig und ſo aus frohem Herzen zu thun, wie er es thut.

15.

Der Marſchall Oudequerque ritt einſt an der Seite ſeiner Gebieterinn, und unterhielt ſie von ſeiner Ergebenheit, welche bey allen Proben ſtandhaft bleiben würde. Sie faßte ihn beym Worte und verlangte von ihm, von der Brücke herunterzuſpringen, worüber ſie den Augenblick kamen. Ohne ſich zu bedenken ſetzte er mit ſeinem Pferde hinunter in die Schelde, welche tief unter der Brücke floß. Dieſe Probe koſtete ihn zwar nicht das Leben, befreiete ihn aber doch von ſeiner Neigung.

16.

Bald nach dem Bruche zwiſchen England und Holland vereinigte ſich in Amſterdam eine Geſellſchaft der vornehmſten Einwohner zu einem gedoppelten Endzweck, theils um die Anwerbung der Seeleute zum Dienſt der Republik zu erleichtern und aufzumuntern; theils um denjenigen, welche in feindliche Hände gefallen waren, alle mögliche Hülfe und Unterſtützung zu leiſten. Die Vorſteher waren anfangs zweifelhaft, welche Perſon ſie wählen ſollten, um ihr die zur leztern Abſicht beſtimmten Summen anzuvertrauen. Sie hefteten aber bald ihr Augenmerk auf den Herzog v. Richmond, indem ſie ſich ſchmeichelten, daß ein Herr von dieſem Range und von ſo bekannten Geſinnungen der Ehre und Rechtſchaffenheit ſich nicht weigern würde, die Summen den Unglücklichen zuzuſtellen, welchen ſie beſtimmt waren. Sie irrten ſich gar nicht. Denn kaum hatten ſie dem Herzoge ihre Bitte eröfnet, als ſie von ihm ein eigenhändiges Antwortſchreiben, ungefähr des Inhalts erhielten: „Ich kann nicht anders als mir es zur größten Ehre rechnen, von den unterzeichneten Holländern gewählt worden zu ſeyn, um dafür zu ſorgen, daß das von ihnen zur Unterſtützung ihrer Landsleute überſandte Geld ihnen gerade zu, dem Endzweck gemäß, überſandt werde. Voll von Hoch-

„achtung und Bewunderung ſo wohlthätiger Geſinnungen „bitte ich die Herrn Unterzeichneten überzeugt zu ſeyn, daß „ich von meiner Seite mit dem größten Vergnügen mich „beſtreben werde, einen ſo edelmüthigen Endzweck zu errei„chen, und wenn ich auch noch auf irgend eine andere Weiſe „dieſen Leuten wichtigere Dienſte leiſten kann, um ihre „jetzige Lage weniger unangenehm zu machen, ich es gewiß „thun werde.“ Dieſem zufolge haben die Unterzeichneten 1000 Pf. Sterling nach England überſchickt, von dem Anerbieten des Herzogs Gebrauch gemacht, und ihn gebeten, einer vertrauten Perſon die Verwaltung dieſes Geldes aufzutragen. —

17.

Der König von Neapolis hat auf Veranlaſſung ſeines Miniſters, des Marcheſe della Sambucca, Neapel, welchem es an einem angenehmen Spaziergange fehlte, dadurch ſehr verſchönert, daß von der Kirche della Vittoria längſt der ſchönen Küſte, welche gewöhnlich di Chiaja genannt wird, der ganze Strich, der zuvor wüſte und ſteinigt war, jetzt mit großer Mühe und vielen Koſten in einen ſehr angenehmen Garten verwandelt iſt, der ſich durch eine reizende Symmetrie auszeichnet, mit Fontainen und Statüen geſchmückt iſt, und trefliche Ausſichten hat. Nach der Vollendung dieſer Arbeit machte man folgendes Epigramm, zu deſſen Erklärung man wiſſen muß, daß der alte Panormita, Antonio Beccadelli von Bologna, von welchem das Haus des Marcheſe di Samb. abſtammet, ein großer Gelehrter, und Staatsſecretair K. Ferdinands von Arragonien und ein großer Freund des Pontano war, welcher ihm in ſeiner Stelle folgte, und die Heſperiſchen Gärten ſehr ſchön dichtete und beſang. Imagini degli nomini famoſi del Muſeo del Giovio, tradotte da Ippolito Orio nell' anno 1550. p. 31-91.

In Fundatione
Novi Regii ac Publici Viridarii
In Suburbio
Plagæ Parthenopeæ

EPIGRAMMA.

Heſperidum Hortos, Pontanus quos finxit amœnos,
  Cura Panormitæ viſibus exhibuit.
Ille Panormitæ veteris Succeſſor, Amicus;
  Sanguinis hic hæres, Officii & Ingenii.
Iure Panormitis fidit Fernandus uterque,
  Namque ſuere ambo Gloria Parthenopes.

18.

Ein Engländer, der bey der Tafel des Churfürſten von Pfalz-Bayern war, wollte dieſem, als einem Herrn, der die Gnade und Leutſeeligkeit ſelber iſt, ein Compliment machen, das er verdient, und ſagte zu ihm: **Er ſey ein ſo gnädiger Herr, daß er verdiene, ein Partikulier zu ſeyn.** Die Hofleute ſtutzten, weil ſie die Feinheit dieſes Compliments nicht einſahen und es wohl gar für eine Sottiſe hielten. Der Lord merkte es, und ſetzte daher hinzu: „Ja, ja, gnädigſter „Herr, Sie verdienen es, ein Partikulier zu ſeyn; denn „ich kenne wenige große Herren, von denen ich dieſes „behaupten möchte. — Wenigſtens würde man ſich nicht jeden groſſen Herrn als Partikulier zum Nachbar wünſchen, ſetzt der Marq. v. St. A. in ſeinen Wanderungen hinzu.

19.

König Carl II. von England, der ſich ſo oft zu ſeinen Unterthanen herablies, und dadurch ganz ihr Herz gewann, ſpeiſete zuweilen mit den Londner Bürgern an dem Tage, wo ihr Lord Mayor gewählt ward, und das that er auch an dem Tage, da Sir Robert Viner erwählt ward. Sir Robert, von Natur ein ſehr treuherziger Mann, voll Freude über die Ehre, welche ihm der König anthat, und warm durch ſo manche Geſundheit, die er auf das Wohl der königlichen Familie trank, ward ein wenig zu zärtlich gegen den König und kam bis zu einer Vertraulichkeit, welche an einem ſo öffentlichen Platze nicht gar zu anſtändig war. Der König, welcher ſich ſehr gut darauf verſtand, ſich aus allen Arten von Schwierigkeiten herauszuwickeln, machte der Geſellſchaft einen Wink, alle Complimente zu vermeiden, gieng leiſe weg und auf ſeinen Wagen zu, welcher ihn in Guild-Hall Yard erwartete. Aber dem Mayor gefiel ſeine Geſellſchaft ſo wohl, und er war ſo herzlich geworden, daß er ihn eilends verfolgte, bey der Hand ergriff und mit einem Schwur und lauter Stimme ſagte: Sir, you ſhall ſtay and take another bottle. Der lebhafte Monarch ſah ihn gütig über die Schulter an, und ſagte mit einem Lächeln und ſehr gütiger Miene den Vers eines alten Liedes:

He that's drunk is as great as a king.

Er kehrte gleich mit ſeinem Wirth zurück und erfüllte ſeinen Wunſch.

20.

Eins der merkwürdigſten Beiſpiele eines Univerſalgenie's iſt Leonardo da Vinci, ein Italiäniſcher Mahler, welcher aus einer edlen Familie im Toſcaniſchen zu Anfang des 16ten Jahrhunderts abſtammte. In ſeiner Profeßion, der Geſchichtmahlerey, war er ein ſo großer Meiſter, daß einige ſagen, er habe alle ſeine Vorgänger übertroffen; wenigſtens erregte er den Neid des Michel Angelo, ſeines Zeitgenoſſen, und aus ſeinen Werken lernte Raphael ſeine beſte Manier. Er war auch ein Meiſter in der Bildhauer- und Baukunſt und ſehr erfahren in der Anatomie, der

Mathematik und Mechanik. Die Waſſerleitung vom Fluſſe Adda bis Mailand wird als ein Werk von ſeiner Erfindung angegeben. Er hatte verſchiedene Sprachen gelernt und war mit der Geſchichte, Philoſophie, Dichtkunſt und Muſik bekannt. Alle Schriftſteller gedenken auch ſeiner körperlichen Vollkommenheiten. Er beſaß eine unglaubliche Stärke, war ſehr wohl gemacht, und Meiſter in allen Uebungen. Auch ſeine moraliſchen Eigenſchaften entſprachen dieſen Talenten. Er war ſehr rechtſchaffen, edeldenkend und ſanft im Charakter und Betragen. Ein ſo beſonders merkwürdiger Mann zeichnete ſich auch in ſeinem Tode aus. Da ihm ſeine Arbeiten einen allgemeinen Ruhm erworben hatten, ward er von Franz I. an den franzöſiſchen Hof eingeladen, wo er nach einiger Zeit krank ward; und da Franz I kam, um ihn zu beſuchen, richtete er ſich in ſeinem Bette auf, ſich für die Ehre zu bedanken, welche ihm durch dieſen Beſuch erwieſen wurde. Der König umarmte ihn, und Leonardo, der in demſelben Augenblick verſchied, **ſtarb in den Armen eines großen Königs.**

21.

Die Königinn Eliſabeth von England ſchickte im Jahr 1583 den Ritter **Hieronymus Bowes**, als auſſerordentlichen Abgeſandten, an den Czaar **Iwan Waſiljewitſch**, um deſſen ausdrücklichem Verlangen zu willfahren, welches die Beendigung eines unbedingten, vom Czaar ſelbſt aufgeſetzten, Bündniſſes betraf. Man konnte aber in der Hauptſache zu keinem Schluſſe gelangen, weil Bowes immer Mangel einer unumſchränkten Vollmacht von ſeinem Hofe verſchützte. Hierüber wurde der Czaar äuſſerſt unwillig, und ſagte einſtmahls zum Abgeſandten mit einer ernſthaften und verdrieslichen Miene: Er erkenne die Königinn von England nicht für ſeines Gleichen, und es gäbe mehrere, die beſſer wären als ſie. Der Abgeſandte erwiederte mit vieler Dreiſtigkeit: „Die Königinn, meine Souveraine, iſt eine eben ſo große Prinzeßinn als je eine in der Chriſtenheit ſeyn kann, und Eurer Majeſtät, die Sich der größeſte zu ſeyn dünken, vollkommen gleich, weil ſie die Mittel in Händen hat, ſich wider Ew. Majeſt. böſe Abſichten und gegen alle Beleidigungen ihrer Feinde zu vertheidigen.“ Aber was ſagſt Du denn, fragte der Czaar, von dem Könige von Frankreich? — und von dem Könige von Spanien? „— Ich halte meine Königinn wahrlich für eben ſo groß als einen von dieſen beiden“ erwiederte Bowes. — Was ſagſt Du denn von dem Römiſchen Kayſer? — „Die Größe meiner Souveraine zeigt ſich dadurch, daß der Kaiſer in ſeinem Kriege wieder Frankreich von ihrem Herrn Vater Subſidien-Gelder erhalten und angenommen hat“ — Durch dieſe dreiſte Reden wurde der Czaar noch mehr und endlich ſo weit aufgebracht, daß er zu dem Abgeſandten ſagte, er würde ihn, wenn er nicht ein Abgeſandter wäre, zur Thür hinauswerfen laſſen. Bowes antwortete hierauf: „Ew. Majeſtät können mit mir thun, was ſie belieben, da ich in Ihrer Gewalt bin, aber, aber — ich habe eine Souveraine, welche die Gewalt, die man mir anthun ſollte, ohnfehlbar zu ahnden ſuchen wird.“ Nun konnte der Czaar ſich nicht enthalten, dem Abgeſandten anzubefehlen, er ſollte ſich ſogleich wegbegeben, welches dieſer auch that. Kaum aber hatte er ſich entfernet als auch ſchon der Zorn des Czaaren beſänftigt war. Er lobte ſein Verfahren, daß er nicht geduldig habe zugeben wollen, daß man von ſeiner Monarchinn übel ſpräche, und wünſchte zuletzt, ſelbſt einen ſo treuen Diener in ſeinem Dienſt zu haben. Ja er ließ ihm bald darauf durch einen geheimen Secretair ſagen, er würde, ohnerachtet des Vorgefallenen, nächſtens wieder nach Hofe gerufen werden, auch werde man ihm, zum Beweiſe der Achtung gegen ſeine Königinn, eine Antwort auf alle verlangte Punkte ertheilen. Ueberdem ließ ihn der Czaar ein Geſchenk von tauſend Pfund verſprechen, und vermehrte des folgenden Tages den zu ſeinem Unterhalt beſtimmten Aufwand um ein anſehnliches. Er ſchenkte ihm endlich ſeine völlige Gnade wieder, und gab ihm davon viele Beweiſe.

22.

Vielleicht hat noch nie ein Miniſter ſeine Stelle mit ſo vielem Ruhm niedergelegt als Necker, und nachher in ſo gerechter und allgemeiner Achtung geſtanden. Die Pariſer wetteifern nach ſeinem Falle, ihm die größten Lobeserhebungen zu machen. Es iſt nichts ungewöhnliches, daß man ſagt, ſeine Entfernung vom Miniſterio ſey den Feinden des Reichs vortheilhafter, als wenn ſie 10 Schlachten gewonnen hätten. — Ja, als am 27 May die Franzöſiſchen Schauſpieler auf dem Theater der Thuillerien la Chaſſe d Henry IV aufführten, rief das ganze Haus, wie ſich Sully dieſem Monarchen, mit den Worten, Sire, on Vous a trompe, zu Füßen warf, einmüthig aus: Oui, le Roi eſt trompé; Necker eſt un autre Sully. Der Lerm ward ſo groß, daß die Schauſpieler unterbrochen wurden, und die Wache hinzutreten muſte, um die Ruhe herzuſtellen und fernern Unruhen vorzubeugen.

23.

Die Einziehung der Klöſter, und die übrigen Veränderungen in der Kirchenregierung, welche der jetzt regierende Kaiſer ſo bald vornahm, als er zur alleinigen Regierung ſeiner Staaten gelangt war — würde hundert oder auch nur funfzig Jahre früher, entweder gar nicht möglich geweſen ſeyn, oder doch die wichtigſten Folgen nach ſich gezogen haben. Jetzt, da das Anſehen des Pabſtes ſo ſehr vermindert iſt, und er durch die Aufhebung des Jeſuiter Ordens einer ſeiner vornehmſten Stützen beraubt iſt, kann die Cleriſey nicht vielmehr als murren. — Einige Tage vor der Reiſe, welche der Kaiſer im Sommer 1781 that, ſtellten ſich ihm die Obern von einigen Klöſtern, beſonders Dominicaner dar, um ihm vorzuſtellen, daß dieſe hohen Neuerungen in verſchiedenen Klöſtern mislungene Entwürfe veranlaßt hätten, und daß ſie glaubten, andre nachfolgende Unordnungen beſorgen zu müſſen. Der Kaiſer hörte dem ganzen Schwall ihrer Gründe ruhig zu, und antwortete dann dem Wortführenden: „Ich weiß, mein „Vater, daß es viele Länder giebt, wo keine ſolche Geſetze „ſind, die Ihnen ſo großen Schrecken machen. Wenn es „Ihnen gefällt, ſo können ſie hingehen und da leben. Und „wenn es andere Geiſtliche giebt, welche denſelben Wunſch „haben, ſo gebe ich ihnen allen die Erlaubniß, wegzuziehen, „um dieſe glückliche Luft zu athmen, welche ſie ſo ſehr lieben.“ — Ein andermahl bat ein Biſchof, welcher ſehr furchtſam und beſorgt war, ſeine Gerichtsbarkeit zu mißbrauchen, um eine Audienz, um eine genauere Inſtruktion zu erhalten, als die, welche allen Prälaten zu dieſem Behuf zugetheilt war. Nachdem er lange ſeine Gründe vorgetragen hatte, antwortete der Kaiſer: „Monſeigneur, die Inſtruktion, welche ich Ihnen gebe, iſt die, daß „ich nur gehorcht ſeyn will. Dies mag Ihnen zur Regel „dienen.“

24.

Einer von den auſſerordentlichen Aerzten unſerer Zeit, der blos chemiſche Mittel gebraucht, völlig uneigennützig iſt, weder Geſchenke noch Bezahlung von Reichen noch Armen annimmt, und die letzten willfährig nach allem Vermögen unterſtützt — iſt der Graf von Callioſtro, wie er ſich nennt, der von den meiſten für einen Araber, von einigen aber für einen Roſenkreuzer gehalten wird, eine Geſellſchaft, welche im 14ten Jahrh. in Deutſchland entſtand, und verſchiedene, für das Wohl der

Menſchheit wichtige chemiſche Geheimniſſe beſitzen ſoll. Wenn man ihn ſelbſt um ſein Vaterland fragt, ſagt er: „Ich „bin ein Weltbürger, der Gott fürchtet, die Geſetze der „Fürſten ehrt, und die Menſchen liebt, — ich ſuche ſie „zu unterſtützen und ihnen zu helfen, — glaubt nicht meinen Worten, aber nehmet meine Mittel!“ Er lebt ſehr einfach, und kleidet ſich auch ſo; dennoch hält er viele Bediente und macht ein großes Haus. Eine große Menge Kranke wendet ſich an ihn, und unter dieſen Perſonen vom höchſten Range, welche er gewöhnlich glücklich heilt, ſelbſt wenn die Aerzte ſie ſchon aufgegeben hatten. — Er ſoll ſich auf die Phyſiognomik ſehr gut verſtehen, aus den Geſichtszügen und dem Pulsſchlag die Art des innern Uebels abnehmen können, und braucht keine andern Arzeneyen als einige chemiſche Arkane, beſonders ein gewiſſes Lebens-Elixir, welches er Salmaniacum nennt. (**Anmerkung.** Bekanntlich iſt dieſer ſonderbare Mann, bey Gelegenheit des Halsbandsproceſſes des Kardinal von Rohan, in dieſem Jahre in die Baſtille geſetzt worden; dies wuſte ſein Freund natürlich nicht, als er dieſes vor einigen Jahren ſchrieb, ſo wenig als das Glück, das Hr. Meſmer in Paris gemacht hat.)

25.

Bey dieſer wunderbaren Cur erinnert man ſich vielleicht einer andern, die vor einigen Jahren noch mehr Aufſehen in Deutſchland machte. — Zu eben der Zeit, als Pater **Gasner** allen die Teufel austrieb, heilte **D. Meſmer** durch die anziehende Kraft des Magneten alle Kranke. Das Wunderbare und Beſondere der Sache zog ihm anfangs aller Aufmerkſamkeit zu. Bald ward man ſeiner müde — und er gieng nach **Paris**. Solch eine Neuheit riß das ganze Publikum hin, und ſein Anſehen ſtieg auf das höchſte. Zu eben dieſer ruhmvollen Zeit erhielt der Leibmedikus, **Weikart** in Fulda folgende Nachricht von ihm, ein redender Beweis, wie weit Charletenerie auf der einen, und Schwachheit auf der andern Seite gehen können: Il met Madame *** dans un bain chaud, la baignoire à decouvert. Il lui paſſe ſon bâton de Fée entre les deux cuiſſes; alors il lui commande comme un caporal pruſſien: Garde Madame! — levez la main droite! — la gauche au front! — joignez les deux mains! — pliez la droite! — levez la jambe gauche! — pliez la droite! — &c. Ce commandement ſoldateſque dure deux heures de ſuite & ſon diable de bâton reſte toujours entre les cuiſſes. C'eſt peut-être ce diable de bâton qui fait que le mari de la Dame ne peut pas ſupporter Meſmer.

26.

Zur Verſöhnung mit der Wiſſenſchaft; ein würdiger Mann — Van Schwieten, einer der gröſten Aerzte, ein ächter Schüler Boerhavens, und einer der größten Menſchen, ein aufgeklärter Mann, dem die Oeſterreichiſche Monarchie großentheils die neuern Fortſchritte danken, welche die Wiſſenſchaften machten, — ward nach Wien berufen, um Leibarzt der Kaiſerinn Königinn zu ſeyn. Er bedachte ſich lange — endlich gieng er; machte ſich es aber zur Bedingung, ſeine einfache Lebensart in allem beibehalten zu dürfen — unter andern keine Manſchetten zu tragen. Endlich strickte Maria Thereſia eigenhändig ein Paar Manſchetten für ihren Arzt — dieſe konnte er ſich doch nicht weigern zu tragen.

27.

Joſeph der Zweyte — der einzige müßte man ſagen, wenn nicht auch der erſte Joſeph ein für ſeine Zeiten vortreflicher Regent geweſen wäre, — durchreiſte im Jun. Jul. und Auguſt 1781 ſeine Staaten, beſonders die

Niederlande, welche ſo lange nicht ihren Monarchen geſehen hatten. Nicht an der Spitze eines Heeres, um ſeine Provinzen zu verwüſten; nicht mit dem Glanz des Throns umgeben, um ſie mit unnützen Koſten zu beſchweren, ſondern mit wenigem Gefolge im ſtrengen Incognito — kam er allenthalben hin, ſahe ſelbſt alles Merkwürdige, wandte ſeine Aufmerkſamkeit auf alles, was dem Wohl ſeiner Staaten erſprieslich werden kann — und war gegen alle leutſeelig, jedem ſeiner Unterthanen zugänglich, geſchäftig, Wohlthaten für einzelne um ſich zu verbreiten, und treffliche Anſtalten zum Beſten der Staaten zu ſtiften. Am 14ten Auguſt kehrte er in ſeine Reſidenz zurück; und — die Herzen aller Bewohner jauchzten ihm entgegen. Ein fremder Gelehrter, welcher ſich damahls in Wien aufhielt, drückte dieſe Geſinnungen in folgender wirklich ſchöner Inſchrift aus:

JOSEPHO II.
Pio. Felici. Auguſto.
Regum. Regi. Glorioſiſſimo.
Provido. Exercituum. Imperatori.
Sapientiſſimo. Auſtriacorum. Lycurgo.
Optimo. Patriæ. Patri.
Luſtrata. Germania.
Honoratis. Præſentia. Sua. Batavis.
Fidelitatis. Vinculo. Iunctis. Sibi.
Arctius. Flandris.
Raptis. Iterum. In. Sui. Admirationem.
Gallis.
Poſt Trimeſtre. Deſiderium.
Tandem. XIX. Cal. Sept. MDCCLXXXI
Feliciter. Sibi. Reſtituto.
Corde. Et. Ore. Exultans.
Senatus. Populus. Que. Vindobonenſis.

28.

Ein anderer großer Monarch Deutſchlands — **Preuſſens Friedrich** — von ganz Europa als Regent, als Staatsmann, als Held und als Schriftſteller bewundert — beſitzt, wie bekannt, jene glückliche Gegenwart des Geiſtes, das wahre Kennzeichen des ächten Witzes. Wir haben von ihm unzählige paſſende Antworten und Einfälle. — Vor ganz kurzem nahm ein Engelländer, der die Ehre hatte, ſich in ſeiner Geſellſchaft zu befinden, Gelegenheit, dem Monarchen einige Vorſtellungen über die Treuloſigkeit der Franzoſen zu thun, um ihn zu überzeugen, daß ſie gar kein Recht gehabt hätten, ſich in den Amerikaniſchen Krieg zu miſchen. — Der König antwortete lächelnd: „Das Wort „Recht heißt, wie Sie wiſſen, auf Lateiniſch Ius. Die „kriegführenden Mächte verſetzten zu allen Zeiten deſſen „Buchſtaben und verwandelten es in Vis.“

29.

Im Februar dieſes Jahrs verlohr Hamburg einen Mann, der ſeines Reichthums und ſeiner nicht ſehr gefeilten altdeutſchen Sitten wegen ſehr berühmt war — den Rathsherrn **Caſper Voght**. Er hatte einſt auf ſeinem Garten die Ehre, eine Deutſche Fürſtinn zu bewirthen, welche ſich oft in Hamburg aufhält. Wie ſie aufbrechen wollte, ſagte er ganz treuherzig: „Wollen Ihro Durchlauchten ſich „ſchon empfehlen? — Noch ein Glas zur ſchuldigen „Dankſagung.“ — Ein Ausdruck, der dadurch in der ganzen Gegend zum Sprüchwort geworden iſt.

30.

Man redete einſtens in des Lord **Bolingbrocke** Gegenwart ſehr heftig wieder **Marlboroughs** Geiz und Haabſucht, und fragte den Lord, ob dieſer Tadel nicht gegründet ſey? — „Er war ein ſo großer Mann, daß ich ſeine Feh-

„ler vergeſſen habe“ — Eine Antwort, welche dem Lord doppelt Ehre macht, da ſie nicht Freunde waren.

51.

Iwan IV, oder eigentlich Waſiljewitſch II, der den Ruſſiſchen Thron 1534 beſtieg, und 50 Jahre mit eben ſo vieler Einſicht als Grauſamkeit herrſchte, pflegte verkleidet ſeine Länder zu durchreiſen, um zu erfahren, was man von ihm und ſeiner Regierung ſagte. Einmahl bat er als ein armer Reiſender in einem Dorfe nahe bey Moſkau um ein Nachtlager. Alle Einwohner verſchloſſen ihm die Thür, nur einer, welcher ärmer als ſeine Nachbaren war, nahm ihn mitleidsvoll auf, und gab ihm eine geringe Abendmahlzeit. In derſelben Nacht gebahr des Bauern Weib, und am folgenden Morgen früh begab ſich der Czaar wieder auf den Weg, dankte dem Wirth für die gute Bewirthung, und verſprach, zu ſeinem Kinde einen Gevatter mitzubringen. Der ehrliche Bauer gab ihm noch ein Frühſtück, und dachte nicht mehr daran, weil ihm das Verſprechen eines armen Mannes nicht ſehr nützlich ſchien. Am folgenden Morgen ſah er den Czaar und ſeinen ganzen Hofſtaat ſeinem Hauſe zueilen. „Kennſt Du mich „noch, fragte der Czaar, indem er vom Pferde ſtieg?“ — Ach ja, antwortete der Bauer, es iſt unſer gnädigſter Czaar! — „Ich bin es, aber ich bin auch der arme Rei„ſende, welchen Du aufnahmſt. Weiſt Du nicht,“ fuhr er gegen den ſtaunenden Bauer fort, „daß ich dir ver„ſprach, einen Taufzeugen für Dein Kind mitzubringen? „Der will ich ſelber ſeyn, mache alſo Anſtalt, daß es heute „getauft werden kann.“ — Der Czaar hielt alſo das Kind ſelbſt zur Taufe, und ſtatt des Pathengeldes gab er dem Bauer eine Verſchreibung, welche ihn und ſeine Familie auf immer vor Mangel ſchützte. Durchdrungen von ſtummer Dankbarkeit warf ſich dieſer, der nun endlich es wagte,

ſeim

ſein Glück nicht mehr für Traum zu halten, dem guten Fürſten zu Füßen Thränen waren ſeine Sprache. „Du haſt mir mehr gegeben, ſagte der Czaar, indem er „ihm freundlich die Hand reichte, als ich Dir gebe. Aber „jetzt kann ich nicht auf Dich hören; ich habe mehr zu „thun. — Er wandte ſich gegen ſeine Miniſter. Ich „befehle, daß alle Häuſer in dieſem Dorfe niedergeriſſen „werden ſollen, nur dies einzige ausgenommen, worinn „man mir die Aufnahme nicht verſagte.“ — Die Miniſter erſchracken, denn ſie wußten, wie ſelten der Czaar ſeinen Willen änderte. Der rechtſchaffend Bauer fühlte ganz die harte Strafe ſeiner Brüder und Nachbarn. Er bat den Monarchen fußfällig, ſie nicht ſo hart zu ſtrafen. — Vergebens. Nein, ſagte der Czaar, ich kann Dir dieſe Bitte „nicht gewähren. Du weißt nicht, wie man böſe Menſchen „züchtigen muß. Wenn ich Deine Nachbarn nicht auf „eine nachdrückliche Weiſe lehre, menſchenfreundlich und „wohlthätig gegen arme Reiſende zu ſeyn, ſo lernen ſie „es niemahls. Aber wenn ſie aus eigner Erfahrung lernen, wie traurig es iſt, unter freiem Himmel liegen zu „müſſen, wenn es kalt iſt, ſo werden ſie in ſich kehren, „und ſich beſſern.“ — Dieſe ſtrengen Worte mußten die Miniſter den verurtheilten Bauern bekannt machen, und nach am ſelbigen Tage wurden die Häuſer aller dieſer hartherzigen niedergeriſſen.

§ 1.

Andreas Turaqueau, Mitglied des Parlaments zu Paris, zeugte zwanzig ächte Kinder, und ſchrieb zwanzig Bücher, ob er gleich niemahls etwas anders als Waſſer trank. Was würde man nicht, ſagt ſeine Grabſchrift, von ihm haben erwarten können, wenn er Wein getrunken hätte?

Hic jacet, qui aquam bibendo
Viginti liberos ſuſcepit, viginti libros edidit.
Si vinum bibiſſet, totum orbem impleſſet.

33.

Claudius Quillet, ein Arzt und guter Lateiniſcher Dichter, ſchrieb 1655 unter dem erdichteten Nahmen Calvidius Lätus das noch nicht unbekannte und geſchätzte Gedicht Callipædia oder die Kunſt ſchöne Kinder zu zeugen. In dieſem Gedichte waren verſchiedene Spöttereyen über den Cardinal **Mazarin**. Der Miniſter, welcher den Verfaſſer bald erfuhr, ließ ihn rufen und verwies ihm auf eine gütige Art dieſen gehäßigen Angrif auf einen Mann, welcher ihn nie beleidigt hätte, ja vielmehr immer ſein Gönner geweſen wäre. Ohne ihm Zeit zur Antwort zu laſſen, rief er den Biſchof von Frejus **Oudedei**, und fragte ihn, ob nicht eine kleine Abtei ledig wäre, welche ſich für dieſen großen Dichter ſchickte. Der Biſchof nannte ihm von ungefähr eine von 400 Piſtolen jährlicher Einkünfte — gleich ward ſie dem Quillet gegeben, mit der Erinnerung, ein andermahl vorſichtiger in Behandlung ſeiner Freunde zu ſeyn. Das Mittel ſchlug an. Der beſchämte Dichter gab ſein Gedicht in einer beſſern Geſtalt wieder heraus, und eignete es dem Cardinal mit großen Lobeserhebungen zu.

34.

Cheſelden, ein berühmter Engliſcher Wundarzt, war ſehr hypochonder und zu ſolchen Zeiten nichts weniger als verbindlich, ſondern auf jene ſtolze Weiſe ſtumm, welche auch den Lehrbegierigſten zurückſcheuchen kann. Die wahre Urſache ſeiner Paroxismen war der Oſtwind, welcher allezeit ſeine böſe Laune mitbrachte. Herr **Wohlert**, ein vortreflicher Däniſcher Arzt, welcher damahls in London war, und ihn oft beſuchte, entdeckte dieſe Urſache, fragte allemahl, ehe er zu ihm gieng, den Wind um Rath, und befand ſich ſehr wohl dabey.

15.

Wenn die unſterbliche Seele, welche unſere körperliche Maſchiene bewohnt und regieret, alle ihre Kräfte anſtrengen will; wenn ein recht feuriger Trieb alle Theile beſeelt: ſo giebt ſie ihm eine Würkſamkeit, eine Stärke, eine Ausdauer, welche einer Wunderkraft nahe kommen. Wer wird ohne Erſtaunen das merkwürdige Beyſpiel leſen können, was uns De Haen in ſeinen Schriften aufgezeichnet hat? — Nach der vorletzten Empörung in Schottland ward der Herzog von Argyle, welcher im Schloſſe zu Edinburg gefangen ſaß, zum Tode verurtheilt und der Tag zur Hinrichtung feſtgeſetzt. Es iſt ein Gebrauch, daß die Hinrichtung zur beſtimmten Zeit vollzogen wird, wenn die Königl. Begnadigung nicht früh genug angekommen iſt: man wartet nicht einen Augenblick länger. Mancher iſt ſchon hingerichtet worden, weil die reitende Poſt, welche die Begnadigung mitbrachte unterwegens aufgehalten ward, eine Pünktlichkeit, welche mit der Engliſchen Gerichtsverfaſſung genau übereinſtimmt. Der König, welcher vielleicht nicht große Luſt hatte, den Herzog zu begnadigen, ließ die Zeit verſtreichen, bis nur noch vier mahl vier und zwanzig Stunden übrig waren; eine Zeit, worinn wahrſcheinlich kein Courier mehr nach Edinburg kommen konnte, welche Stadt 410 Engliſche Meilen von London entfernt iſt.

Aber der Läufer des gefangnen Herzogs, ein Bergſchotte, war in London, und die, welche ihm die Begnadigung ausgewirkt hatten, bedienten ſich dieſes treuen Dieners, um die frohe Bothſchaft zu überbringen. Dieſe Bergſchotten ſind ihren Herren überaus ergeben und die ſtärkſten Fußgänger in der Welt. Der Läufer liebte ſeinen Herrn wie einen Vater, und brannte für Begierde, ihm das Leben zu retten. Er war oft mit ihm auf der Jagd geweſen, kannte alle Wege und Tritte im ganzen Lande, und folgte alſo einer graderen Linie, als die, welche die Landſtraße nehmen kann. Er ruhete nicht einen Augenblick; ſeine Nahrung und Erquickung beſtand in Suppe, Wein und Eßig, welche er in Blaſen gethan hatte, wovon er bald die eine, bald die andere ſog. So trabte er dann fort, und legte 100 Deutſche Meilen in einer Zeit von 85 Stunden zurück — kam nach Edinburg, und überbrachte die Begnadigung ſeines theuren Herrn — welcher nur noch eine Viertelſtunde zu leben hatte.

Dieſer Menſch that alſo mehr als das ſtärkſte Pferd, der ſchnellſte Hirſch, und der leichteſte Vogel in der Zeit zu thun im Stande geweſen wären. Und zum deutlichen Beweiſe, daß es allein die Kraft und Stärke ſeiner treuen Seele, allein ſein inniges Verlangen und ſeine feſte Zuverſicht war, welche die Kräfte ſeines Körpers unterhalten hatte, ward er tödtlich krank, ſobald er ſeinen edlen Endzweck erreicht hatte, und verlohr beide Beine am kalten Brande.

36.

Andreas Rudigerius, ein Student zu Halle und Hofmeiſter bey den Kindern des berühmten Thomaſius, gieng einſt zu dieſem großen Gelehrten und ſagte ihm, er habe durch ein Anagramma in ſeinem Nahmen gefunden, daß er wäre arare rus Dei dignus, und fragte ihn, ob nicht dies ein Beweis ſeines Berufs zum geiſtlichen Stande wäre, weil dieſer Stand es ſey, welcher in dem Weinberge Gottes arbeitete. Thomaſius antwortete ihm aus Spott, er glaube, daß rus Dei vielmehr den Baumgarten Gottes bedeuten ſollte, und er, wenn er dieſen gehörig bearbeiten wolle,

ein

er ein Arzt werden müſte. Der Anagrammatiſt hielt dies für Ernſt, und befolgte den Rath. Vielleicht befand ſich der Todtengräber nicht übel dabey.

V.

Naturgeſchichte.

Etwas vom Menſchen.

Das Leben des Menſchen geht durch verſchiedene Standpunkte, welche alle ungeheuer weit von einander abſtehen. Welch ein auffallender Unterſchied, wenn man ihn im Augenblick ſeiner Geburt, am Tage ſeiner Verehlichung im männlichen Alter, oder in dem Augenblick des Todeskampfes betrachtet? Die Vorbereitung zu dieſen Standpunkten geſchieht unterdeſſen ſo unvermerkt, daß der Menſch ſich am Ziel ſeiner Tage befindet, ohne es inne geworden zu ſeyn.

Die erſten Zeichen des Lebens, welche der Welt das neugebohrne Kind ankündigen, ſind Schreyen und Seufzen, es ſcheint das Mitleiden und Erbarmen der Umſtehenden anzuflehn. Der Menſch zeichnet ſich, faſt vor allen Thieren, dadurch aus, daß er die Augen öffnet, ſobald er gebohren iſt: aber er ſieht die Gegenſtände nur verwirrt. Um den zu heftigen Eindruck der Lichtſtrahlen auf die Augen des Kindes zu mildern, iſt die wäſſerige Feuchtigkeit im Auge trüber, und gewiſſermaßen undurchſichtig;

tig: erſt nach und nach hellt ſich das Auge auf. Es giebt junge Leute, die mit dem 4ten oder 15ten Jahre zu wachſen aufhören; andre wachſen bis ins 20 oder 2[illegible]ſte. Schon vor dem dreißigſten iſt der Körper des Mannes, was die Verhältniſſe ſeiner Form betrift, zu ſeinem Punkt der Vollkommenheit gereiſt; der Körper des Weibes erlangt dieſen Punkt früher.

Kaum hat der Menſch ſeinen Punkt der Vollkommenheit erreicht, ſo fängt er an, abzunehmen. Dieſe Abnahme iſt Anfangs unmerklich, allein mit der Zeit werden die Membranen knorpelich, die Knorpel werden Knochen, die Knochen ſpröde, alle Fibern härter; die Haut verdorrt, die Runzeln fangen an ſich zu bilden, die Haare werden grau, die Zähne fallen aus, das Geſicht entſtellt ſich, der Leib neigt ſich zur Erde. Die erſten Nüancen dieſes Zuſtandes ſtellen ſich vor dem 40ſten Jahre ein; ſie nehmen ſtufenweis und langſam bis ins 60ſte, aber weit ſchneller bis ins 70ſte zu. Mit dieſem Alter iſt der Zeitpunkt der Hinfälligkeit gekommen, die von Tage zu Tage ſtärker wird, bis der Tod, gewöhnlich vor dem 10ſten Jahre, dem Alter und dem Leben ein Ende macht.

Der Körper des Menſchen beſteht aus 4 Elementen. Er athmet die Luft, ſein Blut cirkulirt durch Hülfe des Waſſers und Feuers, und Erde macht den Urſtoff ſeines Fleiſches und ſeiner Gebeine aus. In dem richtigen Verhältniße des Gebrauchs dieſer Elemente, beym Bau ſeiner Maſchine, beſteht allein ſeine Geſundheit. Iſt des Feuers zu wenig, ſo zittert er vor Froſt; iſt des Feuers zu viel, ſo verſchmachtet er vor Hitze: wird ſein Blut nicht von den wäſſerichen Theilen erfriſcht, ſo entzündet es ſich; haben die Fibern ſeines Körpers die Erdtheile nicht, die ihnen eigen ſind, ſo fehlt es ihnen an Federkraft, und mangeln ſie ſeinen Gebeinen, ſo werden ſie entweder zu weich, oder zu trocken und zerbrechlich.

Die Abweichung iſt zuweilen ſehr groß zwiſchen Menſchen von verſchiedenen Nationen. Man findet in Lappland und auf den mitternächtlichen Küſten der Tatarey ganze Völkerſchaften, welche ein breites und plattes Geſicht, eingedrückte Stumpfnaſen, eine gelbe Iris im Auge, nach den Schläfen ſtehende Augenbraunen, ſehr vorſpringende Backen, einen auſſerordentlich großen Mund, den Untertheil des Geſichts ſchmal, dicke, hohe Lippen, eine rauhe Stimme, einen monſtröſen Kopf, ſchwarze, glänzende Haare, und eine verbrannte Haut haben; ſie ſind unterſetzt, aber mager, und die meiſten nicht über vier Fuß hoch. Bey allen dieſen Völkern ſind die Weiber ſo häßlich wie die Männer, und gleichen ihnen ſo ſehr, daß man ſie beym erſten Anblick nicht zu unterſcheiden vermag. Die Kalmuken ſind ſtarke Leute, aber die häßlichſten und ungeſtalteſten Geſchöpfe unter der Sonne. Sie haben ein ſo plattes und breites Geſicht, daß der Zwiſchenraum von einem Auge zum andern fünf bis ſechs Finger beträgt. Ihre Augen ſind auſſerordentlich klein, und das Wenige von Naſe, das ſie haben, iſt ſo platt, daß man bloß zwey Löcher ſtatt der Naſenlöcher gewahr wird. Die Kniee ſtehn auswärts, und die Füße einwärts: kommt man aber weiter nach Morgen, nach der großen Tatarey, ſo findet man die Geſichtszüge der Tatarn ein wenig milder.

In Kalikut trift man oft Familien an, deren Beine ſo dick ſind, wie ein Mann; die Haut iſt feſte und grob wie eine Warze; dabey ſind ſie munter und guter Dinge.

Die ſchönſten und wohlgemachteſten Perſonen giebt es in Circaſſien und Georgien. Unter den Negern ſind einige Völker ſehr ſchön, andre ſehr häßlich.

Die Sineſen haben kleine Augen, ſtumpfe Naſen, breite Geſichte, und faſt keinen Bart.

Faſt alle morgenländiſche Völker finden Gefallen an langen Ohren; einige ziehn ihre Ohren, um ſie zu verlängern, doch ohne ſie zu durchſtechen; andre, wie im Lande Laos, erweitern die durchbohrte Oefnung dergeſtalt, daß man faſt mit der Farſt durchfahren könnte, ſo daß ihre Ohren ihnen bis auf die Schultern gehn.

Die Bewohner der Gebirge der Barbarey ſind weiß, die hingegen, welche an der Seeküſte und in den Ebenen wohnen, von der Sonne verbrannt und ſehr braun.

VI.

Anekdoten.

Vacant.

VII.

Biographie.

Leben des Dichters Johann Baptiſt Guarini.

Aus einem Briefe Alexanders Guarini, ſeines Urenkels, an Ludw. Ant. Muratori.

Johann Baptiſt Guarini wurde 1537 zu Ferrara von adelichen Eltern gebohren. Welchen Lehrern er ſeine erſte Unterweiſung zu verdanken hatte, iſt nicht bekannt; doch weiß man, daß er zu Piſa, Rom und Padua ſtudirt, und eine geraume Zeit über die Ethik des Ariſtoteles öffentlich zu Ferrara geleſen hat. Er zeugte mit ſeiner Gemahlin **Taddea**, gebohrnen **Bendedei** aus Ferrara, des berühmten Kardinals **Bentivoglio** Mutterſchweſter, drei Söhne, **Alexander**, **Hieronimus** und **Guarino**. Der erſte war ein berühmter Gelehrter, der verſchiedene Schriften und Gedichte hinterlaſſen hat. Mit dieſen Söhnen lebte er in beſtändiger Uneinigkeit, woran ſein übermäßig hitziger Kopf und ſeine Strenge ſchuld waren.

Der Herzog zu Ferrara **Alfonſo II von Eſte** machte ihn zum Ritter eines von ihm geſtifteten Ordens, den er aber nicht lange hernach aus politiſchen Urſachen aufhob, und zu ſeinem Staatsſekretär. Darauf ſchickte er ihn als Geſandten nach Venedig und nach Turin, wo er ſich 5 Jahr aufhielt, und bey Gelegenheit, als Herzog **Karl von Savoyen** ſich mit **Katharina**, Schweſter des Spaniſchen Königs Philipp III. vermählte, jenem ſeinen noch ungedruckten **Paſtor fido** überreichte, welcher damals dieſes Schäferſpiel zum erſtenmahle auf der Bühne zu Turin, in Gegenwart des Verfaſſers, aufführen ließ. Im Jahr 1571 ſchickte ihn auch der Herzog als Geſandten nach Rom an Papſt **Gregor XIII**; nachher zum Kaiſer **Maximilian II**, zum erwählten Polniſchen König **Heinrich von Valois**, und 1574, nachdem dieſer die Franzöſiſche Krone erhalten hatte, aufs neue nach Polen, um daſelbſt bey der Königswahl ihn vorzuſchlagen. Auch hatte er es durch ſeine Geſchicklichkeit ſo weit gebracht, daß alle Stimmen der Großen für den Herzoge waren, und er König in Pohlen geworden ſeyn würde, wenn er nicht aus politiſchen Abſichten von **Heinrich III** König in Frankreich, welcher der Polniſchen Krone noch nicht entſagt hatte, und dem Kaiſer **Maximilian**, der für ſich, für ſeinen Bruder **Ferdinand**, oder für ſeinen Sohn **Ernſt**,

die

dieſe Krone ſuchte, von ſeinem Vorſatz wäre abgehalten worden.

Dieſe Sendungen, ſtatt zu ſeinem Vortheile zu dienen, gereichten ihm zum größten Schaden. Denn neben dem, daß ihm die Aufwandskoſten ſehr ſparſam gereicht wurden, und er ſich hierdurch gezwungen ſah, die Hälfte ſeiner Güter zuzuſetzen, bedienten ſich auch gleißende Hofſchranzen, welche nicht dulden konnten, daß ein Gelehrter und Dichter neben ihnen ſo ſehr leuchtete, ſeiner Abweſenheit, ihn beym Herzoge anzuſchwärzen. Er beklagt ſich hierüber oft in ſeinen Briefen und ſcheint im erſten Auftritte ſeines Paſtor fido hierauf zu zielen.

Nach ſeinen beſchwerlichen Bothſchaften wurde er ohne weitere Beförderung, ohne Vermehrung ſeines Gehalts, ſeiner Dienſte entlaſſen. Dieſer Zuſtand ſchien ihm unerträglich zu ſeyn. „Denn, ſagt er in einem Briefe, als ein Diener hatte ich zu große Freyheit, und um frey zu ſeyn, war ich zu ſehr gebunden.“ Darum entſagte er 1582 gänzlich dem Hofleben und nahm ſich vor, im Winter zu Padua, und im Sommer auf ſeinem Landgute la Guarina, im Poleſine di Rovigo, zu wohnen. Hier widmete er ſich ganz den Muſen und der Landwirthſchaft, und war ſo ruhig und vergnügt, daß er in einem Briefe an Manzuoli von dieſer Lebensart mit Entzücken ſpricht. Aber dieſe Ruhe dauerte nicht lange. Der Herzog rufte ihn 1586 in ſeinen vorigen Dienſt als Staatsſekretär zurück, da er es am wenigſten vermuthete, und gebrauchte ihn aufs neue zu verſchiedenen auswärtigen Geſchäften und Geſandſchaften. Durch dieſe kam er zu großem Anſehn beym Herzog, beym Hofe, und beym ganzen Staat; als ſein gar zu hartes Verfahren gegen ſeinen Sohn Alexander ihn nöthigte, die Dienſte des Herzogs von Ferrara zum zweytenmahl zu verlaſſen. — Sein Sohn war nämlich mit einer ſehr reichen Dame, Virginia, gebohrnen Palmuroli, einer Nichte des Kardinals **Canani**, verehligt, über deren Eingebrachtes, ſo lange dieſes Paar bey ihm wohnte, er die Verwaltung hatte. Da ſie ſich aber von ihm trennten, legte er Beſchlag auf die Intereſſen ihrer Kapitalien, gewiſſer Schulden wegen, die er an ſeiner Schwiegertochter zu fordern hatte. Hierdurch wurde das junge Ehepaar in die größte Verlegenheit geſetzt und endlich gezwungen, ihre Zuflucht zum Herzog zu nehmen. Dieſer ließ die Sache unterſuchen, nach den Geſetzen entſcheiden, und der Beſchlag wurde aufgehoben. Die gütige und billige Betragen des Herzogs ſah **Guarini** als Geringſchätzung ſeiner Perſon an, und verlangte 1588 vom Herzog ſeinen Abſchied.

Der Herzog willigte zwar in ſein Begehren, fand ſich aber ſehr beleidigt, und nahm ſich vor, ihn bey allen Höfen, wo er Dienſte nehmen würde, zu verfolgen. Daher kam es, daß **Guarini** den Hof zu Turin ſogleich wieder verließ. Er zog wieder auf ſein Landgut **Guarina**. Hier ſtarb 1590 ſein Weib, das er ſehr zärtlich liebte.

Dieſer Vorfall brachte ihn auf den Entſchluß, in den geiſtlichen Stand zu treten, und ſich nach Rom zu begeben. Ehe er aber dieſen Vorſatz ausführte, rufte ihn 1591 der Herzog von Mantua in ſeine Dienſte, gab ihm einen beträchtlichen Gehalt, und half ihm zu einem Dienſte am Erzherzoglichen Hofe zu **Inſpruck**. Aber auf Betreiben des Herzogs von Ferrara wurde er dort bald wieder verabſchiedet.

Nun lebte ſein Vorſatz in ihm wieder auf, nach Rom zu gehen. Er begab ſich 1593 auch wirklich dahin, aber ſein Sohn **Alexander** ſöhnte ihn wieder mit dem Herzoge aus, und er wurde zurückgerufen. — Allein er war ſehr undankbar gegen ſeinen Sohn. Der alte Handel wegen des Eingebrachten ſeiner Schwiegertochter wurde wieder aufgeweckt und ſein ganzes Leben hindurch nicht geendiget.

Nach dem Tode des Herzogs Alfonſo (1597) erfolgten große Staatsveränderungen im Herzogthum Ferrara. Dieſe waren nicht nach des Guarini Sinne, er glaubte ſeinem Hauſe widerführe die gebührende Ehre nicht, deshalb gieng er 1599 in die Dienſte des Grosherzogs **Ferdinand I.** zu Toskana, welcher ihn ſo ſehr liebte als immer ein zärtlicher Liebhaber ſein Liebchen lieben kann. Dieſes Ausdrucks bedient ſich ſein Sohn **Alexander** in einer Schutzſchrift, worinn er ſeines Vaters Ehre vertheidigt. Nie war **Guarini** dem Anſcheine nach glücklicher als jetzt, und doch verſcherzte er dies Glück aufs neue durch ſeinen gewöhnlichen Eigenſinn. Sein jüngſter Sohn **Guarino**, der ungefähr 16 Jahr alt war und zu Piſa ſtudierte, verliebte ſich daſelbſt in eine junge Dame, **Kaſſandra Pucaderi**, Witwe des Ritters **Jakob Villani**, und heurathete ſie ohne des Vaters Wiſſen, unter ſeinen Augen, da er ſich mit dem Großherzoge zu Piſa befand. Dies verdroß ihn ſo ſehr, daß er von dem Großherzog, von welchem er glaubte, er habe Hand in der Sache gehabt, ſeinen Abſchied nahm. Ein gleiches that er hernach beym Herzog zu **Urbino**, welcher ihn im Jahre 1600 in ſeine Dienſte genommen hatte und ſein ganz beſondrer Gönner war.

Endlich zog er in ſeine Vaterſtadt **Ferrara** zurück, wo er ſich aber wenig aufhielt. Denn wegen ſeiner Prozeſſe, ohne welche er nie war, war er bald zu Venedig, bald zu Padua, bald zu Rom. Im Jahr 1605 wurde er von der Gemeine zu Ferrara nach Rom geſendet, dem Papſte **Paul V** zu ſeiner Erhebung auf den päpſtl. Stuhl, Glück zu wünſchen, bey welcher Gelegenheit er mit großem Beyfall eine öffentliche Rede hielt. — Damals machte ihm der Kardinal **Bellarmino** den bittern Vorwurf, er habe mit ſeinem Paſtor fido der katholiſchen Welt eben ſo viel als Luther und Kalvin geſchadet. Er ſoll ihn aber mit einer ſehr treffenden Antwort (die mir nicht bekannt iſt) abgefertiget haben.

Endlich beſchloß Guarini 1612 ſein unruhiges, unſtätes Leben zu Venedig, nachdem er ſich mit ſeinen Kindern ausgeſöhnt hatte, und wurde daſelbſt in der Kirche St. Maurizio begraben.

Er war von mittelmäßiger Statur, ſchön gebildet, überaus mäßig, ſpeiſte nur einmal und zwar des Abends. Er war freundlich gegen jedermann, immer gedankenvoll, und ein großer Liebhaber der Einſamkeit. Er war ſehr hitzig und zornig und von kurzer Entſchließung, zumal wo es auf die Ehre ankam; denn er war auſſerordentlich ehrſüchtig. — Er war einer der zierlichſten Schriftſteller ſeiner Zeiten, wie ſeine Briefe und ſein Paſtor fido zeugen. Dieſes Schäferſpiel hat ihn am berühmteſten gemacht, welches, ob es gleich beſtändig angefochten und getadelt wurde, dennoch ein Lieblingsſtück der Nation geworden iſt. Eine von Johann Villafranchi ausgeſtreute Verläumdung iſt es, daß Guarini an dieſem Stücke 21 Jahr gearbeitet hätte. Guarini müſte, nach dieſem Vorgeben, in ſeinem 12ten Jahre daran zu arbeiten angefangen haben. — Das Haus Guarini bewahrt noch das Manuſcript dieſes Schäferſpiels auf, woraus man ſieht, daß er es wohl sechsmal umgearbeitet hat. Dies zeigt, wie ſehr die Schriftſteller der damaligen Zeiten ſichs angelegen ſeyn laſſen muſten, ihren Werken die möglichſte Vollkommenheit zu geben, da in unſerm glücklichen Jahrhundert ein ganzes Heldengedicht in wenigen Monaten geſchrieben wird.

C. A. Vulpius.

VIII. No-

VIII.

Roman.

Romaneske Stimmung.

Der Graf O** hatte ſo lange mit Frauenzimmerherzen geſpielt, daß er endlich wußte, wie ſo gar wenig in den meiſten ſtecke, und nun wurde ihm die Zeit lang. Es fehlte ihm indeſſen nicht an Verſtand, um einzuſehen, daß die Verderbniſſe nicht allgemein ſeyn könnten, wär's auch nur, weil Geiſt und Witz es nicht ſind; er hofte alſo eine Frau von Grundſätzen zu finden, ſtellte ſich aber gleich vor, daß er lange würde ſuchen müſſen.

Einer ſeiner Freunde führte ihn eines Tages zu Henrietten von ***, von der man nie anders als mit Lobeserhebungen ſprach. Henriette ſtand in dem Ruf der Unempfindlichkeit, das heißt, ſie hatte ſo viel Einſicht, um Zufriedenheit und Ruhe einem Gedränge einander jagender Liebhaber vorzuziehn, welche die Mode in der Welt heiſcht, wenn man ſich einmal den Rathſchlägen der Eitelkeit überlaſſen hat. Der Graf hatte viele Frauenzimmer dieſen Ruf uſurpiren und, unter dieſer Maske, ſich dem Genuß aller der Freuden überlaſſen ſehn, welche die Scheinheiligkeit noch unentbehrlicher und pikanter macht.

Er kam zu Henrietten. Kaum hatte er ſie eine Stunde geſehn, ſo fühlte er, wie ſich das Leere in ſeinem Herzen auf eine angenehme Weiſe ausfüllte. Er merkte wohl, daß dies Liebe ſey, obgleich er ihre Macht jetzt zum erſtenmal empfand. Es war nicht jene Empfindung, welche Achtung erzeugt, und die folglich das Kind der Ueberlegung iſt; auch nicht jenes ſimple, aus der Uebereinſtimmung zweyer für einander geſchaffenen Seelen entſtehende Wohlgefallen; nein, es war ein augenblickliches, ſchnell um ſich loderndes Feuer; kurz es war Liebe, wie ſie vielleicht ſeyn ſollte, wenn wir vollkommneres Glück von ihr hoffen.

Henriette *** war ſchön und ſchien zu fürchten, es zu ſcheinen: nicht, als ob ſie nicht hätte gefallen mögen; ſie hatte nicht jenes Air, welches faſt immer Scheinheiligkeit oder Impertinenz vorausſehen läßt: es ſchien nur, als ob ſie fürchtete, Eroberungen zu machen. Ihre Schönheit war die Schönheit der Grazie. Sie hatte regelmäßige Züge, einen weißen Teint, das Pikante der Phyſionomie, das Colorit der Jugend, das Rührende der Beſcheidenheit, und aus dem Zuſammentreffen ſo vieler Reitze, bildete ſich, ich weiß nicht, welches Weſen von Geiſt und Adel, das keine Kunſt zu ſchaffen vermag. Man liebte ſie, wenn man ſie ſah, aber die Liebe, welche ſie einflößte, war nie Laſter oder Täuſchung. Man betrog ſich nie einen Augenblick über das Schickſal, das man von ſeiner heißen Leidenſchaft zu erwarten hatte. Man wußte, daß man ſie ohne Hoffnung lieben mußte, und man ſuchte doch nicht, gleichgültiger zu werden.

Der Graf hatte ſo viel Gewalt über ſich und ſo viel Kunſt, eine ſo ſchnellentſtandene Leidenſchaft vor einem Frauenzimmer zu verbergen, über welches die Laune nichts vermogte. Er ſann erſt darauf, ſich ihre Achtung zu erwerben, ehe er darauf ausging, zu gefallen. Dieſe, einem Liebhaber vor Zeiten ſo nöthige und jetzt ſo unnütze Verſicht, gründete das Glück, das ihm aufbehalten wer. Henriette *** ſah nichts als Freundſchaft in ſeinen Bemühungen und Gefälligkeiten, die ſo ganz uneigennützig ſchienen, und unvermerkt fand ſie ein Behagen daran, ſich dem zu überlaſſen, was ſie glaubte. Nie hatte ſie einer Mannsperſon ihres Vertrauens gewürdigt; der Graf war die erſte. Er genoß der Herzergießungen einer Perſon, welche nie von Leidenſchaften gelitten hatte; alſo auch nie dem Bedürfniß der Confidencen unterlag, und jetzt dießer Sympathie nachgab.

Der erſte Gebrauch, den er von einem ſo ſanften und wichtigen Poſten machte, war, Henriettens Herz zu unterſuchen, und zu forſchen, ob nicht Klugheit vielleicht einen Hang zur Liebe darinn gefeſſelt hielte. Er that Fragen, Fragen, die immer einen verborgenen Liebhaber, auch unter dem geprüfteſten Freunde, ahnden laſſen. Sie beantwortete ſie mit aller der Offenherzigkeit, deren ſie fähig war. Er hatte ſie gefragt, ob ſie nie geliebt hätte, und ob ſie glaubte, daß ſie nie lieben würde. Ich weiß nicht, welches Schickſal der Himmel über mich beſchloſſen hat, war ihre Antwort, und ob ich wirklich auf Gleichgültigkeit rechnen darf, die blos das Werk meiner Ueberlegung iſt. Ich habe nie geliebt, und die erſte ihrer Fragen kann ich mit Zuverläßigkeit beantworten, allein ſie fragen mich, ob ich überzeugt bin, daß die Liebe nie Gewalt über mein Herz bekommen wird, und da ich meine Gedanken nicht zu verſtellen weiß, ſo bekenne ich ihnen, daß ich in Verlegenheit bin, was ich antworten ſoll. So viel iſt gewiß, ich thue alles, was in meinen Kräften iſt, um Liebe zu vermeiden. Wenn ich Mannsperſonen ſehe, ſie unterſuche, ihre Fehler und guten Eigenſchaften berechne, ſo dünkt es mich, daß ich ſie haſſe, und daß Liebe mir nicht gefährlich ſey; ſeh' ich aber Liebhaber, die ich ſchätzen muß, ſo fühl' ich alsdenn, daß ihr Glück einen Eindruck auf mich macht: da es nun für mich keine Unmöglichkeit iſt, zu glauben, welche von dieſem Charakter anzutreffen, ſo muß ich immer fürchten, auf einen zu ſtoßen, den die Natur für mich gemacht hat.

Dies Geſtändniß gab dem Grafen die Waffen in die Hand. Er wuſte ſeinen Vortheil geltend zu machen, und unvermerkt erzeugte er Liebe in einem Herzen, das nicht geſchaffen war, ohne Liebe zu bleiben. Henriette, als ſie zu empfinden anfieng, wurde mit tauſend Dingen vertraut, welche zuvor nicht für ſie exiſtirt hatten. Bis jetzt hatte ſie ein einförmiges, gleichgültiges Leben geführt; denn Gleichgültigkeit der Seele wirkt Trockenheit der Gegenſtände. Man genießt nichts, wenn man nichts liebt, und ein Geliebter giebt erſt einem Frauenzimmer Leben. Henriette fühlte, daß ſie den Zauber ihrer Vergnügungen und Begriffe der Liebe eines angebeten Gegenſtandes zu danken hatte; ſie fühlte vor Freude, jene Erkenntlichkeit welche den Weg zu Gunſtbezeugungen bahnt; ſie geſtand mit liebenswürdiger Naivität dieſe Gunſtbezeugungen zu; aber ſie fühlte ſo viel, daß ihre Tugend ihrem Liebhaber verdächtig wurde.

Der Graf, den ſein Verdacht weit unglücklicher machte, als glücklich er durch ſeine Liebe war, that ſeltſame Fragen an ſie, und ſie hatte die Unklugheit, ſie zu treuherzig zu beantworten.

Unglückliches Miſtrauen gebiert immer romaneske Delikateſſe. Da der Graf ſtets nur zweydeutige Empfindungen eingeflößt hatte, ſo verlangte er ſie jetzt von auſſerordentlicher Lauterkeit, wenn er an ihre Aufrichtigkeit glauben ſollte. Er bildete ſich ein, ſeine Geliebte wäre nicht das, was ſie ſcheinen wollte; ihre Tugend wäre nur Raffinement.

Durch dies Vorurtheil verblendet, hörte er auf, ſie zu lieben. Ihre Gunſtbezeugungen, die er nicht mehr ihrem Herzen zuſchrieb, wurden ihm gehäßig: er ſchränkte ſich auf jenen äuſſern Umgang ein, der Beleidigung für den

Liebenden iſt. Sie hingegen glaubte, daß er blos kälter geworden ſey. Sie verdiente nicht, der Gegenſtand einer überdachten Untreue zu ſeyn, und glaubte es auch nicht zu ſeyn. Ihr Unglück, das ihr nahe ging, ſchien ihr blos eine natürliche Folge der Unbeſtändigkeit der Männer. Sie ſuchte die Urſach davon blos in jenem Ennui auf, das von einem zu einförmigen Glück faſt ſtets unzertrennlich iſt. Sie glaubte das Feuer ihres Liebhabers, das zu verlöſchen drohte, wieder anzufachen, wenn ſie ihn zerſtreute.

Sie gab einen Ball. Der Graf erſchien in einer Maske, die ganz Sonderling war. Er bemerkte im Saal eine Dame, deren Verkleidung die Kopey der ſeinigen ſchien. Er machte ſich an ſie, und neckte ſie mit vielem Witz. Die Maske beantwortete alle ſeine Worte mit überraſchender Lebhaftigkeit und Feinheit. Sie vergaß dabey nicht, noch andre Reitze als Reitze des Geiſtes, und zwar ſehr verführeriſche, errathen oder blicken zu laſſen.

Der Graf, dem es weh that, Henrietten nicht mehr zu lieben, wollte ſich durch die Liebſchaft mit einem Frauenzimmer entſchädigen, das ſo vielen Verſtand und ſo viel Schönheit beſaß. Er gab den ſcherzhaften Ton auf, und redete die Sprache der Leidenſchaft. (Der Schmerz, den uns ein Frauenzimmer verurſacht, leiht uns bey einer dritten Geiſt und Leben.) Er redete in den feurigſten, hinreißendſten Ausdrücken. Er fand Gehör; man lobte ihn; allein es war ihm um etwas mehr als Lobeserhebungen zu thun.

Seine Verſuche hatten anfänglich keinen Erfolg, mit dem er hätte zufrieden ſeyn können; man fand ihn liebenswürdig, man geſtand ein, daß er vielen Verſtand habe, und man nahm an, daß er, ohne zu verwegen zu ſeyn, in jedem Betracht Anſpruch auf Liebe machen könne; allein man heiſchte, um ſein Herz wegzuſchenken, andres Verdienſt als Verſtand, und andre Rechte, als bloßen äuſſerlichen Schein; man wollte erſt prüfen und kennen; man willigte wohl ein, ſich verführen zu laſſen, allein man fühlte ſich nicht fähig, ſein Herz blos einer ſimplen Verführung zu ergeben.

Wenn man wahr liebt, antwortete der Graf, ſo fühle man ſich immer berechtigt, zu gefallen; meine Prätenſionen ſind vielleicht ſchwärmeriſch, aber nicht zu kühn; überdies habe ich tauſend Gründe, die für mein Geſtändniß ſprechen; die auffallende Gleichheit unſrer Masken; unſre Neckereyen im Anfange; das Detail, in welches wir uns jetzt einlaſſen; eine ſo lange fortgeſetzte Unterredung an an einem Orte, wo Zerſtreuung ſonſt faſt unvermeidlich iſt; macht nicht alles dieſes es unſtreitig gewiß, daß uns eine gewiſſe Uebereinſtimmung bereits verbindet, daß in uns ein geheimer Trieb liegt, uns zu lieben, und daß wir uns zum voraus die größte Glückſeeligkeit verſprechen können, wenn wir uns ihm überlaſſen?

Er ſetzte noch eine Menge ſinnreicher und rührender Dinge hinzu, welche eben ſo viel Entſchuldigungen der Leichtigkeit waren, mit welcher ſie ſich ihm ergeben ſollte. Nach einem kleinen Widerſtreben willigte ſie endlich ein, ihm in ein anſtoßendes Zimmer zu folgen. Der Widerſtand der Maſke wurde immer ſchwächer, der Graf ſah in der Nachgiebigkeit der Unbekannten blos eine neue Beſtätigung ſeines Urtheils von Frauenzimmern, und das Bild des geheimen Betragens Henriettens, — aber wie groß war ſein Erſtaunen und ſein Schmerz, als er Henrietten ſelbſt in ihr erblickte! „Gott! was ſeh' ich?“ rief er aus. Mehr konnte er nicht ſagen, und allerdings würde es ſchwer ſeyn, Gegenwart des Geiſtes in ſolchen Augenblicken zu behalten. Er verließ das Zimmer voll Wuth. Henriette, für die ſein ſchrecklicher Zuſtand keinen Augenblick ein Räthſel ſeyn konnte, wollte ihn von dem Ungrund ſeines ſchimpflichen Verdachts überführen. Bleiben ſie! rief ſie ihm nach;

können ſie an meiner Unſchuld zweifeln? können Sie mir etwas vorwerfen? — Ich werfe ihnen nichts vor, antwortete der aufgebrachte Graf; ich hätte ſie kennen, und dies alles ahnden ſollen; ich mache mir allein darüber Vorwürfe, ſelbſt das Opfer meiner Verblendung zu ſeyn.

Henriette hatte die Verkleidung des Grafen erfahren gehabt, ſie glaubte ihn kälter; und ſo wollte ſie durch den Reitz einer neuen Intrike ſeiner Flamme neues Leben zu geben ſuchen.

Sie ſchrieb ihm den folgenden Morgen einen Brief, der ſelbſt das unempfindlichſte Herz gerührt haben würde; er wollte ihn nicht einmal erbrechen, und antwortete folgendes:

„Sie haben meine Ruhe geſtört; ich wollte in Frieden
„leben; ich verachtete Ihr Geſchlecht, und Sie haben die
„Meinung gerechtfertigt, die ich von ihm hatte. Ja,
„gnädige Frau, ſeyn Sie verſichert, daß ich niemand wie-
„der werde ſo haſſen können, wie ich Sie haſſe. Was
„meine Verzweiflung noch höher treibet, das iſt der Gedanke,
„nur einen Augenblick das Spiel Ihrer falſchen Zärtlichkeit
„geweſen, und doch ſo empfindlich über Ihre Verrätherey
„zu ſeyn. Ja, ich wußte es, ich war überzeugt, daß
„Sie mich nicht liebten; ich las in Ihrem Herzen, ſelbſt
„Ihr Geſchmack an Vergnügungen und Zerſtreuungen
„war mir Beweis Ihrer Gleichgültigkeit gegen mich; wer
„ſich dem Vergnügen ſo leicht überläßt, kennt die Liebe
„nicht und nimmt nur auf ſich Rückſicht Ich hätte
„Sie verachten ſollen, und ich betete Sie an. Ich fürch-
„te, mich zu prüfen; ich fürchte, mich zu kennen; Sie
„machen mich vor meiner Vernunft zittern; aber ich will
„mein Herz unterſuchen, um Alles auszurotten, was noch
„darin Liebe für Sie iſt.“

Antwort.

„Eingenommen wieder jemanden ſeyn, iſt der ärgſte Feind der Liebe; und doch ſollte ihr nichts mehr aufgeopfert werden, als eben dieſer Feind, weil er ſchon ſeiner Natur nach blind iſt, und Liebe, ihres eigenen Intereſſe wegen, ſtets prüfen und überdenken ſollte. Man überläßt ſich der erſten Aufwallung, die faſt immer Ungerechtigkeiten verſchuldet; man verſündigt ſich durch eine Menge Beleidigungen; man thut endlich die Augen auf, bereu'ts, ſöhnt ſich aus; ſieht ſich geliebt, wie zuvor, aber nicht mehr ſo glücklich, wie zuvor, weil man innerlich fühlt, daß man aufgehört hat, es zu verdienen. — Sie werden mit der Zeit einſehn, daß meine Prophezeiung gegründeter iſt, als Ihre Vorurtheile. Es thut mir Leid, daß ich meine Rechtfertigung mit einer ſo harten Drohung anfangen muß, die ſelbſt mir hart fällt; denn ich liebe Sie ſo ſehr, daß es mich ſchmerzt, einzuſehn, daß meine Liebe in Zukunft blos dienen wird, Sie minder glücklich zu machen. Und glücklich können Sie nicht mehr ſo ſeyn, wie Sie es geweſen ſind. Glückſeligkeit beſteht nicht ohne Gefühl der Unſchuld; der Vorwurf einer Ungerechtigkeit bannt ſie aus einem Herzen, das Tugenden kennt. — Und ſolche Betrachtungen muß ich, ich anſtellen? und der mich dazu nöthiget, müſſen Sie, Sie ſeyn? Sie, den ich für ſo billig hielt, Sie, von dem ich mir ſchmeichelte, daß Sie mit dem wahren Intereſſe der Liebe vertraut wären? Durch welches böſe Verhängniß ſind Sie auf einmal ſo ein ganz andrer Menſch geworden? — — Um Sie weniger ſchuldig zu finden, bin ich manchmal verſucht, zu glauben, daß Sie nie aufrichtig handelten; daß Sie blos mit der Larve der Empfindung prahlten; daß Sie mich ſtets verachteten, weil Sie einmal wieder uns Frauenzimmern eingenommen waren,

„und daß Sie mir nur zu gefallen ſuchten, um mich deſto ſtärker verachten zu können: doch, wenn ich das alles von Ihnen glauben ſoll, ſo müßten Sie ein Ungeheuer geweſen ſeyn — — Sie mögen nun ſtets mit Vorſatz ſchlecht an mir gehandelt, oder es erſt in der Folge gethan haben, ſo folgt doch immer daraus, daß ich Sie nicht mehr in einem günſtigen Lichte betrachten kann, daß ich Ihr Herz nicht mehr beſitze, und daß Sie des meinigen nicht mehr werth ſind. Es kannte die Schwachheit der Liebe noch nicht, als ſie ihren Plan auf daſſelbe entwarfen; es liebte nur Sie, und Sie zuerſt, und zur Vergeltung machen Sie ihm ein Verbrechen aus ſeiner Zärtlichkeit? ſein Lohn iſt Verachtung? — Der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich Sie gern unſchuldig finden möchte, allein ſie haben mich dahin gebracht, Sie nicht eher für minder ſtrafbar glauben zu können, als bis ich Sie für einen Menſchen ohne Gefühl halten muß.“

Henriette ſchmeichelte ſich mit keiner Hoffnung des Erfolgs. Der Graf, dem vor neuen Beſtechungen bange war, wollte nicht einmal aus ſeinem Irrthum gezogen ſeyn. Zwey Tage weigerte er ſich den Brief zu leſen, und als er es endlich auf das Zureden eines klügern Vertrauten that, ſo geſchah es bloß, um über Falſchheit und ſchwarze Seele zu ſchreyn. Er verbat, ihn wieder mit ſolchen Briefen heimzuſuchen, demohngeachtet fand er den Tag darauf einen dritten von neuem auf ſeinem Kamin; er ſchmälte darüber mit ſeinen Leuten und war nicht zu bewegen, ihn zu erbrechen.

So böſe er auch war, ſo war doch ſeine Liebe noch nicht erloſchen. Er war aufgebracht gegen das Frauenzimmer, dem er ſeine Achtung geſchenkt hatte, allein es blieb ihm immer noch durch die Regrets einer Täuſchung theuer, deren Andenken immer fähig iſt, uns zu attachiren. Die Verrätherey, deren er ſie gegen ihn ſchuldig glaubte, demüthigte ihn mehr, als daß ſie ihm weh that. Es war in ſeinem Bruch mit ihr mehr point d'honneur, als wahrer dépit.

Als er eines Abends im Thiergarten ſpatzieren gieng, hörte er in einem Bosket zwey Damen, die ziemlich laut mit einander ſprachen, und wovon die eine ſchluchzte. Sein durch Mismuth zum Mitleiden geſtimmtes Herz trieb ihn näher. Er lauſchte und vernahm folgende Unterredung.

Nein, Freundin, mein Schluß iſt gefaßt; man muß unglücklich ſeyn können. Ich würde ihren Rath folgen, wenn ich meinen Vorſatz einer lächerlichen Eigenliebe zuſchreiben könnte; ich würde dem Undankbaren nicht von der Seite weichen! er ſollte mich entweder unaufhörlich durch neue Beleidigungen kränken, oder das Unrecht der zugefügten einſehn. Aber ich bin ſtets frey von Eitelkeit geweſen, und ſie hat keinen Theil an der Aufgebung meines Plans. Das Herz meines Liebhabers iſt dem Mitleiden eben ſo ſehr verſchloſſen, als ſeine Seele der Ueberführung ſeines Irrthums. Ich glaubte ihn bloß eigenſinnig, er iſt aber fühllos. Ich habe nun allen Hofnungen und allen Verſuchen auf ſein Herz auf ewig entſagt.

Ihre Freundin ſuchte ſie durch Ausſichten in eine beſſere Zukunft aufzurichten. Sie hoffe, ſagte ſie, daß ſie einſt genug Stärke des Geiſtes haben würde, um eine Leidenſchaft zu erſticken, die bloß Verzweiflung nährte.

Ach, antwortete die Unbekannte, ſie kennen mein Herz nicht. Für mich giebt es keine tröſtliche Ausſichten. Auch in der Zukunft wird mich derſelbe Schmerz peinigen, der mir jetzt mein Leben verbittert. Für ein Herz, wie das meinige, iſt Schmerz nur eine Leidenſchaft mehr. So lange ich lebe, wird's mir gegenwärtig ſeyn, daß ich einen Liebhaber verlohr, der ſich meine Zärtlichkeit, meine Liebe, bloß durch die Achtung erwarb, die ich für ſeinen Karakter hatte, und daß eben dieſer Mann mich jetzt verachtet, ſich nie von mir geliebt glaubt, und erröthet, mich geliebt zu haben. Die Zeit vermag uns über eine Untreue, eine Verrätherey, zu tröſten, aber nicht über Verachtung von einem Gegenſtand, den man ſchätzte.

Der Graf konnte dieſe Unterredung unmöglich gleichgültig anhören. Die Geſchichte der Unbekannten, und die Geſchichte Henriettens, glichen ſich; er fand nur einen Unterſchied in den Empfindungen ihres Herzens. Die Quaalen der einen erregten ſein Mitleid, das Andenken der andern ſeinen Unwillen. Die Unbekannte, dachte er bey ſich, beweint einen Liebhaber, der ihrer nicht werth war, und Henriette lacht insgeheim über die Verzweiflung ihres betrogenen Schäfers. Warum liebte ich nicht die Unbekannte ſtatt Henrietten!

Er überließ ſich, unvermerkt, tauſend Betrachtungen, und als er zum zweytenmal lauſchen wollte, vernahm er nichts mehr; er glaubte, daß ſie weggegangen wären, und fand, daß er richtig geſchloſſen hätte. Er fühlte, daß er der Unbekannten gut war, und beklagte es lebhaft, die Gelegenheit vorbeygelaſſen zu haben, ſie zu ſprechen und kennen zu lernen.

Unterdeſſen war er ganz erſtaunt, zu fühlen, daß, ſo wie die Idee der Unbekannten ſich ihm tiefer einprägte, auch das Bild Henriettens neue Herrſchaft über ſein Herz gewann. Er konnte ſich nicht entbrechen, ſowohl die eine als die andre zu lieben.

Wenn man die Liebe flieht, ſo empört ſie ſich, und wird doppelt hartnäckig. Bey ſeinem Eintritt in ſein Zimmer fielen ſeine Blicke auf Henriettens Brief, den er nicht hatte erbrechen wollen, und der noch auf dem Kamin lag. Da er ſich feſt vorgenommen hatte, Henrietten zu vergeſſen, es koſte was es wolle, ſo ſchmeichelte er ſich, in ihrem Brief vielleicht neue Bewegungsgründe dazu in ihrer Falſchheit zu entdecken. Er las folgendes:

„Ich bin nunmehr zu ſehr von Ihrer Unbiegſamkeit „überzeugt, um noch Hoffnungen Platz zu geben, die mit „meiner Ruhe ſtreiten. Es iſt Zeit, die Augen über mein „Unglück zu öffnen. Es iſt Ihnen gelungen, mir den „Wunſch abzuzwingen, ſelbſt nicht mehr Mitleid mit mir „zu haben, als ſie hatten. Ich will mich nun ganz mit „meiner traurigen Lage beſchäftigen, mich ganz hineindenken, mich ganz mit meinem Gram nähren, und die einzige Zuflucht ergreiffen, welche Gemüthern übrig bleibt, „denen die Liebe weiter nichts als die traurige Ehre läßt, „ſelbſt den Weg der Verzweiflung aufzuſuchen. Meine „Zuflucht iſt Eingezogenheit, Abgeſchiedenheit von der Welt. „Ich will jetzt nicht unterſuchen, ob, Sie fliehen, ein untrügliches Mittel ſey, Sie zu vergeſſen. Vielleicht, daß die „Einſamkeit Sie mir noch gegenwärtiger macht. Wenigſtens werde ich eben alsdenn Ihr Bild nur mit den Farben ſehen, welche meine Einbildungskraft Ihnen leihen „wird. Ich hatte gehoft, daß die Verzweiflung, der ſie „zu unterliegen ſchienen, mich wenigſtens einige Zeit in „Ihrem Herzen erhalten würde; allein ich betrog mich. „Sie haßten mich nicht genug, um mich lange, troz Ihnen, „zu lieben, und ich ſchloß ſehr natürlich daraus, daß Sie „mich nie geliebt hätten. So zwingen Sie mich alſo ſelbſt „Sie zu fliehn? Ich gehorche dem Schickſale, das Ihr „Werk iſt, und Sie ſollen nie wieder von mir reden hören."

Unmöglich konnte der, welcher noch mit ſeiner Leidenſchaft kämpfte, einen ſolchen Brief ohne Rührung leſen. In ſeinem Herzen ſtiegen tauſend unwillkührliche Regungen auf, welche einſtimmig zum Beſten Henriettens ſprachen. Alles vereinigte ſich, ihrer Unſchuld das Uebergewicht über ſeine Vorurtheile zu geben.

Er überlas den Brief noch einmal. Nein! rief er aus, Henriette kann nicht den niedrigen verächtlichen Karakter beſitzen, den ich ihr zutraute; auf die Art, wie ich mit ihr gebrochen habe, würde ſie durch Hohngelächter und Schmähungen ihrer Galle Luft gemacht, und nicht ſo ſanft und klagend geſchrieben haben, wie ſie ſchrieb. Wir wollen jedoch nichts übereilen, und abwarten, ob ſie wirklich der Welt entſagt.

Er wuſte ſich viel auf dieſe kluge Vorſicht, wie er ſie nannte, im Grunde aber war weniger die Klugheit, als der geheime Hang daran Schuld, der ihn an die Unbekannte feſſelte und allein der Rückkehr zu Henrietten die Wage hielt. Es war Schimäre, aber eben weil es Schimäre war, behagte es ihm. Er ſtrich täglich im Thiergarten, in der Nähe des Gebüſches, herum, das ihm theuer geworden war. Schon gab er troſtlos alle Hoffnung auf, ſeine Unbekannte je wieder anzutreffen, als er plötzlich an derſelben Stelle die Stimme von Beyden vernahm, die er ſo emſig ſuchte.

Ich freue mich, ſagte ſie zu ihrer Begleiterin, daß Sie endlich meinem Entſchluß Ihren Beyfall nicht länger verſagen, und mir ſelbſt rathen, mich in das Stift zu * * zu begeben. Entfernung, Einſamkeit, werden freilich mein Herz nicht heilen. Denn dies Herz hat ſein Intereſſe dabey, nicht geheilt zu werden, und alle meine Bemühungen dagegen ſind ſo viele Beweiſe meiner Ohnmacht. Gott! wie hätte ich jemals denken können, daß mich Liebe ſo weit verleiten würde!

Der Graf war immer näher und näher gekommen, und von Mitleid und Liebe getrieben, drang er durch das Gebüſch, zu der Banke, wo die beyden Freundinnen ſaßen. Auf ſein Geräuſch ſtanden ſie auf, um ſich zu entfernen; aber die Furcht, den Gegenſtand ſeiner Zärtlichkeit zum zweytenmal entfliehn zu ſehn, gab ihm Eile und Muth: Er warf ſich der Unbekannten zu Füßen. Wie groß war ſein Erſtaunen! Es waren **Henriettens** Füße, zu denen er lag. Er hatte nicht ihre Stimme erkannt, aber ſie war es. Die Ueberraſchung, ſo ſtark ſie auch war, wirkte nur einen Augenblick auf ſeine Sinne; er fand die er liebte, in der einzigen, wieder, die ſeine Liebe getheilt hatte; ſein Herz war nicht mehr unſchlüßig, ſeine Wünſche waren alle erfüllt, ſeine Reue aufrichtig, ſeine Augen und Worte die feurigen Dollmetſcher deſſen, was in ſeiner Seele vorging, und ſeine Fürſprache bey Henrietten — Henriettens Herz. Sie vergaß ihre Leiden, ließ ſich erweichen, und hatte nur Gefühl für die Freude dieſes Augenblicks, und die Ausſicht in eine ewig glückliche, ewig ungetrübte Zukunft.

IX.

Miſcellanien.

1.

Statiſtiſche Nachricht von Martinique.

Bey der, im Jahr 1782 auf Befehl des Hofes vorgenommenen, Zählung, fand ſichs, daß dieſe Kolonie damals wirklich enthielt: 10,495 Weiſſe von jedem Alter und Geſchlecht; 2,758 freye Neger; 68,416 Neger-Sklaven, 403 Mohren-Neger mit inbegriffen; 289 Zucker-Plantagen; 134 Waſſer-Mühlen; 11,527 Viertel Land, mit Zucker-Rohr beſtellt; 1,709 Kaffee

fee, Cacao, Baumwolle, und Malnoc-Plantagen; 2,604 Stück Pferde; 9,424 Stück Hornvieh; 1,416 Schaafe, Ziegen und Schweine; 226 Eſel; 4,176 Maulthiere.

2.

Beyträge
zu einer Geſchichte der neuern Luftſchiffer.

Verſchiedene Briefe, welche der unglückliche **Pilatre de Rozier** nach Paris ſchrieb, bezeugen, daß er das Unglück ahndete, dem er durch die Fügung ſeines Schickſals nicht entgehen konnte. Ich will hier nicht die ſchreckliche Geſchichte ſeines Todes von neuem detailliren, ſondern nur eine Anekdote aus ſeinem Leben anführen, die man aus ſeinem eigenen Munde weiß. Das erſtemal, daß er mit einem Luftball in die Höhe gieng, geſchah in der Fabrik des Herrn **Reveilhon**. Eine junge, nach der Mode und ſehr zierlich in Weiß gekleidete Dame näherte ſich ihm in dem Augenblick, wo er in die Gallerie ſteigen wollte, und gab ihm ein kleines, verſiegeltes Paket, mit dem Zuſatz, daß er vielleicht die Innlage nöthig haben könne. Als Herr **Pilatre** ſich in der Luft befand, öffnete er das Paket, und erſtaunte nicht wenig, ein Paar kleine Piſtolen darinn zu finden. Als er wieder auf der Erde angelangt war, ſuchte er die Dame auf, welche ihm dies ſonderbare Geſchenck gemacht hatte; allein niemand konnte ihm einige Nachricht von ihr geben. Einige Zeit darauf geſchah ſeine zweyte Luftreiſe zu la **Muette**. Den Tag vorher überbrachte ihm einer von den vielen Commiſſionaires, die man auf den Gaſſen zu Paris antrift, eine Kugelform und Kugeln, die zu den Piſtolen paßten, welche er von jener Dame bey ſeinem erſten Luftverſuch erhielt. Ein unbekanntes Frauenzimmer, wahrſcheinlich das nemliche, hatte ſie dem Commiſſionaire zur Beſtellung eingehändigt.

Der junge Marquis von Maiſonfort hatte dem Herrn Romain, welcher mit dem Herrn Pilatre bey der unglücklichen Luftfahrt zu Boulogne ſur mer in die Höhe ging, wo er ſein Leben einbüßte, hundert Karolinen aber vergeblich geboten, wenn er ihm ſeinen Platz in dem Luftball abtreten wolle. Der Marquis von Bievre, der Verfaſſer des Séducteur und der ſeiner witzigen Einfälle wegen ſo berühmt iſt, nutzte dieſen Umſtand zu einem niedlichen Calembour. Als er nemlich ſeinen Freund, den Marquis von Maiſonfort erblickte, rief er ihm die beyden Verſe aus dem Trauerſpiel, les Horaces, entgegen:

Rendez graces aux Dieux de n'être pas *Romain*,
Pour conſerver encor quelque choſe d'humain!

Blanchard ließ ſich bey ſeiner erſten Holländiſchen Luftreiſe auf einer Wieſe nieder, die einem Bauer von Zevenhuyſen gehörte. Die Menge Reuter, welche dem Luftball gefolgt war, und das viele Volk, das aus den umliegenden Gegenden ſich da ſammelte, zertraten die ganze Heuerndte des Bauers, der darüber ſo in Wuth gerieth, daß er nicht allein den Ballon zerriß, ſondern auch Herrn Blanchard perſönlich gemishandelt haben würde, wenn man ihn nicht aus ſeinen Händen befreyt, und Herr Blanchard ſich nicht anheiſchig gemacht hätte, zehn Dukaten Entſchädigung zu bezahlen. Blanchard erhob deswegen Klage gegen den Bauer, der aber den Prozeß gewann. Das Geſetz, redete er die Richter an, ſagt ausdrücklich, daß alles, was aus der Luft auf ein Feld fällt, dem Eigenthümer dieſes Feldes gehört. Nun ſind Herr

Blanchard und ſein Ball auf mein Feld gefallen; alſo gehören Herr Blanchard und ſein Ball mir. Ich habe ihm erlaubt, ſich für zehn Dukaten loszukaufen; es iſt demnach klar, daß er ſchuldig iſt, ſie mir zu bezahlen. Die Richter fanden nichts dagegen einzuwenden, und Herr Blanchard muſte nicht allein die zehn Dukaten erlegen, ſondern auch noch die Koſten tragen.

R — d.

X.

Fragmente.

Dialogen

aus den nächſtens herauskommenden Szenen zur muſikaliſchen Deklamation,

von

Schmieder.

Der ſchwache König. *)

I.

Ritter Alfons. (allein)

Schwankend zwiſchen Lieb' (mit Muſikbegleitung) und Pracht! — Wozu entſchließ' ich mich? — —

---

*) Aus der Geſchichte Heinrich IV. von Kaſtilien nach Ferreras Geſchichte von Spanien, der allgemeinen Weltgeſchichte von Guthrie

Hier Caſtiliens reichſte Erbin mit all ihren Reichthümern! — — Dort Sandoval mit nichts — als ihrer Liebe! — — Hier umrauſcht mich Pracht und Glanz. — Grafſchaften huldigen mir — vergoldete Palläſte öffnen ſich mir — grüſſen mich ihren Herrn. — Nur ein Wink, und rauſchende Harmonien tönen mir, — — alles fliegt in Tänzen dahin — — Turnier-Getöß ſchmettert in die Lüfte! — Gärten erleuchten ſich mir in künſtlichen Flammen — Nächte mach' ich hell. — Wonn' und Freude verbreit' ich um mich her — Thränen trokn' ich ab dem Dürftigen — werde Menſchenbeglücker; — — ha! regieren! — herrſchen über Tauſende! — (während der Muſik.) Nicht kriechen dürfen vor Fürſten und Fürſten-Lieblingen, — nicht ertragen dürfen ihre ſtudierten vornehmen Launen — ihr kaltes Vonobenherabſehen — ihr unausſtehliches Geſchäftigthun — ihre ſauerſüſſen Höflichkeiten nicht! = Ach! Das iſt Nahrung für dies ſtolze ehrgeitzige Herz — das drängt — das ſtrebt ſich empor! — droht zu zerſpringen. — — (Uebergang der Muſik ins ſanfte liebevolle) Doch dort öffnet Sandoval mir ihre Arme — ſchwillt mir ihr Buſen entgegen — beut mir Himmelsſeeligkeit dar — ihre Wangen glühen mir, ich taumle in ihren Genuß, — ſie zur Theilnehmerin zu haben! Theilnehmerin an jeder Thräne des Jammers — Troſt zu leſen in ihrem Auge! — Und dies vertauſchen um Prunk? — Nein, die Freuden der Liebe wiegen ihn auf — — Niedrig — niedrig iſt's, ſich feſſeln zu laſſen durch der Reichthümer Glanz! — — Triumph! Triumph! die Liebe ſiegt — ſiegt über den Prunk. — Häußlicher ſtiller Liebe Glück! ſey mir willkommen! — fern vom Hofgeſind' und ihren Kabalen,

Gray XII-6. Gebauers Geſchichte von Portugall, und einem hiſtoriſchen Roman in der Bibliotheque de campagne, neu überſetzt in der Olla Potrida von 1784.

balen, will ich ganz Dein genießen — ſey mir willkommen!

Arie.

Prunk und Liebe!
Ach, entſagen
Muß von beiden einem ich!
Beydes wünſch' ich zu genießen,
Und doch muß ich Eines miſſen,
Ich! was wähl', — was wähle ich?

(zu ſprechen zur Muſikbegleitung)

Hinzurollen im glänzenden Pompe,
Tief unter ſich kriechen zu ſehen!
Umduftet von dampfendem Weihrauch!
Umrauſchet von fliegenden Tänzen!
Umtönet von ſchwärmendem Jubel
Fühl' ich mich einen Gott —

(Uebergang ins ſanfte liebevolle)

Doch der Liebe ſüße Freuden
Wie ſo ſeelig ſind auch ſie!
Einer Liebenden im Arme
Ueberglüht von ihren Küſſen,
Ruhend an des Buſens Fülle —
Dünk' ich im Himmel mich.

(als Rezitativ)

Was wähl' — was wähle ich?
Prunk' und Liebe!

(wiederholt)

II.

Catharine von Sandoval. — Zofe.

Zofe.

Wie doch der Ritter immer ſo traurig ausſieht, wenn er von Euch geht!

Sandoval. (mit verſtellter Kälte) So?

Zofe. Der arme Ritter! er dauert mich —

Sandoval. (unbekümmert) So?

(während des Putz-Zuſammenſuchens und Ankleidens)

Zofe. Doch nicht vom Leibe bringt er die Binde, die Ihr ihm ſticktet. —

Sandoval. (wie oben) So! trug er ſie heute wieder? Ich gab nicht Acht darauf.

Zofe. So auch die Federn auf ſeinem Hute, die ihr ihm einmal prieſ't, haben ſo einen ſtolzen königlichen Schwung. Kein Ritter hat ſolche wehende ſanftfarbigen Federn.

Sandoval. Aber Mädchen! ich glaube gar du biſt verliebt in den Ritter — muſterſt ja ſeiner Kleidungsſtücke jedes, als wär' es noch nie geſehen, als macht' es ſein ganzes Weſen aus. —

Zofe. (verſtehend) O nein — das iſt freilich nichts; gegen ſein übriges iſt das nur Gaukelſpiel. Seine Geſtalt, ſeine ganze Art ſich zu tragen, ſein männlich ſchönes Geſicht, ſein volles blitzendes Auge, ſein rollendes Haar, ſein Verſtand, ſein Ausdruck in jedem Worte — das iſt freylich mehr. Aber auch jenes entgeht doch ſonſt dem Mädchen-Auge nicht.

Sandoval. Sieh! was Du nicht alles bemerkſt!

Zofe. O! Ihr ſolltets nur ſehen, nur hören das Ziſcheln auf allen Seiten, wenn Ihr ſo mit ihm geht, ſolltet Euch nur ſo ſelbſt ſehen können! „Ein Schweſterpaar der Schöpfung — wie ſchön ſie doch iſt!“ ſchallt es von Mund zu Mund unter den Männern; „ach! und er! und er! von Mund zu Mund unter den Frauen; Ihr heißt überall nur das ſchöne Paar.

Sandoval. Wer weiß, geht's allen von Herzen.

Zoſe. Freylich ſieht man's manchen an, wie ſehr ſie Euch beneiden.

Sandoval. (Selbſtgefällig und doch verdrüßlich thun wollend) Geh! geh! Närrin! was bildſt Du dir nicht all's ein? — (Pauſe, dann auf einmal) Meine Binde hat er um, ſagteſt Du?

Zoſe. Ihr wißt wohl, von ſeiner Leibfarbe —

Sandoval. (auf eine himmelblaue Binde zeigend) Ich nehme heute Dieſe hier.

Zoſe. (ſchalkhaft) J! i! iſt's doch beinahe die Schweſter von der ſeinen!

Sandoval. (gleichgültig hin) die Farbe gefällt mir, und hier dieſe Federn!

Zoſe. Die Ihr letzt bey'm Stiergefechte trugt?

Sandoval. (etwas verlegen) Schwätzerin! nun ja — und nun, ende! — Ich muß an den Hof.

Zoſe. Gleich! gleich! — Vielleicht iſt der Ritter ſchon dort, ſieht ſich ſchon die Augen bald aus, bis Ihr durch die Gallerie herkommt. — Was ſich da ſein Geſicht auf einmal aufheitert, wenn er Euch nur erblickt! Ich hab' es oft ſchon bemerkt, und drüber gelacht in Gedanken; erſt finſter und ſtill bis Ihr kommt — dann hell wie's Zimmer, wenn die Kerzen brennen — oder wenn der Mond dort aufgeht, und hier den Altan beſcheint — So!

Sandoval. (lächelnd) Närrin! (ſchlägt ſie ſanft. Zoſe küßt ihr die Hand)

Zoſe. Ihr zürnt mir doch nicht?

M. C. f.

III.

Oeffentliche Promenade.

Alfons, die **Gräfin** von **Luna**, (mit einander gehend. Hofleute in den Alleen umher. —

Gräfin.

Wie weit doch des Königs Eheſcheidungs-Sache ſeyn mag? Hörtet ihr nichts davon, Ritter?

Alfons. (zerſtreut) Nein — in der That nichts beſtimmtes — Doch ja — ſie ſoll geendigt ſeyn.

Gräfin. Und die Scheidung geht vor ſich?

Alfons. Man zweifelt nicht mehr dran; täglich wird der Kurier erwartet mit der Diſpenſation zur neuen Vermählung.

Gräfin. Die arme gute Königin! Wie ich ſie beklage!

Alfons. Es macht Eurem Herzen Ehre.

Gräfin. (ſich verbindlich verneigend) Nicht ſo ſehr als der Beyfall **Alfonſens.**

Alfons. (wieder einlenkend) Wer das ahnden konnte, als die unglückliche Königin ihren Einzug in Caſtilien hielt — alles nur **Blanken von Navarra** huldigte! — wo ihr Freudenfeuer brannten — alles wiedertönte von ihrem Namen — vom Ruhm ihrer Schönheit, ihrer Güte!

Gräfin. (tief ſeufzend) Ach Gott! wie wenig junge Frauen können das denken, daß ihr erſter Ehejubel ſich ſo bald wandeln werde in Klageton! — Wer hätte es Blanken ſagen ſollen, daß ſie ſo bald Thron und Gemahl an **Johannen von Portugal** abtreten ſollte?

Alfons. Johanna ſoll ſehr ſchön ſeyn.

Gräſin. Und ſagte man das nicht eben von Blanken auch, lange zuvor ehe ſie kam? Ihr Bildniß war ſo ſchön! —

Alſons. Bild und Gerücht ſchmeicheln immer.

Gräſin. (fortfahrend) War das reizendſte, das ich jemahls ſah.

Alſons. Auch in Eurem Spiegel nicht?

Gräſin. (ſenkt erröthend ihr Auge) Schmeichler! (Pauſe)

Alſons. Ihr habt Recht, theure Gräſin — Königin Blanka iſt ein ſanftes Liebe athmendes Weib.

Gräſin. Und doch ſo kalt wieder geliebt!

Alſons. Fodert vom Nordwinde, daß er Euch Wärme zuwehe!

Gräſin. (fortfahrend) So zurückgeſtoſſen von dem Manne, den ſie liebte — dem Einzigen, dem ſie ihre erſte Liebe, ihr Herz geweiht hatte!

Alſons. (mit bedauerndem Achſelzucken) Es iſt hart, ſehr hart!

Gräſin. Mit welcher ſtillen Duldſamkeit ſie es trug! ſie ſeine Kälte zu erwärmen ſtrebte! ſie ihre Anhänglichkeit zeigte! Der Königswünſche jedem zuvorkam!!

Alſons. (etwas boshaft) Sollte ſie je das vermocht haben? jemand in der Welt das zu vermögen ſich dünken?

Gräſin. Wie ſtill ſie ſich bey des Ungewitters erſtem Ausbruche vom Hof entfernte — in Einſamkeit ſich vergrub!!

Alſons. Das Beſte, was in der Lage die Gute thun konnte, thun muſte.

Gräſin. Aber — geſteht mir's nur ſelbſt, Ritter! man muß doch ſehr unbeſtändig ſeyn, um eine Perſon zu verlaſſen, mit der man ſchon einige Zeit gelebt hat.

Alſons. Und doch möcht' ich's wol eben nicht Unbeſtändigkeit nennen, die kann nur ſtatt finden, wo Neigung, wo Liebe zuvor war, nur da iſt ſie nicht leicht zu verzeihen; hier aber war wol nie Liebe — kann alſo auch nicht Unbeſtändigkeit ſeyn. — Die Prinzeſſin ward ihm, dem König, da er noch Prinz von Aſturien war, nach Regenten-Sitte, aufgedrungen, vielleicht denkt Jhro Majeſtät wie mehrere Könige: Der nun zur Regierung gekommene braucht nicht zu halten, was der Prinz verſprach, glaubt nun, der König von Caſtilien könne die Feſſeln brechen, die dem Prinzen von Aſturien angeſchmiedet wurden. —

Gräſin. Und könnt' er das wärklich?

Alfons. Ja, Regentenmoral iſt oft ganz beſonders. —

Gräſin. Aber die dabey unſchuldig Leidende?

Alfons. Iſt ſehr beklagenswerth.

Gräſin. Und mehr nicht?

Alfons. Wißt Ihr eine Hülfe?

Gräſin. O wir armen, armen Mädchen!

Alfons. Seyd nicht ungerecht gegen Euer Geſchlecht! wägt eure Vortheile, eure Triumphe — eure Macht über uns Männer, und gewiß jene Wagſchale wird in die Höhe ſteigen; — O! eure glänzenden Vorzüge. —

Gräſin. Dieſes Armband glänzt auch, und iſt doch an den Arm gezwungen —

Alfons. Und wird ſich nicht beklagen über dieſen Zwang.

Gräſin. Weil's nicht kann. (kleine Stille) Wir kamen von der Königin ab.

Alfons. Sie liegt Euch ſehr am Herzen. —

Gräſin. O! ſie geht mir ſehr nahe; (mit innigem Gefühl) ſich einer andern aufgeopfert zu ſehn! — (mit Bedeutung) In der That — (etwas ſtockend) ich würd's dem Alfons von Kordua leichter vergeben, wenn er — (mit ſcharfem Blick auf Alfons) wenn er Katharinen von Sandoval verließ, ſie einer andern aufopferte, als ichs dem König vergeben kann, ſolch eine gute Gemahlin zu verſtoßen.

Alfons. (ſchweigt lächelnd. Bey Seite.) Ha! verſtehe!

Gräfin. Meint Ihr nicht auch, Ritter? wie?

Alfons. (etwas betroffen, doch mit möglichſter Feinheit) Hm — ich glaube nicht, Gräfin — daß dies zwei vergleichbare Fälle ſind — und wirklich könnt' auch die Gräfin von Luna dem Alfons von Kordua das leicht vergeben —

Gräfin (den Sinn faſſend, ſich jedoch nicht ganz bloß geben wollend) Wie ſo, Ritter? wie meint Ihr das, Ritter? — die Gräfin von Luna leicht?

Alfons. (lächelnd und eine feine Wendung gebend) Nun, weil die Katharina von Sandoval vielleicht die Beleidigte wär', und nicht die Gräfin.

Gräfin. Alſo doch die Beleidigte?

Alfons. Ich ſagte ja nur: vielleicht; — (ſchnell abbrechend) wollen wir nicht zur übrigen Geſellſchaft einlenken? — ſie kömmt auf uns zu, ſcheint uns zu ſuchen.

Gräfin. Es iſt auch wahr, Ihr habt Langeweile.

Alfons. Die kann man nie bey Euch haben.

Gräfin. Und doch ſcheint Euch dies Alleingeſpräch einzige zu machen. Nun vergebt, daß ich Euch ſo lange von der beſſern Unterhaltung abgehalten habe: (mit Güte) ich will's nicht wieder thun. —

Alfons. Holde, theure Gräfin! —

Gräfin. Aber man kömmt ſo ſelten zu einem ſolchen Geſpräch mit Euch, und ſo, wenn mans einmal hat, ſchmerzt es, es abzubrechen.

Alfons. (äuſſerſt verbindlich) Holde, theure, beſte Gräfin. (kleine Pauſe, denn auf einmal, bey der Annäherung der Uebrigen, in gleichgültigen Converſationston übergehend) Es iſt heute ein gewaltig heißer Tag. —

Gräfin. Bang, ängſtlich! —

Alfons. Seht! wie ſichs hier aufthürmt am Horizonte! wie's herauſgewälzt kömmt, ſchwarz und glühend.

Gräfin. Ich fürcht', es donnert —

Alfons. Fürchtet Ihr dies?

Gräfin. (immer mit Doppelſinn) Oft — ja — es iſt ſo ein ängſtlich Gefühl, das Blut wallt, man iſt ſo unruhig. —

Alfons. Ja, zuvor, — aber wenns nun da iſt — nun über uns wegjagt im Fluge! — o! käms doch bald!

Gräfin. Ihr wünſcht's? Habt Ihr ſo gern Ungewitter?

Alfons. Weiß es gern vorbey, und das kanns doch nicht eher, bis es erſt angefangen hat. — Beſſer auf einmal vorbey! nicht?

Gräfin. Ja, freilich beſſer als langſames banges Entgegenſchmachten. —

Alfons. Und wenns nun vorbey iſt — wenns nun vorüber gezogen iſt, weggeweht von einem wohlthätigen Sturme, wie erquickend iſt dann die Kühle darnach! — Das erſte Wiedergefühl, das erſte Anwehn der abgeglühten Luft, — nach all der brennenden Hitze! Das ſichtbare Wiederaufleben der faſt verſengten Flur — der erfriſchende Wohlgeruch der ſich aufſchließenden Natur, von Feld und Blumen umher, —

Gräfin. O ja, dies Gefühl iſt einzig — wohlthätig. —

Alfons. Und können wirs eher haben, als nach dem Gewitter?

Gräfin. Ach! daß mans oft ſo theuer erkaufen muß!

Alfons. Wie jede Erdenfreude.

Gräfin. Müßt' auch Ihr die theuer erkaufen?

Alfons. Ich bin ein Erdenſohn. — (auf die übrigen deutend) Seht da, der Marquis von Villena mit unter der Menge!

Gräſin. O! laßt uns einen andern Gang einlenken! — ich bitt' Euch.

Alfons. Unmöglich! — es iſt zu ſpät — es verräth zu viel —

Gräſin. Laßt es! laßt es! — das ſoll's! —

Alfons. (ſich umſehend) Es iſt kein Seitengang nahe.

Gräſin. Ich haß' ihn, wie die Schlange. — Ich fliehe ſie, und doch folgt ſie auf dem Fuße mir nach, umwindet mich faſt, ſchlingt mich faſt in ihre Kreiſeln.

Alfons. Seine Aufdringlichkeit iſt bekannt.

Gräſin. Und wie unausſtehlich ſind dann Männer!

Alfons. Und doch bald ganz Euch aufgedrungen;

Gräſin. Nimmer! nimmer! —

Alfons. Seht! da iſt er! kömmt da ſchwebend im Flug auf Euch zu.

Gräſin. O Gott! — (das Geſpräch wird allgemein.)

V.

(Pallaſt des Don Juan von Luna)

Katharina von Sandoval, und Gräſin von Luna.

Sandoval.

Und Du wähnteſt alſo wirklich, daß deine geheime Neigung zu Alfons mir unbemerkt bleiben ſollte?

Gräſin. (verlegen ſtockend) Aber — ich weiß nicht —

Sandl. Nein, gutes Kind, ſo leicht entgeht dem Mädchen Mächenſchwäche nicht.

Gräſin. Aber — wie könnteſt Du —

Sandl. O! (ſchalkhaft lächelnd) ich ſah es an deinem Farbenändern, wenn Du Alſons nur erblickteſt — an deiner Verwirrung, deinem ſichtbaren Freudegefühl in dem lieben, ſanften, ſchmachtenden Augen, wenn's Geſpräch auf ihn kam, — an deinem gezwungenen ängſtlichen Schweigen, wenn Du mit ihm warſt.

Gräſin. Ach ich durfte — durft' es ja nicht wagen.

Sandl. Nicht einmal, es deinen Freunden zu entdekken? Deiner Sandoval? —

Gräſin. Keiner weniger als ihr. —

Sandl. Wie! Wie das? warum das? — (Gräſin ſchweigend) — Sag Mädchen! mir nicht?

Gräſin. (verwirrt) Ach! ich kannte ja deine Verhältniſſe mit Alſons.

Sandl. (hämiſch – doch milde) Kannteſt Du? und ich ſebſt kannte ſie noch nicht.

Gräſin. Nun denn, deinen Umgang mit ihm. Ich fürchtete, mit dem Gedanken an ihn die Freundſchaft zu beleidigen.

Sandl. (Feſt) So überzeuge Dich jetzt, wie wenig Du ſie kannteſt, wie ſehr Du Dich irrteſt. — Alſons ſey Dein!

Gräſin. Spotteſt Du des ſchwachen liebenden Mädchen?

Sandl. Dann ſpottet' ich meiner ſelbſt. —

Gräſin. Aber wie iſt das? Wie ſagteſt Du? Alſons ſey mein?

Sandl. (wie eben, doch mit merkbarem Gefühl von Aufopferung) Sey Dein!

Gräſin. Und ich dacht' ihn Dein. (ſchnell) Haſt Du mit ihm gebrochen?

Sandl. Wer könnte das mit Alſons? —

Gräſin. (im vorigen ſchwankenden Tone) Glaubte, Du liebteſt ihn? — Du liebteſt ihn nicht mehr?

Sandl. (ſtark) Liebe' ihn —

Gräfin. (ſchnell) Nun?

Sandl. Lieb' ihn noch —

Gräfin. (erſtaunt) Und?

Sandl. Und eben weil ich ihn liebe — — tret' ich Dir ihn ab.

Gräfin. (mit Erſtaunen und Freuden) Trittſt Du mir ihn ab? — —

Sandl. Nun ja — ich kann ſein Glück nicht machen, Du kannſt es.

Gräfin. Und dieſen Sieg könnteſt Du erringen? Ueber Dich ſelbſt erringen?

Sandl. Was vermag wahre — reine Liebe nicht? —

Gräfin. Aber ſolch' ein Opfer!

Sandl. Iſt ſüß, wenn man's der Freundſchaft bringt, ſüßer noch bringt man's der Liebe.

Gräfin. Große Seele!!

Sandl. Und ohne Opfer, was iſt Freundſchaft und Liebe?

Gräfin. Aber es muß bluten?

Sandl. Könnt's wohl Opfer heiſſen, wenn's nicht blutete?

Gräfin. (mit innigſtem hohen Gefühl) Großmüthige! — Nur Katharinens von Sandoval hohe Seele iſt dieſes auſſerordentlichen Gedankens fähig.

Sandl. Hätt' ich wohl je eine vertrautere Freundinn als Dich? Wir von gleichem Alter, mit einander erzogen — Gefährtinnen auf unſres Lebens erſter Roſenbahn — Geſpielinnen bey unſern kindiſchen Spielen und bey den Vergnügungen des reifern Mädchens.

Gräfin. (Voll froher Rückerinnerung) In welche ſeelige Zeiten führſt Du mich wieder zurück? Du Gute! — Reiner, unſchuldiger als die jetzigen!

Sandl. Von jeher war das, was die Eine wünſchte, auch der Andern Lieblingswunſch.

Gräfin. O ja! immer wareſt Du die Schweſter-Seele der meinen, ſtohleſt mir oft den geheimſten, mir ſelbſt zuweilen noch nicht klaren, Gedanken heraus.

Sandl. So ſorgſam ihn auch oft die kleine Heimliche zu verbergen ſtrebte, — auch noch ſtrebte.

Gräfin. Als ich ihn zum erſtenmal ſah! Ihm ſchon da mein Herz vor allen Männern entgegenſchlug! Wie konnt' ichs da ahnden, daß es je an ſeinem ſchlagen ſollte? Und hernach, ſo oft ich ihn erblickte, immer gab's mir hier einen Stich, jagte mir's das Blut ins Geſicht.

Sandl. O! ich ſah' es — ſah' es oft.

Gräfin. (beſchämt aufblickend) Ich bin ja Mädchen.

Sandl. Und iſt da nun noch jener Gedanke ſo auſſerordentlich?

Gräfin. Doch immer weiblicher Lieb' und Groſsmuth höchſter Zug. (ihr an den Buſen ſtürzend) Erhabene! — In deinen Buſen laß mich weinen! — es ſind Thränen der Freude und des Danks, — — heiſſe wonnevolle Thränen.

Sandl. (Ihre Empfindung nicht länger unterdrücken können) Ich fühl' es, ſie brennen durch. (kleine Pauſe, dann ſie auf die Stirne küſſend) Beneidenswerthe!

Gräfin. (mit überſtrömender Leidenſchaft) O ja, das bin ich, das bin ich, wenn Alfons mein iſt; unausſprechlich glücklich bin ich dann! — ha — wie mir's nun hier auf einmal leichter iſt! (auf's Herz deutend) lange lag's wie Caſtiliens höchſte Felſen auf ihm, drückt es, zermalmt es beynahe und nun auf einmal hinweggenommen von der Freundin Hand!

Sandl. (etwas weggewendet ſchmerzhaft) Und hierher gewälzt nun (auf ihr Herz zeigend, ſinkt der Gräfin in die Arme) — — (Pauſe) —

Gräfin. Wenns mein Oheim hören wird!

Sandl. Hat ſchon ſelbſt darüber mit dem Ritter geſprochen.

Gräfin. (freudig erſchrocken) Und Alfons? —

Sandl. Heute wird er entſcheidende Antwort bringen.

Gräfin. (mit banger Ahndung) Heute? — Gott! wenn er mich ausſchlüg!!

Sandl. Wer in der weiten Welt könnte das?

Gräfin. Alfons.

Sandl. Scheinſt ihn gut zu kennen, liebes Mädchen.

Gräfin. Er iſt ein Mann, hat ſeine eigenen Launen.

Sandl. Wie wir Mädchen.

Gräfin. Wie oft — ach wie oft dacht' ich den Wunſch ingeheim, er mögte nicht für Dich — denn ach, das war nur zu ſichtbar! — mögte für mich empfinden!

Sandl. (freundlich verweiſend) Begehrende!

Gräfin. Und — ſoll ich dir alles ſagen? — Doch ja, es ſoll nun alles heraus, oft wollt' ich zuerſt ſprechen, oft durch irgend einen verſteckten Wink — es ſoll ja ſo oft von uns Mädchen geſchehen — mich ihm ſelbſt antragen.

Sandl. Und Du hätteſt Muth dazu gehabt?

Gräfin. (fortfahrend) Aber immer hielt mich die Furcht vor ſeinem Abweiſen zurück. Nicht hoſſen konnt' ich, Dich bey ihm zu verdrängen, durch alle meine Beſtrebungen ſeine Anhänglichkeit an Dir zu ſchwächen, — Dich loszureiſſen von ſeinem Herzen.

Sandl. Würklich? ſo gefährliche Entwürfe konnteſt Du wider mich ſchmieden?

Gräfin. (Ihr am Buſen — ihr Geſicht verbergend) Sieh ſo treuloſe Gefühle tobten in dem Herzen, das ſo oft an dem Deinen pochte, nach deſſen Pochens Urſache Du ſo oft mich fragteſt, es nie recht erfuhreſt. —

Sandl. (lächelnd) Die liebe Heilige! wer könnt' auch in dem matten ſanften Auge ſolche Tücke leſen? In dem geſenkten ruhigen Madonnen Blick ſolch' ein heimliches Verlangen? — (ſie an's Fenſter führend) Siehſt Du dies ſtille friedliche Waſſer? Wer ſollt's ihm anſehen, Daß es — ſo ſanft es jetzt dahin gleitet — ſich über ſeine Ufer herausdrängen, alles überſtrömen könnte in ſchäumenden tobenden Wellen, niederſtürzen könnte mit gräßlichem Gepraſſel, mit ſich hinreiſſen in ſeine Strudel?

Gräſin. O! der gefährlichſte Strudel iſt der Menſch. Das ſtrömt! das wogt! das wallt über! — verzeihe! verzeihe! (nach einer kleinen Pauſe) Nun und der Marquis von Villena? von dem wär' ich nun frey?

Sandl. Du kennſt ja deines Oheims Haß gegen alles, was ſich Villena nennt. Des Marquis Bewerbungen auszuweichen, ſucht' er ja einen jungen Mann der Anſehn und Muth genug hat, es mit Villenas aufzunehmen.

Gräſin. Ach! und den hat Alfons.

Sandl. Braucht nicht der Villena's mächtigen Einfluß zu befürchten, haßte ſchon den Günſtling Pacheco, noch ehe er Marquis von Villena ward, ehe ihn Bertrand von Kueva zu verdrängen begann; denn ſeine Laune iſt's einmal, nie eine Anhänglichkeit an einen Günſtling zu zeigen.

Gräſin. Und alles ſucht ſonſt die Günſtlinge, macht ihnen den Hof, und er! — Doch, wenn iſt er nicht beſonders!

Sandl. O ja, man iſt der liebenswürdigen Beſonderheiten ſchon manche an ihm gewohnt. — Wo andre ſeufzen, — ſtürmt er, — wo andre klagen, ſingt er ſich ein Lied, wo andre mit Vorwürfen peinigen, macht er den Reuigen; giebt nach, wo andre trotzen; wo andre auf den Knieen liegen, macht er den Stolzen; wo andre kriechen, — iſt er der Herrſchende.

Gräſin. O! alles das macht mir den Sonderling um ſoviel theurer, zieht mich unwiederſtehlich zu ihm hin.

(Duett mit Muſik.)

(Noch vor dem gänzlichen Ende des Duetts, jedoch erſt bey der Wiederhohlung, hält die Gräſin ans Fenſter blickend, auf einmal inne, Sandoval ſtaunt auch. Die Muſik hört auf.)

Sandl. Was iſt Dir? Du wirſt blas? weis wie die Lilie!

Gräſin. (mit ſichtbarſter Verwirrung) Er kömmt!

Sandl. (Durchs Fenſter ſehend) Alfons! — Nun der entſcheidende Augenblick.

Gräſin. Kömmt gerade, da Du biſt! (mit ſchneller Beſorgniß) weiß er's daß Du bey mir biſt.

Sandl. (ſanft verweiſend) Eiferſüchtige! — Nein er weiß es nicht.

Gräſin. Doch! Auch Du zeigeſt Verwirrung, deine Farbe verwandelt ſich —

Sandl. (verlegen) Nun — Nein — warum ſollt' ich?

Gräſin. Du ſtockſt! — könnteſt Du der Freundin vergeſſen?

Sandl. (wieder gefaßt) Ich verzeih' es der Liebenden, daß ſie der Freundin vergißt.

Gräſin. Vergieb Liebe! — er kam ſo eilend, —

Sandl. Das iſt ja immer ſein Hang, raſch und kraftvoll.

Gräſin. Still! — da — das Geräuſch die Gallerie hinauf;

Sandl. Wenn er hierher käme!

Gräſin. (Abgeſpannt) Nein, es geht vorbey.

Sandl. Er geht zu deinem Oheim —

Gräſin. (klingelt)

(— Ein Diener kömmt —)

Gräſin. (zum Diener) Wer kam da?

Diener. Ritter Alfons.

Gräſin. Nach wem fragt' er?

Diener. Nach Eurem Oheim.

Gräſin. (ſich ſelbſt vergeſſend) Nicht auch nach mir? (mit hoher Röthe)

Diener. Er wolle zum Don Juan, ſagt' er.

Sandl. (für ſich) Siehe! da rennte einmal wieder das Mädchen Herz dem Verſtande davon.

Gräſin. (halb zur Sandoval, halb für ſich) Gott! wie ich mich vergaß!

Sandl. Don Juan iſt doch zu Hauſe? Nahm ihn doch an?

Diener. Eilt' ihm entgegen, ſobald er ſeinen Namen hörte.

Gräſin. (raſch, mit wieder einiger Freude) Eilt ihm entgegen!

Sandl. (zum Bedienten) Wenn der Ritter wieder fortgeht, ſagt es uns. (zur Gräſin) Nicht?

Gräſin. Ja — ja.

(Diener geht)

Gräſin. (zur Sandoval) Wie ich mich vergaß vorhin! — Hörteſt Du? — ob ers bemerkte?

Sandl. O die Bedienten bemerken oft mehr als wir glauben.

Gräſin. Es ſtrömte heraus eh' ich's wuſte, ehe ich's noch zu denken glaubte.

Sandl. Es iſt zu voll — ſiedet über, und ſchwer iſt's da, zurückzuhalten, zu gebieten, daß es nicht überſiede.

Gräſin. (ihr in die Arme) Er iſt nun bey ihm! mir ſo nahe, und doch vielleicht ſo fern! auf immer!

Sandl. O! nicht das — beunruhige mit eitelen Befürchtungen Dich nicht! gute Seele! hab mehr Selbſtvertrauen auf Dich!

Gräſin. Ach! (in Sandov. Augen blickend) Dieſem Spiegel gegenüber — wie klein muß das ſeyn! wie weit ſeh' ich mich unter Dir!

Sandl. (drückt ſie feſt an ſich) Sieh hier deine Widerlegung! — (Pauſe) —

Gräfin. (auf ſpringend) Wenn er mich ausſchlüge! — (mit banger Ahndung) wenn er mich ausſchlüge! ich überlebt' es nicht — vergieng vor Scham, kröch in die Erde hinab, fliehe jedes Menſchengeſicht (unruhig umhergehend). —

Sandl. (indeß auf der andern Seite) Wenn er den Muth hätte, ſie mir ausſchlüge! Ich glaube — ich könnte — o das riß mich ganz zu ihm hin, ließ mich nicht weiter widerſtehen. — o was weiß ich, was ich alles thät —

Gräfin. (auf einmal durchſchüttert) Ich höre — er geht — Gott ſteh mir bey!

Sandl. Ja er iſt's — es iſt ſein Ton er ſcheint kalt, bitter; — kommt näher.

Gräfin. (mit Freuden-Ausruf) Näher zur Thüre hieher —

Diener. (kömmt herein) Der Ritter geht.

Gräfin. Doch nicht hinweg?

Diener. So eben die Treppe hinab.

(Schnell auf einander.)

Sandl.
Gräfin. (zugleich.) Und nicht hier herein!!

Don Juan. (vor der Thüre, mit ſtarker polternder Stimme und bitterm Hohn) Viel Glück dem irrenden Ritter!

Gräfin. Gott! Gott! — mein Oheim!

Sandl. Er ſcheint ſehr aufgebracht.

VI.

(Stellenweiſe Muſikbegleitung)

Don Juan (zu den andern hereinſtürzend, glühend und zitternd vor Zorn.

Gräfin. (ihm entgegenfliehend.)

Nun Oheim! wie iſt's, wie iſt's?

(Don Juan wirft ſich ſchweigend in einen Stuhl.

Sandl. (höchſt geſpannt) Wenn er's vermocht hätte!

Gräfin. O! ich ſeh's, — ich ſeh's — leſ' es in Euren Blicken —

Don Juan. Mädchen! Mädchen! welch' eine Furie läßt Dich das rathen?

Gräfin. (zitternd) O! dies flammende rollende Auge, Oheim!

Don Juan. (ſpringt auf, geht wild umher.)

Sandl. (fortſetzend) Dieſe emporſtrebende zitternde Lippe! dies Zähneknirſchen! — dieſer dumpfe bebende Ton! — dieſer ſchnelle vorſchiebende Gang!

Gräfin. (ſchmerzvoll.) Ja, ja! ſagt's nur heraus, Oheim! ſagt's nur. Er ſchlug Dich aus.

Don Juan. (hervorgepreßt) Nun ja, Mädchen! (ſie mit Wuth bey dem Arm ergreifend, dann etwas ſanfter von ſich ſchleudernd) Er ſchlug Dich aus.

Gräfin. (ſinkt nieder auf einen Stuhl.)

Sandl. (indeſſen mit unwillkürlichem Ausbruch vom Triumph und unnunterdrückbarer Freude) Großer Liebender! (zur Gräfin) faß Dich, Liebe!

Gräfin. (wimmernd.) O! meine Ahndungen! — meine Ahndungen!

Sandl. Meine theure Seele! noch iſt ja nicht alles verloren.

Don Juan. (mit kochender Wuth) Nein — nein, das iſt's nicht — ſoll's nicht ſeyn! — ſollſt — (äuſſerſte Bitterkeit) ſollſt Marquiſin werden, Mädchen! — auf ihn herabſehen! — hoch, hoch auf ihn herabſehen! — ihm kaum danken, wenn er Dich grüßt — (lachend) Ha! wie wird's der Bettler bereuen!

Gräfin. (ihn bey der Hand faſſend und fürbittend) Ihm keinen Schimpf! (äuſſerſt weich) Er konnte — konnte mich ja nicht lieben. — Warum kam ich zu ſpät? — ſein Herz war ſchon voll — voll von andern ſtärkern Reitzen — — Sandoval! (ihr an den Hals ſinkend.) (Pauſe.)

Don Juan. (von neuem aufkochend.) Don Juan von Luna's Nichte! Enkelin des Alvar von Luna! des ſo Albekannten! deſſen Namen die Geſchichte mit blutigen Buchſtaben aufgezeichnet hat! zu Kaſtiliens ewiger, bleibenden Schande! — Die reichſte Erbin im Königreich! (ſchnell ſich zur Sandoval wendend.) Verzeiht Fräulein! auch ihr ſeyd ein ſchönes, holdes Mädchen — aber ſeht! ſeht ſie an! (auf die Gräfin zeigend) ſeht ſie an! Dieſe Sanftheit — dieſe Milde! — und er ſchlug ſie aus! (ſtampft mit dem Fuß.) Teufel! Teufel! Teufel! — ſchlug meine Nichte aus!

Sandl. Beruhigt Euch, edler Don Juan! vergeßt des Blinden, Gefühlloſen!

Gräſin. Nicht des Gefühlloſen! nicht des Blinden! — o! er hat der Augen — der Gefühle zu viel. (geht im Zimmer umher, die Hände zuſammengeſchlagen über der Stirn und jammernd) O! meine ſchwachen, erbärmlichen Reitze! (wankt, händeringend, nach einem Seſſel, fällt auf ihn nieder.)

(zugleich.)

Don Juan. (äuſſerſt erſchüttert) Mädchen! (ſtürzt auf ſie hin.)

Sandl. (voll Schreckens auf ſie zu) Nach Hülfe! — nach Hülfe! (von ihr hinweg, ſtürmt mit der Klingel, dann wieder zu ihr hin, dann wieder zur Thüre, rufend und jammernd.)

Don Juan. Sie ſtirbt! ſie ſtirbt! die Augen feſt geſchloſſen! kalter Todesſchweis auf der Stirne! Leichenbläſſe überall! (wieder in Wuth) wart', das ſollſt Du entgelten! — jeden Tropfen dieſes Todesſchweißes will ich Dir wieder erpreſſen — jeden Tropfen Bluts auch aus deinem Geſicht wegblaſen. (vor ihr nieder auf die Knie) Wenn Du ſtirbſt — hier — auf dieſer eiskalten Hand ſchwöre ich Dir's Mädchen, Dich zu rächen aufs blutigſte!

(Bediente und Zofen ſtürzen herein, in Verwirrung.)

Sandl. Nun geſchwind' in ihr Gemach! — Hier faßt ſie an! – tragt ſie ja ſanft!

Don Juan. Ha! das kann ich, meine alten Knochen ſind noch nicht zu morſch für ſolch eine theure Laſt.

(Hebt ſie empor aus dem Stuhl, umſchlingt ſie mit beyden Armen und trägt ſie, küſſend, hinaus. Alles folgt in Schmerzensbetäubung und jammernd nach.)

VI.

König Heinrich zur Rath. von Sandoval eintretend.

König. (mit dem ihm höchſt möglichen Ausdruck von Empfindung.)

Theilt meine Freude mit mir, Sandoval!

Sandl. (kalt) Nun?

König. Der Kurier — (hält inne, Sandovals Antwort erwartend) der eben ankam — (wieder innehaltend) aber ſo freuet Euch doch mit mir!

Sandl. Mich freuen, eh' ich noch der Freude Veranlaſſung weiß?

König. Jede Menſchenfreude muß auch Euch Freude machen.

Sandl. Wohl nicht immer.

König. Aber Eures Königs?

Sandl. (mit ſtudierter Unterwürfigkeit) Ja, dann —

König. Nun — der Kurier, der eben ankam, er kömmt von Rom, bringt mir vom heiligen Vater die Diſpenſation zur Eheſcheidung.

Sandl. Und die Königin Blanka?

König. Hat nun Befehl, nach Navarra zurückzukehren.

Sandl. Aber der Ruf, den ſie nun von Euch mit dahin bringen wird,

König. Soll Johanna von Portugall ſchon widerlegen — Aber was iſt Euch, Sandoval? Ihr wendet Euch hinweg? (Sandoval ſchweigt, den Blick zur Erde geſenkt)

König. (fortfahrend) Warum dieſer finſtre, melancholiſche Zug zwiſchen Aug' und Stirn, warum verzieht die Falte dieſen ſonſt ſo freundlichen Mund? — was iſt Euch? — ſagt! hat Euch jemand beleidigt? — — nennt mir ihn! nennt mir ihn! die ſchaudernſten Strafen warten ſein.

Sandl. (lächelnd) Ihr würdet doch wohl ſeiner ſchonen; Er iſt zu nah mit Euch verwandt, zu eng vereint. —

König. Entſchuldigt nicht, und wär's mein Bruder.

Sandl. Mehr noch! mehr noch!

König. Mehr noch? und wer iſt mir näher?

Sandl. (verſteckt) Doch noch Einer.

König. Das könnet nur Ihr ſelbſt ſeyn.

Sandl. (ſchalkhaft lächelnd) Wirklich? So wenig gölt' Euer werthes Selbſt bey Euch?

König. (verlegen) Aber — was iſt das? — wie meint Ihr das? (etwas feſter) Nun ſey's auch, wer es ſey, nur ſagts!

Sandl. Und Ihr wolltet mir Recht verſchaffen? — das Unrecht vergüten?

König. (nach einigem Schwanken) Ja — nun? wer hat Euch beleidigt?

Sandl. (ſtark) Ein König.

König. (betroffen) Und welcher? womit?

Sandl. (bitter) Ha! wieder einmal brach ein König ſein Wort.

König. Und das bringt Euch ſo auf!

Sandl. Er brach mir das Wort.

König. (verwirrt) Welches? — Wer konnte das thun?

Sandl. (ſich tief verbeugend) Den ich ſo eben das Glück habe, vor mir zu ſehen.

König. Ich ſelbſt?

Sandl. (verbindlich, bitter) Ihr ſelbſt, mein König!

König. Aber wo? wenn? — bey Gott! ich erinnere mich nicht —

Sandl. Erinnert Ihr Euch nicht des Verſprechens, das Ihr für den Alfons mir gabt?

König. (ſich wieder faſſend und verächtlich) Ich!

Sandl. Verſpracht mir für ihn das dem Marquis von Villena abgenommene Großmeiſterthum, (ihm feſt in die Augen) und heute nimmt — (mit treffendem Nachdruck) Euer Bertrand von Kunva die Glückwünſchungen darüber an.

König. Pah! nichts mehr als das?

Sandl. So? nichts mehr? Iſt's nicht viel genug, daß Könige ihr Verſprechen nicht halten?

König. Können ſie's allemal, wenn ſie auch wollten?

Sandl. Und was hinderte Euch für Alfons, wenn ich bitten darf?

König. (empfindlich) Alfons! und immer Alfons! wahrhaftig Fräulein! Ihr nehmt Euch ſeiner ſehr angelegentlich an!

Sandl. Thu's immer, wenn ich mich einmal eines Menſchen annehme.

König. (hämiſch) Vornehmlich, wenn es mit ſo vielen Vergnügen geſchieht — das Herz ſelbſt dafür ſchlägt!

Sandl. Wie es immer ſoll für den Freund.

König. (wie oben) Freund? — Hm! man weiß ſchon, was dies Wort im Frauen-Munde heißt.

Sandl. (etwas verlegen und ſich wegwendend, ſchweigt)

König. Doch beſonders! Der große Antheil, den Ihr an ihm nehmt — wirklich — es macht mich ſtaunen — aufmerkſam — (ſteigender Affekt) macht mich eiferſüchtig. —

Sandl. Eiferſüchtig! (lachend) Hm! Ihro Majeſtät gefällt's, meiner zu ſpotten.

König. (milder) Sandoval! — Sandoval! — verſtellt Euch nicht!

Sandl. Aber Eiferſucht, wo nicht Liebe ſeyn kann?

König. Und es wär' Euch würklich noch unbekannt, daß allerdings Liebe da ſeyn kann? (Sandoval wendet ſich weg. Der König geht ihr nach. Kleine Stille)

Sandl. (wieder gefaßt, mit deutungsvollem Spott) Und wohin ſoll ſie führen, dieſe Liebe?

König. Wie Ihr ſo fragen könnt! — (leicht hin) Wo gewöhnlich Hof-Liebſchaften hinführen. — Ihr ſeyd die Dame meines Herzens, und das könnt Ihr mir — wär's auch würklich mit all' Eurem Nichtwollen — nicht hindern, könnt — wenn ich auch Euch nicht der Mann Eures Herzens bin — mir's doch nicht wehren, Euch die Dame meines Herzens zu nennen.

Sandl. Und Eure neue Gemahlin?

König. Iſt nur Gemahlin.

Sandl. Wahrhaftig?

König. Kann mich unmöglich hindern, Euch den Hof zu machen.

Sandl. Aber warum eben mir? Euer Hof iſt ſo arm nicht an Damen, die weit ſchöner, weit reitzvoller, Eurer Aufmerkſamkeit weit würdiger ſind, daß Ihr Eure Zuflucht zu mir nehmen müßtet.

König. Ich würde mir's ſelbſt nicht vergeben, wär' meine Neigung zu Euch blos Zuflucht. —

Sandl. (lächelnd) Und Ihr werdet Mühe haben, mich es anders glauben zu machen.

König. (ſehr gefällig) Auch mit meinem ganzen Beſtreben, Euch zu gefallen, nicht? nicht mit der ſichtbarſten Auszeichnung?

Sandl. Ich finde mich all' des zu unwerth. (abbrechend) Ich bitt' Euch — brechen wir davon ab! — Gefäll't es Euch heute nicht, auf die Promenade zu gehen?

König. Iſt Euch meine Gegenwart denn ſogar läſtig?

Sandl. (mit ſtudierter Verbindlichkeit) O! das kann eines Königs Gegenwart nie.

König. Ich weiß nicht, Sandoval! — Ihr ſeyd heute ſo voll Hof-Freundlichkeiten, Ihr habt Euch vorgenommen, Euer Paradepferd zu reiten, und tummelt Euch ſo weidlich darauf herum, daß Ihr mich fortjagen werdet. — (ſanfter) Ich bitt' Euch, ſtimmt den kalten Zeremonienton herab; ſeyd wieder das gute launigte Geſchöpf, das Ihr ſo oft ſeyd. —

Sandl. (indeß am Fenſter ſtehend)

König (fortfahrend) verhüllt Eure Empfindungen nicht hinter gefühlloſe Gemeinſprüche ſklaviſcher Schmeicheley, ſeyd natürlich, wie ihrs ſo oft ſeyn könnt, — wie's Euch ſo liebenswürdig läßt. —

Sandl. Das kann ich nur, wo alles gleich mit mir iſt, gleich mit mir denkt.

König. Und bin ich das nicht? — und kann ich das nicht? — ſagt! liebe Sandoval! kann ich das nicht?

Sandl. Und Ihr könntet Euer Wort brechen, das Ihr mir gabt?

König. (verdrüßlich) Schon wieder? Ich gab's Euch auch ja noch nicht feſt — wollt' Euch blos ſchweigen machen, abbringen vom Geſpräch über Alfons, (beſtimmt) denn gerade heraus — ich lieb' ihn nicht.

Sandl. (lächelnd) Ja denn, das iſt gerade genug; aber warum nicht? wenn ich mich das zu fragen erkühnen darf.

König. Haßt' ihn ſchon ſeit langer Zeit.

Sandl. Haßt' ihn? — doch noch immer hebt dies meine Frage noch nicht auf.

König. (immer im vorigen Ton) Konnt' ihn nie recht leiden.

Sandl. Und war doch Eurer Geſellſchafter einer, eh' Ihr den Thron beſtiegt, und wie's ſchien, der nicht ganz Unbegünſtigte.

König. Nun ja — da wol — doch konnt ich immer ſeinen Starrſinn nicht leiden, niemand wagt' es, mir ſo zu widerſprechen, als er, widerſetzt ſich ſo oft meinen Lieblingsneigungen, ſchloß von ſo vielen ſich aus, was ich angegeben hatte, von den andern mit Jubelgeſchrey ausgeführt ward.

Sandl. Ha! er war alſo unbeſonnen genug, in Euch den König zu beleidigen? Ja freylich! das hätt' er nicht thun ſollen, das war unklug gehandelt.

König. (mit Spaniſcher Aufgeblaſenheit) Nur Ehrfurcht für ſeinen König mußt' er nicht verletzen, nicht ſeinen Abſtand vergeſſen.

Sandl. (zweydeutig) Allerdings — —

König. Oft ſchon kam er meinen Lieblingswünſchen in den Weg, trafen wir uns auf einem Punkt zuſammen — — (ſchnell heraus), vertritt er mir, fürcht' ich, noch jetzt den Weg zu Euch.

Sandl. (wie zuvor) Das kann er wol nicht. —

König. (Mit Entſchluß) Aber ich will mir ihn nicht mehr von ihm vertreten laſſen, will frey ſeyn — will den Alfons entfernen.

Sandl. (aufmerkſam gemacht) Entfernen vom Hofe? (wieder einlenkend in ihren launigten Ton) Ich fürchte, das wird ein großes Schrecken für die Damen geben.

König. Und vornehmlich für Katharinen von Sandoval?

Sandl. (leichthin) Die wird ſich zu tröſten wiſſen. Aber wer wird nun ſo viel Luſtbarkeiten anſtellen? ſo viel Spiele angeben?

König. O! es werden ſich der ſchon mehrere finden am Hofe, die dieſe Kunſt können, es iſt, dem Himmel ſey Dank, noch keine Theurung an Rittern, die den Frauen zu hofiren wiſſen. Es ſoll deshalb nicht an Kurzweil für Euch fehlen. Ich will ſelbſt auf Luſtbarkeiten ſinnen, ganz neue Feſte anſtellen, die prunkvollſten Stiergefechte halten laſſen. —

Sandl. (mit affektirtem Beyfall) Ja, wenn Ihro Majeſtät ſelbſt ſich mit den Kleinigkeiten abgeben wollen, denn kann's an Unterhaltung und Glanz nicht fehlen.

König. Euch Frauen doch immer das Willkommenſte, Eurer Eitelkeit das Schmeichelhafteſte.

Sandl. In der That, Ihr ſcheint uns gut zu kennen.

König. (ſchalkhaft ſeyn wollend) Und ſollt' ich das nicht nach ſo langem Umherſchweifen unter Euch?

Sandl. (mit ſchneller Wendung) Ach! eh ich's vergeſſe — ein Page brachte mir heute dieſe Perlen; vermuthlich war ein Irthum dabey, ſollten ſie nicht für mich.

König. Für wen ſonſt am ganzen Hofe?

Sandl. (als hätte ſie's nicht gehört) Wollt' Ihr erlauben, daß ich ſie Euch wieder zuſchicken darf?

König. Wenn Ihr mich auf immer unwillig ſehen wollt, ja.

Sandl. Aber —

König. Aber — ich bitte —

Sandl. Solch' eine Koſtbarkeit!

König. Solch' eine Kleinigkeit! — kein Wort mehr davon! — Ich weiß freylich wol, daß dies Haar keines künſtlichen Putzes bedarf, aber unmöglich kann es Schönheit übel nehmen, wenn Kunſt ſie noch zu heben ſucht.

Sandl. (wieder ablenkend) Aber wir kommen davon ab, wie Ihr den Ritter entfernen wollt, wohin ihr ihn verbannen wollt.

König. Keine Verbannung! nur entfernen will ich ihn eine Zeit, Nahrung geben ſeinem Hange zu Stolz und Pracht.

Sandl. (verbindlich) Und entfernen von Eurem Hofe?

König. Um ihn an einem andern glänzen zu machen.

Sandl. (ſtutzt)

König. (fortfahrend) Ihr wißt, der Herzog von Medina iſt eben im Begrif nach Portugall abzuziehen, mir eine neue Gemahlin zu holen. Alfons ſoll ihn begleiten. Ich kenne ſeinen Verſchwendungsgeiſt! er wird der Geſandſchaft Ehre machen.

Sandl. Aber ſein weniges noch übriges Vermögen, ſeine zerrütteten Güter! —

König. (unbekümmert) Er wird ſich ſchon zu helfen wiſſen.

Sandl. Müßt' es machen, wie andre Geſandten, müßte Schulden machen (mit einer ſchnellen Tonwendung) doch nein, da wüßt' ich doch noch ein ander Mittel für ihn.

König. (aufmerkſam) Und das wäre?

Sandl. Eine reiche Heyrath.

König. (boshaft) Doch nicht mit Euch?

Sandl. (ernſt und ſchmerzhaft) Verdien' ich dieſe Demüthigung? Iſt's mein Fehler, daß mein Vater zu lang und zu ſehr am Hofe lebte, um ſeinen Kindern nicht genug zu hinterlaſſen?

König. Nun! — nein, ſo meint' ichs ja nicht, verzeiht! Ihr wißt ja die Quelle, aus der es kam.

Sandl. (etwas weggewandt) Sie war ziemlich trübe.

König. Nun alſo! wißt Ihr ſonſt ſchon jemanden für den Alfons?

Sandl. Wüßt' ihn.

König. Und wer wär' das?

Sandl. Don Juans reiche Nichte, die Gräfin von Luna.

König. Um die bewerben ſich die Villena's ja ſchon — mit einer Wärme, mit einem Eifer, als beruhte Ihr ganzes Glück darauf.

Sandl. Und könnt' es in der That auch ſehr befeſtigen; denn die Villena's, für ſich ſelbſt ſchon reich genug, ſchon als Pachecos noch — von Eurem edlen Vater empor gehoben, wie mächtig würden ſie durch dieſe Verbindung nicht werden! hatte ſich nicht ſchon der Gräfin Großvater unter der vorigen Regierung ſo furchtbar gemacht? und nun durch die Güter der Villena's noch vermehrt, was könnte man da nicht alles zu beſorgen haben? — der gedoppelten Reichthümer Beſitzer müßte doppelt zu fürchten ſeyn, — (treffend) wenn etwa eines neuen Günſtlings Aufkommen die Sonne an Villena's Himmel trübte — wenn etwa Neid über — Bertrand von Kueva's aufkeimendes Glück die Loſung darzu gäbe.

König. (verlegen) Wie meint Ihr das? wie verſteht Ihr das? wie ſoll ich dem zuvorkommen?

Sandl. (noch ernſter) Nie Günſtlinge zu groß werden laſſen. Ihr wißt, es hat oft die gefährlichſten Folgen; der Konſtable Alvar von Luna *) wie furchtbar war er am Ende nicht König Johann, Eurem Vater!

König. Ja! ja! in der That! das war er —

Sandl. (fortſprechend) Und hätt' er ihn nicht endlich für ſein Erheben büßen, ihn bluten laſſen zu Valladolid —

König. Aber, Sandoval! Ihr erinnert mich da an traurige, blutige Geſchichten, und ich komme bey Euch alle zu vergeſſen, nur Freude zu genieſſen, nur dem Gegenwärtigen zu leben.

---

*) Seine Geſchichte findet man ausführlich in der Coronica de Don Alvaro de Luna, Condestable de Castilla &c. Milan 1546. So wie Königs Johann II. Geſchichte in einer Chronik von Fernan Perez de Guzmann und andern gleichzeitigen Schriftſtellern ausgearbeitet, und auf Karl V. Befehl verbeſſert herausgegeben 1517 und 1543. Nachher 1678 in einem Auszug von Don Joſeph Martinez de la Fuente.

Sandl. Verzeiht der Unterthanin, daß ſie ſo lebhaft für ihres Herrn Intreſſe empfindet, ihn aufmerkſam gemacht auf Gefahren, die auch Ihn beunruhigen können.

König. Ich dank' Euch, ſchöne Staatskluge, aber Ihr warnt mich vor Günſtlingen, und ſcheint nicht zu bedenken, wie gefährlich Ihr ſelbſt ſeyd.

Sandl. Sey das Spott oder Gnade, beydes verdien' ich nicht. Aber Ihr ſeht ſelbſt, daß der Marquis von Villena alles in ſich vereinigt, was nur irgend von Kredit, Glanz und Anſehen in Spanien iſt; würde man ihm ſo leicht widerſtehen können, wenn es ihm einfallen ſollte, ſich wider das königliche Haus ſelbſt aufzulehnen?

König. (Mit Geiſtes Armuth) Aber wie ſollt' ich's machen? wie das abwenden? immer peinigt der Marquis mich um meine Verwendung bey der Gräfin Oheim; noch jetzt, eben als ich zu Euch gehen wollte, wartet' er meiner auf der Gallerie, und erneuerte ſein Bitten. Doch — hier nahm er ſeine Zeit ſchlecht wahr, keine Aufmerkſamkeit iſt mir unleidlicher als auf dem Wege zu Euch. Die freudevollſte Nachricht kann mir da Langeweile erregen.

Sandl. Was ſoll ich Ihro Majeſtät darauf antworten?

König. Laßt das einen freundlichen Blick von Euch thun! noch immer ſind dieſe zwo böſe Falten hier! (auf ihre Stirne zeigend)

Sandl. (ihn unterbrechend) Nun! der Marquis?

König. Ich voll Ungeduld hört' ihn nicht aus, ſagt' ihm ganz kurz: ich ſey ſeines ewigen Ueberlaufens überdrüßig, man würde ſchon der Gräfin einen Gemahl zu verſchaffen wiſſen, und ſo ließ ich ihn ſtehen.

Sandl. Da ſchon wieder ein Beweis zu Villar's Sonnenfinſterniß! — nun fürtreflich, fürtreflich! (ſanft in die Hände klopfend) Jetzt erfüllt Eure Drohung; laßt die Gräfin mit dem Alfons vermählen.

König. Ich erſtaune über Euch, Sandoval. Jede Eurer Bitten für den Alfons macht mich Euch unerklärbarer.

Sandl. Und doch iſt nichts klärer. Ich wünſche den Ritter glücklich zu ſehen, bitte um Stellen für ihn; Ihro Majeſtät geruhen ſie andern zu geben, ich ſchlage nun dieſen Weg ein. —

König. Unbegreifliche! — — Weiß die Gräfin ſchon etwas davon? wird ſie ſeine Bewerbung annehmen? liebt ſie ihn?

Sandl. Mit der ſchüchternſten, jungfräulichſten Leidenſchaft! — Ihrer Wünſche geheimſter iſt Alfonſens Beſitz.

König. Aber woher wißt Ihr das, Fräulein?

Sandl. O! ich habe ſie beobachtet, erforſcht, hab' ihr Geſtändniß errungen.

König. Und wird's ihr Oheim zufrieden ſeyn?

Sandl. Eben er wünſcht ſich ja einen jungen Mann, der fähig iſt, den Marquis zu verdrängen, hat ſchon ſelbſt den Alfons dazu auserſehen.

König. Nun dieſer Vorſchlag. — ich geſteh's Euch, noch nie war mir einer willkommner aus Eurem Munde. Soll ich von ihm ſchlieſſen auf Euer Herz?

Sandl. Und iſt das nicht Beweis genug, wie ungegründet Euer Verdacht von irgend einer geheimen Neigung gegen den Alfons, oder wie Ihr's zu nennen beliebtet, Eure Eiferſucht ſey.

König. In der That! faſt — — aber ich bin etwas ungläubig Sandoval! — gebt mir noch einen Beweis, den letzten, und ich will Euch völlig glauben, völlig freyſprechen von allem.

Sandl. Und was verlangen nach all' dem Ihro Majeſtät noch?

König. Sagt mir, weiß Alfons ſchon etwas von dem Vorſchlage?

Sandl. Weiß es.

König. Und wünſcht er deſſen Ausführung?

Sandl. (ſchweigt)

König. (fortfahrend) Wird er's wollen?

Sandl. (etwas verlegen) Kaltes, männliches Nachdenken über ſein Glück, und — dann ſeines Königs Befehl wird's ihn ſicher wollen machen.

König. (fein) Nun wol! ſo meldet ihm ſelbſt meinen Willen!

Sandl. (wie oben) Das — ich werd' es — mit Vergnügen thun — ſobald ich ihn ſehe.

König. Nein, thut es lieber gleich (er ruft ſeinen Pagen) ſchreibt ihm einen Brief, ſagt ihm alles, was ihn bewegen kann, die Bewegung mit Wärme zu betreiben.

(Ein Page kömmt)

König. (zu ihm) Schreibezeug! (Page ab)

Sandl. Aber! — wozu das?

König. Weil ich es zu gut weiß, wie viel's ihn koſten wird, eine gewiſſe Perſon zu verlaſſen, ſie der Gräfin aufzuopfern.

Sandl. Und habt Ihr von der gewiſſen Perſon der Verſicherungen noch nicht genug?

König. Nun ja — allenfalls von Euch, daß Ihr ihn nicht liebt.

Sandl. Sieh! ſieh! da war ja mit einmal die gewiſſe Perſon heraus.

König. Nun alſo, daß Ihr keine geheime Abſichten mit ihm habt, aber daß er Euch nicht liebe, es ihm nicht Ernſt ſey, er nicht verlange nach Eurem Beſitz, das, das iſt mir doch noch immer nicht klar genug.

Sandl. Und was könnt' es ihm helfen, wenn ich nicht gleiche Abſichten habe?

König. Dies eben müßt Ihr ihm zeigen, ihn unumwunden ſagen. Dies eben ſey des Briefes Inhalt und Zweck.

(Der Page bringt Schreibgeräthſchaft)

König. (zu ihm) Hieher! — geht!

Sandl. (etwas verlegen und beſtürzt) So weit glaubt' ich doch nicht, daß es mich führen würde (zum König) Aber! Ihro Majeſtät! ſolche unnöthige —

König. (ihr ins Wort fallend) Nein, nein, nicht unnöthig, ich kenne den Ritter zu gut, zu wohl ſeiner Jugend flammendes Feuer, muß von ihm alles beſorgen, unbeſonnen genug nährt er immer noch Hoffnung, opferte dieſer einzigen — (ſchalkhaft) laßt es ſeyn — ſchwachen Hoffnung ſeine andern Bewerbungen auf. Nun, dieſe Hoffnung müßt Ihr ihm ganz benehmen, Ihr ſelbſt! — denn niemanden anders wird er's glauben, nicht den überzeugendſten Anſcheinen trauen.

Sandl. (will reden)

König. (ſpricht fort, ohne ſie dazu zu laſſen) O! ich kenne den Starrkopf — Hier Fräulein! hier iſt Schreibgeräthſchaft — kommt! ſetzt Euch! ſchreibt!

Sandl. (wie oben) Aber! — zu ſchreiben an einen Mann! ziemt das dem Mädchen?

König. Wird ſich wohl ſchon mehrmahls geziemt haben — wie?

Sandl. Ihro Majeſtät glauben alſo?

König. Daß Ihr doch nicht umſonſt von Eurem Schreibmeiſter werdet ſchreiben gelernt haben.

Sandl. Ich bin eine ſo ſchlechte Briefſchreiberin —

König. Ich will Euch dictiren.

Sandl. (wendet ſich weg)

König. Kommt! Sandoval hebt ſich ja ſonſt ſo gern über Vorurtheile hinweg.

Sandl. Ach! Das iſt kein Vorurtheil — man kann ſolche Briefe ſehen — die Männer zeigen ſie bisweilen — —

König. Alfons ſoll den niemanden zeigen, ich ſteh' Euch dafür.

Sandl. (für ſich mit fliegenden Worten) Gott! was ſoll ich thun?

König. (ſie bey der Hand ergreifend und zum Tiſche führend) Kommt! (ernſt) gehorcht! und wenn ich nicht fürchten ſoll, daß alles, was Ihr mir da von Alfonſens Vermählung verſagtet, Grimaſſe ſey, unter all' der verſtellten Abneigung ein heimliches Feuer glimme, das alles Eure Abſichten nur mehr maſkiren ſoll, ſo ſchreibt! ſchreibt ihm: „ich billige ſeine Vermählung mit der Gräfin, wolle ſie ſelbſt zu Stande bringen, beföhl' ihm, ſeine Bewerbung öffentlich zu zeigen, und um der Gräfin — merkt wol! — blos der Gräfin! — jeden Verdacht zu benehmen, Euch künftig mit allen Aufwartungen zu verſchonen.“ — Kleidet das nun ein, wie Ihr wollt, verſilbert und verzuckert die Pille, wies' Euch beliebt — Ihr Frauen verſteht ja die Künſtchen, wißt ja ſonſt immer der ſchwärzeſten Sache ein helles ſanftes Gewand umzugeben, tödtet mit einem Wort, und rufet mit dem andern ins Leben zurück. —

Sandl. Sollte man doch meinen, Ihro Majeſtät ſprächen von Aerzten.

König. In der That habt Ihr auch viel ähnliches mit ihnen, nur daß jener Künſte den Körper, die Eurigen das Herz treffen. — Nun! habt Ihr's gefaßt? oder ſoll ich's Euch noch einmal wiederholen? —

Sandl. Nein, nein! mein Gedächtniß iſt, — dem Himmel ſey Dank — noch ſtark genug, nur zu ſtark für gewiſſe Dinge. Auch war, mein' ich, der Sinn Eurer Meinung klar genug, um ihn nicht zu verfehlen.

König. Wol! ſo übergebt ſie dieſem Papier, und laßt dieſes ſodann dem Alfons übergeben. Ich will indes hier Eure Orangerie beſehen.

Sandl. (ausweichen wollend) Ah! ſchön, daß Ihr deren erwähnt! — Ihr hattet heute die Gnade, ſie mir zu vermehren, ſie iſt ſo ſchön, ſteht in ſo voller ſchneeweißer Blüthe.

König. Steht ſie? — nun das freut mich, daß doch endlich einmal etwas Euch von mir geſandte Euren Beyfall hat.

Sandl. (ſchmeichelnd) O! — es iſt alles mit ſo vieler Pracht, mit ſo vielem Geſchmack gewählt. —

König. (Mit Fremdengefühl, doch aber die Schalkheit etwas durchblickend) Das erſtemal, daß ich das von Euch höre! Dank! Dank! ſchöne Schmeichlerin! Roms heutige Antwort iſt mir nicht ſo theuer, als dieſe Worte aus Eurem Munde, dieſer Beyfall von der ſo karg damit Thuenden. O! daß er aufrichtig wäre!

Sandl. Und Ihr zweifelt daran?

König. So lange Ihr mir hier den Beweis nicht gebt, ja! — Thut es Sandoval! Gebt mir ihn! und gewiß es ſey der letzte, den ich begehre.

Sandl. (für ſich) Schon wieder! (zum König) aber dieſer, bey Gott! er ſetzt mich zu ſehr aus.

König. Weniger, als Eure daurende Weigerung; Euer ängſtliches Beſtreben nach Aufſchub; denn glaubt nur, eben das macht Euch mir noch verdächtig, und bey der heiligen Jungfrau! (ſehr ernſt) ich verlaß' Euer Zimmer nicht eher, bis Ihr mein Verlangen erfüllt, ſo wie ich's Euch vorſagte, dieſen Brief ſchreibt, oder ich verlaß es im Grimm, verlaß' es auf immer — nun wählt! (Pauſe)

Sandl. Aber — ſo dringend — ſo feſt auf etwas beſtehend ſah' ich Euch noch nie.

König. So ſeht mich's jezt. — Komm' ich vom Fenſter zurück und ich finde Euch nicht ſchreibend, ſchreibend den Brief an den Alfons (hält einige Augenblicke inne) dann fürcht' ich, Ihr ſchreibt nicht viel mehr hier. (geht zum Altan)

Sandoval (allein)

Bey allen Heiligen! die Beharrlichkeit hätt' ich ihm nicht zugetraut — immer ſucht' ich ihn abzubringen — immer lenkt er wieder ein — was beginn' ich nun? — bring' ich ihn auf gegen mich, entfern' ich ihn von mir — dann ſchwindet vollends alle Hoffnung für den Alfons, kann ich vollends nicht mehr für ihn wirken, nichts mehr ausrichten für ihn — ich hörte und duldete ja bis izt den König, blos um Gelegenheit zu haben, dem Ritter nützlich zu ſeyn; und jezt all' das vergebens? — — Unſeelige Leidenſchaft! wie zerrütteſt du mein Herz! — denn ach! jezt fühl' ich's, wie ſo alles er dieſem Herzen iſt, wie es bluten wird, reiß' ich ſein Angedenken da heraus — ach! und ich vermag's doch nie. — — Nun warlich, wenn alle Opfer ſo ſchmerzen, dann wundre ich mich nicht mehr, daß die Tugend ſo wenige bekömmt. — Ich möchte ſo gern — ſo gern großmüthig handeln, aber immer ſtrebt eine verborgene Kraft mir entgegen, zieht den Arm mir zurück, der ſich ſchon dazu ausſtreckt (Kleine Pauſe, während welcher ſie nach dem Altan hinſieht) Armer König! wandelſt da unter Blumen, und ſieheſt vielleicht keine einzige, biſt umduftet von Wohlgeruch und genieſſeſt vielleicht nichts davon. — Aber recht geſehen haſt du doch! — jo! deine Augen ſind noch ſchärfer als man glaubt, als (mit verſteckter Schalkheit) dein übriges es glauben macht. — Aber Recht hat er doch, daß, ohne ſolch' eine Erklärung von mir, Alfons ſich ſchwerlich entſchlieſſen würde, um die Gräfin ſich zu bewerben. Zu groß, zu unausſprechlich groß iſt des holden Anhänglichkeit an mir; — lohne dirs der Himmel! ich kann's nicht. — — Doch ſolch' ein gewaltſames Mittel! — Er verglich uns vorhin mit Aerzten, wol! hat der Arzt nicht erſt leichtere, gelindere, eh' er die ſchmerzhafteſten wählt? — Ach! es iſt hier kein anderes, leichteres. (nunmehr mit Entſchluß) — Ich wag das äusserſte. Es wird doch noch Worte, doch noch Zeichen geben, ihm verſtändlich zu werden, ihn bemerken zu laſſen, daß ich nur gezwungen das that, was ich that, ſo handlen mußte, daß aber mein Herz — — Himmel! da kömmt er zurück.

König. (zum Altan hereinſehend) Nun?

Sandl. (ruft ihm ſchnell entgegen) Ich ſchreibe. — Nur noch wenig Minuten.

König. Aber auch nur noch Minuten (zieht ſich wieder zurück unter die Orangerie)

Sandl. (ſchreibt) „Ritter! der König billigt Eure
„Vermählung mit der reichen Gräfin von Luna,, will ſie
„ſelbſt zu Stande bringen. Er befiehlt Euch, jede andere
„Bewerbung von nun an aufzugeben, und Euch auch nicht
„durch Beſuche bey mir von den Aufwartungen abhalten
„zu laſſen, die Ihr nun allein der Gräfin widmen müßt.
„Mir befiehlt er, Euch zu vergeſſen, Euch dies ſelbſt zu
„melden. — — Mein Herz blutet (ſie ſtreicht dies durch, und
„ſetzt) Es thut mir leid, aber ich muß, ich muß dem Be-
„fehle gehorchen; Euer Glück erfodert es. Zerſtöhrt es nicht
„ſelbſt, — nehmt es nicht mit Unmöglichkeiten auf!
„das Schickſaal iſt hart, unerbittlich — —

(Der König ſcheint kommen zu wollen, Sandoval ihm entgegen rufend) Den Augenblick end' ich! (fährt fort im Schreiben)

„Vergeßt Eurer alten Verhältniſſe — weiht Euch ganz „dem neuern, Glücklicher; — doch vergeßt nie Eure al„ten Freunde. — — Es iſt der letzte Rath, den ich „Euch gebe — Ihr folgtet ihm ſonſt ja ſo gern — „(mit des Entſchluſſes ganzem Gefühl) folgt ihm auch jetzt! — „ich bitt' Euch darum — — So! (ſteht auf)

König. (Kommt, Sandoval geht ihm entgegen, giebt ihm den Brief)

Nun, meine ſchöne Schreiberin? (betrachtet den Brief mit Freude Ausbruch) Welche trefliche, herrliche Züge! als hätten Engel ſie gezeichnet, ſo frey, ſo ausgebildet, wie Sandovals Geiſt (Er lieſ't, hernach) Schön! ſchön! (lächelnd) Hab' ich nicht recht geſagt vorhin? ihr verſilbert die Pillen —

Sandl. Bleiben aber immer doch Pillen für den, der ſie einnehmen muß.

König. Dafür iſt's ein Kranker.

Sandl. (Mit vieler Bitterkeit) Und nun? iſt's nun des Beweiſes genug? — (ſtark) ich denke, überzeugendere fordert man vor einem Blutgerichte nicht.

König. Verzeiht! verzeiht! meine theure Unſchuldige! — ja, ich ſeh's nun, wie Unrecht ich Euch that, urtheilte zu ſehr nach dem Schein.

Sandl. Der oft ſo ſehr trügt!

König. Aber wen mußt er auch nicht argwohnen machen? der ganze Hof hatte gleiche Vermuthung.

Sandl. Und irrte ſich doch!

König. O! Ihr wißt nicht, wie viel Augen Euch täglich bewachten, jedem Eurer Beſuche nachſpähten.

Sandl. Und all' dieſe Augen ſahen doch ſchief!

König. Wie's oft der Fall iſt. — — (den Brief wieder erblickend) und doch fehlt noch etwas hier, meine Theure?

Sandl. Noch nicht genug? wirklich! faſt möcht' ich Euch ungenügſam nennen.

König. Nur eine Kleinigkeit noch! Vor meinen Augen übergebt meinem Pagen den Brief, daß er ihn hintrage zum Alfons!

(Er ruft den Pagen)

Sandl. Hm! faſt wundert mich der Bedenklichkeiten Menge.

König. Nur kleine Vorſichtigkeiten, nöthig bey jedem Geſchäfte in der Welt —

Sandl. (fortſetzend) Wenn ſich Menſchen nicht trauen.

(Der Page tritt ein)

Sandl. (während, dem) Und doch wohl am Ende hintergangen werden.

König. (Mit ſchnellem Ausruf) Hier das Ausgelöſchte, was bedeutet das?

Sandl. (etwas verlegen) Ich — ich hatte falſch geſchrieben.

König. (entziffernd) Herz! — Herz — ach! wollte doch das mit hinein? ſeht! ſeht! auch unwillkührlich drängt ſichs oft herzu (faltet den Brief zu) Nun! gefällt's Euch, Fräulein! den Brief hier zum Ueberbringen zu geben? (dringt ihn der Sandoval auf)

Sandl. (Mit kaum unterdrückbarer Verlegenheit giebt ihn dem Pagen) An den Ritter Alfons.

König. Ihm ſelbſt in die Hände! — Nicht?

Sandl. (haſtig) Um die ganze Welt Niemanden anders!

König. (winkt dem Pagen fortzugehen. Page geht. Sandoval ſteht indeß zum Fenſter gekehrt, ihre Unruhe zu verbergen.)

König. (Mit einmal auffahrend) Ach! mir däucht, Ihr hattet die Unterſchrift vergeſſene (ſtürmt mit der Klingel.)

Sandl. (ſich vergeſſend) O! er kennt meine Hand.

König. (dies ergreifend boshaft) Ja? Kennt er ſie? hat wol ſchon verſchiedene Briefe von Euch? (geht nach der Thüre, winkt den Pagen zurück)

Sandl. (beſtürzt, doch bald etwas gefaßt) Bedarf's erſt der Briefe? ich hof', ich ſchrieb ſchon mehr in meinem Leben.

König. (verfänglich) Das Alfons erhielt? Ich ſah' doch noch nie ſo etwas von Euch.

Sandl. (ſich hinter Artigkeit verſteckend) O! vor Ihro Majeſtät Augen wäre wol das beſte, fleißigſte von mir zu ſchlecht.

(Page kömmt zurück, der **König** nimmt ihm ſchon an der Thüre den Brief wieder ab, entfaltet ihn; dann zu Sandoval)

König. Seht, da! wirklich ohne Unterſchrift! — ich bitt' — blos des Wohlſtandes wegen. —

Sandl. (hämiſch) O ja! es iſt auch wahr, beynahe hätt' ich den beleidigt — (zweydeutig) wie ich mich auch ſo vergeſſen konnte!

König. (boshaft) Das thut man doch ſonſt bey gleichgültigen Dingen nicht. — — Nun, iſt's gefällig, Fräulein?

Sandl. (mit verſtellter Unterwürfigkeit) Nach Ihro Majeſtät Befehl (unterſchreibt) „Katharina von Sandoval.“

König. (während dem) Nein, Nein! noch traue ich immer nicht ganz. Der Brief iſt verdammt auf Schrauben geſtellt. — beſſer iſt's immer, ich entfern' ihn demohngeachtet noch.

Sandl. (übergiebt ihm den Brief; mit etwas Bosheit) Befehle Ihr, daß ich auch mein Siegel noch neben dem Namen drücke, zu mehrerer Urkund?

König. (verweiſend) Boshafte! — aber hierauf! (auf den zuſammengebrochenen Brief zeigend)

Sandl. (greift darnach, will es thun)

König. Erlaubt, daß ich das thue, Euch einer Müh' überhebe. Wir Männer ſind das gewohnter; das Wachs möchte Eure ſchönen Finger beflecken.

Sandl. (während daß der König das Siegel auf den Brief drückt) Sicher denkt er, ich verwechſele im Zumachen den Brief mit einem andern. O! Ungeheuer! Männerargwohn!

König. (zum Pagen) Nun nimm! Du triffſt mich im Pallaſt. (Page ab)

Sandl. (dies gleich benutzend, im gewöhnlichen Höflichkeitston) Gefällt's Ihro Majeſtät nicht länger zu bleiben?

König. Eben fällt mir ein, dem Pagen noch etwas aufzutragen. Bald ſeh' ich Euch wieder.

Sandl. Eilt doch nicht ſo, gnädigſter Herr! Ihr trefſt den Pagen nicht mehr — noch einen Augenblick! (ſie geht zur Orangerie, um ihn noch etwas aufzuhalten. Für ſich) Er ſoll doch den Pagen nicht mehr erreichen! (laut) Wollt Ihr nicht etwas von dem Wohlgeruch mit Euch nehmen?

König. Zauberin! (nimmt die Orangenblüthen)

Sandl. Erlaubt, daß ich ſie Euch befeſtige.

König. Dank' Euch, ſchöne Blumenkönigin! — und nun muß ich eilen.

Sandl. (halb weggewandt) Nun gewiß vergebens.

König. Doch! lebt wohl indes, theure Sandoval!

Sandl. (geleitet ihn bis vor die Thür, mit heimlichem Spott) Gehabt Euch wohl, mein theurer König!

VII.

Alfons. (in ſeinem Zimmer.)

(Der Page hat ihm ſo eben den Brief gebracht, er lieſ't ihn ſtill, die Muſik läßt inzwiſchen deſſen Inhalt rathen; ſodann ſagt er dem Pagen mit dem Reſt ſeiner Faſſung)

Sagt eurer Senderin, die Antwort hierauf lieſſe ſich nur fühlen.

(Page geht ab)

(Alfons wirft ſich in einen Stuhl in ſtummer tiefer Betäubung, die Muſik drückt ſeine Empfindungen aus. Der Brief entſinkt ſeiner Hand. Die Muſik endet wüthend. Nun ſpringt er auf einmal auf, ſtößt den Brief mit dem Fuße fort, und ſchlägt mit der Hand wider die Stirne, die Lippen einbeiſſend, mit hochemporkochendem Buſen, und rollenden, funkelnden Augen.) Wieder ein Weib entlarvt! (ungeſtüm auf- und niedergehend, beyde Hände vor dem Geſicht) wieder gefallen ein Engel — — O! es iſt ſchändlich! ſchändlich! — — Könnt ich hinabſinken in die Tiefen der Erden, in allen Spaltungen es ausrufen, daß die hohlen Klüſte wiederhallten: wieder einmal ein Weib entlarvt! — — (die Muſik hebt ſich mit allgewaltigem Schwunge) — — könnt' ich mich hinaufſchwingen in die Wolken, alle Himmel durchfliegen, umherrufen mit Donnerton, daß die Sphären erklängen: wieder gefallen ein Engel! — — (hebt den Brief auf) Das haſt du geſchrieben! das konnteſt Du ſchreiben! o! nicht möglich, nicht möglich — doch unverkennbar ſind die Züge der unſtäten Hand (wild lachend) Ach! lacht! lacht! ihr Verworfenen! wieder ein Engel hinabgezogen zu Euch! (Uebergang in ſtillere Bitterkeit und ruhiges Nachdenken) Nun noch einmal! (lieſ't nun laut. Die Muſik begleitet das abgebrochene, ſtellenweiſe Leſen im ergreifenden Ton.)

(Ein Diener kömmt.)

Wer ſtöhrt mich?

IX.

Diener.

Der Großmeiſter von St. Jacob kömmt —

Alfons. Kömmt? — wer? — (auf ihn zu)

Diener. Don Bertrand von Kunva, der Großmeiſter von St. Jacob.

Alfons. Großmeiſter? — Du lügſt! —

Diener. So ließ er ſich anſagen.

Alfons. Es iſt nicht möglich — nicht möglich! (Diener zuckt die Achſel) Ich kann ihn nicht ſprechen — itzt nicht! — nicht zu Hauſe. (Diener geht)

Alfons. (ihn zurückrufend) Iſt er ſchon da?

Diener. Hält vorm Pallaſt —

Alfons. Hält vor meinem Pallaſt? — wart noch! (unruhig umhergehend) Das iſt nicht von Ungefähr — hat ſeine Bedeutung — ich muß doch hören. (zum Diener) Würde angenehm ſeyn! (Diener hinaus) Don Bertrand von Kunva zu mir! und Großmeiſter von St. Jacob (wüthend) und das bin nicht ich? — Ha! wieder ein Lichtſtrahl! ein ſchrecklicher, gräßlicher! — Es ward mir wohler in der Nacht, in der Finſterniß umher, — die jetzt mich umgab. Ich fürchte Licht — und doch wünſch' ichs! (muthig) Es komme! blitze mich nieder! (geſetzt) Standhaft! kochendes Herz! haſt jetzt mit einem Höfling zu thun. — Verläugne deine Offenheit! — hülle dich in deine geheimſten Schlupfwinkel ein! — Mache den heitern, indem's hier ſtürmt. — — Ich hör' ihn — ganz das Trippeln, das Liſpeln des Hofſchranzen. Pfuy! (mit offener, ſtudierter Miene ihm entgegen)

X.

Alfons und Don Bertrand von Kunva.

(Die Thürflügel öffnen ſich. Don Bertrand von Kunva herein mit dem Zeichen des Großmeiſterthums. — Stumme, ceremoniöſe Verbeugung.)

Don Bertr. (Mit ungezwungener, vornehmer Art)

Guten Abend, werther Ritter!

Alfons. Die unerwartete Ehre — Don Bertrand von Kunva? — (forſchend) Großmeiſter von St. Jacob? —

Don Bertr. (leichthin) Ja — Ihro Majeſtät haben die Gnade gehabt, mich dazu zu ernennen.

Alfons. (etwas beſtürzt) Hm! — (gezwungen freundlich) Ich wünſch' Euch Glück dazu! — Beliebts Platz zu nehmen? (während die Bedienten die Stühle geben) Alſo doch wahr! — Ha, Sandoval! — (die Zähne knirſchend, dann wieder mit gezwungenem, gleichgültigem Geſicht zu Bertrand) Darf ich fragen — was mir denn eigentlich das ganz ſonderbare Glück Eures Beſuchs verſchaft? (bitter) Das Anſagen Eurer neuen Würde iſts doch hoffentlich nicht allein?

Don Bertr. Nein! — ein unmittelbarer Auftrag von Ihro Majeſtät, Euch einer ſehr freudigen Nachricht Ueberbringer zu ſeyn.

Alfons. Ihr? — mir? — einer freudigen Nachricht Ueberbringer?

Don Bertr. (ſich ſelbſt gefallend) Ja — eines ſehr ehrenvollen Befehles —

Alfons. Alſo doch Befehl?

Don Bertr. Den zu erfüllen Euch, wie ich hoffe, nicht ſchwer fallen wird.

Alfons. Und der wäre?

Don Bertr. (im Kurial-Styl) Unſer gnädigſter Herr hat aus beſondern Gnaden —

Alfons. (ihm ins Wort fallend) Wenn ſich's ſchon ſo anfängt, ſo laßt das übrige nur weg! ich will nichts aus beſondern Gnaden ſeyn, nichts haben aus beſondern Gnaden.

Don Bertr. Hört doch nur erſt aus, Ritter! laßt Euren Geiſt nicht ſogleich aufbrauſen! — es iſt ja ſo der gewöhnliche Ton.

Alfons. O! ja zum Teufel! das iſt er; aber ich kann nun einmal nicht ausſtehn den ſteifen Hofbefehls-Styl.

Don Bertr. (kalt) Nun, ich entledige mich meines Auftrages, bey Euch ſteht deſſen Befolgung. (wieder anfangend) Alſo — unſer gnädigſter Herr hat aus beſondern Gnaden den Ritter Alfons zum zweyten außerordentlichen Geſandten nach Portugall ernennt, Ihro Majeſtät, die neue Königin, Johanna von Portugall abzuholen, und ſie nach Kaſtilien zu begleiten.

Alfons. (überraſcht) Das? — warum mich? — Gab's nicht der Ritter mehrere am Hofe, die dieſes Hofdienſtes würdiger waren?

Don Bertr. Keiner mehr als Ihr! (ſchmeichleriſch) Alles kennt Ritter Alfonſens Art, ſich bey Feyerlichkeiten zu benehmen, kennt den Geſchmack, womit er aller Augen auf ſich zieht.

Alfons. In der That — (boshaft lächelnd) ich bin verlegen, Euch dieſe Schmeicheley bey Gelegenheit einmal zurückgeben zu können.

Don Bertr. (es von der falſchen Seite nehmend) Hof und Land weiß es, wie wenig dies Schmeicheley iſt.

Alfons. (zweydeutig; es anders verſtehend) Wirklich? — weiß es?

Don Bertr. Der König ſelbſt hat das öffentlich erklärt, und daher ſeine Wahl.

Alfons. Ich dank' Ihro Majeſtät für die gute Meinung — aber ich fürchte, ſie wird mir ſehr theuer zu ſtehen kommen.

Don Bertr. Wie ſo?

Alfons. Seht nur! ich werde nun doch ſehen müſſen, meinen Kredit zu behalten, dem Hofe Ehre zu machen.

Don Bertr. Ah! das Patent zu Eurer Würde iſt deswegen mit einer Anweiſung zum Gehalt verbunden, wird ſo eben ausgefertigt, Euch überbracht werden.

Alfons. (lächelnd) Doch wie gewöhnlich?

Don Bertr. (es verſtehend, und ausweichend) Allerdings! in gehöriger Form.

Alfons. Alſo auf Geſandſchaftsfuß? der eben nicht der höchſte im Reich iſt.

Don Bertr. (auf den zweyten Punkt ſeines Auftrags kommend) Ha! die reiche Gräfin von Luna wird das alles vergüten.

Alfons. (aufmerkſam) Wie? wie meint Ihr das?

Don Bertr. Hm! — Ritter Alfons wird doch wol kein Geheimniß aus einer Sache machen, wovon der Hof ſchon ſpricht, die ſchon das Geſpräch des Tages iſt?

Alfons. Und eben deswegen oft ganz ungegründet, oft ſo, daß die Perſon, die eigentlich des Geſprächs Inhalt iſt, ſelbſt noch nichts weiß.

Don Bertr. (lächelnd); Und alſo ſollte der Ritter Alfons wirklich noch nichts davon wiſſen, daß ihn der König mit Don Juans reicher Tochter vermählen will?

Alfons. (bitter) Was doch der gute König alles für den Alfons thun will! Für den ſo lang nicht geachteten, ſo oft vorbeygegangenen!

Don Bertr. Ja — um nun alles vielleicht mit Einemmal wieder gut zu machen —

Alfons. (ſchnell einfallend) Will man mir eine Gemahlin geben, und mich auf Geſandſchaft ſchicken?

Don Bertr. (ſpaßhaft) Erſteres natürlich nicht eher, bis Ihr wieder von der Geſandtſchaft zurückkommt; aber dann wird, zum allgemeinen Jubel des Landes, zu all' den königlichen Feſtlichkeiten auch die Eure ſich geſellen.

Alfons. Und wenn nun bey dem allem noch die Kleinigkeit dazwiſchen käme — daß die Gräfin mich nicht wollte?

Don Bertr. (mit dem Ton des Beſſerwiſſens) O! — das weiß man ſchon anders.

Alfons. Kann man hier in Herzen leſen?

Don Bertr. (ſchnell darauf) Nein, aber in Blicken.

Alfons. (etwas weggewendet) Hat gut leſen gelernt! (wieder zum Don Bertrand) Oder der zweyte Fall — wenn etwa (auf ſein Herz zeigend) dieſer Freund hier unbeſonnen genug wäre, was dawider zu haben?

Don Bertr. Das wäre freylich ein beſondrer Fall.

Alfons. Nun, ich dächte doch ſo beſonders eben nicht.

Don Bertr. Ganz gewiß. — Die reichſte Gräfin im Königreich — das ſanfteſte, holdeſte Geſchöpf — Hm! — verzeiht, Ritter! Ihr müßtet einen ſehr eigenſinnigen Freund haben!

Alfons. Und wie? — wenn er weniger frey, als eigenſinnig wäre? — wenn — ich nehme nur ſo den Fall an — ältere, feſtere Bande ihn feſſelten?

Don Bertr. O! die bricht wol ein Königs-Wort mit dem erſten Ton entzwey. —

Alfons. Aber wenn nun eine dritte Perſon da wäre, ſie nicht brechen laſſen wollte? ſie immer noch zuſammen hielt?

Don Bertr. (ſpitzfindig) Wird, denk' ich, hier nicht der Fall ſeyn.

Alfons. (aufmerkſam gemacht, das Letztere ſchnell wiederholend) Hier nicht der Fall ſeyn? — was iſt das? — ſolltet Ihr etwas wiſſen? — — (ſchnell innehaltend)

Don Bertr. Hm! hm! was nicht blos ich, was ſchon der ganze Hof mit mir weiß.

Alfons. Nun! ich wäre doch neugierig.

Don Bertr. (lächelnd) Wie Ihr Euch doch ſo fremd ſtellen könnt!

Alfons. Aber, ich verſichere Euch, ich weiß kein Wort. — Ich bitte Euch — ſagt! ſagt!

Don Bertr. Nun! wenn Ihr's denn durchaus gern von mir hören wollt — — (hält wieder inne)

Alfons. (haſtig) Nun?

Don Bertr. (langſam und mit Nachdruck) daß, wenn Euch Katharina von Sandoval bindet, Eure Feſſeln ſchon gebrochen ſind, Ihr ſchon völlig frey ſeyd.

Alfons. (vom Stuhl aufſpringend, mit verbiſſenem Ton) Alſo doch Beſtätigung!

Don Bertr. (ſteht auch auf) Ha! das packt'ihn. — Das griff durch!

Alfons. (wieder gefaßt, auf den Stuhl zeigend) Bleiben wir ſitzen. — Ich hört' etwas vorm Fenſter — es war nichts. (wieder im vorigen Geſprächston) Und alſo! das wißt Ihr wirklich?

Don Bertr. (mit Bedeutung) Erfuhr's gleich, nachdem Sandovals Brief an Euch abgegangen war.

Alfons. (vor ſich, wie eben) Auch das?

Don Bertr. Und unmöglich kann nun dem Ritter Alfons das ein Geheimniß mehr ſeyn, was ſchon ſo allſichtbar iſt.

Alfons. (ſich verſteckend) Ich begreiſe kein Wort. —

Don Bertr. (fortfahrend) Unmöglich kann dem ſonſt ſo hellſehenden die Achtſamkeit entgangen ſeyn, (ſchleppend, und auf Alfonſens Benehmen genau Achtung gebend) die ſeit einiger Zeit (mit Nachdruck) jemand anders dem Fräulein erzeigt.

Alfons. (haſtig) Jemand anders?

Don Bertr. Unmöglich dieſer Woche lange Beſuche Ihro Majeſtät. —

Alfons. (ſteigender Affect) Bey Katharinen von Sandoval?

Don Bertr. (kalt bekräftigend) Bey Katharinen von Sandoval!

Alfons. (aufſpringend) Mir das! mir das! (ſich ſchnell wieder faſſend) Verzeiht mir, Don Bertrand! Es fuhr mir ſchnell etwas durch den Sinn.

Don Bertr. (heimtückiſch lächelnd)

Alfons. (fixirt ihn, — beyde ſchweigen einige Augenblicke. Endlich)

Don Bertr. Was heftet Ihr Euren Blick ſo unbeweglich auf mich!

Alfons. Ich betrachte da das Zeichen Eurer neuen Würde.

Don Bertr. (mit Selbſtbehaglichkeit) Oh! — —

Alfons. Wundere mich nur, daß bey all dem Katharinen von Sandovals Worte noch nicht eben viel Gewicht bey Ihro Majeſtät haben müſſen.

Don Bertr. Wie das?

Alfons. (mit verſtellter Kälte) Seht nur! — Ich hörte, ſie habe das Großmeiſterthum, das nemliche, das nun aber an ſeinen viel würdigern Herrn gekommen iſt, — (ſtumme, ablehnende Verbeugung von Bertrand) für mich vom Könige erbeten. — Verſteht ſich, aus bloßer Freundſchaft für mich und meine Familie — ich bitte ſehr, Don Bertrand! in der Welt aus keiner andern Triebfeder! — hörte, der König hab' es ihr zugeſagt — und nun — ſeh' ich dies Zeichen an Euch. — — (flüchtig hin) Doch das ſind Kleinigkeiten, ein Fall, der ſehr oft an Höfen vorkommt, mir beſonders nicht mehr neu iſt. Ich habe der Verheiſſungen ſchon mehrere bekommen, und noch keiner einzigen Erfüllung erlebt.

Don Bertr. (erſt langſam gedehnt, dann mit einmal heraus) Kein Wunder, wenn Ihr Euch ſolche Vorſprecherinnen wähltet, Euch auf ſie verließt. Denn vielleicht — glaubt mirs, Ritter! — vielleicht hat noch nicht einmal Katharina von Sandoval bey Vergebung einer Stelle dem König Euren Namen genannt.

Alfons. (erſt erſchüttert, ſich aber gleich wieder faſſend) Auch baut' ich ja nie etwas darauf, ſuchte nie etwas ängſtlich, bewarb mich um nichts, (mit Anwendung) kroch um nichts (mit ſcharfem Blick auf Bertrand) folgte keinem Beyſpiele. Bey dieſer Großmeiſterſtelle gab ich blos nach dem Dringen in mich, wußte wol, daß aller Bemühungen, daß ſelbſt Katharinens Verwendung vergebens ſeyn würde.

Don Bertr. O! das war ſie nicht.

Alfons. (mit treffender Bedeutung) Nicht?

Don Bertr. Nein — denn ſie hat keine gezeigt.

Alfons. (unvermerkt mit dem Fuße ſtampfend) Blut und Teufel!

Don Bertr. Bey dieſer letztern Stelle wenigſtens weiß ich's ganz gewiß, daß ſie kein Wort darum verlohren hat — und ich denke — Ihr traut mir's zu, Ritter! — der Erfolg (mit Aufblähung) zeigts Euch, daß ich's wiſſen kann.

Alfons. O! ja, ja, — In der That! — (weggewandt) Ha! mir ſo mitzuſpielen. Weiber! Weiber! —

Don Bertr. (ſteht auf, auf der andern Seite) Nun wär's angelegt, jetzt nur noch ein Stoß, und er fällt. (zu Alfons) Nun Ritter! was ſoll ich dem König wiederſagen?

Alfons. (entſchloſſen) Ich werde gleich ſelbſt bey Hofe erſcheinen, meine Antwort perſönlich bringen; Euch, werther Don Bertrand! dank' ich für Eure Nachricht.

Don Bertr. Seht Ihr nun, daß ich Euch einer freudigen Nachricht Ueberbringer war?

Alfons. (mit unterdrücktem Schmerz) O ja, einer ſehr freudigen! — Bey Hofe mehr davon.

Don Bertr. Nun denn zum Wiederſehen! beſter Ritter, gehabt Euch wohl! (hinweggehend)

Alfons. Geleit' Euch Gott! (im Zurückkommen von der Thüre, bis dahin er ihn begleitet hat) oder der Teufel vielmehr; denn dem gehörſt du doch mehr an, — — ſchmeichleriſcher, Gift hauchender Bube! — — Welch ein Gewebe von Bosheit das iſt — zwo Minen auf einmal, mich in die Luft zu ſprengen! — dem Volke freyern Spielraum zu laſſen! — — Vermählung und Entfernung! — — Eins ſchon iſt genug, mein Blut in Galle zu wandeln, mein ganzes Weſen in Aufruhr zu ſetzen. — — Doch immer, immer iſt Liebe meiner Unruhen ſtete Quelle! — — Sollt' es möglich — Sandoval ſolch eine heimliche Boshafte ſeyn? — (mit Entſchluß) Ha! ich will Gewißheit, will nach Hofe, will ſelbſt ſehen, ſelbſt hören — — das alles können irgend eines böſen Geiſtes Abgeſandten ſeyn; — — ich will's erforſchen; — — und hör' ich dann nur ein Wort — ſeh' ich, leſ' ich da auf ihrem Geſicht nur eins, wie's hier im Briefe ſteht, dann heraus (mit Wuth das Camiſol aufreiſſend) heraus mit dir — auf ewig! — —

XI.

Katharina von Sandoval. (vom Hofe zurückkommend Muſikbegleitung)

Das koſtete mich viel! — — theuer errungen war der Triumph — dachte mir's erſt ſo leicht — glaubt' ihn ſo ganz ohne Blut aus dieſem Herzen zu bannen, — — aber, es iſt mit diamantenen Ketten an ihn gefeſſelt — ſein Nahme mit Flammenſchrift hinein gebrannt — — alles ſtrebt, ihn zu vertilgen — aber er iſt unvertilgbar. — — Ihn hält ein gewaltiger Zauber, — ſchauerlich und ſüß. — — Armer Alfons! — — wie er da ſtand im königlichen Saal, umſchimmert von all' der Kerzen Glanz, umflattert von den Schmetterlingen des Hofes. — — Wie er glühte! — — nur einmal wagt ichs', ſuchte ſein Auge, und es blitzte mich nieder. — — Wie er mir fluchen mochte! — — (mit innigem, zärtlichem Bewußtſeyn) mir! Ha! wenn du's wüßteſt! hier, hier leſen könnteſt! keinen Buchſtaben fändeſt du hier von jenem trügeriſchen Briefe. — — (Vorwurfsvoll) Daß ich ihn auch ſchreiben mußte, daß ich mich dahin bringen ließ! — — das iſt Triumph deinen Feinden! — — Aber ich wagte mich zu weit, lies ihnen zu viel Platz gewinnen, und da ſtand auf einmal das Mädchen — — konnte nicht mehr zurück, ließ ſich einſchlieſſen immer enger und enger, immer mehr in die Preſſe nehmen dies Herz, bis ſie endlich da ſtanden, die Liebe Vertilgenden. — Tödtende Zeilen! — — O! daß ich ſie mit dieſen Thränen hinwegſpühlen könnte! — — Nun verkannt zu werden! — — von ihm, von dem allein in der ganzen weiten Welt ich nicht verkannt zu ſeyn wünſchte — eine flatterhafte, ſchändliche zu ſcheinen vor ihm und der Welt, indes ich mich ſchuldlos fühle, indes mir hier eine dumpfe leiſe Stimme zuruft: du haſt rechtſchaffen gehandelt! — — Ach! warum iſt ſie ſo ſchwach! — — daß ſie nicht hindringt zu ihm, — — abkühlt ſeinen Zorn, — — beſänftigt ſeine Wuth, — — überſchreyen könnte ſeine Flüche über mich, ſchweigen machte all' das Hohn-Geziſchel um mich her! — — Was hilft mir allein der ſüße, tröſtende Zuruf? Er glaubt mich treulos, verworfen, flucht — flucht mir. — Weh! Weh! und ich bin ſo ganz Liebe für ihn; that alles aus Liebe für ihn! — — O! nie, nie hätte ich doch gedacht, daß ich den Sieg ſo theuer erkaufen müßte! — — (kleine Pauſe, dann etwas muthiger) Doch wär's wol Sieg, wenn nicht Kampf wäre zuvor? — — (wieder in einen ſchwermüthigen Ton zurückfallend) Aber er muß nun fort, fort zu des Auslands Schwelgereyen — — ſein letzter Abſchieds-Gedanke an mich wird Verwünſchung ſeyn, bald Vergeſſenheit. — — Wird nun fliegen aus einem Arm in den andern, taumeln von Wirbel zu Wirbel, von einem Freudenrauſch zum andern — — fremde Mädchen werden uns ihn ſtehlen, mit ihren Reitzen ihn locken, vergeſſen machen ſeines Kaſtiliens — — (ſteigende Muſik) fremde Tänze werden ihn heben — — fremde Jubel ihn umtönen — — trinken wird er mit der Verzweiflung Zügen aus dem Taumelbecher, ihn ausleeren bis auf den letzten Tropfen, und ſich vergiften; erſchöpfen ſeines Vermögens letzte Quelle — — (ſich ſchnell auf etwas beſinnend) Doch! ganz ſollſt du's nicht; ſo lang' ich noch etwas habe, nie — — (nimmt ihre Perlen aus dem herabwallenden Haar) — —

Prunke hier ungenützt, todt, und matt; gehe helft ihn ſchmücken — — oder rettet — rettet ihn vielleicht! — — (ſie ruft ihrer Zofe) Ha, dem Geliebten zu nutzen, dies Gefühl thut wohl! — —

(Zofe kömmt)

Gräfin von Luna (in ihrem Zimmer. Zur Muſik zu ſprechen.)

Ach! zu ſchwanken
Zwiſchen Furcht und zwiſchen Hoffen,
Nichts iſt quaalenvoller,
Herzennagender in der Natur!

(als Rezitativ)

Jede Stunde, jeder lange Tag
Dehnt dem Harrenden mit Zaudern ſich,
Der Zeiten Flug wird Schneckengang.
Langſam ſchleicht die Sonn' empor,
Langſam ſie hinab —
Lang und ängſtlich zieht
Aus der gepreßten Bruſt
Der Odem ſich, und hoch empor
Klopft unruhvoll das Herze,
Zu jeder Arbeit träg und ſchlaff
Läßt der Geſchäfte dringendſtes nur thun.
Ein Augenblick hofft jetzt, der andere
Schlägt, dreyfach fürchtender,
Mit namenloſer Zweifel Quaal
Des erſtern Seeligkeiten nieder;
Bis, was mit Sehnſucht man erharrte,
Sich nun entwickelt hat, der lang'
Erſeufzeten Entſcheidungs-Stunde ſchlägt.

Arie.

Arie.

Zwiſchen Furcht und Hoffen ſchweben,
Iſt der Lagen ängſtlichſte;
Hoffnung macht den Buſen heben,
Furcht verbittert unſer Leben,
Giebt uns tauſendfaches Weh.

Beſſer noch, ſein Unglück wiſſen,
Schon im Sturme ſelbſt zu ſeyn;
Seeligkeit iſt's, ſchon genießen,
Trinken ſchon der Freude ſüßen
Wonnevollen Taumelwein.

Beſſer, mitten in Gewittern
Eines Schlages untergehn,
Als mit ſtetem, bangem Zittern
Seine Tage ſich verbittern,
Noch dem Sturm entgegenſehn.

(mit freudigem Schwunge)

Wenn nun Sterne wieder blinken
Und der Sturm iſt nun vorbey,
Neue Freuden wieder winken,
Froh fühlt man beym Wonnetrinken,
Sich von Furcht und Hoffen frey.

Vori-

Voriges Zimmer der Königin.

(Morgen)

Königin (im himmelfarbnen Neglige) **König** (angekleidet neben ihr, beym Frühſtück)

(ſtockende Unterhaltung)

Königin. (endlich ſeine Hand faſſend)

Aber Ihr ſeyd ſo ſtill, Lieber! ſo in Gedanken verloren!

König. (als erwachend) Es iſt wahr — ich vergaß mich.

Königin. Und werdet Ihr das oft?

König. Nicht doch! — in der That — es war unartig —

Königin. (liebevoll) Das war es nicht. —

König. Eine unangenehme Nachricht, die das Königreich betrifft, und die gleich, nachdem ich Euch verlaſſen hatte, mein Morgengruß war. —

Königin. (unwillig) Daß auch die Nachricht eben heute kommen mußte! — (bedeutungsvoll) Eben heute!

König. Es wird vorübergehn! — (wieder einige Stille)

Königin. Seht! ſchon wieder! — werden oft ſolche Nachrichten kommen?

König. O nein — wollens nicht hoffen. —

Königin. Nun denn, ſo ſeyd heiter! vergeßt eurer Regierung Kümmerniſſe bey mir! — verſprecht mirs mit einem Kuß! (ſchmiegt ſich an ihn)

König. (mit ſichtbarem Zwang, küßt ſie)

Königin. O! welch' ein kalter Kuß war das? — Werden ſie bey euch Männern nach Einer Nacht ſchon ſo kalt? — hu! mich ſchaudert! ich friere am ganzen Körper.

König. (mit verlegenem Lächeln) Loſe!

Königin. (fortfahrend) Nach ſolch einer Nacht, ſolch einer heißen glühenden Nacht, ſolch ein kühler Morgen ſchon?

König. Soll wieder heiß werden.

Königin. Wenn die Sonne hinabſteigen wird? — nicht? — denn itzt — (aufſtehend und ans Fenſter blickend) wirklich ſchon ſteht ſie ziemlich hoch, und noch ſo kalt?

König. Noch iſts nicht Mittag.

Königin. (mit Ernſt und forſchender Beſorgniß) Oder — iſt es eben wieder ein Anfall von Unpäßlichkeit bey Euch, wie dieſe Nacht? — Müßt' etwa wieder friſche Luft ſchöpfen? —

König. (voll unerträglicher Verlegenheit) O! nein — nein — ich fühle nichts. —

(wieder kleine Stille)

Königin. Hier kommt ans Fenſter! — Seht den herrlichen Morgen! dies ſchöne blasblaue Gewand des Himmels! (umſchlingt ihn mit einem Arm und zieht ihn ans Fenſter)

König. (galant) So ſchön wie dies hier! (auf ihr Gewand zeigend)

Königin. Seht den aurornen — roſenfarbenen Streif mit Purpur durchwebt!

König. Er iſt eiferſüchtig auf Euch — will Euch nicht allein ſo himmliſch ſchön gekleidet ſehn.

Königin. Holder Schmeichler!

König. (abbrechend) Und nun, Liebe! dank' Euch für Euer treffliches Frühſtück! — meine Räthe erwarten mich.

Königin. (ihn umſchlungen haltend, und ohne darauf zu hören — fortfahrend im vorigen Ton) Seht nur die herrliche vor uns hingezauberte Landſchaft! —

König. (kalt) Ja — recht artig!

Königin. (immer feuriger) Das bunte Farbengemiſch von all den Gärten und Thürmen und Fluren. —

König. Schön! ſehr ſchön! —

Königin. (im Anſchauen verlohren) Das ſo vielfache Grün! — dies Morgenkoncert in der Luft!

König. (ſpottend und lächelnd) Wie eine Judenſchule — (äuſſerſt unruhig)

Königin. (ſieht ihn ſchnell an — dann fortfahrend) Ihr ſcherzt? Ach! fühlt Ihr den Blüthenduft von all den Bäumen umher? = ſo gewürzvoll! ſo ſtärkend! — Ach! da regnets Blüthen auf meine Hand. Dank dem Winde, daß er mir ſie zuweht! — und ſo verſchenk ich ſie wieder. (wirft den König damit)

König. (ſtreift ſie ab vom Gewand) Pfui! ſie werden mir Flecke machen.

Königin. (wirft einen ſtaunenden, unwilligen Blick auf ihn, und wendet ſich weg.)

König. Nun! bis zur Tafel! — meine Theure! (küßt ihr die Hand)

Königin. Nur immer die Hand? Dürft Ihr am Tage nicht mehr?

König. Ich muß eilen, meine Räthe warten auf mich.

Königin. Und Eure Gemahlin? — die indes allein hier ſitzt, nach Euch verlangt, ſich ſehnet nach Euch; ihre Stickerey ergreift, ſie wieder hinlegt; — ans Fenſter geht — es wieder verläßt — ſich hinwirft auf den Seſſel — überall eine Leere findet, überall Langeweile. —

König. (es nicht mehr aushalten könnend, voll Ungeduld) Laßt Eure Beatrix zu Euch kommen indes! Bey euch Frauen ſchwazt ſich da leicht eine Stunde nach der andern hinweg. — Dieſen Mittag wieder bey Euch! itzt muß ich wirklich fort. Meine Räthe warten auf mich.

Königin. (verdrüßlich) Ueber all die Räthe! — Binden die Euch ſo?

König. O! ein König iſt das gebundenſte Geſchöpf, der geplagteſte Staatsunterthan.

Königin. Und ſtehts nicht bey ihm, dieſe Bande abzuwerfen, ſich frey zu machen?

König. Nicht immer; ſeine Unterthanen feſſeln ihn — — glaubt mirs, Königin! — meine Räthe erwarten mich. — Lebt wol indes!

(geht fort)

Königin. (verdrüßlich) Die verwünſchten Räthe! — mir auch hier in mein Reich zu kommen! — (nachdenkend) Doch beſonders! — Solch eine Kälte auf einmal! — Solch ein Geſchäftigthun! — Solch eine Unruhe! — Es war, als jagt' ihn etwas fort, — er hatte keine Ruhe — war ſo verlegen! — Was iſt das? — Was ſoll das? — Das iſt nicht ohne Bedeutung! — Sein Unpäßlichwerden dieſe Nacht — ſein ſchnelles Hinweggehn! — Sein Zittern und Schwanken beym Wiederkommen! — (ſie ruft) Beatrix! Beatrix!

(Beatrix tritt ein)

(langer Zwiſchenraum)

(Vorzimmer der Königin)

(Nacht)

Ritter Alfons. (eilig) **Beatrix.** (Kammerfrau)

Alfons.

Nur eine Minute laßt mich ſie ſprechen!

Beatrix. — Aber — Ritter! ich wage mein Leben — wenn mans erführe — dem König es entdeckte!

Alfons. Wie könnt' ers? — Er iſt in ſeinem Zimmer ſchläft ſchon. — Alles war ſchon ruhig im Schloſſe, als ich kam, nicht einmal eine Wache bemerkte ich. — Ihr führt mich durch die verborgene Thüre in der Königin Kabinet! ich ſag ihr das — letzte Lebewol. —

Beatrix. Wenn man Euch überraſchte! Alles iſt Ohr an einem Hofe — alles Zunge, ſo etwas wieder zu ſagen, auszuplaudern — das Thürknarren iſt geſchwätzig. —

Alfons. Bedenkliche! — Würde etwas gewagt werden in der Welt, wollte man erſt ſo alle Schwierigkeiten muſtern? Beym erſten Erwägen häufen ſie ſich, wie eine fortrollende Schneeflocke, wachſen, wenn man Eine bekämpft hat, wie die Köpfe der Hydra.

Beatrix. Wagender!

Alfons. Und nun der Bedenklichkeiten genug! — Geht! Geht! Sagts der Königin!

Beatrix. Aber wird ſie's auch wollen?

Alfons. O! Sie wird es, ſie wird es.

Beatrix. Nicht unwillig werden auf Euch und auf mich?

Alfons. Wird es nicht, — auf mein Wort! — Wagts! ſagt ihr von meiner ſchnellen Abreiſe, ich müſſe dieſe Nacht noch fort! Müſſte — müſſte ſie noch einmal ſehen! — Geht! Geht! — (ernſt) Oder ſoll ich aufhören, Euch die Gute nennen?

Beatrix. Aber — Ritter!

Alfons. Nun, ſo erhört des Sterbenden Bitte!

Beatrix. Des Sterbenden?

Alfons. Ich bin nun todt für Euch —

Beatrix. Ah! das kann alles beſſer kommen. Das Ungewitter kann ſich wieder legen. Hofluſt ändert ſich ſchnell. — Ihr könnt wieder zurückkommen dürfen.

Alfons. (ſchnell einfallend) Und vermählt! — Nein, um aller Heiligen willen! Zögert nicht länger! — Liebe, gute Beatrix! Verleugnet Euer Geſchlecht nicht! — Erhört!

Beatrix. Was ich aber doch zu gut bin! — Alles für Euch thue! — Thun muß! (mit ſchnellem Entſchluß) Jch wag's. — Wartet hier indes!

Alfons. Dein guter Engel geleite dich!

(Beatrix hinein)

Schlafgemach der Königin.

Königin. (im Nachtgewande) **Alfons mit Beatrix** eintretend.

Königin. (auf ihn zukommend, erſchrocken)

So ſpät noch, Ritter?

Alfons. Verzeiht!

Königin. Und Jhr wagtet es?

Alfons. Was wagt Liebe nicht! — Und hätten Felſen ſich gewälzt zwiſchen Euch und mir, ich wär ſie überflogen mit Adlerflügeln, und hätten Meere ſich aufgethürmt zwiſchen uns in brauſenden Wellen, ich wär ſie durchſchwommen, Euch noch einmal zu ſehn!

Königin. Muthiger!

Alfons. Zum letztenmal!

Königin. Und Jhr flieht alſo?

Alfons. Muß ja, ſelbſt von Euch mir befohlen!

Königin. Nur angerathen aus Noth, weil ich das Ungewitter ſah, das Euch niederſchmettern ſoll.

Alfons. Wenn's nur Euch nicht mit trifft.

Königin. Armer! — Guter! Verwieſen — flüchtig durch mich!

Alfons. Meine Königin! (ſinkt auf ihre Hand)

Königin. Unvergeßlicher! (kleine Pauſe)

Alfons. Jene Nacht, in eben der Stunde, ſchwammen dieſe Augen in Thränen der Wonne!

Königin. Heute in Thränen der Trennung!

Alfons. Schrecklicher, ſchrecklicher Wechſel!

Königin. Und Ihr müßt dieſe Nacht noch fort?

Alfons. So ließt Ihr ja ſelbſt mir ſagen. — Mit dem Glockenſchlag Eins.

Königin. In dieſer regnigten, ſtürmiſchen Nacht?

Alfons. Und einſt funkelte uns der Stern der Liebe.

Königin. Wird ers uns je wieder?

Alfons Mir nimmer.

Königin. Und mir?

Alfons. Ihr bleibt im Gewühl des Hofs, umringt von den ſchönſten ſtattlichſten Männern, werdet da bald einen Alfons wieder finden — ich aber nie eine Königin, ſolch eine Königin!

Königin. Und das könntet Ihr denken? — denken von mir?

Alfons. Ah! Frauenliebe, ſie iſt ſo ſchwankend, ſo veränderlich, oft ſo an die bloße Gegenwart geheftet!

Königin. Und Männerliebe?

Alfons. Oft abhangend von der Beharrlichkeit des Weibs, von den Verhältniſſen des Mannes!

Königin. Gut, Ihr ſollt ſehn, welch' eine Ausnahme ich auf den Fall ſeyn würde.

Alfons. Ich ſeh' es! — Gott! Ich Verbannter!

Königin. Nun denn! Ihr ſollt davon hören!

Alfons. Engelſeele! (kleine Pauſe)

Königin. Aber Ihr! Euch binden indeß feſtere Bande.

Alfons. Ah! Geſeſſelt vielleicht von der Ehe tiranniſchem Joch, angeſchmiedet an ein Weib, das ich nicht liebe, und doch hochachten muß.

Königin. Und wolltet Ihr das wirklich?

Alfons. Es iſt meine einzige Rettung, der einzige Weg, falſches Licht über die Sache zu verbreiten, Euch ſicher zu ſtellen — —

Königin. Guter Verſichtiger! — und ja — in der That — der König mußt' etwas wiſſen — er drang in mich ein — und ich bin doch eigentlich die Beleidigte!

Alfons. Und ſeyd ihrs noch? -- (kleine Stille) Aber nun — meine ſchnelle Abreiſe mit der Gräfin wird all' den Vermuthungen eine andre Wendung geben.

Königin. Und dies gute, ſanfte, empfindſame Mädchen -- ach! Es wird Euch ſchon an ſich zu ketten, ſchon feſt zu halten wiſſen.

Alfons. Wenn nicht ältere, feſtere Bande mich hielten, ja --- aber dieſe ganz zu brechen, iſt die gute Seele wol zu ſchwach —

Königin. Die Zeit wird ſie brechen! Vielleicht lebt Ihr dennoch glücklich mit ihr. — Solche Ehen werden oft die harmloſeſten.

Alfons. (nachdrucksvoll) Sprecht Ihr aus Erfahrung?

Königin. O Gott! — (kleine Stille, dann auf einmal, als von einem Lichtſtrahl aufgehellt) Oder — (mit freudiger Hoffnung) wenn Ihr wieder zurückkehren dürftet, Alfons! — des Königs Zorn ſich kühlte?

Alfons. Wird es ſchwerlich!

Königin. O! ich will alles vergeſſen, was er mir that.

Alfons. Das wolltet Ihr? (bedeutend) Das könntet Ihr?

Königin. Will ihm ſchmeicheln, und wenn er Eis gegen mich wäre, ihn liebkoſen — O! was vermögen eines Weibes Liebkoſungen nicht!

Alfons. Auch bey einem Manne, den ſie nicht mehr fühlt?

Königin. (wehmüthig) Ach Alfons! (dann fortfahrend im vorigen Ton) Auch andre ſollen ihn beſtürmen mit Bitten für Euch, — ſelbſt Sandoval! (mit ſtarkem Blick auf Alfons. Alfons in einiger Bewegung und Unruhe)

Königin. (fortſprechend) Immer ſoll er Euren Namen hören, ich will auf meine Seite ziehn, wen ich nur kann, alles ſoll in ihn dringen, des Hofes Verluſt ihm ſchildern, Euch ihm wieder zu geben bitten.

Alfons. Sein Haß gegen mich iſt zu tief, läßt ſich nicht ſo bald mildern, Neid iſt ſeine Quelle.

(Es ſchlägt. Beyde ſtill und fürchtend, horchend auf den letzten Glockenſchlag.)

Königin. Nur noch nicht voll!

Alfons. (freudig) Noch nicht!

Königin. Dem Himmel ſey Dank!

Alfons. Nun, wie es auch kommen mag, krieg' ich doch indes bisweilen Nachricht, und Bothſchaft von Euch?

Königin. So oft ichs vermag.

Alfons. Nachricht, daß Ihr noch mein gedenkt?

Königin. Ach! immer! immer!

Alfons. Jeder Gedanke, jedes Andenkens Zeichen von Euch wird mir ein Sonnenblick ſeyn in meinem Leben, einen Tropfen Troſt geben dem Verlechzenden.

Königin. Ihr werdet mein einziger Gedanke ſeyn.

Alfons. (mit aufſteigende Röthe) Und vornämlich dann — (ſtockt – und hält verlegen inne) dann — wenn — (feſt und mit innigſtem Zärtlichkeitsgefühl) jener Nacht ſüſſe Frucht ſich dieſem Schoſſe entwindet —

König. (mit glühender Scham) Alfons! — an was erinnert Ihr mich!

Alfons. (fortfahrend mit Freude) Ihr — (ſchnell heraus) Ihr Mutter werdet? —

Königin. (ſinkt ihm in die Arme. Pauſe)

Alfons. Dann ach! was werdet Ihr nicht alles noch zu leiden haben!

Königin. Der Gedank' an Euch wird mir den Schmerzen wüthendſten vergeſſen machen, meine Leidensminuten kürzen, neue Spannung geben meinen Nerven.

Alfons. O des ſeeligen — ſeeligen Augenblicks! (mit immer ſteigendem Feuer) Wenn Ihr ihn nun auf Eurem Schooße wiegen, an dieſes Buſens Fülle drücken werdet, ihm nun den erſten Mutterkuß gebt, ſein erſtes Aufblicken damit begrüßt, ſein erſtes Weinen damit ſtillt — O! daß ich da nicht bey Euch ſeyn, Euch nicht nahe ſeyn kann!

Königin. Ach! ich fürcht', Ihr würdet Euch verrathen, Euch und mich — Solche Scene hält menſchliche Verſtellung, hält alle Hoffeinheit nicht aus.

Alfons. Ihr habt Recht — ja — ich glaub', ich dring' in Euer Gemach, durch die dichteſten Wachen, durch alle Hellepardén hindurch, ſtürzte mich hin vor Euer Bett, und überglühte Mutter und Kind mit dem Vaterkuß.

Königin. Welch ein Entzücken das ſeyn müßte! Du Glühender! (verbirgt Ihr Geſicht an ſeinen Buſen, er hält ſie umſchlungen.)

(Es beginnt zu ſchlagen. Kleine Todtenſtille. Beyde, angſtvoll, horchen dem letzten entſcheidenden Schlag entgegen.)

Königin.
Alfons. (zugleich) Da! — Der ich mit jeder Minute entgegen lebte, — da ſchlägt ſie! (wie von Einer Gewalt gezogen, mit gleichzeitiger Bewegung, ſich einander umſchlingend.)

Alfons. (mit männlicher Entſchloſſenheit ſich ſanft loswindend, ſchweigend.)

Königin. Noch nicht! noch nicht! — O bleibt noch!

Alfons. Ich darf nicht —

Königin. Bey Eurer Königin nicht?

Alfons. Ich gab ihr mein Wort.

(ſchnell abwechſelnd.)

Königin. Aber hier die Euch Liebende! — Dort die Empfindſame Schwärmende, von Euch nicht Geliebte? —

Alfons. (feſt) Aber ich gab ihr mein Wort, und noch nie brach ich das.

Königin. Nur noch eine Minute!

Alfons. Ich verſprach ihr, mit dem Glockenſchlag zu kommen —

Königin. Und es werden ſo viel Verſprechen gebrochen, — ungeſtraft!

Alfons. Nicht ungeſtraft. — Innere Qual und Verlegenheiten von auſſen folgen meiſt auf dem Fuße.

Königin. (vorwurfsvoll) Ihr liebt mich nicht ſo, wie ich Euch liebe!

Alfons. Die gewöhnliche Sprache des liebenden Weibes, wenn der Mann handeln muß! Und ließe Ihr mir nicht ſelbſt ſagen, ich hätte — wenn ich blieb — nicht Einen Tag länger zu leben, der Morgen brächte mein Blut?

Königin. (ſtammelnd) Gott! daß ich das mußte!

Alfons. Jetzt iſts Morgen, wollt Ihr mein Blut ſehn?

Königin. (ſchnell und auf einmal entſchloſſen) Nein, dann — geht! — Geht! — Entflieht! um Euch wieder zu ſehn. — Nun den Abſchiedskuß noch!

Alfons. Den letzten!

Königin. Und dann ſollt ihr gehen. (ſtürzen einander noch einmal an den Hals, ſchweigend vor überwiegender Empfindung.)

Alfons. (reißt ſich endlich mit raſchem Muth los, ſtürzt ſchweigend hinaus. Die Königin ſinkt aufs Ruhebette.)

◆

Regiſter

über die vier Stücke der Olla Potrida vom Jahr 1785.

(Die Römiſche Zahl bedeutet das Stück, die Deutſche die Seite.)

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

Des Hrn. Francis Große Esqu. Abhandlung über die gothiſche Baukunſt I. 44.

Briefe aus der Provence I. 78.

Chronologiſche Ueberſicht der Dichtkunſt II. 73.

Ueber den Werth von den Urtheilen des großen Hanſens. (Aus dem Engliſchen von Sherſtone) II. 85.

Philoſophiſche Bemerkungen, die ſich auf das menſchliche Leben beziehen III. 39.

Philoſophiſche Fortſetzung der vermiſchten Bemerkungen, die ſich auf das moraliſche Leben beziehen IV. 35.

Anekdoten.

I. 19. II. 91. III. 73.

Auszüge.

Einige Bemerkungen bey einer Reiſe von Maynz den Rhein hinunter I. 40.

Auszüge einiger Briefe eines deutſchen Officiers von dem Cap der guten Hoffnung, und aus Oſtindien II. 57.
Neapel III. 28.
Die Cherokeeſen IV. 20.

Biographie oder Romane.

Fragmente einer Lebensgeſchichte aus den Jahren 1775. bis 1780 I. 90.
Thomas Aniello II. 94.
Kurze hiſtoriſche Bemerkungen III. 76.
Leben des Dichters Johann Baptiſt Guarini. IV. 67.
Romaneſke Stimmung IV. 73.

Dramatiſche Aufſätze.

Betrug über Betrug, oder die ſchnelle Bekehrung. Ein Luſtſpiel in Einem Aufzuge von C. A. Vulpius I. 8.
Das Mutterſöhnchen, Junker Fritz. Ein Luſtſpiel in Einem Akt nach dem Fanfan & Colas der Madame Beauvoir II. 12.
Eile mit Weile. Sprichwort in einem Aufzuge III. 8.
Sechſter Akt zum Kaufmann von London IV. 6.

Fragmente.

Ueber Klöſter und Kloſterleben I. 139.
Charakter der Spanier I. 148.
Vom geſellſchaftlichen Leben in Pyrmont. (aus Hrn. Marcard's Beſchreibung von Pyrmont. II. 151.
Ruſſiſcher Hof III. 140.
Dialogen aus den nächſtens herauskommenden Szenen zur muſikaliſchen Deklamation, von Schmieder. (Der ſchwache König.) IV. 89.

Ge.

Gedichte.

An ſeinen kleinen Neffen in der Stunde ſeiner Geburt, den 20ſten Juli 1782 I. 3.
Klagen an Elwine 1780 I. 5.
An Stellus Tage, von vier Schweſtern. I 6.
An die Wohlthätigen. I. 7.
Geſtändniß. Nach dem Engliſchen II. 3.
Die Mode II. 4.
Auf Ulrich von Hutten II. 8.
Erinnerung II. 10.
Sehnſucht nach dem Frühling III. 3
Nach Horaz I. B. 9te Ode III. 4.
An den Winter III. 5.
Am Hochzeittage meines älteſten Sohnes IV. 3.
Die gefrornen Fenſterſcheiben IV. 5.

Miſcellanien.

Epiſtel an meinen verſtorbenen Freund I. 123.
Eine Sammlung gemachter Bemerkungen über das Fürſtenthum **r politiſchen und ſtatiſtiſchen Inhalts, aus einem freundſchaftlichen Briefwechſel gezogen I. 125.
Auf meines Bräutchens Geburtsfeſt I. 136.
Das Glockenſpiel. Eine Fabel. I. 138.
Zwey merkwürdige altſchottiſche und altengliſche Küchenzettel II. 135.
Hymenäus II. 137.
Der Pilgrim II. 139.
Elegie. An die Demoiſelle S.... beym Tode ihrer Freundin, der Demoiſelle Charlotte Schmiedike II. 147.
Ueber die Schriftſtellerey III. 101.
Verſuch einer Ueberſetzung des Vaudeville in Figaro's Hochzeit III. 105.
  Anmerkung des Herausgebers III. 108.

Mar-

Martin Hans, oder die Luftſchlöſſer. Eine Erzählung III. 109.
Die junge Wittwe. Eine Erzählung III. 114.
Momus unter den Menſchen III. 119.
Schreiben an einen Hypochondriſten III. 133.
Fragment. III. 137.
Statiſtiſche Nachricht von Martinique IV. 86.
Beyträge zu einer Geſchichte der neuern Luftſchiffer IV. 87.

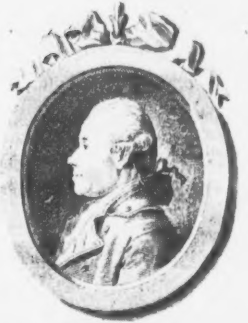
Naturgeſchichte.

Inſtinkte einiger Thiere zu ihrer Vertheidigung I. 87.
Einige Anmerkungen über den Schimmel II. 88.
Miſcellanien aus der Geſchichte einiger Thiere III. 69.
Etwas vom Menſchen IV. 64.

Olla Potrida.

1786.

Erſtes Stück.



D. CHODOWIECKI

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

No. 1.

Olla Potrida.

1786.

Erſtes Stück.

Berlin
in der Weverſchen Buchhandlung.

Inhalt.

Seite
Gedichte. 3 - 16.

Dramatiſche Aufſätze.

Die Execution. Eine komiſche Operette in vier Akten. 17.

Auszüge.

Sitten der Einwohner von Quito. 63.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1. Gerippe zu einem Geiſter-Syſtem. 81.
2. Miſcellaneen aus der Geſchichte. 85.
3. Beſchreibung der Skt. Katharinen-Inſel in Braſilien. 89.
4. Auszug eines Schreibens aus dem Reiche vom November 1785. 99.
5. Ain Fain Proebe, Boariſcher Aufklärung und Poetereh, oder Grabſchrift auf den vom Bliß erſchlagenen Prieſter Lanz. 1785. 101.
6. Drey Erzählungen aus dem Engliſchen. 102.

Naturgeſchichte.

Gewicht des Feuers. 105.
Anekdoten. 107.

Biographie.

Tod des Herrn Barth[illegible] 111.

Romane.

Der Baum. 115.

Miſcellanien.

1. Noch einige Stadteklogen aus dem Engliſchen von Chr. Heinrich Schmid. 121.
2. Der beſcheidene Mann. 139.
3. Kurze Nachrichten von der Erfurther Nationalbühne rc. 143.

Fragmente.

Pfeffel zu Kolmar, und Beſchreibung einer maleriſchen Landſchaft. 147.

BIBL.
VNIVERS.

Avertiſſements.

Der beym Carolin in Stuttgardt angeſtellte Profeſſor, Herr de la Vaux, wird die im Weverſchen Verlage bisher erſchienene, und jetzt aus zwey Jahrgängen oder acht Stücken beſtehende Quartalſchrift, Cours théorique & pratique de Langue & de Litterature Françoiſe, auf eigne Koſten fortſetzen. Demungeachtet nimmt die Weverſche Buchhandlung vor wie nach Pränumeration an. Auf den 3ten Jahrgang, wovon zu Oſtern wegen der Ortsveränderung des Verfaſſers zwey Stücke zugleich herauskommen werden, kann man in erwähnter Handlung, wie gewöhnlich, Vorausbezahlung mit 1 Rthlr. entrichten. Nach Oſtern gilt der Jahrgang den gewöhnlichen Ladenpreis, 1 Rthlr. 8 Gr. Auch kann bey Joh. Ph. Chr. Reuß in Hamburg pränumerirt werden.

Endlich die Werke der Madam de Beaumont werden noch bis jetzt wegen ihres vorzüglichen Werths für die zweckmäßigſte Bildung der Jugend wegen ihrer echt klaſſiſchen Schreibart, allen andern franzöſiſchen Erziehungsſchriften vorgezogen. Der rühmlich bekannte Herr Profeſſor de la Veaux ward dadurch bewogen, auf die Korrektheit des Drucks ein wachſames Auge zu haben, und zu der Education Complette die Traits detachés de l'Hiſtorie zu verfertigen, um dem Cours d'Education die erforderliche Vollſtändigkeit zu geben. Dies und das gute Aeuſſere, das ich den ſeit einigen Jahren bey mir herausgekommenen Schriften dieſer würdigen Frau zu verſchaffen bemüht geweſen bin, hat unſtreitig die ſehr gute Aufnahme bewürkt, die das Publikum meinen Editionen von Magazin des Enfans &c. &c. Magazin des Adolescentes &c. &c. Education Complette ou Abrégé de l'Hiſtorie univerſelle &c. und Traits detachés de l'Hiſtoire, pour l'Inſtruction de la Jeuneſſe hat wiederfahren laſſen. Vom Magazin des Enfans habe ich verſchiedene Auflagen machen müſſen, und die neueſte iſt vor kurzem erſt fertig geworden. Bis Ende Februars 1786 bin ich erbötig, denjenigen, die ſämmtliche Werke der Beaumont kaufen, welche 3 Rthlr. 8 Gr. koſten, das zu Oſtern 1786 neu wie die übrigen mit Kupfern herauskommende Magazin des jeunes Dames, gratis nachzuliefern. Nach Ablauf dieſes Termins werden dieſe Schriften nicht anders als um den gewöhnlichen Preis: das Magazin des Enfans 1 Rthlr. Magazin des Adolescentes 16 Gr. Education compl. 4 Rthlr. und Traits détachés de l'Hiſtoire 16 Gr. gelaſſen werden. Die Stettinſche Zeitungs-Expedition nimmt hierauf Pränumeration an. Berlin den 1ſten Januar 1786.

Die im Weverſchen Verlage ſeit 1778 erſchienene Quartalſchrift, Olla Potrida, wovon nunmehr acht Jahrgänge heraus ſind, hat mit denen nur wenige Jahre vor ihr entſtandenen Monatsſchriften, dem Teutſchen Merkur und dem Deutſchen Muſeum, in Rückſicht auf ihre intereſſante und höchſt gemeinnützige Aufſätze ſo ſehr gewetteifert, daß ſie bis jetzt die beſte und allgemeinſte Aufnahme ununterbrochen genoſſen hat. Von den erſten Jahrgängen hatten verſchiedene Stücke ſich völlig vergriffen. Nunmehr iſt dieſe Schrift wiederum complet zu haben, indem die abgegangenen Stücke wieder aufgelegt worden ſind. Der Jahrgang koſtet zwar, wie bekannt, 1 Rthlr. 16 Gr. allein der Verleger iſt geſonnen, zur Erleichterung derjenigen, die dies Werk vollſtändig zu beſitzen wünſchen, bis Oſtern 1786 alle acht Jahrgänge für 8 Rthlr. zu laſſen. Nach dieſem [illegible] der Jahrgang wiederum, wie ehemals, 1 Rthlr. 16 Gr.

In bevorſtehender Jubilate-Meſſe erſcheint in meinem Verlage eine ganz Neue vermehrte und verbeſſerte Auflage von Nelkenbrechers Taſchenbuch. Arnold Wever.

Bey dem Buchhändler Johann Samuel Heinſius in Leipzig, auf dem alten Neumarkte, im weiſſen Bär, ſind nachſtehende neue Bücher zu haben.

Tabellen über die Staatswirthſchaft eines europäiſchen Staates der vierten Größe, nebſt Betrachtungen über dieſelben aus dem Franz. M. Eſſai d'Oeconomie politique, gr. 4. 1786. 12 gr.

Neue Abhandlungen der Königlich [illegible] Akademie der Wiſſenſchaften aus der [illegible] und Mechanik, vom Hrn. [illegible] Band mit Kupf. gr. 8. 1785. 1 Rthlr.

Der wohlgeübte und erfahrne Förſter, ein Beytrag zu Döbels Jägerpractica, gr. 8. 1785. 10 gr.

Hiſtoriſchpolitiſches Tagebuch der Sächſiſchen Geſchichte mit genealogiſchen Tabellen des ganzen Hauſes Sachſen, und dem Portrait des Churfürſten und der Churfürſtin, 8. 1785. 16 gr.

J. C. Lavaters Morgen- und Abendgebete auf alle Tage der Woche, 7te Auflage, 1786. 6 gr.

In der Weverſchen Buchhandlung ſind dieſe Werke auch zu bekommen.

I.
Gedichte.

1.
Selma's Tod.
Ein Wechſelgeſang.

Lina.

O Mirta! welch ein Tag der Schmerzen,
Für all die edlen frommen Herzen,
Die, denen Selma alles war!
O laß mein Antlitz mich verhüllen
In deinen Buſen! laß im Stillen
Mich weinen bis mein Auge bricht.

Mirta.

Wir weinen, daß nun Gottes Schlummer
Die groſſe Dulderin im Kummer
Mit leiſem Fittig überſchwebt?
Nein, Schweſter! im Triumph begleite
Sie unſer Lied zum Thron der Freude,
Wo ewig nun Ihr Jubel tönt!

Lina.

Wie liebt' ich Sie! wie liebten alle
Die Heilige! wie liebt Sie alle!
Und unter dieſen allen mich!
Wohin Sie gieng, wallt' Ihr zur Seite
Die Weisheit im Gewand der Freude,
Und ſtreute Blumen vor Ihr hin.

Mirta.

Auch mir vergalt der Freundſchaft Triebe
Die Seelige mit treuer Liebe!
Ihr Kuß war hohe Wolluſt mir!
An ihrem Buſen träumt' ich immer
So ſüſſe Träume! Sah im Schimmer
Der Tugend Lohn – Eliſium!

Lina.

Wie ſchön zeigt' ſich in Kampf und Leiden
Die reine Seel'! Im letzten Scheiden
Wie freudeglänzend war Ihr Blick.
O lehr uns dulden! Kehre wieder,
Geliebte Selma! kehre wieder
Herab zu mir von Gottes Thron!

Mirta.

O Lina, weine nicht! die Stunde
Des Wiederſehens hohe Stunde,
Sie eilt mit ſchnellem Flug herbey!
Dann ſinkt an unſre Bruſt Sie wieder!
Ihr Hochgeſang weckt unſre Lieder,
Und ewig dann kein Scheiden mehr!

Lina.

Ich ſoll Sie ſehn? ſoll Sie umarmen!
O Mirta, täuſcht mich nicht ein Traum?

Mirt

Mirta.

Du wirſt Sie ſehn! wirſt Sie umarmen!
Nein, Lina, nein! dich täuſcht kein Traum!

Lina.

Und ungetrennt Sie ſehn? Sie lieben?

Mirta.

Sie ewig ſehn! Sie ewig lieben!

Beide.

Gott, welche Wonne! welch ein Glück!
O unausſprechlicher Gedanke,
Du biſt die Quelle unſrer Ruh!

Lina.

Aus dir allein ſchöpft Troſt die Kranke,

Mirta.

Du biſt mein Stab, daß ich nicht wanke.

Beide.

O unausſprechlicher Gedanke,
Nur du biſt Quelle unſrer Ruh!

2.

Der Einſiedler.

Eine Erzählung.

> Fu chiaro a Terza il giorno, e a Veſpro mene
> Subito paggia, ed ogni coſa oſcura.
>
> Ariosto.

Abend.

Einſiedler.

Wohin ſo ſpät im Thale, das entlang fort ſich zieht?
So weit dein Blick nur irret, ſo weit dein Auge ſieht,
und wohl noch zehnmal weiter,
erſpäh'ts kein freundlich Dach. –

Wanderer.

In Wüſten treibt mich, leider!
mein Leid, mein Ungemach. –
Der Sand brennt durch die Solen am heiſſen Mittag mir,
Thau miſcht mit meinen Thränen ſich in der Mitternacht. – –
Im Buſen tobt's, es treibet mich raſtlos hin und her,
für mich hat Erd' und Himmel nicht Schönheit mehr und Pracht.
Mich letzt kein ſüßer Vogelſang,
kein Sternenhimmel nicht,
mir iſt ſo weh, mir iſt ſo bang!
Nicht acht' ich mehr das Silberlicht
des Mondes, nicht den Glanz
der Morgenſonne. – Ruh und Raſt
iſt hin. verſchwunden ganz. – –
Mich drückt der Leiden ſchwere Laſt
der kühlen Erde zu,
da iſts ſo ſtill, da iſt's ſo kühl,

und

nur da iſt ewig, ewig Ruh
und über mir ſo ſchwül!

Einſiedler.

Komm, Jüngling, komm herauf zu mir!
Dort ſinkt der letzte Stral
der Sonne ſchon – und in dem Thal
kriecht giftig manches Thier.

Wandrer.

Ha! preßte eine Schlange doch
dies bange Herz zuſamm!
mein ſterbend Auge ſollte noch
ihr danken. – Wie ein Lamm
ſtrich ich den Molch mit dieſer Hand,
und lockte ihn zu mir –

Einſiedler.

Still, Jüngling! das iſt Unverſtand,
der Wahnwitz ſpricht aus dir. –
Komm, ſteig herauf! – Dort windet ſich
ein Fusſteig rechts bei dir
herauf. – Herauf! ich bitte dich!
der Fusſteig führt zu mir.

Wandrer.

Matt iſt mein Geiſt, mein Fuß iſt wund,
und ach! der Berg iſt hoch!
Mein Gaum iſt trocken – und mein Mund –
kaum öffnet er ſich noch.

Einſiedler.

Der Jahre Bürde drückt mich ſchwer,
gern trüg' ich dich herauf,
doch ich vermag's nicht – kann nichts mehr
als Jahre tragen. – Auf!
Ermanne dich, ſo gut du kannſt – ich komm' entgegen dir –
ſtütz' dich auf deinen Stab und komm, Unglücklicher! zu mir.

⁂

Einſiedler.

Du biſt noch jung, und alt bin ich,
wohl fünfmal älter noch
als du – und ſchwach ſtützſt auf den Stab du doch
dich, wie ich Alter mich.
Jetzt ſchleichen wir zuſammen fort,
mein Fuß wankt, deiner ſchleicht –
und doch, der Buſch dort, vor uns dort,
wird auch wohl noch erreicht. –
Dort iſt mein Hüttchen – klein, doch Raum
hat's noch für mich und dich. –
Auf meinem Lager ſchreckt kein Traum,
kein bös Gewiſſen mich.
Mein kleiner ſelbſt erbauter Heerd
iſt mir ſo lieb, iſt mir ſo werth,
als drehten täglich ſich
zehn Spieße drauf herum. –
Auch Wurzeln ſchmecken ſüß, glaub' ich,
in meinem Eigenthum. – –
Sieh! trippelnd ſchleich ich neben dir, wie in der Kindheit, noch,
mein Fuß wankt wie im erſten Jahr, und bin ſo alt ſchon doch.
Sieh, junger Mann, die Kindheit reicht
dem Alter ſeine Hand
und ſchlingt die Kette, knüpft das Band
zuſammen, das ſich gleicht
wie Zirkelrund dem Zirkelrund,
obwohl mit unter kraus und bunt. –
Gebohren werden – Anfang iſts zu ſterben, junger Mann,
man ſtirbt indem man lebt. –

Wandrer.

Ehrwürd'ger Greis, nicht weiter kann
ich, ſieh der Knöchel bebt,
mein Knie ſinkt ein – laß liegen
mich hier – und ſterben. – Ach! ſo ſtill –

iſt's um mich her – mein Schöpfer will –
ich komme mit Vergnügen. –
Nur Noth iſt hier auf dieſer Welt – nur Treiben, Drängen, Sehnen, –
dort iſt nicht Noth, – das Auge ſchwillt dort nicht, wie hier, von Thränen. –

Einſiedler.

Steh auf und komm! –

Wandrer.

Nein! laß mich hier.

Einſiedler.

Nicht doch, Unglücklicher! – Komm nur und folge mir. –
Bald ſind wir dort –
ſteh auf! – Komm! – wanke mit mir fort.

⁂

Wandrer.

Was flüſtert doch dort im Gebüſch?
Hör doch! – Hör! Schlangen! – das Geziſch
kömmt immer näher. Hörſt du's nicht?

Einſiedler.

Nicht Schlangen ſind's, was ziſcht und ſäuſelt,
der Abendwind die Blätter kräuſelt. – –
Sieh dort des Mondes Silberlicht!

Wandrer.

Mein Aug' iſt trüb', ich kann's nicht ſehen,
die Kraft gebricht – ich kann nicht weiter gehen.

Einſiedler.

Wir ſind ja da – noch wenig Schritte,
ſo ſind wir auch in meiner Hütte. –

Wandrer.

Iſt das die Thür? –

Einſiedler.

Herein, mein Freund –
leg dich auf's Lager – trink' und wiſſe,
daß auch nicht Eine Thräne fließe
umſonſt – daß nie dein Auge weint
umſonſt — daß endlich Hülfe doch erſcheint.
Nur ruhig, Freund, und zweifle nicht
an Hülfe, eh dein Herz nicht bricht. —
Ich armer, alter, ſchwacher Mann! —
Wohl mir, daß ich noch Hülfe einem Jüngling leiſten kann!

Morgen.

Einſiedler und Wandrer ſitzen vor der Hüttenthür.

Wandrer.

Wie iſts ſo ſchön! — Hier iſt der Sitz der Unſchuld ganz gewiß!

Einſiedler.

Des Unglücksſtrom, der aus der Welt mich riß
in dieſe Einſamkeit — riß mich zur Ruh und Raſt.
Ich danke Gott im Himmel dir, daß du mich hergeleitet haſt!

Wandrer.

Hör doch, mich dünkt, der Vögelſang ſey hier zehmal ſo ſchön
als im Gewühl der Welt, im Wald, in Gärten und auf Höh'n.

Einſiedler.

Die Stille hebt den Geiſt hinauf
zu dem, der alles ſchuf,
dort in der Welt denkt niemand drauf
zu folgen dieſem Ruf.
Die Freud' im bunten Weltgewühl
ſchwemmt alles, alles fort
das Eindruck heiſt von dieſer Art, macht lau das Herz und kühl

das Blut zu dieſer Pflicht. — An dieſem ſtillen Ort
bleibt jeder Eindruck feſt — bleibt jeder Sinn ſtets offen —
Nachläßigkeit hat nie mich in Gebet betroffen. —

Wandrer.

Ehrwürdger Greis, das friſche Grab dort deckt es deinen Freund?
Haſt du um ein getreues Weib am Hügel dort geweint?

Einſiedler.

Nein, lieber Sohn, ich hatte einſt nur einen Freund, durchs Schwerd
des Henkers ſank er vor mir hin — mein Weib ſtarb längſt vor mir.
Nicht Weib, nicht Freund, mir beide werth,
ruhn in dem Grabe hier. —
Vier Tage ſind's — vom Blute troff der Strauch am Grabe dort.

Wandrer.

Wie? unter deinem Auge gar ein öffentlicher Mord?

Einſiedler.

Schon dreiſſig Jahr führt dieſe Hand
kein Schwerd mehr, viel zu ſchwach
iſt ſie, kaum daß das kleine Land
ſie gräbt. — Ich konnte, ach!
die Hand nur heben zum Gebet, auf jenem Hügel dort
wie konnt' ich armer alter Mann verhindern einen Mord? —
Dort lag ich betend. — Athemlos
lief keuchend her ein junger Mann, das Haar zerſtreut und blos
den Hals, im Pagenkleid, ein Schwerd an ſeiner Hüfte, Sporn
von Gold an Stiefeln und ein Horn
hing ihm zur Seit': um Hülfe ſchrie er ängſtlich, — hinterdrein
fünf Knechte mit entblößter Wehr — dort holten ſie ihn ein.
Sie bohrten ihren Mörderſtahl in ſeine Bruſt und fort
floh'n ſie und zeichneten mit jenem Pfahl den Ort. —
Da wankt' ich vor und nahte mich dem Jüngling, eine Thräne im

im Aug', --- --- er ſtarb. Sein letztes Wort
war ſeufzend: Ach! Laurene!

Wandrer.

Laurene? --- Sprach er weiter nichts?

Einſiedler.

Er röchelte und ſtarb. --- Die letzte Pflicht
erwies ich ſeinem Leib',
ich macht' ein Grab, ich ſcharrt' ihn ein und ſah es war ein Weib.

Wandrer.

Ein Weib?

Einſiedler.

Hier iſt das Schwerd, das Horn,
und hier ſind ſeine goldnen Sporn.
Und dieſen Ring zog ich ---

Wandrer.

O weh! Sie war's! erbarme dich
Gott meiner! --- Auf dein Grab
Laurene! --- Ach! es iſt der Ring, den ich ihr einſtens gab!

∴ ∵ ∴

Schnell ſtürzt' aufs Grab der Wandrer ſich,
wühlt' ſchluchzend tief in Sand
die rechte ſtarre Hand;
er ſchreit, es wüthet fürchterlich
die linke Hand im Haar. ---
Er ſchlägt den Buſen, ächzt und ſtöhnt, nennt ſie nur --- nur Laurenen,
weiß nichts von ſich. Der Greis ſchleicht her, hört Waffen um ſich tönen,
und raſch ſtürzt aus dem Buſch' hervor gewappnet eine Schaar.
Sie greifen ſchnell den Wandrer, zieh'n
herab vom Hügel ihn,
und bohren ihn zu Boden. ---

Er röchelt noch: Laurene ach! — und da entflieht der Oden. —
„Barbaren! — weint der alte Greis —
hin iſt des Jünglings Leben!
es iſt dahin, und ach! ich weiß
nicht, wer es ihm gegeben!“ —
„Still! — ſprach der Hauptmann, trat hervor und wiſchte Blut vom Schwerde —
ein Böſewicht liegt hier geſtreckt, tod, blutend, auf der Erde.
Beklag' ihn nicht, 's iſt Hochverrath, den Prinzen zu beklagen,
denn wiße, König Guido herrſcht und keiner darf es wagen
zu tadeln, was ſein Mund befahl.
Auf ſein Gebot durchſchnitt der Stahl
des Prinzen Herz.“ —

Einſiedler.

Wie heiſt der Herr des Landes? Wie der König?
Iſt Franz nicht mehr Regent?

Hauptmann.

Er ſtarb. Hier liegt ſein Sohn im Blute.
Das war Befehl von ſeinen Oehm. ſo wollt's Guido der Gute.

Einſiedler.

Warum? was that der junge Prinz?

Hauptmann.

Er liebte ſeine ſchöne
Vaſallin, die im Grabe ruht, ſie nannte ſich Laurene.
Sein Vormund widerrieth's, doch er blieb feſt bei ſeinem Sinne,
vertändelte die Zeit bei ihr und pflegte ſtets der Minne.
Der Vormund ſperrt die Dirne ein.
Der Prinz rottirt zuſammen
ein lockres Heer Geſellen ſein,
ſteckt den Pallaſt in Flammen,
befreit Laurenen und verbrennt
Darüber ſeine Brüder,
Kaum daß dem grimm'gen Element
der Oehm entrinnt; — Das Schloß brennt nieder.

Der Prinz durchſtreicht das ganze Land,
ſchminkt ſich, ſingt Bulerlieder
und läßt ſich endlich unbekannt
in einem Städtchen nieder.
Da wirbt er an ſo viel er kann,
entdeckt ſich, wird gekrönet
auf offnem Markt, des Vormunds Bild und Siegel wird verhönet.
Der Prinz dingt einen ſchlechten Mann
und giebt ihm ſeltne Kleider,
und der kömmt in der Hauptſtadt an
als wie ein fremder Reuter,
naht ſich dem König, zieht den Dolch, ihn unverſeh'ns zu morden.
Ein Ritter merkt's, ſonſt wär der Mord ſogleich vollführet
worden. –
Und nun bedaure noch den Prinz! – So mordete ſein Vater
des vorgen Königs Söhne an' und riß des Reiches Krone
an ſich, durch Gluck im Krieg' erhielt er ſich auf ſeinem Throne.
Der alte König nahm ein Kleid von ſeinem treuen Pater
und flüchtete — Gott weiß wohin!

Einſiedler.

Hieher! — Sieh mich an! ſieh' ich bin
der arme alte König!

Hauptmann.

Still! frommer Greis, das ſag' nicht laut,
es hilft dir allzuwenig. —
Stirb ruhig hier. —

Einſiedler.

Gieb deine Hand
mir drauf, Freund, laß mich unbekannt,
laß mich hier ruhig ſterben.
Bereite meinem kahlen Kopf, ich bitte, kein Verderben!
der Arm iſt ſchwach, nicht ſchaden kann
er einem rüſt'gen König.
Geh' Freund, du biſt ſein Unterthan,
mir nutzt ein Zepter wenig.

Haupt:

Hauptmann.

Leb wohl, du königlicher Greis, das Alter macht zum Kinde,
das braucht ein Laufband, Führer brauchts, doch keine Augenbinde.

Einſiedler.

Geh! laß mich ſterben ruhig hier, --
hier --- --- --- drückt mich keine Krone ---
und laß den blutgen Leichnam mir
von meines Feindes Sohne!!

C. A. Vulpius.

3.

Zur Lehre für ſchmachtende Liebhaber.

Aus dem Franzöſiſchen von Croizetière de la Rochelle.

Tritt einſt ein Schäferſtündchen ein
Benutz den Augenblick!
Beim Lieben darfſt kein Tändler ſeyn,
Verſcherzeſt ſonſt dein Glück.

Hilft Seufzen nichts und hilft kein Schwur,
So ſiegt Verwegenheit ---
Das ſprödſte Mädchen ſpottet nur
Der bangen Schüchternheit.

Drum laß ſie drohen, wie ſie will,
Sie zürnet nur im Scherz.

Macht gleich ihr Mund des Schmähens viel,
Vergiebt dir doch ihr Herz.

Ein Raub gilt mehr als ein Geſchenk,
So wild das Mädchen iſt.
Der Liebe wird's verziehen, denk',
So ſtrafbar du auch biſt.

Den Zorn entwafnet bald die Luſt
Ein Kuß macht alles gut.
Des Mädchens liebevolle Bruſt
Entbrennt nicht leicht von Wuth.

Merk' nur auf Schäferſtunden fein
Benutz den Augenblick.
Im Lieben laß das Tändeln ſeyn,
Verſcherzeſt ſonſt dein Glück!

Th.

II.
Dramatiſche Aufſätze.

Die Execution.
Eine komiſche Operette in vier Akten.

Perſonen.

Fräulein von Wallbeck.
Lieschen, ihr Kammermädchen.
Heinrich, ihr Bedienter.
Kantor Lempel.
Martin, geweſener Bediente des Herren von Wallbek, Bruders der Frau von Wallbeck.
Bauer
Corporal und 2 Soldaten.
Schuljungen des Kantors.

Erſter Akt.
Vor dem Schloße unter einer Baumallee, wo ein Canape angebracht iſt.

Erſter Auftritt.
Lieschen allein.

So ſieh' mich denn zum letztenmal,
Natur, in deinen Herrlichkeiten ſchweben:

In deinen Wundern, junges Blumenthal!
Erheben wird mein goldnes Schickſal mich! erheben
Zu höherm Glanz, als jene Silberpracht
Des Mai's, wenn er, im Blütenkranze,
Beym jungen, muthigen Tanze
Des Bachs, in frölichen Hainen erwacht.
Hier ſchwebt' ich oft, im leichten Mädchenkleide,
Von dieſer grünen Dunkelheit bedeckt;
Wie tauſendmal hab' ich die Freude
Des ſüßen Frühlings hier geſchmeckt!
Zwar ſchön wars hier, doch höhr'e Seeligkeiten,
Als Wald und Wieſ' und Thal,
Als dieſe grünen Dunkelheiten
Erwarten mich. – Ein goldner Saal
Wird mich empfangen, ſchimmert ſchon von weiten
Entgegen mir. – Du Sitz von grünem Moos,
Ich ruh hinfort nicht mehr in deinem Schoos;
Ich werde nun nicht mehr, Natur,
An deine Bruſt mich ſchmiegen!
Leb wol, du kleine Flur!
Von Samt wird mich ein weicher Polſter wiegen.
Worin ich oft hier Blumen band,
Dies leichte Mädchenkleid werd' ich vertauſchen;
Bald wird ein ſchimmerndes Gewand,
Wie Morgenroth, um meine Tritte rauſchen.

Nun lebe wol du Veilchenhain,
Mit allen deinen Kränzen!
Hell wird nun hier der Sonnenſchein
Von Edelſteinen glänzen!
Wie ſchön wird die geſtirnte Nacht
Der braunen Locken flimmern!
Der Abendſtern, wenn er erwacht,
Muß kaum ſo prachtvoll ſchimmern!

Wie wird mirs ſeyn, wenn ich erſt nicht mehr von dem gnädigen Eigenſinn einer Gebieterin abhangen werde? Mein Wink wird zehn Hände beſchäftigen. — Prächtigen Aſſembleen werd' ich beywohnen, wo Kleider und Friſuren wett-

wetteiſern, wo ein Glanz den andren verdunkelt; da werd' ich gewiß keine ſchlechte Figur machen!

Manche Dame werd' ich um ihren Beifall bringen; wie wird in heimlichen Winkeln der Neid erwachen, wenn der Blick der Geſellſchaft auf mich fällt, wenn ich mit gewaffneten Reitzen, herrlich wie eine Königsbraut, erſcheinen werde.

Ich hab' es längſt abgelernt, wie man durch allerhand kleine Liſten ſeinen Reitzen Unüberwindlichkeit geben kann. Ein nachläßiges, ungezwungenes Hinwerfen auf den Sopha thut zu ſeiner Zeit keine üble Würkung. Ein künſtliches, je ſuis malade, kann zauberiſch werden. — Ja, ja! ich ſchicke mich perfekt zur großen Dame!

Empfangt mich, ihr rauſchenden Freuden,
Empfangt mich, beflügelte Tänze!
Willkommen, goldne Stadt!
Ich verlaß euch, grünen Weiden,
Dich, Natur, und deine Kränze;
Deiner Freuden bin ich ſatt!
Empfangt mich, ihr rauſchenden Freuden!
Empfangt mich, beflügelte Tänze!
Willkommen, goldne Stadt!

Zweiter Auftritt.

Der Kantor und Lieschen.

Kantor.

Schönen, guten Morgen, Jungfer Lieschen.

Lieschen. Guten Morgen, Herr Kantor! guten Morgen! Er ſieht ja noch ſo nüchtern aus, das bin ich an Ihm nicht gewohnt. Er ſteht ja ſonſt ſo früh auf. Wenn ich zu meinem gnädigen Fräulein in das Schlafzimmer ſchleiche, und mir ſelbſt noch die Augen wiſche, denn ſehe ich Ihn ſchon den Berg herab kommen, aus dem Felde.

Kan.

Kantor (vor ſich). Ein freundlicher Anfang! (zu Lieschen) Alſo hat Sie mich immer den Berg herunter kommen ſehn? Kann Sie denn aus Ihrem Fenſter mich ſehen, liebes Lieschen?

Lieschen. O ſehr gut! Ich wollte Ihm allenfalls ſagen, wenn Er ſeine Bräutigamsmütze aufgehabt hat, ſo gut kann ich Ihn ſehen. Meine Augen ſind noch ſehr weit hinausſehend.

Kantor (mit dem Kopf ſchüttelnd, vor ſich) Weit ausſehend, und ein armer Dorfkantor, das paßt nicht auf einander. (laut) Jungfer Lieschen nimmt den Ausdruck: weitausſehend vermuthlich nur im phyſicaliſchen, nicht im moraliſchen Verſtande; dazu iſt Jungfer Lieschen zu beſcheiden.

Lieschen. Ich habe nur einen Verſtand für mich und meine Worte. Wenn der Herr Kantor einen zwiefachen hat, ſo gratulir' ich; aber man merkt's auch oft, daß ſich der eine oft auf den andern verläßt.

Kantor. Lieschen! Lieschen iſt eine kleine Spötterin; Sie kann die ſpitzigen Reden nicht laſſen. Indeſſen wir kennen uns, und nehmen einander nichts übel. Es war nicht böſe gemeint, Lieschen, nicht wahr?

Lieschen. Böſe, Herr Kantor? behüte! meint mans denn böſe mit dem, dem man einen doppelten Verſtand zutraut?

Kantor. Es iſt einmal Ihre Art, liebes Lieschen, ſpaßhaft zu ſeyn; und ich habe ſie darum nur noch lieber. Spaß muß ſeyn; aber ſit modus, ſagen die Gelehrten, fein zu ſeiner Zeit.

Lieschen. So, ſagen ſie das? Alſo, Herr Kantor, mit ſeiner gelehrten Sprache fein zu ſeiner Zeit.

Kanter. Ei, Sie muß ja wiſſen, daß unſer eins kein Dummkopf iſt; daß man ſein köſtlich Latein verſtanden hat, und noch verſteht. Glaubt Sie denn, daß meine Ab-

ſichte

ſicht jemals geweſen iſt, ein Dorfkantor zu werden? — Nimmermehr! — Zum Superintendenten hatte mich meine ſeelige Mutter gewidmet. Sie hatte ſich lange einen Sohn gewünſcht, und nun erhielt ſie einen; da beſchloß ſie, dem Herrn ein Geſchenk mit mir zu machen, und mich dem Altar zu weihen.

Lieschen. Der Herr muß doch ſeine Urſachen gehabt haben, warum er das Geſchenk ausgeſchlagen hat.

Kantor. Wer kann in die Geheimniſſe des Schickſals eindringen?

Lieschen. Ich bin der Meinung, daß das Schickſal ſehr vernünftig handelte, da es ſich die Freyheit nahm, den gutgemeinten Rath ſeiner ehrlichen Frau Mutter vorbey zu gehen.

Kantor. Ich bin zufrieden, Lieschen, was kann man machen?

Lieschen. Wenn alle diejenigen Superintendenten werden ſollten, welche die wohlmeinenden Mütter dazu beſtimmen; ſo würden die wenigſten Pfeifer und Musquetier die weltlichen Waffen ergriffen haben.

Kantor. Da hat Sie wol recht, Lieschen; allein, bey Beſetzung der Aemter gehts ſo zu, daß ein ehrlicher Mann, der das Seine noch ſo ſauer gelernt hat, hernach nicht mal ein reputirlich Stück Brod kriegt. Sie müßte ſich kreutzen und ſegnen, wenn ich Ihr davon erzählen ſollte, wertheſtes Lieschen. Ich weiß es am beſten; aber ich lege meine Hand auf den Mund und ſchweige. Ich will Ihr nur einige Exempel anführen:

Der eine hat ein artig Weib,
Für den Patron zum Zeitvertreib,
Gleich ſagt Patronus: Ja!

Lieschen.

Das geht! ha ha ha ha!

Kantor.

Der andere fängts noch anders an;
Und ſpannt gleich zwanzig Füchſe dran,
Und — o — wie ziehen die!

Lieschen.

Ins Amt! hi hi hi hi!

Kantor.

Den dritten liebt Patroni Frau,
Und Weiber, weiß man wol, ſind ſchlau;
Er ſteckt ſich hinter die.

Lieschen.

Das hilft! hi hi hi hi!

Kantor.

Der vierte machts durch Schmeicheleyn,
Und kriecht denn ſo ins Amt hinein:
So geht es, leider! ja.

Lieschen.

Auch gut! ha ha ha ha!

Kantor. Solcher Fälle wollt' ich Ihr wol noch hundert anführen, wenn hier der Ort wäre.

Lieschen. Findet ſich denn die Art, wie Er ins Amt gekommen iſt, auch mit unter dieſer Liſte?

Kantor. Behüte Gott!

Lieschen. Ei nun! was wärs denn, wenn nun alle dieſe Arten die Mode vor ſich hätten?

Kantor. Ehrlichkeit muß nie aus der Mode kommen! Ich bin noch ſo am ehrlichſten zu meinem Dienſt gelangt. Meine ſeelige Frau hat ihn mir zugeheyrathet. Sie hatte weiter nichts als den Kantordienſt; aber ich ſah' aufs Herz.

Lieschen. Ei, was Er ſagt! In aller Welt, Herr Kantor Lempel! Den Kantordienſt hat Ihm alſo ſeine ſeelge

Frau zugeheirathet? Das iſt ja eine ganz nagelneue Art von Ausſteuer! aber eine ſehr ehrliche Art.

Kantor. Die iſt ſo neu nicht mehr, ſchönes Lieschen.

Lieschen. Wie verhält es ſich denn damit?

Kantor. Das will ich Ihr ſagen, Lieschen! Seh' Sie, der hochſeelige Herr Patron war gar ein braver Herr. Er machte ſehr viel aus meiner ſeeligen Frau. Sie war Kammerjungfer bey ſeiner Frau Gemahlin, wohlſeeligen Andenkens! Als ſeine Gemahlin ſtarb, mußte ſie bey ihm bleiben; denn ſie konnte ſich ſo ein bischen in ſeiner Weiſe ſchicken: kurz, er hatte für ſie viel Gnade. Als nun die Kantorſtelle hier aufkam; ſo gab er ſie ihr, und ſprach: Da Trudchen! nimm dir einen Mann drauf, nach deinem Gefallen. Da war ich denn unter ſieben, die die Probe ſungen, der einzige, der ihr gefiel, und den ſie wählte. Mein ſtilles, ruhiges Weſen, woraus Geduld und Nachſicht hervorleuchtete, machte, daß ſie vor allen auf mich fiel. Wir heiratheten uns und lebten wie die Kinder beyſammen.

Ob ich ſie nun zwar in einem Zeitpunkt heyrathete, wo ein übles Gerücht ihre jungfräuliche Ehre etwas zweideutig machte; ſo ſtöhrte das doch unſere Zufriedenheit nicht. Wir genoſſen der vorzüglichen Gnade unſers Herrn Patrons, der uns fleißig beſuchte. Ja, der Hochſeelige Herr, war ein ganz anderer Herr, unter uns geſagt, als ſein Herr Sohn!

Lieschen. Das ſag' Er nicht, Herr Kantor! der junge Herr iſt ein feiner Herr!

Kantor. Das taugt aber nicht, ſchönes Lieschen! Nun! der gnädige Herr ſtarb, und kurz darauf mein Trudchen auch.

Duett.

Kantor.

Fünf Jahr ſind nach und nach entflohn,
Als ich ſie mußte miſſen!

Lieschen.

Ich denke doch, Er wird ſich ſchon
Ganz gut zu tröſten wiſſen.

Kantor.

Gottlob? daß ich mich tröſten kann!

Lieschen.

Was wollt' Er ſich auch grämen?
Da frei Er wieder; denn ein Mann
Wie Er, darf ſich nicht ſchämen!

Kantor.

O Herzens Lieschen, meint Sie daß?
Sie kann mich ganz entzücken!

Lieschen.

Ein Weibchen ſucht ohn' Unterlaß,
Den Gatten zu beglücken!

Kantor.

Wo findet gleich ein Weibchen ſich,
Mit mir ſich zu verbinden?
Ja, liebte nur ſchön Lieschen mich!

Lieschen.

Ein Weibchen wird ſich finden!

Kantor.

Ich merk' es ſchon, Sie liebet mich.

Lieschen.

Ja, das wird ſich ja finden.

Kantor. (vor ſich)

Ja, ja, ſie liebet mich! –
Ei, Herzens Lieschen, meint Sie das?
Top, geb' Sie mir ein Mäulchen!

Lieschen.

Ei, ei, Herr Kantor! Er macht Spaß,
Nein, wart Er noch ein Weilchen!

Kantor.

Sie bleibt doch meine Lieblingin.

Lieschen.

Herr Kantor, was kommt Ihm in Sinn?
Ich bin – bin ſeine Dienerin! (ab)

Dritter Auftritt.

Kantor allein.

Wart nur, du kleine Zauberin!
Dafür ſollſt du mir büßen!
Wenn ich nur erſt dein Liebſter bin
Und darf dich nur erſt küſſen!

Warum bin ich nun wol hergekommen? Da läßt mich die kleine Hexe mir nichts, dir nichts, ſtehn! Ich werde wol unverrichteter Sache wieder nach Hauſe gehen müſſen, ohne das gnädige Fräulein zu ſprechen; allein man muß ſich einen Weg nicht verdrießen laſſen! hab' ich doch mein ſchönes Lieschen geſprochen, und ſie liebt mich gewiß, ſie würde ſonſt nicht ſelbſt vom Heyrathen angefangen haben. Wenn ich das Jawort von ihrer Gebieterin habe, ſo iſt's richtig! Es iſt gar ein munteres, allerliebſtes Ding!

O das ſüße Lieschen!
So ein nettes Füßchen
Hat kein Mädchen nicht!

Wie die mängelloſe
Junge Frühlingsroſe
Blüht ihr liebliches Geſicht!

Mädchen zum Entzücken!
Seht aus ihren Blicken,
Strahlet Sonnenlicht!
Süße Wangengrübchen! —
So ein ſchönes Liebchen
Hat kein Fürſt, kein König nicht!

Vierter Auftritt.

Der Kantor. Ein Bauer.

Bauer.

Herr Gevatter Lempel! was macht Er denn hier? Ich hab' Ihn in ſeinem Hauſe geſucht; gut! daß ich Ihn hier treffe!

Kantor. Was denn, Gevatter, was giebts denn?

Bauer. Hat Er denn nichts neues gehört?

Kantor. Nein!

Bauer. Eine Sache von Wichtigkeit!

Kantor. Nu! nu! heraus mit dem Geheimniß!

Bauer (ſieht ſich geheimnißvoll um). Im Vertrauen, Herr Gevatter — es bleibt aber bey Ihm — es iſt ja ein — ein Poſtſkript vom Hofe gekommen.

Kantor. Reſkript wird das ſeyn; denn vom Hofe kommen keine Poſtſkripte, ſondern Reſkripte.

Bauer. Meinetwegen mögens Poſtſkripte oder Rezepte ſeyn!

Kantor. Reſkripte heißt es, Gevatter, Reſkripte, nicht Rezepte. Rezepte ſchreiben die Doctores.

Bauer. Laß Ers doch heißen, wie's will, Herr Gevatter, wenn Er mich nur verſteht!

Kantor. Ei, man muß ſich richtig ausdrücken!

Bauer. Alſo Re — Reſkript heißt ſo ein Ding?

Kantor. So iſts recht! docendo diſcimus.

Bauer. Vom Hofe iſt ein Reſkript angekommen, und unſer gnädiger Herr hat ſeinen ganzen Proceß verlohren. Er ſoll ſo ein 30000 Rthl. bezahlen müſſen.

Kantor. Nimmermehr, Gevatter! was ſagt Er da?

Bauer. Zuverläſſig, Herr Gevatter, die Sache hat ihre Richtigkeit.

Kantor. Ich werde ganz ſtarr über ſeine Nachricht. Alſo haben die Haaſen, Rebhüner und Rehbraten, die abgeſchickt wurden, nichts geholfen?

Bauer. Das ſag' Er nicht, Gevatter, wie hätte ſich denn der Proceß ſo lange erhalten können, wenn er nicht ſo gut Futter gehabt hätte!

Kantor. Ha ha ha ha! ein hübſcher Einfall! alſo meint Er, der Proceß ſey mit Haaſen, Rebhünern und Rehbraten gemäſtet worden, eh ihn die Herren Richter abgeſchlachtet haben? Er hat Recht! Er hat ganz Recht! das muß zuletzt ein fettes Opferthier für dieſe Herren geworden ſeyn!

Bauer. Ja, ja, die Sache iſt wahr! Er kann ſich ſicher darauf verlaſſen, Herr Gevatter!

Kantor. 30000 Thaler, wie will er die bezahlen? da muß er Land und Leute verlaſſen!

Bauer. Es verlautet ſich, als woll' er unter die Marockaner gehn.

Kantor. In Marocko haben wir doch jetzo Friede; die Zeitungen melden wenigſtens nichts.

Bauer. Es muß doch ſo was los ſeyn!

Kantor. Amerika, Amerika, das weiß ich wol; da giebts was! unter die Amerikaner wird Er alſo ſagen wollen.

Bauer. Nun ja, ſo iſts das! Unſer ein's weiß denn das nicht ſo vorzubringen, wie ein Geſtudirter, Herr

Gevatter. Man weiß ſo nicht Beſcheid in dem Kram.

Kantor. Dafür ſind wir Gelehrte! ne ſudor ultro crepidum: rede, wie dir der Schnabel gewachſen iſt!

Bauer. Zum Henker! Jhm iſt der Schnabel recht lateiniſch gewachſen!

Kantor. Nun hör Er, Gevatter! laß Er uns mal unſre Reflexions machen!

Bauer. Nun ja! ich hör' Jhn gern ſprechen!

Kantor. Er wird meiner Meinung ſeyn. Die jetzige Einrichtung taugt im Grunde nichts, iſt ganz zu unſerm Schaden; Hab' ich Recht oder hab' ich Unrecht?

Bauer. Er hat Recht, Herr Gevatter, Er hat Recht! die Dienſte werden Einem ſo ſauer gemacht, man mögte davon laufen.

Kantor. Mir hat er ſechs Scheffel Früchte abziehen laſſen; und überhaupt hat er mich ſo geſetzt, daß ich des Tages kaum noch ein Viertelchen machen kann. Aber wers vom Altare nimmt, der wirds zu verantworten haben! habeat ſibi!

Bauer. Stehn denn die Viertelchen auch auf dem Altare?

Kantor. Das verſteht Er nicht, Gevatter.

Bauer. Kann ſeyn! kann ſeyn! bin kein Geſtudirter.

Kantor. Alſo Summa ſummarum, was kommt heraus? daß ſeine Nachricht, wenn ſie gegründet iſt, eine vortrefliche Nachricht iſt. Nicht? Meint Er nicht auch?

Bauer. Jch bin mit Jhm eins, Herr Gevatter, bis auf ſein Latein; das Zeug verſteh' ich nicht!

Kantor. Nun nu! Gevatter, ſo wollen wir eins zuſammen machen, das er beſſer verſtehen ſoll. (zieht eine Brandweinflaſche vor).

Bauer. Ja, das verſteh ich beſſer!

Kantor. Auf die gute Nachricht muß ein Viertelchen geſetzt werden.

Bauer. Meinetwegen!

Kantor. Es iſt was gutes, ich hab' es erſt aus der Stadt mitgebracht (trinkt). Es lebe, wer uns wohl will!

Bauer. Es ſterbe, wer uns nicht wohl will (trinkt).

Kantor. Proſit, Gevatter! (trinkt)

Bauer. Dank, Herr Kantor!

Kantor. Da! noch eins Gevatter!

Bauer. Meinetwegen! Proſit! (trinkt)

Kantor. Gratias! gratias! (nimmt die Flaſche dem Bauer, nachdem dieſer getrunken hat, ab, und ſpricht:) Nun erſt noch eins für mein Lieschen.

Bauer. Was? für ſein Lieschen? —

Kantor. Stille! ſtille! erſt laß Er mich trinken, und denn bring' Er ſeine Anmerkung vor; Anmerkungen gehören ad marginem, auf den Rand, und nicht in den Text.

Bauer. Nun, ſo bleib Er bey ſeinem Text!

Kantor.

Es lebe meine Königin!
Süß, wie dies Gläschen (trinkt) fließt,
So fließ' ihr frohes Leben hin,
Von lauter Luſt verſüßt!

Bauer. Was hat Er denn für ein Lieschen, Herr Gevatter? will Er denn gar wieder heyrathen?

Kantor. Ja! Ich muß ihm hiermit deklariren und anzeigen, daß ich Willens bin, Lieschen, die Kammerjungfer des gnädigen Fräuleins, in allen Züchten und Ehren zu heyrathen und zu ehlichen.

Bauer. Herr Gevatter, wo denkt Er hin? Iſt das ſein Ernſt?

Kantor. Nach reiflicher Ueberlegung und mit Zuziehung der Vernunft, hab' ich dieſen, mir heilſamen, Entſchluß gefaßt. Rem bene perpendi!

Bauer. Nun wenn Er das gethan hat, ſo will ich ſtille ſeyn; denn ſeine lateiniſche Vernunft muß das Ding beſſer verſtehn, als meine deutſche Einfalt.

Kantor. Rem bene perpendi!

Bauer. Aber ich denk in meiner Einfalt ſo: Ein Kammermädchen, wo ein junger Herr iſt — (ſchüttelt mit dem Kopf) Man weiß ja wol, was das für Waare iſt!

Kantor. Meint Er denn, daß ſich Lieschen hat vom Teufel blenden laſſen? Ja, da kennt er Lieschen noch nicht!

Neulich bat ich um ein Mäulchen;
Proſit! ſprach ſie, wart ein Weilchen,
Und bin doch ihr Bräutigam.

Bauer.

Herr Gevatter, Er kanns glauben,
In verſchwiegenen Abendlauben
Iſt ſie ein geduldig Lamm!

Kantor.

Jüngſt, Er kann ſich drauf verlaſſen,
Durft' ich kaum ans Händchen faſſen,
Und Er weiß doch, wer ich bin?

Bauer.

Jüngſt ſtand ſie am grünen Stege,
Unſerm jungen Herrn im Wege,
Und gab beide Händ' ihm hin!

Kantor. Das iſt ja ein Widerſpruch: einen Bräutigam haben, und einen andern lieben! Ich kann mir das nicht denken.

Bauer. S' iſt ja ein Kammermädchen, Herr Gevatter, bedenk Er doch!

Kantor. Eine ſolche flatterhafte, unbeſtändige Liebe des jungen Herrn, wird ſie doch meiner ſtandhaften Liebe, die ſo ſtark iſt, nicht vorziehn?

Bauer. Wenn ſeine Liebe auch baumſtark iſt! Denkt denn ſo ein Mädchen nicht gleich, ſie iſt die gnädige Frau, wenn das Herrchen mal ſchöne mit ihr thut?

Kantor. Er iſt irrig, Gevatter, ganz irrig! Glaube Er denn, daß Lieschen auch ſo ein einfältig Ding iſt, zu glauben, daß das freien hieße, wenn ſo ein flüchtiges Herrchen einmal ſagt: Bunſchur, mein Schätzchen, oder ſie einmal in die Backen kneipt?

Bauer. Ja, denk Er doch, was ich Ihm erzählen will.

Kantor. Geb' Er ſich keine Mühe, Gevatter! was Er mir ſagen will, weiß ich Ihm beſſer zu ſagen. Ich habe Erfahrung und ein reifes judicium!

Bauer. Thu Er, was Er will! Er muß freilich wiſſen, wie Er fertig werden will. Unſer eins brat Ihm ſeine Haut nicht, wenns drauf regnet. Ich hab' Ihn als Freund gewarnt. Adge!

Kantor. Nehm Er mich doch mit, Herr Gevatter, ich geh mit! (ab).

Fünfter Auftritt.

Das Fräulein und Lieschen.

Fräulein.

Ein herrlicher Morgen! So in ſeinen Erquickungen zu ſchweben, das iſt ein Vergnügen, welches den Menſchen an ſeine Beſtimmung erinnert. Horch! wie alle Stimmen der Natur die Seele auffodern, glücklich zu ſeyn! Du haſt wohl gethan, Mädchen, mich frühe als ſonſt geweckt zu haben. Das Vergnügen hab' ich Dir zu danken. Unſer Frühlingslied, Lieschen!

Du mit deiner Roſenwange,
Die die grüne Locke umfließt,
Sey gegrüßt im Lenz Geſange,
Süßer Frühling, ſey gegrüßt!
Seht, wie mit dem Blumenkelche
Voller Thau der Zephir ſpielt!
Wo iſt eine Seele, welche
Dieſe Himmelsluſt nicht fühlt?

Schwebt im Thal, ihr Mädchenkränze!
Grüne, grüne Mirtenkranz!
Kränze, junges Mädchen, kränze
Dir dein Haar zum Frühlingstanz!
Komm zum Nachtigall Geſange,
Grün, wie eine Braut, bekränzt;
Schweb' im Tanz, bis deine Wange
Sanft in hellerm Purpur glänzt.

Bis der letzte Strahl der Röthe
Sich am Abendhimmel neigt,
Und des Waldes letzte Flöte
Lieſer wird und endlich ſchweigt;
Bis durch dunkle grüne Bäume
Hell des Mondes Antlitz blinkt,
Und zu Spielen ſüßer Träume
Freundlich dir dein Engel winkt;

Lieschen. Finden Sie ſo viel Vergnügen an der jungen ſchönen Natur?

Fräulein. Du fragſt? — Ich vergeſſe des Morgens nie, als ich von Wertheim kam. Ich fuhr in einem Phaeton. Da lag die offene, blühende Welt vor mir. Linkerhand ſah' ich den Fluß unter lieblichen Morgendüſten ſanft hinſtrömen. Die muthigen Wellen tanzten neben den Ufern hin. Rechterhand eine Reihe krauſer Hügel, alle mit jungem Grün gekrönt. Im Rücken hatt' ich die aufgehende Sonne. Die

Wieſen ſtanden noch im Thau, und ſchimmerten im Morgenſtral. Das gab einen Coup de vuë, den ich nie herrlicher geſehen habe.

Lieschen. Die Schauſpiele der Natur reitzen, wie alles, ſo lange ſie neu ſind. Der Geiſt iſt zur Abwechſelung geſchaffen.

Fräulein. Was gewährt dem Geiſt mehr Abwechſelung als die Natur?

Lieschen. Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein. Sie haben erſt einen Sommer unter den Abwechſelungen der Natur zugebracht. Sie würden die ennuiante Stille, die darinn herrſcht, bald empfinden, wenn Sie ihre Unterhaltungen länger von ihr erwarten wollten. Die Freuden der Natur haben etwas ruhiges und ernſthaftes, welches mit der Beſchaffenheit einer jugendlichen, unruhigen, thätigen Seele nicht harmonirt. Aus der Stadt einmal aufs Land fliegen, iſt ein ganz artiges Vergnügen; aber —

Fräulein. Ich höre ſchon, Du willſt der Stadt und ihren Ergötzungen das Wort reden. Aber die Urſach?

Lieschen. Ich habe weiter keine Urſach als meine Neigung.

Fräulein. Ich muß geſtehen, Lieschen, ich finde Dich verändert; Dein Urtheil war ſonſt nicht ſo ſehr für die Stadt. Warſt ein ruhiges, ſtilles, zufriedenes Geſchöpf, und Du warſt mir drum ſo lieb.

Lieschen. Ich ſchmeichele mir mit der Gnade, und wünſchte, ſie nur in dem Maße zu verdienen, als ich ſie beſitze.

Fräulein. Schweig davon! — Haſt Du noch nicht geliebt, Mädchen?

Lieschen (ſucht ihre Verlegenheit zu bergen). Daß ich nicht wüßte!

Fräulein. Ich würde Dich bedauern, wenn eine unglückliche Liebe Dein Herz gefeſſelt hätte.

Lieschen (noch betroffner). Mein Herz weiß davon nichts.

Fräulein. Dieſe Verlegenheit iſt Deine Verrätherin. Ich fürcht', ich fürchte! — Der Knoten wird ſich entwickeln — hat ſich keiner von meines Bruders Leuten ſehen laſſen?

Lieschen. Nein, gnädiges Fräulein!

Fräulein. Ich habe Luſt, gleich nach dem Dejeuner eine kleine Spazierfarth durch das Büchenhölzchen zu machen, und da wünſcht' ich, daß er mich begleitete.

Lieschen. Vielleicht käme der Vorſchlag dem Herrn von Walbeck ſehr gelegen. Ich ſeh' ihn nicht ſelten des Morgens ganz früh den grünen Steg hinauswandern. Er ſcheint ſehr für den Morgen zu ſeyn.

Fräulein. Seine Seele muß mit gewiſſen Angelegenheiten beſchäftigt ſeyn, die meiner wachſamſten Aufmerkſamkeit räzelhaft ſind.

Sein verwickelter Proceß kanns nicht ſeyn, von dem hat er mir ſelbſt oft geſagt, daß ihm jeder Ausgang deſſelben gleichgültig ſeyn würde.

Seine auſſerordentliche Lebhaftigkeit hat ſehr abgenommen; er iſt ſelten in meiner Geſellſchaft, ſelbſt über Tiſche, wo er ſeinem Herzen Gewalt anthut, iſt ſeine Veränderung merklich. Sollte eine neue inclination d'amour das alles in ſeiner Seele angerichtet haben; ſo bedaur' ich den unglücklichen Gegenſtand ſeiner Neigung im voraus.

Lieschen (vor ſich). Sie merkt was; ſie will mich ausforſchen. (laut) Vergeben Sie, gnädiges Fräulein, Sie beurtheilen den Herrn von Walbeck vielleicht zu ſtrenge, wenn Sie die ſcherzhaften Aeuſſerungen ſeines lebhaften Geiſtes zum Grunde legen. Die Anlage ſeines Herzens iſt gut.

Fräulein. Eben dieſe gute Anlage iſt auch auf einem guten Stamm ein ſchlechtes Reiß; was haſt du zu erwarten? Ich kenne meinen Bruder, weiß, wie geneigt er iſt, jeden Frevel zu vollbringen. Wie manche Mädchenthräne rann auf ſein Gewiſſen! Wenn die Krone der Unſchuld nicht mehr heilig iſt, was iſt denn heilig? Es ging mir durchs Leben, wenn ich erfuhr, daß die unbefangene Unſchuld in die Fallſtricke ſeiner giftigen Schmeicheley gefallen war. Wie hat ein Mädchen ſich vorzuſehn!

Wenn Du willſt, daß deine Krone blühe,
Hoffnungsvolles Mädchen, o ſo fliehe,
Wo mit ihrem Schmeichelblicke,
Dir die falſche Liebe winkt!
Trau in ihrer roſenhaften Schöne,
Traue nie der heuchelnden Sirene,
Wenn ſie voll geheimer Tücke,
Ihre Zauberlieder ſingt!
Aber komm zum ſtillen Mirtenſchatten,
In die Arme eines treuen Gatten,
Wo, zu ihrem reinſten Glücke,
Dir die heil'ge Liebe winkt

Noch einmal Lieschen, haſt Du noch nie geliebt? Geſteh mirs aufrichtig!

Lieschen. Ich — ich wüßte nicht, gnädiges Fräulein!

Fräulein. Sieh mich einmal an als deine Freundin, wie ichs auch bin, als eine Freundin, der Du Deine Geheimniſſe in den Schoos legen kannſt. Haſt Du nie geliebt?

Lieschen. Sie ſind zu gnädig!

Fräulein. Laß Dir Dein Verhältniß keinen Zwang auflegen; Du weiſt, ich bin Deine Freundin.

Lieschen. Weil Sie befehlen, ſo geſteh ichs Ihnen! allein eine Zeit von zehn Jahren hat mich von dieſer Thorheit glücklich geheilt.

Fräulein. Hälſt Du Liebe für eine Thorheit?

Lieschen. So wie ich liebte, wars eine. Vor ungefehr zehn Jahren war ich bey der Gemahlin eines gewiſſen Herren von Reinbeck Kammermädchen.

Ich war kaum 15 Jahr alt. In eben dem Hauſe diente ein junger Menſch, anfangs als Bedienter; weil er aber etwas Muſik und Franzöſiſch verſtand, ſo galt er nach und nach eine Note höher. In ſeiner Standeserhöhung wars eigentlich, da ich anfing ihn zu lieben. Es iſt wahr, er hatte viel angenehmes, welches damals weit einnehmender für mich war, als es mir jetzt ſeyn würde. Er konnte keine Thorheit begehn, ich bewunderte ſie, ich liebt' ihn, ohne daß auch nur die entfernteſte Ausſicht meine Liebe unterſtützt hätte, und von ſeiner Seite war ich das einzige Mädchen, welches ihn glücklich machen konnte. So eine überſchwengliche Liebe ſchien ihm die meinige zu ſeyn, daß er die Fülle der Glückſeligkeit für ein ganzes Leben darin ſchimmern ſahe.

Wir liebten uns recht à la Cour
Mit honigſüßer Liebe,
Und merkten nicht, daß Liebe nur
Mit uns ihr Spielchen triebe.
Mein Reiz ſchien ihm dem Frühling gleich;
Nichts ſchön'res konnte leben;
Er hätte für kein Königreich
Sein Glück dahin gegeben!

Fräulein. Er iſt aber wol nie in dieſer Abſicht auf die Probe geſetzt worden?

Lieschen. Und doch war ich ſtolz genug, ihm zu glauben. Wir gingen faſt alle Arten von Zärtlichkeit durch; nun traf denn die Reihe auch die ſchäferliche.

Wir liebten uns auch ſchäferlich;
Im Schatten einer Linde
Erſcholl ſein Rohr, da nennt' er mich,
Bald Phillis, bald Dorinde.

In einer Ode ſeufzt' er da
Sich auch im Ernſt zu Tode;
Doch lebt' er, wie ich nachher ſah,
Weit länger als die Ode.

Die Liebe hatte auch einen Poeten aus ihm gemacht; und als Dichter verſucht' er auch die poetiſche Zärtlichkeit.

Mein Gehn, mein Stehn, mein Lachen fand
Er himmelhoch zu rühmen;
Kurz, ſeine Leier war galant
Und kujonirte Hymen.

Es blieb faſt kein Glied an meinem Leibe, das er nicht beſang, bald deutſch, bald franzöſiſch.

Mund, Naſen, Ohren, alles beſang er. Ja, ich durfte nicht mehr mit ſicherm Herzen nieſen, ſo bald es ſeine Muſe gewahr ward, ſo war gleich ein Gelegenheitsliedchen fertig.

Fräulein. Drolliges Mädchen!

Lieschen. In ſeinen Gedichten fiel die ganze Schöpfung vor mir nieder und betete an; ſo bald ich aber nur mit einem Fuße aus dem Gebiete ſeiner Poeſie trat, ward ich wieder an meine eigentliche Würde erinnert, und die Schöpfung blieb unverrückt in ihrer ruhigen Lage; auch die Göttinnen, deren Herrlichkeit und Vorzüge er mir umgehängt hatte, nahmen ihre Masken zurück, und das Freykorps der Liebesgötter ging auseinander und legte die Waffen nieder.

Fräulein. Aber die heroiſche Zärtlichkeit, die auf Leib und Leben geht?

Lieschen. Einmal weiß ich, daß er nahe dran war aus Zärtlichkeit dieſe Welt zu verlaſſen, und daß Leben und Tod bey ihm auf der Wahl ſtand; bis er endlich wider ſeinen Willen nach dem Leben griff. Unſere Liebe erhielt ſich denn in ihrer Behaglichkeit ein gutes halbes Jahr.

Doch plötzlich kam ein ſchwarzer Tag,
Und über uns wards trübe;
Ein böſer Sturm kam und zerbrach
Das Schiflein unſrer Liebe.

Fräulein. Wie kam das?

Lieschen. Mein Amant war ein Erzſpieler. Er hatte ſich in Schulden geſpielt, ohne Ausſicht, ſie bezahlen zu können. Was wollt' er machen? Er ging unter die Soldaten. Seitdem hab' ich nichts von ihm gehört, noch geſehen.

Sechſter Auftritt.

Bedienter. Die Vorigen.

Bedienter.

Der Caffee, gnädiges Fräulein!

Fräulein. In den Garten, Heinrich! (zu Lieschen) Meinen Amazonenanzug, Lieschen. Ich will nach dem Caffee gleich fahren. (Bedienter ab)

Lieschen. Es liegt noch alles parat. (Fräulein ab)

Siebenter Auftritt.

Lieschen und Martin (geweſener Bedienter des Herrn von Walbeck).

Martin (winkt).

Lieschen! Lieschen!

Lieschen. Ich komme gleich wieder, ſo bald ich das Fräulein werde nach dem Garten begleitet haben (ab).

Martin (allein). Sie muß ſchon wiſſen, daß ihr Herr von Waldeck mit ſamt ſeiner Liebe über alle Berge iſt. So freundlich iſt ſie in ihrem Leben noch nicht gegen mich geweſen. Ha ha! mein ſchönes Lieschen, biſt du nun zahm. Ja, ich merkt' es gleich, der junge Herre ſteckte ihr in dem Kopf. Martin iſt nicht dumm!

Wenn er in den Weg ihr kam,
Schlau ihr weißes Händchen nahm,
Ha! dacht ſie, der wird mich freien!

Ja freien! ſchönen Dank; das freit ſich ſo mit den jungen Herrchen. Wenn ſie nur andern Leuten auf'm Baum klettern, und einem ehrlichen Kerl ſein Mädchen vorm Maule wegſchnappen können, das iſt ihre Sache, ſonſt iſts nichts. Da ſchleichen ſie denn herum und naſchen, wie die Katzen, wo nur ein Töpſchen nicht recht zugedeckt ſteht.

Mädchen hören gar zu gern
Schmeichelein der jungen Herrn;
Aber was folgt hinter drein? –

Das bischen Reputation iſt kaput. Da kommen ſie dann, und unſer eins muß gut genug ſeyn, die Schifbruch gelittene Ehre wieder auszurepariren. Mir komme Keins! Wenns Lieschen nicht wäre — —

Seht euch hübſch in Zeiten vor!
Leihet nicht ſo leicht das Ohr
Süßen Schmeicheleien!
Heißts auch gleich, dich frei ich heut,
Biſt mein Schatz auf Lebenszeit;
So heißts doch im Herzen, nein!

Achter Auftritt.

Lieschen und Martin.

Lieschen.

Was iſt denn, lieber Martin, was hat Er denn? Guten Morgen!

Martin (vor ſich). Lieber Martin? So, ſo! nun läßt Sie ſich handeln! aber nun werd' ich Sie ein bischen zappeln laſſen!

Lieschen. Antwort' Er doch Martin, was hatt' Er denn vorhin mir zu ſagen?

Martin. Ach! Bunſchur Lieschen! ich war in Gedanken. Hör Sie, ich hab' ihr was wichtiges zu ſagen.

Lieschen. Vom Herrn von Walbeck?

Martin. Ja!

Lieschen. Nun?

Martin. Heute, mit Tages Anbruch, hat er ſich aufgemacht und iſt davon geritten. Kein Menſch weiß wohin? Er hat Niemand als den Bedienten, den er an meine Stelle gemiethet hatte, mitgenommen.

Lieschen. Er wird doch nicht fort geritten ſeyn, um nicht wieder zu kommen?

Martin. Als er fort ritt, ſagte er mir: da iſt ein Brief an meine Schweſter, den beſorge Martin. Es gehe dir wohl! wir mögten uns wol ſchwerlich wieder ſehn! Hier iſt der Brief.

Lieschen. Hat er nicht an mich gedacht, da er fortritt?

Martin (vor ſich). Da haben wirs! (zu Lieschen) Mit keinem Worte!

Lieschen. Was mag ihn denn zu dem Entſchluß gebracht haben?

Martin. Wie ich wol ſo gehört habe, ſo iſt geſtern das letzte Urtel gekommen. Er hat ſeinen Proceß, und mit dem, dreyßig tauſend Thaler verloren.

Zu gleicher Zeit kamen drey Schuldbriefe an. Vor ungefähr vier Wochen iſt ihm auf heute Exekution angekündigt worden. Seh Sie Lieschen, alles dies zuſammen genommen, hat ihn deſperat gemacht.

Lieschen. Es hieß immer: er wollte nach der Stadt ziehn.

Martin. Das kann er auch gethan haben; wer weiß aber, nach welcher Stadt?

Lieschen. Und meiner hat er ſich gar nicht erinnert?

Martin. Wie geſagt, mit keinem Worte! Hat Sie etwa auch an ihm zu fordern? verſteht ſich, was ein Mädchen zu fordern haben kann.

Lieschen. Wie verſteht Er das?

Martin. Ei nun, wie verſteht man das? — Ich frage nur: ob Sie was an ihm zu fordern hat?

Lieschen. Nein, nichts!

Martin. Sie würde auch wol in aller Abſicht leer ausgehen; denn ſein Gewiſſen mögte wol eben ſo, wie ſein Vermögen, verſchuldet ſeyn.

Lieschen. Ich habe weder an ſeinem Vermögen noch an ſeinem Gewiſſen zu fordern.

Martin. Nun denn ſey Sie froh, daß er fort iſt! Er hätte Sie auch unglücklich machen können; das hätte mich doch dauren ſollen!

Lieschen. Mich unglücklich machen können?

Martin. Man weiß ja wol, was er für ein Herr war!

Lieschen. Seine Beſorgniß iſt ſehr überflüßig, mein lieber

Martin. Nu, nu, Lieschen! Sie wird gleich empfindlich. Sie iſt ein ehrlich Mädchen und bleibt's!

Lieschen. Großen Dank für die ſchöne Ehrenerklärung!

Martin. Ich kann Ihr nichts nachſagen. Sie iſt immer ein ſittſames, gutes Mädchen geweſen und iſt's noch!

Lieschen. Eine vortrefliche Kundſchaft, wenn ich ſie ſchriftlich hätte, ich könnte drauf wandern!

Martin. Außer ein bischen ſchnippiſch kommt ſie einem zuweilen; aber man kann Ihr ſchon nichts übel nehmen, ich bin Ihr darum doch gut.

Lieschen. Ich habe die Ehre nie zu verdienen geſucht; ich kann ſie daher auch nicht annehmen.

Martin. Was hilft all das Hin- und Wiederreden? ich will Ihr den klaren Wein einſchenken.

Lieschen. O, lieber Martin! der Herr von Walbeck iſt nicht fort? nicht wahr, das iſt der klare Wein?

Martin. Wahrhaftig, der verdammte Walbeck ſteckt ihr noch im Kopfe.

Lieschen. Schenk Er doch ein, lieber Martin! der Herr von Walbeck iſt noch hier? Er hat nur ſo einen Spaß machen wollen?

Martin. Ei mit ihrem Herrn von Walbeck! Unſer eins iſt doch auch kein Dummkopf, kein Scheuſal! kurz, und mit einem Worte: Ihr Herr von Walbeck iſt und bleibt zum Teufel!

Lieschen. Was hat Er denn anzubringen?

Martin. Komm Sie, wir wollen uns dazu hinſetzen. (ſetzen ſich) So hör Sie mich geduldig aus! Aber der Herr von Walbeck muß ihr erſt aus dem Köpfchen 'raus; ſonſt iſts nichts!

Lieschen. Er wollte mir den klaren Wein einſchenken.

Martin. Geduld! Geduld! Iſt ihr der nicht klar genug! — Hör Sie, ſchönes Lieschen, ſie hätte längſt ihren braven Mann, wenn der Herr von Walbeck nicht geweſen wäre!

Lieschen. Ich habe ſchon verſichert, daß ich ſeine geneigte Fürſorge nicht verdiene!

Martin. Nu, laße Sie nur die ſchnippſchen Kumplimente weg. Ich verſtehe wol Lebensart, aber die nicht!

Lieschen. Ich erwarte mit Ungeduld ſein Anbringen!

Martin. Das ſoll Sie gleich hören! — Ich weiß, Sie hat Luſt zu heirathen —

Lieschen. Woher hat Er denn die ſchönen Nachrichten aus meinem Herzen? Ich muß geſtehn, daß Er mehr weiß als ich!

Martin. Martin iſt nicht dumm; er kann einem Mädchen leicht anſehen, wie's hier ausſieht. (aufs Herz weiſend) Nun hör Sie mich hübſch aus, und fall Sie mir nicht wieder in den Kram! Alſo Sie hat Luſt zu heyrathen, und ein gewiſſer Mann auch. Dieſer Mann iſt ein junger, ſtiller Menſch, hat auch ſchon etwas vor ſich gebracht, daß er eine Frau recht gut ernähren kann. Er iſt auch ſonſt eben nicht dumm. Er hat mit gräflichen und andern vornehmen Perſonen zu thun gehabt; und da läßt ſich ja wol Lebensart lernen. Kurz, es iſt ein feiner Mann, ein Mann für Sie, ſchönes Lieschen. Was will Sie ſo hoch hinaus? eine Waare, die ſo hoch im Preiſe gehalten wird, bleibt öfters liegen, und verlegene Waaren werden nicht geachtet, und gehen zuletzt für ein Spottgeld fort.

Duett.

Martin.

Spannt die Saiten nicht zu hoch;
Klang! — ſo reiſſen ſie.

Lies.

Lieschen.

Und wirft ſich ein Mädchen weg
O das ſchätzt man nie!

Martin. Vom Wegwerfen iſt gar die Rede nicht!

Hübſch beſcheiden, ſanft und from
Muß ein Mädchen ſeyn!

Lieschen.

Das Gelehrten, denkt man wol!
Steht ihm würklich fein!

Ich werde dieſe neue Moral künftig die Martinſche Moral nennen.

Martin. Sie wird immer finden, daß ich Recht habe! Denk Sie an mich! Martin iſt nicht dumm. Man ſpanne die Saiten nicht zu hoch; zuletzt heißts, wie ſchon geſagt, verlegene Waare. — —

Lieschen. Und Waaren, die einen Anpreiſer brauchen, pflegen ſelten ihre Empfehlung bey ſich zu führen.

Martin. Sie muß ja wiſſen, was ſie an ihrem künftigen Mann hat? Ob er nach ihrem Guſto iſt, wie ich gewiß hoffe, daß er Ihre Approbation haben wird. Es iſt gar kein häßlicher Mann, iſt auch, wie ihr beſonders lieb ſeyn wird, ſehr geduldſam; denn er weiß ſchon, daß Sie Ihr Köpfchen vor ſich —

Martin. Wie jeder den ſeinigen für ſich und nicht für andre hat. (ſteht auf)

Martin. Nun! was hilft das Reden alles? Hat Sie denn wol Luſt, Lieschen, ihm Ihr Händchen zu geben?

Lieschen. Der Vorſchlag wäre ſo übel nicht, mein lieber Martin!

Martin. Und der Mann, von dem ich Ihr nun genug geſagt habe, und der Sie unausſprechlich liebt, ſteht hier vor Ihr.

Lieschen. Ei! ei! mein guter Martin, der Beſchreibung nach hätt' ich nimmermehr auf Ihn gerathen. Er weiß ſich ſehr fein zu empfehlen. Es thut mir leid, daß Er ſich ſo viel vergebliche Mühe gegeben hat.

Martin. Vergebliche? Alſo hab' ich keine Hoffnung?

Lieschen. Keine!

Martin. Und Sie verſchmäht mein aufrichtiges Herz?

Lieschen. Ein Herz von der Qualität, wie das ſeinige, wird Er immer noch los.

Martin. Dafür bin ich nicht bange; wenn Sie's auch nicht will!

Es giebt der Mädchen ja genug
In aller Herren Ländern;

Lieschen.

O bravo, Martin! Er machts klug,
Gleich ſeinen Sinn zu ändern.

Martin.

Glaub Sie nur, Martin iſt nicht dumm,
Er weiß ſich wol zu finden!

Lieschen.

Das glaub' ich gern, und eben drum
Wird Er auch jetzt ſich finden.

Martin.

Denkt Sie, daß um Ihr ſchön Geſicht
Sich Martin wird erſchießen?

Lieschen.

Ei, weils an Mädchen nicht gebricht,
Was wollt' Er ſich erſchießen?

Martin.

Sie glaubt wol, ich ſoll auf den Knie'n
Um ihre Gnade flehen?

Lieschen.

Er braucht ſich gar nicht zu bemühn!

Martin.

Es wird auch nicht geſchehen! —
Noch iſt es Zeit, will Sie mich noch?

Lieschen.

O ſpar' Er ſich die Mühe doch!

Martin. Ich will ihr zwar nichts Böſes wünſchen; aber es wird eine Zeit kommen, wo Sie ſagen wird: hätt' ich doch den ehrlichen Martin [illegible]!

Ich denk', es wird Sie reun!

Lieschen.

Allein ich denk' es nein!

Martin.

Bät' Sie dann auf den Knie'n ſich es
Ha ha; wie wollt' ich lachen!

Lieschen.

Gut! lieber Martin, gut! Er kann
Sich ja die Freude machen!

Martin.

So bleib Sie nur bey Ihrem Claus!
Ich denk', es wird ſich geben!

Lieschen.

Und Er fahre nur in Frieden hin!
Ich wünſche, wol zu leben!

Zwei-

Zweiter Akt.

(Ein Zimmer im Schloſſe)

Erſter Auftritt.

Lieschen allein mit Arbeit.

Wenn kommſt du froher Tag der Wonne,
Um deine Stirn den Glanz der Sonne,
Der meinen Brautkranz überſtralt?
Sie ſchweben mitten im Entzücken,
Die Bilder, die vor meinen Blicken,
Die junge ſanfte Liebe mahlt.

Sie kam in ihrem Roſenkleide,
Am zarten Mädchenarm die Freude,
Und lächelte ſanft, wie die Ruh.
Nun ſpielt ſie, grün das Haar umwunden,
Mir lauter wonnigliche Stunden,
Gleich Blättern ſchöner Blüten, zu!

Wölkt ſichs vor meinem Blicke trübe,
So kommt im Götterglanz die Liebe,
Hebt meine Hoffnung hoch empor;
Schwebt mit mir unter ſchönen Bäumen
Und zaubert mir in goldnen Träumen
Die himmelvolle Zukunft vor.

Er iſt fort! Es iſt gewiß, bald werd' ich ihm folgen. Vielleicht eil' ich ſchon morgen im rollenden Wagen hin, wo er meiner erwartet. Wo mag er ſich befinden? in welcher Geſellſchaft wird er an ſein Lieschen denken? Aber, könnt' er wol? — doch nein! nein! Er kann nicht untreu werden! Er kann nicht vergeſſen, was er mir ſo oft verſicherte. Wie heiß war der Händedruck, bey dem er mir ſo zärtlich ſagte: ſo wahr ich Waldeck heiße, Mädchen,

chen, du haſt mein Herz auf ewig an dich gefeſſelt! Ich ziehe nach der Stadt; du mußt mir folgen. Welche Zukunft voll Glückſeligkeit wird das werden! das Fräulein merkt unſer Vornehmen ſchon; ob ichs ihr geſtehe? —

Zweiter Auftritt.

Kantor und Lieschen.

Kantor.

Ei ſchönes Lieschen, ſo allein?
Währt ihr die Zeit nicht lang?

Lieschen.

Kann man nicht froh auch einſam ſeyn,
Bey Arbeit und Geſang?

Kantor.

Wie ſchnell die kleinen Finger gehn!
Nie ruht die ſchöne Hand.

Lieschen.

Ei, ei! Herr Kantor, das läßt ſchön;
Er wird ja recht galant.

Kantor.

Gehört das nur für junge Herrn?
Darf das kein Kantor ſeyn?

Lieschen.

Warum denn nicht? von Herzen gern!
Es ſteht Ihm auch ganz fein.

Kantor. Wahr, Lieschen?

Lieschen. Ohne zu flattiren!

Kantor. Ja, wenn man liebt, ſo wird man ein bischen manierlich. Ich habe mich ſonſt eben nicht um die

Galanterie bekümmert. Sonſt trug ich einen Rock — das weiß Sie noch Lieschen.

Lieschen. Der drey bis vier Vorfahren überlebt hatte

Kantor. Und jetzt können ſie mir die Stiefeletten nicht mehr nach meinem Sinn ſchaffen.

Lieschen. Alſo iſt Er ſchon galant, bis auf die Stiefeletten herab.

Kantor. Bis auf die Stiefeletten herab! (zieht an den Stiefeletten und ſucht ſie zu verbergen)

Lieschen. Geb' Er ſich keine Mühe, Herr Kantor.

Kantor. Ich muß es beym Anziehen verſehen haben, und habe die galante Seite inwendig gebracht. Errare humanum eſt! — Wer irrt wohl nicht, Lieschen? Ja, Ihr zu gefallen, mögt ich mich ſelbſt ganz umgießen laſſen, wenns möglich wäre.

Lieschen. Wenigſtens könnte die Veränderung auf keinen Fall Verſchlimmerung für Ihn ſeyn. Aber mir zu gefallen? iſt das Sein Ernſt?

Kantor. Was denn ſonſt, ſchönes Lieschen?

Lieschen. Wie kann Er ſich das einfallen laſſen? Getraut Er ſich denn glücklich mit mir zu leben? mir alles anzuſchaffen, was ich gebrauche? und ich brauche viel!

Kantor. Das wird ſich ja finden. Ich ſchreibe Noten neben bei, und Sie nähet; ſo werden wir uns ja ernähren können.

Lieschen. Ich mir mein Brod durch Nähen verdienen? auf dem Lande verſauren? und —

Kantor. (ihr in die Rede fallend). Das wird ſich ja alles finden! Ich habe Freunde im Konſiſtorio. Wer weiß? Ich kann immer noch nach der Stadt geſetzt werden. Was fehlte Ihr denn? und ich liebe Sie gewiß zärtlich.

Lieschen. Seine Zärtlichkeit ſpar' er nur auf beßre Zeiten. Jetzt kann ſie weder Ihn, noch mich glücklich machen. Es würde ſein Unglück ſeyn, wenn Er ſeine Abſicht erreichte.

Kantor. Ich ſollte nicht denken, ſchönes Lieschen. Aber ich merke ſchon, Sie denkt, ſie macht mir zu viel Staat; aber das hat gute Wege. Trage ſie keine Sorge, Lieschen, das wird ſich alles finden.

Lieschen. Ich zweifle. Nein, mein lieber Herr Kantor, ich bin kein Mädchen für ihn. Es mögte ihm ſo gehen, wie jenem Manne;

Es lebt ein junger Baue'r allein,
War reich und wollt ein Mädchen frei'n
Und fand wol zwanzig Bräute;
Und eine konnt' er doch allein,
Wie ſich von ſelbſt verſteht, nur frein,
Nun rath' er, welch' er freite?

Kantor. Ich kann nicht rathen, ſchönes Lieschen.

Lieschen.

Ein Mädchen aus der Stadt liebt' er,
Das hüpfte leicht und ſchnell daher
In einem ſeidenen Kleide.
Es kam der frohe Hochzeittag;
Allein auch, leider! bald darnach
Der letzte ſeiner Freude.

Kantor. Das muß eine böſe Sieben geweſen ſeyn!

Lieschen. Ein anderer Mann hätte die beſte Frau an ihr gehabt. Aber ſie verſtand ſich nicht aufs Landleben; folglich mußt' ihr Mann zu Grunde gehen.

Sie hatten ſich ſechs Monden kaum,
Da war der Liebe ſüßer Traum
Vor ſeinem Blick verſchwunden.

Kantor. Mein Lieschen, unſre Liebe ſoll länger dauern; auf meine Zärtlichkeit kann Sie ſich verlaſſen, die iſt von gutem Schrot und Korn!

Lieschen. Ich höre das Fräulein kommen. Sie wird mich ſprechen wollen. Er ſoll das Ende der Geſchichte gut behalten.

Kantor. Und ich wollte das Fräulein gern ſprechen.

Lieschen. Jetzt kommt er nicht zu rechter Zeit.

Kantor. Alſo jetzt iſts nicht de tempore? Nun gut! ich will wiederkommen, in einem Stündchen, meint Sie nicht?

Lieschen. Wenns beliebt! (Kantor ab)

Dritter Auftritt.

Das Fräulein und Lieschen.

Fräulein.

Mein Bruder iſt fort, Lieschen! und niemand weiß wohin? Er iſt ohne Rettung verlohren. Daß mir der Unglückliche nichts von ſeinem Vorhaben entdecken mußte! Da iſt er nun hin in die weite Welt, ohne Hoffnung, ohne Zweck! Das ſind die Folgen ſeiner Lebensart! Da mußts hinaus! Er triebs nicht anders! wo will das hin, ohne Religion, ohne vernünftige Grundſätze in den Tag hinein leben? An keine Vernunft, an kein Gewiſſen glauben, ohne Menſchheit, ein Menſch ſeyn; den viehiſchen Trieben blind folgen, wie das Schaaf ſeinem Räuber? wo will das hinaus? — Die armen Mädchenſeelen, die er um ihr bischen Ruhe brachte, die er ins Verderben ſtürzte, ſchreien über ihn, fordern ihre gemordete Unſchuld von ſeinen Mörderhänden! Gott im Himmel! wenn das Blut ſo mancher heiligen Unſchuld über ihn kommen muß; ſo kann nichts als ſchreckliches Unglück ihn erwarten, ſo muß die fürchterlichſte Rache ihn verfolgen.

Lieschen (ſeufzt und iſt betroffen).

Fräulein. Du ſcheinſt betroffen, Lieschen! Entdeck' es mir, was hat die Entweichung meines Bruders für einen Einfluß auf Dein Herz?

Lieschen. Ich weiß von keinem Einfluße, gnädiges Fräulein!

Fräulein. Verbirg mirs nicht! das Vernehmen, worein Du mit meinem Bruder ſeit einiger Zeit ſtandſt, iſt mir kein Geheimniß mehr. Der Ruf davon läuft ſchon im Dorfe herum. Ich habe Dich als meine Freundin angeſehen, weil ich Dich für tugendhaft hielt. aber ich fürchte, ich fürchte, Dein Mund und Deine Mine haben mich getäuſcht.

Lieschen. Wer kanns böſen Mäulern wehren, die Ehre eines unſchuldigen Mädchens anzufechten?

Fräulein. Ein herumlaufendes Gerücht iſt ſelten und faſt nie ganz ohne Grund, und man kann, ohne lieblos zu urtheilen, annehmen, daß wenigſtens Gelegenheit dazu gegeben worden ſey. Und mit der Unſchuld eines jungen Mädchens iſts eine ſehr delikate Sache. Sie muß jede Gelegenheit dazu zu vermeiden ſuchen. Da nun die Welt einmal ſo iſt, daß ſie nichts mehr auf Treu und Glauben annimmt; ſo muß jedes Ding den Beweis ſeiner Güte bey ſich führen, und ſo beſchaffen ſeyn, das nichts dieſen Beweis entkräfte. Würde man den nicht für einen ſtolzen Thoren halten, der verlangen wollte, ſeine Grundſätze wären von der Güte, daß eine ganze Welt darnach handeln müßte? — Sollen Tauſende nach Einem, oder Einer nach tauſenden ſich richten? Ueberdem, was muß einem Mädchen heiliger ſeyn, als das reinſte Bewußtſeyn ihrer Unſchuld? Jede Gelegenheit, die zu einem böſen Gerüchte Anlaß geben kann, iſt eine gewiſſe Gefahr, und ein ſolches, heiliges Kleinod jeder Gefahr Preis zu geben, iſt Unſinn, welcher ſeine unausbleibliche Strafe, die Verachtung, dicht hinter ſich herführt.

Lieschen. Ein gutes Gewiſſen — —

Fräulein. Legt kein Zeugniß vor der Welt ab.

Lieschen Die Welt iſt voller Narren, wenn mans denen recht machen wollte — —

Fräulein. Narren? ſo! nur gleich die Welt für ein Narrenhaus deklarirt! worin lebſt Du denn, weiſes Mädchen, mit Deiner Weisheit? oder iſt Dir vielleicht die Aufſicht über dies Narrenhaus aufgetragen, daß Du darin alles nach Deinem Sinn ordnen kanſt? — Aber das iſt ſo die gewöhnliche Art, ſeiner Thorheit den Stempel der Weisheit aufzudrücken! Man pflegt nur gar zu gern alle diejenigen für Pöbel zu erklären, die anderer Meinung ſind, als unſere Leidenſchaften; und merkt nicht, daß man ſich grade dadurch zum Pöbel erniedrigt, wenn man der Leidenſchaft das Regiment giebt. Was iſt Tugend? Iſt ſie nicht der Sieg über irreführende Leidenſchaft? Je härter der Kampf, deſto größer die Tugend!

Lieschen. Um Verzebung, gnädiges Fräulein, ich rede nur von denen, die ein Mädchen gar zu ſtreng beurtheilen, und alle Billigkeit aus den Augen ſetzen.

Fräulein. Als ob das nicht vernünftige Leute wären, die den höchſten Grad jeder Tugend, das iſt Vollkommenheit fordern. Was iſt denn der Zweck, das Ziel unſers Strebens, unſers Wirkens? Iſts nicht Vollkommenheit, iſts nicht Glükſeligkeit? Was macht ein Mädchenherz froher, was erhebt es zum Engel? Iſts nicht das ſüße Gefühl der Unſchuld?

Die Unſchuld iſts, die junge Engel
Aus weichen Mädchenſeelen zieht,
Die lieblich, wie am grünen Stengel
Die jungfräuliche Lilie, blüht.

Wenn ſich in ihrem Heiligthume
Des Thaues Perlen um ſie ſtreun;
Ihr Mädchen, laßt die heilge Blume
Durch keinen Böſewicht entweihn.

Sie lohnt euch mit dem ſchönſten Lohne
Wenn eure Tugend überwand,
Und ſtrahlt in eurer Mirtenkrone
Weit ſchöner, als ein Diamant.

Lieschen. Man muß immer wiſſen — —

Fräulein. Wiſſen! Ja, man kann wiſſen, wenn man wiſſen will, wenn man Vernunft anhören, wenn man prüfen will! Aber im Taumel der Leidenſchaft — Du arme Vernunft magſt dich heiſer ſchreien! Ich hab' es genug erlebt, wie manches Mädchen das Opfer eines übereilten Vertrauens wurde. Ich will Dir nur ein Exempel aufſtellen, welches abſchreckend genug iſt. Aegide, ein Mädchen in der Fülle der blühenden, herrlichen Jugend — —

Vierter Auftritt.

Bedienter. Die Vorigen.

Bedienter (einen Brief bringend).

Martin, der geweſene Bediente des Herrn von Walbeck, bringt dieſen Brief.

Fräulein. Iſt er noch da? Er ſoll in meine Schreibſtube gehen. (Bediente ab) (zu Lieschen)

Vielleicht iſt mein Bruder noch zu retten, wenn ihn mein Brief einholt. Ich will ſogleich ſchreiben. (Fräulein ab).

Fünfter Auftritt.

Lieschen. Der Kantor.

Lieschen.

Sein Anliegen bey dem Fräulein muß ſehr dringend ſeyn, Herr Kantor!

Kantor. Wenigſtens iſts für mich ſehr wichtig.

Lieschen. Wir wurden in unſerm letzten Geſpräch geſtöhrt, und ich mußte eine Geſchichte abbrechen, die ihm in ſeiner Situation heilſame Dienſte leiſten wird. Alſo weiter in den Text.

Sie hätten ſich ſechs Monden kaum,
Da war der Liebe ſüßer Traum
Vor ſeinem Blick verſchwunden.

Kantor. Da haben wirs! das ganze Glück war ein Traum!

Lieschen. Wohl zu merken, ein wachender Traum! Nu, hör Er hübſch zu, Herr Kantor! bey ſeinen Umſtänden wüßt' ich kein beſſer niederſchlagendes Pulver als dies. Friſch! die letzte Meſſerſpitze davon, und er muß Beſſerung darnach ſpüren.

Er ſah, wie all ſein heißer Schweiß
Vergeblich war, und all ſein Fleiß;
Das gab nun trübe Stunden.

In keiner Ecke wars ihr recht!
Bald hielt er ſich, bald ſie zu ſchlecht,
Da ließ ſichs übel rathen!

Daß er ſich ſelber ſo geſetzt
Sah er nun ein, und ging zuletzt
Noch unter die Soldaten.

Sieht Er? Daran nehm' Er ein Exempel.

Kantor. Mit Lieschen iſt der Fall ganz anders. Das wird ſich alles finden. Verſchaff Sie mir nur fürjetzt die Ehre, das gnädige Fräulein zu ſprechen.

Lieschen. Wenn Er ſich inkommodiren will, die Ehre drauſſen abzuwarten; fürjetzt möchte das Fräulein etwas abzumachen haben, das keinen Aufſchub leidet. Sie wird, denck ich, gleich hier ſeyn.

Kantor. Periculum in Mora! Es hat Zeit Lieschen! es hat Zeit!. Sie kann dem gnädigen Fräulein nur vorläufig ſagen: daß der Herr Kantor, oder wie Sie ſagen will, ſich die Gnade ausbäte, das gnädige Fräulein zu ſprechen.

Lieschen. Ich werde ſeinen Auftrag vorgeſchriebenermaßen ausrichten. (Kantor ab).

Sechſter Auftritt.

Lieschen. Das Fräulein.

Fräulein.

Ich blieb Dir die Geſchichte Aegidens ſchuldig, eine Geſchichte, die Du nicht ohne Rührung hören wirſt.

Schön war Aegide, vor allen Mädchen ſchön; die gute Mutter fürchtete daher, daß ihre Tugend den Nachſtellungen der Verführung ausgeſetzt ſeyn würde. Gib dein Vertrauen, rief ſie ihr beym letzten Abſchiede zu, gib dein Vertrauen nicht leicht von dir. Wähle dir deinen Geliebten einſt aus dieſem Dörfchen, führ' ihn in dies Hüttchen, in dies grüne Hüttchen, — und lieb' ihn. Die Mutter ſtirbt. Ein junger Graf ſtellt ihr nach.

Lieschen. Wenn doch ihr Engel ſie nicht verließe, ſie beſchützte!

Fräulein. Ach! Die liebliche Roſe ahndete den Sturm nicht, der in ihrem Purpur wüthen, und ihre Blätter herabſtöhren würde. Der Graf, der ſich, ohne Betrug und ohne Verhelung ſeines Standes, keinen gewünſchten Erfolg ſeines Unternehmens verſprach, kam im leichten Hirtengewande zu Aegiden. So ſteht er da vor ihr, ein junger, blühender Schäfer, mit allen Reitzen der Verführung gewafnet, und wirbt um ihre Liebe. Sein Blick ſanft und ſchmeichelnd, iſt gefährlich, wie das Veilchen, worunter eine Schlange lauſcht. Er redet ſie an: Ich war ein Graf und ſuchte Liebe, und fand rings um mich her kein Herz, worin reine unſchuldige Liebe gewohnt hätte. Da riefs in mir:

Hier wohnt die Liebe nicht!
Dort iſt des Thales Roſenpracht!
Auf ſchöner, grüner Flur;
Im Schatten einer Lindennacht,
Dort wohnt die Liebe nur!
Ach nein, hier wohnt ſie nicht!

Ich warf meinen Stand von mir, und bin ein glücklicher Schäfer, wenn du mich liebſt.

Lieschen. Dreifache Schande über den Verbrecher! Mit welchen Zauberliedern er ihre Tugend einzuwiegen ſucht!

Fräulein. Sanft erröthend blickt ſie ihn an. In ihrer Seele kämpfts. Ihr Muth verläßt ſie. Der Verführer ſiegt und trägt ihr Vertrauen zur Beute davon. Sie nimmt ſeine Hand, führt ihn in ihre Hütte, und liebt ihn mit unausſprechlicher Liebe. Für ihn ruft ſie den Frühling in ihr Gärtchen, für ihn ſchmückt ſie die ſchattigte Laube, für ihn kränzt ſie ſich, für ihn lebt ſie, für ihn will ſie ſterben. Einſt ſteht ſie ruhig in ihrem Gärtchen. Ihre Seele ſchwebt in dem Gedanken an ihren Schäfer. Sie bricht Blumen, ſeinen Hut und ihre Bruſt zu ſchmücken. Da fliegt ihr falſcher Graf in vollem Fluge dahin.

Sie ſucht ihn, will ihn in ihrem Arme bekränzen. Sie findet ihn nicht. Er iſt fort. Höllenquaal ſtürzt mit aller Betäubung auf ſie herab. Ihre weiche Seele konnte das nicht ertragen; ſie mußte erliegen. Bis zur Mitternacht jammert das elende Mädchen. Sieh hier! ruft ſie noch einmal aus — ſieh hier deine Getreue — wie ſie ſich quält — wie ſie ſtirbt — Da brach ihr Herz.

Lieschen. Warum mußt' ein ſolch Gericht über ſie kommen? Eine unſchuldige, reine Seele, die nichts verſchuldet hatte!

Fräulein. Sieh! Mädchen, das ſind die Folgen eines übereilten Vertrauens! — Prüf'! es iſt viel Lug und Trug in der Welt; aber auch viel Güte, viel Tugend, wer ſie nur finden will.

Lieschen. Wenn ſich nun das Laſter ins Gewand der Tugend hüllt?

Fräulein. Ein geſchmücktes Angeſicht taugt nur in der Ferne. Tritt näher, ſo findeſt Du den Betrug! Wer ihn nicht findet, hat ihn nicht geſucht — — Hole mir den Brief meines Bruders, ich vergaß ihn mitzunehmen. (Lieschen ab.) (ſieht aber den Kantor kommen und lacht höniſch beym Weggehen).

Siebenter Auftritt.

Fräulein, und der Kantor.

Kantor (der das Fräulein verkennt, ſingt).

So wie mein Lieschen, — —

(bricht ab, erſchrickt über die Gegenwart des Fräuleins.)

Fräulein. Ein ſonderbares Entree! Was iſt zu ſeinem Dienſt, Herr Kantor? was beliebt ihm?

Kantor (vor ſich). Ein verzweifelter Bock! Ein verzweifelter Bock! Er kann mir mein ganzes Projekt übern Haufen ſtoßen. Nur ein Herz gefaßt! (zu dem Fräulein) Die Liebe iſt blöde, gnädiges Fräulein.

Fräulein. Blind will Er ſagen, Herr Kantor, die Lieb' iſt blind; denn Er ſah mich vermuthlich für ſeine Geliebte an! Laß Er ſich nicht irre machen. Wir kennen uns ja!

Kantor. Wollen Sie gnädigſt erlauben hoch — hoch — hoch —, (vor ſich) hab' ich nicht drüber die Spur meines Vortrags verlohren? — hoch —

Achter Auftritt.

Lieschen. Die Vorigen.

Terzett.

Lieschen.

Herr Kantor nicht zu hoch!

Kantor. (ſich umſehend)

Ei Lieschen, ſchweig Sie doch!

Lieschen.

Er hat ſich ſehr geirrt!
Ha ha ha ha ha ha!

Kantor.

Sie macht mich ganz verwirrt!

Lieschen.

Ja, ja ja ja!
Es achts, wenn man ſich irrt!
Ha ha ha ha!

Kantor.

Sie macht mich vollends verwirrt!

Fräulein.

Zur Sache nur! zur Sache nur!

Kantor.

Verzeihn Sie gnädigſt. Ich habe die Spur.

Lieschen.

Ja, ja ja ja!
Fort iſt die Spur!
Ha ha ha ha!

Kantor.

Mit nichten! ich habe die Spur!

Fräulein.

Zur Sache nur! zur Sache nur!

Kantor. (ängſtlich)

Ich hab' — ich habe die Spur!

Ich hätte gern die Gnade, ſie allein zu ſprechen, gnädiges Fräulein.

Fräulein. Wenn ſeine Geheimniſſe nicht zu weitläuſtig ſind, ſo entferne Dich Lieschen. (Lieschen ab)

Kantor. Ich will mich ſo viel als möglich kurz faſſen.

Hochwohlgebornes, gnädiges Fräulein! Eure Hochwohlgeborn habe hierdurch aufs demüthigſte anzeigen und bekannt machen wollen, wie ich nemlich geſonnen bin, Dero ehrſames- und tugendbelobtes Kammermädchen, Jungfer Lieschen, in allen Züchten und Ehren zu heirathen und zu ehelichen. Auch habe nicht ermangeln wollen, mir Dero gratioſum conſenſum zu dieſer Abſicht ſubmiſſe, ſubmiſſius, & ſubmiſſiſſime zu erflehen. (wiſcht ſich den Schweiß von der Stirn und ſpricht vor ſich) Mir däucht das war gut gerathen.

Fräulein. Ich bedaure Seine Mühe, die Er auf die wohlgeſetzte Rede verwendet hat.

Kantor. Es muß ja ein Unterſchied ſeyn inter & inter, gnädiges Fräulein.

Fräulein. Darum hat Er auch meine Geduld ſo hoch in Contribution geſetzt. Was nun ſein Anbringen betrift, ſo will ich auch nicht ermangeln, ihm meinen Conſenſum — wie war das Beiwort?

Kantor. gratioſum, gnädiges Fräulein, gratioſum.

Fräulein. Ihm meinen Conſenſum gratioſum zu ertheilen.

Duett.

Kantor.

Deuoras ago gratias,

Fräulein.

Mein guter Kantor, ſpar' Er das!

Kantor.

In tiefer Unterthänigkeit,

Fräulein.

Verderb' Er mir nicht ſo die Zeit!

Kantor.

Sag' ich, wie ſichs gebühret, Dank

Fräulein.

Das Ding wird mir zu lang!
(Fräulein ab)

Neunter Auftritt.

Kantor allein. (ruft ihr nach)

Ich bin fertig, gnädiges Fräulein, ich bin fertig! Geruhen Sie! — Ja, fort iſt ſie!

Es iſt eine kitzliche Sache, mit vornehmen Leuten zu thun haben! Du lieber Gott! gleich werden ſie ungeduldig. Man ſoll ihnen alles eintrichtern, und das geht doch nicht. Mit der Zeit bricht man Roſen! Aber ſie ſollten ſchöne Geduld lernen, wenn ſie nur einige Wochen einen Stall voll Jungens um ſich hätten, die ihnen den Kopf warm machten. Uebrigens war das Fräulein noch ganz gnädig; wenigſtens machte ſie keine Umſtände, mir ihren Conſenſum zu ertheilen. Aber der Bock! der verzweifelte Bock! gleich anfangs wenn ich den nur nicht gemacht hätte. Zum Henker! daß ich die Augen nicht eher aufthat! Ich hätte mein ganzes Reputatiönchen verliehren können. Ich ward ganz konfus; und das ſchalkhafte Lieschen mußte mich vollends verwirrt machen, daß ich kein Wort vorbringen konnte. Ich habe ja als Schüler öffenliche Reden gehalten; das ging mir vom Maule weg, wie Waſſer! Der verteufelte Bock — — Wenn das Fräulein nicht ſo gnädig wäre — Es hat mir noch nicht geſchadet, transeat! Krieg' ich doch nun mein Lieschen! Nun will ich auch mein Lied erſt vollends ausſingen!

So wie mein Lieschen mir gefällt,
Iſt nichts auf dieſer Gotteswelt!
Sie iſt ſo ſittſam und dabey
Doch freundlich, ohne Heucheley!

Sie hat ein reines, ſchönes Herz,
Wohnt Fröhlichkeit darin und Scherz,
Und wenn ſie lacht und wenn ſie blickt,
Wird jeder, der es ſieht, entzückt.

Ihr kleiner Mund blüht roth und ſüß,
Wie eine Blum im Paradies!
Ja wie mein Lieschen mir gefällt,
Iſt nichts auf dieſer Gotteswelt!

(Der Beſchluß im zweyten Stück der Olla).

III.

Auszüge.

Sitten der Einwohner von Quito.

(Aus Don Ulloas Reiſen.)

Die gemeinen Einwohner vom niedrigen Stande können in vier Ordnungen eingetheilt werden, nämlich in **Spanier**, oder **Weiße**, in **Meſtizen**, in **Indianer**, oder gebohrne Einwohner, und in **Neger**, und ihre Nachkommen. Die Neger ſind hier nicht ſo häufig, wie in andern indianiſchen Gegenden; theils, weil die Herbeyſchaffung derſelben nicht ſo leicht iſt, theils auch, weil zur Beſtellung der Felder und der übrigen Arbeiten auf dem Lande, gemeiniglich Indianer gebrauchet werden.

Der Name eines Spaniers bedeutet hier noch etwas anders, als der Name eines **Chapetonen** oder Europäers; nämlich eine **Perſon**, die von Spaniern abſtammt, ohne Vermiſchung mit andern Geſchlechtern. Der Farbe nach ſcheinen viele **Meſtizen** dieſes eher zu ſeyn, als die wahren Spanier, weil ſie eine röthlichweiße Geſichtsfarbe haben. Sie werden daher für Spanier

nier angeſehen, ob ſie es ſchon in der That nicht ſind. Wenn man nun alle Geſchlechter zuſammen nimmt, die eine weiße Farbe haben: ſo kann man annehmen, daß ſie ungefähr den ſechſten Theil der Einwohner ausmachen.

Die Meſtizen ſtammen von Spaniern und Indianern her. Dabey ſind die Ordnungen zu merken, die ſchon in der Beſchreibung von Carthagena, zwiſchen den Negern und Weißen angemerkt ſind; jedoch mit dem Unterſchiede, daß hier nicht ſo viel Ordnungen ſind: denn nach dem zweyten oder dritten Gliede ſind ſie ſchon Weiße, und werden für Spanier gehalten. Die Farbe der Meſtizen iſt dunkelgelb, und etwas röthlich; jedoch nicht ſo ſehr, wie bey den eigentlichen Mulatten, das iſt, bey denen, die zu der erſtern Ordnung gehören, und von Spaniern und Indianern gezeuget ſind. Demungeachtet ſind einige ſo ſchwarz, wie die Indianer ſelbſt, und werden von dieſen dadurch unterſchieden, daß ihnen der Bart wächſt. Hingegen findet man auch andere, die ſo weiß ſind, daß man ſie für Europäer halten könnte, wenn man ſie nicht, bey etwas genauerer Betrachtung, an gewiſſen Zeichen erkennen könnte. Sie haben nämlich eine ſo ſchmale und eingezogene Stirn, daß nur ein kleiner Streif übrig bleibt, der nicht mit Haaren bewachſen iſt.

Das Haar geht oben von der Stirn herunter bis faſt an die Augenbraunen. Ehe es dieſelben erreicht, wendet es ſich etwas ab, nimmt die ganze Schläſe ein, und endigt ſich an den untern Ohrlappen.

Ueberdies iſt das Haupthaar rauh, kraus, dick, und ſehr ſchwarz. Die Naſe iſt klein und dünne. Das Naſenbein hat eine kleine Erhöhung. Von hier an geht die Naſe ſpitzig zu, krümmet ſich aber etwas, mit der Spitze, gegen die Oberlippen. So wohl dieſe Zeichen, als auch einige dunkle Flecken am Leibe, treffen beſtändig ein, und deswegen kann dasjenige nicht leicht verborgen bleiben,

ben, was man aus der Farbe nicht erkennen kann. Die Meſtizen werden ungefähr den dritten Theil von den Einwohnern ausmachen.

Den dritten Platz nehmen die Indianer ein, und dieſe machen ebenfalls den dritten Theil von den Einwohnern aus. Die übrigen, welche ungefähr den ſechſten Theil ausmachen, ſind Leute von vermiſchten Geſchlechtern. Von dieſen vier Ordnungen zuſammen mag die Stadt, wenn man die Einwohner nach den Kirchſpielen rechnet, welches wohl die beſte Art iſt, funfzig bis ſechzigtauſend Perſonen von allerhand Alter, Geſchlechte und Stande, in ſich begreifen. Man kann ſich leicht einbilden, daß unter dieſen vier Gattungen von Einwohnern die Spanier das meiſte zu ſagen haben. Zugleich aber ſind ſie auch in gewiſſer Maaße die unglücklichſten, ärmſten, und elendeſten. Denn die Mannsperſonen bequemen ſich zu keiner Handarbeit, und halten dieſes für eine Beſchimpfung ihres Standes, deſſen ganze Hoheit darinn beſteht, daß ſie keine Negern, und nicht dunkelbraun, oder ſchwarz ſind. Die Meſtizen ſind nicht ſo eingebildet. Sie legen ſich auf Künſte und Handwerke, und erwählen darunter auch wohl ſolche, die ſonſt am meiſten geachtet werden. Alſo findet man unter ihnen Mahler, Bildhauer, Goldſchmiede, und dergleichen. Die übrigen, welche nicht ſo geachtet ſind, überlaſſen ſie den Indianern. Ihre Arbeiten ſind überall vortreflich, und ſonderlich in der Malerey und Bildhauerkunſt. In der erſtern war ſonderlich ein Meſtize, Namens Michael de Santiago, berühmt, von welchem noch einige Sachen hier vorhanden ſind, die ſehr hoch gehalten werden. Andere von ſeinen Arbeiten ſind nach Rom gebracht worden, und haben auch daſelbſt Hochachtung gefunden. Fremde Sachen ahmen ſie ſehr fertig und vollkommen nach: denn ſie ſind von Natur zur Nachahmung aufgelegt. Noch bewundernswürdiger iſt dieſes, daß ſie ihre Arbeiten zu einer ſo großen Vollkommenheit bringen, da ſie doch keine hiezu tauglichen Werkzeuge haben. Sie verfallen leichtlich in das Laſter der Faulheit und Trägheit, welchem ſie über die Maaßen ergeben ſind, und laſſen daher ihre Arbeit liegen, damit ſie nur den ganzen Tag müßig gehen, und aus einer Gaſſe in die andere herumlaufen können. Eben dieſe Eigenſchaft haben auch die Indianer, welche Schuſter, Mäurer, Weber, oder dergleichen ſind. Die vernünftigſten und geſchickteſten unter dieſen letzten ſind die Barbirer. Dieſe ſind in ihre Kunſt ſo geſchickt, als die beſten in Europa. Die übrigen Handwerker ſind ſo faul und ſo langweilig, daß man vielmal gezwungen iſt, wenn man z.B. ein Paar Schuhe ſchon ſeit langer Zeit beſtellt gehabt hat, den Indianer zu ſich zu holen, ihm die Sachen dazu zu geben, und ihn ſo lange einzuſperren, bis er die Schuhe fertig hat. Zu dieſer Nachläſſigkeit trägt die hieſige Gewohnheit vieles bey, daß man ihnen das Geld für ihre Arbeit voraus bezahlet. Wenn der Indianer daſſelbe erhalten hat: ſo vertrinkt er es in Chicha, und iſt ſo lange betrunken, als das Geld währt. Dieſes kann er nachgehends durch nichts wiederum erſetzen, als durch Arbeit.

In der Kleidung findet man einige Verſchiedenheit von derjenigen, die in Spanien gewöhnlich iſt. Doch nicht ſo ſehr bey den Mannsperſonen, als bey den Weibsperſonen. Wenn ſie einen Mantel tragen: ſo ziehen ſie zugleich einen langen Rock an, der ihnen bis auf die Knie geht, und enge Aermel hat. An den Seiten iſt er offen. Er hat keine Falten. An allen Näthen, am Leibe und an den Aermeln, ſind zu beiden Seiten Knöpfe und Knopflöcher; welches für eine Zierde gehalten wird. Uebrigens kleiden ſich die weißen Leute ganz prächtig. Sie tragen eben ſo häufig goldenes und ſilbernes Stück, als das feinſte Tuch, und andere ſeidene und wollene Zeuge.

Die Meſtizen gehen ganz blau gekleidet, und tragen inländiſches Tuch. Die Spanier vom niedrigen Stande ſuchen ſich zwar, entweder in der Farbe, oder in der Güte des Tuches, von ihnen zu unterſcheiden: gemeiniglich aber findet man zwiſchen beyden wenig Unterſchied.

Wenn eine Kleidung beſonders ſcheinen kann: ſo iſt es die Kleidung der Indianer, weil ſie ſo ſchlecht und armſelig iſt. Sie beſteht in einem Paar weißen Beinkleidern, die entweder von einheimiſchem Cattun, oder von europäiſcher Leinwand verfertiget werden. Sie gehen bis auf die halben Waden; ſind unten offen, und daſelbſt, nachdem das Zeug iſt, mit einer Einfaſſung verſehen. Die meiſten tragen keine Hemden, und bedecken den bloßen Leib mit einem Camiſölchen von Cattun. Dieſes iſt, bey Großen und Kleinen, ſchwarz, und wird von den Indianerinnen dazu verfertiget. Ein ſolches Camiſölchen hat die Geſtalt eines Sackes. Oben hat es drey Löcher; eines in der Mitte, wodurch ſie den Kopf ſtecken; und die beyden übrigen an den Seiten für die Aerme. Dieſe bleiben bloß, und das Camiſölchen bedecket den Leib bis an die Knie. Hernach nehmen ſie ein Capiſayo um. Dieſes iſt ein Mantel von groben Tuche, der in der Mitten ein Loch hat, wodurch ſie den Kopf ſtecken. Endlich ſetzen ſie einen Hut auf, dergleichen hier verfertigt werden. Dieſes iſt ihr ganzer Putz. Darinnen ſchlafen ſie auch. Sie pflegen auch alsdenn ihre Tracht nicht zu verändern, oder zu vermehren, und die Beine zu bedecken, oder etwas an die Füße zu ziehen, wenn ſie reiſen, es mag nun dieſes in kalten, oder in warmen Gegenden geſchehen.

Diejenigen Indianer, die etwas bemittelter ſind, ſonderlich die Barbierer, unterſcheiden ſich einigermaßen von den übrigen. Ihre Beinkleider ſind von feiner Leinwand. Sie tragen ein Hemde, doch ohne Aermel: und am Halſe haben ſie an demſelben einen Kragen, der vier Finger breit, oder noch breiter iſt, und das ſchwarze Camiſölchen oben um und um bedeckt. Sie tragen Schuhe mit ſilbernen, oder goldenen Heften oder Schnallen: aber keine Strümpfe, oder ſonſt etwas, womit ſie die Füße bedecken könnten. Anſtatt des Capiſayo tragen ſie einen Mantel, vielmal von feinem Tuche, und beſetzen ihn mit goldenen oder ſilbernen Borden.

Die Kleidung des vornehmen Frauenzimmers beſteht in einem Faldellin, welcher ſchon in der Beſchreibung von **Guayaquil** erklärt worden iſt. Ueber den Oberleib ziehen ſie ein Hemde an, zuweilen auch eine Juppe mit Spitzen, die offen iſt. Den ganzen Leib bedecket ein Schleyer, oder Gewand von Frieſe, wie er von dem Stücke abgeſchnitten wird, ohne weitere Arbeit oder Zurichtung; nur daß noch anderthalb **Para** von dieſem Zeuge hinzu kommen, wo das Gewand zuſammen geheftet, oder gebunden wird.

Sie verſchwenden an allen ihren Kleidungen viel Spitzen, und verbrauchen viel köſtliche Leinwand zu ihrem Schmucke und Putze, worinnen ſie ſich ſehen laſſen wollen. Die Haare pflegen ſie in Zöpfe zu flechten. Dieſe Zöpfe legen ſie, wie einen Kranz, um den Kopf herum, forne und hinten kreuzweis über einander. Hernach wickeln ſie ein Band, welches ſie **Balaca** nennen, zweymal um den Kopfe herum, über die Schläfe: und an der einen Seite knüpfen ſie, mit den Enden dieſes Bandes, eine Schleife, welche ſie mit Diamanten und Bluhmen ſchmücken. Dieſes ſtellet einen recht artigen Kopfputz vor. Zuweilen tragen ſie, wenn ſie in die Kirche gehen, einen Mantel, und einen ordentlichen runden Weiberrock: gemeiniglich aber, und öfterer, bedienen ſie ſich des Schleyers.

Die **Meſtizinnen** unterſcheiden ſich von den Spanierinnen in der Tracht weiter nicht, als in Anſehung der Güte des Zeuges und der Leinwand. Sind ſie arm: ſo gehen ſie auch baarfuß. Dieſes bemerkt man auch bey vielen Mannsperſonen von dieſer Ordnung.

Die Kleidung der Indianerinnen kann in zwey Arten eingetheilet werden. Beyde beſtehen aus eben ſo wenig Stücken, als die Kleidung der indianiſchen Mannsperſonen. Die Weiber derjenigen, die ſich noch in leidlichen Umſtänden befinden, und die Chinas oder die indianiſchen unverheiratheten Mägde in Häuſern und Nonnenklöſtern, tragen eine Art von ſehr kurzen Enaguas, und einem Rebozo, oder Schleyer. Alles dieſes iſt von inländiſchem Frieſe. Die gemeinen Indianerinnen begnügen ſich mit einem Sacke, oder einer Art von einem Hemde, welches in allen mit dem vorhin beſchriebenen Camiſölchen der Indianer überein kömmt. Dieſe Tracht nennen ſie Anaco. An den Schultern heften ſie dieſelbe mit Nadeln, oder Nеſteln zuſammen, welche ſie Tupu, und verderbt Topo, nennen. In dem einzigen Stücke iſt der Anaco von dem Camiſölchen unterſchieden, daß er länger iſt, und bis dahin herunter geht, wo ſich die Waden anfangen. Nachgehends gürten ſie ſich um den Leib, und binden um den Hals, an ſtatt des Rebozo oder Schleyers, ein anderes ſchwarzes Tuch, ebenfalls von Frieſe, welches ſie Giklja nennen. Dieſes iſt ihre ganze Kleidung. Die Arme und Beine bleiben blos.

Die Weiber der Cazikеn, der Oberrichter, der Statthalter, und andere, welche ſich von den gemeinen Indianerinnen unterſcheiden wollen, haben noch eine dritte Tracht. Sie iſt aus den beyden vorhergehenden zuſammen geſetzt. Sie beſteht erſtlich in einigen Unterröcken von Frieſe, die um den Rand herum mit ſeidenen Bändern eingefaſſet ſind. Darüber ziehen ſie, anſtatt des Anaco, eine andere ſchwarze Tracht an, welche ſie Acſo nennen. Dieſe geht vom Halſe herunter, iſt auf der einen Seite offen, hat von oben herunterwärts Falten, und wird um den halben Leib mit einer **Binde** gegürtet. Das Acſo wird alſo nicht über einander geſchlagen, wie der Faldellin. Anſtatt des kleinen Ljiklja, den die gemeinen Indianerinnen von den Schultern herunterhängen laſſen, ziehen ſie einen andern viel größern an, der ganz voller Falten iſt, und von dem Halſe bis faſt an den Rand der Polleras geht. An der Bruſt befeſtigen ſie ihn mit einer großen Nadel, die ebenfalls Tupu genennet wird, wie bey dem Anaco. Auf dem Kopfe tragen ſie ein weißes Tuch, welches in unterſchiedliche Falten geleget iſt und wovon das eine Ende hinten herunter hängt. Sie nennen es Colla, und tragen es zur Zierde, und um ſich von den gemeinen Weibern zu unterſcheiden. Zugleich dienet es ihnen zu einer Bedeckung gegen die Sonne. Endlich zeigen ſie, daß ſie vornehme Indianerinnen ſind, auch dadurch, daß ſie Schuhe und Strümpfe anziehen. So wohl dieſe Tracht, als auch die andere, deren ſich die übrigen Indianerinnen und Indianer bedienen, iſt eben dieſenige, welche zu den Zeiten der Ingas gewöhnlich war. Die Vornehmen unterſchieden ſich dadurch auch damals von den übrigen. Die Caziken bedienen ſich itzo keiner andern Tracht, als derjenigen, welche man bey den Meſtizen findet; nämlich eines Mantels, und eines Hutes. Sie tragen auch Strümpfe und Schuhe. Dieſes iſt der ganze Unterſchied zwiſchen ihnen und den gemeinen Indianern.

Die Männer ſowohl von den vermiſchten Geſchlechtern, als auch von den Spaniern, haben eine ganz gute Leibesgröße, und auch eine feine Geſtalt. Ihre Geſichtsbildung und Geberdung iſt munter und angenehm. Ein Meſtize ſtellt ebenfalls eine feine Perſon vor. Er hat eine mehr als mittelmäßige Leibesgröße, und iſt unterſetzt. Die Indianer und Indianerinnen haben keine große Leibeslänge. Sie ſind unterſetzt und ſtark von Leibe. Indeſſen

deſſen findet man doch auch viele vollkommene Perſonen unter ihnen. Einige ſind kurz, und dabey unförmlich und Misgeburten. Andere ſind blöden Verſtandes, ſtumm, oder blind; und noch andern fehlt irgend ein Glied. Der Kopf iſt ſtark mit Haaren bewachſen. Sie ſchneiden dieſelben niemals ab, und laſſen ſie beſtändig fliegen, ohne ſie zu binden, oder unter eine Haube oder Mütze zu ſtecken; auch nicht, wenn ſie ſchlafen wollen. Die Indianerinnen faſſen es in ein Band, faſt in Geſtalt eines Neſtes: werfen es aber hernach, von der Mitte des Kopfes an, gegen die Stirn hervor, und beſchneiden es, von einem Ohre zum andern, bis an die Augenbraunen. Dieſes nennen ſie Urcu; welches einen Berg bedeutet. So tragen ſie ihr Haar beſtändig. So wohl die Indianer, als die Indianerinnen, halten es für die größte Beleidigung, die ihnen zugefügt werden kann, wenn man ihnen das Haar abſchneidet. Sie nehmen dieſes für eine Beſchimpfung auf, und empfinden es ſo übel, daß ſie es ihrer Herrſchaft niemals verzeihen, wenn ſie ſich auch ſchon ſonſt nicht über eine leibliche Strafe beſchweren, welche ſie von derſelben erdulden. Es iſt alſo nur bey ſchweren Verbrechen erlaubt, ihnen ſolches als eine Strafe aufzulegen. Das Haar der Indianer iſt dunkelſchwarz, ſehr kraus, rauh, und ſo dick, wie dünnes Pferdehaar. Die Meſtizen ſchneiden ſich das Haar ganz ab, um ſich von ihnen zu unterſcheiden. Bey den Meſtizinnen aber iſt dieſes nicht gewöhnlich. Die Indianer ſind von Natur unbärtig. Wenn es viel iſt: ſo wächſt ihnen, nachdem ſie erwachſen ſind, hier und da ein Haar am Kinne hervor. Dieſe Haare bleiben aber ſo kurz, und ſtehen ſo dünne, daß ſie niemals nöthig haben, ſie abzuſchneiden. Weder bey den Indianern, noch bey den Indianerinnen, kömmt das Milchhaar zum Vorſcheine; wie doch, nachdem ſie erwachſen, und mannbar ſind, geſchehen ſollte.

Die Söhne der Vornehmen in dieſem Lande erlernen, in den erſten Jahren, die Weltweisheit und die Gottesgelahrtheit. Einige fügen auch noch die Rechte hinzu, ob ſie ſchon nicht ihren Unterhalt damit zu erwerben ſuchen. Darinnen ſind ſie alle ganz gut bewandert: aber ſehr ſchlecht in der Staatskunde, der Geſchichte, und den übrigen natürlichen Wiſſenſchaften, wodurch der Verſtand noch mehr ausgebeſſert, aufgeklärt, und zu einer gewiſſen Stufe der Vollkommenheit gebracht wird, wozu er ohne dieſelben nicht gelangen kann. Die Urſache hiervon iſt, weil ſie ſo wenig Umgang mit ſolchen Perſonen haben, von denen ſie hierinnen unterrichtet werden könnten: denn diejenigen, welche der Handlung wegen hierdurch reiſen, ſind nicht im Stande, ihnen hierinnen Unterricht zu ertheilen. Alſo bleibt der Verſtand der jungen Leute, ob ſie ſich ſchon ſieben und noch mehr Jahre auf den Schulen aufgehalten haben, dennoch beſtändig von der Kenntniß der übrigen Wiſſenſchaften entblößt. Sonſt ſind ſie ſcharfſinnig, und geſchickt zur Erlernung der Wiſſenſchaften. Sie können eine Sache leicht begreifen, und faſſen dasjenige mit weniger Mühe, worinnen ſie unterrichtet werden.

Das vornehme Frauenzimmer thut ſich nicht nur durch die gute Geſtalt hervor, die ihm nicht mangelt, ſondern auch durch eine gefällige und artige Aufführung. Dieſe Vollkommenheit iſt dem weiblichen Geſchlechte durchgehends in ganz Indien gemein. Die Söhne wachſen unter dem Schutze der Mutter ſehr frey und ungebunden auf. Die übermäßige Liebe, welche ſie gegen ihre Söhne blicken laſſen, erſtreckt ſich ſo weit, daß ſie die Laſter derſelben vertuſchen, durch welche ſich die Jugend verderbt, und die guten Sitten ihren gebührenden Platz in dem Sitze der Vernunft verliehren. Sie pflegen nicht nur ſelbſt die Fehler der Jugend nicht zu beſtrafen, ſondern verhindern auch, daß dieſelben nicht vor die Ohren des Vaters gelangen, oder von ihm beſtrafet werden.

Man bemerkt in dieſem Lande, daß in demſelben das weibliche Geſchlecht eine ſtärkere Zahl ausmacht, als das männliche. Dieſes fällt um ſo viel deutlicher in die Augen, weil die Männer hier nicht ſo ſehr abweſend ſind, oder herumſchweifen, wie in Europa gemeiniglich zu geſchehen pflegt. Die Häuſer ſind mit Weibsperſonen angefüllt, und von Mannsperſonen findet man daſelbſt ſehr wenig. Die Mannsperſonen, die herrlich erzogen ſind, pflegen auch ordentlich, vom dreyßigſten Jahre an, ganz ſchwach und kränklich zu ſeyn. Das Frauenzimmer hingegen bleibt geſünder und ſtärker. Man kann dieſes der hieſigen Gegend zuſchreiben, und die Speiſen können ebenfalls etwas dazu beytragen. Ich halte aber für die vornehmſte Urſache davon dieſe, daß ſie ſich, gleich von ſehr jungen Jahren an, der Wolluſt im Eſſen und Trinken allzu übermäßig überlaſſen.

Daher wird ihr Magen geſchwächet, und behält nicht Stärke genug zur Verdauung. Vielmal geben ſie, eine oder anderthalb Stunden nach der täglichen Mahlzeit, die Speiſe wiederum von ſich, entweder aus einer Gewohnheit, welche bey ihnen von der Natur herrühret, oder vermittelſt eines Kunſtgriffes. Geſchieht dieſes einen Tag nicht: ſo wird ihre Geſundheit dadurch geſchwächt. Allein ungeachtet ſo häufiger Zufälle erreichen ſie dennoch ein ordentliches Alter; und man ſieht unter ihnen viel bejahrte Perſonen.

Das einzige, womit ſich vornehme Perſonen beſchäfftigen, die keine Neigung zum geiſtlichen Stande haben, iſt dieſes, daß ſie ihre Landgüter, oder Chacaras, beſuchen und ſich ſo lange daſelbſt aufhalten, als die Erndte dauert. Sehr wenige legen ſich auf die Handlung. Ordentlich thun dieſes die Chapetonen oder Europäer. Dieſe treiden Handlung, und reiſen herum. Indeſſen findet man in dem ganzen innern Umfange der Stadt Buden, worinnen einige Spanier und Meſtizen Waaren und Früchte verkaufen.

Der Mangel an Verrichtungen, womit ſie ſich auf eine anſtändige Art beſchäftigen könnten; ihre ihnen von Natur eigene Laßheit und Trägheit; und endlich dieſes, daß die gemeinen Leute gar keine gute Erziehung haben; alle dieſe Dinge verleiten die Einwohner, bey ihrem Müſſiggange, zu der in ganz Indien eingeführten Gewohnheit, daß ſie den Tänzen, oder **Fandangen**, fleißig beywohnen. In Quito ſind dieſelben ſehr üppig und häufig. Die Ungezogenheit und Frechheit wird hiebey ſo weit getrieben, daß ſchon die bloße Vorſtellung davon einen Abſcheu verurſachet; und daher kann man leicht abnehmen, was daraus für Unordnungen entſtehen müſſen. Bey ſolchen Tänzen wird **Zuckerbranntwein** und **Chicha**, welches mit ſüßen Sachen vermiſcht wird, in großer Menge geſoffen; und daraus entſteht hernach eine völlige Verrückung des Verſtandes und Unordnung. Doch würde man ungerecht handeln, wenn man die Großen, und Leute von Anſehen, darunter mit begreifen wollte.

Der Zuckerbranntewein iſt hier unter allen Einwohnern ſehr gemein; nur mit dem Unterſchiede, daß ihn Perſonen von guter Aufführung mäßig, ordentlich nur bey Gaſtereyen, trinken, und anderes Getränk darunter gießen. Doch ziehen ſie ihn dem Weine vor, und ſprechen, dieſer ſey ſchädlich. Die **Chapetonen** gewöhnen ſich endlich ebenfalls an dieſes Getränk, weil der Wein, der von **Lima** hieher gebracht wird, ſehr theuer iſt, und nicht allzuhäufig gefunden wird. Doch haben ſie keine ſo große Neigung zu dem Zuckerbranntweine, als zu dem Traubenbrannteweine, den man ebenfalls von **Lima** hierher bringt. Die Unordnungen, die aus dieſem Getränke entſtehen, bemerket

merket man ſonderlich unter den **Meſtizen.** Unter dieſen geht das allermeiſte davon auf. Sie trinken ihn zu allen Stunden, und über Tiſche hören ſie damit gar nicht auf. Die Spanierinnen und **Meſtizinnen** trinken ihn ebenfalls ohne Maaße, und können ihn, ohne davon trunken zu werden, beſſer vertragen, als man von ihrem Geſchlechte vermuthen ſollte.

In dieſem Lande iſt das **Mate** ſehr gewöhnlich, und vertritt die Stelle des Thees in Oſtindien; doch iſt die Art, wie man es trinkt, verſchieden. Es wird aus einem Kraute verfertigt, welches in ganz America unter den Namen des **Krautes von Paraguay** bekannt iſt, weil es in der Landſchaft **Paraguay** wächſt. Wenn man dieſes Getränk zubereiten will: ſo thut man einen Theil von ſolchem Kraute in ein **Mate Totumo**, oder in eine **Kürbisſchale**, welche man dazu in Bereitſchaft hat. Dazu kömmt ein erforderlicher Theil Zucker, und ſo viel kaltes Waſſer, als nöthig iſt, daß alles etwas dünne, wie zu einem Teige werde. Nachgehends gießt man die Schale voll heißes Waſſer. Weil das Kraut klein geſchnitten iſt, ſo ſaugt man das Getränk mit einer **Bombilla**, oder mit einem ſolchen Röhrchen ein, wodurch zwar das Waſſer, aber nicht das Kraut, ungehindert kommen kann. Wenn das Waſſer abnimmt: ſo gießt man wiederum anders auf, und wirft etwas Zucker hinein, bis das Kraut unterſinkt: denn dieſes iſt das Zeichen, daß kein Waſſer mehr aufgegoſſen werden darf. Man pflegt auch einige Tropfen Saft von ſauern Pommeranzen, oder Limonien, hinein fallen zu laſſen, und wohlriechende Sachen, oder Blubmen, hinzu zu thun. Man bedient ſich dieſes Trankes ordentlich früh, nüchtern. Viele thun es nachmittags noch einmal. Es kann gar wohl ſeyn, daß dieſer Trank geſund und dienlich iſt: aber die Art, ihn zu genießen, iſt gar nicht der Höflichkeit und Ehrbarkeit gemäß. Alle Perſonen, die zugegen ſind, trinken aus einem einzigen Röhrchen; und ſobald es der eine aus dem Munde genommen hat: ſo ergreift es ein anderer; und ſo geht es in der Geſellſchaft herum, bis alle getrunken haben. Die Chapetonen bedienen ſich dieſes Trankes wenig: die Criolen aber lieben ihn über die Maaßen. Wenn ſie reiſen: ſo ſind ſie beſorgt, daß es ihnen abends, wenn ſie in die Herberge kommen, nicht daran mangeln möge. Weil er in kurzer Zeit zubereitet werden kann: ſo ziehen ſie ihn alsdenn allen andern Nahrungsmitteln vor, und warten hernach eine gute Weile, ehe ſie eſſen.

Es iſt kein Laſter, welches nicht durch den Müßiggang eingeführet werden könnte; und aus dem Müßiggange entſteht allemal ein Laſter. Was müſſen nun nicht in einem Lande für Laſter herrſchen, wo die allermeiſten Einwohner ſich mit keinen Verrichtungen oder Arbeiten beſchäftigen, wodurch die Zeit hingebracht, und die Einbildungskraft unterhalten werden könnte? Wir haben ſchon geſehen, daß die Trunkenheit eines von dieſen Laſtern iſt. Das Spielen hat aber nicht weniger Anhänger. Es iſt in dieſer Stadt dermaßen eingeriſſen, daß auch einige ſehr angeſehene Perſonen, die wegen ihres Standes und Ranges ehrwürdig ſind, mit in dieſes Laſter verfallen. Ihrem Beyſpiele folgen die gemeinen Leute insgeſammt, ſo lange ſie noch etwas zu verſpielen haben. Diejenigen, welche Vermögen beſitzen, verliehren es hier. Diejenigen, welche mit einem Rocke an den Spieltiſch gekommen ſind, müſſen ohne denſelben hinweggehen. Sogar die Weibsperſonen haben gleiches Schickſal. Viele haben die Neigung, welche ſich bey den meiſten Indianerinnen zum Spielen findet, gewiſſen Urſachen zugeſchrieben, wobey ich doch nichts finde, welches jemanden davon überzeugen könnte. Ich bin vielmehr der Meynung, daß dieſes bloß dem vielen Müßiggange zuzuſchreiben ſey. Einige wiſſen nicht, womit ſie die Zeit hinbringen ſollen, und andere bleiben aus Faulheit von den Geſchäfften hinweg.

Das gemeine Volk, und die Indianer, ſind ſehr zum Stehlen geneigt. Sie thun dieſes auf eine liſtige und heimliche Art. Die Bedienten und das Geſinde in den Häuſern ſind von dieſem Fehler ebenfalls nicht befreyt. Daher kömmt es, daß die Herrſchaft allemal ein Mißtrauen in ihr Geſinde ſetzen muß. Die Meſtizen ſind zu allerhand Diebſtählen kühn, und ſehr ſchlau; ob ſie ſchon ſonſt feigherzig ſind. Daher ſieht man nicht, daß ſie jemanden auf der Straße anfallen, ob es ſchon zu einer ungewöhnlichen Stunde iſt. Das aber geſchieht ſehr oft, daß ſie den Leuten den Hut vom Kopfe herunter nehmen. Zu gleicher Zeit begeben ſie ſich auf die Flucht, ſo, daß die Perſon, welche ſie ſolchergeſtalt beraubet haben, wenn ſie nicht zuvor einige Wiſſenſchaft davon gehabt hat, nicht einmal den Ort angeben kann, wohin der Räuber geflohen iſt. Ein ſolcher, dem Anſehen nach, geringer Diebſtahl pflegt doch wohl zuweilen etwas zu betragen. Denn Mannsperſonen von vermiſchten Geſchlechtern, und auch wohl gemeine Leute, die etwas Vermögen haben, und einen Mantel tragen, haben weiße Caſtorhüte für funfzehn, zwanzig, und noch mehr Peſos, nach der daſigen Münze. Hiezu kommt eine goldene oder ſilberne Treſſe um die Hutſtürze, und eine Schnalle oder Spange von Diamanten, Smaragden, oder andern Edelgeſteinen, die in Gold eingefaſſet ſind. Auf den Landſtraſſen ſind zuweilen einige Räubereyen geſchehen: dieſes iſt aber etwas ſo ſeltenes, daß man die Erzählung davon mit Verwunderung anhört. Das gemeinſte hiervon ſind Hausdiebſtähle, welche von den Mauleſeltreibern und Bedienten begangen werden. Wenn die Diebe etwas großes in der Stadt erhaſchen wollen: ſo nehmen ſie die Finſterniß und Stille der Nacht zu Hülſe, und legen Feuer an die Ge

le

ter und Gewölber, wo ſie Gold zu finden glauben. Wenn ſie nun ein Loch hineingebrannt haben, welches groß genug iſt, daß ein Menſch hindurch kommen kann: ſo kriecht derjenige, der das Feuer angelegt hat, und die übrigen, die haußen herum ſtehen, damit man das Feuer nicht ſehen möge, hinein und nehmen alles hinweg, was ſie finden. Damit man nun vor dieſer Gefahr geſichert ſeyn möge, ſo pflegt die Handlungsgeſellſchaft einen Haufen Soldaten, oder eine Runde zu unterhalten, welche, die ganze Nacht hindurch, auf den Straßen wachen muß, wo man dergleichen Gefahr beſorgt. Solchergeſtalt bleiben die Buden und Kramläden in Sicherheit. Dieſe müſſen monatlich ein gewiſſes Geld bezahlen; und das Oberhaupt der Runde oder der Wachtmeiſter, iſt verbunden, alles zu erſetzen, was in den Häuſern und Gezelten geſtohlen wird, die ſeiner Sorgfalt anvertraut ſind.

Bey den Indianern bemerkt man eine beſondere Art zu ſtehlen. Dabey muß man dieſes vorausſetzen, daß es weder die Indianer, noch die Meſtizen, noch das ganze gemeine Volk für einen Diebſtahl halte, wenn man Eßwaaren wegnimmt. Kömmt nun ein Indianer von ungefähr an einen Ort, wo Silbergeſchirr, oder andere Sachen, die nicht an einander hängen, befindlich ſind: ſo geht er ganz ſacht und behutſam hinzu; ſieht ſich erſtlich um, ob ihn jemand gewahr werde, und nimmt alsdenn ordentlich dasjenige Stück weg, welches am wenigſten werth iſt. Die übrigen läßt er alle ſtehen, als ob er glaubte, man würde das weggenommene Stück nicht ſo leicht vermiſſen, weil es den übrigen an Größe nicht gleich kommt. Eben deswegen zieht er das kleinſte der übrigen vor. Hat er es einmal eingeſteckt: ſo leugnet er die That, ob er ſchon darüber ertappt worden iſt, beſtändig, mit dem höchſtnachdrücklichſten Worte in ſeiner Sprache, welches auch in die Spaniſche, wie ſie daſelbſt geredet wird, eingeführt iſt: Yanga. Dieſes Wort bedeutet, zur Antwort auf dasjenige, weſſen man ihn beſchuldigt: ohne Noth; ohne Vortheil; ohne üble Abſicht. Solchergeſtalt bedient er ſich unzähliger Ausflüchte und Entſchuldigungen; ſo daß man ihn, ſeinen Worten zu Folge, nicht für den Thäter halten darf. Hat man ihn nicht geſehen: ſo wird man niemals etwas herausbringen können, ob man ſchon ſehr ſtarke Vermuthungen hat, daß er den Diebſtahl begangen habe: denn er geſteht niemals etwas; und dieſes iſt überhaupt die Eigenſchaft aller Indianer.

Die Sprache, die in Quito und in allen bewohnten Plätzen des Landes geredet wird, iſt nicht einerley. Die ſpaniſche Sprache wird hier eben ſo ſtark geredet, als die Sprache des Inga. Sonderlich reden die Criolen dieſe letztere eben ſo häufig, als die erſtere; und gemeiniglich werden in die eine Sprache viele Worter aus der andern eingemiſchet. Die erſte Sprache, welche die kleinen Kinder reden, iſt die Sprache des Inga. Denn die Säugammen, von denen ſie auferzogen werden, ſind Indianerinnen; dieſe haben dieſelbe zu ihrer Mutterſprache; und gemeiniglich können ſie auch das Spaniſche weder reden, noch verſtehen. Die erſten Sylben, welche die Kinder zu lallen anfangen, ſind alſo von der Sprache des Inga; und daher macht dieſelbe einen ſolchen Eindruck bey ihnen, daß manche Kinder von dem fünften oder ſechſten Jahre nicht Spaniſch reden lernen. Sie behalten auch deswegen eine ſo verderbte Mundart, daß ſie in einem einzigen Geſpräche Redensarten aus beyden Sprachen untereinander miſchen. Dieſe Gewohnheit klebt auch den Europäern nachgehends an, wenn ſie der Landesſprache mächtig geworden ſind. Damit iſt der Fehler verbunden, daß ſie die Perſonen in den Verrichtungsworten nicht in achtnehmen. Dieſes iſt etwas ſo gemeines, daß es auch die geſitteſten Perſonen zu thun pflegen, und ſich es nicht abgewöhnen können. Ueber dieſes iſt auch der Fehler, die Worte zu verwechſeln, ſo gemein, daß man bey vielen einen Dollmetſcher nöthig hat, wenn man dergleichen nicht ſchon gewohnt iſt.

Die Pracht bey den Begräbniſſen, wovon ich in den vorhergehenden Beſchreibungen geredet habe, iſt gar nicht mit derjenigen zu vergleichen, welche man in Quito und in dem ganzen dazu gehörigen Bezirke antrifft. Man geht hier in dem Pompe und in der Eitelkeit ſo weit, daß nichts darüber ſeyn kann; und daher geht bey vielen ihr Vermögen darauf, weil ſie andern hierinnen nichts nachgeben wollen. Man kann alsdenn mit gutem Grunde ſagen, daß ſie in ihrem Leben Arbeiten und Geld ſammeln, damit ſie ſich dafür beerdigen laſſen können. Ob ſchon eine Perſon nur von mittelmäßigem, oder auch ganz geringem Stande iſt: ſo müſſen doch ihrer Beerdigung alle Gemeinden, und die geſammte Geiſtlichkeit beywohnen. Der Leichenpomp muß in allen Kirchen mit doppelter Feyer geſchehen. Nach der Beerdigung folgt das Leichenbegängniß mit gleicher Pracht, und endlich die Seelmeſſe. Es iſt ein nothwendiger Umſtand für die Eitelkeit der Einwohner, daß ſie ſich nicht in ihrem Kirchſpiele begraben laſſen. Dahin kömmt nur der geringſte Pöbel, deſſen ganzes Vermögen in der Armuth beſteht. Es iſt gewöhnlich, bey dem Leichenbegängniſſe, oder bey der Seelmeſſe, zu opfern, oder Spenden auszutheilen. Dieſe beſtehen in einigen Flaſchen Wein, Brodte und Fleiſche, nachdem ſich das Vermögen eines jeglichen erſtreckt.

Der Reichthum der Stadt Quito iſt, in Anſehung anderer indianiſchen Städte, nicht eben ſo gar anſehnlich. Doch kann man ſie auch nicht mit unter die armen Städte rechnen. Sonſt war ſie reicher, wie man aus vielen Nachrichten ſchließen kann, die man in der alten Geſchichte findet. Itzo aber beſitzen die Einwohner ſelten ein groſſes Vermögen, und können ſich damit nicht ſonderlich hervorthun. Das Vermögen der begüterteſten Einwohner beſteht in Landgütern, welche von verſchiedenen Arten und Gattungen ſind, wie ich nachgehends zeigen werde. Die Handlung, wovon ich ebenfalls an ihrem Orte reden werde, zieht keinen groſſen Reichthum hieher. Daraus kann man leicht urtheilen, daß ſich die Stadt nur in mittelmäſſigen Umſtänden befinden müſſe. Man findet hier ganz anſehnliche Güter, die aber doch nicht ſo viel einbringen, als man von ihrem Umfange, und von der beſtändigen, ob wohl nicht groſſen, Handlung vermuthen ſollte. Dem ungeachtet ſind die vornehmſten Häuſer mit allerhand Silbergeſchirr reichlich verſehen; und darinnen pflegen ordentlich die Speiſen und Getränke aufgetragen zu werden. Und ſo fehlet es auch armen Leuten nicht ganz daran, ſo wenig es auch ſeyn mag. Es iſt etwas ſehr gemeines, daß ein jeglicher ein ſilbernes Gefäß hat, woraus er iſſet, und welches bald gröſſer, bald kleiner iſt.

IV.

Abhandlungen
und vermiſchte Aufſätze.

1.

Gerippe zu einem Geiſter-Syſtem.

Unleugbar und wichtig ſind die Auftritte, die ſich jetzt ſo häufig in Beziehung auf das Geiſterweſen ereignen; genug iſt ſchon ſeit einigen Jahren dazu vorbereitet werden, daß mich in der That nichts mehr wundert, als daß nicht noch irgend jemand die ſchon vorhandenen Sätze zuſammen verbunden, und ein völliges Syſtem eines Geiſtereichs aufgebauet hat. Es könnte den einnehmendſten Anſtrich von Vernunft oder Philoſophie erhalten, auf die Meinungen faſt aller Völker und Zeiten geſtützt, und zum Vortheil einer gewiſſen groſſen chriſtlichen Kirche eingerichtet werden. Dieſe Sache ſchwebte mir vor Augen, und veranlaſſte mich, meine Vorſtellungen niederzuſchreiben. Freylich werde ich nichts ausführliches leiſten können, aber das Gerippe zu einem ſolchen **Geiſter-Syſtem** will ich doch wenigſtens zuſammenſetzen.

Die **Grundlage** dazu iſt der **Menſch**, aus einem Körper, dem eigentlichen Schema perceptionis, und einer vernünftigen Seele zuſammengeſetzt. Bey allen Thieren finden wir einen Grad von Verſtand, der immer ſtufenweiſe bis zu dem des Menſchen emporſteigt, den wir ſeiner groſſen überſpringenden Vortreflichkeit wegen **Vernunft** nennen. Aber auch iſt dieſe noch weit von der uns denkbaren Vollkommenheit entfernt; wir finden uns ſelbſt, auf der uns ſichtbaren Leiter derſelben, noch tief herunter, können noch mancherley Gattungen verſtändiger Weſen annehmen, die ſich auf den Staffeln über uns befinden. Sie ſind alſo **möglich**, laſſen ſich denken, ihrer Unſichtbarkeit unbeſchadet, mit einem Körperchen, einem nöthigen Schema perceptionis, das aus keinen feinern Theilen, als die der Luft gebildet ſeyn könnte, ja noch aus etwas gröbern, den Thierchen ähnlich, die wir mit dem Vergröſſerungsglaſe kaum zu entdecken vermögen.

Das **Daſeyn** dieſer höhern, verſtändigern, und mithin mächtigern Weſen wird **wahrſcheinlich**, wir mögen nun annehmen, daß ſich die zu höherer Vollkommenheit emporgeſchwungenen Seelen unſerer Vorfahren, auf den ſich über uns denkbaren Staffeln befinden, oder Weſen einer andern Art, die ſich zu uns verhalten, und vielleicht noch ungleicher, wie wir zu den unvernünftigen Thieren. Die Vernunft läſſt aus vielen Gründen vermuthen, daß dieſe Staffeln höherer Vollkommenheit nicht leer ſtehen; und die Menſchen ſind von je her dieſer Hypotheſe ſehr geneigt geweſen, wie aus dem faſt allgemeinen Glauben daran erhellet. Die Religionsbücher der Chriſten beſtätigen ſie aufs vollkommenſte; ſie lehren das Daſeyn höherer geiſtiger Weſen, und theilen ſie ein in gut und bösgeſinnte; ja gehen noch weiter, erzählen ſo mancherley Handlungen, durch welchen ſie ihren Einfluß auf dieſe ſublunariſche Welt thätig erwieſen haben.

Das Daſeyn mächtiger Geiſter wäre alſo nicht blos möglich, wahrſcheinlich und gewiß, ſondern auch die Wirkſamkeit derſelben in Rückſicht auf dieſe Erde unläugbar. Ja nicht blos die Schrift, ſondern die Philoſophie ſelbſt macht uns letztere ſchon höchſt wahrſcheinlich. Man höre nur ihre Schluſſfolgen.

Verſtändige Weſen, ſagt ſie, müſſen Thätigkeit beſitzen, und dieſe äuſſern ſie vorzüglich auf minder mächtige Geſchöpfe. Die ganze Naturkette iſt der Beweis davon. Das vegetabiliſche Gras wirket in die Erde, das Vieh auf das Gras, und der Menſch auf das Vieh. Im Verfolge dieſer Aehnlichkeit müſſte alſo das nächſt auf die Menſchheit folgende Geiſterreich wieder auf uns wirken. Gott, als der Höchſte, wirkt eben ſo rückwärts, gleich einem irrdiſchen Monarchen, durch ſeine Diener ſtufenweiſe herab auf das niedrigſte; und ſo beſteht das Ganze. Hinaufſteigung und Herunterwirkung iſt das groſſe Band des Univerſums.

Da nun dieſes feſtgeſetzt worden, ſo iſt nichts leichter, als die Lehren von Geſpenſter, Ahndungen, von Bewachungen der Schätze, von Eingebungen unbekannter Dinge u. ſ. f. daraus herzuleiten; deshalb ich mich auch nicht hiebey aufhalte, ſondern zum Hauptſatze fortſchreite, zu der Verbindung, in welcher wir mit jenen mächtigern Weſen ſtehen, gelangen können, und ſo gar zu gelangen ſuchen müſſen.

Nicht allein der Glaube faſt aller Völkerſchaften des ganzen Erdbodens, ſondern auch die heilige Schrift ſelbſt lehret den Satz, daß jeder Menſch ſeine Schutzengel habe; daß die guten Geiſter uns eben ſowohl nützlich als die böſen ſchädlich ſich erweiſen. Wie dringend erfordert da unſere Pflicht, das Wohlwollen der guten Geiſter, ihren Schutz, ihre ahndungsvollen Warnungen, ihre Belehrungen uns zu verſichern, eben ſo wohl als gegen die boshaften Dämonen uns aufs beſte zu verwahren; es ſey nun, daß wir ſie beſänftigen, oder auf andere Art uns gegen dieſelben in Sicherheit zu ſetzen ſuchen. Die Rückſicht auf die göttliche Obergewalt kann uns nicht davon abhalten, indem ja böſe Menſchen eben ſowohl unter derſelben ſtehen, und uns doch Schaden zufügen, uns in die Nothwendigkeit ſetzen, ihnen zu ſchmeicheln, oder ihren Bemühungen durch Hülfe guter Menſchen entgegen zu arbeiten. Aus dieſer Urſache iſt eine nähere Verbindung mit Weſen höherer Art ſehr erſprieslich.

Wie ſolche aber zu bewerkſtelligen wäre, darüber müßten theils die ſchon vorhandenen Methoden revidirt, theils neue Wege ausfündig gemacht werden; für jetzt genügt mir, nur ein Blick auf die Möglichkeit einer ſolchen Verbindung zu werfen, die ganz unleugbar aus der angeführten Wirkſamkeit der Dämonen auf unſere Erde erhellt, welche ſie zu eben ſo unbemerkten Zuſchauern unſrer Begebenheiten machen muß, als wir die Handlungen der uns unterwürfigen Thiere beobachten; und die uns eben ſo in Schutz nehmen können, als wir ein Individuum aus der Thier-Claſſe, einen Hund z. E. vorzüglich begünſtigen.

Die Verbindung mit den höhern Geiſtern würde alſo ein Emporſchwung unſers menſchlichen Geiſtes, eben ſo wohl als eine ſehr heilſame und nöthige Sache ſeyn. Wie viel dieſe Sätze auch zur Verehrung der chriſtcatholiſchen Heiligen und dem zeither ſo verdächtig gemachten Exorcismus beytragen, erhellet von ſelbſt. Sie eröfnen endlich noch ein weitläufiges Feld für die Einbildung, um mit Flügeln des Morgenlandes in demſelben hin und her zu ſchwingen, und den Dichtungen der Poeten und Philoſophen einen gröſſern Spielraum zu verſchaffen, um ſich nicht mehr auf dieſer engen, ſchon genugſam erforſchten Erde einſchlieſſen zu müſſen. —

2.

Miſcellaneen aus der Geſchichte.

Im Jahr 1452 kam Johann Capiſtranus, ein Barfüſſer Mönch und Cardinal, der als päbſtlicher Miſſionar Deutſchland durchreiſte, nach **Nürnberg**, und predigte das Kreutz wider die Türken. Er redete lateiniſch, und ein Bruder ſeines Ordens erklärte es dem Volk in deutſcher Sprache. In ſeiner Strafpredigt befahl er auch die **Schlitten**, **ſpitzige Schuhe**, **groſſe Wulſt-Hauben**, **Bretſpiele**, **Würſel** und **Karten** zu verbrennen. Hierauf wurden am Tage St. Laurentii 76 Schlitten, 3640 Bretſpiele, 40000 Würſel, nebſt vielen Karten auf öffentlichem Markte verbrannt. Man behauptet, daß dieſer Kardinal und ſeine Geſellſchafter, Robert de la Lic, 115,000 Ducaten für Ablaß Briefe aus Deutſchland nach Rom zurückbrachten.

Im Jahr 1784 gab man zu Madrid 16 Stiergefechte, welche 233 Pferden und 225 Stieren das Leben koſteten; dieſe 16 Feſte brachten die Summe von einer Million, 267,920, Realen und 21 Maravedis ein; die Koſten beliefen ſich auf 780,565 Realen 16 Maravedis; es blieb alſo für die königlichen Spitäler noch reiner Ueberſchuß von 487,355 Realen 5 Maravedis. — Der berühmteſte, jetzt lebende Forreador oder Stier-Kämpfer zu Madrid iſt ein Neger, Namens Ramon de Rozas Hernandez. Dieſer Neger, der eben ſo geſchickt als kühn iſt, wagte es bey einem der letzten Stiergefechte, ſich auf einen der wüthendſten Stiere zu ſetzen, und ſich ſeiner ſtatt eines Pferdes, zur Verfolgung der andern, zu bedienen. Er wiederhohlte dieſes einigemal mit gleichem Glück, und nachdem er das Thier unter ſich abgemattet hatte, tödtete er es mit einem Dolchſtoß.

Seit zwanzig Jahren hat man in Deutſchland 65 neue öffentliche Anſtalten errichtet, um der Jugend eine beſſere Erziehung zu geben; und doch gibt es, ſagt man, ein wenig mehr Taugenichtſe, als vorher. Seit ſechs Jahren hat man in Europa 33 Univerſal- und 97 unfehlbare Präſervativ-Mittel wider gewiſſe Krankheiten entdeckt, und ſeit 12 Jahren haben die Aerzte 58 neue Arten von Krankheit ausfindig gemacht und klaſſificirt.

Apicius war der erſte, welcher die Regeln des lockern Geſchmacks in ein Syſtem brachte. Er war der Mann, der 807,291 Karolinen auf ſeine Küche verwendete, den oft einzelne Gaſtereyen ſo viel koſteten, als Kayſer hergaben, um ein ganzes Volk zu ſpeiſen, und der durch den Ungeſtüm ſeiner Kreditoren zuerſt darauf gebracht wurde, einen Ueberſchlag ſeines Vermögens zu machen. Er brachte heraus, nur der zehnte Theil jener Summa würde ihm übrig bleiben, und in der Ueberzeugung, daß er bey einer ſolchen Kleinigkeit Hungers ſterben müſſe, tödtete er ſich lieber durch Gift.

Der Krihſe iſt ein Dolch von einer beſondern Geſtalt, welcher in ganz Sumatra getragen wird. Die Klinge iſt 14 Zoll lang, und beſteht aus einem Stahle, der eine auſſerordentliche Härte hat. Sie iſt nicht polirt, wie unſre Klingen, iſt aber ſo gearbeitet, daß Adern verſchiedener Metalle auf der Oberfläche zuſammen zu flieſſen ſcheinen. Sie iſt nicht gerade wie ein Degen, noch einförmig gekrümmt, ſondern Wellen oder Flammenförmig, wie das Schwerd des Cherubs in den Bilder-Bibeln abgebildet wird, der vor dem Paradieſe wacht. Vermuthlich macht dieſe Geſtalt eine damit verſetzte Wunde noch unheilbarer. Das Heft iſt gemeiniglich von Elfenbein, oder feinem polirten Holz, mit Gold ausgelegt, oder auch von einer Art japaniſchen Kupfers, welches Suaſſo heiſſt. Es hat gemeiniglich die Geſtalt einer egyptiſchen Iſis, indem es einen Kopf von einem Vogel und menſchliche Arme hat. Die Scheide beſteht aus einem ſchönen Holze, welches ausgehohlet, und unten mit rothgefärbten Ratten-Spänen beſetzt iſt. Der Werth und Preis einer Krihſe ſteigt mit der Zahl der damit getödteten Perſonen. Er wird mit einer heiligen Ehrfurcht betrachtet, wie man in Leiden die Henkersſchwerder anſchaut, womit der Duc d'Alba ſo viel tauſend Menſchen hinrichten ließ. Das Schrecken oder der Enthuſiasmus, welcher die Vorſtellung ſolcher Thaten einflößet, geht auf das Werkzeug über, und ertheilt ihm eine gewiſſe Heiligkeit, weil unwiſſende Menſchen gern alles das verehren, was die Macht, Schaden zu thun, hat. In den Mémoires des Grafen Forbin, findet man ein ſchreckliches Beyſpiel von der Metzeley, welche 60 Macoſſaren, blos mit dieſem Dolch bewafnet, den ſie nie ablegen, unter der zahlreichen Beſatzungen eines Forts anrichteten.

Das Fleiſch von weiſſen Menſchen iſt ſchmackhafter, als das von ſchwarzen; Engländer ſind wohlſchmeckender, als Franzoſen; das Fleiſch von jungen Mädchen und Weibern und von neugeborenen Kindern, iſt vorzüglicher, als das von Jünglingen und Männern; und die Fusſohlen und das Innere der Hände ſind das leckerſte am ganzen menſchlichen Körper — — dies ſind die, auf Erfahrung gegründeten, Behauptungen, einiger menſchenfreſſenden Nationen in Amerika und Afrika, und einiger, durch den Arm der Gerechtigkeit gezüchtigten, Kannibalen Europa's.

Der Rath zu Tennſtedt in Thüringen wurde A. 1516 zu einer Glockentaufe durch folgenden Pathenbrief invitirt:

Unſre freundliche Dienſte zuvor, Ehrſame weiſe Herrn!

Wir ſind Willens, wills Gott, Unſre Klocke auf den Sonntag Exalt. St. Crucis nechſtkommende, nach Ordnung der heiligen chriſtlichen Kirche zu weihn und taufen zu laſſen. Iſt unſere göttliche Bitte, wollet auf vermelte Zeit um Gottes willen bey uns ſamt andern guten Freunden erſcheinen, und Groß-Pathe mit ſeyn. Wollet das Lohn von dem allerhöchſtern Gott, und dem Patron St. Sixto, und der heil. Jungfer St.

Jullanen, nehmen, ſo wollen wir's willig gern verdienen. Dat. Sonntag nach Egidii. A. 1516 Klein Vargela.

Curt und Klauß Vizthum von
Eckſtädt, ſamt den Altar-
Leuthen.

A—d.

3.

Beſchreibung der Skt. Katharinen-Inſel in Braſilien.

Die Inſel St. Katharina macht einen wichtigen Theil der weitläuftigen Landſchaft von Braſilien aus. Weit entfernt, daß ſie ein ſo bezaubernder Aufenthalt ſeyn ſollte, als Tinian, das Anſon uns ſchildert, iſt ihr Klima vielmehr äuſſerſt ungeſund. Wahrſcheinlich iſt dies die Urſach der auſſerordentlichen Bläſſe, welche die Weiſſen dieſer Inſel auszeichnet. Aus ihren Wäldern, wo nie ein Stral der Sonne eindrang, ſteigen dicke Dünſte auf, welche die Spitzen der Berge, von welchen die Inſel eingeſchloſſen wird, mit ewigen Nebeln bedecken. Auch die niedrigern, ſehr moraſtigen Gegenden, ſind gleichfalls im Nebel, von 7 Uhr des Abends bis 8 Uhr des Morgens eingehüllt, wo ſie die Sonne zertheilt. Dieſe böſe Luft wird nur wenig durch die vielen aromatiſchen Pflanzen gemildert, deren Wohlgeruch man drey bis vier Stunden weit in der See ſpürt, wenn der Wind vom Lande weht. Die groſſe Mannichfaltigkeit von Pflanzen und Thieren, welche dies Klima erzeugt, entſchädigt für die übrige ſtiefmütterliche Behandlung der Natur. Für den Reichen, der Genuß ſucht, iſt die Inſel verflucht, aber für den Naturforſcher reichlich geſegnet.

Man findet auf dieſer Inſel den Affen, jenes vierfüſſige Geſchöpf, das in der Kette der Weſen den Ring ausmacht, durch welchen der Menſch mit den Thieren zuſammenhängt. Dieſe Affen ſind verſchlagene, ſchadenfrohe, geſchickte Thiere, aber nicht ſchädlich. Deſto boshafter und gefährlicher ſind die Schlangen. Ein Matroſe vom Schiffsvolk des Herrn von Bougainville wurde, in der Gegend des Fuſſknöchels, von einer Schlange gebiſſen, welche ohngefehr 1½ Fuß lang und geſprenkelt war. Er achtete nicht auf den Biß und ließ es ſich, ſo bald er wieder an Bord kam, reichlich und unbeſorgt ſchmecken. Eine halbe Stunde darauf empfand er heftiges Uebelſeyn, worauf er ſich verſchiedenemal brechen mußte. Man gab ihm Theriak und zehn Tropfen Salmiak-Geiſt, in einem Glaſe Wein. Man legte auf die Wunde, die ſchon ſchwärzlich geworden war, nachdem man ſie ſcarificirt hatte, ein Pflaſter von, mit Knoblauch geſtoſſenem, Theriak. Das Uebelſeyn hielt unterdeſſen an, und der Kranke brach ſich noch zwey bis drey mal. Man wiederholte die vorigen Hülfsmittel noch einmal. Ein Portugieſiſcher Officier, der dazu kam, ſchloß aus der Erzählung des Matroſen und ſeiner Beſchreibung der Schlange, daß ſie zu der Gattung gehört haben müſſe, welche die Indianer Jararaca nennen. „Ihr Gift, ſagte er, iſt ſo gefährlich, daß der Tod unvermeidlich erfolgt, wenn man nicht ſo glücklich iſt, ſich in den erſten 24 Stunden zu brechen. Da ſich der Matroſe gebrochen hat, ſo kann man ſeinetwegen unbeſorgt ſeyn. Unterdeſſen muß man mit der vorigen Behandlung fortfahren, und noch ein Brechmittel geben. Es giebt verſchiedene Arten von Jararacas. Die gefährlichſte iſt die, welche erden- oder aſchfarbig ausſieht, und eleinige braunere Streiſen am Kopſe hat.“ Den andern Tag fand man die Wunde weder ſchwärzer, noch den Geſchwulſt beträchtlicher; man gab dem Kranken ein Vomitiv, und er genas.

Oft ſieht man längſt dem Strand, im Sande, ganze Furchen, von denen darauf herumgekrochenen Schlangen, gezogen. Einige Arten, ſonderlich die Jararacas, verbreiten von weitem einen Biſam-Geruch, welche vor ihrer Nähe warnt.

Die Klapper-Schlange iſt eine der fürchterlichſten Braſiliens; ihre Länge beträgt drey Fuß: ſelten einen halben Fuß darüber. Die Farbe iſt ein eiſengrau, und regelmäßig gewäſſert. Am Ende des Schwanzes iſt das befindlich, was die Spanier caſcabella, und wir Klapper, nennen.

Dieſe Caſcabella gleicht einer Erbſen-Schote, die am Stengel gedorrt iſt. Sie hat, wie ſie, kleine Erhöhungen, in welchen ſich runde Knöchelchen, deren aneinander Reiben einen dumpfen Schall, faſt wie der Klang von zwey oder drey Schellen, herverbreitet. Ihr Ziſchen hat viel ähnliches, mit dem Zirpen der Grillen. Der Biß iſt äuſſerſt gefährlich. Zum Glück hat die Natur durch die Klapper, womit ſie dieſes Thier begabte, die Menſchen, unter welchen es lebt, vor ſeinen Anfällen zu ſichern geſchienen. Denn ſeine außerordentliche Behendigkeit macht es noch weit gefährlicher. Er klettert über Felſen mit erſtaunlicher Schnelle. Sich in einen Kreis winden, auf den Raub losſchieſſen, ihm den Gift einflöſſen, und ſich entſernen, iſt für dieſe Schlange das Werk eines Augenblicks. Sie ſchwimmt mit vieler Geſchicklichkeit, und greiſt die Menſchen im Meere wie in den Wäldern an. Ein kleiner Schlag auf den Rücken, tödet ſie augenblicklich. Das Schweigen der Klapper iſt die Anzeige ihres Todes.

D. Pernetty ſah eine einzige Eidechſe auf der Inſel. Sie mogte zwey Fuß lang, und drey bis vier Zoll breit ſeyn. Die Haut war ſchwarz und vom Kopf bis zum Schwanz weiß gefleckt. Der Bauch war auch ſcheckig, nur mit dem Unterſchied, daß hier mehr weiß erſchien, ſtatt, daß das Schwarze und Weiße in ziemlich regelmäſſigen Figuren, auf den ganzen übrigen Körper faſt gleich, ausgetheilt war. Wahrſcheinlich war dieſes der Maboga der Braſilianer.

In Braſilien, wie in allen heiſſen Ländern, werden die Einwohner faſt unaufhörlich von Inſekten geplagt, deren Stich man, wegen ihrer Kleinheit, ſich nicht erwehren kann. Dahin gehört ſonderlich die Nigua, die man in Peru Pica nennt. Dies Inſekt iſt ſo klein, daß es faſt nicht zu unterſcheiden iſt. Seinen Beinen mangelt die Federkraft der Beine des Flohs, und dies ſcheint eine Wirkung der Klugheit der Vorſehung zu ſeyn; denn dies Gewürme würde drey Viertel des Menſchengeſchlechts durch die Zufälle aller Art umbringen, welche ſie verurſacht. Er wohnt im Staub, ſonderlich an unreinen Orten. Es hängt ſich an die Füſſe, ſogar an die Sole und die Zehen.

Die Nigua durchbohrt die Haut ſo fein, daß ſie ſich darinn einniſtet, ohne daß man es innewird. Man merkt ihre Gegenwart erſtlich, wenn ſie anfängt, um ſich zu greifen. Im Anfang hält es nicht ſchwer, ſie auszuziehn, hat ſie aber auch nur den Kopf darinn, ſo muß man die benachbarten kleinen Theile ſcorificiren, um ſie zu vertreiben. Wird man es aber nicht gleich gewahr, ſo durchſticht das Inſekt die erſte Haut ohne Hinderniß und nimmt da ſeinen Sitz. Es ſaugt das Blut in ſich, und macht ſich ein Neſt von einem weiſſen und feinen Gewebe, welches die Geſtalt einer flachen Perle hat. Hier lagert es ſich dergeſtalt, daß Kopf und Füſſe, zur Bequemlichkeit ſeiner Aetzung, nach auſſen, der übrige Theil des Körpers aber, nach innen zu gekehrt iſt, um ſeine Eyer legen zu können. So wie ſie welche legt, wird die Zelle größer, und nach Verlauf von vier bis fünf Tagen hat ſie bis zwey Linien im Durchmeſſer. Alsdenn muß man es ohne Zeitverluſt heraus ziehn, weil es ſonſt von ſelbſt platzt und eine Menge Saamen verbreitet, welches die Inſekten und Schmerzen vermehrt. Dies Ungeziefer dringt zuweilen bis auf die Knochen, und wenn es einem gelungen iſt, ſich davon zu befreyen, ſo dauret doch der Schmerz noch lange, bis Fleiſch und Haut völlig wieder hergeſtellt ſind.

Dieſe Operation iſt langwierig und äuſſerſt ſchmerzhaft. Sie beſteht darinn, mit der Spitze einer Nadel das Fleiſch abzuſondern, welches an das Häutchen ſtößt, wo die Eyer liegen, ohne daß der Sack berſtet. Hat man nun alles, bis auf das kleinſte Fäſerchen, abgeſondert, ſo zieht man die Perle heraus, welche mehr oder weniger dick iſt, je länger oder kürzere Zeit das Inſekt darinn geſteckt hat; berſtet aber zum Unglück die Perle, ſo muß man ſeine Aufmerkſamkeit verdoppeln, um alles auszurotten, und ſonderlich die Nigua-Mutter nicht ſitzen zu laſſen. Dies kleine Thier würde von neuem anfangen, Eyer zu legen, ehe ſich die Wunde noch geſchloſſen hätte; es würde tiefer dringen, und es zuletzt vielleicht unmöglich werden, es herauszuhohlen. Man thut in das Loch ein wenig heiſſe Tabaksaſche. Zur Zeit der groſſen Hitze muß man ſich ſorgfältig hüten, die Füſſe naß zu machen; ohne dieſe weſentliche Vorſorge ſchlägt, wie man aus der Erfahrung weiß, der Krampf dazu, ein Uebel, das gewöhnlich tödlich iſt.

Ob man gleich das Inſekt nicht in dem Augenblick gewahr wird, wo es ſich in das Fleiſch gräbt, ſo empfindet man doch gleich den folgenden Tag ein brennendes und ſchmerzhaftes Jucken, ſonderlich an gewiſſen Theilen, wie z. B. unter den Nägeln. Der Schmerz iſt weniger lebhaft an der Fuſſole, wo die Haut weit dicker iſt. Man bemerkt, daß die Nigua einen beſtändigen und hartnäckigen Krieg mit gewiſſen Thieren führt. Der Cerde iſt ſonderlich der Feind, den ſie von allen Seiten angreift; ſie frißt ihn ſtufenweis, und nach ſeinem Tode findet man ſeine Vorder- und Hinter Beine ganz von dieſen Inſekt durchlöchert.

Es giebt zwey Arten von Nigua, eine die giftig, und eine die es nicht iſt. Die letztre gleicht an Farbe den Flöhen, und bleicht die Haut, wo ſie ihre Eyer hinlegt. Die erſtere iſt gelblich, und ihr Neſt aſchgrau.

Nach der Nigua iſt das ſchädlichſte Inſekt der Cancrelas. Er iſt ſo groß wie ein Käfer; aber ein wenig platter und länglicher. Sein Wams iſt ſchwarz-grün, doch nicht ſo hart und dauerhaft, wie des Käfers ſeines. Die Seefahrer fürchten ihn ſehr, denn, wenn es ihm gelingt, ſich in ein Schiff einzuſchleichen, ſo vermehrt er ſich in kurzer Zeit ungeheuer. Er verwüſtet alles. Er zernagt Papier, Bücher, Wäſche, Kleider, Zwieback, ſogar das Holz. Dazu verdirbt er Alles durch ſeinen Unflath und Geſtank. Man hat wahrgenommen, das jede Schaale, welche der Cancrelas ablegt, in dreyſſig, in zwey Parallel-Reihen geordnete Zellen, getheilt iſt, deren jede einen jungen Cancrelas enthält. Auf den Antillen giebt es Spinnen, welche die Todfeinde dieſer Inſekten ſind. Wenn ſie einen erwiſchen können, ſo ſaugen ſie ihn dergeſtalt aus, daß nichts als Haut übrig bleibt. Wegen dieſes Dienſtes, ſchonen auch die Einwohner dieſe Gattung Spinnen ſehr.

Das Geſtade der Katharinen Inſel, ſo wie die Ufer von ganz Braſilien, enthalten eine Menge ſeltener Muſcheln. An feuchten und ſumpfigen Plätzen, findet man ſonderlich eine ungeheure Menge Tourlourou. Es iſt eine Art Krabbe, welche auf dem Lande lebt, und daſelbſt eine Wohnung hat. Die gröſten ſind nicht über zwey Zoll breit. Die Form ihrer Schaale iſt faſt viereckig, und röthlich braun, die Farbe wird aber unvermerkt heller, bis unterm Bauch, der hellroth iſt. Ohngeachtet ihrer Dünnheit, iſt dieſe Schaale doch ziemlich ſtark. Die Augen ſind glänzend ſchwarz, hart wie Horn; ſie gehn aus und ein wie bey den Krebſen. Die **Tourlouroux** haben auf jeder Seite vier Beine; jedes beſteht aus vier Gliedern, das letzte iſt platt und endigt ſich ſpitzig. Sie bedienen ſich derſelben, um ſeitwärts zu marſchiren, wie die gewöhnlichen Krabben, und um die Erde aufzuwühlen. Sie haben auch noch zwey dickere Beine oder Scheeren; die rechte ſonderlich iſt zweymal gröſſer als die andre. Dieſe Scheeren ſind von einem lebhaften Roth, wie bey den See-Krabben, und dienen ihnen, die Blätter und Wurzeln der Pflanzen abzukneipen, die ihre Speiſe ausmachen. Wenn ſie etwas gewahr werden, das ſie entſetzt, ſo ſchlagen ſie die beyden Scheeren gegen einander, um den Feind zu ſcheuchen. Sie haben die gröſte ſenkrecht in die Höhe, und flüchten, mit ſo zur Vertheidigung emporgetragenem Gewehr, in ihr Loch. Dieſe Scheeren hängen, wie ihre Beine, ſo wenig feſt an ihrem Körper, daß ſie ohne Mühe losgehn, und in der Hand deſſen bleiben, der das Thier feſthalten will, indeſſen der **Tourlouroux** entwiſcht.

Beyde Geſchlechter haben den Schwanz unter dem Bauch zuſammengebogen. Hier paſſt er ſich ſo künſtlich in eine Hohlung ein, welche an den Schuppen des Bauchs befindlich iſt, daß man ihn kaum unterſcheiden kann. Die Breite des Schwanzes des Männchens nimmt, nach der Spitze zu, ab; der Schwanz des Weibchens hingegen bleibt gleich breit. So wie das Weibchen Eyer legt, hängen ſie ſich an die langen und rauhen Haare an, womit das Untertheil des Schwanzes beſetzt iſt. Indem ſie ſolche auf dieſe Art bey ſich trägt und umwickelt, verhindert ſie, daß ſie ſolche nicht verliert, oder daß Sand, Graß, oder andre Ungleichheiten, die ihr auf dem Weg aufſtoſſen, ſie abſtreifen. Oft ſind die Tourlouroux ſo zahlreich an ſumpfigten Stellen, daß man keinen Fuß ſetzen kann, ohne deren eine Menge zu zertreten. Es iſt uns unbekannt, ob man ſie hier, wie in den Antillen, iſſt, wo ſie eine groſſe Auskunft für die Karaiben und Negern ſind.

Das Thierreich iſt ſehr reichhaltig in Braſilien; ſonderlich gibt es Vögel in groſſer Anzahl, und von gleich groſſer Mannichfaltigkeit. Hier ſcheint die Natur, ſo zu reden, ihre Ganze Pracht ausgekramt zu haben. Der **Tukan** iſt faſt ſo groß als die Ringeltaube, aber höher von Beinen. Die letzten ſind bläulich grau und mit langen Nägeln verſehn. Der Schwanz hat ungefähr vier Zoll; er iſt zuweilen gerade und gegen das Ende zugerundet, aber gewöhnlich blau, purpurfarbig und gelb, auf einem dunkelbraunen Grund geſprenkt. Rücken und Flügel ſind von letztrer Farbe, einige ſchwarze Federn an den Flügeln ausgenommen. Der Kopf iſt ſehr dick, aber ſehr klein im Verhältniß mit dem Schnabel, deſſen Länge, von der Wurzel an bis zur Spitze, ſieben bis acht Zoll beträgt. Der obere Theil hat, nah am Kopfe, ungefehr zwey Zoll Baſis, und formirt in ſeiner Länge, eine, faſt dreyeckige, oben convexe, Figur. Die zwey Seiten-Oberflächen, ſind ein wenig erhaben und zugerundet. Die untere, welche das Innere des Schnabels ausmacht, iſt hohl. Der Rand iſt gezackt, wie eine Säge. Der untere Theil hat faſt dieſelbe Geſtalt, wie der obere, nur daß er unten ein wenig concaver iſt. Beyde, gleich lange, Theile, ſchlieſſen in einander, und nehmen unvermerkt, gegen das Ende zu, ab, welches ſpitzig, und unten ein wenig gekrümmt iſt. Die Zunge iſt weißlich, und faſt ſo lang wie der Schnabel, aber ſehr ſchmal und flach, nicht über zwey Linien breit. Die Augen ſind rund, ſchön, lebhaft und funkelnd. Bey einigen iſt die Iris des Auges hellblau, mit einem weiſſen Ringel umgeben, bey andern ganz ſchwarz. Es giebt verſchiedene Arten, welche in der Farbe des Schnabels und der Federn abweichen. Bey einigen iſt der Schnabel grün, mit einem ſchwarzen Ringel, und zwey weiſſen Flecken an der Wurzel; bey andern iſt der Schnabel ſchwarz, inwendig roth, mit einem gelbgrünlichen Ring nah am Kopf. Das Geſchrey des **Tukan**, lautet **Tukarara**, und hat die Veranlaſſung zu ſeinem Namen gegeben. Dieſer Vogel iſt auf der **St. Katharinen** Inſel ſehr gemein.

Man ſieht auch zuweilen auf dieſer Inſel, den **Guaraſſo.** Dieſer Vogel iſt ſo groß, wie eine groſſe Elſter. Er hat einen langen, vorne gekrümmten Schnabel, und lange Schenkel und Beine. Seine erſten Federn, wenn er ausgebrütet iſt, ſind dunkelſchwarz. Dieſe Farbe nimmt aber unvermerkt ab, und wird aſchgrau; fängt er an zu fliegen, ſo ſind alle Federn weiß; endlich werden ſie roſenfarben, und ſo von Tage zu Tage röther, bis ſie zuletzt eine recht hohe Scharlachfarbe bekommen, welche ſie beſtändig behalten. Obgleich dieſer Vogel gefräſſig und fleiſchfreſſend iſt, ſo niſtet und brütet er doch unter den Dächern und in den Mauerlöchern, wie unſre Sperlinge. Sie fliegen Truppweiſe. Die Wilden brauchen ihre Federn zum Kopfputz.

Der ſchönſte Vogel in Braſilien iſt der, welchen man im Lande Guranthe engura nennt. Er iſt nicht gröſſer als ein Kanarienvogel. Flügel, Rücken, Hals, Schwanz, ſind blau; einige groſſe weiſſe Flecken ſitzen mitten auf den groſſen Flügel- und Schwanz Federn; er gleicht alſo ziemlich unſerm Stieglitz. Unten vom Schnabel an, längſt der Bruſt, bis unterm Schwanz, ſind alle Federn von einem lebhaften und glänzenden Gold Gelb. Er ahmt den Geſang andrer Vögel nach. Es giebt verſchiedene Arten davon in Braſilien. Die Eingebornen nennen ihn auch Teirei.

Ein ſonderbares Geflügel, das man häufig in Braſilien antrifft, iſt eine Art Vögel, nicht größer als große Fliegen. Man hält ſie, wenn ſie an dem Tauwerk der Schiffe hangen, für ſo viel bewegliche Leuchten. Dieſe leuchtenden Fliegen haben vier Flügel, zwey durchſichtige, wie bey unſern gewöhnlichen Fliegen, und zwey undurchſichtige, glatte braune und ſtarke, wie die oberſten Flügel des Käfers, und die gleichfalls den untern zum Futteral dienen. Der Kopf iſt ſchwarz, wie ein Kleeblatt geſtalter, und mit zwey, ebenfalls ſchwarzen, Fühlhörnern verſehen, die vier Linien lang ſind, und aus kleinen, mit den Spitzen in einander geſteckten Duten, zu beſtehen ſcheinen. Neben dieſen Fühlhörnern nehmen zwey runde, ſchwarze, wie Horn derbe, leuchtende und vorſpringende Augen ihre Stelle ein, die aber nicht größer ſind, als die kleinſten Mohnkörner. Der Leib und die ſechs Beine ſind von einem ſchwärzlichen Braun. Man unterſcheidet leicht mit bloſſen Augen ſechs Ringe, welche vom Hals an bis an das äußerſte Ende des Körpers, der in einer zugerundeten Spitze ausgeht, immer an Größe abnehmen. Dieſe Ringe ſind eben ſo ſolid, als die, aus welchem der Leib des Käfers zuſammengeſetzet iſt. Der gröſte Ring, der den ganzen Vordertheil des Körpers ausmacht, wo die Beine angeſetzt ſind, hat etwas mehr als zwey Linien in der Breite, und iſt mit einem Pflaum oder leichten Staub, wie der Flügel eines Schmetterlings, bedeckt. Von dieſem Theil und vom Kopf gehn die Straſen aus, welche ein Licht, wie die Johanniswürmchen, verbreiten.

4.

Auszug eines Schreibens aus dem Reiche vom November 1785.

Die neulich bekannt gemachten Baieriſchen Verordnungen wider die Freimäurer und Illuminaten werden in unſrer Nachbarſchaft aufs ſtrengſte durchgeſetzt. Ungeachtet der Ordens-Vorſteher beim Ausbruch des Ungewitters die geheimen Papiere verbrannt hat, ſo entgehen die Mitglieder doch nicht dem ihnen zubereiteten Schickſale, und man ſollte glauben, ſie hätten die Büchſe der Pandora in Verwahrung gehabt, eine ſolche Revolution iſt mit ihrem Fall verbunden.

Manche halten die Illuminaten für nichts weniger als für Giftmiſcher, und wenn man nach den Gründen dieſer Beſchuldigung fragt, ſo lauten ſie ohngefähr ſo, wie ehemals die gegen die Hexen.

Merkwürdig iſt unter andern das Schickſal des abgeſetzten innern Stadtraths zu München, Herrn von Delling, welches aus folgenden ſeinetwegen ergangenen Decreten erhellet.

„Der innere Stadtrath von D. ſoll ſich nicht nur
„über die Kurfürſtliche Verordnung in Betreff des ge-
„weſenen Ingolſtädtiſchen Stadt-Oberrichters Fiſcher auf
„eine ſo ſträfliche, als ungebührliche Weiſe herausgelaſſen
„haben, ſondern es ſollen auch verſchiedene Millbilleriſche und
„Winkoppiſche Druckſchriften an ihn eingelaufen, und aus
„ſeinen in mehr andere Hände gegangen ſeyn. Der Ma-
„giſtrat hat demnach dieſen ohnehin ſehr renommirten
„Freigeiſt und Illuminaten ſogleich zur Verantwortung
„hierüber zu ziehen, und ſolche mit ſeinem Bericht förder-
„lich anhero einzuſenden.“

Auf die eingeſchickte Verantwortung erfolgte das unterm 17. September nochmals beſtättigte Decret:

„Daß der hieſige innere Stadtrath J. N. von D. nicht nur die Kurfürſtliche Verordnung in Betreff des Ingolſtadtſchen Stadt-Oberrichters F. zu criticiren, ſondern auch die Millbilleriſche und Winkoppiſche Schandſchriften und Pasquille an ſich zu bringen und andern mitzutheilen, ſich unterſtanden hat, iſt eine doppelt vermeſſene That, wovon die letztere nach dem General Mandat vom 23. December a p. exemplariſch und um ſo ſchärfer geſtraft zu werden verdient, als ſie von einer Magiſtratsperſon verübt worden iſt. Man hat ihn daher nicht nur mit einem ſcharfen Verweis und dreitägigen engern Arreſt, ſondern auch mit der Caſſation zu beſtrafen, unter der Bedrohung einer noch weit empfindlichern Strafe, wenn er ſich weiter mit reſpectwidrigen Reden gegen Kurfürſtliche Verordnungen, oder mit Beiſchaffung, Bewahrung oder Verbreitung verbotener Schriften betreten laſſen würde. Jene, welche er dermalen beſitzt, hat man ihm abzunehmen und zu caſſiren, auch in Zukunft wegen des ſchon auf ſich geladenen Verdachts von Zeit zu Zeit unverſehene Viſitation bei ihm vorzunehmen.“

5.

Ain Fain Proebt

Boariſcher Aufklärung und Poeterey: oder Grabſchrift auf den vom Blitz erſchlagenen Prieſter Lanz. 1785.

(Wörtlich nach dem gedruckten Original.)

Steh Wanderer und lies! Hier liegt ein dreyfachs Weſen,
Der Pfaff, der Mauerer und Philoſoph geweſen.
Als Pfaff erkannt er nicht was ſeine Würde ſey,
Deswegen legt er ſich auf ander Schwärmerey.

✠

Als Maurer war ſein Wunſch, den gleichen Tod zu haben,
Wie das gemeine Vieh vom Schinder wird begraben,
Und daß zur letzten Speis bey ſeinem Trauer End
Kein Prieſter reiche ihm das letzte Sacrament.

✠

Als Philoſoph wollt er den Himmel ſelbſt bezwingen,
Und deſſen Donnerkeil auf neue Wege bringen.
Der Strahl, der durch die Luft nach Gottes Willen fuhr,
Soll nun gezwungen gehn auf eines Drathes Schnur;

⊙

Hier ſollte auf dem Spitz elektriſirter Stangen
Der Wille Got's ſich ſelbſt mit Blitzſtrahlen fangen.
Allein der Donnerkeil fährt wohin Gott ihn will,
Und keines Menſchen Hand ſetzt ihm ſein Maas und Ziel.

△

Gott der nicht frevlen läßt, dem Spötter ſind zuwider,
Schlägt Prieſter, Mauerer und Philoſophen nieder.
Hier liegen alle drey in einem Mann beyſammen,
Der Donner ſchlug ihn Tod, und Lanz war deſſen Namen.

6.

Drey Erzählungen, aus dem Arabiſchen.

1.

Die Bibliothek des Königs von Indien.

Dabſhelim, König von Indien, hatte eine ſo zahlreiche Bibliothek, daß hundert Brachmanen kaum hinreichend waren ſie in Ordnung zu halten, und es tauſend Dromedare bedurfte, um ſie von einem Orte zum andern zu ſchaffen. Da er nicht im Stande war, alle dieſe Bücher zu leſen, ſo trug er den Brachmanen auf, Auszüge des Beſten und Nützlichen daraus zu verfertigen. Dieſe gelehrten Männer lieſſen ſich die Arbeit ſo angelegen ſeyn, daß ſie in weniger denn 20 Jahren aus allen dieſen Auszügen eine kleine Encyklopedie von 12,000 Bänden formirten, welche dreißig Kamele mit Bequemlichkeit tragen konnten. Sie hatten die Ehre, ſie dem Könige zu überreichen. Allein, wie groß war ihr Erſtaunen, als er ihnen zur Antwort gab, daß er unmöglich dreyßig Kamellaſten Bücher leſen könnte. Sie reducirten alſo ihre Auszüge auf funfzehn, dann auf zehn, dann auf vier, dann auf zwey Drombare, und zuletzt blieb nur ſo viel übrig, um ein Maulthier, von mittler Größe damit zu beladen. Zum Unglück war Dabſhelim während der Einſchmelzung ſeiner Bibliothek alt geworden, und ſah keine Wahrſcheinlichkeit vor ſich, ihre Quinteſſenz bis zum letzten Bande zu leeren. Erlauchter Sultan, ſprach ſein Weſier, der weiſe Pilpai, ob ich gleich nur eine ſehr unvollkommene Kenntniß von dero königlichen Bibliothek habe, ſo mache ich mich doch anheiſchig, einen ſehr kurzen und ſehr bündigen Auszug daraus zu liefern. In Einer Minute ſollen ſie ihn geleſen, und doch für ihr ganzes Leben Stoff zum Nachdenken darinn gefunden haben. Zu gleicher Zeit ergriff Pilpai ein Palmblatt, und ſchrieb mit goldenem Griffel folgende vier Sätze darauf:

1. Die meiſten Wiſſenſchaften enthalten nur ein einziges Wort, vielleicht! und die ganze Geſchichte der Menſchen enthält ihrer nicht mehr denn drey: ſie wurden geboren, litten, ſtarben.
2. Liebe nichts, als was gut iſt, und thue alles, was du liebſt; denke nichts, als was wahr iſt, und ſage nicht alles, was du denkſt.
3. O Könige, zähmt eure Leidenſchaften, herrſcht über euch ſelbſt; und es wird nur ein Kinderſpiel für euch ſeyn, die Welt zu regieren.
4. O Könige, o Völker, man kanns euch noch nicht genug wiederholen, was Afterweiſe zu bezweifeln wagen, daß es kein Glück ohne Tugend, und keine Tugend ohne Furcht Gottes giebt.

2.

Der Neidiſche.

Der Santon Bazarlu hielt während des ganzen Ramadan eine, einzige Mahlzeit, wenn die Sonne untergegangen war, und aß dann nicht mehr, als einen einzigen Traubenkern. An der Wand ſeiner Zelle ſtand das erhabene einſylbige Wort, Hou, („er iſt!") angeſchrieben, und er betete mit ſo viel Inbrunſt, daß ihn die Vögel für eine lebloſe Bildſäule anſahen, und ſich auf ſeinen Kopf ſetzten. Unterdeſſen war er weniger ſeiner Gottesfurcht, als ſeiner Leutſeligkeit wegen in ganz Natolien berühmt. Seine Einſiedeley war der Zufluchtsort der Unglücklichen und Büßenden. So groß auch die Sünden, ſo überſchwenglich auch die Leiden ſeyn mochten, ſo lehrte man doch immer getröſtet vom guten Santon zurück.

Ein Mann aus Smyrna beſuchte ihn eines Tages, und redete ihn folgendergeſtalt an: O Santon, ich bin arm, aber ich wollte gern Geduld haben, wenn ich nur meinen Bruder auch ſo arm ſehe, als mich. Allein alles glückt ihm, und der Himmel überſchüttet ihn mit Segen in ſo reichlicher Fülle, daß es mich kränkt. Das iſt noch nicht genug; ich werde verachtet und gehaßt, ſtatt daß dieſer zu glückliche Bruder die öffentliche Achtung und die Freundſchaft aller Rechtſchaffenen genießt. Wohin ich komme, ſchallt mir das ärgerliche Lob ſeiner Tugenden entgegen, und ich muß ſelbſt mit einſtimmen. O Santon, ich bin der Unglückſeligſte aller Menſchen. Betet für mich, und tröſtet mich, wenn ihr könnt.

Die Klagen dieſes Mannes waren die erſten, welche der Santon ohne Mitleiden angehört hatte. „Fleuch! rief er ihm mit heiligem Unwillen zu, fleuch aus meinen Augen, Feind alles Guten! die Hölle müſſe dich tröſten! dich, der du willſt, daß Gott geizig und dein Bruder unglücklich und boshaft ſeyn ſoll!

3.

Die Turteltaube.

Canzade, Königinn von Katſchemire, ſagte zu ihren beyden Töchtern, wovon die älteſte erſt neun Jahre alt war: Lieben Kinder, eure Tante, die Königinn von Thibet, hat eine Turteltaube, die jedesmal weint, wenn ſie jemanden einen Fehler gegen ſeine Pflichten begehn ſieht. Ich will mir dieſen wunderbaren Vogel ausbitten; er kann euch vielleicht ſehr nützlich zu eurer Erziehung ſeyn. O beſte Mutter, erwiederte die älteſte Prinzeſſinn, ich brauche keinen Vogel, der mich durch Weinen an meine Fehler erinnert;

wenn ich das Unglück habe, welche zu begehn, ſo wirft ſie mir mein Herz vor, und ich beweine ſie ſelbſt. — Nein, ſagte die jüngſte, laſſen Sie immer die Turteltaube kommen, und geben Sie mir ſie; ich will ſo gut, ſo gut ſeyn — — daß ich ſie zum Lachen bringen will.

V.

Naturgeſchichte.

Gewicht des Feuers.

Das Feuer iſt Materie, ſobald es ſichtbar und fühlbar wird, und auf eine andre Materie auf eine Art wirkt, die uns verſtattet, ſeine Wirkungen zu faſſen, ſie zu betrachten, und in ihren Fortſchritten zu verfolgen. Aber man hat noch nicht beſtimmt, was ſein Gewicht, im Vergleich mit dem leichteſten und einfachſten mixten Körpern ſey, da das Feuer unſtreitig weit leichter, weit einfacher, weit beweglicher weit thätiger iſt, weil es dieſe Eigenſchaften den Körpern mittheilt, die es am innigſten durchdringt. Verſchiedene Experimente ſcheinen jedoch zu beweiſen, daß es ſchwer und gewichtig ſey, weil, ſobald ſich eine gewiſſe Quantität Feuer mit den Körpern verbindet, die es durchdringt, es ihr Gewicht vermehrt. Man weiß, daß 100 Pfund in einem heftigen Feuer verkalktes Bley 110 Pfund Mennige geben. Die Arbeiter, welche das Zinn calciniren, bemerken, daß der Kalk, den ſie daraus gewinnen, ein Zwölftheil mehr an Schwere hält, als das Zinn vorher hielt. Noch mehrere Experimente beweiſen gleichfalls, daß das Feuer das Gewicht der Metalle, ſogar derer vermehrt, welche man in genau verſchloſſene Gefäſſe that. **Boyle** fand gleiche Reſultate, ſowohl bey der Verkalkung als Verglaſung; er machte überdies die Bemerkung, daß ſchon calcinirte, dem heftigen Feuer aber von neuem ausgeſetzte Metalle noch eine neue Vermehrung ihres Gewichts überkamen. Was kann man aus allen dieſen Experimenten anders ſchließen, als daß bey dieſen Arten von Calcinirungen die ſubtileſten Theile des irdiſchen Nahrungsmittels des Feuers, von welcher Natur ſie auch ſeyn mögen, ſich mit dem Feuer-Fluidum in die Schmelzgefäße inſinuiren, und mit den Metallen verbinden, und daß alſo die Vermehrung ihres Gewichts dieſen materiellen Theilchen, nicht aber der natürlichen Schwere des Feuers zuzuſchreiben ſey. Der brandige Geruch, den alle diſtillirte Wäſſer annehmen, ſetzt es außer allem Zweifel, daß die nährenden Theilchen des Feuers mit ihm in die Körper dringen. Was jedoch die Sache noch einigermaßen ungewiß macht, iſt der Umſtand, daß das Sonnenfeuer, das reinſte das wir kennen, das Gewicht der Metalle vermehrt, die es calcinirt. Man brachte Bley in den Brennpunkt eines groſſen Brennſpiegels; es ſchmolz, calcinirte ſich, und verglaſete. Ob es gleich bey dieſem Experimente vielen Rauch von ſich gab, ſo fand ſich doch ſein Gewicht vermehrt. Ein Pfund Spiesglaskönig wurde in zwey Gefäße, ein irdenes und ein gläſernes, eingeſchloſſen, und gleichfalls dem Brennſpiegel ausgeſetzt. Der Spiesglaskönig gab einen weißlichen und dicken Rauch, und als ſich eine Stunde darauf dieſes Pulver, ſo zu ſagen, ganz in Aſche verkehrt hatte, war es um ein Zehntheil ſchwerer als vorher. Wenn man die Sachen bloß aus dem erſten Geſichtspunkt beurtheilt: ſo muß man allerdings folgern, daß das Feuer ein Gewicht habe; weil ſowohl das Sonnen- als das gewöhnliche Feuer das Gewicht der Materie vermehrt,

mehrt, die es am lebhafteſten durchdrungen, und deren Form es durch Scheidung ihrer Theile verändert hat. Allein bey allen dieſen Operationen wächſt vielleicht ihre Schwere mehr durch das Hinzukommen fremder Subſtanzen, die ſich den in Staub, Kalk oder Glas verwandelten Körpern aſſimiliren, als durch die Gegenwart des Feuers und ſein ſcheinbares Gewicht, weil die Schwere dieſer Körper ſich wieder in dem vorigen Verhältniſſe befindet, wenn ſie ganz erkaltet und in vollkommener Ruhe ſind.

VI.

Anekdoten.

Der Graf von ... ein Officier von ausgezeichneten Verdienſten, deſſen Verluſt man noch beklagt, hatte oft gute Einfälle. An einem Wintertage befand er ſich in Geſellſchaft ſeines Freundes des Ritters .... der den Dichter macht, und die Sucht hat, mit Vorleſung ſeiner Verſe jedermann heimzuſuchen. Unſer Poet bemächtigte ſich des Grafen, und führte ihn in ein Kabinet, das an das Zimmer ſtieß, wo die Geſellſchaft war, um ihm ein außerordentlich langes Gedicht vorzuleſen. Da kein Feuer im Kabinet brannte, ſo fror den Grafen; er hielt aber geduldig und vor Kälte klappernd die ganze Lage von Verſen aus. Lieber Freund, rief er endlich, als die Lektüre vollbracht war, wäre mehr Feuer in deinen Verſen, oder mehr von deinen Verſen im Feuer geweſen, ſo würde mich nicht ſo gefroren haben.

Madam la Fayette verglich einen ſchlechten Ueberſetzer „einem Bedienten, den ſeine Herrſchaft wohin ſchickt, „um ein Kompliment auszurichten; je feiner das Kompliment gedreht iſt, deſto gewiſſer kann man ſeyn, daß es „der Bediente verhunzen wird.“

Man fragte Yorick-Sterne, ob er in Frankreich keinen Original Karakter angetroffen habe, den er in ſeinem Triſtram Shandy wo hätte anbringen können. Nein, war ſeine Antwort, die Menſchen gleichen dort dem Gelde, deſſen Gepräge durchs viele Reiben verwiſcht iſt.

Wir leben, wenn wir jung ſind, ſagte St. Evremond, um zu lieben, und lieben, wenn wir älter werden, um zu leben!

Als Voiture durch ein Spaniſches Dorf reiſete, führte man eben einen Schneider zum Galgen. Die Bauern ſtritten unterweges mit dem Richter, und proteſtirten gegen das Hängen des Schneiders. „Wir haben nur einen „Schneider, riefen ſie, der uns unſre Kleider machen „kann, aber wir haben zwey Wagner, von denen könnt „ihr einen hängen laſſen, wenn's euch Spaß macht.“ Da der Richter ſich nicht an ihre Einwendungen kehrte, ſondern ſeinen Weg mit dem armen Sünder fortſetzte, ſo befreyten ſie den Schneider mit Gewalt.

Die Bauern eines Dorfs in Picardie fiengen ein wildes Schwein lebendig, das ſeit vielen Jahren ihre Felder verheerte, und berathſchlagten ſich, auf welche Art es dafür büßen ſollte: Verheyrathet's! rief ein Bauer, der kürzlich Hochzeit gehabt hatte.

Der Graf P. hatte ſich auf den glücklichen Fuß geſetzt, ſtets an der Wahrheit eines unangenehmen Vorfalls zu zweifeln. Wenn man ihm den Tod eines Freundes, oder ſonſt was Widriges hinterbrachte, ſo läugnete er es hartnäckig. Nach dem Tode ſeiner Frau ließ er nach wie vor bey Tiſche ein Couvert für ſie legen. Dieſem Grundſatz blieb er auch im Umgange mit ſeinen Freunden, und bey allen möglichen Ereigniſſen treu. Lord C. beſuchte ihn eines Tages, und fühlte, daß ihn der Hund des Grafen ins Bein biß: Seyn ſie unbeſorgt, ſagte der Graf, mein Hund beißt niemals. Der Lord, der mit einem Schlag mit dem Stock das Thier zu Boden geſtreckt hatte, antwortete in eben dem Tone: Fürchten Sie nichts, Graf, ich ſchlage niemals Hunde.

Eine von den erſten Damen des Engliſchen Hofs fragte den Neuton, „ob er niemals in der Oper geweſen ſey?“ — Ja, ein einzigesmal! — „und wie fanden Sie ſie?“ — Der erſte Akt gefiel mir; ich hatte die Geduld den zweyten auszuhören, aber im dritten konnte ichs nicht länger aushalten.

Ein noch lebender Herr von Stande, der als einer der erſten Politiker bekannt iſt, ging eines Tages die Wette ein, zwölf Damen mit einander zu brouilliren, und gewann ſie. Man behauptete, dies ſey eben nicht ſo was ſchweres geweſen; hingegen würde es für ein Meiſterſtück des

Ge

Genie's gelten, wenn er ſie wieder mit einander ausſöhnen könnte. Auch dieſe Wette nahm er an, und gewann ſie gleichfalls.

Ein Herr, dem es ſonſt immer beym ſchönen Geſchlecht zu glücken pflegte, verſchwendete eine ganze Stunde vergebens alle ſeine Beredſamkeit, um das Herz einer Dame zu erreichen. Der vielen Körbe müde ſtand er endlich auf und ſagte: Ich that nur ſo, Madame. — Ich auch! erwiederte ſie.

Neulich hörte der Leibchirurgus, L**, in Hannover, daß eine Bauersfrau hier in der Nähe mit einer Mißgeburt niedergekommen ſey. Er ließ daher ihren Mann eine Belohnung anbieten, wenn dieſer ihm die Geburt überlaſſen würde. Der Bauer kommt und überreicht ihm das Geſchöpf. „Was wollt Ihr dafür haben, guter Freund?“ — Ach zwölf Mariengroſchen, ſagte er, und machte einen tiefen Kratzfuß. — „Hier habt Ihr einen Thaler!“ — Der Bauer erſtaunte, als er ſo viel Geld ſahe: „No, ſagte er, Herr Leibrurchius, ſo mot ek woll maken, dat ek obert Jahr wehe koome.“

VII.
Biographie.

Tod des Herrn Barthe.

Montaigne fand, daß das Sterben der Menſchen merkwürdiger ſey, als ihr Leben. Er fotſchte nach allen Umſtänden dieſes letzten Augenblicks; ſeine Eſſais wimmeln von Reden, Handlungen und Betragen der Sterbenden, und es iſt wirklich der Bemerkung werth, daß das Werk dirſes ſo luſtigen, ſo weltmänniſchen Philoſophen (wie er ſich ausdrückt) ein beſtändiger Verſuch über den Tod ſey. **Barthe** der ſich wahrſcheinlich nicht einen Augenblick damit beſchäftigt hat, (ausgenommen vielleicht bey Verfertigung der Epiſtel an Ranſay) hat den Tod in der Nähe juſt ſo geſehn, wie **Montaigne** davon in der Ferne ſprach. Der Umſtand wird noch merkwürdiger, doß ſich dieſes von **Barthe's** natürlich-ungeduldigem Karakter nicht erwarten ließ. Er würde gegen ſeinen Bedienten, der ihm ſeinen Kaffee zu kalt gebracht hätte, in Wuth und Flammen ausgebrochen ſeyn, und er ſah mit kaltem Blute die Annäherung des ſchmerzhafteſten Todes, und der ſich gar nicht vorherſehn ließ.

Barthe, der die Dichtkunſt mit Leidenſchaft liebte, und allerliebſte Verſe machte, ledte mehr in der Welt, als in der Eingezogenheit. Er ſang die **Kunſt zu lieben**: die Liebe iſt nicht mehr ländliches, einſames Gefühl, ſobald ſie Kunſt wird. Der **Ovid** von Paris, lebte zu Paris; er war von allen Dinés und Soupés, und er dinirte und ſupirte zu viel. Er hatte alle Mittel und Wege gefunden, ſeine Geſundheit zu ſchwächen, die nicht zu verwüſten ſchien.

Ein Bruch, hatte ihm einen Augenblick bange gemacht; allein er überredete ſich, daß ein elendes und ſchlecht angebrachtes Bruchband ein hinlängliches Hülfsmittel wider dieſes Uebel ſey, und hielt in dieſer Ueberzeugung alle weitere Diät für höchſt entbehrlich.

Den Morgen nach einem Schmauſe, wacht er mit einer Indigeſtion auf. Während der Anſtrengung beym Erbrechen tritt ſein Bruch aus; er ſchiebt ihn ſelbſt wieder zurück, und bleibt unbeſorgt. Ein Freund beſucht ihn in dieſem Augenblick. Er ſcherzt und ſpaßt mit ihm. Bey einem neuen Erbrechen tritt der Bruch zum zweytenmal aus, und von dem Augenblick an, ohne etwas von ſeinen Kräften oder ſeinem Muth zu verlieren, und ohne daß die Umſtehenden an ihm die geringſte merkliche Veränderung wahrnehmen konnten, erklärt er ſich für ein Kind des Todes. Man ſchickt nach Wundärzten, es kommen verſchiedne zu gleicher Zeit. Sie unterſuchen ſeinen Zuſtand, und behaupten einſtimmig, daß er operirt werden muß. Seine Antwort war: Meine Herren, ich bin es zufrieden, aber ich erwarte nichts Gutes davon; mein Leben kann nun nichts mehr verlängern. Laſſen ſie mich erſt mein Teſtament machen, ehe ſie zur Operation ſchreiten. Man that ihn in ein Bad, um ſeine Schmerzen zu lindern, welche heftig waren. Er diktirte aus dem Bade ſein Teſtament mit feſter Stimme und ſtandhafter Miene. Er erinnerte ſich, mit unglaublicher Gegenwart des Geiſtes, der geringſten Kleinigkeiten. Er vergaß weder die kleinſte Summe, die er, noch die, welche man ihm ſchuldig war. Er konnte ſich nicht auf die Namen einiger Perſonen beſinnen, aber er beſchrieb ihre Wohnung, und ihr Ausſehn. Der Markis von Villette bringt ihm ein Logenbillet zu der

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Vorſtellung von Piccini's Iphigenia. Lieber Markis, gab er zur Antwort, man wird mich zu Grabe tragen; ich kann nicht mehr in die Oper gehn. Der Markis von Villette glaubt, es ſey eine Grille, und will es ihm ausreden. Nein, nein, ſagte Herr Barthe, die Sache iſt gewiß; aber laſſen ſie uns von etwas andern reden. Piccini macht alſo ſein Glück? Ich habe immer geglaubt, daß Iphignia ſein beſtes Werk ſey. Und nun fing er ein Geſpräch über Muſik und Opern an. Ihm fällt ein, daß er etwas in ſeinem Teſtament vergeſſen hat. Er bittet den Markis es zu ſchreiben, und diktirt ihm zum Schluß die Bitte, einige Bände aus ſeiner Bibliothek anzunehmen. Hierauf begab er ſich unter die Hände der Wundärzte, und ihm entfuhr, während der ſchmerzhaften Operation, welche fünf Minuten daurete, nicht Ein Schrey.

Herr Cavalier, ſein vertrauteſter Freund, den er zum Vollſtrecker ſeines letzten Willens ernannte, kam vom Lande, wo er ihn hatte hohlen laſſen. Lieber Cavalier, redete er ihn an, ich fürchtete zu ſterben, ohne ſie wiederzuſehn. Der Anblick ſeines Freundes machte ihn weich, aber nicht ſchwach. Er theilte ihm noch einige von ſeinen letzten Willensmeinungen mit. Er gab weder den Hoffnungen von Wiedergeneſung, die man ihm vorſpiegeln wollte, Gehör, noch bedauerte er den Verluſt ſeines Lebens. Er beſchäftigte ſich blos mit den Augenblicken und Vorfällen, die nach ſeinem Tode ſich ereignen würden, und zwar mit eben der Theilnahme und eben der Aufmerkſamkeit, als man gemeiniglich ſonſt nur für Dinge zeigt, welche uns unſer Leben angenehm machen. Die Sterbenden, ſagt Montaigue, ſprechen zum Tod: laß mich das Werk endigen, das ich angefangen habe; laß mich des Hauſes genieſſen, das ich baute: aber Barthe ſagte nicht zum Tod: „Laß mir Zeit, die hun-

„dert Verſe zu vollenden, die noch an meinem Gedichte feh„len; laß mich einige Tage das neue Zimmer bewohnen, das „ich mit ſo vielem Geſchmack ausgeziert habe!“ Er verließ ſein Gedicht und ſein Zimmer, eben ſo gleichgültig wie das Leben.

In einem Augenblick, wo vier oder fünf Wundärzte ſein Bette umringten, rief er ſeinen Freund, Herrn Cavalier, und raunte ihm ins Ohr: „Sie werden dieſe Leute bezahlen, nicht ich! Madam Barthe ließ ſich nach ſeinem Befinden erkundigen. Er ſchien ſehr gerührt von ihrem Antheil; nur dies einzigemal ſprach er nicht von ſeinem Tode als von einer unfehlbaren Sache.

An jenem letzten Augenblick, wo die, auf den Lippen irrende, Seele, den Namen Gottes ausſpricht, als ob ſie ihn ſchon zu ſchauen begönne, hörte man ihn auch dieſen heiligen Namen nennen, aber mit der Ueberzeugung, daß er auf ſeine Barmherzigkeit vertraue.

So ſtarb ein Mann, der lebte, um alle Freuden der Welt zu ſchmecken, und ſie zu beſingen, und der eine Menge ſchöner, wollüſtiger Epiſteln, drey oder vier gutaufgenommene Komödien, und ein Gedicht über die Kunſt zu Lieben ſchrieb, woron er das Mſpt. dem Herrn Thomas vermachte, das aber ſeine Erben nach Herrn Thomas Tode zurückverlangt haben, und das wahrſcheinlich gedruckt werden wird.

VIII.

Roman.

Der Baum.

Ich gehe für mein Leben gern unter den Linden *) ſpatzieren; dieſer Spatzierplatz iſt mein Lieblingsgang, oft fabricire ich da Proſe, und zuweilen ſogar Reime. Es iſt alſo kein Wunder, daß die Bäume Neigung zu mir bekommen, und mich von Zeit zu Zeit anreden, weil ſie es ſind, die mich begeiſtern.

Vor einigen Tagen ſagte eine junge Linde zu mir Herr..! ſo wie ſie mich, mich Baum, und Baum dieſer Allee, da ſehn, bin ich nicht immer Baum geweſen. Einſt war ich ein junger Herr, und zwar, ohne Ruhm zu melden, ein ſehr liebenswürdiger junger Herr, der mit hübſchen Mädchen, und zuweilen auch mit häslichen, ſchön that, ſich um einen Blick zur Rechten und Linken verliebte, und oft um ein Nichts viel Geld in den Tag 'nein verſchwendete. — —

Dieſe Anrede verwunderte mich, ich geſteh' es; ich gukte den Baum mit groſſen Augen an. Er fuhr fort: Ich diſputirte nie über die Seelenwanderung, und zwar, erſtlich, aus dem zureichenden Grunde, weil ich nie diſputirte, und zweytens, weil man alles in der Welt widerſtreitet. Seitdem unſer Freund Büffon, die Perle der Phyſiker — geſagt ſey's ohne Herrn Blanchard und den übrigen Luftfahrern zu nah zu treten — und das Orakel der Natur, ſo niedliche und feine Syſteme auskramte, und man ihm

---

*) Spatzierplatz zu Berlin, dem Hotel de Russie gegen über.

doch widerſprach, ja, ohne Achtung für ſeine Sendung feierlich Lügen ſtrafte, ſeitdem hab' ichs für's beſte gehalten, zu ſchweigen. Ich wag' es nicht mehr, auf etwas zu ſchwören, und überrede mich kaum im Ernſt, daß zwey und zwey vier ſind. Ich glaube alſo an die Seelenwanderung, ohne daran zu glauben, und ich unterſuche mein Weſen und meine Beſtandtheile, ohne ſie zu unterſuchen; das heiſſt, ich will alles, was man will, wie man's will, und wenn man's will, und zwar das blos, um allen Streit zu vermeiden. Denn, noch einmal, Streiten iſt mein Tod, und ich haſſe nichts mehr, als das Diſputiren.

Ihnen aber, Herr . . der ſie mir eben ſo friedliebend zu ſeyn ſcheinen, als ich — Ihnen will ich im Vertrauen entdecken, daß ich einmal an einem ſchönen Morgen in einen Baum verwandelt wurde, nicht aus Unempfindlichkeit, wie **Daphne**, ſondern aus andern Gründen, deren Zergliederung hier viel zu weitläuftig ſeyn würde. Mein Kammerdiener wunderte ſich nicht wenig darüber, als er mich wecken wollte, und auf meine Bedienten wirkte es noch ungleich ſtärker, als alle Verwandlungen des **Ovid**; 1) weil Begebenheiten, die uns in die Sinne fallen, einen weit ſtärkern Eindruck auf uns machen, als die, welche ſich vor 2000 Jahren zugetragen haben, und 2) weil meine Bedienten den **Ovid** nie geleſen hatten.

Man pflanzte mich in dieſe Allee, wo ich durch Pflege und Wartung ſo gut gediehen und fortgekommen bin, als meine übrigen Kameraden. Doch nun wieder auf meine Liebſchaften zu kommen, ſo hören Sie einmal die beyden Streiche, oder die beyden Anekdoten, oder die beyden Begebenheiten, oder die beyden Fälle an, die ſich mit mir zugetragen haben — — denn es iſt mir immer bange, daß mich irgend ein Puriſte über ein Wort ſchikaniren mögte.

Ich war in meinem achtzehnten Jahre ein kleiner Springinsfeld, ein lockerer Zeiſig, der's nicht beſſer machte, als Sie's in dem Alter gemacht haben mögen.

Eines Tages verliebt' ich mich, verſteht ſich's bis zum Sterben, in ein junges ſechszehnjähriges Mädchen, das ich mit ihrer Mutter in einer honnetten Geſellſchaft ſah; das iſt der rechte Ausdruck, wenn ich mich nicht betrüge. Kein gewagtes Wort, keine Zweydeutigkeit wurde da gehört! Wer hätte es wagen wollen, Angelikens — ſo hieß die Schöne — Delikateſſe zu beleidigen? Ihr Air von Beſcheidenheit und ihre Decenz entzükten mich: ſie war die Schamhaftigkeit mit Haut und Haar; mit Einem Wort, heilig wie eine Reliquie. Ich ehrte ſie wie Vater und Mutter — aber nach Verlauf einer halben Stunde wurde mir mein Reſpekt zur Laſt. Sie wollte morgen abreiſen, und ich fühlte ein heiſſes Verlangen, ſie unter vier Augen zu ſprechen: das war aber ſchwerer ins Werk zu ſetzen, als der Tauſch von Bayern. Ich folgte ihr, unter einem Vorwand, von weiten. Ich wagte es nicht einmal, die Augen nach ihr aufzuſchlagen, ſo viel Veneration flößte mir ihre Schamhaftigkeit ein. Indeſſen gelang es mir doch noch den Abend, ſie durch einen dritten Mittelsmann zu bereden, mir ein Rendezvous von einer Minute zuzugeſtehn, aber nur von Einer Minute; und mehr verlangte ich auch nicht. Ich hatte gefürchtet, ſie mögte noch die Minute zu lang finden. Ich hatte meinen ganzen Vorrath von Kunſtgriffen ausleeren müſſen, um ſie zu bewegen; und nimmermehr würde ſie eingewilligt haben, wär' es mir nicht gelungen, dieſem Schritt einen Anſtrich von Nothwendigkeit zu geben, der nicht allein ihre groſſe Unbeſonnenheit rechtfertigte, ſondern ſie auch noch zu einer tugendhaften und löblichen Handlung umſchuf.

Ich ging auf mein Zimmer und erwartete Angeliken mit einer Ungedult... Alle Glieder zitterten mir; das

Feuer meiner Begierden, das durch jene tiefe Ehrfurcht, welche die Tugend eines unbeſcholtenen Mädchens einflöſſt, beſtritten wurde, ſetzte alle meine Sinne in Drang und Unordnung.

Sie kam die Treppe herauf; trat in mein Zimmer; ich ſchloß die Thür hinter ihr zu; ich bat ſie, ſich zu ſetzen: ich war ſtumm wie ein Fiſch. „Was fehlt Ihnen, ſagte ſie lächelnd; Ihr Herz klopſt! — und Angelike legte ihre Hand auf mein Herz, um zu fühlen, wie es klopſte. — „Wie Sie roth werden“! — und Angelike legte ihren Backen an den meinigen, um zu fühlen, wie roth ich ſey. — „Sie ſchlagen ja die Augen nieder“ — und Angelike gab mir einen heiſſen Kuß auf die Augen, um zu fühlen, wie ich ſie niederſchlage.

Kurz, ſie treibts ſo weit, daß ich endlich wieder Herz bekomme. Als ich zum Aeuſſerſten, aber noch immer mit einer gewiſſen Rückhaltung, ſchreiten wollte, die noch ein Reſt meiner vorigen Ehrfurcht war, fand ich — ſollten Sie's glauben? — nicht den mindeſten Widerſtand. Im Gegentheil, man munterte mich auf, und wenig fehlte, daß man nicht meine Verſuche, durch ein . . . . . . und dergleichen Floskeln mehr beantwortete.

Dieſe unerwartete Nachgiebigkeit machte mir Angeliken auf der Stelle zuwider; allein noch den Tag darauf hatte ich mich von meiner Verwunderung nicht erhohlt. Selbſt jetzt, in meinem Baum-Stande, denk' ich noch, ſo ſehr Baum ich auch bin, mit einem Erſtaunen daran, das ich ſelbſt nicht begreiſe.

Ich komme nun auf mein zweytes Abentheuer.

Alle Herren von freyer Lebensart haben eine Vorliebe für Mädchen von freyer Lebensart, und ich weiß nicht, warum ſie der Genuß eines ehrbaren Frauenzimmers weniger in Verſuchung führt, als der einer H...e. In meinen 10. Jahre hatte ich einen entſchiedenen Hang zu Damen von der letzten Gattung, und ich ſuchte meine Glückſeeligkeit darin, meine Geſundheit wenigſtens einmal des Tages zu wagen.

Ich hatte bey der S — ein junge, hübſche, volle Dresdnerin kennen lernen, die mich im Geiſt umarmte, wenn ſie mich nicht ſah, ſo lieb hatte ſie mich, und Sie werden gleich hören, wie lieb ſie mich hatte. Eine auſſerordentliche Schönheit war ſie nicht, aber ſanft, akcommodant, nicht zänkiſch, nicht intereſſirt. Ich hatte mich ſo ſehr daran gewöhnt, ihr täglich zwey Stunden zu widmen, daß ich kein andres Freudenmädchen ſah, als ſie. Das heiſſt, ſelbſt im Schoos der Ausſchweifung ordentlich leben.

Eines Tages traf ich ſie nicht mehr an; man ſagte mir, ſie ſey ausgezogen. Ausgezogen, ohne es mir zu ſagen? wohin? — Sie werden ſie des Abends wol auf der Gaße in der Thüre ſtehen finden. — Gut; ich ſtreiche alle Gaſſen, von Haus zu Haus, durch. Ich fragte alle Menſchen: Habt ihr meine Dresdnerin nicht geſehn? — Alle die Göttinnen, welche des Abends die Gaſſen-Winkel und Schenken bevölkern, pſten mir zärtlich nach: „Komm zu mir, Schatz!“ — aber ich antwortete: „Nein, ich ſuche meine Dresdnerin!“ — Ich kehrte traurig von meinen fruchtloſen Streifzug zurück, ſo traurig, daß ich hätte weinen mögen. Da ſchoſſen mir plötzlich, wie ich um eine Gaſſenecke ſchlich, Zaubertöne in mein Ohr, und ich vernahm eine heiſche Stimme, die ſagte: „Gieb dich „zufrieden; ich liebe nur dich; wenn ich mit dem groſſen Maul„affen (hier wurde mein Name genannt) bisher ſchön that, „ſo geſchah es blos, um ihn zu ſchröpfen, damit ich dich de„ſto beſſer regaliren könnte; Aber mein Herz iſt Dein!“ — Die heiſche Stimme, war die Stimme der Dresdnerin;

mein Herz hatte ſie gleich erkannt. Ich ſchleiche näher; ich guke, ich verſtecke mich, um deſto beſſer alles zu bemerken. O Greuel!! die untreue Geliebte verſchwendete die ſüſſeſten Küſſe und die zärtlichſten Namen — an wen? an einen lumpichten, alten, einäugigen, buckelichten, beſoffenen, ſtinkenden, vom Kopf bis zum Fuß häslichen Bettler. Iſt das mein Nebenbuhler, mein vorgezogener Nebenbuhler? rief ich, wie aus einen Traum erwachend. Dieſe Lehre war hinreichend, mich auf einmal von einem Hang zu heilen, der für den Geiſt, wie für den Ruf eines ehrlichen Mannes, gleich ſchlimme Folgen hat. Ich verkroch mich acht Tage in meine Zelle, und verließ ſie blos, um mich zu baden. Ich nahm Bäder, und Bäder, und Bäder, und Bäder!

Von dem Augenblicke an, bis zu meiner Baum-Metamorphoſe, bin ich nie bey einem Mädchen von dem Gewerbe vorbeygegangen, ohne mit Verachtung auszurufen: Fi donc! Fi donc! So oft ich einen Lumpenhund, oder ſonſt einen Auswurf des Pöbels gewahr wurde, dachte ich ſeufzend: dein Nebenbuhler!

Noch jetzt, da ich Baum bin, wenn ich irgend einen ekelhaften Tagelöhner, oder einen Bettler, oder ſonſt ein häsliches, widriges Geſchöpf bey mir vorbeygehn ſehe, mögte ich unſern lockern Herren zurufen: „Meine „Herren! das ſind ihre Nebenbuhler! ihre Liebs-Genoſſen!“ Demüthigend, wahrhaftig demüthigend!

IX.

Miſcellanien.

Noch einige Stadteklogen

aus dem Engliſchen

von

Chr. Heinrich Schmid.

I.

Eine Stadtekloge von Swift.

(Der Schauplatz iſt die königliche Börſe.)

Korydon. Phillis.

Kor. Jetzt, da die beiſſende Härte des Winters vorüber iſt, da kein Schnee mehr niederfällt, und die Fröſte nicht mehr verletzen können, indeß das andere Mädchen den frohen Lenz anerkennen, und laut lachen, oder Liebeslieder ſingen, ſicher vor Kälte ihre liebenswürdigen Buſen entblöſſen, und alle unnütze Kohlbecken wegwerfen; warum ſitzt meine Phillis hier misvergnügt, und fühlt nicht den Wechſel des umwandernden Jahres? Warum wohnen Kummer und Verdruß auf der Stirne, wo ſonſt Liebesgötter zu ſcherzen und das Lachen zu ſpielen pflegte?

Phillis. Ach, Korydon, überblicke ringsherum die ganze Börſe; an der ganzen Börſe herum wirſt du keine ſolche Unglückliche finden, als mich! Ach, an jenem Tage, da ich armes unbedachtſames Mädchen in deinen Zimmer in

Lincoln's Inn verrathen ward, wie ſchwurſt du damals, was that'ſt du damals für Gelübde! Ihr lauſchenden Weſte, die ihr die Ausbrüche ſeiner Liebe behorchtet, truget die ſanften Töne hinauf zu den Göttern! Ach, welch ein Tag! Denn — ach der ewigen Schande! ich verkaufte dir Schnupftücher, und verlohr meine Ehre!

Kor. Vergeß' ich je die Gunſt, die du mir erwieſen, dann werden Häringe auf der Tyburnſtraße laichen, dann wird die verwandelte Fleetſtreet eine blumichte Wieſe, dann werden Meſſen geſungen werden, wo man jetzt Opern ſieht, der reiche Stadtbürger, und der Stutzer von St. James werden dann ihre Quartiere verwechſeln, und ihren Freuden entſagen, dann wird der Actienhandel, der jetzt bey Jonathan's iſt, unter die Thürſteher kommen, die dann ihren Federbuſch verſpielen.

Phillis. Aber, was hilft mir, all dieſe Liebe, wenn, indeß, daß ich zu Hauſe bey Laſtträgers Bier einſchlummre, du jede Nacht dir bey Wein und Huren wohl ſeyn läßt? Und wie leb' ich? Lange Stunden bring' ich in kummervollen Sorgen hin, und wüthender Hunger verheert meine Reitze. Vergebens werf' ich Blicke nach den geputzten jungen Rechtsgelehrten, und lade ſie mit gellender Stimme ein, wenn ſie vorübergehn. Vergebens zur Schau gelegt ſchimmern meine glänzenden Bänder, und unbemerkt flattern ſie an dem Laden, auf dem ich ſie feil biete. Eine Woche flieht herum, und wenn ich meinen Gewinnſt berechne, ſo bring' ich kaum ſo viel heraus, daß ich eine Krone kann wechſeln laſſen.

Kor. Trauriges Schickſal der Tugend, ſo in Kummer zu ſchmachten, du ſchönſte dieſes Gewerbes, und bey welchem die beſte! So wie der Tiſch des Obſthändlers den Sommermarkt, und die blutrothe Pfirſche den Tiſch ziert, ſo wie auf dem Marktplatz Roſinenkuchen zuerſt erblickt wird vor geringer Beckerwaare, und der Zucker auf dem

Kuchen: ſo ſcheint Phillis im Schauſpielhaus und im Park vor andern Schönen hervor, die nur mechaniſch geputzt ſind.

Phillis. Und doch nimmt **Krepundia**, dieſe eingebildete Schöne, unter ihren Flittern eine übermüthige Mine an, und betrachtet mich immer mit hohnvollem Auge.

Kor. Mit gleichem Recht könnte ſie mit der reitzenden **Kleors** wetteiſern.

Phillis. Mit dieſem weiten Rock ſuch' ich vergebens meine begangne Thorheit und meinen künftigen Schmerz zu verbergen. Es iſt kein Geheimniß mehr; **Krepundia** und funfzig andre bemerken die Zufälle wieder, die ich vordem hatte. Ich werde einen zweyten Buben in die Koſt geben müſſen, indeß ich kaum die Koſten des vorigen ertragen kann.

Kor. Was ich aufbringen konnte, hab' ich für ihn geſchickt, ein Pfund Pflaumen, fünf Schillinge, und eine Klapper für ſein Zahnfleiſch. Morgen hab' ich ihm mehr zugedacht.

Phillis. Ich ſandte ſchon zuvor ihm ein Kleidchen und ein Paar Schuhe.

Kor. Nun bey dem allen, komm mit mir nach Haus! Vergiß deine Sorgen, und ſchmauſe mit mir in Wonne! Ich habe ein oder zwey Nöſel Wein vorräthig, ein Paar Bretzeln, und den Reſt eines Rinderbratens.

Und jetzt fielen auf beiden Seiten, und rings umher die gewichtvollen Ladenbretter, und die Riegel ertönten, und jede promte Krämerinn zieht geſchwind die Ueberſchuhe an, und bindet ihre Haube, um fortzugehn.

II.

Die Trauer. *

Eine Stadtekloge von Gay.

Sabina. Lucie.

Zweymal hatte der Mond ſeine monatliche Bahn vollendet, ſeitdem zuerſt der Schleier Sabinens Geſicht überſchattete. Damals ſtarb der zärtliche Genoſſe ihres Bettes! Und **Sabina** lebt noch, da **Fidelio** todt iſt? **Fidelio** iſt todt, und doch lebt **Sabina** noch; aber ſiehe, ſie zollt ihm ihre Thränen, ihre Zimmer betrauren den entriſſenen Herrn ſchwarz gekleidet, und den ganzen Tag brennen die dämmernden Kerzen. Ausgeſtreckt auf dem Sopha liegt ſie voller Gedanken, indeß das ſchneeweiſſe Schnupftuch ihre Augen trocknet. Jetzt trat **Lucie** herein; die getreue **Lucie** verſtand, einen Aermel umzuwenden, oder auch ein Billet-doux zu tragen. Ihre fertige Zunge, in geheimen Dienſten erprobt, konnte mit gleichem Fluſſe Wahrheit ſagen und lügen. Sie konnte ſehr gut einen Liebhaber ermuntern, oder demüthigen, und zugleich als Magd und als Vertraute dienen. Jetzt hohlte ſie einen Brief aus der getreuen Schnürbruſt; **Sabina** ergrif ihn mit zornigem Blick, und bezeugte in folgenden ungeſtümen Worten ihren Kummer, indeß daß **Lucie** ſich beſtrebte, ihre beunruhigte Bruſt zu beſänftigen.

Sabina. Wie, immer wieder von **Myrtillens** Hand? Ich verachte ſeine Glut! Gieb ihm den Ausbruch ſeiner Leidenſchaft zurück im — unerbrochnen Siegel! Haben Mannsperſonen ein Recht, unſre ſanfte Ruhe zu ſtöhren, und ſind wir verurtheilt, alles zu leſen, was ſie ſchreiben? Nein, ihr ganzes Geſchlecht ſoll meine feſten Entſchlieſſungen nicht erſchüttern! Mein Leben iſt ein Leben der Betrübniß, nicht der Liebe! Mögen **Lydiens** Runzeln meine ganze Stirne durchfurchen, und **Leliens** Bläſſe ſich über mein Geſicht verbreiten, mögen Gecken ſich meiner, wie **Flaviens**, Gunſtbezeigungen rühmen, und Kokettén über meine verlohrne Ehre triumphiren, mögen Karten meine Nächte beſchäftigen, ohne daß dieſe verfluchten Augen je wieder einen Matador erblicken, möge mein Porzellan zerbrechen, mein Hund verunglücken, und mein Papagey ſterben, wenn ich **Fidelio's** theure Liebe vergeſſe! **Fidelio's** reifer Verſtand verlachte den Troß der Gecken, ſeine Manieren waren ungezwungen, ſein Anzug einfach, ſeine Worte aufrichtig. Achtung erregte ſeine Gegenwart, und auf ſeinen Lippen ſchwebte Unterhaltung. Wo iſt Witz, wo iſt Schönheit, wo iſt Tugend hingeflohn? Ach, ſie ſind nun nicht mehr! **Fidelio** iſt tod! —

Lucie. Und doch, ſo lang er lebte, fehlte es ihm an jedem Reitz! die ungezwungenen Manieren hieſſen damals ein alberner Gang. Haben Sie nicht ſeufzend oft mir zugeflüſtert, ſein Anzug ſey nachläſſig, und ſeine Reden nicht nach der Welt? Hab' ich Sie nicht mit einer geheimen Thräne jene angenehme Unterhaltung mürriſch und ernſt nennen hören? Glauben Sie nicht, daß meine Abſicht iſt, **Myrtillens** Parthey zu nehmen; **Chloe**, **Daphne** und **Doris** mögen ſich in ſein Herz theilen! **Chloens** Liebe mag vor jedermans Ohren ſeine reitzende Geſtalt und ſeinen Umgang rühmen! Jederman kann es rathen, was für ein Pfeil **Daphnen** getroffen hat, die ſich zu ſchweigen entſchlieſſt, um ſeinen Witz zu bewundern. Seine Equipage und ſeine Livreen machen auf **Doris** Eindruck. Doch **Chloe**, **Daphne** und **Doris**, alle lieben ihn zärtlich. Eher werden die Stadtbürger in Moden den Hof regieren, und Stutzer ſich auf der geſchäftigen Börſe verſammeln; eher wird die Nation vom Schnupftaback befreit werden, und die Zimmer der Gecken von Taback dampfen; eher wollt' ich hinter dem Gitter eines Nonnenkloſters ſchmachten und ſeufzen, als einen Liebhaber empfehlen, den **Sabina** haſſt!

Sabina. Weil manche Wittwen ſich in Eil bezähmen laſſen, ſoll jeder Narr ſich unſern Thränen aufdringen? Kann ich den Ton meines geliebten Fidelio vergeſſen, ſanft wie der Triller eines Italieniſchen Geſangs? Athmeten nicht ſeine roſichten Lippen Wohlgerüche, ſüsduftend, wie die Düfte aus der kaiſerlichen Blume des Thees?

Lucie. Und doch hielten Sie einſt ſeine Stimme für eine ärgre Pein, als das Geſchrey der Kinder um die abweſende Amme? Bildeten Sie ſich nicht ein, in ſeinen häufigen Küſſen die unangenehmen Ueberreſte von einer ſchmutzigen Dirne zu bemerken?

Sabina. Ich biete deiner Macht, o Liebe, Trotz! Keine neue Glut ſoll je meines theuern Fidelio Namen vertilgen! Fannia mag ohne eine Thräne ihren Gemahl verlieren, ſie, die nie ſeine Gegenwart genoß, als bey Tiſche! Und warum ſollte Kummer auf Lesbiens Antlitze wohnen? Iſt dann ſo viel Wonne in der Umarmung eines Gecken? Lesbien iſt kein Freund, kein Geliebter geſtorben, denn lange war Lesbia an ein beſondres Bette gewöhnt. Strömet hervor, ihr Thränen, verheeret, Seufzer meine Bruſt! Meine Tage, meine Nächte waren durch Fidelio beglückt!

Lucie. In der That, Sie können es doch nicht vergeſſen, wie oft Sie mir ſagten, ſeine läſtige Zärtlichkeit verrathe Eiferſucht! Wenn in dem Schauſpiel er die benachbarte Loge nahm, glaubten Sie, Argwohn in ſeinen Blicken zu leſen! Wenn Karten und Marken auf dem Tiſch herumflogen, wünſchten Sie da nicht die Abweſenheit Ihres Gebieters? Seine Geſellſchaft war dann ein elender Vorwand, um die Freyheit der Frau im Aufwand zu hemmen.

Sabina. Doch, warum ſollte ich Myrtillens Leidenſchaft tadeln, da ja die Liebe eine unwillkührliche, unbändige Flamme iſt?

Lucie. Könnte er den Trieben ſeines Herzens widerſtehn, warum gäbe er nicht Chloen ſeine Hand? Denn Chloe iſt artig; und doch flieht er ihre Liebe. Geſtern Abend ward ſie ohnmächtig über Sabinens Namen. Warum läſterſt du, Daphne, Sabinens Reitze? Sabina hält keinen Liebhaber von deinen Armen zurück. Myrtillo ſpielte in einer Geſellſchaft, in zärtlichen Blicken theilte Doris Liebe aus, er theilte blos Karten herum, Doris ward vom Spleen befallen, zerriß ihren Fächer, floh von dem Tiſch, und machte ihren Thränen Luft. Warum verfluchſt du Doris, Sabinens Augen? Myrtillo iſt ihr ein zu gemeiner Preis.

Sabina. Wenn ich nun aber ſagt, ich liebte ihn, wie laut würde der Tadel ſpotten, daß ich ſobald den Pflichten des Schleiers entſage! Nein, eher wollt' ich Schauſpiele und Opern verſchwören, und dieſen Potpourri von Porzellan mit Tunbridger Waare vertauſchen, eher meine Mutter zur Vertrauten wählen, oder Freundſchaft mit meiner ledigen Tante errichten, als früher, wie morgen, meine Trauer ablegen; doch laß ihn mich ſprechen, wenn er heute ſchon kömmt!

III.

Das Verlöbniß.

Eine ehrbare Ekloge, oder ein Geſpräch zwiſchen zwey von den Leuten, die man Quacker nennt.

Von Gay.

Kaleb. Tabitha.

Unter dem Schatten eines Bieberhütes ſas der ſanfte Kaleb in einer ſtillen Verſammlung. Seine Angäpfel vergaſſen oft die heilige Extaſe, indeß Tabitha ſittſam die Blicke erwiederte. Nachdem die Verſammlung geendigt war, brach Kaleb das Stillſchweigen und Tabitha ſprach ihre innre Regungen.

Kaleb.

Geliebte, ſieh, wie alles der Liebe folgt! Lämmer liebkoſen Lämmer, und Tauben ſcherzen mit Tauben. Dennoch wahren liebgekoſte Lämmer ihre Unſchuld, und niemand kann den Schnabel der Taube unrein nennen. O ſchönſte unſrer Schweſter, laß mich dir den ſchnäbelnden Täuber, und das liebkoſende Lamm ſeyn!

Tabitha.

Aber Kaleb, wiſſe, daß Vögel von ſanftem Gemüth ſich einen Gatten unter der ehrbaren Art ſuchen; nicht Stieglitze mit allem ihren bunten Gefieder verſtricken ihre ſanften und ſittſamen Herzen. Aber du, eitler Mann, getäuſcht von papiſtiſchem Gepränge, verliebſt dich in Bänder, in Falbeln, und in Franzen. Wenn dein falſches Herz buntſcheckigte Farben ſo ſehr liebt, ſo gehe hin, und buhle unter den farbichten Bogen am Sommerhimmel, eine ſolche Liebe wird, gleich der Farbe des Regenbogens verſchwinden, ſtark im Anfang, aber bald vergangen.

Kaleb.

Nenne nicht die Schwachheiten von den Tagen meiner Jugend, als die Sünde mich noch auf Hurenwegen führte, als ich mit frechem Blick das ander Geſchlecht anſah, und bey jedem frechen Blick die Natur ſich in mir empörte. Damals konnte die buntfarbigte Eitelkeit mein Herz durch Spitzen rühren, dieſen Netzen, um unheilige Liebe zu fangen. All dergleichen Liebe vergeht, wie eine Blume, kommt in einem Tag hervor, und welkt in einer Stunde. Aber jetzt fühl' ich ehliche Liebe in meinem Innerſten, und ehliche Liebe hält keine Schweſter für Sünde.

Tabitha.

Ich weiß, du ſchmachteſt um ein ſtolzierendes Mädchen! Geſtehe nur deine Falſchheit, und ſage, ich ſey verrathen! Die Zunge der Männer iſt voller Lügen, wie voll Blaſen, aber Wahrheit lieſt man ſtets in den Augen der Weiber. Ach daß meine Lippen einer Zunge, gleich der deinigen gehorchten, oder daß dein Auge, gleich dem meinigen, Liebe ſpräche.

Kaleb.

Wie bitter ſind deine Worte! Höre auf, mich zu martern! Ich könnte dir auch Vorwürfe machen — aber die Liebe ſucht nur zu gefallen. Warum ſollt' ich dir ſagen, daß, als neulich die Sonne die wollenreiche Pfirſche zu Newington färbte, Joſia's dich in dem Garten ſpatzieren führte, und ſchmelzende Küſſe in ſein Geſpräch miſchte? O Eiferſucht, wende, wende deine Augen hinweg! Wie kann ich dieſe Uhr deine Seite ſchmücken ſehn? Denn in der That die Schweſtern nehmen kein Geſchenk aus Begierde nach Gewinn, ſondern um des Gebers willen.

Tabitha.

Ich geſteh' es, Joſias gab mir die's goldne Spielwerk, das die geſchickte Hand des Quare beſchäftigte. Wenn Kaleb mir einen glücklichen Tag zugeſagt hat, ſo ſeh' ich darnach, und ſchelte die zögernden Stunden. Wenn Joſias ſeine Liebe fortſetzen wollte, ſo würd' ich hierauf ſehn, und ſeine frechen Blicke meiden. Die Männer ſuchen vergeblich uns durch ſolches Spielwerk zu rühren; das einzige Geſchenk, das die Liebe verlangt, iſt Liebe.

Kaleb.

Ach, Tabitha, indem ich dieſe deine Worte höre, ſchlägt mein Puls hoch, als wie von Wein entflammt. Als das erſtemal der Geiſt mit warmem Eifer dich trieb, deine innern Gefühle den Brüdern zu offenbaren, wie freut' ich mich, deine zitternden Lippen zu ſehn, roth, wie die Kirſche von dem Keaterbaum! Als die Entzückung deinen ſo ſanften Blick erhitzte, blühten Roſengärten auf deinen Wangen. Mit welcher ſüſſer Begeiſterung verdrehteſt du deine Augen! Wie erregten deine Worte die Seuſzer der Brüder, Worte, die anders zu heiligen Seuſzern reizten, aber, Tabitha, meine Seuſzer waren Seuſzer der Liebe.

Tabitha.

Iſt Tabitha wirklich über ihre Wünſche glücklich? theilt keine ſtolze weltliche Dame dein Herz? So höre mich, Kaleb, und ſey Zeuge deſſen, was ich ſage! Dies feierliche Verſprechen kann nur allein der Tod brechen! Eher wollt' ich meine Schläfe mit Spitzen verzieren, und mit unſittſamen Sultanen mein Geſicht beſchatten, eher, gleich der garſtigen Hure Babylon's, mit blendenden Diamanten und einem Scharlachkleide prangen, oder in einem Kirchſtuhl Buhlereien treiben, als unbeſtändig befunden werden, ſo lange mein Kaleb treu iſt!

Kaleb.

Wenn ich falſch befunden werde, und Tabithen verlaſſe, dann werden Lehrer einen Bauerntanz auf dem Kirchweihfeſt tanzen, dann werden Brüder ohne Hut ihr Haupt beugen, und unſre Knaben mit profanen Paſtetchen gefüttert werden!

Tabitha.

Und wäre Joſias von einer Leidenſchaft entbrannt, heiß, wie der Eifer des Jünglings, wenn er das erſtemal begeiſtert wird, und wollt' er in ſtandhafter Liebe beharren, unveränderlich, wie das ſittſame Gewand, das wir tragen — und wäreſt du wankelmüthig, wie der Wind, der da weht, leichten Sinns, wie die Feder auf dem Kopf der Stutzer — dennoch würd' ich um dich allen übrigen deines Geſchlechts entſagen! Ihr Schweſtern, nehmt alle andre hin, laſſt nur Kaleb mir!

Kaleb.

Und hätt' ich alles, was ſündliche Liebe gewährt, hätt' ich alle Maitreſſen von allen Lords, deren Kutſchen von der ſündlichen Schande der Hurerey krachen, deren ſammetene Stühle von Ehebruch lahm ſind, ſelbſt im Hurenhauſe würd' ich den Thau der Unzucht nicht von den lügenhaften Lippen ſaugen. Die Wege der Huren würd' ich meiden, um auf deinem Munde zu verweilen, der lieblicher iſt, als der Puder, den die Kaufleute verkaufen. O erquicke mich mit Küſſen, die ſo rein ſind, als die deinen! Genieſſet, ihr Lords, eure frechen Maitreſſen! Der Frühling ruft uns hinaus; komm, Schweſter, komm, und ſieh die Maaslieb chen und die Veilchen blühn! Ceremonien mögen ein weltliches Paar verbinden! Schweſtern glauben Brüdern auf ihr Wort.

Tabitha.

Verlöbniß iſt blos Ceremonie. O, führe mich von dannen! Geheime Liebe kann nie Aergerniß geben.

Drauf entfernte ſich Hand in Hand das liebende Paar. Wahre Liebe iſt Natur, unbeſchränkt von Geſetzen; dies iſt ein Satz, den die ganze heilige Secte behauptet. Und ſo betrug ſich Tabitha in allem Ernſt als Braut.

IV.

Schäfergeſpräch.

Zwiſchen Richmond-Lodge und Marble-Hill von Swift.

Geſchrieben im Junius 1727 gerade auf die Nachricht von des Königs Tode.

(Richmond-Lodge iſt ein Haus mit einem kleinen Park, das der Krone gehört. Insgemein ward es von der Krone durch eine Leihe auf mehrere Jahre verpachtet. Der Herzog von Ormond war der letzte, der es hatte. Nach ſeiner Verbannung ward es vom König dem Prinzen von Wallis gegeben. Der Prinz und die Prinzeſſin brachten insgemein hier den Sommer zu. Es liegt eine Meile von Richmond — Marble-Hill iſt ein Haus, das die Miſtreß Howard baute, damaliges Kammerfräulein, nachmalige Gräfin von Suffolk, und Garderobeaufſeherin der Königin. Es liegt nach Middleſex zu, unweit Twickenhan, wo Pope ſich aufhielt, und ungefehr zwey Meilen von Richmond-Lodge. Pope war der Angeber der Gärten, Lord Herbert der Baumeiſter, und der Dechant von St. Patrik der oberſte Kellermeiſter und Bewahrer der Eisgrube. Bey dem Abſterben Königs Georgs kamen dieſe Häuſer zuſammen, und hielten folgendes Geſpräch. Dieſes Gedicht kam nach Hoſe, und ward dem König und der Königin vorgeleſen.)

Gay zum Trotz, und Popen zum Trotz, trotz allem, was er oder ſie ſingen können, muß ich ſingen, und will ich ſingen von Richmond-Lodge und Marble-Hill. Vergangnen Freitag Abend kam, wie Nachbarn pflegen, dies Paar zuſammen, von Neuigkeiten zu ſchwatzen. Denn aus alten Sprichwörtern erhellt es, daß Mauern Zungen und Zäune Ohren haben.

Marble-Hill.

Und Marble-Hill ſprach: Gewiß, ich vermuthe mit Grund! Deine Gebieterin iſt nun Königin worden; bald wirſt du die traurige Erfahrung machen, daß ſie nicht mehr unter dein Dach kömmt.

Richmond-Lodge.

Der königliche Prophet lehrt mit Recht, daß wir uns nicht auf Fürſten verlaſſen ſollen. Mein königlicher Herr verſprach mir, mich noch zu einer groſſen Höhe zu erheben, aber jetzt, da er nun König worden iſt, mein Gott, da fürcht' ich, ich werde bald vergeſſen ſeyn. Man ſieht ja, wenn die Leute ihre Abſicht erreicht haben, wie geſchwind ſie ihre Freunde vernachläſſigen. Doch, unter uns geſagt, Gott gebe, daß der König und die Königin nun ſo wahre Freunde finden, als uns.

Marble-Hill.

Mein Haus ward nur zur äuſſern Pracht gebaut, das weiß die leere Börſe meiner Lady, und nun wird ſie keinen Schilling mehr haben, die Treppe durchaus zu führen, oder die Fußböden zu täfeln. Denn alle die Hofdamen zahlen jetzt vier Schillinge auf das Pfund. Es iſt dahin gekommen, wohin ich glaubte; meine Dame iſt jetzt keine vier Pfennige werth. Wären wir beide zu Hofleuten gebohren, ſo würden wir nicht ſo verlaſſen da liegen. Denn die, die man geſchickte Hofleute nennt, können durch ihres Herren Fall ſteigen, aber wir, ohne Glück und ohne Klugheit, muſſten fallen, weil unſre Herren ſteigen.

Richmond-Lodge.

Noch kaum vor vierzehn Tagen war mein Herr ſo reich worden, wie ein Prinz, aber jetzt wird es anders gehen. Denn nun wird er ſo arm ſeyn, als irgend ein König, und mit ſeiner Krone nichts gewinnen, als in Schulden zu gerathen, wie ein König.

Marble-Hill.

Nicht mehr wird der Dechant, der würdige Geiſtliche, den Schlüſſel zu den Weinen führen, die — nicht mein waren, nicht mehr, wie ſonſt, meine Eisgrube plündern, und meine Artiſchocken nicht mehr ſtehlen; die arme **Blount** wird ſich nicht mehr die Schleppe ihres Kleids in meinen Augen verderben, der dicke Hans **Gay** wird nun ſich empfehlen, und **Pope** hier nicht mehr herumlaufen.

Richmond-Lodge.

Hier pflegte der Dechant, der jetzt in ſolcher Verlegenheit iſt, einmal die Woche ein Frühſtück zu ſchmarutzen, zu ſchreyen, das Brod ſey alt, und Klagen über die königliche Butter zu führen. Aber nun, fürcht' ich, wird es heiſſen, es wird ihm keine Butter zum Brod gereicht. Bald werden wir ihn voller Spleen ſehn, weil er nicht mehr mit der Königin ſchweigen, nicht mehr ihre königliche Ohren mit ſeinem Geplauder betäuben kann, weil Ihre Hochwürden nicht mehr mit Ihre Hoheit ſpatzieren gehn, indeß daß Lady Charlotte,*) gleich einer Herumſtreicherin, auf des GärtnerRolle ſitzt. Es war ein ſchöner Anblick, ſie darauf reiten zu ſehn, mit dem alten Mirmont**) ihr zur Seite. In einer Sammetmütze ſtack ſein Kopf warm, und ſeinen Hut hatte er zum Schein unter dem Arm.

Marble-Hill.

Irgend ein Südſeeactienhändler aus London wird mich kaufen, je theurer, je ſchlimmer; wird alle meine ſchönen Plantagen verheeren, um ſie nach ſeinem niedrigen Geſchmack umzuformen. Bin ich dann in allen Stücken verſchlimmert, dann wird es meinem lieben Pope das Herz brechen.

Richmond-Lodge.

In meiner eignen Themſe will ich untergehen, wenn ich mich je einem gekrönten Haupte unterwerfe, es müßte dann ſeyn, daß ſich Ihro Majeſtät entſchlöſſen, mich dem Prinzen von Wallis zu übergeben. Alsdann kann ich frey ſeyn von Furcht; denn der wird die nächſten ſechzig Jahre Prinz bleiben. Dann will ich auch ein Hofmann werden, und den Mantel nach dem Winde hängen, wie andre thun. Redliche Treue, auf keine Hofnung gegründet, überlaſſ' ich deinem Erfinder, Popen. Niemand liebt ſeinen König und ſein Vaterland mehr, und doch hatte niemand jemals beiden weniger zu danken.

---

*) Lady Charlotte de Rouſſy eine Franzöſin

**) Marquis de Mirmont ein Franzoſe.

Marble-Hill.

Nun ſo laß Popen kommen, und im Sommer ein Schläfchen auf meinen grünen Schoſſe machen. Er möge unſre Landhäuſer, bey denen die Themſe flieſſt, Kenſington, oder dem heiſſen St. James vorziehn! Auch wird er von mir nicht ſchweigen. Denn mir verdankt er ſeine Talente. Meine Hayne, meine Echos, und meine Vögel haben ihn ſeine poetiſchen Bilder gelehrt. Wir Gärten und Wildniſſe helfen allen Dichtern aus der Noth. Ich erwarte ihn hier zweimal die Woche, daß er den *) Moody wegen ſeiner Nachläſſigkeit ausſchilt, einen faulen Schelm, der ſeinen Gehalt im Hund und bey Partridge vertrinkt, und kaum kann ich ihn dreimal die Woche hinunter bringen, mein Gewand zu ſäubern.

Richmond-Lodge.

Ich bedaure dich, liebes Marble-Hill; aber ich hoffe, dich noch ferner in Flor zu ſehn. Ich wünſche dir das beſte Glück — und hiermit lebe wohl!

Marble-Hill.

Werthes Richmond-Lodge, daſſelbe wünſch' ich dir!

V.

Ein Schäfergeſpräch.

Von Swift.

geſchrieben im Jahr 1728.

Dermot. Scheelah.

Eine Nymphe und ein Hirt, Scheelah und Dermot genannt, welche den Hof des Ritter Goſſfort **) zu jäten pflegten, indem jedes mit ſtumpf gewordenen Meſſer die Wur-

---

*) Den Gärtner.

**) Sir Arthur Acheſon, deſſen Urgroßvater Sir Archibald von Goſſford in Schottland war.

Wurzeln wegſchaffe, welche zwiſchen den Steinen ihre täglichen Schößlinge heraustrieben, wie ſie ſo da bey ihrer Arbeit einander gegen über ſaſſen, jedes von des andern Schönheit verwundet, wuchs ihre Leidenſchaft immer mehr. Singe, himmliſche Muſe, in ſanft flieſſenden Tönen die ſüſſen Liebkoſungen der Nymphe und des Hirten!

Dermot.

Meine Liebe zu Scheelah haftet weit feſter, als das ſtärkſte Unkraut, das zwiſchen dieſen Steinen wächſt. Mein Kneif kann die Neſſeln aus den Steinen herausbringen, kein Meſſer aber iſt ſcharf genug, mein Herz zu äten.

Scheelah.

Meine Liebe für den lieblichen **Dermot** iſt wurzelfeſter, als jener groſſe wilde Ampſterſtrauch, der ſich vor deiner Naſe erhebt. Schneide den Ampfer ab, er wird wieder hervorſproſſen, aber, ach, die einmal ausgerottete Liebe keimt nie wieder auf!

Dermot.

Nicht mehr ſoll dieſer Dornſtrauch deine zarten Schenkel zerkratzen! (die Diſtel ſchone ich nur um Sir Arthurs *) willen) Die Steine ſind ſpitzig, nimm du dieſe Binſendecke! Der härteſte Steiß bekömmt Striemen, wenn man immer ſo niederkauert.

Scheelah.

Deine Hoſen ſind hinten zerriſſen, und ſtehen weit von einander. Dieſer Unterrock wird deinen lieben Hintern ſchützen. Auch brauch' ich mich meines Rocks nicht zu ſchämen, ob du gleich fühlen wirſt, daß er feucht iſt. Ich flehe dir dafür, **Dermot**, es iſt nichts, als Schweiß.

Dermot.

Gerade zerrte ich an einer alten halsſtarrigen Wurzel, als der Dechant mir dieſe Rolle Taback zuwarf. Länger

---

*) Ein groſſer Freund von Schottland.

ger von der Sechsſtüberſorte habe ich keine geſehn. Dieſe, theuerſte Scheelah, ſollſt du mit mir theilen!

Scheelah.

Heute früh ſchlich ich mich leiſe in die Speiſekammer, und erwiſchte einen allerliebſten Anſchnitt von Brod von dem Brett. Dennis*) war nicht da, und ich kam ſicher damit hieher. Nun ſollſt du, mein Theuerer, die gröſſere Hälfte davon haben.

Dermot.

Als du den Tady Kegel ſchieben ſahſt, ſetzteſt du dich hin, und lauſteſt ihn einen ganzen Tag. Wie konnteſt du, Scheelah, ſeinem Geſchwätze Gehör geben, oder ſolche Läuſe, wie die ſeinigen, zwiſchen den Nägeln zerknicken?

Scheelah.

Als du mit der Oonah hinter einem Miſthaufen ſtandeſt, ſchielt' ich hin, und ſah dich die ſchmutzige Betze küſſen. Dermot, wie konnteſt du ſo ein garſtiges Menſch anrühren? Ich hätte faſt gewünſcht, dir dies Meſſer in den Leib zu ſtoſſen.

Dermot.

Wenn ich auch die Oonah einmal geküſſt habe, ſo enthalte dich, mich deshalb zu ſchänden. Ihre Tante iſt meine Baaſe von väterlicher Seite. Aber, wenn ich je wieder ihre Lippen berühre, ſo will ich verdammt ſeyn, zeitlebens im Regen zu jäten.

Scheelah.

Dermot, ich ſchwöre dir, und wenn Tady's Locken zehntauſend Läuſe enthielten, und jede Laus Gold wäre, ſo ſollſt du ihn doch nie wieder auf meinem Schooſſe ſehn, oder ich will mein Jätemeſſer, und — dich verlieren!

Dermot.

O könnt' ich ſo viel verdienen, dir, mein liebes Mädchen, ein Paar hölzerne Schuhe zu kaufen, die

---

*) Sir Arthurs Kellermeiſter.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52319-X
REICHARD,H.A.O. FN. 17582/019

dich trocknes Fuſſes in die Meſſe brächten! — Doch ſiehe, dort kommen Norah und Sowins her! Nun, ſo laß uns aufſtehn, und unſre ermüdeten Hintern ruhn!

Nachſchrift. Da N IV. nur im uneigentlichen Verſtande eine Stadtekloge iſt, ſo bleibt N. V. der Zeit nach das erſte Gedicht von der Art, 1727 das Jahr der Erfindung, und Swift der Erfinder. Um 1730 verfertigte Gay ſeine drey Gedichte von dieſer Gattung, und er war es, der die Stadtekloge ſehr verfeinerte.*) Die erſte Ausgabe der Town-Eclogues von der Lady Montagu und Pope (bey denen auf die Schäferwoche von Gay Rückſicht genommen ward) erſchien 1747. Die Gaſſenkehrer von Jago findet man in Dodsley's Collection 1758, die Kuchenekloge von Shenſtons in ſeinen Werken 1776. Nun wuſſte ich nichts mehr von dieſer Art in der Engliſchen Literatur, auſſer den in der Olla ehedem und jetzt gelieferten Stücken, als noch die Dorinda, a Town Eclogue, London, 1775, worin eine ſchöne Dame über die Nothwendigkeit klagt, ſich die Sommermonate hindurch in die Einſamkeit zu begeben. Doch dieſe Stadtekloge kenne ich nur aus Journalen. Wer mir dieſe, oder eine andre mir unbekannt gebliebene mittheilt, wird mich ungemein verbinden.

*) Swift rieth ihm, Quäcker redend einzuführen.

Schmid.

2. Der

2.

Der beſcheidene Mann.

Der beſcheidene Mann wird öfters ungerecht gegen ſich ſelbſt, und bleibt dadurch unbekannter, als er verdient. Alsdenn iſt es der Freundſchaft vorbehalten, jene Ungerechtigkeit gut zu machen, und denjenigen, der ſeine Zeitgenoſſen ſeine Vorzüge verbarg, der Nachwelt zu empfehlen.

Ein ſolcher Mann war der Abt **Blanchet.** Man würde ihn mehr zu ſeinem Vortheil kennen, hätte er nicht ſeine Arbeiten mit eben der Sorgfalt eingeſchloſſen, womit andere jedes Produkt ihrer Feder zur Schau auszuſtellen pflegen.

Da ſeine Vermögensumſtände nicht die günſtigſten waren, ſo muſſte er ſich anfangs mit Hofmeiſterſtellen forthelfen.. Ein vortreflicher Prälat bot ihm ein Kanonikat an: er ſchlug es unter dem Vorwand aus, daß er ſich eines ſo wichtigen Amtes nicht würdig fühle, und einen andern Beruf erwarte, als blos den Wunſch einer ſo einträglichen Stelle. Meiſtens vergeht das Leben unter Wünſchen, unter Streben nach Reichthum und Ehre; in dem ſeinigen findet man mehr als einmahl das ganz Eigene, daß er das Glück, das ihn unvermuthet aufſuchte, von ſich zurückwies. Faſt wider ſeinen Willen ward er Dollmetſcher an der Königl. Bibliothek: man muſſte ihm vorſtellen, es ſey hier nur von Belohnung die Rede. Eben ſo ließ er ſich die Stelle als Bibliothekar an der Königl. Handbibliothek, ſo ehrenvoll und einträglich ſie zugleich iſt, gleichſam aufdringen. Er verwaltete ſie nachher zur völligen Zufriedenheit des Monarchen; ſelbſt die Hofleute, denen er doch gar nicht ſchmeichelte, ſchätzten ihn, und ſuchten ſeinen Umgang. Doch vergaß er niemals die Vorſchriften des

Wohlſtandes im Verhältniſſe gegen Höhere: nennte man ihn gleich mon chèr, ſo gab er doch jedesmahl Monſieur zurück.

Ein ſonderbares Gefühl von Gleichgültigkeit gegen Alles, eine nagende Schwermuth machten ihm den gröſſten Theil ſeines Lebens zur Marter. Einsmahl ſagte er zu ſich ſelbſt: So wie ich bin, muß ich wohl mich ſelbſt ertragen: aber müſſen es Andere auch? — Dieſer ſo ſimple, zur rechter Zeit gefaſſte Gedanke brachte die glücklichſte Veränderung in ihm hervor, verwandelte den Tiefſinnigen in den heiterſten, liebenswürdigſten Mann.

Er machte ſehr artige Verſe, aber nur wenige Perſonen bekamen ſie zu leſen; abſchreiben durfte ſie niemand, und dann eilte er ſie zu verbrennen. Es war, nach ſeinen Ausdruck, ein artiges Opfer, das er dem Vulkan brachte. Einige davon findet man, ohne Benennung des Verfaſſers, in verſchiedenen Sammlungen; unter andern auch das Triolet an drey Schweſtern:

Aimables ſœurs, entre vous trois
A qui mon cœur doit-il ſe rendre ?&c.

von dem Fontenelle ſagte, daß ſich in der Art nicht Beſſers machen laſſe.

Man hat von ihm Variétés morales & amuſantes: beſonders aber Apologues & Contes Orientaux &c. die ſein Freund und Verwandter, Herr Duſaulx, vor kurzem zu Paris herausgegeben hat. Die letztern führen, nach des Herausgebers Verſicherung, nicht blos den Titel orientaliſch: ſie haben auch morgenländiſches Gepräge an Sitten, Koſtum, Figuren und Bildern. Ein Paar davon zur Probe!

Der beleidigte Derwiſch.

Der Günſtling eines Sultans warf mit einem Steine nach einem armen Derwiſch, der ihn um eine Gabe anſprach. Der Mönch getraute ſich nicht, etwas zu ſagen; aber er hob den Stein auf und verwahrte ihn, mit der gewiſſen Hofnung, ihn bald wieder nach jenem ſtolzen, grauſamen Mann zu werfen. Einige Zeit nachher ſagte man ihm, der Günſtling ſey in Ungnade gefallen; auf Befehl des Sultans werde er auf einem Kameel durch die Straſſen geführt und den Beſchimpfungen des Pöbels überlaſſen. Kaum erfuhr das der Derwiſch, ſo lief er nach ſeinem Steine; aber — nur ein Augenblick Nachdenken — und er warf ihn in einen Brunnen. „Ich ſehe jetzt, ſagt' „er zu ſich ſelbſt, man darf ſich niemahls rächen. „Iſt unſer Feind mächtig, ſo wär' es unbeſonnen „und thöricht; iſt er unglucklich, ſo wär' es niedrig „und grauſam.“

Der hungrige Araber.

Ein Araber hatte ſich in der Wüſte verirrt, hatte in zween Tagen keine Nahrung gehabt, und ſah ſich nun in Gefahr zu verhungern. Im Vorüberwandern an einem Brunnen, wo die Karavanen ihre Kameele zu tränken pflegen, erblickt' er im Sand einen kleinen ledernen Sack. Er rafte ihn auf, befühlte ihn: „Dank dem Propheten, „rief er aus, das ſind doch wohl Datteln oder Nüſſe!“ Voll von dieſer ſüſſen Hofnung band er den Sack haſtig auf: aber als er ſah, was darin war, rief er ſchmerzhaft: „Ach! es ſind nur Perlen!“

∵ ∴ ∵

Blanchet hinterließ auch eine Sammlung von Sittenſprüchen und Sprüchwörtern verſchiedener Nationen, wovon zwölf an ſeinen Apologues &c. angedruckt ſtehen. Einige davon ſind vortreflich; z. B. die aus der Bibliothéque orientale gezogene Maxime:

„Des Menſchen Leben iſt ein Tagebuch; nichts
„darf man hineinſchreiben, als gute Thaten.“

∴ ∴ ∴

Er hatte folgende Verſe unter das Bildniß ſeines Freundes Duſaulx gemacht:

Puis-je eſpérer de vivre au Temple de Mémoire?....
Mais qu'importe après tout? dans le ſiècle, où je vis,
Je fais, graces au Ciel, tout le bien que je puis,
Le vrai bien peu connu, peu vanté dans l'hiſtoire;
Je remplis mes devoirs, je règle mes déſirs;
J'aime la gloire enfin plus que les vains plaiſirs
Et la vertu plus que la gloire.

Hr. D. fand, daß Bl. ohn' es zu wiſſen, ſich ſelbſt in dieſen Verſen geſchildert hätte, und ließ ſie unter ſeines Freundes Bildniß ſetzen.

Bl. war gebohren im Flecken Angerville, im Lande Chartrain, den 26. Jänner 1707, und ſtarb zu St. Germain-en-Laye, den 29. Jänner 1784.

Gß.

3.

Kurze Nachricht von der Erfurther Nationalbühne in einem Schreiben an den Herrn Bibliothekar S. den 12. October 1785.

Wertheſter Freund,

Endlich kann ich Ihnen Ihr mir ſo angenehmes Schreiben beantworten; freylich haben Sie etwas lange warten müſſen, allein verzeihen Sie, die Schuld iſt einer kleinen Reiſe nach Erfurth zuzuſchreiben, die ich unternahm, um einige meiner alten Bekannten zu beſuchen. Haha! ich merke ſchon, wahrhaftig es iſt als wenn ich Sie vor mir ſähe, eben wollen ſie etwas neues wiſſen: Ich weiß nicht, ob ich Ihnen in dieſem Stücke werde Gnüge leiſten können, beſonders da Sie ein Freund von litterariſchen Neuigkeiten ſind, und Erfurth eben der Ort nicht iſt, wo man dergleichen vorzüglich einſammeln könnte; doch damit will ich nicht ſagen, als ob dieſe Stadt davon gar nichts aufzuweiſen hätte, nein bewahre! Da ſagte ich Ihnen eine offenbare Unwahrheit; in Erfurth ſind allerdings auch Gelehrte, welche verdienen geſchätzt zu werden, und von denen ich Ihnen nur einen vorzüglich beſchreiben will. Sie kennen den daſigen Stadthalter den Herrn von Dahlenberg, einen Mann, der ſich ſehr um die Philoſophie verdient gemacht hat; ich lernte dieſen Philoſophen in dem Nationalſchauſpielhauſe dieſer Stadt kennen, und ich muß geſtehn, daß mich dieſer Herr ſchon durch ſeine vortrefliche Figur einnahm. Er iſt lang, ſeine Geſichtsbildung iſt vollkommen und proportionirlich, ſein Blick iſt durchdringend, und verräth den Geiſt, von dem er uns ſo herrliche Proben gezeigt hat; ſeine Sprache iſt nicht gedehnt, ſondern etwas haſtig, aber vollkommen deutlich, nur im

Mah-

Mainziſchen Dialekt. Er unterhielt ſich mit mir von dem berühmten Herren Rath Schiller, welchen er wegen ſeiner tragiſchen Werke, beſonders was die Räuber betrift, ſehr zu ſchätzen ſcheint; er bedauerte ſeine gehabten Widerwärtigkeiten. Auch von Ifflanden ſprach er etwas weniges, beſonders lobte er ſeine Jäger. Sie ſehen alſo, daß dieſer Herr von Dahlenberg ſo wohl wegen ſeiner Würde, als auch wegen ſeiner Gelehrſamkeit die Zierde der Stadt iſt, jederman ſchätzt ihn und jederman liebt ihn.*) Ich könnte Ihnen noch einige Gelehrte nennen, von den die Erfurther viel Aufhebens machen, allein ich kenne ſie nicht aus ihren Schriften, und deshalb will ich ihnen nicht nachreden, ſondern lieber davon abbrechen. Mehr kann ich Ihnen von dem daſigen Nationaltheater erzählen, man hat ſolches zum Vergnügen des Herrn von Dahlenberg in dem ſogenannten Ballhauſe errichtet, es hat viel ähnliches mit dem Leipziger, nur iſt es nicht ſo groß und vollkommen; übrigens finden Sie ebenfals Parterr, Logen und Gallerie. Die Dekorationen ſind artig und geſchmackvoll, und können mit nicht geringen Koſten beſtritten worden ſeyn; die Akteurs ſpielen ihre Rollen, da ſie keine gelernten und privilegirten Schauſpieler ſind, ganz erträglich, und einige wirklich gut. Sie werden ſich erinnern daß ſich zuerſt Sophie Albrecht auf dieſem Theater bildete. Man führte eben den Grillenvater, eine von einem gewiſſen Schröder erbärmliche Harlekinade in vier Akten auf, in welcher man, welches und freylich zu unſern Zeiten dem Geſchmack der daſigen Einwohner wenig Ehre macht, den Harlekin in ſeiner eigentlichen und wahren Geſtalt auf die Bühne brachte. Ihn ſtellte der eigentliche Entrepreneur der Geſellſchaft, Namens Uckert vor, und zwar ziemlich lebhaft, ſo daß das Schauſpielhaus von häufigem Gelächter wiederhallte. Auch trat in dieſem Stück ein gewiſſer Herr von Vitzthum als Liebhaber auf, der, ohne ihm eine Schmeicheley zu ſagen, in ſeiner Rolle auch einem groſſen Theater keine Schande machen würde. Sein Anſtand, welchen ein guter Wuchs unterſtützte, ſeine Wendungen, ſeine deutliche Sprache, erweckten Vergnügen. Herr Doktor Heunemann machte eine komiſche Bedientenrolle, ebenfalls nicht uneben, nur etwas Karrikatur. Seine Gemahlin, die Frau Doktor Heunemann, war in dieſem Stück die Donna des Herrn von Vitzthum, und ſtellte zuerſt eine faſſionirliche affektirte Hofdame, denn ein ſich dummſtellendes Bauermädchen vor, und dieſe muß ich ſagen, war es, welche nebſt einer gewiſſen Demoiſell Naumann, die ebenfalls eine Liebhaberin machte, den vorzüglichſten Beyfall verdiente; ſie machten es beyde ſehr artig! Herr Doktor Mai machte die Rolle eines Vaters, aber ſehr zu meinem Misvergnügen, ſo wie auch der Herr Tanzmeiſter Naumann, der Vater der eben erwähnten Demoiſell Naumann, die Rolle eines bejahrten Offiziers. Noch gehören zu dieſer Geſellſchaft Demoiſell Lenti, welche zwar nur zuweilen eine Gaſtrolle ſpielt, übrigens aber ein ſehr artiges, wohlgebildetes, und überaus lebhaftes Frauenzimmer iſt; Herr Aſſeſſor Spönla junior, Demoiſell Kühn, Frau Tanzmeiſter Naumann, Herr Doktor Hartung, Frau Doktor Hartung, Herr Fourier Grabe und ſeine beyden Demoiſell Töchter, Herr Goldſchmid Salzmann und ſeine Schweſter, Herr Oehlmann ſenior und junior

---

*) Lachen Sie nicht! ein gewiſſer Auguſtiner Mönch, Namens Keppler, in Erfurth berühmt wegen ſeines häufigen Kaffeetrinkens, verfertigte einſt auf dieſen Herrn von Dahlenberg ein Lateiniſches Lobgedicht, in welchem er unter andern folgende Anſpielung auf ſeinen Namen machte: Man ſagt Berg und Thal kommen nicht zuſammen, aber bey Dir groſſer Mann iſt es das Gegentheil, bey Dir iſt Berg und Thal zuſammen vereint. Im Lateiniſchen nahm ſich das mons und vallis beſonders gut aus. —

Sehen Sie, wertheſter Freund, aus dieſen Perſonen beſteht die Geſellſchaft, und ich muß nochmals ſagen, ſie ſpielten gut. Mit mehrerem kann ich Ihre Neugier nicht befriedigen, weil ich von Erfurth nichts merkwürdiges weiter weiß, was nicht ſchon Ihnen, und überhaupt allgemein bekannt ſeyn ſollte. Uebrigens muß ich ſagen, habe ich ſehr viel Vergnügen gehabt, weil der Ton daſelbſt weniger ſteif, als in andern groſſen Städten, iſt. Die Einwohner ſind ſehr geſellſchaftlich. An Schönen fehlt es in Erfurth auch nicht, und ich würde, wenn ich Geißler der Jüngere wäre, eine Gallerie aufſtellen, und Sie in derſelben herum führen. Leben Sie wohl; ich bin izt ſo wie zuvor der

Ihrige

J. D. F — t — g.

X.
Fragmente.

Pfeffel zu Kolmar, und Beſchreibung einer maleriſchen Landſchaft.

Wieder einen herrlichen Tag hab' ich heute gelebt meine beſte Freundin! — Ein alter Dichter Roms hat einmal geſagt: „Wenn man die ſchönen und heitern, oder wenigſtens halbheitern Tage des Jahrs zuſammen zähle, ſo werde man mehr hübſche Tage zählen, als wolkichte und regnichte.“ Nun weiß ich zwar nicht, ob dieſer Mann ein Meteorologe*) war, auch hab' ich ſogar Urſache, daran zu zweifeln, weil erſt unſere Zeiten angefangen haben, auf die Witterung aufmerkſam zu verſuchen, obs nicht möglich ſey, feſtzuſetzen, nach welchen Geſetzen die Natur auch in dieſem Theile ihres Reichs handelt, wie in den übrigen? Allein der Mann kann doch Recht haben, daß an mehrern Tagen des Jahres die Sonne, wenigſtens eine zeitlang, ſcheine.

Berechnen wir die moraliſch-ſchönen Tage des Jahrs, meine Freundin! zählen wir vielleicht nicht auch mehrere ſchöne, als trübe und regnichte Tage? Haben wir nicht an den meiſten Tagen des Jahrs Gelegenheit, entweder einige angenehme Stunden mit Freundinnen

---

*) Einer, der die Witterungslehre verſtehe.

und Freunden zu verplaudern und wegzuſcherzen? oder uns durch einen Spatziergang zu erfreuen? oder bey Erfüllung unſerer Pflichten mit uns ſelbſt zufrieden zu ſeyn? oder einem Dürftigen zu helfen? oder hören wir vielleicht eine angenehme Bothſchaft von einem Freunde oder einer Freundin? — Oder, wenn alles dies fehlen ſollte, iſt uns nicht wenigſtens das vergönnt, uns durch die Leſung eines ſchönen Buchs aufzuheitern? Freylich wird bey dieſem meteorologiſchen Lebens-Kalender vorausgeſetzt, daß wir einer guten Geſundheit genieſſen, und Empfänglichkeit, auch für die kleinſte der Lebensfreuden haben, deren nur der Tugendhafte ſich rühmen kann.

O meine Beſte! welch' ein ſeeliges Geſchäfte, ſeine Mitmenſchen mit dieſem Leben auszuſöhnen, und ſie zu ermuntern, ſich dieſe Spanne des hieſigen Daſeyns nicht ſelbſt durch eingebildeten Mangel an Freuden, oder durch Mangel an eingebildeten Freuden zu verbittern! Und beſonders wünſch' ich den Leſerinnen des Magazins, denen, nebſt Ihnen, dieſe Reiſebeſchreibung beſtimmt iſt, ſo fröhliche, ſo heitre Geſchöpfe zu ſehen, als möglich iſt. Ein Dichter — mir fällt nicht gleich bei, welcher? — hat den herrlichen Gedanken, den Sie, und die übrigen Leſerinnen des Magazins, gleich nach dem Morgenſeegen ſich ſelbſt vorſagen und den ganzen Tag wiederholen mögen:

Ich will mich jeder kleinen Gabe,
Die mir der Himmel giebt, erfreu'n
Und dieſen Pfad, den ich zu wandeln habe,
Mit Roſen mir beſtreu'n!

Doch es iſt jetzt Zeit einzulenken, und Ihnen zu erzählen, was mir den heutigen Tag ſo angenehm gemacht hat, daß ich heute alles in roſenfarbenem Lichte erblicke, und aufs herzlichſte wünſche, daß alle Menſchen jeden Auftritt dieſes Lebens, ſoweit es die Natur ſelbſt erlaubt, in Roſenfarb ſehen mögten. Ihnen darf ich nur mit einem Worte ſagen: „Ich habe heute Herrn Pfeffel kennen gelernt!“ — ſo werden Sie die Gröſſe meiner Wonne fühlen, und ſich beſſer, als ichs thun kann, erklären, warum mir der heutige Tag ſo ſonnigt iſt. Ja, meine Vortrefliche! als ich heute hinüber ins Sulzbacher Bad kam, war die erſte fröhliche Poſtſchaft, die ich vernahm, dieſe: Herr Pfeffel ſey da! Gleich ſucht' ich den Edlen auf dem Spatziergange, und war ſo glücklich, ihn zu finden.

Meine Empfindungen bey dem erſten Anblicke dieſes Mannes kann ich Ihnen nicht ſchildern. Sie wiſſen, wie hoch ich ihn vorher ſchon ſchätzte, da mir ſeine Art zu denken und zu handeln, ſeine Dienſtfertigkeit bey einer Menge von Geſchäften, ſeine Thätigkeit und ſeine Menſchenliebe bekannt waren — und nun ſtand ich vor ihm, und hatte, wie mir's ſchien das Glück, einen Strahl der Freude in ſeinen Zügen zu bemerken, daß ich vor ihm ſtand. Ich fürchtete, das Unglück, den Gebrauch der Augen verloren zu haben, müſſe nothwendig eine gewiſſe Düſternheit über ihn ergieſſen — zum wenigſten werde doch Ein Zug, ſollt' es auch die kleinſte Falte ſeyn, etwas Unzufriedenheit über ſein Schickſal verrathen! Aber, Gott ſey geprieſen, an dieſem blinden Manne fand ich heute einen der zufriedenſten Männer, die ich mich je erinnre geſehen zu haben. Sein Geſpräch war munter, er ſpatzierte mit der übrigen Geſellſchaft und uns ſo feſt und ſicher auf

Gottes Erdboden — freylich an der Hand eines Freundes — wie wenn jeder Schritt ihm ſagen ſollte, ſein Gott werde ihn nicht fallen laſſen! und genoß die Schönheiten der Natur, über die wir uns ergötzten, mit dem wärmſten und innigſten Antheile.

Er war auf der Reiſe nach den Firſten mit ſeiner herrlichen Familie, auch mit Phöbe, und eben in dem Augenblicke, da meine Geſellſchaft zu ihm trat, war er auf dem Wege, die Seinigen zu einer ſchönen Ausſicht zu führen, die ſeine Einbildungskraft ſeit zwanzig Jahren ihm noch ſo lebhaft vormahlte, wie wenn er ſie ſähe. Der Weg war ein Fußpfad durch Reben, und ging nach einer Anhöhe des Bergs, hinter dem Sulzbach liegt, und der ſich ins Gregorien Thal hereinzieht. Da ſtanden wir auf einmal an der Spitze deſſelben, und hatten den reitzendſten Proſpekt durchs ganze Thal hinauf und herab. Oben und unten ſchlieſſen das Thal zwey ehmalige Reichsſtädte — den Eingang deſſelben Thüringheim, das Ende die Stadt Münſter. Das Thal ſelbſt bewäſſert die Fechte an deren Ufern rechts und links ein kleines Städtchen, *) einige Dörfer, einzelne Mühlen liegen. Hier und da iſt ein kleines Wäldchen — dort ein Rebenhügel und Gärten: auf den Gipfeln der Berge eine Einſiedlerey, gröſſre oder kleinere Trümmer von zerſtörten Schlöſſern; **) und über alles ragt der Kopf empor, eine abgeründete zuckerhutförmige Spitze des Wasganiſchen Gebirges. Selbſt die Zerſtörungen der oft austretenden Fechte, die man hier und da erblickte, erheben das Maleriſche dieſes Thals — und hier ſtand ich an Pfeffels Seite, der uns alles ſagte, wo wir dieſes Dorf und jene Stadt und dieſes Schloß erblicken würden. Gleich entzückt war ich durch das Auſſerordentliche dieſes Mannes, und durch das Auſſerordentliche dieſer Ausſicht, und mein Vergnügen, das unbeſchreiblich war, wurde noch durch einen Jüngling aus der Geſellſchaft erhöhet, der alle Steinhaufen erkletterte, um zu ſuchen, ob er nicht da oder dorten einen neuen Reitz dieſer Gegend erblicken, ſie noch aus einem andern Geſichtspunkte erſehen könnte. „Vortreflicher Jüngling! dacht' ich bey mir ſelbſt: Du wirſt einſt den Deinigen Freude machen, und deine Beſtimmung erfüllen. Denn du liebſt die Natur, und haſt Gefühl!“ Er hatte bisher in einer groſſen Königsſtadt gelebt, und war doch der Natur treu geblieben — oder vielmehr, er liebte ſie eben deswegen, weil man in groſſen Städten zu weit von ihr entfernt iſt, und das war für mich ein deſto angenehmer Gedanke, daß jedes unverdorbene Herz den reinen Freunden der Natur huldigt, wenn gleich tauſend verdorbene Menſchen durch die Künſteleien und Ausartung der groſſen Städte von der Natur entwöhnt wurden.

---

*) Wihr.

**) Schwarzenberg, Weſenburg ꝛc.

So herrlich nun auch dieſe Ausſicht iſt, ſo glaub ich doch, daß die Brunnengäſte ſie nicht ſo fleiſſig beſuchen, als ſie verdiente. Denn ein groſſer Theil derſelben ſcheint mehr das Spiel zu lieben, das für Spa, Pyrmont und andre dergleichen Vergnügungsorte eine Art von Peſt iſt, weil es ein Schauplatz aller Leidenſchaften iſt, und die Geſundheit, ſtatt ſie zu erhalten, oder wieder herzuſtellen, gerade zerrüttet. Uberhaupt ſcheint mir in Sulzbach nicht die Herzlichkeit und Vertraulichkeit zu herrſchen, die man in andern Bädern und Geſundbrunnen, z. E. zu Bruckenau im Fuldiſchen, findet, ſondern

dern jedes meiſtens ſeinen eignen Gang und mit ſeiner eignen Geſellſchaft zu gehen.

Der Ort liegt übrigens in einem kleinen Seitenthale des gröſſern Gregorienthals, und hat einige artige Spatziergänge. Der Brunnen iſt angenehm zu trinken.

Morgen will ich den Brief ſchlieſſen.

Sonnabend.

Heute beſuchte ich die Stadt Münſter, von der ich Ihnen, meine Freundin! zwar nicht ſehr vieles, doch einige nicht ganz unbedeutende Nachrichten geben kann.

Die Regierungsform der Stadt iſt demokratiſch — aber auch das Stift hat wenigſtens einige Gerichtsbarkeit in verſchiedenen Dingen — ich habe mich nicht ſo eigentlich erkundigt, weil mir dergleichen Zwiſtigkeiten, die gemeiniglich zum Nachtheil des gemeinen Beſten gereichen, auch nur anzuhören, verdrieslich ſind.

Das Kloſter zeigt ſich recht gut, hat einen wohlangelegten Garten, und ſcheint ſchöne Einkünfte zu haben. Da dies Stift vom Orden der Benediktiner iſt, ſo beſitzt es auch eine Bibliothek, die ziemlich anſehnlich iſt, und das Archiv ſoll hübſche Dokumente enthalten; wenigſtens hat auch Schöpflin einiges aus demſelben genützt.

Nachmittags beſucht' ich eine Fabrike von Perſe — oder wie mans ſonſten nennt, Ciz — die mir ſehr wohl gefiel. Denn geſetzt, daß durch dergleichen Anſtalten, deren um Kolmar herum mehrere ſind, auch nicht ſehr viel fremdes Geld ins Land gebracht würde, ſo iſt doch das ſchon Vortheil, daß das Geld des Landes weniger hinaus gehe. Der Haupt-Gewinn aber iſt der, daß weniger Leute müſſig gehen, und betteln — welches den ſchädlichſten Einfluß in den Nahrungszuſtand und die Sitten eines Landes hat — beſonders aber ſchon Kinder ſich etwas verdienen können. Daher war mir's ein heiterer Anblick, in zwey Sälen einige vierzig Knaben und Mädchen, jene mit Auſdrücken der Blumen und andern Figuren in allerhand Formen, dieſe aber mit Ausmalung deſſen, was in den Formen noch fehlt, in Stille und Ordnung beſchäftigt zu ſehen. — Und alles dies hat der Mann, ein Mühlhäuſer, erſt ſeit wenigen Jahren angelegt, und beſchäftigt nun viele Hände, die ſonſten nichts zu thun hätten. Daß er ſeine Fabrik in Münſter errichtete, ſcheint ein guter Gedanke zu ſeyn. Denn es iſt in dieſem Thale noch ziemlich wohlfeil zu leben, und dies iſt wohl einer der beſten Wege, durch die Menge von Fabriken ſich hindurch zu arbeiten, und Abſatz zu erhalten, daß man bey geringem Arbeitslohn die Waaren um einen wohlfeilern Preis geben kann. Glauben Sie mir's vor einem Manne, der ſichs ſauer werden läſſt, von unten anfängt, ſich Haus und Hof ſelber baut, und durch Aemſigkeit und Thätigkeit in jüngern Jahren bis zu einem gewiſſen Grade der Wohlſtandes aufſchwingt — vor einem ſolchen Mann hab' ich wahren Reſpekt.

Sie erlauben mir, auch hier die Anmerkung Ihnen zu ſagen, die ich öfters gemacht habe. Unter allen Bürgern des Staats ſcheinen mir die Reformirten die ämſigſten und wohlhabendſten zu ſeyn. —

Woher dieſe Aemſigkeit? Woher dieſer unternehmende Geiſt? Sind Religionsgrundſätze die Quelle? hat er dieſe Religionsparthey von jeher belebt? Und wie wird er ſo erhalten? — Dieſe Fragen hätte ich ſchon oft von Menſchenkennern beantwortet zu ſehen gewünſcht. — Vielleicht haben Sie dieſe Beobachtung in dem Orte Ihres Aufenthalts auch ſchon gemacht? Ein Theil dieſer Frage läſſt ſich wohl durch die Sparſamkeit beantworten, die man bey den Reformirten bemerkt. Allein dann fragt ſich wieder: woher auch dieſer Geiſt der Sparſamkeit? —

Beym Herausgehen aus der Stadt kamen wir an die Hauptkirche derſelben, wo, wie mir mein Freund ſagte, ein Kupferſtich aufgehangen iſt. Wir lieſſen uns daher öffnen, und ich fand eine ſehr groſſe, in Kupfer geſtochene Vorſtellung des jüngſten Gerichts, die erſtaunend viele Figuren hat; konnte aber den Meiſter nicht finden, und hätte beſonders gerne wiſſen mögen, ob es das jüngſte Gericht des Michel Angelo darſtellt, und dasjenige Kupfer iſt, das von einem Franzöſiſchen Künſtler, wenn ich mich recht erinnre, Ludwig dem XIII. gewidmet wurde?

Sonſten hab' ich auch erfahren, daß in der Kirche des Kapuzinerkloſters zu Iſenheim, welches auf dem Wege von Kolmar nach Befort liegt, fünf Gemälde von Albrecht Dürer ſeyn ſollen. Sinds wahre Dürerſche, ſo iſts beſonders, wie ſie dahin gekommen ſeyn mögen?

Noch morgen werd' ich in dieſem Thale verweilen, und dann wieder jenen Gegenden zueilen, wo diejenige iſt, von der ich mit wahrer Hochachtung bin ꝛc. ꝛc.

Zweiter Brief.

Kolmar: — Der Strohwein.

Heute, meine Theuerſte! war ich wieder in Sulzbach, fand aber keinen Pfeffel mehr, und habe Ihnen von dem heutigen Tage, der ganz leer für Kopf und Herz iſt, nichts zu ſagen, als allenfalls, daß die Leute hier herum unter das Getraide gelbe Rüben pflanzen, welches mir nicht übel zu ſeyn ſcheint. Denn wenn das Getraide geſchnitten iſt, ſo kommen alsdenn die Rüben zum Vorſchein, und haben noch Zeit genug zum Wachſen, und ſo trägt der Acker doppelt. Damit nun die Rüben deſto beſſer Raum haben, reiſſen die Leute die Stoppeln nach der Erndte mit vielem Fleiſſe heraus.

Hunawihr, den 24. Dienſtags frühe.

Sie werden ſich wundern, in dieſem Briefe mich zu Hunawihr zu finden. Mein Freund führte mich geſtern über Kolmar hieher zu ſeinem Schwiegervater, und ich danke ihm, daß er mir das Vergnügen verſchafte, dieſen rechtſchaffenen, ehrwürdigen Geiſtlichen kennen zu lernen, der zugleich ein gelehrter Mann und ein Verwandter Schöpflins iſt, dem er zu ſeinen Büchern hübſche Beiträge geliefert hat.

Ich fuhr geſtern frühe in artiger Geſellſchaft aus dem Gregorienthale nach Kolmar; hauptſächlich um das Inſtitut des Herrn Pfeffels, der indeſſen von den Fürſten zurückgekommen war, zu ſehen.

Während ich mich noch in meinem Gaſthofe aufhielt, hatte ich Gelegenheit, eine Kolmarer Hochzeit, oder wenigſtens den Kirchgang derſelben zu ſehen, der mich ſehr vergnügte. Faſt dacht' ich's nicht zu erleben, bis der Zug nur ſeinen Anfang nahm. Endlich kamen zuerſt die Jungfern. Aber die mußten wohl lange ſchon in der Kirche ſeyn, bis die Frauen aus dem Hauſe traten — und auch ſelbſt, nachdem ſchon einige heraus getreten waren, konnten dieſe wieder ein gutes Stück Weges zur Kirche zurücke legen, bis wieder ein andrer Theil kam. Was die eigentliche Urſache dieſer abgebrochenen Kolonnen war, weiß ich nicht recht: es müßte denn ſeyn, daß die Frau und Jungfer Baaſen ſo lange mit einander komplimentirt hätten, welches vor dem andern gehen ſollte. Hierauf kamen die Junggeſellen, und endlich die Ehemänner. Bey den letztern, von denen ein groſſer Theil auf der Gaſſe bisher geſtanden hatte gings geſchwinde zum Aufmarſchieren, weil ein Mann an der Thüre ſtand, der jedes Namens ablas, wie ſie nach Stand und Würden auf einander folgten.

Ich muß Ihnen bekennen, daß ich mich über die Steifigkeit dieſer Ceremonien ſehr wunderte, und hierdurch, wenn ichs auch ſonſten nicht wußte, überzeugt worden wäre, daß Kolmar eine ehmalige Reichsſtadt war. Aber es ſcheint, daß, wenigſtens die gröſſern Städte des Elſaſſes, viel von den alten Deutſchen Sitten, was nicht gerade das beſte derſelben iſt, beibehalten, und hingegen das Gute der Franzöſiſchen, worunter, nebſt andern Vorzügen, auch weniger Liebe zum ſteifen Ceremoniel gehört, nicht angenommen haben. Daß dieſe Bemerkung hauptſächlich nur von dem bürgerlichen Stande gilt, verſteht ſich.

Bey dem Kopfputz der Jungfern bemerkte ich einen auffallenden Unterſchied im Bau der Zöpfe. Denn wenn er nicht auffallend geweſen wäre, wiſſen Sie wohl, daß ich ihn nicht bemerkt hätte — ich, der ich öfters zu blind oder zu unaufmerkſam bin, um zu wiſſen, was ein Frauenzimmer in der Geſellſchaft für ein Kleid hatte, ein langes oder kurzes, ein grünes oder braunes? — Nämlich einige Zöpfe waren ſpitzig gebaut, andre breit. Auf meine Frage ſagte man mir, daß die Jungfern von der einen Religions Parthey ſpitzige, und die von der andern breite Zöpfe tragen. Welche von beiden die ſpitzige, und welche die breiten trägt, weiß ich nicht mehr. Aber artig ſchien mir der Einfluß der Religion auch auf die Zöpfe. Ich erinnerte mich aus Schlözers Briefwechſel, daß es in Augsburg katholiſche und lutherſche Paſteten giebt. Aber von katholiſchen und lutherſchen Zöpfen hab' ich bisher noch nichts gewuſſt.

Indeſſen iſt die Sache doch nicht ganz eine Kleinigkeit. Ach! wann werden die Zeiten kommen, da die Menſchen nicht darauf ſehen, von welcher Religion der Mann — ſondern nur, ob er ein rechtſchaffener Mann iſt: und ob er ſeine Pflichten als Bürger und Unterthan, als Ehemann und Hausvater und als Menſch erfüllt? Aber ſo lange man ſich ſogar durchs Aeuſſerliche unterſcheidet, ſcheinen die Herzen ſich noch nicht ſo genähert zu haben, daß wir einander alle, als Chriſten, herzlich liebten.

Uebrigens aber muß ich zur Ehre des Kolmarer Frauenzimmers ſagen, daß ich nicht leicht ſo viele hübſche Jungfern beyſammen geſehen habe. Sie ſind meiſtentheils blond, und ſehr niedlich und artig gekleidet. Die Elſaſſerinnen vom Mittelſtande überhaupt ſind im Durchſchnitte gröſtentheils ſchön. Dies Kompliment bin ich Ihnen — und Ihren Landsmänninnen, oder vielmehr, der Wahrheit ſchuldig.

Nachdem ich dieſen Hochzeitzug geſehen hatte, eilte ich zu Herrn Pfeffel, der die Gefälligkeit hatte, mir ſein ganzes Inſtitut zu zeigen. Der liebenswürdige Mann iſt zu beſcheiden, als daß ichs loben dürfte, und ich ſage Ihnen alſo nur das: daß tauſende, die ſich aller ihrer Sinnen freuen, nicht die Hälfte der Thätigkeit zeigen, als Pfeffel haben muſſte, um es ſo zu Stande zu bringen, wie es iſt — und wiederum, daß hundert ſehende Vorſteher es nicht mit der Genauigkeit und Ueberſicht zu regieren wüſſten, wie er. Ich erſtaunte, wie er ſeine Zöglinge kennt — und welche herzliche Freude fühlte ich, als ich an ſeiner Seite ſpeiſſte, und ihn mitten unter dieſer ſeiner zahlreichen Familie als einen liebreichen — und doch auch ernſten — Vater ſeiner Eleven ſitzen ſahe! Kaum hat mir's auf den Fürſten ſo herrlich geſchmeckt, als unter dieſen blühenden Jünglingen. Tauſendmal wünſcht' ich mir, die Seegenskraft eines Patriarchen zu haben, um die ganze Fülle meines Seegens über dieſen Liebling Gottes und der Menſchen auszugieſſen. Nur mit Mühe konnt' ich mich von ihm trennen.

Herzlich hab' ich mich bedauert, daß zur Zeit meiner Anweſenheit das Palais oder der ſouveraine Franzöſiſche Gerichtshof gerade geſchloſſen war. Da die Parlamente der Sitz der öffentlichen Beredſamkeit ſind, und in Kolmar vortreffliche Redner ſeyn ſollen, ſo wäre ich ſehr begierig geweſen, ſolche Muſter der Beredſamkeit zu hören. Selbſt einer der Präſidenten dieſes Gerichtshofs iſt wegen dieſer Gabe berühmt, und man ſagte von ihm, da er noch als Advokat plaidirte, daß er ſeine Gegner — nicht beſiege, nicht aufs kräftigſte und bündigſte widerlege — ſondern niederdonnere *) wie einſt Demoſthenes **) den König Philipp von Macedonien.

Gegen Abend verließ ich Kolmar. Die Gegend umher iſt ganz eben und ſchön; ich verwunderte mich, daß ich keine Gärten, weder nach dem Gregorienthale hin, noch nach Schlottſtadt zu, erblickte. Allein dieſe ſind ganz auf der öſtlichen Seite der Stadt gegen die Ill angelegt, vermuthlich, weil ſie auf den andern Seiten der Stadt die Bequemlichkeit des Waſſers nicht hätten. Je näher ich dem Gebirge gegen Reichenweiher kam, ſah ich faſt nichts, als die ſchönſten Reben, die voll Früchte hiengen. Das Gebirg ſelbſt iſt über und über bis an den Gipfel, wo die Waldungen anfangen, mit Weinſtöcken bepflanzt, und hierherum in einem Strich des Gebirgs, der ſich von Süden gegen Norden, bis Rappoltsweiler, etwa ſechs Stunden weit erſtreckt, wächſt der vorzüglichſte Wein des Obern-Elſaſſes. Hier hat Vater Bachus einen ſeiner ſchönſten Tempel errichtet, und manche Flaſche Weins, der dem Hügel von Champagne ſein Daſeyn danken ſoll, iſt in dieſen Gefilden gepreßt worden. Man muß aber auch ſagen, daß die Oberelſaſſer nicht nur die beſten Traubenarten pflanzen, ſondern auch dieſe in der Weinleſe ſehr ſorgfältig ausleſen, und zu dem ſo bekannten

---

*) Terraſſer.

**) Ein berühmter Redner zu Athen.

Edelweine nur die beſten Sorten nehmen. Von dem Strohweine, der, ſo viel ich weiß, eine neuere Erfindung iſt, brauche ich Ihnen nichts zu erzählen, da Sie, als ſeine Landsmännin, ihn kennen, und er ſchon bis Petersburg berühmt iſt. *).

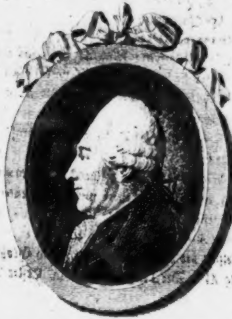
---

*) Für die auswärtigen Leſerinnen und Leſer ſetze ich folgende Nachrichten bey: Zu dem Strohweine werden die beſten und zeitigſten Trauben ausgeſucht, dann aufgehangen; wenn ſie gehörig abgetrocknet ſind, auf Stroh gelegt, und ungefehr im Frühjahre gepreſſt, wo ſie das Anſehen von Meer-Träubeln und Roſinen haben. Daher iſt nichts zurückgeblieben als der Geiſt. Der Handel mit Strohwein iſt jetzt ein beſondrer Handlungszweig.

Olla Potrida.

1786.

Zweytes Stück.



EWALD FRID von HERTZBERG

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

No. 4.

Olla Potrida.

1786.

Zweytes Stück.

Berlin

in der Weverſchen Buchhandlung.

[illegible] Innhalt [illegible]

Gedichte.
Dramatiſche Aufſätze.
Der [illegible] Oper [illegible]
Auszüge [illegible]
Ueber die Wilden [illegible] (Aus [illegible] Beſchreibung.)
Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.
1. Sitten von [illegible]
2. Der [illegible] von dem Tode des [illegible] Schweden.
3. Zwey Beyträge zur Aufklärungs-Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts.
4. Allegorie.
Naturgeſchichte.
Der [illegible]
Anekdoten.
[illegible]
1. [illegible] Meſſias [illegible] Sabathai Sevi [illegible]
2. Der Einſiedler. Eine Erzählung, aus dem Engliſchen.
Miſcellaneen.
1. Einige Aufſätze [illegible] vorigen Jahrhunderten.
2. Ein Wort über die Vorſtellung der wahren Geſchichte des Abelards und der Eloiſe.
3. Erſte Fortſetzung der hiſtoriſchen Miſcellaneen.
4. An die Freundſchaft.
Fragmente.
Bemerkungen über mancherley wichtige Gegenſtände der Staatswiſſenſchaft.

BIBL. VNIVERS.

[illegible]ſchen Buchhandlung ſind in der Leipziger Jubilate-Meſſe neu zu haben: [illegible]

[illegible] Anleitung in [illegible] Fa- [illegible] 8. [illegible] Gr.

[illegible] hier und [illegible] Theil, welcher [illegible] für Ungelehrte [illegible] J. [illegible] mit Kupfern. 8. 1 Rthl. 8 Gr.

[illegible] für Ungelehrte, oder [illegible] der [illegible] und [illegible] nebſt einem [illegible] nützlicher und angenehmer [illegible]

[illegible] Geſellſchaft [illegible] noch [illegible] für Kinder, deutſch und franzöſiſch, [illegible] Auflage. [illegible]

[illegible] (neue) zum Unterricht und zur [illegible], [illegible] Stück. [illegible] 20 Gr.

[illegible] Schelſint [illegible] 8. [illegible] 8 Gr.

[illegible] Sansſouci, 4ter Band. 8. 1 Rthl. 6 Gr.

[illegible] 1786, 1ſtes und 2tes Stück. gr. 8. 20 Gr.

[illegible]bücher (J. [illegible] für Jünglinge, oder Sammlung von proſaiſchen Aufſätzen, Gedichten und kleinen Schauſpielen, in verſchiedenen Sprachen, 2ter Theil, 8. 16 Gr.

[illegible] für die Deutschen [illegible] Auflage. [illegible]

Cours théorique & pratique de Langue & de Littérature françoise ouvrage entrepris par ordre du Roi par [illegible] la Moine, [illegible]

[illegible] Kirchengewölb und [illegible] Jahr [illegible] Theil [illegible]

[illegible] Magasin [illegible]

[illegible] figures [illegible] Vol.

Instructions pour les jeunes Dames qui entrent dans le Monde se Marient, leurs devoirs dans cet état, & envers leurs Enfans pour servir de suite au Magasin des Adolescentes [illegible] 4 Vol.

[illegible] die Bildung [illegible]

[illegible] neue umgearbeitete [illegible] Auflage. [illegible] Geschichte [illegible] Ludwig XIII. Aus dem Französischen. Erster Theil. 8. [illegible]

[illegible]

I.

Gedichte.

1.

Tröſtung.

Von den Bäumen allen
Seht die Blätter fallen!
Keine Lieder ſchallen
In den Haynen mehr. –
Doch es feyern wieder
Einſtens frohe Lieder
Frühlings Wiederkehr.

Sehet, Freunde, ſehet,
Wie die Zeit vergehet!
Tag und Jahr verwehet,
Wie ein Athemzug. –
Mag die Zeit verfliegen!
Freunde, durch Vergnügen
Haſchet ſie im Flug!

Ungemeß'nen Tagen
Folgt geheimes Klagen,

Folgt verborg'nes Nagen
Später Reue nach: –
Lebt um zu genießen!
Mag die Zeit verfließen,
Ihr ſeht heiter nach. –

(Einer Kompoſition des Liedes: „Auf ihr „muntern Brüder ꝛc.“ untergelegt.)

S — ſ.

2.

Ein Lied beym Punſch zu ſingen.

Für Freymaurer.

Heil ſey dem Mann im freyen Land,
Der uns den edlen Trank,
Den Nektargleichen Punſch erfand,
Ihm tön' der Nachwelt Dank!

Hieher, wer edel denkt und frey,
Kein Sklav des Laſters iſt,
Und dem die edle Maurerey,
Des Lebens Pein verſüßt!

Hieher, wer bieder iſt und gut,
Wer heitre Weisheit liebt,
Und willig Habe, Gut und Blut,
Für ſeine Brüder giebt!

Wem Stärk' und Schönheit theuer ſind,
Deß Herz mitleidig iſt,
Der in der Welt voll Dunſt und Wind
Nie ſeinen Werth vergißt!

Es lebe hoch das edle Land,
So gros, und gut, und frey!
Das Land, das uns den Punſch erfand,
Schätzt auch die Maurerey!

Hinweg, wer vor der Thorheit Thron
Im niedern Staube kriecht!
Du, edler Trank von Albion,
Labſt ſeinen Gaumen nicht!

Hinweg, wem nicht der Buſen ſchlägt
Beym Namen Vaterland!
Und wenn er eine Krone trägt,
Sey er von uns verbannt!

Hinweg, wem Freundſchaft nicht das Herz
Voll hoher Wonne macht;
Dem bey der Brüder Luſt und Schmerz
Nicht Mitgefül erwacht!

Hinweg, wen nie des Armen Not,
Des Kranken Pein gerührt,
Wer bey des Patrioten Tod
Nie einen Schmerz geſpürt!

Hinweg wer Unſchuld unterdrückt,
Verdienſte hungern läßt!
Es feyre, wen der Geiz beſtrickt,
Mit Buben Freudenfeſt!

Uns, uns gehört der edle Trank!
Auf, ſtoßt die Gläſer an!
Und trinkt das Wohl, mit Lobgeſang,
Von jedem braven Mann!

Wagenſeil.

3.

An die Nachtigall.

Zu lang haſt du geſchwiegen,
O Freundin Nachtigall!
Zu lang uns nicht entzücket,
Mit deinem Silberſchall;
O ſinge bald uns wieder,
Geliebte Sängerin!
Gern dankt die trunkne Seele
Dir Freudengeberin!

Am Morgen, wenn Aurora
Zu neuem Leben winkt;
Am Abend, wenn die Sonne
Zur Ruhe niederſinkt;
In ſtiller Nächte Schatten
Verborgen jedem Blick;
Singſt du von deinem Leiden,
Singſt du von deinem Glück.

Im feyerlichen Schweigen
Der ernſten Mitternacht,
Wenn noch mit ſeinen Thränen
Der Sohn des Unglücks wacht!
Dann lauſcht er gern dem Liede
Von Freude und von Schmerz;
Erinn'rung, Ahndung, Hofnung
Füllt ſein gepreſſtes Herz. —

Zu lang haſt du geſchwiegen,
O Freundin Nachtigall!
Zu lang uns nicht entzücket
Mit deinem Silberſchall!

O ſinge bald uns wieder,
Du Freudengeberin!
Dir folgt Gefühl des Dankes,
Geliebte Sängerin!

(Einer Kompoſition von Hrn. Sterkel
untergelegt.)

S — ß.

4.

An Henrietten —,

bey Ueberſendung eines Vergißmeinnichts am 1ſten Jan. 1786. — nicht von Woldemar.

Ach ſchön, wie meine Lotte, blühte
Der Liebe Kind, Vergißmeinnicht.
In ihren blauen Augen glühte
Ein Feuer, das, wie Sonnenlicht,
Dem zarten Blühmchen Nahrung ſchenkte,
Statt Zephyrs Wehn war Druck und Kuß,
Und wenn es ſeine Blüthen ſenkte,
So tränkte ſie ein Thränenguß.

So pflegten wir's; — da kam's zum Scheiden;
Noch blieb das Blühmchen ihr im Schoos.
Doch ach im Taumel ſüßer Freuden
Iſt Wechſeln oft der Mädchen Loos! —
Ich kam, und ſieh' im Stillen nagte
Am Blühmchen ſchon ein böſer Wurm.
Ich gieng, ich bat, und droht' und klagte,
Da fiel das Blühmchen, fiel im Sturm:

Da ſchwur ich tiefgebeugt vom Kummer:
  Von nun an flieh der Liebe Scherz!
Zwar wiegte Weisheit mich in Schlummer,
  Und Zeitlauf heilt das wunde Herz.
Doch fühlt's nicht Liebe, fühlt's nicht Reue,
  Soviel das Mädchen auch verſpricht.
Gleich Bluhmen welkt der Mädchen Treue;
  Drum trau der Liebe Schwüren nicht!

Nur Freundſchaft ſey die große Gabe,
  Um die wir fleh'n zum neuen Jahr.
Ein Freund auch iſt ein weißer Rabe,
  Und eine Freundin iſt ſo rar!
An dieſer Freudenquelle ziehe
  Manch Blühmchen, das kein Wurm einſt ſticht,
Und unter dieſen Bluhmen blühe
  Für mich auch ein Vergißmeinnicht!

T — h.

II.

Dramatiſche Aufſätze.

Die Execution.

Operette.

Fortſetzung.

Dritter Akt.

Erſter Auftritt.

Korporal und Soldaten.

Korporal.

Hier bleibt zurück, Leute, ich will auf das Schloß gehn, und unſre Ankunſt melden.

Ein Soldat. Einen Schnapps auf die Hitze, Bruder! Proſit! (Sie trinken herum und ſingen.)

Heil ſey dem Krieger, der voll Muth
Sein Vaterland beſchützt!
Schön iſt es, wenn ſein Schwerdt voll Blut
Im Sonnenſtrale blitzt!

Er wacht für's Recht und niemals wiegt
Die weiche Ruh ihn ein;

Er kämpft für's Recht, und wenn er ſiegt,
Iſt Ruhm und Ehre ſein.

Wie herrlich, wenn der Waffenglanz,
Wie Flammen, um ihn ſpielt!
Wie lieblich, wenn der Siegeskranz
Sein braunes Antlitz kühlt!

Schön iſt der Sieg zwar mit dem Schwerdt,
Der Blut des Feindes trinkt;
Doch iſt auch ſeines Kränzchens werth,
Der unter Mirten winkt.

Wißt ihr warum dem Kriegesmann
Sein Lorbeer theuer iſt?
Weil ihm ſein werthes Mädchen dann
Den Schnurrbart lieber küßt.

Korporal (kömmt zurück.)

Ihr holt ſogleich den Schulzen mir!
Und ihr beſetzt des Hauſes Thür!
Und das befehl' ich Mann für Mann
Fangt keinen Unfug an!

(gehn ab.)

Zweiter Auftritt.

Lieschen (allein.)

Ganz gewiß war es ihre Abſicht, mir den Brief vorzuleſen; ſo wird es wohl nicht Unrecht ſeyn, wenn ich ſelbſt einmal hinein kucke?

(zieht den Brief hervor) (lieſt.)

„Dieſe Umſtände zuſammengenommen, geliebte Schweſter, drängten mich zu dieſem Entſchluſſe, und beſtimmten mich, ohne Abſchied

ſchied dich zu verlaſſen! Lebe wohl! lebe glücklich!

Dein Bruder kann's nicht. Unruhe und Verzweiflung folgen mir auf den Füß nach. Du ſiehſt mich nicht wieder! Könnt' ich mich vor der ganzen Welt verbergen! — —

Ein Herz, das kleiner Jugendfehler wegen ſo tiefe Reue fühlt, iſt gewiß noch nicht im innerſten Grunde verdorben. Ich bin überzeugt, mein Walbeck liebt mich; er wird mich in der Stille hier abholen, und dann werd' ich mit Triumph in ſeine Arme fliegen, wenn er nur erſt ſeinen beſtimmten Aufenthalt hat. Alles, was mich umgiebt, wird mir zur Hofnung. Die Sonnenſtralen, die des Morgends in mein Fenſter fallen, ſind mir Stralen der Hofnung! Leuchtet nur freundliche Stralen, bis ihr die Tage verherrlicht, die mich im Arme der Liebe finden werden!

O leuchte mir, göttliche Sonne!
Ein Leben empfängt mich voll Wonne,
So daurend und herrlich wie du!
Dort ſeh' ich mein künftiges Leben,
In roſigen Dämm'rungen ſchweben;
Dort winkt es ſo freundlich mir zu!

Bald werf' ich mich an ſeine Bruſt
Und trink' aus ſeinen Blicken;
Die reinſte himmelvolle Luſt,
Das ſeligſte Entzücken!

Ja leuchte nur, göttliche Sonne!
Ein Leben empfängt mich voll Wonne,
So daurend, ſo herrlich wie du! ꝛc.

Dritter Auftritt.

Kantor und Lieschen.

Kantor.

Hoch- und werthgeſchätztes Lieschen, ſo luſtig, und in Ihrem Hauſe — (zuckt die Achſeln) — aber ſo geht's — man ſpricht nur nicht gerne davon; indeſſen Sie kann immer luſtig ſeyn, Sie kommt bald heraus.

Lieschen. Nun in unſerm Hauſe, was giebts da?

Kantor. Ei! ſollte denn Lieschen das nicht wiſſen?

Lieschen. Ich komme aus dem Garten: ich weiß nichts.

Kantor. Man ſpricht nur nicht gerne davon!

Lieschen. Warum will Er mir's ſagen? Ich erfahr' es ja doch. Was hat ſich zugetragen?

Kantor. Eben nicht viel Gutes! Sie kann leicht denken; allein man ſpricht nicht gerne davon; tace!

Lieschen. Sag' Er's doch nur, daß Er das Geheimniß los wird vom Herzen! Es liegt Ihm doch zu ſchwer drauf!

Kantor. So geht's! wer ſolche atheiſtiſche Principia hegt, und für den ehrwürdigen Geiſtlichen keine Hochachtung hat; ihm ſein bischen Einkünfte ſchmälert: ſo geht's ſolchen Freigeiſtern; ſo kommt's denn am Ende!

Lieschen. Ich weiß ja nicht was Er will! Geht denn die Sache Ihn an? Er kommt ja ſo ſehr in Amtseifer!

Kantor. Wem die Pflicht ſeines Amtes und ſein bischen Brodt am Herzen liegt, muß bei ſolchen Umſtänden wohl in die Hitze laufen. Zürnen iſt ſonſt meine Sache nicht!

Lieschen. Daraus werd' ich nicht klug! Was iſt denn?

Kantor. Sie wird's zeitig genug erfahren. Man ſpricht recht gerne davon. Es iſt ja heutiges Tages ſo!

Lieschen (vor ſich.) Das ſind die verſchwiegenen Plauderer!

Kantor (ſich ſchüchternd umſehend.) Sie behält's bey ſich, Lieschen! Es iſt zwar nichts dran gelegen; aber man hat's doch nicht gerne. Ich will's Ihr ſagen, Lieschen. Es weiß noch niemand im Dorfe, als zehn bis zwölf von meinen guten Freunden, und die wiſſen's alle nur im Vertrauen (ſich ſchüchtern umſehend) Stell Sie ſich vor: ich bin mit meinem Gevatter, dem Schulzen, vorn in meiner Schulſtube und discuriren mit einander; da kommt auf einmal ſein Heinrich: Vater ihr ſollt gleich zu Hauſe kommen! ſind Soldaten da, geſchwinde! geſchwinde! Soldaten? ha! ha! Mein Gevatter auf und fort. Es währt nicht lange, ſo kommt er wieder bey mir vorgeſprungen, und ſagt mir in's Ohr: die Exekution iſt da. Ein Korporal mit vier Mann. Der Korporal hat mich rufen laſſen. Denk Sie, wie ich erſchrak. Ich habe wohl vorher ſo was davon murmeln hören, aber gewiß glaubt' ich's nicht.

Liesch. Exekution? davon hab' ich ja keine Silbe gewuſſt!

Kantor. Das kann ſeyn; aber richtig iſt's! Sie wird ſehen!

Liesch. Wie wird das arme Fräulein ſich ängſten! Es geht zwar nur die Sache ihren Bruder an; aber der iſt fort!

Kantor. Nun laſſe Sie Exekution Exekution ſeyn. Wir wollen ein ander Kapitel aufſchlagen, das uns näher angeht.

Liesch. Nun ſo ſchlag Er denn auf! Nur bitt' ich, nicht ſo langweilig zu kapituliren.

Kantor. Ich will's ſo viel möglich in die Kürze zuſammen preſſen.

Liesch. Ich mögte gern fort, lieber Herr Kantor.

Kantor. Eile Sie doch nicht ſo! Die Soldaten laufen Ihr ja nicht davon; Sie kriegt ſie zeitig genug noch zu ſehen, — und ich wünſchte, daß Sie ſie gar nicht ſähe! Man weiß wohl, wie Soldaten ſind. Mir ahndet nichts gutes! Deus bene vertat! Auf unſer Kapitel zu kommen. Ich habe das Fräulein geſprochen. Sie war ſehr gnädig und ertheilte mir ſogleich auf mein Anſuchen den Conſenſum in unſere beyderſeitige Heyrath!

Liesch. Beyderſeitige! Mir däucht, bis jetzt iſt ſie noch ſehr einſeitig und mag wohl nur in ſeinem Gehirn ihre Wirklichkeit haben. Er hätte alſo gar nicht nöthig gehabt, das Fräulein zu inkommodiren.

Kantor. Hochgeſchätztes Lieschen, Sie wird doch nicht wieder zurück wollen?

Liesch. Ich bin ja noch nicht vorwärts geweſen! Er muß eine ſtarke Einbildung haben, mein guter Herr Kantor.

Kantor. Sie hat mir ja ſelbſt gerathen, mich wieder zu verehlichen.

Liesch. Aber nicht mit mir!

Kantor. Ich habe das wirklich ſo genommen!

Liesch. Seine Naſe hat einen etwas ſtumpfen Geruch! Ich muß merklicher mit Ihm reden! Was bildet Er ſich denn ein, Herr Kantor — —

Kantor. Nicht vor übel zu nehmen, daß ich Ihr in die Rede falle! — Mein Lieschen, auf meine Naſe bild' ich mir nichts ein; 's iſt ja nur eine ganz ordinaire Naſe!

Liesch. Er verſtehe mich nicht!

Kantor. So! ſo! Nun merk' ich wohl, wo Sie hinaus will! Sie meint die moraliſche Naſe. Davon ließe ſich nun freylich was anders ſagen, aber einbilderiſch bin ich nicht drauf.

Liesch. Ich will eben ſagen, daß Er's auch nicht Urſach hat.

Kantor. Nun viel beſſer wie bey andern Menſchen, wird ſie auch wohl nicht ſeyn, und wenn's nun wäre, poſito, geſetzt den Fall; ſo wär's ja gut für Sie; denn Sie kriegt mich, wie ich bin, mit ſamt den beyden Naſen, mit dieſer phyſikaliſchen oder natürlichen und mit der moraliſchen, oder übernatürlichen.

Liesch. Und ich ſage Ihm rund heraus, daß ich Ihn mit ſamt ſeiner natürlichen und übernatürlichen Naſe nicht will!

Kantor. Wertheſtes Lieschen, Sie wird mir doch das nicht zu leide thun? Sie hätt's gewiß zu verantworten, wenn ich mich drüber todt grämte, mein liebſtes Lieschen. Seh Sie mal, ich habe mein ganzes Vertrauen auf Sie geſetzt. Thu Sie das nicht, Lieschen! Sie wird's auch nicht thun, Sie hat ein weiches Herzchen

Liesch. Ich höre ſchon, Er bittet ſich mein Herz zum Allmoſen aus; allein meine Moral dehnt die Barmherzigkeit ſo weit nicht aus. Für jedermann wäre auch dieſe Allmoſenliebe nicht. Ich wenigſtens dankte. Lieber wollt' ich mich in ein Winkelchen der Erde verſchließen, eh ich mich ſo erniedrigen wollte, das Mitleid eines Mannes anzuflehen. Ich empfehle Ihm mein Beyſpiel.

Kant. Läßt ſie mir kein Fünkchen Hoffnung?

Liesch. Ich kann Ihm nicht helfen! Wenn Er einmal um Liebe betteln will, ſo muß Er vor eine andre Thür gehen!

Kantor. Kann Sie meines aufrichtigen Schmerzes ſo ſpotten? Lieschen, Lieschen, denk Sie dran!

Liesch. Für ſeinen aufrichtigen Schmerz muß Er ein beſſer Mädchen bekommen können, als ich bin.

Duett.

Kantor.

Ein bittrer Scherz
Iſt Ihr mein Schmerz!

Lieschen.

O tröſt' Er ſich!

Kantor.

Mein armes Herz.

Lieschen.

O, tröſt' Er ſich!

Kantor.

Wie quält man dich!

Lieschen.

O ſpar' Er ſeinen Schmerz!

Kantor. (unwillig)

Die Liebe richte Sie und mich!
Die Liebe ſoll mich rächen!

Lieschen.

Und die läſſt ſich denn ſicherlich,
Kraft Richteramts beſtechen!

Kantor.

Sie hat ein ſteinern Herz!

Lieschen.

Drum ſpar' er ſeinen Schmerz!

Kantor.

Zu Tode quält man mich!

Lieschen.

O, tröſt' er ſich!

Kantor.

Man quält zu Tode mich;

und denn hat Sie's zu verantworten, wenn ich mich zu Tode gräme.

Liesch. Die Verantwortung übernehm' ich (Kantor ab)

Vierter Auftritt.

Fräulein und Lieschen.

Fräulein.

Wo ſteckſt du doch, Lieschen! Denk nur, wir haben Exekution! Einen Unteroffizier mit vier Mann. Da entwikkelt ſich's nun vollends, was meinen Bruder fortgetrieben hat. Was wird das für Unruhen geben! Ich halt's hier nicht aus.

Liesch. Laſſen Sie den Muth nicht ſinken, gnädiges Fräulein. Die Sache iſt vielleicht ſchneller abgemacht, als Sie es fürchten. Die Vorherveranſtaltungen Ihrer Vorſicht —

Fräul. Schützen nicht gegen die geſetzlichen Weitläuftigkeiten, die ich ſo ſehr ſcheue, wie ein Kind, das den

Finger verbrannte, das Feuer ſcheuet! — Was machen nicht ſchon die Kerls für Unruhen. Ich bitte dich, Mädchen, laß mich meine Lage ſo wenig als möglich fühlen. Da ſind die Schlüſſel, ſorge für alles!

Liesch. Was ich thun kann, gnädiges Fräulein, Ihrer zu ſchonen, ſoll gewiß geſchehen!

Fräul. So gehe dann und eile, daß die Soldaten befriedigt werden; ich überlaſſe dir alles.

Liesch. (will gehen)

Fräul. A propos! Noch eins! der Kanter iſt hier geweſen und hat in einem langen langweiligen Sermon feyerlichſt um dich bey mir angehalten. Biſt du geneigt, ſeine Wünſche zu befriedigen? ich habe nichts dagegen.

Liesch. (lachend) Ich habe ihm ſchon ſeine Abfertigung gegeben, gnädiges Fräulein! Er wäre die letzte Partie, die ich ergriffe.

Fräul. Jetzt, Lieschen, muß ich dir etwas ſagen, was ich dir gerne verſchweigen mögte. Ich kann hier auf dem Gute nicht länger bleiben. Ich ziehe zu meinem Schwager nach der Stadt! Mehr brauch' ich dir nicht zu ſagen, um dich errathen zu laſſen, was mir ſo ſchwer wird, dir zu eröffnen.

Liesch. (dem Fräulein die Hand küſſend) Mein gnädiges Fräulein, ſo ungern ich aus ihrem Dienſte gehe, ſo ſeh' ich doch ein, wie überflüſſig Ihre neue Einrichtung meine Dienſte macht

Fräul. Nicht dies allein, ſondern unmöglich! Du kennſt mich. Nichts als Unmöglichkeit, dich zu behalten, hätte uns trennen können!

Liesch. Nehmen Sie meinen unterthänigſten Dank.

Fäul. Davon ſchweig. Jetzt komm mit, die Soldaten zu beſorgen. (beyde ab)

Fünf-

Fünfter Auftritt.

Korporal.

ſ mein Seel wahr! Herrliche Mädel giebt's hier.
kleine Ding da im Garten war ein allerliebſtes
hen. Eins, zwey, drey Schritt, da war's den
n hinauf! Ein Füßchen ſo niedlich, ſo leicht!
Blumen hätt's wandeln können, ohne eine zu zer-
n. Ein Wuchs, ein Weſen — hinreiſſend, be-
nd war's! Auf einmal war's fort! Wie konnt
Narren das wohl ſo verdrießen? Es muß wohl ſo
ammergeſchöpfchen ſeyn, dafür ſah' ich ſie an; aber,
er Teufel, ein Engel!

Hab' wohl in manchem Städtchen
Manch Mädel ſchon geſehn;
Doch war, von allen Mädchen,
Kein einziges ſo ſchön.

Ihr Blick war ſanft und friedlich,
Wie's junge Veilchen iſt:
Das Händchen ward ſo niedlich
Vom Frühlingswind geküßt.

Hab' wohl in manchem Städtchen
Manch Mädel ſchon geſehn;
Doch war, von allen Mädchen,
Kein einziges ſo ſchön!

Sechſter Auftritt.

Korporal und Lieschen.

Lieschen. (geht in Gedanken vor ſich hinſehend)

Korp. Serviteur, Serviteur! mein ſchönes Kind.

Liesch. (Aus ihrer Zerſtreuung aufſchreckend) Dienerin!

Korp. Ah mon ange! Sie erſchrickt ja ſo! — Fürcht Sie die Soldaten nicht! Soldaten ſind nur auf dem Schlachtfelde fürchterlich; aber bey Mädchen nicht. Wer iſt Sie denn, Herzchen! Kammerjungfer bey dem Fräulein hier auf dem Gute, nicht wahr?

Liesch. Ja!

Korp. So? Schon lang?

Liesch. Soll das mit in den Rapport?

Korp. Ihre Beſcheide ſind ſehr kurz!

Liesch. Wie meine Zeit!

Korp. Ein Kammerjüngferchen und keine Zeit?

Liesch. Wenigſtens nicht für unnütze Antworten!

Korp. Hexe: kann man dir wohl was übel nehmen? (ſtreicht ihr die Backen)

Liesch. Herr Unterofficier, bleib' Er in ſeinen Schranken!

Korp. Nicht böſe, mein Engelchen! nicht böſe! das Patſchchen.

Liesch. Soll ich die Erinnerung noch einmal thun? Adieu! (will fort)

Korp. Nicht von der Stelle! Sie muß ſich erſt aus meiner Gewalt löſen!

Liesch. Ich fürchte ſeine Gewalt nicht!

Korp. (ſcherzhaft) Nicht? Mir ſitzt warlich das Herz recht!

Liesch. Er ſcheint einen Roman mit mir ſpielen zu wollen; Romanenhelden ſollen ſchlechte Kriegeshelden ſeyn.

Korp. Ein verteufeltes Mädchen! Glaub' Sie mir, im letzten Kriege bin ich ſcharf dran geweſen, beyde Waden hätt' ich beynahe eingebüßt; und drey fingerbreit, ſo war's Genick zum Teufel! Aber die Hunde von Feinden, ich hab's ihnen vergolten! Einem feindlichen Bauer ſpießt' ich die Frau und ein Kind in der Wiege!

Liesch. Würdige Heldenthat!

Korp. Sonſt aber bin ich ſehr friedlich.

Liesch. (ſpottend) Davon trägt er ja die Beweiſe auf den Waden und in dem Genick.

Korp. Mädel! Mädel, du ſpotteſt! Greif mich nicht bey meiner Ehre an! Da bin ich verflucht kitzlich!

Liesch. Er beliebte ſeine Ehrenwunden ſelbſt zu rühmen!

Korp. Spaß bey Seit! wir müſſen näher bekannt werden!

Liesch. Ich bin mit der jetzigen Bekanntſchaft zufrieden!

Korp. Was für Zeitvertreib hat man hier? Man muß ja ſterben vor Langerweile.

Liesch. Was einem beliebt.

Korp. Spielt man hier?

Liesch. Eben nicht.

Korp. Ein Spielchen iſt ein ganz artiger Zeitvertreib. Spielt ſie l'hombre?

Liesch. Nein!

Korp. Oder Tarock? — das iſt ein trefflich Spiel!

Liesch. Ich verſteh's nicht!

Korp. Auch nicht Treſſet? Ich kenne kein amüſanter Spiel pour les Dames; Treſſet muß Sie lernen. Ich ſtehe mit meinen Kenntniſſen zu Dienſte.

Liesch. Ich finde keine Neigung bey mir.

Korp. Weiß Sie was eine invite bedeutet? Man inviriret auf dreyerley Art.

Liesch. Danke recht ſehr für ſeine Bemühung, mein Herr Korporal. Ich habe nicht die geringſte Neigung.

Korp. Malheur par tout!

Le charme de vos brillans yeux
M'invite à jouer coeur;
Mais voila il perd le jeu,
Le malheureux joueur!

Liesch. Sein Franzöſiſcher Amor verſtehe ſich auf die Deutſchen Mädchen ſchlecht, wenn ich nach der Würkung urtheilen darf, die er auf mich macht. Ich bin nicht für's Franzöſiſche!

Bin ein ſtolzes Deutſches Mädchen;
Mehr als Frankreichs größte Stadt
Lob ich mir das kleine Städtchen,
Welches mich erzogen hat!
Heil dem kleinen Deutſchen Städtchen!
Glück und Ruhe wohne drinn!
Wiſſ't! ich bin ein Deutſches Mädchen,
Und bin ſtolz drauf, daß ich's bin!

(Lieschen ab)

Siebenter Auftritt.

Korporal allein.

Hab' mein Lebtag ſolchen kleinen Starrkopf nicht geſehn! Kann ich wohl ein Schrittchen näher mit ihr kommen? Wo's ſteht, da ſteht's, und nicht einen Point drüber 'nau's. Sie muß ſchon Handgeld haben. Die Mädel ſind ja ſonſt ſo trotzig nicht. S'iſt mein Seel' als wenn ſie kugelfeſt wäre. Es ſchwebt mir immer im Sinn, als wenn ich den kleinen Trotzkopf ſchon gekannt hätte, und doch kann ich mich nicht beſinnen. Sie hat ein bischen einen Nagel, däucht mir: muß mal von der Seite angreifen.

Achter Auftritt.

Lieschen, das Fräulein.

Fräulein.

Wo wollt' ich denn hin, Lieschen! Ueberall ſuch' ich Ruhe und nirgends finde ich ſie! Ach mein Bruder! So weit kann's mit einem Menſchen kommen!

Liesch. Wo haben ſie die Nachricht her, gnädiges Fräulein? Vielleicht iſt's nur ein bloßes leeres Gerücht.

Fräul. Der Bote, der gewöhnlich von Warrheim kommt, hat ſie mitgebracht.

Liesch. Es kann ein Misverſtändniß ſeyn. Wer weiß, was für einen Menſchen man todt gefunden hat. Dies wäre allenfalls ein Schritt, den derjenige thun würde, dem alle Ausſicht abgeſchnitten, jede Quelle der Hülfe verſtopft wäre. Allein ein junger Edelmann, von ſolchen

Empfehlungen, ſolchen Talenten, dem's an keiner Hoffnung fehlt, braucht den Weg nicht einzuſchlagen. Längſt konnte der Herr von Walbeck ein angemeſſenes Amt haben, wenn ihm nicht ein edler Stolz abgehalten hätte, dem Miniſter ſeine Dienſte anzubieten. Dieſer Vorfall dürfte ihn zu ſeinem Vortheil etwas demüthigen.

Fräul. Seine Aufführung iſt nach und nach bey Hofe bekannt geworden; das wuſſt er; daher wagt' er nicht einmal um ein Amt anzuhalten. Wie konnt' es auch einem Menſchen anvertraut werden, an der Glückſeeligkeit eines Staats zu arbeiten, der ſeine eigene ſo vernachläſſigte? Auf den Miniſter durſt' er gar nicht mehr rechnen. Worinn beſtanden nun ſeine Ausſichten? Die beſten Talente ſind die gefährlichſten, wenn ſie von dem Winke ſchlechter Geſinnungen abhängen! Ich hab' eine fürchterliche Ahndung. Martin ſetzt ihm nach; vielleicht iſt er noch zu retten. Martin bleibt lange — Doch da kommt er: nun werden wir's — Gott weiß was? — erfahren.

Neunter Auftritt.

Martin, die Vorigen

Martin.

Erſchrecken Sie nicht, gnädiges Fräulein —

Fräul. Er iſt todt! mein Bruder iſt todt! Dein Erſchrecken Sie nicht, ſagt genug: enthält die ganze ſchreckliche Poſt.

Lieſch. (drückt ihre Beſtürzung aus)

Mart. Ja! er iſt todt, mein gnädiges Fräulein, faſſen Sie ſich! Ich bin bey ſeinem Begräbniß geweſen. Er liegt in Warrheim begraben. Die daſige Herrſchaft hat,

hat bey dem Vorfalle die beſten Veranſtaltungen getroffen. Hier hab' ich den Brief an Sie, gnädiges Fräulein. (lieſt.)

Liesch. (vor ſich beſtürzt) So iſt's wahr! Was darf ich zweifeln?

Fräul. (zu Martin) Haſt du ihn in ſeinem Blute geſehen?

Mart. Nein, gnädiges Fräulein; man hatt' ihn ſchon auf den adlichen Hof gebracht.

Fräul. Erzähle, Martin, wie haſt du ihn gefunden? War kein Athemzug mehr in ihm?

Mart. Keine Spur von Leben ließ ſich entdecken; alle Verſuche waren vergeblich.

Fräul. (lieſt)

Mart. (zu Lieschen) Ihr Herr von Wallbeck, Lieschen — (drückt durch Aktion ſein Nichtdaſeyn aus.)

Liesch. Elender Spötter!

Fräul. (zu Lieschen) Der Wartheimer Bote, der eben den Weg gekommen iſt, hat ihn zuerſt gefunden. In dem Wartheimer Holze hat er ſich erſchoſſen (lieſt weiter)

Mart. (zu Lieschen heimlich) Will Sie ihm nicht nachreiſen, Lieschen? Nur weiß ich nicht, wie Sie's machen wird? Er luſchirt ſehr kumpengös (auf das Grab deutend) hölzerne Tapeten, weiter paſſirt nichts in dem Zimmer.

Liesch. (ringt geheim die Hände) Ich unglückliches Opfer des Betruges, wie wird man des betrogenen Mädchens ſpotten! Ach! von allen Seiten verlaſſen.

Mart. (vor ſich) Nun gehn ihr die Augen auf, aber auch zugleich über!

Fräul. Zweymal hat er die Augen nur noch aufgeſchlagen; dann iſt er verſchieden — das Ende mußt's mit ihm nehmen; er wüthete zu ſehr auf ſeine Glückſeligkeit hinein. Laß mich allein Lieschen, und ſag dem Kutſcher,

ſcher, daß ich heute noch zu meinem Schwager reiſen würde! (Fräulein ab)

Liesch. Was ich die Zeit her habe leiden müſſen, Martin! Er hat gewiß auch gehört, was man von mir ausgeſprengt hat.

Mart. Martin iſt nicht dumm!

Liesch. Er wird doch nicht auch dem verläumderiſchen Gerüchte geglaubt haben?

Mart. Nein! Ich begreife nur nicht, warum ich Ihren Ton auf einmal ſo verändert finde; nun will ich einmal aus ihrem vorigen Ton ſingen.

Nach Lieschen ſtand mein ganzer Sinn,
Mein Herz war ihr ergeben;
Doch nun fahr ſie in Frieden hin,
Ich wünſche wohl zu leben!

(Martin ab)

Zehnter Auftritt.

Lieschen (allein.)

Lieschen.

Welche Demüthigung! da geht er nun hin und ſpottet die Betrogene; überläſſt ſie ihren Schmerz und ihrer Schande! Ach! wie die Verachtung desjenigen ſchmerzt, den wir ſelbſt in glücklichern Ausſichten verachteten! Wie eine glänzende Decke zieht es ſich weg vor meinen Augen, und ich ſehe, was ich nie zu ſehen fürchtete; das Fräulein kann mich nicht behalten; und nun, wohin? Wo ſoll ich hin mit meiner Schmach? Dem Fräulein mein Herz zu entdecken! Hu mich ſchaudert! ſo gütig ſie auch iſt! mich ſchaudert vor dieſem Schritt! Doch ich will, und dann werd' ich es doch nicht können. Meine Ruhe iſt dahin! Hin die Unſchuld meines Herzens! mein Ruf befleckt, meine Ausſicht, Elend. Dem Kantor mich in die Arme zu werfen, dem ich ſo zurückſtoſſend begegnete? ihm mich anzubieten? Pfui, welche Erniedrigung! — und doch iſt es der einzige Ausweg, um dem ganzen Roman ein kurzes Ende zu machen.

Kann man in einer ſchrecklichern Verwirrung ſeyn als ich? und das alles von einem Betrüger! O, daß ſein Andenken aus meinem Herzen verſchwände!

Traut, Mädchen, keinem Manne mehr!
Käm' einer, wie ein Gott, daher,
Trüg' alle Tugend im Geſicht;
Ich traue nicht!

Traut, Mädchen, keinem Manne mehr!
Kein Meineid wird den Männern ſchwer;
Sie brechen Eide, Treu und Pflicht.
Ich traue nicht!

Traut, Mädchen, keinem Manne mehr!
Ihr Herz iſt all' der Liebe leer,
Wovon ihr Mund entzückend ſpricht;
Ich traue nicht!

Vierter Akt.

Erſter Auftritt.

Korporal (allein.)

Alles ſtill; ihr Fenſterchen, ſo verſchloſſen, ſo einſam, als wenn ihr Kämmerlein die Zell' eines Kloſtermädchens wär! Aber thut nicht's! Hab' noch guten Muth; wenn ſie auch im Kloſter hinter tauſend tauſend Gittern bewacht würde. Entweder ich ſtürb' oder holte ſie 'raus. Bey meiner Seel', ganz vernarrt in das Mädel! Mögt' unaufhörlich ſie ſehen und um ſie ſeyn.

Wär' ich gleich ein Sonnenſtäubchen,
Durch ein Ritzchen ſchwebt' ich dann,
Hängte mich dem holden Weibchen
Leicht an's Buſenſpitzchen an.

Wär' ich gleich ein Maienlüftchen;
O, wie wollt' ich ungeſehn,
Lieblich wie ein Abenddüftchen,
Um das Frühlingsmädchen wehn.

Würd' ich gleich zur Maienglocke,
Dort in ihrem Lieblingshain;
O ſie räumt' auf ihrer Locke
Mir gewiß ein Plätzchen ein.

Wär' ich gleich ein leiſer Schimmer;
Durch ihr Fenſter führ' ich ſchnell,
Und dann blickt' ich ſpielend immer
In ihr Aeuglein klar und hell.

Ich muß hier unter ihrem Fenſter ein Abendmuſikchen veranſtalten. Ha! da kommt mir ja der Kantor bien à propos! Nur hierher, mein Freund.

Zweiter Auftritt.

Korporal und Kantor.

Korporal.

Er iſt ja wohl der Kantor des Orts, ſeiner Kleidung nach.

Kantor. Zu ergebenſten Dienſten, gnädiger Herr Korporal, ich bin Cantor loci; ſtehe mit meiner Perſon zu Befehl.

Korpor. Für meine Abſicht brauch' ich nur ſeinen Kopf.

Kant. Auch mein Kopf ſteht zu Befehl; jedoch nicht ſeparatim, nicht einzeln; ich mögte gern im Ganzen konſumirt werden.

Korpor. Sey Er nicht bange! Er behält ſeinen Kopf und was drin iſt, wenn's viel iſt. Hör' Er nur! Kennt' Er das Kammermädchen hier auf'm Gut?

Kant. Ja! (vor ſich) Da haben wir die Bekanntſchaft ſchon! Mundus vult decipi.

Korpor. Nicht wahr? Ein hübſch Mädel?

Kant. Es ſcheint ein ganz artig Frauenzimmer zu ſeyn (vor ſich) Die Ungetreue!

Korpor. Nun hör' Er zu! Hätt' wohl Luſt dem Mädel ein Abendmuſikchen zu bringen. Was ſagt Er dazu? Kann Er dergleichen hier möglich machen?

Kant. (beſinnt ſich.)

Korpor. Rath geſchaft!

Kant. Inſtrumentalmuſik iſt wohl nicht möglich!

Korpor. Er muß Rath' ſchaffen!

Kant. Wenn der Herr Korporal mit einer ganz geringen Vokalmuſik vorlieb nehmen wollen; ſo verſprech' ich was rechts zu leiſten. — Ich will mich zwar nicht rühmen; aber es muß Ihnen gefallen. Ich habe einige Jungens abgerichtet, die haben's beynahe ſo weit gebracht, wie ich!

Korpor. Vokalmuſik? Komponirt Er denn?

Kant. In ergebenſter Antwort, ich habe ſchon verſchiedenes verfertigt.

Korpor. Seh's ihm an! Mögt' beynah auch rathen, daß Er ein Poet iſt.

Kant. Ich mache ja wohl zuweilen ſo ein Verschen, wenn was vorfällt; Hochzeiten, Kindtaufen! Auch im Kirchthurmknopf hab' ich die Jahrzahl und das Datum in Verſe gebracht.

Korpor. Teufel hol'! Da ſteigt ja ſein poetiſch Verdienſt faſt bis an die Sterne.

Kant. Eigentlich, wenn Sie erlauben, iſt's hinauf gewunden!

Korpor. Hat Recht, Alter! S'iſt ein verteufelter Unterſchied, wenn's Verdienſt zur Höh hinauf ſteigt, oder wenn's 'nauf gewunden wird. Im letzten Fall taugt's nicht viel. — Nu, mein guter Kantor, verſteh' auch ſo'n Biſſel, was dazu gehört! Hat Er denn poetiſch Gefühl?

Kant. Gefühle genug; ob aber ein poetiſches drunter iſt, kann ich nicht mit Gewißheit ſagen; indeſſen wollt' ich allenfals behaupten, quod ſit.

Korpor. Poetiſchen Geſchmack?

Kant. Ich kann auch nicht gewiß behaupten, ob er poetiſch iſt.

Korpor. So verbindet Er in ſeiner werthen einen Exiſtence drey perſonages!

Kant. Zu Dero Dienſten, ja! Jedoch iſt unter allen dreyen der Kantor perſona prædominans.

Korpor. Zum Teufel mit ſeinem Latein! Verſteht Er kein Franzöſiſch! C'eſt la langue favorite des grands.

Kant. Nein, das verſteh' ich nicht, gnädiger Herr!

Korpor. Nun ſo bleib' Er mir mit ſeinem Latein drei Schritte vom Leibe.

Kant. Wollen Sie gratioſe erlauben? — worin man eine ziemliche Fertigkeit hat, und womit man täglich umgeht, das klebet einem ſo an, daß man's überall blicken läſſt.

Korp. Hat Recht Alter! — Ich weiß, bey unſerer Kompagnie ſtand ein Feldſcheer. Er machte eine Art Pillen, die er einem mit beſonderer Fertigkeit, wie ein Kliſtier beybrachte. Der hatte ſich das Beybringen ſo angewöhnt, daß man in ſeiner Geſellſchaft vor ſeiner Geſchicklichkeit nicht mehr ſicher war. Iſt derſelbe Fall, wie mit ſeinem Latein.

Kant. Nur, wenn Sie erlauben, iſt hier ein Unterſchied in methodis; das Latein wird auf eine ganz andere Art und Weiſe beygebracht, als ein Pillenkliſtier. Das Latein wird per aures beygebracht.

Korpor. Was hilft all' das Schwadroniren! Er bewerkſtelligt mir eine Abendmuſik, Alter, wie Er ſie möglich machen kann. Den Text macht Er auch dazu!

Kant. In dergleichen Verſen bin ich nicht geübt: Soll's denn in Form eines Hochzeitgedichts eingerichtet ſeyn?

Korpor. Alter Narr! ſo weit iſt's noch nicht! Stell' er ſich die Sache einmal ſo vor: Ich will ein Mädchen

chen durch Verſe angreifen; ſo ſchick' ich die leichten Truppen der Amoretten voraus, zum recognoſciren; darauf folgen hinreißendere Gedichte, und ſtreckt ſie denn's Gewehr: ſo wird das Hochzeitliedel abgeleiert, das iſt denn das Siegslied. Er verſetzt ſich in meine Lage, verſteht Er mich?

Kant. Verſteh wohl! Verſteh wohl!

Korp. Er thut, als liebt Er das Mädel und ſagt ihr lang und breit vor, was Er beſitzt, ſie glücklich zu machen; alsdenn lobpreiſ' Er ihre Schönheit, Sittſamkeit, und was ſie ſonſt noch gutes haben ſollte, und könnte. — — Endlich ſtreut Er, nach Gutdünken, etwas Hochgefühl, Flammengefühl, und ſo weiter, drunter. Dies wäre ohngefähr das Rezept des Gedichts.

Kant. Auf's Hochgefühl verſteh' ich mich nicht! und mit dem Flammengefühl bitt' ich mich zu verſchonen; darin hab' ich ein Haar gefunden. Als ich einſtmals zu meiner ſeelgen Frau in die Küche kam, und was mit ihr überlegen wollte; (der gnädige Herr war eben in allen Züchten und Ehren bey ihr) ſo goß ſie mir in der Ungeduld einen Topf ſiedend Waſſer über die Parucke. Seit dem fährt mir noch ein heiſſer und kalter Schauer durch alle Glieder, wenn ich nur den Namen Flammengefühl höre.

Korpor. Alter Narr! Mit dem Flammengefühl hab' ich ſelbſt nichts zu thun; ich meine ein ganz anderes: weil ihm aber der Nahme ſchon zuwieder iſt, ſo kann's bleiben! Nu mach' Er nur!

(Korporal ab.)

Dritter Auftritt.

Kantor (allein.)

Die Ungetreue! Nun muß ich ſie obendrein noch beſingen. Wie wird ſich meine Muſe krümmen und winden, wie ein Schulknabe, der den Stock küſſen ſoll, womit er gezüchtigt würde. Die Ungetreue! Nun glaub' ich's doch, daß ſie auf den Herrn von Walbeck Rechnung gemacht hat, und eben iſt's mit dem aus, ſo iſt der Korporal ſchon wieder an ſeinen Platz, der kaum den erſten Tag hier iſt! Nun geh, du Falſche! Ich will mich nicht um dich todt grämen! Ja käme ſie jetzt, die freundliche Schlange und böte mir ihre Hand an; ich bin kein ehrlicher Mann, wenn ich ſie annähme, ſo ſehr ich ſie auch geliebt habe und noch liebe. Wenn ich ſie nur vergeſſen könnte! Ich fühl' es, wie ſehr ich ſie noch liebe! Fort mit dem Gedanken an ſie! Ich muß auf mein Gedicht denken! Wenn ich damit nur erſt über die Seite wäre, und die Kompoſition, das iſt noch ein Stück Arbeit! — — Ich muß thun als wenn ich verliebt wäre. Närriſch! In Verſen hab' ich mich ſo noch nicht präſentirt. Ob mich die Liebe in Verſen wohl kleidet? — Pro ſecundo: ich muß ihr ſagen, wodurch ich ſie glücklich machen will; was geb' ich da wohl an? Mein Gärtchen und die Roſen drin! meinen Weinſtock vor dem Hauſe, die neue Hecke, die ich angelegt habe. Weiter wüßt' ich ja eben nichts, (geht auf und ab) weiter wüßt' ich nichts. — — Ich werde wohl den Paſtor zu Hülfe nehmen müſſen!

Vierter Auftritt.

Lieschen der Kantor.

Lieschen.

So tief in Gedanken, Herr Kantor?

Kantor. Hat nicht ein Mann, wie ich, Schererey genug?

Liesch. Was hat Er denn für Noth, Herr Kantor! Wenn ich an ſeinem Platz wäre, ich wollte ſo vergnügt, ſo glücklich leben, wie ein König. Er hat ſein Häuschen, ſein Gärtchen und ſein bischen Feld. Kein Menſch beſtiehlt ihm. Ich hab' oft im Stillen ſo gedacht: Unſer Herr Kantor muß wohl recht zufrieden leben: ſein ruhiger Geiſt muß die Quelle der Zufriedenheit ſelbſt ſeyn. Wie gut mag es ſeine Frau nicht bey ihm gehabt haben! So hab' ich oft gedacht.

Kantor. Ich kenne den Ton! Spotte Sie nicht! Sie hat's nicht mehr Urſach.

Liesch. Mein beſter Herr Kantor, könnt' Er jetzt in mein Herz ſehen, Er würd' es ganz anders finden!

Kantor. Die Veränderung macht vermuthlich der Tod des Herrn von (vor ſich) nun ſoll der Kantor gut genug ſeyn. Er wird ſich hüten!

Liesch. (vor ſich) Bitterer Vorwurf!

Kantor. Allein der Korporal, der hier auf Exekution liegt, iſt ja ſchon wieder in ſeine Stelle eingerückt.

Liesch. Was es für böſe Zungen giebt! Ich habe kaum einmal den Franzöſiſchen Haaſen geſprochen.

Kantor. Weiſe Sie ihn nicht ab! Ich rathe es Ihr wohlmeinend. Ich habe mich Ihrentwegen beruhiget, und werde mich nicht todt grämen, wie ich anfangs willens war.

Liesch. Dem Franzöſiſchen Narren, dem Korporal zum Troß, beſitzt Er mein Herz, Herr Kantor.

Kantor. Ich danke zum ſchönſten! Sie hat mich ſelbſt vor Ihrem Herzen gewarnt. Das niederſchlagende Pulver hat ſeine Würkung gethan. Es mögte mir gehn wie jenem Manne,

Liesch. Er iſt ein gutherziger, grosmüthiger Mann, der einem Mädchen eine kleine Unbeſonnenheit gern verzeiht.

Kantor. Ei Lieschen! Lieschen! Die Grosmuth eines armen Dorfkantors anzuflehen? Sie vergiſſt ſich! Sie vergiſſt ſich! Wie kann Sie ſich ſo erniedrigen?

Liesch. Laß Er das gut ſeyn. —

Kantor. Ja Lieschen, ich bin getröſtet!

Liesch. Er kennt mein Herz — —

Kantor. Das hab' ich auf Koſten meiner Ruhe nunmehr kennen gelernt, und da ſich meine Umſtände, wie Sie wohl ſieht, gebeſſert haben, ſo bedarf ich keines Allmoſens mehr. Sie wird mich verſtehn. Ich empfehle mich.

(Kantor ab.)

Fünfter Auftritt.

Lieschen (allein.)

Auch dieſe Hofnung iſt dahin! Hier ſteht ſie nun die weiſe Thörin, die ſich leichtſinnig über jede Warnung erhob; hier ſteht ſie nun ohne Ausſicht und empfindet ſiebenfachen Schmerz der Verachtung! — Iſt das das Ziel all' der ſchönen Hofnungen, die einſt meine Seele mit Freude erfüllten, als ich im Taumel ſtolzer Ausſichten träumte? — Dieſer Ort war's — Er hat mich oft in der Fülle meines Taumels geſehen, wenn ich ſo in freundlichen Phantaſien hier auf und abging, und dann die Bäume ſo anſah, wie ſie grünten, blühten und meine Hofnung mit ihnen grünte — und nun — du blühſt noch, ſüſſer lieber Ort meiner ehemaligen Freude; aber meiner Hofnung ſank das Haupt! Er war ein Falſcher, der mir ſo werth ſchien. Seine Worte, ſeine Schwüre, Blumen, die Gift im Buſen hatten. Ha! daß es Böſewichter giebt, die lachend einem Mädchen die Ruhe entführen können.

Ha! mitten in Flammen der Reue
Verſchmachte, verzweifle der Mann,
Der heilige Banden der Treue
Verrätheriſch entheiligen kann.

Schläft auf Roſen ſein Gewiſſen,
Ruhig, ohne Sorgen, dann,
Dann fallt mit zerfleiſchenden Biſſen,
Ihr Quaalen, fallt wütend es an!

Ha! mitten in Flammen der Reue,
Verſchmachte, verzweifle der Mann,
Der heilige Bande der Treue,
Verrätheriſch entheiligen kann!

Sechſter Auftritt.

Kantor mit ſeinen Knaben.

Kantor.

Kann ich mich drauf verlaſſen, daß das Fräulein weggefahren iſt?

Ein Knabe. Ja, ich habe ſie vor einer Stunde wegfahren ſehen.

Kantor. Nun gut! Du trag den Text hinauf, da! — (ein Knabe geht ab) Es iſt doch ein hübſches Frauenzimmer. Mir will ſie noch gar nicht aus dem Sinn. Wenn's mit dem Korporal nichts iſt, und da wird gewiß nichts draus, ſo nehm' ich ſie doch noch! Indeſſen das ſchadet nicht, daß ich ſie ein wenig in die Enge getrieben habe. Sie muß wiſſen, daß ſich ein Kantor auch nicht foppen läßt. — Das Gedicht iſt ſo gut, wie in meinem Nahmen. (Knabe kommt zurück.) Nun Jungens treft, oder ich treffe; ich mach's Solo und ihr fallt mit dem Chor ein! (ſingt vom Notenblatt.)

Herzens Lieschen, trautes Kind,
Höre, was ich bitte;
Liebe mich und komm geſchwind
Mit in meine Hütte!
Da iſt gut ſeyn. Ueber's Dach,
Ranken, Rebenſtöcke;
Und es grünt auch nach und nach
Meine Garten-Hecke!

Chorus.

Und es grünt auch nach und nach
Meine Garten-Hecke!

Kantor. (zu einem Knaben) Steht ſie am Fenſter?

Knabe. Nein, Herr Kantor!

Kantor. Die folgenden Verſus eben ſo!

Hab' ein artig Gärtchen, Kind,
Wachſen Roſen drinnen,
Unter allen Roſen ſind
Sie die Königinnen,
Und die duften ſüſſen Duft,
Durch die Abendſtille;

Blühn in Gottes freier Luft
In der ſchönſten Fülle.

Blühn! Chorus.

Chor.

Blühn in Gottes freier Luft,
In der ſchönſten Fülle!

Kantor. Junge, kuk noch mal! — Siehſt du ſie noch nicht?

Knabe. Nein, Herr Kantor.

Kantor. Sieh recht zu, dummer Junge!

Knabe. Gewiß nicht, Herr Kantor!

Kantor. Das begreif' ich nicht! (ſieht ſelbſt hinaus Du blinder Junge! da ſteht ſie ja!

Knabe. Nicht doch! Das iſt ja der Paruckenſtock, worauf ſie die Hauben macht!

Kantor. An wen haſt du denn den Text gegeben?

Knabe. Den nahm mir ein Soldat ab.

Kantor. Du Erzſchlingel! Du haſt ihn ja der Kammerjungfer ſelbſt geben ſollen. Nun den letzten Vers! Fallt zu rechter Zeit ein!

Freundlich wandelt hier die Ruh
In der Roſenkrone;
Herzens Liebchen, mögteſt du
Wohnen, wo ich wohne!
Sittſam ſeyn und gut und fromm
Iſt ja deine Sitte!
Nun ſo ſey ſo gut und komm
Mit in meine Hütte!

In meine! Verſteht ihr mich? In meine! des Kantors ſeine Hütte. — Nun Chorus!

Chor.

Nun ſo ſey ſo gut und komm
Mit in meine Hütte!

Kantor. Jungens verſteht's recht! In meine, des Kantors ſeine Hütte! — Nicht wahr, Jungens; das heißt Muſik? Aber es hat auch hier Mühe gekoſtet. — Potz Element! da kömmt der Korporal. Er ſcheint ſehr deſperat. Jungens, packt euch, daß es nicht über uns kommt, was er im Kopf hat.

(Knaben ab.)

Siebenter Auftritt.

Kantor und Korporal.

Korporal.

Wohin, du Schurke von Kanter? Den Augenblick ſteh, oder ich haue dich in den Boden 'nein; es ſollen Dornen und Diſteln über dir wachſen.

Kantor. Zürnen Sie nicht, gnädiger Herr Korporal, ich will gern ſtehen, wie und wo Sie's haben wollen; auch knien will ich, wenn Sie befehlen.

Korpor. Hier ſteh!

Kantor. Gern, mein gnädiger Herr!

Korpor. Für wen haſt du dies Gedicht hier gemacht?

Kantor. Für Sie, gnädiger Herr!

Korpor. Schurke! Das kannſt du mir weis machen? Kennſt du den Nahmen?

Kantor. Wollen Sie mildeſt erlauben? Ich pflege meinen Nahmen gewöhnlich unter meine Arbeiten zu ſetzen. Zürnen Sie nicht, gnädiger Herr!

Korpor. Es paſſt ja bey meiner Ehre gar nicht auf meine, ſondern auf ſeine Umſtände. Ich habe ja weder ein artig Gärtchen, worin Roſen wachſen, noch eine Hütte mit Weinranken umgeben.

Kantor. Das ſind poetiſche Fiktionen, zu Deutſch, Erdichtungen; die muß ein Gedicht haben. Belieben Sie ſich auch nur zu erinnern! Sie befahlen mir: ich ſollte thun, als wenn ich verliebt wäre, und das hab' ich gethan.

Korpor. Geſteh's, Schurke, du haſt ein Aug auf das Mädel?

Kantor. Bey meiner Ehre nicht, gnädiger Herr!

Korpor. Ehre? Wer hat dir denn Ehre vermacht? Ein Gewiſſen hat ſo ein Kerl nur, wie du! Kannſt du nicht bey deinem Gewiſſen ſchwören?

Kantor. Zürnen Sie nicht, gnädiger Herr Korporal; ich will künftig gern bey meinem Gewiſſen ſchwören, und Ihrer Ehre nicht wieder zu nahe kommen!

Duett.

Korporal.

Der Teufel hole mich!
Kerl, ich zerhaue Dich.

Kantor.

Erbarmen! Erbarmen!

Korporal.

Kerl, ich zerhaue Dich!

Kantor.

Mir Armen! Mir Armen!

Korporal.

Der Teufel hole mich!
Kerl, ich durchbohre Dich!

(zieht den Degen.)

Kantor.

Auweh! Auweh! Auweh!

Korporal.

In's Teufels Nahmen, geh!

(ſtoßt ihn fort und läuft ihm nach.)

Achter Auftritt.

Lieschen (nachrufend.)

Was giebt's denn hier? Was giebt's denn hier? Herr Kantor! Herr Kantor! — Der Korporal läuft ja mit einem Degen hinter ihm drein! Wenn mir der Franzöſiſche Haſenfuß nur nicht wieder auf den Hals kömmt. Der Kantor ſcheint auf einem guten Zuge zu ſeyn! Warum ſollt' er mir ſonſt die Muſik gebracht haben! (ſeufzend) Was ich ſonſt ſo weit von mir warf, hol ich demüthig wieder zurück! und dann, Frau Kantorn, iſt die glänzende Rolle geſpielt, die ſich in der armſeligen Hütte, und in dem Arm eines hypochondriſchen alten Mannes endet! — Da kömmt ja der Korporal wieder. Wenn ich nur wüßte wovon der Menſch mir bekannt vorkömmt!

Neunter Auftritt.

Lieschen, der Korporal.

Korporal.

Engliſches Lieschen, bin heut ſo froh, mögt mit den Fledermäuſen in der Luft 'rumtreiben! — Wir haben Abgang gehabt, und bin nun der erſte zum Lieutenant. Zum Hauptmann braucht's nur noch ein, zwey pas! Was meint Sie zur Frau Hauptmannin? — à propos. Wie hat Ihr denn die ſchlechte Singemuſik gefallen? — Darinn iſt's der Teufel hol' auf'm Dorf' hundsvöttiſch! ordentliche Muſik kann man nicht haben.

Liesch. Die Muſik hat mir ja der Kantor gebracht!

Korp. Aber in meinem Nahmen, Schätzchen! Der dumme Teufel hat mich nicht verſtanden, und hat den Text nicht auf meine Umſtände eingerichtet, ſondern auf ſeine; weil ich ihm befahl: Er ſollt ſich an meinen Platz ſtellen. Ich hätt' ihm beynah das Leder dafür ausgebürſtet. Der Text an ſich iſt ſo ganz hübſch, wenn er nur paſſte! Mein Seel', ſo'n Ding hätt' ich wohl ſelbſt noch zuſammengeſchmiert! Hab' wohl ſelbſt mal Verſe gemacht; deutſch und franzöſiſch.

Ein Franzöſiſch Liedel zur Probe! (beſinnt ſich) Verſteht ſie Franzöſiſch?

Liesch. Ein wenig. (vor ſich) Ich komme auf eine ſonderbare Vermuthung, und es hat auch Wahrſcheinlichkeit: denn unter die Soldaten gieng er; aber wie ſollte das juſt ſo treffen?

Korp. (vor ſich) Bin's Teufels! hab' das Mädel wo geſehn, ſey's auch, wo's ſey!

Liesch. Fällt ihm ſein Franzöſiſch Liedchen nicht ein?

Korp. Bin eben drauf! bin drauf! Le nez et les oreilles &c.

Liesch. Die Wahrſcheinlichkeit wird immer größer, der Anfang des Liedes iſt mir auch bekannt, ſo lang es auch her iſt.

Korp. Da hab' ich's! (ſingt)

Le nez et les oreilles,
Le levres ſans pareilles
Sont de petits voleurs,
M'ont derobé le cœur;
Ma pouponne,
Ma couronne,
Vous tenez mon cœur.

Liesch. (vor ſich) Wahrhaftig die Arie, die er immer auf der Lindengallerie mir zu Ehren ſang, wenn ich auf dem Hof nähete.

Korp. Wie gefällt's?

Liesch. Ganz gut! Er hat die Arie einem Mädchen zu Ehren gemacht, und weiß die Naſe, Ohren und die ſchönen Lippen ſeiner Geliebten ſehr witzig zu loben. Es iſt kleines Diebesgeſindel, das ihm ſein Herz entwandt hat. Sehr witzig!

Korp. Sind ſchon zehn Jahr, als ich's gemacht habe! Ich war noch Sprachmeiſter und Muſikus. Da liebt' ich ein Mädel — ein Mädel — sur mon honneur! ſo ſchön faſt wie Sie. Es hatte ganz Ihre Augen! ganz Ihren Wuchs. Fatalitäten aber zwangen mich — (zuckt die Achſeln)

Liesch. (vor ſich) Was zweifl' ich noch? Er iſt's gewiß. (zum Korporal) Die Fatalitäten waren vermuthlich das Spiel. Iſt Er nicht vor ohngefähr zehn Jahren bey dem Herrn von Reinbeck geweſen?

Korp. Zum Teufel, woher hat Sie das?

Liesch. Hat Er da nicht ein gewiſſes Lieschen gekannt?

Korp. (ſieht ſie ſtarr an) Mein engliſches, goldenes Lieschen! Iſt's wahr oder iſt's Traum? Dich find ich hier? Engel Dich? (umarmt ſie) Mein göttliches Lieschen biſt's, oder iſt's dein Geiſt?

Liesch. Ich bin's!

Korp. Mein Engelchen, wer hätt' mir das ſagen ſollen, daß es ſo kommen würde, daß ich mein ſchönſtes Lieschen, nach ſo vielen Jahren, doch endlich einmal wieder ſehn würde! Wer hätt' das denken ſollen?

Liesch. Ich hätt's auch nimmermehr geglaubt, daß dies mein Schickſal ſeyn würde.

Korp. Biſt ja ſo etonnée mein Schätzchen! hat's Dich ſo ſehr überraſcht! Faß Dich! haſt ja Deinen Drein wieder! Deinen Drein!

Liesch. (ſeufzend) Konnt' ich glauben, das dies der Ausgang des Romans ſeyn würde, der ſo glänzend, ſo hoffnungsvoll anfing?

Korp. Haſt Dich derweile, daß ich Dich nicht geſehen habe, mein Seel' ſehr geändert; biſt nicht mehr voll ſo frohem humeur.

Liesch. Ich bin zehn Jahr älter geworden. Mit den Jahren verliehrt ſich die Lebhaftigkeit.

Korp. Poſſen! älter. Die Mädels werden nicht alt. Muſſt ohngefähr zwiſchen fünf und ſechsundzwanzig ſeyn. Warſt grade funfzehn Jahr, da wir uns bey Reinbecks kennen lernten. Zehn zu funfzehn, voila fünfundzwanzig! Ma foi gar kein Alter. Aber haſt denn wohl an mich gedacht, Mädel? Ich hätt', mein

Seel' nicht gedacht, Dich jemals wieder zu ſehen. Wie wunderbar muß ich zu meinem Lieschen wieder kommen!

Duett.

Korporal.

Die Liebe giebt mir mein Lieschen wieder.
Mein ſüßes Lieschen dank ich ihr!

Lieschen.

Mir kam ſie einſt im Lilienkranze nieder;
Doch meine Ruhe nahm ſie mir;

Korporal.

Was macht uns glücklich als die Liebe?
Denn Ruhm und Ehr' iſt glänzender Schaum!

Lieschen.

Vor meiner Seel' iſt's noch ſo trübe,
Mir iſt, als ſchwebt' ich im Traum!

Korporal.

Auf der ſchönſten dieſer Auen,
Will ich einen Altar bauen,
Ihn mit ſchönem Laube beſtreun.

Lieschen.

Ich nur werde mich nicht freun.

Korporal.

Lieschen, biſt ja wieder mein!

Lieschen.

Laß! ich kann mich doch nicht freun!

Korporal.

Komm genieß in meinem Arme
Nun der Liebe Seeligkeit;

Lieschen.

Laß mich! laß mich meinem Harme;
Ihn zerſtreut vielleicht die Zeit!
Nur jetzt kann ich mich nicht freun.

Korporal.

Bonnheur à moi! mein Lieschen iſt mein!

III.

Auszüge.

Ueber die Wilden am Oronoko.

(Aus des Abe Gilii Beſchreibung.)

Unter allen Völkern auf dem ganzen weiten Erdboden, glaube ich, giebt es keine lügenhaſtere als die Wilden am Oronoko. Die erſten Worte, welche die Kinder lernen, ſind ſolche, welche ſie brauchen, um die Wahrheit zu verheelen. Sobald man eine Frage an die Indianer thut, wenn ſie gleich die allergleichgültigſte Sache von der Welt betriſt, antworten ſie doch immer: wer kann das wiſſen!

Fragt man aber zum Beyſpiel: giebt es in dem benachbarten Walde gutes Bauholz? ſo heißt es gradezu: Nein, es iſt keines da. Haſt du Schildkröten oder Caſſave? Ich habe keines von beyden.

Zwar giebt es in allen Ländern unredliche Leute, aber ſo unbefangene häufige Lügner habe ich nie geſehen. Bey ihnen iſt das Lügen eine ordentliche Kunſt. Wie viele Mährchen und Fabeln erzählten die Amerikaner nicht von andern Nationen, um die erſten Europäiſchen Eroberer von ſich zu entfernen! Sie beſchrieben die entlegenen Länder als lauter Gold- und Silbergruben, um ſie mit guter Art los zu werden. Eben ſo machen ſie es jetzt noch bey allen Veranlaſſungen.

Sie lügen auch mit einer ſolchen Genauigkeit, daß ihr jeder, der ſie nicht kennet, dadurch hintergangen wird. Da ſie keinen Gott annehmen oder kennen, haben ſie auch in ihrer Sprache keine Schwüre; demungeachtet ſind ihre Verſicherungen ſo gut gewählt, und mit einem ſo treuherzigen Blick begleitet, daß ſie mehr Gewicht haben, als die Schwüre im Munde eines andern. So pflegen die Mütter öfters ihre Kinder mehrere Tage in einem entlegenen Felde von der Kirche, Schule und Religionsunterricht zurückzuhalten, und ihnen verſtohlenerweiſe zur Nachtzeit ihr Eſſen zu bringen. Ihre erſten Worte, wenn ſie der Miſſionarius darüber befragt, ſind demungeachtet: In der That, Pater, Du wüßteſt nicht, wo er wäre? — Ich weiß es auch nicht, wie ſollte ich es auch wiſſen? Biſt Du nicht ſeine Mutter? — Zwar bin ich's, aber wird er mir deshalb ſeine Flucht entdecken?

Es giebt aber doch einige Mittel, hinter die Wahrheit zu kommen. Man darf zum Beweiß nur auf ihre Antwort Achtung geben, wenn man eine Sache behauptet, welche ſie leugnen. Iſt der Indier unſchuldig; ſo ſagt er ohne weitere Umſtände: Es iſt gelogen; fragt er aber, wer hat es dir geſagt? ſo kann man ſicher annehmen, daß er die Unwahrheit geredet habe.

Eben ſo muß man nie fragen, haſt du dieß oder jenes? ſondern es ſogleich als gewiß vorausſetzen, und ihm ſagen: ſchaffe mir doch Bauholz aus dem Walde, gieb mir doch Caſſave, u. d. gl.

Uebrigens beſchämt es ſie ganz und gar nicht, wenn ſie über die Lügen ertappt werden. Im Gegentheil bilden ſie ſich auf ihre Erfindungen etwas ein und rechnen ſich es zu einer großen Ehre an, wenn ſie recht künſtlich gelogen haben. Sie halten es auch ſo wenig für eine Beſchimpfung, wenn man ſagt, du lügſt, daß ſie eben das zu den Miſſionarien ohne die geringſten Umſtände ſagen.

Ein andres Laſter, welches bey den Wilden noch eingewurzelter als das Lügen iſt, iſt die Trunkenheit. Nie wird ein Wilder eine Gelegenheit zum Trinken vorbeylaſſen, ſondern ſo oft ſie ihm vorkommt, ſich ſo volltrinken als ihm nur möglich iſt, und auch nie hört man, daß einer es bereute, zu viel getrunken zu haben.

Ihre täglichen Getränke ſind äuſſerſt einfach und ſchwach. Ein wenig Caſſave in Waſſer geweicht, der Saft einer Frucht, dies ſind ihre gewöhnlichen Getränke; aber auſſerdem haben ſie unzählige Künſte, aus Türkiſchem Waitzen, der Jucawurzel und ſelbſt aus einigen Früchten ſtarke Säfte zu bereiten.

Gewöhnlich berauſchen ſie ſich blos mit ihrer Ciccla (ſo nennen ſie ihre aus Saamen und Früchten bereiteten Getränke) bey ihren öffentlichen Zuſammenkünften, wo zugleich getanzt, geſungen, gelärmt und aller möglicher Unfug getrieben wird, und die ſich nicht ſelten mit Mord und Todtſchlag endigen.

Da ſie wiſſen, wie unangenehm ihre Gelage aus dieſem Grunde den Miſſionairen ſind, ſo ſuchen ſie einige Tage vorher bey dem Pater um Erlaubniß dazu an, der aus Vorſicht es ihnen nicht ganz abſchlagen darf, es ihnen aber nur höchſtens auf zwey Tage erlaubt, die ſie aber immer durch allerley Kunſtgriffe auf fünf bis ſechs auszudehnen wiſſen.

So lange noch Trinken vorhanden iſt, hören ſie weder Tag noch Nacht auf, und nur wenn alle Gefäße leer ſind, nimmt der Tumult ein Ende. Unterdeſſen wird dabey unaufhörlich getanzt und geſungen, und was weit ärger iſt, gewöhnlich auch gezankt. Da heißt es, ſobald ſie anfangen von der Ciccla erhitzt zu werden: Du biſt derjenige, der in meiner Jugend meinen Gevatter todtſchlug, Aber du biſt der Sohn, Verwandte, oder Landsmann deſſen, der meine Frau vergiftete. Kaum ſind dieſe Worte ausgeſprochen, ſo fängt der Streit an, ſie greifen zu den Waffen, und in den Wäldern, wo niemand ſie im Zaum hält, werden bey dieſen Gelegenheiten oft viele ums Leben gebracht.

Ein Glück iſt es noch, daß es unter einer Nation von Trunkenbolden doch gewöhnlich einige giebt, die aus gewiſſen Urſachen ihre Köpfe unbenebelt erhalten, und alſo dem Unweſen ſteuern können. Dergleichen Urſachen ſind nemlich, wenn einer vor kurzem Händel gehabt hat, und befürchtet, vergiftet zu werden. Oder einer hat eine buhleriſche Frau, und ſcheuet ſich vor Händeln mit ſeinen Nebenbuhlern. Auſſer dieſen beyden Fällen überläßt ſich ein jeder gedankenlos dem Rauſche.

Die Weiber ſind bey dieſen Gelegenheiten immer nüchtern, und doch müſſen ſie die Getränke beſorgen, die Gäſte damit verſehen, und bleiben überdem Tag und Nacht bey ihren betrunkenen Männern, indem ſie entweder ſingen oder ſich auf andere Art beluſtigen. Ich habe mich hierüber öfters verwundert, aber auſſerdem, daß ſelbſt die Wilden es für ſchimpflich halten, wenn ein Weib übermäßig trinkt, haben ſie einen andern Grund [illegible] dazu, und dies iſt die Verbindlichkeit, die ihnen entweder Liebe oder hergebrachte Gewohnheit auflegt, ihre berauſchte Verwandten nach Hauſe zu ſchaffen. Sobald ſie alſo eine lautere Stimme als gewöhnlich hören, laufen ſie hinzu, bringen die Streitenden auseinander, und führen den Betrunkenen nach Hauſe, wo ſie ihn auf ſein Lager legen.

Nur ein einzigesmal habe ich betrunkene Weiber geſehen, und auch dieſe hatten ſich nur berauſcht, indem ſie ein ihnen fremdes Getränke der Maipurier, das ſie Jarachi nennen, getrunken hatten, welches weit ſtärker als Ciccia iſt.

Die gebrannten Waſſer der Europäer ziehen die Wilden unendlich ihren eigenen Getränken vor; man hütet ſich aber ſehr, ihnen ſolche zu verſchaffen, indem ſie weit ſchneller würken, als die Ciccia, von der man eine unmäßige Menge trinken muß, ehe ſie berauſcht.

Seitdem ſie die chriſtliche Religion angenommen haben, mindert ſich ihr Hang zum Trunk einigermaßen, ſo wie ſich die Mittel, ihn zu befriedigen, mindern. Denn jetzt verwenden ſie einen großen Theil des Türkiſchen Walzens und ihrer Caſſave (aus denen ſie vormals Getränke bereiteten) darauf, ſich Kleider dafür anzuſchaffen; So muß eine minder ſchädliche Leidenſchaft einer gefährlichern das Gleichgewicht halten.

Nicht ſo allgemein, als die Sucht zum Lügen und Trinken, iſt die Faulheit. Bey einigen Völkerſchaften hat zwar der Mangel, der Wunſch nach Bequemlichkeit und Genuß, einige nützliche Erfindungen hervorgebracht, und ihre natürliche Trägheit einigermaßen vermindert, aber immer gilt doch der Satz im Allgemeinen, daß ſie eine ſehr träge Nation ſind.

Uebrigens äuſſert ſich die Trägheit bey dieſen Nationen auf verſchiedene Art. Die Maipurier bauen zwar etwas Caſſave, niemand aber kümmert ſich unter ihnen um die Bananen, die doch eine ſo ſchmackhafte Speiſe ſind. Die Tamanachier wiederum haben einen auſſerordentlichen Wohlgefallen an dieſer Pflanze, und doch bauen ſie ſolche nur in ſehr kleinen Quantitäten. Die herrſchſüchtigen Cariben ſind mit beyden Gewächſen häufig verſehen, aber dafür haben ſie auch Sklaven, die den Acker beſorgen müſſen, indeſſen ſie der Ruhe genieſſen. Die Guavis und Ottomachier geben ſich mit dem Ackerbau ganz und gar nicht ab, ſondern verlaſſen ſich blos auf die Fiſcherey, und die wilden Wurzeln und Früchte, die ſie in den Wäldern finden. So äuſſert ſich bey allen die natürliche

Unthätigkeit, obgleich bey jeder Nation auf eine andere Art.

Man darf auch nur, um ſich davon zu überzeugen, ſie in ihren Hütten beſuchen. Hier findet man ſie gewöhnlich tanzend, ſpielend, oder plaudernd: oder ſie blaſen die Flöte, und ſitzen oder liegen dabey in ihren Hangematten. Zuweilen ſpitzt dieſer oder jener ſeine Pfeile, aber mit der äuſſerſten Nachläſſigkeit, ein andrer ſtrickt etwa ein Netz, es iſt ihm aber ganz gleichgültig, ob es in dieſem Jahre oder im künftigen fertig wird.

Die Weiber ſind eben ſo nachläſſig. Nie bekümmern ſie ſich darum, ihren Männern das Eſſen zubereiten, und bringen ihre Tage ſehr zufrieden mit Faſten hin, wenn ſie nur ihre Bequemlichkeit dabey genießen können. Ihre Männer machen ihnen auch darüber keine Vorwürfe, da ſie ſelbſt unendlich mäßiger ſind. Wie könnten ſie ihnen auch befehlen, die Fiſche oder das Wild zu bereiten, wenn die Hütte leer iſt? Und wofür ſoll die Frau Brodt backen, da mancher Indianer kein ander Land hat, von dem er ſeinen Unterhalt zieht, als die gemeinſchaftlichen Wälder und Wieſen. Iſt ein wenig Türkiſcher Waitzen vorhanden, ſo wird dieſer geröſtet und verzehrt, und damit hat die ſparſame Mahlzeit ein Ende. Dies iſt aber ſelten für alle hinlänglich; und die armen Weiber müſſen, wenn gleich ſpät und nach langem Bitten, ſich entſchlieſſen, um den Hunger ihrer Kinder zu befriedigen, in die Wälder zu gehen, und einige geſchmackloſe Früchte aufzuſuchen.

Alle Indianer haben einen überaus großen Hang zur Betteley. Nie aber fällt es ihnen ein, ihre Landsleute um etwas anzuſprechen. Wenn ſie von dieſen etwas haben wollen, ſo treffen ſie auf eine oder die andere Art einen Tauſch. Haben ſie aber nichts, und es mangelt ihnen an Speiſe, ſo gehen ſie in die Hütten, derer die dergleichen haben, ſetzen ſich hin, als wenn ihre Abſicht blos ein

freund

freundſchaftlicher Beſuch wäre, und plaudern ſo lange bis man ihnen etwas zu eſſen giebt; denn etwas zu fodern ſind ſie viel zu ſtolz.

Mit den Europäern aber verfahren ſie ganz anders. Von dieſen verlangen ſie ohne Zurückhaltung alles, was ſie beſitzen, und ſagt man ihnen, es ſey nichts weiter da, ſo antworten ſie ohne Umſtände: Du lügeſt. Gewährt man ihnen aber eine Bitte und ſchlägt ihnen die andre ab, ſo heißt es: Du biſt recht geitzig. Dies, denken ſie, iſt der gröſte Vorwurf, den man jemanden machen könne, und, wenn ſie untereinander von ihren Miſſionarien ſprechen, erwähnen ſie dieſe Eigenſchaft immer ganz beſonders. Da heiſſt es denn: Ach! unſer Miſſionar taugt nichts, er iſt geitzig. Diejenigen, die etwas billiger ſind, antworten auch wohl: Er iſt gut, aber geitzig. Kurz, äuſſerſt ſelten erhält ein Europäer unter ihnen den Ruf der Freygebigkeit. Denn ſo lange man noch etwas für ſich behält, und nicht eine völlige Gemeinſchaft der Güter einführt, heiſſt man noch immer geitzig. Dabey haben ſie nicht den mindeſten Begriff von dem verhältnismäßigen Werth der Dinge, und wenn ſie zum Beyſpiel eine Nadel weggeben, ſind ſie im Stande, eine Axt dafür zu fordern. So ſind die Wilden am Oronoko im Durchſchnitte alle, aber noch mehr als die übrigen ſind es die Ottomachier. Als ich zu dem Dorfe dieſer letztern kam, liefen ſie mir alle als närriſch entgegen, umringten und lobten mich um die Wette. Ach, ſagte einer, wie gut biſt Du! Du biſt nicht geitzig! u. ſ. w. Ich verſtehe euch ſchon, antwortete ich; Ihr wollt Steck- und Nehnadeln. Nein, nein, ſchrieen alle, wir ſind hungrig, gieb uns Caſſava. Was ſollte man da machen? Um nicht ein ibaba, Du biſt garſtig, zu hören, muſſte ich geben, was ich hatte.

Eine der auszeichnendſten Eigenſchaften der Wilden iſt eine unbeſchreibliche Neugierde, und Aufmerkſamkeit auf alle neue Gegenſtände. Da ſie in ihren Wäldern auch ſelbſt die Nationen, die ihnen ganz nahe ſind, nicht einmal kennen, ſo iſt ihnen die geringſte Abweichung in Abſicht auf Sitten, Gebräuche und äuſſere Bildung auffallend. Sobald alſo ein Fremder in der Niederlaſſung erſcheint, ſtürzt alles nach dem Hauſe des Miſſionairs, um den Ankömmling zu betrachten. Sie beobachten ganz genau ſeine Worte, Bewegungen und Mienen, und wenn ſie in ihre Behauſung zurückkehren, äffen ihm alle nach, und zwar ſo geſchickt, daß ein jeder es für den Fremden ſelbſt halten würde. Denn heißt es: Er gab dem Pater Honig, und verlangte dafür, als wenn es eine Kleinigkeit wäre, zwey Haken. (Sobald vergeſſen ſie, daß ſie noch vor kurzem eben ſo große Barbaren waren.) Er hat einen Rachen wie ein Krokodill und eben ſolange Zähne; habt ihr ſeinen Bauch bemerkt? er war ſo zuſammengeſchrumpft wie der eines ausgehungerten Ottomachiers, und er ſahe aus, als ob er in vielen Tagen keinen Biſſen gegeſſen hätte.

Er verzehrte ſo gierig, wie ein Tiger, die Speiſe die ihm der Pater gab; und die Beine! nie habe ich ſie ſo dürre und garſtig geſehen. Seine Naſe iſt ſo platt wie bey einem Maipuri, und er iſt ſchwarz wie ein Guami. Er trägt Armbänder und Korallen um den Hals wie ein Weib. Er ſtinkt ärger als ein Neger, und war mit Anoto ſo dick befleckt, daß er einen wahren Peſtgeruch verbreitete. Dies kann hinlänglich ſowohl die Neugierde als auch ihren Hang zum Poſſenreiſſen beweiſen. Dabey betrachteten ſie alles neue mit unglaublicher Genauigkeit, und kein einziger Zug entgeht ihnen. Nie vergeſſen ſie einen Menſchen. Und wenn zehn und mehrere Jahre drüber hingehen und er in einer ganz veränderten Geſtalt erſcheint, er-

kennen

können ſie ihn den Augenblick wieder: Es iſt der nemliche, ſagen ſie, den ich als Kind gekannt habe, ich erkenne ihn an den Augen, der Naſe, dem Gang, der Stimme.

Bey ihren Reiſen bemerken ſie alles, was ihnen vorkommt, und wenn der Weg ſich mit noch ſo vielen Krümmungen durch den dickſten Wald ſchlingt, wiſſen ſie ihn Jahre lang nachher noch wieder zu finden, weil ſie beynahe jeden Baum an demſelben kennen. Eben ſo genau wiſſen ſie auch zu bezeichnen, wo dieſer oder jener Ort liegt, und auf welchem Wege man hinreiſen müſſe. Sie wiſſen, ob er gegen Oſten oder Weſten liegt; für die beyden andern Himmelsgegenden haben ſie keine Benennung, ſondern ſagen blos die Gegenden, die der Sonne zur Seiten liegen,

Uebrigens iſt der gröſte und wichtigſte Gegenſtand ihrer Neugierde das Papier. Für dieſes und Bücher und überhaupt für alles Geſchriebene und Gedruckte haben ſie nur ein Wort, und nennen es Careta, welches eine Verſtümmelung des Spaniſchen iſt. Sie haben für Geſchriebnes eine auſſerordentliche Ehrfurcht, und betrachten es als etwas übernatürliches. Wenn man ihnen daher einen Brief zu beſtellen giebt, wickeln ſie ihn als etwas Heiliges mit groſser Sorgfalt in ein Tuch oder in Blätter ein, und übergeben ihn treulich. Sobald der Brief an ſeinen beſtimmten Ort gelangt, lauſen alle herbey, als ob etwas vom Himmel gefallen wäre. Mit Erſtaunen betrachten ſie den Miſſionair, der ihn lieſt, und alle wollen wiſſen, welche Neuigkeiten er enthält. Um ſie zu beruhigen, ſagt man ihnen dieſes, wie auch, wer den Brief gemahlt (das heiſst, geſchrieben) hat. Denn betrachten ſie ihn von allen Seiten und erſtaunen über die ſonderbare Mahlerey

Sie glauben, daß, wenn die Miſſionarien mit den Augen ein Papier durchlaufen, ſie die verborgenſten Dinge entdecken können. Ebenſo fürchten ſie auch, daß man dies aus einem Buch erfährt. Dieſe Wiſſenſchaft halten ſie für den gröſten Vorzug der Europäer und beneiden ſie darum. Die Kinder der Wilden lernen daher auch mit groſſem Vergnügen leſen, ſelten aber bringen ſie es darinn weit, welches hauptſächlich daher kommt, weil ſie zuvor erſt die Spaniſche Sprache lernen müſſen. Ihre Progreſſen in dieſer ſind aber auch nicht groß, und alle ihre Ausdrücke bleiben roh und bäuriſch. Doch einige ſchreiben eine ſehr ſchöne Hand.

„Man kann ſich ihre Ehrfurcht für alles Geſchriebene auf mehr als eine Art zu Nutze machen. Z. E. um Streitigkeiten beyzulegen. So kam einſt ein betrunkener Indier zu mir, und klagte, daß ſeine Frau, die er mit herbey ſchleppte, ihm untreu ſey, und ihm andre vorzöge. Ich ſahe, daß man mit einem Betrunkenen nichts würde anfangen können. Ich nahm daher ſtillſchweigend das Brevier zur Hand, und las darinn mit groſſer Aufmerkſamkeit. So viel er bis dahin gelärmt hatte, ſchwieg er doch jetzt augenblicklich, und ſahe mich verwunderungsvoll an. Nach einiger Zeit wandte ich mich an den Ehemann, und ſagte ihm: ich finde doch in dieſem Buche nichts von dem, was Du mir ſagteſt. Iſt es möglich? ſchrie er. Du kannſt Dich darauf verlaſſen; warte, ich will noch einmal nachſehen. Ich öffnete das Brevier nochmals, guckte noch ein paar Minuten hinein, und verſicherte ihn, er habe ſich geirrt. Er wurde hiedurch völlig überzeugt, bat ſeine Frau um Vergebung und gieng beruhigt hinweg. Indeſſen behielt ich mir vor, die Sache zu unterſuchen. Es fand ſich aber, daß ſein Verdacht ungegründet geweſen ſey.

IV.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1.

Sitten von Rio-Janeiro.

(Fragment aus dem Tagebuch des Herrn de la Flotte.)

Unſre Fahrt von Frankreich bis Rio-Janeiro, der Hauptſtadt von Braſilien, war ziemlich glücklich. Als wir im Geſicht derſelben waren, trug ſich auf einem Schiffe von unſerm Geſchwader ein trauriger und ſonderbarer Fall zu. Der Ritter von Dentillac, ein junger Officier von liebenswürdigen Eigenſchaften, war auf's oberſte Verdeck geſtiegen, um ſich nach dem Lande umzuſehn, das wir, nach der Verſicherung unſrer Lootſen, noch heute entdecken würden. Er wurde zuerſt die Spitze des Kaps Frio gewahr, und rief voller Freuden, Land! Land! ſank aber in dem Augenblick tod nieder. Man verſuchte alles mögliche, um ihn wieder ins Leben zurückzubringen, allein vergebens; nach der Meinung der Wundärzte war er durch eine von jenen ſtarken und ſchnellen Revolutionen im Körper umgekommen, welche die Franzöſiſchen Seefahrer revolution de terre nennen, und die durch eine unmäßige Freude und durch die ſchleunige Veränderung der Luft verurſacht wird.

Wir giengen in einer Entfernung von 100 Toiſen von der Stadt vor Anker. Der reine, lautre Himmel, das Schauſpiel der auf dieſen herrlichen Küſten aufgehenden Sonne, die uns neue und mit den Gerüchen der Orangen- und Citronenhayne, und tauſend einheimiſchen wohlduftenden Pflanzen geſchwängerte Luft, die lachenden, dem Auge unerreichbaren, Ausſichten, und die Vergleichung dieſer plötzlichen Veränderung mit den Mühſeligkeiten einer immer einförmigen Fahrt; alles ſchien uns zu überreden, daß wir uns an einem bezauberten Ort befänden. So lange ich lebe, werde ich mich mit immer neuem Vergnügen erinnern, daß der Tag, an welchem wir in den Hafen von Rio-Janeiro einliefen, für mich der ſchönſte und entzückendſte meines Lebens war.

Ein beynah zweymonatlicher Aufenthalt in dieſer Stadt, ließ mir Zeit genug, die Sitten und den Charakter der Portugieſen zu prüfen. Ich wurde gar bald gewahr, daß das glücklichſte Klima und das reichſte Land, von einer Nation bewohnt wurde, die aller dieſer Vorzüge nicht werth war. Zwar will ich dieſe Koloniſten nicht mit denen von ihren Landsleuten verwechſeln, welche unter den Augen ihres Fürſten leben und die Geſetze reſpektiren. In Europa bildet das bürgliche und politiſche Leben eine ungeheure und unauflösliche Kette, aber jenſeits der Gränzen werden ihre Glieder unmerklich durch die Entfernung, durch die Vermiſchung der Völker, und durch die Straſloſigkeit der Uebertretungen, immer ſchlaffer und ſchlaffer. Auch iſt die Verderbniß unter den Einwohnern Braſiliens faſt allgemein eingeriſſen. Stolz, Aberglaube, Weichlichkeit und Ausſchweifung werden bis zum höchſten Grad getrieben. Ich kann von dem Allem Beyſpiele anführen, die ſich unter meinen Augen zugetragen haben. Der geringſte Portugieſiſche Soldat trat ſtolzer einher, und bildete ſich mehr ein, als der gröſte General. Und doch iſt der gröſte Theil dieſer Soldaten halb nackend, und viele betteln, wenn es dunkel wird, um die dringendſten Bedürfniſſe des Lebens zu befriedigen. Trotz dieſes auffallenden Elendes, geben ſie ſich untereinander wechſelſeitig den Ehrentitel Fidalgo, den in Liſſabon blos Leute von Stande führen. Zu dieſem Hochmuth geſellt ſich bey den Portugieſen in Braſilien die ſtinkendſte Faulheit. Hat ſich ein armer Handwerksmann einige Paraken (eine Kupfermünze des Landes) erarbeitet, ſo ſchlieſt er ſeinen Laden zu, hängt ſeinen Mantel um, ſteckt ſeinen Bratſpieß an, ergreift eine Zither, und ſucht ſeine Sennora auf, der er nicht eher von der Seite geht, bis ihn der Hunger dazu zwingt. Viele betteln oder ſtehlen lieber, als daß ſie eine nützliche Beſchäftigung vornehmen ſollten. Es wird bey ihnen zur Gewohnheit, weil es ihnen ſo ungeſtraft ausgeht.

Sie haben durchgehends eine groſſe unbegränzte Ehrfurcht für den Antonius, und ſchwören nie anders als bey ihm. Es giebt wenig Häuſer, wo man nicht eine kleine Statue von dieſem Heiligen, in einer wohlverzierten Niſche antreffen ſollte. Auch laſſen ſich die Freudenmädchen nie eher mit ihren Liebhabern in Unterhaltung ein, bis die Thüre der Niſche zugemacht iſt. Es iſt nicht nöthig, ſagen ſie, daß der heilige Antonius Sachen ſieht, die zwar an ſich ſehr natürlich ſind, aber vielleicht von ihm falſch ausgelegt werden könnten.

Mir begegnete, bey Gelegenheit dieſes Heiligen, ein drolliges Abentheuer. Eine Portugieſiſche Dame erſuchte mich dringend, ob ich ihr nicht einen heiligen Anton aus Europa verſchaffen könnte. Das Ohngefähr wollte, daß ein Matroſe von unſerm Schiffe, ein Genueſer, Beſitzer dieſes Heiligen war, den er mir für eine Flaſche Brandwein überließ. Den andern Morgen, als ich an's Land gieng, kam die Portugieſiſche Wache, welche wegen des Schleichhandels ausgeſtellt war, auf mich zu, und fragte mich brüske, was ich unter meinem Rocke trüge? Weil ſie ſich ſo inſolent dabey betrug, ſo weigerte ich mich anfänglich, meine kleine Statüe zu zeigen. Mein Widerſtand erregte einen Auflauf, und der Pöbel fieng an, ſich um mir her zu verſammeln. Um mich von dieſem Geſindel zu befreyen, ergriff ich die Parthie, meinen heiligen Anton hervorzuziehn, und ihnen damit die Benediction zu geben, welche ſie knieend und mit groſſer Andacht empfiengen. Sie riefen, ich wäre werth ein Portugieſe zu ſeyn! und lieſſen mich in Frieden und ſehr vergnügt mit dieſem luſtigen Auftritt, meiner Wege gehn.

Wenn ein Kirchenfeſt einfällt, ſo wird acht Tage vorher, vor dem Haupteingange der Kirche eine Fahne ausgeſteckt, wo der Heilige oder die Heilige vorgeſtellt iſt, deren Feſt man begehen will. An dem beſtimmten Tage begiebt man ſich in die Kirche, aber nie früher als Abends um 7 Uhr. Die Frauenzimmer von allen Ständen werden gemeiniglich durch ihre Beichtväter dahin geführt, welches Mönche ſind, und dies iſt der einzige Fall, wo die Eiferſucht der Männer ſchweigen muß. Die Kirche iſt prächtig erleuchtet, und eine Menge Tonkünſtler führen eine ſchöne Muſik auf. Man ſingt darauf viele Litaneyen, und der Gottesdienſt endigt ſich erſt ſpät in der Nacht. Dieſe Arten von Feſten werden immer mit großer Ungeduld erwartet, weil ſie die einzige Gelegenheit ſind, wo ſich die Damen für die Eiferſucht und den Zwang der Männer entſchädigen können. Auch waren bey einer dieſer Feyerlichkeit, welche acht Tage dauerte, verſchiedene von unſern Offiziren ſo glücklich, verliebte Einladungen zu erhalten. Nach geendigten Litaneyen, tritt ein Mönch auf die Kanzel, und hält eine Rede, von der man aber nicht ein Wort verſteht, weil das Gedränge und die Anweſenden beyderley Geſchlechts, mehr beſchäftigt ſind, ein Rendezvous zu geben, als auf die Predigt zu hören. Ich war neugierig zu wiſſen, wie weit die Prediger hier zu Lande in der Kanzel-Beredſamkeit gekommen wären, und kaufte mir einen ganzen Band Predigten. Um einen Begriff von der Lebhaftigkeit ihres Vortrags zu geben, will ich hier eine Periode abſchreiben, die mir recht gut im Gedächtniß geblieben iſt. Se huma bella flor, tanto mais agrada à viſtou dos olhos, quanto mais freſca; ſe huma fruta, tanto mais tirada de perto de arvore, e mais delicioſa & de mais eſtima. Que flor mais Linda, que fruta mais precioſa, que huma menina tenera nos primeros crepuſculos da infantia e ainde da pueritia.

Ich war in einer Komödie, der verſchiedene Mönche an der Hand ſehr liebenswürdiger Beichttöchter beywohnten. Das Stück wimmelte von Unanſtändigkeiten, was mich nicht Wunder nahm, denn das alles paßte treflich zum Karakteriſtiſchen der Kolonie; allein ich erſtaunte nicht wenig, als in den Zwiſchenakten zwey kleine, als Engel verkleidete, Mädchen auftraten, und die Litaneyen der heiligen Anna abſangen. Wahrſcheinlich glauben ſie, daß Alles wieder gut gemacht iſt, wenn man ſeinen Roſenkranz herſagt, oder einen Geſang anſtimmt.

Es iſt bekannt, wie weit bey dem mittäglichen Nationen die Eiferſucht getrieben wird. Dieſe Leidenſchaft kennt bey den Einwohnern von Braſilien keine Gränzen. Ein Fremder, der zu Rio-Janeiro eine Dame mit ſeinen Augen verfolgen wollte, würde ſich der größten Gefahr bloß ſtellen. Die Portugieſiſchen Damen gehn nie anders als verſchleyert aus. Die Reichen laſſen ſich von zwey Negern auf prächtigen vergitterten Seſſeln tragen.

Die einzigen Oerter, wo ſie ſich entſchleyern dürfen, ſind ihr Zimmer und die Kirche. Sie haben wenigen Umgang mit einander, und ſehn niemand als ihre Verwandte und Beichtväter. Ihr Hauptvergnügen iſt Muſik. Sie ſpielen faſt alle auf der Zither, und akkompagniren ſich damit beym Singen. Es hält ſehr ſchwer für Fremde, in öffentliche Bekanntſchaft mit ihnen zu kommen. Die Eiferſucht der Männer iſt faſt ein unüberwindliches Hinderniß. Unterdeſſen gab es doch in der Stadt einige, von Liſſabon erſt kürzlich angelangte Familien, wo es einigen unſrer Officiere vermittelſt aller möglichen Vorſicht, und vorgeſpiegelten Weiber-Antipathie, gelang, Zutritt zu erhalten. Doch, troß der Gitter, Schlöſſer, Duegne und Wachſamkeit der Männer, giebt es keine Stadt, wo die Frauenzimmer freyer leben, als hier. Die Mittel, die man anwendet, es ihnen zu erſchweren, tragen ſelbſt das zu bey. Da ſie alle ſchwarz gekleidet und verſchleyert ſind, ſo iſt es dem ſchärfſten Blick unmöglich, eine vor der andern zu unterſcheiden. Eine Dame alſo kann unter dem Vorwand, in die Kirche zu gehn, ein Rendezvous abwarten, ohne zu fürchten, erkannt zu werden. Ueberdies ſchlägt es ihnen ſelten fehl, ihre alten Aufſeherinnen ſelbſt mit auf ihre Seite zu ziehn. Die hieſigen Portugieſinnen ſind mir faſt alle ſehr weiß und gut gewachſen vorgekommen. Sie haben faſt alle ein ſchönes braunes Haar, ein großes ſchwarzes Auge, und jenes ſchmachtende Weſen, das Erhörung zuſagt. Ihr Betragen iſt ſanft und verbindlich, ſonderlich gegen Fremde, die ſie ausserordentlich lieben. Allein es iſt gefährlich, ihnen in der Liebe Anlaß zur Eiferſucht zu geben. Sie ſind alsdenn fähig, ſich den gröſten Exceſſen zu überlaſſen.

2) Die Mannsperſonen ſind von Mittel-Statur, ſchwarzgelb, ſtolz, ernſthaft und auch der kleinſten Feinheiten unfähig, wodurch ſich der Mann von Lebensart vom ge-

meinen Pöbel unterſcheidet; doch giebt es Ausnahmen. Es iſt alſo kein Wunder, daß ihre Weiber ſo groſſen Widerwillen gegen die Mannsperſonen von ihrer Nation haben, und daß ein Mädchen, das ganze Jahr mit der Liebe ihres Paſtorfidos und ſeiner ewigen traurigen Zither geplagt wird, die Neigung eines ſolchen Geſchöpfs den zärtlichen und beredten Geſtändniſſen eines Fremden aufopfert, der ihre Eitelkeit ſchmeichelt, und ihre Reitze über Alles erhebt, was er je geſehn hat. Der Statthalter von Rio-Janeiro, ein Mann, der die Gebräuche der feinen Welt kennet, und in der Politeſſe der Europäiſchen Höfe erzogen iſt, wollte dem Franzöſiſchen General, welcher die Vornehmſten der Stadt bewirthet hatte, Feſt mit Feſt vergelten. Er bat ſämmtliche Offiziere des Geſchwaders zu einem Ball und prächtigen Souper. Allein wie groß war unſer Erſtaunen, als wir in die herrlich erleuchteten Zimmer traten, wo ſich eine vortrefliche Muſik hören ließ, und wir lauter Portugieſen und keine einzige Dame erblickten. Man kann leicht denken, daß der Ball weder munter, noch der Tanz animirt war. Drey oder vier als Frauenzimmer verkleidete Mannsperſonen ſtellten die Ball-Damen vor. Vergebens hatte der Statthalter die Frauenzimmer in der Stadt dazu bitten laſſen. Die Männer weigerten ſich hartnäckig, dies Vergnügen ihren Weibern zu erlauben, und er entſchuldigte ſich deswegen bey uns auf eine Art, die Beweis war, wie ſehr es ihn ſelbſt kränkte, mit ſolchen Menſchen leben zu müſſen.

Die Rachſucht wüthet hier zu Lande in ihrer ganzen Stärke. Hat ein Fremder das Unglück, einen Portugieſen, und beſonders einen Mönch, zu beleidigen, ſo waffnet ſich böſer Leumund, und kerkert ihn in die Gefängniſſe des heiligen Gerichts ein, wo täglich noch tauſend Ungerechtigkeiten verfallen. Hat ein Fremder einen Liebeshanbeshandel mit einem Frauenzimmer, und kömmt er heraus, ſo wird alles aufgeboten, um ſeine Verwegenheit mit dem Tod zu ahnden. Faſt alle Portugieſen gehn im Mantel mit heruntergeſchlagenem Hut aus, und ſind mit einem Dolch bewaffnet. Vermittelſt dieſer uniformen Tracht begehn ſie ungeſtraft Unruhe und Todtſchlag. Wir waren immer wohl auf unſere Huth, und hätten wir uns nicht ſo ſehr in Acht genommen, ſo würden manche von uns das Opfer der Eiferſucht und Rachbegierde geworden ſeyn.

Das Leben, welches die Portugieſen führen, iſt müßig und langweilig. Sie ſind durchgehends Feinde aller Arbeit, und leben lieber elend, als daß ſie ſich auf Koſten ihrer Ruhe etwas erwerben mögten. Uebrigens ſind ſie nicht locker im Eſſen, und obgleich ihr Land eine Menge Dinge hervorbringt, wovon ſich vortrefflich ſchmauſen ließe, ſo ſind doch ihre Tafeln ſehr mäßig, und mit ſchlecht zugerichteten Schüſſeln beſetzt. Ihr Handel erfodert nicht viel Anſtrengung. Das Klima verſorgt ſie reichlich mit Ladungen für die Liſſabonner Retour-Flotten. Dieſe Ladungen beſtehn in Pommeranzen, die hier in Ueberfluß und ohne Wartung wachſen, – in Gold, wovon es hier reichhaltige Gruben giebt, welche von Sclaven bearbeitet werden; in Edelſteinen, als Diamanten, Topaſen, Amethyſten, und in einigen Apothekerwaaren, ſonderlich in Ipecacuana. Man trift in Braſilien einige Privatperſonen an, die ſich durch den Handel bereichert haben, allein es ſind faſt lauter Liſſabonner.

Ich ſchlieſſe meine Nachricht von Rio-Janeiro mit der allgemeinen Bemerkung, daß wir wenig Urſache gehabt haben, mit den Portugieſen; aber deſto mehr, mit ihren Weibern zufrieden zu ſeyn.

2.

Des Paters le Bel Bericht von dem Tode des Marcheſe Monaldeſchi, Oberſtallmeiſters der Königin Chriſtina von Schweden.

Es war den 6ten November 1657, um ¼ auf zehn Uhr des Morgens, als mich die Königin von Schweden, die zu Fontainebleau, in der Burgvoigtey des Schloſſes wohnte, durch einen von ihren Bedienten rufen ließ. Er ſagte zu mir, daß er Befehl von Sr. Maj. habe, mich zu ihr abzuholen, im Fall ich der Superior des Kloſters der Trinitarier ſey. Ich gab zur Antwort, ich ſey der, den er ſuche, und ich wolle ihm ſogleich folgen, um Sr. Majeſtät Willensmeinung zu vernehmen.

Um die Königin auf keine Weiſe warten zu laſſen, gieng ich ſtracks, ohne erſt einen Begleiter zu ſuchen, mit dem Bedienten, und kam ins Vorzimmer, wo ich einige Augenblicke verziehen muſſte. Endlich kehrte der Bediente zurück, und ließ mich in das Zimmer der Königin treten. Ich fand ſie allein, und nachdem ich ihr meinen Reſpekt und meine Unterthänigkeit bezeugt hatte, erkundigte ich mich, was Sr. Majeſtät von mir, ihrem Knechte, verlange? Sie antwortete, um ſich freyer mit mir beſprechen zu können, ſolle ich ihr folgen. Sie gieng in die Hirſch-Gallerie, und fragte mich, ob ſie mich nie geſprochen habe? Ich erwiederte, daß ich die Ehre gehabt hätte, Sr. Majeſtät aufzuwarten, und ſie meines unterthänigſten Gehorſams zu verſichern, daß Sie geruht hätte, mir dafür zu danken, und daß ich mich auf weiter nichts beſinnen könnte. Hierauf ſagte dieſe Königin zu mir, ich trüge ein Kleid, das ſie berechtige, ſich mir anzuvertrauen, und ließ mich unter dem Siegel der Gardian's-Beichte geloben, das Geheimniß zu bewahren, das ſie mir entdecken wolle.

Meine Antwort war, im Punkt der Geheimniſſe ſey ich von Natur blind und taub, und da ich dieſes gegen alle Arten von Perſonen wäre, ſo würde ich es noch weit mehr gegen eine Prinzeſſin wie Sie ſeyn: ich ſetzte die Worte der heil. Schrift hinzu: ſacramentum regis abſcondere bonum eſt.

Nach dieſer Unterredung händigte ſie mir ein Paket Schriften ein, das an drey Orten, ohne Unterſchrift, verſiegelt war, und befahl mir, es ihr in Gegenwart der Perſon wiederzugeben, unter deren Augen ſie es mir abfodern würde, welches ich denn Sr. Schwediſchen Majeſtät verſprach. Sie befahl mir zugleich, Zeit, Tag, Stunde und Ort wohl zu merken, wo ſie mir dies Paket gegeben habe, worauf ich die Königin in der Gallerie verließ.

Den Sonnabend, als den zehnten deſſelben Monats November, ließ mich die Königin von Schweden durch einen Kammerdiener rufen, der zu mir ſagte, daß mich Sr. Majeſtät verlange. Ich gieng in mein Kabinet, und ſteckte das Paket zu mir, weil ich in den Gedanken ſtand, daß ſie mich rufen ließ, um es ihr wiederzugeben. Ich folgte dieſem Kammerdiener, der mich durch die Thüre des Wartthurms, bis in die Hirſch-Gallerie führte, und ſobald wir darinne waren, ſchloß er die Thüre mit ſo groſſer Eile zu, daß es mich in Erſtaunen ſetzte. Ich wurde in der Mitte der Gallerie die Königin gewahr, die mit einem aus ihrem Gefolge ſprach, den man den Marcheſe nannte; (in der Folge hab' ich erfahren, daß es der Marcheſe Monaldeſchi geweſen) ich näherte mich ihr, nachdem ich ihr zuvor meinen Reverenz gemacht hatte.

Sie foderte mir, mit ziemlich lauter Stimme, in Gegenwart des Marcheſe und noch drey andrer Mannsperſonen, die zugegen waren, das Paket ab, das ſie mir aufzuheben gegeben habe. Zwey von den dreyen waren ohngefähr vier Schritte von der Königin entfernt, und der dritte *) ſtand ganz nah bey Sr. Majeſtät. Sie redete mich mit den Worten an: „Mein Pater, gebt mir das Paket, das ich Euch zugeſtellt habe.' Ich näherte mich, und überreichte es ihr. Sr. Majeſtät empfingen und betrachteten es einige Zeit, öfneten es endlich, und nahmen die Schriften und Briefe heraus, die darinn waren. Sie ließ den Marcheſe ſie anſehn und leſen, und fragte ihn zugleich, mit einem ernſten Ton und feſten Weſen, ob er ſie wohl kenne? der Marcheſe läugnete es, entfärbte ſich aber. „Wollt' ihr nicht dieſe Briefe und Schriften kennen?“ ſagte ſie. Es waren in der That bloſſe Abſchriften, welche dieſe Königin ſelbſt abgeſchrieben hatte. Nachdem Sr. Majeſtät den Marcheſe ſich einige Zeit über dieſe Abſchriften hatten bedenken laſſen, zogen Sie die Originale hervor, zeigten ſie ihm, ſchalten ihn einen Verräther, und zwangen ihn, zu bekennen, daß es ſeine Handſchrift und ſein Siegel ſey. Sie thaten einigemal die Fragen an ihn, auf die der Marcheſe ſo gut antwortete, als er konnte, indem er ſich entſchuldigte, und die Schuld auf verſchiedene andre Perſonen ſchob. Endlich warf er ſich Sr. Majeſtät zu Füſſen, und bat um Verzeihung: zu gleicher Zeit zogen die drey andern Mannsperſonen ihre Degen aus der Scheide. Hierauf ſprang er auf, zog die Königin bald in dieſen, bald in jenen Winkel der Gallerie, und flehte ſie inſtändigſt an, ihn und ſeine Entſchuldigungen anzuhören. Sr. Majeſtät verweigerte ihm nichts, ſondern gab ihm mit groſſer

---

*) Den Hauptmann ihrer Leibwache.

Geduld Gehör, ohne den mindeſten Zorn noch Ueberdruß blicken zu laſſen. Auch wendete ſie ſich zu mir, als er am meiſten in ſie drang, ihn geduldig anzuhören, und ſagte: „Mein Pater, kommt und ſeyd Zeuge (indem ſie näher zum Marcheſe trat, und ſich auf einen kleinen elfenbeinern Stock mit rundem Griff ſtützte) daß ich nichts gegen dieſen Menſchen ſchmiede, und daß ich vielmehr dieſem Verräther, dieſem Treuloſen, alle Zeit laſſe, ſich zu rechtfertigen, die er verlangt, und mehr thue, als er von einer beleidigten Perſon erwarten kann.“ Endlich händigte der Marcheſe, auf das Anliegen der Königin, ihr verſchiedene Papiere und zwey oder drey zuſammengebundene, kleine Schlüſſel ein, die er aus ſeiner Taſche zog, aus welcher zwey oder drey kleine Stücken Geld fielen. Nach einer Unterredung von einer Stunde oder länger, wo ſeine Antworten der Königin keine Gnüge leiſteten, näherte ſie ſich etwas mir, und ſagte mit ziemlich erhabener, aber ernſter und gemäßigter Stimme: „Mein Vater, ich entferne mich, und überlaſſe euch dieſen Menſchen; bereitet ihn zum Tod, und ſorgt für ſeine Seele.“

Wäre dieſes Urtheil wieder mich ſelbſt ausgeſprochen worden, ſo hätte ich nicht ärger erſchrecken können. Der Marcheſe und ich ſtürzten uns zu ihren Füßen, und ich bat ſie um Gnade für dieſen armen Menſchen. Sie antwortete: „Sie könne es nicht; dieſer Verräther ſey ſchuldiger als ein zum Rad Verdammter. Er wiſſe wohl, daß ſie ihm als einem getreuen Unterthan, ihre wichtigſten Angelegenheiten und geheimſten Gedanken vertrauet habe; der Wohlthaten nicht zu gedenken, die er gleich einem Bruder von ihr empfangen, indem ſie immer wie eine Schweſter an ihm gehandelt; ſein eignes Gewiſſen müſſe ſein Henker ſeyn.“

Mit dieſen Worten entfernte ſich Sr. Majeſtät und ließ mich mit den drey Männern allein, die ſtets den bloſſen Degen in der Hand hatten, um die Hinrichtung zu vollziehn.

Als Ihro Majeſtät weggegangen war, fiel mir der Marcheſe zu Fuß, und beſchwur mich, der Königin nachzugehn, und um ſeine Begnadigung anzuhalten. Unterdeſſen drangen die drey Männer mit vorgehaltenen Degen heftig in ihn, daß er eilen und ſeine Beichte ablegen mögte; und ich, mit Thränen in den Augen, ermahnte ihn, Gott um Vergebung ſeiner Sünden zu bitten. Hierauf begab ſich der Vornehmſte der drey Männer zur Königin, um ſie um Gnade für den armen Marcheſe anzuflehn. Allein er kam traurig zurück, weil ihm ſeine Gebieterin befohlen hatte, ihn aus der Welt zu ſchicken; und ſagte weinend: „Marcheſe, denke an Gott und deine Seele, „du mußt ſterben!“

Bey dieſen Worten warf ſich der Marcheſe, ganz auſſer ſich, zum zweytenmal zu meinen Füſſen, und beſchwur mich von neuem, noch einmal zur Königin zu gehn, und den Weg der Güte zu verſuchen, welches ich that.

Ich fand Ihro Majeſtät allein auf Ihrem Zimmer, mit einem heitern, unbefangenen Geſichte; ich gieng auf ihr zu, und fiel weinend und ſchluchzend, vor ihr auf die Knie. Ich bat ſie, um die Leiden und Wunden Jeſu Chriſti Willen, Barmherzigkeit mit dem armen Marcheſe zu haben, und ihn zu begnadigen.

Sie bezeugte mir, wie leid es ihr thue, mir meine Bitte nicht zugeſtehen zu können, indem dieſer Elende gar zu hart und treulos an ihrer Perſon gehandelt habe, und nie einigen Erlaſſes noch Gnade ſich getröſten dürfe, und ſetzt hinzu, daß man ſchon manchen auf's Rad gelegt habe, der es nicht ſo ſehr verdiente, als dieſer Verräther.

Da ich ſah, daß ich nichts durch mein Bitten bey der Königin auszurichten vermogte, nahm ich mir die Freyheit, ihr vorzuſtellen, daß ſie ſich in einem dem Könige von Frankreich gehörigen Hauſe befinde, und wohl überlegen möge, was ſie zu thun im Begriff ſey, und ob es der König von Frankreich gut heiſſen werde. Worauf Ihro Majeſtät antworteten: „Daß Sie die Handhabung der Gerechtigkeit von Gott empfangen, und daß ſie Gott zum Zeugen nähme, ob ſie einen perſönlichen Groll auf den Marcheſe habe, und ob ſie nicht vielmehr allen Haß bey Seite geſetzt, und einzig und allein auf ſein Verbrechen und ſeine Verrätherey Rückſicht genommen, die nie ihres Gleichen haben würden und jedermann auffielen. Der König von Frankreich habe ſie nicht als eine flüchtige Gefangene in ſeinem Hauſe geherbergt; ſie ſey Herrin ihres Willens, und könne zu jeder Zeit und an jedem Orte ihren Leuten Gerechtigkeit angedeihen laſſen, oder ſie beſtrafen, ohne von ihren Handlungen jemand anders Rechenſchaft ſchuldig zu ſeyn als Gott. Ueberdies ſey das, was ſie thue, nicht ohne Beyſpiel.“

Ich antwortete der Königin, es ſey hier einiger Unterſchied zu machen, denn wenn Könige dergleichen gethan, ſo ſey es in ihrem Lande und nicht anderswo geweſen. Allein dieſe Worte waren kaum aus meinem Munde, als es mich reute, weil ich fürchtete zuviel geſagt zu haben. Ich fügte alſo noch hinzu: Ich beſchwöre Ew. Majeſtät bey der Ehre und Achtung, die Sie ſich in Frankreich erworben haben, und bey der Hoffnung, die alle gute Franzoſen auf Ihre Vermittelung ſetzen, ich beſchwöre Ew. Majeſtät unterthänig, verhüten Sie, daß dieſe That, ſo gerecht ſie auch in Anſehung Ew. Majeſtät ſeyn mag, in den Augen der Menſchen, nicht für gewaltſam und übereilt ausgelegt werde. Seyn Sie lieber grosmüthig und barmherzig gegen den armen Marcheſe; oder übergeben Sie ihn den Gerichten des Königs von Frankreich, und laſſen Sie ihm ſeinen Proceß in der nöthigen Form machen. Sie werden nicht allein völlige Genugthuung erlangen, ſondern ſich auch ferner bey dem Nahmen der Bewundernswürdigen erhalten, der allen Ihren Handlungen von den Menſchen beygelegt wird.

„Wie, mein Pater, (antwortete die Königin) ich, der die unumſchränkte und ſouveraine Gewalt und Juſtiz über meine Unterthanen zukömmt, ich ſoll gezwungen ſeyn, die Gerechtigkeit andrer gegen einen in meinen Dienſten ſtehenden Verräther anzuflehn, von dem ich die Beweiſe ſeines Verbrechens und ſeiner Treuloſigkeit, von ſeiner eigenen Hand geſchrieben und beſiegelt, in meiner Gewahrſam habe? — — Nein, nein, mein Vater, der König ſoll es von mir erfahren. Geht wieder hin, und tragt Sorge für ſeine Seele, ich kann nach meinem Gewiſſen nicht thun, was ihr verlangt.“

Und damit ſchickte ſie mich fort; doch merkte ich an der Veränderung ihrer Stimme bey dieſen letzten Worten, daß, wenn die Königin die Sache hätte aufſchieben und den Ort ändern können, ſie es gewiß gethan haben würde; es war aber ſchon zu weit gekommen, um einen andern Entſchluß zu faſſen, ohne ſich der Gefahr bloß zu ſtellen, den Marcheſe entwiſchen zu laſſen, und vielleicht ihr eigenes Leben auf's Spiel zu ſetzen.

Bey dieſen Umſtänden wuſſte ich weder was ich anfangen, noch wozu ich mich entſchlieſſen ſollte. Weggehn konnte ich nicht, und wenn ich es auch gekonnt hätte, ſo ſah ich mich doch aus Mitleid und in meinem Gewiſſen verbunden, dem Marcheſe beyzuſtehn, und ihn zu einem guten Tode zu bereiten.

Ich ging alſo wieder in die Gallerie, und umarmte den armen Unglücklichen, der in Thränen ſchwamm. Ich ermahnte ihn in den beſten und dringendſten Ausdrücken, ſoviel in meinen Kräften war, und Gott mir eingab, ſich in ſeinen Tod zu ergeben, und auf das Wohl ſeiner Seele zu denken, weil in dieſer Welt für ihn keine Hofnung zum Leben mehr ſey. Die Gerechtigkeit verlange, daß er den Tod leiden ſolle, und er müſſte nun einzig ſeine Hofnungen auf Gott in jener Ewigkeit ſetzen, die ihm Troſt gewähren werde.

Bey dieſer traurigen Nachricht ſchrie er zwey oder dreymahl heftig, kniete darauf vor mir nieder, der ich mich auf eine von den Bänken der Gallerie geſetzt hatte, und fing ſeine Beichte an. Allein, als er ſchon weit damit gekommen war, ſprang er wieder auf, und brach von neuem in ein erbärmliches Geſchrey aus. Es gelang mir jedoch, ihn wieder ſich faſſen zu machen, und alle fremde Gedanken, durch Beten, von ihm zu entfernen, worauf er ſeine Beichte in Lateiniſcher, Franzöſiſcher und Italieniſcher Sprache vollendete, ſo wie ihm die Worte, in der heftigen Angſt, in der er war, in den Mund kamen. Der Hofprediger der Königin trat herein, als ich ihn eben über einen Skrupel befragte, und kaum nahm ihn der Marcheſe wahr, ſo lief er auf ihn zu, ohne ſeine Abſolution abzuwarten, weil er noch hofte, Gnade durch dieſen Geiſtlichen zu erlangen.

Sie ſprachen lange in einem Winkel der Gallerie leiſe mit einander, indem ſie ſich bey den Händen hielten. Nach geendigter Unterredung ging der Hofprediger hinaus, und nahm den Vornehmſten der drey Männer mit ſich. Dieſer kam wenig Augenblicke darauf allein zurück, und ſagte: „Marcheſe, bitte Gott um Vergebung, du „muſſt ſterben: Haſt du gebeichtet?“ Und indem er dies ſagte, drückte er ihn wider die Wand am Ende der

Gallerie, wo das Gemälde von St. Germain iſt, und ich konnte mich nicht ſo ſchnell wegwenden, daß ich nicht ſah, wie er ihm einen Stoß in den Magen, auf der rechten Seite verſetzte, den der Marcheſe pariren wollte, indem er den Degen mit der rechten Hand ergriff, den denn jener ihn durchzog, und ihm drey Finger abſchnitt, der Degen aber blieb gebogen. Jener rief hierauf einem andern zu; er iſt geharniſcht! wie er denn auch in der That ein Panzerhemd an hatte, das 9 bis 10 Pfund wog, und zugleich wiederholte er den Stoß in's Geſicht, worauf der Marcheſe ſchrie: Mein Vater! Mein Vater!

Ich näherte mich ihm, und die andern zogen ſich ein wenig auf die Seite. Der Marcheſe kniete mit einem Knie nieder, bat Gott um Vergebung, und ſagte mir noch verſchiedenes, worüber ich ihm die Abſolution gab, ſtatt der Buße ihm auflegte, ſeinen Tod geduldig zu leiden, und ſeinen Mördern zu verzeihn. Als er die Abſolution empfangen hatte, warf er ſich auf den Boden, und im Hinfallen gab ihm ein andrer einen Hieb auf dem Obertheil des Kopfs, der ein Stück Knochen wegnahm.

Der Marcheſe lag auf dem Bauch, und gab durch Zeichen zu verſtehn, daß man ihm den Hals abſchneiden mögte; der nemliche verſetzte ihm noch zwey oder drey Hiebe auf den Hals, ohne ihm jedoch großen Schaden zu thun, weil das Panzerhemd, das nebſt dem Hals des Wamſes ſich hinauf geſchoben hatte, die Hiebe aufhielt. Ich ermahnte ihn, indeſſen an Gott zu denken, und alles geduldig, um der Verzeihung ſeiner Sünden Willen, zu leiden. Hierauf fragte mich der Vornehmſte, ob er ihn nicht vollends hinrichten laſſen ſollte? allein ich führte ihn derb ab, und antwortete, daß er ſich deswegen nicht bey mir Raths zu erholen brauche, und daß ich um ſein Leben, und nicht um ſeinen Tod bäte. Er geſtand, daß er Un-

recht

recht gehabt habe, mir eine ſolche Frage zu thun, und bat mich um Vergebung.

Während daß dieſes vorgieng, hörte der arme Marcheſe, der blos den letzten Streich erwartete, die Thüre aufgehn, ſchöpfte friſchen Muth, und ſah, daß der Hofprediger hereintrat.

Er kroch, ſo gut er konnte, zu ihm hin, indem er ſich an das Täfelwerk der Gallerie anhielt, und verlangte mit ihm zu ſprechen. Der Hofprediger trat an die linke Seite des Marcheſe, weil ich zur rechten ſtand, und der Marcheſe, indem er ſich nach ihm kehrte und die Hände faltete, redete was ganz leiſe, als ob er beichtete. Worauf der Hofprediger zu ihm ſagte: bittet Gott um Vergebung! und nachdem er mich um Erlaubnis gebeten, gab er ihm die Abſolution. Er ſagte alsdenn zu mir, ich mögte bey dem Marcheſe bleiben, er wolle wieder zur Königin gehn.

In demſelben Augenblick durchſtach derſelbe, welcher nach dem Hals des Marcheſe gehauen hatte, und der dem Hofprediger zur Linken ſtand, ihm die Gurgel mit einem ſehr langen und ſchmalen Degen, von welcher Wunde der Marcheſe auf die rechte Seite ſank, und kein Wort weiter ſprach, wohl aber noch eine ganze Viertelſtunde athmete, während welcher Zeit ich ihm beſtändig zurief, und auf das beſte ermahnte. Und ſo beſchloß er ſein Leben, nachdem er ſein Blut verlohren, um drey Viertel auf 4 Uhr des Nachmittags. *)

Ich ſagte das De profundis und das Gebet über ihm her; und nachher bewegte der Vornehmſte von den Dreyen ihm einen Arm und ein Bein, knöpfte ſeine Beinkleider und Unterhoſe auf, ſuchte in ſeiner Taſche, und fand nichts,

---

*) Man hatte alſo dieſen armen Unglücklichen, das Opfer einer ſonderlingiſchen Thörin, volle drey Stunden gemartert.

nichts, ausgenommen ein kleines Gebetbuch und ein kleines Meſſer. Alsdenn gingen ſie alle drey, hinweg, und ich auch, um die Befehle Sr. Maj. zu vernehmen.

Die Königin, als ſie gewiß war, daß der Marcheſe todt ſey, bezeugte ihr Leidweſen, daß ſie ſich gezwungen geſehn, ihn hinrichten zu laſſen, doch ſey ihm nach ſeinen Uebelthaten und Verrätehereyen, geſchehn, was Recht iſt, und ſie bitte Gott, ihm zu verzeihn.

Sie trug mir auf, ihn von da wegſchaffen und begraben zu laſſen, und ſetzte hinzu, daß ſie verſchirdene Meſſen für die Ruhe ſeiner Seele leſen laſſen wolle.

Ich ließ einen Sarg machen, und ihn in einen Schuttkarrn, der Schwere des Körpers, der Dämmerung, und des böſen Weges wegen, ſetzen, und ihn durch meinen Vicar und Kapellan, unter dem Beyſtand von noch drey Männern, nach der Pfarrkirche, mit dem Befehl ſchaffen, ihn ohnweit des Weihkeſſels zu begraben, welches alles Montags am 12ten Novembr. gegen $\frac{3}{4}$ auf 6 Uhr des Abends, vollzogen wurde.

Die Königin ſendete durch zwey ihrer Kammerdiener hundert Livres in's Kloſters, um Gott für die Ruhe der Seele dieſes Marcheſe zu bitten, für den am Dienſtag den 13ten des Monats, die hohe Meſſe eingeläutet, und dann am Mittwoch, den 14ten, feyerlich und andächtig in der Pfarrkirche zu Avon gehalten wurde, wo der Marcheſe begraben iſt. Wir fuhren alsdenn mit einem Credo und den Meſſen fort, welche die Königin verordnet hatte, um die göttliche Gnade zu bitten, daß ſie die Seele des armen Verſtorbenen in ihr Paradies aufnehmen möge.

Hier ſchließt ſich der Bericht des Paters, den ich ſeiner ganzen Weitſchweifigkeit nach mitgetheilt habe. Ich ſetze noch einiges zur Erläuterung hinzu. Der Pater le Bel ſoll die Brieſe, welche Monaldeſchi wider die Königin geſchrieben hatte, geleſen, und gegen einige Perſonen bekannt haben, daß ſie ſehr ehrenrührig waren, und daß ſie Eiferſucht und Liebe dem Monaldeſchi eingegeben, um einer Dame zu Rom zu gefallen, die er heftig liebte. Ein junger Cardinal, ein Feind des Monaldeſchi und Favorit der Chriſtina, entdeckte dies galante Geheimniß, und ſchickte der Prinzeſſin die aufgefangenen Brieſe ihres Oberſtallmeiſters, welches denn die Königin zu dieſer grauſamen Rache bewegte, die alle rechtſchaffene Leute gegen ſie erbitterte, und ihr Andenken ewig brandmarket. Der Kardinal Mazarin ſchrieb ihr: „eine ſo abſcheuliche „That muß Ew. Majeſtät auf immer von dem Hofe „Ludwigs entfernen, der darüber, ſo wie ich, „und alle Leute von Ehre aufgebracht iſt.“ Die Königin antwortete.

Herr Mazarin!

Die Leute, die Euch die Umſtände von dem Tode des Monaldeſchi, meines Stallmeiſters, hinterbracht haben, hatten ſich ſehr übel informirt.

Ich finde es höchſt beſonders, daß Ihr ſo vielen Perſonen Auftrag gebt, Euch von der Wahrheit dieſes Vorgangs zu unterrichten. Euer Verfahren ſollte mich zwar nicht Wunder nehmen, ſo närriſch es auch iſt. Allein nie hätte ich mir einfallen laſſen, daß weder Ihr, noch Euer junger hochmüthiger Herr, es wagen würden, mir den geringſten Unwillen darüber blicken zu laſſen.

Wiſſt alſo, ſo viel Eurer ſind, Diener und Herrn, Kleine und Groſſe, daß es mir beliebt hat, ſo zu handeln,

deln, und daß ich weder ſchuldig noch Willens bin, jemanden, er ſey wer er wolle, Rechenſchaft von meinen Handlungen zu geben, am wenigſten aber Aufſchneidern von Eurem Schlag.

Ihr ſpielt eine drollige Rolle für einen Mann von Eurem Rang. Aber, was für Gründe Euch auch bewogen haben mögen, mir zu ſchreiben, ſo mache ich mir doch viel zu wenig daraus, um mich nur einen Augenblick darum zu bekümmern. Ich will, daß Ihr's wiſſen, und zu jedem, der es hören will, ſagen ſollt, daß ſich Chriſtina ſehr wenig um Euren Hof, und noch weniger um Euch, bekümmert, und daß ich nicht erſt nöthig habe, um mich zu rächen, meine Zuflucht zu Eurer fürchterlichen Macht zu nehmen. Meine Ehre hat es verlangt, und mein Wille iſt ein Geſetz, das Ihr verehren müſſt. Eure Pflicht iſt, zu ſchweigen, und manche andre Leute, die ich eben nicht höher achte, als Euch, würden ſehr wohl thun, wenn ſie erſt lernen wollten, was ſie ihres Gleichen ſchuldig ſind, ehe ſie mehr Lärm machten, als ihnen anſteht.

Wiſſt endlich, Herr Cardinal, daß Chriſtina Königin überall iſt, wo ſie iſt, und daß an jedem Orte, wo es ihr belieben wird, ihre Wohnung aufzuſchlagen, die allerärgſten Schelme doch immer noch mehr werth ſeyn werden, als Ihr und Eure Creaturen.

Der Prinz von Conde hatte wohl Recht auszurufen, als Ihr ihn ſo unmenſchlich zu Vincennes gefangen hieltet: „Der alte Fuchs, der bisher Gott und den Teufel betrogen hat, wird nicht eher aufhören die guten Diener des Staats zu beleidigen, bis das Parlement dieſen „erlauchten Schurken der Piſcina fortjagt, oder ihm derb „auf die Finger klopft.“

Glaubt mir, Julius, betragt Euch ſo, daß Ihr meine Gnade verdient, und laſſt das Euer angelegenſtes Studium ſeyn. Gott bewahre Euch, jemals das geringſte.

ſte unbeſcheidene Wort gegen meine Perſon fallen zu laſſen! Und wär' ich am Ende der Welt, ſo würde ich Eure Streiche erfahren. Ich habe Freunde und Hofleute in meinen Dienſten, die eben ſo geſchickt und wachſam als die Eurigen ſind, wenn ſie gleich nicht ſo gut bezahlt werden.

Man begreift wohl, daß nach einem Brief von der Art, die Königin nicht lange mehr in Frankreich verweilte. Sie ging nach Rom, wo ſie die Puppe des Kardinals Azolini war, und nach ihrem Tode in der St. Peterskirche begraben wurde. Ihre Grabſchrift iſt kurz, und von ihr ſelbſt verfertigt.

Vixit Chriſtina Ann. 72.

3.

Zwey Beyträge zur Aufklärungs-Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts.

I.

Erſchreckliche Exempel.

Und grauſame Thaten, welche geſchehen ſeyn in dem Fürſtenthum Salzburg, durch den erſchrecklichen und Welt-bewuſten Hexen-Meiſter, den Zauber-Jäckel, und ſeinen Anhang, welche Gott und die heilige Dreyfaltigkeit verläugnet haben, und dem Teufel zugeſagt, beſtialiſch gelebet, die Menſchen blind, krum und lahm gemacht, mit Schaur und Ungewitter greulichen Schaden gethan, worauf ihrer 90 Perſonen zum Tode verurtheilet worden. Wie auch hinwiederum 35. Kinder, die der Teufel ſelbſt getaufft hat, und jeden einen abſonderlichen Namen gegeben.

Wie folget:

Riepenzahn, Fuchsſchwantz, Ochſenhorn, Ochſenklau, Bärenklau, Sauzahn, Sauſchwantz, Ratzenſchwantz, Büffelskopff, Luxfuß, Geißhorn, Eſelsmilch, Gansfuß, Kühhorn, und das letztere den jungen Zauber-Jäckel genannt. Welche Kinder erſt dieſe Meß-Zeit ungefähr vor 5 Wochen durch dieſe Namen auf öffentlichen Platz herunter geleſen worden, auch hernach durch ein ſonderlich zuſammenfallendes ſcharffes Eiſen vom Leben zum Tode hingerichtet worden, ihres Alters zu halbe 1. 2. 3. 4. bis 5. Jahren, da die Mütter ſelbſt Hexen geweſen, und die Kinder alſobald nach der Geburt dem leidigen Satan übergeben. Die gemeldten 90 Perſonen haben vorher bekannt, wie ſie dem Menſchen können beykommen, auch was für die Zauberey gut ſey, iſt alles hierinn begriffen.

Es iſt die Hexen-Königin verbrant worden, welche mit dem Teufel 23. Jahr gebuhlet, die hatte ein Pulver vom Teufel gehabt, wenn jemand ſein Waſſer oder Harn hat geſchlagen, hat ſie es eingeſtreuet, ſo hat ein Menſch müſſen krum und lahm werden. Die Sünderin Anna, des Zauber-Jäckels Mutter, die 24. Jahr eine Hexe geweſen, welche betteln gangen, wenn man ihr eine Gabe gegeben, aber nicht nach ihrem Willen, ſo hat ſie die Leute krum und lahm gemacht, und das Vieh zu Tod geritten.

Die Funckin hat bekannt, daß ſie das Vieh innerhalb 3 Stunden haben können zu todte melcken. Die Lebzelterinn habe Würme gemacht, welche die Obſtbäume und das Kraut verderbet haben. Die Mitthäurin hat ihre Kinder ſelbſten zur Zauberey verführet, ihrer eigenen Tochter-Kind dem Teuffel geſchencket. Eine Hebamme iſt verbrennet worden, welche 250. Kinder alle in des Teufels-Namen empfangen und umbracht, und iſt heuchleriſcher Weiſe alle Jahr auf Altenöthigen Kirchfahrten gangen. Catharina Meidhartin, die durch Anſprechen zur Zauberey verführet worden, die hat von einem die Kranckheit weggenommen, und dem Andern auf den Hals zaubern können. Sie haben verkaufft an ſtatt der Krebſe Mäuſe, für Bratwürſte Schlangen, anſtatt der Krammets-Vögel Ratten, ꝛc. Ihr Gebet war Enten, Gänſe, Tauben, Hüner, Hund und Katzen, Haber, Gerſten, Weitzen, Korn, Bonen, Erbſen, Wicken, Küh, Ochſen, Kälber und Schwein, Aepffel, Birn, Feigen, Pflaumen und Wein, ſoll alles unſer eigen ſeyn.

Dieſe haben mit der Hexen-Königin einhellig bekennet, wie ſie Menſchen und Vieh verzaubern und bekommen können, wie folget:

Erſtlich, wer ungeſegnet aufſtehet, und aus dem Hauſe gehet, können ſie gantz verderben. 2. Wer ungewaſchen ausgehet, den können ſie Auſſätzig machen. 3. Wann Braut und Bräutigam mit dem lincken Fuß erſt über die Hauß- oder Kirchen-Schwelle treten; können machen, daß keins das ander lieb haben kann. 4. Wenn eine Frau in ihren 6. Wochen ihre Milch weggiebt, und bekommt ſie ein Zauberer, können ſie Mutter und Kind verderben. 5. Wann am Sonnabend Eyer oder Schmaltz werden weggeliehen, können ſie machen, daß keines im Hauſe ruhen

hen noch ſchlaffen kann. 6. Wann am Freytag Brodt aus dem Hauſe weggeliehen, können ſie allerley Ungezieffer ins Hauß machen. 7. Wann das Kehrich liegen bleibt, haben ſie drey Pfennig davon. 8. Wann man Miſt führet, und den erſten Hauffen aufſchlägt, und ſagt nicht dazu das walt Gott, haben ſie davon 3 Groſchen. 9. Wann Schüſſel, Löffel, Teller, Töpffe über Nacht ungewaſchen ſtehen bleibt, haben ſie von jedem Stück 2 Pfennig. 10. Wann über Nacht Miſtgabel, Hacken, Schauffel, Aexte, Grabſcheid, Rechen, nicht verwahret wird, hätten ſie in 24 Stunden vom Stück 1. Pfennig. 11. Wann die Weiber melken, Seichtuch oder Butterfaß, über Nacht unter freyem Himmel ſtehen oder liegen laſſen, können ſie die Helffte von der Milch abzaubern. 12. Wer aus dem Bad geht, und ſein Badtuch ungewaſchen liegen läſſet, und kommt ein Zäuberer darzu, können ſie einen gantz verderben. 13. Wann man die Füſſe gewaſchen, und das Waſſer über Nacht ſtehen laſſen, haben ſie einen Groſchen, oder können denſelben krum oder lahm machen.

Was die Hexen-Königin und Hexen bekennet haben, was für Menſchen und Vieh wider die Zauberey gut iſt.

Johannes-Kraut, und Sieg-Wurtzel, der weiſſe Dorant-Elſer-Kraut, Braunkoſte, Widerthon, Schwartz-Kümmel, Teuffels-Abbis-Kraut, Oſterltri, Baldrian, Siebenzeit, Chriſti JEſu-Wurzel, Johannes Pilatus-Wurtzel, Dillenſamen, Campffer, Teuffelsdreck. Wer dieſe Kräuter zu Pulver ſtößt, und in einem Säcklein bey ſich trägt, dem kann kein Zauberer Schaden thun, und wer es im Viehſtall aufhänget, oder unter die Schwelle begraben thut, kann kein Vieh bezaubert werden. Wer dieß Kunſt-Stück in ein Gefäß voll

Waſſer leget, und das Vieh einmal im Jahr davon trinken läſſt wird ihm nicht ſchaden, wenn gleich die Hexen alle Weiden und Waſſer vergifft hätten.

Gedruckt im Jahr 1721.

II.

Citation und Einladung 8 Tage nach meinem Tode an das höchſte und letzte Appellationsgericht, um alsdenn die Endesurtheil anzuhören, da denn diejenigen, ſo Unrecht haben werden, ihren verdienten Lohn von dem Richter aller Richter empfangen werden.

Da nunmehro die Kayſerl. Commiſſion fruchtlos zerſchlagen, und Hr. Vetter *Amſing* alle von Joh. Hinrich *Lutterloh* nachgelaſſene Güter in Poſſeſſion genommen, vielleicht auf Anrathen ſeines Advocaten *Strodt*; ſo haben ſie uns abermal in der 2ten Commiſſion einen chicanen Both gethan, da Er nun und ſein Advocat nur gedenken, die Sache ſo lange zu torquiren, daß ich und meine Schweſter darüber verſterben ſoll. Weil ich nun nicht wiſſen kann, wie lange mich der liebe Gott annoch in dieſem Jammerthal das Leben friſten wird, will ich nun, ſo lange ich leben ſoll, den Proces gegen Sie beſtändig fortſetzen, bis ich aus dem Jammerthal ſcheiden werde, ſo wird der Hr. Vetter *Amſing* mit ſeinem Advocaten *Strodt*, 8 Tage nach meinem Tod von mir vor das allerhöchſte Gericht Gottes im Thal Joſophat zu erſcheinen citiret, als auch die vorhergegangen, ſo ich hier alle mit Nahmen nennen will, als erſtlich die alte Niffelſche, Capitain Joh *Schott* mit ſeiner Frauen, auch Joh. & Hinrich *Lutterloh*, wie auch den Hr. Vetter *Amſing* als jetzigen Beſitzer des ungerechten Guts, ſo ſie meinen ſeel. Eltern und uns durch allerhand falſche Verdrehungen zurückbehalten, und gewehrt, worüber ſie auch endlich nach und nach verſtorben, nunmehro alle mit einander vor das allerhöchſte Gericht im Thal Joſaphat erſcheinen ſollen, da ich denn mit meinen ſeel. Eltern und Bruder auch erſcheinen werde, vor den oberſten Richter, da ſoll denn die letzte Appellation geſchehen, und werden alsdenn diejenigen, ſo ſich von dem beſeſſenen ungerechten Guth genähret haben, ihr Endes-Urtheil anhören müſſen, und es wird alsdenn keine ſolche Verdrehung und juriſtiſche Vorſtellung nicht mehr ſtatt finden, und es wird der Richter alsdenn denenjenigen, ſo das unrechte Guth ſo lange beſeſſen haben, und annoch auf dieſe Stunde beſitzen, ihren verdienten Lohn alsdenn genießen laſſen; doch ſoll Hr. Vetter *Amſing*, ſeine Frau Liebſte, und deſſen unmündiger Bruder hierzu nicht gerechnet werden, denn die Kinder können nicht der Eltern ihre Miſſethat tragen. Wird nun Hr. Vetter *Amſing* nicht bey Zeiten als ein Chriſt ſich mit uns abfinden, ſo ſoll es alsdenn vor als nach bey der Citation, ſo hierin geſtehen, verbleiben, wornach er und der Advocat *Strode* ſich zu richten. Denn müſſen ſie alsdenn, den zeitl. Mammon, ſo ſie mit Unrecht beſeſſen, doch verlaſſen, wornach ſie ſich zu richten haben, und es ſoll nach meinem Tode gewiß und wahrhaftig alsdenn von mir geſchehen. *Hamburg* d. 17ten Juny 1753.

Jacob *Milich*,
Vicarius & Medicinæ Practicus.

Daß vorſtehende Copey mit dem mir vorgezeigten Original gleichlautend ſey, ſolches habe ich requirirter maßen Ambts halber zu atteſtiren unermangeln wollen. Actum Hamburg d. 6ten Auguſt 1753.

C. A. Fieck. Notar.
Cæſ. Publ. ac juratus.
mpp.

Wohl-Edler,

Inſonders hochgeehrter Herr Vetter,

Weil ſein Advocat des Hrn. Vetter ſein Gemüthe ſo eingenommen, daß Er lieber gegen mich und meine Schweſter den Proces fortſetzen will, als wird uns der liebe Gott ferner Aſſiſtance leiſten, und wird die Sache wieder fortgeſetzet, ſo folget hierbey ein kleiner Entwurf, wie es ſoll 3 Tage nach meinem Tode ferner gehalten werden, da denn der Richter aller Richter demjenigen, der Unrecht hat, ſeinen Lohn in der Endes-Urtheil abfaſſen wird. Ich will jedoch ſo lange ich lebe, noch ein Freund von deſſen Hauſe bleiben, aber von der Sache ein Feind. Im übrigen befehle den Hr. Vetter und deſſen Frau Liebſte und lieben Kinder in Gottes Schutz und verbleibe DHErrn Vetter

Hamburg d. 31ten July 1753.

DWDiener

Jacob *Milch*

Vicarius & Medicinæ Practicus.

Addreſſe

A Monſieur

Monſr. Amſing

Zu ſelbſt eigenem Erbrechen

à

Hamburg.

Daß vorſtehende Copia mit dem mir vorgezeigten Original gleichlautend ſey, ſolches habe ich requirirter maßen Ambts halber zu atteſtiren unermangeln wollen. Actum Hamburg d. 6ten Auguſt 1753.

C. A. Fieck.

Notar. Cæſ. Publ. ac Iuratus. —

4.

Allegorie.

Unter einem warmen und milden Himmelsſtrich ſchuf die **Natur** ſich ihre liebſte Tochter. Schön wie der Morgen, ſanft wie die jüngſte der Grazien, majeſtätiſch und einfach, ſtand es da, ihres Meiſterſtücks Meiſterſtück, das edelſte Gebild, das je den Händen der Allerſchafferin entronnen war. Und es freute ſich die Mutter, wenn der junge Tag von Oſten auf die Geſchaffene lächelte und der Abendſtern aus Weſten über ihr funkelte. — „Weißt du was, ſprach **Momus**, der einmal betroffen vorbey gieng und ſtutzte, — das Töchterlein iſt nicht übel, nur die Ausbildung vergiß nicht, Madam!" — Bey dem Unendlichen, der die Sphären rollen hieß, rief die **Natur**, diesmal hat **Momus** recht! — Nieder warf ſie ſich jetzt auf den blumigten Boden und flehte: „Allgütige **Pallas**! ich habe die **Schönheit** geſchaffen! Uebernimm du die Vollendung, gieb ihr auch **Weisheit** und **Stärke**!"

Siehe, da ſenkte ſich eine roſenfarbne Wolke vom Himmel, umzog die **Schönheit** und hub ſie empor, weg aus den Augen der Sterblichen; denn **Pallas** hatte die frommen Gebete der Mutter **Natur** erhört, die wie Weihrauch und Opferdüfte hinauf geſtiegen waren. In den himmliſchen Lauben bildete **Weisheit** die ſanfte **Schönheit** und gab ihr die **Stärke** zur unzertrennlichen Begleiterin. Es war vollendet die Bildung der Himmliſchen, und ſie kam herab, die Beglückerin der Menſchheit zu werden. Aber die Welt haßte ſie, warf ſie mit Steinen und die Tochter der **Natur**, gepflegt von der **Weisheit**, entfloh in eine nächtliche Höle, und ſchrieb mit Flammenſchrift über den Eingang: „Procul abeſte, profani!" Seitdem zeigte ſie ſich nur ihren Auserwählten, und obgleich,

gleich, nachdem ihr wohlthätiger Strahl ſich hervordrängte, Menſchen aus allen vier Winden, ihr zu opfern kamen, Könige den Zepter aus der Hand legten, und wie der gemeinſte Unterthan das Gewand der Unſchuld empfiengen, die Hoheit vergaſſen und den Bettler Bruder nannten: ſo zeigte ſich doch die Himmliſche ſelten ohne den ſiebenfachen Schleyer; denn wenige Augen ſind ſtark genug, die im Himmel gebildete Schönheit zu ſchauen. Mit vorſichtiger Milde nimmt ſie eine Decke nach der andern hinweg, und ruft bey jedem Zug: „Der Tugendhafteſte, der Vollkommenſte, wird mein Antlitz ganz erblicken!“ — Wenn Streben nach Wahrheit, Weisheit, Licht, Recht und Schönheit allgemein unter den Sterblichen ſeyn werden; dann, Himmelstochter! wirſt du deine Bewohnung, wo Nacht ſich, dich zu ſchützen, umher gelagert hat, wieder verlaſſen, und die goldene Zeit wird den Erdboden beglücken.

Wem gegeben ward, das Licht zu ſehen, der kann die Fackel der Beleuchtung über dieſe Allegorie miſſen.

M.

V.

Naturgeſchichte.

Der Truthahn.

Das Gefieder des Truthahns iſt glänzend ſchwarz und ſchielt in's Kupferfärbige und Grüne. Die Deckfedern der Flügel und die Schwanzfedern ſind ſchwarz und weiß gegittert. Der Schwanz beſteht aus zwey Lagen. Die obere oder kürzere iſt ſehr ſchön, die Grundfarbe helle braunroth, die mittleren Federn glänzend ſchwarz und grün gegittert; der gröſte Theil der äuſſern Federn hat eben die Grundfarbe, mit drey breiten Bändern von violetgrünen Farben, (mallard green) welche ſehr weit von einander abſtehen. Die zwey nächſten ſind wie die mittleren gefärbt, die Spitze aber iſt glatt und mit einem einzigen Querbande wie die äuſſern.

Die längere oder untere Lage iſt von roſtig-weiſſer Farbe mit Schwarz gemiſcht, mit vielen gewallten Querlinien von eben der Farbe und gegen die Spitze mit einem breiten Bande.

Die wilden Truthähner behalten beſtändig dieſelben Farben, die zahme variirt aber wie alle Hausthiere. Es iſt nicht nöthig, bey einem ſo bekannten Thiere alle Varietäten anzugeben; der ſchwarze nähert ſich ſeinen urſprünglichen Stammältern am meiſten. Zu Richmond und in andern Thiergärten hat Pennant dieſe Varietät beynahe in ihrem natürlichen Zuſtande geſehen. Eine ſehr ſchöne

Spielart von ſchneeweiſſer Farbe, welche gegen den rothen Kopf vortreflich abſticht, iſt vor Kurzem in England eingeführt; ſie kömmt aus Holland und iſt wahrſcheinlich von einem zufällig weiſſen Paare gezogen, und ſo immer von der Beymiſchung ſchwarzer oder bunter Vögel dieſer Art rein erhalten.

Die Gröſſe des wilden Truthahns iſt verſchieden angegeben. Einige Schriftſteller verſichern, daß es welche von 60 Pfund ſchwer gäbe; man findet aber keinen, der aus eigner Erfahrung das Gewicht gröſſer als 40 Pfund angeben kann. Joſſelyn ſagt, er habe ein Stück von einem Truthahn gegeſſen, welcher, nachdem er gepflückt und ausgenommen war, 30 Pfund wog. Lawſon, deſſen Glaubwürdigkeit unwiderſprechlich iſt, ſah einen halben Truthahn, welcher acht hungrigen Leuten zweymal eine Mahlzeit gab, und er verſichert andere geſehen zu haben, welche 40 Pfund wogen. Catesby verſichert uns, daß unter den vielen hunderten, welche er unter den Händen gehabt, nur ſehr wenige über 30 Pfund wogen. Alle, welche ihre Gröſſe doppelt ſo groß angeben, reden blos vom Hörenſagen.

Die Sitten dieſes Vogels ſind ſo ſonderbar als ſeine Geſtalt. Seine Attitüde zur Zeit der Paarung iſt äuſſerſt auffallend. Der Hahn wirft den Kopf und Hals rückwärts, ſträubt die Federn empor, läſſt die Flügel auf der Erde herſchleppen, und ſchreitet ſo in dieſer aufgeblaſenen Geſtalt ſehr lächerlich einher; er geht um das Huhn mit ſeinen an der Erde herſchleppenden Flügeln im Kreiſe herum; und giebt zugleich durch die Naſenlöcher einen ſonderbaren Laut von ſich, welcher dem Schnurren eines groſſen Spinnrades nicht unähnlich iſt. Wenn er unterbrochen wird, kömmt er ſehr in Wuth und ſein Laut verändert ſich nun in ein lautes Kullern durch die Kehle, worauf er ſein voriges Spiel wieder anfängt. Der Laut des Huhns iſt klagend und melancholiſch.

Die Leidenſchaften des Hahns werden durch die Farbenveränderung des fleiſchigten Theils des Kopfes und Halſes ſehr deutlich ausgedrückt, welcher roth, weiß, blau und gelblicht wird, ſo wie ſich die Leidenſchaften verändern. Der Anblick einer rothgefärbten Sache bringt ihn heftig in Zorn. Sie leben in der Polygamie und ein Hahn verſieht mehrere Hühner. Sie legen in Frühling eine ſehr groſſe Anzahl Eyer und fahren ſo mit Legen lange Zeit fort. Wenn ſie brüten wollen, ziehen ſie ſich an einen dunklen Ort zurück. Der Hahn zerbricht oft die Eyer, aus Verdruß ſeine Gattinn zu verlieren. Die Hühner ſind für ihre Jungen ſehr beſorgt und machen ein groſſes Klaggeſchrey, wenn ſie dieſelben verlieren. Sie bebrüten ihre Eyer mit ſolcher Beſtändigkeit, daß, wenn man ſie nicht vom Neſte nimmt, um ſie zu füttern, ſie eher Hungers ſterben, als das Neſt verlaſſen. Die Truthühner lieben beſonders den Neſſelſaamen; der Saame vom purpurfarbigen Fingerhut (Digitalis purpurea) iſt ihnen aber ſchädlich.

Sie ſind ſehr dumme Vögel, ſehr zankſüchtig und zugleich feig. Es iſt luſtig zu ſehen, wie eine ganze Heerde einen einzigen Haushahn angreift, der eine Menge derſelben auf lange Zeit von ſich abwehret. Sie ſind ſowohl im wilden als zahmen Stande ſehr geſchwinde Läufer, aber mäßige Flieger. Sie ſpringen gern auf Bäume und ſteigen immer von einem Zweige auf den andern, bis zu der gewünſchten Höhe. Im wilden Stande ſteigen ſie auf dieſe Art auf den Gipfel der höchſten Bäume, ſo hoch, daß man ſie oft mit der Flinte nicht mehr erreichen kann.

Im natürlichen Zuſtande gehen ſie in Heerden zu fünfhundert zuſammen, nähren ſich vorzüglich von den kleinen rothen Eicheln und werden im März ſo fett, daß ſie nicht weiter als drey oder vierhundert Ellen (yards) weit fliegen, und von einem Reuter eingeholt werden können. In den unbefruchteten Gegenden am Miſſiſippi ſind ſie ſo zahm, daß man ſie mit einer Piſtole ſchieſſen kann.

Ihr gewöhnlicher Anfenthalt iſt auf den groſſen Mooren ihres Vaterlandes; bey Sonnenaufgang ziehen ſie ſich mehr in das trockne Gehölz, um da Eicheln und Beeren zu ſuchen, noch vor Sonnenuntergang ziehen ſie wieder nach den Mooren zurück, um auf den Zweigen der Bäume zu ruhen. (to rooſt).

Das Fleiſch des wilden Truthahns ſoll an Güte das von zahmen weit übertreffen, nur iſt es röther. Man hat vom erſtern Eyer aus dem Neſte genommen, und ſie zahmen Truthähnern untergelegt; die Jungen, welche davon kamen, waren noch wild, giengen abgeſondert auf Bäume, paarten ſich und brüteten doch aber mit den zahmen, wenn ihre Zeit kam. Die Indianer gebrauchen die von einer ſolchen wilden Zucht entſtandenen Junge oft als Lockvögel, um den wilden deſto beſſer ankommen zu können.

In den bewohnten Theilen von Amerika ſind die wilden Truthähne jetzo ſehr ſelten geworden, und man findet ſie nur an ſehr entlegenen und nicht viel beſuchten Oertern häufig.

Die Indianer machen von den Federn eine ſehr ſchöne Art Zeug. Sie flechten den innern Bart zwiſchen einen ſtarken doppelten Faden von Hanf oder von der innern Rinde des Maulbeerbaums und würken dieſes in Matten zuſammen. Das Zeug erhält ein ſehr reiches glänzendes Anſehn und iſt ſo fein als ſeidener Plüſch. Sie machen auch von dem Schwanze Fächer, und die Franzoſen in Louiſiana pflegen aus vier Schwanzfedern Sonnenſchirme zu machen.

Wenn ſie beunruhigt werden, fliegen ſie nicht auf, ſondern laufen mit der gröſten Schnelligkeit weg. Gewöhnlich umringt man ſie mit Hunden, wenn ſie auffliegen oder auf Bäume ſteigen wollen. Sie ſind ſo dumm und unempfindlich für die Gefahr, daß ſie nicht auffliegen, wenn auf ſie geſchoſſen wird, ſondern die noch nicht getödteten bleiben bey den Todten ganz ruhig ſitzen.

Blos in Amerika ſind die Truthühner einheimiſch und ſie waren folglich den Alten völlig unbekannt. Da beyde dieſer Umſtände von einigen der berühmteſten Naturforſcher des ſechszehnten Jahrhunderts verneint ſind, ſo wird es mir erlaubt ſeyn, den Grund ihres Irrthums ſo kurz als möglich auseinander zu ſetzen.

Bellon, der früheſte unter den Schriftſtellern, welche glauben, daß dieſe Vögel in der alten Welt zu Hauſe ſind, gründet ſeine Meinung auf die Beſchreibung der Guineiſchen Henne oder des Perlhuhns, des Meleagris des Strabo, Athenäus, Plinius und anderer Alten. Die Sache widerlegt ſich aber aus der vortreflichen Nachricht, welche uns Athenäus davon giebt und die er vom Clytus Mileſius, einem Schüler des Ariſtoteles erhalten hat, ſie kann auf keinen andern Vogel als auf das Perlhuhn paſſen. „Sie „haben eben keine Zuneigung zu ihren Jungen, ſagt er; „Ihr Kopf iſt nackt und oben auf demſelben iſt ein harter „runder Körper wie ein Pflock oder Nagel, von den Backen hängt ein rothes Stück Fleiſch, wie ein Bart herab. „Sie haben keinen Bartlappen, wie die gemeinen Hühner. „Das Gefieder iſt ſchwarz mit Weiß gefleckt. Sie haben „keine Sporen und beyde Geſchlechter ſind ſich einander ſo „ähnlich, daß man ſie durch das bloße Anſehen nicht unterſcheiden kann.“ Varro und Plinius erwähnen des gefleckten Gefieders und des harten Knorpels auf dem Kopfe gleichfalls. Athenäus iſt doch aber genauer und widerſpricht jedem Charakter vom Truthahn, deſſen Hühner für ihre Jungen ſehr zärtlich ſind, und in Geſtalt ſich hinlänglich von den Hähnen unterſcheiden, da der Kopf die callöſe Subſtanz nicht hat und die Beine der Hähne mit ſehr langen Sporen bewafnet ſind.

Aldrovand, welcher 1605 ſtarb, nimmt ſeine Gründe aus eben der Quelle als Bellon. Ich übergehe ihn alſo und komme auf unſern gröſten Naturforſcher Gesner, welcher in eine andere Art von Irrthum verfällt und den Truthahn gern zu einem urſprünglichen Bewohner von Indien machen mögte. Er ſucht die Beſtätigung davon im Aelian, welcher uns erzählt: „daß es in Indien ſehr groſſe „Hühner gäbe, welche keine Kämme hätten, ſondern mit „verſchiedenen gefärbten Büſcheln, die gleich Blumen unter„einander geflochten, verſehen wären, die Schwänze wä„ren ſehr breit, ließen ſich aber nicht biegen oder in eine „cirkelrunde Form bringen, ſondern ſie ſchleppten dieſelbe immer auf der Erde her, wie Pfauen, wenn ſie ihre Schwänze nicht ausgebreitet haben. Die Federn wären theils goldfarbig, theils blau und ſchmaragdfärbig.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach war dies der Pfauenphaſan, des Hr. Edwarts, der Pfau von Tibet des Hrn. Büffon und der Pavo bicolcoratus Linn. Ich habe dieſes Thier lebendig geſehen, es hat einen Federbuſch, nur nicht ſo deutlich als ihn Aelian beſchreibt, aber es hat dieſe auffallend ſchönen Farben in Geſtalt von Augenſtecken und richtet den Schwanz nicht wie der Pfau auf. Der Catreus des Strabo ſcheint derſelbe Vogel zu ſeyn, er beſchreibt ihn als einen ſehr ſeltenen, ſchön geſteckten und dem Pfau ſehr ähnlichen Vogel. Der erſtere Autor giebt noch eine genauere Nachricht unter demſelben Namen davon, er hat ſeine Nachrichten vom Clitarchus, einem Begleiter Alexander des Groſſen auf allen Zügen deſſelben genommen. Aus ſeiner Beſchreibung iſt es offenbar, daß der Vogel von dieſer Gattung iſt, und es iſt wahrſcheinlich, daß es eben derſelbe mit

den

der vorhin von ihm angeführten groſſen indianiſchen Hühnerart ſeyn muß. Er lobt auch die artige Stimme deſſelben, man muß hier aber etwas auf die Leichtgläubigkeit des Aelian abrechnen. Der Catreus oder Pfauenphaſan iſt urſprünglich in Tibet zu Hauſe und wahrſcheinlich auch in dem nördlichen Theile von Indien, wo ihn Clitarchus beobachtet haben mag; denn Alexander zog durch den Theil, welcher an Tibet gränzt und gegenwärtig unter dem Namen Peni-ab oder Live-rivers bekannt iſt.

Ich will nun die verſchiedenen Weltgegenden aus Schriftſtellern zuſammenſuchen, wo die Truthähne im wilden Zuſtande unbekannt ſind. Europa kommt gar nicht in Frage, es iſt allgemein eingeſtanden, daß ſie für dieſes Land Fremdlinge ſind.

Auch in keinem Theile von klein Aſien oder der aſiatiſchen Türkey werden ſie gefunden, obgleich die Ungewißheit ihres wahren Vaterlandes machte, daß man ſie von dieſem Lande benannte. Um Aleppo, der Hauptſtadt von Syrien, trift man ſie blos wie anderes Hausgeflügel im gezähmten Stande an. In Armenien ſowohl als in Perſien ſind ſie unbekannt, und nur von Venedig aus durch einige Armeniſche Kaufleute dorthin gebracht, und noch gegenwärtig daſelbſt ſo ſelten, daß man ſie mit andern ſeltnen Vögeln blos in königlichen Thiergärten hält. Du Halde benachrichtiget uns, daß ſie in China nicht einheimiſch ſondern aus andern Ländern dorthin gebracht ſind, er irrt ſich aber, wenn er ſagt, daß ſie in Indien ſehr gemein wären.

Gomelli Loreri will ich nicht zum Zeugen rufen, daß dieſe Thiere auf den Philippiniſchen Inſeln nicht gefunden werden, da dieſer Mann mit ſeiner Feder um die ganze Welt reiſete, während ihn ſelbſt Schwächlichkeit auf ſeinem Seſſel in ſeinem Vaterlande zurückhielt.

Aber **Dampier** bezeugt, daß ſie auf Mindanao nicht gefunden werden.

Das heiſſe Clima von Afrika erlaubt dieſen Vögeln kaum einen Aufenthalt, wenn ſie nicht von Menſchen ſorgfältig erzogen werden. Auf Guinea werden nur wenige bey den Europäern gefunden, die Neger beſchäftigen ſich mit der Zucht derſelben, wegen der groſſen Hitze, gar nicht. **Proſper Alpin** verſichert uns, daß ſie weder in Nubien noch in Aegypten gefunden werden. Es beſchreibt die Meleagrides der Alten und beweiſet nur, daß das Perlhuhn aus Nubien gebracht und zu Cairo ſehr theuer verkauft wird; vom Truthahn der Neuern ſchweigt er aber gänzlich. Ich muß hier anmerken, daß das Perlhuhn ſchon vor ſehr langer Zeit nach England gebracht iſt, man zog ſie auf unſern Landgütern. Denn ich entdecke in einem Pachtinventario (Grainge) von Cliſton in der Pfarre Ambrosden in Buckinghamſchire unter andern Artikeln, ſechs Mutilones und ſechs Africanæ fœminæ, denn dieſer Vogel war unter den Namen Afra avis und Gallina Africana und Numida allgemein bekannt, er wurde aus Afrika nach Italien und von Rom in unſer Land gebracht; man vernachläſſigte aber die Zucht deſſelben wegen ſeiner Zärtlichkeit und der Schwürigkeit ihn aufzuziehen. Wir finden ihn nicht auf den Küchenzetteln unſerer alten Feſte. Aber auch den Truthahn findet man nicht auf denſelben; letzteres iſt Beweiſes genug, daß dieſer ſonſt harte und vortrefliche Vogel den Weg zu uns nicht gefunden hat. Der andere war gleichfalls unter ſeinen alten claſſiſchen Namen bekannt. Doctor Lojus beſchreibt das Perlhuhn zu Anfang der Regierung der Königin Eliſabeth ſeinem Freunde Gesner zu gefallen, unter dem Namen Meleagris, den es vom Ariſtoteles erhalten hat.

Da ich nun aus den beſten Urkunden verneint habe, daß der Truthahn jemals als urſprünglich in der alten Welt exiſtirte: ſo muß ich nun meine Beweiſe vorbringen, daß er blos in der neuen Welt einheimiſch iſt und zeigen, wenn er von daher nach Europa gebracht wurde.

Die erſte genaue Beſchreibung von dieſem Vogel haben wir vom **Oviedo**, welcher 1525 einen kurzen Abriß ſeines größern Werks, der Geſchichte von Indien, zum Gebrauch ſeines Monarchen Karl V herausgab. Dieſer Gelehrte hatte Weſtindien und die Inſeln ſelber beſucht und auf die Naturgeſchichte beſonders ſeine Aufmerkſamkeit gerichtet. Es ſcheint aus ſeinem Bericht zu erhellen, daß der Truthahn zu ſeiner Zeit ein Bewohner der größern Inſeln und des feſten Landes geweſen ſey; er redet von demſelben unter dem Namen Pfau; denn da es ein für ihn unbekannter Vogel war, ſo gab er ihm dieſen Namen, weil er glaubte, daß er mit dem Pfau die gröſte Aehnlichkeit hätte. Er ſagt aber: „der Nacken iſt kahl von Federn und mit einer Haut „bedeckt, welche der Vogel nach ſeiner Willkühr in verſchiedene Farben ändert, er hat eine Art Horn auf dem „Schnabel und Haare vor der Bruſt.“ Er beſchreibt noch andere Vögel, welche er gleichfalls Pfauen nennt, ſie ſind aus dem Hühnergeſchlecht und unter dem Namen Vogel von Curaſſao bekannt; der Hahn iſt ſchwarz, das Huhn roſtbraun.

Der nächſte, welcher von dem Truthahn als einem urſprünglichen Einwohner des wärmern Theils des feſten Landes von Amerika ſpricht, iſt **Franciſco Fernandes**, welcher von Philipp dem zweyten, deſſen Leibarzt er war, dahin geſchickt wurde. Dieſer Naturforſcher beobachtete ſie in Mexico. Wir finden bey ihm, daß der indianiſche Name des Hahns Huexolotl und des Huhns Cchnatotolin war, er giebt ihnen den Namen Gallus indicus und Gallo pavo. Die Indianer ſowohl als die Spanier zähmten dieſen ſo nützlichen Vogel. Er vergleicht ihre Größe unter ſich und ſagt: der wilde ſey zweymal ſo groß als der zahme, und man ſchöße ſie mit Pfeilen oder mit Flinten. Ich kann die Zeit nicht beſtimmen, wenn Fernandez ſchrieb, es muß zwiſchen den Jahren 1555 und 1598 der Periode der Regierung Philipp des zweyten geweſen ſeyn.

Piedro de Cieſa erwähnt der Truthühner auf der Landenge von Darien, **Lerg**, ein Portugieſiſcher Schriftſteller verſichert, daß ſie in Braſilien gefunden werden und giebt ihnen einen indianiſchen Namen. Da ich aber in dem fleißigen und vortreflichen Naturforſcher **Marcgrav** keine Spur von ihnen entdecken kann, welcher ſich in dieſem Lande ſo lange aufhielt, ſo muß ich dieſes Angeben verneinen. Erſtere Nachricht iſt aber durch den vortreflichen Seemann **Dampier** beſtätiget, welcher ſie wild und zahm in der Provinz Yucatan ſehr häufig ſah, welche jetzt für einen Theil des Königreichs Mexico gerechnet wird.

In Nordamerika wurden ſie gleich von den erſten Entdeckern bemerkt. Als **Rene de Laudonniere** unter dem Schutz des Admiral Coligni in der Gegend, wo jetzo Charlestown ſteht, eine Kolonie anlegen wollte, traf er ſie ſchon bey der erſten Landung 1564 an und hat ſie von ſeinem Geſchichtſchreiber in der Nachricht von ſeiner Reiſe auf der fünften Tafel ſehr getreu abbilden laſſen. Von dieſer Zeit an ſind der Zeugen, daß ſie auf dem feſten Lande von Amerika wirklich urſprünglich einheimiſch ſind, unzählige. Man hat ſie in Heerden von hunderten in allen Theilen von Louiſiana geſehen, ſelbſt in Canada; gegenwärtig ſind ſie aber im Stande der Wildheit ſehr ſelten, auſſer in den ſehr entlegenen Gegenden, wo man ſie noch ſehr häufig antrift.

Von Mexico oder Yucatan ſind ſie zuerſt nach Europa gebracht; denn es iſt gewiß, daß ſie nach England ſchon im

Jahr

Jahre 1524. im 15ten der Regierung Heinrich VIII. gekommen ſind.

Wahrſcheinlich erhielten die Engländer ſie aus Spanien, mit welchem Lande ſie damals viel Umgang hatten. Man zog ſie ſogleich mit dem beſten Erfolg, ſo daß ſie auf jedem Landgute ganz gemein wurden und im Jahr 1585 bey den ländlichen Feſten ſchon ein Gericht ausmachten.

Zu eben dieſer Zeit waren ſie aber in Frankreich ſo ſelten, daß man uns erzählt hat, der erſte, welchen man in Frankreich gegeſſen, ſey bey der Vermählung König Carl VIII. im Jahr 1570 auf die Tafel gebracht.

VI.

Anekdoten.

Ludwig XIV war im Jahr 1672 faſt vor den Thoren von Amſterdam, das ihm wahrſcheinlich nicht zu widerſtehn vermogt hätte, und wo das Schrecken allgemein war. Der Magiſtrat verſammelte ſich, und man berathſchlagte, was bey den Umſtänden zu thun ſey? Aller Stimmen giengen dahin, ihm die Schlüſſel der Stadt zu bringen. Man wurde gewahr, daß ein alter eingeſchlafener Bürgermeiſter die ſeinigen noch nicht gegeben hatte. Man weckte ihn, und er fragte, wovon die Rede ſey? — „Wir wollen dem Könige von Frankreich die Schlüſſel von „unſerer Stadt überreichen.“ — Hat er ſie verlangt?

erwiederte der alte Schläfer. — „Noch nicht!“ — Nun, ſo dächte ich, meine Herrn, wir warteten, bis er ſie verlangte. — Und dies einzige Wort, wie man ſagt, rettete Amſterdam und vielleicht ganz Holland.

Don Viego, Biſchof von Cuenca, Geſandter Königs Johann II von Caſtilien, bekam auf dem Concilio zu Conſtanz einen ziemlich lebhaften Rangſtreit mit dem Engliſchen Geſandten: er faſſte ihn endlich um den Leib, trug ihn wie ein Kind hinunter in die Kirche, und warf ihn in eine Gruft, die eben offen ſtand; hierauf kehrte er an ſeinen Platz zurück, und ſagte ganz gravitätiſch zu ſeinem Collegen, dem **Dom Ferdinand von Cordova**: „Ich, als Prieſter, habe den Engliſchen Geſandten begraben; Ihr, als Soldat, werdet nun das übrige thun.“

Pabſt Clemens VII (Julius von Medicis) machte ſich durch ſeinen Geitz und ſeine Politik den Römern äuſſerſt verhaßt; er liebte die Melone ſo ſehr, daß er endlich davon krank wurde, und den Arzt **Matthäus Curtius** rufen ließ. Kurz darauf verbreitete ſich ein Gerücht, er ſey unter den Händen dieſes Arztes geſtorben. Sogleich fand man den Kupferſtich dieſes neuen Aesculaps an die Statüe des Pasquins angeſchlagen, und darunter geſchrieben: Ecce agnus Dei, ecce qui tollit peccata mundi.

Man fragte **St. Evremont** auf ſeinem Todbette, ob er ſich nicht ausſöhnen wollte: „Von Herzen gern, er-

„wie

„wiederte er, mögte ich mich mit dem Appetit ausſöhnen.“

Philipp II König von Spanien kam 1562 auf das Concilium zu Trident; der Kardinal Herkules von Mantua, der bey dieſem Concilium präſidirte, verſammelte ſogleich die Väter, um zu rathſchlagen, was man dem Könige für Ehre erweiſen wollte, und es wurde durch die Mehrheit der Stimmen ein feyrlicher Ball beſchloſſen. An dem beſtimmten Tage lud man die angeſehnſten Damen der Gegend dazu ein, und nach einem groſſen Schmauſe eröfnete der Kardinal von Mantua den Ball, wo Philipp (unter dem Namen des Kardinals Pallavicini) und alle Kirchenväter tanzten.

In einer Geſellſchaft von Damen klagte ein Stutzer, der wegen ſeines abgeſchmackten und witzleeren Betragens verſchrien war, über entſetzliches Kopfweh, und ſetzte lächelnd hinzu, es iſt die Krankheit der ſchönen Geiſter: „So müſſen Sie angeſteckt worden ſeyn!“ rief eine Dame.

VII.

Biographie.

Der Meſſias Sabatri Sevi.

Sabatri Sevi wurde zu Smyrna 1625 geboren; ſein Vater war ein Jude, Mardochäus, der als Mäkler in Dienſten der Engländer ſtand. Er zeigte ſich ſchon in ſeiner Jugend als ein verſchlagener, einſchmeichelnder, höflicher und in der Schrift bewanderter Mann. Er ging 1654 von Smyrna nach Theſſalonich, um die heiligen Bücher noch mehr zu ſtudiren, und machte in kurzem ſo anſehnliche Fortſchritte, daß er beſchloß, ſich für den Heyland von Iſrael auszugeben.

Die Sucht nach Ruhm trieb ihn vier Jahre darauf nach Conſtantinopel, wo er ſich ſchmeichelte, als ein Orakel um Rath gefragt zu werden, und ſich auch nicht betrog. Er predigte auf dem Felde, im Angeſicht der Türken, die ſeiner ſpotteten; allein die Juden bewunderten ihn. Er erlangte einen groſſen Ruf unter ſeinen Anhängern, die ihn für einen Propheten hielten. Der Pöbel gieng endlich in ſeiner Verehrung ſo weit, daß die übrigen Juden befürchteten, die Türken mögten unwillig über die Ehrenbezeugungen werden, die ihm ſeine Sekte erwies, und es das ganze Hebräiſche Volk empfinden laſſen. Sie ſchifften ihn daher nach Smyrna ein, wo es weniger Spione, und mehr Freyheit als zu Conſtantinopel giebt.

Nachdem er ſich einige Zeit hier aufgehalten hatte, begab ſich der neue Prophet nach Jeruſalem. Er hatte einem Mädchen aus Galata den Kopf verrückt gemacht, und bediente ſich ihrer, ſeine Ankunft zu verkündigen. Dies einfältige Mädchen verſicherte ihren Eltern: „Sie „habe einen Engel in himmliſcher Klarheit, mit einem „feurigen Schwerd in der Hand, geſehn, der zu ihr geſagt habe, daß der wahre Meſſias gekommen ſey, und „ſich an dem Ufern des Jordans offenbaren werde, wo die „israelitiſchen Stämme ſeiner harren und ihm huldigen „ſollten.“ Der Vater war ſo leichtgläubig wie ſeine Tochter, und theilte das Geſicht den Rabbinen mit; dieſe fällten den Schluß, daß man ſolchen, vom Himmel gekommenen Offenbarungen, nicht widerſtreben müſſe.

Kaum hatte ſich dies Gerücht unter den Juden verbreitet, als viele unter ihnen ihre Häuſer und Geräthſchaften verkauften, und ſich nach Jeruſalem einſchiften. Kaum waren ſie dort angelangt, als ſie ihren Landsleuten den Bewegungsgrund ihrer Reiſe entdeckten. Dieſe hofften nun, voller Freude, dem ſo ſehnlich erwarteten Tag der Ankunft des Meſſias entgegen! Eine neue Liſt des Sabatri Sevi überredete ſie vollends. Er trug einem andern Betrüger die Rolle des Elias auf, und ernannte ihn zu ſeinem Streiter und Vorläufer.

Nathan Benjamin, Rabbine von Gaza, ein Deutſcher von Geburt, wurde im ganzen Lande als ein Prophet verehrt; man befragte ihn wegen des neuen Meſſias um Rath, und er, der von Sabatri beſtochen, oder durch ſeine eigene thörichte Einbildung verführt war, bekräftigte alles, und ſetzte noch hinzu, daß ihn Gott zu ſeinem Vorläufer beſtellt habe, und daß ſie nächſtens den Meſſias mit eigenen Augen ſehn würden.

Kurze Zeit darauf kam Sabatri Sevi nach Gaza: Nathan Benjamin, ſein Vorläufer, empfing ihn als

den

den wahren Meſſias, und erkannte ihn dafür in Gegenwart der Juden. Sabatri Sevi, aus Furcht oder Liſt, läugnete es, und geſtand öffentlich, daß er es nicht ſey. Allein, weit entfernt, daß dies ſein Läugnen die Augen ſeiner dummen Anhänger hätte öfnen ſollen, diente es vielmehr, ſie noch mehr in ihrem Glauben zu beſtätigen. Sie warfen ſich, auf das Geheiß des Nathan, zu ſeinen Füſſen, und erkannten ihn für ihren König.

Während ſeines Aufenthalts zu Gaza war er beſtändig mit dem vorgeblichen Propheten in Unterredung, der ihm, wie man ſagt, Anſchläge gab, wie ihm ſein Unternehmen gelingen könne. Er rieth ihm, nach Smyrna zurückzukehren, und verſprach einen Brief in dieſe Stadt zu ſenden, den Gott geſchrieben, und worinn ihn das ewige Weſen für den wahren Meſſias erklären, und ihm Befehl geben ſolle, ſein Amt zu vollziehn. Zwey oder drey Monate nach Sabatri's Rückkehr nach Smyrna, erſchienen die Abgeordneten des Nathan mit dieſem Diplom des Himmels und einem andern Schreiben an die Synagoge. Nathan erklärte darinn in Namen und Auftrag Gottes, den Sabatri für den wahren Meſſias, und befahl allen Stämmen Iſraels ihn dafür zu halten. Beyde Briefe lauteten folgendergeſtalt:

Den 22ſten des Koswan, des
gegenwärtigen Jahres.

An den König, unſern König; an den Herrn unſrer Herrn, der die Zerſtreuten in Iſrael ſammeln, und uns aus der Gefangenſchaft führen wird; an den, der erhaben iſt über alle die hocherhaben ſind; an den Meſſias des Gottes Jakobs, an den wahrhaften Meſſias, an den himmliſchen Löwen Sabatri Sevi, deſſen Ehre geprieſen, und ſeine Herrſchaft erhoben werden müſſe, in Kurzem und auf immerdar! Amen!

Nachdem ich deine Hände geküßt, und von deinen Füſſen den Staub gewiſcht habe, wie es meine Schuldigkeit iſt, o König der Könige, deſſen Majeſtät hocherhaben, und deſſen Reich weitausgebreitet ſeyn wird, ſo thue ich deiner erlauchten Herrlichkeit, die geziert und geſchmückt iſt mit der Schönheit deiner Heiligkeit, durch dieſen Brief zu wiſſen, daß das Wort des Königs des Geſetzes unſer Antlitz erleuchtet hat. Dieſer Tag iſt ein Tag des Feſtes geweſen für Iſrael, und ein Tag des Lichts für die, welche über uns herrſchen; denn kaum iſt er aufgegangen, ſo haben wir uns, unſrer Pflicht gemäß, beſtrebt, deinen Befehlen nachzuleben. Und ob uns gleich mancherley ſchreckhafte Dinge zu Ohren gekommen, ſo ſind wir doch muthig, und unſer Herz iſt ein Löwenherz. Wir fragen nicht nach dem Grund der Dinge, die du thuſt, denn deine Werke ſind wunderbar. Wir ſind gänzlich in unſrer Treue befeſtigt, und wollen unſre Seelen aufopfern für die Heiligkeit deines Namens. Wir ſind jetzt zu Damascus, in der Abſicht, unſern Weg nach Skanderona fortzuſetzen, wie du es uns befohlen hatteſt, damit wir ſchauen könnten das Antlitz Gottes in ſeiner Herrlichkeit, wie das Licht des Antlitzes des Königs des Lebens: Und wir, die Knechte deiner Knechte, wiſchen den Staub von deinen Füſſen, und flehn zu deiner vortreflichen und glorreichen Majeſtät, daß du Sorge für uns tragen mögeſt von dem Orte, wo du wohnſt, und uns beyſtehn mögeſt mit dem Antlitz deiner rechten Hand und deiner Macht, und abkürzen den Weg, der vor uns liegt: wir werden unſre Augen richten auf Jah; Jah, der eilen wird, uns beyzuſpringen und uns zu retten, damit die Kinder der Ungerechtigkeit uns keinen Schaden zufügen. Unſre Herzen ſeufzen zu ihm, und verzehren ſich in uns: wer wird uns Krallen von Eiſen geben, um würdig zu ſeyn, unter dem Schatten deines Flügels zu wohnen?

Dies ſind die Worte des Knechts deiner Knechte, der ſich auf den Boden wirft, um der Schemmel deiner Fußſohlen zu ſeyn!

Nathan Benjamin.

Der Brief, den er an die Juden zu Aleppo und in den umliegenden Gegenden ſchrieb, war in folgenden Ausdrücken abgefaſſt.

An die übriggebliebenen von Iſrael!

Friede ohne Ende!

Dieſer Brief ſoll euch benachrichtigen, daß ich in Frieden zu Damaskus angelangt bin, und daß ich mich aufmache, dem Antlitze unſers Herrn zu begegnen, deſſen Majeſtät gelobt und hochgebenedeyet ſey; er iſt der Fürſt des Königes der Könige, deſſen Reich ausgebreitet ſey! Wir haben gethan, was er uns befohlen hat, aus den zwölf Stämmen ihm zwölf Männer auszuleſen; wir ziehn jetzt auf ſeinen Befehl nach Skanderona, unſre Angeſichter zugleich zu zeigen, und mit uns zieht eine Anzahl ſeiner vertrauten Freunde, denen er erlaubt hat, ſich an dieſem Orte zu verſammeln. Jetzt thue ich euch noch zu wiſſen, daß, ob ihr gleich ſeltſame Dinge von unſerm Herrn höret, ihr doch nicht das Herz ſinken laſſet und euch fürchtet. Im Gegentheil ſtärket euch in unſerm Glauben, weil alle ſeine Handlungen wunderbar ſind, und ſo geheimnißreich, daß ſie die menſchliche Vernunft nicht zu faſſen vermag. Wer könnte alſo ihre Tiefe ergründen? In Kurzem werden euch alle Dinge klärlich in ihrer Lauterkeit geoffenbaret werden, ihr werdet ſie kennen lernen und beſchauen,

ſchauen, und von dem ſelbſt unterrichtet werden, der ihr Urheber war. Gebenedeyet iſt, wer das Heil des wahren Meſſias erreichen und theilhaftig werden kann, der bald ſeine Gewalt und ſeine Herrſchaft über uns offenbaren wird, jetzt und immerdar.

Nathan Benjamin.

So ausſchweifend dieſe Briefe waren, ſo würkten ſie doch auf's Volk, und ſogar auf einen Theil der Schriftgelehrten, weil Nathan, wie bereits erwähnt worden iſt, unter ihnen in groſſem Anſehn ſtand. Das gemeine Volk, das durch ſeine heilige Demuth, durch ſeine Sorgfalt ſich alle Morgen zu waſchen, und der erſte in der Synagoge zu ſeyn, und ſonderlich durch ſeine pathetiſchen Reden betrogen wurde, glaubte ihm alles. **Sabatri Sevi**, ſein würdiger Freund, wurde als König erkannt, und jedermann drängte ſich zu ihm, ihm Geſchenke zu bringen, um ſeine Würde mit Pomp behaupten zu können.

Der Vorläufer erſchöpfte alle Künſte der Rhetorik, um ſeinen Zuhörern zu beweiſen, daß Sevi der wahre Befreyer der Nation ſey; daß er ſich zum Herrn des ottomanniſchen Reichs machen werde, daß man aber noch neun Monate abwarten müſſe, während welchen er verborgen bleiben, und dem Volke groſſe Trübſale zuziehn würde, bis er endlich, mit göttlicher Majeſtät auf einem Löwen reitend, erſcheinen, ſeine Nation in ihr Vaterland zurückführen, und in einem prächtigen, vom Himmel herabkommenden Tempel, den Gottesdienſt verrichten werde.

Die Schriftgelehrten von Smyrna verſammelten ſich, um über eine Sache zu rathſchlagen, die von Tag zu Tag ernſtlicher wurde. Der klügſte und aufgeklärteſte Theil fand in Sevi weder die Kennzeichen des Meſſias, noch die des Elias in ſeinem Vorläufer. Man verurtheilte ihn zum Tode; da aber dieſe Parthey, wie man leicht denken kann, nicht die ſtärkſte und zahlreichſte war, ſo muſſte man dem, durch die Neuheit und das Blendwerk des Vorläufers verführten, groſſen Haufen nachgeben. Sevi verſammelte das Volk in der Synagoge, feyerte ein neues Feſt, nannte öfters den Namen Jehovah, und änderte einige Worte in der Liturgie. Man unterwarf ſich ſeiner Herrſchaft, und wähnte ſogar etwas göttliches in ſeiner Perſon wahrzunehmen. Ein zweytes von den Rabbinen gefälltes Todesurtheil ſetzte ihn nicht in Schrecken; er wußte, daß niemand wagen würde, es zu vollſtrecken. Seine Freunde hatten den Cadi von Smyrna beſtochen: er beſuchte ihn in ſeinem Pallaſt, und verſicherte ſich ſeines Schutzes. Das Volk ſchrie, daß Feuer aus Sevi's Mund gegangen ſey, als er mit dem Cadi geſprochen, und daß eine Feuerſäule den türkiſchen Statthalter dergeſtalt entſetzet habe, daß er ihn in Frieden entlaſſen, ſtatt ihn zu tödten. Man führte ihn im Triumph und unter Anſtimmung einiger Pſalmen zurück.

Es fehlte dem neuen Könige nur noch ein Thron, und er ließ einen für ſich, und einen für die Königin ſeine Gemahlin, aufrichten. Er fing an, den Ton eines Herrſchers zu führen, und alle ſeine ſchwachköpfigen Anhänger als ſeine Unterthanen zu betrachten. Er gab Geſetze, und ſetzte eine neue Glaubensformel auf, die jedermann annehmen mußte, weil ſie vom Meſſias kam. Ein Jude, der nicht ſo einfältig wie die andern war, ſuchte zu verhindern, daß man ihn für den Meſſias erkennen möchte. Sevi ließ ihn in die Synagoge fodern, um ihn zu ſtrafen. Als man ihn auszuliefern weigerte, ſuchte er ihn an der Spitze von 500 Mann auf, und jener entgieng dem Tode blos durch eine ſchleunige Flucht. Seine eigenen Töchter lehnten ſich gegen ihn auf, und machten den Glauben ihres Vaters wankend, der ſich wenigſtens ſo ſtellte. Viele andre, die ſich gezwungen ſahn ſich in die Umſtände zu ſchicken, lieſſen ſich vom Strom mit fortreiſſen. Alle Sprüche und Weiſſagungen des alten Teſtaments deutete man geſchickt auf dieſen Betrüger und glaubte ſie in ſeiner Perſon erfüllt zu ſehn. Er ſelbſt legte eine Stelle vom Elias nach ſeinem Belieben aus, und machte bekannt, daß er ſich in die Wolken erheben werde; ja er wollte ſeinen Jüngern das Geſtändniß abzwingen, daß ſie ihn würklich in den Lüften geſehn hätten.

Als er zu einem ſo groſſen Grad von Anſehn gelangt war, ließ er auf den Münzen den Namen des Großſultans auslöſchen, und den ſeinigen darauf ſetzen. Ehe er zur Eroberung ſeines Reichs ſchritt, vertheilte er alle Aemter und Ehrenſtellen unter ſeine Günſtlinge, die ihn den **König der Könige von Iſrael** und einen ſeiner Brüder, den **König der Könige von Juda** nannten. Er kleidete ſich als Monarch in lauter Gold und Seide; er führte eine Art Scepter in der Hand, und war immer von einer groſſen Anzahl Juden begleitet, wenn er ſich öffentlich zeigte. Man breitete ſchöne Teppiche vor ihm aus, und begegnete ihm, als einen Geſandten Gottes.

Es würde viel zu weitläuftig ſeyn, wenn man alle die Gerüchte und Wunderdinge wiederholen wollte, welche blinde Schwärmerey und die gröbſte Dummheit von dieſem Betrüger ausbrütete. Er ſelbſt vergaß nicht das Geringſte, was den Fanatismus ſeiner Anhänger zu nähren vermogte, und es gab faſt nicht eine Prophezeihung, welche er nicht auf ſich angewendet haben ſollte.

Als er einmal in der Synagoge predigte, fragte er einen Arzt, in Gegenwart des ganzen Volks, um die Auslegung einer Stelle in der Schrift, die er auf ſich deutete. Der Arzt war viel zu klug, um den **Sabatri** zu wi-

derſpreverſprechen, er ergriff vielmehr dieſe Gelegenheit begierig, ſich bey ihm einzuſchmeicheln. Er ſtellte ſich plötzlich, als ob der Glanz, der von dem Geſicht des neuen Meſſias ſtrale, ihn dergeſtalt verblendet habe, daß er auf eine Zeitlang die Sprache verloren.

Endlich ſchien er ſeine Lebensgeiſter wieder zu ſammeln, und legte die Stelle auf eine ſo vortheilhafte Art für den Meſſias aus, daß dieſer ihn zu einem ſeiner erſten Reichsbedienten zu erheben verſprach, ſobald er Beſitz von ſeiner Monarchie genommen haben würde. **Sabatei**, der ſich von den meiſten Juden zu Smyrna anerkannt ſahe, beſchloß auch die Huldigung ſeiner Landsleute zu Conſtantinopel zu empfangen. Er ſtieg mit ſeinem ganzen Gefolge und allen ſeinen Bedienten in eine Saike, und langte in der osmanniſchen Hauptſtadt zu Anfange des 1666 Jahres an. Allein dies bekam ihm übel. Die Türken nahmen ein Aergerniß an der Blindheit der Juden, die ihm in einer großen Anzahl von Booten und Saiken entgegen zogen. Sie überhäuften den Betrüger mit Schmähungen, Beſchimpfungen und Stockſchlägen, und man brachte ihn vom Hafen in's Gefängniß. Dieſe Bewillkommung auf gut Türkiſch ſchreckte die Juden dergeſtalt, daß ſich die mehreſten verkrochen, und keiner für den Meſſias eine Fürbitte einzulegen wagte.

Nach einer dreytägigen Gefangenſchaft brachte man ihn vor den Großwiſir. Dieſer Miniſter fragte ihn, ob er der Meſſias der Juden ſey. Der liſtige Iſraelite begriff wohl, daß er vor dieſem ſtrengen Richter die Sprache nicht führen dürfe, deren er ſich gegen ſeine einfältige Anhänger bedient hatte, und antwortete ganz offenherzig: er ſey ein bloßer Menſch wie andre, zwar Schriftgelehrter, aber nicht Meſſias; ſeine Jünger hätten ihn wider ſeinen Willen dafür ausgerufen, allein er entſage willig dieſem Titel.

Der Wiſir ſchien mit dieſer Antwort zufrieden, um aber dem Juden alle Gelegenheit zu benehmen, ihres Meſſias wieder zu erwähnen, beſchloß er ihn hinrichten zu laſſen: doch auf die Fürſprache einiger Emirs ſchickte er ihn von neuem in's Gefängniß, und als die Juden ſich haufenweiſe vor ſeinem Kerker zu verſammeln anfingen, nach der europäiſchen Dardanelle. Er glaubte ihnen dadurch die Mittel zu benehmen, ihn zu ſehn; allein eine Entfernung von 70 Stunden war eine zu ſchwache Scheidewand für Enthuſiaſten. Männer, Weiber und Kinder der Hebräer wallfahrten von allen Seiten nach den Dardanellen; es war ein beſtändiger Ab- und Zufluß von Barken und Saiken, welche die Türken in Erſtaunen ſetzten. Jeder brachte zum Zeichen der Huldigung ein Geſchenk nach ſeinem beſten Vermögen.

Während ſeiner Gefangenſchaft in den Dardanellen ſchrieb der unverſchämte Sabatri einen Tröſtungsbrief an die Juden zu Conſtantinopel, der in dem Ton eines Mannes abgefaſſet iſt, den man ehe in ein Narrenſpital, als in ein Staatsgefängniß hätte ſtecken ſollen.

Unterdeſſen hatte ſich die Nachricht von der Erſcheinung dieſes neuen Meſſias durch alle Provinzen des Reichs verbreitet; die Vorſteher der Synagogen ordneten Faſten und öffentliche Gebete an. Die von Aleppo faſteten drey Tage, ohne das mindeſte zu genießen, und ließen ſogar die ſäugenden Kinder faſten. Einige wälzten ſich, mitten im Winter, ganz nackend in den Bächen, ohne daß dies heilſame Bad ihr erhitztes Gehirn zu kühlen vermogt hätte. Alle dieſe lächerliche Ausſchweifungen, und die vorgeblichen Wunder, die ſie von ihrem Meſſias erzählten, brachten die Mohammedaner an vielen Orten ſo ſehr auf, daß ſie die Juden mit Worten und Schlägen mishandelten.

Als der Meſſias 4 oder 5 Monate im Kerker zugebracht hatte, führte man ihn nach Adrianopel, wo der Großherr ſich damals aufhielt. Die Juden behaupteten, **Sabatri** habe dem Großſultan ſchriftlich kund gethan, daß er der **Monarch der Welt** ſey, allein eine ſolche Thorheit iſt nicht wahrſcheinlich. Er würde dem Tod nicht haben entgehen können, wenn er ſich eine ſolche Verwegenheit erlaubt hätte. Gegen ſeine Anhänger aber betrug er ſich noch immer als König der Könige. Er ſchickte ſeinen Günſtlingen Beſtallungen und neue Würden zu, und verſchenkte ganze Königreiche und Länder an ſie. So ernannte er den jüdiſchen Arzt von Smyrna, deſſen wir oben erwähnt haben, zum König von Portugal. Allein der Arzt hütete ſich wohl, Beſitz von ſeinem Königreiche zu nehmen, wo, ſtatt des königlichen Mantels, wahrſcheinlich nur der **Sanbenito** der heil. Inquiſition ſeiner geharrt haben würde.

Der Mufti hatte den Großſultan von dem Aufruhr benachrichtigt, den der falſche Meſſias unter dem jüdiſchen Volke errege: der Großſultan wollte ihn ſelbſt ſprechen. Er fragte ihn, ob er der Meſſias der Juden ſey. **Sabatri**, der in Gegenwart ſeiner Richter eben ſo feig war, als er ſich unverſchämt gegen ſeine Anhänger betrug, gab dem Sultan dieſelbe Antwort, die er dem Großwiſir gegeben hatte, und entſagte förmlich allen Anſprüchen auf den Meſſias.

„Gut! erwiederte der Sultan; aber um das Aergerniß wieder gut zu machen, das du dem Volke meines Reichs gegeben haſt, und um deine Nation von ihrem Wahn zu überzeugen, muſſt du Muſelmann werden, oder ſterben.“ Gegen einen ſolchen Vernunftſchluß fand keine Einwendung ſtatt; auch beſann ſich **Sabatri** nicht lange; er erklärte, daß er ſich zur Religion des großen Mohammed bekennen, und als Türke leben und ſterben wolle. Der erſte Mollah des Großherrn nahm hierauf das Wort, und ſagte, „daß er erſt noch das Bekenntniß „ablegen müſſte, daß er an Jeſum Chriſtum, den Sohn „der Jungfrau Maria glaubte, und ihn für einen groſſen „Propheten und den wahren, von Gott geſandten, Meſ„ſias halte.“ Sabatai that's, und ſetzte hinzu, die Juden wären nicht geſcheid, daß ſie noch auf einen andern warteten.

Nach dieſem, Sabatai's niedrigem Karakter angemeſſenem, Glaubensbekenntniß, veränderte der Großherr ſeinen Namen in Mohammed Pilger von Mekka, machte ihn aus dem Meſſias zu einem Capidgi-Baſchi, oder Thürſteher des Serails, und wies ihm täglich einen Thaler, nach unſerm Geld, zum Gehalt an. So endigte ſich dies lächerliche Poſſenſpiel des Königs der Könige.

Um von der Aufrichtigkeit ſeiner Bekehrung Beweiſe zu geben, bat er den Großherrn um Erlaubniß, in den Synagogen die Wahrheit der mohammedaniſchen Religion predigen zu dürfen. In der That verkündigte er einige Zeit öffentlich die Träumereyen des Mohammedismus. Er behauptete, weil das Geſchlecht Iſaaks verleſchen ſey, ſo müſſe man ſich zu dem Geſchlecht Iſmaels oder den Türken halten, ſonſt, ſagte er, könnt ihr euch nicht Abrahams Kinder nennen. Allein er fand die Juden im Punkt ſeiner neuangenommenen Religion nicht ſo leichtgläubig, als er ſie in Anſehung ſeiner Wunderwerke und ſeiner Meſſiasſendung gefunden hatte. Ihr Entſetzen und ihre Verwunderung über dieſe ſeltſame Verwandlung ihres Meſſias war unbeſchreiblich. Sie ſchämten ſich ſo ſehr, daß ſie ſich gern im Schoos der Erde vor dem Spott der Türken und Chriſten verborgen hätten.

Auſſer der Schande, womit die Religionsveränderung des Betrügers und ſeine ſchaamloſe Predigten für den türkiſchen Glauben ſie brandmarkte, entwendete er ihnen auch über 1 Million und 50000 Franken an Gold, Silber und Edelſteinen, die er ihnen abgeſchwatzt hatte. Er genoß aber der Frucht ſeiner Betrügereyen nicht lange, ſondern ſtarb einige Jahre darauf als Capidgi und guter Muſelmann, wenigſtens dem Aeuſſerlichen nach.

Er hatte drey Weiber gehabt. Die dritte war eine lüderliche Deutſche, die ihre Eltern in Pohlen zurückließen, die er heyrathete, ohngeachtet ſie ganz Deutſchland und Italien durchzogen, und durchbuhlt hatte: er ernannte ſie ſogar zur Königin; er machte damals bekannt, daß der Geiſt des Vaters ſich von ſeinem Leibe abgeſondert, und von Aſien nach Pohlen verſetzt habe, um ſeine Tochter abzuholen, und ſie ſplitternacket in ſein Haus zu transſportiren. Der Bruder dieſes Weibes, ein Tabackshändler zu Frankfurth am Mayn, verließ ſeine Handlung, und ſuchte ſeinen Schwager auf, in der Hoffnung, einen Antheil an ſeiner Herrlichkeit und den auszutheilenden Ländern und Würden zu nehmen; allein er kam zurück, nachdem er, wie die andern, mit leeren Vorſpiegelungen abgeſpeiſet worden war.

2.

Der Einſiedler.

Eine Erzählung,

(aus dem Engliſchen des Shenſtone.)

Es war jener wonnevolle Monat, den die Göttinn der Liebe allen andern vorzieht, und in welchem dieſe Gottheit am meiſten verehrt wird, jener Monat, der immer einen grünen Teppich für die Erde webt, und ihn mit Blumen ſtickt. Die Hügel wurden einladend durch ihre Decken von Moos; die Veilchen durch die Feuchtigkeit niederfallender Regen erfriſcht bereicherten die laue Luft mit ihren angenehmen Düften. Doch der Regen war vorüber, die Sonne zerſtreute die Dünſte, und der Himmel war klar und hell, als Polydor aus ſeinem Hauſe herausgieng. Sein Anſehen war ſimpel und ungezwungen, er war ein Liebhaber der Muſen, und ward von ihnen geliebt. Oft fand er ein Vergnügen daran, ſich von dem Lärm der gemiſchten Geſellſchaft zu entfernen, um die Melodien der Vögel, und das Gemurmel eines Waſſerfalles zu genießen. Seine Nachbarn lächelten oft über ſeine beſondre Denkungsart, und er nicht minder über ihr gemeine. Nie konnte er ſich entſchließen, ſeine unwiederbringliche Zeit mit einem müßigen Kommentar über die Zeitungen, oder mit der genauen Beſtimmung des Unterſchiedes zwiſchen der geſtrigen und heutigen Witterung hinzubringen. Kurz, er war nicht ganz ohne allen Ehrgeiz, aber was er empfand, das ſagte er auch, und war nie abgeneigt, es zu vertheidigen. So wie er nie irgend jemanden tadelte, der ſeiner Laune folgte, ohne jemanden damit zu ſchaden, ſo verlangte er keine Art von Beyfall für Unternehmungen, wobey er ſeiner Laune nachhieng Aber die Geſinnungen, die er von der Ehre, und von der durch das königliche Anſehn ertheilten Würde hegte, machten, daß man ſich wundern mußte, wie er den Gedanken der Dunkelheit und Vergeſſenheit ertragen konnte. Er gedachte mit Beyfall der jungen Leute, die durch Verdienſte zu einem gewiſſen Poſten gelangt waren, aber er glaubte, daß jedermann in dieſem Pilgerleben irgend ein Zeichen ſeines Daſeyns hinterlaſſen ſollte, und daß die Unſrigen es mit mehr Grund von uns erwarten könnten, als wir von unſern Nachkommen.

Es gebe wenige, meinte er, von ſo ganz unbeträchtlichen Talenten, daß ſie auf immer von allen Graden des Ruhms ausgeſchloſſen ſeyn müſſen; und in Anſehung derer, die eine gute Erziehung gehabt, wünſchte er immer, daß man ſie bereden könnte, in irgend einer Kunſt oder Wiſſenſchaft ihre Namen zu verewigen. Er glaubte, es müßte doch einiges Vergnügen für ſie ſeyn, wenn ſie bedächten, daß ihre Namen doch wenigſtens von ihren Abkömmlingen verehrt würden, wenn ſie auch der Kenntniß derer entgiengen, die nicht ſchon ein günſtiges Vorurtheil für ſie hätten.

Welch einen Glanz, ſagte er, wirft nicht der Ruhm eines Wren, eines Waller, eines Walſingham auf ihre ſpäteſte Nachkommenſchaft! Und wer wollte nicht wünſchen, lieber von ihnen abzuſtammen, als aus einem adelichen Hauſe, deſſen Vorfahren nichts, als Leichname ſind? Indeſſen, ſo oft große Titel in allem Ernſt als Belohnung der Verdienſte dargeboten würden, wären, meinte er, die Anreitzungen des Ehrgeitzes zu ſtark, um ihnen zuwiverſtehn; doch wir kehren zu unſerer Erzählung zurück.

Polydor, der erſt ſeit Kurzem in einer Art von wilden und unbewohnten Gegend wohnte, war jetzt auf den Gipfel eines Berges geſtiegen, und war in dem völligen Genuß eines ſehr weit ſich erſtreckenden Proſpektes. Vor ihm lag ein breites ſich windendes Thal, das alle die mannigfaltigen Reitze einer ſchönen Landſchaft hatte, fruchtbare Wieſen, ſchimmernde Waſſer, hangende Felſen, und drohende Ruinen. Doch dies war in der That vielweniger ein Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit, als jene fernen Hügel und Spitzen, die ſich faſt in ein nicht mehr zu unterſcheidendes Blau verloren. Die See ſchien die Scene zu ſchließen, ob ſie gleich bey ihrer großen Entfernung nur wenig zur Mannigfaltigkeit der Ausſicht beytrug, kaum konnte man ſie unterſcheiden, auſſer durch die Stralen der untergehenden Sonne, die zugleich unſern Wanderer warnten, umzukehren, ehe Dunkelheit und Abendthau ſeinen Spatziergang unangenehm machten.

Er war nun bis an den Fuß des Berges herabgeſtiegen, als er einen alten Einſiedler gewahr ward, der ſich einer kleinen Hütte näherte, die er mit ſeinen eignen Händen ganz unten am Felſen erbaut hatte. Polydor, noch ganz entzückt von allen den Schönheiten, die er überſehen hatte, konnte nicht umhin, ſich über das Betragen eines Mannes zu wundern, der, nicht zufrieden, allen Umgang mit den Menſchen zu meiden, ſich ſo viel Mühe, als nur möglich, gegeben hatte, allen Anblick der Natur von ſich zu entfernen. Er redete ihn folgendermaßen an. Vater, ſagte er, mit nicht geringer Verwunderung bemerke ich die Lage, die ihr gewählt habt; denn ich ſehe daraus, daß ihr die angenehmſte ferne Landſchaft, die je mein Auge geſehn, verachtet. Der Hügel, unter welchen ihr eure Wohnung zu verbergen geſucht habt, würde euch eine Mannigfaltigkeit natürlicher Merkwürdigkeiten dargeboten haben, die für einen ſo nachdenkenden Mann im höchſten Grade unterhaltend ſeyn müßte, und da die Zelle, nach der ihr jetzt eilt, wie es ſcheint, von euch ſelbſt angelegt iſt, ſo würdet ihr ſie vermuthlich ſo angelegt haben, daß ſie die Ausſicht in ihrer ganzen Schönheit eurem Auge dargeſtellt hätte.

Der Einſiedler gab folgende Antwort. Mein Sohn, ſagte er, der Abend bricht ein, und du biſt vom Wege abgekommen. Ich würde dich daher nicht durch meine Geſchichte aufhalten, wenn ich nicht glaubte, der Mond würde ein ſicherer Führer für dich ſeyn, als dieſe untergehende Sonne, auf die du dich ſonſt verlaſſen müßteſt. Komm daher einen Augenblick in meine Höle, und hier will ich dir eine kurze Erzählung meiner Abentheuer machen, die dir deine Zweifel vielleicht wirkſamer benehmen wird, als irgend ein anders Mittel, das ich dazu wählen könnte. Doch, ehe du in meine einſame Wohnung trittſt, die blos zur Meditation eingerichtet iſt, ſo faſſe dir Muth, überflüßige Pracht zu verachten, und mache dich des Weſens würdig, über das ich Betrachtungen anſtelle.

So wiſſe dann, daß ich das, was die Welt mein Unglück zu nennen beliebt, (und das wäre es in der That ohne den Gebrauch, den ich davon gemacht) dem Umſtande zu danken habe, daß ich mich auf dunkle und ferne Ausſichten im buchſtäblichen Verſtande zu ſehr verließ, ein Gedanke, der in der That einen ſo tiefen Eindruck auf mich gemacht hat, daß ich nie wieder an einer Landſchaft Vergnügen finden kann, die ſo entfernt iſt, daß ſie nicht alle ihre Theile darſtellt. Und in Wahrheit, könnte ich auch den geringſten Anſpruch auf das machen, was die Welt Geſchmack nennt: ſo würde ich vielleicht auch dann behaupten, daß eine Landſchaft, wo man alles unterſcheiden kann, zu allen Zeiten einem entfernten und verworrnen Azur verdiene vorgezogen zu werden.

Ich ward auf dem Gute eines Edelmanns gebohren, der zu der höchſten Verwaltung der Staatsgeſchäfte gelangte. Der Erbe ſeines Hauſes und ich waren von gleichem Alter, und einige Zeit Schulkameraden. Ich hatte es in der Achtung bey ihm ziemlich weit gebracht, und die wechſelſeitige Zuneigung, die wir für einander hegten, blieb von ſeiner Familie und von der meinigen nicht lange unbemerkt. Er ward früh auf Reiſen geſchickt, einer ſehr unvernünftigen Mode zufolge, und man bat meine Eltern, einzuwilligen, daß ich ihn begleiten dürfte. Man gab es den Meinigen zu verſtehen, daß ein ſo wichtiger Mann, als ſein Vater, viel mehr zu meiner baldigen Beförderung beytragen könnte, als alle andre Bemühungen, die ich mir darum geben könnte. Mein Vater willigte, wie ich mich noch wohl erinnere, ungern ein, meine Mutter aber, von den Vorſtellungen der künftigen Größe ihres Sohnes befeuert, nöthigte ihm ein kaltes Ja ab. Bey mir war nicht viel Ueberredung nöthig. Wir machten die ſogenannte große Tour von Europa. Von keinem von uns Beyden konnte man, glaube ich, ſagen, daß es ihm an natürlichgutem Verſtande fehle; da wir aber ſo früh in die Welt geſtoßen wurden: ſo ſahen wir mehr auf jede Abweichung von gleichgültigen einheimiſchen Gewohnheiten, als auf irgend eine nützliche Unterſuchung fremder Einrichtungen und Sitten. Die Urtheilskraft reift meiſtens ſehr langſam, da hingegen die Phantaſie auf einmal zu völliger Blüthe kommt.

Wir wollten nun nach einer Abweſenheit von ſechs Jahren nach Hauſe zurückkehren, und genoſſen ſchon im Geiſt die Liebkoſungen unſrer Eltern und Verwandten, als mein mir ſo theurer Gefährte von einem Fieber befallen ward. Als alle mögliche Mittel, ihn zu retten, am Ende unwirkſam befunden wurden, redete er mich in einer guten Zwiſchenſtunde folgendermaaßen an:

„Ach, lieber Klitander, mein Leben wird, wie man „mir ſagt, nur noch von kurzer Dauer ſeyn. Der nächſte Fieberparoxiſmus wird es vermuthlich endigen.“

„Die Erwartung dieſer plötzlichen Veränderung erlaubt „mir nicht, die Dankbarkeit in Worten auszudrücken, die „ich dir ſchuldig bin, noch viel weniger die Zärtlichkeit zu „belohnen, worauf ſich unſre Freundſchaft gründet. Du „weißt, ich ward früh von meinen Eltern fortgeſchickt, und „den vernünftigen Theil meines Lebens habe ich mit dir „allein zugebracht. Es kann nicht anders ſeyn, meine Eltern werden ſich ſehr ſorgfältig nach mir erkundigen. Deine Erzählung wird ihre ganze Zärtlichkeit rege machen, „und ſie können nicht umhin, gleiche Empfindungen für „den Gefährten und Freund ihres Sohnes zu bekommen. „Was ich hoffe, iſt, daß ſie dir einige Dienſte erweiſen „werden, anſtatt diejenigen, die ihr Sohn dir zu leiſten „vorhatte, und die, wie ich ohne Heucheley behaupten „kann, nur durch meine Macht würden begränzt worden „ſeyn. Liebſter Gefährte, lebe wohl! Alle andre irrdiſche Genießungen habe ich aus meinem Herzen verbannt, „aber die Freundſchaft kann nicht ſo geſchwind daraus weichen, und mit Thränen ſage ich dir Lebewohl“ —

Meine Bekümmerniß war in der That ſo groß, daß ſie, bey meiner Ankunft in meinem Geburtslande, gar nicht durch den Umſtand vermehrt ward, daß der Edelmann, von dem meine Hofnungen abhiengen, indeſſen alle ſeine Stellen verlohren hatte. Ich wartete ihm auf, und er ſchien es innig zu bedauern, daß die Freundſchaft, die er immer gegen mich beweiſen, mir nun ſo wenig helfen könnte. Er empfahl mich indeſſen an einen ſeiner Freunde, der damals zu der glücklichen Parthey gehörte, und der mir, wie er verſicherte, auf ſein Verlangen ſo viel beyſtehn würde, als er nur vermögte. Ich war jetzt in dem Lenz meiner Jahre, den ich wirklich mit den nichtigen Formalien malen, höfiſcher Aufwartung verſchwendete. Hoffnungen entſtanden vor mir, wie Wellen auf einem Strome, ſie folgten einander eben ſo ſchnell, und verſchwanden eben ſo geſchwind. Indem ich mich mit dieſen Beſtrebungen beſchäftigte, und den Verſtand des kaltblütigen Nachdenkens verſchmähte, ſpürte ich, daß der Winter meiner Tage herbeykam, und ich hatte mir noch keinen Schutz und Schirm verſchaffen können, als mein zweyter Gönner ſtarb. Eine Reihe von neuen trat nacheinander auf, und unterhielt immer noch meine Erwartung. Ich wünſchte freylich, daß ich mich früher zurückgezogen hätte, aber mich am Ende noch unbelohnt zu entfernen, und, da vielleicht die Bemühung von noch wenig Monaten mein Glück machen könnte, dazu konnte ich mich unmöglich entſchließen.

Indeſſen, nachdem ich noch einige Jahre den Hof gemacht, und dieſe in gleichem Verhältniſſe jedem meiner neuen Gönner gewidmet hatte, erhielt ich endlich eine Stelle, mit der ſehr viel Unruhe und wenig Einnahme verbunden war. Als ich ſie bekam ſchienen mir auf einmal die Augen aufzugehn. Es war bey mir keine Leidenſchaft mehr für den Glanz übrig, der mir alltäglich geworden war, und gegen Etikette nud genirtes Leben hegte ich einen vollkommnen Abſcheu. Ich verrichtete indeſſen doch einige wenige Wochen die Dienſte meines Poſtens, und wunderte mich immer je mehr und mehr, wie ich jemals nach dem Leben hätte ſtreben können, das ich jetzt führte. Ich war von jeher ſehr aufrichtig, aber Aufrichtigkeit widerſtritt meiner jetzigen Lage jeden Augenblick des Tages. Kurz, ich kehrte nach Hauſe zurück, um von meinem väterlichen Vermögen zu leben, und ohne den Gedanken, das harte Leben zu führen, in dem du mich jetzt findeſt. Ich dachte mich mit den gewöhnlichen Nothwendigkeiten zu begnügen, und das Uebrige, wenn anders etwas übrig bliebe, zu Mildthätigkeiten zu verwenden; doch war mein feſter Vorſatz, allen

Schein der Sonderbarkeit zu vermeiden. Aber, ach, zu meinem großen Erſtaunen hatte der Mann, der mich bisher mit Gelde verſorgt hatte, meine kleine Oeconomie ſo zerrüttet, daß, nachdem ich meine Schulden abgetragen hatte, ich mich auſſer Stand ſah auf irgend eine beſſere Art zu leben, als ich jetzt lebe. Ich ward anfangs ganz melancholiſch, verließ das Land, wo ich gebohren worden, und erbaute dieſe ſchlechte Hütte, die mich in einem Lande verbirgt, wo ich unbekannt bin. Jetzt fange ich nun an, mich bey meiner jetzigen Lebensart für glücklich zu halten, ich baue einige wenige Pflanzen, die mich ernähren, und der kleine Brunnen da hat ſehr klares Waſſer. Ich bin nun ein unnützes Individuum, bin wenig im Stande zum Beſten der Menſchheit beyzutragen, aber Schaam und Verwirrung bemächtigen ſich meiner bey dem erſten Anblick eines Menſchen, der mich kennt. Meine Seele erhebt ſich ein wenig, wenn ich den heitern Himmel, oder die Mittagsſonne betrachte, aber, was die weitgehenden Proſpekte betrift, ſo glaube ich ſie ganz gut mit der Wärme und dem Vergnügen vertauſcht zu haben, das mir dieſes Thal gewährt. Ruhe iſt wenigſtens ein ſchicklicher Gegenſtand des Beſtrebens für das Alter, und iſt, ich geſtehe es, mein letztes Ziel.

Doch du darfſt von einem Einſiedler nicht ſcheiden, ohne noch eine gute Lehre mitzunehmen. Was du auch immer für eine Lage des Lebens dir wünſcheſt, oder wähleſt, ſo erwirb dir einen vollkommnen und deutlichen Begrif von den Ungemächlichkeiten, die damit verbunden ſind. Nach einer Erfahrung von einem Monate verachtete und verwarf ich ganz dasjenige Amt, welches zu erwerben ich mir lebenslang ſo viel Mühe gegeben hatte.

VIII.

Miſcellanien.

1.

Einige Auftritte à la Ziehe aus den vorigen Jahrhunderten.

Im Jahr 1524 ließ ſich jemand einfallen, eine allgemeine Sündfluth, und zwar ebenfalls im Monat Februar, zu prophezeyhen. Eine Paniſche Furcht bemächtigte ſich ſogleich, wie in unſern Tagen, nicht allein des Pöbels, ſondern auch der Vornehmen. Wer an Flüſſen oder Küſten wohnte, floh auf Gebirge, und verkaufte ſeine liegende Gründe um ein Spottgeld. Viele ließen ſich Archen und Schiffe, aus Vorſorge bauen. Man reichte eine Bittſchrift an Karl V. ein, um ihn zu bewegen, gewiſſe Oerter und Plätze zu beſtimmen, wohin ſich Menſchen und Vieh bey dem einbrechenden Waſſer flüchten könnten. Ein gewiſſer **Niphus** ſchrieb zwar öffentlich gegen dieſe lächerliche Weiſſagung, allein man glaubte ihm nicht eher als bis die Conjunktion der Planeten und der Monat Februar ruhig und trocken vorüber waren.

Ein Pfarrer, ein großer Rechenmeiſter, fand in dem Buchſtaben einer gewiſſen Zeile der lateiniſchen Bibel die Zahl 1532, und predigte ſeinen Pfarrkindern, daß dieſes das Jahr des jüngſten Gerichts und des Endes der Welt ſey, wovon er ſogar Tag und Stunde benahmte

Den Abend vorher verſammelten ſich die Gläubigen in einer Kapelle, und erwarteten andächtiglich das Ende der Welt, worauf ſie ihr Pfarrer mit einer ſchönen Rede vorbereitete. Kaum war er mit ſeiner Predigt fertig, ſo entſtand ein heftiger Sturm, mit Blitz und Donner, welches denn die Zuhörer noch mehr in ihrem Glauben beſtärkte. Allein kurz darauf wurde und blieb es ſchönes Wetter, und die Bauern ſahn ein, daß ſie betrogen waren. Da viele unter ihnen, in Hoffnung des bevorſtehenden ewigen Lebens, alles verzehrt und verthan hatten, ſo wollten ſie den Pfarrer todſchlagen, der ſich aber noch mit der Flucht rettete.

Ein andrer Mathematiker, **Cyprian Krowitſch**, ein Böhme, verſetzte durch ſeine Behauptung, daß das Ende der Welt, 1554. unausbleiblich eintreffen würde, ganz Deutſchland in ein ſo großes und allgemeines Schrecken, daß jedermann faſtete und zur Beichte gieng.

Folgende Perſonen ſetzten den Untergang unſrer Welt — mit welchem Erfolg wiſſen wir Nachkommen am beſten — auf folgende Jahre feſt:

Johann Hilten	auf	1651.
Einige Engliſche Schwärmer	—	1664.
Ein Unbekannter	—	1698.
Jurieu	—	1710.
Ein Deutſcher Geiſtlicher	—	1711.
Whiſton	—	1716.
Der Cardinal de Cuſa	—	1734.

R — d.

2.

Ein Wort über die Verſtellung der wahren Geſchichte des Abelards und der Eloiſe.

Sonderbar iſt es, daß alle Zeiten und Nationen ſich vereinigt zu haben ſcheinen, einer Geſchichte die Unſterblichkeit zu geben, ſie aus einem gewiſſen rührenden, erhabenen, groſſen, edlen Geſichtspunkte zu betrachten, die am Ende nichts weiter als eine Alltagsgeſchichte bleibt, welche kaum der ärmſte Annaliſt unſrer Tage bemerken, vielweniger als einen Gegenſtand zu den wärmſten Deklamationen über die gekränkte Rechte der Menſchheit und als Muſter einer heroiſchen Liebe anſehen würde. Dieſes iſt die allgemein geprieſene und allgemein bekannte Geſchichte des Abelards und der Eloiſe.

„Wie, mein Herr, dieſes Opfer der reinſten, treueſten und edelſten Liebe, die der Schmerz in die Einſamkeit der Zelle trieb, und die durch ſo viele Jahre die Wuth des Schickſals in vollem Maaſſe erduldeten, und den Kelch der Leiden mit Reſignation und edler Standhaftigkeit leerten? Das eine Alltagsgeſchichte?“

Nicht anders! Ich kenne dieſe Sprache ſchon. Es wundert mich nicht, daß man ſie ſpricht, aber wohl dem, den ſie nicht täuſcht. Dichter, Geſchichtſchreiber und Künſtler haben ſich vereinigt, ein eignes Licht über dieſe Begebenheit zu verbreiten, und nachdem der Geiſt des Jahrhunders bald witzelnd, wie unter Ludwig dem XIV, bald empfindſam, wie unter Ludwig dem XV. und bald erhabenſentimentaliſch, wie unter Ludwig dem XVI war, ſo muſſte auch dieſe Geſchichte ſich immer in eine neue Form ſchmiegen. Franz von Amboiſe, Büſſy-Rabütin, Arnolds Kirchen- und Ketzer-Lexikon, Pope und Angelika Kaufmann, alle haben ſie ſo trocken, ſo witzig, ſo ketzeriſch, ſo affektirt und ſo empfindſam erzählt, beſungen, gemalt, als ihre Fauſt, ihr Kopf, oder ihre Imagination vermogte. Da ich ſie mir nun gleichfalls nach einem eignen Leiſten denke, ſollte ich nicht in einen gleichen Fehler fallen? Ich muß es erwarten; genug, ich werde dieſer Geſchichte kein ander Licht geben, als das ſich aus ihr ſelbſt ergießt; das heißt, ich werde nichts weiter ſehen oder hören, als was wir in den originellen Briefen Abelards und Eloiſens leſen, an deren Autenticität, meines Wiſſens, niemand zweifelt, und auſſer denen wir keine zuverläſſige Nachricht von dieſen beiden Perſonen haben, man müßte denn die Lettres veritables d'Heloiſe à Abeillard, avec les reponſes d'Abeillard à Heloiſe dafür gelten laſſen.

Um zu beurtheilen, wie man die Geſchichte, wenn ſie zu unſern Tagen geſchehen wäre, aufnehmen würde, erzähle ich ſie zuerſt in nuce, aber der Wahrheit getreu, ohngefähr ſo, wie ſie ein allzeitfertiger Zeitungsſchreiber unter die kurzgefaſſten Neuigkeiten einrücken würde. Zweitens zeige ich ſie in dem ehrwürdigen Mantel, in dem man ſie, von empfindſamen Kupferſtichen und Romanen abſtrahirt, jetzo ſieht, welches die neuſte von den hundert Formen iſt, die ſie ſchon angenommen hat; und endlich will ich ſie mit ihrem eignen und wahren Lichte ein wenig beleuchten.

I.

„Am 21ſten d. ſtarb zu Clugny, einem Kloſter 2 Meilen von Lyon, ein Mönch, Namens Peter Abelard, welchen ein ſonderbares Abentheuer die Kutte anziehen ließ. Er hatte in ſeiner Jugend die Nichte eines Chorherrn unterrichtet und endlich geſchwängert. Die Anverwandten des Mädchens beſtraften ihn an dem Theile des Leibes, womit er geſündiget hatte. Er ging aus Verzweiflung in's Kloſter, und Eloiſe folgte ihm. Man behauptet, daß beyde Perſonen bis an ihren Tod Briefe mit einander gewechſelt und ſich geliebt haben.“

Dieſes würde man leſen, und unfehlbar gleich tauſend und aber tauſend Nachrichten der Art im andern Augenblicke vergeſſen. Doch heil dir, unſterblicher Abelard, wenn ein Schöngeiſt dieſes Anekdötchen auffängt, es mit einer Sauce dem Publikum auftiſcht, wenn dieſes die Sauce goutirt, wenn ein Kupferſtecher dem Dichter unter die Arme greift, glücklicher Abelard, ſchon findet man dich auf der Toilette und unter Glas in dem Schlafgemach ſchöner Damen. Der Lärmen kömmt weiter, ein Dramatiſt benutzt den Plan, und wir ſehen Abelarden auf der Bühne. Eine neue Stufe ſeines Ruhms, und zärtliche Thränen rollen über jede Wange, wenn die junge Schauſpielerin die ſchwangre Eliſe mit täuſchender Wahrheit ſpielt. Auf der Wachtparade trillert man die Arien aus der Operette, und man findet in den Jahrbüchern des Theaters Scenen daraus in Kupfer geſtochen.

Es geht noch weiter; der eine ſchreibt Berichtigungen zu den Begebenheiten des Abelards, der andre ſeine Leiden und Freuden, der dritte giebt Briefe beyder Unglücklichen heraus, und die Modehändlerin erfindet einen Kopfputz: à l'Eloiſe Die Juriſten ſchreiben Abhandlungen, ob Fulbert das Recht gehabt, den Abelard zu combabiſiren; die Theologen fragen, ob es nicht ſündlich, und die Medizıner, ob es unheilbar geweſen. So muß ein Mann ſchon nolens volens berühmt werden; aber wo bleibt der kalte Geſchichtſchreiber?

II.

Wie man ſich heut zu Tage dieſe Geſchichte denkt. Ein Geſpräch.

(Ein angenehmer Hain. Dämmerung. Nachtigallen. Roſenhecken. Mond und Sterne.)

Eliſa und Selmar.

Selmar. Theure Eliſa, laſſen Sie mir die Freude, Sie Eloiſe zu nennen: ach dieſe Traute! Vielleicht, daß uns ihr Geiſt unſichtbar umſchwebt. Dieſes unglückliche Opfer reiner und beſtändiger Liebe!

Eliſa. Wer war denn dieſe Eloiſe?

Selmar. Mein Herz ſchmelzt bey ihrem Namen, Thränen entſtürzen dem Auge! — Abelards unglückliche, von ihm ewig beweinte, im Kloſter verwelkte Braut.

Eliſa. Ach, im Kloſter! — Und Abelard?

Selmar. Ein hofnungsvoller Jüngling!

Er lebte, liebte, litt und ſtarb.

Eliſa. Steht das auf ſeinem Grabe?

Selmar. Nein, meine Theure, es ſteht nur auf dem Denkmahl, das ihm in meinem Herzen errichtet iſt. Hören Sie in dieſer traulichen Abenddämmerung die Geſchichte der unglücklichen Edlen!

Abelard war ein Muſter ſtiller Tugend, Edelmuth und ſtandhafter Liebe, gelehrt, ſchön und artig, Profeſſor der Theologie zu Paris und —

Eliſa. Profeſſor? — Fy! wenn der auch ſo ernſthaft war!

Selmar. Das glauben Sie nicht, meine Liebe, er war kein Pedant. Bedenken Sie, Profeſſor zu Paris! Er lehrte ein vernünftiges, reines Chriſtenthum und eine menſchliche Sittenlehre, er war Redner und Dichter.

Eliſa. Ach, haben Sie keine Gedichte von ihm?

Selmar (huſtet): — Sie waren lateiniſch.

Dieſer ſeltne Menſch wohnte bey einem Geiſtlichen zu Paris, der eine Nichte bey ſich hatte, welche das Bild der Grazien und Veſtalin jeder Schönheit und Sittſamkeit, Tugend, kurz

(er küßt ſie.)

Dein Bild war, meine Eloiſe!

Der Alte liebte dieſes herrliche Geſchöpf über alles, wollte ſie gerne in allem vollkommen ſehen, und übergab ſie dem jungen Abelard zum Unterricht. Welch' eine Lage für die Edlen, beyde zärtlich und fühlend! Wie bald fühlten ſie, daß ſie für einander geſchaffen waren, wie bald war der Keim zärtlicher Leidenſchaft erwacht, wie bald aufgeblüht! Sie liebten ſich unendlich, und genoſſen die reinſte Wonne in den zärtlichſten Umarmungen." —

Doch genug! Fürchten Sie nicht, guter Leſer, daß ich Ihre Geduld misbrauchen, daß ich mir das Recht nehmen werde, Sie, für Ihre Güte mir zuzuhören, mit modiſchem Unſinn zu martern. Sie wiſſen Abelards Geſchichte, und kennen unſre Zeit, alſo denken Sie ſich die Fortſetzung des obigen Dialogs. Genug, wir ſind ſoweit, daß alle ſanfte Seelen ein ſüßes Beben, ein unbekanntes wonniges Gefühl durchſchauert, ſo oft der Name Abelard und Eloiſe genannt wird, und vielleicht iſt dieſes Gefühl um ſoviel angenehmer, da dieſen Leuten die romantiſche Geſchichte in einem heiligen Schleier gehüllt iſt, das heißt, ſie wiſſen nichts rechtes davon, und in einem ſolchen Fall hat die Einbildungskraft freies Spiel und offnes Feld; die dunklen Stellen werden nach Gefallen verziert, dies wird weggeſchnitten, jenes zugeſetzt, und ein ſolches Geſchöpf trunkner Phantaſie ergötzt unendlich mehr, als die nackte Wahrheit der edelſten Thaten.

Wie manche Franzoſen eine Art haben, das Edle und Groſſe winzig, und das Läppiſche und

Kleine wichtig zu machen, ſo ging es auch einem mit dem Abelard, dem er einen ſo modiſchen Mantel umgehängt, ſo ſchön aufgeſtutzt, friſirt und taſirt hat, daß er ſich ſelbſt nicht mehr kennen würde, ſtünd' er vom Grabe auf, und daß er alle Tage auf der Franzöſiſchen Bühne, oder vor den Bettgardinen einer Opernimpſe erſcheinen könnte.

Wem dies Urtheil zu hart dünkt, der leſe ſelbſt, wie der Franzöſiſche Ueberſetzer der Abelardſchen Briefe ſeinen Helden aufgeſtutzt hat:

„Abelard, heißt es, hatte bey den groſſen Verdienſten eines Weltweiſen, alle Vollkommenheiten eines Mannes von Stande. Er beſas eine Gröſſe der Seele, die ſich nie beugen ließ. Seine Leidenſchaft war ſanft, ſein Verſtand ſcharf, und ſein Geſchmack fein und richtig. Er war ſchön und trug ſich wie ein Hofmann. Er war gefällig im Umgang und beſas die feinſten Sitten. Es ſchien, die Natur hätte ihn zu etwas gröſſerm beſtimmt, als die Wiſſenſchaften zu lehren. Reichthum und Pracht ſuchte er nicht, litterariſcher Ruhm war ſein gröſtes Beſtreben. rc.“

Eloiſe iſt mit eben ſo freygebigem Pinſel geſchildert, von ihr heißt es:

Sie war ſehr ſchön, ihre Geſichtszüge regelmäßig, ihr Auge lebhaft, ihre Lippen rund und gut gefärbt, ihr Geiſt munter, ihre Haut ſehr fein, und ihre Unterhaltung gefällig und einnehmend. Sie beſas vielen Witz, viele Gelehrſamkeit, verbunden mit Beſcheidenheit, einen ſcharfen Verſtand und ein unglaubliches Gedächtniß. Dieſe Vollkommenheiten waren noch mit ſo etwas Sanftem und Rührendem verbunden, daß es unmöglich war, ſie zu ſehen, ohne ſie zu lieben.“

Ihre Liebes-Entdeckung wird folgendergeſtalt gemalt:

„Als er einmal mit ihr allein war, ſagte er erröthend: Schönſte Eloiſe, wenn Sie ſich ſelbſt kennten, ſo würden Sie ſich nicht über die Leidenſchaft wundern, die Sie mir eingeflößt haben. So ungewöhnlich ſie iſt, ſo kann ich ſie doch nur mit gewöhnlichen Worten ausdrücken. — Ich liebe Sie, anbetungswürdige Eloiſe! (O, tempora, o mores!) Bis jetzt hatte ich geglaubt, daß uns die Philoſophie zu Herren unſrer Leidenſchaften mache, allein Sie haben meine Sicherheit zerſtört, und mir meinen philoſophiſchen Muth geraubt. Ich habe den Reichthum verachtet, Ehre und Hoheit konnten niemals mein Herz feſſeln, Schönheit allein konnte es entzünden. Glücklich bin ich, wenn die, die dieſe Leidenſchaft erweckt hat, meine Erklärung gütig aufnimmt. Beleidigt ſie aber — — „Nein, ſagte Eloiſe, die, die durch Sie beleidigt werden könnte, müßte Ihre Verdienſte gar nicht kennen. Ach, daß es mir frey ſtände, Ihre Aufrichtigkeit nicht für verdächtig zu halten!‘ — ‚Ach göttliche Eloiſe, antwortete er, wobey er zugleich vor ſie auf die Kniee fiel, ich ſchwöre es bey Ihnen ſelbſt!“

Der redſprächige Autor fährt fort mit trivialen Deklamationen die Wonne der heimlichen Zuſammenkünfte, die Trennung und das Wiederfinden der beiden Liebenden, wie man all' das jeden Tag auf dem Franzöſiſchen Theater zu Paris deutlicher ſehn kann, ſehr langweilig zu ſchildern. Nur noch etliche Blumen:

„Wer kann die Quaal, die unſre Verliebten bey dieſer Trennung empfanden, ganz ausdrücken! Sie diente nur, ihre Herzen deſto feſter zu verbinden, und ſie begieriger zu machen einander zu ſehen. Die Schwierigkeit vergröſſerte ihr Verlangen und verleitete ſie zu Unternehmungen, ehe ſie bedachten, was daraus erfolgen könnte. Abelard fand es unmöglich, ohne ſeine liebſte Eloiſe zu leben. Er bemühte ſich alſo zum wenigſten einen

Briefwechſel mit ihr zu unterhalten, und zu deſſen Beförderung ihre Aufwärterin, Namens Agathe, auf ſeine Seite zu bringen. — ꝛc."

Nun in einer ſchleppenden Erzählung die alltäglichſte Intrigue, die ſich jeder Leſer denken kann, ohne daß ich ein Wort darüber verliehre, und Sünde wäre es den Aberwitz abzuſchreiben; alſo laſſe ich endlich den ziemlich natürlichern Abelard ſelbſt reden. Armer Selmar! erſchrekke nicht, du wirſt was anders ſehen, als du dachteſt; wie wäre es, wenn ich dir hinter deinen ſchönen Dekorationen weiter nichts zeigte, als einen dummen Pfaffen, der ein Bigot wird, weil er kaſtrirt iſt, und eine — häsliche verbuhlte Nonne? Vorhang auf!

III.

Abelard und Eloiſe, wie ſie wären.

Wir erblicken Abelard zuerſt in einer dunklen Wolke von Schulſtaub, nicht mit Gelehrſamkeit, ſondern mit all' den Waffen der Diſputierkunſt ausgerüſtet, ſpitzfindig in Worten und leer im Kopf. Ein Klopffechter, der im Lande herumzieht, und für baare Bezahlung über alles diſputirt, was ihm vorkömmt.

„Und weil ich die Rüſtung der dialektiſchen Vernunftſchlüſſe allen Beweisgründen der Philoſophie verzog, ſo vertauſchte ich gegen dieſe Waffen die andern, und zog den Siegeszeichen der Feldſchlachten die Kämpfe der Diſputationen vor. Darauf wanderte ich mit Diſputiren verſchiedne Provinzen durch, wo ich nur gehört hätte, daß die Erlernung dieſer Kunſt im Flore wäre, und war ein Nacheifrer der Peripatetiker geworden." (1ſter Brief, Leipziger Ueberſetzung von 1783 S. 81.)

In dieſem erſten Briefe beſchreibt nun Abelard mit vielem Triumpfe ſeine Diſputirtreffen und ſchließt endlich:

„Was für Diſputirtreffen aber nach der Zurückkunft unſers Meiſters in die Stadt, unſre Schüler ſowohl mit ihm ſelbſt, als mit ſeinen Schülern gehalten haben, und was für Erfolge das Glück in dieſen Kriegen den Unſrigen, ja mir ſelbſt verliehen hat, das hat die Sache ſelbſt Sie ſchon vor Langem gelehrt. Ich kann wie Ajax, aber mit mehr Mäſſigung, doch kühn ſagen:

— Erforſchet man den Ausgang dieſer Schlacht. Ich bin von ihm nicht überwunden.

Wollte ich es auch verſchweigen, ſo redet doch die Sache ſelbſt laut, und das Ende derſelben zeiget es.“

Welche elende Eitelkeit, die allein ſchon fähig iſt, jedem ehrlichen Manne den Pralhans verhaſſt zu machen. Er erzählt uns hierauf die Geſchichte ſeiner Liebe, und ſagt unter andern von der, dem neuen Franzoſen ſo reitzend erſchienenen Eloiſe:

„Sie war an Geſtalt eben nicht die geringſte, aber in der Gelehrſamkeit war ſie ausgezeichnet. — — Fulbert übergab ſeine Nichte völlig meiner Unterweiſung, damit ich ſie, ſo oft ich aus meinem Hörſale käme, und Zeit hätte, ſo wohl bey Tag als Nacht unterrichtete, und wenn ich merkte, daß ſie nachläſſig im Lernen wäre, ſie ſcharf dazu anhielte. Wie groß ſeine Einfalt hierin war, nahm mich oft Wunder. Ich erſtaunte eben ſo ſehr darüber, als wenn er einem hungrigen Wolfe ein zartes Lämmchen überließe. Denn da er ſie mir nicht allein zur Unterweiſung übergab, ſondern auch verlangte, daß ich ſie ſcharf anhalten ſollte; was that er anders, als daß er meinen Wünſchen völlige Freyheit gab und Gelegenheit anbot, wenn wir auch nicht wollten, damit ich ſie durch Drohungen und Schläge deſto leichter zu meinem Willen bewegte, wenn ich es nicht durch Liebkoſungen thun konnte.“

Wie niederträchtig und plump, welch ein Abſprung zu den neuern Schilderungen Abelards!

„Unter dem Vorwande des Lernens hingen wir gänzlich der Liebe nach; und der Eifer zu ſtudiren bot uns die einſamen Oerter an, welche ſich die Liebe wünſchte. Es wurde bey aufgeſchlagnen Büchern mehr über die Liebe als über die Wiſſenſchaften geſprochen, es waren der Küſſe mehr als der moraliſchen Grundſätze, die Hände griffen öfterer nach dem Buſen, als nach den Büchern. Was ſoll ich viel ſagen? Wir Lechzende haben keine Stufe der Begierden übergangen, und wenn die Liebe noch etwas Ungewöhnliches hat erdenken können, ſo haben wir es nicht verſäumt.“

So war die Platoniſche Liebe beſchaffen, die uns von Pope und der Angelika ſo füs geſchildert wird. An Eloiſen ſelbſt ſchrieb er nach ſeiner geſchehenen Bekehrung, ſie ſolle ſich nicht ſo ſehr über ihr voriges Sündenleben grämen, (ſie grämte ſich eigentlich nur, wie ſie ſelbſt ſagt, darüber, daß ſie es nicht mehr genießen konnte, daß es vorbey war,) da er mehr Schuld dabey habe, als ſie; denn ſie würde ſich noch erinnern, daß er ſie oft durch Ohrfeigen und Schläge gezwungen habe, ihm zu Willen zu ſeyn, wenn ſie nicht gleich ſeinen Begierden hätte nachgeben wollen.

„Sie wiſſen, da Sie ſich im Kloſter aufhielten, daß ich heimlich dahin kam, Sie zu beſuchen, und was daſelbſt meine unmäſſige, wolluſtige Begierde, mit Ihnen im Speiſeſaale vornahm, weil wir ſonſt keinen Ort wußten, wo wir uns hinbegeben konnten. Sie wiſſen, ſage ich, daß ſolches an einem ſo ehrwürdigen und der heiligſten Jungfrau geweihten Orte geſchehn iſt, dies iſt nun ſchon, wenn auch die andern Miſſethaten wegfielen, der härtſten Beſtrafung würdig. Was ſoll ich die vorigen Hurereyen und die unverſchämteſten Befleckungen anführen, welche der Ehe vorhergingen? Sie wiſſen, zu was für Schändlichkeiten meine unmäſſige Begierde unſre Leiber übergeben hatte, daß mich auch keine Achtung für den Wohlſtand, noch einige Ehrfurcht vor Gott, ſelbſt in den Tagen des Leidens unſers Heilandes, oder ſonſt an einigen Feiertägen abhielt, mich in der Schwemme des Unflathes herumzuwelzen. Ich nöthigte Sie auch öfters, wenn Sie nicht daran wollten, und, ſo viel Sie konnten, widerſtrebten, durch Drohungen und Schläge zur Einwilligung, da Sie von Natur ſchwächer waren. Denn ich war durch ſolche Brunſt der fleiſchlichen Begierden mit Ihnen verbunden, daß ich die elenden und unzüchtigſten Wollüſte, welche ich mich auch nur zu nennen ſchäme, Gott und mir ſelbſt vorzog.“

Das Motiv, warum er ſich in's Kloſter begab, entdeckt er uns ſelbſt, und iſt alſo dieſe Begebenheit weiter keiner Auslegung fähig:

„Da ich mich in ſolcher Bekümmerniß und Verlegenheit befand, ſo trieb mich, ich geſtehe es, mehr die Schaam, als die Andacht und Bekehrung in die Kloſterzellen der Mönche.“

Anſtatt ein nützlicher Bürger zu ſeyn, muß er von ſich ſelbſt geſtehen:

„Mich trieb aber damals die unerträgliche Armuth, Vorleſungen zu halten, da ich nicht graben konnte, und mich des Bettlens ſchämte.“

Ich weiß es ſehr wohl, was man hie und da über Abelards Aufklärung in der Religion radotirt, ich weiß, daß man ihn ſeiner freyen Meynungen wegen verfolgte; aber ich habe auch ſeine Schriften von Anfang bis zu Ende durchleſen, und nichts als einen ſchulgerechten, düſtern, wortkauenden Mönch darin gefunden. Daß ſeine Comilitonen noch gröſſere Tröpfe waren, iſt aus ſeinen und andern Schriften bekannt. Wollen wir ihn deswegen für einen aufgeklärten Theologen halten? Man weiß ja, um welcher geringen Abweichung willen ſo viele zu Ketzer gemacht worden ſind, man weiß ja, daß ſich die Wiener für aufgeklärt halten, weil einige das Herz haben, zu behaupten, der Pabſt ſey nicht infallibel. Wer ſich nicht die Mühe nehmen will, Abelards theologiſche Schriften zu leſen, der kann ſchon aus ſeinen ſogenannten Liebesbriefen ſattſam ſehen, wie weit er in Religionsaufklärung gediehen iſt. Worte vertraten damals die Stelle der Gelehrſamkeit, und Miſtik die Stelle der Frömmigkeit, und ſo war es bey Abelard. Ueber ſeine Neigungen habe ich aus ſeinen Briefen zu entſcheidende Stellen angeführt, als daß ich nöthig hätte, noch etwas darüber zu ſagen; alſo nur noch über Eloiſen!

Als Correa in Abelards fleiſchlichen Verbrechen haben wir ſie bereits kennen lernen, aber es fragt ſich, war ſie bey dieſen Fehltritten dennoch nicht liebenswürdig, und hat ſie dieſelben nicht durch ein nachheriges reuevolles ſittſames Leben verbeſſert? Wir wollen wieder aus Quellen urtheilen.

Schön war ſie nicht, das ſagt uns Abelard ſelbſt, alſo fallen mit einem male die reitzenden Bilder von den regelmäſigſten Geſichtszügen, von runden, rothen Lippen, von feurigen Augen u. ſ. w. zuſammen. Unterdeſſen kann ſie Reitze genug beſitzen, um noch immer liebenswürdig zu ſeyn, Reitze, die ſie durch weibliche Sanftheit, Liebe und Güte erhält. Aber auch leider! hier macht uns Abelard, durch einige ihm entwiſchte Züge, einen Strich durch die Imagination. Nachdem man nämlich der beyden Verliebten Umgang entdeckt hatte, ſo ſagt er von Eloiſen: Eloiſe hingegen fluchte und ſchwur, daß es höchſt falſch wäre. Hierüber ward ihr Oheim äuſſerſt aufgebracht, und belegte ſie mit häufigen Schimpfworten und Schmachreden.“

Schon Herr Leibmedicus Zimmermann hat in ſeinem allgemeingeleſenen Buche über die Einſamkeit Eloiſens

ſens Karakter ſo gezeichnet, wie ihn jeder Unpartheyiſche, der ſich durch keine Phraſen und Poeſieen irre machen läßt, beurtheilen muß. Auch er führt die bekannte Stelle aus einem Briefe der Eloiſe an Abelard (es iſt der IV. in der Sammlung) an, wo ſie mit vieler Offenherzigkeit beichtet, was in ihrem Innern vorgeht, und welche ich des Dekorums wegen nur mit den erſten Worten anführe: (Hr. Zimmermann giebt ſie uns lateiniſch) „Es ſind aber diejenigen Wollüſte — — unverſehens in Worten.“ (S. teutſche Ueberſ. S. 194.)

Ich dächte das wären Proben genug, um dieſe zwey bekannten Perſonen in einem andern Lichte zu ſehen als der groſſe Hauſe zeither gethan hat. Freylich verargt man es dem Künſtler und Dichter nicht, wenn er ſchmückt und verziert, aber wer wird ſeine Urtheile über die wahre Geſtalt eines Dinges daher abſtrahiren? wer ſich die erſten Zeiten der Welt nach Miltons Gemählden vorſtellen? Wenn das aber ganze Nationen thun, wie mit der verſchrieenen Begebenheit meines Helden der Fall iſt, dann glaube ich, iſt es ganz nützlich, wenn man ſeinen Nachbarn zuruft: Halt, Imagination!

A. Elwert.

3.

Erſte Fortſetzung der hiſtoriſchen Miſcellanien.

(S. 1ſtes Stück.)

Ein Engländer hat in einem der öffentlichen Londner Blätter folgende Tabelle über den Zuſtand der Ehen von 1785 in dieſer Hauptſtadt entworfen.

Weiber, die ihren Männern davon lieſen.	5,132
Männer, die ihre Weiber in Stich lieſſen.	2,348
Eheleute, die von einander geſchieden leben.	4,175
Eheleute, die in offenbarem Krieg mit einander ſind.	17,345
Eheleute, ſo zwar heimlich uneinig, vor den Augen der Welt aber in gutem Vernehmen leben.	13,279
Eheleute die, einander gleichgültig ſind.	55,246
Eheleute, die für glücklich gehalten werden	3,175
Eheleute, die, im Vergleich mit andern, glücklich ſind.	127
Eheleute, die wirklich glücklich ſind.	13
Summa der Ehen.	96,840

Ein altes Herkommen zu Frankfurt am Mayn iſt folgendes, daß dieſe drey Städte, Nürnberg, Worms und Bamberg, ihre Handlungs- und Zollprivilegia jährlich in der Herbſtmeſſe, den erſten Gerichtstag nach Mariä Geburt, bey ſitzendem Gerichte und nach eingeholtem Geleite von daſigem, des Römiſchen Reichs- und Stadtgerichts Schultheißen, feyerlich unter Vortritt und Einzug einiger Pfeifer, Notarien und Zeugen abzuholen pflegen, welches daher das Pfeifergericht heißt; jede dieſer drey Städte iſt gehalten, dem Schultheißen und der Schöppenverſammlung, zur Erkenntlichkeit für dieſe Freyheit und Gerechtſame, einen weißen, gedrehten hölzernen Becher, darinn 1 Pfund Pfeffer, nebſt 2 weißen ledernen Handſchuhen, einem weißen Stäbelein und einer alten Münze, Röderweißpfennig genannt, zu überliefern, und zwar Worms zuerſt, dann Bamberg und zuletzt Nürenberg. Hierzu giebt Worms noch beſonders einen alten kleinen weiſſen Filzhut, und 2 alte Goldgulden, iſt aber berechtigt, den Hut, mit einem dergleichen Goldgulden wieder an ſich zu löſen. Alle dieſe Stücke bleiben dem Schultheiſſen.

Cainiten nannte man im 2ten Sekulo die Anhänger einer Sekte, die ſich durch ihre große Ehrfurcht für Cain auszeichnete. Sie behaupteten, daß Cain der göttlichen Rache entgangen und im Beſitz der Seeligkeit ſey. Sie ſagten, die Gottheit, die im Himmel und auf Erden herrſcht, habe den Cain nie einholen können, weil es ihr dazu an nöthiger Stärke und Geſchwindigkeit gebrach. Aetheriſche Mächte ſchützten ihn vor den Verfolgungen dieſes rächenden Gottes, und verſetzten ihn in's Firmament, an einen Ort der Sicherheit, in ſuperno ſeculo, das war ihr Ausdruck. Sie betrachteten den Gott des alten Teſtaments als ein Weſen, das lauter Unkraut und Böſes in die Welt gebracht, und thaten deswegen, um ſich zu rächen, ganz das Gegentheil von dem, was er befohlen. Sie ſchmiedeten ſich eine neue Bibel, und hatten unter andern ein Evangelium des Judas, und eine Himmelfahrt St. Pauls. Sie bildeten ſich ein, daß jede ſinnliche Wolluſt unter dem Schutze eines eigenen Geiſtes ſtehe; wenn ſie ſich daher irgend einer unzüchtigen Begierde überließen, ſo ermangelten ſie niemals, den Geiſt namentlich anzurufen, der die Aufſicht über die Wolluſt hatte, die ſie koſten wollten.

Die erſte Verſammlung der Socinianer geſchah unter Lälio Socin, auf Venetianiſchem Boden, im Jahr 1546.

4.

An die Freundſchaft.

Froh tönt mein Lied, o Freundſchaft, dir zur Ehre,
Erhab'ne, dir, zu Menſchenglück gemacht!
Froh tönt mein Lied, zum Opfer dir gebracht,
Wie Zoll des Danks am Fuße der Altäre.

Süß iſt es dir, mit andern dich zu freuen;
Gern nenneſt du der andern Freuden dein;
Gern ſammleſt du für ſie auch Roſen ein,
Sie ihnen auf des Lebens Bahn zu ſtreuen.

Gern linderſt du geheimes, ſtummes Sehnen,
Das dich, nur dich um Troſt um Mitleid bat:
Gern trockneſt du durch Wort und Blick und That,
Des Dulders ungeſeh'ne ſtille Thränen.

Verlaß uns nicht auf unſerm Gang durch's Leben,
Erhabene, zu Menſchenglück gemacht!
Nur deine Hand! — wir ſehn des Grabes Nacht
Mit leichterm Muth auf uns hernieder ſchweben.

H.

(Der bekannten Kompoſition von Vous l'ordonnez untergelegt.)

IX.

Fragmente.

Bemerkungen über mancherley wichtige Gegenſtände der Staatswiſſenſchaft.

§. 1. Entſtehung und erſter Endzweck der Staaten.

Das Vergnügen die Kräfte ſeines Geiſtes zu üben, den Verſtand und ſeine Erkenntniſſe zu erweitern, und die große Glückſeligkeit, die der Menſch darinn findet, zu lieben und geliebt zu ſeyn, ſind die gröſten Triebfedern des Menſchen in geſellſchaftliche Verbindungen zu treten, aus welchen bald Staaten erwuchſen.

§. 2. Hypotheſen des Herrn von Cocceji.

Das Syſtem des Herrn von Cocceji von der Entſtehung der Staaten, hat das ganz beſondere, daß er einen Unterſchied unter den urſprünglich freyen Staaten macht, und unter denen, welche es nicht ſind. Auf ſo viel willkührlich angenommene Meinungen und Sätze es auch beruhet, enthält es doch viel vortreſliches, und verdient wenigſtens allemal auseinandergeſetzt zu werden.

Freyheit iſt das Vermögen nach unſerer, Knechtſchaft die Nothwendigkeit nach anderer Willkühr zu handeln. Jene iſt von der Natur, dieſe von den Völkern beſtimmt. Beide denken wir uns theils in Beziehung auf einen Staat, theils in Beziehung auf einzelne Menſchen. Ein Staat iſt frey oder nicht frey, je nachdem er nach eigener Willkühe über Staatsſachen entſcheiden kann, oder einem andern Staate unterworfen iſt. — Unſer natürliches Vermögen nach unſerer Willkühr zu handeln, hat zwey **Hinderniſſe, Gewalt** und **Geſetz.** Auſſer dem Vermögen wird alſo auch zur Freyheit die Erlaubniß des Geſetzes erfordert. Das Vermögen wird durch Gewalt, die Freyheit durch Geſetz eingeſchränkt, ſowohl die privat als die öffentliche Freyheit. — Bey dieſer geht das Geſetz weiter noch als bey jener, und verbietet allen Misbrauch der Sachen des Staats, deſſen Freyheit und Macht jedoch dadurch im Ganzen gar nicht leidet, ſondern nur gröſſer und herrlicher wird. — **Der Menſch,** der durch den einem jeden Geſchöpf, beſonders aber ihm von der Natur ſelbſt mit ſeinem Daſeyn zugleich eingepflanzten Trieb zur Selbſterhaltung und zur Glückſeeligkeit wie zum Abſchen alles Uebels gelenkt, das will, was ihm gut däncht, **ſtrebt** nach der Kraft es zu erlangen, das iſt, **nach Freyheit.** Ihrer nach ſeinen eigenen Geſetzen zu genieſſen, iſt daher die Summe alles Guten und aller Wünſche, wie uns die häufigen Beyſpiele der Völker zeigen.

Das Gute, nach welchem die Völker kraſt ihrer Freyheit ſtreben, iſt **dreyfach:** das **Anſtändige,** das **Nützliche,** und das **Angenehme.** Jedes iſt ein wahres Gut, ſtreiten aber die beyden letzten mit dem erſten: ſo bleibt nur dies wahres Gut, und jene werden blos Scheingüter. — Zögen die Menſchen jene dieſen vor, ſo würde daraus der allertraurigſte Zuſtand entſtehen, weit ſchlimmer noch als ſelbſt der thieriſche, weil Menſchen nach weit mehreren, auch nach zukünftigen Gütern ſtreben. Im Gegentheil iſt das **Anſtändige (honeſtum)** die Wahl der Vernunft, und begreift auch das Nützliche ſowohl als das Angenehme in ſich, die nur durch Misbrauch davon getrennt, und alsdann zu Uebeln werden. — Alſo muß auch das Anſtändige das vorzügliche Augenmerk der Staatsvereinigung werden. Es wird die Quelle des Civilrechts, welches die Stütze aller Freyheit iſt, deſſen wir freye Völker genieſſen können, und es wird der Innbegrif der ganzen Glückſeeligkeit des Staats. — Das Mittel es zu erhalten, iſt die Aufrechthaltung des natürlichen Geſetzes, und die Einſchränkung des Ueberfluſſes, ſo daß er nicht zum Untergang des Staats gereiche, theils durch ſorgfaltige Erziehung, theils durch ſtrenge Vollziehung weiſer Geſetze.

Dies — denn was iſt es anders, als glücklich leben, iſt der gemeine Wunſch aller im Staate; die, welche anders handeln, werden nur durch Irrthum oder zu ſtark gewordene Begierde bewegt, nicht aber durch eigentlichen freyen Willen. Daher iſt bey dieſen Zwang nöthig, und das gröſte Glück im Staate kann nicht anders erhalten werden als durch Zwang. — Dies lehrt die Entſtehungsgeſchichte aller Staaten und die Uebereinſtimmung aller Völker.

Der Gegenſtand dieſes gröſten Gutes iſt der ganze freye Staat, der aus Magiſtrat und Bürgern beſteht; alle zwecken es ab, doch hat der erſtere insbeſondere dafür zu ſorgen. Beyde machen einen Staatskörper aus, und ſind durch das unzertrennliche Band des gemeinen Beſtens verknüpft. Ihr Staatskörper, deſſen unmittelbare Mitglieder ſie ſind, iſt vollkommen frey. Und dies iſt die erſte Art der Staaten, nämlich die urſprünglich freyen. — Sie ſind von ſelbſt entſtanden, und ſie ſind alle in gleicher Maaſſe frey — ſie machen aller Verſchiedenheit unerachtet dennoch gewiſſermaaßen nur einen Staat des ganzen menſchlichen Geſchlechts aus. Keine Regierungsverfaſſung macht hier in Anſehung der Freyheit eine Abänderung: denn immer iſt die Macht des geſammten Volks die herrſchende, es mag ſie nun durch Könige oder einen Senat verwalten laſſen, oder es ſelbſt thun. Auch wenn ein Auswärtiger regiert macht dies keine Veränderung. — Aber bloße *Patrimonial Reiche* giebt es gar nicht. Denn geſetzt auch, es gäbe Reiche, wo den Einzelnen gar nichts gehörte, ſo könnte doch alles nur dem Staate und alſo dem Könige in ſoweit er König iſt, gehören; folglich nicht zu ſeinem, ſondern zu des Staatsvermögen gerechnet werden.

Alle Staaten waren urſprünglich frey; allein der Krieg änderte nachmals das Verhältniß einiger Staaten, und ſchuf zwey neue Arten derſelben. — Ein im Kriege *überwundener Staat* gerieth mit Recht in die Bothmäſſigkeit des Siegers. Er verlohr ſeine öffentliche Freyheit; jedoch Einzelne nicht ihre Privatfreyheit, wenn ſie nicht im Kriege gefangen waren. — Er machte nur einen Staat mit dem ſiegenden, und zwar ein unmittelbares Mitglied deſſelben aus; konnte nicht mehr das öffentliche Wohl durch eigene Geſetze zu erhalten ſuchen, ſondern mußte nach des Siegers ſeinen leben. — Ein Zuſtand, der ſo hart iſt, daß die Sieger gewöhnlich dem überwundenen Staate einen Theil ſeiner Freyheit wiedergaben, den nämlich — nach ſeinen *eigenen Geſetzen* leben zu können, oder die *Autonomie*. Dadurch ward er ein eigener freyer, und von dem ſiegenden verſchiedener Staat, wenn er gleich ihm noch unterworfen bleibt. Er hat ſeine eigene Reichsverſammlungen und Majeſtät und wird nicht darinn behindert. Jene Art der *überwundnen Staaten, welche nicht Autonomie* bekam, hatte dies nicht. Dieſe hingegen macht mit dem ſiegenden Staate einen gemeinſchaftlichen freyen Staatskörper aus, der aus dem Bündniß dieſer beyden freyen Staaten beſteht. Es iſt alſo nur ein mittelbares, kein unmittelbares Mitglied von jenem. Denn er ſorgt für ſein Wohl unmittelbar durch eigene Geſetze; mittelbar aber nimmt er auch an jenes

Wohl Theil, weil ſeine Geſetze nicht mit dem gemeinſchaftlichen Wohl, oder dem Wohl des Siegers collidiren müſſen. Daher gehorcht er auch den Geſetzen des Siegers in ſo weit ſie das gemeine Wohl betreffen.

Dieſe Verbindung, welche allerdings ungleich iſt, hat groſſe Aehnlichkeit mit der Lehnsverbindung; und es begreift dieſe **Autonomie** drey Stücke in ſich. Erſtlich, ſeine eigenen Geſetze zu haben, oder die eigentliche **Autonomie.** Zweitens, ſeine eigene Magiſtrate und Gerichte zu haben, die **Autocratie.** Drittens ſeine eigene Caſſe zu haben. Jedoch ſind dieſe drey Stücke nicht immer alle verbunden. Dieſe Autonomie beſtimmt die Freyheit aller mittelbaren Städte. — Von ſolch einer Autonomie finden wir ſehr häufige Beyſpiele, weil immer alle Völker darnach ſtrebten. — Sie ward im Frieden der Perſer mit dem Athenienſern allen Griechiſchen Städten in Aſien, ſie ward in dem Frieden mit dem Römern den Griechiſchen Städten von Macedonien ausbedungen; ſie ward von den Römern ſo manchen ihrer Bundesverwandten zugeſtanden, wovon das Recht der Municipier ganz verſchieden iſt. — Solch eine Autonomie gab **Clodoväus der Groſſe** den überwundenen Bayern, und **Carl der Groſſe** den Sachſen. — Die Juden insbeſondere erlangten ſie erſt durch das Edict des Artaxerxes wieder, behielten ſie unter dem Alexander, erfochten ſie gegen deſſen Nachfolger, und verloren ſie nicht durch den Tod des Herodes, ſondern durch den Anfang des Römiſchen Krieges, ſo wie ſie durch denſelben in der Folge alle Form eines Staats verloren.

Der Endzweck des Staates — das öffentliche Wohl, wird irrig für den Inbegrif aller zeitlichen Güter gehalten: vielmehr haben alle Völker einmüthig und vollkommen übereinſtimmend mit der heiligen Schrift das wahre Gut dieſes ſowohl als des zukünftigen Lebens darunter verſtanden, welches vier Hauptſtücke begreift.

1) Gott ſey der Grund alles Guten, und der ihm gleiche Menſch müßte mit ihm Gerechtigkeit und Tugend wollen. 2) Daher wären auch die Gerechten in dieſem ſowohl als in jenem Leben glücklich und ſeelig, die Ungerechten: unglückſeelig. 3) Nur aus Irrthum und Begierden fehle der Menſch, und aus eignen Kräften könne er das verlorne Gut nicht wieder erlangen. 4) Daher iſt die Wiedererlangung dieſes Gutes auch ein Endzweck des Staats, weil die Verbeſſerung dieſer Fehler, wenn ſie aus Quellen des Irrthums entſtehen, durch Unterricht, wenn aus Begierden, durch Geſetze, nicht anders als in einem Staate erhalten werden kann.

Dies allgemeine Wohl iſt der Endzweck aller Mitglieder des Staats, aber nur die freyen und unmittelbaren Mitglieder deſſelben nehmen Theil daran. Die Sorge für die Erhaltung des öffentlichen Wohls iſt dem Oberherrn übertragen, und ſie darf nicht geringer ſeyn, als die Sorgen bey Errichtung des Staats. Sie iſt in den Staaten, wo das Volk Antheil an Geſchäften nimmt, das Geſchäft der öffentlichen Verſammlungen. Das Recht, hierin ſeine Stimme zu geben, hatte eigentlich jeder Bürger, allein die damit verbundenen Schwierigkeiten gaben bald Gelegenheit die Ausübung deſſelben einigen zu übertragen, und zwar faſt allgemein nach der Abtheilung zwiſchen den Vornehmern und der Menge. Jene gaben ihre Stimmen einzeln (viritim), dieſe gemeinſchaftlich (promiſcue). und ſie theilten ſich nach der Errichtung der Städte in die Bewohner der Städte und des Landes, immer aber mußten alle, welche in dieſe Reichsverſammlungen kommen wollten, freye und unmittelbare Bürger ſeyn.

Dieſe Grundſätze entwickelt er theils ſchon in ſeinem Jure publico, näher aber ſucht er ſie zu beſtimmen und gegen Einwürfe zu vertheidigen in ſeiner Autonomia juris gentium ſ. de diſcrimine civitatis mediatæ & im-

immediatæ, liberæ & non liberæ Frcft. ad Viadr. 1720 8. Ein Buch, welches viel Gutes und viel Hypotheſen enthält, aber ſehr weitſchweifig geſchrieben iſt, und ſich entſetzlich wiederholt.

§. 3. Anwendung dieſer Hypotheſen auf Deutſchland.

Nach dem vorerwähnten Syſtem nimmt alſo Heinrich von Cocceji dreierley Staaten an, 1) **unmittelbar freye Staaten**, welche ihre urſprüngliche Freyheit immer behalten haben, (civitatis immidiatæ liberæ), 2) **mittelbare freye Staaten**, welche ihre Freyheit einmal verlieren, aber in ſo weit von dem Ueberwinder wieder erhielten, daß ſie ſich ihre eigene Geſetze wiedergeben konnten (civitates mediatæ liberæ), 3) **mittelbar nicht freye Staaten**, welche nicht dis Recht wieder bekommen haben, ſondern immer eine Provinz des überwindenden Staats ausmachen. (civitates mediatæ non liberæ)

Ganz Deutſchland wurde bis an die Länder der Slaviſchen Völker von vier groſſen Nationen bewohnt, den **Franken, Baiern, Schwaben** und **Sachſen**, zu der Zeit als die Franken Herren von Deutſchland wurden. Thüringen war anfangs eine Fränkiſche, nachmals eine Sächſiſche Provinz. Slaviſche Völker waren die Wenden und Mähren. Das obere und niedere Deutſchland an dem Galliſchen Ufer des Rheins machte, nachdem es von den Franken erobert wurde, die 7te Provinz aus, und machte nebſt der auch von ihnen eroberten Gallia Belgica ſecunda, (denn die prima war ihr urſprüngliches Gebiet,) das Reich Auſtraſien aus. Dieſes Reich beſtand aus zwey Provinzen, Franken und den Rheinlanden, welche beide von Franken nun bewohnt wurden, und die beiden unmittelbar freyen Provinzen ausmachten. Auch die übrigen drey großen Provinzen Deutſchlands, Schwaben, Bayern und Sachſen, welche von den drey Nationen bewohnt waren, wurden von den Franken nach und nach bezwungen. Sie gaben einigen das Recht der Autonomie wieder, andern nicht. Erſteres geſchah bey den Bayern und Sachſen, und das waren alſo mittelbar freye Provinzen; letzteres bey den Schwaben und in Anſehung der Magiſtrate auch in Weſtphalen, obgleich dies ſonſt ein Theil Sachſens war, und dies waren unmittelbar unfreye Provinzen. Aus dieſer Verſchiedenheit müſſen alle die verſchiedenen Gerechtſamen und Verfaſſungen erklärt werden, als die verſchiedene Beſchaffenheit der Comitien, die größern oder geringeren Eigenthumsrechte der Könige u. ſ. w.

Carl der Große habe hierin keine Veränderungen gemacht, eben ſo wenig ſeine, und auch nicht Ludwigs des Erſten Theilungen. Denn die verſchiedenen Könige hatten, nach wie vor der Theilung, ihr Recht nicht als Herren dieſer Provinzen, ſondern als Fränkiſche Könige. Auch da nachmahls die beiden unabhängigen Reiche in Deutſchland der Oſtfranken und Weſtfranken entſtanden, wovon dieſes den jenem eigenthümlichen Nahmen Frankreich bekam, beſtand erſteres noch nach wie vor aus den vorigen Provinzen mit Beybehaltung derſelben Verfaſſung. Wie aber Conrad der Erſte auf die alten Fränkiſchen Könige folgte, bekamen allmählig die Herzoge eine größere Gewalt, und die Rechte, welche ſie bis dahin nur als adminiſtratoriſche ausgeübt hatten, übten ſie jetzt als eigene Rechte aus. Nun bekamen alle fünf Provinzen das Fränkiſche Bürgerrecht, und nahmen alle an den Reichsverſammlungen Theil, jedoch in Bayern und Sachſen nur die Fürſten, in den übrigen Provinzen alle Claſſen des Volks durch ihre Repräſentanten.

§ 4.

§. 4. Natur der Staatskunſt.

Die Staatskunſt muß aus den geheimen Neigungen und Leidenſchaften des Menſchen, nicht aber aus allgemeinen und verborgenen Principien hergeleitet werden.

§. 5. Ideale von Geſetzgebung und Regierungsform.

So viel hypothetiſches auch immer in den politiſchen Romanen und andern dergleichen idealiſchen Werken ſich befinden mag, muß dennoch der Geſetzgeber und der Staatsmann ſie nicht als ganz unnütz betrachten. Sie ſind faſt immer die Frucht eines warmen Patriotismus; können ihm tiefe Einſichten in die Natur des Menſchen, in die Gebrechen der jetzigen Geſellſchaften verſchaffen, ſein Herz mit warmen Entſchlüſſen voll Menſchenliebe erfüllen, und ihm Mittel zu vielen Verbeſſerungen an die Hand geben.

Sie ſind hauptſächlich von einer zweifachen Art. Theils beziehen ſie ſich auf eine Nation, für welche ſie ins beſondere geſchrieben ſind: theils ſchärfen ſie die Beherzigung ſolcher Wahrheiten ein, welche allgemein brauchbar für alle Nationen und Verfaſſungen ſind. Jene ſind für die Staatsmänner der beſondern Nationen vorzüglich wichtig — und von der Art iſt des Thomas Morus Utopia. Dieſe ſind von einer noch gröſſern allgemeinen Brauchbarkeit. — Von dieſer letzten Art iſt der Plan, den wir jetzt entwickeln wollen.

Der Verfaſſer beweiſet zuförderſt, die Menſchen wären in dem jetzigen Zuſtande ihrer Geſellſchaften lange nicht bis zu dem Grad der Vollkommenheit gelangt, deſſen ſie fähig wären; die Erde wäre weder jemahls ſo bevölkert noch ſo bebauet geweſen, wie ſie es ſeyn könnte, und wie es ſich den Umſtänden nach erwarten ließe. Die Gebrechen der Moralität des Menſchen wären vorzüglich Urſache davon, daß auch ſein Wiſſen lange noch nicht den Grad erreicht hätte, welchen es erreichen ſollte. Blos von einer vollkommnen Regierung dürfe man es erwarten, allen dieſen Gebrechen abgeholfen zu ſehen, weil ſie moraliſche Vollkommenheit und weisliche Erziehung mit ſich bringen würde.

Eine ſolche vollkommne Regierung müßte ſich nothwendig **auf vollkommne Gleichheit gründen.** Man müßte alſo annehmen, daß ein Volk, welches ſie bey ſich einführen wollte, die Felder mit den dazu gehörigen Häuſern vollkommen gleich austheilte; die ganze Geſellſchaft müßte denn ſich vereinigen, gewiſſe Stunden des Tages zu arbeiten, ſo weit die Bedürfniſſe der Geſellſchaft es erfoderten; alle übrige Zeit aber entweder mit Studiren und Nachdenken oder mit Vergnügungen und Erholungen zuzubringen, deren beſonders Vorſchriften einſtimmig mit den Grundgeſetzen nach eines jeden beſondern Neigung in Regeln abgefaßt wären. — Kein äußeres Zeichen müßte die Bürger unterſcheiden. Eine jede nützliche Arbeit müſſe auch geehrt ſeyn. Beſonders ſollten alle Männer den Ackerbau lernen.

Ein eigenes Concilium ſollte den herangewachſenen jungen Leuten irgend eine Art des Geſchäfts nach Maasgabe ihrer cörperlichen Geſchicklichkeit, Fähigkeit und Neigung anweiſen; eine hinlängliche Anzahl Lehrer müßte die Jugend in allem unterweiſen, was zum Nutzen oder auch nur zum erlaubten Vergnügen der Geſellſchaft gereichte — Alle Männer und Weiber ſollten zu einer gewiſſen, nach dem Climat zu beſtimmenden Zeit ſich verheirathen, oder wichtige Urſachen, welche ſie abhielten, anzeigen.

Endlich ſollten einige wenige gewählt werden, um zu herrſchen, das iſt, um Acht darauf zu haben, daß ein jedes Mitglied der Geſellſchaft zu dem ihm am angemeſſenſten Geſchäft gebraucht werde, und die Regeln der Geſellſchaft nicht überträte. Sie wendeten ſo viel Stunden täglich zur Ueberſicht des Ganzen an, als die andern zur Arbeit; und unterſchieden ſich blos durch ein ſimples Zeichen ihres Amts, ſo wie jeder Bürger auch ein Zeichen des ſeinigen trüge.

Wenn die Menſchen weiter um ſich griffen, ſo müßten ſie **zahlreiche Colonien** ausſchicken, die weder zu klein noch zu große Reiche ſtifteten, und entweder dieſelbe, oder auch eine eben ſo bequeme Verfaſſung behielten. Es müßte ſtets eine ſolche Anzahl der alten Bürger dabey ſeyn, daß Communication der Sprache und Verfaſſung unterhalten würde; ja bey ſehr ſtarker Ausbreitung der Völker müßte endlich ein ordentliches Geſetz von regelmäßiger Wanderung der Völker von einem Climat in's andere gemacht werden.

Solch ein Syſtem der Natur des Menſchen ſo ganz angemeſſen, könne, ſagt er, zwar ſo wenig beym Anfange der Geſellſchaften möglich geweſen ſeyn, als es bey unſern jetzigen Nationen in ihrer gegenwärtigen Verfaſſung möglich wäre — indeſſen lieſſe **ſich doch eine Möglichkeit denken**, entweder bey Stiftung eine Reichs unter bisher noch uncultivirten und unſociabeln Völkern, oder bey dem Umſturz eines Staates durch auſſerordentliche Ereigniſſe und einen groſſen patriotiſchen Geiſt bewürkt. Es ſey auch ſo wenig den menſchlichen Leidenſchaften als Begierden zuwider. — Denn der Ehrgeitz und die Begierde, einen Vorzug zu haben, würden, in ſo weit ſie nachtheilig werden können, hier gar nicht ſtatt finden, ſondern auf beſſere Gegenſtände gelenkt. Trägheit und Unthätigkeit würden hier gar nicht eintreten. Die natürliche Liebe zur Freyheit iſt durch das gerechte Maas von Freyheit, welches hier ſtatt haben ſoll, ſchon befriedigt. — Die Neigungen aber werden dieſe Regierung ſo wenig als eine jede andere umſtoſſen, wenn ſie einmal feſt geſetzt iſt; ja dieſe noch weniger als eine andere, weil hier zwei Dinge wegfallen, die in allen andern Regierungen Quellen von Unruhen werden, nämlich Ungleichheit der Bürger und ſchlechte Erziehung. —

Dem allen ungeachtet, merkt der Verfaſſer zuletzt an, könnte dieſe Verfaſſung, wenn ſie auch einmahl errichtet wäre, doch unmöglich lange beſtehen. Denn die Erde, welche nur bis auf einen gewiſſen Grad zu cultiviren iſt, könnte nur eine beſtimmte Anzahl Menſchen ernähren; und da bey einer ſo weiſen Verfaſſung die Menſchen ſich bis in's Unendliche vermehren würden, ſo müßten doch zuletzt Krieg, Uneinigkeit, Unrecht und Gewalt entſtehen.

§. 6. Welche Regierungsform wohl die beſte ſey?

Dieſe ſo oft und vielfach beſtrittene Frage läßt ſich nicht gut im Allgemeinen beſtimmen: ſondern die Entſcheidung beruhet nicht nur auf die Verwaltung und nähere Modification von jeder ins beſondere, ſondern auch auf das Climat und die übrigen Einrichtungen und Verfaſſungen des Volks.

Ein Monarch kann nur dann erſt recht gut ſeyn, wenn er ſelbſt die Schule des Unglücks erfahren hat, wie der vortrefliche Heinrich der Vierte, oder wenn man wenigſtens ihn es ſehr genau hat kennen lehren — Aber vielmehr, ſagt Möſer, iſt der Fürſt faſt unvermögend, die geheime Noth der Elenden zu erkennen und zu entdecken. Die Angelegenheiten ſeiner Unterthanen zeigen ſich ihm nur auf einer Univerſal Charte, wo alles nach dem verjüngten Maasſtab aufgetragen und eine ganze Provinz in dem allerkleinſten Raume oft nur durch die Farbe zu erkennen iſt, womit ſie der Staatsminiſter bezeichnet. Der wahre

Nothleidende wird von dem Glanz der Majeſtät oder von dem ſtolzen Höfling zurück geſchreckt.

Dieſe Unbequemlichkeiten verlieren ſich da etwas mehr, wo der Monarch eingeſchränkt iſt, wo die Nation ſich durch einen Theil derſelben, durch ihre Repräſentanten, ihm öfterer nähert. Dies Glück einer eingeſchränkten Monarchie ſucht auch vorzüglich in Rückſicht auf die Schwediſche von Heß zu erweiſen in ſeinen Staatsſchriften Frft. 1772. gr. 8. N. 4. Geſpräch der Republikaner S. 23 — 135.

Addiſon in den Anmerkungen über Italien S. 350 u. ſ. w. bemerkt, es lebte niemand bequemer und glücklicher als die Unterthanen einer kleinen Republik, und niemand würde mehr gedrückt, als die Unterthanen kleiner Fürſtenthümer. Denn hier ſuchten die Souverains an Pracht und Ueppigkeit es den größten gleich und ihres Gleichen zuvorzuthun, welches er aus dem Beyſpiel von Parma und Modena beſtätigt.

§. 7. Ueber die Dauer der Regierungsform.

Man kann bey Veränderungen im Staatsſyſtem nie behutſam genug ſeyn; denn die geringſte Veränderung der Staatsverfaſſung betrift oft das ganze Syſtem des Staats, wenn man gleich nicht den ganzen Zuſammenhang gleich einſieht. Ein ſehr wichtiges Beyſpiel ſind die Tribune der Römer. Daher muß man es erklären, daß man gewöhnlich die Regierungsform einer Nation hat untergehen ſehen, wenn ſie große Eroberungen machte.

§. 8. Das Weſen des Deſpotismus.

Das Weſen eines deſpotiſchen Staats bringt es mit ſich, daß alles nach dem Willen eines Einzigen gehe. Weil dieſer Einzige ſehr ſelten alles thun kann, ſo fließt unmittelbar daraus die Nothwendigkeit eines Vizirs; der denn ſelbſt Deſpot iſt, und alle Unterbeamte ſind es auch, jeder in ſeiner Sphäre. Monarch kann man hier nur durch eine gewaltige Thathandlung werden; mit dem Monarchen fallen zugleich alle Arten ſeines Vorgängers über'n Haufen, denn der Deſpot und der Staat ſelbſt ſind immer eins. — Keine Natur, kein Völkerrecht, keine Gerechtſame der Menſchlichkeit ſind hier zum Grunde gelegt, denn die Einwohner des Staats ſind ohne Unterſchied zu gehorchen ſchuldig. Furcht vor Strafe und Aberglaube ſind die einzige **Stützen** eines ſolchen Staats. — Die ganze Nation iſt furchtſam und muthlos; ſie hat wenig Begriffe; die Erziehung ſchränkt ſich darauf ein, Furcht und Folgſamkeit für Sclaverey zu erwecken. Alle Nacheiferung, alle **Kenntniſſe erſterben** — die Weiber ſind Sclaven, allemahl iſt die **Polygamie** erlaubt und unter den Weibern ſind alſo immer Ränke. — Weil der Obere dem Untern gar nichts ſchuldig iſt, ſo muß dieſer ſeine Bitten immer mit Geſchenken begleiten — weil alles dem Deſpoten gehört, ſo iſt Armuth der Erbtheil des Ganzen. Der Zuſtand des Vermögens iſt einem Jeden immer ungewis, daher rühren ſchreckliche Zinſen und Beſtechungen — **Bürgerliche Geſetze ſind nicht.** Die Verwaltung der Juſtiz iſt ſehr eigenmächtig — keine Vaterlandsliebe, keine Liebe, für das allgemeine Beſte, keine für den Fürſten. Daher entſtehen aus den kleinſten Veranlaſſungen oft die wichtigſten Empörungen, und der Deſpot läuft beſtändig Gefahr — Abſchreckendes Bild einer Verfaſſung, welche dem Reich und dem Fürſten gleich gefährlich iſt. Glücklich ſind wir, daß die Chriſtliche Religion dem Begrif des Deſpotismus ganz entgegen iſt.

§. 9. Natur der Geſezgebung.

Die Geſetzgebung iſt der Natur ſo nahe, daß ſie mit einem Staate zugleich entſtehen muß; denn ſie gründet ſich auf gemeinſchaftliche Bedürfniſſe, wechſelſeitige Beziehungen und Verhältniſſe.

§. 10. Geſetze müſſen nicht zu allgemein ſeyn.

Geſetze und Veränderungen dürfen nur denn allgemein ſeyn, wenn der Gegenſtand es leidet, d. i. wenn es nicht auf beſondere Umſtände und Local-Verhältniſſe ankömmt, wie im Prozeß, in Teſtamenten, Vormundſchaften, Maaße, Münzen u. ſ. w. Allein in allen Fällen, wo es auch auf jene Verhältniſſe ankömmt, können ſie unmöglich allgemein ſeyn, weil es theils wahrer Eingriff in die Freiheit und das Privateigenthum wäre, theils ſie nicht einmahl angewandt werden könnten. So müßten alle Polizeygeſetze für den beſondern Ort paſſend ſeyn, dem ſie gegeben werden, und eben dies gilt von andern Geſetzen, die z. B. das Forſt- Ackerbau- Viehzuchtweſen, den Handel u. ſ. w. betreffen.

§. 11. Criminal-Gerichtsbarkeit.

Die peinliche Gerichtsbarkeit bezieht ſich auf den zweiten Hauptvorwurf bey der Unterwerfung zum Staatsverein, nämlich auf die innere Ruhe — Hier iſt die größte Wachſamkeit, nicht unterdrückt zu werden, nöthig. Bey dem erſten Hauptvorwurf, Abtreibung feindlicher Einfälle, iſt ſie lange nicht ſo nöthig — Hier muß jede Privatperſon einen Theil ihrer Sicherheit der Regierung übergeben, eine Sache, die gefährliche Folgen haben kann, und deren Gegenſatz doch unfehlbar Anarchie nach ſich ziehen würde. Alle Mitglieder des Staats müßten dem Arm der öffentlichen Macht unterworfen werden und zwar ohne den mindeſten Verſuch der Wiederſetzung. Das nothwendige und fürchterliche Vorrecht zu ſtrafen giebt dem Regenten die erſte und beſte Gelegenheit, es wieder deſſen Zweck zum Mittel des Deſpotismus zu brauchen, und je mehr Freyheit ſich im Ganzen der Staat vorbehalten hat, je gefährlicher wird ihm in dieſem Stück die Macht des Regenten ſeyn, weil er durch ſeine Leidenſchaften gereitzt, nun alles zu ihrer Befriedigung verſuchen wird. Daher muß er hierin durchaus eingeſchränkt, und nie die Strafen ſeinem Willkühr überlaſſen werden. — Sehr gute Anmerkungen hierüber mit Anwendung auf die Engliſche Verfaſſung findet man in einem Buche, welches unſers Bedünkens das beſte iſt, was je über die Engliſche Staatsverfaſſung geſchrieben, und voll der tiefſten Blicke in das menſchliche Herz und das allgemeine Staatsrecht iſt.

Es iſt übrigens einer der großen Vorzüge unſrer Zeiten, daß wir mehr als jemals über dieſen für die Rechte der Menſchheit ſo heiligen Gegenſtand denken und ſchreiben, wovon die neueren Streitigkeiten über die Rechtmäſſigkeit der Todesſtrafen ein redender Beweis ſind. — In den meiſten Fällen ſind die Gegengründe entſcheidend, und ſelbſt das Schrecken dieſer Strafen verliert ſich, weil wir uns an dies blutige Schauſpiel gewöhnen. — Gelinde Strafen und Eigengewalt ſind in der Geſchichte ſelten. Beydes findet ſich mit dem glücklichſten Erfolg in Rußland und Dännemark.

§. 12. Vorzüge des Adels.

Billig muß der Vorzug des Adels immer mit Verdienſten verbunden ſeyn, und es wäre ſehr zu wünſchen, daß nur der der Vorzüge des Adels genöſſe, welcher ſich in der That hervorgethan hätte. Caſtilhon erzählt, daß bey den Einwohnern der Canariſchen Inſeln ehemahls zwar ein groſſer Unterſchied zwiſchen Adlichen und Nichtadlichen geherrſcht habe, daß eine adliche Geburt zwar ein nothwendiges Erforderniß geweſen ſey, um der Vorzüge des Adels theilhaft zu werden; daß aber auch jeder, der für adlich erklärt werden wollte, auſſerdem Beweiſe der Einwohner ſeines Geburtsorts habe aufſtellen müſſen, daß er nie eine niedrige Handlung begangen, ſondern vielmehr Beweiſe von Muth und Tapferkeit abgelegt habe; worauf ihn der Prieſter nach einer richterlichen Unterſuchung, dadurch, daß er ihm die Haare über die Ohren abſchnitt, und ihm einen Stock in die Hand gab, zum Edelmann machte; im Fall aber die Unterſuchung wider ihn ausfiel, ihm die Haare ganz abſchor und ihn mit Schimpf unter den Pöbel verwies.

§. 13. Wichtigkeit der Erziehung.

Nichts iſt wichtiger für einen Staat als die Erziehung ſeiner Bürger. Der Einfluß der Gewohnheit, nicht nur im phyſiſchen ſondern auch im moraliſchen, iſt ungemein ſtark und wird durch tauſend Beyſpiele bewieſen. Der Geſetzgeber kann daher durch die Erziehung die Denkungsart ſeiner Unterthanen lenken, ſie ſo feſt ſetzen, und ſo dauerhaft beſtimmen, daß ſie nachher immerbleibend iſt. Daraus laſſen ſich ſo viele heldenmüthige Thaten der Römer erklären, weil ihre Jugend dieſe großen Beyſpiele immer vor Augen hatte, ſie immer mit Lob und Ehre überhäufen ſah. — Und wie viel kömmt nicht auf die Richtungen an, die der Regent der Eigenliebe zu geben weiß.

Ein wichtiges Augenmerk bey der Erziehung wird auch der angebohrne Hang der Menſchen, unterrichtet zu werden. Es iſt um ſo mehr Pflicht, ihn zu befriedigen, weil die Moralität des Menſchen ſo ſehr dabey gewinnt, und wir finden, daß auch dies mit eine der vorzüglichſten Triebfedern der erſten Staaten und des Anſehens der erſten Geſetzgeber war.

Jeder geſchäftige Stand unter den Menſchen ſollte ſeine Lehrer und Geſetzgeber aus ſeiner eignen Claſſe nehmen; denn die Büchergelehrten haben noch nie eine richtige Theorie erfunden, und noch weniger ſind ihnen die Schwierigkeiten und Vortheile der Ausführung bekannt.

Rouſſeau — Der Emil, ſagt er ſelbſt, enthielte den Plan einer negativen Erziehung für einen abgeſonderten Menſchen. Für einen Mann von bürgerlichen Geſchäften müßte die Anwendung verſchieden ſeyn. In einer Nationalerziehung müßte man alle Hülfsmittel zum Guten benutzen, die man in den Sitten und der Verfaſſung einer jeden Geſellſchaft fände, und die Liebe zum Ruhm nicht ausſchließen. Die mühſame verſchiedene Abrichtung der verſchiedenen Claſſen bewürkte eine künſtliche Trennung, die man alsdann vergebens durch Nachahmung, Wohlſtand, Höflichkeit und Formalität zu vereinigen ſucht.

§. 14 Sorge für Bevölkerung.

Wenn es unleugbar iſt, daß unſere Staaten von einem merklich hohen Grad einer angemeſſenen Bevölkerung noch weit entfernt ſind, ſo muß es billig eine der **angelegentlichſten Sorgen eines Staats** ſeyn, alle Mittel anzuwenden, welche zur Vermehrung der Bevölkerung beytragen können; — ſie wenigſtens alle zu kennen, weil nur zu oft das Locale, die beſondere Kirchen- und Regierungsverfaſſung ihn hindern, alle oder viele derſelben anzuwenden.

War die Welt in **älteren Zeiten bevölkerter oder** iſt ſie es jetzt? — Eine Frage, ſehr wichtig für die Polizey und für den Einfluß der veränderten Regierungsformen. — **Hume** entſcheidet für die Neuern, andere widerſprechen ihm.

Man findet über die Bevölkerung ſchöne Bemerkungen beym **Montesquieu** aber auch zuweilen Irrthümer — ſo behauptet er, die ſtarke Bevölkerung von Japan und China rühre daher, daß daſelbſt ſo viele Fiſche gegeſſen würden, die den Saamen ſtark vermehrten. Allein 1) ſteht dieſem das Beiſpiel der nördlichen Völker Amerika's und der Grönländer entgegen, welche blos von Fiſchen

ſchen leben, und deren Bevölkerung doch ſehr geringe iſt. 2) eſſen die Chineſer weit mehr Reis als Fiſche, 3) wird der lange Friede, deſſen dieſe Reiche genieſſen, eine weit allgemeinere Urſache der ſtärkeren Bevölkerung; 4) wird dieſe Bevölkerung beſonders für China doch auch wohl übertrieben.

Herr von Heß erwähnt folgendes Mittel zur Bevölkerung 1) Vor allen Dingen muß Krieg vermieden werden. 2) Die Obrigkeit muß für die Geſundheit der Einwohner ſorgen — reine Luft, gutes Waſſer, unſchädliche und unverdorbene Eßwaaren und Getränke. Verbot der Quackſalbereyen. Accouchir-Häuſer 3) Findelhäuſer errichten, 4) Krankenhäuſer, beſonders ein **Inoculations Haus.** Daher raffen die anſteckenden Krankheiten ſo ſchrecklich viele Menſchen hinweg, weil es hieran mangelt. z. B. ein bösartiges Fieber in Böhmen riß vom 1. Jan. bis zum 17. April 84000 Menſchen weg. — Faſt alle Verſuche bewähren den Nutzen der Inoculation. An den Blattern, die nicht inoculirt waren, ſtarben von 376, 50, an den inoculirten von 376 nur 1. 5) Die Verehlichung muß ſo viel als möglich erleichtert und befördert werden — Polizeygeſetze gegen Hochzeitgebühren und Hochzeitluxus — 6) der uneheliche Beyſchlaf darf nicht verboten werden, — die ſtrengen Geſetze dawider vermehren das Laſter; dahin gehören Strafen, welche zu ſehr beſchimpfen. — 7) Der Hurerey muß in ſo weit vorgebäugt werden, als die übrige Einrichtung des Staats es erlauben will, und die dahin zielenden Mittel keine widerabſichtliche Würkung thun können. 8) Man muß für Wohlfeilheit der Lebensmittel ſorgen, 9) für Sicherheit ſorgen, die Juſtiz ſchnell und unpartheyiſch verwalten — Sicherheit der Leipziger Meße. Diebe müſſen nicht immer gehangen werden. — 10) Man muß ein Pupillencollegium anordnen. 11) Fremde durch Verſprechung verperſönlicher Vortheile in's Land ziehen, ſein Wort treulich halten, ſie wider den Neid ſchützen und ihnen freundlich begegnen — Nutzen geworbener Regimenter für entvölkerte Staaten. Kunſt, ſich Fremde Unterthanen eigen zu machen, ein Meiſterſtück des Königs von Preuſſen. — 12) Toleranz — Nie muß ein Unterſchied der Religion uns Hinderniß der Menſchenliebe werden. Sehr irrig hält Beauſobre es für erlaubt, den Bürger zu lieben und nicht den Menſchen. 13) Man muß für das Vergnügen der Unterthanen ſorgen. 14) Man muß dem Luxus mit der mindeſtmöglichen Einſchränkung der moraliſchen Freyheit zuvorkommen. 15) Für die Erziehung der Kinder angelegentlich ſorgen, ſowohl für die Bildung der Charactere und Kenntnis der Pflichten, als für Erhaltung der Geſundheit bemüht ſeyn. —

§. 15. Womit der Regent anfangen müſſe, ſein Land zu bereichern.

Unter den verſchiedenen Hauptquellen der Bereicherung eines Landes, Verbeſſerung der Landwirthſchaft, Bevölkerung und Ausbreitung des Handels ſcheint es, daß der Regent mit der letzteren den Anfang machen müſſe. Denn 1) iſt ein glücklicher Ackerbau eigentlich nur dann erſt zu hoffen, wenn der Handel allen Producten einen ſolchen Werth beylegt, daß des Ackermannsmühe belohnt wird. 2) Der reichſte Boden wird noch mehr tragen, wenn der Handel die Verzehrung und den Werth der Früchte hebt. Z. B. die Einwohner zu Montreul nutzen durch ihre Pfirſchen einen einzigen Morgen Landes jährlich zu 6000 Livres, und 6000 Morgen Landes in Pohlen bringen kaum ſo viel reinen Gewinn. 3) Der Handel kann ohne Ackerbau zur Noth, dieſer aber nicht ohne jenen beſtehen. Die ſtarken Auflagen in Holland auf das Brod ſchaden den Fabriken nicht, allein zu wohlfeile Lebensmittel, die ohne Handlung leicht entſtehen, würden den Ackersmann zu Boden drücken. 4) Nur der Handel iſt im Stande, die milden Gaben des Ackerbaus durch die Ausfuhr recht brauchbar zu machen. So hat man ſelbſt in England den Ackerbau durch Prämien, wodurch man die Ausfuhr begünſtigte, in Flor zu bringen und in einen ziemlichen Preis zu erhalten geſucht.

§. 16. Von der Sorge für öffentliche Sicherheit.

In großen Städten iſt es bey der Menge von Menſchen, welche ſich in denſelben befindet, eine der vornehmſten Sorgen der Geſetzgebung, auf die weiſeſten Anſtalten bedacht zu ſeyn, welche die öffentliche Ruhe und Sicherheit aufrecht erhalten können. **Paris** verdient in dieſer Abſicht als ein wahres Muſter aufgeſtellet zu werden.

§. 17. Von der Sorge für Sitten.

Zur Beſſerung der Sitten hat der Geſetzgeber eine mächtige Triebfeder in der von Natur ſo ſtarken Empfindung der Menſchen für **Ruhm**, **Schimpf** und **Verachtung**. Oft iſt die letzte würkſamer als Strafen — **Charondas** verordnete, daß boshafte Verläumder, um anzuzeigen, daß ſie den höchſten Grad des Laſters erreicht hätten, mit einer Rosmarinkrone auf dem Kopfe in den Gaſſen ſollten herumgeführt werden. Dies war ſo würkſam, daß verſchiedene, um die Schande zu vermeiden, ſich ſelbſt tödteten — die, welche in einer Schlacht geflohen waren, mußten verſchiedene Tage in Frauenkleidern an öffentlichen Orten ſtehen. Diodorus Libr. XII. — **Epimenides** errichtete zu Athen, um das Andenken einer treuloſen That eines Tyrannen zu erhalten, und zugleich dennoch die öffentliche Ruhe wiederherzuſtellen, der Schande de und der Unverſchämtheit Tämpel, welche Gottheiten der Arme als Rächer gegen den Reichern und Mächtigern anrief. Plutarch in Solone — Muth und Tapferkeit hielten die Alten für ein Beſtreben ganz tadelsfrey zu ſeyn, Feigheit als eine Einmüdung eines böſen Gewiſſens; ſtatt deſſen jene guten Geſinnungen, unzertrennlich mit der Furcht der Geſetze verbunden, von einer guten Gottheit eingeflößt würden. Daher widmete Alexander, um dieſe Geſinnungen ſeiner Armee beyzubringen, ſeine Waffen der Furcht.

§. 18. Von der Sorge für Vergnügen.

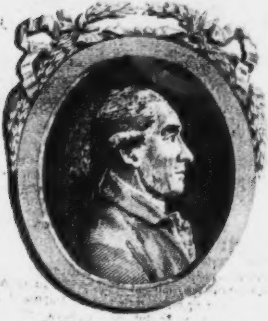
Auch das Vergnügen der Unterthanen iſt ein Vorwurf der Sorgfalt des Regenten, und alle dahin gehörigen Anſtalten bedürfen um ſo mehr ſeiner Aufmerkſamkeit, weil ſie nur zu oft einen unmittelbaren Einfluß auf den Charakter eines Volks haben — beſonders die Schaubühne; — Es dürfte vielleicht ein ſehr dienlicher Vorſchlag ſeyn, wenn man ſolche Bühnen errichtete, deren Mitglieder zugleich von irgend einem andern Gewerbe lebten. Auf dieſe Weiſe würde dies ein Nebengewinnſt für ſie und ein wenig koſtbares Vergnügen für die übrigen Mitbürger ſeyn. Die Erziehung würde den Geſchmack, die Lebensart, den Ausdruck und die übrigen Talente ſchon vervollkommnen, und ein öffentlicher Bedienter müßte die Einnahme und die Aufſicht gegen eine ſehr geringe Zulage haben.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Olla Potrida.

1 7 8 6.

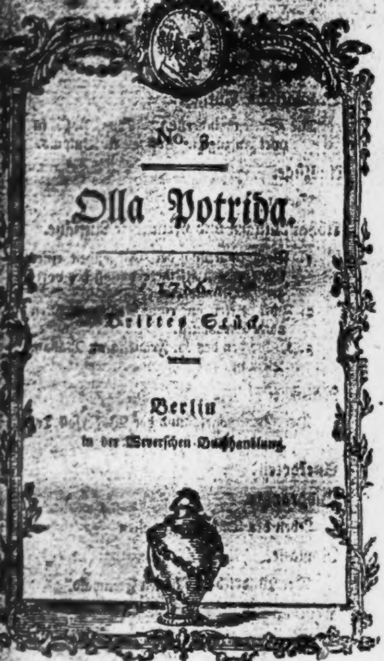
Drittes Stück.



L.F.G. GOECKINGK.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.



No. 8.

Olla Potrida.

1786.

Drittes Stück.

Berlin
in der Weverschen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
[illegible]

Inhalt.

Gedichte.

Dramatiſche Aufſätze.

Die Seelenwanderung. Eine Poſſe in zwei Aufzügen. Von C. A. Vulpius.

Auszüge.

[illegible]

Abhandlungen und [illegible]

1. Verantwortung der [illegible] übertretenen Kleiderordnung des vorigen Jahrhunderts.
2. Zwei Briefe auf einer Reiſe von Metz nach Straßburg.
3. Schreiben [illegible] Madame Villon.

Naturgeſchichte.

Der Spottvogel, und der Waſſerfall Joſohaw in Nord-[illegible] 98

Anekdoten. 10

Biographie.

Leben des Dichters [illegible]

Romane.

Der Wilddieb im ſchönen Grunwalde

Miſcellanien.

Das Glück der Freundſchaft

In der Weverſchen Buchhandlung zu Berlin ſind in der Leipziger Jubilate-Meſſe neu herausgekommen und um beigeſetzte Preiſe zu haben:

Damms, C. T. Einleitung in die Götterlehre und Fabelgeſchichte, neue völlig umgearbeitete und mit 16 neuen Kupfern vermehrte Auflage. 8.

Ohnerachtet der ſonderbaren Rechtſchreibung und des äußerſt trocknen Vortrages vom erſten Verfaſſer dieſes mythologiſchen Compendiums hat es dennoch wegen ſeiner bündigen Kürze und Faßlichkeit häufige Auflagen erlebt, und man hat es als eins der vorzüglichſten Lehrbücher über die Götterlehre der Alten in Schulen und beym Privatunterricht gebraucht. Ein Mann von Talenten, beſonderer Kenntniß in dem Fache und zugleich ein ausgezeichneter Deutſcher Styliſt hat eine gänzliche Umarbeitung dieſes Werkchens unternommen. Die Recenſenten werden ihm in dieſer Geſtalt zuverläßig einen ſehr beträchtlichen Rang unter den mythologiſchen Compendien anweiſen und es einem großen Theile des Publici als ein ſehr unterhaltendes Leſebuch anempfehlen. Ein geſchickter Künſtler hat 16 neue Kupfer dazu verfertiget, die dieſem Buche keine geringe Zierde verleihen. Der alte Preis von 10 Gr. iſt dennoch beibehalten worden.

Heynatz, J. F. Handbuch, fünfter und letzter Theil, welcher eine kleine Encyclopädie für Ungelehrte enthält, von J. F. Müller, mit Kupfern. 8.

Der in dieſem Heynaziſchen Handbuche ausgeführte Plan, wobey man auf Perſonen, die in ihrer Jugend in gewiſſen unentbehrlichen Kenntniſſen und Wiſſenſchaften verabſäumt worden ſind und die ſich in reiferem Alter gern von ſelbſt darin unterrichten möchten, Rückſicht genommen hat, iſt mit durchgängigem Beifall aufgenommen worden. Dieſer fünfte und letzte Theil enthält eine kleine Encyclopädie für Ungelehrte. Sein Inhalt iſt folgender: 1) ein Abriß der Lehre von dem Menſchen. 2) Die Naturgeſchichte. 3) Ueber unſre Erde. 4) Aſtronomie und Chronologie. 5) Die allgemeine Naturlehre. 6) Magazin von vielerley nützlichen und angenehmen Notizen. Die [illegible] und Hülfsmittel ſind bey dieſen ſo [illegible] Theilen [illegible] mäßig benutzt worden. Alle fünf [illegible] Werke ſind unter beſondern Titeln für diejenigen [illegible], die ſich in einzelnen Wiſſenſchaften bloß [illegible]. Der erſte enthält eine vollſtändige Anweiſung zum Briefſchreiben, der zweyte die Rechenkunſt, der dritte die Geographie, der vierte die Weltgeſchichte, und gegenwärtiger fünfter wie geſagt eine ſehr zuſammengedrängte Encyclopädie für Ungelehrte, unter welchem Titel er auch einzeln für 1 thl. 8 gr. zu haben iſt.

Fünf und zwanzig auserleſene [illegible] Fabeln [illegible] fünf und zwanzig [illegible] Rodenſchen Zeichnung, ein Leſebuch [illegible] zöſiſch, 2te Auflage [illegible]

Dieſe auserleſene Fabeln [illegible] ner des Originals nicht unwürdigen franzöſiſchen Überſetzung zur Seite erſcheinen mit einer gleichen Anzahl Kupfer nach Rodenſchen Zeichnungen [illegible] als Bildungsmittel für die Jugend. Die neue Auflage beweiſet, daß dieſe Idee die abgezielte Wirkung vollkommen [illegible] Oſter 1 Gr.

Quartalſchrift [illegible] haltung [illegible] Reiſebeſchreibungen gezogen 1786, 1. und [illegible] Stück, gr. 8.

Der die Leſewelt überſtrömenden Menge Quartal- und Monatsſchriften ohngeachtet [illegible] der beſten Reiſebeſchreibungen [illegible] nichts weniger als überflüßig zu ſeyn. Dieſe beyden erſten Stücke werden hinlänglich beweiſen, wie gut die Verfaſſer zu wählen verſtehen, und wie ſehr ſie bemühet ſind, dem Publiko eben ſo lehrreiche als unterhaltende Aufſätze vorzulegen. Sie halten es für ihre Pflicht, denen Auszügen aus Reiſebeſchreibungen, wenn gleich die Sachen vortreflich aber die Einkleidung nicht ſehr zu rühmen iſt, eine neue anziehende Geſtalt zu geben. [illegible] 20 Gr.

I.

Gedicht.

Der ſechſte Julius 1785.

Von G. A. Gramberg.

Quis deſiderio ſit pudor, aut modus
Tam cari capitis? praecipe lugubres
Cantus Melpomene! –

HORAT.

Erwach aus deinem Todesſchlummer,
Gepreßtes, angſterfülltes Herz!
Willkommne Thränen, lindert meinen Schmerz!
Und du, o Harfe! meinen Kummer! –

Auf trägen Schwingen war nun ſchon
Der Trennung drittes Jahr entflohn:
Da kam Auguſt! — Des Landes Sehnen
Nach Ihm, dem Gütigſten, zerſchmolz in Freudenthränen,
Und aufgelöſt in ſeelenvollen Dank,
Erſcholl zu Gott der Herzen Lobgeſang.
Hell ſchien des Landes Sonne, hoch
Und ſegnend uns am mildern Himmel;

Ihr jauchzte Stadt und Land; das ſtrömende Gewimmel
Des Volks, ach! ahndete der Freuden viele noch. —

Schnell winkt Gefahr und Tod die Seinen um Ihn her;
Wie Wellen ſtürmen im empörten Meer,
So ſtrömt das Volk um Wall und Gaſſen,
Noch einen Blik der Huld, des Segens aufzufaſſen.
Wie nach der Hofnung Lächeln jedes Aug ſich ſehnte!
Wie es, wenn unſer Auge thränte,
Die nähere Gefahr, und, ach! den ſichern Tod
Voll banger Ahndung ſah! — Um Rettung dann zu Gott,
Dann nieder blikt' im Angſtgewühl der Schmerzen! —
Und ſtiller ward die Stille, die Ahndung ſchreklicher;
Erwartend zwiſchen Bliz und Schlag
Rinnt keine Thräne, ſeufzt kein Ach!
Starr ſtehn die Augen, jeder Mund erblaßt;
Die Menge fühlt des Todes ganze Laſt! —
Da ſcholl der Ruf: Er iſt nicht mehr!!
Und jeder Nerv' erbebt', es bluteten die Herzen. —

Ich ſah Ihn ſterben! fühlte noch
Des Edlen lezten Herzſchlag, ſah, wie hoch
Empor Sein Buſen röchelnd ſtrebte,
Wie kalt die Vaterhand erbebte,
Der Wangen Eis, und wie Sein Mund erblich,
Das Auge brach, und nun die ſchöne Seele wich! —
Ohnmächt'ge Kunſt! — Ach! du vermogteſt nichts!
Du ſtrebſt umſonſt! — Am Ocean des Lichts
Die Fliehende allmächtig aufzufaſſen,
Zurükzubringen, Leben in die todten Maſſen
Zu hauchen, — fänd' ein Seraph ſelbſt zu ſchwer. —
Klag Ihn, o Volk! — Dein Vater iſt nicht mehr!!!

Schon ſchwingt ſich über Stadt und Land
Der Todesruf. Es wälzt aus tiefer Erde Brand
Sich ſchwarzer Rauch der rings die Lüfte füllt;
Die Erde zagt: die Sonne ſtirbt umhüllt. —

Im ſüßen Taumel trunkner Freude
Stand Greis und Kind, im Feierkleide,
Erwartend an des Meeres Gränzen,
Und flecht an jungen Blumenkränzen, –
Umſonſt! – Sie welken, ach! durch Ihn
Nicht angelächelt, einſam hin. –

Um ihren Liebling trauert die Natur;
Bewölkte Lüfte breiten Schlummer
Und Schauer über Hain und Flur:
Der Himmel thränt, iſt kalt, wie unſer Kummer.

Wie glüklich, wenn das volle Herz
In Thränen ſich ergießt! wenn nicht der ſtumme Schmerz
Im wunden Buſen blutig nagt!
Sie –. Ihre große Seele ragt
Auch jezt voll Heldenmuth hervor; –
Sie weiß, was Er Ihr war. Sie fühlt, was Sie verlohr: –
„Ich lebt', o mein Geliebter! nur für Dich!
„Du biſt nun glüklich, und auch ich
„Werd', ewig glüklich, Dich in dieſe Arme ſchließen! –
Sie ſpricht's, auf Ihn gebeugt; – und unſre Thränen fließen,
Und Ruh und Ahndung breiten ſich
Von Ihren Lippen ſanft auf alle Herzen nieder,
Und unſre Buſen athmen wieder. –

Der Sorgen Ruhſtatt iſt das Grab;
Das Ende aller Erdengröße.
Der Hoheit Glanz, des Elends Blöße,
Kron, Fürſtenhut, und Pilgerſtab,
Die Muthigen, die Lebensmatten, –
Ach! alle ſind ſich gleich im dunkeln Thal der Schatten

Dort, wo der Seelen Vaterland
Die Edlen lohnt, wo unter Lebensbäumen
Unſterblichkeit beginnt, der Tugend Saaten keimen:

Dort knüpft die Ewigkeit der Seelen Liebesband:
Den Weiſen ſtrahlt die Wahrheit nun enthüllt:
Nur Geiſtesgröße, Herzensgüte gilt;
Geburt und Rang und Menſchenehre,
Gewalt und Erdenglük ſind Tand.
So fällt im luftentleerten Raum
Das Geldſtük, wie der leichte Pflaum,
Herabgeſenkt mit gleicher Schwere.
Dort glänzt, durch Güte gros, in ſchöner Seelen Reihe
Auguſt vor Tauſenden. — Ihm näher dort zu ſein
An Geiſt und Herz, durch tugendvolles Leben,
Sei unſers Erdewallens Streben!
Er lebte! — hatte nie den Tod geſcheut:
Er ſtarb! — Ihn hat Sein Leben nicht gereut.
Erfüllung Seiner hohen Pflicht,
Die Wolluſt wohlzuthun, ſind, bis Sein Auge bricht,
Die himmliſchen Gefährten Seiner Tage.
Auf des Verdienſtes Richterwage
Sinkt tief des Edlen Schale. —
Ach!
Wie manchen lorbeerreichen Fürſten,
Die nach Erobrung nur und todtem Nachruhm dürſten,
Folgt der Verzweiflung Thräne nach!
Sie tändeln, leer von menſchlichen Gefühlen,
Mit Andrer Leben, fremdem Eigenthum:
Wie Kinder unbeſorgt mit Uhren ſpielen,
Und drehn, und ſtellen ſie, bis ſie zerbrechen, um. —
Euch hat, ihr Großen! auf ſo hohe Stufen
Der Vorſicht weiſe Huld gerufen,
Wie ſie, zu ſegnen, zu erfreun,
Der Menſchheit Ehre, Väter eures Volks zu ſein.
Nur um dies Glük: im gröſſern Kreiſe
Der Edelthaten viel umher zu ſtreun,
Beneidet euch der ſtille Weiſe. —
Auguſt war Menſch; — dann Fürſt; durch ſüße Bande
Der heiligen Natur vereint

Mit jedem Biedermann, in jedem Stande,
Der Gottheit und der Tugend Freund,
Als Vater, und Gemahl, und Freund, und Unterthan
Der beſte Bürger Seinem Lande; —
Man nennt' Ihn nur: den braven Mann! —

So edles Leben krönt ein neidenswerther Tod:
Kein trauriges Geſpenſt, das mit der Sichel droht,
Ein Jüngling iſt's, der, Ruh und Ahndung im Geſicht,
Schnell ſeine Fackel löſcht. — Er aber ſieht ihn nicht;
Iſt, eh er kämpft, ſchon Ueberwinder.
Sein Tod iſt Schlaf. Der feſſelfreie Geiſt
Weilt ſcheidend noch, und Segen ſeufzt
Herab von Ihm auf Sie, — uns, alle Seine Kinder, —
Auf Stadt und Land. — So glüht im Abendroth
Der Sonne lezter Strahl; ihr Purpurglanz
Verkündigt Morgenlicht; dort ſtrahlt ſie neu und ganz. —
Sein Engel, der die Friedenshand Ihm bot,
Schwebt nun mit Ihm empor zum Quell des Lichts,
Gehüllt in Roſenduft. Die Erd', ein Punkt, iſt nichts; —
Denn Welten ſinken hin, — doch ihre Bürger leben. —
Schon ſeh ich Ihn mit Licht umgeben,
Begrüßt von tauſend Engelchören
Und ſchönen Seelen, die aus allen Sphären
Der Herzen Sympathie vereint; —
Und er, den einſt, gleich uns, ſein treues Volk beweint,
Der Grafen lezter, Anton Günther, er,
Der biederherzige, den unſer Vaterland
Stets dankbar nennt! — ätheriſch ſchwebt er her,
Reicht traulich Ihm die Bruderhand,
Grüßt Ihn mit Seraphskuß, und führt, anbetend, Ihn
Zum Urquell aller Weſen hin. —
Hier winkt Ihm nun in ewig friſcher Jugend
Der volle Lohn der Engeltugend.
Umringt von Heiligen und Weiſen,
Die, wie die Vorwelt, wir, mit uns die Enkel preiſen,

Ruht nun Sein Geiſt im ſtillen Ocean
Der Ewigkeit; – indes ſich unſer Kahn,
Um den des Sturmes Woge ſchlägt,
Im Zeitenſtrudel fortbewegt. –

Sei ſtolz auf Ihn, o Vaterland!
Du haſt des Edlen Werth gekannt!
Dir lieh die Vorſicht nicht vergebens
Den Abend Seines ſchönen Lebens!
Was Er wohlthätig ſchuf, wird noch der Enkel preiſen;
Die Nachwelt ehrt in Ihm den Gütigen, den Weiſen. –
Nicht unſre Thränen, nicht das klagende Geläute,
Die Nacht der Trauer, die uns tief umhüllt, –
Zu ſchwache Opfer unſers Danks, – Sein Bild
Füllt unſer Herz, ſchwebt uns zur Seite,
Wekt jede Tugend, feſtigt unſern Muth. –
Im Tempel, wo auch unſers Günthers Aſche ruht,
Weilt des Geliebten Hülle. Sie umgeben
Die Heldenväter: – Ausſaat für die Erndte! – Leben
Lehrt uns Ihr Tod! – Der Enkel heiligen Geſang
Hört oft Ihr himmliſch Ohr bey hohem Sternenklang! –

II.
Dramatiſche Aufſätze.

Die Seelenwanderung.
Eine Poſſe in zwei Aufzügen.

Von
C. A. Vulpius.
1786.

(Scene im Wirthshauſe.)

Perſonen.

Gräfin von Liebſtadt.
Junker Seifried von Wohldank.
Baron Mainfeld.
Moriz Sturmthal.
Magiſter Guthſchönius.
Wirth.
Lieschen, ſeine zweite Frau.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Ein ſchlechtes Stübchen, worin es ſehr gelehrt und unordentlich ausſieht.)

Magiſter (ſizt an einem Tiſche, welcher mit Papieren bedeckt iſt, raucht eine Pfeiſe Tabak und ſchreibt).

So! — ſo! — 's muß gehen! — verſchlagen! — halt! In meinen alten Tagen — (ſchreibt).

So hat, o Unglüksfall, in meinen alten Tagen
mich auf das Elendsmeer mein Unglüksſtern verſchlagen.

Sehr gut! — daran wird keine Seele etwas zu tadeln finden, und käme der Erzkritiker Scaliger ſelbſt wieder auf dieſe Welt, es ſey nun in natura oder durch die unbezweifelte Seelenwandrung, als Kritiker zurük. — So ſagt alſo der König. — Nun tritt auf — (Lärm drauſſen) Was iſt das? — Wer kömmt in mein Muſeum?

Zweiter Auftritt.

Magiſter. Moriz (ſtürzt haſtig herein).

Moriz.

Iſt ſie da? Iſt ſie da? — Herr, reden Sie, iſt ſie da?

Magiſter. (gelaſſen) Wer denn? —

Moriz. Der Inbegrif aller Vollkommenheiten, Herr — der Morgenſtern der Schönheit —

Magiſter. Die ſchöne Göttin Thalia?

Moriz. Was?

Magiſter. Sie herbergt oft hier.

Moriz. Sie iſt alſo hier nicht zu Hauſe?

Magiſter. Eigentlich nicht. — Sie kehrt aber ſo oft auf meinem ſchlechten Zimmer ein — —

Moriz. Kehrt ſie ein?

Magiſter. Kehrt ſie ein. — So wie Sie mich hier ſehen, in meinem Kaftan, in meiner weißen Mütze, — kurz, ganz im Negligé, hab' ich oft das Vergnügen, mich ganze Stunden mit ihr zu unterhalten.

Moriz. Sie ſind glüklich! —

Magiſter. Glaub'n Sie?

Moriz. Sie iſt Ihre Freundin?

Magiſter. Davon bin ich überzeugt, und ich hoffe, alle die, die es noch nicht waren, ſollen es werden — (zeigt auf ſein Manuſkript.) durch **dies** werden.

Moriz. Ich bin ſchon vollkommen überzeugt.

Magiſter. Eine Eloge, die ich mir zu verdienen glaube, (ſucht in den Papieren) wenn ich Ihnen vorleſe —

Moriz. Einen Brief von ihr?

Magiſter. Ja — wie Sie es nehmen. Einen Brief von ihr — geſchrieben durch mich — ihren Sekretär.

Moriz. Aber wer iſt ſie? wie heißt ſie?

Magiſter. (lächelnd) Sie ſollten ſie nicht kennen, die göttliche, erhabene Meiſterin —

Moriz. Nein.

Magiſter. 's iſt nicht möglich!

Moriz. Ja, 's iſt möglich! — Wenn ich ſie kennte, ſo fragte ich Sie nicht. —

Magiſter. Gut, junger Mann, ſetzen Sie ſich. — Ich will ſie Sie kennen lehren.

Moriz. Ich kann das ſtehend anhören — Nur geſchwind. Wer iſt ſie? wie heißt ſie? Iſt ſie noch frei und ledig? — denn das müſſen Sie wiſſen, ſie muß bei Gott die Meinige werden!

Magiſter. Sie iſt für jeden frei und ledig, der es wagt —

Moriz. Sie iſt alſo nicht unerbittlich?

Magiſter. Nein. — Aber, wie es heißt: Audentes fortuna juvat, timidosque repellit.

Moriz. Es wär mir lieber, wenn Sie Geld hätte —

Magiſter. Geld?

Moriz. Da braucht' ich keins. Wenn ihre Gunſtbezeigungen ſo theuer ſind, ſo werde ich abziehen, wie Demoſthenes von Korinth.

Magiſter. Sie ſchenkt all' ihre Liebe — ſpendet all' ihre Gaben umſonſt aus.

Moriz. Herr, ich habe nach keinem Syſtem je geliebt, wenn nicht der gröſte Mißverſtand ſich in unſer Geſpräch gemiſcht hat.

Magiſter. Glaub's nicht.

Moriz. Aber ich. — Alſo — ohne Umſchweiſe, wer iſt das Mädchen, von der Sie reden?

Magiſter. Die holde, freundliche Göttin Thalia.

Moriz. Hol Sie der Teufel mit ſamt Ihrer Thalia!

Magiſter (zerbricht vor Aerger ſeine Pfeife). Ignorant!

Moriz. Herr, ſchimpfen Sie nicht — — oder? —

Magiſter (ſpringt auf). oder? — Was oder? — Wiſſen Sie, daß ich Magiſter ſeptimarum artium liberalium — bin?

Moriz. Meinetwegen von hundert Künſten — und von der ſchwarzen Kunſt dazu!

Magiſter. Tollhäusler!

Moriz. Sagen Sie mir, wer das Mädchen iſt, das ich in dies Haus gehen ſah — oder Sie ſind des Todes! (zieht den Degen).

Magiſter. Fangen Sie keinen Lärm an, mein Herr — oder ich werde Maasregeln zu nehmen wiſſen.

Moriz. Wer war das Mädchen, das ich ſah? — das will ich wiſſen.

Magiſter. Ich weiß ja von gar nichts! — Ich gehe mit dem andern Geſchlechte gar nicht um.

Moriz. Sie ſind ein Narr!

Magiſter. Und Sie — ein Bramarbas!

Moriz. (wild). Ich muß das Mädchen kennen lernen — oder ich ſtecke das Haus in Brand!

Dritter Auftritt.

Vorige. Wirth.

Wirth.

Was? was? — Mein Haus in Brand? — Bewahre uns Gott in allen Gnaden!

Moriz. Schurke! wer iſt das Mädchen?

Wirth. Daß Gott erbarm! ſind Sie denn ein Mordbrenner!

Moriz. Lieber Herr Wirth, ich bitte — ſagen Sie mir, wer das Mädchen iſt. —

Magiſter. Ein Bettler kam mit bloßem Degen —

Moriz. Fangen Sie nicht wieder an!

Wirth. Still, Herr Magiſter. — Was denn für ein Mädchen?

Moriz. Ein Mädchen, das in dies Haus gieng — ein weißes Kleid mit blasrothen Schleiſen trug — und ein Geſicht hatte, wie ein Engel.

Wirth. Ja ſo! — das wird die gnädige Gräfin ſein, die heute Morgen bei mir abſtieg, weil ihr Reiſewagen zerbrochen iſt. — War ſie lang und wohl gewachſen?

Moriz. Ganz recht. — Sie hatte blaue Augen —

Wirth Und blonde Haare?

Moriz. Ja. — Ihre Wangen ſtritten mit den Roſen um den Vorzug — es ſchien mir, als wär ſie uns

Sterb

Sterblichen wieder erſchienen, die holde Göttin der Liebe!

Magiſter. Sie ſind ſehr verliebter Komplexion, mein Herr.

Moriz. Was geht Sie das an, Herr Magiſter?

Magiſter. Ich beſorge blos —

Moriz. Sie haben gar nichts zu beſorgen. — Alſo dieſe Dame logirt hier?

Wirth. Zu dienen, mein Herr. — Es iſt noch ein Stübchen leer — wenn Sie mein ſchlechtes Haus —

Moriz. Gut! gut! — Zeigen Sie mir das Stübchen. —

Wirth. Herzlich gern! —

(geht ab).

Vierter Auftritt.

Magiſter. (hernach) Wirth.

Magiſter.

Bey der heiligen Minerva! wohl mir, daß ich nicht bin, wie dieſer. Das iſt ja ein Strudelkopf — wie die neuen Herrn Rezenſenten, die ihre papierne Galle wirklich mit etwas Saalwaſſer verdünnen ſollten. — Ich will aber wieder an meine Arbeit zurükkehren. — (ſezt ſich) Meine ſchöne neue Pfeife dauert mich nur! — Alſo — es tritt auf — wer denn? — wer denn nun gleich? — die Prinzeſſin muß auftreten. — Ja, die Prinzeſſin. — (ſchreibt) Zweiter Auftritt. Voriger, Eliſabeth. — So! — Nun ſpricht der König alſo: — (ſchreibt)

Du ungerathnes Kind, was ſuchſt Du hier jezunder?

Wirth. Ha ha ha! (kömmt) Das iſt luſtig! — Seit mir neulich ein Gelehrter rieth, in mein Schild einen Anker mahlen zu laſſen, liegen Fremde auf Fremde hier vor Anker.

Magiſter. Herr Wirth — ich dächte — und da bitte ich — ſein Sie nicht zu laut.

Wirth. Sie werden nicht lange dichten — die gnädige Gräſin will Sie ſo eben beſuchen —

Magiſter. Was? — wo iſt mein Rok? wo iſt meine Perüke? — (ſpringt auf.)

Wirth. Sie können ſich nicht umkleiden, da kömmt ſie ſchon. —

Fünfter Auftritt.

Gräſin. Vorige.

Gräſin.

Bleiben Sie, Herr Magiſter, wie Sie ſind, und verzeihen Sie meinen Beſuch — ich ſehe die Herren Gelehrten am liebſten in ihrer ungenirten Haustracht.

Magiſter (komplimentirt ſehr ſtark). Ich weiß nicht, wie ich zu der hohen Gnade komme — womit meine Wenigkeit es verdient hat, daß —

Gräſin. Vertändeln Sie die Zeit nicht mit Komplimenten. — Ich weiß, daß Sie ein großer Verehrer der Metempſychoſis, und überhaupt der Lehren des Pythagoras ſind — und können Sie wohl glauben, daß Sie jezt eine ſtarke Anhängerin dieſer Meinung vor ſich ſehen?

Magiſter. O me terque, quaterque felicem!

Wirth (vor ſich). Da iſt etwas zu profitiren. (Zieht ſich in den Hintergrund zurük.)

Gräſin (ſezt ſich). Alſo Sie ſind feſt von der Wahrheit der Seelenwanderung überzeugt?

Magiſter. Ganz gewis.

Gräfin. Ihre Gründe?

Magiſter. Alles wandelt und wirbelt in der Welt. Alles drehet ſich um einen ewigen Kreis. Alles vergeht, ſtirbt ab, kömmt wieder und lebt wieder auf.

Gräfin. Wie Pythagoras ſagt. Neue Gründe?

Magiſter. Warum ſtehen zu einer Zeit ſo große Männer auf? — In einer Generation wurde kein Leibnitz — ſeine Seele wurde gros in der zweiten, dritten, u. ſ. w. — und ferner —

Gräfin. Sie haben recht. — Aber nehmen Sie auch mit Pythagoras die Rükerinnerung an?

Magiſter. Nein. — Darin wiederſpricht mein eigenes Gefühl.

Gräfin. Und ich ſage nein! — Wiſſen Sie wohl, daß ich mich erinnern kann, wer ich ehmals war?

Magiſter. Das wär' erſtaunlich!

Gräfin. Gar nicht.

Magiſter. Ich kann mich auf keinen vorigen Zuſtand meines Ich beſinnen.

Gräfin. Ich auch nicht aller, aber doch einiger. — Seit Anbeginn war ich, ich weiß aber nicht, was. Zur Zeit des Königs David erinnere ich mich, daß ich die Tochter des Königs Pharao in Aegypten, und nachher Salomo's Favoritſultanin war.

Wirth (vor ſich). Tauſend Element!

Gräfin. Ferner erinnere ich mich, daß ich die Schweſter der Judas Makkabäus war —

Magiſter. Sehn Sie doch!

Gräfin. Nun weiß ich lange nichts mehr von mir. — Endlich war ich, wie ich mich erinnere, die Tochter des Inka Auqui Amaru Tupak, Gemalin des Inka Huayna Kapak, mein Name war Rava Ocllo.

Magiſter. Iſt mir ſehr wohl aus der Peruaniſchen Geſchichte bekannt —

Gräſin. Ich war auch einſt eine Aebtiſſin in Spanien und bald darauf die Gemalin König Friedrichs, Iſabella von Arragonien. Ich weinte mich damals nach meines Gemals Tode blind —

Magiſter. Der traurige Caſus iſt mir bekannt.

Gräſin. Das iſt ausgemacht, daß meine Seele hernach den Körper der Johanna d'Ark beſeelte —

Magiſter. Johanna d'Ark — ?

Gräſin. Wie Sie hören! — Jezt bin ich Gräſin von Liebſtadt. — Finden Sie das nicht ſchön?

Magiſter. Ihre Seele war ſorgſam genug, ein gutes Logis zu miethen, — — und Johanna d'Ark!

Wirth (vor ſich). Das ſind erſtaunliche Dinge!

Sechſter Auftritt.

Vorige. Moriz (einen gebrochenen Brief, Siegellak und Petſchaft in der Hand.)

Moriz.

Herr Magiſter — ein Licht!

Magiſter. Was geht mich Ihr Licht an?

Wirth. Ich will gleich eins bringen. (ab).

Moriz (zur Gräſin). Sollte nicht dieſer Brief ſagen, was ich ſagen wollte, ſo würde ich es jezt ſelbſt ſagen. —

Gräſin. Was würden Sie ſagen?

Moriz. Alles, was mir mein Herz eingäbe.

Wirth (bringt Licht). Hier iſt Licht.

Moriz (ſiegelt den Brief zu und überreicht ihn der Gräſin). Ich verlange nur einige Worte zur Antwort, wenn ich wieder komme. (ab).

Gräſin. Ein ſonderbarer Menſch! Unſre Seelen kennen ſich gewis ſchon — (beyſ.). Eine förmliche Liebeserklärung!

Magiſter. Die Verwegenheit.

Gräfin. Der Ton — die Art — wahrlich, wie ehemals der ſchöne junge Spaniſche Ritter **Don Gabriel**, als ich **Iſabelle von Arragonien** war!

Magiſter. — Was? — Das wär' entſezlich!

Gräfin. Ich weiß, was ich ihm antworte.

(geht ab).

Wirth. Tauſend Element! — Wenn ich doch auch ſo in eine vorige Bekanntſchaft gehörte!

Magiſter. Beſinn' Er ſich mein Freund, (ſtolz) daß Er ehmals mein Kammerdiener war, als ich König **Darius** war.

Wirth. Mir iſt nichts erinnerlich.

Magiſter. Als ich **Sultan Selim** war, war er ja mein oberſter Verſchnittener. Kann er ſich denn gar nicht mehr erinnern?

Wirth. Mein Seel nicht! und wenn ich den Kopf noch ſo ſehr anſtrenge! Kann mich nicht erinnern!

Magiſter. Als ich **Doktor Fauſt** war, —

Wirth. Behüte uns Gott in allen Gnaden, da bleib ich nicht, Herr Magiſter, wo **Doktor Fauſt** logirt.

(ab).

Magiſter. Dummkopf der! — Es iſt doch eine rechte Luſt, auf die Laien ſo herabſehen zu können! — Ich habe da ein Büchlein in Spaniſcher Sprache, **von der Seelenwanderung**, das will ich doch überſetzen. — Zwar verſteh' ich wenig von dieſer Sprache — aber ich will ſchon umſchreiben, auslaſſen und einflicken, wo ich's nicht recht verſtehe. Das Publikum denkt Wunder — (ſezt ſich) was ich vor ein Kerl bin, wenn ich in meiner Mutterſprache Spaniſchen Wiz mittheilen kann. — Aber jezt — zum Trauerſpiel!

Siebenter Auftritt.

Magiſter. Junker Seifried.

Junker.

Heda! Holla! —

Magiſter. Wer da?

Junker. Wohnt hier der Magiſter Quetſchchennus, oder wie der Teufelskerl heißt?

Magiſter. Gutſchönius?

Junker. Ja — ja! — 's iſt ein verfluchter Name!

Magiſter. Um Verzeihung, ich heiße ſo.

Junker. So! — Das iſt mir lieb. — (bringt eine hölzerne Pfeiſe heraus und brennt am Lichte an.) Ich bin der Junker Seifried von Wohldank — und habe eine kleine Kommiſſion an Sie.

Magiſter. An mich?

Junker. Ich habe eine Schweſter und die hat bald Hochzeit, und da will ich gern ein Karmen machen laſſen — nun hab' ich gehört, daß Sie ſo ein Kerl ſind, der Verſe macht und andre brodloſe Künſte treibt —

Magiſter. Obgleich brodlos, doch ehrenvoll — und wenn gleich jezt das Vaterland undankbar iſt, ſo werden doch werdende Aeonen dem Dichter mit Unſterblichkeit lohnen. Das Loos der Dichter iſt, reich an Phantaſie und arm am Gelde zu ſeyn. Aber woher kömmt das? die Mäcenen fehlen! die Mäcenen!

> Sonſt fand des Dichters Lied an Höfen noch Gehör,
> Allein beſchwerlicher iſt jezt kein Menſch als er.

— 's ſind ſchlechte Zeiten!

Junker. Ja wohl! das Korn und die Haſenbälge koſten nichts!

Magiſter. Welch ein Zeitpunkt!

Junker. Bei meiner Seele! 's iſt gar nicht mehr der Mühe werth, eine Jagd zu haben; der Teufel hol ſie mit ſamt der Gerichtsbarkeit! — Sapperment! da habe ich einen Gerichtshalter, der Kerl ſoll viel verſtehen, wie man ſagt. — der erwiſcht mir einen Dieb, der auf meine Koſten ſollte gehängt werden. Nun war kein Galgen da, keiner, der hängte — kurz 's war mir gar nicht lieb, daß ich die Gerichtsbarkeit hatte. — Was meint der Herr, das ich that?

Magiſter. Sie erließen ihm die Strafe? —

Junker. Ei bewahre Gott! — Ich gab ihm 6 Gulden und die Erlaubnis, ſich hängen zu laſſen, wo er den beſten Galgen anträfe — ha ha ha!

Magiſter. Ha ha ha ha! —

Junker. War das nicht ein Spas?

Magiſter. Ha ha ha ha! — Ja freilich war's ein Spas! — (Sucht die Schreibtafel.) Er iſt ſo exquiſit, daß ich ihn aufnotiren will! (ſchreibt) Er kann in den Antihypochondriakus kommen!

Junker. Ja, ja! — Aber wieder auf unſre Sache zu kommen. — Sie wollen den Hochzeitkarm machen?

Magiſter. Mache mir ein ſehr großes Vergnügen draus —

Junker. Meine Schweſter heißt: Laurette — und —

Magiſter. Laurette? —

Junker. Ja ſo heißt ſie.

Magiſter. Ein ſchöner Name! der leidet ſehr viel Anſpielungen! und ſehen Sie, gnädiger Herr, es iſt auch der paſſenden Reime wegen. Auf Laurette reimen ſich: Blumenkette, Brautbette u. ſ. w. —

Junker. Sie iſt noch jung. Auf Aegidi wird ſie 18 Jahr alt — aber, Herr Dichter, ſehen ſollt' Er ſie, ſie iſt ſo mannbar, als wär ſie 20 Jahr alt!

Magiſter. Das ſind gute omina!

Junker. Jezt iſt ſie nicht zu Hauſe, ſonſt hätt' ich ſie mit gebracht! — Sie iſt zu ihrer Tante gereiſt, und wenn ihr Bräutigam kömmt, ſo kömmt ſie auch; denn das iſt ein verfluchter Kerl, der lernt das Reuten auf den Heumarkt zu London, wie er mir geſchrieben hat. — Wie lange währt's damit? und was koſtet's?

Magiſter. Das Präſent hängt von Ew. Gnaden Generoſität ab.

Junker. Nun gut! wir wollen uns ſchon abfinden. — Ich habe noch ein paar Wagen Korn zu verkaufen — in ein paar Stunden komm' ich wieder — kann's da fertig ſein?

Magiſter. Wollen ſehen! — Wenn mir die dreimal drei ſchönen Schweſtern, die freundlichen Töchter des Wolkenthürmers günſtig ſind — o ja!

Junker. Nun bis auf Wiederſehen! Adieu! (ab.)

Magiſter. Vale faveque!

Achter Auftritt.

Magiſter.

Nun friſch an's Werk! — Wir wollen das Trauerſpiel ein wenig bei Seite legen und das Carmen nuptiale vornehmen. — Aber lieber Gutſchönius, fein züchtig und ehrbar! Bedenk den wahren Spruch des berühmten Schriftſtellers: Les Muſes de veritables Poetes ſont auſſi honnetes que le Veſtales — (ſezt ſich.) Wie kleiden wir das Ding nun ein, daß es in zierlicher Form etwas Neues wird? — Ja, lieber Freund, Du wirſt wohl ein Gläschen Wein zu Dir nehmen müſſen! denn Wein iſt das Flügelpferd der Dichter! — Und das Präſent dafür? — Ja, ja, Du kannſt immer ein Näschen Wein trinken, guter Dichter! — (ſteht auf) 's wird dir reichlich vergolten werden!

Neunter Auftritt.

Magiſter. Lieschen.

Lieschen.

Herr Magiſter —

Magiſter. Meine allerliebſte, niedliche Frau Wirthin! — Sie ſieht ja ſo ſchön aus wie die jugendliche Hebe, wenn ſie im Olympos die Nektarſchaale umherreicht! —

Lieschen. Spaßen Sie nicht, Herr Magiſter!

Magiſter. 's iſt mein Ernſt, allerliebſtes Weibchen!

Lieschen. Ich will's glauben — aber —

Magiſter. Sie ſieht ja ſo freundlich aus, wie eine Roſe, die am Morgen ihren Buſen den Thautropfen des Himmels öfnet!

Lieschen. Laſſen Sie mich doch zum Worte kommen!

Magiſter. Herzlich gern! — Was iſt denn Ihr Begehr, kleines loſes Schelmenauge?

Lieschen. Hören Sie doch — der fremde junge Herr — — iſt ein rechter artiger Menſch — und —

Magiſter. Nun! und —

Lieschen. und — und — er hat mir ein allerliebſtes Verschen gegeben.

Magiſter. Verſe? — Iſt denn der junge Spasvogel ein Dichter? — Die Dichter ſind doch immer ihres guten Geſchmaks wegen im Rufe geweſen! —

Lieschen. Leſen Sie einmal dieſe Verschen.

Magiſter. Zeige Sie mir doch! — (lieſt)

Warum verblüht —

Lieschen. Aber ſie reimen ſich nicht!

Magiſter. Das iſt die neuſte Mode! der Herr wird wohl ein Klopſtockianer ſein! (lieſt.)

Warum verblüht die Roſe —

Lieschen. Die Roſe werde ich wohl ſein!

Magiſter. Sie iſt auch in der That ein liebes Röschen! — (lieſt.)

Warum verblüht die Roſe
ſo ungeſehn im Thale? —
Es ſchwärmt ſo mancher Zefir
um ihren vollen Buſen —
und ſoll ſie ſo verblühen?
Nein, liebe kleine Roſe,
ſollſt nicht umſonſt verblühen.
Der Wandrer kömmt und ſiehet
dich, liebe kleine Roſe, —
nun wirſt du nicht im Thale
verwelken ungeſehen!

Lieschen. Es gefällt mir!

Magiſter. Kleines Weibchen — in dieſem Gedichte — liegt eine ſehr zärtliche Liebeserklärung. Merkt Sie das?

Lieschen. Machen Sie mir eine Antwort drauf! — Wollen Sie? — Sie muß aber auch ſo artig ſein, wie dieſe Verschen.

Magiſter. Eine Antwort?

Lieschen. Nun ja! —

Magiſter. Aber — ich habe ſo viel zu thun!

Lieschen (bringt unter der Schürze eine Flaſche Wein hervor). Sehen Sie!

Magiſter. Wein?

Lieschen. Wenn Sie mir eine Antwort machen.

Magiſter. O ja, liebſtes Weibchen! — (nimmt die Flaſche) Eine Antwort? mit Ja oder Nein?

Lieschen. Mit Ja! — Herr Magiſter.

Magiſter. Mit Ja? — Nun gut! — Ich will gleich drüber her ſein! — Mit Ja? —

Lieschen. Ja, nicht mit Nein! —

Magiſter (ſetzt ſich). Mit Ja! — (trinkt und ſchreibt).

Zehnter Auftritt.

Vorige. Moriz.

Moriz.

Liebſtes Weibchen! — (umarmt und küßt ſie.)

Lieschen. Warten Sie nur, die Antwort iſt ja noch nicht fertig! — Schreiben Sie doch zu, Herr Magiſter!

Magiſter. Eile mit Weile! — Das Metrum —

Lieschen. Was Metrum! — Die Antwort!

Moriz. Was für eine Antwort?

Lieschen. Auf Ihre Verschen!

Moriz. Die will ich mündlich abholen.

Lieschen. Mündlich? —

Moriz. Nun ja doch mündlich!

Lieschen. So laſſen Sie es nur ſein, Herr Magiſter.

Magiſter. So?

Moriz. Ja, laſſen Sie es ſein, die Antwort wird mündlich ertheilt.

Magiſter. Auch gut! — Aber den Wein gebe ich nicht heraus! (trinkt.)

Lieschen. Behalten Sie ihn —

Moriz. Und die Antwort? —

Magiſter (ſteht auf). Sie ſind erhört, junger Muſenfreund! — Das iſt eine Würkung der göttlichen Poeſie!

Moriz. Schreiben Sie doch, Herr Magiſter —

Magiſter. Der Teufel mag ſchreiben, wenn ihr Leutchen da mit einander ſo ſchön thut! — denkt ihr denn, daß ich ein Stein bin?

Lieschen. Schreiben Sie doch!

Magiſter. Liebes Weibchen, bei der keuſchen Veſta, ich kann nicht! (trinkt)

Moriz. Wir wollen den Herrn Magiſter nicht länger ſtöhren — wir wollen —

Magiſter. Ihr Leutchen! ihr Leutchen! — Junges Blut, wenn ihr Mann dahinter käme! — (trinkt.

Lieschen. Schreiben Sie doch!

Magiſter. Ihr Mann iſt ein hitziger Kopf! Nehme Sie ſich in acht! — Frau Wirthin, ich rathe es Ihr als ein guter Freund! — Und ihr Leutchen, wenn ihr ja euch noch etwas zu ſagen habt, nur nicht auf meiner Stube!

Lieschen. Sie ſind recht grob, Herr Magiſter! —

Magiſter. 's geht, beim heiligen Feuer der keuſchen Veſta, nicht an, ihr Leutchen! Mein Zimmer iſt ein Tempel der Muſen, aber nicht der Liebesgöttin! (trinkt.)

Moriz (zieht den Degen). Herr räſonniren Sie nicht!

Magiſter (läßt die Flaſche fallen). O Bachus und Silen!

Elfter Auftritt.

Vorige. Wirth.

Wirth.

Mord und Gift! was giebt's denn wieder!

Magiſter. Mein armer Wein!

Wirth. Und was machſt du da, Weib?

Lieschen. Ich wollte die Herren auseinander bringen!

Wirth. Ja, du würdeſt große Operationen gemacht haben!

Magiſter. Ei warum denn nicht? Er weiß nicht —

Moriz (droht mit dem Degen). Freund der Muſen! —

Wirth. Was? was? was weiß ich nicht?

Magiſter. Nichts! gar nichts!

Lieschen. Gar nichts! —

Wirth. Marſch! in die Küche, daß die hohen Herrſchaften nicht über meine Tafel zu klagen haben! — Wenn's Streit giebt, bin ich da! —

Moriz. Herr Wirth —

Wirth. Was ſteht zu Befehl?

Moriz. Auf meine Rechnung dem Herrn Magiſter eine friſche Bouteille Wein. (ſteckt den Degen ein.)

Wirth. Soll gleich da ſein! (eilig ab.)

Zwölfter Auftritt.

Vorige.

Magiſter.

Sapienti ſat! — Ihr Leutchen, ich muß noch ein Hochzeitgedicht machen, laßt mich allein!

Moriz. Herr Magiſter — ſchreiben Sie nur!

Lieschen. Schreiben Sie nur!

Magiſter. Ich kann nicht, ihr Goldkinder!

Moriz. 's muß gehen! —

Magiſter. Will zuſehen! (ſetzt ſich und ſchreibt.)

Moriz. Liebes Lieschen, einen Kus! (küßt ſie.)

> So ſüs iſt Honig nicht, der vom Hymettus fließt,
> ſo ſüs iſt nicht die Frucht von Surentiner Reben,
> ſo ſüs der Nektar nicht, durch den unſterblich Leben
> Den Göttern Ganimed in goldne Schaalen gießt!

Lieschen. Wie artig!

Moriz. Du biſt noch viel artiger! (küßt ſie.)

Magiſter (ſpringt auf). Ich kann nicht ſchreiben! Küſſen Sie nicht ſo laut, wenn ich ſchreiben ſoll! Ich halt's ſonſt nicht länger aus!

Lieschen. Ach! ſchreiben Sie doch!

Magiſter. Der Teufel mag ſchreiben, aber ich nicht!

Moriz. Sehen Sie doch, Herr Magiſter! — (küßt ſie.)

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Wirth.

Wirth (ſieht ſeine Frau küſſen, und läßt vor Schrecken die Bouteille fallen).

Frau!

(zugleich) { **Lieschen.** O weh!
Magiſter. Aha!

Moriz. Ha ha ha ha ha ha!

Wirth. Lachen Sie nur noch!

Moriz. Ha ha ha ha ha!

Wirth. Ich armer Mann! — Frau, biſt du denn des Teufels ganz und gar!

Lieschen. Was denn?

Wirth. Was denn? was denn? — Biſt du toll? biſt du raſend? du — ach! Gott verzeih mir's! — du Schandbalg!

Moriz. Nicht ſo auſſer ſich, Herr Wirth! — Es war ein bloßer Spas.

Wirth. Spas? — Sapperment! Spas? — Herr, ich weiß was Spas iſt, aber das — war kein Spas!

Moriz. Bloßer Spas! — Hör' Er doch! —

Wirth. Ja, ja! — Ich armer Mann! — Solchen Spas verſtehe ich nicht! — Frau, ich laſſe mich von dir ſcheiden!

Moriz. Er ſoll hören! — Wir haben eine Wette angeſtellt —

Wirth. Mich zu betrügen?

Moriz. Eine Wette, ſag' ich Ihm! — Der Herr Magiſter meinte, ein Eiferſüchtiger vergaße ſich nicht in Abſicht ſeiner übrigen Geſchäfte. Ich behauptete das Gegentheil, und ſagte: was wetten wir, Herr Magiſter, wenn unſer Herr Wirth eiferſüchtig iſt, er läßt vor Schrecken die Weinflaſche fallen, wenn ich ſeine Frau küſſe!

Magiſter. Ich ſagte: Nein —

Moriz. Und ich Ja! — Ich habe die Wette gewonnen! ha ha ha ha!

Magiſter. Ha ha ha ha! —

Moriz. Sie müſſen bezahlen, Herr Magiſter!

Magiſter. Ei was da!

Lieschen. Sie müſſen bezahlen!

Wirth. Ha ha ha! ja Sie müſſen bezahlen! — das hilft nichts!

Moriz. Nicht wahr, Herr Wirth?

Wirth. Freilich! Sie müſſen bezahlen, Herr Magiſter!

Alle. Bezahlen! ha ha ha ha!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

(Saal)

Erſter Auftritt.

Baron. Wirth.

Wirth.

Sie ſollen ſo wohl bedient werden, gnädiger Herr, als im gröſten Hotel.

Baron. Daß nur meine Pferde gut bedient werden — ſonſt —

Wirth. Sorgen Sie ja nicht!

Baron. Logiren viele Fremde hier?

Wirth. Viele eben nicht, aber von deſto gröſſerer Wichtigkeit. — Befehlen Ew. Gn. zu ſpeiſen?

Baron. Punſch will ich haben.

Wirth. Soll gleich da ſein! —

Baron. Herr Wirth — wie hoch ſchätzt er meine Rappen? —

Wirth. Das verſteh' ich nicht — ich bin eben kein ſtarker Pferdekenner, halten zu Gnaden.

Baron. Weiß Er wohl, daß Er ein armſeeliger Wirth iſt, wenn Er das nicht verſteht?

Wirth. 's iſt nicht jedermanns Sache —

Baron. Freilich! 's gehört mit unter die nobeln Paſſionen — Geh er — Punſch will ich haben.

Wirth. Sogleich, Herr Baron! —

Baron. Hör er doch! — Logiren Damen hier?

Wirth. Eine Gräfin —

Baron. Eine Gräfin? — Iſt da was zu thun?

Wirth. Halten zu Gnaden, das weiß ich nicht. — Sehr ſelten, daß der Wirth —

Baron. 's iſt auch recht gut!

Wirth. Meinen Sie?

Baron. O ja!

Wirth. Schön iſt ſie wie ein Engel!

Baron. So? — God dam! ich muß ſie ſprechen.

Wirth. Sie promenirt ſo eben ein wenig im Garten herum. —

Baron. Im Garten? — Ich trinke den Punſch im Garten! — (ab.)

Zweiter Auftritt.

Wirth.

Sapperment! der iſt hitzig! — das iſt wahr, den jungen Herrn iſt heutiges Tags kein Finger, geſchweige denn eine ganze Weibsperſon anzuvertrauen! — der junge Herr, der mir heute ſo die Galle rege machte, ſcheint mir auch ſo ein Fäntchen zu ſein! Wüßte ich nicht ſo gewis, daß heute eine Wette drauf beſtanden hätte — ich hätte meiner Frau das Küſſen anſtreichen wollen.

Dritter Auftritt.

Wirth. Gräſin.

Wirth.

Unterthäniger Diener!

Gräſin. Sein Garten, Herr Wirth, iſt ein wahrer Engliſcher Park — ſo wild wächſt alles durch einander.

Wirth. Das hat mir der 'Herr Magiſter auch ſchon geſagt.

Gräſin. Wirklich?

Wirth. In der That!

Gräſin. Der Herr Magiſter giebt ihm wohl oft einen wohlmeinenden Rath?

Wirth. Ja, das thut er! Das muß ich ſagen, das thut er! —

Gräſin. Hatte er ſchon ſeine Frau, als der Magiſter in ſein Haus kam?

Wirth. Noch nicht — ungefähr ein Jahr darauf heurathete ich ſie.

Gräſin. Und der Magiſter gab ihm nicht den guten Rath, das nicht zu thun?

Wirth. Nein, — er ſagte: es iſt beſſer freien als Brunſt leiden.

Gräſin. Aber Er ſelbſt, Herr Wirth, hätte ſich vorſehen ſollen. Er iſt doch ſchon ziemlich in die Jahre, und ſo ein junges Weib zu nehmem! Das bringt ihn zehn Jahre eher in die Grube! — Dachte Er denn daran gar nicht?

Wirth, Sehen Sie — ich dachte: ſterblich ſind wir alle, ſpäter oder früher, das macht nicht viel aus. Und wenn ich einmal durch ein Weib ſterben ſoll — ſo geht's mir wie jenem Feldherrn, ich denke: wenn mir einmal der Degen an der Kehle ſteht, ſo wünſche ich doch lieber, daß es ein blanker ſei, als ein roſtiger.

Gräſin. Er iſt alſo gar nicht eiferſüchtig?

Wirth. O ja! das bin ich, wie der Teufel! — Ich bin ein wahrer grimmiger Tiger, wenn ich anfange!

Gräſin. Ha ha ha ha! — Bei ſo einem jungen Weibchen muß er ſeine Eiferſucht ablegen. — Und ſeine Frau — fühlt ſich auch!

Wirth. Wie meinen Sie das?

Gräfin. Sie ließ ſich küſſen, ohne daß der Herr Gemal ſeinen Konſens dazu gab, und das noch dazu ſehr leicht!

Wirth. Ha ha ha ha! 's geht Ihnen wie mir, gnädige Gräfin, ſans comparaiſon! — Ich dachte, ich müßte aus der Haut fahren, als ich's ſah!

Gräfin. Er ſah es?

Wirth. Freilich! — Ich dachte ich müßte unſinnig werden — aber als ich erfuhr — ha ha ha ha! daß es — ha ha ha! eine Wette gegolten hatte —

Gräfin. Da war er ruhig?

Wirth. Ja! ha ha ha ha! —

Gräfin. Ha ha ha ha ha!

Wirth. Ha ha ha ha!

Vierter Auftritt.

Vorige. Moriz.

Gräfin.

Ein allerliebſter Spas!

Moriz. Darf man Theil dran nehmen?

Wirth. Sie haben's ſchon gethan! ha ha ha!

Moriz. Wie ſo?

Wirth. Wir lachen über die Wette mit dem Kuſſe —

Moriz. Ja ſo! — ha ha ha!

Wirth. Das war luſtig!

Moriz. Freilich! ha ha ha!

Gräfin. Ein Hauptſpas! —

(Lachen alle ſehr ſtark. — Wirth geht lachend ab)

Fünfter Auftritt.

Gräfin. Moriz.

Gräfin.

Nun haben wir von unſrer Sache zu reden. — Sie haben eine ſchriftliche Erklärung verlangt, hier iſt ſie.

Moriz. (Erbricht den Brief und lieſt.) „Sie haben mir eine ſo eilfertige Liebeserklärung gethan, daß ich zweifle, ob ſie binnen etlichen Monaten dieſelbe eben ſo feurig wiederholen können. Wollen Sie es auf dieſe Probe ankommen laſſen?“

Gräfin. Ihre Antwort?

Moriz. Gnädige Gräfin, ich habe ſo vielerlei nach der Zeit in Betrachtung gezogen, daß ich —

Gräfin. Laſſen Sie doch hören!

Moriz. Ihr Stand —

Gräfin. Wiſſen Sie, ob ich bin, was ich zu ſein ſcheine? — Der Schein trügt uns ſo oft!

Moriz. Ich bin nicht von Adel — habe keinen Rang, keinen Titel, keine Revenüen, als von den Kapitalien meines Geiſtes, welche bei den Buchhändlern auf Intereſſen ſtehen —

Gräfin. Sind Sie Mann? —

Moriz. Ich hoffe es Ihnen zu beweiſen.

Gräfin. Wollen Sie mein Freund ſein?

Moriz. Von ganzer Seele! —

Gräfin. Gut! — Nun müſſen Sie mir beiſtehen. — Hören Sie — ich liebte einen jungen Grafen ſo zärtlich, daß ich nun leider! die Folgen unſrer Zärtlichkeit ſpüre —

Moriz. Und der Graf?

Gräfin. War kein Graf — ein bloßer Abentheurer, aber ein liebenswürdiger Abentheurer! — Er hat mich verlaſſen — und — ich bin keine Gräſin, ob ich gleich von Adel bin! — Ich habe mich ſehr vor meinem Bruder in acht zu nehmen — wenn Sie nun mein verſchwiegener Freund ſein, mich nach Holland als mein Mann begleiten wollten —

Moriz. Aber — wie? —

Gräſin. Geld hab' ich für uns beide. — In Holland wollte ich mein Kind unterbringen und dann zurükreiſen und meinen Bräutigam erwarten, welcher aus London zurükkömmt.

Moriz. Ihren Bräutigam?

Gräſin. Sezt Sie dieſe Nachricht in Erſtaunen?

Moriz. Wenn Sie aber den Abentheurer zu Amſterdam wiederfänden?

Gräſin. Nichts mehr davon. — Um ihre Freundſchaft bitte ich — — Und Sie reiſen mit mir? — Sie kommen eben zu rechter Zeit, als ich mich dem Magiſter anvertrauen wollte — ich hatte ſo viel von der Seelenwanderung im Kopfe — — aber wenn meine Seele je gewandert iſt, oder noch wandern wird, ſo haben wir uns ſchon auf der Pélerinage getroffen, oder werden uns noch treffen — und wer weiß, wie wir uns noch auf gegenwärtiger Wanderung treffen werden! (ab.)

Sechſter Auftritt.

Moriz.

Bei meiner Seele, ich bin in die Gräſin raſend verliebt! das weiß der Teufel! — Die Wirthin gefällt mir auch nicht uneben. — Ich glaube, und wenn noch ein paar Duzend halbweg erträgliche Figuren weiblichen Geſchlechts im Wirthshauſe wären, ich wär' auch in alle verliebt! — Beim Teufel, Moriz, das mußt du dir abgewöhnen! Abgewöhnen? — Da wär' ich auch wahrlich das erſte Genie, das ſich ſo etwas abgewöhnte!

Siebenter Auftritt.

Moriz. Lieschen.

Moriz.

Ei, mein liebes, liebes Lieschen! —

Lieschen. Ich komme nur auf einige Augenblicke —

Moriz. Und auch dieſe ſind ſchäzbar! — Du biſt doch, hol mich der Teufel, ein niedliches Weibchen! Schade daß Du ſo einen garſtigen alten Mann am Halſe haſt — wärſt Du nicht verheuratet, ich nähme Dich mit.

Lieschen. Können wir denn nicht heimlich durchgehen?

Moriz. Das können wir wohl — aber wir könnten auch ganz exzellent Retour geholt werden!

Lieschen. Wiſſen Sie was, ſo bleiben Sie wenigſtens dieſen Sommer hier!

Moriz. Meine Finanzen, Kind! —

Lieschen. Das wäre ſchon zu machen.

Moriz. Meinſt Du? — (umarmt ſie.)

Achter Auftritt.

Vorige. Magiſter. (angekleidet.)

Magiſter.

O! Apoll und ihr neun Schweſtern! — Ihr Leutchen! Ihr Leutchen!

Lieschen. Nun was iſt's denn wieder?

Magiſter. Kinderchen! Kinderchen!

Lieschen. Was wollen Sie denn?

Magiſter. Der Teufel muß Euch ganz und gar in ſeinen Stricken haben! — Bedenkt doch die Gefahr, der Ihr kaum entgangen ſeid! — Und öffentlich! ſo öffentlich! Giebt's denn keinen Winkel mehr im Hauſe? De occultis non judicat eccleſia!

Moriz. Sagen Sie mir doch einmal, Herr Magiſter aller ſieben vogelfreien Künſte, — (küßt ſie) heißt das nicht mit Geſchmak küſſen?

Magiſter. Das kann ich nicht ſagen, — ich habe nichts davon geſchmekt.

Neunter Auftritt.

Vorige. Wirth (kömmt unbemerkt herein).

Magiſter.

Aber wie nun, mein Herr, wenn der Wirth —

Moriz. Ach! was will denn der! — Dem ſetze ich eine Naſe auf vor ſichtlichen Augen!

Lieschen. Mein Mann iſt leicht dumm zu machen.

Magiſter. Nun, nun, Ihr Leutchen! — Nachreue iſt zu ſpät — Macht Ihr's gut, ſo habt Ihr's gut!

Moriz. Komm her, liebes, liebes Lieschen! —

(Er will ſie küſſen — der Wirth fährt zu und trennt ſie.)

Wirth. Baſta! —

Magiſter. Lupus in fabula!

Wirth. Herr — iſt das Manier?

Moriz. Jezt können der Herr Wirth davon nicht reden. Die Attitude war noch nicht vollkommen, dann wär' erſt von Manier zu reden.

Wirth. Soll ich wieder Narr ſein?

Moriz. Wenn Er will!

Wirth. Sapperment!

Moriz. Sie ſehen, Herr Magiſter, daß ich recht habe! — dieſes ſind die Züge des Eiferſüchtigen. Sehen Sie —

Magiſter. Sie haben ganz recht.

Moriz. 's iſt zum Erſtaunen, was in dieſem Geſichte vor Ausdruk liegt! — O Gott! wo iſt mein Freund, der Affektenmaler! In dieſem Augenblicke wäre ſeine Sammlung um ein Tauſendthalerſtük vermehrt! — Dieſe Augen! dieſe glühenden Augen! dieſe —

Wirth. In's Teufelsnamen, Herr, Sie ſind ein Narr!

Moriz. Mein Freund gäbe für dieſe Stunde zehn andre hin, wo er die Geſichter der Schönheit beim Nachttiſche zum zweitenmale mahlt! — Welch ein Stük zu dem Supplementbande zu Lavater's Phyſiognomik!

Wirth. Red' und Antwort will ich haben!

Moriz. Er hat noch nicht gefragt.

Wirth. Was ſollte das wieder ſein!

Moriz. Wir haben uns über die Geſichtszüge eines Eiferſüchtigen geſtritten. Ich, um meine Meinung zu beweiſen, gab dem Herrn Magiſter Gelegenheit, des Herrn Wirths Geſicht zu ſehen — und er iſt wirklich überzeugt, daß ich recht habe.

Wirth. Und das ſoll ich ſo glauben?

Moriz. Wenn er ſo gut ſein will.

Wirth. Frau — ſag mir einmal — nein! ich glaub's nicht! ich glaub's nicht!

Moriz. Dafür kann ich nichts! (ab.)

Magiſter. Herr Wirth, es iſt beſſer Er glaubt's!

Wirth. Ich will's nicht glauben!

Magiſter. Verſchlag' Er ſich die Gäſte nicht ſolcher Kleinigkeit wegen. In unſerm Jahrhundert iſt ein Kus eine ſolche unbedeutende Kleinigkeit, daß es gar nicht der Mühe werth iſt, viel davon zu reden. (ab).

Zehnter Auftritt.

Wirth. Lieschen.

Lieschen. (weinend.)

Ich weiß gar nicht — was Du für einen Lärm machſt! —

Wirth. Ich ſoll gewis dazu ſtill ſchweigen?

Lieschen. Es war ja — weiter nichts!

Wirth. 's hätte noch mehr ſein können! — Seit Du in meinem Hauſe biſt, iſt alle Ruhe verſchwunden! Ich wollte, ich hätte Dich gar nicht zur Frau genommen!

Lieschen. Der Himmel würde mir einen beſſern Mann beſcheert haben, als Du biſt — Du wirſt mich noch unter die Erde placken. Wenn ich tod bin, wirſt Du es ſchon ſehen!

Wirth. Lieschen —

Lieschen. Du biſt ein Weibermörder!

Wirth. Liebes Lieschen —

Lieschen. Ich mag gar nichts mehr von Dir wiſſen! (ab.)

Wirth. Sie geht fort! — Wenn ſie nur nicht vor Desperation in's Waſſer ſpringt! (weinerlich.) Ich habe ihr zu viel gethan! ich will's ihr abbitten! (will fort.)

Eilfter Auftritt.

Wirth. Baron.

Baron.

Wohin? wohin? — ſag Er mir, wo die Gräfin iſt? — Gleich muß ich's wiſſen!

Wirth. Ich bin ein armer betrübter Mann!

Baron. Iſt ihm ein Pferd gefallen?

Wirth. Nein, aber mein Weibchen — —

Baron. Laß Er's gut ſein! 's wird ſich ſchon eine andre finden! Ich denke, God dam! 's wär ihm ſein beſter Gaul entriſſen werden — und am Ende iſt's ſeine Frau. — Leg' Er Trauer an —

Wirth. Ach Gott! tod iſt ſie nicht!

Baron. Nicht? — deſto ſchlimmer! A womon and a Glaſs ever in Danger, ſagen die Engländer, das heißt auf Deutſch: Ein Weib und ein Glas ſind ein paar zerbrechliche Meublen. Wenn's Glas zerbricht, kauft man ein neues, und wenn ein Weib ſtirbt, nimmt man ein andres.

Wirth. Ach! ich habe ſo eine gute Frau, Herr Baron! — Sie hätten ſie ſollen weinen ſehen. — Laſſen Sie mich — ich muß ihr alles abbitten. (ab.)

Baron. Da geht wieder einer hin, um den Narrenſtreich recht auszeichnend zu machen, und bittet ſeine Frau um Vergebung! — Sollte mir doch gleich der Spat die Beine lähmen, wenn ich je ſo einen Schritt thäte.

Zwölfter Auftritt.

Baron. Junker. (illuminirt.)

Junker.

Daß dich alle Wetter: Ich glaube Du biſt's wirklich, Baron! Willkommen in Deutſchland! Ich habe ſchon das Hochzeitgedicht beſtellt.

Baron. Ich habe Dir ein paar Pferde mitgebracht! — Himmel und Hölle! ſolche reitet der König nicht!

Junker. Haſt Du auch Wein mitgebracht?

Baron. Im lezten Wettrennen hätt' ich beinahe den Preis gewonnen. Milord Darvley verlohr meinetwegen eine Wette von 100 Pf. Sterling.

Junker. Warum hat der Narr das Geld nicht lieber in Rheinwein vertrunken?

Baron. Bruder, Du ſollteſt die Lady Moorner kennen, — ſo wahr mein Adel behörnt und beblaſen iſt! ſie reitet mich dreimal weg!

Junker. Warum reiteſt Du mit ihr! — Führt ſie ein gutes Glas Wein im Keller?

Baron. Der Graf Shenſtone iſt jezt der gröſte Fuhrmann in London. Bruder, — das geht! God dam, eine Luftmaſchiene kann nicht nach.

Junker. Kann er auch gut trinken?

Baron. Du mußt folgendes Frühjahr mit nach England!

Junker. Was ſoll ich denn in dem barbariſchen Lande machen? — Sie können ja dort nicht trinken.

Baron. Was? — Ich bin genugmal zu Boden getrunken worden.

Junker. Baron! Pfui! nun iſt die Ehre der Deutſchen Barone dahin! — Ich muß mit nach London —

ich muß ſie retten! — Ich will einſtweilen Viktoria trinken. — Heda! Wein her! —

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Liesdchen.

Liesdchen.

Was befehlen Sie?

Junker. Ein paar Flaſchen Wein, liebes kleines Goldſchnekchen!

Liesdchen. Laſſen Sie mich —

Junker. Du biſt ein artiges Kind! Ich mache Dir keine Flatterie, das iſt meine Sache nicht! — Baron, Du ſollteſt ſie einmal tanzen ſehen, da gehen die Füsdchen wie der Wirbelwind über die Haſenlager.

Baron. Kann Sie reiten?

Liesdchen. Ich dachte gar!

Baron. Ich will's Sie lehren.

Liesdchen. Das ſchikt ſich nur für Männer!

Baron. Ich ſage Ihr, ich kenne genug Frauenzimmer, welche troz dem beſten Manne, beritten ſind.

Liesdchen. Sie wollten Wein haben. (ab.)

Junker. Bring was Gutes, kleine Droſſel! — Baron, ich habe heute drei Wagen Korn recht gut an Mann gebracht, — da können wir lange trinken, ehe wir's wieder vertrinken. — Aber ſag mir nun, warum Du mir keinen Wein mitgebracht haſt?

Baron. Es geht wegen der vielen Akziſen durch's Heil. Röm. Reich, nicht an. Das Fäsdchen wäre theurer zu ſtehen kommen, als ein großes Faß Rheinwein. — Die Deutſchen Landesherrn wollen ihren Unterthanen die fremden Weine abgewöhnen.

Lieſchen. (kommt mit Wein.) Laſſen Sie ſich's wohl ſchmecken. (ab.)

Junker. Ja, das wollen wir auch!

(Sie ſetzen ſich an den Tiſch und trinken.)

Baron. Der Wein läßt ſich trinken!

Junker. Ja, er ſieht gut.

Baron. Gott ſegne den erſten Traubenkeltrer!

Junker. Das muß dir ein kluger Kerl geweſen ſein. — Ein Kerl, deſſen Name in der Geſchichte mit goldnen Buchſtaben aufgezeichnet ſein ſollte. — Auf die Hochzeit, Bruder, da wollen wir auch zechen, bis wir die Sterne für Sonnen anſehen.

Baron. Die Hochzeit —! — Bruder, es ſoll hier ſo eine ſchöne Gräfin logiren.

Junker. Laß ſie logiren! Du haſt ja Deinen Theil — Meine Schweſter iſt ein Mädchen, das ſich auch kann ſehen laſſen —

Baron. Aber ich mögte doch die Gräfin ſehen!

Junker. Was ſiehſt Du denn dran? — Guck in's Glas, da giebt's was beßres zu ſehen als eine Gräfin.

Baron. Das iſt noch eine Frage.

Junker. Nein, es iſt eine Antwort auf Deine Frage.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Magiſter.

Magiſter.

Unterthäniger Diener —

Junker. Serviteur! — Das iſt der Mann, der das Hochzeitgedicht macht — Geſezt! — Iſt's fertig?

Magiſter. Fix und fertig. Hier, belieben Sie es zu leſen.

Jun

Junker. ([illegible] zu ſich) Nein, nein, — da ſizt ja der Bräutigam! — Trinken Sie, Herr Magiſter — ſezzen Sie ſich!

Magiſter. (Sezt ſich mit an den Tiſch) Mit gnädigſter Erlaubnis! — Wir Dichter lieben den hellblinkenden Trank, und verehren den göttlichen Häſtenſohn des Gottes, der über den krauſen Wolken thronet. (trinkt.)

Junker. Weniger geſprochen — und mehr getrunken — wenn wir Freunde bleiben ſollen.

Baron. Sind Sie ein Pferdekenner?

Magiſter. Ich kenne nur eins, gegen welches die Pferde des ſchnellfüßigen Achilles, welche ſo ſchön Griechiſch parlirten, ſelbſt der ſchnaubende Brigliátor des Graf Rolands, und Reinalds muthiger Bayard, kleine ohnmächtige Läufer ſind.

Baron. Was? beſſer als mein Gaul?

Magiſter. Allerdings!

Baron. Sapperment! God dam! ich muß es haben!

Magiſter. Sehen Sie zu! Ich habe mich deſſelben bemeiſtert.

Baron. Was? Ein Gelehrter hätte ſolch ein Pferd? 's wär Sünde und Schande! Ich kauſe es — wo iſt's?

Magiſter. Sollten es Ew. Gnaden nicht ſchon kennen? — Ich meine das Pferd, welches weder Heu noch ber — wohl aber Ambroſia in Zevs goldenem Stalle frißt — ich meine den muthigen Pegaſus, das wiehernde Flügelpferd der Dichter —

Baron. Es hat's ja noch keine Menſchenſeele geſehen. — Und für ein unſichtbares Pferd danke ich!

Junker. (ziemlich voll.) Und ich für eine unſichtbare Bouteille Wein! — Trinkt doch!

Baron. Iſt der Herr gut beritten?

Magiſter. Blos auf dem Dichterpferde.

Baron. So geht's mit euch Kerln allen — 's giebt doch, ſoll mich der Teufel holen, keine armſeligern Ritter, als die Gelehrten! Mich wundert's, daß ſie noch kein Lobgedicht auf den Erfinder der Sattelknöpfe geſchrieben haben!

Magiſter. Ew. Gnaden ſind außerordentlich ſcherzhaft!

Junker. Das macht der Wein! — Bruder, Du haſt's bald ſatt! Lade nur voll! — Wir wollen Dich ſchon gut vor Anker legen.

Baron. Oder wir Dich!

Junker. Ha ha ha! da hat's Zeit! da hat's Zeit! — ich bin noch gar munter!

Baron. Das ſeh' ich!

Junker. Nicht wahr?

Baron. Ei ja wohl! — Getrunken, Herr Gelehrter! —

Magiſter. Ich thue das Meinige —

Junker. Nur getrunken — der Wirth — hat noch mehr Wein —

Funfzehnter Auftritt.

Vorige. Wirth.

Wirth.

Es fehlt doch an nichts?

Baron. An gar nichts, als an Deiner Frau.

Junker. Schik ſie doch einmal her!

Wirth. Sie iſt ſehr beſchäftigt —

Junker. Das ſoll ſie nicht ſein — ich will ſie beſchäftigen — ſie ſoll —

Wirth. Was ſoll ſie?

Junker. Sie ſoll — ſie ſoll mit mir trinken —

Wirth. Die Geſellſchaft iſt für mein Weib zu vornehm.

Junker. Ich will mich aber — herablaſſen. — Ich will ihr auch einen Kus geben —

Wirth. Dergleichen Leckereien ſind ihr heute leider, nicht ſelten geweſen!

Baron. Wirklich? — 's mag mir wohl eine brave Hauswirthin ſein!

Wirth. O ja, das iſt ſie! das iſt ſie!

Baron. Hat Er ſie denn noch um Verzeihung gebeten?

Wirth. Ein klein wenig.

Baron. Hat ſie ihm verziehen?

Wirth. Ja — das hat ſie.

Baron. Daran hat ſie wohlgethan!

Junker. Dafür will ich ſie küſſen — Bring deine Frau her — verfluchter Kerl —!

Wirth. Mein Gott! ich glaube ſie kömmt ſchon!

Sechszehnter Auftritt.

Vorige. Gräfin. Moriz.

Junker.

Was Teufel! — Lauretchen wo kömmſt Du denn her?

Baron. Meine Braut! —

Gräfin (zu Moriz). Nun müſſen wir unſre Rolle gut ſpielen! —

Junker. Lauretchen! Lauretchen! — Da iſt ja Dein Bräutigam! (taumelt zu ihr.)

Gräfin. Mein Herr — Sie ſind betrunken — Ich kenne Sie gar nicht — und Sie —

Moriz. Zurük, guter Freund, bleiben Sie bei Ihrem Weinglaſe.

Junker. Sapperment! —

Baron. Was ſoll das ſein?

Junker. Schweſter, biſt Du denn betrunken?

Gräfin. Schweſter? —

Baron. Schönſtes Fräulein, Ihr glüklicher Bräutigam —

Moriz. Ich danke Ihnen für das Kompliment.

Baron. Was? — Sind Sie denn der Bräutigam?

Moriz. Zweifeln Sie keinen Augenblik daran.

Junker. Aber Schweſter —

Gräfin. Meine Herrn — ich weiß nicht —

Junker. Du wirſt doch nicht ſo betrunken ſein — daß Du Deinen Bruder nicht kennen ſollteſt! — Ich habe zwar auch einen kleinen Hieb, aber — ich kenne Dich doch noch! —

Gräfin. Es geht hier ein ſchreklicher Irrthum vor!

Junker. Hab' ich mich denn in der kurzen Zeit ſo ſchreklich verändert, daß Du mich nicht mehr kennſt?

Gräfin. Ich habe niemals die Ehre gehabt, Sie zu kennen — wenigſtens nicht in dieſer Generation —

Moriz. Haben Sie vielleicht in einer der vorigen Wanderungen Ihrer Seelen einander gekannt?

Magiſter. Die Sache iſt ſehr probabel! — Sie müſſen ſich irren, gnädiger Herr — Vielleicht kömmt das von einer vorigen Bekanntſchaft her. Vielleicht waren Sie einſtens Bruder und Schweſter.

Junker. Ich glaube, Ihr ſeid alle toll!

Baron. Wollen Sie uns denn den Verſtand abdiſputiren?

Junker. Du biſt meine Schweſter!

Gräfin. Mit nichten!

Wirth. Meine Herren, — meine Herren — fangen Sie keinen Rumor an, ich muß es gleich anzeigen, und darnach — — ich kann nicht vor ſchlimme Folgen ſtehen.

Moriz. Sie erklären ſich! —

Junker (ſezt ſich und trinkt). Wenn du meine Schweſter nicht ſein willſt — ſiehſt du — ſo trink ich meine Bruderſchaft weg — Nun iſt zwiſchen uns alles aus!

Baron. Ihre Hand zu ertrotzen bin zu ſtolz! — Sie wollen meine Braut nicht ſein? gut! — Erlauben Sie aber, daß ich Ihnen als Gräfin —

Gräfin. Die Gräfin iſt ſchon verſprochen! —

Baron. Herr Wirth — laß Er mir meinen Hengſt ſatteln — ich ſprenge, God dam my, nach London und laſſe mich mit der Lady Sherbury kopuliren — die einheimiſchen Schönen verſtehen das Reiten ſo nicht —

Junker. Bruder — nimm mich mit! — Wir wollen ſehen, ob ſich in England keine Dame findet, die das Winken verſteht — Herr Wirth, geſattelt! (ſtehet auf.)

Magiſter. Und das Gedicht?

Junker. Nun brauch ich's nicht, da hat Er's wieder!

Baron. Komm Bruder!

Junker. Luſtig! — Nach England!

(Junker, Baron und Wirth, ab)

Moriz.
Gräfin. } Ha ha ha ha ha!

Magiſter. Das iſt ſchlimm!

Moriz. Das war gut! (ſteckt den Degen ein.)

Gräfin. Vortreflich! vortreflich!

Magiſter. Nun hab' ich Zeit und Mühe vergeblich verſchwendet!

Gräfin. Die allerliebſte Seelenwanderung! —

Magiſter. Nicht einen Kreuzer für ſo viele ſchöne Gedanken!

Gräfin. Lieber Moriz — Ihre Freundin wird im höchſten Grade dankbar ſein!

Siebenzehnter Auftritt.

Vorige. Wirth. Lieschen.

Lieschen (zu Moriz).

Wollen Sie auch fort?

Moriz. Ich komme bald wieder.

Lieschen. Es wär' aber doch beſſer, wenn Sie gleich dablieben. —

Wirth. Frau — was haſt Du da zu konverſiren?

Moriz. Ich bin Ihr noch etwas ſchuldig. — Sie hat mir ein Kapital geliehen, das auf ſichern Intereſſen liegt. — Ich will gleich als Abſchlag — (will ſie küſſen.)

Wirth (zieht ſie auseinander). Das iſt keine vollwichtige Münze!

Moriz. O ja! —

Wirth. Ich ſage aber nein! — Mein Herr, wenn Sie reiſen wollen, ſo reiſen Sie bald! —

Gräfin. Laß Er ſogleich anſpannen.

Wirth. Sie reiſen zuſammen? — Fort, Frau, laß anſpannen — Fort, ſag' ich! — (Lieschen ab.)

Moriz. Weil wir nun reiſen, ſo ſetzen wir eine Prämie drauf, Herr Magiſter — wenn Sie erklären, was das ſagen will: Ich und die Frau Gräfin, unſrer zwei, effektuiren eine dreifache Seelenwanderung nach Holland! — Empfehlen uns! — (mit der Gräfin ab.)

Wirth. Können Sie das errathen?

Magiſter. Der Seelenwanderung halber, hab' ich ein Hochzeitgedicht umſonſt gemacht! — Nur ruhig, ihr Leutchen, Ihr könnt nicht wiſſen, ob's nicht eine vierfache Seelenwanderung iſt!

Wirth. Das kann ich nicht klar kriegen!

Magiſter. Aber ich ſehr wohl! — Sie ſind alle Betrüger!

Wirth. Was? — Aber die Seelenwanderung?

Magiſter. Iſt eine dumme Grille!

Wirth. Die Sie doch ſelbſt vertheidigt haben.

Magiſter. Sieht Er denn nicht daß ſie uns zum Beſten haben? — Seelenwanderung! — Freilich die Seelenwanderung nach Holland hat ihre Richtigkeit — und, bei der keuſchen Diana, ich wollte ſie wäre ſechsfach! (ab.)

Wirth. Eine ſpitzige Sache! — Wenn ich dem Magiſter nicht ein Fläſchchen Wein bringe — erklärt er mir's nicht! Wiſſen will ich's, alſo — muß ich herausrücken! — Was mir die neuen Lehren ſchon koſten! und ich vergeſſe es immer wieder. — Aber wegen der Seelenwanderung muß ich klug werden, das hilft nun nichts! — 's iſt doch eine artige Sache um die Seelenwanderung! — (ab).

III.

Auszüge.

Vacant.

IV.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

I.

Verantwortung bei Gelegenheit einer übertretenen Kleiderordnung des vorigen Jahrhunderts.

A.

Fürſtliches Reſcript.

Von Gottes Gnaden ꝛc. Erbar, lieber Getreuer! Wir haben bis anhero nicht allein recht misfällig vernehmen, ſondern auch noch Geſtern, und zwar zum andernmal in Ungnade ſelbſten ſehen müſſen, wie daß Ihr Euer Weib, wider Unſer ſchon zum öfftern gegebenes ernſtes Verboht, Uns und Unſrer Kleider Ordnung dennoch zuwider habt tragen laſſen. Begehren hiermit noch und zwar zum Leztenmahl, Ihr wollet ſolches Eurem Weibe verweiſen, und Sie nicht mehr mit dergleichen Ihr verbohtenen Kleidern, wie Sie bisanhero gethan, auf- und anziehen laſſen, oder wir werden in Verbleibung deſſen Euch nicht nur mit der ermeldter Kleider Ordnung geſezten, ſondern auch in beharrlicher Widerſpenſtigkeit mit einer noch härttern Strafe anſehn laſſen. Wornach Ihr Euch alſo zu achten, und vor Schaden zu hütten habe. Signatum S. den 27. Novembris 1681.

N. N.

6. Durchlauchtigſter
Gnädigſter Fürſt und Herr,

Ich habe kaum ſo viel Zeit gehabt, von des höchſten Altar zurücke zu kommen, daß Ich aus einem ganz ungenädigen Schreiben vernehmen müſſen, wie hoch E. Fl. Dl. ich bey einer Handlung ſolle beleidiget haben, worbey ſich Gott mit Menſchen zu vereinigen und Chriſten mit Chriſten auszuſöhnen pflegen. Ich betraure von Herzen den wiederwärtigen Zufall, über der Eitelkeit einer Weibs-Kleidung bey gegenwärtiger Zeit mich angefochten zufinden; allwo freylich Sack und Aſche durchgehend unſere anſtendigſte Mode were, und da ein ieder alleine darauff billich zu gedencken hette, wie er nur ſeine Seele ſchmücken möchte, umb bey Ankunfft des im Heranzuge begrieffenen Bräutigams in gehöriger Kleidung fertig zuſtehen. Nebſt deme kömt mir ſelbiges deſto ſchwerer vor, weile meine Verantwortung ſo behutſam als ſie möchte eingerichtet werden, nicht wohl abgehen kan, ohne den Schein einiger unziemlichen Wiederſetzligkeit, und mithinn ohne Gefahr, durch vorhabende Abwendung der gegen Mir mit ſolcher Schärffe bezeugten Ungenade in noch tieffere Ungenade zu fallen. Gleich wie aber verhoffentlich, auffs wenigſte bey Menſchen, nicht wird zuverdenken ſtehen, ſo lange als man ſich mit dem beſchwerlichen Kittel dieſes ſterblichen Fleiſches ſchleppen muß, umb deſſen Oberkleid bekümmert zu ſeyn, alſo trage auch zu Ew. Durchl. Ich das unterthenigſte Vertrauen, es werden dieſelbe Ihrem unterthänigſten Diener eine beſcheidentliche Verthaidigung zu keiner Ungenade gereichen laſſen, welche die ſtrengſte Rechte und Gerichte auch in denen gröſten Verbrechen keinem Beſchuldigten zu verweigern pflegen. Die Mißethat, ſo Ich begangen, beſtehet in Deme, daß Ich meiner Frauen geſtattet, ſich ein und andersmahl wieder Dero Verbot und Kleider Ordnung zutragen. Nun erinnere Ich mich, wohin E. Dl. Dero Willen einer Chriſtl. Gemeinde vormahls haben eröffnen laſſen; darbey auch, die Warheit mit Beobachtung gebührender Ehrerbietung zugeſtehen, mich nicht wenig über die neu als beſchwerliche Art einer ſolchen Kleider-Ordnung verwundern müſſen, welche, nachdem ſie dem Adel. Frauenzimmer ſeinen Voraus zugelegt, und etwa 3 oder 4 Weiber ſchier ihres ganzen Zieraths entblößt, alle diejenige, ſo auſſer Adel. Stande ſind, nach einer Ellen abmißt, alſo daß dem geringſten Bürgers-Weibe ein mehrers nicht, als der Vornehmſten von dem alſo genannten bürgerl. Herkommen, verboten iſt, gleich als ob daran nichts gelegen, ob und was unter dieſen vor Unterſchied gehalten werde, wann nur denen Adel durch einige Aehnligkeit der Tracht an ihrem Vorzuge nicht zu nahe getreten wird. Ich bedinge hiermit feyerlich, daß wie Ich den Adel jedesmahle in ſonderbahrer Achtung gehalten, und die demſelben von der Vernunft, Billigkeit, und Gewohnheit bey allen wohlgeſitteten Völckern zugetheilte Prærogativen denenjenigen gerne gönne, welche die Befugniß darzu ſo fort in der Geburt gleichſam zur Erkäntniß der Verdienſte ihrer vor etlichen ſeculis geehrten Vorfahren erlanget, zumahle wo ſie durch ſelbſt eigene Geſchickligkeit und Wohlverhalten ſich dieſes von dem Glücke Ihnen zugewieſenen Vorzugs würdig erzeigen, alſo mein Vorhaben im geringſten nicht ſeye, mit Einem Wort in Streitigkeit zu ziehen, was Ihnen Recht, Gebrauch, und vorlängſt verjährtes Herkommen gegeben. Bin aber hingegen verſichert, daß keine verſtändige Adels-Perſohn den bürgerlichen Stand insgemein, oder auch meine obgleich wenige Perſon inſonderheit, ſo gering achten werde, daß ſie einige unſere Gleichhaltung ſich zu Verſang ihres angebohrnen Vortheils anziehen ſolte. Ich will hier nicht anführen, daß, wie die unwiederlegliche Erſahrung bezeigt, die wichtigſten Stellen an denen meiſten Höffen mit Leuten von bürgerl. Herkunſt verſehen werden, und wie Lutherus *) davon redet, ein Fürſt in ſeinem Regiment, wenn Er unter ſeinem ganzen Adel kaum drey Werckſtücke findet, dermit zufrieden ſeyn, und ſich im übrigen an deren ſtatt mit andern Fullſteinen, geringerer Gattung, behelffen muß; ja daß auch meine Wenigkeit ſo wohl bey andern als, wie Ich mich vielfältig berichten laſſen, bey E. Dl. ſelber in die Achtung gekommen, daß Sie mich einer ſolchen Charge und prædicats (ob es zwar ſonder Zweiffel aus Göttlicher Vorſehung zu meinem Beſten niemahle zu ſeiner Wirckung gediehen) würdig geſchätzt, welches den Vorgang vor manchen von Adel nothwendig mit ſich bringet; ſondern will nur dieſes zuvörderſt E. Dl. und nechſt Deroſelben zu eines ieden, der meine Perſohn und Charge weis, vernünfftigen Ermeſſen ſtellen, ob dieſe ſo geringe, oder jene ſo verächtlich, daß es vor ein ſo groß Verbrechen anzuſchlagen, ſich etwa in einem oder andern Stück dem Adel gleich zuhalten. Ich bin auſſer Dero Hauſe von einigen hoch angeſehenen R. Fürſten mit ſolchen præſenten begnadiget worden, welche zutragen manchem vom Adel bedencklich fallen würde, Mir aber bey ſolcher Bewandniß etwa von Ubelgeſinten zwar verarget, iedoch von Niemand, und verhoffentlich von E. Dl. ſelber nicht, leicht möchte verboten werden. Es ſolte Mir, wenn es nötig und nicht zu weitläuffig were, nicht ſchwer fallen, mit wichtigen Rechts- und andern vernunfftmäſſigen Gründen darzuthun, daß die von E. Dl. mir gnädigſt gegönte function und qualitæt noch alſo beſchaffen, daß vermöge Dero-

ſel-

---

*) Tom. VIII. Jen. Fol. 415.

ſelben Ich noch wohl einen kleinen Platz, obgleich nicht bey dem Adel, iedennoch unter denen Adelmäßigen zu finden getraute, welchen die in Dero Fl. Nahmen diesfals in Druck ergangene Altenb. Ordnung dasjenige zuläßet, was mir nun bey ſo hoher Straffe ſolte verboten ſeyn. Zu deme, daß mann durch Gebrauch eines oder anderens dem Adel zukommenden Stücks ſich demſelben nicht eben in allen gleich zumachen ſuchet, auch deſſen ungehindert zwiſchen demſelben und dem geringern Stand ſein ungeſchmählerter Unterſchied bleibet. Es ſind nicht alle gleiche Brüder, die gleiche Kappen tragen. Die Adel. kleiden ſich den Fürſtlichen, von denen Sie ja etwas weiter als wir von Ihnen abſtehen, an der Tracht durchaus gleich, auch vielmahls an Koſtbarkeit der Zeuge und andern Schmuck zuvor, ohne dadurch die Klufft zu verrücken, ſo zwiſchen dem Fürſten- und Adel-Stande beveſtiget iſt. Jedennoch hat mann ſich auch diesſeits nicht angemaßet, es in allen ſowohl denen Adel. als die Adel. denen Fl. gleich zu thun. Mann hat theils vor, inſonderheit aber nach hieſiger publicirter Ordnung, zu deren möchlichſter Beobachtung ſich ein und andern Jenen allein zugelegten Stückes geeußert, in Jahr und Tage aber kaum ein und andermahl zur höchſten Ehre dasjenige gebrauchet, worinn andere, vielleicht zum Theil unedlern Herkommens und geringerer Condition, alltäglich auf zu ziehen pflegen. Und dieſes iſt es, warumb nach Beſchaffenheit Derer Umbſtände an ietzo am meiſten zu thun iſt. Dem Höchſten iſt bekant, wie rein Ich ſeye von dem Hochmuth, gegen mir auch den geringſten zu verachten, und bin Ich inſonderheit von Kindheit an der Meinung geweſen, daß unſer Geſchlecht dem Frauen Volck, wenn es nur noch in etwas von der Gattung, daß es in Betrachtung kommen kan, zu beſonderer Höfflichkeit und Ehrerbietung verbunden ſeye. Und iſt mir billig leid, auch die geringſte Verdrüßlichkeit ehrlichen Leuten zuzufügen, welche mich oder die Meinigen, meines Wiſſens niemahls beleidiget haben. Dennoch aber dieſem Anſtoß ohne höchſte Vernachtheilung meiner Nothdurfft nicht zu entgehen, als getröſte Ich mich auf allen Fall mit der Aufrichtigkeit meines Vorſatzes, welchen Ich führe, alleine meiner Ehre Rath zu ſchaffen, nicht aber iemand muthwillig auf einige Weiſe zu kränken. Solchem nach zu der Sache genauer zu kommen, ſo iſt bekannt, wie E. Fl. Dl. denen HoffMägdichen und zwar ohne Unterſchied der Auffwartung, ob ſie ſelbige bey Dero Fl. Gemahlin oder dem Adel. Frauenzimmer verrichten, geſtatten, mit aufgeſteckten Röcken, und zwar nicht nur bey ſonderbahren Ehrengelegenheiten, ſondern auch täglich hereinzutreten. Nun iſt vermöge der Vernunfft, Gewohnheit derer Höffe und Städte, und derer hierüber hin und wieder ausgelaſſenen Ordnungen die Kleidung eine unabwendliche Folge einer ieden Condition, Standes, und Vorgangs, alſo daß dieſe eben die Maße geben, wornach einem ieden ſein Stück Tuch zugeſchnitten, und die Form, worin die Mode gefertiget wird, und iſt ſolchem nach ohnmöglich, ohne höchſten Tort derer Vorgehenden denen Nachfolgenden etwas zuzulaſſen, welches jenen ſolte verwehret ſeyn. Die Gerechtigkeit beſtehet nicht nur darinn, einem ieden in Handel und Wandel das ſeinige zuzutheilen, ſondern auch nach dem Unterſchied der Gaben, Geſchickligkeit, und dadurch etwa erworbenen Standes in euſſerlicher Ehre und deren anhängige Tractament eine billichmäſſige Aus und Eintheilung zu treffen. Es haben E. Dl. Ihrem unterthänigſten Diener ein nahmhafftes Stück von Dero Fl. Landes portion, und zwar unter ſolchem prædicat anvertrauet, ſo bey denen außer Adel. Standes das höchſte, auch in benachtbarten Fürſtenthümern annoch bey Adel. Perſonen gebräuchlich iſt. Nun kann Ich mir nimmermehr einbilden, daß ſie ſothane Bedienung ſolten geringer halten, als die ſeiner in Dero Fürſtl. Gemahlin Aufwartung ſtehenden Adel. Dame, von einem Mägdichen geleiſtet wird. Ich hette mich auch bey noch vielen jüngern Jahren darzu nimmermehr mit einer viel höhern Beſoldung beſtellen laſſen, wenn Ich hette wiſſen ſollen, daß Ich in der Perſohn meiner Frauen, unter Fürſtl. will geſchweigen unter Adel. Aufwärterinnen hette ſollen geſehet werden. In Dero freündl. geliebten Hr. Brudern, Herrn Hertzog Arrhards zu Meinungen Fl. Dl. Verordnung, ſeynd die Claſſen dergeſtalt eingerichtet, daß in der dritten, worin Superintendent, Oberbeambte, und hoch graduirte Perſohnen begriffen, die Fl. Cammer- und Waſchmägdigen anhangsweiſe mit nachgefüget, die Jungfer-Mägedichen aber mit Verbeygehung der vierdten, worinn Cammerdiener und Canceliſten ſtehen, denen Hoffſourirs und folgenden Hoffbedienten, vor welche die Fünfte Claſſe angerichtet, bey geſellet, und ſo dann denen zum nechſten der ſechſten die Handwerksleute, Bürger und Dienſtbothen geſetzet werden. Nun ſind zwar E. Dl. an einige, zu mahlen andere Ordnungen, nicht gebunden, und würde, wenn es, ſo viel die Mägdichen betriffe, bey jener, ſo viel aber mich und meines gleichen belanget, bey E. Dl. Verfügung verbleiben ſolte, Ich mit meinem Weibe gar zu kurz, und zwiſchen Mägdichen und Handwerksleuten eine gar zu unbequeme Stelle bekommen. Jedennoch gebe Ich in getziemender reverenz Dero Hochvernünfftigen Nachdencken anheim, woferne Sie eine förmliche in ihre gewiſſe Claſſen gerichtete Ordnung zu Ihrer Diener und Unterthanen Achtung, denen Auswärtigen aber zu ihrer Wiſſenſchaft in Druck ſolten ergehen laſſen, ob Sie über Dero Hertz, ja über Ihren hierunter ſelbſt verſirenden Fl. Respect bringen könten, Superintendenten, Oberbeamten und dergleichen, will nicht ſagen unter denen Adel. ſondern auch Fürſtl. Cammer- und Waſch-Mägdichen in eine gantz andere und niedrigere Claſſe herunterſetzen und degradiren zu laſſen, und würde gewiß kein Menſch, deme E. Dl. Fl. renomee und Anſehen lieb, ſeine Stimme darzu geben können. Es iſt nicht zu leugnen, daß es eines der vornehmſten Stücke eines Fürſten und anderer hohen Obrigkeiten ſeye, unter Ihren Dienern und Unterthanen Ordnungen und Geſetze zumachen. Jedennoch mit E. Dl. gnädigſten Erlaubniß zu reden, erſtreckt ſich ſelbiges ſo weit nicht, daß alles, was Sie ordnen, der Vernunfft, Billigkeit und Rechten gemäß ſeye. E. Dl. wiſſen Dero hohem Verſtand nach die Maße Ihrer zukommenden Fl. Hoheit von ſelbſten zu nehmen, und iſt ihr auſſer meinem Erinnern bekant, wie die Raiſon von einer ſo gewaltſamen Art ſich befinde, daß ſie auch nach denen höchſten Häuptern ſich nicht richten, ſondern die höchſten Häupter ſambt deren Willen und Verſuchungen nach ihrer Richtſchnur reguliret wiſſen wolle, daß ſie keiner Gewalt weiche, keine Botmäſſigkeit reſpectire, ſondern wieder alle Macht bey deme bleibe, was ſie ſetzet und vorſchreibet. Fürſten haben zwar mehr als andere Leute ihren Willen, nicht aber dergeſtalt, daß ſie darbey aller Verantwortung und Rechenſchafft entübriget bleiben. Ich übergehe hier die hohen Göttl. Gerichte, von welchen auch kein gekröntes Haupt, wie hoch es ſich immer tragen mag, exemption und Befreyung erlanget. Könige und Fürſten müſſen auſſer dieſen auch einen ieglichen, ja ſogar Ihren geringſten Unterthanen in ihren Handlungen auf eine gewiſſe maße gleichſam zu Rechte ſtehen, und das Urtheils über dieſelbe von einem ieden gewarten, wer ſich nur zum Richter über ſie ſelbſt aufwerffen oder von andern beſtellen laſſen will. Und ſind Sie dieſer Beſchwerligkeit um ſo viel mehr unterworffen, ie heller Ihr Thun und Weſen durch den Glantz Ihrer Hoheit vorgeſtellet, und alſo die geringſte Anzeige eines übelſtändigen Fleckens an ſolchen Sonnen deſto eigentlicher erkennet wird. E. Dl.

können verfügen, daß gleich wie des Ambtmansweib unter die Aufwärterinnen des Adel. Frauenzimmers, alſo der Ambtmann ſelber unter derer von Adel Diener und Knechte geſtellt, oder da er ſich darzu nicht beqvemen wolte, zur Straffe ſeiner Wiederſetzligkeit ſeines Dienſtes verwieſen, nicht aber, daß ſolches von andern Leuten, ja Ihren eigenen Unterthanen gut geſprochen und gebilliget werde.

Es iſt das ſolenne Carmen im Eingange der gleichen Kleider-Ordnungen, daß durch übermäßigen Pracht Gottes Zorn, und mithin deſſen Straffe und Plagen über Land und Leute gereitzet werden. E. Dl. haben bereits in dieſen Ihren jungen Jahren bey iedermänniglich, der Sie kennet oder von Ihr gehöret, den nicht eben gemeinen Ruhm eines gewiſſenhafften Fürſten erworben. Ob nun bey der an heiligen Stätte abgekündigten Verordnung das Abſehen auf die Milderung göttlichen Zorns und Abwendung derer vor Augen ſtehenden Plagen gerichtet geweſen, laße Ich unbeurtheilet, und wird Deroſelbſt am beſten bekant ſeyn. Gewiß iſt es, abermahls mit E. Dl. gnädigſten Verſtattung zu reden, daß, wenn es dieſe Meinung gehabt, noch viel andere Sachen an Manns- und Weibsperſonen hetten abgeſchaffet werden müſſen. Ich maße mich nicht an, den Abgrund der Göttl. Gerichte und daher ergehenden Straffe auszuforſchen, kan Mir aber, ſo viel ich die Göttl. Gerechtigkeit kennen lernen, nimmermehr einbilden, daß Gott das Land meiner Frauen halber mit dergleichen heimſuchen, wegen der Mägdichen aber, ſo geringerer Condition, und alſo durch Gebrauch ſolcher Tracht allenfalls gröſſere Sünde begehen, verſchonen ſolte. Pracht und Uebermuth könnten E. Dl ohne Einrede eines Menſchen denen Ihrigen geſtatten, nicht aber vor Gott zuläßlich machen. Läßet ſich aber, wie Ich ſelbſt darvor halte, dieſe Kleidung an Jenen gegen Gott verantworten, ſo wird es auch Mir oder meiner Frauen zu ſtatten kommen.

Es iſt ſonſten nechſt deme die vornehmſte Urſache legum ſumptuariarum dieſe, damit durch Kleiderpracht und darzugehörigen Aufwand der Unterthanen Vermögen nicht verzehret, überflüſſige Unkoſten vermieden, und mit hin demſonſt daher entſtehenden Schaden und Abgang vorgebauet werden möge. Nun iſt das Kleid, welches E. Dl. zu ſo ungnädiger Andung veranlaßet, meiner Frauen Beſt- ja einziges Ehren Kleid, welches ſie von unſerer Hochzeit an bey allen Ehrengelegenheiten ungehindert getragen, und iſt dieſe Mode ſo beſtändig, daß ſie bey ſo vielen ſchädlichen Trachtwechſelungen bißher unverändert geblieben iſt. Solte meiner Frau dieſelbe benommen ſeyn, ſo würde Ich ſie nicht nur vor ietzo mit höchſten Unfallen von neuen kleiden, ſondern auch damit von Zeit zu Zeit der Mode folgen; oder ſie den Leuten zu Spott immer nach der alten Art aufziehen laſſen müſſen. Mein Vermögen erſtrecket ſich ſo weit nicht, daß ich viel auf Kleider anlegen könte. Ich habe Zeit meiner Ambtesbedienung ſo viel nicht vor mich gebracht, daß ich ohne merckliche Beſchwerde in meinem geringen Haußweſen etwas zu dergleichen hette verwenden können. Und da auch E. Dl. mit einiger Zulage mich zu begnadigen Sich könten bewegen laſſen, würde doch nicht wohl gethan ſeyn, mit ſolcher Eitelkeit durchzubringen, was mit beſſerm Rath auf künfftige Nothfälle bey zu legen were. Kleider Ordnungen wie erwehnet, ſind abgeſehen, die Leute bey Mittelen zu erhalten, nicht ſie derſelben zu entblößen, und zu unnöthigen Ausgaben zu zwingen. Nun könte dieſe Aenderung, wie nicht ohne öffentlichen Schimpff, alſo auch nicht ſonder empfindlichen Schaden geſchehen. Ich bin ſo erbietig als ſchuldig E. Dl. Befehlen und Verordnungen in möglichſten Gehorſam nach zu leben, verhoffe aber in Unterthänigkeit, es werden dieſelbe hierunter ſich eine ſolche maße gefallen laſſen, damit ein von Ihr mit einer eben nicht ſo gar geringen

Charge gewürdigter Diener zugleich bey Ehren, und mit vergeblichen Unkoſten verſchonet bleiben möge. Wir werden hingegen die bißher beobachtete Beſcheidenheit gebrauchen, daß mann nicht nur der andern Stück, deren man ſich dieſſeits E. Dl. zugebührenden reſpect geeußert, ſich ferner enthalte, ſondern auch dieſes, worüber an ietzo am meiſten zu thun, nicht auſſer dem Nothfall und höchſter Ehre gebrauchet werde. Will es auch von Deroſelben annehmen, nicht als eine Erhaltung meiner Befügniß, ſondern als eine Würckung gnädiger diſpenſation, welche von dem General-Geſetze mir ja mit eben der Billigkeit wird können ertheilet werden, wormit noch geringern ein vielmehrers geſtattet wird. Ich bin zwar nicht gewohnet, von E. Dl. in meinem Anſuchen erhöret zu werden, als der Ich mich keiner Bitte zu erinnern weis, die Mir Zeit meiner hieſigen Dienſte von Deroſelben were gewehret worden. Jedoch haben E. Dl. auf mein nechſt voriges, die verlangte Verbeſſerung meiner Beſoldung betreffend, vermöge eines mir nach Abfaſſung dieſes eingehändigten Reſcripts ſich ſo gnädig erzeiget, daß Sie mir ſolche nicht gänzlich abgeſchlagen, ſondern nur bis auf anderweite Beſtellung Dero Fl. Cammer zur Ruhe gewieſen, der Ich auſſer deme Dero gnädigſt beliebigen Zeit und Gelegenheit in unterthänigſter Geduld vorhin zu erwarten gehabt. Ich muß zwar billig zweifeln, ob E. Dl. nach dieſem bey ſo gnädigen Gedancken geblieben ſeyn. Kan mir aber in meine Sinne nicht faßen, daß ſie durch eine ſolche Urſache zu einer ungnädigen Verfügung gegen einen Diener ſich ſollten bewegen laſſen, wieder welchen auch die gefährlichſten Anzeigungen ſeiner Wiederwärtigen bey Deroſelben dergleichen niemahlen zu wercke bringen können; halte mich auch der Billigkeit meines unterthänſten Suchens dermaßen vergewiſſert, daß ich mich, nach Geſtalt der Sache eines beyfälligen Ausſpruchs von allen Regierungen, Facultæten, ja allen cordalen Hoff Leuten, da es an ſelbige kommen ſolte, verſichern wolte, kan daher mich nicht gar auſſer allem Vertrauen ſetzen laſſen, daß auch E. Dl. die hierunterwaltende Umbſtände in reiſe Betrachtung ziehen, und an der Schärffe Ihres Verbots nicht einige Milderung mir wiederfahren laſſen ſollten. Solte aber bey Deroſelben meine unterthänſte Vorſtellung ihren Effect nicht gewinnen, ſo müſte Ich es vor ein Zeichen etwa anders woher entſtandener Ungenade vermercken, und mit ſtiller Gelaſſenheit mich in Dero fernere Verfügung ergeben. Hat Gott über mich etwas wiedriges beſchloſſen, ſo werde Ich ſeinem niemahlen ungerechten Verhängniß nicht entgehen können, mich aber allenfals ſo weit darbey aufrichten, daß ich dergleichen wohl vor Gott, vor welchem niemand unſchuldig iſt, nicht aber bey Menſchen verdienet. Ich habe dem von Gott und E. Dl. mir anbefohlnen Ambte treulich, und nach dem Maße meines wenigen Vermögens, und ſo viel der Höchſte und die bey ſo vielfältigen Wiederwärtigkeiten erhaltene Kräffte zugelaſſen, embſich und alſo vorgeſtanden, daß Ich nebſt Gott von ieder männiglich, inſonderheit meinen Ambts-Unterthanen, ja E. Dl. ſelber das Zeugniß eines gewiſſenhafften und redlichen Verhaltens zu erlangen verhoffte. Meiner Mängel kan Ich nicht in Abrede ſeyn, tröſte Mich aber, daß die Vollkommenheit auch bey dem Größten nicht anzutreffen, iedermann recht zu thun, kan einen Menſchen nicht zugemuthet werden, als worzu Gott ſelber mit ſeiner Allmacht und Allwiſſenheit es nicht zu bringen vermag. Vor einen Menſchen wird ſo ferne Vertheidigung genug ſeyn, mit Wiſſen und Vorſatz nichts ungebührliches begangen zu haben.

E. Dl. empfehle Ich hiermit nebſt ſämbtl. Hohen Angehörigen in Göttl. Schutz zu Zl. beſtändigen

Wohlergehen, und Mich nebſt denen Meinigen zu Dero beharrlichen Hulde und verbleibe mit Ihrer gnädigſten permiſſion ſo lange als Ich leben und Dienſte leiſten kan ꝛc. S. den 5. November 1681.

N N.

Amtmann zu S.

2.

Zwei Briefe auf einer Reiſe von Metz nach Strasburg.

I.

Metz, den 16ten Auguſt 1784.

Ich weiß wohl, daß ein Reiſender wie die Sonne ſtets vorwärts gehn, und die beiden Enden ſeiner Kette hinter ſich laſſen ſoll, um ſie erſt nach ſeiner Rükkunſt wieder zuſammen zu knüpfen: allein der glükliche Strom der Vergeſſenheit fließt nur für Undankbare. Immer, guter Kutſcher, magſt du deine Räder mit jedem Morgen und jedem Abend ſchmieren, ich bin es doch, den du fährſt, mich und meine Erinnerungen!

Ich fange mit einer Anekdote an, wozu mir die vervielfältigten Schilder, welche die Wirthshäuſer der Straße zieren, den Stoff geben. Ich habe mich noch in den Zeiten der Kreuzzüge geglaubt, wo jeder Pilger ſeinen Patron hatte, und ſicher da eine Herberge fand, wo das Schild ſeines Schuzheiligen aushing. Mancher St. Jacob prangte auf allen Straßen. Im ſechzehnten Jahrhunderte herbergten die Hugonotten weder bey Heiligen, noch ſelbſt in den Wirthshäuſern, die das Schild eines Heiligen führten. Es war ein Schrekbild, welches gute, erzkatholiſche Wir-

the

ihe vor ketzeriſche Entheiligung bewahrte, und den Spionen zur Kriegesliſt diente, um die Schlupfwinkel der Reformirten und die guten Seelen zu entdecken, die ihnen Dach und Fach gewährten; und dem Kardinal von Lothringen Nachricht geben zu können, wohin der ſtärkſte Zufluß der Ketzer gehe. Dieſer friedliche Kardinal hatte ſeine Sachen ſo gut zu machen gewußt, daß er durch Hülfe ſeiner Spione alles erfuhr. Die Fallbrücken wurden aufgezogen, und es war verboten ſie niederzulaßen, wenn die Zahl der Reiſenden ſechs überſtiege. Das hieß, ſie friedlich der Inquiſition in die Arme liefern, die er ſo ſchon durch ſeine Erfindung der Lettres de cacher verſtärkt hatte.

Als die öffentlichen Unruhen unter dem Kriegsſtande, der nur zu unentbehrlich geworden war, unbeſtrafte Zügelloſigkeit eingeführt hatten, ſah man Vagabunden ſich von dem Augenblicke an zu Herrn von Adel umſchaffen, wo ſie die Trommel vor einigen zwanzig neugeworbenen Rekruten rühren ließen. Die Namen Jacques, Pierre, Maurice, taugten nun nicht mehr in ihren Kram, die Schilder der Wirthshäuſer wurden zu Hülfe genommen, und ſo entſtanden Herrn von St. Jacques, St. Pierre, St. Maurice. Man ſchlage nach, was der Marſchall von Vieilleville ſo drollig darüber geſagt hat.

Wäre ich Biſchof, ſo würde ich mir Meaux wählen; die eine Hälfte des Tages würde ich zu Meaux reſidiren, den Abend beym Coucher meines Königs ſeyn, und meinen Tag ſo treflich ausgefüllt haben. Nur den Biſchof von Chartres würde ich ſo glüklich wie mich finden. Auch empfand Frau von Maintenon dieſe beyden Nachbarſchaften ein wenig, und der ſanfte Fenelon noch mehr. O warum iſt Tellier nicht gezwungen worden, ſtets zu reſidiren! Ich mögte lieber ſeine ſchöne Figur zu Rheims, als am Hofe geſehn haben. Doch ich will in Ihr Gedächtniß die lezten Jahre jenes Königs nicht zurükrufen, der ſo oft beichtete, und die frommen Generale und die faſtenden Prälaten liebte; wo Sanct Cyr, mit Täublein des Himmels bevölkert, für das Glük der Franzöſiſchen Waffen, des Königs, der Herzogin von Bourgogne, und für die Freuden jener geiſtreichen Dücheſſe de Maine beſtändig neutral blieb. Damals liebte Boſſuet den Fenelon nicht mehr, Desmarais war zu Chartres, und Ludwig XIV haßte den Kärdinal von Bouillon, der zu Rom den Vertheidiger der Guyon beſchüzte. Welche Zeiten, welch eine Epoche! Ich zittre, wenn mir einfällt, daß ohne Villars, Ludwig XIV ſeinen Enkel, den er auf den Spaniſchen Thron geſezt, im Stich zu laſſen ſich anheiſchig gemacht haben würde. Chamillard war Miniſter; er gab dem Villars Gehör. Unter dem unbeugſamen Louvois wäre alles verlohren geweſen. Boſſuet, der im Louvre in Marmor prangt, hat zu Mez, hinter dem Hauptaltar, nur ein Grab; das Grab der Biſchöfe. Dieſe Beſcheidenheit entſpricht der Grabſchrift des Regenten des Königreichs unter Ludwig VII „hier liegt Suger!“ Doch ſo nah ſtehn Suger und Boſſuet in meinem Kopfe nicht beiſammen.

Zu Meaux war es, wo die Schweizer, unter des Obriſten Pfiffers Anführung, Karl IV wohlbehalten nach Paris geleiteten. Hier wurzelte zuerſt in dem Könige jener unüberwindliche Haß gegen die Hugonotten, die ſich ſeiner Perſon hatten verſichern wollen: er vergaß unglüklicher Weiſe, daß ſie auch ſeine Unterthanen waren.

Die Wälle ſind ſchlecht unterhalten. Ludwig XIV hätte gern alle Felder in ſeinen poligonen und hexagonen Verſchanzungen einflechten, und um ſeine Gränzpläze einen Feuer-Cordon mit Kanonen ziehen mögen. Jezt iſt man von dieſem Grundſaz zurükgekommen, und ich weiß nicht, ob man nicht beſſer thut. Von hier bis Chateau-Thierry iſt der Weg breit, und mit lachenden Hügeln eingefaßt. Sie wiſſen, daß der gute la Fontaine zu Chateau-Thierry geboren wurde, und ſeine Familie noch hier geliebt iſt. Vor nicht langer Zeit lebten noch zwei Nichten, und der König gab ihnen eine Penſion. Die Stadt iſt faſt ganz ſo gebaut, wie man gegen das Ende der Regierung Ludwigs XIII zu bauen pflegte: gros, ein langes Thor, und im Schlusſtein des Bogens ein Wappenſchild, dann Häuſer von zwei Stocken und einer Manſarde.

Nun bin ich zu Epernay, der Stadt, wo **Armand von Biron** bei einem Ausfalle von den Liguiſten getödtet wurde; jezt iſt nicht mehr, weder von ſeinen Wällen, noch fürchterlichen Thoren, die Rede. Den Eingang öfnet ein ringsförmiger Plaz, mit zwei Pavillons auf beiden Seiten, wo ich ungern mit großen Buchſtaben die Worte las: Maréchauſſée. Glauben Sie wohl, daß die Römer je über ein Gebäude **Hotel der Liktoren** geſchrieben haben? Man weiß nur zu gut, daß es böſe Menſchen giebt; warum es affiſchiren? Aber man affiſchirt heut zu Tage alles! Epernay iſt durch Vertauſchung gegen Sedan, an das Haus Bouillon gekommen. Turenne, den Mazarin zu gewinnen ſuchte, trug nicht wenig dazu bei. Wir fuhren zwiſchen den Weingärten von Mareuil, Ai, Arſi; giebt es wo geſegnetere? ich zweifle. Endlich hielten wir unſren Einzug zu Rheims, durch das Pariſer-Thor. Ein prächtiges Gitter, eine geräumliche Straße, wo alle Häuſer nach der Schnur ſind. Gewöhnlich haben ſie nur zwei Stocke. Glauben Sie wohl, daß der Hauptplaz, derſelbe, wo ſich der König in ſeiner ganzen Glorie und mit dem heiligen Oel geſalbter Stirne zeigt, blos ein enger Winkel iſt, der kaum ſechshundert Perſonen faſſen kann? Er reicht nicht einmal für das Gefolge des Königs hin, und wo bleibt dann das Volk, jenes Volk, dem zugerufen wird, das iſt euer König! und das im Namen von ganz Frankreich antwortet: **Es lebe der König!** Wo ſtekt's?

Man hat ein altes, abgedroſchenes Sprüchelchen, „Portal von **Rheims**, Schiff von Amiens, Chor von „Beauvais!“ Dies Sprüchelchen hat, was das Portal von **Rheims** anbetrift, ſeine völlige Richtigkeit. Es iſt von einer der Maſſe angemeſſenen Erhöhung; es herrſcht viel Uebereinſtimmung in den einzelnen Theilen, die von großer Leichtigkeit, und öfters von einer glüklichen Kühnheit ſind. Die Befeſtigungen, als Thürmchen, Warten, haben durch die Niedlichkeit ihrer Zierrathen, eine trügende Geſchmeidigkeit bekommen: man wähnt, daß der Meiſel nicht Stein verarbeitet hat: aber der ſchlechte Geſchmak des dreizehnten Jahrhunderts blikt durch: (denn das muß man ſich nicht einbilden, daß dies das urſprüngliche erſte Portal ſei.) Man ſchaut Niſchen und Niſchen, Patriarchen, Könige, Erzengel, Heilige in Mänteln, Heilige in ſtatu naturali, Hunde, Löwen, Sinnbilder ohne Zahl. Das Inwendige kommt bei weitem nicht der Schönheit des Frontiſpiz bei. Wir eilten zum Schaz. Ich konnte mich dabei einer Anwandlung von Verwundrung nicht enthalten. Was für ein winziger Schaz! Ich hatte mir eingebildet, von **Clovis** an bis zu Ludwig XVI wenigſtens ein Stük von jedem Opfer vorzufinden. Aber auſſer dem Kelch des **Clovis**, der vollkommen Kaiſers Karls des Großen ſeinem zu St. Denys gleichet, war bis auf Heinrich II auch nicht das geringſte vorhanden. Dieſer leztere hat eine ſchön gearbeitete Sonne, von zwei Fus in der Höhe geopfert, welche die Kirche vorſtellt. Dann ſieht man die von der Kapelle des Franz Herzogs von Guiſe, und die des Kardinals von Lothringen. Heinrich III hat ſeinem Kelch die Geſtalt eines Schiffs gegeben; es war dieſes eine traurige Anſpielung auf die Stürme, me, welche ſeine Regierung trübten. Selbſt an dem Tage ſeiner Krönung mußte er das ſchrekliche Uebergewicht ahnden, welches das Haus von Lothringen am Hofe erlangt hatte. Der **Dúc de Guiſe** erfrechte ſich den Vorrang vor dem **Dúc de Montpenſier** zu prätendiren: er war ſo kühn, überlaut zu ſagen, daß er eher ſeinen Degen dem **Dúc de Montpenſier** vor dem Altar durch den Leib rennen wollte.

Die Goldſchmidsarbeit hatte keine große Fortſchritte in Frankreich gemacht. Verſchiedene Könige hatten ſie verboten, und die Verbote waren bis auf Ludwig XII ſtrenge gehalten worden. Dieſer gute König hielt die Goldſchmiede für Sittenverderber. Er verfolgte ſie, und verhinderte doch die Contrebande nicht. Man verſchrieb von Venedig, was man an Goldſchmidsarbeit brauchte, und trieb's ſo weit, daß endlich Ludwig XII dieſen Artikel aus ſeinen Prachtgeſetzen wegſtrich. Unter **Ludwig XIII** fand ſie einen Beſchützer an dem **Bullion**. Das Glük, das **Varins** machte, munterte die Kunſt zu graviren auf. Unterdeſſen glänzte ſie doch nicht unter Ludwig XIV. Sie war ſchwerfällig, matt, mehr ſtark als ſchimmernd. Der Kelch Ludwigs XVI hat mir auch in dieſen Fehler zu fallen geſchienen. Er iſt ſehr wichtig, und von einer breiten Form. Der Glanz dieſes fettigen Goldes hat keine lange Dauer. Dieſe ſo feingeſtochenen Medaillons werden in weniger denn einem halben Jahrhunderte verwiſcht ſein; die drei Arten von Caryatiden, welche den Schaft formiren, erinneren an die alten, von drei Engeln getragenen, Kirchenleuchter, oder an die antiken, von drei Liebesgöttern gehaltenen, Gartenmuſcheln. Der Künſtler hat nicht in der Erfindung brillirt.

In der Sakriſtei traf ich keine von jenen bunten, den Diakonen und Königen, vor dieſem gewöhnlichen Dalmatica's an. Das allerälteſte Pluviale iſt von 1567, und vom Kardinal von Lothringen. Es iſt nichts weiter als der Saum oder die Verzierung davon übrig, womit man ein Stük Teppich gezieret hat, das den Fusſchemmel des Königs bedekte. Die von **Ludwig** XV gegebenen Pluvialen ſind äuſerſt modeſt. Der Regent, der die Krönung dirigirte, war nichts weniger als andächtelnd. Er liebte die Pfaffen nicht, die Ludwigs XIV Alter beunruhigt hatten, und noch, im Einverſtändnis mit den Parlamente, ſeine Regentſchaft mit Unruhe erfüllten. Die Pluvialen und Meßgewänder Ludwigs XVI ſind glänzend, aber zu leicht. Dieſe ſchienen Lorbeerblätter, werden gewis einſt abfallen, und was wird dann übrig ſein? Ich wünſchte, der Künſtler ſchaute ein wenig hinter ſich, wenn er mit einer ſo ſchönen Arbeit beſchäftigt iſt; das Wahre allein iſt ſchön, die Mode nie. Er muß durch die Art der Arbeit die Epoche bezeichnen, in welcher er arbeitete, aber ich heiſche Wahl dabei, und der pruriens ſtylus iſt nie von Dauer. Als ich dieſe Kirche verließ, rief ich, wie Graf **Caylus**, ſchmerzlich aus: **Wer wird mir Galliſche Alterthümer zeigen!**

Ich vergaß, Ihnen zu ſagen, daß das Evangelienbuch, auf welchem der König ſchwört, in Sklavoniſcher Sprache geſchrieben iſt. Der Vicekanzler des Czaars Peter I. der 1707 darin las, behauptete, daß es in dieſer Sprache verfaßt ſei. Der Einband iſt mit Perlenmutter und großen Edelſteinen geſchmükt.

Ueberall giebt's **Ciceroni's**. Wir haben den St. **Nicaiſe**, den enthaupteten Heiligen und ſeine Schweſter ſehen müſſen, die, und das von Rechtswegen, dem Büttel die Augen auskratzen will. Ich habe auch den zitternden Pfeiler geſehn. Es iſt ein äußerer Pfeiler, der zittert, wenn eine Glocke geläutet wird; die Erſchütterung iſt merklich.

Sie können leicht denken, daß ich nun meinen Weg zur Kirche des St. Remi genommen habe. Das Chor wurde aufgeſchloſſen: „Nun, wo iſt St. Remi, der große Heilige?“ — „Hier, Herr!“ antwortete der Schweizer; er wies auf einen Grabſtein, der fünftehalb Fus lang und zwei breit war. Da dieſer Stein auf der Erde liegt, und da man ſich zu St. Remi's Zeiten begnügte, ſtatt eine gemauerte Gruft zu machen, die Erde aufzugraben, und mit Mörtel oder Stein, den Körper ſeiner ganzen Länge nach zu bedecken, ſo habe ich daraus geſchloſſen, daß bei St. Remi

Ingens animus anguſto in corpore verſabat.

St. Remi war der Bernhard ſeines Zeitalters: er machte ſich durch Taufen, St. Bernhard durch Kreuzzüge berühmt. Beide haben ſich wohl um die Kirche verdient gemacht. Die Kirche des Kloſters St. Remi entſpricht der Baukunſt ihres Jahrhunderts. Ich bin der Meinung, daß vor Zeiten Stufen hinabgingen, und daß man den Boden erhöht hat. Sie hat nichts merkwürdiges; das Chor iſt ſehr einfach. In dieſem Chor hielt Leo IX ein Concilium, und verehrte zum Gedächtnis eine Krone, auf der 96 Wachskerzen, zum Sinnbild der 96 verſammelten Kirchenväter und des 96 jährigen Alters des heil. Remi ſtanden. Der Körper des Heiligen lag funfzig Jahre unter dem Stein am Eingang des Chors, und jezt in einem ſilbernen Kaſten, der in einem marmornen Grabmal ſteht, das, laut der Verſicherung eines Mönchs, eine Kirche, und rings darum, die zwölf Pairs von Frankreich vorſtellt. Man hat mir den Hirtenſtab des St. Remi gezeigt. Er hat oben einen Griff mit dem Schnabel von Gold, und iſt drei Schuh hoch; St Remi bediente ſich ſeiner wahrſcheinlich in ſeinem hohen Alter, oder er war klein. Der Cardinal Lenoncourt ließ bey ſeiner Rükkunft von Rom, das Leben des St.

Remi auf einer Tapete vorſtellen. Der Maler hat den Perſonen Tracht, Mode und Schnitt des Hofs Heinrich II gegeben. So ſah ich Kanonen auf einem Gemälde der Belagerung von Troja, und **Ludwig IX** den heil. Geiſtorden tragen.

Zwei Figuren, die zur Linken und Rechten des Hauptaltars ſtehn, und fleiſchfarben, mit königlichem Mantel, angeſtrichen ſind, ſtellen, die eine den guten **Ludwig**, den Sohn Karls des Einfältigen, die andre den **Lothar** vor. **Ludwig**, nachdem er die Krone durch die Ränke der Großen eingebüßet hatte, bekam ſie durch **Otto's** und des Pabſtes Beiſtand wieder, machte ſich um ſein Volk verdient, und ſtarb hier von einem Sturz mit dem Pferde. **Lothar**, der gute, kleine Regent, der ſeine Vaſallen ſich katzbalgen ließ, ſtarb an Gift aus den Händen ſeiner Gemahlin, der ſchönen **Emma** Beide Könige liegen an der Stelle begraben, wo ihre Bilder ſtehn, die Mauſoleen's Stätte vertreten. Die beiden Königinnen liegen unter einem zehn Fus hohen Leuchter mit vielen Armen, der von Kupfer, und mit Gold amalgamirt iſt. Einer Sage nach, ließ der Regent einem der Engel, die zu den Füßen des Leuchters ſind, den Kopf abſchlagen, weil er glaubte, daß das Ganze Gold ſei, oder dieſes Metall wenigſtens den ſtärkſten Theil der Compoſition ausmache.

„Nun?“ hör ich Sie fragen, „und das heil. Oelfläſchchen? Sie haben's doch geſehen?“ — Ja, ich habe es geſehen. Es iſt eine goldene und ſilberne Schüſſel, mit großen, hier und da angebrachten Steinen, und ziemlich bizarr wegen ſeiner Antiquität. In der Mitte iſt ein doppelter, dicker Cryſtall befindlich, darunter ein kleines Käſtchen, und den zehnten Theil dieſes Käſtchens nimmt das heil. Oel ein. Am Tage der Salbung öfnet man den Cryſtall, ſticht mit der Spitze einer Nadel hinein, und was an der Nadelſpitze hängen bleibt, wird mit der andern heil. Salbe vermiſcht, und zur Ceremonie verbraucht.

Vor dieſem wurden die vier gegebenen Geißeln in's Kloſter verſchloſſen; jezt iſt man nachgiebiger; man begnügt ſich am Eid, und die Franzöſiſchen Ritter folgen der Reliquie. Man ſieht die vier Fahnen der Geißeln von der Krönung **Ludwigs XII** aufgehangen. Dieſe Fahnen ſind weis, und führen das Wappen von Frankreich, und das Wappen der Ritter. Es waren die H. H. **de la Rochefoucauld, de Taleyrand, de Rochechouard,** und **de la Roche-Aymon.** Sie bleiben, ſo lange des Königs Regierung dauert, an dieſer Stelle; nach ſeinem Tode machen ſie andern Plaz. Man ſollte ſie aufbewahren; ſie könnten mit der Zeit zu Ahnenproben dienen. Man bewirbt ſich eifrig um den ehrenvollen Vorzug, ein ſolcher Geißel zu ſein, und hat nicht Unrecht. Der Hauptaltar iſt von einem ſchönen, alten Marmor. Der Boden iſt neuer Marmor; man zeigt einen Schmetterling, der auf dem Marmor gemalt zu ſein ſcheint, und darin verſteinert iſt.

Die Stadt hat weiter nichts merkwürdiges; ihre Spaziergänge ausgenommen, die wirklich ſchön ſind. Der Plaz **Ludwigs XV**, wo dieſer König aufrecht und mit dem Mantel bekleidet ſteht, hat nichts ſchönes. Warum hat man den König nicht als Ritter von einem ſeiner Orden, mit ſeinem Federhut in der Hand, oder der Krone auf dem Haupte, vorgeſtellt? Warum Lorbeern, wie Cäſar? Warum immer ein fremdes Coſtum? Darunter ſteht geſchrieben: Au meilleur des Rois. Année 1765. Dem Beſten der Könige, im Jahr 1765. Die Stadt iſt blos mit Mönchen und Canonicis bevölkert. Ihre Univerſität iſt berühmt. Es giebt hier einige Fabriken von einem leichten Tuche, das man **Schleſiſches** nennt.

In *Chalons ſur-Marne* fand ich nichts beſondres. Ein Stükchen Kay, ein kleines Schauſpielhaus, hölzerne, ſchlechtgehaltene Brücken, ein viereckiger Plaz von mittelmäßigem Umfang, ein zu ſchönes Rathhaus, ein ſpitziges Pflaſter — das iſt Chalons! Die Garde des Königs liegt hier in Beſatzung; ich würde ſehr verlegen ſein, wenn ich Ihnen angeben ſollte, was ſie hier thun. Sie ennuyiren ſich den halben Tag.

Auf dem niedlichen Weg von Chalons nach St. Menehoud, hat mich das Portal einer Kirche in einem kleinen Dörfchen frappirt. Es war Unſre liebe Frau zum Dornbuſch. Ich ließ ſtill halten. Das Portal iſt ſchön, die Bildhauerarbeit fein, und das Rebenlaub, welches den Cordon der Niſchen formirt, leicht hingeworfen. Man half mir aber ſchnell von meiner Verwunderung. „Herr! der König hat das Portal gebaut!“ — Vivat der König, der ſo ſchöne Sachen macht! — „Ja, „Herr, und Vivat Gott, der's ihm eingiebt“ — Recht ſo, gute Mutter, es lebe Gott und der König! — „Rathen Sie, Herr!“ — Und was? — „Sie rathen's nicht: das iſt fünfhundert Jahr alt! wie man ſagt.“ — Wie man ſagt; aber ich glaub' es: fünfhundert Jahr! Unter Ludwig IX — „Nein, Herr, es war nicht Ludwig IX, ſondern der heil. Ludwig!“ — Gute Mutter, das iſt einerlei; es war jener gute König, der ſo weiſe Verordnungen machte; dem von ſeiner Mutter etwas von dem Genius des Spaniſchen Alphons anklebte, der ihm gar wohl beikam; der aber auch von ſeiner Mutter einen ſtärkern Glauben an Wundern, als Hang zur Galanterie bekommen hatte, was auch die Liederchen des Thibault davon fabeln mögen, der ſo fromm und ſo boshaft war, und gern mit der guten Blanka umgeſprungen wäre, wie Heinrich von Normandie mit Leonoren von Aquitanien.

Ich trat nun in die Kirche, die aber ihrem Portal nirgends entſpricht. Man hat von Jahrhunderten zu Jahrhunderten gemauert und gebeſſert, bis Alles verdorben war. Man zeigt hier eine heil. Jungfrau, die in einem Dornbuſch gefunden wurde, und die ein Stern einem Hirten entdekte. Dies Wunder verbreitete ſich in toto orbe. **Ludwig IX** befahl eine Kirche zu bauen, und ſo entſtand das Portal und die Wallfahrten. **Karl VII** bat hier um Hülfe wider die Engländer; **Ludwig XI** reiſte auch zu dieſer Kirche, allein um die Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit vielleicht in einem von jenen Augenblicken zu erflehn, wo ſein Medicus **Coctier** ihn mit dem Tod bedroht hatte. Eine Herzogin von **Albemarle** that eine Wallfahrt, der Geneſung ihres Sohnes halber dahin. Es iſt eben die Herzogin, die ihrem Sohn gepulverte Reliquien ſtatt der Arzeneien eingab. Ein Brunnen hat ſich in dieſer Kirche aufgethan: allein man war beſcheiden, und eignete ſeinem Waſſer blos die Kraft zu, das Fieber zu vertreiben: man reicht jedem einen Trunk, allein für Geld, denn alle dieſe ſchöne Raritäten exiſtiren nicht gratis.

Mein Wagen rollt auf einem ſo ſanften Sand hin, die Straße iſt ſo ſchön mit Wieſen eingefaßt, wo hier und da Bäche murmeln; das Dorf iſt nur zwanzig Schritte von mir, keine ewige Mauer von Leim oder Steinſchichten; keine wucherige Strohhütten; nein, reinliche Wohnungen mit röthen Ziegeldächern. Jedes Häuschen iſt durch einen Garten von dem andern geſchieden, und die Länderei liegt davor. Heerde, Pferd, Kind, alles iſt da beiſammen, alles ſpringt und ſcherzt durch einander her. Ein Dorf von 200 Häuſern iſt auf dieſe Weiſe über eine halbe Stunde lang, und hängt mit dem nächſten Dorfe zuſammen. Von St. **Menehould** bis Islettes habe ich mich an der Fruchtbarkeit dieſes Thals von

Montmorenci gewider, die „Sitten“ ſind allerliebſt. Schönes Obſt, ein Baum an dem andren, helle Bäche, kleine Anhöhen, fleißige Cultur! Der Fus der Bäume iſt mit Dünger beſchüttet, damit das Erdreich nicht zu dürr werde. Es thut mir wohl, wenn ich an dem Landmann Fleis und Sorgfalt auch im Detail entdecke.

St. Menehould iſt eine kleine Stadt, die gut vertheidigt und durch den Aufenthalt Ludwigs XIV berühmt wurde, den ſeine Liebſchaften, **Mamſell de Montpenſier**, **Fouquet**, und eine Menge andrer hieher begleiteten. Von hier gingen ſo viele Endreime und ſo viele Sonnetten aus, die den „Sürintendanten“ die Zeit vertrieben; hier nahm auch jenes Gericht ſeinen Urſprung, das man nicht mehr auf unſern Tafeln antrift, **Füße à la Sainte-Menehould.** Ihre Befeſtigungswerke ſind verſchwunden, und die Häuſer ſind meiſtentheils von Bakſtein. Der Hauptplaz iſt viereckig, aber zu ſchmal. Die anliegenden Gebäude ſind ſchön. Unter dem Brod ſchienen mir viel Raden zu ſein, und den Wein verfälſcht der Bauer mit Birnmoſt. Man lebt hier wie in kleinen Städten. Man iſt den ganzen Morgen in Schlafmütze und Schlafrok: man raucht in ſeiner Thüre mit aufgeknöpften Bauch ſeine Pfeiſe. Ein winziger Buchhändler, der auch ein halber Buchbinder iſt, hilft den hieſigen Gelehrten mit Büchern aus.

Die Landſchaften ſind noch immer ſchön. Der Wald von **Orveaux** liegt zu meiner Linken. Aus dieſem Walde kommen die Flaſchen, worin man den brauſenden Schampagner kerkert. Adliche Glasmacher blaſen hier das Glas, und machen ſich den Spas, den Neugierigen Ratten mit gewundenen Schwänzen zu präſentiren. Man füllt ſie mit Waſſer, bittet hinein zu blaſen; der Schwanz beſprihet das Geſichtchen der Madam, und giebt den feinen Wizlingen Stoff zum Gelächter. Dieſe Glashütten erſtrecken ſich auf vier „Lieues“ weit. Man trift auch Eiſenhammer und Brennöfen an. Zu **Clermont in Argonne** ſah ich eine Einſiedelei: nie iſt mir eine ſchönere Ausſicht und wollüſtigere Einöde zu Geſicht gekommen. Eine ſchlängelnder, von den biegſamen Wipfeln der Eiſenbeerbäume oben bedekter Pfad führt hinauf. Die Ausſicht öfnet ſich immer mehr, ſo wie man höher kömmt, und der Blik weilt auf einem geſegneten Thal. Eine kleine Umzäunung bezeichnet den Bezirk des zu glüklichen Kläusners. Er ſäet und ärndtet in Frieden; dies Glük iſt nicht jedermann gegeben. Seine Kapelle ſteht Allen, die wollen offen: was könnte man ihm ſtehlen? Eine verunſtaltete **Magdalene**? eine heilige **Anna**, welche die heil. Jungfrau in einem Buche leſen läßt? — Die Stadt hat nichts, das erwähnt werden könnte. Der Reichthum des Landes beſteht in Holz, Glas, Käſen. Ich habe zu **Clermont** etwas geſehen, was man vorzüglich auf die Schweiz deutet: die Kühe kamen des Abends heerdenweis, ohne Treiber, auf das einzige Duten mit einem Horne, zurük; jede trennte ſich von der Heerde, und ſuchte ihren Stall.

Unſer Kutſcher hatte ſeine Familie drei Lieues von hier: er gedachte des Sprüchworts, du ſollſt Vater und Mutter ehren, warf ſich in ſeinen Sonntagsſtaat, und brachte, mit unſrer herzlichen Einwilligung, den ganzen Abend und die ganze Nacht bei ſeinen Eltern zu.

Verdün iſt nicht mehr, was ſie war; ihre Wälle ſind ſchlecht unterhalten. Der Biſchof iſt einer von den Biſchöfen Frankreichs, deſſen Wohnung keine ſchönere, beſſere Vue haben kann. Im Geſicht ſeines Pallaſtes liegt die Citadelle, welche der Marſchall von **Marillac** gebaut hatte. Sie erinnern ſich, daß eins von den Hauptverbrechen, deren man ihn anklagte, der Umſtand war, daß er das Geſchütze der Citadelle gegen **Champagne** gerichtet habe, ſtatt ſie nach der Lothringſchen Seite zu befeſtigen. Der Cardinal von Richelieu war ſinnreich in der Kunſt, die, welche er haßte, zu Boden zu drücken. Hieher wurde der Marſchall aus dem Schloße von Sainte-Menehould gebracht. Es wurde ein eignes Gericht niedergeſezt, um ihn zu richten. Es beſtand aus vier Suppliquen Meiſtern, zwei Präſidenten, und zwölf Räthen des Parlaments von Burgund. Aber dies Gericht wurde aufgehoben, weil es dem Marſchall geſtattet hatte, ſich durch Thatſachen und Schriften zu rechtfertigen. Man brachte ihn von Verdün nach Pontoiſe, von Pontoiſe nach Ruel, von Ruel auf das Rathhaus von Paris, wo er gebunden und geknebelt auf das Blutgerüſte geführet wurde. Man bricht bei der Vorſtellung dieſes Verfahrens in den Ausruf aus:

Qualis erat…
Quantum mutatus ab illo Hectore, qui…

Es betraf Heu, Stroh, Steine, Holz, Kalk: er zeigte die Briefe des Königs vor, die ihn dazu bevollmächtigten.

Ich komme wieder auf Verdün zurük. Die Kathedralkirche iſt gut erhellt; ſie iſt von ſchwarzem Marmor, ſo wie der Boden des Chors: das übrige der Kirche iſt von einer ſonderbaren Naktheit.

Sie ſehn, ich habe die dragées de Verdun, die ſo berühmt ſind, nicht vergeſſen: füllen Sie Ihre Bonbonniere damit an, und denken Sie, daß der Zucker, der uns von Freundes Hand kömmt, weit beſſer ſchmeckt.

Jezt bin ich in Metz; an wie viele Auftritte aus der Geſchichte, an wie viele Belagerungen, an wie viele Stürme, wird ſie nicht dieſer Name erinnern: an Karl V, Philipp II, die Engländer, an Guiſe, von dem Hub des Franzöſiſchen Adels begleitet, die Hand am Schubkarrn, die Faſchine auf dem Buckel. Hier fing jener Cardinals-

Krieg an, der ſo viel zu lachen gab. Hier hielt ſich Richelieu auf ſeine Huth, und verſchanzte ſich, während daß er Sedan angriff. Auch ſieht man Citadelle auf Citadelle. Hier iſt es, wo ein König in ſeiner Macht erſcheint; am Hof ſieht man ihn blos im Prunk. Wenn man überlegt, daß Alles unter dem Befehl eines Einzigen ſteht, und daß auf ſeinem Wink Tod, Blutbad, und Feuersbrünnſte mit Blitzes Eile beginnen: ſo zittert man. Wie theuer muß den Königen das Andenken von Philipp dem Schönen ſein! Er war es, der das Ban, das Arrière Ban, aller dieſer Vaſallen Aufgebote müde, deren Miliz nach Verlauf der beſtimmten Zeit wieder auseinander gieng, und alle Unternehmungen erſchwerte, der, ſage ich, zuerſt den perſönlichen Dienſt in Geld verwandelte, durch dies Mittel eigene Soldaten hielt, und ſeinen Nachfolgern eine Taktik und Kriegsmacht hinterließ, die Ludwig XIV nebſt der Uniform, ſich ganz eigen zu machen wußte. Was kann man nicht mit Regimentern ausrichten!

Der Aufenthalt zu Metz muß angenehm ſein. Der Staab iſt anſehnlich. Die beiden Chefs werden geſchätzt. Ich habe die Ehre, den einen, den Grafen von Caraman, zu kennen, der mit ſeltenen Kenntniſſen, mit der Liebe für Künſte, und den Eigenſchaften ſeines Standes, eine nicht gemeine Dienſtgefliſſenheit und das beſte Herz vereinigt. Er war eben auf ſeiner Journée begriffen. Zu Metz iſt ein abliches Männer- und Frauen-Capitul. Der Biſchof hat ein unermeßliches Einkommen. Er iſt ein Montmorenci, ein in Frankreich ſo werther Name. Ich weiß nicht, ob ich irre, allein ich muthmaße, daß ihm der Cardinalshut verſprochen iſt: er wird alſo der erſte Biſchof und erſter Cardinal dieſes ganz kriegeriſchen Geſchlechts ſein. Die Aebtiſſin des ablichen Frauen-Kapituls von St. Peter iſt Madame de Choiſeul. Geſtehn ſie, daß die Capituls ein guter Einfall ſind. Sie

zie

geben ein anſtändiges Aſyl für Fräuleins ab, verſchaffen ihnen ein gutes Auskommen, das ſie nicht hatten, und eine geachtete Freiheit. Ich wollte, daß dergleichen Anſtalten zahlreicher wären, allein ſeit geraumer Zeit macht man keine Stiftungen mehr; kaum daß man die ſchon vorhandenen unterhält. Die Damen haben Präbenden von 2000 bis 3000 Livres. Das macht zu Metz etwas aus. Unterdeſſen kenne ich doch einige, die in der Nothwendigkeit ſind, Hofmeiſterinnen abzugeben. Könnte man nicht ein Dutzend Nonnenklöſter in fünf oder ſechs Capitals umſchmelzen? — Denkmäler? — Keine! Die Hauptkirche iſt ſchön, ihr Schiff leicht und erhaben: ſie gleicht nicht dem, was man unter Gothiſcher Baukunſt verſteht. Ich hoffte die Begräbniſſe jener kleinen Könige von Auſtraſien zu finden, die ſo kriegeriſch geſinnt waren, und ſo gut von ihren Maires du Palais, ihren Müttern, und Concubinen, bei der Naſe geführt wurden; mordend und ermordet; vergiftend und vergiftet; entthronend und entthront; in Klöſter ſperrend und geſperrt; allein ich traf nichts an; man hatte ſie aus dem Wege geſchafft. Der Himmel verhüte, daß die Chorherren wieder ihre Kirche weißen, noch das Model des neuen Chors ausführen laſſen, das ſie mir zeigten. Der Hauptaltar iſt eingeſchloſſen, wie in den alten Kirchen: er liegt am Ende des Schiffs. Man verlangt jezt Altäre auf Römiſche Art, ohne zu überlegen, daß die Römiſchen Kirchen ein Kreuz formiren.

Die Sakriſtei iſt ſchön und mit Geſchmak verziert.

Wir ſind viel gegangen, viel hinauf und hinabgeſtiegen: bei jedem Schritt ſtößt man auf eine Schildwache oder Hauptwache. Wenn Sie ſich der Apoſtrophe des h. de la Chalotais gegen die Consignes erinnern, ſo glauben Sie, daß wir ſeiner gedacht haben. Mit einer Schildwache kann man nicht eine Tugend um einen

Thaler kaufen. Der Soldat iſt kein Handelsmann; die Soldaten werden ſo gut exercirt, als es der Dienſt erfodert; je weniger Muße man ihnen läßt, deſto beſſer werden ſie. Einige waſchen ſelbſt ihre Wäſche. Bilden Sie ſich nicht ein, daß es Soldaten wie die des Generals Potemkin ſind, die Manſchetten und keine Hemden, Puder in den Haaren und keine Strümpfe hatten. Nein, ich habe Strümpfe und Hemden waſchen ſehn. Ich habe geſehn, wie der Officier ſeinen Arm an Madame la Bourgeoiſe gab: man nimmt, was man kann; Sie wiſſen nicht, was das iſt, Garniſonleben.

Man zählt 6000 Seelen zu Metz; es giebt hier 51 Pfarreien. Es iſt Gebrauch in den drei Biſthümern, daß nach Oſtern jedes Kirchſpiel ſeinen Umgang hält. Die Communicanten folgen der Kirchen Fahne, und hier kann man die Volksmenge beurtheilen, wohl verſtanden, wenn jeder, als guter Chriſt, ſich unter ſeine Kirchſpiels-Fahne einfindet, die vor dieſem die Standarte der Gemeinden, und die Municipal-Oriflamma war. Das Sprüchwort iſt falſch, daß es kein Land ohne Herrn gebe; es gab Völker ehe es Könige, und Gemeinden, ehe es Herrn gab. Die Eroberer ſtifteten Lehne, und die Statthalter machten ihre Statthalterſchaften erblich; ſo entſtand das Lehnweſen, und ſo fielen unter ihrem Schwerd, die Gemeinden. Die Fahne des Pfarrers figurirt nicht mehr in den Heeren: jezt dient ſie blos an Feiertagen einen andächtigen, feierlichen Aufzug zu eröfnen und anzuführen, und alle Chriſten zu vereinigen. Es iſt nicht mehr das Wappen einer Stadt, ſondern das Bild eines Heiligen. Man iſt in Lothringen fromm, und thut Recht.

Metz dient Nancy, Thionville und andern Städten zum Stapel. Die Moſel ſezt ſie mit Trier, Coblenz, Mainz, in Verbindung. Es giebt hier Holz, folglich auch Eiſenhammer und Kohlen; der Wein iſt hoch an Farbe und ohne Feuer. Das Gemüſe iſt treflich, und der Tiſch im Herbſt der Rothkehlchen, Ortolanen und Mirabellen wegen berühmt. Der Arbeitsmann giebt ſeine Arbeit zu höchſtniedrigen Preiſen: 12 Sols! Wie kann er leben? A Deo factum eſt. Gott thut manches für dies arme Volk.

Leute von großen Glüksumſtänden giebt's hier nicht, und der Mäßigkeit ſeiner Einkünfte wegen, könnte das Parlament zu **Metz** mit dem Areopag Griechenlands verglichen werden. Die Damen gehn hier modeſt gekleidet. Wenn in Frankreich ſich die Damen in den engern Gränzen des Luxus einſchränken, ſo bedeutet das nichts Gutes. Sie ſind der Puz der Franzoſen; dieſe Nation liebt durch ſie zu glänzen, und mancher Franzoſe, der kaum einen Ring am Finger trägt, ſchmükt freudig die Ohren ſeiner Dame mit Diamanten. Hier tragen die Frauenzimmer einen Hut auf dem Kopf, Kleider von Kattun oder Leinwand; und weder Paniers, noch Bouffantes noch Culs. Sie haben, wie **Nanine**, eine Taille und Lenden. Ich weiß nicht, wohin ſich die jungen Leute, und überhaupt Alles verkriecht, was bürgerlich gekleidet geht; dieſe Kleidung iſt hier nicht der bel habit: die Uniform behauptet den Vorzug. Ein Stük des Handels iſt in den Händen der Juden, die ſich auch mit Wechſelgeſchäften abgeben. Man behauptet ja, daß leztere eine von ihren Erfindungen ſind. **Philipp Auguſt** verjagte ſie mit einer unerhörten Uebereilung aus dem Königreich. Von den Juden bis zu den Tempelherrn, von den Tempelherrn bis zur Sicilianiſchen Veſper, von der Veſper bis zu den Dragonaden, und von dieſen bis zu den Jeſuiten, iſt nur Ein Sprung. Die Geſchichte wird wenig Expeditionen aufweiſen können, die mit gleicher Geſchwindigkeit, wie die obgenannten, geſchehn. Die Juden hatten viel zu wenig Zeit, um ihr Vermögen mit nehmen zu können. Sie erſannen die Wechſel, um der Raubſucht der Cours des Monnoies vorzubeugen; das Mittel glückte. **Bremen**, **Hamburg**, machten Gebrauch davon; die Holländer bedienten ſich der Wechſel, und endlich auch die Franzoſen. Sehen Sie, ſo hängt alles an einander. Ohne die Vertreibung der Juden, würden wir keine Wechſelbriefe haben, ohne die Wechſelbriefe würde man weniger gereiſet ſein, und ohne die Reiſen wären wir vielleicht weder ſo reich, noch ſo glüklich, noch ſo civiliſirt, als wir ſind. Der Handel bekam Flügel; die Circulation triplirte ſich. Der Kredit, das liebe Kind des Handels, gab allen Nationen einen idealen und aufmunternden Reichthum; alle ſchienen reicher, als ſie waren. Die fremden Sprachen vervollkommten ſich mit einer unglaublichen Schnelligkeit durch das Reiſen: und daß wir jezt nicht eine einzige, allgemeine Sprache haben, daran ſind weder die Kaufleute noch die Reiſenden Schuld.

Auch die Eroberungen trugen viel dazu bei, die Sprachen auszubreiten. Die Sprache des Siegers wird gar bald überall verſtanden. Die Sprache **Karls des Großen** war faſt allgemein geworden. Unter den Regierungen **Ferdinands des Katholiſchen** und **Philipps II** ſahn die Spanier die ihrige faſt an allen Höfen in Flor. **Catharina von Medicis** führte die Italieniſche Sprache in Frankreich ein, und **Ludwig XIV** machte die ſeinige bei ſeinen Nachbarn beliebt. Handel und Eroberungen ſind alſo die beiden Triebfedern, welche eine Sprache zu akkreditiren vermögen: man könnte noch hinzuſetzen, daß gute Schriftſteller ſie ſchäzbar und geehrt machen, und daß die gezwungenen Auswanderung der Franzoſen unter **Ludwig XIV** nicht wenig zur Ausbreitung ihrer Sprache beitrugen.

Ich komme wieder auf die Juden. Ihnen verdanken die Franzoſen ihre Kapitaliſten, und ihre Agioteurs en fonds royaux. Da die Juden keine liegende Güter beſitzen konnten, ſo arbeiteten ſie im Finanzweſen. Das Geld ging aus einer Hand in die andre, wucherte, ohne daß es in der Hand zum Vorſchein kam, und das Reſultat wurde faſt immer durch Papier vorgeſtellt. Troz aller Edikte, gewannen ſie durch ihre Induſtrie Geld auf Geld, und die Könige konnten mit allen ihren Drückungen nichts weiter ausrichten, als es noch mehr in Umlauf zu ſetzen. Spanien gab davon unter jenen Gothiſchen Königen das Beiſpiel, wo die Juden die General Finanz-Einnehmer waren. Pohlen folgte von Zeit zu Zeit dieſer Methode

Zu Metz war es, wo Ludwig von einer Krankheit befallen wurde, die ihn bis an die Pforten des Grabes brachte. Man ließ ihn zwölf Stunden lang für tod auf ſeinem Bette. Ein Wundarzt rief ihn wieder in's Leben zurük, und dieſe Auferſtehung war ſeinen Volke unendlich theuer. Der Monarch gewann den Beinahmen des Vielgeliebten. Er hatte ihn dem guten Panard zu verdanken, der das Refrain ſeines „Vaudeville daraus machte, und ſo ſeinem Könige ein rührendes Epithet erwarb. Von hier entfernte ſich damals, mit der Verzweiflung im Herzen, die liebenswürdige und zärtliche Frau von Chateauroux, die man mit der Busfertigen la Valiere vergleichen könnte. Sie fühlte, daß eine Favorite, nach dem Tod eines Fürſten, ſelten noch Freunde findet, und man weidete ſich daran, ſie dieſe grauſame Bemerkung machen zu laſſen.

Es regnet. Mein Zeitvertreib iſt Kaiſers Joſeph II Bildnis. Er hat auf eben dem Zimmer gewohnt, wo ich wohne. Es war den 13. April 1777. Sein Aufwand belief ſich in drei Tagen auf 40 Karolinen. Er hatte blos zwei Lohnbediente. Welche Lehre! Aber ſie wird verlohren gehn. **Franz I** ging oft zu Fus zu einem Schöppen, Anwald, Bürgermeiſter, zu Gaſt; er wohnte auch Hochzeitſchmäuſen bei. **Leopold** that ein Gleiches. Bei **Leopold** fällt mir ein, daß einem **Man** ſagt! nach, von ihm der train de route der Kaiſer herſtammt. Einer von ſeinen Kutſchern hörte etwas, das Geheimnis bleiben ſollte, und verrieth es. Von dem Augenblik an fuhr **Leopold** nicht anders mehr als mit Poſtillion, und recht lang geſpannt. Das hat man beibehalten.

II.

St. Marie aux Mines. 1784.

Nie ſoll noch ein Verſprechen beſſer gehalten worden ſein: Sie ſollen Alles erfahren. Des Tages die Augen offen haben, und ſobald es Nacht wird, ſie ſchließen; das iſt ohngefähr das Leben eines Reiſenden. Ich will Ihnen einige Stunden Ruhe widmen, und mich recht wohl befinden.

Wir reiſen jezt wie weiland **König Cyrus** reiſte, wie **Herodot** behauptet, das heißt, mit Extrapoſt. **Karl VII** führte die Poſt in Frankreich ein; allein es ging wie mit allen neuen Dingen im Anfange: ſie wurde ſchlecht bedient. **Ludwig XI** richtete ſie von neuem ein, und ſie that ihm große Dienſte. Man erinnert ſich jezt blos des Wiederherſtellers, und nicht mehr **Karls VII.**

Die Straße von **Meß** auf **Nancy** iſt eine der gebahnteſten und garnirteſten: der Boden iſt fruchtbar, das Land vortreflich angebaut. Wieſen, Waizen, Flachs, Vieh, Leinwand, das ſind ohngefähr die Hauptprodukte.

Die Waldungen ſind häufig: oft ſchlängelt ſich der Weg am Fus von Hügeln und längſt dem Fluſſe hin.

Pont à-Mouſſon liegt in einem Grund. Dieſe Stadt iſt nicht mehr, was ſie war. Es iſt jezt weder die Rede von ihren Schulen, noch Profeſſoren, noch Univerſität: es iſt blos ein Noviciat der Brüder von der Doctrina Chriſtians, Ignorantiner genannt. Ich begreiſe nicht, warum man nicht ſtatt eines, oft noch ignoranteren, Küſters, in jedem Dorfe einen von dieſen Brüdern anſtellt. Es iſt wahr, die Pfarrer würden genirter ſein, und ihre Küſter nicht mehr nach Gutdünken fortſchicken können; deſto beſſer!

Nancy iſt eine der am beſten ausgezierteten Franzöſiſchen Städte. **Paris** enthält, ohne Widerrede, weit mehr groſſe und ſeltene Denkmäler, allein es herrſcht doch nicht im Ganzen, das Vollſtändige, der Ton, Architekturſtyl, und die Regelmäßigkeit, wie zu Nancy. Es iſt dies die Folge der Oekonomie des Königs von Pohlen, **Stanislaus.** Dieſer König, der lange bloßer Woywode und weit entfernt war, ſein künftiges und ſtürmiſches Geſchik zu ahnden, ſah ſich durch eine von jenen Sonderligheiten zum König gewählt, die ſich die Politik zu Zeiten erlaubt. Karl XII, des Stanislaus erklärter Beſchützer, machte dieſem Könige viele Feinde, der zweimal gewählt und zweimal entthront wurde. Er war glüklich, daß er einen alten Miniſter fand, der ſich verbunden glaubte, ihm beizuſpringen. Der Franzöſiſche Geſandte rettete ihn, und **Stanislaus** wurde zu **Weißenburg** vergeſſen, wo er ganz in der Mittelmäßigkeit lebte. Ich habe Offiziere gekannt, die damals bey ihm aus und eingingen und die ihm, der Simplicität ſeiner Sitten und ſeiner Biederheit wegen, das zu einem Regenten erfoderliche Genie abſprechen; ſo ſchief wurde Zaar Peter I beurtheilt, weil er einen Zwickelbart hatte, und den jungen König auf ſeigen Armen in der Gallerie von Verſailles herumtrug. Seine Tochter, Maria Sophia, lebte wie ein Bürgermädchen; die ſtolze Opalinska, ihre Mutter, beſchäftigte ſich mit dem Hausweſen. Welche Lage! welch ein Gemälde! Unterdeſſen war dieſe, ſo bürgerlich und häuslich lebende, Familie glüklich, und klagte nicht, ob ſie gleich das Buch des Schikſals auf immer für ſich geſchloſſen glaubte. Maria Sophia verdiente ſich etwas mit ihrer Händearbeit. So webte Penelope, ſo wuſch Nauſica die Hemden ihres Vaters, und ſe that Maria von Medicis, was weiß ich, Alles! Maria Sophia, als ſie Königin von Frankreich geworden war, erinnerte ſich eine Dame zu Strasburg, die ihr vor Zeiten Dienſte geleiſtet hatte, und erröthete nicht, ſie dankbar zu empfangen! Ach, Ew. Maj ! ſchrie mit ofnen Armen die gute Dame, welch' ein großes Glük! Dies iſt der Pendant zu dem Bauer Heinrichs IV. Ein Hirte zu Bearn, Zeitgenoſſe Heinrichs IV, war ſein Gefährte bei ſeinen Streifereien durch die Gebürge von Pau geweſen, und hatte ihm, in reiferem Alter, viel Beweiſe ſeiner Freundſchaft gegeben. Als Heinrich den Thron beſtiegen hatte, kam der Bauer, um ihm Glük zu wünſchen. Er fand den König in der Gallerie von Fontainebleau, und rief ſchon von weitem, Heinrich! Heinrich! indem er mit Armen, Hut, und ganzem Körper zappelte. Der König that, als ob er es nicht gehört hätte. Der Bauer ging traurig weg, als ihn der König rufen ließ. Aber der Augenblik, der gute Augerblik des Fiebers der Freude, der Innigkeit, der Freundſchaft, war vorüber. Wißt ihr wohl, ſagte der Bauer, daß ihr ſtolz geworden ſeid, ſeitdem ihr König wurdet? Als ich meinen Spek und meine Bohnen mit euch theilte, wart ihr's nicht, nein! — Maria Sophia betrug ſich ungleich gütiger. Aber wie kam ſie auf den Thron von Frankreich?

reich? Das iſt eins von den Wunderwerken, über die man erſtaunt. Warum wurde **Leopolds** Tochter nicht Königin? davon weiß jedermann die Urſache. Warum wurde die Infantin zurükgeſchickt? das iſt das Geheimnis des Regenten, der, wie bekannt, ſeinen Ehrgeiz und ſeine Launen hatte. Wie fiel Lothringen an Frankreich? Das hatte der Kardinal **Fleury** nicht vorausgeſehn, als er den Krieg anfing. . Wie wurde **Stanislaus** Herzog oder Regent von Lothringen? das iſt etwas, womit ſich **Stanislaus** nie ſchmeicheln konnte, und was dem Kardinal **Fleury** unendliche Ehre macht, der ſo den Vater ſeiner Königin verſorgte. Warum haben die Herzoge von Lothringen in den Tauſch ihres Landes, unter den Bedingungen gewilligt, die man ihnen vorlegte, und bei denen ſie ſich jezt ſo wohl befinden? — Das wird die Geſchichte uns dereinſt erzählen.

Endlich war das ſchöne Lothringen, nach welchem dem **Richelieu** und **Ludwig XIV** ſo ſehr lüſterte, wohin lezterer ſo oft und unter ſo leichtem Vorwande, Armeen ſchikte, und weswegen er zu Paris den Prinz **Karl** mit ſo groſſer Sorgfalt bewachte, — endlich war es an Frankreich gekommen. **Stanislaus** beherrſchte es, und machte ein neues **Salent** daraus. Dieſe Benennung trift im ganzen Verſtande ein; ſo lange der König lebte, kannte man hier Sitten und Wohlſtand. Er that für das öffentliche Wohl und für die Unterſtüzung der Armen ſo viel, als ein König thun kann. Er hatte in den Flekken Magazine anlegen laſſen, wo das Getraide zu niedrigen Preiſen an die Dürftigen verkauft wurde. Er hatte einen Fond von 100000 Livres niedergelegt, wo das Geld an Kaufleute und Negotianten zu zwei Procent ausgeliehen wurde. Die höchſte Summe, die einer borgen konnte, war 10000 Livres. Es war ein eigener Gerichtshof etablirt, um gratis die Streitigkeiten der Klagenden zu unterſuchen, und gleichfalls gratis die Prozeſſe zu entſcheiden. In der Provinz war ein herumziehendes Spital, das ſich an die Oerter begab, wo Krankheiten ſeine Gegenwart nöthig machten. Welche treſliche Stiftungen! Jezt iſt Nancy, was die Römer zu Seneca's Zeiten waren:

Foris nitent, introrſus miſeri ſunt.

Der königliche Plaz, wo Ludwigs XV Bildſäule zu Fus ſteht, iſt klein, aber regelmäßig, edel und niedlich. Man könnte über zu viel klagen. Dieſe goldenen, waſſerleere Brunnen, ihre zierlichen Kufen, ſind an einem öffentlichen Orte deplacirte Zierrathen. Das Komödienhaus, die Intendanz, das Rathhaus, das Hôtel des Fermes, liegt an dieſem Plaz. Die Statue Ludwigs XIV iſt gut, aber die vier Tugenden, die ſie umgeben, ſind viel zu kleine Tugenden. Der Teraſſe zu Nancy fehlt nichts, als etwa ſo häufig beſucht zu werden, wie das Palais Royal zu Paris. Man hat's ſchon oft geſagt, und die es nicht glauben wollen, thun Unrecht: Menſchen ſind die ſchönſte Verſchönerung der Städte. Rom glänzte nicht ſowohl durch ſeine öffentliche Bäder und ſeine Circuſſe, als vielmehr durch ſein unzähliges Volk, das nach allen öffentlichen Plätzen ſtrömte, und um Brod und Schauſpiele bat.

Ich begreife, warum dieſe Lehre dem Stanislaus nicht einleuchtete. Er hatte einen Hof, der nicht, wie das Sprüchwort ſagt, der Hof ohne Köpfe war. Er war von Perſonen umringt, die ſich in der Litteratur ausgezeichnet haben. Die H. H. von Beauveau, Treſſan, St. Lambert, Boufflers, Frau von Chatelet, König, Voltaire, waren lange an dieſem Hofe. Voltaire ſchrieb die Geſchichte Carls XII, und Stanislaus diktirte ſie. Auch ſieht man zu deutlich, daß Voltaire gezwungen geweſen iſt, der Wahrheit manche Wendungen und manchen ſchimmernden Firnis aufzuopfern, wozu ihn ſeine Einbildungskraft ſonſt ſicher verleitet haben würde. Dieſer Hof enthielt eine Menge liebenswürdiger Damen. Ich ſchreibe Ihnen hier die Verſe ab, die der Graf von Treſſan an eine von dieſen Schönen richtete, und die Ihnen einen Begriff von der heitern Laune geben können, welche an dieſem Hofe herrſchte. Es war damals ſtark die Rede von dem Buche der Frau von Chatelet, die den Newton überſetzt und commentirt hatte.

De notre gravitation
La force réunie,
A fixé notre attraction
Dans le périhélie;
Unis dans un contact ſi doux,
Aucune planete entre nous
Ne peut cauſer d'éclipſe;
Et jamais mon cœur, loin de vous,
Ne décrira d'ellipſe.

Zu einer andern Dame ſagte der König ſehr witzig, nachdem er Alles, was er an ihr ſah, bewundert und gelobt hatte: „mein Kanzler wird Ihnen das übrige „ſagen;“ Der Kanzler war ihr Liebhaber. Unterdeſſen lebte man doch nicht ohne Streit. Ein Jeſuit, der Pater de Menou, Beichtvater des Königs, denuntiirte alle akademiſche Vorleſungen, und klagte ſie der Philoſophie an. Ja, erwiederte einer der verklagten Akademiker, bei der Prozeſſion der Ligue waren dreitauſend Mönche, und nicht Ein Philoſoph.

Stanislaus beſas viel Religion, und ſie war ſicher in ſeinem Herzen. Wie hätte er es auch machen ſollen, um keine zu haben? er war ſo unglüklich! Ein Unglüklicher, ſagt J. J. Rouſſeau, iſt halb getröſtet, wenn er die Götter angerufen hat.

Das iſt im ganzem Wortverſtande wahr. Stanislaus war dem Tode blos durch unverhofte Glüksfälle entronnen. Er hatte ſich unſrer lieben Frau von der Hülfe gewidmet. Man muß ihn deswegen nicht tadeln. Salvavit me Dominus a contradictionibus populi mei lieſet man an der Säule ſeines Mauſoleums. Sein Gelübde an die Jungfrau hat der elenden Kirche der Minimen ein Denkmal zuwegegebracht, das ſtets in Ehren bleiben wird. Stanislaus ſizt auf einem weismarmornen Grabe, gewafnet und gepanzert. Er iſt ähnlich. Ein ohnmächtiges Frauenzimmer (Lothringen) vermag das Kind nicht mehr zu ſäugen, das an ihrer Bruſt liegt. Auf der andern Seite hält ein anders Frauenzimmer (die Geſchichte) die Lebensbeſchreibung Stanislaus in Händen, die er für ſeine Tochter geſchrieben und ihr zugeeignet hatte.

Unten lieſet man folgende Aufſchrift:

> Per varias ſortis humanae vices jactatus, non fractus, ingens orbi ſpectaculum, ubique in exilio rex, beandis ubique populis natus Ludovici genere complexus, exceptus Lotharingiam patris non domini ritu rexit, fovit, exornavit. Hunc pauperes, quos aluit, urbes, quas inſtauravit, religio, quam exemplis, inſtitutis, ſcriptis etiam tutatus eſt, inſolabiliter lugent. 22. Feb. 1766. aetatis 88.

Man muß geſtehn, daß das ein ſchönes hohes Alter iſt, welches er bei ſo vielen ausgeſtandenen Leiden erreicht hat. Er würde vielleicht noch älter geworden ſein, wenn nicht, wie Sie wiſſen, ein unglüklicher Zufall ſeinen Tod beſchleunigt hätte. Er fiel in's Kaminfeuer, und hatte nicht ſo viel Kräfte, ſich zu helfen. Niemand war um ihn, und er ſah ſich am kleinen Feuer gebraten. Er ſtarb unter heftigen Schmerzen und ſchwer. Mein Schikſal, ſagte er in dieſen lezten Augenblicken, iſt doch ſonderbar. Ich bin zum König gemacht, abgeſezt, vogelfrei erklärt worden, und ſterbe nun wie eine alte Hexe. O das iſt noch nichts, ſagte er zu den Damen, ich brannte viel heftiger noch für Begierde, ſie wiederzuſehn.

Man mögte faſt behaupten, daß unſern Bildhauern wenig daran gelegen wäre, auf die Nachwelt zu kommen. Dies Mauſoleum iſt beinah ſchon verfallen. In dreiſſig Jahren wird blos noch von großen Maſſen und Formen die Rede ſein. Zur Seite, und näher am Altar, liegt das Herz der Königin Maria Sophia; es iſt ein zu beſcheidener Medaillon. Gegenüber ſteht das Grabmal der Opalinska, ihrer Mutter. Sie iſt in natürlicher Größe und kniend vorgeſtellt, ein Engel ſcheint ihr den Weg zum Himmel zu weiſen. Der Hochaltar iſt von Silber; die zwölf Apoſtel ſind elend auf eine Silberplatte geſtochen. Die Kirche ſteht auf dem Burgundſchen Todtenacker.

Das alte Nancy iſt im Vergleich mit andern alten Städten ſchön. Die Herzoge von Lothringen haben immer ihre Hauptreſidenz hier gehabt. Dieſe Herzoge waren gros und ſchöne Herren. Ihre Kapelle iſt bei den Baarfüßern. Die Säulen ſind ſchwarzer Marmor, die Reliefs und das Intavolato aber von Gips, welches widrig ausſieht. Sieben Grabmäler ſtehn in dieſem Oval, worin die Herzoge liegen und weitläuftige Inſchriften haben. Prinz Karl iſt hier nicht begraben. Der Altar und die Bildſäulen ſind von weiſſem Marmor. Im Chor der Mönche iſt das Grab des Dûc de Mercour, der einer von den leztern war, die ſich Heinrich IV unterwarfen; deswegen ſagte auch Heinrich, als der Dûc den Eid abgelegt hatte: Endlich bin ich König! Seine drei Gemahlinnen liegen neben ihm. Außen und zur Rechten des Altars iſt das Grabmal **Renatus** II, Herzogs von Lothringen, der aber nicht mit jenem guten **Renatus**, Grafen von **Provence**, verwechſelt werden muß, deſſen Andenken in der **Provence** noch eben in dem guten Geruch iſt, wie **Heinrichs** IV Andenken in ganz Frankreich. Es iſt derſelbe **Renatus**, welcher **Karl** den **Kühnen** ſchlug, und dem die Einwohner von **Nancy** einen Triumphbogen von den Gerippen der Ratten, Pferde, Hunde und Katzen, errichteten, die ſie während der Belagerung aus Noth aufgezehrt hatten. Er war es, der, als er **Karl's** Leichnam mit Weihwaſſer beſprengte, in die drolligen Worte ausbrach:

„Ach lieber Vetter, Du haſt mir viel Leid zugefügt;
„hätteſt Du mir gefolgt, ſo wärſt Du nicht hier.“

Nach der **Murtner** Schlacht hatte ihm **Karl** im Felde geſchrieben:

Wenn ich gehe, wenn ich gehe, wenn ich gehe!

Renatus antwortete:

Wenn Du kommſt, wenn Du kommſt, wenn Du kommſt!

Dieſe Art Suade war nicht ohne Nachdruk, zumal wenn ſie von Truppen-Aufgeboten begleitet wurde, die man in aller Eil zuſammenſtoßen ließ.

Es giebt weiter keine Alterthümer in der Stadt. Die neuerlich gebaute Hauptkirche iſt nach dem Muſter der **Versailler** Kapelle eingerichtet, und wird eben nicht länger dauern. Wenn man die Stadt verläßt, kommt man bei **Neuveville** vorbei: hier war es, wo **Ludwig** XIII während der Belagerung von **Nancy** **Karl** IV von Lothringen gefangen hielt. **Guſtav Adolph** kam **Karln** zu Hülfe und ſtekte **St. Nicolas** in Brand; **Ludwig** XIII that ein Gleiches. **Karl** flüchtete ſich nach **Brüſſel**, und die Liebe tröſtete ihn über das Unglük im Kriege. Dieſer

ge-

galante Held erhielt Erlaubnis, ſo lange mit ſeiner Geliebten ſprechen zu dürfen, als er eine glühende Kohle in der Hand halten könnte. Er heirathete zulezt die Tochter eines Apothekers.

Lüneville iſt nicht mehr, was es war; die Gendarmerie liegt hier zur Beſatzung. Das Schlos iſt in Kaſernen verwandelt; die ſchönen Gärten werden nicht unterhalten. Hier ſtarb, faſt in Voltair's Armen, die berühmte Urania, die Markiſe von Chatelet; ſie, deren Haus zu Cirey, zu Paris, zu Lüneville, ſtets allen Gelehrten offen ſtand: ſie liegt in der Kirche Saint Remi begraben. Ich habe den Weg über die Vosgiſchen Gebirge genommen, um jene berühmte Landſchaften zu ſehn, wo man drei Provinzen zu ſeinen Füßen, zwei Flüße, die ſie ſcheiden, die Moſel und den Rhein, das Brisgau, und die Berge des Schwarzwalds erblikt, die den Blik aufhalten und fixiren. Ich wußte, daß in dieſen Bergen der berühmte Jamerai Dúval Aufſeher des kaiſerlichen Münzkabinets geboren und zu Deneuvre erzogen worden war: durch unerhörte Zufälle wurde dieſer Kühhirte der Dunkelheit entriſſen, und genoß des Vertrauens und des Wohlwollens von Franz I, von Maria Thereſia, und vom jeztregierenden Kaiſer. Ich habe gefunden, daß die Vosgiſchen Gegenden noch die entzükten Schilderungen der Reiſenden übertreffen. Es iſt ein Thal, das alle „Tinten“ vereinigt, und ſeine zahlreichen „Siten“ bis in's unendliche vervielfacht. Es gibt hier einen Ueberflus an Tannen; das Tiſchlerhandwerk beſchäftigt zwei Drittel der Einwohner. Die Schreiner ſind ſehr geſchikt. Ich habe Thüren zu Sainte Marie aux Mines geſehn, die 500 Livres zu Paris koſten würden. Die Sägemühlen ſind ſehr ſinnreich eingerichtet. Der Mechanismus iſt derſelbe, wie im Arſenal von Metz: das Waſſer dreht ein Rad um, und dieſes hebt einen Hebel, der die Säge lüftet;

ein zweites Rad, das ſich in entgegengeſezter Richtung bewegt, erzeugt einen Rückſtos, welcher das Stük Holz vor die Säge ſchiebt. Ein einziger Mann kann in 14 Stunden funfzig Breter, jedes von funfzehn Fus Länge ſägen; er bekommt drei Sols vom Brete.

Das Lothringiſche Blut iſt ſchön; weiße Farbe und blonde Haare. Der Karakter der Einwohner iſt von einer intereſſanten Sanftmuth. Sie ſcheinen zur Knechtſchaft geboren. Wie ſehr ſie ihre Herzoge liebten! — Der Boden iſt fett, und Rinder und Schaafheerden bedecken die Triſten. Man zieht Ziegen. — Man iſt fromm, allein die Kirchen ſind nicht ſchön. Man könnte hier wiederholen, was Heinrich IV einem Spaniſchen Geſandten antwortete: „Es iſt wahr, wir herbergen Gott nicht in „prächtigen Kirchen, ſondern in unſern Herzen.“ Der Flecken Sainte Marie-aux Mines iſt wegen ſeine Silberminen bekannt; die Einfahrt des Schachts iſt drey „Lieues“ davon, in Deutſch-Lothringen. Die Mine bringt täglich 100 Livres ein; die Koſten nehmen zwei Drittel davon weg. Man gewinnet viel ſeltene Steine, Cryſtall, Quarze, Stufen, aus dieſen Gruben; ich ſah ein ſehr reichhaltiges Kabinet davon. Herr Pot d'Argent thut alle Jahre eine Reiſe nach Plombieres, um von dieſen Steinen zu verkaufen.

Von hier bis Schleſtatt, von Schleſtatt bis Strasburg, iſt es nicht mehr derſelbe „Site:“ die Ebene dehnt ſich mehr aus, allein ich halte ſie nicht für ſehr fruchtbar; man baut hier Tabak, der aber nicht von dem beſten iſt.

M — r.

3.

Schreiben des H. Franklin an Madam Brillon.

(Anmerkung. Madam Brillon vereinigte mit den treflichſten Eigenſchaften des Herzens und Geiſtes. ſehr ſchäzbare muſikaliſche Talente. Sie wohnte zu Paſſy, ohnweit Paris, wo ſie des Umganges des H. Franklin, des berühmten Abgeſandten der Nordamerikaniſchen Staaten, genoß. Sie hatten beide im Sommer 1778 einen Tag zu Monlie-Toli, dem niedlichen Landſize des, nun verſtorbenen, H. Wateler zugebracht, wo ganze Schwärme von den Fliegen, die man Häfte, auch **Tagwürmer** zu nennen pflegt, weil ſie nur fünf Stunden gewöhnlich leben, über dem Fluße flatterten. H. Franklin betrachtete ſie mit Aufmerkſamkeit, und ſchikte der Madam Brillon, einige Tage darauf, den niedlichen Brief, deſſen Ueberſezung hier folgt.)

Sie werden ſich erinnern, Madam, als wir unlängſt den ſchönen Tag, in den entzückenden Gärten von Monlie Toli, mit der liebenswürdigen Geſellſchaft verlebten, die dieſen reizenden Ort bewohnt, daß ich auf einem von unſern Spaziergängen zurükblieb, und die Geſellſchaft ihn, ohne mich, fortſetzen ließ.

Man hatte uns eine unzählige Menge Leichname von jener Art kleiner Fliegen gewieſen, die man **Tagwürmer** nennt, und von denen alle Generationen an Einem und demſelben Tage entſtehn und ſterben. Ich hatte das Glük, auf einem Blatte eine ganze, noch lebende, Societät von dieſen Thierchen zu entdecken, die mit einander im Geſpräch begriffen waren.

Sie wiſſen, ich verſtehe alle Sprachen der Geſchöpfe, die unter dem menſchlichen ſtehn. Die zu große Sorgfalt, mit der ich mich auf ihre Erlernung legte, iſt vielleicht die beſte Entſchuldigung, die ich von dem geringen Fortgang geben kann, den ich in Ihrer liebenswürdigen Sprache gemacht habe.

Aus Neugier horchte ich auf die Unterredung dieſer kleinen Kreaturen. Da aber die, ihrer Nation eigene Lebhaftigkeit faſt immer drei oder viere zugleicher Zeit reden ließ: ſo konnte ich faſt gar nichts von ihrem Geſpräch verſtehn. Ich begrif jedoch aus einigen abgebrochenen Ausdrücken, die ich von Zeit zu Zeit aufſchnappte, daß ſie hitzig über das Verdienſt zweier fremden Tonkünſtler ſtritten, wovon der eine eine **Schnacke**, der andre eine **Hummel** war, und daß ſie ihre Zeit mit dergleichen Streitigkeiten und ſo ſorglos über die Kürze ihres Lebens zubrachten, als ob ſie deſſen auf einen ganzen Monat vergewiſſert geweſen wären. Glükliches Volk! dachte ich, du lebſt gewis unter einer weiſen, billigen, und mäßigen Regierung, weil keine öffentliche Drückung dich zu Klagen reizt, und du keine andre Aufforderung zur Zwietracht kennſt, als die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit einer **fremden Muſik**!

Ich verließ ſie, um einem Greis in grauen Haaren zuzuhören, der ſich ganz allein auf einem andern Blatte mit ſich ſelbſt unterhielt. Sein Selbſtgeſpräch ergözte mich; ich habe es in der Hofnung aufgeſchrieben, daß es vielleicht auch die unterhalten würde, der ich die ſchönſte aller Freuden, den Reiz des geſellſchaftlichen Umgangs und die göttliche Harmonie Ihrer Concerte verdanke.

Es iſt, (ſo ſprach er) von jeher die Meinung der gelehrteſten Philoſophen unſers Geſchlechts geweſen, die vor unſerm Zeitalter gelebt und geblüht haben, daß dieſes ungeheure *) Weltgebäude ſelbſt nicht über 18 Stunden beſtehn könne; dieſe Meinung, glaube ich, war nicht ohne Grund.

---

*) Der Garten von Moulin-Toly.

Grund; denn aus der ſichtlichen Bewegung des großen Lichts, welches der ganzen Nation das Leben giebt, und ſich zu meiner Zeit auf eine ſehr merkliche und beträchtliche Weiſe gegen den Ocean *) geſenkt hat, der dieſe Welt umſtrömt, erhellt ganz deutlich, daß dieſes Licht ſeinen Lauf in der gedachten Epoche endigen, in dem Waſſer, das uns umringt, verlöſchen, und die ganze Welt einer ewigen Kälte und Finſternis Preis geben wird, auf die nothwendig ein allgemeiner Tod und die gänzliche Vernichtung erfolgen müſſen. Ich habe von dieſen achtzehn Stunden ganzer ſieben gelebt; das iſt ein ſehr hohes Alter; es ſind nicht minder denn vierhundertundzwanzig Minuten. Wie ſogar wenige unter uns erreichen es! Ich ſah ganze Generationen entſtehen, blühen, und ſchwinden. Meine jetzigen Freunde ſind die Kinder und Enkel der Freunde meiner Jugend, die leider! nicht mehr ſind, und denen ich bald folgen werde: denn nach dem Laufe der Natur darf ich mir, meiner guten Geſundheit ungeachtet, nicht ſchmeicheln, noch länger denn ſieben oder acht Minuten zu leben. Was helfen mir nun alle meine Arbeiten, und daß ich es mir ſo ſauer werden ließ, mir einen Vorrath von ſüßem Thau auf einem Blatt zuſammenzuſparen, da ich nicht mehr ſo lange leben kann, ihn zu verzehren? Was helfen mir alle die politiſchen Streitigkeiten, in die ich mich zum beſten meiner Landsleute, der Bewohner dieſes Buſches, verwickelt habe; was die philoſophiſchen Unterſuchungen, die ich dem Wohl des ganzen Geſchlechts der Tagwürmer überhaupt widmete? Was vermögen in der Politik, Geſetze ohne Sitten? Der Lauf der Minuten wird die gegenwärtige Generation eben ſo verderbt machen, als die der andern ältern Büſche, folglich eben ſo unglücklich: und ach!

---

*) Der Fluß, die Seine, der um den Garten fließt.

ach! wie langſam ſind unſre Fortſchritte in der Philoſophie. Ach! die Kunſt iſt lang und das Leben kurz! Meine Freunde ſuchen mich durch die Vorſtellung zu tröſten, daß ich einen Namen nach mir laſſen werde: ſie behaupten, daß ich für Ruhm und Natur genug gelebt hätte: aber was iſt Nachruhm dem Tagwurm, der nicht mehr iſt? Und was wird aus der Geſchichte ſelbſt werden, wenn nun in der achtzehnten Stunde die ganze Welt ihr Ende erreicht und in einen Haufen Trümmer zerfällt?

Mir bleibt nach ſo vielen thätigen Bemühungen, von wirklichen Gütern nichts übrig, als die Zufriedenheit, nützlich gelebt zu haben; der liebenswürdige Umgang mit einer kleinen Anzahl guter Damen von uns Tagwürmern, und dann und wann, das ſanfte Lächeln und die Akkorde der guten Frau **Brillon**.

V.

Naturgeſchichte.

Der Spottvogel, und der Waſſerfall Totohaw in Nord-Amerika.

Spottvogel. (moking-bird).

Ich war mit der Sonne aufgeſtanden, und während der Zubereitung des Frühſtüks machte ich einen Spatziergang um das Haus herum. Die Vögel ſangen auf allen Seiten; aber meine Aufmerkſamkeit heftete ſich beſonders auf einen ſehr angenehmen Geſang, der von einem nahen Baume herzukommen ſchien. Ich näherte mich dieſem ganz leiſe und fand, daß ich mein Vergnügen einem mocking-bird, der die aufgehende Sonne begrüßte, zu danken hatte. Seinen Namen hat dieſer Vogel daher, weil er den Geſang der andern Vögel ſo nachſingt, daß man glaubt, er wolle ihnen nachſpotten. Ich beſorgte, ihn zu verſcheuchen; allein grade das Gegentheil! Meine Gegenwart machte ihm Vergnügen, und er ſchien ſich zu freuen, einen Zuhörer zu haben. Er ſang noch beſſer als vorher, und ſein Eifer nahm zu, als er zween Hunde, die mir nachgelaufen waren, dem Baume, auf dem er ſaß, näher kommen ſah. Alsdann flatterte er, unter beſtändigem Singen, unaufhörlich von Zweig zu Zweig: denn auch ſeine Leichtigkeit macht dieſen ſonderbaren Vogel merkwürdig. Sein Geſang ermüdet nie: es herrſcht darin ſo viel Abwechſelung, daß er unnachahmlich wird, daß man auch gar keinen Begriff davon machen kann. Da er Urſach hatte, mit meiner Aufmerkſamkeit zufrieden zu ſeyn, ſo verhielt er mir keines von ſeinen Talenten. Faſt könnte ich ſagen, er gab mir erſt ein recht artiges Koncert, und dann noch eine kleine Poſſe: denn er machte nun den Geſang verſchiedener Vögel nach. Diejenigen, denen er, wenigſtens für einen Ausländer, am kennbarſten nachſang, waren der Heher, der Rabe, der Finke und der Kiebiz. Es ſchien, als wollt' er mich gern in der Nähe bei ſich behalten. Endlich, als ich, nachdem ich ihm faſt eine Viertelſtunde zugehört hatte, wieder nach Hauſe gieng, flog er mir immer von Baum zu Baume nach, und pfiff dazu bald ſeinen eigenthümlichen Geſang, bald die Lieder, die er in Virginien und auf ſeinen andern Wanderungen gelernt hatte; denn er gehört unter diejenigen Vögel, die einem andern Klima nachziehn, wiewohl er ſich auch hier zuweilen im Winter ſehen läßt.

Waſſerfall Torohaw.

Ein beträchtliches Getöſe verkündigte mir die Nachbarſchaft des großen Waſſerfalls, der unter dem Namen Torohaw-Fall bekannt iſt. Nach einem Umweg von kaum hundert Schritten, fiel mir das erſtaunenswürdige Schauſpiel in's Geſicht. Ein großer Strom ſtürzt ſich ſiebenzig Fuß herab in eine Felſenkluft, die ihn zu verſchlingen ſcheint, der er aber entgeht, indem er ſich auf einmahl rechts wendet, als wenn er durch eine Nebenthür entflöhe. Ohne Zeichnung iſt es wohl nicht möglich, einen Begriff von dieſem Waſſerfalle zu machen: doch will ich's verſuchen, wenigſtens die erſten Züge des Gemähldes anzugeben; die Einbildungskraft, dieſe Nebenbuhlerin und zuweilen Freundin und Dollmetſcherin der Natur, mag es vollenden.

Man denke ſich einen Strom zwiſchen Bergen mit Fichten bewachſen, deren Dunkelgrün gegen die Farbe ſeines Waſſers abſticht und ſeines Laufes Majeſtät erhebt; man denke ſich ferner einen Felſen, deſſen ungeheure Maſſe ihm ganz den Weg verſperren würde, hätte nicht ein Erdbeben oder irgend eine andere unterirrdiſche Revolution an verſchiedenen Stelle des Felſen Durchgänge geöfnet, die von ſeiner Spitze bis zu ſeiner tiefſten Grundlage reichen, welches denn lange vollkommenvertikale Riſſe bildet. Der eine von dieſen Riſſen, deſſen Tiefe niemand weiß, mag ohngefähr 25 bis 30 Fuß Weite haben. In dieſe Art von Schlund ſtürzt ſich der Strom, nachdem er einen Theil des Felſen überſtrömt hat, mit großem Geräuſche; allein da der Felſen quer durch ſein Bette hinſtreicht, ſo kann er nicht anders fortfließen, als durch dasjenige von den beiden äußerſten Enden, welches ihm einen Ausfluß darbietet. Dort zeigt ſich nun ein neues Hinderniß: wieder ein Felſen ſezt ſich ſeiner Flucht entgegen, und er muß einen rechten Winkel beſchreiben, um jählings nach linker Hand zu ſtrömen. Außerordentlich iſt dabei, daß er nach ſeinem entſezlichen Falle weder ſchäumt, noch kocht, noch wirbelt, ſondern durch den Ausweg, der ihm offen ſteht, ruhig fortfließt, bis er ganz ſtill ein tiefes Thal erreicht, aus dem er weiter ſeinen Weg nach dem Meere fortſezt.

Dieſe vollkommne Ruhe nach einer ſo ſchnellen Bewegung, läßt ſich nicht anders erklären, als aus der ungeheuren Tiefe des Schlundes, in den er hinabſtürzt, und dem gewaltigen Reiben, das er in einem ſo engen Raume leidet.

VI.

Anekdoten.

Unter Ludwig XIV machte in dem Flandriſchen Kriege der Markis von .... einen ſehr übereilten Rükzug. Einige Zeit darauf ritt man dem Könige einige Engliſche Pferde vor, die man ihm als gute Renner anpries. „Sire, fing ein Spötter an, ich weiß noch einen beſſern Läu„fer, als alle dieſe Engländer; das Pferd des Mar„kis von ...!“

Ludwig XIV ſagte zu einem von ſeinen Hofleuten, indem er ihm die neuen Gebäude von Verſailles zeigte:

Erinnern Sie ſich, daß hier eine Mühle ſtand? — Ja, Sire, erwiederte dieſer. Die Mühle iſt weg, aber der Wind iſt noch da!

Buſſi d'Amboiſe war unwillig, daß Crillon ihn um den Ruhm brachte, für den tapferſten Ritter des Königreichs gehalten zu werden, und wollte ſich mit ihm ſchlagen. Als er eines Tages den Crillon in der Straße St. Honoré antraf, fragte er ihn mit einem ſtolzen Ton und Weſen: Was hat es geſchlagen? — Die Stunde deines Todes! antwortete Crillon, und zog von Leder. Man lief dazwiſchen, brachte ſie auseinander, und beide tapfere Männer wurden in der Folge die beſten Freunde.

Ein Thor von gutem Hauſe warf dem Iphikrates die Niedrigkeit ſeiner Abkunft vor. Ich werde der erſte von meinem Geſchlechte ſein, antwortete dieſer, und du der lezte des deinigen. Eine Antwort, die mancher wackerer Mann noch gar oft in unſern Zeiten geben könnte.

Ein Macedoniſcher Staatsbedienter, der ſich verſchiedener Untreuen ſchuldig gemacht hatte, beklagte ſich gegen den Archelaus, König der Macedonier, daß ihn einige einen Verräther geſcholten hätten. Die Macedonier, antwortete der Fürſt, haben ſo wenig Lebensart, daß ſie jedes Ding bei ſeinem Namen nennen.

Diogenes ſagte zu einem Greiſe, der einem jungen Mädchen ſchön that: Fürchteſt du nicht, beim Wort genommen zu werden?

Ein Officier, der ſeiner wenigen Herzhaftigkeit wegen verſchrieen war, pralte gegen den Kaiſer Auguſt mit einer ehrvollen Wunde. Ein andermal, wenn Du fliehſt, gucke nicht wieder hinter dich! erwiederte Auguſt.

Der berühmte Kanzler Baco fiel jedesmal in Ohnmacht, wenn eine Mondfinſternis war, und kam nicht eher wieder zu ſich, bis der Mond ſein Licht wieder erhalten hatte.

VII.

Biographie.

Leben des Dichters Chaulieu.

Wilhelm Anfriede Chaulieu ward 1639 zu Fontenay in der Normandie gebohren. Sein Vater war Staatsrath zu Rouen. Dieſer ſchikte ihn nach Paris in das College de Navarre, wo er ſich eine große Kenntniß der Alten und die Freundſchaft des Herzogs von Rochefaucault und des Abt Marſillac erwarb. Sein lebhafter Umgang und ſeine Talente erwarben ihm die

Gunſt dieſer Männer und die Gelegenheit zur Kenntniß der Welt. Sie führten ihn in dieſelbe ein, und er ward hier ſowohl wegen ſeiner Herkunft, als wegen ſeiner guten Sitten ſehr wohl aufgenommen. Hier erlangte er eine Bekanntſchaft, die auf ſeine Gedichte einen großen Einflus gehabt hat. Die Herzogin von Bouillon, eine Nichte des Kardinal Mazarin, wollte einen großen Garten anlegen, und mußte dazu die Familie des Chaulieu um eines ihrer Güter anſprechen. Der Dichter brachte dieſe Unterhandlung nach dem Wunſch der Herzogin zuſtande, und erwarb ſich dadurch die Gnade einer Dame, die nachher die Muſe ſeiner Lieder ward. Ihr Haus war ein Tempel der Muſen, ſie ermunterte, belohnte, begeiſterte alles, was nur einige Liebe für die Poeſie hegte; beſonders vertraut gieng ſie aber mit Chaulieu um. Durch ſie ward er mit dem Herzog von Vendome, einem großen Freunde der Muſen, bekannt, der ihm, als Grosprior von Frankreich, ein Priorat auf der Inſel Oleron mit 25000 Livres jährlicher Einkünfte verſchafte. Dazu bekam er nachher noch die Abteien Pouliers, Reues, Aumale und des heil. Stephans, und ſo ſah er ſich im Stand, ein ſehr bequemes Leben zu führen. Das erſte, wodurch Chaulieu als Dichter bekannt ward, war ein Rondeau auf Benſeradens Ueberſetzung von Ovid's Verwandlungen. Er fand bald Gelegenheit, ſich noch öfter zu zeigen, und die Bekanntſchaft mit Chapelle beſtimmte ihn ganz für die fröliche Dichtkunſt. Chapelle, deſſen Grundſätze, Leben und Gedichte nur auf Freude abzielten, fand an Chaulieu einen Freund, der ganz mit ihm ſimpathiſirte. Nächſt Chapellen war unſers Dichters gröſter Freund der Marquis la Fare, ſein Bruder im Apoll und im Bachus; ſie waren unzertrennlich und theilten Vergnügen und Arbeit mit einander. Sie machten den Temple zu einem Wohnſiz der Muſen; dies

Haus, das, einen groſſen Garten ausgenommen, keine ſonderliche Reitze hatte, ward eine Akademie frölicher Sänger. Sie fanden da die vortreflichſte Geſellſchaft und einen unvergleichlichen Tiſch. Mit Roſen bekränzt, und bei freundſchaftlichen Bechern wurden ſie von den Muſen begeiſtert. **Chaulieu** war kein Dichter von Profeſſion, er dichtete die Flaſche in der Hand. In einem Zirkel geiſtreicher Freunde erwarb er ſich die feinen Empfindungen, die ſeine Gedichte zugleich ſo reitzend und ſo natürlich machen. Im **Hotel de Rambouillet** herrſchte das Syſtem der Platoniſchen Liebe, im **Tempel** überließ man ſich den Empfindungen der Natur. Graf **Hamilton**, **Joh. Bapt. Rouſſeau**, **Palaprat**, **Campiſtron**, der Marquis von **Saint-Aulaire**, und viel andre fanden ſich dort ein. Unter ſolchen Freunden, dem Vergnügen und den Muſen im Schoos, ward **Chaulieu** ein Greis, aber ein Greis, dem auch das höchſte Alter die Annehmlichkeiten des Geiſtes nicht rauben konnte. Lebhaftigkeit, Wiz, Gedächtnis und Frölichkeit verließen ihn auch in den ſpäteſten Jahren nicht. Auch da ſuchten die geiſtreichſten Perſonen noch immer ſeine Geſellſchaft. Der Herzog von **Vendome** ſpeiſte alle Abend mit ihm, und gieng vor zwei bis drei Uhr des Morgens nicht von ihm weg. Er verlor das Geſicht eher, als ſeine natürliche Munterkeit. Der ſtärkſte Beweis davon iſt ſeine Neigung im achzigſten Jahre für die Madem. **Launay**, nachmalige berühmte Madam **Staal**. „Der arme blinde Abt, „ſchreibt ſie in ihren Memoiren, beliebte mir verführeriſche Reitze beizulegen, und weil er auf die ſeinigen nichts „mehr rechnen konnte, ſo ſuchte er ſich durch Gefälligkeit „und den gröſten Eifer, allen meinen Wünſchen zuvorzukommen, Liebe zu erwerben. Er hatte noch nichts von „den Annehmlichkeiten ſeines Geiſtes verloren. Ich berufe mich auf die Verſe, die, glaube ich, ſeine lezten ſind,

„das Portrait, das er darin von mir entwirſt, gleicht mir nicht, weder in dem Guten, noch in dem Böſen, das er von mir ſagt, aber es beweiſt, daß die Liebe ſeiner Phantaſie das erſezte, was ſie durch die Jahre verloren hatte. Mit dem Weihrauch, den mir der Abt ſtreute, wollte er oft ſogar Geſchenke verbinden. Als er mir einſt ſehr lebhaft zuſezte, tauſend Piſtolen von ihm anzunehmen, ſagte ich zu ihm: aus Erkenntlichkeit für Ihr grosmüthiges Anerbieten rath' ich Ihnen, wenig Frauenzimmern ein gleiches zu thun; es könnte ſich doch einmal eine finden, die Sie beim Wort hielte. O, ich weiß ſchon, antwortete er, mit wem ich zu thun habe. Dieſe naive Antwort machte mich lachen. Er ermunterte mich oft, mich zu putzen, und ſuchte mich zu beſchämen, wenn ich mich nicht gut angezogen hatte. Abt, ſagte ich zu ihm, ich halte alles das für Schmuk, was mir am Schmucke fehlt. Er konnte ſeine Liebe nur durch ſeine Beſorgnis für mich an den Tag legen, und dieſe verdoppelte er, ſobald mir etwas fehlte. Er ſchrieb mir alle Morgen, und beſuchte mich alle Tage, wenn ich es ihm erlaubte. Im Briefe fragte er an, und wenn ich zuweilen ſeinen Wagen ſeiner Perſon vorzog, ſchikte er mir ihn ohne Murren, und ich konnte ihn brauchen, wozu ich wollte. Ich hatte eine deſpotiſche Gewalt in ſeinem ganzen Hauſe. Wenige haben ein großes Anſehn, die es nicht einmal misbrauchen ſollten. Ich brauchte das meinige unter andern einmal bei einem kleinen Diener, der mir immer ſeine Briefe brachte. Er klagte mir, daß ihn ſein Herr fortgejagt hätte. Ohne zu unterſuchen, ob es mit Recht oder Unrecht geſchehen ſei, ſagte ich zu ihm: Geh wieder hin zu ihm, und ſage ihm, daß du bei ihm bleiben ſollſt; denn ſo wollte ich es haben. Der Abt gehorchte und nahm ihn wieder. Mein Schutzgenoſſe machte meiner Protection

„ ſchlechte Chere, er machte es nur noch weit ärger, ohne daß ihm „ der Abt etwas darüber ſagte. Beliebte es mir einmal, „ im Temple zu eſſen, ſo brachte er, es mogte koſten, „ was es wollte, die angenehmſte Geſellſchaft zuſammen. „ Kurz er dachte nur darauf, mir alle mögliche Ergötzungen „ zu machen und überzeugte mich, daß kein Glük größer „ iſt, als von einem Manne geliebt zu werden, der auf „ ſich ſelbſt nichts mehr rechnet, und von uns nichts dafür „ verlangt.“ Die Muſen waren der beſte Troſt ſeines Alters, ſo wie ſie es ſchon oft in ſeinen jungen Jahren geweſen waren, wenn ihn das Kind der Wolluſt, das hartnäckige Podagra beſuchte. Es beſuchte ihn ſehr oft, aber allemal verſüßte er ſich die Schmerzen durch den Umgang mit ſeinen Freunden und mit ſeiner Muſe. So erwartete er den Tod ruhig, und ſtarb 1726 im 81ſten Jahre ſeines Alters. Er gab ſich außerordentliche Mühe, in die Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu kommen, und rächte ſich durch ſatiriſche Ausfälle auf dieſelbe, als ihm ein andrer vorgezogen wurde. Die vollkommne Uebereinſtimmung ſeines Lebens mit ſeinen Gedichten hat dieſen einen ſo hohen Grad des Natürlichen gegeben. Die Philoſophie der Grazien, die ſeine Werke beſeelt, war auch die Richtſchnur ſeines Lebens. Der höchſte Grundſaz ſeines ſittlichen Syſtems war der Genus der kurzen Tage, die uns das Schikſal hienieden vergönnt; es war der feine Epikurismus, den nur finſtre Köpfe zu einem Verbrechen machen. Er liebte eine gute Tafel, ohne ſich der groben ſinnlichen Luſt zu überlaſſen, er war Wollüſtling, ohne Schwelger zu ſein, ſcherzte, ohne zu lärmen, liebte die Mädchen in aller Unſchuld, war frölich und heiter, ohne in Leichtſinn zu verfallen, der vortreflichſte Geſellſchafter, der angenehmſte Freund. Bei ſeinem Leben ſind wenige von ſeinen Poeſien, und dieſe nur zufällig im Druk erſchienen; die Mühe, ſie zuſammeln, überließ er ſeinen Freunden nach ſeinem Tode. Die erſten Ausgaben waren ſehr unvollſtändig, bis **Camuſat** und **Saint-Marc** vollkommnere Ausgaben beſorgten. Eben, weil ſeine Gedichte vorher ſo zerſtreut waren, iſt es unmöglich, eine ordentliche Chronologie ſeiner Werke zu entwerfen. Man kann nur die verſchiedenen Klaſſen derſelben angeben. In die erſten kommen die **Epiſteln** in Verſen und die **Briefe** in Proſa, die mit Verſen untermiſcht ſind. Beide ſind reizende Tändeleien der vertraulichen Muſe, und unterſcheiden ſich durch ungezwungne Leichtigkeit, anmuthige Gemählde, lebhafte und hervorſtechende Züge, ſüße Empfindungen, naiven Wiz, angenehme Fiktionen Epikuriſche Moral oder Sageſſe commode, wie ſie **Saint-Marc** nennt, und einen Ausdruk, der nach Beſchaffenheit des Inhalts blühend, natürlich, zärtlich, komiſch, ſatiriſch, oder feurig iſt. Mit der Leichtigkeit iſt eine gewiſſe Nachläſſigkeit verbunden, die aber auch manche matte, unkorrekte und geſchwäzige Stelle veranlaßt. Eben daher iſt **Chaulieu's** Verſifikation ſo fließend und harmoniſch, aber auch oft fehlerhaft und wider die Geſetze der Sprache. Zuweilen iſt er mit Fleiß nachläßig, wenn er **Marot's** naiven Stil nachahmt. Einige finden viel Harmonie in den immerwiederkommenden einerlei Reimen, die er **Chapellen** nachgemacht hat. **Dubos** giebt dieſer Art zu reimen große Lobſprüche, und **Camuſat** bemerkt, daß ſolche Verſe zur Muſik vorzüglich geſchikt ſeien. **Saint-Marc** hingegen und der jüngere **Racine** finden bei ſolchen Reimen nur Monotonie, halten ſie für beſchwerliche Feſſeln, glauben, daß ihre Schönheit nur in der Ueberwindung größrer Schwierigkeiten beſtehe, und daß die Franzöſiſche Sprache nicht ſo arm an Wohlklang ſei, um dies Mittel nöthig zu haben. — Die Lettres des **Chaulieu** ſind zwar alle wirklich geſchrieben, und meiſtens an die **Bouillon** gerichtet, aber oft ſind ſinnreiche Erdichtungen eingeflochten — Unter den Epitres iſt, außer den an den Chevalier Bouillon, der an la Fare der merkwürdigſte, weil uns der Dichter darin mit einer liebenswürdigen Offenherzigkeit ſein eignes Portrait entwirft — Die zweite Klaſſe von Chaulieu's Gedichten beſteht aus Oden, nicht von der höhern, ſondern theils von der didáktiſchen, theils von der ſcherzhaften Gattung. Die contre l'eſprit, ſur Tirontenay und les poëtes lyriques, welche leztre er wirklich über Tiſche gemacht hat, ſcheinen mir die vorzüglichſten zu ſein — In eine dritte Klaſſe haben die Herausgeber alles geworfen, was der Feder eines Dichters entwiſchte, der die Dichtkunſt nicht als Handwerk trieb. Hier findet man eine Blumenleſe von Liedern, Stanzen, Balladen, Rondeaus, Sonnetten, Erzählungen, Elegien, Vaudevillen, Chanſons, Couplets, Madrigalen, Bouquets, Sinngedichten und andern Launen und Einfällen der ſcherzhaften Muſe.

Schmid.

VIII.

Romane.

Der Wilddieb im ſchönen Feenwald.

Eine wahre Geſchichte.

Alle Verliebte ſind verrükt, aber nicht alle Verliebte werden Narren. Vielleicht ſind die leztern, wo nicht die reſpektabelſten, doch wenigſtens die intereſſanteſten. So wahr es iſt, daß Liebe gar nicht Liebe und unverzeihlich iſt, wo ſie nicht auf's äußerſte getrieben wird; eben ſo wahr iſt es, daß man gegen eine Liebe, die abwechſelt, nachläßet, die in's Lächerliche fällt und erſtirbt, gleichgültig bleibt.

Man hat ſich ein Syſtem von vernünftiger Liebe gebildet. Unſchuldige Jünglinge vernehmen das Wort Vernunft beſtändig von den Lippen der Schönen und verſtehen es nicht. Es iſt Dienſtfertigkeit, ihnen zu ſagen, die Sprache der andern Geſchlechts ſei durchaus Allegorie.

Das Dorf Buſſeuil liegt gegen Morgen an dem Abhang eines Berges; den andern auf der gegenüberſtehenden Seite bedekt der ſchönen Feenwald. An ein Ende deſſelben führt ein Spazierweg zu einer Quelle: dieſe Quelle ergießt ihr Waſſer in ein Thal und macht es fruchtbar. Wieſen, Weinberge und Aecker bilden zuſammen ein irrdiſches Paradies. Es giebt wenig Gegenden, wo man beſſere Menſchen antrift; aber wenig Dörfer haben auch einen gütigern und unglüklichern Herrn.

Dieſer Herr lebt jezt als ein Mann, den nicht ſowohl das Alter als vielmehr ein langwieriger Kummer abgezehrt hat. Noch erinnert man man ſich jener Begebenheit, die ſeine Jugend auszeichnete. Es heißt Clet von Büſſeuil. Sein Vater hatte aus ſeinen Feldzügen einen Degen, mit dem er ſich Ruhm erworben, zurükgebracht; das war aber auch alles. Er traf ſein kleines Landgut in dem elendeſten Zuſtand und mit Schulden überhäuft an. Er war ein rechtſchaffener Soldat, dabei die Ehrlichkeit und Güte ſelbſt. In ſeinem vierzigſten Jahr war er noch liebenswürdig.

Das Fräulein von Lauziere hatte das fünfundzwanzigſte zurükgelegt, war ſchön, reich und geneigt, den Herrn von Buſſeuil zu heurathen: ihre Eltern gaben es zu. Man wird glauben, einen Roman zu leſen; es iſt aber eine Thatſache.

Die Neigungen des Fräulein von Lanziere wurden nicht von den gewöhnlichen Maximen reicher Familien beherrſcht. Sie ſelbſt ließ ſich aber von ihnen regieren, nachdem ſie Mutter geworden war: übrigens hatte ſie ein ſanftes Herz, einen geſunden Verſtand, eine ſchöne Seele mit eben ſo viel Aufrichtigkeit, als ihr Gemahl. Sie liebte ihren erſtgebohrnen Sohn, ihren ſchönen Clet zärtlich. Sie ſah in ihrem Kinde ihr Ebenbild und beſchloß, ſein Glük zu machen. Dieſe mütterliche Geſinnung verurſachte ihrem Sohn alle künftige Leiden.

Clet war bereits in das achtzehnte Jahr getreten und er trug noch keine Kokarde, die ſein Ausſehen entſtellte. Sein Vater hatte darauf gedacht, ihn unter ein Regiment unterzubringen, damit ſich ſein Sohn, gleich ihm, auf's Alter durch Ehre einige Ruhe und Vermögen erwerben mögte. Aber es war nur noch eine Schweſter vorhanden; daher ſuchte die Mutter dem Herrn von Buſſeuil die Grundloſigkeit ſeines Syſtems begreiflich zu machen. Clet erwarb ſich ohne Zwang im freien Feld, auf Wieſen, in Wäldern und wo er wollte, manche Kenntniſſe, und er hatte in dieſem Alter einen wohlangebauten Kopf, in welchem ihn die adliche Jugend gemeiniglich zu verwahrloſen pflegt.

Ehe noch die Liebe alles verdarb, hatte Clet einen guten Verſtand, ein höchſt empfindliches Herz, ein warmes Blut, eine geläufige Zunge, eine entzündbare Galle, und was ſelten mit ſolchen Charaktern vereinigt iſt, eine Standhaftigkeit und ein unbiegſames Beharren auf eine Meinung, die ihm richtig ſchien. Dieſes waren die Eigenſchaften einer eben ſo guten als ſchlimmen Gemüthsſtimmung: ſie iſt in der Geſellſchaft gefährlich und die erſte Frucht, die man bei der Erziehung ſolcher Kinder, welche man von ihrer Geburt an geliebt hat, entdekt.

Seine Schweſter, **Pauline**, war zu einer anſehnlichen Größe herangewachſen, und hatte etwas mehr Verſtand, als ſonſt gewöhnlich ein junges Frauenzimmer zu haben pflegt; bei dem allen aber war **Pauline** ein ſeltſames Geſchöpf. Auf den erſten Anblik würde man ſie aller Thorheit ihres Geſchlechts fähig gehalten haben. Sie war eine ſchöne und gute Seele unter der Maſke des Leichtſinns. Sie plauderte alle Ohren voll, ſpann und nähte, wie um Lohn, war wohlgebaut, roth, wie eine Roſe; zwar nicht ſchön, aber doch liebenswürdig.

Ihr ganzer Charakter war von **Clets** ſeinem höchſt verſchieden. **Paulinens** hatte für ſie und jedermann eine glükliche Stimmung. Man konnte ihr, ohne ſie böſe zu machen, Fehler ihrer Geſtalt vorwerfen: ſie hielt würklich andre Frauenzimmer für ſchöner als ſich ſelbſt, und alle andre Leute für geſcheuter. Wurde ſie in vertraulichen Geſprächen zu lebhaft angegriffen und ſo weit getrieben, daß ſie, wiewohl das ſelten geſchah, nicht mehr antworten konnte: ſo wurde ſie aufgebracht wie eine Löwin wider ihren Sieger, und zur Rache ſagte ſie, er habe Teufelsverſtand. Der muthwilligſte Scherz gab Gelegenheit, ihren vortreflichen Charakter zu zeigen. Wurde ihr mit Schraubereien auf's äußerſte zugeſezt, ſo erwiederte ſie blos: „Sie erzürnen mich,“ und das konnte ſie nicht ohne Lachen ſagen, ihren Bruder nicht liebkoſen, ohne ihn zu zwicken, noch einem Armen ein Almoſen geben, ohne zu weinen.

Eine andre liebenswürdige Eigenſchaft **Paulinens** war, das lebhafte Gefühl, das ſich ihr ganzes Leben hindurch ſtets äußerte, und das ihr niemals, als für ſich ſelbſt, zu mangeln ſchien. Niemals fand ſich ein Augenblik, worein ein perſönlicher Vortheil ſie verhindert hätte, die Angelegenheiten ihrer Freunde zu ihren eigenen zumachen. Noch iſt ihr Bruder ihr Freund und ihre Freundin war die arme **Iſidore von Savine**. Manchmal würde ſie nicht haben ſagen können, welches von beiden ihr das liebſte ſei.

In dem Dorf Buſſeuil befanden ſich drei bis vier gute Häuſer, zwiſchen denen und dem Schlos nach der gemeinen Denkungsart ein merklicher Abſtand war; allein in dieſem Schlos war man gewohnt, alle rechtſchaffene Leute zu lieben und ſich von allen, die man nicht liebte, entfernt zu halten. Herr und Frau von Buſſeuil wußten davon nichts, immer einen Kreis von Freunden und Feinden um ſich zu haben, fanden keinen Wohlgefallen daran, andern ihre Vorzüge merken zu laſſen. Jedermann, wer dahin kam, war alles Ceremoniels überhoben, indem man nur darauf bedacht war, ſich auf eine angenehme Art zu beluſtigen. Man ſpeiſte wechſelsweiſe bald hie bald da, ohne dabei auf die eingeführte Regeln Rükſicht zu nehmen. Man tractirte einander öfters unter freiem Himmel und im Grünen, als hinter den Mauren. Nicht ſelten ſpeiſte Herr von Buſſeuil da, Frau von Buſſeuil dort, die Kinder, wo ſie wollten, und die Gäſte auf dem Schloſſe. An keinem Orte lebte man ungebundener, als hier, wo man kein ordentliches Spiel, kein vollſtändiges Concert, keine abgezirkelten Promenaden unterhielt, und doch war es ein rechter Jammer, zu ſehen, wie ſehr hier jedermann zufrieden lebte.

Frau von Savine gehörte eben nicht zu den aufgewekteſten Perſonen unter der Geſellſchaft. Sie war die Wittwe eines rechtſchaffenen Officiers; lebte mit ihrer Tochter, unter traurigen Erinnerungen und bei geringem Vermögen, einſam. Allein ſie wurde allgemein geliebt, und welche Schmerzen kann nicht eine ſolche allgemeine Theilnehmung lindern!

Das Fräulein von Savine beſas keine vollkommene Schönheit. Wir können ſie nach dem Portrait, das von dieſem unglüklichen Frauenzimmer noch vorhanden iſt, zeichnen. Eine allerliebſte Figur mit einem Fleiſch von nicht ſehr lebhafter, ſondern ausnehmend ſanfter Farbe; ein Kinn, dem ein Grübchen vorzüglichen Reiz gab; ein allerliebſter Mund mit zarten Lippen; große weiße Augen mit zwei ſchwarzen und funkelnden Augäpfeln; eine abgerundete Stirn mit braunem Haarſchmuk, und ein Buſen, der das übrige errathen läßt, nämlich einen von jenen leichten Körpern, die man durch einen Ring ziehen kann, die ſchlüpfen, ſtatt zu gehen, und die beſorgen laſſen, daß ſie der Wind mit ſich fortnehmen mögte.

Alle dieſe Züge ihrer Geſtalt ſtimmen ziemlich mit unſern Begriffen von Schönheit überein. Sie war auch würklich ſchön, weil ſie geliebt wurde, und dann können wir wohl überhaupt ſagen, daß dieſe Züge zuſammen ein angenehmes und holdes Anſehen bilden, das ſelbſt die gleichgültigſten Augen einnehmen würde. Man könnte glauben, das Gemälde ſei ſchmeichelhaft, weil es Herr Clet von Buſſeuil gemahlt hat. Gemeine, unwiſſende Herzen, ja freilich! wenn Clet ein gemeiner Liebhaber geweſen wäre. Ich kann der Verſuchung nicht widerſtehen, bei dieſem Miniaturgemälde zu verweilen.

Ein Miethling, dem man es aufgetragen, die Züge einer geliebten Perſon auf die Leinwand oder auf's Papier zu zeichnen, meint, wie vortreflich er's mache, wenn er ſeine Geſchiklichkeit zeigt, wenn er auf eine feine Art lügt, und der Wahrheit Reitze leiht. Der Unglükliche! ſein Talent beſteht im Gefühl. Sein Bildnis kann dem Auge und der Eitelkeit ſchmeicheln; es iſt ein lebhaftes, feines und anmuthiges Stük, das jedermann für vollkommen hält und das der Liebhaber — abſcheulich findet. Seine Gebieterin iſt verſchönert; dies verunſtaltet ſie, es iſt nicht mehr dieſelbe. Weg ſind alle die Unvollkommenheiten, die ihm gefallen, die er für Schönheit hält. Der Maler hatte ein elendes Aug und ein ſchlechtes Herz. Der Gewiſſenloſe hat einen Gott mit Farben beſudelt und macht auf Beifall Anſpruch. O! wenn es in irgend einer Kunſt gelingen ſoll, in deſſen Bruſt muß ein beſtändiges Feuer brennen; er muß lieben.

Elet konnte noch kaum den Pinſel führen; ſo bald er aber Verlangen trug, ein Portrait von Iſidoren zu beſitzen, ſogleich war er auch überzeugt, daß außer ihm niemand fähig ſei, es zu mahlen. Er unternahm's und es gelang ihm vollkommen. Man erblikt darin ein ſchlaffes und herabhangendes Ohr, eine Augbraune, die ein Zufall an dem einen Ende von Haaren entblößt hatte, einen ſchwärzlichen Zahn in einer Reihe milchweißer Zähne, ſogar ein Bouquet in den Haaren, das ſich nicht recht zu dem übrigen fügte. Ja! an dem geliebten Gegenſtand iſt alles ſchön. Weg mit dem Liebhaber, der aus Schmeichelei ſeiner Geliebten eine Unvollkommenheit verbergen kann! Hinweg mit dem, der nicht ſelbſt dieſe Unvollkommenheit an ihr anbetet. Er macht ſich verdächtig, daß er nur ſich liebt und zugleich mit ſeiner Geliebten ſeiner eigenen Eitelkeit ſchmeichelt.

Iſidore von Savine war ſchüchtern; dies hinderte ſie in der Geſellſchaft mit zu lachen, zu reden und ſonſt an einem Vergnügen Antheil zu nehmen. Hieraus erkennt man ihre äuſſerſt ſanfte, empfindſame und ernſthafte Gemüthsart. Sie war eben ſo gut, als Pauline; und beide waren von gleichem Alter. Obgleich Pauline ſich überall hinmachte; ſo waren ſie beide doch ſo ſehr für einander eingenommen, daß ſie am liebſten allein beiſammen waren. Iſidore wurde heiter, wenn die gute Pauline ſie von der Geſellſchaft losmachte, und Pauline, die ſich anderer Vergnügen aufzuopfern wußte, hatte ihr immer ein wichtiges Geheimnis zu entdecken oder etwas in dem Garten zu zeigen. Elet, der ſeine Schweſter liebte, ſuchte ſie immerk auf und ſo fand er allzeit auch Iſidoren, ohne ſie zu ſuchen.

Daraus entſtanden in dieſer abgeſonderten Geſellſchaft Folgen. Iſidore wurde noch nachdenklicher und ſtiller als ſonſt, ſie hatte an nichts mehr Wohlgefallen, ſobald ſie Cleten gewahr ward. Deswegen fragte er ſie einsmals: Zürnen ſie über mich? Iſidoren traten die Thränen in die Augen, doch antwortete ſie: — Nein.

Des Fräuleins Gram ward anſteckend. Clet hielt ſich nicht mehr ſo gern am Teich in der Gegenwart dieſer beiden Frauenzimmer auf, las ihnen keine unterhaltende Geſchichte vor, er dachte nicht mehr darauf, ihnen an den Orten, wo ſie gingen, einen Poſſen zu ſpielen, welches ſeine Schweſter veranlaßte, ihn hinwiederum zu fragen: Biſt du mürriſch? Wenn jedermann mürriſch iſt, kann ich es wohl auch ſein, antwortete Clet. — Pauline gab ihm zu verſtehen, daß ſie es nicht ſei. "Ha! Pauline, du beobachteſt nicht, daß Iſidore für den Herrn von Büſſeuil alles war." Nun konnte die Sache nicht länger in dieſer Lage bleiben.

Pauline hatte bemerkt, daß ihre Freundin alsdann aufgeräumter ſchiene, wenn ihr Bruder nicht zugegen war. Clet blieb immer ernſthaft. Die Sache war wichtig; Pauline glaubte, ſie erfordere eine genaue Erörterung; ſie ſuchte ſie mit guter Art einzuleiten und als ſie das mürriſche Paar zuſammen gebracht hatte, ſagte ſie: Ich will wiſſen, was ihr wieder einander habt: du liebe Freundin — — Ich, erwiederte Iſidore, verſichere, daß ich nichts wider den Herrn habe. — Clet antwortete: Fräulein, ich bin kein Herr; ich weiß nicht, warum ſie ſo mit mir reden. Ich bin Ihnen zuwider, ich ſehe es deutlich und ich will Ihnen nicht mehr beſchwerlich fallen. — Er drehte ſich darauf um, wie eine Schwalbe, und verſchwand.

Mein Gott, beſte Freundin, ſagte nun **Pauline**, wozu die Ausflüchte? — **Iſidoren** bebte das Herz, ihre Augen wurden gros, ſie konnte kaum antworten, daß ſie dieſer Vorwurf betrübe. — Allein, ſezte ſie hinzu, ſind wir nicht am vergnügteſten, ſo lange wir beide allein beiſammen ſind? — **Pauline** antwortete: Ha, Mamſell, ich muß Ihnen ſagen, daß es mir ſehr nahe geht, wenn ſie meinen Bruder nicht lieben. — Die Promenade ging vollends ernſthaft hin, **Clet** befand ſich in weiter Entfernung auf dem ofnen Felde und ſagte zu ſich ſelber: Ich ſehe wohl, das Fräulein von **Savine** iſt ziemlich eigen. Doch wenn ſie ſich meinetwegen Zwang anthun muß, ſo darf ſie es nur ſagen; ich werde ſie ſogleich meiden: ich empfinde kein ſo großes Vergnügen in ihrer Gegenwart, daß ich mich ſehr darnach zu ſehnen hätte. Würklich hielt er ſich auch zurük.

Die Zeit ging hin und die beiden Freundinnen unterhielten ſich nicht mehr ſo gut mit einander. Man erkannte mit Verwunderung, daß **Clet** mangelte. Man brachte es dahin, daß er wiederkam und der Zwang dauerte fort. So verderbt die Liebe alles.

Iſidore achtete das nicht; aber **Clet** bemerkte bald, nachdem er ſich ſelbſt erforſchte, daß jenes Misbehagen, das er empfand, nicht unmittelbar von dem Fräulein von **Savine** herrühre; und **Pauline** wurde ſehr betroffen, als ſie in ſeinen Gedanken las, daß ſie in ſeiner Geſellſchaft zu viel ſei.

Als **Clet** ſah, daß er bei **Iſidoren** allein bleiben ſollte, benahm er ſich dabei, wie ein Kind. Die Liebe iſt und gebiert Kinderei. Einsmals verſtekte er ſeiner Schweſter die Nadeln, und als ſie in der Laube ſtricken wollte, mußte ſie zurükkehren, um ſie zu ſuchen. Ein andermal klettert er auf einen Baum, ſpringt herunter, ſagt, er ſei beſchädigt, und die arme **Pauline** eilt davon, etwas auf die Wunde, daran nichts iſt, zu holen. Heute dieſe Liſt, morgen eine andere. Aber was geſchieht denn in dieſen glüklichen Augenblicken? Wird man ſich erklären?

Clet ſieht nach etwas; Iſidore wird nichts gewahr. Clet will reden und ſagt nicht, was er will; Iſidoren deucht es, als ob ſie antwortete, und ſie ſchweigt: Clet ſeufzt, Iſidore weint eine heimliche Thräne, Clet nähert ſich und in dieſem Augenblik ſieht Iſidore immer Paulinen zurükkommen, die man würde verwünſcht haben, wenn es andere Liebende anbetroffen hätte. Aber hier war ihre Gegenwart, die ſie ſcheuten, eben das, was ſie aus ihrer Verlegenheit herauszog.

Die Tage, auch die Tage der Quaal, gehen ſchnell vorüber. Jeder Tag, woran Clet und Iſidore einander ſahen, gereichte ihnen zur Pein, und die Nächte erwekten in ihnen die gröſten Leiden. Unzufrieden, wenn ſie allein waren, unzufrieden in Geſellſchaft anderer, unzufrieden, wenn ſie getrennt waren; wie kann man noch das Vergnügen der Liebe erheben?

Man wird ſagen: ſie waren misvergnügt, weil ſie einander nicht verſtanden haben. — Wohlan, ihr, die ihr einander verſteht, wie iſt euch? — Rechtwohl! — Entweder betrügt ihr euch ſelbſt, oder ihr liebt nicht. — Ei! es giebt doch ſonſt wohl eine Art zu lieben! — Ja, aber dieſe Art iſt nicht die wahre der Liebe: ſie iſt ein Sturm, der ſich niemals legt.

Clet wagte es mit ſeinem wallenden Blut nicht, zu reden; man muß ſchon verdorben ſein, um einige Kühnheit zu erlangen, und man muß es in einem ziemlichen Maas ſein, wofern man in Gegenwart derjenigen, die man liebt, und im Angeſicht eines tugendhaften Frauenzimmers, die ſchon ihre Schüchternheit, ihre Aufführung, ihre Lage — ehrwürdig macht, die Achtung bei Seite ſetzen ſoll. Da wir geſagt haben, Clet ſei lebhaft und kraftvoll geweſen; ſo darf man ihn deswegen doch nicht für fähig halten,

ten, die Schwäche und Aufrichtigkeit zu misbrauchen. Das hieße ein Verbrechen, und niemand war ſo rein davon, als Herr von **Buſſeuil**. Er fühlte ſich muthlos, zu reden; er begrif, daß er es nicht thun dürfe, weil der Wohlſtand dem Fräulein von Savine nicht erlauben würde, zu antworten, und er überredete ſich, daß ihm dies Frauenzimmer, das ihn beunruhigte, unentbehrlich ſei. Er ſchien ſich nach ihrem Umgang nicht ſehr zu beſtreben, und er unterhielt ſich weit mehr mit der Mutter, die lächelte und ſich darüber entſezte. Sie unterſuchte die Sache genauer, ward die Thorheiten, die nachfolgen würden, gewahr und ſah ihnen mit Todesfurcht entgegen.

Clet zauderte nicht lange; er ſagte zu Frau von Savine: — Sie halten mich für ein Kind. Sie ſollen ſehen, ob ich es bin. Ich wollte ſie um einen guten Rath bitten. — In was Stücken, mein Herr? — Um Vergebung, nicht mein Herr; dies Wort tödtet mich. Vernehmen Sie, liebe Mama, was ich Ihnen zu ſagen habe: angenommen, daß mich Iſidore haſſe und daß ich ſie von Herzen liebe, wie muß ich es anfangen, uns zu vereinigen? — Mein Freund, ihr müßt einander nicht ſehen, nicht mit einander reden, nicht zuſamenkommen. — Iſt das wahr? — Sehr wahr. Alle Ränke, alle Freundſchaftsbezeugungen würden Ihnen zu nichts helfen. — Würklich? — Ganz richtig.

— Hören Sie, Mama; geſezt, Sie könnten Iſidoren überreden, ſich mit mir zu etwas recht gutem, vernünftigem, zum Exempel, zu einer Heurath zu entſchlieſſen, wie hätte ich mich dabei zu verhalten? — Schweig, unreifer Knabe, und ſprich nicht mehr davon. — Warum, Madame? — Weil Sie mich des Vergnügens, Ihre Eltern zu beſuchen, berauben würden. — Wohlan, Madame, thun Sie, was Sie für gut finden: aber ich geſtehe Ihnen hiemit, daß ich ohne Iſidoren nicht leben kann, ich mögte blos wiſſen, ob ſie in ihrem Herzen nichts wider mich hat, und deswegen wende ich mich an Sie.

Frau von **Savine** ſah ſich in einer außerordentlichen Verlegenheit. Sie wurde von der Frau von **Buſſeuil** ſehr hochgeſchäzt, und daher wurden ihr auch alle Familienangelegenheiten anvertraut. Frau von **Buſſeuil** hatte nach dem Tod ihrer Eltern zwei große Landgüter geerbt. Ihres Gemahls ſeines ward von ihr ſehr verbeſſert; es fanden ſich bezaubernde Ideen von Hofleben und andern hohen Dingen ein. Auf eine Menge Briefe gab man zu erkennen, man müßte ſehen, überlegen, den Herrn von **Buſſeuil**, den Sohn, kennen lernen, und alles das wußte Frau von **Savine**, als der Liebhaber **Clet** ihr ſeine ernſtliche Abſichten entdekte.

Daher hielt ſie beſtändig das wachſame Auge einer Mutter auf ihn. Sie ſuchte bei allen Gelegenheiten einen Vorwand in Bereitſchaft zu haben, unter demſelben die Zuſammenkünfte der Kinder verdekterweiſe zu verhindern: nicht, als ob ihr die Gefahr, die gemeiniglich mit den Hinderniſſen verknüpft iſt, unbekannt geweſen wäre, ſondern weil ihr kein andres Mittel übrig war. Die ſchon bekannte Vertraulichkeit, die hier herrſchte, erlaubte weder ihr noch ihrer Tochter, ſich der Geſellſchaft zu entziehen: verweilte **Iſidore** nur eine Stunde; gleich war **Pauline** zugegen, um ſie wegen ihrer Nachläſſigkeit zu beſtrafen und ſie mit Gewalt mit ſich zu nehmen.

Vater und Mutter wußten noch nichts; Frau von **Savine** dachte über die Mittel, ſich auf eine gute Art zu benehmen, vielleicht auch über Möglichkeiten, nach. **Clet** unterſuchte ſeine Rechte, **Pauline** marterte ihren Verſtand mit Vermuthungen, **Iſidore**, die zärtliche **Iſidore**, liebte.

Einſt wieß ſie ihre Freundin gerade zu ab. **Pauline** war wie aus den Wolken gefallen und glaubte, daß ein widriges Geſchik ſich ihren Vergnügen widerſetze. Doch warum will ihre Freundin nicht kommen? — Ich kann nicht? — Biſt du krank, Iſidore? Wenn du krank biſt, ſo bleibe ich bei dir; zürnſt du, ſo will ich mich mit dir ausſöhnen; iſt es eine Grille, ſo will ich ſie vertreiben; liebſt du mich nicht mehr: — — aber das iſt unmöglich, Iſidore; ich liebe dich zu ſehr. — Iſidore vergoß einen Strom von Thränen und blieb auf ihrer Meinung. Pauline eilte zur Frau von Savine, um ihr vorzuſtellen, Clet und Iſidore hätten ſich entzweit, ſie müßte ihr Anſehen anwenden, um ſie wieder zu vereinigen; ihr ſei dieſe ſeltſame und verwünſchte Uneinigkeit unbegreiflich, und es ſei eine ſchrekliche Sache, ſich ſo ohne Urſache zu haſſen. Hierauf lief ſie zu ihrem Bruder und überhäufte ihn mit Verwürfen, darüber er aber nur lächelte: daher gerieth ſie in einen heftigen Zorn, weinte, ging zu ihrer Arbeit und brach ihre Striknadeln in Stücken.

Clet ſchwamm in Vergnügen. Iſidore flehte das Mitleid ihrer Mutter an, nicht mehr in's Schlos zu gehen; ſie wollte keinen Menſchen mehr ſehen; ſie wäre unglüklich; niemand wäre unglüklicher, als ſie; ſie hätte unerträgliche Quaalen auszuſtehen. — Warum aber, meine Tochter? — Ach! wußte ſie denn das nicht? — Aber was werde ich für eine Urſache angeben, wenn man darnach fragt? — Daß ich krank — zum ſterben krank ſei. Aber dann werden alle kommen, der Vater, die Mutter, die Schweſter. . . die Schweſter und der Bruder immer mit einander. — Ach Mama, ſehen ſie mich nicht an, ich kann ſonſt nicht weinen. —

Frau von Savine merkte wohl, wie die Sache ſtehe und daß ſich mit aller möglichen Klugheit nichts mehr ändern laſſe. Nichts war übrig, als dieſes Herz, das ſich ſelbſt ſo unſchuldig betrog, auszuforſchen. — Iſidore, ich unterdrücke jezt manches, ſo ich dir ſagen könnte.

Blos faſſe Geduld: Clet wird nicht mehr lang hier in Buſſeuil bleiben. — O! von Herzen gern; er kann immer gehen, ich werde ihn nicht aufhalten. — Und dies mit Weinen. — Er hat dich alſo wohl ſehr beleidigt? — Und indem ſich ihre Thränen verdoppelten: — Nicht deswegen, meine Mutter, weil er geſtern — weil er mich liebt. — Das dacht' ich wohl! Man bekümmert ſich nicht ſoviel um die, die man nicht liebt. Trokne deine Augen! Alſo geſtern? —

— Sie können unmöglich glauben, wie ſehr ich mich ſchon lange Zeit mit ſeiner Zudringlichkeit gemartert ſah: er war eigenſinnig, hart, grauſam, deutete jeden Hauch zu ſeinem Nachtheil; er ging und kam zu uns mit ſeiner üblen Laune, und wiederholte unaufhörlich, er müſſe mir misfallen. Sie wiſſen, daß ſein Portrait in der Frau **von Buſſeuil** Zimmer hängt; hier befand ich mich mit **Paulinen**. Vergaß etwa die Schweſter das Portait zu betrachten? Mein Bruder iſt ſchön, ſagte ſie. Ich hob die Augen auf; er ſchien mich anzuſehen; ich kann Ihnen nicht ſagen, wie plözlich mir dabei die Röthe in's Geſicht ſtieg. Er iſt viel heiterer gemahlt, als er jezt würklich ausſieht; ich konnte ihn daher auch weit leichter betrachten. **Pauline** zeigte mir dieſes, wie auch nachher das andere, da er eben mit ſeiner finſtern Mine auf uns zu kam und uns unterbrach.

Nach dieſem waren wir einmal bei der ſchönen Quelle beiſammen. Ich und **Pauline** waren zu den drei Eichen hinaufgeſtiegen, um uns dort an der ſchönen Ausſicht zu ergözen. Frau **Landon** nahm ihn beim Arm und wir folgten nun nach. Der artige Herr Clet ſchlug ſeiner Schweſter Fächer in alle Höhe, ſo daß er über den Felſen hinunter neben die Quelle hinfiel; wollte ihn auch nicht wieder heraufholen. Sie wiſſen, daß man, um entweder auf der rechten oder linken Seite herunterzukommen, einen langen Umweg nehmen muß, und daß man oben die Quelle nicht ſehen kann. Ich ſtand auf, lief, hob den Fächer meiner Freundin auf, als mir Herr Clet wie ein Geſpenſt über den Hals kam.

Zum erſtenmal in ſeinem Leben ergrif er mich bei der Hand und ſprach kein Wort. Aber es [illegible] leicht zu merken, wenn eine Mannsperſon etwas ſagen will, und man erräth, was es iſt, wenn er ſich nicht zu ſprechen getraut. Ich wollte entfliehen, weil ich mich vor neuen Vorwürfen fürchtete. — Fräulein, ſagte er zu mir, ich hoffe, Mama, (er meinte Sie) ſei beſſer gegen mich geſinnt, als Sie. Ich habe mit ihr von meiner Abſicht geſprochen: hat ſie es Ihnen geſagt —? Ich gab ihm keine Antwort. — Geſagt oder nicht geſagt; Fräulein, wiſſen Sie, daß ich Sie liebe: richten Sie ſich darnach. — Ich wußte nicht, ob ich weinen oder lachen ſollte. — Fräulein, ſezte er hinzu, ſprechen Sie nur ein Wort: blos ſei es beſtimmt, wenn ich bitten darf.

— Was haſt du darauf geantwortet, meine Tochter? — Ich, Mama, ſah ihn an. — Weiter? — Weiter, hab' ich nichts geſagt. — Nichts? — Nein, Mama, mir pochte das Herz, meine Augen ſtarrten, ich konnte nicht reden. — Und er? — O er ergrif meine andere Hand; dieſe machte mit der, die er hielt, ein Paar. Er kehrte mich ſchnell gegen ſich, und mit einem darniederſchlagenden Blik ſprach er: Meine liebe Iſidore! weiter konnte er nicht reden. Ich wurde durch dieſe ſonderbare Veränderung in ein ſolches Erſtaunen geſezt, daß ich unverwandt in der Stellung, in die er mich gebracht hatte, blieb. Endlich zog ich meine Hände mit Gewalt zurük, und er ließ ſie, offenbar nur aus Furcht, mir wehe zu thun, los. Und alles das war in einem Augenblik geſprochen und gethan.

Nun fürcht ich mich vor ihm, verabſcheue ihn; anſtatt daß ich zu der Zeit, wo ich noch glaubte, er liebe mich nicht, wünſchte, er mögte mir mehr Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Aber Mama, was hat er denn für Abſichten? Sie ſind doch wohl ungezweifelt gut?

— Meine Tochter, auch die Hölle iſt voll guter Abſichten. Herr von Buſſeuil iſt nicht für dich. Mehr ſag ich dir nicht, weil, wenn du unſchuldig biſt, du Verſtand und Vernunft haſt. —

Frau von Savine weilte nicht, der Frau von Buſſeuil dieſe Ereigniſſe zu entdecken, und bat ſie, ihr vorzuſchreiben, wie ſie ſich bei dieſen Umſtänden zu verhalten habe. Herr von Buſſeuil kam dazwiſchen, und man ſagte ihm, es habe ſich eine ernſthafte Neigung zwiſchen Clet und Iſidoren angeſponnen. — Wohlan, das wird ihnen und andern Unruhe verurſachen. Was ſoll ich dabei thun? — Man überließ ihm die Wahl der Maasregeln, die man in dieſer Sache zu ergreifen hätte. — Gegen ſolche Neigungen kenne ich wahrlich keine andern, als allen Zwang zu entfernen.

Die beiden Damen hörten ihn mit gleicher Verwunderung an, aber nicht durchgehends mit einerlei Geſinnung. — Herr Buſſeuil fuhr fort: ich weiß nichts, was mir zu theuer wäre, der Frau von Savine dadurch die größte Hochachtung zu bezeugen, die ich gegen ſie trage. Wir ſind ihr die ausgezeichneſten Merkmale unſerer Freundſchaft ſchuldig. Die Kinder ſind noch jung. Clet wird ſich von hier entfernen; die Geliebte wird bei uns bleiben. Man wird ſehen. Mit der Zeit wird ſich alles auf dieſe oder jene Weiſe auf's beſte ſchicken. Lieben ſie einander recht; ſo verſichere ich, daß ich gar nichts dagegen habe. Was das gegenwärtige anbelangt, ſo ſind ſie ja tugendhaft: nicht wahr? — Die Damen ſchüttelten die Köpfe und wollten damit bezeugen, daß ihnen die Zufälle, denen die Tugend zuweilen ausgeſezt iſt, beſſer bekannt wären. Die Mannsperſonen ſind das Feuer; die Frauenzimmer der Zunder, und der Teufel bläßt darein; — Nicht ſo, ſagte Herr **von Buſſeuil**, ſondern der Zwang allein iſt an allen Fehltritten ſchuld. Zwei Unſchuldige, die einander frei und ungeſtört lieben, werden eben dadurch aufgemuntert, ſich edel zu betragen und keine Niederträchtigkeit zu begehen. Das Laſter hat keinen Reiz, wenn es nicht verboten iſt.

Frau **von Savine**, ich rede aufrichtig mit Ihnen. Laſſen wir die armen Kinder immer einander lieben; ſie werden darum nur deſto rechtſchaffener ſein. Die Liebe verderbt nur Narren oder Laſterhafte. He, zum Teufel! nicht ein Bischen Freude für den Kummer des übrigen Lebens? Kommen wir nicht ſo nur auf die Welt, um von der Wiege an bis in's Grab zu leiden? Ihr weniges Vergnügen wird ohnedies mit Bitterkeit genug untermengt ſein. Sezt man ſich ihnen entgegen, ſo wird daraus für ſie, und wie ich ſchon geſagt habe, für uns alle, nichts als Herzeleid entſpringen. Frau **von Savine**, ich verbürge mich für ſie. Verſäumen nur wir unſere Pflicht nicht und laſſen ſie gehen. Clet liebt mich; ich werde mit ihm reden. Sprechen ſie mit der Geliebten: und vor allen Dingen, Frauenzimmer, verderben ſie nichts!

Vielleicht hatte das bei der Frau **von Buſſeuil** einen Eindruk gemacht: vielleicht hofte die Frau **von Savine** eine Verbindung. Kann doch das geringſte Haar ſich einbilden, daß es eben ſowohl einen Schatten von ſich werfe, als die gröſte Eiche. Die beiden Liebenden bekümmerten ſich wenig darum, was man in der Rathsverſammlung der Eltern für Entſchließungen faſſen würde; ſie liebten einander einen ganzen Sommer hindurch ungeſtöhrt. Troz aller Vorſicht ihrer Mütter kamen ſie zuweilen heimlich zuſammen; es verſteht ſich, in Geſellſchaft **Paulinens**, der einzigen Vertrauten ihres Jammers, davon niemand etwas wiſſen durfte. Sie hörte mit an, was ſie ſprachen, las, was ſie einander zugeſchrieben; ſie gab ihre Gedanken zu der geheimen Unternehmung mit dem Portrait, und bei tauſend andern Gelegenheiten leiſtete ſie ihren Beiſtand. Die Liebenden küßten ſie eins um das andere, und auf ihren Wangen holten ſie, was ſie ſich nicht unmittelbar zu geben getrauten. Der Papa geſellte ſich oft zu dieſem Kleeblatt der Freundſchaft: er ward immer ſo gut aufgenommen; er fiel ſo wenig beſchwerlich, er wurde gleich ſort geliebkoſet und zuweilen ſo zärtlich eingeladen, daß er der ruhigſte Vater blieb, und dieſen ſchönen Sommer, ſo wie ſein Sohn, für die angenehmſte Zeit ſeines Lebens hielt.

Auf einmal kam mit einem Brief von einem gewiſſen Herzog die Verfolgung auf der Poſt an. Es erfolgte eine Unterredung zwiſchen Herr und Frau von Buſſeuil. Sehen Sie, ſagte Frau von Büſſeuil, würden Sie wohl Bedenken tragen, dieſen Vorſchritten zu folgen? — Meine Liebe, ich ſuche eine Ehre darin, dir bis an mein Ende alles zu verdanken zu haben: aber ich werde nie ein Vergnügen daran finden, als bis ich ſehe, daß du nach vernünftigen Maximen an dem Glük unſerer Kinder arbeiteſt. — Aber, Buſſeuil, hab' ich denn einen andern Vorſaz? — Nein, aber man kann ſich irren, man kann ſich wider ſeinen Willen in den Fall ſetzen, daß man dereinſt ſein Betragen bereuen muß. — Eine ſeltſame Sprache. Mit zwei Worten: das Mädchen iſt nicht reich. — War ich's? Waren wir deswegen unglüklich? — Mein Freund, dies war ein ganz anderer Fall, der mit dem gegenwärtigen gar nichts gemein hat. — Ich glaubte, die Sache würde immer noch beſſer zum Glük ausſchlagen, wenn man den Mann darmit ſchalten ließe. Allein, du weißt, Beſte, daß alles in deiner Macht ſteht.

— Herr von Buſſeuil, davon iſt jezt die Frage nicht. Verachten ſie die großen Ausſichten, die man uns eröfnet? — Glaube, nichts und wieder nichts iſt einerlei; eben ſo viel ſind auch die Hofnungen bei Hof. Der eitle Ehrgeiz blüht, trägt aber keine Früchte: ich hab es erfahren, daß ſich die große Welt um den reichen Landadel nicht weiter bekümmert, als ihn auszuſaugen. Hier muß der Kopf mit Verſtand, mit weit ausſehenden Ideen, mit Syſtemen, mit Höllenränken angefüllt ſein: Clet beſizt blos ein gutes Herz, für ihn taugt die große Welt nicht. Er wird ſich nicht darin finden, er wird unglüklich ſein, du auch und ich, der ich nur noch wenige Zeit zu leben habe, mögte ihn nicht im Unglük ſehen.

Wie angenehm, fuhr er gerührt fort, würde es dagegen ſein, traulich mit unſern Kindern bis an unſer Lebensziel fortzuleben! Wer genießt ein glüklicheres Leben, als wir? was hindert deſſen Dauer? Ein Brief von einem Herzog. Es iſt doch würklich wahr, daß die Großen mit einem Hauch das Beſte verderben und das Reinſte vergiften. Soll Clet ſich emporheben, ſo iſt es um ſeine Rechtſchaffenheit geſchehen; heurathet er, ſo zieht dies unſern und vielleicht ſeinen eigenen Untergang nach ſich. Er vermählt ſich alsdann mit — Gott bewahre mich davor, ſie zu ſehen. Ich kenne die großen Damen; ſtatt, daß dieſe arme Unſchuldige, lenkſam, liebreich; gegen ihren Mann und uns für eine zweite Tochter, ihrer Mutter eine Schweſter geweſen, unſer Leben in Fröhlichkeit dahingefloßen, unſer Ende ſüs geweſen wäre — — doch, Weiber, regiert immerhin, weil ihr euch heutzutag einmal einbildet, ihr verſteht die Kunſt zu regieren, weil nun ihr der Schuzgeiſt ſeid, der das Univerſum lenkt.

Der Schlus von dem allen war: Clet ſollte fort, ſollte die Welt ſehen, ſich mit wenigem begnügen lernen und ſich Verbindungen erwerben, die ihn von der Dauer ſeines Hauſes verſichern könnten: denn, nah, oder fern, iſt man da immer an Ketten angeſchloſſen, deren Gelenke mit dem Kabinet zuſammenhängen. Die Zeiten des patrialiſchen Lebens ſind ebenfalls vorbei: und da man einmal eine Reiſe für nothwendig hielt; ſo geſtattete man keinen Aufſchub und es wurde von acht Tagen geſprochen.

Der Abend brach herein; die Weinleſe hatte ſchon ſeit einigen Tagen den Anfang genommen; der gute Vater, ganz verſchiedener Art von vielen andern, dachte indeſſen mit Schmerzen an die Trennung von ſeinen Kindern, als Clet, Iſidore und Pauline, unter dem fröhlichen Geſang der Winzer zurückkamen. Allen war der verfloſſene Tag einer der vergnügteſten. Auf einmal fing Iſidore an zu weinen. Clet wurde dies gewahr; er ſchlug vor, daß ſie ſich am ſchönen Feenwald niederſetzen wollten.

— Warum weinen Sie, Iſidore? — Ich weiß es nicht. — Was weinſt Du denn, Freundin? ſagte Pauline. — Ich weiß es nicht, erwiederte Iſidore, und zwang ſich zum Lachen. Allein Clet ſchien darüber beunruhigt zu werden, daher ſagte die Geliebte ihrer Freunden in's Ohr: — Ich fürchte, daß er mich nicht beſtändig liebt. — Clet, Clet, ſie befürchtet, Du mögteſt ſie nicht beſtändig lieben. — Clet fühlte ſich erleichtert. — Es waren nur Blähungen. — Nein, in der That nicht, ſagte Iſidore. Indem wir den Weinberg verließen, konnte ich mich der Betrachtung nicht erwehren, daß die Weibsleute, die ich da geſehen, gepaart waren. Dieſe Leute, dachte ich bei mir ſelbſt, ſind geborgen, du aber nicht. Unterwegs betrachtete ich die welkenden Blätter. Zeichen des herannahenden Winters, Zeichen Ihrer nahen Abreiſe, Zeichen der Schönen, die Sie alsdann werden kennen lernen, Zeichen, daß Sie mich vergeſſen — Und ich, ſagte Clet, betrachtete nur immer Iſidoren, Zeichen, daß ich Sie liebe, Zeichen, daß ich nicht reiſe. —

Hiebei erinnerte ſich **Pauline**, daß des Morgens Briefe angekommen wären; daß viel darüber geſprochen worden, und daß ihre Mutter geſagt hätte: acht Tage ſind lange genug. — Sehn Sie, ſagte **Iſidore**, binnen acht Tagen müſſen Sie abreiſen. Sie zerfloß in Thränen, und dieſer Gedanke erregte allen dreien fieberhafte Bewegungen in ihren Adern.

Iſidore ſah ihren nahen Tod voraus. **Pauline** warf ſich ihr um den Hals und erſtikte ſie beinahe mit ihren Umarmungen. **Clet** war in ſich ſelbſt vertieft und nachdem er ſich wieder erholt hatte, ſagte er: — Ihr ſeid bloße Kinder, daß ihr ſo ſehr über ein pures Nichts erſchrekt. Ich glaube weder einen Gott noch einen Teufel mehr: nein, ich gehe nicht auf Reiſen — und weinte vor Zorn. — Aber, Bruder, wenn man es haben will? — Ha! wenn man es haben will — wenn man es haben will! ſo ſei es; ich werde ſterben, und dann wird davon keine Frage mehr ſein.

Die beiden Mädchen erhoben vor Schrecken ein lautes Geſchrei, als ob ihr guter Freund gleich ſterben würde. **Pauline** umfaßte ihren Bruder und **Iſidore Paulinen**. Sie ſprachen ſo viel, daß ſie einander gar nicht verſtanden. Wie gefährlich iſt für Kinder die Gewöhnung an ein weichliches Leben in dem ſteten Umgang mit ihren Eltern! Sie erlangen dadurch reizbare Empfindungen, die ſie bei jedem Vorfall im menſchlichen Leben zum Opfer machen.

Auf die Lezte äußerte **Pauline**, daß die Abreiſe von **Buſſeuil** noch nicht ſo ausgemacht gewis ſei, als ihnen der Brief und jenes aufgefangene Wort ſolche anzukündigen geſchienen. Man beruhigte ſich: eine lebhafte Rührung folgte auf den Schmerz, und die beiden Liebenden endigten damit, daß ſie, als wahre romantiſche Schäfer, ihre ſogar nicht romanhaften Namen in einen Baum einſchnitten, an dem die abgeſchälte Rinde noch wahrzunehmen iſt. Man ſieht mit Verwunderung, daß in der Inſchrift Clets Name ſich unbeſchädigt erhalten, welche vormals in folgenden Worten beſtand:

„Clet und Iſidore werden mit einander ſterben.“

Des andern Tages kam Clet nach ſeiner Gewohnheit zu ſeinem Vater und Mutter in's Zimmer auf einen Morgenbeſuch. — Verſchließ die Thüre und ſetze Dich nieder; — dies ſagte der Vater mit einem düſtern Geſicht. — Er fürchtet ſich, ſprach die Mutter, mit Heiterkeit. — Ich weiß ſchon, was dies bedeuten ſoll, ſagte Clet: ich ſoll fort und ich werde nicht gehen. — Man denke ſich das Erſtaunen!

— Und wenn es Dein Vater ſo will? — Mein Vater will es nicht. — Clet, ich verſichere Dich, daß es mein Wille iſt. — Gewiſſermaßen; aber nicht ganz vollkommen. — Du vergißt Dich, bedenke, was Du redeſt. — Clet umarmte ſeinen Vater, der ſich ſo gut als möglich, aus der Sache herauszuwickeln ſuchte und ihm ſagte: die Vernunft verlangt dies. — Clet erwiederte: ich beſitze auch Vernunft, ich bin einundzwanzig Jahr alt, und finde nichts ſo vernünftig, als mich zu verheurathen. Sollte Ihre Vernunft mit der meinigen nicht übereinſtimmen — — Was redeſt Du da? — Clet erröthete und hielt inne. Junge, fuhr Herr von Buſſeuil fort, vielleicht halte ich Dich doch noch von einem Fehltritt ab. — Sie urtheilen nach Ihren Begriffen. — Und wer von uns beiden muß ſeine Begriffe des andern unterwerfen? — Der weniger Kluge. — Und wer iſt der? — Sie. — Dein Vater, Clet? — Ja! Sie, Papa, und, (Sie kennen den König) weder der König noch Sie werden mich hindern, das Fräulein von Savine zu heurathen.

— Du beleidigſt Gott, Unglücklicher, erwiederte die Mutter. — Ihn? Gott? ich ſag' Ihnen, der wird ſich

da

damit nicht bemengen; bei ihm gilt nur das Recht und er duldet keine Ungerechtigkeit. Ich habe das Vertrauen, daß Sie Ihre Meinung ändern, daß meine liebe Mama und mein Papa bedenken werden, daß es nur niederträchtigen Menſchen einfallen könne, von ihren Kindern zu Erzielung ihrer eigenen Neigungen einen Vortheil zu ziehen.

Herr von Buſſeuil konnte es nicht mehr aushalten und entfernte ſich. — Clet, mein Freund, ſagte die Mutter, ich verſichere Dich, Du ſollſt deine Maitreſſe bekommen; aber Du mußt gehen. — Käme dieſes Verſprechen von meinem Vater, er würde ſich des verächtlichen Ausdruks, Maitreſſe, nicht bedient haben. — Wirſt Du vielleicht gar auf mich böſe werden? — Auf Sie! Ha! gewis nicht; aber Ihren Herzog verabſcheu' ich. Dieſe Herzoge können nichts, als den Frauenzimmern den Kopf verrücken. Bin ich reich genug? — Was weißt Du? und darf man nur reich ſein? Wäre Dein Vater es geweſen, ich hätte ihn nicht geheurathet. — Soll's in Krieg gehen, ſo frag' ich nichts darnach, wohlverſtanden, wenn ich vorher verheurathet bin. Was Ehrenſtellen anbelangt, ſo finde ich keinen Beruf in mir, einer Sache nachzuſtreben, die auch Niederträchtige erlangen können. Denn ich weiß, daß ſehr Niederträchtige damit bekleidet ſind und beſchwöre es hoch und theuer, daß mich die Welt nicht zu ſehen bekommen ſoll.

— Mein Herr, ich ſage Ihnen hiemit, daß Sie gewis gehen werden — Von Herzen gern, Mama, noch dieſen Abend — Nun zerfloſſen Sohn und Mutter in Thränen — Ach! mein Gott! wer hätt' es gedacht, daß ich einen ſo wiederſpänſtigen und undankbaren Sohn hätte? und meinſt Du, daß Du Dich Deines Vaters und meinem Befehl entziehen könneſt? — Das iſt das erſtemal, daß Sie von Befehlen ſprechen. — Weil Du mich dazu zwingſt. — Aber was heißt ein Befehl, dem es unmöglich iſt zu gehorchen? — Geh — der Sohn ging ohne weitere Widerrede: das war genug. Die ganze Familie befand ſich in Unruhe. Man weint bei der Frau von Savinç, jedes hat ſich etwas vorzuwerfen, und Frau von Buſſeuil hatte in der That Urſache, ſich Vorwürfe zu machen, daß ſie ihren Zwek nicht mit mehr Vorſicht verfolgt hatte. Pauline ging bald zu ihrem Bruder, bald zu ihrer Freundin, und erſchöpfte ſich mit Tröſten. Vergeblich ſtellte man Cleten vor, daß ihm die Reiſe nichts hinderlich ſein werde, daß alle Abſichten mit der ſeinigen zuſammmenſtimmten; ihm lag nichts als der Umgang mit Iſidoren im Sinn. Iſt Gewohnheit ein zweites Leben, ſo iſt die Entſagung der erſte Tod.

Der liebreiche Vater, für den die geringſte Uneinigkeit die gröſte Marter war, las den Schmerz auf den Geſichtern ſeiner Bedienten, den ſie empfanden, ihn mit ſeinem Sohn in Mishelligkeit zu ſehen. Er ſucht ihn auf, wendet alles an, ihn zu beſänftigen, Clet bleibt unbeweglich. Ob er gleich von der Philoſophie nicht einmal hatte reden können; ſo ſprach er doch jezt von nichts, als von Leidenſchaften, vom Recht der Natur, von Has gegen alle Gewalt. Er unterſteht ſich ſeinen Vater unter das Geſicht zu ſagen: ſo wolle er.

Bei dieſem Wort nahm der Vater ſein Anſehen wieder an, um dieſer zügelloſen Frechheit ſeines Sohns zu begegnen und ſagte zu ihm:

— Wer thut, was er will, thut nicht was er ſoll. Ich weiß nicht, wo Du die Denkungsart, die Deine Reden und Deine Hartnäckigkeit verrathen, hergenommen haſt. Haſt Du Deine Grundſätze aus der Natur gezogen, die in Deinem Alter und zumal in dem Umgang mit dem andern Geſchlecht, dem freien Lauf der Leidenſchaften das Wort zu reden und ſie ſelbſt aufzuregen ſcheint; ſo erwirb Dir von ihr auch Deine Erfahrung, und Du wirſt finden, daß ſie ein reißender Strom iſt, dem man einen Damm entgegenſetzen muß. Bei einem langen Leben wirſt Du ſehen, daß alle Laſterhafte, das heißt, alle Unmäßige durch ihre Laſter beſtraft werden. Du betrachteſt Dich als ein Opfer, das biſt Du auch würklich, aber Deiner Leidenſchaft und nicht Deiner Eltern. Du haſt Verſtand und ein gutes Herz; und Du beleidigſt Deinen Vater und Deine Mutter; Du leideſt und biſt durch ein Laſter beſtraft, in das Dich nicht Deine Liebe, ſondern Deine Unmäßigkeit, die Dich irre geführt, geſtürzt hat.

Ich kenne den Zauber der Begriffe, die ſich Deiner bemächtiget haben. Ich lernte zu ſeiner Zeit die in den Garniſonen herrſchende ungebundene Freiheit kennen; ich ſahe, wie dieſe Maximen mit gleicher Geſchwindigkeit ſich in der Welt ausbreiten, mit der das Gift unſere Eingeweide durchläuft. Ich bemerkte, daß man dieſem Syſtem der Namen der Philoſophie beileget und ärgerte mich, als ich gewahr ward, daß es Trunkenbolde und liederliche Weibsperſonen zur Mode gemacht haben. Keiner von uns wird ohne Leidenſchaft gebohren, und ſo bald wir anfangen zu leben, gerathen wir zuweilen unter Laſterhafte, die uns mit Hülfe unſrer Leidenſchaften beherrſchen, das kein Rechtſchafener thut. Nach und nach gewinnt der Schmeichler, der unſere Neigungen begünſtiget hat, die Oberhand: man bedauert es hernach; aber unter tauſenden iſt nur einer, der ſich ändert und zu derjenigen regelmäßigen Denkungsart und richtigen Einſicht zurükkehrt, welche die verführeriſchen und ſchiefen Maximen dieſer neuen Philoſophie wieder zerſtreut.

Mein Freund, da ich Dich mit Iſidoren gehen ließ, verbindet Dich nicht die Ehre auf gleiche Weiſe, mir nicht entgegen zu ſein? Ich liebte Euch beide; ich will eben das, was Du willſt: aber, einfältiger Knabe, lerne an meinem Beiſpiel, daß man nicht immer ohne großen Schaden nach ſeinem Willen handeln kann. Verlangſt Du, daß ich das Haus umkehren ſoll?

Ich verſpreche Dir, alles mögliche zu thun. Wirſt Du mich durch Deinen Ungehorſam und Deine Unbändigkeit, womit Du mir in meinem Alter Thränen aus den Augen preſſeſt, dazu verbinden wollen? Weil Du mit Deinen einundzwanzig Jahren ſo gros thuſt; ſo erkenne, daß es eine unvermeidliche Abhänglichkeit von Ordnung und Vernunft giebt. Merke Dir nur dies einzige Beyſpiel.

Geſezt, Du ſucheſt mit Deinem vermeinten Recht Deine Liebe zu befriedigen: ſo verſetzeſt Du zwei Familien in Unglük und Uneinigkeit: wir müſſen Dich als unſern Feind anſehen, weil, wenn es Dir frei ſteht, Deinen Willen zu haben, uns wohl auch ein gleiches erlaubt ſein wird. Stelle Dir aber einmal die Folgen von dem Entgegenſtreben unſrer beiderſeitigen Willen, die Dich und Deine Geliebte erwartende Schmach, und die augenſcheinliche Unmöglichkeit vor, in der Du Dich befindeſt, ſie ohne unſre Einwilligung jemals glüklich zu machen. Woſern Du Dich auch nicht vor der Schmach fürchteſt, die einen jeden, der ſich der Ordnung entzieht, ſicher trift; wenn Du Dich, von dem Laſter geſteift, überreden kannſt, Du werdeſt das Unglük, das auf Mishandlungen folgt, vermeiden können, weil das Laſter heut zu Tag glänzt und zu beglücken ſcheint; und wenn Du vollends in Deinem Innern über das, was ich Dir bisher geſagt habe, lachen kannſt, alsdenn biſt Du ein wahrer Philoſoph und ich verwünſche Dich —

Komm Clet, umarme mich: Du bringſt mich zum weinen, umarme mich. Ich bitte Dich, Beſter, verkürze mir nicht das Leben. Weh uns Alten, denen jeder Tag neuen Kummer macht: warum verurſachſt Du mir den, da Du ſiehſt, wie ſehr ich Dich liebe?

Am Ende dieſer Lection fielen Vater und Sohn einander in die Arme und benezten ſich mit ihren Thränen. — Ja, mein Vater, ich verlaſſe mich auf Sie, und ich verſpreche Ihnen den willigſten Gehorſam zu leiſten.

Die Mutter hatte ſich hinter der Laube verſtekt; augenbliklich trat ſie hervor, die Scene zu vollenden, indem ſie ihre Thränen mit denen ihres Gemahls und Sohns vereinte. Alles war verziehen; man kehrte lächlend in das Schlos zurük, und da **Pauline** dies gewahr ward, weinte ſie vor Vergnügen. —

Liebende, was für edle Geſchöpfe ſeid ihr! Euch hat der Himmel auserkohren, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf euch zu ziehen. Jedermann war von der Trennung der beiden Liebenden gerührt; ſie war im ganzen Dorf die einzige Unterhaltung. Wahre Liebe iſt ohne Geheimniſſe; die tugendhafte Liebe achtet ſie nicht. Jene aus der beſten Zeit der Ritterſchaft war lange ſo rein nicht, als man gemeiniglich glaubt, beſonders wegen des Geſezes des Geheimniſſes, das in einem bloßen Gewebe von Galanterie beſteht und welches der Liebe mehr, als Publicität, ſchadet.

Wegen des Abſchieds war man nicht ohne Sorgen. Frau **von Buſſeuil** traute dem Liebhaber, ſeines Verſprechers ungeachtet, keine allzugroße Beſtändigkeit zu; der Vater bürgte für ihn. — Es iſt, ſagte er, durch ſeine Zuneigung gegen mich gewonnen. — **Pauline** und **Iſidore** kamen nicht mehr von einander, dachten nach — und das war alles.

Iſidore ſuchte das, was in ihrem tugendhaften Herzen vorging, ſo gut, als möglich zu verbergen. Sie nährte eine Leidenſchaft, welche die Kräfte ihrer Organe überſtieg, ihre Fibern waren ſo empfindlich geworden, daß ſie von nichts, von ihren Ideen konnte erſchüttert werden. Es geſchah daher aus der beſtgemeinten Vorſorge wegen der ſchlimmen Folgen, daß man ſie vor einem ſchweren Abſchied bewahren wollte; aber Ueberraſchungen ſind empfindſamen Seelen oft gefährlicher, als die Erhebung zu einem hohen Stand.

Man hatte an einem Abend ſehr vergnügt im Schlos zuſammen geſpeiſt; **Clet** war aufgeräumt, man gieng ſpät, erſt um zwei Uhr, auseinander, welches ſelten geſchah. Beim Weggehen küßte **Iſidore** den Herrn und die Frau **von Buſſeuil**, und hernach ihre Freundin: eine Gewohnheit, die ſie mit Vergnügen beobachtete. Diesmal ſagte Herr **von Buſſeuil** unvorſichtigerweiſe zu ihr: — Wie, erhält **Clet** nichts? — Sie wurde roth, ihre Kniee zitterten, ſie ſah alle an und auch ihre Mutter, die mit Lächeln ſagte: — Nun, ſo küß ihn. — Aber indem ſie **Cleten** anblikte, der ſich mit aller Gewalt zu beſiegen ſuchte, ward ſie auf ſeinen Wangen einer Thräne gewahr; augenbliklich war alles klar, ihre Lebensgeiſter ſtiegen empor: — Ach Himmel, rief ſie aus, er geht fort! — Ha, wer kann ſie fähig halten, Abſchied zu nehmen! Sie entflieht mit der größten Eilfertigkeit, indem ſie die Hände zuſammenſchlägt, in voller Verwirrung. Sie eilt durch zwei Zimmer und verbirgt ſich in einem Winkel des mit dem gefallenen erſten Schnee bedeckten Hofs.

Muß ich es ſagen, wer ihr wie ein Bliz auf dem Tritt nachfolgte? Er ſchießt an ihr vorbei, ohne ſie zu ſehen, andern begegnete das nämliche. Man kam zur Frau **von Savine**, da war niemand, und erſt nach einer Viertelſtunde fand man die Unglükliche. Die Nacht war kalt und durchdringend. Dies ſezte beſonders die Mutter in Sorgen, die ein lautes Geſchrei erhob, als ſie ihre Tochter empfindungslos auf dem Schnee liegen ſah. Ihr allein kam der Gedanke ein, daß es ſie das Leben koſten könnte. Es ſchien, als ob man ſie vollends tödten wollte, indem man ſie mit kaltem Waſſer beſprengte.

Während man ſie in ein Bett legte und die Frauenzimmer alle dienliche Mittel, die ihnen bekannt waren, anwendeten, ſchwungen Clet und ſein Vater, ſo bald ſie einige Erholungen verſpürt hatten, ſich auf die Pferde und jagten durch's Dorf. Herr von Buſſeuil kam erſt am dritten Tag von der nächſten Stadt zurük. Iſidore war noch nicht vollkommen hergeſtellt; die übrigen trauerten, und er desgleichen: Clet hatte indeſſen ſeine Reiſe unaufhaltſam fortgeſezt, daß nach Verflus von acht Tagen ſchon Briefe von ihm und dem Herzog ankamen.

Der zärtliche Liebhaber hatte nur einen an Iſidoren und ſeinen Vater geſchrieben.

— Sagen Sie ihr, Papa, daß ich auf meiner Reiſe, die mich entfernte, aus Verzweiflung geflogen bin. Zu wiederholtenmalen hab' ich über Sie geflucht. Ich nehme meine Flüche nicht anders, als unter der Bedingung zurük, daß Sie ſie tröſten, daß Sie ſie lieben, wie mich. Küſſen Sie ſie auf das eine Auge, dann auf das andere und ja nicht weiter. . . meine Eingeweide beben. Sie glauben nicht, wie ſehr ich es bedaure, daß ich weggegangen bin. — — — Sagen Sie ihr blos dieſes: in meinem Zimmer ſei ein Spiegel, und ſo oft ich mich darin beſehe, erblicke ich auch ſie. — Ich bin vor den Frauenzimmern, die ich bei dem Herzog geſehen, erſchrocken. Für mich iſt auf der Welt nichts, als Iſidore. Merken Sie es wohl, Papa, ich bitte Sie darum, ohne ſie bin ich verlohren. — Iſt ſie nicht ſchön? Hat ſie nicht das Herz einer Königin, die Stimme eines Engels, und noch tauſend andere Vorzüge? — Allein, Sie fühlen das nicht. Sie vermögen nichts, als Ihr Verſprechen zu halten; und ich ſetze alle meine Hofnung auf Sie. Sagen Sie ihr, daß, wenn die Umſtände, Gewalt, Eigenſinn, das Schickſal ſie zwingen würden, nicht mehr ſo oft an mich zu denken, daß alsdann ein verzweifelter Streich mein

Leben endigen und man nichts mehr von Clet hören werde. — —

Der Brief war ſechs volle Seiten lang, davon wir daß meiſte übergehen müſſen, um in unſerer Geſchichte fortzufahren.

Die Ruhe, der Genus angenehmer Empfindungen, ein zufriedenes Herz, iſt die beſte Arznei. Paulinens Sorgfalt und die liebreiche Begegnung auf Seiten der Eltern ihres Geliebten hatten Iſidoren einige Erholungen verſchaft. Sie war bleich, ſchwach, ſie lachte und weinte nicht, als wenn man von Cleten ſprach, oder wenn man ihr erlaubte, von ihm zu reden. Außerdem verließ ſie ihre Melancholie, die zuweilen an Wahnſinn gränzte, niemals. Man unterhielt ſich nur immer von ihr, von der Seltenheit der treuen und aufrichtigen Liebe eines ſo jungen Frauenzimmers. Kaum vergaß man ſie über einen ſonderbaren Zufall, der alle Köpfe im Buſſeuil und in der ganzen Gegend beſchäftigte.

Es war an den ſchönſten und kälteſten Tagen des Winters als der Teufel im ſchönen Feenwald ſein Spiel anhub; eine ſonderbare Begebenheit für Vernünftige und ſchrekhaft für den großen Haufen.

Es war ſchön. Auf den Straßen erhob ſich der Staub; des Nachts funkelten die Sterne am Himmel. In einer dieſer Nächte hörte man mitten im ſchönen Feenwald ein Getön, das Herr von Buſſeuil für ein Lauffeuer eines Bataillons hielt und das den übrigen Einwohnern des Dorfs wie das Krachen eines heftigen Donners vorkam. Ueber die Wipfel der Bäume ſah man Strahlen von allerhand Farben und Geſtalten ſich erheben.

Sie glichen ſteigenden Raketen; aber man konnte ſich in der ganzen Nachbarſchaft niemand vorſtellen, der ſich's hätte einfallen laſſen, im ſchönen Feenwald ein ſo prächtiges Feuerwerk abzubrennen.

Des andern Tages ſuchte man ſorgfältig nach, um einige Spuren zur Entdeckung der Wahrheit zu finden; es war aber nichts zu ſehen. Zwei Tage darauf neues Strahlenfeuer, neuen Donner und, gleich als ob der Teufel, der Urheber der Kurzweile, damit ſeinen Abſchied hätte nehmen wollen, auf der Anhöhe bei der Quelle eine herliche Beleuchtung. Bei wiederholten Nachſuchen entdekte man nichts, als hie und da einige vom Rauch geſchwärzte Steine, den man aber für keinen Pulverrauch hielt, ſondern man entdekte hieran den eigentlichen Schwefelgeruch aus den Feuerkeſſeln der Hölle.

Ein jeder machte darüber ſeine Anmerkungen. Einige hielten es für eine Zuſammenkunft und Feſt der Hexen; andere meinten, die ſchöne Fee hätte nach vielen Jahren einmal die kleine Grotte wieder beſucht, in der ſie ſich ehedem aufgehalten, die ſie aber ſeit undenklichen Zeiten verlaſſen. Dieſe Meinung erhielt, als die gefälligſte, die Oberhand; man ſprach bis an den Carneval von dieſer Begebenheit, zu welcher Zeit das fürchterlichſte Feſt ſich erneuerte. Dies gab dem Pfarrer Stof zu einer treflichen Predigt, darin er ſeine Schäflein ermahnte, die während dieſer Zeit der Ungebundenheit genoſſenen Luſtbarkeiten zu beweinen.

Man gerieth auf die Vermuthung, es hätten Räuber die Einwohner dieſer Gegend in Schrecken ſetzen wollen. Allein niemand klagte über einen erlittenen Diebſtal; man hörte nichts mehr, und die Geſchichte von der ſchönen Fee erhielt ſich blos noch in der Einbildung der Leute. Man hat ſogar einen Roman daraus gemacht. Es waren nicht die geſcheuteſten ſondern die empfindſamſten, die ihn mit Umſtänden ausſchmükten, die am geſchikteſten waren, ihn anziehend zu machen.

Unter der Zeit tröſtete man ſich bei der Frau von Savine und auf dem Schloſſe mit den erwünſchten Nach

rich

richten, welche richtig alle vierzehn Tage einliefen. **Clet** befand ſich wohl und liebte herzlich.

Aber die grauſame Trennung hatte Folgen, davon er nichts wußte, und die für **Iſidoren** gefährlich zu werden ſchienen. Ihre Geſundheit dauerte keine Stunde ununterbrochen fort: **Iſidore** war ſo weiß geworden, als eine ſchöne Lilie; noch niemals hatte man eine anmuthigere Kranke geſehen und ihre melancholiſche Liebe machte ſie vollends liebreitzend. Die Beſuche, welche ihre Mutter erhielt, wurden ihr je länger je mehr zuwider. Die einzige **Pauline**, die ſie zuweilen zum Lachen bewegte, gefiel ihr noch. Sie ſchloſſen ſich immerdar zuſammen ein. Man mußte von **Cleten** ſprechen, ſeine Briefe vorleſen, unaufhörlich wiederholen, und die Koſtbarkeiten und Seltenheiten ſehen, die er ihr ſchikte.

Die ſchöne Fee ruhte in ihrer Grotte bis zur günſtigen Zeit des Frühlings, wo die Bäume mit friſchem Laub bedekt wurden, wo das alte vom Winter verzehrt, den Merzenveilchen Plaz gemacht, um hervorzubrechen und der ſchönen Fee einen ſanften Fusſteig, auf dem man ihre Tritte nicht hörte, zu bereiten.

Die ganze Geſellſchaft auf dem Schloſſe hatte die erſten ſchönen Tage der neubelebten Natur mit einem kleinen Feſte bei der Quelle gefeiert. Man kehrte am Abend bei'm Mondſchein von da zurük; man war ſchon über den Bach, man näherte ſich bereits dem Dorfe, als man gegen den Wald hinſah und zwei Schüſſe hörte, die das Echo wiederholte, bis ſie ſich am Ende verlohren. — Sogleich ſagte Herr **von Buſſeuil**, das ſind Wildpretdiebe, und die Förſter, denen die Gegenwart ihres Herren Muth einflößte, eilten nach: man fand auch wirklich einen ganz friſch angeſchoſſenen Rehbok.

Der Schrecken legte ſich; man hielt Wache und eines Tags ſchoß ein Förſter auf etwas, das durch das Geſträuch ſchlüpfte. Der Schus gieng fehl und eine übermenſchliche Stimme rief ihm zu — Du biſt verlohren, Unglüklicher, du, dein Weib, deine Kinder. —

Nach einigen Tagen ſah man ein Licht mitten im Walde. Die Förſter verſtärkten ſich mit einigen Bauren und giengen dem Schein des Lichts nach. Sie kamen nicht ſobald zu dem Baum, worauf es ſich befand, als es verlöſchte und ſie einen Hagel ſpürten, der ihnen in's Geſicht und an die Bäume ſchlug, ſo daß ſie glaubten, die Elemente hätten ſich durch eine übernatürliche Macht wider ſie bewafnet. Die Erzählung, die ſie hernach davon machten, verurſachte auf's neue ein allgemeines Entſetzen.

Darauf bewafneten ſich alle, die Herz hatten, über und über, und theilten ſich in verſchiedene Haufen. Sie lauerten einige Tage vergeblich. Um dieſe Zeit erhielt man einen Brief von Clet, worin er um einige Stücke Wildpret bat, die man ihm unter ſeiner Addreſſe auf der Poſt zuſchicken ſollte.

Die Jäger erhielten Befehl, eines zu ſchießen; ſie wollten es aber nicht anders wagen, als wenn man ihnen eine Bedeckung zugeben würde. Denn nach der Meinung der Vernünftigſten, war man beglaubt, daß ſich eine Bande Räuber oder Wilderer im Wald aufhalte, das Leute ſind, die ſich raſend wehren.

Nachdem der Tag feſtgeſezt und alle Anſtalten, wie zu einem gefährlichen Unternehmen, getroffen worden; ſo zogen Reuter, Förſter, Bauren und andere aus. Man wiederholte die erhaltenen Ordern und Signale, man war ſchon eine ziemliche Strecke im Wald vorgerükt, als man etwas hin und wiedergehen hörte: Man rief; — es erfolgte die Antwort: Thoren, was wollt ihr hier? fort zum Teufel. Auf dieſe Worte folgten drei bis vier Piſtolenſchüſſe, man lief hinzu: aber die Reuter konnten nicht nachfolgen, ohne abzuſitzen, und der Teufel war ſo ſubtil, daß man ihn nur an ſeinem Gang und Tritten gewahr ward, ohne zu unterſcheiden, ob er ſchwarz oder weiß ausſehe. Aber ſoviel erkannte man deutlich, daß die Stimme gar nichts menſchliches hatte.

Man veränderte den Operationsplan, und wollte den Wilderer im Wald bloquiren. Vermittelſt der freien Ausſicht, die ein junger Schlag gewährte, hatte man ſich verſichert, daß nur ein einzelner Feind vorhanden ſei. Von ungefähr fügte es ſich, daß die Leute, die bei der Quelle poſtirt waren, den Kettenhund von Schloſſe bei ſich hatten, der ein ſo unbändiger Hund geweſen war, als man noch nie einen geſehen. Der Teufel oder der Wilddieb kam zur Quelle: man merkte es, man hörte ihn trinken. Er probierte die Steine an den Piſtolen. Bei dem Schein der herumſchieſſenden Funken erkannte man einen Mann mit einem gewaltigen Knebelbart, mit einem großen Hut, der tief in's Geſicht herein gieng, mit einem blauen auf Soldatenmanier aufgeſchlagenen Rok; er trug eine ſchwarze Halsbinde, und auf beiden Achſeln Schürme; von der Schulter hing auf beiden Seiten ein Degengehäng herab, in welchem ein Hirſchfänger und etliche Piſtolen ſtekten. Der Kriegsrath beſprach ſich in der Stille; man beſchloß, einen Angrif zu wagen. Man ließ den Hund los: aber der Teufel, an dem er aufgeſprungen war, beſchwor ihn blos mit dem Worte: Zuruk! und der Hund kam ſo zahm wie ein Lamm mit dem Schwanz unter dem Bauch zurük. Er war auf keine Art zu einem neuen Angrif, nicht einmal zum Bellen zu bewegen. Dies darf man glauben, weil es die reine Wahrheit iſt. Ein Förſter, ſo herzhaft er ſonſt war, lief mit einem lauten Schrei nach der Wohnung eines Geiſterbeſchwörers, dem keine Zauberei widerſtand. Zwei Bauren von einem andern Poſten wurden in der nämlichen Nacht von einem Hagel von eben der Art, wie der Teufel das vorigemal erregte, über überfallen. Sie blieben auf dem Wege, mehr durch ihre Furcht als von dem Hagel entkräftet, liegen. Herr von Buſſeuil ſchloß aus allen geſammelten Nachrichten zuſammengenommen, daß es ein Wildpretdieb ſei, und ließ ſich davon gar nicht abbringen. Wer es auch immer ſein mogte, Teufel oder Wilderer, ſo war ihm ſeine Abſicht, die ganze Gegend zu erſchrecken, ziemlich gelungen.

Man erhielt abermals Briefe von Clet; er ſeufzte, wie ein wahrer Liebhaber, klagte über die Thorheiten der Hauptſtadt und über die funfzig Meilen, die ihn von Buſſeuil trennten. In der Antwort verſicherte man ihn, daß er das verlangte Wildpret erhalten werde, und unterließ auch nicht, eine Nachricht von dem komiſchen Auftritt im ſchönen Feenwald beizufügen.

Inzwiſchen hatten die Verfolgungen dieſer Uſurpatoren des Rechts der Natur gegen einen Wilderer den unſrigen in eben die Noth, als der Winter den Wolf, verſezt; es wehrete nicht lange, ſo befand er ſich in dem Fall, auf freien Felde herumzuirren und ſich den Wohnungen der Menſchen zu nähern.

War es Zufall oder hatte er bei ſich überlegt, daß mit einem Anfall eines Hauſes, das lediglich von einer Witwe und ihrer Tochter bewohnt wurde, weniger Gefahr, als anderwärts verknüpft ſei; kurz in einer heitern Nacht ſtieg er in der Frau von Savine Garten. Sie hatte ſich nicht niedergelegt, ſondern unterhielt ſich noch mit ihrer Tochter. Man erinnere ſich, daß der Mann ein Schwarzkünſtler iſt, um ſich nicht zu wundern, daß ſich alle Thüren vor ihm öfnen und er unaufgehalten in das Gemach der beiden Frauenzimmer kömmt.

Kaum hatte die Mutter den Mann im blauen Rok, mit ſeinem Schnauzbart, ſeinen Piſtolen und mit entblößtem Haupt erblikt; ſo rief ſie mit dem gröſten Entſetzen aus: — Ach! ſchone unſer Leben! — Iſidore, nicht ſo erſchrocken, that einen, der ganz anders lautete. — Mama, Mama, es iſt **Clet**! — Und nun erfolgte Verwunderung über Verwunderung; — dann Thränen; man rang die Arme in einander, man flog der Mutter an den Hals; es erfolgte eine viel größere Bewegung, als zuvor die Furcht erregte. — Ja, ich bin's, ſagte **Clet**; ja hier bin ich, arme **Iſidore**, liebe Mama! Himmel, Vater, Mutter, König, Herzog, mögen thun, was ſie wollen, uns werden Sie niemals trennen; und ich ſage Ihnen, daß wir glüklich ſein werden. Beruhigen Sie ſich alſo, liebe Mama **Savine**, und Sie, **Iſidore**, weinen nicht mehr.

— Es war durchaus unmöglich, nicht zu weinen, durchaus unmöglich, ſich darein zu ergeben.

Ha! mein Gott, welcher Jupiter, ſagte Frau **von Savine**: (man merke, daß man ſich dieſes Worts in jenen Gegenden bedient, die Kinder, wenn ſie nicht folgen wollen, damit zu ſchrecken:) — Ja, ein Jupiter: meinen Donner bereitete ich beim Feuerwerker und meinen Hagel holte ich in der nächſten Scheure, wo ich dürre Erbſen gefunden. Vermöge meiner Gottheit wandte ich den Schus ab, den **la Branche** auf mich gethan hat, der gewis noch vor dem Orakel zittert, das ich durch mein Sprachrohr ausgeſprochen.

Natürlich war Frau **von Savine** die erſte, die, nachdem das Entſetzen vorüber war, an die widrige Folgen dachte, welche dieſer unbedachtſame Streich nach ſich ziehen könnte. Ich bin verlohren, rief Frau **von Savine** aus, wenn man nicht allein weiß, daß Sie ſich bei mir aufhalten, ſondern auch erfährt, wer der Wildpretdieb geweſen. Sind Sie nicht ein Unglüklicher, daß Sie mich ſo hingeben? Wird nicht jedermann ein Verſtändnis zwiſchen uns vermuthen? Wird man mir alsdann verzeihen, daß ich einen Sohn in ſeinem Ungehorſam beſtärke, und wird man mir nicht niedrige Abſichten beimeſſen? Dürften Sie hoffen, daß ich meiner Tochter, während Sie ſich ſolchen Ausſchweifungen überlaſſen, erlauben werde, mit Ihnen umzugehen? Meine Pflicht erfordert es, Sie von hier wegzuſchaffen, die Sache Ihren Eltern zu entdecken, und wenigſtens mich bei denſelben zu rechtfertigen und zu bedauern, daß ich Ihnen geſtattet habe, meine Tochter unglüklich zu machen. Ja, gewis wird mir Ihre Mutter alle Hinderniſſe allein zuſchreiben, und Ihr Betragen wäre fähig, ihre beſten Abſichten zu vereiteln. Sie ſchaden ſich ſelbſt: gehen Sie um Gottes willen fort.

Iſidore vergoß heiße Thränen, Clet hörte geduldig zu, ſah die Mutter mit der allerdemuthsvollſten und gerührteſten Miene an und beantwortete ihre Vorſtellungen damit, daß er zu ihr ſagte: — Ich ſterbe vor Hunger. — Dieſe Rede entwafnete die Frau von Savine. Iſidore hatte ſchon alles unter beſtändigem Schluchzen auf den Tiſch geſezt. — Clet, eſſen Sie nicht ſo geſchwind. — Sie wiederholte dies ſo oft, daß man denken könnte, das gute Kind habe eben ſo ſehr befürchtet, er mögte zubald wieder fortgehen, als daß er ſich ſchaden könnte.

Vielleicht zweifelt man an der Wahrheit dieſer Begebenheit, die einen ſo üblen Ausgang genommen hat. Weiß man aber nicht, daß an der Liebe alles romanhaft iſt? Sie erfand den Roman, indem ſie der Wahrheit auf ihrem Pfade nachging: es iſt nichts ſo übertrieben, das nicht irgend einem Verliebten in den Kopf gekommen und das daher nicht natürlich wäre; aber jeder weiſt der Natur die Gränzen immer nur nach ſeinen eigenen Empfindungen an.

Die Nacht rükte fort: Cleten hungerte unaufhörlich; Iſidore konnte in Fragen kein Ende finden. — Ach! ſollten Sie denn mitten im Wald ſchlafen? — Nein, die Schwachen dachten nicht daran, daß man in den Felſen an der Quelle eine Höle hatte hauen laſſen. — Aber wie konnten Sie in Paris und im ſchönen Feenwald zugleich ſein? — Als ich ſchrieb, befand ich mich würklich zu Paris: funfzig Meilen ſind in einem guten Ritt bald gemacht. — Von was leben Sie? — Von dem, was ich auf der lezten Poſt mitgenommen hatte. Ich war damit bis auf die zwei Tage der Blokade verſehen. — Welche Beſchwerlichkeiten; welche Thorheit; — Beſchwerlichkeit! um Sie zu ſehen; Ihnen beiden näher zu ſein: ha! Sie laſſen mir nicht Gerechtigkeit wiederfahren, wenn Sie glauben, daß mir außer Ihnen etwas liebers auf der Welt ſei. Sie laſſen ſie uns nicht wiederfahren, erwiederte Frau von Savine, wenn Sie denken, daß die ausſchließende Freundſchaft eines von ſeinen Eltern angebeteten Sohns uns ſogar ſchmeichelhaft ſein könnte. — Herr von Buſſeuil ſehen Sie die Morgendämmerung: entfernen Sie ſich.

— Ach Gott, ſagte Iſidore, man ſieht ihn; er muß ſich hier verbergen und den Tag über dableiben: Herr Clet, hat man wohl je etwas unvorſichtiger's geſehen? — Dies ſei meine Sorge und die Furcht überlaſſen Sie denen, die mir ungefehr begegnen könnten. Aber, liebe Mama, ich gebe nicht eher, bis Sie mir Ihr Wort geben, niemand etwas zu ſagen — Das kann ich Ihnen nicht geben. — Ja, ſo ſind wir alle verlohren!

— Ja, meine liebe Iſidore, fuhr er fort, wir ſind verlohren! So bald meine Mutter davon etwas erfährt, ſo wird ſie Verdacht ſchöpfen; ſie wird in Zorn gerathen; ſie hängt feſt an ihrem Syſtem; ihr werdet Euch mit einander entzweien und ich werde alsdann das Opfer ſein. Hören Sie, Iſidore; ſagte Mama nichts, ſo ging ich wieder nach Paris, käme zurük, man bliebe in dem gefaßten Wahn; alles würde ſich ſchicken: ſagt ſie es aber, ſo geh ich nicht, ich bleibe im Wald, ſterbe vor Hunger, aus Schmerz, oder durch einen Schus mit der Piſtole.

Während er dieſes geſprochen, hatte ſich der arme Clet auf den Boden zu Iſidoren's Füßen hingelegt: er erſtikte beinahe von Schluchzen, konnte kaum weinen und brachte mit unterbrochener Stimme nur noch ſoviel heraus: — Liebe Iſidore, bitten Sie alſo die Mama: müſſen wir durch ihre Grauſamkeit zu Grunde gehen? — Nein Clet, ſagte Iſidore mit Thränen, Mama iſt nicht grauſam. — Und jezt hieng ſie ſchon an ihrer Mutter Hals, Clet lag vor ihren Füßen; eines wie das andere erregte ihr Mitleid. Frau von Savine ließ eine Thräne fallen. — Ach! ſagte ſie, ich ſehe wohl, um ſich mit Anſtand zu betragen, muß man unempfindlicher ſein, als ich bin. — Sie verſprach's: Clet ging, und es begegneten ihm würklich einige Leute, denn es war ſchon heller Tag; allein das waren Bauren, denen es mehr darum zu thun war, zu entfliehen, als ihn zu erkennen.

Allein das Schlimmſte war, daß dieſe Leute den blauen Mann in eben dem Augenblik, als er über die Gartenmauer der Frau von Savine ſezte, gewahr wurden, und daß dieſe rechtſchaffene Wittwe, um ihrem Verſprechen und ihrer Pflicht auf einmal eine Genüge zu leiſten, den Eltern den ganzen Hergang unter der Bedingung entdekte, daß ſie hiervon gegen Clet nicht das geringſte ſollte merken laſſen. An dem Tag, den ſie zu der unglüklichen Entdeckung des Geheimniſſes auserſehen, hatte Herr von Buſſeuil mit ſeiner Gemahlin folgende Unterredung, wozu einige elende Worte, die keinen rechten Sinn hatten, Gelegenheit gegeben haben.

— Ich ſchmeichle mir, meine Beſte, daß Sie ſich in Zukunft gegen Frau von Savine freundlicher bezeigen werden. — Vielmehr — Ich verſichere Dich, verſezte Frau von Buſſeuil, um ihn zu unterbrechen, Clet wird noch ſein Glük machen: er hat eine trefliche Geſtalt. Ja, aber er liebt. — Das wird ſich verlieren. — Es iſt mir nicht lieb, daß Sie noch ſo denken. — Er hat einen ausgebildeten Verſtand; er iſt kühn, er beſizt einen feſten Charakter; ſo was führt oft weit. — Ja, aber ich kenne ſeine ſeltene Delicateſſe und unerſchütterliche Rechtſchaffenheit — Verſtehe ich Sie recht, ſo wären dort blos für Nichtswürdige Ausſichten zu hoffen. — Das wollte ich eben nicht ſagen; aber mir ſcheint in dem Wort Honneteté eine viel umfaſſende Idee zu liegen und man kann honnet bleiben, wenn man gleich ſich zu Erreichung ſeiner Endzwecke bisweilen etwas erlaubt, das auf's genauſte genommen nicht hätte geſchehen ſollen, das man aber nach der gewöhnlichen Denkungsart mit den Geſetzen, der Gewohnheit, ja ſelbſt mit dem Wohlſtand zu rechtfertigen weiß. Ich habe viele von dieſer Art kennen lernen; ich ſchäzte ſie und ich würde es nicht gewagt haben, ihren Lebenswandel genau zu unterſuchen, aus Furcht, wider Willen meine Achtung gegen ſie zu verliehren. —

Aber mit dieſer Strenge, Buſſeuil, von der Du hier ſprichſt, würde man ſich bei der ganzen Welt unöthigerweiſe verhaßt machen und es endlich ſo weit bringen, würklich malhonet zu handeln, entweder aus Mangel an Gefälligkeit, oder daß man gewiſſe Verbindlichkeiten allzugenau unterſucht, oder weil man zu ohnmächtig iſt, ſich über Mächtigere hinweg zu ſetzen: und ſelbſt dann, wenn man arm iſt, würde man dadurch, daß man allen Vortheilen der menſchlichen Geſellſchaft entſagt, ſich der Gefahr ausſetzen, aus Unvermögen in den ſchwürigſten Fällen zu unterliegen.

— Recht wohl geſagt, mein Schaz, und was das traurigſte iſt, ſo beſtätigt die Erfahrung Deine Behauptung: ſie will im Grunde ſo viel ſagen: Weil das Laſter allgemein herrſcht, ſo iſt es Thorheit, es iſt gefährlich und ein wahres Vergehen, wenn man tugendhaft iſt, und ich bekenne mit Bedauren, daß es nicht an guten Gründen wider die Strenge fehlt: nicht als ob ich ſie ohne alle Einſchränkung billigte; ſondern weil man gemeiniglich nicht mehr weit von dem andern äußerſten Ende entfernt iſt, ſo bald man ſich geneigt findet, ſie zu tadeln. Mein Grund hievon iſt der, daß wir überhaupt ſo gar wenig vermögend ſind, auf der rechten Mittelſtraße zu bleiben.

Beſte, ich kann es Dir, ohne Dich zu beleidigen, nicht bemerklich machen, daß die Mannsperſonen die Grundſätze vielleicht zu ſehr zuſammengezogen haben; daß es aber hingegen gar nicht geläugnet werden kann, daß ihr ſie über alle Schranken ausdehnt. Seit Erſchaffung der Welt liegen zwei verſchiedene Meinungen miteinander im Streit: ſie haben bald dieſen, bald einen andern Namen erhalten. Sie heißen einmal der Geiſt der Strenge und der Nachſicht, ein andermal der Geiſt der Ordnung und der Geiſt der Zwangloſigkeit, wiederum der gleichförmige und lenkſame Geiſt, der Janſenismus und Molinismus der Moral. Selten hat der eine etwas auf die Bahn gebracht, das der andere nicht zu zernichten ſuchte. In dem leidenſchaftlichen Alter ſind beide Geſchlechter einig. Das unſrige ändert ſich, nachdem es für ſeine freie Grundſätze beſtraft worden, das eurige, immer zu glüklich bei der Freiheit, behauptet ſie beſtändig.

— Sollte man nicht denken, meine Abſicht wäre, Cleten dem Laſter in die Arme zu werfen? — O! Mütter, ihr habt beſtändig gute Abſichten; aber — — kurz ihr ſeht eine Sache auf's treflichſte, aber hundert andere, die unvermerkt darein eingeflochten werden und die ganz anders gehen, als ihr dachtet, ſeht ihr nicht. —

Während dieſer Unterredung erſchienen die Bauren auf dem Schloſſe, ihren Bericht zu erſtatten, und Frau von Savine, ihr Geheimnis zu offenbaren. Der Erfolg hiervon war, daß Frau von **Buſſeuil** würklich ein Verſtändnis argwohnte, daß ihr dieſe Widerſpänſtigkeit nicht gefiel, daß ihre Ausdrücke ihr Misvergnügen zu erkennen gaben; daß die liebreiche Mutter **Iſidoren's** ſich erbot, alle Mittel zu verſuchen, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, und daß **Clet's** Mutter darauf, als das wichtigſte bei der ganzen Sache, drang, an den Liebhaber zu ſchreiben und ihm die Beobachtung ſeiner Pflicht einzuſchärfen.

Man legte dem Herrn von **Buſſeuil** die Maaßregeln zur Genehmhaltung vor, womit man den jungen Unbedachtſamen zurecht zu bringen ſuchte, und er wurde darauf durch einen Brief von der **Frau Savitte** vorbereitet, die ihm mit dem Ernſt einer Mutter, verbunden mit der Sanftmuth einer Freundin, zu verſtehen gab, daß, da es nicht ſcheine, als ob das gefaßte Vorhaben zur Würklichkeit kommen ſollte, ihm nichts anders übrig bleibe, als ſich gegen den Willen ſeiner Familie vollkommen gehorſam zu bezeigen.

Auf dieſen ſo vorſichtig eingerichteten Brief antwortete der Liebhaber:

„Mir ekelt vor der Politeſſe, womit Sie mir ſchreiben. Wer hieß es Ihnen, an mich zu ſchreiben? Kein einziges Wort in Ihrem Brief ſagt etwas, und das Ganze iſt nichts anders als ein artiger und haſſenswürdiger Kunſtgrif von jemand, der nichts ſagen will: das iſt ſehr deutlich zu erkennen. Sie ſich verändern! Nein, Madame, Ihnen unterwerf' ich mich nicht. Ich bin nicht fein, ſondern offenherzig; ich ſag' es rund heraus, ich werde mich nicht eher ergeben, als bis **Iſidore** ſchreibt. Ich werde leicht erkennen, was von ihrer Feder aus ihrem Herzen und aus anderer Eingebung kömmt, Ihr ſollt mich alle wiederſehen, wo ihr mich wohl werdet zufrieden laſſen müſſen. O! grauſame Mama, das hätte ich nicht erwartet.“

Man beſorgte, der Liebhaber mögte auf den geringſten Verzug in ſeiner Raſerei zurükkommen. Das Fräulein von Savine, das ſich von dem erlittenen Anſtos noch nicht vollkommen erholt hatte und durch dieſe Widerwärtigkeiten noch kränker ward, mußte in folgenden Ausdrücken ſchreiben:

„Sie, mein Herr, haben allerdings Urſache, zu glauben, daß ich glüklich ſein würde, Ihnen anzugehören. Der Wille Ihrer Eltern iſt hiezu nicht ſo bereit, als Ihre Wünſche. Ahmen Sie mir nach, ſich darein zu ergeben. Sie beſorgen, man mögte mir die Feder führen: ich habe aber die Ehre zu verſichern, daß ich mir ſelbſt vollkommen überlaſſen. Ihnen Ihre Pflicht und die Vergeſſung unſerer Kindereien, die uns hingeriſſen, anempfehle. Glauben Sie aber deswegen nicht, daß ich denjenigen entſage, was Ihnen angenehm ſein kann, oder daß ich aufhöre, zu ſein, mein Herr, Ihre gehorſame Dienerin.“ — Dieſer Brief war ein rechter Donnerſchlag. Welcher Abfall! Welcher Unterſchied! Was für eine Erſcheinung! Großer Gott! wer hätte dies nach der lezten Zuſammenkunft, nach dem Mitleid und dem Verſprechen der Mutter, nach dem man ſich ſo gehorſam erzeigt, erwartet! Clet las und hielt bei den erſten Worten inne: **Mein Herr.** Nannte man jemals ſeinen Geliebten mein Herr? ja: ſo was könnte den beſten Kopf verrücken. Nun, ja: **ſie hat die Ehre, mich zu verſichern, mir die Vergeſſung der Kindereien zu empfehlen.** Ausdrücke, an denen man den ewigen Vater erkennen würde! Noch einmal, **Mein Herr**, und ſiehe da, Mademoiſell **meine Dienerin.** Das iſt die abſcheulichſte Untreue! — Aber, Gott ſei Dank, ich bin meiner noch mächtig. Und indem er ſo ſeiner mächtig iſt, ſchreibt er:

„Ich hab's geſagt, Mademoiſell, daß man mich in Ruhe werde laſſen müſſen: rechnen Sie darauf.“

Noch voll von dem böſen Geiſt, der ihm dieſe ſchrekliche Worte eingegeben, ſchikt er ſie fort: darauf denkt er an nichts, als, wie er es voraus verkündigte, an ſeine Vernichtung. Allein auf die ſichtbare Zeichen einer noch halb unentſchloſſenen Verzweiflung verſicherte ſich der Herzog ſeiner Perſon und ſchikte ihn nach Verfluß von vierzehn Tagen nach Buſſeuil zurük, um da ſeine Angelegenheit in Richtigkeit zu bringen.

Obgleich der Unglükliche ſich in einem viel ruhigern Zuſtand befand, ſo wurde ihm doch jeder Augenblik auf ſeiner Reiſe zu lang und er füllte ſeinen Kopf mit allem dem an, was ihm einige Hofnung gewähren konnte. Dies führte ihn endlich ſo weit, daß er es als eine unmögliche Sache betrachtete, von Iſidoren verlaſſen zu werden. Er ſchmeichelte ſich, endlich noch den grauſamen Eigenſinn zu beſiegen und entweder gar nicht mehr, oder verheurathet nach Paris zurükzukehren.

Er kam um Veſperzeit in Buſſeuil an. Alles war ruhig: er ſa; einige Dirnen in weißen Kleidern unter ihren Thüren ſtehen; er ſchlos daraus, es ſei Feiertag; indeſſen war er vor Frau von Savinen's Thüre angelangt und ſtieg bebend vor dem Empfang, den er würde auszuhalten haben, ab. Er klopfte erſt ganz ſachte an; hernach ſtärker, er wiederholte es, man that nicht auf. Die Frau eines benachbarten Taglöhners kam unter ihre Thüre. — Mein Herr, es iſt niemand zu Haus. — Und das ſagte ſie mit einer außerordentlichen Wehmuth — Wie, niemand; wo befindet ſich Frau von Savine? Ei Jeſus, das iſt Herr Clet, rief die Nachbarin — Ja, Marie, das bin ich: wo ſind ſie denn? — Vielleicht auf dem Schloße. — Du weinſt Marie? —- O! nein, gnädiger Herr, indem ſie die Augen abtroknet, es geſchieht nur vor Freude. — Doch befindet man ſich wohl? — Aber — — ich glaube — Mann, komm heraus und antworte dem gnädigen Herren, ich kann es nicht. — Und hiebei zerfloß die Nachbarin in Thränen. Clet machte große Augen; indem erſchien der Mann. — Was fehlt Deinem Weibe, Brunet? — Ach, gnädiger Herr, Sie ſind willkommen. Wären Sie noch nicht auf dem Schloße? — Davon iſt jezt nicht die Frage. Iſt Euch ein Unglük begegnet? — Ihre Gnaden, ich will Ihnen ſagen: weil das Fräulein Iſidore mehr Engel als Frauenzimmer — und hiebei entfielen dem Mann unter Seufzern Thränen — O! Himmel, o! Himmel! — Erſchrecken Sie nicht, gnädiger Herr. Sie wiſſen, daß ſie ſchon lange kränkelte — Ach! ach! rief der Liebhaber, und ſchlug ſich mit beiden Fäuſten heftig an die Stirne, daß ſich der Taglöhner davor entſezte. — O nein, Sie irren ſich, gnädiger Herr: ſie war einige Tage her nur ſehr krank, — und — Und der Himmel ſtrafe Dich Brunet! — Und es iſt nicht ſo ſchlim, als Sie glauben. — Wo iſt ſie? — Ich denke, man werde Ihnen dies auf dem Schloße ſagen. Ich kann es Ihnen nicht ſagen; außerdem, daß mich der Fall eben ſo ſchmerzt, als wenn meine arme Marie — und hier fing der arme Mann abermals an, Thränen zu vergießen.

Clet ließ Hut und Pferd, wo ſie waren, lief mit fliegenden Haaren, in voller Betäubung fort, und es dünkte ihn, er höre in einem Hauſe ſagen: Jammer Schade! o! die Mutter wird darüber ſterben. — Er wußte nicht, ob ſich noch ein Tropfen Blut in ſeinen Adern bewege, ob ihn ſeine Füße noch trügen. Um den Weg abzukürzen, mußte er über den Kirchhof gehen. Er eilt und tritt auf ein Grab, das längſtens vor ſechs Stunden eröfnet worden: er ſteht ſtill, kehrt zurük, betrachtet's, erblaßt, und ſtarrt und zittert wie ein Laub. Er ſchien das Grab mit ſeinen Augen zu verſchlingen, er war gedankenlos aber er fühlt's, daß dies ſeiner Geliebten Grab ſei, auf das ſein Fus getreten und ſie ſeit dem Morgen hier liege.

O Leſer! betrachte hier den einſamen Liebhaber auf dem Kirchhof: allein! und um ihn ſeine Geliebte neben ſeinen Füßen: niemand hat ihm das Grab gezeigt, niemand hat in ſeiner Gegenwart das Wort: Tod, ausgeſprochen. Wer kann ihn ohne Weinen anſehen, was er war, nachdem er ſich alles ſelbſt entdekte.

War Iſidoren's Geſundheit etwa nicht ſo ſtark, daß ſie den Brief, den ſie geſchrieben hatte, ertragen konnte; wie hätte ſie die Antwort ſollen aushalten können? Sie vernahm dieſelbe mit unausſprechlicher Angſt. Die einzige Linie, die ſie mit einem Blik verſchlungen, grif ſie an, als wenn das Papier vergiftet geweſen wäre. Man hob ſie auf, um ſie auf das Todbette zu legen; ſie ſtarb am vierzehnden Tag von ihren Leiden verzehrt. So lang ſie noch einigen Athem hatte, wiederholte ſie mit kaum vernehmlicher Stimme; ſie ſei Clet's Mörderin und bat Paulinen, die mit ihren Lippen ihren Geiſt einſog, auf das rührendſte um Verzeihung. Die Freundin, die Mutter, Herr und Frau von Buſſeuil geriethen außer ſich. Wer beweinte nicht dieſen frühzeitigen Tod? Männer und Weiber, die die Leiche dieſes jungen Fräuleins begleiteten, waren ſo gerührt, als wenn ſie ſelbſt eine Tochter oder Schweſter verlohren hätten und in ſechs Stunden darnach erſchien der Liebhaber, um vollends aller Herzen zu ſpalten.

Der Pfarrer ſah ihn von ſeinem Fenſter aus auf dem Grabe liegen, er eilte, ihn aufzuheben, und freute ſich, blos einen in Ohnmacht geſunkenen Menſchen anſtatt einen Liebhaber zu finden, dem die Verzweiflung das Leben hätte koſten können. Nachdem man Cleten in das Pfarrhaus gebracht hatte; ſo erholte er ſich zwar in etwas, aber bis auf den Abend gab er kein Zeichen des Bewußtſeins von ſich.

Der Zuſtand eines Menſchen, der die Augen offen hatte, ohne zu ſehen, und kein Wort ſprach, beunruhigte den Pfarrer, der dies neue traurige Ereignis im Schloße anzeigen ſollte. **Pauline** konnte auf keine Weiſe zurükgehalten werden, ihrem Vater zu folgen. Die weinenden Mütter verdoppelten ihre Thränen und blieben zurük.

Alles Zurufen und ängſtliche Liebkoſen von **Paulinen** und Herrn von **Buſſeuil** war unvermögend, **Eleten** den Gebrauch der Sprache zurükzubringen. Er erhielt ihn niemals wieder und ſeit mehr als dreißig Jahren ſtößt ſein Zuſtand noch immer Mitleid ein.

Sein Körper und ſeine Seele gerathen zeitenweiſe in Ordnung. Die ſich einfindende Narrheit kündigt ſich gemeiniglich durch einen außerordentlichen Appetit nach Erde an, wovon ungezweifelt die Urſache in der Erinnerung an diejenige, die er von **Iſidoren's** Grab gegeſſen hat, zu ſuchen iſt. Hierauf verfällt er in völlige Raſerei, die um des willen deſto heftiger zu ſein ſcheint, weil ihn der Mangel der Sprache verhindert, das, was er fühlt, auszudrücken. Während dieſem Ausbruch, der zuweilen vierundzwanzig Stunden anhält, legt man ihn an Ketten, und die Raſerei endigt ſich gewöhnlich mit einer Ohnmacht, die bald länger bald kürzer dauert.

Zuweilen widmet er die Zeit, in der er von den Anfällen der Raſerei frei iſt, nicht ſo wohl der Jagd, ſondern er geht vielmehr bei Nacht, gleichſam als Wilddieb, auf den Anſtand. Ein andermal überläßt er ſich ſeiner Neigung zum Mahlen. Er hat daher das geliebte Portrait **Iſidoren's** hundertmal kopirt; ſeine Schweſter mußte ihm ebenfalls ſchon unzähligemal ſitzen, um ſie zu mahlen, aber es wollte niemals gelingen. Er macht Verſe; hier ſind davon vier der beſten; ſie enthalten die Wiederholung ſeiner traurigen Geſchichte und ſtehen unter ſeinen verfertigten Portraiten.

In der Schöpfung war nichts mehr als ſie,
Und ſie liebte mich. – Was war ihr Ende? –
Thränen haben ſie gemordet; ich verkürzte früh
Ihre Tage, ring' an ihrem Grabe bang die Hände.

Frau von Savine überlebte ihre unglükliche Tochter zwei Jahre.

Herr von Buſſeuil konnte den tödtenden Schmerz, ſeinen geliebten Sohn in ſo erbärmlichen Umſtänden vor Augen zuſehen, nur ein Jahr länger ertragen. Frau von Buſſeuil machte ſich zehen Jahre hindurch Vorwürfe darüber, daß ſie durch ihre unüberlegte Ideen mit ihrer Familie eine andere in den Abgrund geſtürzt hätte. Und kann man ſich der Bemerkung erwehren, daß das Recht, bei einer Heurath zu entſcheiden, ohne Ausnahme dem Manne überlaſſen werden muß, der unſtreitig in ſeinen Urtheilen über ein dauerhaftes Glük nicht ſo leicht einer Täuſchung von Seiten des Herzens oder des Verſtandes ausgeſezt iſt, als die Frau, deren Blik insgemein richtig iſt, wenn die Frage von einem augenbliklichen Gut oder Vergnügen entſteht? Wer kann aber auch der Frau von Buſſeuil sein Bedauren und ihren Tugenden die gebührende Achtung verſagen?

Clet lebt noch und vielleicht hat er dies lediglich ſeiner Schwachheit zu zu ſchreiben. Sie befreit ihn von den Bewegungen, die unſern gebrechlichen Körper ſo leicht zerſtören. Die liebe und ehrwürdige Pauline iſt ihm Mutter und Beiſtand. Verſchiedene Anträge von vortheilhaften Heirathen konnten ſie von dieſer geheiligten Pflicht nicht abwendig machen, ſie lebt allein für ihren Bruder und diejenigen, die ſo glüklich ſind, auf das Schlos von Buſſeuil zu kommen, finden da in dem Triumph der Geſchwiſtertreue eben ſo viel zu bewundern, als zu bedauren, und das Beiſpiel einer beklagenswürdigen Liebe.

IX.

Miſcellanien.

Das Glük der Freundſchaft.

Von allen Trieben, welche die Natur in das Herz der Sterblichen gelegt hat, iſt keiner weder ſtärker, noch allgemeiner, als das Verlangen nach Glükſeligkeit: aber der Begrif, den man ſich von dieſer macht, und die Mittel, wodurch man ſie zu erwerben ſucht, ſind ſo verſchieden, daß man ſich faſt nicht überreden ſollte, daß das Beſtreben dieſer Millionen nach einem Zwecke gerichtet ſei. Und iſt es wohl zu bewundern, daß der gröſte Haufe von ihnen nach einem Leben voll ängſtlicher Mühe, ferne von Ruhe und Glükſeligkeit, ſich in ſeinen Wünſchen und Hofnungen betrogen findet? Jedes Irrlicht von falſchen Vollkommenheiten, das glänzend um ſie her gaukelt, führet ſie von dem vorgeſeztem Wege ab, ſie ſuchen es mühſam zu erhaſchen, und wann ſie es endlich erhalten haben, ſo erlöſcht dies blendende Licht, und voller Erſtaunen findet ſich in ihrer Hand nichts mehr, als ein ekelhafter Schlamm. Die Glükſeligkeit kann in dem Tumulte dieſer unordentlichen Bemühungen nicht gefunden werden.

Ihr Grund ſind wahre Güter, zwar nach den Verhältniſſen unſers Lebens und nach unſerer Beſtimmung, verſchieden, aber doch darin ſich ähnlich, daß ſie Vollkommenheiten in uns wirken; und deſto größer, je ausgebreiteter ihr Nutzen für uns und für die Welt iſt. Deshalb ſind iene Güter, die um uns her ſchimmern, daher ſind Reichthum und Ehre, und das ganze Gefolge derſelben, die Bewunderung, die Achtung, und das Anſehen, welches uns gewöhnliche Menſchen unter dieſen Umſtänden gerne zugeſtehen, kaum unter die Anzahl wahrer Güter zu rechnen. Ihre Wirkungen berühren nur unſere Außenſeite, und es braucht nichts, als nur ein Hauch des Schikſals, und ſie ſind verſchwunden. Aber was für einen Werth müſſen nicht die Vollkommenheiten haben, die in unſerer Seele liegen? Sie ſind das Werk unſerer eigenen Beſtrebung, und wir können, über die Dauer des Beſitzes derſelben ruhig, den Strom des Glüks und der Schikſale vorbeirauſchen ſehen. So fürchterlich und unwiderſtehlich auch ſeine Gewalt iſt; ſo brauchen wir doch nicht zu beſorgen, daß er das auf dieſe Grundlage aufgeführte Gebäude mit ſich fortreißen werde. Dieſes Licht von tauſendfachen Kenntniſſen und Einſichten, das alles um uns her erhellet, wenn trübe Finſternis, Irrthum und Vorurtheil den größten Haufen umgiebt; dieſe Stärke der Seele, womit wir das Heer widerſtrebender Leidenſchaften bändigen, und uns alsdann ſelber überwinden können, wenn die Sirenenſtimme des Laſters, oder durch Gewohnheit und Vorurtheile geadelte Verworfenheit unſer Ohr bezaubern will; dieſes zärtliche Gefühl gegen das Glük und gegen die Thränen anderer — was für Güter ſind ſie?

Und welche angenehme Empfindung müſſen unſere ganze Seele durchſtrömen, wann ein inneres Gefühl uns lehrt, daß wir die beglükten Beſitzer derſelben ſind! Das Gefühl unſeres eigenen Werthes; das Bewuſtſein, daß wir die Liebe und die Achtung der Welt verdienen, wenn auch oft unſere Lage es verhindert, daß unſere Fähigkeit und unſere Bereitſchaft, zu ihrem Glücke beizutragen, von ihr erkannt werde; die Ueberzeugung, daß es blos von uns abhänge, dieſe Reichthümer unſerer Seele zu erhalten oder nicht, und die Gewisheit unſeres Entſchluſſes, ſie nie verlieren zu wollen, ſind reiche und unerſchöpfliche Quellen von Vergnügen, die ſich durch unſer ganzes Leben ergießen, und unſere ganze Seele mit Glükſeligkeit erfüllen.

Je größer und je mannigfaltiger dieſe Güter ſind; je ſtärker der Zuwachs unſerer Vollkommenheit iſt, je größer muß alſo auch unſere Glükſeligkeit ſein: wenn wir dieſe folglich zu erweitern wünſchen, ſo müſſen wir uns beſtreben, jene zu vermehren und zu befördern. Und wodurch können wir wohl leichter und ſicherer zu dieſem Zwecke gelangen, als an der Hand der Freundſchaft?

Denn wir haben kein zuverläßigeres Merkmahl von unſerm inneren Werthe, als dieſe; wir können durch nichts genauer und gewiſſer den Zuwachs und die Abnahme unſerer Vollkommenheiten beſtimmen, als durch die Liebe unſerer Freunde gegen uns, und das Vergnügen, welches ſie über unſere guten Eigenſchaften äußern, oder durch das Misvergnügen und die Traurigkeit, die bei unſeren Fehlern und Schwachheiten aus ihren Augen blicken und uns aufzumuntern ſcheinen, unſere Bemühungen nach Glükſeligkeit und wahren Vollkommenheiten unermüdet, oder vielmehr, mit neuen und verdoppelten Kräften fortzuſetzen.

Doch dieſe Wünſche und Aufmunterungen, für unſere Ruhe und Glükſeligkeit zu wachen, iſt nicht alles, worauf ſich die Freundſchaft einſchränkt. Da ſie uns wahrhaftig liebt, wie kann ſie anders, als mit unermüdeter Sorgfalt, dieſe Vollkommenheiten, die ſie in uns ſchäzt, dieſe Güter, deren Beſiz unſer Glük und auch einen Theil des ihrigen ausmacht, zu befördern ſuchen? Da jede Freude unſers Lebens unſern Freund mit Vergnügen erfüllt, da jeder Kummer, der unſere Ruhe ſtört, auch aus ſeinem Herzen jede Luſt verſcheucht, kann er in dieſen Geſinnungen gegen uns, mit gleichgült'gem Blicke, unſere Vollkommenheiten wachſen oder abnehmen ſehen? Keine ſchöne Handlung, wodurch wir unſern inneren Werth zu Tage legen; kein tugendhafter Wunſch; kein Ausbruch der Güte unſeres Herzens entgehet ſeinen Blicken, und wenn ſie uns ſelbſten mit Zufriedenheit erfüllen: ſo entzükt ihn der Gedanke, daß ſeine heiligſten Wünſche, die Wünſche für unſere Vollkommenheit, nicht vergebens waren. Der hämiſche Neid ſieht es mit niedergeſchlagenen Herzen an, wenn unſere Verdienſte uns von einer Staffel der Ehre zur andern führen, oder wenn das verſchwendriſche Glük uns ſeine Reichthümer mit vollen Händen zuwirft. Boshafte Freude glänzt aus ſeinem ſcheuslichen Geſichte, wenn unverhofte Unfälle unſerm Anſehen oder unſerm Vermögen drohen: aber unſer freundſchaftliches Herz findet kein Opfer ſo gros, das es nicht mit Vergnügen der Freundſchaft bringen würde. Was für ein Gewinn für uns, wenn wir durch den Verluſt eines Theils unſerer Glüksumſtände, das Glük unſeres Freundes befeſtigen oder ſeine Ruhe erkaufen können! Und welche Zufriedenheit für uns, wenn heimlicher Kummer unſer Herz zernagt, ohne daß wir die Urſachen deſſelben der Welt verrathen dürfen, weil ſie ein tückiſches Vergnügen empfindet, über die Unfälle und die Erniedrigung anderer triumphiren zu können; welche Zufriedenheit für uns, wenn wir dann unſere Klagen in dem Buſen unſeres Freundes ausſchütten dürfen, und uns durch unſer Unglük feſter mit ihm verbunden finden. Mit gerührtem Herzen hört er unſere Klagen, forſchet denkend den Mitteln nach, wie ſie zu ſtillen ſind. Heitere Freude beſeelt ihn, wenn er uns mit dem Glücke wieder verſöhnen und die Würkung ſeiner Sorgfalt für uns verewigen kann. Weit entfernt, ſich jemals mit Stolz, oder uns verkleinernder Selbſtzufriedenheit an das, was ſeine Freundſchaft für uns that, zu erinnern, dankt er dem Himmel, daß er gewürdigt wurde, das Werkzeug zur Wiederherſtellung des Glüks eines Tugendhaften zu ſein, und befeſtigt ſich in dem Entſchluſſe, den nie zu verlaſſen, deſſen Schuzengel zu ſein, ihm ſein günſtiges Schikſal winkte.

Wenn alſo unſere Glükſeligkeit nicht ohne Vollkommenheit, die wir kennen, und deren Beſiz unſere Seele mit Vergnügen erfüllt, gedacht werden kann; ſo dürfen wir nirgends Glükſeeligkeit ſuchen, als da, wo wir Vollkommenheit finden, und von keinem einen Beitrag zu den Freuden unſeres Lebens erwarten, als von der Hand deſſen, der ſein eigenes Leben alsdann nur für beglükt hält, wenn er zu unſerer Wohlfarth beizutragen Gelegenheit findet.

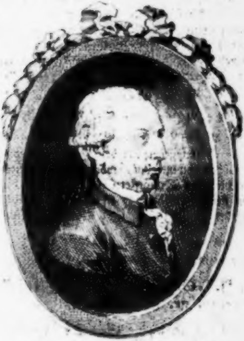
Und da wir dieſes nur von der Freundſchaft hoffen können; ſo trägt nichts ſo ſehr zu unſerm Glücke bei, als ſie.

v. S * *

Olla Potrida.

1786.

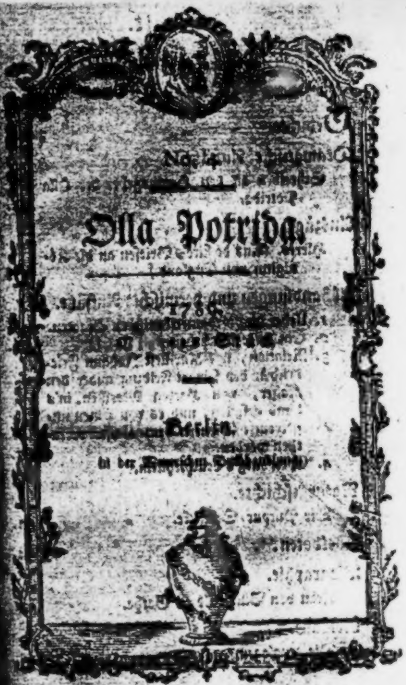
Viertes Stück.



IOSEPH von RETZER

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.



Olla Potrida.

1786.

[illegible] Stück.

Berlin,
in der [illegible] Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalt.

[illegible]

Gedichte.

Dramatiſche Aufſätze.
Schreiben an den Herausgeber der Olla Potrida.

Auszüge [illegible]
Hieres. [illegible]
[illegible] Englan[illegible]

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.
1. Ueber die Nordamerikaniſchen Staaten.
2. Ein Paar Wahrheiten.
3. Relation, wie Kurfürſt Johann Friedrichen bey ſeiner [illegible] wider den [illegible] then worden.
4. Cherbourg's Leuch[illegible]

Naturgeſchichte.
Die Purpur-Schnecke.

Anekdoten.

Biographie.
Frau von Buchwald zu Gotha.

Romane.
Die Apologen.

Seite

Miſcellanien.

1. Schreiben des Cardinals von Richelieu an den Pater Suffren, einen Jeſuiten, als dieſer zum Beichtvater des Königs Ludwig XIII. ernannt worden war. 129.
2. Emil und Placidia. Eine Erzählung von [illegible] 132.

Fragmente.

1. Nizze. (Aus D. Smollets Briefen.) 137.
2. Bemerkungen über mancherley wichtige Gegenſtände der Staatswiſſenſchaft. Fortſetzung. 141.
3. Schreiben eines Arztes an einen Landgeiſtlichen. 150.

In der Weverſchen Buchhandlung in Berlin ſind in der Leipziger Michaelis-Meſſe neu herausgek[illegible] beigeſetzte Preiſe zu haben:

Verſuch einer deutſchen Proſodie, dem Könige von Preußen gewidmet, von Carl Philipp Moritz. Berlin 1786.

Man hat bisher in unſrer Sprache unzählige gute und ſchlechte Verſe geſchrieben und geleſen, ohne eigentlich zu wiſſen, was in unſrer Sprache ein richtiger Vers iſt. Die Ausdrücke: der Vers klingt hart, oder er hat viel Wohlklang, ſind unter uns üblich [illegible]; niemand getraut ſich aber leicht zu ſagen: dieſer Vers iſt richtig, jener iſt unrichtig? — Dies kömmt daher, weil die Lehre vom Sylbenmaß in unſrer Sprache bisher noch auf keine feſte und beſtimmte Grundregeln gebracht iſt. Der Verfaſſer dieſes Verſuchs hat ſich der

nähert, die Regeln unſrer Proſodie [illegible] Grundſätzen darzuſtellen, [illegible] Unterſchiede der [illegible] griffen hat, im Stande iſt, [illegible] S. 186 einen jeden Vers [illegible] zu theilen. Koſtet 16 Gr.

Quartalſchrift, neue, zur [illegible] Unterhaltung; aus den neueſten [illegible] Reiſebeſchreibungen gezogen 1786. [illegible] St. gr. 8.

Der [illegible] Menge Quartal- und Monatſchriften [illegible] die den [illegible] weniger als überflüſſig iſt [illegible] hinlänglich bewieſen, wie [illegible] und wie ſehr ſie beliebt ſind [illegible] und unterhaltende Aufſätze [illegible] Sie halten es für ihre Pflicht [illegible] Reiſebeſchreibungen [illegible] iſt viel Sachen vortrefflich aber die Einkleidung nicht ſehr zu rühmen iſt, eine neue anziehende Geſtalt zu geben. Jedes Stück koſtet 10 Gr.

Olla Potrida 1786. [illegible] 10 Gr.

[illegible] zugleich erſchienenen Schriften [illegible] ſind, und welche er mit dem beſten Erfolge [illegible] den Grad der [illegible]

Die [illegible] von Vulpius, gr. 8. [illegible] Gr.

Dreßel, J. C. G. Gedächtnißrede auf Friedrich den Zweiten, gr. 8. [illegible]

[illegible] Zuſchrift an meine [illegible] bey [illegible] ſchwarzen Schulmeiſter, gr. 8. [illegible]

[illegible]

I.

Gedichte.

1.

An den Barden auf Hohenaſperg über den Tod des Königs ohne Gleichen als ich ſo eben Schubarts unnachahmliche Hymne auf Friedrich den Groſſen las und die traurige Naricht erſcholl: Friedrich der Einzige iſt nicht mehr im Leben auf Erden!

Sänger vom wolkigten Aſperg!
Friedrich höret nicht mehr
Deines Hymnus Feuerſtroms Rauſchen! –
Er, dem nichts glich, als Dein Lied!
Einziger König an Gröſſe des Geiſtes,
Wie an Umfang und Höhe der Thaten!
Einziger Barde deiner Art!
Des gröſten Königs würdigſter Sänger!
O hört' es ihn noch ſein lauſchendes Ohr;
Beifall würde ſein Mund Dir lächeln!

Carl's nicht fühlloſes Herz bewegen:
Die blutenden Wunden zu heilen,
Die grauſames Schickſal Dir ſchlug!
Du ſangſt kein heuchleriſch Lied!
Kein erkauftes Lob floß von Deinen Lippen!
Selbſt Friedrich durft nicht erröthen
Von Dir geprieſen zu werden,
Sich ſeiner Thaten bewußt,
Unerreichbar, wie Dein Lied!

Umflorſt Du die göttliche Harfe?
Sänger vom wolkigten Aſperg!
O ſing' in würdigen Tönen,
Thränen von Heldenaugen geweint,
Thränen des ſchönſten der Prinzen,
Die mächtigſten, redendſten Zeugen,
Der beſte König zu ſeyn.

Wogendrang ſchwellt den erhabenen Buſen,
Dem größten Urbild zu gleichen,
An Weisheit, Tugend und Muth,
Würdig auf Friedrichs Goldſitz zu herrſchen!
Als König zu denken, zu leben, zu ſterben;
Wie Friedrich dachte, lebte und ſtarb.

Zwingt Ihn nicht, Herrſcher der Erde,
Zu Siegen im blutigen Schlachtfeld!
Der Heldengeiſt Friedrich's belebt Ihn!
Er ſchauert vor Keinem zurück!
Friedrich war ſein Lehrer und Muſter!
Nicht bebt Er, mit Rieſenſchritten
Die große Bahn zu betreten,
Die König Friedrich betrat;
Den Plan in That umzuſchaffen,
Den bis an's Ende der Zeiten
Der Geiſt des Sehers entwarf!

Vom gröſten Bruder des gröſten Königs begleitet,
Von ſeinen Weiſen und Starken umringt, –
Wer kann die Würdigen alle benennen?
An Zahl und Glanz gleich himmliſchen Sternen!
Jeder ein Phönix, den Friedrich erzog! –
Welch ein mächtiger Schauer
Durchdrang Dich, o Herzberg,
Als Friedrichs Adleraug,
Den letzten Blick auf Dich geheftet,
Der alles bezwingende Tod,
Dießmal zitternd, verſchloß?
Was fühlteſt Du Labyrinthendurchſchauer,
Von feinſter Staatskunſt geflochten,
Allen unauflösbar, wie Gordius Knoten,
Nur Deinem Herrn und Dir nicht?
Er ſelbſt, Preußens Sonne, neigte zur Ruh
Sein Purpurhaupt in der Ewigkeit Meer,
Wie die goldne Sonne des Himmels,
Am Abend des ſchönſten von ihr erheiterten Tages,
Ihr glänzendes Antlitz ins Weltmeer verſenkt,
Um morgen mit neuer Pracht uns zu funkeln:
So ſtrahlt itzt Friedrich im höchſten der Himmel,
Und Friedrich, ſein Folger, im ſchönſten Goldſitz auf Erden!

Indeſſen ſing Barde von Aſperg,
In ſüßen melancholiſchen Tönen,
Die Herzen der treuen tapferen Preußen
Und aller ächten biederen Teutſchen;
Wie ſie in traurender Demuth zerfließen,
Daß ſie alle das Leben,
Dem unerbittlichen Schickſal zum Opfer,
Friedrich Wodan Unſterblichkeit zu erkaufen,
Dahin zu geben, vergeblich beſeufzen!
So will es der Götterbeherrſcher,
Vor deſſen allmächtigem Winke
Selbſt alle menſchliche Gröſſe

Im gröſten Friedrich in's Urall verſtäubt!
Er ſchläft den ſchrecklichen Schlaf der Verweſung,
Dem gröſten Kuhrfürſt und Vater zur Seite,
Die Friedrich ſo würdig beſang! —
Doch nur die ſterbliche Hülle! —
Siehſt Du die ſeligen Geiſter,
Die ſich vor Friedrich's Engelgeiſt neigen?
Hörſt Du, was ihr leuchtendes Chor
Von ihm, dem Göttergott ſingt?
„Wir ächzeten unter Felſenlaſt,
„Von Barbarei und Aberglauben gepreßt!
„Friedrich befreite die blutigen Nacken,
„Und gab uns die Rechte der Menſchheit!"
Siehſt Du die goldenen Schalen,
Die Engel Gottes dort tragen?
Voll Thränen traurender Wittwen,
Voll Thränen jammernder Waiſen,
Zum Allmächtigen alle geweint!
Engel mußten ſie ſammlen,
Schnell wie ſie Friedrich vertilgte;
Als Er in ſterblicher Hülle
Noch Gottes Stelle vertrat!
Sieh jede der köſtlichen Thränen,
Wie ſie funkelt als Edelgeſtein,
In Friedrich's himmliſcher Krone!
So will es der Richter der Fürſten!
Siehſt Du die glänzenden Wunden,
Die jene Engel dort tragen?
Es ſind die erhabenen Helden,
Die einſt für Friedrich ſtarben.
Jzt kummern die ſeligen Geiſter
Sich nicht mehr um Friedrich's Heil,
Wie vormals, da ſie ungern den Heldenkörper verließen.
Denn Gott hat ewig gegründet
König Friedrich's Heil mit ihrer Wonne bekrönet!

Cat mit der glänzenden Narbe,
Von Gott dem Belohner der Treue geheilt!
Schwerin mit den ſilbernen Locken
Und ſiebenfach verwundeter Bruſt,
Schwingt eine himmliſche Fahne,
Der gleich, die ihn als ſterbenden Sieger bedeckte!
In ihr ſtrahlt ſein treu vergoßnes Blut;
In edle Gemälde von Tugend umſchaffen.
Wie lächelt der alte ehrwürdige Ziethen
Seinem geliebteſten König entgegen!
Noch ehrfurchtsvoll drückt er die Hand
Des Königs, für den er geſieget,
Und führt ihn zum ſchönſten himmliſchen Throne,
Von Ewigkeit her ſchon bereitet,
Ueber den Thronen guter vollendeter Fürſten,
Von Gott ſeinem Lieblinge Friedrich beſtimmt!
Gegründet auf Weisheit und Tugend,
Der Ewigkeit trotzenden Säulen!
Vor ihm ſchimmert Winterfeld
Im höchſten Purpur von ſeinem Blute gefärbet,
Aus kaum gehefteten Wunden ergoſſen!
Und Kleiſt der ſterbend ſiegende Barde,
Wie tönt ſeine goldene Harfe
Unter allen Engeln Harfen hervor,
Den Lobgeſang zu begleiten,
Den Friedrich dem Allmächtigen flötet,!
Daß Er Ihn ſo mächtig erſchuf,
Zu ſolchen Thaten beſtimmte,
Vor denen die die graueſten Enkel
Der Bürger der Erdenwelt ſtaunen!
Und alle freie biedere Teutſchen
Segnen in Friedrich bis an's Ende der Welt
Den Gott, der durch Ihn ihre goldne Zeiten erſchuf!

„Hört es, ihr Fürſten der Erde!“
Sprach Gott mit allmächtiger Stimme,

Und alle Himmel erlebten,
Wie vor ſeinem Donner die Erde:
„Ich ſchuf euch Väter der Völker,
„Nicht ihre Tyrannen zu ſeyn!
„Ich berge mein Antlitz vor blutigen Scenen,
„Keines Herrſchers werth, den ich ſchuf!
„Und meine Engel ſehn traurig hinweg,
„Wenn ich gezwungen die Sünden der Völker
„Durch meine Knechte beſtrafe,
„Wie ich's durch Friedrich that.
„Auf! ſucht euch wahre Trophäen!
„Monumente, die Zeit nicht vernichtet,
„Im Herzen liebender Völker,
„Durch Wohlthun und Tugend beglücket!
„Wie's König Friedrich gethan!
„O hätt' er nichts größres verrichtet,
„Als ſchreckliche Schlachten gewonnen,
„So trüg' Er nie der Unſterblichkeit Krone!
„Wär nie mein Liebling geworden.
„Aber Er weinte als Sieger,
„Und dieſe Thräne wuſch ihn von Blutſchuld,
„Wenn er gezwungen das Schlachtſchwerdt gezücket,
„Sein Recht und die Wohlfarth der Völker zu ſchützen!
„Stets gleicht ihm an Weisheit und Tugend!
„Und dann nur an Muth,
„Wenn Tyrannen Ketten bereiten,
„Den Geiſt und die Hand Eures Volkes zu feſſeln!"

Rußlands Selbſtherrſcherin hört's,
Der gröſte Kaiſer der Teutſchen vernahm's,
Und Franz, einſt der glükliche Erbe
Seiner Tugenden und Reiche!
Und der neue König der Preußen,
Und Waſa's gröſſeſter Enkel,
Und alle Götter der Erde!

Und ſchwuren die Wege zu wandeln,
Die ihr Allherrſcher gebot.
Aus Friedrich's Sarg ſproſſen Blumen;
Tugend verknüpfte die Herrſcher der Erde,
Und in Elyſium umgebildet,
Beherrſchte Friede die Welt,
Kunſt und Wiſſenſchaft blühten;
Laſter und Vorurtheil ſtarben;
Aus der Chikane vielköpfigte Hydra
Zerbarſt von eigenem Gifte.
Schwerdter wurden zu Sicheln;
Die Früchte ſeines auflebenden Schweißes
Genoß der glükliche Landmann.
Die ehernen Rachen des Todes verſtummten;
Nur Donner Gottes rollte wohlthätig;
Balſamiſcher Regen folgte,
Befruchtung der Erde,
Erquickung den Menſchen!
Es ſäuſelten kühlende Winde,
Wenn Durſt und Hitze ſie brannte.
Mit lächelndem Wohlgefallen ſah's Gott,
Und Friedrich bei ihm:
Daß Er im Tode der Erde noch nützet.

So herrlich beherrſchet die Himmel und Welten
Euer Gott, ihr Herrſcher der Erde!
Tod iſt durch Ihn neues Beleben;
Scheinbares Unglück ewige Wonne!

Betet Ihn an, Ihr Herrſcher der Erde!
Ihr Engel, betet Ihn an!
Und verſtummt —
Giebt's eine Sprache, Ihn würdig zu preiſen?
Genuß eurer Wonne,

Empfindung des Danks;
Iſt's einzige Loblied,
Das der Weſen ſeligſtes will:
Ewig das großmüthigſte Weſen zu ſeyn!

Hofmann.

2.

Auf den fürtreflichen Beſitzer des Cobenzelberges.

Von C.

Cobenzelberg, den 10. März. 1786.

Natur! Du fand'ſt in Ihm Dank und Gefühl.
Des Kleinods werth, das Du mit Mutterhänden
Dem Günſtling gabſt, ſetzt' er nur Dich zum Ziel.
Sein ſchöpferiſcher Geiſt war im Vollenden
Dem göttlichen Entwurf, den Du gemacht,
Getreu, und groß, wie Du. Verſchwendung – Pracht –
Sind in des Stümpers Hand der kleine Stempel,
Womit er Stolz auf großen Unſinn prägt.
Cobenzel, der die Kunſt zum Tempel
Entfalteter Natur zu weihen pflegt,
Schaft durch verborgnen Aufwand den Genuß,
Den man, Natur, Dir oft entreißen muß.

3.

Auf Herrn Abbé Friedrich Stork, öffentlichen Lehrer und Direktor des Kaiſerl. Königl. Taubſtummeninſtituts

in Wien, den 20ſten May, 1786.

Groß iſt der Mann, der ſeines Geiſtes Kräfte
Und ſeine Zeit dem ſeligen Geſchäfte,
Dem Unterrichte ſtummer Brüder weiht,
In ihrer Seele für des Körpers Mängel
Die Mittel findet, und, als Gottes Engel,
Tauben ſein Herz – und Stummen ſeine Seele leiht: –
Der Augen und Verſtand ſtatt Zung und Ohren
Der Zöglinge benutzt – – was ſie verlohren,
Durch Scharfſinn und Verſtand erſetzt! – Er giebt
Dem Staate ſchon unnütz gewordne Glieder,
Und ihnen ſelbſt das halbe Leben wieder,
Und hat, im Bruder, ſeinen Gott geliebt.

4.

An Herrn R**d.

Paris, den 2ten Auguſt, 1786.

Biederer R**d! wenn nicht mehr vertraute Geſpräche wir wechſeln,
Noch im Harmonicaton dein taubenaugiges Weib,
Wie die ſanftbuſige Göttin der heiligen Freundſchaft,
In dem redlichen Bund unfalſche Hände uns reicht:
Wann ihr Beyde zum Schatten vaterländiſcher Haine,

Kommt, und zum friedlichen Hauſe voll Bewillkommungsgedränge:
O ſo ſagt: „Auch Er, der Fremdling, genannt vom Lande der Alpen,
„Der uns zweye ſo ſchwer aus Millionen verließ,
„Aus der Palläſte bebauten, wagendurchraßelten, groſen,
„Schimmernden Galliſchen Stadt. – Auch der bleibe uns lieb"!
Sagt's, und windet ſein Veilchen mit in die ſtolzern Kränze,
Die an der Laren Altar zum Gelübde der Rückkunſt ihr weiht.

Schweizer.

II.

Dramatiſche Aufſätze.

Schreiben an den Herausgeber der Olla Potrida.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen einige Erläuterungen ſchreibe, die mich betreffen. Ich liebte die ſchönen Künſte von Jugend auf, beſonders die dramatiſchen; ich las, ſo viel es meine Hauptwiſſenſchaft, die Arzeneykunſt, zuließ, faſt alle Kritiken, Lehrbücher und Theaterſtücken begierig. Als Schüler brannte ich ſchon vor Begierde etwas Dramatiſches zu arbeiten: ich wagte verſchiedene Verſuche, von denen ich weiter nichts melden will. Aber als ich in Straßburg 1765 ſtudirte und promovirte, trug's ſich zu: daß ein Mediciner ſeine Spielgeſellen beſtahl, dieſe ſagtens dem Fiſcal. Der Jüngling würde aufgehenkt worden ſeyn, wenn ich ihn nicht gerettet hätte. Seine betrübte Aeltern kamen meinem dadurch aufs heftigſte gerührten Geiſte vor, und ich dichtete folgendes Schauſpiel in fünf Aufzügen, das ich die Macht der Dankbarkeit, oder die Stärke der väterlichen Liebe nannte, von dem ich den Plan anführen will, ſo viel ich noch davon weiß. Ein junger Menſch kam auf eine Hoheſchule, von einer edlen Mutter auf's beſte erzogen, hatte aber den ärgſten Geitzhals zum Vater. Dieſer ſchickte ihm wenig Geld und unterſchlug ſo gar das noch, welches die gute Mutter ihm ſenden wollte. Der junge Menſch gerieth in böſe Geſellſchaften und betrank ſich. Im Rauſch ließ er ſich zum Soldaten anwerben. Aber wie ſehr erſchrak er, als er nüchtern ward? Die Werber waren von einem Regimente, das in ſeiner Vaterſtadt lag. Der Gedanke Rekrut, Schildwacht vielleicht vor der Thüre ſeines Vaters zu ſtehn, Menſchen gehorchen zu müßen, denen er im Schoße ſeines Glücks Wohlthaten erzeigt hatte, Menſchen ohne Erziehung, ohne Grundſätze, welche die ſüßte und ſchönſte Pflicht der Menſchheit, die Dankbarkeit nur ſo lange kennen, als ihnen Wohlthaten zufließen, Menſchen, deren größte Geſchicklichkeit oft nur in der Kunſt zu prügeln beſteht! Verwandten, Freunden ein Gegenſtand des Spottes, des Zorns, der Verachtung zu ſeyn; deren Ruhm, Freude und Stolz er geweſen war, ſeinen Vater und über alles ſeine vortrefliche Mutter bey jedem Anblick, auf's neue und grauſamſte zu verwunden; dieſe und tauſend andere abſcheuliche Gedanken, beſtürmten ſeine Seele und er deſertirte, ward eingeholt gebunden und, mit einem Commando ſcharf bewacht, nach ſeiner Vaterſtadt gebracht. Erſchüttert durch den Anblick des Ortes, wo er an der Hand der beßten Mutter, den weiſeſten und tugendhafteſten Freunden, alle ſchuldloſe Freuden der ſorgloſen Kindheit, der frohen Jugend im reichſten Maaße genoßen hatte, taumelte er dahin! Seine einzige Bitte, daß man ihm nicht an dem väterlichen Hauſe vorbeyführe, ward ihm nicht einmal gewährt. Die Mutter ſah ihn und ſtürzte ſich in die Arme ihres einzigen Sohnes. Die Soldaten ſtunden ſtarr wie verſteinert und konnten ſich kaum der Thräne enthalten. Mutter und Sohn erſt in ſtummer Verzweiflung, Arm in Arm verſchlungen; dann Seufzer auf ſich und gen Himmel! Endlich kurz abgebrochene Fragen und Antworten über den Urſprung des entſetzlichſten Unglücks, dann laute Klagen über die Grauſamkeit des härteſten Schickſals, tiefe Reue des Sohns, ſchnelle unzählige Mittel ihren Liebling zu retten, und doch alle vergeblich, wechſelten ab! Endlich erholte ſich die Wache und dachten an ihre Pflicht. Gern hätten die alten Krieger ihren Gefangenen, den heftigſten Schmerz in der Mutter zu lindern, entwiſchen laßen; aber Geſetz und Furcht vor der grauſamſten Strafe, erinnerten ſie an ihre Ordre. Der Corporal rief marſch! Ein betäubender Donnerſchlag für Mutter und Sohn. Sie ſanken auf's neue einander an die Bruſt. Ha! wer ſoll mir ihn hier wegreißen? Dieſe Bruſt hat ihn geſäuget! Seyd ihr Väter: habt ihr Mitleiden? Ihr müßt es ſchon haben, wenn ihr nur Menſchen ſeyd; ſo ſchrie die unglücklichſte Mutter. Der Sohn küßte ihre Thränen hinweg, die er fließen gemacht hatte; wollte ſie tröſten; aber jedes Wort ſtarb auf ſeiner Zunge. Die Wache riß ſie von einander, trug die endlich ohnmächtige Mutter in's Haus und ſchleppt den Sohn in's Gefängniß. Hier ſtürzte ein Strom von Zähren aus ſeinen Augen. Einſames, ſchauervolles Dunkel, dichte Mauern, eiſerne Gegitter am einzigen Ort, wo mitleidig doch einige Stralen des Lichts, kaum durch konnten; auf ſeinen Ketten den ſtarren Blick zu heften, Gedanken an Tod und an welchen? gehangen zu werden; auf dem Paradeplatz ſeinen Aeltern gegenüber; oder wenn's möglich wäre, da erſchoſſen zu ſeyn, wo er noch als eine beſondre Gnade, ſo manchen ihm ähnlichen, mehr Unbeſonnenen, als Verbrecher hatte ſterben ſehn. Das Raßeln ſeiner ſchweren Ketten, alles, alles durchſchauerte das Mark ſeiner Gebeine. Nur mit bebender Stimme ſchrie er manchmal: ach meine Mutter, meine gütige, meine vortrefliche Mutter! Harter Vater! Doch nein! Nur ich bin Schuld an meinem Tode, an Eurem Schmerz, Eurer Schande und Verzweiflung. Die Strafe iſt hart und gräßlich, die mich trift; aber ich hätte ſie vor der That fürchten ſollen. Reue nach dem Verbrechen iſt zur Verſöhnung mit dem gerechten Himmel nothwendig; aber umſonſt bey den tauben Richtern der Erde! Mörder und Spitzbuben bekommen einen Vertheidiger, deßen Chicanen oft die größten Böſewichter vom Galgen und Rade retten; aber bey meinem Falle iſt das grauſamſte Geſetz zu deutlich; ſelbſt der König kann es nicht abſchaffen, ohne daß man ſchrie: Er erſchüttre die Grundveſte ſeiner Monarchie und erzeuge dadurch ſelbſt das Deſertiren bey ſeiner Armee, einſt mitten im Kriege, wo die blutigſten Beyſpiele oft die nothwendigſten zur Rettung des Vaterlandes ſind.

Indeßen war ſein Vater nach Hauſe gekommen. Die Verwirrung, das Winſeln und Händeringen ſeiner Frau, rührten dießmal den, den faſt ſonſt nichts rührte, als ſein Mammon. Was für ein Unglück? Bin ich beſtohlen? Nicht wahr? O ja, ich bin's! Ihr ſchweigt? Redet, redet! Sprich Du, liebe Frau, ſprich; oder ich ruſe Mörder und Diebe, daß die ganze Stadt zuſammenlauft. Die arme Frau! Wie pochte ihr edles Herz von tauſendfacher Marter gepeitſcht. Ihr Haar flog zerſtreut um's Haupt. Todtenbläße bedeckte die Wangen; wo ſonſt Zufriedenheit und die höchſte mütterliche Zärtlichkeit thront, als noch ihr hoffnungsvoller Sohn, Küße der reinſten Liebe und Dankbarkeit opferte. Die holdeſten Augen waren verſchloßen,

ſchloßen, die kurz vorher jedem Menſchen Troſt und Theilnehmung an ſeinem Schickſal, zublickten. Oefnete ſich der Mund, der ſonſt jedem menſchenfreundlich entgegen lächelte und Hülfsbedürftigen Herz einflößte, wenn ſie ſchüchtern bittend verſtummten; öfnete er ſich, ſo ſchrie ſie nichts, als mein Sohn, mein Sohn; o wie tief haſt Du mich gebeugt! Endlich ſammlete ſie alle noch übrige Kräfte und wollte fort eilen. Ihr Mann hielt ſie mit Gewalt, und ließ nicht nach, um Hülfe zu ſchreyen; oder man ſollte ihm ſagen, was ſie mit ihrem Sohn wolle? Sie ſtürzte die Worte heraus: Mein Sohn iſt Soldat worden, deſertirt, gefangen, hieher in's Gefängniß gebracht und ſoll bald — erſchoßen oder gehangen werden! Jetzt! rief der Vater. O ich unglücklicher Mann, das ſoll, das darf nicht ſeyn! Ich habe Geld! Der König, die Miniſter, die Generale, ſind mir ſchuldig, ich will Ihnen alles ſchenken und rufen: gebt mir ihn wieder meinen einzigen Sohn, gebt mir ihn wieder! Doch erſt will ich bitten; vielleicht krieg ich ihn umſonſt los; Dann will ich mich recht aufs herrlichſte bedanken. Sind die Herren geldbegierig; wie ſies gottlob faſt immer ſind; ſo biet ich ihnen erſt das Quart — dann die Hälfte. Ha, nun werden ſies ja doch wohl thun? Noch nicht? ich geb drey Quart, nun keinen Heller mehr. Noch thun ſies nicht? Ach wenn es nur ein anderer Menſch, und nicht mein Sohn wäre; meintwegen. Schäme dich, ſprach ſie. Mann, in dieſem Fall iſt einer wie der andere, immer Menſch; nur der Schuldige muß ſterben, oder gerettet werden. Eile, lieber Mann, eile. Schenk mir ihn wieder, ſchenk mir ihn wieder, meinen einzigen Sohn, deinen einzigen Sohn. Hier ſind meine Juwelen. Hier meine Caſſe! Gieb ihnen alles, alles dieß und was ſie dir ſchuldig ſind und unſer ganzes Vermögen noch oben drauf; nur rett, rett meinen Sohn! Nu, nu ſagte Er, ich will wohl alles nehmen; aber es hübſch verwahren und hoffentlich werden wir's nicht brauchen. Es iſt eine hübſche Summe, die ſie mir ſchuldig ſind, ein Quart war ſchon genug. Für meinen Sohn? O rief ſie. hätt' ich ein Königreich, retten wollt' ich ihn damit und wenn ich mein Brod im Alter betteln ſollte! Eile, eile lieber Mann! — Indem er gehn will, kommt das Kammermädchen und meldet ihren Vater. Dieſer ehrwürdige Greis war Hauptmann unter den Truppen des alten Königs geweſen, hatte oft für's Vaterland geblutet, oft durch große Thaten auf gefährlichen Poſten, es durch Wachſamkeit und Muth gerettet, und zu des größten Königs herrlichen Siegen alles mögliche beygetragen. Noch eiterten ſeine langwierige und unheilbare Wunden. Noch glänzten Ehrenmale auf ſeiner benarbten Stirne zwiſchen den Runzeln ſeines welkenden Geſichts empor, die ſie nicht verbergen konnten; wie Stralen der Sonne zwiſchen den Wolken an trüben Wintertagen! Oft gefangen, hatte er Hunger, Durſt, Kälte, Hitze, Blöße, — kurz alles menſchliche Elend ſtandhaft erduldet, war oft aller Equipage beraubt worden, mußte Frau und Kinder im Jammer ſchmachten ſehn, konnte nicht helfen; aber Troſt ſchimmerte ihm die Hoffnung in's Herz, wenn er an ſeinen erhabenen Monarchen dachte. Nun der wird ſchon deine Wunden, deine Narben, deine Strapatzen belohnen, mit neuen Gütern die dir geraubten erſetzen; wenn Friede wieder lächelt, wenn er die Früchte ſeiner eigenen, unbeſchreiblichen Qualen, und Seegen in goldner, ehrenvoller Ruhe genießt! So dacht' er und wähnete Troſt und Glück für ſich und die Seinigen. Aber umſonſt! Er wurde abgedankt, wie ſo viele würdige, tapfre Männer. Von allen Menſchen verlaßen, raubten ihm noch die Chicanen gottloſer Advocaten ſein übriges Gut, und dienten gewißenlos ſeinen Feinden. Alt, voller Wunden, zween Söhne, die jetzt auch die undankbare Ehrenbahn betreten mußten, darauf ihr Vater gefallen war, der ſie nicht unterſtützen konnte; eine wohlerzogene Tochter und noch eine unmündige, und eine rechtſchaffene Gattinn ſtunden ſeufzend und thränend um ihn, rangen die Hände und forderten Waſſer und Brod. Umſonſt! Auch dies konnte er ihnen nicht geben. So ſank er, wie ein Stern vom Himmel, in einen verächtlichen Schlamm ausgelöſcht! Das hörte die Menſchenfreundinn, des geitzigen Banquiers Frau. Von edlem Mitleid ergriffen, kleidete, ſpeiſete, tränkte ſie das alte ehrwürdige Paar Unglücklicher, zahlte Arzt und Mittel für die kränkelnde Mutter, nahm die älteſte Tochter in's Haus, verſorgte die jüngſte mit anſtändiger Erziehung, und den beyden Söhnen wollte ſie Fahnen kaufen; aber der alte Vater ſchrie: es iſt zu viel auf einmal! Meine Söhne ſollen von unten auf dienen. Wechſel vom äußerſten Jammer zum Glücke, iſt Leib und Seele gefährlich. Nun hatte er funfzehn Jahre dieſe Wohlthaten genoſſen. Itzt hörte er das noch größere Unglück ſeiner Wohlthäterinn, und ſammlete alle Kräfte und ſchlich hin, ſie zu tröſten. — Armer, Elender was will er? ich habe itzt keine Zeit, ſeine Klagen zu hören, rief ihm der Wechsler entgegen, indeß ihm ſeine Frau die welke Hand drückte, ſeufzte, und mütterliche Thränen auf ſie weinte. Tröſten Sie ſich großmüthige, aber unglückliche Mutter, tröſten Sie ſich! Womit, womit? ſchrie die Jammernde. Es giebt noch ein Mittel, Ihren einzigen Sohn zu retten. Welches, welches? rief der begierige Wechsler. Daß ich mich in der Dämmerung für ihn erſchießen laße! Bey Gott nicht, rief die Mutter. Ja komm er nur, komm er nur zum Miniſter, zum König, rief der Wechsler, guter Alter, komm er nur, ich will's ihm bezahlen, ſein Leben, er ſoll mir nichts umſonſt thun. Hat er Frau und Kinder? Sie ſollen's genießen, und ſo ſchleppte er den guten Alten fort und überließ ſeine Frau dem Sturme der Leib und Seel erſchütternden, heftigſten

Leidenſchaften. Sie kamen zum Miniſter. Er iſt beym König. Deſto beſſer, ich muß ihn ſprechen, ſagte der Banquier. Sie gingen hin und warfen ſich zu ſeinen Füßen. (Der Wechsler.) Ihro Majeſtät Gnade, Gnade für meinen einzigen Sohn! (Der König.) Steht auf! Gott, wie viel leidet mein Herz; aber das Geſetz fordert Blut zur Verſöhnung. Es iſt heilig, unverletzlich; Euer Sohn muß ſterben! — Fordert's Blut? Hier iſt das meinige; es ſoll für ihn fließen, rief der knieende Greis; Gnade, Gnade! der Wechsler. Die einzige Gnade iſt, daß ich euren Sohn in der Dämmerung erſchießen laße, daß er unentehrt ſterbe, ſprach der gute König, und durch eine Thräne ſchimmerte ſein Mitleid, ſonſt Herrſchern der Erde ſo wenig eigen. (Der Wechsler.) Ich ſtehe nicht auf, bis Eure Majeſtät dieſem Freunde ſeine unſchuldige Bitte gewähren. Er will ſich ja für meinen Sohn erſchießen laſſen. (Der König.) Steht auf, ſteht auf. Die Leidenſchaft für euren Sohn, hat euch betäubt. Und ihr, guter Alter, die Laſt eurer Jahre hat euren Kopf geſchwächt. Setzt euch an meine Stelle! Es iſt ungerecht, was ihr Beyde bittet. Nein, mein König, rief der Greis; es iſt die Macht der reinſten Dankbarkeit, für ſonſt durch nichts zu vergeltende Wohlthaten. Eure Majeſtät hören's nun von ihm ſelbſt, ſprach der Wechsler. Der Miniſter ſchüttelte gedankenvoll den Kopf, und ſagte: Sollte es möglich ſeyn, ſo eine Stärke der Tugend, in unſern ausgearteten weichlichen Zeiten? (Der König.) Es iſt unmöglich! Haben es Damon und Pythias wirklich ſo gemacht? Oder iſt's Fabel der grau'ſten Zeiten? (Der Miniſter.) Ich zweifelte immer, wenn ich die Höhe dieſer That las und ihr nachdachte. Faſt zweifle ich nicht mehr! (Der König.) Laß hören, guter Greis, wofür biſt du ſo unerhört dankbar? (Der Greis.) Ich, eine geliebte Gattinn und vier theure Kinder, wären vor funfzehn Jahren ſchon im größten Elende verſchmachtet, wenn die Gattinn dieſes Mannes uns nicht durch ihre Wohlthaten erhalten hätte! (Der Banquier.) Das that meine Frau und ſagte mir kein Wort davon? O nun weiß ich, wo Sie's Geld hinthut und warum er ſo dankbar iſt! (Der König.) Der würdigſte Gebrauch! (Der Miniſter.) O daß alle Schätze ſo angewandt würden! (Der Greis.) Ja Menſchenelend würde dann von der Erde verſchwinden. (Der König.) Aber wer ſtürzte euch in ſolches Elend? (Der Greis.) Eure Majeſtät; aber unwiſſend, unſchuldigerweiſe! (Der König.) Gott, wenn er nicht wahr redete! (Der Greis.) Noch nie habe ich gelogen! Würde ich bey meinem Könige anfangen? (Der Miniſter.) Konntet ihr euch denn nicht ernähren? (Der König.) Hattet ihr nichts gelernt, keine Kunſt, keinen Handel? (Der Greis) Nein, Eure Majeſtät, nichts, gar nichts; als für Ihren Herrn Vater und für's Vaterland zu bluten, zu ſiegen, und alles menſchliche Elend zu leiden! (Der König.) Und man belohnte euch nicht? (Der Alte.) Nein! (Der König.) Aber um Gottes Willen, warum nicht? (Der Greis.) Das iſt mir ſelbſt noch ein Räthſel. (Der Miniſter.) Wie heißt ihr? (Der Greis.) Von Randolph hieß ich ſonſt. (Der König.) Wo habt ihr gedient? (Der Greis.) Unter Eurer Majeſtät Garde. (Der König.) Und ich kannte euch nicht? (Der Greis.) Eure Majeſtät waren damals noch ein Kind, als ich reducirt wurde. (Der König.) Und doch gieng mir's an's Herz, als ich ſo viele Helden ohne Brod ſah, denen ich doch Kron und Zepter danken muß. Ihr beſchämt mich, wahrhaftig, Greis, heute fühl ich, daß Könige unglücklich ſeyn können. (Der Greis.) Und bey dem beßten Herzen es auch oft ſind! Aber Eure Majeſtät machen das Unrecht ſchon gut, das ich litt, da Sie dadurch gerühret ſind. (Der König.) Dabey ſoll's nicht bleiben; es muß ganz gut gemacht werden! (zum Miniſter.) Man gebe ihm ſeinen rückſtändigen

Sold von den funfzehn Jahren her; man ſetze ihn an die Stelle, die er bekleidet haben würde, wenn er in meinem Dienſte geblieben wäre! Nun Freund, laß dich umarmen! Auch Könige ſind Menſchen. O gönne mir die höchſte Wonne, die Edle fühlen können und ſey mein Freund! Der Banquier ſtund ſtarr. (Der Miniſter tief gerühret.) Alles, alles, wie's Eure Majeſtät befehlen! (Der Greis.) Gott ſegne den würdigſten König! Thronenbeherrſcher, hierher den Blick, und ihr wäret werth Sklaven zu ſeyn, wenn euch dieſer erhabene Monarch nicht zur Nachfolge reitzte! Weg mit dem Blick, der, zu Eurer Luſt, blutenden Menſchen und Thieren! Weg, ihr Eroberer, von rauchenden Städten! Weg, ihr Weichlinge, mit Euren Ohren für Sänger und Sängerinnen, deren Welſch ihr oft nicht verſteht. Seht dieſe wahre Königsthräne und lernt Menſchen auf Thronen zu ſeyn! Feſſelt nicht mit Ketten; mit Tugend und Wohlthun feſſelt die Herzen, und dann verdient ihr Götter der Erde und Bürger des Himmels zu ſeyn! (Der König.) Keine Schmeicheleyen, mein Freund. (Der Greis.) Wahrlich, ich ſchmeichelte nie. (Der König.) Du nimmſt an, was ich dir geben muß, weil's dir gehört. (Randolph.) Aber was ſoll aus dem Sohne meiner Wohlthäterinn werden? (Der König.) Du kennſt die heilige Macht des Geſetzes. Er muß ſterben. (Der Miniſter.) O Gott! (Der Banquier.) Wehe mir und meiner armen Frau! (Randolph.) So kann ich auch die Wohlthaten Eurer Majeſtät nicht genießen. (Der König.) Warum, warum? (Der Miniſter.) Unerhört, unerhört! (Der Banquier.) Ich lebe wieder auf! (Randolph.) Wären dieſe alten Knochen nicht ſchon vor funfzehn Jahren vermodert, wenn meine Wohlthäterinn ſie nicht genährt, geſtärkt hätte? und meine arme Frau und Kinder — tod für mich, tod für die Welt, für ſich ſelbſt wären ſie, ohne Erziehung, vielleicht Mörder und Spitzbuben, Laſt der

Galgen, und meine Tochter — o laſſen Sie mich den ſchändlichen, den entſetzlichen Gedanken nicht denken, in keine Worte verwandeln! Aber ſie, mein Engel Gottes, ſie rettete uns alle, und ich ſollte nicht für ihren Sohn ſterben? Ich, der ich für zweifelhafte Ehre, für ein Paar elende Gulden, tauſendmal allen erſinnlichen Schmerzen und dem Tod in den allerfürchterlichſten Geſtalten trotzen mußte? Und warum? aus Pflicht für meinen König, für mein Vaterland. Aber welche Pflicht iſt heiliger, als die Dankbarkeit? O nein, Sire, ſchenken Sie Ihre Wohlthaten andern noch würdigern Männern, als ich, die auch durch der großen Reduktion in's Elend ſtürzten, und in noch größeres ſtürzten; von keiner edelmüthigen Wohlthäterinn gelindert, vertilgt, wie's meinige. Unglückliche kennen ſich alle; ich will ſie Ihnen nennen. Da iſt Sterling, mein Lieutenant, dem wurde die rechte Hand von einer Falconetkugel zerſchmettert, als er einen engen Paß vertheidigte und ſich ſo lange ritterlich hielt, bis Ihr Herr Vater die Armee in Schlachtordnung geſtellt hatte und ſiegte. Sterling nahm den Degen in ſeine Linke und focht an meiner Seite, ſo lange bis er in's Blut ſtürzte. Kaum wurde er in's Lazareth gebracht, ſo mußte man ihm den rechten Heldenarm abnehmen, und was war der Lohn des Krüppels? Ich ſchäme mich's zu ſagen, mein König. (Der Miniſter.) Welche Ungerechtigkeit! (Der Banquier.) D. leb' ich den Kaufmannsſtand. (Der König.) Ich ſchaure zurück vor ſolcher Ungerechtigkeit! Er ſoll mir ſie alle nennen, ich will ſie alle belohnen, nur laß er ſeinen Entſchluß fahren! Ein ſolcher Mann kann noch unendlich viel gutes ſtiften. Ich brauche ſolche Helden gegen meine Feinde, gegen die Feinde ſeines geliebten, undankbaren Vaterlandes; bisher war es ſo, aber ich und's Vaterland wollen dankbar ſeyn. Er muß nicht ſterben! Sein Rath von Weltkenntniß, Weisheit und Tugend reif, ſoll den jungen König für fernere Ungerechtigkeiten behüten, und er will ihn in neue ſtürzen? (Randolph.) Das will ich nicht! Ich trage die Liſte aller Würdigen bey mir, die ich kenne. Ich ſchrieb ihre Thaten und ihren unglücklichen Lohn, zu meiner eigenen Stärkung im Elend, auf. Auch dieſen elendeſten Troſt verſagt manchem Würdigen das grauſamſte Geſchick! Nehmen Sie ſolche gnädig an; hier iſt ſie. Sie werden Stützen Ihres Throns, Retter des Vaterlandes in jeder Noth ſeyn, und wenn der beßte König will, auch Ihre treuſten Rathgeber; aber ich flehe um keine Gnade, als meine Dankbarkeit mit meinem Blute beſiegeln zu dürfen. (Der König blickt den Miniſter vielbedeutend an.) Ich verſtehe Eure Majeſtät, ſprach dieſer. Es iſt doch ein grauſames Geſetz, ſo nothwendig es iſt. (Der König.) Mich durchdringt allemal Schauer und Entſetzen, wenn ich ſo ein Todesurtheil unterſchreiben muß. Wohl zehnmal werf' ich die Feder hinweg. (Der Banquier.) Ich wollte, daß Eure Majeſtät es ſo machten, wie der große Friedrich. Heut liefen tauſend Preußen weg; morgen kamen zweytauſend von ſeinen Feinden wieder mit den entlaufenen zurück. Wahrlich, er hätte ſeine Heldenkriege nicht ausführen können, wenn er ſie alle hätte erſchieſſen oder erhängen laßen wollen! (Der König.) Er hat eben ſo unrecht nicht. (Der Miniſter.) Es iſt das geſcheuteſte, was ich jemals von ihm gehöret habe. (Der Banquier.) O ich danke; ach mögte doch mein Sohn der erſte ſeyn, den unſer grauſames Geſetz nicht tödtete. (Randolph.) Mögte er es doch ſeyn, o mein König! Es iſt ein vortreflich[illegible] Jüngling, ein Abdruck der Vollkommenheiten der edelſten Mutter. Nur den einen Fehler beging er im Trunk und ohne Zweifel noch durch liſtige Menſchendiebe verführt, wie die meiſten Werber ſind, die ſich die ſchändlichſten Ränke und Laſter erlauben, um für ein bischen Blutgeld Seelen zu kaufen, ſich durch Menſchenhandel und Rauben der Söhne der beßten Aeltern zu bereichern, da doch Leute freywillig genug zum Dienſte des Vaterlandes da ſeyn würden, wenn ihnen ein beſſeres Loos beſtimmt wäre, als im Alter, oder verwundet, ihr Brod vor den Thüren zu betteln. Mögte ich doch der letzte ſeyn, der zum Verſöhnungsopfer dem grauſamſten und ungerechteſten aller Geſetze bluten müßte. Wie willig ſollte der alte Kopf im Staub dahin ſinken, dieſe Bruſt ſich zerſchmettern laſſen! Tauſend Leben wäre der ſelige Gedanke werth, der Retter ſo vieles, meiſt unſchuldigen, Blutes zu ſeyn! Reich, wohlerzogen, arbeitſam, edelmüthig geſinnt, iſt meiner Wohlthäterinn Sohn. Hundert Rekruten würd' er an ſeine Stelle ſetzen, und ſeinen kleinen Fehler durch unzählige wohlthätige Handlungen wieder tauſendfältig gut machen. Eurer Majeſtät würde er zur Zeit der Noth mit Geld dienen, hundert armen Unterthanen Arbeit und Nahrung geben! (Der Banquier.) So macht es der kluge und tapfre König der Preußen! (Der Miniſter.) Auch ſo der größte Kaiſer der Deutſchen! (Der König.) Grauſames Geſetz! O könnte, dürft' ich es auch ſo machen! (Randolph.) Sie ſind gerührt; o vollenden Sie den herrlichſten Sieg über ſich ſelbſt, großer König, der oft Weltenbezwingern unmöglich war. Verbergen Sie dieſe großmüthige Thräne nicht; ſie iſt der erhabenſten Seele würdig! Faßt ſie auf, Engel Gottes, faßt ſie auf, und tragt ſie in goldnen Schaalen zum allergerechteſten Herrſcher aller Könige der Erde: ſie ſey einſt der ſchönſte Diamant in der himmliſchen Krone meines gütigen Königs! (Der König.) Laßt mich, laßt mich, ihr Lieben! Ich bin zu voller Empfindung. Ich muß mir Luft machen. Ich muß in mein Cabinet. (Zum Miniſter.) Folgen Sie mir nach. Wartet einen Augenblick. Mein Entſchluß iſt gefaßt: ihr ſollt ihn bald wißen. (Randolph.) Gott ſegne den beßten König! (Der Banquier.) Ich hoffe es ſoll noch alles gut gehn! — Randolph und der Banquier warteten und ſprachen — voller Furcht und Hoffnung der Banquier, geſetzt, ſtandhaft der Herr von Randolph, über den gerührten König und edlen Miniſter. Dieſer erſcheint kurz darauf mit einer ſchriftlichen Ordre des Königs in der Hand und ſpricht: Es iſt geſchehn, meine Freunde! Der Entſchluß des Königs iſt gefaßt. (Zum Banquier.) Ihr Sohn iſt frey. Aber, edelmüthiger Greis, Sie ſollen in der Dämmerung für ihn erſchoſſen werden. (Randolph.) Doch heute Abend noch? (Der Banquier.) Dank ſey Gott und dem König! (Der Miniſter.) Ja dieſen Abend noch, großmüthiger, dankbarer Mann! Aber noch iſt's Zeit, ſich zu retten. Der König bietet Ihnen nochmals ſeine Gnade an, wenn Sie Ihr unerhörtes Vorhaben aufgeben; Er lieſt die Liſte Ihrer unglücklichen Freunde und wird für jeden nach Verdienſt ſorgen. (Randolph.) Hörſt du es, Gott? O ſegne den König und laß mich das letzte Blutopfer ſeiner und aller Herrſcher über Leben und Tod ſeyn! Ich wanke nicht; auch mein Entſchluß bleibt gefaßt! (Der Miniſter.) Herr von Randolph, bedenken Sie wohl, was Sie thun? Der König und ich ſind unſchuldig an Ihrem ehrwürdigen Blute, wenn Sie Ihre unerhörte That reuet, wenn die Seufzer, die Thränen Ihrer jammernden Gattinn und Kinder Sie erſchüttern, wenn dieſe ohne ihren Leiter, älternlos, in der verführeriſchen Welt herum irren und vielleicht Ihre That verfluchen, die Ihnen im Enthuſiaſmus Ihrer Dankbegierde itzt noch ſo ſchön vorkömmt. (Randolph.) Sie werden mich ſegnen! Gott und meine Wohlthäterinn werden für ſie ſorgen und der durch mich gerettete edle Jüngling! (Der Miniſter.) Obriſt der Garde, Liebling, Rathgeber des beſten Königs, Schutzgott der Tugend, der Verdienſte ihrer Freunde zu ſeyn — Herr von Randolph, hat das alles keine Reitze für Ihr edles Herz? gar keine? Und Ihre Söhne Offiziers, von einer Stufe zur andern, unter ihrer Anführung Helden, Stützen des Vaterlandes? O ich dächte doch, das überwöge alle ſüße Träume der ſtärkſten Dankbarkeit! (Randolph.) Vielleicht bey einem, der ſeiner Sache nicht gewiß wäre. O geben Sie uns die Ordre! (Der Miniſter.) Da iſt ſie, unbeugſamer Mann; aber wenn Sie das ſchreckliche Todesgetös hören, wenn Ihre welken Hände in Ketten, aus Ketten in Stricken gebunden, wenn Sie unter dem Zulauf des Volkes zum Tode geführt werden; wenn Sie niederknieen, Ihre Bruſt entblößt, Ihre Augen verbunden werden, wenn die commandirten, die unſchuldigen Mörder hervortreten, und das gräßliche Wort, Feuer! und mit ihm Blitz und Tod daher donnert — dann fluchen Sie dem König und mir nur nicht! (Randolph.) Nein, ich werde Sie ſegnen und für Sie beten, daß Gott, das gerechteſte, aber auch das gütigſte Weſen, Ihre ſonſt in allem groſſe Herzen auch darinnen groß mache, daß Sie mich den letzten ſeyn laſſen, der als Deſerteur ſterben muß. O wenn Gott jeden Fehler der Könige und der Großen der Erde gleich mit Blitz und Donner beſtrafte; wie leer würden die Thronen und die Höfe der Monarchen ſeyn? (Der Miniſter.) Gehn Sie, gehn Sie in Gottes Namen; aber was der König und ich nicht vermögen, können doch wohl Ihre Kinder, wenn ſie ihre hülfloſe Hände um Ihren Hals, um Ihre Knie ſchlingen? Denn der König will, daß Sie auch dieſe noch einmal ſehen ſollen, ehe die ſchrecklichſte Execution vollzogen wird. Gewiß die einzige ihrer Art! (Randolph.) Auch auf dieſe herzrührende Scene bin ich gefaßt: ich werde wohl beben, aber nie meinen Entſchluß ändern, ich lebte für ſie, durch meine Wohlthäterinn, funfzehn Jahre länger; itzt werde ich doch wohl für den einzigen Sohn ihrer bisherigen Retterinn einige Jahre früher ſterben können? (Der Miniſter.) Aber auch dieſe wenige Jahre gehören ja nicht Ihnen: ſie gehören Gott und dem König, Ihren Freunden und Ihrer Familie! Fürchten Sie keine ewige

Strafe Ihrer nur ſcheinbar gröſten menſchlichen That? Zitterten Sie nie vor dem Allergerechteſten, o ſo beben Sie izt das erſtemal vor ihm. (Randolph.) Vor ihm, der mir das göttliche Urbild war, als Menſch für Monarchen und Miniſter, für Helden und Furchtſame, für alle Menſchen zu leiden, zu ſterben, ihre wahre tauſendfache Fehler zu tilgen — die ſie undankbar genug waren, oft vorſetzlich zu zu begehn — wenn ſie nur groſ genug ſind, ſie zu bereuen, und durch ſeinen allein ſeligmachenden Rath zu verbeßern? Und ich ſterbe für die dankbarſte, wohlthätigſte Mutter und ihren, ohngeachtet ſeines unbeſonnenen Fehlers, nicht unwürdigen Sohn? O daß doch die erwünſchteſte Stunde meines Lebens ſchon da wäre! Wir haben ja nun den Befehl! Leben ſie wohl! Ich danke Ihnen für Ihre Mühe! Danken Sie noch zum letztenmale dem Könige von meinetwegen auch dafür, und bringen Sie Ihm den aufrichtigſten Segen ſeines alten getreuſten Dieners! (Der Miniſter.) Sie wollen's nicht anders? Gehn Sie, leben Sie, ach ſterben Sie ſo wohl, wie Sie lebten. Ihre Tugend ſey ein allgemeines Muſter und Ihr Tod ſanft, und Gott Ihr Vergelter! (Der Banquier.) Ja kommen Sie, kommen Sie nur Freund, meine Frau ſtirbt vor Verlangen. Sie gingen zum Gefängniß. Der Banquier gab den königlichen Befehl dem Hauptmann der Wache. Er verſprach, Ordre zu pariren. Allein der Sohn wollte nicht aus dem Gefängniß. Ich habe fehlen können, ſo rief er voller Wehmuth und doch mit Stärke des Geiſtes — ich werde auch ſterben lernen, und wüßte ich's noch nicht, ſo lehrte mich's dieſen Augenblick der ehrwürdige Greis, der mich retten will. Der Banquier machte kurzen Prozeß. Thut eure Schuldigkeit, ſchrie er zur Wache, ihr wißt den Willen des Königs! Die Soldaten entfeſſelten ihn mit Gewalt und legten dem Greis die Feſſeln an. Dieſer ſtreckte willig die Hände darnach und küßte die Feſſeln, den Banquier und den Sohn, hob ſeine matten Augen gen Himmel und ſprach: Dank Dir, o Gott, für dieſe Ketten! Sie feſſeln meine Hände und machen meinen Geiſt frey von den Banden der Dankbarkeit, die ich ſonſt auf keine Art würdig beweiſen kann. (Der Banquier.) Gott ſegne Sie, Freund! Ich will den Obriſt bitten, daß er ſchon Commandirte wähle, die gute Schützen ſind und recht treffen können. Dich aber, Sohn, muß ich zu deinem Glück mit Gewalt fortſchleppen. Er und die Wache thaten's, der Sohn mogte ſich ſträuben, wie er wollte, und bald dem alten Randolph, bald ſeinem Vater um den Hals fallen, oder nicht. Indeß war die Mutter untröſtlich, ſammlete ihre noch übrigen Kräfte alle, lief zum Miniſter, zum König, fiel ihnen zu Fuße, ſeufzte, weinte, rang die Hände und bat, ſie verkleidet in der Dämmerung erſchießen zu laßen. Wenn's unmenſchliche Geſetz Blut fordert, ſo ſey es meines! Blut für Blut! Kein Unſchuldiger ſoll für ihn ſterben! Vielleicht hab' ich etwas an ſeiner Erziehung verſäumt. Vielleicht ſind einige von den Vorwürfen gegründet, die mir deßwegen mein Mann macht. Wie leicht geht ein Mutterherz zu weit in der Liebe zu ſeinen Kindern, und noch leichter verirrt ſich's gegen einen einzigen Sohn! Mein iſt alſo ſein Fehler, ich will, ich muß ihn büßen: wenn Sie mir keine andere Gnade gewähren können, ſo laßen Sie mich wenigſtens um dieſe nicht vergebens flehen! Der König, der Miniſter, trösteten die unglücklichſte Mutter, ſo viel ſie konnten, ſagten ihr zum Theil, was geſchehn ſey, und ließen ſie auf die anſtändigſte Art nach Hauſe bringen, wo ſie ihren Sohn frey finden würde. Sie konnte weiter nichts ausrichten, und trug den heftigſten Sturm ihrer Leidenſchaften mit ſich in ihrer eigenen Bruſt. Indeßen lag der alte Märtyrer ſeiner erhabnen Dankbegierde, im grauenvollen Gefängniß; nur für ihn war's der Eingang zum Paradieſe. Seine Kinder kamen, umfaßten ſeine Knie, umarmten ihren wahrhaftig zärtlichen Vater und forderten von ihm allein ſein Leben, die Schonung ſeines grauen Hauptes, ihren beſten Freund, ihren Erzieher, ihren Lehrer, den Tröſter ihrer kranken Mutter. Er hatte, ſie zu ſchonen, ihr ſein großes Vorhaben nur von weitem entdeckt. Sie ahndete, ſchauerte, ſuchte ſich durch Religion und Tugend ihr gefühlvolles Herz zu ſtählen; aber die Menſchheit, die Schwachheit ihres Geſchlechts, ſiegte nur zu oft und ſie wußte nicht recht, ob ſie ihren Helden verurtheilen oder losſprechen ſollte? Sein ſiebenjähriges Töchterchen lag zu ſeinen Füßen und weinte. Ach ſprach ſie ſchluchzend, meine Vögelchen trauren, die armen Thierchen wollen nicht recht freſſen und ſaufen, ſeitdem ihr Verſorger, der beßte Papa, an dieſem fürchterlichen Ort iſt. Ach mir geht es auch ſo und uns allen. Meine Blümchen werden welken; wir alle werden mit welken. Meine Vögelchen werden ſterben, und die kranke weinende Mama und meine nun blutarmen Geſchwiſter, werden auch ſterben und ich mit ihnen. Sie, ſonſt ſo ein guter Papa, wie können Sie das hören und uns nicht helfen? O ich will die garſtigen Männer bitten, daß ſie Sie loslaßen. Ach die ſchweren Ketten machen ja Ihre lieben Hände lahm. Sie ſprang auf und küßte ſie tauſendmal. Liebſte Kinder, ſagte der dankbarſte der Menſchen, verlaßt euch auf Gott! Sorgt der nicht für alle Vögelchen unter dem Himmel, meine liebe Kleine? Zeigte ich dir nicht oft alle Blümchen auf dem Felde? Du ſagteſt ja ſelbſt, der liebe Gott kleide ſie ſchöner als die geputzteſten Damen! Und was habt ihr denn alle ohne eure Wohlthäterinn? Gab ſie euch nicht zu eßen, zu trinken, Kleider, und ließ ſie euch nicht in die Kirch' und Schule gehn? Seht, ſie würde ſterben, wenn ihr Sohn erſchoſſen würde, wollt ihr das? O nein, nein! ſchluchzten die guten Kinder; aber der Herzenspapa ſoll auch nicht ſterben! Wohlan denn, macht mir die letzten Augenblicke meines

ſam.

jammervollen Lebens nicht ſchwer! Liebt Gott, die Tugend, euren König und's Vaterland, eure Wohlthäterinn, und bringt eurer kranken Mutter dieſe letzten Abſchiedsküße und damit meinen beßten Dank und Segen für alle eure Liebe und Treue! Vergeßt nicht, daß ihr einen rechtſchaffenen Vater gehabt, der itzt zu ſeinem allgütigen Vater geht und von ihm beſtändiges Heil und Segen auf euch herab erflehen wird. Vielleicht erlaubt er mir, als euer Schutzgeiſt noch um euch zu ſchweben und eure gute Seelen einſt auch zu ihm in den Himmel zu führen. Alle ſeufzten, weinten, beteten. Die Stunde kam, die Trommel wurde gerührt, der Schließer erſchien, nahm die Ketten ab, das Commando kam und wollte ihn fortführen; die Kinder ſchlungen ſich um ſeine Hände und Füße. Wir laſſen ihn nicht ermorden, wir laſſen ihn nicht ermorden, unſern lieben Herzenspapa. Ach habt doch Mitleiden! Ihr wollt ja auch Menſchen seyn! Habt ihr denn keine Kinder? Nein, ihr müßt keine gehabt haben, o ihr Hartherzige! Laßt euch doch erbitten, um Gotteswillen, helft uns doch! Wenn ihr keine Kinder gehabt habt, ſo hattet ihr doch einen [illegible]er. Ließt ihr ihn denn auch ermorden? Ihr weint, und helft doch nicht? — Kein Soldat konnte ſich der Thränen enthalten, ſelbſt der Stockmeiſter nicht. So was bewegliches ſah ich noch nie, ſchrie er, und bin 40 Jahr Gefangenwärter! Das geht einem durch Mark und Beine. Ach, rieſen wieder die Kinder, ſo einen weiſen guten Herzenspapa, könnt ihr nicht gehabt haben, wie wir einen da haben, ſonſt lebtet ihr vor Schmerz nicht mehr. O ſeyd doch barmherzig! — Gott im Himmel iſt ja auch barmherzig — damit er auch mit euch barmherzig ſeyn kann, wenn ihr einmal ſterben müßt. Er will's ja ſo haben, meine Kinder, ſprach der Vater, Gott will's ja, er ſelbſt prägt ja, unter allen Tugenden die ſchönſte, die Dankbarkeit am tiefſten in menſchliche Herzen, und opferte ja ſein

Liebſtes für mich und euch, daß wir ihm einſt alle im Himmel ewig dafür danken ſollen! Ach Gott, laß doch keine von der Bahn der Tugend verirren; daß ich einſt ſagen kann: Herr hier bin ich und die du mir gegeben haſt! Er ſegne euch alle mit ſeinem beſten Segen! Ich muß, ich will zu ihm; nun haltet mich nicht länger zurück! — Die Wache führte ihn fort, riß ihn ſanft von den Kindern los; dieſe taumelten und ſanken vor Schmerz da hin, dort hin, betäubt, ſprachlos wimmernd, die Hände ringend, das eine ſo, das andre ſo, alle bis ſie der Jammer kraftlos machte. Der Vater wurde auf den Richtplatz geführet. Die Soldaten ſchloſſen einen Kreis. Er entblößte ſeine Bruſt, die Commandirten traten heraus. Er betete und verband ſich ſelbſt die Augen. Seine letzten Worte waren: Und wenn Gottes Feinde recht hätten, wenn alles Träume wären, ſo iſt es doch beſſer ſüß geträumt zu haben, als ſchrecklich. Aber, Gott ſey Dank! Seligkeit, Himmel, Tugend, Religion, ſind kein Traum. Himmel, ich ſehe dich offen! Hier bin ich Gott, mein Schöpfer, mein Retter! Kaum als er dieſe letzten Worte noch ganz laut geſagt hatte und das ſchreckliche Commando daher donnerte: Fertig, ſchlagt an! — ſo ſchrie Alles, Gnade, Gnade! Im Namen des Königs, haltet ein, haltet ein! — Es war ein Generaladjudant des Königs, der von weitem ſchon ſo ſchrie. Er las: Nachdem Seine Majeſtät, unſer allergnädigſter König und Herr, die außerordentlichen Verdienſte und Stärke des alten Herrn von Randolph, der für den Sohn ſeiner Wohlthäterinn ſich freywillig ſtandhaft hätte erſchießen laſſen wollen, eingeſehn, und alles wohl mit ſeinen Miniſtern und geheimen Kriegsräthen überlegt hätten: ſo gäben ſie ihm nicht allein Gnade, ſondern auch allen rückſtändigen Sold ſeit ſeiner unverdienten Abdankung, und erklärten ihn hiermit zum Obriſten der Leibgarde. Und da das menſchenfreundliche Herz des Königs, durch ſeine Vorbitte höchſt gerührt ſey; ſo ſchenkten ſie auch dem Deſerteur Freyheit und Leben, für den er ſich aus Dankbarkeit hätte wollen erſchießen laſſen. Sie kündigten auch hierdurch einen Generalpardon für alle Deſerteurs an, die ihren Fehltritt bereuten und freywillig ſich wieder einfänden; denen künftigen ſollte aber dieſe nicht zur Entſchuldigung dienen, ſondern Seine Majeſtät würden alle Uebertreter, nach Maaßgabe der Umſtände, mit ſchärfſter Strafe zu belegen wiſſen, verſicherten aber alle Getreuen ihrer fernern Huld und Gnade. Alle ſchrieen: Es lebe der König, der gute, beßte, liebſte König! Randolph wurde von den Offiziers ſogleich aufgehoben und umarmt. Man band ihm die Augen auf; er erhob ſie gen Himmel, lobte Gott und ſegnete den König, dankte ihm laut für ſeine Gnade, und ermahnte alle Anweſende, es mit ihm zu thun, und für einen ſo guten Herrn Gut und Blut nicht zu ſchonen. Der Banquier, ſeine Frau und Sohn, die Randolphiſchen Kinder, alles lief entzückt herbey. Randolph blickte um ſich her und ſah ſeine zween Söhne, die Soldaten unter der Garde und die zween vorderſten Commandirten, ihn zu erſchießen, geweſen waren. Dieſe hefteten ihren ſtarren Blick auf den großmüthigſten Vater und druckten, ohne ſich weiter zu rühren, Entſetzen, Dank gegen den König — Erſtaunen für ihres Vaters höchſte Menſchenthat, und innigſte Freude aus, daß ſie keine unſchuldige Vatermörder hätten ſeyn müßen. Die andern Kinder umarmten ihn entzückt und weinten laut, daß ſie ſchluchzeten; aber keine Jammerthränen, Thränen der Freude floſſen Gott, dem König, der Tugend zur Ehre. Das jüngſte erblickte die Brüder und rief: Ach meine Brüder! nicht wahr, ihr habt meinem Herzenspapa geholfen, daß ihn die böſen Männer da, nicht haben erſchießen dürfen? Dieſe lächelten. Alles freute ſich; nur der Banquier ſtand ſtarr und verzweiflungsvoll da, und konnte ſich nicht freuen. Die

Größe der Dankbarkeit, dacht' er in ihrem ganzen Umfang. Er war der eingefleiſchte Teufel, der durch den gottloſeſten, verſchmitzteſten, boshafteſten, geldgierigſten Advokaten Feuerſtrom und durch den Notarius Schaber, den tugendhafteſten Mann und die rechtſchaffenſte Familie in's Verderben geſtürzt hatte, um ein paar armſelige tauſend Gulden in der Welt mehr zu haben. Er entdeckte es in der Ekſtaſe ſeiner Reue und Gewiſſensbiſſe, und wollte in der Angſt alle ſchwarzen und niederträchtige Ränke dahererzählen, die dieſe privilegirten Diebe und Mörder mit ihren eidbrüchigen Helfershelfern ausſtudirt und angewandt hätten, den erhabenſten Mann und ſeine ganze würdige Familie, um Güter, Ehre und Geſundheit, und zur Verzweiflung, und um noch mehr — um Verſtand und wohl gar um Seel und Seeligkeit zu bringen, und auch vielleicht darum gebracht haben würden, wenn Gott, der Unſchuld Hüter und Retter, ſich ihrer nicht noch zur rechten Zeit durch die edle Frau desjenigen erbarmt hätte, der aus ſchändlicher Gewinnſucht das Geld dem ſchändlichſten Paare der Lotterbuben hergegeben hatte. Randolph bat ihn zu ſchweigen und wollte nichts wiſſen: ſo weit gieng die Großmuth dieſes außerordentlichen Mannes! Der Banquier verſprach, alles gut zu machen; ſeinen Sohn der Randolphiſchen Tochter zu geben, und jenen Abſchaum von Advokaten und Notarius öffentlich zu brandmarken, und zu verſuchen, ob er dadurch die erzürnte Gottheit noch bey ſeinem Leben verſöhnen könnte, damit er, in der alles entdeckenden Ewigkeit, nicht die entſetzlichſten Strafen mit jenen Geld und Ehrendieben theilen müßte. Randolph bat ihn, von allem nichts zu entdecken, ſich ihres gemeinſchaftlichen Glücks ganz zu erfreuen, und Gott und den König zu ſegnen — den Gott, der die Herzen der Gewaltigen in ſeiner Hand hätte, um aus dem größten Unglück oft das glänzendſte Glück zu erſchaffen; der nur darum alle ihre Leiden zugelaſſen hätten, um dadurch ſie und unzählige Menſchen zu beglücken.

Dies war die erſte Probe meiner Muſe. Gefällt Sie Ihnen, ſo gefällt ſie mir ſelbſt. Iſt ſie es werth, ſo will ich ſie noch einmal auszubilden ſuchen. Wo nicht, ſo mag ſie ruhen, wo noch mehr als zwanzig Geſchöpfe meiner Nebenſtunden ſchlafen. Einem Vater einer zahlreichen Familie Leben und Geſundheit wieder zu ſchenken, wenn ihn der alles verſchlingende Rachen des Todes zu früh zu vertilgen dreht; in der wohlthätigen Hand des Allergütigſten ein geſegnetes Werkzeug zu ſeyn, daß ſeine rechtſchaffene Frau nicht Wittwe, und ſeine unmündigen Kinder nicht Waiſen werden, nicht das entſetzliche Schickſal ſolcher, allem menſchlichen Elend zum Raube dahingegebener Verlaßnen, in aller unnennbaren Marter, gradweis empfinden müſſen — dies war ſtets und bleibt allezeit mein Hauptgeſchäfte, meine Wonne, mein Vorſchmack des Himmels! Dieß iſt mir mehr werth, als Sheakſpear's Meiſterſtücke erſchaffen zu haben, wenn ich's auch könnte, wie ich's wohl fühle, daß ich's nicht kann. Doch da ich keine rauſchende Ergötzlichkeiten liebe, und doch Erholung, nach täglicher Anſtrengung und Endigung meiner mühſamen Berufsgeſchäfte, haben muß; ſo empfinde ich dieſe, nach dem wahren Ausſpruch des großen Cicero, am beßten in den Armen der Muſen, die mir das traurigſte Schickſal, das ich oft von den undankbarſten Menſchen ertragen muß, erleichtern und jedes Glück, von der Güte Gottes und von der Dankbarkeit würdiger Menſchen, deſto reitzender machen. Ich wählte die Schilderung des erſten meiner dramatiſchen Kinder deſto lieber, weil, ſeit den ein und zwanzig Jahren, dadurch Sedaines, Merciers und Stephanies Deſerteurs, wahrſcheinlicherweiſe, ſind erzeugt worden. Ich hatte dem S — eigentlich das Stück gegeben, weil kein andrer Schauſpieldirekteur damals in

Straß

Straßburg war. T —, der die Alten ſo meiſterhaft ſpielte, ſollte den Randolph machen. Er ſchrieb eine gute Hand und ſollte das ganze Schauſpiel abcopiren. Ich las es durch und corrigirte es; mußte aber meinem eigentlichen Beruf folgen und fortreiſen. T — war noch im Abſchreiben begriffen. S — behielt alſo mein ganzes Manuſcript. Aber wie erſtaunte ich, als ich's nachher verändert, unter dem Namen des S —, als Macht der Dankbarkeit, oder Stärke der väterlichen Liebe gedruckt leſen mußte? Er hatte es dem Churfürſten von * * zugeſchrieben und war Hofſchauſpieldirektor geworden; ob dadurch, oder durch was anders? wag' ich nicht zu entſcheiden. Er war ſo frech, es hier ſo gar aufzuführen und mich zu fragen, wie mir ſeine Veränderungen gefielen? Ich würdigte ihn keiner Antwort, keiner Kritik und keiner Rache. Das, leider faſt allgemeine Vorurtheil, daß ein Arzt nichts als Patienten beſuchen und Recepte verſchreiben ſollte, herrſcht auch hier. Dies hielt mich zurück, den Räuber und üblen Erzieher meines dramatiſches Geſchöpfs, öffentlich zur wohlverdienten Schau auszuſtellen. So viel ich weiß, konnte S — nicht einmal ſeinen Namen ſchreiben, und ganz gewiß keine Comödie. Wer's mag verändert haben, weiß ich nicht. So viel habe ich ſicher von Straßburger Freunden und von Manheimer Bekannten erfahren, daß er es jedem zeigte, von dem er glaubte, daß er Fähigkeit genug hätte, mein Manuſcript zu verändern, das entweder nicht ſo war, daß er es aufführen konnte, oder wollte; und da er abſolut Autor zu werden begierig war, ſo war es jedem ſeiner Creaturen ein leichtes Geſchäft, dem Erſtlinge meiner Muſe ein anderes Kleid anzuziehen und ihm noch andre Geſellſchaften zu geben. Er rühmte ſich z. E. hier, mir in's Angeſicht, bey der Aufführung dieſes Stücks, daß er einen luſtigen Bedienten u. ſ. f. hineingebracht hätte. Ueberhaupt muß ich's öffentlich ſagen, was ich ſchon lange auf dem Herzen hatte: daß manche Trauer- Schau- und Luſtſpiele unter andrer Namen geſpielt werden, oder unter keinem, davon ich das Manuſcript dieſem oder jenem, zum Abſchreiben oder Aufführen, gab. Ich habe nicht das geringſte meiner Stücke jemals ſelbſt drucken laſſen, des angeführten Vorurtheils wegen; aber im Manuſcript gab ich ſie zum Aufführen, ihre gute und böſe Seite zu beurtheilen. Wie mein Name in den Theatercalender gekommen iſt, weiß ich auch bis dieſe Stunde noch nicht. Da ich aber einmal darinnen ſtehe, ſo mögte ich doch endlich einmal auch ſo mit meinen Kindern da paradiren, als mir's die Armuth meines Genies und meine Berufsgeſchäfte erlauben. Froh bin ich indeſſen, daß ich, allem Anſehn nach, zu jenen Deſerteurs Gelegenheit gegeben habe, dadurch doch mancher arme Menſch ſeitdem nicht mehr erſchoſſen worden iſt. Das war, ich muß es geſtehn, ſtets meine Hauptabſicht: ich konnte ohne äußerſtes Mitleiden es nicht anſehn, wenn manchmal eine große Anzahl Schweizerburſche, in der blühenden Stärke ihrer Jugend, aufgehenkt wurden; und worin beſtand ihr abſcheuliches Verbrechen? — daß ſich die Elenden beym Trunk hatten anwerben laſſen und ſich, der militäriſchen Strapazen und Behandlung ungewohnt, wieder nach ihrem glücklichen, freyen Vaterlande ſehnten. Befehlen Sie, daß ich Ihnen die Fortſetzung meiner dramatiſchen Arbeit ſchicken ſoll? Findet ſich ein Verleger, ſo will ich ihnen die letzte Feilung ſo viel geben, als es meine Berufsgeſchäfte erlauben, die mir immer am heiligſten und unverletzlichſten ſeyn müßen rc.

III.
Auszüge.

Hieres.

(Aus de Luc's Briefen an die Königinn von England. —)

Nachdem wir auf unſerer Beobachtungsreiſe **Avignon**, Aix und Marſeille zurückgelegt hatten, ſo richteten wir unſern Weg über **Toulon** nach dem Orte, den man die **Inſeln von Hieres** nennt, die wir zuvor ſehen wollten, ehe wir uns über den Ort unſers Winteraufenthalts beſtimmten. Ich reiſte ſogleich allein von **Toulon** ab, um dieſe Inſeln zu ſuchen; ich ſah ſie wirklich, aber ich fand, daß es Felſen waren, und faſt unbebautes Land nicht fern von der Küſte. Hier ſchien mir das nicht zu finden zu ſeyn, was ich von dem Namen Hieres Inſeln erwartete, den man allgemein dem berühmten Orte zu geben gewohnt iſt, wo der Winter blos ein Frühling ſeyn ſollte. Indeſſen fand ich den wahren Ort; es iſt nichts weiter als die Gegend um die Stadt **Hieres** ſelbſt auf dem feſten Lande, welcher man jenen Namen beygelegt hat. Ich langte daſelbſt an dem erſten Tage dieſes Jahrs an; und in der That, die Luft ſchien mir ſo gelinde zu ſeyn, und alles umher kam mir ſo lachend vor, daß ich keinen Augenblick anſtand einen Verſuch zu machen, ob wir hier bleiben könnten. Zwey Tage nachher haben wir uns bey dem **Menſchenfreunde** niedergelaſſen. Es war das Haus, worin wir uns zu wohnen begaben, dem Marquis **von Mirabeau** zuſtändig. Das Gebäude iſt ſehr artig, es liegt außerhalb der Mauer der Stadt, ganz in der Nähe der angenehmſten Spaziergänge. Auch ſpazieren wir hier faſt den ganzen Tag hindurch. Die Luft iſt mehr als gemäßigt, ſie iſt eher warm. Außer dem Hauſe ſuchen wir den Schatten, und wenn wir zu Hauſe ſind, ſo haben wir die Fenſter vom Morgen bis zum Abend offen.

Noch kommt es uns immer unbegreiflich vor, und wir mögten uns unabläßig fragen, ob es denn wirklich wahr ſey, daß wir uns in der Mitte des Winters befinden, und doch kaum vier Grad ſüdlicher von Lauſanne ſind; nichts erinnert uns hier an den Winter. Die Pelze, womit wir uns zur Reiſe hieher verſehn hatten, hängen geruhig am Haken; die Felder ſind allenthalben grün; die Vögel ergötzen durch ihren Geſang, der Jasmin, welcher die eine Wand unſers Hauſes bekleidet, iſt ganz nahe dabey, die Blüthen ausbrechen zu laſſen, die der Herbſt daran bereitet hat; die Veilchen duften ſchon in den Gärten; und auf unſerm Tiſche ſind ſchon Gartenfrüchte, die wir um uns her im Ueberfluſſe wachſen ſehn.

Die Schönheit des Landes wird durch die Güte der Einwohner erhoben. Unſre Bedürfniſſe haben uns dieſelben ſchon in mehr als einem Falle kennen gelehrt, und wir haben nichts entbehrt, was in ihrer Macht war, uns zu verſchaffen. Ich habe inſonderheit das Glück gehabt, einem Herrn in dieſer Gegend empfohlen zu werden, der alles Mögliche zu unſerer Bequemlichkeit beygetragen hat. Mit einem Worte, es fehlt nichts, was unſern Aufenthalt hier angenehm machen könnte. Auch Fräulein von S. iſt ſehr vergnügt, daß ſie hieher gekommen iſt, den Winter mit uns zuzubringen.

Hieres ſelbſt iſt eine kleine Stadt, am Fuße eines Felſen gelegen, und mit Mauren, mit Schießlöchern und Thürmen umgeben, die an die alten Zeiten und die vormaligen Regierungsverfaſſungen erinnern. Aber nicht ſo bald iſt man außerhalb dieſer, ſo glaubt man ſich in dem fabelhaften Heſperiſchen Garten. Die ſchönſte, heiterſte Sonne erhebt den Glanz von Millionen güldner Aepfel im ſchönſten Grün eingefaßt, und macht dieſe Gegenden in einem ſolchen Grade herrlich, daß man zu träumen glaubt.

Dieſer in den Augen nördlicher Nationen ſo glückliche Fleck, iſt eine kleine, auch nach der See zu, mit Hügeln umgebene Ebene, in deren Nähe kleine Inſeln erhaben genung liegen, um zu ſcheinen, als ob ſie ſich mit dem feſten Lande verbänden. Dieſer innerſte Beſchluß iſt ſelbſt wiederum nach der Nordſeite durch verſchiedene andere Ketten höherer Hügel verwahrt, die recht als wahre Außenwerke gegen die Kälte ausſehn. Solchergeſtalt alſo kann die Sonne, die von ihrem Aufgange bis zum Untergange in dieſem herrlichen Thale herum reiſet, ihre Kräfte darin verſtärken, ohne daß entgegenwirkende Urſachen ſie zu ſchwächen vermögten.

Auch ſieht man hier im offnen Felde, in der Mitte des Winters, Gewächſe, die wir nur im Sommer der freyen Luft anvertrauen, und die Dattelpalmen ſind hier vollkommen ſtark und geſund. Aber die Pommeranzenbäume machen die wahre Herrlichkeit dieſes Landes aus. Der Felſen des Schloſſes von Hieres, der vormals die Beſchützung der Stadt war, dient jetzt dieſen ſchönen Bäumen zum Schutze; ſie ſtehn in einem halben Zirkel unter ſeiner Bedeckung ohngefehr in der Entfernung einer halben Stunde herum. Man findet ſie in den Baumgärten gepflanzt, wie man ſonſt die Bäume in Wäldern ſieht, in Haufen und mit wenig Ordnung. Sie wachſen hier eben ſo hoch und ſind eben ſo voll Früchte, wie die gewöhnlichen Fruchtbäume in unſern Obſtgärten. Diejenigen, die nahe bey dem Felſen, ihrem Beſchützer, ſtehen, befinden ſich noch in ihrer vollkommenen Pracht, und das

Auge eines Einwohners unſerer Climata kann ſich an ihnen nicht ſatt ſehn. Aber ſo wie man ſich weiter davon in die Ebene entfernt, ſo nimmt man auch mehr und mehr die ſchrecklichen Wirkungen des lezten Novembermonats wahr, über den wir noch jezt in der Schweitz ſo ſehr ſeufzen, als ob er uns da ganz allein betroffen habe. Er hat den fortgehenden Wachsthum eines Theils der Pommeranzen gehindert; die Erde iſt damit beſäet, denn ſie fallen unabläßig ab, ohne zur völligen Reife zu gedeihen. Sie ſind demungeachtet ſchon ziemlich gut; aber es liegen mit einemmale ſo viel auf der Erde, daß man ſie ſuchen muß los zu werden, für was man dafür bekommen kann. Wir ſehen alle Tage eine Menge Mauleſel, die mit dieſen ſonſt ſo ſehr geſuchten Früchten beladen ſind, abgehn, und die man jezt das Dutzend für weniger als einen Stüber verkauft. Die Kinder ſammlen von dem Ausſchuſſe, und mit dem Ueberreſte werfen ſie ſich auf den Gaſſen herum.

So iſt alſo auch dieſe, durch die milden Einflüße der Wärme geſegnete, Gegend nicht ganz gegen die entgegenſtehenden Uebel geſichert. Es haben nicht allein die Pomeranzenbäume gelitten; die Kälte hat alles, was frühzeitig iſt, beſchädigt. Dieſes Land iſt der Wintergarten für einen Theil von Frankreich: wenn ſich die gewöhnlichen Früchte deſſelben erhalten hätten, ſo würde man jezt von hier aus in alle benachbarte Städte, und ſelbſt nach der Hauptſtadt, Artiſchocken, junge Erbſen und allerhand Blumen verſchicken. Aber alles dieſes hat die Kälte vernichtet. Man ſieht es nun zwar wieder wachſen; aber es iſt nicht Zeit mehr, es ſind keine Erſtlinge weiter, und als ſolche allein können die Einwohner dieſes Landes damit etwas gewinnen.

Dieſe Zufälle ſind nicht das Einzige, wodurch dieſem Lande die ſchönen Winter wieder eingedrängt werden, die es ſo oft genießt. Die Sommer ſind hier ſehr verderblich.

lich. Die See, die nur eine kleine Stunde von dieſen bezauberten Gärten entfernt iſt, hat an dem Ufer Moräſte, die, durch die Sommerwärme erhitzt, die Luft mit Ausdünſtungen erfüllen, die der Geſundheit höchſt nachtheilig ſind. Ein Theil dieſes Moraſts iſt zum Salzmachen eingerichtet, wie ſolche Küſten zu ſeyn pflegen.

Aber gegenwärtig hat die Wärme lauter heilſame Wirkungen; ſie belebt alles, die Einwohner wie das Land. Wir haben hier jetzt den Zeitvertreib der guten Leute an ihren Feſttägen vor unſern Augen. Sie verſammlen ſich unter den Ulmen, die nun ausſchlagen. Die Kinder klettern auf den Zweigen herum, indeſſen das junge Volk beyderley Geſchlechts den in dieſem Lande gewöhnlichen Reigentanz nach dem Klange der Flöten und kleinen Trommeln tanzt. Nichts kann fröhlicher ſeyn, als dieſe kleinen ländlichen Feſte; es herrſcht hier eine angenehme Lebhaftigkeit, die den Einwohnern ſolcher Climata eigen iſt. Und, wohl zu merken, im Monat Januar haben wir dies Vergnügen, dieſe fêtes champêtres anzuſehn! Madmoiſelle S. und Fräulein von S., die ihn nie anders als beym Feuer hingebracht haben, wiederholen dieſe Ausrufung unabläßig, um dadurch das Gut, deſſen ſie hier genieſſen, deſto eindrücklicher zu machen.

Seitdem wir uns entſchloſſen haben, uns Bileam's Art zu reiten zu bedienen, die in dieſem Lande ſehr gewöhnlich iſt, ſo halten uns die Felſen und das Buſchwerk nicht viel mehr auf; wir kommen allenthalben umher und ſehr weit. Wir betrachten jetzt die Ebenen nicht anders mehr als von den Hügeln herab. Wir begeben uns auf dieſelben, nicht blos wegen der Mannigfaltigkeit der Ausſichten, die wir daſelbſt finden, ſondern auch weil hier die Luft ſehr angenehm von Rosmarin duftet. Dieſe Pflanze iſt überall voll Blumen; auch die Narciſſen, die wir ſehr häufig finden, blühen jetzt; ſo auch das Singrün (pervinca), die Veilchen und viele andre Frühlingspflanzen. An Bärenklau (Acanthus) brechen die ſchönen Blätter ſchon hervor und geben ihm das Anſehn von den Capitälern Korinthiſcher Säulen.

Die von **Hieres** abgewandte Seite dieſer Hügel bietet eine Ausſicht in die ſchönſten Thäler dar, die ſich weit hinausſchlängeln, und ſich endlich gegen die Anfänge der hohen Alpenkette zu verlieren, die man hier ſehr in der Ferne wahrnimmt. An einem Abende gegen Sonnenuntergang haben wir ihre mit Schnee bedeckten Spitzen ganz deutlich erkennen können. So den Winter von fern zu ſehn, und ſelbſt im Frühlinge zu ſeyn, das erweckte bey unſern reiſenden Frauenzimmern ohngefehr die gleiche Empfindung, die bey einem kürzlich dem Schiffbruch entkommenen Seefahrer der Anblick eines Ungewitters hervorbringen muß, dem er geruhig aus dem Hafen zuſieht.

Ich ſehe mit meiner eigenen Art von Intereſſe die auf einander folgenden Ketten von Bergen an, die von den Spitzen, die hoch genug ſind um Eis zu tragen, ohne ihre Natur zu verändern, bis zum Meer hinab niedriger und niedriger werden. Denn dieſes iſt eine Beſonderheit unſrer Hügel: ſie ſind von derſelben Art von Steinen, wie die hohen Alpen; und dieſes verbreitet ein groſſes Licht über die Geſchichte der Erde. Aber ich laſſe mich jetzt hierauf nicht weiter ein.

Zuweilen ſtellen wir auch Spatziergänge nach der Küſte zu an, und hier können wir ohne die geringſte Beſchwerde wegen Kälte der Luft das Meer ſehr nahe betrachten, wie es zuweilen vollkommen ruhig, und wie ein Spiegel alle Gegenſtände umher zurückwirft; zuweilen aber wie es wüthet, aber durch ſeinen Ungeſtüm nichts weiter bewirkt, als daß es eine Menge Schilf an's Ufer ſpühlt, deſſen die Einwohner ſich zum Dünger für ihr Land bedienen. Auch haben die Wellen durch die Länge der Zeit etwas feinen

Steingrand ausgeworfen, deſſen man ſich bedient die Teiche von dem Meere abzuſondern, von denen ich ſchon die Ehre gehabt habe gegen Eure Majeſtät zu reden. Nach und nach füllen ſich dieſe Teiche von dem, was ſich aus einem Fluſſe darin abſetzt, an, und hierdurch breitet ſich der Boden von Hieres nach der Seeſeite aus und wächſt zu. Wenn dieſe Ausfüllung gänzlich bewerkſtelligt ſeyn wird, ſo iſt Hieres alsdenn von den ſchädlichen Ausdünſtungen der Moräſte frey. Wenn irgend einer von den Naturforſchern, die Vermuthungen über die Veränderungen gewagt haben, welche die Erde gelitten hat, auf dieſen Umſtand Acht gehabt hätte, der an allen Küſten ſehr häufig vorkommt: ſo hätte man dadurch mannigfaltigen Irrthümern ausweichen können. Aber dieſes iſt wiederum ein Punkt, den ich hier noch mit Stillſchweigen übergehen muß.

Was mich in Abſicht auf die Wärme und Kälte der Luft in dieſer Gegend in Verwunderung geſetzt hat, iſt dies, daß hier zuweilen ziemlich ſtarke nördliche Winde herrſchen, die demungeachtet nicht kalt ſind. Selbſt auch der Regen, der in andern nicht weit entfernten Strichen allemal die Luft abzukühlen pflegt, und den wir hier ſchon ſehr häufig gehabt haben, bringt hier keine andre Wirkung hervor, als daß er das Land verſchönert, daß er neues Grün wachſen macht, neue Blumen aufgehn läßt, und alſo die große Anzahl von Bäumen und Sträuchen vermehrt, die ſchon das Land erfüllen. Die Mandelbäume, die ſchon angefangen zu blühen, unterbrechen jetzt die Einförmigkeit der Oelbäume; und die Saaten, die an dem Fuße der Hügel und in den Ebenen von gleichen Reihen von Weinbergen unterbrochen werden, nehmen ſchon ihre friſche grüne Farbe an.

Indeſſen ſcheint dennoch dieſes dem Anblicke ſo lachende und ſo wohlgebauete Land Elend in ſich zu ſchließen; man bemerkt eine große Ungleichheit unter den Einwohnern deſſelben, ſelbſt unter dem das Land bearbeitenden Theile. Das Eigenthum macht das weſentlichſte Stück zur Glückſeligkeit des Landmanns aus; allenthalben, wo zu viel Eigenthümer großer Grundſtücke ſind, die nichts thun, als die Auskünfte derſelben genießen, indeſſen die eigentlichen Bearbeiter des Landes blos für Lohn arbeiten, da hängt alles für ſie von ihren Kräften und von ihrem Muthe ab, und da entſteht unter dieſen Leuten ſelbſt eine ſehr große und eine ſehr unangenehme Ungleichheit.

IV.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

I.

Ueber die Nordamerikaniſchen Staaten.

Fragmente aus dem Tagebuche eines Franzöſiſchen Generals

Washington.

Nord Amerika, von Boſton bis Charles-Town, iſt ein großes Buch, wovon jedes Blatt eine Lobrede auf Washington ausmacht. Ich weiß, daß, da ich Gelegenheit gehabt, ihn in der Nähe zu ſehen und zu beobachten, man von mir mehr beſondre Details erwarten kann; allein was dieſen ehrwürdigen Mann am beſten karaktiriſirt, iſt die vollkommene Uebereinſtimmung, die zwiſchen ſeinen phyſiſchen und moraliſchen Eigenſchaften herrſcht. Nur eine reicht hin, von den andern zu urtheilen. Man zeigt euch Münzen vom Cäſar, Trajan, oder Alexander; ihr könnt, wenn ihr die Geſichtszüge ſeht, noch fragen, wie ihr Wuchs, wie die ganze Form ihres Körpers beſchaffen war; allein, entdeckt ihr zwiſchen Trümmern den Kopf oder ſonſt ein Glied von einem **Apoll**, o ſo kümmert euch nicht um die übrigen Theile, und ſeyd verſichert, alles iſt Ueberreſt eines Gottes.

Man ſchreibe dieſe Vergleichung keinem Enthuſiaſmus zu: ich mag nicht übertreiben; ich rede blos von dem Eindruck, den W. in meiner Seele hinterlaſſen hat; ich will blos den Begriff von einem vollkommenen Ganzen ausdrücken. Ein ſolcher Begriff aber kann nicht von Enthuſiaſmus erzeugt werden; dieſer würde ihn vielmehr verſcheuchen; denn es iſt der Proportion eigen, den Begriff von Größe zu vermindern.

Tapfer ohne Verwegenheit, arbeitſam ohne Ehrſucht, freygebig ohne Verſchwendung, voll Würde ohne Stolz, tugendhaft ohne Strenge — ſo iſt Washington: immer ſcheint er dieſſeits der Grenzlinie geblieben zu ſeyn, jenſeits welcher jede Tugend zwar lebhaftere, aber auch mehr vergängliche, zweydeutige Farben annimmt, und leicht für Fehler gelten kann. Sieben Jahre ſind es nun, daß er die Armee kommandirt und ſich vom Kongreß befehlen läßt: das heißt genug geſagt, beſonders in Amerika, wo man weiß, wie viele Lobrede in dieſen beyden Sätzen liegt. Immer wiederholte man, Conde war kühn, Turenne vorſichtig, Eugen geſchickt, Catinat uneigennützig: Washington darf nicht ſo karakteriſirt werden. Man wird vielmehr von ihm ſagen: am Schluß eines langen Bürgerkrieges durfte er ſich keinen Vorwurf machen. Giebt es noch etwas, was mehr in Verwunderung ſetzt, als ein ſolcher Karakter, ſo iſt es dieß, daß ſich alle Stimmen zu ſeinem Vortheil vereinigen; Soldaten, Magiſtratsperſonen, Bürger und Landmann, alle bewundern und lieben ihn.

Als ich von dem vollkommenen Ganzen ſprach, das W. zeigt, wollte ich das Aeußere keinesweges ausſchließen. Sein Wuchs iſt edel und ſchlank, nach den richtigſten Verhältniſſen geformt; ſeine Geſichtsbildung ſanft und anmuthsvoll, doch ſo, daß man von keinem ſeiner Züge insbeſondere etwas wird zu ſagen wiſſen, daß man nur die Erinnerung einer ſchönen Figur behält. Sein Anſehen iſt weder ernſthaft, noch vertraulich; auf ſeiner Stirne ſchwebt Gepräge des Nachdenkens, aber niemahls Spur von Beunruhigung; er gebietet Ehrfurcht und flößt zugleich Vertrauen ein; ſein Lächeln iſt beſtändig das Lächeln des Wohlwollens.

Ihn mitten unter ſeinen vornehmſten Offizieren zu ſehn, iſt beſonders intereſſant. Als General einer Republik hat er nicht den Prunk eines Marſchalls von Frankreich, der Ordre giebt; als Held in einer Republik erregt er eine andre Art von Ehrerbietung, die blos aus dem einzigen Gedanken zu entſtehen ſcheint, daß eines jeden Individuums Wohlfarth von ſeiner Perſon unzertrennlich iſt. Beyläufig muß ich hier erwähnen, daß alle Staabsoffiziere der Amerikaniſchen Armee mit einem ſehr anſtändigen, militäriſchen Anſehn erſcheinen; daß ſogar alle Offiziere im Dienſte ſehr viel Artigkeit mit ſehr viel Geſchicklichkeit verbinden; und endlich, daß das Hauptquartier dieſer Armee weder Unerfahrenheit noch Mängel verräth. Sieht man die Staabswache des Generals, die in ſeinem Hauſe liegt; neun Wagen für ſeine Bagage in ſeinem Hofe; eine große Menge von Stallknechten, bey ſehr ſchönen Pferden, die den Generalen und ihren Aidesdecamp gehören;

ſieht man ferner die vollkommene Ordnung, die in den Ringmauern jenes Hauſes herrſcht, wo die Wachen ordentlich aufgeführt, und eine beſondere Reveil und Retraite geſchlagen werden: ſo mögte man wohl das auf die Amerikaner anwenden, was Pyrrhus von den Römern ſagte: **Wahrhaftig! die Leute haben nichts Rohes in ihrer Kriegsverfaſſung.**

Fort Weſtpoint.

Mein Weg nach dem Fort Weſtpoint ging durch Wald, in einer Höhlung, zwiſchen ſehr ſteilen Bergen auf beyden Seiten. Man nützt eine Stelle, wo ſich die Berge ein wenig ſenken, um gegen Abend abzubeugen, und ſich dem Fluſſe, den man jedoch noch nicht ſieht, zu nähern. Indem ich von dieſen Bergen langſam hinabging, fiel mir auf einmahl, an einer Krümmung des Weg's, eines der prächtigſten Gemählde, das ich je geſehn habe, in die Augen. Dieſes Gemählde zeigt der nördliche Fluß in einem tiefen Bette, gebildet durch die Berge, durch die er ſich von alters her durchgezwängt hat. Das Fort Weſtpoint mit ſeinen furchtbaren Batterien zieht die Aufmerkſamkeit am weſtlichen Ufer an ſich: blickt man aber aufwärts, ſo ſieht man überall hohe Felſenſpitzen, mit Reduten und Batterien. Zween dieſer Gipfel, jeder mit einer großen Redute verwahrt, decken die öſtlichen Ufer. Dieſe beyden Werke haben keine andere Benennung als Nord- und Süd-Redute; allein von dem eigentlichen Fort Weſtpoint, welches am Ufer des Fluſſes liegt, bis auf die Höhe des Berges, an deſſen Fuß es angelegt iſt, zählt man ſechs verſchiedene Forts, in der Lage eines Amphiteaters, die ſich wechſelsweiſe decken. Man nöthigte mich dieſe Stelle, wo ich gern den ganzen Tag verweilt hätte, zu verlaſſen; und ich hatte noch keine Meile davon zurückgelegt, ſo ſah ich warum man ſo in mich gedrungen hatte. Ein Korps Infanterie von ohngefähr 2500 Mann, ſtand in Schlachtordnung am Ufer des Fluſſes. Es hatte dieſen paſſirt, um nach Kings-Bridge zu marſchiren und eine große Fouragierung zu decken. Der General Stark, eben derjenige, der die Engländer bey Bennington ſchlug, kommandirte dieſe Truppen unter dem General Heath. Der letztere war ſo gefällig ſie mir zu zeigen, ehe ſie ſich in Marſch ſetzten. Ich ritt vor den Gliedern vorüber, von allen Offizieren mit dem Sponton und mit klingendem Spiele begrüßt; eine Honneur, die in Amerika den Generalmajors gegeben wird, die den erſten Rang in der Armee haben, ohnerachtet ſie nur dem Marechall de Camp gleich ſtehen. Die Truppen waren zwar ſchlecht gekleidet, ſehen aber dennoch nicht übel aus: an den Offizieren konnte weder in Abſicht auf ihren Anſtand, noch in Anſehung ihrer Art zu kommandiren und zu marſchiren das Mindeſte getadelt werden. Nachdem ich vor der ganzen Fronte hingeritten war, brach ſie ab, defilirte bey mir vorüber und ſetzte ihren Marſch fort. Hernach führte mich der General Heath an's Ufer, wo mich ſein Nachen zur Ueberfarth an das entgegengeſetzte Ufer erwartete.

Hier öfnete ſich mir eine andere Scene. Wir fuhren abwärts gegen Norden; auf jener Seite ſieht man eine mit Felſen bedeckte Inſel, die das Flußbette zu verſchließen ſcheint; allein man wird bald gewahr, daß der Strom ſchief von der Weſtſeite herkommt, und ſich mit eins um Weſt Point herum gewendet hat, um ſich einen Durchfluß zu öfnen und eilends dem Meere zuzuſtrömen, ohne weiter den kleinſten Umweg zu machen. Sieht man nordwärts über Conſtitution-Island (die ebenerwähnte Inſel) hinaus, ſo findet das Auge den Fluß wieder, unterſcheidet

New-Windſor am linken Ufer, und verweilt zuletzt auf verſchiedenen Amphitheatern, welche die Apalachen bilden, deren höchſte Gipfel, ſo die Scene begrenzen, über zehn Meilen entfernt ſind. Wir ſtiegen in den Nachen und ſetzten über den, beyläufig eine Stunde breiten, Strom. So wie wir uns dem entgegengeſetzten Ufer näherten, ſo erhob ſich das Fort Weſt Point, welches, von dem öſtlichen Ufer geſehn, ganz niedrig am Fuß der Berge zu liegen ſchien, vor unſern Augen, und erſchien ſelbſt als der Gipfel eines ſteilen Felſen: gleichwohl war dieſer Fels nichts anders als das Ufer des Fluſſes. Hätte ich auch nicht bemerkt, daß die Oeffnungen, die er an verſchiednen Stellen hatte, Schießſcharten und furchtbare Batterien wären, ſo hätten mir's doch 13 Schüſſe aus Vierundzwanzigpfündern, die nach und nach fielen, geſagt. Mit dieſem militäriſchen Gruß beehrte mich der General Heath im Namen der 13 vereinigten Staaten: und gewiß, dieſer Gruß hatte etwas ſehr Großes, ſehr Majeſtätiſches. Jeder Schuß wurde, nach einem langen Zwiſchenraume, von dem entgegengeſetzten Ufer faſt eben ſo ſtark, als beym Losfeuern, zurückgehört. Erinnert man ſich nun, daß noch vor zwey Jahren Weſt Point eine faſt unzugängliche Einöde war, und daß dieſe Einöde mit Feſtungen und Artillerie durch ein Volk bedeckt worden iſt, das ſechs Jahre vorher noch keine Kanone geſehen hatte: bedenkt man, daß das Schickſal der dreyzehn Staaten von dieſem wichtigen Orte abhing; daß ein Mann, der aus einem Pferdehändler ein General oder vielmehr ein Held wurde, ein immer unerſchrockener Mann, der immer ſiegte, aber immer den Sieg mit ſeinem Blute bezahlte; daß dieſer außerordentliche Mann, zugleich der Stolz und die Schande ſeines Vaterlandes, den Engländern das Palladium der Amerikaniſchen Freyheit verhandeln wollte: ſtellt man ſo manche Wunder in der phyſiſchen ſowohl als in der moraliſchen

Welt zuſammen, ſo wird man leicht glauben, daß ich unterwegs Stoff genug zum Nachdenken behielt.

Schanze Werplank'ſpoint. — Arnold's Verrätherey und André

Der General Heath gab mir den Major Linn zum Begleiter nach Werplank'ſpoint. Unſer Weg führte beſtändig durch die ungeheuren Gebirge, die jenes Land bedecken, und keinen andern Raum als das Flußbette zwiſchen ſich haben. Der höchſte dieſer Berge heißt Antonius-Naſe: er ſtreicht in den Fluß hinein, ſo daß er ihn ein wenig von ſeinem Laufe ablenkt. Ehe man dahin kommt, erblickt man die Ruinen vom Fort Clinton. Dieſes nach dem Namen des Gouverneurs von New-York benennte Fort wurde im Jahr 1777 vom General Clinton erobert, als er nach Albany heraufmarſchirte, um eine Vereinigung mit Bourgoyne zu verſuchen. Damahls machte es die vornehmſte Schutzwehr des Fluſſes aus: es ſtand auf einem Felſen, am Fuß eines Berges, den man für unerſteiglich hielt, und war noch überdies durch einen kleinen Fluß (creek) gedeckt, der ſich in den großen ergießt. Sir Harry Clinton erſtieg den Gipfel des Berges, mit der Großbritanniſchen Fahne in der Hand, unterdeſſen daß ſeine Truppen das Eſcarpement hinabmarſchirten, über den kleinen Fluß ſetzten, und das Fort eroberten. Seitdem Bourgoyne's Niederlage und die Verbindung mit Frankreich den Sachen eine andere Geſtalt gaben, hat Washington nicht für rathſam gefunden, Fort Clinton wieder herzuſtellen; ſondern es hat ihm vortheilhafter geſchienen, Weſtpoint zur Communication und zum Sammelplatze für ſeine Truppen zu wählen. Dort macht der Hudſon eine Beugung, welche die Schiffe hindert, ihn mit dem Wind im Rücken oder mit der Fluth aufwärts zu befahren; zudem liegt auch Conſtitution-Island gerade in dieſer Beugung in der Richtung von Nord zu Süd, mithin vollkommen ſo, daß ſie die Kette deckt, wodurch den Kriegsſchiffen die Fahrt verſperrt wird. Indeſſen beſaßen die Engländer noch einen wichtigen Poſten zu Kings Ferry. Sie hatten ihn hinlänglich befeſtigt: durch ihre Schiffe waren ſie Meiſter über den ganzen Strom in einem Striche von mehr als 50 Meilen, und ſo trieben ſie die ſehr wichtige Communication von Jerſey und Connecticut nordwärts zurück. In dieſer Lage befanden ſich die Sachen, als der General Waine, der in Clove ein Corps von 1500 Mann kommandirte, im Junius 1779 Stoney-point zu überrumpeln unternahm. Dieſes Fort beſtand aus einer mit Verhacken umgebenen Schanze; die Verhacke lagen auf der ſteilſten Spitze eines Felſen, der alſo eine ſehr gut mit Sturmpfählen verwahrte Redute bildete. Der General marſchirte des Nachts in drey Kolonnen, wovon die vornehmſte vom Herrn von Flury kommandirt wurde: dieſer forcirte, ohne einen Flintenſchuß, die Verhacke und Verſchanzungen, und drang mit den Flüchtlingen zugleich in die Redute ein. Der Angriff der Amerikaner war ſo lebhaft und das Entſetzen der Engländer ſo groß, daß dem Herrn von Flury, der zuerſt eindrang, in einer Minute eilf Degen, mit der Bitte um Quartier, eingereicht wurden. Von dem Augenblick an wurde kein Tropfen Blut mehr vergoſſen: dieſes ſetze ich zur Ehre unſerer Bundesgenoſſen hinzu! Als die Amerikaner einmahl Herren von dem einen Ufer des Fluſſes waren, ſo bemächtigten ſie ſich ſehr bald auch des andern. Herr von Gouvion legte zu Werplant'spoint eine Redute an, von einer beſondern Geſtalt, die nur in Amerika gebräuchlich iſt. Der Graben iſt innerhalb des Parapets: dieſes ſteigt auf beyden Seiten ſteil in die Höhe und iſt mit Sturmpfählen beſetzt; darunter ſind Soldatenwohnungen

nungen angebracht. Das Mittlere des Werks und ein kleines Verſchlag von Holz iſt in Geſtalt eines viereckigten Thurms gebaut; es hat überall Schießſcharten und beſtreicht den Wall. Ein Verhau von lauter in einander geſchlungenen Baumgipfeln, umgiebt die ganze Redute, und vertritt die Stelle des bedeckten Weg's. Ein kleiner Fluß (creek), der ſich in den Hudſon ergießt und ſüdlich von dieſer Redute vorüberfließt, macht ihre Lage noch vortheilhafter. Der Oberſt Livingſton, der zu Kingsferry kommandirt, hat dieſen Ort vorzugsweiſe vor Stoney-point gewählt, weil er hier die weißen Ebenen, wohin die Engländer zuweilen Streifereyen vornehmen, näher hat.

Gegen zwey Uhr Nachmittags ſetzten wir an das andere Ufer des Fluſſes über, und verweilten da, um die Befeſtigungswerke von Stoney-point zu beſehen. Die Amerikaner haben ſie, weil ſie ihnen von zu großem Umfange zu ſeyn ſchienen, enger zuſammengezogen, und nur eine Redute, faſt wie die zu Werplank, aber nicht ſo gut, übrig gelaſſen. Hier nahm ich Abſchied von Herrn Livingſton, und einen Wegweiſer von ihm nach der Armee mit.

Indem ich mich vom Fluß entfernte, ſah ich noch oft zurück, um das prächtige Schauſpiel, das er hier darbietet, deſto länger zu genießen; denn hier wird er ſo breit, daß man, gegen Süden hin, einen großen See zu ſehen glaubt, da gegen Norden nur ein majeſtätiſcher Fluß dahinſtrömt. Man zeigte mir eine Art Vorgebürge, von wo aus der Oberſt Livingſton nur mit einer Kanone, beynahe die Fregatte der Gegner weggenommen hätte, auf der André kam und Arnold erwartet wurde. Dieſe Fregatte hatte ſich dem Ufer zu ſehr genähert, und ſcheiterte bey Ebbe. Der Oberſte gab Arnolden Nachricht davon, und bat ihn um zwey Stücke grobes Geſchütz, mit der Verſicherung, ſie ſo zu richten, daß er die Fregatte in Grund ſchießen könnte.

Arnold verwarf dieſen Vorſchlag unter verſchiedenen leeren Vorwänden, ſo daß der Oberſte nur einen Vierpfünder, der ſich aber in Werplank's Redute befand, brauchen konnte. Dieſes Stück durchſtrich die Fregatte ihrer ganzen Länge nach und that ihr ſo viel Schaden, daß, wäre ſie nicht mit der Fluth wieder flott geworden, ſie ſich hätte ergeben müſſen. Tag's darauf, als ſich der Oberſte Livingſton am Ufer befand, ſah er Arnolden in ſeinem Nachen den Fluß hinabfahren, um zu der Fregatte zu kommen. Dieſes kam ihm, wie er verſichert, ſo verdächtig vor, daß, hätte er eben ſeine Wachtkähne in der Nähe gehabt, er ihm auf der Stelle nachgefahren ſeyn und ihn gefragt haben würde, wohin er gedächte. Sehr wahrſcheinlich würde dieſe Frage den General in Verlegenheit geſetzt, und der Oberſte Livingſton würde, in ſeinem Argwohne beſtärkt, ihn feſtgehalten haben.

Arnold und ſeine Verrätherey beſchäftigte mich noch, als mich mein Weg zu jenem ſo bekannt gewordenen Hauſe eines gewiſſen Smith brachte, wo er ſich mit André beſprach. In dieſem Hauſe brachten ſie die Nacht zuſammen zu; dort legte André andere Kleider an; dort wurde Amerika's Freyheit verhandelt und verkauſt; dort war es auch, wo der Zufall, der immer in den wichtigſten Angelegenheiten entſcheidet, den abſcheulichen Entwurf vernichtete, und, mit der Aufopferung des unvorſichtigen André zufrieden, das Verbrechen blos durch Rettung des Verbrechers hinderte. In der That, André fuhr ſchon wieder den Fluß ruhig hinauf, um ſich durch die weiſſen Ebenen nach New York zu begeben, hätten nicht die auf die Fregatte abgefeuerten Kanonenſchüſſe ihm Furcht gemacht, Amerikaniſche Truppen zu begegnen. Unter ſeiner Verkleidung glaubte er am rechten Ufer mehr Sicherheit zu finden; aber nur einige Meilen weiter ward er angehalten, und noch einige Meilen weiter fand er den Tod.

Smith, der nicht blos verdächtig, aber doch der Theilnahme an dem Complot nicht überwieſen war, liegt noch in Feſſeln, wo ihn das Geſetz gegen die Gerechtigkeit ſchützt. Nur ſein Haus ſcheint die einzige Straſe, die darauf fallen kann, erfahren zu haben, die Straſe der Verlaſſenheit; denn wiewohl eine große Meyerey dazu gehört, ſo iſt auch nicht Ein Menſch zur Wache darinnen geblieben.

Ich ſetzte meinen Weg fort, aber ohne Aufmerkſamkeit genug darauf wenden zu können, daß mir Erinnerung davon geblieben wäre. Nur ſo viel weiß ich, daß er düſter war, wie meine Gedanken. Er führte mich in ein tiefes Thal, wo alles mit Cypreſſen bewachſen war, und ein Waldſtrom von den Felſen herabrauſchte. Kaum hatte ich über dieſen hinübergeſetzt, ſo überfiel mich die Nacht, und ich mußte noch einige Meilen, ehe ich eine leidliche Herberge erreichen konnte.

Neue Anpflanzungen in Nordamerika.

Ich hatte noch meine Betrachtungen über die große Anſtrengung der Natur, die 50000 Jahre anwendet, die Erde bewohnbar zu machen; als ein neues Schauſpiel, ſehr fähig zum Abſtich mit dem Gegenſtande jener Betrachtungen, meine Blicke und meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Dieſes Schauſpiel war das Werk eines einzigen Menſchen, der in Jahresfriſt verſchiedene Acker Holz abgerodet, ein ziemlich großes Stück Land ausgeriſſen, und in deſſen Mitte ſich eine Wohnung gebaut hatte. Zum erſtenmahle ſah ich jetzt, was ich nachher ſehr oft geſehen habe. Denn in der That, ich habe manchen Berg beſtiegen, manchen Wald durchſtrichen, manchen abgelegnen Weg gewandert;

aber niemahls habe ich nur drey Meilen gemacht, ohne eine neue Anlage, entweder im Entſtehen, oder ſchon in einigem Fortgang, anzutreffen. Das Verfahren bey dieſen neuen Anlagen, die man inprovemento oder news ſettlements nennt, iſt folgendes.

Wer 6 bis 700 Liv. beſitzt, und Trieb zur Arbeit fühlt, kann in's Holz gehn, und dort ein Stück Land, gewöhnlich von 150 gegen 200 Acker, kaufen. Ein Acker koſtet ihm nicht leicht mehr als einen Dollar oder 100 Sous, wovon er noch dazu nur einen Theil baar bezahlen darf. Alles was er mit dahin nimmt, beſteht in einer Milchkuh, einigen Schweinen oder auch nur einer trächtigen Sau, und zwey mittelmäßigen Pferden, wovon ihm jedes nicht mehr als vier Louisd'or zu ſtehen kommt. Außerdem verſieht er ſich noch mit einem Vorrath von Mehl und Cyder.

Mit dieſem erſten Kapital verſehen, macht er den Anfang damit, daß er alle kleine Bäume abhaut, ſo wie einige ſtarke Zweige von den größern. Beydes braucht er zum Verzäunen des erſten Landes, das er umreißen will. Weiterhin wagt er ſich kühn an die ungeheuren Eichen oder Fichten, die man gleichſam für die alten Herren des Landes, in welches er ſich eindrängen will, halten könnte, und beraubt ſie ihrer Rinde, oder behackt ſie rings um mit der der Axt. Im folgenden Frühling ſind jene tödlich verwundeten Bäume ihres Schmucks entblößt; ihre Blätter treiben nicht mehr; ihre Zweige fallen ab, und bald iſt der Stamm nichts weiter als ein häßliches Gerippe. Auch dieſer Stamm ſcheint noch der Arbeit des neuen Anbaues Trotz zu bieten: allein er darf nur einige Riſſe oder Spalten blicken laſſen, ſo wird er mit Feuer umlegt, und die Flamme verzehrt, was die Axt nicht vermogte. Es iſt ſchon genug, wenn die kleinen Bäume umgehauen ſind, und die großen ihren Saft verlohren haben. Iſt dieſes geſchehen, ſo ſagt man, der Boden ſey aufgeräumt, cleared; Luft und Sonne beginnen nun ihre Würkung auf dieſe ganz von zerſtörten Vegetabilien gebildete Erde, die an ſich ſchon fruchtbar hervorzubringen ſtrebt; Gras ſchießt ſchnell auf; ſchon im erſten Jahre findet das Vieh Nahrung, man läßt es ſich vermehren, oder man kauft auch neues an, und ackert damit einen Theil Landes, welches man nachher mit Korn beſtellt, das zwanzig bis dreyßig für eins wiedergiebt. Im folgenden Jahr wird wieder Holz geſchlagen, wieder umzäunt. Nach zwey Jahren endlich hat der Pflanzer nicht nur ſein Auskommen, ſondern er kann auch etwas zu Markt ſchicken; nach vier, fünf Jahren iſt ſein Grundſtück bezahlt, und er ſelbſt ein wohlhabender Mann. Bisher war ſeine Wohnung weiter nichts als eine große Hütte aus einem Viereck von Baumſtämmen, die über einander gelegt, und wovon die Zwiſchenräume mit Erde ausgefüllt waren; jetzt verwandelt ſie ſich in ein artiges hölzernes Haus, mit bequemern und gewiß reinlichern Zimmern, als die in unſern meiſten kleinen Städten. Ein ſolches Haus wird in drey bis vier Wochen fertig: die erſte Wohnung brauchte nur zweymahl vierundzwanzig Stunden. Vielleicht fragt man mich, wie ein einziger Menſch oder eine einzige Haushaltung ſich ihre Wohnung ſo bald bereiten könne? Ich antworte darauf, in Amerika iſt ein Menſch niemals allein, niemals ein abgeſondertes Geſchöpf. Seine Nachbaren, deren ſich überall finden, machen ſich ein Feſt daraus, dem Neuangekommenen zu helfen; und eine Flaſche Cyder oder Rum, in Geſellſchaft mit frohem Muthe ausgeleert, iſt die einzige Belohnung, womit er ihren Liebesdienſt vergilt. Auf ſolche Art hat Nordamerika, das vor hundert Jahren noch bloßer Wald war, drey Millionen Einwohner bekommen. Und ſo beträchtlich iſt der ohnfehlbare Vortheil des Ackerbaues, daß er ſich nicht nur, ohnerachtet des Krieg's, überall, wo er ſchon blühte, erhält, ſondern ſich auch noch in Gegenden ausbreitet, die am wenigſten günſtig für ihn zu ſeyn ſchienen. Noch vor vier Jahren hätte man in den Wäldern, die ich durchwandert habe, zehn Meilen reiſen können, ohne nur eine Wohnung zu ſehen.

Quaker.

Ein Mann, der von Eifer und Liebe für die Menſchheit glüht, ſey er von welcher Sekte er wolle, zuverläßig iſt er immer ein Mann, der Ehrfurcht verdient. Indeſſen muß ich doch geſtehn, daß es ſchwer iſt, die Sekte der Quaker, im Ganzen genommen, an der Achtung Theil nehmen zu laſſen, die man einigen Mitgliedern derſelben nicht verſagen kann. Das Geſetz, das viele von ihnen beobachten, das Geſetz weder Sie, noch Herr, zu ſagen, giebt ihnen nichts weniger als einen Ton von Simplicität und Innigkeit. Ich weiß nicht, ob ſie etwa um dieſe Art von Ungeſchliffenheit gut zu machen, einen ſüßlichen Ton annehmen, der ganz in den Jeſuitiſchen fällt. Ihr Betragen weicht auch nicht im mindeſten von dieſer Aehnlichkeit ab. Wahr iſt es, indem ſie ihre Gleichgültigkeit gegen allgemeines Wohl mit dem Mantel der Religion bedecken, ſchonen ſie Menſchenblut, beſonders ihr eigenes: allein ſie locken doch beyden Partheyen ihr Geld ab, und zwar ohne Schaam, ohne Schonung. Im Handel gilt die Meinung, man dürfe ihnen nicht trauen. Dieſe Meinung iſt gegründet, und die Zukunft wird ſie noch mehr beſtätigen. In der That, es giebt nichts Aergeres als den Enthuſiaſmus, der ſich ſeinem Falle nähert; denn was kann wohl an ſeine Stelle treten, als Heucheley? Dieſes in Europa ſo bekannte Ungeheuer findet nur allzufreyen Zutritt bey allen

Religionen. Allein den fand es nicht in einer Geſellſchaft von jungen Damen, die, wie ich, zum Thee bey Mad. Cunnigham eingeladen waren. Sie waren mit Geſchmack gekleidet, und verriethen Luſt zu gefallen. In allem erinnerte mich dieſe Geſellſchaft an die Zirkel zu Genf und in Holland, wo man Aufgeräumtheit ohne Verletzung des Wohlſtandes, und Beſtreben zu gefallen, ohne Koketterie findet.

Sonntags darauf wollte ich die verſchiedenen Gottesdienſte und Kirchen nach der Reihe durchwandern. Zum Unglück haben die verſchiedenen Sekten, die ſich ſonſt über nichts vertragen, einerley Stunde zur Verſammlung der Gläubigen gewählt: ich konnte alſo Vormittags blos die Quaker, und Nachmittags die von der Hofkirche ſehen. Der Verſammlungsſaal der Quaker iſt viereckigt; auf allen Seiten und gleichlaufend mit den vier Wänden, ſind Bänke und Betſtühle, ſo daß man ſich einander gegen überſitzt, ohne Altar noch Kanzel. Bey den Zuſammenkünften ſpricht ein Alter ein Gebet aus dem Stegreif, wie's ihm eben einfällt: dann iſt alles ſtill, bis ein Mann oder eine Frau inſpirirt wird und aufſteht, um zu reden. Man muß den Reiſenden auf ihr Wort glauben, ſo außerordentlich auch ihre Erzählungen ſeyn mögen. Ich ſage wie Arioſt: dirò maraglivis. Ich trat in dem Augenblicke hinein, da eben eine Weibsperſon zu reden aufgehört hatte. Ein Mann trat an ihre Stelle, und ſprach ſehr ſchaafsmäßig von der innerlichen Gnade, von der Erleuchtung, die vom Geiſte kommt, und von allen andern Lehrſätzen ſeiner Sekte, die er oft wiederkäute, aber ja nicht erklärte, und ſo ſchloß ſich denn ſeine Rede zur großen Zufriedenheit der Brüder und Schweſtern, denen allen man Zerſtreuung und Langeweile anſah. Nach einem viertelſtündigen Stillſchweigen kniete ein alter Mann nieder, und ſagte ein ſehr plattes Gebet her, womit er die Verſammlung entließ.

Gegen dieſe rohe, traurige Zuſammenkunft erſchien mir der Gottesdienſt der Engliſchen Kirche, ſowohl in Abſicht auf Muſik, als in Anſehung des Gepränges wie eine Oper. Eine ſchöne Kanzel vor einer ſchönen Orgel; auf dieſe Kanzel ein ſchöner Prediger, der mit vollkommen theatraliſcher Anmuth las, ſprach und ſang; junge Weibsperſonen, die aus dem Parterre und aus den Logen — denn eine Art davon ſind die beyden Seitentribunen — melodiſch antworteten; ein ſanfter angenehmer Geſang. mit Zwiſchenſpielen von ſehr guter Sonaten auf der Orgel: alles dieſes dünkte mich, wenn ich's mit den Verſammlungen der Quaker, der Wiedertäufer, der Presbyterianer, verglich, eher ein kleines Paradies als der Weg dahin zu ſeyn. Indeſſen, betrachtet man ſo viele ganz verſchiedene Sekten, die zum Theil flatterhaft ſind, die aber alle herrſchen, alle die andern ausſchließen wollen, ſo iſt es würklich nicht anders, als ſähe man Menſchen in dem großen Buche der Natur eben ſo leſen, wie Himmelſturm ſeine Lection. Tauſend gegen eins, er lieſt keine Zeile recht; aber heiſt ihm nicht: beſſer, er lieſt falſch, als daß ihr euch mit ihm herumſchlaget.

Ballaufſeher zu Philadelphia.

Philadelphia hat auch eine Art Reduten, wo man tanzt und Commerzſpiele ſpielt. Bey dieſen ganz methodiſchen Ergötzungen hat ein manager oder Cärimonienmeiſter die Aufſicht. Dieſer Mann giebt den Tänzern und Tänzerinnen zuſammengelegte Billets, jedes mit einer Nummer: und alſo beſtimmt das Loos, wen man zum Tänzer oder Tänzerinn bekommen und den Abend über behalten ſoll. Alle Tänze ſind zum voraus feſtgeſetzt, und jeder partner wird nach der Reihe aufgerufen. Jeder Tanz hat einen Bezug auf politiſche Händel, wie die toaſts bey Tiſche: einer heißt Bourgoyn's Niederlage, der andere Clinton's Rückzug, der dritte gut Glück im Felde. Die managers werden gewöhnlich aus den angeſehenſten Offizieren der Armee ausgeſucht. Von dem gegenwärtigen war es der Oberſte Mitchell, ein kleiner dicker Mann, von funfzig Jahren, ein groſser Pferdekenner. Als ich ihn ſah, hatte er kurz zuvor ſein Amt niedergelegt und tanzte nun wie jeder Andere. Man ſagt er ſey daher ſehr ſtrenge, geweſen, und erzählte zum Beweiſe folgendes Geſchichtchen. Eine Dame hatte in einem Kontretanz, über dem Sprechen mit einer guten Freundinn, ihre Tour vergeſſen. Gleich gieng Mitchell zu ihr, und ſagte ganz laut: So geben Sie doch Achtung, Miß! Denken Sie denn, Sie ſeyen Ihres Vergnügens wegen hier?

Hſ.

2.

Ein paar Wahrheiten.

a.

Glück und Zufall thun Alles!

Wie viel Werke ſind nicht Commentar über dieſe Wahrheit; wollte ich alle die Facta anführen, die ſie beſtätigen, ſo müßte ich eine allgemeine Weltgeſchichte ſchreiben.

Ohne Zweifel war Eva im Genuß ihres freyen Willens; ein Ungefähr ließ ſie Gefallen an einem Apfel finden, und welch ein Umſturz folgte daraus in der Urordnung, die der unwankelbare Schöpfer der Welt gegründet hatte!

Pandora öfnet eine Büchſe, und Peſt, Krieg, Huſten, Schnupfen, Gicht, * * *, Steinſchmerzen, Fieber und Dramen vergiften die Oberfläche des Erdballs.

Paris giebt der **Venus** einen Apfel: Himmel und Hölle gerathen in Flamme, der Olymp theilt ſich in Partheyen, das Blut der Unſterblichen röthet die Laſurbläue des Himmels, der **Skamander** verkommt in ſeinen tiefen Grotten, und das prächtige **Troja** wird ein Aſchenhaufen.

Ein geſchickter Feldherr hat die weiſeſten Anordnungen getroffen, die ihm einen gewiſſen Sieg verſichern; eine feurige Anrede hat den Muth ſeiner Soldaten, bis zu Heldenthaten entflammt; der Himmel und die Zeichen ſind ihm günſtig; die Raben ſind von der Linken zur Rechten geflogen, die Hühner haben wacker gefreſſen — ein verwünſchter Reitknecht giebt dem Pferde des Conſuls eine doppelte Ration Hafer: das kriegeriſche Roß vernimmt den Ruf der Trompete, wird wild, tobt: der weiſe Feldherr fällt herab, ſtürzt den Hals, ſtirbt. Der Feind nützt den Augenblick; eine Metze Hafer mehr, bringt Rom an den Rand des Verderbens.

Vor einigen Jahren überreichte ein Hausvater einer Excellenz eine Bittſchrift. Seine Excellenz bedienten ſich, ohne ſie leſen, der Bittſchrift des armen Mannes zu einem gewiſſen Behuf, und dieſer Mann ſagte bey ſeiner Rückkunft, zu ſeinen Verwandten, ſeinen Nachbaren, ſeinen Freunden: „meine Sache wird Lärm machen; der König wird mir Gerechtigkeit widerfahren laſſen; Seine Excellenz haben mich ſehr gut aufgenommen.“ Die Vergeſſenheit des Miniſters richtete den guten Hausvater zu Grunde; er verlohr ſeinen Prozeß. machte Bankerut; ſein Sohn wurde in's Zuchthaus geſperrt, und ſeine Tochter in ein Kloſter gethan.

" Und die Künſte, verdanken ſie ihre Fortſchritte den geordneten Arbeiten der Männer von Genie, oder eine Folge von Operationen, die ein erhabenes Inſtinkt leitete? Suchten Schwarz und Laco das Schießpulver zu erfinden, als ſie es erfanden? Der Phosphor, die Electricität, der Gebrauch des Kompaſſes, die Buchdruckerkunſt, die Attraktion entdeckte ein Zufall. Wie ſo manche Dinge ſind nicht von nützlichen Thoren gefunden worden, die noch jetzt das Perpetuum mobile, den Stein der Weiſen, die Quadratur des Zirkels, und den Trank der Unſterblichkeit ſuchen.

Wer iſt unter euch, meine Leſer, mit dem hundert unvorgeſehene Zufälle nicht, wie mit einem Ball, ſpielen, oder der wirklich thut, was er thun will?

S —, der zwanzig Jahre lang die Arzeneykunſt in einer der vornehmſten Städte Deutſchlands gelehrt hatte, faßte den Vorſatz, die Ferien in Italien zuzubringen. Zu Neapel bezauberten ihn die Reitze der Miß Hebert, einer wunderſchönen Engländerinn, die mit ihrer Mutter reiſte. Die Damen waren eben im Begriff nach England zurückzukehren; S — begleitete ſie dahin. — Durch tauſend Zufälle, deren Litaney ich den Leſern erſparen will, vergaß unſer Arzt gar bald ſein Katheder und ſein Wohl, und reiſete nach Indien, nach Braſilien, nach den Inſeln des grünen Vorgebirges, nach Frankreich, nach Neu-England, und endlich nach Jamaika. Hier war es, wo er der Miß Hebert das zärtliche Geſtändniß ſeiner Liebe that. — Der ehrliche S — hatte zehn Zahnlücken, eine kupferige Naſe, dicke Zunge, graue Haare, einen guten Karakter, und große Kenntniße in der Arzney- und Staats-Kunſt: aber mit allen dieſen Eigenſchaften war er der ſchönen Hebert unausſtehlich. Sie bat ihre Mutter, die Inſel plötzlich zu verlaſſen, und es dem verliebten Doktor zu verhehlen: es geſchah, und der arme S — ſuchte nun ſeine Geliebte auf allen Inſeln des Mexikaniſchen Golfo's.

Ich war P —, ſeiner Schauſpiele, Clubs, und ſchönen Geiſter ſatt, und kam eines Tages auf den Einfall, nach Rußland zu gehn. Im Haag nöthigte mich ein ſeltſamer Zufall nach P — zurückzukehren, doch in dem feſten Entſchluß, mein Vorhaben auszuführen, ſobald ich meine Geſchäfte beſorgt haben würde. — Ein Seefahrer erzählte mir von den Braminen in Hindoſtan, von ihren Gebräuchen, vom Brama, Wiſchnu, Sarskenit ꝛc. Ich war in der Blüthe meines Alters, ohne Bande, die mich feſſelten, und ich reiſte nach dem erſten Hafen, in dem Vorſatz, mich einzuſchiffen. Jemand redete mir die Reiſe aus dem Sinn, indem er mir die Unmöglichkeit bewies, über alle die Gegenſtände, die meine Neugier reitzten, mich belehren zu können, ohne nicht wenigſtens 20 Jahre in Bengalen zuzubringen. Ein Amerikaner pries mir St. Domingo, das Patriarchenleben, das man auf dieſem glücklichen Eylande lebt. Ich gehe an Bord, ich komme an; acht Tage darauf treffe ich den Doktor S — auf dem Gipfel des Makaia an, einem Gebirge, deſſen Spitze ſtets mit Wolken bedeckt iſt, und an den Himmel zu ſtoßen ſcheint: wir erzählten uns wechſelsweiſe unſere Geſchichte. Ich bin hier, ſagte er, weil ich Italien beſuchen wollte, und ich, antwortete ich, weil ich den Vorſatz hatte, nach Rußland zu reiſen.

Der Zufall macht, daß wir geboren werden, macht, daß wir leben, ſchickt uns ſechzig Jahre links und rechts, vor- und rückwärts, macht, daß wir ſterben. Die am beßten eingefädelte, am beßten geführte Entrepriſe verfehlte ihren Zweck, weil eine Fliege ſummte, weil ein Menſch ſich übertas, oder ein Bedienter eine Nacht im Trinkhauſe verſchwärmte. Laßt uns alſo, auch in der kitzlichſten Lage, getroſt ſeyn; ein Strohhalm kann alles wieder gut machen.

Wenn die ganze Natur uns zu verlaſſen ſcheint, ſo laßt uns wenig auf unſre Freunde, und noch weniger auf unſre Talente, unſre Tugenden, und ſelbſt auf unſer Genie Rechnung machen. Laßt uns ſchlafen. Aendert ſich unſer Schickſal nicht heut, ſo änderts ſich morgen, übermorgen, in einem Monate, einem Jahr!

---

b.

Richtet nicht, ſo werdet ihr auch nicht gerichtet.

Ich habe L... gekannt, ſein Kopf war mit allen Kenntniſſen angefüllt, und er mit jener erhabenen und seltenen Gabe geſeegnet, jedes Verhältniß ſogleich zu faſſen, und durch eine reichhaltige Beredſamkeit, das Herz zu verführen, und der Einbildungskraft zu gebieten. Dieſer wackere Mann war bis in ſein dreißigſtes Jahr verkannt und verlaſſen. Er ſah endlich ein, daß ein zu großes Uebergewicht über andre Menſchen, ſchadet, ſobald man es merken läßt, daß es hindert, ſein Glück zu machen, und dem Vergnügen widerſtrebt, welches der Umgang mit Leuten von gutem Schlage gewährt: der Menſch verabſcheut auf ewig den Ungeſchickten, der ihn demüthigt; der Weiſe ſchont des Narrens, ſelbſt im Tollhauſe, er beklagt ihn, bedauret ſeinen kläglichen Zuſtand, und ſegnet die Natur, die ihm wenigſtens die Eigenliebe zum Tröſter, zur Stütze, in dieſer ſchrecklichen Lage ließ.

Ueberzeugt von dieſer Wahrheit kam L... in die Hauptſtadt, änderte ſeine Weiſe, that demüthig, ſprach wenig. Man hielt ihn für einen Dummkopf. Ein vortrefliches Werk, das er ſchrieb, fand keine Leſer, weil es in einer Zeitung nach der Mode, nicht gut recenſirt worden war, und auf der Toilette der prüden Emilie keinen Platz erhielt.

Der arme L... ſah ſich gezwungen, wieder in ſeine Heymath und zu ſeinem Herd zurückzugehn — und Kohl zu pflanzen.

In den fruchtbaren Bengaliſchen Ebenen, als kaum die erſten Stralen der Sonne die Gipfel der hohen Berge vergoldeten, beobachtete ein reiſender Engländer das Betragen dreyer Anhänger des Puſanaus.*) Der eine betrachtete die Sterne, und richtete ſeine Schritte gen Südweſt; der zweyte unterſuchte verſchiedene von Inſekten gemachte Löcher, und der dritte ſiebte, mit Hülfe eines Siebes, die Erde durch, bey der er vorbeygieng. Ich will dieſe ehrwürdige Weiſen nicht ſtöhren, dachte der gute Engländer bey ſich: jener beklagt, als ein eifriger Sternkundiger, daß das Licht der Sonne ſchon die Geſtirne der Nacht verdunkelt: dieſer iſt ein geſchickter Naturforſcher, der mit dem erſten Stral des Tages, ſein Studium der Sitten der Inſekten fortſetzt, die ihre Bedürfniſſe aus ihren Wohnungen hervorlocken, und jener dritter prüft, als großer Oekonom, die Eigenſchaften jeder Erdart, um ihr bloß ſolche Sämereyen anzuvertrauen, die ihr angemeſſen ſind... Gott ſeegne dieſe weiſen Braminen, und verbreite ſeine Wohlthaten über ſie! — Mit dieſem frommen Wunſche ſetzte der Engländer ſeinen Weg fort, und verlohr ſie bald aus dem Geſichte.

So ſind gewöhnlich die Urtheile beſchaffen, die unſre flüchtige Alltagsreiſende, ohne Kritik, von Allem zu fällen pflegen, was ihnen vorkommt. Denn dieſe ſo weiſe Braminen thaten nichts weiter, als die in ihren heiligen Büchern gegebenen Vorſchriften befolgen, wie man ſich andächtiglich, eines der ſchmutzigſten Bedürfniſſe der Natur entledigen ſoll. Dieſe Vorſchriften lauten in dieſem Fall folgendergeſtalt: „Nehmt euren Weg nach Süd- oder Süd-„Weſt; entfernt euch von eurem Hauſe wenigſtens einen „Pfeilſchuß weit; des Nachts braucht ihr aber nicht ſo „weit zu gehn. Hütet euch wohl, mit eurem Koth einen „Weg, Stall, oder grade etwas Feld, vielweniger aber „ein beſtelltes, zu beſudeln. Ehrt die Gräber, und nehmt „euch in Acht, daß ihr nicht mit eurem eigenen Unflath „ein Loch verſtopft, in welchen Inſekten wohnen könnten; „entfernt euch aus dem Schatten der Obſtbäume, und „von den Geſtaden der Flüße. Laßt euch auch nicht von „jemand wahrgenommen werden, ſondern bedeckt euch „mit einem Tuche. Den Abend wendet euer Geſicht gen „Norden, des Nachts gen Süden, des Morgens gen „Weſten, des Mittags gen Oſten. Nach vollbrachter „Sache reibt euch mit Erde, doch mit keiner von einem „Acker, oder mit ſolcher, die ein Erdwolf aufgeworfen hat. Zu„letzt waſcht euch 12 mal die linke, und 6 mal die rechte „Hand.“ Einige kluge Hindus ſpotten dieſer lächerlichen Pünktlichkeiten, allein, leider! werden ſie von einem großen Theil der Bewohner der Ufer des Ganges in Ehren gehalten.

---

*) Name einiger Bücher, die wider den Vedam ſind.

Eine ſchöne, aber taube Dame ging in eine von den Hauptſtraßen Rom's ſpatzieren. Ein junger Franzoſe von einnehmender Geſtalt, fragte ſie ſehr höflich: Madame, können ſie mir nicht ſagen, wie viel Uhr es zu St. Peter iſt? Die Art, wie er ſeine Frage vorbrachte, machte die ſchöne Römerinn glauben, daß er ihr eine Liebeserklärung thue. Die Idee war ſo natürlich! Sie nahm ihn bey der Hand, führte ihn in ihr Haus; die Schäferſtunde ſchlug für den glücklichen Fremden.

Ein weibliches Gericht verſammelte ſich unter der Regierung Pharaonis, um die unglückliche und zu zärtliche Gattinn Potiphar's zu richten. Man tadelte ſie allgemein über die Gewalt, welche ſie Joseph's Unſchuld hatte anthun wollen. Sie entehrt unſer Geſchlecht, riefen die Damen, wie kann man ſich ſo wegwerfen, ſo wenig Stolz beſitzen, um eine Mannsperſon zurückzuhalten, die uns verachtet? Eine ſolche Niederträchtigkeit ſchreit nach Rache, und verdient die empfindlichſte Züchtigung.

Den Tag vor dem Urtheilsſpruch, bat die Geliebte Joſeph's ihre Richterinnen zu einer Collation. Sie ließ auf reichen Teppichen Kielchen mit Obſt aufſetzen. Sie überreichte jeder von ihnen einen Apfel. Indem ſie beſchäftigt waren, ihn zu ſchälen, öfnet ſich ein Vorhang. Joſeph ſtellt ſich ihren Blicken in der edelſten und ſimpelſten Stellung dar. Seine langen, lockigten Haare rollten anmuthig über ſein dünnes leinenes Gewand herab; ſeine ſchönen Augen, nachdem ſie auf dem ganzen weiblichen Kreis verweilt hatten, ſenkten ſich ſchüchtern zur Erde; ein lichtes Roth färbte ſeine lieblichen Wangen. — Bey dieſem Anblick geriethen alle unſere Richterinnen in Entzücken; ihre Hände ſetzten maſchinenmäßig ihr Geſchäft fort, auf das ſie nicht mehr achteten; das Blut ſtrömte aus ihren zerſchnittenen Fingern. Sie ſind ganz in Joſeph's Anſchauen verlohren; ſie fühlen keinen Schmerz. Potiphar's verliebte Gattin iſt entſchuldigt, gerächt!

3.

Relation, wie Kurfürſt Johann Friedrichen bey ſeinem Feldzug wider den Kaiſer, von Herzog Moritzen in's Land gefallen, und es von ſeinen ungetreuen Dienern dem Kaiſer verrathen worden.

(Aus einer alten Handſchrift.)

Da D. Luther im Februario geſtorben, ſchickte bald üm Oſtern Kayßer Carl ſeinen Hof Diener Nicol von Könritz

in

in einer Legation an den Meißniſchen Adel und Landt-Ständte, und ließ Ihnen anzeigen: Nachdem Sr. K. Maj. in Erfahrung kommen, ob ſolten Sie bey denen Landt-Ständten in dieſem Verdacht ſeyn, als wolten Sr. Maj. das Evangelium anfechten, ſolches were S. M. Will im geringſten nicht. Es kämen aber ſonſten außer dieſen Sachen mancherley Klagen für S. M. daß man mit denen Geiſtl. Güthern und andern übel hauſe ꝛc. Derowegen würden S. M. zu billichen Einſehen verurſachet, und weren keinesweges geſinnet, Sie umb das Evangelii wegen zu überziehen. Dieſe des Nicol von Körnitz Werbung war den Sächßl. und Meißl. von Adel eine gar plauſibilis propoſitio, unter welchen die Fürnembſten ohne daß ſauer ſahen, von wegen der Geiſtl. Güther, welche doch der ChurF. zu S. eines theils zur neuen Fundirung der Stipendien der Univerſitæt Wittenberg, und ſonſt ad pios uſus Eccleſiae angewendet hatte. Daß alſo dadurch über das neuliche Anhalten July Pflugs, im vergangenen R. T. zu Speyer ad 1544. wegen des Bißthums Naumburg und Zeitz, beneben andern Handlung, dadurch K. Moritz mit Seinem Bruder Auguſto und Lgraf Philippſen zu Heſſen heimlich abgewendet waren, auch vollends der übrige Sächßl. und Meißl. Adel, ſambt des ChurF. Geheimen Räthen und Nachbarn, dem ChurF. auch möchten abwendig gemacht werden; So war es nun fürnemblich um den ChurF. zu thun, wie derſelbe möchte gedämpffet werden, und fuhr das Cammer-Gericht immerfort wieder Ihn und den Landgr. zu procediren, biß ſie endlich beede als Ungehorſame des Reichs in die Acht und Ober-Acht verurtheilet würden. So iſt auch gemeldet, daß der Kayßer in Höchſter Geheim und Vertrauen ſich mit König Chriſtian in Dennemark verglichen hatte, darumb der ChurF. keine Wißenſchafft. Ueber dieſes forderte der Käyßer den Landgr. zu Heßen zu einem geheimen Geſpräch gen Speyer, und beredeten ſich beede praeſente Granuella gantz alleine; So wurden nun bald uf des Cammer-Gerichts angeſtelten Proceß der Churf. zu S. nebſt dem Landgr. in die Acht verurtheilet, daß ſich alſo beede zur Gegenwehr rüſten müßten. Derowegen ſchickte der Churf. M. Franck Burcharten (welchen Er auch zuvor in hochwichtigen Legationibus zum Könige in Engelandt und Röml. Kayßer gebraucht hatte) zum König in Dennemark, und erſuchte Jhn Krafft des gemachten Verbündniß umb Hülf und Beyſtandt, welche Sie einer dem andern, im Fall Einer unter Jhnen wegen der Religion überzogen werden ſolte, zu leiſten verſprochen, und wiewohl ſich hierinn der Churf. keiner Weigerung verſahe, wußte doch D. Melch. Klinge die zwiſchen dem Kayßer und König in Dennemark heimlich gemachte Intelligenz, warnete auch obermeldten Burcharten, daß Er bey dem König in Dennemark nicht viel ausrichten würde.

Nun war der Churf. anfänglich nicht geſonnen, ſich in Perſon wieder den Kayßer in Krieg zu begeben, denn Er ſich derjenigen Frage, welcher Sein Herr Vater Churf. Johanneß zu S. an D. Lutherum gethan, erinnert, nemlich Ob man Sich auch wieder den Kayßer, wo Er mit Gewalt das Evangelium überziehen und dempffen wolte, legen dürffe? Und fürwahr die gründl. Meynung „darauf zu ſagen, ſo hat D. Luther niemahls cathegorice rathen wollen, zu dem daß Er auch wüßte, daß „bey ſeinem Leben kein Krieg entſtehen würde, wie mann „denn genugſam Schein hatt, über dieſes daß Er zu Hofe „niemahls hat rathen wollen, Gotteswort mit dem Schwerdt „zu verfechten, wie ſolches aus D. Luthers Schriften, ſo „Er an Churf. Joh. gethan, klärlich zu erſehen. Aber mann war zu Hofe mit D Luthers Antwort nicht zufrieden, ſondern conſulirte die Juriſten, welche baldt Rath funden, wie Sie eine politiſche Sache und Nothwehr daraus machen könnten, welches aber Luthero nicht gefiel, ſondern mußte ſehen, daß ſich dieſe Anſchläge zu Hofe, Seinem Willen nach, nicht wolten führen laßen, wie Er denn auch vor ſeinem Abreißen gen Eißleben ſolch Sein Mißfallen D. Ratzenbergern zu Wittenberg überm Tiſch geklaget, und geſagt, Er ſehe wohl, Sein Rath wolte nichts gelten.

Alß nun D. Luther geſtorben, und der ChurF. in die Acht gethan, und ſich zur Wehr zu ſtellen gedachte, des Vertrauens, Sein Vetter Hertzog Moritz, der Lgr. zu Heßen und andere Religions-Verwandte würden Ihn nicht laßen, die Hof Räthe auch zum Kriege gar kützlich waren. Hierüber gedachter Lgr. zu Heßen heftig bey dem ChurFürſten anhielt, auch Ihn faſt weder Tag noch Nacht mit Briefen keine Ruhe ließ, biß endlich der ChurF. bewilligte, ſich in eigener Perſon in den Krieg wieder den Käyßer zu begeben, und dieſe Bothſchafft dem Lgr. angeſagt war, ward Er darob ſo froh und guter Dinge, daß Er auch demjenigen, ſo Ihme dieſe Zeitung brachte, einen ſtattlichen Gaul nebſt andern koſtbaren Sachen verehrte. Würde derowegen der gute ChurFürſt beedes durch Seine Theologos zu Wittenberg, als andere Gelehrte, ingleichen auch durch mehrgedachten Lgr. in den Harniſch beredet, daß Er fortziehen muſte, unangeſehen, daß Er für ſich Selbſten keine Luſt darzu hatte, auch wegen Seines Leibes Schwere und Unvermögen ganz ungeſchickt war. Wie nun der ChurF. in Seinem Abreißen aus Seinem Lande die Stadt Wittenberg mit nothwendiger Beſatzung beſtellete, und
„Sein gantzes Lande H. Moritzen zu Sachßen, als Sei-
„nem nächſten Bluthsfreunde zu bewahren, und für fremb-
„der Gewalt zu ſchützen, anbefohl, alſo ſagte Ihm ſolches
„H. Moritz treuh. zu, und dachte kein lebendiger Menſch,
„daß in des ChurF. Abweſenheit etwas wieder Ihn vorge-
„nommen werden ſollte. Aber es hatte H. Moritz einen
„Studenten aus Schleßien, Nahmens Franciscum Cra-
„cum, von Wittenberg an Seinem Hof zu einem Diener
„genom-

„genommen, dieſer ſahe einsmals zu Abend die Wache „aufführen, und hörte etzliche Reden, der ließ ſich gegen „Seiner Geſellen einen alsbald vernehmen, H. Joh. „Fr. Churf. möchte Seiner Sachen wohl wahrnehmen, „dann ſobald Er aus dem Lande ziehen würde, ſo hette „H. Moritz etwas im Sinne, das dem Churf. nicht ge„fallen würde. Das wolte Gott nicht, ſagte der Andere, „dieſes were fürwahr nicht Vetter- oder freundl. gehandelt. „Nun Ich ſage nicht viel, ſagte Frantz, der Churf. mag „ſich wohl vorſehen. Dieſe Reden geſchahen zu Wittenberg in Ambroſy Velters Hauße am Marckt in einem Fenſter unter der gemahlten Sauen, gegen dem Rath-Hauße. Dieſer Frantz Cracus war erſtl. ein armer Studioſus zu Wittenberg, derowegen Er ſich gegen Jedermann, wo Er konnte, zuthate, daß Er faſt mit allen Profeſſoren und vornembſten Bürgern gute Kundtſchafft hatte, und derſelben gute Gelegenheit wußte, war negotioſus, forte etiam polypragmonicus, auch hatte Er ſich, wie bereits oben berührt, in H. Moritzens Dienſt begeben, und ließ ſich in denen Sachen, welche in des Churf. Landen zu expediren, gerne gebrauchen, denn Er alle Gelegenheit, weil Er zu Wittenberg ſtudiret, erfahren hatte. So war auch ſonſten unter des Churf. zu S. Dienern Eiñer, Nahmens **Aſinius** Spiegel, Ein hochmüthiger von Adel, zum Oberſten in der Beſatzung verordnet, welcher neben andern Seinen Lands Leuten mit etlichen an H. Moritzes Hofe in einem heimlichen Verſtandt wieder den Churf. war, da doch der Churf. Ihme (Spiegeln) am meiſten trauete. Dieſer ward bey D Luthers Lebzeiten ſchon vor ein heimlicher Verräther des Churf. gehalten, geſtalt Er dann Seine Untreu und Verrätherey, ehe der Churf. recht aus dem Lande war, bewießen. Dann es fiel H. Moritz nebſt Seinem Brud. Auguſto dem Churf. in Sein Landt, ungeachtet Er ſolches bey Seiner Abreiße in H. Moritzens

Schutz

Schutz und Schirm befohlen, und als H. Moritz die Stadt Wittenberg berante, hatte gedachter Spiegel eine heimliche Loſung mit H. Moritzens Volk und ſeinen Landsleuten gemacht, daß dem Feindt die Stadt Thore geöffnet worden weren, wenn es nicht ohngefehr von einem in der Wache were gemerckt worden, der es dann alsbald mit Seinen Camraden abwendete, daß die Loſung und Kundſchafft gebrochen wurde. Zu dieſem Einfall und Einnehmung der ChurS. hatte H. Moritz bey dem Könige Ferdinando etzliche Schwader Huſaren, und ander Kriegs-Volk aus Ungarn an ſich gebracht, damit er ſein Vorhaben deſto geſchwinder zu Werk richten mögte. Damit aber H. Moritz dieſen ſeinen hinterliſtigen Einfall bey jedermann einen Mantel umgabe, (denn wegen dieſes Vorhabens von männiglich ungleiche reden fielen) ließ Er eine Schrift in Druck gehen, wie dieſe Einnehmung Er nicht feindſeeligerweiße zu thun bedacht were, ſondern, nachdem das gantze Hauß Sachſen in einer Geſambten Lehenſchafft und Erbeinung verbunden, und es nun an deme, daß der König Ferdinandus fürhabens, Seines Vetters des ChurF. zu S. Lande einzunehmen, daran Er, (H. Moritz) Sein Intereſſe und Antheil auch hette, were Er billich bewogen werden, in Abweſenheit Seines Vetters ſich des gantzen Haußes Sachſen anzunehmen, damidt es nicht unter frembde Herrſchafft gebracht, und Er ſambt Seinen Vettern Ihren Antheil beraubet würde. Auf ſolchen H. Moritzens Einfall in des ChurF. Lande, ſchreiben die Leipzigiſchen Theologen, als D. Pfeffinger und M. Georg Mohr, Pfarrer zu S. Thomas eine ernſtl. Vermahnung- und Warnungs-Schrift an H. Moritzen, und zeigten Ihme an, was für große Gefahr des Gewißens und der Seelen bey unſerm Herrn Gott darauf ſtünde, da Er dem Käyßer zu gefallen Seinen Vettern, den ChurF. wegen des Evangely (ſintemahl der Käyßer ſonſt keine erhebliche Urſachen wieder Ihn haben könne) überziehen und verfolgen würde. Käyßer Carl ſambt Seinen Bruder Ferdinando lag noch dazumahl zu Regenſpurg und erwarteten des ChurF. zu S. und Lgr. zu Heßen mit ihrem Kriegs Volk, und ſendeten algemach durch das Land zu Beyern etlich Kriegs-Volk. Es gab auch Lgr. Philipp zu Heßen dieſen H. Moritzens Pratiquen einen Schein, darmit, daß Er aus dem Feld-Lager an ſeinen Eydam, H. Moritzen ſchriebe: „Er ſolte ſich die„ſes Einfals in des Churfürſtenthums kurz rund enthalten, „oder Er würde gedrungen dem ChurF. wieder Ihn beyzu„ſtehn, aus welchem Schreiben niemand anders judiciren „konnte, denn daß es des Lgr. lauter Ernſt were, und „daß Ers mit dem ChurF. zu S. gar treuh. meynte. So thaten nun des ChurF. Kriegs-Obriſter und Hauptleute auch dergleichen, welche des ChurF. gantzen Kriegs Haufen führen ſolten, zur Sache, und zogen fort. Es führete aber des ChurF. Obriſter **Alexander Goldacker** denſelben Haufen mit Geſchütz und aller Munition durch ſolche unbekannte Oerther und frembde wege, in Gefahr am Merkan, daß Er in denſelben engen Gebürgen, durch einen eilenden Anlauf des Waßers ſchier übereilet, mit allem Volk umbkommen were. Alſo daß, weil der ChurF. mit Seinem Haufen des Orths alſo geſäumet und gehindert ward, des Käyßers Zugethane, die Er in der Eil bey ſich hatte, alle Gelegenheit des gantzen Lagers in den bergichten Oerthern ausſehen und verkundſchaften. Damit auch Graf Hanß Georg zu Mannßfeldt Ihme bey dem Käyßer und H. Moritzen ein Anſehn machte, daß Er Ihre Sachen vor billich und recht hielte, und alſo ein kühner Heldt angeſehen were, rüſtete Er ſich mit allem Fleiß wieder den Chur-Fürſten, und da Er bald hernach das H. Abendmahl vom Superintendenten M Johann Spangenbergen begehrte, vermahnte derſelbe Ihn in der Beichte, daß Er ſich dieſes Religions-Kriegs wieder das Göttl. Wort und den unſchuldigen ChurF. nicht theilhafftig machen wolte, denn es dem Käyßer und Papiſten üm den Abgang Göttl. Worts, und nicht die ungehorſamen zu straffen, zu thun were; darumb ſolte Er Sein Gewißen und Seeligkeit bedenken, damit Er das Hochwürdige Abendmahl nicht mißbrauchte. Graf Hanß Georg zu Manßfeldt ſagte es zwar dem Superintendenten zu, Er wolte ſich des Zugs enthalten, empfing auch des folgenden Tages zu St. Andres das Abendmahl, aber hernachher Montags früh zog Er mit Seinen Reutern zu H. Moritzen und half dem ChurF. Seine Städte und Land einnehmen.

Gleichergeſtalt nachdem der Lgr. zu Heßen am Rheinſtrom an vielen Orthen das andere Kriegs-Volk, welches ein Graf von Bayern aus dem Niederlande dem Käyßer zuführte, wohl hette jenſeit des Rheins behalten, und den Paß daſelbſt wehren; So ließ Er doch mit guter Ruhe geſchehen, daß derſelbe Hauſe ungehindert über den Rhein geſetzet, und mit guter Gelegenheit biß zum Käyßer gebracht würde, daß alſo der Käyßer Sein Volk alles ohne einigem Wiederſtand zuſammenbrachte. Jngleichen lag der ChurF. und Lgr. mit ihrem Volke bey Jngolſtadt, und hatte jedermann Luſt mit dem Käyßer zu ſchlagen, ſintemahl es nicht allerdings am beſten in des Käyßers Lager ſtunde, denn Herr Sebaſtian Schertel, ein alter erfahrner und wohlverſuchter Kriegs-Mann ſolche Gelegenheit und wege wieſe, daß der ChurF. dazumahl große Ehre eingeleget hette, da mann Jhm gefolget, und die andern des ChurF. Kriegs-Obriſten Seinen Rath auch etwas hetten gelten laßen. Aber da fing der Landgraf an ein ſo grauſames Schießen zu des Käyßers Lager, daß es ein Anſehen hette, als würde es alles zu Trümmern und zu Boden gehen, doch wußte der Käyßer, wie Er ſolches Schießen verſtehen ſolte, wiewohl Er ſchier ſelbſt an dem Lgr. gezweiffelt. Denn wie einmahl Wolff Kieſinger, ſo gar viele Jahre Käyßers

Marſ-

Maximiliani geheimter Secret. geweſen, und damals in des Käyßers Lager für Jngolſtadt mitgelegen, berichtet, ſolle der Käyſer in ſolchem großen Schießen geſtutzet und geſagt haben, **Du Lekker, halt nur rechten Glauben, wie du mir zugeſaget haſt.** Aber es war des Lgr. Geſchütz dergeſtalt gerichtet, daß es in des Käyßers Lager keinen Schaden thun konnte, ſondern alle Schüße über ſich, und bey Seit gingen. Und da ſolches verdächtige Schießen und Richten ein ChurFl. treuer Diener D. Matthäus Ratzenberger ſo gar handgreiflichen vermerkte, und derowegen das Geſchütz und anders genau beſahe, war der Lgr. dieſer Beſichtigung halber über bemeldeten D. Ratzenbergern ſehr entrüſtet, und ſchaffete Jhn mit großem Fluchen und Zorn aus dem Lager. Nichts deſtoweniger aber ſchickte der Lgr. unter wehrendem Schießen Seinen vertrauten Abgeſandten zum Käyßer ins Lager, und ließ mit Jhm handeln um Gnad und Friede, mit dieſem Erbiethen, da Er, der Lgr., bey Sr. Maj. Gnade erlangen würde, ſo wolte Er mit Seinem gantzen Kriegs-Volk dem Käyßer wieder Seine Feinde dienen. Alſo war dieſe Sache allenthalben angeordnet. daß der Käyßer Sein Volk mit guter Ruhe zuſammenbrachte, der ChurF. auch mit ſeinem Volk nichts ſchaffete, ſondern Seinen großen Hanſen Kriegs Volk vergebens und mit unerträglichen „Koſten halten mußte. Jm Feldlager für Giengen begab „ſich ein lächerlicher Poße und Schwang, daß das Kriegs-„Volk mit großem Ungeſtümm und Tumult für des ChurF. „Lager kömpt, und ſchreyen, **Geld, Geld,** welches „doch der ChurF. für etzlichen Tagen bereits Seiner Obri-„ſten einem, Hanßen **Metſchen**, zuſtellen laßen, um da-„von die Knechte zu bezahlen befohlen hatte. Da nun „der ChurF. bemeldeten Metſchen darumb zur Rede ſetzte, „ſchlug er ſolches in ein Gelächter und Schertz, antwor-„tende; Ey gnädigſter ChurF. und Herr, Sie ſchreyen

„nicht Geldt, Geldt, ſondern Kält, Kält, die armen „Teuffel frieren alſo; aber der ChurF. verſchaffte mit Ernſt, daß gedachter Metſch das Kriegs Volk bezahlen mußte. In Summa davon zu reden, ſo war unter des ChurF. Obriſten und Kriegs-Räthen faſt keiner oder doch gar wenig, welche es mit dem ChurF. treul. meynten. Dann obwol Sebaſtian Schertel, und Georg von Rekkerodt, Franzöſiſcher Obriſter, rechte verſuchte Helden waren, und in Zügen für Rom, Paris, und auch wieder die Türken ſich wohl verhalten, und das Kriegsweſen verſtunden, und in des Käyßers Ungnade waren, derohalben Sie dem ChurF. mit höchſter Treue riethen: So hatten Sie doch kein Gehör, und waren Ihre treuherzige Wohlmeynungen und Rathſchläge von den andern falſchen ungetreuen Meißniſchen Hof-Räthen und Kriegs Befehlshabern gegen den ChurF. dermaßen unterdrückt und vertuſchet, daß Sie keinen vor den ChurF. kommen ließen, der mit Ihr. ChurFl. Gn. treul. hette reden dürffen, wurden alſo die zwey treffliche Kriegs Helden von den falſchen Schmeichlern ausgeſchloßen. Denn da Sie einen Zutritt zum ChurF. hetten haben können, ſo weren die verrätheriſchen Meuchel-Händel nicht ſo weit eingerißen, und ſahe der Lgr. Georgen von Rekkerodt und Sebaſtian Schertein bey dieſem Zuge gar nicht gern, über daß der Käyßer dieſen beeden nach Leib und Leben trachten ließ. Dieweil nun Schertel ſolches alles ſahe, mußte Er ſich aus Noth und ihm Sicherheit willen aus dem Lager begeben, und zog gen Baſel in die Schweitz; denn er konnte denen handgreifl. Verrätherevey der Meißner in des ChurF. Feld Lager nicht länger zuſehen, ſo durffte Er auch Ihnen, den Meißnern, nicht trauen. Mitlerweile verzog ſich der Krieg gar ſpäte in den Winter, daranf ließ der Käyßer durch die Spanier Donawerth einnehmen, daß man das Schießen in des ChurFl. Feldlager hörte. Als nun D. Ratzenberger ſelbdritte für Unmuth ins Feld ſpatzieren gieng; ſtieß der Lgr. uf Sie, und fragte Ratzenbergern, was dieſes Schießen bedeutete. Antworte D. Ratzenberger, Gnädigſter Fürſt und Herr, die Spanier nehmen Donawerth ein, alſo ſchonen wir die Feindte und ſetzen die Freundte in Gefahr und Stich; darauf der Lgr. gantz ſtillſchweigend davon ritte. Alß mann aber alſo herumb krebſete, war der Hof-Prediger M. Chriſtoph Hofmann ein Heuchler, wolte nicht predigen noch ſagen, was ſich zu ſagen gebührte. Derowegen D. Ratzenberger öffter mit Ihme ſtutzig wurde. Nun trug ſichs zu, daß gedachter Hofprediger dieſen umſchweiſenden Zug, das Kriegsvolk verdroſſen und müde zu machen, in einer Predigt dem Zuge der Kinder Iſrael aus Egypten durch die Wüſten vergliche, als fieng D. Ratzenberger mit Ihme an über Tiſch davon zu reden, und ſagte, Er hette in ſo langer Zeit nicht ſo eine richtige Predigt von Ihme gehöret, als dieſe; denn es were nicht ohne, daß dieſe Vergleichung beeder Züge faſt eintreffe in deme, daß, wie von den Kindern Iſrael nicht mehr als zweene weren ins gelobte Land kommen, alſo were es auch jetzo, daß Ihrer nicht viel wieder nach Hauße kommen würden. Dieſes ſchmertzete den Hofprediger ſehr hart, und trachtete dahin, wie Er D. Ratzenbergern bey dem ChurF. den Hoffräthen und Kriegs-Räthen verhaßt machen, und Ihme Ungnade erwecken mögte. Damit man auch ſehen möge, was für ein Anſehen der ChurF. bey Seinen Kriegs-Obriſten gehabt, iſt ſolches aus folgender Geſchicht gar ſcheinlich und gnugſam abzunehmen: Es war bey der ChurFl. Artollerie ein Zeugwärter, Melchior genannt, (ſo hernach uf Käyßer Carls Befehl wegen begangener Unthaten zu Augſpurg gerichtet wurde) ein muthwilliger, jachzorniger, gifftiger Menſch, der ermordete Ihrer Zweene. Dieſes hinterbrachte der Oberzeugmeiſter Hanß Dank dem ChurF., und bath umb des Mörders Abſchaffung, Er würde ſonſten keinen tüchtigen, redlichen Mann bey der Artollerie behalten. In dem Er nun ſolches bey dem ChurF. anbrachte, kömt gleich der Feld Marſchall, Wolf von Schönberg darzu, fället Ihn mit Grimm und greulichen Fluchen an, und ſpricht zu Ihm in Beyſeyn und Gegenwart des ChurF., Siehe Hanß Dank, wirſt du mir dieſer Poßen noch einen reißen, So will ich dir dieſen Knebelſpieß im Leibe umwenden, wenn dir auch gleich der Churfürſt auf dem Kopffe oder Schultern ſäße; darzu der fromme ChurF. ſtillſchweigen mußte, welches D. Ratzenberger, ſo damals auch gleich bey dem ChurF. geweſen, mit Schmertzen ſelbſt angehört und geſehen, und derowegen hernach deſtoweniger trauen, ſondern Seiner Sachen wohl wahrnehmen müßte. Als mann ſich wegen der großen Kälte nicht länger im Felde aufhalten konnte, und alſo beede Fürſten abziehen müßen, und dem Käyßer der großen unerhörten Verrätherey halben kein Abbruch oder Schade geſchehen war, würde der Lgr. in ſeinem Abzuge von etl. Bundes-Verwanden (welche zum Kriege contribuirt hatten) gefragt, wie doch die Sachen ſtünden, und was man zu hoffen hette, gab Er dieſe ſchlechte Antwort: Es möchte ein jeder Fuchß ſeinen Balk verwahren, ſowohl Er könnte. Alſo muſte der ChurF. unverrichteter Sache wieder heim ziehen, damit Er Sein Land, welches Ihm H. Moritz contra datam fidem hinterliſtig eingenommen hatte, wiederumb recuperirte. Aber der Lgr. verboth durch Sein ganzes Landt, daß Seiner Unterthanen und Lehen-Leute keiner bey Leibes Strafe dem ChurF. dienen ſolte, ließe auch etliche Knechte unbeſoldet lauffen. In, wehrendem Kriege, da der ChurF. noch im Lande zu Schwaben zu Felde lag, und H. Moritz Ihme inmittelſt ins Land gefallen war, und ſolches eingenommen hatte, enthielte ſich Philippus Melanchthon zu Zerbſt bey D. Wolfgango Fabricio; da beſuchten Ihn Zweene Seiner alten

ten Schulgeſellen, allwo unter andern ſonderliche Reden von dieſen H. Moritzens unbillichen Fürnehmen wieder Seinen Vetter den ChurF. gefallen. Erzehlte auch Philippus, daß ChurF. Joachim zu Brandenb. wegen dieſer unlöbl That geſagt hette, H. Moritz hette nicht allein gegen Seinen Vetter unfreundl. und undankbarl ſondern auch gar untreul. gehandelt. Hiernechſt zeigte Ihnen auch Philippus etl. Teutſche Reime, welche uf H. Moritzens Händel gemacht waren.

Ich weiß ein Qvator und ein Tauß,
Die Sechſe hält gar ſeltzam Hauß,
Ponika, Sachß, Türk und Carlewitz,
Wildmann und Cammerſtadt ſindt verſchmitzt;
Hiengen die alle an einem Strick,
Das were Sachßen und Meißen Glück,
Thäte der Dicke, Gehle und der Lange,
Der ChurF. were noch nicht geſange.

Da nun der ChurF. und Sein Volk nach ſeinem Abzuge wird Sein Land einnahmen und unter den Leuten ſeltzamen Reden von H. Moritzen ergiengen, wolten die Meißner, ſo zum Theil unter H. Moritzen geſeſſen, zum Theil unter dem ChurF wohnten, dem Glücke nicht recht trauen; denn Sie beſorgten ſich, es mögte ſich mit des ChurF. Zug auch Ihr Glück enden, und Ihre bößliche Handlung an Tag kommen und vergelten werden. Derowegen ſchickten die Vernembſten unter des ChurF. Dienern und Räthen Ihre Wahrſchafft in Leipzig, dieſelbe darinnen zu ſalviren, dann der ChurF. zog den nehſten weg uf Leipzig zu und belagerte die Stadt, und beſchoß Sie dermaßen, daß, wo mann mit einem Ernſte noch ein wenig angehalten, were die Stadt leichtl. erobert worden; denn alles Kriegs Volk ſonderl. der von Rekkerodt war gantz freudig darzu, und vermeynten die Stadt mit einem geringen Anlauff und Sturm zu erobern und einzunehmen, dann alle Welt war Herzog Moritzen, dieſer wieder Seinen Vettern fürgenommenen unbillichen That halber, gantz zu wieder, dem ChurF. aber geneigt. Aber wie geſagt, ſo hatten einige ſowohl H. Moritzens Räthe Ihre Bahrſchafften, und was ſie am liebſten hatten, in die Stadt geflehet, und arbeiteten mit höchſtem Fleiß dahin, wie Sie den ChurF. von der Belagerung der Stadt Leipzig abwendigen machen mögten. Und ließ ſich damahls des ChurF. geheimer Kammerley-Hänß von Ponicka, an einen beſtimbten Tag uf einem weißen Pferde um die Stadt Leipzig im Felde ſehen, ſolches war Ihnen in der Stadt die Löſung, das mann keinen Schuß mehr aus des ChurF. Lager in die Stadt thun würde. Darauf folgende Reime gemacht wurden.

Daß Leiptzig nicht genommen iſt,
Dieſes alleine die Urſach iſt,
Daß Leiptzig für Leiptzig gelegen iſt,

In ſolchem des ChurF. Zuge wieder Leiptzig wolte ſich H. Moritz ſo freudig nicht ins Feldt nicht wagen, wie mann doch vermeynet hatte, unangeſehen, daß Er einen großen Haufen Hußaren, welche Ihm König Ferdinand zugeſchickt, bey ſich hatte, wiche derowegen hinter ſich nach Dreßden und nach dem Gebürge, der ChurF. brach von Leiptzig auf und eilte H. Moritzen bis gen Dreßden nach. Hier ward die practica durch des ChurF. Räthe alſo gemacht, daß Sie Seinen ganzen Kriegs Haufen von einander theileten. Einen Theil ſteckten Sie an die Böhmiſche Gräntzen, den andern Theil an den Thüringer Waldt, daß alſo der ChurF. den geringſten Haufen bey ſich hatte, aber gleichwohl, in dem der ChurF. H. Moritzen, welcher nun nach Dreßden gewichen war, nacheilete, ergreift der ChurF. H. Moritzens Spießgeſellen und vertrauten Bruder, Mgr. Albr. zu Brandenbl. zu Rochlitz, da Er am allerbeſten beſſen und ſicherſten panketirte; dann derſelbe hatte ſich auch zu H. Moritzen wieder den ChurF. geſchlagen, wie aber der Mgr. alſo gefangen wird, und H. Moritz in groſſer Gefahr ſtunde, hielte Er bey dem Käyßer Tag und Nacht an, Er wollte Jhm wieder den ChurF. zu Hülfe kommen. Und were der Käyßer für Seine Perſon nicht in das Land zu Meißen kommen, wo nicht H. Moritz ſo unabläßig an Jhn geſchrieben hette. Auf daß man aber nun den ChurF. dem Käyßer ie deſto gewißer in die Hände ſpielen mögte, machten Jhn die Meißner und ſeine Geheime Räthe ſo gar ſicher, daß Sie ihm alle Kundſchaften verhielten, alſo daß ihm die geringſte Nachricht nicht zukommen kunte, dadurch er ſich hette vorſehen und verwahren können, ließen auch keinen einigen Menſchen vor Jhn, mit dem Er ſich allein vertraulich unterreden, oder der Jhm gründliche Urſach, wie es allenthalben ſtünde, hette anzeigen mögen. Mittlerzeit überredeten Jhn Seine hohen Miniſtri, als ob kein Käyßer überall in rerum natura were, der Jhm ſchaden thun könnte.

Und obwol Se'n treuherziger Leib Medicus D. Ratzenberger vom Anfang dieſe falſche heimliche Untreu Seiner Oberſten und Hauptleute von Tage zu Tage, ja faſt alle Stundten merkte und ſahe, und derowegen den ChurF. münd- und ſchriftl. warnete, geſtalt dann ſeine ſchriftl. Vermahnungen noch vorhanden ſind; So hinderten Jhn doch Seine wiederwärtigen, und bewegten den ChurF. dermaßen wieder Jhn, D. Ratzenbergern, daß Er Jhn nicht mehr hören wolte. Derowegen da Er ſahe, daß kein Warnen mehr helfen wolte, konte er auch endl. Seines eigenen Leibes Gefahr halber unter den Verräthern mit gutem Gewißen nicht bleiben. Erlangte derowegen vom ChurF. Seinen Abſchiedt, und ging aus dem Feldlager für Altenburg zu Fuß biß Zeitz, von dar begab Er ſich nach Northhauſen, alda Er ſich eine Zeit lang aufhielte, endlich aber ſatzte Er ſich weßentlich in Erfurth.

In dem nun der ChurF. von Seinen Kriegs-Obriſten für Dreßden und im Lande zu Meißen umbgefahret ward, und darneben gantz ſicher gemacht, ſeumete ſich der Käyßer uf H. Moritzens inſtändiges Anhalten nicht lange, ſondern eilete, ſo ſehr als Er immer wolte, in das Landt zu Meißen, und ob Er wohl dem ChurF. immer näher kam, beredeten Ihn doch Seine Räthe, und bildeten Ihm ein, es ſey kein Käyßer vorhanden, biß Er ſo nahe herbey kam, daß der ChurF. zurückweichen, und zu Meißen die Brücke über die Elbe hinter Ihme abbrennen laßen müſte. Aber von dem heftigen Nacheilen des Käyßers, ließen des ChurF. Räthe Ihme kein einige Kundſchaffe zu kommen, und ſchlug unter Meißen das Lager bey Mühlberg an der Elbe, an einen gantz flachen und feuchten Orth, daß mann den gantzen Elbſtrom ober- und unterhalb nicht fürten konte, dann eben allein an dieſem Orthe, welches dem Käyßer alles verkundſchafftet war, denn dieſes war eben der locus proditionis. Derowegen da Sie nun den ChurF. gar wohl zwiſchen ſich gefaßet, und in locum proditionis et captivitatis gelanget hetten, ließen Sie Ihme zu guter lezt noch eine Feldpredigt halten, und darauf eine Mahlzeit zurichten, und ſchickten die Reiſigen mit Ihrem Zeuge voran, zogen auch mehrentheils ſelbſt mit, und zogen alſo faſt alle von Ihm. Darauf der Käyßer dem ChurF. ſo geſchwind über die Mahlzeit uf den Halß kam, daß mann Ihn kaum auf Sein Roß bringen können, dann die Spanier wateten durch den ſelchten Furt in der Elbe, und fingen mit des ChurF. Fußvölkern, von welchen, wie gemeldet, die Obriſten gewichen waren, einen Lermen und Scharmützel an, und hetten Ihrer etliche den ChurF. gar wohl darvon bringen können, und ſonderl. Sein Kämmerling Hanß von Ponika, welchen auch der ChurF. darumb

angeungeſchrien, aber die Glocke war gegoßen; nichts deſtoweniger wolte der ChurF. Sein Fußvolk nicht laßen, ſondern Leben und Todt bey Ihm aufſetzen, und blieb H. Ernſt von Brſchw. Grubenhagen allein beym ChurF. welcher auch nebſt Herr Reußen dem Mittlern zu Plauen, Hr. Martin von Pohkhein, Jobſt von Kayn, des ChurF. Kanzlar, ſambt dem Secret. Wolf Laurenſtein, zugleich mit dem ChurF. gefangen ward. Die andern Diener alle flohen, wo Sie nur hin kunten, und verließen Ihren ChurF.

Als nun der ChurF. uf beſchehene Erlaubniß nach Wittenberg kam, begehrte ein jeder unter Seinen Dienern aus unterthl. Mitleiden für Ihn, und unter andern der Pfarrer D. Pommer, welchen auch der ChurF. alſobald für ſich ließ, verhoffende, Er würde von Ihm, als einer Geiſtl. mitleidenden Perſon, einen Troſtſpruch hören. Da aber der ChurF. Sein Antragen hörte, war es nichts anders, alß daß Er umb Seine hinterſtellige Beſoldung anhielt, welche Ihm auch der ChurF. ſo balden bezahlen ließ.

Nachdem ſich nun der ChurF. vermöge Seiner Zuſage wieder in des Käyßers Lager für Wirtenberg verfügte, ordnete und riethen etzliche unter Seinen Verräthern, daß Seine zweene älteſten Söhne, H. Joh. Fr. der Mittlere, und H. Joh. Wilh. des Nachts in des Käyßers Lager fallen und Ihren Hn. Vater entledigen ſolten, und machten den beeden jungen Fürſten mit ſonderl. ſchmeichelnden Worten und Anmahnungen eine ſolche Brille für die Augen, daß Sie Leib und Leben bey Ihnen laßen wolten. Denn es weren noch viel ehrliche und beherzte Kriegs-Leute, welche neben Ihnen das beſte thun würden, Sie wolten dabey ſeyn, und mit dem übrigen Kriegs-Volk die Wache und Päſſe an allen Orthen dermaßen verſehen, daß Sie den Hn. Vater bald davon bringen könnten. Dadurch machten Sie dieſen beeden jungen Herren einen ſolchen

Schein, als meyneten Sie es uſs beſte mit Ihnen und Ihrem Herrn Vater, da es doch im Grunde viel anders gemeynet war. Denn weil Ihnen in Ihrer Verrätherey und Flucht für Mühlberg (da Sie vermeynten neben dem Hn. Vater auch deßen zwey Hn. Söhne gefangen zu bekommen) die Schantze mißlungen war, gedachten Sie, daß es durch dieſes ſtratagema angehen dürfte, damit ja der Hr. Vater in noch größerer Gefahr und Bekümmerniß gebracht werden möchte. In der Flucht aber für Mühlberg hatt es dieſe Beſchaffenheit, daß des ChurF. älterer Sohn, H. Joh. Fr. der Mittlere im Feldlager in die Flucht gerieth, auch von einem Hußaren im Kopff verwundet worden; aber nichts deſto weniger durch Gottes ſonderlichen Schutz davon gekommen, und unterwegs vor ein Wirthshauß Durſts halber geritten, alwo Er Seinen Bruder H. Joh. Wilh. angetroffen, worauf Sie mit einander nach Wittenberg gereißet, und in der Nacht dafür angelanget, die Thore aber verſperret befunden, und ob Sie ſich wohl zu erkennen gegeben, und ſich mit eigenen Nahmen genennet, ſeynd Sie doch biß uſm Morgen ufgehalten worden, daß ſich alſo der verwundete ältere Herr ſehr verblutet hatte. Ingleichen wurde auch der Anſchlag, weil der vorige nicht angegangen, gemacht, daß Sich beeden Hrn. Söhne in Frankreich begeben ſolten. Es wurde aber von etl. Perſonen, die es mit den beeden jungen Hrn. treul. meynten, wiederrathen und dahin geſchloßen, daß ſie ſich nacher Jena, woſelbſt der Käyßer geweſen, begeben, und Ihm einen Fußfall thun ſolten, welches Sie auch ins Werk gerichtet, und ſchenkete der Käyßer Ihnen aus Gnaden ein Antheil Landes in Thüringen, die Chur Sachßen aber übergab Er H. Moritzen zu Sachßen, die Er Ihme Ao. 1544. zu Speyer zugeſaget hatte. Hiernehſt wurden gemeldeter Philippus und D. Matthäus Ravenberger an des ChurFürſten beeden hinterlaßene Söhne gen Weymar beſchrieben, damit alles, wie es mit der Inſtauration ſcholae Jenenſis et ſtipendiis Profeſſorum künftig gehalten werden ſolte, abgeredet, ordentl. verfaßet, ratificiret und confirmiret werden mögte.

Wie mann nun mit dieſer Handlung in vollem Werk und uf beeden Theilen ſubſcribiren wolte, bekömt Philippus Briefe von Wittenberg, welche Er nicht ſehen ließ. Dadurch wurde Er ſo geſchwinde ſtutzig gemacht, daß Er ſich nicht allein weigerte, bey angefangener Vollziehung der Abrede wegen der hohen Schul zu Jena, zu verharren, ſondern wolte alſobald von Weymar nach Wittenberg zu Fuß gehen, ſagte auch faſt mit einem Unwillen und anzüglicher Reden, der Cantzlar Jobſt von Kayn hette ſo hart in Jhn getrungen, und Jhm gleich ein cathegoricum reſponſum abzwingen wollen, ließe Jhm zur Reyße ein Paar hohe Fleiſchers-Schue zu halben Knie-Stiffeln kauffen, die zoge Er an, und wollte darinnen zu Fuße davon.

Weil aber Seine Haußfrau noch zu Northhauſen war, und D. Matthäus Ravenberger, der Jhn mit nach Weymar genommen hatte, auch wieder zurück nach Northhaußen verreißen wolte, fragte Er Philippum, was Er Seiner Haußfrauen ſagen ſolte? Als das Philippus hörte, fragte Er, ob Er bald wolte uf ſeyn? Als Er nun ja antwortet, ſagte Er, ſo will Jch mit Euch, wurde auch darauf die Früh-Suppe beſtellet, und zogen die Herren mit einander davon, denen D Major mit Seinem Sohn zu Roß folgten, und wurde M. Joh. Stieg, den ſonſten Philippus wohl leiden konnte, Jhm zugeordnet, ob Er Jhn unterweges von der Reyße nach Wittenberg abwendig machen mögte, zogen alſo den Tag biß gen Kreyßen, und den andern Tag biß Northhaußen, und ließ ſich Philippus gantz keines weitern Unwillens merken. Ob nun wohl uf der Gl. Herrſchafft Unkoſten bey Ankunfft Philippi eine ſtattl. Mahlzeit beſtellet, und darzu die vornembſten in der Stadt eingeladen, Phil. auch ſo wohl D. Major guter Dinge waren, ſo hatte doch Philippus unvermerkt einen Ruſtwagen beſtellen laßen, darauf Er mit den Früeſten davon gefahren, und ritte D. Major mit ihm. Zwo oder drey Stunden hernach iſt Ihnen M. Stiez nachgefolget, welcher Sie aber nicht eher als zu Wittenberg eingeholet. Da nun Philipp. nach Wittenberg kam, und ſich D. Major nach Mörſeburg begeben, erzeigete ſich H. Moritz gar gnädig gegen die Gelehrten, et eos demulcebat muneribus, both Ihnen alle Gnade an, und verehrte Sie mit Geſchenken, unter andern wurde D. Pommer und Philipp. mit einer ſammeten Pumpmütze, wie mann Sie in Sachſen nennet, voller Thaler regaliret, hierdurch bekam Philipp. einen groſſen Zufall und Anſehen bey allen Gelehrten zu Wittenberg, daß Sie darüber Ihres gefangenen ChurF. bald allerdings vergaßen. Geſtalt denn D. Pommer einsmahls in Beſchluß Seiner Predigt uf der Cantzel die Zuhörer vermahnte, daß Sie ja für Ihren gnädigſten. Herrn den ChurF. bitten ſolten. Doch meyne Ich nicht den alten ChurFürſten, ſondern jetzigen neuen, Unſern gnädigſten Herrn H. Moritzen, der iſt ein rechter milder gutthätiger Fürſt, denn Er hat mir und Herr Philipp. einem jeden eine Pumpmütze voll Thaler verehret. Es war auch ſonſten unter allen Gelehrten zu Wittenberg nicht einer, der den alten gefangenen ChurF. in Seinem Elende und Betrübniß mit einer Troſtſchrifft oder Brieflein erſuchet hetten, ohne allein der alte Herr D. Hieronym. Schurf, der fürtreffliche Juriſt, welcher doch in Verdacht war, als ob Er ein Papiſt were. Solche D. Schurfens Schreiben hatte der ChurF. ſonderl. wegen des Troſts, den Er damals geſchöpffet, hochgerühmet, und Ihm wohlgefallen laßen. Gedachter D. Schurf wolte wegen der Gelehrten zu Wittenberg groben Undanks gegen Ihren alten

ChurF. daſelbſt nicht länger bleiben, ſondern begab ſich nach Frfurt an der Oder, daſelbſt Er auch geſtorben. So bedachte auch D. Pommer ſonſten gar wenig, was er hiebevor vor Gutthaten vom Churfürſten empfangen, ehe Er noch verrathen und gefangen war, daß Er Jhn auch etl. mahl in Privat-Geſprächen, und uf der Cantzel Einen Bluthund geheißen, der Sie redlich ufs Eyß geführet hette, da ſichs in der That viel anders verhielte. Denn die Wittenbergl. Gelehrten, nüd zwar zuvörderſt die Theologi hatten den frommen ChurF. an den Käyßer ſowohl in privatis als publicis ſcriptis gehetzet, hernach aber, als Er verführet und dem Käyßer in die Hände geliefert ward, wolte Jhrer keiner de conſiliis bellicis wiſſen, ſondern zogen den Kopf aus der Schlinge. Philippus thäte zwar auch alſo, denn ſo bald der ChurF. verrathen und gefangen, wußte Er gar fein ironice alle des ChurF. Handlung zu carpiren, und den gantzen Zug zu tadeln, wie unfleißig und unbedachtſam Er alle Dinge fürgenommen und geführet, welches Jhme niemals gefallen hette, da doch Philipp. der Erſte war, der die Nothwehr nach D. Majors Acht und Ober Acht trucken ließ. Aber in Summa der ChurF. war gefangen, und fand jedermann an Jhm was zu tadeln; weil nun Phillppus gar gnädige Vertröſtung und Geſchenke von H. Moritzen empfangen hatte, lobte Er alles, was H. Moritz wieder den ChurF. hinterwerts fürgenommen.

Da nun der ſolennis actus mit der Belehnung H. Moritzens uf offenen Weinmarkt zu Augſpurg, alwo der gefangene ChurF. zur Herberge lag, ſolte gehalten werden, ließ Käyßer Carl mit fleiß nachfragen, wie ſich ChurF. Joh. Fr. darbey bezeugen würde. Aber gedachter ChurF. ſahe dieſem Pomp und Gepränge mit unerſchrockenen und unverrückten Angeſicht zu, alſo daß Er auch Seine Geberde im geringſten nicht verſtellete, oder ſich unmutig darüber bezeugete. Darüber ſich dann der Käyſer, als es Ihm hinterbracht wurde, nicht wenig verwunderte. Unter H. Moritzens Hauffen und Hofdienern ließ ſich für andern ſehen Wolf von Schönberg, des gefangenen Churf. Feldt Marſchall, der Ihn hatte verrathen helfen, und neben Hanßen von Ponicka, Seinem Kämmerling, in der Niederlage für Mühlberg von dem Churf. geflohen war; der erzeigte ſich unter wehrendem Actu mit Springen und andern reuteriſchen Sachen, uf das Beſte und Kühnſte, auf daß es ja der gefangene Churf. aus Seiner Herberge, quaſi re bene geſta ſehen mögte, ſagte auch zu Seinen Cameraden: Alſo muß man die Churf. lehren kriegen und zur Schule führen, inſultans adhuc gloriabundus de ſua perfidia in Electorem.

4.

Cherbourg's Leuchtthurm.

(Aus dem Briefe eines Reiſenden, den 29. Sept. 1786.)

Von jenen feſten, drohenden Bollwerken, die beſtimmt ſind, Cherbourg's Hafen zu vertheidigen, die aber nicht ſchützen können, ohne zu zerſtören, und mitten im Schooße des Friedens traurige und blutige Bilder erwecken, weilte mein Auge lieber auf einem unſchuldigern und ſanftern Gegenſtand, auf jenem wohlthätigen Lichte, das auf Gatteville's Spitze glänzt. Von den drey Leuchtthürmen, welche die Hand der Menſchlichkeit, am Rande des Abgrundes, von Cherbourg bis Dieppe pflanzte, um warnend den Schiffen bey Nachtzeit zuzurufen: **Wehe dem, der mir** zu nahe kommt! verdient der Pharus von Cherbourg, ſeiner Structur und Baumaterialien wegen, vorzüglich die Aufmerkſamkeit des Reiſenden.

An der Spitze einer ſchmalen Erdzunge, die ſich weit in die Fluthen hinaus erſtreckt, nimmt ein langer Klumpen von Klippen ſeinen Anfang, die ihrer vielen Schiffbrüche wegen berüchtigt ſind. Ich habe ſie geſehn, die fürchterliche Klippe, an die ein Schiff aus Bretagne ſcheiterte, und die erſtaunte Küſte, unter tauſend Trümmern von Blechen, Töpferwaaren, Steingut, mit Voltaire's Werken bedeckte, die auf dem Schaum der tobenden Wellen trieben. Einer von den Thurmwächtern beſitzt noch eins von dieſen geſtrandeten Exemplaren, und hat es geleſen. Auf dieſen unerſchütterlichen Fundamente hat man eine achteckige, abſchüßig gebaute, und mit einem Mauerkranz oder ſtützender Mauer umgebene Platteforme gegründet. Von dieſer Baſis ſteigt, 72 Fuß hoch, ein cylindriſcher Thurm von einem flimmernden Granitſtein empor, der im Sonnenſchein oder Mondenlicht, ganz mit Diamanten inkruſtirt zu ſeyn ſcheint. In der Höhe von 18 oder 20 Fuß dient eine andre Platteform dem Magazin und den Wohnungen der Wächter zum Dach. Um die hohle Spindel des Thurms, wodurch man von unten bis zur Leuchte die Steinkohlen hinaufſchaffte, die man Anfangs zum Feuer brauchte, windet ſich eine Treppe von 116 Stufen, die ſehr leicht und bequem zu ſteigen iſt, und ihr Licht durch geſchickt angebrachte Taglöcher empfängt. Auf die Spitze des Thurms iſt der Pharus oder die Leuchte geſetzt, die aus einem eiſernen Gitter mit Fenſtern von einem ſehr dicken und ſtarken Glas beſteht, und von einer eiſernen Haube bedeckt wird. Dieſer zugleich ſo zierliche und feſte Thurm, macht ſchon an ſich im Mittelpunkt dieſer unförmlichen Felſen und des ungeheuren Land- und See-Horizonts, den er von fern überſchaut, ein ſehr angenehmes point de vue aus, allein was noch mehr auffällt, ſind die vielen dabey überwundenen Schwierigkeiten. Man bewundert die Geduld, deren es bedurfte, die Maſſen des harten und rauhen Granits, der von Stunde zu Stunde die ſchärfſten und beſten Werkzeuge ſtumpf und unbrauchbar macht, in die, zum Bau nöthige, Geſtalten umzuſchaffen. Man zeigt auch Karniſe, davon jedes mehr denn 300 Livres, bloß zu hauen, gekoſtet hat. Aber ein Monument von ſolchen Materialien trozt auch deſto nachdrücklicher den Anfällen der Zeit und der Witterung. Der Künſtler, der es aufführte, dachte edel genug, ſeine Belohnung in der Vollkommenheit ſeines Werks zu finden: er handelte nicht als ein habſüchtiger und feiler Entrepreneur, der ſeine Arbeit die Lücken ſeiner Koſtenberechnung entgelten läßt. Zu den 90000 Livres, die der Bau dieſes Leuchtthurms koſtete, hat er 15000 von ſeinem Gelde, um ſeiner eigenen Zufriedenheit willen, zugeſchoſſen, ohne ſich zu kümmern, ob man eben ſo billig gegen ihn ſeyn würde, als er großmüthig für das allgemeine Beſte beſorgt war. Ein ſo ſeltenes und uneigennütziges Verfahren, mit dem Verdienſt eines ſo treflich vollendeten Werks verbunden, wurde nicht verkannt, und die Handlungskammer ließ ihm 20000 Livres mehr auszahlen, als ſeine Rechnung betrug.

Der Pharus enthält ſechszehn aufgehangene Reverberir-Lampen, worin man jetzt Baumöl von Mittelſorte brennt. Acht und vierzig breite baumwollene Dachte, die zu Rouen verfertigt werden, brennen in dieſen Lampen. Oft entzünden ſie ſich, durch die Concentrirung der Sonnenſtralen im Foco der Reverberir-Laterne, bey Tage von ſelbſt. Zwey Wächter wachen wechſelsweiſe über die Unterhaltung dieſer wohlthätigen Lampen, ohne den Windſtößen und der böſen Witterung ausgeſetzt zu ſeyn. Ein Geſetz rügt es mit Todesſtrafe, wenn durch ihre

Nachläſſigkeit dieſe ſchützenden Lichter verlöſchen, und ein Schiffbruch ihnen zu Schuld kommen ſollte. Der Winter vermehrt ihren Gehalt von 500 Livres, durch Sporteln, die dem Staate nichts koſten. In den dunklen und ſtürmiſchen Nächten werden eine Menge Zugvögel, Waſſerhühner, Schneevögel, wilde Enten ꝛc. von dem Lichte, wie Schmetterlinge, herbeygelockt, und finden, wie ſie, ihr Grab. Sie ſchießen auf die Leuchte herab, ſtoßen im vollen Fluge mit dem Schnabel wider das Glas, das ſie oft zerbrechen, zerſchmettern ſich den Kopf, und werden die Beute des Menſchen. Im letzten Winter bereicherten ſo über 300 Vögel die dürftige Küche der beyden Wächter des Pharus.

Hier, auf dieſem einſamen Thurme, könnte der Philoſoph, der Freund des Schauſpiels des Weltmeers und der großen Rührungen, zu denen es begeiſtert, ſich einen Tempel der Betrachtung gründen. Von aller menſchlichen Geſellſchaft getrennt, und zweymal des Tages von den von Klippen und Winden gepeitſchten Fluthen umringt, würde ſeine Einbildungskraft ganz den Anſtrich und die Stärke dieſer erhabenen, grauſenvollen Naturſcenen annehmen, oder hier ein Dichter oder zweyter Vernet ſeinen Pinſel mit dem Schrecken eines Sturms oder Schiffbruchs ſättigen können, ohne ihre Gefahr zu theilen ꝛc. ꝛc.

V.

Naturgeſchichte.

Die Purper-Schnecke.

Der Murex, eine Muſchelart, die Adanſon in die Klaſſe der Opercular-Muſcheln und unter das Purpur-Geſchlecht ſetzt, vertrat bey den Alten die Stelle der Cochenille. Virgil ſagt im 4ten Buch ſeiner Aeneide:

„Von ihren Schultern floß ein Mantel von Tyriſchem Purpur“ denn der Saft dieſes Schaalen-Wurms diente bey den Alten, ihre Kleider purpurn zu färben, und die Einwohner von Tyrus zeichneten ſich vorzüglich darin aus. Derſelbe Purpur-Saft war auch die Dinte der Römiſchen Käyſer, womit ſie ihre Edikte unterzeichneten oder unterſchrieben: man nannte ſie Sacrum encauſtum, und niemand anders als der Käyſer durfte dieſe Dinte gebrauchen, wenn er ſich nicht des Verbrechens der beleidigten Majeſtät ſchuldig machen wollte. Ein bloßes Ungefähr machte den Tyrern den Gebrauch dieſer prächtigen Farbe bekannt. Ein Hund, der einige von dieſen Muſcheln am Ufer gefreſſen hatte, färbte ſich den Rachen mit dem lebhafteſten und ſchönſten Roth; einige bemerkten es, und bekamen Luſt, dieſe Farbe zu nutzen. Der vom Thiere genommene Saft iſt erſtlich weiß, dann ſchön grün, und zuletzt prächtig purpurroth. Die damit gefärbte Leinwand behält dieſe Farbe beſtändig. Man wird ſich nicht wundern, daß der Purpur der Alten ſo theuer war, wenn man überlegt, wie ſo unzählig viele von dieſen kleinen Thieren erfordert wurden, um bloß einen Mantel zu färben. Man findet in Amerika, ohnweit Guatimala, eine kleine Schnecke, von der Größe einer Biene, welche eben den Saft wie der Murex hat; die Indianer bedienen ſich ihrer, ihre baumwollene Zeuge zu färben.

Die Purpur-Muſchel gleicht ziemlich dem Murex; man unterſcheidet ſie jedoch davon, weil die Mündung weder ſo groß noch ſo länglich iſt, noch ſo viel Jahre und Lappen oder Flügel hat. Adanſon ſetzt ſie in das Geſchlecht der Schnecken, und vielleicht iſt obige Amerikaniſche die wahre Purpur-Schnecke der Alten.

Die Schriftſteller melden uns, daß die Alten in Mörſern diejenige von dieſen kleinen Thieren zerſtießen, die zu klein waren, als daß man ihnen den Saft nehmen konnte. Allein man begreift nicht, wie es möglich war, daß ſie durch dieſes Mittel eine ſchöne Purpur-Farbe erhielten, weil die Excremente des Thieres nothwendig die Farbe verderben mußten: die Farbe dieſer Excremente iſt braunlich-grün, und überwiegt in der Quantität den Purpur-Liquor.

Wenn es einem gelingt, dieſen Saft in ſeiner ganzen Reinheit abzuzapfen, ſo wird die damit getränkte Leinwand zuerſt eine gelbliche Farbe bekommen, aber, wenn man ſie einer mäßigen Morgen-Sonnenhitze ausſetzt, gar bald ganz verſchiedene Farben annehmen. Das Gelbe fängt an, ein wenig grünlicher zu ſcheinen, und fällt dann in's Citronengelbe: dann verwandelt es ſich in ein ein ſehr lebhaftes Grün, welches dunkel, violet, und zuletzt ſchön purpurroth wird. Dieſe Veränderungen geſchehn mehr oder weniger geſchwind, nach den Graden der Sonnenwärme. Kaum hat man die Zeit, ſie deutlich zu unterſcheiden.

wenn die Leinwand im Sommer in die Mittags-Sonne gelegt wird.

Die Hitze des Feuers erzeugt gleiche Wirkungen, aber nicht gleiche Farben; ſie muß ſtärker ſeyn, als die Sonnen-Wärme. Die freye Luſt, ohne Mitwirkung der Sonne oder des Feuers, bringt dieſe Farben auch, aber weit langſamer hervor.

Es iſt beſonders, daß weder Ariſtoteles noch Plinius dieſer Farben-Uebergänge gedacht haben, die doch ſehr werth ſind, bemerkt zu werden. Wahrſcheinlich ließ man zu ihrer Zeit dieſen Liquor, indem man ihn mit einer groſſen Menge Waſſer vermiſchte, ſogleich in Purpur übergehn, ohne ſich Zeit zur Beobachtung der Zwiſchen-Abwechſelungen zu geben.

VI.

Anekdoten.

Unſere Leſer werden ſich aus Brydone's Reiſe durch Sicilien und Maltha, S. 123 u. 124 der Deutſchen Ueberſetzung, eines Canonicus Recupero erinnern, der ſein Cicerone war, und ihm erzählte, daß er bey Unterſuchung einiger Lava-Schichten des Aetna gefunden habe, daß die unterſte Lava wenigſtens vor 14000 Jahren aus dem Berge gefloſſen ſey: „Moſes, ſetzte der Canonicus hinzu, „hänge gleich einem Todten Gewicht auf ihm, und erſticke ſeinen ganzen Eifer für Unterſuchungen, indem er es nicht über ſein Gewiſſen bringen könne, den Berg ſo jung zu machen, als der Jüdiſche Prophet die Welt.“ Der Erzbiſchof und Cardinal **Branchiforte**, hatte dem Canonicus verboten, ein beſſerer Naturgeſchichtſchreiber als Moſes zu ſeyn, und ſeine Unterſuchungen darüber zu laſſen. Der Canonicus gehorchte zwar, theilte aber obgedachtermaaßen in der Unterredung dem **Brydone** ſeine Meinung mit, der die Unvorſichtigkeit beging, es öffentlich bekannt zu machen, und ſeinen Freund **Recupero** dadurch auf ewig in's Unglück ſtürzte. Dieſer bedauernswürdige Naturforſcher ſteckt jetzt in einem finſtern Kerker, und wird die Lava des Aetna in ſeinem Leben nicht wieder zu Geſichte bekommen. Iſt es möglich, daß es in einem ſo erleuchteten Jahrhunderte, wie das unſrige ſeyn will, noch ſolche Richter in Europa geben kann?

Der Franzöſiſche gemeine Mann betrachtet den Freytag als einen unglücklichen Tag. Die Veranlaſſung zu dieſem Vorurtheile gaben zwey Siege, welche der große Spaniſche Feldherr **Gonſalvo** in Sicilien, an zwey Freytagen über die Franzöſiſche Heere davon trug, den erſten bey **Seminara**, am Freytag den 21. April 1503, und den zweyten bey **Cerignole**, den Freytag darauf.

Unter der Regierung der Königinn **Eliſabeth** von England wurde ein Gericht Stockrüben für etwas gar leckres und köſtliches gehalten. Der Hopfen und die Kirſchen waren erſt unter ihrem Vater, Heinrich VIII. nach England gebracht worden. Die Kirſchen kamen aus Flandern, die Aepfel aus Frankreich, die Zwiebeln aus Spanien. Als man eines Tages der Königinn eine Artiſchocke vorſetzte, wußte ſie nicht, wie ſie ſolche eſſen ſollte.

Der Staatsſecretair Cecil, der in Holland geweſen war, mußte es ihr erſt zeigen.

Gondebaut, Herzog von Burgund; verurtheile in ſeinem Geſetzbuche, das unter den Namen les loix Gombettes bekannt iſt, den Dieb eines Jagdhundes, ihm öffentlich den Hintern zu küſſen. Wer einen Stoßvogel ſtahl, wurde gezwungen, ſich von ihm fünf Unzen Fleiſch auf den Magen freſſen zu laſſen, oder ſechs Goldthaler Strafe dem Eigenthümer und zwey dem Fiſcus zu bezahlen.

In den erſten Jahren der Regierung Ludwigs XIV. wurde in einem ſtrengen Winter ein ſehr zahlreiches Detaſchement Franzöſiſcher Dragoner, ohnweit Pontharlier, am Fuß des Gebirges Jura, von einer ungeheuren Menge Wölfe angefallen; ſie wehrten ſich wacker, und tödteten einige hundert dieſer Thiere, allein endlich wurden ſie von der zu großen Anzahl überwältigt und ſamt den Pferden aufgefreſſen. Auf der Stelle, wo dieſes ſeltſame Gefecht vorfiel, ſteht noch ein Kreutz und eine Inſchrift.

Der Magnetismus hat ſelbſt in Amerika Schulen und Anhänger gefunden. Aus Neugier nahm man ihn Anfangs begierig zu St. Domingo auf, allein die meiſten Weiſen ließen ihn bald in Stich, weil ſie in ihm keine Mittel fanden, ihre Zuckerrohr-Pflanzungen zu bereichern, oder ihren Indigo zu verbeſſern: deſto mehr Glück machte er bey den Neger-Sklaven. Sie geben dem Magnetismus den Namen Bala, und er iſt bey ihnen zur Leidenſchaft, ſonderlich in dem Viertel der Kolonie geworden, das den Namen de la Marmelade führt. Die Negern

verſamm

verſammeln ſich da des Nachts an abgelegenen Oertern, und in zahlreichen Haufen. Dem Magnetiſirer werden die Perſonen, welche die Kur an ſich vornehmen laſſen wollen, in dem geſchloſſenen Kreiſe vorgeſtellt. Er magnetiſirt ſie, und nachdem er ſie in den Stand der Kriſis verſetzt hat, läßt er ſich Weihwaſſer bringen, um ſie zu entzaubern. Die Scene ſchließt ſich damit, daß eine Collecte zum Beßten des wunderbaren Mannes geſammelt wird, der bey Allem dieſen die Hauptrolle ſpielt. Auf eine Vorſtellung des H. François de Neufchateau, des bekannten Dichters und jetzigen Königl. Procureur-général der Kolonie, ſind dieſe magnetiſche Verſammlungen durch ein Arrêt vom 16. May, 1786, den Negern bey Galeeren- und noch härterer Strafe unterſagt worden.

VII.

Biographie.

Frau von Buchwald zu Gotha.

(Aus dem Franzöſiſchen des Herrn von Dalberg,) Statthalters zu Erfurt.

Man preiſt die Eroberer, und vergißt oft die liebenswürdigen Tugenden, die das Glück der Perſonen, die ſie beſitzen, ſo wie das Glück derer ſind, die in ihrem Umgang leben. Ein ſchöner Diamant iſt deswegen nicht minder ein Meiſterſtück der Natur, wenn er gleich nicht in einer Krone gefaßt iſt, und was verdient wol mehr Anſpruch auf die Huldigung der Sterblichen zu machen, als eine unverrückte Folge von Tugenden, und ein Leben, das der Wohlthätigkeit nie müde wurde? Ich geſtehe, daß Ruf das Verdienſt um nichts erhebt, daß die verborgenen Tugenden eben die ſind, welche oft am meiſten zur Glückſeligkeit beytragen: und doch ſind die Beyſpiele von den hervorſtechenden Eigenſchaften einer Bürgerinn des Staats, und das Muſter ſeltener Liebenswürdigkeit, ſo aufmunternd für die Jugend, und ſollten nicht für die Menſchheit verlohren gehn. Bey einem ſichern Geſchmack, kultivirtem Geiſt, und glänzenden Talenten für die ſchönen Wiſſenſchaften, zog Frau von Buchwald ſtets ihre wohlthuende Geſchäftigkeit dem Schimmer des Berühmtſeyns vor. Wird ſie's mir verzeihn, wenn ich ein'ge Blumen auf den Altar ſtreue, den ſie ſich in dem Herzen ſo mancher Biedern errichtet hat? Aber iſt es denn Sitte, höre ich ihre Beſcheidenheit mir einwerfen, die Apotheoſe der Lebenden zu ſchreiben? Wäre ich beredt, wie Plinius, ſchriebe ich von einem guten Fürſten und nicht von einem Frauenzimmer, das vielleicht der Bewunderung eben ſo würdig iſt: ſo würde ich das Exempel jenes Römers anführen, aber ſo führe ich hier nur meine Empfindungen an. Wer Frau von Buchwald kennt, wird es mir Dank wiſſen; und wer ſie nicht kennt, wird erfreut ſeyn, ſie kennen zu lernen.

Sie verbindet die Lebhaftigkeit des Geiſtes, die Wärme des Gefühls, die Energie des Karakters, mit Leidenſchaft für Tugend und Wahrheit. Ihr Geiſt war nie jung und altert nicht, weil bey ihr das Feuer des Genies die Erfahrung erſetzte, und das Eis des Alters es nicht zu dämpfen vermogte. Sie ſinnt blos darauf, Glückliche zu machen. Ihre Seele kennt in den Tugenden nur ihre natürliche Art zu ſeyn, und Verführung hatte nie

Reiz für ſie. Nachſichtig gegen andre, ſtreng gegen ſich ſelbſt, iſt ſie die Tröſterinn derer, die ſie kennen. Sie hat ihr Leben an Höfen verlebt, und behauptet die ſchlichte Geradheit ihres Karakters. Sie iſt voll witziger Einfälle, aber nie entſchlüpfte ein beißender Zug, oder eine Unbedachtſamkeit ihrer ſo großen Lebhaftigkeit. In der Freundſchaft, ſelbſt weit jenſeits des Grabes beſtändig, iſt ihrer Seele noch alles theuer, was der verſtorbenen Herzoginn von Gotha theuer war. Sie iſt empfindlich gegen kleine Aufmerkſamkeiten, und bezahlt ſie durch feine und wohl combinirte Behandlungen. Die Leiden liegen ſchwer auf ihr, aber ſie ſetzt ihnen eine ſeltene Standhaftigkeit entgegen. Mit dem erſten Augenblicke ihres Erwachens beſchäftigt ſie ſich mit Wohlthun; nichts übertrift ihren Eifer darinn, als die Sorge, es zu verhehlen. Sie iſt die Bewahrerinn der Geheimniſſe von gar vielen Perſonen, allein bey aller ihrer natürlichen Offenherzigkeit, und bey allem Feuer ihrer Geſpräche, entwiſcht nichts, was jemand compromittiren könnte. Ihr findet in ihr, in der Traurigkeit eine Tröſterinn, in der Verlegenheit einen Rath und eine Stütze, in müßigen Stunden eine trefliche Geſellſchafterinn, und in jeder Lage eine zuverlaſſige Freundinn. Man bewundert an ihr, was die ſchönen Geiſter an den Aspaſien und Ninon's gerühmt haben; allein ihre Fehler hat ſie ſich nicht vorzuwerfen. Ich habe die Geofrin's, die L'Eſpinaſſe gekannt, ſie verdienten die Verehrung, die man ihnen zollte; aber ich wünſchte, daß die Diderot's, die d'Alembert's die Frau von Buchwald gekannt hätten! Die Annehmlichkeiten ihres Umgangs vermag man nur zu fühlen, nicht zu ſchildern. Sie erzählt mit Feuer, und weiß ein lebhaftes Interſſe über Alles zu verbreiten, was ſie ſagt: aber man müßte die Grazie ihres Geiſtes beſitzen, um eine Idee von ihrer Unterhaltung geben zu können. Selbſt der Eintritt in das Zimmer, das ſie bewohnt, iſt intereſſant. Ihr findet's mit Bildniſſen, mit Souvenirs, mit Dingen geſchmückt, die ihr werth ſind; ihr erblickt Frau von Buchwald in einem Kreis von Perſonen, die ſie wie ihre Mutter lieben. Ihr trefft bey ihr jenen Geſchmack an Sauberkeit, jene ungeſuchte Eleganz an, die gewiſſermaßen das Bild der Reinigkeit ihrer Seele iſt: ihr ſeht ſie mit nichts anderm beſchäftigt, als was den Perſonen, die ſie umgeben, behaglich ſeyn und gefallen kann. Man fühlt ſich glücklich in ihrer Geſellſchaft; ihre Tugenden ſind liebenswürdig: lachende und mannigfaltige Ideen folgen ſich hier einander; ihr glaubt bloße Ausbrüche des Witzes zu hören, und es iſt Vernunft und Empfindung, was aus ihr ſpricht. Sie ſcheint den Schlüſſel zum Herzen zu haben, und ihr denkt laut mit ihr. Sie weiß das Talent eines jeden in's Licht zu ſetzen, und jeder findet ſich witzig in ihrer Unterhaltung. So werden in dieſem Zirkel die Stunden zu Augenblicken. Sonder Apretur, ſonder Prätenſion, entſtehn ihre neue [illegible] aus ſich ſelbſt. Es ſey mir erlaubt, mich hier eines Gleichniſſes zu bedienen. Euer Geiſt dünkt ſich bey ihr in jene Engliſche Gärten verſetzt, wo die Reichthümer der Natur und Künſte auf einander, ohne Verſchwendung und langweilige Wiederholung, folgen. — Aber, bedürft ihr eines Raths? dann ſeht ihr ihren tiefdenkenden, weitumfaſſenden Geiſt den Gegenſtand unter jeden Geſichtspunct wägen: ſie ſetzt ſich in eure Lage, theilt eure Leiden, tröſtet eure Betrübniß, entſchuldigt eure Schwächen, und flößt euch den Muth ein, ſie zu beſiegen. Es iſt eine von den Süßigkeiten der Freundſchaft, ſein Herz bey ihr auszuſchütten. Man wähnt ſich einem andern Ich anzuvertrauen, das aber noch nachſichtiger und von einem weit ſicherern Rath iſt, als unſer eignes Ich. Kömmt es aber darauf an, zwiſchen Wahrheiten und gemächlicher Nachgiebigkeit zu wählen? dann ſeht ihr dieſe, ſelbſt ſo ſanfte Seele ſich mit Muth und Energie wappnen, und das erhabne Vorrecht eines Weſens behaupten, das keine Flecken noch Schwachheiten jemals erniedrigten. Dann wird ihr Blick feuriger, ihre Stimme ſtärker; ihre edle Feſtigkeit erweckt Ehrfurcht; ſie iſt ganz Seele.

Das ſind die Züge dieſes Karakters, der ſeit ſo vielen Jahren das Glück und den Reitz ihrer Freunde ausmacht. Durch ſie blühten manche Talente auf; durch ſie keimen gar viele Tugenden: in den Kriſis der Leidenſchaften, die gleich ſo vielen verderblichen Abgründen die Pfade des Lebens umringen, iſt ſie der Schutzgeiſt, der ſie mit hülfreicher Hand leitet. Es iſt ſüß, der viel ſchuldig ſeyn, die man liebt. Beyde Geſchlechter und die allerverſchiedenſten Alter, Stände und Menſchen, befinden ſich in ihrer Gegenwart nach Wunſch. Sie ſpielt mit den Kindern, tändelt mit der Jugend, iſt vertraulich mit den Damen, prüft mit dem Staatsmann und Denker, und glänzt mit dem ſchönen Geiſt, ohne die mindeſte Prätenſion dabey zu verrathen. Sie ſtimmt ſich zu jenen kleinen, liebenswürdigen Thorheiten, die einem im Flug einer flüchtigen Unterhaltung entwiſchen. Sie lacht mit dem Lachen der Freude, und wirft den Schleyer der Grazien über jene unſchuldige Bitterkeiten, die für den Witz das ſind, was der Dorn der Roſe iſt. Ihre Tugenden, ihr Karakter wiſſen Alles zu veredlen, alles zu läutern; denn ſie drückt das Gepräge der Güte, der Wahrheit, Allem auf, was ſie ſagt, was ſie thut. Sie iſt mittheilend, liebevoll, und dieſe ſo ſanfte, liebevolle Stimmung iſt eine Art von Atmoſphäre, die man in ihrem Umgang athmet. Wahrhaftig, jener große Mann hatte Recht, der die Frau von **Buchwald** die Oberhofmeiſterinn der Herzen nannte.

Der Schwung ihrer Seele kennt keine andern Gränzen, als Wahrheit. Oft hat ſie ſich mit mir von ihrem

Tode mit der Standhaftigkeit einer großen Seele unterhalten. Mehr als einmal, wenn ich bey ihr war, überraſchte mich ein Zauber; ich liebte ſie wie ein Weſen, das, für mein Herz, weit über die andern erhaben war: ſie ſchien mir von einem himmliſchen, reinen Feuer belebt, wovon ich mir den Begriff erſt ſeit ihrer Bekanntſchaft machen konnte. Ich berufe mich darinn auf ihre Freunde, und bin überzeugt, daß ſie oft eben dieſes empfunden haben. Dies iſt vielleicht das Lebhafteſte, was die Freundſchaft fühlen laſſen kann, und wer wäre vermögend, es mehr einzuflößen, als ſie?

Ich wünſchte die Sammlung ihrer Briefe zu beſitzen: man kann ſie den Briefen der Frau von Sevigne vergleichen. Sie haben eben ſo viel Grazie und mehr Feuer, mehr Philoſophie. Frau von Buchwald würde ihren Zeitgenoſſen und den Denkern jedes Zeitalters, ein ſehr liebes Geſchenk machen, wenn ſie ihre Mémoires ſchreiben wollte. Sie war die Freundinn vieler großen *) Männer und vieler Perſonen von ſeltenen Verdienſten; ſie war die Zeuginn einer ſechszigjährigen Reihe von Begebenheiten; ſie beſitzt ein Gedächtniß, das nichts vergeſſen hat, einen Geiſt, der alles ergründete, ein Gefühl, das alles wahrnahm. Allein ſie hat von jeher alle litterariſche Lorbeern geflohn. Sie fürchtet (ohne Zweifel zu ſehr) von Gegenſtänden abgewendet zu werden, die ihr werth ſind. Sie hat unverrückt ihre Pflichten mit einem thätigen und erleuchteten Eifer erfüllt. Der hohe Flug ihres Genies ſchätzt die Sorgen ihres Standes und Amtes nicht gering, und nichts dünkt ihr klein, was dahin einſchlägt. Die Erhabenheit ihres Geiſtes macht ſie nicht vergeſſen, daß Beſcheidenheit und Anmuth Eigenſchaften

ſind.

---

*) Auch des verſtorbnen Königs von Preußen.

ſind, welche ihr Geſchlecht karakteriſiren. Und unter ihren liebenswürdigen Aeußerlichen verbirgt ſie die ausgebildeten Kenntniſſe, die tiefen Einſichten, die ſich ihre, auf Wahrheiten begierige, Seele erworben hat. — Dies Verdienſt, ihre Obliegenheit zu erfüllen, und dieſe Klugheit ſind es, die ihr eine allgemeine Hochachtung verſichern, ſie über die Jalouſie und Lächerlichkeiten gelehrter Frauenzimmer erhoben haben, und vor jenen Auswüchſen ſchützten, wovon Talente ſo ſelten rein ſind. Wunderbar! ſelbſt in Ihren Tugenden hat ſie eine richtige Mäßigung zu beobachten gewußt. So mildthätig und großmüthig ſie iſt, ſo hält ſie doch Ordnung in ihren Angelegenheiten, weil Verſchwendung ſich ſelbſt der Mittel beraubt, Gutes zu thun. Die Quelle ihrer Empfindungen iſt ehrwürdig; man muß ſie vom höchſten Weſen ſprechen hören. Er, der Urſtoff der Liebe und Wahrheit, Quelle der Schönheit und Glückſeligkeit, wird von ihrer liebenden und wahren Seele mit jener himmliſchen Liebe geliebt, die ſich beſſer fühlen, als ausdrücken läßt. Sie thut noch mehr, ſie macht ſich ihm durch ihre Handlungen gefällig.

Aber ich lege meinen Pinſel nieder. Ich bemerke Nüancen an dieſem Karakter, deren Schönheit ich fühle, aber die Farben fehlen mir. Dürfte ich einen Wunſch wagen, ſo wäre es der, daß die Zeugen ihrer Tugenden, ihre Freunde, ihre Kinder, mein Gemälde, das ſo weit unter ſeinem Gegenſtand ſteht, noch einmal retuſchiren mögten. Wahr iſt's, ein Portrait iſt kälter als ein hiſtoriſches Gemälde, das weit belebter und ihrer würdiger ſeyn würde. O mögte ich dies Gemälde entwerfen, und das Andenken jener Züge des Wohlthuns erhalten können! Es wäre ſo intereſſant, die Entwickelungen dieſer Seele zu verfolgen, und ſie in den verſchiedenen Lagen des Lebens den Hinderniſſen überlegen, und immer ſich gleich ſeynd, zu erblicken.

Dies Gemälde würde eine ſehr ſchöne Lehre für die Jugend in jenen Augenblicken abgeben, wo das Verlangen zu gefallen, in ihren jungen Herzen aufkeimt. Sie würden ſehn, daß Liebenswürdigkeit und Reitze des Umgang's von jedem Alter ſind! daß Frau, von Buchwald unaufhörlich von einer Menge intereſſanter Perſonen verehrt, wurde, und daß die Grazien allem, was ſie ſagt, ihre Reitze leihen, weil ſie natürlich iſt. Frau von Buchwald wird hochgeachtet, weil ihre Seele hell wie Waſſer, und ihr Karakter beſtändig iſt. Liebenswürdige Jugend! reitzendes Geſchlecht! warum mangelt mir der Pinſel eines Fenelon, eines Racine, und die nöthigen Kenntniſſe, um euch die Erziehung zu ſchildern, die Frau von Buchwald ſich ohne Zweifel ſelbſt gab. Ich wollte euch ſonſt den Weg zeichnen, der ſie zu dieſer köſtlichen und ſo neidenswerthen Exiſtenz führte. Es iſt wahr, die Talente ſind nicht gleich vertheilt, aber mögten unſre liebenswürdigen und jungen Damen nur natürlich und wahr ſeyn, eine lautre Seele behalten, und die Tugend lieben! Sie würden dann der Frau von Buchwald ſo ähnlich werden, als ihre Seelenkräfte es ihnen verſtatten. Und welche Aufforderung dazu! Frau von Buchwald iſt ſehr glücklich, weil ſie in den Falten ihres Herzens nicht einen Vorwurf findet, weil ſie über die Leidenſchaften und Kleinheiten der Eitelkeit erhaben iſt; weil ihre empfindliche Theilnahme an den Leiden ihrer Freunde von einer Wolluſt begleitet wird, die von tugendhaften Empfindungen ſtets unzertrennlich iſt; und kurz, weil ſie ſich mit dem ſüßen Vergnügen nähert, wohl zu thun, ein Vergnügen, das man nie überdrüſſig wird. Ihr auserleſenes Gefühl am Guten und Schönen in der Natur und in den Künſten, verſchaft ihr tauſend angenehme Genüſſe. Gegenſtände, die man mit Lebhaftigkeit fühlt, die eine ſchimmernde Einbildungskraft kolorirt, und die man mit Richtigkeit und unter allen ihren Geſichtspunkten faßt, haben einen Reitz, wovon ſich der gemeine Haufen der Menſchen keinen Begriff, als in jenen ſeligen und flüchtigen Augenblicken machen kann, wo die Seele in ihrer größten Aktivität iſt.

Wir wollen den Himmel anflehn, daß er ſie uns erhalte. Mit einer heiligen Ehrfurcht, aber mit einer Art Schauer, reiſe ich bey *) Siebeleben vorüber. Hier hat ſie ſich ihr Grab bauen laſſen. **) Niemand wird ſie erſetzen können. Ein ſehr großer Mann ſagte, daß Jahrhunderte hingehen würden, ehe die Natur wieder eine ſolche Frau hervorbringt, und große Seelen wiſſen ſich wechſelsweiſe ihren Werth zu beſtimmen. Der Gedanke iſt traurig, daß einſt eine Zeit kommen wird, wo Frau von Buchwald nicht mehr iſt. Wir ſind ihre Kinder, ihre Freunde; ſie iſt uns theuer; ſie hat ihr Daſeyn unſerer Glückſeeligkeit gewidmet. Laßt uns, die wir ſie lieben, laßt uns das Weſen der Weſen anrufen, das einen Gefallen daran fand, in dieſer Seele dieſe Tugenden, dieſe Vollkommenheiten zu vereinigen, die man bey andern Menſchen nur iſolirt antrift: mögte Er, die nieverſiegende Quelle unſers Seyns, mögte Er ſein wunderbares Werk erhalten, ſie unſern Wünſchen erhalten, ſie jene Glückſeeligkeit ſchmecken laſſen, die ſie über uns und ſo viele Unglückliche verbreitete, und alle Leiden von ihr entfernen! —— Ein ſchöner Abend folge auf den ſchönen Tag, und erſt nach vielen Jahren ſchlummre ſie in den Schoos des Ewigen hinüber, aus dem ſie kam, um in ihm wieder aufzuleben!

---

*) Ein Dorf, eine Stunde von Gotha.

**) In einem Garten, ohnweit der Heer-Straße.

VIII.

Romane.

Die Apologen.

Von einer Dame.

Die Encyclopedie iſt zwar das Werk der tiefgelehrteſten Männer unſers Zeitalters, die zum Zweck hatten, alle menſchliche Kenntniſſe auf einem Haufen zu ſammlen; allein demohngeachtet iſt es uns Weibern erlaubt und ſo gar nützlich, wenigſtens die Artikel darin zu ſtudiren, die unſern Fähigkeiten angemeſſen ſind.

So ſuchte ich mich über die Apologen zu belehren, eine leichte Dichtgattung, die ich liebe: ich glaubte dort einen eben ſo gründlichen als unterhaltenden und reichlichen Unterricht zu ſchöpfen, und fand nichts als etwas Etymologie, einige, ziemlich alltägliche, Definitionen und eine Tirade von weyland H. de la Barre, der jedem Apologen- oder Fabeln-Macher ſehr weiſe vorſchreibt, das Schaaf ſchüchtern, und den Löwen mit ſtolzer Unerſchrockenheit reden zu laſſen: da war nichts von einem Menenius Agrippa, nichts von einem Nathan, nichts von allen den anmuthigen Anekdoten, wovon die Geſchichte der alten Morgenländer und Aegypter in dieſem Fache wimmelt, wie mir Perſonen verſichert haben, welche die Encyclopedie nicht leſen.

Ich muß alſo meine Anmerkungen über dieſen Gegenſtand auf gerathe wohl wagen, ohne vorher durch die gelehrten Winke aufgeklärt zu werden, die ich dort vorzufinden gehoft hatte.

Es iſt rühmlich für die Apologen, daß ſie zwey ſo ſchwere Bekehrungen gewirkt haben, als die ſind, ein aufrühreriſches Volk zu beſänftigen, und Reue in der Seele eines verliebten Königs zu erwecken, der glücklich in ſeiner Liebe und ziemlich heftig in ſeinen Leidenſchaften war. Durch ihre indirekte Sprache überraſcht uns die Wahrheit, und entreißt uns die Ueberzeugung, wie man einen Menſchen ſeitwärts bey den Armen ergreift. Dieſe Art, ſeine Gedanken darzuſtellen, hat noch einen andern Reitz, den ich durch ein Gleichniß zu erklären ſuchen will.

Wer den reichen und mannigfaltigen Anblick einer groſſen Landſchaft liebt, die von Gebirgen getrennt und von einem ſchönen Wolken Himmel überwölkt wird, aber zu weitläuftig und zu erleuchtet iſt, um von dem unmittelbaren Blick umfaßt und ausgehalten werden zu können; der ſammelt dieſes ungeheure Ganze auf der Fläche eines etwas concaven und dunkeln Spiegels, und ſo bildet ſich das allergleichendſte Gemälde, das er genießt, ohne die Mühe zu haben, im Original beſtändig von einem Stücke zum andern rennen zu müſſen.

Dies Alles vorausgeſetzt, wag' ich es alſo folgende Definition zu geben: Der Apolog iſt eine moraliſche oder hiſtoriſche Wahrheit, die anſchaulich durch eine Vergleichung gemacht wird, welche aus angenehm zuſammengeſetzten Bildern beſteht. Ich thue noch mehr, ich erläutere, gleich einem guten Gramatiker, meine Definition durch's Beyſpiel, ob ich gleich Gefahr laufe, meine Leſer eben ſo wenig zu befriedigen, als die Encyclopedie die befriedigt, die in ihr anzutreffen hoffen, was ſie vergebens ſuchten.

Die Aelſter. Apolog.

Das Schiff, Fürſt Kaunitz genannt, kam mit einer reichen Ladung aus Oſtindien zurück. Ich beſah ſie und hatte Luſt, etwas zu kaufen. Der Kapitain rieth mir zu einem Käſtchen von altem Lack, als zu einem ſehr artigen und ſeltenen Meuble. Es hatte einem fremden Paſſagier zugehört, der auf dem Rückwege geſtorben war, und ſehr große Stücke darauf hielt. Auf ſeinem Todbette trug er dem Kapitain auf, alle ihm zuſtändige Sachen, die er am Bord hatte, zu verkaufen, und was daraus gelöſt werden würde, ſeinen Verwandten in Dorſethire zuzuſtellen. Da man eine ganz mäßige Summe dafür foderte, ſo konnte ich der Verſuchung nicht widerſtehn, ſie zu beſitzen, ohngeachtet es meiner Oekonomie etwas Ueberwindung koſtete. Sobald ich nach Hauſe kam, war mein erſtes, mein Käſtchen auszupacken, um zu ſeh'n, ob es nicht von der Reiſe gelitten hätte. Als ich es unterſuchte, glaubte ich an der Dicke des innern Brets zu bemerken, daß es einen Doppel-Boden habe. Augen und Hände durchſuchten ihn ſogleich begierig, und ich fand ein ſorgfältig zuſammengelegtes Paket darin. Es waren Palmenblätter, künſtlich gerollt, und mit einer Menge unbekannter Züge beſchrieben, die man mit der Spitze eines Griffels eingegraben und mit den prächtigſten Farben ausgefüllt hatte. Meine ungeduldige Neugier fühlte lebhaft den Verdruß, ein Denkmal nicht enträthſeln zu können, deſſen Schönheit und Form ſchon Ehrfurcht einzuflößen ſchienen. Zum Glück fiel mir ein Engländer von meinen Freunden ein, der einen langen Aufenthalt in Hindoſtan gemacht hatte, und durch ein noch größeres Glück verſtand dieſer geſchickte Mann dieſe Züge vollkommen, die zwar nicht die Schrift der alten Brachmanen, ſondern aus einer beſondern Sprache waren, die er einſt zu Bombay lernte. Er hatte die Gefälligkeit, mir dieſes ſchätzbare Manuſkript zu dollmetſchen

ſchen, und ſo wie er mir diktirte, brachte ich es, nach meinen beſten Kräften zu Papier. Nach geendigter Arbeit, laſen wir es von vorne durch, und waren einſtimmig der Meinung, daß es eine, in Europa noch unbekannte, Fabel von Lockmann oder Pilpai ſey. Ich theile ſie hier mit, und werde mich glücklich und für meine Mühe hinlänglich belohnt ſchätzen, wenn meinen Leſern die Lektüre dieſes witzigen Ueberbleibſels des grauen Alterthums behagt.

Das Indiſche Manuſkript.

Zu der Zeit, als die Thiere noch in Geſellſchaft und in einem ungeheuren Wald, am Fuß des großen Skiraar, lebten, hatte eine Aelſter ihren Wohnſitz auf einer alte Eiche genommen, wo ſie ihr Neſt baute, es mit Dornen rüſtete, und eine Oefnung bloß auf der einen Seite ließ, deren Zugang ſie keinem ihrer Nachbarn verſtattete. Ihr langes Leben und ihr wirthſchaftlicher Geiſt, der ſie antrieb, von allen Seiten zuſammen zu ſcharren und ſorgfältig zu verbergen, was ſie andern rauben konnte, hatten ihr hinlängliche Mittel und Muße verſchaft, ſich einen großen Vorrath zu ſparen. Der ſilberne Schwanz des weißen Pfauen, die roſenfarbenen Flügelfedern des Papageys, der herrliche Buſch des ſtolzen Reihers, der goldene Pflaum des ſchimmernden Colibri — alles war ihr willkommen, alles wußte ſie zu ihren Abſichten zu nutzen. Sie zeigte ſich ſelten, wenn ſie es aber that, als ob ſie einen bloßen Spatziergang durch den Wald machen wollte, ſo geſchah dies nie, ohne mit dem prächtigſten Raub der guten Bewohner der Lüfte geſchmückt zu ſeyn.

Der Inſtinkt dieſes Vogels iſt Liſt. Sie hatte gleich anfangs gefühlt, daß ihr Anblick, der nicht der anziehendſte war, die Kleinheit ihrer Statur, und die Schwäche ihres Körpers, die Achtung nie erregen würde, die ſie ſo gern einflößen wollte. Sie erſetzte dies alſo auf eine ſehr feine Weiſe, und es gelang ihr, ſich auf eine Art gelten zu machen, die wohl ſo viel werth war, als Stärke und Macht, weil ſie ſie auf Meinungen zu gründen wußte.

An einem allgemeinen Verſammlungs-Tage aller Thiere der benachbarten Reiche, erſchien die Aelſter in vollem Staat. Zwey weiße Pfauenſchwänze vergrößerten anſehnlich ihre kleine Taille; die reichen Schattirungen des Sineſiſchen Faſans deckten ganz die traurige Farbe ihres Gefieders: ſie hatte künſtlich um ihren Hals und ihre hagern Pfoten die allerfeinſten Mauſefedern der kleinen Vögel befeſtigt, die in den Stralen der Sonne flattern, und ſie verſchönern: ihr ſtolzes Haupt krönten in mannigfachen Reihen, einige Ueberbleibſel der Aigrette des unſterblichen Phönix. Im zahlreichen Gefolge ihrer Kinder und Kindeskinder (denn bey ihrem hohen Alter, hatte ſich das Geſchlecht ihrer Söhne und Nachkömmlinge unendlich vermehrt) hielt ſie ihren Einzug in die Verſammlung.

Der Pöbel der Anweſenden wurde von dieſem prächtigen Flitterſtaat geblendet: die Verſtändigſten merkten wohl, daß er geborgt war, und waren im Begriff, darüber zu lachen; allein die Aelſter nutzte den erſten Eindruck, den ihr Blendwerk auf die größte Anzahl gemacht hatte, und ließ ihnen keine Zeit, ſich zu beſinnen.

„Verehrungswürdige Bewohner der Lüfte, hub ſie an, ihr ſeht vor euch die Fürſtinn des älteſten Baums dieſes Hayns. Sie iſt gekommen, den Vorſitz bey euren Berathſchlagungen zu führen, und ſie durch die Einſichten zu leiten, womit ſie Erfahrung und die Vorliebe des Himmels ſo verſchwenderiſch ausgerüſtet haben. Ihr ſeyd zwar alle von edler Abkunft, allein ich beſitze eine Eigenſchaft, die mich weit über alle eure Geſchlechter erhebt.

Der große Brama hat mich mit dem Geſchenk beglückt, ſeine Sprache reden zu können. Der Menſch, das geliebteſte Weſen der Schöpfung, und ich, wie beyde allein ſind des Vorzugs theilhaftig geworden, ſein Lob in der Sprache zu preiſen, die er ſelbſt ſpricht. Durch dieſes ausgezeichnete Merkmal von Gunſt hat mir der Herr der Schöpfung ein unauslöſchliches Zeichen der Gottheit ausgeprägt. Selbſt der Adler, einer unſrer mächtigſten Könige, führt keinen ſo ehrwürdigen Titel. Er ſey unſer Oberhaupt; ſeine Stärke, ſeine Größe, die glorreichen Annalen ſeines Geſchlechts, geben ihm einen Anſpruch auf die Oberſtelle und auf das Recht, euch vor den Angriffen der Thiere der benachbarten Wälder zu ſchützen.“

„Mir aber kommt's zu, euch in der Anbetung und dem Dienſt zu leiten, den wir alle dem Schöpfer unſrer Tage und dem Urheber des Guten zollen, das wir genießen. Meine unzähligen Kinder ſollen, wie ich, beſchäftigt ſeyn, euch die Art und Weiſe zu lehren, wie er von euch verehrt ſeyn will. Ich will ſie in alle Winkel des Hayns vertheilen. Ihr werdet ſie ſtets demüthig und unterwürfig finden. Sie werden ſich mit den paar Bäumen begnügen, die ihr ihnen zu einem kleinen Obdach unter euch einräumen wollet, und Tag und Nacht werden ſie in ihrer heiligen Sprache, Gebete für das Wohl eurer Familien zum Himmel ſchicken.“

Dieſe verführeriſche Anrede that ihre Wirkung. Der Adler, durch das erhaltene Lob beſtochen, gab ſeine Einwilligung; die blendende Maskerade der Aelſter hatte die Schwachen eingenommen, und das überredende Geſchwätz ihrer Kinder, die ſie geſchickt unter den Haufen neben die verſchmitzteſten vertheilt hatte, trug vollends bey, ihr alle Herzen zu gewinnen. Einſtimmig geſtand man ihr ein Anſehn und einen Rang der Hoheit zu, der niemandes Rechte zu kränken ſchien.

Man bemühte ſich, ihren Kindern überall die gaſtfreyeſte Aufnahme angedeihen zu laſſen, und kein Eckchen im Wald war ſo klein noch ſo verſteckt, ſelbſt die nicht, welche der traurige Kauz und die häßliche Fledermaus bewohnen, wo nicht eine Aelſter Familie ſich eingeniſtet haben ſollte.

Von dieſer Zeit an, trugen ſich im Walde viele Veränderungen unter den verſchiedenen Arten ſeiner Bewohner zu.

Die Aelſtern wußten alle dieſe Revolutionen zu ihrem Vortheil und zur Vermehrung ihres Kredits und ihrer reellen Beſitzungen zu nützen. Anfangs hatten einige Bäume zu ihrem Wohnplatz, und einige Reiſerchen zu ihrer Nahrung hingereicht, aber nach und nach boten ihnen die Unruhen, die ſich unter den Bewohnern des Waldes erhoben, die günſtige Gelegenheit an, etwas von dem Eigenthum der andern Familien an ſich zu ziehen.

„Dieſer Baum ſteht mir an, ſagte eine freche Aelſter, ich habe ein unſtreitiges und von der Gottheit ſelbſt abſtammendes Recht darauf. Alle eure Verfahren haben es gefühlt und anerkannt, als ſie mich unter euch aufnahmen, und mir die Wahl der beſten Büſche und der zarteſten Sträuche überließen. Fragt alle meine Kinder, die gewiß die erleuchteſten Köpfe unter euch ſind, ſie werden euch daran erinnern, und euch alle die Züge von Wohlthätigkeit und alle die Handlungen von Unterwürfigkeit beweiſen, aus denen meine Rechte herſtammen.“

Sogleich betäubten alle Aelſtern durch ihr allgemeines Geſchrey das geflügelte Volk und erhielten im Guten, oder mit Gewalt, was ſie wollten.

„Hütet euch, rief einige Zeit nachher eine Ober-Aelſter, meinen heiligen Anſprüchen im geringſten zu widerſtreben. Ihr würdet euch ſelbſt den größten Schaden zufügen, weil es bloß auf mich ankommen würde, das Feuer des Himmels und ſeinen unbarmherzigen Hagel auf euch herabzubeten.“

Doch gewöhnlich war ihr Ton freundlich und ſüß, zugleich aber herrſchte eine Miſchung von auffallender Hoheit und trügeriſcher Demuth im Ganzen. Nicht lange, ſo eigneten ſie ſich zu, was ihnen gar nicht gehörte, und wenn ein neues Eckchen Wald, weil's zu weit von ihnen abgelegen war, ihnen nicht anſtand, ſo ſchenkten ſie es denen Geſchlechtern, die ihnen am meiſten ergeben waren.

Es gab ſchon einige von den Oberhäuptern der Aelſtern, die den Grasmücken andere Geſänge lehren wollten.

„Hier iſt eine neue Hymne, die ich euch zu ſingen befehle: laßt aus euren melodiſchen Kehlen das Lob des Brama und der Aelſtern gen Himmel ertönen, die ſich am meiſten in ſeinem Dienſt und in Behauptung unſrer Rechte ausgezeichnet haben.“

„Tretet mir, rief eine Aelſter den furchtſamen Canarienvögeln zu, die Portion Hirſe ab, die mir von jeher gebührete, ſonſt ſoll durch eine gerechte Züchtigung der Zorn des Geyers wider euch erwachen. Wendete mein Gebet ſeine gierigen Klauen nicht von euch ab, ſo würdet ihr ihn auf eure Neſter herabſtürzen und eure Kinder verſchlingen ſehn. Mein Fluch, in Brama's Namen ausgeſprochen, würde für euch eine Quelle der größten Widerwärtigkeiten, und ihr zuletzt der Raub des Stärkern werden.“

Man gieng noch weiter; ſogar an den Sitten und Gebräuchen, welche Mutter Natur dem erhaben Adler eingeimpft hatte, wollte die Groß-Aelſter etwas zu meiſtern finden. Sie behauptete, ihr komme es zu, über die Verdienſte der Kinder des Adlers zu entſcheiden, wenn dieſer ſie übe, ihre Augen feſt auf die Sonnenſcheibe zu heften.

So viele Anſprüche und ungeheure Eingriffe, von deren Zwang jedes Oberhaupt und jedes Thiergeſchlecht litt, öfnete endlich allen die Augen. Ein alter Löwe, der ſeine friedliche Wohnung neben einem Teich aufgeſchlagen hatte, wo die Aelſter öfters ihren Durſt zu löſchen pflegte, wurde eines Tages durch ihr ewiges Geplapper ſo aufgebracht, daß er mit der Tatze nach ihr ſchlug, und ihr den einen Flügel lähmte: ſie wurde zwar wieder geheilt, allein ihr Flügel ſchleifte ſeitdem beſtändig, und gab manchen Stoff zum Gelächter.

Der wachſame Hahn hatte ſie ſchon längſt gewarnt, ihrem Talente Ränder zu ſchmieden, Gränzen zu ſetzen, und ihm allein die Sorge zu überlaſſen, ſeine Hühner zu führen.

Der Leopard und noch einige andre Thiere, die wenig Gefallen am ewigen Streiten und Zanken fanden, faßten ſogar den Entſchluß, alle Bande des Umgangs mit ihr abzubrechen, um ſich nicht mehr den Erpreſſungen und Kränkungen des kleinen Thierchens ausgeſetzt zu ſehn; denn durch das Wunderwerk ihrer heiligen Sprache erhielt ſie noch eine große Anzahl Thiere in einer blinden Abhängigkeit.

Sogar der Eſel, dem die Aelſter ein methodiſcheres Geſchrey angerathen hatte, (denn ſie miſchte ſich in Alles) ſtand im Begriff, ein Gleiches zu thun. Da er aber ein Thier iſt, das ſich leicht etwas gefallen läßt, ſo bekehrte er ſich gar bald, yate, wie es ihm die Aelſter vorſchrieb, des feſten Vertrauens, auf die göttlichen Ohren des großen Brama nun einen ungleich rührendern Eindruck zu machen.

Die Aelſter verſchuldete eine Unbeſonnenheit, die nicht wieder gut zu machen war und für ſie die traurigen Folgen hatte. Aus Uebermuth, da ſie ihre Rechte feſt gegründet glaubte, wähnte ſie den Geſang der Nachtigall entbehren zu können, von dem ſie ſich ſtets hatte begleiten laſſen, wenn ſie ihre in der heiligen Sprache verfaßten Geſänge betete, worauf allein ihre Verehrung und ihr Anſehn ſich ſtützten.

Die Nachtigall hatte ſich gänzlich ihrem Dienſt gewidmet: ſie verwendete ihre anmuthigen Läufe, ihre einſchmeichelnden Töne, ihr unſchuldiges Anſehn, die Feinheit ihrer Augen, ihren Zutritt bey den mächtigſten Thieren, ſo wie ihre Popularität unter den Sperlingen, ganz darauf, das Beßte der Aelſter zu befördern. Sonderlich hatte ihr ſüßer Schlag immer Wunder gethan, und durch dies glückliche Talent ſie alles gelten und gelingen zu machen gewußt. Selbſt der Adler hörte ſie mit Vergnügen, und die übrigen Häupter der Geſchlechter liebten ihren Umgang und ihren Geſang, trotz des Neides einiger andern Vögel, die der Nachtigall durch Verläumdung bey den Großen zu ſchaden ſuchten. Einige Zeit vertheidigte ſie die Aelſter ſtandhaft, denn ſie war ihr von zu großem Nutzen, und man ſah ſie nie ohne die Begleitung dieſes ihres verführeriſchen Gehülfen: predigte die Nachtigall, ſo überredete und entzückte ihr feiner Geſang, und die Geſetze der Aelſter wurden befolgt.

Allein endlich gelang es den Feinden der Nachtigall, verſchiedene von den angeſehenſten Thieren wider ſie aufzubringen, indem ſie einige glauben machten, daß ſie ſich ſchrecklicher Vergehungen gegen ſie ſchuldig gemacht habe, und ſie bey andern für einen, dem Ehrgeitz der Aelſter verkauften Emiſſor ausgaben. Dieſe letztre ſuchte ſich aus dem Handel zu ziehn, und opferte die Nachtigall dem Haß ihrer Nebenbuhler auf. Sie entſetzte ſie ihres Amtes, und trug ſogar zu ihrer allgemeinen Verbannung bey, die ihr Geſchlecht zerſtreute, und ſie faſt an die äußern Gränzen des Waldes verbannte. Die Aelſter that groß Unrecht daran. Ihre rauhe, einzelne Stimme, nahm nicht mehr die Herzen ein, und verführte auch nicht mehr. Sie war nun nichts weiter als eine abgeſchmackte Schwätzerinn, und bereitete ſich daſſelbe Schickſal, das ſie ihrem anmuthigen Dollmetſcher hatte widerfahren laſſen.

Der Adler, den größere Dinge beſchäftigten, hatte ſich nicht ſehr mit dieſen langweiligen Kleinigkeiten abgeben wollen. Er kam aber einsmals auf den Einfall, den Zuſtand ſeines weitläuftigen Reichs kennen zu lernen, und es zu durchreiſen. Er erſtaunte über die Unordnung, die er überall antraf. Die belaubteſten Bäume, die anmuthigſten Triſten gehörten den Aelſtern; einer unendlichen Menge Vögel gebrach's an den nothwendigſten Nahrungsmitteln, ſtatt daß beynah an den Füßen von allen Aelſter-Bäumen Speicher gegraben waren, wo ſie ungeheuren Vorrath aufgeſchüttet hatten. Die ſchwachen Vögel waren durch die heilige Sprache, die ſie ausſchlüßlich zu ſprechen vorgab, in Furcht geſetzt, und hatten ſich ein ſchweres Joch auflegen laſſen. Die Aelſter miſchten ſich in Alles, von den wichtigſten Angelegenheiten an, bis zu den kleinſten häuslichen Vorfällen, die man willig dieſen verſchmitzten Aelſtern anvertraute.

Dem Adler misfiel dies Alles, und er gab der Aelſter der alten Eiche zu verſtehn, daß er dieſe Misbräuche abgeſchaft wiſſen wollte.

„Ihr und eure Kinder, ſagte er, könnet den großen Brama in eurer heiligen Sprache ſo lange ehren als ihr wollt; ich halte ſie ſelbſt für die Sprache, welche der Gottheit die wohlgefälligſte bleibt, weil ſie die Sprache des Menſchen iſt: aber nehmt einen Theil von den unverſchämten Aelſtern zu euch zurück, welche meinen Unterthanen ihren Unterhalt freſſen, und ſie in ihren Wohnungen beunruhigen.“

„Was mich betrift, ſo ſetze ich mich wieder in den Beſitz aller der Bäume, die ihr durch Liſt an euch gebracht habt.“

„Eine kleine Anzahl von euren Aelſtern kann bey mir bleiben, um unter den Meinigen den Dienſt des Gottes zu verwalten, den ich ſelbſt verehre; allein hört auf, ſie durch überflüßiges Geplauder zu plagen. Ich will, daß meine Unterthanen einen Theil der Zeit, die ſie bisher mit Anhörung eures Geplappers verloren, der Sorge für ihre Neſter und der Zucht ihrer Kinder widmen, ſo wie es eines jeden Geſchlechts Inſtinkt mit ſich bringt.“

Er ſprach's, und die Aelſter fühlte den ſchrecklichen Streich, den man ihrem Intereſſe verſetzte. Ihre Unruhe war groß; ſie ſchickte eine Menge Bothſchafter an den Adler, da ſie aber ſah daß er kaum abſchläglich darauf zu antworten geruhte, ſo faßte ſie den Entſchluß, ſelbſt einen Beſuch bey ihm abzuſtatten, weil ſie hofte, ihn durch ihre Schmeicheleyen zu gewinnen, oder das Volk der Thiere zu rühren, das ſeit undenklichen Zeiten gewohnt war, ſie weit über Alles erhaben zu wähnen. Sie verließ in der That ihr Loch in der alten Eiche, und affektirte auf ihrer Reiſe den Ton der größten Beſcheidenheit und Betrübniß.

Der große Adler, der von ihren Abſichten unterrichtet war, nahm ſeine Maasregeln, damit die Aelſter den gehoften Eindruck nicht machen könnte.

Schon hatte mehr Neugier als Achtung aller Thiere Blicke auf ſie geheftet. Der Adler bewohnte einen ungeheuern Lorbeerbaum; er wollte, daß die Aelſter hier herbergen ſollte; dies verplüfte ſie um ſo mehr, da ſie gefürchtet hatte, einen ſtolzen Nebenbuhler zu finden, der ſie verachten würde, und ſich dagegen auf die ausgezeichneteſte und ehrenvollſte Art begegnet ſah; ſie wurde auf den ſchönſten

Aſt geſetzt, und ihr der delikateſte Reiß und Hirſe gereicht. Der Adler ging ſogar mit ihr ſpatzieren, und hörte aufmerkſam alle die Reden an, die ſie in der heiligen Sprache that. Die Aelſter kam darüber ganz aus der Faſſung, und verlohr den Kopf; ſie wollte in einer geheimen Unterredung des Gegenſtandes ihrer Reiſe erwähnen, allein der Adler ſtopfte ihr den Mund durch folgende Donnerworte.

„Aelſter, kehre in dein Loch zurück, und miſche dich nicht in Dinge, die mich angehn: es kommt dir nicht zu, darauf zu ſinnen, wie du mich misbrauchen willſt. Das würde eben ſo vergeblich, als für dich gefährlich ſeyn. Es hängt bloß von meiner Willkühr ab, mit meinem Schnabel deinen Baum ſamt allen ſeinen Wurzeln aus der Erde zu reißen. Aber behalte ihn. Der große Brama, der mir dieſen ungeheuren Strich des Waldes einſäumte, wird ſeinen Seegen zu ſeinem Gedeihn durch meine Vermittelung allein geben, ohne daß du dich darum zu kümmern brauchſt. Meine zahlloſen Unterthanen ſollen ihn jeder nach ſeiner Weiſe ehren; durch Singen, durch Schreyen, oder durch Nichtſingen und Nichtſchreyen, wie es der Wille des Ewigen fügen wird. Laß uns Freunde ſeyn; das iſt die beßte Parthie, die du ergreifen kannſt, denn es iſt die Parthie des Schwächern.“

Er ſprach's, und beurlaubte ſeinen erſchrocknen Gaſt mit allen Bezeugungen der prunkvollſten Verehrung.

Die Aelſter konnte das Gefühl ihrer Niederlage nicht verbergen, und verrieth es auf eine Weiſe, die für ihr Intereſſe nicht ſehr vortheilhaft war. Sie mußte von ihrem ſtolzen Trotz nachlaſſen, und ſich bloß darauf einſchränken, ihre alte Würde, als Brama's erſter Dollmetſcher, zu behaupten.

Als ſie wieder zu ihrer Eiche zurückkehrte, ſammelten ſich die Thiere fröhlich an ihrem Wege, und theilten ſich ruhig ihre Meinungen über dieſen Vorfall mit, ohne daß ihre Verſchiedenheit darin die mindeſte Unordnung verurſacht hätte.

Der Adler vereinigte durch ſein Beyſpiel das verſchiedene Intereſſe der Geſellſchaft glücklich, indem er es von der Herrſchaft der Meinungen trennte.

Die Aelſter, als ſie wieder in ihrem ſchönen Neſt, in der alten Eiche, angelangt war, ſetzte ſich auf den höchſten Gipfel, krächzte ſechsmal zur Rechten und ſechsmal zur Linken, und ſah, daß ihres Sträubens ohngeachtet, Alles wieder ſeinen ordentlichen Gang ging.

IX.

Miſcellanien.

1.

Schreiben des Cardinals von Richelieu an den Pater Suffren, einen Jeſuiten, als dieſer zum Beichtvater des Königs Ludwig XIII. ernannt worden war. *)

Da es dem Könige gefallen hat, in Eurer Perſon die Wahl ſeines Beichtvaters zu treffen, ſo wünſchte ich aus wohlwollender Neigung zu Eurem Orden, und

---

*) Dieſes Schreiben malt auf das Treffendſte den Karakter eines ſo feſten und auf ſein Anſehn ſo neidiſchen Miniſters, als der Cardinal war.

weil ich weiß, wie viel Gutes Ihr ſtiften könnet, wenn Ihr dem Könige in dieſer Würde ſo dienet, wie Ihr gewiß nicht ermangeln werdet, ihm zu dienen, ich wünſchte, ſage ich, daß Ihr ſie ſo viele Jahre bekleiden mögtet, als es Gott gefallen wird, Euch auf dieſer Welt zu laſſen.

Demnach und weil ich glaube, daß Ihr einige Rückſicht auf meine Winke nehmen werdet, wie Ihr Euch in dieſem neuen Amte zu betragen habt, ob ich gleich verſichert bin, daß Ihr nicht aus Ehrgeiz, Euch am Hofe zu erhalten, befolgen werdet, was dazu erſprießlich iſt; ſo lege ich Euch zuvörderſt zwey mächtige Bewegungsgründe dazu an's Herz, die Ehre Gottes und den Dienſt des Königs, dem Ihr's zu verdanken habt, da er Euch die Ehre erwies, Euch aus ſo vielen andern wackern Geiſtlichen aller Orden zu wählen: und hiernächſt will ich durch Gegenwärtiges Euch noch ein Wort über das ſagen, was ich ſowohl für Euer Betragen, als für die Ehre und Erhaltung Eurer Geſellſchaft, die ich immer geliebt habe, nöthig erachte.

Miſcht Euch alſo, ich bitte Euch, nie in Staatsangelegenheiten, weil, nicht zugedenken, daß ſie nicht in Euer Fach einſchlagen, Ihr die Folgen nicht kennet, und alſo unmöglich ein ſichres Urtheil davon fällen könnet.

Geht nie zum Könige, als wenn er Euch rufen läßt, damit Ihr Eure Perſon nicht gemein und alltäglich macht, und dasjenige, was Ihr einſt um des Guten willen begehren werdet, deſto mehr Nachdruck habe.

Redet nie von den Angelegenheiten eines Dritten oder Vierten, die bloß Weltliche intereſſiren. Denn nicht allein ſeyd Ihr nicht dazu beſtellt, ſondern Ihr würdet auch, da Ihr nicht für alle, die Euch darum anliegen werden, ſprechen könnet, von dem Ueberlauf beläſtigt und von den Pflichten Eures Standes abgewendet werden.

Habt nicht die Ehrſucht, über Bisthümer und Abteyen, noch über andre Gnadenbezeugungen disponiren zu wollen, weil das vom Könige unmittelbar abhängen muß; es wäre denn, daß Ihr Gründe hättet, die Euch in Eurem Gewiſſen verbänden; zu reden, um zu verhindern, daß die wichtigen Stellen der Kirche mit Unwürdigen beſetzt würden.

Laßt Eure Predigten länger nicht als höchſtens ¾ Stunden dauern, denn die minder Andächtigen pflegen nur eine kurze Aufmerkſamkeit darauf zu wenden, und ſo können vielleicht bey guten Seelen die guten Lehren hangen bleiben, die Ihr ihnen geben wollet.

Was Euren Orden betrift, ſo gebt Euch wenig mit den Angelegenheiten ab, die ihn angehn, und erfordert's die Nothwendigkeit, ſich für ihn zu verwenden, ſo laßt andre von Eurer Geſellſchaft das Wort führen, damit männiglich erfahre, daß Euer Orden das, was er vom Könige verlangt, nicht durch den Reſpekt gegen ſeinen Beichtvater zu ertrotzen, ſondern von rechtswegen zu erhalten ſuche.

Schaffet, daß Eure Väter ſich gegen die rechtmäßigen, von der Kirche eingeſetzten Obern gehorſam beweiſen.

Laßt ſie nicht die Eiferſucht andrer Geiſtlichen rege machen; denn weil dieſe weit älter ſind, ſo ertragen ſie es um ſo weniger geduldig, ſich von Euch als Untere behandelt zu ſehn. Ich wünſchte, daß Eure Patres nicht ſo hartnäckig darauf beſtünden, an Oertern, wo ſie Widerſtand finden, Collegien zu gründen, und daß ſie auch nicht überall hingingen, wo man ſie hinberuft. Sie könnten ſich daran begnügen, an den Oertern, wo ſie ſchon etablirt ſind, zu predigen, Beichte zu hören, zu katechiſiren, und die Jugend zu unterrichten, ohne Kenntniſſe von andern Städten, Privatperſonen, und Familiengeheimniſſen einziehn zu wollen.

Sucht's dahin zu bringen, daß von nun an Eure Väter nicht mehr ſo ſtarke Jagd darauf machen, ihre Collegien durch fremde Pfründen zu bereichern; denn außerdem, daß dieſes die Abſicht der Stifter verdrehen heißt, ſo zieht ihnen auch dieſe ſo große Sorgfalt, ihre Häuſer gar zu reichlich zu bedenken, den Neid andrer zu, und macht, daß man von ihnen ſagt, daß ſie weniger als andre Geiſtliche auf die göttliche Vorſehung bauten.

Eure Obern mögen ſich ja, ich bitte Euch, auf das ſorgfältigſte hüten, daß keiner von Eurer Geſellſchaft Bücher drucken laſſe, welche böſe und den gerechten Geſetzen des Staats widerſtreitende Grundſätze enthalten, oder ſonſt etwas behaupten, was übel gedeutet werden könne.

Werdet Ihr ſo handeln, wie ich hier geſagt habe, ſo wird auch der König fortfahren, mit Euch ſo zufrieden zu ſeyn, wie er ſchon durch Euren Ruf mit Euch iſt, und wird Euch und Euren Orden in dem Glauben erhalten, in welchem dieſer in der Welt zu ſtehn wünſchen muß. Dies wird Euch immer mehr und mehr Lobeserhebungen ſelbſt aus dem Munde derer zuziehn, die Euch übel wollen. Ich weiß zwar wohl, daß Ihr Euch nichts daraus macht; allein es iſt doch zum Beſten Eurer Geſellſchaft unentbehrlich.

2.

Emil und Placita.

Eine Erzählung vom Chariogny.

Kaum war Wallenſtein ermordet, als ſein Bruder ſich nach Venedig begab, um dort ſeinen Gram zu vertreiben. Der Graf von Romſeld heurathete daſelbſt die Baroneſſinn von Savano, die jeder für's achte Wunderwerk der Welt hielt, weil ſie verſchiedene Orientaliſche Sprachen redete. Kaum waren die Flitterwochen vorbey, die nach Ausſage aller Vernünftigen acht Wochen dauren, als Held Romfeld der Liebe die Ehre vorzog und in den Türkenkrieg eilte. Man kannte die Tapferkeit des Grafen aller Orten, deswegen wurde er nach Candien als General-Lieutenant geſchickt. Obgleich die Baroneſſinn ihren Gemahl gern noch einige Zeit bey ſich behalten hätte, ſo gab ſie doch endlich ſeinen Vorſtellungen nach. Doch kaum war er auf dem Schiffe, als ſie ihn durch ein zärtliches Billet zur Rückkehr zu bewegen ſuchte; kaum erhielt's Romfeld, als die Anker gelichtet wurden. Sie erhielt dagegen neue Verſicherungen ſeiner Treue, und auch davon, daß ihm Ehre und Gewiſſen die Rückkehr verböten.

Dieſer Brief konnte die Gräfinn nicht tröſten; tödtende Unruhen quälten ſie, als ſie ſich ihren Romfeld im Handgemenge mit dem Feinde dachte. Ganze Tage brachte ſie mit Wehklagen im Kabinette zu, und wenn's Etikett ſie nöthigte, Beſuche zu geben oder anzunehmen, verbreitete ſie allenthalben Jammer und Herzleid. Um Neuigkeiten von ihrem Gemahl zu erfahren, hielt ſie alle Zeitungen mit, und trat in alle Leſegeſellſchaften, wo politiſche Journale von Venetianiſchen Schirachs, Hauſen u. ſ. w. geſchrieben, gehalten wurden. Einmal fand ſie in ſolchem Journale die Nachricht von einem harten Treffen, wobey ihr Gemahl mit befindlich geweſen war, und wovon man erſt im folgenden Monat Nachricht haben ſollte. Um wie viel verſtärkte ſich nun ihre Trauer! Ganz war ſie der Pendant von Friederiken von Burgheim, als dieſe ihren Griffberg betrauerte. Und während daß jedermann ſie zu tröſten ſuchte, hatte ſie einen ſchweren Traum, der ſie vom Unglück ihres Gemahls völlig gewißer machte. Sie erzählte ihn der Signora

Doſis

Doſilla, ihrer Kammerfrau, dieſe ſuchte den Traum günſtig auszulegen, aber vergebens.

Es kam mir vor, ſagte ſie, daß mein lieber Romſeld im Arm der Ehre ſo ausgeſtreckt lag, als die geſchickte Hand des Künſtlers es zuweilen mit dem Meiſterſtück en bas-relief vorſtellt, und daß der Ruf, von der Tugend begleitet, ſagte: Nun ſind alle große Männer dahin!

Indeſſen trug ſich in Candien etwas zu, daß dieſem Traume ähnelte. Der Graf hatte eine Schlacht geliefert, wo er ſich als erfahrner General und als guter Soldat gezeigt hatte. Er hatte ſeinen Poſten beſtändig behauptet, bis das feindliche Heer, durch ſechs bis ſieben Bataillons verſtärkt, ihm an Menge weit überlegen war. Doch verkaufte er ihnen den Sieg theuer. Er verlohr ſich unter der Menge, wo er verwundet wurde und viel Blut vergoß. In der Verwirrung wurde er geplündert und blieb für tod auf dem Schlachtfelde liegen, das die Seinigen bald räumen mußten. Als man hernach die Todten unterſuchte und noch Leben bey dem Grafen fand, wurde er zum Kriegsgefangenen gemacht.

Um ſich nicht ein härteres Schickſal zu bereiten, gab er ſich einen fremden Nahmen. Er wurde alſo in Feſſeln gelegt, als Sclave betrachtet und nach Konſtantinopel gebracht, wo man ihn wohlfeil verkaufte. Sein Stillſchweigen, und daß man ihn nicht unter den Seinigen fand, machte, daß ſeine Familie ihn für todt hielt. Meine Leſer verzeihen mir, wann ich den Schmerz der Gräfinn nicht ſchildere; nur ſoviel melde ich, daß bloß (ihr Gemahl hatte ſie ſchwanger verlaſſen) ein junger Sohn, durch ſeine große Aehnlichkeit mit ſeinem Vater, ſie zu tröſten vermogte, dem man in der Taufe den Nahmen Emil beylegte.

Wer zu wiſſen verlangt, wem Emil anvertraut wurde, dem dienet hiemit zur Nachricht, daß zuerſt Donna

Dauriens

Baurleuf und hernach der berühmte Signore Sanluca ſeine Schritte leiteten.

Unter einer ſo guten Aufſicht gedieh der junge Romfeld vorzüglich. Auch lobten ihn ſeine Lehrmeiſter beſtändig wegen ſeines Fleißes und ſeiner übrigen Aufführung. Kurz, das damalige Ideal eines vollkommnen Edelmanns in Italien, war Emil von Romfeld. Unter alle dieſe Vollkommenheiten gehört aber in Venedig auch dis, ein Liebchen zu beſitzen. Es war deswegen auch eine Furcht und Hoffnung bey allen Italieniſchen Donnas. Jedes himmelwaſſer- und laſurblaue Auge ſchmachtete nach einem verliebten Blick vom Grafen Romfeld. Doch baar aller Liebe blieb er, bis einſt in einer Aſſamblee Donna Placita Ricciorano ſeine Augen auf ſich zog; dies war die Tochter eines ſehr angeſehenen Nobile Veneziano. Viele buhlten um ſie; unter andern machte auch damals Marcheſe Piſani die beſte Parthie. Aber kalt blieb die Donna bey allen dieſen Geſellſchaften. Emilen allein wallte ihr Herz entgegen, die erſte Zuſammenkunft kettete ſie aneinander.

Piſani's Vormund erfuhr kaum, daß Graf Romfeld oft Placiten ſehe, als er, aus Liebe zu ſeinem Neffen, den alten Ricciorano bat, dieſem den Beſuch bey ſeiner Tochter zu geſtatten. Der Nobile that's, aber Piſani als Neuling in der Liebe war ſo blöde, daß Placita, ſtatt ihn zu ſchätzen, ſeiner ſpottete, um ſo mehr, da ſie erfuhr, daß man ihn allenthalben, ſeiner Dummheit wegen, verachte.

Auf Anrathen des Vormund's mußte Piſani einige Zeit ſeine Beſuche einſtellen, bis Emil, von deſſen vorhabender Reiſe man ſtark ſprach, abgereiſt wäre.

Nachdem Emil von der Geliebten und ſeiner Mutter den zärtlichſten Abſchied genommen hatte, reißte er nach Konſtantinopel.

Der alte Sign. Ricciorano erfuhr vom Vormunde des Piſani ihr Betragen gegen dieſen ſtummen Liebhaber; dies kränkte ihn ſo ſehr daß er ihr auflegte, entweder dieſen Marcheſe zu nehmen, oder alles von ſeinem Zorne zu befürchten habe. Vergebens klagte Placita, ihr Vater hörte nicht darauf, ſondern rieth ihr, es recht zu überlegen. Sie begab ſich in ihr Cloſat, um da recht auszuweinen. Ein Brief mit freudigen Nachrichten von Emil, den ihr Sign. Doſilla brachte, tröſtete ſie; ſie las ihn Beliſen, ihrer Kammerfrau, vor, die ihr den Rath gab, Emilen eiligſt zu ſich einzuladen und unterdeſſen den Marcheſe mit Hoffnungen zu unterhalten.

Der Vormund lobte den alten Ricciorano wegen ſeines Verfahren bey ſeiner Tochter, und ſtellte ſeinen Vetter Placita'n vor. Dieſe befolgte Beliſens Rath, und Piſani, dadurch kühn gemacht, ward auch dreiſter. Er machte Verſe, Liebesbriefe, und — . Doch dies ließ ſich Placita nicht gefallen, ſie ſtieß ihren Liebhaber unwillig zurück und verbot ihm, ſie ferner zu beſuchen. Ihr Vater, hierüber ſehr aufgebracht, verlangte, daß in drey Tagen das Beylager mit Piſani'n gehalten werden ſollte.

In dieſer Lage ging Placita zur Gräfinn Romfeld, um Troſt zu holen. Auch fand ihr Geiſt welchen, aber leider ihre Liebe nicht; doch auch dieſe erhielt ihn, indem Beliſe und Doſilla ihr den Vorſchlag thaten, ſich vom Cicisbeo der Gräfinn Romſeld nach Konſtantinopel zu ihrem Geliebten bringen zu laſſen. Der Edelmann willigte aus Liebe gegen den Grafen Emil gleich ein, und verſprach, alles zur Flucht bereit zu halten.

Wenn Liebe nicht alle Hindernißfelſen wie Sandkörner überſchritte, ſo mögte dieſer Vorſchlag wohl ſchwer auszuführen geweſen ſeyn. Denn Placita durfte nicht immer ausgehn, und alle Viſiten aus dem Romſeldſchen Hauſe waren verdächtig, weil Ricciorano endlich die Neigung ſeiner Tochter für Emil gemerkt hatte, aber nur aus Eigenſinn

ſinn misbilligte. Man wählte zu dieſem Vorhaben ein Mädchen von Placita's Statur, die ein Paket mit bürgerlicher Kleidung mitbringen mußte. Sie kam in Placita's Kammer; hier kleideten ſich beide um; Placita ging um 9 Uhr Nachmittags in der bürgerlichen Kleidung fort, und die falſche Placita legte ſich auf einen Sopha mit dem Geſichte gegen die Wand, als wenn ſie ſchliefe. So fand ſie Piſani, und entfernte ſich, um ſie nicht zu ſtören. Denſelben Abend, eine Stunde vor dem Eſſen, zog dies Mädchen andre Kleider an, und wurde von Belliſen begleitet, die immer ausgehen durfte.

Wie ſehr erſchrack man, als Placita vermißt wurde; ſchon den Abend, da ſie nicht zu Tiſche kam, war alles traurig. Aber als ſie auch des Abends nicht wieder zu Hauſe war, wurde dem Vater ſehr bange; er ging in ihr Cloſat, und fand einen Brief des Inhalts: daß ſie aus Liebe zu Emilien geflüchtet ſey. Der Marcheſe Piſani erhielt in einem andern Briefe ſeinen völligen Abſchied.

Kaum hatte Sgre Ricciorano dieſe Briefe geleſen, als er bey der Gräfinn Romfeld nach Placiten fragen ließ, aber ſie konnte ſich füglich mit der Unwiſſenheit entſchuldigen; denn ihr war das Geheimniß nicht anvertraut. Nun reute es den Nobile ſehr, daß er ſeine Tochter zur Liebe hatte zwingen wollen; aber Reue nach der That kömmt, wie wir wiſſen, immer zu ſpät. Er machte die Sache bekannt, verſprach demjenigen Belohnungen, der ſeine Tochter zurückbrächte, ließ den Hafen beſetzen und alle Schiffe beſchlagen; aber alle ſeine Bemühungen ſchlugen, ihm ſowohl, als dem Vormunde und Piſani'n fehl, die auf den Landſtraßen die Flüchtige verfolgten. Sie trafen ſie wohl an, aber da ſie gute Bedeckung bey ſich hatte, ſo entwiſchte ſie ihren Händen.

Die Flüchtigen hatten ſich vorgenommen, in einem andern Hafen ein Schiff zu beſteigen. Bey dieſer Reiſe das hin, ſtießen ſie einmal unverhofft auf den Vormund und Piſani'n. letzterer aber wurde, da er ſeine Geliebte zurückholen wollte, ſo verwundet, daß der Vormund eiligſt mit ihm zurückreiten mußte. Hernach wurden ſie von vier Piſaniſchen Bedienten angerannt, die aber ruhig ihren Marſch fortſetzten, ohne etwas weiter zu unternehmen, weil ſie wegen ihres Herrn in Sorgen waren.

Placita reiſte indeß mit ihrem Begleiter nach Viglio zu, wo ſie ſich auf ein nach Candien ſegelfertiges Schiff ſetzten. Unterweges aber fiel eine ſo große Windſtille ein, daß ſie nur langſam weiter konnten.

Indeß begab ſich Sgr Ricciotano zur Gräfinn Romsfeld. um von ihr den Aufenthalt ihres Sohns zu erfahren, denn ich weiß, gnädige Frau, ſetzte er hinzu, daß ſich meine Tochter in ſeine Arme werfen will. — Jetzt, Signore, iſt er in Conſtantinopel, und wenn ihre Muthmaßung gegründet iſt, ſo können ſie ganz ruhig ſeyn, denn mein Emil wird gewiß nie anders, als ein Mann von Ehre handeln. — Sie ſetzte noch ſo viele Troſtgründe hinzu, daß der Nobile, davon überzeugt, mit ruhigerm Gemüthe nach Hauſe ging, als er gekommen war.

Indeß kam Emil in Venedig an, um ſeine Placita zu befreyn, reiſte aber gleich wieder nach Conſtantinopel ab, um ihrer daſelbſt zu erwarten. Hier ward er ſchwerlich krank, welches von den großen Reiſeſtrapazen herrührte. Und eben hatten ihm die Aerzte das Leben abgeſprochen, als ſeine Placita hereintrat, die ihn durch ihre Ankunft ſo erfreute, daß er in kurzer Zeit wieder hergeſtellt wurde, und mit ihr die Landluſt um Conſtantinopel wieder genießen konnte. Bey einer dieſer Wanderungen trafen ſie einen Sclaven an, deſſen äußeres edles Anſehn ſie ungemein rührte. Sie ließen ſich mit ihm in's Geſpräch, und Emil erfuhr zu ſeiner größten Freude, daß er ſeinen Vater angetroffen habe.

Tag und Nacht dachte er nun darauf, ihn zu retten. Er ging zum Baſſa, fragte nach der Ranzion, aber dieſe überſtieg ſein Vermögen. Sie betrug 500000 Livres. Es fiel ihm ein andrer Anſchlag ein; er beſtach den Aufſeher, dieſer ließ Romfelden, weit von den andern Sclaven entfernt, arbeiten, und brachte ihm eine kleine Feile, durch deren Hülfe ſich der Graf von ſeinen Feſſeln befreyte, und glücklich nebſt ſeinem Sohn und Placiten nach Venedig entkam. Hier ſah der Graf ſeine darauf vorbereitete Gemahlinn, nach einer 25jährigen Trennung glücklich wieder.

In Venedig mußte Placita ihren Namen in Octavia verändern, und ſich in ein Wirthshaus einmiethen.

Kaum hatte der Nobile Emil's Rückkunſt erfahren, als er ſich nach ſeiner Tochter erkundigte, weil er an ihrer Mitkunſt nicht zweifelte. Aber Emil verſtändigte ihn, daß ſie ſich noch in Conſtantinopel befände, wo ſie die Verzeihung ihres Vaters erwartete. Ricciorano ſchien's zu glauben, und überlieferte Emilien einen zärtlichen Brief. Emil verſprach, ihn richtig zu beſorgen, und der Nobile ging nach Hauſe, um Spionen auszuſchicken, die Emil's Beſuche bey Octavien auskundſchafteten, aber nur erfuhren, daß die Dame, bey der er ſie ablegte, eine Römerinn ſey und Donna Octavia heiße.

Was dieſe Spione nicht konnten, vermogte Piſani, der von ſeinem Vormunde verkleidet abgeſchickt wurde. Octavia und er erkanuten ſich ſogleich, aber jeder verſchieden. Er, mit aller Zärtlichkeit eines treuen Liebhabers, Sie ſehr kalt, ſo daß Piſani ſehr unbefriedigt ſich wegbegab.

Kaum hatte der Marcheſe ſeine Kleider gewechſelt, als er zu Ricciorano'n flog, der ſogleich die nöthigen Anſtalten machte, ſeine Tochter zu entführen. Emil führte Octavien, gleich da Piſani weg war, auf ein entlegnes Dorf.

Eine halbe Stunde hernach kamen Ricciorano's Abgeordnete, um Octavien zu entführen, ſie kamen aber zu ſpät. Bald darauf ſahe auch Ricciorano ein, daß Emil ſeine Tochter verdiene. Er ließ deswegen den Contrakt und ſeine Einwilligung dem Grafen einhändigen. Noch aber geſtand dieſer nicht Placitens Rückkehr. Piſani, dem ſeine Freunde zur Rache aufmunterten, war ihm furchtbar, doch endlich ſchwand auch dieſe Furcht, da Piſani ſich mit ihm ausſöhnte. Wenige Tage nachher gieng die Hochzeit vor ſich. Doch kaum hatten ſich die Gäſte zur Tafel geſetzt, als Emil rücklings zu Boden fiel: man glaubte, daß dies von Piſani durch Gift bewürkt wäre, und es war nur allzuwahr. Er fiel in eine Lethargie, ſo daß man ihn für todt hielt. Octaviens Lage denkt man ſich leicht. — Pracht und Luxus boten alle ihre Kräfte auf, Emil's Leichenbegängniß zu verherrlichen. Kaum hatte Piſani dies erfahren, als er ſeine vorigen Beſuche wiederholte. — Indeß kam Emil's Kammerdiener zu Hauſe, der zuerſt bey Octavien den Zweifel erregte, ob wohl nicht Emil einen Anfall von Lethargie hätte. Voller Freude über dieſen Gedanken, ließ Octavia ihres Mannes Grab öfnen. Der Körper war noch ohne Schein der Verweſung, und nach einigen Stunden kehrte er in's Leben zurück. Indeſſen hatte Piſani's Familie alles angewandt, Ricciorano'n vortheilhafte Geſinnungen gegen denſelben beizubringen. Beinahe hätte ſich Ricciorano nicht bewegen laſſen; aber er hätte es ſich ſelbſt nicht vergeben können, ein ſo zärtliches Paar zu trennen. Sobald Emil geſund war, eilte er zu ſeiner Gemahlinn, die nun wieder Geliebte geworden war, um bey ihr lebenslang glücklich zu ſeyn.

X.

Fragmente.

1.

Nizza.

(Aus D. Smollets Briefen.)

Sie können die Beſchaffenheit des hieſigen Himmelsſtriches am beſten aus dem Wetterverzeichniſſe, welches ich mit möglichſter Sorgfalt aufgezeichnet habe, annehmen. Sie werden bey genauer Durchſicht deſſelben bemerken, daß es faſt an keinem Orte in der Welt weniger Winde und Regen giebt; der Himmel iſt ſo heiter, daß man einige Monate lang, nichts als ein blaues Gewölke, ohne die geringſten Wolken über ſich ſtehet. Die Wolken, welche ſich von den Ausdünſtungen der See ſammlen, hängen niemals über dieſe Gegend, ſondern ziehen ſich vermuthlich nach den umliegenden Bergen, wo ſie ſich in Regen und Schnee verwandeln; und diejenigen Wolken, die ſich in den benachbarten Ländern erzeugen, werden von den hohen Alpen, die ſich auf einige Meilen weit um das Gebiet von Nizza erſtrecken, abgehalten.

Die trockne, reine und elaſtiſche Luft muß dem Geſundheits Zuſtande derer, die ſchwache Nerven und erſchlafte Fiebern haben, ſchwer Othem holen, und bey denen wegen ſchleimigten Blutes der Umlauf gehemmet wird, ſehr zuträglich ſeyn. Auf der andern Seite mag ſie aber auch den Scorbut befördern, da ſie durch die nahe See mit vielen Salztheilen angefüllt iſt. Seit meinem Hierſeyn, habe ich einen Anſatz von Scharbock an der rechten Hand bekommen, der nach dem Befinden meines Körpers bald zu, bald abnimmt. Als im verwichnen Sommer eines Tages ein heftiger Wind aus der See blies, wurde unſre Haut gleichſam mit dünnem Salze überzogen, ſo daß man es gar merklich ſchmeckte: mir und meiner ganzen Familie fing das Zahnfleiſch an zu ſchwellen, und verurſachte uns Schmerzen, die wir bisher noch nicht gehabt hatten, und ich insbeſondere bekam ein heftiges Ziehen in den Knieen. Ich hielte mich damals gleich in einem Landhauſe auf der See auf, und war folglich der Seeluft ſehr ausgeſetzt. Die Geſchwulſt unſers Zahnfleiſches ließ nach, ſo bald ſich der Wind legte, und es war ſonderbar, daß ſich der ſcorbutiſche Flecken an meiner Hand auf einen ganzen Monat verlohr. Es iſt bekannt, daß der Scharbock das Blut auflöſt und ſo flüſſig macht, daß es durch die Blutgefäße dringt. Vielleicht löſet er es auf der See nur zum Theil auf; weil die Gefäße an der Oberfläche der Haut, und die von der Lunge durch das Othemholen mit der Luft einige mineraliſche Theilchen einziehen. So viel iſt gewiß, daß bey dem Scorbut zur See, wenn er einen ſehr hohen Grad erreicht hat, das Blut zu den Schweißlöchern herausdringt. Dies hält man für ein Zeichen einer ſtarken Fäulniß, weil dieſe allemal den Scharbock begleitet. Hingegen iſt es bekannt, daß eine gewiſſe Menge Salz erfordert wird, um die thieriſchen Säfte vor der Fäulniß zu bewahren; wie alſo eine noch größere Menge eine Fäulniß zuwege bringen ſoll, daß überlaß' ich Klügern auszumachen.

Viele Leute haben in Nizza einen Anſatz vom Scharbock, ohne daß ihre Zähne dabey leiden. Sie bekommen einen Ausſchlag, faules Zahnfleiſch, Schmerzen in den Knochen, Müdigkeit, ſind niedergeſchlagen, und haben keine gute Verdauung. Allein die Hauptkrankheit, welche hier regiert, iſt der Maraſmus oder die Auszehrung, welche nach und nach zunimmt, ohne daß ſich die Kranken über die Lunge beſchweren, ſondern vielmehr eine ſtarke rothe Farbe bis an ihr Ende behalten. Ich würde dieſes, inſonderheit bey hagern Leuten, der ungemein trockenen und ſalzigen Luft zuſchreiben, zumal da ſie ſehr viel Säfte durch den Schweiß verlieren. Die Luft muß hier voll von Salztheilen ſeyn, theils weil die umliegenden Berge ſolche einſchließen und mit der andern Luft vermiſchen können: und theils weil es an Regen und Thau fehlt, wodurch das Salz niedergeſchlagen oder aufgelöſt würde. Eine ſolche Luft kann auf einen feuchten phlegmatiſchen Körper, wie der meinige, keine ſchlimme Wirkung haben: nichts deſtoweniger nahm ich bey meiner Ankunft ſehr ab, welches ich aber der Schwindſucht, die ſich in England angefangen, zuſchrieb.

Eine weit augenſcheinlichere Wirkung hat die Luft von Nizza bey Herrn S⸗⸗⸗z hervorgebracht. Er hatte eine ſo heftige Nervenkrankheit und ſo heftige Bruſtſchmerzen, daß ihm das Leben nur zur Laſt war. Dieſer Zufälle halben, hielt er ſich eine zeitlang zu Neapel auf, und ward durch die daſige Luft meiſt wieder hergeſtellt. Allein nach einiger Friſt kam ſein Uebel nebſt einer großen Mattigkeit, Niedergeſchlagenheit, und gänzlichen Verluſt des Appetits wieder. Darauf gab man ihm den Rath, die Luft zu Nizza zu verſuchen, welche ihm beſſer, als er hoffen konnte, angeſchlagen iſt. Ob das Wetter gleich für dieſe Gegend außerordentlich ſchlecht geweſen, hat er ſich doch vollkommen wohl befunden. Seit ſeiner Ankunft, hat ſich der Bruſtſchmerz verlohren, er ſpeiſet und ſchläft gut, iſt munter und ſo ſtark, daß er den ganzen Tag ſeine Beine braucht. Er kann vor Tiſche bis an den Var und wieder zurück gehen, und iſt bis auf die Spitzen aller benachbarten Berge geklettert. Ich habe nie ſo geſchwinde und glückliche Wirkungen und Veränderung der Luft geſehen.

Was mich ſelbſt betrift, ſo muß ich bekennen, daß ich ſeit meinem Hierſeyn weit freyer Luft ſchöpfe, und daß meine Lebensgeiſter weit muntrer ſind, als einige Jahre zuvor. Der Vater meines Hauswirthes, ein Tanzmeiſter, hatte eine ſo elende Lunge, daß er es weder in Frankreich noch Spanien und Italien mehr aushalten konnte; er fand aber die Luft von Nizza für ſeinen Zuſtand ſo zuträglich, daß er auf's Neue ſeine Handthierung noch 10 Jahre fortſetzen konnte, und abgewichenen Frühling gegen 70 Jahr alt verſtarb. Die hieſige Himmelsgegend hat mir noch einen Vortheil geſchaft, und mich von einem ſchleichenden Fieber, das mich beſtändig plagte, und das Leben ſehr beſchwerlich machte, befreit. Ich erkälte mich auch nicht ſo leicht als in England und Frankreich, und geſchiehet es ja, ſo hat es keine ſo lange und ſchlimme Folgen wie ſonſt. Die Luft iſt in Nizza ſo trocken, daß man im Sommer und Winter, ausgenommen bey regnigtem Wetter, den Abend, ja ſogar die ganze Nacht unter freyem Himmel zubringen kann, ohne Thau oder die geringſte Feuchtigkeit zu bemerken. Nebel ſieht man in dieſer Gegend gar nicht. Im Sommer wird die Luft täglich durch einen Seewind aus Morgen, wie in Weſtindien, abgekühlt. Er erhebt ſich vormittags, und nimmt mit der Hitze zu. Um 6 oder 7 Uhr legt er ſich, und nach Sonnenuntergang entſteht ein Landwind von den Gebürgen.

Der Morgenwind aus der See iſt hier aber nicht ſo beſtändig als in Weſtindien unter den Wendezirkeln, weil die Sonne, welche ihn verurſacht, dort weit ſtärker iſt. Hingegen iſt dieſe Gegend der Abwechſelung der Winde mehr unterworfen; ſie iſt mit Bergen, Vorgebürgen und engen Oertern umgeben, die auf den Zug der Winde einen großen Einfluß haben. Um die Zeit des kürzeſten Tages erwartet man hier gemeiniglich Wind und Regen, der mit einigen Abwechſelungen bis im Februar anhält: aber wenn dies auch gleich ihre ſchlimmſte Witterung heißt, ſo bricht die Sonne doch täglich hervor, und man kann ſich eine Bewegung zu Fuß oder zu Pferde machen, weil ſich die Näſſe gleich in den von Natur trocknen Boden zieht. Im April iſt man auch kurze, aber bald aufhörende Regen und Windſtöße gewohnt. Wenn es in der Mitte des Auguſts einmal acht Tage regnet, ſo hält man es für ein großes Glück. Er erfriſcht nicht nur den verbrannten Boden, ſondern giebt auch den Trauben und andern Früchten gedeihliches Wachsthum; er kühlt zugleich die Luft ab und dämpft die Hitze, welche alsdenn ſehr beſchwerlich wird. Die rechte Regenzeit fällt, wenn Tag und Nacht im Herbſt einander gleich ſind, oder etwas ſpäter. Sie hält 12 bis 14 Tage an, und iſt den hieſigen Einwohnern etwas ſehr erwünſchtes. Zuweilen bleibt ſie bis zu Ende des Novembers, oder gar Anfang des Decembers aus; und in dieſem Falle iſt der Winter gemeiniglich trocken. Die Platzregen kommen mit einem Südweſtwinde, welches der creber procellis Africus der alten Römer iſt. Man nennt ihn hier Lebeche, von dem alten Namen Libycus. Er ſtürmt meiſtens ein oder zwey Tage, und wälzt das mittelländiſche Meer in ſo großen Wellen vor ſich her, daß ſie oft bis in die Stadt ſchlagen. Er bringt zugleich die Wolken, welche ſich aus der See zuſammenzogen, mit, und wenn dieſe in Regen herabgefallen ſind, ſo folgt wieder gutes Wetter. Daher haben die hieſigen Einwohner die Regel: Le Lebeche raccommode le tems, oder der Lebeche macht gutes Wetter.

Dieſesmal waren die Winde in der regnigten Jahrszeit ſehr abwechſelnd. Vom 16ten November bis zum 4ten Januar haben wir 22 Tage lang ſtarke Regen gehabt, welches in Nizza etwas außerordentliches iſt. Aber es ſcheint, als wenn überhaupt in ganz Europa die Witterung abwechſelnder als ſonſt wäre. Im Julius ſtieg der Mercur in einem Fahrenheitiſchen Wetterglaſe zu Rom bis auf 84 Grade. Höher wußte man ſich nicht zu erinnern, daß er jemals daſelbſt geſtanden hätte, und gleichwohl wurden die Sabiniſchen Gebürge den Tag darauf mit Schnee bedeckt. Am 11ten Auguſt und 13ten September ſtieg er eben ſo hoch, und es fiel Schnee nachher. Die Folgen von dieſen plötzlichen Veränderungen des Wetters waren, daß man zwar nicht ſo viel faule Fieber bemerkte; allein die plötzliche Hemmung der Ausdünſtung durch die eingefallene Kälte verurſachte Schnupfen, Entzündungen im Halſe und den Rheumatiſmus. Ich weiß einige Beiſpiele von kränklichen Engländern, die den Winter in Aix zubrachten, weil ſie glaubten, daß zwiſchen der daſigen und hieſigen Luft kein erheblicher Unterſchied wäre. Dies iſt aber ein großer Irrthum, der die ſchädlichſten Folgen nach ſich ziehen kann. Aix leidet ſehr viel von Nord- und Weſtwinden, die dort ſo rauh als in den Gebürgen von Schottland blaſen; da Nizza hingegen durch die Alpen, welche dies kleine Land, wie ein Amphitheater, von der Landſeite umgeben, gänzlich davon befreit bleibt. Einen andern Beweis von der Gelindigkeit dieſer Gegend geben die Pomeranzen, Zitronen, Roſen, Narciſſen und Jonquillen, welche hier mitten im Winter reifen und blühen.

Bisher habe ich das Angenehme dieſer Himmelsgegend beſchrieben; nun will ich auch die Unbequemlichkeiten anzeigen. Im Winter, und zumal im Frühling, ſcheint die Sonne ſo heiß, daß man ſich im Freyen keine Art von Bewegung machen kann, ohne in einen ſtarken Schweiß zu gerathen: da nun zu gleicher Zeit eine empfindliche und durchdringende Luft geht, ſo kann dies auf die ofnen Schweißlöcher oft ſchlimme Folgen haben. Die Hitze verdünnt das Blut und die Säfte; die Kälte hingegen zieht die Faſern zuſammen und hemmt die Ausdünſtung: daraus müſſen nothwendig Entzündungen entſtehen. Daher ſind die Einwohner alsdenn den Erkältungen, Schlagflüſſen, Entzündungen der Lunge und hitzigen Fiebern unterworfen. Ein alter Graf gab mir den Rath, mich im März zu Hauſe zu halten, weil alsdenn die Feuchtigkeiten anfingen, ſich im Körper zu regen. Verſchiedene Leute, die einen ſtarken Körper haben und ſich bey der heftigen Hitze zu ſtarke Bewegungen machen und Ausſchweifungen begehen, bekommen faule Fieber, Geſchwüre und Geſchwulſt, welche Zufälle gemeiniglich tödlich werden. Ueberhaupt aber ſind die Einwohner geſund, wenn ſie ſich auch nicht viel Bewegung machen: und dieſes iſt ein ſtarker Beweis für die hieſige gute Himmelsgegend.

Was die Arzneykunſt betrifft, ſo kann ich nicht ſagen, wie die hieſigen Aerzte die Krankheiten heilen. Es befinden ſich in allem Eilfe hier, von denen 4 oder 5 zur Nothdurft davon leben. Man giebt ihnen für einen Beſuch 10 Sols, und bezahlt ihnen dieſe kaum. Daraus können Sie ſchließen, ob ſie dadurch in Stand geſetzt werden, anſtändig zu leben, und ob ein Mann von Erziehung und Wiſſenſchaften auf dieſe Bedingung nach Nizza gehen wird. Ich bin mit einem Italiäniſchen Arzte bekannt, der ein rechtſchafner Mann iſt, und ſich für eine gewiſſe Beſoldung, welche die Vornehmſten jährlich zuſammenſchießen, zu Villa Franca niedergelaſſen hat. Außer dieſem bekömmt er noch etwas von dem Könige, um die Kranken von der Beſatzung und auf den Galeeren zu beſuchen; und dieſe ganze Einnahme beläuft ſich etwa auf 30 Pfund Sterlinge.

Unter die großen Unbequemlichkeiten dieſes Landes muß das Ungeziefer vorzüglich gezählt werden. In den Gebürgen giebt es Vipern und Schlangen. Unſer Garten iſt voll von Eidexen. Zuweilen trifft man auch Scorpionen an, ich habe aber nur erſt einen einzigen geſehen. Im Sommer werden wir von ganzen Schwärmen Fliegen, Flöhen und Wanzen heimgeſucht, aber die Mücken ſind die unerträglichſten von allen. Den ganzen Tag kann man die Fliegen nicht vom Munde, von den Augen und Ohren abhalten. Sie fallen in die Milch, den Thee, die Chocolade, Suppe, den Wein und das Waſſer; ſie beſchmutzen den Zucker und alle Speiſen, freſſen das Obſt, bedecken und machen die Meublen, Fußboden, Wände, ja den ganzen Leib unrein. Sobald Licht angezündet wird, fangen die Mücken an, einem bey Myriaden um die Ohren zu ſumſen und mit ihren Stacheln zu quälen, ſo daß man keine Ruhe hat, bis man zu Bette geht und durch das Fliegennetz geſichert wird. Dieſe Bedeckung iſt aber bey warmer Witterung, und für diejenigen, die, wie ich, den Huſten haben und ausſpucken müſſen, ſehr beſchwerlich. Ueberdies hilft es auch nicht ſogar viel; denn es kriechen doch ein halb Dutzend von dieſen verwünſchten Inſekten alle Nacht zugleich mit hinein, welche hinlänglich ſind, einen bis gegen Morgen zu quälen. Dieſe Beſchwerlichkeit dauert das ganze Jahr, aber im Sommer iſt ſie nicht auszuſtehen. Zu gleicher Jahrszeit ſind die Motten ſo arg, daß man alle Mühe von der Welt anwenden muß, damit ſie nicht die wollenen Kleider verderben.

Vom May bis zu Anfang des Octobers kann man von 6 Uhr des Morgens bis 8 Uhr Abends nicht ausgehen und ſich zur Geſundheit einige Bewegung machen. Man findet weder in noch vor der Stadt einen ſchattigten Spaziergang, und man kann keine Kutſche oder Chaiſe miethen, wenn man nicht Poſt fahren will. Es iſt auch kein Weg anzutreffen, der zu irgend einem Fuhrwerk tauglich wäre, außer der Landſtraße nach dem Var, und da verbrennt man von den Sonnenſtrahlen, die von dem heißen Sande und den Steinen zurückprallen; oder man erſtickt beynahe vor Staub. Reitet man Abends im Kühlen aus, ſo muß man ſich gefallen laſſen, in der Finſterniß wieder zu kommen.

Zu den Fehlern von Nizza gehört das Waſſer, welches man in der Stadt braucht; es wird aus Brunnen geholt, und iſt meiſtens ſo hart, daß es mit Seife zuſammenläuft. Es giebt zwar eine Menge von Quellen und Bächen in der Nachbarſchaft, die das ſchönſte Waſſer geben, und die man ohne große Koſten in die Stadt leiten und durch alle Straſſen vertheilen könnte; allein die Einwohner haben entweder nicht ſo viel Fürſorge für das gemeine Beſte, oder können auch die Koſten nicht erſchwingen. Ich habe einen Ziehbrunnen in meinem Vorhauſe, und einen andern im Garten, die gutes Waſſer für die Küche geben; aber unſer Trinkwaſſer wird aus einem in der Nähe liegenden Dominicaner-Kloſter geholt. Wir laſſen im Fluſſe Paglion, und wenn dieſer ausgetrocknet iſt, in dem Bache Limpial, der in den Hafen fällt, unſer leinen Geräthe waſchen.

Da ich einmal von dem Waſſer in dieſer Gegend rede, ſo muß ich der Bäder bey Roccabillare, einer kleinen Stadt, die etwa 25 Meilen von hier in den Gebürgen liegt, erwähnen. Es ſind 3 Quellen daſelbſt, deren eine wärmer als die andre iſt; die heißeſte mag, ſo viel ich aus den eingezogenen Nachrichten urtheilen kann, ohngefähr ſo heiß als das Königs-Bad zu Bath in Sommerſetſhire ſeyn.

Ich habe eine Lateiniſche geſchriebene Nachricht von den Bädern zu Roccabillare geleſen, welche ein Leibarzt des Herzogs von Savoyen etwa vor 60 Jahren aufgeſetzt hat. Er redet viel von Schwefel und Salpeter, das in dem Waſſer enthalten ſeyn ſoll; ich vermuthe aber, daß ihre Wirkung mehr den flüchtigen Vitrioltheilchen zuzuſchreiben iſt, die ſich auch in dem obgedachten Waſſer von Bath befinden. Dieſe verdünnen und machen offen; folglich ſind ſie mit Nutzen bey einem langſamen Umlauf des Blutes, verdickten Säften, erſchlafften Faſern und verſtopften Gedärmen zu gebrauchen. Der Weg von hier nach Roccabilliare iſt hin und wieder ſehr gefährlich, weil er bey ſteilen Abgründen vorbeygeht, und nicht anders als auf Mauleſeln gemacht werden kann. In der Stadt ſelbſt findet man ſchlechtes Quartier und Bedienung, und wenige oder gar keine Geſellſchaft. Das Brunnenwaſſer liegt 1½ Meilen von der Stadt, und man trifft an der Queſſe weder Bäder, noch ein Haus, noch irgend eine andre Bequemlichkeit für diejenigen, welche den Brunnen trinken wollen, an: und gleichwohl verliert das Waſſer ſeine beſte Kraft, wenn es nicht gleich an der Quelle getrunken wird.

Wenn dieſe Unbequemlichkeiten einigermaßen gehoben würden, ſo wollte ich den kränklichen Perſonen, welche nach Nizza der geſunden Himmelsgegend kommen, rathen, die heißeſte Sommerszeit zu Roccabilliare zuzubringen, welches zwiſchen den Bergen liegt, und den ganzen Sommer hindurch eine kühle und gemäßigte Luft genießt. Dadurch würden diejenigen, welche einen Anſatz vom Scharbock haben, ſich eine Zeitlang der mit ſalzigen Theilen angefüllten Luft von Nizza entziehen, und ſie könnten alsdenn geſtärkt und mit neuer Lebhaftigkeit zurückkehren, und den Winter in dieſer Stadt, wo man keine rauhe Witterung zu befürchten hat, zubringen. Als ich mich den abgewichnen Junius auf meinem Landhauſe ſo übel befand, hatte ich bereits den Entſchluß gefaſt, nach Roccabiliare zu gehen, und an der Quelle zu meiner eignen Bequemlichkeit eine Hütte aufzubauen. Ein Mann von Nizza übernahm es, mir in dem Hauſe des daſigen Pfarrers, der ſein Verwandter war, ein wenigſtens erträgliches Quartier zu verſchaffen, und verſicherte mir, es fehlte daſelbſt nicht an friſchen Butter, gutem Federvieh, Kalbfleiſch und herrlichen Forellen; und daß die Lebensmittel überhaupt daſelbſt nur halb ſo viel, als zu Nizza, koſteten. Wie ich mich aber beſſer befand; als ich mich von dieſem Landhauſe wieder in mein eignes Haus in der Stadt begab: ſo wollte ich mir keine neue Unruhe und mehrere Koſten durch dieſe Reiſe machen.

Ich glaube, daß ich Ihnen jetzt alle merkwürdigen Dinge von Nizza mitgetheilt habe, und vielleicht viel mehrere, als Sie zu wiſſen verlangt haben. Ich will aber in dieſem Fall lieber, daß Sie meine Nachrichten für weitläuftig und langweilig halten, als wenn ich Ihr Verlangen nicht hinlänglich erfüllt und in der Ihnen ſchuldigen Achtung gefehlt hätte, mit welcher ich allezeit bin

der Ihrige.

2.

Fortſetzung der Bemerkungen über mancherley wichtige Gegenſtände der Staatswiſſenſchaft.

(S. 1tes St. von 1786.)

§. 19 Von der Freyheit.

Die Freyheit iſt einer der erſten und natürlichſten Wünſche, und der Trieb frey zu ſeyn, der Grundtrieb der Menſchen. Daher müſſen wir die öftere Unruhe und Unzufriedenheit der Bewohner eines jeden Staats erklären; und weil der Menſch in gar keinem Staate frey iſt, ſo ſucht er ſich dadurch zu entſchädigen, daß er das Glück der Unabhängigkeit immer im höchſten Grade preiſet, und ſich dies als das höchſte Glück wünſcht. Daher ſtrebt er darnach, es, wenigſtens in ſo weit es ihm möglich iſt, zu erreichen, und überredet ſich auch wohl ſelbſt, frey zu ſeyn, weit mehr als er es in der That iſt. Daher finden wir, daß die Griechen und die Römer die Freyheit als eine Göttinn ſo außerordentlich verehrten, ja ihren Namen und ihre Eigenſchaften auf die Münzen prägten. Wie gerne überredeten ſich nicht immer die Römer, daß ſie eine freye Nation wären, da ſie es doch in der That nicht zu irgend einer Zeit ihrer Geſchichte waren; und die Kaiſer, welche der Freyheit am wenigſten günſtig waren, bemühten ſich am ſorgfältigſten, das Volk von ſeiner Freyheit zu überreden, und dieſem Schattenbilde die größte Ehrerbietung zu beweiſen. Ein Beyſpiel ſey die Münze Conſtantin's mit der Umſchrift: Libertas publica, und auf dem Revers der Sieg in den Wolken, die Stirn mit Lorbeer umkränzt, und mit ausgeſtreckten Armen, ſo wie deſſen Flügel ein dreyrudrigtes Schiff bedecken.

§. 20 Von der Sorge für die Geſundheit.

Die Regierung muß eine ſorgfältige Kenntniß von dem haben, was jedem Clima insbeſondere am zuträglichſten iſt, weil die Würkungen der Verſchiedenheit deſſelben ſo groß ſind. — Sie muß den Würkungen der zu warmen Luft in den warmen, und der zu kalten in den kalten Ländern zuvor zu kommen ſuchen; dafür ſorgen, daß die jedem Clima beſonders zuträglichen Lebensmittel nicht zu theuer ſind; der zu weit getriebnen Wolluſt, vorzüglich in den warmen und heißen Ländern, Schranken ſetzen; endlich auf die Krankheiten vorzüglich aufmerkſam ſeyn, die in einem Lande, des Clima's wegen, am gewöhnlichſten und am gefährlichſten ſind.

§. 21. Verſorgung der Armen.

Die Pflicht für die armen und nothleidenden Mitglieder eines Staats zu ſorgen, iſt eine ſo allgemeine Pflicht der

Menſchheit, daß ſie doppelt die Aufmerkſamkeit des Regenten verdiente. Bey der Unvollkommenheit der Geſetzgebungen in dieſem Punkte, ſollte man billig alles Gute ſich zu Nutze machen, und es anzuwenden verſuchen, was wir in fremden Geſetzen, ſelbſt von unſern erſten Vorfahren, beſonders in den mittlern Zeiten verordnet finden.

Zuvörderſt ſollten die Armen-Gelder auf eine gewiſſe beſtimmte Taxe geſetzt werden. allein dieſe Steuer muß auch nicht zu groß ſeyn, weil ſie ſonſt für das Land drückend wird, ſo wie in Nord-England, wo von jedem Pf. Sterl. 2 Sch. 8 Pf. gegeben wird. Ferner muß ſie in Verhältniß der Lebensmittel ſteigen und fallen, welches ein ganz natürlicher, auf die Sache ſelbſt gegründeter, Schluß iſt. Ein großer Fehler iſt es daher, wenn ſie ohne Verhältniß der Lebensmittel geſteigert wird, und eine für den gemeinen Mann ſo wichtige Sache, ſollte nicht von dem Eigenſinn der Obrigkeit und den Klagen Einzelner abhängen.

Mit der alsdenn erhaltenen Summe ſollte man die Armen nach verſchiedenen Claſſen verſorgen. 1) Diejenigen, die durch Unglücksfälle und Gebrechlichkeit arm ſind, und alſo Schonung verdienen, durch öffentliche Fürſorge zu Hauſe verſorgen. 2) Diejenigen, welche blos aus Mangel an Gelegenheit, Brod zu verdienen, arm ſind, auf einem Armen-Hofe in einem öffentlichen Zimmer, welches im Winter erleuchtet und gewärmt, und von Morgens früh bis Abends ſpät offen wäre, ſpinnen laſſen, und ihnen dieſe Arbeit doppelt ſo hoch, als ſie es werth wäre, bezahlen. Auf dieſe Weiſe werden die Armen verſorgt, nutzen dem Staate, bleiben geſund und laufen nicht herum. Aller Betrug wird verhütet; und können ſie ja auf einen Tag beſſere Arbeit finden, ſo ſteht es ihnen frey, dieſelbe zu verfolgen. 3) Diejenigen, welche muthwillig betteln und nicht arbeiten wollen, mit Gewalt in einem Spin einſperren. Möſer's patriotiſche Phantaſie, Th. 1. N. 11. S. 47-79. wo er zugleich zeigt, daß in der Stadt Osnabrück 11000 Thlr. Armen-Geld jährlich gegeben werde, wovon auf dieſe Weiſe 40 Haus Armen der erſten Claſſe, jeder mit 50 Thaler jährlich verſorgt werden, und 150 von der zweyten Claſſe 100 Thlr. verdienen könnten.

Die nähere Einrichtung dieſer Anſtalten könnte man am beſten jedem Kirchſpiele oder großen Diſtrict überlaſſen — indeſſen haben **gut eingerichtete Armenhäuſer den größten Nutzen.** Denn 1) die Ausgaben werden dadurch ſehr vermindert, es wird vieles dabey erſpart, weil alles en gros eingekauft wird, und das Haus keinen wöchentlichen Unterhalt auswärts bezahlt. 2) Die Armenſteuer wird alſo dadurch auch vermindert — und 3) die Induſtrie ermuntert. Wären ſie nun ganz allgemein, ſo würde auch der Einwurf wegfallen, daß, weil es den Armen in einem ſolchen Hauſe nie gefiele, ſich viele nach einem andern Kirchſpiele hin vermiethen würden, wo dergleichen Häuſer nicht wären, die doch noch hätten arbeiten können, und dadurch die Summe der arbeitenden Menſchen verminderten.

§. 22. Geſetze wider Bettler.

Strenge Geſetze gegen Bettler müßten immer mit weiſen Anſtalten für fleißige Arme gleichen Schritt gehen — aber doch nicht ſo hart, wie die alten Isländiſchen Geſetze, welche ſogar erlaubten, ſie zu tödten oder zu entmannen, damit ſie ſich nicht vermehren könnten.

§. 23. Hoſpitäler.

So ſehr jede Anſtalt Lob und Aufmunterung verdient, die auf die Erleichterung der Armen abzielt, inſonderheit wenn ſie krank ſind oder andre körperliche Gebrechen haben:

ſo ſehr wäre es zu wünſchen, daß man in ſolchen Gebäuden ſorgfältiger auf die Erreichung des an ſich löblichen Endzwecks bedacht wäre. — In den mehrſten macht man ſich oft der größten Nachläſſigkeit ſchuldig in Anſehung der Erhaltung der friſchen Luft, welche doch eins der erſten und weſentlichſten Erforderniſſe iſt. — Das Hotel Dieu zu Paris hat den verdienten Vorwurf wider ſich, daß eine ungeheure Menge Kranke hier in einem engen Raume, ſogar bis auf 250, in einem einzigen Saale zuſammengeſperrt ſind, ohne friſche Luft und ohne die gehörige Aufſicht. — Eben dies gilt in größerer Maaße von dem Bicetre. — Weit mehr Lob verdienen in dieſer Rückſicht die Hoſpitäler der Engländer. Die Aerzte ſind gute, ſcharfſinnige und geſchickte Beobachter, ſie haben nicht mehr zu thun, als ſie überſehen können, und wenden auf ihre Kranken alle ihre Sorgfalt. Man ſorgt auch in den übrigen Puncten dafür, den Kranken ihren Zuſtand auf alle Weiſe zu erleichtern, beſonders durch Reinlichkeit und Erhaltung der friſchen Luft. So ſind z. B. im Georges-Hoſpital nicht mehr als 20 Betten in einem Saale. Im St. Bartholomäus-Hoſpitale wurden im Jahre 1774. geheilt 4361 Kranke, und nur 332 ſtarben. Sogar in Bullam oder in dem Tollhauſe ſucht man, ſo viel als möglich, dies zu bewerkſtelligen. Das reinlichſte und prächtigſte von allen aber iſt das Krankenhaus zu Oxford, welches, auch ſeiner innern Einrichtung nach, als Muſter aufgeſtellt werden kann.

§. 24. Waiſenhäuſer.

Bey Waiſenhäuſern hat man eine gleiche Sorgfalt zu beobachten, weil ſonſt aus den Kindern nur zu oft ſchwache, ungeſunde Menſchen werden, und alſo dieſe Anſtalten ihres weſentlichſten Endzwecks, zum Beſten des Staats, verfehlen. Auch muß man ſich hier der größten Sparſamkeit befleißigen, weil die Unterhaltung ſolcher Häuſer immer ſehr viel koſtet. Schwerlich wird man ein Beyſpiel einer genauern Sorgfalt finden, als das zu Amſterdam, und dennoch koſtet es ſehr viel. Blos die Reformirte Pflege verwendet daſelbſt auf Arme jährlich 500,000 Gulden, oder 371,714 Thlr.

§. 25. Abſchaffung der Feyertage.

Sobald man angefangen hat, von dem Wohlſtande der Länder ſich geſundere Begriffe zu machen, hat man auch die Feyertage vermindert, weil man einſah, wie viel Zeit zur Arbeit dadurch gewonnen, und folglich das wahre Vermögen des Staats vermehrt würde. — Indeſſen finden wir auch ſchon in den ältern Zeiten Klage über die Menge derſelben. So ſchaffte das Concilium zu Coſtnitz verſchiedene, beſonders im Sommer, ab, andre der Päbſtliche Nuntius auf dem Nürnberger Reichstage 1522, den Klagen der Deutſchen Nation zufolge, welches Kayſer Carl V. in dem Interim 1548 noch weiter ausdehnte.

§. 26. Wege-Beſſerungen.

Von der Verbeſſerung und Erhaltung der Wege hängt ſo viel zur Bequemlichkeit und zur Beförderung des Handels und der Gewerbe ab, daß auch hier die größte Sorgfalt Pflicht der Regierung wird. Eben die Stärke des Gewerbes auf einer Heerſtraße muß entſcheiden, ob man ſie neu machen, oder lieber nur ausbeſſern ſoll. Wenn nämlich nicht vermittelſt derſelben ein beſonders ſtarkes Gewerbe getrieben wird, ſo iſt es beſſer, ſie nur ausbeſſern zu laſſen, um ſo mehr, weil dazu die Weg-Gelder zureichend ſind: im entgegengeſetzten Falle thut man beſſer, ſie neu zu machen. Immer aber iſt es Regel, keine Feldwege ohne Noth für Heerſtraßen zu erklären, um nicht ohne Noth die Verbeſſerungen zu ſehr zu vervielfältigen.

§. 27. Sorge für Aufklärung.

Die Sorgfalt für die Aufklärung eines Volks ſollte auch bis auf die niedrigſten Klaſſen deſſelben ſich erſtrecken. Wie heilſam wäre es nicht, wenn man die Unterthanen überhaupt, inſonderheit das Landvolk, in einem deutlichen und faßlichen Buche von den gemeinen Rechten, **Gewohnheiten und Landesordnungen** unterrichtete, welche auf deren Handlungen einen öftern Einfluß haben, und ihnen durch Vorſchreibungen der nöthigen Klugheitsregeln und Hülfsmittel manchen Streit und Proceß erſparen würden.

§. Einfluß der Religion.

Die Vernunft des Menſchen im natürlichen Zuſtande iſt durch ſeine Leidenſchaften ſo eingeſchränkt, daß er in Geſellſchaft nothwendig zurückgehalten und gelenkt werden muß. Weil aber bloße Vernunft und Ueberlegung nicht leicht ihn bewegen, das, was recht iſt, zu thun: ſo mußten nothwendig die Philoſophen durch Vorſtellungen künftiger Strafen und Belohnungen, die ſie recht lebhaft bey ihm machten, ihn bewegen, ſeinem eignen Vortheile gemäß zu handeln. — Hieraus erhellt die **Nothwendigkeit der Religion in einem jeden Staate.** Selbſt falſche Religion hatte den heilſamſten Einfluß auf die Staaten. Daher erhob man die Geſetzgeber ſo hoch, die zugleich Religionsſtifter waren: tadelte und beſtrafte hingegen alle diejenigen ſehr ſtrenge, welche gegen die Religion auftraten. Sehr weißlich wurden alle, irgend einen Zweifel erweckende, Schriften verboten, und keine ſeine philoſophiſche Lehre der Diſputation durfte unter dem Volke ausgebreitet werden. Dieſer großen Sorgfalt für die Religion, welche die Alten ſo ſehr an den Römern preiſen, **dankte ihr Staat ſeine Größe und ſeinen Vorzug.** Polyb. VI. n. 54: Derſelbe Verfaſſer ſchiebt zugleich auf die

Schuld der Gleichgültigkeit gegen die Religion alle Laſter, welche damals in Griechenland herrſchten, beſonders den Geiz. Einſtimmig mit ihm rühmen uns die andern alten Schriftſteller die Geſetze als vorzüglich weiſe, und die Völker als vorzüglich tugendhaſt und glücklich, in deren Geſetzen die meiſte Religion war. So rühmt uns **Plutarch** den **Numa**, **Strabo** im 7ten Buch den **Zamolxis**, den Geſetzgeber der Myſier, und **Diodor** im 12ten Buche den **Zaleucus**, den Geſetzgeber der Locrier. — So ſtand, als ein Gegenbild der Verfall der Sitten bey den Römern, der Verluſt ihrer Freyheit in genauer Verbindung mit der damals herrſchenden Gleichgültigkeit gegen die Religion. — Selbſt die Staaten, die auch ohne Eifer für die Religion große Thaten verrichteten, würden dennoch durch ſie weit glücklicher und größer geworden ſeyn. — Endlich können die Mißbräuche einer übel verſtandenen Religion keinen Einwand abgeben; denn ihnen vorzubeugen, iſt die Sorge des Geſetzgebers, ja wir ſehen, daß zuweilen nicht einmal der Fanatismus ſchadet. — Die Gewiſſensfreyheit in China hat bey weitem nicht ſo viel große Leute hervorgebracht, als ſelbſt der ſtrengſte Fanatismus der Araber, die ehemals ſo viel Licht über die Wiſſenſchaften verbreiteten. Den Wiſſenſchaften und Künſten aber kann die Religion unmöglich nachtheilig ſeyn, weil ſie mit keiner in Verbindung ſteht, als mit der Philoſophie, und dieſer ihr Weſen iſt es, allenthalben den Finger Gottes zu erkennen.

Mit dem Anfange der bürgerlichen Geſellſchaft entſtand daher allemal zugleich poſitive Religion; denn nun war die natürliche nicht mehr zureichend. Die Lehre von den Göttern zeigte ſich in der Genealogie der Stifter der Nationen und in der Vollmacht der Geſetzgeber am erſten. Dies war das einzige Mittel, ſich bey einer Geſellſchaft völlig gleicher und roher Leute Anſehen zu verſchaffen, eine nothwendige Stütze des Geſetzgebers, der zu ſeiner Geſellſchaft neue Triebfedern und Kraft brauchte. Die Erfahrung wird alſo ein mächtiger Beweis, daß **kein Geſetzgeber die natürliche Religion für zureichend** gehalten habe, und Gott ſelbſt, der größere Geſellſchaften, um die Menſchen glücklicher zu machen, wollte, wollte auch ohne Zweifel eine poſitive Religion, um ſie vollkommner zu machen. Dadurch wurden die Wahrheiten der natürlichen Religion intuitiver, und wir gelangten zu einer ſolchen Gewißheit, als wir, unſern Kräften nach, nur konnten. Sie war allen Menſchen, die daran Theil nahmen, nach Maaßgabe der Zeit und Umſtände gerecht. Sie beruhte nicht mehr auf bloße Vernunftſchlüſſe, denn die waren nicht mehr hinreichend, um der Religion eine hinlängliche Gewißheit und dem Prieſter vollkommne Heiligkeit zu geben, ſondern die Völker aller Zeiten wählten ſich Orakel und Offenbarungen.

Unter allen poſitiven Religionen aber, ſo bald einmal eine nothwendig iſt, gehört wohl ohne Streit **der Chriſtlichen der Vorzug.** Ihr anhänglich zu bleiben, iſt um ſo mehr dem Staaten-Intereſſe gemäß, weil eine Religion die bürgerliche Würkung nicht haben, und den nöthigen Enthuſiasmus nicht erwecken würde, wenn man nicht lehrte und öffentlich behauptete, daß außer ihr kein Heil ſey. Dieſen Enthuſiasmus der Religion, die Quelle ſo vieles Gute zu bewürken, iſt des Menſchen Pflicht — daraus fließen **Klugheitsregeln** in Abſicht auf verſchiedene beſondre Lehren der Religion, wie z. B. in Anſehung der Ewigkeit der Höllenſtrafen, welche öffentlich allerdings behauptet werden muß.

Ein andrer Vorzugsgrund der Chriſtlichen Religion vor allen andern iſt — daß die Erwartung eines zukünftigen Lebens ſo ein mächtiger Troſt für alles Uebel und Unglück in dieſer Welt, vorzüglich dem bedrückten gemeinen Manne wird. — Sie thut ferner der Welt **viel poſitives Gute,**

indem

indem ſie den Character milder und menſchlicher machte; die Bande der Wohlthätigkeit, der Sorge für Arme, für Schwache und für Erziehung ſo ſehr viel feſter knüpfte und erweiterte, die Härte der Kriege und des ſchrecklichen Deſpotismus milderte, und ſo viele barbariſche Sitten abſchafte: als die Fechtſpiele; und endlich ſo ſehr viel zur Aufklärung des Menſchen beytrug. **Nie iſt ſie alſo dem Wohl des Staats entgegen**, oder vielmehr, wie gereicht eine Handlung, eine Anſtalt, oder ſonſt etwas, was ſie verletzt, zum wahren Wohl des Staats. — Die vielen Irrthümer der Römiſchen Kirche aber, zu deren Behuf ſie ſo viele Stellen der Schrift ganz vorſetzlich verdrehen, — vorzüglich geiſtlicher Deſpotismus, Verfolgungsgeiſt und Intoleranz ſind den offenbaren Worten des Evangelii ganz zuwider.

Wie **menſchenfeindlich** iſt demnach die Bemühung derjenigen, welche eine blos philoſophiſche [illegible] Religion an die Stelle einer geoffenbarten ſetzen wollen. Auch iſt ſie ganz unmöglich zu bewerkſtelligen — zu geſchweigen, daß nie ein Volk ohne geoffenbarte Religion war; wie unbeſtimmt und ſchwankend ſind nicht die Lehrſätze dieſes Deiſmus; Lehrſätze, worinn keiner der vornehmſten Apoſtel deſſelben mit dem andern übereinſtimmt. Eine ſolche Religion kann nie national werden, und wenn ſie es würde, ſo würde ſie ſehr bald in Götzendienſt ausarten. — Ja, ſie iſt, ſo ſehr auch die Verehrer derſelben gegen die Chriſtliche Intoleranz ſchreyen, **ſo wenig tolerant als Julian's Religion**, ein Satz, den **Helvetius** ſelbſt einräumt. Sie beruht auf ſehr ungewiſſen Gründen, die blos abſtract ſind, wenigſtens beym gemeinen Mann, und da ſie nichts Poſitives hat, ſo könnte, im Fall einer Verfälſchung derſelben, auch nichts ſie reformiren. **Rothe** von den Würkungen des Chriſtenthums auf die Sitten der Völker, aus dem Däniſchen.

§. 29.

§. 29. Von dem Anſehen der Geiſtlichkeit.

Wenn die Geiſtlichkeit das ſchöne Beyſpiel, was ihnen Chriſtus ſelbſt gegeben hat, vergißt und ſich der Oberherrſchaft zu entziehen ringt, ſo ſchadet ihr zu groſſes Anſehen der Religion ſelbſt. — Dies zeigt uns deutlich das Beyſpiel der Heydniſchen Religionen. Die Prieſter waren bald Mitregenten der Könige, bald ihre erſten Räthe; über alles, was mit dem Gottesdienſt in Verbindung ſtand, hatten ſie uneingeſchränkte Macht, und oft war ihr Anſehen größer, als ſelbſt der Könige ihres. Wie leicht konnten ſie nicht dies Anſehen zur Befriedigung ihrer Leidenſchaften mißbrauchen; war's nicht das Intereſſe der Könige, um es zu ſchwächen, das Volk auf ihre zahlreichen Gebrechen aufmerkſamer zu machen? Dies mit der Aufklärung des Verſtandes durch einige Naturkunde und Künſte verbunden, mußte nothwendig ihre Achtung ſehr ſchwächen und Atheiſterey hervorbringen, welches beſonders in den letzten Zeiten der Römiſchen Republik der Fall war.

3.

Schreiben eines Arztes an einen Landgeiſtlichen.*)

Wir beide ſind, theuerſter Freund, vorzüglich vom Schickſal beſtimmt, zum Glück unſrer Nebenmenſchen beyzutragen: und obgleich unſre Geſchäfte ſehr von einander abweichen, ſo haben ſie doch jenen Grundſatz zum Zweck, ſo findet doch nicht ein ſolcher Widerſpruch unter ihnen

---

*) Dieſer Aufſatz rührt von einem würdigen Arzt her.

ſtatt, daß ſie ſich nicht in einer Perſon, zumal in der Ihrigen, vereinen ließen. Ich unterſtehe mich, zu behaupten, daß es Ihre Pflicht iſt, Arzt zu ſeyn. Ihre Gemeine hat keinen Arzt in der Nähe, und aus der Ferne einen zu rufen, erlaubt öfters der dringende Fall nicht, auch vermag der Kranke gewöhnlich nicht, die Koſten aufzubringen; und überdies ſetzt der Bauer, der nicht ſelten von Stadtleuten getäuſcht wird, bey weitem nicht das Vertrauen in einen Stadtarzt, das er dem Dorfſchäfer gönnt, und gewis im höchſten Grade dem Pfarrer gönnen würde, wenn ſich dieſer ihm nicht nur als Seelſorger, ſondern auch als liebreicher Vater, als Rathgeber und Arzt zeigte. Sie dürfen nicht ſagen; „ich habe es auf der Akademie nicht zu meinem Beruf gerechnet, daß ich neben der Gottesgelehrſamkeit die Arzneywiſſenſchaft erlernen müßte. Sie haben ſich, durch Sprachen, Philoſophie, Geſchichte und andere den Verſtand aufhellende Kenntniſſe, den Weg zur Arzneywiſſenſchaft gebahnt. Sie wiſſen, daß das Lernen nicht lediglich vom Ort abhängt, und daß man in einer Stube auf dem Lande ſo gut, wie in **Halle**, **Frankfurt** u. ſ. w. leſen, Begriffe ſammeln, ſie mit einander vergleichen, verbinden, kurz, ſtudiren kann, und wollte man einwenden: mit nichten Zergliederungskunſt vollkommen — Arzneywiſſenſchaft wenigſtens ſo weit, daß man weit mehrere und gründlichere Kenntniſſe davon beſitzt, als der berüchtigſte Schäfer, Scharfrichter, Schmidt und Dorfbarbier. Ferner lehrt Sie die Geſchichte, daß außer dem **Hippokrates** viele andere Männer, denen alle Vorbereitungskenntniſſe mangelten, ohne eine Akademie zu beſuchen, blos durch Privatfleiß, die vollkommenſten Aerzte geworden ſind. Die vom Profeſſor auf dem Catheder vorgetragenen trocknen Lehrſätze bilden nichts weniger, als einen praktiſchen Arzt. Eignes Nachdenken, verbunden mit Erfahrung, erzeugt hier, wie faſt überall, brauchbare

Männer. Sie haben, mein Beſter, Beyſpiele von Predigern, die es der Menſchheit ſchuldig zu ſeyn glaubten, bey ihren Amtsgeſchäften die Medicin zu ſtudiren, und die darin ſo viele Fortſchritte machten, daß ſie alle, die unter ihren Pfarrkindern erkrankten, glücklich herſtellten, und manchen gelernten Arzt überſahen. Noch vor kurzem hat ein Landmann ſolche Beyſpiele mit dem beſten Erfolg nachgeahmt und ſeine medicinische Praxis in einem Buche voll vortreflicher Beobachtungen dem Publikum zur Prüfung vorgelegt, weshalb ihm auch die A. D. B. mit Recht den Vorzug vor vielen privilegirten Aerzten ertheilt hat. *)

Und was Sie, mein Freund, meines Erachtens, mehr wie alles aufmuntern muß, ſich dem Studium der Arzney ernſtlich zu widmen, iſt, daß ſie ſchon einige Kenntniß derſelben beſitzen. Der erſte Verſuch in einem uns fremden Fache verurſacht die größte Mühe: gelang er, gelangen einige ihm folgende Verſuche: ſo ſieht man ſchon in der Ferne die reitzende Gegend liegen, die den ſchweren Gang mit Wonne und Entzücken krönt. Und ich ſollte das Ziel meiner Arbeit vor mir erblicken und ihm nicht aus allen Kräften zuſtreben? ich ſollte im Angeſicht des Preiſes unmännlich niederſinken? Und Sie werden doch wohl am mindeſten denken, daß der erſte unſichre Tritt ſichres Gehn ſey? Es wird Ihnen noch immer Einſicht fehlen, ein Fie-

---

*) Noch neuerlich hat ſich der Superintendent Münch zu Eltze, um die Heilkunſt rühmlich verdient gemacht; er hat ſelbſt Beobachtungen und Verſuche angeſtellt, und ſie in einer Schrift bekannt gemacht, die den Titel führt: Kurze Anweiſung, wie die Belladonna ſo wohl bey den Menſchen als bey den Thieren im Tollhundsbiß anzuwenden iſt. Mit der Anweiſung, wie dieſe Pflanze auch in Gärten anzuziehen und zu warten und wie ihre Wurzeln und Blätter zum würkſamen Gebrauch müſſen zubereitet werden. Göttingen, bey J. Ch. Dieterich, 1783.

der gründlich zu heilen, und noch weniger wird Ihnen bey verſteckten und zuſammengeſetzten Urſachen der Krankheiten das Glück zur Seite ſtehn, ſobald bloß ein Tiſſot und Unzer *) Ihre Richtſchnur ſind. Auch die Korreſpondenz mit einem Arzt über einen kritiſchen Fall, trügt oft. Wenn Sie ſich bey einem vernünftigen Arzt Raths erholen wollen, werden Sie ihn eher in Verlegenheit ſetzen, als in den Stand, Ihnen zu rathen; er wird in Ihrer Relation den ſcharfſichtigen Beobachter vermiſſen, und beſorgen, einen Wegweiſer zu haben, der den Weg nicht kennt. Können Sie vor dem Krankenbette alle zur Arzney gehörigen Wiſſenſchaften in einem Augenblicke durchlaufen? erſt die Krankheit negativ und poſitiv beſtimmen? Bey der Wahl der Heilmittel werden Sie in nicht geringe Verlegenheit gerathen; Sie finden eine Menge in den Hausapotheken und in für Nichtärzte geſchriebnen Büchern gegen eine Krankheit vorgeſchlagen; Sie wiſſen aber nicht ſogleich das wirkſamſte herauszuheben, denn Sie wiſſen nicht die Wirkung aus den Beſtandtheilen und aus Beobachtungen. Sie verſuchen alſo ein Mittel nach dem andern, verlieren die Zeit, und nun iſt es zu ſpät, der Kranke ſtirbt bald, oder verfällt in eine unheilbare lange Krankheit, und der Staat iſt auf immer eines Gliedes beraubt.

So ſchwer es indeſſen iſt, ſich die gehörigen Eigenſchaften zu erwerben, um mit gutem Gewiſſen als Arzt zu einem Krankenbette zu treten, ſo iſt es doch nicht für Sie

zu

---

*) Dieſe und ähnliche Bücher haben oft mehr Böſes wie Gutes geſtiftet, weil ihnen einerſeits die gehörigen Zeichenlehre fehlt, und anderſeits es überhaupt ſchwer und faſt unmöglich bleibt, ein Buch zu ſchreiben, wodurch Nichtärzte eine Krankheit, ſo gut als wirkliche Aerzte, heilen können.

zu ſchwer, mein Beſter, oder unmöglich, dieſe Vollkommenheit zu erreichen. Fangen Sie an, alle Wiſſenſchaften der Arzney, aber nach der rechten Ordnung, zu ſtudieren. Wählen Sie ſich einen Börhave, Schwiten, Gaubius, Halle, Kartheuſer u. dergl. zu Führern. Ihre Bibliothek muß hier nicht groß, ſondern ausgeſucht ſeyn. Die Koſten dazu? Dieſe ſind erſchwinglich. In den zu Berlin täglich vorfallenden Bücherverſteigerungen, können Sie ſich die beſten Auktoren für einen geringen Preis erſtehn laſſen, wofern der Buchladenpreis Ihre Vermögensumſtände überſteigt.

Dieſem allen glaub' ich noch mit Grund beyfügen zu dürfen, daß, wenn die Landgeiſtlichen die Arzney und auch die Wundarzneykunſt *) beſonders, von welcher letztern ebenfalls zu Zeiten die ſchleunigſte Hülfe gefordert wird, gründlich erlernten, ſie ſich hiedurch auf jene erhabne Stufe wieder emporſchwingen würden, auf der ſie ehemals ſtanden und faſt göttlicher Verehrung genoſſen. Denn war es nicht die geſamte Naturlehre, durch welche ſich die Prieſter bey gewiſſen Völkern als außerordenliche Menſchen auszeichneten, ſo daß ihnen nach ihrem Tode öffentliche Denkmähler errichtet und ſie als Heilige verehrt wurden? Freylich mißbrauchten die Geiſtlichen leider größtentheils ihre Wiſſenſchaft, das Volk zu täuſchen. Aber würden die vermeinten Heilligen nicht bis auf die jetzige Zeiten bey allen Nationen und Religionsverwandten die gebührende Hochachtung und einen unſterblichen Ruhm behalten haben, hätten ſie ihre

---

*) Ein gewiſſer Sächſiſcher Graf, welcher in allen Wiſſenſchaften glänzte hatte ſich auch auf Arzneykunde und Chirurgie gelegt, und führte beſtändig Binde und Aderlaßzeug bey ſich; und wo ein Arzt mangelte, da gab er Hülfe.

ihre Kenntniß zum wahren Nutzen, zur Aufklärung des Volkes angewandt? *)

Auch würden, wären die Landprediger zugleich Aerzte, ihre göttlichen Lehren ſicherer Aufmerkſamkeit, Zutraun, Glauben und Befolgung erwecken. Man ruft den Prediger als Seelſorger zu einem Kranken, der ſchon mit dem Tode zu ringen und ohnmächtig da zu liegen ſcheint. Aeltern, Verwandte und Nachbarn, achten ihn als einen Raub des Todes, weinen, jammern, erwarten, in der verzweifelnden Angſt, den letzten Athemzug. Der Prediger tröſtet liebreich und gefühlvoll, unterſucht den Zuſtand des Kranken, findet nur durch Galle unterdrückte Kräfte und nicht Abweſenheit derſelben, giebt mit einer ruhigen Miene dem Kranken Brechweinſtein, dem Schein nach, einen Löffel voll reinen unſchmackhaften Waſſers, der Kranke bricht eine Menge fauler Galle weg, und geneſt. Mit welchem Eindruck wird am Sonntage der Arzt von der Kanzel reden, wenn ihn heute die der Troſtloſigkeit und Verzweiflung Entrißne, bloß mit naſſen Augen, als einen Erretter, als einen Wiedergeber der Ruhe einer Familie, als einen von Gott geſandten Engel preiſen? Ich beleidigte, mahlte ich dies Bild weiter für Sie aus. Und dächten Sie etwa gar, der Arzt ſey unter der Würde des Predigers, ſo entgegne ich nichts, als: der größte Lehrer der Menſchen, Chriſtus, war zugleich Arzt.

Ich bin u. ſ. w.

---

*) Hiebey iſt ungemein erläuternd, was **Möhſen** in ſeiner Beſchreibung einer Berliniſchen Medaillen-Sammlung u. ſ. w. im zweyten Theil §. 1 und 2 aus der älteſten Vaterlandsgeſchichte erzählt.

Regiſter

über die vier Stücke der Olla Potrida vom Jahr 1786.

Die Römiſche Zahl bedeutet das Stück, die Arab. die Seite.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

Gerippe zu einem Geiſter-Syſtem I. 81.
Miſcellanien aus der Geſchichte I. 85.
Beſchreibung der St. Katharinen-Inſel in Braſilien I. 89.
Auszug eines Schreibens aus dem Reiche, vom November 1785 I. 99.
Ein Fain Proobt Bayriſcher Aufklärung und Bockerey, oder Grabſchrift auf den vom Bliz erſchlagenen Prieſter Lang. 1785 I. 101.
Drey Erzählungen, aus dem Arabiſchen I. 127.
Sitten von Rio-Janeiro II. 57.
Des Paters le Bel, Bericht von dem Tode des Marcheſe Manaldeſchi, Oberſtallmeiſters der Königinn Chriſtina von Schweden II. 62.

Zwey

Zwey Beyträge zur Aufklärungs-Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts II. 58.
Allegorie II. 85.
Verantwortung bey Gelegenheit einer übertretenen Kleiderordnung des vorigen Jahrhunderts III. 51.
Zwey Briefe auf einer Reiſe von Metz nach Straßburg III. 63.
Schreiben des H. Franklin an Madam Brillon. III. 95.
Ueber die Nordamerikaniſchen Staaten IV. 44.
Ein paar Wahrheiten IV. 60.
Relation, wie Kurfürſt Johann Friedrichen bey ſeinem Feldzug wider den Kayſer, von Herzog Moritzen in's Land gefallen, und es von ſeinen ungetreuen Dienern dem Kayſer verrathen worden. IV. 67.
Cherbourg's Leuchtthurm IV. 88.

Anekdoten.

I. 107. II. 107. III. 101. IV. 94.

Auszüge.

Sitten der Einwohner von Quito I. 63.
Ueber die Wilden am Oronoko II. 47.
Hieres. (Aus de Luc's Briefen an die Königinn von England IV. 57.

Biographie.

Tod des Herrn Barthe I. 111.
Der Meſſias Sabatai Sevi II. 100.
Der Einſiedler. Eine Erzählung aus dem Engliſchen des Shenſtone II. 113.
Leben des Dichters Chaulieu III. 103.
Frau von Buchwald zu Gotha IV. 97.

Dramatiſche Aufſätze.

Die Exekution. Eine komiſche Operette in vier Akten I. 17.
Die Exekution ꝛc. ꝛc. Beſchluß II. 9.
Die Seelenwanderung. Eine Poſſe in zwey Aufzügen von C. A. Vulpius III. 9.
Schreiben an den Herausgeber der Olla Potrida IV. 12.

Fragmente.

Pfeffel; zu Kolmar und Beſchreibung einer maleriſchen Landſchaft I. 14.
Bemerkungen über mancherley wichtige Gegenſtände der Staatswiſſenſchaft II. 139.
Nizza (Aus D. Smolets Briefen) IV. 131.
Fortſetzung der Bemerkungen uber mancherley wichtige Gegenſtände der Staatswiſſenſchaft V. 141.
Schreiben eines Arztes an einen Landgeiſtlichen IV. 151.

Gedichte.

Selma's Tod. Der Einſiedler. Zur Lehre für ſchmachtende Liebhaber I. 316.
Krönung. Ein Lied beym Punſch zu ſingen. An die Nachtigall. An Henrietten –. II. 318.
Der ſechſte Julius 1785 III. 38.
An den Baron auf Hohenaſperg über den Tod des Königs ohne Gleichen. Auf den vortreflichen Beſitzer des Cobenzelberges. Auf Herrn Abbé Friedrich Stork. An Herrn N** d. IV. 312.

Miſcellanien.

Noch einige Stadteklogen aus dem Engliſchen von Chr. Heinrich Schmid I. 121.
Der beſcheidene Mann I. 139.
Kurze Nachricht von der Erfurther Nationalbühne I. 143.
Einige Auftritte à la Ziebe aus den vorigen Jahrhunderten. II. 121

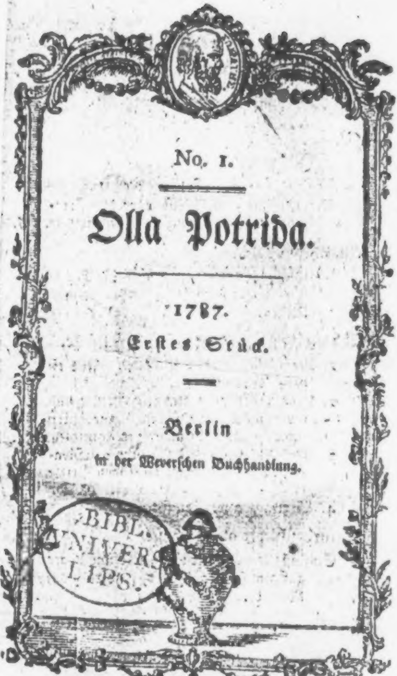
Ein Wort über die Verſtellung der wahren Geſchichte des Abelards und der Heloiſe II. 123.
An die Freundſchaft III. 138.
Das Glück der Freundſchaft III. 157.
Schreiben des Cardinals von Richelieu an den Pater Suffren, einen Jeſuiten, als dieſer zum Beichtvater des Königs Ludewig's XIII. ernannt worden war IV. 119.
Emil und Placida. Eine Erzählung vom Chavigny IV. 122.

Naturgeſchichte.

Gericht des Feuers I. 105.
Der Truthahn II. 87.
Der Spottvogel, und der Waſſerfall Totohaw in Nord-Amerika III. 98.
Die Purpur-Schnecke IV. 90.

Romane.

Der Baum I. 115.
Der Wilddieb im ſchönen Feenwalde. III. 109.
Die Apologen IV. 106.



No. 1.

Olla Potrida.

1787.

Erſtes Stück.

Berlin
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Innhalt.

Seite

Gedichte. 3-5.

Dramatiſche Aufſätze.

Die geheime Geſellſchaft oder die Freymäurer. Eine Komödie in einem Acte. 6.

Auszüge.

Statiſtiſche Bemerkungen über die Engliſche Landwirthſchaft aus Arthur Youngs Reiſen. 68.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1. Beſchreibung eines Gartens. Aus einem Briefe. 84.
2. Ueber die Armuth der Schriftſteller, und insbeſondre der Dichter. Gedanken eines Engländers und eines Franzoſen. 89.
3. Bemerkungen über das Klima von Neapel, Rom, Nizza ꝛc. in einem Briefe an Sir George Baker, Bart. M. D. 114.
4. Beyträge einer Rouſſeauiade. 129.

Naturgeſchichte oder Phyſik.

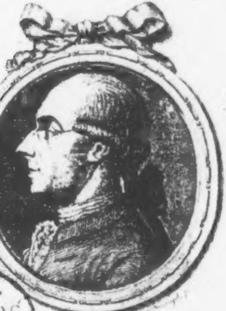
Einfluß der Elektricität der Atmoſphäre auf gewiſſe Krankheiten, ſonderlich auf Raſende. 131.

Anekdoten. 133.

Olla Potrida.

1787.

Erſtes Stück.



JOH: BERNOULLI.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

I.
Gedichte.

I.
Ewige Treue.

Ach Minna! --- ich hielt ſie für wacker und hold,
Und achtet' ſie höher denn glänzendes Gold,
Ich wähnte, ſie würde wie Weiber nicht ſeyn,
Und halten den Schwur der Treue mir fein.

Mich einzig und ewig zu minnen ſie ſchwur,
Doch hielt ſie dies wahrlich vier Wochen mir nur.
Da küßt' ich zum letzten den ſüßeſten Kuß ---
Wie war ich ſo fröhlich voll Herzenserguß!

Den Abend noch ging es zum gaukelnden Tanz,
Da raubte ihr Herzchen ein's Tanzenden Glanz,
Dem ſchenkt' ſie der Liebe ſeeliges Glück,
Und gab doch mir Armen mein Herz nicht zurück.

Ernſt Adolph Eſchke.

2.

Schweſterlied

geſungen am Johannisfeſte. 1786.

Nach „Kinder ſitzen Euch zu Füßen“ dem Schlußchor im Elyſium.

Die Ihr — ſelten unſre Gäſte —
Heut' in unſre Loge kamt,
Und an unſerm großen Feſte
Schweſterlichen Antheil nahmt;
Seyd willkommen! Von uns allen,
Deren Freuden Ihr vermehrt,
Schweſtern! — von uns allen hört,
Seyd willkommen! Euch erſchallen.

Hier, wo Harmonie die Herzen
Leicht an andrer Herzen ſchließt,
Und der Bruder ſeiner Schmerzen
Bey des Bruders Glück vergißt:
Hier, Ihr guten Schweſtern, weihet
Euch mit uns der Maurerey,
Fühlt Euch groß, und fühlt Euch frey,
Unſerer Kette eingereihet.

Wenn Euch gleich in unſerm Kreiſe
Manches unbegreiflich iſt,
O! ſo denkt darüber weiſe,
Und verkennt uns nicht, und wißt:
Auch die edelſten der Frauen
Dürfen, — das iſt Maurerpflicht, —
Dürfen nicht bey vollem Licht
Hinter unſern Vorhang ſchauen.

Stimmt mit ein in unſre Lieder,
O Ihr Schweſtern, ſtimmt mit ein,
Unſre Freude, meine Brüder,
Wird dann doppelt feſtlich ſeyn.
Stimmt mit ein: Der Maurer lebe!
Der, ein guter biedrer Mann,
Gutes thut, wo er es kann! —
O! er lebe, o! er lebe.

Und nun füllet, wackre Brüder,
Noch einmal die Gläſer voll,
Füllet ſie, und trinket wieder,
Es gilt unſrer Schweſtern Wohl.
Jede gute Schweſter lebe,
Die dem Bruder, der ſie liebt,
Freuden gönnt, und Freuden giebt!
O! ſie lebe, o! ſie lebe.

3.

Grabſchrift.

Nach dem Franzöſiſchen.

Dies junge Weib begrub den lieben Mann,
Und grämte ſich deshalb zu Tode.
Wie kommt es denn, daß dieſe Mode
Noch keine Frau ihr nachgethan?
Sie richten ſich doch ſonſt gern nach der neuſten Mode!

Ernſt Adolph Eſchke.

II.

Dramatiſche Aufſätze.

Die geheime Geſellſchaft
oder
die Freymäurer.
Eine Komödie in einem Acte.
So gut als aus dem Franzöſiſchen.

Perſonen.

Lucilie, eine junge Wittwe
Mariane, ihr Kammermädchen.
Starke, Großmeiſter der Freymäurer und Luciliens Liebhaber.
Eberſtein, verliebt in Lucilien.
Fauſtin, Eberſteins Kammerdiener, verliebt in Mariane;
Hund,
Schröpfer, } Freymäurer.
Weidmann, ein Schriftſteller.
Scherf, ein Arzt.
Der Kammerdiener des Großmeiſters.
Zwey Thürſteher.
Dienende Brüder und andre Freymäurer.
Einige Damen.

Die Handlung geht in einem Saale vor, an welchen Luciliens Zimmer ſtößt.

Er-

Erſter Auftritt.

Mariane. Fauſtin.

Fauſtin.

Wie ſchön Du heute biſt, Mariane! (Er will ſie umarmen, ſie ſtößt ihn zurück).

Mariane. Sachte, übereile Dich nicht, einen andern Tag werd' ich Dir noch ſchöner vorkommen.

Fauſtin. Ey was! Du biſt es jetzt: warten iſt nicht meine Sache (Er will ſie wieder umarmen, ſie ſtößt ihn von neuem zurück). Was? Es ſind nun bald ſechs Monathe, daß ich Dich kenne und Dir die Cour mache, und Du gehſt ſo mit mir um!

Mariane. Was willſt Du?

Fauſtin. Du liebſt mich alſo nicht?

Mariane. Nein!

Fauſtin. Aber heyrathen thuſt Du mich doch?

Mariane. Noch weit weniger!

Fauſtin. Und warum haſt Du mir denn das nicht eher geſagt?

Mariane. Weil Du mich liebſt, und Deine Liebe mir Spaß macht.

Fauſtin. Aber der Spaß würde weit größer ſeyn, wenn Du mich deinerſeits auch lieben wollteſt.

Mariane. Daran zweifle ich!

Fauſtin. Soll ich Dich überführen?

Mariane. Das thu einmal, wenn Du kannſt!

Fauſtin. So lebe wohl!

Mariane. Pſt! höre Fauſtin, ſage mir doch einmal — doch ohne deswegen unſern Zank beyzulegen — weißt Du, was das für ein Ding iſt, ein Freymäurer?

Fauſtin. Ja!

Mariane. Und was iſt es denn?

Fauſtin. Meiner Treu! ich weiß es nicht.

Mariane. Seht doch wie klug! Du biſt alſo kein Freymäurer?

Fauſtin. Ich? Nein!

Mariane. Deſto ſchlimmer für Dich, denn wenn Du es wärſt, ſo liebt' ich Dich vielleicht.

Fauſtin. O, wenn's ſich nur daran ſtößt, ſo will ich gewiß einer werden. Und warum ſähſt Du denn das ſo gern?

Mariane. Je, weil jetzt immer ſo viel von den Freymäurern geſprochen wird!

Fauſtin. Und bey alle dem Geſchwätze bleibſt Du doch ſo klug wie zuvor. Du biſt wohl recht lüſtern, ihr Geheimniß zu erfahren?

Mariane. Ich bin nicht meinetwegen, ſondern bloß aus Gefälligkeit neugierig, um es meiner Herrſchaft, Lucilien, wieder ſagen zu können, die faſt vor Begierde, es zu wiſſen, vergeht. Ich bin erſt drey Tage bey ihr, und ich mögte mich gern durch dieſen Weg bey ihr einſchmeicheln.

Fauſtin. Warum räthſt Du ihr aber nicht, ſich an den Starke, ihren Nachbar und gehorſamen Diener, zu wenden, der Maurer und Großmeiſter iſt?

Mariane. Es wird faſt nicht länger her ſeyn, daß er Freymäurer iſt, als ich bey Lucilien diene. Seit dieſer Zeit hat er ſie nicht beſucht. Und überhaupt weiß ich auch nicht recht, ob es Lucilien ſehr gelegen ſeyn würde, ihm dieſe Verbindlichkeit ſchuldig zu ſeyn: ſie mögte ſie wohl lieber dem Eberſtein zu verdanken haben.

Fauſtin. Meinem Herrn? Hat ſie den alſo lieber als den Starke?

Mariane. Ich vermuth' es: aber mir däucht, ihre thörichte Neugier liegt ihr noch mehr am Herzen, als Starke und Eberſtein.

Fauſtin. Es iſt doch eine raſende Leidenſchaft, die Neugier eines Frauenzimmers, eine Leidenſchaft, die oft ſtärker iſt, als die Liebe.

Mariane. Wer weiß, vielleicht iſt bey vielen Frauenzimmern die Liebe nichts anders als Neugier!

Fauſtin. Darum ändern ſie auch wohl ſo oft mit ihren Liebhabern, nicht wahr? Sie ſind immer neugierig, wieder etwas neues zu erfahren. Du, ich will mir's ausbitten, daß Du mich nicht etwa auch auf den Schlag liebſt!

Mariane. Du biſt auch ſehr delicat! Was thut's denn Dir, wenn ich Dich nur liebe? Und à propos! wenn ich Dich nun liebte, würdeſt Du mir das Geheimniß der Freymäurer entdecken?

Fauſtin. Ey, Du wirſt es ſchon von Lucilien erfahren, die es ihrerſeits von Eberſtein herausgepreßt haben wird; denn jetzt eben ſind ſie bey einander, und nach dem, was Du mir da geſagt haſt, wollt' ich gleich wetten, daß ſie deswegen in Tractaten begriffen ſind.

Mariane. Und Du, Du willſt mir alſo nichts verſprechen?

Fauſtin. Du weißt, Verſchwiegenheit iſt ſonſt mein Fehler nicht: Du kannſt alles von mir herausbringen, was Du nur willſt. Aber, es Dir offenherzig zu geſtehn, was dies Geheimniß anbetrift, ſo zweifle ich, ob Du es mir wirſt ablocken können! Es muß doch wahrhaftig was ganz außerordentliches damit ſeyn! Sieh! ich hab' einen Freund, der ein Freymäurer iſt; ich hab' ihn auf alle mögliche Art auf die Probe geſtellt; ich hab' ihm zu trinken gegeben, ich ihn drey bis vier Nächte hintereinander berauſcht, und doch iſt es mir nicht möglich geweſen, ihm auch nur ein einziges Wort ab zu zwingen, das mir hätte Licht in der Freymäurerey geben können. Ja, glaube nur, es geht nicht von rechten Dingen zu: es iſt ein Geheimniß, das die Kapuziner zu Aachen und den Wein aushält. —

Mariane. Und Du glaubſt, es hielte auch — doch, ſchon gut, ſchon gut! ich werde es vielleicht ohne Deine Hülfe erfahren. Ich bin die Tochter eines Freymäurers, ich!

Fauſtin. Dein Vater war ein Freymäurer?

Mariane. Ja, ja! Lebe wohl, hier kommt Dein Herr mit meiner Frau! (ab).

Zweyter Auftritt.

Lucilie. Eberſtein. Fauſtin.

Lucilie.

Erlauben Sie, daß ich Sie begleite. Ich habe überdies Luſt, wieder einmal den Ort zu ſehn, wo Ihnen der Großmeiſter Audienz giebt.

(Eberſtein ſagt dem Fauſtin etwas in's Ohr, der ſogleich fortgeht).

Eberſtein. Ja Madame, hier, erwart' ich ihn, und ich glaube ſogar, daß man hier, dieſen Abend, die Ceremonie meiner Aufnahme vornehmen wird.

Lucilie. Die Ceremonie Ihrer Aufnahme? Sie ſind alſo gewiß, daß Sie aufgenommen werden?

Eberſtein. Ich ſchmeichle es mir!

Lucilie. Wenn Sie es nun nicht würden?

Eberſtein. Warum ſagen Sie mir das, Madame?

Lucilie. Ich weiß ſelbſt nicht warum?

Eberſtein (nach einem kleinen Nachdenken). Oh, ich werde es, ja gewiß ich werde es!

Lucilie. Ich wünſch' es von ganzem Herzen, aber ich geſteh' Ihnen, ich bin ein wenig in Sorgen.

Eberſtein. Man iſt immer ein wenig in Sorgen, wenn man etwas wünſcht.

Lucilie. Das iſt wahr. Aber vielleicht iſt meine Furcht gegründeter.

Eberſtein. Sie wollen mich unruhig machen? Aber warten Sie nur, das ſoll Ihnen nicht gelingen. Ich bin ein Mann, der bey der Meinung von ſeinen Verdienſten ſteif und feſt hält.

Lucilie. Man kann ein Mann von vielem Verdienſt ſeyn, und doch nicht die Art Verdienſt beſitzen, die den Freymäurern anſteht.

Eberſtein. O, ich habe welches von allen Sorten!

Lucilie. Die Herren Geheimnißvollen werden alſo nur zu wählen brauchen?

Eberſtein. Ich glaube gar, Sie ſpotten meiner?

Lucilie. Ich? im geringſten nicht. Aber Sie hegen manchmal ſolche Meinungen von ſich ſelbſt, daß man dieſe nur zu verfolgen braucht, um Sie zu überreden, man halte ſich über Sie auf.

Eberſtein. Und Sie nehmen ſich auch wohl in Acht, dieſe Meinungen nicht zu verfehlen?

Lucilie. Sie ſind böſe!

Eberſtein. Und Sie bey ſehr guter Laune, Madame!

Lucilie. Ja, ich bin es, weil ich ſehe, daß meine Reden noch ſo viel bey Ihnen gelten, daß Sie darüber böſe werden können. Das iſt noch ein Reſtchen von einer Gewalt, die ich mir nicht mehr über Sie zu haben ſchmeichelte.

Eberſtein. Können Sie mir ſo etwas ſagen, Madame! mir, der ich nichts mehr geſchätzt, nichts mehr geliebt habe, als Sie, und bereit bin, Ihnen alles aufzuopfern, um Sie von der Lauterkeit meiner Geſinnungen zu überzeugen?

Lucilie. Ich halte Sie beym Wort, Eberſtein; opfern Sie mir das Geheimniß der Freymäurer auf.

Eberſtein. Wie, Madame? Sie beſtehen auf dieſen Punkt noch immer? Wie kann ich verſprechen, Ihnen eine Sache zu ſagen, die ich ſelbſt noch nicht weiß?

Lucilie. Sie werden ſie aber erfahren.

Eberſtein. Wenn ſie nun von der Beſchaffenheit wäre, daß ſie ſich nicht ſagen ließe?

Lucilie. So müßten Sie mit mir davon auf eine Art reden, daß ich ſie erriethe, ohne daß Sie deswegen denken könnten, als ob ich ſie errathen hätte.

Eberſtein. Viel Delicateſſe!

Lucilie Ach, nun halten Sie ſich über mich auf!

Eberſtein. Nein, Madame! Aber eine Frage erlauben Sie mir noch: Welchen Begriff würden Sie ſich wohl von meiner Verſchwiegenheit machen, wenn ich Ihnen dies Geheimniß entdeckte?

Lucilie Es iſt hier nicht die Rede, daß Sie mir Ihre Verſchwiegenheit, ſondern Ihre Ergebenheit beweiſen ſollen. Ueberdies iſt es auch gar nicht indiſcret, wenn man ſein Geheimniß der anvertraut, die man liebt; und wenn es dies auch wäre, ſo wagten Sie nicht viel. Unter uns, ich weiß ſchon, daß Sie über dieſen Punkt nicht gar zu tactfeſt ſind.

Eberſtein. Ich wiederhol' es, Madame, ich kann mich nicht entſchließen, Ihnen ein Verſprechen zu thun, von dem ich nicht weiß, ob ich es erfüllen kann.

Lucilie. Ich bin meine eigne Herrinn, jung, obgleich Wittwe, von gutem Hauſe, ziemlich reich, und Sie lieben mich, wie ſie ſagen. Ich habe die größte Begierde von der Welt, das Geheimniß der Freymäurer zu wißen. Entdecken Sie's mir, und meine Hand iſt die Belohnung!

Eberſtein. O, um den Preis will ich es aller Welt entdecken; befehlen Sie nur! Ihre Hand ſoll die Belohnung ſeyn? — Ich kann der glücklichſte Sterbliche werden, wenn ich rede, und ich ſollte ſchweigen? — Aber Sie ſcherzen vielleicht, Madame, Sie ſagen das nur, um mich auf die Probe zu ſtellen.

Lucilie. Nein, mein Herr. Ich dulde Ihre Liebe ſchon ſeit geraumer Zeit, und Sie haben merken müßen, daß ich Ihnen weit günſtiger bin, als dem Starke, an den ich mich nicht habe wenden mögen, ob er gleich ſeit einigen Tagen Freymäurer und Großmeiſter iſt. Ein neuer Beweis meiner Zuneigung, Eberſtein! Erwerben Sie ſich nun meine Gewogenheit vollends, indem Sie meine Neugier ſtillen. Ich fühle wohl, wie ausſchweifend ſie iſt, aber vielleicht iſt ſie auch eben deswegen ſo ſtark! Ich habe gethan, was ich konnte, um mich davon zu befreyen, aber nur dadurch das Uebel ärger gemacht, und jetzt weiß ich mir nicht anders zu helfen, als ſie zu befriedigen.

Eberſtein. Gut Madame! Sie ſoll befriedigt werden! Sie ſoll befriedigt werden! ich ſtehe Ihnen dafür. Sterben Sie nur nicht vor Ungedult, ehe es Nacht wird, das iſt alles, was ich für heute von Ihnen verlange.

(Will in der Zerſtreuung fortgehn.)

Lucilie. Wo wollen Sie hin, Eberſtein?

Eberſtein. Ach Madame, ich weiß nicht! Ich bin ſo unruhig, ſo zerſtreut, ſo vergnügt, daß es nicht auszudrücken iſt!

Lucilie. Sie ſind ganz außer ſich. Aber ich will mich dieſes Taumels der erſten Aufwallung nicht zu Nutze machen. Unterſuchen Sie bey kälterm Blute, ob Sie mir dieſen Dienſt leiſten können. Denn das Geheimniß muß doch etwas ſehr verehrungswürdiges ſeyn, weil es bis jetzt

noch

och nicht herausgebracht worden iſt, und eine große Königinn ſich vergebens alle Mühe gegeben hat, es zu erfahren.

Eberſtein. O, Sie ſind mächtiger als dieſe große Königinn, und wäre das Geheimniß auch noch tauſendmal verehrungswürdiger, ſo würd' es doch nur in meinen Augen das ſeyn, was mir ihr kleinſter Wink iſt.

Lucilie. Das ſagten Sie mir vorhin nicht. — Aber der Eid? Haben Sie daran gedacht, Eberſtein? Man muß einen Eid ablegen, verſchwiegen zu ſeyn, und der ſoll fürchterlich ſeyn, wie man ſagt.

Eberſtein. Das iſt ein Eid, der nicht binden kann. Seyn Sie unbeſorgt; ich geb' Ihnen mein Ehrenwort, ja, ich ſchwör' es Ihnen zum voraus, dieſen Abend ſollen Sie alles wiſſen!

Lucilie. Denken Sie darauf. Es kommt jemand. Ich geh' in mein Zimmer (ab).

Dritter Auftritt.

Eberſtein. Fauſtin.

Eberſtein.

Biſt Du's, Fauſtin? Nun, wird der Großmeiſter kommen?

Fauſtin. Nein, noch nicht. Doch, damit Ihnen unterdeßen die Zeit nicht lang wird, ſo werden gleich zwey ehrwürdige Freymäurer hier ſeyn, die ich Ihnen vorzuſtellen die Ehre haben werde. Laßen Sie ſich nichts merken, ich will ſehn, ob ich bey Ihnen für einen Bruder paßiren kann.

Eberſtein. Daß Du mir nicht etwa einen von Deinen gewöhnlichen unbeſonnenen Streichen machſt!

Fauſtin. Sorgen Sie nicht, ich bin ſo klug, als unverſchämt. Und beym Teufel! ich will mich wohl in Acht nehmen, den Spaß zu weit zu treiben, und ſie in Harniſch zu bringen. Da ſtänd' ich mir ſchön im Lichte! Ich will auch ein Freymäurer werden!

Eberſtein. Ich meinestheils, ich muß durchaus einer werden, denn ich habe Lucillen verſprochen, ihr das Geheimniß zu verrathen. Aber daß Du dich nicht etwa verſchnappſt, Du biſt ein Schwätzer!

Fauſtin. O, geben Sie nur auf Ihre Zunge Acht. Sehn Sie, da ſind ſie ſchon in ihren Schurzfellen!

Vierter Auftritt.

Vorige. Hund, Schröpfer, als Freymäurer gekleidet.

(Eberſtein und Fauſtin gehen ihnen entgegen: ſie grüßen ſich.)

Eberſtein.

Meine Herren, ich bin ſehr erfreut, ſie hier zu ſehn, und ich hoffe, daß wir nicht böſe ſeyn werden, einander näher kennen zu lernen.

Schröpfer. Sie kommen ohne Zweifel, ſich unſerm Großmeiſter vorzuſchlagen?

Eberſtein. Ja, mein Herr, ich laße mich dieſen Abend aufnehmen.

Schröpfer. Aber, mein Herr, ſind Sie ſchon bey irgend einer Loge oder einem Bruder, in Vorſchlag gebracht worden?

Eberſtein. Nein, mein Herr, aber ich präſentire mich.

Schröpfer. O, wenn Sie ſich präſentiren, ſo hab' ich nichts mehr einzuwenden.

Eberſtein. Ich ſchmeichle mir wenigſtens, mein Herr, daß man mich nicht abweiſen werde.

Schröpfer. Freylich, wie könnte man das?

(Fauſtin macht allerhand Zeichen, um die Freymäurer zu täuſchen; ſie ſehn ihn an, und er hört auf: ſie ſehn ihn wieder an, und er iſt wieder ſtille.)

Schröpfer (zu Eberſtein). Kennen Sie den Menſchen da, mein Herr?

Eberſtein. Es iſt mein Kammerdiener.

Schröpfer (zu Fauſtin). Seyd Ihr ein Freymäurer, mein Freund?

Fauſtin. Mein Herr, ich heiße Fauſtin; errathen Sie meine übrigen Titel.

(Die Freymäurer betrachten ihn von oben bis unten).

Schröpfer. Herr Fauſtin, Ihr ſeyd kein Freymäurer, aber ein naſeweiſer Burſche. (Zu Eberſtein) Mit Ihrer Erlaubniß!

Fauſtin. Herr Bruder — Freymäurer — —

Schröpfer. Was waren das für Zeichen, die Ihr Euch einfallen ließet, uns zu machen?

Fauſtin. Wahrhaftig, mein Herr, ich wußte nicht, daß es Freymäurerzeichen waren.

Schröpfer. Und wer hat Euch geſagt, daß es welche geweſen ſind?

Fauſtin. Mein Herr — ich bitte tauſendmal um Vergebung!

Eberſtein (zu Fauſtin). Fort! (Fauſtin zieht ſich in eine Ecke der Bühne zurück).

Eberſtein. Man iſt manchmal mehr Freymäurer, als man denkt.

Schröpfer. Und manchmal weniger, als man ſich einbildet. Aber, mein Herr, haben Sie denn eine ſo große Begierde, einer zu werden?

Eberſtein. O, eine Begierde, die alle Vorſtellung überſteigt, und eine Ungeduld, eine Ungeduld! — —

Schröpfer. Das wäre etwas!

Eberſtein. Ja, denn um Freymäurer zu werden, braucht man nur — es zu wollen.

Schröpfer. Hm! nicht ſo ganz, nicht ſo ganz! Und fühlen Sie denn in ſich einen Beruf zu dem Stand, in den Sie treten wollen?

Eberſtein. Einen Beruf? Freylich, und dazu einen ſehr großen!

Schröpfer. Und welchen denn?

Eberſtein. Welchen Beruf?

Schröpfer. Ja, ob es einer iſt, der mit den Abſichten der Freymäurerey übereinſtimmt?

Eberſtein. O, außerordentlich ſtimmt er damit überein!

Schröpfer. Und wie können Sie das ſagen, da Sie von der Freymäurerey noch nichts wiſſen?

Eberſtein. O, man weiß das aus Juſtinct!

Schröpfer. Aus Juſtinct?

Eberſtein. Aus Juſtinct. — Das will nämlich ſo viel ſagen. — Aber, zum Henker! warum thun Sie auch alle die Fragen an mich?

Schröpfer. Um Ihnen zu zeigen, mein Herr, daß Sie nicht wiſſen, was Sie thun, da Sie ein Freymäurer werden wollen, und daß Sie es folglich nicht werden können!

Eberſtein. Ich könnte keiner werden?

Schröpfer. Nein, mein Herr, und Sie werden auch niemals einer werden, ich ſag' es Ihnen!

Hund (gravitätiſch). Und ich beſtätige es!

(Eberſtein verfärbt ſich, beißt ſich in die Lippen, und wird den Großmeiſter gewahr).

Fünfter Auftritt.

Vorige. Starke.

Eberſtein.

Ach, guten Tag, Starke, ich erwartete Sie mit großer Ungeduld. Ich wollte Sie bitten, mich zum Freymäurer anzunehmen, und da ſind einige Herren, die ſagen, daß ich keiner werden würde. Ich appellire an Sie, mein lieber Ehrwürdiger, an Sie, der Sie der Großmeiſter ſind, und ich hoffe, Sie werden mir mehr Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Sie kennen mich, und ich glaube ohne Eitelkeit ſagen zu können, daß Sie manchen Bruder haben, der nicht beßer iſt, als ich.

Starke. Wie kommt es aber, Eberſtein, daß Sie mir vorgeſtern nichts von Ihrem Vorhaben geſagt haben?

Eberſtein. Ich glaubte nicht, daß es nöthig wäre.

Starke. Ich hätte Ihnen einen guten Rath geben können.

Eberſtein. Und welchen denn, wenn ich bitten darf?

Starke. Sich nicht zum Freymäurer zu melden!

Eberſtein. Wie, ſind Sie auch der Meinung dieſer Herren?

Starke. Ja, mein lieber Eberſtein, es thut mir leid, daß ich es Ihnen ſagen muß, aber Sie können nicht unſer Bruder werden.

Eberſtein. Aber, aber, daß iſt wunderlich von Ihnen, Starke; ein Mann, wie ich, ſoll nicht aufgenommen werden können?

Starke. Nein, das ſieht man gleich mit dem erſten Blick.

(Eberſtein verändert die Farbe)

Eberſtein. Gehn Sie, gehn Sie, machen Sie keinen Spaß.

Starke. Merken Sie ſich, daß ein Freymäurer über dieſen Punkt nicht ſpaßt.

Eberſtein. Ich werde mich noch tod über Ihre Ernſthaftigkeit lachen müßen.

Starke. Und Ihr gezwungenes Lachen macht mich nur noch ernſthafter! Sie dauern mich, Eberſtein, ich wünſchte, Ihnen dienen zu können.

Eberſtein. Und was verhindert Sie daran?

Starke. Meine Pflicht!

Eberſtein. Ihre Pflicht? werden Sie mir nicht auch etwa vorwerfen, daß ich keinen Beruf zu einem Freymäurer habe?

Starke. Allerdings, den haben Sie auch nicht!

Eberſtein. Und was iſt denn dieſer Beruf eigentlich, damit man ſich bemühen kann, ihn zu erwerben?

Starke. Er erwirbt ſich nicht, er wird mit uns gebohren.

Eberſtein. Worin beſteht er aber?

Starke. Es iſt Ihre Sache, ihn zu haben, und die unſrige iſt, ihn an Ihnen zu bemerken, ohne ihn zu ſagen.

Eberſtein. Ich haße Sie von ganzem Herzen, mit ſamt Ihren Geheimnißen! (Die Freymäurer ſehn ihn ernſthaft an; er befürchtet, ſich vergangen zu haben, und wird beſtürzt). Verzeihn Sie mir, mein lieber Starke, dieſen kleinen Anfall von Unwillen, und ſchließen Sie daraus auf die Größe der Begierde, die ich habe, einer von den Ihrigen zu ſeyn!

Starke. Vielleicht würden Sie es noch weit mehr wünſchen, wenn Sie muthmaßen könnten, was es eigentlich ſey?

Eberſtein (halb bey Seite). Und was, zum Teufel! kann es denn ſeyn?

Starke. Befreyen Sie ſich von dieſer Unruhe, das ſind Dinge, die Sie niemals geſehn haben, von denen Sie niemals reden hörten, und welche die Einbildungskraft eines Layen nicht zu faßen vermag!

Eberſtein. Alſo wohl ganz erſtaunlich wünſchenswerthe Dinge?

Starke. Nein, für Sie nicht, weil ſie über Ihren Horizont ſind!

Eberſtein. Aber Sie, Herr Starke, ſind wohl ſehr vergnügt, daß Sie ein Freymäurer ſind?

Starke. Wie es ſcheint!

Eberſtein. Der ewige Geheimnißvolle!

Starke. Gut, Eberſtein, weil ich denn klar und deutlich antworten ſoll, ſo muß ich Ihnen geſtehn, ich wollte lieber dem Leben, als dem Recht entſagen, dies Schurzfell tragen zu dürfen!

Eberſtein. O diesmal wollen Sie mir gewiß etwas weiß machen.

Starke. Folgen Sie mir, gedenken Sie nicht mehr an uns. Ueberhaupt was liegt Ihnen wohl an unſerm Geheimniße? Haben Sie nicht bisher glücklich gelebt, und werden Sie nicht auch fernerhin glücklich leben, ohne es zu wißen?

Eberſtein. Nein, ich kann nicht leben, wenn ich es nicht weiß!

Starke. So ſterben Sie!

Eberſtein. Was? Ich ſollte niemals aufgenommen werden können?

Starke. Niemals, armer Eberſtein!

Eberſtein. Ach, lieber Großmeiſter, nehmen Sie mich wenigſtens zum Lehrjungen auf, ich will niemals Meiſter werden, wenn Sie nicht wollen!

Starke. Sie können weder das eine noch das andre ſeyn!

Hund (zu Eberſtein) Sehn Sie!

Schröpfer (zu Eberſtein). Hab' ich es Ihnen nicht auch geſagt?

Eberſtein. Bleiben Sie mir vom Leibe, meine Herren, Sie ſind alle nicht recht geſcheut! Ich werde nicht aufgenommen werden, und ich mag auch nicht; aber ich will das Geheimniß doch erfahren; ich will es in die Berliniſche Monatsſchrift ſetzen laßen, und es ſoll das öffentliche Geheimniß werden! Komm Fauſtin (ab).

Fauſtin. Den Augenblick, mein Herr!

Sechſter Auftritt.

Starke. Hund. Schröpfer. Fauſtin.

Starke.

Der Menſch gehört ihm ohne Zweifel an?

Schröpfer. Ja, es iſt ſein Kammerdiener.

Fauſtin (zum Großmeiſter). Erlauben Sie mir, Herr Starke, Ihnen in Unterthänigkeit vorzuſtellen, daß Sie gar zu hart mit meinem Herrn umgehn. Denn ich kann Ihnen verſichern, daß er ſonſt ein rechter guter Mann iſt. Er iſt zwar noch ein wenig faſelicht, wenn Sie wollen, ein wenig vorlaut, aber das ſind Jugendfehler. Uebrigens iſt er, wie Sie wißen, eine ehrliche Haut, ſpielt gern, liebt das Frauenzimmer, die Bälle und Komödien, und was ſonſt noch in ſeinem Alter Sitte iſt: paßirt für einen guten Geſellſchafter, kann nicht viel verſchweigen, ißt gut, weiß mit Anſtand einen Champagner-Pfropf ſpringen zu laſſen, ſteckt voller luſtiger Einfälle, und macht bey Tiſche ſeinen Leberreim ſo gut als einer. —

Starke. Ihr habt uns genug von Eurem Herrn erzählt. Wollt Ihr ein Freymäurer werden, mein Freund?

Fauſtin. Mein Herr — ich unterſtehe mich nicht, um ſo etwas nachzuſuchen — weil ich mich vergangen habe (indem er zitternd die beyden Freymäurer anſieht). Ich habe probiren wollen, ob dieſe Herren da mich für einen Bruder halten würden, und habe ihnen falſche Zeichen gemacht. —

Starke. Was? falſche Zeichen?

Fauſtin. Ja, wie ſie im zerſchmetterten Freymäurer ſtehn; aber ich habe gar bald meinen Fehler eingeſehn, und dieſe Herren um Verzeihung gebeten, und ſie haben mir auch zu vergeben geſchienen. Demungeachtet muß ich noch immer fürchten, daß Sie mich vielleicht Ihrer Gewogenheit unwürdig erklären werden.

Starke. Nein, mein Freund, ich will nicht ſtrenger ſeyn, als die Herren hier. Ich verzeihe Euch die falſchen Zeichen, um der Reue willen, die Ihr darüber blicken laßt (er betrachtet ihn von oben bis unten). Ich erblicke überdies alle Eigenſchaften an Euch, die zu einem von den Graden der Freymäurer erfordert werden. Geht von hier vier Häuſer weiter, da werdet ihr eine Loge verſammelt finden, die Euch mit dem Schurzfell des Ordens bekleiden wird.

Fauſtin. Ach, meine Herren, wie viele Verbindlichkeiten bin ich Ihnen ſchuldig! Ach fürchten Sie nicht, daß ich das Geheimniß meinem Herrn je verrathen werde! — Aber, Herr Großmeiſter, woran ſollen denn jene erkennen, daß ich von Ihnen geſchickt bin? Wenn Sie die Gütigkeit hätten, mir irgend ein Merkmal mitzugeben. —

Starke. Ich habe Euch bereits eins gegeben, mein Freund.

Fauſtin (ſich betrachtend). Und wo iſt es denn, wenn ich fragen darf?

Starke. Ihr habt es, ſag' ich, geht nur, und ſeyd unbekümmert, Ihr werdet ſicher erkannt werden.

Fauſtin (im Abgehn). Was für eine bewundernswürdige Sache iſt es doch um die Freymäurerey!

Starke (zu Fauſtin). Wollt Ihr wohl meinem Kammerdiener ſagen, daß er die beyden zuerſt Angekommenen hereintreten laßen mögte?

Siebenter Auftritt.

Starke oder der Großmeiſter. Schröpfer. Hund.

Starke.

Ich denke, wir werden heute nicht viel Zuſpruch haben. Ich nehme es allein auf mich, die noch übrigen zu examiniren. Sie, meine Herren, beſorgen Sie einſtweilen, daß alles in Bereitſchaft iſt, was wir heute Abend zu unſerm Schmaus brauchen.

Schröpfer. Wir wollten Ihnen eben den Vorſchlag thun, Sie kommen uns zuvor.

Starke. Daß ſonderlich die Muſikanten nicht auf ſich warten laſſen!

Hund. Sorgen Sie nicht, es ſind Freymäurer! (beyde ab).

Achter Auftritt.

Starke. Scherf. Weidmann.

Starke.

Ich vermuthe Ihre Abſicht, meine Herren; erlauben Sie mir, daß ich dem einen ſowohl als dem andern einige Fragen vorlege (zu Weidmann). Dürſt' ich Sie bitten, mir zu ſagen, was für ein Amt Sie bekleiden?

Weidmann. Ich habe keins, und komme eins bey den Freymäurern zu ſuchen.

Starke. Recht gut! Iſt Ihr Herr Vater ein Freymäurer?

Weidmann. Nein, mein Herr, er iſt geſtorben, er war ein Medicus.

Starke. Ein Medicus?

Weidmann (mit einem ſchlauen Seitenblick auf den Doctor Scherf). Ja, mein Herr, er kurirte in Seuchen und anſteckenden Krankheiten.

Starke. Ein Doctor alſo, ein Mann, der wieder einreißt, was die Freymäurer bauen! (Scherf ſcheint etwas ſagen zu wollen, der Großmeiſter fährt fort, indem er mit dem Weidmann redet). Wie, mein Herr, Sie haben alſo gar keine Beſchäftigung, gar keine?

Weidmann. Ich leſe des Morgens, um mir die Zeit zu vertreiben, und ich bringe manchmal die Einfälle zu Papier, die mir durch den Kopf ſchwirren.

Starke. O, nun komm' ich dahinter! Sie ſind ein verſchämter Autor, nicht wahr?

Weidmann. So was!

Starke. Und, ich wollte wetten, auch Poet?

Weidmann. Sie möchten wohl die Wette gewonnen haben.

Starke. Und warum ſagen Sie mir das nicht gleich? Iſt es denn eine Schande für den Sohn eines Arztes, ein Poet zu ſeyn? Bleiben Sie nicht immer ein Säugling des Apolls? Man muß eingeſtehn, mein Herr, was man iſt.

Weidmann. Zuweilen iſt es eine kützliche Sache damit.

Starke. Wie? ſind Sie vielleicht ein ſchlechter Schriftſteller?

Weidmann. Es könnte möglich ſeyn.

Starke. O, das wird Sie nicht hindern, ein guter Freymäurer zu werden. (Zu Scherf) Und Sie, mein Herr, werden Sie auch damit anfangen, mir Ihre Handthierung zu verhehlen?

Scherf. Vielleicht hätt' ich es Urſache, nach dem, was Sie ſo eben geſagt haben. Ich bin ein Medicus, mein Herr, und ich bitte, es mir zu verzeihen.

Starke. So wundert mich's nicht mehr, daß Sie vorhin Luſt hatten, mich zu unterbrechen. Aber warum müßen Sie auch ein Medicus ſeyn, mein Herr?

Scherf. O, werden Sie nicht ungehalten, ich treibe meine Profeßion nicht.

Starke. Sie treiben Sie nicht? Und was thun Sie denn alſo, mein Herr?

Scherf. Ich beſuche die Kranken zu ihrem und meinem Vergnügen.

Starke. Aber Sie nehmen Geld?

Scherf. Nein — ich curire gratis!

Starke. Und Sie nennen das nicht, die Profeßion eines Arztes treiben? Gehn Sie, mein Herr, Sie ſind ein Medicus, und zwar ein recht großer Medicus; denn Ihre Kunſt macht ſich alles, ſogar die Krankheiten des Geiſtes, unterthänig. Man braucht nicht einmal krank zu ſeyn, um Ihrer nöthig zu haben. Wahrhaftig, das iſt ſehr bequem, und Sie ſind mir nun minder gefährlich!

Scherf. Sie geben alſo zu, Herr Starke, daß ich mich nicht ganz in dem Fall befinde, von dem Sie ſprachen, und daß es eben nicht zu viel gewagt ſeyn würde, wenn man mich unter die Freymäurer aufnähme?

Starke. Nichts weniger! Ein Biedermann, wie Sie, macht uns Ehre!

Scherf. Aber wag' auch ich nichts, wenn ich in Ihre Geſellſchaft trete? Man murmelt ſowas von Jeſuiterey, und Proſelytenmacherey! —

Starke. Herr Doctor, wir ſuchen bloß der Tugend und der Ehre Proſelyten zu zu führen!

Scherf. Das müßen Sie mir aber doch geſtehn, daß die gute Geſellſchaft nicht immer in Ihren Logen anzutreffen iſt.

Starke. Was nennen Sie, gute Geſellſchaft? Ich höre ſeit einiger Zeit von nichts anderm reden, als von guter Geſellſchaft. Glauben Sie, daß eine gute Geſellſchaft nur aus Leuten von Stande und ſchönen Geiſtern beſtehn müße? -

Scherf. O nein, ich bin überzeugt, daß die gute Geſellſchaft auch die zahlreichſte und gemiſchteſte ſeyn kann.

Starke. Sie werden bald ſehn, daß es nur den Freymäurern aufbehalten war, die zahlreichſte, gemiſchteſte und beſte Geſellſchaft zuſammen zu bringen.

Scherf. So genießen Sie auf alle Fälle eines ſehr ſeltenen und beneidenswerthen Vorrechts.

Starke. Und das deſto rühmlicher für uns iſt!

Scherf. Aber wie fangen Sie es an, daß Sie ſo viele, verſchiedene Gattungen von Menſchen zuſammenſtimmen und unter einen Hut bringen?

Starke. Wir ſind menſchlich, ſimpel und ehrlich.

Scherf. Und Ihre Denkungsart, ſollte die nicht ein bischen locker und frey ſeyn — ich meine nur ſo!

Starke. Wie können Sie uns deswegen in Verdacht haben, da wir Aerzte und Poeten aufnehmen?

Scherf. Ich will nur noch eine einzige Frage an Sie thun, über das, was Sie Arbeit nennen. Könnten Sie mir nicht vorher einigen Begriff davon geben? Einer von Ihren Brüdern hat mir offenherzig geſtanden, Sie bauten nichts als Luftſchlöſſer.

Starke. Wir haben manchmal unſre Urſachen, ſo zu reden. Aber ſeyn Sie verſichert, daß wir feſt und auf guguten Grund bauen.

Scherf. Warum haben Sie aber den Namen, Maurer, ſo vielen andern Titeln vorgezogen, die Ihnen mehr Ehre gemacht haben würden?

Starke. Wir haben den Namen gewählt, der ſich für uns am beßten ſchickte. Wir würden uns etwas zu vergeben glauben, wenn wir mit Titeln prahlten.

Scherf. Sie ſtopfen mir den Mund.

Starke. Haben Sie die Gütigkeit, meine Herren, ſich in zwey Stunden wieder hier einzufinden. Ich will Sie das Licht ſehn laßen (er betrachtet ſie einen nach dem andern). Ich finde, daß ſie alle, zu einem Freymäurer erforderliche, perſönliche Eigenſchaften beſitzen.

Scherf. Ich wüßte nicht, mein Herr, daß ich die Ehre hätte, von Ihnen gekannt zu ſeyn.

Starke. Erſt dieſen Augenblick genieß ich das Glück, Sie kennen zu lernen. Aber wie Freymäurer, wir haben ein gutes Auge. Sie werden das ſelbſt einräumen müßen, wenn Sie aufgenommen ſeyn werden (Indem er ſie begleitet). Gehn Sie, gehn Sie, ſchicken Sie ſich an, den Schmuck des Ordens würdig zu empfangen!

(Scherf und Weidmann gehn ab, letzterer kommt wieder herein).

Neunter Auftritt.

Starke. Weidmann.

Weidmann.

Erlauben Sie, Herr Starke, Ihnen noch ein paar Worte zu ſagen. Es ſoll damit nicht alles abgethan ſeyn, daß man recipirt iſt, es koſtet auch noch, ſagt man, vier Louisd'or, um aufgenommen zu werden, und Sie ſehen wohl ein, ein Autor, wie ich, iſt nicht im Stande, vier Louisd'or aufzubringen.

Starke. Sie müßen wißen, mein Herr, daß wir kein Geld nehmen, im Gegentheil oft geben, wenn einige von unſern Brüdern welches nöthig haben. Es iſt wahr, es iſt ſo Herkommens, daß die Neuaufgenommenen unter ſich die Abendmahlzeit zuſammenſchießen, die bey Gelegenheit ihrer Aufnahme gegeben worden iſt, und das iſt manchmal einem auf ſechs Thaler zu ſtehn gekommen; aber heute Abend werden wir nicht ſtark ſeyn, und es kann Ihnen auf Ihren Theil nicht über ein oder zwey Thaler tragen.

Weidmann. Das iſt ein oder zweymal mehr, als ich jetzt in meinem Vermögen habe. Ich bitte Sie, mein Herr, mich hier ohne weitere Umſtände aufzunehmen. Ich will nicht miteßen.

Starke. Ob Sie miteßen oder nicht, das iſt einerley.

Weidmann. Aber ſollten Männer von Talenten nicht gratis aufgenommen werden?

Starke. Ja, Männer von Talenten! Aber Sie haben ja ſelbſt geſtanden, daß Sie ein ſchlechter Schriftſteller wären?

Weidmann. Mußten Sie denn meiner Beſcheidenheit glauben?

Starke. Wie können Sie verlangen, daß ich einem Poeten für beſcheiden halten ſoll? Doch ſeyn Sie ruhig, mein Herr, Sie verdienen Freymäurer zu ſeyn, und das iſt genug. Sie ſind nicht reich, und das iſt kein Fehler. Sie ſollen anſtändig aufgenommen werden, und ohne daß es Ihnen das geringſte koſtet.

Weidmann. Wenn man es recht beſieht, ſo kann man nicht anſtändiger und ehrenvoller aufgenommen werden, als wenn man gratis aufgenommen wird. Ich werde jedoch nicht unterlaßen, in einer oder der andern Münze zu bezahlen, und Ihnen bey Tiſche mit einem Gericht von meinen Händen auf zu warten. — Rechnen Sie auf eine Ode zum Lobe des Ordens und des Großmeiſters.

Starke. Herr Weidmann, wir verbitten uns die Ode.

Weidmann. Sie haben Recht, das iſt noch großmüthiger!

Starke. Und klüger in allem Betracht!

(Weidmann ab).

Zehnter Auftritt.

Der Großmeiſter allein.

Nun wär' ich ja wohl mit meinen Audienzen zu Ende, wie ich glaube. Ich will doch einmal nachſehn. — Der Eberſtein liegt mir immer im Kopf. Warum mag er wohl eine ſo außerordentliche Begierde haben, Freymäurer zu werden? Wenn ich dem ganzen Auftritt nachdenke — — er wurde bald roth, bald blaß, er kroch, und nahm alle mögliche Farben und Geſtalten an. — Gewiß, dahinter ſteckt irgend eine mächtige Triebfeder, irgend ein anſehnliches Intereße, deßen Opfer ich hätte werden können. Ich werde Lucillen gewahr. Mein Verdacht nimmt zu. Ich muß mich faßen.

Eilfter Auftritt.

Starke. Lucilie. Mariane.

Lucilie.

Ich bin ſehr erfreut, Sie hier anzutreffen, Herr Starke. Geh Mariane. (Mariane geht wieder in Luciliens Zimmer).

Starke. Darf ich fragen, was mir einen ſo angenehmen Beſuch zuwege bringt, Madame?

Lucilie. Ich komme, mit Ihnen zu ſchmähen, und zugleich eine Fürbitte für den Eberſtein einzulegen. Sie ſehn, wie begierig er iſt, es kommt auf eine Kleinigkeit an, und

Sie ſchlagen ſie ihm ab, da Sie doch ſonſt ſie jedermann zugeſtehn. Was ſoll wohl ein ſolches Betragen gegen Leute, die man kennt, vorſtellen?

Starke. Ey, Madame, eben weil ich ihn kenne, bin ich gezwungen, ihm eine abſchlägige Antwort zu geben. Ich wünſchte nichts mehr, als im Stande zu ſeyn, ihm den Zutritt verſtatten zu dürfen.

Lucilie. Können Sie wagen, ſo mit mir zu reden, mein Herr? und was haben Sie denn gegen ihn einzuwenden?

Starke. Daß ihm der Beruf zu einem Freymäurer fehlt.

Lucilie. Ach, bleiben Sie mir mit ſolchen Poſſen weg, Starke. Antworten Sie ernſthaft.

Starke. Madame, ich rede im völligen Ernſte, und glauben Sie mir, Eberſtein hat Verdienſte, aber er beſitzt vielleicht nicht alle die Eigenſchaften, die Sie ihm zutrauen.

Lucilie. Wie wunderlich!

Starke. Sie können das nicht begreifen.

Lucilie. Ja, da haben Sie recht. Aber Sie, mein Herr, Sie beſitzen vermuthlich alle erſinnliche Verdienſte, weil Sie zugleich zur Würde eines Freymäurers und Großmeiſters gelangten; denn es werden noch nicht vier Tage ſeyn, daß Sie beydes ſind?

Starke. Ich bin nicht blind gegen die guten Eigenſchaften, die mir fehlen; aber ich wage es, mich derer zu rühmen, die ich als Freymäurer beſitze.

Lucilie. Und Eberſtein — Aber Sie haben lange genug den Freymäurer geſpielt, Sie machen mich ungeduldig. Ich intereßire mich für den Eberſtein, und ich bin hergekommen, Sie zu bitten, ihn in ihre Geſellſchaft aufzunehmen, nach welchen Eigenſchaften und unter welchen Bedingungen es auch immer geſchehen mag.

Starke. Liebenswürdige Lucilie, Sie wiſſen zu gut, was mein Herz für Sie empfindet, wenn ich es gleich noch nicht zu geſtehen gewagt habe. Sie können über alles befehlen, was in meinen Kräften iſt. Aber was müſſen denn das für mächtige Bewegungsgründe ſeyn, die Sie ſo heftig für Eberſtein, in einer Angelegenheit von der Art, intereßiren?

Lucilie. Iſt es nicht genug, Ihnen geſagt zu haben, daß ich mich unendlich für ihn intereßire?

Starke. Erlauben Sie, Madame, daß ich Ihren wahren Bewegungsgrund zu errathen ſuche. Sollten Sie nicht ſelbſt ein Verlangen haben, unſer Geheimniß zu wißen?

Lucilie. Nun, weil ich doch alles geſtehen ſoll, ja, ich ſterbe faſt vor Verlangen darnach!

Starke. Und glauben Sie, daß Eberſtein ſchwach genug ſeyn würde, es Ihnen zu entdecken, wenn er es wüßte?

Lucilie. Ich ſchmeichle mir nicht damit. Aber er wünſcht es ſo ſehnlich zu wißen, wie ich, und meine Neugier macht, daß mir die ſeinige wehe thut; wenigſtens würd' ich den Troſt haben, meinen Freund ruhig zu ſehn, wenn ich auch nicht das Vergnügen genießen ſollte, ſelbſt befriedigt zu werden.

Starke. Wie großmüthig Sie ſind, Madame!

Lucilie. Und Sie, Starke, wie unausſtehlich! O, ich hatt' es wohl vorher gehört, daß Ihr Herren Freymäurer eben nicht gar zu gefällig gegen die Damen ſeyd!

Starke. Man thut uns Unrecht, Lucilie, wir erzeigen Ihrem Geſchlechte alle die Ehrerbietung, die wir ihm ſchuldig ſind. Es iſt dies eins von unſern erſten und angenehmſten Geſetzen. Noch mehr, Sie treffen nirgends ſo zärtliche Liebhaber und ſo gute Männer an, als in der Geſellſchaft der Freymäurer. Wie ſehr wünſcht' ich, reizende Lucilie, daß Sie ſich hierin nicht bloß auf mein Wort verlaßen wollten!

Lucilie. Das will ich auch, mein Herr, laßen Sie nur Eberſtein aufnehmen, und wir wollen ſehn!

Starke. Werden Sie denn immer eine Unmöglichkeit von mir verlangen?

Lucilie. Eine Unmöglichkeit? Iſt es denn ſo was unmögliches, daß Eberſtein in die Geſellſchaft der Freymäurer aufgenommen werden kann, und werd' ich nirgends jemahd finden, der — Wenn ich alle Ihre Antworten zuſammennehme, ſo gerath' ich dadurch auf Gedanken — Allein, wenn Sie doch ſo gütig gegen das Frauenzimmer geſinnt ſind, wie kommt es denn, daß Sie es nicht in Ihren Orden zulaßen?

Starke. Je mehr wir Ihr Geſchlecht lieben, Lycilie, je mehr fürchten wir uns vor ſeinen Reitzen. Die Quelle unſrer Freuden würde alsdann bald für uns eine Quelle der Uneinigkeit werden. Und wo ſollte jene vollkommene Gleichheit hinkommen, die unſer erſtes und vornehmſtes Geſetz unter unſre Brüder eingeführt wißen will? Wie würde ſich dieſe Gleichheit, wie unſre weſentliche Freyheit mit der unwiderſtehlichen Gewalt vereinigen laſſen, die Ihr Geſchlecht über uns ausübt? Vermögen ſie nicht ſo ſchon genug über uns, ohne daß ſie noch unſre Verſammlungen zur Hülfe zu nehmen brauchen, um ihre Herrſchaft dadurch aus zu breiten, wie gewiß geſchehen würde? Und zu was für gefährlichen Zerſtreuungen müßten Sie nicht bey unſern Arbeiten Anlaß geben, die vielleicht für ſie zu verdrüßlich oder zu mühſam wären?

Lucilie. Es iſt wahr, man kann ſich nicht galanter entſchuldigen: aber wenn mir wegen dieſes Punkts gar kein Zweifel übrig bleiben ſollte, ſo müßte ich einen Freymäurer aus Liebe zu einer hübſchen Frau ſterben ſehn.

Starke. Wir haben vielleicht ſchon dergleichen Beyſpiele gehabt, ohne daß ſie mir bekannt geworden ſind.

Wenigſtens bin ich verſichert, daß kein Menſch die Liebe ſo weit würde treiben können. — —

Lucilie. Als ein Freymäurer, nicht wahr?

Starke. Als ein Freymäurer!

Lucilie. Aber wie kommt es denn, daß ſie mit allen den Eigenſchaften nicht die Günſtlinge der Damen ſind? Denn ich kenne doch verſchiedene der letztern, die ſie eben nicht zu ihrem Vortheil auszeichnen; ich kann ſie alſo höchſtens nur für einen Trupp unglücklicher Liebhalter halten.

Starke. Ich merke, Lucilie, die Frauenzimmer, die Sie kennen, ſind juſt die, von denen wir das Glück haben, nicht gekannt zu ſeyn!

Lucilie. Und kann man denn einen Freymäurer kennen?

Starke. Vollkommen wird man ihn niemals kennen, er iſt unergründlich. Doch ſo viel wird man immer von ihm herausbringen, daß man ihn einem jeden andern vorziehen muß.

Lucilie. Aber was wagen Sie denn, wenn ſie ſich vollkommen zu erkennen geben? Und was können das für Verdienſte ſeyn, die das Licht ſcheuen und ſich verſtecken müſſen?

Starke. Haben Sie niemals gehört, was jenem tapfern Iſraeliten widerfuhr? Er war unbeſonnen genug, ſeiner Geliebten an zu vertrauen, wo der Sitz ſeiner außerordentlichen Stärke ſey, und ſo büßte er mit ſeiner Klugheit auch ſeine Stärke ein; denn bald darauf ward er das Opfer des Volks, deßen Schrecken er geweſen war.

Lucilie. Ach! gehn Sie mir mit Ihren Hiſtörchen, ich bin ſo ſchon neugierig genug! Jetzt ſagen Sie mir nur eine einzige Sache, die Sie mir, ohne etwas zu wagen, ſagen können, und ich laße Sie in Ruhe. Aber antworten Sie mir ganz ernſthaft, ich beſchwöre Sie. Scherz bey Seite! kann Ihr Geheimniß verrathen werden? Wäre es möglich, daß ein Freymäurer, der es geſtehen wollte, es wirklich geſtehen könnte?

Starke. Es iſt phyſiſch möglich, aber moraliſch nicht!

Lucilie. Es iſt möglich? O, ob es dies phyſiſch oder moraliſch ſey, was kümmert mich das! Es iſt möglich! Sie können es mir alſo ſagen, und Sie müßen es mir ſagen! Sie müßen mir's entdecken! Ich bitte Sie fußfällig darum!

(Sie fällt vor dem Großmeiſter auf die Knie).

Starke (der ſie auf zu richten ſucht). Lucilie!

Lucilie. Nein, ich ſteh' nicht eher auf, als bis Sie mir's geſagt haben!

Starke (wirft ſich vor ihr auf die Knie). Hören Sie auf, Lucilie, eines Geheimnißes wegen in mich zu dringen, das ich größere Luſt habe, Ihnen zu ſagen, als Sie nicht haben können, es zu wißen.

Lucilie. Nein, nein, wenn dieſes wäre, ſo gäben Sie meinen Bitten nach!

Starke. Es kommt jemand, Madame, — Eberſtein!

(Sie ſtehen beyde auf).

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Eberſtein.

Lucilie (zu Eberſtein).

Sie ſehen, mein Herr, was ich für Sie thue! Aber wir haben mit dem allerunbiegſamſten und undurchdringlichſten von allen Freymäurern zu ſchaffen. Ich überlaße ihn jetzt Ihrer Leitung. Führen Sie Ihre Sache ſelber, Sie werden glücklicher, als ich, ſeyn.

Starke. Werden Sie mir niemals mehr Gerechtigkeit wiederfahren laßen, Madame?

Eberſtein (heimlich zu Lucilie). Laßen Sie mich nur machen, ich habe ein Mittel gefunden, ihn dahin zu bringen, wohin wir ihn haben wollen.

(Lucilie ab).

Dreyzehnter Auftritt.

Starke. Eberſtein.

Eberſtein.

Zum Henker! wenn die Damen vor Ihnen auf den Knieen liegen, ſo ſagen Sie mir, was für eine Poſitur ich annehmen ſoll. — Hören Sie, Starke, ſind Sie nicht böſe auf mich?

Starke. Böſe? Und weswegen?

Eberſtein. Wegen deßen, was ich vorhin ſagte, als ich Sie verließ.

Starke. Glauben Sie, ich laße mich ſo weit herab, um über ſolche Dinge böſe werden zu können?

Eberſtein. Man wird oft böſe, ohne daß man Urſach dazu hat, z. B. über einen Rival. Ja, ja, geſtehn Sie es jetzt nur, da wir allein ſind, bey Ihrem Betragen gegen mich vorhin, lief ein wenig Eiferſucht mit unter. Sie lieben Lucilien, und es iſt auch nichts dagegen einzuwenden, denn ſie iſt liebenswürdig, und eine Parthie, die ſich vollkommen für Sie ſchickt; aber ich ſage Ihnen, als ein guter Freund, ſie kann Sie nicht leiden!

Starke. Ich bin von dieſem Beweis Ihrer Freundſchaft ausnehmend gerührt; aber, darf ich fragen, hat Lucilie ſelbſt Ihnen ihre Gleichgültigkeit gegen mich entdeckt?

Eberſtein. Nicht eben mit klaren Worten, aber Sie hat mir geſtanden, daß ſie mich liebte, und es iſt nicht zu vermuthen, daß ſie uns alle beyde zugleich lieben wird.

Starke. Warum nicht? Könnte ſie mich nicht ein bischen, und Sie recht von Herzen lieben? Das würde doch nicht verhindern, daß ſie mich heyrathete.

Eberſtein. Gut! Aber ich muß Ihnen ſagen, ich glaube, ſie hat Sie nicht einmal ein bischen lieb, und wird Sie gewiß nicht heyrathen, es wäre denn, daß ſie uns beyde allenfalls zugleich heyrathete, Sie ein bischen, und mich von Herzen!

Starke. Sie hat Ihnen alſo verſprochen, Sie zu heyrathen?

Eberſtein. Ja, mein Freund. Ich will Dir alles offenherzig geſtehn, und Dir zugleich die Bedingungen vertrauen, unter welchen ſie dies Verſprechen gethan hat: Du muß hier alle Deine Großmuth zuſammennehmen, mein lieber Rival. Je mehr du mir zuwider ſeyn ſollteſt, deſtomehr mußt Du jetzt zu meinem Beſten arbeiten; das iſt ganz natürlich! Du glaubteſt vorhin, als ich Dir anlag, mich aufzunehmen, es ſey bloß ein flüchtiger Gedanke, den ich mir um nichts und wider nichts in den Kopf geſetzt hätte, und machteſt einen Spaß daraus. Das verzeih' ich Dir. Aber jetzt muß ich Dir entdecken, daß mein Wohl und das Glück von meinem ganzen Leben in Deinen Händen iſt; daß Du mich in dem Augenblick, da Du mich zum Freymäurer machſt, auch in den Beſitz von Lucilien ſetzeſt, und daß ich nur um dieſen Preis ihre Hand erhalten kann.

Starke. Ich verſtehe Sie, Eberſtein, das heißt ſo viel, Sie haben Lucilien verſprochen, ihr unſer Geheimniß zum Hochzeitgeſchenk zu geben?

Eberſtein. Ich will Ihnen nichts verhehlen, lieber Starke. Es iſt wahr, ich habe Lucilien ihr Geheimniß zu entdecken verſprochen, um ſie deſto eher zu bewegen, in mein Glück zu willigen. Bewundern Sie nicht, was für ein Zutrauen ich in Sie ſetze, und könnten Sie es wohl misbrauchen?

Starke. Nein, Eberſtein, ich werd' es nicht misbrauchen, aber es wäre eben ſo wenig recht, wenn Sie meine Gefälligkeit misbrauchten, und ich unſer Geheimniß in Gefahr brächte!

Eberſtein. Es läuft nicht die geringſte Gefahr, mein lieber Freund, ich verſprech' es Ihnen, und ich ſchwöre, es als ein ehrlicher Mann zu bewahren. Nehmen Sie mich nur zum Freymäurer auf. Ich will ſchon hernach Lucilien was weiß machen. Sie muß ſich ja bloß auf mein Wort verlaßen! Ob ich ihr das wahre Geheimniß oder ein falſches ſage, das iſt einerley. Und will Sie ſich deswegen bey andern Freymäurern Raths erholen, ſo werden ihr die beſtändig ſagen, daß ſie ſich irre. Sie wird alsdenn wohl einſehn, daß ſie immer dieſelbe Antwort bekommen wird, und daß ihr alſo keine andre Parthie zu ergreifen übrig bleibt, als ſich auf meine Ehrlichkeit zu verlaßen

Starke. Auf Ihre Ehrlichkeit?

Eberſtein. O! ich habe alles bedacht, alles überlegt: ich weiß, was ich thue, Starke; nehmen Sie mich nur auf, ſag' ich Ihnen!

Starke. Ey, was für ein ehrlicher Mann ſind Sie, Herr Eberſtein! Sie verlangen, daß ich Sie in die Nothwendigkeit ſetzen ſoll, entweder meine Mitbrüder zu verrathen, oder aber eine Gattinn, zum Lohn für Ihre Zärtlichkeit, zu betrügen. Ein ſchöner Beruf zum Freymäurer!

Eberſtein. Mein Gott, was ſind Sie für ein Kind, was machen Sie ſich für Gedanken von Betrug! Was für Unrecht thu' ich denn Lucilien, wenn ich ihr ein falſches Geheimniß ſage? Und geſetzt auch, es ginge nicht ſo leer ab, kann wohl dieſes Unrecht mit den Vortheilen in Vergleichung kommen, die für ſie und für mich aus der Vollziehung unſrer Heyrath entſpringen?

Starke. Ich muß Ihnen meine Einfalt geſtehn, Eberſtein! Wir Freymäurer ſind ſchwach genung, zu glauben, es ſey gefährlich, ſich in zwey entgegengeſetzte Verbindungen einzulaßen. Wer ſein Wort freywillig giebt, muß entſchloßen ſeyn, es zu halten, oder es lieber gar nicht geben, wenn er vorherſieht, daß er es nicht würde halten können. Ein jedes andre Verfahren iſt eines ehrlichen Mannes unwürdig!

Eberſtein. Ich ſehe wohl, Starke, daß es Zeit iſt, aus einem andern Tone zu reden, und daß ich endlich mit Ihnen zu dem äußerſten kommen muß.

Starke. Das iſt freylich unangenehm!

Eberſtein. Wollen Sie mich zum Freymäurer aufnehmen?

Starke. Ich kann nicht.

Eberſtein. Wollen Sie mir Ihr Geheimniß ſo ſagen?

Starke. Noch weit weniger.

Eberſtein (ſetzt ſeinen Hut [illegible]). So haben Sie die Gütigkeit, mir den Ort und die Stunde zu beſtimmen, wo wir uns heute wieder ſprechen können!

Starke (ſetzt ſeinen Hut auch auf). Gleich jetzt, Eberſtein! Aber es ſollte mir leid thun, wenn ich Ihnen das Leben rauben müßte, und rauben Sie es mir, ſo muß ich Ihnen ſagen, Sie kommen deswegen nicht weiter. Sie ſind alsdenn gezwungen, ſich wieder an einen andern Freymäurer zu wenden, der Sie nicht beßer aufnehmen wird, als ich; und wenn Sie nicht ſo glücklich oder geſchickt ſind, ſie alle, einen nach dem andern, aus der Welt zu ſchaffen, ſo werden Sie niemals in ihre Geſellſchaft, und noch weniger hinter ihr Geheimniß kommen. Unterdeßen, wenn Sie Vergnügen daran finden, ich bin bereit, Ihnen zu folgen, wohin Sie wollen, wenn es nur nicht weit iſt; denn Sie wißen, ich habe eine Aufnahme vor, und muß längſtens in einer halben Stunde wieder hier ſeyn, wenn Sie mich nicht umbringen.

Eberſtein. Ach, wollte Gott! ich wäre todt.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Fauſtin.

Starke.

Aber, Eberſtein, Sie ſind auch ſehr gütig, daß Sie ſich meinen Vorwürfen ausſetzen und von mir unterrichtet ſeyn wollen, da Sie doch einen alten Bedienten haben, der Freymäurer iſt. Hier kommt er!

Eberſtein. Fauſtin iſt Freymäurer?

Starke. Freylich iſt er's! Merken ſie keine Veränderung an ihm?

Eberſtein (betrachtet den Fauſtin aufmerkſam). Faſt kommt's mir ſo vor! Du biſt Freymäurer?

Fauſtin. Ja, mein Herr, ich bin es vom Kopf bis zu den Füßen. Erlauben Sie, daß ich meinen ehrwürdigen Großmeiſter brüderlich umarme!

(Sie umarmen ſich geheimnißvoll. Eberſtein verſchlingt ſie mit den Augen).

Starke (zu Eberſtein). Sie brennen vor Begier, mit ihm allein zu ſeyn; ich laße Sie bey ihm, ſehn Sie, ob Sie etwas von ihm herausbringen können, Sie ſcheinen mir ſo nicht mehr Luſt zu haben, ſich zu ſchlagen.

(Er macht dem Fauſtin im Weggehn verſchiedne Zeichen, der durch andre antwortet).

Funfzehnter Auftrit.

Eberſtein. Fauſtin.

Eberſtein.

Wie Teufel! haſt Du's angefangen, daß Du ein Freymäurer geworden biſt?

Fauſtin. Ich habe mich angegeben, man hat mich examinirt, und ich bin aufgenommen worden. Ich komme aus der Loge.

Eberſtein. Nun gut, mein Lieber, Du wirſt mir das Geheimniß entdecken?

Fauſtin. Mein Lieber! das klingt zärtlich, aber ein bischen vertraut; alles, was ich thun könnte, wäre, Sie mein lieber Eberſtein zu heißen, ich, der ich ein Freymäurer bin!

Eberſtein. Heiße mich, wie Du willſt, wenn Du mir nur das Geheimniß ſagſt.

Fauſtin (geht auf der Bühne herum, Eberſtein folgt ihm immer hinten nach). Meiner Treu! man muß geſtehn, dies Geheimniß iſt was ganz Eigenes; aber dabey ſehr einfach.

Eberſtein. Einfach?

Fauſtin. Und (indem er wie vorhin zu gehn anfängt). mit allem dem auch überraſchend!

Eberſtein. Einfach und überraſchend!

Fauſtin. Nein, wahrhaftig, darauf wär' ich in meinem Leben nicht gefallen!

Eberſtein. Hurtig, mein guter Fauſtin, ſag' es mir!

Fauſtin. Wenn Sie hätten ſehn ſollen, wie mir das Herz im Vorzimmer ſchlug: es iſt ein Vorzimmer dort.

Eberſtein (bey Seite). Daß der Guckuck ihn und ſein Vorzimmer holte!

Fauſtin. Und die Herzſchläge verdoppelten ſich, als ich nun hörte, daß die Thüre von der Loge aufging!

Eberſtein. Und du ſahſt? —

Fauſtin. Endlich ſind mir die Augen geöfnet! Endlich fang' ich an, das Ding kennen zu lernen!

Eberſtein. Lehr' mich's auch kennen, ich beſchwöre Dich!

Fauſtin. Wie bedaure ich die verlohrne Zeit!

Eberſtein. Du machſt mich entſetzlich ungeduldig!

Fauſtin. Und wie beklag' ich Sie, mein lieber Herr, daß Sie nicht mein Mitbruder ſeyn können!

Eberſtein. Ich bin des Todes, Fauſtin, wenn Du mich noch länger ſchmachten läßſt!

Fauſtin. Und was ſoll ich Ihnen denn ſagen?

Eberſtein. Dein Geheimniß!

Fauſtin. Sie wißen ja aber, daß das nicht erlaubt iſt.

Eberſtein. Erlaubt oder nicht! Sag' es mir nur, ich gebe Dir hundert Louisd'or.

Fauſtin. Hundert Louisd'or?

Eberſtein. Ja, hundert Louisd'or!

Fauſtin. Hundert Louisd'or — Nein!

Eberſtein. Höre, ich will Dein Glück machen!

Fauſtin. Kleinigkeit!

Eberſtein. Du weißt, Lucilie will mich heyrathen, wenn ich ihr das Geheimniß ſagen kann. Sie iſt reich. Wollen wir ihr Vermögen theilen? Ich gebe Dir die Hälfte.

Fauſtin. Pfuy doch, mein Herr! Hören Sie auf, mir dergleichen Vorſchläge zu thun. Fühlen Sie nicht, wie anſtößig ſie für einen Mann, wie ich, ſeyn müßen?

Eberſtein. Sehr wohl, Freund Fauſtin; ich will Dir nichts geben, aber wohl nehmen. Ich bin Dir hundert Thaler ſchuldig; wenn Du mir das Geheimniß nicht ſagſt, ſo verlaße dich darauf, Du bekömmſt keinen Heller!

Fauſtin. Die hundert Thaler wären alſo verlohren! Aber Sie ſind mir nicht ſo viel ſchuldig.

Eberſtein. Gewiß, ich bin Dir ſo viel ſchuldig und noch darüber!

Fauſtin. Nein, mein Herr, glauben Sie mir, Sie ſind mir nicht ſo viel ſchuldig. Die Gelegenheit hat mich verführt, daß ich an Ihnen hie und da einige kleine Untreuen begangen habe. Ich ſchäme mich, ſie begangen zu haben, aber ich ſchäme mich nicht, ſie zu geſtehn. Ich werde ſie Ihnen auf das gewißenhafteſte wieder erſetzen, und inskünftige können Sie ſich feſt auf meine Treue verlaßen, bey dem Worte eines Freymäurers!

Eberſtein. Was? Du haſt mich beſtohlen? Schon gut, ich laße Dich hängen, wenn Du mir das Freymäurergeheimniß nicht ſagſt.

Fauſtin. Das thun Sie einmal, Sie können mich ja nicht überführen! Aber deswegen will ich Ihnen doch alles ehrlich und redlich wiedererſtatten!

Eberſtein Ich ſehe wohl, Du biſt ein ehrliches, unintereßirtes Gemüth. Aber giebt es nicht eine gewiße Mariane in der Welt? Sollteſt Du niemals von dieſer Dame gehört haben?

Fauſtin. Mariane? — Hm! — ja! das wäre eben kein Wunder.

Eberſtein. Das nicht, es ließe ſich noch begreifen!

Fauſtin. Freylich! — nun gut! —

Eberſtein. Nun gut? wär' es nicht ſo was für Dich!

Fauſtin. Hm! Sie wißen wohl, daß ich nicht viel Umſtände mache!

Eberſtein. Und wenn man Dir nun den Vorſchlag thäte, bey Ihr ein Vorwort für Dich einzulegen?

Fauſtin. Ach, mein Herr, mein Herr, Sie werden außerordentlich dringend!

Eberſtein. Ha! Ha! ich fange an zu merken, daß man nicht aufhört, Menſch zu ſeyn, wenn man Freymäurer iſt!

Fauſtin. Im Gegentheil, meiner Treu!

Eberſtein. Nun, Fauſtin, Du ſcheinſt mir nachdenkend. So antworte mir doch! Wenn man Dir Marianen zufreyte — he! Fauſtin?

Fauſtin. (in einem ſehr deklamatoriſchen Tone).

Soll dies Gefühl voll Schmach, ſoll ich es ihm geſtehn?
Ich kämpfe, ſiege, fühl's bald wachſen, bald vergehn.
Der Liebe ſüßer Reitz verſucht mich ſtets von neuen – –
Soll ich gehorchen? – Nein! zu ſehr würd' ich's bereuen!

Eberſtein (wüthend). Fauſtin!

Fauſtin (faſt in demſelben Ton). Was beliebt?

Eberſtein. Wenn Du nicht auf der Stelle mein Verlangen erfüllſt, ſo laß' ich Dich den Augenblick, ohne weitern Proceß, todt prügeln!

Fauſtin. Das rath' ich Ihnen nicht. Man könnte Ihnen alsdenn den Proceß in aller Form machen. Und wenn Sie mich nun auch todtſchlügen, glauben Sie denn, daß ich Ihnen dann mein Geheimniß ſagen könnte?

Eberſtein (zärtlich) Fauſtin!

Fauſtin (in demſelben Ton). Mein Herr!

Eberſtein. Ich ſehe wohl, weder Liſt noch Gewalt vermag was bey einem Freymäurer. Aber habe wenigſtens Mitleiden mit mir!

Fauſtin. Das war der geſchickteſte und unwiderſtehlichſte Streich, den Sie mir beybringen konnten!

Eberſtein (lebhaft und freudig). Wie, mein lieber Freund, iſt es möglich, hab' ich ein Mittel gefunden —

Fauſtin. Uebereilen Sie ſich nicht, und machen Sie Ihre Hofnungen nicht von neuem aufrüheeriſch. Hören Sie mir zu. Eben traf ich einen Maurer an —

Eberſtein (mit offnem Munde). Ja!

Fauſtin. Einen Maurer, ſchlechtweg!

Eberſtein. Ich verſtehe.

Fauſtin. Er erzählte mir, daß er ſich bey dem Großmeiſter zum Freymäurer angegeben habe —

Eberſtein. Nun weiter! —

Fauſtin. Man hätte ihn auch ohne viele Schwierigkeiten aufgenommen, ja faſt gar keine Fragen an ihn gethan.

Eberſtein (hitzig). Und was kümmert mich das?

Fauſtin. Vielleicht ſteckt in dem Mäurerhandwerk eine gewiße geheime Kraft, die zu einem freyen Maurer beſonders geſchickt macht. (Eberſtein betrachtet ihn mit Ungeduld). Ich dächte, Sie verſuchten, in Ihre Gilde zu kommen; vielleicht könnten Sie ſo mit der Zeit in unſern Orden gelangen, es wäre denn, daß Sie lieber in meinen Stand treten und mich bedienen wollten; denn man hat mir auch wenig oder gar keine Schwierigkeiten gemacht.

Eberſtein. Entſetzlich! — Fauſtin! das iſt alſo der Dank für alle das Gute, das ich ſeit zehn Jahren an Dir gethan habe?

Fauſtin. Nein, mein Herr, ich bin kein Undankbarer. Sie ſind mit mir nicht als Herr, ſondern als Freund umgegangen; ich habe Theil an allen Ihren Vergnügungen gehabt; Sie haben mir alles erlaubt, alles hingehn laßen; ich hab' es auch immer mit dankbarem oder reuigem Gefühl erkannt, aber heute erkenn' ich es mehr als jemals. Die Verbindung, in die ich eben getreten bin, hat noch meine Ergebenheit gegen Sie und meine Ehrerbietung verdoppelt. Daß ich Sie einige Augenblick leiden ließ, das bitt' ich Ihnen tauſendmal ab; es geſchah nur, um Ihnen zu zeigen, wie unrecht Sie hatten, eine Unmöglichkeit von mir zu verlangen. Fordern Sie etwas anders. Sobald Ihre Befehle nicht meiner Ehre und dem Geheimniße, das ich meinen Brüdern ſchuldig bin, entgegen ſind, werden Sie mich fliegen ſehn, ſie zu befolgen.

Eberſtein. Ich bin ganz weg! Nein, ſo etwas iſt noch nicht auf der Welt geſehn worden! Aber kannſt Du mir nicht einmal mit einem kleinen Rath in meiner jetzigen Lage beyſtehn?

Fauſtin. Aller Rath, den ich Ihnen geben kann, iſt dieſer: ich habe gehört, daß zuweilen in einer Loge Leute aufgenommen worden ſind, die bey einer andern abgewieſen waren. Die Loge, aus welcher ich komme, iſt noch verſammelt. Sie iſt juſt vier Häuſer von hier, auf derſelben Seite. Gehn Sie hin, und geben ſich an, ohne ſich jedoch etwas von dem merken zu laſſen, was zwiſchen Ihnen und Starke und den beyden andern vorgefallen iſt; wer weiß!

Eberſtein. Du haſt Recht, das iſt das einzige Mittel, das mir noch übrig bleibt, und das ich auch ergreifen will.

Fauſtin. So gehn Sie geſchwind, es iſt keine Zeit zu verlieren!

Eberſtein. Vier Häuſer von hier?

Fauſtin. Ja, auf derſelben Seite!

(Eberſtein ab).

Sechszehnter Auftritt.

Fauſtin, allein.

Der erſte Sturm war glücklich vorüber! Vielleicht bring' ich ihn mit der Zeit zu Vernunft.

Siebenzehnter Auftritt.

Fauſtin. Mariane.

Mariane.

Ach, biſt Du da? Meine Herrſchaft ſtirbt bald vor Ungeduld über den Eberſtein. Weißt Du, ob er Freymäurer wird?

Fauſtin. Nein! Aber ich bin einer, ich!

Mariane. Du wärſt einer?

Fauſtin. Erſt ſeit wenig Augenblicken, aber nun auf meine ganze Lebenszeit.

Mariane. Im Ernſt, biſt Du's?

Fauſtin. Ja, ich ſchwör' es Dir bey meiner Freymäurer Ehre!

Mariane. Geh nur, mir ſollſt Du nichts aufbürden, ich will bald merken, ob Du einer biſt, mein Vater war auch einer. Laß doch einmal ſehn, mache mir einmal ein paar Zeichen vor!

Fauſtin. Machte Dir denn Dein Vater Freymäurerzeichen?

Mariane. O genug! So viel, als ich wollte!

Fauſtin. Und wie waren ſie denn? Laß doch auch einmal ſehn.

Mariane. Ach, es waren ihrer ſo viel, daß ich ſie, meiner Treu! vergeßen habe.

Fauſtin. Ein Beweis, daß er Dir keine gemacht hat, denn die Freymäurerzeichen vergeßen ſich nicht.

Mariane. Ich wollte ſagen, ich habe ſie in ſo fern vergeßen, daß ich ſie nicht ſelbſt wiederholen kann, wenn ich Dich ſie aber machen ſähe, ſo wollt' ich ſie bald erkennen.

Fauſtin. Du würdeſt ſie erkennen?

Mariane. Den Augenblick!

Fauſtin. Und eben deswegen werd' ich Dir auch keine machen.

Mariane (bey Seite). Wahrhaftig, er könnte wohl einer ſeyn! (Zu Fauſtin) Ich bitte Dich nur um ein einziges, mein lieber Fauſtin, um das allerkleinſte!

Faſiſtin. Gut, gieb Acht! Ich will einmal als Freymäurer gehn! (er geht ganz natürlich vor ihr auf und nieder).

Mariane (nachdem ſie ihn aufmerkſam betrachtet hat). Ja, juſt ſo ging mein Vater auch! Du biſt ein Freymäurer, lieber Fauſtin, ja, ich erkenne Dich! (Sie will ihn umarmen, Fauſtin ſtößt ſie zurück).

Fauſtin. Sachte, ſachte! So umarmt man keinen Freymäurer!

Mariane. O, er iſt gewiß einer!

Fauſtin. Du biſt alſo jetzt davon überzeugt?

Mariane. Ja, ich bin's!

Fauſtin. Wenn ich's nun aber nicht wäre, wie würdeſt Du Dich wundern!

Mariane. Nein, nein, Du biſt es! ich betrüge mich nicht.

Fauſtin. Ja, ich bin einer, aber Du haſt Dich doch betrogen; ich ging vorhin nicht als Freymäurer.

Mariane. Schon gut! Du willſt mich nur von der Spur bringen! Du biſt zu voreilig geweſen, und willſt es wieder gut machen. Aber nein, mich führſt Du nicht an, und wenn Du mir nun nicht auch das übrige entdeckſt, ſo will ich aller Welt ſagen, was ich weiß.

Fauſtin. Sage, was Du willſt, ich bin deswegen ohne Sorgen, Du weißt nichts, und ſollſt auch in Deinem Leben nichts erfahren.

Mariane. Wenn Du nur die Ungeduld meiner armen Herrſchaft ſehn ſollteſt, und was das für eine Marter iſt, die Neugierde! Gewiß, Du ließeſt Dich erweichen!

Fauſtin. Hab' ich mich doch von meinem lieben Herrn nicht erweichen laßen, der ſich in eben dem Zuſtande befindet; Dich hab' ich lieber als Deine Herrſchaft, und Du glaubſt, ich würde für ſie thun, was ich für Dich nicht thue?

Mariane. Du würdeſt mich dadurch weit mehr verbinden, als wenn es für mich ſelbſt geſchähe; aber ich ſehe wohl, Du liebſt mich nicht mehr!

Fauſtin. Ich liebe Dich nicht allein, ſondern ich ſag' Dir auch noch, Du wirſt mich wiederlieben, Du!

Mariane. Ich, ich ſollte Dich nach dem Korbe lieben, den Du mir allewelle gegeben haſt? Nimmermehr!

Fauſtin. Ja, ich weiß, was ich weiß!

Mariane. Topp! um Dein Geheimniß!

Fauſtin. Haſt Du vielleicht ein andres Geheimniß dagegen zu ſetzen? Aber, ohne unſere Geheimniße in's Spiel zu miſchen, ſieh mich bloß einmal recht an — ſo —

Mariane. Du willſt mich doch nicht magnetiſiren? (wechſelweiſes Theaterſpiel).

Fauſtin. Zuerſt wirſt Du mir geſtehn müßen, daß Du mich nicht haßeſt.

Mariane. Wenn ich Dir nun aber verſichre, daß ich Dich in dieſem Augenblicke recht ſehr haße?

Fauſtin. Gut, ſo iſt das ein Zeichen, daß Du mich gleich lieben wirſt. Sieh mich an, recht an! — Spürſt Du noch nichts?

Mariane. Gar nichts!

Fauſtin. Ach, rede aufrichtig, Du fängſt an, etwas weniges für mich zu fühlen.

Mariane. Das iſt auch ſehr wenig!

Fauſtin (lebhaft). O, ſehr viel! Sieh mich noch einmal an, ich bitte Dich!

Mariane (bey Seite). Sollte wohl Hexerey dabey ſeyn?

Fauſtin (noch lebhafter). Das geht vortreflich! Noch einmal! Noch einmal!

Mariane (faſt bey Seite). Laß' ich mich etwa überrumpeln!

Fauſtin (ſehr lebhaft). Ach, Du widerſetzeſt Dich, Du kehrſt die Augen weg! Sieh mir recht in's Geſicht, ich beſchwöre Dich darum.

Mariane. Ach, er nimmt mich ganz ein!

Fauſtin (nachdem er ſie noch einen Augenblick mit der größten Aufmerkſamkeit angeſehn hat). Es iſt geſchehn! Ich habe Dein Herz gerührt, ich triumphire! Ja, Du liebſt mich, Du liebſt mich endlich, ſchöne Mariane!

Mariane. Wahrhaftig, ich glaube, er hat recht!

Fauſtin. O, jetzt muß man ſich umarmen! (er umarmt ſie, und ſie läßt es geſchehn). Ich fühle, wie meine Liebe bey mir in dem Maaß höher ſteigt, wie ſie die Deinige in Dir erweckte. Hat denn meine Zärtlichkeit mit der Freymäurerey zugenommen? Wer hätte das jemals glauben ſollen, daß ich Dich noch mehr lieben könnte, als bisher!

Mariane. Aber ſage mir, Fauſtin, betrügſt Du Dich nicht, lieb' ich Dich wirklich?

Fauſtin. Ja, meine Mariane, Du kannſt Dich darauf verlaßen, daß Du mich liebſt. Du haſt mich gern, Du heyratheſt mich, und Du wirſt mich lieben, ob Du mich gleich heyratheſt.

Mariane. O, weil Du ſo verſchwiegen biſt, ſo iſt es nicht nöthig, daß ich Dich heyrathe, Du kannſt immer bloß Liebhaber bleiben.

Fauſtin. Nein, Du heyratheſt mich, ich weiß wohl, was ich ſag'.

Mariane. Aber wirſt Du mir denn Dein Geheimniß durchaus nicht entdecken?

Fauſtin. Nein, Mariane, Du wirſt es niemals erfahren!

Mariane. Ich weiß doch immer ein Stückchen davon!

Fauſtin. Adieu, Liebchen! Denk hübſch an Deine Liebe! Deine Herrſchaft kommt, die mir gleichfalls in den Ohren liegen würde, deswegen will ich mich lieber aus dem Staube machen. Bald ſehn wir uns wieder! (ab).

Achtzehnter Auftritt.

Mariane. Lucilie.

Lucilie.

Nun, was bringſt Du für Nachrichten, Mariane? Haſt Du Eberſtein geſehn? Haſt Du Starken geſehn? Warum lief Fauſtin fort?

Mariane. Weil er fürchtete, ſie mögten wegen des Geheimnißes in ihn dringen. Er iſt Freymäurer!

Lucilie. Er?

Mariane. Ja, ſeit einer halben Stunde.

Lucilie. Und er hat ſeinem Herrn das Geheimniß nicht entdeckt?

Mariane. Weder ihm, noch mir, und er will's auch niemals thun. Ich habe ſeit der Zeit, daß ich von Ihnen weg bin, unaufhörlich deswegen in ihn geſetzt, und wißen Sie wohl, welchen Streich er mir geſpielt hat? Statt mir ſein Geheimniß zu entdecken, hat er mir Liebe angehext, wie ich glaube, und er ſpricht, ich würde ihn heyrathen.

Lucilie. Vielleicht beſtand auch ſein Geheimniß in nichts anderm? Aber ich, ich ſoll alſo nichts wißen?

Mariane. Wenn wir keine neue Liſt ausſinnen —

Lucilie. Packe Dich mit Deiner Liſt! Du biſt ein Mädchen, das zu nichts nütze iſt!

Mariane. Geduld, Geduld, jetzt komm' ich auf einen Einfall —

Lucilie. Fort! ſag' ich. Den Augenblick gehe!

Mariane. Ich gehe! (Bey Seite) Vielleicht bin ich ihr nicht ſo unnütz, als ſie denkt (ab).

Neunzehnter Auftritt.

Lucilie. Starke.

Starke.

Ich wollte eben zu Ihnen gehn, Madame, um mir eine Gnade aus zu bitten.

Lucilie. Und welche denn?

Starke. Unſre Feyerlichkeiten werden gleich ihren Anfang nehmen, und ich wollte Sie erſuchen, daß Sie uns einige Augenblicke über dieſen Saal und den Ausgang, den Sie von dieſer Seite haben, freye Macht ließen.

Lucilie. Recht gern! Und Eberſtein hat nichts ausgerichtet?

Starke. Wie können Sie glauben, daß ich ſeinen Bitten hätte nachgeben können, da ich unempfindlich gegen Luciliens ihren geweſen war?

Lucilie. O wohl! Ich weiß nunmehr das Geheimniß, und will es Ihnen ſagen.

Starke. Nicht wahr, es iſt ein Nichts?

Lucilie. O, ſo ſehr ein Nichts, daß die Perſon, die es erkauft hat, ſogleich einen Ekel dagegen bekam, und es niemals ſo hoch loß werden konnte, als es ihr zu ſtehn gekommen war.

Starke. Das begreif' ich nicht; denn dasjenige, welches Sie meinen, iſt unter den 15 oder 20, womit ſich die Welt trägt, immer noch das beſte.

Lucilie. Genug, ich weiß das wahre. Wollen Sie's mir geſtehn, wenn ich's getroffen habe?

Starke. Laßen Sie hören, Madame.

Lucilie. Ihre Abſicht iſt bloß, mit der Neugier des Publicums ſich eine Luſt zu machen. Ihr ganzes Geheimniß beſteht darin, daß Sie keins haben, und Sie ſchwören, dies geheim zu halten.

Starke. Wir können uns an der Neugier des Publikums beluſtigen, ohne daß dies deswegen unſer Endzweck iſt, und was den Eid anbetrifft, ſo kann ich Ihnen nicht ſagen, ob wir einen ſchwören oder nicht.

Lucilie. Aber das Geheimniß?

Starke. Das Geheimniß? Sie können ſich darauf verlaßen, wir haben eins, und zwar ein ſehr wichtiges und ſehr verehrungswürdiges.

Lucilie. Ich bin feſt überzeugt, daß gar nichts daran iſt.

Starke. Wenn Sie es glauben, Lucilie, warum fragen Sie denn noch immer?

Lucilie. Ich weiß nicht. Es kommt mir faſt ſo vor, als ob ſich meine Neugier ſelbſt anreitzte, und ſich ein Geſchäft daraus machte, der Kleinheit ihres Gegenſtandes abzuhelfen.

Starke. Schönſte Lucilie, ich bin von Ihrer Verſchwiegenheit ſo ſehr überzeugt, als von Ihrer Neugier.

Lucilie. Sie kennen nicht einmal dieſe letztere recht. Ueberlegen Sie, daß ich ein Frauenzimmer und jung bin, daß die Neugier die ſtärkſte Leidenſchaft meines Geſchlechts und meines Alters iſt; daß dieſe Leidenſchaft bey mir den höchſten Grad erreicht hat; daß ich nicht glücklich ſeyn, nicht leben kann, wenn ſie nicht befriedigt wird, und daß Sie der grauſamſte von allen Menſchen ſind, wenn Sie kein Erbarmen mit meinem Zuſtande haben. Können Sie ſich vorſtellen — aber nein, Sie können ſich meine Begierde nach Ihrem Geheimniße nicht vorſtellen.

Starke. O, ich begreiſe wohl, daß ſie ſo groß iſt, wie mein Vergnügen, dies Geheimniß zu wißen!

Lucilie. Ach, Sie ſetzen meine Einbildung vollends in Flammen! Nun kenn' ich keine Gränzen mehr! Sie lieben mich, und ich haße Sie nicht. Es iſt wahr, ich habe den Oberſtein ein wenig vor zu ziehn geſchienen: ſeine Liebe kam mir weit feuriger vor; er verſprach mir Ihr Geheimniß, und ich ging dieſe Bedingung ein; er hat ſie aber nicht erfüllen können. Ich opfre Ihnen ſeine Liebe auf, und kurz von der Sache, Sie haben meine Hand, wenn Sie mir zugeſtehen, was ich verlange.

Starke. Liebenswürdige Lucilie, Sie ſetzen mich der empfindlichſten und dringendſten Verſuchung aus, die ich in meinem Leben erfahren kann. Sie kennen die Zärtlichkeit nicht ganz, die ich für Sie habe. Meine Liebe war furchtſam. Das ſind nicht allemal die feurigſten Leidenſchaften, die es am meiſten ſcheinen! Aber was mich vollends niederſchlägt, iſt, Sie verdoppeln noch mein Entzücken in dieſem grauſamen und ſchmeichelhaften Augenblicke, wo ich ſehe, daß ich hätte glücklich ſeyn können, und ich fühle, daß ich's nicht ſeyn kann!

Lucilie. Nein, das können Sie auch nicht ſeyn, wenn Ihr Glück von mir abhängt, und Sie ſich weigern, meine Neugierde zu befriedigen! Nicht, als wenn ich etwas an Ihnen auszuſetzen hätte, aber ich muß zu meiner Beſchämung geſtehn, ich würde Sie vielleicht mehr lieben, wenn ich Sie weniger hochachten müßte. Und wer weiß noch, verdienen Sie meine Hochachtung?

Zwanzigſter Auftritt.

Vorige. Eberſtein.

Eberſtein.

Kann man Lucilien jetzt niemals anders, als in Geſellſchaft von Starke antreffen?

Lucilie. Vielleicht iſt es dies das letztemal, Eberſtein, daß Sie mich hier ſehn.

Eberſtein. Wie ſo? Haben Sie ſich veruneinigt? Wie glücklich iſt man nicht, wenn man Großmeiſter der Freymäurer iſt!

Starke. Mein Herr, Sie wären noch allzuglücklich, Sie, wenn Sie der letzte von meinen Lehrlingen seyn könnten! Sie wollen ſcherzen, aber Sie ſind unruhig, ſogar traurig. Was fehlt Ihnen denn? Haben Sie ſich vielleicht noch bey einer andern Verſammlung von Freymäurern gemeldet, wo man auch nichts von Ihnen hat wißen wollen? Es ſollte mir leid thun!

Eberſtein. Wie übel kleidet Sie dieſe Sprache, mein Herr! Hier, Madame, hier ſehn Sie meinen Nebenbuhler. Er wird thun, was in ſeinen Kräften iſt, um unſer Glück zu hindern, ich ſag' es Ihnen zum voraus. Er denkt gar nicht großmüthig. Ich habe ihn vorhin bey der Ehre faßen wollen, und ihm meine Lage ganz freymüthig entdeckt; ihm geſtanden, daß Sie mich lieben; daß ich Ihnen daß Geheimniß der Freymäurer verſprochen habe; daß Sie mich heyrathen wollen, wenn ich es Ihnen ſagen kann; daß mein Glück in Ihren und ſeinen Händen ſteht — und glauben Sie, das habe Eindruck auf ihn gemacht? Nichts weniger! Seine Eiferſucht iſt im Gegentheil dadurch nur noch mehr aufgebracht worden, und gewiß hab' ich ſeinen Ränken und Kunſtgriffen die abſchlägige Antwort zu danken, die ich ſo eben von einer andern Loge erhalten habe. Fallen Sie nicht in's Netz, Madame! Folgen Sie mir, entſagen Sie Ihrer Neugierde. Und was liegt wohl übrigens daran, ob ich Freymäurer bin? Ich bin ein ehrlicher Mann, Sie lieben mich — —

Lucilie (die zugehört und nachgedacht hat). Nein, mein Entſchluß iſt gefaßt! Ich entſage allen Mannsperſonen auf der Welt, ſie ſind mir alle gleich verdächtig! (zu Eberſtein) Sie können Ihr Verſprechen nicht erfüllen, ich nehme das meinige zurück. Ich mag weder Sie, Eberſtein, weil Sie kein Freymäurer ſind, noch Sie, Starke, weil Sie einer ſind! Brecht Euch nun die Hälſe, Ihr Herren, wenn Ihr's für gut befindet! (ab).

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Starke. Eberſtein.

Starke.

Gehn Sie ihr nach, Eberſtein, auf mein Wort! Ich bin Ihr Nebenbuhler, ohne Ihr Feind zu ſeyn. Was Lucille eben geſagt hat, trifft nur mich; es iſt für Sie nur ein kleiner Eigenſinn, der ſich in einem Augenblick geben kann. Ich finde, daß Lucille wirklich Neigung zu Ihnen hat. Folgen Sie ihr, ſag' ich, ich zweifle gar nicht, daß Sie ſie wieder beſänftigen werden.

Eberſtein (Starken umarmend). Du haſt Recht, mein lieber **Starke**, wenn ich Lucillen bekomme, ſo thu' ich auf Alles, ſelbſt auf die große Landesloge Verzicht (ab).

Zwey und zwanzigſter Auftritt.

Starke allein und niedergeſchlagen.

So ſind alle meine Hoffnungen in der Blüthe erſtickt! Wehe!

Drey und zwanzigſter Auftritt.

Starke, ſein **Kammerdiener**, als Freymäurer gekleidet; vier **dienende Brüder**, als Freymäurer gekleidet.

Kammerdiener.

Man erwartet Sie, hochwürdiger Meiſter vom Stuhl; die Stunde ſchlägt, und die meiſten Brüder ſind in der Loge.

Starke. Sind die Aufzunehmenden auch da?

Kammerdiener. Einer!

Starke. Laßt ihn hier hereingehn, und ſo wie die andern kommen, ſollen ſie auch hieher gebracht werden.

Kammerdiener. Man hat mir auch aufgetragen, Ihnen zu ſagen, daß noch ein andrer Candidat zugegen ſey, der Ihnen noch nicht vorgeſtellt worden.

Starke. Schon gut, wir wollen ihn hier examiniren. Ich will nur einen Augenblick unſre Brüder ſich kleiden ſehn, und gleich wieder hier ſeyn (der Kammerdiener ab; zu den dienenden Brüdern). Ihr bewahret dieſe Thüre, und Ihr jene! und Ihr beyden andern folgt mir (ab mit den dienenden Brüdern).

Vier und zwanzigſter Auftritt.

Weidmann, der **Kammerdiener**, die beyden **Thürſteher**.

(Man hat unvermerkt die Kronleuchter des Saals höher gezogen; die beyden Thürſteher haben den bloßen Degen in die Hand genommen).

Kammerdiener.

Hier, mein Herr, werden Sie zu warten belieben, bis die Ceremonie ihren Anfang nimmt. Haben Sie die Gütigkeit, mir Ihren Degen zu geben.

(Weidmann giebt ihm den Degen, und fängt an zu zittern).

Ich ſage Ihnen zum Voraus, der erſte Anblick wird Sie vielleicht in Erſtaunen ſetzen, aber ich glaube nicht, daß es nöthig iſt, Ihnen Standhaftigkeit zu empfehlen (ab).

Fünf und zwanzigſter Auftritt.

Weidmann. Die beyden Thürſteher.

(Weidmann ſieht den Kammerdiener fortgehn, und betrachtet hierauf die beyden Thürſteher und jeden Theil des Saals).

Weidmann.

Es ſchaudert mich am ganzen Leibe vor Angſt. Was hab' ich gethan? Hatt' ich nicht den Verſtand verlohren, daß ich mich ihnen überlieferte und hier einſperren ließ, ohne zu wiſſen, warum und weswegen? Aber nicht doch! Bin ich nicht ein Thor! Was hab' ich wohl zu fürchten? Sollte ich der einzige ſeyn? Aber ich habe gut ſchwatzen, ich fürchte mich doch! Sie wiſſen es wohl, die verwünſchten Freymäurer, daß ich hier wie ein Eſpenlaub bebe. Ach, kann man denn ein ſo grauſames Vergnügen daran finden, einen ehrlichen Mann zu martern! — Die Leute da ſehn mich an.

(Er betrachtet die Thürſteher von neuem).

Wie unglücklich iſt man doch, ſich nicht einmal nach Herzensluſt fürchten zu dürfen, eine feige Memme zu ſeyn, und ſich doch beherzt ſtellen zu müſſen! Ich ſteh' es nicht länger aus!

(Er läuft zu einem von den Thürſtehern).

Hör' Er, lieber Freund, laß' er mich heraus, ich bitt' Ihn darum!

Thürſteher. Das geht nicht an!

Weidmann. Ich ſterbe noch vor Furcht!

Thürſteher. Das thut mir leid.

Weidmann. Hier iſt ein halber Gulden, ich habe nicht mehr bey mir.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52319-X
REICHARD,H.A.O. FN. 17583/020

Thürſteher. Mein Herr, ich bin ein Freymäurer.

Weidmann. Ich weiß wohl, daß ich Ihnen nicht genug gebe, aber bedenken Sie, ich bin nicht reich. Ich muß Ihnen ſogar geſtehn, man nimmt mich gratis auf. Doch ich will Ihnen einen Wechſel auf mein nächſtes Buch ausſtellen, laßen Sie mich nur bald fort, ich beſchwöre Sie!

Thürſteher. Es iſt da nichts zu machen! (Weidmann will mit Gewalt fort, der Thürſteher faßt ihn bey der Schulter). Nein, mein Herr, Sie gehören nun uns zu, Sie dürfen nicht weg.

Weidmann. Ach, ich glaube, der Teufel hat mich angepackt! (Der Thürſteher läßt ihn fahren, und ſtößt ihn in den Saal). Es geſchieht mir recht, meine Frau hatte es mir wohl geſagt!
(Man ſchlägt außen zweymal an).
Ach, jetzt kommen ſie! mir ſagt es meine Angſt, die immer ſtärker wird.

Sechs und zwanzigſter Auftritt.

Schröpfer, als Freymäurer gekleidet. **Weidmann.** **Scherf.** **Mariane**, in Mannskleidern. Der **Kammerdiener**, als Freymäurer gekleidet. Die beyden **Thürſteher.**

Schröpfer (zu einem von den Thürſtehern).

Was war das für ein ein Lärm, den wir eben gehört haben?

Thürſteher. Nichts! Der Herr da fürchtet ſich, und wollte fort!

Scherf. Was, Herr Weidmann, Sie fürchten ſich? Sie ſchienen ja vorhin ſo entſchloßen?

Weidmann. Ach, jetzt iſt es ganz anders! Ach, Herr Doctor, ich bin todt, fühlen Sie mir an den Puls.

Starke.

Schröpfer (zu Weidmann). Faßen Sie ſich, mein Herr! Hier kommt der Großmeiſter!

(Weidmann thut vor Furcht einen Satz; man läßt die Kronleuchter herunter).

Sieben und zwanzigſter Auftritt.

Vorige. Sechs dienende Brüder; acht Freymäurer, worunter Hund. Starke; alle als Freymäurer gekleidet

(Sie kommen zwey und zwey herein; Starke iſt der letzte, und geht zwiſchen zwey Freymäurern. Die beyden erſten Freymäurer ſehn ſich einander beym Eintritt an und lächeln).

Starke (indem er Marianen anſieht).

Das iſt vermuthlich der Herr, von dem man mir geſagt hat?

Schröpfer. Ja, mein Herr, ich hab' ihn hiehergebracht, und ich nehme mir die Freyheit, ihn in Vorſchlag zu bringen. Ich habe zwar nicht die Ehre, ihn perſönlich zu kennen, ich bin aber ein ſehr guter Freund von ſeinem Herrn Vater geweſen, der ein Meiſter-Maurer und ein ſehr würdiges Mitglied war.

Starke. Ich zweifle gar nicht, daß ſeine Tugenden auf dieſen Herrn übergegangen ſeyn werden, dem ich keine Schwierigkeiten machen will, da er der Sohn eines Meiſters iſt. Aber, mein Herr, wenn ich bitten darf, wie alt ſind Sie?

Mariane (die erröthet und ein wenig ſtockt). Mein Herr — ich bin — ungefähr — achtzehn Jahr alt.

Starke. Wie, mein Herr? Sie ſtocken wie ein Frauenzimmer, wenn man es nach ſeinem Alter fragt? (Mariane erröthet von neuem). Ich that dieſe Frage bloß an Sie, weil ich befürchtete, ſie mögten zu jung ſeyn, um in unſern Orden treten zu können.

Mariane (mit feſtem Ton und Weſen). Ich bin achtzehn Jahr alt, mein Herr.

Starke. Wir haben große Urſache, uns zu ſchmeicheln, daß Sie unſerm Orden bey den Damen Ehre machen werden; denn Sie haben eine Geſtalt und eine Geſichtsbildung, die nothwendig auf ſie den größten Eindruck hinterlaßen muß.

Mariane. Ich habe doch ſeither nicht gemerkt, daß die Frauenzimmer mich ſo gern geſehen hätten, und was mich betrift, ich weiß nicht, ob aus Rache, oder weil ich gegen ſie wegen der Seltſamkeiten ihres Characters eingenommen bin, ich kann mir auch keine große Vorſtellung von dem Vergnügen machen, das man in ihrem Umgange genießen könnte.

Starke. Ich bin nicht Ihrer Meinung, mein Herr, und ich ſchmeichle mir, daß Sie auch bald die Ihrige ändern werden. Ich will Ihnen ſogar dafür bürgen, wenn Sie unter uns aufgenommen werden (zu den Freymäurern). Ich glaube, meine Brüder, wir werden alle beyſammen ſeyn, wir können nun in die Loge gehn und die Ceremonie gleich jetzt anfangen.

Hund. Halt! meine Brüder, halt! Es iſt hier jemand, der uns verräth!

(Sie ſehn ſich alle einander an, Mariane erſchrickt).

Starke. Das iſt unmöglich, ich kenne alle, die hier zugegen ſind, den Herrn ausgenommen, der uns aber von zu guten Händen vorgeſtellt wird, als daß man einen Zweifel in ihn ſetzen ſollte.

Hund. Ja, er, er iſt es eben, der uns verräth! Sehn Sie, ſehn Sie, wie er außer aller Faßung kommt, und wie roth er geworden iſt!

Starke. Das iſt noch kein Grund. Eine Perſon von guter Erziehung kann über eine Beſchuldigung, und ſelbſt über einen Verdacht ſo gut erröthen, wie über ein Verbrechen.

Hund. So ſehſt Sie ihn doch recht an, ehrwürdiger Großmeiſter, wie iſt's möglich, daß dieſes Ihren tiefen Einſichten entgehn konnte!

Starke (Nachdem er Marianen von neuem betrachtet hat, deren Verwirrung immer wächſt). Sie haben recht, es iſt ein Frauenzimmer. Ich weiß nicht, warum ich mir das gar nicht überreden konnte!

Mariane. O, ſie müßen —

Schröpfer. Nein, nein, meine Herren, ſie thun ihm unrecht, er iſt eine Mannsperſon. Sie wißen, was unſre Geſetze in ſolchen Fällen verordnen; ich verlange, daß ihnen pünktlich nachgelebt werde!

Acht und zwanzigſter Auftritt.

Vorige. Fauſtin.

Fauſtin.

Sachte, ſachte, meine Herren, wenn es Ihnen gefällig iſt!

Mariane. O Himmel! — Sehn Sie, meine Herren, da iſt einer von ihren Brüdern, der mich genau kennt, dem werden ſie doch auf ſein Wort glauben? Denk einmal, Fauſtin, wie wunderlich, man beſchuldigt mich, ich wäre ein Frauenzimmer. Hm! — was denkſt Du davon?

Fauſtin. Ich denke, daß dem ſo ſeyn muß, weil ich in Dich verliebt bin.

Mariane. Und was beweiſt das? Fort, mein lieber Freund, gieb der Wahrheit die Ehre, rede frey heraus, ich bitte Dich. (Sie heftet ihre Blicke auf ihn).

Fauſtin (nachdem er ſich einen Augenblick beſonnen). Sieh nur, liebſte Mariane, Du biſt, meiner Treu! zu hübſch zur Mannsperſon.

Mariane. Und Du, ein ſchadenfroher Böſewicht, Du!

Starke (zu Marianen). Tröſten Sie ſich, Mamſell, über den kleinen Unfall, der Ihnen zugeſtoßen iſt, wir verlieren vielleicht mehr dabey, als Sie (zu Fauſtin). Ihr, mein Bruder, Ihr habt eure Schuldigkeit gethan, aber die Mamſell beleidigt; ſucht Euch wieder mit ihr aus zu ſöhnen, es verlohnt ſich wohl der Mühe. Ich laße euch deswegen hier. Kommen Sie, meine Herren, wir wollen hinein gehn (zu ſeinem Kammerdiener). Führt die beyden hier (auf Weidmann und Scherf weiſend) in das kleine Vorzimmer, und von da ſogleich in die Loge!

(Sie gehn alle vom Theater in eben derſelben Ordnung ab, in welcher ſie darauf gekommen waren).

Neun und zwanzigſter Auftritt.

Mariane. Fauſtin. Die beyden **Thürſteher.**

(Mariane und Fauſtin ſehn ſich einen Augenblick ſtillſchweigend an).

Mariane.

Wie, Verräther! iſt das Deine Verſchwiegenheit? Iſt das Deine Liebe? Gehſt Du ſo mit Deiner Braut um?

Fauſtin. Ereifre Dich nicht, Mariane, ich liebe Dich noch immer. Schließe aus der Ergebenheit, die ich gegen meine Mitbrüder habe, wie ergeben ich meinen Freunden ſeyn muß!

Mariane (hitzig). Ereifre Dich nicht! Ereifre Dich nicht! Iſt das der Beweis von Deiner Liebe, daß Du mich verräthſt? Die Augen kratz' ich Dir aus, Du verwünſchter Freymäurer Du!

Lucilie (außen, zu einem von den Thürſtehern). Ich höre hier meine Kammerjungfer reden; ich kann alſo ſeyn, wo ſie iſt. —

Dreyſ-

Dreyßigſter Auftritt.

Vorige. Lucilie.

Mariane.

Kommen Sie, Madame, kommen Sie, helfen Sie mir das Ungeheuer da zerfleiſchen, das mich verhindert hat, Ihnen behülflich zu ſeyn. Ich hatte mich verkleidet, wie Sie ſehn. Ich war vorgeſtellt geworden, ich hatte auf alle ihre Fragen geantwortet; es kam nur noch auf ihn an, daß ich aufgenommen worden wäre, und Sie alles erfahren hätten, und da muß mich der Spitzbube verrathen!

Fauſtin. Damit iſt noch nicht alles vorbey; der Herr hier iſt ein Gefangner, und mit ſeiner Loslaßung wird es nicht ſogar leicht halten!

Lucilie. Ein Gefangener? Was ſoll das heißen? Geht auf der Stelle zum Großmeiſter, und ſagt ihm, daß ich ihn zu ſprechen verlange, und ihn bitte, mich nicht lange warten zu laßen!

Fauſtin. Madame, er wird nicht abkommen können!

Lucilie. Geht und thut, was ich Euch ſage, ich rath' es Euch.

(Fauſtin geht in die Loge).

Ein und dreyßigſter Auftritt.

Lucilie. Mariane. Thürſteher.

Lucilie.

Fürchte nichts, Mariane, ich nehme alles auf mich. Aber höre, haſt Du denn was geſehn?

Mariane. Ich habe geſehn, wie ſie alle Schurzfelle vor hatten; ich habe auch einige Reden aufgeſchnappt, und ich muß Ihnen zur Ehre der Freymäurer geſtehn, daß alles, was ich gehört und gemerkt habe, mir den vortheilhafteſten Begriff von ihrem Charakter, ihrer Ehrlichkeit, Billigkeit und Höflichkeit beygebracht hat. Nein, Madame, ich habe in meinem Leben nichts geſehn, daß verehrungswürdiger, als dieſe Leute geweſen wäre. Sonderlich bin ich ganz vom Großmeiſter bezaubert! Er ſprach ſo gütig, ſo artig mit mir!

Lucilie. Er kannte Dich vielleicht.

Mariane. Nein, gewiß nicht! Sein ganzes Verfahren war ſo verbindlich, ſogar daß er in dem Augenblicke, wo man mich anklagte, und meine Verwirrung die Anklage bekräftigte, noch immer keinen Verdacht auf mich werfen wollte.

Lucilie. Aber warum hat er Dich gefangen nehmen laßen?

Mariane. Das iſt mir unbegreiflich. Fauſtin hat es geſagt, und dies iſt das erſte Wort, das ich davon gehört habe.

Lucilie. Was Du mir da von Starke erzählſt, iſt unvergleichlich!

Mariane. O gewiß! Sie werden ihn lieben, ich ſteh' Ihnen dafür. Und ſehen Sie nur einmal den Fauſtin an, aus dem ich mir ſonſt faſt gar nichts machte, hat er mich nicht gezwungen, ihn zu lieben, ſelbſt nachdem er mir erſt abgeſchlagen, warum ich ihn gebeten hatte? Sogar jetzt, da er mir den allerempfindlichſten Streich geſpielt hat, weiß ich nicht, ob ich ihm nicht ſchon vergeben habe. Ich ſag' es Ihnen, Madame, man kann gegen dieſe Hexenmeiſter nicht aushalten, und ich glaube, wenn ich jetzt hundert Männer zu nehmen hätte, ſo müßten es alle Freymäurer ſeyn!

Lucilie. Du biſt nicht recht geſcheut mit Deinen Freymäurern!

Zwey und dreyßigſter Auftritt.

Vorige. Fauſtin.

Fauſtin.

Madame, die Ceremonie iſt vorbey, und der Großmeiſter wird gleich hier ſeyn!

Drey und dreyßigſter und letzter Auftritt.

Vorige. Starke.

(Stummes Spiel zwiſchen Marianen und Fauſtin, hinter Lucilien und Starke)

Starke (zu Lucilien).

Sie ſind wegen Marianen in Sorgen? Ich bitte Sie, ſich zu beruhigen, Madame! Es war nur ein Spaß von Fauſtin, und ich bitte Sie deswegen in ſeinem Namen um Vergebung. Die Mamſell hat ihre vollkommene Freyheit. Sobald ich vernahm, daß Sie Ihnen angehörte, konnt' ich den Bewegungsgrund zu ihrer That leicht errathen, und ich hütete mich wohl, ſie ſtrafbar zu finden.

Lucilie. Sie ſind ſehr höflich, Starke, ſogar großmüthig. Sie haben mir den Eberſtein nachgeſchickt, als ich Sie vorhin beyde verlaßen hatte. Sie haben geglaubt, daß ich vielleicht Ueberlegungen anſtellen könnte, die ihm günſtig wären. Wahrhaftig, Ihre Beſcheidenheit hat mich faſt in Erſtaunen geſetzt!

Starke. Unterdeßen wißen Sie doch, Madame, wie gegründet ſie iſt!

Lucilie. Vielleicht nicht beßer als meine Neugier, die nach zu laßen anfängt.

Starke. Wie, Madame, wollen Sie mich ſtolz auf mich ſelbſt machen?

Lucilie. Das nicht, aber vielleicht nun ihrerſeits neugierig, wenn ich wollte!

Starke. O, daran zweifle ich nicht!

Lucilie. Wenn Sie glauben, Sie wären die einzigen, die ein Geheimniß hätten, ſo betrügen Sie ſich; ich hab' auch eins!

Starke. Warum nicht?

Lucilie. Ein Geheimniß ſogar, das Sie intereßiren könnte!

Starke. Nichts leichter, als das! Um mich zu intereßiren, braucht es nur Sie ſelbſt an zu gehn.

Lucilie. Ich verſichre Sie, es geht mich recht ſtark an.

Starke. Es würde nicht fein ſtehn, Madame, wenn ich weiter in Sie dringen wollte!

Lucilie. Freylich nicht fein! Und überdies würde Ihre Mühe verlohren ſeyn; denn ich habe meine guten Gründe, um es Ihnen zu verbergen.

Starke. Und wenn ich's errathe?

Lucilie. Wenn Sie's errathen?

Starke. Ja, Madame, wollen Sie mir's denn geſtehn?

Lucilie. Wer weiß! Ich bin vielleicht großmüthiger alsdenn, als Sie nicht gegen mich geweſen ſind.

Mariane. Madame, wenn er's nicht erräth, ſo will ich's ihm ſagen!

Lucilie. Schweig, Mariane, Du weißt nicht eine Sylbe davon!

Starke. Aber, Madame, Sie ſehen mich in Verwirrung —

Lucilie. Ich muß meine Rache haben!

Starke. Wenn ich nun etwas erriethe, das nicht zu meinem Vortheil wäre —

Lucilie. So haben Sie vielleicht alsdenn recht gerathen!

Starke. Ja, aber das würde mich nicht weiter bringen. Im Gegentheil, es iſt beßer, ich ſage gradezu, was ich am meiſten wünſche und am wenigſten hoffe. Liebſte Lucilie, Sie wählen mich zu Ihrem Liebhaber und Gatten!

Lucilie. Iſt es möglich, daß Sie ſich ſo etwas in den Kopf ſetzen können!

Starke. Mein Gott, Madame, ich habe wohl gefühlt, daß es gar nicht wahrſcheinlich wäre!

Lucilie. Und doch iſt es wahr! Ja, Starke, ich habe nachgedacht. Ihre Standhaftigkeit wegen des Geheimniſſes; Ihre beſcheidene Meinung von ſich ſelbſt; Ihre Großmuth gegen Ihren Nebenbuhler und die niedrigen Verhetzungen, und die Erzählung, die Mariane mir eben gemacht hat, haben der Sache völlig zu Ihrem Vortheil den Ausſchlag gegeben!

Starke. Lucilie, Sie ſehen meine Beſtürzung, meine Freude! Wie ſoll ich Ihnen das lebhafte Gefühl ausdrücken, das mich durchdringt! Wie ſehr wünſcht' ich jetzt, Geheimniß mit Geheimniß vergelten zu können! Aber wenn Sie zu unſern Myſterien nicht zugelaßen werden können, ſo verſtatten Sie mir wenigſtens, daß ich Sie bitten darf, an unſern Vergnügungen Theil zu nehmen. Wir haben eine kleine Luſtbarkeit veranſtaltet, die gleich vor ſich gehn wird. Perſonen von Ihrem Geſchlechte machen die Zierde davon aus! Und damit Sie ſehn, wie verträglich wir Freymäurer ſind, ſo will ich auch den Eberſtein dazu einladen laßen.

Lucilie. Alles, was ich von Ihnen höre, entzückt mich, ich folge Ihnen, wohin Sie wollen (ab).

Fauſtin. Komm, Mariane! Schlag ein, ich verzeihe Dir!

Mariane (dem Fauſtin die Hand gebend). Da ſehe man einmal, ſolche Leute ſind die Freymäurer! (ab mit Fauſtin)

III.

Auszüge.

Statiſtiſche Bemerkungen über die Engliſche Landwirthſchaft aus Arthur Youngs Reiſen.

1. Einzäunung der Felder.

Die Einzäunung der Felder iſt eine Erfindung zur Vervollkommnung der Landwirthſchaft, die wir den Engländern danken. Nach den in England angeſtellten Erfahrungen wird der Ertrag ſo ſehr dadurch erhöhet, daß die eingezäunten Felder gewiß ein Viertel mehr Pacht geben. — Bey Urbarmachung von Moorlanden gewinnt man bey der erſten Verbeßerung 15 p. C. von dem aufgewandten Capital, bey der zweyten Verbeßerung aber ſogar 29½ p. C. Th. 1. S. 340.

2. Verſchiedne Arten zu düngen.

Das Auflockern der Aecker, welches bey den Engländern ſo ſehr gebräuchlich iſt, die Verwandlung der Pflugländer in Grasländer, und, wenn ſie zu alt werden, die Umreißung derſelben, geben ihrem Ackerbau ſo große Vorzüge vor dem unſrigen, und machen, daß ſie weit mehr, als wir, bauen.

Was die Materien ſelbſt anlangt, womit ſie düngen, ſo giebt uns Young von folgenden Nachricht: 1) Aſche von verſchiednen Arten. 2te Reiſe Th. 2 S. 435. 36. 2) Aſche von verbrannten Raſen, welche, beſonders mit Kalk vermiſcht, das Land auf ſieben Jahre in den beßten Stand ſetzt. Th. 1 S. 299. 2te Reiſe, Th. 2 S. 434. 3) Seifenſieder Aſche. 4) Holz Aſche, Ruß und Kohlen. 2te Reiſe, Th. 1 S. 524 25. Th. 2 S. 437. 5) Seeſchlamm. 2te Reiſe, Th. 1 S. 296. 6) Malzſtaub. S. 526. 7) Kley und gebraunte Kley. Erde. 2te Reiſe, Th. 2 S. 432 433. 8) Mergel a. a. O. 9) Seeunkraut eb. daſ. 10) Oel. 11) Oelkuchen eb. daſ. S. 437. 38. 12) Urin, welches faſt der allerbeßte Dünger iſt, und muß man dahin ſehen, daß nichts verlohren gehe. 13) Hüner und beſonders Taubenmiſt. 2te Reiſe, Th. 2 S. 440. 14) Kaninchen Dünger. 15) Schaafpfärchen. 16) Dünger aus den Abtritten von London. 2te Reiſe, Th. 1 S. 525-27. 17) Stadt Dünger, Th. 2 S. 433. 18) Knochen. S. 438. 19) Kalk. — Ihn brauchen aber auch beſonders die nördlichen Engländer zuweilen im Uebermaaße. Einen fetten Boden iſt er, mit Maaße gebraucht, ſehr zuträglich, in zu großer Menge aber allerdings ſchädlich. Einem dürftigen und ſchlecht bearbeiteten Boden ſchadet er immer. Th. 1 S.

324-25. 2te Reiſe Th. 2 S. 427-28. 20) Mergel. S. 428-30. 21) Muſcheln oder Cragg, welches eine Maße von allerley Schaalen von Thieren zu ſeyn ſcheint, die nach und nach ganz klein gebröckelt und faſt zu Pulver zerfallen ſind. 2te Reiſe, Th. 1 S. 369 2. 431. 22) Gärberlohe. 2te Reiſe, Th. 2 S. 439. 23) Wollene Lumpen eb. daſ. 24) Ein Engliſcher Landwirth ließ alle Ameiſen Hügel in einer großen Weide abſtechen, und auf einen Haufen fahren, ſo daß immer eine Schichte Kalk dazwiſchen geſtreut wurden. Im folgenden Herbſte ließ er alles wohl durcheinander mengen und auf ein Grasland ſtreuen, von welchem er, ohne weitere Düngung, eine anſehnliche Heuerndte bekam. 2te Reiſe, Th. 1 S. 247.

In Nord England trägt nach Youngs Bemerkungen im Durchſchnitt der Acker allemal am meiſten, wenn auf eine Erndte eine Brache folgt.

3. Was für Vieh man vor den Pflug ſpannen ſoll.

In Oſt-England ſpannt man vor einen Pflug $3\frac{1}{5}$ Stück Vieh, pflügt täglich $1\frac{1}{3}$ Acres $4\frac{1}{2}$ Zoll tief für $5\frac{1}{2}$ Schilling und hält 100 Acre Pflugland $6\frac{1}{2}$ Stück Vieh. — In Nord-England rechnet man auf jeden Pflug im Durchſchnitt $3\frac{1}{2}$ Pferde, und pflügt des Tages für 4 Schilling 8 pi. einen Acre $3\frac{1}{2}$ Zoll tief; und hält auf 100 Acre $9\frac{1}{2}$ Pferde.

Dies, beweiſt, Young Th. 2 S. 254-64, wäre eine unverantwortliche Verſchwendung, da doch ſelbſt in den ſchwerſten Böden es hinlänglich wäre, zwey gute Pferde vor den Pflug zu ſpannen und auf hundert Acre 5 Pferde zu halten.

Er zieht auch beym Pflügen **die Ochſen den Pferden vor**, weil ſie weit ſtärker, nicht ſo vielen Krankheiten unterworfen wären, nicht ſo koſtbares Futter fräßen, und durch die Arbeit nicht ſchlechter würden.

den. Zweyte Reiſe Th. 2 S. 370 71. Dahingegen behaupten die Verfaßer der ökonomiſchen Artikel der Encyclopädie, und der Marquis de Mirabeau im Ami des hommes T. VI. p. 91 daß ſich der Ackerbau mit Pferden, zu dem mit Ochſen, wie 30 : 5 verhielte; der Unterſchied muß darinn liegen, daß die Franzöſiſchen Ochſen klein, mager und ſchwach ſind.

4. Eine Säemaſchine.

Ein Engländer Scrope, hat eine beſondre Säemaſchine erfunden, die er Scarificater nennt, und die von beſonderm Nutzen ſeyn ſoll. Th. 1. S. 392 und in der der 17ten Figur ihre Abbildung.

5. Ausrottung des Unkrauts.

Die ſchlimmſte Art des Unkrauts iſt zum Theil die, welches unter den Hecken am Rande und an den Gräben ſteht; man muß daher ſorgen, dieſes abmähen zu laſſen, ehe es den Saamen ausfallen läßt. Youngs 2te Reiſe Th. 1 S. 321.

6. Ertrag einiger Kornarten.

1. Drey Scheffel Weitzen Ausſaat geben in Nord-England 23 Scheffel 1 M.; $2\frac{1}{2}$ geben 22 S. 2 M.; 2 geben 20 S. 2 M. Daher iſt 3 Scheffel wohl die zuträglichſte Ausſaat für einen Acre (beynahe ein Deutſcher Morgen, enthält 43560 Q. Fuß). Th. 2 S. 243 44. In Oſt-England iſt der Ertrag eines Acre im Durchſchnitt 24 Scheffel und die beſte Ausſaat 2 Scheffel. 2te Reiſe. Th. 2 S. 355 360.

2. Zwey Scheffel Rocken Ausſaat geben in Nord-England 26 Scheffel, $2\frac{1}{2}$ geben 29, 3 geben 24; daher iſt $2\frac{1}{2}$ Scheffel die beſte Ausſaat. Th. 2 S. 244 45. In Oſt-England giebt der Acre im Durchſchnitt 22 Scheffel,

und die beſte Ausſaat, iſt $2\frac{1}{2}$ Scheffel. 2te Reiſe Th. 2 S. 355.

3. In Oſt-England iſt für Gerſten die beſte Ausſaat $3\frac{1}{2}$ bis 4 Scheffel, welche im Durchſchnitt 32 Scheffel geben, a. a. O. S. 355, 60, 61. — In Nord-England hingegen iſt die beſte Ausſaat 2 Scheffel, welche ſogar 34 Scheffel Ertrag geben. 1ſte Reiſe. Th. 2 S. 245 46.

4. In Nord-England geben 6-7 Scheffel Ausſaat Hafer auf einem Acre 43 Scheffel 2 M.; $4\frac{1}{2}$ bis 5 Sch. geben 36 Scheff. 3 M.; 3 bis 4 Scheff. geben 32 Scheff. 2 M; daher iſt hier die ſtärkſte Ausſaat von $6\frac{1}{2}$ Scheff. die beſte. Th. 2 S. 246, 47. — In Oſt-England giebt der Acre im Durchſchnitt 38 Scheff. und die beſte Ausſaat iſt $3\frac{1}{2}$ bis $3\frac{3}{4}$ Scheff. 2te Reiſe. Th. 2 S. 355, 61.

7. Aufbewahrung des Heues.

Die Engländer und Holländer pflegen ihr Heu in einem länglicht viereckigten Haufen auf zu bewahren, der 9 Fuß lang, 6 breit, 12-16 Fuß hoch iſt; ſie häufen es darin recht feſt auf einander auf eine Unterlage von Balken, und bedecken es mit Stroh; was ſie aber zur Fütterung brauchen, ſchneiden ſie in großen länglichtviereckigten Kuchen heraus. [illegible]

8. Künſtliche Wieſen.

1. Bey Anlegung einer künſtlichen Wieſe ſäet man in Suffolk auf jedem Acre 3 Pf. Hopfen Klee, $1\frac{1}{2}$ Pf. weißen Klee, 5 Säcke Heuſaamen, welcher von dem Heu aus den ſchönſten Wieſen genommen, und gleich unter das Sommergetraide geſäet wird. 2te Reiſe. Th. 1, S. 362 und Verſuche von Anlegung derſelben. Th. 2, S. 416 419.

2. Was die vornehmſten künſtlichen Gräſer ſelbſt anbelangt, ſo giebt er uns von dem Ertrage derſelben, folgende Erfahrungen an.

Der Klee wird in Nord-England entweder einmal gemähet und dann grün verfüttert, oder zweymal gemähet, und dann trocken gemacht. Das letzte giebt einen beßern Ertrag und iſt auch um deswillen zuträglicher, weil es ſcheint, als wenn der Weitzen beßer in einem Kleefelde gerathe, wenn es abgemähet, als von dem Viehe abgehütet worden iſt. Hingegen Haſer in die Kleeſtoppeln zu ſäen, iſt bey weitem ſo gut nicht. Th. 2, S. 235, 237 — Mit großem Nutzen läßt er ſich dazu gebrauchen, um Pferde des Sommers im Hofe damit zu füttern, wo alsdann zwey Acres zur Fütterung für 6 Pferde hinreichen, und man ſie alſo zu 7 Pf. Sterl. nutzt, außerdem auch noch eine Menge vortreflichen Düngers gewinnt. 2te Reiſe. Th. 1, S. 204, 5. Th. 2, S. 336, 338.

Das Heilig-Heu oder Sain foin iſt dem Lande ſo vortheilhaft, daß man dürftige Haidegegenden ſogar anſehnlich damit verbeßern, und den Acker, der vorhin nur 1 bis 4 Schill. galt, bis auf 10, ja auf 25 bringen kann. Th. 2, S. 239, 40

Das eigentliche Esparcette muß von dem vorigen wohl unterſchieden werden. Kein Gras ſchlägt bey dem Rindvieh ſo gut an, als dieſes. Sie hält ſich in ſteinigtem Boden 20, in ſandigtem 10, auch wohl nur 4 bis 5 Jahre. Die jährliche reine Nutzung eines Ackers iſt zu 3 Pfund Sterling, und die beßte Düngung iſt Ruß und Aſche. Zweyte Reiſe. Theil 1, S. 78. 239. Th. 1, S. 318 — 3[illegible].

Die beßte Art, Lücerne zu ſäen, iſt in 4 Fuß weiten Reihen. Recht fettes Land kann man in Nord-England mit dieſem Kraut ſo hoch, als mit irgend einem andern, nutzen. Zu Swulth konnte man die Nutzung eines Ackers, wenn er ſorgfältig bearbeitet iſt, auf 7 Pf. Sterl. des Jahres bringen. 2te Reiſe. Th. 1, S. 200 — 201. Ja oft beträgt im öſtlichen England der reine Gewinn im Durchſchnitt über 7 Pf. Sterl. Th. 2, S. 3[illegible]

Die **Rüben** ſind nicht nur an und für ſich eine ſehr vortheilhafte Frucht, ſondern haben auch den beſondern Nutzen, daß man ſie anſtatt der Brache ſäet, indem hernach das Korn viel beßer auf dem Acker wächſt. Zu dieſem Behuf muß aber der Acker behackt ſeyn; denn nicht zu gedenken, daß es über die Hälfte Rüben mehr giebt, ſo kömmt auch das Getreide viel beßer darin fort. Th. 2, S. 206—214. Der mittlere, reine Gewinn vom Acker iſt 2 Pf. Sterl. Zweyte Reiſe, Th. 1. S. 346.

Die **Erdäpfel** ſind ein überaus nützliches Gewächs. Eine beßre Frucht giebt es gar nicht, ſtatt der Brache, in ein Feld zu ſtecken, weil der Boden dadurch gebeſſert und zu jeder Art Getreide zubereitet wird. Viele Landleute in Neuengland wollen behaupten, daß es die allerbeßte Frucht zur Ausſaat wäre. 16 Scheffel Ausſaat geben 377 Scheffel Ertrag. Zweyter Th. S. 215 — 220 — Gekocht, und mit etwas Gerſtenmehl gemiſcht, ſind ſie eine ſehr gute Mäſtung für Schweine. Zweyte Reiſe. Th. 1, S. 181. Sie geben, wenn ſie verfüttert werden, den allerbeſten Dünger, und der reine Gewinn ſoll auf einem Acker im Durchſchnitt 11 Pf. Sterl. betragen. Zweyte Reiſe. Th. 1, S. 321.

Die **Möhren** ſind zum Futter und zur Maſt der Schweine vortreflich, ſchlagen den Milchkühen gut an, ohne daß die Butter einen Geſchmack davon bekömmt. Man kann Ochſen mit Vortheil damit mäſten; auch bey Pferden vertreten ſie völlig die Stelle des Hafers. Auf einem Acker wachſen wenigſtens 200 Scheffel. Th. 1, S. 241. Sie ſind ſo ſehr vortheilhaft, daß man im Stande iſt, von einem Acker 14 Pf. und wenn man den Dünger dazu rechnet, 18 Pfund reinen Gewinn zu ziehen. Zweyte Reiſe. Th. 1, S. 312—320.

Das Kraut oder der Kohl iſt in England noch nicht lange gebaut. Es iſt vielleicht unter allen Gewächſen auf einem Acker das einträglichſte, und gedeiht um deſto beßer, je feſter das Land iſt, worauf es ſteht. Es hält ſich noch im Frühjahr gut, wenn alles Winterfutter ſchon verzehrt iſt, und dient dann dem Vieh zu einem herrlichen Futter. Ochſen und Schweine werden außerordentlich fett dabey; Lämmer und Mutterſchaafe gedeihen ſehr gut, und ein Acker iſt hinreichend, 50 Schaafe und 2 Ochſen von 900 Pfund zu mäſten, den Acker im Durchſchnitt zu 36 Tonnen gerechnet. Die Kühe geben eine Menge Milch darnach, und zwar, wenn man keine faulen Blätter darunter miſcht, von außerordentlich ſüßem Geſchmack. Dies Kraut iſt noch einträglicher wie Rüben, und nicht einmal ſo koſtbar zu bauen; es bereitet den Boden zum Getreide noch beßer vor, gedeiht faſt auf allen Aeckern, auch da, wo die Rüben nicht fortkommen, und hat endlich einen weit ſichereren Ertrag. Th. 1, S. 221-234. Zweyte Reiſe. Th. 1, S. 49. — Eine gewiße Art Nordamerikaniſchen Kohls giebt Köpfe von 60 bis 70 Pfund, welches zu Formark auf einem wohlgedüngten Acker einen Ertrag von 39 Pf. Sterl. 8 Schill. machte. Zweyte Reiſe, Th. 1, S. 91. 92. Th. 2, S. 339-344.

Es giebt noch mehrere, aber minder wichtigere Gräſer, als: Hirſegras (Bromgraſſ), Futtertreſp (Cowgraſſ), die gelbblühende Wicke, die Winterwicke u. a. m. Zweyte Reiſe. Th. 1, S. 140.

9. Vom Gartenbau.

Zu den vorzüglichſten Gartengewächſen gehören unſtreitig Erbſen und Bohnen, womit in Nord-England ganze Aecker beſäet werden. Man ſäet ſie theils unter einander, theils, welches beßer iſt, jede allein. 3½ bis 5 Scheffel Erbſen geben im Durchſchnitt 22 Scheff. 2 Mtz.;

2 bis 3 Scheffel geben 18 Scheff. 2 Mtz. Folglich iſt 3½ Scheffel die beßte Ausſaat. — Zwey bis 2½ Scheffel Bohnen geben 27 Scheff. 2 Mtz.; 3 bis 3½ geben 27 Scheff. 3 Mtz.; 4 bis 4½ geben 28 Scheff. 1 Mtz., und 5 bis 6 Scheffel geben 33 Scheff. 2 Mtz. Alſo iſt 5½ Scheffel die beßte Ausſaat. — Zwey behackte Aecker ſind um 4 Scheffel beßer, als 3 ungehackte. Th. 2, S. 248 —250.

10. Vom Holzbau.

Das Holz iſt eine ſehr vortheilhafte Art, einen Acker zu nutzen. Die jährliche Nutzung eines Ackers Pappelbäume beträgt ganzer dreyßig Jahre hindurch 41 Pfund Sterl. 1 Schill. Zweyte Reiſe. Th. 1, S. 540—541.; eines mit Hohlweiden bepflanzten Ackers aber, während dreyßig Jahre, 37 Pfund Sterl. 1 Schill. S. 542.

Wie erſtaunt vortheilhaft aber die Anlegung neuer Holzungen in England ſey, davon giebt er folgende Berechnung: Wenn jemand auf 30 Jahre 700 Acker ſchlechtes Land pachtet, jährlich für 3 Schill.: ſo betragen die geſammten Koſten — Pachtgeld auf 30 Jahre 3150 Pf. Sterl. — Pflanzungen und andre Ausgaben 2100 Pfund. Zur Reparirung der Befriedigungen 50 Pfund. Dreyßigjährige Zinſen von dem Capital der 2100 Pfund zu 4 pro Cnt. 2520 Pfund, zuſammen = 8820 Pfund. — Hingegen die Einkünfte während dieſer 30 Jahre wären die 1te Ausradung des Holzes nach 10 Jahren, von jedem Acker nur für 5 Pfund: macht 3500 Pfund. Die 2te Ausradung nach 20 Jahren, jeden Acker für 25 Pfund: macht 17000 Pfund. Die 3te Ausradung alles Holzes, nach 30 Jahren, macht 70000 Pfund. Zuſammen = 90500 Pfund; eine faſt unglaubliche Summe. Zweyte Reiſe. Th. 1. S. 478. 479.

11. Von Plantationen.

Der Hopfenbau iſt ſo ſehr ergiebig, daß der Acker im Durchſchnitt 1½ Centner giebt, auf welchem 29 Pfund Sterl. reiner Gewinn ſeyn ſoll. Zweyte Reiſe. Th. 2, S. 346. 347.

Verſchiedene Verſuche mit dem Bau der Färberröthe beweiſen, daß derſelbe ſehr nützlich ſey, und man den Acker im Durchſchnitt wenigſtens auf 7 Guineen nutzen könne: ſo daß ſelbſt, wenn die mislungenen Verſuche mit in Anſchlag gebracht würden, der jährliche Gewinſt an 47 Pf. Sterl. betrage. Zweyte Reiſe. Th. 1, S. 423—429. 450—455. Th. 2, S. 322—325.

Der Waidbau iſt in England für die Eigenthümer ein Mittel, ſchleunig eine beträchtliche Summe Geldes zuſammen zu bringen. Nämlich die herumziehenden Waidbauern geben für einen eingezäunten Acker gutes Land 4 Guineen, worauf ſie, nach Abzug aller Unkoſten, 13 Pf. Sterl. gewinnen. Es leidet aber das Land ſo ſehr darunter, daß die Pächter glauben, es dürfe nur alle 27 Jahre einmal geſchehn, woran doch wohl nur eine üble Einrichtung der Wirthſchaft ſchuld iſt.

12. Von der Viehzucht.

1) Die Koſten der Unterhaltung eines Pferdes belaufen ſich im Durchſchnitt in Nord-England jährlich auf 6 Pf. Sterl. 6 Schill.

2) Die Nutzung der Kühe iſt in Nord-England ſehr gering; denn im Durchſchnitt beträgt davon die Rente vom guten Grasland 28 Schill. 4 Pfenn. und die Nutzung einer Kuh 5 Pf. 6¼ Schill. Eine Kuh giebt täglich bis auf 20 Kannen Milch, und auf 10 Kühe hält man 3 Schweine. Allein, wenn man alle Unkoſten abzieht, ſo bleibt kaum 1 Pf. einer Gemeine übrig. Die

Urſachen davon ſollen ſeyn, daß man: 1) im Winter zu viel mit Heu futtert, und nicht genug mit Kohl, Möhren, Erdäpfel. 2) Daß man zu wenig Maſtſchweine, in Vergleich auf die Kühe, halte, ſtatt deſſen man weit beſſer in Suffolk und Eſſex auf 12 Kühe 3 bis 4 Sauen mit allen Ferkeln und Läufern rechnet. Th. 2, S. 265—270. In Oſt-England aber iſt der Vortheil weit geringer. 2te Reiſe. Th. 2, S. 383—387. — Die Ochſen werden in England ſehr groß. Im Jahr 1692 ſchlachtete man einen von 3570 Engliſchen Pfunden. Im Jahr 1763 einen von 2330 Pfund. Die von 1400 bis 1600 Pfund, ſind ziemlich gewöhnlich. Ihre Stärke beſtehe in den Muſkeln des Halſes und in der Bruſt. Daher würde der Ochſe am beſten mit der Bruſt ziehen, weil er eine ſehr beſchwerliche Stellung hat, wenn er mit dem Kopfe zieht. am a. O. S. 371. Oehlkuchen, mit Heu vermiſcht, ſind für Ochſen eine ſehr zuträgliche Maſtung, die dazu auch ſehr wohlfeil iſt, weil ein Ochſe den Winter auf dieſe Weiſe nur 5½ Pf. Sterl. koſtet, und überdas den allervortrefflichſten Dünger giebt. Zweyte Reiſe. Th. 1, S. 216. 217. 256.

3) Die Schweine werden ebenfalls in England ſehr groß, und man findet ſie 720 bis auf 800 Engliſche Pfund ſchwer. Zweyte Reiſe. Th. 1, S. 28.

4) Die Nutzung eines Schaafs beläuft ſich in Nord-England im Durchſchnitt nicht höher, als 10 Schill. Es giebt nur 5 Pf. Wolle, wovon das Pfund nur 5¾ Pence werth iſt. Alle Felder, wo die Nutzung über 10 Schill. ſteigt, ſind eingezäunt. Wenn dies allgemein wäre, und wenn man nicht in einem ſo großen Theile des Königreichs ſo ſchlechte Schaafe hielte, ſo würde die Nutzung weit größer ſeyn. Daher kommt es, daß auf einem Acker, der 14 Schill. 1½ Penc. Renten giebt, die Heerden bis 1080 Stück ſtark ſind, jedes Schaaf nur 6½ Schill. jähr-

lich

ſich einträgt, und 4½ Pf. Wolle giebt. In Northumberland giebt es ſehr zahlreiche Heerden, welche nur 3 Schill. einbringen. Da hingegen, wo der Acker jährlich 15 Schill. Renten giebt und die Heerden nur bis 300 ſtark ſind, ſteigt die Nutzung bis auf 23 Schill. 4 Pence und das Schaaf giebt jährlich 8 Pf. Wolle. Th. 2, S. 271, 279. — In Oſt-England beläuft ſich die Nutzung auf 11 Schill. 8 Pence und das Stück giebt 5½ Pf. Wolle. Man könnte den Nutzen noch höher bringen, wenn man das Futter beſſer einrichtete, und mehr aus den Pfarchen machte. Zweyte Reiſe Th. 2 S. 373 u. f.

13. Von der Polizey.

1. Die Armenſteuer iſt in Nord England beſonders viel zu hoch, da von jedem Pfunde Sterling 2 Schill. 8 Pence Armenſteuer gegeben wird, und wird oft für das Land drückend. Ein andrer großer Fehler iſt, daß ſie nicht im Verhältniß mit dem Preiſe der Lebensmittel ſteigt und fällt. So iſt der Arbeitslohn ſeit 20 Jahren in Oſt-England um 25, die Armenſteuer aber um 64 p. C. geſtiegen; woraus ungereimte Verhältniſſe derſelben zum wöchentlichen und jährlichen Verdienſt der Arbeiter, und zu dem Preiſe der Lebensmittel entſtehen; welches Young durch genau berechnete Tabellen beweiſet. Th. 1, S. 339. 2te Reiſe. Th. 2, S. 405, 6, 13.

2. Wir finden in England mehrere gute Beyſpiele von Armenhäuſern. In der Provinz Suffolk, ſind fünf, von welchen das zu Nacton vorzüglich Erwähnung verdient. Es hat zu bauen, mit allem Geräthe, 4800 Pf. Sterl. gekoſtet; die jährliche Armenſteuer bringt 1475 Pf.; außerdem verdienen die Armen, welche an der Zahl von 100-200 darin leben, jährlich 250 Pf. St. zuſammen 1725 Pf. St. In den erſten 12 Jahren, daß dies Haus ſtand, haben die Vorſteher ſchon 1200 Pf. Schulden abgetragen, und in 21

Jahren wird auch das übrige abgetragen ſeyn; alſo wird das Haus in 33 Jahren ganz frey. — Die Armen werden hier ſehr gut verſorgt. Das Gebäude iſt groß, und hat eine hohe und geſunde Lage. Es hat ſehr viele Zimmer, darin Männer und Burſche, Weiber und Mädchen und Eheleute ſich aufhalten. Arbeiten werden ſo, wie ſie an ſich verſchieden ſind, auch in verſchiednen Stuben vorgenommen. Es iſt eine beſondre Krankenſtube dabey und auch eine Apotheke. — Alles wird ſehr reinlich gehalten, und von jedem Schilling, den ſie verdienen, bekommen ſie den 6ten Theil, 2 Pence, zu ihrer Ergötzlichkeit; und dafür trinken ſie Thee.“ [illegible] Reiſe Th. 1, S. 371-74.

3. Aus vielen Erfahrungen erhellet, daß die großen Pachtungen in England nicht ſo viele Nachtheile haben, wie man insgemein glaubt, inſonderheit, daß ſie keinen Einfluß in die Theurung der Lebensmittel und Steigerung des Arbeitslohns haben. — Indeſſen ſind folgende Folgerungsſätze erwieſen. 1) Je größer die Pachtungen ſind, deſto weniger hält man Zugvieh. 2) Je kleiner die Pachtungen ſind, deſto mehr Kühe werden gehalten. 3) Mittelmäßige Pachtungen von 300-500 Acres haben dreymal mehr Maſtvieh als kleinere, und fünfmal mehr, als manche große. 4) Pachtungen von 3-400 Acre haben das meiſte Geltevieh, und überhaupt die von 400 Acre zweymal mehr, als manche über 400 Acre. 5) Pachtungen von 3-400 Acre, halten auch mehr Kühe, als die, welche größer ſind. 6) Alſo ſind Pachtungen von 200-400 Acre in Anſehung der gedachten drey Arten Nutzvieh (das Zugvieh ausgenommen) am vortheilhafteſten. Sie verhalten ſich zu den kleineren Pachtungen wie $5\frac{1}{2} : 3\frac{1}{3}$ und zu den größeren wie 5 : 1. 7) Alle Pachtungen über 500 Acre erhalten mehr Menſchen, und ſind für die Bevölkerung beſſer, als die kleineren. Sie verhalten ſich zu dieſen wie $8\frac{1}{2} : 6\frac{1}{2}$. 8) Pachtungen welche über 300 Pf. Sterl.

Pacht geben, ſind den kleinern im Ertrage, ſowohl an Getreide, als an Hülſenfrüchten vor zu ziehen. Sie verhalten ſich wie $8\frac{1}{2}$ zu $6\frac{137}{138}$. Th. 2, S. 302, 312, 329.

4) Das Arbeitslohn iſt in Nord-England im Durchſchnitt für den erſten Knecht jährlich 10 Pf. $8\frac{1}{2}$ Sch.; für den zweyten 6 Pf. 11 Sch.; für den Jungen 3 Pf. 2 Sch.; für die Viehmagd 3 Pf. 19 Sch.; für eine andre Magd 2 Pf. 15 Schill. In Oſt-England für den erſten Knecht 9 Pf. 7 Schill. 3 Pence; für den zweyten 7 Pf. 9 Schill. für den Jungen 3 Pf. 4 Schill.; für die Viehmagd 3 Pf. 12 Schill.; für eine andre Magd 3 Pf. 6 Schill. — Ein Tagelöhner verdient in Nord-England in der Heuärndte, welche 6 Wochen dauert, wöchentl. 9 Schill. 5 Pence; in der Kornärndte, welche 5 Wochen dauert, 10 Schill. 8 Pence; im Winter, welchen man zu 41 Wochen rechnet, 6 Schill. 5 Pence. Ein Arbeitsweib in der Heuärndte 4 Schill. 3 Pence; in der Kornärndte 6 Schill. 3 Pence; im Winter 3 Schill. In Oſt-England verdient der Tagelöhner in der Heuärndte 9 Schill. 11 Pence; in der Kornärndte 13 Schill. 1 Pence, im Winter 7 Schill. 11 Pence. Ein Arbeitsweib in der Heuärndte 4 Schill. 3 Pence; in der Kornärndte 7 Schill. 3 Pence, im Winter 5 Schill. 3 Pence. — In beyden wird, wenn das Lohn in Koſt gegeben wird, das Eſſen des Tages zu 10 Pence gerechnet, ſtark Bier zu 2 Pence, ſchwaches zu 1, Milch zu $\frac{1}{2}$, Suppe zu 2 Pence. Th. 2, S. 322. alt Reiſe, Th. 2, S. 393, 95.

5. Dieſes Arbeitslohn ſteht aber nicht durchgängig mit dem Preiſe der Lebensmittel in Verhältniß, ſondern nur denn wird es dadurch beſtimmt, wenn die Veränderung ſehr merklich iſt. Dieſes wird durch beſondre Tabellen, ſowohl für Nord-England Th. 2, S. 324 als für Oſt-England, Th. 2, S. 399 bewieſen. – Uebrigens haben viele der Bedürfniße für dieſe arbeitende Claße der Menſchen faſt allenthalben in beyderley

Provinzen einen gleichen beſtimmten Preis, als Milch, Erdäpfel, Seiſe, Licht. Von den übrigen weſentlichen Bedürfnißen beträgt in Nord-England die Hausmiethe jährlich im Durchſchnitt 1 Pf. 8 Schill. 2 Pence; die Feurung 1 Pf. 3 Schill. 11 Pence; das nöthige Werkzeug 7 Schill. 11 Pence, — zuſammen 3 Pf. Th. 2, S. 318. — Für Oſt-England iſt die Berechnung etwas verſchieden, und ſo, wie alle Preiſe, höher. Die Hausmiethe beträgt hier jährlich im Durchſchnitt 2 Pf.; die Feurung 1 Pf. 6 Schill.; das Werkzeug 7 Schill. 6 Pence, — zuſammen 3 Pf. 13 Schill. 6 Pence, und der wöchentliche Verdienſt iſt im Durchſchnitt 7 Schill. 10 Pence. Zweyte Reiſe. Th. 2, S. 391, 93.

6. Die Hauptſtadt eines Landes hat, weil ſie allemal mehr Menſchen an ſich zieht, und mehr Wohlleben verurſacht, immer einen merklichen Einfluß auf die Preiſe faſt aller Bedürfniße, welche an einem Orte theurer oder wohlfeiler ſeyn werden, je nachdem er der Hauptſtadt nahe, oder weiter von ihr entfernt, liegt. Dies iſt vielleicht bey keiner Hauptſtadt auffallender, als bey **London**, welche freylich allein ſo viel Menſchen und mehr Gewerbe und Reichthum in ſich faßt, als ganze Länder und ſelbſt Königreiche. — So koſtet z. B. in Nord-England innerhalb 50 Engliſche Meilen von London, ein Pfund Brod im Durchſchnitt 1½ Penny, Käſe 4 Pence, Butter 6¾ Pence, alles Fleiſch im Durchſchnitt 3¾ Pence; von 50 bis 100 Meilen ein Pf. Brod 1½ Pen, Butter 6 Pence, Käſe 3¾, Fleiſch 3¾; von 100 bis 200 Meilen, ein Pf. Brod 1¼, Penny, Butter 6 Pence, Käſe 3¼, Fleiſch 3 Pence; Von 200 bis 300 Meilen, ein Pfund Brod 1 Penny, Butter 6 Pence, Käſe 3 Pence, Fleiſch 2¾ Pence; über 300 Meilen, ein Pfund Brod 1 Penny, Butter 5 Pence, Käſe 2½ Pence, Fleiſch 2½ Pence. 2ter Th. S. 316, 17. — In Oſt-England aber innerhalb 50 Meilen ein

Pfund

Brod 1¾ Penny, Butter 7¾ Pence, Käſe 4¼ Pence, Fleiſch überhaupt 4 Pence. Von 50 bis 100 Meilen ein Pfund Brod 1¼, Butter 6¼, Käſe 3½, Fleiſch 3½ Pence. Von 100 bis 200 Meilen ein Pfund Brod 1¼ Penny, Butter 6¼ Pence, Käſe 3½, Fleiſch 3¼ Pence. Von 200 bis 300 Meilen ein Pfund Brod 1⅛ Penny, Butter 6⅛ Pence. 2te Reiſe Th. 2, S. 388, 89. — Eben ſo hat auch die Entfernung von London, auf die Größe des Arbeitslohns einen merklichen Einfluß. In Nord-England iſt bis 50 Meilen von London das wöchentliche Arbeitslohn im Durchſchnitt 7 Schill. 1 Penny; von 50 bis 100 Meilen iſt es 6 Schill. 9 Pence; von 100 bis 200 Meilen iſt es 7 Schill. 2 Pence; von 200 bis 300 Meilen iſt es 7 Schill.; von 300 an und drüber 5 Schill. 8 Pence. 2ter Th. S. 321. — In Oſt England iſt es bis 50 Meilen von London wöchentlich im Durchſchnitt 8 Schill. 7 Pence, von 50 bis 100 Meilen iſt es 7 Schill. 10 Pence; von 100 bis 170 Meilen iſt es 7 Schill. 4 Pence. 2te Reiſe, Th. 2, S. 394.

7. Das Arbeitslohn für Manufacturen betrug im Durchſchnitt für Männer 9 Schill. 6 Pence; für Weiber 4 Schill. 7 Pence; für Knaben und Mädchen 2 Sch. 8 Pence, da der Preis aller Lebensmittel jährlich im Durchſchnitt 3 Pf. Sterl. war. Die verſchiednen Arten der Manufacturen machten aber in dem Preiſe dieſes Lohns keinen Unterſchied. Th. 2, S. 329.

IV.

Abhandlungen
und vermiſchte Aufſätze.

I.

Beſchreibung eines Gartens.

Aus einem Briefe.

Noch einmal Dank für Deinen Ruf
Zur Stille Deiner hohen Schattenbäume,
Zum Ort für ſüße, wehmuthsvolle Träume,
Den Dein empfindend Herz ſich ſchuf.
Genieß' ihn — traure — nur daß nicht zu lange
Dein Auge trüben, feuchten Blicks
An jener allzuwerthen Stelle hange,
Wo ſich ſo ſüße und zugleich ſo bange
Erinnerung des abgeſchiednen Glücks
In Deine Seele gießt. — Verlaß die Stille
Und geh' zum Heiligthum der Troſtesgöttin:
Vergeſſenheit der Schläge des Geſchicks
Empfange Dich im Rauſchen ſeiner Bäume,
Und wiege Dich in wolluſtvolle Träume
Von Gegenwart und Bildern künftigen Glücks.

— — Ein Freund von mir, der Dichter, der „Wehmuthsvoll aus öder Ferne ꝛc. und“ Gefilde des Todes ꝛc. ſang, verändert ſeinen Garten. Ich wollte, Sie könnten ihn ſehn! Ich will's verſuchen, Ihnen einen Begriff davon zu machen.

Gleich beym Eintritt empfängt Sie ein ſchattichter Gang, von mancherley Geſträuchen und Bäumen und führt Sie in mannigfaltigen Krümmungen zu einer Einſiedlerswohnung. Es iſt eine kleine niedrige Hütte, die ganz das Werk eines dürftigen, lebensmüden Wallers zu ſeyn ſcheint. Ihre Wände ſind mit Baumrinden bekleidet, und ein Binſendach, mit einem Kreutze darauf, deckt ſie. Auf die Hütte ſcheint eine morſche Hintermauer jeden Augenblick hereinſtürzen zu wollen; die Ruine irgend einer wüſten Kapelle, nur noch an ſeinem Kreutze und dem Fenſterloche kennbar, durch das ſich ein Silberblüthenbaum gewunden hat. Das Innre gleicht völlig dem Aeußern; alles düſter, alles einladend zum Nachdenken über die wichtigſten Angelegenheiten des Lebens. — — Zwey Läden können herabgelaßen werden und dienen zugleich zur Einlaßung des Lichtes und zu Tiſchen, indem ſie nun auf dem knotichten Aſt eines Baumes ruhn. Die Decke iſt mit Moos bezogen, und der Stamm eines bejahrten Baumes, queerüber gelegt, ſcheint ſie mühſam zu tragen. In eine Vertiefung der Hinterwand, iſt das Bildniß des heiligen Auguſtins eingepaßt, wie er mit Gebet gegen die Verſuchungen des Teufels ankämpft. An der einen Seite der Wand iſt ein Bücherbrett von Baumſtämmen, mit einigen alten Büchern. Man ſchlägt ſie auf und wird durch Herders Volkslieder, Oſſians Gedichte und Werthers Leiden überraſcht. Indem man ſich auf die Bank niederlaßen will, die einen andern Winkel der Klauſe einnimmt, erblickt man folgende Verſe, mit Mönchsſchrift auf ihr eingeſchnitten:

Heus! fugite in cellam, pulchram vitate puellam;
Nam radix mortis fuit olim foemina in hortis.

Unter einer Sanduhr ſtehn andre Verſe auf einer aufgehängten Schiefertafel:

Menſch, an wie wenig Sand hängt Wiege, Jugend, Grab,
Und, o! wie raſch rollt dieſer Sand hinab.

Zu ernſten Betrachtungen vorbereitet verläßt man die Hütte. Gedankenvoll wandert man durch gekrümmte Gänge fort und ſtößt — auf einen Grabhügel. Junge Tannen ſind um denſelben gepflanzt, ihn künftig mit ihrem Schatten zu decken. Ein weißer Stein liegt darauf.

Erinnerung abgeſchiednen Glücks

iſt mit altdeutſcher Schrift auf den Stein geäzt. Eine einfache, kunſtloſe Aufſchrift, aber Ausdruck wahren innern Gefühls! Nur der Mann konnte ſie finden, der ſo viel verlohr, der ſeinen Verluſt noch immer ſo tief empfindet, nur der Sänger des Liedes: **Wehmuthsvoll aus öder Ferne** ꝛc. — Erinnerung abgeſchiednen Glücks! — Ich wüßte keine Aufſchrift, die fähiger geweſen wäre, auf alle, die ſie leſen, einen mehr als augenblicklichen Eindruck zu machen. Kann wohl jemand fühllos vorübergehn? Wo iſt der Mann, der Liebling des Glücks, dem, wie eine unzertrennliche Gefährtinn, die Freude ſtets zur Seite ging? dem nicht auch von abgeſchiednem Glück, bloß die Erinnerung übrig blieb? Ich wenigſtens ging ſeufzend hinweg vom Grabhügel.

Durch das Grün der Bäume blickte mir ein Glanz entgegen. Neugierig und ahndungsvoll ging ich ihm näher. Schneckenförmig windet ſich ein Gang von jungen Pappeln und Tannen zu einer kleinen Erhöhung hinauf. Man tritt in einen Tempel der kindlichen Liebe und herzlichen Freundſchaft. Auf einem weißen Pfeiler, der abgebrochen aus Trümmern gerettet zu ſeyn ſcheint, ſteht eine Urne, eben ſo kunſtlos als ihre Aufſchrift:

D. Man.
Patris optimi
Amici Cariss.
Dolens P.
R.
MDCCLXXX.

Hier iſt die zweyte Lieblingsſtelle des Gartens für denjenigen, der ihn umſchuf; (der Grabhügel an der Einſiedeley iſt die erſte.) Hier lieſt, denkt, empfindet er, und vielleicht werden hier ſeine Empfindungen zu Liedern. Von hier hat man auch die angenehmſte Ausſicht in den Garten; nach der Einſiedlershütte, mit ihrer ſinkenden Mauer, im Gebüſche düſter verſteckt; nach den Lauben, die hier und dort angebracht ſind; nach einem Säulentempel, den man in der Entfernung erblickt. — Ce qui nous conſole iſt die Aufſchrift dieſes Tempels. Begierig zu ſehn, was es ſey, ſieht man empor. Es iſt die Zeit, die mit der Senſe in der Hand, und beflügelt dahin eilt: die Zeit, die beßte Tröſterinn; langſamer und minder ſüß als die Hofnung, aber auch nicht ſo täuſchend, wie dieſe. Zwey bejahrte Apfelbäume beſchatten den Tempel, vorzüglich der eine. „Sehn Sie doch, ſagte mein Freund zu mir, wie er ſich ſo friedlich herabneigt! Der andre wird ihm bald folgen.“ — Eine Raſenbank in der Nähe winkt Ihnen, daß Sie auf ihr ruhen und noch länger beym gedankenvollen Anſchauen verweilen ſollen. Auf ihr ſind Sie in der Mitte zwiſchen dem Tempel der Zeit und dem Denkmal, das ein Freund und Sohn ſetzte. Jenen haben Sie im Geſicht; ein Blick zurück, und Sie ſehen dieſes wieder im Dunkel der Tannen und Pappeln. Es zieht Sie von neuem zu ſich. „Ich

muß

muß es noch einmal ſehn“ würden Sie, wie ich, gewiß denken, wenn Sie in dieſem kleinen Garten wandelten. — — Sie verlieren ſich von einer andern Seite in düſtre Gänge und irren lange darin, bis Sie ihr mannigfaltig gewundener und geſchlängelter Pfad auf einen offenen baumloſen Platz geleitet hat. Eine Sonnenuhr fällt Ihnen in die Augen. Nicht vorübergegangen l. F.; treten Sie näher und leſen Sie! — Vielleicht die letzte. — Welch ein Stoff zu Betrachtungen! Wie erweckend zu Gefühlen! Freylich ſehr verſchieden nach mancherley Lagen und Denkungsarten der Menſchen. — Vielleicht die letzte. — Denken Sie hierbey an mich. Ich mögte Ihnen manches darüber ſagen, aber Sie wißen das alles ſchon. Nur ein kleines Lied nach Shakeſpeare und Metaſtaſio, das ich Ihnen noch nicht bekannt gemacht habe, will ich abſchreiben.

Komm, ſüßer Tod! ein Freund, ein Retter itzt;
Ich bebe nicht vor Deinem Wink in's Grab;
Du nimmſt ja nur die Bürde freundlich ab
Dem tief von ihr gebeugten matten Waller. —

Der Garten iſt noch nicht vollendet; wenn er's iſt, will ich Ihnen mehr davon ſchreiben.

S—f.

2. Ueber

2.

Ueber die Armuth der Schriftſteller, und insbeſondre der Dichter.

Gedanken eines Engländers und eines Franzoſen.

I.

Gedanken des Engländers.

(Aus der Wochenſchrift the Adventures).

Die Dürſtigkeit der Schriftſteller, und insbeſondre der Dichter, war ſchon lange her ein Gegenſtand der Klagen und des Spottes, des Mitleidens und der Verachtung. Man hat die Bemerkung gemacht, daß nicht ein Günſtling der Muſen jemals im Stande geweſen, ſeit den Zeiten des Amphion, deßen Kunſt zu beſitzen, ein Glück für unſre Dichter wäre, und daß die größte Strafe, die man ihnen auflegen könne, dieſe ſey, wenn man ſie nöthigt, in ihrer eignen Wohnung zu ſpeiſen.

— Molles vbi reddunt oua columbae.

Boileau ſchildert einen gewißen Damon, deßen Schriften Stadt und Hof unterhielten und belehrten, als einen Mann, der den Sommer ohne Hemde, und den Winter ohne Mantel zugebracht habe. Endlich habe er ſich entſchloßen, Paris zu verlaßen,

Où la vertu n' a plus feu ni lieu,

und ſeine Zuflucht in irgend eine ferne Einöde zu nehmen,

D'où jamais ni l' Huſſier, ni le Sergeant approche.

Der reiche Schauſpieler, ſagt Bruyere, der ſich in ſeinem vergoldeten Wagen wiegt, beſpritzt das Geſicht des Corneille, der zu Fuße vorbeygeht, und Juvenal bemerkt, die meiſten Dichter ſeiner Zeit ſetzten ſich durch ihre gute Diät in den Stand, vortrefliche Statuen vor zu ſtellen; ſie ſähen ſich zuweilen genöthigt, ſich ein Logis bey einem Becker zu miethen, um ſich umſonſt wärmen zu können, und es ſey das gewöhnliche Schickſal ſeiner Mitbrüder,

Pallere et vinum toto neſcire Decembri.

Man hat den Virgil gar ſtark in Verdacht, daß er zuweilen auf freyer Straße gelegen habe, da er in ſeinem bekannten Epigramm mit ſo vielem Gefühl von einer regneriſchen und ſtürmiſchen Nacht ſpricht. Man ſollte, ſagt ein lebhafter Franzöſiſcher Schriftſteller, ein Spital für in Verfall gekommne witzige Köpfe ſtiften, und ſollte es das Spital der Unheilbaren nennen. Vielleicht wandern wenige in den Lorberhainen des Parnaß, die nicht Urſach hätten, mit dem Aeneas (doch nicht mit dem Glück dieſes Helden) zu wünſchen und auszurufen:

Si nunc ſe nobis ille aureus arbore ramus
Oſtendat nemore in tanto!

Die Gönnerſchaft des Lälius und des Scipio ſetzte den Terenz nicht in den Stand, ſich ein eignes Haus zu kaufen. Taßo bittet in einem launichten Sonnett, daß er an ſeine geliebte Katze gerichtet, dieſelbe ſehr dringend, ihm bey ſeinen mitternächtlichen Arbeiten das Licht ihrer Augen zu leihen, indem er nicht im Stand ſey, ſich ein Licht zu kaufen, wobey er ſchreiben könnte. Dante, der Homer der Italiener, und Camöns, der Homer Portugalls, wurden beyde verbannt und gefangen geſetzt. Cervantes, vielleicht das größte Originalgenie, das je die Welt geſehn hat, kam vor Mangel auf den Straßen von Madrid um, ſo wie unſer Spencer auf denen von Dublin. Und ein Schriftſteller, der jenem Spanier an Vortreflichkeit der Laune und des Spottes wenig nachgiebt, Eraſmus konnte nach vieljährigen verdrüßlichen Wanderungen von einer Stadt und von einem Gönner zum andern, nachdem ihn alle geprieſen, mit Verſprechungen überhäuft, und getäuſcht hatten, mit niemanden eins werden, als mit ſeinem Verleger. „Ich würde wohl endlich, ſagt er in einem ſeiner Briefe, zur Card[illegible]würde gelangt ſeyn, wenn mir nicht eine Verordnung [illegible] Wege geſtanden hätte, vermöge welcher diejenigen von dieſer Ehrenſtelle ausgeſchloßen ſind, deren Einkünfte ſich nicht auf dreytauſend Dukaten belaufen.“ Ich erinnere mich eine proſaiſche Satire in Lateiniſcher Sprache geleſen zu haben, die den Titel führte: Ueber einen Poeten, der ein Haus gekauft hatte. Als einſt ein Dichter ein Haus gekauft hätte, ward die Sache ſogleich vor das Parlement der Dichter gebracht, das ſich wegen dieſes wichtigen Vorfalls, als einer unerhörten Sache, die ein böſes Beyſpiel geben und ſehr nachtheilige Folgen haben könnte, verſammelte, und einen ſehr harten Ausſpruch über den Käufer that. Als die Glieder zuſammenkamen, um ihre Stimmen zu geben, fand es ſich, daß nicht ein einziger in der Verſammlung war, der durch Gunſt mächtiger Gönner, oder durch ſein eignes glückliches Genie ein Haus ererbt gehabt, oder hätte kaufen können. Alle waren ſehr ſchlechte Haushalter, und geſtanden es nicht nur, ſondern rühmten ſich ſogar damit, daß ſie in gemietheten Stuben wohnten. Es ward daher jenem Poeten anbefohlen, ſogleich ſein Haus zu verkaufen, und von den Kaufgeldern Wein zur Ergötzung des Parlaments herbey zu ſchaffen, damit er dadurch jenes große Vergehn einigermaßen wieder gut machte, und damit er, wie ein ächter Dichter, unangeſeßen und ohne Sorge leben lernte.

So klingen die lächerlichen, ſo die kläglichen Geſchichten, die man erzählt, um die Armuth der Dichter aus verſchiednen Zeiten und Völkern zu beweiſen, die aber, wie ich zu glauben geneigt bin, mehr grenzenloſe Uebertreibungen der Satire und der Phantaſie, als überdachte Reſultate der Erfahrung, und Entſcheidungen einer richtigen Urtheilskraft ſind. Denn der allgemeinen Behauptung kann man eine Menge Beyſpiele entgegen ſtellen, und vielleicht findet es ſich bey näherer Prüfung, daß man der Kunſt die Fehler und Vergehungen ihrer einzeln Anhänger nicht zur Laſt legen könne, daß ſie nichts dazu beytrage, Menſchen zu lächerlichen Verſchwendern zu machen, und daß diejenigen, die dürftige Dichter ſind, eben auch dürftige Kaufleute oder Handwerker würden geworden ſeyn. Die Vernachläßigung einer guten Wirthſchaft, die ſich, wie man glaubt, große Genies erlaubt haben, hat unglücklicherweiſe Sorgloſigkeit und Ausſchweifungen in ſolches Anſehn gebracht, und ſie ſo ſehr gerechtfertigt, daß mancher elende Reimer in Lüderlichkeit und Trunkenheit verfallen iſt, bloß, weil **Butler** und **Otway** in einem Bierhauſe lebten und ſtarben. So wie ein gewißer Dummkopf ſeinen Schlafrock auf einer Schulter trug, um die Nachläßigkeit des Thomas Morus nachzuäffen, ſo folgen jene ſklaviſche Nachahmer ihren Meiſtern in allem dem nach, was dieſen Schande machte, machen ungeheure Schulden, weil Dryden voller Schulden ſtarb, und unterlaßen es ihre Wäſche zu wechſeln, weil Smith ſchweiniſch war. Wenn ich bleich ausſähe, ſagt Horaz, ſo würde gleich der Pöbel der Römiſchen Schriftſteller Kümmelwaßer trinken, um dieſelbe Farbe zu bekommen. Und ich ſelbſt kenne einen Witzling, der eine Lorgnette braucht, bloß weil Pope kurzſichtig war. Ich kann mir es ſehr leicht vorſtellen, daß ein Geiſt, den die Wichtigkeit und die Menge ſeiner Ideen beſchäftigt und erfüllt, der mit der erſtaunlichſten

Geſchwindigkeit vom Himmel auf die Erde, und von der Erde gen Himmel blickt, ſich ungern zu dem einfältigen Geſchäfte entſchließen wird, die Richtigkeit einer Fleiſchersrechnung zu unterſuchen. Sich von der ausgedehnteſten Ueberſicht der Natur herabzulaßen, und Hopfen zum Bierbrauen abzuwägen, muß einem wahren Genie unwiderſtehlich ekelhaft ſeyn. Im Stande zu ſeyn, Feenpaläſte von der prächtigſten Bauart aufzuführen, und doch nicht eine Rechnung eines Zimmermanns bezahlen zu können, iſt kränkend und empfindlich genug. Wenn man dabey verdirbt, daß man die Virgiliſchen Lehren vom Ackerbau befolgt, und ganz nach den klaßiſchen Schriftſtellern pflügt, ohne auf die heilſamen Erinnerungen gemeiner Engliſcher Pachter zu achten, ſo iſt dies ein Umſtand, der eine fehlgeſchlagne Aerndte doppelt hart für einen Mann macht, der in dem Zeitalter des Auguſt gelebt zu haben wünſchte, und die Methode der neuen Wirthſchaft verachtet. Indeßen hat es aber doch viele Dichter gegeben, die ſich zu der Sorge für die Oekonomie erniedrigt, und ihre Haushaltung mit aller Sparſamkeit und Pünktlichkeit eines Aldermanns aus dem vorigen Jahrhundert geführt, die es nicht ſtolz verſchmäht haben, ſich in die Angelegenheiten des gemeinen Lebens einzulaßen, und gewiße nothwendige Regeln des gemeinen Mannes an zu nehmen und zu befolgen, indem ſie von ihrem Nutzen überzeugt waren, und wohl wußten, daß dieſe Regeln, ſo bekannt ſie auch ſind, doch ſehr wichtig und wahr ſind. Wenn wir zurück in das Alterthum blicken, oder die Zeiten betrachten, die den unſrigen näher ſind, ſo werden wir viele der größten Genies finden, die, weit entfernt in Dürftigkeit zu verſinken, vielmehr mit Glanz und Ehre gelebt haben, oder doch wenigſtens durch einen ziemlichen Antheil an den Gemächlichkeiten des Lebens, gegen das Ungemach der Armuth geſichert geweſen ſind. In der That, aus andern Abſichten nach Reichthümern zu trachten, als um ein anſtändiges Auskommen zu haben, iſt ein zu niedriges Geſchäft, als daß ſich ein wahres Genie dazu herablaßen könnte, und **Horaz** erklärt weißlich die offenbare Schwäche der Römiſchen Litteratur in Vergleichung mit der Griechiſchen aus der unmäßigen Geldliebe, die nothwendig den Geiſt verengert, roſtig, und zu edlen und großen Unternehmungen untüchtig gemacht. **Aeſchylus** war ein Officier von keinem geringen Range unter der Atheniensiſchen Armee in der berühmten Marathoniſchen Schlacht, und **Sophokles** war ein vollkommner General, der ſeine Landsleute in verſchiednen wichtigen Feldzügen kommandirte. **Theokrit** ward vom Ptolomäus geliebt und bereichert, und **Anakreons** Fröhlichkeit war eine Frucht der Ruhe und des Ueberflußes. **Pindar** ward für manche ſeiner Oden beßer belohnt, als irgend ein andrer alter oder neuerer Dichter, den **Boileau** etwa ausgenommen, dem ſeine Schmeicheley auf die Einnahme von Namur ſo gut bezahlt wurde. **Virgil** beſaß zuletzt ein ſchönes Haus zu Rom, und ein Landgut zu Neapel. Ich wette darauf, ſagt **Swift** in einer ſeiner Vorleſungen über Oekonomie, die er an Gay gerichtet, **Horaz** hatte Kutſche und Pferde. **Lucan** und **Silius Italicus** wohnten in marmornen Palläſten, und ihre Gärten waren mit den ausgeſuchteſten Bildſäulen Griechenlands ausgeziert. **Milton** liebte das häusliche Leben, und lebte mit exemplariſcher Sparſamkeit und Ordnung. **Corneille** und **Racine** waren beyde vortrefliche Hausväter, treue Ehemänner und kluge Oekonomen. **Boileau** ſah ſich durch Ludwigs Freygebigkeit in den Stand, einen angenehmen Landſitz bey Auteuil zu kaufen, beſaß eine außerordentliche Geſchicklichkeit in der Verwaltung ſeiner Einkünfte, und verachtete jene Affectation, die ſich aus Stolz über den nothwendigen Wohlſtand und alle Regeln des bürgerlichen Lebens hinwegſetzt. Jene drey Ausländer kamen in allen Stücken **Addiſon**, **Swift** und Pope gleich. Man ſollte folglich nicht aus einigen wenigen Beyſpielen, die man vom Gegentheil anführen kann, folgern, daß Dichtkunſt und Klugheit nicht zuſammen beſtehen können; eine Folgerung, die in Engelland durch die zügelloſe Lebensart jener elenden Wüſtlinge aufgekommen zu ſeyn ſcheint, die durch ihr Leben und durch ihre Schriften die Muſen und den Hof Karl II. beſchimpften. Mögten doch alle, die die Natur mit Genie begabt hat, bedenken, daß Wirthſchaftlichkeit eine Mutter der Rechtſchaffenheit, der Freyheit und der Gemüthsruhe, und die ſchöne Schweſter der Mäßigkeit, Fröhlichkeit und Geſundheit — Verſchwendung hingegen ein grauſamer und liſtiger Dämon iſt, der ſeine Anhänger nach und nach in Sklaverey und Schulden ſtürzt, und ſie mit Ketten feßelt, die auch den Geiſt binden.

II.

Gedanken eines Franzoſen.

(Aus des Racine Reflexions ſur la Poëſie).

Wenn Horaz, der ſeine Leyer die ſüße Linderung aller ſeiner Beſchwerden (laborum dulce lenimen I. 26 Ode) nennt, verſichert, daß ein Freund der Muſen weder Traurigkeit noch Furcht kenne (Muſis amicus triſtitiam et metus etc. Od I. 23) daß er vergnügt mit ſeinem Schickſal ſey, das ſich nicht bloß auf die Ehre einſchränke, ſich den Göttern der Erde nähern zu dürfen (Deos quoniam propius contingis) daß ſie ihn mit ihren Wohlthaten ſo überhäuft haben, daß er nicht mehr von ihnen verlangen kann, weil ſie ihm mehr gegeben haben, als er wünſchte (Auctius atque Di melius ſecere, bene eſt, nil amplius oro) — wer ſollte da nicht gereizt werden, zu glauben, daß die Muſen denen, die ſich ihrem Dienſte widmen, und beſonders ihren Lieblingen die Zufriedenheit der Seele, die Freundſchaft der Großen, Reichthum und Ehre verſchaffen? Man ſollte auch glauben, ſie wären den Mahlern nicht minder günſtig, als den Dichtern, wenn man hört, daß **Rubens**, von allen Fürſten Europens mit Ehren, Würden und Gütern überhäuft, ſelbſt wie ein Fürſt lebte.

In der That iſt es ein ganz natürlicher Gedanke, daß diejenigen, die ſich auf jene beyde Künſte legen, Zufriedenheit des Geiſtes zuerſt und vornehmlich in ihren angenehmen Beſchäftigungen, und ſodann in dem Beyfall und den Belohnungen finden, die ſie dadurch erwerben. Der Philoſoph und der Redner ziehen ſich zuweilen die grauſamſten Feinde zu. Jedermann kennt das tragiſche Ende des **Sokrates**, des **Demoſthenes**, und des **Cicero**; aber was für Feinde können diejenigen finden, die aller Welt zu gefallen ſuchen? Die Mahler und die Dichter wollen die Augen und die Ohren der Menſchen vergnügen; es erfordert es alſo das Intereße der Menſchen, einen jeden zu ermuntern und zu belohnen, der nur arbeitet, um ihnen Vergnügen zu verſchaffen.

So ſollte man natürlicherweiſe denken, und doch widerſpricht dieſen die gemeine Meinung. Denn, wenn man eine Idee von einem großen Elend machen will, ſo vergleicht man es insgemein mit dem Elend eines Mahlers, und die Dichter machen uns keinen vortheilhaftern Begriff von ihrem eignen Schickſale. Eben jener Horaz iſt nur, darum mit dem ſeinigen ſo zufrieden, weil er den Werth des Mittelſtandes kennt. Dieſem Mittelſtande verdankt er die Freyheit, bis nach Tarent auf einem abgeſtutzten Mauleſel mit einem Felleiſen hinter ſich reiſen zu können. (Nunc mihi curto ire licet mulo, vel ſi libet, usque Tarentum, mantica cui lumbos onere ulceret atque eques armos, Sat. I. 6.); ſein Tiſch iſt bloß mit Kräutern und Gemüſen beſetzt (inde domum me ad porri et ciceris refero laganique catinum); zu Hauſe trinkt er nichts, als den ſchlechteſten Wein (vile potabis modicis Sabinum etc.) die Felder, die er beſitzt, ſind von geringem Umfange (mihi parua rura etc.) mit einem Wort, ſein Reichthum beſteht bloß darin, daß er ſich nicht in ſchmäliger Armuth ſieht (importuna tamen pauperies abeſt).

Nicht alle Dichter haben den Mittelſtand eben ſo hoch geſchätzt, weil ſie ſich ſo oft über ihr Schickſal beklagt haben. Ich rede hier nicht von großen Geiſtern; dergleichen Klagen ſind nie aus ihrem Munde gekommen, und man findet keinen Beweis davon in ihren Schriften; aber da die Zahl der großen Männer ſehr klein iſt, ſo könnte man eine anſehnliche Sammlung von Klagen der Dichter, über den Undank ihres Zeitalters, machen. Wenn man manchen unter ihnen glauben ſollte, ſo hat man entweder ihren Werken nicht Gerechtigkeit widerfahren laßen, oder man hat ſie bloß mit kahlen Lobſprüchen belohnt. Vielleicht waren ſie nur darum mißvergnügt, weil ſie ſich ſelbſt Gerechtigkeit erwieſen. Die Eigenliebe, die alle Menſchen beherrſcht, übt noch eine viel größere Herrſchaft über diejenigen aus, die ausgezeichnete Talente des Geiſtes zu beſitzen meinen; ſie ſchätzen ſich leicht mehr, als ſie werth ſind.

Wenn ich auch in der Unterſuchung, die ich über das Glück der Dichter anſtellen will, es ziemlich mittelmäßig finden ſollte, ſo würde ich doch darum die Freunde der Muſen nicht unglücklich nennen, weil ſie von ihnen insgemein ein Geſchenk erhalten, das wichtiger iſt, als alle Reichthümer, nämlich die Liebe des Mittelſtandes. Boileau erzählt uns, was aus ihm geworden ſey, ſobald er das Handwerk eines Dichters ergriff:

Dès lors à la richeſſe il falut renoncer,
Ne pouvant l'acquerir j'appris à m'en paſſer.

d. i. von dem Augenblick an, mußt' ich auf Reichthum Verzicht thun; da ich ihn nicht erwerben konnte, ſo lernte ich ſeiner entbehren.

Es iſt wahr, da der Mittelſtand das Loos derer iſt, die nichts wünſchen, als ruhig zu leben, ſo würden die Dichter zu beklagen ſeyn, wenn man ſie immer in einer drückenden Armuth ſähe; aber ich werde darthun, daß ſie entweder nie darinnen geweſen ſind, außer durch ihre eigne Schuld, oder daß dasjenige, was man von ihrem Elende geſagt hat, nicht ſo pünktlich wahr geweſen iſt. Es ſcheint, daß man zu allen Zeiten Vergnügen daran gefunden hat, dieſe Materie zu übertreiben, und daß man ſich über einen ſolchen traurigen Gegenſtand hat luſtig machen wollen.

Petron ſchildert einen Greis, der ſo mager und ſo übel gekleidet iſt, daß man, ſagt Petron, ihn, ſobald man ihn erblickt, für einen von jenen Gelehrten erkennt, aus denen die Reichen wenig machen, ex hac nota litteratorum, quos odiſſe diuites ſolent. Man fragt ihn, was ſein Beruf wäre; er antwortet, er ſey Poet, und ſetzt beſcheiden hinzu, er würde ſich für keinen ganz ſchlechten Dichter halten können, wenn er ſeine Verdienſte nach ſeinen Kränzen beurtheilen dürfte; aber was könne man auf Kränze bauen, die die Gunſt oft denen gebe, die ſie am wenigſten verdienten? Ego ſum poeta, et ut ſpero, non humillimi ſpiritus, ſi modo coronis aliquid credendum eſt, quas etiam ad imperitos deferre gratias ſolet Man fragt ihn weiter, warum er bey einem ſo ſchätzbaren Talente ſich genöthigt ſehe, ſo ſchlechte Kleider zu tragen? Eben deswegen, antwortete er, der Beruf eines ſchönen Geiſtes hat noch niemanden bereichert; die Armuth iſt die Schweſter des Verdienſtes:

> Propter hoc ipſum; amor ingenii neminem vnquam
> diuitem — neſcio quomodo bonae mentis ſoror
> eſt paupertas.

Es ſcheint, Petron habe zum Muſter dieſer erdichteten Perſon den älteſten und größten Dichter genommen. Man weiß keine beſondre Umſtände von Homers Leben mit Gewißheit, aber ſo viel ſcheint doch gewiß zu ſeyn, daß es immer ein herumirrendes und armſeeliges Leben geweſen iſt. Er wanderte, ſagt man, von Stadt zu Stadt, und recitirte ſeine Verſe, um an die Tafel derer gezogen zu werden, denen ſeine Verſe das Glück hatten, zu gefallen. Man behauptet, daß, als er einſt der Stadt Cuma verſprochen habe, ſie auf ewig berühmt zu machen, unter der Bedingung, daß ſie es auf ſich nähme, ihn ſein übriges Leben hindurch zu erhalten, ſein Geſuch verworfen worden ſey, weil einer von den obrigkeitlichen Perſonen vorgeſtellt habe, wenn die Stadt einen ſolchen Vertrag einginge, ſo würde ſie bald mit Blinden überſchwemmt werden. Das Unglück des Vaters der Dichter beweiſt aber nicht, daß die Poeſie jederzeit ſey verachtet worden, noch auch, daß ſeine Gedichte verächtlich waren, da eines von ſeinen Gedichten, das ſo ſchlecht von einem Volke belohnt wurde, deßen Städte und Helden er unſterblich machte, den Ruhm und das Glück desjenigen gemacht hat, der es durch eine Ueberſetzung einer Nation bekannt machte, die die Helden Griechenlandes gar nichts angehen. Die Ueberſetzung der Jliade in Engliſchen Verſen, hat dem Pope zweymalhunderttauſend Livres eingetragen.

Diejenigen, die den Liebhabern der Muſen den Muth benehmen wollen, wenn ſie ſich auch genöthigt ſehen, in Anſehung Englands eine Ausnahme zu machen, wo ſeit einiger Zeit kein gelehrtes Verdienſt unbelohnt bleibt, und wo die Belohnungen nicht mittelmäßig ſind, behaupten dennoch, daß die Dichter ſonſt aller Orten arm geweſen wären, und bringen folgende Beyſpiele zum Beweis vor.

Jener **Plautus**, von dem man ſagte, die Muſen würden ſeine Sprache geredet haben, wenn ſie in menſchlicher Sprache hätten reden wollen, ſah ſich genöthigt um ſeines Unterhalts willen die Mühle bey einem Becker zu drehen. **Terenz** ſtarb im Elend. **Tibull** ſchildert uns ſeine Lage mit den Worten: Me mea paupertas vitae traducat inerti; und **Ovid**, ob er gleich, ſo wie **Tibull**, in dem Zeitalter des Auguſt, in dieſem von den Dichtern ſo gerühmten Zeitalter, lebte, ſagt in ſeiner Kunſt zu lieben, daß er nicht mit Reichen rede, die ſeiner Lehren nicht bedürften, ſondern mit denen, welche liebten, ſo wie er geliebt habe, nämlich ohne Geſchenke zu haben, die ſie darbringen könnten:

> Pauperibus vates ego ſum, quia pauper amaui,
> Quum dare non poſſem munera, verba dabam.

Als **Statius** die Vorleſung ſeiner **Thebaide** ankündigte, lief man haufenwenweiſe hinzu, und **Statius** ſtarb, nachdem er das Publicum damit entzückt hatte, vor Hunger, wie **Juvenal**, erzählt: Laetam fecit quum Statius vrbem, eſurit etc. **Martial** wohnte in einem dritten ſehr hohen Stockwerk, ſcalis habito tribus, ſagt er, ſed altis, und hier veralterte er, ungeachtet der prächtigen Lobſprüche, die er ſeinem Domitian gemacht hatte. Factus in hac ego ſum iam regione ſenex. Lib. 1. Ep. 118. Die Lobſprüche, womit **Arioſt** das Haus Eſte überhäufte, wurden ihm von dem Cardinal aus dieſem Hauſe, dem er das Gedicht gewidmet hatte, nicht belohnt, ja, er verlor bald darauf die Gnade deßelben ganz. **Taßo** fand in demſelben Hauſe Eſte keine thätigen Gönner. Er war ſo arm, daß er in einem ſeiner Sonnette ſeine Katze bat, ihm das Licht ihrer Augen zu leihen, damit er des Nachts ſchreiben könne, indem er nicht ſo viel habe, ſich ein Licht zu kaufen. Das Schickſal von dem Virgil Portugalls war noch viel grauſamer, als das von dem Virgil des neuen Italiens; denn Kamöns ſtarb in einem Hoſpital. Der Schriftſteller, der durch ſein ſchönes Genie Spaniens Ruhm iſt, der Verfaßer des Don Quixote, hatte kein beßres Schickſal. Die Grabſchrift von dem Vater der Franzöſiſchen Poeſie, von Malherbe, ſo wie ſie Gombaut verfertigt hat, ſchließt ſich alſo: Er ſtarb arm, und ich lebe, wie er geſtorben iſt. Triſtan, dem Quinault gedient hatte, konnte ihm nicht, wie Elias ſeinem Diener, einen Mantel hinterlaßen, wie folgendes Sinngedicht bezeugt;

> Triſtan, qu'on mit au tombeau
> Plus pauvre que n'eſt un Prophete,
> En laiſſant à Quinault ſon eſprit de Poëte,
> Ne put lui laiſſer un manteau.

d. i. „Triſtan, den man ärmer begrub, als je ein Prophet „war, hinterließ zwar dem Quinault ſeinen Dichtergeiſt, „aber einen Mantel konnt' er ihm nicht hinterlaßen.“ Mäntel ſind bey den Dichtern eben nicht ſehr gewöhnlich, ſo wie Regnier ſagt: Phöbus und ſeine Heerde, wir haben nie einen guten Mantel auf dem Rücken gehabt. Eben dieſer Regnier ſpricht von ſeinem Kleide, ſo wie Scarron in der Folge von ſeinem ſchwarzen Wamms geſprochen, wo nach ſechsjährigem Dienſte die Ellbogen durchguckten. Was mich betrifft, ſagt Regnier, wenn nur mein Kleid, das aller Orten Narben hat, mich nicht bey dem Volk und bey den Großen verächtlich machte! Der Dichter, von dem Boileau in ſeiner erſten Satire redet, brachte den Sommer ohne Hemde, und den Winter ohne Mantel zu.

Saint Amand war, eben dem **Boileau** zufolge, nicht viel reicher. Das Kleid, ſagt **Boileau**, das er trug, war ſein einziges Erbtheil, ein Bette und zwey Kißen machten ſein ganzes Vermögen aus. Sowohl **Lafontaine**, als **Roußeau** hatten nicht mehr Möbeln, und man ſah nie einen prächtigen Hausrath bey dem großen **Corneille**, oder bey **Boileau**. Wie ſollten auch, ſagt man, die Dichter Möbeln haben? Sie haben, wie **Benſerade** ſagt, nicht einmal ein Zimmer. Sehr verſchieden, ſagt er, von jenem **Amphion**, der durch den Schall ſeiner Leyer eine Stadt erbaute, ſind unſre Amphions in einem möblirten Zimmer; wenn ſie nicht drinnen ſind, ſo kommt es daher, weil ſie außerhalb ſchlafen. Sie haben ſogar keine Bettvorhänge, und keine Nachtmützen. Denn ſo ſagt **Chapelle**: „Nie hatte ein Autor einen Umhang um's Bette, „und, was noch mehr iſt, nie ſetzte einer in der ſtrengſten Kälte eine Nachtmütze auf, als ſeinen Lorbeerkranz.“ **Benſerade** war von dem Elend der Dichter ſo voll, daß er ſogar davon redet, wenn er die Entſtehung des Pegaſus erzählt. Dieſes gelehrte Pferd, ſagt er, ein Todtfeind des Reichthums, das aus dem Helikon eine Quelle hervorbrachte, bringt oft in einem Odem ſeinen Reuter in das Hoſpital. Weit entfernt aber, den **Benſerade** dahin zu bringen, führte es ihn an den Hof, wo er lange Zeit der Modedichter war, und in dem größten Ueberfluß lebte.

Dies einzige Beyſpiel lehrt uns, wie wenig Glauben man demjenigen beymeßen darf, was mehrere Poeten über dieſen Gegenſtand geſagt haben, und wie ungerecht ihre Klagen geweſen ſind, indem man den Beyſpielen armer Dichter das Beyſpiel eines **Benſerade**, eines **Ronſard** und eines **Deſportes** entgegenſtellen kann, von denen der letztere, ſo unbekannt auch ſchon längſt ſeine Gedichte geworden, ewig berühmt wegen der zehntauſend Thaler jährlicher Einkünfte bleiben wird, die ſie ihm eintrugen.

Ob ich gleich mit dem Balzac einig bin, daß das Beyſpiel des Desportes eine Klippe ſey, woran die Hoffnung von zehntauſend Poeten ſcheitern müße, ſo behaupte ich doch, daß keiner von ihnen, wenn er wahre Verdienſte beſaß, ſich über den Undank ſeines Zeitalters zu beklagen gehabt, und daß es falſch iſt, wenn man vorgiebt, die Armuth ſey die Schweſter des Verdienſtes. Denn, wenn man den Homer und den Cervantes ausnimmt, welche unglücklich waren, der eine, weil zu ſeiner Zeit die Verſe noch keine Ohren fanden, die da fähig waren, zu hören, der andre, weil er durch ſeinen ſinnreichen Roman den herrſchenden Geſchmack ſeiner Nation lächerlich machte, und unter einem Miniſter lebte, der ein erklärter Feind der Gelehrſamkeit war: ſo iſt nie ein vortreflisches Genie ganz vergeßen worden. Ich gebe es zu, daß man einige berühmte Dichter anführen kann, welche arm geweſen ſind, aber ſie ſind es faſt jederzeit durch ihre eigne Schuld geweſen.

Wenn man die Armuth derjenigen beklagen und bewundern muß, die aus einer edlen Gleichgültigkeit gegen die Reichthümer nie daran dachten, ſie zu ſuchen, ſo darf man hingegen diejenigen nicht beklagen, die nicht gleichgültig dagegen, aber unfähig waren, entweder ſie zu erwerben, oder ſie zu erhalten, und noch weniger kann man diejenigen bedauern, die ſich durch ein unkluges Betragen in Unglück ſtürzten. Dies ſind die Fehler, die man einer großen Menge unglücklicher Dichter vorwerfen kann.

Rachſucht und die Begierde, ihrem Feinde durch einen ſatiriſchen Zug weh zu thun, hat viele in's Verderben gebracht. Dante, deßen Güter man plünderte, und der aus ſeinem Vaterlande verbannt wurde verdiente ſein Unglück, weil er in ſeinen Gedichten die der ſeinigen entgegengeſetzte Faction nicht verſchont, und in den Unruhen zu Florenz Parthey genommen hatte.

Damals, als **Roußeau** in ſeiner Jugend, erſtaunt über die Menge von Neidern, die ihn umgaben, und, wie es ſchien, des Talentes, das ſie ihm zuzog, überdrüßig, zu den Muſen ſagte: Hier ſind eure Pinſel, hier eure Reißfedern, nehmt alles wieder hin! — hätte er für die Ruhe ſeines übrigen Lebens beßer gethan, wenn er ſie ihnen wirklich zurückgegeben hätte, als daß er ſich mit ihnen ausſöhnte, und zu ihnen ſagte: Lebt wohl ihr Muſen — bis auf Wiederſehn, weil ſie ihm verſprachen, gegen die, die ihn angriffen, ihm beyzuſtehn.

Zuweilen ergiebt ſich ein Menſch den Reitzen der Dichtkunſt ſo ſehr, daß er alle ernſthafte Geſchäfte verabſcheut, und auch zu den geringſten Arbeiten untüchtig wird. Weil das Gold das Leben nicht verlängern könne, ſo folgert **Anakreon** daraus, daß es beßer ſey, zu trinken, als Schätze zu häufen. **Plautus** hatte ſein Vermögen verloren, und **Tibull** hatte, von Jugend auf, unermeßliche Reichthümer verſchwendet. Ein Menſch, wie er, der ſich nicht zu einer Reiſe entſchließen konnte, die ihn von ſeinen Vergnügungen entfernt hätte, und der daher ausruft, daß er lieber alle Reichthümer der Welt wollte ſehen zu Grunde gehn, war der Mann nicht, der dergleichen ſammeln konnte:

O quantum eſt auri, pereat, potiusque ſmaragdi,
Quam fleat ob noſtras ulla puella vias!

Marot, der ſich über ſeine Gläubiger beklagt, die nach Verſen nichts fragen, empfing viele Wohlthaten von Franz I. und dieſe waren Urſache, daß ſeine Börſe ziemlich geſpickt war, damals, da er von ſeinem Bedienten beſtohlen wurde; aber **Marot** war der Mann nicht dazu, um Schätze zu ſammeln. Man braucht gar nicht zu fragen, warum **Lafontaine**, der ein anſehnliches Vermögen ererbt hatte, in Armuth lebte. Er hat ſelbſt die Sorgfalt gehabt. uns zu berichten, daß **Hans Lafontaine** das Capital mit den Zinſen aufgezehrt habe, indem er Schätze für eine minder nothwendige Sache gehalten.

Zuweilen haben die Dichter, allzufrey in ihren Sitten, und allzugewohnt, von Liebe zu reden, ſich in Häuſern vergeßen, wo man, man ſey noch ſo gut darinnen aufgenommen, ſich nie ungeſtraft vergißt. Eine Kühnheit, welche die Liebe nicht entſchuldigt, verurſachte das Unglück des **Ovid** und des **Kamöns**, und vielleicht auch des **Taſſo**, der, wie man ſagt, ſterblich verliebt in eine Prinzeßinn an dem Hofe des Herzogs von Ferrara ward.

Die Ehre, ſich den Großen zu nähern, an ihre Tafel gezogen zu werden, und Geſellſchafter ihrer Vergnügungen zu ſeyn, beredet zuweilen die Dichter, daß ſie von ihnen geliebt werden, und ſie verſchwenden ihre Zeit bey ihnen, ohne zu bedenken, daß ſie nur da ſind, um ſie zu beluſtigen. Das war die Urſache von dem Unglück des **Terenz**, wie folgende ſchöne Verſe eines alten Dichters lehren:

Dum laſciuiam nobilium et fucoſas laudes petit,
Dum Africani voci diuinae inhiat auidis auribus,
Dum ad Furium ſe coenitare et Laelium pulchrum putat,
Dum ſe amari ab hisce credit, crebro in Albanum rapi
Ob florem aetatis ſuae, ad ſummam inopiam redactus eſt.

Wenn die Eitelkeit einige Dichter zu ſehr in den Umgang der Großen verwickelt, ſo entfernt andre eine Furchtſamkeit, die, zu weit getrieben, ein Fehler, und nur zu oft verſtellte Eitelkeit iſt, gar zu ſehr von jenem immer gefährlichen, aber doch oft nothwendigen Umgange. Wenn **Fontenelle** in ſeinem Leben des **Corneille** geſagt hat, daß die geringſten Dinge ihm Furcht und Schrecken verurſachen konnten, ſo fügt er folgendes hinzu: „Sein ſtolzer „und unabhängiger Geiſt, der ihn ſo geſchickt machte, „Römiſche Tugend zu ſchildern, machte ihn wenig fähig,

„ſein Glück zu machen; er liebte gar nicht den Hof, und „wenn er ihn beſuchte, ſo brachte er nichts dahin, als „ein faſt ganz unbekanntes Geſicht, und Verdienſte, die „keine Verdienſte dieſes Zirkels waren.“ Der Cardinal **Richelieu** hatte nichts dazu beygetragen, ihm den Hof angenehm zu machen. Alle Welt kennt den Verdruß, den er dem **Corneille** machte. Zwar erwies er ihm auch einiges Gute, aber eben dieſer Miniſter, der den **Meiſter Adam** und den **Etoile** in die Liſte der Penſionairs des Staats ſetzte, der dem **Colletet** ſechshundert Livres für ſechs Verſe gab; oder ein andermal, als er ihm für die zwey Verſe über das **Rohr, das ſich im Schlamm des Waſſers befeuchtet**, fünfzig Piſtolen gab, den Dichter verſicherte, daß der König nicht reich genug wäre, um das ganze Gedicht zu bezahlen, — dieſer Miniſter war nicht immer ſo freygebig. Er that nie etwas für den unglücklichen **Mainard**, deßen berühmte Klagen, in ſo natürlichen Verſen abgefaßt, welche anfangen: **Armand, das Alter ſchwächt meine Augen**, ihn nicht erweichen konnten.

Es hat Miniſter gegeben, die ſehr gleichgültig gegen Künſte und Wißenſchaften waren; es hat ihrer gegeben, die ſie liebten, ohne ſie zu belohnen; es hat ihrer auch gegeben, die ſie belohnten, aber es ereignet ſich oft, daß dieſe letztern ihre Gnade nur denen gewähren, die ſie durch Schmeicheley blenden, oder die ſie durch dringendes Anhalten ermüden, ohne zu bedenken, daß die, die wirklich ſolche Gnade verdienen, weit entfernt, ſie erſchmeicheln oder erpreßen zu können, nicht einmal ſie zu erbitten wißen, oft aus wahrer Beſcheidenheit, oft auch, weil ſie in der Studierſtube eine gewiße Steifheit des Charakters erlangen, die ſie unfähig macht, ſich zu der geringſten Pflicht eines Hofmanns zu bequemen.

Jenes war ein günſtiger Tag für alle Gelehrte, ein glorreicher Tag für den Staat, für den König und ſeine Miniſter, ein Tag, einzig in ſeiner Art in der Geſchichte der Wißenſchaften, wo **Colbert**, der nur den Ruhm ſeines Herrn vor Augen hatte, Ludwig XIV. ein Verzeichniß von Männern überreichte, die nicht allein in Frankreich, ſondern auch in ganz Europa durch Talente des Geiſtes oder durch Gelehrſamkeit bekannt waren, und Penſionen für ſechzig von ihnen auswirkte, worunter funfzehn Ausländer waren. Dies bewog den **Boileau** zu ſagen: „Iſt irgend ein Verdienſt in den Eisgegenden der „Bären, oder in jenen brennenden Ländern, wo der Tag „ſeinen Urſprung nimmt, das nicht, wenn es in ſeiner „traurigen Dürftigkeit ſich Dir zu nahen wagt, ſogleich Deine „Geſchenke in Menge überhäuften? „Indeßen war doch **Boileau** nicht mit auf jene Liſte geſetzt worden. Wenige Jahre darauf, ward er ohne eine andre Empfehlung zu haben, als ſeine Verdienſte, auf eben die Art begünſtigt, und ſogleich rief er aus: „Das iſt zu viel! Mein Glück „hat meine Wünſche übertroffen. Mag das Glück mit „mir ſpielen, wie es will, man wird mich auf ſeinem „Rade ruhig ſchlafen ſehen.“ Dieſes Glück, das ſeine Wünſche überſtieg, und ihn vor allen Streichen des Schickſals ſicherte, war eine Penſion von zweytauſend Livres; ein beträchtlicher Reichthum für einen Mann, der darauf Verzicht gethan hatte;

Vatis auarus
Non temere eſt animus, verſus amat, hoc ſtudet vnum.

Denn, wie derſelbe Horaz ſagt, Seelen, vom Roſte der des Geiſtes befleckt, ſind nicht diejenigen, die unſterbliche Werke erzeugen:

Haec animos aerugo et cura peculi
Quum ſemel imbuerit, ſperamus carmina fingi
Poſſe linenda cedro etc.

Pindar iſt in der That der einzige berühmte Dichter, den man von dieſer Leidenſchaft nicht frey ſprechen kann. Er ſpricht oft von Gold, und immer mit außerordentlicher Bewunderung; Reichthümer dünken ihn ein untrüglicher Beweis von dem Wohlwollen der Götter. Er findet es billig, daß die Dichter Geld mit ihrer Arbeit verdienen. Die Freygebigkeit iſt eine Tugend, die er ſehr angelegentlich denenjenigen empfiehlt, an die er ſeine Oden richtet, und er ſchämt ſich nicht, die Bezahlung von ihnen zu fordern. Nachdem er in der zweyten Iſthmiſchen Ode bemerkt hat, daß die Muſen, die vor Alters nicht feil waren, ſich in der Folge nach dem Grundſatz gerichtet haben, daß **das Geld den Mann mache**, ſo ſagt er zu dem, an den er ſeine Ode richtet: **Du verſtehſt mich, ich rede mit einem aufgeklärten Manne.** Vermuthlich fürchtete er, daß Hiero nicht fähig genug wäre, eine ſo deutliche Sprache zu verſtehn, indem er in der Ode, die er an ihn richtet, ihm geradezu erklärt, daß er ſie ihm ſchicke, ſo wie die Phönizier ein Schiff abgehn laßen, in Hofnung eines guten Gewinnſtes, denn er treibe Handel mit Verſen.

Wenn Ronſard ſagt: „Prinz, ich ſchicke Dir meine
„Ode, indem ich mit meinen Verſen eben ſo handle, wie der
„Kaufmann ſeine Waare umſetzt. Du, der Du ſo reich biſt,
„Du, ein König der Reichthümer, ſey nicht karg, und erwidre
„mein Geſchenk mit dem Dürftigen; werde nicht müde zu ſchen-
„ken, und Du wirſt ſehen in welchem Grade ich Dir den Ruhm
„ertheile, den ich austheilen zu können glaube, wenn ein
„Geſchenk meine Saiten vergoldet," ſo ſind dies Geſinnungen, die ein Ronſard an den Tag legen kann, die aber ein Horaz verabſcheut. Er brauchte nur zu fordern,

und war gewiß, es zu erlangen. So ſagt er zum Mäcen: Nec ſi plura velim tu dare deneges, aber er hatte nichts zu fordern, weil er nichts begehrte. Einige neuere Schriftſteller haben auf die Ausſage einer alten Lebensbeſchreibung des Virgil von einem unbekannten Verfaßer behauptet, daß Virgil Schätze und Palläſte beſeßen habe, welches aber nicht wahrſcheinlich iſt, indem Juvenal, wenn er beweiſen will, daß man die Dichter nicht in Dürftigkeit ſollte ſchmachten laßen, ſich begnügt, zu ſagen, daß, wenn dem Virgil die Gemächlichkeiten des Lebens gemangelt hätten, er keine an Fictionen ſo reiche Einbildungskraft gehabt haben würde:

Nam ſi Virgilio tolerabile deſit
Hoſpitium, caderent omnes a crinibus hydri.

Würde er wohl ſo von dem Schickſal eines Mannes geredet haben, der Palläſte und Schätze beſeßen hatte? Der ſimple, beſcheidne, und ſchüchterne Charakter des Virgil, iſt nicht der Charakter eines habſüchtigen Höflings, und mehrere Stellen ſeiner Werke beweiſen ſeine Verachtung gegen die Reichthümer.

Alle große Dichter haben in dieſen Geſinnungen den Horaz und Virgil nachgeahmt. Petrarch begab ſich nach jenem großen Tag ſeines Römiſchen Triumphes in die Einſamkeit, und entſagte den Würden, die ihm Pabſt und Kaiſer verſprachen. Arioſt, mit einem ruhigen Leben vergnügt, ſchrieb folgendes Diſtichon über die Thüre des Hauſes, das er ſich hatte bauen laßen:

Parua, ſed apta mihi, ſed nulli obnoxia, ſed non
Sordida, parta ſed meo tamen aere domus.

Wenn man ihn mit dem kleinen Hauſe eines Dichters aufzog, der in Verſen ſo viele prächtige Palläſte erbaut hätte, ſo antwortete er, daß es leichter ſey, Worte, als Steine zu ordnen, und er ſetzte hinzu, daß er ſich lieber mit dem wenigen, das er habe, begnügen, als an den Hof gehen wolle, um mehr zu bekommen. Der berühmte Roußeau, ohne Vermögen gebohren, bewies ſehr viel Gleichgültigkeit, welches zu erwerben. Man verſchaffte ihm eine Rechnungsbedienung; hierüber drückte ſich Chaulieu alſo aus: „Nichts fehlt, Roußeau, zu Deinem Vergnügen, als „ein wenig mehr Ueberfluß. Aber es iſt eine Schande „für Frankreich, daß Dein Geiſt und Deine Talente das „Einkommen nur einer Rechnungsbedienung verdanken. „Leben Sie wohl, mein Herr Director, nicht Director „des Gewißens, auf den ich noch weniger halte, als auf „einen Finanzdirector.“ Chaulieu giebt ihm in eben dem Gedichte den Rath, ſich nur wenig mit ſeinem Amte abzugeben: „Laß Deine Schreiber früh aufſtehn, und bringe „Du die Nächte beym Schmaus mit Bachus und Deinen „Freunden hin!“ Es ſcheint, daß Roußeau dieſen Rath befolgt habe. Er achtete dieſes Amt wenig, und er pflegte darüber zu ſagen, man ſähe den Schüler der Klio ſedentem in telonio. Als er bey den Actien der Compagnie zu Oſtende das Geld verlor, das ihm die Ausgabe von ſeinen Werken eingetragen hatte, die er zu London beſorgt, büßte er alle Früchte ſeiner ehmaligen Arbeiten ein, und es blieb ihm nichts übrig, als jene Lorbeern, die insgemein, wie er ſelbſt ſagt, mit Dornen verwickelt ſind, und die oft der Blitz getroffen hat. Indeßen, ob er ſich gleich in ſeinen Werken oft über ſein Unglück beklagt, ſo beſchwert er ſich doch nie über ſeinen Vermögenszuſtand. Als er im Jahr 1742 nach Paris kam, war ich ſelbſt Zeuge von den Dienſten, die ihm auf dieſer Reiſe, welche ein neues Unglück für ihn war, der edelmüthige Aved (ein Mahler) erwies. Das Schickſal eines berühmten Dichters ohne Vermögen, der eine Zuflucht bey einem Mahler fand, bringt mich auf den Gedanken, das verſchiedne Glück zu vergleichen, das dieſe beiden Künſte verſchaffen, und ich unterſtehe mich, zu behaupten, daß jederzeit das Glück der Mahler, in Vergleichung mit dem Glück der Dichter, ſehr glänzend geweſen iſt, ungeachtet der ganz entgegengeſetzten Meinung, die in der Art von Sprichwort liegt, welches in unſrer Sprache üblich iſt. **Polygnot** wurde in Griechenland ſo geehrt, daß er vermöge einer Verordnung der Amphyctionen in allen Städten, wohin er reiſte, Wohnung und Unterhalt bekam. **Parrhaſius** und **Zeuxis** erſchienen im Publicum nie anders, als prächtig gekleidet. **Apelles** fand im **Alexander** einen freygebigen Bewundrer, und **Ariſtides** im **Attalus** einen Fürſten, der reich genug war, für ein Gemählde hundert Talente zu geben. Ein frühzeitiger Tod entriß den **Raphael** dem Glück, das ihm verſprochen war. Welcher große Herr hat jemals aus eben den Gründen Bedenken getragen, einen Dichter bey ſich aufzunehmen, aus welchen der Herzog von Braganza Bedenken trug, den **Rubens** bey ſich zu beherbergen? Als er erfuhr, daß **Rubens**, den er verlangt hatte, und der damals in Spanien war, nach Portugall in einem Wagen mit ſechs Pferden abgereiſt ſey, und eine Menge Bedienten mitbringe, fürchtete er, daß ein ſolcher Gaſt ihm zu große Koſten verurſachen möchte, und ſchickte geſchwind hin, ihn abzubeſtellen, mit dem Befehl, ihm funfzig Piſtolen zur Entſchädigung für den Weg, den er bereits gemacht hatte, anzubieten. Ich brachte zweytauſend Piſtolen mit, um ſie bey ihm auszugeben, antwortete **Rubens**, kehrte auf der Stelle um, und ſchlug die funfzig Piſtolen aus. **Le Pouſſin** iſt der einzige berühmte Mahler, der ohne Vermögen gelebt hat, weil er keines verlangte. Er trieb die Uneigennützigkeit ſo weit, daß er den größten Theil von dem, was man ihm ſchickte, wieder zurückgab, indem er immer fand, daß man ihm ſeine Gemählde zu theuer bezahlen wollte.

Ob ſich gleich die Dichter rühmen, Denkmähler zu errichten, die dauerhafter ſind, als Marmor und Erz, ſo werden ſie doch nie ſo gut bezahlt, wie die Mahler, für's erſte, weil das Vergnügen, der einzige Beſitzer eines von aller Welt bewunderten Werkes zu ſeyn, macht, daß vortrefliche Gemählde bis zu einem übertriebnen Preiſe ſteigen, für's andre, weil einem Fürſten ſein Portrait von einer geſchickten Hand unendlich mehr ſchmeichelt, als aller Weyhrauch der Dichter. Karl V. welcher ſagte, daß ihm **Titian** dreymal die Unſterblichkeit gegeben habe, weil er ihn dreymal gemahlt hatte, hätte gewiß daßelbe nicht von drey Oden geſagt, die man zu ſeinem Lobe gemacht. Die Fürſten wißen wohl, daß die Nachwelt nicht blindlings alles dasjenige glauben wird, was die Dichter von ihnen werden geſagt haben; aber ſie hoffen, daß die Bildniße, die das Andenken ihrer Geſichtszüge in einer guten Nachahmung aufbewahren, ihnen eine Art von Unſterblichkeit geben werden, und darum ſind ſie gegen Bildhauer nicht minder verſchwendriſch, als gegen Mahler. Der Ritter **Bernini**, den Ludwig XIV. aus Italien kommen ließ, um den Riß von Louvre zu entwerfen, brachte ſechs Monate zu Paris zu, und machte hier eine marmorne Büſte dieſes Fürſten; dieſer gab ihm dafür ſein Portrait, reich mit Diamanten beſetzt, ein Geſchenk von funfzigtauſend Thaler, eine Penſion von ſechstauſend Livres für ihn, eine andre von funfzehnhundert Livres für ſeinen Sohn, und ließ ihm noch überdies für jeden Tag ſeines Aufenthalts und ſeiner Reiſe hundert Livres auszahlen.

Auch die größten Dichter dürfen nie dergleichen Belohnungen erwarten. Es iſt wahr, auch ſie ſind oft von Fürſten mit Wohlthaten beehrt worden, aber es ſcheint auch, daß alle Fürſten in Anſehung ihrer, wie Karl IX. gedacht haben, der, ſo freygebig er ſonſt gegen Gelehrte war, dennoch ſagte, man müßte die Poeten, wie die Pferde halten, die man recht zum Dienſt brauchen wollte, ſie gut füttern, aber nicht fett machen. Sie wiſſen, daß dieſe großen Seelen nur für die Ehre reitzbar ſind, und welche Ehre kann größer für ſie ſeyn, als wenn ſie von ihrem Herrn Beweiſe ſeiner Achtung erhalten? Ich habe oben von der Entzückung des **Boileau** geredet, als er eine Penſion bekam; ſein Eifer, Ludwig XIV. zu loben, leuchtet aus allen ſeinen Werken hervor. Der große **Corneille** hat denſelben Eifer in verſchiednen Gedichten an den Tag gelegt. Der Nachfolger des **Corneille**, **Racine**, viel glücklicher am Hofe, als jener, geachtet und geſucht von den Großen, begünſtigt von dem edelmüthigen **Colbert**, durch ein Amt und durch beſondre Gnadenbezeugungen näher mit einem König verbunden, den er als Hiſtoriograph in das Feld zu begleiten die Ehre hatte, hinterließ ſeiner Familie ein Vermögen, womit er ſtets ſorgfältig wirthſchaftete, und das mich bewegt meine Behauptung zu wiederholen, daß die Fürſten immer günſtige Blicke auf die Männer werfen, die einiges Talent haben, daß aber die Freunde der Muſen, wenn ſie die Ehre haben, ſich den Göttern der Erde zu nähern, gleich dem **Horaz** bey ihren Auguſten und **Mäcenen** nichts, als den Ruhm ſuchen, von ihnen geſchätzt zu werden, weil ſie, ſtets zufrieden mit dem, was ſie haben, den Werth jenes Zuſtandes kennen, den **Horaz** ſelbſt auream mediocritatem nennt. Außer dieſem Zuſtande iſt ein Menſch unfähig, unſterbliche Werke hervor zu bringen, und die Laſt des Reichthums drückt den Geiſt noch mehr, als die Laſt der Armuth.

3.

Bemerkungen

über das Klima von Neapel, Rom, Nizza ꝛc. in einem Briefe an Sir George Baker, Bart. M. D. Dem einige Nachrichten für diejenigen beygefügt ſind, welche dieſe Oerter ihrer Geſundheit wegen beſuchen wollen;

durch Benjamin Pugh. M. D.

Aus dem Engliſchen von H – h

Montpellier, den 30ten April. 1784.

Sir!

Drey Jahre ſind nunmehr verfloßen, daß Sie mir Ihren verehrungswürdigen Patienten, den Herrn Wollaſton anvertraut haben, der zu der Zeit einer ernſthaften, hartnäckigen Krankheit unterlag. Meine Pflicht heiſcht es, Ihnen zu ſagen, auf was Art ich mich dieſes Auftrages entlediget habe. Ich bin überzeugt, es würde genug ſeyn, Sie an den lebhaften Freuden Theil nehmen zu laßen, die ich empfinde, wenn ich Ihnen auch nur die bloße Nachricht von der Geneſung dieſes Herrn mittheilte; aber ich fühle, daß ich nun alle die Stufen einzeln anzeigen muß, auf welchen wir zu einem ſo glücklichen Ausgang gelangt ſind. Sie erlauben alſo, Ihnen die Bemerkungen mitzutheilen, die ich auf meiner Reiſe machte, und die ſich auf die Krankheiten beziehen, welche ſich vorzugsweiſe in jedem Lande äußern. Ich werde dabey den Einfluß nicht übergehn, welchen das Klima darauf hat, es ſey ſie zu verſchlimmern oder zu verurſachen.

Unſre Landsleute hatten immer die Gewohnheit, unter dem mildern Himmelsſtrich von Nizza oder Neapel, Hülfe gegen ihre Lungenſucht zu ſuchen, aber ich glaube, der größte Theil dieſer Kranken kam, getäuſcht in ſeinen Hofnungen zurück, oder wurde gar ein Opfer dieſes unglücklichen Irrthums. Ich für mein Theil gebe der Luft in der Provence oder in Languedoc den Vorzug bey ſolchen Fällen, und das aus Gründen, die ich hernach anführen werde. Da ich bloß Thatſachen berühren will, ſo kann ich mich auf keine gelehrte Streitigkeiten einlaßen. Ueberdies bin ich vollkommen überzeugt, daß auch der einſichtsvollſte Mann unter der Sonne keinen Satz behaupten wird, an dem der Witz andrer nicht etwas zu meiſtern finden ſollte. Meine Abſicht iſt bloß, denen von meinen Landsleuten zu dienen, die ihrer ſchwächlichen Geſundheit wegen genöthiget ſind, ein fremdes Klima zu ſuchen, und ganz glücklich werde ich ſeyn, wenn irgend jemand auch nur den mindeſten Nutzen aus gegenwärtiger Blätter ziehet.

Wir verließen England im Julius 1781, und gingen über Oſtende nach Spa. Herr Wollaſton trank hier einen Monat das Waßer aus dem Pohun und Geronſtare, bediente ſich zweymal in der Woche des warmen Bades, brauchte ſeine Arzneyen immer fort, und machte alle Morgen einen Spazierritt. Der Brunnen bekam ihm ſowohl, daß der ödomatiſche Geſchwulſt an ſeinen Schenkeln völlig wich, der offne Schaden an dem einen ausheilte, und er ſich ſo erholte, daß er füglich die Reiſe nach Italien fortſetzen konnte. Zu Aachen, wo wir uns zehn Tage aufhielten, trank er den Brunnen und nahm Bäder, wie in Spa, mit nicht wenigerem Nutzen, und es wird Ihnen genug ſeyn, wenn ich ſage, daß wir durch Teutſchland und die Schweitz gerade auf Neapel gingen. Wir kamen im November an, und blieben bis April 1782. Der diesjährige Winter war ſo ſtrenge, daß ſich auch die älteſten Leute eines ähnlichen nicht erinnern konnten. Im Januar fiel eine ſolche heftige Kälte ein, daß Orangen, Zitronen und Granatäpfel erfroren, und der Schade war ſo groß, daß eine ununterbrochne Reihe von gemäßigten Wintern ihn nicht erſetzen wird.

Kurz nach unſerer Ankunft bekam ich ſtarke Entzündung in den Augen, heftige Kopfſchmerzen, und rheumatiſche Schmerzen an verſchiednen Theilen des Körpers; Krankheiten die ich nie gekannt hatte. Auch meine Frau klagte über Kopfſchmerzen, die aber nicht ſo ſtark, als die meinigen waren; Miſtriß Wollaſton wurde nicht weniger von den nämlichen Zufällen angegriffen, und Herr Wollaſton ſpürte auch nicht die geringſte Erleichterung von ſeinem dortigen Aufenthalte. Da das Klima wegen ſeiner Milde ſo berühmt iſt, ſo erſtaunte ich nicht wenig über die Klagen unſerer eignen Familie, und die Menge elender kränklicher Leute, die mir in allen Gegenden der Stadt aufſtießen. Ich beſuchte die Hoſpitäler und fand da Elend, auf ſeiner äußerſten Staffel, Fieber aller Art, aber kaum eins, bey dem die Lunge nicht gelitten hätte, Rhevmatiſmen, Skrophaln, Auszehrungen, Geſchwüre jeder Gattung, und veneriſche Krankheiten in zahlloſer Menge. Um mir eine Urſache davon anzugeben, ſchloß ich ſo: — die See in der Bay von Neapel hat keine Ebbe und Fluth, oder wenigſtens iſt ſie doch von keiner Bedeutung, da ſie niemals über ſechs Zoll beträgt. Sie iſt beſtändig ſo ruhig, als ein Fiſchteich, und die Berge und Anhöhen, welche ſie umgeben, verhindern den Durchzug der Luft, ſo daß die Atmoſphäre immer mit Salz und fremden Theilchen auf der See geſchwängert ſeyn muß, — der ſchnelle Uebergang von Hitze zur Kälte, den man täglich erfährt, vor allen aber der Sirocco, der ſo häufig in dieſem Lande weht, und deſſen Wirkungen unglaublich ſind, wenn man nicht ſelbſt Zeuge davon iſt, alle dieſe Dinge zuſammengenommen müſſen dieſes Klima äußerſt gefährlich für einen zarten und ſchwächlichen Körper machen. Einigen oder allen dieſen

Urſachen ſchreibe ich die unbalſamiſche Luft in Neapel zu, die angegriffenen Lungen ſo beſonders ſchädlich iſt.

Während meines Aufenthaltes daſelbſt, kam ein junger liebenswürdiger Engliſcher Edelmann an, den auch eine Lungenkrankheit folterte, und der einige Monate da bleiben wollte. Aber die Luft wirkte dermaßen auf ihn, daß er nicht athmen konnte, und nach acht oder neun Tagen reiſete er ab, und ging nach den ſüdlichen Theilen von Frankreich.

In den letzteren Tagen des Aprils wurde das Wetter zu warm. Wir verließen Neapel, und gingen nach Rom. Da die Luft Herrn Wollaſton hier vortreflich bekam, ſo hielten wir uns etwas auf. Meine Augenentzündung und die Kopfſchmerzen, die mich in Neapel, bald mehr, bald weniger, beunruhigt hatten, verlohren ſich in acht oder neun Tagen, und ich hörte von ſicherm Orte, daß ein Engländer, dem ſeine Engbrüſtigkeit nicht erlaubte, einen Winter in London zuzubringen, regelmäßig nach Rom käme, und da die Erleichterung fände, die er zuvor in Neapel, Nizza und andern Theilen Italiens vergeblich geſucht habe.

Den zweyten Julius verließen wir die Stadt und begaben uns in die warmen Bäder von Piſa, die wie man ſagt, vortreflich gegen gichtiſche Zufälle und Beſchwerungen der Leber ſeyn ſollen. Das Waſſer iſt faſt von der nämlichen Hitze und Beſchaffenheit, als das zu Bath in Sommerſetſchire. Ungefähr zwey Meilen von den Bädern iſt eine Quelle, die dem Pyrmonter Waſſer völlig gleich iſt, und die auch meiſtentheils dieſelben Beſtandtheile hat. Herr Wallaſton trank das Waſſer, badete zwey Monate, und verließ die Bäder weit munterer und geſunder, als er hingekommen war. Die Stadt, durch welche der Arno fließt, iſt gut gebaut, und ihre Einwohner ſind höflich und zuvorkommend gegen Fremde. Die Märkte ſind mit allen Arten von Lebensmitteln und Früchten wohl verſehen, und die Hausmiethen ſehr wohlfeil. Was die Luft betrifft, ſo muß ich ſagen, daß ich dieſe Stadt jedem Theile von Italien vorziehe, um den Winter da zuzubringen. Müßte ich einen Aufenthalt für den Sommer vorſchlagen, ſo wäre es Siena, das wegen ſeiner freyen, geſunden Luft, mit Recht im Rufe ſteht.

Von Piſa nahmen wir den Weg über Leghorn und Genua nach Nizza, wo wir den 17ten September 1781 eintrafen. Nizza iſt die Hauptſtadt einer Grafſchaft dieſes Namens in Piemont, das dem König von Sardinien gehört, hat ungefähr achtzig Meilen in der Länge, dreyßig in der Breite, und enthält verſchiedne Städte und eine Menge Dörfer, die mehrentheils in den Gebirgen liegen. Nur die Hauptſtadt befindet ſich in einer Ebne, welche fünf Meilen lang und drey breit iſt. Gegen Abend zu hat ſie den Fluß Var, der die Grafſchaft von der Provence trennet zur Gränze, gegen Süden das mittelländiſche Meer, und gegen Norden die Alpen, die von der Ebne an ſich immer in kleinen Hügeln heben, ſtufenweiſe bis zu den höchſten Bergen anwachſen, und ein Amphitheater bilden, das ſich zu Montalbano endigt, bis in das Meer ragt, und von Oſten her über die Stadt hängt. Der Paglion ſteigt von dieſen Bergen herab, wird allein durch das Schmelzen des Schnees unterhalten, fließt an den Wällen der Stadt hin, und ſtürzt ſich gegen Weſten in das Meer. Sein Bette iſt ſehr weit, aber nicht eher voll, als nach heftigem Regen, oder beym Schmelzen des Schnees, wo er zu einem furchtbaren Strom anwächſt.

Das Land um Nizza iſt äußerſt angenehm und reitzend. Von den Bergen, worauf das Caſtell liegt, und ſelbſt von den Wällen kann man es ganz überſehen. Es gleicht einem durch Zauber hervorgebrachten Garten. Die Ebene hat den höchſten Grad der Cultur, iſt mit Wein, Granat- Mandel- und allen Arten immergrünender Bäume bepflanzt,

pflanzt. Die Hügel werden bis an ihre Gipfel von Olivenbäumen beſchattet, zwiſchen welche Landhäuſer (Caßinen) geſäet ſind, die der Landſchaft außerordentlich viel Leben geben. Ihre Gärten ſind voll Roſen, Nelken, Ranunkeln, Violen, und all' den Blumen, die den ganzen Winter hindurch blühen. Ueberhaupt hört das Wachſen im Pflanzenreiche das ganze Jahr nicht auf, und man kann mit Recht ſagen, daß hier ein ewiger Frühling lacht. Die Natur, die an andern Orten von ihrer Arbeit im Winter ruht, iſt hier immer thätig und nie zu ermüden.

Ich machte den 22ten September in Geſellſchaft des Herrn Wollaſton einen Spazierritt. Wir ſahen Bauern und Pachter in emſiger Geſchäftigkeit, wie ſie an den Hügeln Oliven, in den Thälern Orangen und Zitronen ſammelten, und ihr Heu wendeten. Sie verſicherten uns, daß das viermal im Jahr geſchähe. In den Wintermonaten iſt es hier faſt ſo warm, als bey uns in England im May, und die Luft iſt ſo rein und heiter, daß man Monate lang nichts über ſich ſiehet, als das ſchönſte Blau, das ſich ohne alle Wolken ausdehnet. Spaziergänge giebt es ſehr viele bey der Stadt, aber zum Reuten ſind die Wege ſteinig und unangenehm, zwey ausgenommen, auf denen die Fuhren gehen. Der eine läuft fünf Meilen an der See und dem Var hin, und der andre geht vom neuen Thore an, auf der Turinerſtraße zwey Meilen weit zwiſchen einem paar hohen Bergen, und behält den Paglion immer zur Seite.

Der Markt iſt hier ſo ganz erleidlich mit Lebensmitteln, Rind- Schweine- Hammel- und Kalb-Fleiſch verſehen. Lamm-Fleiſch iſt ſelten und elend; das Federvieh iſt nicht viel nütze und überdies theuer, aber Wildpret iſt im Ueberfluß und zu mäßigem Preiſe da, ohnerachtet der vielen Leute, die man hier antrift. An Fiſchen iſt kein Mangel, die guten Sorten aber ſind theuer. Die Butter iſt gut und wohlfeil, das Brod ſehr mittelmäßig. Die mehreſten Lebensmittel kommen aus Piemont.

Ich hoffe, daß ich nun eine getreue Nachricht von der guten Seite dieſer kleinen Grafſchaft gegeben habe. Jetzt wollen wir ſie auch von der ſchlimmern betrachten, und vorzüglich in ſo fern, als es Leute angehet, die dahin kommen, um ihre Geſundheit wieder zu erlangen.

Das Waßer, eines der erſten Bedürfniße, wird größtentheils aus tiefen Brunnen gezogen, und iſt ſo hart, daß man es zu den wenigſten Sachen brauchen kann. Nur das aus einem Brunnen in dem Dominicanerkloſter, läßt ſich trinken, und wenn es eine kurze Zeit in der freyen Luft geſtanden hat, wird es gut und weich. Dieſe Geiſtlichen ſind ſo höflich, daß ſie keinem Einwohner der Stadt die Erlaubniß Waßer aus ihren Brunnen zu holen, abſchlagen, wenn er ſie nur mit Mäßigung gebraucht.

Unter die Zahl der hieſigen Unannehmlichkeiten muß man noch die unglaubliche Menge von Fliegen, Flöhen, Mücken, Wanzen ꝛc. rechnen. Sie kommen hier nie in den ſtarren Zuſtand, wie in kältern, Himmelsſtrichen ſondern bleiben den ganzen Winter die beſtändige Plage. Ohne Fliegennetze, die man auch an allen Betten findet, wäre es keine Möglichkeit, zu ſchlafen. Die hieſigen Handelsleute ſind außerordentlich betrügeriſch in allem, und vorzüglich Engländer ſind auch bey der äußerſten Vorſicht nicht im Stande ſich gegen ihre Bübereyen zu ſichern. Alle Dienſtboten, ſie ſeyn von welcher Gattung ſie wollen, ſind die ausgemachteſten Spitzbuben, dabey träge und ſchweiniſch. So wohl auf dem Lande, als in der Stadt, iſt die Hausmiethe übertrieben theuer. Man muß ſich auf ſechs Monate einmiethen oder ſie laßen einen nicht in's Haus, und ſehr anzurathen iſt es, daß man über jede Sache einen genauen Accord ſchließt. Ueberläßt jemand das Mindeſte ihrer Ehrlichkeit, ſo kann er darauf rechnen, daß er ſehr

theuer

das gute Zutrauen zu Leuten bezahlen muß, die es ſelten verdienen.

Ich hoffe mein Herr, daß ſie dieſe Bemerkungen nicht für überflüßig anſehen werden. Ein Kranker muß ruhig ſeyn, und alles was ſein Blut in Wallung ſetzt, verzögert die Geneſung. Es ſchien mir daher nöthig, die Schwierigkeiten zu beſtimmen, die man hier zu erwarten hat.

Die Frage iſt nun: werden dieſe Unbequemlichkeiten durch den Nutzen im Gleichgewicht gehalten, den eine ſchwächliche Geſundheit aus der hieſigen Luft ziehen kann? Sie iſt, wie ich ſchon geſagt habe, äußerſt rein und ganz ohne Feuchtigkeit. Die Nebel, die aus der benachbarten See entſtehen, dauren nie lange, werden von den nahen Bergen angezogen, und verwandeln ſich da in Regen oder Schnee. Diejenigen, welche von entfernten Gegenden herbeykommen, werden von den Bergen zurückgehalten, die ſich einige Meilen weit übereinander thürmen, und aus dieſem folgt, daß die Luft ſehr trocken und elaſtiſch, mithin für ſolche Conſtitutionen zuträglich iſt, die an ſchwachen Nerven, gehemmten Ausdünſtung, abgeſpannten Fiebern, verdickten Säften, und langſamen Umlaufe des Bluts leiden. Da aber die Atmoſphäre ſehr ſtark mit Meerſalztheilchen geſchwängert iſt, (eine Sache die man deutlich ſehen kann, wenn der Wind von der See her geht; denn alsdann ſind die Hände mit einer ſalzigen Feuchtigkeit bedeckt, die ſich ſchmecken läßt,) ſo iſt Scorbut eine ſehr gemeine Krankheit bey den Einwohnern. Hätte die Luft einen freyern Durchzug, der durch die hohen Berge gehemmt wird, ſo würden ſich die Salztheilchen verdünnen.

Außerdem verändern ſich die Winde in dieſem Lande beſtändig. Die Hitze iſt ſo groß, daß man ſich außer dem Hauſe nicht die mindeſte Bewegung machen kann, ohne in einen heftigen Schweiß zu fallen, und dann folgt oft ein ſo kalter durchdringender Wind darauf, daß der Körper nicht weniger dadurch, als durch die Zugluſt ſelbſt, und Verkältungen, Seitenſtechen, Lungenentzündungen, Rheumatiſmen entſtehen müßen. Die Hitze vermindert das Blut und trocknet die Säfte aus, da zu gleicher Zeit die Kälte die Fibern zuſammenzieht und die Ausdünſtung hemmt. Daher ſieht man in den Wintermonaten keinen Einwohner von Nizza, der nicht in ſeinen Mantel gehüllt iſt, und das Schnupftuch vor Mund und Naſe hält, damit die Luft nicht in die Lunge dringen kann, ehe ſie beym Durchgang durch einen andern Körper gemildert worden iſt. Aus dieſer Urſache trägt man auch hier verſchiedne flanellene Weſten und die wärmſte Kleidung.

Ich habe mich beynahe acht Monate hier aufgehalten, nämlich vom 25ten September bis zum 1ten Junius, und fand, daß die kälteſten und gefährlichſten Monate die ſind, die um die Zeit des Frühjahr-Aequinoctiums eintreten. Man muß ſich alsdenn mit der äußerſten Sorgfalt vor allem hüten, was die Ausdünſtung verhindern kann; denn die Sonne iſt da äußerſt heiß, und der Oſt- und Nordoſtwind (die beynahe beſtändig im März, April und May wehen) ſind entſetzlich ſcharf und durchdringend, da ſie über die Apeninen ſtreichen, deren Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt ſind. Dieſe ungleiche Temperatur läßt zuweilen (ſo wie dieſes Jahr) in der Mitte oder zu Ende des May nach, wenn der Schnee auf den benachbarten Bergen anfängt zu zergehen, und die Luft milder und balſamiſcher wird.

Aber in wenig Wochen wird die Hitze ſo unleidlich, daß man ein gemäßigteres Klima ſuchen muß, und meiner Meinung nach würde ein Kranker wohlthun, wenn er die Stadt in den erſten Tagen des Märzes verließe.

Die Einwohner ſind von Fiebern verſchiedner Art heimgeſucht, die, wie ich gefunden habe, alle die Lunge mit angreifen. Skrophuln, Rheumatiſmen, ſcorbutiſches blutendes Zahnfleiſch und Geſchwüre allerhand Gattung, ſind hier gewöhnliche Uebel, und der Maraſmus iſt eins von den gemeinſten. Ich habe die Hoſpitäler öfters beſucht, und fand da dieſelbe Krankheit, wie in Neapel und andern Städten Italiens, die am Meere liegen. Trügen auch nicht die Einwohner ſo zahlreiche Zeichen eines ſiechen Körpers an ſich, und ſollte das nicht Beweis genug von der Ungeſundheit der Luft ſeyn, ſo kann ich deren leider zu viel von meinen unglücklichen Landsleuten hernehmen, die den Winter 1783 da zubrachten. Es waren vier und zwanzig Familien, und außer dieſen noch verſchiedne ledige Engliſche Herren: im Ganzen belief ſich ihre Zahl auf 136 Perſonen. Wenige, die der geſunden Luft halber gekommen waren, erreichten ihren Endzweck, und ich kann davon nur zwey ausnehmen. Der eine war ein ältlicher mit Gicht behafteter Mann, der andre ein zärtliches weiches, ſtilles Herrchen, das zu Zeiten ein ſchleichendes Fieber hatte. Ich ſah' in Nizza nur ſechs Herren und [illegible] Dame, die aber etwas älter war, die alle an der Auszehrung litten, und ſie ſtarben den Winter. Drey dieſer jungen Leute waren zu Zeiten ſo munter und luſtig, und das ſelbſt einen Tag vor ihrem Tode, daß man die beſte Hofnung zu ihrer Wiederherſtellung haben konnte.

Wären ſie in England, oder an irgend einem Orte des ſüdlichen Frankreichs geweſen, ſo glaube ich ſicherlich, daß viere von den ſechſen noch lebten. Von den Engländern, die nach Nizza geſund und wohl kamen, habe ich eine Menge abgewartet, die in Entzündungsfieber gefallen waren, bey welchen die Lunge mit angegriffen wurde. Unſre eigne Familie blieb nicht ganz von den übeln Würkungen des Klima befreyt. Während unſers Aufenhaltes hatte Herr Wollaſton drey ernſtliche Anfälle von einem Entzündungsfieber, und er verließ dieſen Ort ſo übel, daß ich zweifelte, ob er England je wieder ſehen würde. Miſtriß Wollaſton hatte heftige Augenentzünden, öftere Kopfſchmerzen, und ein Fieber, das ſie einige Zeit auf dem Zimmer hielt. Meine Frau, ein ſehr geſundes Weib, bekam das nämliche Fieber, mußte gleichfalls drey Monate die Stube hüten, und ein Abſceß, der ſich endlich an einem ihrer Arme äußerte, rettete ihr das Leben. Ich ſelbſt, dem die Natur eine vorzüglich gute Geſundheit verliehen hat, und dem alle Krankheiten fremd ſind, bekam nach einem zehntägigen Aufenthalt, heftige Kopfſchmerzen und rheumatiſche Zufälle, die ohne Unterlaß mich folterten. Von jeher waren meine Augen und Zähne vortreflich. Hier litten ſie ſo, daß ich überzeugt bin, einige Jahre, die ich da zubringen müßte, würden mich beyder berauben.

Sie werden aus alle dem, was ich hier anführe, ſehen, daß in Nizza und Neapel, Klima und Krankheiten einerley ſind. Auch unſre Familie erfuhr die Würkung von beyden, und ich glaube dargethan zu haben, daß die Luft in dieſen zwey Städten zu ſcharf und durchdringend für ſchwindſüchtige Patienten iſt. Es iſt mir weiter nichts übrig, als einen beßern Aufenthalt für ſolche Kranke vorzuſchlagen.

Die gemäßigte Wärme und das erfriſchende Grün von England ſind, meines Erachtens, der drückenden Hitze und den unaufhörlichen Veränderungen des Windes in Italien vorzuziehen. Ein Schwindſüchtiger kann ſich Abergavenny in Süd-Wales wählen, da den Sommer zubringen, ſich Bewegung machen, und Molken von Ziegenmilch trinken. Iſt er ſchwacher Conſtitution, ſo wird das Waßer von Tilbury ein vortrefliches Alltagsgetränk für ihn ſeyn. So wie der Winter herankömmt, geh' er in die Gegend von Briſtol, reite ſo viel ihm das Wetter und die Kälte erlauben, und trinke das Hot-well-Waßer, unter Aufſicht eines geſchickten Arztes, der ihm mit ſeinem Rath in Anſehung der nöthigen Arzneymittel und der zu haltenden Diät beyſtehen wird. Mißlingt dieſer Verſuch, ſo ſchlag ich das ſüdliche Frankreich vor, und ich gebe da drey Orten den Vorzug zu einem Winteraufenthalte; es ſind die Gegenden um Avignon, nahe bey Vaucluſe, Niſmes, und Pepennes. Die Luft iſt hier eben ſo trocken, aber reiner als in Italien. Mit Lebensmitteln ſind dieſe Städte hinlänglich verſehen, und die Miethen ſind billig, Umſtände die nicht ganz der Aufmerkſamkeit derer unwürdig ſind, die ſich in der unangenehmen Nothwendigkeit befinden, außer den Gränzen ihres Vaterlandes Hülfe zu ſuchen. Der Grund, aus welchem ich dieſe Plätze allen andern in Frankreich vorziehe, iſt ihre größere Entfernung von der See, deren Nähe gewiß einen ſchädlichen Einfluß auf das Klima warmer Länder hat. Sollte die Hitze im Junius, Julius und Auguſt zu heftig in der Provence und Languedok ſeyn, ſo kann ſich der Kranke nach Vervage oder Vauniers flüchten. Beyde liegen in den Gebürgen, die Luft iſt in den drey Sommermonaten gemäßigt und angenehm, man lebt wohlfeil, Kühe und Ziegen geben Milch im Ueberfluße, und in jedem dieſer Orte ſind Quellen, die durch Erfahrungen bey Lungenbeſchwerden bewährt gefunden worden. Die Cevennen, welche Geſundbrunnen im Ueberfluße haben, bieten auch verſchiedne Plätze dar, wo man den Sommer angenehm verleben kann. Im November geht er wieder in ſein Winterquartier, und ſpürt er nach einem zweyjährigen Verſuche dieſer Lebensart keine Beßerung, ſo iſt zu fürchten. daß ſein Uebel aller menſchlichen Kunſt Trotz bieten wird. Man hat immer in der Meinung geſtanden, daß die feuchte und neblichte Luft in England Katharre, Rheumatiſmen, Fieber, Lungenbeſchwerungen und ſolche Krankheiten erzeuge, die von gehemmter Ausdünſtung entſtehen; aber die Bewohner der Seeküſten von Italien, die weit ärger mit ſolchen Uebeln heimgeſucht werden, können das Gegentheil von dieſem eingewurzelten Vorurtheile bezeugen.

Ich komme nun wieder auf unſre Reiſe zurück. Lange zuvor ehe wir Nizza verließen, hatte ich mich ſchon überzeugt, daß Herr Wollaſton Verſtopfungen in der Gallenblaſe und den Gallengängen habe. Sein Magen war ſo ſchwach, daß wenig Speiſe und Arzney bey ihm blieb. Er war ſelten ohne Schmerzen, und alle vier oder fünf Wochen bekam er welche in der Gegend der Leber, nebſt Erbrechen, hartnäckiger Verſtopfung und weißen Stuhlgängen. Herr Birbeck, der Engliſche Conſul, ein ſehr würdiger, freundſchaftlicher Mann, ſchlug mir vor, Herrn Wollaſtone, ſobald als es möglich, in die warmen Bäder von Balaruc zu bringen. Er ſelbſt war da von einer Lähmung geheilt worden, und hatte oft Gelegenheit gehabt, die heilſame Würkung derſelben bey Gelbſuchten zu ſehen, die auch den kräftigſten Mitteln widerſtanden hatten.

Nachdem mir alles fehlgeſchlagen war, ſo beſchloß ich dieſen Brunnen zu verſuchen, und daher reiſten wir den 1ten Junius 1783 von Nizza ab, wo wir uns acht Monate aufgehalten hatten. Aix, das auf unſerm Wege lag, hat auch warme Bäder, die von derſelben Beſchaffenheit ſind, wie die zu Buxton in Derbyſchyre. Merkwürdig iſt es, daß der Huſten und das ſchleichende Fieber, welches ein beſtändiger Gefährte meiner Frau, ſeit der Zeit war, da ſie in Nizza den heftigen Zufall hatte, durch den Gebrauch dieſes Brunnens und ſeiner Bäder gehoben wurde. Es bekam auch Herrn Wollaſtone ſo wohl, daß er in Zeit eines Monates Kräfte genug geſammelt hatte, ſeinen Weg fortzuſetzen. Mit kurzen Tagreiſen gingen wir nach Avignon, Nimes, Montpellier, und erreichten endlich Balaruc den 12ten Julius. Dies kleine Städtchen iſt ungefähr zwanzig Meilen von Montpellier, und liegt zwey Meilen von der großen Landſtraße nach Toulouſe. Nicht allein die Geſchichte, ſondern auch die Menge von Alterthümern, und verſchiedne merkwürdige Münzen und Sta-

tüen,

tilen, die man kürzlich da entdeckt hat, beweiſen, daß dieſe Bäder ſchon zu den Zeiten der Römer in Ruf ſtanden.

Zwey Tage nach unſerer Ankunft bekam Herr Wollaſton einen ſeiner Paroxysmen, und das ſo heftig, wie gewöhnlich, aber der Gebrauch des Brunnens und der Bäder vertrieb ihn in drey Tagen, da ſonſt bey allen Mitteln neun bis zehn Tage dazu erfordert wurden. Er brauchte ſie vierzehn Tage nach den Regeln und Herkommen im Bade, und am Ende dieſer Zeit prophezeyhten ſein Ausſehn, ſein Appetit und ſeine Kräfte eine vollkommne Geneſung. Er bediente ſich noch drey Monate des Brunnens, und nahm unterbrochen Bäder, und ſeit dieſer glücklichen Periode hat er nie wieder ſeine Zufälle, noch das geringſte Symptom einer kranken Leber verſpürt, obgleich der letzte Winter ſo ſtrenge war, daß die Einwohner von Montpellier ſich eines kältern nicht erinnern konnten. Ich war nunmehr vollkommen von der Herſtellung des Herrn Wollaſton überzeugt, bey alle dem entſchloß ich mich doch, ihn dieſes Frühjahr noch einen Beſuch in Ballaruc machen zu laßen. Es konnte ihm auf alle Fälle nichts ſchaden, und wird wenigſtens einen Rückfall um ſo mehr verhindern.

Die Curen, die durch dieſen Brunnen bewürkt werden, ſind ſo häufig und wunderwürdig, daß ich meinen Landsleuten einen großen Dienſt zu erweiſen glaube, wenn ich ihnen die vortrefliche Abhandlung des hieſigen Arztes Herrn Pouzaire bekannt mache. Ich werde das Franzöſiſche Original mit einer Engliſchen Ueberſetzung drucken laßen, und dieſer die Geſchichte einiger Curen anfügen, von denen ich Augenzeuge geweſen bin.

Da ich mich jetzo in den Weinländern aufhalte, ſo muß ich ihnen eine Bemerkung mittheilen, die ich in allen Theilen von Europa gemacht habe, den ich bereiſte. Ueberall, wo der Wein das alltägliche Getränke der Bauern und des gemeinen Volkes iſt, ſind ſie in Anſehung der

Größe und Stärke, weit unter den Engliſchen, Schottiſchen, Welſchen und Irriſchen Landleuten, die nichts als Milch, Buttermilch, Waſſer oder dünnes Bier trinken. Jelänger ich lebe, je mehr überzeuge ich mich, daß Wein und alles gegohrne Getränke, dem menſchlichen Körper höchſt ſchädlich iſt, und daß zur Erhaltung der Geſundheit nichts reinem und gutem Waſſer beykömmt. Ich bilde mir ein, daß ich ſelbſt in dieſer Sache ein competenter Richter bin, da ich ſeit dreyßig oder vierzig Jahren nichts anders trinke, und eine Geſundheit und Munterkeit genieße, deren ſich wenige in meinem Alter werden rühmen können.

Unter die angenehmſten Erinnerungen von meinen Reiſen, rechne ich verzüglich die Dienſte, welche ich meinen kranken Landsleuten erweiſen konnte, welche mir der Zufall in den verſchiednen Ländern in die Hände geführt hat, die ich durchwandert bin. Nicht wenig wunderte mich's, daß die mehreſten gar nicht mit den Gemächlichkeiten verſehen waren, die doch höchſt nothwendig ſind. Sie wißen, mein Herr, daß eine Arzney von geringerer Güte ſchon hinreicht, eine Krankheit zu verſchlimmern, die ſie heilen ſollte, und oft den beßten Arzt in ſeinen gegründeten Hofnungen täuſcht. Auf dem feſten Lande von Frankreich und Italien kann man ihrer wenig haben, und dieſe noch obendrein nur von der gemeinſten Sorte. Ein Kranker ſollte daher einen mit Engliſchen Arzneyen wohlgefüllten Kaſten bey ſich haben, wodurch er ſich gegen die ſchandloſen Rechnungen der fremden Apotheker in Sicherheit ſetzen könnte, deren Prahlerey nur ihre Unwißenheit gleich geſtellt werden kann. Meine Sache iſt es zwar nicht, Perſönlichkeiten zu berühren, aber ich fühle mich doch gezwungen, einen Apotheker aus Nizza hier zu ſchildern, deßen übles Betragen ſo bekannt iſt, daß alle meine Landsleute, die ſich ſeiner bedienet haben, mir es gewiß nicht verargen werden, wenn ich andre vor ihm warne. Seine Materialien ſind ſchlecht, und ſeine Inſolenz unausſtehlich. Rechnungen von ihm überſteigen noch um vieles die Erpreßungen ſeiner gewißenloſen Mitbrüder. Er nennt ſich ſelbſt den Engliſchen Apotheker, weil er ein bischen gebrochnes Engliſch ſpricht, und durch allerhand Ränke Empfehlungen an die Engliſchen Familien zu erſchleichen weiß, die hieher kommen. Sehen Sie, das iſt das treue Gemählde des Herrn J —. Der einzige Apotheker, bey dem ich hier leidliche Medicin gefunden habe, und der doch einigermaßen mit ſeiner Kunſt bekannt iſt, iſt ein Herr Paßaro: er wohnt in einer Straße, die nach dem Judenviertel führt.

Ein Patient thut am beßten, wenn er einen Engliſchen Arzt mitnimmt; denn die fremden, und vorzüglich die von Italien, ſind nicht gemacht, ſolche ſchwere Krankheiten zu curiren, die in dieſen warmen Ländern ſich äußern. Ihre Curart weicht ganz von der Engliſchen ab, und Aderläße, Clyſtire und Bouillons. ſind ihre Panaceen.

Ueberlegt man die traurigen Folgen, die aus dem Gebrauche von unreinen und feuchten Betten entſtehen, ſo wird man es für keine unnöthige Vorſorge halten, wenn ein Kranker ſeine eigne Bettwäſche mit ſich führt.

So ausgerüſtet, kann er ſeine Wallfahrt antreten, aber ich hoffe Verzeihung, wenn ich vorausſage, daß er bald das gemäßigte Klima vermißen wird, das er für die erſtickende Hitze und für die veränderlichen Winde der ſüdlichen Länder vertauſcht hat, und theuer, ſehr theurer wird er lernen, Werth auf ſein eignes Vaterland zu ſetzen, das alle andre Länder übertrift.

Ich bin

Sir ꝛc. ꝛc.

4.

Beyträge einer Rouſſeauiade.

In dem Monat September des Gentlemann's Magazin von 1786, ſteht folgende Bekanntmachung, und zwar in Franzöſiſcher Sprache: „Derjenige, welcher Nachricht von dem Nußbaum geben kann, welcher zu Beſſey im Jahr 1721 (oder um die Zeit) gepflanzt wurde, und bey deßen Pflanzung Johann Jacob Rouſſeau, damals noch Kind, Hand mit anlegte; dieſer gute Genfer, oder wer er auch ſeyn mag, der davon Nachricht geben will, kann zum voraus des aufrichtigſten und thätigſten Danks eines Engländers verſichert ſeyn, der, wie viele andre, in dieſem groſſen Manne den Freund der Freyheit und der Tugend, und den Anfacher der zärtlichſten und erhabenſten Empfindungen der Seele verehrt. Iſt noch etwas von dieſem Baum übrig, ſo darf es nicht verkannt bleiben. Ihn werden die Thränen der Liebenden benetzen, und Herzen, die jener wahre Enthuſiasmus jeder Gattung, ein heroiſcher und wohlthätiger Eifer beſeelt. Weiſe, Patrioten, Freunde des Menſchengeſchlechts, werden ſeufzend im Schatten des Zöglings ihres Bruders weilen. Glücklich, wer einige von ſeinen Nüßen mit ſich nehmen, und, wenn er ſie einſt aus der Erde keimen ſieht, ſagen kann: Früchte von Rouſſeaus Kindheit!“

Vor ungefähr 18 Jahren reiſte ein Herr aus Angers, in Pantoffeln, Schlafrock und Nachtmütze, nach Paris, bloß in der Abſicht, um die Bekanntſchaft des Genfer Philoſophen zu machen. Er behauptete, daß dieſer Aufzug, der ihm überall das Air eines Nachbars gäbe, ihm den Zutritt erleichtern würde. Sobald er angekommen war, klopfte er an die Tonne des neuen Diogenes, aber vergeblich, an. Jean Jaques blieb unſichtbar, und Frau

Rouſſeau war eben ſo unnachgiebig, wie ihr Mann. Der Schlafrock-Reiſende nahm endlich ſeine Zuflucht zum Schreiben, und ſchickte einen vier Seiten langen Brief ab, worin er den Zweck ſeiner Wallfahrt und ſeine Ungeduld auf das Bündigſte ſchilderte, und den Philoſophen bat, ihm ſeine Entſchließung nur durch Ja oder Nein kund zu thun. Den andern Morgen erhielt er auf einem großen Bogen weißen Papiers, zur Antwort:

Nein!

V.

Naturgeſchichte oder Phyſik.

Einfluß der Elektricität der Atmoſphäre auf gewiße Krankheiten, ſonderlich auf Raſende.

Ein Jüngling ward nach einem großen, in ſeiner Kindheit gehabten, Schrecken, verrückt und wüthend. Seine Acceſſe waren ſehr abwechſelnd und periodiſch. Er befand ſich dann regelmäßig hintereinander in einem vierfachen Zuſtande, die ſich nach den correſpondirenden Abwechſelungen der Atmosphäre richtete, welche die wahre phyſiſche Urſach davon zu ſeyn ſcheint. 1. Er war einige Tage ſtille und heiter, als ob er geſund, wie ein andrer, wäre; die gewöhnliche Schwäche ſeines Verſtandes abgerechnet. 2. Er verfiel in ein Stillſchweigen, und ward einige Tage tiefſinnig; dies war das Vorſpiel. 3. Er gerieth in Raſerey und Wuth, das nach einigen Tagen abnahm. 4.

Er ward geſchwätzig und unruhig, dann folgte wieder Ruhe und Heiterkeit, und alles gieng dann in eben der Ordnung, und mit ſehr wenigen Ausnahmen von vorne an. Herr Abt Bartholm, aus deßen neuem vortreflichem Werke: De l' électricité du corps humain dieſes genommen iſt, rückt darüber ein vollſtändiges Tagebuche, von einem ganzen Jahre, mit Bemerkung der täglichen Witterung, des Mondſtandes, und der Acceſſe ein, woraus der Einfluß der Atmosphäre auf den Kranken ſich ſehr einleuchtend darthut. Da dieſe Tabellen zu weitläuftig ſind, ſo theile ich hier bloß die Tabelle ihrer Reſultate mit.

Tabelle nach dem Mondwechſel.

	Neumond		Erſt. Viertel		Vollmond		Lezt. Viert		Total	
	Acceſſe	Tag	Acceſſe	Tag	Acceſſe	Tag	Acceſſe	Tag	Acc.	Tag
Tiefſinniges Schweigen.	6	77	1	5	5	39	2	13	14	134
Unruhig u. geſchwätzig.	2	7	1	2	3	6	0	0	6	15
Wüthend.	2	5	1	1	3	10	2	6	8	22
Ruhig.	0	45	0	49	0	43	0	57	0	194
Ganz acceßfrey.	0	4	0	8	0	3	0	6	0	21

Es erhellt aus dieſer Tabelle, daß die Acceße vorzüglich in den Neu- und Vollmonden ſich einſtellten. Was die hier nicht aufgeführten Witterungswechſel, die Winde und ungeſtümen Wetter betrift, ſo haben alsdenn die Acceße anticipirt, weil die Wirkung des elektriſchen Feuers nothwendig die Ungewitter prävenirt, und die Nerven und Lebensgeiſter ſie auf der Stelle empfinden.

VI.

Anekdoten.

Ein in England ſehr beruſenes Original, Doctor Pat mit Namen, hatte ein Bein verlohren, und ſchrieb an den berühmten Foote, Schauſpieldirector zu Hay-Market, folgenden Brief. „Sir! Ich habe verſchiedne Trauerſpiele, Komödien, Poßen, und zwey oder drey treſliche Pantomimen von meiner Arbeit, zu Ihren Dienſten liegen. Ich mache auch Profeßion vom Tanzen, und würde mich herzlichgern als Balletmeiſter oder Sänger engagiren, indem ich eine ganz leidliche Stimme habe. Sollte eben keine ſolche Stelle bey Ihnen offen ſeyn, ſo würd' ich mir's auch gefallen laßen, bey Ihrem Orcheſter angeſtellt zu werden, und wäre auch dieſes vollzählig, ſo bin ich erbötig, Ihnen als Schauſpieler im komiſchen oder tragiſchen Fache zu dienen, wie's Ihnen belieben wird. Ich habe ein ſo heftiges Verlangen, Sir, etwas für Sie zu thun zu bekommen, daß, wenn Sie das Unglück haben ſollten, ein Bein zu verlieren, ich allen Mechanikern von Europa Trotz biete, Ihnen eins geſchwinder und beßer zu verfertigen, als ich!“

Herr von **Bombarde** machte ein vortrefliches Haus aus, das allen Künſtlern vom erſten Rang offen ſtand; er hatte keine andre Sorge als die, ſein Leben ſanft, unter den Annehmlichkeiten der Freundſchaft, der Künſte und Talente, zu verleben. An der Muſik fand er vorzüglich

Geſchmack; darauf beſchäftigten ihn Dichtkunſt, alte Litteratur, Romane; Malerey, Naturgeſchichte, Botanik, traten in der Folge an ihre Stelle, und jeder von dieſen Wißenſchaften widmete er ſich ſtets mit ganzer Seele. Einer ſeiner Freunde bezeigte ihm ſeine Unruhe, was aus ihm werden würde, wenn er nun Alles nach der Reihe ausgekoſtet, und nichts mehr Reitz für ihn hätte? „Laßen Sie ſich deswegen nicht bange ſeyn, antwortete Hr. von B. ich bin bald ſechszig Jahr alt, und habe, dem Himmel ſey Dank, noch 5 bis 6 Lieblingsgeſchmacke in petto: das iſt mehr als ich brauche, um bis an mein Ende auszureichen.

Der letzte Biſchof von Salisbury war Capellan in der Engliſchen Factorey zu Hamburg geweſen. Während er dieſe Stelle bekleidete, ſtarb ein Mitglied der Factorey auf einem benachbarten Dorfe, wohin es ſich, ſeiner Geſundheit wegen, begeben hatte. Man bat den Paſtor des Orts, ihn auf dem Kirchhof zu begraben. Dieſer erkundigte ſich nach dem Glauben des Verſtorbnen, und als er hörte, daß er ein Reformirter geweſen ſey, gab er zur Antwort: deſto ſchlimmer; auf meinem Kirchhof liegen bloß Lutheraner, und ich will auch niemand anders da begraben laßen, als Lutheraner. Der Capellan, als er dieſe abſchlägige Antwort erfuhr, reiſete ſelbſt zum intoleranten Paſtor; allein er mogte ſo viel Bewegungsgründe, Vernunftſchlüße und Beyſpiele citiren, als er wollte, der Paſtor blieb unerbittlich. Sie erinnern mich, fing er endlich an, an etwas, das mir begegnet iſt, als ich noch Pfarrer zu London war. Bey einer Leichenceremonie zupfte mich ein Weib beym Aermel. „Herr Pfarrer, Herr Pfarrer, nur Ein Wort!" — „Wartet bis die Cere-

„monie vorbey iſt.“ -- „Das geht nicht an; Sie müßen mich jetzt gleich anhören.“ -- „Nun gut, was giebts?“ -- Was es giebt? Sie ſollen mir den jungen Menſchen, der an den Blattern geſtorben iſt, ja nicht neben meinem armen ſeligen Mann begraben, der ſie noch nicht gehabt hat.“ -- Dieſe Anſpielung that Wirkung und der Paſtor gab ſeine Einwilligung zum Begräbniß.

Epochen der verſchiednen Stiftungen zum Beſten der Blattern-Einimpfung. 1746 zu London; von einer Geſellſchaft edelmüthiger Patrioten; 1767 zu Stockholm; 1768 zu Meydlingen bey Wien; 1769 zu Wien; 1770 ohnweit Kopenhagen; 1771 zu St. Petersburg; 1771 zu Jekuſch; 1771 zu Venedig, durch einen Senatsſchluß; 1777 zu Coſerta, bey Neapel.

In einem gewißen ſandigen Strich des ſüdlichen Amerika's, pflegen die Eingebohrnen, wenn ſie am Tage oder des Nachts ſchlafen wollen, ſich in den tiefen Sand einzuwühlen. Einem dieſer Indianer ſuchte ſein Beichtvater, in der Stunde des Todes, durch die Verheißungen der Freuden des Himmels kräftigen Troſt einzureden, der aber nicht eher Eindruck auf ihn machte, als bis er eine beruhigende Antwort auf die Frage erhalten hatte: ob denn auch Sand im Himmel wäre?

Albrecht I. Rudolphs von Habsburg Sohn, hatte Gift bekommen; da hingen ihn die Aerzte an den Beinen auf, ſtachen ihm das eine Auge aus, und brachten ihm Arzney bey, daß das Gift zu dem Auge hinausgieng. Je lautet wenigſtens Jacobs von Königshoven Bericht. Kayſer Heinrich den VII. wurde eben dieſe Heilungsart vorgeſchlagen, er weigerte ſich aber, ſie zu gebrauchen.

VII.

Biographie.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Connetable Anna von Montmorency.

Den Namen Anna führt dieſer berühmte Krieger des ſechszehnten Jahrhunderts, weil Anna von Bretagne ihn aus der Taufe gehoben hatte. Ehe er Connetable ward, nannte man ihn **Baron von Montmorency**, den alten Anſprüchen ſeiner Familie gemäß, welche von dem erſten, von **Clovis** zum Chriſtenthum belehrten, Franzöſiſchen Baron abzuſtammen behauptet. Eben dieſes Titels wegen, blieb er auch ſtets der Religion ſeiner Väter treu, ungeachtet er ſo viele Beyſpiele vom Gegentheil, und ſelbſt das von den Coligny's, ſeinen Neffen, vor ſich hatte, die Hugenotten waren. „Alle Morgen, ſagt Brantome, verſehlte er nicht, ſein Paternoſter zu beten, er mogte nun zu Hauſe, oder zu Pferde, oder auf dem Marſch bey der Armee ſeyn. Wenn er es dann bey ſich ſo hermurmelte, und die Gelegenheit ſich darbot, ſo ſagte er wohl darzwiſchen: hängt mir den und den; knüpft mir den und den an einen Baum; ſtoßt mir den und den auf der Stelle nieder; ſchießt ſie alle in mit-

ten

ner Gegenwart vor den Kopf; haut mir dieſe Hunde in Stücken, die den Thurm gegen meinen König haben vertheidigen wollen; ſteckt mir dies Dorf in Brand; ſengt und brennt auf eine Meile in der Runde; und ſo pflegte er, nach Umſtänden, dieſe und mehrere dergleichen Juſtiz- oder Kriegs-Policey Befehle zu geben, ohne ſich in ſeinen Pater's irre machen zu laßen, die er bis an's Ende ausbetete, weil er befürchtete, eine große Sünde zu begehn, wenn er ſie auf eine andre Stunde verſchöbe; ſo gewißenhaft war er.“

Aus Misvergnügen mit den Hugenotten, trat er dem Triumvirat des Herrn von Guiſe, und des Marſchalls von St. André bey, ob er gleich ihr Freund ſonſt nicht war. Er war der erſte, welcher die Hugenottiſchen Prediger aus Paris und den umliegenden Gegenden vertrieb. Unter andern verbrannte er die Kanzel und die Bänke ihres Predigtſaals zu **Popincourt**: allein die Prediger hatten ſich ſchon mit der Flucht gerettet. Die Hugenotten nannten ihn daher den Hauptmann **Bankbrenner**, er machte ſich aber nichts daraus.

Nach **Brantome's** Verſicherung war der Connetable ein großer Polterer, Murrkopf und Keifer, ſonderlich gegen Perſonen, die gewohnt waren, ihn zu ſcheuen, und zu ehren: als ſeine Neffen, die **Coligny's**, die Prinzeſſinn von **Condé**, ſeine Nichte ꝛc. ꝛc. Nach der Schlacht von **Dreul**, wo er gefangen wurde, und in ihren Händen war, änderte er deswegen ſeine Sprache nicht im geringſten, ſondern polterte und zankte mit ihnen, als ob er Sieger geweſen wäre, und zwang ſie ſo, Frieden zu machen. „O wie er ſie anſchnauzte, ſagt **Brantome**, alle die Herren Offiziere, groß und klein, wenn ſie ein Verſehn verſchuldet hatten, oder groß thun wollten! Gewiß, er ſchenkte ihnen bittern Wein ein, und nicht allein ihnen, ſondern Perſonen aus allen Ständen, und wenn es Präſidenten und Räthe geweſen wären. Hatten dieſe etwas auf ſich kommen laßen, ſo waren die geringſten Ehrentitel, die er ihnen gab, die, daß er ſie Eſel, Kalbsköpfe, Pinſel ſchalt, welche den Mann von Wichtigkeit ſpielen wollten, und doch nichts als Dummjane wären. Selbſt die Größten zitterten vor ihm, und wurden ſo verblüft, daß ſie nicht wußten, was ſie ſagen ſollten.“

Wenn er zu Hofe kam, und man ſich drängte, ihn zu ſehn, ſo rief er ſelbſt: Vorgeſehn! Vorgeſehn! aus dem Wege! und jedermann trat ehrerbietig bey Seite, um ihn vorbey zu laßen. „Die Staatsſecretaire des Königs, fährt Brantome fort, mußten ihm täglich Bericht von ihren Geſchäften abſtatten, und es gab doch ſehr angeſehne Männer darunter, z. B. Aubespine, Bourdin, Thiers; auch hatte er ſelbſt einen geſchickten Secretair, Dordois, und der ſeinen Herrn regierte. Sehr oft ließ der Connetable alle dieſe Secretairs ſchreiben, und dictirte manchmal dreyen zugleich, unterdeßen er ſelbſt, mit eigner Hand, und großer Gegenwart des Geiſtes und Gedächtniſſes ſchrieb. Er verſtand ſich vortreflich auf das Finanzweſen, und hat es, ohne Beläſtigung des Volkes, ſehr gut zu ſeiner Zeit verwaltet. Man muß dem Connetable zum Ruhm nachſagen, daß, wenn er reich ſtarb, er die Geſchenke ſeiner Herrn, mit ſeinem eignen, ſauern Schweiß, wohlverdient und erworben hat: wäre es auch nur die Stadt Metz, die für Frankreich von ſo großer Wichtigkeit iſt ꝛc.“ Uebrigens hatte auch der Connetable aus der Erbſchaft ſeines Vaters, verſchiedne ſchöne und prächtige Häuſer erhalten, als Montmorenci, Escouen, Chantilly, Isle d' Adam ꝛc.

Der Connetable war von luſtiger Laune, und der Meinung, daß man den Officiers bey Tafel, alles ſagen müßte, was ihnen Muth und Herz machen könne. Er hatte in ſeinen Dienſten eine Art von Zwerg und Hofnarren,

ren, den man Toni nannte, und an dem er ſo großen Spaß fand, daß er ſich ſeiner gegen die Pagen und Hoflakeyen annahm, die ihm manchen Streich ſpielten, und ſie dem Toni zu Liebe, oft derb auspeitſchen ließ. Als der Connetable durch Coucy in der Picardie kam, traf er die Mutter ſeines Hofnarrens an. „Nun gutes Mütterchen, redete er ſie an, thuts euch nicht wohl, euren Sohn Toni bey mir ſo gut verſorgt zu ſehn?“ — „Ach ja, Ew. Excellenz, antwortete die Bäuerinn, mein Sohn iſt auch ein kluger Burſche, der gar vielen Verſtand und viele Verdienſte hat; ich bin froh, daß Ihr ihm Gerechtigkeit widerfahren laßt; allein ich ſäh' es doch lieber, er wäre geiſtlich geworden.“ — „Warum das?“ fragte der Connetable lachend. — „Je nun, fuhr Toni's Mutter fort, ſo könnte er für ſeine beyde Brüder beten, die das Unglück haben, nicht recht geſcheut zu ſeyn, und nie ihr Glück am Hofe machen werden, wie er; denn man muß es gar klug anfangen, wenn man in dem Lande fortkommen will.“

Der Connetable gab vortrefliche Befehle zur Aufrechthaltung der Kriegszucht. Als er in Erfahrung brachte, daß einige Commiſſarien Compagnien für complet paſſiren ließen, die es nicht wären, ſo ſetzte er jedem Muſter-Commiſſar zwey Edelleute an die Seite. Einige Zeit ging kein Unterſchleif mehr bey den Muſterungen vor, aber nach und nach gab man nicht ſo ſcharf mehr Acht, und es rißen ärgere Unordnungen ein, als vorher.

Heinrich II. nannte den Connetable nur ſeinen Gevatter, weil er ſeinen zweyten Sohn, den Heinrich von Montmorency, der in der Folge unter Heinrich IV. ſelbſt Connetable ward, über die Taufe gehalten hatte.

Der Connetable faſtete aus Andacht jeden Freytag: er „ſoupirte“ dann nie, war aber beym „Souper“ der Königinn gegenwärtig, die ihn neben ſich, auf ein Tabouret ſetzen ließ, und ſich gern mit ihm beſprach. Die Unterhaltung war gewöhnlich ſehr munter; oft ſagten ſie ſich einander etwas leiſe, und lachten dann beyde überlaut.

Die Connetable von Montmorenci war eine Tochter des Renatus, Baſtard von Savoyen, und Bruder des Vaters der Herzoginn von Angouleme, der Mutter von Franz I. Brantome ſchildert ſie als eine gar ehrbare, tugendhafte, und ihrem Manne treue Matrone. „Als „ſie älter ward, mogte ſie die neuen Moden des Hofs „nicht mitmachen, und trug beſtändig ihren Rock mit den „langen Aermeln, nach der alten Art.“ Der Connetable hatte mit ſeiner Gemahlinn 12 Kinder, 5 Söhne und 7 Töchter: 4 davon verheyratheten ſich, und 3 wurden Nonnen. Die Schönſte unter den 7 Schweſtern war die Aebtißinn von St. Peter zu Rheims. Franz, der älteſte von den Kindern des Connetable, kränkte ihn ſehr durch ſeine Neigung zur Fräulein von Pienne, einer von den Hofdamen Catharinens von Medicis. Er war heftig in ſie verliebt, und that ihr Heyrathsverſprechungen. Der Connetable, welcher die ehrgeitzige Abſicht hatte, ſeinen Sohn die natürliche Tochter Königs Heinrich II. heyrathen zu laßen, fand kein ander Mittel, ſeinen Zweck zu erreichen, als ein Geſetz geben zu laßen, wodurch die ohne Einwilligung der Eltern eingegangne Ehen für null erklärt wurden. Dies iſt die Veranlaßung zu dem Edict von 1556 gegen die Winkel-Ehen. Der Connetable ſchickte ſeinen Sohn auf Reiſen nach Italien und Rom, und ſeine Liebe zum Fräulein von Pienne wurde dadurch ſo gut zerſtreut, daß er es zufrieden war, die legitimirte Tochter des Königs zu heyrathen, die damals ſchon Wittwe vom Horaz Farneſe Herzog von Caſtro war. Fräulein von Pienne hatte die Großmuth, ihre Einwilligung dazu zu geben; ſie ging in ein Kloſter, das ſie erſt nach der Heyrath ihres Liebhabers verließ, erſchien wieder am Hofe, und vermählte ſich endlich mit einem Staats-Secretair.

Franz von **Montmorency** ſtarb kinderlos, und als Marſchall von Frankreich, 1579. Seine Wittwe überlebte ihn um vierzig Jahr.

Der Vater des Connetable war Statthalter von der **Baſtille**, von St. Germain-en-Laye, und von **Vincennes**: der Connetable erhielt ſelbſt das Gouvernement der Baſtille nach dem Tode ſeines Vaters, allein er legte es bald darauf nieder, weil es für ihn, einen Marſchall und Großmeiſter von Frankreich, zu gering war. Faſt gleich nach ſeiner Vermählung mit **Magdalenen von Savoyen**, wurde er zum außerordentlichen Abgeſandten an den Engliſchen Hof ernannt. Sein Gefolge beſtand aus mehr denn 600 vornehmen Herren und Edelleuten. Man erwies ihm zu London außerodentliche Ehrenbezeugungen. Unter andern wurden vor ihm verſchiedne Schauſpiele aufgeführt, wo die ſpielenden Perſonen aus den vornehmſten Enzliſchen Herren und Damen beſtanden, und die Prinzeßinn **Maria** ſelbſt eine der erſten Rollen übernahm.

Montmorency hatte, der Gewohnheit ſeines Zeitalters gemäß, von unten auf, durch alle Grade gedient, aber ſie ziemlich ſchnell durchlaufen. Er befand ſich bey der berühmten Schlacht von **Marignan**, der erſten Feldſchlacht Franz I. Im Jahr 1520 warf er ſich in Mezieres, um dieſen Platz unter dem Befehl des tapfern Bayard vertheidigen zu helfen. Die Belagrer wurden zum Abzug genöthigt. Im folgenden Feldzuge war er ſchon Hauptmann einer Compágnie von 50 Lanzen, und ward General der Schweitzer, die ſich in ziemlicher Anzahl bey der Armee des Lautrec befanden, und aus Mangel der Bezahlung, wieder nach Hauſe gehn wollten. **Montmorency** gewann ſie durch die Vorſtellung, daß **ihnen dieſes als eine Handlung von Feigherzigkeit** würde ausgelegt werden, und ſie ſtanden von ihrem Vorhaben ab. Er nahm verſchiedne Plätze mit ihnen ein. Als Lautrec ſich aus Italien mit dem Franzöſiſchen Heere entfernen mußte, wurde Montmorency an den Senat zu Venedig abgeſendet, um demſelben die Bewegungsgründe zu dieſem Rückzuge zu erklären, und ihn zugleich zu verſichern, daß künftiges Jahr eine neue Armee in's Mailändiſche einrücken würde, welches auch geſchah. Nach ſeiner Rückkunft von Venedig, wurde Montmorency Marſchall von Frankreich, und in der Schlacht bey Pavia mitgefangen. Der Connetable von Bourbon, deßen Verwandter er war, und der ihn nicht unter ſeine Feinde rechnete, behandelte ihn mit großer Achtung, und bewog den Kayſer, ſeine Ranzion anzunehmen. Dies erleichterte ihm die Rückkehr nach Frankreich, um der Regentinn, den Befehlen des Königs gemäß, die wahren Geſinnungen des Monarchen zu entdecken. Erſt 1507 wurde Montmorency zum Connetable von Frankreich ernannt, nachdem er den Dauphin einen ſehr ſchönen Feldzug in Piemont hatte thun laßen, und den Paß von Suſa forcirte, ob ihn gleich der tapfre Spaniſche General Cäſar von Neapel, vertheidigte. Montmorency empfing den Degen des Connetable unter den ehrenvollſten Feyerlichkeiten. Die Waffen-Herolde riefen zu dreymalen dem Volke und den Truppen zu: es lebe Anna von Montmorency, Connetable von Frankreich! Dieſe wichtige Stelle war nach dem Tode des Connetable von Bourbon, 1527, zehn Jahre unbeſetzt geblieben, und nach Montmorency's Tode blieb ſie es 27 Jahr; denn ſein Sohn Heinrich erhielt ſie erſt 1595.

Gegen das Ende der Regierung Franz I. fiel der Connetable in Ungnade, weil er der vornehmſte Rathgeber zu dem Entſchluß geweſen war, den Franz I. genommen hatte, ſeinen Feind Karl V. ſo edelmüthig, frey und ungekränkt durch Frankreich reiſen zu laßen. Einige Anekdotenkrämer haben ſogar behaupten wollen, daß der Connetable

netable in die Königinn Leonore von Oeſterreich verliebt geweſen ſey; allein dieſe Königinn war weder ſchön noch kóket, und der Connetable nichts weniger als galant; im Gegentheil er affectirte den Charakter Cato's des Cenſors; er geſtand öffentlich, daß er ihn zum Muſter gewählt habe, und man ſchmeichelte ihm, wenn man ihn den Cato des Hofes nannte. Der Connetable genoß in ſeinem ſiebenjährigen Exil der größten Achtung; die vornehmſten Herren beſuchten ihn, und machten ihm zu Eſçouen und Chantilli eine Art von Aufwartung. Sobald Heinrich II. den Thron beſtieg, kam Montmorency mächtiger, als jemals, an den Hof zurück. Sein Gut Montmorency wurde zu einer Duché Pairie erhöht; das erſte Beyſpiel von einer ſolchen Gnade, die einem bloßen Edelmann widerfuhr, da man dieſe Ehre vorher nur Prinzen von ſouverainen Häuſern erwieſen hatte.

Starrſinn war einer von den Fehlern des Connetable. Als er die Schlacht bey St. Quentin liefern wollte, machte ihm der Marſchall von St. André einige Gegenvorſtellungen, die er aber ſehr übel aufnahm. In eben dieſer Schlacht hatte der Connetable einen alten Hauptmann bey ſich, deßen Name Drignon war, den aber der Connetable, nur guter, alter Schlag! zu nennen pflegte. Drignon machte ihm ebenfalls Einwendungen, allein der Connetable antwortete: guter, alter Schlag, laß mich nur machen. Die Schlacht ging an, und da ſie ſchlecht ablief, fragte der Connetable: guter, alter Schlag, was iſt anzufangen? — Vor zwey Stunden wußt' ich's, erwiederte Drignon, jetzt weiß ich's nicht mehr.

Der Connetable ſtarb zu Paris, im achtzigſten Jahr, an ſeinen, in der Schlacht bey St. Denis, mit einer ſilbernen Kugel und vielen Hieben empfangenen Wunden, gleich nach der Schlacht, den 12. November, 1567. Ein Baarfüßer Mönch beunruhigte die letzten Augenblicke des Lebens des Connetable, durch ſeine frommen Ermahnungen. Dieſer ſagte endlich zu ihm: Ich habe nicht achtzig Jahr gelebt, ohne zu lernen, wie man eine Viertelſtunde ſterben muß. Catharine von Medicis wollte ihn zu St. Denis begraben laßen, allein er hatte in ſeinem Teſtament ausdrücklich befohlen, daß er zu Montmorency begraben ſeyn wollte, welches auch geſchah. Sein Herz wurde in die Kirche der Cöleſtiner zu Paris, in die Capelle, und neben Heinrichs II. Herzen gebracht. Es liegt in einer Urne, die auf einer hohen marmornen Säule, von edler gewundner Geſtalt, ſteht, die ich nicht ohne Rührung und Achtung betrachtete, als ich in dieſe Capelle trat, wo ſo viele große Todten ruhn; an dieſem Monumente arbeiteten Ruhmliebe und Dankbarkeit zugleich, denn der Bildhauer Pilon hatte dem Hauſe Montmorency perſönlich viel zu verdanken.

Montmorency's männliche Nachkommenſchaft erloſch in der Perſon Heinrichs II. von Montmorency, ſeines Enkels, der 1632 zu Toulouſe enthauptet wurde. Dieſer hatte keine Kinder, und ſeine Erbinn war ſeine Schweſter die Prinzeßinn von Condé. Alle Prinzen von dem Stamme Bourbon-Condé, und Bourbon-Conti, ſind alſo Abkömmlinge des großen Connetable Anna von Montmorency. Der Prinz von Soubiſe ſtammt von der dritten Tochter des Connetable.

R.

VIII.

Wahre Geſchichte ſtatt Roman.

Die Verbrecherinn aus Liebe.

Angelica Nicoline Carlier ward zu Metz 1657 gebohren, und war die Tochter eines Buchhändlers dieſer Stadt. Sie blieb bis in ihr funfzehntes Jahr eine Wayſe, und theilte mit einem einzigen Bruder den Nachlaß ihres Vaters, der ſich auf eine Million Livres belief. Der Bruder ward Hauptmann unter der Garde.

Angelica konnte mit Recht Anſprüche auf eine anſehnliche Parthie machen; ſie beſaß ein Vermögen von 500000 Livres, was in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch mehr, als im gegenwärtigen, ſagen wollte, und war überdies von einer blendenden Schönheit; ſonderlich war ihr Wuchs vortreflich. Die Natur legte die letzte Hand an dies Meiſterſtück, indem ſie es mit einem feinen und reitzenden Geiſt belebte.

Der Parlamentsrath Herr Tiquet, befand ſich unter den Anbetern der ſchönen Angelica, und ob gleich ſeine Umſtände nicht ſo beſchaffen waren, daß ſie ihn zu gröſſern Hofnungen, als ſeine Nebenbuhler, berechtigten, ſo fand er doch Mittel, den Preis davon zu tragen.

Seine ſchöne Geliebte hatte ihr ganzes Vertrauen einer Tante geſchenkt, bey der ſie lebte. Herr Tiquet machte dieſer Tante ein Geſchenk von 40000 Livres. Von dem Augenblick an, erlangte er einen augenſcheinlichen Vorzug. Ein

Straus von Blumen, mit Diamanten, 15000 Livres an Werth, den er der ſchönen Angelica an ihrem Namenstag überreichte, gab endlich den Ausſchlag. Er ward ihr Mann.

Die drey erſten Jahre ihrer Ehe verſtrichen ſehr glücklich. Zwey Kinder, ein Sohn und eine Tochter, waren Zeugen ihrer wechſelſeitigen Zärtlichkeit. Allein dieſe Glückſeligkeit wurde durch die Lieblingsgrillen der Madame Tiquet, die üble Laune des Mannes, und durch ſeine eingeſchränkte Vermögensumſtände, die ſeiner Frau nicht länger ein Geheimniß blieben, geſtört. Sie liebte Pracht und Aufwand, und glaubte ſich dieſem Hang ohne Rückhalt überlaßen zu können, weil ihr Mann ihr weis gemacht hatte, daß er ebenſo reich ſey als ſie, und ſie alſo ihren Aufwand nach einem jährlichen Einkommen von 50000 Livres abgemeßen hatte. In dieſem Wahn hatte ſie wenig auf die trockne und ſtrenge Laune des Herrn Tiquet geachtet; als ſie nun aber erfuhr, daß ſeine Parlamentsſtelle faſt ſein einziges Einkommen ſey, daß er Geld geborgt habe, und daß die Summe und Geſchenke, die er, auf den glücklichen Ausſchlag ſeiner Freyerey um ſie, verwendet hatte, nun wieder bezahlt werden müßten: ſo trat Verachtung, Haß und Widerwille an die Stelle ihrer vorigen Neigung.

Ihr Bruder hatte den Herrn von Mongeorge, der, wie er, Gardehauptmann war, in dem Hauſe ſeiner Schweſter eingeführt. Dieſer junge Krieger beſaß alle die Eigenſchaften, die einer Mannsperſon bey einem Frauenzimmer empfehlen können, das von Natur Zerſtreuung und Vergnügen liebt. Der Contraſt, den ſie zwiſchen dem gefälligen Betragen dieſes liebenswürdigen Edelmanns, und dem mürriſchen, niedrigen Charakter ihres Mannes bemerkte, flößten ihr gar bald eben die Liebe ein, die ihre Reitze in Mongeorge angefacht hatte. Dieſe Liebſchaft entgieng dem Herrn Tiquet nicht. Seine Eiferſucht brach aus, und half zu nichts, als ihn noch verhaßter zu machen.

Madame Tiquet hatte kaum die erſten Schritte in der Galanterie gewagt, ſo überließ ſie ſich ihrem Temperamente gänzlich: ſelbſt Lüſte aus den allerniedrigſten und verächtlichſten Claßen, waren ihr zu Befriedigung deßelben nicht zu ſchlecht. Der einzige Unterſchied zwiſchen ihr und der berufnen **Meſſaline** des alten Roms, beſtand darin, daß ſie den Schein zu meiden, und das Herz und die Achtung ihres Geliebten zu erhalten wußte, dem ſie, Troz ihrer ſchrecklichen Ausſchweifungen, ſtets aufrichtig ergeben blieb.

Herr Tiquet ſah ſich unterdeßen von ſeinen Gläubigern verfolgt, und dieſe Verfolgungen gaben ſeiner Gattinn einen Vorwand an die Hand, auf die Separation des Vermögens gegen ihn anzutragen. Nach dieſer Art von Kriegserklärung that ſich der arme Mann keinen Zwang mehr an, und klagte laut über die Untreue ſeiner Frau, und ſonderlich über ihren Umgang mit Herrn von **Mongeorge**. Er wirkte eine lettre de cachet aus, die ihn autoriſirte, ſie einſperren zu laßen. Ehe er dieſes vollzog, glaubte er weislich zu handeln, wenn er ihr den Befehl zeigte, in der Hofnung, daß die Furcht, ihre Freyheit zu verlieren, ſie zurückhaltender in ihrer Aufführung machen, und ſie vielleicht bewegen würde, ihre Klage wegen der Separirung des Vermögens, zurückzunehmen. Allein Madame Tiquet riß ihm den Befehl weg, und warf ihn in's Feuer. Der Mann gab ſich nun alle Mühe, einen zweyten zu erhalten, allein man lachte ihn aus.

Die Separation des Vermögens wurde der Frau vor dem Châtelet zuerkannt. Mann und Frau fuhren fort, in einem Hauſe miteinander zu wohnen, allein jedes hatte ſein Zimmer für ſich, und ſie ſahn ſich nur bey Tiſche.

Während der drey Jahre, daß ſie ſo miteinander lebten, kam die Antipathie, die ſie gegen ſich gefaßt hatten, zu keinem öffentlichen Ausbruch. Allein der Haß der Frau, der durch die Gegenwart des gehaßten Gegenſtandes, durch ſeine ewige Vorwürfe, langweilige Predigten, und wiederholte Beleidigungen genährt wurde, ſtieg endlich zu einem ſolchen Grad von Heſtigkeit, daß Madame Tiquet beſchloß, ſich einen Mann vom Halſe zu ſchaffen, der eine Stelle einnahm, die ſie ſo inniglich vom Mongeorge bekleidet zu ſehn wünſchte.

Sie theilte ihr Project dem Jacob Mouro, ihrem Thürſteher, mit, den ſie durch ihre Freygebigkeit und, wie man ſagt, ſelbſt durch ihre Gunſtbezeugungen zu gewinnen wußte. Dieſer Elende verwickelte einen gewißen Auguſt Cattelain in das Complott, der ein Lohnbedienter war, und den Fremden in den Hôtels garnis aufwartete. Eben die Mittel, die den Mouro verführt hatten, verführten auch ihn. Noch ſiebenzehn andre Perſonen, theils Soldaten, theils Kammerfrauen und Bediente der Tiquet, theils liederliche Weibsperſonen, Abentheurer und Landſtreicher, nahmen Theil daran. Allein die Verſchwornen paßten ihre Zeit ſchlecht ab, und verfehlten eines Abends, als Herr Tiquet nach Hauſe ging, ihren Anſchlag, ungeachtet ſie verſchiedne Perſonen an den Plätzen ausgeſtellt hatten, wo er vorbey mußte. Herr Tiquet ward es gar nicht inne, daß man auf ihn lauere. Seine Frau ließ hierauf den Meuchelmördern ſagen, daß ſie ihre Meinung geändert habe, und empfahl dem Thürſteher und dem Cattelain, über dieſen Anſchlag ein ewiges und unverbrüchliches Stillſchweigen zu beobachten. Um ſie deſto mehr zu bewegen, es geheim zu halten, ſchenkte ſie ihnen eine Summe Geld, und ſchwur, daß die geringſte Indiscretion ſie das Leben koſten ſollte.

Unterdeßen machte die Eiferſucht beſtändig ſtärkere Fortſchritte in dem Herzen des Herrn Tiquet. Er hatte ſeinem Thürſteher ausdrücklich verboten, den Herrn von Mongeorge einzulaßen. Allein dieſer Bediente, welcher der Frau gänzlich ergeben war, leiſtete den Befehlen des Herrn keine Folge. Dieſer ergriff endlich den Ausweg, den Thürſteher fortzujagen, und ſeine Thüre ſelbſt zu bewachen. Sobald es Nacht ward, verſchloß er ſie, ſo daß niemand aus noch ein konnte, ohne ſich an ihn zu wenden. Wenn er des Abends ausging, nahm er den Schlüßel mit ſich, und wenn er ſich zu Bette legte, that er ihn unter ſein Kopfkäßen.

Alle dieſe Vorſicht konnte jedoch nicht verhindern, daß Frau Tiquet ihre Neigungen befriedigte, und ihren Geliebten oft ſah; je mehr ſie ihn aber ſah, je mehr ſtieg auch ihre Erbitterung gegen ihren Mann. Sie beſchloß endlich, ihn umbringen zu laßen, es koſte auch was es wolle. Sie hatte den Anſchlag auf ſein Leben niemals aufgegeben, und nur damals ſich ſo geſtellt, weil ſie fürchtete, daß bey der zu großen Menge von Perſonen, die darum wußten, ſie leicht verrathen werden könnte. Sie ſchob es alſo eine geraume Zeit auf, um diejenigen, welchen das Geheimniß das erſtemal bekannt geweſen war, glauben zu machen, daß ſie nicht mehr daran denke, damit man deſtoweniger auf ſie fallen könnte, wenn Herrn Tiquet etwas Böſes begegne. Sie behielt ſich die Ausführung der That ſelbſt vor, und wollte nur einen einzigen Vertrauten auf den Nothfall zum Zeugen haben, ihren lieben Thürſteher.

Sie glaubte, in einer kleinen Unpäßlichkeit, die ihrem Manne zuſtieß, eine günſtige Gelegenheit zu finden, ſich ſeiner zu entledigen. Sie ſchickte ihm eine Suppe durch ſeinen Kammerdiener; dieſer ward, ich weiß nicht wodurch, inne, daß ſie vergiftet ſey, that, als ob er ausglitſche, verſchüttete die Suppe, und bat auf der Stelle um ſeinen Abſchied. Er erzählte, als er ihn erhalten hatte, öffentlich die Geſchichte mit der Suppe, allein das Gerücht davon kam nicht zu den Ohren des Herrn Tiquet. Da dieſer Anſchlag wieder nicht gelungen war, ſo determinirte ſich die Frau nun gänzlich zum Meuchelmord.

Sie kam eines Tags zur Gräfinn von Aunoy, die durch ihre Schriften, und vorzüglich durch ihre memoires de la cour d' Eſpagne bekannt iſt, und bey der immer ſehr gute Geſellſchaft war. Madame Tiquet ſchien ſehr heftig bewegt zu ſeyn. Man fragte ſie um die Urſache ihrer Unruhe. „Ich habe eben, antwortete ſie, zwey „Stunden mit dem Teufel zugebracht.“ — Da haben ſie eine ſehr ſchlechte Geſellſchaft gehabt! erwiederte die Gräfinn von Aunoy. „Wenn ich ſage, daß ich den Teufel geſehn habe, unterbrach ſie Madame Tiquet, ſo verſteh' ich darunter eine von jenen berüchtigten Wahrſagerinnen, die uns die Zukunft deuten können.“ — „Und was hat ſie Ihnen prophezeiht?“ — „Lauter angenehme Dinge. Sie hat mich verſichert, daß ich in zwey Monaten über meine Feinde triumphiren, vor ihren Bosheiten geſchützt, und vollkommen glücklich ſeyn würde. Aber Sie ſehn wohl, wie wenig ich darauf bauen kann; denn ſo lange Herr Tiquet lebt, werd' ich nie ruhig ſeyn, und er befindet ſich zu wohl, als daß ich auf eine ſo ſchnelle Auflöſung des Knotens rechnen könnte.“

Sie brachte den übrigen Abend auf ihrem Zimmer, mit der Gräfinn von Senonville zu, die ausgeſagt hat, daß ſie an Madame Tiquet nicht die mindeſte Unruhe noch Zerſtreuung, kurz nichts wahrgenommen habe, was verrathen konnte, daß ſie wüßte, was bald geſchehn ſollte.

Herr Tiquet war bey bey ſeiner Nachbarinn, der Frau von Villemur. Die Gräfinn Seneuville hatte ſich vorgenommen, nicht eher wegzugehn, bis Herr Tiquet zu Hauſe und zu Bette ſeyn würde, um ihm den kleinen Poſſen zu ſpielen, daß er aufſtehn, und ihr die Thüre aufſchließen müße. Da er aber dieſen Abend bey Frau von Villemur länger als gewöhnlich verweilte, ſo ward die Gräfinn des Wartens überdrüßig und ging fort.

Die Bedienten des Herrn Tiquet fingen an, unruhig zu werden, daß ihr Herr ſo lange über ſeine gewöhnliche Zeit ausblieb, als auf der Straße verſchiedne Piſtolenſchüße geſchähn. Sie eilten auf den Lärm herzu, und trafen ihren Herrn verwundet an. Er war nicht tod, wollte aber nicht in ſein Haus gebracht ſeyn, ſondern ließ ſich zu Frau von Villemur ſchaffen. Sobald Madame Tiquet von dieſem Unglücksfall hörte, lief ſie in das Haus der Villemur; allein Herr Tiquet wollte ſie weder ſehn noch ſprechen. Er hatte fünf Wunden empfangen, von denen aber keine tödlich war. Die gefährlichſte war nah am Herzen, das jedoch nicht verletzt wurde, weil, nach der Bemerkung des Wundarztes, der ihn verband, es ſich im Schrecken zuſammengezogen hatte, und ſo in dem Augenblick des Schußes nicht ganz den Raum füllte, den es von Natur einnehmen ſollte.

Man holte den Commiſſarius des Viertels, um Herrn Tiquets Ausſage anzuhören. Dieſe Magiſtratsperſon fragte ihn, wer ſeine Feinde wären? Ich habe keine andre Feinde als meine Frau, gab er zur Antwort. Dieſe Antwort lenkte allen Verdacht auf ſie, und es wurde die Procedur darnach abgemeßen.

Madame Tiquet begab ſich den andern Tag zur Gräfinn von Aunoy. Die Aſſemblee war, wie gewöhnlich, ſehr zahlreich. Madame Tiquet, die dieſes wußte, ging mit gutem Vorbedacht dahin, um zu erfahren, was man in der Stadt von ihres Mannes Begebenheit denke? Ihr Betragen und ihre Reden gaben nicht die mindeſte Blöße. Man mogte ſie noch ſo ſcharf beobachten, man konnte nichts an ihr bemerken, als die Symptomen von Gram, den ihre Lage ihr, moraliſcherweiſe, einflößen mußte. Die geſchickteſte und in ihrer Kunſt erfahrenſte Aktrice, würde keine vollkommnere Täuſchung haben hervorbringen können.

Kennt Herr Tiquet ſeine Mörder nicht? fragte ſie die Gräfinn von Aunoy. — „Ach! antwortete Madame Tiquet, wenn er ſie auch kennte, würde er ſie doch nicht kennen wollen. Ich bin's, die man jetzt meuchelmörderiſcher Weiſe zu tödten ſucht." — Man ſollte, erwiederte die Gräfin, ſich des abgedankten Thürſtehers verſichern, auf ihn wirft das Publicum einſtimmig ſeinen Verdacht.

Kaum war ſie zu Hauſe, ſo wurde ſie erinnert, ſich mit der Flucht zu retten, weil ſie unfehlbar in Verhaft würde genommen werden. Dieſe Warnungen verdoppelten ſich ganze acht Tage. Endlich am achten Tage kam ein Theatinermönch zu ihr, und ſagte ihr, daß ſie keinen Augenblick zu verlieren habe; daß ſie in kurzem eine Gefangene ſeyn würde, und daß ihr nur noch ſo viel Zeit übrig ſey, geſchwind dies Tehatinermönchs-Kleid überzuwerfen, das er ihr überreichte, und ſich in die Portchaiſe zu ſetzen, die im Hofe auf ſie wartete, und die ſie an einen Ort bringen würde, wo eine Poſtchaiſe und vertraute Leute bereit ſtünden, ſie ſicher nach Calais, und von da nach England zu führen. Madame Tiquet gab zur Antwort: „Fliehn iſt das Hülfsmittel der Schuldigen; mich „ſchützt meine Unſchuld. Von Herren Tiquet ſtammen „alle die ehrenrührigen Gerüchte her, die man gegen mich

„zu verbreiten ſucht: mein Mann will mir dadurch ein Paniſches Schrecken einjagen, um mich zu verleiten, die „Flucht zu ergreifen, und ihn in den Beſitz meines Vermögens zu ſetzen. Allein es ſoll ihm nicht gelingen.“ Sie dankte dem Theatinermönch, und beharrte auf ihrem Entſchluß, den Ausgang abzuwarten.

Den folgenden Tag bekam ſie einen Beſuch von der Gräfinn von Senonville, und als dieſe bald weggehen wollte, bat ſie Madame Tiquet zu bleiben. „Man wird, ſagte ſie, den Augenblick kommen und mich in Verhaft nehmen, und ich mögte nicht gern mit dieſer Canaille allein ſeyn.“ Kaum hatte ſie dies geſagt, ſo trat der Criminallieutenant Herr Deſſita, in Begleitung vieler Häſcher in ihr Zimmer. „Mein Herr, redete ſie ihn an, Sie hätten es entübrigt ſeyn können, ſich von dieſem Geſindel begleiten zu laßen; ich habe wahrhaftig nicht die Abſicht, zu fliehn; und wenn Sie auch allein gekommen wären, ſo würd' ich Ihnen doch gefolgt ſeyn.“ Sie bat ihn darauf, ihr Zimmer, zur Sicherheit ihrer Effecten, zu verſiegeln, umarmte ihren neunjährigen Sohn, den ſie ſehr lieb hatte, gab ihm Geld zu ſeinen Ergötzlichkeiten, ermahnte ihn, ſich nicht über das zu beunruhigen, was geſchähe, verſicherte ihn, daß ſie ihn bald wieder ſehn würde, und ſtieg mit dem Criminallieutenant ruhig in die Kutſche. Als ſie über den Markt fuhren, begegnete ihr eine Dame von ihrer Bekanntſchaft; ſie grüßte ſie mit ſo vielem Anſtand, als ob ſie eben zum Beſuch führe. Unterdeßen wurde ſie doch etwas unruhig, als ſie das kleine Châtelet erblickte, wo ſie Anfangs hingebracht wurde; nachher that man ſie in das große Châtelet, wo die Unterſuchung gar bald ihren Anfang nahm.

Auguſt Cattelain, aus Gewißensbißen, oder vielleicht aus Aerger, daß er nicht einen Antheil an dem Geibekommen, was nach ſeiner Meinung die neuen Meuchelmörder erhalten hätten, ging freywillig hin, und zeigte an, daß Madame Tiquet ihm vor drey Jahren Geld gegeben habe, um ihren Mann umzubringen, und daß der abgedankte Thürſteher der Unterhändler geweſen ſey. Auf dieſe Denuncirung wurden Cattelain und der Thürſteher gefangen geſetzt, und mit Madame Tiquet confrontirt. Es fanden ſich keine legale Beweiſe vom letztern Meuchelmord, wohl aber genug, um ſie von der Anzettelung des erſtern zu überführen. Dem zu Folge wurde ſie durch den Ausſpruch des Châtelet vom 3. Junius 1699 den Geſetzen und der Anklage des Herrn Tiquet gemäß, verurtheilt: „Auf dem Platz de Greve enthauptet, und ihr Thürſteher gehängen, vorher aber beyde auf die Folter geſpannt zu werden, weil ſie beyde überführt wären, daß ſie ein Complot concertirt und ausgedacht, den gedachten Herrn Tiquet umzubringen, Madame Tiquet auch, zum Behuf dieſes Meuchelmordes, dem Cattelain zu wiederholtenmalen die im Proceß ſpecificirten Geldſummen eingehändigt hätte.“ Das Urtheil erkannte auf Confiſcation ihres Vermögens, und zwar dergeſtalt, daß 10000 Livres dem Könige, 100000 Livres aber dem Herrn Tiquet, als Civilerſatz, Entſchädigung und Koſten, anheimfallen ſollten, ſo daß er lebenslang den Nießbrauch davon hätte, nach ſeinem Tode aber ſie das Eigenthum ſeiner beyden Kinder würden. Mit dem Proceß der übrigen Mitſchuldigen ſollte es bis nach der Hinrichtung der beyden Hauptverbrecher, ſein Bewenden haben.

Herr Tiquet appellirte von dieſem Urtheil, daß es nur 100000 Livres ſeinen Kindern zuerkenne, wovon der Nießbrauch noch überdies ihm zufalle. Er verlangte außerdem noch 15000 Livres.

Das Urtheil wurde, was die Todesſtrafen der beyden Verbrecher betraf, durch ein Arrêt bekräftigt, dem Herrn Tiquet aber, außer den 100000 Livres, noch 20000 zugeſprochen, welche 20000 Livres ihm eigenthümlich zugehören ſollten.

Herr Tiquet war, ſobald ſeine Wunden geheilt waren, mit ſeinem Sohn und ſeiner Tochter nach Verſailles gegangen, um bey Ludwig XIV. um die Begnadigung ſeiner Frau anzuhalten. Da ſie ihm abgeſchlagen ward, ſo begnügte er ſich, bloß auf die Confiscation ihres Vermögens zu dringen: dieſe ward ihm zugeſtanden, allein der der König ſagte, daß Herr Tiquet das Verdienſtliche ſeines erſten Schrittes dadurch verderben hätte. Es war aus der wenigen Zwiſchenzeit, die er bey dieſen verſchiednen Bitten beobachtete, zu augenſcheinlich, daß er mehr vom Eigennutz als von Menſchlichkeit getrieben würde.

Der Bruder der Madame Tiquet, und der Herr von Mongeorge, wandten alles mögliche an, um ihr das Leben zu retten, und vielleicht würde der König ihren Bitten nachgegeben haben, wenn nicht der Erzbiſchof von Paris, Anton von Noailles, dem Monarchen vorgeſtellt hätte, daß das Leben keines Ehemanns mehr in Sicherheit ſeyn würde, ſobald dieſe That ungeſtraft bliebe; und daß der Großpönitentiarius jetzt von nichts höre, als von Eheweibern, die ſich anklagten, ihren Männern nach dem Leben geſtanden zu haben.

Das Arrêt war den Tag vor dem Frohnleichnamsfeſte gegeben, und die Vollſtreckung, dem Gebrauch nach, dem Châtelet überlaßen worden, wohin man Madame Tiquet ſogleich brachte. Wegen der Ruhaltäre auf den Straſſen, wurde die Execution bis auf den Freytag verſchoben. Schon um fünf Uhr des Morgens, führte man Madame

Tiquet in die Folterkammer. Sie wußte den Inhalt des Arrêt noch nicht, und fragte auf dem Wege, ob dieſe Geſchichten nicht bald ein Ende haben würden? — Bald, Madame! antworteten ihre Begleiter.

Als ſie in der Folterkammer angekommen war, wo der Criminallieutenant ſie erwartete, ließ er ſie niederknieen, und befahl dem Greffier ihr das Arrêt vorzuleſen. Sie hörte dieſes ſchreckliche Urtheil, dem Aeußerlichen nach, eben ſo kaltblütig an, als ob dies alles nicht ſie, ſondern jemand Fremdes, angegangen wäre. Der Criminallieutenant hielt darauf eine ſehr pathetiſche Anrede an ſie, worin er ihr vorſtellte, welch ein Unterſchied zwiſchen ihren vorigen glücklichen, im Wohlleben und Ueberfluß verträumten Tagen, und dieſem Tage des Schreckens ſey, wo ſie ihr Leben durch einen ſchimpflichen Tod endigen ſolle. Er ermahnte ſie darauf, einen guten Gebrauch von der wenigen Zeit zu machen, die ſie noch übrig habe, und ſich durch das Geſtändniß ihres Verbrechens, und die Entdeckung ihrer Mitſchuldigen, die Schmerzen der Tortur zu erſparen, zu der ſie verurtheilt ſey.

„Mein Herr, antwortete ſie, ich fühle recht gut, was für ein Unterſchied zwiſchen den glücklichen Tagen, deren Sie erwähnen, und dem heutigen iſt. Jetzt liege ich vor Ihnen als eine Bittende, auf den Knieen, und Sie erinnern ſich wohl, daß wir vor Zeiten ganz andre Rollen hatten, und in einer ganz andern Stellung vor einander erſchienen. Aber ich bin weit entfernt, vor dem Augenblicke zu beben, der mir mein Leben rauben wird, ich betrachte ihn vielmehr als den, der meinem Unglücke ein Ende macht, und Sie werden mich mit eben der Standhaftigkeit, die ich auf dem armen Sünder Stühlchen, und bey Anhörung meines Urtheils bewieſen habe, das Schaffot beſteigen ſehen. Doch nie ſoll die Furcht vor einigen Schmerzen,

zen mir das Geſtändniß einer That abzwingen, an der ich unſchuldig bin.“

Der Criminallieutenant, der ſich nicht enthalten konnte, herzliches Mitleiden mit einem Frauenzimmer zu haben, das er ehmals geliebt hatte; und vielleicht noch liebte, beſtürmte ſie von neuem mit Bitten und Ermahnungen, um ihr mehrere Leiden zu erſparen. Da er aber ihren Starrſinn nicht überwinden konnte, ſo ſah er ſich endlich gezwungen, ſie auf die Folter bringen zu laſſen. Doch beym zweyten Waſſerſturz bat ſie um Gnade, und geſtand Alles. Man fragte ſie, ob Herr von **Mongeorge** nicht Theil an ihrem Verbrechen genommen habe? **Ach! rief ſie, ich hütete mich wohl, ihm etwas davon zu vertrauen, ich würde ſeine Achtung unwiederbringlich verlohren haben!**

Der Herr **de la Chetardi**, Pfarrer zu St. Sulpice, trat nun zu ihr; ſie äußerte ſehr Chriſtliche Geſinnungen, und trug ihm auf, ihren Mann in ihrem Namen um Vergebung zu bitten.

Ganz Paris war mit dieſem Prozeß beſchäftigt, und als man vernahm, daß er ſich mit der Hinrichtung der Madame Tiquet endigen werde, ſo wollte jedermann Fenſter in den Häuſern am Greveplatz, miethen. Das Gedränge in den Gaſſen, welche Madame Tiquet paſſiren mußte, war ſo groß, daß verſchiedne Perſonen erdrückt wurden. Sie war an dieſem Tage ganz in Weiß gekleidet, und dieſe Kleidung hob ihre natürliche Schönheit noch mehr. Sie hatte ihre Mütze in's Geſicht gezogen, um ſich die Verlegenheit zu erſparen, in der ſie ſo viele auf ſie gerichtete Augen geſetzt haben würden. Die rührenden und pathetiſchen Ermahnungen des Pfarrers von St. Sulpice gaben ihr den Muth wieder, der ſie verlaſſen hatte. Sie ſchob die Mütze aus dem Geſichte, und blickte das Volk mit einem modeſten, aber feſten und gewiſſen Blick an. Der Thürſteher war mit ihr auf Einem Karrn. Sie bat ihn um Verzeihung, daß ſie ihn zu der Miſſethat verleitet habe, die ihn jetzt an den Galgen brächte. Gegen Abend um fünf Uhr, kam ſie auf dem Platz la Greve an. Es regnete in dem Augenblick ſo ſtark, daß man mit der Execution warten mußte, bis der Sturm vorüber ſey. Sie blieb auf ihrem Karrn, und hatte beſtändig die Zurüſtung zu ihrer Hinrichtung, und einen ſchwarzen, mit ihren eignen Pferden beſpannten Wagen im Geſicht, der ihren Leichnam erwartete. Dies alles erſchütterte ſie nicht. Mit eben der Standhaftigkeit ſah ſie auch ihren Thürſteher aufknüpfen. Als nun die Reihe an ſie kam, auf das Blutgerüſte zu ſteigen, reichte ſie ihre Hand dem Scharfrichter, um ſich helfen zu laſſen, und brachte ſie vorher aus Höflichkeit an ihren Mund, ehe ſie ihm ſie gab. Auf dem Schaffot küßte ſie den Klotz, legte ihre Haare und ihre Coeffure mit einer bewundernswürdigen Geſchicklichkeit und Geſchwindigkeit in Ordnung, und reichte den Hals ſelbſt dar. Der Scharfrichter wurde von ihrer Schönheit ſo bewegt und außer ſich geſetzt, daß er ſie fehlte, und fünfmal hauen mußte, ehe er den Kopf vom Rumpf trennen konnte.

Man ließ dieſen Kopf einige Zeit auf dem Schaffot, um ihn dem Volk zu zeigen. Seine Züge waren nicht verändert, und nie hatte man ſo etwas ſchönes geſehn, ob ſie gleich damals ſchon 42 Jahr alt war. Der Mann ließ den Körper zu St. Sulpice mit allem Trauergepränge beerdigen. Die Confiſcation, die er erhalten hatte, tröſtete ihn bald.

Während der Hinrichtung ſpatzirte der Herr von Mongeorge im Park von Verſailles, traurig auf und ab. Den Abend ſagte der König zu ihm, er ſey erfreut, daß die Ausſage der Madame Tiquet ihn bey dem Publicum gerechtfertigt habe, und verſicherte ihn zu gleicher Zeit, daß er ihn ſtets von allem Verdacht frey geſprochen habe. Das Verbrechen und die Hinrichtung ſeiner Geliebten, hatten dieſen unglücklichen Liebhaber nicht geheilt. Er bat und erhielt die Erlaubniß, acht Monate lang außer dem Königreiche mit ſeinem Kummer reiſen zu dürfen. Jederman ſchätzte und bedauerte ihn. Jederman verachtete auch den Herrn Tiquet, und konnte es ihm nie verzeihen, daß er einen ſolchen Augenblick genutzt hatte, ſich des Vermögens ſeiner Frau zu bemächtigen. Auguſt Cattelain, der Angeber, wurde auf beſtändig zu den Galeeren verdammt.

X.

IX.

Miſcellaneen.

I.

Rundgeſang.

Aus dem Franzöſiſchen.

Es iſt geſchehn um mich, denn Iſabelle
Befiehlt, ich ſoll nicht über ihre Schwelle,
Bis ich gemacht den ſchönſten Rundgeſang.
Ach, dies verſetzt den Athem ſtundenlang!

Was? dreyzehn Reihn, acht auf elle, fünf auf ang?
So leicht bau' ich ein Schiff für Sturm und Welle.
Doch hier ſind VI. und I. Stück zu dem Sang!
Ich ſchwör', aus Liſt, bey Scherz und [illegible]
Es iſt geſchehn!
Oh! fänd ich jetzt in meines Hirnes Zelle
Fünf Verſe nur, ſo käm' ich von der Stelle!
Schon iſt hier XI.! (mir iſt nicht mehr ſo bang)
Die XII. nun! (ſie fügt ſich ohne Zwang)
Die XIII. ruft von Hippokrenens Quelle: —
„Es iſt geſchehn!“

2.

Beſtändigkeit und Treue.

Von einer Dame.

Man iſt beſtändig, wenn man in ſeiner Liebe beharrt; treu, wenn man nur Einer Perſon zu gefallen ſucht.

Der Liebhaber, der aufhört zu lieben, iſt unbeſtändig; der, welcher einer andern ſchön thut, untreu. Unbeſtändigkeit kann zwiſchen zwey Perſonen ſtatt finden, Untreue aber erfordert immer drey.

Von einem Unbeſtändigen erwartet keine Liebe mehr, allein einen Ungetreuen könnt ihr hoffen wieder zurückzubringen.

Aus einer gewiſſen Diſpoſition des Herzens iſt man beſtändig; allein treu kann man nur aus Grundſätzen und Pflicht ſeyn. Man ſagt von Liebhabern, daß ſie beſtändig, und von Ehmännern, daß ſie treu ſind.

Die Zeichen von Beſtändigkeit behagen der Liebe ſtärker, weil ſie mehr Verhältniß mit ihr haben; die Beweiſe

weiſe von Treue hingegen, ſchmeicheln der Eitelkeit mehr, weil ſie ſich mehr bemerken laßen. Mancher Mann findet ſein Glück in der Ueberzeugung, ſeine Frau treu, und ſeine Geliebte beſtändig zu wiſſen.

Faſt immer führet die Untreue eines Frauenzimmers, daßelbe zur Unbeſtändigkeit. Aber es iſt nichts ſeltnes, Mannsperſonen untreu ohne weitre Folgen, und ohne Verlaßung des Gegenſtandes ihrer Liebſchaft zu ſehn. Die Damen ſündigen mehr gegen Beſtändigkeit, die Mannsperſonen mehr gegen Treue.

Nicht jedermann, der's ſeyn will, iſt in der Liebe beſtändig, weil dieſe ein Sentiment iſt, deßen Entſtehung und Dauer nicht von uns abhängen; aber von ſeinen Handlungen bleibt man ſtets Herr. Man hat alſo ein Recht, über die Untreue der Perſonen zu klagen, die man liebt, hingegen keine, ſich über ihre Unbeſtändigkeit zu betrüben.

Wer ſchwört, beſtändig zu ſeyn, verſpricht immer mehr als er halten kann; wer ſchwört, treu zu bleiben, verſpricht oft mehr, als er halten will.

Die beſtändige Liebe, die man zu einem Frauenzimmer, trotz ihrer Sprödigkeit, gehabt hat, iſt kein Beweis, daß man ihr würde eben ſo treu geweſen ſeyn, wenn ſie gefälliger geweſen wäre.

Die Zeit allein prüft die Beſtändigkeit, Gelegenheit und Umſtände die Treue; man ſagt daher von einer Beſtändigkeit, daß ſie unwandelbar ſey, von einer Treue, daß ſie alle Proben aushalte.

Ein Frauenzimmer, das beſtändig geliebt ſeyn will, muß, um zu gefallen, bloß ſolche Mittel anwenden, die ſtets in ihrer Macht ſtehn. Eine Frau, die ihren Mann treu erhalten will, muß alle Kunſt aufbieten, in ihm nur ſolche Wünſche und Begierden anzufachen, die ſie allein zu ſtillen vermag.

3.

Ueber die Heucheley.

Aus dem Engliſchen des Shenſtone.

Wenn die Heuchler nicht auf eine außerordentliche Heiligkeit Anſpruch machten, ſo würde ihr Mangel an Verdienſten weniger in die Augen fallen; aber die Anſprüche, die ſie machen, ſetzen ihre Charaktere der Unterſuchung aus. Leute, die für Lichter der Welt angeſehen ſeyn wollen, müſſen es erwarten, die Augen der Welt auf ſich zu ziehn. Ein kleiner Flecken iſt leichter an ihnen zu entdecken, und mit Recht an ihnen lächerlicher, als ein viel größerer an ihren Mitmenſchen. Ein kleines Vergehn von ihnen, giebt uns auch oft einen Faden in die Hand, der uns durch die verworrenſten Labyrinthe und durch die dunkelſten Schlupfwinkel ihres Charakters leitet.

So offenbar dieſes iſt, ſo ſehn wir doch oft, daß ſich die Menſchen in eben dem Maaße des äußern Scheins befleißigen, in dem ſie die Tugend vernachläßigen. So wie Religion in der einen Schaale ſinkt, ſteigt Gleißnerey in der andern.

Vielleicht giebt es keinen beßern Schlüſſel, um Heucheley zu entdecken, als eine tadelſüchtige Gemüthsart. Der Mann, der wahre Tugend beſitzt, weiß, wie ſchwer es iſt, ſie zu erlangen, und iſt folglich geneigter, Mitleid mit andern zu haben, denen das Beſtreben darnach mißlingt. Der Heuchler hingegen, der nie den dornichten Pfad betreten hat, iſt weniger geneigt, diejenigen zu bedauren, die von demſelben auf den Blumenweg abgewichen ſind. Er verſpottet das unglückliche Opfer, ohne ſich ein Gewiſſen daraus zu machen, ja ſogar mit einer Art von Triumph, ohne zu bedenken, daß das Laſter der eigentliche Gegenſtand des Mitleidens, und daß Tadelſucht allerdings eine viel ſchlimmere Eigenſchaft iſt, als irgend eine, über die ſie ſich luſtig machen kann.

Clelia ward in England um die Zeit der Revolution von Katholiſchen Eltern gebohren. Sie ſchien von Natur zur Liebe gebildet, nach ihren äußerlichen Reizzen zu urtheilen; beurtheilte man ſie aber nach ihrem Betragen, ſo hätte man ſie eben ſo von Natur ganz abgeneigt dagegen nennen ſollen. Zahlreich waren die Herren von der galanten Art, die ſich bemühten, ihre Vorurtheile zu beſiegen, und ihr Betragen mit ihrer Bildung in Uebereinſtimmung zu bringen. Perſonen von Rang, Vermögen, Gelehrſamkeit, Talenten, Jugend, und Schönheit bewarben ſich um ſie, auch hatte ſie keine Urſache, ſich über die Liebe in Anſehung der Geſtalten zu beklagen, unter denen ſie ihr erſchien. Doch vergebens waren alle Bemühungen. Religion war ihr einziger Gegenſtand, und ſie ſchien feſt entſchloßen, ihre Tage in dem harten Leben des ſtrengſten Kloſters zuzubringen. In dieſer Abſicht ſuchte ſie ſich eine Aebtißinn aus, die einem Nonnenkloſter in Languedoc, einem kleinen Convente, vorſtand, der ſich durch außerordentliche Proben von Selbſtverläugnung vorzüglich auszeichnete. Die Aebtißinn ſelbſt ſtellte eine Perſon vor, bey der die Keuſchheit in der That kein großes Verdienſt zu ſeyn ſchien. Ihr Charakter war bekannt genug, ehe ſie zu der Aufſicht über dieſe kleine Geſellſchaft gelangte. Ihre Tugenden waren in der That ſo beſchaffen, wie ſie ſie ihren Umſtänden am gemäßeſten fand. Ihr Faſten war die Wirkung des Geizes, und ihre Andacht eine Folge des Spleens. Sie betrachtete eine wohlfeile Haushaltung als den größten Lohn der Frömmigkeit, und rechnete die Verſchwendung zu den ſieben Todſünden. Sie wußte, daß Säcke wohlfeiler ſind, als Stoffe, und Aſche wohlfeiler, als wohlriechender Puder.

Ihr Herz ſympathiſirte mit jedem Glas, das zerbrochen ward, und bey jedem häuslichen Unglück ſtellte ſie ein Faſten an. Sie hatte ihre Speiſekammer in ein Studierzimmer verwandelt, und der größte Theil ihrer Bibliothek beſtand aus Tagebüchern über die Faſttage. Durch dieſe Mittel und durch dieſe Lebensart ſchien ſie eine eben ſo große Sicherheit vor unordentlichen Begierden zu genießen, als vermuthlich die Perſonen genoßen, die mit ihrem Lächeln, oder ihrem Umgang begünſtigt wurden.

Von ihr ward Clelia angenommen, und legte nach überſtandnem Probejahr den Schleier an.

Unter vielen andern, die ſich um ihre Bekanntſchaft beworben hatten, ehe ſie ein Mitglied dieſes Kloſters ward, war auch Leander, ein junger Arzt von groſſer Wißenſchaft und großem Scharfſinn. Seine perſönlichen Vorzüge waren denen aller ſeiner Nebenbuhler wenigſtens gleich, ſeine Leidenſchaft aber viel größer. Er benutzte zu ſeinen Abſichten alles, was Witz, von Liebe begeiſtert, ihm eingab, und ſuchte ſich durch ein glänzendes Aeußerliches zu empfehlen; aber umſonſt, ſie ward unwillig über Bewerbungen, denen ſie nie Gehör zu geben entſchloßen war, und denen ſie auszuweichen ſo ſchwer fand.

Aber jetzt, nachdem Clelia den Schleier angenommen hatte, war Leander der unglücklichſte Sterbliche. Er hatte von der Heiligkeit und dem Religionseifer ſeiner Schönen keinen ſo hohen Begriff, als mancher andre von ihren Anbetern, aber von ihrer Schönheit, und von der Unwiderſtehlichkeit derſelben war er überzeugt. Seine ausſchweifende Leidenſchaft hatte bey ihm eine Eiferſucht erzeugt, die nicht leicht getäuſcht werden konnte.

Er hatte bemerkt, daß ſeine Geliebte öfter zu ihrem Beichtvater, einem jungen blühenden Geiſtlichen ging, als vielleicht bey ſo viel anſcheinender Frömmigkeit nöthig war, oder als, wie er glaubte, damit übereinſtimmte. Dies war genug, einen Liebhaber auf die Folter zu ſpannen, und dieſe Wirkung that es auch bey Leandern. Sein Argwohn ward keinesweges vermindert, als er fand, daß das Kloſter, dem Clelia den Vorzug vor allen andern gegeben hatte, ein ſolches war, wo dieſer junge Mönch den Beichtſtuhl verſah.

Es ereignete ſich, daß dieſer junge Arzt zu der Aebtißinn geholt ward, und ſo hatte er dann eine Gelegenheit mehr, Clelien durch das Gitter zu ſehn.

Sie, voller Entſetzen über ſeinen Anblick, brach in eine plötzliche Wuth aus, zog heftig über ſeine Kühnheit loß, und rufte laut die Jungfrau Maria, und den heiligen Mönch um Beyſtand an. Kurz, das ganze Kloſter gerieth in Aufruhr, und es war nicht möglich, Clelien zu beſänftigen, als bis der Beichtvater geholt ward, um durch gehörige Vorſtellungen die Unruhe zu ſtillen, die dieſe unerwartete Zuſammenkunft bey ihr erregt hatte.

Leander ward täglich mehr überzeugt, daß etwas mehr als mündliche Unterredung zwiſchen Clelien und dem Mönche vorgehe. Doch glaubte er ſich immer noch nicht genug berechtigt, es zu entdecken, bis ein ganz ſonderbarer Zufall ihm Gelegenheit gab, einen noch triſtigern Beweis zu bekommen.

Der Beichtvater hatte einen geliebten Hund; dieſen hatte er ſeit einiger Zeit verloren, und nun erfuhr er endlich, daß man ihn in einem benachbarten Dorfe todtgeſchlagen hatte, weil er ganz offenbar toll geweſen war. Der Mönch betrübte ſich Anfangs nicht ſehr darüber, aber bald fiel ihm ein, daß der Hund gerade an dem Tag vorher, ehe er entlaufen war, ihn in die Finger gebißen hatte. Er hielt es für rathſam, einen Arzt darüber zu Rathe zu ziehen, und Leander war der nächſte, den er fragte. Dieſer ſagte ihm ganz offenherzig, daß alles, was er ihm verordnen könnte, nicht ſo bewährt wäre, als das Untertauchen in Seewaßer. Der Mönch trat daher ſogleich den folgenden Tag ſeine Reiſe an, indes daß Leander, nicht ohne ſchadefrohes Vergnügen, folgende Zeilen an Clelien ſchickte:

„Schönſte Clelie!

„Ob ich Sie gleich bis zum Raſendwerden liebe,
„ſo kann ich doch nicht umhin, zu argwohnen, daß Sie
„Ihrem Beichtvater Gunſtbezeugungen zugeſtanden ha-
„ben, die Sie viel anſtändiger Leandern eingeräumt
„hätten. Alles, was ich noch darüber zu bemerken ha-
„be, iſt dies, daß verliebte Zuſammenkünfte von der
„Art, wie Sie mit dem Pater Lorenz gehabt haben,
„Sie mit ihm in gleiche Nothwendigkeit ſetzen, Ihre
„Zuflucht zum Seewaßer zu nehmen. Leben Sie wohl!“

Leander.“

Man denke ſich Clelien ſchuldig, und ſtelle ſich dann ihre Beſtürzung vor. Darüber zu lachen, half nichts, und den Arzt zu tadeln, war ungereimt, da ſie ſich in der Nothwendigkeit befand, ſeinen Rath zu befolgen. Sie entdeckte dem ganzen Convent die Reiſe, die ſie vorhatte, und die Urſache derſelben. Es wäre zu grauſam, zu vermuthen, daß ſich der ganze Convent in gleicher Nothwendigkeit mit der armen Cleile befunden habe. Indeßen hielt es doch der größte Theil derſelben für ſchicklich, ſie zu begleiten. Einige reiſten zur Geſellſchaft mit, andre zur Motion, andre zum Zeitvertreib, und die Aebtiſſinn ſelbſt ging mit als Beſchützerinn ihrer Heerde, und aus Theilnehmung an ihrem Unglück.

Was Leander von dieſer Entdeckung für Gebrauch gemacht habe, iſt nicht bekannt. Vielleicht, nachdem es ihm gelungen war, den Heuchler zu verjagen, gab er ſich eben keine ſonderliche Mühe, die Sünderinn zu bekehren.

4.

Der Moralkrämer.

Eine Fabel aus dem Rußiſchen des Sumorokoff.

Es war einmal ein gewißer Sittenreformator, ein erklärter Freund voll Größe der Seele. Er tröſtete und richtete die Traurigen auf. Alle ſeine Nachbarn betrachteten ihn als einen groſſen Mann, und ſeine Ausſprüche galten ihnen für Geſetze. War einer beſtohlen worden, hatte einer ſein Weib oder Kind verloren, lebte die Unſchuld unter dem Drucke: ſo war, nach ſeiner Meinung, dies Alles nichts weniger als ein Uebel oder Unglück. Er hatte eine junge Frau. Ob ſie ſchön war, weiß ich nicht; in den Augen eines Liebhabers, wird auch die Nachteule zur Göttinn. Aber der Tod kehrt ſich wenig an Liebe, und zählt die Jahre nicht. Ihm iſt es gleich, ob er den Onkel oder den Neffen trifft. Er pflückte das Weib unſers Sittenſprüchlers in der Blüthe ihrer Jugend. Dieſer wußte ſich vor Verzweifelung nicht zu laßen; er raufte ſich die Haare aus, zerſchlug ſich das Geſicht, und erfüllte die Luft mit Geſchrey und Wehklagen. Die Nachbarn eilten herbey. Erinnre dich doch, ſagten ſie, was du uns ſo oft vorgepredigt haſt. Ach, antwortete er, als ich euch die guten Lehren gab, und euch Muth empfahl, wart ihr's, denen die Weiber geſtorben waren, aber jetzt bin ich's, der ſein Weib verlohren hat!

5.

An die Muſik.

Die du das Herz belebeſt,
Die du den Geiſt erhebeſt,
Der Harmonieen Göttinn,
Dich preiſet mein Geſang! — —
Bald hallen deine Lieder
Uns die Empfindung wieder,
Die bey dem Reitz der Schöpfung
Die Seele ganz durchdrang;
Bald ſtärkeſt du in Chören
Der Weisheit hohe Lehren;
Bald ſteigen deine Töne
Zu Freundſchaftshochgeſang;
Bald liſpelſt du von Freuden,
Von namenloſen Freuden,
Wenn uns mit ihren Roſen
Der Liebe Hand umſchlang. — —
Die du das Herz belebeſt,
Die du den Geiſt erhebeſt,
Dich, Zauberinn der Töne,
Dich preiſet mein Geſang!

(Einer Compoſition von Bachs untergelegt).

iographie.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Connetable Anna von Montmorency. 136.

ahre Geſchichte ſtatt Roman.

Die Verbrecherinn aus Liebe. 145.

iſcellanien.

1. Rundgeſang. Aus dem Franzöſiſchen. 159.
2. Beſtändigkeit und Treue. Von einer Dame. 160.
3. Ueber die Heucheley. Aus dem Engliſchen des Shenſtone. 162.
4. Der Moralkrämer. Eine Fabel aus dem Ruſſiſchen des Sumorokoff. 167.
5. An die Muſik. 168.

---

m **Weyerſchen** Verlage ſind in der Jubilate-Meſſe 1787 folgende Schriften erſchienen:

Olla Potrida 1786 4tes, 1787 1ſtes und 2tes Stück. gr. 8. à 10 Gr.

Neue Quartalſchrift zum Unterricht und zur Unterhaltung aus den neuſten und beſten Reiſebeſchreibungen gezogen. 1786 4tes, 1787 1ſtes Stück. gr. 8. à 10 Gr.

Voltairs ſämtliche Schriften. 6ter und 7ter Band. 8. à 1 Rthlr. 8 Gr.

— —. Verſuch einer Schilderung der Sitten und des Geiſtes der Nationen, wobei die Hauptthatſachen in der Geſchichte von Karl dem Groſſen an bis zu Ludwig XIII. aufgeſtellt werden. 3ter und 4ter Theil. 8. à 1 Rthlr. 8 Gr.

Prüfung der Schrift: Was iſt für, und was iſt wider die Generaltabacksadminiſtration zu ſagen? 8. 4 Gr.

6) Die geheime Geſellſchaft oder die Freymäurer. Eine Ko
mödie in einem Acte. gr. 8. 3 Gr.
7) Cours théorique & pratique de langue & de Litteratu
Françoiſe par J. C. de la Veaux. Cahiers XI. & XI
gr. 8. 16 Gr.
8) Bemerkungen über die Schädlichkeit der bei den Bau
gewöhnlichen Hütung und die Mittel, ſie allgemein ab
ſchaffen. 8. 4 Gr.
9) Des Philoſophen von Sansſouci ſämtliche Werke, 3
Band. 8. 1 Rthlr. 6 Gr. wird in 4 Wochen fertig.
10) Neuſter Wegweiſer durch ganz Europa; oder ausfüh
liche Anweiſung, wie die vornehmſten Europäiſchen Lä
der zu bereiſen ſind; nebſt allen dazu erforderlichen Ken
niſſen, in Abſicht der Poſtcourſe, der vornehmſten Stä
und ihrer Merkwürdigkeiten, und endlich der Münz
Maaße und Gewichte. Ein bequemes Taſchenbuch fü
Reiſende. 8. 20 Gr.

Seit dem Anfange des Monath Februars wird d
Allgemeine Polizische Zeitung auch in allen anſehnli
chen Buchhandlungen broſchirt verkauft, mit dem Tite
J. E. Fabri, Prof. der Geogr. und Statiſtik ꝛc. Hi
ſtoriſche polit. ſtatiſtiſche Nachrichten v. J. 1787
Die Hauptcommiſſion von dieſen hat die Beerſche Buch
handlung in Leipzig, welche ſie auf Verlangen halbm
nätlich verſendet. Die wöchentliche Intelligenzbeilage
welche, außer den litterariſchen, gerichtlichen und a
dern Bekanntmachungen, auch beſonders eine Anzeig
der merkwürdigſten Staatsſchriften von den neueſte
deutſchen Reichstags- Reichshofraths- und Reich
kammergerichtsangelegenheiten liefert, wird den bro
ſchirten Exemplaren ebenfalls beygelegt. Der Laden
preis vom ganzen Jahrgange iſt in nähern Gegenden
4 Rthlr. in Golde. Poſttäglich erhält man ſie durch
alle löbl. Poſtämter, Zeitungsexpeditionen und In
telligenzcomptoire. Jena, den 16ten März 1787.

Maukiſche Offizin.

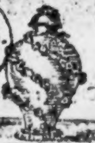
No. 2.

Olla Potrida.

1787.
Zweytes Stück.

Berlin
in der Meyerſchen Buchhandlung.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.



Inhalt.

Gedichte. [illegible]

Auszüge.

Ueber einige öffentliche [illegible] der Schotten. (Aus Tophams Briefen.) 10.

Abhandlungen und vermischte Aufsätze.

1. Briefe aus der Schweiz. 1786. [illegible]
2. Ueber das Spiel. (Aus dem Französischen einer Dame [illegible] von N.) 18.
3. Roderich. [illegible]

Naturgeschichte.

Das Moose-Deer. (Aus dem Englischen des Pennant.) [illegible]

Anekdoten. [illegible]

Biographie.

Leben des Englischen Dichters Spenser. [illegible]

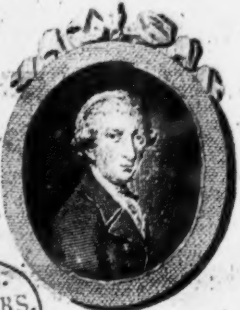
Wahre Geschichte statt Roman.

Verschmähte Liebe, [illegible]

Olla Potrida.

1787.

Zweytes Stück.



A.G. MEISSNER.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

I.

Gedichte.

I.

Das glückliche Ehepaar.

Eine comiſche Erzählung.

Daß oft die Ehen nicht gelingen,
So zärtlich auch – als Freyer – ſonſt der Mann,
So liebevoll, als Braut, die Frau Gemahlinn war,
Iſt ſchon ein alter Satz. – Zu vielen andern Dingen,
Die ſich verändern, rechnet man
Mit Recht auch unſer Herz. Ein Jahr
Verſtreicht noch wohl den jungen Eheleuten,
Daß ſie ſich wenigſtens um keine Kleinigkeiten
Und Poſſen mit einander ſtreiten;
Das liebe Flitterjahr, worin noch beyde ſich
Nicht lau, nein! ſeeleninniglich
Mit treuer Liebe für einander küſſen,
Und beyde ſich noch ganz zu feſſeln wiſſen,
Worin die Frau dem Mann noch zu Gefallen lebt,
Und dieſer ſich ganz ſo zu ſeyn beſtrebt,
Als ſie es wünſcht. –

Doch dieſes Jahr,
Wenn ja die Ehe noch ſo glücklich war,
Denn ſelten daurt ihr Glück ein ganzes Jahr,
Iſt bald, ach! gar zu bald verſchwunden,
Und nachher ſtellen ſich die Stunden
Des Ueberdruſſes ein. Man kennt ſich zu genau!
Da liegt's, und dabey denkt die liebe junge Frau,
Der gute Herr Gemahl an jede Pflicht
Der Zärtlichkeit und treuen Liebe nicht
So, wie man's wünſcht. Der Ehemann
Verlangt — — vielleicht mit Recht — — allein
Des Hauſes Herr, und Herr der Frau zu ſeyn;
Das aber ſteht der guten Frau nicht an.
Sie will allein die Caſſe führen,
Nach ihrem Mann ſich nicht geniren,
Will manchmal einen Freund — tractiren,
Und mit dem Freunde ganz allein
Bey nächtlich ſtillem Mondenſchein
Im Wäldchen koſen, promeniren,
Will oft zum Mittagstiſch ihr Leibgericht;
Das aber will der Herr Gemahl nun nicht.
Von ſolchen Kleinigkeiten rühren
Denn tauſend Zänkereyen her,
Und kurz, eh' noch ein Jahr
Vergangen iſt, ſo liebt man ſich nicht mehr. — —
Doch, Leſer, ich ſah' einſt ein Paar,
Das liebte ſich — o Wunder! — zwanzig Jahr.
Wie? zwanzig Jahr? nein! nein! das iſt nicht wahr,
So lange hat, ſeitdem es Menſchen giebt,
Seit Adams frommen Eheſtande
Kein einzig Pärchen ſich geliebt.
Das wäre ja für Amorn wahre Schande,
Für Amorn, der ſo gern die keuſchen Ehen trübt. — —
Nun kurz und gut, — ich hab' es ſelbſt geſehen
Dies Muſter höchſtbeglückter Ehen,
Und wünſche dir recht gern ein gleiches Glück.

Ihr Leben floß in ſtillem Frieden,
Weil beyde Streit und Zank vermieden,
Wie in Eliſium dahin.
Dem Mann kam es nie in den Sinn
Auch nur mit einem kalten Blick,
Mit einem Wort ſein liebes Weib zu kränken,
Und niemals ſuchte ſie durch Weibereigenſinn
Des Mannes Freuden einzuſchränken.
Der Herr Gemahl trug ſeines Weibchens Schwächen,
Schien dieſe Schwächen nicht zu ſehn,
Und ſie hingegen ließ, um nicht zu widerſprechen,
Ihn ganz nach ſeinem Kopfe gehn. — —
 Kurz in der ſchönſten Harmonie
Verfloſſen, Stunden gleich, der Ehe goldne Tage, —
Kein einzig Wölkchen trübte ſie. — —
 Doch höre, Leſer! was ich dir
Zuletzt noch im Vertrauen ſage,
Du ſiehſt, daß ich nicht ſchweigen kann, —
Sie — liebte neben ihrem Mann
Des Mannes Secretär, — und neben ihr
Macht der Gemahl ſich ſeinen Zeitvertreib: —
Er liebt des Schreibers ſchönes Weib.

C. J. Pockels.

2.

Der Tropf im Conſiſtorio.

Eine Erzählung.

Es meldeten ſich einſt zwey junge Candidaten
Zum heilgen Predigtamt, und baten
Um ein Examen bey dem Conſiſtorio, —
Mir däucht, es war in einer Stadt am Po. —

Der eine war ein Mann von ſeltnen Gaben,
Mit ſeinem Scotus ganz genau bekannt,
Und Allem, was mit rüſtger Hand
Die Patres einſt geſchrieben haben,
Und drum ging er bereitet und gefaßt
Zur anberaumten Prüfungsſtunde.

Der zwey't, ein ſchwacher Kopf, ſchlich wankend und erblaßt
Vor innrer Furcht, im Hintergrunde
Des Kloſters, wie zum Galgen hin,
Seufzt laut, – ſchwitzt Todesſchweiß, – und zittert,
Wie ein Verbrecher, den die ſtrenge Wächterinn,
Der Stadt, die liebe Policey, ſo eben ausgewittert.

Der Erſte merkt des Armen Höllenpein,
Ermuntert ihn, getroſt zu ſeyn!
Und um die Prieſter zu düpiren,
Im Conſiſtorio nur brav – zu declamiren.
Ein Mittel, das ſo manchem ſchwachen Kopf
Durch ſein Examen half. – „Ach! Freund, das kann ich nicht,“
Erwiderte verzweiflungsvoll der Tropf;
„Ich fühle meines Geiſtes Schwächen,
O könnteſt du doch heute für mich ſprechen!
Wer ſo geſcheid, wie du, von ſeinem Handwerk ſpricht,
So fein Syſtemchen kennt, dem iſt die reichſte Pfründe
So viel als ſchon gewiß; – allein ich armer Mann,
Ich trage jetzt die Strafe meiner Sünde,
Daß ich nie fleißig war, und drum nie hoffen kann,
Ein Aemtchen, ſo wie du, einſt ruhig zu beſitzen“.

Getroſt! erwiderte der Bruder tief gerührt,
Hier iſt mein Rath! ich will dich unterſtützen.
Ich wette, du wirſt ordinirt,
Und heute noch vielleicht als Prieſter eingeführt.
Antworte nur wie ich – und merke dir –
Verſteh mich recht! – du horcheſt vor der Thür,
Was ich, auf die mir vorgelegte Frage,
Den Herren jedesmal zur Antwort ſage,

Denn jene Fragen thun ſie auch an dich,
Mit einem Wort, antworte ſo wie ich!

Jetzt trat der kluge Kopf in Prüfungsſaal hinein,
Und, – um es heute kurz zu machen, –
Weil eben auf ein wildes Schwein,
Und auf ein Faß Burgunder Wein
Der Präſident die Pfaffen invitirt;
So wird auch nur ganz kurz examinirt.

Was würden ſie mit einer Fliege machen?
Fragt man, geſetzt, ſie fiel' in conſecrirten Wein,
In's heilge Blut des Altarkelchs hinein?
Ich würde ſie, ſpricht er, hinunterſchlucken;
Denn ſie vor'm Altar auszuſpucken,
Das würde ja nicht ſchicklich ſeyn. – –
Die Väter fanden dies ſehr richtig,
Und unſern Held zum Prieſteramte tüchtig,
Und wieſen ihm die nächſte Pfründe an.
Nun kam die Reih auch an den Mann,
Der vor der Thür ſo bleich, wie eine Wand,
In größten Todesnöthen ſtand.
Was würden ſie, fragt man, mit einem Eſel machen,
Geſetzt er fiel in's Weihgefäß hinein? – – –
Was ich mit einem Eſel machen?
Erwidert er beſtürzt, – mit einem Eſel ich?
Der in das Weihgefäß – – – ha! ich beſinne mich,
Ich würde – – recht! ich würde ihn verſchlucken;
Denn einen Eſel auszuſpucken,
Das würde ja nicht ſchicklich ſeyn!

C. F. Pockels.

3.

Die gelehrten Reiſen.

Kein Jahr vergeht, daß Eder nicht verreiſt.
Natürlich! denn ſein großer Geiſt
Sucht unterwegs, nach Art der alten Weiſen,
Mit neuer Kenntniß ſich zu ſpeiſen,
Durchwühlt die Bücherſchätze — Nein!
Soll ich die reine Wahrheit ſagen?
Er ſucht zwar Speiſen; aber für — den Magen,
Und für die Kehle leckern Wein.

C. F. P.

4.

Die zärtliche Gattinn.

Mit dir, mein Kind, will ich erblaſſen,
Denn ohne dich wär mir das Leben Quaal!
Sprach Martha zu dem ſterbenden Gemahl.
Er ſtirbt — und ſie? — —
wird ſich ſchon wieder faſſen,
Den todten Mann begraben laſſen,
Und — einen andern freyn,
Denkſt du mein guter Leſer — Nein!
Die brave Frau hielt Wort; der Mann war kaum geſtorben,
So ſtarb auch ſie — o welche Zärtlichkeit!
Vor Aerger, daß ein Trauerkleid
Der Schneider ihr zweymal verdorben.

C. F. P.

5.

Auf die Büſte des dummen Valers.

Ich gleiche ganz dem würdigen Valer –
Mein Kopf iſt hohl, der ſeine leer.

C. F. P.

6.

Media-Noche.

1786.

Sie rollen hin, des Menſchen Jahre;
Klein iſt der Raum bis zu der Baare:
  Genieße den kleinen Zwiſchenraum!
Was hilft's, in Trübſinn ſich zu hüllen?
Laßt frölich uns die Gläſer füllen!
  Das kurze Leben flieht wie Traum.

Bald ſchlägt des Jahres letzte Stunde,
Und aus der frohen Gäſte Munde
  Folgt ihr der Ruf: „es war! es war!“ –
Mit leichtem Herzen durch das Leben
Am Arm der Freundſchaft hinzuſchweben –
  So ſchließe, ſo beginn' das Jahr!

H.

(Nach einer Compoſition vom Hrn. KM. Schridler.)

II.

Auszüge.

Ueber einige öffentliche Luſtbarkeiten der Schotten.

(Aus Tophams Briefen.)

Die öffentlichen Aſſembleen zu Edinburg ſtehn unter der Direction von ſieben Herren und ſieben Damen, die wechſelsweiſe die Tänze anordnen; und eine Dame iſt Ceremonienmeiſterinn. Da der Saal für die Geſellſchaft, die ſich gemeiniglich einfindet, zu klein iſt, ſo iſt es unmöglich, daß ſie alle zu gleicher Zeit tanzen können; um nun allen daraus nothwendig entſtehenden Ungelegenheiten vorzubeugen, muß die Dame, die die Aufſicht hat, die Geſellſchaft nach ihrem Range und Stande in gewiſſe Abtheilungen bringen, ſo daß etwa zwölf Paar in eine Abtheilung kommen. Wenn dieſe Etiquette beobachtet iſt, ſo tanzt die erſte Abtheilung nach denen von der Aufſeherinn empfangenen Billets Menuetten, und ſodann einen Bauertanz mitten im Saal, in welchem rund umher Stühle für die übrige Geſellſchaft ſtehen, damit ſie den Tänzern nicht im Wege ſind. Wenn dieſe getanzt haben, ſo fängt die zweyte Abtheilung an, und dann die dritte, vierte, und ſo fort an nach der Reihe, bis ſie alle ihre Menuetten und einen Bauerntanz getanzt haben; alsdenn fängt die erſte Abtheilung wiederum einen Bauerntanz an, und die andern folgen in voriger Ordnung.

Den Einwohnern dieſer Stadt gefällt dieſe Einrichtung von Aſſembleen ungemein, ſie hat auch wirklich viele Bequemlichkeiten: man tanzt mit der größten Ungezwungenheit, Ordnung und Regelmäßigkeit, da ſie das ganze Zimmer vor ſich haben, nicht gedrängt oder geſtört werden; überdem kennet man gemeiniglich ſeine Geſellſchaft, und eine öffentliche Luſtbarkeit erhält dadurch alle Vortheile einer Privatzuſammenkunft. Nur die jungen Frauenzimmer, die gern tanzen mögen, beklagen ſich, daß ſie dadurch des Vergnügens beraubt würden, weil eine Abtheilung ſelten mehr als zweymal an die Reihe kommt. Der ſchlimmſte Umſtand iſt freylich der, daß man oft gar nicht zum tanzen kommt, wenn nämlich zu viele Abtheilungen da ſind; ich aber für meine Perſon bin der Meinung, daß die Bequemlichkeit, mit der man tanzet, alle Nachtheile überwieget, und es, im Ganzen genommen, die beſte Ordnung einer Aſſemblee iſt.

Wenn die Schottiſchen Mannsperſonen zur Galanterie geneigt wären, ſo gäbe ihnen dieſe Einrichtung die ſchönſte Gelegenheit, die ſie ſich wünſchen könnten, daß ſie ihre Mittänzerinnen den ganzen Abend mit Geſprächen unterhalten können. Aber die Zwiſchenzeit wird nur gar zu oft mit Anmerkungen über die Kleidung und das Tanzen derer, die an der Reihe ſind, zugebracht; und, anſtatt des Liebäugelns, der Seufzer, der Betheurungen der Liebkoſungen, ſitzt die Dame und beneidet das glückliche Geſtirn ihrer tanzenden Freundinn, dahingegen ihr Tänzer vor langer Weile gähnt, bis die Zeit herankommt, da er ſich ſelbſt zeigen kann.

Seitdem ich in **Edinburg** geweſen bin, hat Madam **Murray**, die Schweſter des Lords **Mansfield**, die Stelle einer Aufſeherinn bekleidet; und ſie verwaltet dieſes Amt ſo vortreflich, daß die andern Damen ſich fürchten, es nach ihr zu übernehmen; ſie verdient auch in der That allen möglichen Ruhm. So lange Madam Murray das Publicum mit ihrem Beyſtande beehrt, kann ſich Edinburg keine angenehmere Unterhaltung, als dieſe Aſſembleen wünſchen: ſollte ſich aber ein Vorfall ereignen, dadurch die Stadt ihrer beraubt würde, ſo werden ſie, wie man glaubt, einen beſſern Saal anlegen, und einen ganz andern Plan annehmen.

Ich will nicht unterſuchen, in wie weit es für eine öffentliche Luſtbarkeit beſſer iſt, unter der Anordnung einer Dame zu ſtehen, oder in wie weit das männliche Geſchlecht zu rechtfertigen iſt, daß es den Schönen ſo viel Laſt und Mühe macht: ſo viel kann ich aber aus der Erfahrung verſichern, daß ich nie eine ordentlichere und regelmäßigere Einrichtung gefunden habe, als gegenwärtig hier, auch bin ich niemals auf einer Aſſemblee geweſen, wo das Andenken des Directeurs ſo geehrt und beobachtet worden wäre. Madam Murray begegnet jedem mit der größten Höflichkeit, Umgänglichkeit und Gefälligkeit. Alle Bitten werden angehöret, und ein jedes Verlangen, was billig ſcheint, gewähret.

Die Geſellſchaft hat deſto mehr Urſache, der Madam Murray verbunden zu ſeyn, da es keine beneidenswürdige Stelle iſt. Die Menge, von der ſie ſo gleich, wenn ſie in den Saal tritt, umgeben wird, die ungeſtümen Bitten der alten Jungfern um Chapeaus, und das dringende Geſuch der Liebhaber, mit ihren Geliebten ein Billet in den erſten Abtheilungen zu erhalten, machen die Direction faſt unerträglich, und ich weiß, daß wenige es übernehmen würden, wenn der Eifer und die Bemühungen der Madam Murray nicht allgemeinen Beyfall fänden.

Außer den Menuetten und Bauerntänzen werden auch insgemein an beſondern Stellen im Saal Reels getanzt. Dieſen Tanz weiß ein jeder, aber nur ein Eingeborner kann ihn vollkommen tanzen. Ihre große Geſchwindigkeit, Lebhaftigkeit und Veränderung von Schritten machen ihnen denſelben zu einem höchſtunterhaltenden Tanz: aber einem Fremden iſt das beſtändige Einerley unſchmackhaft und tändelnd, ob man gleich, ſo lange er währet, in Bewegung iſt: dies iſt aber auch in der That die Urſache, weshalb er ſich für die Schotten ſo beſonders gut ſchickt, denn ſie verſtehen nicht viel von der Stellung beym Stillſtehen.

Allemanden und Cotillons werden in öffentlichen Geſellſchaften in dieſer Stadt nicht zugelaſſen, man kennt ſie auch nicht. Die Damen, die ſie in Paris oder London haben tanzen geſehen, wollen ſie nicht gern einführen, denn ſie wiſſen wohl, wie wenig ſie ihrem Lande angemeſſen ſind.

Neulich war ich hier an dem Geburtstage der Königinn auf einer Aſſemblee, wo Madam Murray Ihre Majeſtät vorſtellte, die Oberſtelle einnahm, und die Glückwünſche empfing. Die Anordnung war, wie gewöhnlich, zierlich und anſtändig, und die Geſellſchaft ſo zahlreich, daß nicht die Hälfte der Abtheilungen zum Tanzen kommen konnte. Ich verſichere Sie, daß ich nie einen ſtärkern Anſchein der Treue, nicht einmal zu St. James, noch bey einer öffentlichen Begebenheit mehr Freunde gefunden habe.

Außer den öffentlichen giebt es viele Privataſſambleen, die von Societäten, Clubs oder auf Unterzeichnung gegeben werden, und alle Woche hat man etwas neues. Unter andern geben die alten und verheyratheten Damen eine an die ledigen Frauenzimmer, und theilen ihnen Billets aus, ſich Mittänzer zu beſorgen. Glauben Sie mir, die alten Jungfern bleiben nicht zurück. Jede hat ihren Stutzer aus dem vorigen Jahrhundert, der in ſeinen beſten Kleidern ſeine beſte Menuet herkratzet, und ſich in Gedanken an die Feſte der vorigen Zeiten erinnert.

Zur Dankſagung geben die alten Hageſtolzen gleichfalls einen eben ſo zierlich und artigen Ball, nebſt einer Abendmahlzeit, Gefrornen und allem, was die Schwelgerey erfinden kann. Wenn denn die Damen weggegangen ſind, ſo begeben ſich die Herren nach Landesgebrauch in ein beſonderes Gemach, und opfern Verſtand und Geſundheit auf, um ihrer ſchönen Tänzerinn Geſundheit in vollen Deckelgläſern zu trinken, die, wenn ſie Verſtand hat, dieſe Gewohnheit verſpotten, verdammen und verabſcheuen muß. Aber die Schotten ſind hierin ſo entſchloſſen, daß ſie ſogleich, wenn die Damen weggegangen ſind, ſich entfernen, zuweilen ihre Tanzkleider aus- und andere anziehen, die ſich beſſer zu dem Schweigen und dem Uebermaße ſchicken.

Der allgemeine Tanz allhier, wie ich ſchon oben anmerkte, iſt ein Reel, welcher, um ihn recht zu tanzen, einen ganz beſondern Schritt erfordert, von dem nur das Volk dieſes Landes einen Begriff haben kann. Alle Engländer, von denen ich einen Verſuch geſehen, waren in ihrer Nachahmung ſehr fehlerhaft, und ob die Schotten gleich zuviel Lebensart hatten, als daß ſie öffentlich darüber lachen ſollten, ſo ſahen und fühlten ſie doch das Lächerliche, erwachſenen Mannsperſonen Tanzen zu lehren.

Die Beharrlichkeit, welche die Schöttiſchen Frauenzimmer in den Reels zeigen, iſt eben ſo bewundernswürdig, als ihre vorzügliche Anhänglichkeit an denſelben vor allen andern Tänzen. Bey den lebhafteſten Tönen eines Engliſchen Bauerntanzes ſitzen ſie ganz unbeweglich; aber ſo bald wird nicht eine von dieſen Melodien geſpielt, die meinen Lebensgeiſtern ein wahrer Schlaftrunk ſind, ſo ſpringen ſie, als mit einem neuen Leben beſeelt, in die Höhe, und man ſollte denken, ſie hätten einen elektriſchen Schlag bekommen, oder wären von einer Tarantel gebiſſen. Eine Dame, die eine halbe Stunde vorher unter dem Gewicht eines großen Reifrocks und eines ſchwerfälligen Körpers geächzet hat, wird in dem Augenblick, da eine dieſer Melodien in ihre Ohren erſchallt, von ihrem Stuhle aufhüpfen, und zum großen Wohlgefallen aller Zuſchauer im Zimmer herum fliegen und ſpringen.

Dieſe Melodien wurden urſprünglich auf der Sackpfeife geſpielt: und Sie werden ſich gewiß wundern, wie ein ſo ſchläfriges Inſtrument vermögend ſeyn könne, eine ſo ungemeine Hitze einzuflößen. Die Wirkung, die dieſe Nationaltänze haben, und die Partheylichkeit, die viele Nationen für ſie zu erkennen geben, muß einem Fremden in der That ungemein Wunder nehmen. Ein ſcharfſinniger Schriftſteller ſchreibt, „daß die Wuth und Heftigkeit, mit „der die Spanier den Fandango, den Originaltanz ihres „Landes, tanzen, mit nichts als dem Feuer und dem Eifer der Italiäniſchen Pferde in ihrem Lauf zu vergleichen „iſt, wenn der Schlagbaum von ihnen niedergelaſſen wird“. Dieſe Heftigkeit zeiget ſich auch bey den Schotten, nur müſſen wir für die verſchiedene Hitze der verſchiedenen Himmelsgegenden etwas abrechnen.

Sie wiſſen, daß die jungen Leute in England das Tanzen nur als ein angenehmes Mittel anſehen, zuſammen zu kommen, und ich fürchte, wenn die Galanterie nicht im Spiel wäre, die meiſten unter uns würden es für eine ſehr einfältige Art der Zuſammenkunft halten. Aber die Schotten bewundern den Reel blos wegen ſeines eignen Werths, und man kann mit Recht ſagen, ſie tanzen um des Tanzes willen. Ich bin oft ein träger Zuſchauer dieſer Tänze geweſen, in denen nicht eine einzige anmuthsvolle Bewegung iſt, und die Stunden lang in einer Leyer weggehen. Wie ſehr unterſchieden iſt davon die Allemande! Ein Schotte kommt in den Tanzſaal, als wenn er auf den Exercierplatz käme, tanzt, bis er dem Buchſtaben nach ermüdet iſt, ohne oft einmal ſeine Mittänzerinn anzuſehen, oder zu wiſſen, mit wem er tanzt. In den meiſten Ländern tanzen die Mannsperſonen vorzüglich gern mit einem Frauenzimmer, aber hier habe ich mehr als einmal vier Mannsperſonen ein Reel, dem Anſchein nach, mit eben ſo viel Vergnügen und Eifer tanzen ſehen, als wenn ſie das munterſte Mädchen zur Mittänzerinn gehabt hätten. Der Tanz iſt das einzige, was ihnen Vergnügen macht, und es iſt ihnen nichts daran gelegen, mit wem ſie tanzen.

Ein anderer Nationaltanz iſt eine Art von einer geſchwinden Menuet, oder was die Schotten ein Steaspue nennen. In **England** ſagen wir, wir gehen eine Menuet, aber dies heißt, ſie gallopiren ſie. Die Franzöſiſche Art in der Oper wird von jedermann für beſonders zierlich gehalten, und man glaubt, daß ſie einem hübſchen Frauenzimmer die möglichſte Gelegenheit verſchaft, ihre Geſtalt auf das vortheilhafteſte zu zeigen. Allein bey der Schottiſchen Art iſt alle Anmuth umgekehrt, und ſie hat ein burleskes Anſehen. Blos die Figur der Menuet iſt beybehalten; weiter nichts. Der Schritt und Tact kommen der Hornpipe *) am ähnlichſten. — Und nun will ich's Ihnen überlaſſen, ſich eine Vorſtellung zu machen, wenn eine Mannsperſon in völligen Kleidern, und ein Frauenzimmer mit einem weiten Reifrock, Schleppe, und andern Beſchwerden des Putzes, vor einer groſſen Verſammlung eine Hornpipe tanzen.

Diejenigen, die dieſe Art von tanzen lieben, werden das, was ich geſagt habe, Vorurtheil nennen. Ich ſchmeichle mir, Sie werden nicht ſo denken; denn ich würde mich ihrer Achtung unwerth ſchätzen, wenn ich mich bey irgend einer Sache von dieſer lächerlichen Leidenſchaft hinreißen ließe, am wenigſten würde es bey einer Materie geſchehen, davon man mit Recht ſagen kann: Le jeu ne

faut

---

*) Ein gewiſſer Bauerntanz in England

vaut pas la chandelle *). Aber ohne parthеyiſch für unſer Vaterland, oder für ein andres Land eingenommen zu ſeyn, kann ich ohne Bedenken ſagen: ich habe noch kein Volk geſehen, das ſo ſehr ohne Anmuth getanzt hätte, als die Schotten. Die Schweitzer ſind bey weitem keine feine oder civiliſirte Nation, aber ſie tanzen natürlich, und mit der möglichſten Anmuth, die man ſich vorſtellen kann. Ein junger Bauer und eine Bäuerinn zeigen in einer ländlichen Allemande ſo viel ausdrucksvolle rührende Stellungen, ſo viel feine Wendungen und Figuren, die auf der Bühne allen Beyfall erhalten würden, obgleich ihre muntern geſunden Minen, und ihr lebhaftes Geſicht ihr einziger Schmuck ſind. Die Schotten haben zu ihrer Empfehlung nichts als ihren Enthuſiasmus und ihre Hurtigkeit. Sie würden es für keine Höflichkeit aufnehmen, wenn man ihnen etwas neues zeigen wollte. Sie halten ihre Tänze heilig, und wollen von keiner Neuerung hören. Die Cotillons und andere Franzöſiſche Tänze haben noch keine Reiſe nach Norden gethan.

Inzwiſchen muß man den Frauenzimmern die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie weit beſſer als die Mannsperſonen tanzen. Aber einmal habe ich die Ehre gehabt, einem Reel im Hochlande beyzuwohnen, den drey alte Jungfern tanzten, von denen die jüngſte an die funfzig war, deren Stellungen waren ſo abgeſchmackt, und ihre Lebhaftigkeit ſo abſcheulich, daß man meinen ſollte, ſie feyerten einige mitternächtliche Myſterien, oder wollten den Mond beſchwören.

Die ernſthafteſten Leute, die Prediger ausgenommen, halten es für keine Schande, zu tanzen. Ich habe einen Profeſſor, der des Morgens gelehrt und gute Vorleſungen gehalten,

---

*) Es verlohnt ſich nicht der Mühe, ein Wort darum zu verlieren.

gehalten, am Abend aller ſeiner Ernſthaftigkeit vergeſſen, und nach ſeinem beſten Vermögen tanzen geſehen.

Die Geringen im Volke ſind eben ſo groſe Liebhaber vom Tanzen, als die Vornehmen. Sie haben ihre kleine Geſellſchaften, und beſondere Säle, wo ſie dieſem Vergnügen nachhängen, und oft erholen ſie ſich von den Arbeiten und Beſchwerden des Tages durch einen Tanz. — Eine drollichte Gewohnheit; doch ſie iſt ihnen nicht allein eigen: der Franzöſiſche Bauer thut eben das.

III.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

I.

Briefe aus der Schweitz. 1786.

1.

St. Gallen.

Bis St. Gallen geht der Weg noch ſtets bergan; dieſe Stadt gehört unter die hübſcheſten Schweitzer Städte. Sie hat einen Theil des Handels an ſich gezogen, der vor dieſem zu Koſtnitz blühte, oder vielmehr, die Reformirten der letztern Stadt haben ihn mit nach St. Gallen verpflanzt. Dies iſt die gewöhnliche Folge nothgedrungener Auswanderungen; man verliert nicht allein Menſchen, ſondern auch die Induſtrie, die ſich anderswo anſiedelt, und man legt den Grund zu Städten, die unſre Nebenbuhlerinnen und Mitwerberinnen werden. Der Krieg von 1756 hat die Kaufleute zu St. Gallen bereichert. Man ſtickt hier die feinſten Muſſeline, weiß, golden, farbig und ganz mit Guſto. Es iſt ein angenehmer Anblick zu ſehn, wie ganze Wieſen mit ausgeſpannter Leinwand zum Bleichen bedeckt ſind, und wie der Arbeiter, mit der Gießkanne in der Hand, durch dieſe Bleichen ſorgſam auf und niederwandelt, und, nicht das junge Gras, ſondern dieſe Tücher beſprengt. Dieſe kleine Stadt ſteht mit allen Handelsplätzen in Correſpondenz. Einige von ihren Einwohnern halten ſich zu Lyon, Marſeille, Genua, Cadix, in Holland und England auf; der Handel kommt nicht aus den Familien. Es giebt wenig Städte, die, in Rückſicht auf ihre Kleinheit, ſo reich ſind, wie **St. Gallen**. Die Franzöſiſchen Réfugiés fanden hier nicht ihr Fortkommen. Man wollte ihnen nicht erlauben, eben den Handel zu treiben, aus Furcht, daß dies den Eingebohrnen ſchaden mögte, und beraubte ſich dadurch einer noch größern Bevölkerung und Induſtrie. **St. Gallen** bekommt aus Schwaben und Italien ſein Getraide, ſeinen Wein, und ſeine übrige Bedürfniſſe. Die Wege ſind äußerſt beſchwerlich.

St. Gallen zeichnet ſich durch ſeinen Sectengeiſt aus. Die Wiedertäufer waren hier im Flor, und überhaupt hat ſich die Schweitz erſt ſeit 1711 von ihnen befreyt. Hier war es, wo einer von dieſen Inſpirirten ſeinem Bruder befahl, niederzuknien, und ſeinen Hals dem Beil hinzureichen, weil Gott es ihm eingegeben habe. Der andre willigte ein, und ſein Kopf fiel vor die Füße des Brudermörders. Der berühmte Reformator von **St. Gallen**, der Bürgermeiſter Joachim von Wadt, ſtrafte dieſen Unſinnigen.

Die Gegend um **St. Gallen** iſt ſchön, obgleich die Ausſicht ſich in einem engen Thal verliert. Auf einem von den Bergen iſt ein See, deſſen Becken in den Felſen gehauen zu ſeyn ſcheint. Ein See auf einem hohen Berge? das wird Sie Wunder nehmen. Allein das Phyſiſche der Schweiz, hat immer etwas Wundermäßiges. Das Wildprett iſt vortreflich, und ſein Geſchmack ſchon mit aromatiſchen Kräutern gewürzt. Man ſieht wenig Eichen in den Wäldern, faſt lauter Tannen-Gehölze. Die Luft fängt an, ein wenig ſchärfer zu werden, unterdeſſen iſt es doch warm, und man verſichert mich, daß das Ende des Sommers hier immer ſehr ſchwül ſey.

Ein Wort von der Kleidung. Alles muß ſchwarz gehn; ſo will es die unerbittliche Policey der Kleiderordnung. Die Mannsperſonen haben einen ſchwarzen Rock, ſchwarzen Mantel, und einen Degen; anders dürfen ſie nicht in der Kirche erſcheinen. Die Frauenzimmer tragen einen ſchwarzen Caſaquin, ſchwarzen Rock, und eine ſchwarze Haube mit einer in Fältchen gelegten Einfaſſung, die in Fächergeſtalt zugerundet iſt. Der Schnitt der Taille und des Caſaquin, und kurz der ganze Anzug, iſt genau in den Geſetzen der alten ſteifen Kleiderordnung vorgeſchrieben. Unterdeſſen gefällt dieſe Art von Uniform dem Auge. Die Kleidung iſt ſo ſauber, die Falten des Caſaquin ſind der Taille ſo gut angepaßt, die Haube kleidet ſo gut, daß ein ſchöner Wuchs und hübſche Augen dabey nichts verlieren. Sogar die Mägde wiſſen das ſchwarze Band, und die ſchwarze Schleife, womit ſie ihre weiſſen Hemdenärmel, gleich unter dem Ellbogen zurückbinden, zu einem vortheilhaften Putz zu nutzen. Ich habe nirgends ſo viel Sauberkeit und Reinlichkeit geſehn.

2.

Einſiedeln.

Erlauben Sie, daß ich Sie einige Augenblicke von dem Loretto der Schweiz unterhalte. Die heil. Jungfrau iſt ſo reich, wie die große Diana zu Epheſus. Sie ſelbſt weihte den 12ten Sept. 928 ihre Kirche, und man ſieht über der Thüre die Eindrücke der fünf Finger der rechten Hand des Heylandes. Dieſe Kapelle iſt jetzt in der großen Kirche, 23 Fuß lang, 13 breit, 18 hoch. Der Altar iſt mit ſechszehn achtzigpfündigen Kerzen geziert; ſie ſind mit den Wappen der katholiſchen Kantons Schweitz, Freyburg, Zug, Appenzell, Lucern, Unterwalden, Glarus, Uri, Solothurn und St. Gallen bezeichnet; Goſtern, Einſiedeln, Bergenz, Baden und Rappersweil haben die übrigen gegeben. Hieher wallfahrten alle, die von der Geißel ihrer Gewiſſensbiſſe getrieben werden, um Rath, Troſt und gänzliche Vergebung zu erhalten. Aber es ſind nicht mehr Fürſten und große Herren, ſondern der Pöbel, ſonderlich aus Schwaben, vagabunde Pilger. Auf dem Platz, im Geſicht der Abtey, ſpringt ein Brunnen aus 15 Röhren, wo der Heyland aus der einen getrunken haben ſoll. Zuerſt geht man dreymal um dieſen Brunnen, und trinkt dreymal von ſeinem Waſſer, reibt ſich darauf das Geſicht, und wandert vergnügt von dannen. Man trinkt aus allen Röhren, aus Furcht, die zu verfehlen, welche des Heylandes Durſt ſtillte. Dies Waſſer verſinket nicht im Boden, ſondern verſchwindet im Herabfallen, und verläuft ſich in einem unterirrdiſchen, heiliglich angebrachten, Kanal. Hierauf begiebt man ſich in die Kirche, um Meſſen zu hören, zu ſtiften, oder zu beſtellen. Man ermangelt auch nicht, ſeine Hand in die Löcher der fünf Heylandsfinger zu legen, und da das Gedränge immer ſehr groß iſt, ſo ſchichtet ſich eine Hand über die andre. Man ſchindet ſich blutig, aber behauptet den Platz, coûte qui coûte. An der Thüre der Abtey hält ein Mönch einen vollkommenen Kramladen. Er handelt mit Bändern der heil. Jungfrau, Roſenkränzen, Gebetbüchern, vergoldeten Kerzen ꝛc. Es iſt ein Comptoir, wo es Geld regnet, und man auch Geld wechſelt. Rings um den Platz giebt es über 200 Krämer, die mit Roſenkränzen handeln, welche bloß hieſige Kloſterfabrik ſind. Die Gaſſe und der Platz wimmeln von Pilgern und Kranken, und keiner geht von dannen, ohne nicht Bänder, Roſenkränze, Bücher, womit das Gewand der heil. Jungfrau berührt worden, und ſonderlich einen Span von der hölzernen Thüre der Kapelle mit ſich zu nehmen, welche Thüre gänzlich zerſchnitten und zerſplittert iſt, und dreyzehn mal des Jahrs durch eine neue erſetzt werden muß. Coxe hat über die heil. Jungfraubänder geſpöttelt; die Mönche, welche ſeine Reiſebeſchreibung geleſen haben, ſind nun etwas unwillfähriger gegen Reiſende geworden, die nicht in die Claſſe des gemeinen Pöbels gehören. Mein Freund bedurfte eines förmlichen Atteſtats, daß er ein ächter Katholik ſey, um ein Band zu bekommen, das ſein Bedienter für ſein Leben gern zu haben wünſchte. Die Frömmigkeit dieſes Kerls erbaute uns alle.

Die Facade der Abtey iſt ſchön. Die Kirche macht den Haupttheil davon aus. Ihre Form iſt oval, und ihre Kapellen ſind Marmor. Sie hat ſechs Orgeln. Ich würde ihr eine Ueberladung von Vergoldungen, und zu viel Verſchwendung in Gemälden vorwerfen. Die Arbeit des Bildhauers iſt ſehr zart, wird aber von weniger Dauer ſeyn. Die marmornen Säulen ſtehn auf Grundſteinen von Gips, und haben oben Friſen von Gips.

Der Schatz iſt ein, in ſeiner Art einziges, Magazin, Er enthält wenigſtens 100 heilige Körper oder Gerippe, mit Bändern und Flittern reichlich geziert. Hier zeigt man Ihnen auch den Ring, mit dem ſich die heil. Maria an den heil. Joſeph vermählt hat, die Krippe des Heylandes, das Myrrhengeſchenk der Weiſen aus Morgenland, ein Stück vom Jeſusgewand, einen Roſenkranz von Ambra. Die Monſtranz iſt mit 1737 Edelſteinen, 595 Diamanten, und 1174 guten Perlen beſetzt. Auf einem Rock der heil. Jungfrau zählt man 195,000 gute Perlen. Man kann keinen Schritt und kein Auge aufthun, ohne nicht auf einen Heiligen zu ſtoßen, oder ein Wunderwerk zu ſehn.

Paracelſus ward zu Einſiedeln 1493 geboren. Oft ſchadet ein wenig Originalität dem Genie, und hierin gleichen ſich Paracelſus und Caglioſtro. Der erſte behauptete, daß ihm Gott das Geheimniß entdeckt, Gold zu machen, und das menſchliche Leben nach Belieben verlängern zu können. Caglioſtro führt eben die Sprache, und behauptet, ſchon lange gelebt zu haben. Er ſagte einsmals, als vom Tode des Heylands geſprochen wurde: „Wäre er meinem Rath gefolgt, ſo würde er nicht „ein ſolches Ende genommen haben.“ Caglioſtro giebt vor, daß er nie ſterben werde, und Paracelſus, wie einige Schriftſteller uns aufbürden wollen, hat die Wahrheit ſeines Todes im Zweifel gelaſſen, und bloß das Gerücht davon ausgeſprengt, um ruhig und in einem neuen Stande zu leben. Dies Mährchen iſt von mehrern wiederholt worden. Es iſt doch beſonders, daß ſo viele Originale unſers Jahrhunderts nur Kopien der Originale vergangener Jahrhunderte ſind. So iſt Mesmer ein Nachahmer des Gärtners Leveret, der 1637 durch Berührung heilte. Und 1688 würkte der Abentheurer Greatik wunderbare Kuren durch den Magnetismus.

3.

Zug.

Ich kam, auf meiner Reiſe hieher, über das Schlachtfeld von Kappel, wo Zwingli getödtet wurde, der, auf die Einladung der Reformirten Kantons, ſich an die Spitze ihres Heeres ſtellte, das gegen die Katholiſchen Kantons zu

Felde zog. Man erinnerte ihn an des Pabſtes Julius II. Beyſpiel, der ſeine Armeen ſelbſt commandirte, die Schlüſſel des heil. Peters in die Tiber warf, und mit Paulus Schwerdt darein ſchlug. Die alte Kirche und das Kloſter, ſo wie das Gehölze, an welches ſich das Heer lehnte, ſind noch vorhanden: die Zürcher campirten zu Scheuren, und erſtreckten ſich bis Pfeſſperg. Dies geſchah im Jahr 1531. Die Züricher ſollen nur 700 Mann ſtark geweſen ſeyn, und durch die Verſtärkungen der andern, bloß einen Trupp von 2000 Mann ausgemacht haben. Die Katholiken hingegen, die in guter Ordnung aus Zug marſchirten, formirten 8000 Mann. Sie thaten einen wilden Angriff, und erneuerten das Gefecht hartnäckig. Die Züricher Kanoniererzielten ſchlecht, und ihre Ungeſchicklichkeit vereitelte den Nutzen, den die Züricher von ihrem Geſchütz hätten nehmen können. Den Reformirten fiel der Muth, ſie verließen ihre Reihen, und flohen. Vergebens verſuchte Zwingli, mit einer Hellebarde in der Hand, unter einem Baum, den man noch zeigt, den Seinigen Herz einzuſprechen. Er war ſelbſt muthlos. Der Komet, den man damals in Frankreich, als ein Anzeichen von dem Tode der Louiſe von Savoyen, der Mutter Franz I, deutete, hatte ihn als eine üble Vorbedeutung frappirt. In dem Gedränge wurde er durch einen Steinwurf verwundet, der ſo ſtark war, daß er durch den Helm ſchlug, wie man noch deutlich an dieſem Helm, der im Lucerner Zeughaus vorgezeigt wird, bemerken kann. Er fiel, ſtieg wieder auf, ſtürzte von neuem nieder, erhob ſich noch einmal, und ſank. Ein Officier tödtete ihn vollends mit einer Pike. Er wurde mit Füßen getreten, von dem Lucerner Henker geviertheilt, und verbrannt. Man vermiſchte Aſche von einer Sau mit der ſeinigen. Thomas Plater, ein eifriger Reformirter, hatte ein Theil ſeines Herzens aus den Flammen gerettet. Myconius, Zwingli's Freund, ließ es weiß-

lich

ſich in den Rhein würfen, damit man niemals abergläubiſche Alfanzereyen damit treiben könnte.

Der Züricherſche Pannerherr, **Schwizer** (ein Ahnherr meines theuren S.) fiel in einen Waſſergraben. Niedergedrückt von den Fliehenden hielt er noch immer das Pannier feſt, daß es ſein Vertrager **Kambli** nur mit Mühe aus den todten Händen wand, und damit durch den Moraſt eilte. In der einen Hand hielt **Kambli** das Pannier, in der andern das Schwerdt, womit er eine feindliche Hand von der ſchon erhaſchten Stange löſete. Mit Verluſt eines Stücks des Damaſts, und der goldenen Schnur, ward's noch gerettet. **Kambli** fiel unter der Gewalt des einbrechenden Feindes, und rief jeden wackern Züricher herbey, als **Adam Näf** mit dem Schwerdt herbey eilte; einem Feinde, der ſchon das Pannier feſt hielt, hieb er den Kopf ab, daß das Blut die Fahne beſpritzte; zugleich half er dem **Kambli** wieder auf die Füße. Durch Freund und Feind drang dieſer mit **Näfen**, das blutige Schwerdt in der einen, und das zerriſſene Ehrenzeichen des Vaterlands in der andern Hand. Bald fiel er wegen der offenen Wunden ohnmächtig zu Boden, und ein andrer rettete das Pannier auf dem Albis. Noch zeigt man **Näfens** Schwerdt, das von ſeinen Nachkommen als ein Heiligthum aufbewahrt wird. Mit demſelben erneuern ſie noch heut zu Tage das Züricherſche Bürgerrecht, welches ihrem Ahnherrn wegen ſeines Heldenmuths geſchenkt wurde. **Zwingli** war zu **Tockenburg** den 1ten Jänner 1484 geboren; ein Berner verfertigte ihm folgende Grabſchrift:

Helvetiae Zwingli doctor, paſtorque celebris
Undena octobris paſſus, in aethra volat
Cum grege commiſſo pugnans, cum fertur in hoſtem
Pro patria, Chriſto, religione, fide.

Sic ſua ſcripturis teſtatus conſona ſacris
Dogmata, cum ſuo ſanguine firma probat.
Dumque viri famam combuſto corpore funeſti
Obſcurare putat, promovet hoſtis atrox.
Nam qui clarus erat vivens, jam mortuus amplo
Clarior aeternum nomen in orbe tenet.

Ungern ſah der wackere Mann, daß die Religionsfehde ſich mit Blutvergießen endigen ſollte. Er that ſein möglichſtes, um es zu verhindern. Sein Regiment dauerte von 1519 bis 1531, einen Zeitraum von zwölf Jahren. Man erſchrickt über ſeine ungeheuern vielen Arbeiten. Er hat vier Folianten geſchrieben, und dies bey ſeiner großen Correſpondenz, und den unzähligen Geſchäften, die ihm, als dem Pabſt der reformirten Schweitz, von allen den neuen Kirchen oblagen. Sein Leben war mühſam, bloß andern gewidmet, und niemand opferte es mit mehr Sanftmuth und Nachſicht auf, als er. Er hatte Franz I. von Frankreich, der mit ihm in Briefwechſel ſtand, einen Tractat über die Chriſtliche Religion zugeeignet.

Schwermüthig und nachdenkend wandelte ich durch dieſe Gegend. Große Ereigniſſe hängen doch faſt immer von kleinen Urſachen ab. Hätte **Zwingli** die Schlacht gewonnen, ſo war es um die Katholiſche Religion in der Schweitz gethan, und durch einen contre-coup ward Frankreich Proteſtantiſch. Dieſe Folgerung iſt nicht ſo ſonderbar, als man glaubt. Man darf nur überlegen, in welcher Verwirrung Frankreich ſich zu der Zeit befand, als die Proteſtanten verſuchten, ſich Karls IX. Perſon zu Meaux zu bemächtigen. Karl IX verdankte der Tapferkeit der Schweitzer, die ihn nach Paris begleiteten, ſeine Freyheit und die Aufrechthaltung ſeines Anſehns. Das Bataillon quarré, in welches Pfyffer, den König, ſeine Mutter und Brüder, einſchloß, und das den Hugonotten wandelnde, von Musketen ſtrotzende, Mauern zeigte, ſchützte die Königswürde vor einem großen Schimpf. Wären die Schweitzer Proteſtantiſch geweſen, (und ſie waren es, wenn Zwingli ſiegte,) ſo würden ſie, im Gegentheil, ihre Waffen gegen Karl IX. gerichtet haben, der ſich dann ganz ohne Hülfe befand. Der König wäre gefangen worden, und würde ſich nicht lange bedacht haben, ſeine Freyheit durch Uebertretung zur Proteſtantiſchen Religion zu erkaufen. Heinrich IV, der ſeinen Thron dem Schwerdt der Reformirten verdankte, würde ohne allen Zweifel den Proteſtantismus, den er in Frankreich überwiegend fand, geſchützt, ausgebreitet, und mit ſich auf den Thron erhoben haben. Bey der Schlacht bey Dreux machten die Schweitzer den größten Theil des königlichen Fußvolks aus.

4.

Hoſpital.

Ich habe den See der vier Waldſtädte beſchifft; während meine Reiſegefährten die prächtige und anmuthige Landſtraße nach Bern in ihrem bequemen Wagen verfolgten, brachten mich vier Ruderer, nach einer langwierigen, und nicht ohne Gefahr vorüberzögernden, Fahrt, nach Fluellen, von da ich zu Fuß Altorf erreichte, und nachdem ich die Tellſchen Merkwürdigkeiten dieſes großen Fleckens, der Hauptſtadt des Cantons Uri, noch den Abend beſchaut, mit guten Pferden den andern Morgen, durch ein reitzendes wildes Thal, den Weg auf den St. Gotthard antrat. Zu Am Stey hielt ich ein Frühſtück, wie ich es in dieſen Gegenden gewohnt bin, von rothem, aus Italien kommenden Wein, und Käſe; alten zum neuen, ſtatt des Brods gegeſſen. Die Ausſichten werden rauher, die Wege raucher, die Felſen fangen an, ſich zu thürmen, und von ihren kahlen Häuptern ſtürzen zahlreiche, brauſende

Waſſerfälle. Scheint die Sonne auf ihre Flächen, oder ihre ſchlängelnde Krümmen im Thal, ſo ſind es ſo viel ſchimmernde, mit tauſend Facetten überſäete Spiegel.

Rechter Hand liegt **Waſen**, auf einem Gipfel, den man fürchtet, nicht erklettern zu können. Man fängt an zu ſteigen und zu ſteigen, und befindet ſich endlich auf einer breiten Plattform, die mit Obſtbäumen und grünendem Raſen bedeckt iſt. Zweyhundert Einwohner machen das Dorf und das ganze Kirchſpiel aus. Nun fangen die in Felſen ausgehöhlete, mit ungeheuern Steinen gewölbte, Grotten an, die bey einbrechenden Felſen oder Lavinen den Menſchen und Heerden zur Zuflucht dienen. Beym Krachen, das ahndungsvoll vorhergeht, wird mit einem durchdringenden Pfiff die Warnung vor der drohenden Todesgefahr gegeben. Oft erreicht die Höhlen der Flüchtling, oft wird der Hirt, den eine zögernde Kuh verſpätet, überraſcht, und verliert ſein Leben, oder ſeine geſunden Glieder. Ich habe welche geſehn, denen von Lavinen die Beine weggeriſſen waren, und die auf ihren geſtiefelten Knien mit wunderbarer Geſchwindigkeit wanderten. Am Wege erblickt man zuweilen kleine Kreutze. Es ſind Denkmäler eines Unglücks, oder Erinnerung eines Erſchlagenen. Die Verwandten beten dann bey dieſen Kreutzchen für die Ruhe der Seele des Verlohrnen.

Fahren kann man hier nicht, ob es gleich einige fälſchlich behauptet haben. Ich habe die Straße gemeſſen, und es gibt Stellen, wo ſie keine vier Fuß breit iſt. Wer ſeinen Wagen über dies Gebirge ſchaffen wollte, müßte ihn zerlegen und hinübertragen laſſen; ſolche Wagentransporte ſind in achtzehn Jahren nicht achtmal geſchehn. Bären ſind nichts ſeltenes. Die Bauern finden ein Vergnügen an ihrer Jagd.

Ich kam über die ſo berufene **Teufelsbrücke**, die zwey Berge über dem Becken des fürchterlichen **Reußfalls** verbinden bindet — und fand ſie weder ſo wunderbar, noch ſo gefährlich, wie man ſie ausgeſchrieen hat. Weit mehr fiel mir die durch das Gebirge ausgehöhlte Straße auf, die unter dem Namen des **Urner-Lochs** berühmt iſt, ihr Licht durch eine einzige Oefnung erhält, und dem Wandrer da einen Durchgang öfnet, wo die zackigen, aufgeſchichteten Felſen ihn von der Gemeinſchaft mit jedem lebendigen Weſen abzuſchneiden drohen.

Etwas Magiſches und unausſprechlich Eindruckvolles hat der erſte Blick beym Ausgang aus der Höhle. Aus der rauhen Wildniß des Schöllenen-Thals ſieht man ſich, durch einen Augenblick Nacht, in eine mit ſanftem Grün geſchmückte Fläche verſetzt, auf deren Amphitheater zwey Dörfer, **Andrematt** und **Hoſpital**, ſich zeigen. **Andrematt** formirt den Geſichtspunct. In dieſem Thal giebt's keine Bäume. Einige bey den Dörfern gepflanzte Baum-Gruppen ſtehn bloß da, um den Fall der Lavinen zu theilen, und die Häuſer zu ſchirmen. Wehe dem böſen Manne, der ſeine Axt an einem von dieſen heiligen, ſchützenden Stämmen entweihen wollte!

Hier fängt das **Urſener-Thal** an, das höchſte von allen bewohnbaren Thälern, wie **Caſſini** behauptet. Hier wird einer der vortreflichſten Schweitzerkäſe bereitet. Man ſpricht Italiäniſch und Deutſch. Die Einwohner haben einen ſanften Charakter; es ſind ehrliche und gaſtfreye Leute, oft würden Sie ſich wundern, einen Gaſtwirth oder Wegweiſer gut Latein ſprechen zu hören. Das Wirthshaus zu **Hoſpital** iſt vortreflich, und wird von Weibsperſonen gehalten. Man ißt gut, und die Zimmer ſind reinlich; alte große vergoldete Rohrſeſſel machen ihren Putz aus. Die Wirthinnen ſind höflich, und ſinnen recht auf verbindliche Ausdrücke. Sie unterhielten ſich mit mir auf Italiäniſch. Eine von meinen Wirthinnen wartete bey Tiſche auf, um mir Rede und Antwort zu geben. Sie beklagten ſich über

das Leben in dieſer Einöde, und daß ſie ſo vieler Dinge entbehren müßten. Der Handel wird hier mit Pferden und Vieh getrieben. Täglich ziehen über hundert bepackte Saumroße dieſe Straße, und das transportirte verkaufte Vieh ſoll in vier Monaten 20000 Stück betragen haben. Von einem reichlichen Mittagsmal zu Hoſpital geſtärkt, erkletterte ich nun die Spitze des **St. Gotthards**. Wenn ſie ein lebendes Bild des Cahos ſehn wollen, ſo müſſen Sie hierher kommen. . . . .
. . . . *)

Es war ſchon ſeit einer Stunde Nacht. Mein Wegweiſer verirrte ſich, und mit Mühe erreichten wir das Hoſpital der Kapuziner. Hier ſchwieg Wind und Sturm, tiefe Stille herrſchte, alles ſchien erſtarrt und tod. Der Schall der Fußtritte der Roſſe verlohr ſich im Schnee. Ich traf den guten Pater Lorenzo aus Mayland, den wackern und jovialiſchen Bekannten aller bis zu ſeiner Einöde gedrungenen Reiſenden, allein an. Sein Gefährte hatte ihn, dieſes einſamen und zu rauhen Lebens müde, verlaſſen. Lorenzo iſt ſchon über zwanzig Jahre hier. Er ſprach Italiäniſch. Ich kann, ſagte er, nichts pflanzen. Froſt und Schnee verderben alles: Rüben und Rettige ausgenommen, will nichts gedeihen. Das Hoſpiz liegt 1061 Toiſen über dem mittländiſchen Meer erhaben. Pater Lorenzo warf einen ſchwarzen Flor über ſeine Augen, die vom Schnee gelitten hatten, und begleitete mich zu den Höhen, die rechter Hand ſeines Hoſpizes liegen. Eben das Unglück, das **Sauſſüren** betraf, verfolgte auch mich. Ich hatte viel Mühe und wenig Nutzen. Der Schnee bedeckte die ganze Gegend. Zufolge der meteorologiſchen Beobachtungen, die Pater Lorenzo für den Churfürſten von

---

*) Eine Lücke im Manuſcript.

Pfalz-Bayern verfertigt, hatte es ſeit dem 21ten Auguſt nicht aufgehört, zu ſchneen. Ich ſprach mit ihm von Cove; er ſagte, er ſey mezzo morte bey ihm angelangt, und das war im Auguſt, und ich war im October hier. Er verſicherte mich, daß ich die diesjährige Reihe neugieriger Reiſender ſchließen würde; denn nach dem 20ten September hätte er ſelten noch Beſuche von ihnen erhalten. Die Kantone verſehn dies Hoſpiz mit reichlichem Almoſen, und ſogar mit Penſionen. Der Franzöſiſche Hof gibt jährlich 200 Livres. Jeder Reiſender legt für die gute gaſtfreye Aufnahme eine Erkenntlichkeit an Gelde neben ſein Gedeck, oder in die Hand des Mönchs.

Man pflegt den **Gotthard** den Vater der Flüße zu nennen, und er verdient dieſen Namen, indem auf ihm, oder doch in ſeiner Nachbarſchaft, eine Menge großer Flüße ihren Urſprung nehmen, und fernen Meeren und Ländern zueilen: die **Reuß**, der **Teſſin**, der **Rhein**, die **Rhone**, die **Potina**, die **Aar** ꝛc. Der Baron zur Lauben hat in einer gelehrten Abhandlung bewieſen, daß bey den alten heydniſchen Bewohnern dieſer Gegend, der **Gotthard** für den oberſten Gott der andern Berge galt, über die er emporragte. Sie errichteten Altäre auf den hohen Gebirgen, (vielleicht zum Dank für den wohlthätigen Schutz, den ſie, laut der Ueberlieferung, ihren Vorfahren, bey den Sündfluts-Revolutionen des Erdballs angediehen hatten), und der **Gotthard** war geheiligt.

Nachdem mein Blick dieſe Schutzmauer von Bergen überſchaut hatte, welche die Natur zwiſchen der Schweitz und Italien gründet, und die ein Bischen mehr ſagen wollen, als die Courtinen unſrer Wälle, ſo trat ich den Rückweg an, und kam, ganz erfroren, nach Hoſpital. Hier beſchloß ich, die **Furka** zu beſuchen; mein Bedienter trug mein Felleiſen, mein theuer bezahlter Führer eine Flaſche mit ſtärkendem Kirſchwaſſer, und ſo gerüſtet wagten wir die Eskalade.

5.

Meyringen im Hasli-Thal.

Zu Imndorff ſah ich beym Kapellan, deſſen Vorgemach eine Metzgerbank war, wo ein Schaaf hing, das er geſchlachtet hatte, einen Haufen von Kriſtallen, die er um den Preis von Diamanten verkaufen wollte. Ich kam durch Realp und ſetzte meinen Weg fort. Es ſchneete, und war heiß, zu gleicher Zeit. Da gab es weder Bäume noch Menſchen, und ich vernahm bloß das Rauſchen von tauſend Bächen, die von den Felſenſpitzen in die Thäler eilten. Wir mußten ſtets bergan klettern; außer mir vor Müdigkeit, warf ich mich auf einen Stein nieder. Mein Führer, der ein ſo guter Lateiner wie Cicero, und, ungeachtet ſeiner achtundfunfzig Jahre, weit beſſer zu Fuß war, als ich, öfnete ſeinen Waldſack, und lud mich auf Lateiniſch ein, zu eſſen und zu trinken. Ich aß und trank, kehrte oft wieder zu dem erfriſchenden Kirſchwaſſer zurück, und bekam alle meine Kräfte wieder. In wenig Stunden war ich im Geſicht des Furka. Wie ſchnell vergaß ich da alle meine Leiden! Wie ſtolz würde ich geweſen ſeyn, wenn ich mich hätte rühmen können, dieſe ſtolzen Gebirge zuerſt erſtiegen zu haben. Ich dominirte den ganzen Geſichtskreis. Ich war auf einer Höhe von 1000 Toiſen. Die weiße Hülle ewigen Schnees bedeckte die drey gabelförmige Bergſpitzen, die dem Gebirge den Namen geben. Ich richtete meinen Weg nach dem aufgepflanzten Kreutz, und in weniger denn drey Viertelſtunden überſah ich in ſeiner ganzen Pracht den großen Rhone-Gletſcher. Es war der erſte; urtheilen Sie von meinem Erſtaunen: es dünkte mich ein Meer von Felſen, ein Thal von Criſtall.

Die Rhone ſtrömt aus einer der Mündungen des Gletſchers, und windet ſich beſcheidentlich weiter. Die Wegweiſer pflegen die Reiſenden aufzufordern, von ihrem Waſſer zu trinken. Ehe ich mich entfernte, ſetzte ich mich an den Fuß des Gletſchers, um mich an einem ſo auffallenden Schauſpiel recht mit Fülle zu weiden. Im October, und in der Tiefe dieſer Thäler, wird es ſo bald Nacht! Vergebens warnte mich mein Führer, daß der noch zurückzulegende Weg gefährlich ſey. Ich wollte Augenzeuge der Wirkung des Lichts der Abenddämmerung auf dieſe Eismaſſe ſeyn. Das vollkommenſte Bild vom Tod und Leichenbläße! Ich wähnte Haufen Särge zu ſehn, mit weiſſen Todtentüchern, dem Sinnbilde der Jugend und ihrer hingeſtorbenen Blüthe, verhüllt! Der Anblick eines Gletſchers, den die Schatten der Nacht ſchwärzen, macht traurig: ſeine Stille iſt fürchterlich und ſchmerzhaft. Weilt nicht hier, ihr die ihr ſchon den Verluſt eurer Lieben beklagt, oder in der Abweſenheit für ein theures Leben zittert; weilt nicht hier: alles iſt tod in ſolchen Stunden!

Um acht Uhr erreichte ich, nach einem mühſamen Gang, auf ſchlüpfrigen und zähen Pfaden, Oberwalden in Wallis. Stroh war mein Lager, mein Mantel meine Decke; glühender Wein und Zucker mein Abendeſſen. Mein Bedienter hatte einen ekelhaften Eyerkuchen zum Soupee. Die Nacht war empfindlich kalt, und es ſchneete heftig.

Coxe hat Recht, wenn er ſagt, daß dieſer obere Theil von Wallis von Reiſenden wenig beſucht wird. Ich hatte meinen Säbel auf eine Bank im Gaſthof von Oberwalden gelegt; man kam und bewunderte ihn, hob ihn behutſam auf, und griff die Quaſte mit einer weißen Serviette an, um ſie nicht zu beſchmutzen.

Hier löſete ich meinen bisherigen Führer durch einen jungen Hirtenknaben ab; er war zum Malen ſchön; allein noch ein Kind von dreyzehn Jahren. Ich habe nicht glauben wollen, daß ſich die Paſſagen dieſer Gebirge, zu beſtimmten Zeiten, wie eine Thüre verſchließen. Nach Ende Auguſts beſteigt man die Grimſel nicht mehr. Aber mit einem großen Vorrath unerſchütterlicher Beharrlichkeit vermag ein Menſch, Alles zu unternehmen, Alles zu wagen. Ich rüſtete mich damit, und klimmte auf die Grimſel. Da war weder Pfad noch Spur; der Schnee hatte Alles verſchüttet. Bäume und Sträuche, Felſen und Gipfel, Alles hatte eine neue Geſtalt bekommen. Die lebhafteſten Farben ſpiegelten ſich im Sonnenglanz, auf dieſen Schnee-Gehängen und Maſſen. Es ſchienen magiſche, bezauberte Gefilde zu ſeyn. Das Schauſpiel war neu für mich. Allein Müdigkeit und Schweiß verdarb ein wenig das Schöne davon. Eine Ziege, die Freundinn und der Zögling meines Hirtenknaben, folgte uns. Oft leitete ſie meinen kleinen Führer, dem ich Schritt vor Schritt folgte; denn es war gefährlich, ohne vorhergegangene Prüfung den Fuß fortzuſetzen. Ein brennender Durſt verzehrte mich. Ich kauete Eis; und dies Eis gab meinen Nerven neue Spannung, und that die Wirkung geiſtiger Getränke auf meinen Magen.

Endlich erreichte ich den Gipfel, und ſah auf den zurückgelegten Weg zurück. Das Dorf, das ich um ſieben Uhr des Morgens verlaſſen hatte, lag ſenkrecht unter meinen Füßen. Vor mir, und durch unmeßliche Fernen, wandelte mein Auge vom Mont blanc, bis zum St. Gotthard, und ruhte auf den Gegenden von Wallis und Mayland. Nun mußten wir hinunter, und noch jäher ſteigen. Ein großes Thal that ſich vor mir auf. Ein Schleyer von Schnee bedeckte ſeine ganze Fläche. Trügeriſch und unſicher war Gang und Boden. Hier lag der Schnee fußhoch, dort war ſeine Tiefe ein unermeßlicher Abgrund. Halb im Schnee vergrabene Stangen bezeichneten den Pfad. Ich verfolgte ſie mit dem Auge, und that einen Fall um den andern. Bald blieb mein Fuß zwiſchen Felſenſtücken geklemmt, bald rollte ich wie ein Knaul, und verſank im Schnee.

Spital iſt die einzige Hütte, die in dieſem Eis- und Schnee-Thal den Wandrer erfreut. Sie liegt am Ufer von zwey Seen. Dergleichen milde Stiftungen ſind eben ſo redende Kennzeichen von der Rauheit der Straße, als von der Menſchenliebe der Kantone. Dieſes Spital wird von **Hasli** aus beſetzt. Der Spitalmeiſter muß ſich vom Monat April bis Anfang Novembers daſelbſt aufhalten. Dieſer kurze Aufenthalt bezeichnet Ihnen mit einem Zug das Schauerliche des Orts, die Höhe des Bergs, und den Ueberfluß an Schnee, der ſich ſeiner ſo früh und auf eine ſo lange Zeit bemächtigt. Ich kam ſpät, und ſehr auf gut Glück an. Ich würde mich in keiner geringen Gelegenheit befunden haben, wenn ich den Spitalmeiſter nicht angetroffen hätte. Zwar läßt er beym Abſchied Brod, Käſe und Fleiſch in ſeiner Hütte zurück. Ich ſelbſt habe den Vorrath von dem im Kamin-Rauchfang geräucherten Fleiſch geſehn, das für den Unglücklichen beſtimmt war, der im Winter den Schrecken dieſes Wegs zu trotzen wagen würde. Der Spitalmeiſter war ein Soldat von der Schweitzergarde, der aus den Höfen von **Verſailles** einen fürchterlichen Sprung bis in dieſe Schneewüſte gethan hatte. Von den armen, verſchütteten Wanderern, die oft hier im Schnee ihr Grab finden, bleiben die Leichen drey bis vier Monate unverſehrt und verſchüttet, bis man nach weggethautem Schnee ſie friſch, und wie in einem ſanften Schlummer liegend, wiederfindet. Oft reitzt die große Kälte zum Schlaf, und wehe dem, der nicht einen Schluck Kirſchwaſſer zur Stärkung in Bereitſchaft hat. Gibt er dem Trieb zu ſchlafen nach, ſo iſt er des Todes.

Ich war froh, daß mir Müden der Spitalmeiſter ſein ſchmutziges und beſtes Bette abtreten wollte. Wein und Käſe waren mein Abendbrod. Das geräucherte Fleiſch war zu ekelhaſt. Der Geſtank der Tabackspfeifen verfolgte mich den ganzen Abend. Ich ſchrieb unterdeſſen an meinem Tagebuche, und der Geſchichte meiner Bergreiſe.

Den andern Tag trat ich den Weg nach Hasli an. Der Spitalmeiſter begleitete uns. Da ihm mein öfteres Fallen bewieß, wie unſicher ich zu Fuß ſey, ſo war er ſo dienſtfertig, mich an den gefährlichen Stellen auf ſeinem Rücken zu tragen. Ich kann noch nicht begreifen, wie wir nicht zuſammen in die Abgründe geſtürzt ſind. Oft diente eine Treppe, die nicht breiter als der Abſatz des Schuhes war, zur Leiter, um in eine grauekliche Tiefe hinabzuſteigen. Ueber uns ſchneete es, und wir waren ſo weiß wie Engel.

Nach einem zweyſtündigen, gefährlichen Marſch nahm der Spitalmeiſter Abſchied. Ich wär', ſagte er, nun auf dem guten Weg. Welch ein guter Weg! Bloß Berge zu überklettern, und über Ströme zu ſetzen; Kleinigkeit! Wir folgten dem Lauf der Aar. Bald war ſie unter meinen Füßen, bald rauſchte ſie über meinem Haupte. Aber wie reichhaltig, wie unſchätzbar iſt dieſer Weg für einen Liebhaber der Natur! Bey jedem Schritte blieb ich ſtehn, und ſtaunte. Hier ſcheint die Natur den Menſchen zurückſtoßen zu wollen, und der kühne Menſch wagt's, ſie zu zähmen, über ihre klippigen Höhen ſich Pfade zu bahnen, über ihre Abgründe ſchwache und leichte Brücken zu werfen. Ein Rand von lockern Steinen iſt oft der ſchmale Pfad, der ſeine Füße trägt, und ich kam über eine Brücke, die hundertmal kühner, als die Teufelsbrücke, und weniger berufen iſt.

Bey dem ſteilen Hinabgang nach Meyringen ändert ſich die Scene. Bäume und Wieſen grünen wieder. Der

Weg iſt mit Kirſch- und Kaſtanienbäumen beſetzt. Die Rebe windet ſich an alten Thurmmauern hinauf, die Zeit und Freyheit zertrümmerten, und friedliche Aepfelbäume beſchatten.

Mein Wirth ſetzte ſich an meinen Tiſch, und fing auf Italiäniſch ein Geſpräch mit mir an. Er legte ſich auf ſeine beyden Ellbogen, füllte ſeine Pfeife, zündete ſie an, that ein paar Züge, und reichte ſie mir. Ich dankte, aber erinnerte mich dabey lebhaft des Gebrauchs der Nordamerikaniſchen Wilden, die ebenfalls ihre Pfeifen einem Fremden, zum Zeichen der Freundſchaft, anbieten. Woher dieſe ſonderbare Uebereinſtimmung, in ſo großer Ferne, und zwiſchen Völkern, die nie eine Analogie mit einander gehabt haben?

Was mich nicht weniger wunderte, war, einen Wirth ſeine Mütze abnehmen, und mich um Erlaubniß bitten zu ſehn, von meinem Wein zu trinken, den er mir verkauft hatte. Dabey blieb es nicht: er rief ſeine Frau, und bat mich, ſie ebenfalls trinken zu laſſen. Ich konnte die übelzubereiteten Eyer nicht eſſen; das brachte mir von ihm eine neue Bitte zuwege, ſie ſchlucken zu dürfen. Sie werden dies Alles recht drollig und luſtig finden, und ich würde es auch ſo gefunden haben, hätte ſich nicht beym Schluß der Rechnung der gefällige, zudringliche Mann in einen Juden verwandelt.

2.

Ueber das Spiel.

(Aus dem Franzöſiſchen einer Dame von Stande: von K.)

Es iſt viel gegen das Spiel geſchrieben und geredet worden; an Gründen fehlt's da nicht, und es iſt ein weitläuftiges Feld für die Suade. Allein, nach meiner Meinung, muß das Gemälde der demüthigenden Extremitäten, welche dieſe abſcheuliche Leidenſchaft nach ſich ziehet, mehr Eindruck machen, als alle mögliche Vernunftſchlüße. Ich ſelbſt habe zu Zeiten Anfälle davon gehabt, allein ich war Zeuge von ſo vielen empörenden und ſchmerzhaften Details der Lage, in welcher ſich eine ſehr liebenswürdige, aber mit dieſem Fehler behaftete, Perſon befand, daß mir ein Entſetzen davor anwandelt, und daß ich leide, ſo oft ich Frauenzimmer ſehe, die ſich ihm überlaſſen. Sie ſind noch mehr zu beklagen, als die Männer; da ſie weniger Zerſtreuung, weniger Auswege, und mehr Empfindlichkeit, mehr Betragen, mehr Feinheit haben, ſo fühlen ſie die traurigen Folgen tiefer in ihrer Seele, wenn ich mich ſo ausdrücken darf. Ein Spieler, der durch ſeine ſchlechte Aufführung und ſein Unglück auf das äuſerſte gebracht iſt, hat doch wenigſtens den Troſt, ſeine Verzweiflung laut ausbrechen zu laſſen, ſich ſelbſt zu fliehen, irgend eine ausſchweifende Parthie zu ergreifen, oder ſeine Zuflucht zu andern Laſtern zu nehmen, und ſich damit zu betäuben. Allein ein unglückliches Frauenzimmer iſt durch ihren Stand gezwungen, ihre Leiden in ſich ſelbſt zu verſchließen, ihre Seele in der Einſamkeit mit ihrem Wermuth zu tränken, und keine Zerſtreuung anders, als in der Ausübung ihrer Pflichten zu ſuchen, die ſie ihr aber ſo wenig gewähren, daß ſie im Gegentheil dadurch nur noch beſchwerlicher werden.

Ich wage es, die ſchändlichen Geheimniſſe, deren Raub ihre Seele iſt, durch die Bekanntmachung eines Briefs zu entſchleyern, den ich an eine meiner Freundinnen ſchrieb, die ſich in dem allergrauſamſten Zuſtand verſetzt befand.

Nach vielen vergeblichen Bemühungen meiner Freundſchaft, darf ich mir endlich ſchmeicheln, daß dieſer letzte Verſuch von glücklicherm Erfolg geweſen iſt: ich glaube, den Grund davon errathen zu können. Vielleicht wähnt ein Spieler, und noch mehr eine Spielerinn, daß man die niedrigen Auswege nicht kenne, zu welchen ſie ihre Zuflucht nehmen, und daß ſie jedermann verborgen ſind: man macht ſich eine Ehre, ſogar einen eiteln Ruhm daraus, ſeinen Verluſt mit einem „Air“ von Größe zu bezahlen, und glaubt, in dem Augenblick jedermann, ja ſich ſelbſt, die ſchändlichen und betrübten Mittel zu verhehlen, die man hat ergreifen müſſen, um ſich aus dieſer ſchrecklichen Verlegenheit zu reißen. Sollte aber jede Spielerinn gezwungen ſeyn, der ſchönen Welt alles zu entdecken, ſo bin ich überzeugt, daß das Gefühl dieſer Demüthigung noch ſtärker als die Leidenſchaft des Spiels ſeyn, und ſie heilen würde.

Wie Zuſchauer und Perſonen von einiger Erfahrung von Frauenzimmern zu denken pflegen, die dem Spiele ergeben ſind — das lehrt mein Brief. Freylich muß man, zum Unglück, ein wenig lange warten, ehe man ſich eines ſolchen Hülfsmittel bedienen darf, allein bey den Spielern gilt jenes Sprichwort in ſeinem ganzen Umfange: Beſſer ſpät, als niemals!

Mein Brief an Madam N. N.

Ich habe eine Gelübde gethan, liebe Freundinn, Ihr Arzt zu werden, und Sie dem Abgrunde zu entreißen, den ich unter Ihren Füßen ſich öfnen ſehe. Es iſt nicht mehr Zeit, Ihnen etwas zu verbergen: Ihr Untergang iſt gewiß, wenn Sie nicht die niedrige Leidenſchaft für's Spiel aufgeben, der Sie Ihre ſchönſten Tage, Ihren Witz, Ihre Geſundheit, und ſogar jenen edlen Ehrgeitz aufgeopfert haben, der Sie ſonſt vor den meiſten Perſonen unſers Geſchlechts, durch Ihre Kenntniſſe und feine Manieren auszeichnete. Was iſt aus den Geſchenken geworden, die Sie von der Hand der Mutter Natur empfingen? Was aus jenem Geiſt, mit deſſen Ausbildung Sie ſich ſeit Ihrer frühſten Jugend beſchäftigten? Das Licht, das ihn erhellte, iſt verdunkelt, kann aber nicht ganz verlöſchen. Oefnen Sie die Augen; hören Sie auf mich, oder auf die Stimme Ihrer Vernunft. Sie können noch von Ihrer Verirrung zurückkommen, und uns wiedergegeben werden; denn ich zähle Sie nicht mehr unter die Lebendigen. Sie exiſtiren jetzt bloß für eine Claſſe von Leuten, die, wenn ich es frey herausſagen ſoll, die Peſt und die Schande der Geſellſchaft ſind; und Sie können ſich noch glücklich ſchätzen, wenn die Welt Sie für nichts mehr, als die Betrogene jener Leute hält. Sie Spielerinn! Spielerinn von Profeſſion! fühlen Sie das Gewicht und das Schimpfliche dieſes Ausdrucks? Nein, liebe Freundinn, ich will Sie nicht ſchonen. Ich habe mir vorgenommen, Sie zu heilen, und je ſtärker die Farben aufgetragen ſeyn werden, je mehr darf ich hoffen, daß ſie Sie mit Abſcheu erfüllen, und wieder zu ſich ſelbſt zurückbringen werden.

Ein anſehnlicher Name, ein artiges Vermögen, und der Ruf der Liebenswürdigkeit, der Sie ſo berühmt machte, waren noch die geringſten von Ihren Vorzügen. Schönheit, Grazie, Talente, Treuherzigkeit, Größe der Seele, richtiger und feiner Verſtand, machten, daß Herren und Damen Sie und Ihren Umgang liebten und aufſuchten. Zwar mußte Ihnen das Aelterwerden nothwendig einen Theil dieſer Vorzüge rauben, allein es blieb Ihnen noch immer genug übrig, um gegen die Revolutionen der Zeit aushalten zu können. Wie undankbar heißt das an der Natur gehandelt, wenn man ein ſo ſchönes Werk verderben, und all' ſein Verdienſt durch einen Fehler unſrer Einbildung zu vernichten ſucht, der nicht einmal in Ihrem Herzen Wurzel gefaßt haben kann, ob Sie mich gleich vom Gegentheil überreden wollen. Ich habe Ihnen oft eine Sonderlingheit zugetraut, die Sie vielleicht nie eingeſtehn werden, und die bey Ihnen die unverzeihlichſte wäre. Sollte Sie vielleicht die Sucht, ſich auszuzeichnen, und von ſich reden zu machen, an den Rand dieſes Verderbens verleitet haben? O, wenn Sie dem Berühmtwerden auf dieſem Wege nachjagen, ſo werden Sie am Ende nichts als Auslachen erhaſchen. Sie haben Ihr Vermögen ruinirt; man weiß es; denn man rechnet Ihnen beſſer nach, als Sie, und hat immer ein Auge auf alle Ihre Schritte. Ihre angenommene Maske von Gemüthsruhe, wodurch Sie die Zuſchauer zu täuſchen ſuchen, täuſcht niemanden. Die verſteckte Unruhe Ihrer Seele blickt durch. Kaum haben Sie den fatalen Tiſch verlaſſen, der Ihren Beutel geleert, und alle Anſtrengungen ihre Einbildungskraft, ihn wieder zu füllen, erſchöpft hat, ſo ſind diejenigen, welche Sie am meiſten aufſuchen und einladen, gerade die erſten, welche über Ihr Unglück lachen. Sie wiederholen die witzigen Einfälle, welche Sie geſagt zu haben glauben, um den Gram zu verbergen, der an Ihrem Herzen nagte; ſie zergliedern dieſe Einfälle, und machen ſie mit aller der lauten Fröhlichkeit lächerlich, welche der Gewinn einflößt. Das iſt noch nicht Alles; eine ſogenannte gute Freundinn thut, als ob ſie ihre Parthie nehmen wollte. — „Die „arme Frau: ſie iſt gut; aber warum ſpielt ſie, wenn ſie „es nicht aushalten kann? Das wird ein ſchlechtes Ende „nehmen. Sie hat die Wuth, ſich etwas zu unterfangen, „was Ihre Kräfte überſteigt‘. — Nun fällt eine andre gute Freundinn ein — „Es iſt Schade, daß ſie nicht

„reich iſt; ſie ſpielt ſo edel“! — Bey dem Worte edel, lacht irgend ein müßiger, ſpöttelnder Laffe laut auf: „Ja, „wahrhaftig; ſie könnte das ſicherſte Spiel in Händen „haben, und ſie würde ſich doch alle mögliche Bedingungen gefallen laſſen; ſo uneigennützig und ſo gut iſt ſie“! — „Aber wie man ſagt, ſoll ſie der Herr von ** unterſtützen: er iſt reich, und ſie thut wohl daran, daß ſie „das fremde Geld in's Land zieht“. — „O ja, ſein Geld „und andrer Geld, (ſagt ein drittes Frauenzimmer) „aber ſie iſt nicht mehr jung; ſogar ihr Witz ſcheint mir „nach und nach in's Sinken zu kommen; und Alles nimmt „ja in dieſer Welt ſein Ende“. — — Sehn Sie, ſo ſchwatzen Ihre Freunde, wenn Sie den Rücken gewendet haben!

Sie kommen traurig, niedergeſchlagen, und in ſchwermüthige Gedanken vertieft auf Ihr Zimmer zurück. Morgen muß bezahlt werden, und Sie wiſſen nicht mehr, woher Sie Geld nehmen ſollen. Sie legen ſich zu Bette, und ſchon poſaunt Ihr Kammermädchen im ganzen Hauſe aus, daß Madame verlohren hat. Bey dieſer Zeitung ſchmiedet der Vertrauteſte von Ihren Bedienten im Voraus einen neuen Plan von liſtigem Wucher. Sie ſind in Ihrem Bette, und weinen eine Thräne über die andre: die Binde iſt gefallen; alle Ihre Vergehungen ſind Ihrem Geiſte gegenwärtig. Die Vorſtellung deſſen, was Sie hätten ſeyn können, das Glück, das Sie mit Füßen getreten haben, Alles dieſes ſind zwar Erinnerungen, die, weil ſie die Eitelkeit reitzen, und der Eigenliebe ſchmeicheln, zuweilen eine Art Vergnügen gewähren können, das ich dem Vergnügen eines Ruhmſüchtigen vergleiche, der ſeine Grabſchrift anſieht: allein ſelbſt dieſe Erinnerungen ſind jetzt zu ohnmächtig gegen die folternde Pein des Augenblicks. Man muß bezahlen, man muß ſich mit Ehren in der Geſellſchaft wieder blicken laſſen, und — was das Hauptwerk iſt —

wieder ſpielen können. Wie viele Projecte, wie viele Triebfedern werden da in Bewegung geſetzt! Der Schlaf verweigert ſich Ihren Augen, und die Morgenröthe trift Sie noch in dieſem ſchrecklichen Zuſtande von Ungewißheit und Furcht an. Endlich erhaſchen Sie noch einen Augenblick Ruhe, aber er erſetzt nur einen Theil Ihrer Kräfte, um Ihre Sinne zu neuen heftigern Kränkungen zu ſtählen. Alles Bittre Ihrer Lage erwacht mit Ihnen, und bemächtigt ſich Ihrer ganzen Seele von neuem. Sie klingeln Ihrem vertrauten Bedienten, der ſich wohl hütet, auf ſich warten zu laſſen, und befehlen ihm, einen Wuchrer zu rufen, mit dem Sie nur allzubekannt ſind. Bis er kommt, muß ihr Kammermädchen ein Paket aus einigen Ihrer beſten Kleidungsſtücke machen, und ein andrer von Ihren Leuten wartet im Vorzimmer auf ein Billet, das Sie an einen Ihrer vorgeblichen Freunden ſchicken wollen, dem Sie gar oft in ähnlichen Gelegenheiten Geld vorgeſchoſſen haben. Sie ſtehn mit matten Augen, bloſſem Geſicht, und einer Unordnung in Ihrem ganzen Weſen auf, welche die Folgen Ihrer Schlafloſigkeit und Kümmerniſſe ſind. Sie gehn mit großen Schritten auf und ab, fragen, wie viel Uhr es ſey? und zählen jede Minute: Ihr Vertrauter bleibt lange aus, und doch wohnt der Wucherer nicht weit; endlich kommt er, und Ihr Herz ſchlägt Ihnen mit einer ſo convulſiviſchen Heftigkeit, daß Sie ſich ſetzen müßen. Gott! wie wird Ihnen, als Sie hören, daß dieſer ſo ſehnlich erwartete Mann auf dem Lande ſey, und erſt in zwey Tagen zurückkommen werde. Todesbläſſe überziehet Ihr Geſicht. Ihr Vertrauter ſetzt hinzu, daß er noch bey zwey andren von dieſen nützlichen Bürgern des Staats geweſen ſey, aber daß ſie alle eine abſchlägige Antwort gegeben haben, wenn ſie nicht Verſicherungen erhielten. Er beklagt Sie; er würde mit Freuden ſein Blut für Sie aufopfern u. ſ. w. — Welche Demüthigung; welch' ein

Geſpräch! Nur Spieler ſind ſolchen Zufällen jeden Augenblick ausgeſetzt, nur ſie werden im Ton und in Unterwürfigkeit aus Herren zu Knechten! Armuth führt bloß ſtufenweiſe zu den äußerſten Bedürfniſſen; man hat Zeit, ſie vorauszuſehn, ſich darauf vorzubereiten, allein das Spiel ſtürzt ſein Opfer mit einmal in gleiche Dürftigkeit, die der Mangel des Nothwendigen ſo ſchrecklich macht. Ein einziger Schimmer von Hofnung bleibt Ihrem Vertrauen noch übrig, und Ihre Seele bekommt wieder ein wenig Muth. Seine Frau hat einen Bekannten, der Ihnen helfen könnte; allein dieſer Mann iſt entſetzlich geitzig, und leiht nur zu Dreyßig vom Hundert, und zwar bloß auf Einen Monat aus. — „Nun gut, lauf, eile“! — Nein, Madame, reden Sie erſt mit meiner Frau; (eine Perſon mehr, die bezahlt werden muß); Sie allein ſind im Stande, ſie zu vermögen, mit dieſem harten und unbeſcheidenen Mann zu ſprechen. — „Gut, gut, gehe nur, und hole mir deine Frau; nimm unterdeſſen dieſe Kleider, verſetze ſie, verkaufe ſie, löſe daraus, was du kannſt, ſchone nichts. — — Aber ich thue Unrecht, mich der Verzweiflung zu überlaſſen; gewiß wird mir mein Freund aus der Noth helfen; ich habe ihm ja ſo vielmal geholfen; ſeine Antwort wird gewiß nach Wunſch ausfallen“. — Der Freund wohnt in einiger Entfernung, und Sie ſind am Fenſter, um ſo weit, als Ihnen möglich iſt, dem Ueberbringer der Antwort entgegen zu ſehn. Der Friſeur wird fortgeſchickt; die Thüre bleibt jedermann verſchloſſen. „Um welche Stunde wollen Madame zu Mittag ſpeiſen“? — Nie! — „Nie“? — Um vier Uhr! — — Endlich kommt das Billet — Gib mir, was man dir mit dem Billet gegeben hat — „Ich habe nichts bekommen; man hat mich lange warten laſſen, und hier „iſt die Antwort“. — Vielleicht will er ſelber kommen; ich will es geſchwind leſen: — — eine abſchlägige Antwort?

wort? „Madame, man würde mit an Ihrem Verderben arbeiten, wenn man Sie unterſtützte. Ihre Leidenſchaft für's Spiel iſt auf's Höchſte geſtiegen, und Ihre „Freunde müſſen Sie, ſelbſt wider Ihren Willen, davon „heilen. Das iſt jedoch mein Fall nicht. Leider, habe „ich jetzt nur ſehr wenig in meinem Vermögen, und muß „mich noch lange damit behelfen ꝛc.“ Verflucht ſey der Grauſame! verflucht mein Unglück! — — Eine Fluth von Thränen folgt, die der Unwille auspreßt. Die Frau des Bedienten tritt herein. Wieder ein neuer erniedrigender Auftritt! Verſprechungen, Geſchenke, die kriechendſten Bitten werden nicht geſpart. Die Frau geht, und ſie verbleiben in einem Zuſtand der Ermattung und Betäubung, der für Ihre Geſundheit beſorgt macht. Vergebens ruft man ſie zu Tiſche; es iſt Ihnen unmöglich, ſich ſehn zu laſſen. Sie bleiben in Ihrem Cabinet vergraben, und ſcheinen auf ein Urtheil über Leben oder Tod zu lauern. Es ſchlägt ſechs Uhr, es ſchlägt ſieben Uhr; Ihre Bangigkeit ſteigt mit jedem Glockenſchlag. Das Wenige, was Sie aus Ihren Kleidern gelöſet haben, reicht kaum hin, ein Viertel der Schuld zu tilgen. Die Frau läßt ſagen, daß vor neun Uhr nichts zu machen ſey. Sie ziehen ſich in Eile an: (denn in Ihrem Zuſtand vernachläßigt ein Frauenzimmer ſogar ihre Figur, welches den höchſten Grad des Unglücks und der Erſchlaffung andeutet,) und laſſen ſich — ſoll ich es ſagen? — laſſen ſich zu der Wohnung des verworfenen Menſchen führen, der dieſen Abend Ihr Schutzgott werden ſoll. Da ſtehn Sie vor dem Chriſtlichen Juden, und vor ſeiner Unterhändlerinn, und Ihr Flehn, Ihre Sanftmuth, Ihre Anerbietungen rühren ihn nicht. Endlich ſcheint ein Wechſel, wo Sie ihm achtzig für funfzig verſchreiben wollen, ihn zu erweichen, und es gelingt Ihnen, ihm die ſo ſehnlich erharrte Geldſumme abzuſchwatzen. Wie kriechend danken Sie ihm! All' Ihr

Kummer iſt vergeſſen: Sie belohnen, Sie umarmen das Ungeheuer von Weib; Sie nennen ſie Ihre beſte Freundinn, und eilen demſelben Abgrund entgegen, dem Sie erſt mit ſo vieler Angſt, und nur auf wenig Augenblicke entronnen ſind. An eben dem Abende ſah ich Sie bey Madame — wie eine Königinn ſpielen; Sie verloren, ohne aus der Faſſung zu kommen; Sie ſchämten ſich, wenn Sie gewannen; beklagten die Verlierenden, und zogen das Spiel mit Fleiß in die Länge, um Ihren Gegnern Zeit zu laſſen, Ihnen alles wieder abzugewinnen: auch hatten Sie alles verloren, wie Sie aufſtanden. Ich erſchrack, als ich Sie mit tauſendfachem Nachtheil ſpielen ſah, den Sie ſich ſelbſt ſchufen: da gab's weder Aufmerkſamkeit noch Gegenwart beym Spiel, wohl aber ein Fehler über den andern, und eine Dummheit, die einem recht weh that, und gar ſehr Wunder bey einem Frauenzimmer nahm, die nichts weniger als einfältig iſt. Ihre Mitſpieler, die durch Ihre Böcke litten, zankten unaufhörlich, und Sie, Sie ſpielten, wie die Zaarinn ſpielen würde, wenn ſie, unter dem Vorwande des Spiels, ihre Hofleute bereichern wollte. Sie gewannen zehn ſtatt hundert, und verließen triumphirend die Geſellſchaft. Ich gab den ganzen Abend beſtändig auf Sie Achtung, um zu verſuchen, ob ich ſo viele außerordentliche Widerſprüche nicht vereinigen könnte, und es war mir lieb, als Sie mich des Abends zu Tiſche baten, weil ich mir vornahm, Ihnen ein Wörtchen darüber zu ſagen. Ich wußte, daß Ihre Umſtände nicht auf dem beſten Fuß waren, allein ich war weit entfernt, Ihre Lage ſo ſchrecklich zu wähnen, als ich nun aus Ihrem eigenen Munde erfuhr. Was würde zwey Tage nachher bey einer neuen unglücklichen Kriſe aus Ihnen geworden ſeyn, wenn Ihnen nicht zärtliche wohlthätige Freundſchaft durch eine von jenen Handlungen zu Hülfe gekommen wäre, die auszudenken und auszuführen, ſie allein im Stande iſt?

Sie verſtehn mich. Wie mußte Ihnen bey dem Drang von Demüthigung, Bewunderung, Erkenntlichkeit und Selbſterkenntniß Ihrer Fehler zu Muthe werden, als plötzlich vor Ihren Augen jener Ring dalag, die naive, rührende und nachdrückliche Antwort eines Mannes von Gefühl, eines wahren Freundes, der Ihnen nie mehr als Mitleid ſchuldig war? Seine Delicateſſe, ſeine Güte, ſeine ſchleunige Bereitwilligkeit, ſein Stillſchweigen ſelbſt, mußten für Sie eine ſtumme Lehre werden, die ſchon allein Ihre Bekehrung hätte wirken ſollen. Fühlte ſich Ihre Seele nicht von Gewiſſensbiſſen und Vorwürfen zu Boden gedrückt? Es iſt hart, doch nur zu wahr, man liebt bey einer ſolchen That bloß den, der gab, und iſt böſe, daß die Perſon, welche dieſe Hülfe zu ſo gelegener Zeit empfing, ſie ſo wenig verdiente. Ich ſage, es iſt hart, aber die häßliche Leidenſchaft des Spiels hat das Eigene, daß ſie jenes köſtliche Gefühl vergiftet, einen Wohlgefallen an ſchönen Handlungen zu finden; es wird durch die Vorſtellung des kriechenden Danks geſtört.

So wie ich nach Hauſe kam, ergriff ich die Feder, um Ihnen das Verderben zu ſchildern, in das Sie rennen. O meine Freundinn, kommen Sie zu ſich ſelbſt. Laſſen Sie ſich den Verluſt eines ſo großen Theils Ihres Vermögens endlich einmal von dem Hirngeſpinſt heilen, ihn wieder durch das abſcheuliche Hülfsmittel des Spiels zu erſetzen. Entſagen Sie den ſchädlichen intereßirten Geſellſchaften, die Ihren Umgang bloß ſuchen, um Sie zu Grunde zu richten. Ihre Umſtände ſind „derangirt“, aber es bleibt Ihnen noch genug übrig, um auf eine anſtändige und mäßige Art zu leben, die Ihnen, ſelbſt durch die Details Ihrer Oekonomie, Beſchäftigung geben wird. Sie ſind nicht mehr jung; ſchmücken Sie Ihren Geiſt aus, und zieren Sie ihn mit neuen Kenntniſſen. Sie lieben Lectüre; Sie haben ſie nie, ſelbſt im Schooß Ihrer

Zerſtreuungen vernachläßigt; leſen Sie nun mit Wahl und Methode. Kehren Sie zu dem Umgange mit Gelehrten zurück, die Sie ſo ſehr ſchätzen. Dieſer Umgang wird Ihnen einen Ton geben, und dieſer Ton ſcheint der zu ſeyn, der Ihnen in dieſem Augenblicke am beſten kleidet, und Ihnen noch ferner eine intereſſante Exiſtenz gewähren wird. Sie ſind nicht mehr hübſch; aber Sie können noch einige Zeit ſchön ſeyn, und die Ruhe des Geiſtes kann dies Wunder vielleicht noch länger bewirken, als Sie nicht hoffen. Sie werden länger leben, wenn Sie [illegible] [illegible]tern leben; bereiten Sie ſich vor auf die Reiſe Ihres Lebens, und nehmen Sie ſogar Ihre Maasregeln auf ein hohes Alter. Ihr Herz iſt rein; Ihr Geiſt allein hat Theil an den niedrigen Ausſchweifungen genommen, die ihn zu verderben drohten: das Spiel hat ſie bloß arm gemacht; es wäre weit ſchlimmer geweſen, wenn es Sie bereichert, allein die Schönheit Ihrer Seele geſchändet hätte.

Kommen Sie, liebe Freundinn, reiſen Sie Morgen mit mir auf's Land; keine Einwendungen! Früh um acht Uhr bin ich vor Ihrer Thüre; kein Abſchiednehmen! Sie ſind dahin, dorthin gebeten, ſagen Sie, daß Sie kommen wollen, aber kommen Sie nicht. Sie fühlen und kennen das Verdienſt andrer: R — iſt Ihnen bekannt; Sie wiſſen, er iſt unter den Männern das, was der Diamant unter den Steinen iſt; glänzend, ſelten, und von Werth, wie jener. Er ſoll Sie durch ſeinen Rath leiten und in Ihrem guten Vorſatz beſtärken. Bücher, Spaziergehn, Muſik, das ſollen unſre Arbeiten und unſre Zeitvertreibe ſeyn. Sie bleiben bey uns, ſo lange Sie wollen. Bey Ihrer Wiederkunft in die Stadt, werden Sie von neuen Bekanntſchaften empfangen werden, die bloß auf eine ſolche Umſchaffung warten, um Ihnen ihren Umgang anzubieten. Verlangt Ihr wißbegieriger und unruhiger Geiſt nach Beſchäftigung, ſo werden Ihnen die [illegible] der Natur und Kunſt reichlich damit aushelfen. Verfolgen Sie die Fährte unſrer neuen Weltumſegler, den Gang unſrer neuen Planeten am Himmel; begleiten Sie die Natur in ihre unterirdiſche Werkſtätte; denn was vor Beſchäftigungen kann man Ihnen nicht alle vorſchlagen," und was ſind Sie nicht Alles fähig zu unternehmen? Werden Sie eben ſo verehrungswerth dadurch, als Sie liebenswürdig geweſen ſind. Alles hat ſeine Zeit. Laſſen Sie uns in jedem Alter ſeyn, was in dieſem Alter zu ſeyn uns am beſten behagt. Leben Sie wohl!

3.

Roderich.

Längſt hatten die wachen Verkünder des Tages ihr monotoniſches Morgenlied gekräht, ſchon röthete ſich der Himmel in Oſten, als Roderich wohlgewappnet ſein Streitroß beſtieg, und, ſeinen Knappen hinter ſich, dem Lager zu ritt. Hier erfuhr er, der König ſey mit weniger Bedeckung aus dem Lager geritten, und der eiferſüchtige Gemahl ſeiner liebenswürdigen Iſabelle habe ihn begleitet. Er warf ſich, als er ſein Gezelt erreichte, matt auf's Lager, und träumte ſich das Entzücken der vorigen Nacht zurück. „Iſabelle, rufte er aus, warum ſollteſt du nicht ganz die meinige ſeyn? Warum durfte ich nur verſtohlen die Freuden deiner Umarmungen mit Gefahr meines Lebens erkaufen? Hatte ich mich nicht dir, und hatteſt nicht du dich mir auf ewig verſprochen und verſchworen? Vor'm Bilde der heiligen Mutter Gottes ſchwur ſie, und ich nahm Gott den Allgegenwärtigen zum Zeugen meiner Schwüre.

Warum ſollte die Feindſchaft unſrer Häuſer uns trennen? Wir waren keine Feinde. Armer Rodrich, mußten die Häuſer Almeraſſa und Almedro ſich vor Jahren entzweyt haben, um ihrer Unverſöhnlichkeit ſo manches grauſame Opfer zu bringen? — Dich, theure Iſabelle, warf man in die Arme des eiferſüchtigen Don Garcias, deſſen Haar und Bart ſchon anfingen allgemach zu greiſen, und mich ſchickte man gegen die Mauren, die Herrlichkeit von Granada mit eben ſo gleichgültigen Augen zerſtören zu ſehen, als all' deine Schöne und Herrlichkeit in den Armen deines übernächtigen Mannes. Die Blüte hat er zerſtört, aber bey meiner ritterlichen Ehre! die Früchte ſoll er nicht genießen." — So ſprach er, gedachte nächſtens Streit mit Don Garcias anzufangen, ihn Angeſichts des ganzen Heeres zum Kampf zu fordern, ihn niederzubohren, und zu entweichen, ſo weit die Ritter ihn ſicher bringen könnten. „Der König," ſprach er bey ſich ſelbſt, „hätte die Fehde zugelaſſen, erlaubt — und der Mord — wäre Zufall. Um den Nachſtellungen der Freundſchaft des Don Garcias zu entgehen, würde ich Iſabellen in meine Arme faſſen, und mich mit ihr nach Portugall begeben, wo ich dem klugen Könige Don Juan meine Dienſte anbieten und auf ſeinen Schiffen dienen wollte, die ſich Wege ſchon weit über die Säulen des Herkules gebahnt, und die Küſten von Indien befahren haben. — Man ſagt, daß ſie ein Cabo di bona Eſperanza entdeckt hätten, vielleicht daß dort eine Freyſtadt der Liebenden unter Palmen grünt, und ich will mit meiner Iſabelle in einer kleinen Hütte eben ſo ruhig raſten, traulich mit ihr koſen, als lägen wir auf goldenen Polſtern im prächtigen Pallaſte der [illegible] ſen. Die hölzernen Pfoſten der Hütte, die zwey Lieb[illegible] deckt, ſind ihnen weit koſtbarer, als die marmornen Säulen und geſprengelten Schwellen im Pallaſte der [illegible] Könige. — Wo die ſchöne Sonne ſcheint, wo laue Lüfte [illegible] um die erhitzte Wange ſäuſeln, und wo ein Quell durch blumichte Matten rieſelt, will ich mir ein Hüttchen bauen, drinne ſoll **Iſabelle** mein ſchönſtes Hausgeräth ſeyn. Mit ihr über die ſtürmenden Fluten, über die erhabenen Waſſergebürge und die reißenden Strudel, wär's auch im morſchen Nachen, will ich kühn ſchiffen und allen Gefahren trotzen. Ihr ſüßer Geſang ſoll mich zur ſchwerſten Arbeit ermuntern, und das Geheul der raſenden Winde betäuben. Man ſagt, die ſchwellenden Fluten legten ſich, als ſie den Geſang des göttlichen Sängers vernahmen, und die Delphine ſchwammen freundlich um's Schiff. Aus der Tiefe des Meers werden ſich Meerwunder erheben, zu hören den Geſang meiner Schönen. Sie werden ſie ſehen und glauben, die Göttinn der Liebe habe zum zweytenmale dem Meerſchaum ſich entwunden, oder ſie ſchiffe auf einer Muſchel nach dem Tempel des ihr geheiligten Landes. Mit dir will ich alles dulden, angebetete **Iſabelle**! —“

Oft hatte er ſchon gewünſcht, das glänzende Sonnenrad im Laufe zurückzuhalten, jetzt wünſchte er ſich hundertfache Kräfte, es ſchneller umwälzen zu können, und dem ſchimmernden Abendſtern ſeine Laufbahn anzuweiſen. Nach ihr allein ſehnte er ſich, die ihm über alles theuer und werth war, verwünſchte allen zögernden Kampf mit den beängſtigten Mauren; und hätte er das Glück haben ſollen, ihren König ſelbſt niederzuſtoßen.“ Er ſehnte ſich jetzt nur nach Kampf mit dem ſtörriſchen **Don Garcias**.

Die glühende Sonnenſcheibe ſtand jetzt im Mittelpunkte ihrer Bahn, als der König mit **Don Garcias** in's Lager zurückkam. — Bald ertönten die ſchmetternden Trompeten, **Granada** ging endlich über, und **Don Garcias** blieb vom feindlichen Schwerdte getroffen, auf der Wahlſtadt. Der ſiegreiche **Ferdinand** zog nebſt der ſchönen Königinn **Iſabelle** zu **Granada** ein, und ließ ſich huldigen. — Sechsmal hatte ſchon der funkelnde Stern der Liebe ſein Antlitz im Thau gebadet, und **Roderich** hatte ſeine **Iſabelle** noch nicht geſehen. Jetzt röthete die Sonne zum ſiebentenmale die Wipfel der Bäume, als er ſich auf ſein Roß ſchwang, zu ihr zu eilen, den Wittwenſchleyer ihr von den Augen zu ziehen, die Verſicherung ſeiner ewigen Liebe küſſend zu verſiegeln. — Er kam, und fand ſie nicht. Er fragte, wo ſie wär? und erfuhr, ihre Familie habe ſie in ein entferntes Kloſter geſteckt, um ſie ſeinen Augen zu entziehen.

Wüthend warf er ſeine Waffen von ſich, und durchirrte klagend Wälder und Auen. Der Schmerz verunſtaltete ihn, und die Menſchen hielten ihn für wahnwitzig. — Unruhig zog er umher, und verwünſchte ſein unglückliches Schickſal. Endlich führte ihn der Zufall in den Hafen zu **Palos**, wo die muthigen Spanier harrten, die Schiffe zu beſteigen, welche ſie unter Anführung des weiſen **Chriſtoph Kolumbo** in eine neue Welt führen ſollten. — „Vielleicht“, ſagte er zu ſich ſelbſt, „findeſt du in einer neuen Welt Ruhe, wag' es, und ſuche ſie mit auf“.

Er ſprach mit dem Admiral, und ging als Freywilliger mit unter Seegel. Er beſtieg die Karavelle St. Maria, welche **Kolumbo** ſelbſt führte, und wagte es, das zu verlieren, was ihm noch allein übrig geblieben war. Dieſe Karavelle wurde noch von zweyen begleitet, welche eben ſo gut, wie dieſe, mit Männern beſetzt waren, welche insgeſammt ſich keine geringen Wagehälſe zu ſeyn dünkten, da ſie es wagten, dem knöchernen Menſchenfeinde ſo herzhaft unter die grinzenden Augen zu ſehen, als immer der niedlichſte Damenritter in die glänzenden Spiegel einer eben nicht unerbittlichen Donna. Vor Ungeduld ſchienen ſie die Abfahrt nicht erwarten zu können, und polirten vor lieber langer Weile ihre Degen, um auf der Reiſe keinen Mangel an Spiegeln zu haben, oder verzierten ihre Kleider, um den Damen der neuen Welt nicht ganz zu mißfällen, welche ſie ſich durch die Zauberkraft ihrer Phantaſie, je einer vor dem andern, ſchöner malten, als die feurigſten Maler die heilige Katharina. Einige machten ſo gar ſchon Sonette, und waren ſehr drauf bedacht, dem Serenaten in der neuen Welt eben ſo einen couranten Umlauf zu verſchaffen, als die verliebten Mauren denſelben in einem Zipfel des Ochſenfells der alten Welt.

Endlich am 3ten Auguſt des Jahrs 1492 nach Chriſti Geburt wurden die Anker gelichtet, und die Karavellen ſtachen in See, vielleicht unter zu großem Herzklopfen mancher, die des Tags ſo ängſtlich geharrt hatten. So bald ſie einige Tage über die Canarieninſeln hinauswaren, wurden mancherley Zeichen geſehen, welche auch dem Kleinmüthigſten Muth machten, bald neue Dörfer und Städte, und ſchönre Mädchen zu ſehen, als im undankbaren Vaterlande, wo die Schönen ihre ergebene Liebhaber oft eben ſo ſehr martern, als die ſklaviſchen Verhältniſſe der bürgerlichen Welt den jungen Mann, in deſſen Gehirn ein Chaos liegt, das nur eines: Werde! bedarf, um den rohen Klumpen eine eben ſo ſchöne Form zu geben, als der Theogoniſt Ovid dem ſeinigen. — Als aber die Fahrt ſchon über drey Wochen gedauert hatte, verloren die meiſten dieſer Helden ihren Muth, welcher im Bündelchen ihrer Phantaſie ſo verloren eingepackt war, als immer die Platoniſche Liebe im Herzen des weyland frommen Helden Aeneas aus Troja. Viele ſaßen in Winkeln und weinten, wenn ſie an die fetten Mahlzeiten im väterlichen Hauſe gedachten, und jezt den Hungertod auf offner See vor ſich ſahen. Lange hatten ſie nichts geſehen, als den Ozean und Aether. Oft lockte eine ferne Wolke das Wort: Land! das die Helden neu beſeelte, von den Lippen des hocherfreuten Steuermannes, aber bald ward man die Täuſchung gewahr, und ihr Muth verſchwand eben ſo ſchnell, als er kam. Kein Vogel, der mit fremder Kehle um den Maſt zwitſcherte, ſang Troſt in ihr beklemmtes Herz; traurig ſahen ſie gen Himmel, und mancher gelobte in der Angſt ſeiner Seele der heil. Jungfrau eine Wachskerze von zwanzig Pfund, woraus hernach zehn ſolche gelobte Kerzen gemacht wurden. Nach und nach wurde die Zaghaftigkeit beynahe allgemein; der Admiral wurde mit den kränkendſten Vorwürfen überhäuft, und das Verlangen, umzukehren, war ſo heftig, daß der edle Genueſer Noth hatte, ſie zu beſänftigen. Damals nahte ſich unſerm Held ein junger Mann, Namens Don Alfons, der ſein Glück in der neuen Welt ſuchen wollte, weil das Glück ihn in der Alten nicht geſucht hatte.

A. Immer ſo ſtill?

R. Ja.

A. Haſt du noch Muth?

R. Ich denke.

A. Wenigſtens ſah ich dich nicht furchtſam die Hände ringen, und eine Menge Seufzer gen Himmel ſchicken, die ſich jeder hätte erſparen können, der zu Hauſe geblieben wäre.

R. Das iſt wahr! Ich würde mein Vaterland nie verlaſſen haben, wenn ich mir nicht getraut hätte, meinen Muth mit über's Meer zu nehmen. Und wovor fürchten ſich denn dieſe? Vor'm Tode? — Sie wollen lieber nach Hauſe kehren, und die Schande erleben, daß andre kommen, drey Wochen länger den Muth behalten, Entdeckungen machen, und daß die Schande ihrer Zaghaftigkeit dann mit doppelter Schwere auf ſie falle, ehe ſie dem Tode unerſchrocken auf dem Meere entgegen ſehen wollen, den ſie doch wohl bald auf einem ſchmerzlichen Krankenbette geduldig erwarten müſſen. Thoren! Ihr wollt euch durch eine zaghafte Rückkehr einer ſpöttelnden Beſchimpfung ausſetzen, die zehnmal ärger iſt, als der Tod, und dem wackern

Mann, der euch anführt, zumuthen, eure Schande mitzutragen, womit ſich kein Maulthier belaſten ließe, wenn es Verſtand hätte.

„Land! Land!“ erſcholl allenthalben aus dem lächelnden Munde der wiedergetröſteten Helden — aber es war wieder nur eine Wolke, und ihre Phantaſie hatte, gleich dem entzückten **Irion**, das luftige Bild der **Juno** umarmt. Mit der Wolke zerplatzte der farbichte Regenbogen der Freude; ſie achteten nicht der neuen Zeichen von der Nähe des Landes, und fingen wieder an, zu ſchelten, zu murren, zu beten, zu geloben, zu weinen, zu ſeufzen, zu drohen, zu bitten, zu klagen, zu jammern, ꝛc. je nachdem es einem nun beliebte. Dieſe ſtille Wuth brach endlich laut aus, und ſelbſt die Anführer auf den Karavellen wurden angeſteckt von der niederträchtigſten Meuterey gegen den Admiral. Auf ſeiner Karavelle war niemand auf ſeiner Seite als **Roderich**, **Don Alfons** und der Steuermann. — **Kolumbo** war in augenſcheinlicher Gefahr, weder Bitten noch Drohen half, und er mußte ſich zu einem Vertrage verſtehen, der endlich den Aufruhr ſtillte. „Entdecken wir“, ſo ſprach er mit edelm Anſtande, „binnen drey Tagen kein Land, ſo will ich geſtehen, daß ich mich geirrt habe, und mich willig eurer Rache unterwerfen“. Mit dieſer Erklärung waren die Aufrührer zufrieden, verſchworen ſich aber mit den gräßlichſten Schwüren, würden ſie binnen dieſer Zeit kein Land entdecken, ſo würden ſie zurückkehren nach Europa, und der Welt beweiſen, das Non plus ultra der Wagehälſe ſey die Entdeckung des vierten Welttheils.

Der Admiral hatte die ſicherſten Zeichen, vor Ablauf der beſtimmten Friſt Land zu entdecken, ließ auch jetzt die von Sr. Kathol. Maj. denjenigen zur Belohnung beſtimmte 1000 Maravedis jährlichen Gehalts, der zuerſt Land entdeckte, ausrufen, und ſchärfte dadurch die Augen aller

Mißmuthigen. Aber er ſelbſt entdeckte es zuerſt, und bekam die Belohnung, die ein Matroſe auf der Pinta, Triana genannt, zu erhalten hoſte, da er zuerſt aus Leibeskräften Land! ſchrie. Sich an der neidiſchen Dame Fortuna zu rächen, ging dieſer nach der Zeit nach Afrika und ließ ſich beſchneiden.

Wer vermag es, die Empfindung zu beſchreiben, die ſich der Seele **Roderichs** bemeiſterte, als er mit anbrechendem Tage eine flache, ſchöne grüne Inſel im Meere liegen ſah! Die andern ſchienen aus einem Traum zu erwachen, und ihre Freude war inniger, weil ſie ſtill war. Sie fielen vor dem Admiral nieder, und beehrten ihn mit den ehrenvollſten Namen. Eben der Fremde, dem ſie vorher ſo verächtlich begegneten, den ſie für einen Kerl hielten, der Länder zu entdecken ſuchte, welche nirgends, als auf der Karte ſeiner Einbildungskraft, lägen, ſchien ihnen jetzt der größte aller Menſchen, ein Halbgott zu ſeyn. In der That artete ihre Freude eben ſo ſehr aus bey den Ehrenbezeugungen, als vorher, bey ihrer Zaghaftigkeit, die Ausbrüche ihrer Verwünſchungen.

Jetzt übte der Admiral ſogleich das erſte Recht eines Unterkönigs aus, und gab der Inſel den Namen **San-Salvator**. Sogleich nahm er im Namen Sr. Kathol. Maj. Beſitz von dieſer Inſel für die Krone Kaſtilien. Das ſämmtliche Schiffsvolk eilte an's Land, küßte die Erde, und dankte Gott und der heil. Jungfrau. Sie ſchwuren dem Admiral als Unterkönig den Eid der Treue, und erneuerten zu ſeinen Füßen die Zeugniſſe ihrer Ergebenheit.

Die Einwohner, welche ihnen entgegen kamen, waren nackend, und überall ſehr ſonderbar bemalt. Sie wurden beſchenkt, und durch Glocken und Schellen erwarben ſie ſich ihre ganze Neigung. Sie brachten den folgenden Tag Baumwolle und Papageyen, und vertauſchten gegen einen bunten Glasſcherben mit der lebhafteſten Freude oft fünf bis ſechs Pfund Baumwolle. Dieſe guten Leute erhoben ihre Hände zum Himmel, um den herbeygerufnen Nachbarn anzuzeigen, wo die Fremdlinge herkämen, und wußten nicht, daß von dorther keine Kaſtilianer kamen, die voller Begierde nach den kleinen Goldblechlein ſahen, die ſie auf ihre Naſenſpitzen zur Zierart geklebet hatten. Sie bedienten ſich der Zeichenſprache, um zu erfahren, woher das glänzende Metall käme? und es war der armen Nackenden Glück, daß ſie gen Süden zeigten.

Kolumbo war begierig, ſeine Entdeckungen weiter fortzuſetzen, belegte noch viele Inſeln auf der Fahrt mit Namen, die ſie nachher nicht behielten, und das Schiffsvolk freute ſich auf die Entdeckung des Landes, wo die Goldblechlein herkämen.

Jetzt landeten ſie auf der Inſel, die der Admiral **Hiſpaniola**, die unglücklichen Bewohner derſelben aber **Hayti** nannten. **Roderich** ſah die freundſchaftlichen Einwohner voller Unſchuld ihre Feinde bewillkommen, und ihr zukünftiges Schickſal preßte ihm Thränen aus den Augen. Ein König des Landes, **Kazike** genannt, bewillkommte ſie freundſchaftlich, und vernahm die für ihn höchſtwahrſcheinliche Nachricht von etlichen aus **San Salvator** mitgenommenen Einwohnern, die Fremdlinge kämen vom Himmel herab. Gewiß, er wußte noch nicht, da er dieſes glaubte, daß die leidige Goldgier, welche die Kaſtilianer beherrſchte, keine Himmelsbewohner auf die Erde treibt; denn dies theure Gift könnte nur Höllenbewohner aus ihren Schlünden treiben. — Gegen Scherben, Glöckchen und Schellen tauſchten die Kaſtilianer viele Goldbleche ein, und jeder, der nur tauſchte, war ſo vergnügt über den glücklichen Tauſch, daß kein Theil der Betrogene zu ſeyn wähnte. — Arme nackende Bewohner, ihr verhandelt mit den Goldblechen eure Ruh, eure Freyheit, euer Land unwiſſend an die geldgierigen vermeintlichen Himmelsſöhne!

Nichts konnte euch retten, man gab euch Glaskorallen, und nahm euch euer unſchätzbares Gut, eure Freyheit! Ihr glaubtet, Gäſte zu beherbergen, und ihr bewirthetet freundſchaftlich eure Henker!

Eine Karavelle zerſchlug der Sturm, und der Kazike **Guakanagari** ſandte alle ſeine willigen Unterthanen, Leute zu retten, die ſie nachher ſo unmenſchlich behandelten. — Zu zeigen, was die Kaſtillaner vor mächtige Leute wären, wurde das Geſchütz gelöſt, und die armen nackenden Menſchen glaubten, der Himmel habe ſeinen Söhnen ſeinen Donner in ehernen Röhren mitgegeben, und die Blitze in ſchwarze Körner verhüllt. In der That, ihr wart Kinder des Donners!

Der Admiral errichtete mit dem Kazikeu einen freundſchaftlichen Handel, baute aus den Trümmern des Schiffs eine Schanze, beſetzte ſie mit einigen Stücken, und ließ aus Freundſchaft neununddreyßig ſeiner herzhafteſten Leute da, um ſein Volk vertrauter mit den Einwohnern des Landes zu machen. **Diego d'Arana**, ein Edelmann aus **Kordua**, wurde Hauptmann unter den Zurückgebliebenen, unter welchen auch **Roderich** ſich befand. — Der Admiral ſeegelte ab, und verſprach bald wiederzukommen.

Die Zurückgebliebenen befanden ſich nun unter einem Volke, welches ſie eben ſo ſehr liebte, als es hernach ihre Landesleute haßte, als es ſah, daß dieſe Himmelskinder ihren ewigen Golddurſt nie befriedigten, und Wohlthaten nur mit undankbarer Grauſamkeit vergalten, weil ſie glaubten, dieſe blinden Heiden hätte der Herr des Himmels ihnen zu Sklaven gegeben. Nach einem vortreflichen Grundſatze betrachteten ſie die unglücklichen Indianer als Leute von ganz andrer Gattung, und nicht als ihre Mitbrüder. Sie glaubten ſich zu ewigen Vormündern dieſer Unmündigen vom Himmel erſehen, ihre Güter zu verwalten, ihre beſtändigen Verweſer zu ſeyn, und ihr Eigenthum ganz lös-

lich

ſich an ſich zu ziehen. Sie ſahen die Indianer als Kinder an, die im funfzigſten Jahre weniger Verſtand hätten, als die Europäer im zehnten, die folglich unfähig wären, ſich ſelbſt zu regieren, und die leichteſten Wahrheiten zu faſſen. Der Müßiggang ſey ihr größtes Gut, man müſſe ſie daher lehren, daß dieſer aller Laſter Anfang ſey, und ſie zur Arbeit (nämlich in den Geldbergwerken, ad uſum der Himmelsſöhne,) anhalten. Sie wären, wie nun daraus folgte, nie im Stande, ihre Freyheit nützlich zu gebrauchen, da ſie bey ihrer kindiſchen Schwachheit die Laſter der verderbteſten Menſchenkinder an ſich hätten, man müßte alſo drauf denken, ſie zu lehren, **Nutzen** zu ſchaffen. Gewiß dieſe Philoſophie war der himmliſchen Kaſtilier würdig! — Das Natur- und Völkerrecht war nie für dieſe Himmelskinder geſchrieben, und die Stimme der Menſchheit vermogte es nie, ihren Ruf ſo deutlich ihnen an's Herz zu legen, daß nicht einige Goldbleche all' das unfreywillige Gefühl niedergedrückt und unter der Goldlaſt erſtickt hätten. Wer gab je den heishungrigen Wölfen aus Kaſtilien und Leon ein Recht, die Freyheit einer Nation zu unterdrücken, welche ihnen nie etwas zu Leide gethan hatte? — Abſcheulich waren ihre Grundſätze, die keine Menſchen mit all' ihrer verkehrten Philoſophie je zur Menſchlichkeit, zum Rechte ſtempelten!

Roderich begriff ſehr bald die Sprache des Landes, und ſein Betragen erwarb ihm die Liebe des Volks und des edeln Kaziken. Sie ſprachen oft zuſammen, und er ſah es jederzeit gern, wenn er zu ihm kam.

Einſt kam er ſpät bey ihm an. Er bewillkommte ihn freundſchaftlich, ließ ihm Eſſen und Trinken aufſetzen, und **Roderich** ſtillte ſeinen Hunger. Hierauf wollte er ihm eine Larve von Geldbleche geben, er nahm ſie aber nicht an.

Roderich. Willſt du mich deiner Freundſchaft würdigen, ſo glaube nicht, die meinige durch dieſes Geſchenk zu erkaufen. Ich bin ein Fremder, den du ſpeiſeſt und tränkeſt, aber du ſollſt mich nicht für ſo einen großen Thoren halten, daß ich, gleich meinen Brüdern, auf eine Sache einen Werth legte, auf die du, als mein Freund, keinen legſt. Es wäre Beleidigung für dich, wenn ich es thäte. Du haſt mich deiner Freundſchaft durch ſtärkere Proben gewiß gewiß gemacht — ſetze mich nicht jetzt durch dieſe auf die Probe.

Kazike. Ich weiß nicht, was ich dir antworten ſoll, Sohn des Himmels; ich bewundre deinen Verſtand.

Rod. Und ich deine Leutſeligkeit und thätige Freundſchaft. — Ich bitte, bleib mein Freund ferner.

Kaz. Das will ich. — Du biſt mit deinen Brüdern in mein Land gekommen, das du vorher nie ſaheſt, du biſt mit einem Donnerrohre jetzt auch zu mir gekommen, und deine Brüder haben noch größere in ihrer Wohnung; ihr ſeyd mit ſolcher Macht gekommen, die uns alle in Furcht und Schrecken geſetzt hat. Hör' aber doch, wir wiſſen gar wohl, daß nach dieſem Leben zwey Orte ſind, dahin die Seelen gehen. Einer iſt fürchterlich und finſter; dahin gehen die Böſen; der andre iſt ſchön und luſtig; dort weilen die Liebhaber des Friedens und der Ruhe des menſchlichen Geſchlechts. Glaubſt du nun, daß du ſterben mußt; glaubſt du, Gutes und Böſes werde dereinſt dir vergolten werden: ſo hoffe ich, du wirſt diejenigen nie beleidigen, die dich nie beleidigt haben. — Bis jetzt biſt du noch immer meiner und meiner Völker Freundſchaft würdig, denn du haſt noch keinen Menſchen beleidigt, ich werde dich auch jederzeit ſchützen. Deine Brüder aber ſind nicht ſo wie du, ſie ſind grauſam und wild, und achten das nicht, daß ſie hier in fremdem Lande ſo freundſchaftlich empfangen wurden.

Rod. Deine Klagen ſind gerecht! — Ich bin ihr Anführer nicht, und vermag's nicht, zu ändern.

Kaz. Wir kannten euch nicht, als ihr kamt, und nahmen euch freudig auf. Ihr zeigtet eine Begierde nach dem gelben Metall, das wir nicht achten, wir gaben's euch; aber ihr ſeyd unerſättlich. Euer großes Kanot zerbrach, wir retteten euch. Euer Hauptmann fuhr fort, und ließ dich und deine Brüder hier, aber ich weiß nicht, ob er ſie wiederfinden wird, wenn ſie ihre Begierden nicht zu überwinden ſuchen. Mein Volk iſt ſehr aufgebracht. Sie rauben Weiber und Kinder, und nehmen die Goldbleche und Früchte mit Gewalt — doch du warſt nie dabey — aber ich bin auch dein **Freund**. — Ich habe zwey Schweſtern, lies dir, wenn es dir gefällt, davon eine aus, daß ſie dein Weib ſey.

Die eine der Schweſtern des rechtſchaffenen Kaziken, **Xaraka**, war ein Muſter der Schönheit des Landes. Sie war mittelmäßiger Länge und Stärke, ihre Naſe war klein und platter, und ihre Naſenlöcher weit offener, als andrer Mädchen und Weiber der Inſel. Ihre Stirn war klein, und ihre Haare länger, als die Haare aller Weiber des Kaziken. Ihre Augen rollten außerordentlich wild herum, und waren ſo groß, daß ſelbſt **Homer** gewiß kein Bedenken getragen haben würde, ſie, wie die rollenden Augen der Götterköniginn **Juno**, mit Ochſenaugen zu vergleichen. Die Haut ihres ganzen Leibes war durch rothe Farbe beſtändig hochroth gebeitzt, daß ſie wie die aufgehende Sonne einher trat. Dies war die Schöne, die den Platz einnehmen ſollte, der der göttlichen **Iſabelle** zugehörte, die jetzt ihren Athem in traurigen Hymnen dem Himmel leiſend entgegen ſtöhnte. Die ſchöne **Xaraka** fühlte, wie **Roderich** merkte, ſchon lange etwas mehr, als bloße Freundſchaft gegen ihn. Jetzt trug ihr Bruder ihm die Gunſt ſeiner Schweſter an, und er konnte ſie, ohne für höchſt unhöflich gehalten zu werden, nicht ausſchlagen. Stillſchweigend hängte er ſeiner Schönen eine Schnur Glaskorallen und zwey Glöckchen um, worüber ſie ganz außerordentlich erfreut war. — Der Kazike lächelte und ſagte nichts. Als er ſich mit Tabacksrauch eingeſchläfert hatte, trugen ihn ſeine Weiber auf's Nachtlager, und Roderich nahm ſeine Büchſe, ſeinen Weg bey Mondenſchein nach der Schanze anzutreten. Die holde Taraka, als ſie das ſah, ſtellte ſich vor ihn und ſagte:

„Willſt fort“?

Er. Ja.

Sie. Willſt nicht da bleiben?

Er. Nein.

Sie. Was haſt du denn meinem Bruder verſprochen? — Warum willſt du fort?

Er. Ich fürchte mich, hier zu bleiben, ihr könntet mich tödten.

Sie. Ich bin ja bey dir. Ich bin dir ja gut. Warum willſt du denn fort? Ich werde weinen!

Er. Aber — weine nicht!

Sie. Bleib bey mir. Schlaf in meinen Armen! Du wirſt mich erzürnen, wenn du gehſt, und mein Bruder mich rächen.

Er. Komm mit mir.

Sie. Du tödteſt mich.

Er. Ich bin ja deines Bruders Freund.

Sie. Ich gehe mit dir.

Sie gingen zuſammen fort, ſprachen wenig, und kamen bald in der Schanze an. Er ging mit ihr in ſeine Hütte, und machte ſie dieſe Nacht zu ſeinem Weibe. — Des Morgens trieben die Kaſtilianer mancherley Geſpött; denn Roderich war nie der Mann, deſſen Aufführung ihnen behagte. Sie kamen und wollten in die Hütte zu Taraka, weil, wie ſie ſagten, hier auf der Inſel alles gemeinſchaftlich wäre. Er ſagte, er würde nie zugeben, daß die Schweſter des Kaziken, ſeines Freundes, die jetzt ſein Weib ſey, gemißhandelt würde. Der Hauptmann **Diego** lachte und wollte ihn wegreißen, aber er zog den Degen und ſtellte ſich ihm entgegen. **Xaraka** weinte bitterlich, und bat um ihres Bruders willen, ihrem Manne und ihr kein Leid zuzufügen, aber darauf hörten die Unmenſchen nicht, fielen über ihn her, wanden ihm den Degen aus der Hand, und banden ihm Hände und Füße mit Stricken. Hierauf führten ſie ihn vor den Eingang der Hütte und hielten ihn feſt. Da ſah er die wüthende **Xaraka** mit dem Hauptmann ringen. Sie erwiſchte ſeinen Dolch und bohrte ihn wüthend in ſeinen linken Arm. Er riß ihr ſchäumend den Dolch aus der Hand, und durchbohrte ſie knirſchend. Sie ſank zu Boden, nannte **Roderichs** und ihres Bruders Namen und ſtarb. — **Roderich** ſtieß die heftigſten Verwünſchungen aus, und konnte ihren Tod nicht rächen. Die Kaſtillaner, ſeine Brüder in Chriſto, nahmen die todte **Xaraka** und banden ſie ihm auf den Rücken, löſten ihm die Stricke von den Füßen, ſtießen ihn zur Schanze hinaus und ſchrieen: „Fort! fort! feiger Knabe, und hole deiner Braut Mitgift“!

Auf halbem Wege begegnete ihm der Kazike mit ſeinem Gefolge und ſchrie laut auf. Er erzählte weinend die unglückliche Begebenheit. Der Kazike weinte mit ihm. Die todte **Xaraka** wurde in's Erbbegräbniß gebracht, und **Roderich** ging ſtillſchweigend mit dem Kaziken nach ſeiner Wohnung.

Den folgenden Tag verſammelten ſich über fünfhundert Unterthanen und ſchloſſen einen Kreis um den Fremdling und den edeln Kaziken. Dieſer trat auf und ſprach:

„Die Fremdlinge ſind böſe Menſchen, die der erzürnte Gott **Zemez** in unſer Land geſendet hat, uns zu beſtrafen. Wir haben genug gebüßt für unſre Sünden, wir wollen ſie vertilgen, und unſerm Gott ein wohlgefälliges Opfer bringen. Dieſer Fremdling hier iſt mein Freund und nennt ſich Roderich. Hat er je einen von euch beleidigt, ſo ſagt es, und er ſoll auch ſterben“.

Alle ſchwiegen ſtill. — Der Kazike fuhr fort: „Er hat euch nicht beleidigt, aber er iſt ſelbſt beleidigt worden, unſre Rache iſt auch die ſeinige. Ich habe ihn immer geliebt, weil er ein guter Menſch iſt, und ſeine Brüder nicht liebt. Ich erzeigte ihm viel Freundſchaft, und er kam oft zu mir. Er verachtet das glänzende Blech und liebt ſeine Freunde. Ich gab ihm meine Schweſter Taraka zum Weibe, weil er ſie liebte. Er nahm ſie mit ſich. Seine Brüder wollten ſie mißhandeln, wie ſie euern Weibern und Töchtern gethan haben. Er wollte es nicht zugeben, und ſeine Brüder banden ihm Hände und Füße, ermordeten ſein Weib, meine Schweſter, und banden ihm die Todte auf den Rücken. — Wollt Ihr warten, bis dieſe Grauſamen das Maaß ihrer Grauſamkeiten ganz füllen“?

Ein wildes Schreyen war die Antwort, ſie griffen zu den Waffen, eilten zur Schanze, ſchlugen die Kaſtilianer todt, trieben ſie in ſchreckliche Wüſten, und verbrannten ihre Schanze. — Roderich blieb bey dem Kaziken, warf bald die verhaßten Kleider von ſich, kleidete ſich nach der Landesſitte, und wandelte halb nackend unbeleidigt unter dieſen Völkern einher.

Roderich befand ſich lange ganz zufrieden unter den Einwohnern, und wohnte in der Hütte des Kaziken. Nach und nach gedachten aber die Leute an die Zurückkunft des Admirals, und fürchteten ſich, er würde Rechenſchaft fordern, und fragen: wo ſeine Leute hinwären? Sie glaubten, Roderich würde es erzählen, und beſchloſſen, ihn wider Wiſſen und Willen des Kaziken zu tödten. Dieſes erfuhr Roderich von einer jungen Indianerinn, welche heftig in ihn verliebt war, und ſich erbot, ihn in's Gebiet eines andern Kazikes zu führen, wenn er ſie bey ſich behalten und ſie lieben wollte. Roderich war froh, daß er das erfuhr, und ging in der Nacht mit ſeiner Verliebten davon.

Sie wanderten drey Tage, und kamen in's Land des Kaziken Mayaguana, welcher vor einiger Zeit geſtorben war, und ſeine Schweſter Zaxamana als Erbinn ſeiner Würde hinterlaſſen hatte. Das Volk war eben um ſie verſammelt, und ſie wollte ſich einen Gemal wählen, der künftig der Kazike ihres Volks ſeyn ſollte, als Roderich ankam. Er erzählte ihr etwas, das ſie glaubte, und gab dreiſt ſich für ein Kind des Himmels aus. Sie zu überführen, daß er die Wahrheit redete, ließ er das Volk auf die Seite treten, und ſchoß mit ſeiner Büchſe, die er mit ſich genommen hatte, einen Papagey vom Baume.

Da ſchrie das Volk: „Er hat Donner und Blitz in ſeiner Gewalt! Er iſt ein Sohn des Himmels“!

Dieſes alles bewegte die Königinn und das Volk, zu glauben, er ſey ein Geſandter des Himmels und ihr beſtimmter Kazike. Roderich war zufrieden, als man ihm das erklärte, ob gleich die ſchöne Zaxamana nach der Landesart nicht ſo ſchön war, als die todte Xaxaka; denn ſie hatte kleinere Augen, keine weiten Naſenlöcher und eine Stirn, die nicht all zu lang und nicht all zu kurz war. Das Volk gab ihm den Beynamen Zattamana, das heißt verdollmetſcht: Himmelskind. Seine Gamalinn hieß Zaxamana, das heißt: Schöneskind, da ſetzten denn oft ihre Weiber, um ihr zu ſchmeicheln, ihren Vornamen mit dem Namen des Mannes zuſammen, und nennten ſie Zaxa-Zatta-Mana, d. h. Schönes-Himmels-Kind. — Die Indianerinn, welche Roderich begleitet hatte, als ſie ſah, was geſchah, ſtürzte ſich, um wenigſtens ſich abzukühlen, wo es möglich wäre, in's Waſſer.

Roderich ſchickte ſich vollkommen gut in die Gewohnheiten ſeiner neuen Unterthanen, und war auch der ſchönen Zaxamana gar wohl gewogen, daher Unterthanen und Gemalinn ſehr mit ihm zufrieden waren. — In der That läßt ſich von einer ſolchen Regierung nicht viel Merkwürdiges ſagen, da ſich deſtomehr denken läßt. Zwar ſagt der Teufel bey'm Milton, Regieren, ſey's auch in der Hölle, ſey doch wirklich eine Sache, die würdig genug wäre, darnach zu ſtreben, und es ſey edler in der Hölle zu regieren, als im Himmel zu dienen. — Das ſagt aber auch der Teufel. Hingegen ſagt der Erzdichter Opitz:

— — Es führt der Großen Schein
viel Schatten hinter ſich. Die auf dem Throne ſitzen
in voller Herrlichkeit, und alſo häufig ſchwitzen,
was meinſt du, daß es ſey? Der Sommer thut es nicht,
Die Sonne kann nicht hin: was aus der Stirne bricht
iſt Arbeit und Beſchwer. — —

So ſehr es ausgemacht iſt, daß Roderich dieſe Verſe nie geleſen hat, eben ſo ſehr iſt es ausgemacht, daß er dennoch die Wahrheiten empfunden hat, die drinne liegen. Dieſe Zeilen, und wären ſie das einzige Fragment, das uns von Opitz übrig wäre, würden uns zeigen, daß er mit allem Recht ein Dichter hieß, im vollſten Verſtande, als je einem Menſchenkinde dieſer Ehrentitel beygelegt wurde.

Zwar hatte Roderich Donner und Blitz, und ein vollkommenes Regiment in den Händen — aber er war doch unglücklich. Jetzt erwachte in ihm die Liebe zu ſeinem Vaterlande wieder, und er ſah keine Wahrſcheinlichkeit, je daſſelbe wiederzuſehen. Noch warf er ſich unmuthig auf ſeinem Lager herum, als ein Trupp Spanier in der Nacht ſeine Reſidenz überrumpelte, niederſchoß und hieb, was ihnen vorkam. Ehe Roderich noch ein Wort ſagen konnte, hatte er ſchon etliche tödliche Wunden, und ſo bald ſeine Brüder ihn für einen Katholiſchen Chriſten erkannten, ließen ſie menſchenfreundlich einen Mönch bey ihm, welcher ſchon über ein Dutzend ſterbende Wilde getauft und ihre Seelen im Flug für den Himmel gehaſcht hatte. Dieſer gottſelige Mann ſprach dem Verwundeten ſo eifrig Troſt zu, daß er der Verblutung deſſelben nicht achtete, welche ihn in eine Welt verſetzte, wo keine Kaſtilianer nach Gold über's Meer fuhren, Menſchen würgten, und Mönche bey Verwundeten ließen, wo ſie Wundärzte hätten laſſen ſollen. — —

B — s.

IV.

Naturgeſchichte.

Das Mooſe-Deer.

(Aus dem Engliſchen des Pennant.)

Das Mooſe-Deer, das Büſſon unter dem Namen des Amerikaniſchen Orignals ſchildert, wird auf der Inſel von Cap-Breton, in Neuſchottland, auf der weſtlichen Küſte von Fondy, und in Canada bis an den Fluß Ohio gefunden. Dieſes Thier lebt in den Wäldern, wo es ſich von Baumzweigen nährt; bey ſeinen langen Beinen und kurzem Halſe kann es das Gras bloß im Aufwärtsklettern weiden: es ätzet vorzüglich zur Nachtzeit. Das größte Geweih von dieſem Thiere, das ich, im Hauſe der Hudſons-Bay-Geſellſchaft, geſehn habe, wog 56 Pfund, die Länge war 32 Zoll, die Breite der Krone 13½ Zoll, und die Weite des Abſtands der beyden Geweihe 32 Zoll. Die Wilden höhlen die Krone noch mehr aus, und brauchen ſie zu Kochlöffeln, die ein Maaß faſſen. Das Weibchen des Orignals iſt kleiner, als das Männchen, und hat kein Geweihe. Die Augen des Thiers ſind klein, die Ohren lang und ſchlapp hängend, wie bey'm Eſel. Die obere Lefze iſt groß, viereckig, und hängt über die untere; ſie hat in der Mitte einen breiten Rieſ, ſo daß ſie gleichſam geſpalten ſcheinet. Nahe am Kopf, wo der Hals anfängt, iſt ein kleines Gewächs, woran ein Büſchel ſchwarzer und harter Haare hängt. Der Hals iſt kürzer als der Kopf, und oben mit einer kurzen, dicken und ſtruppigen Mähne verſehn. Der Widerrüſt iſt hoch, der Schweif kurz, die Beine lang, und die vordern kürzer als die hintern; die Füße ſind geſpalten. Der ganze Leib iſt dunkelbraun, mit einigen Abweichungen in der Farbe der Mähne und des Schweifs. Die ungeheure Größe des Kopfs, die Länge der Ohren, und die Kürze des Hals geben dem Thiere ein ſchwerfälliges und ſtupides Ausſehn.

Die größte Höhe des Orignals iſt 10 Fuß 3 Zoll, ſein größtes Gewicht 12½ Centner. Jaſſelyn gibt ihm fälſchlich 12 Fuß Höhe, ſo wie der Baron la Fontan eine Unwahrheit ſagt, wenn er behauptet, daß ſein Geweih 3 bis 4 Centner wiege. Wenn der Orignal durch's Gehölze geht, ſo hält er ſeinen Kopf in einer horizontalen Richtung, damit ſich ſein Geweihe nicht in den Aeſten verfange. Sein Marſch beſteht in einem ungleichen Trab. Wenn er nicht gejagt wird, ſondern ruhig ſeinen Weg geht, hebt er die Beine ſehr hoch. Er ſetzt ſehr leicht über Hecken und Verſchläge von 5 Fuß Höhe. Er käuet wie ein Rind wieder. Zur Brunſtzeit iſt er wild und böſe, und ſchwimmt dem Weibchen von einer Inſel zur andern nach.

Im April wirft das Weibchen zwey Junge, die es ein ganzes Jahr begleiten. Im Winter leben dieſe Thiere en famille, allein ſobald der Schnee fällt, verſammeln ſie ſich Truppweiſe in den Wäldern, um ſich vor dem böſen Wetter unter den Fichten zu ſchützen. Dies Thier hat einen ſanftmüthigen Charakter, ausgenommen in der Brunſt und wenn es verwundet iſt; dann greift es ſeine Verfolger mit dem Geweihe an, oder tritt ſie mit Füßen, bis es ſie getödtet hat.

Ihr Fleiſch iſt ſehr gut und ſehr nahrhaft. Die Wilden behaupten, daß ſie nach einer Malzeit von Orignalsfleiſch einen dreymal längern Marſch ausdauern können, als nach Genuß einer jeden andern Speiſe. Die Zunge iſt ein vortrefliches Gericht, und die Naſe, die einem Mark gleicht, gilt in ganz Canada für einen Leckerbiſſen.

Die Haut des Orignals iſt ſtark, markig und leicht, und giebt ein ſehr gutes Leder. Die Wilden machen ſie mit einer Art Seife geſchmeidig, die aus dem, in warmem Waſſer aufgelöſeten, Hirn des Thiers beſteht. Sie brauchen dieſe Haut zu Schuhen mit Raketten, um auf dem Schnee zu marſchiren, und oft zu Kanoes. Wenn ſie von einer Orignalsjagd zurückkommen, ſo nähen ſie die Häute der erlegten Thiere zuſammen, verſchmieren die Nähte mit einer thonigen fetten Erde, und treiben darin mit ihrem Fang auf dem Fluß nach ihrer Heymath zurück. Aus den Haaren der Mähne und des Widerrüſts, die ſehr lang ſind, werden Matratzen und Sättel geflochten.

Es iſt alſo kein Wunder, daß einem ſo nützlichen Thiere häufig nachgeſtellt wird. Gewöhnlich gehn die Wilden auf die Orignal's-Jagd ehe die Seen und Flüße zufrieren. Ein Theil von den Jägern formirt in ihren Kähnen einen halben Mond, wovon die beyden Enden an dem Ufer anſchließen. Der andre Theil ſchließt einen groſſen

Kreis, umgiebt einen groſſen Theil des Walds, läßt die Hunde los, und hetzt und treibt ſo mit entſetzlichem Geſchrey das eingeſchloſſne Wild nach den Kähnen zu. Die Orignals fliehen vor dem Lärm und den Jägern, ſtürzen ſich in's Waſſer, und werden von denen, die in den Kähnen lauren, mit Lanzen und Keulen getödtet.

Die zweyte Art, den Orignal zu jagen, erfodert mehr Geſchicklichkeit. Die Wilden ſchließen mit Pfählen, die ſie mit Baumzweigen durchflechten, ein großes Stück Wald von zweyen Seiten ein, ſo daß es einen zweyſeitigen Winkel formirt, deſſen Spitze eine Oefnung hat, die wieder in einen andern dreyeckigen Bezirk führt. An dieſer Oefnung hängen eine Menge Schlingen von ledernen Riemen: Hierauf vertheilen ſich die Wilden durch den Wald, wie bey der vorigen Jagd, und fangen an, zu treiben. Die verfolgten Thiere fliehn bis in den zweyten Kreis, und bleiben entweder in den Schlingen hängen, oder werden von den poſtirten Jägern mit Pfeilen todtgeſchoſſen.

Man ſchießt auch den Orignal mit Feuergewehr. In dem Augenblicke, wo man den Orignal jagt, ſetzt er ſich auf ſeine Hinterläufte nieder, und läßt ſein Waſſer; in dem Augenblick giebt auch der Jäger Feuer. Verfehlt man ihn, ſo ſetzt er ſich in einen ſehr ſchnellen Trab, macht ein gewaltiges Geräuſch mit ſeinen Hufen, und läuft ſo zwanzig bis dreyßig Stunden in einem Strich fort. Am leichteſten fängt man den Orignal, wenn die Sonne im Winter Kraft genug hat, den obern gefrornen Schnee aufzuthauen; er ſinkt dann bis an die Schultern ein, und trabt mühſam fort, indeſſen ihn der Jäger mit ſeinen breiten Rakettenſchuhen verfolgt, und leicht einholt.

Die Wilden haben ſehr abergläubiſche Begriffe vom Orignal. Sie ſind durchgängig der Meynung, daß er der fallenden Sucht unterworfen ſey, und ſich von dieſem Uebel curire, indem er ſich das Ohr mit dem Hufe reibe,

die

bis es blutet. Die Wilden brauchen daher den Huf in eben der Krankheit. Der Kranke trägt ihn auf dem Herzen, oder in der linken Hand, und reibt ſich gleichfalls das Ohr damit. Bey Koliken, Seitenſtechen, Schwindel, bösartigen Fiebern, nehmen ſie ihn pulveriſirt und in Waſſer ein. Die Wilden halten den Orignal für ein Thier von guter Vorbedeutung, und ſtehn in dem Wahn, daß Perſonen, die oft von ihm träumen, ſich ſchmeicheln dürfen, ein hohes Alter zu erreichen. Sie glauben auch, daß es ein Orignal von ungeheurer Größe gäbe, welches ſich einen Weg durch einen acht Fuß tiefen Schnee bahnen könne. Sie ſagen, es ſey unverwundbar, und aus ſeiner rechten Schulter gehe ein Arm, wie der Arm eines Menſchen, und deſſen es ſich eben ſo bediene. Es habe einen Hofſtaat, der aus einer Menge Thiere von ſeiner Gattung beſtehe, die es überall hin begleiteten, und ihm dienten.

V.

Anekdoten.

Sir John L., Vater des jetzigen Lord L., deſſen wirthſchaftliches Zurathehalten — wie Geitzige ihre filzige Knickerigkeit zu beſchönigen pflegen — zum Sprüchwort geworden war, blieb dieſem ſeinem Charakter ſo getreu, daß er ihn, wenige Tage vor ſeinem Tode, noch durch folgenden Zug verherrlichte. — Ort und Stunde ſeines Mittagsmals waren immer ſo ungewiß, daß ſeine Bedienten niemals die Zeit ſeiner Nachhauſekunft wußten. Und ſo wie er ſich nicht den mindeſten Schein von Aufwand erlaubte, ſo war er noch weniger geneigt, ihn bey ſeinem Geſinde zu entſchuldigen. Es geſchah alſo, daß er eines Tages vor'm Mittagseſſen nach Hauſe kam, und ſogleich roch, daß was in der Küche gekocht wurde. Einer von ſeinen Leuten, den er darüber zur Rede ſtellte, gab zur Antwort, es ſey eine Taubenpaſtete, die ſie ſich zum Mittag zurechte gemacht hätten; er ſetzte zur Entſchuldigung dieſer Verſchwendung, wie er leicht ahnden konnte, daß ſein Herr ſie betteln würde, hinzu, daß ſie die Tauben, weil es Alte geweſen, ſehr wohlfeil gekauft hätten, und daß ihnen die Paſtete nicht höher als fünf Groſchen käme. Dieſes Geſtändniß that eine ganz andre Wirkung, als der Bediente erwartet hatte. Denn ſein Herr gab ihm fünf Groſchen, mit den Worten, daß er ſelbſt Luſt zu einer Taubenpaſtete gehabt habe, daß ſie ihm alſo die ihrige fertig bringen, und ſich für dies Geld eine andre kaufen mögten. Der Bediente mußte gehorchen, allein er that eine Gelübde, ſich lieber ein andermal einen Verſchwender und Verthuer ſchelten zu laſſen, als ſein Mittagsmal wieder ſo niedrig zu taxiren.

Das größte Lob, das **Heinrich IV.** in ſeinem ganzen Leben erhielt, erhielt er, als er den **Crillon** einſt in Gegenwart der fremden Geſandten und ſeines ganzen Hofs auf die Schulter klopfte, und ausrief: **Das iſt der größte Kriegsmann in der Welt!** und dieſer im rohen Eifer antwortete: **Das lügen Ew. Majeſtät; Sie ſind's!**

Als Heinrich IV. ermordet wurde, fand man, daß die Zahl 14 einen ganz eignen Einfluß auf ſein Leben gehabt zu haben ſchien.

Er war den 14ten December, 14 Jahrhunderte, 14 Dekaden und 14 Jahre nach Chriſti Geburt, geberen.

14 Buchſtaben machten ſeinen Namen, Henri de Bourbon aus.

Er hatte 4mal 14 Jahre, 4mal 14 Tage, und 14 Wochen gelebt.

Er wurde von Johann Chatel, 14 Tage nach dem 14ten December 1594, 14 Jahre, 14 Monate und 14mal 5 Tage vor ſeinem Tode verwundet.

Er gewann die Schlacht bey Jvri den 14ten März.

Er ſtarb den 14ten May, zweymal 14 Stunden nach dem Einzug der Königinn in die Kirche St. Denis, um daſelbſt gekrönt zu werden. Und Ravaillac, ſein Meuchelmörder, wurde den 14ten Tag nach vollbrachtem Mord hingerichtet. Dies geſchah im Jahr 1610, das ſich durch 14 dividiren läßt. Denn 14mal 115 macht 1610.)

Der Marſchall von **Berwick** hielt ſehr ſtreng auf Diſciplin und Subordination; er war unerbittlich in Beſtrafung der Uebertretungen; aber bey jeder andern Gelegenheit zeigte er ſich als der gütigſte Feldherr. Die Truppen, die er anführete, hatten häufige Beweiſe von ſeiner Güte, wie von ſeiner Strenge vor Augen. So fand einſtmals ein Soldat, der ſich eines Subordinationsverbrechens ſchuldig gemacht hatte, den Marſchall taub gegen alle Vorſtellungen und Bitten um Gnade; er wurde den Händen des Profoßes überliefert, und litt ſeine Strafe. Berwick ſtarb den Tod der Helden in der Belagerung von Philippsburg; das ganze Heer trauerte und klagte um ihn; ſonderlich überließ ſich ein gewiſſer Soldat dieſem allgemeinen Schmerz mehr, als ein andrer. „Ach“! rief er aus, „wir verlieren einen großen General! Er hat mich zwar hängen laſſen, allein ich verdiente meine Strafe, und es macht mir Freude, ihm das Lob zu zollen, das er verdient"! Gewiß das beredteſte und ungeſchmeichelteſte Lob! Dieſer Soldat war derſelbe, der, wie wir oben erzählt haben, von dem Marſchall zu einer exemplariſchen Beſtrafung verurtheilt worden war. Er entgieng durch ein Ungefähr dem Tode. Ein reiſender Wundarzt kam kurz darauf bey dem Baum vorbey, wo man ihn aufgeknüpft hatte, und ſeine Sorgfalt gab ihm das Leben wieder.

VI.

Biographie.

Leben des Engliſchen Dichters Spenſer.

Edmund Spenſer, einer der Väter der Engliſchen Dichtkunſt, ward, ſeiner Grabſchrift zufolge, im Jahr 1510 zu London geboren. Aber Hughes hat die Ungereimtheiten dargethan, die daraus folgen würden, wenn man dieſes Jahr annähme; es muß in der Grabſchrift ein Fehler vorgegangen ſeyn, und das Jahr ſeiner Geburt bleibt ungewiß. Eben ſo ſind wir wegen ſeiner Aeltern und der erſten Jahre ſeiner Jugend in Unwiſſenheit gelaſſen worden, und die ganze Geſchichte ſeines Lebens iſt deſto mangelhafter, je weniger man damals darauf bedacht war, das Andenken großer Männer zu erhalten. Den akademiſchen Unterricht erhielt er in der Pembrockhall zu Cambridge. Ob er ſich gleich in den Zuſchriften einiger ſeiner Gedichte auf die Verwandtſchaft mit einigen Perſonen von Stande beruft, ſo ſcheinen doch ſeine Umſtände und ſeine Ausſichten bey ſeinem erſten Eintritt in die Welt nicht die beſten gewesen zu ſeyn. Nachdem er im Collegium den Grund zu der ausgebreiteten Gelehrſamkeit gelegt, die man nachher an ihm bewunderte, und auch da ſchon Proben ſeines erhabenen Genies gegeben hatte, bemühte er ſich ſehr, eine Collegiatenſtelle zu Cambridge zu erhalten. So ſehr ihn ſeine Verdienſte dazu berechtigten, ſo ſchlug ihm doch dieſe Hofnung fehl, indem Andrews, nachmaliger Biſchof von Winchester, die Stelle davon trug. Dieſer Unfall und ſeine geringen Einkünfte nöthigten **Spenſern**, dem Univerſitätsleben zu entſagen, und von der Güte eines Freundes Gebrauch zu machen, der ihn nach Yorkſhire einlud, und lange Zeit erhielt. Hier war es, wo ein Mädchen, das er unter dem Namen **Roſalinde** beſungen hat, ſein Herz rührte, und wo die Liebe zuerſt ſein poetiſches Genie entwickelte; denn der **Schäfercalender**, worin er Roſalinden ſo fein lobt, und über ihre Grauſamkeit ſo wehmüthig klagt, war ſein erſtes Werk von einiger Erheblichkeit. Er widmete es dem **Philipp Sidney**, deſſen **Arkadia** bekannt iſt, und der damals ſowohl wegen ſeiner Talente, als wegen ſeiner politiſchen Einſichten und ſeinen Lebensart in großem Anſehen ſtand. Der **Schäfercalender** iſt eine Reihe von zwölf Eklogen, die zuſammen ein Ganzes, und gleichſam einen Jahrgang ausmachen. Man kann ſie nicht richtiger beurtheilen, als **Pope** in der Abhandlung vom Schäfergedicht gethan hat, aus der wir hier einiges auszeichnen wollen. **Spenſer** iſt oft allegoriſch, und trägt Materien der Religion in der Sprache der Schäfer vor. Sein Sylbenmaas iſt lyriſch, ſeine Stanzen ſich nicht gleich, und nicht immer harmoniſch. Das iſt auch wohl die Urſache, warum der Ausdruck oft nicht gedrängt genug iſt, indem die vierzeilige Strophe ihn nöthigte, einen Gedanken in vier Zeilen auszudehnen, der in einem

Couplet gedrängter geweſen wäre. In Charakteren und Sitten nähert er ſich dem Theokrit, ob er ihn gleich in Anſehung des Dialekts nicht erreicht. Der Dorliſche Dialekt hatte ſeine Schönheit zu den Zeiten des Theokrit, indem er in einem Theil von Griechenland, und unter den angeſehenſten Perſonen üblich war, dahingegen das alte Engliſch und die bäuriſchen Redensarten des Spenſer theils ganz veraltert, theils nur unter dem Pöbel gewöhnlich waren. Die Wendung eines Calenders, die er ſeinen Eklogen gegeben hat, iſt ſchön. Denn ſo haben ſie, außer der allgemeinen Moral von Unſchuld und Einfalt, die ihnen mit allen Idyllen gemein iſt, auch noch ihre eigne, die Vergleichung des Lebens mit den Jahrszeiten. Doch hat ihn die ängſtliche Eintheilung nach Monaten genöthigt, entweder dieſelbe Beſchreibung mit andern Worten drey Monate hindurch zu wiederholen, oder, wenn er ſich vorher erſchöpft hat, die Sache hernach auszulaſſen. So wenig er ſich übrigens dem feinern Ideal nähert, ſo ſind doch ſeine Idyllen bey aller ihrer Rohheit den Engländern durch ihr Alter ehrwürdig, da ſie die erſten in ihrer Sprache ſind. So wie er hier ſeine Geliebte als Roſalinde verewigt, ſo tritt er ſelbſt unter dem Namen Colin auf.

Nachdem ſich Spenſer einige Zeit im nördlichen Theile von England aufgehalten, bewogen ihn endlich ſeine Freunde, aus der Dunkelheit hervorzugehn, und ſich nach London zu begeben. Hier beſtrebte er ſich nach einer Verſorgung, und der erſte Schritt dazu war die Bekanntſchaft mit Sidney. Die eigentliche Zeit, wann er ihn kennen gelernt, iſt ungewiß, von der Art und Weiſe erzählt man folgendes. Er war dem Sidney wohl durch Schriften, aber noch nicht von Perſon bekannt, als er die Feenköniginn anfing. Einſt ging er zu Sidney, und ließ ſich, mit Ueberreichung eines Geſanges aus dieſem Gedichte, anmelden. Sidney ward vor einer Beſchreibung der Verzweiſlung, die darin vorkömmt, ſehr entzückt, und freute ſich, ein neues großes Genie entdeckt zu haben. Nachdem er einige Stanzen geleſen, befahl er ſeinem Haushofmeiſter, dem, der die Verſe gebracht, funfzig Pfund zu zahlen. Indem hatte er die folgende Stanze geleſen, und befahl, die Summe zu verdoppeln. Der Haushofmeiſter hielt es für Pflicht, etwas ſaumſelig in Vollziehung einer ſo plötzlichen Freygebigkeit zu ſeyn. Kaum hatte Sidney noch eine Stanze geleſen, als er das Geſchenk auf zweyhundert Pfund erhöhete, und zugleich befahl, dies ſogleich zu zahlen, er mögte ſonſt, wenn er weiter läſe, in Verſuchung gerathen, ſein ganzes Vermögen hinzugeben. Von der Zeit genoß Spenſer einen vertrauten Umgang mit ihm, und dies bahnte ihm den Weg zur Bekanntſchaft bey Hofe. Es regierte damals Eliſabeth, dieſe große Beförderinn der Künſte und Wiſſenſchaften, und dennoch gelang es Spenſern nicht ſo, als man unter ſo einer Regentinn, und bey der Fürſprache eines Sidney hätte erwarten ſollen. Zwar ward er zum gekrönten Poeten ernannt, aber lange ohne Penſion. Der Lord Schatzmeiſter Burleigh ſchien nicht den Geſchmack an Spenſern zu finden, den Sidney gefunden hatte; er war es, der Spenſern der Gnade der Königinn beraubte. Fehlgeſchlagne Hofnungen verbreiteten eine Melancholie über Spenſer's Geiſt, die ihn viele Jahre drückte. Vielleicht wäre ſein Schickſal erwünſchter geweſen, wenn ſein Gönner Sidney nicht durch Geſchäfte ſo oft wäre vom Hof entfernt worden. Spenſer klagte in mehreren Gedichten über ſein Schickſal, beſonders aber in einem, das er die Verderbniſſe der Zeit betitelte. Durch dies Gedicht ward Burleigh nur noch mehr aufgebracht, weil er einige Stellen darin auf ſich zog, und Spenſer durfte ſich nun gar nicht mehr vor ihm ſehen laſſen. Es blieb ihm nichts übrig, als ſich der Königinn ſelbſt zu Füßen zu werfen, und ihr ein Gedicht zu überreichen.

chen. Die Königinn befahl, ihm hundert Pfund auszuzahlen. Der Schatzmeiſter fragte höhniſch: Wie? So viel für ein Lied? Nun, ſagte die Königinn, ſo gebt ihm, was recht iſt. Spenſer hofte lange, ſah ſich aber am Ende der Gnade der Königinn durch **Burleigh's** Bosheit ganz beraubt. Dennoch wagte er es, ſich noch einmal der Königinn zu zeigen, und ihr in Form einer Supplik folgende Zeilen zu überreichen:

I was promiſed on atime
To have reaſon formy rhime,
Krom that time vnto tis ſeaſon
I receiv'd nor rhime, nor reaſon.

Dieſer witzige Einfall that mehr Wirkung, als die dringendſte Bittſchrift. Die Königinn gab dem Schatzmeiſter einen Verweis, und befahl, ſogleich die hundert Pfund auszuzahlen, die er ſchon neulich **Spenſern** hätte geben ſollen. **Burleigh** war beſchämt, und zahlte aus. Ob **Burleigh** nun gleich **Spenſern** deſto weniger gewogen ward, ſo findet man doch, daß er ſeit der Zeit bey den angeſehenſten Männern bey Hofe in großer Achtung geſtanden. Der Graf Leiceſter, ein Onkel vom Sidney, trug ihm im Jahr 1579 gewiſſe auswärtige Angelegenheiten auf. Die nächſte Stufe zu ſeinem Glück war, daß er das Jahr darauf dem Lord Gray, den man zum Deputirten von Ireland erwählt hatte, zum Secretair empfohlen ward. Er ſtand dieſem Amte mit ſo großem Ruhme vor, daß ſeine Verdienſte nicht länger verborgen bleiben konnten. Die Königinn belohnte ihn mit einem Geſchenk von dreytauſend Morgen Landes in der Grafſchaft Cork. Seine Wohnung war von nun an zu **Kilcolman**, und der Fluß **Mulla**, den er oft in ſeinen Gedichten ſehr ſchön geſchildert, durchſtrömte ſeine Ländereyen. Um dieſe Zeit errichtete er auch eine vertraute Freundſchaft mit dem heroiſchen und gelehrten **Walther Raleigh**, der damals als Capitain unter dem Lord Gray diente. Dieſer leiſtete ihm hernach am Hof wichtige Dienſte, und durch ſeine Vermittlung ward die Königinn mit des Dichters Arbeiten bekannter, als zuvor. Unter ſo günſtigen Umſtänden vollendete er ſein großes romantiſches Gedicht die **Feenköniginn**, das er zu unterſchiednen Zeiten angefangen und fortgeſetzt, und wovon er 1590 nur die drey erſten Bücher herausgegeben hatte. In der folgenden Ausgabe kamen noch drey Bücher hinzu, aber die ſechs letzten (denn zwölf Bücher ſollten es dem Plan nach ſeyn) giengen, bis auf ein kleines Fragment, durch Nachläſſigkeit eines Dieners verloren, den er bey der Flucht, die er eilends von ſeinem Gute machen mußte, in Eil voraus nach England ſchickte. Zu dieſer Flucht ſah er ſich genöthigt, als im Jahr 1592 eine Rebellion ausbrach, die von den Spaniern unterſtützt ward. Spenſer ward von den Spaniern ausgeplündert, ſein Haus ein Raub der Flammen, ein Kind und viele Freunde von ihm büßten das Leben ein, er ſelbſt mußte mit ſeiner Frau ſchnell und heimlich nach England entfliehen. Hier fand er auch ſeinen Gönner Sidney nicht mehr, der ſchon 1583 in einer Action in den Niederlanden geblieben war. Von der Zeit an ſind die Nachrichten von Spenſer's Leben unvollſtändig. Ein Schottiſcher Gelehrter, **Drummond**, erzählt in ſeinen Schriften, Spenſer habe zu Dublin in einem ſchlechten Hauſe ein mühſeliges Leben geführt; der Graf Eſſex, damaliger commandirender General in Ireland, habe aus Mitleid Spenſern zwanzig Goldſtücke geſchickt, dieſer ſie aber nicht angenommen, und geſagt, daß er ſie die wenigen Tage, die er noch leben werde, nicht nöthig habe. **Drummond** beruft ſich dabey auf eine mündliche Ueberlieferung des Ben Johnſon. Am meiſten ſteht dieſer Sage die Behauptung des **Hughes** entgegen, daß Spenſer die letzten Jahre ſeines Lebens ſich zu London aufgehalten habe. So viel mag indeſſen gewiß ſeyn, daß dieſe letzten Jahre traurige Jahre für Spenſer geweſen, und daß Mangel und Kummer ſeinen Tod beſchleunigt haben. Nicht zu Dublin, ſondern zu London iſt er geſtorben. Denn ſo lautet ſeine Grabſchrift: „Hier „ruhet, in Erwartung der Wiederkunft unſers Erlöſers „Jeſu Chriſti, der Körper **Edmund Spenſer's**, des „Fürſten der Dichter ſeiner Zeit, deſſen göttliches Genie „keines andern Zeugniſſes bedarf, als der Werke, die er „hinterlaſſen. Er war geboren zu London 1520, und „ſtarb 1596“. **Cambden** ſetzt ſeinen Tod in's Jahr 1598. Er ward in der Weſtminſter Kirche, nach ſeinem eignen Verlangen, neben **Chaucer** begraben. Seine Leiche begleiteten alle damals lebende Dichter, und viele Perſonen von Stande. Der Graf **Eſſex** ließ ihm ein Monument von grauem Marmor errichten, das, ohne alle Zierrathen, bloß durch Simplicität ſich auszeichnet. **Hughes** ſucht es wahrſcheinlich zu machen, daß obige Grabſchrift nicht die urſprüngliche, ſondern vielleicht erſt bey einer Ausbeſſerung des Monuments gemacht ſey. Denn **Fuller, Kope** und **Wiaſtaley** ſagen, daß die ächte Grabſchrift Lateiniſch geweſen, und alſo gelautet habe: Edm. Spenſer, Londinenſis, Anglicorum poetarum noſtri ſaeculi facile princeps, quod eius poemata faventibus Muſis et victuro genio conſcripta comprobant; obiit immatura morte anno ſalutis 1598, et prope Chaucerum conditus, qui feliciſſime poeſin Anglicis litteris primus illuſtrauit. In quem haec ſcripta ſunt epitaphia:

Hic prope Chaucerum ſitus eſt Spenſerius, illi
Proximus ingenio, et proximus tumulo.
Hic prope Chaucerum, Spenſere poeta, poetam
Conderis, et verſu, quam tumulo, propior.

Anglica, te viuo, vixit plauſitque poeſis,
Nunc moritura timet, te moriente, mori.

Alle berufen ſich dabey auf eine kleine Lateiniſche Schrift von den Denkmälern in der Weſtminſterkirche, die man insgemein dem Camdden beylegt. Aber ungereimt iſt es, daß ſie alle den Lobſpruch, den Camdden hinzugeſetzt, als einen Theil der Grabſchrift anſehen, ferner, daß ſie aus der Acht laſſen, wie die ſechs Verſe nicht Eine Grabſchrift, ſondern dreyerley Epitaphia ſind, und endlich, daß ſie vergeſſen, wie nicht jedes Epitaphium darum gemacht wird, um wirklich auf den Leichenſtein zu kommen. Merkwürdig ſind übrigens die Worte von Camden immatura morte, die es gleichfalls widerlegen, daß Spenſer ſchon 1510 geboren geweſen ſeyn ſollte.

Die beſte Ausgabe von Spenſers Werken iſt die von Hughes, die 1715 in ſechs Octavbänden erſchien, und der nicht nur ein Leben, ſondern auch ein Gloſſarium über die veralteten Worte beygefügt iſt. Die Feenköniginn allein iſt in zwey Bänden zu haben. Die erſte Ausgabe aller Werke dieſes Dichters erſchien nach ſeinem Tode 1617 in Folio. Winſtaley und Cibber haben in ihren bekannten Sammlungen auch das Werk dieſes Dichters. Warton gab 1760 vortrefliche Bemerkungen (Obſervations) über die Feenköniginn heraus, worin er theils den Plan dieſes Gedichts unterſucht, theils den alten Romanzen nachſpürt, die Spenſer vor Augen gehabt, theils ſeinen Gebrauch der alten Geſchichte und Mythologie prüft, theils Verſification und Stil unterſucht, theils die Nachahmungen aus Chaucer und Arioſt ſammelt, theils ſeine Fehler, ſeine allegoriſchen Charaktere u. ſ. w. beurtheilt. Alle dieſe Bemerkungen ſind voll kritiſchen Scharfſinns, und der beſte Commentar über Spenſers Gedicht. Weil ſie aber wegen der vielen grammatikaliſchen und antiquariſchen Unterſuchungen nicht wohl zu überſehen ſind, ſo haben die Verfaſſer der **Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur** 1766 (erſte Samml. S. 26. u. f.) einen brauchbaren Auszug von dem gemacht, was **Warton** über den Plan der Feenköniginn ſagt, und zugleich **Spenſern** vertheidigt, wo ihm von ſeinem Kunſtrichter durch zu ſtrenge Vergleichung mit den Alten, Gewalt geſchehen iſt. Auch **Jortin** ſoll Anmerkungen über **Spenſer** geſchrieben haben.

Von **Spenſers** Schäfergedichten habe ich oben geredet. Seine **Lieder** ſind monotoniſch und rauh. Aus dem großen Gedichte, das den Titel **Feenköniginn** führt, muß man eigentlich ſein Genie beurtheilen. Es iſt eine romantiſche Epopee von ungeheuerm Umfang. Jedes von den ſechs **Büchern**, die wir noch davon haben, beſteht aus zwölf **Geſängen**, und jeder Geſang aus mehr, denn ſechshundert Verſen. Es herrſcht darin ein Aufwand von Erfindung, wie in wenig andern Gedichten, ein großer Reichthum von Begebenheiten, eine große Mannigfaltigkeit der Scenen, und ſehr viel Verwicklung. Dennoch iſt alles unter einander verbunden, und Charaktere, Hinderniſſe, Maſchinen erhalten ein ununterbrochnes Intereſſe. **Spenſers** zauberiſche Phantaſie weiß den Leſer auch in den wildeſten und unwahrſcheinlichſten Ausſchweifungen zu täuſchen; nächſt **Shakſpear** und **Milton** hat **Spenſer** die meiſte Illuſion. Alle ſeine Mährchen, Abentheuer, Zweykämpfe, Ritter, Rieſen, Misgeburten, Zauberer, alle die ſonderbaren Geſchöpfe ſeiner Einbildungskraft, die als Perſonen auftreten, ziehen den Leſer an ſich, und man zweifelt keinen Augenblick an ihrem Daſeyn, ſo lange man lieſt. Ungereimt wäre es, hier den Maaßſtab des griechiſchen Epopee zu brauchen, der gar nicht zum romantiſchen Gedichte paßt. **Spenſer** beſaß eine große Kenntniß der Alten, und er hat ihnen auch in vielen einzeln Stellen nachgeahmt,

geahmt, aber er wich mit Fleiß von ihrem regelmäßigen Zuſchnitt ab, und bequemte ſich mehr nach dem Geſchmacke ſeiner Zeiten, welches die Zeiten der Romanzen und der Ritterſchaft waren. Er folgte daher mehr dem Arioſt und dem Taſſo, (im Rinaldo) als dem Homer und dem Virgil. Am heftigſten haben die Kunſtrichter über die Feinheit des Helden in Spenſers Gedicht geſtritten, da er doch gar nicht an dieſelbe gedacht hat. Er wollte uns den Arthur nicht als eine Perſon zeigen, in der ſchon alle Vollkommenheiten vereinigt wären, ſondern vielmehr die Art, wie ſie nach und nach in ihm vereinigt wurden. Er brauchte alſo nicht alles durch ihn unmittelbar bewirken zu laſſen, welches ſelbſt in der griechiſchen Epopee nicht immer geſchieht, ſondern es war genug, wenn ſich alles auf ihn bezog. Die Einheit der Abſicht war die einzige mögliche Verbindung bey einer ſolchen Kette von Begebenheiten, und in einem Gedichte, das keine ſtrenge Unterordnung zuläßt. Wir verlieren den Arthur oft aus den Augen, aber er ſticht doch unter der großen Menge von Perſonen ſo ſehr hervor, daß wir ihn nie ganz vergeſſen. Man kann jedes Buch als ein Gedicht für ſich betrachten, aber man muß es auch bewundern, wie ſolche große Epiſoden in ein groſſes Ganze verflochten ſind. Die Perſonen des einen Buchs erſcheinen immer in dem folgenden wieder, obgleich auch Warton's Anmerkung richtig iſt, daß es uns dann oft verdrüßt, Perſonen, die zuvor die Hauptrollen geſpielt, nun nur als Nebenfiguren zu ſehen. Spenſer glaubte ſeinem Gedichte einen beſondern moraliſchen Nutzen zu ertheilen, wenn er ihm eine allegoriſche Einkleidung gäbe. Es war damals das Modevorurtheil, daß eine Epopee nur die Erläuterung eines wichtigen moraliſchen Satzes, nur eine ausgeführte Allegorie ſey. Die Abſicht war gut, aber ſonſt giebt die Allegorie keine weſentliche poetiſche Schönheit, die Bilderſprache iſt nicht nur Decoration, und die

Erfindung der Allegorie nur Witz, ſondern ſie kann auch den übrigen Schönheiten des Gedichtes wirklich nachtheilig werden. Die beſtändige Perſonification von Tugenden und Laſtern im Spenſer, ſo ſinnreich ſie auch iſt, hindert oft die Illuſion, die myſtiſche Hülle, welches alles überzieht, erzeugt eine räthſelhafte und langweilige Dunkelheit, die emblematiſche Mahlerey hemmt den Strom der Handlung, und macht das Ganze froſtig. In neuern Zeiten hat man zwar mit Nachdruck wider die allegoriſchen Epopeen, allegoriſchen Lehrgedichte, allegoriſchen Oden, allegoriſchen Schauſpiele geeifert, aber immer ſind die Dichter noch nicht ganz von der Sucht zu allegoſiren zurückgekommen. Freylich hat die Allegorie Spenſern zu ſehr vielen mahleriſchen Beſchreibungen Gelegenheit gegeben, aus denen nicht weniger Phantaſie, als Kunſt, hervorleuchtet. Seine Bilder ſind oft neu, gut geſtellt, und ſchön ausgemahlt. Die Mannigfaltigkeit der Sache erzeugt bey Spenſer eine große Abwechſelung im Ton des Ausdrucks, und man kann aus ihm ſchöne Beyſpiele von allen Gattungen des Stils, erhabene, epiſche, empfindungsvolle, pathetiſche Tiraden ſammeln, am meiſten iſt ihm eine gewiſſe Zärtlichkeit der Empfindung eigen. In der Sprache iſt er ein wahrer Ennius, nicht nur wegen der Zeit, in der er lebte, ſondern auch wegen einer gewiſſen Affectation, veraltete Wörter zu erneuern. Dies macht ihn unverſtändlich und rauh. Durch die Verſification, ſo unharmoniſch und nachläßig ſie auch iſt, hat er um die Engliſche Sprache ſehr große Verdienſte. Denn Chaucers Verſification kann man faſt nicht Verſification nennen, weil er ſich gar zu wenig an Regeln band. Spenſer bildete ſeine achtzeiligen Stanzen nach der Versart der Italiäner, aber es mußte für ihn, da in der Engliſchen Sprache dergleichen noch gar nicht verſucht war, mehr mühſame, als mechaniſche Arbeit ſeyn.

D. Schmid.

VII. Wah-

Wahre Geſchichte, ſtatt Roman.

Verſchmähte Liebe.

Die Marquiſe von Gange war die Tochter und das einzige Kind eines Herrn von Rouſſan zu Avignon, und die Erbinn eines großväterlichen Vermögens von 700,000 Franken. Man nannte ſie vor ihrer Vermählung das Fräulein von Chateaublanc, nach dem Namen eines ihrer Güter. Im dreyzehnten Jahre (1649) heyrathete ſie den Marquis von Caſtellanne, den die vortrefliche Eigenſchaften ſeines Verſtandes und Herzens eben ſo ſehr adelten, als ſeine alte erhabene Abkunft, und die Vorzüge ſeiner Geſtalt. Seine junge Gemahlinn wurde eine der ſchönſten Damen ihres Zeitalters. Der berühmte Maler Mignard, den man, wegen ſeines langen Aufenthalts zu Rom, nur Mignard den Römer nannte, malte ſie, und dies Bild wird unter die Meiſterſtücke dieſes Künſtlers gerechnet. Die Frau von Caſtellanne vereinigte mit ſo vielen ſeltenen Reizen eine Anmuth in ihrem Weſen und ihren Handlungen, und eine Sanftheit des Charakters, die eine unwiderſtehliche Grazie über ihre Perſon verbreiteten.

Auf Ludwig XIV, der damals noch in der erſten Blüthe der Jahre war, machte ihre Schönheit einen großen Eindruck, und er ertheilte ihr die größten Lobſprüche. Er wollte ſogar mit ihr in einem von jenen berühmten und glänzenden Balletten tanzen, welche Galanterie und Pracht gaben. Er erwieß ihr zweymal dieſe Ehre, und jedesmal trug ſie den Preis der Anmuth und Schönheit davon. Die berühmte Königinn Chriſtina von Schweden befand ſich zu der Zeit am Franzöſiſchen Hofe, und verſicherte, daß ſie in allen den Ländern, die ſie beſucht, keine Dame angetroffen habe, welche der ſchönen Provenzalinn (ſo nannte man die Frau von Caſtellanne,) gleich käme, und daß ſie ihr Herz und ihre Liebe ihr widmen würde, wenn ſie eine Mannsperſon wäre.

Ihre Schönheit machte zu viel Aufſehen, als daß nicht die chronique ſcandaleuſe ihr manches Abentheuer angedichtet haben ſollte. Allein ſie beruhten bloß auf leeren Gerüchten, und nie auf gegründetem Verdacht. Die Güte ihres Charakters entſprach der Schönheit ihres Körpers. Sie liebte den geſellſchaftlichen Umgang, und war mitleidig bey andrer Unglück. Ihr Verſtand war mehr ſolid als glänzend.

Sie verlohr ihren Mann durch den Schiffbruch, welchen die Franzöſiſchen Galeeren im Sicilianiſchen Meere erlitten. Der Marquis, der einer von den Befehlshabern war, büßte dabey ſein Leben ein. Häusliche Angelegenheiten riefen bald darauf die Marquiſe nach Avignon. Dort ſah ſich die ſchöne Wittwe von Anbetern umringt, die ihre Reitze und Reichthümer zu ihren Füßen feſſelten. Die Liebe entſchied die Wahl für den Herrn von Lenide, Marquis von Gange, Baron von Languedoc, und Gouverneur von St. Andre. einen jungen Mann von zwanzig Jahren, von vortheilhafter Bildung, und aus einer der angeſehenſten Familien. Keine Ehe ſchien paſſender. Sie vereinigte die beyden ſchönſten Perſonen der Provinz. Sie ward 1658 vollzogen. Die Marquiſe war damals zweyundzwanzig Jahr alt. Die erſten Jahre verſtrichen ſehr glücklich. Der Mann kam ſeiner Frau nicht von der Seite, in die er äußerſt verliebt war, und ſeine Gattinn fand ihr einziges Glück in dem Beſitz eines ſo liebenswürdihen und ſo innig geliebten Gemahls. Zwey Kinder, ein Sohn und eine Tochter, waren die Pfänder ihrer Zärtlichkeit. Nach Verlauf einer gewiſſen Zeit fing der Marquis an, ſeiner häuslichen Eingezogenheit müde zu werden, und auswärts Geſellſchaft zu ſuchen. Seine Frau, um die Einſamkeit, in der ſie das Umherſchwärmen des Marquis ließ, zu zerſtreuen, beſuchte und gab ebenfalls Geſellſchaften; allein ſie that es bloß aus Zeitvertreibbedürfniß, ohne mit den Mannsperſonen, die ſie ſah, auf einen andern Fuß, als den eines angenehmen Umgangs zu leben. Sie vermied ſogar ſorgfältig die, auf welche ihre Schönheit Eindruck zu machen ſchien. Allein ihr untadelhaftes und vorſichtiges Betragen vermogte doch nicht, ſie vor der Eiferſucht ihres Mannes zu ſchützen. Zwar ſchämte er ſich ſelbſt dieſer Schwäche, und fühlte, wie ungegründet ſein Argwohn ſey; allein es machte ihn doch in der Länge bitter und übellaunig. Die vorige häusliche Glückſeligkeit der Marquiſe, und das gefällige Betragen ihres Mannes wurden nun durch Kummer und harte unfreundliche Begegnungen verdrängt.

Der Marquis von Gange hatte drey Brüder. Der älteſte war der Graf von Gange, Obriſter einer Dragonerregiments. Der zweyte, der Abbe von Gange, ſpielt eine wichtige Rolle in der Folge dieſer Geſchichte. Er hatte viel Verſtand, allein er wendete ihn bloß zum Böſen an. Wildheit, Lüderlichkeit, Gottloſigkeit, Bosheit machten den Grundſtoff ſeines Charakters aus. Er war in keinem geiſtlichen Orden, allein er hatte die geiſtliche Kleidung gewählt, weil er ſie für den beſten Deckmantel hielt, ſeine Ausſchweifungen vor den Augen der Welt zu verbergen. Er war herrſchſüchtig, und wollte, daß Alles ſich nach ſeinem Willen und ſeinen Meinungen fügen ſollte. Dabey war er heftig in ſeinen Leidenſchaften und der größten Exceſſe fähig. Was ihn am allergefährlichſten machte, war ſeine

Verſchlagenheit, ſeine Ränkſucht, und ſeine unglaubliche Verſtellungskunſt. Niemand konnte, wenn er wollte, mehr ehrlicher Mann ſcheinen, liebenswürdiger, gefälliger, ſanftmüthiger, einſchmeichelnder ſeyn, als Er.

Der Ritter von Ganges war ein mittelmäßiger Kopf, gemacht, um am Gängelband geführt zu werden, und der, nach der Leitung, die man ihm gab, entweder die Bahn der Tugend oder des Laſters wandelte. Der Abbe, ſein Bruder, ſpielte den Herrn über ihn, und machte mit ihm, was er wollte. Er gab ſich nicht einmal die Mühe, ihm die Bewegungsgründe zu erklären, warum er dies oder jenes Geſetz ihm auferlegte, allein er hatte die Kunſt gehabt, ihm die Gewalt, die er über ihn hatte, zu verhehlen, ſo daß der Ritter wähnte, er thue und handle in Allem aus ſelbſteigner Bewegung ſo, wie ihn der Abbe thun oder handeln ließ.

Dieſer ſchlaue Böſewicht hatte ſich ebenfalls des Herzens des Marquis zu bemeiſtern gewußt. Er hatte ihm eine große Meinung von ſeiner perſönlichen Ergebenheit und von ſeinen außerordentlichen Kenntniſſen beygebracht, der Verwaltung eines Vermögens vorzuſtehn, und den Glanz eines Hauſes aufrecht zu erhalten. Kurz, der Marquis war bloß dem Namen nach Herr, der Abbe aber war es wirklich.

Als der Abbe alle Sachen auf dieſe Art eingefädelt hatte, ſo nahm er mit dem Ritter ſeine Wohnung bey ihrem gemeinſchaftlichen Bruder. Kaum hatte er die Reitze ſeiner Schwägerinn in der Nähe erblickt, ſo faßte er die heftigſte Liebe zu ihr. Weil er nicht gewohnt war, ſeinen Leidenſchaften Gewalt anzuthun, und ſich überdies ſchmeichelte, daß bey dem Anſehn, deſſen er ſich in dem Hauſe ſeines Bruders bemeiſtert hatte, ſeine Schwägerinn ihm gänzlich zu Gebot ſtehn würde, ſo ließ er dieſer Neigung völlig den Zügel.

Er glaubte, ſeine Angriffe damit anfangen zu müſſen, daß er ſich beliebt machte. Er wußte den Marquis über die Tugend und Treue ſeiner Gemahlinn ſo gänzlich zu beruhigen, daß dieſer ihr ſein Vertrauen und ſeine Achtung wiederſchenkte. Der Abbe wollte, daß ſeine Schwägerinn erfahren ſollte, wem ſie die Wiederkehr der vorigen glücklichen Tage zu verdanken habe. Er verhehlte ihr alſo nicht, daß ſie ſein Werk und die Frucht der Gewalt wären, die er über ihren Mann beſäße, als deſſen Willen und Leidenſchaften er nach Gefallen lenken könne. Der Marquiſinn that es wehe, daß ſie eine ſo weſentliche Verbindlichkeit einem Menſchen ſchuldig ſeyn ſollte, gegen den ſie, gleich bey'm erſten Anblick, eine unüberwindliche Abneigung gefühlt hatte. Ohne ſeinen Charakter zu kennen, hatte ſie ihn doch richtig errathen, und fürchtete gleich, daß er den geleiſteten Dienſt misbrauchen werde. Was ſie in dieſer Ahndung noch mehr beſtärkte, war, daß er ſie ſelbſt davon benachrichtigt hatte. Denn eine erwieſene Gefälligkeit in Rechnung zu bringen, heißt, Erkenntlichkeit dafür verlangen.

Sie dankte ihm alſo in jenem leeren Complimententon, der mehr der Ausdruck eines Höflichkeitgebrauchs, als des herzlichen Gefühls iſt, und ſprach in Phraſen, wie ſie im Styl des Umgangs Herkommens ſind, aber ſo kalt, daß man gar deutlich wahrnehmen konnte, wie wenig Herz und Mund übereinſtimmten.

Es verdroß den Abbe, daß es ihm nicht geglückt war, ſeiner Schwägerinn Dankbarkeit einzuflößen, weil er darauf rechnete, daß dieſe ihm den Weg zu ihrem Herzen bahnen ſollte. Seine Eitelkeit überredete ihn jedoch, daß lezteres ihm leichter durch ſeine perſönlichen Annehmlichkeiten gelingen würde. Allein alle ſeine galanten Aufmerkſamkeiten, und alle die einſchmeichelnden Dinge, womit er ſeine Converſation zu würzen ſuchte, wurden von ihrer

Seite nur durch Gleichgültigkeit und gewöhnliche Höflichkeit vergolten. Er beſchloß endlich, ſich ohne Rückhalt zu erklären, und ſein Schickſal zu entſcheiden.

Die Marquiſe brachte einige Tage auf dem Landgut einer ihrer Freundinnen zu. Der Abbe begab ſich auch dahin. Er war als vortreflicher Geſellſchafter allgemein bekannt, und wurde mit Vergnügen aufgenommen. Das Verlangen, ſeiner Schwägerinn zu gefallen, machte ihn noch liebenswürdiger, als gewöhnlich.

Die Damen wollten einer Jagd zu Pferde beywohnen. Der Abbe erbot ſich, den Stallmeiſter der Marquiſinn zu machen. Er ſuchte und fand die Gelegenheit, ſich mit ihr ungeſtört zu unterhalten. Er fing darauf an, ihr ſeine Leidenſchaft offenherzig zu geſtehn, ohne ſich mit jener ſchüchternen Blödigkeit auszudrücken, welche die Gefährtinn wahrer Liebe iſt. Die Marquiſe gerieth nicht in Zorn; dies würde vielleicht den Verwegnen zu hoffen berechtigt haben; ſondern ſie nahm das kalte Weſen und den trocknen Ton an, der Verachtung, oder wenigſtens Gleichgültigkeit verräth. „Herr Abbe“, antwortete ſie, „Sie können ſich vorſtellen, wie eine Frau, wie ich bin, und wie Sie mich kennen, ein ſolches Compliment aufnehmen muß. Sagen Sie ſich ſelbſt, was ich Ihnen ſagen ſollte, und erſparen Sie mir die Mühe“. —

Der Abbe, den der Korb bis in die Seele wurmte, nahm einen andern Ton an. „Wiſſen Sie wohl, gnädige Frau, daß Ihr Glück in meinen Händen iſt, und daß es nur von mir abhängt, Sie zur allerunglücklichſten Frau von der ganzen Welt zu machen? Die Glückſeligkeit, deren Sie jetzt ſich freuen, iſt mein Werk; ich kann es auch wieder zerſtören. Wenn Ihnen Ihre und meine Ruhe lieb iſt, ſo hüten Sie ſich, daß wir nicht Feinde werden. Erwiedern Sie meine Zärtlichkeit, und rechnen Sie dann ſtets auf glückliche und heitre Tage“.

„Sie haben mich geliebt, Herr Abbe“, erwiederte die Marquiſe, „lernen Sie nun mich hochachten. So traurig auch die Ausſichten ſind, die ſie mir durch Ihre Drohungen öfnen, ſo will ich doch lieber meiner Ruhe und meinem Glück entſagen, als ſie auf Koſten meiner Tugend erkaufen. Ich muß Ihnen überdies geſtehn, daß, wenn ich einer ſolchen Schwachheit fähig wäre, Sie gewiß der letzte ſeyn würden, für den ich ſie haben könnte“.

Dieſe letzten Worte demüthigten den Verliebten, ohne ihn von ſeiner Leidenſchaft zu heilen, oder ihn zu bewegen, ſeinen Anſchlag aufzugeben. Als er ſich wieder geſammelt hatte, faßte er friſchen Muth und neue Hofnung, und ſchmeichelte ſich, daß, wenn er ſeine Gefälligkeiten und Aufmerkſamkeiten verdoppelte, er die Tugend der Marquiſe zuletzt doch wankend machen würde, als welcher er allein die kränkende, abſchlägliche Antwort zuſchrieb. Die Marquiſe genoß alſo ihres Glücks fort, ohne daß ſich ihre Antipathie gegen ſeinen Urheber vermindert hätte. Sie vermied ſorgfältig, mit ihm allein zu ſeyn.

Der Ritter, ſeiner Seits, war eben ſo verliebt, als ſein Bruder. Aber die Sanftmuth ſeines Charakters machte der Marquiſe ſeinen Umgang angenehmer. Sie vertraute ihm ſogar manches an, was ihr auf dem Herzen lag. Zwar empfand ſie keine Liebe für ihn, allein die Vergleichung, die ſie zwiſchen dem Ritter und dem Abbe anſtellte, fiel ganz zum Vortheil des erſtern aus.

Dies gütige Betragen ſeiner Schwägerinn gab ihm einige Hofnung. Der Abbe hatte ein ſcharfes Auge auf beyde; er glaubte Anfangs den Ritter begünſtigt, allein er entdeckte bald, daß die Tugend der Marquiſinn auch gegen ihn unerbittlich bleibe. Er ſah zum voraus, daß die Gewalt, die er über den Ritter hatte, an ſeiner Liebe ſcheitern würde. Er nahm alſo ſeine Zuflucht zur Liſt. Wir lieben beyde, ſagt er zu ihm, die Frau unſers Bruders.

Wir wollen einander nicht im Wege ſeyn. Ich bin Herr über meine Leidenſchaft, und kann ſie dir aufopfern. Aber haſt du dein Glück verſucht, und biſt du nicht reuſſiret, ſo ſtehe ab, und laß mich an die Reihe. Verſprich mir, daß wir uns nicht über ein Weib entzweyen wollen". Sie gaben ſich die Hände; und der Vertrag ward geſchloſſen.

Der Ritter, der ſich von einem ſo furchtbaren Nebenbuhler befreyt ſah, verdoppelte nun ſeine Bemühungen um die Marquiſe. Dieſe duldete ſeine Aufwartungen und Gefälligkeiten, ſo lange ſie ſeine Abſicht nicht argwöhnte, allein ſobald ſie entdeckte, daß Liebe dahinter verborgen ſey, ſo betrug ſie ſich ſo kalt, daß dem Ritter der Muth entfiel, ein Geſtändniß zu wagen. Er fürchtete, nie die Abneigung ſeiner Schwägerinn überwinden zu können; und ergriff die Parthey, ſeine Leidenſchaft zu unterdrücken, und dem Abbe Platz zu machen; dieſer beſtärkte ihn in dem Entſchluß, und wußte ihn ſo ſehr aufzubringen, daß Haß in ſeinem Herzen an die Stelle der Liebe trat.

Der Abbe, der niemals ſeinen Anſchlag aufgegeben und ſich nur ſo geſtellt hatte, um abzuwarten, was für einen Ausgang die Verſuche des Ritters nehmen würden, ſchlug nun einen ganz andern Weg ein; er verſuchte, ob es ihm beſſer glückte, wenn er die Marquiſe unglücklich machte. Sie ging oft in ein Haus, wohin ein junger Menſch kam, deſſen Unterhaltung ihr Vergnügen brachte. Da ſie bey ihrer Unſchuld nichts Böſes darin fand, ſo litte ſie, daß er ſich neben ihr ſetzen, und ſich mit ihr, im Angeſicht der ganzen Geſellſchaft, in's Geſpräch einlaſſen durfte. Dies nutzte der Abbe, um ſeinem Bruder einen Verdacht gegen die Tugend ſeiner Frau in den Kopf zu ſetzen. Er vergiftete ihr dies unſchuldige Vergnügen ſo ſehr, daß der Marquis ſeiner Frau, ohne ſie anhören zu wollen, auf das übelſte begegnete, ſie ſogar ſchlug und einſperrte. Sie ahndete den Urheber, unterſtand ſich aber nicht, ihrem Mann die Augen zu öfnen, der ihr ohnedies nicht geglaubt haben würde.

Der Abbe ſagte eines Tages zu ſeiner Schwägerinn, daß ihre Leiden ſein Werk wären, daß ihre Glückſeligkeit einzig von ihm abhinge, und daß er ſie ihr wiedergeben wolle, wenn ſie ein wenig mehr Gefälligkeit hätte. Statt aller Antwort kehrte ſie ihm den Rücken zu. Dieſer deutliche Zug von Verachtung machte dem Abbe, bey dem alle Leidenſchaften überſpannt waren, wüthend.

Einige Tage darauf war Geſellſchaft bey der Marquiſe; ſie ließ ſich eine Crême bringen. Dieſe Crême war mit Arſenik vermiſcht; da aber die Doſis des Gifts zu klein, und ſeine Wirkung überdies durch die Milch geſchwächt war, ſo litten die Marquiſe und alle, die davon gegeſſen hatten, nur wenig.

Dieſer Vorfall machte großes Aufſehn zu Avignon; in der Länge hörte man aber auf, davon zu ſprechen, und die ganze Geſchichte kam in Vergeſſenheit. Es ereignete ſich ein andrer Vorfall, worüber die Marquiſe es ſelbſt vergaß.

Der Herr von Rochere ſtarb, und ſetzte ſie zur Erbinn eines großen Vermögens ein. Dieſe Erbſchaft wurde in den Händen der Marquiſinn ein Paraphernal, worüber ſie nach ihrem Gefallen diſponiren konnte. Es gab zugleich der Marquiſinn noch mehr Gewicht. Der Abbe ſelbſt ermahnte den Marquis, von jetzt an ſäuberlicher mit ſeiner Frau zu verfahren, die ſo anſehnliche Capitalien und Einkünfte in ihrer Gewalt hätte. Die Marquiſinn war aber zu klug, um nicht den wahren Grund des veränderten Betragens ihrer Feinde einzuſehn, und gegen ſie, vor wie nach, auf der Hut zu ſeyn.

Man ſchlug vor, den Herbſt in Ganges zuzubringen, einer kleine Stadt in Nieder-Languedoc, ſieben Lieues von

Montpellier, und neunzehn von Avignon. Sie gehörte dem Marquis, und er hatte daſelbſt ſein Schloß.

Der Marquiſe ahndete bey dieſer Landparthie nichts Gutes. Sie erinnerte ſich der vergifteten Crême, ſie wußte, daß die beyden Brüder ihres Mannes ihre unverſöhnliche Feinde waren, und beſchloß, ihr Teſtament vor ihrer Abreiſe zu machen. Sie ſetzte ihre Mutter, Frau von Rouſſan, zur Erbinn ein, doch dergeſtalt, daß dieſe das Vermögen einem von den beyden Kindern der Teſtirerinn (die Wahl war ihr freygeſtellt,) hinterlaſſen ſollte. Die Marquiſe hatte damals einen ſechsjährigen Sohn und eine fünfjährige Tochter.

Nachdem ſich die Marquiſe wohl überzeugt hatte, daß dies Teſtament in aller Form Rechtens gültig ſey, ließ ſich den Magiſtrat von Avignon und verſchiedene Perſonen von Stande zuſammenrufen, und erklärte in ihrer Gegenwart, daß, im Fall ſie ſterben und ein andres Teſtament machen ſollte, ſie dies zweyte Teſtament hiermit zum voraus widerrufe, und verlange, daß man ſich bloß an gegenwärtiges erſtere halten ſolle, als welches allein ihren wahren und einzigen letzten Willen enthalte. Dieſe Declaration wurde in den nachdrücklichſten und deutlichſten Worten niedergeſchrieben, und von allen den Formalitäten begleitet, die ſie vor den Anfechtungen der Chicane ſichern konnte.

Vor ihrer Abreiſe theilte die Marquiſe an verſchiedene Geiſtliche eine Summe Geldes aus, um Meſſen für ſie zu leſen, wenn ſie tod ſeyn würde. Als ſie ihnen dieſes auftrug, that ſie es ſo dringend, als wenn ſie ſich ſchon auf dem Sterbebette befände. Alle dieſe Vorbereitungen beweiſen klärlich, daß ſie in der gerechten Sorge ſtand, man mögte ihrem Leben nachſtellen, vorher aber ſie zwingen, über ihr Vermögen zum Beſten ihrer Tyrannen zu diſponiren.

Sie nahm von ihren Bekannten einen ſo wehmüthigen und zärtlichen Abſchied, als wenn ſie ſelbige nie wiederſehn würde. Jedermann war gerührt, und glaubte in dem Allen eine üble Vorbedeutung wahrzunehmen.

Zu **Ganges** wurde ſie von ihrer Schwiegermutter, (einer Frau von ſeltenen Verdienſten, und die gewöhnlich ſich zu **Montpellier** aufhielt,) ihrem Mann und ihren beyden Schwägern, die vorausgegangen waren, empfangen. Alle Welt beeiferte ſich um die Wette, ihr den Aufenthalt angenehm, und die vorigen ausgeſtandnen Widerwärtigkeiten vergeſſen zu machen. Der Abbe und der Ritter ſchienen der, ihrer Schwägerinn ſo mißfälligen, Leidenſchaft völlig entſagt zu haben, und waren ganz Höflichkeit, ganz Freundſchaft, ganz Achtung.

Die Marquiſe ließ bey der Schlichtheit ihrer Denkungsart und ihrer natürlichen Treuherzigkeit in's Netz. Nach Verlauf einiger Tage kehrte ihre Schwiegermutter nach Montpellier zurück, und ihr Mann reiſete in Geſchäften nach **Avignon**. Sie blieb mit den beyden Brüdern allein. Sie fuhren fort, ſich zu verſtellen, und es gelang ihnen, das Mistrauen der Marquiſe gänzlich einzuſchläfern.

Der Abbe lenkte eines Tages die Unterredung ſehr geſchickt auf das Teſtament der Marquiſe, und gab ihr zu verſtehn, daß, ſo lange es in dieſer Form ſubſiſtire, der Marquis, ihr Gemahl, nothwendig argwöhnen werde, daß ſie einen heimlichen Groll auf ihn habe; dies müſſe ihn allerdings kränken, und könne leicht in der Folge den Grund zu Mishelligkeiten legen, und das Einverſtändniß von neuem ſtören, das der Marquis doch ſo eifrig zu befeſtigen wünſchte. Das Ungeheuer überredete die leichtgläubige Unglückliche, und ſie machte ein zweytes Teſtament zum Beſten des Mannes. Vielleicht wußte der Abbe nichts von der Declaration, welche ſeine Schwägerinn vor ihrer Abreiſe und in ſeiner Abweſenheit in Gegenwart der Obrigkeit von Avignon, gethan hatte, oder vielleicht glaubte er nicht, daß ſie der Gültigkeit des zweyten Teſtaments ſo viel ſchaden könne. Genug, es war nie die Rede davon.

Der Abbe hatte nun erlangt, was er durch ſeine Verſtellung hatte erlangen wollen; er hörte auf, ſich Zwang anzuthun, und dachte nur auf Rache an ſeiner Schwägerinn, und wie er ſeinen Bruder, der ihm wahrſcheinlich eine, der Größe des Dienſts angemeſſene Belohnung verſprochen hatte, recht bald in den ſichern Genuß des Vermächtniſſes der Betrogenen ſetzen wollte.

Die Marquiſe entſchloß ſich, den 17ten May 1667 etwas einzunehmen. Der Arzt des Orts verfertigte den Trank. Als man ihn aber der Marquiſe brachte, kam er ihr ſo ſchwarz und dick vor, daß ſie dafür ekelte. Sie begnügte ſich, einige von ihren gewöhnlichen Pillen zu nehmen, von welchen ſie immer einen Vorrath bey ſich zu haben pflegte. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß der Abbe und der Ritter dieſen Laxirtrank vergiftet hatten, weil der Verdacht zumal nicht auf ſie, ſondern auf den Verfertiger, den Arzt, gefallen ſeyn würde. Sie ſchickten, unter dem Vorwande der Höflichkeit, verſchiedenemal zu ihrer Schwägerinn, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen, und waren höchſt erſtaunt, zu vernehmen, daß die Medicin, ſtatt der traurigen Wirkungen, die ſie erwarteten, der Marquiſe recht wohl bekommen war. Sie wußten nicht, daß die Marquiſe ſie nicht eingenommen hatte. Aber es war einmal bey ihnen beſchloſſen, daß dieſer Tag der letzte Lebenstag ihrer Schwägerinn ſeyn ſollte, und ſie beharrten darauf, ihren Vorſatz auszuführen, es koſte was es wolle.

Die Marquiſe, die in ihrem Bette geblieben war, bekam nach Tiſche Beſuch von einigen Damen ihrer Bekanntſchaft. Nie war ſie aufgeräumter, nie von beſſerer Laune geweſen. Ihre beyden Schwäger hingegen waren außerordentlich zerſtreut, als ob ſie irgend etwas wichtiges in ihrem Kopfe brüteten. Die Marquiſe zog ſie oft auf eine artige Art mit ihrem Stillſchweigen auf; ihre Neckereyen ſchienen den Abbe und den Ritter aus ihrem Tiefſinn zu wecken; ſie zwangen ſich, munter und ſpaßhaft zu ſeyn; allein der Zwang, den ſie ſich anthaten, entging der Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft nicht. Man trug eine Collation auf, von der die Marquiſe die Honneurs machte, und ſehr viel aß; ihre Schwäger hingegen rührten nichts davon an. Endlich nahm die Geſellſchaft Abſchied. Der Abbe begleitete die Damen bis an die Thüre. Der Ritter blieb allein bey der Marquiſe, und war in tiefes Nachdenken verſenkt. Sie bemühte ſich vergebens, die Urſache davon zu entdecken; indem trat der Abbe herein, und löſte ihr das Räthſel.

Die Details, die man nun leſen wird, ſind theils das Reſultat der angeſtellten Unterſuchung, theils der gerichtlichen Ausſage der Marquiſe.

Der Abbe hielt bey ſeinem Eintritt in der einen Hand ein Piſtol, in der andern ein Glas mit einem ſchwarzen, trüben und dicken Getränke. Sein Geſicht war gräßlich verzogen und von Wuth entſtellt; ſeine Augen funkelten, ſeine Haare ſträubten ſich empor, und der Schaum ſtand ihm vor dem Munde. Er ſchloß die Thüre hinter ſich zu, blieb einige Schritte von dem Bette der Unglücklichen ſtehn, und ſah ſie ſo unverwandt und in einem fürchterlichen Stillſchweigen an, daß ihn ſein Ausſehn und ſein Anzug tauſendmal ſchrecklicher machte, als der heftigſte und tobendſte Ausbruch des Zorns ihn gemacht haben würde.

Der Ritter erwachte bey dieſem Anblick aus ſeiner Schlafſucht; die Wuth bemächtigte ſich ſeiner gleichfalls; er zog den Degen. Die Marquiſe glaubte Anfangs, er thäte es, um ihr beyzuſtehn, allein die drohenden Blicke, die er auf ſie ſchoß, überzeugten ſie gar bald von ihrem

Irrthum. Einige Minuten ſtand ſie die Marter dieſer entſetzlichen ſtummen Scene aus. Der Abbe trat endlich näher, und ſprach mit einem feſten Tone, aber mit einer Stimme, als ob ſie aus dem Grabe käme, die ſchrecklichen Worte: Deine letzte Stunde iſt da! was willſt du, Schwerdt, Feuer oder Gift? — „Was hab' ich geſündigt“, ſchrie die Marquiſe, „daß Ihr mich umbringen wollt? Ich weiß mir gegen Euch nichts vorzuwerfen, als daß ich meiner und Eures Bruders Ehre treu geblieben bin“. Hierauf heftete ſie ihre ſchönen Augen auf den Ritter, erinnerte ihn an alle die Freundſchaftsdienſte, die ſie ihm erwieſen, wie ſie ſich manches abgeſpart, um ihm Geld zu borgen, und wie ſie ihm erſt neulich noch einen Wechſel von 500 Livres gegeben habe. Das Ungeheuer erwiederte, ſtatt aller Antwort: Wähle, oder wir wählen für dich! Die Marquiſe that einen Blick der Verachtung auf ſie, ſchlug die Augen gen Himmel, und ſtreckte die Hand nach dem Glas aus, das der Abbe hielt; ſie leerte es, indeß ihr der eine das Piſtol auf die Gurgel, der andre den Degen auf die Bruſt ſetzte. Einige Tropfen fielen auf ihren Buſen und fraßen die Haut wund; ihren Lippen wiederfuhr daſſelbe. Der Ritter bemerkte, daß unten im Glas ein Satz von dem Trank, der aus Arſenik und in Scheidewaſſer gerührtem Sublimat beſtand, übrig geblieben war. Er ſchabte mit einer ſilbernen großen Nadel, was an den Seiten des Glaſes ſich angeſetzt hatte, ſorgfältig zuſammen, that es zu dieſem Bodenſatz, und reichte es der Marquiſe, mit dem Befehl, es auszutrinken, wobey er ſich eines von jenen Ausdrücken bediente, welche der Wohlſtand aus der guten Geſellſchaft verbannt hat. Die Marquiſe behielt's im Munde, ohne es zu ſchlucken, ſank auf das Kiſſen zurück, that einen Schrey, als ob ſie ſchon den Tod auf ſich zukommen ſähe, und ſpie unvermerkt in's Betttuch, was ſie im Munde behalten hatte. „Um

„Gottes Willen“, rief ſie endlich, „Ihr habt meinen „Leib getödtet, tödtet nicht auch meine Seele: ſchickt mir „einen Beichtvater“.

Sie gingen beyde hinaus, ſchloſſen die Thüre hinter ſich zu, und riefen den Vicarius des Orts, der im Hauſe wohnte. Dies Ungeheuer hieß Perrette, war Informator des Marquis und ſtets ſein engſter Vertrauter geweſen.

Die Marquiſe hatte die Gegenwart des Geiſtes bey dieſer gräßlichen Scene nicht einen Augenblick verlohren, und den Gift gewählt, weil ſie ihrer guten Conſtitution traute; ſie ſah ſich nicht ſobald allein, als ſie zu entfliehen ſuchte. Sie warf einen einzigen taffetnen Rock über, und öfnete ein Fenſter, das auf den innern Hof des Schloſſes ging, und 12 Fuß von der Erde erhaben war. Sie würde mit dem Kopf zuerſt hinuntergeſtürzt ſeyn, und ſich zerſchmettert haben, wenn nicht Verette, der in dem Augenblick hereintrat, und ihre Flucht verhindern wollte, ſie bey dem Rock erhaſcht und ſo die Richtung ihres Körpers verändert hätte. Sie fiel auf ihre Füße, die ſie ſich bloß ein wenig auf dem harten ſteinigen Boden beſchädigte. Von dem Gewicht ihres Körpers zerriß der Rock, wovon ein Stück in den Händen des Pfarrers blieb. Dieſer Böſewicht warf ihr ſogleich einen großen Krug mit Waſſer nach, der neben dem Fenſter ſtand, und würde ſie tod geworfen haben, wenn er ſie getroffen hätte, allein der Krug fiel, zwey Finger breit neben ihr, ſchadlos nieder.

Sobald ſie auf dem Boden war, ſteckte ſie ihre Haare, ſo tief ſie konnte, in den Hals, und weil ſie viel gegeſſen hatte, ſo ward es ihr leicht, ſich zum Brechen zu reitzen. Die Speiſen hatten verhindert, daß der Gift die Wände des Magens nicht directe angreifen konnte, und ſie fühlte ſich etwas erleichtert. Ein Schwein fraß, was ſie wegbrach, und ſtarb auf der Stelle.

Allein alle Ausgänge des Hofes und ſelbſt der Stall waren verſchloſſen. Zum Glück fand ſie einen Stallknecht. Ich bin des Todes, rief ſie, wenn du mir nicht den Stall aufmachſt und mich hinauslässeſt. Der Zuſtand, in welchem er ſeine Herrſchaft erblickte, rührete den Kerl; ohne ſich bey Fragen aufzuhalten, nahm er ſie auf ſeine Arme, trug ſie durch den Stall aus dem Schloß, und überlieferte ſie den erſten Frauensperſonen, die er antraf.

Indeſſen hatte Perrette die Mörder von der Flucht ihrer Schwägerinn benachrichtet. Während die Marquiſe auf gut Glück nach Schutz herumirrte, ſetzten ſie ihr nach und ſchrieen, daß ſie verrückt ſey, und hyſteriſche Anfälle habe. Wer die Marquiſe von Gange mit bloßen Füßen, in einem zerrißnen Rock, mit fliegenden Haaren, zerſtörtem Geſicht und um Hülfe ſchreyend durch die Straßen rennen ſah, mußte auch nothwendig glauben, daß ſie nicht recht bey Sinnen ſey.

Dreyhundert Schritte vom Schloſſe, bey dem Hauſe des Herrn des Prats, holte ſie der Ritter ein, und zwang ſie mit Gewalt, hineinzugehn. Der Abbe blieb, mit dem Piſtol in der Hand, in der Thüre ſtehn und drohte, jeden niederzuſchießen, der ſich ihm nähern würde, weil er nicht wollte, ſagte er, daß man Augenzeuge von den Thorheiten ſeiner Schwägerinn ſeyn ſollte.

Der Herr des Prats war nicht zu Hauſe. Seine Frau hatte einige von ihren Freundinnen bey ſich. Die Marquiſe ſchrie beſtändig, daß ſie vergiftet ſey. Eine Dame, Namens Brunelle, ſteckte ihr heimlich eine Schachtel Theriak zu, wovon die Marquiſe einige Stücken in Mund nahm, wenn der Ritter, der mit großen Schritten in der Stube auf und abging, ihr den Rücken kehrte. Eine andre Dame gab ihr ein Glas Waſſer, allein der Ritter ſchlug es ſeiner Schwägerinn zwiſchen den Zähnen entzwey, und ſagte zu den Damen, er bäte ſich aus, daß ſie ſeine Schwägerinn verließen, und ſie nicht in ihren Thorheiten beſtärkten. Er ſey hier, um auf ſie Acht zu geben, und er würde ſie nicht eher verlaſſen, als bis ſie ſich beſſer befände.

Die Marquiſe ſchmeichelte ſich, daß ſie den Böſewicht vielleicht noch erweichen könnte; ſie erſuchte die Geſellſchaft, ſie mit ihm allein zu laſſen, und in ein Nebenzimmer zu gehn. Es geſchah. Sie fiel ihm darauf zu Füßen, erinnerte ihn von neuem an ihre vorige vielfältige Gefälligkeiten, und ſchwur, daß ſie Alles, was vorgefallen, vergeſſen und ihm in Zukunft blindlings zu Willen ſeyn wolle. — Statt der Antwort zog das Ungeheuer den Degen, verſetzte ihr zwey Stiche in die Bruſt, und als ſie, Hülfe rufend, nach der Thüre eilte, noch fünf von hinten, und zwar mit ſolcher Heftigkeit, daß der Degen zerbrach und ein Stück in der Schulter ſtecken blieb. Hierauf lief er zum Abbe, der noch immer die Thüre bewachte, und ſagte: Komm Bruder, es iſt geſchehn!

Auf den Lärm eilten die Damen in's Zimmer der Marquiſe, und fanden ſie im Blute ſchwimmend. Sie glaubten, daß ihr noch geholfen werden könne, und ſchrieen aus dem Fenſter nach Hülfe und einem Wundarzt. Der Abbe, der dies hörte und fürchtete, daß ſeine Schwägerinn gerettet werden mögte, ſprang in's Haus zurück, drang bis zur Marquiſe, ſetzte ihr ſein Piſtol auf die Bruſt und drückte los; allein das Zündkraut brannte ab, auch fiel Madam Brunelle ihm in den Arm. Er ſtieß ſie von ſich, kehrte das Piſtol um, und wollte der Marquiſe mit der Kolbe den Kopf einſchlagen: doch alle Damen ſtürzten mit vereinigten Kräften über ihn her, ſchlugen auf ihn los und warfen ihn zum Hauſe hinaus auf die Gaſſe.

Sie verwahrten die Thüre, und ſuchten der Marquiſe zu helfen. Eine von den Frauenzimmern ſtillte das Blut und zog das Stück Degen aus der Wunde. Die Spitze ſteckte ſo feſt in dem Knochen, daß man bey'm Herausziehn, auf der Marquiſe eigne Bitte, das Knie gegen ihre Schulter ſtemmen mußte. Die Wunden wurden verbunden und keine tödlich gefunden.

Die Bürgermeiſter von Gange kamen mit gewafneter Mannſchaft und boten der Marquiſe ihren Beyſtand an, den ſie auch annahm; man umgab das Haus des Herrn des Prats mit Wache. Der Grand-Prevot, Baron von Treſſan, ſetzte den Mördern mit der Marechauſſee nach, doch ohne ſie einholen zu können. Es war neun Uhr des Abends, als ſie ihrer Schwägerinn den letzten Streich verſetzten. Sie nützten die Dämmerung, um zu entwiſchen, und Auberus, ein Landgut des Marquis, zu erreichen, das eine ſtarke Stunde von Gange lag. Sie machten ſich wechſelsweiſe die heftigſten Vorwürfe, daß ſie ihren Anſchlag verfehlt hatten. Es that ihnen ſo wehe, daß ſie vor Wuth einander ſelbſt umbringen wollten. Sie waren ſogar unſchlüſſig, ob ſie nicht umkehren und den Mord vollenden ſollten. Allein ſie ſahn voraus, daß bey dem Aufſehn, welches ihr Verbrechen gemacht hatte, man ihnen ſicher aufpaſſen und ſich ihrer bemächtigen würde. Sie ſuchten ſich alſo vor einem ſchimpflichen Tod zu retten, kamen in die Nachbarſchaft von Agde, und ſchifften ſich in der Gegend von Gros de Putaval ein. Wir werden in der Folge hören, was aus ihnen geworden iſt.

Man leiſtete der Marquiſe alle mögliche Hülfe. Man ließ ſchleunig Wund- und andre Aerzte aus Montpellier kommen. Der ganze Adel aus der Nachbarſchaft erſchien in Perſon, ihr den lebhafteſten Antheil an ihrem Unglück zu bezeugen. Der Marquis war noch zu Avignon, als das Gerüchte von dem Meuchelmord ſeiner Gemahlinn erſcholl. Wahrſcheinlich hatte er, bey der Verabredung ihres Todes mit ſeinen Brüdern, nicht geglaubt, daß ihre Wuth ſie zu ſolchen öffentlichen und grauſamen Exceſſen verleiten, ſondern daß ſie vielmehr den verborgenen Weg eines ſtarken, heimlich beygebrachten, Giftes, wählen würden. Er ſchien bey der Nachricht ganz beſtürzt, brach endlich in Verwünſchungen gegen ſeine Brüder aus; ſchwur ihnen Rache und Tod, und ſpielte ſeine Rolle in Gegenwart des Kuriers recht gut. Dieſer Kurier war der Bediente des Abbe de Gange, den dieſer ſelbſt an ſeinen Bruder mit dieſer Botſchaft abgefertigt hatte. Ein Umſtand, der in der Folge den Marquis noch mehr verdächtig machte. Auch eilte er gar nicht, zu ſeiner Gemahlinn zu kommen; er hielt ſich noch den folgenden Tag bis nach Tiſche zu Avignon auf, und beſuchte verſchiedene Perſonen, gegen die er keine Sylbe von dem Unglück der Marquiſinn erwähnte. Auf dem Weg nach Gange, den der Eilbote des Abbe in einer Nacht zurückgelegt hatte, brachte er drey Tage zu, und als er zu Gange angelangt war, ließ er ſich bey der Kranken durch einen Geiſtlichen anmelden. Er wurde mit allen Merkmalen wahrer Zärtlichkeit empfangen, wie ſie der beſte der Männer hätte erwarten können. Seine Gemahlinn machte ihm bloß einige Vorwürfe, daß er ſie verlaſſen zu haben ſchien. Sie reichte ihm die Hand und verſicherte ihn, daß er ihre ganze Hochachtung beſäße.

Der Marquis hatte das Herz, dieſe Stimmung ſeiner Gemahlinn nutzen zu wollen, und ſie zu bitten, die Declaration zu wiederrufen, welche ſie in Gegenwart des Magiſtrats von Avignon gethan hatte, und welche den Vicelegaten bewog; die Regiſtrirung des zweyten zu Gange geſchmiedeten Teſtaments dem Marquis abzuſchlagen. Allein die Marquiſe antwortete, daß ſie ihr Avignoner-Teſtament nie ändern werde, weil es ihre wahre und letzte

Willensmeinung enthielte. Man vermuthet, daß der Marquiſe in dieſem Augenblick über die wahren Geſinnungen ihres Mannes die Augen aufgingen, daß ſie ſich aber Gewalt anthat, nichts davon merken zu laſſen; denn was hatte ſie nicht von einem ſolchen Menſchen zu fürchten, wenn er muthmaßen konnte, daß man ihn für einen Mitſchuldigen halte?

Des Teſtaments ward nicht weiter erwähnt, und der Marquis blieb bey ſeiner Gemahlinn, die noch immer in dem Hauſe des Herrn des Prats lag. Sie hatte zwar ſehnlich verlangt, zu ihrer Mutter nach Montpellier gebracht zu werden, allein die Aerzte ſetzten ſich wider eine ſolche Transportirung, weil ſie ihrem Leben gefährlich werden könne.

Ihre Mutter, die Frau von Roſſan, eilte zu ihrer Tochter. Sie war nicht wenig erſtaunt, den Marquis bey ihr und beyde in ſo gutem Vernehmen zu finden. Sie blieb nur drey Tage; denn der Anblick dieſes Mannes, den ſie für das Haupt der Mörderbande hielt, war ihr unausſtehlich.

Die Marquiſe verlangte das heil. Abendmahl zu genießen. Allein wie entſetzte ſie ſich, als ſie denſelben Perrette damit hereintreten ſah, der, als Gehülfe ihrer Mörder, ſie bey dem Rock zurückhalten wollte, und den Krug Waſſer nach ihr warf! Sie glaubte, daß er ſie vergiften wolle, und weigerte ſich ſchlechterdings, die heil. Communion zu empfangen, wenn er nicht ſelbſt zuvor die Hälfte der Hoſtie genöſſe. Er that es, und die beruhigte Marquiſe communicirte hierauf, wobey ſie ihren Mördern förmlich verzieh, und die Umſtehenden bat, Gnade für ſie bey der Juſtiz auszuwirken. Die Annäherung des Todes, dem ſie, wie ſie wohl fühlte, nicht anders als durch ein Wunderwerk entgehn konnte, hatte ſie unempfindlich gegen alle Freuden der Welt gemacht. Sie blieb gleichgültig bey den

Lobeserhebungen, welche man ihrer Schönheit ertheilte, die nie blühender und reitzender geweſen war, als in dieſer Krankheit. Ihr Sohn mußte beſtändig zum Haupte ihres Bettes verweilen, und ſie bemühte ſich, ihm die Rachſucht auszureden, der ſich in ſeinem jungen Herzen gegen die Mörder ſeiner Mutter regte.

Allein die Gerechtigkeit konnte eine ſolche ſchwarze That nicht ungerügt laſſen. Das Parlement von Toulouſe ſchickte den berühmten Herrn von Catelan ab, um die Marquiſe zu vernehmen, und die nöthigen Unterſuchungen an Ort und Stelle ſelbſt anzuordnen. Er hatte gleich nach ſeiner Ankunft eine geheime Unterredung mit der Marquiſe, und wußte ſie zu einer umſtändlichen und genauen Erzählung ihrer traurigen Geſchichte zu bewegen. Sie geſtand ihm zugleich, daß ſie höchſt ungern zu Gange bleibe, weil ſie gerechte Urſachen habe, ſich da nicht zu ſicher zu glauben, und bat ihn, ſie an einen andern Ort bringen zu laſſen. Der Herr von Catelan verſicherte ſie auf das heiligſte, daß ſie nun ganz ruhig und ohne alle Furcht ſeyn könne, aber er war doch nicht im Stande, ihr den Widerwillen vor dem Schauplatz dieſes Trauerſpiels aus dem Sinn zu reden. Dies Verhör, das in ihre Seele das detaillirte Bild der ſchrecklichen, mit ihr vorgefallenen, Auftritte lebhaft zurückrief, vermehrte ihr Uebel. Sie brachte die Nacht in entſetzlichen Schmerzen zu, und ſtarb gegen vier des Morgens, den 7ten Junius 1667.

Herr von Catelan ließ den Perrette und den Marquis (der ſeit ſeiner Ankunft zu Gange ſich alle Abende mit dem Perrette eingeſchloſſen hatte,) in Verhaft nehmen. Der Marquis ſagte zu denen, die ſich ſeiner bemächtigten, es ſey unnöthig, Gewalt zu brauchen, er ſelbſt werde die Mörder ſeiner Frau durch die ganze Welt verfolgen. Man verſiegelte Alles bey ihm, und führte ihn in's Gefängniß nach

Montpellier, wo er des Nachts ankam. Alle Einwohner waren an den Fenſtern; man hatte die Häuſer erleuchtet, um ihn vorbeyführen zu ſehn, und jedermann überhäufte ihn mit Flüchen und Verwünſchungen. Alle Damen von Montpellier und Avignon betrachteten das Unglück der Marquiſe von Gange als ihr eigenes, und in allen Häuſern war bloß die Rede davon, wie man ihren Tod rächen wolle, als ob dies Unglück eines jeden Familie betroffen hätte.

Man öfnete der Marquiſe Leiche. Keine von den Wunden war die Urſache ihres Todes geweſen, der Gift allein hatte ſie getödtet. Er hatte ihre Eingeweide verbrannt; ſelbſt das Gehirn war ſchwarz. Die Natur, die ſie mit allen Reitzen der Schönheit ſchmückte, hatte auch alle Theile ihres Leibes in einer ſo vollkommenen Proportion geordnet, daß ſie der ſtärkſten und beſten Geſundheit genoß. Der allergewaltſamſte Gift kämpfte neunzehn Tage lang mit einer ſo regelmäßigen Organiſation, und während dieſes Kampfs ſchien die Natur die Annehmlichkeiten ihres Meiſterſtücks noch zu erhöhen. Nie war die Marquiſe ſchöner geweſen, nie hatte ſie eine lebhaftere Farbe, funkelndere Augen, und eine ſanftere und feſtere Stimme gehabt.

Frau von Roſſan, als ihre Mutter und Erbinn, ſetzte ſich in den Beſitz des Nachlaſſes ihrer Tochter, und erhob Klage gegen ihre Mörder, unter welche ſie auch den Marquis begriff. Er wurde in die Gefängniſſe von Toulouſe gebracht, wo Herr von Catelan ihn zu wiederholtenmalen, und einmal eilf Stunden lang, verhörte. Alle Richter waren menſchlicher Weiſe überzeugt, daß der Marquis ſchuldig ſey, allein ſie glaubten nicht, daß man bloßer Wahrſcheinlichkeit wegen jemanden die Todesſtrafe zuerkennen könne.

Am 21ten Auguſt 1667 that das Parlement von Toulouſe den Ausſpruch. Der Abbe und der Ritter von

Gange wurden verurtheilt, lebendig gerädert zu werden; der Marquis wurde ſeines Adels entſetzt, ſein Vermögen zum Beſten des Königs confiſcirt, und er auf ewig aus dem Königreich verwieſen; der Prieſter Perrette wurde lebenslänglich zu den Galeeren verdammt.

Perrette ſtarb an der Kette auf dem Wege nach den Galeeren. Der König gab dem Grafen von Gange die confiſcirten Güter ſeines Bruders zurück, und der Graf ſchenkte ſie ſeinem Neffen, dem Sohne der Marquiſe, ſobald dieſer ſeine männlichen Jahre erreicht hatte. Der Marquis hielt ſich, nach ſeiner Verurtheilung, einige Zeit verborgen, fand aber in der Folge Mittel, ſich bey dem Intendanten von Languedoc, dem Herrn von Beville, einem erklärten Hugonotten-Feind, einzuſchmeicheln, indem er die Neubekehrten in der Gegend zum Meſſenhören anhielt, und die angab, welche es nicht thaten. Der Schutz des Intendanten verſchaffte ihm mehr Freyheit, und er lebte öffentlich auf dem Schloſſe Gange, das jetzt ſeinem Sohn durch die Schenkung ſeines Oheims gehörte.

Dieſer Sohn war Hauptmann unter einem Dragonerregimente, und hatte durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften und die Güte ſeines Herzens vergeſſen gemacht, daß er ein Sohn des Marquis ſey. Jedermann ſchätzte und liebte ihn, und bey den Dragonaden gegen die Hugonotten, woran auch ſein Regiment Theil nahm, zeichnete er ſich durch manchen edlen und ſchönen Zug von Mitleid aus. Er heyrathete die ſchöne und reiche Tochter des Barons von Moiſſac, eines Neubekehrten. Er ließ ſeine junge Gemahlinn auf dem Schloſſe Gange bey ſeinem Vater, dem er ſie auf das zärtlichſte empfahl, und kehrte zu ſeinem Regiment zurück.

Kaum war er abgereiſt, ſo jagte der Marquis, unter dem Vorwande, daß ſie eine Neubekehrte ſey, eine Kammerfrau ſeiner Schwiegertochter fort, die ſie ſehr liebte und die von Kindheit an bey ihr geweſen war. Sie befand ſich nun mit ihrem ſchrecklichen Schwiegervater ganz allein in einem Schloſſe, wo er als Herr befahl. Sie zitterte, wenn ſie täglich mit ihm tête-à-tête in demſelben Zimmer ſpeiſen mußte, wo die Mutter ihres Mannes ihr Leben ſo grauſam geendigt hatte. Ihr Schrecken und ihre Angſt ſtiegen auf das Höchſte, als ſie in ihrem Schwiegervater einen paſſionirten Liebhaber fand. Pflicht und Neigung hielten ſie ab, ſeinen laſterhaften Anträgen Gehör zu geben, allein ihre Lage war äußerſt kritiſch, und durch das ſo friſche Exempel ihrer unglücklichen Schwiegermutter entſetzlich. Eine Reiſe durfte ſie nicht vorſchützen, der Marquis würde ſie nie zugegeben haben; an ihren Vater oder ihre Verwandte durfte ſie nicht ſchreiben, weil es Neubekehrte waren, und der Marquis alle Briefe an ſolche erbrach. Es blieb ihr alſo nichts übrig, als ſich an ihren Mann ſelbſt zu wenden, da bey Briefen an ihn, als einem Altkatholiken, der Vorwand des Eröfnens wegfiel. Sobald der Hauptmann den Brief ſeiner Gemahlinn empfing, erſchrack er über die Gefahr, in der ſie ſich befand; er nahm Kurierpferde, eilte nach Verſailles, warf ſich dem Könige zu Füßen, und bat ihn, ſeinen Vater anzuhalten, das Verbannungsurtheil des Parlements zu befolgen.

Ludwig XIV. war nicht wenig verwundert, zu hören, daß der Marquis ſein Exil gebrochen habe. Er gab ſogleich Befehl, ihm den Prozeß von neuem zu machen, wenn man ſeiner im Königreich habhaft werden würde. Der Graf von Gange, ſein Bruder, der eben am Hofe war, erfuhr, was vorging, nahm Poſt und eilte nach Gange, um dem Marquis zu rathen, auf das ſchleunigſte aus dem Schloſſe und nach Avignon in's Päbſtliche Gebiet zu flüchten. Er iſt ſeitdem verſchwunden, und man hat nicht wieder von ihm reden gehört.

Was die beyden übrigen Mörder betrifft, ſo begab ſich der Ritter nach Venedig, und trat in die Dienſte der Republik. Er wurde nach Candia geſchickt, welches die Türken ſeit zweyundzwanzig Jahren belagerten, und es verbreitete ſich das Gerücht, daß er kurz darauf von einer Bombe ſey getödtet worden. Wenigſtens iſt er von dem Augenblick an verſchollen, und niemand hat Nachricht geben können, wo er hingekommen.

Der Abbe retirirte ſich nach Viane in Holland, das damals dem Grafen von der Lippe gehörte. Er machte Bekanntſchaft mit einem Edelmann, der ihn dem Grafen als einen Franzöſiſchen Refugié, Namens la Martelliere, vorſtellte. Der Graf, der, in der Unterredung mit dieſem Fremden, vielen Witz, viel Kultur, und eine Menge Kenntniſſe, ſonderlich im Fach der ſchönen Wiſſenſchaften, entdeckte, vertraute ihm die Erziehung ſeines neunjährigen Sohnes. Die Talente des Hofmeiſters, von den natürlichen Gaben des Zöglings unterſtützt, bildeten bald einen der vollkommenſten Jünglinge aus ihm. Der falſche la Martelliere gewann das Vertrauen und die Achtung des Grafen und der Gräfinn in einem ſo hohen Grade, daß nichts im Hauſe ohne ſeinen Rath geſchah, und daß er die Seele dieſes kleinen Staats war. Einige Franzöſiſche Refugiés, die ſich zu Viane niederlaſſen wollten, addreſſirten ſich an den Herrn la Martelliere, und baten ihn um ſein mächtiges Fürwort; allein der Abbe, der befürchtete, daß ein ſolches Etabliſſement Gelegenheit zu ſeiner Entdeckung werden könnte, brachte es bey dem Grafen dahin, daß ihnen die Erlaubniß abgeſchlagen ward. Sein Anſehn wuchs endlich ſo ſehr, daß er ſich ſchmeichelte, ſogar Anſprüche auf die Hand einer jungen und liebenswürdigen Hofdame, einer weitläuftigen Verwandte der Gräfinn, machen zu können, die er liebte, und von der er wieder geliebt wurde.

Die Gräfinn ſprach mit der Hofdame über dieſe Liebſchaft, und ſagte ihr, daß ſie zwar ſelbſt den Hrn. la Martelliere ſchätze, daß ſie aber nie die Einwilligung zu einer ſolchen Meſſalliance geben werde. „Es iſt ein ganz ehrlicher Mann", ſetzte ſie hinzu, „allein ein Abentheurer, „ohne Namen und Stand, und der nicht viel Ehre von „ſeiner Abkunft haben muß, weil er ſie uns ſonſt längſt „bekannt gemacht hätte". Die Hofdame erzählte dieß alles ihrem Liebhaber wieder, und als der Abbe ſah, daß das einzige Hinderniß, das man ſeiner Liebe entgegenſetze, ſein Stand ſey, ſo entſchloß er ſich, ſo ungern er auch daran gieng, ſeinen wahren Namen zu entdecken. Er ſchmeichelte ſich, daß die vieljährige und große Achtung, in welcher er in dieſem Hauſe ſtehe, die Erinnerung an das Abſcheuliche ſeines Verbrechens mildern, und vielleicht vergeſſen machen werde.

Er bat bey der Gräfinn um Audienz, warf ſich ihr zu Füßen, und nachdem er vergebens alles Andre hervorgeſucht hatte, um ſie zu bewegen, ſo ſchloß er endlich mit den Worten: „Ich will es wagen, Ihnen meinen wahren Namen zu geſtehn, und Sie überzeugen, daß meine Geburt mich der Verbindung mit der Fräulein von ** nicht unwürdig macht. Sie ſehn den Abbe von Gange, deſſen Namen und That leider! nur zu ſehr bekannt ſind, und von dem ich Sie ſelbſt oft habe reden hören". — — „Wie"! rief die Gräfinn mit einem lauten Schrey, und indem ſie erſchrocken zurückfuhr, „Sie ſind der abſcheuliche Abbe von Grange? Gott! welches Ungeheuer haben wir in unſerm Schooße genähret, und welchen Händen unſer Kind anvertraut! Mich dünkt, ich ſehe dieſe Hände noch mit dem Blute der armen Marquiſe befleckt"! — Der junge Graf hatte vor der Thüre auf den Augenblick gelauert, wo er die Bitte ſeines Hofmeiſters unterſtützen konnte. Als er ſeine Mutter ſo ſchreyen hörte, ohne

kein

hier er, daß die Sache keine gute Wendung nehme, und trat herein. Alles, was er erhalten konnte, war, daß man den Abbe nicht auf der Stelle gefangen nahm. Er erhielt Befehl, ſich ſogleich aus Viane zu begeben, und, bey harter Ahndung, dem Grafen oder der Gräfinn nie wieder, es ſey wo es wolle, unter die Augen zu kommen.

Der Abbe begab ſich nach Amſterdam, wo er Sprachmeiſter ward. Seine Geliebte ſuchte ihn auf und heyrathete ihn. Der junge Graf unterſtützte ihn heimlich mit Gelde. Seine gute Aufführung und ſeine Einſichten erwarben ihm eine Stelle im Kirchenrath. Er ſtarb geehrt und in gutem Geruch.

R — d.

VIII.

Miſcellaneen.

I.

Schreiben eines Franzöſiſchen Officiers, des Vicomte von Toouſtain, über ſeine Reiſe nach der Inſel Jerſey, im Julius 1780.

Die Reiſe iſt gemacht, und hier meine verſprochene Beſchreibung davon.

Ich weiß kein ſo freundliches, anmuthiges Ländchen, als die kleine Inſel Jerſey; ein wahrer Engliſcher Garten von zwölf Meilen im Umkreis. Die Wege dort ſind ſchmal; aber reinlich und eben, wie Gartenalleen, mit Uebergängen für die Fußgänger. Dieſe Wege, die jedem Einwohner nur ſechs Tage Arbeit im Jahre koſten, ſind auf beyden Seiten mit Bäumen eingefaßt, ſo daß man ſelbſt in der Mittagshitze im Kühlen darin gehen kann. Die ganze Inſel gleicht einem ſchönen Walde, durch welchen tauſend kleine Wege gehauen ſind. Die Gehölze bey Fontainebleau und Compiegne haben bey weitem nicht die Mannichfaltigkeit und Schönheit: das Schwerfällige der Kunſt verräth ſich dort zu ſehr. Hier ſind die Wege bloß Sache des Bedürfniſſes. Auch führen ſie nicht zum Lager eines wilden Schweins, oder nach einer Fuchsgrube; ſondern nach getigen Dörfern, wohlhabenden Meyereyen, niedlichen Landgütern und Wohnſitzen, wo ſich Reinlichkeit mit Simplicität verbindet.

Wir landeten an der ſüdlichen Spitze, unter der alten Burg, von welcher wir bis zum Hauptorte Saint-Flie — oder verdorben Saint-Flier — ſechs Meilen zu machen hatten. Verſchiedne unſerer Reiſegefährten waren auf der Ueberfahrt krank geweſen, und erſchracken über die Länge des Wegs; denn es fand ſich nur Ein Miethpferd für funfzehn Perſonen. Aber kaum erblickten wir die erſten Häuſer von Saint-Flier, ſo riefen, wie auf einen Zauberwink, unſere Damen und unſere Abbes einſtimmig: „Wie? ſchon hier“! — und ſchienen verdrüßlich, ſobald angekommen zu ſeyn. Ueberall fanden wir Leute, die uns ſehr höflich einluden, bey ihnen einzuſprechen und uns zu erfriſchen. Der Eigenthümer von Bago, einem ſehr angenehmen Schloß und Gute, eine halbe Meile von der Stadt, hielt uns an, um uns zu fragen, wo wir einkehren wollten, und gab uns, mit vieler Artigkeit, das beſte Wirthshaus an.

Das Land iſt ſehr gut angebaut und ſehr einträglich; die Nachbarſchaft des Meers erleichtert die Düngung, die man auch nicht ſchont. Wir bemerkten eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit auf das Vieh. Während der Tageshitze behält man's im Stall; gegen Abend und die ganze Nacht über läßt man's in's Freye. Dadurch werden viele Krankheiten verhütet, und die Kühe geben mehr und fettere und ſüßere Milch. Die Pferde ſind vortreflich, und die Ochſen ſo groß, wie die im Lande Cottentin. Das Flügelwerk hat einen vortreflichen Geſchmack; Fiſche giebt es im Ueberfluß; nichts iſt theuer, als das Fleiſch, wovon das Pfund 14 S. koſtet. Es wird guter Cyder gemacht, den die Eingebohrnen lieber als Bier trinken. Das letztere gehört, wie der Wein, unter die Bedürfniſſe des Luxus; doch hat jedermann etwas von beyden.

Arme giebt es wenig; und für dieſe wird ſehr gut geſorgt. Der Anglikaniſche Ritus wird hier nicht durchgehends befolgt; Liturgie hat man nicht; es iſt ſtrenger Calviniſmus, obgleich nicht in dem Grade, wie zu Genf, wo man gar keine Bilder duldet. Die Kirche zu Saint-Helier hat verſchiedene Denkmäler, als Zierde der Mauern. Unter andern ſieht man eins von weißem Marmor, zu London gearbeitet, wie es in Italien nicht beſſer gemacht werden könnte. Alle dieſe Denkmäler hat der Patriotiſmus geſtiftet; eben das macht ſie ehrwürdig, und bewegt ohne Zweifel die Landesreligion, die ſonſt keine Werke der Kunſt verträgt, zur Nachſicht.

Wir waren an den Gouverneur der Inſel, Herrn Fall, empfohlen. Herr von Mouriez hatte mir einen Brief mitgegeben, der uns eine gute Aufnahme und eine Collation à l'Angloiſe verſchafte; beydes war ſehr angenehm. Ich ſehe gern andere Gebräuche; und nicht leicht findet man deren ſo entgegengeſetzte, als die Gebräuche der Engländer und Franzoſen. Sie kopiren uns nur, um uns zu metamorphoſiren, oder lächerlich zu machen. Sind an unſern Löffeln die Stiele einwärts gebogen, ſo ſind ſie's an den ihrigen inwärts; haben wir ſpitzige Meſſer, ſo haben ſie runde, die ihnen zuweilen als Löffel, zuweilen als Gabeln dienen. Sie haben zwar auch Gabeln, aber zweyzinkichte. Lachen mußt' ich, als ich in unſerer Auberge die Damen und einige Herren von unſerer Geſellſchaft die grünen Erbſen zwey und zwey aufpicken ſah: ich ward mit meiner Meſſerſpitze eher und leichter fertig. Man hielt uns für unmäßige Eſſer, weil wir mehr Brod aßen, als Fleiſch; und einer von den Hausbedienten, der es müde geworden war, uns Brod zu ſchneiden, warf es verdrüßlich auf den Tiſch, und ging mit Achſelzucken fort.

Es koſtete uns viel Mühe, nur einmal Suppe zu bekommen; und auch da brachte man uns, für funfzehn Perſonen, ungefähr ſo viel, als ein Obſtweib auf dem Markte des Morgens Milchcaffee trinkt. Vor jeder Speiſe kam Salat; indeſſen hatten wir noch eine ſehr gute Wirthinn, die doch ſo gefällig war, unſer Fleiſch ein wenig über halb gahr kochen zu laſſen, und uns Brod nach Belieben zu geben.

Bey Herrn Fall wurde uns weiter nichts vorgeſetzt, als Obſt, Confituren, Gebackenes, Kuchen, eine große Theemaſchine, Caffee, Bier und verſchiedene Weine; alles auf einem Buffet, das nicht gedeckt war. Freylich ſind die Tiſche dort ſo ſchön, daß es ſchade wäre, ſie zu decken. Sie ſind faſt alle von Acajuholz, und ſehr gut gewichſt und frottirt.

Die Fußböden ſind nicht ſo; ſie werden, wie in Holland und Flandern, bloß geſcheuert und mit feinem Sande beſtreut.

Die Zimmer ſind nicht hoch; ſelten haben ſie zehen Schuh. Der untere Theil der Wände wird mit Lembrick überzogen, bis Stuhlhöhe; der obere Theil nur mit einer

Farbe auf den Kalch gemahlt, und nicht tapeziert: doch wird auch eine Leiſte noch hinzugefügt. Stühle, Seſſeln, Thüren, alles iſt von Holz, wie Acaju gefärbt; allein man weiß hier wenig von Aehnlichkeit; es muß Wirklichkeit ſeyn. Für achtzehn Franken bekommt man einen Stuhl nach der Mode, ſo wie ſie ihn mit drey Louisd'or zu Paris bezahlen, wenn Sie aus Eigenſinn Hausrath à l'Angloiſe haben wollen. Spiegel ſieht man wenig, und gar keine über den Kaminen, deren Simſe nur zwey Zoll breit ſind; gewöhnlich wird ein ovalrunder Spiegel zwiſchen die Fenſterſchäfte aufgehangen. Die Fenſter ſind eng und nicht hoch, durchgehends mit Schiebern. Die Vorhängen werden alle in einem Stücke und en feston aufgezogen, nicht, wie bey uns, getheilt und gerade herabhängend, oder mit Quaſten. Im Speiſeſaal wird ein Teppich auf den Fußboden gelegt.

Nach dem Thee, oder nach dem Trinken, oder auch nach beyden mag wohl converſirt werden; und bey den Engländern iſt die Converſation niemals leeres Geſchwätz. Am wenigſten war ſie's bey Herrn Fall. Er, als ein ſehr artiger, aber auch ſchlauer Mann, machte unſere Franzöſiſchen Staare über Materien, die ihm anſtanden, mit ſo wenig Zurückhaltung plappern, als wären ſie am Ufer der Themſe. Er ermangelte nicht, ſie auf die Reiſe des Königs und auf die Arbeiten zu Cherbourg zu bringen, und bald erfuhr er von beyden mehr, als hätte ſeyn ſollen und man ihm ſagte; denn er ſcheint mir ſeinen Mann ſchon auf's halbe Wort zu errathen. Nur einen Augenblick wurde er abgerufen, und ich nützte den Augenblick, meinen Landsleuten mehr Vorſichtigkeit zu empfehlen, beſonders in Anſehung jener Arbeiten, die, wie man ſagte, die Engländer gar nicht gern ſähen; allein das Geſpräch fiel nicht wieder auf dieſe Materie.

Die Aufſicht über Jerſey und Guernſey wird gewöhnlich bloß vornehmen und angeſeſſenen Engländern anvertraut. Die Landesſprache iſt ein ſchlechtes Franzöſiſch. Herr Fall, der unſere Sprache mit der Leichtigkeit eines Herrn am Hofe zu Verſailles ſpricht, und unſere Geſchichte, wie die ſeiner Nation, inne hat, ſagte uns: er zweifle gar nicht, daß die Landesſprache auf Jerſey der Galliſche Dialekt aus den Zeiten Wilhelms ſey. Dabey machte er den guten Spas, daß er uns ſagte: wenn man mit einem Bewohner der Inſel gut Franzöſiſch ſpräche, ſo gäb' er zur Antwort: „um Vergebung, ich kann kein Engliſch“. Indeſſen verſtehn doch die Meiſten das Letztere, welches ſie auf der Inſel Wight, oder auf dem feſten Lande lernen. Leute von einigem Vermögen laſſen ihren Kindern dieſen doppelten Unterricht geben; ſie ſchicken ſie erſt nach England, dann nach Frankreich, wo beſonders Valogne viele Lehrlinge hat. Der Unterſchied der Religion hält nicht zurück: die Lehrlinge gewöhnen ſich an unſere Religionsgebräuche, wie an unſere Ragouts; bey ihrer Zurückkunft aber halten ſie ſich wieder an vaterländiſche Küche und vaterländiſchen Glauben.

Viele glauben, beyde Inſeln wären gleichſam ein Auswurf beyder Nationen, ein Zufluchtsort für Lüderliche, Banqueroutiers und Diebe; allein es iſt nicht wahr, die Sitten hier ſind anſtändig und gut. Vor einem halben Jahre wurde von zwey Betrunkenen eine Mordthat begangen; aber das war auch ſeit fünfundzwanzig Jahren das erſte Verbrechen dieſer Art. Vertrauen herrſcht überall, und ſelten findet man Urſach, es zu bereuen. Jedermann kennt ſich; man verſchließt ſein Herz dem Armen nicht: warum ſollte er ſtehlen, wenn er gewiß iſt, ohne Gewaltthätigkeit und Gefahr Unterſtützung zu erhalten?

Ein Fremder, der auf Jerſey kömmt, kann bleiben, ſo lange es ihm beliebt: will er ſich aber ankaufen, oder auch nur pachten, mit einem Worte, will er Bürger werden, alsdann ſagt man ihm, daß er nur Fremdling iſt, und ſchlägt ihm vor, wenn er unter Brittiſcher Herrſchaft leben will, auf's feſte Land überzugehen; gefällt ihm das nicht, ſo ſucht er anderswo ſeinen Aufenthalt.

Jerſey hat jetzt zu ſeiner Bedeckung ein Detaſchement vom 70ſten Regiment, nebſt einigen Artilleriſten. Ich hatte ſehr lange keine Engliſchen Truppen geſehen, und mich dünkt, nie ſo reinlich und nett. Sie machen jetzt den unſrigen den Vorzug hierin ſtreitig, wofern ſie nicht gar ſie übertreffen: ihre rothen Röcke geben ihnen einen Schimmer, den unſere Baarfüßeruniformen (uniformes de Feuillans) niemals geben können.

Man erwartete alle Tage den Herzog von Richmond. Für uns wäre dies eine angenehme Gelegenheit geweſen, den Bällen, Erleuchtungen und andern Luſtbarkeiten beyzuwohnen, womit man ihn empfangen wollte; ſehr gern hätten wir an ſolchen öffentlichen Vergnügungen Theil genommen. Noch wär' es etwas geweſen, hätten wir nur diejenigen genoſſen, die wir genießen konnten! So aber ſteckten unſere Damen von Früh bis Abends in den Galanteriegewölben. Die neuen Gegenſtände reitzten ſie in eben dem Grade, als es ihnen ſchwer ankam, ſie ſich zu verſagen; ſie handelten um alles, und kauften nichts: aber darüber verſäumten wir, uns umzuſehen. Nur ich entwiſchte zuweilen mit meinem Sohne, und lief in der Gegend umher.

Im Geſicht von Saint-Ille, in ebenderſelben Bucht, liegt noch eine Stadt, die kleiner aber reicher iſt, und ſtärkern Handel treibt, Saint-Aubin. Man ſieht ſie recht gut von dem Kirchthurme zu Saint-Ille, der zugleich die Ausſicht über eine ziemlich ausgebreitete und ſehr anmuthige Gegend gewähret.

Wir beſtiegen auch einen Felſen über der Stadt gegen Südoſt; und da fand ich, nicht ohne Verwunderung, drey alte und rohe Denkmäler, dergleichen man viele in Bretagne ſieht, wo man ſie für Altäre der Druiden hält. Sie beſtehn aus vier ungeheuren Steinen, wovon drey die Mauern ausmachen, der vierte aber zum Deckel dient.

Am Fuße dieſes Felſen iſt ein Spaziergang, la Corderie genannt, Abends der Sammelplatz für die ſüßen Herren und Damen — denn wo giebt es deren nicht? Jene tragen zuckerhutförmige Hüte, mit kleinem Rand und oben abgeſtumpft; dieſe erſcheinen mit Hüten à la Françoiſe, friſirt, aber ungepudert. Man ſagte mir, ſie bedienten ſich des Puders bloß im Winter, wahrſcheinlich, um weniger am Kopfe zu frieren. Ich weiß nicht, wie viel es dazu beytragen möge; aber ſie würden nicht übel thun, wenn ſie für die rauhe Jahrszeit auch die Tücher verſparten, die ſie ungleich über die Schultern werfen, und bis auf die Ferſen fallen laſſen. Wir hätten dieſe Tücher für Servietten angeſehen, wenn man ſich deren im Lande bediente; einigen von uns kamen ſie, wegen ihrer Weite, wie Bettteppiche vor. Ob dieſe Mode Paris erreichen werde, weiß ich nicht; an Geſchmack fehlt es ihr ganz.

Der unachtſame, weitſchweifige, langweilige La M... wird Ihnen ſagen, Jerſey habe 35000 Einwohner; ich weiß es nicht genau: nur ſo viel weiß ich, daß die Inſel ſehr bevölkert iſt. Aber daß er nicht in Jerſey geweſen ſeyn müſſe, davon bin ich völlig überzeugt. Er ſagt nämlich, es gebe dort ſo viele Kröten, und doch habe ich nicht eine geſehn. Ich will damit nicht behaupten, daß es dort gar keine geben ſolle; aber ſo häufig können ſie doch nicht ſeyn, als anderswo.

Ehe ich dies Ländchen verlaſſe, muß ich Ihnen noch eine Probe von der Klugheit der Engliſchen Staatsverwaltung vorlegen, deren kein Geograph erwähnt. Sollten

Sie wohl glauben, daß hier bloß die Armen Holz verbrauchen, die Reichen aber, auf prächtigen Röſten, bloß Steinkohlen? Es iſt ſehr viel Geſchicklichkeit von Seiten der Regierung, daß ſie eine Sache des Luxus und der Eitelkeit aus dieſer Conſumtion gemacht hat, die ihr in doppeltem Betrachte nützlich iſt, indem ſie den Werth der Kohlengruben erhöht, und alles Holz in den drey Königreichen für den Bau der Häuſer und Schiffe ſchont. Kaum erlaubt man ſich hier das Beſchneiden der Zäune; niemand wagt es, einen Baum auszurotten, er ſetze denn drey andere dafür. So will es das Geſetz; aber ich verſichere Sie, das Geſetz dürfte dies nicht einmal vorſchreiben; jeder Einwohner macht es ſich zur Ehrenſache, gute Bäume zu ziehn.

Auch der Luxus der Engländer hat einen unterſcheidenden Charakter. Er beſteht nicht, wie bey uns, in glänzenden Kleinigkeiten, die man jeden Tag wiederholen muß; ſein Gegenſtand iſt angenehmeres Daſeyn, jede Bequemlichkeit des Lebens. Ein Engländer muß ein Kleid von feinem Tuche, ſeidene Strümpfe und einen Caſtorhut haben. Alles das iſt leichter und wärmer; es ſchmiegt ſich beſſer an, macht weniger unbeholfen. Was ſollte Stickerey oder Treſſen daran? Der Engländer verſchmäht weichlichen Aſiatiſchen Putz. Bey ihm muß alles genau ſeyn; kaum ſieht man die Fugen von zwey Bretern: aber keine Bildhauerarbeit, nicht einmal geſuchte Zierrathen von Leiſtenwerk. Sein Küchengeſchirr könnte von Silber ſeyn, weil dieſes Metall, wenn es gut gereinigt iſt, keinen Grünſpan anſetzt; allein er braucht lieber Porzellan, oder ſchönes Steingut, das wir ſchlecht nachgemacht haben; Steingut, das weit zierlicher iſt, als unſer plattes und maſſives Geſchirr, wo die Speiſen kaum die Oberfläche berühren.

Da lob' ich mir den Gebrauch unſerer Nachbarn, mag er doch etwas gröber ſcheinen: volle Schüſſeln, und Flaſchen in Menge! Dort läßt man den Clairet und den

Porto rund umherkreiſen. Sie haben nicht nöthig, zehnmal nach dem wohlvorſichtigen Bedienten zu rufen, daß er Ihnen einen Löffel Wein, wie Syrup, auf dem Präſentirteller vorhalte. Zu der Zeit, als der Franzos noch reichlich und bloß Braten aß, war er weit mehr werth. Ich wenigſtens, ich bedaure, daß jene Zeit nicht mehr iſt, ich, ein Schwächling, der faſt kein Vergnügen kennt; indeſſen, wenn ich auch keins mehr genieße, ſo ſeh' ich's doch gern, wenn andere Leute welches genießen. Ich bin melancholiſcher und ſogar düſterer Laune; aber ich mag es leiden, wenn alles um mich her fröhlich iſt; es zerſtreut mich, und ich lebe wieder auf.

2.

Religion.

(Aus dem Engliſchen des Shenſtone.)

Vielleicht ſollten wir Gott nicht bitten, daß er uns feſt im Glauben erhalte, ſondern nur mit der Bedingung, wenn es der rechte ſey.

Ich habe geſehn, wenn ein Baum fallen will, ſo werfen die Arbeiter ihn durch einen kleinen Zug mit einem Stricke auf den Fleck hin, wo ſie ihn wollen liegen haben. Die Theologen nehmen dies zu buchſtäblich, und behaupten, durch eine kleine Vermittlung am Todtenbette eines Menſchen ewige Seligkeit feſtzuſetzen. Ich fürchte, mein Gleichniß wird ſie ſchwerlich von ihrer Verwegenheit überführen.

Widerfährt denen ein Unglück, die in Religionsſachen andrer Meinung ſind, als wir, ſo nennen wir es Strafgerichte; widerfährt es einem von unſrer Seite, ſo nennen wir es Prüfungen; begegnet es Leuten, die ſich auf keine von den beyden Arten auszeichnen, ſo begnügen wir uns, es dem natürlichen Laufe der Dinge zuzuſchreiben.

Was die Kirchenmuſik betrift, wenn man nicht ſagen kann, daß jemand luſtig und von guter Laune ſey, wenn man ihn ſo lange kitzelt, bis er lacht; warum ſollte man einen für andächtig und fromm halten, wenn er durch die dumpfe Pfeife einer Orgel in Andacht gedudelt wird? Es läßt ſich darauf weiter nichts ſagen, als daß, wenn eine ſolche Erhebung des Geiſtes gleich kein Verdienſt, keine Andacht iſt, ſie doch von guten Folgen begleitet wird, indem ſie einen guten Eindruck in der Seele zurückläßt, der der Tugend und dem religiöſen Leben günſtig iſt.

Der reiche Mann errichtet auf ſeinem Landgut eine Kapelle, wie er vorgiebt, Gott dem Allmächtigen, aber im Grunde ſeiner eignen Eitelkeit, und verſieht ſie mit üppigen Bequemlichkeiten zu Gebeten, die nie werden gehalten werden. Der arme Mann kniet neben ſein Bette hin, und kommt in den Himmel vor jenem.

Ich ſollte meinen, ein Geiſtlicher könnte ſich auszeichnen, wenn er eine Reihe von Predigten über die gewöhnlichen Tugenden verfertigte, die in den klaſſiſchen Schriftſtellern geprieſen werden, und zur Zierrath ſchöne Stellen aus Horaz, Juvenal u. ſ. w. anführte. Gegen den Familienſtolz ließe ſich vieles aus des Juvenal ſtemmata, quid faciant, aus des Horaz non quia Maecenas, und aus Marius Rede beym Salluſt entlehnen. Der Text könnte ſeyn: Iſt dies nicht Joſeph, Zimmermanns Sohn? Eine Predigt über Gnügſamkeit, Zufriedenheit und Landleben könnte aus den Claſſikern überflüßig verſchönert werden, und würde dem gemeinen Mann eben ſo angenehm, als nützlich ſeyn, indem die Leidenſchaft, von der er, glaube ich, am meiſten leidet, übel angebrachter Neid iſt. Eine andre Predigt könnte für jede Jahrszeit beſtimmt ſeyn, und die Weisheit, Macht und Wohlthätigkeit der Fürſehung in der Natur ſchildern. Wie thöricht iſt es, ſolche ſchöne und angenehme Gegenſtände zu übergehen, um die Scheidewand zwiſchen der Gnade und unſern Werken, zwiſchen Prädeſtination und Gnadenwahl zu vergrößern, um die Geheimniſſe der Offenbarung aufzulöſen, oder die eigentliche Beſchaffenheit des Urim und Thummim auszumachen!

Ein gewöhnlicher Grund, den die Theologen zur Empfehlung eines heiligen Lebens brauchen, iſt der, daß ein entgegengeſetztes Betragen ſo ſchreckliche Folgen hat, wenn es mit uns zum Sterben kömmt. Sehr wahr! aber es ſcheint mir doch ein Grund von der untergeordneten Art. Der Zeitpunkt des Sterbens iſt meiſtens von kurzer Dauer. Iſt es nicht ein viel überredender Grund, daß die Tugend uns alle Tage unſres Lebens glücklich macht, und die Furcht vor dem Tode ſchon zum voraus aus unſerm Leben verbannt, als daß ſie das Kißen unſers Todbettes ſanfter macht?

Es iſt noch eine Frage, ob der noch unter dem Volk übrige Aberglauben ganz ſollte vertilgt werden z. E. daß Geſpenſter den Mörder ängſtigen, daß die Karten Bücher des Teufels ſind u. ſ. w.

Gäbe es viele ganze Völker, welche Menſchen mordeten und fräßen, welche widerſprechende Begriffe von Schönheit hätten, welche es für verdienſtlich hielten, Menſchenopfer darzubringen, ihre Eltern wilden Thieren in der Wüſte zu überlaſſen, ihre neugebohrnen Kinder auszuſetzen u. ſ. w., ſo würde es ſcheinen, daß es kein allgemeines moraliſches Gefühl, folglich gar keins gäbe.

Heut zu Tage heißt es nicht: Wir ſahen ſeinen Stern gegen Morgen, ſondern: Wir ſahen den Stern auf ſeiner Bruſt, und ſind gekommen, ihn anzubeten.

Man ſagt, und ich glaube, mit Grund, daß Verbrechen einem Menſchen minder gräßlich ſcheinen, wenn

er

Wie geneigt ſind alle Nationen geweſen, wenn ſie erſt ihrer eignen Geſchicklichkeit das gebührende Lob beygelegt, ihr Glück im Krieg der beſondern Gunſt einer gerechten Fürſehung zuzuſchreiben! Vielleicht beweiſt dieſe Deutung, wie ſie insgemein gemacht wird, mehr Eigendünkel, als Dankbarkeit. Für's erſte iſt die Partheylichkeit des menſchlichen Herzens ſo groß, daß ſich vielleicht zwey feindſelige Völker in gleichem Grad auf die Gerechtigkeit ihrer Sache verlaſſen, und welches von beyden einen gegründetern Anſpruch darauf machen dürfe, kann niemand, als die Fürſehung ſelbſt, entſcheiden. Zweytens ſollte man bemerken, daß glücklicher Erfolg keinesweges Gerechtigkeit beweiſt. Ferner ſollten wir nicht ganz vergeſſen, zu bedenken, daß ein glücklicher Erfolg vielleicht nichts als ein Mittel der Zernichtung iſt. Und endlich, geſetzt, das Glück ſey wirklich und vollkommen gut, finden wir dann, daß einzelne Menſchen immer damit nach Maaßgabe ihres Verdienſtes begünſtigt werden? und iſt dies nicht bey einzelnen Menſchen, warum wollen wir denn annehmen, daß es immer die Belohnung eines ganzes Volkes ſey?

Als eine Urſache, warum die göttliche Gerechtigkeit ganze menſchliche Geſellſchaften in dieſer Welt ſtrafen oder belohnen müſſe, wird oft angegeben, weil ſie in jener nicht beſtraft oder belohnt werden könnten, weil ſie dann aufhörten. Zwar muß die menſchliche Rache oft im Allgemeinen verfahren, und ſo oft ein Staat dem andern den Krieg erklärt, oder es nöthig findet, eine gewiſſe Claſſe ſeiner eignen Bürger zu züchtigen, ſieht er ſich genöthigt, manche unſchuldige einzelne Menſchen mit den Schuldigen in einerley Schickſal zu verwickeln. Aber daraus folgt keinesweges, daß ein allwiſſendes und allmächtiges Weſen, das das Innerſte aller Herzen kennt, und einen Unterſchied bey ſeinen Strafen machen kann, ſeine unglücklichen Geſchöpfe nach ſolchen unbeſtimmten und unvollkommnen Geſetzen richten werde.

Weiter muß man menſchliche Geſellſchaften als zufällige und willkührliche menſchliche Verbindungen anſehn. Annehmen, daß Gott durch ſeine Strafen oder Gerichte, wie man es nennt, ſie ohne Unterſchied zernichten wolle, heißt annehmen, daß er ſeine Regierung nach den Planen menſchlicher Weisheit einrichten wolle. Man verſtehe mich hier nur von dem, was man göttliche Gerichte nennt, oder mit andern Worten, von übernatürlicher Dazwiſchenkunft der Fürſehung. Auf dem natürlichen Wege erfodert es die Einrichtung der Welt, daß der Gute oft mit dem böſen Gliede der Geſellſchaft leiden muß. Aber in Anſehung der göttlichen Gerichte über ganze Völker, (welche abzubitten wir eigne Tage haben,) will ich ein Beyſpiel vorbringen, das die Unwahrſcheinlichkeit derſelben zu erläutern dienen kann. Ich denke mir alſo bürgerliche Geſellſchaften wie Bündel von Holz, die nicht die Gottheit, ſondern Menſchen gemacht haben. Man denke ſich nun, jemand vermiſche eine große Menge Sand und Schießpulver mit einander, vertheile dann die Maſſen in verſchiedne Haufen, die er einzeln anzünde. Offenbar wird ſich das Feuer an die Bündel nicht kehren, wird keinesweges hie und da ein ganzes Bündel auf einmal verzehren, ſondern nur den Theil jeder Portion treffen, der brennbar iſt.

Mit einigem Schein ließe ſich fragen, ob es wohl ungerechter ſey, eine ganze Geſellſchaft ohne Unterſchied zu ſtrafen, als einen unſchuldigen Sohn mit in die Strafe zu verwickeln, die einem ſündigen Vater gebührt. Hierauf antworte ich, das Syſtem der Natur (von dem wir nicht zu zweifeln brauchen, ob es im Ganzen gut ſey) macht, daß oft der Gute und der Böſe ohne Unterſchied leiden. Aber man geht noch weiter. — Man ſagt, Gott lege ſich darein, und hemme den natürlichen Lauf der Dinge, um ganze Geſellſchaften zu züchtigen, und eine allgemeine Rache über ſie zu verhängen. Wollte er auſſerordentliche Strafen verhängen, verſchieden von denen, die die Sünde mit ſich bringt, ſo würde er dieſe gewiß nicht bloß durch menſchliche Anſtalten bewirken, ſondern einen gerechtern Unterſchied zwiſchen den guten und böſen Individuen machen.

Auch ſehe ich nicht ein, warum es ſo nothwendig iſt, daß ganze Geſellſchaften, hier oder in jener Welt, als Geſellſchaften beſtraft werden müſſen. Wer da ſündigt, der ſoll des Todes ſterben.

Wie glücklich kann ein Biſchof einen Bauer machen, wenn er ihm in der Stunde des Todes ſeinen Segen und die Verſicherung der Seligkeit ertheilt? Eben ſo iſt es mit den Religionsmeinungen des Bauren überhaupt. Er kann davon leicht überzeugt und zu ſeines Herzens Beruhigung darin kräftigt werden, weil er blindlings den Meinungen derer beypflichtet, von denen er glaubt, daß ſie es wiſſen müſſen. Ein Menſch von vorzüglichen Talenten und Kenntniſſen hat dieſen Vortheil nicht; er iſt ohne Freunde, ſchwankend, einſam, und eben um ſeiner Lage willen kann ihm nicht leicht geholfen werden. Wenn das Betragen des Bauren näher an die Thiere gränzt, ſo nähert er ſich auch ihrer Glückſeligkeit.

Du beteſt um Glückſeligkeit — Ueberlege die Lage und Beſchaffenheit deines Gemüths zu der Zeit, wenn du ſo beteſt, und du wirſt finden, ſie iſt ſchon ihrer Natur nach ſo, daß ſie dieſe Glückſeligkeit bewirken kann.

Wenn man reiſt, ſo richtet man es ſo ein, daß man den ſchlimmſten Theil des Weges noch bey Tage macht. Aber wie übel iſt es im menſchlichen Leben, daß alle Art von Unglück gegen das Ende unſrer Pilgrimſchaft zuſammen zu kommen ſcheint, Beſchwerden, Ermüdung und Mangel an Muth, zu einer Zeit, da Muth am nothwendigſten iſt, um uns thätig zu erhalten! Nichts kann die

Stelle deſſelben vertreten, als Religion und Philoſophie. Aber dann muß der Grund dazu durch Nachdenken und Unterſuchung in der angenehmen Zeit gelegt werden, wenn unſre Fähigkeiten noch ſtark und lebhaft ſind, ſonſt kann leicht der Sturm das ganze Gebäude umſtürzen.

Wie kann man ſagen, daß einer Schuld an ſeinem Unglauben ſey? Giebt es nicht verſchiedne Grade des Verſtandes bey verſchiednen Menſchen, und richten ſich nicht darnach ihre Vorſtellungen?

Das Gewiſſen iſt etwas Angenommenes, das iſt, es hängt von den Ueberzeugungen ab, die gegründet ſeyn können, oder nicht. Es iſt alſo kein ſichrer Probierſtein der Wahrheit, aber doch meiſtentheils ein treuer und weiſer Erinnerer.

Die Anziehung der Körper untereinander, und die geſellige Zuneigung der Seelen ſcheinen in mancherley Betracht Aehnlichkeit zu haben. Die Anziehungen von beyder Art ſind minder merkbar und deutlich, wegen der mancherley Gegenwirkungen, die ihre Kraft verringern. Träfen ſich zwey Menſchen, die ſich in England ganz fremd ſind, in Iſpahan, würden ſie nicht ſchon deswegen, weil ſie Engländer ſind, eine Art von Freundſchaft gegen einander zu fühlen anfangen? Würden ſie nicht einen fröhlichen Abend bey Reis und Sorbet zubringen? Eben ſo, geſetzt, zwey oder drey, die bloß Zeitgenoſſen geweſen, träfen ſich auf dieſer Erde unter Myriaden von Menſchen aus andern Zeitaltern, würden ſie nicht Zuneigung gegen einander beweiſen, wenn ſie auch in ihrem Leben Feinde geweſen wären? Was bleibt alſo übrig, als daß wir nur jetzt die Vorſtellung von ſolchen Verhältniſſen lebendig machen, um uns zum Wohlwollen zu ermuntern? Daß wir alle Landsleute ſind, iſt ein Gedanke, der uns ſehr gewöhnlich eingeſchärft wird, und der immer noch unſer Wohlwollen auf eine kleinere Zahl einſchränkt. Daß wir Zeitgenoſſen, daß wir

Menſchen ſind, die künftig die Geſchichte miteinander verbinden wird, daß die meiſten von uns, wenn gleich unvermerkt, ſich wechſelsweiſe Gutes erzeigen und empfangen; dies, nebſt allen andern Umſtänden, die zur Erhöhung unſrer Menſchenliebe dienen können, ſollte uns während unſres Aufenthals auf Erden ſo ſehr, als möglich, an's Herz gelegt werden. In jenem Leben iſt es billig und nothwendig, daß ſich unſre Menſchenliebe über alle Zeitalter des Menſchengeſchlechts erſtrecke.

Der beſte Begrif, den wir uns von Gott machen können, iſt der, daß er für die Schöpfung das, was die Seele, für den Körper iſt. Deus eſt, quodcunque vides, vbicunque moueris.

Was iſt der Menſch, wenn wir an die Gottheit denken, deren Wort ſchon That, und deren Thaten alle Wunder ſind!

Das Gebet hat nicht die Abſicht, zu unterrichten, denn Gott iſt allwiſſend; nicht Mitleid zu erregen, denn Gott iſt ohne Affecten; nicht unſern Dank zu beweiſen, denn Gott kennt unſer Herz. — Kann ein Menſch, der richtige Begriffe hat, nicht ein frommer Mann ſeyn, wenn er gleich ſchweigt?

Gott ehren, heißt, ſich richtige Begriffe von ihm machen, ſagt irgend ein alter Schriftſteller, den ich vergeſſen habe.

Ich weiß nicht, wie folgende Behauptung von Pope: „der Allmächtige handelt nicht nach partheyiſchen, ſondern „nach allgemeinen Geſetzen", mit dem Syſtem von einer beſondern Fürſehung beſtehen kann. Unter der allgemeinen Vorſehung verſteht man die Aufmerkſamkeit des Allmächtigen auf die Werke ſeiner Schöpfung, vermöge deren ſie auf ihrer urſprünglichen Bahn fortgehn, ohne in ſolche excentriſche Bewegungen abzuweichen, bis zu ihrem unmittelbaren Untergang gereichen müßten. So iſt ein Philoſoph im Stande, Sonnenfinſterniſſe auf's genauſte vorherzuſagen, und ein in die Höhe geworfener Stein fällt jederzeit wieder zu Boden. So erweckt Beleidigung Empfindlichkeit, und eine Dienſtleiſtung macht uns den Wohlthäter theuer. Er ſcheint eine des Allmächtigen nicht unwürdige Vorſtellung zu ſeyn, wenn man annimmt, daß er vom Anfang ein ſolches Syſtem hervorgebracht habe, wobey er nicht nöthig hat, daß er den urſprünglichen Geſetzen der Bewegung entgegenwirke, oder ſie hemme.

Aber bey dem allen iſt noch die Seele übrig, und man kann es beweiſen, daß es, wo nicht unmöglich, doch unwahrſcheinlich ſey, daß ihr Wollen von einem unmittelbaren Einfluß der Gottheit abhänge. Ob nun die Gottheit durch ein Wunder, oder ganz gegen die ordentlichen Geſetze der Natur macht, daß ein Trümmer auf jemandes Haupt fällt, oder ob ſie jemanden geneigt macht, ſich einer Mauer zu nähern, deren Schwerpunkt ohne Stütze iſt, dies iſt im Grunde wenig unterſchieden.

3.

Die Todesarten.

„Pfui"! — ſagte mein Onkel — „ſchäme dich, und weine nicht"!

„Mein liebes Malchen wird ſterben";

„Warum trug ſie ſo hohe Abſätze! — Das heißt doch in der That eine Märtyrinn der Mode werden".

(Zur Erklärung muß ich den Leſern ſagen, daß mein liebes Malchen, die die höchſten Abſätze in der ganzen Stadt trug, eine ſteinerne Treppe hinunterſtürzte, ein Bein, den Arm, das Naſenbein und noch hie und da manccherley zerbrach, zerſchlug und beſchädigte Jetzt fürchtete man für ihr Leben, und deswegen weinte ich.)

„Wenn du ein Mann biſt“, — fuhr mein Onkel in ſeiner Declamation fort — „ſo mußt du dich ſchämen, daß du weinſt. Sterben müſſen wir ja alle, es ſey ſpät oder früh“.

„Aber auf ſo eine ſonderbare Art“!

„Ich weiß nicht, wie du biſt! Du biſt ſo beleſen, und weiſt nicht, daß die Todesarten in der Welt ſo verſchieden ſind, daß man ganze Folianten damit ausfüllen kann. Daß der Tejer *) an einem Traubenkern erſtickte, das weiſt du. Daß Aeſchylus, der älteſte Trauerſpieldichter, einen kahlen Hirnſchädel hatte, war ſein Tod. Der Adler hätte ſeinen Kopf für keine Steinklippe angeſehen, und die Schildkröte nicht herabfallen laſſen, um ihm auf ewig das Trauerſpielſchreiben zu inhibiren, wenn er eine Perüke getragen hätte. — Der Bürgermeiſter zu Braunau vergaß ſeinen langen Bart in die Höhe zu nehmen, als er eine Treppe hinaufging, trat darauf, fiel herunter und brach den Hals. **) Dieſer ging hinauf, Malchen die Treppe hinunter, beyde traten auf etwas, beyde erhielten ihren Tod durch Eitelkeit, durch zu groſſe Modeſucht. — Lady Ruſſel ſtach ſich mit einer Stecknadel in den Finger und blutete ſich todt. ***) — Ich habe auf dem Grabſteine eines Pagen geleſen, daß er, als er einen von den gebratenen Aepfeln, die er zum Fürſten tragen ſollte, in aller Geſchwindigkeit konſumiren wollte, darüber auf der Stelle ſtarb. — Alle Elemente ſind geſchworne Feinde des menſchlichen

---

*) Anakreon, wie die bekannte Tradition ſagt.

**) Damals waren die Bärte noch männliche Zierden, jetzt gehören ſie unter die konfiſcirten Güter, und ihre Vertilgung ernährt eine Zunft. Die Geſchichte des Bürgermeiſters ſ. Olla Potrida v. J. 1781. IV. Stück S. 69.

***) S. Uffenbachs Reiſen II. Th. S. 338

lichen Lebens. — Jener bekannte König *) hatte in ſeinem Leben genug Lanzen gebrochen, ohne daß es ihm etwas geſchadet hatte, endlich flog ihm doch einmal ein Splitter in's Auge, und er mußte ſterben. — Kaiſer **Heinrich VII.** hätte wohl in ſeinem Leben nicht geglaubt, daß ein geiſtliches Gut ihm ein leibliches rauben ſollte, und ſtarb doch an einer vergifteten Hoſtie. — **Philipp IV.** **) hielt es, ſo wie der **Marquis von Pobar**, unter ſeiner Würde, ſelbſt das Holz aus dem Kamine zu thun, blieb bey'm Feuer ſitzen, bekam lieber die Roſe und ſtarb. — **Karl VI.** ***) dachte wohl nicht dran, daß ſeine Mummerey ihn den Verſtand, und bald darauf, wie etlichen ſeiner Mitfaunen auf der Stelle, das Leben koſten würde. — Als Herzog **Bernhard der Große von Weimar**, Fiſche aß, glaubte er nicht, daß in ſeinem Leibgerichte Gift läge. — **Agathokles** zu **Syrakus** bekam von ſeinem Kammerdiener **Menon** einen vergifteten Zahnſtocher, dem er es gewiß nicht anſah, daß er ihm den Tod bringen würde. — **Hatto von Mainz** und der Polniſche Herzog **Poppel II** wurden beyde von Mäuſen gefreſſen. Der erſtere ganz ſolo, der Herzog in Geſellſchaft ſeiner Gemahlinn und Kinder. — Kaiſer **Antonius Pius** aß zu viel Käſe und ſtarb — **Ariſtides** aus **Lokris** ſtarb an einem Katzenbiſſe. †) — So könnte ich dir noch vielerley Todesarten der Menſchen erzählen, die dir alle auch bekannt ſind. Du weißt, daß Leute vor Freuden, andre vor Traurigkeit ſtarben. Einige ſtarben vor Lachen, andre weinten ſich tod. Der ſtarb auf dem Schlachtfelde, jener in den Armen einer Korteggiana. Das iſt nun einerley! Sterben müſſen wir, das iſt der alte

Bund,

---

*) König Heinrich II. in Frankreich. Er rennte eben mit dem Grafen von Montgommeri.

**) König in Spanien.

***) König in Frankreich.

†) Aelian. Var. Hiſt. c. 4. Lib. XIV.

Bund, und „der Tod hat auch ſein Sonntagskleid“ *). Es gefällt mir gar ſehr wohl, den Tod mit Gottes peinlicher Halsgerichtsordnung zu vergleichen. **) — Der Sturz deiner Donna gehört mit zu den Ereigniſſen der beſten Welt, weine nicht! — So lange du auf der Welt logirſt, mußt du dich ſchämen, über Begebenheiten verdrüßlich und muthlos zu werden, die mit zur Kette der Vollkommenheiten der beſten Welt gehören. Hätte Malchen nicht zu hohe Abſätze getragen, ſo wäre ſie nicht gefallen, ſo wäre ſie nicht ihrem Tode nahe. Wäre ſie nicht ihrem Tode nahe, würde ſich Lorchen nicht die Thränen abtrocknen, die, aus Liebe zu dir, Tag und Nacht raſtlos und weinend zubringt. — Alſo — „

„Aber mein liebes Malchen“!

„Junge! — Setz' dich hin und mach einen Todtengeſang — aber diſputire nicht, denn in der Gemüthsbewegung triffſt du das Ziel nicht. —“

Und, traf mein Onkel wohl das Ziel?

B—s.

---

*) Lebensläufe nach aufſteigender Linie. 3. Th. 1. B. S. 94.

**) Ebendaſ. 3. Th. 1. B. S. 242.

IX.

Fragmente.

Anekdoten aus dem Leben des Herzogs von Buckingham, des Lords Rocheſter, und des Dichters Dryden.

(Aus dem Brittiſchen Plutarch gezogen.)

Buckinghams Tod.

Ein Menſch von geringen Glücksumſtänden, gebürtig aus der Landſchaft Suffolk, mit Namen Johann Felton, der von tiefſinniger, melancholiſcher und mürriſcher Gemüthsart, im Kriegsdienſte aber ſo geſchickt war, daß er die Stelle eines Lieutenants unter dem Regiment des Sir Jakob Ramſey erhalten hatte; dieſer war der Mann, der den Tod des Herzogs bey ſich beſchloſſen hatte. Allein welches eigentlich die Bewegungsgründe dieſes Entſchluſſes geweſen ſind, iſt noch jetzt ein Geheimniß.

Man ſagte, er ſey darüber empfindlich geweſen, daß man ihm eine erledigte Hauptmannsſtelle verſagt habe. Hiervon iſt nur ſo viel wahr, daß der Herzog, ehe ihm dieſe Stelle gegeben ward, gewöhnlichermaßen ſich mit ſeinem Obriſten vernahm, welcher denn für ſeinen eigenen Lieutenant, Powel, um dieſe Stelle bat, auf die auch derſelbe, da er unter eben dieſem Regiment ſtand, ein näheres Recht hatte. Felton erkannte dies ſelbſt für billig und gebräuchlich, und konnte auch nicht in Zweifel ziehen, daß Powel dieſe Stelle ſehr wohl verdiente. Es hat alſo die Meinung, daß er über dieſe fehlgeſchlagene Beförderung einen Groll im Herzen gehegt habe, keinen Grund. Eine andere Urſache, die man anführet, iſt, daß Felton mit einem gewiſſen Knight, deſſen beſonderer Gönner und Beſchützer der Herzog geweſen, in alter Feindſchaft gelebt, und daß ihn dieſe Feindſchaft zu dem Unwillen gegen den Herzog veranlaßt habe. Allein es iſt ſehr unwahrſcheinlich, daß Felton den Herzog ſeinem Haſſe gegen eine dritte Perſon aufgeopfert haben ſollte.

Entweder in der Abſicht, eine ſchon vollbrachte That zu entſchuldigen, oder ſein Gewiſſen einzuſchläfern, indem er ſie beging, iſt er auf andre Veranlaſſungen bedacht geweſen, und kaum drey Stunden vor ſeiner Hinrichtung hat er deren zwey dem Sir Richard Greſham angezeigt. Die erſte war ein gewiſſes Buch, welches ein Schottiſcher Arzt, Eggleſtone, geſchrieben, und worin er den Herzog als das ſchändlichſte Ungeheuer auf dem Erdboden vorgeſtellt und ihn für unwürdig erklärt hatte, weder an einem Chriſtlichen Hofe, und unter einem ſo tugendhaften Könige, noch an irgend einem Orte in dem Gebiete der Menſchheit, zu leben. Die andre war die Vorſtellung des Unterhauſes wider den Herzog, worin derſelbe als die einzige Urſache der Nationalbeſchwerden, und als der größte Feind des gemeinen Beſten abgebildet wurde. Der wahre Bewegungsgrund ſey aber, welcher er wolle, ſo richtete er ſein Vorhaben folgendergeſtalt in's Werk.

Er kaufte ein Meſſer, und befeſtigte die Scheide in ſeiner Taſche ſo, daß er jeden Augenblick das Meſſer mit einer Hand herausziehen konnte, denn er hatte die andre eingebüßt. Hierauf half er ſich, wie er ſagte, halb zu Pferde und halb zu Fuße fort nach Portsmuth; denn er war ſehr arm und dürftig, welches auch vielleicht ſeine Verzweiflung vermehrt haben mag. Zu Portsmuth fand er unter der Menge, die ſich damals um Beförderungen bewarben, leicht Gelegenheit, in ein inneres Zimmer zu kommen, wo der Herzog, nebſt andern vornehmen Perſonen, und unter andern mit **Soubiſe** und **Thomas Fryar**, frühſtückte. Kurz zuvor, ehe der Herzog von der Tafel aufſtand, begab **Felton** ſich in ein Vorgemach, durch welches der Herzog gehen mußte, und welches vielleicht ein wenig dunkler war, als das Zimmer, worin er ſich befand. Der Herzog kam, nebſt **Thomas Fryar**, welchem er etwas in's Ohr ſagte, heraus, und in dem Augenblick, da dieſer weggehen wollte, verſetzte **Felton** dem Herzog eine tiefe Wunde in die linke Seite, ſo daß das Meſſer ſtecken blieb. Der Herzog zog es ſelbſt heraus, ſank nieder und verſchied.

Es iſt gewiß, daß einige Zeit vorher **Sir Clemens Throgmerton**, ein würdiger einſichtsvoller Mann, in einer Privatunterredung dem Herzog gerathen hatte, ein Panzerhemde zu tragen. Der Herzog nahm dieſen Rath ſehr wohl auf, gab ihm aber zur Antwort, daß gegen die Wuth des Volks ein Panzerhemde nur eine ſchwache Vertheidigung ſeyn würde; und wegen eines Anfalls von einer einzelnen Perſon, glaube er in keiner Gefahr zu ſeyn. So dunkel iſt das Verhängniß!

Bey dieſer blutigen Begebenheit war es zu verwundern, daß in den wenigen Augenblicken, da der Mord geſchehen, und der verblichene Körper zurück in das erſte Zimmer gebracht worden war, in keinem von allen Zimmern ſich eine lebendige Seele befand, da ſonſt bey dergleichen Begebenheiten ein Zuſammenfluß neubegieriger Perſonen wahrzunehmen iſt. Allein die Abſcheulichkeit der That ſchien alle Neubegierde unterdrückt und die Menge ſo ſehr zerſtreut zu haben, daß ſelbſt der Thäter hätte entkommen können, wenn er nicht unten am Hauſe ganz langſam umhergegangen wäre; nicht aus einer Art von Betäubung, wie man in ähnlichen Fällen bemerkt hat, ſondern aus Stolz über ſeine That.

So ſtarb dieſer Pair im ſechsunddreyßigſten Jahre ſeines Alters, umringt von einer Menge Bedienten und Supplikanten, unter dem Zimmer ſeiner kaum erwachten Gemahlinn, und in einer Entfernung von kaum ſechs oder neun Meilen von dem Hofe, welcher der Schauplatz ſeiner Größe geweſen war.

Von den Ahndungen, die vor ſeinem Tode vorhergegangen, wird erzählet, daß er bey dem Abſchiede vom Biſchof von London, welcher, wie er wußte, bey dem Könige in großen Gnaden ſtand, zu demſelben geſagt habe: Da ich weiß, daß Sie einen beſondern Zutritt zu dem Könige, unſerm Herrn, haben; ſo erlauben Sie mir, Sie zu bitten, dem Könige gnädige Geſinnungen gegen meine arme Gemahlinn und Kinder beyzubringen. Der Biſchof ward über dieſe Worte, oder über die Art, mit der er ſie ſagte, oder über beydes, etwas beſtürzt, und nahm ſich die Freyheit, ihn zu fragen, ob er ein Geheimniß in ſeinem Herzen habe? Nein, antwortete der Herzog, aber ich ſtelle mir vor, daß irgend ein Zufall mich eben ſowohl, als einen andern Menſchen, um's Leben bringen könne.

Den Tag zuvor, ehe er getödtet wurde, befand er ſich nicht wohl, und der König beſuchte ihn, als er eben zu Bette lag. Nach verſchiedenen ernſthaften und vertraulichen Geſprächen umarmte er den König, bey'm Weggehen, auf eine ungewöhnliche Art und mit vieler Bewegung, desgleichen ſeinen Freund, den Grafen von Holland, gleich als ob ſeine Seele vorher empfunden hätte, daß er ſie nicht wiederſehen würde.

An dem Tage ſeines Todes erhielt die Gräfinn von Denbigh einen Brief von ihm. Indem ſie denſelben beantwortete, benetzte ſie das Papier mit Thränen, und nach einer tiefen Traurigkeit, wovon ſie keine andere Urſache, als die Abreiſe ihres beſten Bruders anzugeben wußte, fiel ſie in eine Ohnmacht. Ihr Brief endigte ſich alſo: „Ich bete um Eure glückliche Zurückkunft, an die ich nicht denke, ohne daß ſich eine dicke Wolke über mein Haupt verbreitet, die mir zu ſchwer wird, als daß ich ſie ohne Betrübniß meines Herzens ertragen könnte; aber ich hoffe, der große Gott des Himmels wird Euch ſegnen“.

Den folgenden Tag kam der Biſchof von Ely, ihr vertrauter Freund, ſie zu beſuchen. Man glaubte, daß er am geſchickteſten ſeyn würde, ſie zu dem Empfang einer ſo traurigen Nachricht zuzubreiten. Da er hörte, daß ſie ſchlief, ſo wartete er, bis ſie aufwachen würde, und dies geſchah in dem Schrecken eines Traums. Es kam ihr vor, daß ihr Bruder mit ihr in ihrer Kutſche auf dem Felde führe, und daß ſie auf einmal ein lautes Geſchrey des Volks hörte, wovon ihr, auf ihre Anfrage, erzählt würde, daß es ein Freudengeſchrey über des Herzogs von Buckingham Krankheit ſey. Kaum hatte ſie dies ihren Frauenzimmern erzählt, als der Biſchof, der ſie von dem Tode des Herzogs benachrichtigen ſollte, in ihr Schlafzimmer trat.

Allein die merkwürdigſte Begebenheit von allem iſt die Geſchichte von einer Erſcheinung, die Lord Clarendon erzählt hat.

Unter denjenigen, die bey der Königlichen Garderobe zu Windſor in Dienſten ſtanden, befand ſich ein Mann, der wegen ſeiner Rechtſchaffenheit und Klugheit einen guten Namen hatte, und der damals über funfzig Jahr alt war. Dieſer Mann war in ſeiner Jugend auf einer Schule in dem Kirchſpiel, wo Sir George Villiers, der Vater des Herzogs, lebte, erzogen, und als ein Knabe vom Sir George, den er nach der Zeit weiter nicht geſehen, ſehr geliebt worden. Ungefähr ſechs Monate vor dem unglücklichen Ende des Herzogs von Buckingham, um Mitternacht, erſchien dieſem Mann, als er zu Windſor in ſeinem Bette lag, und ſich bey vollkommener Geſundheit befand, ein Mann von ehrwürdigem Anſehen, welcher die Vorhänge ſeines Bettes zurückzog, ſeine Augen feſt auf ihn richtete, und ihn fragte, ob er ihn kenne? Der gute Mann, halb tod vor Furcht und Zittern, ließ ſich zum zweytenmal fragen: ob er ſich ſeiner erinnere? und da ihm beyfiel, daß Sir George Villiers eben ſo geſtaltet geweſen, und eben die Kleider getragen habe: ſo verſetzte er, daß er ihn für dieſe Perſon halte. Er erhielt zur Antwort, daß er recht habe, und daß er ihm den Dienſt erweiſen und zu ſeinem Sohne, dem Herzog von Buckingham, gehen ſolle, ihm zu ſagen, daß, wenn er ſich nicht dem Volke gefällig machen, oder wenigſtens den großen Unwillen, den man gegen ihn gefaßt habe, zu mindern ſuchen würde, er nur noch eine kurze Zeit leben werde. Nach dieſer Unterredung verſchwand er, und der gute Mann, wenn er anders gewacht hat, ſchlief ſehr wohl bis an den Morgen, und hielt alles, was ihm begegnet war, für einen bloßen Traum. In der nächſten Nacht, oder doch kurz hernach, erſchien ihm eben dieſelbe Perſon wieder, an eben dem Orte und zu eben der Stunde in der Nacht, mit einer ernſthaftern Mine, als vorher, und fragte ihn, ob er das gethan habe, was er von ihm verlanget; und da er vernahm,

nahm, daß es nicht geſchehen ſey; ſo gab er ihm ſehr ernſtliche Verweiſe, und ſagte ihm, daß er mehr Gefälligkeit von ihm erwartet hätte, und daß, wenn er ſeinem Verlangen kein Genüge leiſten würde, er keine Gemüthsruhe haben, ſondern überall von ihm verfolgt werden ſolle. Der gute Mann verſprach ihm hierauf, zu gehorchen. Er erwachte den nächſten Morgen aus einem tiefen Schlafe, und ob er gleich über die außerordentlich lebhafte Erinnerung an jeden Umſtand ſehr betreten war: ſo war er doch noch immer geneigt, es für einen bloßen Traum zu halten, und er überlegte, daß er als eine Perſon, die in einem ſo groſſen Abſtande von dem Herzog wäre, kein Mittel auszufinden wiſſe, vor ihn gelaſſen zu werden; noch viel weniger durfte er hoffen, daß man ſeinen Erzählungen Glauben beymeſſen würde. Er brachte, voller Unruhe, einige Zeit mit der Ueberlegung zu, was er zu thun habe; und er beſchloß endlich, in der Sache nichts zu thun.

Eben dieſelbe Perſon erſchien ihm zum drittenmale mit einem fürchterlichen Anſehn, und gab ihm bittere Verweiſe, daß er ſein Verſprechen noch nicht erfüllt habe. Der gute Mann hatte für diesmal Muth genug, ihm zu ſagen, daß er die Erfüllung desjenigen, das von ihm verlangt werde, um deswillen verſchoben habe, weil er viele Schwierigkeiten finden würde, vor den Herzog zu kommen, da er mit keiner Perſon, die um ihn ſey, einige Bekanntſchaft habe, und wenn er auch vor ihn gelaſſen würde: ſo werde er ihn doch nie überreden können, daß er wirklich einen ſolchen Auftrag erhalten habe; man werde ihn für wahnſinnig halten, oder glauben, daß er entweder aus eigner Bosheit, oder auf Anſtiften boshafter Leute, den Herzog zu hintergehen ſuche; und ſo würde er ſich dann gewiß unglücklich machen.

Die Perſon antwortete, wie zuvor, daß er nicht eher Ruhe haben ſollte, bis er dem Verlangen Genüge geleiſtet habe, und es würde daher beſſer ſeyn, dies bald zu thun; der Zutritt zu ſeinem Sohne wäre leicht, und es dürften wenige Leute lange warten, vor ihn zu kommen; und damit er Glauben fände, ſo wollte er ihm zwey oder drey beſondere Umſtände ſagen, deren er aber gegen keine andre Perſon, als gegen den Herzog ſelbſt, erwähnen dürfe, welcher denn, ſobald er dieſelben hören würde, ſogleich allen ſeinen übrigen Erzählungen Glauben beymeſſen werde. Die Perſon wiederholte ihre Drohungen und verſchwand.

Den nächſten Morgen trat der gute Mann, aus Ueberzeugung, daß er eine wirkliche Erſcheinung gehabt, ſeine Reiſe nach London an, wo ſich der Hof damals befand. Er war wohl bekannt mit Sir Ralph Freemann, einem Requetenmeiſter, der eine nahe Anverwandtinn des Herzogs geheyrathet hatte, und bey demſelben gut gelitten war. Zu dieſem ging dieſer Mann, und ob er ihm gleich nicht alle beſondre Umſtände eröfnete, ſo ſagte er ihm doch genug, um ihm zu erkennen zu geben, daß es etwas Außerordentliches ſey. Er erſuchte ihn, zu vermitteln, daß er an einem Orte und auf eine Art, wie er alles ſelbſt für gut befinden würde, vor den Herzog gebracht werden mögte, weil er ihm viel zu ſagen habe, das geheim gehalten werden müßte, und einige Zeit und Geduld erfordere.

Sir Ralph verſprach, daß er mit dem Herzog reden, und ihm von ſeinem Entſchluſſe Nachricht geben wolle. Bey der erſten Gelegenheit rühmte er gegen den Herzog die Redlichkeit des Mannes, eröfnete ihm ſein Verlangen, und hinterbrachte ihm alles, was er von der Sache wußte. Der Herzog, vermöge ſeiner gewöhnlichen Herablaſſung, ſagte ihm, daß er den folgenden Tag früh mit dem König ſagen würde; ſeine Pferde würden ihn bey der Lambethbrücke erwarten, wo er um fünf Uhr des Morgens landen werde, und wenn der Mann ihn daſelbſt erwarten wolle, ſo würde er mit ihm, ſo lange es nöthig wäre, ſich unterhalten können.

Sir Ralph nahm den folgenden Morgen den Mann mit ſich, und ſtellte ihn dem Herzog vor, der ihn ſehr freundlich empfing, ſich mit ihm allein auf die Seite begab, und faſt eine Stunde lang mit ihm ſich unterredete. Die Bedienten des Herzogs und Sir Ralph waren von ihnen ſo weit entfernt, daß ſie nicht ein Wort hören konnten, obgleich der Herzog zuweilen laut und mit großer Bewegung ſprach, welches Sir Ralph leicht bemerkte, weil er, während dieſer von ihm vermittelten außerordentlichen Unterredung, ſeine Augen beſtändig auf den Herzog gerichtet hatte.

Der Mann ſagte ihm nachher, daß der Herzog, als er ihn an die beſondern Umſtände, die ihm Glauben verſchaffen, und keiner Perſon ſonſt eröfnet werden ſollten, erinnert, die Geſichtsfarbe geändert und geſchworen habe, daß er ſie von niemand, als vom Teufel erfahren haben könne, da dieſe Umſtände nur ihm und noch einer Perſon, die gewiß davon niemals reden würde, bekannt wären.

Der Herzog ritt zwar auf die Jagd; allein man bemerkte, daß er den ganzen Morgen gedankenvoll und niedergeſchlagen war, und an dem Vergnügen keinen Theil nahm. Auch verließ er zeitig das Feld, und ſtieg in ſeiner Mutter Behauſung in Whitehall ab, mit welcher er ſich zwey bis drey Stunden lang einſchloß, und diejenigen, die ſich in den Nebenzimmern befanden, hörten ſie oft ſehr laut reden. Als der Herzog ſie verließ, bemerkte man an ihm eine große Unruhe, vermiſcht mit einigem Zorn; ein

Umſtand, den man an ihm vorher bey keiner Unterredung mit ihr wahrgenommen hatte, da er ihr allezeit mit tiefer Ehrerbietung begegnete. Die Gräfinn ſelbſt — (denn ihrer zweyten Verheyrathung mit **Sir Thomas Compton** ungeachtet, wurde ſie kurz nach ihres Sohnes Erklärung zum Herzog vom **Buckingham**, zur Gräfinn von **Buckingham** ernannt) — die Gräfinn alſo ſelbſt wurde, als der Herzog ſie verließ, in Thränen und in der äußerſten Betrübniß gefunden.

Es iſt eine bekannte und ausgemachte Wahrheit, daß, als die Nachricht von des Herzogs Tode, der wenige Monate nachher erfolgte, ſeiner Mutter hinterbracht wurde, ſie nicht in das mindeſte Erſtaunen darüber gerieth, ſondern ihn als einen vorhergeſehenen Vorfall erzählen hörte; auch war ſie nachher nicht in dem Grade traurig, wie man von einer ſolchen Mutter bey dem Verluſt eines ſolchen Sohnes hätte erwarten ſollen.

Dieſe Geſchichte wird nur mit wenig veränderten Nebenumſtänden von verſchiedenen angeſehenen Schriftſtellern erzählt, die alle in den weſentlichen Punkten übereinſtimmen.

Ingeheim ward erzählt, die beſondern Umſtände, an welche der Mann den Herzog erinnert, hätten einen unerlaubten Umgang des Herzogs mit einer nahen Anverwandtinn von ihm betreffen, und da er gute Urſachen hatte, zu glauben, daß die Dame nicht ſelbſt davon würde geredet haben: ſo glaubte er, daß außer ihr nur der Teufel davon geſprochen haben könne; und dies ſetzte ihn in ein ſo großes Erſtaunen, daß er weit davon entfernt war, über die Geſandſchaft des Mannes zu ſcherzen.

Lord

Lord Rocheſter als Gaſtwirth.

Buckingham und Rocheſter fielen bey Hofe in Ungnade, und beſchloſſen, zum Zeitvertreibe auf Abentheuer auszugehen. Von ungefähr war auf der Straße nach Newmarket ein Gaſthof zu vermiethen; ſie zogen alſo beyde ſolche Kleider an, als Leute, die Gaſtwirthe ſind, zu tragen pflegen, und mietheten dieſes Haus. Ein jeder ſtellte wechſelsweiſe darin den Herrn vor. Nach und nach ſuchten ſie aus dieſer Unternehmung auch verſchiedene Vortheile zu ziehen.

Sie entdeckten in der Nachbarſchaft verſchiedne artige Weibsperſonen, von denen ſie ſehr eingenommen wurden. Um Gelegenheit zu erhalten, ſie zu verführen, wobey ſie ſich wenig bekümmerten, ob es Mädchen, Weiber oder Wittwen waren, luden ſie zu Schmäuſen oft diejenigen Nachbarn ein, die Weiber oder Töchter hatten. Den Mannsperſonen ward mit ſtarken Getränken zugeſetzt, und die Weibsperſonen wurden ſo erhitzt, daß ſie dem Verlangen ihrer Wirthe nur wenig Widerſtand entgegenſetzten. Sie theilten alſo ihr Gift beyden Geſchlechtern mit; die Männer begeiſterten ſie mit Wein und andern hitzigen Getränken, und das weibliche Geſchlecht erhitzten ſie durch Liebe. Durch dieſe abſcheuliche Liſt ſchändeten ſie viele Jungfrauen, und entzogen vielen Männern die Liebe ihrer Weiber. Es läßt ſich kaum eine ſchändlichere Lebensart erdenken, als dieſe beyden Männer führten.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß dieſe Art zu leben nicht lange dauern konnte. Gaſtereyen, die ſo oft angeſtellt wurden, ohne daß jemand etwas bezahlen durfte, mußten den Verdacht erwecken, daß die Beſitzer des Wirthshauſes es nicht lange aushalten würden; oder, daß ſie von ſolchem Stande und Vermögen wären, welches beydes mit ihren gegenwärtigen Umſtänden nicht wohl übereinkäme. Beide Lords ſahen dies vollkommen ein; ſie waren aber deswegen in keinen groſsen Sorgen, weil ſie eine Art von Abentheuer ſelten lange fortſetzten, und die Abwechſelung die Seele ihrer Vergnügungen war. Es war überdies die Zeit nahe, da der König nach Newmarket ging, und ſie hatten die Abſicht, daſs die Entdeckung ihrer wahren Geſchäfte zugleich eine Vertheidigung für ſie ſeyn ſollte, daſs ſie ſich nicht in Sachen gemiſcht hätten, welche für die Regierung weit nachtheiliger waren.

Dieſe Vermuthung gab ihnen den Entſchluſs ein, daſs ſie eilten, zwey Abentheuer auszuführen, welche bisher für ſie noch nicht möglich geweſen waren.

In der Nachbarſchaft wohnte ein alter Geizhalz, welcher, ſeines Alters ungeachtet, in dem Beſitz eines ſehr angenehmen jungen Weibes war. Ihr Ehemann bewachte ſie mit eben der Sorgſalt, wie ſein Geld, und er lieſs ſie niemals aus ſeinen Augen, als unter der Aufſicht einer alten unverheyratheten Schweſter, welche die Freuden der Liebe niemals erfahren hatte, und allen denen nicht ſehr gewogen war, die Jugend und Schönheit beſaſsen.

Unſre vornehmen Gaſtwirthe zweifelten gar nicht, daſs dieſer alte Geizige ſich würde gefallen laſſen, mit andern zu ihnen zu Gaſte zu kommen; denn er liebte eine gute Mahlzeit herzlich, wenn ſie ihn nichts koſtete: auſser ſolchen Gelegenheiten aber war er der mäſsigſte und enthaltſamſte Mann von der Welt. Da ſie ihn nicht gewinnen konnten, daſs er ſeine Frau mitbrächte, ob ſie ihm gleich vorſtellten, daſs viele rechtſchafne Weiber aus der Nachbarſchaft ihr zur Geſellſchaft ſeyn würden, ſo wandten ſie alle ihre Bemühung darauf, wie ſie die alte Schweſter zu Hauſe hintergehen mögten, welche als ein Wächter über dieſe Frucht geſetzt war, die der alte Geitzhals weder ſelbſt genießen konnte, noch andern anzurichten erlauben wollte. Allein dieſe ganze Schwierigkeit ward durch folgende Liſt bald überwunden.

Man ward einig, daß der Lord Rocheſter weibliche Kleider anziehen, und während der Zeit, daß der Mann mit dem Herzog ſpeiſete, mit der alten Wächterinn zu Hauſe einen Verſuch ſeiner Kunſt anſtellen ſollte. Er hatte erfahren, daß ſie gegen ſtarkes Getränke keinen Abſcheu hatte, wenn ſie es nur heimlich erhalten konnte. Der Lord Rocheſter ging alſo in der Kleidung eines Landmädchens und mit einer Bouteille voll hitzigen Getränkes zu dem Hauſe dieſes Alten.

Es hielt ſchwer, ehe er die Erlaubniß erhielt, mit der alten Jungfer zu ſprechen, endlich aber erhielt ſie. Mit der Sprache dieſer Art Leute war er vollkommen bekannt; er fing alſo an, die Gelegenheit, wie er hieher käme, zu erzählen, in der Hoffnung, daß ſie ihn hineinzugehen nöthigen ſollte; allein alles war vergeblich; er ward nicht weiter als in den Hof gelaſſen. Da der Lord endlich kein andres Mittel wußte, ſo fiel er auf folgendes: er gab vor, es würde ihm plötzlich übel, und er fiel auf die Thürſchwelle nieder. Dies Geräuſch brachte die junge Frau zu ihm, welche ihrer Wächterinn mit vieler Beſtürzung den Rath gab, ſie ſollte dieſes kranke Mädchen mit in's Haus bringen helfen; man könnte ſie ja nicht in einem ſolchen Zuſtande liegen laſſen.

Die Thüre war noch nicht lange aufgemacht, als unſer Betrüger nach und nach wieder zu ſich kam. Nachdem er ſich auf einen Stuhl niedergeſetzt hatte, ſo ſtattete er dem guten Frauenzimmer für ihre Gütigkeit eine ſehr fromme Dankſagung ab, und bemerkte zugleich, wie viel Mitleiden er verdiene, daß er ſolchen Anfällen ausgeſetzt wäre, die ihm oft auf der Straße begegneten, und ihn vielerley Begegnungen unterwürfen. Jedes trank unterdeſſen ein Schlückchen, und lobte es der alten Wohlthäterinn vor, welche auch einen guten Trunk that. Der Lord hatte in ſeiner Taſche eine andre Flaſche, welche mit Opium gefüllt war, und ſeine Würkung noch geſchwinder erfüllen ſollte. Er gab der Alten eine gute Doſe davon, die ſie auch mit vieler Begierde zu ſich nahm, und bald darauf einſchlief.

Da der Lord ſo weit gekommen, und durch die Gegenwart des jungen Weibes, derentwegen er dieſen ſchändlichen Streich unternommen hatte, ſehr erhitzt war, ſo ward ſein Verlangen ungeſtüm, und er veränderte ſeine Geſichtsfarbe, welches die unſchuldige Creatur als ein Zeichen anſahe, daß ſeine Krankheit ihn wieder überfallen würde. Der Lord bat ſie hierauf, ob ſie nicht ſo mitleidig ſeyn und ihm erlauben wollte, daß er ſich dürfte in ihr Bette legen. Die gutherzige junge Frau zeigte ihm den Weg, und nachdem er ſich niedergelegt hatte, und ſie auf ſein Verlangen bey ihm ſtehen blieb, erinnerte er ſie an ihre Umſtände, und fragte wegen ihres Mannes, den ſie mit wahren Farben als einen abſcheulichen, eiferſüchtigen alten Tyrannen vorſtellte. Die unſchuldige Landſchöne war in ihrem Betragen und ihren Ausdrücken über dieſe Sache um ſo weniger behutſam, weil ſie bloß ein Frauenzimmer bey ſich zu haben glaubte, und der Lord entdeckte gar bald, daß eine Liebeserklärung ihr nicht unangenehm ſeyn würde. Er konnte ſeine Begierden nicht länger im Zaume halten, entdeckte ihr ſein Geſchlecht, und erreichte ohne großen Widerſtand ſeine Abſicht.

Er war nun ſo glücklich, als ihn ihre Bereitwilligkeit machen konnte; und da die erſten Anfälle vorüber waren, ſuchte er dieſe junge Ehebrecherinn zu bewegen, daß ſie mit ihm aus dem Gefängniſſe ihres Wächters entfliehen möchte. Sie hörte dieſe Vorſchläge mit Vergnügen an, und ehe die alte Weibsperſon erwachte, beraubte ſie ihren Mann um hundertundfunfzig Pfund, und ging mit dem Lord Rocheſter um Mitternacht nach dem Wirthshauſe zu.

Sie mußten über drey oder vier Wieſen gehen, ehe ſie dies Haus erreichen konnten, und indem ſie über die letztere gingen, ſo fehlte nicht viel, daß ſie nicht dem Feinde beynahe in die Hände gekommen wären. Allein die Stimme ihres Mannes warnte ſie ſelbſt, und unſere beyden Wanderer verließen den Weg, gingen weit in die Wieſe hinein, und legten ſich, um mehrerer Sicherheit willen, in's Gras nieder. Endlich brachte er ſie glücklich nach Hauſe, und überließ ſie dem Willen des Herzogs, nachdem er ſelbſt ſich ſchon geſättigt hatte.

Der alte Mann fand bey ſeiner Ankunft zu Hauſe ſeine Schweſter ſchlafend, ſein Weib entflohen und ſein Geld geſtohlen. Er fiel hierauf in eine Art von Raſerey und erhing ſich ſelbſt.

Dieſe Neuigkeiten wurden in der Nachbarſchaft bald bekannt, und erreichten auch das Wirthshaus, wo beyde Liebhaber, weil ſie ihrer Beute jetzt eben ſo überdrüßig waren, als ſie vorher darnach verlangt hatten, ihr den Rath geben, nach London zu gehen. Sie ließ ſich dies auch gefallen, und trieb daſelbſt, um ihren Unterhalt zu haben, nach aller Wahrſcheinlichkeit, den ſchändlichſten Handel.

Da der König bald nach dieſer abſcheulichen Handlung in dieſe Gegend kam, ſo fand er ſie beyde bey ihrem Poſten in dem Wirthshauſe; er nahm ſie wieder zu Gnaden an, und ließ ſie nach Newmarket gehen.

Dieſe ganze Unternehmung des Lord Rocheſter iſt gar nicht unwahrſcheinlichlich, wenn man ſeinen Charakter überlegt; die Verrätherey in Anſehung der Frau des alten Geitzigen ſieht ihm ſehr ähnlich; und es war auch ohne Zweifel eine von den verabſcheuungswürdigſten Handlungen, deren er ſich jemals ſchuldig gemacht hat. Er verführte ſie auf eine liſtige Art, da unterdeſſen ihr ſicherer Ehemann vom Herzog von Buckingham bewirthet wurde; er beging einen Raub, und veranlaßte den Tod des beleidigten Ehemanns. Dieſes vielfache Verbrechen war eine von denjenigen Laſten, welche ſein Gemüth auf dem Todbette drückten, und ſein Gewiſſen mit Angſt und Schrecken erfüllten.

Die Liebesbegebenheiten des Lords bey Hofe machten in der galanten Welt ein groſſes Aufſehen, beſonders diejenige, welche er mit der berühmten Demoiſelle Roberts, Maitreſſe des Königs, hatte. Um das Herz des Grafens von Rocheſter zu beſitzen, verließ ſie ihren Königlichen Liebhaber: ſie fand aber zu ihrer traurigen Erfahrung, daß es nicht in ihrer Macht war, es lange zu behalten. Der Graf, der durch den Beſitz eines jeden Frauenzimmers, wenn es auch das ſchönſte war, bald geſättigt wurde, vergaß ſie gar bald; die Lady, nachdem die erſte Hitze ihrer Leidenſchaft ſich gelegt hatte, ward ebenfalls gleichgültig, und ſah ſich nunmehr bloß nach Mitteln um, wie ſie die Liebe des Königs wieder erlangen könnte.

An einem Morgen, da ſie ſich eben ankleidete, erhielt ſie hierzu eine glückliche Gelegenheit. Sie ſah den König zu ihr kommen, eilte ihm mit fliegenden Haaren entgegen, warf ſich zu ſeinen Füßen, bat um Vergebung und verſprach wegen des Zukünftigen mehrere Beſtändigkeit. Der König, der durch die wohlangebrachte Reue dieſer Schönheit

heit überwunden ward, hub ſie auf, nahm ſie in ſeine Arme und verſicherte ſie, daß, wer ſie ſähe, ſie lieben müßte. Er beſuchte ſie hierauf in ihrem Zimmer, und die Ausſöhnung ward völlig geſtiftet.

Dies zu nachgebende Bezeigen des Königs und einige andere Beyſpiele von eben der Art, gaben dem Lord Hallifax Gelegenheit, zu behaupten, die Liebe des Königs Karls des Zweyten erſtrecke ſich nur auf die niedrigern Gegenden; er wäre wegen der Treue gleichgültig, und er liebte das andere Geſchlecht bloß wegen der ſinnlichen Vergnügen, die es ihm verſchaffen könnte.

Es iſt bekannt genug, wie gut der Lord Rocheſter den Charakter eines Marktſchreyers hat behaupten können. Die Rede, welche er damals aufſetzte, als er das erſtemal ausſtand, iſt oft gedruckt worden; man findet in derſelben den wahren Geiſt der Satyre, und eine ſehr verwegne Spötterey, die der Denkungsart des Lords eigen iſt; denn in dieſer Art von Schriften war er gewiß ein Original.

Nachdem der Lord Rocheſter die Gunſt des Königs wieder erlangt hatte, ſetzte er ſeine ausſchweifenden Vergnügungen immer noch fort, und bediente ſich zuweilen immer noch vieler Freyheiten gegen dieſen Prinzen, den er vorher ſo ſehr beleidigt hatte. Seine Satyre hatte keine Gränzen, ſeine Erfindungen waren neu und lebhaft, und ſein Ausdruck ſcharf.

Man erzählt, daß er mit einer Maitreſſe Karls des Zweyten auf den Einfall gerathen, dieſen Monarchen von den nächtlichen Herumſchweifungen, an die er ſich gewöhnt hatte, zurück zu bringen, und daß Rocheſter ſich hierzu folgender Liſt bedient habe. Er ſchlug dem Könige vor, daß ſie einmal des Nachts ausgehen und ein berühmtes Haus beſuchen wollten, wo die artigſten Mädchen in England zu finden wären. Der König trug kein Bedenken, ſeine gewöhnliche Kleidung anzulegen, und ihn zu begleiten. Sie begaben ſich in das vorgeſchlagene Haus, wo Rocheſter eines von den Frauenzimmern unterrichtete, wie es ſich mit ſeinem Geſellſchafter zu verhalten hätte. Es folgte ſeinen Vorſchriften auf das genauſte, und nahm dem Könige, indem er ſich mit ihr beſchäftigte, unvermerkt alles Geld, das er bey ſich hatte, und ſeine Uhr. Weder die Bewohner des Hauſes, noch das Mädchen ſelbſt, kannten den Rang ihres Gaſtes, und ſie konnten auch gar nicht muthmaßen, daß es der König wäre.

Der König fragte endlich nach Rocheſtern, allein man ſagte ihm, daß er fortgegangen wäre, ohne Abſchied zu nehmen. Es war Zeit, die Rechnung zu bezahlen, und der König war ungemein beſtürzt, da er ſein Geld vermißte. Er war ſo weit gebracht, daß er die böſe Wirthinn bat, ſie mögte ihm bis morgen Credit geben, weil ſein Geſellſchafter nicht zurückgekommen wäre, der für beyde hätte bezahlen wollen.

Dieſe Bitte hatte keine andere Folge, als daß man über ihn lachte und ſpottete. Die alte Wirthinn ſagte ihm, ſie wäre ſchon auf eine ſo feine Art hintergangen worden, und ſie erklärte ihm ſchlechterdings, daß er nicht eher aus dem Hauſe kommen würde, bis die Rechnung bezahlt wäre. Sie rief hierauf einem von ihren Aufwärtern zu, daß er auf ihn Achtung geben ſollte. In dieſer lächerlichen Verlegenheit befand ſich der Brittiſche Monarch; er war der Gefangene eines Hurenwirths, und das Leben, auf welches die Hofnung der Nation gerichtet war, ſtand in der Gewalt eines nichtswürdigen Menſchen.

Nach vielem Wortwechſel ſchlug der König endlich vor, daß er ihr einen Ring, den er vom Finger zog, zum Pfande laſſen wollte; allein auch dies ſchlug ſie aus, unter dem Vorwande, ſie verſtände ſich auf den Werth des Ringes nicht, und nähme keine Pfänder an. Der König verlangte, man ſollte den Ring einem Juwelirer zeigen, und ihn um den Werth befragen; er erhielt aber zur Antwort: dies ginge nicht an, denn es würde kein Juwelirer jetzt noch wachen.

Unterdeſſen ließ ſich doch der Aufwärter bewegen, einen Juwelirer aufzuwecken, und ihm den Ring zu zeigen. Der Juwelirer ward auf einmal ganz beſtürzt, und fragte: wem der Ring gehöre? Der Aufwärter antwortete: er gehöre einem Menſchen, der kein Geld in der Taſche hätte, und ihn verſetzen müßte. Der Ring, antwortete der Juwelirer, iſt von ſo großem Werthe, daß ihn nur eine einzige Perſon in der Nation tragen kann, und dieſe einzige Perſon iſt der König.

Der Juwelirer, der über dieſen Zufall noch ganz erſtaunt war, ging mit dem Aufwärter nach dem Hauſe, und ſobald er in's Zimmer trat, erkannte er den König, fiel auf die Knie und überreichte ihm den Ring mit tiefer Ehrerbietung. Das alte Weib und ihre Aufwärter wären über den außerordentlichen Rang ihres Gaſtes ganz erſtaunt, und baten auf den Knieen demüthigſt um Verzeihung. Der König vergab ihnen, und fragte lachend: ob der Ring nicht noch eine Zeche werth wäre?

So endigte ſich dies Abentheuer, und der König ſah jetzt ein, wie gefährlich dergleichen nächtliche Ausſchweifungen für ſeine Perſon wären. Dem Graf von Rocheſter machte er zwar wegen der Rolle, die er dabey geſpielt hatte, ſehr ernſtliche Vorwürfe; allein er faßte doch den feſten Entſchluß, ſich niemals wieder in eine ſolche Gefahr zu begeben.

Drydens Wahrſagerſucht und Begräbniß.

Dryden war bey allem ſeinem Verſtande doch ſchwach genug, daß er die Aſtrologen liebte und zukünftige Dinge durch Hülfe derſelben vorher erfahren wollte; er war gewohnt, die Nativität ſeiner Kinder zu berechnen. Als ſeine Gemahlinn mit ſeinem Sohne Charles niederkommen ſollte, und man ihm ſagte, er würde ſich aus Wohlſtand entfernen müſſen, ſo legte er ſeine Uhr auf den Tiſch, und bat eins von den gegenwärtigen Frauenzimmern auf eine ſehr feyerliche Art, ſie mögte ſehr genau auf die Minute Achtung geben, in welcher ſein Kind gebohren würde. Sie that es auch wirklich, und gab ihm davon genaue Nachricht.

Ungefähr eine Woche darauf, da ſeine Gemahlinn ſehr gut wieder hergeſtellt war, nahm Dryden Gelegenheit, ihr zu ſagen, daß er die Nativität des Kindes berechnet, und zugleich mit Betrübniß entdeckt hätte, daß es in einer böſen Stunde gebohren wäre: denn Jupiter, Venus und die Sonne wären alle unter der Erde geweſen, und es hätten ſich noch andre unglückliche Zeichen offenbart. Wenn er bis in ſein achtes Jahr lebt, fuhr er fort, ſo wird er in Gefahr ſeyn, ſelbſt an ſeinem Geburtstage eines gewaltſamen Todes zu ſterben; ſollte er aber dieſem entgehen, wozu ich nur wenig Hoſnung ſehe, ſo wird er in ſeinem dreyundzwanzigſten Jahre unter eben der böſen Direction ſeyn; und wenn er auch dieſem entgehen ſollte, ſo wird das dreyunddreyßigſte oder dreyundvierzigſte Jahr, wie ich fürchte — Hier ward er durch die unmäßige Betrübniß ſeiner Gemahlinn unterbrochen, welche das Unglück, das ihren Sohn betreffen ſollte, nicht länger ertragen konnte.

Endlich kam die Zeit, und der Auguſt war der unglückliche Monat, in welchem der junge Dryden in das achte Jahr ſeines Alters trat. Da der Hof einige Luſtreiſen that, und alſo Dryden ohne Geſchäfte war, ſo ward er von ſeinem Schwager, dem Grafen von Berkſhire, eingeladen, daß er ſich einige Zeit bey ihm zu Charlton in Wilts aufhalten mögte; ſeine Gemahlinn erhielt von ihrem Oncle Mordaunt ebenfalls eine Einladung, daß ſie den übrigen Sommer bey ihm zubringen ſollte. Indem ſie aber ihre Kinder unter ſich theilen wollten, ſo wünſchte die Lady Eliſabeth, daß er ſeinen Sohn, John, mit ſich nehmen, ihr aber den andern Sohn, Charles, überlaſſen mögte: allein Dryden wollte das Gegentheil, und beſtand auch darauf. Sie trennten ſich alſo mit vieler Angſt und Furcht; er nahm ſeinen Sohn Charles mit ſich, und ſie mußte mit dem andern Sohne zufrieden ſeyn.

Als der ſo gefährliche Tag kam, ward Lady Eliſabeth von einer ſolchen Angſt befallen, und ihr Blut gerieth in eine ſo heftige Wallung, daß ſie in ein Fieber fiel, wobey ihr Leben in Gefahr war, bis endlich von Dryden ein Brief ankam, in welchem er ſie wegen ihrer weiblichen Leichtgläubigkeit tadelte, und ihr verſicherte, daß ihr Kind ſich wohl befände. Hierdurch erlangte ſie ihren Muth wieder, und in ſechs Wochen darauf ward ihr die ganze Sache erklärt.

Dryden war, entweder aus Furcht, man mögte ihn für abergläubiſch halten, oder weil er glaubte, die Aſtrologie wäre für ihn unanſtändig, außerordentlich vorſichtig, damit niemand wiſſen mögte, daß er ſich mit dieſer Sache beſchäftige, und daß er zukünftige Dinge dadurch vorher erfahren wollte. Als der Lord Berkſhire eine allgemeine Jagdluſt anſtellte, und alle benachbarte Edelleute dazu einlud, ſo entzog ſich Dryden, unfehlbar aus dieſer Urſache, doch dieſer Luſtbarkeit nicht, ungeachtet es der Geburtstag ſeines Sohnes war. Ehe er aber ausging, gab er ſeinem Sohne eine gedoppelte Uebung in der Lateiniſchen Sprache auf, als worin er ſeine Kinder ſelbſt unterrichtete, und befahl ihm zugleich ſehr ernſtlich, er ſollte die Stube vor ſeiner Rückkunft nicht verlaſſen; ob er gleich überzeugt war, daß die aufgegebene Arbeit ihn noch länger beſchäftigen würde.

Charles, aus Gehorſam gegen ſeinen Vater, erfüllte ſeine Pflicht; allein ein böſer Zufall wollte es haben, daß ein Hirſch gegen das Haus zukam; das Geſchrey zog die Bedienten heraus, und ſie eilten, der Luſtbarkeit zuzuſehen. Einer von den Bedienten nahm den jungen Dryden bey der Hand, und führte ihn ebenfalls heraus. Gleich da ſie an das Thor kamen, wagte der Hirſch einen kühnen Sprung und ſetzte über die Mauer des Hofes, welche ſehr ſchlecht und alt war; und weil ihm die Hunde folgten, ſo riſſen ſie einen Theil der Mauer, ungefähr zehn Yards in der Länge, um, worunter Charles Dryden vergraben lag. Er ward zwar alsbald wieder herausgeſucht, allein er war doch ſechs Wochen hindurch gefährlich krank, ehe er wieder hergeſtellt wurde. — Inſofern ward Drydens Vorherſagung erfüllt.

Im dreyundzwanzigſten Jahre ſeines Alters fiel Charles von der Spitze eines alten Thurms, nahe bey dem Vatican zu Rom, herab, weil er wegen der außerordentlichen Hitze des Tages jähling ſchwindlicht wurde. Er ward auch damals wieder hergeſtellt, allein ſeine Geſundheitsumſtände waren ſeit der Zeit ſtets ſehr ſchwach und kränklich.

Als er im dreyunddreyßigſten Jahre ſeines Alters nach England zurückkehrte, ertrank er zu Windſor unglücklicher Weiſe. Er war mit einigen andern zweymal über die Themſe geſchwommen, indem er es aber das drittemal verſuchte, ſo bekam er, wie man glaubt, den Krampf; denn er rief um Hülfe, obgleich zu ſpät. — So ward die Ausrechnung ſeines Vaters beſtätigt.

Dryden ſtarb den erſten May 1701, und ward in der Weſtmünſterabtey begraben. Den 19ten April war er an der Gicht und an Schmerzen an dem einen Schenkel ſehr krank; allein er erholte ſich bald in etwas wieder, und war Willens, auszugehen. Den folgenden Freytag aß er zu ſeiner Abendmahlzeit ein Rebhuhn; und indem er einen Spatziergang in dem kleinen Garten hinter ſeinem Hauſe in der Gerardſtraße that, ward er von einem ſo heftigen Schmerzen unter dem Ballen der großen Zehe an dem rechten Fuße auf einmal ſo ſehr befallen, daß er nicht im Stande war, zu ſtehen. Er rief um Hülfe, und ſeine Bedienten brachten ihn in's Haus zurück. Man ſchickte nach Wundärzten, und ſie entdeckten an dem ſchmerzhaften Orte nur einen kleinen ſchwarzen Fleck. Er unterwarf ſich geduldig ihrem gegenwärtigen Vornehmen; allein da ſie weggegangen waren, rief er ſeinen Sohn Charles zu ſich, und ſagte: „ich weiß es, dieſer ſchwarze Flecken iſt mir tödtlich; ich weiß auch, daß er bis zu meinem Kopfe dringen, und daß man meinen Schenkel abzulöſen verſuchen wird; allein ich befehle dir, mein Sohn, bey deiner kindlichen Pflicht, daß du mich nicht eines Gliedes berauben läßt.“ Was er vorher ſagte, bewies der Erfolg; und der Sohn war ſeiner Pflicht zu ſehr eingedenk, als daß er den Befehlen ſeines Vaters hätte ungehorſam ſeyn ſollen.

Die folgende Mittwoche früh ſtarb er unter den heftigſten Schmerzen im neunundſechzigſten Jahre ſeines Alters, und hinterließ ſeine Gemahlinn, Lady Eliſabeth, nebſt drey Söhnen. Lady Eliſabeth überlebte ihn acht Jahre, und war die letzten vier Jahre mondſüchtig, nachdem ſie durch ein Nervenfieber im Jahr 1709 ihrer Sinnen beraubt worden war.

John, einer von ſeinen Söhnen, ſtarb zu Rom an einem Fieber; und Charles, wie wir ſchon bemerkt haben, ertrank in der Themſe. Von dem Tode ſeines dritten Sohns, Henry, wenn oder wo er geſtorben iſt, findet man keine Nachricht.

Charles Dryden, welcher einige Zeit in Dienſten des Pabſts Clemens des Zweyten war, verſprach ſchon jung ſehr viel; und er zeigte ſich, in der Sache wegen des Begräbniſſes ſeines Vaters, die wir gleich erzählen wollen, als ein Mann von Verſtand und Entſchloſſenheit.

Den Tag nach Drydens Tode ließ der Dechant von Weſtminſter der Wittwe verſprechen, daß er ihr nicht nur einen Platz in der Weſtminſterabtey zum Begräbniſſe ihres Mannes ſchenken, ſondern auch alle übrigen Koſten erlaſſen wolle. Der Lord Hallifax ſchickte ebenfalls zur Lady Eliſabeth und zum Charles Dryden, und erbot ſich, die Ausgaben wegen des Begräbniſſes des Dichters zu bezahlen, und überdies noch fünfhundert Pfund zu einem Denkmal in der Weſtminſterabtey auszuſetzen; welches edelmüthige Anerbieten auch angenommen wurde.

Nachdem ſich alſo den folgenden Sonntag die Geſellſchaft verſammelt hatte, achtzehn Trauerkutſchen zugegen waren, welche die Leiche begleiten wollten, und nun der Zug gleich angefangen werden ſollte, ſo ritt der Lord Jefferys, ein Sohn des Lord Canzlers Jefferys, ein Name, der auf immer der Verabſcheuung gewidmet iſt, nebſt einigen andern von ſeiner ſchlechten Geſellſchaft vorbey, und fragte: was das für eine Leiche wäre? Sobald er erfuhr, daß Dryden begraben werden ſollte, proteſtirte er wider ein ſo ſtilles Leichenbegängniß; er verſicherte, daß, wenn es Lady Eliſabeth erlauben wollte, er ſich eine Ehre daraus machen würde, für alles ſelbſt zu ſorgen; er wolle auch noch tauſend Pfund zu einem Denkmal in der Abtey für den Verſtorbenen bezahlen.

Dies verhinderte auf einmal den ganzen Aufzug, und der Lord **Jefferys**, nebſt verſchiedenen andern, die aus den Kutſchen geſtiegen waren, gingen zu der Lady, die krank im Bette lag, die Treppe hinauf. Der Lord wiederholte den Vorſchlag, den er unten gethan hatte; allein die Lady **Eliſabeth** wollte ihre Einwilligung durchaus nicht geben, Endlich fiel er auf ſeine Knie nieder, und wollte nicht eher wieder aufſtehen, als bis ihm ſeine Bitte gewährt würde. Die Lady ward wegen dieſes plötzlichen Ueberfalls ohnmächtig. Weil aber der Lord **Jefferys** behauptete, er hätte ihre Einwilligung erhalten, ſo befahl er, den Körper in das Haus eines gewiſſen Unternehmers, **Rüſſel**, zu bringen, und daſelbſt bis auf weitere Veranſtaltungen zu laſſen. Während der Zeit war die Abtey erleuchtet, das Grab geöfnet, das Chor verſammelt, und der Biſchof wartete auf den Leichnam einige Stunden vergebens.

Den folgenden Tag wartete **Charles Dryden** dem Lord **Hallifax** und dem Biſchofe auf, erzählte den ganzen Verlauf der Sache, und entſchuldigte dadurch ſeine Mutter.

Drey Tage hernach, als **Rüſſel**, zu dem der Leichnam geſchaft worden war, keine weitern Befehle erhielt, ſo ging er zu dem Lord **Jefferys**. Allein dieſer gab vor, es müſſe aus Trunkenheit geſchehen ſeyn, er wiſſe von der ganzen Sache nichts, **Rüſſel** könnte mit dem Körper machen, was ihm beliebte.

Hierauf ging **Rüſſel** zur Lady **Eliſabeth**, welche von ihm einen Tag Aufſchub verlangte, den er ihr auch verſtattete. **Charles Dryden** ſchrieb augenblicklich an den Lord **Jefferys**, dieſer aber gab eben die Antwort, er wiſſe von der Sache nichts, und man ſollte ihn damit nicht weiter beunruhigen. Der junge **Dryden** wandte ſich auf's neue an den Lord **Hallifax** und an den Biſchof von **Rocheſter**; allein ſie ſchlugen es gänzlich ab, in der Sache etwas zu thun.

In dieſer Verlegenheit und Unruhe ließ **D. Garth**, der **Drydens** vertrauter Freund geweſen war, den Körper in das Collegium der Aerzte bringen, und ſchlug eine Subſcription vor, welche auch, ungefähr drey Wochen nach **Drydens** Tode, zu Stande kam. **D. Garth** hielt eine Lateiniſche Rede, und der Körper ward unter Begleitung vieler Kutſchen aus dem Collegio in die Weſtminſterabtey, obgleich mit großer Unordnung, gebracht. Endlich kamen ſie bey der Abtey an; allein ſie war weder erleuchtet, noch ward eine Orgel geſpielt; blos zwey Knaben, jeder ein kleines Licht in ſeiner Hand, gingen vor der Leiche her und ſangen eine Ode aus dem **Horaz**.

Nachdem **Dryden** auf dieſe Art begraben worden war, ſchickte der junge **Charles Dryden** dem Lord **Jefferys** eine Ausforderung zu. Da dieſer nicht darauf antworten wollte, ſo ſchickte er ihm verſchiedne andre zu, und ging oft ſelbſt zu ihm. Allein er konnte niemals, weder einen Brief, noch Gelegenheit erhalten, mit ihm zu ſprechen. Dadurch ward er ſo ſehr aufgebracht, daß, weil der Lord ihm nicht nach ſeinem Stande antworten wollte, er den Endſchluß faßte, auf eine Gelegenheit zu warten, um ihn, doch ohne die Geſetze der Ehre, zu beleidigen, in's Angeſicht zu beſchimpfen. Da dies der Lord hörte, verließ er die Stadt, und der junge Dryden hatte niemals Gelegenheit, ihn anzutreffen, ob er ſie gleich mit der größten Sorgfalt bis an ſeinen Tod ſuchte.

◆

Seite

Miſcellaneen.

1. Schreiben eines Franzöſiſchen Officiers, des Vicomte von Toouſtain, über ſeine Reiſe nach der Inſel Jerſey, im Julius 1786. 111.
2. Religion. (Aus dem Engliſchen des Shenſtone.) 120.
3. Die Todesarten. 129.

Fragmente.

Anekdoten aus dem Leben des Herzogs von Buckingham, des Lords Rocheſter, und der Dichters Dryden. (Aus dem Brittiſchen Plutarch gezogen.) 133.

Voltai[illegible] ſämmtliche Schriften, 8ter Band
— — Verſuch einer Schilderung der Sit
des Geiſtes der Nationen von Karl dem
bis zu Ludewig XIII. Aus dem Fra
5ter Theil, 8. Berlin.

Der Verleger hält es für nöthig, die vor ein
Jahre ertheilte Nachricht wegen der Ueberſetzung Vol
taires Schriften dem Publiko nochmals wiederholt be
kannt zu machen. Nicht alle ſeine Schriften, ſondern
diejenigen, welche für unſere Landesleute ein vorzüglich
tereſſe haben müſſen, werden im deutſchen Gewande erſch
dem man durch Beziehung verſchiedener Ueber
viel unſere Sprache es nur immer erlauben wollen, den
geben befliſſen geweſen iſt und noch immer ſeyn wird, de
Vortrag im Originale hat. Auch ſorgt man dafür, da
Aeußere eine gefällige Mine bekomme. Alle halbe Jah
den zwey Bändchen erſcheinen und das Ganze wird etw
Bände ausmachen. Wer ſich nicht den ganzen deut
Voltaire anſchaffen will, kann einzelne Schriften
unter beſonderm Titel erhalten, als: Romane, Erzäh
und Dialogen 3 Bände, Verſuch einer Schilderung der
ten und des Geiſtes der Nationen u. ſ. w. Dieſe Ein
wird zu mehrer Bequemlichkeit des Publici das ganze
hindurch beybehalten werden. Im erſten, zweiten u
ten Bande dieſer Schriften iſt die neueſte Ueberſetzung
ein vorkommenden Romane und Erzählungen zum Gr
gelegt, aber noch ſehr befeilt worden. Der größte Theil
Dialogen, auch ein ſehr beträchtlicher der Erzählungen,
Deutſchen noch gar nicht erſchienen, ſo wenig wie die
abhandlung im 4ten Bande dieſer Schriften, die man in
1760 bey Walther in Dresden unter dem Titel: Ver
einer allgemeinen Weltgeſchichte erſchienenen Ueber
vergeblich ſuchen wird. Auch enthält dieſe neue Ueber
Vermehrungen und Zuſätze, die in der bey Walther her
gekommenen nicht ſtehn können, weil Voltaire zehn
nachher eine ſehr verbeſſerte und vermehrte Ausgabe ans
treten ließ. Dieſe 8 Theile will der Verleger bis Oſtern
jenigen noch für den Pränumerationspreiß (1 Rthlr. für
Band) überlaſſen, die auf den 9ten Theil pränumeriren
zu Michael fertig wird.

No. 3.

Olla Potrida.

1787.

Drittes Stück.

Berlin
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

b 7.

Jnhalt.

Gedichte.

Auszüge.

Einige Religionsmeinungen der Mauren [illegible]
Von Horſt. [illegible]

Abhandlungen und vermiſchte Auf[illegible]

1. Vier Briefe eines [illegible]
[illegible] 1786 [illegible]
2. Erſte Tage der [illegible]
[illegible]
3. Begebenheit und biographiſche Züge
aus der Geſchichte [illegible]
Amerikaniſchen Staaten, ſonderlich
aus den Zeiten des [illegible] Amerikani-
ſchen Krieges, von einem Amerikaner.

Naturgeſchichte.

Die Schlangen in Nordame[illegible]

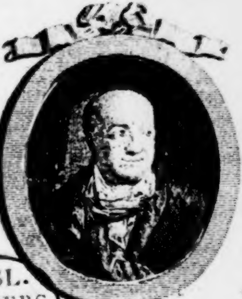
Anekdoten und Biographie.

Vacant.

Olla Potrida.

1787.

Drittes Stück.



S. GESSNER.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

I.

Gedichte.

I.

Friedrich der Große.

Eine lyriſche Rhapſodie.

Meinem theuerſten, unvergeßlichen Freund, Herrn
Hauptmann Miller in Stuttgard gewidmet.

Tod – ſchallt der Trauerton, Germania!
Durch deine ſchreckerſtaunte Gauen –
Todt iſt dein großer Sohn, Germania!
Das Herz des Teutſchen packet wildes Grauen;
Auch Er, auch Er, wie Gottes ew'ge Kraft
Jahrtauſenden nur einen Menſchen ſchaft,
Er ſtarb! Auf ſeinem Sarge ſchimmert
Das Schwerdt, das Tod in tauſend Feinde trug,
Das wie das Schwerdt des großen Hermanns ſchlug,
Von ſeiner Thaten Goldglanz weit umflimmert.

Germania! du weinſt um deinen Sohn!
Klagſt laut um deinen großen Sohn!
Ein Trauergürtel fließt von deiner Hüfte
Tief in den Staub – du blickſt empor zum Thron,
Wo Friedrich ſaß – die bangen Lüfte
Durchheult der Mutter Klageton:

„Todt iſt Er! Todt der Größte meiner Söhne,
„Der früh um ſeine Schläfe wand
„Der Thaten Kranz . . . „Rinn' immer, heiße Thräne,
„Herab auf mein Gewand!“

„Um ſeinen Liebling heult der rauhe Krieger
„Laut in den Bart; der Weisheit Freund
„Klagt um den Bruder, und den edlen Sieger
„Beweinet ſelbſt der Feind.“

„Wie ein Orkan war er im Schlachtenwetter,
„Im Frieden ſanft, und gut und mild!
„Dem Laſter furchtbar und der Unſchuld Retter,
„Der Gottheit Ebenbild.“

„Nun hängt am Sarg – mit abgeſpannten Saiten
„Des Heldendichters Harfenſpiel,
„Das nie, ſeit Erden um die Spindel gleiten,
„In größre Hände fiel.

„Erſtarret iſt nun die Fauſt, in deren Zücken
„Einſt Leben oder Tod geruht;
„Erſtorben iſt die Glut den Adlerblicken,
„Es ſtockt des Helden Blut.“

„Rinn' immer, heiße Thräne,
„Die Wange mir herab!
„Den Größten meiner Söhne
„Umhüllt ein Grab!“

So klaget laut Germania – – mit Thränen
Im Blick, und lehnt das ſchwarzbeflorte Haupt
Auf Friedrichs Leiche – heiße Thränen
Benetzen Friedrichs Heldenhaupt.

Und nun, Geſchichte! lüpf den Flor,
Daß ich in die Vergangenheit zurücke
Mit kühnem Seherauge blicke . .
Iſt's Täuſchung? – Unterm Jubelchor

Un

Unſterblicher – hah! treten ſie hervor,
Des groſſen Todten groſſe Thaten.
Ausſtreut Er ſie aus voller Hand
So ſtreut der Sämann reiche Saaten!
Wer zählet dich, des Meeres Sand?
Wer zählet Euch, des Himmels Lichter?
Zahllos wie ſie, ſind Friedrichs Thaten Reih'n!
O wer ſie würdig ſänge, müßt' ein Dichter,
Wie Friedrich, ſeyn!

Erhabne Mutter der Geſchichte,
O Wahrheit, der Begeiſterung
Verſippte, wehe, wenn dein Schwung
Nicht glüht und flammt aus dem Gedichte!
O wird mich deine Mutterhand,
Zu ſingen Friedrichs Thaten, leiten,
Dann horcht mir gierig Herrmanns Land,
Und ich ſing' in der Goldharf Saiten
Ein Lied, dem größten Mann geweiht,
Das nicht verſiegt im Strom der Zeiten.

Wohl! ich beginne das Lied, begeiſtert von deinem Umarmen,
Himmliſche Wahrheit, du hälteſt die zitternde Rechte, du lenkeſt
Jeden Griff in die Harfe, zu tönen des mächtigen Herrſchers
Und des erhabenen Weiſen, des Helden unſterbliche Thaten,
Der am Abend des Lebens entſchlief, wie ein Schnitter entſchlummert,
Wenn er, nach Arbeit des Tages, auf ſeine Garben ſich lagert.

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . . . da wog der Ewige
Des Volkes Schickſal und ſein ſchwarzes Loos!
Ihn jammerte des Volks.
Da winkt' Er, und auf ſeinen Wink entwand

Sich Friedrichs Seele aus dem Nichtſeyn. Hah!
Wie ſchau'rt in dieſ'm glücklichen Moment
Die höchſte Wonne durch der Völker Schaar.
Denn jedem ſagt ein unnennbar Gefühl:
„Er wird ein Menſchenfreund, ein großer Mann,
„Ein Held und Vater ſeines Volkes ſeyn!“
Auf wuchs der Fürſtenknabe nun zum Mann;
Am Scheidepfad ſtand Er, wie Herkules!
Die Wolluſt, offnen Buſens, rund umſchwärmt
Von Liebesgöttern, von der Freuden Schaar,
Reicht ſüßes Gift im Goldpokal ihm hin;
Die Schleppe des durchſichtigen Gewands
Trug ihre traute Freundinn, Schmeicheley.
Beſcheiden, aber groß, ſtand neben ihr
Die Weisheit ohne Prunk und Auſſenſchein,
Doch ihre Rechte barg Unſterblichkeit –
Und Friedrich, größer als Alcides, warf,
Kaum hat er ſie erblickt – die Buhlerinn
Mit Rieſenfäuſten von ſich weg, umarmt'
Die Weisheit, ſchwur: Sey meine Freundinn ewig,
Und leite mich auf meinem großen Pfad!
In Männerblüthe raſt der Weiſe ſich
Voll Thatendurſtes auf, des Zwanges müd',
Der ſeinen Geiſt in ehrne Feſſeln ſchlug;
Da funkelt über ſeinem Haupt das Schwerdt
Des zorndurchglühten Vaters, dräuend, ihn
Zu würgen, ihn, den Großen, Einzigen,
Den ſo der Erdenſprache jede nennt. –
Doch ſterben ſah er ſeinen edlen Catt,
Und er vergab dem Tode ſeines Freunds!
Nun ſtieg der Weiſe auf der Väter Thron,
Geleitet von der Weisheit Mutterhand.
Wie ein Gewitterſturm durchrauſcht ſein Wort
Des Hofes Hallen und mit ſcheuem Blick
Fleucht Schmeicheley – der Deſpotismus ballt
Zum letztenmal die ehrne Fauſt und raſ't

Hinweg – und Bruderliebe, Menſchlichkeit,
Und Duldung, Herrſcherklugheit ſtellten ſich
Zu Schweſterreihen um den Geldthron her.
Der Völker Glück war Tagsgedanke, war
Dem Weiſen Nachttraum – und Boruſſien
Blüht' wie am Quellenbach die Roſe blüht.
Doch in dem Rathe der Unſterblichen
Ertönt es laut – des Himmels Umkreis bebt:
„Durch Ungemach, und auf der Prüfungen
„Nachtvollem Pfade geh' er ſiegend ein
„In ſeiner Größe Heiligthum!“ – Da raſ't
Die Zwietracht auf, riß ihn in's Schlachtgefild:
Von ihrer ſchlangumwundnen Fakel troff
Ein Giftſtrom nieder auf das Segensland!
Schon ſtehen Streiter kühn im Todesfeld . . . .
Thereſia, die große Herrſcherinn
Von Auſtrien, vor derem Scepter ſich
Der ſtolze Ungar, der Illyrier,
Der Dacier demüthig beugt – und Er
Allein, doch hehr und furchtlos, wie ein Gott!
Fünf Schlachten ſchlug Er, und – Sileſia
War ſeines Kampfes Lohn! – Und wieder ſchwebe
Der Todes Engel mit dem Würgerſchwerdt
Zur Erd' herab, und rief im Grimm: Sey Krieg!
Und wieder waffnet gegen Friederich
Thereſia ihr ungezähltes Heer,
Verbunden mit den Völkern Galliens,
Und Ruſſiens und Sueciens, und mit
Dem Kriegerheer der Fürſten Teutſchlands – Hah!
Da ſtanden beyde Heere, voller Muth
Und beyde thatendräuend: wie ſie ſtehn,
Steh'n zwey Gewitter an dem Firmament.
Die Erde bebt, und hinter jedem Heer
Raſ't Hunger, Armuth, Peſt – ein ſchreckliches
Gefolg – und ſieben lange Jahre ſproßt
In einem weiten ungemeſſnen Raum

Vom blutgedüngten Acker keine Frucht,
Und der verheerten Reb' entrof kein Wein!
Brandſtätte rauchten, wo einſt Fleiß gethront –
Und zwanzig ungeheure Schlachten ſchlug
Der Held. – Laut heulen durch die bange Luft
Die Geiſter der Erſchlagnen, daß der Mond
Erbleicht. Bald lächelt, feilen Dirnen gleich,
Ihm jetzt der Sieg, und bald entfloh er, koſ't'
Den Feinden wieder. „Groß im Schlachtgefild
„Biſt, Friedrich, Du!“ ſo ſprach Thereſia.
„Groß iſt Thereſia!„ fühlt Friederich.
Da ſenkte wieder ſich in Goldgeſchmeid
Zur Erd herab der Friede, lang erſeufzt
Vom Volksgeheul, von Waiſenthränen und
Vom Fluch der Wittwen. – In die Schwanenhand
Thereſiens legt Friedrich ſeine Fauſt
Vom Krieg gebräunt. Sie ſelbſt umflocht den Schlaf
Des Helden mit dem Oelkranz, und er zog
Ein Vater nun zu ſeinen Kindern heim,
Nicht triumphirend, ſtillanbetend nur
Die Hand, die mit ihm war, die ihn erkohr
Zum Meiſterwerk der Schöpfung! Seine Kraft
Würgt die Gefahr; des Krieges Ungemach
Prellt ab von ſeinem Heldenhaupt, ſo wie
Des Frevlers Fluch vom Biedermanne ſinkt!
Mit blutger, ſieggewohnter Hand umarmt
Selbſt in dem Schlachtfeld die Muſen Er,
Von Thaten ruht Er aus in ihrem Schoos!
Nun ſenkte Ruhe ihren Flügelſchlag
Auf Friedrichs Staaten – blühend wanden ſie
Sich aus dem Schutt des Krieges hoch empor!
Wie auf Amphions Saiten Zaubertön
Sich thürmten Thebens Mauern, hoben ſich,
Gerufen von des Königs Vaterwort,
Aus Oeden, Städte, Dörfer. – Wo einſt nur
Fruchtloſe Diſteln keimten, reifet nun

Die goldne Aehre – reicher Kunſtfleiß blüht,
Wo Armuth einſt den ſiechen Körper ſchleppt'!
Die Flagge Preuſſens weht im hohen Meer,
Und jede Muſe, jede Wiſſenſchaft
Und jede Kunſt hat in dem weiten Reich
Altar und Heerd; der Reih' der Opferer
Geht Friedrich ſelbſt voran! – Schikane dich,
Der Menſchheit Geißel, deren weites Reich
Von Wayſenfluch, von Wittwenfluch, vom Fluch
Der Unterdrückten ewig wiederhallt –
Dich Höllentöchter würgt er, wie Alcid
Lernäens Ungeheuer, daß dein Haupt,
Gefürchtet einſt, den lezten Peſthauch haucht!
Da führt' er dich an ſeiner Heldenhand,
Gerechtigkeit! des Himmels ſchönſtes Kind,
Auf deinen Thron: „Sey Richterinn des Volks,
Und richte, wie Gott richtet, wahr und mild!“ –
In Friedenskünſten groß, wie in des Kriegs,
Beugt, ohne Schwerdtſchlag, Friedrich Tauſende
Hin unter ſeines Zepters milden Schwung.
Und – o am Abend ſeiner Tage ſchlingt
Ein Band er um Germanien, das feſt
Die Herrſcher ſeiner Gauen kettet, das
Den Frieden ewig mit dem Vaterland
Vermählt, daß feſt der Körper ſteh', des Geiſt
Mit Friedrichs Geiſt hinwegzufliehen droht!
Und Friedrich ſtarb -- -- -- -- -- --
Todt – ſchallt der Trauerton, Germania!
Durch deine ſchreckerſtaunte Gauen –
Todt iſt dein großer Sohn, Germania!
Das Herz des Teutſchen packet wildes Grauen:
Auch Er, auch Er, wie Gottes ewge Kraft
Jahrtauſenden nur einen Menſchen ſchaft,
Er ſtarb! Auf ſeinem Sarge ſchimmert
Das Schwerdt, das Tod in tauſend Feinde trug,
Das wie das Schwerdt des großen Hermanns ſchlug,
Von ſeiner Thaten Goldglanz weit umflimmert.

Rinn' immer, heiße Thräne,
Die Wange mir herab!
Den größten aller Teutſchen Söhne
Deckt nun ein Grab!

J. M. Armbruſter.

2.

Der Rabe.

Eine Fabel.

Uns hört man nicht! -- ſo krächzte ſeinen Brüdern
Der Rab' ein lautes Klaglied vor.
Des Stümpers dort bekannten Alltagsliedern,
Der Nachtigall, leiht jeder Narr ſein Ohr.
Kaum fängt ſie an, ihr Frühlingslied zu ſchlagen,
So läuft das Dorf, die Stadt ihr nach,
Und ſeufzt und weint in ihre Klagen.
Ja, ſänge ſie den ganzen Tag,
So würde doch bey ihrem Liede
Der Menſch, der dumme Menſch, nicht müde:
Er rühmt ſie öffentlich und grad' in's Angeſicht,
Uns aber tadelt er, und hört uns nicht,
Nicht unſre Harmonie. – Das iſt nicht auszuſtehn.
Beim Jupiter! ihr ſollt es ſehn,
Ich will die Welt um einen Sänger bringen,
Und nimmer, nimmer wieder ſingen!

Um einen Sänger nicht, um einen Schreyer,
Bringt uns Toſkan, wenn er erboſt die Leyer,
Weil keiner ihn bewundern will, zerbricht;
Und wir, -- --
Wir kennen unſre Pflicht,
Und danken herzlich ihm dafür.

C. J. Pockels.

3.

An Emma.

Iſt es Ehrfurcht, iſt es Liebe,
Was in meiner Bruſt ſich regt?
Emma, ſag' mir, iſt's Verbrechen,
Daß mein banges Herz Dir ſchlägt? —

Hoch am Himmel ſteht die Sonne,
Sieh, ihr lichter Strahlenglanz
Blendet ſchwache Maulwurfsaugen,
Und verſengt den Aerndtekranz.

Doch hüllt ſie ſich auch in Schleyer,
Wird ihr holder Strahl oft mild,
Spiegelt ſich in jedem Tröpfchen
Mayenthaus ihr Flammenbild.

Lange ſah' ich Dich, und ſtaunte!
Deines Geiſtes hohem Schwung,
Und der ſchönen edlen Seele
Weiht' ich ſtille Huldigung.

Doch der Mienen Huld umſchleyert
Deines Anſtands Würde mir,
Liebevolle Güte thronet
Auf den Roſenlippen Dir

Hör' ich Deine Zauberſtimme
Im harmoniſchen Geſang,
Wenn ſie ringt im raſchen Kampfe
Mit der Saiten Silberklang:

Fleht mein Herz, wie einſt Ulyſſes:
Löſe, löſe dieſes Band,
Daß ich flieg' in ihre Arme;
Aber taub iſt mein Verſtand!

Seufzend zieht ſich dann mein armes
Wundes Herz in ſich zurück,

Und Dein Lächeln wird ihm Balſam,
In mein Innres dringt Dein Blick.

Wenn Dein Fuß mich nur berühret,
Trift mich Deines Kleides Saum,
Bebt es mir durch jede Nerve,
Wiegt es mich in ſüßen Traum.

Es ſey Grille, Seelenkrankheit,
Phantaſie, ſagt mein Verſtand:
Und mein Herz fragt: iſt's wohl Liebe,
Oder Magnetiſmustand?

Selbſt die Nacht bringt mir nicht Ruhe,
Auch im Schlafe neckt es mich;
Heut erſt, ſeliges Entzücken!
Heut erſt ſah' ich ſchlummernd Dich.

Und mein ſtolzes Herz entſchlüpfte
Der Vernunft geſtrengen Zaum,
Einen Wechſelkuß -- und ſiehe,
Beym Erwachen war's ein Traum.

Trotz dem Klopfen meines Buſens,
Sprach ich zu dem Bilde, fleuch!
Und es floh in's Reich der Schatten,
Wie einſt Voltair's Königreich.

Ach, ich fürchte, daß das Liebe,
Fürchte, daß es Täuſchung ſey;
Und ich nähre noch den Zweifel,
Wünſche mich nicht ſorgenfrey? --

Ehrfurcht! kämpfe mit der Liebe,
Fliehe Täuſchung, eitler Wahn!
Wache, Geiſt, daß ich nicht ſtrauchle,
Weisheit, zeichne mir die Bahn!

* * * *

II.

Auszüge.

Einige Religionsmeinungen der Mauren.

Von Hoſt.

Wenn ein Maur geſtorben iſt, ſo glauben die andern, daß er gleich im Grabe von zwey Engeln befragt werde, die ſie **Munkir** und **Nakir** nennen; und wenn er dann als ein rechter Moslim, zu ihrer Zufriedenheit geantwortet, ſo ruhet der Leib ungeſtört bis zum Gerichtstage: wo nicht, ſo ſchlagen ſie ihm mit eiſernen Keulen an die Schläfe, und er wird von giftigen Thieren gebiſſen und übel behandelt. Die Seelen der Märtyrer verbleiben im Halſe der grünen Vögel des Paradieſes, bis an den Tag des Gerichts; aber die andern rechtgläubigen Seelen, die durch den Engel Azrael mit Gelindigkeit vom Körper getrennt werden, halten ſich um die Gräber herum auf, ob ſie gleich gehen können, wohin ſie wollen. Für diejenigen Seelen hingegen, die verdammt werden, wiſſen ſie keinen Platz; denn weder Himmel noch Erde will ſie annehmen.

Sie glauben, daß Seel und Leib einmal vereinigt werden, und von den Todten auferſtehen ſollen; aber ſie ſind nicht dreiſt genug, den Tag zu beſtimmen. Doch haben ſie gewiſſe Zeichen erfunden, die voran gehen ſollen, von denen die vornehmſten folgende ſind. Die Sonne ſoll im Abend aufgehen. Jeſus Chriſtus ſoll auf die Erde kommen und die Lehre des Mahemed annehmen, heyrathen, Kinder zeugen, und nach vierzig Jahren ſterben. Während ſeiner Regierung ſoll auf der Erde Friede und Ueberfluß herrſchen, und Bosheit und Haß gänzlich von derſelben verbannt ſeyn. Der ganze Erdboden ſoll im Rauch verborgen, und der Mond verfinſtert werden. Thiere und lebloſe Dinge ſollen reden.- Muhedi ſoll kommen, das iſt, ein von den Mohamedanern annoch erwartet werdender großer Lehrer, aus der Familie des Mohamed, der über alle Mohamedaner regieren wird. Zuletzt ſoll die Trompete erſchallen, und, bey ihrem erſten Schall ſoll die Erde beben, alle Gebäude ſollen einſtürzen, die Berge zu Ebenen werden, die Himmel ſchmelzen, die Sonne ſich verfinſtern, die Sterne herabfallen, die Meere ausgetrocknet oder in Feuer verwandelt werden, nachdem Sonne, Mond und Sterne darin geworfen ſind; die Weiber ſollen ihre Säuglinge verlaſſen, und alle Thiere ſollen ſich verſammeln. Bey dem zweyten Trompetenſchall ſollen alle Lebende, im Himmel und auf Erden, in einem Augenblick ſterben, die Bewohner des Paradieſes und der Hölle ausgenommen, und die, welche Gott ſonſt noch beſonders davon ausnehmen will. Demnächſt fällt ein Regen, der vierzig Jahre lang anhalten und ſich mit dem Waſſer vermiſchen ſoll, welches von dem Throne Gottes kömmt, wodurch ein Wachsthum in allen todten Körpern hervorgebracht werden wird, daß ſie keimen und fortwachſen, bis ſie die gehörige Vollkommenheit erreicht haben; alsdann werden Gabriel, Michael und Iſrafil zuerſt auferweckt werden, und der letzte von ihnen ſoll alle Seelen in der Trompete ſammeln, aus welcher ſie bey dem letzten Schall, wie ein Bienenſchwarm, fortfliegen, und den ganzen Raum zwiſchen Himmel und Erde erfüllen werden; worauf eine jede wieder in ihren vorigen Körper kehren ſoll, der ihr zu gleicher Zeit entgegen gehen wird. Dieſer Tag ſoll ungewöhnlich lang ſeyn; weil aber der Koran an einer Stelle ſagt, daß er funfzigtauſend Jahre lang zu ſeyn ſcheint, und an einer andern Stelle, daß tauſend Jahre vor Gott, wie ein Tag ſind, ſo können ſie mit dieſer Rechnung nicht fertig werden. Die Rechtgläubigen ſollen in Leinwand aufſtehen, weshalb man ihnen ſieben Stücke mit in's Grab giebt. Aber die Gottloſen werden nackt, ſchamvoll und ausgezeichnet auferſtehen; nämlich die, ſo ſich auf eine unrechtmäßige Art Reichthümer erworben haben, werden Schweinen gleichen; die, ſo Zinſen genommen haben, werden Kopf und Füße verkehrt tragen; die ungerechten Richter werden blind und irregehend ſeyn; die, ſo mit ihren eigenen Handlungen prahlen, werden blind, taub und ſtumm ſeyn; die Lehrer, welche ſelbſt gegen ihre Lehren handeln, werden ihre Zunge kauen, die ihnen auf die Bruſt hangen wird, und faulend Blut ſoll aus ihrem Munde fließen; diejenigen, ſo ihrem Nächſten Unrecht gethan haben, werden ohne Hände und Füße zum Vorſchein kommen; die Wollüſtlinge werden wie das Aas ſtinken u. ſ. w. Viele Jahre ſollen verſtreichen, ehe das Gericht wird gehalten werden, und während ſolcher Zeit werden, ſowohl Gute als Böſe, verſchiedene Leiden auszuſtehen haben. Aber am Tage des Gerichts wird Gott ſich ſehen laſſen, um zu richten, und Mohamed ſoll Fürbitter bey Gott ſeyn, nachdem Adam, Noah, Abraham und Jeſus ſolches von ſich abgelehnt haben. Gott ſoll alsdann in den Wolken die Bücher vorzeigen, in welchen die Handlungen eines jeden, von den Schutzengeln aufgezeichnet, ſtehen; von dieſen ſoll nun jeder öffentlich Rechenſchaft geben müſſen, inſonderheit, wie er ſeine Zeit, ſeinen Reichthum, ſeinen Körper und ſeine Wiſſenſchaft angewandt hat. Ja, Engel, Geiſter und Thiere ſollen Rechenſchaft abzulegen haben, welches alles in einem Augenblick, oder in einer kurzen Zeit vor ſich gehen wird. Die ſämmtlichen Handlungen

lungen eines jeden ſollen in einer erſchrecklich großen Waage gewogen werden, und diejenigen, deren gute Handlungen die böſen, ſo viel, als ein Haar, überwiegen, ſollen ſelig werden. Nunmehr ſoll auch eine Genugthuung für alles Unrecht gegeben werden, und zwar auf die Weiſe, daß dem Leidenden ein Theil von des andern guten Handlungen beygelegt wird, und dieſem, der Unrecht gethan hat, hinwiederum ein Theil von des Leidenden böſen Handlungen. Demnächſt geht die Verſammlung auseinander, die zur rechten Hand gehen in das Paradies, und die zur linken, in die Hölle, nachdem ſie beyde über eine Brücke gekommen ſind, die ſie Sirat nennen, welche mitten über die Hölle gehet, und ſo ſchmal, als ein Haar, und ſo ſcharf, als eine Degenſchneide, ſeyn ſoll, über welche die Seligen mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit gelangen, aber die Verdammten fallen über Kopf von derſelben in die Hölle hinab.

Von der Hölle haben ſie den Gedanken, daß ſie in ſieben Stockwerke eingetheilt iſt. In dem oberſten, die ſie Gghehenna nennen, kommen die gottloſen Mohamedaner, die nach Verlauf einiger tauſend Jahre, vermittelſt der Fürbitte des Mohamed, wieder daraus befreiet werden. In Lahda kommen die Juden; zu Hotama werden die Chriſten verdammt; nach Eſſair werden die Sabäer verwieſen; nach Sakar die Mager; nach Eßghahim die Heiden, und in Hauiat, als dem unterſten und häßlichſten, ſollen die Heuchler geſtraft werden, die zwar äußerlich eine Religion gehabt, aber innerlich die Religion, zu der ſie ſich bekannten, nicht für wahr gehalten haben. Unter jedem Stockwerk werden, nach ihrer Meinung, neunzehn Engel die Wache haben, und die Verdammten werden vor ihnen bekennen, daß das Urtheil Gottes über ſie gerecht ſey. Dieſe Verdammten ſollen von den Flammen der Hölle umgeben werden, ſie ſollen Hemden von Feuer anhaben, kochendes Waſſer ſoll ihre Häupter überſchwemmen, Feuer ſoll in ihren Eingeweiden brennen, und Feuer ſoll ihre Haut braten; ſie ſollen mit eiſernen Keulen geſchlagen werden, und wenn ſie aus dieſem Feuerort heraus zu gehen gedenken, ſo werden ſie immer tiefer in denſelben hinein gerathen, und daſelbſt ewig gepeinigt werden. Sie ſollen die Frucht von dem Baum der Hölle, den ſie Zakon nennen, eſſen, deſſen Zweige den Köpfen der Teufel gleichen; und ſie ſollen ſiedendes Waſſer trinken. Sie ſollen Feuerſchuhe an haben, deren Hitze ihre Köpfe wie einen Keſſel zum Kochen bringen wird. Die Pein der Irrgläubigen ſoll noch durch die gewiſſe Ueberzeugung vermehrt werden, die ihnen davon beywohnen wird, daß ſie nie erlöſet werden können; da hingegen die Rechtgläubigen den Troſt beybehalten, daß ſie noch einmal werden befreyet werden, wenn erſt ihre Haut nach einigen tauſend Jahren zu Kohlen gebrannt iſt.

Wenn die Seligen über die erwähnte ſchmale Brücke gekommen ſind, ſo glaubt man, daß ſie noch über eine Mauer müſſen, die zwiſchen dem Paradieſe und der Hölle iſt, und ſo ſie Araf nennen, weil diejenigen, die ſich darauf aufhalten, ſowohl die Seligen, als die Verdammten, ſollen kennen und ſprechen können: und dieſe ſind ſolche, die entweder Gutes und Böſes gleichviel gethan haben, oder die weder Gutes noch Böſes gethan haben. Hiernächſt kommen ſie nach dem Teiche des Mohamed, der viereckigt iſt, und eine Monatsreiſe im Umfange hat. Daſelbſt ſind ſo viele Schaalen, als Sterne am Himmel ſind, aus welchen die Seligen das weißeſte und klarſte Waſſer trinken, nach deſſen Genuß ſie niemals wieder dürſtet; welches alſo ein Vorſchmack von der künftigen Glückſeligkeit iſt.

Das Paradies iſt nach ihrer Meinung über den ſieben Himmeln, und grade unter dem Thron Gottes. Sie nennen es beydes Dſchenna und Firdaus, und vergleichen die Erde deſſelben mit dem feinſten Waizenmehl, das den reinſten Biſamgeruch hat; die Steine ſind Perlen und Edelſteine, die Mauern ſind von Gold und Silber, die Stämme der Bäume ſind von reinem Golde, unter ihnen ſoll der vornehmſte Tuba, oder der Baum der Glückſeligkeit ſeyn, der in dem Pallaſt des Mohamed ſtehen wird, und davon ein Zweig zu dem Hauſe eines jeden Rechtgläubigen reichen ſoll, der ſich voll von Granatäpfeln, Weintrauben, Datteln und von andern Früchten befinden wird, die unbekannt an Größe und Geſchmack, ſo ſeyn werden, wie ſie ſich ein jeder wünſchen will. Die Zweige ſelbſt beugen ſich zu dem herab, der abbrechen will, und verſchaffen ihm nicht allein Nahrung, ſondern auch Kleider von Seide, und geſattelte und ausgepuzte Thiere zum Reiten. Dieſer Baum iſt ſo groß, daß das leichteſte Pferd im vollen Galop mehr als hundert Jahre brauchen würde, um aus ſeinem Schatten zu kommen. Von dem Fuße dieſes Baumes gehen Reviere aus, voll von klarem und kühlem Waſſer, andere von Milch, andere von Wein, und noch andere von Honig; aber das allermerkwürdigſte unter dieſen Revieren iſt die Quelle des Lebens, worin ſich die verdammten Rechtgläubigen, nachdem ſie ihre Strafe in der Hölle ausgeſtanden haben, wiederum weißer und reiner als Perlen waſchen können. Die hauptſächlichſte Glückſeligkeit ſollen die ſchönen Jungfrauen des Paradieſes veranlaſſen, die wegen ihrer großen ſchwarzen Augen Hur elaiun genannt werden. Sie ſind nach ihrer Meinung nicht aus gleichem Stoff mit andern Weibern geſchaffen, ſondern blos aus Biſam, ohne einige Unreinlichkeiten oder Geſchlechtszufälle. Sie beſitzen die vollkommenſte Ehrbarkeit, und verbergen ſich daher in ausgehölten Perlen von ungeheurer Größe. Um ſich recht glückſelig zu achten, ſo glauben ſie, daß ein jeder der Seligen mit hundertfältiger Stärke begabt ſeyn wird. Wann ſie nach dem Thor zu dem Garten des Paradieſes gekommen ſind, ſo treffen ſie daſelbſt eine Menge von ſehr ſchönen jungen Knaben an, die ihnen dienen und ihre Befehle annehmen werden, und von denen einer ſie bey den Frauenzimmern anmelden wird, die für ſie beſtimmt ſind. Zwey Engel bringen ihnen Geſchenke von Gott, der eine zieht ihnen die Kleider des Paradieſes an, und der andere ſteckt ihnen auf jeden Finger einen Ring mit Aufſchriften von ihrem künftigen glückſeligen Zuſtande. Dieſer ſoll verhältnißmäßig werden, je nachdem ein jeder Verdienſte hat; und derjenige, der den geringſten Grad deſſelben erlangt, wird achtzigtauſend Bediente, zweyundſiebzig ſchwarzäugige Mädchen des Paradieſes, ein großes Zelt aus Perlen, Hyacinthen und Smaragden, die niedlichſten Gerichte auf goldenen Schüſſeln, und die feinſten abgezogenen Getränke und Weine haben, ſo ihn doch nicht betrunken machen können. Alles dieſes verurſacht keine Unreinlichkeit, ſondern dunſtet durch einen Schweiß fort, der wie Biſam riecht und wiederum Begierde zum Eſſen verſchafft. Sie werden beſtändig in einem Alter gegen dreyßig Jahre verbleiben, und wenn jemand ſich ein Kind mit einer von ſeinen paradieſiſchen Frauen wünſcht, ſo wird ſelbiges empfangen und geboren werden, und innerhalb einer Stunde zu der Größe eines Mannes gelangen; ebenfalls, was einer pflanzet oder ſäet, das wird in einem Augenblick reif werden. Das Ohr ſoll nicht weniger, als die andern Sinne, ergötzet werden. Denn nicht allein der Engel Iſrafil und die Mädchen des Paradieſes werden ihre lieblichen Stimmen hören laſſen, ſondern auch die Bäume ſelbſt ſollen einen Wohlklang hervorbringen, der alles übertrifft, was ein Sterblicher je gehört hat; es ſollen Glocken an den Bäumen hängen, die durch einen Wind in Bewegung geſetzt werden, der von dem Throne Gottes kömmt, und zwar ſo oft, als die

Seligen Muſik zu hören wünſchen. Um obige hohe Glückſeligkeit zu beſchreiben, ſo bedienen ſie ſich der Ausdrücke, daß die Gärten und die eigenthümlichen Beſitze eines jeden im Paradieſe, den Raum einer tauſendjährigen Reiſe in ſich faſſen werden, aber die allerhöchſte Glückſeligkeit ſoll doch in dem ewigen Anſchauen des Angeſichts Gottes beſtehen, welches eine Freude ſeyn wird, die alle andern paradieſiſchen Vergnügungen dergeſtalt übertrifft, daß ſie dagegen wie nichts werden angeſehen werden. Sie haben nicht die Meinung, die man den Mohamedanern gemeiniglich beilegt, daß die Weiber an der Glückſeligkeit des Paradieſes keinen Theil haben ſollten, ſondern ſie halten dafür, daß ſie in dem andern Leben, ſowohl belohnt, als beſtraft, werden. In dem dreyundzwanzigſten Kapitel des Koran ſteht deutlich, daß der Garten Eden für ſie bereitet iſt, und es heißt ferner in demſelben Kapitel, daß der, der Gutes thut, und an Gott glaubt, er ſey Mann oder Weib, in das Paradies eingehen ſoll. In dem dreyzehnten Kapitel wird gleichfalls von den Rechtgläubigen geſagt, daß ſie mit ihren Weibern und mit ihrer Familie in den Garten Eden eingehen ſollen. Doch ſind ſie darin nicht recht einig, auf welcher Stelle ſie ſich eigentlich befinden werden; einige meinen, daß ſie in einer Gegend des Paradieſes für ſich wohnen, und von den Männern abgeſondert ſeyn werden, daß aber die Männer unter ihre Huri ſo viele von ihren in dieſer Welt gehabten Weibern ſetzen können, wie ſie ſelbſt wollen, welche alsdenn wieder jung werden; denn die Stelle im achtunddreyßigſten Kapitel des Koran, daß ihre Frauen ihren Blick nicht auf andere Perſonen, als auf ihre Männer richten ſollen, deuten ſie auf jene Huri, oder die neuen paradieſiſchen Weiber.

Sie glauben das Decretum abſolutum, oder die Vorherbeſtimmung; denn ſie ſagen, daß Gott von Ewigkeit her, ſowohl das Gute, als das Böſe, beſchloſſen hat, und daß hierin keine Veränderung geſchieht, weil es in einem Buche in dem göttlichen Archiv aufgeſchrieben ſteht. Was das liberum Arbitrium, oder den freyen Willen des Menſchen betrifft, ſo ſagen ſie, daß die Menſchen zwar, wie ſie wollen, entweder das Gute oder das Böſe, erwählen können, daß ſie aber doch nichts wollen können, als was Gott nicht auch will, und was er nicht bereits feſtgeſetzt hat. In dem dritten Kapitel des Koran ſteht, daß der Menſch nicht ohne Zulaſſung Gottes ſterben kann, und zwar, zu einer vorher beſtimmten und niedergeſchriebenen Zeit. Nachmals heißt es in demſelben Kapitel: „Sie „ſagen: wenn wir unſern freyen Willen gehabt hätten, ſo „wären wir nicht erſchlagen worden; ſage ihnen: obſchon „ihr auch in euren Häuſern und in euren Betten geblieben „wäret, ſo würde doch der Tod diejenigen hinweggenom„men haben, deren Stunde gekommen war.‘

Waſchen und Reinigen iſt der erſte Hauptpunkt ihres Gottesdienſtes. Die größte Uebung dieſer Art heißt Ergeſel, die den ganzen Körper angeht. Die Unreinigkeiten, welche ſelbige erfordern, ſind beſtimmt, als: ehelicher Umgang mit ihren Weibern, Berührung eines todten Körpers, Beſprützung von Urin, weswegen ſie ſich auch niederſetzen, wenn ſie ihr Waſſer laſſen, und ſich nachdem an einem Stein oder an einer Wand abwiſchen. Das kleine Waſchen nennen ſie Eludn; ſo nur einen Theil des Körpers, unter beſondern Zeremonien, betrifft. Auf Reiſen, wo es an Waſſer fehlt, können ſie ſich mit Sand waſchen, ſo ſie Ettelmom nennen. Ja, es giebt Umſtände, wo es hinlänglich iſt, ſich auswendig auf die Kleider zu waſchen, welches Elchoſin heißt. Die Frauenzimmer haben auch ihre Geſetze vom Waſchen, indem ſie ihren Gottesdienſt zu Hauſe halten, und, um die Andacht der Mannsperſonen nicht zu ſtören, nie in Sghiame gehen, als wenn ſie ſchon alt geworden ſind, daß ſie nicht mehr reizen. Dieſes körperliche Waſchen iſt nach der Meinung der Einfältigen genug, um von Gott wohl aufgenommen zu werden; allein die Klügern behaupten, daß zugleich, und vornämlich die Reinigung des Herzens und der Gedanken, von allen böſen Neigungen und Laſtern erfordert werde, ehe ſie ihre Gebete würdig verrichten können.

Das Gebet iſt in ihrer Religion die zweyte Hauptſache. Es ſoll fünfmal innerhalb vierundzwanzig Stunden, mit dem Geſichte gegen Meka, gehalten werden. Dieſer Geſichtspunkt, den ſie Kebla nennen, wird inwendig in der Sghlame durch eine beſondere Abtheilung angezeigt, die Elmebrab heißt. Das Gebet am Morgen nennen ſie Salat Eſſobeh, das am Mittage Salat Edhohur, das am Nachmittage Salat Elaſar, das beym Untergang der Sonne Salat Elmorgrob, und das um acht Uhr des Abends Salat Elaſcha. Außerdem haben ſie Gebete, die auf außerordentliche Zeiten eingerichtet ſind, als auf Reiſen, Feſttage, Verfinſterungen, Dürre u. ſ. w. Alle dieſe Gebete werden zwar nach dem Takt, vermittelſt gewiſſer Bewegungen des Leibes, verrichtet, wobey es auch bey den meiſten verbleibt; allein diejenigen, ſo Rechtgläubige unter ihnen ſind, ſetzen die Hauptſache in der Erhebung der Seele und der Gedanken zu Gott, und in dem vollkommenen Vertrauen auf ſeine Beſchützung durch die heiligen Engel, von denen ſie glauben, daß ſie bey dem Gebete zugegen ſind. Es iſt ihnen daher auch nicht genug, daß ſie den Leib waſchen, und reine Kleider anziehen, ſondern ſie legen auch alle prächtige Kleider ab, weil ſie es nicht für recht halten, vor Gott in einiger Pracht oder mit Stolz zu erſcheinen, es geſchehe äußerlich oder innerlich,

Der dritte Hauptpunkt des Mauriſchen Gottesdienſtes beſteht in den Faſten, die ſie Eſſiam nennen, und die vorzüglich in dem Monat Ramadhan, von dem einen Neumond bis zu dem andern, zu halten befohlen ſind, ſo den

Anfang mit dem Augenblick nimmt, da ſie den Neumond gewahr werden. Wenn ſie dieſen aber wegen dicker Luft nicht ſehen können, ſo legen ſie dem vorigen Monat dreyßig Tage bey. Findet es ſich hernachmals, daß die Luft an einem andern Ort klärer geweſen iſt, und daß die Faſten daſelbſt bereits angefangen hatten, ſo wird vor dem Kadi ein Dokument darüber errichtet, daß ſie den Mond nicht geſehen haben; und in Kraft dieſes, werden aus einem Tage zwey gemacht, um die richtige Faſtenzeit herauszubringen. Wenn es aber dicke Luft giebt, und der Mond nicht zu ſehen iſt, wenn die Faſten vorüber ſind, ſo müſſen ſie gleichſalls dreyßig Tage ausharren, und ſolcher Geſtalt einen Tag zum Ueberfluß faſten. Um den gemeinen Mann von der rechten Zeit zu unterrichten, ſo wird von den Thürmen mit ihrem Enfür muſicirt, wovon Tab. XXXI. Fig. 5. eine Abbildung iſt. Auf demſelben wird auch nachdem den ganzen Monat hindurch jedesmal geblaſen, wenn ſie zum Gebet gehen ſollen. Sie müſſen nichts genießen, von der Zeit des Morgens an, da ſie einen blauen Faden von einem weißen unterſcheiden können, und bis daß die Sonne unter dem Horizont iſt. Sie dürfen auch eben ſo wenig Umgang mit ihren Weibern haben, ſich baden, und nur einmal etwas ſtarkes riechen, als in welchem Fall das Faſten des ganzen Tages umſonſt iſt, und an einem andern Tage nach dem Ramadhan erſtattet werden muß. Der Herr **W. Schröder** ſollte einmal auf Befehl des Königs einen Brief ſchreiben, und wurde zu dem Ende zu Mulei Edris gewieſen, um ihm die rechte Geſtalt zu geben. Als er nun damit fertig war, ſo warf er Schnupftaback anſtatt Sand darauf, ſo nicht bey der Hand war. Wie aber Edris unerwartet den Brief verlangte, und er den Geruch vom Taback grade in die Naſe bekam, ſo wurde er wie raſend darüber, bis ihm Schröder erzählte, daß die Europäer in der Geſchwindigkeit öfters dieſen Gebrauch vom Schnupftaback machten, und daß er dabey am wenigſten an den Ramadhan gedacht hätte, worauf Edris in ein Gelächter ausbrach, und beklagte, daß er die Faſten des ganzen Tages verloren hätte. — Dies müſſen auch Kranke und Reiſende beobachten, wenn ſie den Faſten nicht in der rechten Zeit haben obliegen können. Dieſe Faſten ſind ihnen beſchwerlich, wenn ſie mitten im Sommer einfallen, weil ſie nicht ſo viel, als einen Tropfen Waſſer, genießen dürfen. Sie ſind daher auch gemeiniglich mürriſch mit ihrem ledigen Magen, und es iſt ſchlimm mit ihnen umzugehen, inſonderheit mit dem Könige. — Der verſtorbene Konſul Barrſien hatte einmal eine ungnädige Audienz, weil der König vorgab, daß ſein Dollmetſcher, der Jude Simuel, Branntewein getrunken hätte, den er, nach ſeinem Behaupten, auf funfzig Schritte weit riechen konnte. — Aber des Nachts rächen ſie ſich dermaßen an ihren Faſten, daß man öfters die Verfreſſenen auf den Straßen vielen Lärm und Geſchrey machen hört; denn wenn einer im Begriffe iſt zu berſten, ſo faſſen ihn zwey andere unter die Arme, und laufen mit ihm in vollem Sprunge und Gelächter auf den Gaſſen auf und nieder, bis er wieder zu ſich ſelbſt gekommen iſt. Einige bleiben den ganzen Monat Nacht und Tag in der Sghlame, und laſſen ſich in der Nacht etwas Brod und Waſſer bringen. Dieſe nennt man Elaatkef, und ſelbige ſind zu einem hohen Grade von Heiligkeit gekommen. Sie behaupten daher auch, daß das leibliche Faſten vor Gott nicht hinlänglich iſt, und daß es ohne die wahren geiſtlichen Faſten, und ohne Enthaltung, ſogar von dem geringſten unordentlichen Gedanken, zu keinem Nutzen gereicht. Die Kindbetterinnen, Ammen und Kinder unter zwölf Jahren, ſind doch vom Faſten ausgenommen. Der ſieben und zwanzigſte Ramadhan iſt der Hauptfaſttag, und in der Nacht die rechte Schwärmzeit. Die Urſache, daß ſie eben dieſen

Monat faſten ſollen, iſt, weil der Koran in demſelben ſoll vom Himmel gekommen ſeyn.

Almoſen ſind der vierte Hauptpunkt in der Religion der Mauren, und gelten als ſehr verdienſtvolle und gute Handlungen. Es giebt dreyerley Arten derſelben, nämlich: Eſcha, gemeiniglich Aſcher, ſo Malek zu einem von vierzig, ſowohl vom Vieh, als von Früchten und von der Landärndte, wie auch von Waaren und vom Geld feſtgeſetzt hat, wovon aber doch einige Ausnahmen ſind, als: wenn an einer gewiſſen dazu erforderten Summe oder Menge etwas fehlt; wenn der Eigenthümer nicht ein ganzes Jahr hindurch Beſitzer geweſen iſt; wenn das Vieh in Laſtthieren beſteht, oder zum Landbau gebraucht wird. Dieſen Aſchor müſſen ſie entweder an ihre nächſten armen Anverwandten, oder an andere Arme oder Heilige, ſo auch an den Staat und zur Erhaltung der Geiſtlichen geben; und aus dieſem Grunde fordert ihn der König ein, und legt deswegen nie Rechnung ab. Aber er zahlt jährlich etwas anſehnliches an die Scherifen in Arabien und Tafilet aus. Die zweyte Art von Almoſen nennen ſie Zakat, und die beſteht in einem Sah Weizen, Gerſte oder andern eßbaren Waaren, die ſie auf Aeid Seghir an die Armen austheilen, welches freywillige Almoſen ſind. Die dritte Art heißt Sadakat, und beſteht in den täglichen Almoſen, die ſie an Bettler geben. Dieſe erwählen ſich allemal einen Beſchützer, in deſſen Namen ſie um etwas bitten, und um deswillen ſie es erwarten, als: Hak Sidi Labes, Hak Mulei Arib, Hak Mulei Iſmail u. ſ. w.

Wallfahrt nach Mekka iſt der fünfte auszuübende Hauptpunkt ihrer Religion. Diejenigen, ſo das Vermögen dazu haben, ſind verpflichtet, dieſe Reiſe einmal in ihrem Leben zu machen; und wenn ein wohlhabender Mann ſtirbt, ohne dieſe Vorſchrift erfüllt zu haben, ſo nimmt der Kadi öfters eine Summe Geldes von den Erben, und ſchickt dafür einen andern nach Meka, um Haſgh oder Pilgrim im Namen des Verſtorbenen zu werden. Die Mauriſchen Pilgrimme verſammeln ſich mit ihren Laſtthieren und Sachen in der Stadt Marokos, etwa gegen funfzig Perſonen ſtark. Von hier gehen ſie über Fes und Tetaun, unter Anführung eines alten Haſgh mit einer Fahne, die voll von Arabiſcher Schrift iſt, und ſolcher Geſtalt machen ſie den ganzen Weg zu Lande bis grade nach Meka; während der Reiſe ſtoßen aber beſtändig einige zu ihnen, daß ſie alſo wohl einige hundert Mann ſtark werden, ehe ſie völlig hinkommen. Einige nahmen einen andern Weg, nämlich zu Schiffe über Marſeille, oder Livorno, von da ſie nach Skandria, und ſo weiter zu Lande gingen. Aber der König hat verbieten laſſen, daß künftig Pilgrimme aus ſeinen Häfen auf dem Fahrzeuge eines Chriſten gehen, weil er Nachricht erhalten hat, daß einige bloß reiſten, damit ſie Gelegenheit bekommen mögten, Wein zu trinken, und ſich auf Europäiſch zu beluſtigen. Sie bringen allemal einen ſchriftlichen Beweis von den Geiſtlichen in Meka mit ſich nach Hauſe, und werden demnächſt mehr geehrt und geachtet, wie zuvor. Man titulirt ſie Haſghtigh, und jeden beſonders Sidi Elhaſgh, mein Herr Pilgrim. Sie tragen ſodann auch einen Schaſch oder Turban, ſo gemeine Leute ſonſt nicht tragen.

III. Ab-

III.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1.

Vier Briefe eines Reiſenden aus Frankreich, 1786.

1.

Ich habe meine Reiſe durch Berri und Sologne nach Orleans fortgeſetzt, wo ich den andern Tag ankam. Der Eingang von der mittäglichen Seite, über eine ſchöne Brücke von neun Schwiebbögen über die Loire, hat was auffallendes. Die Stadt ſelbſt iſt durchgängig ſchlecht gebaut, und die Gaſſen ſind ſehr ſchmal, eine ausgenommen, welche von der Brücke ausgeht, und mit neuen und zierlichen Gebäuden beſetzt iſt. In dieſer Straße ſieht man das Denkmal, das Karl VII. und das Mädchen von Orleans vorſtellt, welche vor dem Leichnam Jeſu knien, der auf dem Schooß der heiligen Jungfrau liegt. Dies Monument wurde auf Befehl des Monarchen 1459, zum Gedächtniß ſeiner Siege und Triumphe über die Engländer errichtet. Alle Figuren ſind von Eiſen. Der König erſcheint mit entblößtem Haupte, und neben ihm ſteht ſein gekrönter Helm. Ihm gegenüber erblickt man das Mädchen von Orleans, gleichfalls in der Stellung dankbarer Andacht.

Auf dem Rathhauſe bewahrt man ein Bildniß von dieſer außerordentlichen Heldin, das ich lange und mit Aufmerkſamkeit betrachtete. Es wurde 1581 gemalt, und iſt das älteſte Original. Der Maler ſcheint ihr geſchmeichelt, und ihr Reize geliehen zu haben, die ſie nicht beſaß. Ihr, zwar länglichtes, Geſicht iſt von außerordentlicher Schönheit, und verräth einen tiefen Verſtand und Adel der Seele. Ihre Haare hängen nachläſſig über ihre Schultern. Sie trägt eine Art Mütze oder Kappe, mit Perlen und weißen wehenden Federn; die Mütze iſt unter dem Kinn durch eine Agraffe befeſtigt. Um den Hals hat ſie eine kleine Schnur, und tiefer unten, auf der Bruſt, ein Halsband von verſchlungenen Kettchen. Ihre Tracht, eine Frauenzimmertracht, iſt ſchwer zu beſchreiben. Das Kleid liegt knapp am Leibe an, und iſt an den Armen und Ellenbogen aufgeſchlitzt. Ein geſtickter Gürtel umſchließt ihren Leib. In der rechten Hand hält ſie das Schwerdt, womit ſie die Feinde aus dem Lande jagte. Ich wundere mich nicht über den Enthuſiasmus, mit welchem die Franzoſen ihr Andenken noch verehren. Der kritiſche und verzweifelte Zeitpunkt, in welchem ſie auftrat; das Phänomen ihres Geſchlechts, ihre Jugend, ihre vorige dunkele Unbekanntheit; der glückliche, ohne Beyſpiel ſeyende Erfolg, der alle ihre Unternehmungen krönte; das grauſame und abſcheuliche Urtheil, das ihre Hinrichtung vollſtrecken ließ; das Wunderbare und Außerordentliche in ihrem ganzen Geſchichte; alle dieſe Umſtände zuſammen, müſſen ſie nothwendig intereſſant und unvergeßlich machen. Rom und Athen würden ſie unter ihre Schutzgötter verſetzt, und ihr Tempel errichtet haben. Und ich wundere mich, daß man unter dem Schwarm von neuen Heiligen, welche die Franzöſiſchen Kirchen füllen, noch keinen dem Mädchen von Orleans geheiligten Altar antrifft.

2.

Ich habe einen ganzen Tag in den Gärten und Bosketten von **Menars** zugebracht, dem Landhauſe der **Pompadour**, die es nach ihrem Tode ihrem einzigen Bruder, dem Marquis von **Morigny** vermachte. Seine Lage, auf einer hohen nach der **Loire** ſich neigenden Bergkette, iſt von einer unvergleichlichen Schönheit, und das Auge genießt auf allen Seiten einer weiten und entzückenden Ausſicht. Es überſchaut unter ſich eine Menge von Städten, Palläſten, Schlöſſern, Dörfern, Wäldern, Weinbergen, Klöſtern. Der ſchöne Fluß, der das Thal durchſtrömt, verbreitet Ueberfluß und Segen. Die Gärten ſelbſt ſind mit vielem Geſchmack angelegt, und mit einer großen Anzahl Statuen geſchmückt, welche der verſtorbene König größtentheils dem Marquis geſchenkt hatte. **Paſiphae**, die um **Phaethon** weint, und anfängt Wurzeln zu ſchlagen, feſſelte einige Augenblicke meine Aufmerkſamkeit, aber bald widmete ſie ſich allein einem **Atlas** von außerordentlicher Vollkommenheit. Er arbeitet, ſich von dem Felſen loszureißen, in welchen er verwandelt zu werden beginnt, und alle ſeine Muskeln ſind in der heftigſten Anſtrengung. Der Bildhauer hat dem Steine eine Art von anziehender Kraft zu geben gewußt, welche die Glieder des Unglücklichen unwiderſtehlich an ſich reißt. Die Arbeit iſt Meiſterſtück. Herr von **Marigny** hat ſeit dem Tode ſeiner Schweſter dies Landhaus um ein Großes vervollkommt. Die Terraſſe giebt den Terraſſen zu **Windſor** und **St. Germain** nichts nach, und die Gehölze, durch welche ſich ein rieſelndes Bächelchen windet, ſind anmuthige und friedliche Einſiedeleyen. Mitten in dieſem Gehölze erblickt man im Schatten eines Dickichts einen Amor. Er ſcheint von dem mit Roſen gekränzten Fußgeſtelle herabzuſteigen, und nichts übertrifft das Feuer ſeiner Blicke. Man zittert vor ihm, allein er hält den Finger auf dem Mund.

3.

Geſtern war ich zu Chambord, dem berühmten Pallaſt Franz I. Er liegt an der mittäglichen Seite der Loire, von Wald umringt, und gleicht einem von den bezauberten Schlöſſern des Taſſo oder Arioſt, die ein Feenſtab aus der Erde hervorrief. Die ungeheure Größe des ganzen Gebäudes, die unzähligen Zinnen, Scharten, Kuppeln, Thürme, Warten, die es krönen, und denen die verwüſtende Zeit ein Air von Ruin und ſchwindender Herrlichkeit zu geben anfängt, macht auf den Zuſchauer einen Eindruck, der ſich nicht beſchreiben läßt. Dicke Wälder umringen es von allen Seiten, und vor dem Schloß fließt, oder beſſer ſteht, ein kleiner, ſchwarzer, mit Schwerdtlilien angefüllter Fluß, Couſſon genannt. Der Pallaſt iſt im Geſchmack des Jahrhunderts, da er gebaut wurde, mit Gräben umgeben; die Architektur iſt ganz Gothiſch, aber doch ſchön, und verräth nichts Barbariſches. Eine große Treppe in der Mitte führt zu den verſchiedenen Zimmern. Durch einen ſonderbaren Einfall hat man ſie doppelt gemacht, und zwey Perſonen können zu gleicher Zeit, ohne ſich zu ſehn, die Treppe hinauf und herunter gehn. Dieſe Art zu bauen iſt drollig und einzig in ihrer Art.

Die Zimmer, ob ſie gleich ausgeräumt ſind, und anfangen die Verheerungen der Zeit zu empfinden, haben doch noch etwas Königliches und Prächtiges. Die, welche der verſtorbene Marſchall von Sachſen bewohnte, beſitzen noch einige Möblen, und ſind etwas modern umgeſchaffen. In vielen trifft man große queer durch das Zimmer gehende Balken oder Träger an, um die Decke und das Dach zu ſchützen und zu tragen, was die Zimmer gewaltig entſtellt. Katharine von Medicis, der ein Sterndeuter vorhergeſagt hatte, daß ſie in Gefahr ſey, vom Einſturz eines

Hauſes erſchlagen zu werden, ließ dieſe Balken, aus Furcht vor dieſer Weiſſagung, durch die Zimmer ziehn.

Ich ſuchte die Fenſterſcheibe auf, wo **Franz der Erſte**, die beyden Verſe mit einem Diamant einſchnitt:

Toute femme varie
Mal habit qui ſ'y fie.

Allein dieſe Scheibe iſt, durch einen Zufall, verloren gegangen.

Der Bau von **Chambord** hat große Summen gekoſtet, und 1800 Menſchen ſind 12 Jahre damit beſchäftigt geweſen. Dieſer Pallaſt ſoll 1200 große Zimmer, und 500 Kabinetter enthalten. **Franz I.** empfing hier, mit ſeiner gewöhnlichen Freygebigkeit und Pracht, Karl V. im Jahr 1540. **Heinrich II.** verſchönerte und erweiterte den Pallaſt. Faſt überall erblickt man den Salamander in den Flammen, welches das Sinnbild ſeines Vaters war. Auf einem bleiernen Thurm ſieht man auch **Heinrichs** Deviſe, ein halber Mond mit einem H.

Nachdem ich über drey Stunden in den verſchiedenen Gallerien und Zimmern zugebracht hatte, ſetzte ich mich an das Geſtade des kleinen Fluſſes, im Geſicht des Gebäudes, um es recht nach Gefallen zu betrachten. Ich hielt mein Mittagsmahl im Grünen, im Schatten alter Ulmen, und überließ mich den ſchwermüthigen Betrachtungen, welche der Anblick eines ſo erhabenen, ſeinem Verfall nahen Denkmals nothwendig einflößen mußte. Seit dem Tode des großen Marſchalls von Sachſen verfällt Chambord augenſcheinlich. **Ludwig XIV.** beſuchte es einigemal des Vergnügens der Jagd wegen; aber ſeine Nachfolger vernachläſſigten es, und jetzt würden viele 100000 Livres erfordert, um es in Stand zu ſetzen einen Fürſten aufzunehmen. Vielleicht reißt man es, aus Oekonomie, mit der Zeit ganz ein.

4.

Ich habe von Amboiſe eine Excurſion von zehn „Lieues“ nach **Loches** gemacht. Der Weg geht durch eine herrliche Ebene, voller Wieſen, welche der Cher, der Indre und eine Menge kleiner Bäche wäſſern. Das Schloß **Loches** iſt in der Franzöſiſchen Geſchichte berühmt, und war in den vorigen Jahrhunderten gewöhnlich das Gefängniß ſehr vornehmer Perſonen. Es hat ein ſehr hohes Alter, und ſelbſt keine Tradition weiß den Erbauer oder das Jahrhundert der Erbauung zu nennen. Der Herzog von Alençon wurde hier von **Karl VII.** gefangen gehalten, und in einem der Zimmer iſt noch der eiſerne Käfich, in den **Ludwig XI.** den Kardinal **de la Balue** neun Jahre lang ſperren ließ. Dieſe Maſchine iſt viereckig, und hat nicht über eilf Schuh im Durchſchnitt. Der Kardinal wurde erſt 1481 auf Vorbitte des Pabſtes in Freyheit geſetzt.

Ich beſah das Gemach, wo **Ludwig** den treuloſen **Ludovico Sforza**, von 1500 bis 1510, verwahren ließ. Es iſt groß und gewölbt, und ſchickte ſich in jenem Jahrhunderte recht gut zum Kerker eines Fürſten. Das Licht fällt durch ein einziges dreygitteriges Fenſter hinein, und nur im hohen Sommer genießt man, um Mittag, die Sonnenſtralen auf einige Minuten. Dem Fenſter gegenüber erblickt man an der Wand die Ueberbleibſel einer Sonnenuhr, die ein Werk des **Sforza** geweſen war. Wände und Gewölbe ſind auch mit einer Menge Züge und Aufſchriften bedeckt, welche die Länge der Zeit unleſerlich gemacht hat.

Ich ſtieg mit meinem Führer, beym Schein einer Fackel, in die **Verließe**, oder unterirdiſche Kerker. Es ſind Labyrinthe, die man unter der Erde ausgehöhlt hat, die ſehr weitläuftig und ganz ohne Licht ſind. Die Luft ſelbſt war ſo feucht und ungeſund, daß die Fackel verlöſchen wollte. Der Mann, welcher mich führte, zeigte mir, an verſchiedenen Stellen des Felſens, runde Löcher, wodurch man die Unglücklichen hinabließ, die verurtheilt waren, in dieſen Höhlen zu ſterben. Eiſerne Thüren verwahren den Eingang, und machen Hülfe oder Flucht unmöglich. Ich war froh, als ich aus dieſem Aufenthalt des Grauſens und der Finſterniß wieder auferſtand, und das ſüße Licht des Tages erblickte. Der größte Theil des Schloſſes fällt ein; unterdeſſen bedient man ſich noch einiger Zimmer zu Staatsgefängniſſen, und ſelbſt jetzt ſaß hier ein Edelmann, wegen unbekannter Verbrechen, ſchon über drey Jahre gefangen.

In der Kirche, vor dem großen Altar, liegt Agnes Sorel, die Geliebte Karls VII. begraben. Das Monument iſt von ſchwarzem Marmor, und ſie iſt in weißem Alabaſter darauf abgebildet. Wenn dieſe Abbildung Aehnlichkeit hat, ſo muß ſie im höchſten Grad zart und weiblich geweſen ſeyn. Das Geſicht entſpricht völlig den übrigen Theilen, und giebt uns eine Idee von außerordentlicher Liebenswürdigkeit, und eben ſo großer zerbrechlicher Zärtlichkeit. Ihre, zum Gebet gefaltete, Hände ſind Muſter von Ebenmaaß und Symmetrie. Um ihren Kopf iſt eine breite Binde mit Perlen, und eine Art von Perlenſchnur hängt vom Hals auf die Bruſt; die Kleidung iſt ſimpel und modeſt; zu den Füßen liegen zwey Lämmer (Agneaux), eine Anſpielung auf ihren Namen (Agnes). Die Zeit, die ſelbſt die Schönheit nicht ſchont, hat angefangen Grabmal und Figur zu beſchädigen. Ich blieb, ſchweigend und gerührt, einige Minuten davor ſtehn. Es war nicht bloß das Andenken ihrer Reize, das auf mich wirkte, ſondern mehr der edelmüthige Heldengeiſt, den ſie ihrem königlichen Liebhaber einflößte, und der ſeinen ſinkenden Muth ſtärkte, um ſich von dem Drucke ſeiner Feinde zu befreyen. Tauſend Geſchichtchen und Sagen haben ſich von ihr unter den Einwohnern von Loches erhalten. Ihre Schönheit, ihre Freygebigkeit, und ihre Gewalt über den König, machen die Hauptgegenſtände davon aus. Man führte mich zu dem Thurm, der Thurm der ſchönen Agnes genannt, wo, wie mich meine Begleiter ſehr treuherzig und ernſthaft verſicherten, der König, aus Eiferſucht, ſie einzuſperren pflegte, wenn er auf die Jagd ging. Sie ſtarb in der Abtey Jumieges, in Normandie, und ihr Körper wurde auf ihr Verlangen in dieſer Kirche begraben, der ſie ſehr anſehnliche Schenkungen gemacht hatte. Ludwig XI, ob er gleich das Andenken ſeines Vaters nicht ehrte, und die Agnes haßte, die er ſogar zu Chinon in Touraine mit Schlägen mishandelt hatte, ſchützte doch ihre Aſche, und verbot den undankbaren Chorherren, ſie auszugraben, und ihr Denkmal zu zerſtören, wie ſie Willens geweſen waren.

N.

2.

Erſte Tage der unglücklichen Königinn von Schottland, Maria Stuart.

A.

Schreiben der Maria Stuart, an die Königinn Eliſabeth von England. *)

Ihr wollt es, ihr befehlt es (ſagt ihr), liebe Schweſter? — — Ihr dringt darauf, daß ich euch Alles entdecken ſoll,

---

*) Das Original dieſes ſonderbaren Briefes befindet ſich zu London in der Harlayſchen Bibliothek.

ſoll, was mir die Gräfinn von Shrewsbury von euch geſagt hat; ich ſoll euch nichts verſchweigen, nicht einmal die Ausdrücke mildern, die ihre Empfindlichkeit ihr eingab, mich keiner andern Worte bedienen, als deren ſie ſich bediente, um euch in meinen Augen zu erniedrigen und herabzuwürdigen. Ihr wißt ſchon ſo viel, ſagt ihr, daß ihr im Stande ſeyd, die Treue oder Untreue meiner Erzählung zu beſtimmen, und mir keine der geringſten Uebergehungen zu verzeihen. Es ſoll euch ein Maaßſtab ſeyn, wornach ihr in Zukunft, ſowohl meine Wahrheitsliebe, als die Aufrichtigkeit der Geſinnungen ſchätzen wollt, die ich noch für euch hegen könnte. — —

Gott allein, Schweſter, Gott allein weiß, wie ſchwer es meinem Herzen ankommt, zur Verrätherinn an dem Zutrauen einer Frau zu werden, die ich lange für meine Freundinn hielt, und die ſich beleidigt glaubte. Es koſtet mich viel, euch Reden zu wiederholen, die euch nur zu ſehr misfallen und beleidigen müſſen, Reden, auf die ich zwar, größtentheils, ich betheure es, durch Widerlegung und Misbilligung geantwortet habe, indem ich der Gräfinn vorhielt, wie ſie ſo was glauben und nachſagen könnte, da ſie ſich doch (bey ihrem Charakter und bittern Haß auf Ew. Majeſtät) nicht ſchmeicheln dürfte, daß ich ihr auch nur einen Schatten von Glauben beymeſſen würde.

Dem ſey wie ihm wolle, liebe Schweſter, ihr wollt gehorſamt ſeyn. Schließt ſelbſt aus der Offenherzigkeit, mit der ich in alle die Details gehn will, die ihr von mir verlange, auf die Größe des Opfers, dem ich mich unterwerfe.

Die Gräfinn fing damit an, daß ſie mir verſicherte, und mit einem Eid bekräftigte, daß die Mannsperſon, mit der ihr euch, in Gegenwart einer von euren Hoffräuleins verſprochen gehabt, ſchon verſchiedenemal bey Ew. Majeſtät, und zwar eben ſo frey und vertraut geſchlafen habe, als ein Ehemann bey ſeiner Ehefrau.

Daß Ew. Majeſt. nicht wie andere Weiber gebildet, und es alſo von eurer Seite der höchſte Grad von Thorheit ſey, auf die Vermählung mit dem Herzog von Anjou zu dringen, da ihr gar wohl wüßtet, daß dieſe Ehe nie vollzogen werden könne.

Daß ihr, troꝫ dieſes Naturfehlers, doch nichts weniger als geneigt wäret, auf das Vergnügen des freyen Genuſſes eurer ſonderbaren Liebſchaften Verzicht zu thun, ſo wenig als auf das, mit euren Liebhabern ſo oft zu wechſeln, als es euern Grillen und Launen beliebte.

Daß es ihr gar oft leid gethan, daß ihr euch nicht an Sir Hatton, oder einen andern eurer Unterthanen von dieſem Charakter, begnügt hättet; aber noch mehr habe es ſie geärgert, euch allen Empfindungen von Ehre, eines gewiſſen Simier wegen, entſagen zu ſehn, den, ſo fremd und unbekannt er auch geweſen ſey, ihr ſogar des Nachts in dem Zimmer eines eurer Hoffräuleins aufgeſucht hättet, welcher die Gräfin dieſes auch vorgehalten habe.

Daß ſie Augenzeuge geweſen ſey, wie ihr dieſen nichtsbedeutenden Abentheurer mit der unanſtändigſten Vertraulichkeit behandelt, und euch ſo weit vergeſſen gehabt, daß ihr ihm die größten Geheimniſſe des Staats offenbaret. Ihr hättet ihm mit eben der Liebe und eben der ausgezeichneten Achtung begegnet, mit der ihr ſo verſchwenderiſch gegen den Herzog, ſeinen Herrn, waret, dem ihr einmal in der Nacht, vor der Thüre eures Zimmers, im Hemde entgegen ranntet, und ihn auf euer Kämmerlein führtet, wo er erſt mit Anbruch des Tages verließ.

In Sir Hatton, des Simier Vorgänger, wäret ihr ſo heftig verliebt geweſen, daß ihr euch mit eurer Leidenſchaft dem ganzen Hof zur Schau geſtellt, und er ſich, aus bloßer Schonung für euch, entfernt hätte. Ihr hättet dem Killigrew befohlen, ihm nachzuſetzen, und ihn wieder zurückzubringen; und wie er ohne ihn zurückgekommen wäre, ſo hättet ihr euch in eurem Verdruß ſo wenig zu mäßigen gewußt, daß ihr ihm öffentlich eine Ohrfeige gegeben. Sie Selbſt, die Gräfin Shrewsbury habe, aus Beſorgniß um Ew. Majeſtät guten Ruf, eben dieſen Sir Hatton, mit ihrer Tochter der Gräfinn Lenox, zu verheyrathen geſucht; allein er fürchtete ſich zu ſehr vor eurem Unwillen, als daß er dieſem Vorſchlage hätte Gehör geben können.

Selbſt der Graf Oxford habe, ſeitdem ihr euch in ihn verliebt gehabt, nicht gewagt, zur Ausſöhnung mit ſeiner Gemahlin die Hand zu bieten, um ſich nicht der Gnadenbezeugungen verluſtig zu machen, welche ihm die Liebe von eurer Seite verſprach, und womit ihr ſo verſchwenderiſch gegen jeden ſeyd, der das Glück hat, in eure geheimen Herzensangelegenheiten initiirt zu ſeyn, hauptſächlich aber gegen den Sir Georg, einen von euren Kammerdienern, dem ihr einmal dreyhundert Pfund Sterling geſchenkt hättet, weil er euch die Nachricht von Sir Hatton's baldiger Rükkunft brachte. Gegen eure übrigen Unterthanen aber wäret ihr eben ſo undankbar als knickerig, und im ganzen Königreiche hättet ihr euch kaum drey bis vier Perſonen verbindlich gemacht.

Ihr werdet wohl kaum glauben können, liebe Schweſter, daß eben dieſe Gräfinn mir den Vorſchlag that, meinen Sohn zu bereden, ſich in euch verliebt zu ſtellen. Sie ſagte, dies würde für mich ſehr nützlich ſeyn, und euch bald bewegen, den Herzog von Anjou nach Frankreich zurückzuſchicken, der mir ſonſt in mehr als einem Stücke gar ſchädlich werden könnte. Als ich ihr den Einwurf machte, man würde es als eine üble Plaiſanterie auslegen, ſo lachte ſie mir ins Geſicht, und antwortete, ihr hättet eine ſo hohe Meinung von der Macht eurer Reize, daß ihr es ſo weit gebracht, euch ſelbſt für ein wahres himmliſches Weſen zu halten; und ſie wollte ihren Kopf verwetten, es ſollte ihr ſehr wenig koſten, euch weiß zu machen, daß dieſer junge Menſch in der That und tief von eurer Schönheit verwündet wäre. Denn, mit einem Worte, die übertriebenſten Lobeserhebungen hätten euch ſo ſehr berauſcht, daß ihr mehr als einmal mit dem Ton der innigſten Ueberzeugung euch hättet verlauten laſſen: Es ginge mit euch wie mit der Sonne, die man nicht lange anſehen könnte, ohne verblendet zu werden.

Sie ſelbſt, und jedermann an eurem Hofe, wären gezwungen, euch auf den Fuß zu behandeln, ſo daß ſie, das letztemal, als ſie mit der verſtorbenen Gräſinn von Lenox die Ehre gehabt hätte, Ew Majeſtät aufzuwarten, es nicht gewagt hätten, einander anzuſehen, aus Furcht laut aufzulachen, weil ihr den lächerlichen plumpen Weihrauchdampf, womit euch niedrige Speichellecker daß einräucherten, ſo begierig in euch ſchlucktet. Ihre Tochter Talbot hätte mehr als einmal bekannt, es wäre ihr unmöglich, ernſthaft zu bleiben, wenn ſie euch ſähe.

Das kann ich ſelbſt bezeugen, liebe Schweſter, daß dieſe Lady Talbot, als ſie nach der Aufwartung von euch zurückkam, und den Eid, als eine von euren Hofdamen, in eure Hände abgelegt hatte, über dieſe Ceremonie viel ſcherzte, und zu mir ſagte: ſie käme, mir mit weit aufrichtigerem Herzen zu huldigen. Ich weigerte mich lange, allein, endlich war es mir nicht möglich, es ihrem dringenden Anhalten länger abzuſchlagen. Sie mögte nicht, ſetzte ſie hinzu, um alles in der Welt willen, länger in euren Dienſten ſeyn; ſo ſehr fürchtete ſie ſich, daß ihr, in euren Anfällen von Wuth, ſie wie ihre Muhme Skedemur behandeln mögtet, der ihr einen Finger zerbrochen, und hernach am Hofe vorgegeben hättet, der Fall eines Leuchters ſey Schuld an dieſem Unglücke geweſen. Auch einer andern von euren

Damen hättet ihr, bey einer Anwandlung von böſer Laune, beynahe die Hand mit einem großen Meſſer abgehauen. — Kurz, es ging ſo weit, daß, nach dieſen und vielen andern Geſchichten und Erzählungen, meine eigenen Kammerfrauen ein Vergnügen daran fanden, euch nachzuäffen, und euch ſo lächerlich zu machen, daß ich, ſobald ich es erfuhr, ihnen drohte, ſie fortzujagen, wenn ſie noch einmal die Verwegenheit hätten, die euch ſchuldige Ehrerbietung, und zumal in meinem Hauſe, aus den Augen zu ſetzen.

Wenn ich der Gräfinn Glauben beymeſſen ſoll, ſo haben Ew. Majeſtät jetzt den Plan gemacht, den Rolſon zu bewegen, mir ſeine Liebe anzutragen, um mich entweder durch Thatſachen zu entehren, die man öffentlich bekannt machen, oder durch heimliche Gerüchte, die man überall circuliren laſſen will, wo ſie mir Schaden können. Sie ſetzte hinzu, daß dieſer böſe Menſch darüber eine weitläufige Inſtruktion von euch empfangen habe.

Eben ſo behauptet ſie auch, daß Ruxty, ohngefähr vor acht Jahren, bloß nach London gekommen ſey, um meinem Leben nachzuſtellen. Er habe deswegen mehr denn eine Conferenz mit Ew. Majeſtät gehabt, und aus geheimen Urſachen wäret ihr bewogen worden, ihm zu befehlen, daß er dabey nicht anders zu Werke gehn ſolle, als wie es ihm, zu ſeiner Zeit und Ort, der Wolſingham zu wiſſen thun würde. Als die Gräfin an der Heyrath ihres Sohnes mit einer der Nichten des Lords Paget gearbeitet habe, hättet ihr verlangt, daß letztrer eine von euren Knoles nehmen ſollte, weil er euer Verwandter ſey. Sie beſchwerte ſich deswegen gewaltig über Ew. Majeſt. und beſchuldigte euch der Tyranney, weil ihr immer, und ſo deſpotiſch, über alle reiche Erbinnen im Königreiche diſponirtet. Bey dieſer Gelegenheit hättet ihr auch, auf eine höchſtärgerliche Weiſe, euren Unwillen an dem Lord Paget ausgelaſſen, deſſen

Geduld die andern Herren am Hof mit einem, eben nicht ſehr ehrenvollen, Beynahmen belegten

Als ihr vor fünf Jahren, liebe Schweſter, krank waret, ſagte mir die Gräfinn, eure Krankheit rühre von einem Fontanelle am Beine her, das plötzlich zugegangen ſey, und man ſchmeichele ſich, daß Ew. Majeſtät nicht lange mehr leben könnte. In dieſer Hofnung bezeigte ſie mir ihre Freude darüber, und ſetzte hinzu, daß ſie ſich auf die Weiſſagungen eines gewiſſen John Lanton gründe, der Ew. Majeſt. einen gewaltſamen Tod, und zugleich prophezeit habe, daß eine andere Königinn nach euch regieren werde. In einem andern alten Zauberbuche ſtünde aber, daß dieſe Königinn nur drey Jahre den Scepter führen würde. Dies alles wäre deutlich auf einem Bilde oder Gemälde im beſagten Buche vorgeſtellt, und ein anderes Blatt enthielte noch gar viele andere Dinge, über die ſie aber, mit einem Eide, das ſtrengſte Stillſchweigen angelobt habe. Sie wiſſe zwar wohl, wie wenig Stücke ich auf dergleichen Prophezeiungen von jeher gehalten hätte, allein ſie mache ſich demungeachtet Rechnung darauf, ſich dereinſt an meinem Throne in höchſten Gnaden, und meinen Sohn mit ihrer kleinen Arabella verheyrathet zu erblicken.

Ich ſchließe, liebe Schweſter, und ſchwöre und betheure bey Allem was heilig iſt, daß Alles, was ich hier (und gewiß höchſt ungern) auf euren Befehl wiederholt habe, in der Wahrheit gegründet iſt; und daß mir nie in den Sinn kam, das Geringſte von dem, was Ew. Majeſtät Ehre nachtheilig fällt, zu glauben, oder es jemand anders als Ew. Majeſt weiter zu offenbaren, um ſo mehr, weil, nicht zu gedenken was ich euch ſchuldig bin, mir auch die Falſchheit aller dieſer Behauptungen viel zu ſehr einleuchtete. Wäre es möglich, daß ich mit Ew. Majeſtät eine Unterredung, und wäre ſie nur von einer Stunde, haben könnte, ſo wollte ich euch auf das pünktlichſte und ohne den mindeſten Fehl, die Namen, die Zeit, und ſelbſt den Ort, nebſt noch manchen intereſſanten und partikulären Umſtänden entdecken, die euch in den Stand ſetzen ſollten, nicht allein die Wahrheit der oben angeführten Dinge zu erörtern und zu ergründen, ſondern noch gar vieles, das ich verſchweigen muß, bis ich überzeugt bin, daß ihr mir eure Freundſchaft wiedergeſchenkt habt. Und, o wie ſehnt ſich dies Herz, das man euch ſo grauſamer Weiſe verdächtig gemacht hat, nach dieſem ſo wünſchenswerthen und theuren Augenblick! Ihr ſollt euch davon innerlich überführt fühlen, daß ihr nie einen Freund, Verwandten oder Unterthan gehabt habet, der euch wahrer ergeben war, als ich!

Um Gottes Willen, liebe Schweſter, weigert euch alſo nicht länger, die in eure Arme aufzunehmen, welche euch liebt und ewig lieben wird, und euch die Aufrichtigkeit ihrer Geſinnungen, durch die wichtigſten und ausgezeichneteſten Dienſte beweiſen kann und will!

Geſchrieben in meinem Bette, auf meinem kranken Arm geſtützt, aber meine Leiden nicht achtend, um euch gefällig zu ſeyn, und eure Befehle zu befolgen.

Maria, Königinn.

B.

Auszug eines Briefes des Lords Burghlye, die Hinrichtung der Maria Stuart, Königinn von Schottland, betreffend.

Sie erhalten hier, zufolge der Befehle, womit Sie mich beehrt haben, eine getreue Erzählung alles deſſen, was ſich bis zum 8. Februar des gegenwärtigen Jahres Beſonderes und Merkwürdiges, bey der Hinrichtung von weiland der Königinn von Schottland, zugetragen hat, von dem Tage an, wo ſie den Händen des **Thomas Andrews**, Großſherifs Sr. Majeſt. in der Grafſchaft Northampton, übergeben wurde.

Als die Lords **Kent** und **Shrewsbury**, ſo wie **Sir Amya's Pawlet** und **Sir Drewe Dreurrye**, ihre Wächter, der gedachten Königinn am 6. Februar ankündigten, daß ſie ſich gefaßt halten mögte, den 8ten deſſelben Monats zu ſterben; ſo bemerkte man, weit entfernt darüber zu erſchrecken, weder auf ihrem Geſichte noch in ihrem äußerlichen Betragen, die geringſte Beunruhigung, ſondern bloß eine Art von Verwunderung über ein Urtheil, das ſie nicht erwartet zu haben ſchien. Uebrigens ſagte ſie lächelnd: „So außerordentlich und unerwartet mir auch die Botſchaft iſt, die ſie mir bringen, da die Königinn von England meinen Tod verlangt, ſo nehme ich das Urtheil, das mich dazu verdammt, willig an, und ich würde meine Seele der Glückſeligkeit, deren ſie bald, wie ich hoffe, genießen wird, unwürdig glauben, wenn mein Körper die Schwachheit hätte, den Streich zu fürchten, der mich von allen den Uebeln befreyen ſoll, welche ich in dieſem Leben erduldet habe.“ Ihr entfielen einige Thränen; ſie ſchwieg, und die Kommiſſarien begaben ſich hinweg.

Den 8ten Februar, nachdem alles zur Execution in Bereitſchaft war, verließ die Königinn von Schottland, ohne um den mindeſten Aufſchub zu bitten, ihr Zimmer. Sie war in einem langen Rocke von ſchwarzem Atlas gekleidet, trug um den Hals eine goldene Kette, an der ein Agnus Dei hing, hatte ein Crucifix in den Händen, einen langen Roſenkranz mit einem goldenen Kreuz daran im Gürtel, und war mit einem langen Florſchleyer bedeckt.

Als ſie nach dem, zu ihrer Hinrichtung zubereiteten Saal ging, ohne daß ſich die mindeſte Beſtürzung auf ihrem Geſichte verrieth, ſtützte ſie ſich auf zwey Leute des Sir **Amyas Pawlet**, und **Sir Andrews** ging vor ihr her.

Wie ſie in das Vorgemach des groſſen Saals trat, kamen ihr die Lords **Kent** und **Shrewsbury**, Kommiſſarien Sr. Majeſtät, die beyden Wächter der Königinn von Schottland, und noch viele andere Perſonen vom Stande entgegen. Einer ihrer alten Bedienten, Namens **Melvin**, warf ſich ihr zu Füßen, weinte, rang die Hände, und rief unter heftigen Schluchzen und Schreyen: „Wehe mir Unglücklichen, daß ich ſo lange gelebt habe, um Zeuge des grauſamen Schickſals meiner guten Gebieterinn — Ueberbringer dieſer abſcheulichen Nachricht ſeyn — meinen beſtürzten Landsleuten verkündigen zu müſſen, daß ich ihre rechtmäßige Königinn in England enthaupten ſah!“ Die Königinn nützte den Augenblick, wo das Uebermaaß des Schmerzens den armen Mann fortzufahren hinderte, und ſagte zu ihm: „Lieber **Melvin**, weine nicht; dein gutes Herz iſt mir bekannt. Freue dich vielmehr, daß **Maria Stuart** dem Zeitpunkt nahe iſt, der allen ihren Widerwärtigkeiten ein Ende machen wird. Denn wiſſe, treuer **Melvin**, daß auf dieſer Welt alles eitel, und der Glücklichſte nur der minder Elende iſt. Aber ſage meinen Schotten, ich bitte dich, daß ich ſtandhaft in meiner Religion geſtorben bin, und denen verzeihe, die nach meinem Blut dürſteten. — Großer Gott, rief ſie aus, du Herzenskündiger, du weißt, welche Wünſche ich ſtets für die Vereinigung von England und Schottland gethan habe! — Lebe wohl, **Melvin**, empfiehl meinem Sohne eine Mutter, die nie etwas verſchuldete, was ſeinem oder Schottlands Intereſſe zum Nachtheil gereichen konnte.“

Es entfielen ihr einige Thränen; ſie umarmte und entließ den alten Diener, indem ſie ſich ſeinem Gebet empfahl. Hierauf wandte ſie ſich mit heiterem Geſicht zu den beyden Lords. „Ich habe, redete ſie dieſe Herren an, mir zwey Gnaden von Ihnen auszubitten. Die erſte, daß eine gewiſſe, dem Sir Amyas Pawlet bekannte Geldſumme, an einen von meinen Leuten, Namens **Karl**, ausgezahlt werden möge; die zweyte daß meine weiblichen Bediente die kleinen Vermächtniſſe, die ich ihnen hinterlaſſe, richtig erhalten, und ſicher nach Schottland zurückgeſchickt werden. Schlagen Sie es mir nicht ab, lieben Lords, und Sie werden mich ſehr verbinden.“

Da die Erfüllung beyder Bitten nicht den mindeſten Anſtand fand, ſo bat ſie ferner die Commiſſarien, daß ihren armen troſtloſen Bedienten erlaubt ſey, ihrer Execution beyzuwohnen, damit ſie in ihrem Lande, bey ihrer Zurückkunft, die Geduld und Ergebung, mit welcher ſie ihren Tod erlitten, und ihre unerſchütterliche Anhänglichkeit an der Römiſchkatholiſchen Kirche, als Augenzeugen bezeugen könnten.

Es thut mir leid, antwortete Lord **Kent**, daß ich Ihnen hierin nicht gefällig ſeyn kann. Je mehr Ihre Leute Ihnen ergeben ſind, je mehr iſt zu befürchten, daß in einem Augenblick, wie dieſer, ihr Geſchrey und vielleicht ihre Reden, uns eben ſo läſtig werden würden, als Ihnen ſelbſt. Ueberdies ſind es lauter Katholiken; ihr Eifer könnte wahrſcheinlicher Weiſe ſie zu weit verleiten; und es würde uns leid thun, wenn wir alsdann gezwungen wären, ſie ſtrafen zu müſſen.

„Mylord, erwiederte **Maria**, mit etwas Hitze, ich wag es, Ihnen zu verſichern, daß ich für ſie ſtehe. — — Sind denn dieſe armen Unglücklichen ſo fürchterlich, daß man ihnen den traurigen Troſt abſchlagen will, ihrer unglücklichen Fürſtinn das lezte Lebewohl zu ſagen? Ich rechne ſogar darauf, lieber Lord, daß ihre Königinn, als Frauenzimmer, es unmöglich übel deuten kann, wäre es auch nur in Rückſicht auf unſer Geſchlecht, daß meine Kammerfrauen mir ihren Dienſt bis zu meinem lezten Augenblick leiſten?“ —

Als die Königinn von Schottland dies geſagt hatte, und zu bemerken glaubte, daß man ihr ihre Bitte demungeachtet nicht gewähren würde, ſo ſchien es ſie empfindlich zu kränken, und ſie rief in einem ſchmerzhaften Tone und mit naſſen Augen: „Eure Königinn iſt meine Verwandte; ich ſtamme wie ſie aus Heinrichs VII. Königlichem Blute; ich bin Wittwe eines Königs von Frankreich, rechtmäßige Königinn von Schottland, und ich beſtehe auf meine Forderung.“

Nach einer langen Konferenz zwiſchen den Kommiſſarien und den Wächtern wurde endlich beſchloſſen, daß man ihr erlauben wollte, ſich acht Perſonen aus ihrer Dienerſchaft, ſowohl männlichen als weiblichen Geſchlechts, zu wählen. **Maria** wählte den **Melvin**, ihren Apotheker, ihren Wundarzt, und noch einen alten Mann, und aus ihren Kammerfrauen, die zwey, welche in ihrem Schlafgemach zu ſchlafen pflegten.

Wie dieſes alles berichtigt war, gieng die Königinn von Schottland, auf die beyden Leute des Sir **Amyas Pawlet** geſtützt, von **Melvin** begleitet, und unter Vertretung der Kommiſſarien, der Wächter und ihres Gefolges, an deren Spitze der Großſherif von **Northampton** war, aus dem Vorzimmer in den Schloßſaal, ohne bey Erblickung des Orts, der vielen gegenwärtigen Zuſchauer, und der traurigen Vorbereitungen zu ihrer Hinrichtung, das mindeſte Entſetzen und ſelbſt keine Bewegung zu verrathen. Sie beſtieg das Schavot mit eben der Unerſchrockenheit. Es war 2 Fuß hoch, und 7 Fuß breit, und mit einem Geländer eingefaßt; inwendig befand ſich ein niedriges Taburet, ein langes Kiſſen und ein Klotz, alles mit ſchwarzem ſeidenem Zeug bedeckt. Sie wurde gebeten, ſich auf das Taburet zu ſetzen; zu ihrer Rechten ſtanden die Lords **Kent** und **Shrewsbury**, zur Linken der Großſheriff, und ihr gegenüber die beyden Scharfrichter; das Geländer umgaben von außen eine Menge Ritter, Edelleute und andere Perſonen von Stande. Nach einem kleinen Stillſchweigen wurde der Befehl der Königinn zur Hinrichtung von Herrn **Brats**, Staatsſekretär, mit lauter Stimme abgeleſen, nach deſſen Endigung alle Gegenwärtigen: **Gott erhalte unſere Königinn!** riefen.

Während der Ableſung hörte die Königinn von Schottland eben ſo gleichgültig, und faſt lächelnd, zu, als ob die Rede nicht von ihrem Tode geweſen wäre, ſondern die Königinn von England ſie begnadiget hätte.

Hierauf hielt der Doctor **Fletcher**, Dechant von **Peterborugh**, der außerhalb des Geländers ihr grade gegenüber ſtand, folgende Rede an ſie, nachdem er ſie ehrbietig gegrüßt hatte.

(Dieſe Rede iſt in dem Engliſchen Original nicht befindlich.)

Alle Anweſende, ausgenommen die Königinn und ihre Leute, wiederholten das Gebet, welches der Dechant zu Ende ſeiner Ermahnung that. Die Prinzeſſinn, auf ihrem Taburet ſitzend, hatte unterdeſſen die Augen beſtändig auf ihr Agnus Dei, ihren Roſenkranz und ihr Crucifix geheftet. Sie blieb ſo ſtets mit ihrem Papiſtiſchen Aberglauben beſchäftigt, ohne auf das zu merken, was der Dechant zu ihr redete; ſie fing, Anfangs mit leiſer Stimme, dann immer ſtufenweiſe lauter, ein Lateiniſches Gebet an, das ihre Thränen von Zeit zu Zeit unterbrachen. Das Kiſſen, worauf ſie ſaß, rutſchte unter ihr weg, da kniete ſie nieder und betete auf Engliſch für die Wiederherſtellung der wahren Religion, für ihren Sohn, und für die Königinn von England, wobey ſie Gott bat, daß er die Königinn wieder zu dem alten Glauben ihrer Väter zurückbringen möge. Ich vertraue, fuhr ſie fort, indem ſie das Crucifix anblickte und emporhob, ich vertraue auf mein ewiges Heil, durch die Gnade deſſen, der ſein Blut für uns vergoſſen, und für den ich ohne Murren bereit bin das Meinige zu vergießen.

Ich beſchwöre Sie, Madame, unterbrach ſie Lord Kent, Jeſum Chriſtum, wie Sie bisher gethan haben, in Ihrem Herzen zu behalten, und alle dieſe Papiſtiſche Alfanzereyen denen zu überlaſſen, die ſchwach genug ſind, daran zu glauben. Sie beantwortete dieſe Vorſtellung des Lords bloß durch ein gezwungenes Lächeln, und fuhr fort in Engliſcher Sprache zu beten, indem ſie den Herrn anflehte, ſeinen Zorn von dieſer unglücklichen Inſel abzuwenden, und ihr alle ihre Irrthümer zu vergeben, wie ſie ſelbſt denen verzeihe, welche ſeit ſo vielen Jahren nach ihrem Blute gedürſtet hätten.

Hierauf knieten die beyden Scharfrichter vor ihr nieder, und baten ſie, ihnen auch ihren Tod zu vergeben. „O von ganzem Herzen, erwiederte ſie, und ich hoffe daß dieſer Tod auf immer allen den Leiden ein Ende machen ſoll, die mich bisher nur zu ſehr zu Boden gedrückt haben.“

Die beyden Scharfrichter, nebſt den beyden Kammerfrauen, halfen ihr, die noch immer kniete, aufſtehen, und erſtere wollten ſie auskleiden; der eine nahm das Agnus Dei, das ſie auf dem Taburet hatte liegen laſſen, allein ſie bat ihn, es einer von ihren Kammerfrauen zu geben, der ſie es beſtimmt habe, mit der Verſicherung, daß ihnen der Werth baar vergütet werden ſollte.

Sie litt hierauf, ungeachtet ſie, wie ſie lächelnd ſagte, ſolcher Kammerdiener nicht gewohnt ſey, daß ſie ihren Kammerfrauen beym Auskleiden helfen durften, und half ſelbſt mit, als ob man ſie bloß zu Bette bringen wollte.

Als ſie nun in dem zur Hinrichtung ſchicklichen Zuſtand war, nämlich im bloßen Rocke und Hemde, konnten die zwey Kammerfrauen ſich nicht länger entbrechen, mit gen Himmel erhabenen Händen, überlaut zu ſchreyen und ſchluchzen; allein ihre Gebieterin, die ſich immer gleich blieb, umarmte und ermahnte ſie, ihr bloß den Beweis ihrer Anhänglichkeit und Zuneigung zu geben, daß ſie für ſie beteten. Sie wendete ſich hierauf zu **Melvin** und ihren übrigen Dienern, die auf einer Bank außerhalb des Schavots ſaßen, und theils in Thränen ſchwammen, theils ein Klaggeſchrey ausſtießen, und ſagte mit einem eben ſo feſten als graciöſen Anſtand zu ihnen: „Betet für mich, meine Freunde, das iſt alles, was in dieſem letzten Augenblicke eure gute Königinn von euch erwartet.“

Die eine Kammerfrau zog ein Corpus Chriſti-Schnupftuch heraus, küßte es andächtiglich, verhüllte den Kopf der Königinn damit, und entfernte ſich, nebſt der andern, unter heftigem Jammergeſchrey. Zu gleicher Zeit kniete die Königinn von Schottland, mit einem weit über ihr Geſchlecht erhabenen Muth, auf das Kiſſen nieder, und rief auf Lateiniſch: In te, Domine, confido; non confundar in aeternum! Sie rutſchte bis zum Klotz, legte ihr Haupt darauf, zog mit ihren Händen ihre Haare vor, und nachdem ſie zwey bis dreymal In manus gerufen hatte, ſchlug ihr der eine Scharfrichter mit dem zweyten Hiebe den Kopf ab. *)

R.

---

*) **Maria Stuart** war 44 Jahre alt, und die ſchönſte, vielleicht aber nicht die tugendhafteſte, Prinzeſſinn von Europa. Ihr zu zärtliches Herz machte ihr Unglück. Einer ihrer Liebhaber hatte ihren Gemahl ermordet. Man beſchuldigte **Maria** um dieſen Mord gewußt zu haben. Sie flüchtete nach England, wo Eliſabeth, ihre Schweſter, ſie Anfangs ehrenvoll empfing, aber ihr bald darauf ſagen ließ, daß die Stimme des Publikums ſie des Mordes ihres Gemahls anklage, und daß ſie ſich darüber rechtfertigen müſſe. Man ernannte Kommiſſarien zur Unterſuchung, und nach einer achtzehnjährigen Gefangenſchaft endigte ſich der Prozeß, aus politiſchen Abſichten, mit **Mariens** Hinrichtung.

3.

Begebenheiten und charakteriſtiſche Züge aus der Geſchichte der vereinigten Nord-Amerikaniſchen Staaten, ſonderlich aus den Zeiten des letzten Amerikaniſchen Krieges,

von einem Amerikaner.

Ein junger Amerikaner, der ſchon ſeit geraumer Zeit, ſeiner Thätigkeit und Tapferkeit wegen, mit **Waſhingtons** Beyfall beehrt worden war, erhielt vom Congreß eine Hauptmannsbeſtallung, gleich nach der Schlacht bey **Brandywine**. Seine Gattin entſchloß ſich, ihn zu begleiten, und die Mühſeligkeiten und Gefahren des Feldzuges von 1778 mit ihm zu theilen. Als er eines Tages einen Trupp Royaliſten verfolgte, wurde er von dem Anführer dieſes Trupps durch einen Muſketenſchuß in dem Augenblick tödtlich verwundet, wo ſeine Leute den Trupp umringten und gefangen nahmen. Er hatte die Großmuth, ehe er verſchied, den Seinigen zu befehlen, daß man ſeinen Tod nicht rächen, ſondern die Gefangenen ins Hauptquartier bringen ſollte.

Wie groß war der Schmerz ſeiner Frau, als die Soldaten ihr ſeine blutige Leiche brachten, und als ſie in dem gefangenen Anführer, der ihn erſchoſſen, einen zärtlich geliebten Bruder erkannte, der ſich, aller ihrer Abmahnungen ungeachtet, auf die Seite der Königlichgeſinnten geſchlagen hatte. Voll Verzweiflung und Entſetzen wollte dieſer Menſch ſelbſt Hand an ſich legen; allein ſeine unglückliche Schweſter, bey der, in dem Augenblick, die brüderliche Liebe alle andere Empfindungen überwog, ſuchte ihn aufzurichten. Sie verzieh dem Mörder ihres Mannes, und dem Feind ihres Vaterlandes, unter der Bedingung, daß er den Dienſt des Königs verlaſſen ſollte. Er that es, und iſt jetzt, auf ihrer Plantage, mit der Erziehung des einzigen Kindes beſchäftigt, das ſeine Schweſter von ihrem unglücklichen Manne hatte.

Ein Engliſcher Soldat, der das Glück gehabt hatte, einem Offizier des 23ſten Regiments, in der Affaire von Broddock, 1755, wo es von den Wilden und Franzoſen geſchlagen wurde, das Leben zu retten, erhielt 1771 von ſeinem Obriſten das Anerbieten einer Verſorgung im Chelſeaſpital. Ehe er ſie annahm, ſchrieb er an den gedachten Offizier, der ſchon lange den Dienſt quittirt, und an den Ufern des großen Fluſſes Potawmak ſich niedergelaſſen hatte. Er bekam eine Antwort, wo ihm dieſer Offizier verſicherte, daß ihm dieſer Vorfall bey Broddock nie aus dem Gedächtniß gekommen ſey, und dann mit folgenden Worten ſchloß:

„Was die angebotene Verſorgung zu Chelſea betrifft, mein Freund, ſo thut was ihr wollt; allein ich zweifle, ob ſie im Stande ſeyn werde, euch für eure Wunden zu entſchädigen, und euch gute Tage in eurem ſchwachen Alter zu verſchaffen. Da ihr lieber in Amerika bleiben mögtet, ſo ſeyd außer Sorgen; kommt zu mir am Potawmak. Ich beſitze da eine vortrefliche Plantage, die mir mein Auskommen und manches Vergnügen in reichem Maaße gewährt. Kommt, guter Kriegsmann, ſetzt eure Flinte in eine Ecke meines Hauſes. Es wird mir und meiner Frau eine wahre Freude ſeyn, den Abend eures Lebens friedlich, ruhig und glücklich zu machen. Es ſoll euch an nichts fehlen.“

Horatio Gates.

Es iſt derſelbe **Gates**, der in der Folge, als **General Gates**, ſo berühmt wurde, und die Engliſche Armee, bey **Saratoga**, zu capituliren zwang.

Ein Schiff von **Boſton** ging in der Rhede von **Barbados** vor Anker. Einige ſeiner Matroſen ſprangen in's Waſſer, um ſich mit Schwimmen zu erfriſchen, während ihre Kammeraden auf den Raa'n und Maſtkörben Achtung gaben, ob ſich keine Hayfiſche näherten. Es dauerte nicht lange, ſo wurde man eines von dieſen gefährlichen Thieren gewahr, deſſen große Floßfeder hoch über den Fluthen, die ſie durchſchnitt, emporragte. Sogleich kehrten alle eilig an Bord zurück.

Das gefräßige Ungeheuer, daß ſeine Leute entfliehen ſah, durchſchoß die Wellen wie ein Pfeil, und kam in den Augenblick heran, wo der Leib des letzten Schwimmers ſchon von ſeinen Kammeraden gefaßt und zur Hälfte in der Schaluppe war. Der Fiſch biß ihm ein Bein ab. Das Blut ergoß ſich ſtromweiſe, und in weniger denn einer halben Stunde war er todt.

Emanuel Purdy, ſein Landsmann (beide waren aus der Stadt **Darmuth**, in dem Staat von **Maſſachuſſets-Bay**, gebürtig) hatte unterdeſſen unverrückt und ſchweigend die Augen auf ſeinen ſterbenden Kammeraden geheftet, und rief wüthend, ſobald er ihn den letzten Seufzer ausſtoßen ſah: „**Ezechiel iſt todt, und dies hölliſche Ungeheuer hat ihn ermordet!** Er verließ die Leiche, lief in den Schiffsraum, holte ein großes Meſſer, und ſchärfte es auf dem Schleifſtein des Zimmermanns. „Was willſt du thun?“ fragte ihn dieſer. „Meinen Kammeraden rächen!“ antwortete Purdy. Bald darauf ſtieg er auf das Verdeck, kleidete ſich aus, ohne ein Wort zu ſagen, und ſprang ins Meer, ehe man ſeine Abſicht errathen konnte.

Das heißhungrige Ungeheuer, das ſich noch immer in der Gegend vom Schiff aufhielt, wurde ihn bald gewahr, und ſchwamm Anfangs langſam, wie dieſe Fiſche zu thun pflegen. Das Schiffsvolk glaubte den Matroſen verloren, und brach in ein lautes Angſtgeſchrey aus. Emanuel, der in dergleichen Gefecht geübt war,*) erſchöpfte ſeine Kräfte nicht, er faßte ſein Meſſer, blieb unbeweglich, und erwartete mit unbegreiflicher Ruhe den Hay, der immer mehr ſich näherte. In dem Augenblicke, da er ſeinen mörderiſchen Rachen aufſperrte, tauchte er unter, entging ihm, und kam in einer Entfernung von 10 Toiſen wieder zum Vorſchein. Er beſchrieb darauf einen Zirkel um ihn, indem er langſam ſchwamm, und ihm von der Seite beyzukommen ſuchte. Der Hay, der ſich bis zur Wuth erboßte, und ſeines Raubes gewiß war, ſchoß auf ihn zu, indem er ſich auf die Seite neigte; denn der Schlund dieſer Seeungeheuer iſt von ihrer Schnauze ſo weit entfernt, daß ſie nichts faſſen können, ohne ſich auf den Rücken zu werfen. Dies war der Augenblick, auf den der tapfre Emanuel lauerte. Mit einer Gegenwart des Geiſtes, einem Muth, und einer Stärke, die weit über die menſchlichen Kräfte erhaben zu ſeyn ſchienen, ſtieß er dem Raubfiſch das Meſſer in den Leib. Sein gefürchteter Rachen ſchloß ſich, ſein ungeheurer Schwanz peitſchte ängſtlich das ſchäumende Element, in welchem er ſchwamm, er verfolgte ſeine Beute nicht mehr. Allein Emanuel verfolgte ihn nun ſelbſt, und brachte ihm, unter dem Waſſer ſchwimmend, noch verſchiedene Wunden bey. Das Meer wurde mit dem Blute des Hay's gefärbt, ſeine Bewegungen wurden ohnmächtiger, er wälzte ſich, ſchwamm über dem Waſſer und ſtarb. Sieben Minuten hatte dieſer außerordentliche Kampf gedauert. Die Beſorgniß des Schiffvolks war nun in lauter Freude verwandelt, man zog den Emanuel an Bord, und jeder wünſchte ſich Glück, der Kammerade des tapfern Mannes zu ſeyn, der dies fürchterliche Thier in ſeinem eigenen Elemente anzugreifen und zu überwinden gewagt hatte. Sobald das todte Ungeheuer auf das Verdeck gewunden war, hieb ihm der Sieger den Kopf ab, ſchnitt ihm den Bauch auf, zog das Bein ſeines Landsmannes heraus, und legte es zu ſeiner Leiche. Dieſe tapfere That wurde in die Barbados Zeitung geſetzt.

---

*) Auf den Bermudiſchen Eylanden habe ich viele Weiße, und eine Menge Neger, dieſe Ungeheuer angreifen und erlegen ſehn.

In den fünf erſten Jahren des Nordamerikaniſchen Krieges, wurde von den Engliſchen Parthengängern, in den Diſtrikten Weſtcheſter, Maraneck, Scarcedale, Bedford, Neu-Rochelle und den weißen Ebenen, aus welchen ich dieſes am 11. May 1785 ſchreibe, alles ſo gierig verheert, daß das Obſt in den meiſten Baumgärten auf der Erde verfaulte, und die Wieſen in dieſer ganzen Zeit nicht gemähet wurden. Aber um alle Abſcheulichkeiten zu ſchildern, welche die Gefährten bürgerlicher Kriege, und auch dieſes Kriegs geweſen ſind, müßte ich ein ganzes Buch anfüllen; von den vielen tauſend Unglücklichen an, die in den Zuckerhäuſern von New-York und in den Gefängnißſchiffen umkamen, oder nach Indien und St. Auguſtin, wider den Inhalt der Kapitulation, tranſportirt wurden, bis zu dem Mord der Frau Cadewell *), und den Weibern, denen man den Bauch aufſchlitzte, und einen Zettel mit der Aufſchrift anheftete: „Du wirſt keine Rebellenkinder wieder gebären.“

---

*) Sie war die Frau des Predigers zu Springfield; ſie ſaß in der Thüre und ſtillte ihr Kind, als ſie erſchoſſen wurde. Der Marquis de la Fayette ſchickte ihren älteſten Sohn nach Europa, und ließ ihn erziehen.

Das Haus meiner Mutter, bey der ich jetzt wohne, iſt das fünfte von den Häuſern dieſes ſonſt ſo blühenden Fleckens, welche damals den Flammen entgingen. Aber man nahm ihr Alles, Vieh, Schaafe, Früchte, Meublen ꝛc. ein einziges Huhn, das ſich unter das Bette geflüchtet hatte, entwiſchte der Raubſucht der Plünderer. Sie verbarg und nährete es ſorgfältig. Als ich eines Tages nach New-Rochelle ging, um Makrelen zu fiſchen, womit die Vorſicht in demſelben Jahre unſre Ufer geſegnet hatte, nahm ich mein Nachtlager bey dem Quaker **. „Wo iſt der Hahn, fragte ich den andern Morgen, den ich, wie mich dünkt, habe krähen hören!“ — In meinem Keller; aber, ſetzte er hinzu, verrathe mein Geheimniß nicht. — „Wie iſt dir's möglich geweſen dies Thier zu retten, da du doch ſo nahe bey Kingsbridge biſt?“ — Ach, mehr als einmal hat mich ſein Krähen zu verrathen gedroht. — „Meine Mutter, fuhr ich fort, hat eine Henne, die ſie auch ſchon ſeit langer Zeit verheimlichte. Wir wollen die beiden Kläusner paaren, und die junge Brut theilen.“ — Ich bin's ſehr wohl zufrieden, ſprach der Quaker, allein ich habe nicht eine Handvoll Korn im Vermögen, das ich zu meinem Antheil an der Zucht geben könnte. — „Darauf ſoll es nicht ankommen, war meine Gegenrede; meine Mutter und ich leben ſeit geraumer Zeit bloß von Kartoffeln; ſie ſollen auch das Futter für das neue Ehepaar und ſeine Familie werden.“ — Einige Zeit nach dieſer Convention kam Sir Guy Carleton nach New-York, und that dem Raub- und Plünderungsgeiſt, der ſo lange unſer Land verheert hatte, Einhalt. Als der Hahn wieder an's Tageslicht kam, wurde er ſo ſehr davon geblendet, daß er ſich eine ganze Weile nicht um das Huhn bekümmerte. Dies iſt der zweyte Urſprung des Federviehes, das jetzt unſere Höfe in den weiſſen Ebenen bevölkert.

Als der Obriſte **Baum**, mit einem Detaſchement Teutſcher und Engliſcher Truppen, von der Armee des Generals **Burgoyne** vorgerückt war, verſammlete der Amerikaniſche Brigadier **Starks** ſeine **Nachbarn**, wie er ſich ausdrückte, ſezte ſich an ihre Spitze, ſchlug in drey Angriffen das **Baumſche** Detaſchement gänzlich, und trug nicht wenig dadurch zu der nachher erfolgten Gefangennehmung des **Burgoyne** bey. Einige Wochen darauf überſendete der Congreß dem wackern **Starks** einen ſchönen Degen und ein Dankſagungsſchreiben. „Was ſoll ich mit dem Degen machen, ſagte **Starks**, ich weiß ihn nicht zu brauchen. Sie hätten beſſer gethan, wenn ſie mir einige Ellen Tuch und ein Stück Leinwand geſchickt hätten, denn ich bin leztrer höchſt bedürftig.“ — Die Staaten von **Maſſachuſſets** verſammelten ſich, und votirten dreißig Pfund Sterling, „um Leinwand für den Brigadier **Starks** „zu kaufen, und ſie ihm im Namen der Republik, als einen ſchwachen Beweis ihrer Erkenntlichkeit, für ſein Wohl„verhalten bey **Bennington** zu überreichen.“

General **Lincoln**, der ſeinem Vaterlande als Generalmajor, den ganzen Krieg durch, mit vieler Diſtinction diente, iſt jezt beſchäftigt, eine ſchöne Kornmühle, in der Nachbarſchaft der kleinen Stadt **Hingham**, ſeiner Vaterſtadt, anzulegen. Ich habe verſchiedenemal beym General **Heath** geſpeiſet, der auch als wahrer **Cincinnatus** auf ſeinem Landgute lebt, wo ich ihn ſelbſt arbeiten und ſeinen **Mais** beſtellen ſah. „Wie fangen ſie es an, fragte ich einſtmals den Obriſten **Aaron Burr**, der jezt einer unſrer berühmteſten Advokaten iſt, daß Sie immer einen Schreiner zu Ihrem Dienſten haben, da ſie doch jezo ſo ſelten ſind?“ — Ich will es Ihnen ſagen, gab er zur Antwort: dieſer, den ſie hier ſehn, iſt einer meiner Freunde, und mein alter Kriegskamerad. Er hat bey dem Regimente, das ich kommandirte, als Hauptmann mit vieler Bravur gedient. Als der Krieg zu Ende war, fragte er mich, was er anfangen ſollte? — „Ergreifen Sie Ihren Hobel wieder, antwortete ich; ich kehre zu meinen Akten zurück.“

Hauptmann Gregg wurde von einer Streifparthey Engliſcher Wilden durch einen Flintenſchuß bleſſirt und hernach ſkalpirt, das heißt, ihm die Kopfhaut abgezogen. Sie hielten ihn für todt, und ließen ihn auf dem Schnee liegen. Sein treuer Hund leckte ihm den Kopf, lief ins Fort Schuyler zurück, in deſſen Nachbarſchaft der Scharmützel vorgefallen war, und bezeigte ſich gegen den vertrauteſten Freund ſeines Herrn ſo ängſtlich und unruhig, daß dieſer, in Begleitung einiger Soldaten, dem Thiere folgte. Der Hund führte ſie zu ſeinem Herrn, den ſie ohnmächtig fanden, und ins Fort trugen. Er wurde glücklich von ſeinen Wunden geheilt, und lebt noch zu New-York.

Ein Mann aus Nantuket trieb den Negerhandel ſchon ſeit vielen Jahren, und rühmte ſich deſſen eines Tages gegen ſeinen Nachbar, einen Quaker. Einige Zeit darauf verlor derſelbe Mann ſein Kind, und niemand wußte, wo es hingekommen ſey. „Vielleicht, ſagte der gute Quaker, hat es irgend ein Schiffskapitän entführt, um es in der Fremde zu verkaufen.“ — „Wäre das möglich?“ fragte der unglückliche in Thränen ſchwimmende Vater. — „Eben ſo möglich, wie es dir möglich war, von der Küſte von Guinea alle die armen Schwarzen zu entführen, die du in die Zuckerinſeln verkauft haſt.“ — So ſtark war der Eindruck, den dieſe Betrachtung auf den Negerhändler machte, daß er von dem Augenblick an die-

ſem

ſein ſchändlichen Handel entſagte. — Wenige Tage darauf wurde das Kind wieder gefunden, und es ſchien nur verſchwunden zu ſeyn, um ſeinem Vater dieſe auffallende Lehre zu geben.

Gegen das Ende des Jahres 1783 wurde ein Transportſchif, das von Jamaika Soldaten für die Engliſche Armee nach New-York bringen ſollte, an den Küſten von Neu-Yerſey von Eis eingeſchloſſen, das ſich des Nachts durch die Kälte noch feſter ſetzte, und am Morgen ſo ſtark war, daß man, wie über eine Brücke, darauf ans Land kommen konnte. Die Soldaten verſammelten ſich auf dem Verdeck, und einer von ihnen redete ihre Offiziere folgendergeſtalt an: „Meine Herren, wir waren beſtimmt die Armee zu Neu York zu rekrutiren; da uns die Jahreszeit verhindert, dahin zu kommen, ſo wollen wir die Gelegenheit nutzen, die ſich uns anbietet, das feſte Land zu erreichen. Wir ſind unſers Handwerkes überdrüſſig. Wenn man ſie fragt, was aus uns geworden iſt, ſo antworten ſie: Freye Leute, und, wie wir hoffen, gute Arbeiter! Adieu, meine Herren!“

William Tryon, Statthalter von New-York, präſidirte, wie bekannt, während des Krieges, bey der Zerſtörung der Städte Norwalk, Neu-Hafen und Fairfield. Er würde mit eben dem Vergnügen alle übrige Seeſtädte des Staats von Connecticut verwüſtet haben, wenn der Oberbefehlshaber, Sir Heinrich Clinton, es ihm nicht verboten hätte. Eine Viertelſtunde von Fairfield lebte ein reicher und geſchickter Advokat, Namens Thadeus Burr. Er hatte ein ſchönes Haus, eine ſchöne Bibliothek, und war ſehr gaſtfrey. Vor dem Krieg kam der Statthalter oft zu ihm, und brachte ſeine Erholungsſtunden bey ihm zu. Er nannte ihn ſeinen Freund, liebte und ſchäßte ihn. Sobald er zu Fairfield ans Land geſtiegen war, und ſeine Truppen ſich aller Zugänge bemächtigt hatten, wählte er dies Haus zu ſeinem Hauptquartier. „Wo iſt ihr Mann?“ fragte er die Frau Burr. — „Wo er hingehört, bey der Miliz unter den Waffen, nicht weit von hier, antwortete ſie. Die Zeiten haben ſich gewaltig geändert, Herr Gouverneur, ſeitdem wir ſie nicht geſehen haben.“ — „Ja, Madame, ſie haben ſich gewaltig geändert,“ erwiederte er, und ſah ſie böſe an. Den andern Tag ſteckten die Engliſchen Truppen die Stadt in Brand, und verbrannten ſogar die Kirchen, obgleich der Gouverneur den Weibern feierlich verſprochen hatte, ſie zu verſchonen, und ihnen erlaubt hatte, ihre Betten, etwas Proviant, und die Wiegen ihrer Kinder hinein zu thun. Wie groß war das Erſtaunen der Frau Burr, als ſie einen Sergeanten und einige Soldaten mit Feuerbränden in der Hand auch auf ihr Haus zukommen ſah. „Alſo auch dies Haus? ſagte ſie. Welchen Namen werden ſie dieſem groſſen Sieg in dem hochtrabenden Bericht an ihren König geben? Glauben ſie, daß Großbritannien dadurch reicher, oder ihre Sache um einen Schritt weiter kommen wird?“ — Grimm und verbiſſene Wuth ſtand auf ſeinem Geſicht, und er ſagte bloß: „Fort, Madame!“ — Großmüthig und beherzt ertrug ſie das Schauſpiel ihres brennenden Hauſes, und nach dem Frieden hat dieſes Ehepaar, ein kleines Städtchen auf eben dieſen Ruinen erbaut, wo ſie ruhig und eben ſo gaſtfrey leben wie zuvor.

Eine Privatperſon hat einen Riß zu einer Stadt, mitten im Walde, und an einem der Flüſſe entworfen, welche in den Susquehannah fallen. Die Sorgfalt, mit welcher ſich jetzt der Staat von Maryland angelegen ſeyn läßt, die Schiffahrt auf dieſen großen Fluß zu erleichtern, kann den künftigen Flor dieſer neuen Pflanzſtadt um ein Großes befördern. Da ich überzeugt bin, daß es manchen Leſer in Europa intereſſiren wird, zu wiſſen, wie man in Nordamerika es anfängt, wenn man eine neue Stadt anlegen will, ſo theile ich hier die Ueberſetzung der Anzeige mit, welche der Eigenthümer in alle Zeitungen des feſten Landes einrücken ließ.

Neue Stadt.

Unterzeichneter macht dem Publikum bekannt, daß er den Plan zu einer neuen Stadt in der Grafſchaft **Northumberland** entworfen hat. Sie liegt am mittäglichen Ufer des weſtlichen Arms des **Susquehannah**, an der Mündung des **Büffel=Fluſſes**. Dieſe Lage bildet einen geräumigen und bequemen Hafen für die Schaluppen und Boote, welche mit der Zeit auf dieſem großen Fluß ſchiffen werden. Der Eigenthümer hat dieſen Platz in 400 Looſe, von 70 Fuß Breite nach der Straße und 165 Fuß Tiefe eingetheilt. Er wird beide vergrößern, wenn es nöthig ſeyn ſollte. Der Platz iſt trocken, und ſo hoch, daß er von keiner Ueberſchwemmung was zu beſorgen hat. Er iſt außerordentlich geſund gelegen, und wird mit der Zeit einen angenehmen Blick geben. Der Boden iſt vortreflich, und vier Fuß tief findet man Kalkſtein. Das ganze Land iſt mit Bau= und Brennholz reichlich verſehn. Eine große Anzahl Bäche bieten bequeme Gelegenheiten zu Anlegung von Hammerwerken und Sägemühlen an. Unterzeichneter wird auch Looſe zum Feldbau in der Nachbarſchaft, von 50 bis 100 Morgen, ſowohl an Ackerfeld als Wieſenwachs, austheilen. Die beiden Ufer des Fluſſes haben einen Ueberfluß an fettem und reichhaltigem Erdreich, das die Induſtrie der Einwohner in Wieſen und Triſten verwandeln kann. Die Marktſtraße geht von der Mitte des Hafens grade ſüdwärts; ſie wird 70 Fuß Breite haben. Die Straße im Centrum, die ſie rechtwinklig, Oſt- und Weſtwärts durchſchneidet, hat deren 60; alle übrige Straßen, die ſich gleichfalls durchſchneiden, werden 50, und die Seitengäßchen 15 Fuß breit ſeyn. Unterzeichneter wird 5 Plätze für die öffentlichen Gebäude, als Kirchen, Schulen ꝛc. anweiſen. Der Preis dieſer Looſe iſt ſehr mäßig, und die jährlichen Procente ſind wie gewöhnlich. Der Eigenthümer iſt Willens, nach ſeinem Namen, dieſe Stadt Deerville (Deer-Stadt) zu nennen. Der Riß kann auf der Börſe zu Philadelphia, zu Lancaſter, Reading, und an allen öffentlichen Oertern Penſylvaniens, ſo wie zu Baltimore im Maryland ꝛc. in Augenſchein genommen werden. Den 1. May, 1784.

Ledwig Deer.

Eine große Anzahl Wilde aus den Mehikanderſchen Dörfern, Montawk, Stockbridge (lauter Dörfer und Striche, welche die alten Wilden, von der Nation der Mehikanders, ſich bey den Abtretungen ihrer Ländereyen an die Weißen vorbehielten, und welche jetzt von den Europäiſchen Pflanzungen ganz eingeſchloſſen ſind), die ihre Landsleute in den Wäldern nicht kannten, und nicht einmal ihre Sprache verſtanden, wurden zu der Generalverſammlung eingeladen, die man im Oktober 1784 beym Fort Schuyler hielt. Sie hatten eine Erziehung genoſſen, wie man ſie gewöhnlich den Amerikaniſchen Kindern zu geben pflegt; das heißt, die meiſten von ihnen konnten leſen und ſchreiben, waren in den erſten Grundſätzen der Chriſtlichen Religion unterrichtet, und arbeitſam und fleißig. Ihre Kleidung war die Europäiſche, und ſie hatten nie eine andere gekannt. Die Kommiſſarien des Congreſſes ließen auf oblaer Generalverſammlung den Häuptern der ſechs Nationen die gewöhnlichen Präſente austheilen. Ich weiß nicht, ob dies Schauſpiel, oder eine andere Urſache daran Schuld war, genug, von dem Augenblick an traten ſie wieder in nähern Umgang mit ihren alten Landsleuten, und bekamen Geſchmack an der Lebensart, welche ihre Väter geführet hatten. Männer und Weiber beſchloſſen einmüthig, ihre ſchönen Häuſer und geſegneten Felder zu verlaſſen, und allen den Reſſourcen von Subſiſtenz zu entſagen, deren Kenntniß ſie erlangt hatten. Sie warfen ihre Europäiſchen Kleider von ſich, kleideten ſich auf Art der Wilden, und vereinigten ſich mit den Onondagas, in deren großem Dorfe, am See Oneida, ſie jetzt leben. So mächtig und unauslöſchlich iſt der Eindruck und Reiz der Lebensart der Wilden. Dies neuere Beyſpiel, das in Gegenwart vieler Zeugen ſich zutrug, iſt davon Beweis.

Die Frau eines Landmanns, in der Gegend von Briſtol, fünf Stunden von Philadelphia, verlor ihren Mann, von dem ſie ſechs Kinder hatte. Er hatte bloß einen einzigen Neger, den Gefährten ſeiner erſten Arbeiten, dem er, ehe er ſtarb, die Freyheit gab. So groß war die Erkenntlichkeit dieſes edelmüthigen Afrikaners, daß er ſich feierlichſt, als freyer Mann, anheiſchig machte, dieſer Frau und ihren Kindern fortzudienen, ohne irgend eine andere Belohnung zu fordern, oder anzunehmen, als daß er Kleidung und Unterhalt mit dieſer Familie theilte. Nach dem Tode dieſes Negers ließ ſeine alte Herrſchaft ihm auf ſeinen Grabſtein folgende Inſchrift ſetzen: „Hier liegt Johann, geboren zu Trenton in Neu Yerſey, den 17. May 1703, geſtorben den 29. Oktober 1770. Er war bis in ſein 51ſtes Jahr ein guter und treuer Sklave, und wurde, nach ſeiner Freylaſſung, durch ſeine Kenntniß, ſeinen Fleiß und ſeine Dankbarkeit, „die Stütze meines Wittwenſtandes, und der Jugend meiner Kinder. M. P.“

Vor dem Kriege hielt **Samuel Fraunces** einen großen Gaſthof zu New-York, ohnweit der Börſe. In der Ueberzeugung, daß er ſeinem Vaterlande weſentlichere Dienſte leiſten könnte, wenn er zurückblieb, als wenn er die Waffen ergriff, die ihm ſeine Geſundheit widerrieth, verließ er ſein Haus nicht, wie andere, als die Engländer Beſitz von der Stadt nahmen. Nie iſt eine Ahndung glücklicher in Erfüllung gegangen. Dieſem edelmüthigen Bürger verdankt das vereinigte Amerika das Leben des unſterblichen **Washington**. Mittelſt einiger Füllungen von Leinwand, die er in den Lambris ſeiner Zimmer angebracht hatte, und die unter dem gemalten Papier verborgen ſteckten, womit dieſe tapezirt waren, entdeckte er im May 1779 die Verſchwörung, welche gegen dieſen großen Mann vor der Einnahme der Stadt geſchmiedet wurde. Er benachrichtigte ſogleich die Madam **Graham** davon, und noch denſelben Abend ſchlief der General bey ihm. Verſchiedene angeſehene Perſonen von den Königlichgeſinnten wurden gefangen genommen, und in die Gefängniſſe von **Connecticut** geſchickt; ein Soldat wurde gehängt. Alle dieſe Herren ſchrieen über Ungerechtigkeit; allein es iſt nur zu gewiß, daß ein gewiſſes Frauenzimmer, Namens **Smith**, kurz darauf nach Europa geſchickt wurde, und daſelbſt noch eines anſehnlichen Gnadengehalts genießt. Alle dieſe Details haben ſich in der Folge ſo deutlich beſtätigt und aufgeklärt, daß der Congreß, als er im Monat Febr. 1758 zu New-York dieſen Mann in dürftigen Umſtänden fand, ihm ein Geſchenk von 2000 Piaſtern machte, ſein Haus für die Druckerey des Congreſſes miethete, und ihm zwey Jahre voraus bezahlte. Derſelbe **Samuel Fraunces** vermiethete ſich an einen Engliſchen General als Koch, und bedung ſich, ſtatt des Lohn's, die Erlaubniß aus, daß er den Abhub von Sr. Excellenz Tafel den gefangenen Amerikanern geben dürfe.

Einige Jahre vor dem letztern Krieg unterzeichneten die Bürger zu New-York eine anſehnliche Summe, von der ſie in England die Bildſäule des Königs zu Pferde aus einem Gemiſch von Bley und Zinn gießen, und ſie vergolden ließen, und ſolche auf einen zierlichen Piedeſtal auf dem Platz **Bowding-Green** aufrichteten. Es war die erſte Bildſäule zu Pferde, die in der neuen Welt war geſehn worden. Nach dem Ausbruch der innerlichen Unruhen zerſchlugen eben dieſe Bürger dieſe ſchöne Statue, und goſſen aus ihrem Metall Stück- und Flintenkugeln. Und mit den Überbleibſeln dieſes prächtigen Monuments ſind die erſten Engländer bey New-York erſchoſſen worden.

Die Briefetikette der Engliſchen Generale erlitte in dem Kriege bemerkenswerthe Abſtufungen. Der erſte Brief hatte zur Aufſchrift: **An Georg Waſhington, Eſquire,** und wurde zurückgeſchickt. Der zweyte: To G. Washington; er wurde ebenfalls nicht angenommen. Der dritte: **An den General Waſhington ꝛc. ꝛc. ꝛc.** Dieſe ꝛc. konnte man auslegen wie man wollte; ſie konnten ſehr viel, oder gar nichts bedeuten. — Zuletzt waren dieſe Herren gezwungen zu ſchreiben: **An Sr. Excellenz, den Herrn General Waſhington, oberſten Befehlshaber des vereinigten Franzöſiſchen und Amerikaniſchen Heeres** — und damit iſt bis zum Friedensſchluß fortgefahren worden.

In einer Aſſemblee zu New-York waren verſchiedene Engliſche Offiziere um eine junge Amerikaniſche Dame verſammelt, und machten, nach einigen beißenden Spöttereyen über die Amerikaniſche Armee, die Bemerkung, daß es bey den Truppen der Rebellen auch einen General Howe und General Clinton gäbe. — „Ja, meine Herren, erwiederte die Dame, aber in Ihrer Armee giebt's keinen Washington."

Ein General aus New England reiſete zur Armee des Gates, kurz vor der Kapitulation von Saratoga, und hatte ſeinen Neger bey ſich, der zu ihm ſagte: „Darf ich „meinen Herrn fragen, warum er dieſe lange Reiſe thut?" — Um Freyheit und Unabhängigkeit zu erkämpfen. — „Ach, erwiederte der Neger, könnte ich mir auch die meinige erfechten!" — Die ſollſt du ohne Schwerdtſtreich haben, antwortete der General, und nahm ihn bey der Hand; von dieſem Augenblicke an biſt du frey, wie ich!

Der tapfre Obriſte Green, der ſich im Fort Red-Bank ſo gut gegen die Heſſen hielt, wurde lange nachher in einem Hauſe von einer Engliſchen Streifparthey überfallen, die ihn niedermachte, nachdem er ſich ſchon ergeben hatte. Aber ehe ſie ihm das Leben rauben konnten, muſten ſie erſt ſeinen Neger tödten, der ihn, bis zum letzten Augenblick, mit ſeinem Leib bedeckte.

Ein Amerikaniſcher Dragoner ſtieß, ohnweit der Linien von Philadelphia, auf eine Patrouille von ſechs Engliſchen Soldaten, griff ſie mit dem Säbel an, und brachte ſie gefangen ins Lager. General Washington fragte ihn, wie er das angefangen habe? „Bey Gott! antwortete der Dragoner, ſobald ich ſie erblickte, rannte ich auf ſie los, und umringte ſie!“ (J'have ſurrounded them)

General **Morgan** ſchlug, im Gefecht bey **Cowpens**, mit 800 Mann, wovon die Hälfte Landmiliz war, den Obriſten **Tarleton** auf's Haupt, der ihn mit 100 Mann regulirter Truppen angriff. Die 200 Dragoner des Obriſten wurden in die Flucht geſchlagen, und von 60 Amerikaniſchen, unter dem Befehl des Obriſten **Waſhington**, hitzig verfolgt. Einige Monate darauf ſprach Tarleton, der bey einem Pflanzer in Quartier lag, ſehr geringſchätzig vom Obriſten Waſhington, und ſagte unter andern: „Ich möchte ihn wohl von Perſon kennen. —“ „So thut's mir leid, Herr **Tarleton**, antwortete die ſchöne Tochter vom Hauſe, daß Sie ſich bey **Cowpens** nicht die Mühe gaben, hinter ſich zu ſehn. —“

Nach dem Inhalt der Capitulation von **York** waren die Engländer verbunden, die von den Eigenthümern vindicirten Sachen herauszugeben. Als der Obriſte **Tarleton**, in Geſellſchaft vieler andern Engliſchen und Franzöſiſchen Offiziere, zu einem Diner beym Grafen **Rochambeau** ritte, wurde er von einem Pflanzer angehalten, der ſein Pferd vindicirte. **Tarleton** war genöthigt abzuſteigen, und würde, ohne die Höflichkeit eines Franzöſiſchen Offiziers, den ganzen übrigen Weg zu Fuß haben machen müſſen.

Als das Geſchwader des Grafen d'Eſtaing zu Boſton ankam, wunderten ſich die Franzöſiſchen Offiziere nicht wenig, das ganze Korps der gefangenen Teutſchen und Engländer, bloß von zwey Schildwachen von der Landmiliz bewacht zu ſehn, welche ihren Poſten an den beiden Enden der Schranken hatten, zwiſchen welchen die Gefangenen kampirten. Ein Engliſcher Offizier, der mit Gewalt herausgegangen war, wurde getödtet. Dies Exempel hielt alle die übrigen im Zaum.

Der Oriſt **Alexander Hamilton**, der als Adjutant des Generals Washington, den ganzen Krieg durch, die Sache des Vaterlandes mit jenem Enthuſiasmus vertheidigt hatte, zu dem Freiheit und angeborner Muth begeiſtern, ergriff nach dem Krieg mit eben der heißen Gerechtigkeitsliebe die Feder, als er die Königlichgeſinnten zu ſehr gedrückt ſah; man leſe ſeine **Briefe des Phocions**, und andre Schriften, welche er zum Beſten der Royaliſten herausgab.

An dem Tage, wo durch des Majors **Andre** Gefangennehmung das Komplot des Generals **Arnold** entdeckt wurde, erwartete lezterer die Generale **Washington**, **Fayette Knox**, nebſt ihren Adjutanten, zum Frühſtück. **Arnold** entfloh auf das eiligſte, und ließ ſeine junge Gattin ohnmächtig zurück. Er wurde lebhaft verfolgt, erreichte aber glücklich den Bord eines Engliſchen im Hudſon-Fluß vor Anker liegenden Kriegsſchiffs. Denſelben Abend noch ſchickte er den Amerikaniſchen Generalen, die in ſeinem Hauſe geblieben waren, die beleidigendſten Briefe zu. So aufgebracht auch General **Washington** war, ſo ließ er doch der Madame **Arnold** ſagen: „Es thäte ihm zwar „leid, daß er ihren Mann nicht hätte habhaft werden können, allein er wolle doch keine Zeit verlieren, ihr zu melden,

„den, daß er in Sicherheit ſey. —“ Die drey Männer, welche den unglücklichen, eines beſſern Schickſals in jedem Betracht würdigen, Major Andre gefangen nahmen, bekamen jeder von dem Congreß eine Medaille und eine Penſion von 50 Guineen. Auch hat in der Folge der Staat von New-York jedem mit einer Plantage von ungefähr 2000 Teutſchen Thalern an Werth beſchenkt.

IV.

Naturgeſchichte.

Die Schlangen in Nordamerika.

Ein Schreiben aus Albany, vom 26. Jänner, 1784.

Sie verlangen von mir für ihr Journal einige Nachrichten von unſern Schlangen. In unſern mittäglichen Staaten muß man hauptſächlich dieſen Zweig unſrer Naturgeſchichte, von dem Pine Barren [*]) der Wüſten an, bis zu dem Alligator [**]) der großen Moräſte, zu ſtudiren ſuchen.

Hier bey uns kenne ich nur zwey Arten, deren Biß tödtlich iſt. Die große ſchwarze Schlange iſt gar nicht ge-

---

[*]) Eine ſehr kurze Schlange, deren Gift in wenigen Minuten tödtlich iſt. Man trifft ſie bloß in den wüſten Sandſtrichen der beiden Karolinen an.

[**]) Eine Art von Krokodil, der ſich häufig in den Moräſten des mitternächtlichen Karolina's aufhält.

fährlich, obgleich ſehr rachſüchtig; im Gegentheil es macht mir oft Freude, ihre Geſchicklichkeit, Gewandtheit, und ihre wunderbare Kunſt zu beobachten, durch die Gewalt ihrer Augen die kleinen Eichhörnchen und Vögel zu bezaubern und feſtzubannen.

Die gefährlichſte Schlange unſrer Gegend iſt der ſogenannte **Kupferkopf**, oder der **Pilote**. Den erſten Namen hat ſie von ihren gelben Flecken, den andern von ihrer Gewohnheit, bey der Wiederkehr des Frühlings ihre Schlupfwinkel einige Tage früher, als die Klapperſchlange, zu verlaſſen. Bis jetzt hat man noch kein Hülfsmittel gegen ihren Biß entdeckt. Sie lebt in Klippen, die in der Nachbarſchaft vom Waſſer liegen. Wehe dem, der ihrem Aufenthalt zu nah kommt!

Der einzige Menſch, den ich das Opfer dieſes fürchterlichen Giftes werden ſah, ſchwoll in einem Augenblick auf; eine Menge gelber und ſchwarzer Flecken erſchienen und ſchwanden abwechſelnd auf ſeinem Geſichte; ſeine Augen funkelten; er ſtreckte und zog die Zunge wechſelsweiſe aus und ein, und ziſchte zwiſchen ſeinen Zähnen, wie die Schlangen. Es war ein häßlicher und ſchrecklicher Anblick, die Stärke eines Raſenden mit der falben Todtenbläſſe einer Leiche vereinigt zu ſehen. Es koſtete uns unendliche Mühe, ihn fortzubringen, und uns vor den Wirkungen ſeiner Wuth zu ſichern. Als er ſo eine Stunde in den konvulſiviſcheſten Bewegungen und dem entſetzlichſten Wahnſinn zugebracht hatte, machte der Tod ſeiner Marter und unſerer Unruhe ein Ende.

Das Gift der Klapperſchlange wirkt nicht in einem ſo kurzen Zeitraum. Unthätig und langſam beſchädigen ſie nur die, welche ſie berühren oder verwunden. Ich habe verſchiedenemal auf meinen Reiſen durch die Wälder, die ich in Geſellſchaft der Wilden that, von ihrem Fleiſch gegeſſen. Dieſe Wilden hauen ihr den Kopf ab, ſobald ſie eine gefangen haben, und ſuchen ſorgfältig zu verhüten, daß ſie ſich nicht beiße. Ich geſtehe jedoch, daß bloß der unwiderſtehliche Drang des Hungers den Widerwillen zu überwinden vermogte, den mir der Anblick dieſer Schlangen einflößte. Es ſind verſchiedene Hülfsmittel gegen ihren Biß bekannt, z. B. der wilde Indigo, der immer an den Oertern wächſt, wo ſie am häufigſten ſind, Salz und Waſſer ꝛc.

Ich habe eine von dieſen Schlangen geſehn, welche zahm gemacht war, und auf der Börſe dieſer Stadt gezeigt wurde. Man hatte ihr die Kneiper mit einem Stück Leder ausgeriſſen, worin man ſie im Zorn hatte beißen laſſen. So oft man ſie leicht mit einer Bürſte rieb, legte ſie ſich auf den Rücken, wie die Katzen vor dem Feuer zu thun pflegen.

Ein Pachter aus **Menorſinde** (Pflanzung am Delaware, in der Nachbarſchaft der **blauen Berge**) trat vor einigen Jahren, beym Graßhauen auf ſeiner Wieſe, auf eine von dieſen Schlangen, die ihn ſogleich in den Stiefel biß. Zum Glück hieb ſie ſein Neger mit der Senſe von einander, als ſie ihn zum zweytenmal anfallen wollte. Nach einiger Zeit legte ſich der Pachter zu Bette, und bekam heftiges Herzweh; er ſchwoll ungeheuer auf, und ſtarb in fünf Stunden, ehe man noch einen Arzt zu Hülfe hatte rufen können.

Zum Unglück erweckte der Tod dieſes Mannes keinen Argwohn, und zwey oder drey Tage darauf zog ſein Sohn dieſelben Stiefeln an. Als er ſie wieder ausgezogen hatte, wurde er von denſelben Anwandlungen befallen, und ſtarb noch vor dem andern Morgen. Ein Nachbar kaufte die Stiefeln, und ihm begegnete derſelbe Zufall. Zum Glück war ſeine Frau durch die beiden vorigen Beyſpiele aufmerkſam geworden, und ſchickte auf der Stelle einen ihrer Neger nach dem beſten Arzt des Kantons. Dieſer dachte der

Sache reiſlicher nach, errieth den Grund, und verordnete die nöthigen Mittel. Er unterſuchte ſorgfältig die fatalen Stiefel, und fand, daß die beiden Beißzähne der Schlange darinnen ſtecken geblieben waren, und daß die kleine Blaſe mit dem tödtlichen Gifte noch daran hing. Vater und Sohn hatten ſich beym Ausziehen der Stiefel unvermerkt den Fuß damit geritzt, und dies war Schuld an ihrem Tod geweſen.

Wenn das Raſſeln ihrer Klappern ſtark und auszeichnend klingt, ſo iſt es ein Zeichen des Zorns, gleicht es aber einem ſanften und entfernten Zittern, ſo bedeutet es friedliche Geſinnungen. Dies Ungeziefer iſt jetzt in den alten Niederlaſſungen ſehr ſelten geworden. Man führt beſtändig Krieg mit ihnen, rottet ſie täglich mehr aus, und bald wird man ſie bloß noch in Gebirgen antreffen.

Die ſchwarzen Schlangen ſind denen, welche ſie kennen, nicht fürchterlich. Ihre Geſchwindigkeit iſt außerordentlich. Oft klimmen ſie auf die Bäume, um die Landfröſche zu fangen; oft kriechen ſie, ihrer ganzen Länge nach, auf der Erde weg, und ſo geſchwind, daß ſie einem Reuter gleich laufen. Ich habe ſie öfters halb kriechend und halb aufgerichtet reiſen ſehen. Dann hatten ihr Kopf und ihre Augen etwas Edles und Auffallendes; in leztern ſoll, wie man ſagt, jener Zauber, jene ſonderbare Kraft verborgen liegen, wodurch ſie die Vögel und kleinen Eichhörnchen, oder Ground Squirrels, zu bannen und an ſich zu ziehen wiſſen. Wenn Sie an dieſer letzten Thatſache zweifeln, ſo bitte ich Sie, den erſten den beſten Amerikaner darum zu fragen, den Sie in Europa ſprechen, und der es Ihnen auch bekräftigen wird. Sobald ſie ihre Augen auf den Vogel oder das Eichhorn, das ſie fangen wollen, geworfen haben, ſo machen ſie Halt, ſehen ihn ſteif an, und ſtieren ihn bald zur Rechten bald zur Linken. Der unruhige furchtſam gewordene Vogel ſcheint, ſtatt ſeinen Feind zu ſliehen, vielmehr durch eine unſichtbare Macht gehalten zu werden; ſeine Federn ſträuben ſich empor, er ſchreyt. Alle ſeine Bewegungen verkündigen Angſt und Schrecken. Bald eilt er vorwärts, bald rückwärts; und nach wenigen, in der konvulſiviſcheſten und außerordentlichſten Unruhe zugebrachten, Augenblicken ſtürzt er ſich endlich ſelbſt in den Rachen der Schlange.

Einer meiner Lieblingsſpatziergänge iſt in meinen niedrigliegenden Ländereyen. Hier genieße ich das Vergnügen eines Landwirths, indem ich meine Heerden, meine Pferde und Füllen weiden ſehe. Dichtes Gras bedeckt dieſe Wieſen, die ich wäſſern kann, ſo oft ſie es bedürfen, und die Natur ſchmückt alle Jahre den Rand meiner Gräben mit einem wilden Blumenflor. In der Mitte des Hauptgrabens habe ich eine Brücke angelegt, wo ich jährlich zu beiden Seiten einigen Hanfſamen zu ſäen pflege. So groß iſt die Fruchtbarkeit dieſes ſo lange unter Waſſer geſtandenen Bodens, daß dieſe Gewächſe die Länge, Dicke und Stärke kleiner Bäume erhalten, auf die ich oft vier Fuß hoch geſtiegen bin. Das Laub und die Aeſte der kleinen Moraſtliane vermehrt noch die Dichtheit und das Schattige dieſer ſimpeln Lauben. Hier beluſtige ich mich oft, die Schönheit, Lebhaftigkeit und Freuden der Kolibris zu bewundern, die von dem Saft der Blumen ſchmauſen. Ihr Flug gleicht eines Pfeiles Schnelle; die Geſchwindigkeit deſſelben iſt ſo groß, daß man die Bewegung ihrer Flügel unmöglich unterſcheiden kann; ohne das Sumſen, welches ſie verurſachen, würde man ſie, ſo oft ſie über einer Blume ſchweben und ihr Schnäbelchen in ſeinen Kelch tauchen, für unbeweglich halten. Dieſes kleine Geſchöpf ſcheint die Lieblingsminiatur der Schöpferin Natur zu ſeyn, die nichts vernachläſſigt hat, um es zum ſchönſten und intereſſanteſten aller geflügelten Weſen zu machen.

Ich kenne eine Art von dieſen mit den prächtigſten und ſchimmerndſten Farben geſchmückten Vögelchen, welche gewiſſe Blumen (die Urſache iſt mir Räthſel) in Stücken zerreißt, und zuweilen mit der Wuth eines Renomiſten kämpfet Wie können ſo heftige Leidenſchaften in einem ſo kleinen Körperchen wohnen?

Eines Tages ſaß ich einſam und tiefſinnig unter meiner Lieblingslaube, da weckte mich ein nahes Geräuſch. Ich ſtieg auf einen von meinen Hanfſtengeln, und ſahe eine ſchwarze 6 Fuß lange Schlange, welche eine Waſſerſchlange von gleicher Größe auf einem Acker verfolgte, wo der Hanf vor kurzem gehauen worden war (weil die Handarbeit bey uns gar theuer iſt, ſo haut man den Hanf, ſtatt ihn zu raufen). Sie hatten ſich bald eingeholt, und in einem Augenblick waren ihre Körper in einander geſchlungen. Sie verſetzten ſich die wüthendſten Biſſe, während ihre Schwänze die Erde ſchlugen. Der Kampf dieſer gräßlichen, ergrimmten Geſchöpfe, war ein eben ſo fürchterliches als eigenes Schauſpiel. Ihre flachen Köpfe, ihre funkelnden Augen waren das lebhafteſte Bild des Zorns und der Wuth. Nach einigen Minuten wickelte ſich die Waſſerſchlange los, und floh dem großen Graben zu. Die ſchwarze ſetzte ihr, halb erhaben, halb kriechend, auf das hitzigſte nach, bis endlich die Waſſerſchlange gezwungen wurde, ſich in derſelben Stellung zu neuem Widerſtand zu rüſten, Sie nahmen, um ſich zu zerfleiſchen, ihre Zuflucht zu tauſend Liſten, die ich nicht zu beſchreiben vermag, doch näherte ſich die Waſſerſchlange unvermerkt immer mehr ihrem natürlichen Elemente. Sobald die ſchwarze dieſes gewahr wurde, bemächtigte ſie ſich mit ihrem Schwanze eines großen Hanfſtengels, als einer Stütze, ſchlang ſich ihrer Gegnerin um den Hals, und verhinderte ſo ihre Flucht. Doch es fehlen mir die Ausdrücke, um Ihnen zwey große Schlangen zu ſchildern, die mit ihren Obertheilen in einander geſchlungen ſind, mit den Schwänzen ſich an die Erde klammern, und an Stärke einander gleich zu ſeyn ſcheinen. Ich bemerkte, daß bey ihren heftigſten Anſtrengungen ihre Hälſe außerordentlich dünne wurden, und hingegen der übrige Körper entſetzlich anſchwoll.

Die Waſſerſchlange formirte glücklich einen großen Ringel mit der Mitte ihres Körpers, und that ihrer Feindin ſo große Gewalt an, daß die Augäpfel der letztern faſt ganz außer dem Kopf lagen. Ich glaubte dies ſonderbare Gefecht nunmehr geendigt, allein einen Augenblick darauf erhielt die ſchwarze Schlange wieder die Oberhand, verlor aber den Hals des Hanfſtengels, und beide fielen in das Waſſer des Grabens. Dies neue Element kühlte ihre Erbiterung nicht; denn nach verſchiedenen Bewegungen, die ich nicht gut unterſcheiden konnte, erſchienen beide über dem Waſſer, wie bey dem erſten Angriff verſchlungen. Die ſchwarze Schlange behielt aber beſtändig ihren Kopf über dem Kopf ihrer Feindin, und erdroſſelte ſie bald. Sobald die Ueberwinderinn dies gewahr wurde, überließ ſie ſie dem Strom, ſtieg wieder ans Land und verſchwand.

V. VI.

Anekdoten und Biographie.

Vacat.

VII.

Roman.

Die Couſine oder die Tante.

Eine Erzählung.

Indeſſen, mein lieber Karl, kann das, was Sie dagegen einwenden, und dem ich im Allgemeinen ſeine Richtigkeit nicht abſprechen will, mich doch bey weitem nicht ganz überzeugen. Die Reiſe mögte doch wohl, in Anſehung der Erweiterung Ihrer Kenntniſſe, der Erhaltung Ihrer Geſundheit, und ſonſt in vielen Stücken für Sie von grosſem Nutzen ſeyn; und ich glaube faſt, daß Sie andere Gründe dagegen haben, die Sie mir zu entdecken vielleicht nicht für gut halten. Ich darf mir aber keine Vorwürfe machen, wenn Sie dereinſt es bereuen ſollten; ich habe, was der Vormund thun muß, das meinige gethan, und Sie in der freien Wahl, die Ihnen Ihr ſeliger Herr Vater gelaſſen hat, nicht gekränkt. Was aber Henriette betrift, ſo müſſen Sie mir Recht geben, daß wenn auch der andere ſeine Anſprüche auf ſie fahren ließe, doch nicht daran zu denken iſt. Beide noch ſo jung, Sie ohne Bedienung, was würde da herauskommen? Und wenn Sie auch bis dahin warteten, warum wollen Sie denn jetzt ſchon ſich feſt machen? Haben Sie erſt ſo lange Geduld, und wenn Sie dann noch glauben, mit keiner andern Perſon glücklich zu werden, ſo iſt's vielleicht auch noch früh genug.

nug. Sie müſſen aber, meiner Einſicht nach, eine weit beſſere Partie machen können. Eine Wirthin wollen Sie haben, und das lobe ich; aber daß Henriette, einer Wirthſchaft vorzuſtehen, ſchon alt und erfahren genug ſey, davon kann der Augenſchein Sie des Gegentheils belehren. Ich rede aus der Erfahrung: meine ſelige Frau war auch noch jung, als ich ſie heirathete, ich war mir größtentheils ſelbſt überlaſſen, und hatte keinen Freund der mir beſſer gerathen hätte. Wir glaubten das glücklichſte Paar zu werden, und geriethen auf den Weg des Verderbens, weil ſie die Haushaltung nicht verſtand, und der Verwaltung eigennütziger Fremden überlaſſen mußte, die unter meinen Augen ſich auf unſere Koſten bereicherten. Da wohnen ſie nun groß und breit in der Johannesſtraße, der Agent Dunkermann mit ſeiner Frau, denen man es nicht anſehen kan, daß er ehedem Aufwärter und ſie Haushälterinn bey mir geweſen ſind. Ich konnte nicht immer vorn und hinten ſeyn, weil ich meine Geſchäfte habe. Selbſt für die Erziehung meines einzigen Sohns könnte ich nur wenig thun, und nicht durch die Weiber hindurch dringen, unter deren Händen er zum eigenſinnigen Krüppel verbildet ward. Meine Liebe muſte erkalten und der Tod willkommen ſeyn, der mich endlich von beiden erlöſte, nachdem ich meine Erfahrung mit manchen kummervollen Tagen, und Verluſt eines großen Theils meines Vermögens (Sie ſind der erſte, dem ich dies ſage) theuer genug erkauft hatte. Hier hielt er endlich mal ein. Karl hatte dieſe Dinge ſchon zum Ueberdruß wiederholen gehört, und merkte zuletzt nicht mehr darauf, jagte mitterweile ſeinen Gedanken nach, nahm Hut und Stock, ſuchte die Thür beym Ofen und wollte gehen, ſtieß aber die Naſe gar elend. Der Bediente, welcher ſo eben herein kam, einen Fremden zu melden, weckte ihn aus der Verwirrung, er empfahl ſich ſeinem Vormund und ging.

Doch ehe wir dem Leſer ſagen, was wir weiter thun werden, ob wir Karln begleiten, oder hier in der Stube bleiben, finden wir für rathſam, noch ein paar Fragen zu beantworten, welche vielleicht Einer oder der Andere ſchon für ſich mögte aufgeworfen haben. Wir haben eines Theils jetzt Muße dazu, und andern Theils lieben wir ſo ſehr die Ordnung, und wollen unſre Geſchichte nicht, wie Kakus des Herkules Kühe, beym Schwanz herführen. Vielleicht wäre der Fehler ſo ſehr groß nicht mal, wenn einer das Erſte zuletzt, und das Letzte zuerſt brächte; der Leſer, wenn er ſich noch nicht darin zu finden weiß, dürfte ſich nur daran gewöhnen. Er wirds doch müſſen, wenn ihn die Luſt mal ergreift, die Lebensläufe in aufſteigender Linie zu leſen, und zu dem gehts in der Welt ja ſo oft noch weit verkehrter her. Und in ſo weit bitten wir ein Hyſteron-proteron nicht für ungut zu nehmen. Wenn das Berliner oder Jenaer Gericht dennoch Ketzerey darin findet, ſo bitten wir Apollo um eine Indulgenz oben drein.

Herr Sinter (dies iſt der Name des Mannes, der oben redete) war, wie man wohl merken kann, mit ſeinem Mündel in gewiſſen Stücken nicht gleicher Meinung, und wollte ihn davon abbringen. Ob er recht daran that oder nicht, ob er dabey lautere oder unlautere Abſichten zum Grunde hatte, ob er als ein Mann von Erfahrung und Einſicht, oder als ein maſchinenmäßiger, immer es beſſer verſtehender Vormund ſprach, ob — und wie viele Ob laſſen ſich da noch gedenken; kurz alſo, warum und in wiefern ſie verſchiedener Meinungen waren, das wette ich, denken ſich alle Leſer, worunter ich auch Vormünder und Mündel annehme, jeder ganz verſchieden, nach den beſondern Lagen, Verhältniſſen, Ständen, Jahren und Laune, worin er ſich eben befindet, wenn er nämlich (auf den Fall wette ich nur) darüber gedacht hat. Um den hieraus entſtehenden vielen Misverſtändniſſen nun vorzubeugen, finden wir für Pflicht, ohne weitere Umſtände den Mann in ſeiner ganzen Geſtalt, Weſen, Eigenſchaften, Größe und Kleine vorzuſtellen.

Er wohnte in einer nicht großen Stadt, die wir aus Gefälligkeit nicht nennen, ſo wie alle Namen verändert ſind, und ſtand unter den Vornehmſten von Rang, Vermögen und Bedienung, auf einer der höchſten Stuffen. Er war einige Jahre über die Vierzig hinaus, angenehm im Umgang, und auch noch von Perſon, und ſeit dem Verluſt ſeiner Frau unverheirathet. Weil er in Kleinigkeiten etwas geizig war, ſchränkte er von der Zeit an ſeine Haushaltung ſehr ein, ohne jedoch ſeinem Stand etwas zu vergeben, den zu erhalten er im Großen doppelt wieder aufgehen ließ, was er im Kleinen erſparet hatte, und ſpekulirte darauf, durch eine reiche Partie den Abgang des größten Theils ſeines Vermögens zu erſetzen, wobey er aber zu viel Geſchmack hatte, wie er es bey beſonders guter Laune mit Selbſtgefallen ſelbſt zu nennen pflegte, um nicht auf Jugend, Schönheit und Stand zu ſehen. Dieſer ſein Geſchmack mochte denn auch wohl die Urſache ſeyn, daß es mit der zweyten Verheirathung ſo lange dauerte. Durch die weitläuftige Verwandſchaft ſeiner Frau war er in große Bekanntſchaften gekommen, und ſein Haus war, ſo lange ſie lebte, eine Aſſemblee aller Perſonen von ſeiner Erziehung geweſen. Dies ſchaffte er, ſobald er nur freie Hand hatte, ab, und ob er gleich ungern ſeinen Ehrgeiz der Sparſamkeit aufopferte, und wohl voraus ſahe, daß der Ueberlebende beim Vergleich mit der Verſtorbenen in den Urtheilen der meiſten verlieren würde, ſo ließ er ihr doch gerne auf ſeine Koſten die gute Nachrede, und entdeckte Niemanden die Schmälerung ſeines Vermögens, und die Nothwendigkeit, Einſchränkungen in ſeinen Ausgaben zu machen. Den Hang zur Knickerey ausgenommen, war ſehr gut mit ihm auszukommen; ſein Herz hatte manche ſehr gute Seite, und wenn er auch, einen Unglücklichen vom Ertrinken zu retten, nicht ſelbſt in's Waſſer hineinſprang, ſo ermahnte und flehte er doch mit Verſprechungen die Umſtehenden dazu an, und konnte ſich über die Rettung freuen. Daher lebte er auch mit der ganzen Stadt in ungeſtörtem Frieden. Der Paſtor vergab ihm für doppelte Gebühren ſeine Sünden, der Küſter öffnete ihm die Kirchſtuhlthüre, wenn er die Predigt zu hören kam, der ſonſt grobe Poſtmeiſter nahm Briefe von ihm eine Stunde nach dem Schlage an, der Zollbediente ließ die Pakete an ihn unviſitirt paſſiren, der Doktor und Apotheker bekamen das ihrige, wenn ſie gleich nichts dafür thaten, und im Hauſe ſahe ihn alles für den Herrn an, und ehrte ihn. Ob er ſeinen natürlich guten Verſtand durch Wiſſenſchaften und Kenntniſſe ausgebildet habe, dürfte ſehr zu bezweifeln ſeyn, denn ob er gleich ein anſehnliches und wichtiges Amt bekleidete, viel und gerne von Geſchäften, Arbeiten, Fleiß und dergleichem mehr ſprach, es auch bekannt war, daß ſeine Sachen ſich ſtets in der beſten Ordnung befanden, ſo legte er doch nie ſelbſt Hand an, und ſolls auch nicht verſtanden haben, ſondern hielt nur ſeinen Sekretär ſtrenge in Ordnung, daß jede Arbeit zu rechter Zeit fertig war. Hierin ging er auch bisweilen zu weit; denn er drang aus großer Ordnungsliebe, und um ſich beim Kollegium einzuſchmeicheln, nicht ſelten auf die Ausfertigung verſchiedener Schriften, wozu der Stoff noch nicht da war. Dies giebt uns keine gar vortheilhafte Kennzeichen von ſeinen Einſichten. Wenn wir weiter nachſpüren, ſo finden wir freilich noch ein Dokument vom Landesherrn unterſchrieben und beſiegelt, welches mit klaren und deutlichen Worten beſagt, daß erwähntem Herrn Sinter, ſeiner vielen Meriten wegen, der Charakter und Titel eines Hofraths ertheilet werde. Allein auf ſolche Zeugniſſe, ſo authentiſch ſie auch ſind, darf der Geſchichtsforſcher, aller ihrer Authenticität ungeachtet, doch nicht ſich berufen. Sie gelten hier ſo wenig, als **Johann Tezels Ablaßbriefe** bey Luthern galten. So allgemein einleuchtend und wahr das auch iſt, daß ſolche Beſcheinigungen keinen wahren hiſtoriſchen Werth haben, und in der Sache nichts ändern können, ſo nützlich ſcheint es doch, dann und wann wieder daran zu erinnern, wenn man zu Zeiten junge Künſtler auftreten ſieht, mit dem erbettelten Zeugniß irgend eines großen Künſtlers, ihren Werkleinchen in einem Avertiſſement oder auf dem Titel mit einem approbato vorgedruckt, des Inhaltes, daß die Verfaſſer dieſer — — — große Genies ſeyn, und das Publikum ſie dafür erkennen möge. Das Publikum, oder eigentlich die vorurtheilsfreyen Kunſtrichter, und jeder Kunſtliebhaber von unverſtimmter Empfindung, ahnen bey ſolchen Zudringlichkeiten und dummer Frechheit nie etwas Gutes, und das Volk pfeift ſie aus. Man ſollte aber das Volk nicht zu weit gehen laſſen, und doch wenigſtens auf den Erfinder dieſer neuen, ſo bündigen Art ſich zum Genie erheben zu laſſen, mehr Aufmerkſamkeit gerichtet haben. Sein Name will mir jetzt nicht beyfallen, aber mir deucht, ein ſolcher Einfall zeugt doch unwiderſprechlich von Genie, und ob man gleich zugeben muß, daß ſeine Machwerke zu nichts Beſſerm als Papierdoſen gut ſind, ſo ſollte man ihn doch für ein Genie paſſiren laſſen. Was ſagen Sie dazu, meine Herren? Nicht wahr? Ja gewiß iſt es ein Genie, ein Originalgenie von der erſten Größe, den ich für meine Perſon ohne weiteres Bedenken unter die Götter des Olympus, zwiſchen den Wolf und die Nachteule verſetze, und ihn mit **Eſchenlaub und Heſſiſchen Blumen** bekränzt, auf einen Vogel Strauß geſchnürt, ſein Geniediplom ſchwingend dem Apoll zuzuſchicken rathe; oder, wenn dieſe Ehre ihn ſchwindlicht machen möchte, beym Signor Pietro Maria Celoſini, weiland Kaiſers Matthias berühmten Harlequin, in das Adelsregiſter als Graf oder Freyherr eingeſchrieben wünſchte. Was ſeinen

Nachbetern geſchehen ſollte, übergeben wir, weil wir uns erinnern, daß wir eigentlich von den Wiſſenſchaften und Kentniſſen des Hofraths Sinter Nachricht geben wollten. Ihm kann man unmöglich die Abſicht beylegen, daß er durch ein ſolch Papier ſeine Verdienſte habe beweiſen wollen, denn es war ihm ohne Wiſſen auf ſeine Koſten zugeſchickt worden, und zu verdenken iſt's ihm noch viel weniger, daß er nicht dagegen proteſtirte, wenn ein andrer an ihm mehr wahrnähme, als er ſelbſt mit aller Spurkraft nicht zu finden vermochte. Sein kurzſichtiger Hofmeiſter hatte zwar oft beym Expliciren des Nepos geklagt, daß aus ihm nie etwas Rechts werden würde; allein, die Folge bewies, daß der Hofmeiſter zu kurzſichtig geweſen war. Um aber doch den Leſer nicht in Ungewißheit zu laſſen, und zugleich Weitläuftigkeit zu vermeiden (eine Sache die wir haſſen und fliehen) müſſen wir, wie die Juriſten, einen Durchgrif machen, uns des Rechts unſrer Vorgänger und Mitbrüder bedienen, und ohne weitern Belag, den wir nur auf beſonderes Erfordern und gegen billiges Honorarium zu geben uns anheiſchig machen, ausſagen, daß Herr Sinter, da er ſchon in der Wiege ein Amt hatte, ſich mit dem begnügte, was er mit der Ammenmilch eingeſogen hatte, und nie in ſeinem ganzen Leben darnach ſtrebte, mehr zu wiſſen oder zu verſtehen, als die mit dem Amt verbundenen Einkünfte mit Anſtand zu verzehren.

Durch den Tod ſeines beſten Freundes bekam er die Vormundſchaft über den jungen **Karl Haldingen**, und die Verwaltung ſeines beträchtlichen Vermögens in Händen, wofür ihm zum Erſatz ſeiner Mühwaltung der völlige Gebrauch und Genus von einem dicht bey der Stadt gelegenen, nur kleinen aber ſehr angenehmen Landgütchen, ſo lange die Vormundſchaft dauern würde, überlaſſen war, wo er ſich auch des Sommers die meiſte

Zeit aufhielt. Seinen Mündel nahm er ſogleich in ſein Haus, welches damals noch der Zuſammenfluß aller ſchönen Geiſter und jungen Leute von Erziehung und Geſchicklichkeiten war, wo Karl unter der beſondern Aufſicht eines redlichen Lehrers und Erziehers eine ſo gute Erziehung genoß, als ſein Vater ihm ſelbſt gegeben und gewünſcht hatte, daß er ſie nach ſeinem Tode behalten mögte. Die Natur war gegen ihn vorzüglich freygebig geweſen, einem geſunden wohlgeſtalteten Körper hatte ſie ein edles, menſchenliebendes Herz, einen ſchnellen, weitſpähenden und treffenden Verſtand eingepflanzt. Ohne Anſtrengung that er's in körperlichen Fertigkeiten ſowohl, als in Erlernung der Sprachen und Wiſſenſchaften, dem größern Haufen Jünglinge ſeines Alters ſo weit zuvor, daß er im neunzehnten Jahre nach der Akademie ging, dort die juriſtiſchen Wiſſenſchaften, das einzige, was ihm nur noch zu ſeinem Plan fehlte, zu erlernen.

In der Nachbarſchaft des Hofraths lebte ein Frauenzimmer von vortreflichem Charakter, welches nach dem Verluſt ihres Mannes verſchiedener Urſachen wegen ihren vorigen Wohnort verlaſſen, und mit einem jungen älterloſen Mädchen, ihrer Couſine, über welches ſie die Aufſicht führte, ungefähr ein Jahr vorher, ehe Karl nach der Akademie ging, dieſe Stadt, ihrer reitzenden Lage wegen, zum fernern Aufenthalt gewählt hatte. Vielleicht, weil ſie ſich über den Tod ihres Gatten noch ſo ſehr betrübte, oder von Natur zu einer ſtillen Lebensart geneigt war, und lieber im Zirkel weniger Freunde des Lebens genoß, als in großen Geſellſchaften und Aſſembleen ſich von der Langenweile quälen ließ; genug, ſie blieb faſt unbekannt, und ſchränkte ihren Umgang auf einige wenige Häuſer ein, ob ſie gleich reich genug war, ihren vornehmen Anverwandten, deren ſie hier viel hatte, im Aufwand es gleich zu thun. In einem von dieſen Häuſern, wo ihn Karl auch zu kommen pflegte, ſahe er dieſes Frauenzimmer mit ihrer Couſine zum erſtenmal, und lernte ſie kennen. Henriette Erichſen gefiel ihm, und obgleich der Eindruck, den ſie auf ihn machte, nicht viel größer war, als der, welchen ein ſchönes ſittſames Mädchen von dreyzehn Jahren auf jeden achtzehnjähren Jüngling gewöhnlich macht, ſo fand er doch an ihrem edlen Wuchs, ihrer ganz einfachen Kleidung, den lang herabrollenden unfriſirten Haaren, den wackern Augen, und den treffenden beſcheidenen Antworten ſo viel Wohlgefallen, daß er immer lieber dahin ging, wo er ſie zu finden hoffte, als zu ſeinen übrigen Bekannten. Je öfter er ſie ſahe, deſto mehr wünſchte er ſie zu ſehen und zu ſprechen, und entdeckte immer mehr Anlagen und Vollkommenheiten an ihr. Frau **Windeman**, ſo hieß die Tante, welche ſich nach Karln erkundigte, und einen jeden ihm das Lob ertheilen hörte, welches ſie vor ſich ſchon beym erſten Anblick ihm hatte widerfahren laſſen, fand ſein Betragen ſo gut, daß ſie ihn bat, ſie zu beſuchen. Er nahm alſo jetzt an ihren kleinen ausgeſuchten Geſellſchaften und angenehmen Spatziergängen Theil, woraus er ſo viel Vergnügen ſchöpfte, daß, eh' er ſich's verſah, die Zeit ſeiner Abreiſe da war. Henriette beſchäftigte ſeine Seele ſo ganz, daß er an die Trennung und eine dreyjährige Abweſenheit ohne Schwermuth und Beſorgniß nicht denken konnte. Alles verließ er gern, aber Henrietten? — Und doch mußte er fort! Er liebte ſie, er ſchmeichelte ſich, daß ſie auch ſchon Liebe kenne, er wollte zu ihr gehen, aber die Tante war zugegen; er erhaſchte den Augenblick, daß ſie einmal allein war, aber wo blieb ſein Muth, wo die feſten Entſchlüſſe? Er ſchrieb Briefe, verſiegelte ſie, und verbrannte ſie wieder, wenn ihm einfiel, daß Henriette ſie nicht annehmen würde, und daß er ſelbſt bey dem heftigſten Wunſch, ſie möge ſie annehmen, es doch nicht billigen könnte, wenn ſie es thäte. In ſolchen Umſtänden geht gemeiniglich die Leidenſchaft mit dem Verſtande fort, ſo viele ſchlimme Folgen, die gemeiniglich daraus entſtehen, auch jeden Jüngling abſchrecken ſollten. Karl erinnerte ſich daran; o! mögte er, aber auch nur er, ſeiner ſo reinen Leidenſchaft gefolgt ſeyn, wie viel Kummer würde er ſich und Henrietten höchſt wahrſcheinlich erſpart haben! Er nahm zu der ſo trocknen kalten Philoſophie Zuflucht, und ſuchte in ihr einen Weg, ſeinem Wunſch nachzugehen, den er mit einem kleinen Seitenſprung ſo leicht erreicht haben könnte. Er nahm alle Gelaſſenheit und Ruhe zuſammen, und fing an, Projekte auszuhecken; ſtellte die Leidenſchaft ſich dazwiſchen, ſo war es freylich aus damit, aber er fing immer wieder an. Zu Henrietten zu gehen, und — geht gar nicht an. Der Tante mich entdecken; was kann die mir antworten? Henriette iſt noch ein Kind — ein Kind? — Es kann Sie gereuen — überlegen Sie es mehr — warten Sie, bis Sie von der Akademie wieder kommen. — Haben Sie mit Ihrem Vormund ſchon geſprochen? — Mit meinem Vormund? der iſt auch noch da. Alſo den habe ich noch übrig. Was kann der denn ſagen? — So ging er mit ſich einige Tage zu Rathe, und beſchloß am Ende, nachdem er den letzten Gedanken durchgedacht hatte, zu ſeinem Vormund zu gehen, dieſem ſeine Abſichten zu eröffnen, ihn dazu einſtimmend zu machen; und ſich Henriettens zu verſichern. Dieſer hörte ihn ganz bereitwillig, billigte ſeine Abſichten, und verſprach, die Tante nach und nach davon zu unterrichten, durch ſie Henrietten ausforſchen zu laſſen, an deren Zuneigung er nicht zweifle, und wenn Karl in Gefahr gerathe, einen Nebenbuhler zu bekommen, ihm in Zeiten Nachricht davon zu geben, damit er zurückkommen, und ihn ſelbſt aus dem Wege ſchaffen könnte, falls er nicht indeſſen anders Sinnes geworden wäre, welches, ſetzte der Vormund hinzu, er nicht wünſche, wenn das Mädchen auch nur halb ſo viel Anlagen und Vollkommenheiten beſäße, als ſie jetzt in ſeinen Augen habe. Da Karl doch einmal Umwege wählte, ſo war dieſer wohl der beſte, und um ſo viel ſicherer, als es ſeinem Vormund, der ſich durch ſeines Mündels Zutrauen, und die Gelegenheit, ſich ihn auf ſein ganzes Leben verpflichtet zu machen, ſehr geſchmeichelt und geehrt fühlte, mit ſeiner Bereitwilligkeit wahrer Ernſt war. Beynahe hätte Karl doch alle ſeine ſo bedächtlich gefaßten Entwürfe in einem Augenblick ſcheitern geſehen, als Henriette ihn beym Abſchiedsbeſuch ein geſchmackvolles Andenken von ihrer Stickerey ſchenkte, und ſelbſt überreichte; aber ihm fiel die Tante, leider! wieder ein, die zugegen war. So alſo, ſeine Sache einem andern empfohlen, reiſete er vergnügt und voll Hofnung davon.

Herr Sinter ſuchte nun Gelegenheit, die beyden Frauenzimmer öfters zu ſprechen, und mehr, wie ſonſt, zu beobachten; er fand in Henrietten alles, was Karln bezaubert, und wovon er einen großen Theil ſeiner gereizten Einbildungskraft auf die Rechnung geſchrieben hatte, vereinigt, und pries den glücklich, der ſo viel ſein nennen würde. Karl bekam die beſten Nachrichten von Henrietten, welche bey ihm einen erſtaunlichen Fleiß und ein Beſtreben, ſich auszuzeichnen und ihrer würdig zu machen, unterhielten. Wer ſelbſt in den Jahren ernſtlich geliebt hat, nur der hat's erfahren, und weiß, was der Gedanke: für ſie thu ich's, vermag. Die ſchwerſte, oft langweilige und verdrüßliche, Arbeit ward ihm leicht, ſobald er ſie vornahm; in ſeinem Geſicht arbeiteten dann die Muſkeln in ſteter Bewegung, die Augen blitzten, als drehten ſie ſich im ſchnellſten Kreiſe herum, die Feder tanzte auf dem Papier, und er hörte nie auf, ehe er völlig fertig war. So verfloſſen die Tage, die ihm, wenn er vor ſich ſahe, ſo lang däuchten, wie Stunden, und er beſann ſich ihrer kaum, wenn er zurück in die Vergangenheit ſahe. Schon hatte er von dem letzten Univerſitätsjahre tätsjahrs die erſten Monate im Kalender übergeſtrichen, als er erſt merkte, daß ſeines Vormunds Berichte, die in der letzten Zeit kürzer und ſeltener geworden waren, ſich immer zufälliger und kälter anließen. Dies beunruhigte ihn, er läugnete die Unruhe ſeinem Vormund nicht, und bat ihn, ſich deutlicher zu erklären. Endlich bekam er einen langen fürchterlichen Brief, worin er las, daß ein junger Menſch von Henriettens Vater zu ſeinem Schwiegerſohn im Teſtament beſtimmt ſey, der ſich aber zu ſchlecht betragen hätte, als daß er ſich darauf hätte berufen können, ſeit einiger Zeit aber ſeine Aufführung ſo ſehr gebeſſert habe, daß Henriette keine Urſache haben könne, ihn auszuſchlagen. Dieſer Bericht machte Karln ſo beſtürzt, daß er den Augenblick die Poſt beſtellen ließ, die nöthigſten Sachen zur Reiſe einpackte, und davon reiſte. Als er ſchon einige Meilen zurückgelegt hatte, nahm er den Brief wieder vor, las ihn vollends aus, und noch einigemal ganz durch. Es ſtand noch vieles darin, was er erſt beym öftern Leſen gehörig bemerkte, und unter andern, daß er nicht zurückkommen mögte, weil er dadurch alles verderben könnte, was vielleicht noch gut zu machen ſey. Nach vielem Hin- und Herdenken änderte er ſein Vorhaben, und nahm auf der erſten Station die Poſt wieder zurück. Er beantwortete darauf ſogleich des Hofraths Brief, und erhielt bald einen wieder, der um nichts tröſtlicher war. In dem folgenden ließ ſein Vormund etwas von einer Reiſe nach Frankreich und England einfließen, welche er ihm vorſchlug, anrieth, und in jedem Briefe nothwendiger empfahl. Karln ward dies verdächtig, er ſann darüber nach, warum Herr Sinter ihn zu einer Reiſe zu bereden ſuche, da er ſonſt doch immer auf das Reiſen geſtichelt hatte, er drang in ihn, ſchrieb an ſeine zurückgelaſſene Freunde; aber alles ließ ihn in peinigender Ungewißheit. Sein Vormund antwortete ihm nichts beruhigendes, und ſeine Freunde, die er mit vieler Behutſamkeit, und, als wär' es nur im Vorbeygehen, fragen mußte, konnten ihm das Räthſel nicht auflöſen. Jetzt verdroß es ihm, daß er auf dem Wege nach Hauſe umgekehrt war; denn nun war es zu ſpät, weil ſeine endliche Abreiſe von der Univerſität doch ſchon nahe war, und er es des Aufſehens, welches ſeine zu frühe Abreiſe erregen würde, nicht werth hielt, weil Henriette doch wohl ſchon für ihn verlohren ſey, und er in Anſehung der Reiſe von Niemanden abhing. Er tröſtete ſich ſelbſt, ſo gut er konnte, aber ſo wie er auch nur reiſen konnte, ging's den Augenblick fort, und ehe ihn eine Seele erwartet hatte, war er da. Sein Vormund empfing ihn freundlich, doch mit einer gewiſſen ängſtlichen Schüchternheit, die Karl an ihm ungewöhnlich und befremdend fand. Sobald ſie allein waren, ließ er ihn merken, daß er, gehoft hätte, Karl würde ſeinen Vorſchlag, auf Reiſen zu gehen, genauer erwägt und befolgt haben; ſtimmte aber doch bald ſeine Vorwürfe in Lobſprüche auf ſeinen Fleiß und Aufführung um, wovon ihm ſo viel auſſerordentlich Rühmliches ſey zu Ohren gekommen, und bedauerte, daß er, ſtatt Henriettens Hand in die ſeinige zu legen, ihm unangenehme Dinge vorlegen müſſe; führte dann, was er ihm geſchrieben hatte, weitläuftiger aus, und fügte noch allerhand hinzu, um ſelbſt Henrietten ihm ſo darzuſtellen, daß ihm die Gedanken an ſie vergehen mögten; ſagte, ſie hätte nicht ganz die Hoffnung, welche man ſich von ihr gemacht hätte, erfüllt, ſey auch noch zu jung, und nicht dazu angehalten, eine Haushaltung zu führen; er ſey auch noch zu jung, müſſe ſich in der Welt erſt etwas verſuchen, habe noch kein gewiſſes Brod, könne gern eine beſſere Parthie machen, und alles, was er nur dahin einſchlagendes ergrübeln konnte, predigte er ihm vor. Hierzu kam noch der für ihn glückliche Zufall, daß Karl ſich auf der übereilten, Tag und Nacht fortgeſetzten, Reiſe eine Erkältung zugezogen hatte, die ihn nöthigte, einige Tage ſich in ſeinem Zimmer aufzuhalten, welche er ſich zu Nutze machte. Karln ſelbſt vergieng faſt die Hoffnung, und ob er gleich keine Zweifel für ſich behielt, ſo fiel ihm doch nicht ein, in ſeines Vormunds Redlichkeit das geringſte Mistrauen von Erheblichkeit zu ſetzen, wovon er durch ſo viele Beyſpiele und Handlungen ſich überzeugt hielt, zumal wenn er bedachte, daß es ihm frey ſtände, ſich ſelbſt nach allem zu erkundigen, und durch den Augenſchein davon zu unterrichten.

In der That aber hatte Karl den Wolf zum Schäfer geſetzt. Sein Vormund hatte freylich, da er ſein Wort von ſich gab, es redlich mit ihm gemeint, aber Henriettens blendende Schönheit, ihr Stand und Reichthum feſſelten ihn ſo ſtark, daß er anfänglich den Gedanken, bald den Wunſch, und endlich den Verſuchen, ſie ſelber zu beſitzen, nicht widerſtehen konnte. Er beredete ſich leicht, daß er von ſeinem zwanzigſten Jahr an jährlich nur ein halb Jahr älter geworden ſey, und wenn ihm ſein Alter ja einige Schwierigkeiten in den Weg legen mögte, ſo hoffte er, daß ſein Rang und die Achtung, worin er ſtand, das fehlende leicht ergänzen, und ihm das Uebergewicht zu ſeinem Vortheil leicht verſchaffen würde. Die größte Schwierigkeit war nur, wie er dabey gegen ſeinen Mündel ein ehrlicher Mann bleiben könnte. Dieſe warf immer ſeine Entwürfe wieder zu Boden, und er dachte oft, daß es ihm beſſer anſtände, und wohl dienlicher wäre, ſeine Abſichten auf die Tante zu richten, ein Frauenzimmer, das jeder, wer ſie kannte, verehren mußte, und woran er auch nichts auszuſetzen hatte, als daß ſie ſo reich nicht war, als Henriette, und auch ein Dutzend Jahre älter. Doch glaubte er noch einen, freylich engen, Schleichweg zwiſchen Pflicht und Wunſch zu ſehen, den er ſo betreten könnte, daß er mit einem kleinen Seitenſprung, je nachdem ihm die Zukunft günſtig oder ungünſtig ſeyn würde, davon abkommen,

men, und dann ferner den gehen könnte, welchen die Umſtände ihm anweiſen würden. Eine Art den Rücken zu decken, die man nur bey den Jeſuiten antrifft! doch mit dem großen Unterſchied, daß der Hofrath die Sträflichkeit gar nicht ſahe, daß Liebe es war, die ihn hierzu und noch zu mehrerm verleitete. Er ſchläferte, ſeinem Plan zufolge, Karln ein, und erdichtete dazu ſo viel, als er für nöthig hielt, ihn zu beruhigen, und auch nicht mehr, damit er freye Hand behielte, umzuſatteln. Unterdeſſen beobachtete er gegen die Frau **Windemann** eine große Aufmerkſamkeit, nahm an ihren Angelegenheiten, wo er nur ankommen konnte, Theil, ging ihr mit Rath an die Hand, ordnete und beſorgte ihre Rechnungen und Papiere wegen ihres Vermögens, und wo er ihr nur eine Gefälligkeit oder einen Dienſt leiſten konnte, da bedurfte es kaum eines Winks, er kam ihr immer zuvor. Henrietten machte er viel Liebkoſungen, lobte ihre Arbeiten, bewunderte ihre Silberſtimme, wenn ſie **Schulzens** Lieder ſang, machte ihr oft kleine Geſchenke, die er immer auf eine ſo neue und unerwartete Art anzubringen wußte, daß Henriette ſie annehmen mußte. Wenn ſie von Karln ſprach, und ſich nach ihm erkundigte, und ihm Grüße an ihn auftrug, ſo ſprach er, doch ſo wenig als möglich, mit, und verſicherte den Gruß zu beſtellen. Er nannte ſie ſeine Tochter, und ſie ihn ihren Vater. Dies bereute er aber nachher, als er den Fehler davon einſahe, den er dadurch begangen hatte, daß er einer Sache einen, ſeinen Abſichten entgegenſtehenden, Namen gab. Der **Biſchof zu Rom** verſtand das beſſer, und ſein würdiger Sohn, **Pater Frank**, der in Bayern aufklärt, verdient, ihm an die Seite geſetzt zu werden.

Herr Sinter glaubte auf ſolche Art zweckmäßig einzuleiten, und ging, da er ſich ſo wichtig gemacht hatte, einen Schritt weiter. Sein Wunſch, eine ſolche innige Freundſchaft durch's Blut noch feſter zu machen, konnte der Tante

ihm

eben nicht ſo ganz unerwartet kommen, ob ſie gleich leichter auf eine andre, als auf Henrietten, gerathen, und gegen eine Verbindung mit dieſer die Bedenklichkeit hätte äußern können, daß ſie den Mann, welchen ſie hochſchätze, und als ihren Vater mit aller Zärtlichkeit liebe, ſchwerlich als Gemahl mögte lieben können. Dies und dann noch, daß ſie mit einigen dahinwinkenden Ausdrücken die Ungleichheit der Jahre berührte, war das einzige von Wichtigkeit, welches ſie dagegen erinnerte. Der ſelige Erichſen hätte zwar, ſetzte ſie noch hinzu, im Teſtament den Wunſch gethan, daß ſeine Tochter den Sohn ſeines Freundes Liſſer, deſſen Vater er ſeine ganze Glückſeligkeit zu verdanken hätte, vorziehen mögte; er habe ihr aber doch völlig freye Wahl gelaſſen, und weil dieſer den Ausſchweifungen ſich ergebe, ſo dürfe er gar nicht hoffen, daß Henriette ihm zu Theil werde. Sie erbot ſich mit aller Bereitwilligkeit, ihr den Antrag beyläufig zu entdecken, und die reitzenden Ausſichten, die ſich ihr öfneten, zu ſchildern. So wenig Hinderniſſe däuchten unſerm verliebten Ritter gar keine, er ſahe ſich ſchon im Beſitz des ſchönſten und reichſten Mädchens, ſein Nebenbuhler ahndete nicht das mindeſte, und er fand den gewählten Weg, ihn ruhig zu halten, ſo ſicher, daß er ſchon dreiſter darauf fortging.

Die Tante überlegte die Sache, ſtellte ſie ſich von allen Seiten vor, und wenn ihr der Mündel für Henrietten gleich paſſender ſchien, als der Vormund, ſo glaubte ſie doch, für letztern ſich mit gutem Gewiſſen verwenden zu können, wenigſtens ihre Couſine darüber zu vernehmen. Sie ging hiermit nicht übereilt zu Werk, und benutzte jedes Geſpräch über den Hofrath ſo, daß ſie ungefähr abſehen konnte, welche Antwort Henriette geben würde. Sie erfuhr ſchon genug, und gab ihm immer verſteckte Winke, welche ſeine Leidenſchaft ihn aber bald nicht merken, und wenn er ſie nicht merkte, nicht glauben ließ. Da er ſo nicht mit ſich handeln ließ, ſtellte ſie Henrietten die Möglichkeit vor, daß der Hofrath Sinter, der ein Mann noch in ſeinen beſten Jahren ſey, leicht den Gedanken haben könne, ſie zur Hofräthin Sinter zu machen, ſie möge ſich nur darauf vorbereiten, man könne nicht wiſſen, was geſchehen werde; der Hofrath ſey gar zu höflich und zuvorkommend, lobe immer an ihr alles, tändele ſo gern mit ihr, habe ſonſt in acht Jahren nicht mehr getanzt, und auf dem Ball bey Wichmann habe er mit ihr, gewiß nicht ohne Abſicht, getanzt. Nun, in Gottes Namen! das wäre keine zu verachtende Parthie; mögte er nur ſich deutlicher auslaſſen! oder weißt du ſchon mehr als ich, Jette? — Henriette lachte anfänglich darüber, glaubte, ihre Tante ſcherze nur, und ſtimmte ſelbſt mit ein; nach gerade aber bemerkte ſie, daß es mehr als bloßer Scherz war, und zog ſich allmählig zurück, führte alles darauf hin, daß ſie ihn, wie ihren Vater liebe, und er ſie, als ſeine Tochter, doch auch unterſcheiden müſſe. Endlich bat ſie ihre Tante, mit ihr davon nicht mehr zu ſprechen. Dies erfuhr der Hofrath im Weſentlichen alles wieder, und man hätte hoffen ſollen, daß er Henriettens Geſinnungen kennen gelernt hätte, um ſo viel mehr noch, da ſie ein wenig zurückhaltender gegen ihn ward. Allein das that bey ihm grade die entgegengeſetzte Würkung, und er drang in die Tante, ſie mögte noch weiter gehen. Sich ſelbſt traute er doch nicht viel Glück zu, und ſchützte vor, daß es noch zu früh ſeyn dürfte. Sie verſicherte ihn alles ihres Beyſtandes, doch ſo, daß ſie ſich nur erlaubter Mittel bedienen werde, und gehörige Zeit dazu ſich ausbedung, um durch Uebereilung ſich den Weg nicht ſelbſt zu verſperren. So gern er in den erſten Punkt willigte, und ihn als ſich von ſelbſt verſtehend annahm, ſo unangenehm war's ihm, wenn er nicht alles in Richtigkeit bringen könnte, bevor Karl zurückkäme, von deſſen Abweſenheit ſchon über die Hälfte der Zeit verfloſſen war, jedoch ſprach er ſich wieder Muth ein, daß in einem Jahre ſich noch viel ereignen könnte. Aber die Tante bekam von Henrietten ſolche Antworten, als ſie ſchon voraus geſehen, und heimlich wohl ſelbſt mögte gewünſcht haben. Noch wär's Zeit geweſen, umzuwenden, ſelbſt Henriette gab ihm die beſte Gelegenheit dazu, indem ſie ſeine Abſichten einen vorübergehenden, nicht genug überlegten, Einfall nannte, und ſagte, daß ſie gewiß glaube, er würde nicht weiter daran denken, wenn ihre Tante ihm dies gehörig vorſtellte; er nenne ſie ja ſeine Tochter, und ſeine Liebe könne nichts als väterliche Zärtlichkeit ſeyn, die ſich nur auf einen Augenblick vergäße. Dennoch wollte er noch mehr verſuchen, und ſchrieb ſeinem Mündel den oben erwähnten Brief, durch den er ihn beynahe ſich noch dazu auf den Hals geladen und alles vereitelt geſehen hätte. Da er aber ſeinen Zweck erreichte, und Karl nicht zu Hauſe kam, erklärte er Henrietten ſelbſt ſeine Liebe. Sie entſchuldigte ſich, als er auf eine völlige Erklärung drang, mit der Unmöglichkeit, ihn, den ſie als Vater liebe, und immer ſo lieben zu können wünſche und ſich beſtrebe, nicht als Gemahl lieben könne, daß ſie auch noch viel zu jung ſey, und bat ihn mit Thränen, er mögte ihr nicht länger zuſetzen, und nicht grauſam gegen ſie ſeyn. Auch die Tante bat ihn ſo angelegentlich, er mögte doch ablaſſen. In dieſem Gedränge zwiſchen brennender Leidenſchaft, die durch Henriettens Bitten und Thränen nur noch immer heftiger ward, und zwiſchen dem innern Bewußtſeyn, er handle vielleicht weder recht, noch klug, behielt jene den Sieg, und gab ihm den Gedanken ein, Karln durch eine Reiſe zu entfernen. Damit gelang's ihm auch nicht, und nun fürchtete er, ihn ſo argwöhniſch gemacht zu haben, daß er, ohne ſich der Schande und der Verachtung auszuſetzen, ſeinen Plan nicht aufgeben könnte. Dieſe Furcht wurde durch ſeine unvermuthet frühe Zurückkunft noch vermehrt; und ob Karl gleich ſeinen Vormund gar nicht in einem ſolchen Verdacht hatte, ſo traute dieſer doch weder ſich ſelbſt, noch ihm. Wie er in der Verwirrung und beynahligen Verzweiflung ſich gegen ihn betrug, und die Tage, welche Karl ſeiner Erkältung wegen zu Hauſe zu bleiben genöthigt war, anwandte, ihm alle Hoffnung zu benehmen, und von beſſern Partien, die er machen könne, vorzuſchwatzen, wiſſen wir, und bey der letzten Rede, die er an ihn hielt, haben wir Karln davon gehn geſehen. Wer Belieben findet, der komme mit; wir haben doch nichts beſſeres zu thun, als zu ſehen, wo er hintaumelt.

Ohne ſich entſchließen zu können, wohin er zuerſt gehen wollte, ging er der Naſe, die ihm noch ſehr ſchmerzte, gerade nach, und war, eh' er ſich beſann, auſſerhalb der Stadt. Hier begegnete ihm einer von ſeinen ehmaligen Schulfreunden, der junge Keltrich, welcher vom Botaniſiren zurückkam, und zu Hauſe gehen wollte. Dieſer freute ſich ſehr, ihn wieder zu ſehen, redete ihn an, und bat ihn, wenn er doch nur ſpatzieren ginge, mit ihm zu ſeinen Aeltern zu kommen, die ſo herzlich verlangten, ihn wieder zu ſehen. Karl nahm es, ohne ſich weiter bitten zu laſſen, an, denn die Aeltern des Jünglings hatten ihn immer mit Güte überhäuſt, und er war ſonſt faſt täglich zu ihnen gekommen. Unterwegs erkundigte Keltrich, der um ein halb Jahr nach eben der Akademie gehen ſollte, woher Karl jetzt gekommen war, ſich nach der wahren jetzigen Beſchaffenheit derſelben. Es ſoll da bunt hergehen, ſagte er, man erzählt hier tolle Dinge davon, und doch will mein Vater nicht, daß ich nach B*** gehen ſoll, wo, wie ich glaube, es weit angenehmer iſt, und man mehr Aufmunterung und Gelegenheit hat, zu lernen. Die Studenten ſollen da wie Schuljungen gehalten werden, und es fehlt nur noch, daß der Profeſſor den Bakel mit auf den Katheder bringt. Fenſtermuſiken ſollen nichts ſeltenes ſeyn, und der Profeſſor, dem eine ſolche Ehre angethan wird, ſoll ſich ordentlich dafür bedanken, daß ſie ihm neue Fenſtern verſchaffen.

Karl. Wie widerſprechend das iſt! Kannſt du ſo etwas glauben.

Keltrich. Ich ſage nicht, daß ich es glaube, ich will nur von dir wiſſen, welches davon, und in wiefern es wahr oder falſch iſt. Wie ſie mit dem alten Doctor Kupfermann hauſen, das iſt doch landkündig. Friedenſee ſchrieb mir einmal, es hätte einer mal die Taſchen voll Maienkäfer mit in's Collegium gebracht, und ſie da fliegen laſſen, und dieſe hätten in ſeiner groſſen Allongenperücke ſich verwickelt. Wenn ſie ihn von dem Katheder getrampft und gepfiffen haben, ſo ſchleppen ſie ihn beym Mantel wieder zurück. Ein andermal ſoll eben derſelbe ihm eine von ſeinen Perücken, die wie ein Bund Heu groß ſind, heimlich genommen, und damit auf der Maskerade figurirt haben. Den andern Morgen ſteht die Perücke wieder da, der Doctor ſchnürt ſie ſich auf, und als er ſie des Abends wieder abnehmen will, ſitzt ſie ganz feſt an der Haut, und war inwendig mit Pech bekleiſtert.

Karl. Freilich, Schande genug für die Univerſität! Aber wo iſt auch eine, da es nicht eben ſolche Unordnungen giebt? Ihrem guten Ruf ſchadet es aber, wie ich an mehreren Orten bemerkt habe, und die Regierung könnte dem Uebel ſehr leicht abhelfen.

Keltrich. Das wird denn auch, hoffen wir indeſſen, bald geſchehen. Viele Profeſſoren ſind aber auch in einem üblen Ruf, ſowohl als Schriftſteller, als insbeſondre als Lehrer, z. B. der Doctor Brochacker hat faſt immer Kopfſchmerzen, wenn er leſen ſoll, und wird nie mit ſeinen Vorleſungen zu rechter Zeit fertig. Rehfeld, Blinzer und Hiz leſen gar nicht, und bekümmern ſich nicht einmal darum, ſich bey den Studenten beliebt zu machen.

Der erſte iſt überall dafür bekannt, daß er frißt und ſäuft, wie Gargantua, und des letztern Unverſchämtheit und Grobheit gegen die Studenten, und ſogar gegen ſeine Collegen, hat ihres gleichen nicht, oder ſoll's nicht haben. Und was ſie ſchreiben, die gelehrten Faullenzer, taugt auch noch nicht viel.

Karl. Ich ſehe, du haſt eine ziemlich richtige Kenntniß von den unnützen Mitgliedern der Akademie, und erwarte, daß du wenigſtens einige von den fruchtbringenden auch kennſt, deren Anzahl doch weit größer iſt, und das reichlich erſetzt, was jene nicht thun oder wohl gar verderben. Du kennſt doch den Doctor . . . . . hier führte er verſchiedne wohlverdiente Lehrer der Akademie an, und ſtellte ſeinem jungen Feunde ihren Fleiß und Eifer für das allgemeine Beſte des Staats ſowohl, als auch einzelner jungen Leute, die ſich beſonders auszeichneten, von einer Seite vor, die ihren Verdienſten und ſeinem Herzen Ehre machte. Unterdeſſen kamen ſie zu Keltrichs Hauſe. Der Alte kam eben durch die Hinterthür aus dem Garten, als ſie hereintraten. Haldingen iſt hier, Haldingen! rief ihm Fritz entgegen, und beide eilten auf ihn zu. Der gute Alte ſchloß ihn in ſeine Arme, eine Thräne rollte von ſeinem neubelebten Auge auf Karls Hand herab, er bemerkte ſie; dieſe redet für mich, war alles, was er hervorbringen konnte. Kommen Sie mit mir, ſagte er einige Augenblicke darnach, und führte ihn in's Zimmer, wo die Mutter und Kinder ihm ihre Freude mit ſolcher Herzlichkeit bezeugten, als wäre er Sohn vom Hauſe. Es ward wenig geſprochen, und ein Bedienter, der ſich ſehen ließ, machte ſie bemerken, daß es bald Eſſenszeit war. Sie bleiben heute bey uns, ſagte der Vater, wir haben noch nichts mit einander geſprochen, und dieſen Mittag ſind wir allein. Karl blieb ſehr gern, und bat, ſeinen Vormund es wiſſen zu laſſen. Noch eine ſolche Freude, wie die heutige, ſo habe ich keine Wünſche mehr, ſagte der Alte bey Tiſche. Fritz ſprang vom Stuhl auf, ſprang zu ihm und nahm ſeine Hand; Karl, der dem Alten zur Seite ſaß, die andre, ſie küßten ſie beide, drückten ſie an die Bruſt, und ſagten: den Wunſch erfülle der Himmel, und noch einen andern, den wir für Sie haben. Nach Tiſche gab er Karln einen Wink, und entfernte ſich mit ihm allein in den Garten. Sie gingen einigemal ſchweigend auf und nieder. Karl erinnerte ſich der ſo vielen frohen Stunden, die er hier zugebracht hatte, ſahe, wie die Bäume gewachſen waren, welche er ſelbſt gepfropft hatte, wie hier ein Roſenbuſch ausgegangen war, dort eine Nelkenpflanze ſich weit ausgebreitet hatte. Sie finden manches verändert und verwildert, ſagte endlich der alte Keltrich, wir haben unſern Gärtner eine Zeitlang vermißt, nun, hoffe ich, verläßt er uns nicht wieder. Nicht wahr, mein Sohn, Sie bleiben bey uns, oder wollen Sie noch erſt auf Reiſen gehen? Der Hofrath erwähnte, wo ich nicht irre, gegen mich, daß er es ihnen vorgeſchlagen hätte. Karl dankte ihm für ſeine Güte, und ſagte, daß er hier bleiben, und für ſich noch ſo lange fortſtudiren wolle, bis ſich eine Stelle für ihn öfne. „Und haben ſie ſich ſchon um eine bemüht, oder Abſicht auf eine oder die andere?"

Karl. Noch habe ich keine Ausſicht, und ſo geſchwinde Beförderung darf ich nicht erwarten.

Keltrich. Wenn aber jetzt ein anſtändiger Platz leer wäre, ſo meldeten Sie ſich, nicht wahr? Die Jahre würden Sie doch nicht bedenklich machen?

Karl. Wenn ich Hoffnung vor mir ſähe.

Keltrich. Freilich müßten Sie die haben. So auf's Gerathewohl ſich unter die Competenten hinzuſtellen, habe ich nie geliebt, man vergleicht ſich zu viel, wenn man ſchon vortheilhaft bekannt iſt, und das ſind Sie. Man muß aber auch nicht zu weit gehen, und verlangen, daß man uns ſuche.

Karl. Wenn ich in den Fall komme, ſo freu' ich mich, daß ich einen Mann kenne, deſſen Rath ich nicht vermiſſen werde, um die Mittelſtraße zu finden.

Keltrich. Darauf muß man auch ſo genau nicht ſehen, wenn man zum Anfang auch eben nicht ſo angeſetzt würde, daß man ſich recht zu zeigen Gelegenheit hätte. Es iſt doch der erſte Schritt, und beſſer, als gar keiner. Was ſagen Sie z. E. zu der Branddirectorſtelle? ſie wird, oder iſt ſchon offen, Herr Lindemann wird verſetzt; Sie haben ihn noch nicht geſprochen, ſonſt würden Sie aus ſeinem eigenen Munde gehört haben, wie ſehr er wünſcht, Sie zum Nachfolger zu haben.

Karl. Herr Lindemann mögte wohl zu viel Hoffnung in mich geſetzt haben. . .

Keltrich. Was das anbelangt, kann ich Ihnen ſagen, daß er Sie kennt, und er hat Sie auch ſchon empfohlen.

Karl. Den Freund, — aber auch den Mann, der die gehörige Geſchicklichkeit dazu hat? Wenn Herr Lindemann nur nicht zu ſehr Freund iſt.

Keltrich. Sie ſind zu bedenklich, das müſſen Sie nicht ſeyn. Erinnern Sie ſich nicht noch, daß er, vor fünf Jahren, glaube ich, war es (mein Gedächtniß wird ſchon ſehr ſchwach!), dem Grafen von St** einen Fremden zum Secretär vorſchlug, und dieſen ſeinem Vetter, den er doch ſehr liebt, vorzog. Er hat noch jetzt Vettern. — Auf ſeine Empfehlung wird vorzüglich Rückſicht genommen, und ich wollte Ihnen wohl rathen, ſich zu melden.

Karl. Wenn Sie meinen. Ich müßte doch wohl erſt mit Herrn Lindemann ſprechen.

Keltrich. Das würde zu lange ausgeſetzt werden müſſen, denn er kömmt ſo bald nicht zurück. Er hat mir aufgetragen, Ihnen das zu ſagen, was Sie eben von mir gehört haben, und das weitere finden Sie in dieſem Briefe, den ich mit der geſtrigen Poſt erhalten habe. Wenn Sie ihn geleſen haben, ſo fallen ſicher alle Zweifel Ihrer ſeits weg, und Sie können gewiß ſeyn, daß Sie die Stelle erhalten, wenn Sie nur darum anſuchen.

Karl. Ich ſoll nach Pd** zu Herrn Lindemann kommen, wo er mich erwartet?

Keltrich. Ja, heute um acht Tage hofft er Sie da zu ſehen. Ich ſchreibe ihm noch heute ein Paar Worte, und verſpreche, daß Sie dann da ſeyn werden.

Karl dankte ihm auf's verbindlichſte, und willigte in alles ein, was ſein Freund ihm vorſchlug. Noch denſelben Abend erzählte er ſeinem Vormund dieſe wichtige Neuigkeit, dem ſie gar nicht ſonderlich behagte, weil, wenn Karl erſt eine Bedienung hätte, einer der Hauptgründe, worauf er ſich ſtützte, um ihn von Henrietten abzuziehen, einſtürzte. Dennoch fühlte er, daß er Urſache hätte, ſich zu freuen, wenn er dieſe Freude ſeines eignen Intereſſe wegen gleich unterdrücken mußte, und wünſchte Karln in den beſten Ausdrücken der Freude zu der Stelle Glück. Indeſſen konnte ihm zur Ausführung eines neuen Verſuchs, durch den er gewiß zu ſiegen hoffte, nichts gelegener gekommen ſeyn, als Lindemanns Abweſenheit, wodurch Karl genöthigt ward, auf drey Wochen ungefehr zu verreiſen. Henrietten würde Karl morgen nicht ſehen, das wußte er, dann ſie war krank; die Tante würde ſchweigen; und übermorgen müſſe Karl davon — lauter günſtige Umſtände, dachte er.

Den folgenden Tag wandte Karl dazu an, bey ſeinen Verwandten und Freunden Beſuche abzulegen. Die Frau Windemann nahm ihn ſehr höflich auf, und bezeugte ihm ihre Freude über ſeine Zurückkunſt, und über das allgemeine Lob, das ihm überall nachhalle, mit der lebhafteſten Theilnehmung. Sie wünſchte, er möge von nun an bei ihnen bleiben, und hier eine Bedienung erhalten; worauf Karl ihr erzehlte, daß er dazu Hoffnung habe, und deswegen morgen, oder ſpäteſtens übermorgen, auf vierzehn Tage, oder vielleicht gar auf drey Wochen, verreiſen müſſe. Ihre Couſine, von der ſie verſicherte, daß ſie nicht weniger ſich über ſeine Zurückkunſt freue, entſchuldigte ſie, daß ſie nicht hereinkäme, weil ſie ſeit einigen Tagen ein leichtes Fieber hätte. Karl erkundigte ſich ſehr ſorgfältig nach ihr, und die Tante erzehlte ihm vieles von dem Vorgegangenen, aber doch nichts, woraus er Aufklärung ſchöpfen konnte; und am Ende ging er ſo klug davon, als er gekommen war, und nahm ſich vor, Henrietten aus dem Sinn zu ſchlagen.

Karl machte ſeine Sachen zur Reiſe in Ordnung, und war nur eben weg, als Herr Sinter, von Hoffnung und Verzweiflung gedrungen, das letzte Mittel, von dem er ſich die endliche Erfüllung ſeines Wunſches verſprach, zu verſuchen eilte. Noch an eben demſelben Tage, da Karl wegging, kam der junge Liſſer auf ſeine Veranſtaltung. Er hatte ihn durch einen andern aufwiegeln laſſen, ohne daß Liſſer ſelbſt in ihm die Triebfeder davon kannte. Dieſer machte nun Anſprüche auf Henrietten, behauptete, daß ſie in ihres Vaters Teſtament begründet wären, und drohete, ſie durch rechtliche Mittel in Ausführung zu bringen, falls man ſich ihnen widerſetzen wolle. Er nannte dabey den Namen eines mächtigen Gönners, der ihn dazu aufgemuntert hätte, und pochte auf deſſen Verſprechen, ihn mit allen Kräften und ganzem Vermögen beyſtehen zu wollen. Die beyden Frauenzimmer geriethen in eine heftige Beſtürzung, konnten nicht begreifen, wie er auf einmal einen ſolchen Entſchluß, der ihnen ſo grob als tollkühn vorkam, habe faſſen können, und verwieſen ihn an Henriettens Vormund, mit dem er es auszumachen hätte, wenn er ein Recht zu haben glaube, worin er gekränkt werde. Aber damit ließ er ſich nicht abweiſen, und ward nur immer ungeſtümer. Obgleich die Frau Windemann ſeine Drohungen nicht achtete, ſo ſchmerzte ſie es doch, ſich von einem ſo frechen und verächtlichen Menſchen niederträchtig begegnen zu laſſen. Sie ſchickte zu dem Hofrath, aber dieſer ließ diesmal auf ſich warten, und ſich zum zweitenmal bitten, ehe er kam. Sie erzehlte ihm die ganze Sache, und wie ſie davon dächte; bat ihn, er mögte ſie auch überlegen, und ihr ſeine Meinung ſagen, wie man, ohne daß es Aufſehn errege und ſtadtkündig werde, den ſchlechten Menſchen los werden könne. Er hörte dies mit einer bedenklichen Miene an, und machte es wichtiger, als die Tante es gehalten hatte, ſahe die Sache an, als wenn ſie ſchon vor dem Richter wäre, ſtellte vor, daß, obgleich dem Anſchein nach, Liſſer mit einer gerichtlichen Klage abgewieſen werden dürfte, es doch nicht ſchlechterdings unmöglich ſey, daß der Richter darauf höre; daß es dann zu einem weitläuftigen Proceß kommen könnte, der ſie und Henrietten vielem Ungemach und Herzleid, und dem Gerede der Leute ausſetzen würde, in deren Urtheilen Henriettens Ehre, wie das leider! immer ſo ſey, nicht ganz aus dem Spiele bliebe. Er könne freilich den Böſewicht leicht wegſchaffen, und das müſſe auch vor allen Dingen geſchehen; aber damit wäre ihnen im Grunde nichts geholfen, man müſſe ernſtlich auf ſeiner Hut ſeyn, und dem Uebel vorbeugen, ehe die Folgen davon ſich verbreiteten.

Die Tante ward bey dieſer Vorſtellung aufmerkſamer, als ſie bisher geweſen war, bekannte ihre Unwiſſenheit in ſolchen Dingen, und traute der Einſicht ihres Freundes mehr als ihrer eignen zu. Sie glaubte ſelbſt, immer mehr die Gröſſe der Gefahr einzuſehen. Liſſer hatte ſein nicht unbeträchtliches, väterliches Vermögen größtentheils verſchwendet. Die Noth mogte wohl ſchon anfangen, ihn zu drücken; von einem ſo berüchtigten Menſchen war's immer glaublich, daß er die abſcheulichſten Mittel nicht unverſucht lieſſe, wenn er nur ſeinen Zweck erreichen, oder eine Summe Geldes erpreſſen könnte. Der Gönner, auf welchen er getrotzt, oder eigentlich, deſſen Unterſtützung er erlogen hatte, war mächtig genug, um eine ungerechte Sache gerecht zu machen. Er war dazu ein Mann von boshaftem Charakter, und beſtändig ein abgeſagter Feind von Henriettens Vater und der ganzen Familie geweſen, der er ſo vielen Verdruß gemacht hatte, daß die Tante vorzüglich ſeinetwegen ihre Vaterſtadt verlaſſen hatte. Sie bat Sintern daher auf's dringendſte, den fürchterlichen Menſchen ſogleich aus der Stadt hinwegzuſchaffen. Dies war ihm ein leichtes Spiel. Noch denſelbigen Tag nöthigte er Liſſern das Verſprechen ab, daß er morgen ſich packen wolle, und der Tante ſagte er, daß er ihn durch das Verſprechen, ſich friedlich mit ihm abzufinden, zur Abreiſe beredet hätte.

Nun ging's an ein Berathſchlagen, wie man ſich herauswickeln könne. Der Hofrath gab manchen unnützen Rath, und verwarf ihn immer zuerſt wieder. Endlich rückte er mit dem heraus, warum das ganze Schattenſpiel veranſtaltet war. Henriette müſſe ſo eilig, als es nur geſchehen könne, verheirathet werden; Liſſer müſſe davon eher nichts erfahren, als wenn es für ihn zu ſpät ſey; dann habe er blos das Nachſehen, und dürfe ſich gar nicht hören laſſen. Dabey vergaß er nun nicht, die Stärke und Aufrichtigkeit ſeiner Liebe zu ſchildern, und ſeine unglückliche Lage, worin er ſchon ſo lange von Hoffnung gemartert werde, auf eine ſo treffende Art darzuſtellen, (indem er es bedauerte, und ſich faſt zu ſchämen bekennte, unter ſolchen Umſtänden, worin es ſo leicht das Anſehen haben könne, als mache er ſich ihre Verlegenheit zu Nutzen, ſeines Wunſches wieder zu erwähnen) daß Henriette das Verſprechen von ſich gab, ohne ſeine Einwilligung ſich an keinen andern zu verheirathen; aber ſich in Anſehung der übrigen Bedenkzeit ausbedung. Auf das Letztere beſtand ſie unabbringlich, und ſetzte auch keine Zeit feſt, binnen welcher ſie ſich entſchlieſſen wollte. Das Erſtere ſchlug er, um Großmuth mit Großmuth zu erwiedern, aus, und verſicherte ihr völlige Freyheit, wohin auch ihre Entſchlieſſung ausfallen würde.

Karl war jetzt ſchon bey ſeinem geliebten Freunde Lindemann angelangt. Doch begegnete ihm unterwegs ein Zufall, der hier nicht unerwähnt bleiben darf, ſo daß wir die Mühe nicht ſcheuen müſſen, ein paar Tage in der Geſchichte zurückzugehen. Den zweyten Tag ſeiner Reiſe traf er einen Landprediger auf dem Wege an, der nach dem nächſten Orte, wo die Poſtpferde gewechſelt werden ſollten, noch zwey Meilen vorwärts, hin wollte, einen Freund und Amtsbruder daſelbſt zu beſuchen. Karl ſahe, als er neben ihm war, die Jahre in des Mannes Geſicht, und daß ihm das Gehen ſchon ſchwer wäre, weshalb er ihn anredete, und bat, ſich zu ihm in den Wagen zu ſetzen. Das thu' ich ſehr gern, ſagte der Alte, wir haben wahrſcheinlich einen Weg; ich will auch nach der nächſten Poſtſtation und komme ſo noch einige Stunden eher dahin.

Karl. Das Gehen iſt für Sie zu beſchwerlich.

Prediger. Das fühle ich, Gottlob! eben ſo ſehr noch nicht. Langſam ſchleppt's ſich freilich nur fort; ich komme nicht viel geſchwinder aus der Stelle als jener Pilger, den Katharina von Medicis nach dem gelobten Lande wallfahrten ſchickte. Aber ich habe meine Berechnung darnach gemacht, gegen Mittag da zu ſeyn, und die Nacht da zu bleiben. Meine Bauern hätten, wenn ich's verlangt hätte, mich auch fahren müſſen; und das brauchte es nicht mal, ich habe ſelbſt Pferde und Wagen. Aber unſer gnädiger Junker hat mal gehört oder geleſen, — doch wohl gehört, denn leſen kann er nicht — daß in dem Menſchen noch ſehr viele Kräfte ungenützt lägen, welche durch Anſtrengung entwickelt und zur Thätigkeit gebracht werden müßten. Von dem Menſchen hat er auf die Pferde den Schluß gemacht, und darum ſetzt er ſeine Bauern und ihre Pferde ſo in Arbeit, daß alle Kräfte ſchon entwickelt und abgewickelt ſind. Meine Pferde, die ich ihres Alters wegen dazu nicht mehr fähig hielt, ſind mir endlich auch abgeſchwatzt worden, und ich fürchte, daß ſie die Cur nicht überſtehen werden. Das iſt die Urſache, warum ich meine Füſſe anſpannte.

Karl. Iſt denn die Unterdrückung des Bauerſtandes, der man doch jetzt in ſo vielen Gegenden abhilft, hier noch ſo groß? Ich kam geſtern durch des Herrn von Z** Güter, der durch Aufhebung der, die Menſchheit ſchändenden, Leibeigenſchaft, und durch den jetzigen blühenden Zuſtand ſeiner Felder und die Wohlhabenheit ſeiner Bauern, den Nachbaren doch ein ſo anlockendes Beiſpiel gegeben hat, und glaubte, wo Raiſonnement und alles übrige nichts vermöge, müßte doch der jedem in die Augen fallende Vortheil Wirkung thun. Hier im Lande iſt überdas ein landesherrlicher Befehl dazu vorhanden — —

Pr. der nicht geachtet wird.

Karl. Und warum nicht? Wenn ich Fürſt wäre!

Pr. So wollten Sie ſich Gehorſam zu verſchaffen wiſſen?

Karl. Wie's auch geſchehen müſſe! Die Auslagen zu ſolchen neuen Einrichtungen ſind anſehnlich, das iſt bekannt. Jeder Gutsherr hat das Geld dazu nicht, aber es kommt doppelt wieder heraus. Warum ſollte der Fürſt es ihm nicht vorſchießen.

Pr. Sie wollten alſo ſich ſelbſt um ihre Unterthanen bekümmern? Wenn Sie, ſo wie Sie da ſind, zum Fürſten gemacht würden, ſo glaube ich es; wenn ſie aber dazu erzogen wären, ſo würden Sie keine Zeit haben, den Gedanken zu faſſen, viel weniger ihn auszuführen. Die meiſten Fürſten meinen es ſo gut mit ihren Unterthanen, glauben, daß ſie glücklich ſind, und wie können ſie etwas anders nur argwöhnen? Wenn ſie Bittſchriften und dergleichen ſelbſt annehmen und leſen, ſo finden ſie allenthalben ſich von den Unterthanen Vater, Beglücker, Beſchüzzer, Wohlthäter genannt, und glauben, daß es wahr iſt. Sie ahnden nicht, daß oft die Bedienten vom höchſten bis zum niedrigſten, Tyrannen ſind, welche ſo genau von einander abhängen, und deren Vortheile ſo durch einander verflochten ſind, daß keiner den andern beißt.

So ſprachen ſie noch lange mit einander fort, unterſuchten, welche Regierungsform die beſte ſey, führten allenthalben eine beſtimmte bürgerliche und Gewiſſensfreyheit ein, ſetzten Fürſten ab und ein, und machten einen Plan, worin gezeigt ward, wie das groſſe Uebel des Krieges gehoben werden könnte, in deſſen Regulirung ſie aber durch den gellenden Knall einer Peitſche unterbrochen wurden. Es war niemand anders als Liſſer in großen Courierſtiefeln zu Roß, eine neue Göttingiſche Reitpeitſche von neun Ellen Länge in der Hand, und ein paar groſſe Doggen zur Seite. Sie kamen durch dieſen Aufzug ganz von ihrer Materie ab; und der Prediger, der den Ritter kannte, weil ſein Sohn ehedem Hofmeiſter bey ihm geweſen war, fing an, von ihm zu erzehlen, welches Karln ſehr lieb war, um den Menſchen, von dem er nur gehört hatte, näher kennen zu lernen. Der junge Menſch, ſagte er, hatte einen braven Vater, der ihm eine gute Erziehung gab, und ihm ein Vermögen hinterließ, wovon er ſeinem Stande gemäß leben konnte. Er hat ganz vortrefliche Anlagen, und beſitzt mehr Gelehrſamkeit, als mancher Doctor. Sein Herz iſt aber das abſcheulichſte, das ich kenne, und ſeinen Leidenſchaften ſetzt er keine Gränzen. Er machte ſchon früh Schulden, und ſeitdem er nicht mehr unter Vormündern ſteht, (und das ſind noch nicht zwey Jahre) hat er faſt alles herdurchgebracht, und muß noch zum Bettler werden. Wenn noch Hoffnung ſeiner Beſſerung ſeyn mögte, ſo wäre es dann; denn, wenn er kein Geld hat, ſo ſchreibt er Recenſionen zu den . . . . . gelehrten Zeitungen, und Aufſätze zu vielen periodiſchen Werken, und faſt alles ſehr gut. Hätte er ſich gut aufgeführt, der Verkehrte! ihm war ein groſſes Glück beſchert. Ein gewiſſer Herr Erichſen, der ſeines Vaters vertrauteſter Freund war, hatte ihm ſeine Tochter, die jetzt in G** bey ihrer Tante, einer Frau Windemann, iſt, zugedacht, mit der er ein groſſes Vermögen und, wie ich mir habe ſagen laſſen, ein ſchönes, tugendhaftes Mädchen, wie ſie es auch unter der Aufſicht ihrer Tante werden mußte, bekommen hätte. Jetzt darf er gar nicht daran denken. Dies und noch viele Proben ſeiner Ausſchweifungen erzählte er Karln, der ſich das alles hinter's Ohr ſchrieb.

Da ſie an dem Ort waren, wo der Prediger ſeinen Freund beſuchen wollte, blieb Karl den Tag über da, machte mit dem daſigen Prediger und mit andern Bekanntſchaft, und ſetzte den folgenden Tag ſeine Reiſe fort. Endlich kam er zu beſtimmter Zeit zu ſeinem Lindemann, der ſich über ſeine Ankunft ſehr freute, ſeine Bittſchrift annahm, ſie dem Miniſter in einem Empfehlungsſchreiben zuſchickte, und ihn verſicherte, die Stelle werde ihm nicht abgeſchlagen werden. Sein Aufenthalt daſelbſt dauerte einige Tage länger, als er gerechnet hatte. Lindemann entdekte er ſeine Liebe zu Henrietten, und ward von ihm aufgemuntert, nach Aſ** einen Umweg zu machen, wo ihr Vater gewohnt hatte, und noch viele ihrer Anverwandten lebten, mit denen er ſelbſt reden könnte. Karl hatte ſchon den Gedanken vorher gehabt, und da ſein Freund ihn ſo ſehr billigte, und er ſich erinnerte, daß dort noch ein weitläuftiger Vetter von ihm wohne, ſo entſchloß er ſich, die kleine Umreiſe von zehn Meilen zu machen, und zugleich Henriettens Vormund aufzuſuchen, Seinem Vetter, den er noch niemals geſehen hatte, gefiel Karl beym erſten Anblick ſo ſehr, daß er genöthigt ward, ein Zimmer bey ihm zu nehmen. Durch ihn lernte er Henriettens Vormund, Herrn Friedrichſen, kennen. Sein Vetter hatte den Vormund zu ſich gebeten, und ihm Karln vorgeſtellt, der aber durch ſeine ihm eigenthümliche Rauhigkeit Karln in eine ſolche Verlegenheit ſetzte, daß er wenig Zutrauen zu ihm faßte. Seine Fragen und Antworten waren immer äuſſerſt kurz, und ſchienen, ob er es gleich mit jedem herzlich gut meinte, hart und ſogar grob, ſo lange man ſeine Art noch nicht gewohnt war. „Sie rauchen keinen Taback,“ fragte er ihn unter andern, „ſchmieren Sie den „Bücher? Auch nicht? Wenn Sie keine Fidibus „brauchen, ſo ſollten Sie doch andre damit verſorgen. — „Reichen Sie mir den Geisler da aus der Ecke her, der „macht die beſten, die ich kenne.“ Beym Abſchied ſagte der Vetter ihm, daß er ihn beſuchen, und Karln mitbringen wolle. „Thu' das,“ antwortete er; „aber „lehr' ihn erſt, daß er das Maul aufthun muß, wenn „man ihn hören ſoll.“

Den folgenden Tag machten ſie ihm den Beſuch, und der Vetter legte ihm die Abſicht vor, warum Karl eigentlich gekommen war. „Ich weiß davon nichts, bekümmre mich auch nicht darum, denn es geht mich nichts „an,“ antwortete er ihm. „Ihre Tante hat mir geſchrieben, daß ein Hofrath, Sinter, däucht mir, iſt ſein

„Name, um ſie anhält. Sie mag ihn nehmen, und „kann's auch laſſen. Der Schurke von Jungen, Liſſer „iſt auch da geweſen, und will ſie haben; daraus ſoll aber „mit meinem Willen nichts werden.“ Das waren für Karln ganz neue Begebenheiten. Liſſern durfte er alſo nicht fürchten, aber einen andern weit gefährlichern Nebenbuhler, in deſſen Händen ſein ganzes Geheimniß war. Sein Vetter richtete ihn auf, ſonſt hätte er nun alles auffliegen laſſen, und wäre nie wieder in ſeines Vormunds Haus gekommen. Karl ſaß ganz in Gedanken vertieft da, indeß ſein Vetter dem Herrn Friedrichſen die Geſchichte von Karls Liebe von Anfang bis zum Ende erzählte, ſo wie er ſie von ihm ſelbſt gehört hatte. Dies machte ihn theilnehmender, und er erzählte dagegen alles, was er von Sinters Liebe wußte. Am Ende ermunterte er Karln ſelbſt, verſprach ſeinetwegen ſogleich an die Tante zu ſchreiben, und ihm ſelbſt auch noch einen Brief mitzugeben, um ihm Gelegenheit zu verſchaffen, Henrietten gleich nach ſeiner Zurückkunft zu ſehen. Uebrigens erbot er ſich zu weiter nichts, als das zu beſtätigen, was Henriette und ihre Tante thun würden, die er zu nichts zwinge. Sein Vetter gab ihm den Rath, ſich gegen ſeinen Vormund nach wie vor zu betragen, bis er Gelegenheit fände, ihm alles zu entdecken, und geſichert ſey, daß jener ihm nicht mehr ſchaden könne. Er entſchuldigte deſſen Vergehen gegen Karln ſo gut er konnte, und ſtellte ihm ſo viel Möglichkeiten vor, wie Sinter, ohne ſehr ſtrafbar zu ſeyn, auf dieſen Abweg habe gerathen können, und daß er es gewiß bereuen und ihn abbitten werde, wenn Karl nur nicht Haß oder Groll gegen ihn äuſſere. Karls gutes Herz und Klugheit lieſſen ſchon erwarten, daß er mit ihm ſo gelinde als möglich verfahren, und alles anwenden würde, ſeine Freundſchaft, die ihm bey ſeinem neuen Amte treflich zu Statten kommen dürfte, nicht zu verlieren. Wie er aber eigentlich dabey zu Werk gehen ſollte, davon hatte er noch keine Idee, ſo viel er auch auf dem Rückwege nach Hauſe darüber nachdachte. So bald er da ſey, wolle er ſogleich der Tante den Brief bringen, und hören, was ſie ſage; und ſo, dachte er, giebt dann ein Wort das andere, und es wird ſich wohl ſchon zeigen, wie Sintern beyzukommen iſt. Er ſtellte es ſo an, daß er gegen Mittag ankam, erzählte ſeinem Vormund ganz kurz den glücklichen Lauf ſeines Geſuchs um die Branddirectorſtelle, die er ſchon ſo gut als gewiß hätte, und ging nach Tiſche aus, um verſchiedene Briefe, die ihm hier und da mitgegeben wären, zu beſtellen, worunter einige wären, die er, wie er ſagte, ſelbſt zu übergeben, gebeten ſey. Sein Vormund ſahe und beſahe ſie alle, den einen an die Tante ausgenommen, den Karl zurückgelegt hatte, und fand keine Urſache, ſich vor irgend einem von ihnen zu fürchten. Der Brief an die Tante ward zuletzt beſtellt, damit er Zeit hätte, bey ihr länger zu bleiben. Sie kam ihm ſchon in der Thür entgegen, und empfing ihn auf eine überaus freundliche Art. Henriette und ich wollten eben im Walde ſpatzieren gehn, ſagte ſie, es iſt gut, daß Sie nicht fünf Minuten ſpäter kommen.

Karl. Meinetwegen bleiben Sie nicht zu Hauſe; wenn Sie erlauben, ſo begleit' ich Sie.

Tante. Sie kommen dieſen Mittag von der Reiſe, — doch, wenn Sie wollen, ſo gehen wir. Sie müſſen uns aber viel, viel erzählen.

Karl. Ich habe eine ungemein angenehme Reiſe gehabt, und befinde mich ſehr wohl darnach.

Tante. Sie haben Ihre Abſicht alſo erreicht, wozu wir Ihnen Glück wünſchen.

Karl. Und noch mehr als ich gehofft hatte.

Tante. So! Das iſt mir ſehr lieb. Werden Sie denn künftig nun noch bey dem Hofrath bleiben?

Karl. Ich fürchte, auf keinen Fall.

Tante. Sie nehmen alſo mehrere Fälle an? Mehr als zwey werdens doch wohl nicht ſeyn?

Karl. Mehr eben nicht.

Tante. Und auf keinen bleiben Sie bei ihm? Nachdem dritten ſcheinen Sie alſo zu verlangen. Nennen Sie ihn mir, damit ich mit Ihnen dieſen vom Himmel für Sie erwünſche.

Karl. Ich verſtehe nicht, was Sie meinen.

Tante. Das glaube ich wohl, ich verſtehe mich ſelbſt auch nicht. Laſſen Sie uns wieder von vorne anfangen. Warum bleiben Sie nicht bey ihm? Der Hofrath liebt Sie und behielte Sie gern; ſein Haus iſt groß genug, er hat keine Familie.

Karl. Noch nicht!

Tante. Noch nicht? Nun das wäre denn ein Fall, der aber doch erſt kommen ſollte.

Karl ließ bey ſeiner Antwort einen Blick auf Henrietten fallen, welche erröthete, und ganz verlegen ſeitwärts ſah. Die Tante ſchien das nicht zu bemerken.

Tante. Meinen Sie denn, daß er ſich wieder verheirathen werde, und ſo bald? Man hört doch nichts davon, und ich kann's auch nicht glauben.

Karl. Er iſt noch nicht zu alt, und —

Tante. Freilich wohl, und ein ſehr guter Mann.

Karl. Ja, das iſt er; ich verdanke ihm unendlich viel.

Tante. Ja, gewiß ein lieber Mann. Aber wir kamen von unſerer Sache ab. Wenn denn nun des Hofraths Haus ſo geräumig bliebe, als es bis jetzt iſt, und ich glaube auch noch länger bleiben wird: ſo blieben Sie doch nicht da? Vielleicht brauchen Sie bald mehr als zwey Zimmer. Das fällt mir eben bei, und mir geht noch ein groſſes Licht mehr auf. Ihre Reiſe dauerte auch länger, als Sie uns geſagt hatten; wer weiß, was Sie für neue Bekanntſchaften gemacht haben! und ehe wir's uns verſehen, ſo ſind Sie wieder fort, und bringen eine junge ſchöne Freundinn mit.

Karl. Die neuen Bekanntſchaften haben mich nicht zurückgehalten; ſondern um eine ältere feſter und dauerhafter zu machen, machte ich einen kleinen Umweg nach Aſ**.

Tante. In Aſ** ſind Sie geweſen? Haben Sie welche von meinen Bekannten kennen gelernt? Ich habe da viele.

Karl. Ich habe einen Brief an Sie von dem Herrn Friedrichſen, den ich bald zu beſtellen vergeſſen hätte. Hier haben Sie ihn.

Tante. Ich danke Ihnen; wir kommen bald zu einem Platz, wo wir uns ausruhen, und ich ihn leſen kann.

Henriette. Kennen Sie Herrn Friedrichſen? Er iſt mein Vormund.

Karl. Ich weiß es, und (liſpelte er ihr leiſe zu) noch mehr als das.

Tante. Herr Friedrichſen befindet ſich doch wohl? Haben Sie ihn vorher ſchon gekannt? Er iſt ein ganz eigner Mann, und wenn man ſeine Eigenheiten noch nicht kennt, zurückſcheuchend.

Karl. Er machte anfänglich mich ganz ſtill, und ich zitterte, wenn ich ihm antwortete. Nachher faßte ich Muth, und ging ihm dreiſt zu Leibe, welches ihm zu gefallen ſchien.

Henriette. Ich verſichere Sie, er meint es immer gut.

Tante. Wo lernten Sie ihn denn kennen?

Karl. Bey meinem Vetter, der ſein großer Freund iſt.

Tante. Aber wir vergeſſen uns ganz. Wo kommen wir hin, Jette? — Wir verirren uns gewiß. — Iſt dies der Fußſteig nach unſerer Laube. —— Ja, wir gehen doch recht! A propos, Sie wiſſen noch nicht, daß wir, da noch etwas weiter hin, am Hügel, wo der Wald ſich theilt, eine Laube gepflanzt haben, die ſchon recht dicht wird, und von der wir die Ausſicht über den See nach den prächtigen Landhäuſern, die da längſthin ſtehen, und nach den Schäfereyen auf der linken Seite haben, die Sie von hier ſchon zum Theil ſehen können. Wollen Sie auch wiſſen, wie ſie heißt? Sie hat ihren eigenen Namen — ſoll ich ihn nur ſagen, Henriette? — — Nein, Sie haben mich ſo rathen laſſen, Sie ſollen wieder rathen, und wenn Sie es nicht treffen, warten, bis wir hinkommen: ſo können ſie es ſelbſt leſen, in der alten ehrwürdigen Eiche eingeſchnitten, welche ein Waldgott, der Schutzpatron der Laube, bewohnt.

Indem ſie ſo noch einige Minuten fortgeſprochen hatten, beugten ſie rechter Hand von dem Fußſteig ab, und waren nur zwanzig Schritte von der Laube, wo ſie hineingingen, und ſich niederſetzten. Karl machte ſeinen Geſellſchafterinnen viele Complimente wegen ihres Geſchmacks, und las die Einſchrift: Henriettens Laube, welche vom Hofrath Sinter herrührte. Die Buchſtaben ſind nicht tief genug eingeſchnitten, ſie wachſen wieder zu, und ſind nach einigen Jahren ganz unkenntlich, bemerkte er dabey. Dem müſſen Sie, antwortete die Tante, zuvorkommen, oder auch eine ganz neue Einſchrift ſchneiden. Sie ſollten aber da unten beym See es auch beſehen; ich bin, fuhr ſie fort, zu müde, und ſie ſind's auch vielleicht von der Reiſe, ſonſt könnte Jette Sie herumführen, und das alles Ihnen zeigen. Von Müdigkeit fühlte Karl denn nun nichts, und er bot, noch ehe ſie ausgeſprochen hatte, Henrietten ſeinen Arm, und ſie marſchirten davon. Bleibt aber nicht zu lange, rief die Tante ihnen nach, ſonſt hol' ich euch, und ihr wißt, ich bin müde!

Daß die Tante ſie nicht ohne Abſichten allein gehen ließ, bedarf keiner Erinnerung, und daß ſie Unrecht daran that, wird höchſtens nur eine geſtrenge Duegna behaupten.

Was zwiſchen unſern Beyden nun vorfiel, geſprochen, und verabredet ward, läßt ſich in wenig Worten faſſen. Sie liebten ſich, und das ſagten ſie einander. Alles andre, Vormund und Tante, und die ganze Welt vergaßen ſie. Sie müſſen in ihren Empfindungen tief verſunken geweſen ſeyn, denn noch eben dieſen Augenblick geht Karl von mir, und verſichert, daß aller Mühe ungeachtet, die er ſich gegeben hat, den Zuſammenhang ihres Geſprächs wieder aufzufinden, und ſo gut er ſich auch aller andern Theile ſeiner Geſchichte erinnere, er doch keine drey Worte von jener Unterredung zuſammenzubringen vermag. Henriette weiß auch nichts davon, oder will's auch nicht wiſſen. Das ſollte ich vorher ſo bedacht haben wie jetzt, ſo hätte er ſeine Geſchichte, worin die beſte Scene ſo elendiglich verſtümmelt iſt, ſelbſt ſchreiben, oder von einem jeden andern aufſetzen laſſen können. Da lacht er mich nur noch dazu aus, und räth mir, die Leſer, denen daran gelegen iſt, auf den erſten beſten Roman zu verweiſen, wo die Erklärung nicht über eine Viertelſtunde dauert, und recht empfindſam iſt. Sind Sie, meine geneigten Leſer und Leſerinnen, damit zufrieden? Mich dünkt, da wir doch einmal hier in Noth ſind, Sie könnten's immerhin ſeyn; denn ich glaube, ſo was iſt doch immer nur erdichtet, und mit Erdichtungen dürfte ich es nicht wagen, Sie hier abzuſpeiſen, ſonſt hätte ich ſtatt Karls Citatum aller Romane hier nur Einen ausſchreiben, oder aus neun und neunzig ſolcher Scenen die hundertſte ſchaffen können. Wir wollen alſo lieber mit Karln und Henrietten zur Tante zurückgehen. Aber die, ſehen wir, vergeſſen ſich ganz — Da kommt auch ſchon die Tante hinten drein, und ruft, ſie ſollen zurückkomen. „Ihr ſeyd mir die rechten, ich

„warte und warte, aber ihr geht noch immer weiter weg. „Kommt, wir müſſen zu Hauſe, es wird ſonſt zu ſpät.“ Endlich kamen ſie denn zuſammen; aber Karl war ſo zerſtreut, daß die Tante ſich nicht länger ſtellen konnte, als merke ſie es nicht, und Henriette war es nicht weniger. „Was habt ihr da immer euch zuzuflüſtern, fragte ſie; „was bedeutet das, Jette?“ Henriette wollte antworten; aber in dem Augenblick warf Karl ſich vor der Tante auf die Knie, küßte ihr die Hand und ſagte, (dieſer Worte erinnert er ſich noch) freilich ſo räthſelhaft, daß ſie ihn nicht hätte verſtehen können, wenn ſie nicht ein Oedip geweſen wäre: Machen Sie mein Glück vollkommen, beſte Tante! Stehen Sie auf, Couſin, antwortete ſie mit einer ſo ernſten Schalkhaftigkeit, daß Karl aufſprang, und kein Wort hervorbringen konnte. Henriette half ihm aus der Verlegenheit, und nahm von einem ſchwarz gekleideten Fiſcher, welcher ſich in der Ferne dem See, ſeinen Sohn neben ſich, näherte, Gelegenheit her, auf ein anders Geſpräch zu kommen. Der arme Mann hatte vor einigen Wochen ſeinen zweiten Sohn, den er zum erſtenmal mit auf's Waſſer genommen hatte, verloren, indem der Knabe über Bord in's Waſſer ſchaute, darin mit den Händen plätſcherte, und darüber aus dem Kahn über Kopf ſtürzte und ertrank. Die Tante fiel Henrietten in's Wort, und machte Bemerkungen über das Trauern in der Kleidung um Verſtorbene, das ſie für eine feine Art Luxus hielt. Karl erholte ſich auch, und machte Betrachtungen über Zufall und Beſtimmung, über die Gefahr bey Wagniſſen, und über die Kühnheit der Menſchen, die deswegen nichts unverſucht lieſſen. Auf dem ganzen Rückwege fielen nichts als allgemeine Geſpräche vor; und wenn Karl und Henriette, zwiſchen denen die Tante Platz genommen hatte, ſich zu vergeſſen ſchienen, ſo ſchüttelte ſie ſie wieder zurecht, ohne daß ſie es zu wollen ſchien. Ich habe noch mit Ihnen über etwas zu ſprechen, ſagte ſie, als ſie vor der Stadt waren, in dem Briefe, den ſie mir gebracht haben, ſteht etwas, das Sie betrifft; wollen Sie dieſen Abend bey uns bleiben? wir ſind allein. Ich will auch zu dem Herrn Hofrath ſchikken, und ihn bitten laſſen. Karl nahm mit heftigem Dank ihre Einladung an; als er aber weiter hörte, daß der Hofrath auch gebeten werden ſollte, hatte er Mühe, ſeine Verlegenheit zu verbergen. Dieſer war zu ſeiner größten Freude auf's Land gefahren, und hatte im Hauſe den Beſcheid gelaſſen, daß er vor morgen früh nicht wieder zurückkommen würde. Er war alſo ganz allein mit ihnen, und nun machte die Tante ſeinem Herzen Luſt, indem ſie Henrietten entfernte, und ihm ſagte, was ſie von Herrn Friedrichſen erfahren, und eben geſehen hatte. Sie wünſchte ihm Glück; und indem ſie ſagte, er dürfte ſich in ihrer Gegenwart als Bräutigam betragen, entwiſchte ſie ſeinen Dankſagungen, und eilte zu Henrietten hinauf, der ſie auch ihre Meinung ſagte, ſie mit herunter in's Zimmer brachte, und Karln zuführte. Unſer junges Brautpaar war ſo überraſcht, daß ſie nichts als „liebe, beſte Tante, wie ſollen „wir ihnen danken?“ ſtammeln konnten. Sie ließ die beyden Liebenden eine halbe Stunde allein, und kam darauf wieder zu ihnen mit ihrer vorigen Munterkeit, hieß ſie, ihre Liebe für heute noch etwas bey Seite zu ſetzen, und mit ihr darauf zu denken, wie man am beſten aus dem Wirwar, darin ſie alle mit einander verwickelt wären, ſich herauswinden könnte. Henriette ſagte, ſie habe allen Kummer vergeſſen, den der Hofrath ihr gemacht habe, und verzeihe alles; Karl ſprach ihr nach. „Das ſollt ihr auch,“ fügte die Tante hinzu; „aber hier kommt's auf das „Wie? an, und darauf ſollt „ihr denken. So ganz frey muß der Hofrath doch nicht „ausgehen, däucht mir.“ Die beyden Verliebten nahmen ſich ſeiner ſehr an, und baten, ſo viel wie möglich, ſeiner zu ſchonen, er ſey doch ſonſt ein ſo ſehr guter Mann, und fehlen ſey ja etwas Menſchliches. Die Tante aber meinte, man könne nicht beſſer verfahren, als wenn man ihn ein wenig anführe; „denn ſagen wir ihm alles gerade „heraus, wie es iſt, ſo bringen wir ihn in Zorn, und er „vergiebt's uns nimmer, was er gewiß thut, wenn wir's „ſo machen, wie ich es halb ſchon entworfen habe, wobey „er denn freilich ein wenig geprellt wird. Aber was kann „das ſchaden“ fuhr ſie fort, „wenn wir ihm auch ein we„nig wehe thäten? Zu vermeiden iſt's doch nicht, und auf „die Art, wie ich glaube, daß es geſchehen müſſe, erfährt „keine Seele das geringſte davon; und wenn ihr (denn auf „euch kommt's am meiſten an) eure Rolle gut macht, ſo „verbürg' ich mich dafür, daß er noch dazu lachen dürfte. „Ich will euch morgen meinen Plan mittheilen, heute kann „ich's nicht, denn ich bin erſt halb fertig damit. So viel „kann ich jetzt ſchon ſagen, daß ihr ſo ein vierzehn Tage „thun müßt, als kenntet ihr euch nicht. Ihr müßt wie „ſonſten, gegen einander gleichgültig euch ſtellen, ſollt euch „nicht zu oft ſchreiben, und noch ſeltener ſprechen, und „überhaupt euch gegen keine Creatur das geringſte verlau„ten laſſen. Sie, Couſin, verdienen dieſe Strafe als „Buße für Ihre feinen Anſtalten, und du Jette, mußt „erſt das Fegfeuer paſſiren und geläutert werden, ehe du „eingeweiht werden kannſt.“ Henriette lachte über ihre Einfälle; die Tante behauptete aber, es ſey ihr Ernſt, und ſie ginge kein Haarbreit davon. Zuletzt beruhigten ſie ſich; Karl und Henriette willigten in das, was ſie geſagt hatte, und was ſie ihnen morgen noch ſagen werde, und verſprachen pünktlichen Gehorſam.

Die Frau Windemann hatte aber Mühe, ihren Plan, woran noch immer etwas hinkte, auf's Reine zu bringen; den folgenden Tag war ſie noch nicht viel weiter damit als heute. Weil es aber Zeit ward, ſo theilte ſie ihnen den nächſtfolgenden Tag ihre Verwaltungsbefehle, welche ſie ſchriftlich entworfen hatte, mit, ob ſie gleich Fehler darin fühlte, die ſie aber nicht zu finden vermogte.

Der Hofrath ahndete indeß nichts ſchlimmes. Karl war, nach wie vor, derſelbe; die Tante auch, und Henriette ſetzte ihre Bedenkzeit noch auf vierzehn Tage aus, binnen welcher Zeit ſie ihren Entſchluß faſſen wollte.

Was nun in den vierzehn Tagen vorging, das kann ich nicht kürzer erzehlen, als wenn ich das Fragment eines Geſprächs zwiſchen dem Hofrath und unſerm Karl, welches letzterer in ſeinem Tagebuch aufbewahrt hat, herſetze, woraus man erſehen kann, worauf die kleine Luſt zielte. „Der „Hofrath,“ ſagt Karl, „war geſtern ſehr unruhig, „wahrſcheinlich durch den Inhalt eines Briefes, den er, ich weiß „nicht, von wem erhielt. Dieſen Morgen dauerte das „noch immer fort; er ſchrieb und verſiegelte einen Brief, „ſchickte ihn nach der Poſt, und ließ ihn ſogleich wieder „zurückholen. Er kramte ſo viele Papiere an den Tag, „größtentheils Briefe, las darin, packte ſie wieder weg, „zog ſich an, ging aus, kehrte aber drey Schritte von der „Thür wieder um, ſchmiß mit den Stühlen herum, „zerſchnitt die Federn, antwortete gar nicht, oder verkehrt; „kam nicht zu Tiſche, und polterte die Treppen auf und „nieder. Gegen Abend ward er ruhiger, und ließ mich „rufen. Er klagte mir, daß er einen Brief geſtern Abend „bekommen habe, der ihn ganz unruhig gemacht, und eine „ſchlafloſe Nacht verurſacht habe, wovon die Kopfſchmer„zen ſich noch nicht legen wollten. Er bat wegen ſeines „ungehörigen Betragens um Verzeihung und ſagte, daß er „jetzt ein Mittel gefunden habe, wodurch er beruhigt ſey. „Er fing darauf mit mir über allerhand gleichgültige Dinge „zu ſprechen an. Endlich fragte er mich, ob es dabey „bleibe, daß morgen unſre Verlöbniſſe bey der Frau Win-

„demann vollzogen werden ſollten. Ich antwortete ihm, daß ich nicht anders wüßte, als daß die Geſellſchaft dazu ſchon heute eingeladen ſey. Er ſchwieg einige Minuten, ward aber immer heiterer, und fing das Geſpräch wieder an. Mir war ſchon bange, daß er unſre Liſt mögte entdeckt haben, und ich hatte das Wort auf der Zunge, ihm alles zu ſagen, ihn um ſeine Einwilligung und Verzeihung zu bitten. Er fing aber wieder an: Wir ſind nun ja beyde zufrieden mit unſerm Loos. Hätte ich gewußt, daß Sie ſo leicht von Henrietten abſtünden, ſo hätten wir beyde manche verdrießliche Stunde weniger gehabt. Für Ihre . . . .

Ich. „Kein Wort mehr davon, wenn Sie mich nicht beſchämen wollen.

Sinter. „Sie bekommen an der Windemann eine ſo brave und zärtliche Frau, als ich keine ſonſt kenne. Ueber uns werden vielleicht Anmerkungen gemacht werden, daß wir lieber hätten tauſchen ſollen; aber . . . . .

Ich. „Was geht uns die Welt und ihr Gekakel an? ich fürchte es nicht.

Sinter. „Und ich hoffe ihm vorzubeugen. — Um zwey Monate ſollen Sie ihre Stelle antreten, und binnen der Zeit die Beſtallung bekommen.

Ich. „Wie Herr Lindemann mir ſchreibt, ſoll ich mich wenigſtens darauf gefaßt halten.

Sinter. „Schrieb er Ihnen ſonſt nichts Neues?

Ich. „Seinen Vorſchlag von Keltrichs Tochter.

Sinter. „Sonſt alſo nichts. Haben Sie ſchon geantwortet? und was haben Sie ihm geſchrieben?

Ich, „Daß es damit zu ſpät ſey, und denn das Uebrige, wie Sie wiſſen.

Sinter. „Alſo auch von mir?

Ich. „Um ihm zu zeigen, daß ich ſeinen Vorſchlag achte, und nur deswegen nicht befolge, weil ich ſchon eine

„andre Verbindung eingegangen ſey, ſchrieb ich ihm die
„Umſtände und die Veranlaſſung dazu. Er iſt verſchwie-
„gen, und unter der Bedingung zu ſchweigen hab' ich ihm
„die ganze Sache entdeckt. Von ihm fürcht' ich nicht, daß
„er es ausplaudert, ehe es bekannt ſeyn darf.

Sinter. „Das dürften Sie auch nicht, er iſt ein
„ſehr kluger und edler Mann. Sie hätten ihm meine Em-
„pfehlung machen ſollen. Haben Sie ſchon Antwort
„wieder?

Ich. „Ich war geſtern ganz gewiß eine vermuthen,
„er muß keine Zeit gehabt haben.

Sinter. „Vielleicht. Gehen Sie heute Abend noch
„aus? Ich wünſchte, daß die Verlöbniſſe noch ein paar
„Tage ausgeſetzt würden; es geht aber, wie ich höre, nicht
„an. Sagen Sie denn auch davon nur nichts; ich hoffe
„noch fertig zu werden. Um Sechs morgen Abend fahren
„wir denn zuſammen hin.

„Wie er dies ſagte, nahm er einen Brief zur Hand,
„ſeine gewöhnliche Art anzudeuten, daß er allein ſeyn will.
„Ich ging auch ſogleich, und merkte erſt auf meinem Zim-
„mer, daß ich ſtark geſchwitzt hatte. Ich war ängſtig ge-
„nug, aber ſo ſehr hätte ich kaum geglaubt, daß gewe-
„ſen wäre.“

Den folgenden Tag war der Hofrath auſſerordentlich heiter, bis Mittag war er mit Schreiben wieder beſchäftiget. Nach dem Eſſen kleidete er ſich an, und um Sechs Uhr fuhren ſie zu der Frau Windemann, wo wir ſchon auf ihn und Karln warteten. Ich kann hierbey die Eitelkeit (wenn's eine Eitelkeit iſt) nicht unterdrücken, dem großgünſtigen Leſer zu vermelden, daß auch ich in persona die Ehre hatte, der Geſellſchaft mit beyzuwohnen. Der Hofrath Sinter und Karl Holdingen dachten damals noch nicht daran, dieſen Theil ihrer Geſchichte zur Lehre und Warnung für die ganze Chriſtenheit durch mich oder irgend einen andern aufzeichnen zu laſſen, und ich ſo wenig als die Uebrigen von der Geſellſchaft vermutheten nicht das Geringſte, daß im Hinterhalt ſo viel verborgen, und die Karten ſo bunt durch einander geworfen wären, ſonſt hätte ich auf unſre Vier Soloſpieler ein noch aufmerkſameres Auge gehabt. Was ich aber geſehen habe, davon kann ich auch ohne Stolz ſagen, daß ich's geſehen habe.

Daß der Hofrath und Henriette Erichſen, und wiederum Karl Holdingen und die Frau Windemann heute Abend in Gottes Namen Ehekontracte unterſchrieben würden, konnten wir eben ſo wenig bemerken, als daß der Hofrath mit der Frau Windemann, und Karl mit Henrietten Verlöbniß halten wollten. Sie waren ſo fremde gegen einander, und wir bemerkten auf ihren Geſichtern, den Hofrath ausgenommen, einige Verlegenheit. Der Hofrath fing mit Henrietten ein Soliloquium an; es kam aber bald ein Dritter hinzu, und ſo konnten nur gleichgültige Dinge abgehandelt werden. Karl nahte ſich endlich der Tante, und äuſſerte, wie er mir nachher geſagt hat, gegen ſie die Furcht, daß es heute Abend ein böſes Spiel abgeben könnte. Der Hofrath ſey geſtern ganz unruhig und verſtört geweſen, gegen Abend habe es ſich gelegt, und heute ſey er auſſerordentlich heiter. Ihm ſey das ganz unerklärlich. Er rieth ihr, das Billet, was ſie ihrem Plan nach, ihm zuſtecken wollte, ihm nicht zu geben, ſondern ihm alles lieber allein zu ſagen. Der Tante ward auch bange, und ſie hatte ſchon den Morgen ihre Unbeſonnenheit bereut; hätte aber, ſagte ſie, nicht ſo viel Herz, mit ihm zu ſprechen. Karl hatte es auch nicht. Henriette, die dazu kam, und es anhörte, wollte davon laufen. Die Tante übernahm es endlich, das, was ſie angefangen hatte, auszuführen, und gebot den andern beyden ruhig zu ſeyn, und ihr alles zu überlaſſen. Sie ſuchte mit dem Hofrath, der es auch zu ſuchen ſchien, allein in eine Ecke zu gehen, wo ſie ihm das Billet gab. Indem er es annahm, gab er ihr auch eins, und bat ſie, es gleich zu leſen. Sie entfernten ſich darauf beyde, und kamen nach einer Viertelſtunde, er etwas früher als ſie, wieder herein. Nicht lange darnach waren ſie beyde wieder fort. Henriette ward blaß, und ging auch heraus; Karl blieb, zitterte wie Eſpenlaub, und wenn nur eine Thür aufging, ſo ſah er ſich um, als wenn ein Gewitter auf ihn einbräche. Henriette kam von ihnen zuerſt wieder herein, und war ſchöner und reizender als je. Auf Karln wirkte es gleich. Er ging auf ſie zu; ſie ſagte ihm aber, daß ſie voll Furcht ſey, und ihre Tante ihr weiter nichts geſagt habe, als ſie ſolle ruhig ſeyn. Wie das gute liebe Mädchen wohl beklemmt geweſen iſt! Sie ſprach wenig, ihr Buſen war in Wallung, bey jeder Frage, die einer that, ob ſie ſich nicht wohl befände, ſtieg eine neue Röthe ihr in's Geſicht. Sie konnte auf dem Klavier keinen Takt richtig treffen, die Stimme ſtockte bey langen Noten, keine Paſſage, die ſie ſonſt wie Körner zuzählte, kam rein heraus, und Karl kratzte die Geige dazu, daß uns der Nervenſaft in den Gehirnnerven ſtehen blieb. Sie ging einmal über das andere heraus, und brachte Karln keine andere Nachricht, als daß ihre Tante noch immer mit dem Hofrath allein ſey, daß ſie ganz ſtille wären, und ſie das Rauſchen einer Feder, als wenn jemand ſehr geſchwind ſchriebe, gehört habe. Karl horchte auch, und glaubte daſſelbige zu hören. Man fragte in der Geſellſchaft, wo die Frau Windemann ſey; Henriette entſchuldigte ſie, daß jemand ſie habe ſprechen wollen. Endlich kam ſie ſelbſt, und entſchuldigte ſich, daß ſie von jemand, der ihr einen Brief gebracht, und mit ihr habe ſprechen wollen, ſo lange aufgehalten ſey. Du ſiehſt ſo trübe aus, meine liebe Henriete, ſagte ſie zu ihr, und ſetzte leiſe hinzu, alles iſt beſſer gegangen, als ich's vermuthet hatte, der Hofrath ſchreibt nur noch, und wird auch gleich kommen.

Komm' an's Klavier, fuhr ſie laut fort. Darf ich nicht noch ein wenig warten, antwortete Henriette, und ſo wandte die Tante ſich zur Geſellſchaft, und machte ſie wieder munter. Karl und Henriette ſprachen auch einige Worte mit einander, und ſo erholten ſie ſich allmählig. Zuletzt kam der Hofrath auch, entſchuldigte ſich gegen jeden auf eine andere Art, und verbreitete über aller Geſichter Lachen oder Lächeln. Bald darauf kam ein Bedienter mit Schreibzeug herein. Der Hofrath trat vor einen Tiſch hin, und ſagte, daß er der Geſellſchaft etwas zu melden hätte, warum die Frau Windemann ſich die Ehre ihrer Gegenwart ausgebeten hätte. Alle ſtanden den Augenblick um ihn; was iſt? was iſt? riefen einige aus den Ecken heraus, und brachen von ihren Materien ab. Als der Hofrath ſchwieg, und einige Papiere aus der Taſche hervorlangte, vergrößſerte ſich der Radius aller Augen um ein Drittel, und die Augenblicke wurden noch zweymal ſo lang, daß ihrer um zwey Drittel weniger auf eine Minute gingen, als man ſonſt rechnet. Mit einer feyerlichen Mine, und einem dazu ſtimmenden Ton kündigte er uns nun an, daß die Papiere, die er in der Hand habe, zwey Ehecontracte wären, die in der Gegenwart der anweſenden Freunde und Freundinnen unterzeichnet werden ſollten. Allenthalben war es ſtill; ein paar junge Frauenzimmer ausgenommen, die ſich viel zuzuflüſtern hatten. Der Hofrath fuhr fort zu reden: Für's erſte, der junge Karl Auguſt Ferdinand Holdingen, und die Frau Sophie Amalia Windemann, geboren . . . . . Hier hielt er ein, als ſuchte er in einem der Papiere eine Stelle, und ſpräche in der Zerſtreuung. Karl und Henriette geriethen in eine Bewegung, die Beſtürzung und Verzweifelung verrieth . . . . Ferdinand Holdingen, fing der Hofrath geſchwind wieder an, als beſinne er ſich, und die Madem. Henriette Wilhelmine Erichſen . . . . Hier unterbrach ihn ein allgemeines Lachen, worin er ſelbſt mit einlachte.

lachte. Er knüpfte darauf ſeinen Faden wieder an, redete völlig aus, und ſetzte ſich hin, die Namen in die Contracte einzurücken; las ſie darauf her, und ſo unterſchrieben Karl und Henriette den einen, er ſelbſt und die Frau Windemann den zweyten.

Nun durfte man wieder ſprechen, und ſo ging's an ein Gratuliren zum Erdrücken und Zerküſſen. Jeder drängte ſich hinzu, und einer wußte ſeinen Glückwunſch noch zierlicher und kräftiger auszudrücken als der andre. Im Himmel und auf Erden war kein Gutes mehr zu erdenken, was nicht dieſen Abend verſchwendet und angewünſcht ward. Niemand konnte begreifen, wie das Gerücht diesmal in ſeiner Function ſo nachläſſig geweſen wäre, und nicht in die Trompete geſtoſſen hätte; ein Fall, der ſo unerhört ſchien, daß einer behauptete, in der Geſchichte von Adam finde er ſich nicht mal. Wie es zwiſchen dem Hofrath und der Frau Windemann auch ſo geſchwind zu einem ſolchen Entſchluß kam, mag wohl noch itzt manchem nicht ganz begreiflich ſeyn, vorzüglich, wenn er nicht gemerkt hat, wie ſie ehedem von ihm, und er von ihr ſprach und dachte, und wenn er das Billet wieder vergeſſen hat, das Sinter ihr gab. Ganz natürlich, wenn gleich ein wenig raſch, ging's indeſſen doch zu, und Umſtände waren weiter nicht dabey. Die Documente waren geſchrieben, es durften nur andere Namen eingerückt werden, und Platz war ja dazu. Der Hofrath konnte über die Vergangenkeit keine dichtere Decke ziehen; er ſahe wohl, daß auf dieſe Art alles unter ihnen blieb, und nicht weiter davon geſprochen werden würde. Die Frau Windemann hatte er immer als ein würdiges und kluges Frauenzimmer hochgeſchätzt; ihr Alter konnte, beſonders bey ihrer friſchen Geſundheit, gar kein Hinderniß abgeben. Sie hatte ihr reichliches Auskommen, war ihm am Stande gleich; und ſich lange zu bedenken, war ihr Fehſer nie geweſen. — Aber was kümmert's mich auch, mögte ich wohl fragen. Ob ſie recht oder unrecht daran gethan haben, darf ich ja nicht verantworten. Wenn ſie es gelaſſen hätten, ſo hätten ſie es gelaſſen, und der Hofrath hätte böſe werden, und davon laufen, oder gar weggeblieben ſeyn mögen, ſo hätt' ich erzählt, daß nichts daraus geworden, daß er davon gelaufen, oder gar aus der Geſellſchaft weggeblieben wäre. Was ſie indeſſen gethan haben, gereut keinen von beyden, und das glaub' ich ſehr gern.

Unterdeſſen wir ein wenig uns verirrt haben, hat ſich der Glückwunſchſturm ſo ziemlich gelegt, und die Verliebten können wieder freyer Athem holen. Die Geſellſchaft theilte ſich in mehrere kleine Haufen, und machte Anmerkungen über die neuen Verbindungen. Man erzählte ſich einander, wie und auf welche Art der und jener ſeine Frau bekommen hatte, was es für Schwierigkeiten dabey geſetzt, wie die Großmutter ſich dagegen geſtemmt habe. Ein anderer erinnerte ſich, daß ſein Verlöbnißtag den erſten Januari getroffen habe, und daß er dazu zwey Roſen in der Stube mit vieler Sorgfalt erzogen, die ſeine jetzt ſelige Frau angeſteckt hatte, eine am Buſen, und die andere ſo vorne in den Haaren; damals fuhr er fort, war noch die Mode, daß eine Braut ſo friſirt wurde, daß . . . . . und ſo ging's weiter von den Roſen auf die Friſur, von der Friſur auf die abgeſtutzten Schuhe, von dieſen wieder auf die ſpitzigen (doch nur ſo incidenter;) von den Schuhen auf alle Sorten eckiger und runder Schnallen mit Steinen beſetzt und nicht beſetzt, maſſiv oder plattirt; von den Schnallen auf alle Arten Ringe, als da ſind Brautringe, Galanterieringe, Siegelringe, Trauringe, Naſenringe und Ohrringe; von den Ohrringen auf die Ohren ſelbſt, daß die Frau N. ihre niemals waſche; von dem Ohrenwaſchen auf's Baden; vom Baden auf's Schwimmen und Ertrinken; vom Ertrinken auf's Trinken und alle Arten Getränk; als da iſt Pabſt, Kardinal, Biſchof, Punſch . . . ja, ja Punſch und Biſchof ſind ſchöne Getränke, fiel der Hofrath, der eben aus dem Zirkel getreten, und den andern dreyen einen Wink gegeben hatte in's Nebenzimmer zu gehen, geſchwind wieder ein, wenn ſie gut gemacht ſind, ſonſt beehren ſie einen mit Kopfſchmerzen. Was die drey da drinnen wohl denken, und worüber ſie ſich wohl die Köpfe zerbrechen mögen, ſagte der Hofrath, indem er ihnen nachging, bey ſich ſelbſt. Etwas müſſen ſie auch dafür haben, dachte er weiter, laß ſie noch ein wenig warten; und kehrte bey der Thür wieder um zu ſeinem Zirkel, der ſchon mit den Getränken längſt fertig war; vom Drachen zu Babel, dem Biſchof zu Rom, den Jeſuiten, dem Bombardement der Spanier vor Algier auch ſchon geſprochen hatte, und ſo eben den Türken glücklich aus Europa verjagte, und den Sultan ſelbſt in ſeinem Harem gefangen nahm. In der That ſteckten die drey in dem Nebenzimmer die Köpfe vergebens zuſammen, um herauszubringen, wie er ſo plötzlich und wodurch er ſich ſo geändert hätte. Verrathen iſt unſre Liſt, ſagte die Tante, aber wodurch? das hat er mir noch nicht ſagen wollen.. In dem Billet, das er mir gab, ſchreibt er, daß er oft gedacht habe, was er jetzt thäte, ſchon lange gethan haben zu müſſen; daß er ſeine Thorheit, wie er's nennt, einſehe, und Ihnen Henrietten gern laſſe. Ich kann's gar nicht begreifen, ſagte Karl, es müßte denn . . . . es müßte denn, ſagte der Hofrath, der ihn belauſcht hatte, im Hereintreten, jemand es verrathen haben, und wer konnte das ſeyn? Wenn's verrathen iſt, kein anderer als . . . . da leſen Sie den Brief, er iſt an Sie, und dann kommen Sie alle herein, es wird Zeit, daß wir anfangen.

Dieſer Brief zog denn endlich den Schleier vor ihren Augen weg. Lindemann entſchuldigte ſich, daß er dieſen

Brief ihm durch den Hofrath zuſchicke, von dem er ihn, wenn's Zeit ſeyn würde, erhalten werde; daß er dieſem die ihm geſtellte Falle gezeigt habe, und zwar aus der guten Urſache, weil er glaubte, der Plan der Tante würde erſt ſeine gehörige Richtung bekommen, und die erwünſchten Folgen haben, wenn er ihn an den Hofrath verriethe. — „Leſt morgen mehr, rief er wieder herein, und kommt doch „jezt. Vergeßt lieber noch heut Abend alles Vorige, und „ſteckt den Brief in's Feuer;“ und ſie gingen herein. Und ſiehe, da kamen die Geiger und Baßſtreicher, und Pfeifer und Hornbläſer, und der Paukenſchläger, und ſazten ſich. Und da ging's an ein Tanzen. Der Tauſend, wie tanzte Henriette! — Ich nahm auch mein Mädchen, das wahrlich auch tanzt, wie . . . . . Doch davon ein andermal.

P. C. Fr. Linau.

VIII.

Miſcellaneen.

I.

Nachricht

von einem Geſpräche des General Paoli, mit dem Verfaſſer des Trauerſpiels: Die Corſen.

Um den Character meines Corſiſchen Helden noch etwas näher kennen zu lernen, wird es vielen Leſern vielleicht nicht unangenehm ſeyn, den Inhalt deſſen, was ich mit ihm geredet habe, in der Form eines Geſpräches zu leſen. Der Herr General hätte in Augſpurg die **Corſen** aufführen ſehn, wenn **Wahr**, der ihn auf der Bühne vorſtellen ſollte, und ihn damals ſchon lange vorher hier, wie all' ſeine Rollen, mit vielem Beyfall geſpielt hatte, nicht eben von der **Kurziſchen** Truppe getrennt geweſen wäre, und ein anderer ſeine Rolle ſo geſchwind hätte lernen können. Vielleicht war auch die abſchlägige Antwort daran ſchuld, die ich ihm und dem ſel. **Eßlinger** gab, als Sie mich um die Erlaubniß, das Stück drucken zu laſſen, erſuchten. Ich wäre indeſſen verſichert geweſen, Frau **von Kurz** hätte es der ſeltnen Begebenheit und ihres Nutzens wegen damals gewiß aufführen laſſen, wenn ich hier nicht den Fehler begangen hätte, dem Herrn **Wahr**, und nicht dem Herrn **Bergobzommer** die Rolle des **Paoli** zu geben. In der That verdarb letzterer keine der ſchwerſten Rollen. Es war aber nun einmal geſchehn, und ich hätte etwas darum gegeben, wenn **Paoli** ſich und ſeine Corſen, ſo von Angeſicht zu Angeſicht, auf einer Teutſchen Bühne hätte handeln ſehen, wie ich ſie hier vorſtellen und handeln ſah. Vielleicht war keinem dramatiſchen Helden, bey Lebzeiten, noch dieſer ſonderbare, und gewiß ihn und die Zuſchauer nur deſto mehr intereſſirende Vorfall begegnet. Doch wer die Kleinigkeiten kennt, die oft die große, beſonders aber die Theaterwelt zu regieren pflegen, der wird und mag ſolche Helden losſprechen, oder tadeln, wie es ihm gerecht zu ſeyn dünkt. Ich habe meine Zufriedenheit Zeitlebens in ganz andern Dingen geſucht, und Gottlob auch endlich gefunden, als in dem Ruhme, der von den Chikanen unſrer theatraliſchen Dictatoren abhängt. Indeſſen war der General kaum hier angekommen, als er mir die Ehre anthat, ſich nach mir erkundigen zu laſſen. Der junge Herr Baron **von Grothaus** und der Herr Graf **Gentili** hatten dieſen Auftrag, und erſterer beehrte mich ſelbſt mit einem

Beſuche und verſprach mir, daß ich einen Mann von Angeſicht zu Angeſicht ſehen ſollte, den ich in der Ferne ſo ſehr verehret und bewundert hätte. Er logirte im damaligen Gaſthauſe zum Prinzen Karl. Eine Menge Menſchen, von dem unaufhaltſamen Drang der Neugierde getrieben, belagerten beſtändig dieſes Haus. Der Herr Baron ſagte mir, daß ich den Herrn General ſprechen ſollte, ob Er gleich ſonſt ganz incognito reiſe. Er nahm mich alſo mit in ein Zimmer, wo Er, noch ein Kaiſerlicher Hauptmann und Herr Graf **Gentili** zugegen waren. Herr Baron von **Grothaus** ging in's daranſtoßende Zimmer des Herrn Generals, und bald darauf trat dieſer ſelbſt mit ihm herein; ſo ganz der reizenden Schilderung ähnlich, die der Corſiſche Geſchichtſchreiber **Boſwell** mit Brittiſcher Freymüthigkeit, in ſeiner bekannten Reiſebeſchreibung nach Corſica, von ihm gemacht hat. Ob der Britte oder der freye Teutſche Reichsbürger, beym erſten Anblick eines ſolchen Mannes am meiſten gefühlt hat, und was für Empfindungen ihn ehemals und mich damals durchdrungen haben; das können vielleicht gefühlvolle Männer empfinden, die ſich in Gedanken an meine Stelle ſetzen; aber beſchreiben kann ich's unmöglich! — Ich redete Ihn nach einer ehrerbietigen Verbeugung in Lateiniſcher Sprache ungefehr folgendermaßen an, ſo wie ich unſer Geſpräch nach meiner Zurückkunft zu Hauſe damals auf Teutſch niedergeſchrieben habe.

Ich. Ich ſchätze mich für ſehr glücklich, einen Helden perſönlich kennen zu lernen und auf's reinſte zu verehren, den ich entfernt ſo lange ſchon bewundert habe.

Paoli. (in Franzöſiſcher Sprache) Mein Herr, Sie reden mich in der Sprache der Gelehrten an. Ich verſtehe Sie wohl; aber ich bin nicht gewohnt, ſie zu ſprechen, und ich zweifle, ob Sie auch meine Mundart völlig begreifen würden, wie ich es doch ſehr gern wünſchte.

Ich. (Auch in eben der Sprache.) Ich habe mit allem Bedachte eine Sprache zu reden vermieden, die den Herrn General, wegen des Volks, das ſie ſpricht, an unangenehme Sachen erinnern könnte.

Paoli. (lächelnd.) Die Sprache hat dem Generale aber nichts zu Leide gethan.

Ich. Das iſt wahr; allein ich wünſchte, daß dieſer Herr es auch von der Nation ſagen könnte, die ſie ſpricht.

Paoli. Ich wünſchte dies ſelbſt (nach einer kleinen ernſthaften Pauſe). Aber man hat mir geſagt, daß ſie der Verfaſſer eines Trauerſpiels ſind, das ſie die **Corſen**, oder die **Liebe zur Freyheit** genannt hätten. Ich habe von einigen Reiſenden ſchon in **Livorno** davon reden hören. Es waren Söhne eines hieſigen Italieniſchen Kaufmanns, die reiſten, und es hier hatten vorſtellen ſehn. — Was hat ſie dann bewegen für eine unglückliche Nation zu ſchreiben? Man ſchreibt doch ſonſt lieber für Glückliche, um ſich ſelbſt dadurch auch gern wieder glücklich zu machen.

Ich. Ein unwiderſtehlicher Zug der geheimen Macht der Sympathie bewog mich dazu. Ich ſelbſt ward zu der Zeit auch noch recht ſehr verfolgt; von einer eben ſo überlegenen Anzahl mächtiger Feinde verfolgt, wie Sie und die unglücklichen Corſen. Ich litt eben ſo unſchuldig, und meine ganze Seele ward, unaufhaltſam theilnehmend, zum tiefſten Mitleiden dahin geriſſen, für eine ganze Nation dahin geriſſen, der es nicht beſſer ging, als mir ſelbſt. Doch **Joſeph**, der beſte Kaiſer, hat durch einen einzigen Zug Seines verehrungswürdigen Namens, mich zum glücklichſten Menſchen meines Standes gemacht, und in mir unzählige andere, für die ich allein litt, alles willig litt, eben ſo ſehr beglückt. Und das Schickſal hat mir nichts als Thränen der Freude und des innigſten Dankes übrig gelaſſen, den würdigſten und gerechteſten Monarchen der Erde ewig damit zu ſegnen! Ich wünſchte herzlich, daß der Herr General Paoli und die ganze Corſiſche Nation auch von **Joſeph dem Guten**, dem Gerechten ihre unſchätzbare Freyheit, für die Sie ſo viel und ſo willig litten, hätten erhalten ſehn können.

Paoli. Die ſo weit von der ihrigen verſchiedene Lage unſrer Sachen machte dies wohl für uns unmöglich. Ihre Angelegenheiten konnten mit Tinte ausgemacht werden; aber die unſrigen hätten Blut gekoſtet!

Ich. Das iſt wahr, und nie wünſchte ich, daß unſres vortreflichen Kaiſers Ruhm mit Blut geſchrieben würde. Seine Tugenden machen Ihn zu einem weit liebenswürdigern Eroberer, als gewonnene Schlachten. Durch dieſe vermögte Er nur Feſtungen und Länder einzunehmen; aber durch jene nimmt Er die Herzen ſeiner glücklichen Unterthanen ein, und errichtet Sich ſolche Monumente darin, die keine Zeit vernichten wird, die blutige Siege eher zerſtören, als erhalten, und das nur deſto gewiſſer, je herrlicher ſie ſcheinen. Und ſelbſt die gröſſeſten Schätze vermögen ſie weder zu erkaufen, noch zu erſetzen, am wenigſten, wenn ſie geraubt ſind, und wären ſie auch dem ärgſten Feinde entriſſen!

Paoli. Glücklicher Monarch, von dem dies jedermann ſagen muß! — Und das mit ſolchem Rechte! Mit ſolcher Wärme! mit ſolch einer dankbaren Rührung, wie Sie es ſagen! (Nach einer kleinen Pauſe) Aber wodurch kannten Sie unſre Angelegenheiten, auf die Sie Ihr Trauerſpiel gründeten?

Ich. Durch Herrn **Boſwells** Beſchreibung und durch die öffentlichen Zeitungen.

Paoli. Wie haben Sie Ihr Stück denn eigentlich eingerichtet?

Ich erzählte Ihm hierauf, ſo viel es mir in der Geſchwindigkeit möglich war, den Plan meines ganzen Trauerſpiels, und entſchuldigte mich beſonders, daß ich ſo verwegen geweſen wäre, Ihm ſogar eine Geliebte zu geben, da Er doch, ſo viel ich aus **Boſwells** Nachrichten ſchlieſſen könnte, nie eine andere zu beſitzen gewünſcht hätte, als die Freyheit von **Corſika**. Aber ich glaubte, ein Held dürfte ſich auch nie ſchämen, ein Menſch zu ſeyn, und das um deſto weniger, je mehr Er Weisheit beſäße, der Menſchheit Rechte zu kennen und zu ſchätzen, und je mehr Gerechtigkeit, ſie unpartheyiſch auszuüben, und Tapferkeit, ſie zu vertheidigen.

Paoli (lächelnd). Die Dichter machen mit ihren Helden, was ſie wollen. Doch, ſie haben ja das Privilegium dazu, ſelbſt in den Regeln ihrer Kunſt, und um deſto mehr, je weniger ſie ſolches misbrauchen. Nur wäre es zu wünſchen, daß die Geſchichtſchreiber manchmal weniger Dichter wären. Ich glaube, daß **Paoli** Ihnen alles herzlich gern verzeihen wird. Er hat zwar, wie Sie ſelbſt ſagten, keine andere Geliebte, als die Freyheit ſeiner Nation; und dieſe befindet ſich jetzt in ſolchen Umſtänden, daß er gewiß an keine andere Geliebte denken wird. Er ſchämt ſich zwar nie ein, Menſch zu ſeyn, wenn Er es nur mit Ehre ſeyn kann. Haben Sie dies ſeinetwegen in Acht genommen, ſo wird er gegen alles Uebrige nichts einwenden. Ihr Lob unſers Frauenzimmers, der Umſtand mit dem Bildniß der Freyheit, der Schwur, Ihr und dem Vaterlande zu leben und zu ſterben, ſcheint mir ſelbſt nicht unrecht angebracht zu ſeyn. Aber ich kann nicht davon urtheilen, weil ich Ihr Stück noch nicht im Zuſammenhange geleſen habe. Iſt es noch nicht gedruckt?

Ich. Nein! (damals wußte ich's noch nicht) Aber ich kann die Ehre haben, Denenſelben im Manuſcripte damit aufzuwarten, wenn Sie es nicht ungütig aufnehmen. Herr Graf **Gentili** oder Herr Baron von **Grothaus** werden ohne Zweifel ſo gefällig ſeyn, es Ihnen zu überſetzen. Ich hatte es im Anfange ganz auf den damaligen Zeitpunkt eingerichtet, und die Franzöſiſchen Generale, den Graf **Perez**, und noch Andere, ſehr wichtige Rollen ſpielen laſſen. Allein, als es hier aufgeführt wurde, ſetzte ich die Geſchichte, aus vielen Urſachen, die Dieſelben gefälligſt im Manuſcript einſehen werden, in die Zeiten zurück, wo die Genueſer noch allein gegen die Corſen ſtritten. Es wird auf die erſtere Art eingerichtet ſeyn. Ich wünſchte aber nichts ſo ſehnlich, als einſt ſo glücklich zu ſeyn, von der Hand meines Helden das Urtheil ſeines Herzens eben ſowohl als ſeines Geiſtes darüber zu leſen, wenn Ihm dies ſeine weit wichtigere Geſchäfte erlauben werden.

Paoli. Der General wird ſich ein Vergnügen daraus machen, ſobald es ſeine Umſtände verſtatten, die ihm, wie es ſcheint, noch lange viel zu thun geben werden.

Ich. Ich wünſchte, daß ich den Herrn General zu einer ſo glücklichen Zeit, in einer ſolchen Laune itzt hätte ſehn und ſprechen können, als ehemals Herr **Boſwell**! — Faſt wär' ich ohnehin in Verſuchung gerathen, den beyden Söhnen meines hieſigen Freundes das ganze Manuſcript mitzugeben, welche die Ehre hatten, dem Herrn General ſelbſt bey einem Feſtin aufzuwarten, das der Herr Graf von **Rivarola** zu Livorno Ihm zur Ehre, bey ſeiner Ankunft aus Corſica, anſtellte. Ich hätte Ihn um ſein Urtheil gebeten, und mir mit dem Vergnügen geſchmeichelt, einer Antwort gewürdigt zu werden.

Paoli. Die damaligen Umſtände würden ihre Schrift nicht leicht haben ankommen laſſen; ſonſt wär' ich von **Paolis** Denkungsart verſichert geweſen, daß ſie wenigſtens

ſtens nicht unbeantwortet geblieben ſeyn würde; ob er gleich, beſonders zu der Zeit, viele andere Geſchäfte gehabt hat, als ich ſelbſt jetzt auf meiner verdrüßlichen und doch nothwendigen Reiſe, wo ich leider ſo viele wichtige Urſachen habe, auch den beſten Menſchen nicht bekannt zu werden, ſo ſehr ich's ſonſt wünſchte!

Ich. Ich werde um nichts weiter bitten, als um die gütige Erlaubniß, an meinen Helden einmal ſchreiben zu dürfen, wenn dereinſt ſein Geſchick Ihm beſſere Muße vergönnet! Niemals aber werd' ich alsdann dieſes Glück misbrauchen. Es würde mich vielmehr auf's ſtärkſte reizen, alle Kräfte äußerſt anzuſtrengen, mit der Zeit auch einmal einer von ſolchen Gelehrten zu werden, von denen Philipp dem großen Alexander ſagte: daß er ſich ja wohl mit ihnen halten ſollte, weil die Nachwelt allein glaubte, wie ihre Schriften ſeine Thaten ſchilderten.

Paoli. Paoli wünſchte noch nie mit dem Alexander verglichen werden zu können; als nur in Anſehung ſeiner Siege, wenn ſie Corſica die Freyheit zu erhalten vermögten, und kein beſſeres Mittel dazu übrig wäre! Aber die Gelehrten hat er ſehr lieb, ohne ſich um weitern Nachruhm zu bekümmern, als ſeine Pflichten in jeder Situation, ſo viel es ihm möglich war, erfüllt zu haben! Wenigſtens wünſchte er nie Alexander oder Cäſar zu ſeyn, ob er gleich weder Cato, noch Brutus zu werden vermag.

Ich. Auch ich wünſchte mir's nicht! Aber die Geiſteskraft wünſcht' ich mir, mein Trauerſpiel ſo vortreflich machen zu können, daß es werth wäre unter des Generals Kopfkiſſen gelegt zu werden, wie Homers Iliade unter des Weltbezwingers Kiſſen, um des Generals Lieblingsſchrift zu ſeyn, wie jene des Alexanders.

Hier brachte man Chokolade. Ich kann ſagen, daß mir in meinem Leben keine ſo gut geſchmeckt hat, oder jemals wieder ſchmecken wird, es müßte denn in der Geſellſchaft eines ſolchen Manoeus ſeyn. — Wir ſprachen noch von vielen Sachen, und ſo verfloſſen mir einige Stunden, gewiß die ſüßeſten meines Lebens! Paoli hatte indeſſen wichtigere Geſchäfte, als mit mir zu reden; und mich rieſen meine Kranken aus dieſer angenehmen Ekſtaſe zu mir ſelbſten und zu noch weit edleren Entzückungen zurück, deren Seligkeit nur ein Seraph höher fühlen kann, wenn Er eine Seele errettet, und deren ganzen himmliſchen Vorſchmack ich durch Gottes Gnade ſo oft fühle, als ich einen Vater vieler Kinder vom Tode errette, deſſen fürchterlicher Rachen ihn ſo eben, troz der Verzweiflung ſeiner um ihn bebenden Lieblinge, zu verſchlingen drohte. Ich empfahl mich alſo; und wenn meine Leſer auch die lebhafteſte Einbildungskraft beſitzen: ſo zweifle ich doch noch immer ſehr ſtark, ob ſie ſich die Allgegenwart der angenehmen feyerlichen Empfindungen und Gedanken nur einigermaſſen vorſtellen können, die damals mein ganzes Weſen durchſtrömten. — Ich beſorgte meine Kranken, flog darauf nach Hauſe, machte das verſprochene Mannſcript zurecht, und weihte meinem Helden in der Stille einige Thränen, die für Ihn und ſeine unglückliche Nation um ein beſſeres Schickſal zur wohlthätigen Gottheit fleheten, obgleich vergeblich flehten! — Man klopfte an die Thüre. Es war der vortrefliche Herr Baron von Grothaus, der mich mit ſeinem angenehmen Beſuche beehrte. Er holte das Manuſcript. Dieſer junge hoffnungsvolle Held und wahre Gelehrte theilte freywillig, mit dem in der That großen Paoli, die ſchrecklichen Gefahren des mörderiſchſten Kriegs, der beſchwerlichſten und gefährlichſten Reiſe, troz den Franzöſiſchen Kriegsſchiffen und all' ihren Anſtalten, ſolche zu verhindern, und fand in dieſen großmüthigen, nur von Alltagsmenſchen nicht zu begreifenden, und gar wohl noch getadelten, Handlungen eine unverwelkliche Ehre, die ihm die Allmacht der Zeit nie rauben wird, und eine ſolche unſchätzbare Belohnung, die nur erhabene Seelen in dem ſtillen, aber vollgültigen Beyfall finden, den Sie ſelbſt Ihren eigenen reinſten Thaten geben können. Dies empfand, dies dacht' ich, da Er mich verließ, und ich ſank in noch unzählige allmächtig rührende Empfindungen und Gedanken zurück, vor denen die Kraft der gewaltigſten Ausdrücke verſchwindet, die ſich nur fühlen, nur denken laſſen, und davon ich nie ein Wort zu ſagen gewagt hätte, wenn ich nicht mit Teutſcher Freymüthigkeit, der heiligen Wahrheit zur Steuer, die Ehre eines Corſiſchen Helden, und eines freyen, tapfren, edlen Teutſchen, gegen die partheyiſchen Läſterungen eines Dargens, und anderer ähnlichen Galliſchen Witzlinge heimtückiſche Verunglimpfungen zu retten, für die feyerlichſte Pflicht eines Biedermanns gehalten hätte und ewig halten würde.

Frankfurt am Mayn, den 24ſten May 1787.

D. Hoffmann.

2.

Madagaſcariſches Volkslied. *)

Nahandowe, o ſchöne Nahandowe! der Vogel der Nacht erhebt ſein Geſchrey, der Vollmond leuchtet über meinem Haupte, und meine Haare ſind feucht vom fallenden Thau. Die Stunde iſt gekommen. Was hält dich auf, Nahandowe, o ſchöne Nahandowe?

---

*) Nach der Ueberſetzung, welche der Ritter von Parny aus der Urſprache gegeben hat.

Das Lager von Laub iſt bereitet, ich hab' es mit Blumen und wohlriechenden Kräutern beſtreut, es iſt deiner Reize würdig, Nahandowe, o ſchöne Nahandowe!

Sie kommt; ich vernehme ihr ſchnelleres Athemholen, vom eilenden Gange verurſacht; ich höre das Rauſchen der Pagne, die ſie umhüllt; ſie iſt's, Nahandowe, die ſchöne Nahandowe!

Erhole dich, junge Freundinn, ruhe aus auf meinem Schooße. Wie bezaubernd iſt dein Blick! wie lebhaft und wollüſtig das Wallen deines Buſens, unter der Hand, die ihn drückt! Du lächelſt Nahandowe, o ſchöne Nahandowe!

Deine Küſſe dringen tief in die Seele; deine Liebkoſungen entglühen alle meine Sinne; halt ein, oder ich ſterbe! Stirbt man vor Wolluſt, Nahandowe, o ſchöne Nahandowe?

Das Vergnügen ſchwindet wie ein Blitz. Dein ſanfter Athem wird ſchwächer; deine feuchten Augen ſchließen ſich; du neigeſt läßig dein Haupt; deine Entzückungen gehn in ſchmachtende Ohnmacht über. Nie wareſt du ſo ſchön, Nahandowe, o ſchöne Nahandowe!

Wie lieblich ſchlummert ſich's im Arme der Geliebten; doch noch weit lieblicher erwacht ſich's daraus. Du gehſt, und ich ſchmachte in Sehnſucht und Verlangen. Ich ſchmachte bis der Abend kommt; dann kommſt auch du, Nahandowe, o ſchöne Nahandowe.

IX.

Fragmente.

Ueber Gibraltar, und die Einrichtung auf Engliſchen Kriegsſchiffen.

(Aus den Briefen eines Hannöveriſchen Officiers.)

Es war eine ſtürmiſche naſſe Witterung, wie wir in der Bay von Gibraltar einlieſen. Gibraltars Felſen war mit ſchwarzen Wolken und Nebel umgeben, durch welche der Berg noch ſchwärzer hervorſchien, deſſen Haupt Dampf und Rauch in die Höhe ſchickte; und je mehr es tagte, und der Nebel ſtieg, je fürchterlicher ſchien das Ganze. Ich kann wohl ſagen, es war ein ſchaudernd prächtiger Anblick. Jedoch entſtand der Gedanke, wie es möglich geweſen, daß es Menſchen eingefallen, dieſen Felſen zu bewohnen. Weder die Schweizerklippen, noch die Savoyiſchen öden Felſen, oder Italiens Gebirge kommen dieſem gleich. Selbſt der Veſuv wird in Vergleich mit dieſem zu nichts in Anſehung des fürchterlichen Anſehens. Wir fanden in der Bay die von Livorno abgeſchickten Fregatten, den Orpheus und Kingsfiſcher, welche ſchon etliche Tage vorher angekommen waren. Auch fanden wir die neulich aus England gekommenen zu dieſer Nation gehörenden Schiffe. Nachdem der Practik-Mäſter (Hafen-Kapitain) am Bord geweſen, erhielt das Schiff, weil es von der Barbarey gekommen war, Quarantaine, die zehn Tage hätte dauern müſſen, welche aber ſofort aufgehoben ward, weil es eine Fregatte und kein Kauffahrer war. Ich nutzte die Zeit, um die Bay zu beſehen. Und da die Schiffsequipage hieſelbſt während der Belagerung gedient hatte, ſo war ſie hier, ſo zu ſagen, zu Hauſe. Ich fuhr mit dem Seelieutenant Herrn Krafword nach Altgibraltar oder Algeſiras, wo die Spanier eine Mole, die jedoch für Kriegsſchiffe wenig Waſſertiefe hat, angelegt haben. Von da fuhr ich nach Orangeground, welches am Ufer der Bay unter den Bergen von St. Roch liegt, wo noch die während der Belagerung gebauten Baracken ſtehen. Von hier kehrten wir, an den mit Spaniern beſetzten Linien vorbey, zurück.

Nachdem der Commodore die Befehle ertheilt, daß das Schiff die nöthigen Proviſionen und die in Gibraltar liegenden, dem Schiffe gehörigen, Sachen an Bord nehmen und ſich zur Abfahrt bereit halten ſollte; fuhr er mit nach der neuen Mole, und von dort links, längſt Gibraltar, nach der alten Mole, wo wir ausſtiegen und uns zum Gouverneur, dem Herrn General Elliot, verfügten. Ich ward Sr. Excellenz durch Sir Roger Curtis vorgeſtellt. Er empfing mich ſehr gütig, ließ mich durch einen ſeiner Adjutanten nach den Southwark-Baracken führen, und befahl, daß der Herr Obriſte von Dachenhauſen, Brigadier der Hannöveriſchen Brigade, mir durch einen Officier alles zeigen laſſen mögte, was ich zu ſehen wünſchte. Ich beſuchte hier verſchiedene Herren, und der Herr Lieutenant von Uslar zeigete mir darauf die Roſiabay und das Südthor; wir gingen durch das Lager des Bataillons la Motte nach dem Mauriſchen Thurm und dem neuen Magazin. Wir kletterten nach den neu angelegten Williſſis-Batterien, gingen in die Linien, und von dort nach dem Landthor durch die Stadt in's Gouvernement. Hier fanden wir eine Tafel von zwölf Couverts ſo gut beſetzt, als wenn Gibraltar in London läge, und in der Perſon Sr. Excellenz den freundlichſten, munterſten Wirth. Nach der Tafel beſuchten wir noch Unterſchiedenes, beſahen die in der Stadt vor den Kaſernen geſtellten Engliſchen Regimenter, auch die Batterien, welche die Bay beſtreichen, und fuhren von der alten Mole wiederum an Bord.

Es iſt unnöthig, von den **Werken und der Lage** dieſer berühmt gewordenen Felſenburg zu reden. Die Welt weiß, daß Gibraltar drey Jahre lang belagert worden iſt, und daß die Bourbonniſchen Mächte Geld, Zeit, und Menſchenblut verſchwendet haben, ohne etwas auszurichten. Alles hat ſich hier vereinigt, um den feſteſten Platz aus Gibraltar zu machen, und die Kunſt hat die Natur ſo gut unterſtützt, daß es ſcheinet, als wenn beyde ſich erſchöpft hätten. **Gibraltars Felſen liegt im Meere**, und hängt nur vermittelſt einer ſchmalen Erdzunge, nach Norden zu, am feſten Lande Spaniens. Die Batterien und Werke, die der Feind dagegen machen kann, können nicht anders als über der Erde durch Faſchinen u. ſ. w. angelegt werden. Denn wenn man nur einen Fuß tief gräbt, kommt Waſſer hervor. Und allen dieſen Batterien und Werken des Feindes ſtellt der Felſen Gibraltars am feſten Lande Spaniens einen ſenkrechten an die 1,500 Fuß hohen Berg (das Kalpgebirge) dar, der mit lauter in Felſen gehauenen Batterien (Walliſſis-Batterien) beſetzt iſt. Viele andere hier gelegene Batterien haben wegen Mangel an Erde, ihre Schutzwehr und Bette von entzweygeſchnittenen Schiffboden, mit Steinen gefüllten Tonnen, und von Schiffstauwerken u. ſ. w.; wie denn faſt alle am Berge liegende Traverſen auf dieſe Art verfertigt ſind. Die Linien und die daneben liegende Batterien decken den Eingang zum Landthore, der zuletzt ſo ſchmal wird, daß kaum vier Mann in Fronte paſſiren können, und der überdas unter Waſſer geſetzt werden kann. Sollte es je einem Feinde einfallen, dieſe Seite zu ſtürmen, ſo wird er Tauſende verlieren, ohne einen Schritt zu gewinnen. Man arbeitet noch jetzt auf dem Kalpgebirge an neuen in Felſen gehauenen bedeckten Batterien, die etagenweiſe über einander bis zur Spitze gehen. Eine ſolche Batterie iſt bis zu fünf Kanonen oder Mörſern, hat ſchräge angelegte Luftlöcher, und jede Etage hat unter ſich und mit den übrigen einen breiten in Felſen gehauenen Communicationsweg. Nach Oſten oder die Seite des Felſens, die vom Mittelländiſchen Meere beſpült wird, iſt von Natur ſo wild, ſo ſteil, ſo unzugänglich, daß auch der Unerſchrockenſte hier den Muth verlieret. Der Berg ſenkt ſich, oder wird niedriger nach der Südſeite, deſſen Spitze ſich im Meere verliert, und die Spitze von Europa heißt. Hier hat die Seebrigade unter den Befehlen des Sir Roger Curtis während der Belagerung von 1782 im Lager geſtanden, weil ihre Schiffe von ihnen hatten verſenkt werden müſſen, und dieſes iſt die geſundeſte Gegend von Gibraltar. Die Stadt, das Gouvernement, die Kaſernen, Hoſpitäler und Magazine liegen nach Weſten am Fuße des Berges, der hier nicht ſo ganz ſteil iſt. Die von den Spaniern in Brand geſchoſſene Stadt liegt noch in Trümmern und Schutt. Sie hat eine Hauptſtraße vom Landthore bis zum Südthore, und einige Queerſtraßen. Es finden ſich jetzt die Einwohner wieder an, die ſich wegbegeben hatten, von denen ſich viele aus den ſtehen gebliebenen Mauren Obdach verſchaffen. Das Gouvernement, vormals ein Kloſter, iſt ein großes noch ziemlich gutes Gebäude. Es iſt auch von Bomben erreicht worden, und viele Fenſter ſind von den Erſchütterungen entzwey gegangen, welche durch papierne erſetzt worden ſind. Hinter dieſem Gebäude lieget ein großer Garten. Man kann behaupten, daß kein Gouverneur als der jetzige eine ſolche Ausſicht haben könne, als er von dem Garten-Balcon haben kann. Vor ſich auf der andern Seite der Bay hat er, Gibraltar gegen über, Algeſiras, den Aufenthalt der feindlichen Flotte während der Belagerung; und die Bay ſelbſt, das ewige Denkmal ſeiner ruhmvollen Thaten. Rechts ſind zu ſehen die Berge von St. Roch, der Ort ſelbſt auf der Höhe, und die Gegend mit den Hügeln, wo noch jetzt das Spaniſche Lager ſteht, und wo im letzten Kriege an die 40,000 Belagerer gelagert waren. Links ſind Feſtungswerke und Kriegsgebäude; und im Rücken iſt der ſchon zu Herkules Zeiten berühmte Felſen. Die Kaſernen ſind nicht geräumig genug, daß eine ſehr zahlreiche Beſatzung kaſerniren könnte. Anjetzt ſteht das Hannöveriſche Bataillon la Motte im Lager, welches unter dieſem milden Himmelsſtriche nicht ſo unangenehm iſt, als es in dieſer Jahrszeit in nördlichen Gegenden ſeyn würde. Ueberhaupt iſt an militäriſchen Gebäuden kein Ueberfluß, und es ſcheint, als wenn es an hinlänglichen Kaſematten, bombenfeſten Gebäuden und Gewölben fehle. Der Berg beſteht aus Felſen und Kalkſteinen. Er hat Höhlen, die 1000 Menſchen faſſen können. Von der Stadtſeite hat er gebahnte Zugänge, die ſchlangenweiſe künſtlich bis auf die oberſte Spitze gehen, und kleine Gärten. Ob er gleich kahl ausſieht und faſt mit keiner Erde bedeckt iſt, ſo gedeihen die Gartenfrüchte doch gut.

Starke Regengüſſe aber ſpühlen die losgearbeitete oder hinaufgebrachte Erde leicht weg. Der runde Siegelthurm ſteht auf der oberſten Spitze, und hat zwey Stangen, eine für den Ocean, die andere für die Mittelländiſche See. An dieſen werden ſo viele Schaffelle hinaufgezogen, als Schiffe entdeckt werden. Gibraltar hat zwey Molen: die alte, zwiſchen dem Waſſer und Landthore, und die neue, unterhalb des Südthors. Dieſe iſt ſicherer als jene. Hier wehen die Brittiſchen Wimpeln; und in der neuen Mole waren während der Belagerung die Königlichen Schiffe verſenkt geweſen. Hier hatten auch die Kanonenboote gelegen, mit denen Sir Roger Curtis auslief, den feindlichen ſchwimmenden Batterien in die Flanke fiel, und den Ueberreſt der Feinde rettete. Hier löſchen auch die Fahrzeuge, welche Proviſionen bringen. Ueberall wird das Meer ſehr flach am Fuße des Felſens, weswegen ſich keine große Schiffe nähern können. Jede dieſer Molen iſt durch weit in's Meer gehende, treflich angelegte Werke gedeckt. Das ganze Ufer iſt erſtaunlich befeſtigt. Und obgleich der Fuß des Felſens von dieſer Weſtſeite nicht ſo ſteil und ſo abſcheulich iſt, als nach den übrigen Seiten: ſo iſt dagegen dieſe Seite auch deſto ſtärker befeſtigt, und man behauptet, daß in den ſämmtlichen Werken der Feſtung an 700 Kanonen und Mörſer aufgeſtellt ſtehen. Alle Werke ſind auf das dauerhafteſte und prächtigſte, entweder von Bruch- oder von Mauerſteinen, verfertigt. Auf einer der Batterien, welche die ſchwimmenden Batterien zerſtört haben, ſtand nach einer der Ofen für glühende Kugeln; ein von Mauerſteinen vier Fuß hohes Viereck, deſſen Seite ſechs Fuß lang iſt. Die innere Fläche läuft, nach dem Mittelpunkte zu, ſchräge ab, bis auf die halbe Tiefe, wo die Roſte lieget. Unter dieſer wird mit Steinkohlen gefeuert, und auf ſelbiger liegen die Kugeln. Ein ſolcher Ofen kann zur Zeit zwanzig Kugeln glühend machen; und auf jeder Batterie ſind ſolcher Ofen an die vier geweſen. Die jetzige Garniſon beſtehet aus 3000 nach dem Kriege geſendeten Engländern; 1 Bataillon Artillerie, 1 Artificar Compagnie *) und 3 Bataillonen Hannoveraner; als Reden, la Motte und Sidow. Letztere haben ſich unter An-

füh-

---

*) Dieſe beſteht aus Handwerkern, die zum Artilleriewesen gehören, als Schmieden, Tiſchlern, Zimmerleuten, u. ſ. w.

führung ihrer tapfern Officiere während ihres achtjährigen dortigen Aufenthalts, und hauptſächlich in der Belagerung durch ihre Tapferkeit, Treue und Kriegszucht ſo vielen Ruhm erworben, daß der Gouverneur ſelbige zum Muſter vorſtellt, von ihnen mit den größten Lobeserhebungen redet, und es noch mehr thun würde, wenn er nicht befürchtete, dadurch Neid und Mißgunſt zu erregen. Die Engliſchen Regimenter beſtehen aus junger nach dem Kriege geworbener Mannſchaft. Sie ſind neu, glänzend, in die Augen fallend gekleidet, und haben ein Muſteranſehen; dagegen die Hannoveraner denen auf Batterien und in Stürmen grau gewordenen Soldaten gleichen. Dieſe ſind indeſſen geſund, vergnügt, gut genährt, haben ein Engliſches Anſehen und reden alle Engliſch. Ob ſie es gleich geſtehen, daß ſie im Vaterlande nicht ſo gut leben, und ſo viel verdienen können, daß auch die vaterländiſche Luft ihnen ungewohnt vorkommen werde: ſo wünſchen ſie doch alle ihre baldige Rückkehr ſehnlichſt. Unter dieſen Bataillonen giebt es Handwerker aller Arten, welche ſich nach den Engländern gebildet haben, und vorzüglich giebt es Schneider, Schuſter, Tiſchler, Maurer und Steinhauer, welche in Gibraltar täglich 18 Mgr. Ueberſchuß gewinnen können. Und ob es ſchon dieſen Leuten im Hannöverſchen nicht an Arbeit fehlen wird: ſo wünſchen doch viele von ihnen ſich in Gibraltar anſetzen zu dürfen. Die Einwohner der Stadt beſtehen aus Engländern, Spaniern, Portugieſen, Genueſern, Juden, und reden, was man lingua franca nennt. Sie ſind alle Handwerker und Handelsleute, den Engländern wenig treu, fragen nach nichts, als nach Gewinn; deswegen denn auch der Gouverneur froh geweſen iſt, wie ſie in der Belagerung den Platz verließen. Der Haven iſt ein Freyhaven, und der Handel ein Zwiſchenhandel.

Sir Georg Auguſt Elliot, General in der Engliſchen Armee, Gouverneur von Gibraltar, und Ritter des Bath-Ordens, iſt ein Schotte, von etlichen ſechzig Jahren, wohl gewachſen, von freyer Bildung und guter Geſundheit; ein Wittwer and Vater eines Sohnes, der Kavallerie-Obriſter iſt, und einer Tochter, die an einen Banquieur in London verheyrathet iſt. Er hat ſich von Jugend an den Kriegswiſſenſchaften und dem Dienſte gewidmet, und iſt auf verſchiedenen Kriegsſchulen geweſen. Er redet ſehr gut Franzöſiſch und Teutſch, hat feine Sitten, und iſt äuſſerſt höflich und einnehmend. Er iſt ein Kunſtreuter, reitet täglich, beſitzt gute ſelbſt zugerittene Pferde, und hat im Jahre 1769 die leichte Reiterey in England eingeführet und errichtet, von der ſein Regiment, das 15te Regiment leichter Dragoner, das erſte an Leichtigkeit, Geſchwindigkeit und äußerlichem Anſehen iſt. Er iſt gaſtfrey, hält eine gute Tafel; aber ſeine Lebensart iſt äußerſt mäßig. Um nicht ſtark zu werden, trinkt er nichts als Waſſer, iſt kein Fleiſch und ſchläft wenige Stunden. Wenn er die Paraden beſucht, Poſten nachgeſehen, Meldungen angenommen und Befehle ertheilt hat, ſchließt er ſich in ſein Cabinet und arbeitet. In dieſes Zimmer kommt kein Bedienter noch ſonſt jemand, außer Sir Roger Curtis, den er beſtändig einläßt, wenn er zuvor angeklopft und ſich kenntlich gemacht hat. Wer Sr. Excellenz ſprechen muß, klopft an, und dann kommt er heraus. Er behandelt alles mit Verſchwiegenheit und Vorſicht, hat einen ſehr geſchickten Secretair, wenige Hausbediente, und Soldaten zur Aufwartung. Sein Betragen in der letzten Belagerung iſt in zu friſchem Andenken. Er hat ſich vor der ganzen Welt berühmt gemacht. Jeder kennt und rühmt ihn als einen klugen, vorſichtigen, entſchloſſenen, großen General.

Das Gouvernement von Gibraltar iſt einträglich, weil der Gouverneur für gewiſſe Theile der Proviſionen ſorget; und angenehm, auch ehrenvoll, indem er allemal an die 5000 Mann commandirt, und die Stadt nebſt allem unter ihm ſtehet. Hier lebt er mit ſeiner Garniſon unter beſtändigem kriegeriſchen Geräuſche, von allen andern Ständen, Beſchäftigungen und Zerſtreuungen abgeſondert, gänzlich aus Neigung oder aus Nothwendigkeit ſeinem Dienſte gewidmet.

Ungefähr 300 Klafter (zu 16 Kalenbergiſchen Fuß.) vom Landthore ſind die Spaniſchen Linien, welche an 600 Klaftern lang ſind, vom Mittelländiſchen Meere bis in die Bay gehen, und mit Spaniſchen, ſchlecht in die Augen fallenden, Truppen beſetzt ſind. Gibraltar hat den äuſſerſten Unterofficiersposten am Teufelsthurm. Der Platz zwiſchen dieſem und den Spaniſchen Linien wird als neutral angeſehen.

Die Belagerung, oder vielmehr die Kanonaden, müſſen ein prächtiges Schauſpiel für einen Zuſchauer auf dem Kalpgebirge geweſen ſeyn. Gibraltar donnerte auf die Spaniſchen Linien und Werke, und dieſe antworteten mit mehr als 100 Stücken. Feuer, Rauch und Dampf füllten die Luft, und machten ſo dicke Finſterniß, daß Belagerer und Belagerte inne halten mußten, bis ſich der Rauch vertheilt hatte. Man findet ganze Hügel geſammleter Bombenſtücken zerſtreut am Berge liegen, und der neutrale Platz bey dem Teufelsthurme iſt voller Löcher dort gefallener und nachher ausgegrabener feindlicher Bomben. Die Walliſſisbatterien, die am Landthore, und die des alten Dammes haben die Spaniſchen Linien und die Batterien von Mahon und St. Martin in Brand geſchoſſen. Gibraltar wird nie eingenommen werden können, wenn Gou-

verneur

verneut und Truppen ſich ſo verhalten, als in der letzten Belagerung. Ausgehungert wird der Platz auch nicht werden, ſo lange die Engliſche Seemacht ſo bleibt, wie ſie jetzt iſt. Aber Verrätherey, Ueberfälle, Empörungen, Uneinigkeit unter der Garniſon, Mißverſtändniß zwiſchen dem Gouverneur und Admiral können Gibraltar bezwingen. Jedoch unter Elliot, Curtis, und ihres gleichen wird ſo etwas nie eintreten; und es gebe der Himmel, daß Gibraltars Schutzengel von Jahrhundert zu Jahrhundert dem Brittiſchen Scepter treu verbleibe.

Ich wäre gern länger in Gibraltar geblieben. Denn obgleich Sir Roger Curtis mich mit dieſem Felſen durch Erzählungen, Riſſe und Papiere vollkommen bekannt gemacht hatte: ſo würde es doch angenehm geweſen ſeyn, die Feſtungswerke und Einrichtungen mehr als einmal zu ſehen. Die Schiffscapitaine Cambhell und Otway waren auch ſo gütig, mir verſchiedentlich den Aufenthalt auf ihren Schiffen anzubieten. Ich würde auch leicht bey den obgleich ſehr engewohnenden Hannöveriſchen Helden Unterkommen gefunden haben; aber eines Theils wollte ich die gute Geſellſchaft, nach England zu kommen, nicht fahren laſſen; andern Theils fürchtete ich, wegen Mangel ſicherer Gelegenheit, den Winter über in Gibraltar bleiben zu müſſen. Ich entſchloß mich daher bey dem Commodore Curtis zu bleiben, und hatte das Vergnügen, zu bemerken, daß ihm ſolches nicht unangenehm war.

Die Straße von Gibraltar iſt an 50 Engliſche Meilen lang, und an 7 breit. Sie hat Kießgrund und Klippen, auch Ebbe und Fluth. Die Bay hat nicht allenthalben Tiefe genug für Kriegsſchiffe, deren ſie jedoch über 100 halten kann. Man kann zu aller Zeit mit Kriegsſchiffen aus dem Atlantiſchen Ocean an die Straße von Gibraltar, in deſſen Bay, und aus dieſer in das Mittelländiſche Meer kommen, weil der Strom das Schiff mit fortnimmt. Dieſer Strom iſt an der Spaniſchen Küſte am ſchwächſten. Aber man kann aus dem Mittelländiſchen Meere in die Straße, oder aus der Bay von Gibraltar in den Atlantiſchen Ocean nicht anders als mit dem Oſtwind kommen, weil der Strom entgegen und zu ſtark iſt. Deswegen müſſen Schiffe, welche aus der Mittelländiſchen See in die Straße wollen, und den Wind entgegen haben (Weſtwind), ſo lange vor der Straße kreuzen, bis der Wind günſtig wird, worauf in Sommerzeit wohl vier Wochen verſtreichen können. Das Meer iſt in allen Bayen, auch in der Bay von Gibraltar, öfters ſehr unruhig. Es war damals ſtarker Oſtwind, und ganzes Mondlicht. Dieſe Umſtände bewogen Sir Roger Curtis, ſofort nach England unter Seegel zu gehen. Er ließ die Kapitains der andern Schiffe an Bord kommen, übergab dem älteſten das Commando über die Eſcadre, weil der neue Commodore Sir Lindſey der Geſundheit wegen ſich in Provence aufhielt; ließ, um keine Zeit zu verlieren, die Anker kappen, welche der Orpheus wieder fiſchen ſollte, und wir gingen in der Nacht, bey einem heftigen Oſtwinde und einer ſehr ſtürmiſchen See, unter Seegel. Wir waren ſehr geſchwind aus der Bay, paſſirten die Straße, lieſſen das Kap Trafalgar rechts, und kämen in 36 Stunden auf die Höhe des Kap St. Vincent. Auf dieſer Reiſe bis in Portsmouth hatten wir, wo nicht immer den ſtärkſten, doch beſtändig guten Wind. Die Bay von Biſcaja, welche ſonſt äuſſerſt ſtürmiſch iſt, war ſehr geruhig. Wir ſahen verſchiedene Wallfiſche (Grampos), die ſich in den Wellen wälzten, und deren Rücken aus dem Waſſer hervorragte. Es begegnete uns in der Bay von Biſcaja ein von Liſſabon nach Irland gehenden Kauffahrer. Er hatte Tauſende von Meerſchweinen (Purpoſes) vor ſich her flüchten, die beſtändig hüpften oder ſprungweiſe gingen; welches man an der Bewegung des Waſſers bemerken kann. In der Gegend der **Scilliſchen** oder **Sorlingiſchen Inſeln** hatten wir einen nicht lange anhaltenden Sturm, der uns bald nach Irland verſchlagen hätte. Er ward aber ſogleich bemerkt, die Berechnungen wurden angeſtellt, und der Lauf ſofort geändert. Bis hieher hatten wir keine Kälte empfunden; aber nunmehr fingen wir an, das warme Klima des Mittelländiſchen Meeres zu vermiſſen, und merkten ſehr deutlich, daß wir uns Norden näherten. Auf der Höhe von **Cap Lizan** ward Altengland durch Abfeurung der Kanonen gegrüßt, die Schiffsequipage bekam einen Schmaus, und diejenigen, die hier zum erſtenmal paſſirten, wurden vom Schiffsvolke gehänſelt. Hier begegnete uns ein Transportſchiff mit Heſſiſchen Truppen, das in 31 Tagen von Neuyork gekommen war. Ueberall ſahen wir bis an 30 Kauffahrer aller Nationen von Cadix, Liſſabon, Amerika, u. ſ. w. kommen und dahin gehen. Wir kamen glücklich in den **Brittiſchen Kanal**, und erblickten Portland, welches wegen der hellrothen Quader leichter geſehen werden kann. Der Kanal war wie eine Poſtſtraße voller ſegelnden Schiffe.

Die **Inſel Wight** liegt mit Portsmouth unter dem 30 Grad der Breite. Wir ankerten die letzte Nacht bey Helenengrund, weil es gefährlich iſt, bey Nacht bis Spithead zu gehen. Hier kamen eine Menge Schleichhändler in Booten, um uns zu erkennen, reiſeten aber plötzlich wieder ab. Den folgenden Morgen gingen wir nach der Rhede von Spithead, welche mit Königlichen Schiffen bedeckt iſt, und legten uns bey dem unglücklich geſunkenen

Kriegsſchiffe Royal George, von dem die drey Maſten aus dem Waſſer hervorragen, welche mit vielen ſchwimmenden Gerüſten umgeben ſind; weil man viele Verſuche, wiewohl fruchtlos, angeſtellt hat, dieſes Schiff wieder emporzubringen. Hier hielt der Brillant ſechs Tage Quarantaine, ging darauf nach Portsmouth in die Docke, ward abgetakelt und die Equipage abbezahlt. Von Gibraltar bis Spithead ſind 400 Seemeilen, deren zwey auf eine Teutſche Meile gehen.

Ich war willens, während der Quarantaine nach Plymouth zu gehen, um die dort liegenden zwey Bataillons Hannoveraner, Prinz Ernſt und Taube, zu beſuchen. Deshalb ſchlich ich mich, ſo wie ich war, in einem Fiſcherboote nach Portsmouth, und Sir Curtis verſprach, mir einen Mantelſack nachzuſchicken. Jedoch die Wachtſchaluppen erlaubten ſolches nicht, und ich mußte, ſo wie ich vom Schiffe gekommen, ſechs Tage in Portsmouth ganz insgeheim leben, und konnte, weil ich kein Zeug hatte, nicht nach Plymouth gehen. Dies kam mir ſchmerzlich an, und würde noch empfindlicher geweſen ſeyn, wenn ich nicht von einem Kaufmanne, an den ich einen Brief von Sir Curtis hatte, wäre aufgenommen und mit dem Nöthigſten verſehen worden. Ein Engliſcher Infanteriecapitain Cambhell, der ſeit der Reiſe von Gibraltar an unſerm Bord war, hatte gleiches Schickſal. Er half ſich aber dadurch, daß er ſofort die Nothwendigkeit kaufte, ſeine Schiffsequipage nachkommen ließ, und ſelbſt gleich in einer Poſtchaiſe nach London ging. Er wollte mich mitnehmen; weil ich mich aber von Sir Roger Curtis nicht beurlaubt, und meine Equipage nicht hatte, konnte ich es nicht annehmen. Die Quarantaine zu brechen wird durch Zurückſchickung, durch Arreſt, und noch ſchärfer geahndet. Sir Curtis würde es uns auch nicht geſtattet haben, wenn nicht alle bey Helenengrund an Bord gekommene Fiſcher und andere Boote verſichert hätten, daß die jetzt von Gibraltar kommenden Schiffe keine Quarantaine hielten. Ob nun gleich Portsmouth, Gosport, die umliegende Gegend, das Neue, in England zu ſeyn, und viele unerwartete Gegenſtände mir die Zeit verkürzten: ſo fühlte ich doch eine große Freude, wie am ſechſten Morgen Sir Curtis mich weckte, und mir die Aufhebung der Quarantaine ankündigte. Ich erhielt nunmehr meine Sachen, und war äuſſerſt vergnügt, anjetzt ohne Furcht allerwärts gehen zu können.

Ich glaube, es iſt hier am rechten Orte, etwas von der Mittelländiſchen Station, und von der Schiffahrt zu ſagen. Die Station der Mittelländiſchen See iſt eine der angenehmſten in der Engliſchen Flotte. Sie iſt jetzt zu Gibraltar, und war vordem zu Mahon; ſie beſteht gemeiniglich in Friedenszeit aus zweyen Kriegsſchiffen und fünf Fregatten; hat Sicherheit, Beſchützung und Erweiterung des Handels, Aufmerkſamkeit auf die Schleichhändler, und überhaupt alles, was zu Großbrittanniens Intereſſe gehöret, zum Endzweck, und dauret, wie alle Stationen, insgemein drey Jahre. Der Commodore, welcher blos unter der Admiralität in London ſteht, kann nach Belieben auslaufen und kreuzen, und läßt ſodann einige Fregatten in Gibraltar zurück, die ihn nöthigenfalls aufſuchen. Auf den Stationen wird der Seedienſt wie in Kriegszeiten gehalten; denn es iſt mit ein Hauptzweck dieſer Stationen, die Marine kriegeriſch zu erhalten. Da Gibraltar ein theurer und nicht angenehmer Ort iſt, ſo kreuzt die Eſcadre gern, und liebt es, die Italieniſchen Küſten zu beſuchen. Ein auslaufendes Schiff nimmt die nöthigen Proviſionen mit, und kann in jedem Haven von den dort beſtallten Conſuls gegen Scheine die nöthigen Bedürfniſſe bekommen. Ueberhaupt hat ein Conſul wenig oder gar keinen Gehalt. Er erhält von den Königlichen Schiffen für gelieferte Bedürfniſſe Procente, und jeder Kauffahrer muß ihm für jede Tonne ein gewiſſes bezahlen, welches ſich von einem Schiffe auf vier Pfund Sterling belaufen kann. Und da er öffentlich kein Handelsmann ſeyn darf, und während des letzten Krieges faſt gar keine Engliſche Kauffahrer in die Mittelländiſche See gekommen: ſo haben ſich die dortigen Conſuls ſehr ſchlecht geſtanden. Jedoch was den Handel anbetrifft, ſo vereinigen ſie ſich mit Handelshäuſern, nehmen Beſtellungen an, haben Landgüter; und ein Engliſcher Conſul iſt nicht allein ein ſehr geehrter Mann, ſondern macht auch insgemein die Honneurs ſeiner Nation auf eine ſehr anſtändige Weiſe, daß, wenn ein Fremder an ihn iſt empfohlen worden, dieſer gewiß ſeyn kann, daß es ihm an nichts fehlen werde.

Man kann die **Fahrt einer Kriegsfregatte** gegen die eines Kaufmannsſchiffes vergleichen, wie Extrapoſt zu Laſtwagen. Dies iſt aber kein Wunder, indem erſtere an die 200 Mann Equipage zählt, da letzteres nur 24 hat. Daher nutzt eine Fregatte jeden Wind, und verändert alle Augenblicke die Seegel, welches ein Kauffahrer nicht kann, ohne ſein Volk zu ermüden. Dieſerwegen kann eine Fregatte mit allen Seegeln und beſtem Winde in 24 Stunden 280 Engliſche Meilen oder 93 Leagues gehen, deren letztere zwey eine Teutſche Meile machen. Man kann ſich keinen ſtrengern und genauern Dienſt denken, als den, welcher auf den Königlichen Schiffen geübt wird. Jeder, vom erſten bis zum letzten, hat ſeine angewieſene Stelle und Geſchäfte, wo er ſich auf Befehl ſofort einfinden muß. Aus der ganzen Mannſchaft werden täglich ſechs Ablöſungen gezogen, die ſich alle vier Stunden ablöſen und Wachen heiſſen. Der Officier von der Wache iſt mit Fernglas und Sprachrohr immer auf dem Verdeck, darf ſich nicht ſetzen, ſondern ſoll beſtändig auf und niedergehen, den Lauf, Seegel, Schiff und Meer in Augen haben, und alles Aufſtoßende ſofort dem Kapitain melden. Er kann auf der Stelle alle Unordnungen ahnden. Zu den Wachtofficieren gehören der Seelieutenant und der Maſter. Die Marineofficiere thun nichts. Die gemeinen Marinen ſind aber mit eingetheilt, und der Purſor hat das Geſchäft, die Bedürfniſſe und Rechnungen zu beſorgen. Jede Stunde bemerkt ein Mitſchipmann von der Wache die Stärke des Laufs, vermöge einer aufgerollten in Klaſter getheilten Linie, die in's Waſſer geworfen wird, und eine Minute abläuft; da man denn ſchließt: ſo vieler Klaſterlauf in einer Minute geben ſo viele Meilen in einer Stunde. Er ſchreibt auch auf eine ſchwarze Tafel den Laufwind, und die Anmerkungen, welche alle 24 Stunden in's Logbuch oder Schiffsjournal getragen wird. Der Maſter nimmt täglich um Mittag die Breite auf, und berechnet ſo gut als möglich die Länge. Dies und die beſtändig auf dem Tiſche in des Kapitains Kammer offen liegende Seecharten und die immer angeſtellten Berechnungen machen, daß ein Schiff zu aller Zeit faſt genau weiß, wo es iſt, und wohin es bey demſelben fortdaurenden Winde in ſo und ſo vieler Zeit kommen werde. Die Eintheilung des Tages iſt um 7 Uhr Frühſtück und Austheilung der Proviſionen, und um 12 Uhr Mittag. Der Matroſe bekömmt am Bord kein Geld, ſondern nach Verlangen etwas auf Abrechnung; und er erhält das gut gemachte, wenn er ausgedient hat, baar heraus, welches ſich von einem dreyjährigen Dienſte bis zu 40 Pfund Sterling belaufen kann. Er bekommt in der Mittelländiſchen See Wein ſtatt Bier, und faſt in allen Haven friſches

Fleiſch und Gemüſe. Ueberhaupt lebt der Seemann gut, und hat gewiß doch täglich Pudding und geſalzen Fleiſch: denn der Engländer macht auch aus Erbſen, Bohnen, Reiß u. ſ. w. Puddings. Die Unterofficiere und Mitſchipmanns eſſen zuſammen, und leben von den gelieferten Proviſionen. Die Officiere haben einen Koch, eſſen um 1 Uhr, und führen einen guten Tiſch. Dieſe Menage kommt etwa mit Inbegriff alles Getränks, Morgen- und Abendbrods monatlich an 3 Pfund Sterling. Der Kapitain hat eigenen Tiſch und Koch, iſſet um 2 Uhr, und hat an 4 Gäſte, worunter die Unterofficiere und Mitſchipmanns mit gerechnet werden. Er hat an 6 Schüſſeln, täglich friſches Brod, Fleiſch, Geflügel, auch Gemüſe und Sallate, welche in Kaſten gezogen werden, die mit Erde gefüllt ſind. Um 8 Uhr wird das Frühſtück aufgetragen, und beſteht aus Chocolade, Thee, Kaffee, Toaſt, Fleiſch, Eyern, Wein, Liqueur, Parter u. ſ. w. Faſt allemal ſind auf jedem Kriegsſchiffe Ochſen, Hammel und Geflügel, mit denen ſo hausgehalten wird, daß ſie von einem Haven zum andern reichen. Zwey auf dem Deck liegende Waſſertonnen, bey denen ein Poſten ſtehet, werden täglich gereinigt und gefüllt. Das Waſſer wird den Umſtänden nach ordentlich, aber reichlich ausgegeben. Ein jeder muß bey der Tonne trinken. Das Waſſer zu den Speiſen wird daſelbſt vertheilt, und es wird nicht geduldet, daß Waſſer verſchleppet werde. Der Kapitain hat ein Vorzimmer, ein großes Zimmer (Kabbin), und eine kleine Kammer. Dieſe ſind mit künſtlich angebrachten Schränken verſehen, und mit 4 Kanonen beſetzt. Er hat auch einen Badeplatz. Ein Mariner Poſten mit dem Säbel ſteht vor der Thür, und im großen Zimmer iſt ein tragbarer Kamin, deſſen Röhre auf den Deck geht, und je, nachdem er von Eiſen oder Meſſing iſt, von 10 bis 40 Pfund Sterling kommt. Die

Officiere wohnen in dem Reom unter dem Kapitain, und jeder hat an ſelbigem ein zu verſchließendes Zimmer von etwa 7 Quadratfuß. Da unter dieſem Zimmer das Pulvermagazin iſt, ſo darf in demſelben weder geraucht noch Feuer gemacht werden. Die Unterofficiere und Mitſchipmanns haben zwey und zwey ein Kabbin, und die Equipage liegt im Raum unter dem Deck. Jeder ſchläft in einer Hangematte; die der Equipage werden täglich zuſammen gewickelt und auf dem Deck rangirt. Jeder Kapitain und Officier läßt ſich ſein Kabbin ſo gut ausmeubliren, als er will. Die Admiralität liefert weiter nichts als jedem einen Tiſch. Ein Kapitain hat insgemein zwey Bediente, einen Koch und einen Küchjungen, die als Matroſen mit angeführt ſtehen. Jeder Officier hat einen Schiffsjungen, der zum Schiff gehört. Die Admiralität ernennt die Officiere. Der Kapitain ernennt die Unterofficiere und den Mitſchipmann. Dieſe ſind Kadetten, bekommen jedoch Gehalt, und ſind das, was die Franzoſen Gardemarinen nennen. Keiner kann Lieutenant werden, wenn er nicht ſechs Jahr Mitſchipmann geweſen, und wenigſtens zwey Jahre zu Schiffe gedient hat. Vom Lieutenant bis zum Kapitain findet keine Anciennität ſtatt. Aber vom Kapitain zum Admiral geht es nach der Reihe. Es herrſcht die größte Reinlichkeit auf einem Kriegsſchiffe. Täglich werden die Boden aller Räume, das Deck, und jede Woche die Kabbins geſcheuret, und das Geringſte Unreine wird ſofort weggeſchafft. Es darf auf dem Schiffe nicht geraucht werden. Der Engländer kaut Taback. Wer Erlaubniß zum Rauchen hat, muß es jedoch auf dem Deck thun.

Die Zeitvertreibe ſind einförmig. Man läuft auf dem Deck herum, klettert auf den Strickleitern, lieſt, ſchreibt, iſt, trinkt, ſchläft, und die Tage vergehen geſchwinde. Die Equipage hat mit dem Dienſt zu thun, muß ihr Zeug waſchen, und hat allerhand zeitvertreibende Spiele. Wer noch nicht zu Waſſer gefahren, wird anfangs gemeiniglich ſeekrank. Die Nerven werden von der ſteten Bewegung des Schiffs zu ſehr erſchüttert, und dies macht Erbrechen. Indeſſen legt es ſich bald, es wäre denn, daß der Menſch ſchwächlich ſey. Das beſte iſt, oben auf Deck zu gehen, zu eſſen und zu trinken. Ueberhaupt hat man auf dem Schiffe großen Hunger, welches von der reinen und nicht angeſteckten Luft kommt, worin man lebt. Es iſt unglaublich, aber doch wahr, daß unſere Eſcadre zu Zeiten gar keine Kranke gehabt. Nie aber ſind Diſſenterien oder Fieber unter der Equipage geweſen. Dies macht der gute Himmelsſtrich, die reine Luft, die guten Lebensmittel, die tägliche Arbeit, die große Reinlichkeit, und die Unmöglichkeit, ſich zu überladen und zu erhitzen. Die trocknen und hitzigen Nahrungsmittel und die wenige Bewegung verurſachen viel Verſtopfungen auf einige Tage; dieſen iſt jedoch bald durch ein getrunkenes Glas Seewaſſer abgeholfen. Es wird während der Fahrt nicht auf den Anzug geſehen; kommt das Schiff aber vor Anker, ſo muß ſich jeder reinlich und dienſtmäßig tragen, und des Kapitains Gäſte ziehen ſich immer rechtlich an. Der Kapitain kann nach Belieben reiſende Freunde als Gäſte mitnehmen, oder ſie treten in die Menage des Lieutenants, und nehmen zu dem Ende Lebensmittel und Vorrath mit an Bord. Viele Kapitains nehmen einen Fremden gern auf, um an ihm einen Geſellſchafter zu haben; denn die Lieutenants haben mit dem Dienſt zu thun, ſind nicht allemal geſellig, und der Kapitain lebt auch mit ihnen ſchon etwas zurückgezogen. Ueberdies verurſacht es dem Kapitain wenige Koſten; indem er täglich Gäſte hat, bittet er alsdann einen weniger. Ein Kriegsſchiff lagert ſich nie unter die Kanonen eines Orts, oder eines fremden Schiffs. Es bleibt faſt immer auf der Rhede vor dem Haven. Und wenn es vor Anker liegt, giebt es einen Reveille- und einen Retraiteſchuß, die Mariner Muſik läßt ſich hören, und die Wache zieht alle Morgen auf. Die Geburtstage des Königlichen Hauſes, oder Tage dieſer Art werden durch Abfeurung des Geſchützes gefeyert. Ein Schiff hält es ſich zur Ehre, daß es viel beſucht wird. Die Fremden werden auch zu Zeiten bewirthet, und ſowohl der Kapitain als die Lieutenants geben nach Belieben Feſte und Bälle. Man kann vermöge der Fernglaſer auf 10 Leagues (5 Teutſche Meilen) weit ſehen, und auf 5 Leagues entdecken. Wenn Kauffahrer begegnen, müſſen dieſe die Flagge aufſtecken und auf das Signal ſich nähern, und leiden, daß ein Officier an ihrem Bord alles unterſucht. Folgen ſie dem Signal nicht, werden ſie eingeholt, geſtraft, oder mit ſcharfen Schüſſen begrüßt. Während der Fahrt hat ein Kriegsſchiff die Flagge nieder, welche aber bey Näherung anderer Kriegsſchiffe, oder wenn ſie vom Lande geſehen werden kann, ſofort aufgeſteckt wird. Und es iſt an den Wimpeln jedes Schiffs oder Boots zu ſehen, welchen Grad der Befehlshaber hat. Ueberhaupt ſind alle Arten von Flaggen am Bord; ſie ſind gezeichnet, und werden auf dem Deck in einem verſchloßnen Kaſten verwahrt. Der Commodore giebt nach ſeinem Belieben die Anwendung der Signale jedem Kapitain in einem Buche ſchriftlich, und daneben gemalet, und dieſes Buch darf der Kapitain nicht aus ſeiner Gewalt laſſen. Wenn des Commodore Schiff ein Signal giebt, ſo müſſen die andern Schiffe ſolches wiederholen, und dann werden die Signale wieder abgenommen. Zum Exempel: eine rothe Flagge bedeutet mit allen Seegeln zu gehen; die Holländiſche Flagge, um mit Entfernung zu ſeegeln;

die blaue Flagge, ſo dicht als möglich aufzuſchlieſſen; die Ruſſiſche, um en Front zu ſegeln. Ein oder zwey Flaggen auf dieſem oder jenem Maſt, zur Abfahrt ſich bereit zu halten, u. ſ. w. Des Nachts werden die Signale durch Leuchten und Kanonenſchüſſe gegeben, deswegen darf kein Schiff Licht blicken laſſen. Die Fenſterladen und alle Oeffnungen werden alſo zugemacht, wenn Licht angeſteckt wird.

Erlauben Sie, Ihnen meinen Gönner noch etwas zu beſchreiben, von dem ich ſo viele Güte genoſſen habe.

Sir Roger Curtis, Engliſcher Seekapitain, iſt an die 40 Jahre alt, mittler Größe, offener Geſichtsbildung, guter Geſundheit, choleriſch-ſanguiniſchen Temperaments, und aus Wiltſhire gebürtig, woſelbſt ſein rechtſchaffner Vater ein Landbegüterter (Farmar) iſt. Er liebt Freude und Geſelligkeit, iſt ſeit vier Jahren verheyrathet, und hat einen Sohn. Seine Lebensart iſt mäßig, er trinkt wenig, und iſt der ordentlichſte Mann. Er redet Franzöſiſch, ſchreibt ſehr gut, iſt ein ſtarker Mathematiker und liebt die Wiſſenſchaften ſehr. Er hat hohe und ſtrenge Begriffe von Ehre, Großmuth, Wetteifer, Begierde ſich hervorzuthun, und iſt ein wahrer Freund ſeiner Freunde. Er dienet 15 Jahre, iſt unter dem Admiral Schuldham Flaggenkapitain im Amerikaniſchen Kriege geweſen, hat nachher bey dem Admiral Howe gleiche Stelle gehabt, iſt nächſtdem Befehlshaber der Eſcadre auf Minorka, und darauf zu Gibraltar geworden. Auf beyden Stationen hat er während der Sperrung ſeine Eſcadre in dem neuen Damme verſenkt, die Matroſen zu einer Brigade gemacht, ſelbige an der Südſeite, der Spitze von Europa, gelagert;

da er denn als Brigadier-General, und ſeine Untergebnen bey den Kanonen gedient haben. An der Zerſtörung der ſchwimmenden Batterien hat er großen Antheil gehabt: Aber die Rettung an die 400 Unglücklicher, ſo auf dieſen Batterien noch gelebt, als er ſelbigen mit den Kanonenbööten den letzten Stoß gegeben, iſt ihm allein zuzuſchreiben, und redet für ſeine edle Denkungsart. Bey der letzten Proviantirung von Gibraltar hat er ſich gleichfalls ſehr thätig bewieſen, indem er dem Admiral Howe entgegen geſchlichen, um alles mit ihm abzureden. Wie er denn auch, als der Admiral aus der Mittelländiſchen See, durch die Straße zurückgegangen, abermals an deſſen Bord gekommen, und, weil er nicht wieder in Gibraltar kommen können, mit nach England hat gehen müſſen. Der König ſchätzet ihn hoch, hat ihn wegen ſeiner geleiſteten Dienſte zum Ritter geſchlagen, eine jährliche Penſion von 500 Pfund Sterling verliehen, und ſendete ihn nach dem Frieden als Geſandten an die drey barbariſchen Mächte, wofür er für jeden Hof täglich 5 Pfund bekam. Die Admiralität ließ ihn noch ein Jahr nach dem Frieden das Commando im Mittelländiſchen Meere; da er dieſes aber nicht behalten konnte, weil er zu jung in der Dienſtreihe iſt, ſo wurde er im December 1783 zurückberufen, jedoch nicht auf halben Sold geſetzt; ſondern er erhielt im Jahre 1784 das Wachtſchiff zu Spithead, Ganges, auf 74 Kanonen. Dies war ihm nicht unangenehm, weil ſeine Gemalinn nur 3 Engliſche Meilen von Portsmouth wohnt. Der General Elliot und Admiral Howe gehören zu ſeinen vertrauteſten Freunden. Uebrigens hat er Feinde, oder vielmehr der Neid treibt niederträchtige Seelen, an ihm das zu verkleinern, was ſie nicht zu thun vermögen. Jedoch läßt ihm ein jeder die Gerechtigkeit wiederfahren, daß er ein geſchickter Seeofficier ſey. Man giebt ihm aber ſchuld, daß er zu ſtreng und zu ſcharf gegen ſeine Untergeordnete ſey. Ich vermag hierüber nicht zu urtheilen. Ich habe geſehn, daß er auſſer Dienſt freundlich und herablaſſend mit ſeinen Untergebnen umgegangen; daß er im Dienſte ſtreng und pünktlich geweſen; daß er der erſte und letzte war. Ich habe ihn bey Paſſirung der immer gefährlich zu paſſirenden Bay von Biſcaja zehn Stunden auf dem Deck, ohne zu ſitzen, zu eſſen oder zu trinken, geſehn. Ich habe bemerkt, daß ſeine Schiffsequipage die rechtlichſte, die geſundeſte, die ordentlichſte war; daß er keinen Deſerteur, Arreſtanten oder Kranken gehabt. Ich habe gefunden, daß, wenn er auf dem Deck commandirte, ſodann jeder Matroſe mehr als gewöhnliche Kräfte zu haben ſchien, und daß keine der andern Fregatten ſich ſo gut bewegen und ſo geſchwind ſegeln konnte. Nach dieſen wahren Thatſachen kann ein jeder urtheilen; das Urtheil mag aber ausfallen, wie es wolle, ſo wird es in mir den Grad der Hochachtung und Dankbarkeit nicht verringern. Ich werde ihn zeitlebens hochſchätzen und ſein Andenken ehren. Ich gedenke von hier auf etliche Tage mit Sir Roger Curtis nach ſeiner Familie zu gehen, und dann nach London zu reiſen. Vielleicht erhalten Sie von dort aus etwas Nachricht von mir, oder Sie ſehen mich baldigſt ſelbſt. Ich bin ewig ꝛc.

Seite

Roman,

Die Couſine oder die Tante. Eine Erzählung. 74.

Miſcellaneen.

Nachricht von einem Geſpräche des Generals Paoli, mit dem Verfaſſer des Traktats: Die Corſen. 124.
Madagaſcariſches Volkslied. 133.

Fragmente,

Ueber Gibraltar, und die Einrichtung auf Engliſchen Kriegsſchiffen. 135.

Bey Arnold Wever zu Berlin, ſind
Michaelis-Meſſe 1787 fertig gewo

Voltairs Schriften, 9. 10. 11. à 1 Rthlr. 8 Gr.

— — Schilderungen, 6. 7. à 1 Rthlr. 8 Gr.

— — Theologiſche Schriften, 1. à 1 Rthlr. 8 Gr.

Sammlung unpartheiiſcher Schriften über die ge
wärtigen Unruhen in den Niederlanden, 1 Band

Politiſchſtatiſtiſche Verfaſſung der vereinigten Nie
lande, nebſt einen kurzen Abriß ihrer Geſchich
2. Stück, mit einer Charte à 3 Gr.

Lebensgeſchichte des Herzogs Ludwig Ernſt von B
ſchweig-Wolffenbüttel, 1. 2. Stück à 3 Gr.

Abriß des ſtatiſtiſchpolitiſchen Zuſtandes der öſter
ſchen Niederlande, 1. 2. Stück mit einer Cha
à 3 Gr.

Olla Potrida, 1787. 2. 3. Stück à 10 Gr.

Neue Quartalſchrift 1787. 3. 4. Stück. à 10 Gr.

No. 4.

Olla Potrida.

1787.

Viertes Stück.

Berlin

in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Innhalt.

Seite

Gedichte. 3-7

Auszüge.
- Einige merkwürdige Nachrichten von dem letztern Erdbeben in Kalabrien. 8.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.
1. Geſpenſter-Geſchichte aus den letztern Jahren Ludwigs XIV. 31.
2. Beſchluß der Briefe aus der Schweiz. 36.
3. Ueber die Lobſprüche, welche die Dichter ertheilen. 58.
4. Rodomontaden der Spanier. 73.

Naturgeſchichte.
- Verſchlagenheit der Spinne. 80.

Anekdoten. 85.

Biographie.
- Leben von Philipp Quinault. 87.

Wahre Geſchichte ſtatt Roman.
- Grimaldi. 106.

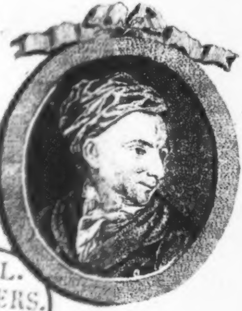
Miſcellaneen.
1. Die Freunde. 112.
2. Beſchreibung eines Humoriſten. 115.
3. Geſchichte des Don Pedro. 119.

Fragmente.
- Das Kapuzinerhoſpiz auf dem St. Gotthardsberge, an einer der gangbarſten Alpenſtraßen. 125.

Olla Potrida.

1787.

Viertes Stück.



BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

I.

Gedichte.

1.

Meine Gottheit.

Ein philoſophiſches Gedicht.

Göttlich groß iſt deſſen Kraft,
Der das alles um mich ſchaft!
Keim und Nahrung giebt und Leben,
Dieſem Weinſtock ſeine Reben,
Und der Traube ihren Saft.

Wer iſt's, der dies Wachſen macht?
Ueber Staub' und Gräschen wacht?
Wer hat aus der irdnen Hülle
In der ganzen Schönheit Fülle
Dieſe Welt hervorgebracht?

Wer ſchuf all' der Vögel Chor?
Wodurch ſchwingt es ſich empor?
Wer lehrt in der Luft ſie ſchweben,
Ueber Wolken ſich erheben?
Wer ruft dieſen Trieb hervor?

Wer lehret allen ihren Gang?
Wer dem Vogel Waldgeſang?
Wer den Flußbewohnern Schwimmen?
Wer der Gemſe Felſenklimmen?
Wer dem Echo Wiederklang?

Wie wird Gold, wie wächſt der Baum?
Was füllt über mir den Raum?
Wer bewegt des Meeres Wogen?
Wer malt jenen Regenbogen
An des Himmels goldnen Saum?

Wer der Sterne Stralenkranz?
Wer des Mondes Silberglanz?
Wer macht Sonn' und Sterne ſchwinden,
Stunden ſich an Stunden binden
In der Zeiten Wechſeltanz?

Wer ſchafft Donner, wer den Schnee?
Wer ſchuf Flüſſe, Meer und See?
Wer giebt von unzähl'gen Falten,
Von ſo tauſenden Geſtalten,
Jedem Blat die ſeinige?

Wie ward Welt und Menſch und Wurm?
Wer macht Sonnenſchein und Sturm?
Taucht in Purpur dieſe Blume
Zu des Meiſterwerkes Ruhme,
Und in Himmelfarb' den Thurm?

O! Allſchafferin Natur!
Könnt' mit Einem Blick ich nur
In des Triebwerks Räder blicken,
Und mit himmliſchem Entzücken
Folgen Deiner Gottheit Spur!

Welche Wege muß ich gehn,
Deine innre Kraft zu ſehn?

Laß mich – laß mich einſt ſie finden,
Alle Zauberlichter ſchwinden!
Mich von Deinem Geiſt umwehn!

Würd' ich Schöpfer einſt, wie Du!
Flöß mir einſt Dein Lichtſtrom zu!
Hoch wär' ich dann über Thronen,
Herrſchte über Millionen!
Würd' ich Schöpfer ſo wie Du!

Schmieder.

2.

Natur und große Welt.

(Im Roſenthale bey Leipzig).

Laß mich immer in Dir leben,
O Natur! ich weih mich Dir.
Fühl' ich mich von Dir umgeben,
Blüht ein ew'ger Frühling mir.

Anſtatt glänzender Concerte
Hab' ich Nachtigallgeſang,
Und ſtatt leckerer Deſſerte
Jener friſchen Quelle Trank.

Statt der faden Spielpartieen
Flieg' ich nur zu Dir hinaus,
Und Dein Grünen, Duften, Blühen
Sind mir mehr als Ball und Schmaus.

Hier kränkt mich das Mediſiren
Eitler Modenarren nicht,

Und kein ängſtliches Geniren
 Formt und wandelt mein Geſicht.

Die, worunter ich hier walle,
 Sind natürlich, fromm und gut,
Trachten nicht nach meinem Falle,
 Und vergiften nicht mein Blut.

Darum nur in Deine Arme,
 Holde Mutter! nimm mich auf,
Und ich ſchließ' entfernt vom Schwarme
 Freudig in Dir meinen Lauf.

Schmieder.

3.

Der Eſel mit Reliquien.

Eine Fabel.

Ein Eſel ſchlich vom fernen Tiberſtrande
Nach unſerm lieben Vaterlande,
Und trug - was ſonſt zu unſrer Schande
Für Teutſches Gold Italien
So reichlich gab, – – Relequien.

 Der Pöbel kommt in großen Haufen
Faſt athemlos herbeigelaufen,
Und will die heilgen Schätze ſehn.
Ein Theil ſtürzt ſich mit frömmelnder Geberde,
Gebete murmelnd, hin zur Erde;
Ein andrer Theil ſtreut Roſen auf den Pfad,

Und fühet mit lauten Jubelliedern
Den Eſel fort zu ſeiner Vaterſtadt.

Ich glücklichſter von allen meinen Brüdern!
Hört man den Tropf aus vollem Halſe ſchrein,
So triumphirend zog noch nie ein Cäſar ein.
Man hört nicht auf, in hohen Chören
Mich zu beſingen, mein Verdienſt zu ehren.
Ja, was noch mehr! man betet ſelbſt mich an. –
Nun bin ich, Treiber, Dir nicht ferner unterthan!
Ha! ſchalt der Treiber, dummes Vieh,
Vor dir beugt niemand ſeine Knie;
Und Prügel regneten auf ſeines Eſels Rücken.

– – –

Kaum läßt Panulph im Publikum ſich blicken,
Panulph, der Tropf, ſo neigt ſich jedermann;
Allein vor ihm beugt keiner ſeinen Rücken,
Man grüßt ja nur Panulphens Stand,
Sein reiches Kleid, ſein Pferd, ſein Ordensband.

C. F. Pockels.

II.

Auszüge.

Einige merkwürdige Nachrichten von dem lezten Erdbeben in Kalabrien.

(Aus Herrn Bartels Briefen auf ſeiner Reiſe durch Kalabrien 1786).

Sie wiſſen, der 5te Februar im Jahre 1783 war der erſte traurige Zeitpunkt, welcher Verwüſtung über dieſen Erdſtrich brachte. Unerwartet brach ſie ein; denn alle Zeichen auf der Erde und in der Luft waren entweder nicht ſichre Vorzeichen eines kommenden Erdbebens, oder, wenn ſie es waren, ſo gingen ſie ſo unmittelbar vor der Erderſchütterung her, daß die Menſchen nicht weiter an Rettung denken konnten. In der Luft zeigte ſich, außer dem elektriſchen Feuer, ein ſchwerer dicker Nebel, der über der Erde ruhte, und ein beſtändig heftiger Südoſt- oder Südweſtwind (Sirocco o Libeccio) durchjagte das ganze Land. Auf der Erde war das eine ſonderbare Erſcheinung, daß die aufgelöſte kreidenartige Erdmaſſe, welche wie eine Lavafluth über die Gefilde hinfloß, Bäume in ihrer Grundfeſte erſchütterte und zerſtörte, und Kräuter begrub, ſo daß es ſchien, als begönnen ganze Erddiſtrikte eine Wandrung, und lange Zeit dazu gehörte, ehe dieſe flüſſige Erdmaterie ſich wieder ſetzte. Fern davon, dieſe ſonderbare Naturerſcheinung für ein Vorzeichen der kommenden Erdrevolution zu halten, glaub' ich doch, daß ſie allerdings durch die Gährung in der Erde vielleicht früher zum Ausbruch kam, als ſie ſonſt dazu gekommen ſeyn würde. Ich ſelbſt habe verſchiedene Spuren davon geſehn; jetzt war ſie völlig trocken, und glich beinahe getrocknetem Kalch, der naß über die Fläche hingegoſſen wäre. Hierdurch ſind viele Oel- und Maulbeerbäume zu Grunde gegangen.

Merkwürdiger ſind unſtreitig die Vorempfindungen, die ſich an lebenden Geſchöpfen zeigten. Nur der Menſch blieb von dieſen Vorgefühlen frey; weder auf ſeinen Körper noch auf die Heiterkeit ſeines Geiſtes hatte es den geringſten Einfluß; ſeine Empfindungsnerven wurden durch das, was in den Thieren die quälendſte Unruhe veranlaßte, nicht gerührt; ein Beweis, wie weit ſchärfer das Perceptionsvermögen durch den äuſſern Sinn bey den Thieren als bey den Menſchen iſt. Aber auch bey den Thieren ſelbſt nahm man hier eine große Verſchiedenheit wahr. Bey einigen äußerte es ſich früher, ſchneller und heftiger, bey andern ſpäter, langſamer und gelinder. Dieſe Begebenheiten ſind zu ſonderbar, als daß ich Ihnen das, was ich davon zuverläſſig weiß, nicht mittheilen ſollte. Die Fiſche im Meer ſchienen kurze Zeit vorher, ſo wie während der ganzen traurigen Periode, wie in einem Taumel zu leben, eilten unruhig im Waſſer, häufiger als ſonſt, in die Netze der Fiſcher, und büßten ihre Vorempfindung durch einen frühern Tod. Die Vögel durchkreuzten, wie von irgend einer Furcht gejagt, ſchreiend die Luft, und auch ſie ſchienen weniger ſchlau den Fallſtricken der Menſchen entgehen zu können: eben dieſe Unruhe bemerkte man an Gänſen, Tauben, Hünern u. ſ. w. Unter den vierfüßigen Thieren ſchienen Hunde und Eſel diejenigen zu ſeyn, auf welche dies Vorgefühl am frühſten und heftigſten wirkte; ſie lieſen mit wilden, ſtarren Blicken furchtſam umher, und füllten mit ſchrecklichem Geheul und Geſchrey die Luſt: Pferde, Ochſen, Mauleſel und andere ähnliche Thiere zitterten vorher am ganzen Körper, ſtampften wiehernd und brüllend den Boden, ſpitzten die Ohren, und rollten ihre Augen ſtarr und argwöhniſch umher. In dem ſchrecklichen Moment ſelbſt ſtemmten ſie die Beine auf dem Boden von einander, damit ſie ſich vor dem Falle ſicherten, und doch wurden ſie oft niedergeſtürzt. Einige ſuchten kurz vorher zu fliehen, wurden aber vom Toben der Erde erreicht, und blieben verwirrt und unbeweglich ſtehen. Die Schweine ſchienen am wenigſten dies Vorgefühl zu äußern, aber die Katzen, obgleich ſpäter als Eſel und Hunde, doch ſehr heftig; ſie krümmten ſich, und ſtellten ein ſchreckliches Klaggeſchrei an; ihr Haar ſträubte ſich ſtarr, wie Borſten, empor, und ihre Augen wurden blutig und wäßricht.

So vorbedeutet fiel kurz vor der Revolution ſelbſt ein ſchwüler Regen vom Himmel, die Winde heulten fürchterlich, das Meer tobte ſchrecklich, es rollte wie heftiger Donner im Innern der Erde, welche gewaltſam erbebte, ganze Diſtrikte riſſen ſich aus ihrer Grundfeſte, Seen und Flüſſe bildeten ſich, wo vordem Steine waren: die Häuſer ſtürzten ein, und mehr als 40000 Menſchen wurden ein Raub des ſchrecklichſten Todes. Monate lang dauerte die traurige Verwüſtung, aber die verheerendſten Epochen derſelben waren der 5te Februar, die Nacht zwiſchen dem 6ten und 7ten, der 27te und 28te deſſelben Monats, der 1te März, und der 27te und 28te. Nach dieſen Zeiträumen ſchien die Erde etwas beſänftigt. Die Verwüſtung nahm ab, die Erdſtöße wurden gelinder und ſeltner; aber noch bis auf dieſen Augenblick dauern ſie fort.

Um die traurige Lage der Menſchen, und in derſelben den Menſchen ſelbſt, kennen zu lernen, wird es Ihnen vielleicht nicht unangenehm ſeyn, wenn ich hie und da einige Facta aushebe, die freilich ſchon größtentheils gedruckt, aber vielleicht Ihnen noch nicht zu Geſichte gekommen ſind. Bey dieſer allgemeinen Erzählung ſchränke ich mich blos auf Begebenheiten ein, die in Gegenden geſchehen ſind, die ich nicht beſuchen werde.

Der Prior des Karmeliterkloſters zu Jerocarne, unweit Soriano, wurde unterwegs vom Erdbeben überraſcht. Die Erde wankte, nach ſeiner eignen Erzählung, ſchrecklich unter ſeinen Füßen, bewegte ſich wie ein Schiff, das von tobenden Wellen bewegt wird, dann borſt ſie hier und da unter ihm mit ſchrecklichem Getöſe, und ſchloß ſich ſchnell wieder zu, gleich einem unter ihm ausgebreiteten Fallſtrick, dem er mühſam ſeinen Fuß zu entziehen ſtrebte. Erſchrocken und hülflos entfiel ihm der Muth, und ohne weiter, was er that, ſich entſinnen zu können, floh er maſchienenmäßig fort, wie ſich auf einmal unter ſeinem Schritte abermals ein Erdbruch öffnete, und ſeinen Fuß feſthielt. Vergebens verſuchte er zu entrinnen, und ſchon verſetzte ihn ſeine ſchreckliche Lage in die größte Verzweiflung, als ein neuer Erdſtoß ſeine Rettung ward; die Erde öffnete ſich wieder unter ihm, und er entrann glücklich.

Ein andrer Beweis einer ſonderbaren Rettung iſt folgender. Drey Papiermacher von Pizzoni di Soriano, (ihre Namen ſind Vicenzo Greco, Michaele Noviti und Paolo Felia) gingen nicht weit von einander auf einer Pläne, als auf einmal die Erde in ihrer Grundfeſte erbebte. Greco und Felia flohen und waren ſo glücklich, dem Tode zu entrinnen. Noviti, der ſeine Flinte, mit der er bewaffnet war, nicht gleich im Stiche laſſen wollte, konnte nicht ſo ſchnell fliehen; ein großer Erdſchlund öffnete ſich zu ſeinen Füßen, und er ſtürzte in denſelben hinab. Ein andrer Stoß aus dem Innern der Erde warf ihn wieder in die Höhe und ſchleuderte ihn tief in einen ſumpfigten Boden. Noch verließ ihn ſeine Kraft nicht, er war ein junger, ſtarker Mann; die noch immerfort ſich bewegende Erde warf ihn hin und her in dem Sumpf, und er kämpfte lange vergebens, um ſich heraus zu reißen. Endlich errettete ihn ein neues Erbeben der Erde, und warf ihn halb tod an den Rand eines neu geöffneten Erdſchlundes. So entkam er glücklich, konnte aber von ſeinem Hute und ſeiner Jacke, die er über ſeine Schulter gehängt hatte, nie eine Spur wieder finden, hingegen ſeine Flinte fand er nach acht Tagen am Ufer des Caridifluſſes, der ſein Bette gänzlich verändert hatte, wieder.

Nun noch ein Paar Beweiſe von Aelternliebe, wo Vater und Mutter, in dem ſchrecklichſten Augenblicke ihres Lebens, ihre Kinder nicht vergaßen.

Eine unglückliche Mutter in Poliſtena, war mit ihren beiden Kindern, einem Knaben von 3 Jahren und einem andern von 7 Monaten, der an ihrer Bruſt lag, im Zimmer; alle drei wurden ein Raub des Todes. Die Lage, worin die todten Körper gefunden wurden, iſt der deutlichſte Beweis, daß die Mutter ſich ſelbſt den Ruinen preisgab, um ihre Kinder zu ſchützen. Das ſäugende Kind hatte ſie unter ihre Bruſt gedrückt und ſich mit ihrem Körper über das andere gebogen, ſo daß ſie ihren Rücken dem Sturz der fallenden Ruinen darbot. Sie hielt ſie beide feſt geſchloſſen in ihren Armen, und in dieſer Stellung fand man ſie unter dem Schutt, als ihr Körper ſchon in Verweſung gerathen war.

Zu Scido ereignete ſich eine andre eben ſo rührende Geſchichte. Ein gewiſſer D. Antonio Ruffo lebte mit ſeiner Frau Paſqualina Nata in froher Ehe: ein Mädchen war die Frucht ihrer Liebe und der einzige Augenmerk ihrer Fürſorge. Die ganze Natur war ſchon im Aufruhr, und jeder Augenblick drohte ihnen Tod und Untergang, als ſie in der größten Verzweiflung ſich feſt umſchlangen, zwiſchen ſich ihr Kind, um es zu ſchützen, legten, und ſo den Willen des Himmels erwarteten. In demſelben Moment ſtürzte ihr Haus; ein ſchwerer Balken fiel auf ſie herab, und tödtete ſie beide, aber trennte ſie nicht. Einige Tage hernach räumte man den Schutt auf, fand beide todt, und glaubte das Mädchen auch todt, aber es war glücklich erhalten. Es wimmerte kläglich und ward halb todt aus den Ruinen hervorgezogen, lebt aber jezt noch völlig geſund. Eine Bemerkung, die man faſt durchgängig an den todten Körpern gemacht hat, iſt dieſe, daß ihre Stellung im Augenblicke des Todes, beim männlichen Geſchlecht, Anſtrengung aller Muskeln zum Widerſtande zeigte, beim weiblichen hingegen Ausdruck der größten Verzweiflung war; beſonders fand man die Frauenzimmer mit über dem Kopf geſchlagenen Händen. War aber ein, oder waren mehrere Kinder bey der Mutter, ſo dachte ſie nur an Schutz für ſie, und gab ſich ſelbſt den Ruinen preis: der Vater hingegen faßte ſein Kind, und ſtemmte ſich gegen die Gefahr. Ein angeſehner Mann aus Pizzo fand einen ſeiner Freunde auf die Knie niedergeſtürzt, ſich über ſein Kind beugend, das er in der linken Hand hielt, und ſeinen rechten Arm zum Aufhalten der Ruinen ausgeſtreckt, zu denen er aufblickte: ſeinen Bruder fand er ſtehend, ſonſt ungefehr in derſelben Stellung. Für den Pſychologen muß in dieſer Erzählung viel Stoff zum Nachdenken liegen. . . . .

Es blieb mir immer eine unerklärbare Trägheit, daß die Regierung von Kalabrien nach dem erſten Unglück vom 5ten Februar nicht ſogleich einen Courier mit der Nachricht abfertigte, ſondern daß erſt den 15ten Februar die erſte Nachricht davon nach Neapel kam. Freilich war die Verwirrung allgemein, jeder war für ſeine Rettung und Sicherheit beſorgt; aber beinahe 8 Tage der Verwüſtung zuzuſehn, ehe ein Bote abgefertigt wurde, um dem Regenten Nachricht von dem Elende, unter welchem ſeine Unterthanen ſeufzten, zu bringen, iſt unverzeihlich. In dem Augenblick ſoll der König die redendſten Beweiſe ſeines vortreflichen Herzens gegeben haben. Er wollte gleich ſelbſt hin, und mit eigner Hand väterliche Hülfe ſeinen leidenden Unterthanen ertheilen. Nur mit Mühe ward er von ſeinen Miniſtern zurückgehalten, und dagegen in aller Eile der Marſchall von Pignatelli als Generalvicarius abgeſchickt, um den Leuten ſchleunig Hülfe zu verſchaffen. Man gab ihm einige Kavalleriſten und 14 Officiere, theils zur Bedeckung, theils zum Gebrauch, mit. Der König ließ ihm ſogleich aus dem Fiscus 140000 Ducati zahlen, und ihn mit einigen Lebensmitteln, Aerzten, Zelten, Heilungsmitteln u. ſ. w. verſehen. Aber das Elend war zu groß, als daß dieſe Hülfe hätte fühlbar ſeyn können. Indeſſen bleibt das immer wahr, daß die allgemeinen Klagen über die wenige Hülfe, welche die Regierung im Anfang ſchickte, höchſt ungerecht ſind; ſie that alles, was ſie thun konnte, oder gab vielmehr zu allen möglichen Befehl, und auf zwey Jahre wurden den Einwohnern alle Abgaben erlaſſen. Pignatelli iſt mir als ein Mann geſchildert worden, der ſo wohl nach ſeinem moraliſchen Charakter, als auch nach ſeinem Verſtande dieſem ſchweren Geſchäft völlig gewachſen war. Er ſorgte ſogleich für Lebensmittel, Baracken, und für Wegräumung des Schutts, theils um das, was erhalten war, völlig zu retten, theils um die Todten zu ſammlen, die durch ihren Verweſungsgeruch die Luft noch mehr zu verunreinigen anfingen, als die vielen ſtehenden Waſſer, welche das Erdbeben hervorgebracht hatte. Sie zu begraben, war unmöglich; es war daher das beſte Mittel ſie zu verbrennen: aber die Vorurtheile, die er dabey zu bekämpfen hatte, waren ungemein groß, und es mußte ſchwere Strafe darauf gelegt werden, wenn einer die Todten ſeiner Familie entwendete; und doch wurden viele entwandt. Es mußte ſich jedermann ſchlechterdings dem Verbrennungsbefehl unterwerfen, wenn die Sache durchgeſetzt werden ſollte, und doch waren die, die ſich von demſelben ausnehmen wollten, grade die Angeſehnern und Geiſtlichen. Der Erzbiſchof von Reggio wußte ſich ſogar die Erlaubniß, daß in ſeiner Kirche Todte begraben werden dürften, zu erſchleichen, ſo ſehr ſich auch alle, die das Heilſame des Befehls einſahen, dawider ſetzten. Die wichtigſte Arbeit war, für die Austrocknung der Sümpfe zu ſorgen, die bey dem eintretenden Sommer die Luft ſehr verunreinigten, und alle Arten von anſteckenden Krankheiten und Faulſiebern veranlaßten. 70000 Ducati wurden ſogleich zu Kanälen und Ableitungen verwendet; aber es geſchah eigentlich nichts damit, denn das Elend war größer und allgemeiner, als man es ſich gedacht hatte. Die ehmals geſündeſten Gegenden von Kalabrien ſind jezt durch böſe Luft unbewohnbar gemacht, und gleich in den erſten beiden Jahren ſtarben an anſteckenden Seuchen bey 20000 Menſchen. Pignatelli verwaltete die Juſtiz ſo gelinde wie möglich, und wählte die beſten Mittel, um Unordnungen zu verhüten. Seiner Fürſorge verdankt man es, daß, was man auch von der Raubſucht der Kalabreſen ſagen mag, alles, was eigentlich geſtohlen ward, nur kleine Dieberеyen waren. Denken Sie einmal, wie es bey uns bey nur kleinen Unglücksfällen, bey Ueberſchwemmungen oder Feuersbrünſten hergeht! Man kann beynahe ſagen, daß die Hälfte, die hinzuläuft, nicht zu retten, ſondern zu rauben kommt; erinnern Sie ſich, was bey einem ähnlichen Unglücksfall in Liſſabon für Unordnungen vorfielen, wie viele dort ihre Raubſucht auf dem Schaffot büßen mußten, und laßen Sie dann den Kalabreſen Gerechtigkeit wiederfahren; denn hier brauchte die ſtrafende Gerechtigkeit nicht Einen zu tödten. Einige wollen, man habe hierin unverzeihlich nachläſſig und gelinde gehandelt, aber ich habe Urſach zu glauben, daß Privatrache, die man an dieſem oder jenem zu nehmen wünſchte und nicht nehmen konnte, Schuld an dieſer Beſchuldigung ſey. Demungeachtet klagt man hier allgemein über die vielen Entwendungen, erzählt Beyſpiele, daß ein Bruder ſeinen noch lebenden Bruder tiefer unter die Ruinen geſtürzt, daß Kinder gleichgültig das Klaggeſchrey ihrer Aeltern angehört und ſich über den frühern Beſitz ihres Erbtheils gefreut haben; erzählt, daß Bedienten häufig die ſilbernen Schnallen von den aus dem Schutt hervorſtekkenden Beinen ihrer Herren geſtohlen, ohne ſie ſelbſt zu retten; daß Feinde dieſer oder jener Familie Feuer hie oder dort angelegt haben, um jene noch mehr zu kränken. Dies läugne ich alles nicht, obgleich es mir ſehr verdächtig vorkommt, da mir keiner die Namen dieſer Ungeheuer ſagen konnte, und ſelbſt in Beſtimmung des Orts die größte Verſchiedenheit herrſchte. Aber geſetzt, es geſchah, — und ähnliche Unordnungen geſchahen gewiß — ſo iſt es doch ausgemacht wahr, und es bleibt immer ein herrliches Denkmahl des Charakters der Kalabreſen, daß, nachdem ſich der Eigenthümer zu dieſer oder jener gefundnen Sache gezeigt, er ſein Eigenthum ſogleich wiedererhielt; daß, noch ehe die Eigenthümer bekannt wurden, ſich eine Menge gemeldet, um das, was ſie beim allgemeinen Einſturz gerettet, dem, der es verlohren, wieder zu erſtatten; daraus, weiß ich, ſind hier die größten Freundſchaften entſtanden, und ein Fiſcher zeigte mir eben am Ufer zwey ſeiner Freunde, deren Uneigennützigkeit er die Rettung vieler ſeiner Beſitzthümer verdankt. Ich glaube, und das iſt ja alles, was ich damit beweiſen will, daß doch wohl dieſe Beyſpiele jenen das Gleichgewicht halten. Das Reſultat, was ich daraus zeihe, iſt dieſes: die Kalabreſen ſind Menſchen, wie wir; in unſern gebildetern Gegenden geht täglich das vor, was man gewöhnlich ſo unbillig zuſammenhäuft, um die Kalabreſen in einer ſcheuslichen Geſtalt darzuſtellen. Sie wiſſen, ich kam hieher von allem verlaſſen, weil ich keine Hülfe wollte, als die, die ich unter dem Volke ſelbſt finden würde; dadurch glaubte ich am beſten über ihren Werth urtheilen zu können, und ich müßte mich des Guten ſchämen, das ich unter ihnen genoſſen habe, wenn ich es nicht erkennen und nicht frey geſtehen wollte, daß ich hier verhältnißmäßig eben ſo gut, wo nicht beſſer, empfangen wurde, als wenn ich in einer beſſern Figur in großen Städten vor die Wirthshäuſer fuhr. Da war alles gewöhnlich eigennützige Pflege, die ich genoß, hier aber ſchleppte man ganz uneigennützig, was ich bedurfte, herbey.

Pignatelli that alſo viel, zeigte ſich als einen menſchenfreundlichen Vater der Nation, und verdiente deswegen ein Ehrendenkmahl. Er blieb aber nur einige Monate, und nach der Zeit ging alles träger und langſamer her, bis die Thätigkeit endlich ganz einſchlief, und jezt, in dem Augenblick, da ich dies ſchreibe, eigentlich nichts geſchieht, um der geſunkenen Nation wieder aufzuhelfen.

Die Erd- Meer- und Luftrevolution erſtreckte ſich durch das ganze Calabria ultra bis Meſſina hin; den ſüdweſtlichen Theil von Calabria citra traf keine Verheerung, wohl aber den ſüdöſtlichen Theil der Provinz; doch iſt das, im Vergleich mit der Verheerung der jenſeitigen Provinz, wenig. Das Beben der Erde hingegen war durch einen großen Theil von Sicilien und ſelbſt bis Neapel hin fühlbar; doch ſo fühlbar, daß es die Einwohner in nicht geringes Schrecken verſetzte, war es eigentlich nur ungefähr 500 Quadratmeilen im Umfange. Das Centrum des Erdbebens ſchien beſonders die Apenninenreihe zu ſeyn, die ſich längſt Calabria ultra hin erſtreckt und dem Tyrrheniſchen Meer gegenüber liegt, oder die, wenn auch gleich etwas von dieſen Bergen entfernt, doch unmittelbar mit denſelben zuſammenhangt. Freilich litten die Städte, die in der Pläne am Meer lagen, ſehr viel, aber ihr größtes Unglück war das empörte Meer, das ſchnell über ihre Fläche eindrang und Menſchen und Vieh mit ihren Wohnungen und Reichthümern in ſeine ſchäumenden Wellen verſchlang. . . . .

Mileto hat nicht eine Spur ſeiner vormaligen Größe behalten: die Stadt iſt völlig ruinirt, ſo daß man nach weggeſchafftem Schutt kaum die Stelle mehr erkennen kann, wo ſie einſt ſtand. Der Name der Stadt iſt von hohem Alterthum, und ſoll von den Mileſiern ſeinen Urſprung haben, die einſt nach der Zerſtörung ihrer Stadt durch den Darius, und nach verſchiednen andern unglücklichen Verſuchen nach Calabrien kamen, und nach dem Beiſpiel andrer Coloniſten, um vor den Einfällen der Seeräuber ſicher zu ſeyn, einige Millien landeinwärts gingen, und dieſe Stadt erbauten. Unter den Normannen wählte Roger Boſſo ſie beſonders zu ſeinem Liebling aus, vergrößerte ihren Bezirk, und ließ verſchiedne Kirchen erbauen, ließ dazu die Ruinen vom Proſerpinen-Tempel aus Hipponium bringen, und verlegte hieher den Sitz des Biſchofs. Roger ſelbſt liegt hier begraben. Milet lag einſt, ehe es der traurigen Verwüſtung unterlag, erhaben auf einem Berge, neben einem tiefen und breiten Thal, das gewiß durch vorhergehende ähnliche Erdrevolutionen gebildet war, und war von drey Flüßen eingeſchloſſen, die hernach vereint den Metramofluß bilden. Jetzt wohnten die Menſchen in Baracken neben ihrer alten Stadt. In Anſehung der Todten waren ſie noch glücklich geweſen; denn auf 1700 belief ſich die Anzahl der Einwohner, und nur 54 wurden ein Raub des Todes. Das Bild der Verwüſtung, das mir verſchiedne der Einwohner entwarfen, war ſchrecklich. Alle die heftigen Erdbebenſtöße vom 5ten, der Nacht des 7ten Febr. und vom 28ten März würkten gleich heftig auf die Stadt, und ſo konnte freilich nichts der Verheerung entgehen. Wie uns unſer großes Unglück traf, ſagte einer, war es finſtre Nacht, ein ſchwüler Regen fiel vom Himmel, die Winde heulten fürchterlich, der Donner der Erde tönte lange, und wir in der größten Verzweiflung blieben gefühllos. Dabey denke man ſich das Gekrache der einſtürzenden Häuſer, das Klaggeſchrey der Unglücklichen umher, das Feuer, das aus den Ruinen ſogleich empor brannte, und alle Schrecken der Natur in einem Moment vereinigt. Beſonders würkte die Furcht auf das Nervenſyſtem verſchiedner Menſchen; einige blieben lange Zeit ſchwach und wurden bey der geringſten Sache heftig erſchüttert; andre waren lange Zeit wie gelähmt, verſchiedene hatten völligen Mangel an Verdauung, und ſogar bey einigen würkte es ſo ſehr auf's Gedächtniß, daß ſie auf lange Zeit ihre Beſinnungskraft verloren. . . . .

Vielleicht entſinnen Sie ſich noch von den Zeiten her, der wichtigen, damals bekannt gemachten, Phänomene in Anſehung des langen Lebens verſchiedner Menſchen und Thiere unter den Ruinen, ohne Nahrung zu erhalten. Zwey gemäſtete Schweine eines gewiſſen D. Romualdo Magnello aus Soriano, lebten 32 Tage unter den Ruinen vergraben: keiner dachte mehr an ihre Erhaltung, wie man von ungefähr bey dem Aufräumen des Schutts ſie grunzen hörte. Schwach und ausgemergelt zog man ſie hervor; bot ihnen Korn, aber ſie aſſen nicht; dagegen tranken ſie mit einer unerſättlichen Begierde, und nur erſt einige Zeit hernach ſchmeckte ihnen die Speiſe. Nach 40 Tagen ſchlachtete man ſie und fand ihr Fleiſch ſchön, das Fett feſt, aber nicht ſehr dick. Noch länger lebte zu Poliſtena eine Katze unter den Ruinen vergraben: nachdem ſie 40 Tage ohne Nahrung zugebracht hatte, zog man ſie heraus in dem erbärmlichſten Zuſtande; unerſättlicher Durſt ſchien ſie einzig zu quälen, doch ward ſie bald wieder hergeſtellt. Eben dort fand man nach ſieben Tagen ein ſchon bejahrtes Weib unter den Ruinen ihrer vormahligen Wohnung; ſie lag gefühllos wie todt, als man ſie entdeckte, und nachdem ſie wieder etwas zu ſich kam, war Durſt ihre einzige Plage. Nur erſt nach und nach, und durch ſehr geringe Speiſe, ward ihre völlige Geſundheit hergeſtellt; lange blieb ſie ſchwach und wie gelähmt, doch jetzt iſt ſie auch davon befreit, und lebt im fröhlichen Genuß des ihr auf's neue geſchenkten Lebens. Nach ihrer Ausſage war gleich anfangs, was ſie unter den Ruinen quälte, Durſt, doch verlohr ſie bald alles Gefühl, und während der ganzen Zeit lag ſie ohne Empfindung. In Oppido lebte ſogar ein Mädchen 11 Tage unter den Ruinen ohne Nahrung und in der ſchrecklichen Geſellſchaft eines todten Körpers. Sie war Wärterinn eines Knaben des D. Filippo Capialbi und hieß Aloiſe Baſili, ein Mädchen von funfzehn Jahren. Beim Niederſturz des Hauſes ſchloß ſie den Knaben feſt in ihre Arme, der vom quälenden Durſt geplagt in der ſchrecklichſten Lage den 5ten Tag ſtarb. Bis dahin hatte ſie immer ihre Beſinnungskraft behalten; aber jetzt unterlag ſie der ſchrecklichen Empfindung des Hungers und Durſtes. Ihre Verzweiflung ging zur völligen Gefühlloſigkeit über, und von dem Schmerz, daß ſie beim Fall des Hauſes ihre Hüfte verrenkt hatte, wodurch ſie auf Zeit ihres Lebens gelähmt worden iſt, fühlte ſie damals nichts. Auch war Getränk das einzige, was ſie nach ihrer Errettung verlangte: als man ſie nach ihrem Zuſtand unter den Ruinen fragte, antwortete ſie, ich ſchlief. Ueberhaupt hat man es allgemein bemerkt, daß eine ſchlafähnliche Betäubung die Menſchen gefeſſelt hielt, einige verſanken darin gleich nach dem Sturz des Hauſes, andre erſt nach einigen Tagen, je nachdem ihr Nervenſyſtem ſchwach oder ſtark war; einige Vergrabne glaubten ſich trunken und fühlten nicht den geringſten Schrecken, bis ein neuer heftiger Erdbebenſtoß ſie aus ihrem Taumel erweckte und zugleich aus den Ruinen errettete. Laſſen Sie mich dieſe Erzählungen, durch deren Aufhäufung ich Sie nicht gern ermüden mögte, endlich mit einer Geſchichte ſchließen, wo die Gegenwart des Geiſtes einen Mann auf eine wunderbare Art rettete, die Sie, ſo viel mir bekannt iſt, noch nirgends aufgezeichnet finden werden. In Kaſoletto ohnweit Oppido, ſaß, wie die Verwüſtung einbrach, der Prinz mit ſeiner Familie beim Eſſen. In demſelben Moment, wie die Erde zu erbeben anfing, ſprang der Bruder der Gemahlin des Prinzen auf, ſah eine Wand ſich öffnen, und ſogleich war ſein Entſchluß gefaßt; durch einen glücklichen Sprung durch dieſelbe entrann er dem Tode, und verlohr nichts als einen Schuh. Die ganze übrige Familie ward unter den Ruinen begraben, und nur Ein Sohn hernach lebend aus dem Schutt hervorgezogen. So viel ich von dem entſchloßnen Mann habe erfahren können, ſo ſoll ſein Charakter völlig unerſchütterlich ſeyn, und ſeine Gegenwart des Geiſtes ihm ſchon manchen Vortheil in ſeinem Leben verſchafft haben. Es muß ungefähr ein Mann ſeyn, wie ein gewiſſer Engländer Str —, der, wie einmal während dem Eſſen in einer großen Geſellſchaft der Blitz in's Zimmer ſchlug, den Teller, den ſein Bedienter in der Hand hatte, traf, und die Geſellſchaft verwirrt auffuhr, ruhig ſich umwandte, und ſeinem Bedienten ſagte: **Erinnre mich morgen daran, daß ich einen Ableiter auf mein Haus ſetzen laſſe.** . . . .

Unter allen Ruinen zerſtörter Städte, die ich bis jetzt ſah, wirkte der Anblick von **Seminara's** Verwüſtung am heftigſten auf mich; die Trümmer ſcheinen zweckmäßig von der Natur hingeworfen zu ſeyn, um den Fremden die Macht ihrer Zerſtörung zu verkünden. Ruinen ſtolzer Palläſte, majeſtätiſcher Kirchen, großer maſſiver Gebäude, deren Schutt man noch nicht hatte aufräumen können, lagen wie ein Chaos unter einander, und ſtürzten noch täglich ein. Wie ich unter den Ruinen Pompeji's hinwandelte und die Gebeine der Alten aus der Aſche hervorgraben ſah, fühlte ich tiefes Mitleiden mit dem traurigen Schickſal der Einwohner; aber zu ſo einem Gefühl, das Thränen erpreßte, ward meine Seele nicht herabgeſtimmt. Die Menſchen, die dies Unglück traf, waren meine Zeitgenoſſen, das Unglück, was ihnen begegnete, würkte daher, je näher ſie mir waren, deſto ſtärker auf mich; ich fühlte mich ſelbſt, da die Erde noch immer fort im Innern tobte, einem ähnlichen Schickſal unterworfen. Ich ſah noch jetzt Menſchen, die ehemals in dieſen Häuſern wohnten, aus dem Schutt die Gebeine der Ihrigen und ihre Reichthümer hervorſuchen, und was am heftigſten auf mich würkte, war der Anblick eines Schädels, den ein Mädchen ſo eben aus den Ruinen hervorzog: alles das verſetzte mich in eine gewiſſe Betäubung, ſo daß ich ſchweigend und ſtarr durch die Zerſtörung hinritt. In dem höchſten Theile der Stadt war einſt der große freie Platz derſelben; ich fand dort eine Menge verſammelter Menſchen, fragte nach einem Wirthshauſe, fand aber keins, wir nahmen daher das Anerbieten eines Tiſchlers, uns ſeine Werkſtatt einzuräumen, an. Einige von den Angeſehenſten des Orts aber nöthigten uns bald in ihre Baracke, beredeten uns, in ihrer Geſellſchaft morgen die Verwüſtung der Gegend umher zu ſehen, und pflegten uns ſo gut ſie konnten. Wir errichteten mit ihnen eine Gaſtfreundſchaft, wechſelten unſre Namen, und verſprachen uns, wenn irgend einer von unſern Bekannten in's Vaterland des Andern kommen wäre, ſein zu pflegen und zu warten, eingedenk des errichteten Freundſchaftsbundes.

„Es war, ſagten ſie, der 5te Februar 1783, der mehr denn die Hälfte der Einwohner der Stadt, ungefähr 3600 hinwegraffte. Mir nahm er Weib und Kinder, ſagte der Eine, und meinem Freunde Aeltern und Weib, und ließ ihm ſein einziges Kind. Des Morgens war es ſchwüle, bedeckte, finſtre Luft, und es fiel ein gelinder Regen. Wir beide hatten uns verabredet auf die Jagd zu gehen, waren aber ſchon zweifelhaft, ob wir es ſollten, weil der Regen anhalten zu wollen ſchien. Doch gingen wir fort, und um 11 Uhr, eine Stunde vor dem Erdbeben, ließ der Regen nach; ein Glück für uns, daß er es that, ſonſt lägen auch wir vielleicht unter dem Schutt unſrer Gebäude vergraben. Wir jagten unbekümmert fort, als wir auf einmal ein Getöſe, welches dem Donner glich, unter uns vernahmen, und ein ſolcher Aufruhr um uns her entſtand, daß wir hin und her geſchleudert wurden, und uns auf der Höhe des Berges nicht ſtehend erhalten konnten; wir fielen zu Boden und klammerten uns feſt an Baumſtämme, ſchrieen und beteten, als wir plötzlich eine dicke Staubwolke aus der Stadt aufſteigen ſahen, und nichts mehr von der Stadt unter uns entdeckten. Lange lagen wir da und zweifelten, ob wir lebten oder todt wären? Der Donner rollte unter uns fort, wir glaubten der Tag des Gerichts bräche ein, und warteten der Stimme des Richters. Endlich ward die Erde ruhiger. Ich lag noch da in tiefer Betäubung, unbekannt mit dem, was um mich vorgegangen ſey, wie mein Freund mich erweckte, und wir es wagten zur Stadt hinabzuſteigen; aber wir fanden den Weg zerſtört, wir ſahen zerrißne Felder um uns her, kamen an Flüſſe, die wir nicht kannten, ſahen Berge, wo vordem keine waren, und konnten die Stadt nicht finden. Noch immer wußten wir nicht, was um uns geſchehen ſey, wie wir Flammen aus der Stadt emporſteigen ſahen und ſchreckliches Klaggeſchrey hörten; verſchiedne Menſchen, wie todt daliegend, fanden wir auf unſerm Wege, und wir kletterten ſchon zwiſchen den Ruinen umher, wie wir noch nicht wußten, wo wir waren. Stundenlang irrten wir ſo herum, ſahen über uns Häuſer einfallen, um uns Feuer und hörten ſchreckliches Geheul, wie endlich die Idee, ein Erdbeben habe die Stadt zerſtört, erſt deutlich in uns ward, und wir nach unſern Wohnungen ſuchten, ohne ſie finden zu können. Mit jeder Minute nahm unſer Unglück zu. Ich ſuchte mein Haus, ſagte der Eine, und erkannte nicht lange hernach, daß die Flammen, die um mich her ſchlugen, die wenigen Ueberreſte deſſelben verzehrten, eilte hinein um zu retten, und ſahe die Beine meines zerquetſchten Kindes unter ſchweren Steinmaſſen hervorſtehen; ich wollte ſie fortwälzen und konnt's nicht allein, und fand keinen, der mir helfen konnte. Bald fand ich neben demſelben mein todtes Weib, das ihr Kind, das ſie an der Bruſt hatte, in ihre Arme ſchloß; auch das war todt, und nur ich blieb allein von meiner ganzen Familie übrig, mein Haus und mein Vermögen war zerſtört, nichts von allem gerettet, als das Zeug auf meinem Leibe. Dieſer ſchreckliche Gedanke ſtürzte mich in die größte Verzweifſlung! Es gingen Wochen hin, ehe wir unſer Unglück ganz kennen lernten, und erſt mit einiger Ruhe die Größe unſers Verluſtes überſehen konnten. Das war mein Schickſal, das das Schickſal Aller, die gerettet waren. Mein Freund hatte nach 5 Tagen die Freude, ſein lebendes Kind neben ſeiner todten Frau wieder zu finden. Die Erde brüllte den erſten Tag, ſagte er, unabläſſig fort und ſchwankte immer, aber für uns war nur der eine Stoß verheerend, der unſre ſtärkſten Werke umwarf." So vorbereitet führte er mich unter den Ruinen umher. Man hatte geglaubt, die Gebäude der Stadt vor ähnlichen Revolutionen ſichern zu können, wenn man durchgängig das Gerippe derſelben, wie in unſern Gegenden, von Holz machte. Vielleicht würde dies auch geſchützt haben, wenn die Bewegungen nicht ſo verſchiedenartig geweſen wären. Dies riß die Fugen der Balken auseinander, und warf ſie hernach deſto leichter ein, das Feuer grif deſto eher um ſich, und die Verwüſtung ward allgemeiner und ſchrecklicher. Nur drey Häuſer wurden in der ganzen Stadt nicht völlig umgeworfen. Eins der ſonderbarſten Phänomene, die ich hier ſah, war ein Obeliſk, der durch die Bewegung der Luft bey $\frac{3}{4}$ Fuß auf ſeinem hin und her gerüttelten Piedeſtal, das indeß ſeine vorige Richtung behielt, umgedreht und völlig aus ſeiner Lage gebracht war; ein Beweis, wie verſchiedenartig die heftige Luftbewegung von der Erderſchütterung war. In Stefano del Boſco, einem kleinen Ort, fand man an zwei Obeliſken eine ähnliche Erſcheinung. Gleich neben der Stadt lag eine große mit Oelbäumen bepflanzte Ebene, an dieſe ſtieß in eben der Pläne ein mit Fruchtbäumen aller Art gezierter ſchöner Garten, und hinter derſelben floß ein Fluß hin. Der Erdſtoß riß die Fläche von einander, ſchleuderte die eine Hälfte in ein mehr denn 60 Fuß tiefes Thal hinab, ſetzte ſie in eine Entfernung von mehr denn 200 Schritten hin, und bildete zwiſchen der Pläne ein tiefes Thal, in welches er den Fluß, der nicht weit hinter der Ebne floß, hindrängte. Sein voriges Bette vertrocknete ganz. Grade auf dem Punkt, wo die Pläne von einander geriſſen ward, ſtand eine Reihe Oelbäume; deutlich war jetzt noch die Stelle, wo die Wurzeln eingeſchlagen geweſen waren, zu ſehen, und jenſeits ſtanden die Bäume herabgebogen über das neue Flußbett, und trugen reichliche Frucht. Ein kleines Haus blieb auf dem fortgeſchleuderten Erdſtück ſtehen, ward in die Tiefe geworfen, und blieb unverletzt mit ſeinen Bewohnern, die ſich darin befanden. Mehrere ähnliche Phänomene finden Sie in der Beſchreibung des Erdbebens von einigen Mitgliedern der Akademie, beſonders wird da eines Wirthshauſes in Terranova, einige Millien von Seminara, erwähnt; wo der Wirth in der Gaſtſtube auf dem Bette lag, die Frau neben demſelben ſaß, ein Kind zu ihrer Seite ſpielte, und vier Gäſte in der andern Ecke des Zimmers Karten ſpielten. Wie das Haus 300 Schritte fortgeſchleudert ward, zerſprangen die Wände, und zerquetſchten Gäſte und Kind, Mann und Weib aber entkamen glücklich. Ein Bauer ſaß bey Seminara auf einem Baum, ward auch mit fortgeriſſen und entkam. Ein ähnliches Schickſal erlebte der arme Antonio Avati zu Molochiello, der bey einem ähnlichen Erdbruch fortgeſchleudert ward, und feſt an den Baum ſich klammerte, auf dem er ſaß; auch er entkam.

Aber nicht nur bildete die Erdrevolution Thäler, wo vordem keine waren; ſie thürmte auch Berge auf, wo vordem Ebne war. Die Geſchichte dieſes Erdbebens liefert eine Menge Beyſpiele davon. Ich ſah verſchiedne ſo neu entſtandne Hügel, bemerkte aber keinen ſo genau, als den zu Seminara. Hier, wo wir jetzt ſtehen, ſagte mein Führer (es war unweit des neugebildeten Flußbettes auf einem Hügel), hatte meine Schweſter vordem in einer ſchönen Pläne einen Oelgarten; jetzt war's ein Berg, der ſchichtweiſe über einander gewälzt zu ſeyn ſchien, ſo daß er an ſeinem Abhange die Form einer Treppe hatte. Sechs bis ſiebenhundert Fuß iſt jetzt ſeine Erhöhung, und ſtatt daß ſonſt die Oelbäume in der Tiefe Frucht trugen, thun ſie's jezt auf der Höhe des Berges. Es iſt, wie mich dünkt, eine nicht unwichtige Bemerkung, daß dieſe Erhöhung der Fruchtbarkeit der Bäume ſelbſt nicht ſchadete.

Ich würde Sie ermüden, wenn ich Ihnen alle die Revolutionen, die ich hier ſah, erzählen wollte; Sie ſehen ſchon aus dem Wenigen, was ich ſagte, daß das Land eine ganz andere Geſtalt erhalten hat, ſo daß es den Einwohnern ſchwer werden mußte, und ward, ſich zurecht zu finden. Sie mögen daraus auf die immer ſteigende Verwirrung ſchließen, wie meine Freunde in einer Art von Betäubung, noch unbekannt mit dem, was vorgegangen ſey, wieder von der Jagd zurückkehrten. Sie ſtießen, erzählten ſie mir, unter andern auch auf ihrem Rückwege auf den großen See, der in einem Augenblick neben der Stadt gebildet ward; die Erde öffnete hier ihren Schlund, eine Menge Waſſer quoll hervor, und die Bäume, die in die Tiefe hinabgeriſſen wurden, ſtehen jetzt bis an ihre Krone unter Waſſer. Seit der Zeit iſt es unabläſſiges Bemühen der Einwohner geweſen, weil ſie die traurigen Folgen, die dies auf Verunreinigung der Luft nothwendig haben müßte, vorausſahen, den See abzuleiten: aber obgleich viele Verſuche dazu gemacht, und 22000 Ducati, Kanäle zu graben, verwendet wurden, ſo haben ſie doch noch bis jetzt ihre Abſicht nicht erreichen können; das Waſſer quillt immer auf's neue hervor, und daher zweifeln die Einwohner jetzt ſelbſt daran, daß je ihr Wunſch erreicht werde, wenn nicht die Erde vielleicht ſelbſt ihre Quellen verſtopft. Nach den Unterſuchungen, die man über die Beſchaffenheit des Waſſers angeſtellt hat, ſcheint es nicht unwahrſcheinlich, daß ſich unter der Erde Kanäle geöffnet haben, die das Waſſer dahin von einem nicht fern davon fließenden Fluſſe Tauro führen; denn ſo wie dieſer zuweilen anſchwellt und zuweilen faſt austrocknet, eben ſo vermehrt und vermindert ſich auch der See. Auf der Oberfläche des Waſſers ruhte ein fetter Schleim, der von der kreidenartigen Auflöſung in der Erde herzurühren ſcheint. Die Erde in den hieſigen Gegenden iſt übrigens voll von Seethieren und Buccinis. Aus dem allen iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß die Pläne Calabriens Sediment des Meers ſey.

Mehr denn 6000 Einwohner hatte die Stadt vor dem Erdbeben, und jetzt iſt ihre Anzahl bis über die Hälfte herabgeſetzt. Die reichſten Privatleute kamen um wie die ärmſten, und beſonders hatte einer von jenen ein ſehr trauriges Schickſal. Als nämlich das Feuer allgemein über-

überhand nahm, ſah man ihn ſtundenlang dem ſchrecklichſten Tode entgegen gehen: umgeben von einer großen Feuerglut, durch die man nicht dringen konnte, und zurückgehalten durch große ſchon glühend gewordne Steinblöcke, hörte man ſein ſchreckliches Winſeln, und mußte ihn lebendig verbrennen ſehen. Alles, was man thun konnte, war, einen Pfaffen holen und ihm die Abſolution geben zu laſſen. Bald darauf ſtarb er des ſchrecklichſten Todes. Die Geiſtlichen entrannen nicht glücklicher.. Funfzig Nonnen kamen allein in Einem Kloſter um, und aus dem ſtark beſetzten Franziſkanerkloſter entrann nur Ein Mönch; er war im Innern des Hofs, und entfloh wie er die Mauren ſich bewegen und einſtürzen ſah. . . . .

An all' den Revolutionen, von denen ich Ihnen bisher ſagte, waren nur Luft und Erde Schuld: aber zu Scylla hörte ich von vielen Schreckensſcenen, die das tobende Meer veranlaßte. Die freie Pläne an beiden Seiten des hohen Scyllafelſens, die wenig über die Meersfläche erhaben, und wahrſcheinlich auch Sediment des Meers iſt, iſt jetzt nicht mehr, wie ſonſt, mit vielen Oelbäumen geziert und frey, ſondern mit einer Menge Baracken beſetzt, weil dort ſo wohl die geſundeſte Luft, als auch die Lage für die Handthierung der Einwohner am zuträglichſten iſt. Die Menſchen würden ihre große Fiſcherkunſt vergeſſen, wenn ſie ihre Wohnungen tiefer landeinwärts zu ſetzen gezwungen wären. Hier war ſonſt der Verſammlungsort der Einwohner und iſt's noch, ſo wenig Raum die Baracken auch übrig gelaſſen haben. Wie der erſte Stoß des Erdbebens vom 5ten Februar Schrecken über's Land brachte, flohen alle Einwohner mit ihren Habſeligkeiten auf die Fläche nahe am Meer, ohne an die Geſchichte voriger Zeiten zu denken, wie ſo oft bey ähnlichen Revolutionen das Meer eingedrungen war, und die unglücklichen Bewohner verſchlungen hatte. Auch jetzt that es das; 12

Stunden nach dem Erdbebenſtoß kurz nach Mitternacht, wie ſo eben die Einwohner, ermattet durch die Furcht des vorigen Tages, unter freiem Himmel zwiſchen ihrem Fiſchgeräthe, entweder auf der Erde oder in ihren kleinen Barken, lagen, erbebte die Erde auf's neue und riß mit ſchrecklichem Getöſe ein großes Felſenſtück vom nahgelegnen Berg Jaci ab. Finſterniß der Nacht vergößerte die Schrecken, die Menſchen erwachten aus ihrem Schlaf, ein allgemeines Klaggeſchrey entſtand, und betend brachten ſie unter bangem Herzklopfen einige traurige Augenblicke zu, wie auf einmal ein fürchterliches Gemurmel im Innern des Meers, eine ſchreckliche Empörung deſſelben verkündete: dann drang es plötzlich ſchäumend über die Pläne ein, ſtieg 30 Palmen hoch, ſpülte die Menſchenmenge, die am Ufer lag, hinweg, und trat wieder zurück: bald hernach brauſte es zum zweitenmal heftiger hervor, warf verſchiedne der Menſchen, Thiere und Geräthe, die es verſchlungen hatte, wieder aus, drang höher wie vorher, bis unter die Dächer der Häuſer, warf auf dieſelben und auf verſchiedne Bäume Menſchen und Thiere, riß Häuſer um, raubte, was es vorher ſtehen ließ, und brachte auf dieſe Weiſe durch ſein Vortreten und Zurückeilen manchem Errettung, manchem aber unerwarteten Tod, da er ſich eben glücklich entronnen glaubte. Das war der Zuſtand der fürchterlichen Nacht, deren Schrecken die Einwohner mir nicht mit ſo lebhaften Farben, wie ſie wünſchten, ſchildern konnten. In dem Hauſe, wo ich wohnte, drang das Waſſer bis unter's Dach vor, und ſpülte mit ſeinen ſchäumenden Wellen meine Wirthin, die ihr Kind in ihren Armen feſthielt, fort, und warf ſie tief in die Fluthen. Sie faßte, indem ſie fortgeſchleudert ward, ein Brett, und hielt mit der andern Hand ihr Kind, und ſo vereint ſpie das Meer ſie wieder aus. Beide blieben in der ſchrecklichſten Betäubung bis zum folgenden Morgen liegen, als ſie der

Mann, weit von ſeinem Hauſe entfernt, im tiefen Koth liegend wiederfand. Sie wußte ſich ihr Streben, irgend etwas zu faßen, und ihre Sorge für ihr Kind, genau zu beſinnen; aber vom Ausſpeien des Meers und von ihrer nachmahligen Lage bis zu dem Augenblick, da ihr Mann ſie wiederfand, wußte ſie nichts. Die Frau iſt ungefähr 25 Jahr, und ihr Kind 8 Jahr.

Aber das Schickſal keines Mannes in Scylla war trauriger als das des alten Prinzen. Er hatte den größten Theil ſeines Lebens in Neapel zugebracht, und war in ſeinem hohen Alter auf ſeine Güter zurückgekehrt. Man ſchilderte ihn mir als einen ehrwürdigen Greis, den die Einwohner ſeiner Herablaſſung wegen ſehr liebten. In ſeiner Jugend ſoll er ein Mann von vieler Entſchloſſenheit und unerſchütterlich feſtem Charakter geweſen ſeyn, aber ſein hohes Alter hatte ihm alle ſeine Kräfte geraubt, er mußte ſich am Gängelband leiten laſſen. Er wohnte auf dem Kaſtel, auf der Höhe des Scyllafelſens, wie der erſte furchtbare Stoß am 5ten Februar gegen Mittag die Erde erſchütterte. Der alte Graukopf warf ſich in der größten Beſtürzung betend vor dem Kreuz nieder, und erwartete mit Thränen, was die Vorſehung über ihn beſchloſſen hatte. War es Ahndung ſeines traurigen Schickſals, oder Kenntniß der vorigen Revolutionen, man konnte ihn anfangs, ſo ſehr er es auch jeden Augenblick fürchten mußte, von den Felſen, die ſein Schloß umgaben, gequetſcht zu werden, nicht dahin bringen, ſein Schloß zu verlaſſen. Endlich ließ er ſich bereden, und ging mit einer Menge ſeiner Unterthanen an's Ufer des Meers. In einer elenden Schifferbarke blieb er dort bis um 12 Uhr des Nachts unter Furcht und Hoffnung, wie auf einmal die Wellen eindrangen und ihn mit ſeinen Kleidern verſchlungen. Man hat nie eine Spur wieder von ihm auffinden können.

Eine Menge dergleichen Geſchichten hörte ich aus dem Munde der Einwohner ſelbſt, einige waren in die Bäume, andre auf die Dächer, vom Meere geworfen worden; andre hatten Arme und Beine zerbrochen und erwarteten unter ſchrecklichen Schmerzen den Morgen; andre waren verwickelt in die Fiſchernetze, und wurden drey bis viermal vom Meere fortgeriſſen und wieder ausgeſpien. Faſt durchgängig aber wollte man es bemerkt haben, daß ſchwangere Frauen keinen nachtheiligen Einfluß von dem Schrecken auf ihre Geſundheit verſpürt hätten; ſie gebaren bald hernach und glücklich, aber die Kinder lebten nur kurze Zeit.

III.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1.

Geſpenſter-Geſchichte aus den letztern Jahren Ludwigs XIV.

Der Leſer mag von dieſer Geſchichte denken, was er will; ſo viel iſt aber gewiß, daß ſie zu ihrer Zeit allgemeines Aufſehen machte, überall geglaubt, und ſogar gedruckt wurde, und daß, wenn ein Betrug oder ſonſt etwas dahinter ſtack, dieſer wenigſtens ſo fein eingefädelt war, daß man ihn nicht enträthſeln, nur ahnden konnte.

Die kleine Stadt Salon in der **Provence**, die ſich rühmt, das Vaterland des berüchtigten **Noſtradamus** zu ſeyn, war auch im April 1697 der erſte Schauplatz der gegenwärtigen Geſchichte. Ein Geſpenſt, das viele Perſonen für niemand anders, als **Noſtradamus** Geiſt hielten, erſchien einem Privatmanne dieſer Stadt, und verurſachte ihm keine geringe Angſt. Es legte ihm zuvörderſt, bey Lebensſtrafe, auf, das unverbrüchlichſte Stillſchweigen über das zu beobachten, was es ihm anvertrauen würde, und befahl ihm hierauf, in ſeinem, des Geſpenſtes, Namen, dem Intendanten der Provinz Empfehlungsſchreiben abzufordern, die ihn in Stande ſetzten, bey ſeiner Ankunft zu Verſailles, eine Privataudienz bey dem Könige zu erhalten. „Was du dem Könige ſagen ſollſt, fuhr das Geſpenſt fort, wirſt du nicht eher, als den Tag vor deiner Ankunft am Hofe erfahren, wo ich dir von neuem erſcheinen, und dich in Allem unterrichten werde. Aber vergiß nicht, daß dein Leben von dem Geheimniß abhängt, das ich dir befehle, gegen jedermann, nur gegen den Intendanten nicht, von dem zu machen, was zwiſchen uns vergefallen iſt.“ Das Geſpenſt verſchwand bey dieſen Worten, und ließ den armen Mann halbtod vor Schrecken. Kaum war er ein wenig zu ſich ſelbſt gekommen, ſo trat ſeine Frau herein, ward ſeiner Unruhe gewahr, und forſchte nach der Urſache. Allein die Drohung des Geſpenſtes war ihm noch viel zu gegenwärtig, als daß ſie ihm eine befriedigende Antwort hätte ablocken können. Die Weigerungen des Mannes reitzten die Neugier der Frau noch mehr; der arme Mann, um Ruhe zu haben, hatte endlich die Schwachheit, ihr Alles haarklein zu entdecken, und büßte es, den Augenblick darauf, mit dem Verluſt ſeines Lebens. Die Frau erſchrack heftig über dieſen unvermutheten Ausgang, überredete ſich jedoch, daß das, was ihrem Manne begegnet ſey, bloß die Wirkung eines durch einen Traum verwirrten Gehirns, oder eines andern Zufalls ſeyn könne, und glaubte, ſowohl um ihrer ſelbſt Willen, als des Andenkens ihres verſtorbenen Mannes wegen, das Geheimniß dieſer Kataſtrophe nur einigen Verwandten und Freunden anvertrauen zu dürfen.

Allein ein anderer Einwohner der Stadt hatte kurz darauf dieſelbe Erſcheinung, beging die Unvorſichtigkeit, ſie ſeinem Bruder mitzutheilen, und wurde gleichfalls mit einem plötzlichen Tod beſtraft. Nun wurden, nicht allein zu Salon, ſondern auf mehr denn 10 Meilen in der Runde, dieſe beiden wunderbaren Todesfälle der Gegenſtand des allgemeinen Geſprächs.

Daſſelbe Geſpenſt erſchien wieder, nach einigen Tagen, einem Hufſchmid, der nur ein paar Häuſer[*] von den beyden ſo ſchnell Verſtorbenen entfernt wohnte, und dieſer, den das Unglück ſeiner Nachbarn klüger gemacht hatte, zögerte keinen Augenblick ſich zum Intendanten zu begeben. Er erhielt die, vom Geſpenſt vorgeſchriebene, geheime Audienz mit Mühe, und wurde als ein Mann behandelt, der nicht richtig im Kopfe iſt. „Ich begreife wohl, Ew. Excellenz, erwiederte der Schmid, der ein Mann von Verſtande, und als ſolcher in Salon bekannt war, daß ich eine höchſtlächerliche Rolle in Ihren Augen ſpielen muß; wenn Sie aber geruhen wollten, Ihrem Subdelegaten zu befehlen, Unterſuchungen wegen des ſchleunigen Todes zweyer Einwohner zu Salon anzuſtellen, die von dem Geſpenſte denſelben Auftrag erhalten haben wie ich: ſo ſchmeichle ich mir, daß Ew. Excellenz, ehe acht Tage vergehn, mich rufen laſſen werden.

In der That wurde Franz Michel, ſo hieß der Schmid, nach eingeholten Erkundigungen wegen des Todesfalls der beyden, von ihm angegebenen, Perſonen, von neuem zum Intendanten gefodert, der ihn nun weit aufmerkſamer als das erſtemal anhörte, ihm hierauf Depeſchen an den Herrn von Baobeſieux, Miniſter und Staatsſekretair von der Provence, und das nöthige Reiſegeld einhändigte, und ihm eine glückliche Reiſe wünſchte.

---

[*] Hätte man nicht vielleicht durch dieſen Umſtand, dem wahrem Gang der Sache auf die Spur kommen können?

Der Intendant fürchtete, daß ein ſo junger Miniſter, wie der Herr von Baobeſieux, ihn einer zu großen Leichtgläubigkeit beſchuldigen, und auf ſeine Koſten dem Hofe was zu lachen geben mögte; er hatte alſo den Depeſchen nicht allein die Akten der von ſeinem Subdelegaten zu Salon angeſtellten Unterſuchungen, ſondern auch das Certificat des daſigen General-Juſtiz-Lieutenants, beygefügt, das von allen Beamten atteſtirt und unterſchrieben war.

Michel kam zu Verſailles an, und war nicht wenig verlegen, was er dem Miniſter ſagen ſollte, weil das Geſpenſt, ſeinem Verſprechen gemäß, ihm noch nicht wieder erſchienen war. Allein noch in derſelben Nacht riß das Geſpenſt ſeine Bettvorhänge auf, ſprach ihm Muth ein, und ſchrieb ihm, Wort für Wort, vor, was er dem Miniſter, und was er dem Könige, und dieſem allein, zu hinterbringen habe. „Man wird dir viele Schwierigkeiten in Weg legen, ſetzte es hinzu, um dieſe Privat-Audienz zu erhalten, allein hüte dich, davon abzuſtehn, oder dir dein Geheimniß vom Miniſter, oder von ſonſt jemand ablocken zu laſſen, wofern du nicht auf der Stelle des Todes ſeyn willſt.“

Der Miniſter, wie man leicht denken kann, that ſein möglichſtes, um hinter das Geheimniß zu kommen, allein der Schmid blieb ſtandhaft und verſchwiegen, ſchwur, daß ſein Leben auf dem Spiele ſtände, und ſchloß endlich mit den Worten: „damit er nicht glaube, daß es bloße Poſſen wären, was er dem Könige zu melden habe, ſo mögte er nur Sr. Majeſtät in ſeinem Namen ſagen, daß Sr. Majeſtät, auf der letzten Jagd zu Fontainebleau das Geſpenſt ſelbſt geſehn hätten, daß ihr Pferd davor erſchrocken und auf die Seite geſprungen wäre, daß Sr. Majeſtät aber, weil dieſe Erſcheinung nur einen Augenblick gedauert, es für eine Täuſchung gehalten hatten, und ſich deswegen gegen niemand etwas merken ließen. ‘

Dieſer letzte Umſtand frappirte den Miniſter, und er hielt es nunmehr für ſeine Schuldigkeit, dem Könige von der Ankunft des Schmids zu Verſailles, und von ſeinen ſonderbaren Reden Nachricht zu geben. Allein wie groß war ſeine Verwunderung, als dieſer Monarch, nach einem Augenblick Stillſchweigen, den Schmid insgeheim, und noch heute, zu ſprechen verlangte.

Was bey dieſer ſonderbaren Unterredung vorgegangen ſey, das hat niemand erfahren. Alles, was man weiß, iſt, daß der Geiſterſeher, nachdem er von dem Augenblicke an, noch drey oder vier Tage am Hofe geblieben war, von dem Könige, mit ſeiner Bewilligung, öffentlich, als er auf die Jagd gehn wollte, Abſchied nahm.

Man behauptet ſogar, daß der **Duc de Düras**, dienſthabender Hauptmann der Leibwache, bey der Gelegenheit überlaut ſagte: Sire, wenn mir Ew. Majeſtät nicht ausdrücklich befohlen hätten, dieſen Menſchen ſich Ihnen nähern zu laſſen, ſo würd' ich es niemals zugegeben haben, denn er iſt gewiß ein Narr! — Der König antwortete lächelnd: Lieber Düras, ſo falſch beurtheilt man oft ſeinen Nächſten; er iſt geſcheidter als Sie und viele andre nicht glauben. ‘

Dies Wort des Königs machte großen Eindruck. Man bemühte ſich aus allen Kräften, aber vergebens, die Abſicht der Conferenzen des Schmids mit dem Könige und dem Miniſter Barbeſieux zu entziffern. Der Pöbel, der immer leichtgläubig, und folglich Liebhaber des Wunderbaren

baren iſt, bildete ſich ein, daß die Auflagen, welche durch ſo lange und harte Kriege verurſacht wurden, der wahre Bewegungsgrund davon wären, und hofte auf ſchleunige Erlaſſe; allein ſie dauerten bis zum Frieden fort.

Der Geiſterſeher, nachdem er ſich vom Könige beurlaubt hatte, kehrte in ſeine Provinz zurück. Er erhielt vom Miniſter Geld, und den Befehl, ſich gegen niemand, er ſey wer er wolle, etwas von ſeinem Auftrag merken zu laſſen. Roullet, einer der beſten Künſtler dieſes Zeitalters, zeichnete und ſtach das Bildniß dieſes Schmids. Es exiſtiren noch Abdrücke davon in einigen Kunſtſammlungen zu Paris. Das Portrait, welches der Herausgeber geſehn hat, war das Geſicht eines Mannes von 35 bis 40 Jahren; es hatte etwas biedres und in ſich gekehrtes, und was die Franzoſen phyſionomie de caractere nennen.

R—d.

2.

Beſchluß der Briefe aus der Schweiz.

(Siehe das zweyte Stück der Olla.)

Genf.

Einige meiner Briefe an Sie aus den verſchiednen Schweizerſtädten, die ich durchlaufe, ſind zu ernſthaft; *) ſie bedürfen einiger Epiſoden mit weniger Staatsſachen. Ich wähle deren einige über die kleine Reiſe, die ich

---

*) Man hat ſie hier nicht eingerückt.

ich neulich nach den Eisbergen von Faucigny gemacht habe. Ich kann der Begierde nicht widerſtehn, Ihnen die Zugänge, die Gegenden und die verſchiedenen Anſichten des Montblanc zu ſchildern. Dann ſollen Sie mir, mit der Karte in der Hand, über die Alpenketten folgen, die Chablas und Faucigny von Wallis trennen. Zuletzt wollen wir mit Julien und Saint Preux von den bezauberten Ufern um **Clarens** und **Bevay**, nach den berühmten Felſen von **Meillerie** und der Karthauſe **Ripaille** bis über die Wälle von **Genf** auf der Rhone hinſchiffen.

Dies macht eine kleine Reiſe von ungefähr zehn Tagen, auf welcher man ſich auf alle Arten forthilft, mit Poſt, zu Pferd, zu Fuß und mit vollen Seegeln. Die kleinen nothwendigen Abſtecher mitgerechnet, durchläuft man einen Kreis von funfzig bis ſechzig Stunden, wobey man die Gebiete und Städte dreier Republiken und dreier Monarchien durchwandert. Man ſieht den Naturmenſchen und den Menſchen im Stande der Bildung; den Bauer durch Leibeigenſchaft erniedrigt, und den Arbeiter durch Freyheit geadelt. An einem und eben demſelben Tage vertieft man ſich in ein Thal, wo alle Früchte Italiens wachſen und reifen, und einige Stunden weiter ſieht man ſich auf Höhen, wo die rauhe Temperatur und alle ſchauervolle Schauſpiele der Pole ſich vereinigen. Man überſteigt Belvederes von Eis, die zweytauſend Toiſen über das Meer erhaben ſind, und in einem Tage hat man die Einflüſſe jeder Jahrszeit und jedes Klimas auf dem Erdboden empfunden.

Freylich darf man keine gebahnte, bequeme, ſanfte Wege erwarten, wie die im Gehölz von **Boulogne**; ſo wenig als gutbeſtellte Küchen in den Herbergen. Man findet keine Franzöſiſche Stadt auf Bergen und in Bergthälern, wo man bald die Nachkömmlinge der alten Allobrogen, bald nomadiſche Hirten, als Ueberreſte der Hunnen, und in den verſchiedenen Flecken ein zufälliges Gemengſel von Helvetiern, Franken und Italienern wahrnimmt.

Aber dagegen ſieht man lächelnde Landſchaften, friedſame Dörfer, zahlreiche und gutgenährte Heerden, und Hirten, die keine grobe Viehhüter, ſondern wahre unſchuldsvolle Schäfer und froh und zufrieden ſind. Jeden Augenblick findet man holde und ſtille Seen in unbekannten aber reitzenden Winkeln verborgen; Silberwaſſerfälle, die von Fels zu Fels herabſtürzen, ſich verſtecken, wieder hervorbrechen, ſich von neuem niederſtürzen, und ſich zuletzt in ſanften, erfriſchenden Regen auflöſen. Bey jedem Schritte zeigt ſich Ihnen eine andere Ausſicht, wechſelsweiſe wild und freundlich, ſanft und erſchütternd, öde oder reich, aber immer neu, mannigfaltig und maleriſch. Man tritt auf ſeltene, balſamiſche Gewächſe, tauſend eben ſo ſchöne als heilſame Blumen überraſchen und bezaubern das Auge. Adler und Geyer ſchweben hoch in der Luft; ſchüchtern, mit forſchendem Blicke weidet die Gemſe, oder ſcheint, von Adlern verfolgt, wie dieſe von Spitze zu Spitze zu fliegen, und mit einem Satze Abgründe zwey bis drey tauſend Schuh tief überſpringen zu wollen. Und dazu; l. Fr., die Speiſen des goldenen Alters, Milch, die unſern Rahm übertrift, aromatiſche Käſe, Honig wie Ambroſia, delikate Forellen, die gekocht noch glänzen wie in dem Augenblicke, da man ſie aus ihrem mütterlichen Gewäſſer nahm; ſehr oft wahre Freyheit, patriarchaliſche Gaſtfreyheit, und Dienſtfertigkeit, die nie etwas Kriechendes an ſich hat — genug dem Weiſen zur Entſchädigung für einförmigen und feilen Ueberfluß, für erhitzende Ragouts, für verfälſchte Weine und alle dergleichen Leckereyen zu dienen. Aber wahr iſt es allerdings: man muß viel Gefühl für die Schönheiten der Natur und die Simplicität ländlicher unverdorbener Sitten, man muß mehr mitbringen als Sinne und ein leeres, erſchöpftes Herz; ſonſt erfährt man nie jene reine Wolluſt, jenen lebhaften Genuß, wovon Juliens Liebhaber eine ſo hinreiſſende Schilderung giebt; ſonſt lacht man ſogar des Mannes, der es wagt mit dem Enthuſiaſmus davon zu reden, mit dem auch ihre Erinnerung noch anfüllt. Ich wenigſtens, ich geſtehe gern, daß kein Tag vergeht, wo nicht meine Phantaſie noch in jenen glücklichen Thälern verweilte, auf jenen Höhen, die ſo reich an Wundern ſind, unter ſo vielen großen Gegenſtänden des Nachdenkens, der Dankbarkeit und der Bewunderung.

Wir verließen Genf Nachmittags gegen vier Uhr, um noch Bonne-ville, den Hauptort von Faucigny, als unſer beſtimmtes Nachtlager zu erreichen. Die Thüren des Genfer Schauſpielhauſes, das man einmahl angezündet hat, waren von Damen nach der Mode belagert; alle drängten ſich nach der Vorſtellung, nicht von Brutus oder Wilhelm Tell, ſondern nach komiſcher Oper, einer Gattung, die bekanntlich, wegen der darin herrſchenden Ungebundenheit, moderner Sitten und Republiken würdig iſt.

Die Promenade Plein-Palais war faſt leer; uns that es eben nicht leid. Sonſt hält es würklich ſchwer ſich am Tage davon loszureiſſen; denn da erſcheinen die jungen Genferinnen, im weiſſen fliegenden Gewande, nur mit Strohhütchen, die ſie ſehr anziehend aufzuſetzen wiſſen, ſcherzen auf den Raſenſtücken dieſes anmuthigen Spatzierganges; und verſchönern ſeine langen Gänge durch ihre natürlichen Reitze, durch die ſie ſich ſo ſehr auszeichnen.

Der Weg iſt herrlich; faſt eine Stunde lang fährt man zwiſchen Landhäuſern, grünen Ebnen, Terraſſen und Pavillons; alles athmet Wohlſtand und Reinlichkeit. Zwar ſchimmern die Fuhrwerke, denen man begegnet, nicht von Lack und Vergoldungen; kein Nacheiferer Aretin's hat ſie bemahlt; auch ſind ſie nicht mit drey bis vier buntſcheckichten Sklaven beſchwert, die von ihrer Stelle, wie von einem Throne, mit dummer Verachtung auf den Künſtler und Arbeiter herabſehen: aber dafür hat der Kutſcher ohne Livree das Anſehn eines treuen und klugen Bedienten; die Pferde ſind gut bey Leibe und ſchnell, und die Federn erhalten den Wagen in einer angenehmen Schwebung.

Das Dorf Chene, eine kleine Stunde von dem proteſtantiſchen Rom, wird durch einen Bach abgetheilt, der die Gärten der Republik von der Savoyiſchen Länderey ſcheidet. Der Kontraſt iſt auffallend, und raſch der Uebergang: gaudet tellus vomere libero.

Der Boden ſteigt unmerklich; die Berge treten hervor. Der Saleve erſcheint nur noch im Profil; an ſeinen ſteilen Abhängen liegen die parallelen Lagen ſeiner Kalkſchichten unbedeckt. Die Thäler werden tiefer; ihre Winkel ſchlieſſen enger an. Hier und da erblickt man ungeheure Granitblöcke, die von der Höhe des Montblanc nach der Rhone zur Zeit der groſſen Ueberſtrömung niederrollten. Alles zeugt von einer ſolchen groſſen Ueberſtrömung; alles trägt noch halberloſchene Spuren von den Epochen der Natur.

Man erreicht bald das Dorf Contamine, welches ſich zwiſchen der Arve und einem an den Mole angelehnten Hügel hinziehet.

Die Arve iſt ein waſſerreicher und ſchneller Fluß, der aus den benachbarten Eisbergen des Montblanc herabſtrömt. Ihr Waſſer iſt weißlich wie Orgeate, bis in die Gegend von Chamouni und Servoz, wo Waldſtröme aus Schieferbrüchen ſeine tobenden Wellen trübe machen. Sie überſchwemmt und verwüſtet Ebenen, und bedeckt ſie mit Felſentrümmern. Mehr als einmahl in dieſem Jahrhunderte hat ſie durch ihre Maſſe und durch ihre Kraft den Lauf der Rhone umgekehrt, ſo daß alle an dieſem ungeſtümen Strome liegende Mühlen eine entgegengeſetzte Richtung bekamen.

Der Mole iſt ein groſſer pyramidenförmiger Berg, der ſich fünf Stunden von Genf zu erheben anfangt. Man könnte ihn für einen Kegel halten, dergleichen von Vulkanen aufgeworfen, oder von Laven erzeugt worden; allein Herr von Sauſſure, der ihn ganz umwandert und unterſucht hat, konnte nicht die mindeſte Spur von Feuer an ihm entdecken. Sein Rücken hat wieder eine prächtige Decke, nämlich groſſe Wieſen, reich an Medicinalpflanzen und mit dichten Wäldern umfaßt. Alle dieſe Weiden ſind ſehr fruchtbar: das Vieh gedeiht vortreflich, und liefert vortrefliche Milch. Wenn das Gras trocken und zum Eintragen reif iſt, ſo verſammelt ſich alles junge Volk aus den benachbarten Dorfſchaften auf dieſen Anhöhen mit groſſen Netzen; in den leztern wird das Heu zuſammengebunden, und ſo rollt man's in groſſen Bündeln die Berge hinunter. Dieſe Erndte iſt keine Arbeit für die Sennen, ſondern ein wahres Feſt: ſchuldloſen Seelen iſt alles Erholung und Spiel.

Bonneville gegen über, auf dem andern Ufer der Arve, ſteigt der **Brezon** mit ſtolzem Gipfel ſenkrecht empor. Beyde Bergmaſſen gleichen zweien Feſtungen zur Schutzwehr der Alpenzugänge.

Von **Bonneville** ſage ich Ihnen nichts: es iſt ein trauriges Oertchen, deſſen Häuſer um einen ziemlich geraumen Platz her liegen, der ſchön ſeyn würde, wenn er mit regelmäſſigen Gebäuden geziert wäre. Die Ebene nach Genf zu iſt ſehr fruchtbar, aber träge angebaut. Wenn man dieſen Ort verläßt, der ungefähr tauſend Einwohner haben mag, ſo muß man über eine Brücke, die der prachtliebende **Benedikt XIV** wiederhergeſtellt hat, ohne daß vom Römiſchen Hof eine Zelle darauf gelegt worden wäre.

Von **Bonneville** bis **Cluſe** iſt ein enges Thal von ungefähr drey Stunden, wo die Ausſicht mannichfaltig und erhaben iſt. Bald ſehen Sie Felſen, die über den Weg herüberragen, ſo daß der Reiſende ſchaudert; dann auf einmal kleine Flächen mit friſchem Grün, an welchen ſich das Auge weidet; auf der andern Seite des Fluſſes Gehölze von Erlen und Pappeln, groſſe ſenkrecht geſpaltene Felſen, Trümmern alter Schlöſſer mit jungem Geſträuche überwachſen.

Noch armſeeliger als Bonneville iſt **Cluſe.** Man eilt durch; und ich habe nichts bemerkt, als einige Kröpflinge mit heiſerer Stimme und ſtumpfem Blicke. Alles trägt hier das Gepräge der Dürftigkeit. Ich ſah zwar einige Uhrmacherwerkſtätten; allein ſo iſt es wahrlich hier nicht wie im Thale **Vallangin,** aus dem jährlich zwölf- bis vierzehntauſend Uhren ausgeführt werden.

Auf dem Wege von Cluſe nach **Salenches,** einer Stadt am Rücken des ſehr ſchönen Bergs **Repoſoir** bewundert man die groſſen Bergſpitzen, die ſich in den Wolken verlieren, die groſſen im Thale verſtreuten Felſenſtücke, die groſſen Wälder, die den Weiden auf den Bergrücken zum Schutze dienen: kurz, die ganze Gegend hat Gröſſe und Majeſtät. Die ſchwerſte Luft reinigt ſich, die Waldſtröme flieſſen ſchneller, Waſſerfälle ergieſſen ſich von Felſenwänden hinab, und unterhalten unaufhörlich zu ihren Füſſen friſche und helle Bäche, aus welchen man ſich mit Wohlbehagen letzt. Die Bewohner dieſer Gegend, fern von übermüthigen Reichen und drückenden Grundherren, erſcheinen, in unverfeinerter Simplicität, natürlich und ſtolz.

Diejenigen Reiſenden, die uns Beſchreibungen von der **Grotte de la Balme** geliefert haben, machen eben keine Luſt hinabzuſteigen. Nach der Empfehlung der Engländer ſoll man Schwärmer und Feuerräder mitnehmen, um die Kryſtalliſationen flimmern zu ſehn; aber dies kömmt mir kindiſch und egoiſtiſch vor. Durch den Rauch werden dieſe glänzenden und vergänglichen Naturprodukte gar bald ſchwarz; wer nun unglücklicherweiſe nach ſolchen wunderlichen Feuerwerken hinabſteigt, findet weiter nichts als eine durchraucherte Höhle. Lieber nehme man fünf bis ſechs Fackeln mit, und die Erleuchtung wird eben ſo glänzend ſeyn, als wenn man Schwärmer und Feuerräder anzündete. Sonſt haben die Gegenden um die Grotte mancherley für den Naturforſcher: auf den Felſen giebt es Verſteinerungen, Beweiſe vom Aufenthalte des Meers auf den Höhen.

Ein andrer Gegenſtand zieht den Blick aufwärts, daß er mit Entzücken verweilt; und dies iſt, ungefähr eine Stunde von **Maglan**, ein ſchöner Waſſerfall, den der Bach **Nant d'Apenas** bildet. Die Stelle, wo das Waſſer vom Felſen abglitſcht, iſt beyläufig 900 Fuß über die Wieſen erhaben. Von weitem gleicht er einem Silberbande, das vom Winde in einer Schwingung von fünfzehn bis zwanzig Toiſen getrieben und gewiegt wird. Der angenehme rings umher ſtäubende Regen bildet längſt am Berge hin verſchiedene kleine Waſſerfälle von Fels zu Fels; dieſe vereinigen ſich wieder, und werden zu einem hellen Bache, der mit dem gröſſern Bache gleichſam ungern der **Arve** Zuwachs zu geben ſcheint.

Die Schichten dieſes Bergs, den Herr **Bourrit** ſo vortrefflich gezeichnet hat, bilden concentriſche Bögen nach entgegengeſetzten Richtungen. Man mögte ſagen, ein vulkaniſches Aufbrauſen hätte ſein Inneres aufgewühlt, und in ſeinem Mittelpunkte eine ungeheure Höhlung ausgegraben. Gleichwohl zeigt der Berg, ſo wenig als ſeine Nachbaren, nicht die geringſte Spur verloſchener Vulkane. Sein unordentlicher Bau deutet alſo nothwendig auf wüthige Erſchütterungen, dergleichen unſerm Erdball nicht fremd zu ſeyn ſcheinen.

In **Saint Martin**, einem Dorfe **Salenches** gegen über, führt eine ziemlich ſchöne Brücke über die **Arve**. Die Einwohner konnten ſie ſehr leicht von grauem und ſchwarzem Marmor aufführen. Der Froſt im vorigen Winter hat rhombenförmige Bruchſtücke davon losgeſprengt, deren bisherige Stellen auf der Höhe dieſer kahlen Felſen, mehr als 1500 Fuß über dem Bette der Arve ſichtbar ſind.

Salenches, wo man einen leidlichen Gaſthof antrifft, hat eine ganz romantiſche Lage. Holzbewachſene Hügel machen den Grund eines Amphitheaters, in welchem die Kirchen und glänzenden Glockenthürme der Stadt erſcheinen. Weiter oben dehnen ſich grüne Teppiche von Wieſen aus, und noch höher erheben ſich kleine Gletſcher von dem Schnee, der von den ſpitzigen Felſen herabrollt, welche die ganze Gegend beherrſchen und ihr gleichſam zur Einfaſſung des Gemählde und zur Schutzwehr zu dienen ſcheinen.

Die Ebene um **Salenches**, die jetzt der wüthenden Arve Raub iſt, ſcheint vormahls ein See geweſen zu ſeyn, in welchem der Fluß ſein ſchlammichtes Waſſer abklärte. Jetzt, da er nur durch dieſe Gegenden durchbrauſt, verwüſtet er ſie, und bricht ſich nach Willkühr hundert verſchiedene Betten aus. Erlaubte man doch den betriebſamen Genfern aus dieſem verwüſtenden Waldſtrom einen ſchiffbaren Kanal zu machen, der die Fracht der nützlichſten Waaren, zum Vortheile dreyer Staaten, erleichtern würde! Die Genfer haben ſich mehr als einmahl erboten, einen ſolchen Kanal auf ihre Koſten anzulegen: man hat ſie aber immer abgewieſen.

Noch ein Wort über **Salenches**. Es iſt eine alte Stadt; ihre Bürger, die ihr Bürgerrecht für zwei Louis-do'r erlangen, ſind ihre Herren. Sie iſt in vier Viertel eingetheilt: das erſte handelt mit Vieh; das zweyte mit Tuch und Wolle; das dritte mit Kupfer- und Eiſenwaare; das vierte liefert Savoyen Zimmerleute, Maurer, Gerber und Mönche.

Man geht zurück, und bey Saint-Martin wieder über die Arve, und dann die ganze Ebene hin. Nach zwey Stunden erreicht man Chede, ein kleines Dorf, in einer ſehr angenehmen Gegend. Von da bis **Paſſi** iſt alles Weinberg oder Garten. Bäche in Menge durchſchneiden den Weg, und wäſſern die niedrigen Wieſen am Fuß des Bergs. Dieſe Gegend iſt fruchtbar an vortreflichem Obſt, und an Menſchen, die an Körper und Geiſt geſund ſind. Drey zwiſchen dieſen Obſtgärten zerſtreute Dörfer haben über ſechshundert ihrer jungen Leute zu Paris. Hiervon kömmt ein Drittel früher oder ſpäter mit einem mäſſigen Sparpfennig wieder in's Land; das zweyte bleibt dort in **Condition**; das übrige verſchlingt jener unerſättliche Abgrund. Die Bauern, mit denen ich ſprach, kamen mir gutmüthig, dienſtfertig, munter und vernünftig vor. Die Weiber, in einem langen braunen Rocke mit langen Falten, ſind noch auf ziemlich plumpe Art angenehm; die Mädchen aber freundlich, naif, voll Reitz und Anmuth. Mich dünkt in dieſer Gegend war Herr von Sauſſüre in einen Obſtgarten gegangen, um Birnen abzubrechen, die ihm Hitze und Durſt verführeriſch machten, als die Eigenthümerin dazu kam. Herr von S. ging ſogleich auf ſie zu, und bat ſie unbeſorgt zu ſeyn, er wolle ihr die Birnen bezahlen. „Nur gegeſſen! antwortete die ſchöne Bäuerin; deswegen komm' ich nicht; derjenige, der dieſe Birnen ſchuf, wollte nicht haben, daß ſie nur, für einen Menſchen ſeyn ſollten.“

Man rühmt ſehr den erſten Anblick der Eisgipfel, die nun die ganze Gegend zu beherrſchen anfangen: allein der Himmel muß dann völlig heiter ſeyn. Dicke Nebel verhüllten ſie, als ich dieſe ſteile Seite bekletterte. Furchtbare Waldwaſſer rauſchen quer über den Weg von der Linken zur Rechten, und walzen in die Schlünde der Arve groſſe Haufen ſchwarzen Schlammes mit einer Miſchung von Steinen, nant ſauvage von den Anwohnern genannt. Solche Ausbrüche ſind gräßlich und verwüſtend; die Striche, die ſie treffen, bleiben unfruchtbar auf immer; zum Glück ſind ſie ſelten und kurz.

Rechts, in einem Abgrunde, brüllt ſchäumend die Arve. Man hört das dumpfe Getöſe von den Felſenſtücken, die ſie mit ſich fortwälzt, und das Geräuſch der Wogen, die ſich an den Maſſen brechen, welche ihren Lauf hemmen. Von den gebrochenen Wellen erhebt ſich ein immerwährender Staubregen, in dem ſich Regenbogen bilden, wenn die Sonne in einer gewiſſen Höhe darauf ſcheint.

Bald darauf entdeckt man die Ziegenbrucke, ein ſchmales und wenig feſtes Bret, blos für Hirten und Maulthiertreiber. Nicht weit von dieſem kühnen Stege, ſtürzt ſich die Arve über achtzig Fuß hinab, und wie ein ſchrecklicher Sturm ſchallt das Getöſe von ihrem Falle in den umliegenden Gegenden vervielfältigt wieder, und Felſenſtücke werden von den beyden entgegengeſetzten Ufern los geriſſen.

Doch über dieſen Abgründen zeigt die gute Mutter Natur ihren Freunden ein Gemählde, bey welchem die Seele nach ſo vielen erſchütternden Scenen ſich wieder erholt. Es iſt ganz wie ein Theatercoup, entzückend und erhebend, vielleicht der ſtärkſte Kontraſt in den Alpen.

Die Wolken, die majeſtätiſch den Montblanc umſchwebten, erhoben ſich, wie ein Theatervorhang, in dem Augenblicke, wo ich an den Ufern des reizenden Sees bey Chede oder Servoz ankam. Ich war allein und frey mit meiner Gedankenfülle; mein Herz voll der Natur: ich hatte in den niedern Regionen das Gefühl und ſelbſt die

Erinnerung meiner phyſiſchen und moraliſchen Leiden zurückgelaſſen.

In dem durchſichtigen Waſſer ſpiegelte ſich der blendende Schnee auf den drey Hauptgipfeln des groſſen Bergs. Auf der einen Seite breiteten ſich Decken von zartem Mooſe unter meinen Füſſen aus; Felſen mit Geſträuche begrenzten ſie, und hier und da waren Gebüſche von ſchlankgewachſenen jungen Fichten verſtreut; auf der andern Seite erhoben ſich wallende Saatfelder, deren groſſe gekrümmte und niederhangende Aehren ſich ſtolz im reinen Kryſtalle dieſes Wunderſees zu betrachten ſchienen. . Im Ganzen der Landſchaft herrſchte ſo viel Ruhe, ſo viel Anmuth, ſo viel Sanftheit, im Gegenſatze alles deſſen, was die Alpen Koloſſaliſches, Erhabenes, Erſchütterndes haben.

Von meinem Standorte aus erſchien mir der **Montblanc**, wie ein **Koloß**, deſſen graues Haupt den Himmel berührte, oder vielmehr der allein das ganze Gewölbe trug. Auf ſeinen Schultern lag im Gewand von Alabaſter, ein Gewand, deſſen Falten weit und nachläſſig über einen Körper von zwanzig Stunden Grundlage und **vierzehn- bis funfzehntauſend Fuß Höhe** hingeworfen, mit Silberglanz bis an die Weiden und Saatfelder in den Thälern herniederfloſſen. . .

Aber, Freund, wie beſchreib' ich Ihnen die Beruhigung, die ſüſſen Gefühle, die ſanften Bewegungen meines Herzens während der entzückensreichen Stunde, die ich an den Ufern des Sees verweilte? Glücklich durch das Glück zu ſeyn, und zu wiſſen, daß ich zu den guten Menſchen gehöre, mit heiterm Sinn und erweiterten Geſichtszügen, fühlte ich nichts mehr von jener zielloſen und quälenden Ungewißheit, die allen unſern gemeinſchaftlichen Genuß vergiftet. Ich verglich mich mit keinem Menſchen; Neid war mir ſo fremd wie Mitleid; ich fühlte Glück für ſich beſtehend, ohne Verhältniſſe. Ohne eitle Wünſche, ohne ſchüchterne. Hofnungen, empfand ich Ruhe und Freude. Der Hunger, der unerſättliche Hunger meines empfindbaren Herzens war in dieſen Augenblicken ohne Dauer wo nicht geſtillt, doch wenigſtens mit Aufſchub zufrieden.

Ach! endlich mußte ich mich doch von dieſer Elyſiſchen Einöde losreiſſen. Ich ſtand auf, und umwanderte ſie ſchwermüthig noch zweymahl. Die Bitterkeit des Scheidens miſchte ſich in meinen Genuß; ich entfernte mich mit gepreßtem Herzen, und feuchtem Auge, und noch lange verweilte mein Blick auf dieſer Zaubergegend, die ich verließ, um ſie wohl nie wieder zu ſehn, und wohin noch immer meine Phantaſie ausſchweiſt, wenn ſie ſich Gebäude von Glück erſchafft.

Di riposo e di pace alberghi veri,
Oh! quanto volontieri
A rivedervi jo tornerei!

Es bedurfte eines erheblichen Zufalls, um meine Seele aus dem Nachſinnen herauszureißen, in welches ſie verſenkt geblieben war. Die gewöhnlichen Zerſtreuungen würkten nicht einmahl einen flüchtigen Eindruck mehr; die äuſſern Gegenſtände, ſo neu und ſeltſam ſie auch waren, ließen ſie gleichgültig: auf einmahl wurde ſie durch einen der erhabenſten Anblicke in den Alpen wieder aufgeweckt und erſchüttert. Das Bild einer weit ausgebreiteten und plötzlichen Verwüſtung erfüllt noch jetzt die Vorübergehenden mit Entſetzen, wie im Jahre 1751 die ganze Gegend.

Blicken Sie links, das heißt nordwärts von Servoz, und ſehen Sie, ob nicht der Ausdruck meines Erſtaunens noch unter dem Ihrigen bleibt. Betrachten Sie dieſen abgeſtumpften Berg, ſeine nackten und tief eingefurchten Seiten, die Ströme von zermalmten und durch einander geworfenen Steinen und Schiefern; von da geſchah der Einſturz eines ſehr groſſen Bergſtücks mit ſeinen Schneemaſſen, Seen, Wäldern, Weiden und Heerden. Felſentrümmer und Mormorſtücke rollten mit groſſem Getöſe herab, unter einem Wirbel von Staub und Lauwinen noch furchtbarer als der Donner; eine Zahl von drey Millionen Cubiktoiſen. Man glaubte, ein Vulkan würde aus dem Gipfel des Bergs ausbrechen; zum Glück war dieſes ſchreckliche Ereigniß, wahrſcheinlich durch ein Erdbeben und den ſchlechten Grund des Bergs verurſacht, nur vorübergehend.

Man muß wieder über die Arve über eine Brücke, mich dünkt, Pelissier genannt. Ich beſah die Silbergrube, die man in der kleinen Ebene um Servoz bearbeitet. Ich bedauerte die armen Savoyarden, ſonſt Hirten und Ackersleute, jetzt in Maulwürfe verwandelt; ſie vergraben ſich unter die Erde, und verſchlucken tödliche Ausdünſtungen, um einige elende Sous zu verdienen. In kurzer Zeit werden ſich dieſe Gruben, die eben nicht reichhaltig zu ſeyn ſcheinen, erſchöpfen; die benachbarten Wälder werden abgehauen ſeyn; die Menſchen werden ſeltner, Müſſiggänger und Spitzbuben werden; denn das waren, ſind und werden überall die traurigen Folgen von Graben nach Gold und Silber ſeyn. Die beſten Gruben liegen auf der Oberfläche der Erde, und man braucht nur den Pflug, um ſie bauen.

Endlich ſind wir nun auf Urbergen; würklich in den Alpen. Eine balſamiſche, friſche, leichter einzuathmende, reinere Luft belebt mit Gefühl einer ganz ungewohnten Munterkeit.

Steil iſt der Abhang, ſchmal der Pfad;

doch kann man in einem Char à banc hinauffahren. Nur wage es niemand en phaëton du matin, en culotte soufrée & manchettes de filet brodé, wie neulich einige junge Herren von Paris. Das Umwerfen wäre unvermeidlich, und der zertrümmerte Phaeton käme nur ſtückweiſe hinunter in den fürchterlichen Abgrund, wo ſich die Arve ihr Bett in den Felſen gegraben hat. Reitzende Geſträuche, hochfarbichte und wohlriechende Blumen wachſen in dieſen Einöden. Der weißgeſchwänzte Adler erhebt ſich aus ſeiner Felſenwohnung, ſchwebt ruhig hoch in der Luft, und ſchießt dann, ſchnell wie der Blitz, auf die Murmelthiere herab, die er mit ſeinen Klauen entführt, indeſſen ſein ſchneidender Schnabel ſie zerfleiſcht. Man ſteigt immer höher; zuweilen hat man Abgründe ſenkrecht unter ſich. Der Weg iſt hier und da auf gewiſſen Ueberhängen ausgehauen, und ſo knapp abgemeſſen, daß die kleinen Fuhrwerke ihn ganz einnehmen, und manchmahl am Abhange des Bergs zur Rechten anſtreichen. Ueberall iſt der Boden holpricht. Dunkle Fichten und traurige Lerchenbäume beſchatten ſchwermüthig den düſtern Weg; alles übrige umher iſt ernſt und ſeltſam, als ſollte der Contraſt, dem man entgegengeht, dadurch noch mehr gehoben werden.

Beim Austritt aus dieſer Bergenge ſchlägt man ſich links, und nun hat man **Chamouny** vor ſich. Die grünen Wieſen dieſes Thals, ſeine ehrwürdigen Wälder, die Gletſcher, die es einſchlieſſen, die hohen Pyramiden, die es mit ihrem Einſturz bedrohen, alles das macht den auffallendſten Anblick.

Dieſes Thal, welches die Herren von **Sauſſure**, **Ramond**, **Coxe** und **Bourrit** ſo intreſſant durch ihre Beſchreibungen gemacht haben, gehört zu einer vollſtändigen Schweizerreiſe. Alles, was ich dort ſah und beobachtete, ſchien mir Rechtfertigung des Enthuſiaſmus jener berühmten Schriftſteller: ſein Anblick belebte meine Dichterader. Indeſſen habe ich doch das Lächerliche vermeiden wollen, das mancher Thor am poetiſchen Ausdruck findet, der doch der natürliche Ausdruck jedes fühlenden Menſchen wird, der jene prachtvollen Gegenſtände in ihrer Gegenwart beſchreibt; ich habe daher nicht ermangelt, die Höhen und Tiefen der Gipfel und Abgründe, der Waſſerfälle und Gletſcher anzugeben, die ich geſehen habe, damit man, wo möglich, ſolche Meſſungen mit den uns geläufigern vergleichen könne. Uebrigens ſetz' ich nur noch hinzu, daß ich in allem die Herren De Luc und Sauſſure zu Führern und Gewährsmännern habe; mit ihren Schriften in der Hand, durchwanderte ich jene Einöden, wo ſie ihre gefährlichen Verſuche und ihre nützlichen Entdeckungen machten.

Nichts kann ſo friſch geſchmückt, ſo glücklich untermiſcht, ſo geſchmackvoll ländlich ſeyn, als dieſes neue Tempe. Wieſen mit dichtem und ſtarken Graſe bewachſen; lange Striche von Roggen und Mangkorn, Lein- und Erdäpfelſtücke mit kleinen Zäunen eingefaßt; weiterhin Grasflecken mit Napellus und Purpurgentiana in voller Blüthe; hier und da anmuthige Bäche, die aus dem Fuß der Felſen herſchlüpfen und dem Kanal der Arve zufließen; niedliche Raſenplätze mit Einfaſſungen von Aurikeln, Nelken, Violen und Anemonen; alles das bildet hier ſo zu ſagen das Schauſpiel einer ganz andern Schöpfung, macht dieſes Thal zu einer ganz einzigen Freyſtatt, die nur Weisheit und Liebe bewohnen ſollten.

Immer eins nach dem andern treten die drey Dörfer, ſo wie die drey Gletſcher, hervor, welche die Abhänge dieſes langen und engen Thals füllen. Das letztere hat nämlich nicht mehr als eine kleine Stunde in der Breite, und fünf bis ſechs in der Länge. Seine drey Kirchſpiele **Ouches** gegen Abend, **l'Argantière** gegen Morgen, und **le Prieuré** zwiſchen beyden, enthalten gegen dreytauſend Einwohner. Redlichkeit, geſunder Sinn und Gutmüthigkeit ſcheinen dieſe guten Leute auszuzeichnen. Sie beſitzen Verſtand, Kenntniſſe ſogar, Muth und Heiterkeit. Ich fand an ihnen

nen Ausdruck in der Geſichtsbildung, Charakter und beſonders Rechtſchaffenheit. Das weibliche Geſchlecht iſt dort, wie es überall ſeyn ſollte, arbeitſam, ſanft, ſittſam, gefühlvoll und fruchtbar. Im Winter ſpinnen und ſchwatzen die Weibsperſonen; im Sommer ſingen und arbeiten ſie auf dem Felde. Jene Jahrszeit beginnt im Oktober, und endet im May; die letztre iſt kurz, am Tage ziemlich hell, des Nachts aber kühl, und oft gar kalt. Ich kam im Prieuré am letzten Julius an; es erhob ſich ein kalter Wind; ich wurde beſchneyt und vor Kälte ſteif, ohnerachtet ich mich in einer Ziegenhaut eingehüllt hatte. Zum Glück währte dieſe auſſerordentliche Witterung nicht lange; die Sonne brach hervor, und in eben dem Augenblicke war auch die Tiefe des Thals wieder vom Schnee befreyt; wir genoſſen nun ganz die prachtvollen Scenen, die es zur Bewunderung darſtellt.

Zuerſt ſah ich den **Taconay**, einen Gletſcher an einem jähen Abſchuß hangend; bald darauf den **Buiſſons**gletſcher, der gerade vom **Montblanc** herabſteigt; bald darauf den groſſen Gletſcher von **Bois**, deſſen Eisbänke gegen hundert Fuß dick ſind, und bis an die höchſten Gipfel hinauf einen Umfang von fünf bis ſechs Stunden einnehmen. Ich ward es nicht müde, dieſe erſtarrte Ströme zu betrachten, deren dichte Wogen zwiſchen hohen Felſen, über welche ihre weißen Obeliſken hinausragen, ſich hindurchwinden. Ich ſah ihren mannigfaltigen Windungen nach, und fand ſie den Saatfeldern ſich ſo näherend, daß man an verſchiedenen Stellen mit der einen Hand Aehren abpflücken, und mit der andern das Eis berühren konnte. Zwey bis drey brauſende Waldſtröme ſetzten ſich mir ſehr ernſtlich entgegen. Einer derſelben zumahl, wo ich nicht irre, der **Nant-Nayin**, ſchwoll zuſehends auf unterdeſſen daß ich am linken Jaſpis, Ufer Pyriten und Kryſtall ſuchte, riß er ſeine hölzerne Brücke nebſt ihren Stützſteinen mit ſich fort. Ich mußte warten bis ſich ſein Ungeſtüm wieder gelegt hatte, ehe ich im Stande war, ohne Gefahr überzuſetzen; doch hielt mich das nicht länger als zwey kleine Stunden auf.

Gleich nach meiner Ankunft in den Flecken **le Prieuré** war mein erſtes, daß ich nach der berühmten Quelle des **Arveron** eilte. Ich nahm einen jungen Führer, und wanderte mit ihm gegen den Eingang des Thals, längſt am Ufer der **Arve** hin, zum ſechſtenmahle über den mannigfaltig gekrümmten Strom ſetzend.

Ich kam durch das Dorf **Pras**, wo ich zwey Arten ſehr häßlicher **Albinos** fand, welchen die Natur eine Art weißer Seide zum Kopfputz zu geben beliebt hat. Weiterhin erreichte ich ein kleines Fichtenholz, welches den Flecken und ſeine kleine Ebene gegen die Verheerungen der Lawinen und den Sturz der Eismaſſen ſchützt, die bey Thauwetter von den benachbarten Berggipfeln losreißen und wie Bomben in die Saatfelder der ſumpfigen Gegend herabſtürzen.

Beym Eintritt in dieſes Gehölz, deſſen Bäume mit geraden und ſtarken Stämmen über hundert Fuß hoch emporſtreben, empfindet man ſogleich eine erfriſchende und angenehme Kühle, die Würkung des Gewäſſers des Arveron, und der Bewegung, welche die Luft von zwey oder drey Caſcaden erhält, die vom Gletſcher herabfallen. Nicht lange, ſo befindet man ſich in einem ausgangsloſen Labyrinthe, gebildet durch Trümmern, welche die Eismaſſen vom Gipfel des **Montanvert** bis in die niedrigſte Fläche des Thals vor ſich her getrieben oder auf ihrem Rücken mit fortgeführt haben. Es giebt da Granitblöcke von zehn bis zwölf Cubiktoiſen, die ſonſt auf jenen berühmten „**Aiguillen**" lagen, deren verſchiedene funfzehnhundert Toiſen hoch ſind. Solche Granitblöcke reißen ſich deſto leichter los und ſtürzen auch deſto leichter, da, nach der Bemerkung des

Herrn von Sauſſure, ihre Schichten nicht horizontal laufen, wie in Kalkbrüchen, ſondern perpendikulär. Die größte Aegyptiſche Pyramide würde gegen eine ſolche Pyramide eine ſehr armſeelige Figur ſpielen, und ſich nur wie ein abgeſtumpfter Gipfel ausnehmen. Die größte von den dreyen, die noch bey **Kahira** übrig ſind, hat nicht mehr als 500 Fuß ſenkrechte Höhe, und beyläufig 2600 Fuß im Umfange; die **Aiguille du Dru** hingegen iſt, nach Herrn Bourrits Angabe, ohngefähr 1900 Toiſen hoch. — Nun wieder zur Quelle des **Arveron**.

Nach langem Herumirren auf dieſen Pfaden und Umherklimmen auf Sand und Kies und Eis, erreicht man endlich die Arkade, unter welcher der **Arveron** wild, heulend und ſchäumend mit einem Getriebe von Eisſchollen und Steinen hervorbricht, die ſich unter ſeinem Gewäſſer fortwälzen und an einander drängen. Noch nie ſah ich, noch nie bewunderte ich etwas kühners, etwas ſo unordentlich hingeworfenes und doch ſo feſtes, als dieſes Feenwerk. Denken Sie ſich eine weite Oefnung trichterförmig in einer Mauer von gediegenem Eiſe ausgehöhlt, tapezirt mit den ſchönſten meergrünen Farben, überragt von Laſten von Felſenmaſſen, und Schöpferinn eines tobenden Stroms, der verheerend und brauſend, im Gefühl ſeiner Jugendſtärke, ſich unaufhaltſam und ſchäumend ſeinen Weg ins Freye bahnt! Ich hatte mich auf eine Eismaſſe geſetzt, um da ein Stück aus **Thomſon** über die Flüſſe zu leſen: Auf einmal hört' ich ein Getöſe, wie das Rollen eines entfernten Donners. Einer von jenen Eisobelisken, die zu Tauſenden auf der Oberfläche des Gletſchers ſtehen, war durch die Tageshitze untergraben worden; er riß ſich los, fiel auf die herüberhangenden Felſen, und tauſend Trümmern flogen davon weit umher. Von einigen Fichten wurden die Zweige losgeriſſen; verſchiedene platte und ſcharfe Stücke rollten bis an den Fluß, und mein Geſicht bedeckte ein Regen von zerſtäubtem Eiſe, der mich meine Verwegenheit empfinden ließ. Ich verließ eilig einen Platz, wo mich eine ſo furchtbare Artillerie belagerte, und kehrte nach meiner Wohnung zurück, nachdem ich es vergeblich verſucht hatte, näher in das Eisgewölbe einzudringen.

Bey unſerer Zurückkunſt in's Dorf, ſahen wir an der Thür des Gaſthofs ein Gedränge von Mädchen im vollen Sonntagsputz. Einige brachten uns in Körbchen mit Blättern bedeckt Erdbeeren und Sträuße von Violen; andere boten uns Kryſtalle und Erze dringend an; noch andere rühmten uns ihre kleinen Gebinde von **Alpengenippi**, eine Art ſeidenartiger und wohlriechender Wermuth, die ein bewährtes Mittel gegen das Seitenſtechen ſeyn ſoll. Das Gedränge der Mädchen nahm immer zu; ſie brachten Amianth, Kryſtall, Gemſenhörner und Honig, der im Thal von **Chamouny** ſo weiß und wohlriechend iſt wie der von **Maltha.** Wir machten uns endlich von dem Zudrängen der guten Mädchen dadurch los, daß wir einer jeden etwas abkauften; dann aßen wir köſtlich an einem guten Feuer, tranken Eiswaſſer, und befanden uns herrlich bey unſerm patriarchaliſchen Mahl.

Am folgenden Morgen, mit Tagesanbruch, durch das Blöken der Kühe und die Schellen der Ziegen geweckt, ging ich allein nach **Montanvert,** um das berühmte Eismeer zu ſehen.

Dieſer finſtere, ganz mit Fichten und Lerchenbäumen bedeckte Berg iſt an einer Stelle **Prieuré** gegenüber durch einen Waſſerfall geſpalten, der von den Abhängen des Montblanc und den Schneehaufen am Fuße der Aiguillen entſteht. Sein rauher und ſteiler Abhang läßt ſich nicht anders als in drey ſtarken Stunden erſteigen; aber wie ſehr wird man nicht entſchädigt, wenn man den Gipfel erreicht hat! Man ſieht den Himmel wieder; der Horizont erweitert ſich, und vor ſich erblickt man in zahlloſer Menge aufgeworfene Eiswogen, wie von einem Meere, das in eben dem Augenblicke zufror, als Nordwinde ſeine Wellen empörten. Tiefe Schründe durchſchneiden dieſe unbeweglichen Ströme nach allen Richtungen; Bäche, flüchtig wie Aether, rauſchen durch die abgeſchliffenen Abhänge; einige ſind wie Hohlwege ausgehöhlt, und endigen ſich in runde Oefnungen, aus welchen ſich das Bergwaſſer in das Thal ergießt. Weiterhin erblickt man Schneemaſſen durch die Lauwinen von den Aiguillen aufgethürmt. Dieſes Chaos von Gebirgen zieht ſich bis an die rauhen Einödden, welche die Zugänge zum Montblanc verwahren. Man bewundert mit Schaudern, verliert ſich in einen Ocean von Betrachtungen; zitternd wandelt man über dieſe Trümmern von Stürmen auf einander geworfen * und durch Eis gekittet. „So wie man ſich „den höhern Regionen nähert, iſt dieſes Meer ruhig, und „nur groſſe Wellen furchen ſeine Oberfläche; drängt es „ſich aber durch ein enges Thal, dann iſt es ein wüthender „Strom, deſſen Wogen ſich überſchlagen und ſich verfolgen; „alles bey dieſem Schauſpiel erweckt Vorſtellung von „Bewegung und Geräuſch, und gleichwohl umringt euch „Schweigen und Unbeweglichkeit.“ (Ramond, in d. Anmerk. über die Gletſcher).

Hier wäre einmahl der Ort, das Entſtehen jener unvergänglichen Gletſcher zu erklären, oder wenigſtens aus den Erklärungen, die man davon giebt, diejenige auszuwählen, die am meiſten Wahrſcheinlichkeit für ſich hat. Herr Ramond, der beredte Commentator des Herrn Coxe, hat mich durch ſein Syſtem eingenommen; es iſt groß gedacht, und mit edler Deutlichkeit vorgetragen. Gleichwohl ſcheinen die Gründe des Herrn von Sauſſure mehr Beyfall zu fordern; er beobachtet und vergleicht, und ſeine Reſultate haben die Stärke förmlicher Demonſtrationen. Dieſer Naturforſcher, der Thatſachen ſo weislich aufſucht, giebt uns die Erdwärme als die natürliche und beſtändige Urſache des Schmelzens des Eiſes und Schnees an. Er zeigt, durch eine Reihe ſcharfſinniger Beobachtungen, die bewundernswürdigen Proportionen, welche die Natur zwiſchen erzeugenden und zerſtörenden Kräften überall, wo ſie eine gewiſſe Gleichheit erhalten wollte, fortgeſetzt hat.

Hr. Ramond ſchildert die Schneemaſſen, die ſich auf den Gipfeln des **Montblanc** erzeugen, als würden ſie durch ihre Schwere unaufhörlich gedrängt, in die angrenzenden Thäler hinabzurollen, wo die Sonne ſie ganz leicht zu ſchmelzen anfängt. Nach und nach füllen ſich dieſe poröſen Maſſen mit Waſſer an, gefrieren, verhärten und verdichten ſich unter beſtändigem Streben nach den niedern Gegenden, immer ſtärker mit Waſſer getränkt und von neuem durch die Kälte der Nacht und des Winters verdichtet. In den Abgründen, die von Zeit und Stürmen längſt an dieſen nackten Felſen ausgegraben worden ſind, in ſolchen Abgründen thürmen ſich die Schneemaſſen zu ungeheuern Höhen auf; die immer würkende Laſt der ältern Anhäufungen drängt und treibt ſie; der ſteile Abhang der Höhlungen, die ihnen zum Lager dienen, zieht ſie abwärts. In dieſe Thäler reichen alle Zweige der Gletſcher; die tiefen Schründe, die ſie durchkreuzen, ſind eben ſo viele Kanäle, die in den groſſen, immer in der Mitte ausgehöhlten, Strom ihr Eis ausſchütten, indem ſie unter einer, an gewiſſen Stellen hundert Toiſen, dichten Rinde gleichſam eingefeſſelt fortfließen. Je mehr ſich dieſe Maſſen verdichten, deſto kräftiger widerſtehen ſie der Sonnenhitze, die in dieſen kalten und düſtern Gegenden niemahls einem faſt zehn Monate dauernden Fröſte das Gleichgewicht halten kann. Auch verbreiten und vermehren ſich die Gletſcher von Tage zu Tage weiter, weil die Schneemaſſen ſich in Tiefen anhäufen, die kein Sonnenſtrahl erreicht. Ganze, vormals mit Dörfern und Fruchtfeldern bedeckte, Gegenden ſind von neuern Ueberſtrömungen der Gletſcher überzogen. Es giebt Gegenden in der Schweiz und in Savoyen, wo die Fortſchritte ſolcher Ueberſtrömungen vierzehn Toiſen jährlich betragen; eine ungeheure, ſchreckliche Geſchwindigkeit! Doch zum Glück iſt ſie nicht allgemein; und der Wechſel der Jahrszeiten vernichtet ſie großentheils nach Verlauf einer Periode, die man, für Ebbe und Fluth, auf etwa zweymahl ſieben Jahre rechnet.

Laſſen Sie uns nun dieſe Wildniſſe verlaſſen. Wir wandern nun über die ſtolze Bergkette, die Italien von Wallis ſcheidet: dann wollen wir die Rhone hinabfahren, und ſehn, wie viel von den verführeriſchen Erzählungen eines Mannes von Genie, des Jean Jacques, abzurechnen ſey, der ſelbſt dieſe Schauplätze der Schranken des Winters durch die Flamme in ſeinem Herzen erwärmte, und den widrigen Aufenthalt der Dürftigkeit und des Stumpfſinns, durch den Zauber ſeiner Einbildungskraft zu verſchönern wußte.

3.

Ueber die Lobſprüche, welche die Dichter ertheilen.

(Aus dem Franzöſiſchen des jüngern Racine).

Jene Dichter, die ein unglückliches Schickſal verfolgte, haben es ſich faſt immer durch ihre eigne Schuld zugezogen. Wenn die Dichtkunſt, dieſe an und für ſich ſo erhabne und ehrwürdige Kunſt, nicht ſo bewundert und geehrt

ehrt wird, als ſie wohl ſollte, wenn man ſie in einer Art von Verachtung ſieht, ſo kann man ebenfalls ſagen, daß die Dichter ihr dies zugezogen haben. Einige haben ſie durch zügelloſe Gedichte verächtlich, andre durch ſatyriſche Verſe verhaßt gemacht, und faſt alle ſie durch eine Verſchwendung von Weihrauch herabgeſetzt, der ſelbſt denen läſtig ward, denen ſie ihn darbrachten.

Schlüpfrige Gedichte finden insgemein einen ſchnellen Beyfall, den ſie der Verderbtheit des menſchlichen Herzens verdanken; aber ſelbſt die Leſer, die an ſolchen Gedichten Vergnügen finden, achten die Verfaſſer derſelben nicht hoch. So ſehr die Welt das Laſter liebt, ſo verachtet ſie doch die Prediger deſſelben, und ſchützt nie jene Schriftſteller, von denen **Boileau** ſagt: „In ihren Gedichten verläugnen „ſie auf die ſchändlichſte Art alle Ehre, werden in ihren „ſtrafbaren Schriften an der Tugend zu Verräthern, und „machen in den Augen des Leſers das Laſter liebenswürdig.“ **Ovid**, der in ſeiner zweiten Elegie ſich mit Recht unter die Zahl dieſer ſtrafbaren Schriftſteller rechnet, und darüber ſeine Reue bezeigt, ſtellt dem **Auguſt**, deſſen Gnade er anfleht, vor, daß er wenigſtens niemals jemanden durch einen giftigen Zug beleidigt habe: Non ego mordaci diſtrinxi carmine quenquam. Er hatte immer jenen Witz verabſcheut, der mit Galle verbunden zu ſeyn pflegt: Candidus a ſalibus ſuffuſis felle refugi. Seine Muſe war niemanden ſchädlich geweſen, als ihm ſelbſt: Quem mea Calliope læſerit unus ego. Glücklich war er wenigſtens, daß er in ſeinem Unglück noch dieſen Troſt hatte!

Eben dieſem Verderbniß des menſchlichen Herzens haben die ſatyriſchen Gedichte ihren ſchnellen Beifall zu danken. Wir hören mit Vergnügen das Böſe, das man uns von andern ſagt, aber wir lieben nie diejenigen, die es uns ſagen. Wenn der Dichter, der im Stande iſt, jemandes

Charakter, anzutaſten auch nicht ſchon dadurch geſtraft wäre, daß er ſich allgemein gefürchtet und verachtet ſieht, ſo ſtraft ihn doch allemal ſein Gewiſſen. Und welche Unruhe muß er nicht empfinden, da ſelbſt derjenige, der ſich für unſchuldig hält, weil er blos die Geiſtesprodukte der Schriftſteller angreift, nicht ganz ruhig ſeyn kann! Nicht ohne Rührung leſe ich dasjenige, was in der Geſchichte der Franzöſiſchen Acgdemie unter dem Artickel vom Abbé **Laſſagne** erzählt wird. Er war ernannt, vor dem König zu predigen, als er ſeinen Namen in einer Satyre des **Boileau** fand; dies kränkte ihn ſo ſehr, daß er es nicht wagte, bey Hofe zu erſcheinen. Einige Zeit darauf verfiel er in eine Melancholie, ſein Verſtand ward ſchwach, und er ſtarb.

Diejenigen, die ſich die gefährliche Freiheit nehmen, lebende Schriftſteller zu critiſiren, behaupten, ſie wären nicht allein nützliche, ſondern auch nothwendige Kunſtrichter, die das ächte Gold vom falſchen unterſcheiden lehrten. Warum ſind ſie aber ſo eilfertig, dies zu lehren? Die Zeit wird ſchon ſelbſt dieſe Scheidung bewirken. Das ächte Gold wird nie ganz vernachläſſigt werden, und das falſche Gold wird nur einen Augenblick blenden. Zuweilen wird das Publicum bey der erſten Vorſtellungen von einem Trauerſpiel oder einer Comödie bezaubert. Dann hört man oft die Bewundrer des Stücks im Herausgehn ausrufen, **Corneille**, oder **Moliere** ſey nichts dagegen. Es iſt wahr, ſolche übertriebne Lobſprüche ſind einem Manne von Geſchmack empfindlich, aber er gedulde ſich nur, nach einigen Monaten wird er von jenen Stücken, die den **Corneille** und **Moliere** verdunkeln ſollten, nicht mehr reden hören.

Wie gefährlich es ſey, lebende Perſonen zu tadeln, kann man leicht daraus abnehmen, daß es ſogar oft gefährlich iſt, ſie zu loben, ſelbſt dann, wenn man dazu die gerechteſte Urſache zu haben glaubt. **Rouſſeau**, der ſeinem Charakter nach gar nicht geneigt war, Lobſprüche zu machen, bereute es, ihrer zu viel ertheilt zu haben, und das aus einem Grunde, den man nicht verwerfen kann. Er ſagt: „Der Halbgott kann, ſo lange ſeine Seele ſeinem Körper „unterworfen iſt, eine Thorheit begehn, und auf einmal „können die hochtönenden Lobſprüche, die man ihm gemacht, ſich in Unwahrheiten verwandeln. Da ſitzt ihr „dann, ihr Herren Odenmacher, ihr Dichterlinge, ſo artig, wie Pagoden. Was mich betrift, ich habe es nie „ſo weit getrieben, ich habe wenig gelobt, und ich „hätte beſſer gethan, wenn ich noch weniger gelobt „hätte.“

Hat man ſich nur ſolche Lobſprüche vorzuwerfen, die man aus einer übereilten Bewunderung ertheilt hat, ſo hat man immer nur einen kleinen Fehler zu bereuen; aber über jene Lobſprüche muß man erröthen, die ſo oft der Geiſt des Eigennutzes und niedriger Schmeicheley eingiebt.

Als der Teufel, von dem **Lafontaine** erzählt, ſich unter menſchlicher Geſtalt zu Florenz niederließ, und als ein großer Herr lebte: ſo war, ſagt der Dichter, eins von ſeinen Vergnügungen, worauf er das meiſte verwandte, das Lob. Apollo überhäufte ihn mit Weihrauch, denn er iſt ein Meiſter in der Kunſt zu ſchmeicheln; der Teufel genoß daher mehr Ehre, als er je in ſeinem Leben genoſſen hatte.

Lafontaine giebt hier mit ſeiner gewöhnlichen Simplicität deutlich genug zu verſtehn, daß die Dichter diejenigen loben, die ſie bezahlen. Der Vater der Dichtkunſt hat ihnen kein ſolches Beyſpiel gegeben; man ſieht nicht, daß **Homer**, ſo nöthig er auch in ſeiner unglücklichen Lage jedermann hatte, daran gedacht hätte, die Fürſten ſeiner Zeit zu loben. **Pindar** iſt der erſte, der den Dichtern dieſes Beyſpiel gegeben hat; ja er war der erſte, der ihnen das Beyſpiel gab, Bezahlung für ihre Verſe zu fördern. Der Weihrauch des **Pindar** war für den Meiſtbietenden, und hat diejenigen nicht unſterblich gemacht, die ihn kauften.

Man hat nicht Achtung genug für das Andenken des **Corneille** gehabt, da man in den letzten Ausgaben ſeiner Werke die Dedication ſeines Trauerſpiels **Cinna** beybehalten hat. Sie iſt an einen Mann gerichtet, der damals wegen ſeiner Reichthümer bekannt war, und bey dem **Corneille** eine große Aehnlichkeit mit dem **Auguſt** findet. **Auguſt**, ſagt er, würde weniger gnädig gegen den **Cinna** geweſen ſeyn, wenn er minder freygebig geweſen wäre, und er wäre minder freygebig geweſen, wenn er minder gnädig geweſen wäre. **Corneille** verſichert, daß er nicht aus Schmeicheley rede. Ich habe, ſagt er, ſo fern von Schmeicheley gelebt, daß ich im Beſitz zu ſeyn glaube, Glauben zu verdienen, wenn ich Gutes von jemand ſage und Lobſprüche ertheile, welches ſelten zu geſchehen pflegt. So entfernt er aber auch von Schmeicheley ſeyn will, ſo kann er ſich doch nicht enthalten, am Ende ſeiner Zuſchrift noch einmal auf die Vergleichung mit dem **Auguſt** zurückzukommen, die ihm ſo paſſend zu ſeyn ſcheint. Ich will nur, nachheißt es, ein Wort von demjenigen ſagen, was Sie ganz beſonders mit dem **Auguſt** gemein haben, ich meine jene Freygebigkeit u. ſ. w. Wenn man dieſe Dedication lieſt, geräth man in Verſuchung, folgende zwey Verſe des **Corneille** auf ihn ſelbſt anzuwenden:

> J' en ai rougi moi-même, & me ſuis plaint à moi,
> De voir là Ptolomée, & n'y voir point de Roi.

d. i. „Ich erröthe ſelbſt darüber, und beklage es bey mir „ſelbſt, hier den **Ptolomäus** und nicht den König zu „ſehn."

Dies ſey genug von den feilen Lobſprüchen; jetzt will ich von denen reden, welche die Dichter aus Schuldigkeit zu ertheilen meinen. Gewohnt, ihre verliebte Sprache mit den größten Hyperbeln anzufüllen, kramen ſie mit derſelben Verſchwendung dieſe Hyperbeln in den Verſen aus, die ſie an Fürſten und an alle diejenigen richten, die in erhabenen Poſten ſtehn. Nichts iſt, dem Rouſſeau zufolge, langweiliger, als ein fader Schriftſteller, der in ſeinen proſaiſchen Verſen jedermann ſein Roſenwaſſer mit Zucker und Anis verſetzt, austheilt.

Iſt das Lob fade, ſo iſt es nicht gefährlich; wird es aber mit Kunſt ertheilt, bezaubert es den, der es empfängt, macht es Eindruck bey ihm, täuſcht es ihn, kitzelt es den Stolz ſeines ſchwachen Herzens: dann kann es gefährliche Folgen haben. Das Lob, das der Sporn der Tugend ſeyn kann, wird ein Gift der Seele, wenn es, anſtatt an die Tugend gerichtet zu werden, gefährlichen Leidenſchaften ſchmeichelt. Die Dichter, welche ſich begnügen, die Fürſten um ſolcher Tugenden willen zu loben, auf denen das Wohl der Völker und die Ruhe der Staaten ſich gründet, haben keine Gewiſſensbiſſe zu fürchten. Nicht ſo aber, wenn ſie in ihnen die Begierde zu erobern nähren; alsdann mußten ſie mit Maße loben, und ſtets die öffentliche Wohlfarth und die Wahrheit vor Augen haben.

Die erſte Pflicht, die man Königen ſchuldig iſt, iſt Wahrheit, und, wie der Pater Maſſillon in ſeinen Adventspredigten ſehr ſchön bemerkt, es iſt eben ſo ſtrafbar, wenn man Könige zu hintergehen wagt, als wenn man Hand an ihre geheiligte Perſon legt; wenn man die Wahrheit, als wenn man die Treue gegen ſie aus den Augen ſetzt: und man hätte eben die Strafen auf die Schmeicheley, als auf die Empörung ſetzen ſollen. Wären ſolche Strafen eingeführt, ſo wären die größten Dichter darin verfallen, aber ohne beklagt zu werden, indem, nach dem ſchönen Ausdruck des **Tacitus**, die grauſamſten Feinde diejenigen ſind, die uns loben: peſſimum inimicorum genus laudantes. Könnte man alſo nicht in dieſem Verſtande die Dichter peſſimum inimicorum genus nennen?

Sie erſchöpften ihre Kunſt, um den **Auguſt** zu vergiften. Dieſer Fürſt, der einen eingeſchränkten Verſtand und eine grenzenloſe Eitelkeit beſaß, und deſſen, vom **Horaz** und **Virgil** ſo ſehr gerühmte, Gnade einige Jahre nachher vom **Seneca** eine ermüdete Grauſamkeit (laſſa crudelitas) genannt wurde; dieſer Mann, der ſich für einen Sohn des **Apoll** hielt, der es erlaubte, daß man ihm Tempel baute, daß man ihm Opfer brachte, daß man ihm zu Ehren Feſte und Prieſter anordnete, der, nachdem er die Römer in Sklaverey gebracht hatte, ſie noch nicht Sklaven genug fand, war dennoch, den Poeten zufolge, der Gott, der das goldne Zeitalter zurückbrachte. Dem **Ovid** wollen wir es verzeihn, wenn er ihn mit dem Jupiter vergleicht, und bey dieſem ſichtbaren und gegenwärtigen Gott, wie bey den drey groſſen Göttern des Weltalls ſchwört:

Per mare, per terras, per tertia nomina iuro,
Per te praeſentem conſpicuumque deum.

Ovid, der ſich damals unter den Sarmaten befand, bat den **Auguſt**, der gegen ihn aufgebracht war, um ein gelinderes Exilium. Auch dem **Horaz** wollen wir es verzeihn, wenn er zu den Römern ſagt, ſie glaubten einen Jupiter im Himmel, weil ſie ihn donnern hörten, aber **Auguſt** ſey ein ſichtbarer Gott auf Erden:

Coelo tonantem credidimus Jouem
Regnare, præſens divus habebitur
Auguſtus &c.

Horaz erlaubte doch dem Jupiter noch, die erſte Stelle zu behalten, weil ſich Auguſt mit der zweiten begnügte:

Tu ſecundo
Caeſare regnes!

Virgil aber theilte die Herrſchaft zwiſchen beiden in jenem Verſe, den man ihm beilegt:

Diuiſum imperium cum Joue Caeſar habet.

Virgil iſt zu entſchuldigen, wenn er in ſeinem poetiſchen Enthuſiaſmus einen Tempel ſchildert, den er errichten will, und worin Auguſt der Gott ſeyn wird:

In medio mihi Caeſar erit templumque tenebit.

Aber wie ſoll man ihn entſchuldigen, wenn er dieſem Fürſten Stellen anbietet, die die Götter ſo lange inne gehabt hatten? Er bietet ihm nicht die Stelle des Pluto an; die Herrſchaft über die Todten würde ihm nicht ſchmeicheln; will er aber der Gott des Meeres werden, ſo wird Thetis mit allen ihren Waſſern einen für ſie rühmlichen Eidam erkaufen; will er unter die Zahl der Geſtirne verſetzt ſeyn, ſo zieht ſich ſchon der Skorpion zurück, und will ſich einſchränken, um dem Auguſt einen großen Platz am Himmel zu laſſen:

Ipſe tibi jam brachia contrahit ingens Scorpius.

Ein Fürſt, der ſolche Lobſprüche annahm, war der wohl der, von dem Horaz ſagte: cui male ſi palpere, reculcitrat.

Unerachtet aller der ſchauderhaften Verbrechen, die in dem bürgerlichen Kriege begangen waren, unerachtet alles des Blutes, das in den Pharſaliſchen Gefilden war vergoſſen worden, ſo haben doch, ſagt Lucan, wenn nur um dieſen Preis Rom einſt einen Nero zum Beherrſcher be-

bekommen konnte, alle dieſe Verbrechen das Glück der Römer gemacht:

— Scelera ipſa nefasque
Hac mercede placent.

Lucan, der, gleich dem **Virgil**, das Recht zu haben meint, die Plätze der Götter zu vertheilen, bietet ſie auch dem **Nero** an; er ſoll ſich einen wählen, welchen er will:

— Tibi numine ab omni
Cedetur.

Will **Nero** die Stelle der Sonne einnehmen, ſo wird die Erde keine Veränderung in Anſehung des Lichtes ſpüren, nur ſtelle er ſich nicht bey einem der beiden Pole, die Welt würde ſonſt aus ihrem Gleichgewichte kommen:

Aetheris immenſi partem ſi preſſeris unam,
Sentiet axis onus.

Der ganze Erdkreis muß ihn einſt als einen Gott verehren, für den Dichter iſt er es ſchon: Tu mihi jam numen. Martial hat auf gleiche Art dem **Domitian** göttliche Ehre beigelegt.

Einer unſrer berühmten Miniſter, erſtaunt über die Lobſprüche, die er in einer öffentlichen Rede erhielt, welche in ſeiner Gegenwart gehalten ward, fragte ganz leiſe ſeinen Nachbar, was er von dem Redner hielte. Dieſer Freund antwortete ihm: Aut ſtultus eſt, aut te ſtultum putat. Da man die ſchönen Geiſter Roms keiner Schwäche des Verſtandes beſchuldigen kann, ſo müſſen ſie ihre Kaiſer für ziemliche Schwachköpfe gehalten haben.

Unſre berühmten Dichter ſind vielleicht nicht zurückhaltend genug mit ihren Lobſprüchen geweſen, aber ſie haben doch wenigſtens unſre Fürſten zu hochgeachtet, um ihnen keine andre, als ſeine Lobeserhebungen zu ertheilen. **Boileau**, der es ſo oft wiederholt, daß er keine Gabe zum Loben habe, hat feiner, als jemand, Ludwig XVi zu loben gewußt. Man hat es dem Quinault vorgeworfen, daß er die Prologe ſeiner Opern mit Lobſprüchen auf den König erfüllt hat. Indeſſen ſind doch dieſe Lobſprüche in ſinnreiche Fictionen eingekleidet; der Dichter führt die Zeit, die Fama, die Aſträa, den Frieden redend ein. Welche glückliche Allegorie iſt jene in dem Prolog zu der Oper **Kadmus**, die zur Zeit des Krieges mit Holland vorgeſtellt ward! Die Schlange Python, aus dem Schlamm der Erde, welche die Strahlen der Sonne erwärmen, erzeugt, wagt es, aus ihren moraſtigen Sümpfen hervorzugehn, und, vom Neid ermuntert, erhebt ſie ſich gegen die Sonne, die Urheberinn ihrer Geburt; aber, um ſie zu zernichten, braucht die Sonne nur zu erſcheinen.

Die Gewohnheit, welche die Dichter annehmen, jedermann Weihrauch zu ſtreuen, hat ſie verleitet ſich ſelbſt zu räuchern; **Pindar** hat ihnen zuerſt dieſes Beyſpiel gegeben, und alle böſe Beyſpiele kommen zuerſt vom **Pindar** her. Er nennt ſich ſelbſt einen von der Natur gebildeten Dichter; er iſt, ſagt er, mitten unter ſeinen Nebenbuhlern, wie ein Adler unter den Raben; ſeine Feinde beſtreben ſich vergeblich, ihn unterzutauchen, er wird immer oben ſchwimmen.

Ennius weiß gewiß, daß er nicht ganz ſterben wird, **Ovid** hinterläßt ein Werk, das weder der zürnende Himmel, noch die Zeit werden vernichten können.

Horaz, der die Unſterblichkeit ſeiner Werke vorherſagt, ſieht ſich in einen Schwan verwandelt, und **Ronſard** erwartet dieſelbe Verwandlung, ein falſcher Prophet, wie ſo viele andre. Ich werde, ſagt er, ſtets, ohne jemals zu ſterben, als Schwan durch die Welt fliegen, um zu jenen beiden Sängern zu kommen, die ich durch meine Verſe, beim ſüßen Geſchwätz meiner elfenbeinern Leier, zu Vendomern gemacht habe. Wie weit haben nicht **Malherbe** und **Racan** eben darin die Dreiſtigkeit getrieben! **Malherbe** kündigte dem König an, er wolle ihn mit einer Krone krönen, dergleichen noch nie ein König getragen habe:

Et ton front cette fois
Sera ceint de rayons qu'on ne vit jamais luire
Sur la tête des Rois.

Das Glück Ludwigs XIII, einen **Malherbe** zum Zeugen ſeiner großen Thaten zu haben, iſt ein Beweis der Liebe, die der Himmel für ihn hegt. „Aber, ſagt er, daß Du „von ſo erhabnen Thaten mich zum Zeugen haſt, wiſſe, „mein König, das iſt der höchſte Gipfel der Sorgfalt, „die das Schickſal gehabt, Dich ſich verbindlich zu machen. „Alle wiſſen Dich zu loben, aber nicht auf gleiche Art; ge„meine Werke leben einige Jahre, was **Malherbe** „ſchreibt, dauert ewig."

Insgemein hoffen die Dichter, bis an's Ende der Welt zu leben; der Pater **Vavaſſor** am Schluß ſeines Gedichtes über die Wunder Jeſu Chriſti treibt ſeine Hofnungen noch weiter. Die Flammen werden, ſagt er, am jüngſten Tage die Werke des **Heſiodus**, des **Homer**, des **Virgil**, des Tibull u. ſ. w. verzehren, aber die Muſe des Paters **Vavaſſor** wird ſich aus den Trümmern des Weltalls retten; Jeſus Chriſtus iſt ſich ſelbſt dieſes letzte Wunder ſchuldig. Ich führe die Verſe des **Vavaſſor** ſelbſt an, weil ſie ſehr ſchön ſind:

Has triſtes inter naturæ operumque ruinas
Aſcræi ſenis & longe florentis Homeri
Occiderint monimenta, &, quos vituerit olim,
Tunc Maro pertulerit, ſatis prioribus, ignes;
Te, mellite Catulle, feros te, docte Properti,

Egerit in cineres cum culto flamma Tibullo;
Naſoni nec profuerit graue condere carmen
Heroum, non obfuerit rude linquere carmen;
Incomtos, comtos dederit ſors æqua labores
Exitio, & formas poſtremum verterit omnes:
Sola tot ex ſcriptis, letho indignante, ſuperſtes
Aeternum (ſcio, materies ſic te tua poſcit,
Atque extrema ſibi hæc Chriſtus miracula debet)
Muſa Vavaſſori, ſeruabere tempore & igni
Maior, & ipſa tuum mox ſeruatura poetam.

Weil man einmal gewohnt iſt, den Dichtern alles zu erlauben, ſo hat man ihnen auch keine Verbrechen aus ihrer Eitelkeit gemacht, man hat ihnen ſogar daraus eine Tugend machen wollen, und hat es erlaubte Zuverſicht, edlen Stolz, Begeiſterung, Enthuſiasmus, göttliche Trunkenheit genannt; was man aber auch dieſer Trunkenheit für ein Beywort giebt, iſt es denn erlaubt, ſich ſelbſt zu berauſchen? Warum ſoll die Beſcheidenheit, die eine Tugend großer Männer iſt, nicht auch eine Tugend großer Dichter ſeyn? **Homer** ſpricht niemals von ſich; **Virgil** rühmt ſich blos, der erſte zu ſeyn, der die Muſen in ſeinem Vaterlande einführt, und daß er einen Weg betritt, auf dem er ſich ein wenig von der Erde erheben könne: Tentanda via eſt, qua me quoque poſſim tollere humo. Weit entfernt, daß **Bouileau** Ludwig XIV die Unſterblichkeit verſpricht, wie **Malherbe** ſie Ludwig XIII verſprach, ſagt er vielmehr ganz beſcheiden zu ihm: „Ich wage es „nicht, den Werth meiner Verſe hier zu rühmen; indeſſen, „wenn irgend eine meiner geringen Schriften dem Ungeſtüm der zernichtenden Jahre entgehen kann, ſo „wird es vielleicht Deinem Ruhme einigen Vortheil brin„gen.“

Rouſſeau überläßt ſich in ſeinen Oden ganz dem poetiſchen Enthuſiasmus, ohne ſich jemals ſelbſt zu loben.

Die Eitelkeit hat die Menſchen zu allen Zeiten auf gleiche Art beherrſcht; als aber noch weniger Feinheit in den Sitten herrſchte, geſtanden es die Menſchen, weniger fähig, ihre Geſinnungen zu verbergen, gradezu, wie ſehr ſie ſich ſelbſt ſchätzten, und wie ſehr ſie diejenigen verachteten, die ihnen nicht gefielen. Beym Homer und beim Euripides überhäuſten ſich die Könige und die Helden wechſelsweiſe mit groben Schimpfwörtern. Wir haben, und das vor nicht zur langer Zeit, unſre Gelehrte in dieſem Stücke den Helden des Alterthums vollkommen nachahmen ſehen. Schrieben ſie über einen ſehr unerheblichen Punkt der Litteratur gegen einander, ſo floſſen Ströme von Scheltworten aus ihrer Feder. Wollten ſie einen Freund loben, ſo warfen ſie ihm nicht Blumen an den Kopf, ſondern ſchüttelten den ganzen Korb über ihn aus. In einer Vorrede zu einer Schrift des Balzac über ein Trauerſpiel des Heinſius erſtaunt man, folgende Worte zu leſen: „Verſuchungen ſtehen nicht in der Gewalt der Gläubigen; in der frömmſten Seele erheben ſich gotteslaͤſterliche Regungen und unwillkührliche Gedanken, welche machen, daß ſie zuweilen ſogar Mistrauen in die Gottheit ſetzt, an die ſie glaubt. Vielleicht ſind meine Zweifel von dieſer Art.“ Wozu alle dieſe hochtrabende Worte? Um die Kühnheit des Herrn Balzac zu entſchuldigen, der es unternimmt, dem Herrn Heinſius einige Einwürfe zu machen, und der einige Zweifel über die Vollkommenheit ſeines Trauerſpiels hat. Indem Balzac dergleichen Lobſprüche ertheilte, hofte er, man ſollte ſie ihm wiedergeben; er liebte ſie in ſolchem Grade, daß Coſtar, erſtaunt, ſeine Achtung verlohren zu haben, ſagte: „Und doch hatte ich immer das Rauchfaß in der Hand, und füllte es mit auserleſenen, bald feinern, bald ſtärkern Wohlgerüchen an, weil ich aus Erfahrung wußte, daß er ſie von aller Art liebte.“ Balzac, der uns zuerſt die Harmonie unſrer Proſa lehrte, verdiente ſeinen Ruhm zu ſeiner Zeit, aber er war ſelbſt zu ſehr davon überzeugt. Als er von einem Kunſtrichter angegriffen ward, konnte er dieſe Verwegenheit nichts andern, als der Eiferſucht zuſchreiben, und er beklagte ſich darüber in folgenden Ausdrücken: „Da er den Glanz, der mich ſichtbarer macht, als ich wünſchte, und jenen beſchwerlichen Ruhm nicht ertragen konnte, den ich gar gern mit der Ruhe derjenigen vertauſchte, die niemand kennt, ſo beſchloß er, mich deſſen zu berauben. Er unternahm es, einen Namen zu unterdrücken, mit dem man ihm die Ohren voll ſchreit, die Fama zu überſchreien, und ein ganzes Reich zum Widerruf zu nöthigen

Einem Manne von ſolchem Charakter will ich zwey andre von ganz andrer Denkungsart entgegenſtellen, und ich kann dem Vergnügen nicht widerſtehen, ein ſchönes Beyſpiel von Beſcheidenheit anzuführen. Ein Fremder, der durch Frankreich reiſte, ſuchte die berühmteſten Gelehrten dieſes Landes kennen zu lernen, und fragte, an wen er ſich wenden müſſe, um ſich von der alten Franzöſiſchen Geſchichte zu unterrichten. Man nannte ihn den Herrn du Cange; er ſuchte ihn auf, und ſagte ihm den Bewegungsgrund ſeines Beſuches. Herr du Cange, der immer zu ſagen pflegte, daß, um [illegible], wie die ſeinigen, zu liefern, nur Augen und Finger erfordert würden, antwortete dem Fremden: „Die Materie, worüber Sie mich zu Rathe ziehen wollen, iſt nie der Gegenſtand meiner Studien geweſen, ich weiß nichts davon, als was ich aus der Lectüre der Werke behalten habe, die ich brauchte, um mein Wörterbuch des ſpätern Lateins zu verfertigen; um das zu finden, was Sie ſuchen, müſſen Sie zum Pater Ma-

„billon gehen.“ Der Fremde glaubte ihm, ſuchte den Benedictiner auf, und erhielt bey ſeinem erſten Beſuche von ihm faſt dieſelbe Antwort: „Man hat Sie hintergangen, wenn man Sie an mich verwieſen hat; dieſe Materie habe ich nie ſtudirt. Ich weiß nichts davon, als was ich davon gelernt habe, indem ich die Werke las, die ich brauchte, um die Geſchichte meines Ordens zu verfertigen. Wenn Sie einen Mann haben wollen, der Ihnen hierin Gnüge leiſten kann, ſo gehen Sie zum Herrn du Cange“ , Eben der iſt es, der mich zu Ihnen ſchickt, ſagte der Fremde.“ — „Er iſt mein Lehrer, erwiederte der beſcheidene **Mabillon**, indeſſen, wenn Sie mich mit Ihren Beſuchen beehren wollen, ſo will ich Ihnen das wenige mittheilen, das ich davon weiß.“ Der Fremde fuhr fort, beyde zu beſuchen, und erſtaunte, ſo viel Einſichten bey dieſen Männern zu finden, die alle beyde nichts zu wiſſen vorgaben.

Jedermann weiß, wie groß die Beſcheidenheit des Mannes war, der die **Ehre der Menſchheit** war. Wenn man den **Turenne** fragte, warum er bey dieſer oder jener Gelegenheit nicht glücklich geweſen ſey, ſo antwortete er: **Durch meine Schuld**; er bemühte ſich, es zu beweiſen, er zeigte irgend einen Umſtand an, den er nicht vorhergeſehen hatte, und den er doch, wie er behauptete, hätte vorherſehen ſollen.

Nach ſolchen Beyſpielen, warum ſollte man noch die Eitelkeit der Dichter entſchuldigen? Könnte ſie jemals etwas erlaubter ſeyn, ſo ſollte man ſie mittelmäßigen Köpfen erlauben; ſie haben nöthig, ihre Verdienſte zu verkündigen; die Verdienſte großer Männer aber ſind ſchon allgemein bekannt. Eben aus dem Grunde ſiehet man ſie faſt immer beſcheiden. Die Vernunft, die ſie mehr, als andre, beherrſcht, ſagt ihnen jeden Augenblick, daß, was wir auch für Talente haben mögen, der ganze Menſch nichts ſey: Totus homuncio nil eſt.

4.

Rodomontaden der Spanier.

(Ein Auszug aus Brantome).

In den Kriegen Karls V. machte ſich die Spaniſche Infanterie in ganz Europa, durch ihre Tapferkeit und Disciplin, berühmt; ſie war gleichſam unüberwindlich, und glich dem ſiegenden Phalanx des großen Alexanders. So viele glücklichen Erfolge berauſchten dieſe, von Natur etwas ſtolze und zu überſpannten Ideen geneigte, Nation oft zu einem Grade, der ſich in Verachtung der übrigen Völker und in hochtrabenden Prahlereyen äußerte, ſo daß die Sprache anderer Nationen mit einem neuen Worte, „Spaniſche Rodomontade“ bereichert wurde, ein Wort, das ſich bis auf unſre Zeiten erhalten hat, und eine lächerliche Aufſchneiderey bezeichnet, womit wir immer den Gedanken von etwas Windbeuteley verbinden. Dies letztre war nicht der Fall bey jenen tapfern Spaniern. Das Gefühl ihrer eignen Stärke und Bravour, und die Erinnerung ihrer Thaten berechtigten ſie allerdings in einem hohen Ton zu ſprechen, weil ſie wußten, daß es ihnen nicht an Kräften gebrach, ihre Reden durch angemeſſene Handlungen zu unterſtützen. Als der Marcheſe von Peſcayre, in der Schlacht bey Pavia, mit ſeinem Bataillon Spanier auf dem Schlachtfelde erſchien, riefen ſie: A quiſſa el Marques con ſus Eſpagnoles' „Da kommt der Marcheſe mit ſeinen Spaniern!“ und ſie rechtfertigten dieſen ſtolzen

Ausruf durch den Gewinn der Feldſchlacht, die dieſes Bataillon entſchied.

Brantome, ein Zeitgenoſſe dieſer Auftritte, der einen großen Theil ſeines Lebens in Spanien und in Geſellſchaft Spaniſcher Krieger zubrachte, hat uns eine eigene Abhandlung über dieſen Gegenſtand hinterlaſſen, die aber mit ſeiner gewöhnlichen Weitſchweifigkeit geſchrieben iſt, und aus der ich hier nur eine Leſe von ſolchen Ausdrücken ausheben will, die durch ihre Kühnheit, ihre eigene Wendung, oder ihre Lächerlichkeit, intereſſiren, beluſtigen, oder ſonſt zur Charakteriſtik jenes Zeitalters beytragen können. Es ſind Bruchſtücke, die nicht an einander paſſen, die aber einerley Zweck und Beſtimmung haben.

Als **Brantome** ſich zu **Maltha** mit den übrigen Franzöſiſchen Truppen befand, welche dieſer Inſel gegen die Türken zu Hülfe geeilt waren, langte auch eine Spaniſche Armee von 9000 Mann an. **Brantome** erkundigte ſich bey einem Spanier, wie ſtark dieſe Armee ſey. Segnor, antwortete er, 3000 Italiäner, 3000 Teutſche, und 6000 Soldaten;“ unter den letztern verſtand er nämlich 3000 National-Spanier.

Der Franzöſiſche Feldherr **Lautrec**, rückte zum Entſatz des von dem Kayſerlichen General, **Proſpero Colummo**, belagerten Schloſſes von Mayland an. **Proſpero** wünſchte Nachricht von dem Feinde einzuziehn, und ließ einen Spaniſchen Soldaten, Namens **Lobo**, rufen, der wegen ſeiner Flinkheit, und als der beſte Läufer in Ruf ſtand; denn, mit einem Hammel auf dem Bukel, lief er mit jedem um die Wette. **Lobo** nahm den Antrag an, und ließ ſich von einem ſeiner Kameraden begleiten, der eben ſo geſchwind auf den Beinen als er, und dabey ein ſehr guter Schütze war. Beyde nähern ſich dem feindlichen Lager des

Nachts, und ſtoßen auf die verlohrne Schildwache, einen großen, langen Franzoſen, der ſie anruft: **Wer da?** Sogleich packt ihn **Lobo** an, wirft ihn, wie einen Hammel, auf den Buckel, und eilt mit ſeiner Bürde dem Kayſerlichen Lager zu, während daß ſein Kamerad mit Musketenſchüſſen ſeinen Rückzug deckt. **Prospero** und alle Kapitaine konnten ſich des Lachens nicht enthalten, als ſie ihn in dieſem Aufzuge anlangen ſahn. Sie befragten den Gefangenen, und ſchickten ihn wieder in ſein Lager zurück.

Ein Spaniſcher Kapitain, der mit Kayſer Karl V in Paris war, ſah den Ritter **Ambres**, einen ſehr tapfern, aber ſehr ſtolzen Mann, von einem renommiſtiſchen Gang und Weſen, in's Zimmer treten, und fragte einen Nebenſtehenden: „Jſt dieſer Kavalier wirklich ſo tapfer, als er brav thut?“ — Der andre bejahte es. „Bey Gott! fuhr der Spanier fort, ſo kann er ſich mit mir vergleichen!“ Der Ritter, der dieſe Rede erfuhr, wollte ſich mit dem Spanier meſſen, allein Franz I hatte es ſo hart verpönt, jemand von des Kayſers Gefolge zu beleidigen, daß der Ritter es nicht wagen durfte.

Als Kayſer Karl V auf Tunis marſchirte, ſtellten ſich ihm 30000 Mohren zu Pferd und zu Fuß entgegen, um ihn aufzuhalten. Bey dieſem Anblick rief ein junger Soldat. „Jeſus! wie viele Mohren!‘ — „Schweig, Poltron, antwortete ein alter Spanier, je mehr Mohren, je mehr Ehre!‘ Derſelbe Soldat ſchrie bey der Muſierung dem Kayſer zu, der mit ſeinem Bruder Ferdinand, dem Römiſchen Könige, durch die Reihen ritt, welcher ſeinen Bart noch auf Schwalbenſchwanzart trug: „Jch ſchenke Ew. geheiligten Majeſtät meinen Sold, aber laſſen Sie Jhren Bruder, den Don Ferdinand, raſiren!“ Der Kayſer hörte es, und lachte, wie ſein Bruder.

Bey der gefährlichen Paſſage der **Brenta**, ſtieg der Marcheſe von **Pescayre** vom Pferde, marſchirte zu Fuß, mit einer Pike in der Hand, vor dem Spaniſchen Bataillon her, wendete ſich um und ſagte: „Soldaten! wenn ich in der Schlacht mit Ehren falle, ſo leidet nicht, daß mein Körper früher von den Füßen der Feinde als von den eurigen getreten werde.‘ Die Soldaten gaben freudig zur Antwort, er ſolle nur kühnlich voran marſchiren, ſie wollten ihm tapfer folgen, und ihm gehorchen als ihrem Hauptmann und wackern Kriegskameraden. Auch hielten ſie Wort, und ſchlugen die Venetianer zurück. König Ferdinand ließ ſich nicht allein die Namen der Hauptleute ſondern auch der Gemeinen geben, welche den Vortrab bey dieſer Paſſage ausgemacht hatten; und befahl, ſie zum ewigen Andenken in die Bücher der Schatzmeiſter, **de los theſoreros**, einzutragen.

Unter demſelben Marcheſe, wurde in einem Scharmützel mit den Franzoſen ein Spaniſcher Soldat, Namens Ludwig de la Segna, durch eine Musketenkugel verwundet, welche durch den Harniſch drang; der Soldat fühlte, daß die Kugel ſich hinab in den Unterleib ſenkte. Er entfernte ſich ein wenig aus ſeinem Gliede, machte mit einem Meſſer eine Oefnung in den Unterleib, und drückte (was faſt wie eine Mährchen klingt) die Kugel zu dieſer Oefnung heraus, ſtopfte die Gedärme mit den Fingern wieder hinein, und machte ſich, mit unglaublicher Verleugnung der Schmerzen, die Oefnung und die Kugelwunde ſelbſt zu, worauf er wieder ſeinen Platz im Gliede einnahm, als ob ihm nichts geſchehn wäre. Aber in demſelben Augenblick empfing er noch einen Schuß, der ihm ein Auge ausriß, und man mußte ihn aus dem Bataillon tragen. Er wurde jedoch curirt, und zu **Valladolid** dem Kayſer **Karl V** vorgeſtellt, der ihn mit hundert Ducaten lebenslänglicher Penſion belohnte.

Die Portugieſen pflegten den Jahrstag der großen Schlacht bey Aliuvarota auf's feſtlichſte zu begehn. Ein Spaniſcher Mönch, der eben an dem Tage dem Könige vorgeſtellt wurde, gab ihm auf ſeine Frage: „Ob man auch „dergleichen Feſte in Caſtilien feyere?“ die ächtſpaniſche Antwort: „Nein, Ew. Majeſtät; denn wir haben der Siege ſo viele, daß alle Tage Feſttage ſeyn, und die Handwerker Hungers ſterben würden.

Bey der Ueberrumpelung von Siena durch Heinrich II flüchteten ſich drey Spaniſche Soldaten in einen Thurm, und vertheidigten ſich tapfer. Der Anführer der Franzoſen forderte ſie auf, ſich zu ergeben, weil ſie keine Lebensmittel im Thurm hätten, und alſo doch verhungern müßten. Darauf öfnete einer ein kleines Fenſter, und antwortete im Namen ſeiner Kameraden: Cavalleros! wir küſſen euch die Hände, ſo viel unſrer ſind, und danken euch für eure wohlgemeinten Anträge, und für euren guten Willen, uns vom Tode zu retten. Allein wir können uns nicht ergeben, noch in die Dienſte des Königs von Frankreich treten: euer Herr iſt ſo ein guter Herr, daß es ihm nie an Dienern mangeln wird, und wir ſind dem unſerm zu treu, als daß uns weder Furcht noch irgend eine Todesart, von ihm abwendig machen könnte. Haben wir gleich keine Lebensmittel, ſo haben wir deſto mehr Ziegeln, die wollen wir klein ſtoßen, und Brod daraus backen!“ — Heinrich II befahl, daß man dieſe drey tapfre Leute frey und ledig ziehn laſſen ſollte.

Eine der ſchönſten Rodomontaden ſagte Kayſer Karl V in Gegenwart des Pabſtes und des ganzen Cardinalscollegiums: „Ich will den König Franz von Frankreich ſo in die Enge treiben, daß man von ihm das letzte Kapitel der erlauchten Unglücklichen des Bocaz, ſchreiben ſoll. Bocaz hatte nämlich ein Buch unter dieſem Titel herausgegeben.

Nun auch einige Beyſpiele von lächerlichen Groſsſprechereyen.

„Ich haue den Mohren die Köpfe ab, ſagte ein Spanier, und werfe ſie ſo hoch, daß ſie halb von Fliegen gefreſſen ſind, ehe ſie wieder auf die Erde fallen.“

Ein andrer bekam Händel mit einem dritten, und frägte jeden der ihm begegnete: „Kennt ihr den und den, oder ſeyd ihr ſein Freund? — Nun, ſo betet zu Gott für ihn, denn er hat Händel mit mir bekommen.

Ein junger Spanier wurde gefragt, wie er es angefangen habe, bey ſeiner großen Jugend ſchon einen ſolchen Knebelbart zu haben. „Mein Knebelbart, antwortete er, iſt beym Dampf der Sücke großgezogen, und deswegen ſo ſtark und ſo ſchwarz geworden.

Einen Spaniſchen Soldaten traf bey der Gefangennehmung Franz I zu Pavia, das Loos, ihm die goldenen Sporen abzuſchnallen. Voll Stolz lief er nun umher, und fragte jeden: „Segnor, habt ihr nicht von dem großen „Helden erzählen hören, der dem Könige Franz I die goldenen Sporen zu Pavia abſchnallte? Ich bin's!“

Ein andrer erzählte: „Der König, Don Ferdinand, ſagte drey große Worte, zu Don Juan, meinem Vater: Saca mis botas! Zieh mir die Stiefeln aus!

Ein Spaniſcher Edelmann hielt ſeinem Degen folgende Lobrede. „Dies iſt der Degen, den Don Pedro ſo oft von mir geborgt hat, der Degen, der ſich bey allen Schlägereyen befand, die ſeit dreißig Jahren in ganz Andaluſien vorgefallen ſind. Denn, wenn meine Freunde zu Cordova, zu Cadix, zu Mallaga, zu Karthagena, Händel bekommen, ſo laſſen ſie ſogleich mich und meinen Degen holen. Er tödete den Sacriſtan von St. Lucar, er zerhieb dem Navarico die Knieſennen, und allein durch ihn verrichtete Don

Galtero ſo große Thaten zu Toledo. Auch iſt es ſeit einem Jahre Gebrauch geworden, daß man bey Zweykämpfen es zur Bedingung macht, daß mein Degen nicht dabey ſeyn ſoll.“

Ein Spanier rühmte ſeine weiten und großen Reiſen. So werden ſie gut in der Geographie bewandert ſeyn, ſagte einer der Anweſenden. Der Spanier, der ſich einbildete, daß dies der Name einer großen Stadt ſey, erwiederte: „Ja, Segnor, wir waren im Geſichte dieſer Stadt; allein wir ließen ſie rechterhand liegen, weil wir ſehr preſſirt waren.“

Unter den Hofdamen, welche die Königinn Margaretha von Navarra nach **Bayonne** begleiteten, befand ſich auch die ſchöne, aber ſpröde, **Gräfinn von Giron**. Ein Spaniſcher Cavalier, der ſich gegen **Brantome** über ihre Kälte beklagte, bediente ſich folgender Ausdrücke: „Sie iſt ſo ſtolz auf ihre Schönheit, daß, wenn der Himmel herabkäme, und ſich ihr zu Füßen legte, ſo würde ſie doch nicht zu ihm ſagen: **Stehe auf, und geh' an deinen Platz!**“

IV.

Naturgeſchichte.

Verſchlagenheit der Spinne.

(Aus dem Engliſchen.)

Unter allen Inſekten, die ich beobachtet habe, iſt die Spinne unſtreitig das Inſekt, welches die meiſte Verſchlagenheit beſitzt. Ihre Handlungen überſteigen allen Glauben. Dies Thier iſt von der Natur ſo gebildet, daß es ſich im Stande befindet, nicht allein gegen andre Inſekten, ſondern ſelbſt gegen ſeines Gleichen zu kämpfen. Kopf und Bruſt ſind mit einem ſtarken Panzerhemde bedeckt, das undurchdringbar für die Angriffe jedes andern Inſekts iſt. Den Bauch umgiebt eine weiche und biegſame Haut, die ſelbſt dem Stachel der Weſpe trotzt. Die Füße ſind wie die Füße des Krebſes eingelenkt, und haben große Krallen, womit ſie ihren Gegner in einer gewiſſen Entfernung packen können.

Die Spinne iſt eben ſo gut mit Werkzeugen verſehn, um ihre Feinde zu entdecken, als um ſie anzugreifen, oder ſich zu vertheidigen, denn ſie hat verſchiedene Augen. Sie ſind groß, transparent, und mit einer ſchuppigen Subſtanz bedeckt, die ſie aber nicht hindert, die Gegenſtände wohl zu unterſcheiden. Sie hat unter dem Maule Fänge oder Zangen, um ſich ihres Raubes zu verſichern, wenn er in ihre Klauen oder Netze gefallen iſt.

Dies ſind ihre Waffen zur Vertheidigung und zum Angriff, allein ihr größtes Vertrauen ſcheint ſie in ihr Gewebe zu ſetzen, das ſie mit wunderbarer Kunſt ordnet. Die Natur hat ſie mit einem klebrigen Saft begabt, den ſie ſo ſtark und ſo zart ſpinnt, als ſie will, je nachdem ſie ihr Schließmäuslein mehr öfnet oder ſchließt. Um ihren Faden zu befeſtigen, wenn ſie ihre Arbeit anfängt, drückt ſie einen Tropfen von ihrem Saft aus, der, indem er trocknet, den Faden formirt, den ſie in dem Maaße verlängert, in welchem ſie ſich von dieſem Tropfen entfernt; iſt ſie an das andre Ende gekommen, ſo zieht ſie den Faden mit ihren Krallen an, um ihn wohl zu ſpannen, und befeſtigt ihn an der Mauer, wie im Anfange ihrer Arbeit.

Auf dieſe Art zieht ſie verſchiedene parallele Fäden, und verfährt auf eben die Weiſe, um den Einſchlag zu machen, nur daß ſie alsdann ein Ende ihrer Fäden an den erſten Faden, der immer der ſtärkſte iſt, und das andre an die Mauer hängt. Alle dieſe Fäden kleben, wenn ſie friſch geſponnen ſind, und hängen ſich deswegen an Alles, was ſie berühren. Den Stellen des Netzes, welche dem Zerreiſſen am meiſten ausgeſetzt ſind, giebt die Künſtlerinn mehr Haltbarkeit, indem ſie ſolche oft ſechsfach verdoppelt.

Was ich bisher geſagt habe, iſt ſchon von allen Naturforſchern geſagt worden; was aber nun folgt, iſt das Reſultat meiner eigenen Beobachtungen, die ich über die ſogenannte **Hausſpinne** anzuſtellen Gelegenheit hatte. Vor vier Jahren bemerkte ich in der Ecke meines Zimmers eine große Spinne, und obgleich die Magd ſchon öfters ihr Gewebe zerſtört hatte, ſo war ich doch noch ſo glücklich, das kleine Thier zu retten, und ich kann wohl ſagen, daß es mir meine Mühe hinlänglich durch das Vergnügen vergalt, das es mir durch ſeine Sitten und Arbeiten verſchaffte.

In weniger denn drey Tagen war das Gewebe vollendet, auch glaubte ich wahrzunehmen, daß das Thier gewiſſermaßen eine große Freude darüber bezeigte; denn es umging ſein Werk öfters, unterſuchte alle Stellen, und begab ſich dann wieder in ſein Loch, das es oft verließ. Der erſte Feind, den es zu bekämpfen hatte, war eine weit größere Spinne. Dieſe, die kein Gewebe mehr ſpinnen konnte, wollte ſich des Eigenthums ihrer Nachbarinn bemächtigen, es erfolgte daraus ein hartnäckiger Kampf, wo ſich der Sieg auf die Seite der unrechtmäßigen Beſitzerinn zu lenken ſchien; denn die arbeitſame Spinne wurde gezwungen, ſich in ihr Loch zu flüchten. Die Siegerinn wendete darauf alle mögliche Mittel an, die andre aus ihrem Aſyl zu locken; ſie that, als ob ſie wegginge, allein ſie kam bald wieder, und weil ſie ſah, daß alle ihre Kunſtgriffe vergebens waren, ſo fing ſie, ohne Barmherzigkeit, an, das Gewebe der Uberwundenen zu vernichten. Dies veranlaßte ein zweytes Gefecht, worin die arbeitſame Spinne, wider meine Erwartung, ihre Gegnerinn tödete.

Nun befand ſie ſich im friedlichen Beſitz ihres rechtmäßigen Eigenthums, und brachte drey Tage damit zu, den Schaden auszubeſſern, ohne irgend eine, mir merkbare, Nahrung zu ſich zu nehmen. Endlich fiel eine große blaue Fliege in's Netz, und ſträubte ſich heftig. Die Spinne ließ ſie ſich zerarbeiten, als ſie aber bemerkte, daß ſie zu ſtark für ihr Geſpinnſt war, that ſie einen Ausfall, umwickelte ſie, in weniger denn einer Minute, mit einem zweyten Netz, daß das Schlagen ihrer Flügel hemmte, und ſchleppte ſie, ſo gefeſſelt, in ihr Loch.

Sie lebte eine ganze Woche von dieſer Fliege. Ich warf eine Weſpe in ihr Netz. Sie kam ſogleich, nach ihrer Gewohnheit, herbeygelaufen, allein, wie ſie ſah, welchen

chen Gegner ſie zu beſtreiten hatte, machte ſie hurtig alle Bande los, die ihn hielten, und that Alles, was in ihrer Macht ſtand, um ſich von einem ſolchen furchtbaren Widerſacher zu befreyen. Als die Weſpe in Freyheit war, erwartete ich, daß die Spinne die Lücken in ihrem Gewebe ergänzen würde, ſie mußten aber irreparabel ſeyn, denn ſie gab ihr altes Geſpinnſt völlig auf, und fing ein neues an, das in der gewöhnlichen Zeit vollendet war.

Ich war begierig zu ſehn, wie viele Gewebe eine Spinne liefern könne; ich zerſtörte dies neue Netz; ſie fing ein andres an, das ich gleichfalls vernichtete, und nun ſchien ihr Vorrath erſchöpft, denn ſie ſpann nicht mehr. Die Ränke, auf die ſie ſich nun legte, um zu ſubſiſtiren, waren wirklich bewundernswerth. Oft zog ſie ihre Füße an ſich, und blieb, wie eine Kugel, ganze vier Stunden unbeweglich liegen, aber immer auf der Lauer. Kam eine Fliege ihr nah genug, ſo ſtürzte ſie ſich auf ſie, und verfehlte ſie ſelten.

Dieſe Lebensart mußte ihr endlich nicht länger anſtehn, ſie beſchloß alſo, das Eigenthum einer andern Spinne zu erobern.

Sie griff eine benachbarte Verſchanzung mit vieler Tapferkeit an, wurde aber eben ſo tapfer zurückgeſchlagen. Dieſe Niederlage ſchreckte ſie nicht ab. Sie belagerte eine andre drey Tage lang, tödete den Beſitzer, und bezog ſeine Wohnung.

Die Spinne ſtürzt ſich nicht ſogleich auf die kleinen Fliegen, die ſich in ihrem Netze gefangen haben, denn das Schrecken würde bey ihrem Anblick der Fliege ſo viele Kräfte geben ſich loszureiſſen. Sie wartet's geruhig ab, bis ſie ſich durch vergebliche Anſtrengung abmattet; auf dieſe Art iſt ſie ihrer Beute immer gewiß.

Die Spinne, welche ich beſchreibe, lebte drey Jahre: und jedes Jahr legte ſie ihren Balg ab: oft riß ich ihr einen Fuß aus, und in zwey bis drey Tagen wurde er durch einen neuen erſetzt.

Anfänglich fürchtete die Spinne meine Annäherung, aber in der Folge ward ſie ſo vertraut, daß ſie eine Fliege aus meinen Fingern nahm, und wenn ich eine Stelle ihres Gewebes berührte, machte ſie ſich zum Angriff oder zur Vertheidigung fertig.

Ich muß zur Vollſtändigkeit meiner Beſchreibung noch hinzufügen, daß das Männchen kleiner als das Weibchen iſt, und letzteres Eyer legt. Wenn ſie gelegt ſind, wickelt ſie ſolche ſorgfältig in ein Stück von ihrem Geſpinnſte, und wenn man ſie zur Flucht nöthigt, ſo bemüht ſie ſich dieſen Eyerſack mit fortzuſchleppen, und wird oft das Opfer ihrer Anhänglichkeit an ihre Kleinen.

Sobald die Jungen ausgekrochen ſind, fangen ſie an zu ſpinnen, und werden zuſehends größer. Glückt es ihnen, eine Fliege zu haſchen, was ſie ſchon 24 Stunden nach ihrer Geburt zu thun vermögen, ſo fallen ſie gefräßig darüber her. Aber ſie können auch drey bis vier Tage ohne Nahrung leben, ohne daß ſie dies hindert, täglich um die Hälfte größer zu werden.

Die Spinnen, wenn ſie alt werden, wachſen bloß an den Füßen, und wenn das Alter ihre Glieder ſteif gemacht hat, ſo ſterben ſie Hungers, weil ſie ſich ihres Raubs nicht mehr bemächtigen können.

V.

Anekdoten.

Vor einigen Monaten war zu **Brighthelmſtone** ein Wettrennen zu Fuß, um hundert Guineen. Die Läufer hießen **Plaine**, von Appeldore aus der Provinz Kent, und **Fline**, von Chatwood, aus Surry. Die Diſtanz der Laufbahn betrug 110 Ruthen. **Fline**, ein Mann von robuſtem Ausſehn, hatte ſchon mehrere Rennen von der Art gehalten, und war ſtets Sieger geblieben. **Plaine** hingegen ſah ſehr mager und ſchwindſüchtig aus. Die Wetten der Zuſchauer betrugen über 10000 Pfund Sterling, und verhielten ſich, für **Fline** gegen **Plaine**, wie 50 zu 30. Allein 20 Ruthen vom Ziel lief **Plaine** dem **Fline** mit unglaublicher Geſchwindigkeit vor, und gewann den Preis zum großen Vergnügen aller Gegenwärtigen.

Am Tage der Vermählung Heinrichs IV mit **Maria von Medicis**, ſchrieb man über die Thüre des Brautgemachs, des Wortſpiels wegen, folgenden aus der Bibel genommenen Vers:

Non eſt opus benevalentibus *Medicis.*

Heinrich und **Maria** waren nicht immer die friedfertigſten und verträglichſten Eheleute. Nach einer heftigen Gardinenpredigt, ſprang eines Abends die Königinn wüthend aus dem Bette, und zerzauſte und zerkratzte den guten **Heinrich** haß, der ihr, ſeiner Seits, nichts ſchuldig blieb.

Ein Jude bot der Königinn Eliſabeth von England, eine Perle von ſchönem Waſſer und erſtaunlicher Größe, für 20000 Pfund Sterling zum Kauf an. Die Königinn antwortete, daß ſie glauben würde eine Sünde zu begehn, wenn ſie ſo viel Geld für eine Sache verſchwendete, die von keinem reellen Nutzen wäre. Der Jude wollte hierauf England verlaſſen, um in einem andern Lande einen Monarchen aufzuſuchen, der ſeine Perle kaufen könnte, als der Ritter **Thomas Gresham**, ein reicher Kaufmann von London, ihn zum Eſſen einladen ließ. „Die Königinn, ſagte er zu ihm, hat eure Perle nicht kaufen wollen, und ich kann mir leicht vorſtellen, was eine ſolche abſchlägige Antwort bey euch für Muthmaſſungen erweckt hat. Aber ich kaufe ſie für mich, um den geforderten Preis, und will ſie euch gleich baar bezahlen.“ Er that's, ließ ſich hierauf einen Mörſel bringen, ſtieß die Perle zu Pulver, ſchüttete das Pulver in ein Glas Wein, und trank es auf die Geſundheit der Königinn. ‚Ihr ſeht, redete er den Juden an, daß die Königinn in Stande war, eure Perle zu kaufen, wenn ſie gewollt hätte, da ſie Unterthanen hat, die ſie baar bezahlen und auf ihre Geſundheit trinken können.“

Lully ſtarb an einer Wunde, die er ſich am kleinen Zähen des einen Fußes, beym Schlagen des Takts, mit ſeinem Spaniſchen Rohr verſetzt hatte. Dieſe Wunde, die man anfänglich nicht achtete, verſchlimmerte ſich ſo ſehr, daß der Arzt ihm rieth, den Zähen ablöſen zu laſſen. Zum

Unglück zögerte man mit der Operation, und zuletzt war keine Hülfe mehr möglich.

Es war eine Zeit, wo es wenige Fürſten und Cardinäle in Italien gab, die nicht ein paar Hofnarren, oder ein paar Neubelehrte in ihrem Sold gehabt hätten. Der letzte Grosherzog aus dem Hauſe Medicis hatte deren verſchiedene. Ein Engländer, der durch Florenz reiſete, fragte zwey ſeiner Landsleute, was ſie hier machten? „Ich bin des Grosherzogs Hofnarr,“ antwortete der eine. —“ Und ich, erwiederte der andre, bekomme 200 Thaler, **um den Katholiken Seiner Durchlaucht zu machen.**

VI.

Biographie.

Leben von Philipp Quinault.

Philipp Quinault, geboren zu Paris 1635, war der Sohn eines eben nicht gar reichen Beckers. Er kam, wie Bayle in ſeinem Dictionaire verſichert, bey einem berühmten Schauſpieler der damaligen Zeiten, **Mondory**, als Lakey in Dienſte, wo er die erſte Luſt an Schauſpielen gewann, und die erſte Ermunterung erhielt, ſich den Studien zu widmen. Nachdem er ſich einigen Unterricht in der Rechtsgelehrſamkeit geben laſſen, ward er Schreiber bey einem Advokaten. Doch entſagte er bey dieſem Geſchäften der Liebe zum Theater nicht. Vielmehr bewarb er ſich, um die Freundſchaft eines damaligen beliebten Theaterdichters (der aber dennoch, wie **Boileau** ſagt, den Sommer ohne Wäſche, und den Winter ohne Holz zubrachte), des **Triſtan**, der ihn zu einigen dramatiſchen Arbeiten ermunterte, ihn in's Publikum einführte, und ihm mit Kritik und gutem Rath an die Hand ging. Durch den Beyfall, womit ſeine erſten Verſuche auf dem Theater aufgenommen wurden, erlangte er die Zuneigung eines reichen Kaufmanns, der die Bühne bis zur Leidenſchaft liebte. Dieſer ward ſo vertraut mit **Quinault**, daß er ihn endlich ganz zu ſich in's Haus nahm. Nach ſeinem Tode heirathete **Quinault** ſeine Wittwe, und bekam mit ihr ein Vermögen von vierzigtauſend Thalern. Im Jahr 1670 ward er in die Franzöſiſche Akademie aufgenommen, und erhielt den St. Michaelsorden. Als **Quinault** nunmehr einen anſehnlichen Rang unter den ſchönen Geiſtern ſeiner Zeit behauptete, wollte er auch gern einen gewiſſen Rang in der politiſchen Welt haben. Er kaufte ſich daher die Stelle eines Auditors bey der Rechnungskammer (Auditeur des Comptes); als er ſie aber in Beſitz nehmen wollte, wurden ihm Schwierigkeiten gemacht, und die Herren von der Rechnungskammer ſagten, es ſey unſchicklich, in ihr angeſehenes Collegium einen Komödienſchreiber aufzunehmen. Hierüber machte man folgendes Sinngedicht:

Quinault le plus grand des Auteurs,
Dans votre Corps, Meſſieurs, a deſſein de paroître;
Puiſqu'il a fait tant d'Auditeurs,
Pourquoi l'empêchez-vous de l'être?

d. i. „**Quinault**, dieſer große Schriftſteller, will in euer „Korpus, ihr Herren, aufgenommen ſeyn; da er ſo viel „Auditoren gemacht hat, warum verwehrt ihr ihm, einer „zu ſeyn? Gegen das Ende ſeines Lebens bereute es **Quinault**, Schauſpiele geſchrieben zu haben, und unternahm, um es für Gott wieder gut zu machen, ein Gedicht über die Ausrottung der Reformirten Religion, das ſich alſo anfing: „Nur zu viel ſang ich von Scherz „und Liebe; jetzt muß ich einen erhabnern Ton anſtim„men; ſo lebe dann wohl, zärtliche Muſe, lebe ewig wohl!“ Er ſtarb zu Paris den 26. November 1688, in einem Alter von dreyundfunfzig Jahren, und hinterließ ein Vermögen von mehr als hunderttauſend Thalern. Sein perſönlicher Charakter war ſehr ſanft, beſcheiden, und liebenswürdig. Die Grabſchrift, die er ſich ſelbſt verfertigte, lautete alſo:

> Paſſant, arrête ici pour prier un moment!
> C'eſt ce que des vivans les morts ont droit d'attendre.
> Quand tu ſeras au monument,
> On aura ſoin de te le rendre.

d. i. „Wandrer, verweile dich hier einen Augenblick, um „zu beten. Dies von den Lebenden zu erwarten, haben „die Todten ein Recht. Wenn du im Grabe ſeyn wirſt, „wird man Sorge tragen, dir es zu erwiedern.“ **Quinault's** theatraliſche Arbeiten folgen in der chronologiſchen Ordnung alſo auf einander: 1) **Die Nebenbuhlerinnen (les Rivales)**, eine Tragikomödie in fünf Aufzügen und in Verſen, die 1653 vorgeſtellt, und 1661 gedruckt wurde, ſein erſter nicht ganz unglücklicher Verſuch. Ueberhaupt haben ſeine Luſtſpiele einzelne gute Charaktere und Einfälle, aber die vis comica des **Moliere** mangelt ihnen. Weil **Quinault** fürchtete, daß die Komödianten das Stück von ihm, als einem Anfänger, nicht annehmen möchten, ſo mußte es ihnen **Triſtan** als eine Arbeit von ſich, vorleſen. Sie fanden es gut, und boten hundert Thaler dafür. Sobald ſie aber nun den wahren Verfaſſer erfuhren, wollten ſie nur die Hälfte geben. Endlich ward Triſtan mit ihnen einig, daß der Verfaſſer den neunten Theil von jeder

Einnahme haben ſollte, ſo oft das Stück in ſeiner Neuheit geſpielt würde. Von der Zeit an ward dieſe Art von Accord zwiſchen Verfaſſern und Schauſpielern allgemein üblich. 2) **Der edle Undank** (la genereuſe ingratitude), ein tragikomiſches Schäferſpiel in fünf Aufzügen und in Verſen, vorgeſtellt 1654, gedruckt 1657. 3) **Der geſchwätzige Liebhaber** (l'Amant indiſcret), eine Komödie in fünf Aufzügen und in Verſen, vorgeſtellt 1654, gedruckt 1664. Dieſes Stück erhielt vorzüglichen Beyfall. 4) **Die Komödie ohne Komödie** (Comedie ſans Comedie), in fünf Aufzügen und in Verſen, vorgeſtellt 1656, gedruckt 1657. Jeder Aufzug iſt ein Stück für ſich allein. Der erſte iſt eine Art von Prolog, und die Einleitung zu den übrigen; der zweyte iſt ein Schäferſpiel, **Clomire** betitelt, der dritte eine Komödie unter dem Titel (le Docteur de Verre) der Doctor von Verre; der vierte ein Trauerſpiel, das **Klorinde** überſchrieben iſt, und der fünfte eine Tragikomödie mit Maſchinen, die den Titel **Armide und Rinaldo** hat. 5) **Der Tod des Cyrus** (la Mort de Cyrus), ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen und in Verſen, vorgeſtellt 1656, gedruckt 1659. Die Schreibtafel, die die Königinn **Tomyris** verloren hat, und andre Verletzungen des Coſtume gaben dem **Boileau** Anlaß, in einem Todtengeſpräche über dieſes Stück zu ſpotten. Sonſt haben die Trauerſpiele des **Quinault** einzelne gute poetiſche Stellen, aber keine guten Plane. 6) **Die Vermählung des Kambyſes** (le Mariage de Cambyſe), ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen und in Verſen, vorgeſtellt 1656, gedruckt 1659. 7) **Stratonice**, ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen und in Verſen, vorgeſtellt 1657, gedruckt 1660. 8) **Die Streiche der Liebe und des Schickſals** (les Coups de l'Amour & de la Fortune), eine Tragikomödie in fünf Aufzügen und in Verſen, vorgeſtellt 1657, gedruckt 1660. Der Inhalt iſt aus einem Spaniſchen Stücke des

Don Antonio de Solis gezogen, das den Titel führt: **Thriumph der Liebe und des Glücks.** Es war in demſelben Jahre ein Schauſpiel gleichen Inhalts von **Boisrobert** erſchienen. Eine Demoiſelle du **Chateau** bekam Luſt, dieſelbe Materie zu bearbeiten, und machte einen Entwurf, über den ſie den **Quinault** zu Rathe zog. Die Verſification der vier erſten Aufzüge beſorgte **Triſtan**, und, als dieſer drüber ſtarb, die vom letzten **Scarron.** Eigentlich rechnet man alſo dieſes Stück nicht ganz recht unter die Arbeiten des **Quinault.** 9) **Der vorgebliche Alcibiades (le feint Alcibiade),** eine Tragikomödie in fünf Aufzügen und in Verſen, vorgeſtellt und gedruckt 1658. 10) **Amalaſunte,** ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen und in Verſen, vorgeſtellt und gedruckt 1653. 11) **Das verliebte Geſpenſt (le Fantôme amoureux),** eine Tragikomödie in fünf Aufzügen und in Verſen, vorgeſtellt und gedruckt 1659. Der Inhalt iſt aus einem Spaniſchen Stücke entlehnt. 12) **Agrippa, König von Alba, oder, der falſche Tiberinus,** ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen und in Verſen, vorgeſtellt und gedruckt 1660. Das ganze Stück gründet ſich auf die Vorausſetzung einer ſo vollkommnen Aehnlichkeit zwiſchen dem Tiberinus, und dem Agrippa, in Anſehung des Körpers und des Geiſtes, daß auch die Geliebte des Agrippa, nach vielen und langen Unterredungen mit ihm, ihn immer noch für den Tiberinus hält. **Johann Dancer** überſetzte dies Stück 1675 in Engliſche Verſe, und ſo ward es verſchiedenemal zu Dublin aufgeführt. 13) **Aſtartus, König von Tyrus,** eins der beſten Trauerſpiele des **Quinault,** in fünf Aufzügen und in Verſen, vorgeſtellt und gedruckt 1660. Der Italiener **Roili** machte 1770 eine Oper daraus. Auf dieſes Stück des **Quinault** ſpielt **Boileau** in ſeiner dritten Satyre an, und wirft dem Verfaſſer vor, daß jeder Aufzug für ſich ein Stück ausmache. 14) **Die kokette Mutter,**

oder, **die veruneinigte Liebenden** (la Mère coquette, ou, les Amans brouillés), ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, und in Verſen, vorgeſtellt 1665, und gedruckt 1671; die vornehmſte Komödie von **Quinault**, die ſich auch noch jetzt mit Beyfall auf dem Theater erhält, zumal, nachdem ſie 1770 von **Colle** moderniſirt worden, der unter andern die gar zu outrirte Rolle des Marquis verfeinert, und den neuern Sitten gemäß umgearbeitet hat. Nach der alten Ausgabe überſetzte es Herr **Pfeufer** unter dem Titel: **Die verbuhlte Mutter**, Wezlar, 1771, in's Teutſche. 15) **Bellerophon**, ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen und in Verſen, vorgeſtellt 1665, gedruckt 1671. 16) **Pauſanias**, ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen und in Verſen, vorgeſtellt und gedruckt 1666. 17) **Die Feyer des Amor und des Bacchus** (les fêtes de l'Amour & de Bacchus), eine Schäferoper in drey Aufzügen, vorgeſtellt mit Muſik von **Lully** und **Debroſſes** 1672. Dieſes Stück macht eine merkwürdige Epoche in der Geſchichte, des Franzöſiſchen Theaters, indem **Quinault** dadurch der Vater der Franzöſiſchen **Oper** ward. **Opern**, oder, muſikaliſche Schauſpiele, mit Tänzen, Maſchinerieen, und Dekorationen unterſtützt, lernten die Franzoſen zuerſt von den Italienern kennen. Der Cardinal **Mazarin** gab ſich alle Mühe, ſie in Frankreich einzuführen, und ließ zu dem Ende im Jahre 1647 Tonkünſtler aus Italien kommen, die ein ſolches Stück in **Italieniſcher** Sprache, **Orpheus und Euridice** betitelt, vorſtellten. Nicht allein die Neuheit dieſes Schauſpiels, ſondern auch die guten Stimmen der Sänger, und der Aufwand, den der Cardinal in Kleidern und Maſchinen machte, verſchafften der Vorſtellung einen ausserordentlichen Beyfall. Dies veranlaßte, daß man nachher, bey der Vermählung des Königs, abermals eine Oper, welche **der liebende Herkules** hieß, aufführte. Doch ließ man jetzt dem Text gegen über eine Franzöſiſche Ueberſetzung zum Beſten derer drucken, die das Italieniſche nicht verſtanden. Dies erregte den Wunſch, **Franzöſiſche** Opern zu haben, aber dazu fehlte es an Tonkünſtlern und an guten Stimmen; ja man glaubte damals noch, die Franzöſiſche Sprache ſey nicht ſo muſikaliſch, als die Italieniſche. Ein gewiſſer Abbé **Perrin**, Ceremonienmeiſter des Herzogs von Orleans, unternahm es, alle dieſe Hinderniſſe zu überſteigen. Er verfertigte eine Schäferoper, die er von **Lambert**, dem Kapellmeiſter der Königinn Mutter, componiren ließ. Sie ward 1659 zu Iſſy aufgeführt, und gefiel ſo ſehr, daß der Cardinal **Mazarin** ſie einigemal zu Vincennes vor dem Könige geben ließ. So roh noch dieſer erſte Verſuch in Plan und Ausführung war, ſo gefiel doch dem Publicum die Neuheit der Sache. **Perrin** ſchrieb daher 1661 eine neue Oper **Ariadne**, deren Vorſtellung, ſo wie überhaupt der Fortgang der Franzöſiſchen Oper, durch den Tod des Cardinals **Mazarin** gehindert ward. **Perrin** ruhete aber nicht, um die Sache wieder in Gang zu bringen, und wirkte ſich 1669 ein Privilegium zu Errichtung einer Franzöſiſchen Oper aus. Da er aber die dazu nöthigen Koſten und Anſtalten nicht allein beſtreiten konnte, ſo aſſociirte er ſich in Anſehung der Muſik mit dem Kapellmeiſter **Lambert**, in Anſehung des Maſchinenweſens mit dem Marquis **de Sourdeac**, und in Anſehung der Koſten mit einem gewiſſen **Champeron**. Dieſe zuſammen ließen nun aus Languedoc, und zwar aus den dortigen Kathedralkirchen, welche ſtändige Kapellen unterhielten, geſchickte Muſiker kommen, und ein eignes Theater erbauen, worauf 1671 eine neue Oper **Pomone**, aus der Feder des **Perrin**, aufgeführt ward. Sie mußte achtmal vorgeſtellt werden, indeſſen fanden doch Kenner die Verſe des **Perrin** ſo ſchlecht, wie ſie würklich waren. Bald darauf bemächtigte ſich der Marquis **de Sourdeac**, unter dem Vorwand gethaner Vorſchüſſe, des Theaters, und ließ ſich nun, um des **Perrin** entübrigt zu ſeyn, ein Stück von einem gewiſſen **Gilbert** verfertigen, das aber ſchlecht ausfiel. Der berühmte **Lully**, Kapellmeiſter des Königs, benutzte dieſe Uneinigkeit unter den Theilnehmern der Oper, und brachte es durch die **Monteſpan** dahin, daß ihm **Perrin** gegen ein Stück Geld ſein Privilegium abtreten mußte. **Lully** aſſociirte ſich mit **Vigarini**, einem Maſchinenmeiſter des Königs, ließ ein neues Theater bauen, und ſuchte den **Quinault** auf, den er aus ſeinen Trauerſpielen als einen für ihn brauchbaren Dichter kannte. Zum erſten Anfang ſuchte **Lully** aus verſchiednen Divertiſſements, die er vordem für **Molierens** Theater gemacht hatte, einige Ballette zuſammen, und bat nun den **Quinault**, daraus ein Ganzes, und einen Text dazu zu machen. Auf dieſe Art entſtand jene **Feyer des Amor und des Bacchus**. Die Opern des **Quinault** ſind lyriſche Trauerſpiele und Tragikomödien, und er brachte in dieſe Schauſpiele mehr Intereſſe, als ſie bey den Italienern hatten. Viele natürliche und ſinnreiche Züge, viele ſchöne poetiſche Stellen, eine angenehme Leichtigkeit findet man im Detail. Beſonders iſt dieſer Dichter glücklich im Ausdruck ſanfter Empfindungen, und deswegen wählte ſich ihn **Lully**, deſſen Manier in der Muſik damit am beſten übereinſtimmte. Sonſt war es übel für **Lully** zu arbeiten, indem er Wort für Wort durchging, den Dichter hundertmal zu ändern nöthigte, und gar keine Vorſtellungen annahm; **Quinault** hat aber mehr den Ruhm des **Lully**, als dieſer den Ruhm des Dichters, befördern helfen. Denn **Quinault's** Opern gefielen damals faſt allein durch **Lully's** Muſik, und der poetiſche Verfaſſer ärndtete bey ſeinem Leben nicht allen den Beyfall ein, den er verdiente. Einige ſchwächere Stellen, einige Einförmigkeiten, welche die Muſick veranlaßte, wurden von den Kritikern jener Zeiten zu hart gerügt, und überhaupt beurtheilte man **Quinault's** lyriſche Stücke mehr, nach den Regeln des Trauerſpiels, als der Oper. **Boileau** war **Quinault's** vornehmſter Feind, und ſeine ſatyriſchen Ausfälle thaten dem Operndichter ſehr viel Schaden. **Boileau** erniedrigte ſich ſogar, Kabalen gegen **Quinault** und ſeine Schauſpiele zu machen; ja einſt fiel er im Gefolge einiger ſeiner Freunde über **Lully** her, ſagte erſt im Scherz: Entſage dem **Quinault**, oder du biſt des Todes, und wandte dann im Ernſt alles an, ihn von dem Dichter abzubringen. Als aber durch **Perrault**, der allein das Herz hatte, ſich des **Quinault** anzunehmen, jene Kabalen vereitelt wurden, auch ein Verſuch, den **Boileau** auf Verlangen der **Monteſpan** machte, ſelbſt eine Oper zu ſchreiben, unglücklich ausfiel: ſo eiferte nachher **Boileau** doch wenigſtens noch gegen die Moralität der Opern überhaupt. **Boileau** ſagte einſt zu dem Mann, der die Plätze anzuweiſen hatte: Geben Sie mir einen Platz, wo ich blos die Muſik ohne die Worte höre; denn **Lully's** Muſik ergötzt mich, aber **Quinault's** Verſe kann ich nicht ausſtehen. Uebrigens nahm **Boileau** das Unrecht, das er dem **Quinault** gethan, in der Vorrede zu der letzten Ausgabe ſeiner Werke, durch folgende Worte einigermaßen zurück: „Ich habe nicht läugnen wollen, daß viel Geiſtreiches in „den Werken des **Quinault** ſey; in der Zeit, da ich gegen ihn ſchrieb, waren wir beyde noch ſehr jung, und er „hatte damals noch viele Werke nicht geſchrieben, die ihm „in der Folge einen verdienten Ruhme erworben haben.“ Nach **Quinault's** Tode hat man es oft mit Beyfall verſucht, ſeine Opern auch ohne Muſik zu geben. 18) **Kadmus und Hermione**, die erſte tragiſche Oper dieſes Dichters, mit Muſik von **Lully**, 1673. Da **Moliere** in dieſem Jahre ſtarb, ſo bat ſich **Lully** nun deſſen Theater im Königlichen Pallaſt für ſeine Opern aus. 19) **Alceſte, oder, der Triumph des Herkules**, eine Oper mit Muſik von **Lully**, 1674. 20) **Theſeus**, eine Oper mit einem

Prolog, componirt von Lully 1675. In der Folge wollte **Mondoville** dieſe Oper mit einer neuen Compoſition geben, die aber keinen Beyfall fand. 21) **Atys**, eine Oper, componirt von Lully 1676, eins von **Quinault's** ſchönſten Stücken. Durch folgenden Zufall ward ſie damals allgemein beliebt. Der König fragte einſt die **Monteſpan**, welche Oper ihr am beſten gefiele. Als ſie nun ſagte: Ich erkläre mich für Atys, ſo erwiederte der König: Atys iſt gar zu glücklich! Als man im Jahre 1677 dieſe Oper das erſtemal wieder vorſtellte, kamen die Zuſchauer ſchon morgens um zehn Uhr in das Schauſpielhaus, und um zwölf Uhr war kein Platz mehr zu haben. Solche Stellen, als wie in dieſer Oper vorkommen, wo es z. B. einmal in einem Duett heißt:

Il faut ſouvent, pour devenir heureux,
Qu'il en coute un peu d'innocence.

(d. i. „Um glücklich zu werden, koſtet es oft ein wenig Unſchuld *) waren es, worauf ſich **Boileau** berufte, wenn er die Sittlichkeit dieſer Opern tadelte; aber er vergaß, daß dies **Quinault** nicht in ſeiner eignen Perſon ſagte. 22) Iſis, eine Oper, componirt von Lully 1667. Dieſe Oper, die große Schönheiten hat, koſtete ſowohl dem Dichter, als dem Componiſten viele Mühe. Der Dichter ſah ſich genöthigt, ein ſehr undankbares Sujet zu bearbeiten, und, um die fünf Aufzüge anzufüllen, Epiſoden auf Epiſoden zu häufen. Der Tonkünſtler ſuchte ſich ſelbſt zu übertreffen, aber vergebens. Unerachtet aller Kunſt, die Lully hier verſchwendete, misfiel die Oper doch dem Hofe. Die **Monteſpan** glaubte nämlich, **Quinault** habe ſie darin ſchildern wollen, und dies zog dem Dichter ihre Ungnade zu. Mit den Sängern aber war Ludwig XIV ſo zufrieden, daß er in einer eignen Verordnung erklärte, ein

Mann von Stande könne in der Oper ſingen, und von ihr Penſion ziehen, ohne ſeinem Stande dadurch zu ſchaden. 23) **Proſerpine**, eine Oper mit Prolog, componirt von Lully 1680. 24) **Perſeus**, eine Oper mit Prolog, componirt von Lully 1682. Dies war die erſte Oper, die erſt auf dem öffentlichen Theater erſchien, ehe ſie vor dem König gegeben ward. Ein junger Fürſt **Dietrichſtein** tanzte eine Entree darin. Bey der Geburt des jungen Herzogs von Burgund gab Lully eine ſehr prächtige Vorſtellung von dieſer Oper unentgeltlich. Unter den Damen und witzigen Köpfen der damaligen Zeiten entſtand ein heftiger Streit, ob es wohl wahr ſey, was in dieſer Oper behauptet wird, daß ein Liebhaber ſeine Geliebte lieber von einem Ungeheuer wolle gefreſſen, als in den Armen eines Nebenbuhlers ſehen. 25) **Phaeton**, eine Oper mit Prolog, componirt von Lully 1683. Wegen der Pracht und der Maſchienen, die dieſe Oper erforderte, nannte man ſie eine Oper für's Volk. Mit dieſer Oper weihte man das neue Operntheater zu Lion 1688 ein. 26) **Amadis von Gallien**, eine Oper mit Prolog, componirt von Lully 1684. Ludwig XIV hatte dem **Quinault** ſelbſt ſchon 1683 den Stof dazu aufgegeben; ehe **Quinault** aber damit fertig ward, ſtarb die Königinn. Nun waren ein ganzes Jahr keine Schauſpiele bey Hofe, aber Lully erhielt die Erlaubniß, die Oper einſtweilen in der Stadt zu geben, wo Muſik, Kleider, und Maſchienen auſſerordentlich gefielen. Als **Quinault** den Auftrag vom König erhalten hatte, entſtand ein Gerüchte, als wenn er in großer Verlegenheit wäre, wie er dies Sujet ausführen ſollte. Bey dieſer Gelegenheit machte Quinault ein Madrigal, **die ſchwere Oper** betitelt, folgendes Inhalts: „Nicht die Oper, die ich für den „König verfertige, iſt es, was mir die Ruhe raubt. Alles, „was man für Ihn macht, däucht einem ſtets leicht. Die „große Verlegenheit, in der ich mich befinde, iſt die, fünf

„Mädchen zu Hauſe zu haben, wovon die jüngſte ſchon „mannbar iſt. Ich ſoll ſie unterbringen, und ich wünſchte, es zu können. Aber im Gefolg des Apoll bereichert „man ſich nicht ſonderlich, und bey wenigen Vermögen iſt es „eine ſchreckliche Pflicht, ſich in der Nothwendigkeit zu „ſehn, fünfmal Schwiegervater zu werden. Wie? fünf „Actus vor einem Notar, um fünf Mädchen zu verſorgen! Himmel! Kann man wohl je eine böſere Oper zu „machen haben?“ Drey von ſeinen Töchtern gingen in's Kloſter, zwey wurden verheirathet. 27) **Roland**, eine Oper mit Prolog, componirt von Lully 1685. **Lully** ſelbſt hielt die Compoſition dieſer Oper für ſein Meiſterſtück, doch hat das Publicum die von der **Armide** noch vorgezogen. Auch zu dieſer Oper gab Ludwig XIV ſelbſt dem Dichter die Idee an die Hand, und dieſer arbeitete ſie daher mit vorzüglichem Fleiße aus. **Niſſet** überſetzte dieſe Oper 1781 in das Schwediſche. 28) **Der Tempel des Friedens**, ein Oper-Ballet von ſechs Entreen, componirt von **Lully** 1685, eigentlich eine Rhapſodie von mehrern Divertiſſemeuts, die **Lully** ſchon ſonſt für den König verfertigt hatte, und die **Quinault** geſchwind zu einem Ganzen machen mußte, weil man zu Fontainebleau etwas dergleichen verlangte, und eine neue Oper noch nicht fertig war. Viele Perſonen vom erſten Range tanzten in dieſem Ballet. 29) **Armide und Rinaldo**, eine Oper mit Prolog, componirt von **Lully** 1686, eine weitere Ausführung deſſen, was unter N. 4 vorkam. Die erſte Vorſtellung gefiel dem Publicum nicht. **Lully**, der für ſeine Arbeiten ſo eingenommen war, daß er, wie er ſelbſt ſagte, den hätte erſtechen können, der ihm geſagt hatte, ſeine Muſik ſey ſchlecht, ließ hierauf das Stück für ſich allein vorſtellen. Als der König dies hörte, ſagte er, die Oper müſſe gut ſeyn, weil ſie **Lully** ſo finde, und ſogleich waren die Urtheile des Hofes und der Stadt umgeſtimmt. Dieſe Oper ward nun der Triumph von **Quinault**, **Lully**, und von der Demoiſelle **Rochois**, welche die Hauptrolle darin hatte. Der fünfte Act vornehmlich iſt ein Meiſterſtück des Dichters und des Tonkünſtlers. Man ſagt, **Lully** habe den **Quinault** genöthigt, dieſen Act fünfmal umzuarbeiten. Sowohl dies, als Bigotterie brachten **Quinault** zu dem Entſchluß, trotz aller Vorſtellungen des **Lully**, nichts mehr für das Theater zu arbeiten. **Lully** lieferte nachher auch nur noch ein Stück, wozu **Campiſtron** den Text machte: **Acis und Galathee**, 1686. Die vier ſchönſten Opern von **Quinault** charakteriſirt man insgemein ſo, daß man ſagt, **Atys** ſey die Oper des Königs, **Phaeton** die Oper des Volks, **Iſis** die Oper der Tonkünſtler, und **Armide** die Oper der Damen geweſen. **Durazzo** und **Migliavacca** überſetzten die **Armide** gemeinſchaftlich in das Italieniſche. Eine Teutſche Ueberſetzung von Herrn **Eſchenburg** ſteht im dritten Bande der Hamburger **Unterhaltungen.** Man legt ſonſt noch dem Quinault, doch ohne genugſame Gründe, folgende zwey Opern, die nur geſpielt, nicht gedruckt worden, bey: **Iris**, und **die Liebe des Lyſis und der Heſperie**, welche letztere 1660 bey der Pyrenäiſchen Friedensfeier gegeben ward. Der Kardinal **Mazarin** ſoll die Idee dazu angegeben, und **Quinault** ſie mit dem Herrn **von Lyonne** gemeinſchaftlich ausgeführt haben. — Das ganze **Theater** von **Quinault** ward 1739 in fünf Bänden geſammelt. Im Jahr 1777 machte man eine neue Ausgabe davon, und ſetzte eine Abhandlung über die Oper, und ihren Urſprung vor.

VII.

Wahre Geſchichte ſtatt Roman.

Grimaldi.

Ein Italiener, Namens **Grimaldi**, flüchtete ſich während der bürgerlichen Kriege von **Genua**, nach **Piſa**. Geld war das Einzige, was auf der Welt ſich ſeiner Achtung und Freundſchaft rühmen konnte. Er behauptete, daß man auf jedem Wege, und um jeden Preis, dem Glück nachjagen, und ſich bloß der Mittel ſchämen müſſe, die fehl ſchlügen; wer viel Geld hat, pflegte er zu ſagen, hat wenig Gewiſſensbiſſe.

Man ſieht, daß dieſer Mann, bey ſolchen Grundſätzen, eine entſchiedene Anlage hatte, reich zu werden. Auch fing er ſehr frühzeitig an, am Gebäude ſeines Glücks zu arbeiten, und ſchon in ſeiner Jugend verdiente er den Namen eines alten Knickers. Mit dem Talente, Reichthümer zu erwerben, vereinigte er das weit ſeltnere, ſie zu erhalten. Er lebte ganz allein. Er hatte weder Hund noch Katze im Hauſe, weil er ihnen hätte zu freſſen geben müſſen. Eben ſo wenig hielt er ſich einen Bedienten, um keinen Lohn ausgeben zu dürfen. Ueberdies ſtand er beſtändig in Furcht beſtohlen zu werden, und Diebſtahl war, nach ſeinem Urtheil, ein weit ſchwärzeres und ſtraffälligeres Verbrechen, als Vatermord. Er war überall der Gegenſtand des Haſſes und der Verachtung; allein, wenn er eine Beleidigung oder Beſchimpfung empfing, ſo ging er nach Hauſe, warf einen Blick auf ſeine liebe Schatulle, und fühlte ſich getröſtet.

Die Frugalität ſeiner Mahlzeiten, und die Aermlichkeit ſeiner Kleidung, täuſchte das Publicum über ſeine wahren Vermögensumſtände nicht, und gewöhnlich ſchlägt's damit den Geizigen fehl. Der Mantel der Kargheit, worunter ſie ihren Ueberfluß zu verſtecken glauben, dient oft zu weiter nichts, als ihn in den Augen andrer zu vergröſſern, und ihr Geitz wird zu einem ausgehängten Schilde, das die Diebe einladet, da einzukehren.

An einem Abende, wo er in Geſellſchaft geſpeiſt hatte, (man kann leicht denken, daß es nicht in ſeinem Hauſe war) ging er allein, und ſehr ſpät, nach ſeiner Wohnung zurück. Jemand, der auf ihn lauerte, ſprang auf ihn zu, um ihn zu ermorden. **Grimaldi** fühlte ſich von einem Dolchſtrich durchbohrt, hatte aber noch ſo viel Kräfte, ſich mit der Flucht zu retten. Zu gleicher Zeit kam ein fürchterliches Ungewitter. Von Wunde, Schrecken und Regen abgemattet, warf ſich **Grimaldi** in die Bude eines Goldſchmids, die von Ungefähr noch offen ſtand. Dieſer Goldſchmid jagte dem Reichwerden wie **Grimaldi** nach, nur daß er einen weit unſichrern Weg eingeſchlagen hatte, als Wucher iſt. Er ſuchte nämlich den Stein der Weiſen. Dieſen Abend hatte er eben eine große Schmelzerey vor und deswegen ſeine Bude offen gelaſſen, um die Ofenhitze zu mäſſigen.

Grimaldi trat ziemlich brüſke herein. **Fazio**, ſo hieß der Goldſchmid, erkannte und fragte ihn, was er ſo ſpät, und bey ſo böſem Wetter auf der Gaſſe mache? Ach! ſeufzte **Grimaldi, ich bin verwundet!** Zugleich ſank er in einen Stuhl, und war tod.

Man ſtelle ſich **Fazio's** Entſetzen vor! Er eilte dem **Grimaldi** die Kleider aufzureiſſen, damit er freyer athmen könne, und gab ſich alle Mühe, ihn wieder in's Leben zurück zu bringen, allein er blieb tod. **Fazio** unterſuchte den Körper, und ward gewahr, daß **Grimaldi** einen

Stich in der Bruſt hatte; die Wunde hatte ſich geſchloſſen, das Blut hatte nicht auslaufen können, und er war erſtickt.

Fazio fand ſich durch dieſen Zufall in die äuſſerſte Verlegenheit geſetzt. Die ganze Nachbarſchaft lag im Schlaf, oder hatte ſich bey dem böſen Wetter in ihre Häuſer verſchloſſen. Er ſelbſt war ganz allein im Hauſe, weil ſeine Frau und beyden Kinder bey ſeinem ſterbenden Vater waren.

Plötzlich fuhr ihm ein kühner Gedanke durch den Kopf, der ihm aber, unter allen dieſen Umſtänden, ſehr leicht auszuführen ſchien. Er war verſichert, daß niemand den **Grimaldi** in ſeine Bude hatte gehn ſehn. Bey dem noch immer anhaltenden Regen und Donnerwetter verging allen Leuten die Luſt, am Fenſter zu gucken. Ueberdies lief **Fazio** Gefahr, wenn er **Grimaldi's** Tod anzeigte, ſelbſt in Verdacht zu kommen. Er überlegte Alles reiflich hin und her, machte ſeine Bude zu, und beſchloß dies Abentheuer zu ſeinem Vortheil zu nutzen, und, bey ſeinem Hange zu Verwandlungen, einen Verſuch zu machen, ob er das Unglück in Glück, wie vor dieſem ſein Bley in Gold oder Silber, verwandeln könne.

Fazio kannte oder muthmaßte **Grimaldi's** Schätze. Er fing an, ſeine Taſchen zu durchſuchen, und fand, nebſt etwas Münze, einen großen Bund Schlüſſel. Gut, dachte er bey ſich ſelbſt, das iſt eine Schickung des Himmels; der Fingerzeig der Vorſehung läßt ſich darin nicht verkennen. Daß dieſe Nacht ein ſo ſchreckliches Wetter war, daß meine Buden noch offen ſtehn, **Grimaldi** verwundet werden, und in meinem Stuhle ſterben mußte; das Alles geſchah nicht ohne beſondre Fügung. Er hat keine Verwandte, vielleicht auch keinen Freund. Ein Fremder iſt ſo gut wie ein andrer Fremder, und **Fazio** ſo gut wie ein andrer Erbe. Ich habe ſogar ein Recht mehr. Ohne mich wäre er auf der Straße geſtorben, und die ganze Nacht durch naß geworden; wer weiß, ob er nicht gar in meine Bude kam, um mich zu ſeinem Erben einzuſetzen. Sein Beſuch vertritt die Stelle eines Teſtaments. Ich will ihn, ganz im Stillen, beerben, das wird das klügſte und ſicherſte ſeyn. Denn wollte ich auch den ganzen Vorfall bey den Gerichten angeben, ſo würden ſie mir nicht glauben. **Grimaldi's** Leiche iſt in meinem Hauſe, und jedermann würde mich für den Mörder halten; ich würde Mühe haben, meine Unſchuld zu beweiſen. Begrabe ich ihn hingegen heimlich, ſo wird kein Huhn und kein Hahn darnach krähen, weil's niemand geſehen hat. Und wahrhaftig, zwiſchen dem Schafot und einer vollen Schatulle wird einem die Wahl nicht ſchwer. Ich habe ihn gefunden, den Stein der Weiſen, dem ich ſo lange nachſpähte, ich habe ihn gefunden, ohne Hülfe meiner Schmelztiegel und faulen Helinzen *) gefunden!

Er bewafnete ſich mit einer Blendlaterne, und begab ſich auf den Weg. Es goß mächtiglich vom Himmel, der Donner rollte fürchterlich, allein er fühlte und hörte nichts. Alle ſeine Sinne ſteckten in **Grimaldi's** Geldkaſten. Er verſuchte ſeine Schlüſſel, öfnete die Thüre, öfnete das Wohnzimmer; es war nicht groß, aber wohl verſchloſſen. Es hatte ungleich mehr Schlöſſer als Thüren. Man kann leicht denken, wonach er ſich am erſten umſah. Auf die Schatulle richtete er den Sturm ſeines Bunds Schlüſſel, und er verzweifelte beynahe, ſie aufzukriegen; denn ſie hatte allein vier oder fünf verſchiedne Schlöſſer von auſſen, ohne die inwendigen zu rechnen. Endlich aber ſiegte er; er fand ein Käſtchen mit goldenen Ringen, Armbändern, Juweelen und andern Koſtbarkeiten, und daneben vier Säcke, auf deren jedem er mit Entzücken die Worte las:

---

*) Name eines chemiſchen Ofens.

Dreytauſend Ducaten in Gold. Er verließ ſich blindlings auf dieſe Aufſchrift, und war zum voraus überzeugt, daß Alles richtig gezählt ſey.

Zitternd vor Freude, bemächtigte er ſich der Säcke, und ließ die Juweelen im Stich, die ihn hätten verrathen können. Hierauf brachte er, weil er ein Freund von Ordnung war, Alles wieder in ſeinen vorigen Stand, ſchloß jedes Schloß wieder zu, und kam glücklich nach Hauſe, ohne daß ihm jemand mit ſeiner Bürde begegnet wäre, oder ihn geſehn hätte. Sein Erſtes war, ſeine vier Säcke in Sicherheit zu bringen, ſein Zweytes, Anſtalten zu dem Begräbniſſe des Verſtorbnen zu machen. Er hob ihn, leicht wie eine Feder, auf, denn ſchon das bloße Berühren der Säcke mit Gold, hatte ihm, durch eine eigene Kraft, eine Stärke mitgetheilt, über die er ſelbſt erſtaunte. Er trug den **Grimaldi** in ſeinen Keller, grub eine tiefe Grube, und verſcharrte ihn mit allen ſeinen Schlüſſeln und Kleidern. Hierauf machte er das Grab mit ſolcher Vorſicht zu, daß Niemand im Stande war, die geringſte Spur zu entdecken.

Nach gethaner Arbeit lief er auf ſeine Stube, öfnete ſeine Säcke, und fing an, nicht ſowohl das Gold zu zählen, als vielmehr ſich an ſeinem Anblick zu weiden. Er fand, daß Alles auf das genauſte eintraf, und kein einziges Stück fehlte, allein ſo vieles Gold verblendete und berauſchte ihn. Bald zählte, bald wog er es; ſein Entzücken ſtieg mit jedem Augenblick. Er ſchichtete den ganzen Klumpen in einem verborgenen Schrank auf, verbrannte die Säcke, und ließ ſie nicht eher aus dem Geſichte, als bis ſie bis auf das letzte Fäſerchen verzehrt waren, warauf er die Aſche in die Luft ſtreute, aus Furcht, daß ſie ihn verrathen mögte. Nun legte er ſich endlich nieder, um auszuruhn; denn Arbeit und Freude hatten ihn gewaltig abgemattet.

Einige Tage darauf, als man von **Grimaldi** gar nichts ſah noch hörte, ließ die Obrigkeit ſein Haus und ſeine

Zimmer öfnen. Man wunderte ſich nicht, den Hausherrn nicht anzutreffen, aber man wunderte ſich deſto mehr, kein baares Geld zu finden.

Drey Monate gingen hin, ohne daß man den **Grimaldi** tod oder lebendig ausfindig machen konnte. Sobald **Fazio** merkte, daß man anfing, nicht mehr davon zu ſprechen, begann er ſeinerſeits, ein Paar Worte über ſeine chymiſche Entdeckungen fallen zu laſſen. Einige Zeit darauf ließ er ſich ſogar unter der Hand, etwas von einer Goldbarre verlauten. Man lachte ihm in's Geſicht, weil man ſchon zu viele Beyſpiele hatte, wie oft er in ſeinen Operationen war betrogen worden. Allein **Fazio** blieb diesmal ſtandhaft bey ſeinem Vorgeben, beobachtete klüglich eine gewiſſe Gradation in ſeinen Reden und Aeußerungen der Freude, und ſprach zuletzt gar von einer Reiſe nach Frankreich, um ſeine Barre dort in klingende Münze zu verwandeln.

Um ſein Spiel deſto beſſer zu verbergen, ſtellte er ſich, als ob er Reiſegeld brauche, und borgte hundert Florenen auf eine Meyerey, die er noch nicht durch die Feuereſſe gejagt hatte. Funfzig behielt er für ſich, und funfzig gab er ſeiner Frau, wobey er ihr zugleich ſeine nahe Abreiſe ankündigte. Dieſe Nachricht machte ſie zittern. Sie fürchtete, der Ruin ſeines Vermögens zwänge den **Fazio** aus dem Lande zu gehn: ſie glaubte ihn nie wieder und ſich in Kurzem, ohne Brod, ohne Mann, verwayſt und verlaſſen mit ihren zwey Kindern, zu ſehn. Sie bat und beſchwor ihn, nicht zu reiſen. Sie bot alles auf, Vorwürfe und Thränen. Sie ſprach mit ſo vieler Beredſamkeit und Gefühl, daß der gerührte **Fazio** ihr ſein Geheimniß nicht länger zu verſchweigen vermogte, ungeachtet er es zeitlebens hatte bewahren wollen. Er nahm ſie bey der Hand, führte ſie in ſein Kabinet, erzählte ihr den Vorfall mit **Grimaldi**, und zeigte ihr ſeine Goldſtücke. Nun wirſt du doch nicht länger an der Aechtheit meiner Goldbarre zweifeln? — ſetzte er hinzu.

Man denke ſich Valentinens Entzücken; ſo hieß die Frau des Fazio. Sie fiel ihm um den Hals, und dankte und ſchmeichelte ihm eben ſo ſehr, als ſie ihm vorher Vor- und Einwürfe gemacht hatte. Eine Menge Plane künftigen Glücks und Herrlichkeit wurden ausgeheckt, und eifrige Zurüſtungen zur Reiſe gemacht. Am Tage der Abreiſe ſelbſt aber, ermangelte Valentine, der Fazio, wie man leicht ſchließen kann, das tiefſte Stillſchweigen eingeſchärft hatte, ermangelte ſie, ſage ich, nicht, gemeinſchaftliche Sache mit der ganzen Familie zu machen, und ſich dieſer Reiſe, wie zuvor, zu widerſetzen. Sie ſtellte ſich, als ob ſie verzweifeln wollte, verſchwendete Bitten und Flehn, und badete ſich faſt in Thränen, ohne den mindeſten Kummer zu haben. Fazio paſſirte für einen Narrn. Die ganze Stadt hielt ſich über ihn, und er ſich über die ganze Stadt auf.

Unterdeſſen er auf dem Wege nach **Marſeille** war, fuhr ſeine zu **Piſa** zurückgebliebene Frau fort, die Rolle zu ſpielen, die ſie angefangen hatte. Unaufhörlich führte ſie ihre Armuth im Munde, während ſie insgeheim Alles vollauf hatte. Denn ihr Mann ließ ihr eine Summe Geldes zurück, die mehr als hinreichend war, alle ihr zuſtoßende Bedürfniſſe zu beſtreiten. Jedermann beklagte ihr Schickſal, und doch hatte ſie weiter keinen Gram, als den, welchen ſie affektiren mußte.

Fazio ſetzte ſeine Goldſtücke gegen gute Wechſelbriefe auf angeſehene Bankiers von **Piſa** um, und ſchrieb ſeiner Frau, daß er ſeine Goldbarren verkauft habe, und auf dem Rückwege ſey. Valentine zeigte dieſen Brief ihren Verwandten und Bekannten, und jedem, wer ihn ſehn wollte: und jedermann war in dem äußerſten Erſtaunen darüber.“ Die meiſten zweifelten noch an der Wirklichkeit von Fazio's Glück, als er ſelbſt zu **Piſa** anlangte.

Er erſchien mit einem triumphirenden Weſen, theilte rechts und links Umarmungen aus, und erzählte das Glück ſeiner gekrönten chemiſchen Arbeiten aller Welt, indem er nicht vergaß hinzuzuſetzen, daß ſeine Barren als das allerlauterſte und reinſte Geld erprobt worden wären. Er unterſtützte die verbalen Beweiſe ſeines Glücks, durch redende, klingende Zeugniſſe, und holte bey ſeinem Bankier neuntauſend baare Goldthaler ab. Gegen einen Beweis von der Art, fand keine Einwendung ſtatt. Man erzählte ſeine Geſchichte von Haus zu Haus, und prieß überall ſeine Kenntniſſe in der geheimen Wiſſenſchaft der Verwandelung der Metalle. Den Mann, den die ganze Stadt noch vor wenigen Monaten, für einen ausgemachten Narrn erklärt hatte, erhob nun eben dieſe Stadt zum Rang eines Weiſen, und **Fazio** genoß zu gleicher Zeit des zweifachen Vorzugs, als reicher und als gelehrter Mann geehrt zu werden.

Er brauchte ſeinen Ueberfluß nun nicht mehr zu verbergen, und genoß ihn nach Wunſch. Er machte ſeine Meyerey ſchuldenfrey, kaufte ſich einen Titel zu Rom, um Anſehn und Reichthum mit einander zu verbinden, ſchaffte ſich ein prächtiges Haus und ein paar Landgüter an, und brachte ſein übriges Geld, zu zehn von hundert, bey einem reichen Kaufmann unter.

Er hielt ſich nun zwey Bedienten, zwey Mägde, und nach der Sitte ſeiner Zeitalters, zwey Reitpferde, eins für ſich, das andre für ſeine Frau. So genoſſen beyde das Vergnügen, ſich reich zu wiſſen, ein Vergnügen, das man weit lebhafter empfindet, wenn man vorher in Dürftigkeit geſchmachtet hat. **Valentine**, die nun eine viel zu vornehme Frau war, um ihre Haushaltung ſelbſt zu führen, nahm mit

Ein

Einwilligung des Mannes eine alte ſehr häßliche Verwandte, nebſt ihrer jungen und hübſchen Tochter zu ſich.

Um ganz auf großem Fuß zu leben (wahrſcheinlich war der gute Ton in Piſa damals derſelbe, der heute zu Tage in unſern großen Städten herrſcht) wollte **Fazio** auch eine Maitreſſe haben. Er warf ſeine Augen auf die Tochter der alten Verwandte, die, wie ſchon geſagt, ſehr hübſch war. Sie hieß Adelheide, und war in dem Alter der Liebe und Koketterie, wo ſchon eins hinreichend iſt, zu Thorheiten zu verleiten. Adelheid gab dem **Fazio** ein ſehr williges Gehör, und ſie kam bald in ein ſo genaues Einverſtändniß mit ihm, daß er ſich mit ſeiner Frau überwarf. Ehe aber Valentine noch Zeit hatte, dies Alles inne zu werden, oder ſich davon zu überzeugen, hatte Fazio ſchon eine beträchtliche Summe Geldes mit ſeiner lieben Adelheid durchgebracht.

Valentine war ſehr eiferſüchtig auf ihre Rechte und es that ihr wehe, ſie in den Händen einer andern zu ſehn. Zwietracht ſchlich ſich in ihre Ehe ein. **Valentine** wurde, dem gewöhnlichen Gang der Dinge nach, mürriſch, und **Adelheid** grob. Eines Tages zankten ſie ſich ſo heftig, daß Valentine die alte Haushälterinn nebſt ihrer Tochter zum Hauſe hinausjagte. Fazio empfand dies bey ſeiner Nachhauſekunft ſehr übel, liebte Adelheiden nur deſto ſtärker, und miethete ihr eine bequeme Wohnung. **Valentine**, die von Natur ſehr heftig war, konnte ſich nun in ihrer Wuth nicht mehr mäſſigen.

Fazio, als er vergeblich alle Mittel angewendet hatte, ſie zu beſänftigen, oder zu täuſchen, begab ſich auf ſein Landgut, und ließ **Adelheiden** dahin kommen. Bey dieſer Nachricht faßte **Valentine**, die in ihrer Eiferſucht ſchon mehr einer Furie als einem Weibe glich, den allerabſcheulichſten Vorſatz. Ohne über die traurigen Folgen nachzudenken, beſchloß ſie ihren Mann bey den Gerichten, als den Mörder des **Grimaldi** anzugeben. Sie führte dieſen entſetzlichen Gedanken auf der Stelle aus, und **Fazio**, der bey ſeiner Geliebten ſüße Augenblicke verträumte, ahndete das Ungewitter nicht, das ſich über ſeinem Haupte zuſammenzog.

Der Richter verſicherte ſich zuförderſt auf alle Fälle der Anklägerinn, und ließ hierauf in **Fazio's** Keller nachgraben; als man die Ueberbleibſel von **Grimaldi's** Körper fand, wurde **Fazio**, in **Adelheits** Armen, in Verhaft genommen, und in's Gefängniß geſteckt. Er läugnete anfänglich Alles; als man ihn aber mit ſeiner Frau confrontirte, und ſie ihm als ſeine Anklägerinn vorſtellte, rief er aus: „Elende! hätte ich dich weniger geliebt, ſo würdeſt du nicht mein Geheimniß erfahren haben: aus Liebe zu dir war ich ſchwach, und du haſt mich hieher gebracht. Die Folter, die ſchon damals für unſchuldig Angeklagte ſo gefährliche Folter, entriß dem **Fazio** ein Bekenntniß alles deſſen, was er gethan, und ſogar nicht gethan hatte. Er klagte ſich als **Grimaldi's** Mörder an, ungeachtet er es nicht geweſen war, und wurde verurtheilt, daß ſeine Güter eingezogen, und er ſelbſt öffentlich hingerichtet werden ſollte.

Valentine, ſo bald ſie losgelaſſen war, wollte in ihr Haus zurückkehren, und war nicht wenig verwundert, es mit Gerichtsbedienten beſetzt zu finden, die ſogar ihre Kinder daraus vertrieben hatten. Es bedurfte nur noch dieſes neuen Unglücks, um ſie vollends der Verzweiflung Preis zu geben. Gewiſſensbiſſe peinigten ſchon ihr Herz; denn, als ihre Rache befriedigt war, gingen ihr die Augen auf, und ſie ſahe das ganze Uebereilte ihres Verfahrens ein, und fühlte ihr künftiges Elend. Schmerz und Reue ſtiegen nun auf's Höchſte. Sie lief mit zerſtreuten Haaren und halb wahnſinnig umher, und flehte die Richter um die Loslaſſung ihres Mannes an, den ſie ſelbſt dem Henker überliefert hatte. Der Anblick ihrer Kinder verdoppelte die Marter ihres Gewiſſens.

Die ganze Stadt ſprach von dieſem traurigen Vorfall, **Valentine**, die ſich ſelbſt ein Abſcheu war, genoß nicht einmal des Troſtes, Mitleiden zu erregen. Verwandte und Bekannte haßten und flohen ſie, gleich einem reiſſenden Thiere.

Fazio erlag unterdeſſen ſeinem traurigen Verhängniſſe. Man führte ihn durch die Hauptſtraßen, an den Ort ſeiner Hinrichtung. Er beſtieg das Schafot mit vieler Faſſung, betheuerte ſeine Unſchuld, und fluchte der Eiferſucht ſeines Weibes. Er wurde hingerichtet, und ſein Körper, dem Gebrauch nach, auf dem Schafot zur Schau ausgeſtellt. Wuth und Verzweiflung hatten unterdeſſen **Valentinen** zur ſchrecklichſten aller Thaten begeiſtert. Sie nahm ihre beyden Kinder bey der Hand, und näherte ſich, mit großen Schritten und unter beſtändigem Weinen, dem Orte der Hinrichtung. Sie drang durch das Volk, das ihr Platz machte, und ſie mit Verwünſchungen überhäufte.

Aber **Valentine** hörte nichts mehr. Sie erreichte den Fuß des Blutgerüſtes, und ſtieg mit ihren Kindern die fatale Leiter hinan, als wollte ſie noch einmal den Leichnam ihres Gatten umarmen; **Valentine** ließ ihre Kinder ganz nah an die blutende Leiche treten, und befahl ihnen, ihren todten Vater zu umfaſſen. Bey dieſem Anblick und bey'm Geſchrey dieſer armen Kinder, ſchwammen alle Zuſchauer in Thränen. Aber plötzlich durchſtieß die raſende Mutter mit einem Dolch die Bruſt des einen, ſtürzte auf den zweiten los, und ſtreckte ihn ebenfalls tod, neben ſeinem ſterbenden Bruder, zur Erde nieder. Ein allgemeiner Schrey des Entſetzens ſtieg auf gen Himmel! Man eilte ſich ihrer zu bemächtigen — allein, ſchon hatte ſie ſich ſelbſt mit demſelben Dolche durchbohrt, und ſank leblos auf die Leichname ihrer Kinder und ihres Mannes.

Der Anblick der beyden ermordeten Kinder, und der in ihrem Blut ſchwimmenden Mutter, erfüllte alle Anweſende mit Schauer und Abſcheu. Es war, als ob die ganze Stadt ein allgemeines Unglück betroffen hätte. Beſtürzung und Niedergeſchlagenheit hatte ſich aller Piſaner bemächtigt. Man irrte die Straßen, in einem finſtern Schweigen auf und ab, und das Gedränge erneuerte ſich unaufhörlich um dem Schafot, wo ſich das Blut der Kinder und der Mutter, mit dem Blute ihres unſchuldigen Vaters vermiſchte. Auch die härteſten Herzen erſchütterte Mitleid.

Die gerührten Richter erlaubten der Familie, die Körper des Vaters und der Mutter auſſerhalb der Stadt zu begraben. Die beyden Kinder wurden in der St. Katharinen-Kirche beerdigt. Die Tradition von dieſer traurigen Geſchichte hat ſich bis auf den heutigen Tag zu Piſa erhalten, und man erwähnt ihrer noch jetzt mit Theilnahme.

VIII.

Mſicellaneen.

I.

Die Freunde.

Bey reichen Völkern iſt Freundſchaft was gar ſeltenes. Das Herz bleibt leer, weil der Geiſt ganz mit Launen, Ränken, Ehrgeiz und Trachten nach Vergnügen, angefüllt iſt. Bey Nationen, denen eine glückliche Mittelmäßigkeit zu Theil ward, iſt ſie gewöhnlicher. Man kennt da weder Elend noch Ueberfluß; man iſt nicht Zeuge des falſchen Genuſſes des Reichen, und er erregt nicht unſre Habſucht: unſer Geiſt iſt ruhiger, unſer Herz beſchäftigter. Der Wilde hat bloß Gefühl für das Bedürfniß, ihm bleibt keins für die Freundſchaft übrig.

Unterdeſſen trift man ſie doch bey den Bewohnern der **Kuriliſchen** Inſeln an. Vielleicht, daß ſie durch ihre Lage, von der wir nur unvollkommen unterrichtet ſind, Gemeinſchaft mit Nationen haben, welche das Gift des Ueberfluſſes nicht kennen, und das Bittre des Mangels nicht empfinden. Es iſt ein eben ſo ſonderbares als rührendes Schauſpiel, wenn ſich dort zwey Freunde nach einer langen Abweſenheit begegnen. Sobald der **Kurile** hört, daß ſein Freund mit ſeinem Kahn gelandet habe, verläßt er ſeine Hütte und nähert ſich ihm in gravitätiſchen Schritten und in kriegeriſcher Rüſtung. Beyde Freunde gehn auf einander zu, indem ſie eine Art Tanz formiren, und ſpannen den

Bogen gegen einander; aber in eben dem Augenblick werfen ſie auch die Waffen von ſich, fallen ſich um den Hals, und vergießen Thränen der Freude und Zärtlichkeit.

Hierauf führt der andre den Fremdling in ſeine Hütte, läßt ihn niederſitzen, bewirthet ihn auf's beſte, macht ſich eine Pflicht daraus, ihn zu bedienen, forſcht begierig nach Allem, was ihm von dem erſten Augenblick ihrer Scheidung begegnet ſey, und horcht ihm eben ſo aufmerkſam zu. Er bleibt, aus Ehrfurcht, vor ihm ſtehen, und ſeine ganze Familie lauſcht auf die Rede des Fremdlings. Oft ſpricht er ganze Stunden, und geht in die kleinſten Details ſeiner Jagden, Fiſchereyen, Widerwärtigkeiten und Freuden. Keiner unterbricht ihn, oder läßt ihn muthmaßen, daß er zu weitſchweifig werde. Er lieſet auf keinem Geſichte die Spuren der Langenweile, ſondern bloß den Antheil, den ſeine Abentheuer erregen. Wenn er ſeine Erzählungen geendigt hat, ſo nimmt der Aelteſte in der Hütte das Wort, und beginnt, mit gleicher Aufmerkſamkeit der Zuhörer, die ſeinige. Die Ankunft des geliebten Gaſtes wird hierauf durch ein Freudenfeſt gefeyert, und unter Tänzen, Geſängen, Erzählungen, Schmäuſen, vergeht jeder Augenblick.

Eine ganz andre Beſchaffenheit hat es mit den Freundſchaftsbündniſſen bey den benachbarten **Kamtſchadalen.** Will ein Kamtſchadale der Freund eines andern werden, ſo ladet er ihn zum Schmauſe ein. Anfänglich heitzt er ſeine Jurte, und bereitet von ſeinem Speiſevorrath ſo viel, daß zehn Perſonen ſich daran ſatt eſſen könnten. Der Gaſt kleidet ſich aus, wie ſein Wirth, als ob es zu einem Fauſtkampf gehn ſollte. Der Wirth trägt darauf ſeine Gerichte auf, und ſchüttet Brühe in eine große Schaale, um durch dies Getränke zur Verdauung zu helfen. Unterdeſſen der Gaſt ißt, ſprützt der Wirth Waſſer auf glühende Steine, um die Hitze zu vermehren. Der Gaſt iſt und ſchwitzet ſo lange, bis er es nicht mehr aushalten kann, und gezwungen iſt, den Wirth um Gnade zu bitten. Dieſer nimmt ſeiner Seits nichts zu ſich, und kann aus der Jurte gehn, ſo oft er will. So wie es dem Wirth eine Ehre iſt, wacker einzuheitzen und aufzuſchüſſeln, ſo iſt es dem Gaſt eine Ehre, dieſe übermäßige Hitze und gar zu gute Bewirthung zu erdulden und auszuſtehn. Er wird lieber zehnmal ſeinen Magen durch Brechen erleichtern, und alle Flüſſigkeiten ſeines Körpers durch den Schweiß verlieren, als ſich überwunden bekennen. Iſt er aber endlich gezwungen, ſeine Niederlage einzugeſtehn, ſo läßt er ſich in einen Vergleich ein. Alsdann läßt ihn ſein Wirth den Stillſtand durch ein Geſchenk erkaufen, welches Hunde oder Kleider ſind; wobey er ihm droht, er wolle ihm noch ſchärfer einheitzen, und noch mehr zu eſſen geben laſſen, bis er bezahle oder platze. Der Gaſt giebt, was der andre verlangt, und empfängt dafür alte Lumpen, oder alte lahme Hunde. Er hat aber das Vergeltungsrecht, und erhält bey einem zweyten Revangeſchmauſe eben ſo viel wieder, als er bey dem erſten verlohr. Dieſe gegenſeitige Bewirthung unterhält die Freundſchaft und Gaſtfreyheit bey den Kamtſchadalen. Käme der Wirth auf die Einladung des Gaſtes nicht, den er ſo gut bewirthet hat, ſo würde ſich dieſer bey ihm niederlaſſen, ohne etwas zu ſagen, und wenn er, auch ohne es zu fodern, kein Geſchenk erhielte, ſo würde der Fremde, nachdem er die Nacht da zugebracht, ſeine Hunde bey der Jurte ſeines Wirths anſpannen, und nachdem er ſich auf ſeinen Schlitten geſetzt, ſeinen Stab in die Erde ſtecken, ohne wegzugehen, bis er Geſchenke erhalten hätte. Es würde der grauſamſte Schimpf, die Urſache zum Bruch und unverſöhnlicher Feindſchaft ſeyn, wenn man ihn mit leeren Händen reiſen ließe. Der geitzige Wirth würde ohne Freunde bleiben, und von ſeinem Nachbarn für ehrlos erklärt werden.

Kraſcheninnikow erzählt die Geſchichte eines Coſaken, der ſich von einem Kamtſchadalen, durch vieles Einheitzen und Aufſchäſſeln, eine ſchöne Fuchshaut erzwang. Der Wilde bedauerte ſein Geſchenk gar nicht, ſondern rühmte vielmehr, daß er niemals ſo niedergeſchwitzt und niedergefüttert worden ſey, und daß die Ruſſen ihre Freunde weit derber zu bewirthen wüßten, als die Kamtſchadalen.

2.

Beſchreibung eines Humoriſten.

(Aus dem Engliſchen des Shenſtone)

Um das Verhältniß gehörig zu beſtimmen, das die Glückſeeligkeit des einen Menſchen zu der Glückſeeligkeit des andern hat, muß man die Gemüthsart, die ihm zu Theil worden, eben ſo aufmerkſam erwägen, als die äußerlichen Umſtände. Es wäre überflüſſig, zu erweiſen, daß dieſelben Gegenſtände, die der eine verachtet, oft für den andern eine weſentliche Quelle der Bewundrung ſind. Der Mann von Geſchäften, und der Mann, der das Vergnügen liebt, ſind einander wechſelsweiſe verächtlich, und ein blaues Ordensband hat für manchen weniger Reitze, als die Farben des Schmetterlings. Der Beobachter, unpartheiſcher und weiſer, verdammt keinen von beyden wegen des, wornach er trachtet, ſondern nur wegen des Spotts über die Denkungsart der Nächſten, womit der eine und der andre freygebig zu ſeyn pflegt. Er ſchließt aus ſeinen Beobachtungen, daß für unſre Bemühungen und Vergnügungen mancherley Ziele geſteckt ſind, und daß manche eben ſo ſehr ihre Rechnung dabey finden, eine Kuppel-Hunde zu kommandiren, als andre, die Würde des Lord Oberrichters zu bekleiden.

Nachdem ich dies vorausgeſchickt habe, will ich nun einige Nachricht von einem Charakter ertheilen, den ich ſelbſt zu beobachten Gelegenheit gehabt habe.

Nicht der Eingang in einen Dom, nicht der Klang einer Todtenglocke, nicht der Mantel einer Magiſtratsperſon, nicht die Schwärze eines Leichentuchs hat je ſo viel Feyerliches gehabt, als ſein Geſicht.

Ja, man bemerkte, daß er bey allen Gelegenheiten eine ſo ſonderbare Ernſthaftigkeit hatte, daß man es faſt unmöglich fand, in ſeiner Geſellſchaft anders zu ſeyn. Er unterdrückte den lauteſten Lärm von Gelächter, wenn er in's Zimmer trat, und, wenn die Geſichtszüge der Menſchen noch ſo verzogen waren, ſo kamen ſie bey ſeiner Ankunft wieder in Ordnung.

Der Mann hatte nichts Laſterhaftes, keine Bosheit in ſeinem Charakter, dennoch ward er von jeder frölichen Geſellſchaft gefürchtet; frohe Jünglinge fanden, daß ihr Geiſt vor ihm entflöhe. Sogar die jungen Katzen und die jungen Hunde vergaßen, wenn er kam, wie durch einen Inſtinkt, ihre Sprünge und waren ſtill. Die Niedergeſchlagenheit, die er verurſachte, war wie die, die von einem Dunſt, oder von verdorbner Luft entſteht. Ohne ſich irgend einer Urſache bewußt zu ſeyn, fühlte man, ſobald man ihn ſah, alle Lebhaftigkeit verſchwinden, und hätte jemand zu einem Portrait von dem Unglück ſitzen ſollen, ſo hätte der Mahler unmöglich eine ſchicklichere Perſon dazu wählen können, als dieſen Mann.

Indeſſen fehlte es ihm nicht an dem Ruhm, daß er einen vorzüglichen Grad von Vernunſt beſitze, eben deswegen, weil ihm auch nur die Möglichkeit zu lachen fehlte, und man ſich Ernſt und Vernunft immer zuſammen denkt.

In der That erlangte er durch ſein meditirendes Anſehn den Ruf eines ſehr ſinnreichen Mannes in ſeiner Gegend. Nicht, als wenn er jemals ſeine Talente auf eine beſondre Art an den Tag gelegt hätte, aber einige wenige orakelmäßige Erklärungen, wozu noch die allgemeine Meinung kam, daß er etwas für die Nachwelt ſchriebe, machten ſeinen Ruhm vollkommen.

Mancher hätte gern ſeinen Charakter verkleinert, hätte ihn nicht ſeine bekannte Ernſthaftigkeit und der Ruhm von ſeinem Verſtande abgehalten.

Man behorchte ihn einſtmals bey ſeiner Andacht, da er der Gottheit ſeinen wärmſten Dank für einige beſondre Umſtände ſeiner Lage darbrachte, worauf der gröſte Theil der Menſchen nur wenig würde geachtet haben.

„Empfange, ſagte er, den Dank deines niedrigſten, und „doch glücklichſten Geſchöpfes, nicht für Silber oder Gold, „dieſes Spielwerk der Menſchen, ſondern für jene ſchätzbare Sonderbarkeiten, die deine Gnade meinen Umſtänden und meiner Bildung ertheilt hat, für dieſe Vorzüge, „die ſo vortreflich der Gemüthsart entſprechen, welche du „mir anerſchaffen haſt.“

„Dafür, daß der Name, den ich von meinen Eltern „geerbt, keine Zweydeutigkeit hat.“

„Dafür, daß er vornehmlich aus Vokalen und liquidis „beſteht.“

„Dafür, daß ich eine mahleriſche Geſichtsbildung habe, „mehr, als einer, dem man regelmäßige Geſichtszüge beilegt.“

„Dafür, daß ein dazwiſchen liegender Hügel mir den „Landſitz eines Edelmanns verbirgt, an deſſen, durch ſchlechte Mittel erhaltne, Vorzüge ich mich nicht ohne Verdruß „erinnern kann.“

„Dafür, daß mein Gut mit Brombeerſträuchen bewachſen iſt, von Waſſerfällen rauſcht, und herrliche Abwechslungen von Klippen und Felſen hat, welches mir lieber iſt, als ein ebner kultivirter Boden, fruchtbar an Korn, Wein und Oel, oder an denen Arten von Producten, woran die Menſchenkinder ſich zu vergnügen pflegen.“

„Dafür, daß du deine Gaben unpartheiliſch austheilſt, indem du dem einen Reichthümer, und dem andern die Gabe ſchenkſt, ſie zu verachten; daß du mir bey aller meiner Armuth die Kunſt verliehen haſt, den Uebermuth der Reichen zu verachten, allen Wetteifer zu meiden, der ſich auf Geld bezieht, und die Würde und Hoheit der Muſen zu behaupten.“

„Dafür, daß ich eine ſo erhabene, oder ſo unverdorbene Gemüthsart habe, daß ich mir ſelbſt durch die Hülfsmittel Unterhaltung verſchaffen kann, zu deren Erfindung meine Bedürfniſſe mich nöthigen.“

„Dafür, daß ich über meine eignen Thorheiten und Schwachheiten lachen kann, und daß es mir nicht an Stoff fehlt, dieſe Neigung zum Lachen zu befriedigen.“

Der arme Mann erkältete ſich einſt in einer Winternacht, als er an einem kryſtallnen Strome im Mondſchein ſeinen Beobachtungen nachhing. Es entſtand daraus ein Fieber, das ſeinem Leben ein Ende machte.

Nach ſeinem Tode habe ich das Glück gehabt, ſeine Gedichte durchzuſehn, von denen ich zum Beſten meiner Leſer ein Verzeichniß gemacht habe.

Gelegenheitsgedichte.

Ueber ſeinen Hund, als er zu fett ward, und ein Stück Brod nicht annahm, das er ihm darreichte.

Zum Gedächtniß eines Paar Hoſen, die ihm vortrefliche Dienſte geleiſtet hatten.

Klage über den Verluſt ſeines treuen Spatzierſtocks.

An ſeine Geliebte, als ſie behauptet hatte, daß ſie Möhren lieber äße als Kartoffeln.

An einen Ohrwurm, der in eine Pfirſich kroch, um von Chloen verſchlungen zu werden.

Ueber eine Artiſchocke, die er in ſeinem Garten abſchnitt, an dem Tage, da ſich die Königinn Anna in den kleinen Finger geſchnitten hatte.

Epigramm über den Wirbel zu einer Geige.

Ode zum Gedächtniß des großen Mannes neuerer Zeiten, der die erſten Schuhſchnallen erfand.

3.

Geſchichte des Don Pedro ****.

(Aus dem Engliſchen des Shenſtone.)

Die Handlungen unſres Lebens, ſelbſt die, die wir die wichtigſten nennen, ſcheinen eben ſo ſehr geringen Zufällen unterworfen zu ſeyn, wie unſer Leben ſelbſt. Wir bilden manche ſchöne Projecte in der Phantaſie, und verſprechen uns das fernſte Ziel des Lebens; dennoch ſteht es in der Macht des kleinſten Zufalls, dieſes abzukürzen und jene zu vereiteln. Es geht mit den Menſchen, wie mit gewiſſen Feuermaſchinen, deren Bewegung mitten in ihrer beſten Wirkung gehemmt werden kann, wenn in irgend einem Theile derſelben nur ein Strohalm in den Weg kömmt.

Folgende Ueberſetzung einer Spaniſchen Erzählung kann dieſe Behauptung zur Gnüge beſtätigen. Don Pedro **** war zu ſeiner Zeit einer der vornehmſten Grands von Spanien. Er hatte Talente, die ſeiner Geburt entſprachen, und einen beſondern Hang zu Tiefſinn und Speculation. Er pflegte ſich daher zu gewiſſen Zeiten von der Welt zu entfernen, und ſich allen Irrgängen ſeiner lebhaften Phantaſie zu überlaſſen. Es fügte ſich, als er einſt in ſeiner Studierſtube ſaß, daß er ſein Auge auf eine Spinne in der Nähe richtete. Der geringfügigſte Gegenſtand (wenn man anders irgend einen Gegenſtand in der Natur ſo nennen darf) diente ihm oft zum Grund eines moraliſchen und erhabnen Gedankens. Er betrachtete das Geſchöpf aufmerkſam, und überließ ſich ganz der Folge ſeiner Gedanken, bis er ſich in ein tiefes Nachdenken verlor. Die wunderbare Arbeit dieſes wenig beobachteten Thiers brachte ihm auf einmal die ganze Fortiſikationskunſt in den Sinn. Er bemerkte die Ohnmacht der menſchlichen Geſchicklichkeit, und daß kein menſchlicher Scharfſinn der Spinne eine ſchicklichere Wohnung hätte erdenken können. Er fand, keine Gewalt könne ihre äußerſten Fäden treffen, daß ſie nicht ſogleich geſpürt würde, und ſie in ihrem Mittelpunkte beunruhigen müſſe. Er bemerkte, daß der Weg, auf dem ſie hervorging, zugleich dazu diente, Nachricht von außen zu erhalten, und das Werk von innen zu befeſtigen. Er war zugleich erſtaunt und vergnügt über einen Gegenſtand, den er, ſo gemein er auch war, doch noch nie in dem Lichte, oder mit der Aufmerkſamkeit betrachtet hatte. Von dem Augenblick an richtete er alle ſeine Gedanken darauf, in der Kriegsbaukunſt vollkommen zu werden, und oft hat er in der Folge geſtanden, dieſer geringe Zufall ſey es geweſen, was ihm eine Liebe zu dieſem Studium beygebracht, das er nachgehends mit ſo vielem Fleiß und ſo gutem Erfolge trieb.

Mit einem Worte, er verwandte ſo viel Zeit auf die Erlernung dieſer Wiſſenſchaft, daß er zur Anwendung derſelben ſo geſchickt ward, als Speculation allein ihn machen konnte. Nichts fehlte ihm nun als Praxis, um den Ruhm ſeiner Geſchicklichkeit vollkommen zu machen. Hierauf ging nun ſein ganzes Dichten und Trachten. Er ward begierig, das zu verſuchen, was ihm in der Phantaſie ſo gut gelungen war, und die Anfälle auf Mauern zu wagen, die im Ideal mit Sieg begleitet geweſen waren. Zu dem Ende war weiter nichts nöthig, als daß er den Ehrgeitz ſeines jungen Monarchen reitzte, daß er, mit Zeugniſſen ſeiner Freunde, ſeine Tüchtigkeit zu dem Poſten, den er ſuchte, darthat, und ſo würde er ſogleich ſeine Bitte gewährt bekommen.

Es traf ſich, daß damals grade alles ruhig und ſtille war; ein Zeitpunkt, gar nicht nach dem Wunſche eines Mannes, der nach Ruhm dürſtete, Geſchicklichkeit beſaß, und ſich ſeiner Talente bewußt war. Dies war der Fall dieſes ſcharfſinnigen Edelmanns. Er kannte gar wohl den Ehrgeitz der Fürſten, und ſeines Monarchen insbeſondre, aber nicht ſeinen eignen. Dieſe gebieteriſche und argliſtige Leidenſchaft herrſcht oft da am meiſten, wo ſie am wenigſten bemerkt wird. Wenn ſie einmal in einem gewiſſen Grade die Oberhand erhält, ſo werden wir und unſre Vernunft ihr unterwürfig, und anſtatt daß die Vernunft ſie im Zaum halten, oder ihr widerſprechen ſollte, erniedrigt ſie ſich, ihr zu ſchmeicheln und ſie zu rechtfertigen. Anſtatt uns aus dem Irrthum zu reißen, beſtärkt ſie uns in unſerm Wahne, ebnet ſogar die Berge, und hebt die Hinderniſſe, die ſie nach ihrem Amte den Leidenſchaften in den Weg legen ſollte. Dies war der Fall des Don Pedro. Die Feinheit ſeiner Empfindungen vermehrte die Lebhaftigkeit ſeiner Phantaſie, und ſeine Phantaſie machte ihn zu ihrem Sklaven. Der Geiſt des Menſchen nimmt, ſo wie die feinere Materie, natürlich deſto tiefere und merklichere Eindrücke an, je feiner er iſt. Die lauterſten Gemüther ſind am geſchwindeſten fähig, Feuer zu fangen. Man muß alſo mit ihm in Anſehung der Lebhaftigkeit ſeiner Leidenſchaft Nachſicht haben, die ihn zu ganzunverantwortlichen Entwürfen verleiten.

Er hatte in kurzem ein Project entworfen, wie ſein Herr die Univerſalmonarchie erlangen könnte. Er hatte jeden Punkt mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit ausgerechnet, und hatte vor, ſein Project innerhalb wenig Tagen dem Könige zu überreichen.

Spanien war damals in einem blühenden Zuſtande, hatte eine große Armee auf den Beinen, und es fehlte ihm nicht an Mitteln, eine noch unendlich gröſſere in das Feld zu ſtellen. Es war unmöglich, für alle Zufälle zu ſtehen, die die Hofnung bey einem ſolchen Unternehmen vereiteln konnten. Schwierigkeiten begleiten oft die Ausführung von Dingen, die in der Theorie ganz leicht ſcheinen, und vortreflich ausgeſonnen ſind. Aber, wer nur den Urheber dieſes Projects kannte, wer mit der Lage der Europäiſchen Angelegenheiten zu der damaligen Zeit, mit dem Ehrgeitz des Fürſten, und mit den mancherley Umſtänden bekannt war, die dazu beytrugen, die Sache zu begünſtigen, der hätte denken ſollen, das Project würde angenommen, ausgeführt, und, wenn nicht beſondre Unfälle dazwiſchen kämen, mit einem guten Erfolg gekrönt werden. — Aber das Schickſal brauchte eben keine ſonderliche Mühe, um die Sache zu vereiteln.

Don Pedro, ſchwanger von ungeheuern Entwürfen, ging eines Tages auf ſeinen Feldern ſpatzieren. Es war ihm auf den nächſten Morgen eine Audienz bey dem Könige verſprochen. Er bereitete ſich eben auf eine Unterredung vor, die für das ganze menſchliche Geſchlecht ſo wichtig werden ſollte; indem er ſo in Gedanken fortging, und auf den Weg nicht Achtung gab, ſtolperte ſein Fuß und ſtieß ein Ameiſenneſt um. Er richtete ſeine Augen auf den Boden, um die Urſache ſeines Anſtoßes zu ſehn, und erblickte hier die kleinen Thiere in der kläglichſten Verwirrung. Er hatte ein ſo feines Gefühl, daß ihm das, was er gethan hatte, wirklich leid that; er ſetzte ſich in ihre Lage, und fing an, über die Folgen nachzudenken. Wie viel Zeit dachte er, wird vergehn, ehe ſie ihre Ruhe wieder erlangen! Er betrachtete ſie mit einer Art von Lächeln, als er ſah, wie verlegen ſie über den Verluſt ſolcher vergänglichen Wohnungen waren. Doch fiel ihm wieder ein, daß ſeine Verachtung blos die Wirkung ſeiner eignen Ueberlegenheit ſey, und daß es Geſchöpfe geben könne, denen ſein eignes Geſchlecht eben ſo unbedeutend vorkommen müſſe. Er blieb in ſeinen Bemerkungen hierbey nicht ſtehn. Er betrachtete ſeine vorhabende Unternehmung in Rückſicht auf eine höhere Art von Weſen. Er fand, ſie mußte ihnen in einem eben ſo nachtheiligen Lichte erſcheinen, als ihm der Ehrgeitz und der nichtige Stolz einer Ameiſe erſcheinen würde. Wie lächerlich, ſagte er, müßte mir dieſe Republik vorkommen, könnte ich alle ihre Handlungen beobachten, unter denen wahrſcheinlich viele große Aehnlichkeit mit menſchlichen Handlungen haben! Geſetzt, ſie wären in ſtetem Streit über das Eigenthum eines Sandkorns? Geſetzt, eine Ameiſe, die ein wenig Sand, ein Waizenkorn, ein Stück Gerſtenhalm mehr beſäße, wollte ſich für berechtigt halten, über ihres Gleichen zu tyranniſiren, und ſie unumſchränkt zu beherrſchen? Man ſtelle ſich vor, ſie begnügte ſich deswegen nicht, die vielen Beine zu brauchen, womit ſie die Natur verſehen hat, und ließe ſich durch ein Paar Sklaven in der Höhlung von einer Waitzenhülſe herumtragen, indes daß fünf oder ſechs andre ſie in einer feyerlichen Prozeſſion begleiteten. Geſetzt endlich, der erſte Miniſter unter dieſem Volke wollte die Nation bereden, eine benachbarte Colonie mit Krieg zu überziehen, und das in der Abſicht, um Souverän von zwey Ameiſenhügeln ſtatt von einem zu heißen, obgleich vielleicht ihr jetziger Zuſtand ihnen nichts zu wünſchen übrig ließe, als überflüſſige Dinge. Zu gleicher Zeit ſteht es in der Macht des unbeträchtlichſten Menſchen, ja jeder größern Art von Thieren, auf einmal den Miniſter ſamt der Nation zu zernichten. Dies iſt gewiß ſehr lächerlich; und doch iſt es in der That mein eigner Fall in Anſehung mehrerer untergeordneter Weſen, und offenbar in Anſehung des höchſten Weſens. Lebt dann wohl, ihr in die Luft gebauten Citadellen! Lebt wohl, ihr Viſionen von nichtigem Ruhm! Don Pedro will nach keiner ſo zweydeutigen Ehre trachten, die ihn eben ſo ſehr in den Augen eines höhern Weſens erniedrigt, als ſie ihn in ſeinen eignen erhöht.

Das war ſehr richtig geſchloſſen! Er fand dieſes Räſonnement ſo bündig, daß er ſogleich ſein Project aufgab, die Armee verließ, und ſich entfernte. Man ſieht in dieſer ſonderbaren Erzählung, wie eine Spinne die Welt hätte in Sklaverey ſtürzen können, wenn nicht eine Ameiſe das Unternehmen verhindert hätte.

IX.

Fragmente.

Das Kapuzinerhospiz auf dem St. Gotthardsberge, an einer der gangbarſten Alpenſtraßen.

(Von Herrn Pfarrer Schinz zu Zürich).

Die Spitze, welche den Namen Gotthard dem übrigen Gebürge giebt, liegt der Kapuzinerherberge gegen Nordoſt. Ich ſtieg des Morgens bey guter Zeit an den kegelförmigen Berg hinauf. Ich fand keinen getriebenen Weg; denn es gehen nur noch Ziegen oder Schaafe an demſelben zur Weide, großes Vieh könnte ſich nicht daran halten, weil es zu ſteil iſt. Ich mußte mich immer durch losgeriſſene kleine Felsſtücke mühſam herausſchleppen, oft grade, oft durch Umwege, wenn es unmöglich war, grade vorwärts zu bringen. Ich ſtieg eine Stunde lang, und ſah immer den Berg gleich hoch vor mir — noch eine Stunde ſtieg ich, und der Berg ſchien immer höher, ward immer unwegſamer, und das Steigen ſelbſt beſchwerlicher, indem das Athemholen mir von einer Höhe zur andern ſchwerer zu werden ſchien. — Nun ſchaute ich einmahl grade herunter auf die Stiege, die ich bisher erklommen hatte; da fing mir an vor dem Rückweg zu grauen; ich konnte wirklich nicht wiſſen, wie ich denſelben wieder herunter finden könne, ohne Gefahr zu laufen, zugleich mit den abgebrochenen, übereinandergeworfenen Steinen herab zu rollen. Dennoch entſchloß ich mich, noch ein paar tauſend Schritte zu wagen, in Hoffnung, auf dieſer fürchterlichen Höhe doch auch einige Ausſichten gegen irgend eine Landesgegend zu bekommen. Nachdem ich endlich faſt außer Athem, müde, mit ſchwankenden Knieen mich auf ein Felsſtück lagerte, ward mir die Beſchwerlichkeit dieſer Reiſe damit belohnt, daß ich über viele um mich her ſich emporhebende Klippen und Felsjoche herausſahe; daß ich verſchiedene Reihen von Bergen mit allen ihren Krümmungen, Ecken und Winkeln überblicken konnte, nach welchen ſich die Richtung der von dieſen Bergen eingeſchloſſenen Thäler beſtimmt; aber in die Thäler hinab ſah ich nicht. — Was das für ein Schauſpiel war! Berge zu hunderten erſchienen da auf einander gethürmt, zuſammengekettet, von einander auslaufend; ihre Haupter in den Wolken, oder mit Schnee und Eis überſilbert; ihre Grundfeſten im Abgrund der Erde; nackte vorhangende Gipfel im Lichte; tiefe Spalten, ungeheure Schlünde im Schatten; weißgraue Wolken ſteigen an denſelben auf und nieder — verbreiten ſich — ziehen ſich zuſammen — locken ſich in tauſend Geſtalten wie feine Wolle in Wellen, im Wirbel; dehnen ſich in horizontale Fäden; ziehen ſich durch die Einſchnitte der Bergketten von einem Thal in das andre; verändern das Schauſpiel dem Beobachter alle Augenblicke.

Gegen Süden konnte ich ziemlich deutlich einige Gipfel des Liviner- Lavizarer- und des Fuſterthals unterſcheiden. Gegen Süd und Weſt bot mir der Berg Pettina ſeine eiskalte Stirne trotzend und ſtolz entgegen, und ſchien alle andre zu verachten. An den Thronen dieſes ſtolzen Königs lehnte ſich weiter gegen Weſt der erſtarrte Orcino mit ſeinen Schneehaufen an. Weiterhin glaubt' ich, die Furka zu entdecken. — Gegen Weſt zeigten ſich die Spitzen

den

der zwiſchen dem Urſarer- und Mayenthal ſtehenden Berge, die oberſten Stöcke der Surenenalpen, und des wilden wüſten Thals hinter Suren. — Gegen Norden zeigten ſich ſo viele von den Gipfeln der zu beiden Seiten des Reußthals gegen Steg ſich herunterziehenden Gebürge, daß man daraus richtig dieſe Gegenden erkennen konnte; ſo wie die Claridenalpen, die an's Glarnerland ſtoßen. — Hinter mir, gegen Oſten, ſtanden die Gletſcher der Rhätiſchen Alpen hintereinander aufgethürmt, deren ungeheure Eisklötze und ſtundenweite Eisfelder, welche die Abgründe zwiſchen denſelben ausfüllen, nie von einem menſchlichen Fuß betreten worden ſind. —

Ueberhaupt, was ich auch für einen Geſichtspunkt nahm, ſo entdeckte ich die Gipfel der höchſten Berge Europens, und unterſchied ohne Mühe, ſo weit das Auge reichte, die in unzählicher Verſchiedenheit zuſammenlaufende Winkel ſo vieler Bergketten. — Sie ſchienen alle ſich aneinander anzulehnen, ſich auf einander zu ſtützen; aber die vielen, ſtundenlangen, angenehmen, an den fetteſten Weiden fruchtbaren Thäler, die ſie einſchließen, konnte man nicht einmal vermuthen, viel weniger ſehen. — Die Ausſicht auf dieſer Berghöhe, und auf allen andern höchſten Bergen, iſt alſo vielmehr fürchterlich, als angenehm — vielmehr verwirrend, als deutlich. Man ſieht nur von Gebürg zu Gebürg, von Gipfel zu Gipfel. — Ringsherum ſtehen nähere und entferntere, hinter einander hervorragende Schroffen, davon einige kahler roher Felſen, andre ganz mit Schnee bedeckt ſind. Nur zwiſchen heraus entdeckt das Auge entferntere Gegenſtände, die man aber nicht genau erkennen kann. Dieſe höchſten Gebürge haben eine ganz andre Geſtalt, wenn man ſich ſo ganz in ihrer Mitte befindet, als wenn man ſie perſpectiviſch in der Ferne bewundert; es kamen ganze Strecken von Felſen, ganze weite Alpen zum Vorſchein, die man in der Ferne ganz überſieht, und deren Daſeyn man nicht einmal vermuthen kann. Es verliehren ſich auch, wenn man ſo in der Nähe ſtehet, die Merkzeichen, an denen ein Kenner der Gebürge ſie ſchon von ferne nach ihrer Lage und ihrem Namen zu unterſcheiden weiß. — Sie haben von der ſüdlichen Seite gemeiniglich eine ganz andre Figur, als von der nördlichen. —

Ich befand mich alſo auf dieſer ſchwindlichten Höhe, wie in einer andern Welt, in der ſich alle Vorſtellung und Eindrücke des geſellſchaftlichen Lebens, der menſchlichen Künſteleyen und der Annehmlichkeit des häuslichen Glücks verlieren, und wo dagegen die kahle und rohe, aber erhabene und große, Natur vorher nie empfundene Gefühle von der Größe und Erhabenheit des Schöpfers, zugleich mit einer angenehmen Schwermuth, jedem denkenden Weſen einflößt. Da verſchwinden alle Begriffe von Macht und Größe, die man ſich von menſchlichen Anſtalten gemacht hat, wenn man das Menſchliche mit dieſen Wirkungen der Gottheit vergleicht. — Von den großen Anſtalten der Natur, die man da auf dieſem Felſenthron von Europa fühlt, bekömmt man ganz andre Begriffe und Einſichten, als durch noch ſo langes Forſchen und Studieren im dumpfen Kabinet. — Wer nie eine Reiſe durch die Alpen gemacht — wer nie in ſolchen Gebürgen geweſen iſt, dergleichen der Gotthard in ſich faßt, der hat das Gröſte, das Merkwürdigſte und Wunderbarſte in der Natur zu ſehen verſäumt. — Und wer nur bloß der gebahnten Straße nach, durch die Gebürge und über die hohen Alpen reiſet, der bekömmt zwar die Natur in aller ihrer verſchiedenen Erhabenheit zu ſehen, aber nur ſtuffenweiſe. — Er wird weniger in Erſtaunen geſetzt; denn, wie er nach und nach das ebenere Land und die kleinen Werke menſchlicher Kunſt aus den Augen verliehrt, ſo gewöhnt er ſich an die großen Gegenſtände, deren Bewunderung durch die gewöhnlich aufſtoßende Zufälle des Weges und der Unbequemlichkeit der Reiſe unterbrochen und geſtöhrt wird. — Aber, wenn man ſich ſo Zeit und Muße gönnt, — wenn man die harte Mühe, einige Stunden zu ſteigen, nicht achtet, und ſich ſodann ganz ſeiner Laune zum Ueberſchauen und Nachdenken überlaſſen kann, — dann wird man durch die plötzliche Ueberſchauung dieſer Erdgipfel, höher im merklich dünnern Dunſtkreis ſitzend, in eine Art ſüßen Tiefſinns eingewiegt, dem man unter andern Umſtänden vergeblich nachhängt.

So bald man oben auf die Ebene der Gotthardsſtraße kömmt, erblickt man einige Gebäude, die am Ende der kleinen Seen ſtehen, wo ſich der Weg gegen Mittag ein wenig ſenkt. Sie ſind ganz von Stein erbaut; zur Rechten am Wege iſt das ſogenannte Spital; zur Linken aber das Kapuzinerhaus, und eine kleine daran gebaute Kirche oder Kapelle; zwiſchen beyden geht die Straße durch; — etliche Schritte von beyden iſt die Suſt und Beſtallung für die Pferde — und etwa 200 Schritte weiter gegen Mittag iſt noch eine kleine Kapelle.

Das ſogenannte Spital iſt eigentlich ein ſchlechtes Wirthshaus, welches der Gemeinde Airol gehört, wo aber der Wirth die Verpflichtung hat, alle Arten von Reiſenden in ſein Haus aufzunehmen. — Die Armen, welche nichts zu bezahlen haben, oder ſchlecht weg das Allmoſen fordern, muß der Wirth oder Spitler unentgeldlich beherbergen. Ein Armer mag ankommen, in welcher Stunde des Tages es ſei, ſo muß ihm, wenn er ſich anmeldet, der Spitler ein Stück Brod, einen Biſſen magern Käs, oder ein wenig ſüßen Ziger geben. Kömmt einer um Mittagszeit, ſo bekömmt er neben Käs und Brod noch eine gut geſchmalzte Suppe. Kömmt der Arme des Abends an, ſo hat er gleiche Bewirthung, und findet ein Bett zum Lager. Jſt er geſund und der Berg nicht ſonderbar gefährlich, ſo kann er, wenn er auf beſchriebne Art erquickt iſt, weiter gehen, und hat nichts mehrers unentgeldlich zu beziehen. — Wenn aber der Berg wegen Schnee und ſchlechten Wetters ungangbar, oder wenn der Arme krank iſt, ſo darf ihn der Spitler nicht verſtoßen, ſondern iſt verbunden, ihn beſtmöglich zu pflegen; iſt ſeine Krankheit anhaltend, und doch nicht gefährlich, ſo ſoll der Spitler es entweder in dem Spital zu Airol, wenn der Kranke nach Italien zielet, oder zu Hoſpital, wenn er nach Teutſchland begehrt, anzeigen laſſen; da dann derſelbe von dem einen oder andern Orte auf einem Schlitten, oder Saumpferde abgeholt und bis zu ſeiner Geneſung oder ſeinem Tode verpflegt wird. Jſt der Kranke nicht im Stande, dieſe Reiſe auszuhalten, ſo muß der Spitler auf dem Gotthard ihn verpflegen, bis er geneſet oder ſtirbt.

Jn dieſem letzten Falle, oder auch, wenn Jemand verunglückt, oder todt auf der Straße gefunden wird, wird die Leiche nach Airol auf den Gottesacker zum Begräbniß geführet, wenn der Menſch katholiſchen Glaubens war. Wenn man aber dies nicht weiß, ſo wird die Leiche in der ſchon erwähnten kleinen Kapelle beygeſetzt, das iſt, nach Italieniſcher Art, in die daſelbſt befindliche Grube verſenkt. — Jm erſtern Falle, hält die Gemeinde Airol die Begräbnißkoſten aus, und der Dorfvogt und ſeine Frau begleiten die Leiche in Trauer gekleidet, wie ſie es bey einem Anverwandten thäten.

Die Zahl der armen Reiſenden, welche hier das Allmoſen fordern, iſt unglaublich groß; der Spitler verſicherte mich, daß ſie in einem Jahre gewöhnlich auf 4000 ſteige; daß dieſe die geringſte Zahl ſey, und in ge-

gewiſſen Jahren, wie z. B. 1771 und 1772 auf's doppelte gekommen ſey.

Neben dieſer Pflicht hat der Spitler noch eine andre auf ſich; bey gefährlicher Witterung ſoll er den Leuten, die er zwiſchen Airol und Hoſpital auf der Straße weiß, oder derer halber er etwas erfährt oder vermuthen kann, daß ſie vor Müdigkeit, vor'm Schnee oder andern Zufällen nicht fortkommen können, zu Hülfe eilen, die Glocke läuten, rufen, oder andre Zeichen geben, damit die Leute aus dem Ton erkennen, in welcher Gegend ſie ſich befinden, und in allweg ſein möglichſtes thun, damit Niemand umkomme. Fände er Jemand halb erfroren auf der Straße, oder erführe er, daß Jemand in dieſer Gefahr ſtünde: ſo ſoll er ihn hertragen, oder auf den Boden herausſchleppen, welches bey halb Erfrornen, beym harten Schnee, und alſo auf ebenem Boden das zweckmäßigſte und gewöhnlichſte Mittel iſt, indem durch dieſes Schleppen eine Art Reibens und ſtarker Bewegung entſteht, wodurch der Frierende vor dem Erſtarren bewahrt wird.

Unentgeldlich muß dieſer Spitler auch den Säumern, welche Menſchen oder Waaren auf Pferden oder Schlitten herausbringen, auf dem Berge ab- oder aufladen helfen. Die Waaren, die nicht auf einmal abgeführt werden, ſoll er unter's Dach bringen, die zerriſſenen Säcke flicken, und überhaupt allen Schaden der Reiſenden und der Waaren möglichſt wenden. Er kann freilich nicht mehr thun, als die Umſtände zugeben; — denn ich erinnere mich gar wohl, wie ich im Anfang des Jahrs 1771, da wegen der großen Theure in Teutſchland, die Schweitzer viele tauſend Pferdlaſten Getreides aus Italien kommen ließen, kleine Berge von Fruchtſäcken aufgehäuft, unter freyem Himmel liegen geſehen, welche Wochen lang unter kein Dach gebracht werden konnten.

Die jetzige Einrichtung dieſes Spitals iſt inzwiſchen doch ſeltſam. — Das Haus und aller Hausrath ſamt Beſtallung gehört eigenthümlich, ſo wie der gröſte Theil des Gotthards mit ſeinen verſchiedenen Alpen, der Gemeind Airol. Dieſe verleihet das Gebäude als ein Gaſthaus dem Meiſtbietenden verſteigerungsweiſe auf bedingte Jahre oder auf Lebenslang, gegen einen jährlichen Zins, deſſen Betrag dann wieder auf den Unterhalt des Gebäudes, der Straße u. ſ. w. verwendet wird.

Der auf dieſe Weiſe geſetzte Spitler mag dann nach Belieben Gaſtwirthſchaft treiben, welches ihm einen beträchtlichen Nutzen abwirft, da er an Wein, Käs, Brod, und andern gemeinen Lebensmitteln, die keinen Schaden leiden, an Hafer und Heu ꝛc. viel abſetzen kann. Daneben hat er die ganze Alp oben auf dem Berge zu ſeiner Benutzung, wo er 45 Kühe und 80 bis 90 Ziegen ſömmern mag, und von dem Urſarnthal die Erlaubniß hat, auch auf deſſelben Alpen zehn Tage lang mit ſeinem Vieh zu weiden. — Er läßt unter der Erlaubniß der Landshoheit von Uri, und mittelſt eines von derſelben dazu ihm ertheilten Beglaubigungsſchreibens, auch unter Vorweiſung eines Zeugniſſes von dem Pfarrer zu Airol in der ganzen Schweiz jährlich für das Spital auf dem Gotthard collectiren; und dieſe geſammelte Collecte muß er zwar mit den übrigen an dem Berge angeordneten Armenverpflegungen theilen; ſein Antheil aber beträgt jährlich 12 N. Lvrs. — Auch hat er etwas von dem Penſionsgelde aus Frankreich zu erheben.

Die Collecte in der Italiäniſchen Schweiz bringt wenig baares Geld, wohl aber an Getreid und Kaſtanien den Werth von 25 Thalern dem Spitler ein. Der Mann, welcher im Jahre 1771 zu Luggarus dieſe Collecte ſammelte, alſo über Berg und Thal noch zu Fuß reiſete, war aus der Gemeinde Airol, und 83 Jahr alt.

Nicht alle Reiſende, welche die Alpen paſſiren, eilen unaufgehalten über den Gotthard hin, und nicht alle können ihre Stationen eintheilen, wie ſie wollen. Einige kommen in die Nothwendigkeit, hier oben auf dem Berge zu ſpeiſen, oder werden von gefährlicher Witterung aufgehalten, und müſſen einen oder mehrere Tage Zuflucht ſuchen; andre wollen ſich gern hier verweilen; und alle, die nicht allein vom Brod zu leben, ſondern beſſer bedient zu ſeyn gewohnt ſind, als es der Spital-Gaſtwirth kann, oder die gern auch einen vernünftigern Menſchen ſprächen — fühlen das Bedürfniß, hier Jemand zu finden, mit dem ſie ſich nach ihrer Art unterhalten könnten: — und darin wird man zum Theil befriediget, wenn man ſeine Einkehr bey den Kapuzinern nimmt, die hier ein ſogenanntes Hoſpitium haben. —

Man muß ſich kein Bedenken machen, bey ihnen einzukehren; — man wird immer mit geziemender Achtung und Liebe von ihnen aufgenommen, und wie man es ſelbſt verlangt, nach Maaßgabe der Umſtände des Orts, und ſo lange man will, wohl beherbergt. — Es liegt zwar in der Kapuziner Ordensregel, kein Geld anzunehmen, unentgeldlich zu empfangen und zu geben, mitzutheilen, ſo lange ſie etwas haben, und, wenn das täglich Beſcherte zu Ende iſt, dann auch von andern den nöthigen Unterhalt zu erwarten, berechtigt zu ſeyn. —

Das Erſtere kann in dieſer Wüſte nicht ſtatt haben, wohl aber das Leztere. — Es iſt hier ein von der

Geſellſchaft weit abgelegener Ort; etwas Speiſe ſelbſt aus der Erde zu ziehen, läßt die Rohheit des Klima nicht zu. Sie ſind alſo genöthigt, mit dem Zeichen des Werthes der Dinge, eben ſo wie andre Theilhaber an dem geſellſchaftlichen Verkehr, bekannt zu ſeyn; Geld anzunehmen, und für daſſelbe Vorrath an Lebensnothwendigkeiten einzutauſchen. Sie nehmen demnach von denen, die bey ihnen Herberge und alles genießen wollen, was die Lage des Orts geben kann, die Bezahlung an; berechnen aber niemals die Zeche, ſondern überlaſſen es der Billigkeit des Gaſtes; und wenn ſie es auch mit Leuten zu thun hätten, die unverſchämt genug wären, ihnen nichts oder nicht den völligen Werth des Genoſſenen zu bezahlen, (wie ſie dies ſchon oft erfahren haben): ſo fordern ſie dennoch nichts, und rechnen den freygebigen Ueberſchuß der Bezahlung der Einen für das, was ihnen von Andern zu wenig bezahlt wird.

Da dieſe Kapuziner meiſtens Leute von gutem Herkommen, von ziemlichen Kenntniſſen und Erfahrungen ſind; da ſie ſich's zur Pflicht der Menſchenliebe rechnen, ihren Nebenmenſchen die natürliche Unfreundlichkeit der Gegend und der Witterung erträglicher zu machen; da ſie mit Hintanſetzung ihrer eigenen Bequemlichkeit hier andern zum Beſten ſich gleichſam aufopfern: ſo verdienen ſie gewiß viel mehr Lob und thätliche Erkenntlichkeit, als Herr Bourrit in ſeiner ſonſt ſo beliebten Beſchreibung der Alpen im Jahr 1782 ihnen widerfahren läßt, der ihrer Gutherzigkeit aus Franzöſiſcher Weichlichkeitsliebe zu ſpotten ſcheint.

So gut iſt man hier freylich nicht bedient, wie in dem Convent auf dem großen St. Bernhardsberge, in jener berühmten Anſtalt, wo die, ſo aus dem Wallis in die Piemonteſiſchen Länder reiſen, unentgeldlich einen herrlichen Zufluchtsort finden; doch findet man immer eine ſo wohl beſetzte Tafel auf dem Gotthard, als man auf dem Berg Cenis in Savoyen, bei der Reiſe über denſelben in's Piemonteſiſche in dem Wirthshauſe Grand Croix oder à la Poſte gegen theure Bezahlung haben kann. — Und bey den Kapuzinern trift man immer angenehmere Bedienung an, als auf dem Cenis oder auf dem Skaleta-Berg, über den man in's Engadin — oder auf der Bernina, durch welche man in's Veltlin kömmt, — oder auf dem Splügen, Simpelenberg, Grimſel, Hemmi, oder andern berühmten und zum Theil gefährlichen Alpepäſſen. Betrachtet man dagegen die wenige Unterſtützung, welche das Hoſpitium auf dem Gotthard genießt; daß die dortigen Kapuziner nicht auf's Terminiren oder Collectenſammeln in die Ferne ausgeben, wie man ſonſt überall in der falſchen und dieſen Religioſen ſehr nachtheiligen Beredung ſteht, und daß die Geſchenke, die ſie von den Hoheiten bekommen, ſehr zufällig und ſelten ſind, in Vergleichung der großen Allmoſen und der Ausſpendungen, welche ſie alltäglich zu thun in die Nothwendigkeit kommen: ſo wird man zugeben müſſen, daß ſich dieſe Leute auf eine preiswürdige Weiſe auszeichnen, und den Reiſenden recht große und nützliche Dienſte leiſten. —

Von den ſich hier aufhaltenden Kapuzinern, die ſonſt meiſtens gebohrne Italiener ſind, ſpricht immer der Eine auch Teutſch und verſteht das Franzöſiſche. Sie werden nicht ſo oft abgeändert, wie in den Klöſtern, ſondern bleiben 15 bis 20 Jahre auf dem Berge, bis ſie entweder ſelbſt bey dem Provinzial um Verſendung in ein bequemes Kloſter anhalten, oder Alters wegen ihre Dienſte in dem wilden Klima nicht mehr verrichten können. Ihr mühvoller Aufenthalt wird ihnen

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
REICHARD,H.A.O.

3-598-52319-X
FN. 17584/021

dadurch erleichtert, daß ſie von den ſtrengen Ordensvorſchriften, die eben zum Weſentlichen des Chriſtenthums gar nicht gehören, befreit ſind. Sie dürfen im Winter Schuhe und Strümpfe anziehen; ſie müſſen des Nachts nicht in's Chor; ſie mögen Geld annehmen und ausgeben, und überall freyen Verkehr und Wandel mit den Menſchen haben, welches ihnen im Kloſter ſonſt mangelt.

Ihre beſondern Pflichten ſind ihnen, nach der Lage dieſes Orts, vornehmlich in der Fürſorge für die Reiſenden angewieſen. So oft ſie vernehmen, oder auch vermuthen können, daß Jemand auf der Bergſtraße Noth leidet, müſſen ſie zu Hülfe eilen, und je nachdem es das Bedürfniß fordert, leiblich oder geiſtlich beyſtehen, die heil. Sakramente bedienen, den Leuten auf alle Weiſe berathen und beholfen ſeyn, und für die Hirten ſo wohl, als für die Reiſenden, die es begehren, Meſſe leſen. Sie ſind auch mit den allernothwendigſten einfachſten Arzneimitteln verſehen, und wiſſen aus langer Erfahrung die wirkſamſte Behandlungsart der halb Erfrornen. Sie können auch nach ihrer häufigen Beobachtungen der Atmosphäre die Witterung in ihren Gegenden ziemlich beſtimmt vorausſagen.

Ihren Unterhalt gewinnen dieſe Kapuziner aus verſchiedenen Quellen. Forderſt bekommen ſie viele Allmoſen und Geſchenke von den umliegenden Thalbewohnern, welche etwa auf den Berg wallfahrten; ſodann fällt von den Meſſen etwas für ſie ab. — Das Poſtamt in Zürich, deſſen Bote allemal bey ihnen einkehret, unterſtützt ſie bisweilen mit Guthaten. — Die Geſandte, ſo auf den ennetbürgiſchen Syndikat reiſen, erzeigen ſich ihnen etwa auch mildthätig. — Die vielen Wanderer, die bey ihnen anſprechen, und Leute von Vermögen ſind, bezahlen das, was ſie genießen, reichlich. Daneben haben ſie nicht ſelten einige Jünglinge aus dem Livinerthal in Koſt und Unterricht, deren Eltern dafür erkenntlich ſind. Sie beziehen auch — wenn ich nicht irre — etwas von dem Franzöſiſchen Penſionsgelde, welches bald in alle Winkel der Schweiz hinfließt.

Ihr gröſtes und wichtigſtes Bedürfniß iſt das Brennholz. Solches weiſet ihnen die Gemeinde Airol alljährlich in dem an dem Berg gelegenen Wald Piotella an, durch den die Straße führet, und welcher eigentlich der Hoheit zu Uri gehört. — Die Kapuziner ſo wohl, als der Spitalwirth, dürfen darin unentgeldlich hauen laſſen, ſo viel ſie nöthig haben; müſſen aber die Unkoſten bezahlen. Den Kapuzinern führen und tragen es die Gemeindsgenoſſen zwar ohne Lohn auf den Berg; aber ſie müſſen doch Speiſe und Trank dafür geben.

Das Wohnhaus der Kapuziner, welches mit der Kapelle, worin der Gottesdienſt verrichtet wird, zuſammenhängt, war ehedem ſehr klein, unbequem und finſter; außer einer geräumigen ſehr anmuthigen Stube, konnten nur etwa ſechs fremde Perſonen Lagerſtatt finden. Dieſes alte Gebäude ward den 10. April 1775 um Mitternacht, ſamt der Kapelle, und der nicht weit davon ſtehenden Beſtallung und Suſt von einer nordöſtlichen vom Berg losgeriſſenen Schneelauwine theils zu Boden geſtürzt, theils ſehr beſchädigt, als eben der Poſtknecht ſamt 4 andern Perſonen hier übernachteten, aber glücklich gerettet wurden.

Die unmittelbare Nothwendigkeit alſo, ihre Wohnung wieder aufzurichten, brachte die Kapuziner auf die Gedanken, ein geräumigers und bequemers Haus auf dem

Platz des alten zu bauen; hauptſächlich um der Reiſenden willen, die darin alle hier mögliche Bequemlichkeiten finden ſollten. Sie ſammelten dazu bey den Hoheiten der Eidgenoſſenſchaft und andern Gönnern anſehnliche Steuern, und brachten vermittelſt derſelben ihr Vorhaben im Jahr 1777 zu Stande, indem ſie das jetzt ſtehende Haus von drey Stockwerken erbauten, und darunter zwey Keller, den einen zum Wein, den andern zu Bewahrung des Brennholzes, und zu Kaufmannswaaren, welche in der Suſt nicht Raum haben. Der untere Boden enthält zwei Stuben, ein großes Zimmer ohne Ofen, die Küche und einige Kammern; der mittlere hat fünf Kammern gegen Mittag, und vier gegen Mitternacht; der oberſte iſt noch nicht in Zimmer eingetheilt. Ob demſelben, unter dem Dach, ſind noch einige Verſchläge zu Bewahrung des Fleiſches und anderer Eßwaaren, welche ſich in der Kälte gut erhalten. Gegenwärtig finden die Reiſenden ſechs gute Betten, und mit Zeit und Hülfe wohlthätiger Gönner ſollen noch mehrere und andre Bequemlichkeiten angeſchaft werden. Wegen der beſtändigen Kälte, die im Winter auf den tiefſten Grad fällt, ſind in den Zimmern doppelte Fenſter angebracht, die auch ſelbſt in den Nächten des Sommers nicht entbehrlich ſind.

Nach dem Bericht, den mir die Kapuziner von der Menge der jährlich vorbeygehenden Reiſenden gaben, kann man ihre Zahl ſo beſtimmen, daß zwiſchen vier und fünf tauſend Italiäner über dieſen Berg nach Teutſchland, Holland, England und Frankreich im Frühling gehen; davon ein großer Theil aus den Italiäniſchen Schweizer-Vogteien und vom Langenſee her, als Handwerksleute ihr Brod in der Fremde zu gewinnen ſuchen. — Im Herbſt hingegen ziehen faſt eben ſo viele Menſchen von der Teutſchen Seite hinüber auf die Lauiſſer Meſſe. — Ferner un-

Ungefähr zwey hundert Rekruten in die Neapolitaniſchen, Päbſtlichen und Piemonteſiſchen Dienſte; 150 Schweizeroffiziere, die im Semeſter in's Vaterland, oder aus dieſem zu ihren Regimentern kehren. Neben dieſen zählt man ein Jahr in's andre gerechnet bey 50 Perſonen, die als Naturkundige, Botaniker, Liebhaber der Naturgeſchichte, oder ſonſt um ihres Vergnügens willen den Berg beſteigen. Sodann gegen 5000 Menſchen, welche als Kaufleute, oder als Wallfahrter nach Einſiedlen, oder nach Loretto und Rom, dieſen Weg zu machen haben: — und endlich führen die Schweizeriſche Syndikate in den jenſeits dem Gotthard gelegenen Italiäniſchen Vogteyen; die Beſuche bey den Herren Landvögten und den Studieranſtalten zu Mayland, auch die Prozeſsucht ein paar hundert Menſchen durch die Bergwüſte. Wie viele Gegenſtände bieten ſich dem Menſchenbeobachter hier an! Wie viele Begegniſſe ereignen ſich da, über die man, während einem langwierigen Auffenthalt, alles vergeſſen kann, was ſonſt die Wildheit des Orts Melancholiſches einzuflößen ſcheint!

Der beſtändigen Wanderer über die Gebürge, der Säumer und Laſtthiere hab' ich ſchon Erwähnung gethan. — Die Zahl der Saumpferde, welche immer auf der Straße beſchäftigt ſind, und wöchentlich hier einmal vorbeygehen, beläuft ſich wenigſtens auf 300.

Re-

Regiſter

über die vier Stücke der Olla Potrida vom Jahre 1787.

Die Römiſche Zahl zeigt das Stück an, die andre die Seite.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

Beſchreibung eines Gartens. Aus einem Briefe. I. 84.
Ueber die Armuth der Schriftſteller, und insbeſondre der Dichter. I. 89.
Bemerkungen über das Klima von Neapel, Rom, Nizza, ꝛc. von Benjamin Pugh. I. 114.
Beyträge zu einer Rouſſeauiade. I. 130.
Briefe aus der Schweitz. 1786. II. 18.
Ueber das Spiel. Aus dem Franz. einer Dame von Stande. II. 38.
Roderich. II. 49.
Vier Briefe eines Reiſenden aus Frankreich. 1786. III. 27.
Erſte Tage der unglücklichen Königinn von Schottland Maria Stuart. III. 34.

Begebenheiten und charakteriſtiſche Züge aus der Geſchichte der vereinigten Nord-Amerikaniſchen Staaten, ſonderlich aus den Zeiten des letzten Amerikaniſchen Krieges, von einem Amerikaner. III. 49.
Geſpenſter-Geſchichte aus den letztern Jahren Ludwigs XIV. IV. 31.
Beſchluß der Briefe aus der Schweitz. IV. 30.
Ueber die Lobſprüche, welche die Dichter ertheilen. Aus dem Franzöſiſchen des jüngern Racine. IV. 53
Rodomontaden der Spanier; ein Auszug aus Brantome. IV. 73.

Anekdoten.

I. 133. II. 71. III. vacat. IV. 85.

Auszüge.

Statiſtiſche Bemerkungen über die Engliſche Landwirthſchaft. I. 68.
Ueber einige öffentliche Luſtbarkeiten der Schotten (aus Tophans Briefen). II. 10.
Einige Religionsmeinungen der Mauren. Von Horſt. III. 13.
Einige merkwürdige Nachrichten von dem letztern Erdbeben in Kalabrien (Aus Herrn Bartels Briefen auf ſeiner Reiſe durch Kalabrien 1786). IV. 8.

Biographie.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Connetable Anna von Montmorency I. 126.

Leben des Engliſchen Dichters Spenſer. II. 74.
Leben von Philipp Quinault. IV. 87.

Dramatiſche Aufſätze.

Die geheime Geſellſchaft, oder die Freymäurer. Eine Komödie in einem Acte. I. 6.

Fragmente.

Anekdoten aus dem Leben des Herzogs von Buckingham, des Lords Rocheſter, und des Dichters Dryden. II. 133.
Ueber Gibraltar, und die Einrichtung auf Engliſchen Kriegsſchiffen. III. 135.
Das Kapuzinerhospiz auf dem St. Gotthardsberge, an einer der gangbarſten Alpenſtraßen. (Vom Herrn Pfarrer Schinz zu Zürich). IV. 125.

Gedichte.

Ewige Treue. Schweſterlied, geſungen am Johannisfeſte 1786. Grabſchrift. I. 3-5.
Das glückliche Ehepaar. Der Tropf im Conſiſtorio. Die gelehrten Reiſen. Die zärtliche Gattinn Auf die Büſte des dummen Vaters. Media-Noche. II. 3-9.
Friedrich der Große; eine lyriſche Rhapſodie. Der Rabe. An Emma. III. 3-12.
Meine Gottheit; ein philoſophiſches Gedicht. Natur und große Welt. Der Eſel mit Reliquien; eine Fabel. IV. 1-7.

Miſcellaneen.

Rundgeſang, aus dem Franzöſiſchen. I. 159.
Beſtändigkeit und Treue; von einer Dame. I. 160.
Ueber die Heucheley; aus dem Engliſchen des Shenſtone I. 162.
Der Moralkrämer; eine Fabel aus dem Ruſſiſchen des Sumorokoff. I. 167.
An die Muſik. I. 168.
Schreiben eines Franzöſiſchen Offiziers, des Vicomte von Touſtain, über ſeine Reiſe nach der Inſel Jerſey, im Julius 1786. II 111.
Religion; aus dem Engliſchen des Shenſtone. II. 120.
Die Todesarten. II. 129.
Nachricht von einem Geſpräche des General Paoli mit dem Verfaſſer des Trauerſpiels: Die Corſen. III. 124.
Madagaſcariſches Volkslied. III. 133.
Die Freunde. IV. 112.
Beſchreibung eines Humoriſten; aus dem Engliſchen des Shenſtone. IV. 115.
Geſchichte des Don Pedro ***; aus dem Engliſchen des Shenſtone. IV. 119.

Phyſik und Naturgeſchichte.

Einfluß der Elektricität der Atmoſphäre auf gewiſſe Krankheiten, ſonderlich auf Raſende. I. 131.
Das Mooſe-Deer; aus dem Engliſchen des Pennant. II. 67.
Die Schlangen in Nordamerika. III. 67.
Verſchlagenheit der Spinne; aus dem Engliſchen. IV. 80.

Romane.

Verbrecherinn aus Liebe; wahre Geſchichte ſtatt Roman. I. 145.
Verſchmähte Liebe; wahre Geſchichte ſtatt Roman. II. 85.
Die Couſine oder die Tante; eine Erzählung. III. 74.
Grimaldi; wahre Geſchichte ſtatt Roman. IV. 100.

Berichtigungen im 4. Stück der Olla Potrida vom 1787.

Lies S. 65, Zeile 6. v. unten recalcierat ſ. recalcitrat.
– S. 112 Miſcellaneen, ſtatt Mſicellaneen.

In der Weverſchen Buchhandlung iſt neu zur Leipziger Jubilate-Meße 1788 fertig geworden, und für beygeſetzten Preiß zu haben:

1. Olla Potrida 1788, 1ſtes Stück, 10 Gr.
2. Neue Quartalſchrift zum Unterricht und zur Unterhaltung aus den neuſten und beſten Reiſebeſchreibungen gezogen. 1788, 1ſtes Stück, gr. 8. 16 Gr.
3. Neuſte Nachricht vom türkiſchen Reiche. Ein Handbuch für Unkundige, die ſich bey Gelegenheit des gegenwärtigen Krieges zwiſchen Rußland, Oeſtreich und der Pforte vom Zuſtande des letztern unterrichten wollen. Mit drey illuminirten Landkarten, von der Türkey in Aſien, vom türkiſchen Reiche in Europa und der Krim oder Taurien, gr. 8. Berlin 1788. 16 Gr.
4. Biographiſches Lexicon aller Helden und Militairperſonen, welche ſich in Preußiſchen Dienſten berühmt gemacht haben. 1ſter Theil A bis F. gr. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.
5. Handbuch, geographiſches ſtatiſtiſches von allen vier Welttheilen, nebſt 42 Landkarten, zum lehrreichen Unterricht der Jugend, gr. 8. Berlin 1788. 1 Rthl. 20 Gr.
6. Magazin des Adoleſcentes 4 Vol. avec figures, 8. 1788. 1 Rthlr. Mit dieſem ſind nunmehr alle übrige Magazins der Mad. Beaumont, jedes zu 1 Rthlr. mit Kupfern neu aufgelegt, zu haben.
7. Albertine, Richardſons Clariſſa nachgebildet und zu einem lehrreichen Leſebuche für deutſche Mädchen beſtimmt, 1ſter Theil, 8. Berlin 1788. 1 Rthlr. 8 Gr.
8. Leßing von dem Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger, neue Auflage, 8. Berlin 1788.
9. — übrige Fragmente als ein zweiter Theil hierzu neue Auflage, 8. Berlin 1788. 16 Gr.
10. Voltairs ſämtliche Schriften, 12. 13. und 14. Theil, 8. Berlin 1788. 4 Rthlr.

11. Deſſen Theologiſche Schriften, 1. bis 4. Theil, 8. Berlin 1788. 5 Rthlr. 8 Gr.

12. Gerhards (M. R. B.) Handbuch der deutſchen Münz- Maaß- und Gewichtskunde für Kaufleute und andere welche von der ehemaligen und gegenwärtigen deutſchen Münzverfaſſung, von [illegible] mit ihrem Pari in Silber, desgleichen von Maaßen, Gewichten nebſt andern dazu gehörigen Dingen, Nachricht haben wollen, gr. 8. Berlin 1788. 1 Rthlr. 4 Gr.

13. Ebendeſſelben Logaritmiſche Tafeln für Kaufleute, deren vortheilhafter Gebrauch zu ſehr kurzer und bequemer Berechnung aller bey Handlungsgeſchäften, insonderheit aber der Wechſelgeſchäften entſtehenden Rechnungsvorfällen, in einer beſondern Zeitſchrift unter dem Titel: Beyträge zur Kaufmänniſchen Rechnungskunde für alle der Logaritmiſchen Rechnungsart Unkundige angewieſen iſt. gr. 8. Berlin 1788. [illegible]

14. Deſſelben Beyträge zur Kaufmänniſchen Rechnungskunde. 1ſtes Stück gr. 8. Berlin 1788. [illegible]

15. Sammlung unpartheiiſcher Schriften über die gegenwärtigen Unruhen in den Niederlanden, mit zwei illuminirten Karten, von den [illegible] und den Kaiſerlichen Niederlanden. [illegible] 14 Stück, 8. Berlin 1788. 1 Rthlr. 18 Gr.

16. Rede eines guten Republikaners, eines [illegible] Patrioten, aus dem Franz. 2 Stücke 8. 1787 6 Gr.

17. Gemälde charakteriſtiſches der beiden Hauptpartheien in Holland. 3 Stücke 8. 1788. 9 Gr.

18. Werke des Weltweiſen von Sans-Souci, 6 Bände 8. Berlin 1788. 1 Rthlr. 6 Gr.

No. 1.

Olla Potrida.

1788.

Erſtes Stück.

Berlin

in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Innhalt.

Seite

Gedichte. [illegible]

Auszüge.
  Privatleben und häusliche [illegible] der Türken. (Aus Lüdeke's [illegible] des Türkischen Reichs). 7.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.
  1. Der Neger Mykanpal. [illegible]
  2. Zwey Dialogen von Heimberth v. J. Hinze. [illegible]
  3. Ueber das Glück der poetiſchen Werke. [illegible]

Naturgeſchichte.
  Vacat.

Anekdoten. 67.

Biographie.
  Leben des Engliſchen Dichters Matthäus Prior. [illegible]

Wahre Geſchichte ſtatt Roman.
  Bekehrungsgeſchichte der Mamſell Gautier, einer Franzöſiſchen Schauſpielerin, von ihr ſelbſt beſchrieben. [illegible]

Miſcellaneen.
  Einige Gedanken und Meinungen des Freyherrn Montesquieu. (Aus ſeinen ungedruckten Handſchriften). 107.

I.

Gedichte.

1.

An Herrn Anthing aus Gotha.

In ein Exemplar des Martialis.

Mein Anthing, der Du weiter als Ulyß
Gereiſet biſt, und vieler Völker Sitten,
Der Ruſſen, Tartarn, Polen, Franzen, Britten,
Geſehen haſt, ich weiß gewiß,
Daß der Poet aus Bilbilis,
Der Sittenmahler, Dir gefällt.
Er machte manchen Schattenriß
Von Rom, wie Du von aller Welt.
Er mahlte zwar den Geiſt mehr als den Leib; allein
Das thuſt Du auch, nur muß erſt Geiſt vorhanden ſeyn.

Berlin, den 12. April, 1787.

Karl Wilhelm Ramler.

2.

An einen neuaufgenommenen Bruder-Maurer.

Nach der Melodie: Vous l'ordonnez &c.

Zum erſtenmahl, in dieſer heil'gen Stunde,
Sey uns gegrüßt mit unſerm Maurergruß,
Sey uns geküßt mit unſerm Maurerkuß,
Willkommen uns in unſerm hohen Bunde!

Nimm beydes hin als Pfand von Brudertreue,
Die wir Dir gern aus vollem Herzen weihn:
Nimm beides hin, und lerne Maurer ſeyn,
Daß einſt Dein Herz ſich unſers Bundes freue.

Komm! geh' mit uns den rauhen Pfad des Lebens!
Dir winkt, Dir reicht die Maurerey die Hand:
Thu, was ſie lehrt! Wer ihren Geiſt verſtand,
Gewiß, gewiß der lebte nicht vergebens.

3.

Die wahre Größe.

Nimm von mir des Irrthums Schleier,
Sieh, ich ſchau zu Deiner Höh!
Leite meine Blicke freier
Daß ich Dich im Glanze ſeh!
Hin zu Deinem Heiligthume
Leite [illegible]trunknen mich,

Zeige, Göttinn Dir zum Ruhme
Mir im hellſten Lichte Dich!

Auf zu Deinem Throne winden
Helle Sonnenpfade ſich,
Aber wenige nur finden
Auch auf dieſen Pfaden Dich!
Wenig, Göttliche, nur ſpenden
Opfer Deiner Majeſtät,
Wenig werden dort vollenden,
Wo Dein lichter Tempel ſteht.

Nicht der Würger auf dem Throne
Rühme Deines Bundes ſich,
Jeder ſeiner Schmeichler ſchone,
Lichtumgebne Größe, Dich;
Keiner wähne Dich zu kennen,
Ob's ihm auch im Geiſte tagt,
Der von Pflichten ſich zu trennen,
Brüder wohl zu kränken wagt!

Keinem ſtrahlt Dein Licht hernieder,
Der ſein edles Selbſt vernicht,
Nur um wenig ſeiner Brüder,
Seines Lebens Odem bricht.
Laß den Guelfenfürſten loben,
Laß zu Engeln ihn erhöhn,
O mit nichten wird er oben
Mit Dir über Sternen gehn.

Nicht ſein Leben zu zerſtören,
Vor der Zeit im Grabe ruhn,
Größer war es in den Sphären
Seiner Würde, wohlzuthun:
Läſtrung mag es jedem ſcheinen,
Der die That nicht recht erwog.

Aber tauſend Bürger weinen,
Den er hülflos ſich entzog.

Nimm von mir des Irthums Schleier,
Sieh, ich ſchau zu Deiner Höh!
Leite meine Blicke freier,
Daß ich Dich im Glanze ſeh!
Selbſtbeherſchung iſt das eine,
Göttinn, was mit Dir vermält:
Heil dem Manne die der reine,
Lichtervolle Bahn erwählt!

Seine Stunden ſind die Stunden,
Wie ſie keiner leben kann;
Frey, von Sklaverey entbunden,
Blickt ſein Auge Himmel an:
Seine große Seele windet
Sich vom Erdenſtaube los:
Heil dem Manne! o er findet
Sich vor Millionen groß.

In dem Fürſten wird er ſpähen
Nur nach ſeiner Bürger Wohl:
In dem Bürger wird er ſehen,
Nur nach ſeiner Brüder Wohl:
Wird ſich edlen Thaten weihen,
Bis die Seele ihm entſchwebt,
Wird ſich dann mit Engeln freuen,
Daß er ſo als Menſch gelebt.

J. B. Freytag.

II.

Auszüge.

Privatleben und häusliche Gebräuche der Türken.

(Aus Lüders Beſchreibung des Türkiſchen Reichs).

Bey den Türken werden faſt alle Familien gleichgeſchätzt; keine iſt von der Gelangung zu den höchſten Ehrenſtufen ausgeſchloſſen; keine iſt bey dem wirklichen Beſitze derſelben vor einem gänzlichen Falle ſicher. Die Heurathen geſchehen auf eine von der unſrigen ſehr verſchiedene Art; ſie ſind geſchloſſen, ehe die beiden Partheyen einander geſehen und geſprochen haben. Ob ſich gleich die Brautleute einander weder vor dem Hochzeittage noch vor der Verlobung ſehen, ſo ſucht doch der Bräutigam durch ſeine Mutter oder eine andre Frauensperſon eine Schilderung von ſeiner zukünftigen Frau zu erhalten. Den Hochzeitstag wird die Mitgabe in des Bräutigams Haus geſchickt. Wenn die Braut abgeholt wird, ſo geſchieht es vermummt, und ihr väterliches Haus iſt darüber ſo in Trauren und Weinen, als ob einer geſtorben wäre. Bey den Hochzeits- ſowohl, als allen andern Feierlichkeiten hat das männliche und weibliche Geſchlecht ſeine Geſellſchaften und ſeine Luſtbarkeiten beſonders von einander getrennt. Der Zuſtand der meiſten Türkiſchen Weiber iſt hart, und die gute Gemüthsart des Mannes macht höchſtens eine Ausnahme. Da ein bemittelter Mann mehrere Weiber hält, ſo verurſacht ſchon dies allein Eiferſucht und Neid unter ihnen; andrer Paſſionen nicht zu gedenken. Der Mann kann ſie bey allerley Gelegenheit verſtoßen, und durch die Bedrohung damit in Bangigkeit ſetzen. Die Herrſchaft des Mannes kann alſo tyranniſch ſeyn, und er kann ſonſten auch durch den Gebrauch der Sklavinnen die ehliche Treue ſo oft brechen, als er will. Dieſes ſind geraubte oder erkaufte Chriſtinnen, die an den Ruſſiſchen, Polniſchen, Ungariſchen und Italieniſchen Grenzen den Türken in die Hände fallen, und ohnedas muß auch Georgien und Circaſſen mit den angrenzenden Ländern einen ordentlichen Menſchentribut entrichten, ja die Einwohner ſind daſelbſt ſo unmenſchlich, daß ſich die Ehegatten unter einander, nicht minder die Aeltern die Kinder, und dieſe jene mit Gewalt oder Liſt verkaufen. Es läßt ſich zwar die Anzahl der weißen und ſchwarzen Sklaven, welche jährlich nach Konſtantinopel gebracht werden, nicht gewiß beſtimmen; ſie werden aber, ein Jahr in das andere gerechnet, nicht leichtlich unter funfzehntauſend ſeyn. Was man dort nicht zu gehörigen Preiſen los werden kann, wird nach andern Provinzen, zumal nach Aegypten geführt, wo die weißen Sklaven ſelten und theuer ſind. Sonſt durften auch die Griechen und Juden Sklaven von Chriſtlicher Religion erkaufen, allein Muſtapha III hat ſolches unter harter Strafe, die bis zum Tode ausgedehnt werden kann, verboten. Des Befehls Muſtapha III. ohnerachtet, daß Chriſten und Juden keine Sklaven Chriſtlicher Religion an ſich kaufen dürfen, pflegt doch zu Kriegszeiten jenen der Ankauf derſelben zum Vortheile der Türken, als ihrer Eigenthumsherren, zugeſtanden zu werden. Die Käufer aber ſchließen den Handel vor Gericht, und laſſen ſich darüber ein Ilam oder gerichtliches Zeugniß ausfertigen, um dadurch vor etwanigen Kranien in der Zukunft geſichert zu ſeyn. Ein Mann kann die gekauften oder geraubten Sklavinnen, wenn er ihrer überdrüſſig iſt, verkaufen; ob ſie gleich alsdann die Freiheit gewöhniglich erhalten, wenn ſie Kinder zur Welt gebracht haben. Einer rechten, aber geſchiedenen, Frau muß das Heurathsgut wieder herausgegeben werden, ausgenommen, wenn ſie durch eine Schandthat Gelegenheit zur Eheſcheidung gegeben hat. Die Weiber erhalten ſolche ſo leichte nicht; ſie können ſie aber verlangen, wenn der Mann ihnen nicht den ſchuldigen Unterhalt giebt oder ſie unnatürlich mißbrauchen wollen. Das letzte vor einem Richter zu bezeichnen, pflegen ſie, ohne ein Wort zu reden, nur die ausgezogenen dünnen Unterſchuhe, worin ſie in den Zimmern gehen, umzukehren. Dieſe Bilderſprache verſteht der Richter ſogleich. Inzwiſchen haben bey den Türken die aus den Kebsweibern erzeugten Kinder gleiche Rechte, auch ein gleiches väterliches Erbtheil mit denenjenigen, welche von rechtmäßigen Weibern geboren ſind.

Es iſt faſt kaum zu erwähnen nöthig, wie bey der Vielweiberey die Kinderzucht beſchaffen iſt. Der Verſtand, zumal bey dem weiblichen Geſchlechte, wird ſehr ungeübt gelaſſen; auf die eigentliche Verbeſſerung des Willens und des Herzens denkt Niemand. Die Nothwendigkeit davon wird nicht einmal eingeſehen. Wildheit und Unbändigkeit wird für etwas freies gehalten. Bey gemeinen Leuten laufen die Kinder ohne alle Anweiſung und Zucht herum; bey Vornehmern, deren Söhne Tſchelebi heißen, ſind Sklaven und Verſchnittene die Lehr- und Hofmeiſter; gewißlich, ſehr untüchtige Perſonen zu einer ſolchen wichtigen Sache. Die Muhamedaniſche Religion iſt unkräftig, in Kindern etwas gutes hervorzubringen, und die Hausexempel ſind fähig, die an ſich ſchon verderbte Natur noch mehr zu verſchlimmern. Die Verſchnittenen geben auch bey den Vornehmen die Aufſeher des Frauenzimmers ab, und ſie ſind ihrer Mannheit gänzlich beraubt, um dem Hausherrn nicht den mindeſten Verdacht zur Pflegung der Lüſte mit ſeinen Weibern zu geben.

Es ſind der Türken Kleidungen, wie aller Morgenländer, lang. Ihre Hemden ſind faſt verfertigt, wie die Europäiſchen Weiberhemden. Die Beinkleider ſind bei manchen Ständen von außerordentlicher Weite und in unzählige Falten gelegt, ſo daß von einer drey viertel Elle Leinewand gegen vierzig Ellen zu einem Paare erfordert werden. Der Tulbend oder Kopfſchmuck giebt ihnen ein beſonderes Anſehen, und iſt von ſehr verſchiedenen Arten und Formen nach dem Range der Perſon, die ihn trägt. Gold und Silber wird auf den Kleidern der Mannsperſonen gar nicht geſehen; als welches, ihrer Meinung nach, zum Schmucke der Männer nicht gehöre, ſondern nur für die Zäume und Sättel der Pferde diene. Der Kaiſer ſelbſt macht hier keine Ausnahme, und bloß Federbüſche von koſtbaren Steinen an ſeinem Tulbend, nebſt drey Federſträußen von Kandiotiſchen Reigern, einem vorne und zwey an den beiden Seiten unterſcheiden ihn von andern. Die vornehmſten Paſchas haben von der erſten Art einen ähnlichen an der linken Seite, und geringere Perſonen nur einen ſchlechten. Bey den langen Kleidungen der Türken iſt es einer Anzeige nicht unwürdig, daß die Vornehmen nicht nur über dem langen Unterrock ein leichtes langes Oberkleid, und auch noch wohl einen Pelz darüber, tragen, ſondern ſich noch dazu auf ihren Spazierritten und Reiſen mehrere nachführen laſſen, um zur Bequemlichkeit und Pracht umwechſeln zu können. Dies läßt ſich ganz bequem auf das Verbot Chriſti anwenden, dadurch er ſeinen Apoſteln mehr als einen Rock zu tragen unterſagte, (Matth 10, 10.) auch nicht zugeben wollte, daß ſie Schuhe, ſondern an ihrer Statt die an ſeinem Orte beſchriebenen Sandalien brauchen ſollten. — Auf die Zäume und Sättel der Pferde, den Dolch, die Piſtolen und Flinten verwenden ſie viel Geld. — Von dem aus Kandiotiſchen Reigerfedern beſtehenden Sträußen macht auch der Großherr bisweilen wohl ein Geſchenk an einen Weſyr oder Paſcha, und ſteckt ihn an deſſen Tulbend, welches dort eine ſolche Ehre iſt, als ob ein Europäiſcher Fürſt jemandem einen Orden umhängt. Es iſt bekannt, daß die Türken ſich die grüne Farbe zugeeignet haben, und niemand, der nicht ein Muhamedaner oder Europäer iſt, in ihrem Lande dergleichen, als eine gewiſſermaßen ihnen heilige Farbe, tragen dürfe. Bey dem Reiten brauchen ſie Stiefeln, bey dem Gehen aber nur Pantoffeln, welche ſie in den Zimmern und unter dem Gebete ablegen. Dies dient zur Erläuterung dererjenigen Stellen in der Bibel, wo das Ausziehen der Schuhe, als ein Zeichen äußerer Ehrfurcht vor Gott und Menſchen angegeben wird. Damit inzwiſchen die bloßen Füße oder die Strümpfe nicht ſchmutzig werden, tragen ſie Socken von dünnem Leder. Die Uhr wird in einem Säckchen auf der Bruſt am Herzen getragen. Das untere Kleid, (Doliman) worüber das Oberkleid, (Feredſche) oft unangezogen, nur bloß von den Schultern herabhängt, iſt mit engern Aermeln verſehen und um die Hüfte herum mit einem Gürtel angebunden, in welchem die Piſtolen ſtecken, imgleichen der Hattagan oder ein Degenmeſſer, in der Form unſerer Säbel, von der Länge von drey viertel oder einer ganzen Elle. Dies ſieht man ſelten, weil es das Oberkleid bedecket; und es iſt daraus begreiflich, wie Ehud, Joab und andre ihre morgenländiſchen Schwerter unvermerkt zum Erſtechen gebrauchen konnten. Das Oberkleid iſt im Sommer von ſehr leichtem Zeuge, im Winter aber von Tuche mit Pelzwerke gefüttert. Auf den Bart beſtehen die Türken ungemein. Sie ſehen ihn als ein weſentliches Vorrecht an,

wewodurch Gott das männliche Geſchlecht von dem weiblichen unterſcheiden wollen. Sie pflegen ſolchen zu kämmen, zu waſchen, zu beräuchern und mit wohlriechenden Waſſern und Salben zu beſtreichen, woraus man ſich viele bibliſche Gebräuche und Redensarten erläutern kann. Denn weil bey der Hartnäckigkeit der Morgenländer an dem alten Herkommen auch die Kleidertrachten im Allgemeinen unverändert bleiben, ſo kann man ohne Irrthum die vormahligen Gebräuche an den jetzigen wahrnehmen. Auch die gemeinſten Leute tragen goldene und ſilberne Ringe, welche bey Vornehmern Steine mit dem eingegrabnen Namen haben, worauf auch die Bibel verſchiedene Anſpielungen macht. Weil die Ringe der Morgenländer ihre Petſchafte abgeben, und ſtets ſtatt der in unſern Wappen gewöhnlichen Figuren einen Namenszug oder eine Inſchrift haben: ſo ſind Siegel und Inſchrift gleichbedeutende Ausdrücke. (2. Tim. 2, 19.) Dieſe Siegel werden mit ſchwarzer Dinte, welche unſerer Buchdruckerſchwärze gleicht, aufgedrückt; daher die Stellen der heil. Schrift (Offenb. 7, 3. Heſek. 9, 4.) niemanden ungereimt vorkommen werden. Der größte Theil, zumal der männlichen Namen, ſind aus dem alten Teſtament genommen, und nur nach der Arabiſchen oder Türkiſchen Mundart gebeugt und geändert. Das weibliche Geſchlecht iſt bekanntermaßen ganz ungemein eingezogen. Es iſt für Chriſten und Juden eine höchſtgefährliche Sache, mit einer Türkinn zu thun zu haben. Sie verlieren entweder den Kopf, oder müſſen ſie, nachdem ſie die Muhammedaniſche Religion angenommen haben, heurathen; wenigſtens koſtet es ihnen viel Geld, ehe ſie aus der Sache kommen. Die allergemeinſten Frauensperſonen gehen außerhalb der Zimmer mit einem weißen Schleier verhüllt. Die Türken haben nämlich die Meinung, daß die ſchönen Weiber von den Männern nicht ohne böſe Begierden angeſehen werden könnten, daher man ſie verborgen halten müſſe. Sie geben ſich alſo auch mit Handel und Wandel gar nicht ab, ſind für die Haushaltung ziemlich unthätig, und wären, wenn der Müßiggang ein glücklicher Zuſtand wäre, in dieſer Abſicht nicht übel daran. Die Türkinnen ſind in der häuslichen Kleidertracht mit den Griechinnen ziemlich übereinſtimmend, und bey aller ihrer Verborgenheit nicht ohne Arbeit. Es ſind beſondere Tage und Oerter in der Türkey, wo ſie, jedoch verhüllt, den Verkauf und Einkauf roher Baumwolle und Seide, imgleichen baumwollener, ſeidener und allerley gewirkter Zeuge beſorgen. Zu Smyrna, Angora und an andern Oertern giebt es ordentliche Weibermärkte. Es iſt auch, wie ich unzähligemal geſehen, noch ihr Geſchäfte, verhüllet von den oft entfernten Brunnen Waſſer zu holen. Es beſtand alſo die vom Joſua den Gibeonitern auferlegte Strafe (K. 9, 21.) in der Erniedrigung von den Kriegsverrichtungen zu den weiblichen Geſchäften.

Bei den Spaziergängen ſetzen ſich die Türkinnen über die Regeln des Europäiſchen Wohlſtandes hinweg, daher ſich die Mannsperſonen, zumal von andern Religionen, gern aus dem Wege machen, um ihren Anfällen und Frechheiten auszuweichen. Wenn ſie ausgehen, ſo geſchieht es größtentheils in einer zahlreichen Geſellſchaft unter der Aufſicht von Verſchnittenen oder von ſchwarzen Arabern. Da die Wägen gar nicht gebräuchlich ſind, ſo reiten ſowohl die Männer, als die Weiber. Reiten vornehme Mannsperſonen zu ihrem Vergnügen aus, ſo geht eine Anzahl van Bedienten paarweiſe voraus, und trägt die zum Eſſen und Trinken, auch Veränderung der Kleider benöthigten Sachen. Auf Eſeln zu reiten iſt in den meiſten Provinzen nicht verächtlich. Ihre Sättel ſind von den unſrigen ziemlich verſchieden. Sie ſind lang und weich, und die Kinder pflegen hintern aufgenommen zu werden. Die Steigbügel ſind kurz gegürtet und breit, damit die Pantoffeln nicht ſo leicht herabfallen. Es giebt zwar in der Europäiſchen Türkey eine Art von Kutſchen; ſie dienen aber nicht ſowohl Reiſen damit zu thun, als ſich vielmehr zu beluſtigen. Sie haben niedrige Räder, ſind klein, mit Gitterwerke verſehen, und mit ſchlechtem oder koſtbarem Zeuge überhängt. Letzteres kann man, der Luft zu genießen, zurückſchlagen, wobey aber das Gitterwerk bleibt, damit die Einſitzenden auf ihren Sophaküſſen nicht geſehen werden.

Die Geſellſchaften beider Geſchlechter werden für unanſtändig gehalten. Ein jedes geſellet ſich zu ſeines gleichen. Geſchwiſterkinder von verſchiedenen Geſchlechtern werden einander nicht leicht ſehen, geſchweige denn entferntere Anverwandten. Niemand erkundiget ſich nach dem Wohlbefinden der Frau oder der Tochter des andern, weil ſolches gänzlich wider den Wohlſtand laufen und als eine Beleidigung angeſehen werden würde. Ein vertraulicher Umgang mit andern Religionspartheien findet nicht ſtatt. Es ſind nur Handlungs- und Cerimonienbeſuche. Es wird mit Darreichung des Kaffee der Anfang gemacht, wofern der Rang nicht verſtattet, eine Pfeife Tabak anzubieten. Unmittelbar vor dem Kaffee pflegt auch etwas eingemachtes Süßes angeboten zu werden. Vom Kaffee wird nur eine Taſſe kaum halb voll, und gewöhnlich ohne Zucker gereicht. Hierauf erfolgt ein Sorbet, oder ſüßlicher Trank. In dieſer Zeit werden die Sachen abgehandelt. Wollen ſie, daß der Beſuch ſoll geendiget werden, ſo wird ein wohlriechendes Waſſer gebracht und damit die Gäſte beſprenget, alsdann erfolget ein Räuchwerk, wobey zierliche Tücher über die Köpfe gebreitet werden, damit es nicht ſo geſchwinde in die Luft aufſteige. Die Ernſthaftigkeit der Türken vom Stande iſt ſowohl bey ihren Beſuchen, als in dem Umgange mit andern Völkern, ſehr groß, und die Europäer ſind ihnen mit ihrem vielen Geſchwätze und Lachen verächtlich.

Iſt das männliche Geſchlecht in ſeinem Umgange ſtillſchweigend, ſo iſt das weibliche deſto mehr laut und geſchwätzig. Daher die Türken das Sprichwort haben: zwei Eſel machten einen Lärm als eine Karawane, und zwei Weiber als eine Rathsverſammlung.

Bey tiefen Komplimenten iſt noch der in der Bibel unzähligemal vorkommende Gebrauch, daß der Niedere vor dem Vornehmen ganz auf die Erde fällt; und vor die Fürſten und Großen im Morgenlande darf niemand ohne Geſchenke kommen. — Im gemeinſchaftlichen Umgange ſehen ſie auf keinen Rang. Bey Cerimonien und Feierlichkeiten iſt einem jeden ſein Platz beſtimmt.

Perſonen niedrigen Standes ſtehen vor den Großen in einer ſehr demüthigen Geſtalt. Es ſind nämlich die Hände gegen den Unterleib herab über einander gelegt, und die Augen auf die Erde niedergeſchlagen. Es würde ſehr unanſtändig ſeyn, wenn eine Frau ihrem von einer auch weiten Reiſe zurückgekehrten Manne bis zur Thüre entgegen gehen und ihn empfangen wollte. Bey den Leuten des Geſetzes (Ulema) iſt wie bey uns die rechte Hand der Ehrenplatz, bey den Kriegesleuten aber die linke; daher der Großvizir und Mufti, wenn ſie zuſammen kommen, ſich wohl ſchicken, weil ein jeder nach ſeiner Meinung und Gebrauche den oberſten Platz hat. Ihre Begrüßungen unter ſich und zu andern beſtehen in dem Ausſpruche: Salam aleikom, Friede ſei mit euch, wobey ſie unter einem Kopfnicken die linke Hand auf das Herz legen. Chriſten und Juden aber dürfen ihnen dies nicht zuſprechen, gleichſam als ob ſolche ihnen keinen Frieden anwünſchen könnten. Der Tulbend wird zu Begrüßungen niemals abgenommen, und ein Türk würde glauben, von einem Europäer verſpottet zu werden, wenn er vor ihm den Hut

ab⸗

abzöge. Die Niedern küſſen den Vornehmen bey der Anrede und dem Abſchiede den Zipfel des Rocks oder legen ihn vielmehr an die Stirn. Vom Spatzierengehen ſind die Morgenländer keine Liebhaber. Bey gutem Wetter begeben ſie ſich nach einer angenehmen Gegend, wo Waſſer und Schatten iſt, und halten ſich daſelbſt vom Morgen bis zum Abend auf. Viele bleiben wohl gar unter Zelten die Nacht über. Auf Stühlen ſind ſie nicht gewohnt zu ſitzen, ſondern entweder auf dem Graſe, worüber etwa eine Täpete ausgebreitet iſt, oder auf einem niedrigen Sopha, und zwar mit kreuzweiſe unter ſich geſchlagenen Beinen.

Ihr Hausrath iſt bey weitem nicht ſo weitläuftig, als bey uns. Stühle, Tiſche, Schränke, Malereien, Vorhänge ꝛc. finden theils bey ihnen gar nicht, theils wenigſtens nicht in großer Menge ſtatt. Was hierüber von den Griechen und Armeniern geſagt worden, gilt faſt alles von den Türken, mit Ausnahme deſſen, was jene von den Europäern erlernet hätten. In ihren Wohnzimmern iſt alles ſo rein und ſauber, daß Niemand die Schuhe darin trägt; aber die Flure, Treppen und Höfe werden nicht leicht gefeget und gekehrt. Gegen ihre Häuſer und Palläſte haben ſie die äußerſte Gleichgültigkeit. Dies geſchieht zum Theil aus einem richtigen Grundſatze der Religion, weil ſie nur Pilgrimme darin wären; zum Theil aber auch aus politiſchen Urſachen, weil Niemand weiß, ob er ſie lange beſitzen und ſeine Nachkommen damit beerben werde. Daher es eine ſeltene Sache iſt, ein Haus ausbeſſern zu ſehen. Man bewohnt es ſo lange, als man kann. Lebet man alsdann noch, ſo reißt man es völlig ein und baut ein neues. Der abgeſondertſte Theil in den größern Häuſern dienet zum Aufenthalte des Frauenzimmers, und heißt Harem. Die Decken in den Zimmern ſind ausgemalt, auch wohl vergoldet und der Fußboden iſt mit geflochtenen Matten oder Tapeten belegt. An den Wänden umher iſt der Sopha.

Der Morgenländer Hausgeſinde beiderley Geſchlechts werden nicht allein mit den Kindern allein ausgeſchickt, ſondern auch bey dem Ausgehen der Herrſchaft mitgenommen. Die Bedienten nehmen die Kinder, zumal wenn ſie ein wenig groß ſind, gewöhnlich ſo auf die Schultern, daß dieſe ihre Hände an jener Hals, die Beine aber an ihre Seiten anſchlagen, und über ihren Kopf hinwegſehen.

Sind im Allgemeinen die Türken nicht mit vielen Mobilien verſehen, ſo giebt es doch auch Ausnahmen. Man findet Große des Reichs, die ihre Zimmer nach Europäiſcher Art mit koſtbaren Spiegeln, Armſtühlen, Schränken, Tiſchen und dergleichen aus Frankreich und England ausgezieret haben, auch wohl mit Malereien von Proſpecten und Landſchaften, doch ohne menſchliche Figuren.

Härem bedeutet nicht allein, wie in dem ähnlichen Hebräiſchen Worte, einen heiligen Ort, ſondern auch das Frauenzimmer und deſſen Wohnung. Häremeyn im Duali, oder der zweifachen Zahl, bezeichnet die beiden vermeintlich heiligen Oerter Mekkje (Mekka) und Medynat.

Die Zubereitung ihrer Nahrungsmittel iſt von den unſrigen ſehr verſchieden. Anſtatt Butter brauchen ſie Oel. In dem Gebrauche des Gewürzes, beſonders des Pfeffers und des Zimmets, ſind ſie unmäßig. Sie eſſen nicht eben ſolches Brod oder Semmel, wie wir, ſondern eine Art von Aſchkuchen. Sie werden, wenn es möglich iſt, faſt ſo warm und friſch, wie ſie aus der Aſche oder dem Ofen kommen, aufgetragen. Weil kein Sauerteig dazu genommen wird, ſo taugen ſie nur den Tag, da ſie gebakken werden. Sie ſind ſonſt weiß, von gutem Geruche, und kaum einen halben Finger dick. Werden ſie ja aus

Meth den folgenden Tag gebraucht, ſo müßen ſie über Kohlen gewärmt werden, weil ſie ſonſt gar zu unſchmackhaft ſeyn würden. Ein Saft, welcher aus Suſamſaamen ausgepreßt wird (Tachin), und ein andrer, welcher Petmes heißt, und auch ſüßlich iſt, wird zuſammengegoſſen, und iſt gleichſam ihre Butte.

Statt der Butter, die dort nicht wie bey uns geräth, brauchen ſie nicht allein ihr vortreffliches Oel, ſondern ſie haben auch das Fett von der geronnenen Milch, welches friſch ſogleich auf Brod gegeſſen werden kann, und wahrſcheinlich das Chemah (חמאה) der Hebräer iſt. (Richt. 5, 25). Das übrige trocknen ſie entweder, und bedienen ſich deſſelben als eines Ingredienzes zu gewiſſen Speiſen, oder ſie gebrauchen es als ſaure Milch zum Eſſen und Trinken; inzwiſchen brauchen die Europäiſchen Türken in vielen Provinzen häufig Butter.

Ihr dünnes Brod wird nicht allein in Natolien, ſondern auch in ungemein vielen Gegenden Arabiens, Syriens und nach dem Euphrate zu, aus Mangel des Holzes über Kuh- und Kameelmiſt gebacken. — Nun wird es niemanden befremden, daß der Prophet Heſekiel (K. 4, 12.) über Menſchenkoth ſtatt Kuhmiſt ſein Brodt, zu einer Vorbedeutung zukünftiger göttlicher Strafgerichte, backen ſollte.

Ohne den bekannten Pillav oder gekrüllten Reis wird nicht leicht eine Mahlzeit gehalten. Nach dem Verhältniſſe z. E. ein Maaß Reis und zwey Maaß Waſſer ſieden ſie erſt das letzte und thun darauf den Reis hinein, um beides zuſammenkochen zu laſſen. Hernach eröffnen ſie den Topf, und ohne ihn weiter zuzudecken oder den Reis umzurühren, laſſen ſie es ſo lange kochen, bis das Waſſer ſich verzehrt und kleine Höhlungen aufgeworfen hat. Alsdann gießen ſie wohlgeſchmolzene und braune Butter oder Fett hinzu, rühren es mit einem Löffelſtiele um, decken den Topf auf etwa fünf Minuten zu, und richten darauf den Pillav an. Er wird auch wohl mit Geflügel oder Schöpſenfleiſch zugerichtet und mit Roſinen gekocht, und wenn er aufgetragen wird, ſtark mit Pfeffer beſtreut. Hammel und Ziegenfleiſch, nebſt dem Geflügelten, iſt ihnen das Liebſte. Doch ſind ſie überhaupt nicht große Fleiſcheſſer, ſondern halten mehr auf Garten- und Baumfrüchte. Im Eſſen ſind überhaupt die Türken ſehr mäßig. Die Geringern begnügen ſich mit Salz und Brod, Knoblauch oder Zwiebeln und ſaurer Milch, wozu etwa Oliven und bey Feierlichkeiten andere Zugemüſe kommen; ſo daß ein Türk von demjenigen einige Tage lebet, welches bey unſer einem kaum einen Tag zureichet. Meſſer und Gabel ſind bey Tiſche nicht gebräuchlich, und man zerſchneidet die größern Stücke ſchon in der Küche. Das Fleiſch iſt ohnehin ſo mürbe gekocht, daß es bey dem Anrühren in Stücke zerfällt. Ihre Art zu eſſen iſt uns daher ekelhaft, da ſie dasjenige, was mit Leffeln nicht gegeſſen wird, mit den Fingern in den Mund ſtecken. Nach unſerer Art zu leben behelfen ſich die Türken im Eſſen faſt durchgängig mit ſchlechter Nahrung. — Vornehme Perſonen brauchen Löffel von Schildkrötenſchalen, geringere von Horn, und nur die gemeinen von Holze. Bey ordentlichen Perſonen beſteht das Tiſchgedecke nur in einem runden Stücke Leder, welches auf die Erde ausgebreitet wird. Man bedient ſich eines verzinnten Kupfergeſchirrs und bey allen Ständen keiner andern, als hölzerner Löffel, welche in einem Haufen zum beliebigen Gebrauche aufgelegt werden. Die Trinkgefäße ſind große Schaalen von Metall oder Porcellain. Die Gäſte von gleichem Stande ſitzen auf ihren kreuzweiſe unter ſich geſchlagenen Füſſen, die Geringern auf den Knieen umher. Auf dem Leder ſind die Brodkuchen herumgelegt. Nur mit der rechten Hand greifen ſie in die Schüſſel, legen die Speiſen auf das Brod, oder auch wohl auf das Leder, zerſtücken das Fleiſch mit den Fingern, und eſſen alsdann nach Belieben. Wenn ſie vom Eſſen aufſtehen, ſo ſagen ſie: Gott ſey gelobet! — Waſſer iſt das hauptſächlichſte Getränk. Nach der Mahlzeit wäſcht man ſich allemal. Zu Erfriſchungen iſt bey ihnen der Sorbet gebräuchlich, welcher nicht auf einerley Art gemacht wird, und für den Europäiſchen Geſchmack ſelten annehmlich iſt. Die Kaffeekanne wird wohl bey ihnen kaum kalt, da ſie zur Sommerszeit in der Küche, im Winter aber auf der Kolenpfanne in der Stube ſteht; allein, da die Taſſen klein ſind und ſie kaum bis zur Hälfte angefüllt werden, ſo trinket dort ein ſtarker Kaffeetrinker kaum ſo viel, als bey uns ein mittelmäßiger. Der Kaffee iſt ziemlich ſtark, wird aber nie mit Milch getrunken, und da die Untertaſſen nicht gewöhnlich ſind, ſo wird die Obertaſſe, um ſich nicht die Finger zu verbrennen, in eine Art von andrer Taſſe geſetzt, welche bey gemeinen Leuten von Kupfer, bei vornehmen aber ſehr ſauber von durchbrochenem Silber oder Golde verfertigt iſt. Ohne Toback lebt nicht leicht ein Türk. So wohl auf dem Felde als zu Hauſe hat er faſt ſtets die Pfeiſe im Munde, und es geſchieht aus einer Art von Reinlichkeit, daß er, wenigſtens in Geſellſchaften, den Speichel hinunterſchluckt. Er wird aber ſehr langſam, und zwar aus Pfeiſen geraucht, deren Röhren zwey bis vier Ellen lang ſind, wo alſo nur ein leichter Dampf zum Munde kömmt, der nicht auf der Zunge beißt und auch den Kopf nicht ſo einnimmt, als bey uns. Es ſind die Röhren oft mit Silber oder Golde ausgelegt, auch zum Theil wohl gar in einem Zeuge eingenähet, welches, zumal im Sommer, mit einem Schwamme benetzet wird, damit der Rauch ganz kühl zum Munde kommen möge. Entweder der Hausherr ſelbſt oder ein Bedienter giebt die angebrannte Pfeiſe den Gäſten herum. Das Opium wird von vielen in ſolchem Gewichte genommen, daß ſie gewiſſermaßen berauſcht werden, und ſich alſo, als entzücket, ihren Träumen überlaſſen. Anfänglich werden ſie davon wachende Träumer, nach und nach aber werden alle Geiſtes- und Leibeskräfte dergeſtalt abgenützt, daß ſie bey noch lebendigem Leibe ſtumpf, fühllos und unthätig werden.

Die reichen und vornehmen Türken halten eine große Anzahl von Bedienten und Sklaven beiderley Geſchlechts. Kaufen ſie Letztere bey reifern Jahren ein, ſo werden ſie nicht leichtlich ſolche zu ihrer Religion zwingen; auch gehen ſie ſo unbarmherzig nicht mit ihnen um, als die Mahummedaner auf den Küſten der Barbarey thun. Bey ſolchen iſt die Grauſamkeit gar begreiflich. Denn der Abſchaum derjenigen Türken, welche man, die Todesſtrafe ausgenommen, am härteſten ſtrafen will, wird aus der Türkey nach den Africaniſche Küſten verbannt, oder auch an einigen Oertern von den Mohren angeworben, und macht daſelbſt in kurzer Zeit großes Glück. Uebrigens ſind die Sklaven beiderley Geſchlechts, die in der Jugend nicht geraubet oder erkaufet und darauf erzogen worden, größtentheils die ſchlechteſten Creaturen. Sonſt würde ihr weltliches Verhältniß nicht für unglücklich anzuſehen ſeyn. Jn ihrem Vaterlande ſind ſie meiſtentheils nicht beſſer, als die Wilden; nun werden ſie in Nahrung und Kleidung wohl gehalten; ſie werden in mancherley Sachen unterrichtet und machen oft großes Glück. Die ſchönen Sklavinnen werden als ausgelaſſen, hochmüthig und eigenſinnig beſchrieben, und denen, welche in zarter Jugend geraubt worden, wird von den Türken ein großer Haß gegen die Chriſten beygebracht.

Zeitvertreibe lieben die Türken, als ein müßiges Volk, über die Maaße; und zwar nicht eben ſolche, wobey ſie ſich ſelbſt bemühen müßten, ſondern diejenigen, wobey ſie träumende Zuſchauer abgeben können. Seiltänzer, Klopffechter, Ringer, und zwar in einem groben Geſchmacke, können dabey etwas gewinnen. Es fehlt auch an dergleichen Geſindel von Manns- und Weibsperſonen nicht. Ihre Kunſtſtücke zu erhöhen, wobey ſie oft die geilſten Bewegungen ausdrücken, laſſen ſie ſtets eine Muſik aufführen, die mit einer ſchlechten Trommel und einigen rauhen Blasinſtrumenten gemacht wird. Eigentliche Schauſpiele in Opern und Komödien ſind bey ihnen nicht Mode. Die Kämpfer beſtreichen ſich nach Gewohnheit der alten mit Oel, und haben außer einem Paare lederner Beinkleider keine andern Kleider an. Da ſie ſich bey den verſchiedenen Wendungen und verſtellten Angriffen als Affen anſtellen, ſo wird man in ſich ſelbſt unwillig, daß ſich Menſchen dergeſtalt unter ihre natürliche Würde herablaſſen können. Die Kampfſpiele ſind in ihren einzelnen Auftritten kurz, und bey eines jeden Endigung werden die vornehmen Anweſenden um ein Trinkgeld angeſprochen. Das Spielen iſt unter den Türken ſo gemein nicht; das Schachſpiel, das Damenbret und die Mangala, oder die Zählung einer Menge von Bohnen oder kleinen Steinen in die zwölf ausgehöhlten Löcher eines dicken Brettes, ausgenommen. Sie laſſen bey dem Gewinnen oder Verlieren weder Freude noch Traurigkeit blicken. Es geſchieht auch unentgeldlich; denn um Geld zu ſpielen, wird bey ihnen für eine große Sünde gehalten. Das meiſte Vergnügen ſuchen beide Geſchlechter in den Gärten oder in angenehmen Gegenden, zumal wo ein rauſchendes Waſſer, oder ein ſtarker Uebergang von Reiſenden iſt, um unter Muſik oder Tabakrauchen die Zeit im Traume zu verſchleudern. Deswegen ſind auch nicht allein in den Städten und Dörfern, ſondern an volkreichen Heerſtraßen Kaffeebuden angelegt. Das Dſcherid oder Stockſpiel dienet für die Reuter, und wird bey ihnen gewiſſermaßen als eine Kriegs-Uebung angeſehen. Man ſpornet das Pferd aus allen Kräften an, und indem man es in die Runde herumtummelt, ſo bemühet man ſich den Rücken ſeines Gegners zu gewinnen und den Stock nach ſeinen Schultern zu werfen, weil man eigentlich nie nach dem Bauche zielen muß. Sie ſammeln die Stöcke im vollen Rennen, ohne abzuſteigen von der Erde auf, drehen ſich um den Bauch ihres Pferdes herum, und machen verſchiedene Wendungen, um dem ihnen zugedachten Wurfe auszuweichen. Sie ſind in dieſer Leibesübung ſehr fertig. Zu den Zeitvertreiben gehören noch die Bäder, welche aus einem mediciniſchen Vorwande Vormittages vom Frauenzimmer, und gegen Abend von den Mannsperſonen monatlich einige male beſuchet werden. Weil ſich nun da große Geſellſchaften einerley Geſchlechtes, aber doch von allerley Völkern und Religionen, auch Stande, einzufinden pflegen und ohne Cerimoniel mit einander umgehen, ſo halten ſie ſich darin unter Baden, Kaffeetrinken und Unterredungen an drey bis vier Stunden auf. Dies ſind die eigentlichen Oerter der Zuſammenkunſt für das Frauenzimmer, ſich Neuigkeiten zu erzählen und ihre Koſtbarkeiten einander ſehen zu laſſen. Wo ſich eine Mannsperſon hineinſchleichen wollte, ſo würde ſie bey dem Entkleiden nicht allein leichtlich erkannt werden, ſondern wohl ſelbſt in Lebensgefahr gerathen. Das Baden iſt faſt zu einer Nothwendigkeit geworden. Es muß z. E. vor einer Heirath geſchehen; auch nimmt man keine Sklavinn in's Haus, die nicht vorher gebadet worden iſt.

Wenn die Einwohner in der Türkey reiſen, ſo führen ſie eine Matte oder einen Teppich zum Sitzen und Schlafen, einige Decken, einen Kochkeſſel und eine Flaſche mit einer Schaale und Kaffeekanne bey ſich. Dies iſt ihre ganze Geräthſchaft, und haben ſie keine Bedienten oder Sklaven, ſo kochen ſie ihren Kaffee und Reis ſelbſt.

In einem ſo großen Reiche, welches, wie das Türkiſche, aus ſo vielen unter mancherley Himmelsſtrichen belegenen Provinzen zuſammengeſetzt iſt, können die Einwohner nicht wohl einerley Nationalcharakter haben; ſo ſind z. E. die Türken in dem eigentlichen Griechenlande, in Aegypten, auf Kandien, Cypern und anderweitig bösartiger, als die um Konſtantinopel, Smyrna ꝛc. Die Europäiſchen werden für arbeitſam, begierig, beherzt, rauh in ihren Sitten; die Aſiatiſchen hingegen für weichlich, feige weibiſch und faul gehalten. Doch wird das Folgende zu ihrer Schilderung im Ganzen und Allgemeinen wahr und zulänglich ſeyn.

Es hat die Türkiſche Nation natürlichen Witz und Beurtheilungskraft. Dies kann man daraus abnehmen, weil ſie es ohne großen Unterricht von ſich ſelbſt in allerley Dingen ziemlich weit bringen. Die Beyſpiele ſind häufig, daß Menſchen vom geringſten Stande zu den höchſten Würden gelangen, und ſich nicht uneben darin zu ſchicken wiſſen. Es gereicht den Zuhörern bey gerichtlichen und öfters ſehr verwickelten Unterſuchungen zum größten Vergnügen, mit welcher Spitzfündigkeit und Verſchlagenheit die Richter, ohne auf unſern juriſtiſchen Bänken unterrichtet worden zu ſeyn, die Partheien ausfragen und zur Entdeckung der geheimſten Thaten kommen können. Ihre Einfälle ſind oft einzeln in ihrer Art. Allein dies hindert nicht, daß ſie nicht ungemein abergläubiſch ſeyn ſollten. Es iſt nicht leicht ein Volk, welches es mehr ſeyn könnte. Faſt alle zufällige Dinge, ja ſogar die Farben an den Kleidern, geben ihnen gute oder böſe Vorbedeutungen ab. Die Träume geben ſie für eine Art göttlicher Eingebungen aus. Vermeintliche Sterndeuter, Wahrſager und Zauberer haben bey den Vornehmſten ſtets groſſen Eingang. Viele tragen lebenslang Talismans bey ſich. Dieſe abergläubiſche Zeichen, ſich vor Beſchädigungen und Unglücksfällen zu bewahren, ſind nicht von einerley Art. Eine derſelben beſteht in gewiſſen Sentenzen aus dem Koran, oder in Gebeten, welche auf Papier oder Pergament

ment geſchrieben und in einem Säckchen auf dem bloßen Leibe an einer Schnur getragen werden. Eine andere faſſet gewiſſe auf Metalle oder Steinen gegrabene Formeln in ſich, und iſt vermittelſt eines um den Arm herumgehenden Ringes oder anderswo befeſtigt. Sie werden ſelbſt den Pferden an den Hals gehängt. Es iſt nicht leichtlich jemand von der Einbildung frey, daß man nicht durch einen böſen Blick, einem vielen Schaden zufügen könne. Bezauberungsmittel, jemanden verliebt zu machen, werden außer den Muhamedanern auch von Juden und morgenländiſchen Chriſten geglaubt. Bey den Kranken werden vielfältige magiſche Mittel gebrauchet, ja man läßt wohl Stellen aus dem Evangelio zu ihrer Geneſung leſen, und nimmt zu den Gräbern der vermeintlichen Heiligen unter Chriſten und Türken ſeine Zuflucht. Empfinden ſie einen heftigen und anhaltenden Schmerz, an welchem Theile des Leibes es ſeyn möge, ſo halten ſie einen kleinen brennenden Dacht oder Lappen daran, wobey von Chriſten, Juden und Muhamedanern verſchiedene Formeln ausgeſprochen, und auch von den erſten über den leidenden Ort Kreuze gemacht werden. Dies nennt man das heilige Feuer und ſchreibt den dabey gebräuchlichen Cerimonien eine große Kraft zu. In Aegypten glaubt man durchgängig, daß das Feſt des Täufers Johannes der Peſt ein Ende machet. — Ihre Leibesſtatur iſt wohlgebildet, unterſetzig und männlich. Ihre Stärke iſt nicht geringe, und ſie können Laſten tragen, darüber man ſich wundern muß. Ihre Leibesſtellungen und Bewegungen ſind einfach, nicht ſo gekünſtelt als die unſrigen, auch fechten ſie unter dem Reden nicht ſo viel mit den Gliedern, zumal mit den Händen. Das Türkiſche Frauenzimmer wird für ſchön ausgegeben. Ihre Haut muß der Verhüllung wegen wohl natürlicherweiſe zart ſeyn. Eine hohe Meinung von ſich ſelbſt iſt ihnen in einem ſehr hohen Grade eigen. Allein ſind viele Völker von dieſem Stolze frey? Dünkt ſich nicht ein Spanier, Engländer, Franzos ꝛc. über alle andre erhaben zu ſeyn? Vielleicht müßten die Teutſchen ausgenommen werden, deren Vielen nichts als das Ausländiſche, Franzöſiſche und Italieniſche gefällt. Nach der Türken Einbildung iſt kein Staat beſſer angelegt, als der ihrige; keine Nation der ihrigen an Vorzügen gleich; keine Religion heilſamer, als die ihrige. Dasjenige, was von ihrer Gelehrſamkeit angemerkt worden, kann uns dienen, zu urtheilen, ob ſie in dieſen Punkten untrügliche Richter abzugeben vermögend ſind. Allen Völkern geben ſie ſchimpfliche Ekelnamen; den Griechen Tauſchein, Haſen; den Juden, Schiſud, Hunde; den Armeniern Boktſchi, Dreckfreſſer; den Teutſchen Dſchurur Kiaſir, wüſte Flucher u. ſ. w. In ihrer Aufführung ſind ſie ernſthaft, und man kann ſich nicht wohl vorſtellen, was ſie ſich in aller Abſicht für ein Anſehen zu geben wiſſen. In den Gebräuchen, Gewohnheiten und Kleidertrachten ſind ſie äußerſt beſtändig und hartnäckig. Sie ſehen ſie als Dinge an, welche mit der Religion zuſammenhängen, ſo daß derjenige, der ſie ändern wollte, auch die Religion zu verändern ſcheint. Als deswegen der Kaiſer Mahmud in dieſem Jahrhunderte einige Einrichtungen und Gebräuche von den Europäern entlehnte, mußte er es leiden, daß er der Fränkiſche Jauer oder der Europäiſche Ungläubige genannt ward. Ihre Lebensart iſt ſehr einförmig. Sie gehen, den Ramaſan ausgenommen, früh zu Bette und ſtehen früh wieder auf. Um ſieben oder acht Uhr genießen ſie ein mäſſiges Frühſtück, und gegen den Abend ihre Hauptmahlzeit. Den Tag bringen ſie in ihrem Müßiggange oder in Geſchäften zu. Oeffentliche Schlaguhren zur Eintheilung der Zeit ſind gar nicht gebräuchlich. Die Abrufung des Gebets von den Moskeen dient dazu, und man würde glauben, daß durch die Anlegung der erſtern ihrer Imams und der Würde der Religion ſelbſt etwas abgehen würde. Der größte Hauſe lebet mäßig, und da ihr eigentliches und Hauptgetränke das Waſſer iſt, ſo erfordert der Tiſch keine große Koſten. Von Suppen wiſſen ſie faſt gar nichts; und viele leben zur Fruchtzeit allein von Brod, Früchten und Waſſer. Ein niederträchtiger Geiz beſitzet die Vornehmen und Geringen, und die Edelmüthigkeit iſt ihnen eine faſt gänzlich unbekannte Tugend. Für Geld kann man bey den Türken alles haben; man kann damit alles gut machen, die Lebensſtrafen abkaufen, und ſich ſo viele falſche Zeugen und Meyneidige verſchaffen, als man nöthig hat. Daher haben auch Dinge, die nicht von Golde und andern koſtbaren Materien ſind, bey ihnen keinen Werth. Unſer Geſchmack in Gemälden, Mobilien, Porcellain ꝛc. iſt ihnen verächtlich. Hat man einem Türken, von was für einem Stande er ſeyn mag, bey einer gewiſſen Gelegenheit, als an einem feierlichen Tage, ein Geſchenk gemacht: ſo ſieht er es als eine Verpflichtung zu mehrern an, und fordert es bey einer ähnlichen wieder; daher iſt das Wort Baktſchis dasjenige, ſo man in der Türkey vielfältig höret. Das Volk iſt träge und müßig. Wenn nicht die Erde bey geringer Mühe faſt alles von ſelbſt hervorbrächte, und die Türken nicht ſo mäſſig ihre Nahrung einrichteten, ſo würden ſie bald zu Grunde gehen müſſen. In Handel und Wandel halten ſie ſelten die Mittelſtraße, und ſind entweder natürlich gerecht und heuchleriſch, oder höchſt boshaft und betrügeriſch. Sie können ſehr leicht in Zorn und Wuth geſetzt werden. Sie ſind heimtückiſch und können ſich ungemein verſtellen. Sie haben einen Hang zur Grauſamkeit und Tyranney. Ihre Rachgier ſtillt ſich nicht leichtlich. Kleinigkeiten können ſie zu dem höchſten Argwohne reizen, den man ihnen ſelten benehmen kann. Ihre Eiferſucht in der Liebe ſchlägt gemei-

nig.

niglich in Grauſamkeiten aus, woron der eine oder der andre Theil hin und wieder ein ſchreckliches Schlachtopfer wird. Es werden nicht ſelten ermordete Knaben oder Frauensperſonen in öden Oertern oder im Waſſer gefunden, deren Geſichter zerſtümmelt worden, um unerkannt zu bleiben. So unerſättlich der Türken Begierlichkeit iſt, Reichthümer zu erwerben, ſo verſchwenderiſch ſind ſie, wenn es auf Befriedigung der Wolluſt oder der Pracht ankömmt. Ihre Wolluſt iſt weltkundig; und beide Geſchlechter erſinnen zu derſelben Sättigung die liſtigſten Mittel, oder verfallen auch auf die unnatürlichſten Ausſchweifungen. Es trift bey ihnen das höchſtmerkwürdige Wort des Apoſtels in dem Briefe an die Römer K. 1, v. 26 bis 28. ein. Dies muß niemanden befremden. Die Himmelsgegend iſt heiß, und die Muhamedaniſche Religion, anſtatt die Lüſte des Fleiſches einzuſchränken, läßt ihnen vielmehr völlige Freiheit, und reichet ſtatt der Mittel, ſie zu dämpfen, noch eher Futter zu ihrer Nahrung dar. Es gehen ſtumme Sünden im Schwange, deren Namen in ein ewiges Stillſchweigen vergraben zu werden verdienen, die aber gleichwohl den Inhalt ihrer Lieder und den Stoff der Unterredung, zumal bey den Großen, abgeben. Sie hegen nur geringe Meinungen von dem weiblichen Geſchlechte, und ſehen es als eine niedere Gattung der Menſchen an. Daher wird auch für derſelben Erziehung gar keine Sorge getragen, ſondern ſie wachſen ohne alle Erkenntniß auf, und ſind wild und ungezogen. Sehr wenige darunter haben einen Begriff von der Religion. Es wird für gleichgültig gehalten, ob ſie beten oder nicht, ob ſie in die Moskee gehen oder nicht. Wenn ein Haufen von ihnen ſich auf der Straße oder ſonſt wo findet, ſo weicht man ſo weit aus, als man kann, um vor ihren Ausgelaſſenheiten geſichert zu ſeyn. Die Türken ſind übrigens große Liebhaber vom zahmen Viehe. Die meiſten gemeinen Hausväter haben ein Schaaf, welches mit ihnen auf's Feld geht und ihnen überall nachfolget. Ein ſolcher Gebrauch fand wahrſcheinlich ſchon zu Davids Zeitenſtatt; und davon nahm der Prophet Nathan die Rede von dem Schaafe, welches von ſeinem Eigenthümer ſo ſorgfältig verpfleget ward, zum Könige David her. Hunde und Katzen ſind bey ihnen ſo wohl gehalten, daß die erſtern es nirgend beſſer haben, als in der Türkey. Die Gaſſen ſind davon voll, und es wird für ein gutes Werk gehalten, ihnen Brod und Fleiſch zuzuwerfen. Wären ſie ſo beißig, als bey uns, ſo würde es ein Unglück für die Fußgänger ſeyn; allein ſie ſind faul und regen ſich nicht leichtlich; noch größer würde das Unglück ſeyn, wenn ſie toll würden, allein man weiß davon nichts. Jedoch werden nur die Katzen in den Häuſern und Stuben geduldet; die Hunde aber nicht, welche als unreine Thiere angeſehen werden. Offenb. Joh. 22, 15. machen ſie daher ein Sinnbild verwerflicher und des Paradieſes unwürdiger Menſchen aus. Weil aber ein unrichtiger und übel verſtandener Begriff von der Liebe ſie nicht todtſchlagen läßt, ſo vermehren ſie ſich auf den Gaſſen und in den Winkeln ganz erſtaunlich. Auf die Pferde halten ſie ungemein viel, und ſorgen faſt mehr dafür, als für die Menſchen. Jedes iſt bey dem Graſen mit einem Beine vermittelſt eines Strickes an einem Pfahle gebunden, aber ſo, daß es die Freiheit hat, in einer gewiſſen Entfernung in die Runde herum zu gehen. Sie ſind dabey nach Beſchaffenheit des Eigenthümers mit ſchlechten oder koſtbaren Decken zugedeckt, um gegen Hitze oder Kälte geſichert zu ſeyn. Die Türken reiten durchgängig auf Hengſten und nicht auf Wallachen. Sie ſind gute Pferdebändiger, und richten ſie mehr mit Liebkoſungen und Streicheln, als Fluchen und Schlagen ab. Die Gebiſſe ſind auch anders als die unſrigen, und drücken bey dem geringſten Anziehen die Zunge dergeſtalt, daß ſich die Pferde bald zähmen laſſen.

Die Geſinnung der Türken gegen Menſchen anderer Völker und Religionen iſt nicht die beſte. Sie halten es nicht nur für erlaubt, ſondern auch für gottſeelig, ſolche mit Schimpf und Spott zu belegen, damit ſie, um demſelben auszuweichen, angetrieben werden mögten, die Muhamedaniſche Religion anzunehmen. Ob die Gaſtfreyheit von ihnen gleich nicht in dem Grade, wie bey den Tatarn, ausgeübt wird, ſo darf doch nicht leicht jemand bey ihnen vor Hunger umkommen. Gegen die Muhamedaner von andern Sekten haben ſie ſo wenig Liebe, als die Römiſchen Chriſten gegen die Proteſtanten. Der Haß gegen die Chriſten iſt groß, und diejenigen darunter, welche Bilder anbeten, ſind ihnen ärgerlich, ja abſcheulich. Gegen die Juden hegen ſie eine ungemeine Verachtung, und ſie ſind ein Gegenſtand ihres Spottes. Doch dieſer Vorwurf kann leider auch vielen Chriſten gemacht werden!

III.
Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

I.
Der Neger Makandal.

Der Neger, deſſen Leben ich erzählen will, war weder ein Muhamed, noch ein Cromwell, aber man kann aus dem, was er that, auf das ſchließen, was er gethan haben würde, wenn er ſich in gleichen Umſtänden mit jenen ehrſüchtigen Schwärmern befunden hätte. Um das Schreckliche und Gefährliche ſeiner Anſchläge in's Licht zu ſetzen, braucht man die Wahrheit um nichts zu vergrößern. Seit 25 Jahren zittert **St. Domingo** noch bey dem Namen Makandal.

Er war in Afrika, und in einer von den Landſchaften geboren, die an das Atlas-Gebirge ſtoßen. Wahrſcheinlich war er von einem angeſehenen Stande, denn er hatte eine weit ſorgfältigere Erziehung empfangen, als man den Negern gewöhnlich zu geben pflegt. Er konnte Arabiſch leſen und ſchreiben, er hatte viel Geſchmack von Muſik, Malerey und Bildhauerey, und ob er gleich erſt 12 Jahre alt war, als er aus ſeinem Vaterlande nach Amerika entführt wurde, ſo beſaß er doch ſchon große Kenntniſſe von der Arzeneykunſt ſeines Landes, und den Eigenſchaften der Kräuter; Kenntniſſe, die unter der brennenden Zone der Tropiken ſo nützlich und oft ſo gefährlich ſind.

Er wurde zu **St. Domingo** an einen Pflanzer in der Nachbarſchaft von **Cap. Francois** verkauft. **Makandal** gewann, durch ſeinen Eifer und ſeine Einſichten, die Gunſt ſeines Herrn, und wurde von allen Sklaven geliebt und geehrt, weil er ſich's angelegen ſeyn ließ, ihre Vergnügungen und Feſte zu bereichern und zu vermehren, und ihre Krankheiten zu heilen, wenn die weiſen Aerzte ſie als unkurirbar aufgegeben hatten. Er war die Seele aller **Calendas** oder nächtlichen Bälle, welche die Negern ſo heftig lieben, und von einem Ende der Inſel bis zum andern, nahmen alle aufgegebene Kranken zu **Makandal** ihre Zuflucht, und baten ihn um ein Kraut oder um eine Wurzel, die ihnen faſt immer die Geſundheit wieder brachte.

Der junge **Makandal** war damals noch bloß ſeiner Wohlthätigkeit, und ſeines auſſerordentlichen Hangs zum Vergnügen wegen, berühmt; wohl ihm, wenn er immer ſo geblieben wäre, und ſtets einen ſolchen Gebrauch von ſeinen ſchönen Talenten gemacht hätte; allein gar bald wurden ſie, durch Mitwirkung Europäiſcher Tyranney, zur einer Quelle der ſchwärzeſten Verbrechen.

Im funfzehnten oder ſechszehnten Jahre entwickelte ſich die Liebe in ſeiner jungen Seele, mit einem Ungeſtüm, dem nichts gleich kam. Er glühte nicht bloß für ein Einziges Weib, er glühte für alle, die Reitz oder Anmuth auszeichnete; ſie alle entflammten ſeine Sinne. Seine Leidenſchaft ſtieg, und bekam mehr Nachdruck und Thätigkeit, je mehr der Gegenſtände wurden, die ihn dazu begeiſterten. Von allen Seiten ſuchte er ſich Buhlſchaften auf. Man weiß, daß bey den Negern Genuß und Liebe ſehr ſchnell auf einander folgen, und daß Gleichgültigkeit und Sättigung gewöhnlich den Genuß begleiten; allein **Makandal**

dal wurde im Gegentheil ſtärker in die verliebt, die ſeine Wünſche krönte, und ſtolze Eiferſuchte wachte bey ihm über die Schätze ſeiner Liebe.

Der weiße Kommandeur, oder Aufſeher der Plantage, wo Makandal Sklave war, wurde in eine junge Negerin zu derſelben Zeit verliebt, wo ſie auch Makandal's Begierden reizte. Man begreift, in welcher Verlegenheit ſich das junge Mädchen befinden mußte, um zwiſchen einem deſpotiſchen und ſtrengen Gebieter, und dem angeſehenſten und berühmteſten aller Neger zu wählen; allein endlich entſchied ihr Herz für ihres Gleichen, und der Aufſeher bekam den Korb.

Voll Wuth über dieſen Schimpf entdeckte er, daß Makandal die Urſache ſey, und beſchloß ſich zu rächen. Makandal erfüllte aber ſeine Sklavenpflichten, trotz ſeiner nächtlichen Schwärmereyen und Liebesverſtändniſſe, ſo pünktlich und fleißig, daß er niemals die geringſte Züchtigung empfangen hatte. Dies verdient um ſo mehr bewundert zu werden, weil er in einem Lande lebte, wo Geißelhiebe unaufhörlich die armen Neger zerfleiſchen, und die Seele des Europäers, den eine ſchrekliche Gewohnheit noch nicht zu dieſem empörenden Schauſpiel verhärtet hat, mit Grauſen und Erbarmen erfüllen.

Der Aufſeher wünſchte nichts mehr, als Makandal'n ſtraffällig zu finden, und verdoppelte ſeine Wachſamkeit. Doch vergeblich. Der Sklave blieb immer vorwurfsfrey. Da ſein Feind endlich merkte, daß er ihn nie mit Recht würde ſtrafen können, ſo befahl er ihm eines Tages, unter einem nichtigen Vorwande, als er auf einer neuen Zuckerplantage arbeitete, ſich auf die Erde zu legen, und funfzig Geißelhiebe zu empfangen. Den ſtolzen Makandal empörte dieſer Befehl; weit entfernt, ſich zu demüthigen, und die Vorbitte und Vermittelung der übrigen erſtaunten und gerührten Sklaven, anzuflehen, warf er trotzig ſeinem

Rival ſein Werkzeug vor die Füße, und ſagte, daß er dieſen barbariſchen Befehl als das Signal zu ſeiner Freyheit anſähe. Zu gleicher Zeit nahm er ſeinen Lauf nach dem Gebirge, und rettete ſich, trotz der Wuth des Weißen und der verſtellten Nachſetzungen der Negern, die ſich wohl in Acht nahmen, ihn zu haſchen.

Er war nun ein Buſch-Neger, das heißt, ein Ausreißer, geworden, und blieb es zwölf Jahre, ehe man ihn fangen konnte. Unterdeſſen lebte er doch beſtändig unter ſeinen Kamaraden. Man gab kein Feſt von einiger Bedeutung, von dem er nicht das Haupt geweſen wäre. Aber wie hätten die Negern ihren Freund, ihren Tröſter, ihren Propheten verrathen können? Denn es war ihm geglückt, ſie zu bereden, daß er übernatürliche Eigenſchaften und göttliche Offenbarungen beſäße.

Er hatte mit vieler Kunſt oben an ſeinem Stock von Oranzenholz eine kleine menſchliche Figur geſchnitten, die, wenn man ſie ein wenig unterhalb des Kopfs angriff, die Augen und Lippen bewegte, und lebendig zu werden ſchien. **Makandal** behauptete, daß dieſer **Fetiſch** auf ſeine Fragen antworte, und Orakelſprüche ertheile. Wenn der **Fetiſch** den Tod einer Perſon weiſſagte, ſo ſtarb ſie unfehlbar.

Durch die große Kenntniß, welche **Makandal** von den Kräutern beſaß, hatte er zu **St. Domingo** verſchiedene giftige Pflanzen entdeckt, und vorzüglich durch ſie wußte er ſich in ſo großes Anſehn zu ſetzen. Oft verkündigte er, daß der und der Neger, oder die und die Negerin, die über funfzig Stunden von ihm entfernt wohnten, heute oder morgen ſterben würden, und die, welche ihn ſo reden hörten, erfuhren dann mit Schrecken, daß ſeine Weiſſagung pünktlich erfüllt worden war.

Die Negern haben überhaupt viel natürliches Geſchick zum Handel. Es giebt ihrer eine Menge in den Franzöſiſchen Kolonien, welche mit Europäiſchen Waaren, in den Plantagen hauſiren gehn, und die man Pacotilleurs nennt. Unter dieſen Hauſirern hatte **Makandal** ſeine vertrauteſten Jünger und Anhänger, und durch ihre Vermittelung wirkte er das Gute oder Böſe, das er thun wollte. Eine andere Sitte der Negern iſt, die Gaſtfreyheit auf das Heiligſte auszuüben, und, wenn ſie ſich nach der geringſten Abweſenheit wiederſehen, etwas mit einander zu eſſen. Wollte nun **Makandal** jemand umbringen, ſo befahl er einem Hauſirer von ſeinen Freunden, ihm eine Frucht oder **Talalu** *) zu überreichen, die er ihm mit der Verſicherung einhändigte, daß ſie den Tod der Perſon enthalte, die ſie eſſen würde. Der Hauſirer, ſtatt zu argwöhnen, daß **Makandal** die Frucht vergiftet habe, zitterte vor der Macht ſeines **Fetiſchen**, und befolgte den Befehl, ohne jemand ein Wort davon zu entdecken. Die Perſon ſtarb, und man bewunderte in der Ferne **Makandals** prophetiſche Gabe. Seine Freunde fanden ſo ſtets in ihm einen furchtbaren Rächer, und ſeine Nebenbuhler und ungetreuen Geliebten, ſonderlich die, welche ihm den Korb gaben, entgingen ſeiner Grauſamkeit nie.

Aber endlich wurde die Liebe, die ihn ſo oft begünſtigt hatte, und der zu Gefallen er ſo unzählige Uebelthaten beging, der Grund zu ſeinem Verderben und ſeiner Beſtrafung.

Makandal hatte zwey Mitſchuldige oder Lieutenante um ſich, die ihm blindlings ergeben waren. Der eine hieß **Teyſſelo**, der andre **Mayombe**, und es iſt wahrſcheinlich, daß ſie allein um einen Theil der Geheimniſſe wußten, deren er ſich zur Gründung ſeiner Herrſchaft bediente.

Am Tage flüchtete er ſich in die hohen Gebirge, welche die Diſtrikte **Margaux** und **Liube** umgeben, und ver-

---

*) Ein Negergericht, eine Art Pudding.

ſammelte da, mit Hülfe ſeiner beyden Lieutenants, eine beträchtliche Anzahl anderer Buſch-Neger. Sie hatten auf den faſt unzugänglichen Spitzen der Berge ihre Weiber und Kinder, und recht guteingerichtete Plantagen. Oft thaten bewafnete Haufen dieſer Buſch-Neger, unter **Makandal's** Anführung, Streifereyen in die angränzenden Thäler, um Schrecken und Verwüſtung durch die Plantagen zu verbreiten, oder die zu morden, welche dem Propheten ungehorſam geweſen waren.

Makandal ſchien ſonderlich einige junge Negern in Affektion genommen zu haben, die ihm von allem Nachricht geben mußten, was in den Plantagen, wo ſie Sklaven waren, vorging. Unter dieſer Anzahl war auch der Senegaller **Zami**, ein achtzehnjähriger Jüngling, ſchön wie der Belvederiſche Apoll, und voller Verſtand und Muth.

An einem Sonntag wohnte **Zami** einem **Calenda** bey, der auf einer Plantage, drey Stunden von ſeines Herrn ſeiner, gegeben wurde. Bey ſeiner Ankunft umringte die Verſammlung, in lauter Bewunderung, eine junge Negerin aus **Congo**, Namens **Samba**, die mit einer entzückenden Anmuth tanzte, und mit ſchüchterner Beſcheidenheit den zärtlichſten und wollüſtigſten Blick verband. Ihr zierlicher, ſchmeidiger Wuchs glich dem ſchwanken Rohre, das der Wind wiegt. Funken ſchoſſen unter ihren langen, halb verſchleyerten, Wimpern hervor. Ihre Zähne übertrafen die Weiße des Schnees, und ihr Teint, ſo ſchwarz wie Ebenholz, gab ihrer Schönheit noch mehr Pikantes.

Zami betrachtete ſie, und fühlte zum erſtenmal Liebe. In demſelben Augenblick warf auch **Samba** ihre ſchönen Augen auf **Zami**, und wurde von gleichen Empfindungen gerührt. Nach dem Tanze ſuchten ſie ſich, verſtanden ſich, und verließen ſich nicht wieder, und als die Stunde der

Trennung kam, verſprachen die beyden Verliebten, einander ſo oft als möglich wiederzuſehn. Wenn dann die Tagesarbeit vollbracht, und die Sonne am Horizont verſchwunden war, eilten ſie zum geheimen Rendez-Vous in irgend einem duftenden Orannengebüſche, und entſchädigten ſich, im Angeſichte der glänzenden und ſchweigenden Geſtirne der Nacht, durch die feurigſten Liebkoſungen für den Zwang ihres Sklavenſtandes, bis die Morgendämmerung zum Abſchied rief.

Ihr Glück dauerte ſchon ſechs Monate, als **Samba** fühlte, daß ſie Mutter werden würde. Sie ſagte es dem **Zami**, der vor Freude darüber außer ſich war. Denn theurer, als ſelbſt im erſten Augenblicke des Genuſſes, wird uns die Geliebte, wenn ſie in ihrem Schooße ein Pfand unſrer Liebe trägt, und im Begriff iſt, unſre Exiſtenz, ſo zu ſagen, zu verdoppeln. Wir zittern nun ſtärker bey der geringſten Gefahr, die ihr droht; das leichteſte Misvergnügen, das ſie trift, ſchlägt uns zu Boden, und ihre kleinſte Freude berauſcht uns mit Wonne.

Zami war noch in dieſem Taumel des Entzückens, als er, mit dem erſten Stral des Tages, **Samba**'n verließ, und nach ſeiner Hütte zurückeilte, wo er den **Makandal** antraf, der auf ihn wartete. **Makandal** wußte nichts von **Zami's** Liebe und Glück. „**Zami**, redete er ihn an, du kennſt die Macht meines Fetiſchen! Freue dich, du haſt Gnade vor ſeinen Augen gefunden, und er ſchenkt dir ſein Vertrauen. Gehe in die und die Plantage, ſuche die Negerin **Samba** auf, die mich ſchon ſeit einem Jahre durch ihre Sprödigkeit kränkt, bitte ſie um die Gaſtfreyheit, und ſtreue geſchickt in ihren Calalu das Pulver, das ich dir gebe; **Samba** ſoll ſterben!" Zu gleicher Zeit gab er ihm in einem zuſammengerollten Bananas-Blatte das giftige Pulver.

Zami war wie vom Donner gerührt; er warf ſich dem Makandal zu Füßen, und flehte unter Vergießung häufiger Thränen: „O Makandal, wie kannſt du verlangen, daß ich deiner Rache die vollkommenſte Schönheit, die lauterſte und edelſte Seele, morden ſoll, die je dieſe Inſel geziert hat? Wiſſe, daß ich die Samba anbete, daß ſie den Zambi liebt, und daß ſie ihn bald mit dem Vater-Titel beglücken wird!“ Wüthend zog Makandal ſeinen Hirſchfänger, und würde gewiß den glücklichen Rival ſeiner Eiferſucht geopfert haben, hätten ihn nicht die nahen Stimmen der weißen Sklavenaufſeher verſcheucht, welche die Neger zur Arbeit riefen. Er entſprang auf das eilfertigſte, und ließ in Zami's Händen das Giftpulver zurück.

Anfangs war Zami Willens, Alles den weißen Aufſehern zu entdecken; allein er fürchtete noch den Makandal, oder vielmehr ſeinen Fetiſchen, und ſchwieg.

Der Tag kam ihm unerträglich lang vor. Er war äußerſt niedergeſchlagen und unruhig. Kaum war die Arbeit gethan, ſo legte er im Flug die drey Stunden zurück, die ihn von Samba trennten, und begab ſich in das Orangengebüſche. Samba war noch nicht da. Ihr Liebhaber erwartete ſie mit unausſprechlicher Ungeduld, von Angſt und Hofnung wechſelsweiſe umhergetrieben. Jeden Augenblick glaubte er ihren Fußtritt zu vernehmen. Das geringſte Geräuſch, das kleinſte Säuſeln im Walde, nährte ſeine Täuſchung, und hallte in ſeinem Herzen wieder. Aber als die Stunde der Zuſammenkunſt vorüberging, und er an dem Stand des großen Löwen-Geſtirns bemerkte, daß es ſchon Mitternacht ſey, überließ er ſich den ſchwärzeſten Ahndungen, und gab alle Hofnung auf, ſeine Geliebte kommen zu ſehn. Er eilte nach Samba's Wohnung. Die Furcht, eine fremde Plantage zu beunruhigen, hielt ihn nicht ab. Ihn beſchäftigte bloß das dringende Verlangen, zu erfahren, was ſeiner Geliebten begegnet ſey.

Man ſtelle ſich das Entſetzen, den Schmerz, die Verzweiflung des **Zami** vor, als ihm aus **Samba's** Hütte das Klaggeſchrey einiger Negerweiber entgegenſchallte, und er bey'm Eintritt das ſchöne Mädchen auf ihrer Matte liegend erblickte. Sie kehrte ihre ſterbenden Augen nach ihm, reichte ihm die Hand, und ſtarb indem ſie ſeinen Namen ausſprach.

Zami ſank ohnmächtig neben ihr nieder. Man mußte ihn wegtragen, und erſt den andern Morgen erfuhr er, daß eine hauſirende Negerin in die Plantage gekommen ſey, und mit **Samba** gegeſſen habe. Er offenbarte nun Alles, was er von **Makandal's** Project wußte, und überlieferte das Pulver, das ein Chemiker von **Cap François** unterſuchte, und für ein ſtarkes Gift erkannte.

Nun errieth man die Urſache ſo vieler ſchneller Todesfälle. Man erzitterte vor der Gefahr, in welcher die ganze Kolonie ſchwebte. Man ließ die ganze Meréchauſſée ausrücken, um den **Makandal** zu fangen. Aber man verzweifelte zum voraus daran, als **Zami** ſelbſt ſich dazu erbot.

Er bewaſnete ſich bloß mit einer kleinen Keule von **Cujava-Holz**, und legte ſich bey einem engen Paß des Berges, der dem **Makandal** zum Schlupfwinkel zu dienen pflegte, in Hinterhalt. Fünf Tage lauerte er vergebens; am ſechſten hörte er ihn, vor der Morgendämmerung, in Begleitung zweyer andern Buſch-Neger, kommen.

Zami ſtürzte auf ſie los, und tödtete in einem Hui die beyden Gefährten des **Makandal's**. Dieſer zog ſeinen Hirſchfänger, allein **Zami** ſchlug ihm denſelben mit ſeiner Keule aus der Hand, und ihn ſelbſt zu Boden.

Er band ihm darauf mit ſeinem langen Gürtel die Hände auf den Rücken, und brachte ihn nach dem Cap.

Von **Makandal's** Mitſchuldigen wurden **Zeyſſels** und **Mayombe** auch gefangen, und geſtanden auf der Folter das Geheimniß mit dem Gifte. **Makandal** ſelbſt aber wollte nie etwas bekennen. Sogar auf dem Scheiterhaufen verließ ihn ſeine Kühnheit und ſeine Schwärmerey nicht; und die unwiſſenden Negern glaubten immer, daß der **Fetiſch** ihn retten würde. Ein ſonderbarer Zufall ſchien ſelbſt einen Augenblick dieſem Vorurtheil einige Wahrſcheinlichkeit zu geben. Man hatte den **Makandal** an einen Pfahl geſchloſſen, der in der Erde befeſtigt, und mit dem Holz umlegt war. Als man den Scheiterhaufen anzündete, ſtrengte er ſeine Kräfte ſo wüthend an, daß er den Pfahl ausriß, und zehn oder zwölf Schritte weit unter die Zuſchauer lief. Alle Negern ſchrieen Wunder! Wunder! — Allein ein Soldat bewieß dem **Makandal** mit einem Säbelhiebe, daß er mächtiger als der **Fetiſch** ſey, und man warf ihn wieder in's Feuer.

Zami, ſobald er die unglückliche **Samba** gerächt hatte, tödtete ſich ſelbſt, um deſto ſchneller im Lande der Seelen bey ſeiner Geliebten zu ſeyn.

2.

Zwey Dialogen von Heimberth P. F. Hinze.

I.

Die Metempſychoſe:

Fürſt. Hofmarſchall.

(Am Piquettiſche).

Fürſt. Sie treiben den Spaß zu weit! Die Verhältniſſe und Beſtimmungen der Thiere ſollten alſo dieſelben bleiben, und wohl gar eine den menſchlichen Seelen angemeſſene oder verdiente Züchtigung ausmachen?

Hofmarſchall. Ich bin kein Philoſoph, gnädigſter Herr; aber doch, däucht mir, leidet die Sache — freylich bey mancherley Einſchränkungen — faſt eben ſo viele pro als contra. Und dieſes Hin- und Herſchwanken der Wagſchale allein ſollte den ächten Wahrheitsforſcher noch nicht irre machen; denn der . . . .

Fürſt. Ach! bleiben Sie zu Hauſe, mit Ihrem ewigen Wahrheitsforſchen. Alles, was Ihr Herren Wahrheit nennt, was iſt's? Wer weiß, ob am Ende das Eine nicht bloßer Schein, und das Andre leeres Haſchen nach einem Schatten war.

Hofmarſchall. Verzeihen, Ew. Durchlaucht, aber auf ſolche Art wäre es leicht, ſich über alles in der Welt hinwegzuphiloſophiren . . . .

Fürſt. Philoſophiren und immer philoſophiren! — Ich könnte das Wort ſchon darum haſſen, weil man es jetzt ſo ſehr zu lieben ſcheint. — Doch, um wieder auf unſre Seelenwanderung zu kommen, welcher Sie vorhin das Wort zu reden ſchienen, — (mit Lächeln, welches eine Satire ankündigen ſoll; raſch:) nun, und was glauben Sie dann, welchem Thiere Sie einmal zu Theil werden möchten? —

Hofmarſchall. (betreten) Gnädigſter Herr! —

Fürſt. Ha, ha, ha! Vielleicht ſpatziren Sie einmal in den Pelz eines Maulwurfs hinein! (höniſch) Nicht wahr? Unter der Erde müßt' es ſich treflich philoſophiren laſſen, ha, ha, ha! — Würde ſich da nicht in dem einſamen Dunkel die Wahrheit von ſelbſt anbieten? Zwar iſt der Maulwurf blind, doch was bedarf es bey einem Philoſophen der körperlichen Augen, um Wahrheit zu ſehen.

Hofmarſchall: (mit verbißnem Groll, doch anſcheinender Gleichgültigkeit) Freylich wohl!

Kammerdiener. (tritt auf) Ew. Durchlaucht . . .

Fürſt. Was willſt du?

Kammerdiener. Ew. Durchlauchte Befehle wegen der morgenden Parforcejagd vernehmen.

Fürſt. Nun, wirklich! das hätt' ich doch auch beynahe vergeſſen. — Die verdammte Philoſophie! Wie ſie den Kopf verwirrt. Für die alltäglichſten Dinge macht ſie ſtumpf. (lächelnd) Nicht wahr, Herr Hofmarſchall?

Hofmarſchall (wie eben) Freylich wohl!

Fürſt. Die Jagd bleibt auf morgenfrüh feſtgeſetzt. Gleich nach Sonnenaufgang treffen wir unfehlbar bey dem neuen Jagdhauſe ein, und die Förſter haben ſich alſo danach zu richten. — Diesmal, hoff' ich, wollen wir unſres großen Sechszehnenders weniger verfehlen; vorgeſtern hat uns das Thier Schweiß genug, und mir eins meiner beſten Engliſchen Pferde gekoſtet. Dafür ſoll es ihm aber auch morgen nicht viel beſſer, als unſerm großen Hirſche neulich, gehen, der vor Mattigkeit und Angſt ſich nach keiner Seite mehr hinzuwenden wußte, und ſich noch zu letzt an einen Weidenbaum anklammern wollte. Ha, ha, ha! Spaßhaft genug war's! — — Wie geſagt, dabey bleibt's.

Kammerdiener. (ab).

Fürſt. Nun, Herr Hofmarſchall, warum ſo tiefſinnig? — Ihre Maulwurfsperiode iſt ja doch hoffentlich noch ſo nahe nicht. — Was gehet Ihnen durch den Kopf?

Hofmarſchall. O! — ein überhineilender Gedanke, gnädigſter Herr.

Fürſt Ich muß ihn wiſſen. Geſchwind!

Hofmarſchall. Wie geſagt, überhineilend. (langſam und mit Nachdruck) Ich ſann nur ſo eben nach, weſſen Seele wohl dem großen Sechszehnender beſtimmt ſeyn möchte? —

Fürſt. (aufſpringend) Die Akten von — nein! — ja! von heute Morgen, Herr Hofmarſchall. — Aber gleich, gleich!

Heimberth P. F. Hinze.

II.

Tafelgeſpräch über Klopſtock's Meſſiade.

Scene: Teutſcher Hof. Zeit: Achtzehntes Jahrhundert.

Frln. *. (perſifflirend) Sie haben ſich alſo wirklich die Mühe gegeben, und dieſe Hiſtorie, wie unſer Arouet ſagt, raclée ſous un archer maudit, bis an's Ende verfolgt? Mon Dieu! Wie wär' ich das im Stande. Nein, da hätt' ich längſt Migraine und alle meine lieben Vapeurs wiederbekommen, die ich leider! ſo oft zu ſouffriren habe. — Und Sie laſen das langweilige Ding von Anfang bis zu Ende? Nun, wahrhaftig! Ha, ha, ha! Gott ſegne Ihren guten Teutſchen Magen!

H. v *. Auch iſt mir's ſauer genug geworden, mein gnädiges Fräulein. Dennoch aber hab' ich dem Verfaſſer manchen ſüßen Schlaf, und die Ausfüllung mancher leeren Stunde zu danken.

Frln. *. Qui en eſt l'auteur?

H. v. *. Il s'appelle Klopſtock, mein gnädiges Fräulein; oder wie ihn der feine, ſanfter ſich ausdrückende Franzoſe nennt, Cloveſtock.

Frln. *. Vor einiger Zeit war ich auch einmal ſo närriſch, und fing dieſe Lektüre, auf Perſuaſion meines Bruders, des Obriſtlieutenants, an, der nun jetzt, wie Sie wiſſen werden, das große * * dorfſche Gut für ein Anſehnliches gekauft hat. Aber, mon Dieu! wie mußt' ich gähnen, als ich mich kaum durch ungefähr 100 Verſe gearbeitet, und am Ende doch nicht wußte, was ich geleſen hatte. Da war alles ſi empoulé, ſi hyperbolique! En verité, hätt' ich doch nur eine einzige Saillie, nur ein einziges Bon-Mot auf den drey langen Seiten gefunden: mon Dieu! ſo wär' ich doch auf eine Art entſchädigt geweſen. Aber, denken Sie ſich, auch nicht das Allergeringſte! Nicht die kleinſte Pointe in Gedanken, woran unſer Voltaire ſo eine Abondance beſitzt. — Wie geſagt, der Verfaſſer muß ein herzlich mauſſader Menſch ſeyn. Il n'a pas de ſens commun, ha, ha ha! — de ſens commun, ſag' ich; ha, ha, ha!

H. v. *. Und geſetzt, mein gnädiges Fräulein, Sie verſuchten es, die ganze Meſſiade. . . .

Frln. *. Ah, Recht! Meſſiade! C'en eſt le titre. — Ma Fois, für mich kann das Buch nun ewig ruhen. — Nein, da lob' ich mir meinen Voltaire oder Boccaccio. — Mais expliquez-moi une fois le titre, je vous prie!

H. v. *. Oh, très volontiers! mein gnädiges Fräulein. In alten Zeiten ſchrieb der Römiſche Poet Virgile ein Heldengedicht, und nannt' es Aeneide; — & pourquoi? — Ecoutez! Weil der Held Aeneas der Gegenſtand ſeines Gedichts war. Und in unſern Zeiten ſchrieb Herr Cloveſtock ein Gedicht unter dem Titel: Meſſiade; voyez vous bien! weil Meſſias das Sujet ſeines Werkes war.

Frln. *. (mit einem Gansgeſichte) Mais qui eſt donc ce Monſieur Meſſias?

Heimberth P. J. Hinze.

Der Schatz zu Calais.

Im Anfang dieſes Jahrhunderts kehrten zwey Engländer, die mit dem Paket-Boote zu **Calais** angekommen waren, bey dem Herrn **du Long**, einem Gaſtwirthe und Weinhändler, ein, und ſchienen mit ihrem Wirthe um ſo zufriedener, da ſeine Küche und ſein Wein ganz nach ihrem Geſchmack waren. Sie bezahlten ihn daher ſo reichlich, daß **du** Long in ſeiner Freude Alles aufbot, was in ſeinen Kräften ſtand, damit es den beyden Fremden noch länger bey ihm gefallen möchte.

Eines Tages ſagten ſie zu ihrem Wirth, die Jahreszeit wäre ſo ſchön, und die Gegend ſo vortreflich zur Jagd, daß ſie wohl geneigt wären, zumahl da nichts ſie nach England zurücknöthigte, noch einige Monate bey ihm zu verweilen, wenn er ihnen eine Grille zu gut halten wollte. „Wir ſind recht gut bey ihnen, lieber **du** Long (fuhr der älteſte von den Engländern fort), allein ihre Zimmer gehen alle auf die Gaſſe; es iſt ſchon ſpät, wenn wir uns zu Bette legen, und das Getöſe auf der Gaße weckt uns zu früh auf, als daß unſre Geſundheit, ſo ſtark ſie auch iſt, es in der Länge aushalten könnte. —

Dû Long, dem bange war, zwey ſo gute Kundleute zu verlieren, verſicherte ihnen, daß er Alles thun würde, was ihm nur möglich wäre, um ſie länger bey ſich zu fixiren, und ihnen des Morgens die Ruhe zu verſchaffen, deren ſie zu genießen wünſchten. „Das können Sie, ſagte der Engländer, mit ſehr wenigen Koſten: wir ſind ſogar erbötig, die Hälfte zu tragen, und Ihnen, wenn wir einmal abreiſen, das Ganze, ohne die mindeſte Wiedererſtattung, zu überlaſſen.“

Dû Long bey dem es, ſeit dem zweymonatlichen Aufenthalte der Engländer, Guineen regnete, wiederholte noch einmal, daß er zu Allem erbötig ſey. „Was machen Sie, fuhr der Engländer fort, mit dem kleinen, wüſten Gärtchen hinten in Ihrem Hofe? Unſer Vorſchlag wäre, Sie bauten dort ein kleines, für zwey Perſonen hinreichendes, Haus an die alte Mauer, die noch feſt genug iſt, um das Häuschen zu tragen, und deren Uebelſtand zugleich dadurch verdeckt werden würde. Nach unſrer Abreiſe hätten Sie ein Logis mehr, und der Aufwand würde ſich nicht ſehr hoch belaufen, weil wir, wie ſchon geſagt, erbötig ſind, die Hälfte zu übernehmen.“

„O von Herzen gerne! rief **Dû Long** voller Freude, und damit Sie ſehn, daß es mein Ernſt iſt, ſo will ich gleich den Baumeiſter kommen laſſen, und Sie ſollen ſelbſt Alles nach Ihrem Belieben anordnen; ich bin zum Voraus mit Allem zufrieden.“ —

Die beyden Engländer und **Dû Long** trieben den Bau mit ſo großem Eifer, daß in kurzer Zeit das Haus fertig ſtand, und bezogen werden konnte. Die Engländer nahmen davon Beſitz, und Wirth und Gäſte lebten in einem ſo vollkommnen Einverſtändniſſe, als ob ſie ſich nimmer trennen wollten. Nach Verlauf von zwey Monaten verreiſeten die Engländer auf drey Tage, um in der Gegend von Ardres zu jagen. **Dú Long**, der ſechs Tage auf ſie vergebens gewartet hatte, wurde über ihr Außenbleiben unruhig, und zeigte es beym Königlichen Stadt-Procurator an, der ihm rieth, noch einen Tag auf Nachricht von dieſen Herren zu warten, und ihm verſprach, im Fall er keine erhielte, das kleine Haus, welches die Engländer bewohnten, und wozu ſie die Schlüſſel mit ſich genommen hatten, ſofort gerichtlich zu öfnen.

Du Long erfuhr am ſiebenten Tage ſo wenig als vorher, was aus ſeinen lieben Engländern geworden ſey; das Haus wurde alſo von den Gerichten geöfnet, und man fand alles unverſehrt, aber im Saal auf dem Tiſche folgendes Billet.

„Lieber **dú Long**, machen Sie ſich unſertwegen keine Sorge. Wir reiſen zu vergnügt von Ihnen, als daß wir Sie nicht darüber beruhigen, und von Ihnen förmlich Abſchied nehmen ſollten. Sie ſelbſt werden uns über die Art und Weiſe keine Vorwürfe machen können, wie wir es angefangen haben, um zum Beſitz eines Theils unſres väterlichen Erbes zu gelangen. Das Haus, das Sie jetzt bewohnen, und die beyden Nachbarshäuſer machten vor Zeiten nur Eins aus. Sie werden aus der Geſchichte wiſſen, daß der **Duc de Guiſe**, bey der Einnahme von **Calais**, das 210 Jahre in Engliſchen Händen war, die Engländer nicht beſſer behandelt hatte. Er zwang ſie die Stadt, **mit dem weißen Stäbchen in der Hand** zu verlaſſen, wie man ſich damals auszudrücken pflegte. Einer unſrer Vorfahren, deſſen Papiere ein glückliches Ungefähr vor ſieben Monaten uns in die Hände ſpielte, vergrub hinter einer dicken Mauer ſeines Hauſes, welche eine noch jetzt vorhandene Terraſſe trug, den Theil ſeiner Habe, welcher in baarem Gelde beſtand. Der Grundriß, der in dem an-

ſtoßen.

ſtoßenden Kabinete liegt, die beygefügten Merkmale, und noch mehr die Oefnung, die wir mit aller Muße in obgedachte Mauer machen konnten, ſo wie der leere eiſerne Kaſten, den wir zu Ihrer Diſpoſition hinterlaſſen, werden Ihnen hinlänglich beweiſen, daß dies alles Wahrheit iſt, und daß wir nicht anders zu Werke gehen konnten. Vergeben Sie uns alſo, lieber Freund, und nehmen Sie als einen ſchwachen Beweis unſrer Erkenntlichkeit die Meublen und übrigen Effekten an, die wir in dem kleinen Hauſe zurücklaſſen, das von nun an Ihnen allein gehört. Geben Sie ſich keine Mühe, uns in England auszukundſchaften, denn ſie würde vergeblich ſeyn; die Namen, die wir uns gaben, waren nicht die unſrigen. Noch einmal, lieber du Long, leben Sie wohl, und behalten Sie uns in ſo gutem Andenken, wie wir Sie!“

Eine Bemerkung, die wir bey Gelegenheit dieſer wahren Geſchichte machen wollen, iſt die, daß die Engländer, welchen der Verluſt von Calais noch jetzt am Herzen liegt, auch die Anſprüche und Beſitzungsrechte ihrer Vorfahren auf die Häuſer und Ländereyen dieſer Stadt, noch immer ſorgfältig aufbewahren. Ein Maire von Calais, Namens Bernard, ſchrieb 1710 ein ziemlich ſeichtes Buch in Quart, unter dem Titel Annales de Calais, worin er ſich in ein großes Detail über die liegende Güter und ihre alten Beſitzer und Eigenthümer einließ. Die Engländer kauften dies Buch ſo begierig auf, daß man keine drey oder vier Exemplare davon zu Calais antrifft, und daß es auswärts faſt ganz unbekannt iſt.

R — d.

3.

Ueber das Glück der poetiſchen Werke.

(Aus dem Franzöſiſchen des jüngern Racine.)

Diejenigen, welche aus Liebe zu den Muſen den Reichthümern entſagen, ſollten von ihnen zum Erſatz vor allen Dingen jene Ruhe des Geiſtes, die gewöhnliche Gefährtin des Mittelſtandes, und jene Zufriedenheit erhalten, die man bey Beſchäftigungen empfindet, welche man liebt. Wie iſt indeſſen das Leben eines großen Dichters beſchaffen? Sapere & ringi, ſagt Horaz mit zwey Worten, und eben das beſtätigt **Rouſſeau** in jenem Verſe:

Ecrire en ſage, & vivre en hébêté.

d. i.: „Schreiben wie ein Weiſer, und leben wie ein Blödſinniger.“ **Rouſſeau** denkt nicht daran, nach den Lorbeern des **Euripides** zu trachten, weil er dann, gleich demſelben, genöthigt ſeyn würde, ſich in eine dunkle Höhle einzuſchließen. Ich müßte dann, ſagt er, als ein ſtolzer Miſanthrop, die Menſchen fliehen, um Kalliopen zu folgen, ſtets auf alle Vergnügungen Verzicht thun, den Tag über ſchreiben, und die Nacht wieder ausſtreichen, ein halbes Jahr mich über ein Paar Strophen martern, mein Leben in ewiger Fieberhitze zubringen, und, ſtets in konvulſiviſcher Wuth, den Fußboden meines Zimmers einſtampfen. **Boileau** macht uns von ſeiner Lebensart kein reitzenderes Gemählde. Täglich, ſagt er, wider Willen, an eine Arbeit geheftet, muß ich hier eine Stelle ändern, dort eine Seite ausſtreichen; wenn ich vier Worte ſchreibe, ſo muß ich drey wieder auslöſchen; ohne dieſes, für die Ruhe meines Lebens ſo nachtheilige, Geſchäft würden meine Tage in ſeliger Muße unbeneidet verfließen. — Wenn nun das Publicum ſeine Werke gut aufgenommen hat, iſt dann wohl **Boileau** zufrieden? Dann ruft er aus: „Zehn „Jahre ſind ſeit jenem unglücklichen Tage verfloſſen, da „ein Buchhändler, der die erſten Verſuche meiner Feder „drucken ließ, zu meinem Unglück einen allzuglücklichen „Band lieferte.“ Da alſo die Freunde der Muſen um ihrentwillen den Reichthümern, den Vergnügungen, der Ruhe des Lebens, ſelbſt der menſchlichen Geſellſchaft entſagen, was für Glück können ſie von ihnen erwarten, außer jenes chimäriſche Glück, von ihnen bewundert zu werden, und den Vorzug zu behaupten, den die Talente des Geiſtes gewähren? So wie ſie ſich von Dunſt berauſchen, ſo hat man, ſcheint es, ſie auch mit Dunſt abſpeiſen wollen. Man hat ſie mit nichtigen Ehrenbezeigungen überhäuft, mit Kronen von Lorbeern, von Epheu, von Oelzweigen; Griechenland theilte ſie ihnen bey den Olympiſchen Spielen und in den Schauſpielhäuſern zu Athen aus. Kränze und Statüen fehlten ihnen auch zu Rom nicht. Macht euch, ſagte **Juvenal** zu ihnen, ihr, die ihr in ſo kleinen Stuben ſo große Werke verfertigt, des Epheus, oder eines magern Bildniſſes würdig; denn das iſt alles, was ihr zu hoffen habt:

Qui facis in parua ſublimia carmina cella,
Vt dignus venias hederis & imagine macra,
Spes nulla vlterior.

Caligula ſetzte ihnen Kränze in den Wettſpielen des Geiſtes aus, die er zu Lyon ſtiftete, eben ſo wie **Nero** in jenen Spielen, die er zu Rom ſtiftete, und bey denen er ſich durch einen jener Kränze geehrt glaubte, welchen ihm nicht zuzuerkennen den Richtern gefährlich geweſen wäre. In den Capitoliniſchen Spielen, die **Domitian** ſtiftete, und die lange Zeit dauerten, war ein Kranz mit goldnen Blättern

tern der erſte, und ein Kranz von Oelzweigen der zweite Preis für poetiſche Werke.

Als die Wiſſenſchaften in Italien nach einer langen Finſterniß wieder in vollem Glanz erſchienen, ſöhnte Petrarch, der die Poeſie mit den Grazien wieder ausſöhnte, ſie auch mit den Ehrenbezeigungen wieder aus. Nie hat ein Dichter in ſeinem Leben einen ſo herrlichen Tag gehabt, als jenen, da dieſer berühmte Verehrer der Laura in Rom unter dem Schall der Trompeten bis auf's Capitol geführt wurde. Hier empfing er den Dichterkranz, den er ſodann in der Peterskirche aufhing. Daſſelbe Gepränge war für den Taſſo veranſtaltet, aber der in ſeinem Leben ſtets unglückliche Taſſo ſtarb am Abend vor dem Tage, der zu ſeinem Triumph beſtimmt war. Die Dichter, die man auf dieſe Art öffentlich krönte, nennt man poetas laureatos; aber, weit entfernt, daß dieſe Ehre ſie unſterblich gemacht hätte, kann Teutſchland, das ſo verſchwenderiſch mit dergleichen Krönungen geweſen iſt, unter der zahlreichen Liſte ſeiner gekrönten Dichter nicht einen aufweiſen, der da verdiente genannt zu werden.

So wird alſo den Freunden der Muſen ſelbſt noch das einzige Glück, das ihrer wartet, verbittert. Die Ehrenbezeigungen, die ihnen beſtimmt ſind, werden oft Menſchen ertheilt, die ſie nicht verdienen. Es iſt wahr, Petrarch hatte einen herrlichen Tag in ſeinem Leben, aber das ganze Leben des Ronſard war ein Triumph, der zum Beweis von der Nichtigkeit des poetiſchen Ruhms dienen kann. Ronſard ward nicht mit einem bloßen Lorbeerkranze belohnt. Von ſeinem Könige geliebt, vom Hofe geſchätzt, von allen Gelehrten bewundert, und mit den prächtigſten Lobſprüchen überhäuft, endigte er ſein Leben. Seine Leichenrede ward von dem berühmten du Perron in jener anſehnlichen Verſammlung gehalten, wo der Zulauf des Volks Cardinälen und Prinzen verhinderte, Platz zu finden.

Die Zeit zernichtete den Ruhm des **Ronſard** noch ſchneller, als ſeine Aſche, aber die Ehre, die ihn bis an's Grab begleitete, iſt ſelten guten Dichtern in ihrem Leben zu Theil worden. Unwiſſenheit, Gunſt, und blinder Eigenſinn haben zu aller Zeit Kränze ausgetheilt. **Korinna** trug die Kränze davon, die dem **Pindar** gebührten. Schämſt du dich nicht der Siege, die du über mich davon trägſt? ſagte **Menander** zu einem mittelmäßigen Dichter, der ihn oft überwunden hatte. **Euripides**, mehr als einmal durch unwürdige Nebenbuhler gedemüthigt, und durch den Verdruß niedergeſchlagen, den er zu Athen erfuhr, ahmte dem Beiſpiel des **Aeſchylus** nach, und begab ſich, gleich ihm, in die Fremde, wo er ſeine Tage beſchloß. Diejenigen, die bewundernswürdige Werke verfertigen, dürfen es nicht erwarten, ſie bewundert zu ſehn. Denn, wie Horaz ſagt, das Volk bewundert nur das, was von ſeinen Zeiten und von ſeinen Augen entfernt iſt:

> Niſi, quæ terris ſemota, ſuisque
> Temporibus defuncta videt, faſtidit & odit.

Und **Martial** ſagt mit Recht: Vivis fama negatur. Man gewährt ihnen das, was ſie wünſchen, nicht eher, als, wenn ſie nicht mehr ſind. Auf die Nachricht von **Euripides** Tode legte Athen die Trauer an, und ſchickte eine Geſandſchaft ab, die Gebeine zurückzufordern, die ihnen nicht wieder ausgeliefert wurden. Griechenland errichtete dem **Homer** Bildſäulen nach ſeinem Tode, und mehrere Städte ſtritten ſich um die Ehre, denjenigen hervorgebracht zu haben, den ſie nicht zu ernähren würdigten. Raſende Kritiker läſterten die Stücke des **Moliere**, ſo lang er lebte, aber, wie **Boileau** ſagt, ſobald die Parze mit einem Zuge ihrer unglücklichen Hand ihn aus der Liſte der Lebenden ausgeſtrichen hatte, erkannte man den Werth ſeiner entflohenen Muſe.

Dieſe ſpäte Genugthuung eines lange Zeit ungerechten Publicums widerfuhr nicht einmal dem **Cicero** gleich nach ſeinem Tode. Ich führe hier den **Cicero** als einen der größten Liebhaber des menſchlichen Ruhms, und als ein Beyſpiel von der Nichtigkeit dieſes Ruhms an. Nachdem er ein Opfer der Achtserklärung geworden war, verſchrieen die, die bey ſeinem Leben ſeine Beredſamkeit verkleinert hatten, ſie noch mehr, theils aus Haß, theils aus Neid, und theils um dem **Auguſt** zu ſchmeicheln. Unter dem **Tiber**, und vornehmlich unter dem **Nero**, ſchmähte die Parthey des **Seneca**, die damals ſo herrſchend war, auf alle Art denjenigen, der ſich nicht mehr vertheidigen konnte. Dies lehrt uns **Quintilian**, wenn er ſagt: Qui oderant, qui inuidebant, qui æmulabantur, adulatores etiam præſentis potentiæ, non reſponſurum inuaſerunt. Nur erſt bey der fernſten Nachwelt ließ die Zeit dem **Cicero** Gerechtigkeit widerfahren.

Die Zeit, die die Launen des Vorurtheils zernichtet, und die Ausſprüche der Natur beſtätigt, iſt die einzige Austheilerin ächter Kränze. Jeder, der da arbeitet, ſie zu verdienen, arbeitet um einen Lohn, der ihm nur von denen wird zuerkannt werden, die er nie ſieht. Von ſeinen Zeitgenoſſen darf er nichts, als Neid und Kabalen, erwarten; poetiſche Kabalen hat es zu allen Zeiten gegeben. Weißt du wohl, ſagt **Horaz**, warum der ungerechte Leſer öffentlich meine Werke läſtert, die er insgeheim mit Vergnügen lieſt? Ich gebe mir keine Mühe, die Stimmen eines unbeſtändigen Volks zu erkaufen; ich mache keine Intriguen:

Scire velis, mea cur ingratus opuſcula lector
Laudet ametque domi, premat extra limen iniquus?
Non ego ventoſæ plebis &c. Ep. I. 19.

Dieſe Kabalen, die ſich ſtets wider diejenigen erheben, die ihnen nichts entgegenzuſetzen haben, als ihre Verdienſte, machen zuweilen das Schickſal der Schriften zweifelhaft, und erhalten das Publicum unentſchloſſen. Es iſt bekannt, daß das Trauerſpiel Phädra nur mit Mühe über eine elende Nebenbuhlerin ſiegte; aber, ohne hier von den ſeltſamen Urtheilen zu reden, die man über theatraliſche Werke in der Zeit der erſten Vorſtellung zu fällen pflegt, weil ſie da nur noch vor einem ſehr tumultuariſchen Richterſtuhl beurtheilt werden, will ich ein noch einleuchtenderes Beyſpiel anführen.

Alle Kenner ſcheinen heut zu Tage über die Vorzüge des Trauerſpiels Athalie einig zu ſeyn. Die Zeit hat endlich den Ausſpruch über dieſes Stück gethan, aber ſie hat ihn erſt nach einer langen Unterſuchung geſprochen, ſo daß der Verfaſſer, der das Ende dieſer Unterſuchung nicht erlebte, niemals hofte, daß der Ausſpruch günſtig für ihn ausfallen würde. Athalie ward vom Publicum ſehr kalt aufgenommen. Die Kunſtrichter, die, ohne auf den Beyfall zu achten, den das Trauerſpiel Eſther bey den Vorſtellungen zu St. Cyr von dem Hofe erhalten hatte, dieſes Stück alle Tag mehr herabſetzten, ſöhnten ſich, als Athalie erſchien, nur darum mit demſelben aus, um zu ſagen, daß Eſther doch noch beſſer wäre. Da Athalie nicht öffentlich war aufgeführt worden, ſo kannte man es nur aus der Lektüre; die Leute nach der Mode waren wenig neugierig darnach. Wieder ein frommes Thema, ſagten ſie, um Kinder zu erbauen; ein Prieſter und ein Kind haben die Hauptrollen darinnen! Mehr war nicht nöthig, um ſich zu bereden, daß dieſes Stück nur für Klöſter tauge. Selbſt einige Freunde des Verfaſſers gaben der ältern Schweſter, wie ſie die Eſther nannten, den Vorzug. Boileau allein hielt ihnen Widerpart; er wagte es, zu behaupten, daß Athalie das Meiſterſtück des Dichters und des tragiſchen Theaters ſey, und daß das Publicum über kurz oder lang darauf zurückkommen werde. Er war aber ganz allein dieſer Meinung, und, unerachtet ſeiner Prophezeihung, ſtarb der Verfaſſer in der Ueberzeugung, daß er ſeinem Stoffe kein Gnüge gethan habe, weil die Kälte des Publicums gegen dieſes Trauerſpiel ihn glauben machte, daß er nicht im Stande geweſen ſey, es intereſſant genug zu machen.

Wie kann aber das Publicum, dieſer uneigennützige Richter, lange ſäumen, die Verdienſte von einem Werke des Geiſtes zu erkennen? Das Schöne gefällt zu allen Zeiten, und da das Schöne in dem Wahren beſteht, ſollte man nicht das Wahre von dem Falſchen ſehr leicht unterſcheiden können? Leicht iſt dieſer Unterſchied zu machen bey Werken, worüber die Augen zu richten haben. Das Detail von den Vollkommenheiten oder von den Fehlern eines Gemähldes wird anfangs nur von Kennern bemerkt, aber ſelbſt die Nichtkenner ſehen nie ein vortrefliches Gemählde für ein ſchlechtes an. Die allgemeine Schönheit wird bey Gemählden nie verachtet; nicht ſo iſt es mit derjenigen Schönheit, die ſich in den Werken befindet, über die der Geiſt urtheilt. Der Geiſt kann nur nach einer ſorgfältigen Unterſuchung urtheilen, und ſeine Aufmerkſamkeit wird durch mancherley Urſachen geſtört.

Der große Haufen ſtellt keine Unterſuchung an; daher kann der Dichter, deſſen Werk von dem Publicum kaltſinnig aufgenommen wird, wenn er des Beyfalls einiger wahrer Kenner verſichert iſt, ſich damit tröſten, daß er ſagt: Me raris iuvat auribus placere. Er muß nach dem Rathe des Horaz ſich mit wenig Leſern begnügen, aber nicht immer könnte er zufrieden ſeyn, wenn er ſtets nur eine kleine Anzahl von Leſern hätte. Für die Menge hat er geſchrieben, und, iſt ſein Werk gut, ſo wird es auch am Ende von der Menge geſchätzt werden. Mit der

Zeit ſtimmen die Kenner und das Volk überein. Der große Redner, ſagt Cicero, muß auch in den Augen des Volks ein großer Redner ſeyn; die Kenner und das Volk ſind nie über ſeine Verdienſte getheilt. Eſt ſummi oratoris ſummum oratorem populo videri; nunquam de bono & malo oratore doctis hominibus cum populo diſſenſio fuit. Eben das kann man von dem Dichter ſagen; er muß dem Publicum gefallen, aber es gehört Zeit dazu, daß ſeine Verdienſte von demſelben erkannt werden, und es iſt kein Wunder, wenn das Publicum und die Kenner nicht ſogleich mit einander übereinſtimmen, da ſelbſt die Kenner ihren Beyfall nicht auf der Stelle ertheilen.

Ich verſtehe hier unter Kennern nicht Leute vom Handwerk. Ich will nicht mit dem Kirchenvater Hieronymus behaupten, daß, um einen Dichter recht zu beurtheilen, es nöthig ſey, Verſe machen zu können: Poetam non poteſt noſſe, niſi qui verſus poteſt ſtruere. Die Menſchen, die gut urtheilen, ſind diejenigen, die von der Natur jenen feinen und ſichern Geſchmack erhalten haben, der immer das Wahre von dem Falſchen unterſcheidet; aber ſelbſt jene Menſchen, die ſo gelehrte Augen und ſo ſeltne Ohren haben, wagen es manchmal nicht, über die Verdienſte eines Werks in dem Augenblick ſeiner Geburt zu entſcheiden, zumal, wenn es heftig kritiſirt wird. Nicht das Böſe, das ſie davon reden hören, nimmt ſie dagegen ein. Ausgemachte ſchlechte Werke, ſagt Boileau, ſind diejenigen, von denen man gar nicht redet. Wird ein Werk von dem einen gerühmt, und von dem andern verſchrien, ſo unterſuchen es diejenigen, die frey von jenen Vorurtheilen ſind, welche der Name des Verfaſſers, oder eine gewiſſe herrſchende Denkungsart erregt, und, weil ſie während des verwirrten Lärms von Lob und Tadel ſich zu irren fürchten, ſo halten ſie ihre Entſcheidung zurück. Die wahren Kenner nehmen bey ihrer Unterſuchung keine Rückſicht auf dieſen oder jenen Modegeſchmack, weil alles, was blos Mode iſt, vergänglich iſt.

Sie ſehen nur auf das Wahre, und je aufgeklärter ſie ſind, deſto mehr hüten ſie ſich vor dem erſten Eindruck, den die Lektüre eines ſolchen Werks auf ſie machte. Sie wiſſen, daß die vollkommenſten Stücke nicht diejenigen ſind, die anfangs gleich den ſtärkſten Eindruck machen, und daß man auf die Meiſterſtücke des Geiſtes dasjenige anwenden kann, was ein Reiſender von dem Meiſterſtück der Baukunſt geſagt hat: Man muß, ſagt **Miſſar**, mehr, denn einmal in die Peterskirche zu Rom gehn, indem man anfangs nichts darinnen findet, das ſonderlich Bewunderung erregte. Die Symmetrie und die vollkommen beobachteten Verhältniſſe der Baukunſt haben jedes ſo gut an ſeinen Ort angebracht, daß dieſe Anordnung den Geiſt ganz ruhig läßt; je mehr man aber dieſes ungeheure Gebäude beobachtet, deſto mehr ſieht man ſich genöthigt, es zu bewundern. Ein vortrefliches Gedicht hat einen ſo natürlichen Plan, das Verhältniß aller ſeiner Theile iſt ſo genau, und alles ſteht darinnen ſo gut an ſeinem Orte, mit einem Worte, das Wahre darinnen iſt durchgängig ſo wahr, daß es anfänglich gar nicht überraſcht. Die erſte Lektüre des **Virgil** läßt den Geiſt in einer Ruhe, worinnen ſie die erſte Lektüre des **Lucan** nicht läßt. Seine **Pharſalia** hatte in der Ueberſetzung des **Brebeuf** in Frankreich anfangs einen ſehr glänzenden Beyfall, wie die vielen Ausgaben, die man in kurzer Zeit davon machte, und folgende Stelle des **Boileau** beweiſen: „dem unerachtet „wird die **Pharſalia** aller Orten gebilligt, und geht mit „erhabnem Haupte umher, ohne ſich vor meinen Verſen „zu fürchten.“ Dergleichen Schönheiten, die man im erſten Augenblick bewundert, ermüden zuletzt, wogegen die ſimpeln und natürlichen Schönheiten, ohne anfänglich bewundernswürdig zu ſcheinen, und ohne zu blenden, beſtändig wieder an ſich ziehen, und dadurch endlich die Bewunderung abnöthigen.

Cicero in ſeinem Werke von den Pflichten ſagt, daß die körperliche Schönheit durch die angenehme Uebereinſtimmung gefalle, die unter allen einzelnen Theilen ſtatt finde: Pulchritudo corporis delectat hoc ipſo, quod inter ſe omnes partes cum quodam lepore conſentiant. Dies gilt auch von der Schönheit in den Werken des Geiſtes; da aber dieſe angenehme Uebereinſtimmung in mittelmäßigen Werken nicht Statt hat, ſo wird man in denſelben zuweilen von den Stellen überraſcht, die glänzend ſcheinen, und die nur darum glänzen, weil die Mittelmäßigkeit des Uebrigen ſie hervorſtechend macht. In vollkommnen Werken blendet nichts; da nichts hervorſticht, ſo iſt alles an ſeiner Stelle, und Leſer, die nicht aufgeklärt genug ſind, glauben darinnen nichts bewundernswürdiges zu finden, da ſie hingegen zuweilen von Bewunderung ganz hingeriſſen werden, wenn ſie ganz mittelmäßige Werke leſen.

Dies iſt, meinem Bedünken nach, die Urſache von den ſonderbaren Schickſale der Werke des Geiſtes. Das eine ſinkt, unerachtet ſeiner glänzenden Entſtehung, und unerachtet der Unterſtützung einer mächtigen Kabale, allmählig in Vergeſſenheit. Ein andres, das ohne ſolchen Schutz entſteht, erhebt ſich mitten unter Widerſprüchen, und gelangt allmählich zu einem dauerhaften Ruhme. Gelangt es dazu nicht bey Lebzeiten des Verfaſſers, ſo hat der Verfaſſer nicht lange genug gelebt, um Zeuge davon zu ſeyn, aber immer kann man gewiß ſeyn, daß die Nachwelt einem jeden widerfahren läßt, was ihm gebührt, wie **Tacitus** ſagt: Suum cuique decus poſteritas rependit.

Die Werke der Mahlerey ſind dergleichen Revolutionen nicht unterworfen. **Domenichino** iſt, glaube ich, der einzige berühmte Mahler, der es nicht erlebte, daß das Publicum ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ. Kaum konnte er eine leidliche Bezahlung für ſeine Gemählde erhalten, die nach ſeinem Tode ſo theuer verkauft worden ſind. Sein Unglück machte, daß er ſagte: „Ich arbeite für mein Vergnügen und für die Vollkommenheit meiner Kunſt.“ Ich kenne nur dieſes einzige Beyſpiel eines geſchickten Mahlers, der ſtets vom Neid verfolgt wurde. Ein Mahler hat nicht, wie ein Dichter, ſich durch eine unendliche Menge von Nebenbuhlern durchzudrängen. Er läßt ſeine Nebenbuhler bald hinter ſich. Ein Sudler wird nie für ſich eine Parthey gegen einen **Rarhael**, oder gegen einen **Rubens** errichten. Wenig Leute bekümmern ſich um die Mahlerey, und wenig Leute wagen es, ihr Urtheil über alle Theile eines Gemähldes zu fällen, aber alle Welt urtheilt über Verſe, und will ſogar welche machen: Scribimus indocti doctique poemata paſſim. Wenn von Verſen die Rede iſt, ſagt **Rouſſeau**, ſo hält ſich jedermann für einen Doctor. Bürger, Pedanten, Schüler, Laſtträger, und kleine Abbes verleitet eine alberne Sucht, in dem Waſſer der Aganippe zu plätſchern.

Einige Mahler, von Vorliebe für ihre Kunſt trunken, erkühnen ſich, ſie über die Poeſie zu erheben. Sie gewährt, ſagen ſie, ein ſchnelleres Vergnügen, ſie macht einen lebhaftern Eindruck auf die Sinne, und, um durch ſie bewegt zu werden, braucht man nur Augen zu haben. Man kann ihnen antworten, daß eine Kunſt, die nicht blos auf die Sinne wirkt, ſondern die, wie die Poeſie, die ganze Seele bewegt und erhebt, ſo göttlich, wie die Seele ſelbſt, ſey; daß, wenn die Mahlerey eine Ergötzung der Augen iſt, die Poeſie eine Ergötzung des Geiſtes ſey, eine Ergötzung, welche fähig iſt, auch denjenigen zu vergnügen, der die Augen des Körpers verloren hat: doch iſt es unnöthig, dieſe Materie hier weiter zu unterſuchen.

Und warum wollen die Mahler ungegründete Vorzüge behaupten, um damit über Dichter zu triumphiren? Haben ſie ihrer nicht ſchon genug vor ihnen voraus? Beſſer vom Glück belohnt, (wenn man dies anders für einen Vorzug rechnen darf) werden ſie auch beſſer mit Ruhm belohnt. Sie genießen ihn bey ihrem Leben, und dieſer Ruhm erſtreckt ſich viel weiter, als der poetiſche, weil ſie eine Sprache reden, die man aller Orten und zu allen Zeiten verſteht, anſtatt daß ein Dichter nur arbeitet, um einer einzigen Nation durch die Harmonie einer Sprache, die Abwechslungen unterworfen iſt, und mitten unter einem Haufen von Nebenbuhlern zu gefallen, die ſich alle vom Apoll begeiſtert glauben.

Nicht von den Mahlern allein werden die Dichter gedemüthigt. Sie werden es auch von den Rednern, als welche behaupten, daß die Kunſt der Beredſamkeit nützlicher ſey, und mehr Bewunderung verdiene. Dieſe Frage wird ſehr angenehm in dem Geſpräche von den Rednern ausgeführt, das man insgemein den Werken des Tacitus beyzufügen, und ohne allen Beweis dem Quintilian beyzulegen pflegt. Der Streit über dieſe Materie erhebt ſich darinnen zwiſchen einem Redner und einem Dichter.

„Muß man eine Kunſt nach ihrem Nutzen beurtheilen,
„ſagt der Redner, deſſen Gründe ich nur auszeichne, ohne
„ſie wörtlich zu überſetzen, was iſt edler, als die Beredſamkeit,
„die einen Menſchen zur Stütze ſeiner Freunde,
„zum Schrecken ſeiner Feinde, und zum Beyſtand aller
„Unterdrückten macht? Läßt ſich ein größeres Vergnügen
„denken, als das, ſein Haus mit den angeſehenſten Perſonen
„erfüllt zu ſehen, und das Orakel einer ganze Stadt
„zu werden? Wenn ein ſolcher Redner aus ſeinem Hauſe
„geht, und vor Gericht auftritt, ſo legt das erſte Wort,
„das er hier ſagt, einer anſehnlichen Verſammlung Stillſchweigen
„auf, und zieht alle Augen auf ihn; er klärt auf,

„er unterrichtet, er gebietet nach Gefallen über die Herzen. Kehrt er nach Hauſe zurück, ſo kommt er, wie im Triumph, heim mitten unter einem Haufen von Bewundrern. Vom Nutzen der Poeſie läßt ſich gar nichts ſagen, man kann nichts von ihr rühmen, als das Vergnügen, das ſie gewährt, aber welch ein Vergnügen? Ein kurzes und unfruchtbares Vergnügen, voluptatem breuem, laudem inanem & infructuoſam. Wer braucht einen Dichter? Sieht man jemanden nach ihm laufen, und um einen Augenblick Gehör bitten? Vielmehr bittet er das Publicum um Gehör; nach ſo manchen über einem Werke zugebrachten Tagen und Nächten bittet er um einen Tag, es vorleſen zu können, erbettelt er ſich Zuhörer, und bezahlt die Bänke. Und was trägt ihm ſeine Vorleſung ein? Nichtigen Beyfall, und vorübergehende Freude; clamorem vagum, voces inanes, & gaudium volucre. Das iſt dann die ganze Belohnung eines Menſchen, der, um dazu zu gelangen, allem Vergnügen und aller menſchlichen Geſellſchaft entſagt, und ſich in die Wälder begeben hat. Er mag ſo geſchickt ſeyn, wie er will, ſo wird er doch immer wenig bekannt werden, weil wenig Leute die guten, und niemand die mittelmäßigen Dichter kennt; mediocres poetas nemo novit, bonos pauci."

Der Dichter, der ſo lebhaft angegriffen wird, vertheidigt ſich nur als Dichter. „Er geſteht, daß er ſich in die Wälder und auf's Land begebe, aber er thut es, wie **Virgil**, aus Liebe zu den Muſen; me vero primum dulces ante omnia Muſæ, &c. flumina amem ſyluasque &c. Er will, ſagt er, lieber in dieſer Einſamkeit ſeyn, als in dem Tumult der Gerichtshöfe, unter Geſchrey und Thränen leben. Ruhe iſt das Loos der Dichter. Das goldne Zeitalter war voller Dichter, und kannte keine Redner; es brauchte ſie nicht. Man kannte damals

„weder Ungerechtigkeit, noch Verbrechen. Die mörderiſche „und feile Beredſamkeit iſt eine Frucht unglücklicher Zeiten. „Lucroſæ hujus & ſanguinantis eloquentiæ uſus „recens, & malis moribus natus.“

Ich geſtehe es, daß bey dieſem ſinnreichen Streite der Redner ſeine Sache beſſer vertheidigt, als der Dichter, und, ohne unter ihnen Richter ſeyn zu wollen, begnüge ich mich, ſo viel daraus zu folgern, daß ein mittelmäßiger Redner allemal nützlicher ſey, als ein mittelmäßiger Dichter. Darüber darf man ſich nicht wundern, da ſogar ein ſchlechter Mahler nützlicher iſt, als ein mittelmäßiger Dichter. Denn die Kaufleute, ſagt **Boileau**, brauchen doch Schilder für ihre Laden, und ſo iſt doch ein ſchlechter Mahler zu etwas nütze, da hingegen ein mittelmäßiger Dichter zu gar nichts taugt.

Die Dichter, die ſo ſehr von Mahlern und Rednern gedemüthigt werden, müſſen ſich auch von den Gelehrten Hohn ſprechen laſſen. In der Verlaſſenſchaft des Abbe **de Longuerue**, der ſo berühmt wegen ſeiner erſtaunlichen Gelehrſamkeit war, bemerkte man, daß ſich in ſeiner Bibliothek nicht ein einziger Band Gedichte fand. Das war nicht, als wenn er keine Dichter geleſen gehabt hätte (denn was hatte er nicht geleſen?), aber offenbar ſchätzte er ſie nicht hoch genug, um ihnen einen Platz in ſeiner Bibliothek einzuräumen. Meine Liebe für Gedichte hatte viel zu leiden bey einem Beſuche, den ich in meiner Jugend bey ihm machte. Das Geſpräch kam auf die Dichter, er ließ ſie alle die Muſterung paſſiren, die alten und die neuen, und ſprach beſtändig von ihnen, als von geringſchätzigen Schriftſtellern, aus denen man nichts lernen könne. Er ſchien mir keinen zu verſchonen, außer den Arioſt; der Narr, ſagte er, der hat mich manchmal beluſtigt Ich kam von dieſem Beſuch mit der Ueberzeugung zurück, daß die Gelehrten und die Dichter nicht geneigt ſind, einander wech-

ſelsſtückweiſe zu bewundern, daß der Gelehrte den Dichter insgemein als einen Mann von Phantaſie betrachtet, der nichts kann, als Worte zuſammenſetzen, und daß der Dichter den Gelehrten als einen Mann von Gedächniß anſieht, der nichts kann, als Facta unterſuchen.

Jetzt wird es leicht ſeyn, die Frage zu beantworten, ob die Muſen diejenigen glücklich machen, die ſich ihnen widmen. Man ſollte alle diejenigen von ihnen zurückhalten, die durch ſie ihr Glück zu machen hoffen, und ihnen mit dem **Boileau** zurufen: „Hat das Gold allein für „dich unüberwindliche Reitze, ſo fliehe jene reitzende Ge„gend, die der Permeſſus benetzt; an ſeinen Ufern wohnt „der Reichthum nicht.“ Jeden, der ſich durch Verſe einen großen Namen zu machen denkt, kann man mit jenen Worten aus dem **Traume des Scipio** anreden, die recht auf die Dichter paſſen: „Bedenke, innerhalb was für „engen Grenzen ſich dein Ruhm verbreiten will; quibus „in anguſtiis veſtra gloria ſe dilatari velit.“ Dein Ruhm wird ſich auf die Nation einſchränken, für die du ſchreibſt, und die allein fähig ſeyn wird, dich zu beurtheilen und dich zu bewundern, die dir aber lange Zeit ihren Beyfall verſagen wird. Quibus in anguſtiis! Und, wenn ſich endlich dein Ruhm in dieſem engen Raume wird verbreitet haben, dann wirſt du nicht mehr ſeyn. **Montaigne**, welchem jener Ruhm, der erſt nach dem Tode kömmt, wenig ſchmeichelte, redet in ſeiner nachdrücklichen Sprache alſo davon: „Wäre ich von denen, welchen die „Welt Ehrerbietung ſchuldig iſt, ſo wollte ich ihr die „Hälfte davon ſchenken, wenn ſie mir ſie zum voraus er„wieſe; der Ruhm müßte eilen, und ſich um mich herum „drängen, mehr dick als lang, mehr voll als dauerhaft, „und müßte verſchwinden, wenn ich nicht mehr bin, und „wenn jener ſüße Schall meine Ohren nicht mehr kitzeln „kann.“ Niemand kann mit dem Publicum einen ſolchen

Accord machen. Es pflegt die offenbarſten Schulden ſtreitig zu machen, und läßt in den erſten Jahren die Zinſen aufſchwellen. Iſt die Schuld anerkannt, ſo entrichtet es ſie dem Werke, und ſelten iſt der Verfaſſer im Stande, die Zahlung zu genießen.

Der Wunſch, den **Montaigne** nach einem **mehr dicken, als langen, mehr vollen, als dauerhaften** Ruhme thut, iſt nicht der Wunſch eines Mannes, der nur für die Nachwelt arbeitet; es iſt der Wunſch eines Mannes, der gern die Früchte ſeiner Arbeit genießen möchte. Was ſoll man erwählen? Am beſten iſt es, für den Nutzen des Publicums zu arbeiten, ohne das belohnende Lob zu erwarten, und ohne auf jenen **ſüßen Schall zu hoffen, der die Ohren kitzelt.**

Wir bilden uns ein, daß dieſer ſüße Schall immer in den Ohren eines **Corneille**, **Moliere**, **Lafontaine** u. ſ. w. getönt habe. Die Ehrfurcht, die wir für ſolche große Männer haben, läßt uns glauben, daß ſie von ihren Zeitgenoſſen noch mehr, als von uns, ſeyn geehrt worden. Wir bereden uns, man habe ſich beeifert, ſie zu ſehen, man habe ihren Umgang geſucht, und man habe ſie mit Bewunderung gehört. **Martial** ſagt uns, **Homer** ſey von ſeinen Zeitgenoſſen verachtet worden, und bey Lebzeiten **Virgil's** habe man nichts, als den **Ennius** geleſen:

> Ennius eſt lectus, ſaluo, tibi, Roma, Marone,
> Et ſua riſerunt ſæcula Mæonidem.

Der Ruhm des **Lafontaine** iſt heut zu Tage faſt unter uns gegründet, er ward ihm ſelbſt in ſeinem Leben nicht ſtreitig gemacht, er hatte keinen Nebenbuhler, er hat noch keinen, und man hat Urſache zu glauben, daß ſeine Werke unſterblich ſeyn werden; aber, wie hat der Verfaſſer gelebt? Jedermann weiß, wie groß ſein Elend geweſen wäre, hätte er nicht eine Zuflucht in dem Hauſe einer Dame gefunden, die für ihn mehr Freundſchaft, als Bewunderung, hegte. Was hatte er damals für Ruhm? Er war blos als ein Fabelmacher bekannt, und jene Fabeln, von denen er hat ſagen können, was **Phädrus** von den ſeinigen ſagte:

Rara mens intelligit,
Quod interiore condidit cura angulo,

waren noch nicht bekannt; man hatte noch nicht Zeit genug gehabt, in ihnen ſo viele verborgne Schönheiten zu entdecken, die ihren Ruhm täglich vermehren, weil man täglich neue darinnen entdeckt. Nie war ein Schriftſteller weniger geſchickt, durch ſeine Gegenwart Ehrfurcht einzuflößen. Er war der Gegenſtand der Spöttereyen ſeiner beſten Freunde, die ihn wegen ſeiner Einfalt den Pinſel nannten. Jene Abendmahlzeit, deſſen in der Geſchichte der Franzöſiſchen Akademie vom Abt **Olivet** gedacht wird, iſt mir von Perſonen erzählt worden, die vollkommen davon unterrichtet ſeyn konnten, aber ſie haben mir das Bonmot des **Moliere** ganz anders erzählt. Die erlauchten Gäſte, die der Abt **Olivet** nennt, griffen ihren Freund **Lafontaine** ſo heftig an, und dieſer vertheidigte ſich ſo ſchlecht, daß **Moliere** Mitleid mit ihm hatte, und ganz leiſe zu ſeinem Nachbar ſagte: Laßt mir den guten Mann gehn, er lebt vielleicht länger, als wir alle.

Aus dieſem Beyſpiele, und aus ſo vielen andern, kann man ſchließen, daß alle die, welche die Liebe zum Gelde und zum Ruhm beherrſcht, wenn ſie auch noch ſo viel Talent zur Poeſie haben, ſtets zu beklagen ſind. Nur diejenigen werden glücklich ſeyn, die bey ihren Arbeiten weiter nichts, als das Vergnügen ſuchen, den Menſchen nützlich zu ſeyn. Das ſind diejenigen, die **Virgil** nach Elyſium verſetzt, mitten unter die Helden, die ihr Blut für das Vaterland vergoſſen, mitten unter die, die ſich durch Erfindung von Künſten und durch andre auszeichnende gute Handlungen unvergeßlich gemacht haben.

Glücklich ſind jene religiöſen Dichter, die keine andre, als ſolche Gegenſtände beſungen haben, die des Apoll's würdig ſind, wie **Virgil** ſagt: Quique pii vates & Phoebo digna locuti! Aber ewig unglücklich jene, (was ſie ſich damit auch für Reichthümer mögen erworben, was ſie auch damit für Ruhm mögen erlangt haben, wenn ſie nicht durch aufrichtige Thränen ihren Fehler wieder gut gemacht haben) die dadurch den Menſchen zu gefallen ſuchten, daß ſie ihnen gefährliche Leidenſchaften einflößten! Ich kann ihr Unglück nicht beſſer ſchildern, als wenn ich die Worte eines der berühmteſten Kanzelredner anführe, der mit ſeiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit es beſchreibt, wie traurig das Talent ſey, *) „das Gift unter einer ſüßen und angenehmen Leckſpeiſe darzubieten. Ein ſolcher unglücklicher Schriftſteller „wird bis an's Ende der Welt das Laſter predigen, die „Herzen verderben, ſeinen Brüdern klägliche Leidenſchaften „einflößen, wird ſeine Strafe und ſeine Martern wachſen „ſehn, je nachdem das unreine Feuer, das er angezündet „hat, ſich auf Erden ausbreitet, wird die ſchreckliche „Freude haben, noch nach ſeinem Tode ſich gegen Gott zu „verſündigen, ihm noch Seelen zu rauben, die er erkauft „hat, ſeiner Heiligkeit und Macht noch Trutz zu bieten, „ſeine Empörung und ſeine Uebertretungen noch jenſeits des „Grabes fortzuſetzen, und bis zum Untergang der Welt „die Sünden aller Menſchen zu ſeinen eignen zu machen."

*) **Maſſillon** in der Predigt auf das Feſt der Erſcheinung Chriſti.

IV. Na-

IV.

Naturgeſchichte.

Vacat.

V.

Anekdoten.

Vor kurzem ſtarb zu Clanvare, ohnweit Ruthin, in Denbighſhire, eine alte Jungfer, die in ihrem Teſtamente drey Guineen einem armen Harfenſpieler mit der Bedingung vermachte, daß er, an ihrem Begräbnißtage, auf ihrem Grabe zwey Trauerſtücke ſpielen ſolle, die ſie ſelbſt ausgeſucht hatte. Eine Menge Volk war auf dem Gottesacker verſammelt, um den Harfenſpieler zu hören, der vor dieſem Bedienter bey der Wohlſeeligen geweſen war. Bey'm Anblick dieſes großen Kreiſes von Zuſchauern, konnte er ſich der Thränen nicht enthalten, und erſt, nachdem er ſich recht ſatt geweint hatte, war er im Stande, den letzten Willen ſeiner Gebieterin zu befolgen. Er entledigte ſich ſeiner traurigen Pflicht mit ſolchem Ausdruck, daß alle Anweſenden durch Schluchzen den Takt bey dieſem weinerlichen Concerte markirten.

Vor ungefähr 30 Jahren waren in England noch die Hunde Mode, welche man **Holländiſche Hunde**, Dutch-Pug; nannte. Alle alte Damen hatten drey oder vier ſolcher Hunde, und dieſe Mode dauerte von der Thronbeſteigung **Wilhelm's III.** bis zum Tode **Georg's II.**; ſeitdem iſt dieſe Race Hunde faſt ganz verſchwunden. Man pflegte ihnen ein **Orangeband** umzubinden. Dieſe Hunde machten durch folgenden Zufall ihr Glück. Das Lager **Wilhelm's I**, Prinzen von Oranien, wurde des Nachts von 3000 Mann von der Armee des Herzogs von **Alba**, unter Anführung des **Julian Romero**, überfallen. Der Prinz hatte kaum ſo viel Zeit zu entſpringen, und verdankte ſeine Rettung lediglich einem kleinen Hunde, der bey Annäherung der Feinde Lärm machte. Man verfolgte ihn ſo lebhaft, daß einer ſeiner Kavaliere, der nach ihm zu Pferde ſtieg, nebſt vielen andern von ſeinen Leuten, niedergehauen wurde. Aus Erkenntlichkeit pflegte der Prinz, von der Zeit an, beſtändig einen Hund von dieſer Race bey ſich zu haben.

Lady **Willoughby** iſt Schutzpatronin eines Balls, der zu **Alford**, zum beſten der Fabriken der Grafſchaft Lincoln gegeben wird. Alle Damen, die dabey erſcheinen wollen, müſſen in Zeuge gekleidet ſeyn, die in dieſer Grafſchaft geſponnen, gewebt, und gefärbt worden ſind. Alsdann haben ſie Zutritt von rechtswegen. Die Koſten des Balls werden durch eine Subſcription beſtritten, und es iſt eine eigene Comité niedergeſetzt, welche über die Befolgung des Geſetzes wacht.

Der Herzog von Bukingham verfertigte ſich ſelbſt ſein Epitaphium, das auf ſein Grab geſetzt werden ſollte; es hieß:

> Pro Rege ſaepe, pro republica ſemper. Humanum eſt neſcire & errare. Deo confido omnipotenti & benevolentiſſimo. Ens entium miſerere mei!

Alterbury, Biſchof von Rocheſter, widerſetzte ſich der Annahme dieſer Grabſchrift, und nach vielem Streiten und Hin- und Herſchreiben, wurde ihr Anfang ſo verändert, wie man ſie noch jetzt auf dem Monumente lieſet: Dubius, ſed non improbus, vixi. Incertus morior, non perturbatus. Humanum &c. &c.

Ein Engländer kam nach Rom, wartete ſogleich dem Pabſt auf, ging vom Pabſt in die St. Peterskirche. „Iſt's weiter nichts als das?“ rief er in der Thüre, kehrte um, und verließ Rom, ohne eine Nacht darin zuzubringen. Der Sinnſpruch des Sonderlings war: Nil admirari!

VI.

Biographie.

Leben des Engliſchen Dichters Matthäus Prior.

Matthäus Prior ward 16[illegible] zu London geboren, und war der Sohn eines Tiſchlers. Er verlohr ſeinen Vater frühzeitig, und war nun der Fürſorge ſeines Oheims, eines Weinſchenken, überlaſſen, der ihn mit väterlicher Zärtlichkeit erzog. In der Weſtmünſterſchule fing der junge Prior ſein erſtes Studium an, und erwarb ſich durch frühe Proben ſeines Genies ſchon hier viel Achtung. Nur dem Onkel fehlte es an Einſichten, ſeine Talente zu ſchätzen, oder es verblendeten ihn allzukaufmänniſche Geſinnungen. Genug, er nahm ihn aus der Schule weg, und führete ihn zu ſeiner eignen Profeſſion an. Prior gehorchte, ließ aber dadurch ſeine Liebe zu den ſchönen Wiſenſchaften nicht unterdrücken. Er las für ſich, ſo oft er nur Zeit gewinnen konnte, alle alte Schriftſteller, keinen aber öfter und lieber, als den Horaz. Daher fanden Männer von Geſchmack, die jenes Weinhaus beſuchten, doppelte Bewirthung; der Onkel gab guten Wein, und der Neffe unterhielt ſie mit ſeiner Lektüre. Unter den Perſonen von Stande, die hier ſich einzufinden pflegten, war auch der große Kenner und Beförderer der Wiſſenſchaften, der Graf Dorſet. Dieſer unterredete ſich einſt mit einem von ſeiner Geſellſchaft über eine Stelle des Horaz, ſie wurden uneins, und ſtritten ſich heftig, bis jemand den Vorſchlag that, ſie ſollten es auf den Ausſpruch eines dritten ankommen laſſen, und ihnen zugleich dazu einen jungen Menſchen empfahl, den er hier oft geſprochen hätte, und der ihm dazu fähig zu ſeyn dünkte. **Prior** ward gerufen, und ſagte ſeine Meinung ſo geſchwind, ſo geſchickt, und ſo beſcheiden, daß die ganze Geſellſchaft darüber vergnügt, und der Graf **Dorſet** entzückt war. Dieſer ward für **Prior'n** ſo eingenommen, daß er ſich ſogleich entſchloß, ihn der niedrigen Lebensart zu entreißen, und ihn den Wiſſenſchaften wieder zuzuführen, zu denen er ſo viel Beruf von der Natur hatte. Der Graf verſchaffte ihm eine Stelle in dem St. Johanniscollegio zu Cambridge, und die Freude über dieſe unerwartete Gelegenheit, ſeiner Neigung folgen zu können, verdoppelte **Prior's** Eifer für die Wiſſenſchaften. **Prior** erinnerte ſich dieſer Wohlthat ſtets mit der größten Erkenntlichkeit, und ein Beweis davon iſt die vortrefliche Lobrede auf den Graf **Dorſet**, die er der Zuſchrift ſeiner Werke an deſſen Sohn einverleibte. Im Jahr 16[illegible] nahm **Prior** zu Cambridge den Gradum an, und ward kurz darauf ein Mitglied des St. Johanniscollegiums. Auf der Univerſität ſtiftete er eine vertraute Freundſchaft mit **Karl Montague**, nachmaligem Grafen **Hallifax**. Mit ihm gemeinſchaftlich ſchrieb er eine Antwort auf das Gedicht, das **Dryden** nach ſeiner Religionsveränderung zu Gunſt der Katholiken herausgegeben hatte. **Prior** wagte bald darauf eigne Verſuche in der Poeſie, und der erſte war im Jahre 1688 eine feierliche **Ode** über die Worte der heiligen Schrift: **Ich bin, der ich bin.** Im Jahr 1689 verließ er die Univerſität, nachdem er zuvor noch eine poetiſche **Epiſtel** an einen Herrn **Fletwood**, voll feinen Scherzes und ſatyriſchen Salzes, herausgegeben hatte. Als der Prinz von Oranien den Thron von England beſtiegen hatte, brachte der Graf **Dorſet** den jungen **Prior** an den

Hof, und ſuchte einen Staatsmann aus ihm zu bilden. Prior beſaß bereits ſo viel Einſichten und Klugheit, daß er das Amt eines Legationsſecretairs bey dem Engliſchen Geſandten im Haag, das ihm die Fürſprache des Grafen 1692 verſchaffte, übernehmen konnte. Die Muſen, die ihn im Weinhauſe nicht verlaſſen hatten, begleiteten ihn auch im Geräuſche der Welt. Im Jahre 1694 verfertigte er einen **Hymnus** an die Sonne, der ein feines Lob des Königs enthielt, und nach einer muſikaliſchen Compoſition von **Purcell** bey Hofe abgeſungen ward. Im Jahre 1695 beſang er den Tod der Königin Maria, wie es dieſe große Königin verdiente, und in demſelben Jahre machte er bey Gelegenheit der Einnahme von Namur eine ſchöne Parodie auf die bekannte Ode des **Boileau**. Das Lob, das ſich Prior bisher in ſeinem Amte erworben hatte, bewog den König, ihn zu wichtigern Geſchäften, und ſelbſt zu Friedensunterhandlungen, zu brauchen. Er ward alſo 1696 nebſt drey Geſandten als Secretair auf den Kongreß nach Nyswick geſchickt, und er half hier den wichtigen Frieden ſchließen. Die damals entdeckte Verſchwörung veranlaßte ihn, dem Könige bey ſeiner Ankunft in Holland in einem Gedichte deswegen Glück zu wünſchen. Im Jahre 1698 gieng er wieder als Geſandſchaftsſecretair an den Franzöſiſchen Hof. Als die Geſandſchaft nach der erſten Audienz zu Verſailles herumgeführt, und ihr alle Seltenheiten daſelbſt gezeigt wurden, betrachtete **Prior** mit beſondrer Aufmerkſamkeit die vortreflichen Gemählde, in denen le **Brun** die Siege Ludwig's XIV. verewigt hat. Einer der königlichen Hausbedienten fragte den **Prior**, ob Wilhelm III. ſeine Thaten in ſeinem Pallaſte auch ſo habe mahlen laſſen? Nein, erwiederte **Prior**, man findet die Denkmale ſeiner Thaten überall, nur in ſeinem Pallaſte nicht; ſie ſind zu groß, als daß ſie ein Haus faſſen könnte. Im Jahre 1699 ward **Prior's** Treue in ſeinen bisherigen Bedienungen durch das anſehnliche Amt eines Staatsſecretairs von Irland belohnt. Damals war **Prior** einer von denen, die der geiſtreichen Miß **Singer**, nachmaligen Frau **Rowe**, den Hof machten, und er hätte ſie gern geheirathet, aber dies Glück ward ihm nicht zu Theil. Unter ſeinen Gedichten findet man eins, das an ſie gerichtet iſt. Ueberhaupt ſoll **Prior** das andre Geſchlecht ſehr, und frühzeitig geliebt haben. Schon im Weinhauſe ſeines Onkels bezauberte ihn die Frau eines Aufwärters dergeſtalt, daß er auch nachher mitten unter Staatsgeſchäften ſie nicht vergaß; ihre körperlichen Reitze ſollen nicht einmal ſehr vorzüglich geweſen ſeyn. Im Jahre 1700 machte **Prior** ein naives Gebet an die **Rhea** bey Gelegenheit einer neuerſchienenen Geographie, und ein erhabnes **Lobgedicht** auf den König unter dem Titel Carmen ſæculare, an den **Janus** gerichtet, und ganz im Geſchmack der Alten. Im Jahr 1702 ward **Prior** zu einem Mitgliede einer Commiſſion ernannt, die man damals wegen der Handlung und der Colonien niedergeſetzt hatte. Er ward auch für einen Flecken in der Grafſchaft Suſſex Sprecher im Parliament, und nahm alſo an allen Angelegenheiten des Staats den wichtigſten Antheil. Er hatte dabey um deſto mehr Klugheit nöthig, da damals in dem Engliſchen Staate der Partheygeiſt ſehr heftig wüthete. Die Erbitterungen der **Whigs** und **Torrys** verwirrten das Reich, und es war faſt unmöglich, neutral zu bleiben. **Prior** erwählte jedesmal die Parthey, welche am Hofe herrſchte. Staatsintriguen verſcheuchten indeſſen bey **Prior** die Muſen nicht, vielmehr ſchrieb er 1703 eine **Ode** auf **Villiers** Tod, 1704 einen Prolog, ingleichen eine Epiſtel an **Boileau**, die zugleich Satyre auf deſſen übertriebene Lobpreiſung ſeines Königs, und Beſchreibung von dem Siege bey Höchſtädt iſt, und 1706 eine **Ode** in **Spenſer's** Manier über den glücklichen Fortgang der Brittiſchen Waffen. Im Jahr 1710 wurden die **Whigs** durch die

Cabalen des Lord **Harlay** ganz unterdrückt, und die **Torrys** die herrſchende Parthey. **Prior** ſchlug ſich nun, obgleich ſein Gönner, der Graf **Dorſet**, einer von den **Whigs** war, zu den **Torrys**, und legte ſolches durch den Antheil, den er an dem **Examiner**, einer poetiſchen Wochenſchrift, woran nachher **Swift** ſo viel arbeitete, nahm, ſehr deutlich an den Tag. Er ſchrieb nebſt dem Lord **Bolingbrocke** und dem Doctor **Atterbury** die dreyzehn erſten Stücke deſſelben. In einem davon ſpottete **Prior** ſehr bitter über ein Gedicht des Doctor **Garth**, der ſich zu den **Whigs** hielt, und auf den Grafen **Godolphin**, der damals nebſt andern **Whigs** ſeine Charge verlohren hatte. Es war dem **Garth** rühmlich, daß er ſeinem Gönner auch im Unglück treu blieb, und vom **Prior** nur Partheygeiſt, daß er ihm dieſes übel auslegte. **Addiſon**, der dem Lord **Hallifax** ſtandhafter anhing, als **Prior**, vertheidigte den **Garth** ſehr eifrig und mit guten Gründen. **Prior** wußte das veränderte Syſtem des Hofs ſehr gut zu nutzen, und durch den Grafen **Oxford** ſtieg er immer höher. Er ward wieder zu den wichtigen Unterhandlungen gebraucht, die vor dem Utrechter Frieden hergiengen, und in dieſen Angelegenheiten 1711 nach **Paris** geſchickt. Er zeigte auch hier wieder ſeine große Geſchicklichkeit in Staatsſachen, und es kann ihm nichts rühmlicher ſeyn, als das Zeugniß des großen Staatsmannes **Bolingbrocke**, der eine Haupttriebfeder des Utrechter Friedens war. Unter ſeinen Briefen ſind verſchiedene, die er an **Prior** während ſeiner Geſandſchaft geſchrieben hat, und worinnen er ſeine Hochachtung für ihn ſehr lebhaft zu erkennen giebt. Im Jahre 1711 ſchrieb **Prior** ein Gedicht an den Herrn **Harley**, als er von **Guiſcard** verwundet worden war. **Prior** bekleidete den gefährlichen Poſten in Frankreich fünf Jahre lang mit großem Ruhm, bis er plötzlich den Wechſel des Hofglücks erfuhr, und im Jahre 1716 zurückberufen ward. König Georg hatte nun den Thron beſtiegen, und unter ſeinem Schutze huben die **Whigs**, die jederzeit für die Thronfolge des Hauſes Hannover gearbeitet hatten, wieder ihre Häupter empor. Noch unter der Königin Anna hatten viele über den Utrechter Frieden gemurrt, welcher England die Vortheile nicht brachte, die man von **Marlborough's** Siegen erwartet hatte, und nun wurden alle diejenigen zur Rechenſchaft gezogen, die ihn hatten befördern helfen. Die meiſten von denen, die in den letzten Jahren der Königin Anna die wichtigſten Rollen geſpielt hatten, fielen in Ungnade, und **Prior's** vornehmſte Stützen ſanken. **Oxford** ward angeklagt, **Bolingbroke** und **Ormond** flohen nach Frankreich. Dennoch ging **Prior** unerſchrocken nach England zurück, weil ihm ſein Gewiſſen, und die Klugheit, mit der er jederzeit zu Werke gegangen war, ſehr ruhig ſeyn ließ. Aber kaum war er in London angekommen, ſo ward er auf Befehl des Unterhauſes in Verhaft geführt. Eine niedergeſetzte Commiſſion ſtellte ein Verhör mit ihm an, und er vertheidigte ſich mit der Freymüthigkeit und Unerſchrockenheit, die der Weiſe auch bey den unerwarteſten Vorfällen behält. **Walpole** trug ſeine Sache im Parliament vor, und dieſes beſchloß, ihn in engere Verwahrung bringen, und, ohne Erlaubniß des Sprechers, niemanden zu ihm zu laſſen. Der Prozeß ward ihm gemacht, und er konnte ſich mit nichts vertheidigen, als daß er nur das Werkzeug von den Ränken andrer geweſen, und die Hauptfehler nicht in Paris, ſondern in London begangen wären. Der Prozeß zog ſich in die Länge, und darüber mußte **Prior** zwey Jahre lang im Gefängniſſe aushalten, das er mit der größten Gelaſſenheit ertrug. Es ward ſchon 1717 allen, die ſich der Hannöveriſchen Thronfolge widerſetzt hatten, Begnadigung ertheilt, aber **Prior** war davon ausgenommen, und er erhielt ſeine Freyheit nicht eher, als zu Anfang des Jahrs 1718. Er entfloh nun dem Getümmel der [illegible] und verlebte ſeine Tage auf ſeinem Landgute in der Grafſchaft Eſſex in dichteriſcher Einſamkeit. Die Vergnügungen der Natur, und der Umgang mit den Muſen erſetzten ihm die Unterhaltung, die er bisher nur in beſchwerlichen Geſchäften gefunden hatte. Die Poeſie, die bisher nur ſeine Erholung geweſen war, ward jetzt ſein Lieblingsgeſchäft, und ſeiner Einſamkeit haben wir eine Menge ſeiner beſten Gedichte zu danken. Er ſammelte 1720 theils diejenigen ſeiner Arbeiten, die er 1716 und 1718 unter dem Titel Poems hatte drucken laſſen, theils, was von ihm einzeln und in vermiſchten Sammlungen zerſtreut war, unter dem ſchicklichen Titel: **Gedichte bey verſchiedenen Gelegenheiten** (Poems on ſeveral occaſions), weil er unter ſeinen vielen Geſchäften nie aus Vorſatz, ſondern nur zufällig gedichtet hatte. Ein fehlerhafter Nachdruck, der kurz darauf erſchien, bewog ihn, ſie 1721 zum zweitenmal vermehrter in zwey Bänden herauszugeben. Seine Erfahrungen von der Falſchheit der Menſchen, die er ſo ſehr mit ſeinem eignen Schaden eingeſammelt hatte, kleidete er noch kurz vor ſeinem Tode in eine Erzählung: **Der Umgang** (the Converſation) ein, die er dem Graf Dorſet widmete. Er arbeitete auch mit unter an einer Geſchichte ſeiner Zeiten, und was hätte man von einem ſolchen Staatsmann, von einem ſolchen Augenzeugen der Begebenheiten, nicht erwarten können, wenn ſie wäre vollendet worden! Allein der Tod übereilte ihn, und er ſtarb den 18. September 1725, zu Wimple in Cambridgeshire, einem Landgute des Grafen Oxford, im 56ſten Jahre ſeines Alters. Er erhielt, wie er es verdiente, eins der ſchönſten Denkmäler in der Weſtminſterkirche. **Prior** ſtarb in der wahren Verfaſſung eines Chriſten, wie er denn ſein ganzes Leben hindurch die größte Ehrfurcht gegen die Religion gehegt hatte. Er war ein großer Menſchenfreund, und gegen ſeine Freunde ohne alle Falſchheit eines Höflings. Seine Ge-

Geſtalt war anſehnlich und einnehmend. **Cibber** hat im vierten Theil ſeiner Biographie der Brittiſchen Dichter ſein Leben beſchrieben, auch iſt eine Geſchichte deſſelben den Ausgaben von 1725, 1741, und 1747 vorgeſetzt. Seine Muſe iſt eine der reitzenden Geſpielinnen, welche die Menſchen durch angenehme Empfindungen erheitern. Liebe und Scherz beſeelen ſeine **lyriſchen Gedichte**, in denen er theils durch liebliche Tändeleien mit **Anakreon**, theils durch fröliche Lieder mit den beſten Franzöſiſchen Dichtern dieſer Art wetteifert. Die ſinnreichen Erfindungen, die Freyheit des Witzes und der Satyre, die Zärtlichkeit und Naivität verrathen eben ſo ſehr den Dichter, der zugleich Hofmann war, als die Geſchmeidigkeit und Reinigkeit der Sprache, der Wohlklang und die claſſiſche Zierlichkeit den Kenner und glücklichen Nachahmer der Alten. In einigen komiſchen **Erzählungen** hat er alle Drolligkeit und Naivität des Lafontaine, und verbindet damit oft Brittiſche Laune. Die **Epiſteln** haben den ſcherzhaften und leichten Ton, der Gedichte dieſer Art angenehm macht. Hin und wieder ſind auch einige Sinngedichte eingeſtreut, an denen man die ſinnreiche Wendung bewundern muß. Die ganze Sammlung ſeiner Werke beſteht aus 114 Gedichten. Die Ode über die Worte der Schrift: Ich bin, der ich bin, ſteht Teutſch in den **Beſchäftigung des Geiſtes und Herzens**, die zu Berlin 1755 herauskamen. Das Lied: **Der verzweifelte Schäfer**, hat Herr Gärtner in den **Bremiſchen Beyträgen** (Neue Ausgabe Th. 1. S. 374) überſetzt. Einige Lieder findet man in dem Göttinger **Muſenalmanach** für 1772 nachgeahmt. Verſchiedne Gedichte habe ich in der **Biographie des Dichters** überſetzt. Das Gedicht: **Der entwaffnete Amor**, findet man Teutſch in den Anmerkungen zu Uzens und **Götzens** Ueberſetzung des Anakreon. Das Lied: **Der Zorn der Verliebten** iſt aus **Hagedorn's** Nachahmung bekannt. Das Lied:

Der **Blumenkranz**, hat **Leyding** in ſeinen **Liedern und Scherzgedichten** nachgeahmt. Die Erzählung: **Paul Purganti**, kennt man aus **Hagedorn's** ſchöner Nachahmung. Eine alte Ballade: **Das nußbraune Mädchen** theilte **Prior** erſt im Original mit, und moderniſirte ſie dann ganz vortreflich. Dies alte Volkslied findet man in **Herder's** Volksliedern überſetzt. **Prior's** darauf gegründetes Gedicht überſetzte Herr **Bertuch** 1774 unter dem Titel: **Heinrich und Emma**, in Proſa. Eins der größern Gedichte hat den Titel: **Alma, oder das Wachsthum der Seele**, in drey Geſängen. Der Gedanke, daß die Seele nicht im Kopfe ihren Hauptſitz, ſondern allezeit in demjenigen Gliede des Körpers habe, welches das Werkzeug der herrſchenden Leidenſchaft iſt, und welcher nach dem verſchiedenen Alter, den Neigungen, Sitten, Nationen, und Wiſſenſchaften ausgeführt wird, giebt zu der feinſten Satyre Gelegenheit. Der humoriſtiſche Ton nach **Damens** Manier, iſt ſehr unterhaltend; lebhafte und originelle Züge beleben jede Zeile; die vertrauliche Schwatzhaftigkeit, die deſto wahrſcheinlicher iſt, da dem Ganzen die Wendung einer freundſchaftlichen Diſputation gegeben wird, macht den Vortrag natürlich, und veranlaßt angenehme Diſputationen. Außerdem findet man in **Prior's** Werken noch ein längeres Gedicht: **Salomo, oder, Betrachtung über die Eitelkeit der Welt.** **Prior's** eigne Schickſale hatten ihn von der Wahrheit des Salomoniſchen Ausſpruchs überzeugt: Alles, was unter der Sonnen iſt, iſt eitel. Doch, da er länger, als neun Jahre, daran gearbeitet hat, wie er in der Vorrede ſagt, ſo kann er es nicht erſt nach ſeinen Unglücksfällen geſchrieben haben, ſondern er hat dieſe Betrachtungen eines Weiſen mitten im Geräuſche der großen Welt angeſtellt. „So ward, ſagen die **Litteraturbriefe**, der „luſtige, der verliebte **Prior** auch Verfaſſer eines ſehr ernſthaften Werks. Die edlen Bilder, die tiefſinnigen Anmerkungen über des Menſchen Thun und Laſſen, und die vortreflichen Lebensregeln, die man in den Sprüchen, in dem Prediger, und in den übrigen Büchern antrifft, die man dem Salomo beilegt, hatten ihn gerührt, und er glaubte, den Stof zu einer weit beſſern Gattung von Gedichten darin zu finden, als jemals die Griechiſche, Lateiniſche, oder irgend eine neuere Sprache hervorgebracht hat. Er nahm ſich daher vor, aus dieſem unerſchöpflichen Schatze, der, für alle Ordnung zu groß, in einer prächtigen Verwirrung über einander gehäuft liegt, diejenigen Anmerkungen und Spräche zu ſammeln und auszuführen, welche den großen Satz zu beweiſen dienen, den der Prediger gleich anfangs zum Grunde legt: Es iſt alles ganz eitel. Und hieraus entſtand Prior's Salomo. Die Materie ſonderte ſich von ſelbſt in drey Theile ab, woraus der Dichter eben ſo viel Bücher machte. Im erſten wird die Eitelkeit unſrer Erkenntniß, im zweiten die Eitelkeit der Wollüſte, und in dem dritten die Eitelkeit der Macht und Größe gezeigt. Prior iſt hier nicht in ſeiner Sphäre. Sein Salomo iſt nicht der ſpruchreiche Zweifler mehr, der uns ſo viel zu denken giebt, er iſt zu einem geſchwätzigen Homileten geworden, der uns überall alles ſagen will. Auch hat der Dichter nicht im geringſten die Orientaliſche Denkungsart anzunehmen gewußt, ſein weiſer Hebräer ſpricht wie ein ſophiſtiſcher Grieche.“ Doch fehlt es nicht an einzelnen ſchönen Stellen, und die Sprache überhaupt hat die Harmonie und Eleganz, die man von Prior'n erwarten kann. Prior ſelbſt, und nach ihm die meiſten Engliſchen Kunſtrichter, ſind zweifelhaft, ob ſie dieſes Gedicht zu den epiſchen oder zu den didaktiſchen zählen ſollen. Zwar wird Salomo durchgehends redend eingeführt, aber nicht als eine handelnde, ſondern als eine lehrende Perſon. Es iſt ein langer Monolog, eine Reihe von Sentenzen, wodurch eine ſehr große Einförmigkeit entſteht. Es macht dieſes in der Form des Gedichts weiter keine Aendrung, als daß der Dichter das Syſtem nicht als ſein eignes vorträgt, ſondern ſich nur darein verſetzt, ſo wie ein Dichter, der heutzutage **Epikur's** oder **Lucrezens** Lehrſätze in einem Lehrgedichte vortragen wollte, den **Epikur** oder **Lucrez** redend einführen könnte, ohne ſie dadurch zu Helden des Gedichts zu machen. Zu dem muß man auf den herrſchenden Ton des Gedichts ſehen, und dieſer iſt doch wirklich der didactiſche. Die hier und da zu üppige und blühende Schreibart, die epiſchen Beſchreibungen, die ſo oft darin vorkommen, geben ihm einen etwas epiſchen Anſtrich. Es war eine von **Prior's** Lieblingsarbeiten, aber das ſchützt ſie nicht vor einem unpartheyiſchen Urtheile, dergleichen auch Herr **Duſch** in ſeinen Briefen zur Bildung des Geſchmacks Th. II. S. 156. darüber gefällt hat. **Dobſon** überſetzte den **Salomo** in zierliche Lateiniſche Verſe 1734. In der Londner Ausgabe von **Prior's** Werken findet man dieſe Ueberſetzung mit aufgenommen. **Grynäus** Teutſche Ueberſetzung deſſelben in den vier auserleſenen Meiſterſtücken Engliſcher Dichter, Baſel 1756, iſt in ſehr unharmoniſchen Hexametern abgefaßt. Die proſaiſche, welche zu Leipzig 1773 erſchien, iſt ſehr mittelmäßig.

Wahre Geſchichte ſtatt Roman.

Bekehrungsgeſchichte der Mamſell Gautier, einer Franzöſiſchen Schauſpielerin, von ihr ſelbſt beſchrieben.

J. M.

Den 25. April 1722, zu einer Zeit, wo ich (nach der leidigen Redensart der Welt) in einem Meer von Freuden ſchwamm, und in der Nacht des Todes, in die ich mich freiwillig geſtürzt hatte, einer trügeriſchen Sicherheit genoß, wachte ich, wider meine Gewohnheit, um acht oder neun Uhr des Morgens auf. Ich erinnere mich, daß heute mein Geburtstag iſt; ich klingle meinen Leuten; mein Kammermädchen kommt herein, und glaubt, ich befinde mich nicht wohl. Ich befehle ihr mich anzukleiden, weil ich in die Meſſe gehn will. Sie antwortete, es ſey heute kein Feyertag; denn ſie wußte, daß ich kaum an ſolchen feſtlichen Tagen die Pflicht des Kirchengehns zu beobachten pflegte. Ich beſtehe darauf. Sie kleidet mich an, und ich gehe zu den Franziskanern. Mein Bedienter, und eine kleine Wayſe von meiner Mutter, die ich an Kindes ſtatt angenommen hatte, begleiteten mich. Ein Stück der Meſſe hörte ich ohne die mindeſte Aufmerkſamkeit an. Plötzlich fragte mich eine innere Stimme: „Was führt dich hierher an den Fuß des Altars? Willſt du Gott danken, daß er dir verlieh, was Dich der Welt angenehm macht;

„und willſt du jeden Tag ſeine Gebote mit Füßen „treten?“

Der Gedanke, ſo undankbar an meinem Herrn und Gott zu handeln, erſchütterte mich dergeſtalt, daß ich es nicht zu beſchreiben vermag. Von dem Stuhl, auf welchen ich mich nachläſſig geſtützt hatte, warf ich mich auf den ſteinernen Boden der Kirche nieder.

Wie die Meſſe aus war, ſchickte ich meinen Bedienten und das Kind in mein Haus zurück, und blieb in einer unbegreiflichen Beängſtigung ſo liegen. Ich ſtehe endlich auf, gehe in die Sakriſtey, und beſtelle eine heil. Geiſtsmeſſe, zu der ein Ueberreſt von Gottesfurcht, die mein unordentlicher Lebenswandel mir ganz in meinem Herzen erſtickt hatte, mich in dringenden Nothfällen jederzeit meine Zuflucht nehmen ließ. Das erſte Wort, was ich hervorbrachte, während ich auf den Prieſter wartete, war: „Mein Gott, ich „möchte gern ſeelig werden. . . . Allein wie ſoll ich's „anfangen? Mich feſſeln Ketten, die mir lieb, und deſto „unauflöslicher ſind. . . . Stehe du mir ſelbſt bey, o Gott „. . . . Um von deinem Geiſt erleuchtet zu werden, will „ich täglich in die Meſſe kommen.“

Mit Einem Worte, nach drey Stunden Unruhe und Beklemmung, kehrte ich, wo nicht gerechtfertigt, doch wenigſtens mit dem Vorſatze zurück, auf dem Wege zu wandeln, der zur Rechtfertigung führt.

Sechs Monate verſtrichen ſo, wo ich alle Morgen richtig meine Meſſe hörte, und des Abends mein gewöhnliches Leben fortführte. Man ſpottete über mein Meſſegehen; ich verkleidete mich, um nicht erkannt zu werden. Ich wurde doch erkannt, und nun trifft mich zweifacher Spott. Ich erinnere mich der Worte des Evangeliums: „Kein Menſch kann zweyen Herren dienen,“ und faßte den Entſchluß, gegen Allerheiligen dem gefährlichſten, obgleich reizendſten von beyden, zu entſagen.

Ich machte damit den Anfang, mich ohne Kammermädchen anzuziehen. Um mich auf die Eingezogenheit, die ich im Sinn hatte, vorzubereiten, entzog ich mich nach und nach, unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit, allen Luſtpartheien. Aber je naher die Oſterzeit heranrückte, wo mein Entſchluß gefaßt war, von der Welt Abſchied zu nehmen, je heftiger wurde auch mein innerer Kampf, ſo daß die Stärke meines Temperaments zuletzt unterlag. Ein faſt unaufhörliches Brechen hielt mich doch nicht ab, meine Generalbeichte zu ſchreiben.

Die Nothwendigkeit, einen Beichtvater zu haben, zwang mich, einer tugendhaften Verwandten mich anzuvertrauen, die mir ſchon oft, aber vergebens, die Moral geleſen hatte. Sie wendete ſich an den Groß-Pönitentiarius, der ſie an einen eifrigen Vicar von St. Sulpice, meinem Kirchſpiele, wies.

Er wollte anfänglich nichts von mir wiſſen noch hören, bis ich öffentlich mit der Welt gebrochen hätte, allein endlich rührete ihn mein Weinen und Knieen; er ſprach mir Troſt ein, befahl mir, Gottes Barmherzigkeit zu vertrauen, und beſtellte mich an einen andern ruhigern Tag wieder.

Und dieſer Tag — großer Gott! es war derſelbe Tag, wo, zum letztenmal in meinem Leben, die Perſonen, die mir die liebſten waren, bey mir zu Mittag ſpeiſen ſollten. Aber ſo lieb ich ſie auch hatte, ſo waren ſie mir doch nicht ſo lieb, als mein ewiges Wohl.

Was ich bey Tiſche litt, um nichts von meinem innern Zuſtand merken zu laſſen, überſteigt alle Vorſtellung. Die Gnade Gottes und die Natur arbeiteten in allen Falten meines Herzens, ſonderlich, wenn jemand ſagte: „Sie laſſen uns zu hoch für einen Mittwoch in der Charwoche ſchmauſen;“ und ein andrer im Scherz antwortete: „Das macht, ſie giebt uns die Henkers-Mahlzeit.“

Ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe, und ſtand vom Tiſche auf, unter dem Vorwande, daß ich um dieſe Stunde irgendwo eine Zahlung zu leiſten, und darauf mein Wort gegeben hätte. Jedermann ſtand auf, man begleitete mich bis an meine Thüre, ich ſtieg in den Wagen, und die Geſellſchaft begab ſich wieder an Tafel. Bey'm erſten Peitſchenhieb des Kutſchers, that ich einen ſo kreiſchenden Schrey, daß ihn die Geſellſchaft vernahm, und mir zu Hülfe eilen wollte. Ich hörte ſie kommen, lief in mein Haus, und verſchloß mich in einem Saal des Erdgeſchoſſes. Mein Kammermädchen ſchickte ſie aber wieder zurück, und machte ihnen weiß, daß ich ſchon längſt weggefahren ſey, und bloß das Kind ſo geſchrieen habe. Ich ſtieg wieder in den Wagen, und fuhr nach **St. Sulpice**, wo mein Beichtvater auf mich wartete.

So unruhig und bewegt ich auch war, ſo fing ich doch meine Beichte an. Sie dauerte drey Stunden, und Gott allein ſtärkte mich, daß ich es aushalten konnte. Der Beichtvater, den mein Zuſtand innigſt rührte, beſchied mich auf einen andern Tag wieder.

Ich kehrte in mein Haus zurück, das ich nur noch vier Tage bewohnen ſollte. Uebermäßige Traurigkeit beugte meine Seele und mein Herz.

Ich war zitternd und außer mir, und befragte mich, wie **St. Auguſtin**: „Wirſt du auch dieſe Bequemlichkeit und Güter der Welt, ſo viele Annehmlichkeiten, die bis auf den heutigen Tag alle deine Wünſche befriedigt haben, entbehren können? Willſt du dieſen kleinen Pallaſt verlaſſen, um dich allein in eine traurige Zelle zu ſperren, und nichts um dich zu ſehn, als Nonnen? Willſt du dich, auf deine ganze Lebenszeit, einem einförmigen und trübſeeligen Stande widmen, den du von jeher verabſcheuteſt?“ — Aber ich überwand dieſen harten Augenblick.

Ende

Endlich kam der Tag meines Auszugs. Herr **Lânguet**, mein Pfarrer, war mir oft ausgewichen: ich hatte über ſeine frommen Ermahnungen beſtändig gelacht und geſcherzt. Seine Freude war vollkommen, als ich es ihm vertraute, was Gott für Barmherzigkeit an mir gethan hatte. Ich brachte einen Theil der Nacht damit zu, an die Perſonen zu ſchreiben, mit denen ich als Schauſpielerin in Verbindung ſtand. Ich ſchrieb auch an den Vater meines adoptirten Wayſen, dem ich das Kind, nebſt zwanzig Piſtolen zurückſchickte. Ich ließ alle dieſe Briefe zu Hauſe, mit Befehl, ſie nicht eher, als zu Mittag, unter ihrer Adreſſe abzugeben, und jedem, der mich beſuchen wollte, zu antworten, daß ich auf lange Zeit verreiſet ſey. Hierauf ſchied ich um fünf Uhr des Morgens aus meinem Hauſe, um es nie wieder mit einem Fuß zu betreten.

Aber ſtatt des innern Kampfs, den ich vorher zu leiden hatte, verließ ich es nunmehr eben ſo ruhig, wie ich jetzt aus meiner Zelle auf's Chor gehe. Es waren grade eilf Monate nach jener glücklichen Meſſe.

Eben ſo gelaſſen kam ich auch zu **Verſailles**, bey'm Lever des nun verſtorbenen Cardinals von **Fleuri** und des **Dûcs de Gesvres**, an, die meine Gönner unveränderlich geblieben waren, und von denen ich Abſchied nehmen wollte. Aus ihren Zimmern begab ich mich in die Königliche Capelle, um Meſſe zu hören, und während der Meſſe fiel mir ein, daß in dem Schloſſe eine Dame wohne, die ich einmal gröblich beleidigt hatte. Ich verließ ſogleich die Capelle, eilte zu ihr, und ließ ſie bitten, herunter in eine **Mezzarine** oder Zimmer im Zwiſchengeſchoß zu kommen, weil ich das Aufſehn vermeiden wollte, was ihre erſten Aufwallungen erregen könnten.

Kaum war ſie in's Zimmer getreten, ſo verſchloß ich die Thüre, und warf mich ihr zu Füßen. Dies machte ſie ganz ſprachlos und beſtürzt. In dieſer demüthigen Stellung eines Bittenden, bat ich ſie um ihre Vergebung, weil ich entſchloſſen ſey, der Welt zu entſagen und Buße zu thun, und den Anfang mit der ſchwerſten Vorſchrift des Evangeliums machen wollte.

Als dieſe Dame ſich ein wenig erholt hatte, weil ſie anfänglich Alles für ein Blendwerk hielt, ſtieß ſie die härteſten Ausdrücke wider mich aus, die Rache und Zorn einem beleidigten Frauenzimmer eingeben können. Ich hörte ſie gelaſſen an, ohne ein Wort zu antworten, blieb beſtändig vor ihr auf den Knieen liegen, und ſagte endlich, daß ich nicht gekommen ſey, um mich zu rechtfertigen, ſondern ſie um ihre Vergebung anzuflehn. Würde ſie mir vergeben, ſo würde ich zufrieden von dannen gehn; ſchlüge ſie mir es aber ab, ſo hoffte ich, Gott würde barmherziger ſeyn. Bey dieſen Worten reichte ſie mir die Hand, ließ mich niederſitzen, und wir waren ausgeſöhnt.

Ich reiſete von Verſailles ab, ohne die geringſte Nahrung zu mir zu nehmen. Was ich eben gethan, hatte mich zur Gnüge geſättigt. Ich begab mich nach Paris in das **St. Perpetuenkloſter**, wo ich ein kleines Zimmer hatte meubliren laſſen, um daſelbſt ſo lange zu bleiben, bis ich mit dem Inventarium von meinen Sachen, und mit den übrigen Einrichtungen, in Richtigkeit wäre.

Als ich dieſen meinen erſten Zufluchtsort betrat, empfand ich unſichtbar, was der heil. Paulus ſichtbar empfand; denn ſtatt der Schuppen, die ihm von den Augen fielen, fühlte ich mich in ein ganz neues Weſen verwandelt. Als ich in mein kleines Zimmer kam, glaubte ich mich im Himmel. — — Hier verſchwand alles Vergangene; Haus, Vermögen, Freunde, Ergötzlichkeiten, Alles verloſch aus meinem Gedächtniſſe. Die Ruhe und der innere Friede, den ich genoß, machte mich faſt zweifeln, ob mein ſeitheriges Leben nicht bloß ein Traum geweſen ſey. Meine Couſine, die in Thränen ſchwamm, und ſich nicht von mir trennen konnte, aus Furcht mich allein zu laſſen, und mich den andern Morgen tod zu finden, konnte es gar nicht begreifen, warum ich mir's ſo angelegen ſeyn ließ, ſie fortzuſchicken, um des neuen Vergnügens der Einſamkeit recht mit Muße zu genieſſen.

Ich ſagte zur Superiorin, daß ich des Morgens ſchon eine Collation gehalten hätte, und ſie bäte, mir etwas von dem Uebriggebliebenen des heutigen Kloſterdiners, zum Abendeſſen zurichten zu laſſen. Es war bloß noch etwas gedämpfter Karpſen vorräthig, den ich mit Appetit aß. Wunderbar! Seit drey Monaten hatte ich nicht die geringſte Speiſe bey mir behalten können; ſogar Kraftbrühen nicht. Noch den Tag vorher hatte ich ein wenig Reiß mit Brühe weggebrochen, der mein Abendeſſen geweſen war. Und jetzt blieben nicht allein dieſe gewärmten Karpſen, und einige Nüſſe, die ich zum Deſſert aß, in meinem Magen, ſondern ich ſchlief auch die ganze Nacht ſo ruhig, wie ein Kind von acht Jahren, und das hat ſeitdem nun ſo fortgedauert.

Sobald man erfuhr, daß ich mich in ein Kloſter begeben hätte, legte jedermann dieſen Schritt nach ſeinem Gutdünken aus. Niemand wollte glauben, daß ich in der Blüthe der Jahre (ich war erſt 31 Jahr alt) und der Leidenſchaften, ohne Noth, eine meiner vorigen Lebensart ſo ganz entgegengeſetzte Parthie ergriffen hätte. Das Inventarium von meinen Sachen wurde öffentlich verſteigert. Die Auction dauerte vierzehn Tage, und ganz Paris beſuchte ſie, um ſich von meiner Flucht zu überzeugen. Die meiſten gingen gerührt weg, und prieſen laut die Barmherzigkeit, die Gott an mir gethan habe. Man wollte meine Verwandtin, die meine weltlichen Angelegenheiten zu beſorgen hatte, über den Ort meines jetzigen Aufenthalts ausfragen; weil ſie aber ſich nichts ablocken ließ, ſo händigte man ihr einen Brief an mich ein, und beſchwor ſie, ihn mir ohne Zeitverluſt zuzuſtellen.

Dieſer Brief war von einem Freunde, der mich ermahnte, die Ausführung eines Plans aufzugeben, in den ich mich zu leichtſinnig und unüberlegt eingelaſſen hätte, zumal in einer ſo angenehmen Lage, wie die meinige, und in einem Alter, wo man dergleichen Schritte faſt unausbleiblich, aber zu ſpät, zu bereuen pflege. Er führte mir eine Menge Beyſpiele davon an, die mich gewiß abgeſchreckt haben würden, wenn Gott mich nicht durch ſeine Gnade geſtärkt und unterſtützt hätte. Ich antwortete ihm nach meinen wahren Geſinnungen, und man kann ſich leicht denken, wie dieſe Antwort ausgefallen ſeyn mag.

Als meine Angelegenheiten endlich in Ordnung gebracht waren, reiſete ich am Himmelfahrts heil. Abend, ſechs Wochen nach meiner Flucht aus Egypten, in das Maconnoiſche ab, wo mich die Marquiſe von **Valadons d'Arcy**, meine Freundin, erwartete, der ich meinen Entſchluß mitgetheilt, und die ich gebeten hatte, mir eine Stelle in dem Urſelinerkloſter von **Pondeveaux** auszumachen, um daſelbſt als Koſtgängerin und unbekannt zu leben. Denn ich war noch weit von dem Gedanken entfernt, wirklich den Schleyer zu nehmen, weil ich beſtändig einen Widerwillen davor, ſo wie vor allen Nonnenklöſtern, gehabt hatte.

Wie ich in die Diligence ſtieg, bekam ich den Comthur von Auvergne zum Reiſegefährten, der mich, durch mein Aeußerliches getäuſcht, mit Attentionen und Achtungen bis Saulieu überhäufte, wo die Marquiſe mich erwartete. Dies beſtätigte ihn noch mehr in der hohen Meinung, die er von mir gefaßt hatte, und er bat mich, ihm zu ſagen, gegen wen er die Ehre gehabt hätte ſeine Schuldigkeit zu beobachten? Ich antwortete ihm ganz offenherzig, daß ich mich wohl hüten würde, dies zu thun, und zwar keinesweges aus Eitelkeit, ſondern um ihm die Verwirrung zu erſparen, ſeine Höflichkeiten an eine Perſon verſchwendet zu haben, die ihrer nicht werth geweſen wäre.

Er legte meine Weigerung als ein Compliment aus, und drang, auf das ehrerbietigſte, von neuem in mich. „Herr Comthur, ſagte ich, ich gebe Ihnen mein Wort, „daß, ſobald Sie nach Lyon kommen, Sie erfahren ſol„len, wer ich bin. Und wenn ich dann die Achtung verliere, „womit Sie mich beehrt haben, ſo werden Sie mir doch „wenigſtens die Gerechtigkeit widerfahren laſſen müſſen, „daß ich Sie nicht habe hintergehn wollen, und daß ich „Verzeihung meines Stillſchweigens, meiner Aufrichtig„keit wegen, verdiene.“ Ich ſchrieb ihm auch wirklich nachher, wer ich ſey, und wie ich im Begriff ſtände, mit Gott mich wieder auszuſöhnen. Er war ſo zufrieden mit meinem treuherzigen Geſtändniſſe, daß er bis im Tode mein treuſter und beſter Freund blieb.

Kaum war ich im Kloſter Pondeveaux, wo ich von den Nonnen der gütigſten Aufnahme genoß, als der Teufel mir von neuem eine Falle legte. Eine wohlbekannte Perſon ſchrieb mir, daß ſie von meinem Entſchluſſe gehört hätte, ein ſtilles eingezogenes Leben führen, und daß ſie mich beſchwöre, eins von ihren Landgütern anzunehmen, das ſie mir auch nannte, und wo ich mein Leben nach meinem Gefallen beſchließen könnte. Die Schenkung ſollte in aller Form Rechtens ausgefertigt werden.

Ich dankte herzlich für dies gütige Anerbieten, und antwortete, daß ich unmöglich dies Haus annehmen könnte, weil ich mein eignes verlaſſen hätte, und daß bey aller Lauterkeit der Abſichten, das Publicum ſie doch übel auslegen würde.

Die Nonnen hatten mir ein großes Zimmer eingeräumt, aus welchem ich drey machen ließ, weil ich meine Tage hier zu endigen hoffte. Ich wohnte allen ihren Andachtsübungen bey. Sie hatten gewiſſe ehrerbietige Rückſichten für mich, die mich betrübten, weil ſie ſich, wie der Comthur, durch mein Aeußerliches und ein gewiſſes Weltair, das mir anklebte, täuſchen ließen, und mich für eine Dame von hoher Abkunſt hielten. Ich überführte ſie aber ihres Irrthums, wie ich den Comthur überführt hatte, und ſie bezeugten mir hernach nur noch mehr Freundſchaft. Ich brachte meine Tage mit Leſen und Beten hin, und führte das ſtillſte Leben, das man ſich denken kann.

Indeſſen wurde ich die erſten ſechs Monate zu Pondeveaux durch Träume gekränkt, welche jede Nacht mir viel zu ſchaffen machten. Eines Tages, als ich allein vor dem Hochwürdigen ſtand, und über die Anfechtungen dieſer Träume nicht wenig betrübt war, redete ich die Mutter Gottes an, als ob ſie zugegen geweſen wäre. „Heilige Mutter, (ſagte ich, mit eben der Naivetät, mit welcher ich mich mit Gott, bey den Franziskanern, achtzehn Monate vorher, unterhalten hatte) man ſagt, du wäreſt allmächtig im Himmel, und du erhielteſt für die Sünder Alles, warum ſie dich bitten. . . Wenn ich durch deine Vermittelung von den nächtlichen Anfechtungen befreyt werde, die ich ſeit ſo langer Zeit erdulden muß, ſo gelobe ich dir, alle heilige Abende vor deinen Feſten, bey Waſſer und Brod zu faſten und zu communiciren; bis an mein Ende auf meinem bloßen Leibe einen wollenen Knotenſtrick zu tragen, und täglich andächtig dich deinen Roſenkranz herzubeten.“

Von dieſem Augenblick an, blieb ich ruhig; auch bin bin ich gegen dieſe Mutter der Barmherzigkeit von ſo lebhaftem Dank durchdrungen, daß ich mit Freuden meinen letzten Blutstropfen für ihre Macht und Güte verſpritzen würde.

Um eben dieſe Zeit trug ſich ein beſondrer Zufall zu, wo die Hand Gottes dieſes Kloſter ſichtlich zu beſchützen ſchien. Die Nacht vor dem St. Annentag erhob ſich ein fürchterliches Ungewitter, als ob Alles unter- und über gehn ſollte. Der Donner fiel auf's Kloſterdach, und zerſchmetterte es; der Regen überſchwemmte die Mehlböden, und ſchoß ſtromweiſe durch die Bretter in das Krankenhaus, und ſonderlich in die Kammer, wo eine alte gichtbrüchige Nonne lag. Die Nonnen, die nicht mehr wußten, was ſie anfangen ſollten, kamen in meine Zelle, und baten mich um Hülfe. Ich lief im Hemde fort, und in die Kammer der armen Kranken, die kein Menſch anzurühren wagte. Ich trug ſie heraus, und wollte ſie in mein Bette legen, das von der Ueberſchwemmung verſchont geblieben war, aber die Thüre hatte ſich zugeſchlagen, und da der Schlüſſel inwendig ſteckte, ſo mußte ich ſie an einen andern Ort hinbringen. Die Sündfluth, die ich ausgeſtanden, hatte mich in einen eben ſo jämmerlichen als lächerlichen Zuſtand verſetzt. Die Nonnen liehen mir eins von ihren Hemden, und dies war das erſte Cilice oder härene Hemde, das ich trug. Wir gingen alle auf den Boden, um ſo viel Mehl zu retten als möglich: es war ſchon halb Teig. Wir wurden der Gefahr nicht inne, der wir uns dabey ausſetzten; denn als es Tag wurde, ſahn wir, daß alle Ziegeln über unſern Köpfen bummelten, und faſt von nichts mehr gehalten wurden. Dies wurde als ein wahres Wunder ausgelegt, und einem Salus zugeſchrieben, das ich auf ewige Zeiten, zur Dankſagung für die an mir bewieſene göttliche Barmherzigkeit, geſtiftet hatte; es war den Abend vorher zum erſtenmal celebrirt worden.

Nach einem zehnmonatlichen Aufenthalt zu **Pondeveaux**, kam ich nach **Lyon**, um dem nun verſtorbenen Marſchall von **Villeroi** meine Aufwartung zu machen.

Das Kloſter **Anticaille** gefiel mir außerordentlich, und ob man gleich keine Koſtgängerinnen darin aufnimmt, ſo erbot mir doch der Herr Erzbiſchof dieſe Gnade.

Ich hatte zu Pondeveaux einige Unannehmlichkeiten gehabt, weil ich den Beſuch des Grafen von Feuillans, Gouverneurs von Pondeveaux, ausſchlug. Meine Freundin, die Marquiſe von Arcy, war auch unzufrieden, daß ich ſo ſequeſtrirt ſeyn wollte, und daß ich ihr beſtändiges Anliegen, einen Theil der ſchönen Jahreszeit auf ihrem Landgute mit ihr und ihrer Familie zuzubringen, als eine unſchickliche Zerſtreuung auslegte.

Ich ließ alſo meine Meubles von Pondeveaux holen, ohne eine Entſchädigung für die Veränderungen zu verlangen, die ich daſelbſt in meinem Zimmer hatte machen laſſen, und die mir über 200 Piſtolen gekoſtet hatten. Eben ſo viel koſteten mir ungefähr meine Einrichtungen zu Anticaille, das ich ebenfalls als meine letzte Station anſah. Ich befolgte daſelbſt, wie zu Pondeveaux, die frommen Uebungen und Regeln des St. Maria-Ordens. Mein Beichtvater war der Pater Deveaux, ein Jeſuit, deſſen Befehle mir Gottes Befehle zu ſeyn ſchienen.

Er machte den Anfang damit, mir zu befehlen, um eilf Uhr des Nachts aufzuſtehn, und bis Mitternacht im Gebet zu verharren. Ich gab mir alle Mühe, um mich munter und wach zu erhalten, allein kaum lag ich auf den Knieen, ſo ſchlief ich ſo feſt wie eine Ratze, und der Himmel weiß wie lange.

Als der Pater merkte, daß dieſe Büßung mir nicht angemeſſen ſey, ſo ſchrieb er mir, in einem Briefe, eine andre vor.

Er rieth mir, weil ich doch ſo viel Verlangen zeigte, meine Vergehungen zu büßen, daß ich mir alle Freytage, ein Miſerere lang, die Diciplin auf die Schultern, oder nach Art der Nonnen, geben ſollte. Man würde mir zu Anticaille das dazu nöthige Werkzeug borgen, wo nicht, ſo wollte er mir ſelbſt damit aushelfen.

Wer bey Leſung dieſes ſchönen Briefes verplüfft war, war ich. Ich glaubte den Staar zu haben. Ich las und überlas es wohl zehnmal, und glaubte immer nicht recht geleſen zu haben.

„Ich mir die Disciplin geben? rief ich bitterböſe: „mir? welche Zumuthung! Betſchweſtern mögen ſich ſo „was gefallen laſſen; ich thue es nie! — — Aber „was iſt zu machen? Gott ſelbſt redet aus ſeinem Munde. — „Und wenn ich ihm ungehorſam bin — Aber ich kenne „das Miſerere nicht, das er mir vorſchreibt. — Gut, „ſo muß man's lernen: es iſt der Diener des Herrn, ich „muß mich allem unterwerfen, was meiner Seelen Heil und Seligkeit fordert.“

Weil ich mich ſchämte, eine Disciplin zu borgen, ſo ſchnitt ich fünf oder ſechs neue Stricke ab, knüpfte fleckenweiſe Knoten hinein, und während die Nonnen im Gebet waren, ſchloß ich mich ein, entblößte meine Schultern, und ließ einen Hagel von Schlägen darauf fallen, die mir aber einen ſo heftigen Schmerz verurſachten, daß ich faſt ohne Beſinnungskraft mit der Naſe auf die Erde fiel.

Ich weinte vor Aerger, nicht vor Andacht, und nahm mir faſt vor, meinem Herrn Beichtvater mit ſeiner Disciplinpredigt tüchtig den Kopf zu waſchen.

Ich hatte eine ſehr üble Nacht, und konnte kein Auge zuthun und auf keiner Seite liegen. Des Morgens waren meine zerfetzten Schultern braun und blau, und ich ging in vollem Zorn nach St. Joſeph, und verlangte den Beichtvater zu ſprechen. Kaum erſchien er mit ſeinem Ehrfurcht gebietenden Anſtande, ſo fiel mir der Muth, ſo daß ich nicht einmal im Stande war, ihm ſeine Frage zu beantworten, warum ich zu ihm gekommen ſey? Ich zuckte bloß mit den Schultern; er errieth den ganzen Vorgang, und ich bekannte ihm Alles offenherzig, bat ihn aber zugleich, daß ich es bey dem Verſuch bewenden laſſen dürfte. Er war es zufrieden, prophezeyte mir aber, daß ich ihn, in wenigen Tagen, wieder darum auf dem Knieen bitten, er mir es aber abſchlagen würde.

„O glauben Sie das nicht, antwortete ich etwas verdrießlich, es ſoll Ihnen ein langer Bart wachſen, ehe Ihre Weißagung in Erfüllung geht.“

Der gute Pater hatte unterdeſſen Recht; denn kaum war ich wieder in meiner Zelle, als die Schaam über mein Betragen und meine Feigherzigkeit, mir eine ganz andre Sprache und ganz andre Gedanken einflößte.

Die reinen Jungfrauen, mit denen ich lebte, und die mit dem unſchuldigſten Wandel die größte Strenge verbanden, zeugten mich ſtillſchweigend meines Unrechts. Meine Schultern waren noch nicht heil, als ich ſchon wieder demüthiglich um das bat, was ich ſo unwillig verworfen hatte. Der gute Pater ließ ſich ein wenig bitten, aber der Form wegen; denn im Grunde that es ihm wohl, zur Kreutzigung dieſes ſo weichlichen und verzartelten Fleiſches, und das ich noch immer zu hätſcheln ſuchte, das Seinige redlich beyzutragen. Auch verſah er mich reichlich mit Allem, was erforderlich war, das Unrecht meiner erſten Memmheit wieder gut zu machen.

Es würde kein Ende werden, wenn ich in das Detail aller Auftritte von der Art gehen wollte, an die ich mich zwar anfänglich mit Mühe gewöhnte, die mich aber endlich ſtufenweiſe dem Beruf zum Kloſterleben immer näher brachten, gegen das ich vor dieſem eine ſo ſtarke Abneigung hegte.

Die Kloſterfrauen überhäuften mich mit Gütigkeiten, die ich nie vergeſſen werde, wunderten ſich aber, daß ich, die ich mich allen ihren Obſervanzen unterwarf, nicht darauf bedacht ſey, Gott meine Freyheit ganz zum Opfer zu bringen. Ich bat ſie, mir deswegen nicht weiter zuzureden, weil ich ſonſt genöthigt ſeyn würde, meinen Aufenthalt anderswo zu nehmen.

Man ſchwieg, gab mir aber das Leben der Frau von Montmorency zu leſen, die, nach dem traurigen Tode ihres Gemahls, zu St. Maria den Schleyer nahm. Dies große Beyſpiel wirkte auf mich; ich dachte tief darüber nach, und theilte dem Pater Devraux meine Betrachtungen darüber mit, der mir verſicherte, daß meine Freyheit das größte Opfer wäre, was ich Gott bringen könnte. Er ſagte mir nichts Neues, denn ich war ſelbſt davon überzeugt. Aber was mich verwunderte, war, daß ich mich ſchon halb und halb dazu entſchloſſen fühlte.

Dies ging im Monate Julius 1724 vor, und als ich der Superiorin und einigen Nonnen meinen Entſchluß eröffnete, wuchs ihre Freundſchaft für mich noch um ein Großes.

Ich ſchrieb einige Tage darauf nach Paris, und ließ meine Verwandtin kommen, um über mein Zeitliches zu disponiren, weil ich Willens war, mich kurz darauf einkleiden zu laſſen.

Während dieſer Zwiſchenzeit ſpielte man mir die Geſchichte des Rancé, des Stifters, oder vielmehr Reformators, von la Trappe, in die Hände. Großer Gott, welche Wirkung that die auf mich! — — — Kaum hätte ich in dem Leben dieſes erlauchten reuigen Sünders, die ſo große Gleichheit der Ausſchweifungen ſeiner und meiner Jugend entdeckt, als jede zu gelinde Kloſterregel mir zum Abſchen wurde, und ich Gott aus der ganzen Fülle meines Herzen gelobte, dieſem Büßenden in ſeinen ſtrengen Büßungen, ſo viel möglich, eben ſo gleich zu werden, als ich es in den Sünden der Welt geweſen war.

Ich würde mich auf der Stelle zu den *) **Clairettes** begeben haben, hätte mir nicht der Pater **Deveaux** auf das nachdrücklichſte verſichert, daß ich bey den **Karmeliterinnen** daſſelbe finden würde, was ich zu **la Trappe** ſuchte.

Ich vertraute mein Vorhaben dem verſtorbnen Erzbiſchof von **Villeroi** an; der mich mit ſeinem beſondern Wohlwollen beehrete. Er wollte es mir Anfangs ausreden, als ich ihm aber mein Herz eröffnete, und ihm verſicherte, daß ich bey mir einen eigenen Drang ſpürte, der göttlichen Gerechtigkeit Genugthuung zu leiſten, wurde er ſo gerührt, daß er plötzlich ausrief: „Gottes Finger iſt „hier im Spiel; ich will Ihnen bey den Karmeliterinnen „eine Stelle auswirken."

„Aber, Monſeigneur, erwiederte ich, vergeſſen Sie „ja nicht, ihnen zu ſagen, daß ich mit der Welt gelebt habe, „denn ich will niemand betrügen."

Er that's, und erzählte ihnen, was mein Gewerbe zu Paris und am Königlichen Hofe geweſen ſey, was ſie denn nicht wenig abſchreckte. Allein als der Prälat hinzuſetzte, daß er alle ihre Skrupel auf ſich nähme, ſo ſchrieb mir die Superiorin, die meinen Plan begünſtigte, daß ich ſelbſt einen Tag beſtimmen möchte, wenn ich mich der Communauté vorſtellen, und dann unverzüglich aufgenommen ſeyn wollte.

Ich ſuchte zu verhindern, daß die Kloſterfrauen von **Anticaille** den geringſten Wind davon bekommen möchten, weil ich ſie, und ſie mich ſehr lieb hatten, und ich gern zärtlichen Vorwürfen auszubeugen wünſchte, die ohne Zweifel zu nichts gedient haben würden, als unſre Trennung nur noch ſchmerzhafter zu machen.

---

*) Ciſterzienſer Nonnen, die nach der Reform von **la Trappe** leben.

Ich begab mich alſo den 24. October 1714 zu den **Karmeliterinnen von Lyon**, und ſchrieb von hier aus an die Superiorin und Nonnen von **Anticaille**, und bat ſie um Verzeihung, daß ich ihnen aus bloßem Mißtrauen gegen mich ein Geheimniß daraus gemacht hätte u. ſ. w.

So hat mich der Herr, nach ſeiner unendlichen Barmherzigkeit, in das Land der Heiligen geführt, nachdem er mich achtzehn Monate vorher von dem Rande des Verderbens errettete, wohin Mangel und Dürftigkeit allein mich verleitet hatten: denn keiner von meiner Familie war noch von der Chriſtlichen Ehrbarkeit und Einfalt abgewichen. Bloß die zerrütteten Glücksumſtände meines Vaters verführten mich zu dieſem Schritt, als ich erſt ſiebenzehn Jahr alt, groß, und (wie man ſagt) von einnehmender Geſtalt war, und nicht wußte, welchen Weg ich ergreifen ſollte.

Ich hatte einen Abſchen vor dem Laſter, und einen gleichen Widerwillen gegen den Vorſchlag, den man mir that, der Schauſpielerſtand zu ergreifen. Man gab mir aber zur Antwort, daß dergleichen Vorurtheile nur noch bey'm Pöbel und bey den Betbrüdern und Betſchweſtern in Schwange gingen, und daß der Hof und die Stadt ganz anders dächten, und Perſonen, die ſich ſolchen nützlichgewordenen und angenehmen Talenten widmeten, mit ganz andern Augen anſähen.

Die Jugend läßt ſich ſo leicht beſchwatzen! . . . . Doch Erfahrung lehrte mich, wie unvermeidlich Verkehrtheit der Sitten bey dieſem Stande wird, wenn man nicht unaufhörlich gegen die Klippen, die einen von allen Seiten umringen, auf ſeiner Hut iſt. Denn man lebt, ohne andre Arbeit als bloßes Gedächtnißwerk, im Ueberfluß und in unaufhörlichen Vergnügungen, ſo daß die drey letzten Jahre, die ich bey'm Theater war, mir, nach Abzug aller Koſten, vierundvierzigtauſend Franken einbrachten.

Welche Lockſpeiſe für ein Herz, das nur auf's Gegenwärtige ſieht! und welch' eine Barmherzigkeit Gottes, die mich einem ſo wollüſtigen Leben, in der vollen Stärke des Alters und der Leidenſchaften, entriß! . . . .

Ich muß jedoch bekennen, daß ich unter den Mitgliedern der Schaubühne auch Perſonen gekannt habe, die ſich eben ſo ſehr durch ihre gute Sitten, als durch ihre Talente empfahlen; allein ich gehörte nicht unter ihre Zahl, und ich geſtehe es hier zu meiner Beſchämung und zur Ehre Gottes, deſſen Gnade ſich deſto glänzender in meiner Bekehrung offenbart hat, daß er, zum Zeichen ſeiner Macht, in mir die Allerunwürdigſte auserſah.

Als ich das heilige Haus betrat, wo ich meine Tage beſchließen werde, fühlte ich, daß der Herr alle meine Wünſche erfüllt hatte. Er ließ jedoch zu, daß einige böſe Menſchen, gleich in der erſten Nacht, an der Thüre des Kloſters, Alles thun und ſagen durften, was nur zu erdenken war, damit ich wieder aus dem Kloſter gejagt werden mögte. Die Priorin, nachdem ſie vergeblich geſucht hatte, Erkundigung einzuziehn, wer dieſe Leute wären, gab dem Erzbiſchof Nachricht davon, der wahrſcheinlich beſſer unterrichtet war, und dergleichen ſchändlichen Verſuchen auf immer ſteuerte.

Man ſtrengte hierauf aus, daß ich nicht aus rechtmäßiger Ehe erzeugt ſey, was denn ein unüberwindliches Hinderniß meiner Zulaſſung in dieſen heiligen Orden geweſen ſeyn würde. Ich meldete es dem Pfarrer von St. Sulpice, der zu meinem Taufſchein noch einen eigenen Beglaubigungsbrief hinzufügte, und die Tücke des böſen Feindes zu Schanden machte.

Alle dieſe Prüfungen, und noch viele andre, die ich verſchweige, weit entfernt meinen Muth niederzuſchlagen, munterten mich vielmehr auf, die göttliche Barmherzigkeit noch mehr zu ſegnen, ſo daß ich ſie ſogar zu meinem *) Nonnennamen erkohr.

Ich bat hierauf die Priorin, mir zu erlauben, daß ich unbekannt, und ohne Correſpondenz mit meinen Freunden, und ſelbſt mit meinen Anverwandten, leben dürfte; was ſie aber glaubte mir abſchlagen zu müſſen.

Ich hatte ſie gleich bey'm Eintritt gebeten, mich nicht zu ſchonen, und mir gleich anfangs Alles aufzuerlegen, was ich in der Folge auferlegt bekommen könnte, weil ich ſchon ſo viele Zeit in der Welt verlohren hätte, und es alſo für mich von Wichtigkeit wäre, im Schooße der Religion auch nicht Einen Augenblick zu verlieren. Sie geruhte meine Bitten Statt finden zu laſſen, und bey mir eine Ausnahme von der weiſen Nachſicht zu machen, die man in Klöſtern gegen Novizinnen zu haben pflegt.

Gleich an dem erſten Tage meiner Ankunft gab man mir den Beſen in die Hand.

Schwarze Wäſche waſchen, Waſſer aus einem tiefen Brunnen ziehn, die Tiſche im Refectorium reinigen, die Waſſerkrüge jeder Schweſter an ihren Platz ſetzen, das irdne Tiſchgeſchirr und die Kochtöpfe ſcheuren, war für mich ein Vergnügen, und ein größeres Vergnügen, als es meine vorigen Weichlichkeiten geweſen waren.

Auf dieſe Beſchäftigungen, die vier Jahre dauerten, folgte das Flechten des Alpargates, oder Strickſchuhe für das ganze Kloſter, und die Wartung der großen Uhr, wo ich alle Morgen mit meinen Händen drey Steine von großem Gewicht hinaufziehn mußte. Drey Jahre ſtand ich dieſen Amte vor, das endlich, weil mein Magen dabey zu leiden anfing, einer andern übertragen wurde.

---

*) Sie hieß Schweſter Auguſtine von der Barmherzigkeit.

„hier in rechten Mördergruben ſind?“ Ich antwortete: „Fürchte nichts: Caeſar und ſein Glück ſind bey dir!“ In einem gewiſſen Gaſthofe kam etwas des Nachts in mein Zimmer; ich glaubte, man wollte mir melden, daß angeſpannt ſey, und rief meinen Bedienten; allein niemand antwortete. Ich hörte, daß es meinem Bette immer näher und näher kam; sogle[illegible]ie ich: Diebe! und der verſcheuchte Dieb entfloh. [illegible]rang aus dem Bette, konnte ihn aber nicht erhaſchen. Man eilte auf den Lärm herbey. Ich ſchmälte mit dem Wirth, der ſich mit drey Kutſchern entſchuldigte, die dieſe Nacht angekommen wären. „Ich „mag nichts mehr davon wiſſen! erwiederte ich, aber daß „gleich angeſpannt wird! Es geſchah, und ich reiſete fort, ohne weiter an den Dieb zu denken.

So hat mich Gott durch ſeine ausgezeichnete Vorſehung, die über mich waltete, vor Widerwärtigkeiten und Zufällen behütet, in die ich mich täglich troz der Vorſtellungen ſtürzte, welche mir verſchiedene Perſonen machten, die wegen ihres Standes, Alters und ihrer Tugend verehrungswürdig waren.

Wenn ſie mich fragten, ob ich zum Abendmahl ginge? erwiederte ich: Nein. — Und warum nicht? — Ich mag die heil. Sacramente weder entweihen, noch vor meinem 45ſten Jahre den Freuden der Welt entſagen. — Aber macht Ihnen Ihr Gewiſſen keine Vorwürfe? — Mir? warum ſollte es mir Vorwürfe machen? Ich thue meinem Nächſten nichts zu leide, und was das künftige Paradies betrift, ſo mag's nehmen, wer will; ich gnüge mich an dem Paradieſe, in dem ich lebe und webe!

Schreckliche Verblendung! Gräßlicher Wahnſinn, den ich nicht genug beſeufzen kann!

Und auf dieſe Wahnſinnige, dieſe Verblendete, hat der Himmel mit einem gnädigen Auge herniedergeſchaut, und ſie ſich wieder gegeben. Denn er hatte mich mit einer guten Seele, einem aufrichtigen, ſchlichten, gefühlvollen und wohlthätigen Herzen begabt, das empfänglich für erhabene Geſinnungen war, und gegen alle entſtehende Laſter einen gerechten Abſcheu hegte. Allein bey dem geringen Wohlſtande meiner Familie mußte meine Erziehung vernachläßigt werden, und wie konnte ich da bey meiner Jugend und meinem glühenden Temperament, in dem Augenblicke, wo ich mich frey und ohne Glücksausſichten fand, wie konnt' ich, ſage ich, lange das bleiben, was man tugendhaft nennt? — — Aber Gott weiß, was es mich gekoſtet hat, der Tugend untreu zu werden: er weiß, daß ich in meinem neunzehnten Jahre, als ich in Flandern dem Tode ſo nahe war, ihm aus Herzensgrund verſprach, dem gefährlichen Stande, zu dem man mich gezwungen hatte, ſogleich zu entſagen, wenn man mir ein jährliches Gnadengehalt von 200 Livres verſichern wollte. Man konnte es, und ſollte es. . . . Der Himmel rechne es denen nicht zu, die mir's abſchlugen!

Sie haben von mir dieſe kurzgefaßte Geſchichte meiner Fehltritte und meiner Bekehrung verlangt, der man ſo ſchwer Glauben beymaß. Es waren harte Rückerinnerungen, und die mir manche Thränen auspreßten. Erlauben Sie nun auch, daß ich Sie, meinerſeits, um Ihren Beyſtand bitte, um Gott für ſeine Gnade ewiglich zu danken, und ihn anzuflehn, daß er ſeine Wohlthaten kröne, und mir verleihe, daß ich im Guten aushalten, und in der Stunde meines Todes das Böſe verſöhnen möge, womit ich mein Leben entweiht habe!

Wahrſcheinlich wird es unſern Leſern angenehm ſeyn, hier noch einige nähere Nachrichten von einer Perſon zu finden, für die ſie obiger Aufſatz gewiß intereſſirt haben wird, da er in allem Betracht merkwürdig, und ein guter

Beytrag zur Geſchichte des menſchlichen Geiſtes und ſeiner Verirrungen iſt.

Mamſell **Gautier** wurde 1716 als Schauſpielerin bey dem Königl. Franzöſiſchen Theater zu Paris angenommen, und verließ es zehn Jahre darauf. Sie war groß, wohl gemacht, von einem äußerſt heftigen Character, und hatte ein ſehr friſches Ausſehn. Sie machte ziemlich gute Verſe, und mahlte vortreflich in Miniatur. Sie hatte für ein Frauenzimmer unglaublich viel Stärke, und wenige Mannsperſonen würden es mit ihr haben aufnehmen können. Der Marſchall von Sachſen, den ſie auf einen Ringkampf herausforderte, und der ſie bezwang, verſicherte, daß unter allen Perſonen, die ſich mit ihm im Ringen hätten meſſen wollen, ihm niemand ſo lange Widerſtand gethan hätte, als ſie. Sie rollte einen ſilbernen Teller wie eine Hohlhippe zuſammen.

Mamſell **Gautier** hatte viele Liebhaber, und unter andern einen * * ſchen Obermarſchall, mit dem ſie eine Reiſe nach Teutſchland an den Hof ſeines Fürſten that. Dieſer Fürſt hatte eine Maitreſſe, die er heftig liebte. Aus Grille, Laune oder Neid, begegnete Mamſell **Gautier** der Favoritin ſo beleidigend, daß der Fürſt ihr befehlen ließ, ſein Land zu verlaſſen.

Sie kam nach Paris zurück, aber der Schimpf wurmte ihr im Herzen, und ſie beſchloß ihre Rache an der Favoritin ſelbſt zu nehmen. Sie reiſete incognito nach * * *, und hielt ſich einige Tage daſelbſt verborgen. Als ſie endlich erfuhr, daß die Favoritin in einem Phaeton ſpazieren gefahren ſey, miethete ſie ſich einen andern Phaeton mit zwey raſchen Pferden, und fuhr ſelbſt. Sie jagte ſchnell hinter ihrer Feindin her, erwiſchte mit einem Rade ihrer Chaiſe eins von den Hinterrädern des Phaetons der Favoritin, und warf Phaeton und Favoritin in den Koth. In vollem Jagen erreichte ſie ihren Gaſthof, wo ihr Wagen ſchon angeſpannt ſtand, und verließ * * * auf der Stelle, um der Rache des Fürſten zu entgehen.

Ihr folgender Liebhaber war der Graf von **Chemeroles.** Sie war ſchon zwölf Jahr Karmeliterin, als **Chemeroles** ſtarb. Sie ſchrieb an ſeinen Bruder, den Biſchof von **Rieux**, einen vortreflichen Brief von acht Seiten, wo ſie an der Seligkeit ihres alten Amanten zwar zu zweifeln ſchien, wo aber Vertrauen auf die Güte und Barmherzigkeit Gottes am ſtärkſten hervorleuchtete. Am Schluß gab ſie mit aller der Ehrfurcht, die eine demüthige Kloſterfrau einem Biſchofe ſchuldig zu ſeyn glaubt, dieſem ſelbſt einige wohlgemeinte Warnungen, weil ſein Wandel, wie bekannt, nichts weniger als ächtkanoniſch war.

Mamſell **Gautier** hatte keinen von ihren Liebhabern wirklich geliebt, aber für ihren Kamaraden, den großen Schauſpieler **Dufresne**, faßte ſie eine heftige Leidenſchaft. Sie lebten einige Zeit mit einander, und Mamſell **Gautier**, deren Liebe mit jedem Tage ſtieg, wollte ihn durchaus heyrathen. **Dufresne**, deſſen Leidenſchaft in eben dem Grade erkaltete, verſprach es ihr anfänglich, wollte aber in der Folge nichts weiter davon hören: die ſo heftige, ſo eigenſinnige, und verliebte **Gautier**, gerieth darüber außer ſich, und ward äußerſt niedergeſchlagen und ſchwermüthig. — — Und dies war der wahre und erſte Grund zu ihrem klöſterlichen Beruf. Es ging in ihrem Charakter eine gänzliche Revolution vor.

Nie verlangte ſie in die Welt zurück, und noch nie hatte eine Nonne oder Beate die chriſtliche Demuth weiter getrieben: ſie hielt ſich in allem Ernſte ihrer Mitſchweſtern unwürdig, die ihr mehr als einmal ſchlecht und verächtlich begegneten.

Sie kam mit der Königin in Briefwechſel; welches ihr im Kloſter ein Anſehn verſchafte, das ſie nie geſucht hatte.

Sie hatte nämlich einen Neffen, Namens **Maſſe**, einen guten Violoncelliſten, von dem verſchiedne Compoſitionen geſtochen worden ſind. Er war an der Spitze des Orcheſters der Comödie. Mamſell **Gautier**, die an ihre vorige Gemeinſchaft mit dem Theater nie anders als mit Seufzen dachte, wünſchte nichts ſehnlicher, als ihren Neffen auch davon los zu wiſſen. Sie ſchrieb an **Moncrif**, und bat ihn, dem **Maſſe** eine Stelle bey der Capelle der Königin auszuwirken. Schon der Bewegungsgrund der Karmeliterin war von der Art, daß er der Königin nothwendig gefallen mußte. **Maſſe** erhielt alſo die Stelle, und Mamſell **Gautier** ſchrieb an **Moncrif** ein Dankſagungsſchreiben, das er der Königin zeigte. Die Königin war über die frommen Geſinnungen der Schweſter **Auguſtine von der Barmherzigkeit** (Kloſtername der **Gautier**) entzückt, und ließ ſie ihrer Gnade verſichern. Dies veranlaßte einen kleinen andächtigen Briefwechſel unter **Moncrif's** Vermittelung. Die Königin und die Schweſter **Auguſtine** ſchrieben ſich auch einigemal directe. Letztre überſchickte der Königin den Abend vor ihrem Sterbetage folgende acht Verſe, die ſie der Nonne, welche bey ihr wachte, dictirte:

Thereſe, *) je t'entends! . . . Une éternelle vie
Briſe de mon exil les liens importuns:
Avec une prière offerte par *Sophie* **)
Mon ame va voler ſur l'autel des parfums.
O Reine, ame céleſte & le charme du monde!
Si ſur moi tes regards daignèrent s'abaiſſer,
J' implore, en expirant, ta piété profonde! . . .
Demande mon bonheur! le ciel va t'exaucer.

---

*) Schutzpatronin der Karmeliterinnen.

**) Einer von den Vornamen der Königin.

Sie ſtarb im Jahre 1757.

Perſonen, welche ſie bey den Karmeliterinnen zu Lyon gekannt haben, als die Intendantin Frau von Pallu, Frau de la Verpilliere, verſichern, daß ſie die Munterkeit ihres Charakters beybehielt; ihre Lebhaftigkeit hatte ſich in brünſtige Erfüllung ihrer Obliegenheiten verwandelt. Die letzten Jahre ihres Lebens wurde ſie blind, allein demohnerachtet bediente ſie ſich beſtändig ſelbſt, ohne ſich von jemand helfen laſſen zu wollen. Sie liebte die Beſuche, und drückte ſich mit Feuer, Nachdruck und Deutlichkeit aus. Sie konnte von keinem Unglücklichen reden hören, ohne gerührt zu werden, und ihm durch ihre Freunde Hülfe zu verſchaffen. Der Pabſt hatte ihr durch ein Breve erlaubt, im Sprachſaal mit aufgedecktem Geſicht erſcheinen zu dürfen. Die Urſache von dieſer ſonderbaren Ausnahme iſt ſchwer zu errathen.

N — d.

VIII.

Miſcellaneen.

Einige Gedanken und Meinungen des großen Montesquieu.

(Aus ſeinen ungedruckten Handſchriften).

Ueber Nichts lachen, und ſich mit einer unbedeutenden Sache von einem Hauſe zum andern ſchleppen, heißt Kenntniß der Welt: man würde fürchten dieſe zu verlieren, wenn man ſich auf andre legte.

Ich war einmal neugierig genug, zu überzählen, wie oft ich ein Geſchichtchen würde wiederholen hören, das nichts weniger als werth war, wiedergeſagt und aufbewahrt zu werden; und in den drey Wochen, daß es die feine Welt beſchäftigte, hörte ich's 225 mal; was mir denn nicht wenig Vergnügen machte.

Ich geſtehe meine Liebe für die Alten: das Alterthum entzückt mich, und ich mögte immer mit Plinius ausrufen: „Zu Athen lernt ihr die Götter ehren!“

Die Beobachtungen ſind die Geſchichte, und die Syſteme, die Fabel der Phyſik.

Eine Perſon von meiner Bekanntſchaft ſagte: Ich weiß was ziemlich Albernes zu machen, mein Porträt!

Ich war in meiner Jugend unglücklich genug, mich an Frauenzimmer zu hängen, von welchen ich glaubte, daß ſie mich liebten; ſo bald ich's aber aufhörte zu glauben, machte ich mich geſchwind von ihnen los.

Studiren war für mich ein untrügliches Hülfsmittel gegen den Ueberdruß des Lebens: denn ich habe nie eine Verdrießlichkeit gehabt, von der eine Stunde Lectüre mich nicht geheilt hätte.

In meinem Leben hatte ich bemerkt, daß bloß die Leute am allermeiſten verachtet wurden, welche in ſchlechter Geſellſchaft lebten.

Es behagt mir faſt eben ſo gut in Geſellſchaft von Dummköpfen, als von witzigen; und es giebt wenig ſo langweilige Perſonen, die mich nicht ſehr oft beluſtigt haben ſollten. Nichts iſt beluſtigender, als ein lächerlicher Menſch.

Ich halte mich oft bey mir ſelbſt über Menſchen auf, die ich ſehe, und ſtelle ihnen frey, wieder von mir zu denken, was ſie wollen.

Anfangs habe ich für die meiſten Großen eine kindiſche Furcht gehabt; ſo bald ich ſie aber kennen lernte, gieng ich, faſt ohne Mittelweg, bis zur Verachtung über.

Es hat mir immer Spaß gemacht, den Damen Süßigkeiten vorzuſagen, und ihnen Dienſte zu erweiſen, die ſo wenig koſten.

Ich habe von Natur Liebe für das Wohl und die Ehre meines Vaterlandes, und nur wenige für das gehabt, was man Ruhm nennt. Ich habe immer eine geheime Freude empfunden, wenn eine Verordnung gemacht wurde, die zum gemeinen Beſten abzweckte.

Wenn ich in fremden Ländern reiſete, ſo intreſſirte ich mich für ſie, wie für mein eigenes: ich nahm Theil an ihrem Glücke, und wünſchte nichts mehr als ihren Flor.

Ich war gar nicht böſe, für zerſtreut gehalten zu werden; denn ſo konnte ich mir manche Nachläſſigkeit erlauben, die mich ſonſt in Verlegenheit geſetzt haben würde.

Nichts beluſtigt mich mehr, als einen langweiligen Erzähler, ohne Gnade, eine weitläuftige Geſchichte abhandeln zu hören. Ich gebe nicht auf ſeine Geſchichte, ſondern auf die Art acht, wie er ſie radebrecht.

Ueberhaupt mag ich lieber den meiſten Leuten Recht geben, als ihnen zuhören.

Wenn ich mich jemand anvertraue, ſo thue ich es ohne Rückhalt, aber ich vertraue mich ſehr wenigen.

Es hat mir immer eine ſehr üble Meinung von mir gemacht, daß es ſo wenige Stände im gemeinen Weſen gab, zu denen ich wirklich getaugt hätte.

Ich habe nie Thränen fließen ſehn, ohne gerührt zu werden.

Ich verzeihe leicht, aus der Urſache, weil ich nicht zu haſſen weiß. Nach meinem Bedünken iſt Haß etwas ſcherzhaftes. Sobald ſich jemand mit mir ausſöhnen wollte, fühlte ich meine Eitelkeit dadurch geſchmeichelt, und ich konnte ohnmöglich einen Menſchen als meinen Feind anſehn, der mir den Dienſt erwies, mir eine gute Meinung von mir beyzubringen.

Ich bin, glaube ich, der einzige Mann, der Bücher geſchrieben und ſich doch immer gefürchtet hat, für einen ſchönen Geiſt zu gelten. Wer mich kennt, wird wiſſen, daß ich im Umgang es nicht zu ſcheinen ſuchte, und die Gabe beſaß, mich nach der Sprache der Leute zu ſtimmen, mit denen ich lebte.

Alle meine Freunde ſind, einen Einzigen ausgenommen, meine Freunde geblieben.

Ich habe den Grundſatz gehabt, nie durch einen andern thun zu laſſen, was ich ſelbſt thun konnte.

Leute, die wenig zu thun haben, ſind große Schwätzer: je weniger man denkt, je mehr ſchwatzt man: die Weiber ſchwatzen deswegen mehr als die Männer; aus Müßiggang haben ſie nichts zu denken. Eine Nation, wo die Weiber den Ton angeben, iſt eine ſchwatzhafte Nation.

Schon **Horaz** und **Ariſtoteles** haben die Tugenden der Vorzeit geprieſen, und über die Verſchlimmerung ihres Zeitalters geklagt. Alle Schriftſteller haben von Jahrhundert zu Jahrhundert, denſelben Ton angeſtimmt: hätten ſie Recht gehabt, ſo müßten die Menſchen jetzt Bären ſeyn.

Ich wünſche nichts mehr, als einfach in meinem Betragen zu ſeyn, ſo wenig Dienſte zu erhalten, als möglich, und hingegen deren ſo viele zu leiſten, als ſich nur thun läßt.

Die meiſten Menſchen ſind mehr großer als guter Handlungen fähig.

Der Cardinal **Imperiali** ſagte einmal in meiner Gegenwart: Es iſt kein Menſch auf der Welt, den das Glück nicht Einmal in ſeinem Leben beſuchen ſollte; findet es ihn aber zu ſeinem Empfang nicht bereitet, ſo geht's zur Thüre hinein, und zum Fenſter wieder hinaus.

2.

Quid ultra tendis? Aequa tellus pauperi recluditur,
Regumque pueris.

Horat.

Heute beſitze ich 100000 Guineen, ſagte der alte Gregor, indem er die Anhöhe eines Berges erſtieg, von dem man die ſchönen Landgüter überſah, die er geſtern gekauft hatte.

Ich erwarb dieſe 100000 Guineen durch meinen Fleiß und meine Arbeit: ich will meinem Sohn eine Stelle im Parliamente kaufen, und meine Tochter an einen Pair des Königreichs verheyrathen.

Ich bin mit meinen 100000 Guineen erſt 65 Jahre alt; ich bin ſtark und geſund, eſſe und trinke gut, und will es mir den Ueberreſt meines Leben wohl ſeyn laßen.

Ja, wahrhaftig, widerholte der alte Gregor, als er auf der Spitze des Berges war ich beſitze 100000 Guineen! Hier will ich mir ein Haus bauen; dort will ich mir einen Park anlegen; und auf jener Stelle ſollen meine Treibhäuſer ſtehen, und meine Ananaſſe gezogen werden.

Jene Meyereyen verſperren mir die Ausſicht; ich werde ſie wegreißen laſſen.

Was ſoll aber aus ihren Bewohnern werden? erwiederte ſein Haushofmeiſter, der ihn begleitete. Das iſt ihre

Sache; antwortete der alte **Gregor**. Die Mühle, die Du ſiehſt, ſoll auch niedergeriſſen werden, und dem Bache, der meine Wieſen tränkt, nicht länger im Wege ſtehn.

„Und wo ſollen die Landleute ihr Getraide mahlen laſſen?“ — Das iſt nicht meine Sache! unterbrach ihn der Alte.

Der alte **Gregor** kehrte, wohlzufrieden mit ſeinem Spaziergange, nach Hauſe. Er aß mit Appetit, und dachte ſeinen Planen nach; er trank reichlich, rauchte zwey Pfeifen, und ging zu Bette. Bald fiel er in einen tiefen Schlaf, und wachte nicht wieder auf.

Noch werden die Meyereyen bewohnt, die **Gregor** niederreißen wollte; noch mahlen die Landleute ihr Getraide auf der Mühle, deren Untergang er beſchloß, und er, — er iſt vergeſſen!

3.

Epiſtel

am

Geburtstage der Demoiſelle H**. zu A**.

Den 29. Julius, 1785.

Sonſt pflegt ein weißes Blatt, umringelt
mit Laubwerk, Blumen mancherlei,
mit deutenden Figuren rings umzingelt,
bemalt mit manchem Konterfei
von Amorn, Pfeilen, Kerzen,
von Flammen und von Herzen,

geziert mit Linien und Kanten,
umzogen mit Guirlanden
von Veilchen und Vergißmeinnicht —
ein ſolches Blatt pflegt ſonſt zu ſagen,
daß man ſich freue, daß von ſeinem Stralenwagen
Gott Phöbus jetzt mit heiterm Angeſicht
auf den Geburtstag einer Freundin blicke,
der man die ausgedachten Reimchen ſchicke.
Doch daß ein Barde jetzt, bekränzt mit heilger Miſtel,
ſtatt eines Liedchens ein' Epiſtel
zur Feier des Geburtstags ſende —
wahrhaftig! 's iſt vor'm Ende
der Welt, die ſtets im Argen liegt.
Ich wüßte ſelbſt, — könnt' ich nicht ſagen, daß die Laune
der ſchöngekrönten Herrn mich auch beſiegt,
ſo daß ich ſelbſt darob erſtaune,
kein Wörtchen ſchnell hervorzubringen,
das mein epiſtolariſch Singen
entſchuldigte. Wir ſind nicht Herrn
ſtets, dem Himmel ſey's geklagt!
des Flügelpferdes, nah und fern
von manchem Dichter unverzagt
beſtiegen. Bald übermeiſtern uns die Launen
und bald der liebe böſe Reim,
der macht die Blonde ſchnell zur Braunen,
macht Wermuth ſchnell zum Honigſeim,
der paret Dinge, die ſeit Chaos Nacht
kein Menſch je in Verbindung ſich gedacht;
und eh's der Dichter ſich verſieht
verknüpft der Reim Ideen,
die nur ein Auge im Gebiet
Freund Oberon's und ſeiner Feen
zur höchſten Noth noch könnte ſehen. —
So bunt es immer auf der Welt

ausſieht, ſo wird doch jeder gern geſtehen,
daß zehnmal bunter noch das Feld
der Dichter, Phantaſie genannt,
vor Augen liegt. Es iſt ein Land,
worinne Milch und Honig fließen,
wo Ströme ſich ergießen
aus lauterm ungetrübten Wein,
als kelterte die edle Beer' am Rhein
hier Bachus. — Dieſes Land bewohnen
die Sänger ungeſtört,
und unter allen Zonen
iſt keine Seele, die's den Herr'n verwehet
zu leben hier, ſich zu beweiben,
zu zechen und ihr Weſen da zu treiben
bis an den lezten Tag der Welt,
wenn's ihnen ſo gefällt. —
Doch ſchade! ewig jammerſchade!
daß, ungeachtet mancher glänzenden Tirade,
kein Spanier noch unſerm Golde geizt,
und daß all' unſer Lärm und Spuk
von dieſem Lande, keinen Cook,
auf ſeiner Fahrt uns zuzuſprechen, reizt.
Bei meiner Treu! wär' unſer Gold zu prägen,
die Herr'n Erobrer würden bald
uns unſer Handwerk legen;
denn wenn ein Sechzehnpfünder knallt,
ſo iſt, iſt's Ernſt, ſo leicht kein Sänger keck zu ſehn,
es müßte denn, den Degen in der Hand,
Freund Kleiſt an unſrer Spitze ſtehn.
Zwar ehmals zog in Griechenland
ein lahmer Dichter mit in's Feld,
wand um den Helm den Lorberkranz,
und ging, als ging's zum Tanz,
dem Feind entgegen als ein Held.

Doch damals gab's noch keine Sechzehnpfünder;
demungeachtet ließ Horaz,
der arme Sünder!
das Schild auf ſeinem leeren Platz,
und machte fein ſich aus dem Staube,
um in dem purpurrothen Blut der Traube
die Grillen, wie die Würger in der Schlacht
in Menſchenblut die Menſchen, zu erſäufen.
Es laßt ſich leicht begreifen,
das macht,
wir ſind da viel zu menſchenfreundlich,
als daß wir wünſchten menſchenfeindlich,
uns Lorbern blutig zu erringen,
wir können ſie am Schreibetiſch erſingen.
Und — doch, da hab' ich mich in's Labyrinth geſungen,
daß ich gar nicht weiß, wie. —
Nun, liebe Freundin, ſehen Sie
der Reim — und hätt' ich tauſend Zungen! —
ſpielt auch mit mir ganz jämmerlich.
Bewahre doch der Himmel mich,
bin ich ſein Kind, wie alle Dichter,
vor einem böſen Splitterrichter!
Ich wollte einen Tag beſingen,
der mir ſo unvergeßlich iſt,
und rede da von lauter Dingen,
die, (das wird jeder frommer Chriſt
mir ſagen) zu dem Krame taugen,
wie ein paar Fäuſte auf die Augen. —
Das iſt zu arg! — Was ſoll ich machen?
Geſchrieben iſt's — Sie mögen zürnen oder lachen,
der Wunſch kömmt hintennach;
das iſt nun freylich gar nicht fein,
doch einmal kann's nicht anders ſeyn. —

Nie wird der Almanach
mir je zu ſagen brauchen,
daß dieſer Tag jetzt wieder kehrt;
mir ſchwebt Ihr ſüßes Bild vor Augen,
und Sie ſind mehr als aller Reime werth!

4.

Die Europäiſchen Emigranten in ihrem neuen Vaterlande.

Beſondre Umſtände, die ich nicht weiß, machten das Jahr 1756 dadurch merkwürdig, daß mehrere hundert Europäer in den Engliſchen Nordamerikaniſchen Colonien ankamen. Ein Ungefähr, das hier ſehr gewöhnlich iſt, brachte deren fünf in dem großen Gaſthofe zum Stadtwappen zu New-York zuſammen; einen Teutſchen, einen Franzoſen, einen Engländer, einen Schottländer und einen Irländer. Es lag noch tiefer Schnee; ſie gingen ſelten aus. Nach einem Umgang von mehreren Tagen, eines Abends im warmen Zimmer bey einem Glaſe Madera, in einer ungeſuchten Stimmung von Frohſeyn, ſchloſſen ſich ihre Seelen mehr als gewöhnlich gegen einander auf. — „Meine Herren, „ſagte der Engländer, wir leben nun lange genug in Einem „Hauſe, um uns wechſelsweiſe zu kennen. Ich habe Ihnen „aus der Abſicht meiner Reiſe kein Geheimniß gemacht, „und mich dünkt, eben dieſe Abſicht führte uns alle über „das Meer. Wär' es wohl ein Unglück, wenn wir uns „unſre Geſchichten erzählten? Ich bin überzeugt, daß eine „ſolche brüderliche Mittheilung zugleich intereſſant und lehr„reich ſeyn würde: was meinen Sie dazu?‘ — Sehr gern, ſehr gern! verſetzte einer nach dem andern, und zuerſt ſprach

Der Teuſche.

„Mein Vaterland iſt nichts mehr als ein Kirchhof: Flecken, Dörfer, Felder, Städte, alles iſt zertrümmert und verödet. Sollten Sie nicht von der Belagerung Dresden's gehört haben? Innerhalb der Mauern dieſer Hauptſtadt, in ihren Straßen, im Innern ihrer Häuſer und Palläſte, ſind ſolche ſchauervolle Scenen vorgefallen, deren Bild niemahls aus meinen Andenken verlöſchen wird. Einſtmals, als ich Nahrung für meine unglücklichen Aeltern ſuchte — denn Hungersnoth hatte ſich zu den Schreckniſſen des Feuers und des Schwerdts der Preußen geſellt — fiel eine Bombe in unſer Haus, zerſprang und zerſchmetterte meine Aeltern.“

„Ich kann ſie nicht ſchildern, die Betrachtungen und Gefühle, die in mir ſtürmten. Voll bittern Andenkens und mit zerriſſenem Herzen verkaufte ich nach der Belagerung, was ich noch von meinem Vermögen fand. Das Uebrige ließ ich im Stich, und ſchwur bey mir ſelbſt, weit aus Europa zu fliehen. Ich nahm meinen Weg über Emden in Oſtfrießland. Indem ich vor einer großen Auberge vorbeyging, ſah ich einen Engliſchen Officier, deſſen Anſehen, Wuchs und Phyſionomie mich ſehr frappirten. Unwillkührlich blieb ich ſtehen: in dieſer edlen Phyſionomie glaubte ich unverkennbare Züge von Herzensgüte und Wohlwollen zu erblicken. Ich fühlte mich zu ihm hingezogen; weder Vorſichtlichkeit, noch Beobachtung des Wohlſtandes, hielt mich zurück. Ich erzählte ihm meine Geſchichte, ſagte ihm, was ich willens wäre, bat ihn, ein Tröpfchen Troſt in meine Seele zu gießen, und mir aus der Fülle ſeiner Erfahrung zu rathen. O wie freute ich mich, als ich ſah, daß meine ſonderbare Dreiſtigkeit, meine Zuverſicht ihn gewundert, aber nicht beleidigt hatte!“

„Sie wollen alſo, verſetzte er, Europa verlaſſen, um
„die Unglücksfälle zu vergeſſen, die Sie dort betroffen haben?
„Gehn Sie hin, wohin Sie wollen, Sie finden da
„Menſchen; ich denke nicht beſſer, als Sie, vom menſchlichen
„Geſchlecht! Doch kenne ich eine neue Geſellſchaft,
„in deren Schooß ich ſieben Jahre meines Lebens zugebracht
„habe; ſie war nicht ſo verderbt als die Europäer, und
„folglich auch nicht ſo unglücklich. Ich habe dort Bruderliebe
„und Freundſchaft genoſſen. Ich halte dieſe Menſchen
„für glücklicher als uns, weil ſie weniger zahlreich ſind:
„nur kann ich freylich nicht vorherſehen, wie lange alles in
„demſelben Zuſtande bleiben werde. Indeſſen, ehe man zu
„ihnen geht, muß man allerdings ſie vorher kennen. Es
„iſt kein Land, wo ſich groſſes Glück machen läßt: will
„man da fortkommen, ſo laſſe man vor allen Dingen die
„Menge von Vorurtheilen zurück, die man unvermeidlich
„annimmt, wenn man in einem Staate lebt, der, wie
„Ihr verlaſſenes Vaterland, auf Lehnsverbindung und
„Militär gegründet iſt. Sagen Sie mir, können ſie mit
„eins aufhören zu ſeyn, was ſie waren? Können Sie das
„ſeltſame Gewebe von Meinungen von ſich werfen, die
„von Kindheit an Ihrem Geiſt eine falſche Richtung gaben?
„Kann ich's auch nicht, war meine Antwort,
„ſo wünſch' ich es doch von Grund des Herzens. Ich
„habe ſo mannigfaltiges Elend als Augenzeuge geſehen,
„habe ſo tief über die Quellen nachgedacht, aus welchen ich
„es herleite! Komme ich jemals in ein Land, wo die Urſachen
„ſolcher Plagen ſeltener ſind, ſo dank' ich meinem
„Looſe. Bey Gott beſchwör' ich Sie, machen Sie einen
„neuen Menſchen aus mir! Jede irrige Vorſtellung, jeder
„Wahn ſey abgeſchworen! Erleichtern Sie durch Ihre Einſichten,
„durch Ihren Rath einem Unglücklichen die Trennung
„von Europa, das ſeiner nicht bedarf."

„Sie ſind unſerer Sprache ziemlich mächtig, erwiederte er, und das freut mich; es iſt wahrer Gewinn für Sie: außerdem wüßte ich nicht, ob ich Ihnen zu der Reiſe nach jenem neuen Lande rathen möchte, wo man keine andere ſpricht. Hören Sie alſo meinen Rath. Fliehen ſie die Städte jenes neuen Landes; ſie gleichen denen in Europa zu ſehr. Ihr Augenmerk ſey der Ackerbau: dies iſt die edelſte, die beruhigendſte Beſchäftigung, zumal wenn man ſein eigenes Feld ohne Zehnden und Zinſen baut. Der Pflug ſey Ihnen ehrwürdig; er iſt das erſte Werkzeug, ſo wie das Ackern die erſte Kunſt. Ehren und lieben Sie diejenigen, die ihn lenken; ſie machten jene Kunſt zu dem, was ſie iſt. Ueberlegen Sie lange vorher, ehe Sie irgend ein Project ausführen. Sie beſitzen nach Ihrer Angabe 574 Guineen; widmen Sie einen Theil davon zu einer Reiſe durch verſchiedene Gegenden und Provinzen. Die Gaſtfreyheit macht dort das Reiſen weniger koſtbar als in Europa: ein gutes Pferd, ein halb dutzend Hemden, ein Ueberrock, ein Paar Stiefeln und einige Empfehlungsſchreiben, mehr brauchen Sie nicht, um das feſte Land zu bereiſen. So wie Ihnen die Sprache geläufiger werden wird, erhalten Sie auch mehr Freunde, und in jedem Hauſe, wo ſie verweilen, mehr Unterricht und Aufklärung. Die Einwohner beſitzen gute Kenntniſſe vom Ackerbau, vom Preiſe der Landesproducte, von ihren Geſetzen, und von ihrer Verfaſſung. Haben Sie dieſe Reihe von Beobachtungen gemacht, dann wählen Sie ſich endlich einen Wohnſitz, wo Ihnen das Klima und die Producte am beſten gefallen. Aber, noch einmal! Ihre Reiſekoſten ſind verloren, Sie bereiten ſich ſelbſt Kummer und Kränkungen in Menge, wofern Sie nicht dieſes neue Ideenſyſtem annehmen. Schämen Sie ſich nicht Ihrer Hände Arbeit: das Vermögen, ſie zu gebrauchen, ward unſer erſtes Erbtheil. So ſchimpflich hier

„das Arbeiten iſt, ſo ſchimpflich iſt dort das Nichtsthun.
„Das Wort Schande verbinde ſich künftig in Ihrer Gedankenreihe
„blos mit ſchlechten Handlungen und Müßiggang.
„So bald Sie dorthin kommen, ſo erkennen Sie
„keinen andern Vorzug von Menſchen als obrigkeitliche
„Würde, Verdienſte, nützliche Talente und Fleiß. Betrachten
„Sie Alle als gleich von Geburt. Ziehen Sie den
„Handwerksmann, den Sie gedungen haben, ohne Widerwillen
„an Ihren Tiſch, und arbeiten Sie mit ihm, ſo
„behandeln Sie ihn als Ihren Mitarbeiter; auf ſolche Art
„entſchädigt ſüße Gleichheit für Unterſchied des Standes.
„Seyn Sie geſprächig, ſeyn Sie freundlich; drücken Sie
„Jedem die Hand, auch ſogar einem guten, ehrlichen Neger;
„ſeyn Sie mäßig, arbeitſam und ihren Vorſätzen
„treu. Lernen Sie durch eigene Erfahrung die verſchiedenen
„Zweige von Localinduſtrie, die Sie faſt in allen Familien
„wahrnehmen werden. Haben Sie Ehrfurcht für
„die Regierung und für die Geſetze; die letztern ſind ſo
„ſanft, daß derjenige, der ſie übertritt, doppelt ſtrafbar wird.
„Fliehen Sie Trunkenheit und Proceſſe. Wenn Sie dieſes
„neue Syſtem von Ideen, und dieſe neue Lebensart befolgen,
„dann ſind Sie moraliſch gewiß, eine gute Pflanzung
„zu bekommen und ihren Werth immer noch zu erhöhen.
„Ihr Fleiß, Ihr freundliches Betragen werden Ihnen
„die Achtung, die Freundſchaft, den Beyſtand Ihrer
„Nachbaren gewinnen. Als Frucht und Lohn Ihrer ſauern
„Arbeit erwartet ſie ein gemächliches Auskommen ohne Reichthum,
„Friede mit Ihrem Gewiſſen ohne geheime Vorwürfe,
„glücklicher Ueberfluß ohne Gefahr des Luxus, und
„Freyheit ohne Beſorgniß von Bürgerkrieg. Kann der
„junge Advokat aus Dresden eine ſolche Verwandlung leiden,
„ſo wird es ihn nicht gereuen, den Actenſtaub und die
„Winkelzüge der Schikane gegen die Wälder, den Pflug
„und das ſtrenge Feld in Nord Amerika vertauſcht zu haben.“

Ich landete hier vor ungefähr ſechs Wochen; jetzt erwarte ich den Frühling, um das Land der **Mohawke**, wovon ich viel gehört habe, zu beſehen.

Der Franzos.

In Frankreich iſt es ſchon ſeit vielen Jahren ein Verbrechen, wenn man ſich nicht zu der Religion des Staats bekennt. Zuweilen ſchützt uns Nachſicht unſerer Könige, fromme Stimmung der Geiſtlichkeit, oder Fortſchritt der Aufklärung gegen die Wuth der Intoleranz; zu andern Zeiten hängt das Schwerd der Geſetze drohend über unſern Häuptern. Mein Vater kam, nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Ireland, nach Frankreich zurück, heyrathete, und legte eine beträchtliche Tuchfabrik an. Vor ſieben Jahren überließ er uns den ganzen Betrieb der Handlung, und beſchäftigte ſich blos mit dem Anbau dürrer, unfruchtbarer Ländereyen, die er gekauft hatte. Er unternahm und bewürkte dieſes Wunder von Induſtrie durch Brunnen, die ihm das Wäſſern erleichterten. Die Bäume, die er gepflanzt hatte, fingen ſchon an durch ihren Schatten Kühle zu verbreiten, und das Grün hervorzulocken. Wir lebten nach den Geſetzen; der Himmel ſchien unſere Arbeit zu ſeegnen. Indeſſen hörten wir, daß viele unſerer Brüder in entfernten Gegenden, ich weiß nicht warum, ſeit 1743 ſehr ſtreng verfolgt worden wären. Vor etwa zwey Jahren näherte ſich der Sturm auch unſern Gegenden; wir mußten jeden Augenblick beſorgen, unſere Weiber und Kinder uns entriſſen und in Klöſter eingeſperrt zu ſehen. Lieber entſchloſſen wir uns alles aufzugeben, als uns einem ſolchen Elende auszuſetzen. In dieſer Abſicht verwandelten wir heimlich einen Theil unſrer Waaren in Wechſel, verließen unſere Wohnungen, unſere Ländereyen, unſere Fabrikgebäude, und flohen nach —, wo wir zum Glück ein Schiff fanden, das eben nach **Dublin** abſegeln wollte. Meiarme Mutter unterlag dem Kummer, und beynahe wäre ihr mein Vater in's Grab nachgefolgt. Kaum waren wir in's Land geſtiegen, ſo kam ſchon die gutmüthige Gaſtfreyheit der Irelånder unſern dringendſten Bedürfniſſen zuvor. Verſchiedene der vornehmſten Einwohner der Stadt beſuchten uns, bemühten ſich uns zu tröſten, und unſer Leiden zu verſüßen, indem ſie uns ein zweytes Vaterland anboten. In wenig Tagen ſahen wir uns von Irelåndern umgeben, die von Franzoſen abſtammten, deren Voråltern, ſo wie wir, aus eben der Urſache aus Frankreich waren vertrieben worden. Allein mein Vater, deſſen Geſundheit ſehr geſchwåcht war, vermißte dennoch nur zu oft unſern vormahligen Aufenthalt und die Freyſtätte, die er ſich dort für ſein Alter auserſehen hatte. Endlich erhielten wir, durch den Beyſtand unſerer Freunde, die Pachtung eines ziemlich beträchtlichen Gutes in der Gegend von **Waterford** auf ſechsundſechzig Jahre. Ich aber entſchloß mich, mein Fortkommen zu **Plaiſance** auf Terre Neuve, wo ich ſchon Bekanntſchaften hatte, zu ſuchen. Mein Vater billigte mein Vorhaben, und gab mir dazu, nebſt ſeinem Seegen, 687 Guineen, als meinen Antheil an dem Ueberreſte unſers Vermögens. Ich war noch gar nicht lange dort, ſo merkte ich ſchon, daß die ewigen Nebel, die kalte Temperatur des ungewohnten Klimas, das Toben der Winde und der Wellen, und die ekelhafte Zubereitung des Stockfiſches ſich gar nicht mit meinem Geſchmacke vertrügen. Ich ſehnte mich nach einem andern Etabliſſement, als man mir von einem Schiffe ſagte, welches mit Lebensmitteln befrachtet von **New-York** gekommen ſey. Ich ging an Bord, und wie ſehr wunderte ich mich nicht, als ich da die ſchönſten Geſchenke, die **Ceres** und **Pomona** geben, beyſammen fand!

„Alle dieſe Producte, fragte ich den Capitån, wachſen „wohl im Ueberfluſſe in dem Lande, von dem Sie herkommen?

„men? — Ja, verſetzte er, wie Sie aus dem erſten Einkauf ſehen können; er gab mir die Factur davon. Es iſt alſo ein fruchtbares Land? — Im Durchſchnitt, ja! doch giebt es, wie ſonſt überall, mehr oder minder fruchtbare Gegenden. — Wie werden die Fremden bey Ihnen aufgenommen? — Sehr gut; es iſt ein Land für jedermann, und eben nur dadurch bevölkert es ſich von Tag zu Tage immer mehr, wiewohl wir gegenwärtig ſchon eine hinreichende Bevölkerung haben, um die Zahl unſerer Einwohner in zwanzig Jahren verdoppelt zu ſehen. Nur muß ein Fremder Kenntniß der Sprache mitbringen, er muß ein Handwerk oder eine nützliche Profeſſion verſtehn, oder Geld haben, um ſich eine Pflanzung nebſt dem nöthigen Viehe zu kaufen. Hat er weiter nichts als ſeinen Arm, ſo arbeitet er für Andere, entweder bey den Pflanzern auf dem Lande, oder bey den Handwerkern in der Stadt, oder auch auf den Schiffswerften. Er wird bald inne werden, daß ihm ſein Fleiß weit mehr einbringen wird als in Europa, und daß er vollkommen ſo beköſtigt *) und behandelt werden wird, wie diejenigen, die ihn brauchen. — Aber ich bin ein Franzos; wird man mich wohl während dieſes unſeeligen Kriegs dort aufnehmen wollen? — Warum nicht? Reden Sie nicht unſere Sprache? Kommen Sie nicht aus **Ireland** und von **Terre-Neuve**? Und wenn man erfährt, daß Sie in Ihrem Vaterlande verfolgt worden ſind, wird man Sie noch mehr bedauern. In **New York**, in **Philadelphia** und in **New Yerſey** werden Sie noch Söhne und Enkel Ihrer ehemaligen Landsleute antreffen, die ſich da während der Religionsunruhen in Ihrem Vaterlande niedergelaſſen haben. — Was gilt wohl die Länderey nach einem Mittelpreiſe? — Ihr Werth richtet ſich nach ihrer

---

*) Alle Klaſſen der Einwohner von New-York eſſen einerley Art Brod.

„rer Fruchtbarkeit, nach der Volksmenge der Gegend, nach der nahen Lage an ſchiffbaren Flüſſen, nach der geringern Entferung von den Städten, nach der Güte der Speicher, der Häuſer und Gärten, die ſich bey den Pflanzungen bebefinden. Im Durchſchnitt genommen, glaube ich, man könne in **New-Yerſey** völlig eingerichtete Pflanzungen von fünf bis zwanzig Pfund vom Acker kaufen. Ein Nachbar von mir kaufte neulich für fünfhundert Pfund eine ſehr ſchöne Pflanzung von ſiebenundfunfzig Aeckern, zu welcher ein recht artiges Haus, ein Speicher, ſieben Ackerwieſen, und ein Obſtgarten von einem Acker gehörten. — Ihre Belehrung macht mir viel Vergnügen. Nun noch eine doppelte Bitte. Die eine um Ueberfarth nach **New York** auf ihrem Schiffe; die andere um Ihren guten Rath, wenn ich dort bin. — Sehr gern! aber ich bin mehr Seemann als Pflanzer; meine Frau beſorgt eigentlich unſere Pflanzung in der Nachbarſchaft von **Elizabeth-Town**; wenn Sie unter unſerm Dache wohnen, ſoll ſie Ihnen alles ſagen, was ſie weiß.“

Nach der Anweiſung dieſer guten fleißigen Amerikanerin habe ich **Maryland**, **Virginien**, und einen Theil **Penſylvanien's** bereiſet. Welche herrliche Länder, und ich wußte nichts von ihrem Daſeyn! Ueberall fand ich Gaſtfreyheit und guten Rath; überall Menſchen voll heller Einſicht in ihrem Stande; überall Reinlichkeit, Anſtand und eine ganz ausgezeichnete Vollkommenheit in allem, was nützlich iſt, in öffentlichen und Privat Fuhrwerken, in Mühlen, Pflug, Werkzeugen, Hausrath, im Bau der Häuſer u. ſ. w.

Welch ein Glück für mich, daß ich die Landesſprache gelernt hatte! Was hätt' ich ohne die Kenntniß derſelben angefangen? Sie iſt der Schlüſſel, der alle Thüren und alle Herzen aufſchließt. Man hat mir ſo viel von der vortheilhaften Lage des Landes zwiſchen dem See **Oneida**, den

Quellen der Suſquehannah und dem Fluſſe der Mohawks geſagt, man hat mir die Fruchtbarkeit des Bodens und die Reinigkeit des Klimas ſo ſehr gerühmt, daß ich mir vorgenommen habe, dieſes ſchöne Land zu bereiſen, ehe ich mir einen feſten Wohnſitz wähle. Ich will nach **Albany**, **Shoharry**, **Cherry-Valley** und den **Teutſchen Ebenen**; *) von da bis an die beyden ſchönen Seen **Caniaderagé** und **Otſegé**, aus welchen die beyden Hauptquellen der **Suſquehannah** ohne Waſſerfall hervorfließen. Gewiß, eine ſehr vortheilhafte Communication für die künftigen Anbauer dieſes großen Landes, wenn man von dieſen beyden Seen bis an's Meer, in der Nachbarſchaft von Baltimore, ohne Unterbrechung, über hundertunddreißig Meilen wird fahren können. **) — Ich warte jetzt, wie Sie, meine Herren, auf die Wiederkunft des Frühlings.

Der Engländer.

Ich bin das neunte Kind eines Pfarrers in Wales, der nur ſiebenundvierzig Pfund jährlich, und ein kleines Gütchen in Pacht hatte. Er unterrichtete uns ſelbſt im Schreiben und Rechnen, im Latein und Franzöſiſchen. In meinem ſechszehnten Jahre wurde ich nach London geſchickt, und kam auf das Comtoir des Herrn P. W., eines berühmten Banquiers. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie einförmig und traurig mir dieſe neue ſitzende Lebensart vorkam. Wie oft, wenn ich an meinem Schreibtiſch gefeſſelt ſaß, vermißte ich nicht unſere hohen Berge, unſere ſteilen Felſen, die reine Luft, die ich dort eingeathmet, ja ſogar

die

*) German Flats.

) Wenn der Canal von 21 M., den man jetzt in **Maryland gräbt, fertig iſt, wird man die **Suſquehannah** hinauf, bis an ihre beyden Hauptquellen, und hinabfahren können.

die Winde, mit welchen ich ſo oft gekämpft hatte! Unter der beſtändigen Anſtrengung litt meine Geſundheit ſo ſehr, daß ich zweymal in der Woche die Erlaubniß erhielt, einen Tag auf dem Landgute des Herrn P. W., eine Meile von Islington, zubringen zu dürfen.

So wie ich Landluſt einzog, fühlte ich mich wie neu geboren. Einsmal, auf einem Spatziergange, führte mich das Ungefähr nach einem Stücke Feld, das mit einer ſchönen Dornenhecke umzäunt war; ein Mann ackerte darauf; ich näherte mich ihm. Die Schönheit ſeiner Pferde, die Reinlichkeit ſeines Geſchirrs, der ſchöne Bau ſeines Pflugs, alles das fiel mir auf, weil ich ſo etwas in meinem Vaterlande nicht geſehen hatte. Daß ich es ſah, wurde für mich gleichſam der Keim von tauſend neuen Vorſtellungen. Die Geſichtsfarbe, die Kleidung, das ganze Anſehen des Arbeiters verrieth einen Mann, den ſein Fleiß und ſein Acker hinlänglich nährten, der nichts ſchuldig war, und der unter dem Schutz der Geſetze ruhig lebte. — Freund, ſagt' ich zu ihm, iſt dieſes ſchöne Feld, das Ihr ackert, Euer Eigenthum? — Ja! verſetzt' er, mein Vater gab es mir im erſten Jahre meiner Verheyrathung, nebſt jenem Hauſe und allem, was um daſſelbe herum liegt. — Ich beſprach mich lange mit ihm über den Ertrag ſeines Guts in der Nachbarſchaft der Hauptſtadt, über ſeine Induſtrie, ſeine Arbeit, ſeine verſchiedenen Erndten, über ſeine Kenntniſſe von der Landwirthſchaft u. ſ. w.

Nur zu bald erinnerte mich die Annäherung der Nacht an die Rückkehr nach London. Unterwegs ſann ich demjenigen nach, was ich geſehn und gehört hatte. Schon damals getraute ich mir den Gedanken zu faſſen, einſt ein Stück Feld zu bauen, das ich mein nennen könnte. Comtoir, Federn, Schreiberey, Rechnen, Gewicht und Werth des Goldes, wie traurig kam mir das alles vor, wie wenig gemacht für einen Menſchen; in deſſen Adern Glut der Jugend ſtrömt!

Fünf Tage darauf eilte ich wieder in's Freye, und zu meinem biedern Landmann. Sobald er mich erblickte, rufte er mich, und lud mich zu ſich ein. Er bewohnte ein vorzüglich reinliches und bequemes Haus, wie faſt alle Engliſchen Pächter. Nachdem er mich mit ſeiner Frau und mit ſeinen Kindern bekannt gemacht hatte, beſahen wir ſeinen Hof, ſeinen Speicher, ſein Feld und ſeine Erndten.

„Wie glücklich ſeyd Ihr doch, ſagt' ich zu ihm, daß ihr einen ſo vortheilhaften Landbau mit der Simplicität der Sitten verbindet, die ich in den entfernteſten Gegenden wahrgenommen habe! Was gäb' ich nicht darum, könnte ich meine Feder, mein Rechnen und alle meine Hofnungen gegen den Beſitz eines ſolchen Guts vertauſchen! — Sie ſehn die Sache nur von ihrer ſchönen Seite an, gab er zur Antwort; es koſtet mir oft ſehr ſaure Arbeit, mein Land fruchtbar zu machen, meine Kräfte erſchöpfen ſich dabey, und oft muß ich meinen Schlaf aufopfern. Bey unſerm Gewerbe muß man alles ſelbſt thun können, und es recht thun; niemals darf man einen Augenblick Vergnügen dieſem oder jenen nothwendigen Geſchäfte vorziehn. Fragen Sie meine Frau: ſie wird Ihnen ſagen, wie viel Thätigkeit, Wachſamkeit und Fleiß wir von Anfang bis zu Ende des Jahrs auf den Anbau unſers Gutes wenden. Sie wird Ihnen ſagen, wie wichtig uns der kleinſte Umſtand, die kleinſte Verrichtung iſt. Und dann haben wir Fröſte, üble Witterung, Inſecten und Vögel. Es giebt wohl kein Gewerbe auf der Welt, das nicht, wie das unſrige, einen beträchtlichen Zuſatz von Ungemach haben ſollte. Was mich betrifft, ſo weiß ich nichts anders als ackern und ſäen; dabey bin ich zufrieden und glücklich. Aber wie gut ſchläft ſich's auch, wenn man müde vom Arbeiten iſt! Wie ſanft und ſüß iſt nicht die Ruhe,

„dieſer Segen des Himmels, wenn man des Tages Laſt
„und Hitze getragen hat! Welch eine Freude, wenn wir,
„meine Frau und ich, an unſrer Hausthüre ſitzen, und
„ſehen, wie's bey ſchwülem Wetter regnet, und uns wun-
„dern, wie ſich aller Regen in Aepfel, Körner und Gar-
„tengewächſe verwandelt! — Wollte der Himmel, unter-
„brach ich ihn, daß ich auch zu dieſer Lebensart beſtimmt
„wäre! — Wie, ein ſo anſehnlicher Rechnungsverſtän-
„diger, wie Sie ſind, würde ſich nicht ſchämen zu ackern?
„— Sollte ich mich wohl der erſten, der edelſten Be-
„ſchäftigung ſchämen, des unſchuldigſten Gebrauchs meiner
„Kräfte? wahrlich nein! — Sie haben alſo große Luſt zum
„Ackerbau? — Ob ich die habe! Nun ſo machen
„Sie's wie mein Bruder: dieſer ging vor elf Jahren nach
„Penſylvanien, und kaufte ſich dort in der Grafſchaft
„Lancaſter eine ſehr gut angelegte Pflanzung von drey-
„hundert Ackern, für dreytauſend Pfund. Er ſchreibt
„mir alle Jahre, und meldet mir, er lebe da ſehr glücklich,
„und ſein Feld gebe ihm ſeine Auslage reichlich wieder. —
„Unterdeſſen, erwiederte ich, bis ich ſo reich werde, laßt
„mich immer von Zeit zu Zeit hierher kommen, um von
„Euren ländlichen Tugenden und von Eurer thätigen und
„aufgeklärten Induſtrie zu lernen. — Glauben Sie, war
„ſeine Antwort, daß bey uns etwas Gutes anzutreffen ſey,
„was Nachahmung verdiene, ſo kommen Sie, wenn Sie
„wollen; ich will Ihnen die kleinſten Umſtände von dem
„ſagen, was Sie mein Glück und meine Induſtrie nennen!
„nur täuſchen Sie ſich nicht! Meine Frau und meine Kinder
„kommen dabey ſehr in Betrachtung. Länger als zwey
„Jahre hernach entdeckte ich dem Herrn P. W. meinen
„Plan. Er billigte ihn, erlaubte mir, meine Stelle auf
„ſeinem Comtoir für dreyhundert Guineen abzutreten, und
„fügte noch ein ſehr anſehnliches Geſchenk hinzu. Ich ging
„noch einmal nach Wales, um Abſchied von meinem Vater

„zu nehmen, und bald darauf war ich in Norfolk in „Virginien. Seitdem habe ich das Thal Shanandoe, „weſtlich vom blauen Gebirge durchſtrichen, und bin durch „Maryland, die Penſylvanien und New-Yerſey „zurückgekommen. Wie Sie, meine Herren, erwarte ich „jezt den Frühling, um die Gegenden zwiſchen Albany und „dem See Ontario zu beſehen.

Der Schottländer.

Ich komme von Bernera, im nordweſtlichen Theile Schottlands, zwiſchen den Seen Durich und Deurn. Unſer Klima vereitelt alle Bemühung des Landmannes; der Frühling iſt trocken und kalt; der Sommer dürre und kurz; der Herbſt fängt ſchon im Auguſt an; der Winter iſt lang und eine beſtändige Reihe von Stürmen. Während dieſer ſchauerlichten Jahreszeit iſt alle Communication mit dem niedrigen Theile Schottlands gänzlich abgebrochen. Die Schiffahrt an unſern Küſten iſt langwierig, beſchwerlich und gefahrvoll. Außer dieſer niederſchlagenden Unfreundlichkeit der Natur, fühlen wir noch die drückende Oberherrſchaft unſerer Großen, die unterdeſſen in **London** und **Edinburg** alle Vergnügungen dieſer Hauptſtädte genießen. Daß wir ſie bezahlen könnten, daran iſt nicht zu denken; wir ſehn uns vielmehr ſehr oft, während unſerer langen und rauhen Winter, allen Schreckniſſen des Hungers ausgeſetzt. Die Bewohner gemäßigterer Gegenden kennen ſehr wenig das Maaß unſers Elends und alles deſſen, was uns verſagt iſt. Nun wundre man ſich noch, wenn wir alle Mittel aufſuchen, ein Land und ein Klima zu verlaſſen, das ſich ſo wenig für Menſchen ſchickt.

Einsmal, als wir mit Heringfiſchen beſchäftigt waren, ankerte ein Engliſcher Coriar, der uns Branntewein und Zwieback für unſere Fiſche gab. Der Capitain, der ſah, daß ich jung und ſtark war, that mir den Antrag, an den

Gefahren und an den Vortheilen einer Streiferey, die er unternehmen wollte, Theil zu nehmen. Aeußerſt dürftig, beynahe nackt, wie ich war, nahm ich ſein Erbieten mit Freuden an. Wir machten in Zeit von drey Monaten fünf beträchtliche Priſen; mit einer derſelben wurde ich nach **Liverpool** geſchickt, wo auch unſer Schiff nach einigen Monaten anlegte. Mein Antheil an allen dieſen Priſen betrug fünfhundert Guineen. Welch eine Summe für einen Menſchen in der äußerſten Dürftigkeit! Ich wußte nicht, welchen Gebrauch ich davon machen ſollte. In dieſer Verlegenheit befragte ich darüber verſchiedene Perſonen; unter andern auch einen Quaker, der bey allen Einwohnern der Stadt in großer Achtung ſtand.

„Vor allen Dingen, gab er mir zur Antwort, mußt
„du mir verſprechen, deinen Corſaren zu verlaſſen, und
„dieſer ungerechten und ſtrafbaren Lebensart auf immer zu
„entſagen. Warnte dich denn niemals dein Gewiſſen,
„wenn du dich fremden Gutes bemächtigteſt? — Ich
„macht' es wie die Andern, verſetzte ich; das Ungefähr
„brachte mich auf dieſen Weg; ich war arm und litt Hun-
„ger, was ſollt' ich ſonſt thun? Indeſſen, ich verſpreche,
„das Schiff nie wieder zu beſteigen, wenn ich nur ein an-
„deres Mittel vor mir ſehe, wie ich mein Brod durch Ar-
„beit und Fleiß verdienen kann. Aber wie? wenn es nun
„ungerecht und ſtrafbar ſeyn ſoll, ſich des Gutes der
„Feinde zu bemächtigen, warum autoriſirt denn die Re-
„gierung die Streifereyen der Corſaren? — Das iſt zu
„verwundern, aber deswegen nicht minder ungerecht; ein
„Beweis von mangelhafter Einſicht ſowohl der Regierung,
„als der benachbarten Nationen; Ueberreſte unſerer alten
„Barbarey, unſerer vormaligen Art Krieg zu führen.
„Schon ſchlimm genug für das menſchliche Geſchlecht,
„daß feindliche Flotten ſich begegnen und herumſchießen;
„ſchreckliche Würkung ſeiner Kühnheit und ſeiner Rachſucht.

„Daß aber eigene Schiffe zur Seeräuberey ausgerüſtet werden,
„das befremdet mich von Chriſtlichen Nationen, und
„kränkt mich tief. Handelsſchiffe ſollten, wie der Landmann,
„gegen die Raubſucht der Soldaten geſichert ſeyn.
„Wenn nur die Könige wollten, ſo hätten wir immer Frieden;
„ſind nicht alle Menſchen Brüder? Ich wundere
„mich über dieſe Grundſätze; ich habe noch nie dergleichen
„in meiner Vaterſtadt gehört; fahren Sie fort, meine
„Begriffe aufzuklären. Zeigen Sie mir einen Weg, wie
„ich leben kann, ohne meinen Nebenmenſchen zu ſchaden.
„Funfzehnhundert Meilen von hier liegt ein unentdecktes,
„großes und feſtes Land, das für Millionen
„Einwohner Raum hat: dort kann der Menſch von den
„Früchten ſeiner Arbeit leben, wenn er den Acker baut.
„Haſt du nie von Virginien gehört, oder von Penſylvanien
„u. ſ. w.? — Nein, wir kennen in unſerm armſeligen
„Lande weiter nichts als die Namen der hohen Berge um
„uns her, und die Zeit, wenn die Fiſche ankommen, von
„welchen wir im Sommer leben. Gab' es wohl noch eine
„Gegend in der Welt, wo ich etliche Acker Land beſitzen
„und ruhig bauen könnte, ohne von habſüchtigen, hartherzigen
„Herren abzuhängen? — Ja, Freund; ich will
„dir einen ſolchen Ort nennen, wo du, mit Gottesfurcht,
„Ehrerbietung gegen die Geſetze, Nächſtenliebe und Betriebſamkeit
„etwas beſitzen kannſt, wo du ein Stückchen
„Feld und ein Haus haben kannſt, das dir gehört, wo
„du für dich und die Deinigen wirſt arbeiten können. —
„Geſegnet ſey mir dies Land! Wo liegt es? ich will hin.
„Wie iſt dort der Winter, der Boden, was bringt es hervor?
„— Der Boden iſt gut; die Producte beſtehen aus
„Gartengewächſen aller Art, Getraide, Futter, Vieh, u.
„ſ. w. Der Winter iſt zwar lang, mit vielem Schnee, aber
„dennoch wohlthätig, weil der Schnee die Saat bedeckt,
„und ſowohl das Reiſen als auch die Verführung des Nö-

„thigſten erleichtert. Noch mehr! Der Winter iſt ſogar „die Zeit der Vergnügungen für die Einwohner. Wenn „du dort biſt, ſo ſey mäßig, fleißig und ſtandhaft. Halte „erſt eine Lehre aus; verdinge dich auf ein oder zwey „Jahre bey einem angeſehenen Pflanzer; du wirſt bey ihm „alles lernen, was dir gründlich zu wiſſen nöthig iſt. „Dergleichen Kenntniſſe ſind denjenigen, die Ländereyen be„ſitzen und anbauen wollen, wichtig und unentbehrlich. „Thue nichts, als nach dem Rathe der guten Menſchen, „die du dort finden wirſt. So werden dir dein Ruf, deine „Mäßigkeit, deine Arbeitſamkeit die Achtung deiner Nach„barn erwerben; und dieſe iſt wahrlich viel werth. Sie „werden dir in allen deinen ſchweren Unternehmungen be„hülflich ſeyn, und du wirſt ihnen wieder helfen. Sey „mäßig in allen deinen Entwürfen. Die Leichtigkeit, viel „Ländereyen anzukaufen, darf dich nicht verführen, wie es „den Europäern ſo häufig widerfährt; funfzig gehörig be„arbeitete Aecker tragen mehr ein, als hundert, die man nur „obenhin bebaut. Glaub' einem Mann, der ſiebenund„zwanzig Jahre dort zugebracht hat. Mach' es wie unſere „Brüder; ſie pflegen nur die Hälfte ihres Capitals in „Ländereyen anzulegen; für die andre kaufen ſie Pferde, „Zugvieh und Ackergeräth; was übrig bleibt, leihen ſie „gegen landübliche Intreſſen aus, um einen Nothpfennig „bey Feuerſchaden oder andern Unglücksfällen zu behalten. „Ich will dich meinen Freunden in Philadelphia empfeh„len; glaube ihnen alles, was ſie dir ſagen werden; ihre „Anweiſung ſey dein Compaß. — Könnte ihr guter und „weiſer Rath geſchätzt werden, ich böte ihnen gern die „Hälfte von allem, was ich habe, zum Danke dafür, daß „ſie mich ſo gut belehrten, wie ich das Uebrige genießen „ſoll. — Tugendhafter, würdiger Freund, der heutige Tag ſoll „mir immer heilig bleiben. Ich entſage noch einmal durch „Schwur allen irrigen Meinungen, die ich von Bernera

„mit

„mitgebracht habe. Ihre Grundſätze ſollen künftig meine „einzigen Führer auf dem Wege ſeyn, den Sie mir vorgezeichnet haben. — Möge das höchſte Weſen, der „Vater aller Pflanzer, dich ſegnen und die Arbeiten, die du „dort unternehmen wirſt! — Der Segen eines Mannes, „wie Sie, iſt ein köſtlicher Gewinn; denn ich bin verſichert, der Himmel ſegnet mich durch Ihre Hand.“

Bald darauf beſtieg ich ein Schiff, welches dem guten Quaker gehörte, und im verwichenen November kam ich zu Philadelphia glücklich an. Seine Empfehlungen haben mir viele Freunde verſchafft; und dem Rathe der letztern gemäß, erwarte ich ebenfalls die Rückkehr des Frühlings um die Gegenden nordwärts von Albany zu bereiſen.

Der Irländer.

Meine Geſchichte iſt nur deswegen intereſſant, weil ſie die Geſchichte von drey- bis viermalhunderttauſend meiner unglücklichen Landsleute iſt. Sie haben, wie Sie wiſſen, weder Feld, das ſie ackern, noch Manufacturen, wo ſie arbeiten können. Bey uns giebt es keine Nationalenergie in den Künſten, im Landbau, in der Handlung; *) ein großer Theil meiner Landsleute, der in Müſſiggang und in den niedrigſten Grad der verworfenſten Dürftigkeit verſunken iſt, taugt blos dazu, die öffentliche Sicherheit ſehr oft zu ſtören; daher die aus den Zeitungen ſo berüchtigten Zuſammenrottungen der White-boys, der Shilleliſten u. ſ. w. Würde Ireland mit Klugheit regiert, es könnte eins der reichſten Länder in Europa werden; ſo aber waren wir bisher ein Trabant, der ſich in ſeiner engen Bahn blos zum Beſten des Hauptplaneten, dem er unglücklicherweiſe zu nahe iſt, zu drehen ſcheint. Vor einigen Jahren lan-

---

*) Die Sachen haben ſich ſeit jener Epoche ſehr geändert.

dete ein Oſtindiſch-Compagnieſchiff in dem Hafen **Cork**. Da ich nichts in Irland anzufangen wußte, ſo erhielt ich zu meinem Glück die Erlaubniß, nach **Bengalen** zu gehn. Fünf Jahre litt ich dort alle Beſchwerlichkeiten des heißen Klimas, ſeufzte ich über den Luxus und die Tyranney der Engländer, über das Elend und die Unterjochung der Eingebornen; nach Verlauf dieſer Zeit entſchloß ich mich zur Rückkehr nach Europa. Als wir auf der Inſel **Aſcenſion** landeten, um Schildkröten zu fangen, fanden wir ein Schiff von Philadelphia, welches einen Schleichhandel mit uns anfing. Mir kam dieſer Gedanke von Seiten der Amerikaner zwar gewagt, aber doch ſehr billig und natürlich vor. Iſt es den Coloniſten vortheilhaft, ſagte ich zu mir ſelbſt, ſo weit zu ſeegeln, um die Oſtindiſchen Waaren wohlfeiler als in London zu bekommen, ſo muß es mir eben ſo vortheilhaft ſeyn, wenn ich mit meinem kleinen Haabe auch dorthin wandere. Dieſer Betrachtung folgte der Entſchluß, die Ueberfahrt auf dem Amerikaniſchen Schiffe zu machen: ich erhielt ſie ohne Schwierigkeit, und es ſind nun fünf Vierteljahre, daß ich hier angekommen bin. Nachdem ich meine Waaren abgeſetzt hatte, durchwanderte ich verſchiedene dieſer ſchönen Colonien, blos aus Neugier. Aber bald wurde der Beſitz und der Anbau des Landes für mich ein Gegenſtand der angenehmſten und lehrreichſten Betrachtungen. Es war für mich ein ganz neues Schauſpiel; ich hatte noch nie eine Geſellſchaft geſehen, die ſich ganz dem Landbau gewidmet hatte. Ich ſah, wie ruhig, wie glücklich dieſe guten Pflanzer lebten, und ſo entſtand in mir der Wunſch, beydes mit ihnen theilen zu können. Ich unterſuchte genau und verglich die Summe ihrer Arbeit und ihres Genuſſes, fern von den Gefahren der See, vom Gedränge der Städte, von Betrug und Bankerott: und nun beſchloß ich feſt, mein Glück auf eben denſelben Grund zu bauen. Es iſt nun ein Jahr, daß ich dieſen Entſchluß gefaßt habe. Ich beſitze über 700 Guineen; damit will ich mich in einer Gegend niederlaſſen, deren erhabne Lage mich anziehen wird. Iſt es möglich, ſo verſchaffe ich mir zugleich den Vortheil eine Mahlmühle anzulegen; davon hab' ich Kenntniß, weil ich der Sohn eines armen Ireländiſchen Müllers bin. Uebrigens, m. H., will ich Sie recht gern auf Ihrer Reiſe nach dem Lande des **Mohawks** begleiten.

Der Engländer.

Jeder von uns hat einzelne Züge, einzelne Farbe geliefert; aber das räumen Sie mir ein, das ſonderbare, intereſſante Gemählde ſelbſt verdanken Sie mir. Uebereinſtimmung in Geſchmack, Abſichten und Entwürfen, iſt gewiß eine dauerhafte Grundlage der Vereinigung. Das Schickſal ſcheint uns abſichtlich hieher zuſammengebracht zu haben: laſſen Sie uns ſeinem Winke folgen. Wer ahndet das Gute, das ſich fünf junge, ſtarke, kraftvolle Männer, mit einigem Vorrath an Geld, in einem Lande, wie dieſes hier, wechſelsweiſe leiſten können! Kamen wir nicht in der Abſicht, Land zu kaufen und zu bauen? Nun, ſo laſſen Sie uns dann Eine Gegend wählen, und anſtatt uns einzeln niederzulaſſen, Nachbaren und Freunde werden. Umtauſchung von Rath und That wird alsdann manche Schwierigkeit, die mir treu geſchildert worden iſt, aus dem Wege räumen.

Der Franzos.

Ihr Project hat meinen ganzen Beyfall: aber wie läßt es ſich ausführen, da wir nicht einerley Vermögen beſitzen?

Der Engländer.

So richten wir uns nach den Grundſätzen des guten Quakers von Liverpool, die auf Klugheit und Erfahrung beruhn. Wir kaufen gemeinſchaftlich eine Quadratfläche von dreytauſend Ackern, wodurch wir, nach Landesgebrauch,*) dreytauſend und dreyhundert erhalten. Sechshundert Acker zu beſitzen, ſollte das nicht mehr als genug für unſern Ehrgeitz ſeyn? Ich weiß, daß die neuerlich von den Wilden eingeräumten Ländereyen nicht mehr als ohngefähr einen Piaſter der Acker koſten. Angenommen, unſer kleine Fond beſteht aus vierhundert Guineen, ſo dürfen wir auf den Ankauf nicht mehr als ſechshundert Piaſter wenden, und auch davon iſt nur ein Drittel bey Unterzeichnung des Kontrakts zahlbar, das zweyte Drittel nach drey, und das dritte in ſechs Jahren. Sonach behalten wir die Hälfte unſerer Kapitalien, die jeder nach ſeinem Gutdünken anlegen kann. Da es aber unmöglich iſt, eine lange Reihe der mühſamſten Arbeiten ohne fremden Beyſtand zu unternehmen, ſo erlauben Sie mir zwei Vorſchläge:

1. Jeder von uns nehme einen neuangekommenen Teutſchen, einen ehrlichen, mäßigen, arbeitſamen Mann, auf drey Jahre in ſeine Dienſte. Dieſem Manne geben wir jeder, anſtatt eines Lohns, wenn ſeine Dienſtzeit zu Ende iſt, hundert Acker Land, eine Stute, zwey junge Kühe und drey Schafe; damit die erſten Gefährten unſerer Arbeiten nachher unſere Nachbarn und Freunde werden können.

2. Unter uns gelte die brüderliche Sitte von Umtauſch der Arbeit.*) Hat alsdann Einer von uns einen Speicher

zu

---

*) Die Regierung giebt immer zehn Acker auf hundert zu, weil die Einwohner verbunden ſind, die nöthigen Wege nach der von den Geſetzen beſtimmten Breite zu unterhalten.

*) Wenn ein Amerikaniſcher Pflanzer eine lange und mühſame Arbeit vor hat, welcher ſeine Familie nicht gewachſen iſt, ſo ladet er eine hin-

längzu richten, ein Stück Feld umzureiſſen, Paliſſaden zu hauen, oder auch, wenn er krank iſt, ſo kann er immer auf den Beyſtand von acht Perſonen rechnen.

Der Franzoſe.

Je mehr Sie dieſes neue und anlockende Project zergliedern, deſto leichter ſcheint mir die Ausführung zu ſeyn. Die geheimnißvolle Zuſammenkunft von fünf Perſonen aus ſo verſchiedenen Ländern, ſcheint uns Vorbedeutung glücklicher Tage zu ſeyn. Nur daß der ſchadenfrohe Genius der Menſchen dieſe neue Periode unſers Lebens mit ſeinem verderblichen Einfluß verſchone! Ich geh's gern ein; in Geſellſchaft werde ich dieſe neue Arbeit mit weit mehr Zuverſicht unternehmen, als wenn ich allein in einem Walde von ſechshundert Ackern leben müßte, wäre gleich dieſer Wald mein Eigenthum.

Da aber die Grundlage unſerer Geſellſchaft auf ächter Gottesverehrung und guter Erziehung unſerer Kinder beruhen muß, ſo ſchlage ich vor:

1. Jeder von uns gebe zwanzig Acker Land auf ewig zum Platz für eine Kirche und zur Unterhaltung eines Predigers, der, wie wir, ein guter Pflanzer ſeyn muß;
2. Vierzehn Acker jeder zu einer Schule und für einen Lehrer, der unſere Kinder im Leſen, Schreiben, in der Arithmetik, im Feldmeſſen und in der Schiffarth unterrichten ſoll;

---

längliche Anzahl ſeiner Nachbaren dazu ein. Dieſe werden alsdann reichlich bewirthet; die Amerikanerinnen tragen alsdann das Beſte und Ausgeſuchteſte auf.

Ein Beyſpiel mag das ſogenannte to change Work erläutern. Mein Nachbar verſteht die Ausſaat nicht ſo gut wie ich; er ladet mich ein, es für ihn zu thun, und kömmt zugleich zu mir, um das Geſchäft, das ich eben in Händen hatte, fortzuſetzen.

3. Zehn Acker jeder für einen Schmidt, den wir gleich anfangs brauchen werden. Nach dieſer Vertheilung werden uns noch zweyundzwanzig übrig bleiben, die wir für die Wege abrechnen müſſen. Aber wie machen wir's mit dem Kaufcontract?

Der Teutſche.

Nichts leichters! Er wird im Namen unſer Aller geſchloſſen; alle unterwerfen ſich gleicher Verbindlichkeit zu gleicher Zahlung, und genießen die Vortheile gleichen Kredits. Unmittelbar darauf überlaſſen wir uns wechſelſeitig den fünften Theil von allem, was in die Theilung fällt, und looſen darum, wie es hier zu Lande täglich zu geſchehen pflegt. Lieber Gott, wenn ich daran denke! Wo ſonſt auf dem ganzen Erdboden könnten wir wohl ſechshundert Acker fruchtbares Land finden, und unter dem Schutze gelinder, billiger Geſetze, ohne Zinſen beſitzen und ohne Einſchränkungen anbauen?

Der Irländer.

Ihre Vorſchläge gefallen mir, ich will ſie gern unterſchreiben; nur vorher muß ich eine Bemerkung machen. Ich bin Römiſchkatholiſch; mein Nachbar hier zur Rechten iſt von der Anglikaniſchen Kirche; mein Nachbar zur Linken iſt Lutheriſch; hier der Herr Franzos iſt Kalviniſch; unſer Landsmann aus Schottland iſt ein **Secider** *) und Sie reden von Einer Kirche! Wir müſſen alſo deren fünfe haben, um es Jedem von uns recht zu machen? Wär' es nicht beſſer, wir ſetzten dieſen Theil unſers Plans auf künftige Zeiten aus, um nicht etwa Veranlaſſung zu Streitigkeiten zu geben?

Der

---

*) Eine ſehr ſtrenge Sekte in Schottland.

Der Engländer.

Religionsſtreitigkeiten! Dies Wort macht mich ſchaudern. Wiſſen wir nicht, wie gefährlich ſie ſind? Sahen wir nicht genug traurige Beyſpiele davon in den Ländern, die wir verlaſſen haben, und in der Geſchichte unſerer Väter? Daß doch ja dieſe unſelige Veranlaſſungen zu Zwietracht und Haß in der Entfernung von fünfzehnhundert Meilen im Oſten von uns zurück bleiben mögen! Sind wir nicht in einem Lande brüderlicher Duldung? Wir unterwerfen uns einer neuen Regierung; laſſen Sie uns ihren Geiſt annehmen. Wir kamen hieher, um das Land zu bauen und in Frieden zu leben, nicht um zu diſputiren.

Der Franzos.

Von jetzt an noch lange werden wir den Gott unſrer großen Waldungen nirgends anders anbeten können, als im Heiligthume ſeiner Wohnungen, im Zirkel unſerer Weiber und Kinder, als auf unſern Feldern, wenn wir am Morgen die erſte Furche ziehen, oder die erſte Garbe von unſern Erndten mähen. Von jetzt an noch lange werden wir ihm kein anderes Opfer darzubringen haben, als unſern Dank und die Erſtlinge unſerer Arbeiten. Laſſen Sie uns ſeinen Seegen zu dieſen Arbeiten dadurch verdienen, daß wir Fleiß, Eintracht und Liebe gegen einander verbinden. In unſerer künftigen Lage werden wir keine andere Verehrung für ihn haben. Es ſey alſo feſtgeſetzt, daß die Kirche, die wir zu unſerm Gebrauche bauen wollen, und der wir hundert Acker zum Eigenthume widmen, in das Flurbuch der Grafſchaft nicht unter dem unterſcheidenden Namen irgend einer Sekte, ſondern blos unter dem Namen der chriſtlichen Kirche von . . . eingetragen werden ſoll; und dieſe Kirche ſey dann ein Bet- und Dankhaus für uns und unſere Familien.

Der Schottländer.

Das bin ich wohl, ſehr wohl zufrieden! Ich denke immer, wir werden etwas ganz anders zu thun haben als zu diſputiren; und wo ſollten wir die Zeit dazu finden? Müde und matt von Arbeiten, werden wir ruhig ſchlafen. Sonntags werden wir wechſelsweiſe zuſammenkommen; unſere entfernten Nachbaren werden uns zuweilen beſuchen, über unſern Anbau und über unſere Arbeiten ihr Urtheil fällen, uns belehren und aufmuntern. Werden wir dann wohl an theologiſche Zänkereyen denken? — Friſch, meine Herren! laſſen Sie uns dieſe intereſſante Berathſchlagung ſchließen, ich bin bereit, jeden Artikel unſerer Convention zu unterzeichnen.

Was würde der Alte vom Berge **Chu-cullin** ſagen, ſäh' er mich jetzt im Beſitz von Etwas, mich, der ich noch vor zwey Jahren der dürftigſte von allen Menſchen war! Hörte er zu, wie ich ein großes und nützliches Project, bey dem ich ſelbſt intereſſirt bin, prüfen helfe, im Begriff bin, Mitglied einer neuen Geſellſchaft und Stifter einer neuen Colonie zu werden. Erſtaunlich ſind doch die Fügungen des Schickſals, des Schickſals, das mich von Bernera, aus der kälteſten, unfruchtbarſten Gegend, hierher verſetzt! Geſegnet ſey das Land, wo die Unglücklichen ſchöne Waldungen zur Freyſtatt, fruchtbares Land zum Anbau, und eine gelinde Regierung finden, die ſie zuſammenhält und ſchützt!

Der Engländer.

Ich muß Ihnen noch einige Ideen vorlegen, die zu unſerm Projecte fehlen. Meine Vorſchläge ſind folgende:

1. Wir verheyrathen uns nicht eher als nach unſerer zweyten Erndte, damit wir alle im Stande ſeyn mögen, unſere Weiber gut zu erhalten.

2. Bey der Geburt eines Kindes kommen wir zuſammen, und räumen dem Kindesvater zwei Aecker von ſeinem Lande auf.

3. Wir ſuchen bey der Regierung diejenigen Municipalprivilegien, die mit der Einräumung der Diſtricte verbunden zu ſeyn pflegen;*) z. B. das Recht in fünf Jahren einen Repräſentanten für dieſen Diſtrict an die Ständeverſammlung und an das Conſeil der Oberaufſeher der Grafſchaft (Superviſeurs du C.) einen von uns gewählten Deputirten abzuſchicken, der auf die Erhebung und Verwendung der Auflagen nach dem Gebrauch zu ſehen habe.

4. Wir ſuchen bey der geſetzgebenden Verſammlung dieſer Colonie eine Naturaliſationsacte, die uns zu Bürgern macht, und uns erlaubt, Land anzukaufen und frey zu beſitzen.

Alle verſicherten laut ihren Beyfall.

Der Irelånder.

Meine Phantaſie verſetzt mich ſchon in jene glückliche Zukunft, wo ich, von Frau und Kindern umringt, an der Thüre meines Hauſes ſehen werde, wie meine Wieſen grünen, mein Feld mit Frucht bedeckt iſt, mein Vieh wächſt und ſich vermehrt, mein Garten einen Ueberfluß von Obſt liefert! Und das alles aus einem Boden, der mir gehört, an den Niemand ein Recht hat als die Geſetze, der gegenwärtig nichts iſt als ein weiter, dicker Wald! Was iſt doch die Erde, die hier dem Menſchen ſo viel Würde giebt! Und was iſt doch der Menſch ſelbſt, wenn er, durch die Güte und Gelindigkeit der Geſetze geſchützt und aufgemuntert, auf den Anbau einer Pflanzung von einigem Umfang ſeine ganze Kraft, ſeinen ganzen Scharfſinn anwenden kann!

---

*) Town-ſhip.

Aber welchen Namen geben wir unſerer neuen Ländereyen, die bald ein Diſtrict und Theil einer Grafſchaft werden wird?

Der Teutſche.

Einen Namen geben wir ihr, der immer bleiben wird, als Beweis und Denkmahl des brüderlichen Vertrags, den wir morgen unterzeichnen wollen; den Namen Socialbury. Was meinen Sie dazu, meine Freunde?

Alle legten ihre Pfeiſen auf den Tiſch, und klatſchten Beyfall. Jeder trank auf Geſundheit ſeines Nachbaren, und auf das künftige Wohlergehen von Socialbury.

Der Engländer.

Und nun, ehe wir aus einander gehn, noch den Schwur immer in Frieden und Eintracht zu leben, Zwietracht und Proceſſe als das größte Unglück zu fliehen, das uns treffen könne, unſere Streitigkeiten Schiedsrichtern zu unterwerfen, uns wechſelsweiſe zu helfen, wie es treuen Nachbaren ziemt! Mögten wir den Schutz der Regierung durch unſere Ehrfurcht gegen die Geſetze verdienen, die Achtung unſerer neuen Mitbürger durch Kenntiß von Landwirthſchaft und Fleiß, den Seegen des Himmels durch Gefühl von Dank!

Tags darauf wurde die Convention in ſiebzehn Artikeln abgeſchloſſen, unterzeichnet und gerichtlich beſtätigt.

Die Pflanzung Socialbury *) ward in der Folge ſehr blühend. Im letztern Kriege, der den 13 Staaten die Freyheit gab, iſt ſie faſt ganz zerſtört worden.

---

*) Sie liegt nordweſtlich von der Grafſchaft Albany, im Staat von New-York.

IX.

Fragmente.

Der Rheinfall.

Nach großen Meiſtern, mit Anmerkungen von Füßli.

(Aus deſſen Helvetiſchem Kalender von 1788).

Kaum eine Stunde von Schaffhauſen liegt das Schloß Laufen 1) im Zürcher Gebiete. Der Weg dahin aus gedachter Stadt geht über die bekannte Grubenmanniſche Rheinbrücke, und zieht ſich dann an Weinhügeln allmälig in die Höhe. Aus einem an der glücklichſten Lage angebrachten Gartenhauſe des Obervoigts überſchaut man die reizende Gegend. Schaffhauſen zeigt ſich auf ſeiner vortheilhafteſten Seite, am Fuß einer Reihe fruchtbarer Berge, zwiſchen welchen und den gegenüberſtehenden ein längliches Thal gefaßt iſt. Dieſes durchwandelt der größte der Ströme Helvetiens eine anſehnliche Strecke lang, ſtät und ruhig in ſtiller Größe. So fließt er der Stadt zu, und bringt ziemlich beträchtliche Barken bis zur Gegend der Brücke. Hier fängt ſein Lauf ſchon an reißend und unſicher zu werden, ſo daß man dort alle Schiffe ausladen muß. Bald darauf wendet er ſich zur Linken, und immer reicher an theils verborgenen, theils hervorragenden Klippen, wälzt er ſich nun in mächtigen Strudeln und wildgekräuſten Wellen heran, deren blendendes Weiß mit dem hellen Waſſergrün vieler, noch immer glatt und ſtill fortgleitenden, Stellen auf's lieblichſte abſticht. Etliche kleine Fälle über breite aber niedrige Steinbänke herab, machen gleichſam das Vorſpiel des erhabenen Auftritts, da jetzt der ganze Strom ſeinen Sturz beginnt, und, nämlich durch die fortſchreitende Verengung ſeines Bettes, immer höher angeſchwellt, endlich von einer ſteilen, fünfundſiebenzig Schuh hohen 2) Felswand plötzlich abgeſchnitten, ſo wohl neben, als zwiſchen zwey hoch aufgethürmten Klippen, und über die Trümmer von hundert andern, wüthend und mit einem Gebrauſe herunterſchießt, welches man in einer windſtillen Nacht ſtundenweit hören kann.

Dieſer großen Scene ſo viel möglich nahe zu kommen, ſteigt man über den Fels, auf welchem das Schloß ſteht, zu einem hölzernen Gerüſte herab, welches ſo nahe an den Katarakt – faſt dürfte man ſagen, in denſelben hinein — gebaut iſt, daß in der That kein Standort gelegner, aber auch keiner furchtbarer gewählt werden konnte, von dieſer anſchauernden Erſcheinung den vollen Eindruck zu empfangen. 3) Hier hat der Zuſchauer den Rand des obern Flußbettes nicht hoch über ſeinem Haupte, zu ſeinen Füßen den Abgrund, dem der Strom entgegenſtürzt, und bloß das beſtändig unter ihm bebende Gerüſt bis an die Bruſt zur Scheidewand. Kaum betritt er daſſelbe, ſo wird er über und über von einem feinen Staubregen bedeckt. Nur wenig vor ſich gelehnt, kann er die herabwogende Fluth mit der Hand erreichen. Er vermag ſeinen Gefährten ſein Erſtaunen nur durch Blicke und Gebehrden zu verſtehen zu geben, weil Worte vor dem Donnern des Falls nicht zu hören ſind. Auch läßt ſich wohl mit Worten ſo wenig als mit Farben und Griffel von tauſenden der Dinge nicht eins ausdrücken, wovon ſonſt das Aug' nichts Aehnliches je geſehen, das Ohr niemals vernommen hat, und welche die ſtärkſte Phantaſie ſich unmöglich einbilden kann: jene auf den erſten Anblick auch den kaltblütigſten Beobachter erſchütternde Schnelligkeit, und die unermeßliche Kraft, womit, bald in unendlicher Mannigfaltigkeit von ganz neuen Tönen und Geſtalten, bald in fürchterlich regelmäßigen Wölbungen, Wogen über Wogen ſich walzen, mit einem Eifer und Treiben der nachdrückenden Waſſerhügel, daß alle vor ſich, ſeitwärts und rückwärts ſich ſtoßen; gegen die aus ihrem, ſchon Jahrtauſende geſchlagenen, Bett hervorragende Felſen anprellen; einen derſelben wirklich durchlöchert haben, und beyde vollends einzuſprengen, oder ſich ſelbſt vernichten zu wollen ſcheinen: jener entſetzliche Kampf des immer wieder von unten aufkochenden Abgrunds mit der abwärts drückenden Laſt des ganzen Rheinſtroms, der ſich, ſobald er die Schwelle ſeines obern Betts überſchritten hat, einen Augenblick völlig in ſich ſelbſt zu rollen ſtrebt — dann aber, während dieſes ungeheuern Beginnens, wie von der Hand der Allmacht niedergeſchleudert, und in Staub zermalmt, ſich unter dem ſchrecklichſten Geheul in die unabſehbare Tiefe ſtürzt, die ihn unaufhörlich verſchlingt — aber eben ſo bald ſeine von den untern Waſſern zurückgepeitſchte Fluth, die durch ihren Fall ſelber neue Kräfte gewonnen, wieder brauſend in wirbelnden Wolken ausſpeit, aus denen leichte Nebel emporſteigen, die der Wind in bogigten Streifen nach friedlichern Stellen des weiterhin ſich beſänftigenden Stroms entführt. Bey hellem Wetter ſchmückt die Sonne dieſen immer ſtäubenden Dunſtkreis mit lebhaften Regenbogen, die oft auf das mannigfaltigſte durch einander geſchlungen erſcheinen. 4) Jetzt nach dem Falle giebt das verbreiterte Becken des Rheins ihm Raum, ſich wieder auszudehnen. Allmählig verliert ſich nun ſein Ungeſtüm; ſeine Waſſerberge erniedrigen ſich zu leichtgekräuſten Wellen, welche endlich in eine unbeſchreiblich ſchöne ſanft gehobene Fläche übergehn, und hin und her gauckelnd, wie mit Weile, dem entgegengeſetzten Ufer zugetragen werden.

Wenn man nach dem erſten betäubenden Erſtaunen über dieſes wunderbare Schauſpiel — — das, je länger man ſich dabei verweilt, in ſeinem Maaß und Umfange ſowohl als in ſeinen erhabenen Wirkungen immer größer erſcheint — es nun verſucht, die Zuſammenſetzung deſſelben einigermaßen zu zergliedern: ſo fallen allererſt, zwiſchen dem Schloßberg und dem gegenüberſtehenden Hügel, auf welchem das Dorf Neuhauſen ruht, die beyden mitten aus dem Fall emporragenden Felſen gerade an der Stelle in's Geſicht, wo die herabſtürzenden Fluthen ſich wieder mit dem Fluſſe zu vereinigen den noch eitlen Verſuch machen, und von jenem Gerüſte aus, wo man ſie ganz von der Seite erblickt, ſcheinen ſolche einem nicht ſehr aufmerkſamen Auge nur Eine Maſſe zu ſeyn. 5) Sie zerſtücken das furchtbare Ganze, die zahlreichen Nebengüſſe ungerechnet, in fünf Hauptcaſcaden, davon man aber von jenem Gerüſt aus nur die drey nähern im Geſicht hat.

Der ſüdlichſte erſte und ſtärkſte Arm iſt unſtreitig der zwiſchen dem Schloßberge und den von ihm nach dem Augenmaaß nicht mehr als hundert Fuß weit abſtehenden nähern Felſen. Auch iſt da der Fall am höchſten. Denn eben die erwähnte Gebirgswand ſetzt hier dem Strom die meiſte Gewalt entgegen; deſto heftiger arbeitet dieſer wider ſie, und ſie iſt wirklich, ſo hoch und weit das Waſſer ſie je erreichen konnte, von demſelben benagt und abgeſchliffen. Dieſer überlegene Widerſtand, welcher die Ausdehnung der Fluth in die Breite vornehmlich hemmt, treibt ſie um ſo viel mehr in die Höhe. Eine ungeheure wildaufſchäumende Woge dringt unmittelbar an dem Berge mit ausgezeichneter Heftigkeit wie aus den Wolken hervor, und droht, ſich über den Zuſchauer zu wälzen, der nicht weiß, wie ihm geſchieht, weil er auf dem niedrigen Standpunkte ſeines Gerüſtes das obere Bett des Fluſſes, von wannen ſie kömmt, nicht erblicken kann; und ſchon von dieſem allererſten Stuze ſteigt ein mächtiges Dunſtgewölke auf, das, wie durch künſtliches Triebwerk in die Höhe gehoben, immer wieder in ſich ſelbſt zurückfällt. Nun folgt ein, in Vergleichung mit dieſem niedrig ſcheinender, Nebenguß. Nächſt dieſem baucht ſich wieder eine ſtaubende Woge wahrſcheinlich über den Wurzeln einer der Klippen, welche ehemals in weit größerer Anzahl den Abſchuß beſetzten. Dann zeigt ſich noch ein ziemlich flacher Guß, von dem jedoch eine Welle dicht an dem erſten und kleinern der zwey hervorragenden Felſen aufkocht. Dieſes iſt derjenige, an welchem der Strom durch ſein anhaltendes Anprellen, wahrſcheinlich ſchon vor Jahrhunderten, mitten durch ein länglicht rundes Loch gegraben hat. Er hat eine ganz ſonderbare Geſtalt, da ſein Hals, wenn man ſo reden darf, dünner als das meiſt kahle, nur hie und da mit niedrigem Geſträuche bewachſene, Haupt, 6) und durch die vereinte Gewalt von Luft und Fluth 7) größtentheils ſo verzehrt worden iſt, daß es ſcheint, als wenn eine jede von neuem angreifende Welle ihn umſtürzen könnte; da hingegen die unter dem Waſſer ſtehende, und bisweilen auf eine Sekunde ſich entblößende Grundfeſte deſſelben deutlich wieder dicker iſt. Die an ihm, hier wild aufſprudelnde, dort muthwillig und kraus heranklimmende Fluth, hauptſächlich aber der durch jene Oeffnung mit unbeſchreiblicher Wuth und einem dumpfen Gebrülle ſich durchdrängende Wogenguß, vermehrt das Mahleriſche, aber zugleich den Graus dieſes wunderbaren Schauſtücks.

Der Abſtand deſſelben von dem andern Felſen, der mit ſeiner gekrümmten Spitze ſich mehr kegelförmig darſtellt, beträgt kaum dreißig Fuß. Durch dieſen Zwiſchenraum fällt wieder eine Hauptcaſcade herunter. Jener zweyte Fels aber entzieht nun dem Geſichte jeden entferntern Auftritt des Rheinfalls; von allem jenſeits deſſelben herabſtürzenden Waſſer entdeckt man nur hie und da, wo das untere Flußbett es wieder aufnimmt, etwas weniges.

Um die Größe des Schauſpiels in ſeiner ganzen Macht aufzufaſſen, bleibt indeſſen immer der Standpunkt auf dem oft erwähnten Gerüſte vor jedem andern vorzüglich, obgleich, wie man ſo eben geſehen hat, der Anblick von dieſer Seite einige Stellen dem Aug' entrückt. Um aber das Ganze gerade im Geſicht zu haben, kann man ſich ſogleich von Laufen aus hinüber ſetzen laſſen. Dieſe Fahrt in einem kleinen Kahn, der auf den Wellen des Fluſſes tanzt, welcher von ſeinem Fall noch heftige unnatürliche Zuckungen leidet, iſt mit alle dem ganz ungefährlich 8). Indem man ſo, freylich immer in einer Entfernung, welche die Sicherheit erfordert, vorüberſchwebt, und ſich gleichſam mit dem Elemente vermiſcht, welches hier eine ſolche Prachtſcene feyert, erhält der am Schloßberg empfangene Eindruck ſeine Vollendung, und ſelbſt eine neue Verſtärkung, wenn, zumal an einem ſchönen Abend, wo die ſteile Einfaſſung bereits im Schatten liegt, nur die Hauptbühne noch von der Sonne beleuchtet, und die Aufmerkſamkeit durch nichts Außerweſentliches zerſtreut wird; da dann eben dieſer Contraſt des blendendſten Lichts mit dem grünen Dunkel dem Auge alles um ſo viel näher bringt, und ſowohl die weiße Farbe der hinabſtürzenden und wieder empor ſchießenden Wogen, als die blaulichten und grünlichten Streifen, in welche ſich die ſchäumende Fluth nach und nach verliert, um ſo vielmehr belebt und erhoben werden.

Wer indeſſen dieſe Ueberfahrt durchaus vermeiden, und dennoch die ganze Vorderſeite des Rheinfalls zu überſchauen wünſcht, findet bey dem ſogenannten Schlößli am Wörth auf der Schaffhauſer Seite die gelegenſte Stelle, ſein Verlangen zu befriedigen. Und ſelbſt für den, welcher ſich hinüber ſetzen läßt, würde es ſchwer ſeyn, der Verſuchung zu widerſtehn, da noch einmal den herrlichen Anblick zu erneuern, den ganzen Reichthum der empfangenen Bilder zu muſtern, und von der einzigen, immer zu früh aus den Augen ſchwindenden Scene Abſchied zu nehmen.

Hier am Geſtade, wo eine lebhafte Brandung mit hohlen Klagtönen das Murren des von ſeinem Falle noch erſchütterten Stroms begleitet, kann man ſich mit aller Bequemlichkeit lagern, das ganze Schauſpiel im Geſicht, und die reiche Landſchaft um ſich her. Hier entdeckt man nun wieder eine Hauptcaſcade, welche zwiſchen dem zweyten kegelförmigen und einem dritten niedrigern Fels herabfällt, auf dem ehemals ein elendes hölzernes Zwergbild die Anſicht aller dieſer begeiſternden Auftritte ſchändete. 9) Noch ein kleinerer Guß endlich wird, zwiſchen mehrgedachtem zweyten Fels und den Mühlen am Fuße des Hügels, auf welchem Neuhauſen liegt, von einem, der dortigen Eiſenſchmelze wegen, angebrachten Damm erzeugt, der einen geringen Theil des ſtürzenden Stroms in eine Höhlung drängt, und dadurch einen ſchönen Silberbach bildet, der den nackten Stein herabgleitet, und von der übrigen großen Handlung ſo viel als völlig getrennt iſt. Auch nimmt überhaupt die Höhe des ganzen Rheinfalls, von Lauſen bis zu dieſen Mühlen hinüber, ſtufenweiſe ſo merklich ab, daß die ſchon auf dem Gerüſte am Schloßberge ſichtbaren Stellen deſſelben auch hier noch immer den Vorzug behaupten.

Um jedoch von dem erſchütternden Anblick der Hauptſcene allmählig auszuruhn, gefällt es nun dem ermüdeten Auge nicht minder, ſich auf den abwechſelnden Schönheiten der ringsum liegenden Gegend zu verweilen. Jetzt ſteigen an dem jenſeitigen Ufer, von dem man hinübergeſchifft iſt, vor dem bezauberten Blicke die auf dem Rand des ſteilen Kalkfelſen gegründeten Thürme des Schloſſes Lauſen feyerlich aus der übrigen Gruppe hervor 10). Dieſſeits macht das gedachte, auf die Spitze einer kleinen Halbinſel hinaus geſtellte, Schlößli, welches der Zolleinnehmer bewohnt, der mit Tonnen überſäete Platz vor demſelben, das Wiedereinladen der weiter gehenden, das Ausladen der unten herankommenden Schiffe, u. ſ. f. einen angenehm belebten Vorgrund aus. Dann erheben ſich terraſſenweiſe über den ſchon erwähnten Mühlen, der Eiſenſchmiede 11) und andern Werkſtätten des Kunſtfleißes, die ſich den Rhein bis an ſeinen Fall hin zu nutze machen, zuerſt eine Reihe von Gärten; dann Neuhauſen im Kreis ſeiner Bäume gelagert; über demſelben Steinbrüche, und noch höher Weinberge, welche zuletzt der waldigte Rücken des Gebirgs überſchattet.

Von der Stelle jener Weinberge nun kann das Schauſpiel noch aus einem neuen Geſichtspunkt erblickt werden, womit es aber ſchicklicher zu enden als anzufangen iſt. Hier hat man ein gröſſeres Feld vor ſich. Die Entfernung verkleinert zwar die Gegenſtände, und der höhere Standort wirkt mit, das Koloſſaliſche im Ausdruck der Scene zu ſchwächen; aber der ſanfte Schleyer, den der weitere Umfang der Ausſicht über das ganze Bild verbreitet, giebt ihm eine eigene rührende Anmuth von deſto lebhafterer Wirkung, je mehr die zuvor erhaltenen Eindrücke dieſen Contraſt erhöhen. Den ganzen Weg des Stroms, von ſeinem obern Bette, über den Abſturz, in das untere, hat man hier am vollſtändigſten vor Augen.

Gerade unter dem Schloſſe Laufen iſt zu Herbſtzeit ein ſtarker Lachsfang. Dieſe Fiſche, die ihres Laiches wegen aus dem Meer in's ſüße Waſſer hinaufſteigen, müſſen hier Halte machen; und unſer Rheinfall iſt ſo ſehr ihr non plus ultra, daß man ſich vergebens Mühe gegeben hat, ſie über denſelben zu verpflanzen, wo ſie durchaus nicht gedeihen wollen. Indeſſen ſollen bisweilen doch einige derſelben aus ſich ſelbſt es verſuchen, gegen den Rheinfall hinanzuſpringen; und, nämlich an den hervorſtehenden Klippen, Ruhepunkte nehmen, alſo erſt nach mehrern Abſätzen das obere Bett erreichen, freylich aber weit öfter zurückgetrieben und verwundet, oder gar zerſchmettert werden. 11)

Anmerkungen.

1) Laufen muß das alte Teutſche Wort für den Sturz eines ganzen beträchtlichen Waſſers (Cataracte) ſeyn; ſo wie hingegen Gießen, Hanggießen, Urkunden zufolge, das bezeichnete, was wir jetzt Waſſerfall, Waſſerfaden (Chûte d'eau, Caſcade, Fil d'eau) nennen; wie der Reichenbach, Staubbach, Piſſe-Vache u. ſ. f. ſind. Schloß und Dorf Laufen bekamen alſo ihren Namen von unſerm obern Rheinlaufen, ſo wie, weiter unten am Strom, die Waldſtadt Laufenburg den ihrigen von dem untern. Eben ſo liegt ſechs Stunden unter Baſel noch ein andres kleines Städtchen Laufen an einem andern anſehnlichen Falle, den dort die Birs macht. Wenn die um den Schafhauſer Rheinfall wohnenden Landleute in der Nähe deſſelben einem Fremden begegnen, fragen ſie: „Will der Herr „gehen, den Laufen zu beſuchen?“ Kaſtner. F.

2) Nach der wahrſcheinlichſten Schätzung. Allein (nach Storr's ſehr richtiger Bemerkung) kocht das untere und obere Waſſer ſo heftig unter einander, daß die Gränzen von beyden nicht wohl zu beſtimmen ſind, und alſo auch die Höhe des Falls ſich niemals mit völliger Zuverläſſigkeit meſſen läßt. Einige Schriftſteller haben ſolche bis auf hundert Schuhe berechnet, und behauptet, der Strom ſtürze in Einem Fall herab. Beyde dieſer Angaben waren wahrſcheinlich vor

Alters nicht unrichtig, und, nämlich zwiſchen den beyden Ufern, nur Eine ſchroffe Felswand, aber ungleich höher als jetzt. Dieſe hatten theils der Fluß ſelber unmerklich abgetragen, theils die durch das Waſſer mitgeführten Steine nach und nach untergraben und eingeſtürzt, ſo daß zuletzt nur die zwey noch vorhandenen Klippen ſtehen geblieben ſind. In Schaffhauſen erinnert man ſich ſehr wohl, daß kaum vor dreyßig Jahren ein anſehnlicher Fels weggeriſſen worden, und dieſe Lücke eine namhafte Veränderung in dem Anblick dieſer Scene verurſacht hat. Auch ſieht man an den Wänden des Schloßberges in beträchtlicher Höhe durch's Waſſer ausgewaſchene Rinnen und Aushöhlungen, welche deutlich beweiſen, daß der Rhein einmal ein viel erhabneres Bett als ſein gegenwärtiges müſſe gehabt haben. Und in der That iſt die Steinart aller umliegenden Anhöhen ſo blos kalkartig, daß ſie der heftigen Wirkung ſo mächtiger Urſachen auf die Länge nicht gänzlich widerſtehen konnte. Coxe. Wyttenbach. — Wenn man nach den verſchiedenen Stürzen des Waſſers von ſeinem gegenwärtigen felſigten Grundgerüſte urtheilen ſoll, ſo muß es aus unordentlichen Terraſſen beſtehen, deren unterſte die höchſte iſt. Die Grundfläche des untern Flußbettes hiernächſt iſt ohne Zweifel ein bauchigt ausgehöltes Baſſin, deſſen äußerſter Rand den hohen Rückwurf der einſtürzenden Waſſer begünſtigt. Ploucquet.

3) Wer demnach ja den Rheinfall zu beyden Seiten des Stroms beſichtigen will, der fange doch auf der Züricher Seite, und zwar (welches eben ſo wichtig iſt) auf derſelben unmittelbar mit dem Herunterſteigen zu dem Gerüſte oder dem ſogenannten Fiſchenzen an, da dann, bis man ganz unten angelangt, das große

Schauſpiel dem Auge völlig verborgen bleibt, und nur durch das Ohr vernommen wird; alſo ja nicht in dem Balcon am Schloßberge, welcher zwar, zumal das obere Flußbett und die höhern Stuffen des Falles ſelber, vortreflich beherrſcht, wo aber der Anblick bey weitem nicht den Einen mächtigen Haupteindruck macht, den hingegen der Standpunct auf dem Gerüſte gewähret; wenn nämlich, wie geſagt, die beyden Sinnen noch nicht von den ſchwächern und partiellen Eindrücken zu jenem unendlichern Totaleindruck zubereitet — oder vielmehr dafür verdorben ſind. Vollends aber weiche man es, wo immer möglich, aus, von Egliſau anders als über Rheinau (welche Straße nebendem ſehr ſchöne Parthieen darbietet, und gerade auf den Zürcherlaufen führt) nach Schaffhauſen zu gehn; damit man nicht auf der andern hohen Straße, wo man den Rheinfall von ferne tief unter ſich anſichtlich wird, mit der Madame Ploucquet ein ärgerliches: „Iſt's nur das?“ ausrufen müſſe. F. Zu Anfange oder in der Mitte des Junius iſt gewöhnlich der Rhein am waſſerreichſten und ſchönſten. Früher ſchmilzt der Schnee noch nicht recht auf den hohen Gebirgen, und einige Wochen ſpäter iſt das meiſte ſchon weggeſchmolzen. Meiners. Indeſſen hat der Anblick dieſes Schauſpiels auch bey niedrigem Waſſer, und zumal im Winter, ſeine beſondre Schönheiten, da man alsdann ſeine Zuſammenſetzung um ſo viel beſſer zergliedern kann. Tableaux topographiques.

4) Ob man aber dieſe Regenbogen (wie der Herr von la Borde ſeiner Dame erzählt) bis 30 Fuß unter dem Waſſer ſehen könne, darf freylich bezweifelt werden.

5) Dieſes bemerkt neben andern auch Ploucquet; aber dabey unrichtig: Daß das Loch in dem einen Felſen

nicht exiſtire, ſondern ſeine Erſcheinung nur eine Folge jenes optiſchen Betruges ſey.

6) Keyßler, i. J. 1729. ſah die Felſen im Rheinfall noch mit Fichten und andern Bäumen bewachſen. Im J. 1763 fand ſie Andreä nicht mehr. Die im J. 1786 reiſende Ruſſiſche Dame hingegen trifft dort wieder die ſchönſten Bäume an. Wie ging das zu? F.

7) So erkläret es Ploucquet.

8) Es mag ſogar der Wahrheit nicht ungemäß ſeyn, was der ſonſt in mancher Rückſicht ſo ſeltſam über die Schweiz fabelnde Herr von Meyer ſagt: „Daß (ver„ſteht ſich wohl an einzelnen Stellen) der Strom „zwölf Schritte von ſeinem Fall weg ſchon alle ſeine „Stärke verloren habe.“ — Daher auch bey niedrigem Waſſer ſchon mehrere Teutſche und Brittiſche Kraftmänner (ſolche, denk ich, die ihren Muth nicht beſſer zu gebrauchen wiſſen) in kleinen Nachen nicht nur bis an die Felſen ſich hingewagt, ſondern dieſelben — o Jemine! — wirklich erſtiegen, und Zeichen ihres treflichen Wageſtücks hinaufgepflanzt haben. F. — Der Kahn, den ein Engländer vor etlichen Jahren über den Rheinfall herabſchießen ließ, gelangte zwar einſtweilig unbeſchädigt nach unten; kam dann aber, nachdem er wenige Augenblicke unſichtbar geworden, in ſo viele Trümmer zerſplittert wieder in die Höhe, daß man an ihm kaum mehr die Ueberbleibſel eines Schiffes erkennen konnte. Coxe und Meiners.

9) Andreä ſah es noch i. J. 1763 und vermuthet, daß es von Schiffleuten oder Fiſchern zum Andenken eines beſonders niedrigen Gewäſſers dahin geſetzt worden.

10) Was verſchiedne Nachrichten erzählen: Daß dieſes Schloß, wenigſtens in einigen Zimmern deſſelben, von der Heftigkeit des anliegenden Rheinfalls beſtändig zittre, und die Erſchütterung ſo ſtark ſey, daß die Weine in den dortigen Kellern, die rothen zumal, immer trübe bleiben — verhält ſich, ſo viel mir bekannt iſt, wirklich ſo; doch folgt nicht daraus, was die Tableaux topographiques meinen, daß darum nothwendig auch der Berg zittern müſſe, auf dem das Schloß gebaut iſt. F.

11) Man ſchmiedet dort ein geſchmeidiges ſehr gutes Eiſen aus lauter Bohnerzt, das vermuthlich in dem Ziegelthone zu Hauſe iſt, den man in dortiger Gegend findet. Andreä.

12) Unter den bald unzähligen Reiſebeſchreibern durch die Schweiz haben ihn am getreuſten geſchildert: Coxe S. 11-15. d. Teutſchen Ueberſ. — Meiners I. S. 15-33. — Ploucquet S. 26-34. — Storr I. S. 36-44. — Tableaux topographiques, pittoresques &c. de la Suiſſe, I. p. 171 — 76. — der Diſcours préliminaire ſur l'Hiſt. natur. de ce pays. Ed. in 4. Letztres iſt auch im Manuel de M. Beſſon II. p. 184 — 90. abgedruckt. Noch finden ſich darüber einzelne wohlgerathene Stellen in den Reiſen von Andreä S. 42-45. und 47. — la Borde I. p. 93 — 10. — Bürde S. 22-28. — Küttner I. S. 275-79. — In etlichen Hexametern von Lavater — de Mayer I. p. 128-30. — la Roche S. 62-65. In den Briefen der Ruſſiſchen Dame. S. 4-7. und in verſchiedenen allgemein bekannten ſtatiſtiſchen und geographiſchen Werken über die Schweiz.

Vorſtellungen deſſelben in Kupfer giebt es über funfzig. Die beſten finden ſich in Merian's Topographie, in Scheuchzer's Naturhiſtorie nach Felix Meyer, in Andreä Briefen aus der Schweiz, von Schellenberg dem Jüngern, und endlich in den Tableaux topographiques von Masquelier nach Perignon. — Unter den einzelnen Blättern nehmen ſich aus das von Felix Meyer von Winterthur, eins von G. F. Gmelin, nach dem unten vorkommenden Schalch; eins von dem erwähnten Schellenberg, und eins von Trippel. Aber nicht aus einem derſelben allein, ſondern kaum aus allen zuſammen, kann man ſich einen ſchwachen Begriff von dieſer groſſen Naturſcene machen. — Doch wird wohl noch zur Zeit Gmelin's Blatt unter allen das beſte ſeyn. — In Gemählden, die bey Liebhabern in der Schweiz zu finden ſind, haben den Rheinfall vortreflich dargeſtellt: Conrad Meyer von Zürch. Geb. 1618. St. 1689. — Der mehrgedachte Felix Meyer von Winterthur. Geb. 1653. St. 1713. — J. J. Schalch von Schafhauſen. Geb. 1723. Lebt noch. — C. G. Schlitz von Frankfurth. Geb. 1718. Lebt noch. — Deſſen Sohn F. Schlitz. Geb. 1751. St. 1781. — J. H. Wüſt von Zürch. Geb. 1741. Lebt noch.

In der Weverſchen Buchhandlung iſt neu zur Leipziger Jubilate-Meſſe 1788 fertig geworden, und für beygeſetzten Preis zu haben:

1. Olla Potrida 1788, 1ſtes Stück, gr. 8. Berlin, 10 Gr.

2. Neue Quartalſchrift zum Unterricht und zur Unterhaltung aus den neuſten und beſten Reiſebeſchreibungen gezogen. 1788, 1ſtes Stück, gr. 8. Berlin, 10 Gr.

3. Neuſte Nachricht vom Türkiſchen Reiche. Ein Handbuch für Unkundige, die ſich bey Gelegenheit des gegenwärtigen Krieges zwiſchen Rußland, Oeſtreich und der Pforte vom Zuſtande der letztern unterrichten wollen. Mit drey illuminirten Landcharten, von der Türkey in Aſien, vom Türkiſchen Reiche in Europa, und der Krim oder Taurien, gr. 8. Berlin 1788. 16 Gr.

4. Biographiſches Lexicon aller Helden und Militairperſonen, welche ſich in Preußiſchen Dienſten berühmt gemacht haben. 1ſter Theil, A bis F. gr. 8. Berlin, 1 Rthlr. 4 Gr.

5. Handbuch geographiſches ſtatiſtiſches von allen vier Welttheilen, nebſt 42 illuminirten Landcharten, zum lehrreichen Unterricht der Jugend, gr. 8. Berlin 1788. 1 Rthlr. 20 Gr.

6. Na-

6. Magazin des Adoleſcentes, 4 Vol. avec figures. 8. Berlin, 1788. 1 Rthlr. Mit dieſem ſind nunmehr alle übrige Magazins der Mad. Beaumont jedes zu 1 Rthlr. mit Kupfern neu aufgelegt, zu haben.

7. Albertine, Richardſon's Clariſſa nachgebildet und zu einem lehrreichen Leſebuche für Teutſche Mädchen beſtimmt. 1ſter Theil, 8. Berlin, 1788. 1 Rthlr.

8. Leſſing von dem Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger, neue Auflage, 8. Berlin, 1788. 16 Gr.

9. — übrige Fragmente als ein zweiter Theil hierzu; neue Auflage, 8. Berlin, 1788. 16 Gr.

10. Voltaire's ſämmtliche Schriften, 12. 13. und 14. Theil, 8. Berlin, 1788. 4 Rthlr.

11. Deſſen theologiſche Schriften, 1. bis 4. Theil, 8. Berlin, 1788. 5 Rthlr. 8 Gr.

12. Gerhard's (M. R. B.) Handbuch der Teutſchen Münz- Maaß- und Gewichtskunde für Kaufleute und andere, welche von der ehemaligen und gegenwärtigen Teutſchen Münzverfaſſung, von Wechſelcourſen und ihrem Pari in Silber, desgleichen von Maaßen, Gewichten nebſt andern dazu gehörigen Dingen, Nachricht haben wollen. gr. 8. Berlin, 1788. 1 Rthlr. 4 Groſchen.

13. Ebendeſſelben logarithmiſche Tafeln für Kaufleute, deren vortheilhafter Gebrauch zu ſehr kurzer und bequemer Berechnung aller bey Handlungs- inſonderheit aber bey Wechſelgeſchäften entſtehenden Rechnungsvorfällen, in einer beſondern Zeitſchrift unter dem Titel:

Beyträge zur kaufmänniſchen Rechnungskunde für alle der logarithmiſchen Rechnungsart Unkundige – angewieſen iſt. gr. 8. Berlin, 1788. 1 Rthlr. auf Schreibpapier 2 Rthlr. 12. Gr.

14. Deſſelben Beyträge zur kaufmänniſchen Rechnungskunde. 1ſtes Stück, gr. 8. Berlin, 1788. 12 Gr.

15. Sammlung unpartheyiſcher Schriften über die gegenwärtigen Unruhen in den Niederlanden, mit zwey illuminirten Charten von den Holländiſchen und von den Kaiſerlichen Niederlanden, 2 Bände oder 14 Stück, 8. Berlin, 1788. 1 Rthlr. 18 Gr.

16. Rede eines guten Republikaners, eines wahren Patrioten, aus dem Franz. 2 Stücke, 8. Berlin, 1787. 6 Gr.

17. Charakteriſtiſches Gemälde der beyden Hauptpartheyen in Holland. 3 Stücke. 8. Berlin, 1788. 9 Gr.

18. Werke des Weltweiſen von Sans-Souci, 6. Band, 8. Berlin, 1788. 1 Rthlr. 6 Gr.

Epiſtel am Geburtstage der Demoiſelle Seite
[illegible] zu L** Den 29. Julius. 1785. 112.
Die Europäiſchen Emigranten in ihrem neuen Vaterlande. 116.
Fragmente.
Der Rheinfall. Nach groſſen Meiſtern, mit Anmerkungen von Füßli. (Aus deſſen Helvetiſchem Kalender von 1788). 143.

In der Weverſchen Buchhandlung zu Berlin iſt zu haben:

Neueſte Nachrichten vom Türkiſchen Reiche ein Handbuch für Unkundige die ſich bei Gelegenheit des gegenwärtigen Krieges zwiſchen Rußland und der Pforte vom Zuſtande der leztern unterrichten wollen, mit drei Illuminirten Landkarten von der Türkey in Aſien, vom türkiſchen Reich in Europa von der Krim und Taurien. Berlin, gr. 8. 1788. 16 Groſchen.

Der erſte Abſchnitt dieſer neuen und in möglichſter Kürze verfertigten, aufrichtigen Nachrichten, enthält eine Hiſtoriſch-Geographiſche Einleitung. Der zweite, die Gottesdienſtliche und ſittliche Verfaſſung, der dritte das Regierungsſyſtem, der vierte und lezte die Kriegeriſche Verfaſſung.

Die 2te Auflage von Salzmanns Königl. Preuſſ. Hofgärtner in Sans-Souci, gründliche Anweiſung wie man allerley Küchen-Gewächſe nach franz. und holländ. Art früh und ſpät zu erhalten, auch nach unſerm Klima zu ziehen, mit einer monatlichen Nachweiſung, desgleichen der 2te Theil hierzu, welcher die kurzgefaßte aber doch ausführliche holländiſche Fruchttreiberey, mit Kupfern enthält, neuverbeſſert, und von Druckfehlern ge-

verzeiget, iſt eben herausgekommen. Beide Werke
die bisher 2 Rthlr. 8 gr. im Laden koſteten,
den Anfängern und Liebhabern, der Garten-Kunſt
nach der Leipziger Michaelis-Meſſe für 1 Rthlr.
werden.

Bey S. L. Crußius in Leipzig ſind folgen
neue Bücher fertig geworden.

Gmelins, Joh. Fr. Anhang zu ſeiner Abhandlung
der Wurmtrokniß, beſtehend in Actenſtücken die Tro
niß am Harze betreffend und [illegible] aus [illegible]
gen, gr. 8. 1. Rthl. 4 Groſchen.

Guiberts, Verfaſſer der Elemens de la Tactique
nérale, Denkſchrift auf Friedrich den zweiten,
Befehl der Academie der Wiſſenſchaften in Paris
ausgegeben, a. d. franz. gr. 8. 12 Groſchen.

Millers, franz. reine Tactik der Infanterie, Cavaller
und Artillerie M. L. 1ſter Band. gr. 8. 3. Rth. 4

Ebendieſelbe in franz. Sprache überſetzt vom Herrn P
Delaveaux gr. 8. 3. Rthl. 4 Groſchen.

Pennants, Th. Thiergeſchichte der nördlichen Polarl
der, a. d. engl. mit Anmerkungen und Zuſätzen v
E. A. W. Zimmermann 2 Theile mit den engl. Ori
nialkupfern gr. 4. 9 Rthl.

Rothens, Joh. Erdmann, neue Sammlung kurzer
auserleſener Predigten über alle Sonn- und Feſt
liche Evangelien des ganzen Jahres, beſonders
Gebrauch des gemeinen Mannes [illegible]
4. 1 Rthlr. 12 Groſchen.

Salzmanns, Chr. Gotth. Anfang zum fünften Th
Carls von Carlsberg, welcher eine Apologie de
enthält, 8. 6 Groſchen.

Die Fortſetzung folgt künftig.

No. 2.

Olla Potrida.

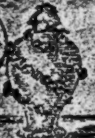
1788.

Zweites Stück.

Berlin

bey Weverſchen Buchhandlung.

BIBLIO UNIVERS



Innhalt.

Sei

Gedichte. 3-6.

Auszüge.

Havre de Grace. (Aus dem intereſſanten Journal einer Reiſe durch Frankreich 1785, von Frau de la Roche). 6.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1. Pendant aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts zu den * * Lügen. 18.
2. Abentheuer und Miſtificationen des Poinſinet. 42.

Naturgeſchichte.

Beobachtung über die Wirkungen einer großen Wärme auf den menſchlichen Körper. 48.

Anekdoten.

Aus der Schweizergeſchichte. [illegible]

Biographie.

Der edle Bürger. 55.

Roman.

Fragmente aus meinem Leben. 58.

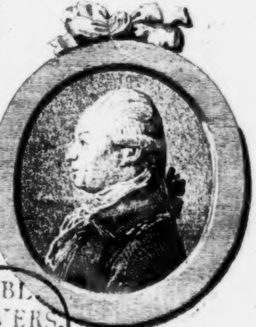
Miſcellaneen.

1. Vom Gebrauch der Taſchenuhren. 128.
2. Beſchreibung von Leaſowes, einem Landgute des Dichter Schenſtone. 131.
3. Merkwürdigkeiten aus dem Leben einiger Thiere. 157.

Olla Potrida.

1788.

Zweytes Stück.



I.W.v. ARCHENHOLTZ.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

I.

Gedichte.

I.

Zwey Lieder nach dem Franzöſiſchen.

1.

(S. Cahiers de Lecture. No. V. 1785.)

Wenn mich mein Röschen liebet,
So bin ich wohlgemuth,
Und mancher iſt betrübet
Bey allem Geld und Gut.
Und hätt' ich große Hauſen
Von Geld und Edelſtein,
Könnt' ich wohl manches kaufen,
Doch nicht Feinsliebchen mein!

Was hilft's mir armen Zecher,
Stürb' ich bey'm Auſternmaal,
Beym reinbekränzten Becher,
In Liebesflammenquaal? —

In meines Röſchen's Blicke
Blüht mir ein Paradies;
Und manchem lacht das Glücke,
Und hat des nicht Genieß!

2.

(Ebendaſelbſt, No. VII. 1785.)

L'amant delicat.

Geliebter Hain Idaliens,
Von meiner Zärtlichkeit erfüllt,
Du Schattengang, wo Zeliens
Erhörung meine Flammen kühlt;
Wenn wir dem Glück der Schäferfeſte
In deinem Heiligthum uns weihn —
Nimm uns in deines Laubdachs Aeſte,
Und hüll' uns jedem Auge ein! —

Karl Reinhard.

2.

Der Affe und der Hund.

Eine Fabel.

Am Hofe ſeiner Majeſtät
Des Löwen, lebte einſt ein Affe,
Und Car, ein Hund. Der erſt' ein junger Laffe,
Der ganz die feile Kunſt verſteht,
Den Hof durch ſeine Gaukelein

Und Poſſenſchwänke zu zerſtreun,
Und dabey allerliebſt und fein
(Worauf er ſich beſonders legte,)
Nach Zoſenart zu mediſiren pflegte, —
Beſaß durch ſeine Narrenkunſt
Des Fürſten und des Hofes Gunſt.
Er trank vom beſten Cyperweine,
Aß Ortolanen, wilde Schweine,
Und Ordensbänder, Edelſteine
Umgaben ſeinen Hals. — Am Ende ging der Held,
Beweint vom Hofe, aus der Welt,
Und ſeine Aſche ziert' ein prächtig Monument.
Cax, der nicht jene Kunſt zu amüſiren kennt,
Allein für's Landes Glück mit größter Sorgfalt wachte,
Bekommt nur ſchmale Koſt, und bringt,
Indem ſich jener feile Praſſer
Hinauf zu Ehrenämtern ſchwingt,
Faſt unbemerkt bey Brod und Waſſer
Die Tage ſeines Lebens hin, —
Und keiner ehrt den warmen Biederſinn,
Wodurch er ſich verdient um ſeinen Fürſten machte.
Der Hund ging aus der Welt, — — doch keiner dachte,
Ein Blümchen auf des Edlen Grab zu ſtreun.

— — —

Den Gaukler lohnt mit milder Hand
So mancher Fürſt — und das Verdienſt? — bleibt unbekannt.

C. F. Pockels.

3.

Lobſchrift auf Miß Fanny.

(Eine Ueberſetzung.)

Aus jeglichem Wort, was ſie hört, ſchafft Fanny ſich blendenden Witz;
Dem Werth ihrer Reize entſpricht ihr Verdienſt, keine Pflicht zu verletzen;
Sie fürchtet den Spötter, doch läßt ſie nicht ab, ſeinen Stachel zu wetzen;
Die Liebe verfolgte ſie nie, und ſie fliehet ihr dräuend Geſchütz.
Sie haßt die täuſchende Kunſt, zu tünchen ihr frommes Geſicht,
Und unerſchöpflich iſt ja das Talent, ſeinen Witz zu erbergen:
Drum ſey du, glücklicher Mann, ihrer Tugend gewiß, außer Sorgen,
Drum werd' ihr Gedächtniß beklatſcht bey Allem, was Fanny nur ſpricht.

II.

Auszüge.

Havre de Grace.

(Aus dem intereſſanten Journal einer Reiſe durch Frankreich 1785, von Frau de la Roche.)

Havre, Abends um 5 Uhr. Lieben Kinder! Ich habe eine höchſt angenehme Landſchaft durchreiſt, und glaube, die Inſel Tinian war für den Admiral Anſon, ſen, was für mich das Thal vor Havre geweſen iſt. Die Vorſtadt von Havre iſt voll der ſchönſten Häuſer auf der Anhöhe, von welcher man die Stadt und den Hafen überſieht. Eine breite prächtige Straße führt bis an den Strand, und von dem Fenſter des Wirthshauſes, wo ich ſchreibe, ſehe ich eine Menge Schiffe und einen Theil der ſich in das Meer ergießenden Seine.

Abends um 9 Uhr. Jetzt habe ich meinen lang genährten Wunſch geſtillt, das Meer geſehen, und dazu in einem herrlichen Augenblick, als die Sonne unterging und der Mond ihr gegenüber aufſtieg. Der Miethbediente führte uns mit Fleiß einen Umweg, damit wir den ganzen Hafen ſehen und erſt bey der Fluth an's Meer kommen möchten. Anfänglich war mir dies leid, denn das Meer war alles, was ich im Havre ſehen wollte. Am Ende aber ward ich doch ſehr zufrieden, denn ich ſahe nicht nur einen großen Theil der freundlichen belebten Stadt, ſondern auch den in einem halben Zirkel gezogenen Canal, welcher durch eine Straße hinläuft. Er war voll Schiffe, doch nicht den zehnten Theil ſo voll wie in Bourdeaux, und der Canal iſt nicht den fünften Theil ſo breit als die Garonne, aber am Ende des eine Viertelſtunde langen Canals ſieht man das volle Meer. Ich beſtieg ein Schiff, welches gerade aus St. Domingo gekommen war, und lernte im Capitain les Guyen und ſeinem Bruder, welcher als Lieutenant unter ihm ſteht, zwey der beſten Brüder und feinſten Menſchen kennen, voll Ruhe, voll Geiſt und Menſchenliebe. Die erſte iſt in den Zügen des Capitains, ſeinem Ton und ſeinem Bezeigen, der zweite in ſeiner Unterredung, und die dritte in ſeinem Betragen gegen ſeine Leute zu ſehen, welche uns alles zeigen mußten, und mich auf und ab führten. Das kleine Kämmerchen des Capitains, worin er ſo viele ſchlafloſe Nächte zubringen muß, um für die Sicherheit, die Ruhe und das Leben der Andern zu ſorgen, war mir wichtig. Er hatte die Schattenriſſe ſeiner Mutter, ſeiner Frau und Kinder, nebſt andern Kupferſtichen darinnen. Alles war nett geordnet, und im Ganzen iſt ein Schiff ein wundervolles Gebäude. Ja mich dünkt, daß dieſe Kunſt vor allen andern Menſchenarbeiten unſre Achtung verdiene. Der Capitain hatte ſeinen Bruder ſeit dem Tode ihres Vaters verſorgt und unterrichtet. In vierzehn Tagen geht nun der zweite auch als Schiffscapitain, in Geſellſchaft des Schiffs ſeines ältern Bruders, nach den Inſeln ab, und ich werde immer mit der Erinnerung an dieſe Brüder meine Wünſche für ihr Glück vereinigen, und allen Müttern ſolche liebevolle Söhne, jeder Frau einen ſo zärtlichen Mann, und Kindern ſo gütige Väter wünſchen.

Wir gingen von da am Strand zwiſchen viel hundert Fäſſern und Kiſten, dann auch Haufen von Acajouholz hin, welches ausgeladen wurde, und bedauerte ein paar arme Neger Schiffsjungen, welche von den weißen Buben im Havre verfolgt und mißhandelt wurden, bis ältere Schiffsleute ſie vertheidigten. Immer wurde der Canal breiter, immer mehr Schiffe, und als wir endlich ein kleines Thor durchſchifft hatten, zeigte ſich die offene See und die hohen Berge, auf welchen die zwey Leuchtthürme ſtehen. Der Damm, welcher Jettée heißt, weil er wirklich aus eingeworfenen Steinen aufgeführt iſt, hat an der Spitze eine große metallene Kanone, neben welcher etwa vier Perſonen Platz haben. Das übrige Stück gegen die Stadt zu wird immer breiter. Wir fanden viele Kaufleute, welche auf Schiffe warteten; andere, welche ſpazieren gingen. Ich kann den Eindruck nicht beſchreiben, welchen ich fühlte, als ich an die Bruſtmauer mich anlehnte, und zu meiner Rechten die Stadt mit der, wie ein Amphitheater, mit lauter ſchönen Häuſern beſetzten Anhöhe, ſeitwärts die Berge mit den Leuchtthürmen, und vor mir das weite gränzenloſe Meer mit der ſtarken wallenden Bewegung der Fluth ſahe. Linkerhand lagen die Küſten der niedern Normandie, wo man die bewohnten Städte und Schlöſſer nur an weißen Punkten erkennt, wenn die Sonnenſtralen darauf fallen. Vor einem Jahr ſahe ich unermeßliche Gebirge von der Hand der Allmacht vor mir hin verbreitet, heute das Meer: die erſten ſtill und Himmel anſteigend, dieſes in immerwährender Bewegung, von Millionen Wellen bedeckt, die in mächtiger Lebenskraft von den Gränzen des Himmels gegen das Ufer her ſich drängten, und mit Brauſen und Schäumen ſich zurück auf nachkommende Wogen werfen. Die Sonne ſtand noch etwas erhöht, und da, wo ich mit dem Perſpektiv am Horizont kaum einen Punkt bemerkte, zählten Matroſen und kleine Jungen die herausſteigenden Schiffe. Fünfe ſahe ich am äuſſerſten Rande von verſchiedenen Orten erſt nur wie eine Stange emporkommen, dann weiter ſichtbar werden, ſahe die Freude der Kaufleute und das Hinabſinken der Sonnenſcheibe in den Ocean. Die Dünſte gaben ihr eine erſtaunende Gröſſe, und ſie war von dem feurigſten Purpurroth. Ihre Stralen floſſen in geraden Linien mit den Wellen durch den erſtaunenden Raum bis an die Mauer des Vorwerks, auf welchem ich ſtand, wie ein Streif glühenden Goldes, das kochend ſich bewegt und aufwallt. Herr der Natur, und mein Herr! wie groß biſt du immer in Allem! Aber hier in dem einzigen Sinnbilde, welches wir uns von der Unermeßlichkeit deines Weſens machen können, hier am größten, am nächſten dir ſelbſt. Meine Augen konnten nicht immer die Bewegung des Feuerſtroms anſehen, ich wandte mich einige Zeit weg, ſahe nach Honfleur hinüber, und bemerkte das Sträuben der Fluth gegen den Druck der herabfließenden Seine; zwey Geſchöpfe, welche, nach dem Gang der ewigen Geſetze, die auf ſie wirken, ſo oft im Streit ſind, bis die ſchwächere Seine nachgeben und ſo weit gegen ihren Lauf zurücktreten muß. Bald wandte ich mich wieder nach dem Meer, und erblickte nicht nur des weiten Himmels Wolken in Purpur und Gold, ſondern ein von England kommendes Schiff durchſegelte gerade die Sonnenſcheibe, ſchien da ein ſchwarzbrauner Körper, und nur die Seegel waren röthlich glänzend. Die Maſten erſchienen wie ſchwarze Einſchnitte, und das Schiff ſchien eine ungeheure Größe zu haben. Es war ein prächtiges, aber ſchnell vorübereilendes Schauſpiel, da eins der mächtigſten Geſchöpfe Gottes und eins der Menſchen ſich ſo nahe zu ſeyn ſchienen. Der Vollmond kam über den Bergen der niedern Normandie, aus grauen Dünſten ſich erhebend, zu meiner Linken herauf, als nur noch der Wiederſchein der Wolken auf dem Meer ſchimmerte. Meine Kinder! ich dachte an Euch, betete für Euch, und dankte Eurem Vater, daß er mir mit ſo viel freundlicher Güte dieſe Reiſe erlaubt hatte. O Genius der Freundſchaft! Du verdienſt einen Altar. Ich kann nicht, wie glückliche edle Griechinnen, dir einen Tempel bauen, keine Bildſäule dir ſetzen, aber tauſendmal biſt du von mir geſegnet. Kenntniſſe, Troſt, Freude und Glück, die Ewigkeiten hindurch mir lieb ſeyn werden, erhielt ich aus deiner Hand. So lange ich lebe, ſorgteſt du für mich. Heilige, geliebte Todte! ewiger Lohn ſey euch, und zärtlich verehrte Lebende! Gott und die Natur gebe euch Freudenſtunden, wie dieſe hier für mich war. Ich ging leicht, glücklich und vergnügt nach Hauſe. Meine Seele war mit dem Gedanken der Allmacht ihres Gottes und mit ſeiner Güte für die Menſchen beſchäftigt. Artige kleine Jungen ſpielten mit allerley Seethierchen, wie die unſern mit Käfern. Wir aßen um 10 Uhr noch Solefiſche, Carlets und Mulets, welche wir alle köſtlich fanden.

Den 25. Junius. Wir gingen geſtern Nachts noch eine Treppe des Hauſes höher, um die Lampen in den Leuchtthürmen ſchimmern zu ſehen. Sie ſcheinen zwey große feſtſtehende Sterne zu ſeyn, und ſind den Schiffen ſehr nöthig, um den felſigten Grund der Küſte zu vermeiden. Früh genug reiſten wir zu dieſen Leuchtthürmen, welche auf einem hohen Berge ſtehen. Der Weg dahin iſt mit den vortreflichſten Geſträuchen und Blumen bewachſen. Wahrſcheinlich trägt die Seeluft zu der ungewöhnlichen Schönheit der Farben, des Grüns der Blätter, und des Bunten der Blumen etwas bey; denn nie habe ich die Gartengewächſe von ſo ſchönglänzenden Farben geſehen, wie auf dieſem Bergwege die gewöhnlichen Wieſenblumen haben. Oben auf dem Berge iſt ein großer Platz mit Bäumen beſetzt und als Aecker und Wieſen angepflanzt. Ein ſchöner Weg führt zu den prächtigen, völlig nach dem Bilde der alten Pharus der Griechen und Egypter, erbauten Leuchtthürmen, wie man ſie noch auf Münzen und in halberhabener Arbeit vorgeſtellt ſieht. Die Verzierungen, ſelbſt die Steinhauerarbeit an den Quaderſtücken, ſind vortreflich, und das Vergnügen deſto gröſſer, ſie auf dieſer einſamen Höhe zu finden. Ein artiger Blumen und Obſtgarten verbindet ſie, und der Wächter mit ſeiner Familie ſind gute und vernünftige Leute. Wir ſtiegen bis zu den Laternen achtzig und etliche Stufen in die Höhe. Welch ein Anblick von der Gallerie gegen die See! Zur Rechten das fruchtbare Land und die Ober-Normandie verbreitet, zur Linken die Küſten des niedern Landes, an welchen die Wellen hochſchäumend anſchlagen, und darüber hinaus unbegränzte Fluten. Das Wetter war hell, die See in dem ſchönſten Grün, und die Wellen trieben, bey dem friſchen Winde, ſchnell mit mannshohen Bouqueten von Silberſchaum an. Funfzehn Schiffe tanzten auf ihnen dem Hafen zu, und vier ſahen wir ausfahren, alle ihre Seegel zum Abſchied aufgeſpannt, und ihre Pracht zeigend, ſo wie wir auch die Kunſt der Schiffahrt ſahen, mit dem nämlichen Winde in und aus dem Hafen zu ſeegeln. Neun

Schiffe lagen in der Bucht vor Anker, und eine Menge Schaluppen und Fiſcherboote ſchwammen wie kleine braune Holzſpäne auf allen Seiten umher. Rückwärts lag die Stadt und Citadelle von Havre wie ein Steinklumpen, und die zwei Stunden breite Seine floß wie ein Stück blinkender Silberſtoff an den blauen Küſten herunter. Ich ging von der Gallerie auf die erſten Stufen der Treppe, und kniete auf die oberſte, von welcher ich alles überſehen konnte. Meine Geſellſchaft glaubte, ich ſey ſchwindlich, aber meine Seele war vom großen Anblick dieſer Gegenſtände ſo bewegt, daß mich nur das Hinknieen beruhigte; denn ich war durchdrungen vom Gedanken der Allmacht, die alles dies ſchuf. Meine Seele lag auf den Knieen anbetend vor Gott, wie auf den Savoyiſchen Gebirgen vor einem Jahre, aber doch mit ſehr verſchiedenem Gefühl; denn dort ſahe ich in den in majeſtätiſcher Gröſſe ruhenden, aber bald begränzten Geſchöpfen, die Stille der Ehrfurcht. Der Gedanke der Sicherheit, welche ſie dem Lande geben, die Wohlthat ihrer Waſſerbehälter für einen Theil von Europa, der feſte Schritt, mit welchem ich und andere Menſchen neben mir, auf ihren Seiten und Rücken herum gingen, mengte Liebe in meine Gefühle. Hier aber war ein viele Meilen ſich erſtreckendes, bald ſanft, bald fürchterlich ſich bewegendes Geſchöpf vor mir, welches mehr ſeine Macht zu ſchaden, als ſeine wohlthätigen Kräfte zeigt. Die erſtern erſchienen wie ein gütiger Monarch, der gern ſeine Kinder zu ſeinen Füßen ſieht, gern ſie trägt, und ihnen ſeine Güter mittheilt, welche das Schickſal ihm gab, ſeine voll Vertrauen ſich ihm nähernde Unterthanen gern duldet, ſie durch ſeinen mächtigen Arm ſchützt; das zweyte aber hat bey ſeiner bewundernswerthen Größe den Charakter eines ſtolzen, unruhigen Deſpoten, der ſeine Freude in der Angſt zu ſuchen ſcheint, welche ſeine Gewalt zum Zerſtöhren einflößt. Jedes Gute, das man von ihm erhält, iſt ungefähres nicht mit Wohlwollen gegebenes Glück.

Wir fanden im König von Frankreich einen großen und glücklichen Monarchen, der ein ſo ſchönes Land, ſo viele Inſeln und ſo viele Millionen Menſchen beſitzt, die nur von ihm abhängen. Welch eine Beſtimmung! Welche große Theile dieſer Erde zum Eigenthum eines Einzigen ihrer Bewohner gegeben! Er hat Güte der Seele, er wünſcht das Gute. Möge er nur auch immer gute Rathgeber haben! — Die Laternen der Leuchtthürme, welche wohl 10 Fuß im Durchſchnitt haben, ſind ringsum mit in Eiſen gefaßten, dichten, aber feinen Glasfenſtern beſetzt, und 40 Lampen in jeder, welche im Sommer alle Abend 55, im Winter aber an 70 Pfund Oel erfordern. Um 6 Uhr müſſen ſie, bey Lebensſtrafe, angezündet ſeyn, auch ſehr rein glänzend erhalten werden. Die Dochte ſind mehr als einen Daumen dick, und von der feinſten Baumwolle. Die Lampen hängen pyramidenförmig über einander, daher auch keine ihrer Stralen verloren geht. Sie ſind auf Koſten der Händlungskammer in Rouen erbaut, und werden auch von ihr unterhalten. Wir gingen hierauf in die Wohnung des Wärters, welche ſehr reinlich iſt. Die Frau und ihre Mädchen ſpinnen Baumwolle, und der Mann geht alle Tage bey der Ebbe an's Ufer des Meers, und ſucht, ob er etwas Merkwürdiges finde. Er kam gerade, ehe wir abreiſten, ganz naß mit einem paar Meerigel und einigen Steinen an. Wir beſahen noch die Vorrathskammer, ließen, als wir den halben Berg hinabgefahren waren, die Kutſche allein bis zur Ziegelhütte, und gingen auf einem Fußpfad an das Meer; denn ich wollte das Meerwaſſer verſuchen, und meine Hände darinnen waſchen. Ich bückte mich, und hielt meine flache Hand hin, um die kleinen, an den vielen Steinen ſchon matt geſchlagenen Wellen, aufzufangen: denn hier war kein Sand am Ufer, ſondern lauter rund gerollte Steine, und der Sand lag uns rückwärts zwey bis vier Männer hoch über Steinlagen hineinwärts gegen das Land. Man bemerkt, daß die Wellen ihn ehemals herſchwemmten und anhäuften; aber an Orten, wo der Wind ſie ſtark anſchlagen machte, höhlten ſie den Grund aus, das Obere ſtürzte herunter, ſie nahmen dieſen lockern Sand wieder mit, und die Steinlage bleib da. Das Waſſer iſt zwiſchen dieſen Steinen ſo kryſtallhell, daß man eine Stecknadel ſehen könnte. Ich machte einige von den ſo ſchönen und buntfarbigten Seepflanzen los, welche zwiſchen die Steine hineingeſchlungen waren, fand ein Stück von einem zerbrochenen Ammonshorn, einen rund gerollten Klumpen Metall, und ſelbſt einen kleinen Meerigel. Es war ungemein ſchön, die mattweißen Seegel der Schiffe zwiſchen tauſend Millionen wie Diamanten funkelnden Wellen, auf dem ſchönen Grün, unter dem hellblauen Himmel zu ſehen. Ich ſetzte mich auf einen kleinen Grashügel, ſchrieb dies Stück am Ufer des Meers, freute mich, daß ich's ſahe, ehe ich in die andere Welt hinüber gerufen werde, freute mich, daß Menſchenklugheit und Menſchenfleiß gegen dies mächtige Element kämpfen lernten, es zwangen, uns zu tragen, und ihm, ſo oft ſie wollen, einen Theil ſeiner Bewohner entziehen. Ich werde nie wieder die See, nie wieder einen ſo weiten Himmel ſehen. Dank dem Ewigen, der ſie ſchuf, und mir das Gefühl für ſeine allmächtige Güte gab. Mögen Alle, die an den Ufern wohnen, oder von den Wellen in ferne Gegenden getragen wurden, immer einen Theil der Zufriedenheit empfinden, welche mich ſeit geſtern überſtrömte. Ich kann dies wirklich ſagen, denn jede Welle wirkte auf mich mit ihrem unaufhaltſamen Leben und dem Geräuſch, mit welchem ſie ſich umbiegen und ſchlagen. Das Waſſer iſt ſalzig und nachher etwas widrig bitter, ſo daß mich's gar nicht wundert, wenn nur der entfernte Geſchmack zum Brechen reitzt.

Wir haben eine Bouteille voll mitgenommen, weil ein Freund in Verſailles es auch verſuchen will. Möchte dieſes Ufer nie Stücke geſcheiterter Schiffe, nie Unglückliche ſehen! — Ich nahm mit Rührung Abſchied, wuſch noch mein Geſicht und Hände, und ging oben auf dem ſchmalen Fußſteig längſt der Küſte hin, kehrte mich noch oft um, die unermeßlich ſcheinende ebene Fläche des Meers und des Himmels zu ſehen, ſo lange ich konnte, und nahm dann bey der Ziegelhütte etwas Letten mit; denn mich dünkte, daß er beſondere Eigenſchaften haben müſſe, weil die Ziegel nur eines kleinen Fingers dick gemacht werden, und von außerordentlicher Feinheit und Leichtigkeit ſind. Der Kutſcher fuhr uns dann zwiſchen lauter ſchönen Gärten nach Hauſe. Bey einer wirklich artigen Bauerhütte ſahen wir das mahleriſche Stück, eine Frau unter einem Baum ſitzen und ſpinnen, eine andere neben ihr mit einem Kinde auf dem Schooß, welches einer Kuh Krautblätter aus der Schürze ſeiner Mutter holte und zu freſſen gab.

Meine Geſellſchaft beſtieg ein Schiff, um ſich in die See führen zu laſſen; ich wollte es auch wagen, als ich aber die an der geraden Mauer befeſtigte Leiter abſteigen ſollte, und dabey das ſtarke Schwanken der Schiffe ſah, blieb ich zurück, und richtete im Gaſthof alles zu meiner Abreiſe ein. Wir ſpeiſten noch Turbot, und gingen nach Rouen zurück. Das nur drey Stunden von Havre entlegene Honfleur trägt noch alle Spuren, daß es eine gute Handelsſtadt war, ehe Franz der I. Havre befeſtigte, und Cardinal Richelieu die Citadelle bauen ließ. Denn Honfleur wurde im Jahr 1415 von den Engländern belagert, und Havre 1509, erſt hundert Jahr nachher, erbaut. Honfleur hat auch eine viel ſchönere und ältere Kirche als Havre. An den ſchön gearbeiteten Bogen des Eingangs in dieſe Kirche, ſind noch die Engliſchen Wappen in Stein ausgehauen, und beweiſen, wie lange dieſe Provinz noch mit England vereinigt blieb. Der Hafen iſt aber auch ſtark verſandet, und wenn Havre nicht ſchon die Schifffahrt an ſich gezogen hätte, ſo würde ſie ſich dadurch verlohren haben. Dieſe Stadt am äußerſten Ufer der Seine und jenſeits Honfleur, gerade gegen über, ſind noch von den Normännern da, und haben ſchöne alte Häuſer. Gegen die Poſt la Potte zu ſahen wir viele abgemähte Wieſen, dicht mit großen Kalkklumpen überſtreut, und in andern Männer herumgehen, welche mit langen hölzernen Zangen eine Gattung Unkraut ausrauften, denen Weibsperſonen auf dem Fuß nachgingen, und das Ausgeraufte wegnahmen.

Auf dem Poſthauſe la Potte ſtieg ich in der ſchönen Allee, welche zu dem Hauſe führt, ab, und ſagte: Ich wolle das Innere der Wohnung betrachten. Die Frau, welche ſehr feine Züge hatte, erwiederte höflich: Ich mögte es thun, und führte mich am Ende des grünen Ganges in ihren großen Hof, wo auf einer Seite die Stallung für die Poſtpferde, auf der andern die Remiſe zu Fuhrwerken angelegt war. Gleich beym Eingang in's Haus fand ich, wie in ganz Frankreich auf dem Lande, die Küche ſehr groß und geräumig, mit glänzendem Geſchirr, den großen Eßtiſch und die Bänke blank geſcheuert, nahe bey'm Kamin, welches den Heerd und Ofen vorſtellt. Eine andre Thüre führte in den großen Obſtgarten, wo viele hundert Aepfelbäume um die Heuſcheuer, den Fruchtſpeicher, und den Cyderkeller herum ſtanden. Ueberall aber ragten die auf dem aufgeworfenen Graben und neben ihm gepflanzten Waldbäume empor. Ich fragte die freundliche Frau, was die Abſicht dieſer Gewohnheit ſey? Weil wir ſonſt kein Brenn- und Bauholz hätten. Sie gab mir Cyder oder Aepfelwein zu trinken, herrliches Weizenbrod dazu, und zeigte mir ihr Schlafzimmer, wo ich nicht nur ein ſehr ſchönes Bette à la Ducheſſe und ſchöne Schränke, ſondern auch einen

Toilettetiſch mit einer garnirten Decke, dem Spiegel und den nöthigen Schachteln fand; eine eigene recht hübſche reinliche Milchkammer, und einen ſehr artigen jungen Menſchen von 14 Jahren ſah. Die Frau hatte eine ſpitzige Haube auf, einen weiß damaſtnen Schnürleib mit rothen Aermeln an, über welche recht fein batiſtne Hemdärmel bis an den mit vielfärbigen Borden beſetzten Wulſt an die Achſel befeſtigt waren. Der Rock war von feinem rothen Tuch mit einer nämlichen Borde beſetzt; die Schürze feine weiße Leinwand, ſehr weit, die Haube Batiſt mit Spitzen, ſo wie die auf dem pappendeckelnen Zuckerhut angehefteten Flügel. Auch die hohe Kappe war mit weißem Damaſt überzogen und mit einer Silberborde beſetzt. Ich fragte nach ihren andern Kindern. Sie hätte, ſagte ſie, zwey Söhne à la Martinique und einen à St. Dominique als Kaufleute. Man verſicherte mich nachher in Verſailles, daß ich gewiß bey einer Frau von gutem Adel geweſen, und ich freute mich, daß ich höflich mit ihr geſprochen und ihr ihre Umarmung und ihre Glückwünſche ſo herzlich zurück gegeben hatte. Sie will auch die erſte Teutſche Frau, welche ſie ſah, niemals vergeſſen. Gott führe Sie geſund in Ihr Vaterland zurück! rief ſie mir nach; und ich ſagte: Der Himmel bringe Ihre Söhne wieder geſund über das Meer zu Ihnen! So ſchieden wir, und kamen dann einem Haufen ſonderbarer Reiterey entgegen. Eine Menge Weiber, mit hohen Kappen und langen Flügeln, ritten zwiſchen zwey Körben ſitzend dem Havre zu; die Bewegung des Pferdes und der Wind machten mit den Flügeln und den hohen Aufſätzen ſo ein luſtiges Nicken und Flattern, daß wir lachen mußten. Die Erinnerung an's Meer freute uns auch, und wir durchreiſten die Landſchaft, welche wir vor wenig Stunden zu unſern Füßen weit ausgedehnt geſehen hatten, mit der Betrachtung: wie ſchnell die Scenen des Lebens abändern, und wie klug und nöthig es ſey, in der, in welcher man ſich befindet, jederzeit das Beſte auszuſuchen und zu thun, damit die Stunden weder ungenützt, noch leer an guten Handlungen verſtreichen.

III.
Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1.
Pendant,
aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, zu den * * ſchen Lügen.

(Note. Die berufenen Lügen des Herrn von * * wurden im vorigen Jahre zu London in engliſcher Sprache ſauber gedruckt, mit Kupferſtichen verſehen, und zu Göttingen in's Teutſche überſetzt: man las ſie mit Vergnügen. Um ſo weniger glaube ich einiger Entſchuldigung wegen des Abdrucks gegenwärtiger alter Lüge zu bedürfen, die 1609 zum erſtenmal, obgleich mit minder typographiſcher Pracht, die Preſſe verließ aber gewiß, als Lüge betrachtet, immer eine Stelle neben jenen verdient, und wenn ſolche Platitüden Anſprüche auf Leſer machen dürfen, auch in dieſer Rückſicht, ſolcher Anſprüche nicht wenige hat.)

Newe

Newe Zeitung, vnd warhafftige Beſchreibung, Welcher geſtalt ein Hochdeudſcher vor ſeiner Geburt verſuchet, vnd wie es Jhm in frembden Landen gegangen hat.

Als ich nu drey hundert Jar in India war, bekam ich ein Weib, die hatte ich fünff hunder Jahr darinnen, vnd zeuget ſechs tauſent Kinder mit dem Weibe, jedes Kindt war funfftzig Jahr elter dann ich der Vater, in ſolcher zeit wuchs mir ein Bart, der war drey Meyln lang, den kundt ich nicht mehr ertragen, muſte fünffhundert Balbirer haben, die mir den Bart abſchnitten, ſchnitten ſieben gantzer Jahr darüber, ehe ſie mir den Bart kunten abſchneiden, auß ſolchem Barte machte ich lauter Hew, verkauffte das Fuder vmb zehn Thaler, löſete ſechtzig tauſent Thaler auß meinem Barte. So war mir auch in ſolcher zeit eine Naſe gewachſen, die war anderthalb Meilen lang, vnd drey viertel Weges breit, dieweil ich mich mit derſelben auch nicht mehr tragen kunte, muſte Ich fünffhundert fleiſcher haben, ehe ſie mir die Naſen kunten entzwey hawen, die hieben vier Jahr, aus welcher meiner Naſe machet ich lauter Kalbfleiſch, verkauffte das Pfundt umb einen Sechslin, da löſete ich fünff Tonnen Goldes aus meiner Naſe. Wie ich nun auß Jndia heraus zog, kam ich in Hiſpanien, da dienet ich dem Könige Sechs vnd ſechtzig Jahr in einem Winter, zur ſelben Zeit ſtundt der König in Hiſpania mit dem Könige in Franckreich in zwytracht, da muſte ich mit hundert tauſent Mann wider gemelten König in Franckreich ziehen. Als ich nun hinein komme, nam ich ſo bald halb Franckreich auff hundert Meilen ein, ſchlug alles zu todt, vnd erörberte fünff tauſent Tonnen Goldes zur außbeute. Wie ich nun wider zu Madrill, da mein allergnedigſter Herr der König von Hiſpanien Hoff helt, einziehen wil, kommen ſechs tauſent wolgerüſter vnd geputzter Man von Fürſten, Graffen, Herrn vnd ſtatlichen vom Adel entgegen geritten, die mich ſchön vnd herrlich annahmen, da ich nun mit Königl. Mayeſt. taffel halten muſte, werde ich ſe plötzlich kranck, daß der König ſechs hundert Doctores ließ zu mir gehen, In ſumma, was ſie mir eingaben, kunten ſie mich doch nicht geſundt machen, werde ich erzürnet, und ſtehe von Todtbette auff, vnd ſauffe dreiſſig eimer Spanniſchen Wein auff einen Trunck aus, da werd ich entſchlaffen, vnd ſchlaffe acht wochen tag und nacht nach einander, wie ich nun wider auffwachte, war ich wieder geſundt, da lauff ich dreyhun- Meilen ehe mich dürſtet, kam ich für einen Brunnen, vnd weil ich kein Geſeß hatte, darauß ich trincken kundte, nam ich meine Hirnſchale vom Kopffe, die ſoff ich fünfftauſent mahl auß, im deſſen erquicken vergeſſe ich meine Hirnſchale, vnnd war ſchon über 136 Meilen gelauffen, ſo ich mich nun vffm Abent wil zu Bette legen, vnd die Schlaffhaube auffſetzen, fühle ich daß ich einen halben Kopff habe, da muſte ich wider zurück lauffen, und ſuchte dreiſſig tage, ehe ich meine Hirnſchale kundte finden, wie ich ſie nun wider ſandt, lauff ich 100. Meilen ehe ich zu einem Fleiſcher kundte kommen, da kauffte ich vor einen halben Thaler Kalbsgehirn, das machte ich in meine Hirnſchale, vnd ſatzte ſie auffn Kopff, alßdann war mein Kopff wider gantz, So komm ich ohngefehr ans Rote Meer, da gehe ich ſpatzieren vor einem Baum, war ein klein löchlein einer Nadelſpitzen groß in ſolchem Baum, da kroch ich hienein, Wie ich nun in ſolchen Baum komme, war ein Waldt, der war ſechs und dreiſſig Meilen vmbfangen, wie ich nun im Walde ſpatzieren gehe, kom ich vor einen Teich, da waren ſchöne Fiſche drinne, vnd der kleinſte Fiſch war ſo groß als die Stadt Stetin, als ich nun wieder auſſm Baume herauß wil, kundte ich nicht heraus kommen, muſte ich vier tauſent Meilen zu rücke lauffen, vnd muſte eine Barte holen, da hackte ich vier Jahr drüber, ehe ich kunte auſſm Baume kommen, were bald verhungert, wie ich nun wider auſſm Baum, vnd ans Meer komme, werde ich von einem Walfiſch verſchlungen, do lag ich 15. Jahr darinnen, ehe ich mein Fewrzeug, ſo ich bey mir hatte, gedacht, wie mir nun daſſelbe einfiel, ſchlug ich ein Liecht auff, vnd leuchte herauß, da gieng der Walfiſch gleich zu meinem glücke am rande, thet ich einen ſprung vber dreyſſig Meilen, damit ich wiederumb ledig war, dienete darnach dem Muſcoviter einen Monat, da kam ein ſchreiben, wie jhm ein groſſer Man ins Land gefallen were, ſo muſt ich mit ſechßmal hundert tauſent Mann wieder den groſſen Mann ziehen, zog ſieben hundert Meilen ehe ich an den Ort kam, do nam ich den groſſen Man gefangen, vnd ließ jhm eine Mahlzeit zurichten, fraß auff einmahl uff, Sechs tauſent Polniſche Ochſen, zwantzig tauſent Schaff, vnd Sechs vnd dreiſſig tauſent Kelber, Item zwantzig tauſent Wiſpel Rockenbrot, Zum trincken, fünffmahl hundert tauſent Eimer Wein auff ein trunck, vnd 15 tauſent Tonnen Epffel zum friſchen Obſt, dieſes ließ ich dem Großfürſten zuſchreiben, der that befehl, daß ich jhn vom Leben zum Todt bringen ſolte, do ließ ich ſechs tauſendt Cartaunen ins Feldt wieder den vngehewren Mann führen, in jeder Carthaune gieng ein Kugel als ein zimbliche Stadt groß, wie ich nun das Geſchütz zugleich ließ abgehen, were bald der Erdbodem verſuncken, vnd ich lag 500 Jahr taub von ſolchem ſchieſſen, wie ich nun wider zu meinen Krefften kam, ließ ich den groſſen Man begraben, das Grab war drey unnd dreyſſig Meilen lang, vnd ſieben Meilen breit, muſte ſechsmal hundert tauſent Todtengräber haben. Zum letzten, wie ich nun wieder aus den frembden Landen vnd in meine heymet ziehen wil, kompt auſſm Meer ein groſſer Sturmwindt, der wehete mir die ſtuppeln, ſo mir der Balbirer am Backen gelaſſen, rein auſſm grunde herauß, wolte ich nun wieder einen andern Bart haben, muſte ich 6000. Schaff auff mein Angeſicht dreyhundert Jahr weiden laſſen, Nun Gott ſey lob, begunnet der Bart wider zu wachſen, Gott helffe, daß er ſo gros als der vorige werde, vnd ich wider ſo viel darauß löſen möge.

E N D E.

2.

Abentheuer und Myſtificationen des Poinſinet.

Poinſinet, deſſen Tom Jones uns Gotter auch im Deutſchen und mit Gewinn des Originals gegeben hat, iſt weniger ſeiner Schriftſtellertalente, (ſein beſtes Stück iſt unſtreitig, le Cercle) als der Poſſen wegen berühmt, die man mit ihm vornahm, und welche die franzöſiſche Sprache ſogar mit einem neuen Worte, myſtifier und myſtification bereicherten, was ungefähr ſo viel ſagen will, als: jemanden, wie Poinſinet, zum beſten haben. Poinſinet's böſes Geſtirn hatte ihn in die Hände einer Geſellſchaft Spötter und luſtiger Köpfe geliefert, die unbarmherzig mit ihm umgingen, und ſich Alles gegen ihm erlaubten, wozu ſeine Einbildung, Einfalt und Leichtgläubigkeit, die man mit Recht ſonder Gleichen nennen kann, ihnen reichlichen Stoff darboten. Er ſpielte die Rolle des deutſchen Trappenſchützen, den Rivel beſungen hat, und des berüchtigten Ragotin in Scarron's komiſchem Roman, nur mit dem Unterſchied, daß Poinſinet's Abentheuer wahr, und die des Ragotin erdichtet ſind. Poinſinet beſaß eine gränzenloſe hohe

Mey:

Meynung von ſich ſelbſt; in ſeinem ganzen Weſen herrſchte der Stolz eines Zwergs, der ſich zu vergröſſern glaubt, wenn er auf die Fußzähen tritt; ſeine äußerliche Geſtalt ſelbſt war dem Lächerlichen geweiht. Die Augen lagen ihm vor dem Kopf und drehten ſich mit wunderbarer Geſchwindigkeit; der Ton und die Biegungen ſeiner Stimme waren wie die eines verunglückten Haupt- und Staats-Aktionen-Tragirers: ſeine kurzen, runden, dicken Beine ſchienen gar nicht gemacht zu ſeyn, Stützen eines menſchlichen Körpers zu werden; allein niemand würde dem **Poinſinet** haben ausreden können, daß er der zierlichſte Tänzer in ganz Paris ſey.

Er verfertigte ein Luſtſpiel für das Théatre François; es wurde aufgeführt und ausgepfiffen: **Poinſinet** hatte den Aerger, ſeinen eigenen Vater unter den Auspfeifenden zu erblicken. Aber noch ärgerlicher war es ihm, daß er, im feſten Vertrauen auf die Einnahme des gefallenen Schauſpiels, die ganze Geſellſchaft ſeiner perſifflirenden Freunde zum voraus zu einem groſſen „Souper“ eingeladen hatte. Er wendete ſich in ſeiner Verlegenheit an das Oberhaupt der Spötter, und bat ihn um einen Geldvorſchuß. Dieſer beklagte, daß er jetzt gänzlich von Geld entblößt ſey, that aber als ob er ſich den Kopf zerbräche, wie er ihm welches verſchaffen wolle Endlich ſchlug er ihm vor, zum **Servandoni** zu gehen, und ſich bey ihm zur Rolle des **Cerberus** in dem Ballet, **Aeneas Höllenfahrt**, zu vermiethen. Er ſetzte hinzu, da **Servandoni** ihn nicht kenne und die Sache nie verrathen werden könne, ſo dürfte ſich **Poinſinet** nicht ſcheuen, ſeine Zuflucht zu dieſer Auskunft in der Noth zu nehmen. Vielleicht wäre es ſogar eine Gelegenheit, Talente zu zeigen, und in der Pantomine der Ballet-Ungeheuer, der Schöpfer eines neuen Fachs zu werden. Glückte es ihm, ſo würde ihn **Servandoni** nicht allein bis Oſtern fortmiethen, ſondern es könnte ſogar für ihn ein beſtändiges, fixes Einkommen werden, wenn er, unter dem Siegel des Stillſchweigens, auch in der Oper Monſtra von Diſtinktion ſpielte. **Poinſinet** fand den Einfall vortreflich und ſchwur, daß er die Cerberusrolle zu einer Karakterrolle umſchaffen wolle. Er wurde mit **Servandoni**, um einen Thaler des Tages einig. Anfangs that er Wunder, als er aber ſeine drey Köpfe in der Hitze des Spiels zu heftig ſchüttelte, fiel ihm die Maske vom Geſichte. Er wurde erkannt und ausgepfiffen und ausgepocht. Bey'm Herausgehn verſicherte ihm ſogar ein Zuſchauer, daß er ſeine Rolle ganz verhunzt, und ſtatt eines guten Höllenhunds nur einen gemeinen Gaſſenhund gemacht habe.

Poinſinet verſuchte ſein Glück mit einer **komiſchen Oper**. Der Erfolg glich dem vorigen. Er ſchob alle Schuld auf einen andern Dichter, mit dem er ſie in Gemeinſchaft compilirt hatte. Eine Aktrice nahm dieſes Dichters Parthey; **Poinſinet** antwortete durch eine Stickeley auf die Keuſchheit der ſchönen Vertheidigerin, und die Aktrice durch eine derbe Ohrfeige. Der kleine Mann gerieth in Harniſch und forderte den Dichter heraus, weil er wußte, daß er ein ſehr kurzes Geſicht hatte, und ſich alſo ſchmeichelte mit ihm bald fertig zu werden. Kaum hatte er aber vom Leder gezogen, ſo holte der andre ſeine Lorgnette aus der Taſche, und verſetzte ihm, ohne das Glas vom Auge zu bringen, zwanzig wohlgezielte Stockſchläge. Der Lichtputzer brachte endlich mit einem Kehrbeſen beyde Kämpfer von einander.

Die Geſellſchaft der Spötter lud den **Poinſinet** zu einem „Souper“ bey Mädchen der Freude ein, die man ihm als Damen von Anſehen und groſſer Welt ſchilderte. Die eine, ſezte man hinzu, ſey die Geliebte eines Offizieres der ſchwarzen Mouſquetairs, die damals noch nicht aufgehoben waren. **Poinſinet** war auſſer ſich, in ſo guter und vornehmer Geſellſchaft zu ſpeiſen. Er ſpannte ſeinen Witz auf die Folter, um recht liebenswürdig zu ſcheinen; und die Mädchen, die ihre Rolle vortreflich ſpielten, berauſchten ſeine Eigenliebe durch die übertriebenſten Lobſprüche. Alles, was er ſagte, wurde bewundert und beklatſcht; er führte allein das Wort, recitirte und deklamirte einen ganzen Steß von ſeinen Gedichten, und ſchwamm in lauter Wonne und Entzücken. Plötzlich hörte man einen großen Lärm an der Hausthüre. Eine von den Damen ſtellte ſich ſehr verlegen und erſchrocken, was dem kleinen Mann einen Angſtſchweiß auspreßte. Sein Schrecken vermehrte ſich, als der gefürchtete Offizier der Mouſquetairs in den Saal trat, mit groſſen Schritten auf und abging, und der ganzen Tiſchgeſellſchaft wüthende und eiferſüchtige Blicke zuſchoß. Einer von den Gäſten bat ihn, ob er nicht Platz nehmen wollte; allein ſeine Antwort war ein Donnerſchlag für **Poinſinet**, der nicht ahndete, daß er ſeine Wuth gerade an ihm auslaſſen würde. Er antwortete mit bebender Stimme: daß er nicht gewohnt ſey, ſich nach Tiſche zu ſchlagen; daß er allen möglichen Reſpekt für die Herren Offiziere von den Mouſquetaires hätte u. ſ. w. Der Offizier hatte alle Mühe das Lachen zu verbeißen, verließ endlich den Saal und ſchwur, daß er ihn ſchon zu finden wiſſen würde.

Der Vorfall ſchien die Luſtigkeit der ganzen Geſellſchaft geſtört zu haben, und man dachte an's Weggehen. „Aber, meine Herrn, ſagte der zweyte **Ragotin** zitternd, wenn der Schlagtod uns auf der Treppe aufpaßte?“ — Man lobte ſeine Vorſicht und that, als ob man mit der größten Behutſamkeit hinuntergienge; unſer kleine Mann war jedoch klüglich der letzte. Kaum war er auf der Gaſſe, als er auf einmal eine Menge bloſſer Degen um ſich her erblickte, die ſich vor und hinter und neben ihm kreuzten. Er ſelbſt zog ſeinen Degen, aber mehr im

Schrecken, als um ſich zu vertheidigen. Auch hielt er ihn unbeweglich in der Hand, und erwartete in ängſtlicher Betäubung, was das Trauerſpiel für ein Ende nehmen würde. Nacht und Entſetzen hatten ihn ſo verplüſt gemacht, daß er keinen Einzigen von den Gäſten erkannte. Das Geklirre der Degen lockte die Nachbaren an die Fenſter, und man fing an nach der Wache zu rufen. Der Ausgang des Spaßes konnte alſo ernſthafter werden, als man wünſchte. Einer ergriff daher den **Poinſinet** beym Arm, und ſchleppte ihn mit ſich in eine andre Gaſſe. Hier zog er ihn in einen Winkel, und raunte ihm auf das geheimnißvollſte zu: „Zum Teufel! Freund, welch einen Stich „haſt Du dem Offizier verſetzt! der hat auf ewig genug. „Laß uns auf unſere Sicherheit denken, denn es iſt nicht „klug, ſich des Nachts bey einem todten Körper antref„fen zu laſſen.“ — Wer ſollte es glauben? der kleine Renommiſt, der noch für Furcht zitterte, und nicht ein einzigesmal den Degen gerührt hatte, wurde gleich ſo feſt überzeugt, daß er voller Freuden antwortete: „Du haſt „es alſo geſehn, Freund? Du haſt es alſo geſehen? „ Man führte ihn, wie im Triumph, fort und ſprach von nichts, als von ſeiner Tapferkeit und der fürcherlichen Quarte über den Arm, die er ſeinem Feinde beygebracht habe. Von Zeit zu Zeit machte man ihm ein bischen bange, indem man fürchtete, er möchte verwundet ſeyn. Einer von der Geſellſchaft nahm ihn mit ſich in ſein Haus, und kaum war er eingeſchlafen, ſo durchſtach und zerſetzte man ſeine Kleider. Den andern Morgen bey'm Erwachen ermangelte man nicht, ihn an das fürchterliche Abentheuer der geſtrigen Nacht zu erinnern. Man ſezte hinzu, daß er nur durch ein Wunderwerk aus einem ſo hitzigen Gefechte ohne Wunden davon gekommen wäre, und daß ſein Rock ganz durchlöchert ſeyn müſſe. Der kleine Mann beſichtigte ihn ſogleich, und ſank bey'm Anblick der Gefahr, in der er ſich befunden, bald in Ohnmacht. Aber nun war die Frage, was man in Paris wohl von dem Tode des Offiziers ſprechen mögte? Man that äuſſerſt beſorgt, ging aus, um Erkundigung einzuziehn, und brachte ſehr traurige Nachrichten zurück. Man hätte Verdacht, wer der Thäter ſey, und viele Leute im Palais-Royal behaupteten ſogar, daß es, bey der bekannten Stärke und Tapferkeit des Getödeten, nothwendig ein Meuchelmord geweſen ſeyn müſſe. Die Schaarwache zu Pferd und zu Fuß wäre daher Tag und Nacht auf den Beinen, den Mörder aufzuſuchen. Poinſinet war mehr tod als lebendig, und kam auf den Einfall, um den Nachſtellungen der Juſtitz zu entgehn, ſich zu St. Lazare (einem bekannten Armen- und Zuchthauſe) einſperren zu laſſen.

Er bat alſo einen von den Verſchworenen, ihn in dieſes Hauß der Buße zu bringen, und ihn für einen von ſeinen Verwandten auszugeben. Der Gedanke ſchien allen ſo drollig, daß man ihn wirklich nach St. Lazare brachte. Poinſinet warf ſich dem Vorſteher zu Füßen, und flehte ihn um die Barmherzigkeit an, in ſein Haus eingeſperrt zu werden. Der angebliche Verwandte fügte ſeine Bitten zu den ſeinigen, und äußerte, einige Monate Züchtigung würden den jungen verirrten Menſchen wieder auf den guten Weg bringen; ſchon ſeine Reue beweiſe, man müſſe an einem Taugenichts nie verzweifeln. Der Vorſteher geſtand, daß das Geſicht des Schuldigen hinlänglich wider ihn zeuge, und daß er allerdings die Züchtigung zu verdienen ſcheine, der er ſich unterwerfen wolle; daß man ihn aber ohne einen Miniſterial-Befehl zu St. Lazare nich aufnehmen könne. — Poinſinet, voller Verzweiflung, beſchloß, Frankreich zu verlaſſen, und da er ſich ganz nah bey der Foire St. Laurent befand, ſo hoffte er, der Schauſpieldirektor Mornet würde ihm, als einem ſeiner Autoren, etwas Reiſegeld vorſchießen. Man be-

ſtärkt.

ſtärkte ihn in dieſer Meinung. Kaum war er aber in dem erſten Hofe der Meſſe, als ein vorgeblicher Exempt des Gerichts der Marſchälle von Frankreich, mit einem Steckbrief verſehn, den er zu leſen und mit Poinſinets Figur zu vergleichen ſchien, ihn gefangen nahm. Der halb ohnmächtige kleine Mann fragte mit ſchwacher Stimme: warum man ihn gefangen nehme? „Weil Sie geſtern Abends, in der St. Honoreſtraße, mit 21 Degenſtichen den Herrn * * Offizier der Mouſquetaires ermordet haben!“ erwiederte der Exempt, indem er ihm Handſchellen anlegte: „aber, Gott ſey dank! ich hoffe, Sie ſollen künftigen Dienſtag gehangen werden.“ Es war ein Sonnabend, und der kleine Mann, der nur noch drey Tage zu leben hatte, erkundigte ſich, wo man ihn hinführen wollte. „Bis Abends ſieben Uhr, antwortete der Exempt. will „ich mit Ihnen gehn, wohin Sie wollen, aber hernach „müſſen Sie auf's Chatelet und ins Loch!“ Poinſinet bat ihn, ihn nur ins Palais royal zu begleiten. Er hoffte dort einige von ſeinen Freunden zu finden, die ihn in dieſer böſen Sache mit Rath und That beyſtehen könnten. Er fand ſie auch, wie man leicht denken kann, denn alles war ja verabredet, ohne daß er es muthmaßte „Dienſtags werde ich gehangen werden, raunte er dem einen ins Ohr, und hier iſt mein Wächter“ — „Dienſtags gehangen? das dünkt mir ein wenig zu eilig und faſt unmöglich.“ — Und doch iſt nichts gewiſſer, lieber Freund; die Juſtitz der Marſchälle von Frankreich iſt prompt; keine expedirt ſchneller: bey ihnen iſt nie die Rede von Gnade.“ Poinſinet ſagte dieſes in dem überzeugteſten Ton, und wiederholte eigentlich bloß, was ſein Begleiter ihm unterwegens vorgeſchwazt hatte. Er bat inſtändig um Gift, weil er ſein Lebtage einen unüberwindlichen Widerwillen gegen das Erdroſſeln gehabt habe. Manchmal ſchien er ſich aber in ſein Schickſal zu ergeben, und wünſchte nur, daß die Einrichtung im Geheim geſchehn, und ſeine Familie ſo viel Credit haben mögte, die Bekanntmachung ſeines Urtheils zu hintertreiben. Was ihn aber am meiſten peinigte, war der Gedanke: nach ſeinem Tode auf die Anatomie zu kommen. Seine Einbildungskraft vermogte die Vorſtellung vom Zergliedern nicht zu ertragen. Die Geſellſchaft ſeiner Spötter nutzte dies paniſche Schrecken ſogleich, ihm vorzuſtellen, daß er ſich nie ſchmeicheln dürfte, daß eine Ausnahme mit ihm gemacht werden würde, da ein religiöſes Vorurtheil die Wundärzte ſchon der Kadaver der Spitäler beraubte, und ſie ſich, zu neuen anatomiſchen Entdekkungen, an den Leichen der Miſſethäter begnügen müßten. „Das ließe ſich Alles hören, (erwiederte er, und zum erſtenmal in ſeinem Leben machte ihn die Furcht beſcheiden) wenn ich ein ſchöner Menſch wäre.“ Man gab zur Antwort, daß freilich niemand ſeine große Häßlichkeit in Zweifel ziehen könnte, daß aber die Schönheit eines guten anatomiſchen Kadavers nicht in dem richtigen Ebenmaaße der Züge beſtünde, weil dieſe Wiſſenſchaft ſich nicht bey der Schaale aufhielte; ſondern daß im Gegentheil ein etwas monſtröſes Subject einem Anatomiker um ſo willkommner wäre. Poinſinet's Einbildungskraft erbebte bey Anhörung aller dieſer Poſſen; ſchon wähnte er die Schneide des Schabemeſſers zu fühlen. Seine verwirrten und empörten Gedanken, der Aufruhr in ſeinem Blute, das Entſetzen, das ſeiner ganzen Geſtalt aufgeprägt war, machten endlich die Geſellſchaft furchtend, daß ſie den Spaß zu weit getrieben haben mögten. Man ſah ſich alſo nach einer dritten Mittelsperſon um, die man aus der Menge der Spaziergänger im Garten wählte, und mit ein paar Worten von ihrer Rolle und der ganzen Geſchichte unterrichtete. Dieſe Perſon kündigte dem kleinen Manne nach vielen Umſchweifen nicht eine Begnadigung, was einen zu plötzlichen und gefährlichen Eindruck auf ihn hätte wirken können, ſondern einen Aufſchub an, der ihn wieder in Freyheit ſetzte. Zugleich verſchwand auch ſein Wächter. Allein Poinſinet traute dem Aufſchub nicht, und in der gewiſſen Ueberzeugung, der Mörder des Offiziers zu ſeyn, fürchtete er, daß man ihn über lang oder kurz wieder bey'm Kopf nehmen mögte. Er beſchloß daher auf der Stelle abzureiſen. Man hielt ihn nur mit Mühe zurück, indem man ihm vorſtellte, daß eine ſolche übereilte Flucht ihn nothwendig noch verdächtiger machen müſſe, daß er ſicher mit Spionen umgeben, und der Steckbrief, worinn er ſo genau beſchrieben, dem Commis au de Barrieres mitgetheilt ſey; daß man ihn alſo ſogleich erkennen und anhalten würde. Poinſinet geſtand endlich, daß man Recht habe. Er wünſchte der Geſellſchaft wohl zu ſchlafen und ſchwur, daß Morgen dieſer vermaledeyte Steckbrief ihm nicht mehr hinderlich ſeyn ſollte. Die Natur war nichts weniger als freygebig gegen ihn geweſen; er verdankte ihr weiter nichts, als ein ſchönes, blondes Haar. Er borgte von dem Schreiber eines Notar's eine große ſchwarze Perrücke, und verkappte darunter ſeine blonde Kopfhülle. Zu gleicher Zeit ſchwärzte er ſich mit gebranntem Kork und Oel die Augenbraunen, und zog einen alten ſchwarzen Rock des Schreibers an, der ihm aber ſtatt eines Schlafroks dienen konnte, denn der Schreiber war groß und Poinſinet klein. In dieſem Aufzuge beſuchte er einen von den Verbundenen, welcher den größten Theil an ſeinem geſtrigen Abentheuer gehabt hatte. Dieſer ſtellte ſich, als erkenne er ihn nicht, und das Männchen wußte ſich darob für Freude nicht zu laſſen.

Um ihm aber endlich die Augen über ſeine ungegründete Furcht zu öfnen, bat man ihn zu einem Abendeſſen, wobey ſich der vorgebliche Exempt der Marſchälle von Frankreich, der ihn arretirt hatte; die Perſon, welche ihm ſeine Freyheit ankündigte, und ſogar der furchtbare Offizier der

Mouſquetairs, deſſen Mörder er zu ſeyn wähnte, in Perſon befanden. **Poinſinet** blieb ſo verblendet, daß er nicht allein den todten Offizier nicht erkannte, ſondern ihm ſelbſt erzählte, wie er das Unglück gehabt habe, ihn durch eine fürchterliche Quarte über den Arm zu Boden zu ſtrecken. Man ſtelle ſich die Verwunderung der Anſtifter dieſer lächerlichen Scene vor. Sie beſchloſſen alſo den kleinen Mann, da er durchaus nicht enthänſelt ſeyn wollte, bey ſeinen Viſionen zu laſſen, und einer flüſterte dem Exempt ſo laut zu, daß **Poinſinet** es hören mußte, zu: ob wirklich die ganze Sache beygelegt, und **Poinſinet** auſſer Gefahr ſey? der vorgebliche Exempt that, als ob er ſich nicht poſitiv zu antworten getraue; bekannte aber, daß **Poinſinet** wohl thun würde, noch einige Vorſicht zu brauchen, und ſonderlich die Verkleidung nicht zu bald abzulegen, in die er ſich vermummt haben ſolle? „Aber, fuhr die Frage fort, wenn man herausbrächte, daß unſer Freund unter einer ſchwarzen häßlichen Peruke die ſchönen blonden Haare verkappt, die ihn in dem Steckbriefe ſo kenntlich machen — könnte das nicht von neuem Anlaß zu einem Verhaftbefehl geben?“ Der Exempt erwiederte, daß dadurch wirklich Alles wieder aufgerührt werden könnte. Bey dieſen Worten hielt der horchende **Poinſinet** nicht länger an ſich, ſondern rief im kläglichſten Ton. „Ach, meine Herren, ich habe Alles gehört; es iſt nur zu wahr, daß dieſe verdammten Haare „mich ins Unglück ſtürzen können; ich bin ihre Aufopferung meiner perſönlichen Sicherheit ſchuldig.“ Zugleich ſchmiß er ſeine Peruke von ſich, und that den erſten Schnitt mit der Scheere in ſeine Haare. Die ganze Geſellſchaft beeiferte ſich, ihm zu helfen, und ſchor ihn zum völligen Kahlkopf. Weil der Exempt mit Hand anlegte, ſo dankte **Poinſinet** auf das verbindlichſte, und ſagte leiſe zu ſeinen Freunden: „Da ſeht ihr, daß jeder Stand ſeine Biedermänner hat: dieſer ehrliche Mann iſt ſelbſt behülflich,

„mich der Strenge des Gerichts zu entziehn, deſſen Diener „er iſt. In meinem Leben werde ich dieſen Zug von „Menſchlichkeit nicht vergeſſen!“ —

Die Zeit enträthſelte endlich, nicht ohne Mühe, dem Helden dieſes tragiſch-komiſchen Poſſenſpiels, den Betrug mit dem Morde, deſſen er ſich aus Eitelkeit gern Lebenslang ſchuldig geglaubt hätte. Da er aber demungeachtet dem Umgang mit jenen Spöttern nicht entſagte, ſo lief er blindlings in alle die Fallen, die ſie ihm legen wollten.

Eines Tages wurde er zu einem **Diner** eingeladen, das bey einem Schweizer *) der **Tuillerien** gegeben wurde. Man hatte an dem Rockſchoſſe eines der Gäſte, den **Poinſinet** zum erſtenmal ſah, einen großen gelben Schlüſſel mit goldnen Schnüren und Schleifen befeſtigt, und **Poinſinet**, als er dies Unterſcheidungszeichen erblickte, machte ſich ſogleich eine hohe Vorſtellung von dem Stande dieſes Herrn, den man für einen Grafen **Truchſes**, erſten Kammerherrn des Königs von Preußen, **Friedrichs des Großen**, ausgab. Bey Tiſche fragte einer von den Anweſenden den Grafen, ob man ihn, ohne eine Indiskretion zu begehn, erſuchen dürfte, der Geſellſchaft bekannt zu machen, was ihn bewogen habe, nach Paris zu kommen? Der Herr Graf antwortete mit einer geheimnißvollen Mine, daß bloß Reiſeluſt und Neugier daran Schuld ſey. Der andre bat um Vergebung, eine Frage gethan zu haben, die allerdings äußerſt unbeſcheiden wäre; äußerte aber zugleich gegen die Geſellſchaft, daß ein Mann von der Wichtigkeit, wie der Herr Graf, ſein Vaterland gewiß nicht ohne Staatsurſachen verlaſſen werde.

Der Herr Kammerherr ſchien nun offenherziger werden zu wollen, und geſtand, daß er wirklich, wider ſeinen

---

*) Man pflegt bey den Schweizern, welche mehr Caſtellane der verſchiedenen königlichen Schlöſſer ſind, für ſein Geld zu ſpeiſen und Luſtparthien zu machen.

Willen einen ſehr kitzlichen Auftrag habe übernehmen müſſen. Er beſtände darin, für den Sohn des Königs von Preuſſen (welcher doch, wie bekannt, keine Kinder hatte) einen franzöſiſchen Hofmeiſter ausfindig zu machen, der im Stande wäre, die großen Hoffnungen, zu welchen der junge Prinz berechtige, auszubilden, und Verdienſte genug beſäße, eine Stelle zu bekleiden, die ihm die ehrenvollſten und glänzendſten Ausſichten öfne. Die Geſellſchaft that verwundert, daß die Wahl des Königs nicht ſogleich auf **Voltaire**, **Monteſquieu**, oder **d'Alembert** gefallen ſey. Der Herr Graf räumte die Verdienſte dieſer großen Männer ein; führte aber verſchiedene Gründe an, welche ihrer Wahl entgegenſtünden. Jeder von den Anweſenden ſchlug nun ein Subjekt vor, aber bey jedem ereigneten ſich Schwierigkeiten. Endlich ſagte einer, er kenne eine Perſon, welche alle zu einer ſolchen Stelle erforderlichen Eigenſchaften im hohen Grad beſitze, wenn Se. Königl. Maj. ſich nicht an ſeine zu große Jugend ſtoßen wollten. Der Graf **Truchſeß** antwortete, ſein Herr laſſe ſich nie durch Vorurtheile binden. Der andre nannte ihm hierauf den **Poinſinet**, als einen Mann von Kopf, den der Graf gewiß dem Rufe nach kennen werde. Der Graf erwiederte, daß man zu Berlin ſehr viel vom Herrn **Poinſinet** ſpräche, und daß ſogar zu **Potſdam** eine ſcharmante Operette von ſeiner Erfindung zwey und zwanzigmal hintereinander, unter beſtändigem Applaudiren des Königs, gegeben worden ſey; kurz, daß er, der Graf **Truchſeß**, ſich ſehr glüklich ſchätzen würde, die Bekanntſchaft eines Gelehrten von dem Range zu machen.

Man denke ſich die Zufriedenheit und das Entzücken des kleinen Mannes, als er von ſich und ſeinen Arbeiten mit ſolchen, ſeiner Einbildung ganz angemeſſenen, Lobſprüchen reden hörte. Man ſtellte ihn dem vermeintlichen

Grafen vor. Dieſer ſprang von Tafel auf, fiel ihm um den Hals und wünſchte ſich Glück, daß das Ohngefähr ihm ſo wohl gewollt, und er dem Prinzen ſeines Königs einen Hofmeiſter von ſolchen Verdienſte verſchafft habe. Man fing nun an, alle die Würden, Ehrenſtellen und Vorzüge herzurechnen, woran es dem Gouverneur des Kronerben nicht fehlen könnte. Dem kleinen Manne ſchwoll bey dieſer Specification der Kamm gewaltig, und die Anweſenden machten ihn noch aufgeblaſener, indem ſie ſich zum voraus ſeiner Protection empfahlen. Wenig fehlte daß **Poinſinet** nicht ſchon den Protector des Grafen **Truchſeß** ſelbſt ſpielte. Man fragte den Grafen, ob ſeine Vollmacht auch unumſchränkt ſey, und ob der König ſein Wohl billigen werde? Er gab zur Antwort, daß von dieſer Seite nicht allein Alles bündig wäre und ſeine Richtigkeit hätte, ſondern daß er auch zum Beweiſe auf der Stelle, laut dem gemeſſenſten, königlichen Befehl, dem neuen Herrn Hofmeiſter mit dem königlichen Orden des Verdienſtes bekleiden wollte. Er holte ein großes, gelbes Band aus der Taſche, und hing es dem **Poinſinet** um. Der Freudentaumel des neuen Ritters, dem die ganze Geſellſchaft mit dem größten Reſpekt begegnete, iſt über allen Ausdruck. Er zeigte ſich 24 Stunden lang mit dieſem gelben Bande auf allen öffentlichen Promenaden von Paris; verſprach allen Perſonen von ſeiner Bekanntſchaft, die er antraf, ſeine Protection, und war auf das feſteſte überzeugt, der Hofmeiſter eines Prinzen zu ſeyn, der nicht exiſtirte.

Unter **Poinſinet's** Perſiffleurs war einer vorzüglich beſchäftigt, ihm einen Streich nach dem andern zu ſpielen. Einsmal ſah er einen berühmten Zahnarzt aus ſeiner Wohnung ſeinen Geſchäften nachgehn, und ſogleich ging er in das Haus und verlangte, mit dem Schnupftuch vor dem Munde, auf das dringendſte, ihn zu ſprechen. Die Frau des Zahnarztes bedauerte, daß ihr Mann eben aus ausgegangen ſey, und wunderte ſich, daß ihn der Patient nicht noch auf der Treppe angetroffen habe. Der Herr mit dem Schnupftuch that außer ſich über dieſe Verfehlung, und ſchien im Begriff, ſich für Schmerz auf der Erde wälzen zu wollen. Er bat um Erlaubniß ſich ſetzen zu dürfen, klagte unaufhörlich über das entſetzlichſte Zahnweh, und unterbrach ſeine Klagen von Zeit zu Zeit durch das erbärmlichſte Jammergeſchrey. „Aber, mein Herr, ſagte die Frau mit dem Ausdrucke des lebhafteſten Mitleidens, Sie hätten auch nicht bis auf die letzte Stunde warten ſollen.“ — Ach, Madame, erwiederte der andre, ich bin der unglücklichſte Menſch unter der Sonne. Bey mir muß es mit dem Schmerz auf das höchſte gekommen ſeyn, wenn ich mich zum Ausreiſſen eines Zahns entſchließen ſoll. Wohl zwanzig Zahnärzte habe ich ſchon holen laſſen, aber ſo bald ich ſie erblicke, iſt für Schrecken mein Zahnweh und auch meine Entſchließung verſchwunden. — Aber wahrhaftig, mein Herr, da ſind Sie ſchwächer als ein Frauenzimmer: denn ſelbſt die zärtlichſten Damen laſſen ſich einen Zahn holen, wenn er ihnen weh thut. Der Schmerz bey der Operation will gar nichts ſagen, und dauret nur einen Augenblick. — Sie haben vollkommen Recht, Madame, ich habe mir das Alles hundertmal geſagt; allein ich habe das Unglük gehabt, einem Zahnbrecher vom Lande in die Hände zu fallen, der mir einen Zahn, knack! im Mund abbrach, und mich höllenmäßige Schmerzen leiden ließ. Seit der Zeit bin ich ſo kleinmüthig geworden, daß ich mich ſelbſt ſchäme. Ach, Madame, Sie glauben nicht, was ich ausſtehe! wäre ich nur ſo glüklich geweſen, Ihren Herrn Gemahl zu Hauſe anzutreffen! — Es wird ihm äußerſt leid ſeyn, mein Herr; bey ihm haben Sie ſo was nicht zu fürchten, wie bey Ihrem Dorf Scharlatan; niemand hat eine leichtere Hand und auch mehr Kunden, als mein Mann! — Hierauf fing die gefällige Ma-

Madame an, dem vermeintlichen Kranken zu ſeinem Troſt die Geſchichte aller der Zähne vorzuerzählen, die ihr Mann, ſeit Anbeginn ſeines Zahnarzt-Standes, ausgeriſſen hatte. Sie nannte ihm eine Menge petites maitreſſes her, die ihren ſchönen Mund voll Zähne bloß der Geſchiklichkeit zu verdanken hätten, mit welcher ihr Mann ihre Zahnlücken durch ein elfenbeinernes Gebiß zu erſetzen wüßte. „So wünſche ich mir Glück, Madame, daß mich der Schmerz in ihr Haus getrieben hat; ich werde mich an keinen andern wenden. Ich will geduldig dieſen Abend noch leiden; aber ich bitte Sie, daß ihr Herr Gemahl, wo möglich, morgen früh vor vier Uhr zu mir kömmt, und ein wenig Mitleid mit meiner Schwachheit hat. — Der verfluchte Zahn! ach Gott! was werde ich für eine Nacht haben! — Ach, es iſt der letzte Zahn, oben in der linken Kinnlade. Zehn Louisd'or wollte ich jemand geben, der mir ihn, ohne groſſen Schmerz und ohne daß ich es wüßte, ausriſſe. Aber ich kenne mich; kaum werde ich Ihren Herrn Gemahl zu Geſicht bekommen, ſo werde ich wieder ein Kind ſeyn. Ich bin wohl gar im Stande, es ſteif und feſt zu läugnen, daß ich Zahnweh habe oder gehabt habe, weil in der That die Vorſtellung von einen gröſſern Uebel, das Gefühl des gegenwärtigen Uebels auf einen Augenblick verdrängt.

Aber ſchicken Sie ihn ja zu mir, präveniren Sie ihn nur ein bischen von meiner Zaghaftigkeit. Er wird freilich viele Geduld mit mir haben müſſen, allein es ſoll ſein Schade gewiß nicht ſeyn! — Hierauf gab ihr der verſtellte Kranke nicht ſeine, ſondern des unglücklichen **Poinſinet's** Adreſſe.

Den andern Morgen mit dem Schlag vier Uhr ermangelte der Zahnarzt nicht, ſich bey **Poinſinets** Wohnung einzufinden. Sein Anklopfen machte das ganze Haus wach, und er verlangte den vermeintlichen Patienten zu ſprechen, den er in tiefem Schlummer antraf. Er ſupponirte, daß ſich in der Nacht das Uebel ein wenig gelegt haben könnte, daß es aber gewiß wieder von neuem zu toben anfangen würde. Bey dem Geräuſch, das er im Zimmer machte, wachte **Poinſinet** auf, rieb ſich die Augen und fragte, was zu ſeinen Dienſten ſtehe? „Mein Herr, ich bin der Zahnarzt!“ — Zum Teufel, ich habe keinen nöthig! „Ja, ja, ich verſtehe Sie ſchon; aber ich gehe doch nicht. Die Ruhe, der Sie jezt genießen, iſt nur augenblicklich, und kann nach den heftigen Schmerzen, die Sie geſtern hatten, nicht anders, als ungewiß ſeyn.“ — „Was wollen Sie mit Ihrem **geſtern**? Ich habe geſtern ſo wenig Zahnweh gehabt, als heute.“ — „Mit nichten! Sie litten ſehr ſtark! Doch zum Glück bin ich prävenirt! Aber wahrhaftig Sie ſind mehr Kind, als ich mir vorgeſtellt habe. Ueberlegen Sie doch, daß es eine Sekunde auf's höchſte dauret; friſch! ermannen Sie ſich!“ Zugleich öfnete der Zahnarzt ſein Beſteck, kramte alle ſeine Inſtrumente aus, und ſchwang vor den erſchrockenen Augen des kleinen Mannes den furchtbarſten Pelikan, der je den Widerſtand des allerrebelliſcheſten und am beſten verſchanzten Zahns gebrochen hatte. Schon bey dieſem Anblick überlief den armen **Poinſinet** ein Fieberſchauer. „Aber, mein Herr, ſo hören Sie doch; ich ſage, ich wiederhohle, ich ſchwöre es Ihnen, es thut mir kein Zahn weh!“ — Erlauben Sie mir wenigſtens danach zu ſehn, erwiederte ſchlau der Zahnarzt, vielleicht braucht der Zahn bloß plombirt zu werden; das iſt eine Operation, die nicht den mindeſten Schmerz verurſacht, und oft das hartnäckigſte Zahnweh gehoben hat. Machen Sie den Mund auf! Wer wird ſich ſo zieren!“ — — „Aber zum Teufel! ich ſage Ihnen, ich habe kein Zahnweh! ich bedarf Ihrer Hülfe nicht! ich kenne Sie nicht!“ — „Sie ſollen mich ſchon kennen lernen; Sie ſollen ſehn, ob ich meinen

nen Ruf verdiene. . . . Ich bitte Sie, machen Sie nicht ſo viel Umſtände: wie können Sie glauben, daß ich Ihnen einen Zahn wider Ihren Willen ausreißen würde? Erlauben Sie, daß ich Ihren Mund unterſuchen darf; was riskiren Sie denn, wenn Ihre Zähne, wie Sie ſagen, geſund ſind?“ — Der kleine Mann, der noch halb ſchlaftrunken war, und nicht recht wußte, ob er das Alles nicht träume, öfnete endlich den Mund, um den überläſtigen Mann los zu werden. Der verſchlagene Zahnarzt, dem ſeine Frau geſagt hatte, daß der kranke Zahn der letzte in der linken obern Kinnlade ſey, packte ihn mit einem Inſtrumente, das er in der Hand verborgen hielt, drükte mit der andern Hand ſtark gegen **Poinſinets** Stirne, und riß den Zahn aus, indem er freudig ſchrie: „Da iſt er, da iſt er! Sie werden nicht über meine Ungeſchicklichkeit klagen können. Spülen Sie ſich den Mund aus, und verſuchen Sie wieder einzuſchlafen. In einigen Stunden werde ich wieder kommen!“ Auf das entſetzliche Jammergeſchrey des Leidenden, ſprangen Vater und Mutter im Hemde herbey, und begegneten dem Zahnarzt auf der Treppe, der, ſtolz auf ſeine glückliche That, ihnen zurief: **„Er iſt 'raus! er iſt 'raus!“**

Einige Tage nach dem traurigen Zahnabentheuer, traf **Poinſinet** in einer Geſellſchaft einen Menſchen an, der einige Taſchenſpielerſtückchen und Kartenkünſte mit ziemlicher Fertigkeit zu machen wußte. **Poinſinet**, der immer ſo neugierig und fremd mit den bekannteſten Dingen war, wie ein Kind, ſah dieſen Künſten mit einer ehrfurchtsvollen Aufmerkſamkeit zu, welche den Anweſenden ſehr komiſch dünkte. „Wer iſt der Herr? fragte er den Freund, der ihn in dem Hauſe eingeführt hatte. — Ich könnte Ihnen, antwortete der Gefragte geheimnißvoll, ſehr intereſſante und wichtige Dinge von ihm entdecken, wenn Sie ein Geheimniß beſſer zu bewahren wüßten.“ — **Poinſinet** gelobte die ſtrengſte Verſchwiegenheit. „Wiſſen Sie alſo, fuhr der andre fort, daß er nicht ſo heißt, wie man ihn hier nennt, ſein wahrer Name iſt **Acoſta**. Es iſt ein portugieſiſcher, in der Cabala ſehr erfahrener Jude, der aus Liſſabon vor der Inquiſition hat flüchten müſſen. Er verrichtet hier manchmal unglaubliche Sachen. Aber der Herr vom Hauſe würde ſehr verlegen ſeyn, wenn man auswärts davon ſpräche, aus Furcht, die Polizey möchte ſich darein miſchen, und ſeinem lieben Juden Ungelegenheiten verurſachen. — „So iſt wirklich was wahres an der Kabala?“ antwortete **Poinſinet**. — „Ich weiß nicht, was ich davon denken ſoll; meine Gewohnheit iſt, nichts von der Art weder geradezu zu läugnen, noch zu behaupten: aber ſo viel iſt gewiß, daß ich dieſen Juden in meiner Gegenwart habe Wunderdinge thun ſehn.“ — **Poinſinet** war nun ſattſam vorbereitet, und ſein Freund unterrichtete heimlich und auf das geſchwindeſte die Geſellſchaft von der Leichtgläubigkeit des kleinen Mannes, und auf welche Weiſe er ſie zur Beluſtigung der Anweſenden zu nutzen gedenke. Man ſetzte ſich zu Tiſche, und **Poinſinet** bekam ſeinen Platz zwiſchen dem vermeynten Magiker und ſeinem Freunde. Man erlaubte ſich nicht den mindeſten Spaß mit ihm, um den kleinen Mann nicht auf den Verdacht zu bringen, daß man ſich auf ſeine Koſten luſtig machen wolle. Gegen die Mitte der Mahlzeit aber fragte ſein Freund plötzlich, und mit der natürlichſten Verwunderung, wo **Poinſinet** ſey? Jedermann that eben ſo erſtaunt und antwortete: das iſt doch ſonderbar; man hat ihn doch nicht weggehn geſehn. Iſt ihm vielleicht nicht wohl geworden?“ u. ſ. w. Die Bedienten ſtellten ſich, als ob ſie ihn ſuchten; man hörte ſie Trepp auf, Trepp unter laufen. Alle ſchienen verplüft über dieſe Verſchwindung, und niemand würde es mehr geweſen ſeyn, als **Poinſinet** ſelber, hätte ihm der Magiker nicht einen Stoß mit dem

Fuße gegeben und zugezischelt: „Sagen Sie kein Wörtchen, laſſen Sie mich nur machen, Sie ſollen noch ganz andere Dinge ſehn!“ Die Geſellſchaft ſupponirte endlich, daß Poinſinet, als ein ordentlicher häußlicher Mann, ſagte man, in der Hitze des Geſprächs ſich weggeſchlichen haben müſſe, um bey guter Zeit zu Hauſe ſeyn. Man ſprach nicht weiter von ihm, und führte einige Zeit ganz vernünftige Discurſe. Endlich aber kam der Herr vom Hauſe wieder auf Poinſinet zu reden, ſagte ſehr viel Böſes von ihm, und bat ſeinen Freund ſehr ernſtlich, ihn nicht wieder in ſein Haus zu bringen. Dieſer that ſehr pikirt über das Kompliment, und behauptete, daß Poinſinet ein guter Geſellſchafter und ein Mann von Verdienſten und Talenten ſey, der keiner Geſellſchaft Schande mache. Poinſinet, der ſich unſichtbar glaubte, war entzückt, ſich ſo vertheidigen zu hören. „Wie viel Dank bin ich Ihnen ſchuldig, raunte er dem Magiker zu, ohne Sie würde ich nie meine wahren Freunde haben kennen lernen!“ Der Hexenmeiſter gelobte ihm Schutz und Trutz gegen alle ſeine Widerſacher, und ſezte hinzu, um ihm einen Beweis von ſeiner Macht zu geben, wolle er über die Anweſenden einen Geiſt des Wahnſinns bringen, der ihn gewiß beluſtigen ſolle. Alle hatten dies Geſpräch mit angehört, ſich aber geſtellt, als hörten ſie nichts. Dem zu Folge that jedermann ſo verrückt, wie möglich. Man gab vor, für Rauch zu erſticken, ungeachtet kein Funken Feuer im Kamin war; einer forderte zu trinken, und man präſentirte ihm eine Serviette; ein andrer ergriff die Tabaksdöſe ſtatt der Flaſche mit Oel zum Salat ꝛc. Der kleine Mann hatte eine unbeſchreibliche Freude, er glaubte ſich nun endlich für alle die Streiche gerächt, die man ihm geſpielt hatte. Den Gäſten ſchmeckte weder Eſſen noch Trinken mehr, ſie fanden Alles ſchlecht. Der Freund des Poinſinet, welcher, wie ſchon geſagt worden iſt, neben ihm ſaß, ſchenkte ſich ein groſſes Glaß Waſſer ein, als ob es ſpaniſcher Wein wäre, koſtete davon, fand ihn abſcheulich und ſchüttete das ganze Glaß dem kleinen Mann ins Geſicht, der dadurch nur noch mehr in der Idee von ſeiner Unſichtbarkeit beſtätigt wurde, was ihm auſſerordentlichen Spaß machte. Die ganze Geſellſchaft wollte dieſen abſcheulichen Wein auch verſuchen, und Poinſinet wurde in einer Fluth von Waſſer gebadet, weil jeder ſein Glas auf ſeinen Platz ausgießt, den man als ledig annimmt. Ein Paar der ihm zu nächſt Sitzenden, ſtellten ſich, als ob ſie uneinig wären, und geriethen ins Handgemenge, wobey den **Poinſinet** alle Püffe und Ohrfeigen empfing. Aber er duldete es mit der Gedult eines Fackir's, und war mehr von ſeiner Unſichtbarkeit geſchmeichelt, als über dieſe kleine Unahnnehmlichkeiten aufgebracht, die er als redende Beweiſe auslegte, wie wenig man ſeine Gegenwart ahnde.*

Das Gerücht von dieſem Abentheuer verbreitete ſich durch ganz Paris, und vielen Geſellſchaften verlangte nach einer Vorſtellung der Komödie des **unſichtbaren Poinſinets**. Sobald deswegen Abrede getroffen war, erſchien **Poinſinet** mit ſeinem magiſchen Freund in der Geſellſchaft, die ſich dies Schauſpiel geben wollte, und niemand that, als ob man ihn gewahr würde. Man führte die ernſthafteſten Geſpräche, und ſeiner wurde nie mit einem Worte gedacht. Bey Tiſche war nie für ihn gedeckt. Er ſetzte ſich mit dem Magiker auf Einen Stuhl, und aß von ſeinem Teller. Manchmal wunderte man ſich dann über den ungeheuren Appetit des **Acoſta**, der für zwey äße: die Leichtgläubigkeit des **Poinſinet** und ſein blindes Vertrauen auf den Zauberer überſteigt allen Glauben. Es würde zu weitläuftig werden, wenn man in die Details aller der dadurch veranlaßten Myſtificationen gehn wollte: einmal wähnte ſich **Poinſinet** in eine ſchöne porcelläne Vaſe, ein andermal in Mamſell Clairon verwandelt. Allen Poſſen des Grafen von **Gabalis** maß er Glauben bey; er zweifelte keinen Augenblick, daß die Sylphen ſeine Freunde, und die Gnomen ſeiner Widerſacher wären; er unterwarf ſich 24 Stunden lang der allergezwungenſten Stellung und den ekelhafteſten Vorſchriften, um ſich vor den Nachſtellungen einer gewiſſen Salamandarin, ſeiner Feindin, in Sicherheit zu ſtellen. u. ſ. w.

Eine hübſche Frau, welche mit einem der unbarmherzigen Spötter, die **Poinſinet ſeine Freunde** nannte, in Einem Hauſe wohnte, brannte für Begierde Augenzeuge einer Myſtification zu ſeyn. Es hängt bloß von Ihnen ab, erwiederte der Nachbar: Sie ſind ſchön, Madam, und **Poinſinet** iſt ſehr eitel. Ich werde die Ehre haben Ihnen Herrn vorzuſtellen. Begegnen Sie ihm etwas zuvorkommend, und er wird glauben, daß Sie in ihn verliebt ſind. Er wird Sie um eine Zuſammenkunft bitten, die Sie ihm nicht abſchlagen müſſen. Das übrige überlaſſen Sie mir einzufädeln, und ich ſtehe Ihnen für einen äuſſerſtkomiſchen Auftritt.“

Alles wurde auf dieſe Art veranſtaltet. **Poinſinet's** Liebesgeſtändnis blieb nicht aus, er fand Gehör, nur wurde ihm Verſchwiegenheit, ſonderlich gegen den Freund eingeſchärft, der ihn präſentirt und die ganze Sache, wie ſchon gedacht, verabredet hatte. **Poinſinet** verſprach, das heiligſte Stillſchweigen über ſein Glück zu beobachten; brach es aber noch denſelben Abend, und zwar juſt gegen denſelben Freund, der namentlich von der Rolle der Vertrauten ausgeſchloſſen war. Der Tag zum Rendezvous wurde anberaumt, und an demſelben Tag eine große Badwanne in dem Vorzimmer der Dame, aber hinter eine ſpaniſche Wand, geſetzt, damit ihr Anblick den **Poinſinet** nicht argwöhniſch machen mögte. Er ſpeiſete den Abend Tête - à - tête mit der Dame, denn der ihm ſo wild und jachzornig geſchilderte Mann war verreiſet. Nach dem Souper fing der Kleine an zudringlich und muthwillig zu werden; die Dame wehrte ſich nur ſchwach, und wurde nach und nach immer gefälliger und minder ſpröder, ſogar daß ſie darein willigte, ihm zu erlauben, die Stelle ihres Mannes dieſe Nacht in ihrem Bette auszufüllen: nur bedingte ſie aus, daß er ſich zuerſt niederlegen ſolle. Der entzückte **Poinſinet** entkleidete ſich in einem Hui, und war mit Einem Sprung im Bette. Aber in eben dem Augenblick ertönte auch im Hofe ein durchdringender Pfiff! „Ach, mein Gott! rief die erſchrockene Dame, das iſt mein Mann! Ich glaubte, der würde die Nacht zu Verſailles bleiben! Was fangen wir nun an? wo kriechen Sie hin? — Da draußen ſteht zum Glück noch die Badwanne meines Mannes hinter der ſpaniſchen Wand; verbergen ſie ſich darinn: ich will die Lichter auslöſchen, und Sie hernach hinauslaſſen!“ **Poinſinet**, über und über zitternd, ſchlupfte in die Badwanne; die Dame löſchte die Lichter aus, und machte ihrem andonnernden Manne die Thüre auf. „Ey, mein Schatz, ſagte ſie, indem ſie ihn umarmte, ich erwartete Dich nicht ſo bald. — „Auch hätte wenig gefehlt, antwortete er in einem brüsken Tone, daß Du mich nie wieder zu ſehn bekommen hätteſt: im **Boulogner** Holze griffen mich drey Spizbuben an, und wollten mir an Kragen, allein zweyen habe ich das Lebenslicht ausgeblaſen, und wo der dritte hingeſtoben iſt, weiß ich nicht. Aber zum Teufel, ſo gieb mir doch Licht; mein Degen iſt noch ganz blutig und ich will die Klinge nicht roſten laſſen!“ — „Licht, mein Schatz? ich habe keins; das lezte Stückchen iſt eben verbrannet, und die Magd iſt ſchon zu Bette; ich dächte, Du legteſt Dich auch nieder, und kleideteſt Dich einmal im Dunkeln aus; Du wirſt müde ſeyn.“ — Nein, nein ich muß Licht haben. Ich ſehe, daß unſer Nachbar im dritten Stock noch auf iſt; ich will ihn bitten, mir ein Licht zu borgen. Aber vorher muß ich . . . wo iſt der Nachttopf?“

— Er that, als ob er ihn ſuchte, angefüllt fände, und in Hof gießen wollte.“ — Lieber, thue das doch nicht mehr; alle Nachbaren beklagen ſich über den Geſtank!“ — „Du haſt Recht, ich dachte nicht daran, ich will ihn in die Badewanne ſchütten, die Magd wird ſie ſchon morgen rein machen“ — „Pfuy doch, was für ein Einfall!“ erwiederte die Dame. — Aber der Mann blieb auf ſeinem Kopf, goß den Nachttopf in die Badewanne, und der unglükliche Poinſinet bekam die ganze Ladung ins Geſicht. „Wahrhaftig, rief die Dame, und ſtellte ſich böſe, Du hörſt auch gar nicht; aber nun mache und lege Dich zu Bette, und beunruhige die Nachbaren nicht mit Deinem Geſchrey um Licht!“ — „Zum Teufel! ich habe Dir ſchon geſagt, ich will Licht haben!“ Zugleich öfnete er ein Fenſter, und ſchrie aus Leibeskräften dem Nachbar zu, ob er ihm nicht mit Licht aushelfen wollte? Der Nachbar kam mit dem brennenden Lichte herunter, ging durch das Vorzimmer, wo die Badewanne ſtand, und hinein zum Manne. Dieſer fing nun an, ungeachtet ſeine Frau klagte, daß ihr vor Schlaf die Augen zufielen, dem Nachbar die ganze Geſchichte mit dem Spizbuben-Anfall ſo haarklein zu erzählen, als ob er die ganze Nacht daran erzählen wollte. „In Wahrheit, rief der andre, Sie haben von Glück zu ſagen. Einer gegen Drey!“ — „Und wenn es ihrer Zehn geweſen wären! antwortete der Mann. Sapperment! Sie kennen mich noch nicht. Ich habe mich nicht einmal meiner Doppel-Piſtolen bedienen wollen!“ — „Der Teufel! das iſt ein ſchönes Gewehr! ſagte der Nachbar, und that als ob er die Piſtolen betrachtete. Sie haben ſie wohl noch nicht lange?“ — „Ich habe ſie erſt dieſen Morgen zu Verſailles gekauft. Sie koſten mir nicht mehr als drei Louis-d'or.“ — „Das iſt ein Spottgeld!“ Aber ſie ſind geladen. Sie müſſen ſie ausziehn. Denn loszuſchießen, wollte ich Ihnen nicht rathen. Der Schuß kann eingeroſtet ſeyn," und ſie können ſpringen." — Sie ſind auch gar zu beſorgt: ich will ſie gleich in Ihrer Gegenwart zum Fenſter 'naus ſchieſſen. Ich kann Pulver riechen! ich!" — „Du wirſt doch vernünftig ſeyn! fiel ihm die Dame ins Wort, und keine ſolche Streiche anfangen? Willſt Du die ganze Nachbarſchaft aufwecken und glaubend machen, daß Mord und Todſchlag hier geſchähe? — „Die Piſtolen ſollen mir keine Minute länger geladen bleiben, unterbrach ſie der Mann, es iſt Waſſer in der Badwanne, ich will ſie hineinſchießen; ich habe immer gehört, ein Schuß ins Waſſer knalle nicht. Es kommt auf eine Probe an!"— Die Thüre des Zimmers ſtand offen, und der arme kleine Mann hörte jedes Wort von dieſer angenehmen Unterredung. Der Mann beſtand auf dem Experimente, allein endlich redeten es ihm der Nachbar und die Frau aus. Die Doppel-Piſtolen, die gar nicht vorhanden waren, wurden in einen Schrank geſchloſſen, der Nachbar wünſchte gute Nacht, und der Mann begab ſich nach langen Weigerungen zu Bette. Sobald er zu ſchnarchen anfing, lief die Frau zum Poinſinet, der für Kälte und noch mehr aus Angſt wie ein Fieberkranker klapperte; brachte ihm ſeine Kleider, die ſie, ſagte ſie, den Augen des Eyferſüchtigen glücklich entrückt hätte, und bat ihn, ſich eiligſt wegzubegeben. Poinſinet ließ ſich das nicht zweymal heißen. Er nahm ſich nicht einmal die Zeit, ſich anzukleiden, ſondern rannte, ſo klappernd wie er war, hinauf zu dem guten Freunde, der ihm dieſe bonne Fortune verſchafft hatte. Der Freund hielt ihm eine ſcharfe Strafpredigt über Ehebruch und Unkeuſchheit, empfahl ihm, ſein Fleich und ſeine Begierden in Zukunft beſſer zu zähmen, und gab ihm nur unter dieſer Bedingung Dach und Fach für dieſe Nacht.

Poinſinet erbte von einer Tante ungefähr 1000 Thaler. Da er in ſeinem Leben noch nicht ſo viel baares Geld auf einmal in Beſitz gehabt hatte, ſo fragte er alle ſeine ne Freunde um Rath, wie er ſeinen Schatz am beſten anlegen ſollte? Man ſchlug ihm vor, die eben vacante Stelle des Feuerſchirmers der innern königlichen Gemächer zu kaufen. Die Funktionen dieſer Stelle, fuhr man fort, beſtünden darinn, die Beine des Königs vor der zu heftigen Hitze zu ſchützen, wenn Se. Maj. ſich wärmten, indem man zwiſchen Se. Maj. und das Kamin träte. Man ſtrich ihm die Vorzüge und Vortheile heraus, welche mit dieſer Stelle verknüpft wären, wozu noch die Ehre käme, ſo nah um den König, und oft tête à tête mit ihm zu ſeyn. Ein Mann von Poinſinets Kopf und mit dem Amte des Feuerſchirmers bekleidet, könne ſich gegründete Hoffnung machen, ein Mann von Einfluß zu werden, und vielleicht gar einſt das Staatsruder zu führen. Poinſinet wollte auf der Stelle nach Verſailles, und ſich in Beſitz dieſes wichtigen Amtes kaufen; allein man ſtellte ihm vor, daß er erſt einen Verſuch machen müſſe, ob er auch der Obliegenheiten gewachſen ſey. Der König pflege ſtarkes Feuer im Kamin zu brennen, was den Beinen des Feuerſchirmers oft ſehr empfindlich falle; zwar gewöhne man ſich mit der Zeit daran; die Haut verhärte ſich nach einigen Monaten Uebung; und weil Poinſinet nicht ſehr zart gebaut ſey, ſo werde es bey ihm noch weniger Ueberwindung koſten: unterdeſſen wolle man ihm doch empfehlen, zuvor einige Zeit in die Lehre zu gehn. Poinſinet entſchloß ſich ſogleich die Proben anzufangen. Man ließ ihn alſo vor ein großes Kaminfeuer treten, das ſeine Waden ſengte und ihm bis auf die Knochen brannte. Er ſchnitt für Schmerz fürchterliche Geſichter, zu nicht geringer Augenweyde der Zuſchauer, bis ſie endlich Mitleid mit ihm hatten und ihn bewogen, es bey dieſer einzigen Prüfung bewenden zu laſſen.

Was dem Poinſinet mit am feſteſten an die Geſellſchaft ſeiner Hänſelnden band, war: daß er ſich ſelber nicht entbrechen konnte, die mehreſten ihm geſpielten Streiche drollig zu finden. Wären ſie einem andern geſpielt geworden, ſo würde er ſich darüber nicht haben genug ſatt lachen können. Ueberdies hatte man ihn überredet, daß er, nach ſo langen Leiden, bald ſelbſt von dem Grade eines Novizen zu dem eines **Myſtivicirenden** befördert werden ſolle. Man verſicherte ihm, daß das Ende dieſes ſeines Naviziats ganz nahe ſey, daß dann die Reihe an einen andern kommen, und er über dieſen ſich eben ſo luſtig machen werde, wie man ſich zeither über ihn gemacht habe, Dieſe gewiſſe Hoffnung kettete ihn unauflöslich an die Geſellſchaft ſeiner Spötter, und ſeine Ueberzeugung war ſo groß, daß, als das Haupt dieſer Geſellſchaft zu ihm ſagte, daß die Zeit ſeiner Aufnahme nun gekommen ſey, er öffentlich auf dem Pont neuf vor ihm niederkniete, die Hand ſich auflegen ließ, und nun in den Orden der Myſtivicateurs eingeweiht zu ſeyn glaubte. Allein noch an eben dem Tage empfing er das Diplom als Mitglied der Akademie zu Petersburg, eine Ehre, die er ganz ſeinen Verdienſten angemeſſen wähnte, und weil man ihm ſagte, daß er der Akademie ruſſiſch danken müſſe, ſo nahm er einige Zeit Unterweiſung in dieſer Sprache; lernte aber, ſtatt ruſſiſch, Bas-Breton.

Poinſinet that im Jahr 1769 eine Reiſe nach Spanien, und ertrank im Fluſſe **Guadalquivir**, als er ſich baden wollte. Er war zu **Fontainebleau** 1735 gebohren, und Mitglied der **Arkadier** zu Rom und der Akademie zu **Dijon**.

N — v.

IV. Na⸗

IV.

Naturgeſchichte.

Beobachtungen über die Wirkung einer großen Wärme auf den menſchlichen Körper.

Doctor Fordyce zu London ließ drey an einander ſtoßende Zimmer ſo einrichten, daß ſie durch kochendes Waſſer und durch Oefen zu verſchiedenen Graden von Wärme geheizt wurden, und der äußern Luft aller Zugang verſchloſſen blieb. Verſchiedene Thermometer waren in dem heißeſten, ſo wie in den übrigen Zimmern, zum Behuf der anzuſtellenden Beobachtungen vertheilt. Doctor Fordyce begab ſich, in Begleitung der H. H. Banks, Solander, Phipps und Blagden, in die Zimmer, ohne irgend ein Kleidungsſtück abzulegen. Es war zwey Uhr Nachmittags, und der Merkurius im aufgehangenen Thermometer ſtand über 150°. Sie hingen noch andere Thermometer an verſchiedenen Plätzen des Zimmers auf, und fanden, daß die Wärme an einigen Orten ſtärker als an den andern war; der ganze Unterſchied betrug aber niemals über 20°. Die zwanzig Minuten lang, die ſie darinn verweilten, ſtieg die Hitze ohngefähr um 11°, ſonderlich in den erſten Augenblicken. Eine Stunde darauf kehrten ſie wieder dahin zurück, ohne einen merklichen Unterſchied zu ſpüren, ungeachtet ſich die Hitze beträchtlich vermehrt hatte. Zwiſchen fünf und ſechs Uhr des Abends kamen ſie zum drittenmal dahin, und betrachteten, daß das Queckſilber in dem einzigen

gen übriggebliebenen Thermometer auf 198°. geſtiegen war. Von dieſer großen Hitze hatten ſich die elfenbeinernen Geſtelle der andern Thermometer dergeſtalt geworfen, daß ſie alle zerbrochen waren. Sie blieben alle mit einander im Zimmer, da ſie aber merkten, daß der Thermometer ſehr ſchnell fiel, ſo wurden ſie einig, daß in der Folge nur Eine Perſon im Zimmer ſeyn ſollte, und befahlen, ſo ſtark einzuheizen, als nur möglich ſey. Gleich darauf begab ſich der berühmte Doctor Solander allein in's Zimmer, und fand den Thermometer auf 210°, allein während ſeines dreyminutlichen langen Aufenthalts fiel er auf 196°. Daſſelbe begegnete auch in der Folge dem Herrn Banks.

Die Luft, wenn ſie zu dieſem Grad von Hitze gebracht iſt, macht eine unangenehme Empfindung, die man aber recht gut aushalten kann. Das beſchwerlichſte für dieſe Herrn war ein Gefühl von brennendem Schmerz im Geſicht und an den Beinen. Die Beine litten vorzüglich ſtark, weil ſie mehr als ein andrer Theil des Körpers der Hitze des in der Mitte ſtehenden und vom ſtarken Heizen über und über glühenden Ofens von Guß-Eiſen ausgeſetzt waren. Das Athemhohlen wurde aber nicht dadurch afficirt; es war weder geſchwinder noch mühſamer. Der einzige Unterſchied beſtand in der Entbehrung jenes Gefühls von Erfriſchung, welches mit dem freyen Einathmen friſcher Luft verbunden iſt. Der Puls des Doctor Blagden ſchlug 100 mal in einer Minute; der des **Solander** 91 mal. Das Hemde des erſten war am Schluſſe des Experiments nur feuchte. Wenn ſie auf einen Thermometer athmeten, ſo fiel das Queckſilber um einige Grade. Jedes Hauchen, ſonderlich wenn es ſtark war, wirkte eine ſehr angenehme Empfindung von Erfriſchung auf ihre Naſenlöcher, die von dem Einathmen der entzündeten Luft gleichſam verbrannt waren. Eben ſo kühlte auch der Hauch die Finger, ſo oft er ſie berührte, und er war ſo kalt, als wenn man eine Leiche angegriffen hätte. Und doch war die wirkliche Wärme des Körpers eines dieſer Herren, unter der Zunge und durch genaues Anhalten eines Thermometors an der Haut gemeſſen, nur 98°; das iſt ein Grad ſtärker als ſeine gewöhnliche Temperatur. Wenn ſich die Hitze der Luft dem höchſten Grade näherte, den ſie durch die getroffenen Anſtalten zu erlangen fähig war, ſo verhinderten ſie die Körper der Anweſenden, dieſen Grad zu erreichen; und hatte ſie ihn vor ihrer Gegenwart erreicht, ſo fiel die Hitze, ſo bald ſie in's Zimmer traten. Alle übrigen Experimente beweiſen ebenfalls auf das allerüberzeugendſte, daß der menſchliche Körper die Kraft hat, einen gewiſſen Grad der Hitze zu heben, und das Gleichgewicht wieder herzuſtellen. Eine Perſon aber, die ohne Beſchwerde eine auf 211° erhitzte Luft aushält, würde den rectificirten Weingeiſt auf 130° kaum, und Queckſilber auf 120° gar nicht ertragen können: welches ſo viel ſagen will, daß in einer gewiſſen gegebenen Zeit das auf 120° erhitzte Queckſilber den Lebenskräften mehr Hitze zu heben giebt, als Weingeiſt auf 120, und Luft auf 211°. Denn bey obigen Experimenten war alles Metall, das dieſe Herren an ſich hatten, und ſelbſt ihre Uhrketten, ſo heiß, daß ſie ſolche kaum einen Augenblick angreifen konnten, da hingegen die Luft, von welcher dieſes Metall doch ſeine Hitze geliehen hatte, ihnen nur widrig war. Allerdings litten die Körper dieſer Herren etwas, weil ihre jetzige Wirkung von ihrer gewöhnlichen gänzlich abwich, indem ſie, ſtatt Hitze zu erzeugen, eine gewiſſe Quantität Hitze vernichten mußten. Ihre Hände zitterten und ſie empfanden eine ziemlich ſtarke Mattigkeit und Schwäche, und Doctor Blagden etwas Schwindel. Allein nur ein kleiner Theil ihres Körpers hatte ſeine Kräfte, die Hitze zu vernichten, ſo heftig angeſtrengt. Denn ihre Kleider, die dazu gemacht waren, ſie vor Kälte zu ſchützen, ſchützten ſie aus eben den Gründen auch vor Hitze: ſie befanden ſich unter ihrer Kleidung in eine Atmosphäre von erkalteter Luft eingehüllt, die auf der einen Seite 98° hielt, weil ſie ihren Körper berührte, und auf der andern nur langſam erwärmt wurde, weil Tuch kein guter Leiter für die Wärme iſt. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe die Wärme hebende Kraft, ſo wie die Dauer der Zeit, wo die Menſchen ſie fortſetzen können, ſich durch häufige Uebung, gleich den meiſten andern thieriſchen Kräften, ſtärken oder wachſen werde. Alle dieſe Thatſachen und Experimente beweiſen auch den Ungrund der bisher herrſchenden Meinungen über die Erzeugung der Wärme. Denn dieſe Kraft, nach dem Erfodernißder Umſtände, Wärme zu erzeugen oder zu vernichten, iſt dem Grundſtoff des Lebens allein eigen, und wirkt wahrſcheinlich bloß in den Theilen unſers Körpers, wo dieſer Grundſtoff ſeinen beſondern Sitz hat. Jedes beträchtliche Stück unſers thieriſchen Körpers iſt mit dergleichen Theilchen angefüllt; aus ihnen theilt ſich die erzeugte Wärme ſo geſchwind den Partikeln der lebloſen Materie mit, die zu unſrer Compoſition mit kommen. Hunter hat bemerkt, daß ein Karpfen um ſich her, lange danach als das übrige Gefäß gefroren war, noch eine Maſſe Waſſer flüſſig erhielt. Ein Thermometer, den man in einen Bienenſchwarm ſteckte, ſtieg auf 97°. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß das Pflanzenreich unter den übrigen Kräften, die es mit dem Thierreich theilt, auch dieſe Kraft in einem gewiſſen Grade beſitzt. Vielleicht läßt es ſich ſo erklären, warum der Schnee manchmal gleich vom Raſen wegſchmilzt, und doch ganze Stunden ungeſchmolzen auf Kieswegen liegen bleibt.

Nachdem die obengenannten Herren alle dieſe Grade von Wärme ausgehalten hatten, begaben ſie ſich ſogleich wieder in die freye Luft, ohne die mindeſte Vorſicht zu brauchen, oder die geringſte üble Wirkung zu ſpüren. Die Mattigkeit und das Zittern der Hände ließ ſehr bald nach, und ſie haben auch nachher keine böſe Folgen davon empfunden.

V.

Anekdoten.

Aus der Schweizergeſchichte.

Im Kanton Schwiz kam an einem Abend der Bauer **Franz** zum Bauer **Kasper**, der auf ſeiner Wieſe arbeitete, und ſagte zu ihm: Nachbar, es iſt jetzt die Heuerndtezeit, und du weißt, daß wir zuſammen Streit wegen einer Wieſe haben: ich habe die Richter zu Schwiz zuſammen rufen laſſen, weil wir Beyde nicht gelehrt genug ſind, um zu wiſſen, wer von uns Recht hat. Komm alſo Morgen mit mir vor Gericht — „Du ſiehſt, Franz, daß ich die Wieſe gehauen habe, und Morgen muß ich nothwendig das Heu in Haufen bringen: ich kann alſo unmöglich kommen. — — Und ich kann die Richter nicht fortſchicken, die dieſen Tag gewählt haben; auch kann die Wieſe nicht eher gemäht werden, bis wir wiſſen, wem ſie gehört. — Sie ſtritten noch einige Zeit darüber, endlich ſagte **Caſpar**: Weißt du, wie wir's machen wollen? gehe Morgen nach Schwiz, ſage den Richtern deine und meine Gründe, ſo brauche ich nicht dabey zu ſeyn. — „Wenn du das Zutrauen zu mir haſt: du kannſt dich darauf verlaſſen, daß ich's beſorgen will, wie mein Eigenes. — Nach dieſer Abrede ging Franz nach Schwiz, ſtellte den Richtern ſeine und **Caspars** Gründe vor, ſo gut er konnte; denn die Einwohner des Kantons (es war in den erſten Zeiten der Republik) genoſſen damals noch nicht das Glück Advokaten zu haben, und mußten ihre Sachen ſelbſt führen. Die Richter fällten ihr Urtheil, und Franz kam wieder zu **Casparn**. — **Caspar**, die Wieſe iſt dein, die Richter haben ſie dir zugeſprochen; ich wünſche dir Glück und bin froh, daß wir nun in's Reine ſind. — Und **Franz** und **Caspar** blieben immer Freunde.

Caspar von Brandenberg aus **Zug**, Obriſtlieutenant in Spaniſchen Dienſten, reiſete im Frühjahr mit ſeinem Bedienten über den **Gotthard** in's **Livinerthal**. Sie waren in der Nähe von **Airolo**, als eine große **Schneelauine** von den Gipfeln dieſer ungeheuern Felſenberge ſchoß, und beyde verſchüttete. Ein kleiner Hund des Offiziers, der von weitem folgte, entging dieſem Schickſal. Als er ſeinen Herrn nicht mehr ſah, fing er an zu heulen und den Schnee wegzukratzen. Da er merkte, daß ſeine Mühe vergebens war, lief er zurück nach dem Kapuziner-Hoſpitz auf der Spitze des **Gotthards**, wo ſein Herr logirt hatte, und bellte die Leute des Hoſpitzes an, als ob er ſie bitten wollte, mit ihm zu kommen. Hierauf lief er wieder den Weg in's Thal hinab, und dies Gebelle und dies Hin- und Herlaufen trieb er den ganzen Tag und die ganze Nacht durch, bis endlich den andern Morgen die Leute, die bisher nicht darauf geachtet hatten, aufmerkſamer wurden und dem Hunde folgten. Er führte ſie bis an den Ort, wo ſein Herr verſchwunden war. Bey'm

Anblick dieſer friſchen Schneelauine war das Betragen des Hundes für ſie kein Räthſel mehr. Sie holten ſogleich die nöthigen Werkzeuge, und nach einer langen und mühſamen Arbeit, gruben ſie endlich die beyden Verunglückten heraus, welche 36 Stunden unter dem Schnee zugebracht hatten, und bekannten, daß ſie, nächſt Gott, ihr Leben dieſem treuen Hunde zu verdanken hätten. Sie hatten in dieſer kalten Gruft in einer Angſt, die ſich nicht ausdrücken läßt, einem eben ſo langſamen als ſchmerzhaften Tode entgegen geharrt, und ſchöpften nicht ehe wieder Hoffnung, als bis ſie die Stimmen und das Schaufeln der Arbeiter vernahmen: denn der Schnee war zwar ſo dicht, daß ſie kein Glied regen konnten, aber doch porös genug, um die Töne von außen bis zu ihren Ohren durchzulaſſen. Man erblickt noch zu **Zug**, in der **St. Oswalds-Kirche** auf dem Grabe des Obriſtlieutenants, der in der Folge als Landamman ſeines Kantons ſtarb, ſeine Bildſäule und einen Hund zu ſeinen Füßen. Dieſe Geſchichte verdient einen Platz in dem reichhaltigen Verzeichniſſe der weſentlichen Dienſte, welche die Hunde ſeit undenklichen Zeiten dem Menſchen geleiſtet haben; ein Verzeichniß, woran man die Polizeyen mancher Städte erinnern ſollte, ehe ſie ihr Verdammungsurtheil gegen ein ſo treues und geſelliges Geſchöpf ausſprechen. Als man, unter des berühmten Bürgermeiſters **Waldmann** zu **Zürich** Regierung, ein ſehr überflüſſiges Hundemetzeln anfing, und die deputirten Rathsherrn, von dem Waſenmeiſter begleitet, auch in die Gegend von **Albis** kamen, trafen ſie ein kleines Bataillon von 550 Hausvätern auf einer Wieſe aufmarſchirt an; jeder ſeinen Hund am Strick in der einen Hand, in der andern ſein Gewehr haltend. Bey dieſem Anblick nahmen die Rathsherren ſehr klüglich den Rückweg, und die ganze Sache unterblieb. (**Füßli, Leben des Joh. Waldmann; S. 154**).

In der blutigen Schlacht auf der **Malzerheide**, welche achttauſend Graubünder den 22 May, 1499, gegen 15000 Oeſtreicher gewannen, wurde der Ritter **Benedict Fontana** Heerführer der Graubünder, nach vielen tapfern Thaten tödlich verwundet. Mit der einen Hand hielt er ſein Eingeweide zurück, das aus der breiten Wunde quoll; mit der andern faßte er die Lanze gegen den hereinbrechenden Feind. Allein bald entgingen ihm die Kräfte, und er rief ſeinen erſchrockenen Soldaten zu: **Muthig, Kameraden! rettet das Vaterland; wenn ich falle, fällt nur Ein Mann!** Dieſe Worte beſeelten ſie mit neuer Tapferkeit, und der ſterbende **Fontana** hatte noch das Vergnügen, den Sieg ſich für die Sache der Freyheit erklären zu ſehn.

Einer von den Zweigen des erlauchten Stammes der Fürſten von **Lichtenſtein**, nahm ſeinen uralten Urſprung in der Schweiz, und beſaß lange daſelbſt, im Graubündnerland, eine Burg, deren Trümmer man noch zeigt. Ein Herr von dieſem Geſchlechte beſuchte vor wenigen Jahren dieſe ehrwürdigen Ruinen; brach viele Steine von dem alten Gemäuer los; verwahrte ſie ſorgfältig in Kiſten; bat den Landamman des Bezirks, das öffentliche Siegel beyzudrucken, damit ſie unterweges nicht ausgetauſcht werden könnten, und ließ ſie mit großen Koſten auf ſeine Güter im Oeſtreichſchen ſchaffen, wo er einen Pavillon davon erbaute, den er **Felsberg**, wie das alte Schloß ſeiner Vorfahren, nannte.

VI.

Biographie.

Der edle Bürger.

David Puri wurde 1709 zu Neuchatel (Neuenburg) gebohren; ſein Vater war der Stifter der Kolonie Purisburg in Carolina. David Puri brachte ſeine Jugend in London zu, wo der Banquier Simon, bey dem er war, von ungefähr an ihm eine ganz eigene und vorzügliche Gabe entdeckte, die Qualität der Edelſteine beym erſten Blick zu beſtimmen. Von London ging er nach Portugal, und erwarb ſich durch den Juwelenhandel und die Pacht eines Theils der Krongüter ein großes Vermögen. Seine Wohlthätigkeit zeichnete ihn vorzüglich aus, und **Friedrich der Einzige**, der große Kenner großer Verdienſte, beehrte ihn aus freyer Bewegung mit dem Freyherrntitel. Sein Portrait hängt auf dem Rathhauſe zu Neuchatel, und man betrachtet nicht ohne Ehrfurcht dieſe Züge, worin ſich ſein großmüthiges Herz abmalt. Seit dem Jahre 1778 empfing die Stadt Neuchatel von ihm, unter dem Namen **eines abweſenden Bürgers**, über eine Million Livres, mit Bitte an den Magiſtrat: von dieſer Summe den Gebrauch zu machen, der für das gemeine Beſte am zuträglichſten ſeyn würde. Der Stadtrath wendete ſie hierauf an, die Heerſtraßen ausbeſſern zu laſſen; eine Wittwenkaſſe für Pfarr-Wittwen zu ſtiften;

ein bequemes Rathhaus zu bauen, und ein prächtiges Spital zu gründen, deſſen Frontiſpitz die eben ſo edle als beſcheidene Aufſchrift ziert:

Civis pauperibus!

Außerdem ſchickte er noch jährlich 100 Karolinen an die Chambre de charité, als einen Allmoſenbeytrag, und doppelt ſo viel für verſchämte Arme; andrer milder Gaben nicht zu gedenken, die er nebenher durch ſeine Korreſpondenten, und immer im ſtrengſten Incognito ausſpendete. Dieſer würdige Bürger ſtarb ohne Nachkommen zu Liſſabon, den 31. May, 1786, im 77ſten Jahre. In ſeinem Teſtamente vertheilte er 157580 Cruſaden an Legaten, an ſeine Verwandte, Freunde, Faktoren, Geſinde, die Armen des Kirchſpiels, wo er wohnte, und die Armen der Brittiſchen Faktorey zu Liſſabon. Zum Univerſalerben ſeines ganzen übrigen noch 3 bis 4 Millionen Livres betragenden Vermögens ſetzte er ſein Vaterland, die Stadt **Neuchatel**, ein, und verordnete: daß davon zwey gleiche Theile gemacht, und der eine zu guten Werken und milden Stiftungen, der andre aber zur Vermehrung, Verbeſſerung und Verſchönerung der öffentlichen Anſtalten, Gebäude, Straßen, Brunnen, Promenaden ꝛc. der Stadt und ihres Gebiets verwendet werden ſolle.

Auf die Nachricht von dieſem Todesfall befahl der Stadtrath von **Neuchatel**, die Trauer vierzehn Tage lang für dieſen würdigen Bürger anzulegen, und den nächſten Sonntag wurden in den Kirchen ſich darauf beziehende Reden gehalten; nicht als ob der Verſtorbene eines Lobſpruchs bedurft hätte, ſondern um ihn den Zuhörern zum Muſter aufzuſtellen. Auch erinnerte ſich jedermann, mit dem Gefühl der Dankbarkeit und Ehrfurcht, aller der öffentlichen und Privatwohlthaten, womit er die Bürgerſchaft und die Armuth ſein ganzes Leben durch beſchenkt, ja noch nach ſeinem Tode ſie zum Erben eingeſetzt hatte.

VII.

Roman.

Fragmente aus meinem Leben.

Ich war noch nicht ſechszehn Jahre alt, als meine Schweſter, die um achtzehn Monate jünger war, nach Paris in's Kloſter gethan wurde. Mein Vater brachte ſie ſelbſt dahin, und ergriff mit Vergnügen dieſe Gelegenheit, die Hauptſtadt einem Sohne zu zeigen, für deſſen Erziehung er bis jetzt nichts vernachläſſigt hatte.

Es war im October 1786, daß ich durch die Vorſtadt Saint-Marceau meinen Einzug in Paris hielt. Meine Augen ſuchten überall die prächtige Stadt, von dem ich ſo glänzende Beſchreibungen geleſen hatte. Ich erblickte häßliche hohe Hütten; lange ſchmale Gaſſen; arme mit Lumpen bedeckte Unglückliche; einen Haufen halbnackter Kinder; eine große Bevölkerung, und ein noch gröſſeres Elend. Ich fragte meinen Vater, ob dies Paris ſey? Er antwortete mir kalt, dies ſey nicht das ſchönſte Viertel; aber Morgen würden wir Zeit haben, ein andres in Augenſchein zu nehmen. Es war faſt Nacht. Adelaide, (ſo heißt meine Schweſter) begab ſich in ihr Kloſter, wo ſie erwartet wurde. Mein Vater ſtieg mit mir ohnweit dem Arſenal, bey Herrn **Dupertal**, ſeinem vertrauten Freund ab, deſſen ich in der Folge dieſer meiner Geſchichte mehr als einmal erwähnen werde.

Den andern Tag hielt mein Vater Wort. Ein ſchneller Wagen führte uns auf den **Platz Ludwig's XV.** Hier ſtiegen wir aus, und das Schauſpiel, das ſich meinen Augen darſtellte, blendete ſie durch ſeine Herrlichkeit. Zur Rechten die **Seine** die ſich ungern zu entfernen ſchien, an ihrem Geſtade weitläuftige Schlöſſer; zur Linken prachtvolle Palläſte; hinter mir eine niedliche Promenade, und vor mir ein majeſtätiſcher Garten! Wir giengen weiter, und ich ſah die Wohnung unſrer Könige. Es iſt leichter ſich eine komiſche, ſtarre Verwunderung vorzuſtellen, als ſie zu ſchildern. Neue Gegenſtände beſchäftigten bey jedem Schritt meine Aufmerkſamkeit; ich bewunderte den Reichthum der Moden, den Prunck des Putzes, das Zierliche im Anſtand und Betragen. Meine ſtaunende Betäubung ſtieg auf das höchſte, als ich in das **Palais-Royal**, dem Sammelplatze alles Schönen und Geſchmakvollen, trat. Plötzlich fiel mir das Quartier von geſtern ein, und mein Erſtaunen nahm zu. Ich konnte nicht begreifen, wie ſich in Einem und demſelben Bezirk ſo ganz entgegengeſetzte und verſchiedene Dinge befinden könnten. Die Erfahrung hatte mich noch nicht gelehrt, daß überall die Palläſte Hütten verſtecken; das Luxus Mangel erzeugt, und daß aus dem großen Ueberfluß eines Einzigen immer die große Armuth Vieler entſpringt.

Wir brachten einige Wochen damit zu, die Merkwürdigkeiten von Paris aufzuſuchen und zu beſchauen. Mein Vater zeigte mir eine Menge von Denkmälern, die bey den Fremden berühmt, und ihren Beſitzern faſt unbekannt ſind.

So viele Meiſterſtücke ſetzten mich Anfangs in Erſtaunen, und flößten mir bald bloß kalte Bewunderung ein.

Aber

Wer verſteht wohl im 15ten Jahre, was Ruhm der Künſte und Unſterblichkeit des Genies iſt? —

In **Adelaidens** Kloſter traf ich den anbetungswürdigen Gegenſtand an, durch den mein neues Daſeyn beginnen ſollte. Mein Vater, der meine Schweſter liebte, ließ ſie faſt täglich an's Sprachgitter rufen. Alle wohlerzogene Frauenzimmer wiſſen, daß man in Klöſtern gute Freundinnen hat; viele ſchöne Damen behaupten, daß man ſelten welche anderswo antrifft. Genug meine Schweſter, die von Natur ein gefühlvolles Herz hatte, wählte ſich gar bald die ihrige. Einsmals unterhielt ſie uns von Fräulein **Sophie von Pontis**, und machte uns eine Beſchreibung von dieſer jungen Perſon, die wir für übertrieben hielten. Mein Vater war neugierig die gute Freundin ſeiner Tochter zu ſehn, und mein Herz klopfte von ſüßer Ahndung, als er **Adelaiden** bat, ſie zu holen. Meine Schweſter lief fort, und kam mit **Sophien** zurück. — — Man ſtelle ſich eine Venus im vierzehnten Jahre vor. Ich wollte mich nähern, ſie grüßen, ſie anreden — ich blieb mit ſtarrem Blick, offenem Munde und hängenden Armen ſtehn. Mein Vater wurde meine Verwirrung gewahr, und hatte ſeine Freude darüber. Du wirſt doch wenigſtens ein Kompliment machen? ſagte er. Ich wurde noch beſtürzter, und machte meinen Bückling ſo ſchief als möglich. Fräulein, fuhr mein Vater fort, ich verſichere ſie, daß dieſer junge Menſch ſeinen Tanzmeiſter gehabt hat. Ich kam ganz aus der Faſſung. Mein Vater ſagte **Sophien** viel ſchmeichelhaftes: ſie antwortete beſcheiden und mit einer veränderten Stimme, die in meinem Herzen wiederklag. Ich ſperrte große, verwunderte Augen auf, und horchte mit allen meinen Ohren; aber meine Zunge verſagte mir immer ihren Dienſt. Mein Vater umarmte vor'm Weggehn ſeine Tochter, und grüßte Fräulein von **Pontis**. Ich, ohne zu wiſſen was ich that, grüßte meine Schweſter und wollte **Sophien** um den Hals fallen. Zum Glück hatte ihre alte Hofmeiſterin mehr Gegenwart des Geiſtes als ich, und rügte meinen Mißverſtand. Mein Vater ſah mich erſtaunt an; Sophiens Geſicht überzog eine liebenswürdige Röthe, und ein leichtes Lächeln ſchwebte über ihren Roſenlippen.

Wir kehrten zum Herrn **Düportal** zurück und ſetzten uns zu Tiſche: ich aß wie ein Verliebter von funfzehn Jahren, das heißt geſchwind und lange. Nach dem Eſſen ſchützte ich eine kleine Unpäßlichkeit vor, und begab mich auf mein Zimmer. Hier erinnerte ich mich in Freyheit an **Sophien** und ihre Reize. Welche Anmuth! welche Schönheit! rief ich aus; ihre niedliche Figur iſt voll Geiſt, und ihr Geiſt, das bin ich gewiß, entſpricht ihrer Figur. Ihre großen, ſchwarzen Augen haben mir, ich weiß nicht was, eingeflößt! O das iſt Liebe! ja, **Sophie**, Liebe, ewige Liebe! — Wie ich von meiner erſten Entzückung zu mir ſelbſt gekommen war, fiel mir ein, was ich in vielen Romanen von den wunderbaren Wirkungen einer unvermutheten Zuſammenkunft geleſen hatte. Der erſte Blick einer Schönen war hinreichend geweſen, das Herz eines zärtlichen Liebhabers zu feſſeln, und in eben dem Augenblicke hatte die Schöne ſelbſt die ſiegeriſche Macht einer unwiderſtehlichen Leidenſchaft empfunden. Aber ich hatte auch weitläuftige und gelehrte Abhandlungen durchblättert, wo gar tiefdenkende Philoſophen die Gewalt der Sympathie läugneten, und ſie eine Schimäre ſchalten. Ach Sophie, ſagte ich bey mir ſelbſt, ich fühle wohl, daß ich Dich liebe; aber haſt Du auch meine Unruhe und meine Empfindungen getheilt? die Art, wie ich mich präſentirt hatte, war freilich nicht ſehr geſchickt, mir Vertrauen einzuflößen. Aber ihre allerliebſte, Anfangs veränderte Stimme, der ſie Mühe hatte, nach und nach wieder Faſſung zu geben; jenes ſüße Lächeln, das meinem Irrthum zu billigen, und mich für das, was ich entbehren mußte, zu tröſten ſchien — Hoffnung kehrte in mein Herz zurück. Es ſchien mir ſehr möglich, daß in puncto der Zärtlichkeit die Philoſophie irren, und die Romane allein Recht haben könnten. Von ungefehr näherte ich mich meinem Fenſter. Ich ſah meinen Vater und Herrn **Düportal** mit großen Schritten im Garten auf und ab gehn. Mein Vater ſprach mit Feuer, ſein Freund lächelte von Zeit zu Zeit, und Beyde blickten zuweilen nach meinen Fenſtern. Ich glaubte, daß ihre Unterredung mich beträfe, und daß mein Vater vielleicht meine entſtehende Leidenſchaft ſchon argwöhnte. Dieſer Gedanke beunruhigte mich, doch nicht ſo ſtark als die Furcht vor der Abreiſe meines Vaters, die ich ganz nahe glaubte. **Sophien** verlaſſen müſſen, ohne zu wiſſen, wenn ich ſie wieder ſehen würde; hundert Meilen von ihr entfernt ſeyn! — — ich konnte nicht ohne Schauder daran denken. Tauſend ſchmerzliche Betrachtungen beſchäftigten mich den ganzen Abend. Ich verzehrte traurig mein Abendbrod. Noch kannte ich die Freuden der Liebe nicht; und ſchon fühlte ich ihre tödlichen Unruhen.

Ein Theil der Nacht brachte ich ſchlaflos und in derſelben Faſſung hin. Ich ſchlief endlich mit der Hoffnung ein, Sophien den andern Morgen zu ſehn. Ihr Bild verſchönerte meine Träume, und die Liebe, um meine Wünſche zu begünſtigen, verlängerte einen ſo anmuthigen Schlummer. Es war ſpät, als ich aufwachte. Mit Verdruß erfuhr ich, daß man mich hatte ſchlafen laſſen, weil mein Vater ſehr frühe ausgegangen ſey, und erſt gegen Abend nach Hauſe kommen würde. Ich war insgeheim troſtlos, daß ich meine Schweſter nicht beſuchen könnte. Herr **Düportal** trat herein; er war ſehr freundlich und fragte mich, ob mir die Hauptſtadt gefalle? Ich verſicherte ihm, daß ich nichts mehr fürchte, als ſie verlaſſen zu müſſen. Er entdeckte mir hierauf, daß mein Vater, guten Grund in den Wiſſenſchaften gelegt: mein eingebildeter Herr Hofmeiſter hatte das beſchwerliche Amt übernommen, meine Kenntniſſe zu vervollkommnen. Zum Glück wurde ich gleich in den erſten Stunden gewahr, daß der Schüler den Meiſter überſah. „Herr Hofmeiſter, ſagte ich zu ihm, ich merke wohl, Sie ſind ſo wenig im Stande mir etwas zu lehren, als ich Luſt habe, etwas zu lernen. Warum wollen wir einander wechſelsweiſe geniren? Folgen Sie mir! ſtatt uns über den Büchern vergeblich die Köpfe zu zerbrechen, wollen wir lieber meine Schweſter in ihrem Kloſter beſuchen, und wenn Fräulein Sophie von **Pontis** an's Sprachgitter kommt, ſo ſollen Sie ſehn, was das für ein hübſches Mädchen iſt.“ Der Herr Hofmeiſter wollte böſe thun; allein ich nutzte mein Uebergewicht. Ich ſehe, erwiederte ich, daß ſie kein Freund von Leibesbewegung ſind; gut, wir wollen hier ſitzen bleiben, allein noch dieſen Abend ſage ich meinen Vater, wie begierig ich bin, in meinen Studien gröſſere Fortſchrite zu machen, und wie wenig Geſchick Sie beſitzen, mich in dieſem meinen Verlangen zu unterſtützen. Legen Sie ſich auf's Läugnen, ſo dringe ich auf ein Examen. — Dieſer letztre Grund machte den Hofmeiſter auf einmal geſchmeidig. Er verzog fürchterlich das Geſicht, ergriff ſeine kleines Stöckchen und demüthiges Hütchen, und wir flogen in's Kloſter.

Adelaide kam an's Sprachgitter, und war bloß von ihrer Hofmeiſterin, Maria, begleitet. Dieſe Hofmeiſterin war eine alte Kammerfrau meiner Mutter, und hatte uns erzogen. Ich bat ſie, uns allein zu laſſen, und ſie gehorchte ohne Schwierigkeit. Nun blieb noch der verwünſchte, kleine Hofmeiſter, von dem wir uns aber unmöglich losmachen konnten. Meine Schweſter beklagte ſich, daß verſchiedene Tage hingegangen wären, ohne daß ſie ihr Vater oder ich zu ſprechen verlangt hätten. Wir ſchloſſen, daß unſer

Vater viel mit ſeiner Einrichtung zu thun haben müßte, um ſeine geliebte Tochter ſo ſehr vergeſſen zu können: allein was hat Dich abgehalten, lieber Bruder? fuhr meine Schweſter fort. Schmollſt Du mit Deiner Schweſter und ihrer guten Freundin? in dem Fall würdeſt Du ſehr undankbar ſeyn. Fräulein von **Pontis** iſt ausgegangen. Beſuche uns morgen wieder; aber hüte Dich vor Misverſtändniſſen: vielleicht kann Dich Sophie mit ihrer alten Guvernante ausſöhnen, die Dir Deine letzte Zerſtreuung noch nicht recht vergeben hat.

Ich antwortete meiner Schweſter, daß ſie bey meinem Hofmeiſter mir erſt die Erlaubniß zu dieſem Beſuch auswürken müſſe, weil er auf das Studiren ganz gewaltig erpicht ſey. Meine Schweſter glaubte, daß ich im Ernſt ſpräche, und bat meinen gravitätiſchen Mentor recht dringend darum. Er ertrug meine Sticheley friedlicher als ich geglaubt hatte; ich bemerkte ſogar, daß er, als ich von Wiederkommen ſprach, die Einwendung machte, daß es noch zu früh zum Weggehn ſey. Dieſe Gefälligkeit ſehnte mich ganz mit ihm aus.

Mein Vater erwartete mich bey'm Herrn **Dü Portal**, um uns in ein ſchönes Hotel abzuholen, das er in Fauxbourg St. Germain gemiethet hatte. Ich wurde noch denſelben Abend in Beſitz des mir beſtimmten Zimmers geſetzt. Ich fand da meinen neuen Bedienten **Jasmin**: es war ein großer Burſche, von guter Mine, der mir bey'm erſten Blick gefiel.

Schmollſt Du mit Deiner Schweſter und ihrer guten Freundin? In dem Fall würdeſt Du höchſt ungerecht ſeyn. — Hundertmal wiederholte ich mir dieſe Worte meiner Schweſter, und kommentirte ſie auf tauſenderley Weiſe. Man hatte alſo von mir geſprochen, mich erwartet? Ein Liebhaber hängt ſich an die kleinſte Ausſicht von Hoffnung, die man ihm öffnet. Wie lang ſchien mir die Nacht, wie tödlich langweilig der Morgen! Welche Pein, die Stunden ſchlagen zu hören, und die nicht beflügeln zu können, die uns zum geliebten Gegenſtand bringen ſoll!

Endlich kam er, der ſehnliche Augenblick. Ich ſah meine Schweſter, ich ſah **Sophien**, nicht minder ſchön und reizend, als das erſtemal. In ihrem ſimpeln Anzuge war, ich weiß nicht was niedliches und verführeriſches.

Bey dieſem zweyten Beſuch detaillirten meine Blicke, ſo zu reden, ihre Reize, und während dieſer lieben Prüfung begegneten ſich unſre Augen mehr als einmal. Ich bewunderte ihr langes ſchwarzes Haar, das mit der blendenden Weiße ihrer feinen Haut ſo allerliebſt abſtach; ihre zierliche, ſchmächtige Taille, die ich mit meinen zehn Fingern hätte umſpannen können; dies bezaubernde, anmuthige Weſen, das über ihre ganze Perſon verbreitet war; ihr niedliches kleines Füßcherl, deſſen günſtige Bedeutung ich noch nicht kannte, und ach ihre Augen! ihre ſchönen Augen, die mir zuzurufen ſchienen; „Wie wollen wir den „glücklichen Mann lieben, der uns gefallen wird!“

Unſre Unterredung war Anfangs allgemein. **Sophiens** Hofmeiſterin miſchte ſich mit ein; ich merkte, daß man die Alte ſchonte, und daß ſie gern plauderte: ich fand alſo alle die einfältigen Geſchichtchen, womit ſie uns beglückte, allerliebſt. Niemand unterhielt unterdeſſen meine Schweſter, und ich überhäufte mit leiſer und zitternder Stimme **Sophien** mit einer Frage und einem Komplimente nach dem andern. Die Alte fuhr fort ihre Hiſtörchen auszukramen, auf die kein Menſch mehr hörte, bis ſie endlich gewahr wurde, daß über das viele Schwatzen ſie mit niemand ſchwatze. Sie ſtand bruske auf und ſagte: „Hören ſie, junger Herr, das iſt nicht artig, wenn man „Leute eine Erzählung anfangen läßt, und nicht auf das

„Ende Achtung giebt.“ — **Sophie** tröſtete mich beym Abſchied durch einen zärtlichen Blick.

Wir hörten das Raſſeln eines Wagens, es war der Wagen meines Vaters; er kam zu uns. **Adelaide** beklagte ſich gegen ihn, daß er ſie ſo ſelten beſuche; er entſchuldigte ſich ziemlich verlegen mit der Unruhe einer neuen Einrichtung. Er unterhielt ſich einige Minuten, wie eine Perſon die den Kopf voll hat, mit uns; ſtand endlich plötzlich, mit einigen Zeichen von Ungedult, auf, kehrte nach dem Hotel zurück, und nahm mich mit ſich.

Wir trafen vor der Thüre eine glänzende Equipage an. Der Schweizer ſagte zu meinem Vater, daß ein dicker, ſchwarzer Herr ihn bereits ſeit einer Stunde erwarte, und daß den Augenblick auch eine hübſche Dame angekommen ſey. Mein Vater ſchien eben ſo vergnügt als verwundert, und ſtieg die Treppe ſehr eilfertig hinan. Ich wollte ihm folgen, er bat mich aber, auf mein Zimmer zu gehn. Mein Bedienter, den ich fragte, ob er den **dicken ſchwarzen Herrn und die hübſche Dame** kenne, antwortete mit Nein.

Ich war begierig hinter das Geheimniß zu kommen, und empfindlich, daß es dies für mich war, und hielt Wache an dem Fenſter eines Zimmers, das auf die Straße ging. Ich war noch nicht lange da, als der dicke ſchwarze Herr wegging und allein mit ſich ſprach: er ſchien ſehr zufrieden. Eine Viertelſtunde darauf hüpfte eine junge Dame in ihren Wagen; mein Vater, der nicht ſo leicht auf den Füßen war, wollte es ihr nachthun, und hätte bald den Hals gebrochen. Ich erſchrak, allein das laute Gelächter, das ich aus dem Wagen erſchallen hörte, beruhigte mich wieder. Ich wunderte mich, daß mein Vater, der von Natur ſo jähzornig war, keine üble Laune blicken ließ. Er ſtieg ganz friedlich in die Kutſche, legte ſich zum Schlag heraus, ſah mich an meinem Fenſter, und ſchien ein wenig be-

beſtürzt. Ich hörte, daß er dem Bedienten befahl, mir zu ſagen, er müßte in Geſchäften ausfahren, und ich brauchte nicht auf ihn mit dem Abendeſſen zu warten. Ich gab Jasminen, meinem Bedienten, der mein Vertrauen zu verdienen ſchien, mein Verlangen zu erkennen, zu wiſſen, was das Alles zu bedeuten habe. Er erkundigte ſich unter der Hand bey den Bedienten meines Vaters. Ich erfuhr noch den Abend, daß mein Vater, der alle Schauſpiele beſuchte und alle öffentliche Blätter las, ſich eine Maitreſſe in der Oper, und einen Haushofmeiſter aus dem Intelligenzblatt *) ausgeſucht habe. Ich machte daraus den Schluß, daß mein Vater ſehr reich ſeyn müſſe, um zwei Aufwande von der Art ſich zu gleicher Zeit aufbürden zu können. Unterdeſſen rührte mich dies Alles nur wenig. Ich liebte, ich hatte Hoffnung wieder geliebt zu werden; was weiß man im Frühling ſeines Lebens von andern Gütern?

Ich beſuchte meine Schweſter häufig, und Fräulein von **Pontis** begleitete ſie faſt immer ans Gitter. Die alte Hofmeiſterin war nicht mehr ſo brummig, weil ich ſie ihre Geſchichten auserzählen ließ, und **Adelaide** ihr von Zeit zu Zeit kleine Geſchenke machte. Herr **Perſon** war ebenfalls nicht mehr der Strenge, wie ſo viele ſeiner Herrn Mitbrüder von der Wuth beſeſſene Hofmeiſter, lehren zu wollen, was er ſelbſt nicht wußte. Er war, wie eine Menge ſeines Gleichen, ein Pedant, im roſenfarbenen Lichte; übertrieben pünktlich in ſeinem Putze, und deſto läſtiger in ſeiner Moral; tiefgelehrt, wenn er mit Damen, und leicht darüber wegſchlüpfend, wenn er mit Männern ſprach; übrigens auf das beſte friſirt, und eben ſo nachgiebig und gefällig, als er ſich im Anfang ſtörriſch und eigenſinnig ge-

---

*) Petites-affiches genannt; täglich kommt ein Stück heraus. Es iſt das, was unſre deutſche Intelligenzblätter ſind.

geſtellt hatte. Er ſchien meinen Wünſchen immer zuvor kommen zu wollen.

Mein Vater hatte ſich unterdeſſen ganz in den geräuſchvollen Freuden der Hauptſtadt verloren, und es war ſtets große Geſellſchaft bey ihm. Das ſchöne Geſchlecht that mit mir ſchön und neckte mich durch tauſend kleine Nekereyen, die ich nicht verſtand.

Sonderlich verſuchte eine gewiſſe Wittwe an meinem unerfahrnen Herzen die Macht ihrer verblühten Reize: ſie gab ſich kindiſche ‚Air's' und erſchöpfte ſich in ſeinen „Minoderien", ohne daß ich begreifen konnte, wo ſie mit alle dem hinaus wollte. Ich ſah in der ganzen Welt nur Sophien; eine reine, unſchuldige Liebe beſeelte mich für ſie, und ich wußte nicht, daß es noch eine andre Liebe gäbe.

Ich ſah nun ſeit vier Monaten Sophien faſt täglich; unſer Umgang war für uns Bedürfniß geworden. Man weiß, daß die Liebe, wenn ſie ſich ſelbſt verkennt oder verkennen will, gewiſſe ſchmeichelnde Benennungen zum Erſatz für die weit ſüßern Namen erfindet, die ſie ahndet und erwartet. **Sophie** nennte mich **ihren jungen Couſin**; ich nennte ſie **meine ſchöne Couſine**.

Ich gehorchte blindlings den erſten Anregungen der Natur, und war weit entfernt, ihren geheimen Zweck zu argwöhnen. Ich hielt mich für glücklich, wenn ich Sophien ſprechen, ſie hören, ihr manchmal die Hand küſſen konnte. Ich ſehnte mich wohl noch nach etwas mehrern; allein ich konnte nicht ſagen, was das ſey, wonach ich mich ſehne. Doch der Augenblick war nahe, wo die Liebe mich zu ihren ſüſſeſten Myſterien einweihen ſollte.

Wir befanden uns jetzt in der Lärmvollen Zeit des Karnavals. Der junge Graf von **Roſambert**, deſſen Bekanntſchaft ich ſeit drey Monaten gemacht hatte, zog mich unaufhörlich mit meinem ſtillen und eingezogenen Leben auf.

Mich in meinem Alter im väterlichen Hauſe zu begraben; alle meine Ausgänge auf traurige Beſuche bey Nonnen einzuſchränken, um dort wen? meine Schweſter zu ſprechen! hieße das nicht ſeine Kindheit muthwillig verlängern? ſollte ich nicht lieber meine Bekanntſchaft mit der großen Welt beſchleunigen, wo meine Figur und mein Witz mir die günſtigſte Aufnahme verſprächen? — „Hören Sie, ſetzte er hinzu, ich will Sie Morgen auf einen ſcharmanten Ball mitnehmen, den ich regelmäßig viermal die Woche beſuche, und wo Sie gute Geſellſchaft finden werden.“ Ich war noch immer unſchlüſſig. „Er iſt züchtig wie ein Mädchen, fuhr der Graf fort. Wenn Sie etwa fürchten, daß Ihre Ehre einige Gefahr laufen möchte, ſo kleiden Sie ſich als Frauenzimmer: in der Tracht wird ſie ſo verwahrt ſeyn als möglich.“ Ich lachte und wußte nicht warum. „In Wahrheit, es müßte Ihnen vortreflich ſtehn; ihre Figur iſt ſo fein und ſanft; ihre Wangen beſchattet noch kaum ein leichter Pflaum — das würde allerliebſt ſeyn — und dann möchte ich gern eine gewiſſe Perſon in Verlegenheit ſetzen — Wahrhaftig, Sie müſſen ſich als Frauenzimmer kleiden; das ſoll ein Spaß werden! — Deliciös! — Sie werden's ſehn, Sie werden's ſehn!“

Der Gedanke von dieſer Verkleidung behagte mir. Ich dachte es mir recht angenehm, Sophien in der Tracht ihres Geſchlechts beſuchen zu können.

Den andern Morgen erſchien ein geſchickter Schneider, den der Graf beſtellt hatte, und brachte mir ein vollſtändiges Reitkleid, wie es die engliſchen Damen zu tragen pflegen. Ein nicht minder geſchickter Coeffiter gab meiner Friſur die gehörige Form, und ſetzte mir den ſchwarzen, runden Jockey Hut auf. Ich ging hinunter zu meinem Vater. So bald er mich erblickte, kam er mir mit einer Art Unruhe entgegen, und blieb plötzlich ſtehn: Ach, ſagte er und lachte, ich glaubte es wäre Adelaide. Ich antwortete, kte, daß dieſes ſehr ſchmeichelhaft für mich ſey. Nein, erwiederte er, ich hielte Dich wirklich für **Adelaiden**, und ich war ſchon unruhig darüber, was ſie bewogen haben könne, ohne mein Vorwiſſen ihr Kloſter in dem Aufzuge zu verlaſſen. Hüte Dich aber, auf einen ſo kleinen Vorzug ſtolz zu ſeyn. Eine hübſche Figur iſt an einer Mannsperſon das allerunbedeutendſte Verdienſt. **Herr du Portal** war gegenwärtig. Sie ſcherzen, Baron, rief er, wiſſen Sie nicht . . . Mein Vater ſah ihn an, er ſchwieg.

Mein Vater fiel ſelbſt zuerſt darauf, einen Beſuch im Kloſter zu machen, und nahm mich mit. **Adelaide** erkannte mich erſt nach einigen Augenblicken von Unterſuchung. Meinen Vater freute die große Aehnlichkeit zwiſchen meiner Schweſter und mir, überhäufte uns mit Liebkoſungen, und umarmte uns einen nach dem andern. Es that **Adelaiden** leid, daß ſie allein ans Sprachgitter gekommen war. Ich wünſchte, ſagte ſie, ich hätte meine gute Freundin mitgebracht; das würde eine Ueberaſchung geweſen ſeyn! Lieber Vater, erlauben Sie, daß ich ſie holen darf. Mein Vater war es zufrieden. Beym Hereintreten ſagte **Adelaide** zu **Sophien**: meine liebe Freundin, umarmen Sie meine Schweſter. **Sophie** ſah mich verwundert an, und blieb ganz beſtürzt ſtehn. Umarmen Sie ſich doch, ſagte die durch die Verwandlung getäuſchte alte Hofmeiſterin. Fräulein, wollen Sie meine Tochter nicht umarmen? wiederholte mein Vater, den dieſe Scene beluſtigte. **Sophie** erröthete, und näherte ſich mir zitternd. Mein Herz ſchlug heftig und hoch. Ich weiß nicht, welcher geheime Inſtinct uns leitete, durch welches geſchickte Einverſtändniß wir unſer Glück allen dieſen uns umringenden laurenden Zeugen zu verbergen wußten! Sie glaubten, daß nur unſre Wangen ſich begegnet hätten . . . . aber meine Lippen hatten an **Sophien's** Lippen gehangen. Empfinbende Leſer! die ihr einſt mit St. Preux und ſeiner Geliebten ſympathiſirtet, fühlt, welches Entzücken wir genoſſen! — es war auch der erſte Kuß der Liebe!

Bey unſrer Rückkunft fanden wir im Hotel den Grafen von Roſambert, der unſrer wartete. Mein Vater erfuhr, was wir Willens waren, und erlaubte mir ohne die mindeſte Schwierigkeit, was ich mir nicht vorgeſtellt hatte, die ganze Nacht auf dem Ball zuzubringen. Sein eigener Wagen brachte uns dahin. Ich will Sie, ſagte der Graf, einer jungen Dame vorſtellen, die viel aus mir macht; es ſind nun zwey lange Monate, daß ich ihr ewig Liebe ſchwur, und ſechs Wochen ſchon, daß ich ihr die Beweiſe davon gebe. Dieſe Sprache war für mich völlig räthſelhaft; allein ſchon fing ich an über meine Unwiſſenheit zu erröthen; ich lächelte ſchlau, um Roſambert weiß zu machen, daß ich ihn verſtünde. Ich will ſie ein wenig plagen, fuhr er fort: thun Sie nur, als ob Sie recht in mich verliebt wären: Sie ſollen ſehn, was für ein böſes Geſicht ſie dazu machen wird: aber ſonderlich hüten Sie ſich, nie ihr merken zu laſſen, daß Sie kein Mädchen ſind.

Sobald wir in der Aſſemblee erſchienen, waren aller Blicke auf mich gerichtet. Es machte mich verwirt; ich fühlte, daß ich roth wurde, und verlohr alle Faſſung. Ich fürchtete, daß an meiner Kleidung etwas nicht recht ſeyn mögte, oder daß mich mein gezwungener Anſtand verrieth. Allein er währete nicht lange, ſo merkte ich an der allgemeinen Höflichkeit der Mannsperſonen und dem eben ſo allgemeinen Misvergnügen der Damen, daß ich recht verkleidet ſey. Dieſe warf mir einen verächtlichen Blick zu, jene unterſuchte mich vom Kopf bis zu den Füßen mit einem mürriſchen Weſen; man rauſchte mit den Fächern; man ſprach leiſe mit einander; man lächelte ſpöttiſch: kurz ich wurde mit demſelben Empfang beehrt, womit man in einem zahlreichen Zirkel, eine zu hübſche Nebenbuhlerin zu beehren pflegt, die man zum erſtenmal darinn erblickt.

Eine ſehr ſchöne Dame trat herein; es war die Geliebte des Grafen. Er ſtellte ihr mich als ſeine Kuſine vor, die jetzt im Kloſter erzogen würde. Die Dame (ſie hieß Markiſe von B.) bewillkommte mich äußerſt höflich, ich mußte mich neben ihr ſetzen, und die jungen Herren machten einen halben Kreis um uns. Der Graf, der gern die Eyferſucht ſeiner Geliebten reitzen wollte, gab mir auf die ausgezeichnetſte Weiſe den Vorzug. Die Markiſe, der ſeine Kokretterie wahrſcheinlich verdroß, und die ihm dafür ſtrafen wollte, verbarg ihre Empfindlichkeit, und verdoppelte ihre Höflichkeit und Freundſchaft für mich. Gefällts Ihnen im Kloſter? fragte ſie mich. Es würde mir unendlich darin gefallen, antwortete ich, wenn es viele Perſonen wie die Markiſe von B. darin gäbe. Die Markiſe bezeigte mir durch Lächeln, wie ſehr ihr dies Kompliment ſchmeichle. Sie that noch mehr Fragen an mich, und war entzückt über meine Antwort: ſie überhäufte mich mit allen den kleinen Liebkoſungen, welche Frauenzimmer unter einander zu verſchwenden pflegen; verſicherte dem Grafen, daß er glücklich wäre, eine ſolche Verwandte zu haben, und gab mir endlich einen recht zärtlichen Kuß, den ich auf das höflichſte erwiederte. Das war nun Alles nicht ſo, wie's Roſambert gewünſcht und ſich verſprochen hatte. Die zärtlichen Anwandlungen der Markiſe kränkten ihm in der Seele, noch mehr aber die treuherzige Art, mit der ich mir alle ihre Liebkoſungen behagen ließ. Er vermagt's nicht länger auszuhalten, und raunte ihr das Geheimniß meiner Verkleidung ins Ohr.

Wie wäre das möglich! rief die Markiſe, nachdem ſie mich eine Weile betrachtet hatte. Der Graf ſchwur, er habe die Wahrheit geſagt: ſie fixirte mich von neuem und ſagte: Sie ſpaßen! welche Idee? Wiſſen Sie wohl, flüſterte ſie mir ſachte zu, was er ſagt? Er behauptet, Sie wären eine junge verkleidete Mannsperſon. Schüchtern und leiſe gab ich zur Antwort: ,Ja, das bin ich. Die Markiſe warf mir einen zärtlichen Blick zu; drückte mir ſanft die Hand; that als ob ſie mich nicht recht verſtanden hätte, und ſagte ganz laut: ,das wußte ich wohl; es hatte nicht einen Schatten von Wahrſcheinlichkeit. Aber ſagen Sie nur, Graf, was für ein Einfall das war, mir ſo was aufbinden zu wollen?“ „Wie, erwiederte er ganz beſtürzt, er behauptet . . . . , Er behauptet? was Sie ſchwatzen; ein ſo hübſches Mädchen, ein ſo liebenswürdiges Kind. . . . — Aber, ich verſichere Ihnen. . . erwiederte der Graf — Hören Sie auf, Graf, ſagte die Markiſe mit einer ſehr markirten üblen Laune; Sie halten mich entweder für eine Närrin, oder Sie ſind ſelbſt nicht recht geſcheid. —

Ich glaubte ganz treuherzig, ſie habe mich nicht verſtanden. Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau, ſagte ich mit leiſer Stimme, ich habe mich vielleicht nicht recht ausgedrükt; ich bin nicht das, was ich zu ſeyn ſcheine, der Graf hat Ihnen die Wahrheit geſagt. Ich glaube Ihnen ſo wenig als ihm, antwortete ſie, und affektirte noch leiſer zu ſprechen als ich; zugleich drückte Sie mir die Hand. — Ich ſchwöre Ihnen, gnädige Frau . . . Stille, ſtille, Sie ſind mir eine kleine Loſe! allein Sie ſollen mich ſo wenig anführen als er: und ſie umarmte mich von neuem. **Roſambert**, der keine Sylbe von unſerm Geſpräch verſtanden hatte, war wie verſteinert. Die jüngen Herrn um uns herum harrten mit nicht weniger Ungedult und Neugier auf den Ausgang und Aufſchluß dieſes Geflüſters und dieſer Umarmungen. Der Graf hätte ihnen den beſten Aufſchluß geben können, allein ihn hielt die Furcht zurück, ſeine Geliebte zu beleidigen, und ſich ſelbſt ein Ridikül zu geben; er ſchmeichelte ſich, daß ich bald ſelbſt dem Quidproquo ein Ende machen würde; biß ſich in die Lippen, und ſagte kein Wort mehr. Zum Glück ſah die Markiſe die Gräfin von***, ihre Freundin, hereintreten. Ich weiß nicht, was ſie ihr ins Ohr ſagte; allein ſogleich bemächtigte ſich die Gräfin des Roſambert, und kam ihm nicht von der Seite.

Der Ball hatte unterdeſſen ſeinen Anfang genommen. Ich figurirte in einem Contretanz, und das Ohngefehr wollte, daß die Gräfin und Roſambert juſt hinter mir zu ſitzen kamen. Ich hörte, daß die Gräfin zu ihm ſagte: Nein, nein, das iſt alles vergebens; ich habe einmal beſchloſſen, daß Sie dieſen Abend mein, mein allein ſeyn ſollen. Ich bin eyferſüchtiger als ein Sultan; ich werde nicht zugeben, daß Sie mit jemand anders reden, noch mit jemand anders tanzen als mit mir: und wenn ich wirklich glauben ſoll, daß Sie mir ein bischen gut ſind, ſo verbiete ich Ihnen, ein einziges Wort, weder mit der Markiſe, noch mit Ihrer jungen Kuſine zu reden.“ — Ach, meine junge Kuſine, unterbrach ſie der Graf, wenn Sie wüßten!... — Ich will nichts wiſſen; ich verlange bloß, daß Sie da bleiben ſollen; wenn ich nun Abſichten auf Sie hätte, ſetzte ſie hinzu, wollten Sie den Grauſamen machen? — Weiter konnte ich nichts hören, denn der Contretanz war aus. Die Markiſe hatte mich nicht einen Augenblick aus dem Geſichte verlohren: ich wollte ausruhen, ſie rückte und machte mir neben ſich Platz. Wir fingen eine ſehr animirte Unterredung an, unterbrachen ſie, fingen von neuem an, und das wohl zwanzigmal; ſie überhäufte mich mit Liebkoſungen, und ich ließ ſie im Irrthum, weil ich ſah, daß ihr dieſer Irrthum behagte.

Der Graf beobachtete uns mit einer ſehr ſichtbaren Unruhe; die Markiſe ſchien es nicht merken zu wollen. Meine Abſicht, ſagte ſie, iſt nicht, die ganze Nacht hier zuzubringen, und wenn Sie mir folgen, ſo ſchonen Sie Ihre Geſundheit. Nehmen Sie mit einer kleinen Collation bey mir vorlieb; es iſt ſchon nach Mitternacht: mein Mann wird mich nun bald abholen, dann wollen wir bey mir ſoupiren, und ich bringe Sie hernach ſelbſt nach Haus.

Uebrigens, ſetzte ſie in einem nachläſſigen Ton hinzu, muß ich Ihnen ſagen, mein lieber Herr Gemahl iſt eine ganz beſondre Art von Geſchöpf. Es iſt ganz und gar unnöthig, des Mährchens von Ihrer Verkleidung in ſeiner Gegenwart zu erwähnen. Er hat von Zeit zu Zeit Anwandlungen von Zärtlichkeit für mich, Anfälle von Jalouſie, die höchſtlächerlich ſind, und „Air's“ von Attention, die ich ihm herzlich gern ſchenkte. Er macht auch Anſprüche auf eine Treue ſonder Gleichen, an der mir zwar nicht viel gelegen iſt, die ich aber doch einmal auf die Probe ſetzen mögte: wenn er Sie ſehen wird, wird er Sie gewiß hübſch finden, machen Sie ihm alſo einige „Avancen‘. Ich fragte die Markiſe, was das wäre, „Avancen‘? Sie lachte herzlich über das Naive meiner Frage, ſah mich mit einem gerührten Blick an und ſagte: „Sie ſind ein Frauenzimmer, das iſt klar; alle Liebkoſungen, die ich Ihnen dieſen Abend erwieſen habe, waren alſo bloße Freundſchaft; wären Sie aber wirklich eine junge Mannsperſon, hätte ich es ſelbſt geglaubt, und mich doch auf dieſe Art gegen Sie betragen, ſo würden dieſes, „Avancen‘ und zwar recht ſtarke „Avancen“ geweſen ſeyn.“ Ich verſprach ihr, dem Markis „Avancen‘ zu machen. — Gut, fuhr ſie fort, lächeln Sie zu Allem, was er ſagt; ſehn Sie ihn mit einem gewiſſen Blick an; laſſen Sie ſich's aber nie einfallen, ihm die Hand zu drücken, wie ich Sie Ihnen drücke, oder ihn zu umarmen, wie ich Sie umarme, das würde weder Anſtand noch Wahrſcheinlichkeit haben.“

Wir unterhielten uns noch davon, als der Markis kam. Er ſchien mir noch jung und wohlgemacht, allein ſehr klein von Wuchs, und ſeine Manieren glichen ſeinem

Wuchs. In ſeiner Figur war was Luſtiges, aber von jener Luſtigkeit, die macht, daß man immer auf Koſten ihres Eigenthümers lacht. „Das iſt Fräulein **du Portal**, ſogte die Markiſe zu ihm, (ich hatte mir dieſen Namen gegeben) eine Verwandte des Grafen **Roſambert**; ſie will uns die Ehre erzeigen, dieſen Abend bey uns zu ſoupiren.“ Der Markis fand, daß ich eine glückliche Phyſionomie hätte; er verſchwendete die lächerlichſten Lobſprüche an mir, und ich erwiederte ſie durch die übertriebenſten Komplimente. „Ich bin ausnehmend zufrieden, Fräulein, redete er mich mit einem ſchwerfälligen Weſen an, das er für feinen Ton hielt, daß Sie meinem Hauſe die Ehre anthun wollen, mit einem kleinen Abendbrod darin vorlieb zu nehmen. Sie ſind hübſch, recht hübſch, und wenn ichs Ihnen ſage, können Sie mir's glauben, denn ich verſtehe mich auf Phyſionomie. Ich antwortete durch das lieblichſte Lächeln von der Welt. Sie haben mir Ihr Wort gegeben, raunte mir die Markiſe von der andern Seite zu; Sie ſind viel zu artig, es nicht halten zu wollen; ſobald Ihnen der Markis überläſtig wird, wollen wir ſchon Mittel finden ihn los zu werden: ſie drückte meine Hand. Der Markis wurde es gewahr. „Ach! rief er, dürfte ich doch auch eines von dieſen kleinen weißen Pätſchchen drücken!“ Ich warf ihm einen mörderiſchen Blick zu. „Laſſen Sie uns aufbrechen, meine Damen!“ ſchrie er mit einer ſiegeriſchen Mine, und ging hinaus, ſeine Leute zu rufen.

Der Graf, der es gehört hatte, kam zu uns, ſo viele Mühe ſich auch die Gräfin gab, ihn aufzuhalten. Er ſagte ſehr ernſt und bitter ſpöttelnd zu mir: „Dem jungen Herrn behagts, wie es ſcheint, in ſeiner galanten Verkleidung; ihm fällt's gar nicht ein, der Markiſe aus dem Irrthum zu helfen. „Ich antwortete in demſelben Ton, aber mit leiſer Stimme, „Herr Vetter, wollen Sie Ihr eignes Werk ſo bald zerſtören?“ Er wendete ſich an die Markiſe;

„Gnädige Frau, ich halte mich in meinem Gewiſſen verbunden, Sie noch einmal zu warnen, daß es nicht Fräulein dú Portal iſt, welche die Ehre haben wird bey Ihnen zu ſpeiſen, ſondern Herr von F. mein junger, warmer Freund.“ — „Und ich, Herr Graf, war die Antwort, warne Sie gleichfalls, meiner Geduld und Leichtgläubigkeit nicht zu viel zuzumuthen; haben Sie die Gütigkeit, dieſem ſonderbaren Scherz ein Ende zu machen, oder entſchließen Sie ſich, mich nie wieder zu ſehn.“ — „Ich fühle mich ſtark genug, gnädige Frau, beydes zu thun; ich würde untröſtlich ſeyn, Ihr Vergnügen durch meine Indiscretion zu ſtören, oder Sie dyrch meine Zudringlichkeit zu „geniren.“

Der Markis kam in dem Angenblick wieder; er klopfte dem Grafen auf die Schulter, und hielt ihn beym Arm zurück: „Wie, Du ſoupirſt“ nicht mit? Du vertrauſt uns Deine Kuſine allein an? Weißt Du wohl, daß ſie hübſch iſt, Deine Kuſine; aber unter uns, ich glaube — ſie hat verdammt viel Feuer!‘ — O ja, erwiederte der Graf, mit einem bittern Lächeln, recht viel Feuer, trotz einer Mannsperſon! und als ob er eine Ahndung von dem bevorſtehenden Schickſal dieſes guten Ehemanns gehabt hätte, ſetzte er hinzu: „ich wünſche Ihnen eine gute Nacht!“ — „Glaubſt Du, unterbrach ihn der Markis, daß Deine Kuſine bey mir ſchlafen ſoll? – ja, wenn ſie's wollte‘ — „Ich wünſche Ihnen eine gute Nacht, wiederholte der Graf, und entfernte ſich mit einem lauten Gelächter. Die Markiſe behauptete, der Graf habe den Verſtand verloren: ich fand, daß er ſich höchſt unanſtändig betrage: Nichts weniger, ſagte der Markis vertraulich zu mir, er iſt raſend in Sie verliebt; er hat gemerkt, daß ich Ihnen den Hof mache, er iſt eiferſüchtig.“

In fünf Minuten waren wir im Hotel des Markis; es wurde ſogleich aufgetragen; man ſetzte mich zwiſchen die

Markiſe und ihren galanten Eheherrn, der nicht müde wurde, mir eine Menge Zeug vorzuſchwatzen, was er in ſeinem Sinn für Artigkeiten hielt. Anfangs war ich bloß beſchäftigt, meinen völlig männlichen Appetit zu ſtillen, den ich vom Tanz bekommen hatte, ich antwortete ihm nur durch die Augenſprache. Sobald mein Hunger ein wenig geſättigt war, ſpendete ich den übertribenſten Beyfall an Alles aus, was ihm zu ſagen beliebte, und ſeine abgeſchmackten Einfälle trugen ihm unzählige Lobſprüche ein, die ihn entzückten. Die Markiſe, die mich beſtändig mit der größten Aufmerkſamkeit angeſehn hatte, und deren Blicke ſichtbarlich lebhafter wurden, bemächtigte ſich einer meiner Hände. Ich war neugierig zu ſehn, wie weit ſich die Macht meiner trügeriſchen Reize erſtreken würde, und überliß die andre dem Markis. Er ergriff ſie mit unausſprechlichem Entzücken. Die Markiſe ſchien in tiefem Nachdenken begriffen und etwas Wichtiges auszuſinnen. Ich ſah ſie abwechſelnd erröthen und zittern, und ſie drückte ſtets, ohne ein Wort zu ſagen, meine rechte Hand, die ſie in den ihrigen eingeſchloſſen hielt. Meine Linke war in einer minder ſanften Gefangenſchaft, denn der Markis quetſchte ſie, daß ich hätte ſchreien mögen. Voll Stolz und Freude über ſein gutes Glück, und voll Verwunderung über die ausnehmende Geſchiklichkeit, mit welcher er ſeine Frau in ihrer Gegenwart zu betrügen wiſſe, ſtieß er von Zeit zu Zeit lange Seufzer aus, die mir in den Ohren gellten, und zuweilen begann er ein ſo lautes Gelächter, daß das ganze Zimmer widerhallte. Bald aber fürchtete er ſich zu verrathen, und, um ſein Lachen zu unterdrücken, oder im Wahn mir eine Artigkeit zu erweiſen, biß er mich in die Finger.

Die ſchöne Markiſe erwachte endlich aus ihrem Tiefſinn: „Fräulein du Portal, ſagte ſie, es iſt ſpät, Sie wollten die ganze Nacht auf dem Ball zubringen, und man wird Sie vor Morgen 8 oder 9 Uhr nicht zu Hauſe erwarten;

ten; bleiben Sie bey mir: ich will, fuhr ſie in einem ſchmeichelnden Tone fort, die Stelle ihrer Mutter vertreten, und meine Tochter ſoll in keinem andern Zimmer ſchlafen, als in dem meinigen; ich will Ihnen ein Bette neben meinem aufſchlagen laſſen.“ — „Das iſt ganz unnöthig, unterbrach ſie der Markis; im Bette meiner Frau iſt für zwey Perſonen Platz, das muß ich aus Erfahrung wiſſen, ich: wenn ich ihr zuweilen des Morgens einen Beſuch gebe, genire ich ſie nicht im mindeſten, und wir ſchlafen jedes ungeſtört.“ Bey Endigung dieſer Worte verſetzte er mit unter dem Tiſche mit dem Knie einen Liebesſtoß, der mir ein ganzes Stück Haut wegnahm; ich antwortete auf der Stelle auf die nämliche Weiſe, und ſo derb, daß er überlaut ſchrie. Die Markiſe fuhr beſtürzt vom Stuhl: „es iſt nichts, ſagte er, ich bin mit dem Bein am Tiſche hängen geblieben.“ Ich erſtickte faſt vor Lachen; der Markiſe erging es nicht beſſer als mir, und ihr werther Herr Gemahl, ohne zu wiſſen warum, lachte ſtärker als wir alle Beyde.

Als unſre ausgelaſſene Luſtigkeit ein wenig nachgelaſſen hatte, erneuerte die Markiſe ihr Anerbieten. „Nehmen Sie die Hälfte vom Bette meiner Frau an, rief der Markis; nehmen Sie ſie an, ſage ich Ihnen, Sie werden's ſehn, daß Sie recht gut darin ſeyn werden, recht gut! Ich komme gleich wieder, aber nehmen Sie ſie an.“ Er verließ uns. „Gnädige Frau, ſagte ich zur Markiſe, Ihre Einladung iſt für mich eben ſo ehrenvoll als ſchmeichelhaft; aber machen Sie ſie der Fräulein von du Portal oder dem Herrn von F.?“ — „Ach, wiederholen Sie doch den albernen Spaß des Grafen nicht; habe ich Ihnen nicht geſagt, daß ich Ihnen nicht glaubte?“ — ‚Aber, gnädige Frau ....‘ — „Stille! Stille! erwiederte ſie, und legte mir ihren Finger auf den Mund; der Markis iſt gleich wieder da, laſſen Sie ihm nichts von dergleichen

[illegible]

wunderlichen Einfällen hören. Das liebe Kind, (ſie umarmte mich zärtlich) wie's ſo ſchüchtern und beſcheiden iſt, aber auch ſchelmiſch! Kommen Sie, kleiner Spaßvogel, kommen Sie!“ Sie gab mir die Hand, wir gingen in ihr Schlafzimmer.

Man wollte mich nun zu Bette bringen, und die Kammerfrauen der Markiſe ſchickten ſich an, mir hülfreiche Hand zu leiſten. Ich bat ſie zitternd, ihrer Herrſchaft zu helfen, ich pflegte mich allein auszuziehn. Die Markiſe, die auf alle meine Bewegungen aufmerkſam war, ſagte: „Laßt ſie gehn, genirt ſie nicht; es iſt eine Kloſterkinderey.“ Ich ſchlüpfte hurtig hinter die Vorhänge; allein ich war in keiner geringen Verlegenheit, wie ich mich dieſer Kleider entledigen ſollte, mit denen ich gar nicht umzugehen wußte. Ich zerriß die Bänder, verbog die Stecknadeln, ſtach mich hier, ritzte mich dort. Je mehr ich mich tummelte, je weniger es gehen wollte. Eine Kammerfrau rauſchte an mir hin, als ich meinen letzten Rock fallen ließ; ich zitterte, ſie mögte die Vorhänge öfnen, und fuhr geſchwind ins Bette. Ich war über mein Abentheuer ganz verwundert, und ahndete nicht, was das Alles für einen Ausgang nehmen ſollte. Die Markiſe folgte mir bald nach, zugleich ließ ſich auch die Stimme ihres Mannes hören: „Die Damen werden mir doch erlauben, ſie ausziehen zu helfen. . . . Wie, ſchon zu Bette? „Er wollte mich umarmen; die Markiſe wurde im Ernſt böſe; er zog die Vorhänge zu, und wünſchte uns, was der Graf ihm gewünſcht hatte: eine gute Nacht!

Einige Augenblicke herrſchte ein tiefes Stillſchweigen. „Schlafen Sie ſchon, ſchönes Kind?“ fing die Markiſe mit zitternder Stimme an. „Nein, ich ſchlafe nicht.“ Sie ſtürzte in meine Arme, und drückte mich feſt an ſich. „Gott!“ rief ſie mit einer Beſtürzung, die ſie, wenn ſie erkünſtelt war, wenigſtens recht natürlich ſpielte, „Gott, es iſt eine Mannsperſon!“ ſie ſtieß mich von ſich. „Wie, mein Herr, iſt's möglich?“ — „Ich habe es Ihnen geſagt, gnädige Frau:“ antwortete ich, über und über zitternd. „Ja, Sie haben's mir geſagt, allein es war gar nicht wahrſcheinlich . . . Sie hätten's nicht beym Sagen bewenden laſſen, Sie hätten nicht bleiben ſollen; oder wenigſtens nicht verhindern, daß man Ihnen ein anderes Bette aufſchlüge“ — „Aber daran bin nicht ich, ſondern der Herr Markis Schuld geweſen.“ — „Reden Sie doch nicht ſo laut: gewiß, mein Herr, Sie hätten lieber gehn ſollen“ — „Gnädige Frau, ich will gleich gehn. . .“ — Sie hielt mich bey'm Arm zurück: „Wohin? Gewiß mein Mädchen aufwecken. . . . allen meinem Geſinde zeigen, daß eine Mannsperſon in meinem Bette war, daß man mir auf eine ſolche Art „manquirte?“ — „Gnädige Frau, ich bitte inſtändigſt um Vergebung; werden Sie nicht böſe; ich will die Nacht über in einem Lehnſtuhl bleiben. . . Ja, in einem Lehnſtuhl, ja das müſſen Sie auch. . . .“ aber (mich immer beim Arm zurückhaltend) Sie ſind ſo müde vom Tanzen. . . . es iſt ſo kalt. . . Sie werden ſich einen Katharr holen, Ihrer Geſundheit ſchaden . . . Sie verdienten zwar, daß ich Ihnen hart begegnete . . . . doch, bleiben Sie nur; aber verſprechen Sie mir, daß Sie fromm ſeyn wollen . . . .“ — „Ja, gnädige Frau, gern, wenn Sie mir nur verzeihn.“ — „Nein, verzeihen kann ich Ihnen nie, allein ich habe mehr Attention für Sie, als Sie für mich. Wie kalt ſchon ſeine Hand geworden iſt!“ Und aus Mitleiden ſchob ſie die kalte Hand unter ihr Halstuch. Von Natur und Liebe geleitet, glitt ſie tiefer. Mein Blut war in einer entſetzlichen Wallung. „In welche Verlegenheit er mich ſezt!“ fing die Markiſe in einem ſanften Tone an. — „Ach, verzeihn Sie mir doch, liebe Mama“ — „Ja, Ihre liebe Mama; Sie haben ſchönen Reſpekt für Ihre Mama, Sie kleiner Schelm!“ Ihre Arme, die mich vorher zurück geſtoßen hatten, zogen mich unvermerkt zu ſich. Bald waren wir ſo nahe, daß unſre Lippen ſie begegneten. Ich hatte das Herz, einen heißen Kuß den ihrigen aufzudrücken. „F. halten Sie ſo, was Sie mir verſprochen haben?“ ſagte ſie mit bebender Stimme. Ihre Hand verirrte ſich; ein verzehrend Feuer brauſete durch meine Adern. „Ach, gnädige Frau, verzeihen Sie, ich ſterbe!“ . . . — „lieber F. . . . Freund meiner Seele!“ — Ich regte und rührte mich nicht. Die Markiſe hatte Mitleiden mit meiner verlegenen Unerfahrenheit, die ihr nicht anders als ſchmeichelhaft ſeyn konnte und . . . ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Ich war nach einigen ſüßvertändelten Stunden, auf dem Schooße meiner ſchönen Geliebten eingeſchlafen, als mich das Geräuſch einer Thüre weckte, die ſachte aufgemacht wurde. Man trat herein, man ſchlich auf den Zähen: ich war unbewaffnet, in einem Hauſe, das ich nicht kannte; es wandelte mir ein Schauer von Furcht an. Die Markiſe, die errieth, was das ſeyn mogte, hieß mir leiſe, ihren Platz einnehmen und ihr den meinigen abtreten; ich gehorchte aufs geſchwindeſte. Kaum hatte ich mich an den Rand des Bettes gedruckt, als man die Vorhänge auf der Seite, wo ich gelegen hatte, aufmachte. „Wer ſtört mich ſo?“ fragte die Markiſe. Die andre Perſon ſtockte eine Zeitlang; dann explicirte ſie ſich, ohne zu antworten.“ Was iſt das für eine abgeſchmackte Grille? fuhr ſie fort, Herr Gemahl! Sie wählen Ihre Zeit ſehr ſchlecht; Sie ſollten mehr Achtung für mich, und mehr Schonung für die Unſchuld einer jungen Perſon haben, die vielleicht nicht ſchläft, oder aufwachen könnte. Sie ſind nicht geſcheid; ich bitte Sie, gehn Sie!“ — Der Markis wollte ſich nicht abweiſen laſſen, und ſtotterte einige komiſche Entſchuldigung: „Nein, rief ſie, ich will durchaus nicht, es wird nichts daraus, ich ſage es Ihnen, es wird nichts daraus. „Sie ſprang aus dem Bette, ergriff ihn beym Arm, und ſtieß ihn zur Thüre hinaus.

Die ſchöne Frau kam lachend wieder zu mir. „Finden Sie mein Verfahren nicht edel? fragte Sie mich. Sehn Sie, was ich Ihretwegen ausgeſchlagen habe!“ — Ich merkte wohl, daß ich ihr eine Entſchädigung ſchuldig ſey, und war von Herzen dazu erbötig. Man nahm mein Anerbieten mit Dank an. Eine Frau von fünf und zwanzig Jahren iſt ſo gefällig, wenn ſie liebt, und die Natur hat einen Neuling von ſechszehn mit ſo vielen „Reſſourcen“ ausgeſteuert! —

Aber Alles hat ſeine Gränzen bey uns ſchwachen Sterblichen; es dauerte nicht lange, ſo ſchlief ich ſo feſt ein, als man ſchlafen kann. Wie ich aufwachte, fiel der Tag troz der Vorhänge ins Zimmer. — Ich dachte an meinen Vater — ich dachte an Sophien! — eine Thräne entſchlüpfte meinem Auge. Die Markiſe wurde ſie gewahr. Allein ſchon hatte ich mich verſtellen gelernt, und ſchrieb Alles auf Rechnung der bevorſtehenden Trennung von ihr. Sie umarmte mich zärtlich. Sie war ſo ſchön . . . Die Gelegenheit ſo günſtig! . . . Der Rauſch des Vergnügens erſtickte die Gewiſſensbiſſe der Liebe.

Wir mußten endlich ernſtlich daran denken, uns zu trennen. Die Markiſe vertrat Kammermädchensſtelle bey mir. Sie war ſo geſchickt, daß meine Toilete bald gemacht geweſen wäre, wenn wir uns vor kleinen Diſtractionen in Acht genommen hätten. Als wir glaubten, daß an meinem Anzuge nichts weiter fehle, klingelte die Markiſe ihren Kammerfrauen. Der Markis wartete bereits ſeit einer Stunde, daß es Tag bey ſeiner Frau werden mögte. Er machte mir viele Komplimente über meine Eilfertigkeit im Anziehn. „Ich bin überzeugt, ſagte er, daß Sie eine herrliche Nacht zugebracht haben;“ und ohne mir Zeit zu laſſen zu antworten, fuhr er fort; „aber Sie ſcheint doch fatiguirt, ſie hat matte Augen:“ Das kommt Alles vom Tanzen her, da kann man's nie genug kriegen, und hernach muß man den andern Tag dafür leiden. Ich predige das alle Tage der Markiſe vor, ſie will mir's aber nicht glauben. Wir müſſen dem lieben Kinde eine kleine Stärkung geben, und dann wollen wir es nach Hauſe bringen.

Dies „dann wollen wir es nach Hauſe bringen, war ein Donnerſchlag für mich. Ich bezeugte dem Markis, daß es hinlänglich wäre, wenn die Markiſe dieſe Mühe übernehmen wollte; allein er beſtand darauf. Die Markiſe wollte es ihm gleichfalls ausreden, aber er gab uns zur Antwort, daß Herr dú Portal es nicht übel nehmen könne, wenn er ihm ſeine Tochter wiederbrächte, da es in Geſellſchaft ſeiner Frau geſchähe; und daß er überdies neugierig wäre, den glücklichen Vater einer ſo liebenswürdigen Tochter kennen zu lernen. Kurz, er begleitete uns, alles unſers Widerſtrebens ungeachtet, und ich mußte mich entſchließen, nicht ohne Furcht, daß die ganze Sache ein ſehr übles Ende nehmen mögte, ſeinem Kutſcher die wirkliche Adreſſe des Herrn Dú Portal zu zu geben: Zu Herrn Dú Portal, unweit dem Arſenal. Die Markiſe fühlte meine Verlegenheit, und theilte ſie. Ich zerbrach mir noch den Kopf über ein Mittel, aus dieſem verwirrten Handel zu kommen, als wir ſchon vor der Thüre hielten.

Er war zu Hauſe. Man meldete ihm, der Markis und die Markiſe von B. brächten ihm ſeine Tochter wieder. „Meine Tochter, rief er auf das heftigſte bewegt, meine Tochter!“ und lief uns entgegen. Ohne ihm Zeit zu laſſen, ein einziges Wort weiter zu reden, fiel ich ihm um den Hals, und ſagte: „Ja, Sie ſind Wittwer, und haben eine Tochter. „Sprechen Sie ſachte, erwiederte er lebhaft, ſprechen Sie ſachte, wer hat's Ihnen geſagt?“ —

— „Mein Gott, verſtehen Sie mich denn nicht? Ich bin Ihre Tochter. Hüten Sie ſich, nein in Gegenwart des Markis zu ſagen.“ — Herr du Portal wurde etwas ruhiger, aber ſeine Verwunderung ſtieg, und er ſchien auf eine Erklärung zu warten. „Mein Herr, redete ihn die Markiſe an, Fräulein du Portal hat einen Theil der Nacht auf dem Ball, und den andern bey mir zugebracht. Sind Sie böſe, Herr du Portal, ſprach der Markis, der ſein Erſtaunen bemerkte, daß das Fräulein die Nacht über in meinem Hauſe geblieben iſt? da thäten Sie Unrecht, denn Sie hat in dem Zimmer meiner Frau, und in Einem Bette mit ihr geſchlafen; ſie konnte nicht beſſer aufgehoben ſeyn. Ich hoffe auch nicht, daß Sie's übel nehmen werden, daß ich ſie hieher begleitet habe, die Damen wollten's zwar nicht haben, allein“ . . . . „Ich bin außerordentlich gerührt, (antwortete endlich Herr du Portal, der von ſeinem Erſtaunen zurückkam, und dem die Worte des Markis einen Theil des Räthſels gelöſet hatten) ich bin außerordentlich von den Gütigkeiten gerührt, die Sie für meine Tochter gehabt haben, allein ich muß ihr in Ihrer Gegenwart ſagen, (er ſah mich an, mich überlief ein Schauer) daß ich mich ſehr wundere, wie Sie, verkleidet auf die Art, auf den Ball gehn konnte.“ — „Verkleidet?“ unterbrach ihm die Markiſe. — „Ja, gnädige Frau, im Reitrocke; ſchickt ſich das für meine Tochter, und hätt Sie mich nicht erſt um Rath und Erlaubniß fragen ſollen?“

Entzückt über die ſinnreiche Wendung, die mein neuer Vater dem Dinge gab, ſtellte ich mich ſehr betroffen und gedemüthigt. „Ach, ich glaubte, der Papa wüßte darum, ſagte der Markis; hören Sie, Sie müſſen ihr dieſes kleine Verſehn zu gut halten! Ihre Fräulein Tochter hat die glücklichſte Phyſionomie, das ſage ich Ihnen; ich verſtehe mich darauf . . . Ihre Fräulein Tochter iſt eine ſcharmante Perſon; ſie hat aller Welt gefallen, meiner Frau ſonderlich! O, ich verſichere Ihnen, meine Frau iſt ganz weg in ſie.“ — „Ja, ich geſtehe, ſagte die Markiſe mit bewunderswürdiger Kaltblütigkeit, das das Fräulein mir alle die Freundſchaft eingeflößt hat, die ſie verdient.“

„Ich wähnte nun Alles in Richtigkeit, als mein rechter Vater, der Baron von F., der ſich bey ſeinem Freunde nicht anmelden ließ, plötzlich hereintrat. „Haha!“ rief er, als er mich erblickte. — Herr **du Portal** lief mit offenen Armen auf ihn zu: „Lieber F., hier iſt meine Tochter, die der Herr und die Frau Markiſe von B. mir wiederbringen.“ — „Ihre Tochter?“ unterbrach ihm mein Vater. — „Ja, meine Tochter, Sie erkennen ſie wohl nicht in dieſer lächerlichen Tracht; „Fräulein, fuhr er zornig fort: gehen Sie auf ihr Zimmer, und laſſen Sie ſich vor niemand wieder in dieſem unanſtändigen Aufzuge blicken.“

Ich machte, ohne ein Wort zu ſagen, einen Knix dem Markis, der mich zu beklagen ſchien, und einen der Markiſe, die mich kaum ſah; denn bey dem Namen meines rechten Vaters war ſie ſo beſtürzt geworden, daß ich fürchtete, ſie möchte in Ohnmacht ſinken. Ich ging in das anſtoßende Zimmer und horchte. „Ihre Tochter?“ wiederholte mein Vater. — „Freilich, ja, meine Tochter, die ſich's hat einfallen laſſen, ſo gekleidet, wie Sie ſie geſehen haben, auf den Ball zu gehn. Der Herr Markis wird Ihnen das übrige ſagen.“ Und der Markis wiederholte meinem Vater Alles, was er dem **du Portal** geſagt hatte; ſonderlich verſicherte er ihm, daß ich in dem Zimmer ſeiner Frau, und mit ihr in Einem Bette geſchlafen hätte. „Sie kann ſich ſehr glücklich ſchätzen, ſagte mein Vater, und ſah die Markiſe an . . . ſie kann ſich ſehr glücklich ſchätzen, fuhr er fort, daß ihre Unbeſonnenheit keine ſchlimmen Folgen gehabt hat.“ — „Aber, was für eine große Unbeſonnenheit hat denn das arme Kind verſchuldet? unterbrach ihm die Markiſe, die Zeit gehabt hatte, ſich von ihrer Beſtürzung zu erholen: Alſo, weil ſie im Reitrock auf den Ball gegangen war?" — „Eine wahre Kleinigkeit! fiel der Markis ein; Sie thäten beſſer, mein Herr, indem er ſich zu meinem Vater wendete, wenn Sie gemeinſchaftliche Sache mit uns machten, um Verzeihung für ſie vom Vater zu erbitten." — Gnädige Frau, fing Herr dû Portal an, ich verzeihe ihr, und das um Ihretwillen, doch mit der Bedingung, daß ſie nie wider dahin geht." — „Im Reitrock nicht, da habe ich nichts dagegen, antwortete der Markis; aber ich hoffe, das Sie erlauben werden, daß ſie uns in ihrer gewöhnlichen Kleidung beſucht, wir würden ſonſt zu viel verlieren." — „Gewiß! ſagte die Markiſe, und ſtand auf, und wenn uns ihr Herr Vater einen wahren Dienſt erzeigen will, ſo begleitet er ſie zu uns." — Herr dû Portal führte die Markiſe an ihren Wagen, und wiederhohlte ihr nochmals ſeinen Dank für die mir erwieſenen Höflichkeiten.

Es fiel mir ein großer Stein von Herzen, als ich ſie weggehn ſah. „Das iſt eine ſonderbare Geſchichte," ſagte Herr dû Portal beym Hereintreten. „Sonderbar genug" erwiederte mein Vater; die Markiſe iſt eine ſchöne Frau; der kleine Schelm iſt ſehr glücklich." — „Wiſſen Sie wohl, ſprach ſein Freund, daß er mein Geheimniß argwöhnen muß; als man mir meine Tochter meldete, glaubte ich wirklich, daß es meine verlorne Tochter ſey; mir entfielen einige Worte, die mich verrathen haben." — „Da iſt das beſte Mittel, Sie entdecken ſich meinem Sohn ganz; ich ſtehe Ihnen für ſeine Verſchwiegenheit, ſo jung er auch iſt. Ueberdies wird eine ſolche Entdeckung über lang oder kurz nothwendig. Ich werde meinen Sohn nur Ein Jahr in Paris laſſen; dann ſoll er reiſen, und ich habe nichts dagegen, wenn er ſich einige Monate in Polen

len aufhalten will. Lieber Freund, Sie müſſen meinem Sohn einen Brief an den treuen Diener mitgeben, den Sie noch in dieſem Reiche haben: **Bolislas** und mein Sohn ſollen neue Nachforſchungen anſtellen, und lebt Ihre Tochter noch, ſo iſt es gar nicht unmöglich, daß ſie Ihnen wiedergeſchenkt wird. Der König von Polen" . . . . Mein Vater redete leiſer, und zog ſeinen Freund in eine Ecke des Zimmers, wo ſie über eine halbe Stunde mit einander ſprachen, ohne daß ich ein Wort davon verſtehn konnte. Ich hörte ſie hernach auf meine Thüre zukommen, und warf mich hurtig auf einen Stuhl.

„Mein Wagen hält hier, ſagte mein Vater, als er hereintrat; laß Dich nach Hauſe fahren, und ruhe aus: aber ich verbiete Dir, je wieder in der Kleidung auszugehn." — „Mein Freund, ſagte Herr **du Portal**, als er mich bis an die Thüre begleitete, nächſtens wollen wir tête-à-tête mit einander ſpeiſen; Sie müſſen mir das Geheimniß von dem heutigen Vorfall umſtändlicher erklären, als ich es muthmaßen kann: ich werde Ihr Vertrauen durch Mittheilung eines andern, mir ſelbſt wichtigen, Geheimniſſes erwiedern, weil ich mich eben ſo ſehr auf Ihre Verſchwiegenheit verlaſſe, als Sie ſtets, wie Sie heute geſehn haben, auf meine Bereitwilligkeit bauen können, Ihnen gefällig zu ſeyn." Ich verſicherte ihm, daß ich nie den Dienſt vergeſſen würde, den er mir heute erwieſen habe. Ich fuhr nach Hauſe, legte mich zu Bette, und überließ mich einem langen und tiefen Schlaf.

Es war ſehr ſpät, als ich aufwachte. Mein Hofmeiſter und ich gingen ins Kloſter. Mir wurde wohl um's Herz, als ich Sophien wiederſah. Ihr beſcheidener Anſtand, ihre naive Unſchuld, ihr ſchüchterner und freundlicher Empfang, ein kleiner Anſtrich von Verlegenheit, ein Ueberreſt der Erinnerung des geſtrigen Kuſſes, Alles flößte in ihr Liebe, aber zärtliche, ehrerbietige Liebe ein. Zwar verfolgte mich das wollüſtige Bild der Reize der Markiſe bis in Sprachſaal; die Freuden der vergangnen Nacht taumelten noch vor meiner erhitzten Einbildungskraft: aber wie ſehr zog ich ihnen den ſüßen Augenblick vor, wo ich auf Sophien's Lippen eine neue Seele fand. Die Markiſe herrſchte über meine trunkenen Sinne, allein Sophie über mein Herz.

Den Morgen darauf fiel mir ein, daß mich die Markiſe bey ſich erwartete, zugleich aber fiel mir auch ein, was mein Vater geſagt hatte: ich **verbiete Dir, je wieder in der Kleidung aufzuziehen.** Und wie konnte ich bey der Markiſe erſcheinen, ohne wenigſtens von einem Kammermädchen begleitet zu ſeyn? An den Grafen war nicht zu denken, denn der konnte unmöglich in Verſuchung kommen, mich dahin zu bringen. Würde es nicht der Markis ganz beſonders finden, daß ein junges Frauenzimmer allein ausgehe? — Indem trat mein Bedienter herein und ſagte, daß eine ſchon bejahrte Frau in Namen der Mamſell Juſtine mich zu ſprechen verlange.“ — „Ich kenne keine Mamſell Juſtine, antwortete ich, aber laßt ſie hereinkommen.“ — „Mamſell Juſtine hat mir viele Empfehlungen an Sie aufgetragen, ſagte die Matrone, und ſchickt Ihnen dies Päckchen und dieſen Brief.“ Ich öfnete begierig den Brief, der **An Fräulein du Portal** überſchrieben war, und las folgendes.

„Geben Sie mir Nachricht von Ihrem Befinden, liebes Kind, haben Sie eine gute Nacht gehabt? Sie bedurften der Ruhe, und ich fürchte ſehr, daß die Ermüdung vom Ball und der unangenehme Auftritt mit Ihrem Herrn Vater Ihrer Geſundheit geſchabet haben können. Ich bin außer mir, daß ich daran Schuld war, daß Sie geſchmält bekamen: auch habe ich ſo ſehr dabey gelitten, als Sie. Mein Mann ſchwatzt davon, dieſen Abend wieder auf den Ball zu gehn, aber ich bin nicht dazu aufgelegt, und ich glaube, daß Sie ſo wenig Luſt dazu haben, als ich. Da es aber die Pflicht jeder Mutter iſt, gefällig gegen ihre Tochter zu ſeyn, ſonderlich wenn ſie eine ſo liebenswürdige hat, wie Sie: ſo wollen wir zuſammen auf den Ball gehn, in ſo fern es Ihnen Spaß macht. Ich habe nicht vergeſſen, daß Ihnen der Reitrock unterſagt iſt, und da ich mir leicht vorſtellen kann, daß Sie keinen anderes Ballkleid haben werden, weil dies keine Meuble für ein Kloſter iſt: ſo ſchicke ich Ihnen hier eines von meinen; wir ſind faſt von Einer Taille, und ich glaube daß es Ihnen gut ſitzen wird."

„Juſtine hat mir geſagt, daß Sie ein Kammermädchen brauchen: die Ueberbringerin dieſes Briefes iſt treu, verſtändig und geſchickt, Sie können Sie in Ihre Dienſte nehmen, und ſich ganz auf ſie verlaſſen, ich ſtehe für ſie."

„Ich bitte Sie nicht dieſen Mittag zu Tiſche; ich weiß, daß Herr du Portal ſelten ohne ſeine Tochter dinirt; allein wenn Sie Ihre gute Mama ſo lieb haben, wie ſie Sie hat, ſo beſuchen Sie ſie dieſen Abend, ſo bald Sie können. Mein Mann ſpeiſet nicht zu Hauſe. Kommen Sie recht bald, liebes Kind, ich bin den ganzen Nachmittag allein. Sie ſollen mir Geſellſchaft leiſten. Seyn Sie überzeugt, daß niemand Sie mehr liebt, als Ihre gute Mama, die Markiſe von B."

Nachſchrift.

„Ich kann Ihnen ohnmöglich alle die abgeſchmackten Poſſen ſchreiben, die mir der Markis, mein Mann, an Sie aufgetragen hat. Schmälen Sie recht mit ihm, wenn Sie ihn ſehn, er wollte dieſen Morgen in ſeinem Namen zu Herrn du Portal ſchicken. Ich hatte alle Mühe von der Welt, ihm begreiflich zu machen, daß dies nicht angehe, und daß es weit ſchicklicher wäre, wenn ich Ihnen ſchreibe.“

Ich war entzückt über dieſen Brief. „Herr von F. ſagte die Ueberbringerin, **Juſtine** iſt das Kammermädchen der Frau Markiſe, und wenn es das Fräulein erlaubt ſo will ich das ihrige heute und Morgen ſeyn. Uebrigens können Herr von F. oder Fräulein **dú Portal** mir vollkommen trauen. Wenn Mamſell **Juſtine** und Madam **Dútour** ſich mit einer Sache abgeben, ſo verderben ſie ſie nie.“ — „Recht gut, Madam **Dútour**, antwortete ich, ich ſehe, Sie iſt von allen unterrichtet, und Sie ſoll mich zur Markiſe begleiten.“ Ich gab ihr einen Doppelkarolin, den ſie annahm. „Man hat mich zwar ſchon reichlich bezahlt, Herr von F., ſagte ſie; aber Sie müſſen wiſſen, daß Leute von meinem Handwerke immer von beyden Seiten zu nehmen pflegen.“

Sobald mein Vater geſpeiſet hatte, fuhr er nach ſeiner Gewohnheit in die Oper. Mein Coeffirer war ſchon beſtellt; eine weiße Feder nahm die Stelle des Jukoy'shut ein, und Madam **Dútour** zog mir das ſchöne Ballkleid an, das Frau von B*** mir ſchickte, und das mir unvergleichlich ſtand. Meine Aehnlichkeit mit Adelaide wurde noch auffallender. Mein Hofmeiſter war auf das innigſte bewegt, und verdoppelte ſeine Achtung und Sorgfalt für mich. Ich nahm Fächer, Handſchue und ein großes Bucket, und eilte auf das **Rendez-Vous**, das die Markiſe mir gegeben hatte.

Ich fand ſie in ihrem „Boudoir“, läſſig auf eine Ottomanne ausgeſtreckt; ein galantes „Deshabillee“ hob ihre Reize, ſtatt ſie zu verbergen. Sie ſtand auf, ſo bald ſie mich erblickte: „Wie allerliebſt Fräulein **Dúportal** in dem Anzuge iſt! wie gut ihr das Alles kleidet!“ — Und ſobald die Thüre zugemacht war: „Was für ein lieber Junge Sie ſind, guter F**! wie ſehr mich Ihre Pünktlichlichkeit ſchmeichelt! Mein Herz ſagte es mir wohl, daß Sie Mittel finden würden, mich, trotz Ihren zwey Vätern, zu beſuchen!“ Ich antwortete ihr bloß durch Liebkoſungen, bat ſie wieder die Attitüde einzunehmen, die ſie eben verlaſſen hatte, und fing eben an, ihr Beweiſe zu geben, wie wenig ich ihren Unterricht vergeſſen hätte, als wir plötzlich ein Geräuſch in dem anſtoßenden Zimmer hörten. Wir wurden bange, in einer Lage überraſcht zu werden, die nichts weniger, als zweydeutig war: doch Dank meiner bequemen Kleidung und der Geiſtes Gegenwart der Markiſe daß in einem Augenblick Alles wieder in ſeiner Ordnung war. Die Thüre ging auf, und der Markis trat herein. Ich habe wohl geglaubt, Herr Markis, redete ihn die Markiſe an, daß bloß Sie es ſeyn konnten, der ſo unangemeldet zu mir hereinſtürmte, allein ich hoffte, daß ſie wenigſtens anklopfen, und nicht gleich aufmachen würden: dies gute Kind hatte mir gewiſſe geheime Anliegen zu vertrauen; einen Augenblick früher, und Sie trafen ſie an . . . . merken Sie ſich, daß man bey Damen nicht ſo gerade zugeht.“ — „Nun gut, erwiederte der Markis, ich traf ſie an! — aber ich habe ſie nicht angetroffen, und ich verdiene alſo keine ſo große Vorwürfe: überdies bin ich verſichert, daß dieſes liebe Kind es mir vergiebt, denn ſie iſt weit nachſichtiger, als Du. Allein geſtehe, daß ihr Vater Recht hat, ſie nicht in der Amazonenrüſtung leiden zu wollen: ſie iſt ſo zum aufeſſen.“

Er fuhr gegen mich in dem faden Ton von Galanterie fort, der uns ſchon ſo manchen Stoff zum Lachen gegeben hatte; fand, daß ich lebhafte Augen, einen ſehr animirten „Teint“, und ſogar etwas Außerordentliches und von guter Vorbedeutung in der Phyſionomie hätte, und ſchloß mit den Worten: „meine ſchönen Damen, Sie gehn doch heute auf den Ball?“ Die Markiſe antwortete mit einem Nein. — „Du haſt mich zum beſten, ich bin bloß wiedergekommen, um Euch hinzuführen“ — Ich verſichere Ihnen, daß ich nicht hingehn werde — „Und warum nicht? dieſen Morgen ſagteſt Du ja“ . . . — Dieſen Morgen ſagte ich, daß ich vielleicht Fräulein Düportal zu Gefallen hingehn könnte; allein ſie hat keine Luſt; ſie fürchtet den Grafen Roſambert anzutreffen, der ſich das letztemal gar nicht artig gegen ſie betragen hat. — Ich unterbrach die Markiſe: Allerdings hat ſich der Graf ſo gegen mich betragen, daß ich mich jetzt eben ſo ſehr fürchte, ihn anzutreffen, als es mir vorher Vergnügen machte, in ſeiner Geſellſchaft zu ſeyn.“ — „Sie haben Recht, erwiederte der Markis; der Graf iſt einer von den eingebildeten jungen Aeffchen, die ſich einbilden, daß ein Frauenzimmer nur Augen für ſie hat: es iſt gut, wenn dieſe Herrn erfahren, daß es in der Welt auch noch Leute giebt, die eben ſo viel werth ſind, als ſie“ — Ich begriff, was er ſagen wollte, und warf ihm verſtohlen einen Blick des Beyfalls zu — „Oder vielleicht mehr werth ſind!“ . ſetzte er ſogleich mit verſtärkter Stimme hinzu, indem er ſich auf der Spitze des Fußes hob und eine ſchwerfällige Pirouette machte, die ſehr unglücklich ablief, denn er ſchlug wider das Getäfel des Zimmers, ſo daß er eine breite Beule an der Stirn bekam. Voll Schaam über ſeinen Unfall, nahm er ſeine Zuflucht zum Verſtellen, und verbiß ſeinen Schmerz, ſchnitt von Zeit zu Zeit gräßliche Geſichter, die ſeine Leiden verriethen. „Schönes Kind, ſagte er etwas abgekühlt, ſie haben Recht, den Grafen zu meiden, allein dieſen Abend braucht Ihnen vor ſeiner Begegnung nicht bange zu ſeyn: der Ball iſt maskirt. Meine Frau hat zwey Domino's; ſie leiht Ihnen den einen, und nimmt den andern. Wir gehn auf den Ball; Sie kommen mit uns zurück, „ſoupiren“ bey uns, und wenn Sie vorgeſtern auf unſern Betten nicht zu ſchlecht geſchlafen haben...... O ja, das iſt allerliebſt! rief ich mit mehr Lebhaftigkeit, als

Klugheit; laſſen ſie uns auf den Ball gehn! — In meinen Domino's die der Graf kennt? unterbrach mich die Markiſe, die weiter nachdachte, als ich. — „Nun ja, gnädige Frau, in Ihren Domino's; warum wollten wir dieſem Kinde nicht das Vergnügen eines maskirten Balls verſchaffen; ſie hat ſo was noch nicht geſehn: der Graf wird Sie nicht kennen; vielleicht iſt er gar nicht da.“ Die Markiſe ſchien unſchlüſſig; ſie ſchwankte zwiſchen dem Verlangen, mich noch die künftige Nacht bey ſich zu behalten, und der Furcht, ſich in Gegenwart des Markis den Stichelreden des Grafen auszuſetzen. „Ich, meines Theils, fing in einem geheimnisreichen Ton der gefällige Herr Ehegemahl an, will Sie wohl hinbringen; allein ich habe Geſchäfte, ich kann nicht bleiben; um Mitternacht aber komm ich wieder und hole Sie ab.“ — Dieſe Aeußerung des Markis entſchied die Markiſe auf einmal; ſie weigerte ſich zwar noch einige Zeit, allein in einem Ton, daß ich wohl merkte, daß ſie gebeten ſeyn wollte, und daß ſie am Ende einwilligen würde.

Unterdeſſen wurde die Verletzung, die der Mareis bey ſeinem Luftſprung bekommen hatte, immer ſichtlicher, und ſeine Beule ſchwoll zuſehends auf. Ich fragte ihn mit einem erſtaunten Weſen, was er an der Stirne habe? Er fuhr mit der Hand danach. Es iſt nichts, ſagte er mit einen gezwungenen Lachen; wenn man verheyrathet iſt, ſo iſt man dergleichen Zufällen ausgeſetzt. Ich erinnerte mich der Pein, die er mich hatte ausſtehn laſſen, als er meine Hand in der ſeinigen hielt, und beſchloß, Rache zu nehmen: ich zog ein Stück Geld aus meinem Beutel, legte es ihm auf die Stirne, und drückte aus allen Kräften darauf, damit die Beule ſich ſetzen ſollte. Der leidende Theil hielt ſich mit feſtgeballten Händen die Seiten, grinzte die Zähne, litte gewaltiglich, und machte entſetzliche Verzuckungen. Sie hat, preßte er heraus, ſie hat Stärke im Daumen! Ich verdoppelte das Drücken; er that einen groſſen Schrey, riß ſich mit Gewalt von mir loß, und würde hingefallen ſeyn, wenn ich ihn nicht noch erhaſcht und gehalten hätte. — „Das kleine Teufelsmädchen, ſie hat mir faſt die Hirnſchaale geſprengt!“ — die Loſe hat es mit Fleiß gethan, antwortete die Markiſe, die ſich alle Gewalt anthat, um nicht überlaut zu lachen. — „Hat ſie es mit Fleiß gethan? nun ſo will ich ihr zur Strafe ein Mäulchen geben!“ — „Zur Strafe? gut!“ — ich hielt den Backen hin: er glaubte ſich der glücklichſte Sterbliche, und hätte ſich um den Preiß die Tortur von neuem geben laſſen.

„Ich dächte, wir kinderten aus, ſagte die Markiſe mit einem verſtellten verdrießlichen Weſen, und dächten an den Ball, weil doch auf den Ball gegangen werden ſoll. Haha, Madam wird böſe, erwiederte der Markis; wir wollen fromm ſeyn, ſagte er leiſe zu mir, es läuft ein bischen Eiferſucht mit unter. Er betrachtete uns mit großer Selbſtzufriedenheit. Ihr ſeyd euch Beyde ſo gut, fuhr er fort; es wäre doch drollig, wenn Ihr einmal über mich uneinig würdet! Gehn wir auf den Ball, oder gehn wir nicht? unterbrach die Markiſe. Sie ſetzte ſich an ihre Toilette; man brachte ihr ihre Domino's, die ſie aber nicht anziehen wollte, ſondern zwey andre holen ließ. Mein Domino iſt Ihnen bekannt, ſagte der Markis; wenn ich Sie abhole, will ich ihn nehmen; ich brauche mich nicht zu fürchten, erkannt zu werden, ich! Er führte uns auf den Ball und verſprach, Punkt zwölf Uhr ſich wieder einzuſtellen.

Sobald wir an der Saalthüre erſchienen, umringte uns ein Gedränge von Masken, unterſuchte uns neugierig, und forderten uns zum Tanz auf. Die Neuheit des Schauſpiels ſchmeichelte Anfangs meinen Augen auf das angenehmſte. Die zierlichen Kleider, der reiche Staat, das Sonderbare der grotesken Trachten, ſelbſt die Häslichkeit der barocken Vermummungen, und der wunderliche Anblick aller dieſer wächſernen und gemalten Geſichter; die bunte Miſchung der Farben und Anzüge; das Getöſe ſo vieler Stimmen durch einander; die Menge der Gegenſtände, ihre beſtändige Beweglichkeit, die unaufhörlich dem Ganzen Abwechslung und Leben gab! dies Alles überraſchte und ſtürmte auf meine Aufmerkſamkeit, die aber bald ermüdet und betäubt wurde. Der Eintritt einiger neuen Masken unterbrach den Contre-Tanz; die Markiſe nützte den Augenblick, und miſchte ſich ins dickſte Gedränge; ich folgte ihr ſtillſchweigend, und war neugierig, die Scene im Detail zu examiniren. Ich bemerkte gar bald, daß jeder von den Akteurs ſehr geſchäftig war, und nichts that; ungeheuer viel ſchwazte, und nichts ſagte. Man ſuchte einander mit vielem Eifer auf; man beobachtete ſich voller Unruhe; man abordirte einander ganz vertraut, und verließ ſich wieder, ohne zu wiſſen warum. Eine Menge Albernheiten, platte Späßchen und plumpe, für witzig geltende Einfälle betäubten mein Gehör. Auch ſah ich viele Leute, welchen die Zeit recht lang wurde, und deren Hauptabſicht wahrſcheinlich geweſen war, die Nacht auf dem Ball, es ſey auf welche Weiſe es wolle, zuzubringen; und die bloß hier verweilten, um den kleinen Troſt zu haben, morgen verſichern zu können, daß ſie ſich die vergangene Nacht recht luſtig gemacht hätten. Das iſt alſo ein maskirter Ball? ſagte ich zur Markiſe. Weiter nichts, als das? Ich bliebe gewiß nicht, wenn Sie nicht hier wären. — Schweigen Sie, war ihre Antwort; man verfolgt uns; wir ſind vielleicht erkannt; ſehen Sie nicht die Maske, die uns Tritt für Tritt begleitet? Ich fürchte, es iſt der Graf.

In der That war es auch der Graf von Roſambert: es fiel uns nicht ſehr ſchwer, ihn zu erkennen, denn er gab ſich nicht einmal die Mühe ſeine Stimme zu verſtellen, ſondern hatte bloß die Schonung, ſo ſachte zu reden, daß nur die Markiſe und ich ihn verſtehn konnten. „Wie befindet ſich die Frau Markiſe, und ihre ſchöne Freundin?" redete er uns an. Ich wagte es nicht, ihm zu antworten. Die Markiſe, die wohl merkte, daß es vergeblich ſeyn würde, ſich zu ſtellen, als irre er ſich, wagte es, den Kampf mit ihm zu beſtehn, und würde ſich vielleicht auch glücklich durch ihre Feinheit herausgeriſſen haben, wenn der Graf nicht zu gut unterrichtet geweſen wäre. „Wie? Sie ſinds, Herr Graf, und haben mich erkannt? das wundert mich. Ich glaubte, Sie hätten ein Gelübde gethan, kein Wort mit mir zu reden, noch mich Ihres Blicks zu würdigen." — „Es iſt wahr, ich hatte es Ihnen verſprochen, gnädige Frau, ich weiß auch, wie behäglich Ihnen dieſe meine Verſicherung geweſen iſt." — „Ich verſtehe Sie nicht, und Sie verſtehn mich ſehr ſchlecht. Wenn ich Sie nicht ſehn will, wer zwingt mich, mit Ihnen zu reden? Warum wäre ich hierher gekommen, Sie zu ſuchen? — Mich zu ſuchen? gnädige Frau, ich geſtehe, dies Geſtändniß iſt äuſſerſt ſchmeichelhaft, und vielleicht wäre ich einfältig genug, es für aufrichtig zu halten, wenn nicht dies liebe Kind da — „Haben Sie die Gräfin nicht mitgebracht?" unterbrach ihn die Markiſe; „ſie iſt recht liebenswürdig, die Gräfin, was meynen Sie?" — „Ich meyne, gnädige Frau, daß ſie beſonders ſehr dienſtfertig iſt. — Die Markiſin unterbrach ihn noch einmal: „Ja, wahrhaftig, die Gräfin iſt recht liebenswürdig; Sie hätten ſie mitbringen ſollen.?" — Allerdings, gnädige Frau, ſo hätten Sie ihr wahrſcheinlich noch einmal das ſchöne Geſchäfte aufgetragen, das ſie ſo großmüthig angenommen, und ſo gefällig ausgeführt hat. — „So bin ich es wohl gar, die die Gräfin erſucht hat, Sie den ganzen Abend zu obſediren; Sie zu bewegen, einen Zank über nichts mit mir vom Zaun zu brechen; mir einen abgeſchmackten Scherz zum Eckel zu wiederholen, um mich ſo auf das äuſſerſte zu treiben, daß ich mich endlich gezwungen ſehen mußte, Ihnen unangenehme Dinge zu ſagen, die Sie nicht ermangelt haben, buchſtäblich auszulegen, und die ich vielleicht bereut haben würde, wenn Sie geſtern, wie ich hoffte, gekommen wären, und um Verzeihung gebeten hätten.‘ — Und Sie, gnädige Frau, hätten mir dann wirklich verziehen? Wie großmüthig Sie ſind! Allein ſeyn Sie ruhig; ich werde ſo viele Güte nicht misbrauchen; ich würde fürchten, Sie zu ſehr in Verlegenheit zu ſetzen, und auch meiner jungen Verwandtin zu wehe zu thun, die uns ſo aufmerkſam zuhört, und ſo gute Urſachen hat, kein Wörtchen zu ſagen. — Und was könnte ich Ihnen ſagen, Herr Graf? erwiederte ich unverzüglich — O gewiß nichts, was ich nicht wüßte oder errathe. — „Sie könnten vielleicht etwas wiſſen, daß die gnädige Frau nicht weiß; aber, ſetzte ich hinzu, und affektirte, leiſe zu reden, haben Sie doch ein wenig mehr Diskretion; die Markiſe hat Ihnen vorgeſtern nicht glauben wollen, was liegt Ihnen daran, ſie mir heute noch in einem Irrthume zu laſſen, der bey alledem noch ſehr pikant iſt. — Vortreflich, rief er aus, die Wendung iſt nicht übel. Geſtern waren Sie noch ſo ſehr Neuling, und heute ſind Sie ſchon ſo vielwiſſend; Sie müſſen eine gute Lehrmeiſterin gehabt haben. — „Was ſagen Sie?“ antwortete die Markiſin ein wenig aufgebracht. — Ich ſage, daß meine junge Verwandtin in 24 Stunden ſehr zugenommen hat; allein es wundert mich nicht: man weiß, wie junge Mädchen Verſtand bekommen. — „So erweiſen Sie uns denn endlich die Gnade, einzugeſtehn, daß Fräulein Düportal ein Mädchen iſt“ — Ich werde mir's nie wieder einfallen laſſen, daran zu zweifeln: ich fühle, wie grauſam es für Sie ſeyn würde, eines andern überführt zu werden; eine gute Freundin zu verlieren, und an ihrer Stelle nur einen guten Freund zu bekommen! das würde viel zu empfindlich für Sie ſeyn — „Was Sie da ſagen, iſt höchſt vernünftig geſprochen, erwiederte die Markiſin mit einer übelverſtellten Ungeduld; allein der Ton, in dem Sie's ſagen, iſt ſo ſonderbar! Erklären Sie ſich, Herr Graf, dies Kind, das Sie mir ſelbſt als Ihre Verwandte vorgeſtellt haben, iſt es (ſie ſprach leiſer) Fräulein **Dûportal**, oder Herr von F... Sie zwingen mich, Ihnen eine ziemlich auſſerordentliche Frage zu thun; allein, mit einem Wort, geſtehn Sie mir ernſtlich, was daran iſt?" — Was daran iſt! gnädige Frau! vorgeſtern hätt ich's wagen können, es Ihnen zu ſagen; allein heute iſt an mir die Reihe, dieſe Frage an Sie zu thun. — „Ich, antwortete ſie, ohne aus der Faſſung zu kommen, habe nicht den mindeſten Zweifel darüber. Ihr Anſtand, ihre Züge, ihr Betragen, ihre Reden, Alles verſichert mich, daß es Fräulein **Dûportal** iſt: und überdies habe ich Beweiſe davon, die ich nicht geſucht habe" — Beweiſe? — „Ja, Herr Graf, Beweiſe; ſie hat vorgeſtern bey mir „ſoupirt." — Ich weiß es, gnädige Frau, auch das weiß ich, daß ſie geſtern um zehn Uhr des Morgens noch bey Ihnen war — „Um zehn Uhr des Morgens? Ja, aber dann haben wir ſie nach Haus gebracht." — Nach Haus, in der Vorſtadt St. Germain? — „Nein, unweit dem Arſenal; und ihr Herr Vater" . . . — der Baron von F...? — „Nicht doch, Herr **dû Portal**. Herr **dû Portal** hat ſich bey uns bedankt, bey'm Markis und mir, daß wir in eigner Perſon ſeine Tochter zurück brachten." — Bey'm Markis und Ihnen? Wie? der Markis hat Sie zum Herrn **dû Portal** begleitet? — „Ja, Herr Graf; iſt denn das ſo was wunderbares?" — „Und Herr **dû Portal** hat dem Markis gedankt? — „Ja, Herr Graf!"

Der Graf ſchlug ein lautes Gelächter auf. „Ach, der gute Mann! rief er; das Ding iſt herrlich! die ehrliche Haut vom Mann!" Er machte Mine, uns zu verlaſſen. Ich glaubte zu der Markiſe und meinem eignen Beſten, ſeiner

ner ausgelaſſenen Stimmung Schranken ſetzen zu müſſen. „Herr Graf, raunte ich ihm zu, könnte man nicht mit Ihnen eine ernſthaftere Explication haben?" Er gukte mir lachend ins Geſicht: „Eine ernſthaftere Explication zwiſchen uns dieſen Abend, meine liebe Kuſine?" Er hob meine Larve ein wenig in die Höhe: „Nein, Sie ſind zu hübſch: lieben Sie! gefallen Sie! Es iſt billig, daß ich heute im Vortheil bliebe; Morgen wollen wir uns expliciren, wenns Ihnen beliebt." — „Morgen alſo, Herr Graf: wo? und zu welcher Stunde?" — „Die Stunde kann ich Ihnen nicht beſtimmen, das wird von den Umſtänden abhängen. Soupiren Sie nicht bey der Markiſe? Morgen Vormittag wird Sie überdies der gefällige Herr Markis nicht zu dem nicht minder gefälligen Herrn du Portal zurückbringen; Sie werden alsdenn wahrſcheinlich ſehr abgemattet und müde ſeyn, und eines ſolchen Vortheils möchte ich mir nicht zu Nutze machen; ich will Ihnen Zeit laſſen, auszuruhn, und des Abends bey Ihnen einſprechen. Ich nehme nicht Abſchied von Ihnen; ich werde das Vergnügen haben, Sie noch einmal zu ſehn, ehe die Schäferſtunde für Sie ſchlägt. „Er grüßte uns, und verließ den Saal.

Die Markiſe war froh, daß er ging; er hat uns hart zugeſetzt, ſagte ſie, aber wir haben uns wacker gehalten. Ich machte die Bemerkung, daß der Graf die Schonung gehabt hätte, leiſer zu reden, ſo oft er uns etwas recht beißendes ſagte, und daß wahrſcheinlich ſeine Abſicht bloß geweſen ſey, uns zu quälen, nicht aber bis zu einem gewiſſen Grad uns zu compormittiren. Ich traue ihm nicht, antwortete ſie; er weiß daß Sie die Nacht bey mir zugebracht haben, er iſt aufgebracht; er will wiederkommen, und das bedeutet nichts Gutes. Laſſen Sie uns gehn, und weder ihn noch den Markis abwarten.

In dem Augenblick hielten uns zwey Masken auf. Die eine ſagte zur Markiſe: „Ich kenne Dich, ſchöne Maske.“ Die andere zu mir: „guten Abend, Herr von F. . .“ Ich antwortete nicht. „Guten Abend, Herr von F. . .“ wiederholte ſie. Ich fühlte, wie nöthig es hier ſey, ſeinen Muth zuſammenzurufen, und Keckheit mit Keckheit zu vergelten: „Du biſt nicht geſchickt im Rathen, ſchöne Maske; Du betrügſt Dich im Namen und Geſchlecht.“ — Weil beydes ſehr zweifelhaft iſt. — „Du ſchwatzeſt über den Berg, ſchöne Maske.“ — Nein nein; einige taufen Dich F. . . und behaupten, Du ſeyſt ein hübſcher Junge; andre nennen Dich dû Portal, und ſchwören, Du ſeyſt ein allerliebſtes Mädchen. — „Dû Portal oder F. . ., was kümmert's Dich!“ erwiderte ich, ziemlich verlegen. — Mehr, als Du glaubſt, denn biſt Du ein hübſches Mädchen, ſo liegt mir daran, und biſt Du ein ſchöner Junge, ſo liegt der Dame hier daran: (auf die Markiſe zeigend.) Ich blieb ganz verplüſt: „Antworten Sie doch, Fräulein dû Portal; rede doch, Herr von F. . . .. Zwar wenn ich der Chronique ſcandaleuſe glauben ſoll, ſo biſt Du Herr von F. . .“ —

Die Markiſe verlor nicht ein Wort von dieſem ganzen Geſpräch; allein Sie war ſelbſt zu ſehr von der andern Maske in die Enge getrieben, als daß ſie mir zu Hülfe kommen konnte. Gewiß würde mich meine Beſtürzung zulezt verrathen haben, wäre nicht in dem Augenblik ein großer Auflauf in dem Saal entſtanden. Alles eilte nach dem Eingang; die Masken drängten ſich haufenweiſe um eine andre Maske, die eben eingetreten war; einige wieſen mit dem Finger auf ſie; andre brachen in ein lautes Gelächter aus, und alle zuſammen ſchrien: „Es iſt der Markis von B., der eine Beule an der Stirne hat.“ Sobald die beyden Plaggeiſter, die uns verfolgten, das Jauchzen und Geſchrey der Menge hörten, verließen ſie uns, um die Zahl der Löcher zu vermehren. „Endlich ſind ſie fort! ſagt meine ſchöne Gebieterin; aber hören Sie nicht den Markis bey Namen nennen? Ich wette, das iſt ein neuer Streich, den man meinem armen Mann geſpielt hat.“

Der Tumult nahm immer mehr zu, wir näherten uns auch, und vernahmen unzählige Stimmen, die durch einander riefen: „Guten Abend, Markis von B.“ — „Was haben ſie an der Stirne gemacht, Markis?“ — „Wie ſind ſie zu der Beule gekommen?“ — Und dann wiederholten alle einmüthig im Ausbruch ihrer muthwilligen Fröhlichkeit: „Es iſt der Markis von B., der eine Beule an der Stirne hat.“ Durch manchen Ellenbogenſtoß ſchafften wir uns endlich Platz bis zu der Maske, die ſo zum Beſten gehabt wurde. Es war weder der gelbe Domino des Markis, noch ſeine kleine Geſtalt, und doch war er es ſelbſt. Wir ſahn, daß man ihm zwiſchen den Schultern ein kleines Stückchen Papier angeheftet hatte, worauf mit leſerlicher Schrift die Worte geſchrieben ſtanden, von denen der Saal wiederhallte; „Es iſt der Markis von B., der eine Beule an der Stirne hat.“ Er erkannte uns ſogleich. „Ich weiß nicht, was das heißen ſoll, rief er ganz außer ſich; wir wollen gehn.“ Gelächter und Spott begleiteten ihn bis zur Thüre; er wurde von dem Gedränge der Menge faſt getragen, und hatte denn ſo viel Mühe, hinauszukommen, als es ihm Mühe gekoſtet hatte, bis in die Mitte des Saals ſich Platz zu bahnen.

Wir folgten ihm auf dem Fuße. „Zum Teufel! ſagte der Markis, und war ſo beſtürzt, daß er kaum die Kraft hatte, ſeinen Platz im Wagen einzunehmen: das iſt mir Alles ein Räthſel; nie bin ich beſſer verkleidet geweſen, und doch hat mich alle Welt erkannt.“ Die Markiſe fragte ihn, was ſeine Abſicht geweſen ſey? — Ich wollte Euch angenehm überraſchen, war ſeine Antwort; ſobald ich Euch in den Saal gebracht hatte, kehrte ich nach meinem Hotel zurück, und machte Eure beyden Kammermädchen, die ich beyſammen ſand, zu Vertrauten meines Plans. Ich zog einen neuen Domino an, und ließ mir Schuhe mit ſehr hohen Abſätzen bringen, um größer, und folglich unkenntlicher zu werden. Juſtine hat meine ganze Toilette dirigirt. (Während er ſo ſprach, nahm ihm die Markiſe unvermerkt die treuloſe Aufſchrift von der Schulter, und ſteckte ſie in die Taſche.) Fragen Sie Juſtinen ſelbſt; ſie wird Ihnen ſagen, daß ich nie beſſer verkleidet geweſen bin, denn ſie hat es mir hundertmal wiederholt; und doch hat mich jedermann erkannt.“ . . .

Die Markiſe und ich erriethen nun leicht, welchen weſentlichen Dienſt uns unſre Kammermädchen erwieſen hatten. „Aber, fuhr der Markis fort, und dachte einen Augenblik nach, wie haben ſie meine Beule an der Stirne ſehn können? haben Sie meinen Unfall Jemand erzählt?“ — Keiner Seele! — „Das iſt doch ſonderbar. Mein Geſicht ſteckt unter der Larve, und man ſieht meine Beule; ich verkleide mich beſſer, als jemals, und ich werde von Jedermann erkannt.“ Der Markis hörte nicht auf, ſein Erſtaunen noch durch eine Menge ähnlicher Ausrufungen auszudrücken, während die Markiſe und ich im Stillen den glücklichen Einfall unſrer Kammermädchen ſegneten, die uns auf eine ſo komiſche Art die verdrießlichen Auftritte erſpart hatten, denen uns die Verkleidung des Mannes und die Rache des Nebenbuhlers ausgeſetzt haben würde.

Aber wie groß war unſere Verwunderung, als wir bey unſrer Ankunft im Hotel vernahmen, daß uns der Graf ſchon ſeit einigen Minuten erwarte? Er kam uns mit einem muntern Weſen entgegen: „Ich war zum voraus überzeugt, meine Damen, daß ſie es auf dieſem Ball nicht lange aushalten würden: nichts iſt trauriger, als ein Ball in Maſke. Die uns nicht kennen, machen uns die Zeit lang; die uns kennen, plagen und verfolgen uns. . .“ — Wahrhaftig, unterbrach ihn der Markis, ich kann nicht darüber klagen, daß mir die Zeit lang geworden wäre. Du ſiehſt, wie gut ich verkleidet bin. — Nun? — Ich hätte kaum einen Fuß in den Saal geſetzt, ſo erkannte mich alle Welt. Alles kam auf mich zugeſtürzt: „Guten Abend, Markis von B. Wie ſind ſie zu der Beule gekommen, Markis? Das war ein Gedrücke, ein Geſtöße, ein Gelache, ein Geſchrey, ein Gelärme! Ich glaubte, ich würde das Gehör verlieren. Der T. . . ſoll mich holen, wenn ich jemals wieder auf eine Redoute gehe.

Wie konnten ſie nun wiſſen, daß ich eine Beule an der Stirne hatte? — „Weil man ſie Meilenweit ſieht.“ — Aber ich hatte die Larve vor. — „Das thut Alles nichts: bin ich doch auch gleich erkannt worden.“ — „Wenns ſo iſt! erwiederte der getröſtete Markis.“ — „Ja, fuhr der Graf fort, meine Begebenheit iſt ſo drollig, als möglich. Ich treffe da eine ſchöne Dame an, die noch die vergangene Woche recht viel aus mir machte, recht viel.“ — „Ich verſtehe, ich verſtehe! ſagte der Markis.“ — „Und die mich dieſe Woche auf eine recht komiſche Art plantirt hat. Vor einiger Zeit gehe ich mit einem von meinen Freunden, der ſich recht artig verkleidet hatte, auf den Ball.“ — Die erſchrockene Markiſe unterbrach ihn: „Ohne Zweifel ſoupiren der Hr. Graf bey uns, ſagte ſie mit der ſchmeichelhafteſten Miene von der Welt. — „Wenn es Ihnen nicht zu viele Unruhe macht, gnädige Frau?“ — Ich glaube gar, unterbrach ihn der Markis, Du willſt Komplimente mit uns machen: ich dächte, Du ſuchteſt lieber Dich mit Deiner jungen Verwandtin auszuſöhnen, die böſe auf Dich iſt. — Ich, Herr Markis? im geringſten nicht. Ich habe immer geglaubt, daß der Herr Graf von Roſambert ein Mann von Ehre iſt, und viel zu rechtſchaffen denkt, um Umſtände zu misbrauchen. . . . —

„Man muß, antwortete der Graf, nichts misbrauchen, aber auch Alles nutzen.“ — Was ſind das für Umſtände? rief der Markis. Was verſteht ſie unter den Umſtanden? Was kann's für Umſtände geben? . . . Roſambert, Du mußt mir das einmal erklären; aber erzähle uns jetzt Deine Geſchichte. — „Von Herzen gern.“ — Meine Herren, fiel die Markiſe von neuem ins Wort, man hat Ihnen ſchon geſagt, daß aufgetragen iſt.“ — Gut, gut, ſo wollen wir eſſen, antwortete der Markis: Du erzählſt uns Deinen Unfall bey Tiſche. Die Markiſe näherte ſich ihrem Manne, und ſagte halblaut zu ihm: „Aber, wie kann man wollen, daß er ein galantes Hiſtörchen in Gegenwart dieſes Kindes erzählen ſoll? — Ach, das hat nichts zu ſagen, gab er ihr zur Antwort; ſie iſt nicht mehr ſo unerfahren. . . Graf, erzähle Du uns immer Deine Geſchichte; Du wirſt es ſchon auf eine Art zu verſchleiern wiſſen, daß dies Kind . . . . Du verſtehſt mich.

Die Markiſe ſetzte uns bey Tiſche ſo, daß der Graf zwiſchen ihr und mir, und ich zwiſchen dem Graf und dem Markis zu ſitzen kam. Ein ſchneller, zugeworfner Blick meiner ſchönen Gebieterin warnte mich, in unſrer kritiſchen Lage auf meiner Hut zu ſeyn, und mit der äußerſten Schonung und Ueberlegung alle meine Worte und Handlungen abzuwiegen. Der Markis aß viel, und ſprach noch mehr: ich beantwortete alle die ſchönen Dinge, die er mir adreßirte, ſehr einſylbig. Der Graf übertrieb noch die Lobeserhebungen des Markis; er verſchwendete in einem höhnenden Tone die allerübertriebenſten Komplimente an mich; verſicherte ſpöttiſch, daß niemand in der Welt liebenswürdiger ſey, als ſeine junge Verwandte; fragte den Markis, was er davon dächte, und behauptete, daß die Markiſe bis jetzt allein eingeſehn habe, wie ſehr Fräulein du Portal geliebt zu werden verdiene. Die Markiſe, die nicht minder fein und geſchwind war, antwortete ſchnell und immer gut; ſie maß ihre Vertheidigung nach dem Angriff ab, und war entſchloſſen, einen Feind zu ſchonen, den ſie nicht zu beſiegen hoffen durfte. Sie ſuchte, hinter die geheimen Abſichten des Grafen zu kommen, und fixirte ihn oft mit einem beobachtenden Auge; ſie ſuchte ſein Mitleid zu bewegen; überhäufte ihn mit Höflichkeiten und Aufmerkſamkeiten; zog ſchmachtend die ſanften Töne ihrer faſt erloſchenen Stimme; heftete bittende Blicke auf ihn; flehte um Gnade, und konnte ſie nicht erhalten.

Sobald die Bedienten das Deſſert aufgeſetzt, und ſich entfernt hatten, griff der Graf uns, die Markiſe und mich, auf der Art an, die uns eine tödtliche Angſt auspreßte.

Graf. Ich ſagte Dir vorhin, Markis, daß mich in vergangener Woche eine junge Dame einer ganz beſondern Aufmerkſamkeit würdigte. . . .

Markiſe (unterbrechend). Wieder eine Liebesgeſchichte? Die Materie iſt ziemlich abgedroſchen!

Graf. Nein, gnädige Frau, eine plötzliche Untreue, von nicht eigenen Umſtänden begleitet, die Sie gewiß beluſtigen werden. . . .

Markiſe. Ich verſichere Ihnen zum voraus das Gegentheil.

Markis. Das pflegen die Damen immer zu ſagen, wenn von einem galanten Abentheuer die Rede iſt: erzähle Du nur fort.

Graf. Die Dame war auf einem Ball . . . ich weiß nicht mehr den Tag . . . . (zur Markiſe) helfen Sie mir doch, gnädige Frau, Sie waren auch darauf.

Markieſe. Glauben Sie, daß ich auf ſo etwas Acht gebe.

Markis. Halte Dich nicht auf, Roſambert; was iſt am Tag gelegen?

Graf. Nun gut, ich ging mit einem meiner Freunde auf dieſen Ball, der ſich allerliebſt verkleidet hatte, und den kein Menſch erkannte.

Markis. Den kein Menſch erkannte? Der muß es geſcheid angefangen haben: was trug er denn für ein Kleid?

Markiſe. Eine Karakter-Maske wahrſcheinlich.

Graf. Eine Karakter-Maske? — Nein! — (ſie anſehend) Doch, wenn Sie's wollen, eine Karakter-Maske alſo. Genug, niemand erkannte ihn, ausgenommen die oberwähnte Dame, die es ſogleich ausſpürte, daß es ein recht hübſcher Junge ſey.

(Hier klingelte die Markiſe einem Bedienten, hielt ihn unter mancherlei Vorwand im Zimmer auf, bis endlich der Markis ungeduldig wurde, und ihn fortſchickte. Der Graf fuhr fort.)

Graf. Die Dame war entzückt über dieſe Entdeckung. . . . . Doch ich will kein Wort weiter ſagen, denn der Markis kennt ſie.

Markis (lachend). Kann wohl ſeyn, kann wohl ſeyn! Ich kenne ihrer gar viele; doch das thut nichts; fahre nur fort.

Markiſe. Herr Graf, man gab geſtern ein neues Stück!

Graf. Ja, gnädige Frau; aber erlauben Sie mir, meine Geſchichte zu endigen.

Markiſe. Nein, Graf; ich will erſt wiſſen, was Sie von dem Stücke urtheilen!

Graf. Erlauben Sie. . . .

Markis. Aber, was ſoll das heißen, das man ihn unterbricht!

Graf. Um es kurz zu machen, mein junger Freund gefiel der Dame außerordentlich; meine Gegenwart „gênirte“ ſie nicht im mindeſten, und ſie erſann ein Mittel, um meiner loß zu werden. . . .

Markiſe. Das klingt wie ein Roman; Erdichtung!

Graf. Roman? Erdichtung? Ich ſchwöre Ihnen, daß ich im Stande bin, wenn man mich dazu zwingt, auch die Allerungläubigſten auf der Stelle von der Wahrheit zu überführen. Das Mittel, das ſie erſann, war, eine junge Gräfin, ihre vertraute Freundin und eine gar liſtige und gefällige Dame, an mich abzuſchikken, die ſich meiner ſo zu bemächtigen wußte. . . .

Markis. Wie, man hatte Dich alſo zum beſten?

Graf. So ziemlich; doch nicht ſo arg, als den Mann, der eben kam. . . .

Markis. Was, es iſt ein Mann dabey im Spiel? — Ha, deſto beſſer. — Ich bin ein groſser Freund von Geſchichten, wo Ehemänner von dem Schlag figuriren, wie ich deren ſo viele kenne. — Alſo, der Mann kam. — Aber was fehlt meiner Frau?

Markiſe. Ein entſetzliches Kopfweh . . . . ich bin wie auf der Folter. (zum Grafen) Herr Graf, ich bitte Sie, verſchieben Sie den Schluß dieſer Geſchichte bis auf einen andern Tag.

Markis. Nein, nein, nein! erzähle weiter, das wird ſie zerſtreuen.

Graf. Ich bin auch gleich damit zu Ende.

Ich, als Fräulein du Portal. (zum Markis leiſe.) Der Graf plaudert gern, und lügt mit unter derb.

Markis. Ich weiß es, ich weiß es; aber dieſe Geſchichte iſt luſtig, und es kommt ein Ehemann darin vor:

ich wette, der hat ſich berücken laſſen, wie ein Einfaltspinſel.

Graf (ohne die bittende Markiſe anhören zu wollen). Der Mann kam, und was das allernärriſcheſte war, ſobald er die ſanfte, feine, liebliche, friſche Figur meines jungen verkleideten Freundes ins Auge faßte, hielt er ihn ſelbſt für ein Frauenzimmer.

Markis. O, das iſt vortreflich! O, ſo hätte man mich nicht fangen ſollen, mich; ich verſtehe mich zu gut auf Phyſionomie.

Ich. Aber das iſt unglaublich!

Markiſe. Unmöglich! Der Graf bürdet uns etwas auf . . . . und mein Kopfweh wird immer ſtärker.

Graf. Wie ich Ihnen ſage, er hielt ihn ſo in ganzem Ernſte für ein Frauenzimmer, daß er es nicht bloß bey den gewöhnlichen Komplimenten bewenden ließ, ſondern ihm ſogar ſchön that; ihm bey der Hand ergriff und ſie ihm ſanft drückte, (zum Markis) ohngefähr ſo, wie Sie jetzt meiner Kuſine thun.

Markis (ließ ganz beſtürzt meine Hand fahren, die er wirklich in der ſeinigen hielt, und raunte mir zu). Er hat das ganze Geſchichtchen ſich ausgedacht; er möchte gern die Markiſe auf unſer Einverſtändniß aufmerkſam machen. Was er eiferſüchtig, was er tückiſch iſt!

Ich Und lügt, lügt . . . . wie ein Advocat.

Graf (der gegen die dringende Bitte der Markiſe immer taub blieb). Während die gute Haut von Mann auf der einen Seite alle Gemeinſprüche der verjährten Galanterie ausbrannte, und die geliebte Hand drückte . . . . war die Dame nicht minder dringend; aber glücklicher . . . .

Markiſe. Aber ſagen Sie mir, Graf, was für eine Sorte Frauenzimmer Sie gekannt haben; Sie malen uns dieſe Dame mit Farben . . . Kann ſie der Schein nicht, wie den Mann, betrogen haben?

Graf. Es wäre möglich geweſen; allein es verhielt ſich nicht ſo. Sie werden ſelbſt davon urtheilen können, wenn Sie meine Geſchichte ausgehört haben.

Markiſe. Wenn wir ſie denn durchaus aushören ſollen und müſſen, ſo bitte ich Sie wenigſtens, ſich zu erinnern, daß Sie gewiſſe Schonungen (mich anſehend) gewiſſen Perſonen ſchludig ſind, die mit zuhören.

Markis. Ja, Roſambert, da hat ſie Recht; umſchleyere es ein bischen, dieſes Kindes wegen (auf mich zeigend).

Graf. Ja — ja — die Dame, ganz außer ſich . . . .

Ich (etwas brüske). Es iſt ſpät, Herr Graf.

Graf (in einem harten Ton). Ich weiß es, Fräulein, und wenn Ihnen dieſe Unterhaltung läſtig iſt, ſo brauche ich nur Ein Wort . . . . um der ganzen Sache ein Ende zu machen.

Markis (zu mir). Er iſt aufgebracht gegen Sie, weil Sie mir ein bischen gut ſind . . . . er iſt raſend eiferſüchtig.

Markiſe. Herr Graf, weil mir's eben einfällt, haben Sie das vom Miniſter erhalten?

Graf. Ja, gnädige Frau, ich habe Alles erhalten, was ich wollte: allein laſſen Sie mich. . . .

Markis. Was war's denn, warum Du nachgeſucht haſt?

Graf. Eine Obriſtlieutenants-Stelle für meinen Vetter, den Vicomte G . . .; es ſind ſchon einige Tage . . . . Doch auf meine Geſchichte zu kommen. . . .

Markiſe. Der Vicomte muß ſehr wohl mit Ihnen zufrieden ſeyn?

Graf. Die Dame ganz außer ſich . . . .

Markiſe. Antworten Sie doch, Graf.

Graf. Ja, gnädige Frau, er iſt ſehr zufrieden. Die Dame ganz außer ſich . . . . .

Markiſe. Und ſein lieber Onkel, der Comthur?

Graf. Iſt ebenfalls ſehr vergnügt. Aber, gnädige Frau, Sie nehmen außerordentlichen Antheil . . . . .

Markiſe. Alles, was meine Freunde angeht, intereſſirt mich unendlich, und dieſe Sache lag mir vorzüglich am Herzen: hätten Sie mir früher ein Wort davon geſagt, ſo hätte ich Ihnen vielleicht darin dienen können. . . . .

Graf. Ich danke Ihnen unterthänigſt . . . aber erlauben Sie mir, wieder auf meine Geſchichte zu kommen.

Markiſe. Und ſollte ſich je wieder ein ähnlichen Vorfall ereignen, ſo diſponiren Sie über mich, oder Sie beleidigen mich auf das empfindlichſte.

Graf. Gnädige Frau, ich danke Ihnen nochmals auf das verbindlichſte . . . aber nun erlauben Sie . . . .

Markiſe. Wenden Sie ſich an andere, — ſo verzeihe ich es Ihnen in meinem Leben nicht; ich ſage es zum voraus.

Markis. Gut, gut! Aber nun wollen wir ihn auch ſeine Hiſtorie endigen laſſen.

Graf. Die Dame, ganz außer ſich, verſchwendete an den jungen Adonis —

Markiſe. Ich habe ein fürchterliches Kopfweh!

Graf. Verſchwendete an den jungen Adonis —

Markiſe (den Markis auf die Seite ziehend, und ihm ins Ohr raunend). Es iſt wirklich die größte Unanſtändigkeit, ſo was vor dieſem Kinde zu erzählen.

Markis. Ach, das kleine Ding weiß mehr davon, als man glaubt; ich verſtehe mich auf Phyſionomie.

Graf. Markis, ich werde in Ewigkeit nicht mit meiner Geſchichte fertig werden, weil man mich alle Augenblicke unterbricht; allein ich werde Morgen früh die Ehre haben, Dir alle weitre Details ſchriftlich zu ſchicken.

Markiſe. Ein drolliger Einfall!

Graf. Ja, bey meiner Ehre! ich ſchicke Sie Dir, und ſetze die Anfangsbuchſtaben von jedem Namen . . . . wenn man mich dieſen Abend nicht endigen läßt.

Markiſe. Nun gut, ſo endigen Sie; aber erinnern Sie ſich, daß Fräulein . . . .

Graf. Die Dame, ganz außer ſich, verſchwendete an den jungen Adonis die ſchmeichelhafteſten Vertraulichkeiten, die ſüßeſten Wörterchen, die zärtlichſten Mäulerchen . . . . o, es war ein Auftritt zum lachen . . . . zum malen . . . nein, nicht zum malen; aber das Ganze ließe ſich als eine wahre Komödie ſpielen . . . . Kommen Sie, wir wollen ſie ſpielen.

Markis. Du ſpaßeſt!

Markiſe. Poſſen!

Ich. Welche Idee!

Graf. Nein, nein, es iſt mein völliger Ernſt . . . die gnädige Frau macht die Dame quæſtionis; ich bin der arme, gehänſelte Liebhaber . . . Aber es fehlt uns eine Gräfin . . . Könnten die gnädige Frau, die ſo reich von vortreflichen Talenten ſind, nicht beyde ſchwere Rollen zugleich übernehmen?

Markiſe (ſich böſe ſtellend). Herr Graf?

Graf. Ich bitte um Vergebung, gnädige Frau; es iſt nur ein Vorſchlag.

Markis. Freilich; wer wird ſo was übel nehmen.

Markiſe (halb weinend, mit kraftloſer Stimme). Ich bin jetzt wenig im Stande, an Rollen zu denken .... aber das weiß ich, daß es unerhört iſt, daß man mich nun ſchon ſeit einer Stunde klagen läßt, daß ich mich ſehr übel befinde, ohne die mindeſte Rükſicht darauf zu nehmen (zitternd zum Grafen). Herr Graf, darf man, ohne Sie zu beleidigen, Sie erinnern, daß es ſchon ſehr ſpät iſt, und daß ich der Ruhe nöthigt habe?

Graf (etwas gerührt). Ich würde in Verzweiflung ſeyn, wenn ich Ihnen zur Laſt wäre, gnädige Frau.

Markiſe. Sie ſind mir nicht zur Laſt; aber, ich wiederhole es, ich bin krank, ſehr krank.

Markis. Aber, wie machen wir's, wo ſchläft Fräulein du Portal?

Markiſe (auffahrend). Man ſollte glauben, es gäbe kein Zimmer mehr im Hauſe.

Graf (leiſe zu mir, der ich mich, verlegen über die Wendung, welche die Unterredung nahm, mich ihm genähert hatte). Liebes Kind, laſſen Sie mich, Alles was Sie mir ſagen könnten, iſt mir nicht ſo wichtig, als was ich höchſt neugierig bin, von Grund aus zu wiſſen, und jetzt gleich erfahren werde.

Markis. Ich weiß wohl, daß es mehr Zimmer im Hauſe gibt; aber das Kind wird ſich fürchten, allein zu ſchlafen.

Graf (lebhaft). So wenig, wie das letztemal.

Markis. Das letztemal hat das Fräulein nicht allein, ſondern bey meiner Frau geſchlafen.

Graf. So!

Markiſe (verlegen, ſtammelnd). Sie ſchlief in meinem Zimmer . . . . und ich . . .

Markis. Nicht doch, das weiß ich beſſer, ihr ſchlieft in Einem Bette: ich zog ja ſelbſt noch bey'm Gute-Nacht-Wünſchen die Vorhänge zu.

(Die Markiſe fuhr mit der Hand nach der Stirne, that, als vor Schmerzen, einen lauten Schreyn, und ſank in Ohnmacht)

Ich habe niemals recht dahinter kommen können, ob dieſe Ohnmacht natürlich war; allein ſo viel weiß ich, daß, ſobald der Markis uns verlaſſen hatte und auf ſein Zimmer gelaufen war, um einen, wie er ſagte, in ſolchen Fällen ganz probaten Spiritus zu holen, die Markiſe wieder zu ſich ſelbſt kam; Juſtinen und Dutour, die zu ihrem Beyſtand herbeigeeilt waren, fortſchickte, und ſich zum Grafen wendete: „Haben Sie meinen Untergang geſchworen?“ redete ſie ihn an. — Nein, gnädige Frau; ich habe mich nur von einigen Umſtänden unterrichten wollen, die ich noch nicht wußte, und Ihnen zeigen, daß man mich nicht ungeſtraft beleidigt; daß ich aber Herr von meiner Empfindlichkeit ſeyn, und meine Rache nicht zu weit treiben kann. Jetzt, gnädige Frau, können Sie ganz ruhig ſeyn; doch unter einer Bedingung. Zwar fühle ich, fuhr er fort, und ſah uns hämiſch an, daß ſie Ihnen wehe thun wird. Sie hatten ſich eine glückliche Nacht verſprochen, ſo glücklich als die vorgeſtrige. Allein Sie, mein Herr, haben mir zu übel mitgeſpielt, als daß ich mich für den guten Erfolg ihrer galanten Plane intereſſiren ſollte; und Sie, gnädige Frau, werden ohne Zweifel nicht hoffen, daß ich den gefälligen Helfershelfer Ihrer Intriken machen, und wie ein Ehemann . . . . das Beywort zum Ehemann mögen Sie ſelbſt wählen . . .

zuſehn könnte, wie Sie Herrn von F. faſt in meiner Gegenwart, in Ihre Arme aufnähmen.“ — „Herr von F., in meine Arme? — „Oder Fräulein **dü Portal** in Ihr Bette; iſt das nicht Einerley? Aber ich glaubte, gnädige Frau, wir wären längſt darüber einig. Die Zeit iſt koſtbar, laſſen Sie uns ſie nicht länger mit Wort-Klaubereyen verlieren, ſondern uns vergleichen. Dies ſchöne Kind erweiſet mir die Ehre, meinen Arm anzunehmen; ich bringe ſie ſogleich zu ihrem Vater, und unter dieſer Bedingung ſchweige ich.“

Der Markis trat mit dem Fläſchchen herein. Tauſend Dank! rief ihm die Markiſe entgegen; allein, ich befinde mich ſchon etwas beſſer, ich wünſchte nur, ganz hergeſtellt zu ſeyn, um Fräulein **dü Portal** bey uns behalten zu können.“ — „Ich bin noch immer krank; es iſt eine Unmöglichkeit, daß dies Kind die Nacht bey mir zubringen kann.“ — „Aber es ſind ja noch ſo viele Zimmer im Hauſe.“ — „Ja, allein ich habe erſt, nachher überlegt, daß ſich das arme Kind wirklich fürchten könnte . . . . überdies, ſie ganz allein zu laſſen . . . ich würde das nie zugeben.“ — „Ihr Kammermädchen iſt ja hier, ihr Kammermädchen.“ — „Weil ich's denn herausſagen ſoll, es geht nicht; denn Herr **dü Portal** will nicht, daß ſeine Fräulein Tochter hier ſchlafe.“ — „Wer hat das geſagt?“ — „Der Herr Graf, dem Herr **dü Portal** aufgetragen hat, ſeine Tochter abzuholen, und der deswegen bey uns vorgefahren iſt?“ — „Warum haſt Du das aber nicht gleich geſagt, Du?“ — Weil, erwiederte der Graf lachend, ich nicht Ihr Vergnügen beym „Souper“ ſtören wollte. — „Warum läſt Herr **dü Portal** ſeine Tochter abholen, fing der Markis von neuem an; glaubt es, daß ſie bey uns nicht in guten Händen iſt? Und warum gibt er Dir dieſen Auftrag? Er iſt uns eine Viſite und Dankſagungen ſchuldig; er hätte ſelbſt kommen können.

Ich will zu ihm, ich muß ſeine Urſachen wiſſen; ich will zu ihm!“

Ich verneigte mich tief gegen die Markiſe; ſie ſtand auf, und kam auf mich zu, mich zu umarmen; der Graf trat zwiſchen ſie und mir: „gnädige Frau, Sie ſind nicht wohl, „derangiren“ Sie ſich nicht:“ er nahm ſie ſanft beym Arm, und zwang ſie, ſich wieder zu ſetzen; hierauf faßte er mich auf eine galante Art bey der Hand; führte mich in ſeinen Wagen; ſtieg nebſt der **Dútour** hinein, und fort fuhr das Fräulein **dú Portal**, zum großen Leidweſen des Markis.

Beym Einlenken in die nächſte Straße befahl der Graf ſeinem Kutſcher, zu halten. Ich glaube dies Geſicht zu kennen, ſagte er, indem er mein angebliches Kammermädchen beſchaute; da aber die Dienſte dieſer tugendbelobten Matrone dem Herrn von F. wahrſcheinlich nun überflüßig ſeyn werden, ſo wollen wir uns der Mühe überheben, ſie weiter mit uns zu ſchleppen.“ **Dútour** ſtieg, ohne ein Wort zu ſagen, aus, und wir ſetzten unſern Weg weiter fort. „Endlich ſind wir frey, ſagte ich zum Grafen; Sie haben meine mißliche Lage unverantwortlich gemisbraucht, und Sie müſſen mir ſchleunige Genugthuung geben.“ Dieſen Abend kenne ich bloß das Fräulein **dú Portal**, gab er zur Antwort; hat mir Morgen der Herr von F. etwas zu ſagen, ſo wird er mich zu Hauſe finden. Wir wollen ein Junggeſellen-Frühſtück mit einander einnehmen; ich will meinem Freunde offenherzig geſtehn, was ich von ſeiner Aufführung denke, und ich hoffe ihn zu überzeugen, wenn er vernünftige Gründe anhören will, daß er nicht Urſache hat, mit mir ſo ganz unzufrieden zu ſeyn. Wir waren unterdeſſen an der Thüre unſers **Hotels** angelangt; wer uns aufmachte, war mein Hofmeiſter ſelbſt. Er ſagte mir, daß mein Vater, mehr beſorgt als unwillig, bis gegen Abend auf mich gewartet, und meinem Bedienten wohl zwanzigmal eingeſchärft hätte, mich, ſobald es Tag würde, auf dem Ball, oder bey dem Markis von B. aufzuſuchen.

Ich begab mich auf mein Zimmer, und überdachte im Stillen die mannigfaltigen Auftritte dieſes ſo unruhigen Tages. Ich wunderte mich, wie ich ihn hatte hinbringen können, ohne ein einzigesmal an Sophien zu denken. Zum Erſatze für dieſe lange Vergeſſenheit wiederholte ich einigemal ihren geliebten Namen; unterdeſſen bekenne ich doch, daß auch oft der Name der Markiſe mit über die Lippen ſchlüpfte. Es kam mir Anfangs hart vor, einſam in meinem Bette liegen und vergebliche Seufzer ausſtoßen zu müſſen; allein ich ergriff die Auskunft, das Opfer meiner Freuden, ſo unwillkührlich es auch war, meiner Sophie zu bringen, und ſchlief, halbgetröſtet über das Cölibat, ein, zu dem mich die Rache des Grafen verurtheilt hatte.

Sobald es Tag wurde, wartete ich meinem Vater auf. Er ſagte mit vieler Gelaſſenheit zu mir: „F. Du biſt kein Kind mehr; ich geſtatte Dir eine erlaubte Freiheit; ich hoffe, daß Du ſie nicht misbrauchen, und keine Nacht wieder außer dem Hotel zubringen wirſt. Erinnere Dich, daß ich Vater bin, und daß mein Sohn, wenn er mich liebt, ſich in Acht nehmen wird, mir Unruhe zu machen.“

Ich eilte nun zum Grafen, der mich erwartete. Sobald er mich erblickte, lief er, lachend, auf mich zu, und fiel mir um den Hals, ohne mir Zeit zu laſſen, ein einziges Wort zu reden: „Laſſen Sie ſich umarmen, lieber F., Ihre Geſchichte iſt deliciös, je mehr ich daran denke, je mehr ſie mich beluſtigt.“ Ich unterbrach ihn brüske. „Ich bin nicht gekommen, mir von Ihnen Komplimente ſagen zu laſſen. . . .“ — Der Graf bat mich, in einem etwas ernſthaftern Ton, mich zu ſetzen. „Sie ſind vielleicht noch böſe auf mich; aber, junger Freund, Sie haben Unrecht. Eine undankbare Schöne verläßt mich, und wirſt ſich Ihnen in die Arme; **ich** werde aufgeopfert, Ihnen zu Ehren aufgeopfert, und Sie wollen böſe ſeyn? Ich habe bloß durch ein Paar unruhige Augenblicke die galanten Betrügereien des feinen Paars geahndet, das mich ſo unbarmherzig zum Beſten hatte, und Herr von F. will die kleinen Launen des Fräulein **dû Portal** mit dem Blute ſeines Freundes rächen? Nein, ich ſchwöre Ihnen, das ſoll nie geſchehn. Lieber F., ich habe ſechs Jahre Erfahrung vor Ihnen voraus; ich weiß recht gut, daß man in ſeinem ſechszehnten Jahre auf nichts trotzt, als auf ſeine Geliebte und ſein Schwert; allein im zwey und zwanzigſten ſchlägt ſich kein Mann von Welt mehr um ein Frauenzimmer.

Ich äußerte einiges Erſtaunen, das er bemerkte. Glauben Sie an wahre Liebe? fuhr er fort: das iſt auch noch eine von den Lieblingstäuſchungen Ihres Alters: ich bin davon zurückgekommen; ſtatt Liebe finde ich überall nur Galanterie. Und was iſt Ihr Abendtheuer weiter? Die Schäferſtunde ſchlug durch ein glückliches Ungefähr für Sie, das war es Alles. Und aus einer ſo komiſchen Geſchichte ſollten wir eine Tragödie machen? Wir ſollten uns, einer Dame zu Gefallen, die Hälſe brechen, die heute mich ſitzen ließ, und morgen Sie ſitzen laſſen wird? Nein, Freund, heben Sie Ihren Muth für wichtigere Gelegenheiten auf; den meinigen kann man nicht mehr in Zweifel ziehn. Es iſt nur zu wahr, daß wir zuweilen durch ein unſeliges Zuſammentreffen von Umſtänden gezwungen werden können, das Blut eines Freundes vergießen zu müſſen. Ich wünſche, daß das unerbittliche Phantom des Ehrenpunktes Sie nie zu dieſer ſchreklichen Extremität verleiten mag. . . . . . Lieber F., ich war ungefähr in Ihrem Alter, als die Gräfin von **Roſambert**, deren einziger Sohn ich bin, ihr 22tes beſchloß. Sie hatte noch ein ſo friſches, jugendliches Anſehn, daß man ſie kaum für eine Fünfundzwanzigerin gehalten hätte; auch pflegte man ſie in der Welt nur meine älteſte Schweſter zu nennen. Mit den Annehmlichkeiten der Jugend behielt ſie auch die Neigungen der Jugend; ſie liebte zahlreiche Geſellſchaften und rauſchende Vergnügen. In einer Nacht, als ich mit ihr auf dem Opernball war, inſultirte man ſie öffentlich; ich flog auf ihr Geſchrey herbey; ſie hatte die Maske abgenommen; der inſolente Unbekannte hatte ſie wegen ſeines Misverſtändniſſes um Verzeihung gebeten, und wollte ſich im Gedränge verlieren; allein ich hielt ihn auf; ich zwang ihn, ſich zu demaskiren, und erkannte in ihm den jungen St. Cl. . ., den Geſpielen meiner Kindheit, und den liebſten meiner Freunde. „Ich glaubte nicht, daß es die Gräfin von Roſambert wäre!“ Das war Alles, was er ſagte, und unſtreitig war's genug geſagt. Allein ein allgemeines Gemurmel gab uns zu verſtehn, daß es nicht genug ſey; die Ehre erfoderte Blut: wir ſchlugen uns, und ich erſtach meinen Freund. Ohne Bewußtſeyn ſtürzte ich neben ihm nieder. Länger als ſechs Wochen ſengte ein fürchterliches Fieber mein Blut, und verwirrte meinen Verſtand. In meinem Wahnſinn ſah ich den St. Cl. . ., ſeine blutende Wunde, ſeine Todeszuckungen; ſein ſanftes, auf mich gehoftetes Auge; in meinen Ohren tönte das rührende Lebe wohl! das er mir mit halberloſchener Stimme zurief! . . . . Lange verfolgte mich dies Bild, lange fürchtete man für mein Leben. Endlich aber bewirkte die Natur, unter dem Beyſtand der Kunſt, meine Geneſung: ich bekam den Gebrauch meiner Vernunft wieder, aber mein Schmerz und meine Reue waren noch nicht verſiegt. Die Zeit, die über Alles tröſtet, hat endlich meine Thränen getrocknet; doch das Andenken dieſes unglücklichen Zweykampfs wird ſich nie aus meinem Gedächtniſſe verlieren. . . . . Lieber F., ich würde mich nur in dem äußerſten Nothfall mit einem Unbekannten ſchlagen: ſchlieſſen Sie nun ſelbſt, wie unmöglich es mir fallen muß, mein Leben und das Ihrige, ohne den geringſten triftigen Grund, auf's Spiel zu ſetzen? . . . .

Er öffnete ſeine Arme, und ich umarmte ihn von ganzem Herzen. Kommen Sie, wir wollen frühſtücken, ſagte er, und nahm ſeine vorige Luſtigkeit wieder an. „Sie ſind ein Undankbarer, Sie fodern mich heraus, ſtatt mir tauſend Dank zu ſagen.“ — Tauſend Dank?“ — Allerdings! bin ich's nicht, der Sie der Markiſe vorſtellte? Es iſt wahr, ich ahndete nicht, was für einen Strich man mir ſpielen würde; ich hätte zwar eine Untreue muthmaßen können, allein das es ſo geſchwind damit gehn, und von ſo drolligen Umſtänden begleitet ſeyn würde, das hätte ich mir nie träumen laſſen! (Er fing an, zu lachen) O, je mehr ich daran denke, je mehr finde ich Ihre Geſchichte allerliebſt, deliciös! Man muß Ihnen Glük dazu wünſchen. Sie treten durch die ſchöne Thüre in die große Welt ein. Die Markiſe iſt jung, voll Reiz, voll Verſtand, angeſehn am Hofe, angeſehn in der Stadt, intrikant vom Teufel; ihr Credit iſt nicht klein, und ſie dient ihren Freunden gern und eifrig.“ Ich verſicherte dem Grafen, daß ich nie mein Glücke auf eine ſolche Art machen wolle. „Sie haben Unrecht, antwortete er; wie viele Leute von Verdienſten haben ſich bloß durch dergleichen Mittel fortgeholfen. Doch, wir wollen uns darüber nicht ſtreiten; erzählen Sie mir lieber einige Umſtände von der ſchönen Nacht, wo Sie ſich ſo wohl befanden, daß Sie, ohne mich, ihr den andern Tag einen Pendant gegeben hätten.“

Ich ließ mich nicht lange bitten, und erzählte Alles haarklein. „Ha! die ſchlaue Dame! rief der Graf, als er mich angehört hatte, wie fein ſie das Alles einzufädeln wußte! und ihr ehrlicher Mann, ihr lieber Markis, der beſte, leichtgläubigſte und gefälligſte von allen gefälligen Hörnerträgern von Paris! Wahrhaftig, bald macht er mich glauben, daß gewiſſe Menſchen bloß auf dieſe Unterwelt geſetzt worden ſind, um ihren Nächſten zur Ergötzung zu dienen. Aber ſeine Frau, ſeine Frau! . . . — „Iſt liebenswürdig!“ — „Das weiß ich recht gut, ich wußte es ſogar ehe als Sie; und Ihretwegen hätten wir uns umbringen wollen?“ — „Ich geſtehe es, Graf, wir hätten ſehr Unrecht gethan.“ — „Sehr Unrecht, und ein höchſt ſchädliches Beyſpiel dazu gegeben.“ — „Wie ſo?“ — „Hören Sie F., in dem engen Kreis aller der Privatgeſellſchaften, welche das ausmachen, was die gute Geſellſchaft die Welt nennt, gibt es eine Menge Intriken, die ſich benutzen; und eine Menge von Intreſſen, die wider einander laufen. Mancher iſt ein Mann von der einen und Liebhaber von der andern; mancher wird heute aufgeopfert, und opfert Sie morgen auf. Die Mannsperſonen ſind unternehmend, und wagen beſtändig Angriffe; die Frauenzimmer ſind ſchwach, und geben beſtändig nach: das Reſultat davon iſt, daß man das Ledigbleiben ſehr behäglich, und das Joch der Ehe minder läſtig findet. Die Jugend amüſirt ſich; der Staat bevölkert ſich, und alle Welt iſt zufrieden. Finge aber die Eiferſucht an, ihr ſchwarzes Gift auszubreiten; rüſteten ſich die hintergangenen Männer, die gebrechliche Tugend ihrer Hälften zu erſetzen, und die abgedankten Liebhaber, ihren Nebenbuhlern den Raub abzujagen, ſo würde bald die Verwirrung allgemein, und Hof und Stadt zum Blutbad werden! Wie viele tugendbelobte Weiber würden ſich in Wittwen, wie viele rechtmäßig geglaubte Kinder in Wayſen verwandelt finden!“ — „Welch' ein Gemählde! Graf; aber ſie ſchildern bloß die Galanterie; die zärtliche, ehrfurchtsvolle Liebe . . .“ — „Exiſtirt nicht mehr; ſie machte den Damen Langeweile, und ſie haben ſie aus der Welt gebannt.“ — „Es ſcheint, Sie haben eben nicht die beſten Begriffe von den Damen.“ — „Ich liebe ſie . . . wie ſie geliebt ſeyn wollen.“ —

len.“ — „Ach! unterbrach ich ihn lebhaft, Sie würden ganz anders ſprechen, wenn Sie Sophien kennten.“ — Er bat mich um eine Erklärung dieſer Worte; allein ich ſchlug ſie ihm mit jener Diſcretion ab, die gewöhnlich im erſten Alter die Gefährtin wahrer Liebe iſt.“

Unterdeſſen frühſtückten wir, wie andere zu „diniren“ pflegen. Die Schampagner wurde nicht geſpart, und Bachus iſt der Vater der Fröhlichkeit. Der Graf erzählte mir eine Menge Geſchichten aus der ſkandalöſen Chronick. Ich antwortete auf jedes Exempel, das er anführte, daß eine Ausnahme von der Regel ſie noch nicht aufhebe. „Ich will Ihnen einen redenden Beweis geben, fing er endlich an, und lachte aus vollem Halſe, wie weit bey dem ſchönen Geſchlecht das Vergeſſen dieſer natürlichen Beſcheidenheit, dieſer angebornen Schaam, die Sie ihm ſo treuherzig zutrauen, getrieben werden kann. Ich will Sie gleich jetzt bey einer ſchönen Dame vorſtellen, wo Sie noch eine Menge andrer antreffen werden, die alle nicht häßlich ſind, und wo Sie Herr und Meiſter ſeyn ſollen, ihnen nach der Reihe und ſo lange Beweiſe ihrer Hochachtung zu geben, als Ihnen beliebt.“

Geſagt, gethan. Wir ſtiegen in einen Mierhwagen, der vor einem Hauſe von ziemlich guten Anſehn ſtill hielt. Allein das freye Weſen der Frau von Hauſe, der nicht minder freye Fuß, auf den der Graf mit ihr umging, und die eben ſo unzweydeutige Art, mit der ſie mich bewillkommte, brachten mich gleich auf den Verdacht, daß ich in einem der Venus geweihten Tempel ſey. Ich wurde völlig davon überzeugt, als die ehrbare Matrone, die den Grafen recht genau zu kennen ſchien, und mich, wie ſie ſich höflichſt ausdrückte, aus dem Groben ſchleifen wollte, mir alle Merkwürdigkeiten ihres Hauſes gezeigt hatte. Sie führte uns zuletzt in einen Saal, wo eine Menge Nymphen verſammelt waren, die alle vor uns die Muſterung paſſirten, und um die Ehre des zugeworfenen Schnupftuchs wetteiferten. **Roſambert** wählte die Hübſcheſte; ich hatte die ſeltſame Grille, mir die Häßlichſte auszuſuchen. Unterdeſſen, bis das Eſſen aufgetragen wird, das ich beſtellt habe, ſagte der Graf, wollen wir uns, jeder für ſich, mit unſern Hälften in Unterredung einlaſſen; bey Tiſche machen wir dann partie quarrée.‘ Er ging, und mir, der ich von Natur ſehr neugierig bin, wandelte eine große Luſt an, die Nymphe, die ich mir gewählt hatte, recht im Detail zu unterſuchen: es dünkte mir höchſt wichtig, zu wiſſen, was für ein Unterſchied zwiſchen einer ſchönen Markiſe und einem häßlichen Freudenmädchen ſey. Anfangs gefiel mir dies Examen lediglich der Vergleichung wegen, die ich anſtellte; aber unmerklich fing ich Feuer, und maſchinenmäßig wollte ich die Unterſuchung ſo weit treiben, als möglich. Die Nymphe wurde meine glückliche Stimmung gewahr, und machte ſich fertig zum Angriff: allein, als eine erfahrene Kriegerin, und ohne daß ich nöthig hatte, ihr meine friedlichen Abſichten zu geſtehn, merkte ſie gar bald, daß es nie zwiſchen uns zum geringſten Handgemenge kommen würde. Sie ſtand nachläſſig auf, ſah mich aufmerkſam an, und ſagte: „deſto beſſer; es wäre Schade geweſen!“ — Ich kann unmöglich die Wirkung ſchildern, den der klare Sinn dieſer Worte: „es wäre Schade geweſen,“ auf mich machte! Unbekümmert, was aus dem Grafen werden würde, floh ich aufs eilfertigſte aus dieſem ſchändlichſten Hauſe, und ſchwur, es nie wieder zu betreten.

Den andern Morgen um zehn Uhr beſuchte mich der Graf: er kam, ſich zu erkundigen, was für ein paniſches Schrecken mich geſtern befallen hätte, und verſicherte, daß meine Flucht im ganzen Hauſe von Mund zu Mund gegangen ſey, und alle Welt beluſtigt habe. „Wie, Graf, das Mädchen ſagt, ‚es wäre Schade geweſen, und Sie nennen meinen Schrecken einen paniſchen Schrecken?“ —

„O,

„O, das verändert die Sache, ... das hat ſie uns verſchwiegen ... aber es iſt herrlich in ſeiner Art dies: es wäre Schade geweſen! .... Nun gut, F. haben Sie Hochachtung für dies Mädchen, das Ihnen ſo kaltblütig Glück wünſchte, einer Gefahr entgangen zu ſeyn, zu der ſie ſelbſt Sie verleiten wollte?“ — Sie thun mir da eine drollige Frage, Graf, und was könnten Sie aus meiner Antwort gegen das ſchöne Geſchlecht ſchließen?“ — „Sie benaen uns, Freund! ich ſehe wohl, Sie ſind nicht zu bekehren. Meinetwegen, ſchätzen Sie das ſchöne Geſchlecht hoch, ſo lange Sie wollen; ich, meines Theils, will mich zu Bette legen. — „Zu Bette jetzt? und wo kommen Sie denn her?“ — „In der Welt muß man ſich luſtig zu machen ſuchen, wo es gehn will; ich traf dort den Comthur * * *, den kleinen Ritter * *, und den Abbé * * an; wir haben die ganze Nacht geſchwärmt? es war ein wahres Bachanal! .. deliciös! ... aber ich will machen, daß ich ins Bette komme!“ —

Kaum war ich gekleidet, ſo trat mein Vater herein; er ſagte mir, daß Herr **du Portal** mich heute Mittag zu Tiſche erwarte: „Du kannſt den ganzen Abend dort zubringen, fuhr er fort; ich werde in dieſem Viertel ſoupiren, und Dich bey ihm abholen.“

Ich eilte auszugehn, denn ich ſehnte mich, meine hübſche Kuſine zu ſehn. Sie kam mit meiner Schweſter in Sprechſaal. „Du biſt ein glüklicher Menſch, fing **Adelaide** an; Du kannſt auf den Ball gehn; ganze Nächte da zubringen; Bekanntſchaft mit ſchönen Damen machen! ...“ — „Wer hat Dir das geſagt, Schweſter?“ — „Dein Herr Hofmeiſter, der kein Geheimniß für uns hat.“ — Sophie ſchlug die Augen nieder, und ſagte kein Wort; **Adelaide** fuhr fort. „Wer iſt denn deine Schöne? und was iſt denn das für ein Ding, ein Ball in Maske? das muß wohl was recht ſchönes ſeyn.“

ſeyn!“ — „Was recht Langweiliges, ich verſichre Dich: und was die Dame anbetrift, die ich dort kennen gelernt habe, ſo iſt ſie zwar hübſch, aber bey weitem nicht ſo ſchön .... wie meine Kuſine!“ — **Sophie**, immer ſtumm, immer die Augen niederſchlagend, ſchien bloß mit einigen Berlocken beſchäftigt, die an ihrem Uhrband fehlten; allein ihr Rothwerden verrieth ſie. Ich ſah, daß unſre Unterredung ſie deſto mehr intereſſirte, je weniger Antheil ſie ſich ſtellte, daran zu nehmen.“ — „Sie ſcheinen nicht aufgeräumt, ſchöne Kuſine?“ — „Antworten ſie doch, Fräulein!“ fiel die alte Hofmeiſterin ein. — „Herr von F., das macht .... das macht, daß ich dieſe Nacht nicht gut geſchlagen habe.“ — „Ja, unterbrach die Alte, das iſt wahr, ſeit drey oder vier Tagen gewöhnt ſich das Fräulein, an nicht zu ſchlafen ... das iſt eine bitterböſe Gewohnheit, und in Tod 'nein ſchädlich. Ich ſelbſt habe eine Dame gekannt .... Sie haben ſie nicht gekannt, Fräulein, Sie ſind zu jung ... es können wohl an die fünf und vierzig Jahre ſeyn, daß das geſchehn iſt ... die Dame ...“ — Ich war ſchon auf eine von den langweiligen, ewigen Hiſtorien gefaßt, womit die alte Hofmeiſterin meine Geduld heimzuſuchen pflegte, als **Sophie** mir dieſen Verdruß erſparte, um mir einen weit empfindlichern zu verurſachen. Sie ſtand auf; ihre Hofmeiſterin fragte ſie, was ihr andwandle? Sie antwortete, ſie fühle ſich ſehr krank. Ihre Stimme zitterte. „Ja, ſo machen Sie's immer, ſchmälte die Alte; Sie laſſen einem nie die Zeit, jemanden etwas erzählen zu können. Kommen Sie morgen wieder, Herr von F. Sie ſollen hören, wie intereſſant das iſt, und welche Folgen es hat, wenn junge Perſonen nicht ſchlafen.“ — „Bruder, Du erlaubſt mir doch, meine junge Freundin zu begleiten?“ — Ja, liebe **Adelaide**, ja! Ich empfehle Sie deiner Wartung.“ — **Sophie**, wie Sie mir das Kompliment machte; ſchlug

undendlich die Augen auf, und ließ einen ſchmerzhaften Blick auf mich fallen, der bis in mein Innerſtes drang, und meine Gewiſſensbiſſe weckte.

Es war hohe Zeit, mich zum Herrn dû Portal zu begeben. Ich wiederholte ihm meine Dankſagungen, und erzählte ihm mein ganzes Abendtheuer, ohne des Grafen Frühſtück zu vergeſſen. Allein ich hütete mich wohl, ihm zu geſtehn, in was für ein Haus wir hernach, in der Fröhligkeit unſrer Herzen, gegangen waren. „Ich freue mich, gab er zur Antwort, daß der Graf, „Petit-Maitre“ in der ganzen Stärke des Worts zu ſeyn ſcheint, wenigſtens richtige Begriffe von wahrer Ehre hat. Vergeſſen Sie nie, mein junger Freund, daß das Geſetz, welches den Zweykampf verbietet, das ehrwürdigſte von allen Geſetzen unſers Landes iſt, und daß man in dieſem Jahrhunderte der Erleuchtung und Philoſophie, bey weitem nicht mehr ſo renommiſtiſch und rauh denkt, wie in wildern Zeiten. Was das ſchöne Geſchlecht betrifft, ſo beklage ich den Grafen, wenn er bloß aus „Air,“ und dem Beyſpiele der jungen Leute von ſeinem Gelichter zu Liebe, eine Geringſchätzung gegen das Frauenzimmer affektirt. Ich beklage ihn aber noch mehr, wenn er nie andre als verachtungswerthe Frauenzimmer, den Auswurf ihres Geſchlechts, gekannt hat. Trauen Sie meiner Erfahrung, die älter iſt, als des 22 jährigen Grafen ſeine; trauen Sie meinen reifern Bemerkungen, und meiner richtigen Beurtheilungskraft: es gibt in der Welt Frauenzimmer ohne Schaam und Ehrbarkeit; allein die Zahl junger Mannsperſonen ohne Grundſätze, iſt noch weit gröſſer. Die Frauenzimmer ſind nicht ſo ſelten, wie man glaubt, die zu einer ſanften und reinen Leidenſchaft begeiſtern, und ſich durch ihren liebenswürdigen Karakter unſre Huldigung, wie durch ihre Tugenden unſre Achtung erwerben. Man trift häufig edle Liebhaberinnen, tugendhafte Gattinnen und vortrefliche Hausmütter an: manches Weib würde mit Freuden ihr Leben für ihren Mann, für ihre Kinder hingeben. Ihre Markiſin, ſetzte er lächelnd hinzu, iſt keine von dieſen Heldinnen; es ſcheint mir ein junges, unbeſonnenes Weib .... Freund, ſeyn Sie vernünftiger, als ſie; machen Sie dieſer gefährlichen Intrike ein Ende. So groß auch die Leichgläubigkeit des Mannes ſeyn mag, ſo bedarf es doch nur eines unvorhergeſehenen Zufalls, um ihm die Augen zu öffnen. Verſprechen Sie mir, nicht wieder zur Markiſe zu gehn!" — Ich war unſchlüßig. Aber Herr du Portal ſetzte heftig in mich, überdies hatte ſein Lob des ſchönen Geſchlechts, Sophiens Bild mir ins Gedächtniß gerufen: ich verſprach alſo Alles, was er wollte.

VIII.

Miſcellaneen.

1.

Vom Gebrauch der Taſchenuhren.

Der Gang eines ſo ſubtilen Werkes, wie eine Taſchenuhr, kann nicht allein durch ſtarke Bewegungen der Perſon, die ſie bey ſich trägt, z. B. Reiten, Fahren, Laufen, unrichtig werden, ſondern auch das Oel, das zum Verhindern des Reibens der Uhr, nothwendig iſt, unterwirft ſie der Witterung, und dem Wechſel der Wärme und Kälte. Am Tage macht die Wärme der Taſche das Oel flüſſiger; es fällt Staub hinein, und man muß deswegen eine Uhr alle Jahr einmal ausputzen laſſen. Thut man ſie des Nachts von ſich, und legt oder hängt ſie an einen kältern Ort: ſo geht ſie geſchwinder, weil das Oel ſteifer wird, und der Uhr die Kraft benimmt, den Perpendikel weit auszuwerfen, der alſo eine kürzere Zeit zum Hin- und Wiedergehn braucht. Eine Uhr, die man des Tages geführt hat, muß man deswegen des Abends an einem temperirten Orte aufhängen; ja nicht legen. Hängt die Uhr, ſo liegen alle Zapfen in den Futtern, und thun keinen Schaden; liegt ſie aber, ſo ſtehn alle Zapfen in den Futtern, und bohren, welches einer Uhr, und beſonders dem Perpendikel äußerſt nachtheilig iſt. Hätten wir aber auch Taſchenuhren, die von allen Mängeln befreyt wären: auf die weder Bewegung, noch Wärme, noch Kälte wirkten: ſo dürften wir uns doch nicht einbilden, daß ſie beſtändig mit der Sonne gehn, und uns die ſcheinbare Zeit zeigen könnten, weil die gleiche und ſcheinbare Zeit bisweilen in einem Monate um eine ganze Viertelſtunde verſchieden ſind. Man muß demnach eine Taſchenuhr wenigſtens alle Wochen einmal nach der Sonne oder einer richtigen Wanduhr ſtellen, damit ſie von der ſcheinbaren Zeit nicht zu weit abweiche. Bey der Stellung muß man den Minutenweiſer mit dem Schlüſſel und nicht mit den Fingern umdrehen, um das Zifferblatt nicht zu beſchmutzen, oder den Weiſer zu verbiegen. Manche ſtehn in dem Gedanken, man dürfe den Minutenweiſer nicht links herumdrehen, weil ſonſt die Uhr Schaden leide; allein es gilt der Achſe und Hülſe gleich viel, ob man rechts oder links herumdreht, weil in den Weiſewerken bey Taſchenuhren keine Aushebe-Wippe zum Schlagen iſt, wie bey den Schlag-Wanduhren. Ueber das Aufziehn muß man nicht lange zubringen, und ſich merken, daß alle Taſchenuhren von der Rechten zur Linken; die Jagduhren allein aber, welche auf dem Zifferblatt aufgezogen werden, von der Linken zur Rechten aufzuziehen ſind. Ohne Noth mache man keine Taſchenuhr auf; nehme ſie aus dem Gehäuſe, oder ziehe ſie in freyer Luft auf, beſonders wenn es windig iſt. Im letztern Fall muß man ſich wenigſtens ſo ſtellen, daß der Wind im Rücken iſt, und nicht durch das Schlüſſelloch in die Uhr blaſen könne. Denn ſtarke Luft vertrocknet das Oel; es kann auch leicht etwas hineingeſtäubt werden; und eine Uhr kann einen fremden, hineinfallenden Körper ſo wenig vertragen, als ein Auge. Daß man die Uhr bey ſich ſo trägt; daß das Glas ſtets inwendig gegen das Bein gekehrt iſt, dient dazu, damit beym unverſehenen Anſtoßen die Uhr nicht ſo leicht beſchädigt werde. Lederne Uhrtaſchen haben einen großen Vorzug vor barchentnen und leinwandnen. Denn Barchent und Leinwand ſtäubt, und der Staub zieht ſich leicht in die Uhr.

Ein Engliſcher Uhrmacher hat in einem Werke über die Taſchenuhren folgende 6 Kennzeichen von guten Uhren angegeben: 1) Muß das Federhaus, oder die ſogenannte Trommel, größer ſeyn, als das Schneckrad; und die Feder mehr Umgänge haben, als die Kette. 2) Muß die Schnecke nicht ſchwach oder ſpitzig, ſondern ſtark ſeyn, und 7 Umgänge haben. 3) Muß das Schneckrad 48 Zähne, und das Großbodenrad ein 12 ſtäliges Getreibe haben, und in 4 Stunden herumkommen. 4) Muß der Perpendikel im Vibriren ſtark auswerfen, und flüchtig gehn, daß ein Schenkel hinkommt, wo der andre geweſen iſt. Das Steigrad muß auch alle Streiche wieder rückwärts gehn 5) Müſſen die Vibrationen gleich ſeyn; ein Streich wie der andre; nicht bald geſchwinder bald langſamer. 6) Muß die Uhr $\frac{3}{4}$ Zoll im Lichten hoch ſeyn, damit die Räder Raum haben, über einander wegzugehn, und nicht gleich auf einander reiben. Es verſteht ſich, daß dies letztere nicht von den modernen, äußerſt flachen Uhren gilt, deren Räderwerk eine ganz andre Lage hat.

2.

Beſchreibung von Leaſowes, einem Landgute des Dichter Shenſtons.

(Aus dem Engliſchen.)

Leaſowes liegt in dem Kirchſpiel von **Hales Owen**, einem kleinen Marktflecken in der Grafſchaft **Salop**, dreißig (Engliſche) Meilen von **Shrewsbury**, und ungefähr zehn von den Grenzen von **Shropſhire**. Es zeichnete ſich dieſer Ort nie durch einige beſondre Schönheit aus, bis er ein Eigenthum von **Shenſtons** ward. Einem Manne von ſeinem Scharfſinne war es aufbehalten, die Schönheiten deſſelben zu entdecken und zu erhöhen, und dies that er mit ſolchem Erfolg, daß er jetzt einen Rang unter den ſchönſten Gegenden verdient, die jetzt Leute von Geſchmack zu ſehn begierig ſind. Weit entfernt, ſeinen natürlichen Reizen Gewalt anzuthun, beſtrebte ſich **Shenſtons** bloß, ſie in die rechte Wirkſamkeit zu ſetzen. Alle ſeine Bemühung ging dahin, die feinen Anlagen, womit ſein guter Geſchmack die reizenden Scenen verſchönert hat, unter dem Schein der ſich ſelbſt überlaſſenen und luxurirenden Natur zu verbergen.

Wir wollen jetzt aber die Vorzüge dieſes Orts einzeln beſchreiben. Etwa eine halbe Meile von **Hales Owen**, auf dem Wege von **Birmingham** nach **Bewdly**, verläßt man die Staße, und ſchlägt ſich linker Hand nach einem grünen Pfade, wo man in der Krümme hinabgeführet wird, und endlich in den Grund eines tieſen, von Bäumen angenehm beſchatteten Thals kommt. Das Erſte, was einem hier in die Augen fällt, iſt eine Art von eingefallner Mauer, und einem kleinem gewölbten Thor, mit der Ueberſchrift: Das Abteythor. Von da geht die Geſellſchaft, die den Ort beſucht, insgemein mit ihrem Wagen oder Pferden hinauf nach dem Hauſe zu. Geht man von dem Hauſe in die ſchöne Ebene herab, die das Haus umgibt: ſo kommt man durch ein kleines Thor auf einen ſich windenden Pfad, wo man zur rechten Hand Gewäſſer hat. Der Pfad und das Waſſer, von Bäumen beſchattet, die an den Abhängen dieſes kleinen Thals wachſen, machen die Gegend kühl, feierlich und einſam, und erzeugen einen ſo überraſchenden Kontraſt mit der lebhaften Scene, die man eben verlaſſen hat, daß man plötzlich in eine Art von unterirrdiſcher Gegend verſchlagen zu ſeyn glaubt. Kömmt man tiefer in das Thal, ſo geht man bey einer kleinen Laube vorbey, wo man auf einem kleinen Täfelchen folgendes in Verſen lieſt: „Hier in kühler Grotte, in dem mooſichten Aufenthalt wohnen wir Ländliche fern, obgleich ſelten von ſterblichen Augen geſehn. Wenn der bleiche Mond, hochherauſſteigend, durch jene Linden ſeine zitternden Strahlen ſchießt, tanzen wir an dieſen kryſtallnen Strömen. Seine Strahlen, von den Wellen zurückgeworfen, geben das Licht, das unſre nächtlichen Tänze heiſchen. Der Raſen, mit Blumen geſtickt, übertrifft, wetten wir, den Pariſchen Boden; auch brauchen wir keine künſtlichen Töne, ſondern horchen auf den Waſſerfall. Willſt du nun an unſrer ruhigen Scene Geſchmak finden, ſo ſorge, daß deine Seele heiter ſey, frey von Haß, frey von Begierden; frey von allem, was das Leben vergiftet, und Heil dir, wenn du ſtatt deſſen Menſchenliebe in deine Seele pflanzeſt! Gehe mit Ehrfurch in dieſe unſre geliebte Laube; verletzte die Gebüſche,

„zertrete die Blumen nicht! Und dann mag dein Pfad „von Wohlgerüchen duften; dann möge dein Lager mit „Ruhe beglückt ſeyn! Aber Unglück befalle den frechen „Schäfer, der ſich erkühnt, unſren heiligen Aufenthalt „zu entweihen!“ Dieſe Ideen ſtimmen vortreflich mit den Vorſtellungen überein, die man ſich von dem Aufenthalt der Feen zu machen pflegt; und da man dieſe Verſe in der Tiefe dieſes romantiſchen Thales findet, ſo dienen ſie, dergleichen enthuſiaſtiſche Bilder zu unterhalten, ſo lange dieſe Scene dauert.

Jetzt geht man durch das obgedachte Abteythor in einen Theil des Thals, der von dem vorigen etwas verſchieden iſt. Hier findet man große Bäume, einen hohen unregelmäßigen Boden, und rauhe Felſen. Auf der rechten Seite erblickt man vielleicht den natürlichſten, wo nicht den überraſchenſten Waſſerfall; auf der Linken ein abhängiges Eichenwäldchen, und in der Mitte ſticht durch die Bäume eine angenehme Landſchaft in der Runde hervor, wovon der Thurm von **Hales Owen**, und andre entfernte Gegenſtände einen angenehmen Theil ausmachen. Ueber einer Bank unter der eingefallnen Mauer ſtehen folgende Zeilen aus dem **Virgil**, die ſehr gut zu der Lage des Beſitzers in ſeinen letzten Jahren paſſen:

— Lucis habitamus opacis,
Riparumque toros & prata recentia riuis
Incolimus.

Jetzt geht man einige Schritte weiter das Thal hinab zu einer andern Bank, wo man den Waſſerflall im Geſicht hat, der nebſt dem innern Gewölbe, und, was dazu gehört, ein ſchönes unregelmäßiges Gemälde macht. Ein für allemal muß ich bemerken, daß viele von ſolchen, aus dem Stegreiſe verfertigten Bänken (zwey Klötze und ein

Bret drüber) vornämlich zu Winken für die Zuſchauer beſtimmt zu ſeyn ſcheinen, damit ſie nicht, wenn ſie das Landgut flüchtig durchgehn, irgend einen Theil der erſtaunlichen Mannigfaltigkeit, die ihnen der Ort darbeut, ihrer Bemerkung entgehen laſſen. So wie wir dieſes angenehme Thal hinabgehn, begleitet uns der Bach mit ſeinem angenehmen Gemurmel. Jetzt kommen wir zu einer kleinen Bank, wo wir ein abhängig Wäldchen zur Rechten, und zur Linken eine überraſchende Ausſicht nach dem Thurme von **Hales Owen** haben, der hier in einem neuen Lichte erſcheint. Wir gelangen jetzt tiefer in dieſes ſchattige und einſame Thal, auf der rechten Seite von demſelben rauſchenden Bach begleitet, der über Kieſel läuft, bis er ſich zuletzt in einen artigen Teich ergießt. Der Pfad, der ſich hier linker Hand krümmt, geht mit dem Teich einen Weg, nämlich um den Fuß eines kleinen Hügels herum, und begleitet dieſen, einen halben Mond machenden Teich in ein andres, etwas mehr offnes, aber nicht minder angenehmes Thal. Doch, ehe wir dahineingehn, iſt es nöthig, einer Bank zu gedenken, die ungefähr in der Mitte der Waſſerſcene ſteht, wo das Ende des Waſſers ſich in die beiden Thäler auf jeder Seite verliert, und vorne unſichtbar mit einem andern großen Teiche von beinahe zwanzig Morgen verbunden wird, der **Shenſtonen** offen ſtand, aber außer ſeinem Gebiete lag. Dieſer war ein Werk der Mönche, und ein Theil von einer erſtaunlichen Reihe von Fiſchteichen, die der Abtey **Hales** gehörten. Der Hintergrund dieſer Scene hält dem Auge ein reizendes Gemählde von Dörfern und abwechſelnden Gegenden vor.

Jetzt laſſen wir die Abtey linker Hand liegen, die hier nicht zu einem Gegenſtande beſtimmt iſt, bey dem man ſich verweilen ſoll, und ſchlagen uns in andres Thal. Und hier kann ich nicht umhin, die Ueberlegung zu bemerken, womit der Teich angelegt iſt. Denn, ob er gleich nicht groß iſt, dennoch, da er durch das Zuſammenkommen von drey Thälern gebildet wird, in denen zwey ſeiner Enden verborgen ſind, und da er ſich im dritten mit dem großen Waſſer in der Tiefe zu verbinden ſcheint: ſo kommt er einem allem Anſchein nach grenzenlos vor. Ich muß geſtehn, ich habe nie ein natürlicheres Bette für Gewäſſer, nie eine Art von Teich geſehn, der mir beſſer gefallen hätte. Doch muß ich bemerken, daß dieſes Waſſer in ſeinem ganzen Umfang noch eine ſtärkere Wirkung aus Shenſtonens Hauſe thut, von da es ſich ſehr vortheilhaft ausnimmt. Nun kommen wir durch einen angenehmen ſich ſchlängelnden Gang auf einen engen Platz in dem Thal, wo die Abhänge auf allen Seiten mit Eichen und Büchen bedeckt ſind. Zur Linken iſt eine gemeine Bank, die einen einſamen ganz verſteckten Ort und ein kleines Ausruhen gewährt, indeſſen daß das Auge ſich an einem ſchönen Amphitheater von Bäumen und Gebüſche weidet.

Jetzt kommen wir zu einer Bank unter dem ſchönen Obdach einer ſich ausbreitenden Eiche, an welche hinten folgende Inſchrift angebracht iſt:

Hucades o Meliboce, caper tibi ſaluus & hoedi,
Et, ſiquid ceſſare potes, requieſce ſub vmbra.

Das Gemählde, das man hier vor Augen hat, iſt der Anblick einer ſchönen häuslichen Scene; eine kleine Fläche eines mannigfaltigen abwechſelnden Bodens von Hügeln und hohen Eichen dicht eingeſchloſſen; verſchönert durch eine Abbildung des pfeifenden Faun, der unter Bäumen und Geſträuchen auf einem Abhange zur Linken ſteht, zur Rechten und dem Auge näher durch eine Urne mit der Inſchrift:

Ingenio & amicitiæ
Guielmi Somerville.

und auf der andern Seite:

G. S. Poſuit,
Debita ſpargens lacrima favillam
Vatis amici.

Die Scene wird von allen Seiten mit Bäumen eingeſchloſſen; nur in der Mitte iſt eine Oeffnung, wo die Ebene fortgeht, und ſich aus den Augen verliert.

Indem man hier durch ein Thor kömmt, wird man durch ein Dickicht von vielerley Arten von Weiden in ein großes Gartenhaus geführt, das dem Grafen von Stamford gewidmet iſt. Es ſchien, dieſer würdig Pair war bey der erſten Eröffnung der Kaſkade zugegen, das der vornehmſte Anblick aus dem Gartenhauſe iſt; eine wahre Feenſcene für das Auge. Denn man ſieht hier einen unregelmäßigen und romantiſchen Waſſerfall von ungewöhnlicher Art; es fällt hundertundfunfzig Ellen in einem fort, welches eine ſehr überraſchende Scene macht. Andere Kaſkaden können vielleicht den Vorzug einer größern Tiefe und eines breitern Stroms haben; aber einen wildern und romantiſchern, und doch zugleich natürlichern Anblick von Gewäſſer habe ich nirgends geſehn. Dieſe, obgleich vergleichungsweiſe kleine Scene, iſt dennoch mit ſo viel Kunſt vergrößert, daß wir die Menge von Waſſer, die durch dieſes enge und beſchattete Thal fließt, vergeſſen; und von dem Verworrnen der Scene, und der verborgnen Höhe, von der das Waſſer fällt, ſo entzückt werden, daß wir, ohne nachzudenken, die Idee der Größe mit dem Begriff von Schönheit verbinden. Kurz, nur erſt, wenn wir wieder zu uns ſelbſt kommen, merken wir es, daß das Waſſer kein Niagura, ſondern vielmehr ein Waſſerfall im Kleinen iſt, und daß derſelbe Kunſtgriff in einem höhern Grade, wären anſtatt der kleinen Bäume große, und anſtatt eines Bachs ein Fluß da, eine Scene bilden mußte, die die Höhe unſrer Begriffe überſtiege. Doch ich will mich bey dieſer unnachahmlichen Scene nicht länger verweilen; die, die ſie nach Verdienſt bewundern wollen, müſſen ſie ſehen, ſo wie gewiß die, die ſie ſehen, ſie über alles bewundern müſſen, was ſie jemals geſehen haben.

Geht man auf dem Pfad rechter Hand fort, ſo ſieht man von der nächſten Bank eine Scene, die **Shenſtone** ſeinen Forſtplatz zu nennen pflegte. Sie beſteht aus wilden grünen Abhängen, die durch ungelmäßige Gruppen von Bäumen hervorblicken; aus einem verworrnen Gemiſch von wildem und bebautem Boden, das ſich dem Auge zeigt, und eine Landſchaft bildet; würdig des Pinſels eines **Salvator Roſa.**

Geht man längſt dem Pfande fort, der von weit ausgebreiteten Bäumen überwebt wird, ſo erblickt das Auge zuweilen über einen dazwiſchen liegenden Hügel hinüber die Thurmſpitze von Hales, die hier einen vollkommnen Obelisk bildet, die Urne des **Somervils** u. ſ. w. Jetzt kömmt man durch ein Dickicht zu einer natürlichen Laube von Eichen, die faſt im Zirkel ſtehn, und wo man folgende Inſchrift findet:

An Herrn Dodsley.

„Komm dann, mein Freund, zeige hier deinen Waldgeſchmack; komm, höre deinen Faun ſeine ländliche Flöte „ſpielen; oder komm vielmehr, und laß in dieſem Thale, „unbekümmert um andre Geſänge, deine eignen erſchallen!“

Auf der Bank weiter hinauf unter den obgedachten Gebüſchen iſt eine Statüe des pfeifenden Faun, die nicht allein dieſe Scene verſchönert, ſondern auch von dem Hof vor dem Hauſe, und von andern Orten geſehen wird. Sie wird von ehrwürdigen Eichen umgeben, und iſt ſehr glücklich angebracht. Aus dieſer Laube kann man auch hinunter auf den obgedachten unregelmäßigen Platz ſehn, der von allen Seiten mit Bäumen verſchloſſen, außer einigen wenigen Oeffnungen, die nach den angenehmen Parthien dieſer romantiſchen und bergigen Gegend hin gehen. Die nächſte kleine Bank gibt die erſte, aber noch nicht die frappanteſte Ausſicht von der Abtey. Es iſt zwar ein kleines Gebäude; aber, wenn man es, ſo wie hier, unter Bäumen ſieht, da ſein Ende von ihnen verdeckt wird: ſo hat es gewiſſermaßen die Würde und das feierliche Anſehn eines größern Gebäudes.

Indem man durch ein Thor geht, kommt man in einen kleinen offnen Wald, wo der erſte Sitz, den wir finden, durch die Bäume einen maleriſchen Proſpekt von einem Haufen in der Ferne, die eine kleine Hütte auf einem grünen Hügel überſchatten. Wir gehen darauf ſogleich in einem vollkommnen Dom, oder runden Tempel von prächtigen Buchen, in deſſen Mitte ein antiker Altar, oder eine Bildſäule des Pan kommen ſollte. Der Pfad, der ſich durch dieſen offnen Hain ſchlängelt, führt uns im leichten Hinaufſteigen zu einer kleinen Bank mit der Ueberſchrift:

Me gelidum nemus
Nympharumque leues cum Satyris chori
Secernunt populo. ——

Horatius.

welche auf die einſame Lage dieſes Waldes anſpielt. Hier ſieht man auch durch eine Oeffnung zur Linken die angenehme Gegend um einen fernen Hügel nebſt einer weißen Pachterswohnung auf ſeinem Gipfel; und zur Rechten einen ſchönen runden Hügel, mit einer Menge hoher Tannen gekrönt, nebſt einem pyramidenförmigen Sitz in der Mitte, zudem uns, wenn wir ein wenig weiter gegangen ſind, der Pfad führt. Doch vorher kommen wir noch zu einem neuen vortheilhaftern und entferntern Proſpecte von der Abtey, zu welcher das Auge einen grünen Abhang hinab durch einen Schauplatz voll großer Eichen auf die angenehmſte Art geführt wird. Indem der Wald, den wir eben zurück gelegt haben, auf der einen, und ein Hügel von Bäumen und Gebüſchen auf der andern Seite iſt, wird das Auge zu einer kleinen Oeffnung geleitet, durch welche die Abtey erſcheint.

Wir ſteigen nun zu einer kleinen Bank hinauf, wo die umliegende Gegend ſich zu öffnen anfängt; beſonders erblickt man zwiſchen zwey großen Haufen von Bäumen in einer Entfernung von etwa vier Meilen eine Glashütte: die Glashütten in dieſer Gegend gleichen ziemlich einer entfernten Pyramide. Kömmt man zu dem nächſten Sitz hinauf, der in gothiſchem Geſchmack gemacht iſt, ſo breitet ſich die Scene immer mehr und mehr aus: hier ſieht man Wälder und Wieſen, Hügel und Thäler, Gebüſche und Ebenen angenehm mit einander vermiſcht. Hinten an dem Sitze ſteht folgende Aufſchrift, welche der Verfaſſer, wie er mir ſagte, hier anzubringen für gut fand, um den Mangel am Leben, den einige in dieſem Theil des Gutes zu finden geglaubt, zu erſetzen, und um die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers zu unterhalten, bis er über den Hügel hinaus wäre: „Schäfer, willſt du hier Vergnügen erlangen, „unvermiſcht mit Schmerz; Freuden, wie ſie ſich für die „ländliche Sphäre ſchicken, ſanfter Schäfer: ſo leihe mir „dein Ohr! Lerne Gefallen an ſtillen Freuden zu finden, „an grünenden Thälern und klaren Quellen; an Bäumen, „die auf abhängigen Hügeln nickeln; an Grotten, die „von rauſchenden Bächen wiederhallen. Kannſt du keinen „Reiz in dem ſchlechteſten Blümchen, das da blühet, finden: „ſo gehe hin, verlaſſe deine Flur und deine Hurde; vereinige dich mit dem großen Haufen, und ringe nach „Gold. Ruhige Freuden ekeln nie. Verbanne alle lärmende Vergnügungen, alle; nur die Liebe nicht. Denn

„die Liebe flößt zärtliche Wünſche und warme Empfindung „ein. Die Liebe mit allen ihren Freuden ſey dein! — „Doch, ehe du dich ihr ganz überläſſeſt, ſo höre, was „dir die Vernunft ſage; höre aufmerkſam, und gehorche! „Rothe Blätter ſchmücken die Roſe, aber unter ihnen iſt „ein Dorn verborgen; ſchön und blumig iſt die Heide, „aber ſie verbirgt die rächeriſche Schlange. Denke nicht, „daß die, deren nichtiger Stolz ſich erfrecht, das wollige „Gewand zu verlachen; denke nicht, daß die, die leichtſinnig und eitel die Schafe verachtet, den Hirten lieben „könne. Kunſtloſes Betragen und einfacher Putz zeichnen „die auserwählte Schäferin aus; Gedanken, durch den „Anſtand regiert, wohl erſonnen und freimüthig geſagt; „Verſtand, der jede ſtolze Miene meidet; Witz, der ohne „Zwang gefällt; edles Mitleid, geneigt zu ſeufzen, wenn „ihr Böckchen, oder ihr Lämmchen ſtirbt. Laß nicht Gewinnſt, laß nicht Eitelkeit dich von ſolchen Reizen abziehn. Haben dieſe nicht ihre eigne Sphäre? Sanftere „Leidenſchaften herrſchen hier. Siehe, deine Ruhe zu „verſüßen, gewinnt die Blume Knoſpen, fließt die Quelle; „ſiehe, deinen geſunden Tiſch zu zieren, haſt du Milch „und Früchte in Menge. Mehr heiſche nicht; — alles „andre iſt eitel, iſt Vergnügen, das ſich bald in Pein „endigt, iſt übergoldeter Kummer. Schränke deine Wünſche ein, und heiſche nicht mehr!“

Wenn man drauf durch ein Dicklicht gegangen iſt, führt der Pfad zu dem hintern Theile eines zirkelförmigen grünen Hügels, wo man wenig von der Gegend ſieht, bis man in einen Haufen prächtiger Tannen auf den Gipfel kommt. Ueberſchattet von dieſen Tannen iſt ein achteckigter Sitz, deſſen Lehne ſo eingerichtet iſt, daß ſie ſtatt eines Tiſches oder eines Platzes, einen Becher drauf zu ſtellen, dienen kann, mit der Inſchrift: Alle meine Freunde rings um den Wrekin! Dieſe ſcherzhafte Inſchrift, welche eigentlich eine alte Geſundheit in Shropſhire iſt, dient zur Erinnerung an die ländlichen Freunde des Beſitzers, von denen dieſer Theil von Shropſhire abgeſondert liegt. Man nehme hierzu, daß der Wrekin, dieſer große und ehrwürdige Hügel, hier in der Entfernung von etwa dreißig Meilen einem ganz vor Augen liegt. Es iſt eine ſehr ſchöne Scene, die durch die Tannen in verſchiedene Abtheilungen getheilt wird, wovon jede dem achteckigen Sitz in der Mitte entſpricht, und deren jeder ſo viele frappante Gegenſtände zugetheilt ſind, als hinreichen, um ein vollſtändiges Gemählde zu machen. Ein langer ſich ſchlängelnder Fluß benetzt den Fuß dieſes Hügels, und verliert ſich auf der einen Seite unter Bäumen, und auf der andern unter einer darüber geſchlagenen Brücke. Darüber hinaus wird das Auge von ſehr romantiſchen nahen Scenen zu ſehr ſchönen entfernten geleitet. Es iſt unmöglich, von der unendlichen Mannigfaltigkeit, von der ſchönen Zuſammenſetzung der Theile einen Begriff zu machen, die auf dieſem Platze unſre Aufmerkſamkeit beſchäftigen. In einer von den Abtheilungen hat man die ſimple Scene von einer Hütte und einer Straße, die hinter einer Pachterswohnung herumgeht, und halb von Bäumen verdeckt wird, die auf dem Gipfel eines jähen Boden ſtehn; in einer andern Abtheilung hat man den Proſpect von der Stadt, die von hier ſo ausſieht, als ob ſie auf dem abhängigen Ufer eines großen Waſſers in der Ebene läge. Genug, der Hügel und das Thal; Ebene und Gehölze; Dörfer und einzelne Häuſer; blaue ferne Berge, die den Horizont ſäumen; grüne Hügel, romantiſch vermiſcht, die den dazwiſchen liegenden Boden ausmachen, machen dieſen Platz mehr als gewöhnlich intereſſant. Man ſieht nicht einen einzigen Morgen ganz ebenes Land in dem weiten Umkreis, den das Auge hier überſieht.

Gehn wir ein wenig weiter, ſo finden wir ein kleines Gebüſch, und kommen bald in eine kleine Vertiefung des Hügels, die mit Bäumen erfüllt iſt, in deren Mitte eine Bank iſt, von welcher durch die Bäume hindurch ſchimmernd, eine große Strecke des obgedachten ſich ſchlängenden Fluſſes geſehn wird, der unter einer ſchlechten ländlichen Brücke zur Rechten ſtrömt. Von da kommt man in eine Art von Gothiſchem Kabinet, woraus man einen Abhang hinabſieht, und dem zur Seite große Eichen und Büchen ſtehn, die zuſammen den Platz überſchatten. An dieſem Kabinet findet man folgende Aufſchrift: „O ihr, die ihr in den Freuden der Höfe ſchwimmt, oder in der ſchwindlichſten Sphäre des Glückes taumelt, urtheilt nicht übereilt und verkehrt von dem, der hier zufrieden wohnt. Verachtet nicht den braunen Rock, den er um die ſorgloſen Glieder wirft; verlachet nicht den büchenen Becher, woraus er die klare Quelle trinkt. Verzeiht ihm, wenn er früh und Abends, frey von den Sorgen der Welt, herumwandelt, oder ſeinen unſchuldsvollen Tag auf einer blumigen Wieſe zubringt. So wird er auch Betrug und Raub verzeihen, wenn er ſie im Hofleben bemerkt. Denn Untugenden gibt es in dem geſchäftigen Leben, wovon dieſe ſtillen Fluren nichts wiſſen." —

Unter dieſem Kabinet iſt eine große abhängige Ebene, ſchön begrenzt; von dem obgedachten ſich ſchlängenden Waſſer durchſchnitten, und mit einzeln Eichen oder Gruppen von Eichen in angenehmen Zwiſchenräumen beſetzt. Weiter hin hat die Gegend angenehme Abwechslung, indem die Hügel ſteigeh und fallen, ſo, daß die Vertiefungen einander entgegengeſetzt ſind, und längſt ihnen ein langes Thal dahin geht: dies alles in der ſchönſten Verwirrung. Unter andern Scenen, aus denen dieſe Landſchaft beſteht, iſt ein ſchöner abhängender Wald, hinter dem zum Kontraſt eine öde Heide liegt, die Wege durchkreutzen, ein ſehr intereſſanter Gegenſtand. Ganz nahe daran iſt ein Sitz, von da aus das Gewäſſer ſehr vortheilhaft in vielen verſchiednen Stufen ſeines Fortgangs geſehn wird; oder, wo, wie einſt ein poetiſcher Freund bemerkte, der Beſitzer die Najade bey der Hand genommen, und ſie in einem regelloſen Tanz in das Thal geführt hatte.

Iſt man von da durch ein Gebüſch gegangen, ſo kommt man auf eine andre Ebene, über welche hinaus ein neues Theater von wilden jähen Abgründen, abhängenden Wäldern, und platten runden Hügeln dazwiſchen iſt; eine Gegend, nicht bloß von verſchiednem, ſondern von ganz entgegengeſetztem Karakter gegen den Boden, von dem wir kamen. Indem wir über dieſe Ebne gehn, kommen wir zu einem Sitz unter einer ſchattichten Büche mit folgender Inſchrift:

Hoc erat in votis, modus agri non ita magnus,
Hortus ubi, & tecto vicinus iugis aquæ fons,
Et paulum ſylvæ ſuper his foret. Auctius atque
Dii melius fecere.

In der Mitte der abhängigen Ebene vor uns erblicken wir das Haus, halb von Bäumen und Gebüſchen verſteckt. Ein kleiner abhängiger Wald, und ein Stück von ſchlängelndem Waſſer blickt durch eine ſchöne Gruppe von großen Eichen und ſchattichten Büchen hervor. In einer Entfernung von zehn bis zwölf Meilen erblickt man die Güter des Lord Stamford, und über dieſe hinaus die Hügel in Shropshire, die unter dem Namen Cle bekannt ſind. Die Gegend beſteht hier aus einem ſehr mannigfaltigen Boden, und iſt, wie mich dünkt, ſehr ſchön. Wenn man nun ſo fort geht bis auf die Höhe der Ebene, kommt man wieder durch den Thor, und fängt hinter denſelben an, in das Thal hinabzuſteigen. Ungefähr auf dem halben Weg hinunter zu, iſt eine kleine Bank, die das Auge auf eine nahe Scene von hangenden Wäldern und jähen Abgründen, mit grünen Abhängen und bebauten Feldern vermiſcht, aufmerkſam macht.

Kommt man wieder zu der großen Ebne im Grunde zurück, ſo gelangt man bald zu einem Sitze, der einen nähern Proſpect von dem obgedachten Waſſer gibt; zwiſchen den Stämmen von hoch überſchattenden Eichen und Büchen, über welche hinaus die Reihe der Bäume bis ins Thal zur Rechten hinab fortgeführt iſt. Zur Linken erſcheint in einiger Entfernung der Gipfel des Hügels **Clent**, und das Haus mitten unter Waſſer und Gebüſchen. In der Mitte wird das Auge durch einen langen Proſpekt längſt der Ebene fortgeführt, bis es auf der Stadt und dem Thurm von **Hales** ruhen bleibt, über welche hinaus ſich eine maleriſche und ſchöne Gegend erhebt.

Neben dem Wege, in der Mitte von einer ſchönen Gruppe prächtiger Büchen, iſt ein Sitz mit folgender Inſchrift:

Joſepho Spence
Eximio Noſtro Critoni
Cui Dicari Vellet
Muſarum Omnium Et Gratiarum
Chorus
Dicat Amicitia
MDCCLVII.

Jetzt kommen wir durch ein kleines Thor in den ſogenannten Gang der Verliebten, und finden ſogleich einen Sitz, wo ſich das Waſſer in ſeinem ganzen Umfang ſehr vortheilhaft ausnimmt. Obgleich das Waſſer nicht gar groß iſt, ſo hat es doch eine ſo angenehme Form, und ſeine Grenzen ſind ſo gut verſteckt, daß der Zuſchauer vielleicht bey Seen von größerm Umfang weniger Vergnügen empfindet. Der Rand iſt auf der einen Seite mit Erlen beſetzt; auf der andern wird er von prächtigen Eichen und Büchen überſchattet. In der Mitte über das Waſſer hinaus ſieht man die Gegend von **Hales Owen** nebſt einer Gruppe von Häuſern an dem Abhang dahinter, und Waldung ſchleßt den Horizont. Iſt man nun einige wenige Schritte um den Rand des Waſſers herumgegangen, ſo kommt man zu einer andern kleinen Bank, die die vorige Scene mit einiger Veränderung dargeſtellt; vornämlich kommt hier ein weißes Dorf zwiſchen Bäumen hinzu. Geht man weiter, ſo tritt man in das angenehme Dunkel dieſes reitzenden Ganges, und kommt zu einer Bank unter einer ſchattigen Büche, die der Sitz des Rendesvous heißt, und folgende Aufſchrift hat:

Nerine Galathea, thymo mihi dulcior Hyblæ,
Candidior cygnis, hedera formoſior alba,
Cum primum paſti repetent præſepia tauri,
Si qua tui Corydonis habet te cura, uenito.

Hier fängt der Weg an, allmählig in eine ſchattige Tiefe hinunterzugehn, welcher zur Seite ein kleiner riſelnder Bach fließt, der entweder kleine Halbinſeln macht, indem er über Kieſeln rollt, oder in kleinen Waſſerfällen hinab fällt; immer von Bäumen bedeckt, und unter einem angenehmen Gemurmel. Dieſe ſo ſanfte und melancholiſche Scene endigt ſich mit einer zierlichen Urne, der Miß **Dolman** gewidmet, einer ſchönen und liebenswürdigen Verwandtin des **Shenſtone**, die im ein und zwanzigſten Jahre an den Pocken ſtarb. An der Urne ſtehn folgende Worte:

Peramabili Suæ Conſobrinæ
M. D.

Auf der andern Seite ſteht folgendes:

Ah Maria
Puellarum Elegantiſſima
Ah Flore Venuſtatis Abrepta
Vale
Heu Quanto Minus Eſt
Cum Reliquis Verſari
Quam Tui
Meminiſſe!

Von da ſteigt man etwas ſteiler zu einem andern Sitz hinauf, wo das Auge über eine rauhe Scene eines abgebrochnen und dornigen Bodens auf ein Waſſer in der Ebene, deſſen Enden hinter Bäumen und Geſträuchen verborgen ſind, zwiſchen denen ſich das Haus zeigt, und im Ganzen kein unangenehmes Gemählde macht. Der Weg geht, immer von Bäumen bedeckt, den Hügel hinauf, deſſen ſteile Höle einigermaßen durch das ſchlängelnde Hinaufſteigen erleichtert wird, bis wir zu einer Bank kommen, an der die Worte aus **Popens** Heloiſe ſtehen: Göttliche Vergeſſenheit niedriger Sorgen! Die Ausſicht vor derſelben zeigt einen einſamen Schauplatz von Bäumen, Gebüſchen und Abgründen, und endigt ſich auf einem grünen Hügel, auf deſſen Spitze eine Gruppe von Tannen ſteht.

Jetzt merkt man ſowohl den großen Nutzen, als die Schönheit des ſich ſchlängelnden Pfades, auf dem man zu dieſem Walde gelangt iſt. Der erſte Sitz darin hat folgende Aufſchrift aus dem **Virgil**, die auf die ländliche Ausſicht hier anſpielt:

— Hic latis otia fundis,
Speluncæ, vivique lacus, hic frigida Tempe,
Mugitusque boum, mollesque ſub arbore ſomni.

Wenn hier das Auge unter den ſich ausbreitenden Zweigen von Eichen und Büchen einen Abhang hinabſieht, kommt es zuerſt über einen etwas rauhen dornigen Grund; ſodann über Waſſer auf eine große ſich ausdehnende Ebene, in deren Mitte man das Haus unter Bäumen und Gebüſchen erblickt. Dies macht den Vorgrund. Da drüben hinaus erſcheint ein Strich von wüſten unebenen Land, mannigfaltig gemacht durch eine Hütte und eine Straße, die hinter einem Meierhofe und einer ſchönen Gruppe von Bäumen herumgeht. Der Hintergrund von dem allen iſt eine Reihe Hügel im halben Zirkel; abwechſelnd mit Wäldern und bebauten Strichen und eingezäunten Gegenden, vier bis fünf Meilen in die Ferne.

Indem wir immer tiefer in den Wald kommen, gelangen wir zu einer ſchlechten Bank, wo man durch eine Oeffnung zwiſchen den Bäumen eine Brücke von fünf Pfeilern ſieht, die in der Entfernung von einer halben Meile über ein großes Waſſer geſchlagen iſt. Vom nächſten Sitz hat man die Ausſicht von einer anſehnlichen Höhe einen jähen Abgrund hinunter, auf einen unregelmäßigen und angenehmen Boden. Und nun wenden wir uns plötzlich in einen langen geradelinigen Gang durch den Wald, der von großen Bäumen überwölbt iſt, und endlich zu einem kleinen ländlichen Gebäude führt. Obgleich der Gang, wie geſagt, in gerader Linie fortgeht: ſo ſteigt und fällt doch der Boden auf eine ſo angenehme Art, daß man nicht Urſache hat, das Abgemeßne des Ganges zu tadeln. Dieſe Allee geht durch den ganzen abhängigen Wald durch, und ungefähr in der Mitte kommen wir unerwartet zu einem hohen Gothiſchen Sitz, von da wir auf beiden Seiten durch den Wald einen noch viel größern Abhang, als der obgedachte war, hinunterſehen. Dieſer

Proſpect iſt in der That ſehr ſchön, indem das Auge zuerſt hinunter über einen ſehr mannigfaltigen Boden in das Thal geführt wird, wo ein großes Waſſer iſt, deſſen abhängige Ufer ihm alles Anſehn eines beträchtlichen Fluſſes geben. Der Boden erhebt ſich von da allmählig bis zu dem Gipfel des Hügels **Clent**, der drey bis vier Meilen entfernt iſt, und die Landſchaft wird durch einen Proſpect von **Hales Owen**, von einem Hauſe des verſtorbnen Lord **Dudley**, und von einem großen Walde des Lord **Littleton** bereichert. Es iſt unmöglich, eine hinlängliche Beſchreibung von dieſer Ausſicht zu geben, indem ihre Schönheit von der großen Mannigfaltigkeit der Gegenſtände und der ſchönen Beſchaffenheit des Bodens abhängt; überdies iſt alles in einer ſolchen Entfernung, daß man es ganz deutlich ſehen kann.

Von da kommen wir zu dem obgedachten ländlichen Gebäude, einem ſchlechten und wohlfeilen Bau, der aus rohen unbehauenen Steinen aufgeführt iſt. Er wird insgemein der Tempel des **Pan** genannt, iſt mit der Tibia und der Syrinx verziert, und hat beim Eingang folgende Inſchrift:

Pan primus calamos cera coniungere plures
Edocuit; Pan curat oues, ouiumque magiſtros.

Wenn wir von hier noch einmal rechts durch den dunkeln ſchattigen Wald hinaufſteigen, ſo gelangen wir auf einmal auf eine helle hohe natürliche Terraſſe, von da das Auge alle die vorigen Scenen, nebſt vielen neuen gleich ſchönen, überſieht. Und dies alles ſieht man einen Abhang hinunter, der einem Abgrund ſo nahe kömmt, als er kommen kann, ohne unangenehm zu werden. In der Mitte iſt ein Sitz mit der Inſchrift: Divini gloria ruris! Um von dieſer, unſtreitig prächtigſten Scene einen beſſern Begriff zu machen, iſt es vielleicht am beſten, ſie in zwey verſchiedne Theile zu theilen: in die ſchöne Vertiefung von vorne, und in das reiche Thal zur Rechten. Was die Vertiefung betrifft, wenn ein luſtiger Bruder ſeine Vorſtellung von einem, inwendig mit allen den romantiſchen Scenen, die je die Chineſer erſonnen, verzierten Punſchnapfe ſo weit erweitern könnte, daß er ſich unter dieſer Ausſicht einen ſolchen ungeheuern groſen Napf dächte, ſo würde dies vielleicht bey ihm die höchſte Idee erregen, die er ſich von irdiſcher Glückſeligkeit machen könnte. Er wurde gewiß darin zu ſchwimmen wünſchen. Genug, der Rand des Horizonts hat eben ſo ſchöne Abwechſelungen, als die Vertiefung. Es wäre überflüſſig, hier die Hügel **Clee**, den **Wrekin**, die Walliſer Gebirge, oder den **Caer Caradoi** in einer ungeheuern Ferne zu beſchreiben, die, ob ſie gleich die Scene angenehm ſchließen, doch in der Beſchreibung von **Leaſowes** nicht in Betracht kommen, weil die Schönheit dieſes Orts hauptſächlich aus ſolchen Gegenden beſteht, die man deutlich unterſcheiden kann. Das Thal zur Rechten iſt eben ſo reich, und die entgegengeſetzte Seite deſſelben ſchön mit Waldung eingefaßt. Die hohen Hügel auf der einen Seite dieſes langen Thals füllen gleichſam die Vertiefungen auf der andern aus. Doch dies ſind ſolche Gegenſtände, die, ſo herrlich ſie im Anblick ſind, doch den Leſer in der Beſchreibung nicht ſo rühren, wie den Zuſchauer auf der Stelle.

Wenn wir von da wieder zurück in den Wald und durch den Tempel des Pan gehen, ſo kommen wir den Abhang gerade hinunter in ein andres Stück von **Shenſtone's** Gute, indem uns der Pfad durch ſehr angenehme

Scenen eines gutgeſtalteten Bodens, der vollkommen konkav und konvex iſt, führt, bis wir zu einem Sitz unter einer ſchönen Buche kommen, wo man einen ſehr mannigfaltigen Vorgrund; in einer Entfernung von faſt einer halben Meile das gothiſche Kabinet auf einem mit Wald bedeckten Hügel; eine ſchöne Hütte unter Bäumen in dem entfernten Theile der Vertiefung, und zur Rechten einen Meierhof, lauter maleriſche Gegenſtände, erblickt.

Der nächſte und der folgende Sitz zeigen ungefähr dieſelben Scenen; aber etwas erweitert, und mit einer vortreflichen Gruppe von Bäumen vermehrt, die an den alten Familienſitz der **Littletons** grenzen, von dem der jetzige Lord **Littleton** ſeinen Namen führt.

Wir kommen nun zu einer artigen Gothiſchen Hütte, hinter der eine Gruppe von Tannen ſteht, und wo das Auge gerade vor ſich einen Waſſerfall im Thal hat, der unter dem dunkeln Schatten von Pappeln hervorblickt. Das Haus erſcheint in der Mitte einer großen mit Bäumen und Gebüſch beſetzten Ebene. Die angenehme Abwechslung von kleinen Erhöhungen und Vertiefungen, die von minder ſanften und bebauten Gegenden begrenzt werden, gibt das angenehmſte Gemählde von häuslicher Einſamkeit und Stille.

Jetzt ſteigen wir zu einem Sitz herab, der mit ſchönen Pfählen eingeſchloſſen, hinten von Tannen beſchattet, und dem Lord **Littleton** gewidmet iſt. Dieſer Platz gewährt eine ſchöne Ausſicht auf ein Thal, das ſich allmählig verengt, und mit einer Gruppe prächtiger Eichen und Buchen endigt. Die rechte Seite wird von zwey überraſchenden Waſſerfällen und einem ſich ſchlängelnden Fluſſe belebt, den man ſtellenweiſe durch das Laub der Bäume ſieht. Zur Linken erſcheint der obgedachte hängende Wald mit der Gothiſchen Hütte in der Mitte.

Indem wir immer durch Krümmungen hinunterſteigen, kommen wir zu einem kleinen Sitz, wo man eines von den Zimmern des Hauſes, und eine Hütte auf einem ſehr erhabnen Boden über die Spitzen von den Bäumen des Wäldchens im angrenzenden Thal erblickt, welches eine angenehme Probe von der jähen Ungleichheit des Bodens in dieſer romantiſchen mannigfaltigen Landſchaft gibt. Der nächſte Sitz zeigt einen andern Proſpect deſſelben Thals, indem das Waſſer ruhig, wie es ſcheint, zwiſchen zwey Wäldchen ohne einigen Waſſerfall hingeleitet, zum Kontraſt mit der vorigen Ausſicht, wo es durch Waſſerfälle gebrochen ward. Sehr ausdrucksvoll ſpielt auf dieſe Scene folgendes Motto an:

Rura mihi, & rigui placeant in vallibus amnes,
Flumina amem ſiluasque inglorius!

Jetzt ſteigen wir in einen ſchönen dunkeln Platz herab, **Virgil's Hain** genannt, wo wir beym Eingang rechter Hand einen kleinen Obelisk ſehen mit der Inſchrift:

P. Virgilio Maroni
Lapis iſte cum luco ſacer eſto.

Davor iſt eine ſchlechte Bank, wo einige von denſelben Gegenſtänden, aber aus einem andern Geſichtspunkt, geſehen werden. Es iſt ſchwer, dieſen reizenden Hain zu mahlen oder zu beſchreiben; indeſſen, da man mehr denn einmal es verſucht hat, ihn zu mahlen: ſo hoffe ich eine

Entſchuldigung für meine unvollkommne Beſchreibung in der Schwierigkeit zu finden, die diejenigen gefunden, die ihn mit ihrem Pinſel zu ſchildern geſucht haben. Zuerſt alſo muß ich bemerken, daß die ganze Scene dämmerig iſt, und aus einem kleinen tiefen Thale beſteht, deſſen Seiten mit unregelmäßigem Laubwerk von Haſelſtauden und andern Unterholz eingeſchloſſen ſind. Das wird von hohen Bäumen überſchattet, die ſich aus der Tiefe des Thals erheben, durch welches ein ſtarkes Waſſer in mooſigen Ufern fließt, die mit Zeitloſen und einer Menge andrer wilder Blumen verziert ſind. Der erſte Sitz, zu dem wir kommen, hat folgende Inſchrift:

Celeberrimo Poetæ
Jacobo Thomſon
Prope Fontes Illi non Faſtiditos
G. S.
Sedem Hanc Ornauit.

Quæ tibi, quæ tali reddam pro carmine dona?
Nam neque me tantum venientis ſibilus auſtri,
Nec percuſſa iuvant fluctu tam littora, nec quæ
Saxoſas inter decurrunt flumina valles.

Dieſer Sitz beſteht aus einer hohen Bank an der Kante des Thals, von da das Auge durch das andere entgegenſchimmernde Licht, und durch den Schall der mancherley Waſſerfälle, wodurch der ſich ſchlängelnde Strom angenehm gebrochen iſt, hinunter in die Ebene gezogen wird. Dieſem Sitz gegenüber erhebt ſich der Boden wieder in einer ſanften Krümmung bis zu einer Art von tropfendem Quelle, wo ein kleiner Bach eine Niſche von rohen Steinen herab durch Farnkraut, Leberkraut und andre Waſſerkräukräuter trieſt. Die grüne Ebene in der Mitte, durch die ſich der Fluß ſchlängelt, iſt ſo ſchön geſtaltet, als man ſich nur denken kann. Iſt er durch jene Waſſerfälle herabgefallen, ſo geht er unter einer Brücke von einem Bogen fort, und ergießt ſich in einen kleinen See etwas tiefer unten. Dies ſchließt die Scene rechter Hand, und, nachdem dieſe Gegenſtände den Zuſchauer einige Zeit ergötzt haben, ſchweift ſein Auge linker Hand herum, wo man einen der ſchönſten Waſſerfälle, der ſich denken läßt, zufälliger Weiſe durch eine Art von Allee oder freyem Platz im Walde ſieht. Er fällt einen von Bäumen überſchatteten Abgrund herab, und ſetzt uns in Erſtaunen. Es iſt unmöglich, das Vergnügen auszudrücken, das man darüber empfindet: denn iſt gleich Ueberraſchung allein nicht Schönheit, ſo dient ſie doch, die Wirkung des Schönen zu erhöhen. Ich glaube, niemand ſah je dieſen Hain ohne inniges Vergnügen, und ſollte man irgend einen beſondern Platz dieſes wahrhaftig arkadiſchen Gutes auswählen: ſo würde es vielleicht dieſer ſeyn, ob er gleich mit der Terraſſe und ſo vielen andern Scenen ſo ſchön kontraſtirt, daß man nicht wünſchen kann, ſie je getrennt zu ſehn.

Wir kommen nun zu einem Sitz am Fuß einer großen Wurzel am Rande eines Abhangs, wo wir folgende Inſchriften in Verſen finden: „O laßt mich ſtets dieſe friedlichen Schatten aufſuchen! Nie müſſe Ehrgeitz die Bewohner dieſer ſchattigen Laube befallen, die ſeine Wege fliehen, und ſeine Macht verachten! Hieher fliegt der friedliche Eisvogel von geſelligen Matten und offnen Himmeln; es gefällt ihm, ſeinen Lauf nach dieſem Bache zu richten, und hier ſein ſapphirnes Gefieder zu verbergen. Die Forelle, mit rothen Flecken beſprengt, verläßt den unwillkommnen Strahl der Sonne, um in dieſem kleinen

„Bach zu lauſchen. Gewiß, ich höre die Najade ſagen:
„Fliehe, fliehe, mein Gewäſſer, durch dieſen einſamen
„Weg; ſo lieblich ſonſt auch dein Gemurmel, ſo lieblich
„kühl und ſchön auch dein Naß iſt. Fliehe, ſchöner Bach;
„laß nicht den Eiteln deine kleinen unbefleckten Schätze
„verachten; laß nicht den tiefſinnigen Weiſen murren, deſ-
„ſen verborgner Lauf dem deinigen gleicht.“ Die Aus-ſicht, die man hier hat, iſt eine ruhige, ſtille Scene von Waſſer, das durch den abhängigen Boden gleitet, und ein Blick durch die Bäume von einem kleinen Teich in der Tiefe.

Die Scene an dieſem Platze iſt eine Scene von Waſſer, das durch ein rohes einſames Thal dahin ſchleicht; der Boden iſt auf beiden Seiten mit Kräutern und Feldblumen bedeckt, ſo wie der vorhergehende ganz kahl erhalten wird. Weiter hin verlieren wir alles Waſſer aus den Augen, und hören bloß das Getöſe, ohne es zu ſehn, eine Art von Wirkung, die die Chineſer in ihren ſogenannten Zauberſcenen gern hervorzubringen pflegen. Plötzlich wenden wir uns nun nach dem hohen Waſſerfall hin; den wir vorhin durch die Allee bewunderten. Der Platz umher iſt eine vollkommne Grotte von natürlichen Steinen, über die Wurzeln von Bäumen hervorragen, und die ganz von oben her beſchattet wird. Doch zuerſt nähern wir uns linker Hand einem Stahlbrunnen, an dem ein eiſerner Becher befeſtigt iſt, und wo man auf einem Stein folgende Inſchrift findet:

Fons Ferrugineus
Divæ Quæ Seceſſu Iſto Frui
Concedit.

Wenn wir uns dann zur Rechten wenden, finden wir einen ſteinern Sitz, der einen Theil der obgedachten Grotte ausmacht, mit folgender wohl angebrachten Inſchrift:

Intus aquæ dulces, vivoque ſedilia ſaxo,
Nympharum domus,

welches **Shenſtone** die Definition einer Grotte zu nennen pflegte. Jetzt ſchlagen wir uns auf einen ſchattigen Pfad linker Hand, und ſind wir oben bey dem Waſſerfall vorbey: ſo gehn wir über den Bach, der das Waſſer dazu hergibt, und kommen auf den Weg nach dem Hauſe zu. Erſt finden wir einen Sitz unter einer ſchattigen Eiche, indem wir den Hügel hinaufſteigen. Bald darauf kommen wir in das Gebüſche, das das Haus halb umgibt, wo wir zwey Sitze finden, die **Shenſtone** zweyen ſeiner vertrauteſten Freunde mit folgenden Innſchriften widmete. Die eine lautet ſo:

Amicitiæ Et Meritis
Richardi Graues
Ipſæ te, Tityre, pinus,
Ipſi te fontes, ipſa hæc arbuſta vocabant.

Der andre Sitz iſt ein wenig weiter, und hat folgende Aufſchrift:

Amicitiæ Et Meritis
Richardi Jago.

Von dem letztern iſt eine Ausſicht das Thal hinab über eine große ſich weit erſtreckende Ebene, die ſchön mit Eichen eingefaßt iſt, nach einem Gewäſſer, über das in der Ebene eine anſehnliche Brücke geht. Der Thurm von **Hales**, und ein Dorf unter Bäumen machen ein angenehmes Gemählde.

mählde. Indem wir ſo unter blühenden Gebüſchen fortgehn, kommen wir, bey einem Taubenhauſe vorbey, zu dem Pferdeſtall. Doch wir dürfen nicht vergeſſen, daß beym Eintritt in dieſes Gebüſche der erſte Gegenſtand, der (außer einem Baſin mit Goldfiſchen) uns in die Augen fällt, eine mediceiſche Venus iſt, rund um mit Gebüſchen umgeben, und mit folgender Inſchrift verſehen:
„Semireducta Venus — „Dieſer hier einſamen Venus hulde
„ich mit nüchternem Muth; nicht jener, die auf Paphos
„Fluren bewundert wird, der Frechen, Loſen und Fröhlichen;
„nicht jener, deren verliebte Blicke den phygiſchen
„Hirten zu beſtehen vermochten; nicht jener, die, in Waffen
„gekleidet, das unglückliche Troja nicht zu retten vermochte.
„Wenn ſie eben den ſchäumenden Wellen entſteigt,
„befeuert ſie jedes Herz, indes ſie halb entfernt
„ihre Reize zu verbergen ſcheint, uns halb ſie entdeckt.
„Lernet hieraus, ihr pralenden Söhne des Geſchmacks,
„die ihr den ländlichen Schatten meidet; lernet hieraus,
„der fehlerhaften Verſchwendung von Pracht zu entſagen,
„die ihr vor Augen legt. Laßt die magiſche Kunſt des
„angenehmen Verbergens eure grenzenloſen Fluren erfüllen,
„und laßt, indeß das Auge den einen Theil enthüllt,
„die Phantaſie das Uebrige mahlen. Laßt ſpröde
„Zurückhaltung ſich mit dem Aufwand vereinigen, um
„eure Felder und Gehölze zu zieren; laßt in dem, was ihr
„mahlt oder bauet, keinen zudringlichen Lichtſtrahl das
„Auge ſchwächen. Ferne müſſe der verſchwenderiſche
„Schimmer des Goldes von Brittiſchen Hainen ſeyn; fern
„von ihnen das buhleriſche Anſehn von Chinas ſtolzen
„Zimmern. Beſcheidne Schönheit flieht immer die feſteſten
„Bande; ſie, die ſich keiner gebieteriſchen Regel unterwirft,
„iſt am würdigſten zu herrſchen!“

3.

Merkwürdigkeiten aus dem Leben einiger Thiere.

Das **Faulthier**, ein vierfüßiges Amerikaniſches Thier, braucht zwey Tage, um auf einen Baum hinauf, und auch zwey, um wieder herunter zu ſteigen; es thut des Tags kaum funfzig Schritte. Seine Stimme gleicht dem Schreien einer jungen Katze, und es ruft gravitätiſch i, i, i, i, i, nach der Abſtufung der Tonleiter la, ſol, fa, mi, re: deswegen haben es einige im Scherz den Erfinder der Muſik genannt.

Der **Schiffkuttel**, iſt eine Seemuſchel. Wenn der Fiſch, der ſie bewohnt, ſchwimmen will, ſo ſtreckt er zwey Muskeln als Maſte in die Höhe, und ſpannt das dünne, leichte Häutchen, das ſich zwiſchen ihnen befindet, wie ein Seegel aus; zwey andere Muskeln ſteckt er ins Meer, wie ein Ruder, und ſein Schwanz iſt das Steuer. Er faßt nicht mehr Waſſer in ſeine Muſchel, als zum Ballaſt für ſein kleines Schiffchen nöthig iſt. Aber im Sturm, oder bey Annäherung eines Feindes, zieht er Segel und Ruder ein, und füllt die Muſchel ganz mit Waſſer an, damit ſie deſto geſchwinder unterſinke. Wenn er vom Boden des Meers wieder in die Höhe ſteigt, kehrt ſeine Anker, das oberſt zu unterſt; kaum aber iſt er auf der Oberfläche, ſo gibt er ihr wieder ihre alte Lage; leert das Waſſer aus, und ſchifft weiter. Der **Schiffkuttel** iſt ſich Maſt, Seegel, Ruder, Steuer, und gleicht faſt in Allem den Schiffen der Menſchen.

Die **Steckmuſchel**, um nicht von dem achtfüßigen Blackfiſche, ihrem Feinde, gefreſſen zu werden, herbergt in ihrer Muſchel einen kleinen Krebs ohne Schale, der **Muſchelwächter** genannt. Wenn ſie hungert, öffnet ſie ihr Muſchel, und ſchickt ihren Proviantmeiſter auf Beutemachen aus. Sobald dieſer den Blackfiſch gewahr wird, kehrt er ſchleunig um, und warnt ſeine Wirthin vor der drohenden Gefahr, die dann ihr Gehäuſe wieder ſchließt, und ihrem Feinde entwiſcht. Hat er etwas erbeutet, ſo thut er einen kleinen Schrey an dem Orte, wo ſich die Steckmuſchel öffnet: ſie läßt ihn ſogleich ein, und theilt ſeine Beute mit ihm.

Die **Lemminge** ſind Norwegiſche und Lappländiſche Bergmäuſe, die ſich auch oft auf's flache Land wagen, und dann den ganzen Boden bedecken, weil ſie in Heerden von vielen Tauſenden ziehn. Das Sonderbare iſt, daß ſie immer eine gerade Linie halten, ohne zur Rechten oder zur Linken im mindeſten abzuweichen. Treffen ſie auf ihrem Wege einen Menſchen an, ſo ſuchen ſie zwiſchen ſeinen Beinen durchzukommen. Hält man ihnen einen Stock entgegen, ſo heben ſie ſich auf ihre Hinterfüße und beißen hinein. Stoßen ſie auf einen Heuhaufen, ſo freſſen, oder höhlen ſie ſich eine Bahn queer durch. Iſts ein Felſen oder Stein, ſo gehn ſie gerne halb um ihn herum; halten aber gleich wieder die vorige Richtung. Kommen ſie an einen See, ſo thun ſie ihr möglichſtes, um ihn immer in derſelben Linie zu paſſiren; und wenn es gleich ſein größter Durchmeſſer ſeyn ſollte. Treffen ſie auf dieſem See etwa ein Boot in ihrer Richtung an: ſo weichen ſie ihm nicht aus, ſondern klettern hinan, und ſtürzen ſich auf der andern Seite wieder in den See. Das reißendſte Waſſer ſchreckt ſie nicht ab: ſie verfolgen beſtändig hartnäckig ihre gerade Linie, wenn ſie gleich zu vielen Tauſende umkommen und erſaufen. Woher mag bey dieſem Thiere dieſer gewaltige Inſtinct zur geraden Linie entſtanden ſeyn?

Das Eyerlegen der Schnacken iſt eins der ſonderbarſten Naturinſtincte. Der kleine Wurm, der aus dem Ey der Schnacke kriecht, muß bey ſeiner Ankunft in der Welt gleich Waſſer finden, weil er in dieſem Elemente als Wurm zu leben anfängt. Das Waſſer muß alſo Bewahrer des Ey's; dieſes Ey aber nur zur Hälfte im Waſſer, und mit der andern außer dem Waſſer ſeyn, um von der Sonne ausgebrütet zu werden, und dieſe Lage muß es beſtändig beybehalten. Würden die Eyerchen ohne Vorſicht, auf Gerathewohl der Oberfläche des Waſſers anvertraut: ſo würde das Waſſer ſie zerſtreuen, verſchlagen, und um und um umkehren. Die Schnacke fängt es aber folgendergeſtalt an, ihnen eine feſte Lage auf einem ſo unbeſtändigen Element zu geben. Sie ſtellt ihre vier Hinterbeine auf die Waſſerfläche, und kreutzt ſie darauf nahe bey'm After. In dem Winkel, welchen die beyden gekreutzten Beine formiren, legt ſie ihr erſtes Ey, und bringt es mit dem Ende ihres Afters dahin, der bey dieſen Inſekten von wunderbarer Geſchmeidigkeit, wie ein Elephantenriſſel iſt. Die beyden Seiten und die Spitze des Winkels halten das Ey feſt, bis ein 2, 3, 4, 5tes geſolgt iſt. Alle dieſe Eyer ſind mit einem Schleim überzogen, der ſie an einander klebt. Ihr Reihen werden nun länger und länger, ſo wie ſich der Winkel erweitert, bis ſie die Länge bekommen haben, die ihm des Thier geben will. Dann kreutzt es die Beine nicht mehr, ſondern hält ſie parallel, und ſetzt das Eyerlegen fort; doch ſo, daß die Zahl der Eyer auf jeder Reihe nun abnimmt, bis das letzte Ende eben ſo ſpitzig iſt, wie das erſte, das mit einem Ey anfing. Dieſe beyden Enden machen das Vorder- und Hintertheil aus, und der ganze kleine Eyerklumpen gleicht einem Kahn. Ein Ey allein würde ſich nicht haben auf dem Waſſer aufrecht halten können; allein die vielen zuſammen bilden eine Art Floß, die ſich nicht umſtürzen läßt, und auch nie untergeht. Iſt das Legen geendigt, ſo zieht die Schnacke ihre Beine weg, und das Eyerſchiff kann nun hinſchwimmen, wohin es will.

[illegible] Verlage der Weverſchen Buchhandlung zu [illegible] ſind in der Michaelis-Meſſe 1788 nachfolgende neue Bücher herausgekommen:

[illegible] Potrida, 1788. Zweytes Stück. gr. 8. Berlin 1788. 10 gr.

Inhalt: 1) Gedichte. 2) Havre de Grace. (Aus dem ungedruckten Journal einer Reiſe durch Frankreich 1785, von [illegible] de la Roche.) 3) Pendant aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts zu den ** Lügen. 4) Abentheuer und Miſtificationen des Poinſinet. 5) Beobachtung über die Wirkungen einer großen Wärme auf den menſchlichen Körper. 6) Aus der Schweizergeſchichte. 7) Der edle Bürger. 8) Fragmente aus meinem Leben. 9) Vom Gebrauch der Taſchenuhren. 10) Beſchreibung von Leaſowes, einem Landgute des Dichter Schenſtone. 11) Merkwürdigkeiten aus dem Leben einiger Thiere.

[illegible] Quartalſchrift zum Unterricht und zur Unterhaltung aus den neueſten Reiſebeſchreibungen gezogen, 1788. 3tes Stück. gr. 8. Berlin 1788. 10 gr.

Enthält: 1) Zuſtand der Chriſten im Königreiche Marocco. 2) Neueſte Nachrichten von China. 3) Beſchreibung der Inſel Lipari. 4) Politiſche und ſittliche Geſchichte der Mamlukken. 5) Bemerkungen über den gegenwärtigen Zuſtand der vereinigten Niederlande.

Nachrichten, geographiſch ſtatiſtiſche, vom ganzen Türkiſchen Reiche für Zeitungsleſer, nebſt einer groſſen illuminirten Landkarte vom ganzen Türkiſchen Reiche, und einer in Kupfer geſtochenen Abbildung einer Türkiſchen Standarte oder Roßſchweifs. gr. 8. Berlin 1788. 6 gr.

[illegible] Breitenbauch. (G. Aug.) Aelteſte Geſchichte des jetzigen Tauriens und Caucaſiens, bisher Crim und Cuban genannt, zweite Abtheilung, nebſt einer Landkarte 8. Berlin 1788. 6 gr.

[illegible]rine. Richardſons Clariſſen nachgebildet und zu einem lehrreichen Leſebuch für deutſche Mädchen beſtimmt. Zweiter und dritter Theil. 8. Berlin 1788. 1 rthl. 8 gr.

Der Herr von Archenholz äußert in ſeinem England und Italien: Clariſſe ſey das vortrefflichſte Buch welches die Britten in dieſer Gattung aufzuweiſen hätten. Mit Recht wünſcht [illegible], daß eine neue Ueberſetzung, die dem jetzigen Zeitalter angemeſſen iſt, davon erſcheinen möchte. Der Verleger hat, hiedurch bewogen, dieſes Geſchäfte einem Manne aufgetragen,

der

welchen [illegible] Schriften [illegible]

[illegible]

[illegible] und der, an [illegible]

[illegible]

[illegible] Bahne [illegible]

[illegible] Abkürzungen [illegible]

[illegible] denn man [illegible]

[illegible] vermehrt [illegible]

Der vierte [illegible]

Opern erscheinen.

Theodor, ein glücklicher Morgen, [illegible]

Hallo, ein glücklicher Abend, [illegible]

mehrte Auflage. 8. Berlin 1780. [illegible]

Werke (sämmtliche) des [illegible]

Sechster Band. 8. Berlin [illegible]

Das [illegible] hat eine Gesellschaft [illegible] der Herrn [illegible] Rechnung, in einem [illegible] gesonnen sey, zur Erleichterung [illegible] dieser erhabenen [illegible] der Einzigen Werken, [illegible] hab zu veranstalten. Die [illegible] zum Gewinnß, wie sie feyerlich [illegible] sämmtlichen Versteigerungen [illegible] dieser Buchhandlung [illegible]

[illegible]

[illegible] gewisse die [illegible] der Ausgabe [illegible] schneller [illegible] erst, als bey der [illegible] Entwichen, [illegible] Nachdruck [illegible] veranstalten [illegible] Hoffnung machte, auch [illegible] worauf der Plan gemacht worden [illegible]

Welchen Grunde [illegible] ich [illegible] das Publicum zu bewegen, [illegible] Vorzug vor der [illegible] der Preis [illegible] so will ich noch [illegible] der Preise [illegible]

Berlin, den 14. Jun. 1780 [illegible]

Die [illegible] für [illegible]

No. 2.

[illegible] Potrubg.

[illegible]

[illegible]

Berlin

[illegible] Buchhandlung

l. x.

Olla Potrida.

1788.

Drittes Stück.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

I.

Gedichte.

1.

Die Rückerinnrung.

An meine Schweſter F. D. Amalia.

Göttingen, den 10ten Sept. 1787.

Süßerquickend iſt das Rückgedenken,
Rückerinnern an vergangne Zeit!
Freuden, welche ſie den Menſchen ſchenken,
Gränzen nah' an Engelſeligkeit.
Denn der Born, aus dem, für Alle quellend,
Sie in Aller Herzen ſtrömen, iſt
Ewig rein und ewig ſilberwallend,
Jenem gleich, der höhern Engeln fließt.
Selig der, auf den, aus milder Schaale,
Rückerinnrung ihre Freuden träuft;
Dem, durch ſie, die Blum' in jedem Thale

Lieblichduftender entgegenreift!
Sanft, wie Frühlingswehen, trägt ihr Flügel
Zu durchjauchzten Tagen unſern Geiſt,
Wo uns, ſüßgetäuſcht, ihr Zauberſpiegel
Dreymal reiner alle Freuden weiſt.
Und die Blümchen auf des Lebens Aue,
Die wir ſäen in der Jugend früh,
Tränkt Erinnrung einſt mit Himmelsthaue,
Und erfriſcht durch Himmelsſtralen ſie;
Lieblich, wie im erſten Lebensmaye,
Düften ſpät dann jene Blümchen noch,
Und es hebt, wie Jugendluſt, aufs neue,
Rückerinnrung unſern Buſen hoch.
Selbſt die Thräne, die, in Leidenstagen,
Wenn uns Nacht und Traurigkeit umzog,
Und die Seele, vom Gewicht der Plagen,
Müd' und lebensſatt ſich niederbog,
Einſam unſer Aug' im Stillen weinet,
Lohnt Dir einſt im Rückgedenken hoch;
Wann des Lebens Abendröthe ſcheinet,
Lohnt ſie Dir mit reinen Freuden noch.
Jeden Schmerz, den unſre Seele fühlte,
Jeden Drang nach Grabesruh' und Tod;
Jede Pein, die unſer Herz durchwühlte,
Uebermalt Erinnrung roſenroth.
Schöner lächelt einſt, auf bleichen Wangen,
Nie beſtralt von ſanfter Freude Schein,
Die Erinnrung: ſeines Lebens bangen
Erdenkampf getroſt durchkämpft zu ſeyn;
Schöner, als die Sonn' am Morgen lächelt,
Wann, nach ſtürmevoller Regennacht,

Lenzesodem um die Blumen ſächelt,
Und die Schöpfung jauchzend neu erwacht.
Einſt, an der Vergangenheit Geſtade,
Wirft der Leidende den naſſen Blick,
Froh, wie Sieger, auf die rauhen Pfade
Seiner wolkenvollen Bahn zurück.
Rückerinnrung leitet, wann die Kette
Dieſes Lebens Glied vor Glied zerreißt,
Und Gewinſel um das Sterbebette
Nun der Trennung Augenblick verheißt,
Unſers Wandels gute Thaten alle,
Die wir hier, mit reinem Tugendſinn,
Willig übten, leitet alle, alle
An das bleiche Sterbelager hin;
Und wie Engel, dichtgereiht in Schaaren,
Stärken ſie, mit Ahndungen der Luſt
Und der Freuden, die im Himmel harren,
Des Ermatteten gepreßte Bruſt. —
Sag! Wer litte nicht um ſolche Freuden,
Die Erinnrung nur den Menſchen beut,
Ohne Murren auch die kleinen Leiden,
Die uns Gott auf unſre Pfade ſtreut?
Sag! Wer blickte nicht, um einſt am Ziele
Spät noch ſolcher Wonne ſich zu freu'n,
Männlichſtark, mit ruhigem Gefühle,
In des Erdelebens Graus hinein?? — —

O! Wie fühlt' ich mich an Deiner Seite,
Beſtes Mädchen, einſt ſo ſorgenfrey;
O! Wie ſchlüpfte da mir, im Geleite
Junger Freuden, jeder Tag vorbey,

Als ich noch, ein Fremdling allen Schmerzen,
Jede Regung meines Buſens ſang,
Und geſchmiegt an Deinem ſanften Herzen,
Mich Dein ſchweſterlicher Arm umſchlang;
Als wir uns, in ſüßer Einſamkeit,
Froh, bey goldnen Jugendträumen, fanden,
Und, mit wolkenloſer Heiterkeit,
Roſen noch um unſre Locken wanden;
Als wir, lächelnd, wie die Morgenflur,
Hand in Hand durch Gottes Schöpfung eilten,
Und, bey Frühlingsſzenen der Natur,
Gern, mit hochentzückten Herzen, weilten.
Leiſe, fragt' ich mich, in ſüßem Wahn,
Oftmals ſelber: Kann denn dieſes Leben
Auch noch ohne Malchen Freuden geben?
Und mit Thränen hielt ich feſter dann,
Furchtbeklommen vor der Trennung Stunde,
Dich am Buſen; ach! wie freudevoll,
Wenn mir da aus Deinem ſüßen Munde
Nur das Labewörtchen: Bruder, ſcholl! —
Und vorüber wären dieſe Freuden,
Wie ein Lüftchen uns vorüberrauſcht?
Und ich hätte nur mit Trennungsleiden
Alle Jugendſeligkeit vertauſcht?
Hätte willig mich von Dir geriſſen,
Dir, der Quelle meiner frühſten Luſt,
Ewig jede Freude nun zu miſſen,
Ewig leer zu fühlen dieſe Bruſt? —
Nimmer! Nimmer! — Du, mit Engelmilde,
Labſt, Erinnrung, meine Fantaſey;
Leiteſt ſchöpferiſch, im Roſenbilde,

Jede Jugendſzene mir vorbey:
Und, wie Geiſter, nahen alle Stunden,
Deren Freuden ich ſo tief empfunden;
Deren Flug ſo ſchnell vorüberſtrich,
Meiner Seel', im ſanften Wehen, ſich:
Wonnebebend fühl' ich ihr Berühren,
Fühl' es, wie ſie leiſe meinen Geiſt
In des Elmes Schattenthäler führen,
Die der Stral der Morgenſonn' umfleußt:
Daß ich oft, getäuſcht, in Malchens Arme
Stürz', und ruf' entzückt: „O! Wiederſehn,
O! Wie lohneſt Du, nach langem Harme,
Nach Entfernung, überſchwenglich ſchön!!“

So durchglüht vom höhern Himmelsſcheine,
Den Erinnrung in die Seele ſtralt,
Wandl' ich oft, am Ufer meiner Leine,
Wann der Mond mit Silber ſie bemalt,
Und, ſich neigend über ihre Wellen,
Erlenwipfel, ſchauerlich und ſchön,
Milde Kühlung, in der ſternenhellen
Hehren Dämmrung, mir entgegenwehn;
Wandle dann; — und ein geheimes Sehnen,
Wehmutsvoll, doch unerklärlich ſüß,
Zieht mich fern von dieſer Erde Szenen,
Hebt mich hoch ins Engelparadies,
Wo Erinnung Dich und mich verkläret,
Nicht mit ſanfter Täuſchung nur erquickt:
Nein! wo ewig, ewig ungeſtöret,
Dich Dein Bruder in die Arme drückt.

Heimbert P. F. Hinze.

2.

Ein Lied vom May.

(Nach der Mel. des Liedes: Auf, ihr muntern Brüder ꝛc.)

Auf den Bäumen allen
Scherzen Nachtigallen,
Singen freudig Allen
  Frühlingswiederkehr:
Durch erwärmte Lüfte
Wehen Balſamdüfte
  Labung ringsumher.

Freunde, die ſich fanden,
Geiſt mit Geiſt verbanden,
Lange gleich empfanden,
  Freu'n ſich im May;
Singen, froh im Bunde,
In vertrauter Stunde
  Gern ein Lied vom May.

Zu verjüngtem Streben
Nach Genuß im Leben
Muth und Kraft zu geben,
  Schuf ihn die Natur. —
Ihr, die Freundſchaft bindet,
Grüßet ihn! empfindet
  Freundſchaft und Natur!

H.

II.

Auszüge.

Graf Caglioſtro.*)

(Aus Küttners Briefen eines Sachſen aus der Schweiß).

Baſel, den 18. December 1781.

Sie müſſen wohl auch in Deutſchland von einem Grafen von Caglioſtro gehört haben, der ſeit einiger Zeit zu Strasburg ein ſonderbares Aufſehn macht. Sein Name iſt in allen Zeitungen, aber die Geſchichten und Anekdoten, die man von ihm erzählt, ſind eben ſo widerſprechend, als abendtheuerlich und ausgelaſſen. Ich wünſchte ſehr nach einer genauern Nachricht von ihm, als ich erfuhr, daß unſer * * * nicht nur ihn kenne, ſondern auch ſehr oft ſich in Geſellſchaft mit ihm finde. An dieſen ſchrieb ich, und hier haben Sie aus ſeinem Briefe das, was den Grafen angeht. —

— — „Dieſer Mann iſt, wie Melchiſedek, für „alle übrige Menſchen, ohne Vater, ohne Mutter, ohne „Geſchlecht. Genug, er fand ſich hier (zu Strasburg) „ein, blieb einige Zeit unbekannt, that darauf verſchiedene „Kuren, und jetzt hilft er allen Kranken; nimmt keinen

---

*) Der Leſer wird es, ohne unſer Erinnern, mit der **Frau von Reck**, Herrn **Bieſters**, Herrn **Schloſſers** ꝛc. neuern Nachrichten von dieſem, ſo vieles Aufſehn erregenden, Manne, vergleichen.

„Heller Geld von Niemanden, keine Geſchenke von Nie-
„manden; gibt Armen viel, hält ein gutes, anſtändiges
„Haus, bezahlt ohne Aufſchub, und verrichtet Kuren, die
„außerordentlich ſind. Er ſpricht beinahe alle Spra-
„chen, und hat die ganze Welt durchreiſt. Arme, Bett-
„ler und die Erſten der Stadt ſuchen Hülfe bey ihm, und
„er nimmt ſie ohne Unterſchied an. Da er keinen Wechs-
„ler hat, und viele Louisd'or durch ſeine Hände gehen, ſo
„iſt er auf der einen Seite der Neugierde und der Ver-
„läumdung, und auf der andern der Zunſt von Aerzten aus-
„geſezt. Da fehlts nicht an Kabalen, Geſchichtgen und
„Mährchen. Indeſſen lebt er ſchon ſeit vielen Monaten,
„von hundert Elenden, die er gerettet hat, geſegnet.

„Ohne ſein Zuthun hat er den Kardinal (Prinzen
„von Rohan, Biſchof von Strasburg) ganz bezaubert.
„Er iſt mit ihm in Paris geweſen, und hat dort den Zu-
„lauf von Tauſenden gehabt. Aus Briefen von ſichern
„Männern hab' ich geleſen, daß er einige 100,000 Livres
„hätte gewinnen können, wenn er es wie Tr. und T. hätte
„machen wollen. Viele Vornehme von Paris ſind ihm
„hieher nach Strasburg gefolgt. Seitdem lebt er auf
„dem Schloſſe des Kardinals zu Zabern (Saverne) und
„kommt dreymal wöchentlich in die Stadt. Man ſagt,
„daß der Kardinal täglich mit ihm arbeite und ſich in
„Chymiſchen übe. Dieß iſt alles buchſtäblich wahr und
„richtig.“

Alles dieß, mein lieber S **, iſt ſonderbar genug! Ich enthalte mich aller Anmerkungen über dieſen Brief; denn auf der einen Seite bin ich äußerſt geneigt, das Ganze zu verlachen und alle dergleichen Wundermänner in das Reich der Schimären und — um nichts Schlimmers zu ſagen — in die Chronik menſchlicher Thorheiten und menſchlicher Schwachheiten zu ſetzen; auf der andern Seite hingegen können Sie und ich unſern *** zu ſehr, als einen weiſen, ſcharfſichtigen und denkenden Zweifler, der mit der richtigſten Vernunft eine höchſt genaue Menſchenkenntniß, die Erfahrung ſo vieler in der Welt verlebten Jahre, und Haß und Unglauben gegen alles Wunderbare vereinigt — als daß ſo eine Nachricht von ihm uns nicht aufmerkſam machen ſollte. Laſſen ſie uns alſo unſer Urtheil zurückhalten, bis die Zeit uns mehr Data gibt.

Baſel, den 20ſten Februar 1783.

Schon vor fünf Monaten ſchrieb ich Ihnen, daß der Graf von Caglioſtro zu Baſel geweſen und von Tauſenden berathen worden ſey. Ich war damahls in der Eile, und ſeitdem bin ich in meinen Briefen an Sie nicht wieder auf ihn gekommen. — Ich habe ſeitdem noch eine Menge Thatſachen von ihm geſammlet, die zum Theil ſehr nach Wunder ſchmecken, und gegen die ſich doch ſchlechterdings nichts einwenden läßt, wenn wir nicht alle hiſtoriſche Zeugniſſe verwerfen und alles, worauf der größte Theil der alten und neuen Geſchichte gegründet iſt, umwerfen wollen. Und in der That habe ich in gewiſſen Dingen mehr Beſtätigung, als der größte Theil der allgemeinen Geſchichte je haben kann.

Schon im Sommer des vergangenen Jahres, kurz nach meiner Rückkunft uns der Franzöſiſchen Schweiz, habe ich ſelbſt mit verſchiedenen Perſonen geſprochen, die nach Strasburg reiſten, ihn beriethen und Hülfe fanden. Andere verlachten ihre Leichtgläubigkeit, gingen bald hernach ſelbſt, und legen nun von ſeinen großen Fähigkeiten eben ſo warme Zeugniſſe ab, als ſie vorher warm in ihren Zweifeln waren. Merken Sie wohl, lieber Freund, daß ich nicht mehr von Hörenſagen rede, ſondern, daß ich dieſe verſchieden Perſonen ſelbſt zu wiederholten Mahlen geſprochen und mannichfaltig ausgefragt habe. Am meiſten Aufmerkſamkeit aber haben in dieſer Stadt einige Perſonen erregt, deren Krankheiten von der ſchrecklichſten Art waren, die ſich von allen Aerzten aufgegeben ſahen, und die nun erklären, daß ſie auf einen hohen Grad wieder hergeſtellt ſind.

Vor etwa fünf Monaten kam er hieher und hielt ſich einige Zeit in dem Hauſe eines angeſehenen Kaufmanns, eines Herrn Saraſſin, auf. Ich ging nun ſelbſt zu ihm, und habe ihn da oft in einem großen Saale von vielen Hunderten umringt geſehen, unter denen ſich die niedrigſten Menſchen der Stadt und der Gegend umher, unter vielen der Erſten und Angeſehenſten befanden. Unter andern wurde er da von einem hieſigen angeſehenen Arzte beſucht, der mit verſchiedenen ſeiner Kranken zu ihm kam und ihn berathete. — Der Graf ging von einem zum andern umher; nahm die Leute, wie ſie ſtanden, nach der Reihe, ohne auf Stand oder auf ein beſſeres Kleid zu achten. Der einzige Unterſchied, den ich ihn haben machen ſehen, war für diejenigen, die ihm etwa von Herrn Saraſſin, ſeinem Wirthe, oder von ſonſt jemanden, der genau mit ihm bekannt war, beſonders empfohlen wurden.

Was auch der Mann ſeyn mag, ſo kann ich mich nicht enthalten, ſeiner Menſchlichkeit meine ganze Achtung und Bewunderung zu ſchenken. Was kann einen Mann von einem anſehnlichen und unabhängigen Vermögen bewegen, täglich ſo viele Stunden ſeines Lebens aufzugeben; in der Hitze eines geſchloſſenen Aufenthaltes ſich unter ſo vielen Menſchen herum zu drängen, die oft nicht alle Platz hatten, und den Vorſaal füllten; was kann ihn bewegen, ſich dem ekelhafteſten ſcheußlichſten Anblicke von Krankheiten und Gebrechen auszuſetzen, deren Name und Beſchreibung mit Abſcheu füllt? Was kann ihn bewegen, dem größern Theile dieſer Leidenden Arzneyen auf eigene Koſten zu geben, und unter viele noch überdieß reichlich auszutheilen?

len? — Alles dieß habe ich — nicht ſagen gehört — ſondern geſehen, zu wiederholten Mahlen geſehn! und dieß iſt der Punkt, bey dem ich vorzüglich ſtehen bleibe, ohne mich auf irgend etwas anders einzulaſſen. — Ich geſtehe, daß, wenn dieß nicht Menſchlichkeit iſt, ich nicht mehr weiß, was ich von der menſchlichen Natur ſagen ſoll.

Baſel, den 8. März 1783.

Das Vertrauen zum Grafen von Caglioſtro wird ſo allgemein, daß, ſeitdem er wieder hier iſt, täglich über zweihundert Perſonen bey ihm geweſen ſind; Leute von allen Ständen, und von denen ich mit funfzig oder mehreren bekannt bin. Er weiſt Niemanden zurück, hört alle mit vieler Geduld an, und fodert die Armen gewöhnlich zuerſt auf, weil ſie, wie er ſagt, ihre Zeit nöthiger haben, als die Wohlgekleideten. Man raubt ihm auf dieſe Art täglich fünf bis ſechs Stunden ſeiner Zeit; ich habe oft neben ihm geſtanden, und kann nicht ſagen, daß er Unmuth oder Unwillen habe blicken laſſen. Und gleichwohl kam er hieher, eine Luſtreiſe zu machen, und eine Basler Familie zu beſuchen, die ihm vorzügliche Verbindlichkeiten zu danken hat, und in deren Hauſe er ſeit einem halben Jahre zu wiederholten Mahlen geweſen iſt. Er iſt nunmehr faſt ſo allgemein gekannt, als zu Straßburg, und verſchiedene Leute von hier, deren Krankheiten langwieriger ſind, halten ſich regelmäßig zu Strasburg auf; einige wohnen mit ihm im nämlichen Hauſe.

Auch war er dieſen Winter einige Zeit zu Paris, wohin er zu einem der dortigen Großen, welchen die Pariſer Aerzte aufgegeben hatten, berufen wurde. Dieſer Herr machte nachher aus Dankbarkeit dem Grafen einen Beſuch zu Strasburg, und dieſer machte mit ihm eine Luſtreiſe hieher, wo ſie beyde vor einiger Zeit ein paar Tage zubrachten.

Daß er von Niemanden das geringſte nimmt, noch je genommen hat, gebe ich Ihnen als eine Thatſache, die ſchlechterdings auſſer allen Zweifel geſezt iſt; und ſelbſt unter denen, die ſeine Feinde ſind, iſt keiner, was ſie auch ſonſt vom ihm ſagen mögen, der ihn von dieſer Seite verdächtig zu machen ſuchte. Man iſt ſo ſehr an dieß gewöhnt, und nimmt es ſo durchaus für ausgemacht [illegible] daß es niemanden einfällt, ihm irgend ein Geſchenk, es mag eine Geſtalt haben, welche es wolle, anzubieten. Zu Strasburg hat er ein groſſes Haus, und ſeine Kranken ſpeiſen häufig bey ihm, ohne daß er Mahlzeiten von ihnen annimmt.

Straßburg, den 7. May 1783.

Herr D. von Lauſanne kam vor kurzem nach Baſel, und da er niemanden im Hauſe fand, als mich, blieben wir ein paar Tage zuſammen, und machten dann eine Reiſe hieher. Ich bin nun ſchon ſeit acht Tagen hier, und da ich mich mit dem Grafen von Caglioſtro im nämlichen Hauſe aufhalte, habe ich täglich Gelegenheit, ihn zuwiederholten Mahlen zu ſehen. Von hier aus will ich Ihnen nun die Fragen beantworten, zu denen mein Brief vom vergangenen März Ihnen Anlaß gegeben hat.

Es wundert mich gar nicht, daß man bey Ihnen ſolche Abendtheuer und Wundergeſchichten von ihm weiß, denn zu ſolchen muß ein jeder Anlaß geben, der auf eine ſo ſonderbare Art lebt, wie er, und deſſen Geſpräche bisweilen ſo myſtiſch klingen. Daß man wenig von ihm hält, und ihn im Ganzen als einen Mann verurtheilt, welcher das Geſchicke hat, Tauſende von Menſchen zu hintergehen, auf eine Art, die vielleicht früher oder ſpäter an den Tag kommen

men wird — wundert mich eben ſo wenig; denn dies iſt das allgemeine Urtheil, das man in der Ferne über einen Mann fällen muß, der ſein Vaterland, ſeinen Stand, ſeine Religion und die Mittel ſeines Unterhalts verbirgt. — Ich geſtehe Ihnen offenherzig, daß ich auf keine Weiſe mich getraue, ein Urtheil über ihn zu fällen, und daß der Mann nach dieſen Augenblick ein vollkommnes Räthſel für mich iſt. Ich kann mich unmöglich entſchließen, einen Mann darum zu verurtheilen, weil er mir unerklärbar iſt, und weil er durchaus anders handelt, als alle andere Menſchen. Ich weiß wohl, daß wir das Anſehen eines aufgeklärten Mannes haben, wenn wir alles, was wunderbar ausſieht, mit einem Machtworte verwerfen, oder mit einem weiſen Lächeln und Kopfſchütteln zu Boden werfen. Meine demüthige Meinung iſt aber deſſen ungeachtet, daß es höchſt unphiloſophiſch iſt, eine Geſchichte gerade zu zuverwerfen, ohne die Data hinlänglich geprüft zu haben. Laſſen Sie mich alſo zuſammen nehmen, was ich von dieſem ſo genannten Grafen von Caglioſtro weiß, mit entſchiedener Gewißheit weiß: und dann ſehen, was ſich etwa daraus ſchließen läßt.

Er kam im Jahr 1780 nach Straſburg, nahm eine gute Wohnung, und lebte da, wie ein Mann von Stande und Vermögen, mit Bedienten; Kutſche, Pferden ꝛc. Er erhielt in kurzer Zeit einen ungeheuren Zulauf von Kranken aller Art, deren er viele vollkommen herſtellte, wie ihre Zeugniſſe es ausweiſen. Er wurde in der Zwiſchenzeit zu Paris und Baſel bekannt; wie viel Zeugniſſe ich zu Baſel für ihn eingeſammelt habe, habe ich Ihnen zu wiederholten Mahlen geſchrieben. Die Zahl ſeiner Kranken zu Straſburg hat nunmehr abgenommen; theils, weil der erſte Reiz der Neuheit vorbey iſt; theils, weil er nicht alle herſtellen konnte; theils, weil er in der lezten Zeit, ungeduldig über die vielen Mißhandlungen, Prüfungen und indiskrete Neugierde, der er ausgeſezt war, ſelbſt angefangen hat, viele abzuweiſen. — Es ſind nun viertehalb Jahre, daß er faſt unausgeſezt hier gewohnt, und ſogleich dem Publikum Gelegenheit gegeben hat, ſeinen Lebenswandel zu unterſuchen. Noch immer iſt ſein Haus auf einen glänzenden Fuß eingerichtet; noch immer bezahlt er alles mit baarem Gelde; noch immer verſchenkt er eine Menge Arzneyen und vertheilt Geld unter die Armen; noch immer iſt der Menſch noch nicht aufgetreten, der geſagt hat: „Graf Caglioſtro hat Geld von „mir genommen, oder ich weiß jemanden, von dem er „welches genommen hat,“ und noch immer iſt der Mann, oder der Banquier unbekannt, aus deſſen Händen er ſein Geld erhält.

Er iſt unzähligen Kabalen und Verläumdungen ausgeſezt geweſen, und der Hof hat ihn in Schuz genommen. Es iſt hier gar wohl bekannt, daß das Miniſterium verſchiedene Mahl an den hieſigen Prätor, welcher die vornehmſte obrigkeitliche Perſon des Königs in Civilſachen iſt, geſchrieben, und den Grafen von Caglioſtro empfohlen hat. Ich will hier nur den Brief des Grafen von Vergennes anführen, der vor etwa ſechs Wochen hieher kam. Dieſer Miniſter ſagt unter andern: „Der gemeine Ruf iſt ſo ſehr „für ihn, das die Menſchlichkeit erfordert, er ſolle da in „Strasburg Ruhe und Achtung finden. Dadurch, daß er „ein Fremder iſt, und durch das viele Gute, das er gethan haben ſoll, hat er einen doppelten Anſpruch auf meine Achtung, und ich empfehle ihn Ihnen (dem Prätor) „ſo wohl, als dem Magiſtrate, über den Sie präſidiren. Er „verlangt weiter nichts, als Friede und Sicherheit: dieſe „ſind ihm ſchon durch die Geſetze der Hoſpitalität geſichert“ ꝛc.

Sein ſittlicher Character iſt, ſo weit er ſich in Handlungen äußert (und weiter kann ihn niemand beurtheilen) untadelhaft. Er iſt äußerſt regelmäßig in ſeinem täglichen leben: iſt kein Spieler, wenig dem Vergnügen ergeben und äußerſt mäßig im Eſſen und Trinken.

Er ehrt und ſchätzt Tugend und zeigt Abſcheu vor dem Laſter. Zwar weiß niemand, zu welcher Religion er ſich bekennt; aber er äußert nie den geringſten Mangel an Achtung für irgend eine Religion, ſo wie er durchaus Ehrfurcht für Geſetze und Ordnung bekennt.

Dieß iſt der Mann, nicht nur wie er mir beſchrieben worden iſt, von Leuten, die viele Monathe lang unter dem nämlichen Dache mit ihm gelebt haben, ſondern wie ich ihn ſelbſt geſehen und geſunden habe. —— Ich kann ihn unmöglich verurtheilen. Er ſcheint gut, und dafür will ich ihn halten, ſo lange bis ich das Gegentheil ſehe. Seine Sonderbarkeiten, ſein geheimnißvolles Weſen, und ſein ganzes Privatleben gehen das Publikum nichts an, ſo lange keiner von denen, die ſeit Jahren mit ihm umgegangen und ihn gebraucht haben, über ihn klagt. Man nennt ihn einen Quackſalber; — gleichwohl haben die, welche ſeine Arzneyen, oder ſeine Verordnungen gebraucht, noch nicht über ihn geklagt — „Scham,“ ſagt man, „hält dieſe zurück.“ — Iſt es wahrſcheinlich, daß dieſe Scham ſo allgemein und ſo anhaltend ſeyn ſollte, daß ein Quackſalber Jahre lang Schaden thun, und ſich doch im nämlichen Orte erhalten ſollte? — Bin ich leichtgläubig, bin ich einer der Hintergangenen? — Wie das? Ich urtheile nicht, ich gebe blos Thatſachen, die Hunderten bekannt ſind, während, daß ich, in Rückſicht auf Entſcheidung, meine gänzliche Unwiſſenheit geſtehe.

Ich habe ſonſt von verſchiedenen Leuten die Frage aufwerfen „hören,“ ob er nicht vielleicht mit ſeinen Apothekern gemeine Sache mache? — Dies iſt durch die Erfahrung ſchon längſt vollkommen widerlegt. Er hatte ſonſt bloß einen Apotheker zu Strasburg; ſeitdem er aber häufig nach Baſel gekommen iſt, hat er auch einen dortigen Apoheker verſchiedene Recepte gegeben, und beide genöthiget, hre Arzeneyen für einen ſo niedrigen Preis zu geben, daß ſie ſelbſt wenig dabei anders gewinnen können, als durch die Menge, die ſie abſetzen. Die Arzneyen, die dieſe bereiten, ſind vorzüglich verſchiedene Arten von Pillen und von Getränken, welche letztere mehrentheils aus Kräutern beſtehen, und aus einer großen Menge Artikeln zuſammen geſetzt ſind; von beiden hat er die Recepte auch einigen Familien gegeben. Die Zubereitung der ſtärkern Tropfen aber, deren er verſchiedene Arten hat, theilt er keinem Apotheker mit; er macht dieſe ſelbſt, und gibt ſie ſeinen Kranken oft in großen Quantitäten, ohne Geld dafür anzunehmen; der Stand der Kranken mag auch ſeyn, welcher er will. Nun auf die Wundergeſchichten, die, um die Sache mit einem Worte zu ſagen, alle erdichtet ſind! —

Er hat das Anſehen eines Mannes von ſechs und dreißig bis acht und dreißig Jahren, und weder er noch irgend jemand von ſeinen genauen Bekannten hat je geſagt, daß er älter ſey. — Das Geſchichtgen von einem ſeiner Bedienten, welcher vorgab, er könne das Alter ſeines Herrn nicht ſagen; alles, was er wiſſe, ſey, daß er drey hundert Jahre in ſeinem Dienſte wäre ꝛc. habe ich ſonſt auch gehört. — Eben ſo wenig habe ich auch bemerkt, daß er oder ſeine genauern Bekannten vorgaben, daß er übernatürliche Macht oder Kräfte beſitze. Doch muß ich hier geſtehen, daß er durch die Dunkelheit, in die er alles, was ihn angeht, hüllt, und durch das geheimnißvolle Weſen, das er oft annimmt, zu ſolchen Mährchen ſelbſt Anlaß gegeben haben mag. Vielleicht hat auch ſeine Neigung zum Scherz und zur Rache an indiskreter Neugierde ihn verleitet, gewiſſe Leute, die ihn ausſpähren wollten, in ſolchen Einfällen zu beſtätigen.

Dies muß ich freylich ſagen, daß er gewohnt iſt, als ein Weſen betrachtet zu werden, das den übrigen Menſchen überlegen iſt, und das alle andere zu überſehen und mehr als ſie zu wiſſen behauptet. Dies vermuthlich gibt ihm den entſcheidenden Ton, den er faſt in allen Dingen annimmt; der öfters ins Unhöfliche fällt, und manchmal, im Falle man ihm widerſpricht, beleidigend wird.

Er geht alsdann wohl ſo weit, daß er, ohne Rückſicht auf Stand, den Leuten nicht nur beleidigende Dinge, ſondern wirkliche Ungezogenheiten ſagt. Er iſt faſt durchaus dogmatiſch, und wenn er etwas entſcheidend ſagt, erwartet er, daß es als eine Entſcheidung gelten ſoll, als von einem Manne kommend, der allein fähig iſt, die Sache durchaus zu wiſſen. Dies findet vorzüglich Statt, wenn das Geſpräch auf ſolche Artikel kommt, als z. B. die Geheimniſſe der Alten, die verborgenen Kenntniſſe der orientaliſchen Völker, die Pyramiden, Hieroglyphen, Chaldäer ꝛc. Ueber dieſe Dinge ſpricht er auf ſolche Art, daß er freylich in denen, die ihren Kopf von Grillen voll haben, drollige Gedanken erregen muß. Auch ſpricht er bisweilen umſtändlich über Dinge, über die andere Leute ihre Unwiſſenheit geſtehen, und wenn er dann dogmatiſch entſchieden hat, und einer ihn fragt: wie er das wiſſen könne? lächelt er, oder dreht ſich herum, ohne eine beſtimmte Antwort zu geben: kurz, beträgt ſich auf eine ſolche Art, daß er denen, die einen guten Glauben haben, vollkommnen Raum läßt, ihre Einbildungskraft zu üben. — Dieſe Verfahrungsart iſt beſonders auch Herrn D. . . aufgefallen, der, wie Sie wiſſen, nicht unter die Gläubigen gehört; überhaupt gegen Caglioſtro eingenommen war, und nur mit mir erklärt, daß der Mann ein unauflösbares Räthſel iſt. Da wir beide ihn täglich zu wiederholten Mahlen ſehen, reden wir ohne Unterlaß von ihm, und bewundern ſeine Güte, ſeine Freygebigkeit, ſeine Menſchlichkeit, während daß wir ſeine Sonderbarkeiten bedauern.

Caglioſtro ſpricht eine Menge Sprachen, aber ſo fremd und zum Theil ſo ſchlecht, daß man mit Gewißheit behauptet, daß er in keinem Lande der Europäiſchen Sprachen zu Hauſe iſt. Lateiniſch und Italieniſch ſpricht er noch am beſten; doch habe ich dieſes bloß von Hörenſagen, ſo wie das, daß ihn die Italiener, ſeiner Sprache nach, nicht für ihren Landsmann erkennen.

Aus dem, was ich von ſeinen Sprachen geſagt habe, und aus einigen ſeiner Gebräuche, ſchließt man am meiſten mit Wahrſcheinlichkeit, daß er ein Eingeborner von Aſien ſey. Da er ſich nie über dieſen Artikel erklärt und es ihm nicht darauf ankommt, neugierige Forſcher bald in den, bald in jenen Irrthum zu leiten, ohne jedoch ſelbſt etwas Poſitives zu ſagen: ſo bin ich hierinn völlig im Dunkel.

Sie wiſſen, daß er verheirathet iſt! Seine Gattin iſt eine Römerin und bekennt ſich dafür. Sie iſt, dem Anſehen nach, nicht ganz dreyßig Jahr; ſcheint ein gutherziges Frauenzimmer zu ſeyn, und vollkommen wohl mit ihm zu leben. Der Graf ſieht mit Vergnügen, daß man ihr Achtung und Aufmerkſamkeit erzeigt und ſie zu lieben, ob ich ſchon glaube, daß ſie nicht gar vielmehr von ihm weiß, als andere Leute. — Hier iſt Verläumdung und kleinſtädtiſche Sitte abermals thätig geweſen: man ſagt, ſie wären nicht vermählt. Eine ſolche Sage nun kommt mir im höchſten Grade beydes boshaft und abgeſchmackt vor. Ich weiß nicht, ob ſie vermählt ſind, und Niemand weiß es, und Niemand kann es wiſſen. Die Sache geht mich und Niemanden an, und iſt, dünkt mich, höchſt gleichgültig; warum ſollte ich aber, da die Sache unbekannt iſt, nicht lieber annehmen, daß ſie vermählt ſind, als daß ſie es nicht ſind, da er ſie als ſeine Gattin behandelt und ehrt? —

Caglioſtro's vertrauter Umgang mit dem Kardinale, Prinzen von Rohan, hat, wie ich höre, (denn ich rede hier bloß von allgemeiner Sage) eher zu als abgenommen. Wenn der Kardinal zu Zabern ſich aufhält, iſt Caglioſtro häufig bei ihm, und ſie machen, ſagt man, chymiſche Verſuche. Daß andere das Wort chymiſch in alchymiſch verwandeln, läßt ſich leicht erwarten: und da hört man denn vom Steine der Weiſen; übernatürlichen Kräften und von Macht und Gewalt über Geiſter und Todte. Auch hier iſt faſt immer jemand aus des Kardinals Hauſe beym Caglioſtro; z. B. während meines jetzigen Aufenthalts, ein Baron von Planta und des Kardinals Sekretär, Herr Ramond de Carbonnieres.

Gegenwärtig wohnen hier mit dem Grafen im nämlichen Hauſe verſchiedene Familien von Baſel, einige Neuenburger, etliche Genfer und ein paar Deutſche von Adel. Caglioſtro beſucht dieſe häufig in den Morgenſtunden; geht gelegentlich an die verſchiedenen Tafeln, die einige dieſer Familien gemeinſchaftlich halten, oder trinkt Thee mit ihnen, und gibt ſelbſt eine kleine Partie. Des Abends findet man gewöhnlich eine zahlreiche Geſellſchaft in ſeinem Saale, weil die, welche ſeinetwegen hier ſind, es ſich mehrentheils zur Pflicht machen, ihm oder der Gräfin auf dieſe Art gewiſſermaßen einen Hof zu entrichten. Ich habe da zwanzig und mehrere Perſonen beyſammen geſehen.

Sie erwarten nun wohl auch etwas von ſeiner Perſon. — Caglioſtro iſt klein, ſtarck und dick; doch iſt er wohlgewachſen und ſeine Glieder vom gutem Verhältniſſe; ſeine Augen haben etwas Gläſernes und ſind äußerſt ſcharf und eindringend. Mit dieſen Augen ſieht er den Leuten gewöhnlich ſteif ins Geſicht, und wenn ſie geredet haben, heftet er ſie öfters noch eine kleine Weile, ehe er antwortet. — Er kleidet ſich wie ein Mann von Stande; aber ſeine Arten, ſeine Ausdrücke und ſein ganzer Ton haben nicht das, was, in Europa wenigſtens, der Ton der guten ſellſchaft genannt wird. Er hält ſich keinesweges an die allgemeine Höflichkeit gebunden, die in guter Geſellſchaft allen Ständen eine gewiſſe Gleichheit gibt, und er erlaubt ſich oft gegen Andere Ausdrücke und Arten, die Niemand wagt, gegen ihn wieder zu gebrauchen.

Sein Gedächtniß iſt ungeheuer! Ich weiß eine Menge Beyſpiele, daß er viele Leute, die er unter einem großen Gedränge zum erſten Mahle geſehen hatte, den nächſten Tag nicht nur wieder kannte, ſondern auch genau wußte, was eines jeden Krankheit ſey, und was er einem jeden verordnet hatte.

Daß er alle Krankheiten zu heilen vorgäbe, habe ich nie gehört; wohl aber weiß ich Fälle, daß er gewiſſen Armen eine Summe Geldes gab und ſagte: „Dies iſt alles, was ich für Euch thun kann.“ Er kehrte ſich hernach gegen einen Bekannten und ſagte: „Ich bin kein Gott; „kann nicht über die Natur gebieten, noch ihren Gang aufhalten, wenn ſie entweder gewaltſam oder natürlicher „Weiſe zu ihrer Auflöſung gereiſt iſt.“

Im Februar 1786.

„Was man mir von der Schweitz aus vom Grafen „von Cagliſtro ſchreibt?“ — Das, lieber Freund, können Sie ungefähr ſich ſelbſt beantworten; ein Mann, der das Unglück hat, von der Obrigkeit ergriffen zu werden, muß nothwendig Unrecht haben, und die mehreſten, die vorher im hohen Tone von ihm ſprachen, geben ihn ſogleich auf und betrachten ihn am Ende ſeiner Ko-

— „Ich hab' ihm nie getraut, ob ich ihn ſchon ſelbſt „gebraucht habe“ — „Ich habe ihn zu allen Zeiten für „einen Betrüger gehalten, und immer erwartet, daß es „zulezt ein ſolches Ende mit ihm nehmen werde.“ — Nichts iſt natürlicher und dem Menſchen ähnlicher, als alles das.

Auch höre ich, daß viele Perſonen in der Schweiz, die ſich für ganz hergeſtellt erklärten, ihre Krankheiten wieder fühlen, ſeitdem Caglioſtro in der Baſtille ſitzt, und daß er nun faſt allgemein für einen Betrüger erklärt wird.

Wie viel von alle dieſem wahr oder falſch iſt, weiß ich nicht; aber ich geſtehe, daß mir die Augen über den Karakter eines Mannes darum nicht aufgehen können, weil er in der Baſtille ſitzt. Ich ſchrieb Ihnen zu allen Zeiten, daß mir der Mann ein Räthſel war; ich ſchrieb Ihnen umſtändlich, was ich von ihm geſehen: es waren Thatſachen, und dieſe müſſen Thatſachen bleiben, Caglioſtro mag auch ſeyn, was er will. Iſt er ein Betrüger, ein Böſewicht — ſo werde ich darum nicht einen Augenblick ſchlechter von meinem Verſtande denken, weil ich ihn um deswillen, was ich von ihm ſagte, nicht verurtheilt habe. — Was ſeine Fähigkeiten als Arzt betrifft, ſo kann ein jeder, der ihn berathen hat, bloß nach eigenem Gefühle urtheilen, und da erkläre ich Ihnen, lieber S **, mit Dank und Freude, daß ich ſeit drei Jahren eine ungleich beſſere Geſundheit genieße, als ich die drey letzten vorhergehenden hatte.

III.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

I.

Ueber die didactiſche Poeſie.

(Aus dem Franzöſiſchen des jüngern Racine.)

Viele Leute verachten die didactiſche Poeſie, und wollen ſie nicht einmal für Poeſie erkennen. Und doch kommt ſie im Weſentlichen mit andern Gattungen der Dichtkunſt überein: dies will ich denen zu beweiſen ſuchen, die ſie zu gering ſchätzen. Es erfodert es mein eignes Intereſſe, ihre Vertheidigung zu übernehmen.

So ſehr man auch überzeugt iſt, daß die Dichter ſtets das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden ſollten, und daß, ſie mögen auch noch ſo angenehm ſeyn, nur in ſoſern ſchätzbar ſind, als ſie nutzen: ſo verleiten wir ſie doch ſelbſt, die wichtigſte ihrer Pflichten zu vergeſſen, durch die Kälte, womit wir diejenigen aufnehmen, die uns nichts als Lehren ankündigen, und durch die Begierde, womit wir denen zulaufen, die uns eine angenehme Ergetzung verſprechen. Sie ſind daher mehr mit der Bemühung beſchäftigt, uns zu gefallen, als mit dem Beſtreben, uns zu belehren, weil wir insgemein das Verdienſt ihrer Werke mehr nach dem Vergnügen beſtimmen, das ſie uns gewähren, als nach dem Nutzen, den wir davon haben können.

Wir verſchwenden ohne Zurückhaltung den Namen eines Dichters an jedkn, der uns mit verſificirten Fictionen unterhält; und indeß daß man ihn einhellig dem **Arioſt** ertheilt, macht man ihm jedem Verfaſſer eines Lehrgedichts ſtreitig.

Dieſer Irrthum iſt ſehr alt. Mehrere Kunſtrichter haben den **Heſiodus** und **Theognis** bloß in die Zahl der Verſifikatoren geſetzt. **Empedocles**, der die Grundſätze der Phyſick in Verſe gebracht hatte, war nach dem Urtheil des **Ariſtoteles** nichts als Naturkundigrr, und **Plutarch** in ſeiner Abhandlung über die Art, die Dichter zu ſtudieren, ſagt von eben dem **Empedocles**, er ſey der Verfaſſer eines Werks in Verſen, aber nicht eines Gedichts; **Nicander**, **Theognis**, und **Parmenides** haben ſich, eben dem **Plutarch** zufolge, des Abgemeſſnen der Verſe nur darum bedient, um ſich ein wenig über die Poeſie zu erheben. Der Gegenſtand, den **Aratus** behandelte, hat, wie **Quintilian** ſagt, weder Mannigfaltigkeit, noch Schmuck, noch Intereſſe. Dieſer ſo aufgeklärte Kunſtrichter gibt dem **Lucretz** nur ein kaltes Lob, wenn er ihn mit dem **Macer** vergleicht, und weiter nichts ſagt, als daß beide für die Materie, die ſie ſich gewählt, zierlich genug geſchrieben haben.

Indeſſen haben doch alle die Dichter, die ich eben genannt habe, Richter gefunden, die günſtiger von ihnen urtheilten. **Heſiodus** hat Bewunderer gehabt, die ihn mit **Homer** verglichen. Man ließ in Griechenland den Kindern die Verſe des **Theogins** auswendig lernen. Wenn man dem **Lukretz** glaubt, der ſich den **Empedocles** zum Muſter gewählt hatte, ſo hatte Sicilien, dies ſonſt an Wundern ſo reiche Land, nie etwas größeres, koſtbarers und heiligers, als dieſen göttlichen Dichter, deſſen Verſe, die in dem Munde des Volks waren, Entdeckungen enthielten, die die gewöhnlichen menſchlichen Fähigkeiten überſtiegen:

Carmina quin etiam diuini pectoris eius.
Vociferantur, & exponunt praeclara reperta,
Ut vix humana videatur ſtirpe creatus.

Lukrez fand einen großen Bewunderer am **Ovid**, der ihm für würdig hält, bis ans Ende der Welt zu leben:

Carmina ſublimis tunc ſunt peritura Lucreti,
Exitio terras cum dabit vna dies,

Dieſe Verſchiedenheit der Urtheile beweiſt wenigſtens, daß die Meinung derer, welche behaupten, daß der Verfaſſer eines Lehrgedichts kein Dichter ſey, nie eine allgemeine Meinung geweſen iſt. Man kann aber auch hinzuſetzen, daß ſie auf keinen feſten Gründen beruht.

Ich behaupte nicht, daß ein didactiſcher Poet, wenn er auch noch ſo vortrefflich iſt, mit einem vortrefflichen epiſchen oder dramatiſchen Dichter in eine Klaſſe geſetzt werden ſoll. Die Poeſie hat verſchiedne Gattungen; dieſe alle, keine ausgenommen, erfodern Genie; aber nicht alle erfodern ein Genie von gleicher Größe. Jeder aber, der in der Gattung, die er erwählt hat, eine Sprache redet, die ſich über die gemeine erhebt, verdient den Namen eines Dichters nach dem Ausſpruch des **Horaz**:

Ingenium cui ſit, cui mens diuinior, atque os
Magna ſonaturum, des nominis huius honorem.

Man muß geſtehn, daß ſich dieſe Eigenſchaften ſelten bey den Verfaſſern von Lehrgedichten finden, indem die einen ſo geringfügige Gegenſtände gewählt, die andere nützliche Gegenſtände in einer ſo ſimpeln Schreibart vorgetragen haben, daß das ingenium, die mens diuinior, und das os magna ſonans in ihren Werken nicht zu finden ſind.

Wenn man die alten moraliſchen Dichter Griechenlandes, deren Verſe verloren ſind, nach denjenigen beurtheilen darf, die uns vom **Theognis** übrig ſind, ſo muß man freilich ſagen, daß ihre Werke weder Feuer noch Genie hatten. Man findet beim **Theognis** nichts, als ganz gemeine Maximen, in einem von allem Schmuck entblößten Stile vorgetragen. **Heſiodus** in ſeinem Gedicht vom Tagewerke verbinder mit den Regeln des Ackerbaues verſchiedne andre nützliche Sittenlehren. Sein Stiel iſt ſanft und harmoniſch, aber er erhebt ſich nur ſelten. Raro aſſurgit, ſagt **Quintilian**, indem er ihm den Vorzug in der mittlern Gattung von Gedichten beilegt. Wenn **Cicero** uns bereden will, daß **Arätus** ornatiſſimus atque optimis verſibus geſchrieben habe, ſo erhebt er einen Schriftſteller, den er in ſeiner Jugend überſetzt hatte; aber **Quintilian** begnügt ſich, zu ſagen, daß **Aretus** der Materie ein Gnüge leiſte, die er ſeinen Kräften gemäß geglaubt hat: Sufficit operi, cui ſe parem credidit. Aller Wahrſcheinlichkeit nach hatten **Empedokles** und **Nikander** einerley Simplicität des Stiſls, und ſo iſt es kein Wunder, daß **Plutarch** und **Quintilian** nicht mehr Hochachtung gegen ſie bezeigt haben.

Athenäus führt oft einen Dichter Namens **Archeſtratus** an, den er den **Theognis** oder den **Heſiodus** der Leckermäuler nennt, weil er in Verſen in der ſententiöſen Manier die Regeln einer guten Mahlzeit vorgetragen hatte. Sein Gedicht, das den Titel γαςρονομια hatte, fing damit an, daß der Poet ankündigte, er wolle lehren, was gut zu eſſen und zu trinken ſey: λεξῶ οπου καλλιςου ἁπαν βρῶτοντε ποτου τε. Wir haben glücklicher Weiſe das Werk dieſes Sängers der Leckerey verloren, der, wie eben der **Athenäus** berichtet, ſo mager war, daß, als man ihn in eine Wagſchaale legte, er nicht mehr als einen Obolus aufwog. (Vermuthlich ſagte das **Athenäus** nur, um ſich über die außerordentliche Magerkeit eines ſo leckern Mannes luſtig zu machen) das wenige Aufſehen, daß ſein Gedicht bey den Alten machte, läßt uns glauben, daß es in Anſehung der Ausführung nicht edler, als in Anſehung des des Stoffes war.

Lucretz war in der That fähig, vortreffliche Verſe zu machen, und er hatte wirklich ein poetiſches Genie, da er ſich demſelben aber nur ſelten überläßt, und da man in ſeinem Gedichte mehr den Philoſophen, als den Dichter findet, ſo ſcheint das Beiwort, das ihn **Ovid** ertheilt, wenn er ihn den Erhabenen nennt, nicht zu gebühren. Manilius iſt ſo ſehr unter ſeinem Stoffe geblieben, daß einige Gelehrte Mühe haben, zu glauben, daß er in dem Zeitalter des Auguſts gelebt habe. Die Gedichte, die Mocer dem **Ovid** über Vögel, Schlangen und Pflanzen vorlas, ſind nicht bis auf uns gekommen.

Wir haben eine große Menge von Lehrgedichten in ſatiriſchen Verſen, die von neuen Schriftſtellern verfertigt worden; aber, ehe wir das Lehrgedicht des Kardinal Pelignot beſaßen, konnte man ſagen, daß faſt alle in Anſehung des Stofs, den ſie betrafen, ſo wenig intereſſant waren, daß ſie wenig reitzten, neuere lateiniſche Verſe zu leſen, für die man natürlicher Weiſe wenig Vorliebe hat.

Fracaſtor, weniger glücklich in ſeinem Thema, als in ſeiner Verſifikation, hat ſeinen Namen durch ein Lehrgedicht berühmt gemacht, der nie bekannt geworden wäre, wenn er nichts als ſein Heldengedicht **Joſeph** verfertigt hätte. Als ſein Gedicht **Syphilis** erſchien, rufte **Sannozas** aus, er ſey überwunden, ob er gleich zwanzig Jahr an ſeinem Gedicht de partu virginis gearbeitet hatte. Dieſes Geſtändniß der **Sannazas**, welches de Thou erzählt,

zählt, iſt deſto erſtaunender, da jene beiden Gedichte, die von ganz verſchiedner Gattung ſind, ſich gar nicht miteinander vergliechen laſſen. **Scaliger** ſezte den **Fracaſtor**, dem **Virgil** an die Seite, und war geneigt, ihm Altäre zu errichten, wie **de Thou** gleichfalls verſichert, aber **Scaliger**, der ſeine Lobſprüche oft übertreibt wie ſeine Kritiken, wird mir nie eine ſo große Bewunderung für den **Fracaſtor** einflößen, der, mehr Arzt, als Dichter, es ſelbſt geſteht, daß ſein Gegenſtand nichts Großes habe, & paruis quoque rebus ineſt ſua ſaepe voluptas:

Quillet, aufmerkſamer auf die Zierlichkeit des Ausdrucks, als auf die Reinigkeit der Sitten, verdiente nie die Lobſprüche, die man ihm ertheilt hat. Schon verachtungswürdig durch die Wahl ſeines Stoffes, iſt er es noch mehr durch die wenige Gründlichkeit, womit er ihn abgehandelt hat; er trägt ganz ernſthaft die Thorheiten der Sterndeuterey vor, und da er weder Arzt, noch Dichter iſt, ſo hält ſein Werk gar keine Vergleichung mit dem Gedichte des **Scurola Sammarthanus** über die Säugung der Kinder aus. Dieſes kleine Gedicht, ſo ſchätzbar durch die nützlichen Lehren und durch die ſchöne Verſifikation, iſt voll angenehmer Bilder, die den Leſer für die ſchwachen Geſchöpfe intereſſiren, von denen es handelt.

Unter allen jenen Lehrgedichten in lateiniſcher Sprache war das Gedicht des Pater **Rarin** über die Gärten dasjenige, das den verdienteſten Beifall erhielt. Man fand, daß es ſeinem Original ſehr nahe kömmt, und es würde ihm noch näher kommen, wären nicht der Fabeln gar zu viel, die der Verfaſſer einzuſtreuen für nöthig fand, um ſeine Materie zu beleben, als worin er dem Beyſpiele des **Virgil** nicht folgte. Der Pater **Vaniere**, der in der Schönheit der Verſifikation demſelben Muſter ſehr nahe gekommen iſt, hat darin nicht **Virgils** Klugheit nachgeahmt, daß er bloß dasjenige gewählt hätte, was das an-

ge

genehmſte und intereſſanteſte ſeines Stoffes war. **Virgil** ſahe nicht darauf, alles zu ſagen: Non ego cuncta meis amplecti verſibus opto. Indeſſen gab er doch den Römern ein Gedicht in ihrer Sprache über einen Gegenſtand, den ſie alle liebten. Man weiß, wie geehrt der Ackerbau zu Rom war. Heutzutage, da er weniger bekannt iſt, kann man da wohl viele Leſer über dieſe Materie hoffen, zumal, wenn man in einer fremden Sprache ſchreibt, und ihnen ein Gedicht von vierzehn Büchern vorlegt, worin man das ganze Detail der ländlichen Beſchäftigung auseinanderſetzt, wie der Pater **Vaniere** gethan hat?

Die Dichtkunſt des **Boileau** ausgenommen, glaube ich nicht, daß wir in unſrer Sprache ein Lehrgedicht haben, daß ſeinen Verfaſſer zu dem Namen eines Dichters berechtigte. Ich weiß nicht einmal, ob man nur unter die Verſificatoren den Abbé **Villiers** zählen darf, deſſen drey Gedichte zwar große Gegenſtände betreffen, und gründliche Vorſchriften und weiſe Lehren enthalten; dabey aber in einem ſehr ſimpeln Stiel geſchrieben, von Harmonie und Bildern entblößt, und voller kleiner Details ſind, die der Ausdruck nie erhebt.

Es iſt wahr, zuweilen wenn die Dichter bloß auf Belehrung ſehen, vernachläſſigen ſie die Schönheit des Stiels und die Harmonie, aber dann beſchäftigen ſie ſich, ohne ſich mit unnützem Detail aufzuhalten, bloß mit den wichtigſten Wahrheiten, die ſie in ein Sylbenmaas bringen, um ſie deſto leichter dem Gedächtniſſe einzuprägen. So hat **Dufresnoy**, der ſich die Dichtkunſt des **Horaz** zum Muſter wählte, alle die vornehmſten Grundſätze der Mahlerey in ein kleines lateiniſches Gedicht gebracht, das de re graphica überſchrieben iſt, und es verdient hat, einen **de Piles** zum Ueberſetzer und Kommentator zu haben;

ben; aber nie hat man deswegen den **Dufresnoy** für einen Dichter gehalten.

Die Engländer haben mehrere Lehrgedichte in ihrer Schrache, und wenn man von ihnen allen nach denjenigen urtheilen darf, die in unſere Sprache überſetzt ſind: ſo wird man geneigt, zu glauben, daß ihre Dichter, bloß mit Lehren und Raiſonnemens beſchäftigt, den höhern Schmuck der Dichtkunſt vernachläßigt haben. Auch haben ſie, anſtatt ihren Werken den Namen eines Gedichts zu geben, ſich mit einem beſcheidenern Titel begnügt z. B. **Verſuch über die Kritick, Verſuch über den Menſchen** von **Pope, Verſuch über die Art in Verſe zu überſetzen** vom Grafen **Roſcommoni, Verſuch über die Dichtkunſt** vom Herzog **Buckingham.**

Die didactiſchen Verſifikatoren, die das Angenehme der Dichtkunſt vernachläſſigt haben, bildeten ſich vielleicht ein, daß es nicht nöthig bey Materien, die für ſich ſelbſt wichtig genug ſind, um Aufmerkſamkeit zu erregen, weil ornari res ipſa negat, contenta doceri. Aber dieſer Vers, den man oft misbraucht, und in welchem **Manilius** vielleicht nur eine Entſchuldigung für das froſtige ſeines Gedichts geſucht hat, bedarf einer Erklärung. Wichtige Gegenſtände bedurfen keiner geringfügigen Zierrathen, aber jeder Stof, er ſey welcher er wolle, hat Zierrathen, die ihm angemeſſen ſind, und die er nöthig hat. Das Nützliche wird langweilig, wenn es nicht mit dem Angenehmen verbunden wird; das Nützliche iſt nicht dasjenige, was man vornehmlich in einem poetiſchen Werke ſucht, in welchem die Materie nicht ganz erſchöpft werden kann, noch darf. Wer Bäume pfropfen, oder Blumen ziehen lernen will, wird ſich lieber im **Quintinir**, als im **Virgil**, oder im **Pater Rapin** zu unterrichten ſuchen; wird lieber das ökonomiſche Wörterbuch, als das Praedium rusticum des Pater **Vanierre** leſen.

Der Abbé **du Bos** in ſeinen Betrachtungen über die Poeſie behauptet, daß man ein Lehrgedicht nicht zweimal leſe, indeß daß man jede andre poetiſche Schrift zu wiederholten Mahlen leſe, weil der Verſtand nicht zweimal das Vergnügen zu lernen genießen könne, ſo wie das Herz das Vergnügen, zu empfinden. Dieſe Bemerkung ſcheint mir nicht richtig, indem insgemein nicht das Vergnügen zu lernen der Bewegungsgrund iſt, warum man ein Lehrgedicht lieſt. Es iſt wahr, man lieſt lieber Werke der Empfindung, als das Raiſonnement; ſind aber die letzten voller edler Bilder und voller Harmonie, ſo wird man gereizt, ſie öfters zur Hand zu nehmen, nicht wegen der Lehren, die ſie enthalten, ſondern weil man ſchöne Verſe gern mehr als Ein Mahl lieſt.

Der Nutzen der Lehrgedichte beſteht darin, ſie bringen denen, die ſchon mit der Materie bekannt ſind, das Wichtigſte von dieſer Materie ins Gedächtniß, und indem ſie die Neugierde derer erregen, die nicht damit bekannt ſind, reitzen ſie ſie auf eine angenehme Art, ſich damit bekannt zu machen. Ein Gedicht, das wie **Manilius** will, bloß aus trocknen Regeln beſtände, würde keinen Reitz für diejenigen haben, die die Materie nicht intereſſirte. So vortrefflich das Gedicht des **Dufresnoy** iſt, ſo wird es doch nur von denen geleſen, welche die Grundſätze der Mahlerey ſtudieren wollen. **Lukretz** ſelbſt, ob er gleich wenig auf Schmuck ſieht, iſt doch von ſeiner Nothwendigkeit ſo ſehr überzeugt, daß er, wie er ſagt, die poetiſche Sprache nur dazu braucht, um wie durch eine Lockſpeiſe diejenigen zu reitzen, die der Ernſt der Materie abſchrecken würde, eben ſo, wie man mit Honig den Rand eines Gefäßes beſtreicht, worin man Kindern Arzney darreicht:

Veluti pueris abſinthia tetra medentes
Cum dare conantur, prius oras pocula circum
Contingunt mellis dulci flauoque liquore.

Wenn er in der Ausführung ſeines Werks auf eine trockne Frage kömmt, ſo verſpricht er ſie ſie mit den Reitzen der Muſen zu würzen: Muſaeo contingent cuncta lepore.

Man wird mir vielleicht antworten, daß **Lukrez** ſelten halte, was er verſpricht, und daß er ſogar mehr verſpreche, als er halten könne, weil dergleichen Materien keines poetiſchen Stofs fähig ſeyn. **Aratus** und **Manilius** ſeyen nicht glücklicher geweſen, und der Abbe **Geneſt**, der in unſrer Sprache philoſophiſche Materien in Verſen habe ausführen wollen, ſey in Anſehung des Schmuckes weit unter **Lukrez**, ob er ihn gleich in der Gründlichkeit ſeiner **philoſophiſchen Grundſätze** übertreffe.

Sind dergleichen Werke langweilig, ſo wollen wir die Schuld nicht der Materie, ſondern den Schriftſtellern geben, die nicht Kraft genug hatten, ſie auszuführen. Wären **Aratus** und **Manilius** nur ein wenig von poetiſchem Feuer belebt geweſen, war wohl eine Materie fähiger, es bey ihnen zu unterhalten? Und heutzutage, da die Aſtronomie ſo viel vollkommner geworden; da wir mit Hülfe der Ferngläſer jenen unermeßlichen Schauplatz von Wundern, den unſre Augen ſtets mit neuem Erſtaunen betrachten, faſt ganz überſehen; würde wohl der, der eine ſolche Materie auf eine würdige Art in Verſe brächte, ein bloßer Verſificator ſeyn? Der Gegenſtand, den **Boileau** in ſeiner Dichtkunſt ausführt, hat viel weniger Größe, und der, den ſich **Virgil** im Georgikon gewählt, hat deren noch weniger. Dieſe beiden vortreflichen Werke beweiſen alſo, daß Lehrgedichte mit gutem Grunde ihren Verfaſſern den Namen eines Dichters und eines großen Dichters erwerben können.

Wer könnte dieſen Namen dem **Virgil** wohl verſagen, und ihn nicht an die Spitze der Dichter ſeiner Zeit ſtellen, wenn er auch nichts, als das Georgikon, verfertigt hätte, das vollkommenſte Werk in ſeiner Art, das wir in der lateiniſchen Poeſie haben? Wer könnte dieſelbe Ehre dem **Boileau** verſagen, wenn er auch nichts als ſeine Dichtkunſt verfertigt hätte, das vollkommenſte Werk, das wir in der franzöſiſchen Poeſie haben? Die Feinde der didactiſchen Poeſie werden indeſſen vielleicht doch behaupten, daß jene beiden vortreflichen Werke nicht zur wahren Poeſie gehören, und das aus folgenden Gründen: fürs erſte, ſagen ſie, Einförmigkeit iſt ein unzertrennlicher Fehler von Werken dieſer Art, und doch iſt Mannigfaltigkeit eine von den weſentlichen Eigenſchaften für jedes Werk, das gefallen ſoll; denn, wie **Boileau** ſagt, eine allzugleiche und ſtets einförmige Schreibart glänzt vergeblich; ſie muß nothwendig einſchläfern. Fürs zweite, ſagen dieſelben Kunſtrichter, ohne Fiction kann keine Poeſie ſeyn; jeder Dichter muß erfinden, und dies kann derjenige nicht thun, der ſich darauf einſchränkt, Lehren zu ertheilen. Auf beide Einwürfe will ich antworten.

Die Einförmigkeit, die man mit Grund an Werken tadelt, welche zu gefallen beſtimmt ſind, kann auf eine doppelte Art Statt haben: entweder in Sachen, oder im Stiel. In Sachen, wenn der Verfaſſer immer dieſelben Wendungen des Ausdrucks, dieſelben Figuren und dieſelbe Art von Harmonie braucht, und einem Menſchen gleicht, der im Reden den Ton der Stimme nicht verändert. Alles, was auf die Art einförmig iſt, erregt lange Weile, eine nach ſo ſchöne Muſik ſchläfert ein, wenn man die Töne nicht abändert.

Die erſte Art von Einförmigkeit findet ſich vielleicht in denjenigen Gedichten, deren Stof zu eingeſchränkt iſt, wie in den Gedichten des **Fracaſtor** und des **Sammarthanus**. Jener, der nur von einer Krankheit zu reden hat, kann nur von den Urſachen dieſer Krankheit, und von den Mitteln, wodurch ſie getheilt wird, handeln; dieſer kann nach den Grenzen, auf die er ſich einſchränken muß, uns nur von Säugammen und Säuglingen unterhalten. **Boileau** unterhält uns bloß von der Poeſie; aber weit entfernt, daß man ihm Einförmigkeit der Sachen vorwerfen könnte, findet er in dieſem ſo weiten Felde eine beſtändige Abwechslung; gibt uns allgemeine Regeln über die Poeſie; beſonders Regeln über jede Gattung derſelben; Beſchreibungen von jeder Gattung, und von den Wirkungen, die ſie hervorbringt; Geſchichte der Dichtkunſt und der dramatiſchen Poeſie: ſo daß er wechſelsweiſe unterrichtet, mahlt, erzählt, und Regeln, Beſchreibungen und Erzählungen auf eine vortrefliche Art vermiſcht. Eben ſo iſt es mit dem **Virgil**; er hält uns immer auf dem Felde, und ſtellt uns nur ſolche Gegenſtände dar, die ſich auf demſelben befinden; aber er weiß ſie mit Kunſt auf einander folgen zu laſſen, und Lehren, Betrachtungen und Beſchreibungen mit einander zu vermiſchen. Im vierten Buche handelt er bloß von einem einzigen Gegenſtande, bloß von den Bienen: In tenui labor, at tenuis non gloria. Dennoch iſt eine beſtändige Abwechslung: von der Sorgfalt, die man für dieſe Inſecten haben ſoll, kömmt der Dichter auf die Beſchreibung ihrer Arbeiten, ihrer Sitten, ihrer Kriege, und miſcht ſtets Lehren unter die Beſchreibungen. Wer dergleichen Werke der Einförmigkeit beſchuldigen wollte, würde einem Menſchen gleichen, der, wenn er aus einer großen Gallerie von Gemählden käme, ſagen wolle, er habe lange Weile gehabt, weil er nichts, als lauter Gemählde geſehn habe. Wenn man das Georgikon des

Virgil und die Dichtkunſt des **Boileau** lieſt, wandelt man gleichſam in zweien Galerien herum: in jeder dieſer Galerien hat jedes Gemählde Beziehung auf dieſelbe Materie; und doch ſtellt jedes Gemählde einen andern Gegenſtand vor.

Schriftſteller, die nicht Genie genug haben, um dieſe Mannigfaltigkeit in ihrer Materie ſelbſt zu finden, wiſſen ſich nicht anders, als durch Epiſoden zu helfen. Haben dieſe Epiſoden keine Beziehung auf die Hauptmaterie, ſo ſind ſie allezeit fehlerhaft, und ſie ſind es auch alsdenn, wenn ſie zwar Beziehung darauf haben, aber gar zu lang ſind, indem der Leſer nicht gern ſeinen Gegenſtand aus den Augen verliert. Die langen Epiſoden im Georgikon ſind, ungeachtet ihrer Beziehung auf die Hauptmaterie, am Ende jedes Buchs angebracht, und **Virgil** ſchaltet ſie nicht um der Mannigfaltigkeit willen ein, indem er ſie nur am Schluß eines Buchs anbringt; ſondern um den Leſer vergnügt und gleichſam erholt von der Aufmerkſamkeit, die er auf die Lehren gerichtet hat, zu entlaſſen. Bey der Dichtkunſt des **Boileau** waren ſolche Erholungen nicht nothwendig: die Lehren, die er darin ertheilt, ganz verſchieden von den Regeln des Ackerbaus, ermüden die Aufmerkſamkeit nicht. **Boileau** hatte alſo auch nicht nöthig, ſeine Geſänge mit Epiſoden zu ſchließen. Was nöthigte den **Ovid** in ſeiner **Kunſt zu lieben**, ein ſolches Hilfsmittel zu ergreifen? Nie brauchte ein Dichter weniger zu fürchten, daß er ſeinen Leſern lange Weile machte. Von den Lehren, die er ertheilt, kann man das nicht ſagen, was **Macrobius** von denen ſagt, die **Virgil** vorträgt: Praecepta, quae natura res dura eſt. Lehren, die dem verderbten menſchlichen Herzen ſo willkommen ſind, ermüden die Ohren nicht. Dennoch verläßt **Ovid** alle Augenblicke ſeinen Gegenſtand, und ſogar im Anfange eines Buchs, da der Leſer noch gar keiner Erholung bedarf, erzählt er weit-

läufluſtig die Geſchichte des **Dädalus**, die bloß auf folgende Art herbei gebracht wird: „Wie ſoll man die Liebe beſtändig machen? Wie ſoll man einen Gott fixiren, der Flügel hat? Man kann den nicht zurückhalten, der davon fliegen kann. Mit Hülfe der Flügel entrann **Dädalus**.“ Dies iſt dem **Ovid** genug, um ſich in eine Epiſode von achzig Verſen zu verlieren; aber dies heißt nicht Abwechslung in die Materie bringen, das heißt, ſich ohne Noth von ihr entfernen.

Die zweite Art von Einförmigkeit, die Einförmigkeit des Stils, iſt weit ſchwerer in Lehrgedichten zu vermeiden, als jene, von der ich bisher geredet habe: weil ſolche Werke leer von ſtarken Affecten ſind, und alſo ſelten Anlaß zur Mannigfaltigkeit der Schreibart geben. Die Leidenſchaften haben mancherley Sprache, und derſelbe Affect ändert jeden Augenblick ſeinen Ton: folglich ſuchen die Dichter, deren Gegenſtand die Nachahmung der Leidenſchaften iſt, die mancherley Töne derſelben natürlich auszudrücken, anſtatt daß der lehrende Dichter, wenn er ſich nicht in Acht nimmt, in einen einförmigen Ton verfallen muß. Wenn jemand auch keine Talente zur Deklamation hat, und man widerſpricht ihm in der Unterredung auf eine Art, die ihn aufbringt: ſo wird er, indem er ſeine Meinung mit Hitze vertheidigt, ſich nicht enthalten können, in Stimme und Geberden abzuwechſeln. Sagt aber eben dieſer Menſch eine öffentliche Rede her, ſo wird er ein kalter Deklamator ſeyn; wird in einerley Ton und mit einerley Geberden reden. Aus dieſem Grunde ſind viele didactiſche Dichter einförmig in ihrem Stil; aber große Dichter wiſſen ihn abzuändern, und man kann den Stil des **Virgil** keiner Einförmigkeit beſchuldigen. Die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände bringt Mannigfaltigkeit in Bildern und Harmonie hervor. Indeſſen halte ich doch den **Boileau** noch für glücklicher; denn wenn er eine Lehre gibt, ſo gibt er zugleich durch ſeinen Stil ein Beiſpiel dieſer Lehre. Redet er von der Ode und von den verſchiednen Gegenſtänden, die ſie behandeln kann: ſo drückt er, nach jenen verſchiedenen Gegenſtänden, den erhabnen, den anmuthigen, oder den zärtlichen Stil aus. Sein Stil, der ſanft und natürlich iſt, wenn er vom Schäfergedicht redet, verändert ſich in den klagenden Ton, wenn er auf die Elegie kömmt. Er erhebt ſich zu der prächtigſten Schreibart, wenn er von der epiſchen Poeſie redet, und er bewegt die Herzen ſelbſt, wenn er die tragiſchen Dichter ermuntert, ſie zu bewegen. Sogar weiß er bey einem ſo edlen Süjet einen Augenblick den vertrauten und ſcherzhaften Ton anzunehmen, wenn er die Geſchichte ſeines Arztes erzählt, der ein gelehrter Schwätzer und ein berühmter Todſchläger war: ſo daß er ſelbſt dasjenige befolgt hat, was er andern empfiehlt, wenn er ſagt, man müßte mit leichter Hand vom Nachdrücklichen zum Sanften, vom Scherzhaften zum Ernſten übergehn. Dieſe Mannigfaltigkeit im Stile des **Boileau**, die die ſtrengſten Kunſtrichter nicht läugnen können, hindert ſie nicht, zu behaupten, daß unſre Alexandriner eine ermüdende Montonie haben. Hieran, ſagen ſie, haben nicht unſre Dichter, ſondern unſre Dichtkunſt Schuld. Die Einförmigkeit des Alexandriners im Sylbenmaaß, in der Cäſur und im Reim macht, daß man die Lectüre eines ſolchen Gedichts nicht lange aushalten kann. Das war vielleicht die Urſache, die den **Lafontaine** bewegte, ſein kleines Gedicht von der Chinarinde in einem freien Sylbenmaaße abzufaſſen, und in zwei ſehr kurze Geſänge abzutheilen, indem, wie er ſagt, man auch in unſern kürzeſten Geſängen lange Weile genug hat.

Ich geſtehe es, daß die lateiniſche Verſifikation mehr Mannigfaltigkeit in ihrer Harmonie, als die unſrige hat; aber ich glaube, daß jener Vorwurf von Monotonie, den man unſern längern Gedichten in alexandriniſchen Verſen macht, keinen Grund hat, da man ja ganze Trauerſpiele in dieſer Versart lieſt, ohne über dieſen Fehler zu klagen. Warum wirſt man ihn aber den Lehrgedichten vor? Der Grund ſcheint mir am Tage zu liegen. Wenn der Verfaſſer eines Trauerſpiels, deſſen Handlung intereſſant iſt, uns auch noch durch die Art zu feſſeln weiß, wie er die Intrigue leitet, ſo unterhält er ſtets unſre Neugierde, und, indem er zugleich unſre Leidenſchaften erregt, und uns in eine angenehme Bewegung ſetzt: ſo hören wir nicht eher auf, zu leſen, als bis wir zur Entwicklung gekommen ſind. Das Lehrgedicht hat keine ſo ſtarken Reitze. Es gibt unſrer Neugierde keine Nahrung; es bewegt, es erſchüttert unſer Herz nicht; es kann nur die Schönheit der Verſe, verbunden mit der Gründlichkeit der Gedanken, gefallen; aber eben dieſe Gründlichkeit eines Werks, die ein großes Verdienſt deſſelben ausmacht, und die unſre Aufmerkſamkeit feſſelt, erhält uns in einer Art von Anſtrengung, die uns ermüdet, wenn ſie lange dauert. Nicht alſo der Beſchaffenheit unſers Sylbenmaaßes, ſondern der Anſtrengung des Geiſtes, womit wir ernſthafte Werke leſen, müſſen wir unſre Ermüdung zuſchreiben. Selbſt ergetzende Dinge bringen dieſe Wirkung hervor, wenn ſie zu lange dauern, und viele Leute verſichern, daß ſie nie aus einer Oper kommen, ohne Kopfweh zu haben, ſo eine ſchöne Oper man auch mag aufgeführt haben, weil dieſes Schauſpiel, das durch keine Zwiſchenakte unterbrochen wird, eine anhaltende Aufmerkſamkeit erfodert. Eben, um die Aufmerkſamkeit auszuruhen zu laſſen, werden unſre proſaiſchen Abhandlungen in Bücher und Kapitel, und unſer Lehrgedichte in Geſänge abgetheilt, die nie zu lang ſeyn dürfen. Der längſte Geſang in des **Boileau** Dichtkunſt hat nicht mehr, als ungefähr vierhundert, und die andern etwa zweihundert Verſe. Die Bücher des Georgikons ſind viel länger, und **Lukrez** trägt kein Bedenken, die ſeinigen bis zu dreizehn, bis zu vierzehn hundert Verſe auszudehnen. Ich glaube, daß die alten Dichter in dieſem Stück mehr wagen können, als die unſrigen, weil ſie ihre Werke ſelbſt in öffentlichen Verſammlungen auf einem Theater und an einem Orte vorlaſen, deſſen Säulen, wie ſich **Juvenal** hyperboliſch ausdrückt, durch die Menge der Leſer zerſprangen: Aſſiduo ruptæ lectore columnae. Dergleichen Vorleſungen in einer öffentlichen Verſammlung kamen eben ſo ſehr dem Zuhörer, als dem Werk zu ſtatten, das minder lang ſchien, wenn es abgeleſen ward. Die Aufmerkſamkeit, die man einem Menſchen widmet, der etwas vorlieſt, ermüdet minder, als die man auf die Lektüre eines Werkes verwendet.

Was die Fictionen in Lehrgedichten betrifft, ſo muß ich erſt im Allgemeinen bemerken, daß es zwey Arten von Fictionen gibt: Fictionen der **Erzählung**, und Fictionen des **Stils**. Unter Fictionen der Erzählung verſtehe ich jene Wunder, welche von Perſonen verrichtet werden, die ihr Daſeyn nur in der Phantaſie des Dichters haben; unter Fictionen des Stils verſtehe ich jene Bilder und kühnen Figuren, wodurch der Dichter alle ſeine Beſchreibungen belebt. Wenn diejenigen, die da behaupten, daß es gar keine Poeſie ohne Fictionen gebe, darunter die Fictionen der Erzählung verſtehen: ſo behaupten ſie einen offenbaren Irrthum. Wollen ſie aber von Fictionen des Stils reden, ſo iſt es gewiß, daß dieſe in der didactiſchen Poeſie ſo gut, als in jeder andern, Statt haben, und nur in dieſem Verſtande kann man ſagen, daß es keine Poeſie ohne Fiction gebe.

Wer es aber im erſtern Sinn behauptet, erwieſt der Poeſie, ja den Menſchen überhaupt keine Ehre. Das heißt, die Menſchen verachten, wenn man glaubt, daß ſie nur auf Fabeln aufmerkſam ſeyn können, und daß man ſie wie Kinder unterhalten müſſe. Es heißt die Poeſie verachten, wenn man glaubt, daß ſie nur durch nichtige Lügen belebt werden könne. Man kann gewiß nicht zweifeln, daß Virgil ſo gut, als ein andrer, im Stande geweſen wäre, in ſeinem Georgikon angenehme Fictionen anzubringen; er erfüllte ſeine Aeneide damit, und hier waren ſie nothwendig, weil das Leben des Heldengedichts in ihnen beſteht; aber, weit entfernt, daß ſie dem Lehrgedicht nothwendig ſeyn ſollten, würden ſie daſſelbe entſtellen. Wer, indem er Lehren ertheilen will, ſich mit Fabeln abgibt, iſt kein Lehrer, der ſich Hochachtung verſchaffen kann. Iſt der Gegenſtand, den er behandelt, von der ernſten Art, ſo verdient er noch mehr Tadel; denn die Wahrheiten, die er vorträgt, machen bey andern keinen Eindruck, weil er ſelbſt nicht davon durchdrungen zu ſeyn ſcheint, indem er nur darauf bedacht iſt, ſeine Einbildungskraft glänzen zu laſſen.

Der Gegenſtand, den **Virgil** bearbeitete, foderte nicht ſo viel Achtung. Da er vom Getraide, von Bäumen, vom Weinſtock und von Heerden redet: ſo konnte er die Ceres, den Neoptolem, die Faunen, den Bacchus, die Dryaden u. ſ. w. in ſein Gedicht einführen; er begnügte ſich aber, dieſe Gottheiten im Eingang ſeines Werks anzurufen. **Boileau** konnte den **Apollo** und alle neun Muſen redend einführen; er unterläßt es aber ſogar, ſie um ihren Beiſtand anzurufen; er ſchreitet ohne Anrufung und Eingang zur Sache. Vom erſten Vers an unterrichtet er. Das Beiſpiel dieſer beiden großen Dichter kann uns lehren, daß die Fictionen der Erzählung in Lehrgedichten unnöthig ſind.

Nicht ſo iſt es mit den Fictionen des Details, die ſich alle Augenblick darbieten, die durch Figuren und Bilder das Ganze und ſogar Raiſonnemens beleben, und durch die der Dichter Nachahmer wird, ſo viel als er es werden kann, wenn er Lehren ertheilt. Es iſt wahr, dieſe Art von Nachahmung hat nicht ſo viel Reiz, als die Nachahmung unſrer Leidenſchaften; auch behaupte ich nicht, daß die didactiſche Poeſie für den großen Haufen ſo viel Anziehendes habe, als andre Gattungen von Gedichten; aber ſie iſt doch immer auch eine nachahmende Poeſie, und hat, wie jede andre, dem idealen Wahren ihr Leben zu danken; und folglich iſt **Virgil** auch in ſeinem Georgikon ein großer Dichter.

Virgil muß ein großer Mahler ſeyn, daß er uns in ſeinen Verſen an Gegenſtände feſſeln kann, die uns nur durch die Wahrheit der Nachahmung feſſeln können; er muß eine Art von Schöpfer ſeyn, da er ſo viel Roſen und Nelken aus einem ſo trocknen Boden entſprießen läßt. Nur durch ſeinen, mit Fictionen und Bildern erfüllten Stil bringt er dieſe Wunder hervor. Wenn er uns das Innre von der Republick der Bienen, ihre Einrichtung, und ihre Kriege beſchreibt: ſo vergeſſen wir, daß er von ſo kleinen Inſecten redet; wir glauben uns in die Ringmauren eines mächtigen Stadt verſetzt, wo wir die Arbeiten eines ganzen Volks, ſeine Geſetze, ſeine Sitten, ſeine Leidenſchaften, und die großen Triebräder betrachten, die den ganzen Staat in Bewegung erhalten.

Doch ich ſetze jene glänzenden Stellen bey Seite, um den **Virgil** in der größten Trockenheit ſeiner Materie zu betrachten, und ich finde ihn auch in den kleinſten Details als denſelben großen Dichter. Wenn er mich von der Art unterhält, die Thiere zu erziehen: ſo glaube ich, er rede von der Erziehung der Menſchen. Wenn ich höre, man müſſe die Zeit benutzen, da die Gemüther noch biegſam ſind, (cum faciles animi juvenum, dum mollior aetas) ſo vergeſſe ich, daß er vorher geſagt hat: Jam vitulos hortare, und daß er von jungen Geſchöpfen von einer ſo niedrigen Klaſſe redet. Bey den Worten Lucina und Hymenaeus in der Stelle: Aatas, Lucinam iuſtosque pati Hymenaeos, bey den Hymenäen, die ſo nothwendig ſind, um das wieder zu erſetzen, was ſo viel Unglücksfälle hinwegraffen:

> Subeunt morbi, triſtisque ſenectus,
> Et labor, & durae rapit inclementia mortis,

erheben ſich meine Gedanken zu viel größern Gegenſtänden. So auch, wenn ich die Verſe leſe, worinnen er anräth, junge Kühe vom Anblick junger Stiere zu entfernen:

> Sed non vlla magis vires induſtria firmat,
> Quam Venerem & coeci ſtimulos auertere amoris.
> Carpit enim vires paulatim vritque videndo
> Foemina &c.

Wir wollen den **Virgil** bis zu den lebloſen Gegenſtänden verfolgen, die er zu beleben weiß. Wenn er anräth, junge Bäume nicht zu ſchneiden, ſo ſagt er, dieſes Alter ſcheue das Eiſen:

> At dum prima nouis adoleſcit frondibus aetas,
> Parcendum teneris —
> Jnde, ubi iam validis amplexae ſtirpibus vlmos.
> Exierint, tunc ſtringe comas, tunc brachia tonde.
> Ante reformidant ferrum, tum denique Jura
> Exerce imperia.

Vom Baum, der, nachdem er gepropft worden, freudige Zweige treibt, ſagt er: daß er ſich wundre, fremde Blätter an ſich, und Früchte zu ſehn, die nicht ſein ſind:

> Exiit ad coelum ramis felicibus arbos,
> Miraturque nouas frondes & non ſua poma.

Wenn er vorſchreibt, man ſolle anfangen, das Feld zu beſtellen, ſo hört man die Stiere ächzen, und ſieht die Pflugſchaar glänzen:

> Depreſſo incipiat jam tum mihi taurus aratro
> Jngemere, & ſulco attritus ſplendeſcere vomer.

Dieſe ungemeine Art des Ausdrucks bey den gemeinſten Dingen findet man nicht bey dem Lukretz. Er hatte ſich ein viel gröſſere Materie gewählt, indem er es unternahm, nicht allein die Geheimniſſe der Natur zu entwikkeln, ſondern auch den Menſchen das große Geheimniß zu lehren, glücklich zu ſeyn. Ob er ſich gleich rühmt, die Pfade des Parnaß zu wandeln: Avia Pieridum peragro loca, ſo bemerkt man ihn doch nur ſelten darauf. Seine Einleitung iſt vortreflich, und der Eingang des zweiten Buchs hat. viel Erhabenheit; aber, noch einige wenige ähnliche Stellen ausgenommen, findet man, anſtatt eines nachahmenden Dichters, nur einen Philoſophen, der ſeine Grundſätze ziemlich kalt vorträgt. Jhm kann man allerdings Einförmigkeit vorwerfen; er hat keine andre Abwechslung, als die von den Gegenſtänden ſelbſt, zu denen er mit ſehr alltäglichen Formeln übergeht: Jetzt will ich davon reden — ſo wie ich ſchon oben gedacht, rede ~~ich~~ nun von — — Wenn er die Beſchaffenheit der Träume erklären will, ſo verſpricht er wenige, aber angenehme, Verſe, und vergleicht ſich mit einem Schwan:

> Suavidicis potius, quam multis, verſibus edam,
> Parvus ut eſt cygni melior canor.

Dennoch iſt er eben in dieſer Stelle eben ſo dunkel in ſeinem Raiſonnement, als trocken in ſeiner Verſifikation, der er jene Harmonie nicht zu geben wußte, die ſie bald darauf

auf durch den **Virgil** erhielt. Dem Stil nach zu urtheilen, ſollte man glauben, dieſe beiden Dichter hätten der Zeit nach ſehr entfernt von einander gelebt, und doch ſtarb **Lukrez** an dem Tage, da **Virgil** das männliche Kleid anlegte. Um ſie noch beſſer zuſammen zu vergleichen, kann man ſie über einerley Gegenſtand gegeneinander halten. Beide haben eine Beſchreibung von der Peſt gemacht, mit dem Unterſchied, daß Lukrez jene Peſt beſchreibt, die den Athenienſern ſo verderblich war, und der **Virgil** eine Seuche ſchildert, die nur allein die Thiere traf. **Lukrez** detaillirt als Phyſiker die Symptome der Krankheit, und erregt keine Theilnehmung. Folgendes iſt eine Stelle, wo er zu Mitleid bewegen will.

Illud in his rebus miſerandum & magnopere unum
Aerumnabile erat, quod, ubi ſe quisque videbat
Implicitum morbo, morti damnatus ut eſſet,
Deficiens animo, moeſto cum corde iacebat!
Funera reſpectans, animam & mittebat ibidem.

Virgil erregt ein ganz anderes Mitleiden, ob er uns gleich nur für Unglück von Thieren intereſſiren will. Man ſieht ſie mitten auf den fruchtbarſten Weiden dahin ſinken:

Hinc laetis vituli vulgo moriuntur in herbis,
Et dulces animas plena ad praeſepia reddunt.

Man beklagt dort einen Renner, der, ſeine Siege vergeſſend, ſein Haupt neigt, und ſtirbt:

Labitur infelix, ſtudiorum atque immemor herbae
Victor equus

Man nimmt Theil an dem Schmerz jenes Landmanns, der dem, über den Tod ſeines Kammeraden beſtürzten, Stier das Joch abnimmt, und den Pflug mitten auf dem Felde ſtehn läßt:

It triſtis arator
Moerentem abiungens fraterna morte iuuencum,
Atque opere in medio defixa relinquit aratra.

Endlich erſchrickt man bey dem Anblick der Tiſiphone, die aus dem Unterreich kömmt:

Saevit & in lucem ſtygiis emiſſa tenebris
Pallida Tiſiphone.

Bey dieſer, für den **Virgil** ſo vortheilhaften, Vergleichung, ſieht man, was für Fictionen des Stils ſein Werk beſeelen, und Leben über daſſelbe vorbereiten.

Aus den bisherigen Betrachtungen über die didactiſche Poeſie kann man, glaube ich, folgern, fürs erſte: daß die Fictionen der Erzählung darin keine Stelle finden können, wie uns **Virgil** ſelbſt verſichert:

Non hic te carmine ficto
Atque per ambages & longa exorſa tenebo.

Zweitens: daß man in dergleichen Gedichten nicht erwarten darf, die Materie erſchöpft zu ſehn, wie ebenfalls Virgil ſagt:

Non ego cuncta meis amplecti verſibus opto

Drittens: daß ein Lehrgedicht, in dem das Nützliche der Lehren mit den Reitzen des Stils und der Harmonie der Verſification vereinigt iſt, ſeinem Verfaſſer ein Recht auf den großen Namen eines Dichters gibt, und daß es zu allen Zeiten ſelbſt denen gefallen wird, denen der Gegenſtand gleichgültig iſt.

Wenn **Virgil** ſein Georgikon dem Auguſt; wenn **Boileau** Ludwig XIV. ſeine Dichtkunſt vorlas: (letzterer mußte dem König die Stelle im dritten Geſang wiederholen, wo die Sitten der verſchiednen Alter ſo ſchön beſchrieben ſind) ſo waren weder die Grundſätze des Ackerbaus das, was den Auguſt; noch die Regeln der Poeſie das, was Ludwig XIV. intereſſirte, ſondern dieſe beiden Fürſten, die das Schöne liebten, ſchenkten mit Vergnügen ihre Aufmerkſamkeit einem Gedichte, deſſen Harmonie ihre Ohren entzückte, und ihre Aufmerkſamkeit machte ihnen eben ſo viel Ehre, als den Dichtern. Denn man muß geſtehen, daß die Lehrgedichte, wenn ſie auch noch ſo vollkommen ſind, unter dem großen Haufen nicht ſo viel Leſer finden, als Werke, die mit unterhaltenden Fictionen erfüllt ſind. Die Zahl derer, die nur Ergetzung ſuchen, iſt viel größer, als die Zahl derer, die auf das Gründliche ſehen; aber der Beifall der letztern iſt eigentlich der, der einem vernünftigen Schriftſteller am meiſten ſchmeichelt. Denn dieſer ſollte immer zu ſeinem Wahlſpruch jene Worte des **Horaz**: Contentus paucis lectoribus, oder jene des **Martial** machen: Me raris iuvat auribus placere.

Der Dichter, der bloß die Menſchen von irgend einer Wahrheit zu belehren ſucht, erwarte alſo nie, ſo viel Gehör zu finden, als der, der ſich nur beſtrebt, Leidenſchaften in ihnen zu erregen. Iſt das Werk des erſtern vollkommen, ſo wird er mehr bewundert, aber immer weniger geleſen werden. Die Zahl derer, die fähig ſind, es zu bewundern, iſt immer ſehr klein; es gehört Geſchmack und Kenntniß dazu. Um gerührt zu werden, braucht man bloß

Menſch zu ſeyn: die Natur hat uns allen Gefühl gegeben; wir leben durch Leidenſchaften, und haben wir keine wirklichen, ſo lieben wir die künſtlichen, welche die Kunſt der Dichter in uns zu erregen weiß. Wir ſind von Natur nicht geneigt, zu bewundern, und ſelbſt dann, wenn ein Gegenſtand bloß bewundernswürdig iſt, begnügen wir uns, ihn zu wiederholten Mahlen zu betrachten; aber wir kommen nicht oft zu demſelben zurück, anſtatt das wir immer geneigt ſind, uns rühren zu laſſen, und alſo immer wieder zu dem zurückkehren, was uns dieſes Vergnügen verſchafft. Das Beiſpiel der Poeſie, wenn ſie mit der Muſik verbunden wird, kann zum Beweiſe dienen. Die Stücke aus unſern Opern, die denen, die ſie gehört haben, ſo lange im Gedächtniß bleiben, die ſogar vom gemeinen Volk wiederholt werden, und die von Mund zu Mund fliegen, ſind nicht diejenigen, in denen eine große bilderreiche Poeſie, ſondern die, in denen Empfindungen herrſchen. Wir haben vielleicht keine ſchönere in Muſik geſetzte Poeſie, als die in der erſten Scene der Oper, *) **die Elemente** betitelt: Les tems ſont arrivés, ceſſez, triſte cahos &c. d. i. Die Zeiten ſind gekommen, höre auf, trauriges Chaos u. ſ. w. Die Schönheit der Muſik entſpricht der Schönheit des Textes; dennoch wird dieſe Scene nie ſo leicht behalten, noch von Leuten, die ſingen können, ſo oft wiederholt werden, als gewiſſe Stellen in der **Armide** und im **Atys**, ob gleich hier die Verſe weit ſchwächer ſind. Den Grund davon muß man weder in der Poeſie, noch in der Muſik ſuchen: er liegt in unſerm Herzen, und man darf daraus nicht ſchließen, daß die ſchwächern Verſe ſich beſſer in die Muſik ſetzen laſſen, als die andern; ſondern vielmehr, daß alles, was uns rührt, uns weit mehr an ſich zieht, als das,

was

---

*) Der Text von **Roy**, die Muſik von **de la Lande** und **Deſtouches** 1725.

was wir bewundern. Daher kömmt es, daß diejenige Poeſie, deren vornehmſter Endzweck dahin geht, die Leidenſchaften zu erregen, jederzeit mehr Anhänger haben wird, als das vollkommenſte Lehrgedicht.

2.

Schreiben eines Franzöſiſchen Reiſenden.

Ich habe Ihnen verſprochen, l. Fr., Ihnen auf meiner Reiſe wenigſtens zwey bis drey Mahl zu ſchreiben; allein wenn man ſeit fünf Uhr des Morgens auf dem Poſtwagen geſeſſen hat, und Abends um zehn ins Wirthshaus kömmt: ſo ſetzt man ſich ans Feuer, ißt, geht zu Bette, und denkt wohl an ſeine Freunde; aber man ſchreibt Ihnen nicht. Wie oft habe ich nicht an Sie gedacht! wie oft wünſchte ich Sie nicht bey mir, wenn ich an den prachtvollen Geſtaden der Löwe oder an den reitzenden Ufern der Allier wanderte; wenn ich das herrliche, geſegnete Thal Limagne durchſtrich, wie es ringsumher von hohen Bergen eingeſchloſſen iſt! Ich habe den Puits du Dôme begrüßt; und er ſchien mir noch ein Mahl ſo groß und hoch, weil ich an Paſcal dachte und an das phyſiſche Geſetz, deſſen Beweis er da fand. Auf den Bergen werden wohl immer die wichtigſten Entdeckungen gemacht; dort ſcheint die Natur offener zu wirken, und der Menſch mehr Scharfſinn zu haben. Wenn wird doch der Menſch dieſen Scharfſinn zu ſeinem Glücke brauchen? Sollten Sie's wohl glauben, Freund? Eben dieſes ergiebige, geſegnete Thal, deſſen Boden nicht Raum genug für alles, was er hervorbringt, zu haben ſcheint; den man für eine Tafel halten möchte, die von der Natur zu einem Feſte für jedes lebendige Weſen zu-

zubereitet worden: eben dieſes Thal habe ich mit traurigem, gepreßtem Herzen durchwandert! In dieſen ſo freundlichen und fruchtbaren Gründen ſah ich die Menſchen ins tiefſte Elend verſunken: Steinhaufen, beynahe nur ein Werk des Ungefährs, ſind ihre Wohnungen; gekleidet ſind ſie gar nicht, oder bloß in Lumpen; das Inſect das am Boden kriecht, findet vielleicht ſeine Nahrung reichlicher und mehr nach ſeinem Geſchmack. Nichts iſt ſo häßlich, als der Anblick der Dörfer und ſelbſt der Städte in dieſem Theile von Auvergne. Die unglücklichen Einwohner tragen auf ihren Geſichtern das Gepräge des mannigfaltigen Elends, unter deſſen Drucke ſie ſeufzen; ſie ſind mißgeſtaltet, verwachſen, und ihr abſcheuliches Patois gleicht weniger der Menſchenſprache, als dem dumpfen Schreyen wilder Thiere, die in der Wüſte Hungers ſterben. So wahr iſt es, daß ſchöne Geſichtsbildungen und ſanfte Sprache nur glücklicher Völker Antheil ſeyn können. Ich habe gegen ſechszig „Lieues“ in einem der fruchtbarſten Thäler gemacht, ohne nur ein Lied zu hören. Stumm war alles; die Thiere, ſogar die Vögel ſchienen mit den Menſchen zu trauern. Denken Sie ſich, Freund, welchen Eindruck dieſe Stille auf mich machen mußte; auf mich, der ich in einem Lande geboren bin, deſſen Berge und Thäler ohne Unterlaß vom Jauchzen der Männer, von klagenden verliebten Geſängen der Weiber wiederhallen.

Rovergue, welches ich bald nach Limagne betrat, iſt bey weitem nicht ſo fruchtbar; aber man fühlt doch hier nicht mehr den niederſchlagenden Kontraſt zwiſchen Elend des Menſchen und allem dem ringsum ihn her, was er durch ſeinen Fleiß hervorgebracht, oder die Natur ihm reichlich gegeben hat. Der Landmann hat hier beſſere Kleidung, beſſere Wohnung und beſſere Nahrung; Geſichtsbildung und Sprache wird ſanfter. Man hat mir verſichert, daß dieſer ſo merkwürdige Unterſchied ſeit einigen

Jahren noch weit merklicher geworden ſey; und ich nehme keinen Anſtand, ihn der Provincialadminiſtration von Ober-Guienne zuzuſchreiben.

Ich ſprach mit einigen Mitgliedern dieſer Adminiſtration zu **Milhaud**, und fand an ihnen Männer von geſundem Verſtand und gutem Herzen; ſehr helldenkende Männer, die mit viel Beurtheilungskraft die in Europa verbreiteten Einſichten in ihrer Provinz oder in ihrer kleinen Stadt anzuwenden verſtehn. Es ſey hier einem Fremden erlaubt, den Namen **Deſpradel** zu nennen, als Denkmahl der Achtung für Vorzüge, die er zwar nur flüchtig beobachten konnte, aber nie vergeſſen kann. Ich hörte dieſen Namen von ſeinen Mitbürgern immer zugleich mit dem Prälaten *) nennen, der bey den erſt entſtehenden Provincialverſammlungen den Vorſitz mit Klugheit führte, und nur, zu den erſten Würden der Kirche erhoben, vor allen andern nach dem Ruhm eines guten Bürgers zu ſtreben ſcheint.

Geſunder Geſchmack iſt vielleicht nichts anders, als geſunder Verſtand in hohem Grade: in dem kleinen **Milhaud**, wo man ſo gut über das Beſte der Provinz ſpricht, hat man auch eine recht gute Bühne. Anſtatt herumziehender Komödianten, ſpielen die angeſehenſten Perſonen der Stadt ſelbſt Stücke von Regnard und Moliere.

Alby habe ich berührt, ohne mich dort aufzuhalten. Der Verfaſſer der Epitre aux Graces und der Quatre Parties du Jour iſt in Rom. Ich mußte in Gayac verweilen, einem Orte, den, ſo viel ich weiß, kein Erzbiſchof und kein Dichter berühmt gemacht hat, der es aber wegen ſeiner ſelbſt zu ſeyn verdient. Gayac liegt mitten

---

*) Herr von Cicé, damals Biſchof von Rhodez, jetzt Erzbiſchof von Bordeaux.

in den herrlichen Ebenen des Albigeois; und iſt es gleich keine Stadt, ſo iſt es doch einer der ſchönſten Flecken in Europa. Es war Sonnenuntergang, als ich dahin kam: ſchöngebaute Häuſer, breite und reinliche Gaſſen; ein zwar unregelmäßiger, aber großer und mit Menſchen angefüllter Platz: alles ſchien mich zu einer Wanderung gleich nach dem Ausſteigen einzuladen. Ich ging auf gut Glück, und glücklicherweiſe fand ich überall etwas Angenehmes. Auf einmal hörte ich fünf oder ſechs junge, ich mag nicht ſagen, jungfräuliche, ſanfte Stimmen, und ein Lied, nach einer ganz einfachen, aber äußerſt rührenden Melodie. Ich ging nach der Gegend, aus welcher dieſer Geſang, der mein Herz an ſich zog, erſchallte. Indem ich einem ſehr breiten Wege nachging, der ſich unter den Wällen des Ortes hinzieht, erblickte ich fünf oder ſechs junge Weibsperſonen, die auf den Steinen des Walles ſaßen; ſie ſpannen und ſangen, und ſtimmten in beyden zuſammen. Ich hatte einige Mühe, die Worte zu unterſcheiden, die, wo ich nicht irre, Languedokiſch waren; aber ſo viel hörte ich doch, daß es eine dialogirte Romanze war. Eins der Mädchen ſang erſt allein; klagte ihren Geſpielinnen, daß ſie von ihrem Geliebten verlaſſen worden ſey. Verlaſſen! fielen die Andern zugleich ein: ach! das iſt wohl ſehr grauſam! Ihr Mädchen, liebet nie! Und warum verließ er Dich? Was thateſt Du ihm? — Ach! antwortete die Unglückliche! nichts that ich ihm, als daß ich ihn zu innig liebte. Gern vergäb' ich ihm ſeine Untreue, dürf' ich nur ſterben: aber meine Mutter, meine arme Mutter braucht mich ſo ſehr. Seht! ſchon drey Mahl, vier Mahl war ich am Rand des Teichs oder des Bachs; aber immer dacht' ich an meine Mutter, und wagt' es nicht hineinzuſpringen. — Die Verſe ſelbſt habe ich nicht gemerkt; aber ihren Sinn gebe ich Ihnen treulich wieder. Dieſe

Worte, ſo wahr wie unglückliche Liebe immer ſprechen kann, hörte ich in einer ſanften und naiven Landſprache, durch die ſie noch mehr Simplicität, noch mehr Ausdruck gewannen; ſie ſchallten wie von einem hohen Orte, wie vom Himmel, herab: es iſt, als ſängen Engel, wenn Mädchenſtimmen zuſammenfließen. Es war der erſte Geſang, den ich nach einigen Tagen wieder hörte; die Melodie der Romanze war eine Reihe klagender, ſeufzender Töne: meine ganze Seele wurde bewegt; ich verſucht' es auch gar nicht, einen Eindruck zu überwältigen, der mit dem Gegenſtande ſogar in keinem Verhältniſſe ſtand; ſondern, mit dem Kopfe an die Wallmauer geſtützt, ließ ich meinen Thränen freyen Lauf. Gewiß, ſagt' ich zu mir ſelbſt, gab die Natur der weiblichen Stimme nicht umſonſt jene durchdringenden Töne, die ſo ſchnell die Quelle der Thränen in Männerherzen öffnen. In unſern Städten, wo die glücklichſten Talente beynahe nur der Eitelkeit fröhnen, ſingt ein Weib, um beklatſcht zu werden: hier dacht' ich nicht einmal daran, daß die Stimmen, die ich hörte, gut ſängen; ich fühlte bloß den Schmerz des verlaſſenen liebevollen Mädchens, und mir war's, als verbreitete ſich ihr Schall nur deswegen in den Lüften, um jedes Herz, das unbeſtändig und treulos werden wollte, zur Reue und Liebe zu erwecken.

Als die guten Mädchen zu ſingen aufgehört hatten, wanderte ich weiter: und bald hörte ich ein Geräuſch von ganz anderer Art, wie das Rauſchen eines Stroms, der ſich zwiſchen Felſen bricht. Es hatte gegen zwölf Tage nach einander unaufhörlich geregnet, und das Gewäſſer war übergetreten. Indem ich dem Geräuſche nachging, entdeckte ich den **Tarn**, den ich ſchon mehrmals auf meiner Reiſe geſehen und wieder verloren hatte. Kaum erkannte ich einen Fluß und Waſſer. Der **Tarn** fließt, in einem großen Theile ſeines Laufs, über rothe Erde und rothen Sand. Wenn er ſchneller wird, reißt er von dieſer Erde und von dieſem Sande los, und nimmt die Farbe davon an: ſein Waſſer erſcheint alsdann nicht bloß röthlich, ſondern hochroth; an einigen Stellen wie Blut. Jetzt hatte es dieſe Farbe, unter den Wällen von Gayac. Durch einen ſehr hohen und gegen zwanzig Toiſen breiten Damm aufgehalten, ſtürzt es ſich mit Getöſe aus dem obern in das untere Flußbett, wo es ſich ſchäumend in einen Abgrund verliert. Mich übernahm Anfangs eine Art von Entſetzen: die letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten die Scene zur Hälfte. Dieß iſt der Moment, wo ſolche ſchauervolle Gemählde in der Natur den mächtigſten Eindruck machen, weil in der Deutlichkeit die Einbildungskraft noch aus dem Ihrigen hinzuſetzt. Die meinige glaubte einen von den Strömen der Unterwelt zwiſchen dem Tartarus und den Elyſäiſchen Gefilden zu ſehen. Am entgegengeſetzten Ufer erblickte ich Weiden, deren Wurzeln und Zweige ſich ins Waſſer tauchten; Pappeln ruhig in die Luft hinaufſtrebend und von keinem Lüftchen bewegt; grünende Wieſen mit Gebüſch auf ihrer weiten Ebene verſtreut: alles war in meinen Augen und für meine Phantaſie ein Bild von Elyſium. In Schauer und Träumereyen ganz verſenkt, konnte ich mich gar nicht wieder von dieſen Ufern trennen. Bey ſolchen gewaltigen Eindrücken, wodurch die Seele erſchüttert und in ſich ſelbſt zurückgebracht wird, erwacht das Andenken jedes andern Eindrucks im Leben. Alles, was ich jemahls gedacht und empfunden habe; die Bilder derjenigen Perſonen, die mir lieb ſind, und derjenigen, die ich beweine; meine Zweifel, meine Ahndungen und meine Hoffnungen über jenen Aufenthalt ewiger Qualen oder endloſer Freuden; über jenes Daſeyn, zu welchem der Tod führt, aber nicht mehr ſich eindringt — mein ganzes Leben ſchwebte mir in dieſen Augenblicken raſcher und tiefer Empfindungen vor: ich lebte gleichſam zum zweyten Mahle. Die Schatten der Nacht verbreiteten ſich ringsumher über alles, was mich umgab; allein ich ſah das Alles noch eine Weile, wiewohl nicht durch meine Augen. Bald verſchwand das Gemählde, wie vor meinem Blicke, ſo auch vor meiner Einbildungskraft; nur das Rauſchen des Stroms unterhielt noch die abnehmende Geſchäftigkeit meiner träumenden Phantaſie. Mit Gefühl von Ermattung kam ich in meinen Gaſthof zurück; aber eine ſolche Ermattung die auf Bewegung der Seele folgt, iſt ganz etwas anders, als diejenige, die vom Uebermaß im Genießen herrührt. Sie hat etwas Angenehmes für den Geiſt, dem ſie ein ehrenvolles Zeugniß von ihm ſelbſt gibt: man dünkt ſich beſſer und würdiger der Wohlthaten der Natur, wenn man ſich beym Anblick ihrer Schönheit erweicht gefühlt hat.

Tags darauf ſehr frühe kam ich nach **Toulouſe.** Dieſe Stadt liegt in der großen weiten Ebene zwiſchen den letzten Bergen oder Anhöhen des Albigeois und der erſten Kette der Pyrenäen. Dieſe Ebene hat mehr Mannigfaltigkeit, als Schönheit. Die Stadt nimmt darin einen großen Raum ein: allein ihre Größe macht es beym erſten Anblick nur deſto auffallender, daß ſie ſehr wenig bevölkert iſt; beym Eintritt in ihre Straßen glaubte ich mich noch in der Stille des Landes. Alle Häuſer ſind von Backſteinen gebaut: die erſten, die ich ſah, gefielen mir ſo ziemlich. Das Hochroth der Backſteine, wenn ſie noch neu ſind, ja ſogar ihr Braunroth, wenn ſie durch die Länge der Zeit und Regen ſchmutzig geworden, macht Anfangs einen für das Auge angenehmen Kontraſt mit den Fenſterrahmen, von welchen viele grün angeſtrichen ſind; allein ich weiß [illegible] doch nichts einförmigeres und traurigeres, als eine ganze Stadt von Backſteinen gebaut; und nichts läßt ſo kleinlich (colifichet), nichts vermindert ſo ſehr die Schönheit ſolcher Gebäude, die ſonſt etwas Großes haben. Der Pallaſt des Erzbiſchofs würde ſogar etwas Majeſtätiſches haben, wenn er von Werkſtücken gebaut wäre; allein das ärmliche Backſtein Colorit an einem ſo großen Gebäude verkleinert und verdirbt das Ganze. Wir ſind gewohnt, Steine und Marmor im Innern der Erde und auf ihrer Oberfläche zu ſehen; ſehen wir ſie hernach in Palläſten und Kirchen, ſo verſteckt ſich die Hand und der Fleiß des Menſchen ein wenig unter den ſchönen Producten der Natur. In Städten aber, die wie Toulouſe gebaut ſind, verräth jede Backſteinlage die Hand und die angeſtrengte Arbeitſamkeit des Menſchen, und es fällt zu ſehr in die Augen, wie viel Mühe ihn ſolche Wohnungen gekoſtet haben. Noch nie iſt es mir ſo deutlich geworden, daß der Menſch, wenn der Menſch ſeinen Werken das Gepräge von Größe geben will, [illegible] ſelbſt dabey nicht ſichtbar werden darf: die ſchönſten ſind diejenigen, die gar nicht auf den Gedanken an den Urheber führen.

Man hatte mir viel vom Rathhauſe geſagt: ich ſtellte mich alſo vor die Faſſade. Was mir am meiſten auffiel, waren große, ſtarke goldene Buchſtaben, die zuſammen die Inſchrift machten: CAPITOLIUM. Dieſes Capitolium iſt ein ziemlich kleines Gebäude, von ſchlechter Bauart, auf einem kleinen Platze, wo auch kein ſchöneres zu ſtehen verdient. Ich beſah nun das Innere. Das Erſte, was ich bemerkte, war wieder eine Inſchrift, wieder mit goldenen Buchſtaben; **Hier gibt Themis den Bürgern die Ausſprüche der Gerechtigkeit; Apollo den Muſen Kränze, und Minerva Palmen den Künſten** Dieſe Inſcription iſt in der Sprache der Römer; aber eben nicht in ihrem Styl: die Ueberwinder und Herren der Welt waren beſcheidener. Uebrigens hat dieſer Stolz der Einwohner von Toulouſe, die hohe Meynung, die ſie immer von ihrer Stadt gehabt haben, ihre Ideen oft erhöht. Freylich finde ich eben keinen Gefallen an dem Pomp und an dem Feyerlichen, womit ſie alle Jahre in ihrem Capitolium Preiſe unter diejenigen von ihren jungen Leuten austheilen,

theilen, die ſich in der Fechtkunſt am gewandteſten und geſchickteſten zeigen. Die Fechtkunſt gehört ſchlechterdings nicht mehr unter diejenigen Talente, durch welche der Bürger ſeinem Vaterlande dienen und Ehre machen kann: ſie bildet bloß Schläger, die in ganz Frankreich die Sucht des Duellirens verbreiten. Eben die Degen, die der Rath von Toulouſe, ohne Zweifel aus ſehr patriotiſchen Abſichten, als Preiſe zuerkannte, ſind ſehr oft Bürgern anderer Städte in die Bruſt geſtoßen worden. Ganz andere Künſte lernte der junge Römer auf jenem Capitolium an der Tiber. Der Rath einer Stadt, wo von jeher die Künſte des Witzes und Geſchmacks getrieben worden ſind, ſollte ſeine Aufmunterung ſolchen Talenten widmen, die unſern Armeen und Flotten nützlich werden könnten. Vielleicht wird man ſagen: **der Mann iſt kein Freund der Waffen.** Aber wer ſollte nicht wünſchen, daß es gar keine gäbe, oder daß man ſie wenigſtens gegen niemand führte, als gegen die Feinde ſeines Königs und ſeiner Nation?

Allein, was der Stadt **Toulouſe** wirklich Ehre macht, iſt ein Denkmahl in ihrem Capitolium, von welchem ſie allen Städten des Königreichs das erſte Beyſpiel gegeben, und worin ihr die Hauptſtadt ſelbſt erſt vor wenig Jahren nachgeahmt hat. Dieſes Denkmahl iſt eine Galerie, oder vielmehr ein geraumer Saal, wo die Bildniſſe aller berühmten Männer der Provinz Languedoc in Gemählden oder Büſten aufgeſtellt ſind. Hier ſehen Sie den Maler an der Seite des Feldherrn; den Dichter neben der Magiſtratsperſon; den Geometer in der Nachbarſchaft des Rechtsgelehrten. Ich ſah hier das Bild mehr als eines Mannes, deſſen Namen der Ruf in ganz Europa bekannt gemacht hat. Ich fragte nicht, wer **Cujas** geweſen wäre: über Cujas und Bartolo iſt ſo viel geſcherzt worden; und doch war Jener ein Mann von vielem Verſtand und Talent, ſo viel auch Unwiſſenheit und Leichtſinn über ihn geſpöttelt haben. Furgolle hingegen, deſſen Bild auch hier zu ſehen iſt, kenne ich nicht; ich urtheile alſo auch nicht über ſeinen Werth; ich frage nur, ob er außer Toulouſe ſehr bekannt geworden ſey. Vielleicht ſollte die Stadt eine ſo ehrenvolle Diſtinktion nur ſolchen Männern aus ihrer Provinz bewilligen, auf deren Vorzüge ganz Frankreich ſtolz ſeyn darf. Indeſſen, ſchon die Idee von einer ſolchen Art Tempel für Männer von hervorſtechenden Verdienſten in jedem Jahr, gehört unter die großen Ideen die den neuern Zeiten fremd geworden ſind; aber unter jenen vortrefflichen Regierungen ganz gewöhnlich waren, wo man bloß den Geſetzen gehorchte, und Männer von Genie wie Halbgötter verehrt wurden. Schon dieß allein würde beweiſen, daß Toulouſe eine von den Städten in Frankreich und vielleicht in Europa iſt, in welcher ſich die Ueberlieferung alter Sitten am reinſten erhalten hat. Selbſt in den dunkeln Zeiten der Lehnsverfaſſung hat Toulouſe beynahe keine Barbarey gekannt; und immer unterhielt ſie ein engeres Band mit der Freyheit durch die Freylehngüter (franc-aleu), mit der Aufklärung durch Kenntniſſe, und mit den Küſten durch die Chanſons.

Noch vor hundert Jahren war ſie, nach Paris, vielleicht die ſchönſte Stadt des Königreichs. Sie hat dieſen Anſpruch noch nicht aufgegeben; aber er iſt gegenwärtig ſehr ſchlecht gegründet. Sie iſt geblieben, was ſie vor etwa hundert Jahren war: Lyon hingegen, Marſeille und Bordeaux, durch ausgebreiteten Handel bereichert, ſind doppelt, auch wohl drey Mahl größer geworden, und überall mit Gebäuden geſchmückt, deren Eleganz und geſchmackvolle Bauart den Fremden leicht überreden könnten, daß er ſich ſchon in der Hauptſtadt, in dem Sitz des Genies und der Kunſt, befinde. Der große Kanal hat, ſo zu ſagen, die Natur bezwungen: aber den Handel hat er nicht zwingen können, die Schätze der Levante und der Neuen Welt nach Toulouſe zu liefern. Es iſt eines der fruchtbarſten Länder in Frankreich, und dennoch eines von denen die den wenigſten Reichthum beſitzen. Ein Mann hat indeſſen hier einige von jenen großen Werken verſucht, die ſonſt in andern Städten von Männern unternommen und ausgeführt werden, die durch den Handel reich geworden ſind. Herr von **Brienne**, mit den Bedürfniſſen der Provinz und der Verſchönerung Stadt Toulouſe unaufhörlich beſchäftigt, hat einen neuen Kanal graben laſſen, der nach ihm benannt worden iſt; hat prächtige „Quais“ anlegen laßen, die auch nach ihm heißen; hat noch eine Menge anderer Gebäude aufführen laſſen, die zwar nicht ſeinen Namen führen, aber doch unaufhörlich an ihn erinnern. Alles ſpricht hier von Ihm; am öfterſten nennt Ihn die Dankbarkeit. Hier hat er, zwanzig Jahre lang, jene Talente thätig gezeigt, wegen welcher er näher zum Throne gerufen worden iſt, um Frankreichs Schutzgeiſt zu ſeyn. Vielleicht ſollte das Schickſal eines Reichs nur ſolchen Männern anvertraut werden, die ſchon wenigſtens **eine** Provinz glücklich gemacht hätten. So gab **Limouſin** dem Reich einen **Turgot**, und **Languedoc** den Herrn von **Brienne**. Wäre dieß nur meine Meynung, ſo würde ich ſie nicht ſagen; ein einzelner Menſch darf keinen Miniſter loben; ſein Lob iſt zu verdächtig: allein ich ſpreche nur dem Ruf einer ganzen Provinz nach, und derjenige, der ihm nachſpricht, ſoll nicht bekannt werden.

3.

Bemgad.

Scene aus dem jetzigen Jahrzehend.

Herausgegeben
von
Ernſt Adolf Eſchke.

Kleiner Vorbericht.

Hier iſt die Geſchichte des unglücklichen Bemgads, vom erſten bis zum letzten ſeiner Tage. Sie iſt nicht das Kind einer verſengten Phantaſie; ſie iſt — leider eine Scene aus dem Erdenleben. —

Und du, edle Seele, die du den nämlichen Drang fühlſt, wie Bemgad, halte dies Büchel für deinen beſten Freund. Weine meinem armen Bruder eine Thräne; beſtreu mit Roſen ſein Grab, und denk': er war eine Blume, die der Sturmwind entblätterte.

Sey du aber ſtandhaft, und ſtehe feſt, wie ein Felsſtück im grundloſen Meer.

Geſchrieben in der Leipziger Oſtermeſſe 1788.

Ernſt Adolf Eſchke.

Erſtes

Erſtes Kapitel.

Enthält Bemgads Kindheitsjahre, mit unter ſind pſychologiſche Bemerkungen gemiſcht.

Bemgad war in ſeiner Kindheit ein flüchtiger Knabe, dem nichts weniger, als das Stillſitzen anſtand.

Er zeigte frühzeitig Luſt zum Soldatenleben, vor dem er nachher ſo einen Ekel bekam. Die Begleiter ſeiner damahligen Tage erzählen, daß er ſtundenlang vor den Hauptwachen geſtanden, und den Soldaten zugeſehn habe.

Nicht minder waren Pferde ſeine Sachen. Sie und die Soldaten theilten ſeine Liebe, ſtanden bey ihm in einerley Rang. Ja, faſt war ſein Herzchen für erſtre noch mehr, als für letztre. Alexander konnte den Bucephal nicht ſo lieben, wie Bemgad den Gaul ſeines Vaters.

Die Aeltern beſtimmten ihn zum Studieren, aber er war nicht für die Bücher; er war für Peitſche, Degen und Säbel. Am Schreibtiſche die Beine zu ſtrecken oder unterzuſchlagen, war nicht ſeine Sache; er wollt' ins Feld, er wollt' in die Welt.

Kaum konnt' er mit ſichrem Fuß den Boden berühren, ſo fiel es ſeinen Aeltern ein, ihn Tanzen lernen zu laſſen. Man ſpiegelte ihm vor, wie lieblich es ſey, wenn er wie ein Zephir bunte Reihen durchſchlinge; was er für Lob ernten könne, wenn er ein zierliches Kompliment ſchneiden, und mit Grazie ein Paß kratzen lerne. Da würde jedermänniglich ſagen: ein allerliebſtes Kind, ein rechtes Goldknäbchen; wem gehört denn der kleine Engel? u. ſ. w. Um all dieſen Worten gehörigen Nachdruck zu geben, equipirte man ihn vom Kopf bis auf den Fuß. — Auf dem Kanapee lag eine Hocke, mit einer weißen Serviette bedeckt — die hatte Bemgaden ſchon längſt in die Augen geſtochen, weil er wähnte: ein hölzernes Peitſchchen oder ſo etwas gutes drunter zu treffen. Nun hob man das Tuch auf, und ſiehe da: es war ein neues Tanzkleid, luſtig genug zum wildeſten Walzer, und ein paar Seiltänzerſchuhe.

Bemgad ſah ſie an, und man merkte den Verdruß auf ſeinem Geſicht — über die unglückliche Täuſchung. Doch blieb er noch gelaſſen, und ließ ruhig ſich alles anziehn. Aber, als man ihm mit zween ſeidnen Lappen, ſonſt Handſchuh benamſet, die Hände umwickelte, damit er ſeine Tänzerin nicht mit ſchwitzenden Fingern berühre — da erwachte plötzlich ſein feuriger Zorn, ergrimmte ſein wüthender Eifer, und ſeine kindiſche Stimme lallte: „Solche „Drecker *) darf ein Soldat nicht anziehn. Ueberhaupt „muß ein Soldat reiten, nicht tanzen lernen.“ Und kurz und gut: die Aeltern brachten ihn nicht in die Tanzſtunde, denn mit tobender Gewalt ihren Liebling zu zwingen — das ließ ihr Herz nicht zu.

Sie grübelten hin und her, ſtützten den Kopf auf die Hand, dachten und dachten, um was auszuſpioniren, wodurch man den Knaben ſäuberlich Luſt zum Tanzen inokulire. Sie ſondirten Bemgads Neigungen, und waren endlich ſo glücklich, ein Mittel zu haſchen, wodurch ſie wähnten, ihren Zweck zu erreichen. Wie, wenn ein Seemann hin und her geſchleudert von den wüthenden Wellen auf dem grundloſen Meer, trotz all der Stürme, trotz all des Sauſens und Brauſens der Fluthen, endlich zum Hafen der Ruhe gedrungen, ſich freut; — wie, wenn furchtbar,

zit-

---

*) Der Herausgeber bittet deſ- und wehmüthig, die Unmanierlichkeit des kleinen Helden nicht auf ſeine Rechnung zu ſchreiben. Wär' es auf ihn angekommen, ſo hätte ſich der Bube ſauber ausgedrückt, ohne delikate Ohren zu beleidigen. Denn der Editor iſt nicht Kraftmann genug, um Behagen an A — lecken, Miſthaufen, H —, Nothzucht und dergl. Dingen zu finden. Hierzu gehört das Genie eines Lenz, Klinger, **Schink, Müller, Kaufmann,** u. ſ. w.

zitternd und bebend ein Schiffer die Scylla und Charybtis durchſegelt, — ſobald er mit Mühe glücklich entkommen, ſein Jubellied lullt, fröhlich in's harte Patſchchen ſchlägt — ſo und nicht anders gebehrdeten ſich Bemgads Aeltern, nachdem ihr denkender Kopf ein Kniſchen erſonnen, glücklich ein Mittel beim Zipfel erwiſcht. Sie ſchickten unverzüglich zum Schneidermeiſter Zirn, und ließen ihn kommen. Er kam, zog aus ſeiner Taſche ein langes — langes Papier, wohl zu brauchen zu einem Schneidermaß, und machte hiermit verſchiedne Schnörkel um den kleinen Bemgad. Dieſer kannte den ſonderbaren Mann ſchon, und ließ alles ſich willig gefallen.

Und es vergingen zwey Tage und ſieben Stunden, da kam das nämliche Bügeleiſen wieder, und brachte für Bemgad eine völlige Huſarenmontur.

Der Vater holte einen kleinen Pallaſch, und ſagte: „Siehſt du, Bemgal, wenn du tanzen lernſt, ſollſt du „Soldat werden.“ — „Ja, ich will tanzen lernen“ ſchrie Bemgad mit freudiger Stimme, und ſetzte die Füße ſchon auswärts.

Man legte ihm die Uniform an, umſchnallte den Pallaſch, und lebhafte Freude hierüber funkelte ſo aus ſeinen Augen, daß ich faſt vermuthe, er freute ſich eben ſo lebhaft, wie ein Dichterling, der ſeinen Namen zum erſtenmal' in Schwickerts Almanach lieſt.

Doch verleitete ihn der neue Pallaſch zu unzeitiger Kourage und Händeln mit ſeinen Geſpielen, denn die ſprudelnde Hitze des kleinen Bemgads war groß. Auch hatt' er von Jugend auf das Unglück, ſich oft für beleidigt, und gern für beleidigt zu halten, ſelbſt da, wo er es wirklich nicht war.

Schon als Kind, wenn alle etwas bekamen, und ihm ſein Antheil hingelegt wurde, ohne dabey zu ſagen, es ſey der ſeinige, ließ er ihn lieber liegen, ob er gleich wußte, daß er für ihn beſtimmt war; um nur das Süße des Unrechtleidens zu ſchmecken, und ſagen zu können: alle andere haben etwas und ich nichts bekommen!

Da er eingebildetes Unrecht ſchon ſo ſtark empfand, um ſo viel ſtärker mußt' er das wirkliche empfinden. Und gewiß iſt wohl bey niemanden die Empfindung des Unrechts ſtärker als bey Kindern, und niemanden kann auch leichter Unrecht geſchehn; ein Satz, den alle Pädagogen, von Baſedow an bis auf den Schulmeiſter zu Lilliput, täglich und ſtündlich beherzigen ſollten.

Im eilften Jahre kam Bemgad auf eine öffentliche Landſchule, und hier änderte ſich ſein ganzes Temperament. Der bisherige Frohſinn entwich; er wurde männlich ernſt, und — männlicher Ernſt paßt ſo wenig für den Knaben, wie für den abgelebten Greis das neueſte Stutzerkleid. Er vermied ſorgfältig alle Geſellſchaften, und ging jedem aus dem Wege. Den Hang zum Soldatenleben vertauſcht' er mit dem zur Schöngeiſterey. Jener war feurig und ſtark, wie die erſte Liebe; feuriger und ſtärker ward dieſer. Der Grund zu der Metamorphoſe war der nämliche, der bey Adams Fall exiſtirte: **Verbot**. Sein Lehrer hatte allen Romanen, Schauſpielen, Gedichten und ſchönwiſſenſchaftlichen Büchern perpetuelle Feindſchaft, ewigen Haß und Verdammniß geſchworen, er droht' auch: eine ſolche Scharteke ſogleich mit Feuer in Aſche zu ſengen, wenn er in ſeinem Hauſe ſie fände. Dadurch bekam Bemgad einen quälenden Durſt zu dergleichen Piecen, und den ſucht' er deſto ſchneller zu ſtillen, je weniger ihn ſeine Aeltern gelehrt hatten, die Begierden zu zähmen. Bald genoß er das unausſprechliche Vergnügen verbotner Lectüre. Er bekam durch ſeine Aufwärterin alles, was er wollte, vom Bücherverleiher, ſo lang' er richtig bezahlte. Da las er nun Tag und Nacht heimlich und verſtohlen in ſeiner einſamen

Zelle, und verſchlang alles, was einem Belletriſtiſchen Werkchen ähnelte, mit unerſättlicher Begier.

Dieß waren die ſüßeſten, harmloſeſten Stunden ſeines Lebens. So oft Einer ſeiner Kammeraden hereintrat, droht' er ihm bloß mit der Ankunft des Lehrers, ohne dieſem ein Sterbenswörtchen zu ſagen, weil er mehrentheils ſelbſt ein eben ſo entzückendes Vergnügen an dieſem Zeitvertreib fand.

Werthers Leiden thate auf Bemgad eine entſetzliche Wirkung, verurſachten in ihm eine ſchreckliche Revoluzion. Denn nun gingen ſeine Ideen auf nichts geringeres, als: einmal einen Werther zu ſpielen. Seine ausſchweifende Phantaſie ließ ihn ſchon ſich ſelbſt erſchoſſen ſehen, mit verbundnem Kopf, in blauer Frak, paille Weſt und Hoſen, Stiefel und Sporen. Sein Ohr hörte ſchon die überſchwänglich ſüße Stimme der Mädchen:

„Ausgelitten haſt du, ausgerungen,
„Armer Bemgad, deinen Todesſtreit ꝛc.

Dies traurige Spiel der Einbildungskraft macht' ihm ſehr wonnevolle Stunden.

Die unbeſchreibbare, übertriebne Neigung zur Belletriſterey, die über ihn waltete, grif immer mehr und mehr um ſich. Schwärmerey in allem, was einem Romane glich, pakte ſeine Seele; und Beſtreben, einen Roman zu ſpielen, füllte ſie aus. Hierdurch ſah er ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, viel Unwahres und Erdichtetes zu ſagen; dadurch macht' er ſich bey ſeinen Kammeraden zum Spott, und bey andern verächtlich. Das waren Bemgads ſchwache Seiten, die aber nicht dem Herzen, ſondern dem Kopfe entſprangen, und die er in kurzer Zeit ganz ablegte.

So machte ſeine Einbildungskraft all die Leiden und Freuden ſeiner Kindheit. Wie oft, wenn er an einem trüben dunkeln Sterbetage, gegen den Aegiptiſche Finſterniß — Licht, bis zum Ueberdruß und Ekel an ſeinen

Phäder, Nepos, Eutrop und Paläphat geſpannt war; er mürriſch eingeſperrt auf ſeiner Stube ſaß, und etwa ein Sonnenſtrahl durch die bereiſte Fenſterſcheibe drang, erwachten auf einmal in ihm Vorſtellungen von Werther und Lotten, wie jenſeits beyde Arm in Arm dahinwallten; von einem Stern zum andern hüpften, und jenes Lebens ſich freuten. Bald ſah er deutlich das Paradies mit Adam und Eva. Bald öffnete Eliſium ſich ſeinen Augen; auf dem grünen Raſen lagen da in traulicher Freundſchaft **Homer** und **Leſſing**; **Burmann** und **Kloz** umhalsten ſich glühend, uneingedenk ihrer logomachiſchen Fehde; und **Anakreon** ſang in **Mara's** Zauberton — **Göthens** vortreflliches Lied:

„Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand ꝛc.“

Bald erblickt' er wieder Kalypſos Inſel, die ihn Stundenlang entzückte.

Wo wohl jetzt Werther ſeyn mag? ſagt' er oft vor ſich, und ſchwieg wieder. Bemgad ſchaute nach dem Fenſter, wo durch düſtre melankoliſche Nacht kein Lichtſtrahl ſchimmerte, und fühlte zum erſten Mahl die wunderbare Einſchränkung, die ſeine damalige Exiſtenz von der gegenwärtigen beynah ſo verſchieden machte, wie das Daſeyn vom Nichtſeyn.

Zweytes Kapitel.

Iſt kürzer, als das Erſte.

Wo mag wohl jetzt Werther ſeyn? dachte Bemgad, und Nähe und Weite, Gegenwart und Zukunft blitzte durch ſeine Seele. Die Empfindung dabey mahlt kein Federzug; tauſend und aber tauſend Mahl iſt ſie wieder in ſeiner Seele, doch nie mit der erſten Stärke erwacht.

Wie groß iſt die Seligkeit der Einſchränkung, die wir aus allen Kräften ſuchen zu fliehen. Sie iſt ein kleines glückliches Eiland in dem ſtürmiſchen bodenloſen Meer: wohl dem, der in ihrem Schooße ſicher ſchlummern kann! ihn weckt keine Gefahr; ihm drohn keine Stürme; ihn ſchrecken keine ſchäumenden Wellen. Aber wehe dem, der von unglücklicher Neugier getrieben, von thörichter Eitelkeit geſpornt, ſich über dies dämmernde Gebirge hinauswagt, das ſeinen Horizont wohlthätig umſchränkt.

Er wird auf einem wilden ſtürmiſchen See von Unruh und Zweifel umhergeſchleudert; ſucht unbekannte Gegenden in grauer Ferne; und ſein kleines Eiland, auf dem er ſo ſicher, ſo ſorglos wohnte, hat für ihn all die Reitze verloren.

Wenn oft der Himmel umwölkt, und der Horizont klein war, fühlte Bemgad eine Art von Bangigkeit, daß die ganze Welt wiederum mit ſo einer Decke umſchloſſen ſey, wie die Stube, worin er hauſ'te, und wenn er dann mit ſeinen Gedanken über dieſe gewölbte Decke hinausflog: ſo kam ihm dieſe Welt an ſich viel zu winzig vor, und es däucht' ihn, als müſſe ſie abermals in einer andern eingeſchloſſen ſeyn, und das immer ſo fort, bis in's Endloſe.

Drittes Kapitel.

Bemgad geht auf die Univerſität, und kommt von er Univerſität.

So eilten 4 Jahre auf der Schule dahin, ohne weiter etwas Bemerkenswerthes zu liefern; ohne daß ich in ihnen das mindeſte finde, was Einfluß habe auf den ganzen Karakter Bemgads oder — auf die jetzige Scene.

In Bemgads funfzehentem Lebensjahr kam der Befehl: er ſolle nun auf die Akademie. Für ihn war das ein Donnerſchlag, was für jeden andern ein Jubelſchall dünkte. Er ſcheute ſich ſo ſehr vor Dogmatick und Exegeſe, zu denen er prädeſtinirt war, daß er lieber beym Cicero ſchwitzen, als beym Griesbach gähnen wollte.

Er weint' und fleht um Aufſchub des grimmen Gebots. Aber Thränen halfen und Bitten fruchteten nichts; der Ausſpruch war gethan. Vierzehn Tage und vierzehn Nächte wußt' es Bemgad vorher, daß er die Schule verlaſſen ſollte, und je näher die Trennung rückte, deſto mehr wuchs der Schmerz.

Er wählt' alſo ein Mittel, ſich den Abſchied leichter zu machen; ein Mittel, das man einem Knaben von ſeinem Alter kaum hätte zutrauen ſollen. Anſtatt daß er ſich bemühte, bey Lehrern und Mitſchülern ſich beliebter zu machen, that er das Gegentheil, begann mit Fleiß muthwillige, ungezogene Streiche, und legt' es darauf an, täglich einen Grad von dem Vertrauen ſeiner Vorgeſetzten, von der Liebe ſeiner Kommilitonen zu verlieren; tagtäglich eine Stufe hinunter zu kommen. Dies konnte ſich nun niemand erklären, und jeder bezeugte männiglich ſeine Verwunderung.

Bemgad allein wußte die Urſach davon, und trug ſeinen geheimen Kummer mit nach Hauſe und in die Schule. Jedes Scheltwort, das er auf die Art freywillig ſich zuzog, koſtete ihm tauſend Thränen, die er unbemerkt heimlich vergoß, — aber ſo bitter dieſe Arzeney war, die er ſich ſelbſt vorſchrieb, ſo that ſie doch ihre gehörige Wirkung.

Oft wenn der Rektor im damaſtnen Schlafrock aus dem Fenſter guckte, und er bey ihm vorüberging, dacht' er: o könnteſt du dein Herz gegen den Mann ausſchütten; aber da ſchien ihm die Entfernung zwiſchen ihm und dem Lehrer zu weit.

Bemgad ging nach Jena, ſtudirte, der älterlichen Prädeſtination ungeachtet, nur ein einziges Jahr Theologie;

pre

predigte aber binnen der Zeit nicht weniger, denn vierzig Mahl weniger ein's; und er würde fortgeſahren haben, Gottes Wort eifrig zu lehren, hätte ihm nicht folgende Stelle ſeiner letzten Predigt, **von der Vergebung der Sünden**, den Zutritt zur Kanzel geſperrt:

> „Wenn ich einen katholiſchen Prieſter ſich der Macht,
> „Sünden zu vergeben, rühmen höre: ſo bemitleid'
> „ich ihn, als einen Mann, der die Grundſätze ſeiner
> „Kirche nachſchwatzen muß, ohne ſie prüfen zu dürfen.
> „Hör' ich aber unſrer Geiſtlichen Einen ſich der
> „Gewalt, Sünden zu vergeben, preiſen: ſo — zuck'
> „ich die Achſeln über den Stolz eines ſo ſchwachen
> „Bruders."

Für Bemgad war jede Predigt eine Herkulesthat. Denn hier mußt' er populär reden. Er ſah ein, daß der Volkston ſchlechterdings zum Kanzelredner gehöre. Aber — das war ſeine Sache nicht. Hochtrabende Sentenzen, ellenlange Worte, ſchreckliche Triaden, ſtelzigte Perioden, pomphaftes Nichts herrſchten in Bemgads origineller Sprache. In dieſem Zeitraum dichtete er viel, aber ſeine Gedichte waren nicht, wie **Sintenis** Schriften, im **Menſchenton**. Mir wenigſtens iſt Bemgads Ton unverſtändlicher, als **Elephantenton**. Ein Probeſtück ſeines damaligen Geſchmacks ſey die **Ode an Herrn Blüher**. Für den Gaumen gewiſſer Leute war ſie bey ihrer erſten Erſcheinung — ſie erſchien juſt zur Zeit der Kraftepoche — ein ſaftiger Leckerbiſſen; und ſie riefen mit kräftiger Stimme, indem ſie ihr Mündlein fein ſäuberlich wiſchten: Hier iſt mehr denn Kl. . . . .! — Mir aber koſtete es unſägliche Mühe, dies Abrakadabra zu ſchreiben, und rechnete ich nicht auf den einſtimmigen Beyfall all meiner Zeitgenoſſen, den ich dafür zu ernten hoffe: ſo warf ich die Feder weg, eh' ich die erſte Strophe endigte.

Ode an Herrn Blüher.

Wenn beym Lerm des Geräuſches rufenden Griechenlands
Der noch lautere Schall kriegeriſcher Höner, das
Schon erfüllete Ohr ganz betäubt, ſchlagend der
Starke Schall durch die Nerven ſtößt;

Und im aufſteigenden Schwalme des dicken Staubs
Blauer Schimmer vom Stahl blitzender Rüſtungen
Das begierige Aug' blendet, und einladend
Ew'ger Lorber am Ziele grünt;

Dann ſchwoll Pindars Herz, ſchwer hob er die ſtarke Hand,
Wirft in kühner Eil die ſichere Finger auf,
Schlägt voll ſtolzen Gefühls göttliche Töne an,
Singt den Held zur Unſterblichkeit.

Da brach hoher Geſang durch die ätherſche Luft,
Steigt der Gottheit werth an's Tempels Altare auf,
Lohnend ſtimmte der Klang goldener Leier mit,
Die in Phöbus Schooß ruhend lag.

Schwarzen Flor deckt drauf die träumriſche Nacht; fühlloß
Liegt der Pöbel und ſchnarcht; ſeufzend ruhn Liebende;
Pindars Laute umkränzt Götterſchein, der umleucht
Das geſchloſſene Aug', er wacht;

Eilt zum redenden Darm, dieſer ſingt Heldenlob.
So ward Pindars Lied. Ein Göttertrieb pocht durch's Blut,
Wenn der ſteigende Vers tönt, wie ein Opfer raucht,
Und wie fromm Gebet Gott erreicht.

O wo flog der Trieb! Er ſtarb, dieſer ließ die Brunſt,
Wo er würdig wohnt', nun ſitzt er an Phöbus Hand,
Da ſieht Sängerſchwarm ihn, die das Volk Horebs Glanz
Am begränzten Zaun ſah, und bebt.

Und noch zittert die Hand, wenn auch der Glücklichſte
Kühne Griffe wagt, und Pindar ihm kenntbar wird,
Schweigt er, ſeufzet und denkt. So ſchweigen Große nur,
Stiller ſchweig' ich, der niemals ſang.

Wenn in ſinnlicher Stund' zärtlich die Seele fühlt,
Und ich Freunden Freund war, klang mir die Saite zu,
Einſam, wie mein Gefühl; ſchonenden Freunden nur
Hörbar, und noch mir ſelbſt zu klein.

Damals zitterte in ruhigen Stunden noch
Mir der bebende Schall, wenn mir die Muſe einſt
Lehrend Griffe zeigt', die furchtſame Finger, nur
Wagend, fehlerhaft, nachahmten.

Doch beym faulenden Duft weſender Mitbrüder,
Voll vom triefenden Blut brüderlich's Eingeweyds,
Sah ich ſeltener ſie, kürzerer Aufenthalt
Lohnt, und ſtraft den Entarteten.

Denn der Sinne Tirann, unter den Seufzern ſelbſt
Ruhig Winſelnde ſehn, und noch vergnügensvoll
Jene nagende Pein langſamer durchdenken,
War ich zarter Empfindung bloß.

Da ſchloß dickere Nacht mir zu das ernſte Aug',
Dick ſpann das Geweb' die Spinn' um die Därme, da
Warn un's irrenden Wurms trauriges Raubloch, rauh
Knarrend ließen die Wirbel nach.

Nun, Freund, rufſt Du mir: ſing feyerlicher Liebe zu!
Horaz ſang nur, wenn gegohrner Falerner im
Goldnen Becher ihm aufwallend entgegen ſchäumt,
Selbſt Lieb' im warmen Herzen glüht.

Wenn Auguſtens ſchön verſchwendriſche Gnade ihn
Uebern Neid wegreißt, er außer ſich Rom verlacht,
In der heitern Luſt ſingt, über den Polen ſchwebt:
Dann hört's Bosphor und Libien.

Nun ſo ſchweig, verwöhnte Laute, und Du, o Freund, ——
Doch! es klinget der Darm ohne regierende
Griffe! welcher Ton! ſtraks ſtört der Wind das Geſpinſt!
Starke Ahndung begeiſtre mich!

Mich blendt Pindars Bliz nicht, ſichere Flügel zur
Stolzen Ewigkeit — ach! wuchſen mir Schweren nicht.
Dir, Blüher, zu dem Feſt lohnender Liebensernt'
Sing' ich weiſſagend prächtig Glück.

Du hörſt's, kennend das Herz, deſſen Empfindung ſpricht.
Solz flieht ſichre Ruh um würdige Schläfe die
Mirthen; lachende Freude tanzt, und blöckend flieht,
Gleich den Ungeheuern, der Verdrus.

Wenn nach mühſamer Kunſt ernſthafte Müdigkeit
In den dehnenden Leib ſchleichet; dann heimlich ſich
Um den welken Hals der lockende Arm ſchlingt, das
Loſe Aug' trifft; der Druck voll Luſt

Neues Leben einſenkt, Du Dich ſelbſt neugebohrn
Fühlſt; Wollüſte ſchlürfſt, die heilige Tugend weiht:
Dann kommt feyerlicher Lieb' göttlicher Lohn auf Dich,
Und dann ſegne den Seher auch.

Here all my Doubts and Troubles end
One tender Word my Soul aſſures.

Bukingham.

Vier-

Viertes Kapitel.

Zeigt, daß die Aufſchrift des vorigen gelogen hat.

Durch das liebreiche Verbot: niemals wieder zu predigen, wurde Bemgad veranlaßt, das neue Teſtament mit den Pandeckten, mit dem Korpus juris die Bibel zu tauſchen.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

VI.

Naturgeſchichte.

Kenntniß einiger der vorzüglichſten Aepfelarten für die Tafel.

Paläſtiner Apfel. Hat eine längliche Form, iſt ziemlich groß, ſchöngelblich, und an der einen Seite öfters blaßröthlich. Sein Fleiſch iſt mild, und von angenehmen herben Geſchmack. Der Baum hat gutes Holz und iſt ſehr tragbar. (Zeit der Reife. Auguſt, Sept.)

Rother Sommer Calville: er iſt groß, rund, etwas platt und ſpitzig auch mehr oder weniger eckig, und mit Rippen verſehn. Die Schaale iſt glatt, ſchönroth, auch vielmals blaßroth geſprenkt, und wenn er noch am Baum hängt oder nicht viel betaſtet wird, mit einem weißlichen Duft überzogen. Das Fleiſch iſt zart, und von angenehmen herben Geſchmack. (Auguſt, Sept.)

Die rothe und die Winter Calvill. Gehört unter die beſten Winteräpfel. (December, Jänner.)

Der Delphin. Groß, etwas länglich, grünlichgelb von Farbe auf der einen Seite, und auf der andern, und manchmal ringsherum, rothviolетfarbig. Am Baum hangend, hat er wie die Pflaumen einen weißen Luftüberzug. Sein Fleiſch iſt feſt und von angenehmen, ſüßen Geſchmack. (Jänner.)

Der ſüße Holaart. Mittelmäßig groß, von runder Form. Die Schaale gelblich, mit einem hochrothen Backen. Oefters hat ſie auch braune Punkte oder Flecken. Es iſt einer der beſten ſüßen Aepfel, und dauert bis in den April. (December, Jänner.)

Das ſeidene Hemdgen. Ziemlich groß und länglichrund. Die Schaale glatt und länglich, und an der einen Seite manchmal blaßroth. Sein Fleiſch iſt mild, von ziemlich wohlriechendem, angenehmen Geſchmack. (November, December.)

Rother Gülderling. Mittelmäßig groß, etwas länglich und viereckig, die Schaale glatt, und von ganz dunkelbrauner oder purperrother Farbe, wo hie und da, ſonderlich auf der einen Seite, etwas grünes durchſchimmert. Das Fleiſch iſt mild und von angenehmen feinen Geſchmack. (Jänner, Februar.)

Sommer Kronapfel. Nicht gar groß und rändlich. Die Schaale blaßgrünlichweiß, mit blaßrothen Streifen. Das Fleiſch iſt mild, von herben angenehmen Geſchmack. (Auguſt, September.)

Himbeerapfel. Ziemlich groß, bald (und oft an Einem Baum) länglich, bald rund, doch immer etwas kantig. Die Schaale platt, an der einen Seite ziemlich gelb, an der andern hell oder blaßroth, und durchaus etwas dunkelröther geſtreift. Das Fleiſch mild, von einem angenehmen gewürzhaften Geſchmach, der den Himbeern ähnelt. (Sept. October.)

Die Sommer Blumenſüße. Mittelmäßig groß, rund, und gegen den Butzen etwas ſpitziger. An der einen Seite lichtgelb, an der andern roth von Farbe, zuweilen mit rothen Streiſen. Das Fleiſch mild, von angenehmer köſtlicher Süße. (September, October.) Die **Winter-Blumenſüße** iſt einer der beſten ſüßen Winteräpfel.

Danziger Kantenapfel: er hat eine rundliche, kantichte Form, die Schaale iſt glatt, blinkend und hochroth, das Fleiſch mild, gelblich, von angenehmen Geſchmack. (Sept. October.)

Franzöſiſcher Gülderling. Mittelmäßig groß, etwas länglicht und eckigt, und wächſt etwas ſchief. Die Farbe iſt grünlichgelb und gleblich braun gefleckt. Das Fleiſch iſt mild und angenehm. (November, December.) Der **gelbe Gülderling** und der **graue**, zwey andre Arten ſind ebenfalls ſehr gute Tiſchäpfel.

Rother Pepping. Mittelmäßig groß, etwas länglich, die Farbe dunkel oder braunroth, zuweilen mit bloßen, groben Streiſen. Das Fleiſch iſt mild, ſaftig, und von gewürzhaftem Geſchmack. (November, December.)

Grauer Pepping. Ziemlich groß, etwas eyrund, grünlichgelb von Schaale, und braungefleckt wie Renetten. Das Fleiſch etwas morſch, aber doch ſaftig, und von angenehmen ſäuerlichen Geſchmack. (December, Jänner.)

Edler Prinzeſſenapfel. Mittelmäßig groß, von Form länglich, viereckig, und etwas ſchief. Die Schaale glatt gelblich, und etwas hellroth oder geſtreift auf einer Seite. Das Fleiſch mild, und von feinem gewürzhaften Geſchmack. (November, December.)

Langer Belleſleur. Mehr länglich als rund, gelb von Farbe, und an der Sonnenſeite blaßroth und dabey matt geſtreift, das Fleiſch iſt mild, von lieblichem angenehmen Geſchmack. (December, Jänner.)

Orange Apfel. Klein, rund, die Schaale gelb, ringsherum mit blaßrothen, ſtarken, unterbrochenen Streifen. Das Fleiſch mild, von gelber Farbe, und angenehmen, gewürzhaften Geſchmack. (December, Jänner.)

Goldener Pepping. Klein, rund, um Stiel und Auge platt, glatt, am Baum grünlich, und reif goldgelb. Das Fleiſch iſt mild, ſaftig, und von angenehmen hochfeinen Geſchmack. (December, Jänner.)

Krappe Kruin. Groß, rund, zuweilen länglich und und oft ſchief und eckig. Die Schaale rauh, grünlichgelb, und blaßbraun gefleckt. Das Fleiſch mild, ziemlich ſaftig, grünlichweiß von Farbe, und von feinem lieblichen Geſchmack. (December, Jänner.)

Melguin. Groß, rund, die Schaale glatt, gelblich, und braungefleckt. Das Fleiſch faſt von gelblicher Farbe, und von ſehr angenehmen feinen Geſchmack. (Februar, März.)

Rother Kurzſtiel. Mittelgroß, nicht ſehr plattrund, die Schaale glatt, braunroth, und an der einen Seite etwas gelb, und ſelten braungefleckt. Das Fleiſch mild, gelblich von Farbe, ſaftig und von angenehmen Geſchmack. (Jänner, Februar.) Der weiße **Kurzſtiel** iſt kleiner und gelblich (Februar, März.)

Winter Citernapfel. Mittelmäßig groß, länglichrund. Die Schaale glatt, und ſchön citronengelb, das Fleiſch mild, und von gutem Geſchmack. Er hält ſich lange. (Februar, März.)

Anisapfel. Klein, rund, nach dem Butzen zu ſpitzig. Die Schaale rauh, dick, gelb, und hie und da gefleckt. Das Fleiſch feſt, ſaftig, gelblich, von lieblichem, dem Anisſaamen gleichen Geſchmack. (Jänner, Februar.)

Rother Kernapfel. Mittelmäßig groß, rund, die Schaale glatt, leichtroth, und dunkelroth geflammt, wie einige Tulpenſorten. Reibt man ihn mit einem trocknen Tuche ſtark ab, ſo wird er ſo glänzend, daß man ſich darin ſpiegeln kann. Das Fleiſch iſt gelblich, von ſehr feinem gewürzhaften Geſchmack. (Jänner, Februar.)

Roſenapfel. Groß, von viereckiger Form, manchmal auch länglich, die Schaale grünlicht und citronengelb, mit leichtbraunen Puncten. Das Fleiſch mild, von angenehmen feinen Geſchmack. (October, Nov.)

Pigeon. Mittelmäßig groß, länglich, die Schaale glatt, weißlich, und an einer Seite, oder rundum blaßroth. Das Fleiſch mild voll wäßrigen Safts, von einem beſondern angenehmen Geſchmack. (Nov. December.)

Winterparmain und der **Parmainvagel.** Größer, als der **Sommerparmain.** Die Schaale glatt, grünlich, und bräunlich punctirt. Das Fleiſch mild, von feinem Geſchmack. (Februar, März.)

Oſterapfel. Ziemlich groß, länglich und gerippet; die Schaale glatt, grünlichgelb, öfters auch ſchönröthlich, das Fleiſch nicht feſt, von angenehmen Geſchmack. (Febr. März.)

Apisapfel. Klein, plattrund, die Schaale glatt, dünn, grünlichweiß, und an der Sonnenſeite ſchön hellröthlich. Das Fleiſch brühig, ſaftig, von hochfeinem etwas ſüßen biſamhaften Geſchmack. (Jänner, Februar.)

Die Renette, ein ſehr guter und bekannter Winterapfel, die Arten derſelben ſind ſämtlich vortreflich; aber verſchieden von Form, Farbe und Schaale: man hat die **weißze**, die **grüne**, die **graue**, die **gelbe**, die **Sorgvlietro**, die **goldene**, die **Montbroner**, die **Nonpariel** und die **Aizena-Renette.** (Jänner, Februar, März.)

Borsdorferapfer. Ein urſprünglicher deutſcher Apfel, den viele dem ſo beliebten goldenen Pepping vorziehn,

ziehn. Er iſt mittelmäßig groß, etwas plattrund, die Schaale glatt, gelblich, und manchmal mit braunen Flecken und Warzen befleckt, auf der Sonnenſeite iſt er ſchön hellroth. Das Fleiſch iſt mild, von angenehmen Geſchmack. Eine frühe eßbare Sorte; hat einen längern Stiel, und ſelten Warzen.

V.

Anekdoten.

Der Graf Stair war Engliſcher Geſandter in Frankreich, gegen das Ende der Regierung Ludwigs XIV. Der König hörte dieſen ſchottiſchen Herrn, als den am feinſten erzogenen Mann von ganz Europa rühmen, und beſchloß, ihn auf die Probe zu ſtellen. Eines Tages lud er ihn zu einer Spazierfahrt ein, und als der Schlag von der Kutſche aufgemacht war, ſagte Ludwig XIV. „Steigen Sie ein, Milord!“ — Milord Stair gehorchte, und ſetzte ſich zuerſt im Wagen. „Es iſt wahr, was man „von dem Grafen ſagt, rief der König; ein andrer, als „er, würde Umſtände gemacht, und mich mit Ceremonien „aufgehalten haben.“

Der Abt Gagliani erhielt vom Pabſt Benedikt XIV. den Auftrag, ein Verzeichniß von den Laven und Beſtandtheilen des Veſuvs zu machen, und entledigte ſich dieſes Auftrags zur völligen Zufriedenheit Sr. Heiligkeit. Als er den Pabſt eine Kiſte mit dieſen Seltenheiten aus der Naturgeſchichte überſchickte, legte er ein Billet bey, worin nichts weiter, als der Vers aus dem Evangelio ſtand: „Sage, daß dieſe Steine Brod werden!“ Der Pabſt verſtand, was er damit wollte, ließ ihm eine anſehnliche Penſion anweiſen, und ſchrieb ihm eigenhändig folgendes: „Sie zweifeln nicht an der Unfehlbarkeit des Pabſtes, und „ich gebe Ihnen einen guten Beweis davon: es iſt meine „Sache, den Text der heil. Schrift auszulegen, und ihren „wahren Sinn zu faſſen, und das habe ich nie mit größerm „Vergnügen gethan, als heute.“

Leibnitz fuhr einſt allein, in einer elenden Barke, von **Venedig** nach **Meſſala** im Ferroniſchen. Unterwegens kam ein heftiger Sturm, und der Schiffer, der nicht glaubte, daß ihn der Teutſche verſtände, und ihn als einen Ketzer, für die Urſache der Gefahr hielt, die ſeiner Barke drohte, ſchlug ſeinen Matroſen vor, ihn ins Waſſer zu werfen; vorher aber ſich ſeine Waffen und Barſchaft zuzueignen. **Leibnitz**, ohne die geringſte Unruhe zu verrathen, zog einen Roſenkranz aus der Taſche, den er wahrſcheinlich aus Vorſicht zu ſich geſteckt hatte, und fing an, ihn ſehr andächtig und gelaſſen, durch die Finger laufen zu laſſen. Die Matroſen, die dieſes ſahn, ſagten zum Schiffer, der Menſch könne kein Ketzer ſeyn, und es wäre folglich auch Unrecht, ihn ins Waſſer zu werfen. Und ſo rettete der große **Leibnitz** ſein Leben.

VI.

Biographie.

Vacat.

VII.

Wahre Geſchichte ſtatt Roman.

Prozeß des Mädchens von Orleans; nebſt verſchiedenen andern dahin einſchlagenden Begebenheiten.

(Nach den Franzöſiſchen von Richer bekanntgemachten Akten und Urkunden.)

Wenn man die Begebenheiten, welche die wunderbare Erſcheinung dieſer merkwürdigen Perſon veranlaßt hat, in ihrem gehörigen Lichte darſtellen will: ſo muß man ein Gemählde von der ganzen Lage vorausſchicken, in welcher Frankreich ſich damals befand.

Seit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts waren die Könige von Frankreich und England mit einander in Krieg verwickelt, bis endlich, nach mancher blutigen Schlacht, wobey das Glück bald den einen, bald den andern Theil begünſtigt hatte, **Carl der fünfte**, mit dem Zunahmen **der Weiſe**, den Ruf der Franzöſiſchen Waffen wieder herſtellte, und über die Engländer ſo anſehnliche Vortheile erfocht, daß Frankreich ihre feindſeligen Abſichten nicht mehr zu fürchten brauchte. Sein Nachfolger war **Carl der ſechſte**. Es iſt bekannt, daß dieſer unglückliche König ſchon in ſeiner Jugend Anfälle von Raſerey hatte, und zuletzt den Gebrauch ſeiner Vernunft völlig verlor. Er mußte daher die Regierung dem **Herzog von Orleans**, ſeinem Bruder, oder ſeinen Oheimen, dem **Herzog von Burgund**, (Philipp, dem Kühnen) und dem **Herzog von Berry** überlaſſen. Dieſe Prinzen hatten beträchtliche eigenthümliche Herrſchaften, aus welchen ſie ihren Anhang verſtärkten, und Paris wurde der Schauplatz eines bürgerlichen Kriegs über die Reichsverwaltung, der bald in der Aſche fortglimmte, bald in helle Flammen ausbrach. Endlich ließ der jüngere **Herzog von Burgund den Herzog von Orleans** ermorden. Die Umſtände dieſes Menchelmords verdienen eine ausführlichere Beſchreibung.

Iſabelle von Bayern, Carl des ſechſten Gemahlin, beherrſchte den guten ſchwachen König, ſo wie ſie ſelbſt von ihren Leidenſchaften beherrſcht wurde. Es war ihr nichts zu heilig, wenn es darauf ankam, ihren Geitz, oder ihren zügelloſen Hang zu Ausſchweifungen zu befriedigen. Sie lebte mit dem **Herzog von Orleans**, ihrem Schwager, auf einen ſehr vertrauten Fuß, und brauchte auch nicht die geringſte Vorſicht, ihr Liebesverſtändniß vor den Augen des Publicums geheim zu halten. Selbſt das Volk, welches unter dem Druck dieſes habſüchtigen und ehrgeitzigen Paars ſeufzte, vergaß ſeine ſchuldige Ehrfurcht, *) und die

---

*) Man nannte die Königin nur la grande gaure. (die große Sau).

Folge rechtfertigte den allgemeinen Haß, welchen ſie ſich durch ihre Aufführung zuzogen, nur allzuſehr.

Das Anſehen des **Herzogs von Orleans** erweckte bald die Eiferſucht der andern Prinzen. Sein gefährlichſter Nebenbuhler war der **Herzog von Burgund, Johann der Unverzagte**, ſein leiblicher Vetter. Ihm fehlte es weder an Muth, noch an Geſchicklichkeit, eine wichtige Rolle zu ſpielen. Er fing damit an, daß er ſich den neuen Auflagen widerſetzte, und erwarb ſich dadurch die Liebe des Volks. Man hielt ihn noch für uneigennützig, edel und großmüthig. Nur bey der Austheilung äußerlicher Reitze hatte die Natur ihn ein wenig ſtiefmütterlich behandelt; es koſtete ihm ſogar Mühe, zu ſprechen, und er hatte ſich nicht auf die Wiſſenſchaften gelegt, um dieſen Mangel zu erſetzen.

Der **Herzog von Orleans** hingegen verband mit dem Vorzug einer einnehmenden Bildung, einen bezaubernden Witz, einen Schatz von Kenntniſſen, und eine hinreißende Beredſamkeit. Er war im Stande, aus dem Stegreif eine lange Rede, die nach der Sitte jener Zeit mit ſchönen Blumen und gelehrtem Prunk mühſam aufgeputzt war, von einem Ende bis zum andern eben ſo zierlich als ſcharfſinnig zu beantworten. Was er that, wurde von einem natürlichen Anſtand begleitet, bey dem man keine Kunſt bemerkte, und er wußte die widerſprechendſten Eigenſchaften, Geitz und Verſchwendung, den Ernſt des Staatsmanns und die Tändeleyen des Liebhabers, Andacht und Wolluſt mit einander zu vereinigen.

Dieſe beyde Herzoge lebten in beſtändigem Zwiſt, der um ſo lebhafter war, jemehr der Beſitz des Apfels der Zwietracht, um den ſie ſich ſtritten, ihren ehrſüchtigen Abſichten ſchmeichelte. Keiner wollte dem andern nachgeben, und die Ausſöhnungen, die man ſich zu ſtiften bemühte, waren weder aufrichtig, noch von langer Dauer. So

reiſte

reifte nach und nach der Entſchluß des **Herzog von Burgund**, ſeinen Feind aus dem Wege zu räumen.

Der König wohnte in dem Pallaſt **Sanct Paul**, welchen **Carl der fünfte**, für ſich und ſeine Nachfolger auf dem Throne, mit aller Pracht und Bequemlichkeit hatte bauen laſſen, die der Geſchmack jener Zeiten nur immer fordern konnte; die aber freylich heut zu Tage manche Privatperſon nicht befriedigen würde. Das Abſteigquartier der Königin war das **Hotel Barbette**, wo ſie zuweilen die Zeit zubrachte, wenn ihr Gemahl Anfälle von Wahnſinn hatte.

In der Gegend dieſer beyden Wohnungen, zwiſchen den Straßen **des Roſiers** und **des Francs bourgeois**, miethete man nach vielen geheimen Unterhandlungen im November 1407 ein Haus, **Hotel notre Dame** genannt, in welches die Mörder, achtzehn an der Zahl, in den Hinterhalt gelegt wurden. An ihrer Spitze ſtand ein gewiſſer **Raoul d'Octonville**, ein Normanniſcher Edelmann, und ein eifriger Anhänger des Burgundiſchen Hauſes, dem er viel zu danken hatte.

Während dieſe Böſewichter hier insgeheim auf ihren Raub lauerten, machte man noch einen Verſuch, die erbitterten Gemüther zu beſänftigen. Der Herzog **von Berry** übernahm die Vermittelung. Am 20ſten Nov. ſchwuren ſie ſich eine unverletzliche Freundſchaft; empfingen darauf das heilige Abendmahl, und wohnten dann zuſammen einem großen Gaſtmahl bey, wo ſie einen Erbverbrüderungsvertrag unterzeichneten. Zwey Tage nachher wiederholten ſie dieſe Freundſchaftsverſicherungen in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofs, und beſtätigten ſie durch eine Ceremonie jener Zeiten, indem ſie Gewürz zuſammen aßen, und Wein mit einander tranken.*) Der

---

*) Ils prirent les épices & burent le vin enſemble.

Herzog von Orleans bath ſeinen Vetter auf den nächſten Sonntag zu Tiſche, und ſie ſchieden mit einer zärtlichen Umarmung auseinander.

Am folgenden Tage begab ſich derſelbe ins **Hotel Barbette**, wo die Königin in Wochen lag, und ſpeiſte Abends bey ſeiner Schwägerin. Um 8 Uhr ungefähr rief ihn der Kammerdiener des Königs, **Schas de Courte-Heuſe**, ab, weil Se. Majeſtät etwas wichtiges mit ihm zu ſprechen hätten. Er ließ ſein Maulthier ſatteln, und ritt in Geſellſchaft von zwey „Ecuvers“, die zuſammen auf einem Pferde ſaßen, nach dem königlichen Pallaſt zu. Einige Bediente mit Fackeln gingen zu Fuße voraus. Sechshundert Edelleute, die ihn ſonſt zu begleiten pflegten, waren das Mahl nicht bey ihm, das wußten die Meuchelmörder. Dieſe ſtanden vor einem Hauſe gleich über dem **Hotel notre Dame**. Das vorderſte Pferd ſcheute ſich vor ihnen, und ging mit ſeinen beyden Reutern durch; ſie konnten es erſt an der Straße **St. Antoine** wieder erhalten. In dem Augenblick ward der Herzog von den Böſewichtern umringt. **Ich bin der Herzog von Orleans!** ſchrie er mit lauter Stimme. **Auf den warten wir eben!** war die Antwort, und zugleich verlor er durch einen Hieb die linke Hand. Er ergriff die Zügel mit der rechten; aber die Stiche und Schläge, die er von allen Seiten erhielt, betäubten ihn; ſtromweis floß das Blut von ihm herab, und er ſank von ſeinem Maulthier. Vergeblich verſuchte er es, ſich auf die Knie empor zu heben, und die Stöße mit dem Arm abzuhalten. Man zerſchlug ihm denſelben unterm Ellenbogen. Er fragte noch einige Mahl: **was iſt das? wer hat euch gedungen?** und fiel dann tod zur Erde. Darauf kam ein Mann mit verhülltem Geſicht aus dem **Hotel notre Dame**, gab dem Prinzen noch einen Schlag mit ſeinem Kolben, und ſprach: **Fort, alles ausgelöſcht, er iſt tod.** Wer mag der Mann geweſen ſeyn? — Da von ſchweigt die Geſchichte; aber wer erlaubt ſich nicht eine Muthmaßung? —

Alle Bedienten mit ihren Fackeln waren geflohen, bis auf einen, Namens **Jacob**, deſſen Muth und Treue nicht verſchwiegen werden darf. Als er ſeinen Herrn auf die Erde ſtürzen ſah, fiel er über ihn her, um ihn zu ſchützen; aber er wurde mit ihm durchbohrt, und gab unter tauſend Stichen ſeinen Geiſt auf.

Dieſe Umſtände ſagten die Nachbarn aus, welche alles mit angeſehen; aber aus Furcht es nicht gewagt hatten, dem Prinzen beyzuſpringen.

Die Mörder ſteckten zuletzt ihre bisherige Wohnung in Brand, um ihre Flucht zu decken, und beſtreuten die Straße hinter ſich mit Fußangeln.

Nun kamen die beyden Reuter zurück, und die Bedienten aus dem **Hotel Barbette**. Man trug den entſeelten Leichnam gegenüber in das Haus des Marſchalls **de Rieux**.

Gleich nach Anbruch des Tages verſammelten ſich die Prinzen von Geblüt, und der **Herzog von Burgund** ſagte bey Beſichtigung des Körpers: **Es iſt wahr, man hat kein Beyſpiel in dem ganzen Reiche von einem ſo abſcheulichen Mord.** Auch ſchien er der Traurigſte unter den Leidtragenden zu ſeyn, die bey der Beerdigung des Herzogs zugegen waren.

Tignonville, der Blutrichter, bekam den Auftrag, die Sache zu unterſuchen. Der erſte Verdacht fiel auf einen Herrn von **Cany**, deſſen Frau mit dem Prinzen in einem ärgerlichen Verſtändniſſe gelebt hatte, von welchem der bekannte Graf **Dünois** herrührt. *) Allein Herr von

---

*) Man erzählt die Anekdote, die Herzogin von Orleans habe auf dem Todbette noch ihre Kinder ermahnt, ihres Vaters Tod zu rächen, und als ſie dieſen **Dünois** in ihrer Geſellſchaft geſehen, ihm zugerufen:

Cany war ſeit Jahr und Tag abweſend, und wurde freygeſprochen.

Es verlautete hierauf, einer der Mörder ſey in das **Hotel des Herzogs von Burgund** geflohen. Der Criminalrichter bath daher um einen Königlichen Befehl, in den Paläſten der Prinzen von Geblüt nachſuchen zu dürfen. Als dieſer Antrag bey der Rathsverſammlung vorkam, war der Herzog außer aller Faſſung. Blaß und zitternd zog er den **König von Sicilien** und den **Herzog von Berry** in eine Ecke des Saals, und ſagte zu ihnen: **der Teufel habe ihn in Verſuchung geführt.**

Hätte man auf dieſes Geſtändniß ſich ſogleich ſeiner Perſon bemächtigt, wie viel Unglück wäre Frankreich erſpart worden! Aber lange Berathſchlagungen ließen ihm Zeit, ſich zu retten. Er gieng nach **Saint-Maixence**; ließ die Brücke hinter ſich abbrechen, damit die ihm nachſetzenden Anhänger des **Herzogs von Orleans**, ungefähr hundert und zwanzig bewafnete Leute, nicht folgen konnten, und kam ſicher in ſein Schloß zu **Bapaume**. Aber noch ſonderbarer iſt, daß ſeine Mitſchuldigen, die ſich ins **Hotel d'Artois** verſteckt hatten, bey verſchloſſenen Stadtthoren, und bey den überall ausgeſtellten Wachen, alle ebenfalls entkamen. —

Wie der Herzog nach dieſem Meuchelmord ſich der Stadt, des ganzen Reichs und der Perſon des Königs ſelbſt bemächtigte, will ich nicht weitläuftig erzählen. Er brauchte inzwiſchen die Vorſicht, ſich einen Abolitionsbrief[*] geben zu laſſen; erſchien dann am Hofe, und brüſtete ſich mit ſeiner ſchönen That. Ein von ihm gedungener Doctor der

Den hat man mir heimlich entwendet, und keiner ſeiner Kinder taugt zu dieſer Sache ſo gut, als er.

---

[*] Einen Begnadigungsbrief, worin die peinliche Unterſuchung eines Verbrechens aufgehoben wird.

der Sorbonne, **Jean Petit**, trat vor der Verſammlung der Großen des Reichs auf, und rechtfertigte den Mord des **Herzogs von Orleans**. Wie redlich der Mann dabey zu Werke ging, läßt ſich ſchon aus dem Eingang ſeiner Rede ſchließen, wo er geſteht, daß er zu dieſer Vertheidigung ſeit drey Jahren durch einen Eidſchwur verpflichtet ſey, **weil der Herzog von Burgund ſein geringes Einkommen mit einem anſehnlichen Gnadengehalt verbeſſert habe.** *)

So ſchrecklich und verabſcheuungswürdig auch die Grundſätze waren, worauf der niederträchtige Redner ſeine Rechtfertigung bauen wollte: ſo erröthete doch der Herzog nicht, ſich zu allem, was der Mann geſagt hatte, öffentlich zu bekennen. Der **Dauphin**, die Königin, die andern Franzöſiſchen Prinzen und mehrere vom Hofe geriethen über dieſen Auftritt in eine ſolche Beſtürzung, daß ſie in der Stille nach **Melün** entflohen. Dieſe eilige Entfernung verdroß den Herzog nicht wenig; doch benutzte er ſie zum Vortheil ſeiner Creaturen, und ſuchte ihnen mit Einwilligung des ſchwachen Königs die Staatsämter zuzuwenden, welche vorher die Anhänger des **Herzogs von Orleans** bekleidet hatten.

Hierauf ging er nach **Flandern**, um gegen die **Lütticher** zu Felde zu ziehen, die den Bruder ſeiner Gemahlin, **Johann von Beyern**, nicht zu ihrem Biſchoff haben wollten.

---

*) Die Rede ſelbſt iſt zu abgeſchmackt und zu abenteuerlich, als daß man ſich erlauben könnte, einen Auszug daraus einzurücken, da zumal die Hauptſätze derſelben unten wieder vorkommen. Er beſchuldigte den ermordeten Prinzen der gröbſten Verbrechen, unter andern der Hexereyen und Zaubereyen, womit er den König habe heimlich aus dem Wege räumen wollen. Am Ende verglich er ſeinen Clienten mit dem Erzengel (à Monſeigneur Saint Michel) der den Teufel umgebracht hätte, und dafür mit dreyerley vorzüglichen Gaben wäre belohnt worden: in der Liebe, in der Ehre, und in Glücksgütern.

Kaum erfuhr das die Königin, als ſie mit dem **Dauphin** wieder nach Paris zurückkehrte. Ihr folgte die **Herzogin von Orleans** mit dem jungen Prinzen, um ihren Gemahl gegen die ungeheuern Verläumdungen des **Jean Petit** zu rechtfertigen und die Gerechtigkeit wider ſeine Mörder aufzufordern. **Cerisi**, ein Benedictiner, Abt von **St. Denys**, entledigte ſich dieſes Auftrags vor dem verſammelten Parlement mit wahrer Beredſamkeit: er widerlegte die entſetzlichen Maximen, welche der abgeſchmackte Vertheidiger des **Herzogs von Burgund** aufgeſtellt hatte, mit vieler Wärme; entwarf ein lebhaftes Gemählde des ſchwarzen Meuchelmords, der an einem Prinzen von Geblüt, am einzigen Bruder des Königs, begangen worden war, und machte ſeine Zuhörer beſonders auf die fürchterlichen Folgen jener unglücklichen Dreiſtigkeit aufmerkſam, mit welcher der **Herzog von Burgund** eine ſo verruchte That öffentlich bekannt und beſchönigt habe, wenn dieſem zügelloſen Ehrgeitz keine Schranken geſetzt würden. Seine Rede erfüllte die Gemüther der ganzen Verſammlung mit einem bittern Unwillen gegen den Herzog und ſeinen Apologiſten.

Couſinot, ein Parlamentsadvocat, ſetzte dieſen Vortrag des geiſtlichen Redners weiter fort, und zog daraus die rechtlichen Schlüſſe wegen der dem **Herzog von Burgund** zuzuerkennenden Entſchädigung und Beſtrafung.

Der **Dauphin**, welcher den Vorſitz hatte, ließ ſodann die Stimmen ſammeln, ſprach den **Herzog von Orleans** von den ihm angedichteten Verbrechen frey, und behielt die rechtliche Ahndung gegen die Mörder deſſelben vor. Man erklärte den erſchlichenen Abolitionsbrief in Rückſicht des eigenen Geſtändniſſes des Herzogs für nichtig, und rief alle Unterthanen des Königs zur Sache gegen ihn auf.

Inzwiſchen erfocht der **Herzog von Burgund** einen vollſtändigen Sieg über die Lütticher; ſetzte ſeinen Bruder auf den Biſchöflichen Stuhl, und zog dann an der Spitze ſeiner Armee, unter dem Zujauchzen des Volks, triumphirend in Paris ein. Doch dieſe laute Erklärung der Zuneigung des Pöbels beruhigte ihn nicht über die Geſinnungen des edlern Theils der Nation. Er machte ſich's vielmehr zu einem dringenden Geſchäfte, ſich mit dem Hauſe **Orleans** wieder auszuſöhnen. Freylich ſah er voraus, daß die verwittwete Herzogin, deren Geiſt ihm eben ſo furchtbar ſeyn mußte, als ihr beleidigtes und Rache athmendes Herz, daß dieſe Dame ſich ſeinem Vorhaben mit aller Macht entgegenſetzen würde. Allein ſie unterlag dem Schmerz und dem Verdruß, den Mörder ihres Gemahls triumphiren zu ſehen! — **Carl, Herzog von Orleans**, ihr älteſter Sohn, den ſie in einem Alter von funfzehn bis ſechzehn Jahren, nebſt zwey jüngern Prinzen, hinterließ, war nicht im Stande, einem ſo mächtigen Feinde Widerſtand zu leiſten, und ließ ſich durch die Vorſtellungen des Hofes, der den Ausgang dieſer unglücklichen Händel wünſchte, zu einem Vergleich bereden.

Aber wie konnte die Ehrbegierde des **Herzogs von Burgund** lange einen ſolchen Zwang vertragen? Herrſchen wollte er, nicht abhängen von dem guten Willen der **Königin**, des **Dauphins** und des **Herzogs von Orleans**. Er brachte es wirklich ſo weit, daß man ihm die Erziehung des **Dauphins** anvertraute. Aber an dem **Herzog von Orleans** fand er einen mächtigern Gegner, als er gedacht hatte. Dieſer junge Prinz ward bald das Haupt einer anſehnlichern Parthey, die ſtark genug war, ihrem Feinde die Spitze zu biethen. Doch blieb der Sieg noch zweifelhaft. So lang eine Parthey die Oberhand behielt, ließ ſie die von der andern köpfen, hängen, und verbrennen. Niemand war ſeines Lebens ſicher; Alles wurde geplündert und verheert; es war ein allgemeines Blutbad; auf den Straßen, in den Häuſern, in den

Kirchen, auf dem Lande, überall ſchlug man ſich; überall rauchte Feuer und Blut!

Der **Herzog von Orleans** benutzte einen glücklichen Zeitpunct, da er eben dem **Herzog von Burgund** überlegen war, und wirkte eine Verordnung wider denſelben aus, in welcher der König ihn für den Mörder des vorigen Herzogs; für den Urheber der durch jenen Meuchelmord veranlaßten allgemeinen Verwirrung; für einen Rebellen und Feind des Staats erklärte, und den ganzen Adel gegen ihn aufboth, um ihn in die Schranken ſeiner Pflicht zurückzubringen. Dieſe unerwartete Strenge war für den Herzog ein Donnerſchlag: er flüchtete mit ſeiner Rotte in die Niederlande.

Sobald der **Herzog von Orleans** freyes Feld hatte, ſetzte er ſeine Klage gegen die Mörder ſeines Vaters und gegen die Schutzrede des **Jean Petit** fort; die Univerſität vereinigte ſich mit ihm, und erklärte die von dem indeſſen verſtorbenen Doctor vorgetragene Lehrſätze für irrig, ketzeriſch und gefährlich. Der Biſchof, **Girard de Montaigu**, und der Inquiſitor, **Jean Pallet**, nebſt einigen Doctoren, erhielten vom König den Auftrag, jene Lehren förmlich zu unterſuchen. Der Kanzler der Univerſität, **Jean Gerſon**, zeichnete unter andern Irrthümern der Vertheidigungsrede vorzüglich folgende Sätze aus:

Erſtlich: Jeder Tyrann kann und ſoll mit Recht von jedem Vaſall oder Unterthan umgebracht werden; es geſchehe auf welche Art es wolle; ſelbſt durch ſchmeichleriſche Verblendung und hinterliſtige Nachſtellung; ungeachtet eines ihm geleiſteten Eides, oder mit ihm geſchloſſenen Vertrags, ohne deswegen Urthel und Recht abzuwarten. **Ferner**: Wenn jemand eine gute Handlung thut, die er nicht zu thun geſchworen hatte, ſo iſt er um deswillen nichts weniger als meineidig.

Die Richter konnten ſich über die Entſcheidung dieſer Sache lange nicht vereinigen. Jedermann war darin einſtimmig, daß ſolche Sätze verdammlich wären; aber die Anhänger des **Herzogs von Burgund** fanden Mittel, das **Factum** zweifelhaft zu machen, ob nämlich jene Irrlehren wirklich von **Jean Petit** zur Vertheidigung des Herzogs wären gebraucht worden.

Man hörte deswegen zwey Magiſters als Zeugen ab; Dieſe ſagten eidlich: „der Secretär des **Jean Petit** „habe ihnen und zugleich noch ungefähr zwölf andern Perſonen jene Apologie des Herzogs, kurz nach dem ſie gehalten worden, dictirt; **Jean Petit** ſelbſt ſey ab- und „zugegangen, und habe bezeugt, daß der Secretär ihnen „recht dictire, und ſie haben ſich alle Mühe gegeben, recht „nachzuſchreiben; auch ſeyn ſie in ihrem Gewiſſen überzeugt, daß ſie von dem Werk des Herrn Doctors ächte „Abſchriften beſäßen.“

Man ſammelte alle vorhandene Exemplare, und fand ſie in der Hauptſache gleichförmig. Die Apologie wurde alſo durch ein Biſchöfliches Erkenntnis vom 23. Febr. 1414. zum Feuer verdammt, und am 26ſten darauf öffentlich verbrannt. Aber erſt am 14. Jun. 1416. wurde dieſes Urthel in die Parlemantsacten einregiſtrirt. Der **Herzog von Burgund** hatte dagegen an den Pabſt appellirt. Die Sache kam auf dem Concilium zu **Coſtnitz** zur Sprache, auf welchem **Johann Huß** und **Hieronymus von Prag**, die nichts weniger, als Meuchelmord gepredigt hatten, lebendig verbrannt wurden. Der **Herzog** aber hatte eine ſo gute Einleitung zu machen gewußt, daß am 4. Jul. 1415. in eben der Seſſion, in welcher **Johann Huß** verurtheilt worden iſt, der Verdammung jener Irrlehren und ihrer hartnäckigen Vertheidiger nur in allgemeinen glimpflichen Ausdrücken gedacht wurde.

Frankreich und England rüſteten ſich indeſſen gegen einander zum Kriege. In England regierte **Heinreich der fünfte**, ſeit **Eduard dem dritten**, Frankreichs gefährlichſter Feind; ein junger, rüſtiger, ehrgeitziger, ſtaatskluger und kühner Prinz, der ernſtlicher, als einer ſeiner Vorfahren, mit dem Plan umging, ſich auf den Franzöſiſchen Thron zu ſchwingen. Im Jahre 1415 fiel er mit einer Armee von funfzigtauſend Mann in die Normandie ein; nahm Harfleur weg, und bemächtigte ſich ohne Widerſtand dieſes du[illegible] innerliche Unruhen verwüſteten Landes.

Dieſer Einfall vereinigte alle Parthyen gegen den gemeinſchaftlichen Feind. Der Burgunder ſelbſt, ob er gleich ſchon in geheimen Unterhandlnngen mit den Engländern ſtand, ſchickte Truppen zur Befreyung des Vaterlandes. Der Connetable d'Albert fand ſich an der Spitze von ſechzigtauſend Kriegern ein, mit welchen er die berühmte Schlacht bey Azincourt verlor.

Der **Dauphin**, nachher König **Carl der ſiebente**, damahls erſt ſechzehn Jahre alt, ſuchte bey dem drohenden Umſturz des Reichs noch einige Trümmer zu retten. **Iſabelle von Beyern**, ſeine Mutter, hatte die Schätze, welche ſie dem Staat und ihrem Gemahle raubte, hier und da, beſonders in Kirchen verborgen. Dieſe ſammelte der Graf **von Armagnac**, Connetable und Oberaufſeher der Finanzen, auf Befehl des **Dauphins**, als künftigen Thronfolgers, um ſich ihrer in der allgemeinen Noth zur Unterſtützung des Staats zu bedienen. Die Königin verließ darüber Paris, und zog mit einem ziemlich glänzenden Hofſtaat nach Vincennes, wo die Herren ſehr fleißig aufwarteten und die Damen überaus gefällig waren.

Auf dieſe Demüthigung folgte noch eine andere von dem König ſelbſt. Als er die Königin einmal des Abends beſuchen wollte, ſtieß er auf den Herrn von **Bois-Bourdon**, der aus ihrem Cabinet kam. Er ließ ihn auf der

Stelle in Verhaft nehmen; man brachte ihn auf die Folter, und auf ſein Geſtändniß wurde er in einen Sack genäht, und in die Seine geworfen; die Königin aber, als Gefangene, nach Blois und von da nach Tours geſchickt.

Man denke ſich die erſte Dame des Königreichs, gewohnt über die glänzendſten Güter und Ehrenſtellen, wie über einen Kreis von Anbetern, zu ſchalten, und in der Einſamkeit einer ſchimpflichen Gefangenſchaft! Niemand konnte ſie retten, als der **Herzog von Burgund**, der verhaßte Mörder eines von ihr vielleicht allzu zärtlich geliebten Prinzen. Aber hatte er auch den Willen dazu? Doch der Gedanke ſich an dem **Dauphin**, ihrem Sohne, und an dem Connetable rächen zu können, überwand alle Bedenklichkeiten.

Der **Herzog** belagerte eben **Corbeil**, als er ihren Brief erhielt. Die gute Gelegenheit, an der Seite der Gemahlin ſeines Königs durch neue Verfolgungen ſein Anſehen zu befeſtigen, war für ihn allzu verführeriſch, als daß er ſie hätte ausſchlagen ſollen. Er flog mit achthundert Mann in die Abtey Marmoutier, wohin ſich die Königin unter dem Vorwand, eine Meſſe zu hören, begeben hatte; zwey ihrer Wächter wurden gebunden, und der dritte ſprang in die Loire. Der Herzog entführte ſie glücklich, ſöhnte ſich mit ihr aus, und knüpfe mit ihr eben das zärtliche Band, welches ſie ehedem ſo eng an den **Herzog von Orleans** angeſchloſſen hatte. Freylich war ſie über das Alter hinaus, in welchem ſonſt die Reihe des ſchönen Geſchlechts die Herzen zu erobern pflegen; doch war auch in ihrem ſechsundvierzigſten Jahre der Glanz ihrer einnehmenden Züge noch nicht verloſchen. Was ſie aber dem **Herzog** noch intereſſanter machte, war das zahlreiche Heer von Hofleuten, die ſich, ſobald das Gerücht ihrer Befreyung erſcholl, mit ihr verbanden, und ihrer Parthey das Uebergewicht gaben.

Zu Chartres kündigte ſie ſich als Regentin des Reichs an, und berief ſich auf ein Patent, das ihr der König im Jahre 1403 ausgefertigt hatte. Sie fing ihre Regierung damit an, daß ſie das Parlement zu Paris aufhob, welches das Intereſſe des Staats mit dem Plan dieſer beyden verbündeten Feinde des Friedens und der Geſetze nicht zu vereinigen wußte. Darauf ließ ſie ein Siegel ſtechen, auf welchem ſie mit der Umſchrift: **Iſabelle, von Gottes Gnaden, Königin von Frankreich**, in einer um Hülfe flehenden Stellung, mit ausgeſtreckten Armen, abgebildet war. **Jean de Morvilliers** war ihr Siegelbewahrer. Er reſidirte zu Amiens, wo ſie ein neues Parlement errichtete, das aber nie zu einem großen Anſehn gelangte. Dieſe ehrwürdige Verſammlung glich einem Wirbel von Staub, den der Sturwind empor hebt, und von dem jede Spur verſchwindet, ſobald die Luft wieder ſtill wird.

Heinrich der fünfte, der nach der Schlacht bey Azincourt nach England zurückgekehrt war, um ſeine Armee, die von einer fürchterlichen Ruhr beynahe aufgerieben worden wäre, wieder herzuſtellen, wagte nun einen neuen Angriff auf die Normandie. Er richtete ſeinen Marſch auf Paris zu, als daſelbſt eben die Königin und der **Herzog von Burgund** unter lauter blutigen Auftritten einen triumphirenden Einzug hielten.

Der **Herzog** zwang die Univerſität, zur Beruhigung ſeines Gewiſſens, nach einer feyerlichen Proceſſion das wegen ſeines Meuchelmords geſprochene Erkenntniß zu widerrufen; und übte von neuem die größten Grauſamkeiten aus, worin ihm der Pöbel treulich beyſtand. Man erzählt hievon eine ſeltſame Geſchichte. Die Wuth des aufrühreriſchen Volks ging ſo weit, daß es den Scharfrichter zum Anführer wählte. Mit einem damaſtenen Marderpelz bekleidet, zog er an der Spitze ſeines Haufens durch die Straßen; ließ ſich die Gefangenen vorführen; ſprach ihnen ihr Urtheil, und vollzog es ſogleich mit eigner hoher Hand, indem er ſie erdroſſelte. Der **Herzog** mußte den Unſinnigen endlich Einhalt thun, und ließ einige ertränken, andere enthaupten. Unter dieſen war auch der Scharfrichter, und die Reihe traf ihn zuerſt. Noch nie hatte er ſeinem Knecht eine Execution von der Art anvertraut; er mußte ihn alſo erſt auf dem Blutgerüſte in der Kunſt, die er eben ausüben ſollte, unterrichten; und die Geſchicklichkeit des Lehrlings entſprach völlig den vortrefflichen Vorſchriften ſeines Meiſters; der Kopf flog auf den erſten Hieb glücklich herunter.

Die Nachricht von der Annäherung des Königs von England verbreitete ein allgemeines Schrecken unter beyden Partheyen. Keine wagte es, ihr Schwert zum Beſten des Vaterlandes gegen den Feind ziehen, ſo lang ſie unter ſich ſelbſt uneins waren. Drey Mahl verſuchte es daher der **Herzog von Burgund**, mit dem **Dauphin** Friede zu machen; aber allezeit wurde es durch die Miniſter und Günſtlinge deſſelben hintertrieben. Endlich veranlaßte **Tangui dû Chatel**, welchen der **Dauphin** ein beſonderes Vertrauen ſchenkte, eine Zuſammenkunſt ſeines Herrn mit dem **Herzog von Burgund** auf der Brücke zu Montereau, und ermordete daſelbſt den **Herzog** im Angeſichte des **Dauphins**. Das dieſer um das Vorhaben ſeines Miniſters gewußt habe, läßt ſich nicht behaupten, aber ſoviel iſt gewiß, daß er die That ſelbſt nicht mißbilligte und den Mörder in ſeinem Dienſt und Schutz zu behalten fortfuhr. Wer indeſſen den Charakter und die Aufführung des Herzogs unpartheyiſch beurtheilt, wird immer geſtehen müſſen, daß, wenn es auch unrecht ſeyn möchte, ihn meuchelmörderiſcherweiſe umzubringen, es doch gewiß erlaubt war, ſeinen Tod icht ſehr zu bedauern.

So beſchloß dieſer Prinz im achtundvierzigſten Jahre ines Lebens, und im zwölften nach der Ermordung des **Herzogs von Orleans** ſeine Laufbahn, mitten unter den ſchrecklichſten Ausſichten, als er eben auf der einen Seite ſein Blut, ſeine Ehre und ſein Vaterland an die Feinde verkauft hatte; [*] auf der andern den Dauphin in ſeine Schlingen zu ziehen trachtete, um mit ihm das ganze Königliche Haus zu vertilgen; den Thron umzuſtürzen, und vielleicht auf die Trümmern des Staats ſein Glück zu bauen. Seine Anhänger ergriffen die Flucht, und ließen ſeinen Körper, beinahe ganz entkleidet, an dem Ort, wo er erſchlagen worden war, liegen. Er lag verſchiedene Stunden, bis der Pfarrer des Ort ſich über ihn erbarmte und ihn begraben ließ.

Philipp, der Gütige, der ſeinem Vater im Herzogthum Burgund nachfolgte, wurde nun ein nothwendiger Feind des **Dauphins**. Er verband ſich mit der Königin, und beyde beſchloſſen den Untergang ihres gemeinſchaftlichen Gegners. Sie zogen den König mit in ihr Intereſſe, und wirkten eine Vollmacht aus, mit den Engländern ein Bündniß zu ſchließen. Nun trat der junge **Herzog von Burgund** auf der einen, und der **Dauphin** auf der andern Seite mit dem Feinde in Unterhandlung. Frankreich war jetzt größten Theils unter die Engländer, unter die Königlichgeſinnten und unter die Anhänger des **Dauphins** vertheilt. Letztere waren eben im Begriff, alle Forderungen der Engländer einzugehen und ſich die anſehnlichſten Aufopferungen gefallen zu laſſen, um den Frieden abzuſchließen, als ein neuer Vorſchlag des **Herzogs** ihren ganzen Plan vereitelte. Man both dem König von England die Prinzeſſin, **Catharina von Frankreich,** zur Gemahlin und die Krone zur Mitgift an.

---

[*] Er hatte bereits mit dem König von England zu Calais einen Tractat errichtet, worin er ihm den Beſitz des Königreichs verrätheriſcherweiſe verſicherte.

Zu gleicher Zeit erließ man im Namen des Königs am 17. Jan. 1419 ein neues Verboth, dem **Dauphin** zu gehorchen; gab ihm den Tod des **Herzogs von Burgund** ſchuld, und erklärte ihn für unwürdig, zu regieren. Aber dieſe von einem wahnſinnigen König erſchlichene Erklärung machte keinen Eindruck auf die Nation, welche daran keinen Theil genommen hatte. Der **Dauphin** fuhr vielmehr fort, ſeine Macht geltend zu machen; verlegte das Parlement, die Rentkammer und den Staatsrath von Paris nach **Poitiers**, und ſtellte am 20. März 1419 das von **Philipp, dem Schönen**, im Jahre 1301 aufgehobene Parlement zu Toulouſe wieder her.

Indeſſen verabredete man den bekannten Friedensſchluß zu **Troyes**, worinnen der **Dauphin** von der Krone ausgeſchloſſen, und der König **Heinrich** von England, als künftiger Gemahl der Prinzeſſin **Catharina**, der Tochter des Königs, zum Thronerben und Regenten beſtimmt wurde. Der König von England überlegte, daß, wenn die Enterbung des **Dauphins** den Töchtern ja ein Recht zur Thronfolge geben könnte, ſolches zuvörderſt der verſtorbenen **Herzogin von Orleans**, die eine Tochter hinterlaſſen hatte, oder der **Herzogin von Burgund**, als den ältern Schweſtern der ihm zugedachten Gemahlin, zugeſtanden hätte, und verlangte daher zu Vermeidung künftiger Streitigkeiten den eben ſo wenig entſcheidenden Beyſatz: **kraft des ihm ohnehin zukommenden Erbrechtes.**

Der Vertrag wurde unterzeichnet; die Vermählung ging vor ſich, und der König von England hielt einen feyerlichen Einzug zu Paris.

---

*) Das Jahr fing damahls mit Oſtern, alſo zu Ende des Februars, oder in den erſten Tagen des Märzmonats an.

Nun dachte man darauf, den Dauphin auch nach rechtlicher Form zu verurtheilen. Die verwittwete Herzogin von Burgund, und ihre beyden Prinzeſſinnen Töchter wurden nach Paris beſtellt. Der Herzog von Burgund und dieſe Damen, alle in tiefe Trauer gekleidet, begaben ſich ins Hotel St. Paul und überreichten dem König eine Klage wider die Mörder des Herzogs. Man verſammelte am 2ten December 1420 den Reſt von Parlementsgliedern, die noch in Paris zurückgeblieben waren, und eröffnete einen förmlichen Prozeß. Es wurden vier Zeugen verhört, die folgendes ausſagten:

Der Dauphin war zuerſt auf der Brücke zu Monternau, (die über die Yonne, nicht weit von dem Ort, wo ſie in die Seine fließt, gebaut iſt, und die Communication zwiſchen der Stadt, welche die Soldaten des Dauphins beſetzt hatten, und dem Schloß macht, das man dem Herzog von Burgund überlaſſen hatte) der Herzog kam ihm mit einer tiefen Verbeugung und mit den Worten entgegen: Gnädigſter Herr, nach Gott, will ich nur Ihnen und dem König gehorchen. Hier bring ich Ihnen mein Blut, meine Güther, und die ganze Macht meiner Bundesgenoſſen. Hat man Ihnen etwas zu meinem Nachtheil hinterbracht, ſo bitte ich unterthänig, glauben Sie nichts davon. Drauf wendete er ſich zu den zehn Herren, die den Dauphin begleiteten, und fragte ſie, ob er ſich ſo recht ausgedrückt habe.

Der Dauphin antwortete: Mein Vetter, Sie drücken ſich ſo gut aus, als man es nur wünſchen kann: ſtehen Sie auf und bedekken Sie ſich. Er nahm ihn bey der Hand, und ſprach nach der Meynung aller Zuſchauer überaus freundſchaftlich mit ihm.

St. George, dem einen Zeugen, ſtieß hier eine kleine Uebelkeit zu; er mußte auf die Seite gehen, und konnte alſo nichts weiter ausſagen.

Louvet, einer der erſten Miniſter, kam eben zum **Dauphin**, und ſagte ihm etwas ins Ohr; beyde winkten hierauf dem **du Chatel**.

Zwey Zeugen wollten nun von dieſem Miniſter die Worte gehört haben: **Gnädigſter Herr, dieſer Verräther iſt im Beſitz Ihres Erbtheils, und hat Sie aus demſelben vertrieben.** Der dritte Zeuge behauptete, **du Chatel** habe den Herzog ſogleich mit ſeiner großen Streitaxt geſchlagen. Alle kamen darinn überein, daß die Wunde nicht gefährlich geweſen war, weil Neuailles, einer der Zeugen, den Hieb aufgefangen hatte. Ein Menſch von dem Gefolge des Dauphins, Namens **Narbonne**, fiel dann über Nouailles her; hielt ihm ſeine Streitaxt vor, und ſprach: **wenn Du Dich regſt, biſt Du des Todes.** Nouailles drückte die Axt nieder und antwortete: **Du ſollſt mich wohl nicht umbringen**

In dem Augenblick, da der Herzog den Hieb bekommen hatte, ſtürzten von der Seite der Stadt eine Menge bewaffnete Leute herzu, und ſchrieen: **ſchlagt ihn tod, ſchlagt ihn tod!** Es ging Schlag auf Schlag ſo bunt durcheinander, daß man nichts mehr genau beobachten konnte. Ein langer brauner Mann, Namens Bataille, gab dem **Herzog** mit ſeinem ſcharfen Schlachtſchwert einen ſolchen Hieb über die rechte Seite des Geſichts, daß der Arm, mit dem er ihn auffangen wollte, beynahe durch und durch gehauen war; und gleich darauf traf ihn **du Chatel** zum zweyten Mahle auf den Kopf, daß er, mit dem Geſicht gegen den **Dauphin** zugekehrt, auf die linke Seite fiel, und ohne Bewegung liegen blieb. Sodann ſprang derſelbe auf **Nouailles** zu, der noch im Handgemenge mit **Narbonne** war, und ſchlug ihn ebenfalls auf den Kopf, daß er niederfiel; auch Vergy, einer von den Begleitern des Herzogs, der an Noaillens Seite ſtand, wurde leicht verwundet. Nun verloren die Burgunder den Muth, und ließen ſich beynahe ohne Widerſtand gefangen nehmen. Endlich kam noch ein Mann mit einem bloßen Degen zu dem Herzog, kniete neben ihm nieder, und ſtach ihm denſelben in den Leib: da holte der Prinz einen tiefen Seufzer; ſtreckte ſich, und gab vermuthlich in dem Augenblicke ſeinen Geiſt auf.

Das iſt ungefähr das Reſultat des Zeugenverhörs, welches in der That nichts enthielt, was dem Dauphin gerade zur Laſt fiele, wenn man auch ſeine Befugniß, den Tod des Herzogs von Orleans zu rächen und den Verräther des Vaterlandes ohne Urthel und Recht zur Strafe zu ziehen, bezweifeln und die Zuſtändigkeit des Gerichtsſtandes, ſo wie die Form des Prozeſſes, gelten laſſen wollte.

Deſſen ungeachtet erging das Verdammungsurtheil wider ihn und ſeine Mitſchuldigen am 23. December 1410. Er appellirte dagegen an Gott und ſeinen Degen, und ſuchte ſeinen Schutz wider ein ſo unregelmäſſiges Verfahren in der Gewalt ſeiner Waffen.

Der König von England ſtarb zwey Jahre hernach zu Vincennes. Sein Sohn, Heinrich, der ſechſte, war noch nicht ein Jahr alt, und der Herzog von Bedfort, Bruder des verſtorbenen Königs, wurde Regent in dem Königreich Frankreich. Die Königin ſtrebte ſehr eifrig nach der Regierung, aber ihre Wünſche wurden nicht erfüllt, und ſie mußte das Ruder des Staats in den Händen einer Fremden Familie ſehen, die ſie ſelbſt auf den Thron geſetzt hatte. Der König von Frankreich ſtarb bald darnach. Zu Paris wurde Heinrich der ſiebente, der Engliſche Thronfolger, und zu Poitiers der Dauphin, Carl der ſiebente, als König ausgerufen.

Die Königin ſchloß ſich nach dem Tode ihres Gemahls in das Hotel St. Paul ein, und blieb beſtändig zu Paris. Die Engländer reichten ihr kaum den nothdürftigen Unterhalt, und ein Engliſcher Graf, Jean Chartier, führte dort ein weit glänzenderes Leben, als ſie. Sie hatte noch den Verdruß, die Ausſöhnung des Herzogs von Burgund mit ihrem Sohn zu erleben, und ſtarb endlich ſieben Tage nachher, am 30. September 1435 in einer höchſt elenden und freudeloſen Lage.

Der **Herzog von Betfort**, führte den Krieg mit vieler Heftigkeit fort. Anfangs hatte der König einige Vortheile über ihn; aber eine Schlacht, die ſeine Armee bey Verneuil verlor, zog die traurigſten Folgen nach ſich. Seine beſten Soldaten kamen um, und ihm blieb kaum ſo viel übrig, daß er in der erſten Noth den mittelmäßigen Tiſch eines gemeinen Bürgers bezahlen konnte.

Der Herzog beſchloß nun, **Orleans** zu erobern, und ſich den Weg nach Paris jenſeits der Loire zu bahnen. Die Stadt war zu groß, als daß die Engländer ſie einſchließen und in dieſer Jahrszeit eine förmliche Belagerung hätten unternehmen können; ſie warfen alſo nur hier und da eine Schanze auf. Die Beſatzung war anſehnlich, und beſtand aus den geſchickteſten Generalen, und aus den geübteſten Soldaten, die dem König übrig geblieben waren. Die Bürger waren entſchloſſen, lieber zu ſterben, als einen ſo wichtigen Platz zu übergeben; und ſelbſt die Weiber zeigten ſich ſehr geſchäftig, und miſchten ſich zuweilen unter die Soldaten, um den Feind größern Abbruch zu thun. Bey den öftern Ausfällen war wirklich das Glück mehrentheils auf der Seite der Belagerten. Man wußte ſich durch allerley Canäle friſche Lebensmittel zu verſchaffen, und der König, welcher ſich zu Chinon aufhielt, war ſelbſt darauf bedacht, ihnen Kriegsvorrath und Proviant aus den Magazinen zu Blois zuführen zu laſſen.

Dennoch ſah man voraus, daß ſich der Ort nicht lange mehr würde halten können. Der Eifer der Belagerer wuchs mit der beſſern Jahrszeit, und ein doppelter Graben, den ſie um die ganze Stadt her zogen, machte die Zufuhr beſchwerlicher.

Der König war ſchon im Begriff, ſich an die äußerſten Grenzen ſeines Reichs zurückzuziehen, und da ſeine Macht zu ſammeln, um unter dem Beyſtand ſeines Schwagers, Ludwigs von Anjou, die Provinzen Auvergne, Languedoc, Dauphiné, und das Lyoner Gebiet zu decken. Allein man ſtellte ihm vor, daß er ſich zum Nachtheil ſeines Ruhms allzuleicht aus dem Spiel zu ziehen ſuche, und den größten Theil des Adels, der noch auf ſeiner Seite war, durch einen übereilten Zurückzug vor den Kopf ſtoßen werde. Die ſchöne Agnes Sorel, ſeine Maitreſſe, ſagte zu ihm: Man hat mir gewahrſagt, daß der größte König in Europa mich lieben würde. Ihr Entſchluß wird „ohne Zweifel dem König von England dieſen Vorzug „einräumen. Erlauben Sie alſo, Sire, daß ich ihn aufſuche und meine Beſtimmung erfülle.“ Das entflammte ſeinen Muth wieder, und er beſchloß, Troz dem hereinbrechenden Ungewitter, ſein Land zu vertheidigen.

In dieſer zweydeutigen Lage, als eben das Reich ſeinem völligen Umſturz nahe war, erſchien ein Phänomen, das man für ein Traumbild abergläubiſcher Fabeldichter halten würde, wenn es nicht von ganz Europa wäre angeſtaunt und durch die übereinſtimmenden Zeugniſſe der glaubwürdigſten Zeitgenoſſen auf die Nachwelt gebracht worden.

Johanne von Arc, mit dem Zunamen das Mädchen von Orleans, ungefähr im Jahre 1412 geboren, lebte zu Domremy, einem großen Dorfe an der Maas, im Touler Kirchſpiel, nicht weit von Vaucouleurs, einer kleinen Stadt an der Grenze von Champagne und Lothringen. Ihr Vater **Jacob von Arc**, und ihre Mutter, **Iſabelle Romee**, waren gute, ehrliche und ziemlich wohlhabende Bauersleute, welche ſich mit fünf Kindern von einigen Hufen Landes nährten, die ſie ſelbſt bauten.

Johanne lernte weder leſen noch ſchreiben. Sie war ein frommes Kind, und gab gern Allmoſen, ſo viel nur in ihrem Vermögen ſtand. Uebrigens war ſie ziemlich hübſch, und gut gewachſen; ſie genoß einer dauerhaften, durch ihre ländlichen Arbeiten abgehärteten Geſundheit, und erfuhr nie etwas von den periodiſchen Unpäßlichkeiten ihres Geſchlechts. *)

Alle Dörfer jener Gegend waren zur Parthey des **Herzogs von Burgund** und der Engländer übergetreten; nur die Bauern zu Domremy blieben, einen einzigen ausgenommen, eifrige Anhänger des königlichen Hauſes. **Das Mädchen** hörte begierig zu, wenn man Kriegsneuigkeiten erzählte, und die allgemeine Theilnehmung, mit der man die mißliche Lage des Reichs und die traurigen Schickſale **Carls des ſiebenten**, beklagte, wirkte auf ihre lebhafte Einbildungskraft ſo ſtark, daß ſie auf den ſeltſamen Einfall gerieth, ſie könne ihrem König beyſtehen und die unrechtmäßigen Beſitzer aus ſeinem Reiche vertreiben helfen.

Sie beſchäftigte ſich mit dieſem Gedanken unaufhörlich, und ihre Aeltern fürchteten nicht ohne Urſache, ſie werde einmal mit durchmarſchierenden Soldaten zur Armee laufen. Sie geſellte ſich wirklich zu einem Trupp der eben nach **Neuchateau** in Lothringen zog, und daſelbſt vierzehn Tage liegen blieb. Dort begegnete ihr ein ſonderbares Abentheuer. Ein junger Menſch verliebte ſich in

---

*) Dieß iſt bekanntlich nichts außerordentliches, da ſie im 19ten Jahre aus der Welt ging.

das hübſche geſcholdte Mädchen, und wollte ſie mit Gewalt heirathen. Er ließ ſie vor das geiſtliche Gericht zu Toul fordern, und gab vor, ſie hätte ihm die Ehe versprochen. Aber ſie beſchwor, daß ſie nie ans Heirathen gedacht hätte, und wurde von der zudringlichen Klage entbunden.

Ihren Begleitern plauderte ſie viel von einem jungen Bauermädchen vor, die das königliche Haus wieder empor bringen und den Dauphin nach Reims zur Krönung führen werde. Bald verſicherte ſie, die Franzoſen würden ſich, mit Gottes Hülfe, durch eine wichtige Unternehmung hervorthun, und der Dauphin würde im ruhigen Beſitz ſeines Reichs bleiben; bald gab ſie offenherzig zu verſtehen, „ſie wünſchte dem Dauphin zur Hülfe zu eilen, „und der lange Verzug der Erfüllung dieſes Verlangens „verurſachte ihr eben ſo viele Schmerzen, als andere „empfinden ſollten, wenn ſie in Kindesnöthen lägen.“

Kurz, ſie ſprach beſtändig von Wundern, die ſich zur Rettung des Königs zutragen würden, und jedermann lachte darüber und hielt ihre Weiſſagungen für Träume, die ſie unter dem ſchönen Mayen gehabt hätte. Der ſchöne Maye war ein Baum im Dorfe, unter dem die jungen Leute ihre Feſte feyerten, und der nach einer alten Volksſage ſonſt von Feen bewohnt geweſen war.

In der Mitte des Maymonats 1428 brachte ſie endlich ihr Oncle zu dem königlichen Stadtcommendanten Baudricourt zu Vaucouleurs. Sie unterhielt ihn mit allen ihren Schwärmereyen, und bath ihn, dem König ſagen zu laſſen, er möchte die Feinde noch nicht angreifen, weil ihm Gott gegen die Mitte der Faſten hin eine mächtige Hülfe zuſenden würde. Baudricourt hielt ſie für eine Närrin, und ſchickte ſie zu ihren Aeltern zurück. Zu ihrer Wirthin ſagte ſie: ich muß doch noch vor der Mitte der Faſten zum König, und ſollte ich meine Reiſe zu Fuß treten; freylich bliebe ich lieber bey meiner Mutter und ſpänne; aber ich muß thun, was mir Gott befohlen hat.

Um Pfingſten herum machte ſie mit ihrem Oncle eine Wallfahrt nach St. Niklas bey Nancy.

Der Herzog Carl von Lothringen hörte davon, und erkundigte ſich nach ihr. Sie gab ihm ähnliche Winke über ihre Sendung, und bath ihn, ſie zum Dauphin *) zu bringen; ſie wolle auch für ſeine Geſundheit beten. Er war wirklich krank, und fragte ſie, was ſie von ſeinem Uebel halte. Sie antwortete ganz freymüthig: es ſey unheilbar, ſo lang er ſeine rechtſchaffene Gemahlin nicht beſſer behandelte. In der That lebten ſie nicht ſehr einig mit einander. Der Herzog entließ ſie, und ſchenkte ihr vier Franken; ſie gab ſie ihrem Onkle in Verwahrung, und der brachte ſie ihren Aeltern mit.

Baudricourt beſchloß endlich, als er ſie zum dritten Mahl geſprochen hatte, ſie zum Könige zu ſchicken; und zwar auf folgende Veranlaſſung: Sie erzählte ihm, am zwölften Februar, am Sonnabend vor dem erſten Sontag in der Faſten, habe der König vor Orleans einen großen Verluſt erlitten. Das war die berühmte journée des harengs **) wovon ſie auf einem natürlichen Wege unmöglich ſchon Nachricht eingezogen haben konnte. Als nachher ihre Vorherſagung durch das Gerücht beſtätigt wurde, meynte **Boudricourt** ſelbſt, ſie müſſe eine höhere Eingebung gehabt haben, und erfüllte ihren Willen.

Die Einwohner zu **Vaucouleurs** beſtritten die Koſten ihrer Ausrüſtung; man legte ihr Mannskleider zu und ein Pferd. **Baudricourt** ſchenkte ihr einen Degen, und gab ihr **Bertrand von Polengi** und **Johann von** No-

---

*) So nennte ſie den König Carl den ſiebenten, weil er noch nicht geſalbt war.

**) Heringsſchlacht.

Novelempont nebſt vier Bedienten zur Begleitung mit. Von ihren Aeltern nahm ſich ſchriftlich Abſchied, weil ſie fürchtete, ſie möchten ſich ihrer Abreiſe widerſetzen.

Hundert und funfzig Lieues — denn man mußte wegen der feindlichen Oerter oft Umwege nehmen — hundert und funfzig franzöſiſche Meilen legte ſie, im Monat Februar, in zwölf Tagen zurück, und ſo langte ſie ohne den mindeſten Zufall zu **Fierbois** im Touraine an. Ihre Begleiter glaubten in den erſten Tagen der Reiſe bey ihr ſehr deutliche Spuren von Wahnwitz zu finden; und es fehlte nicht viel, daß ſie nicht einige Mahl das Mädchen in einen Steinbruch geſtürzt hätten, um ihrer los zu werden. Doch gefiel ihnen ihre Frömmigkeit und Mildthätigkeit, und ſie beſchloſſen endlich, ihr in allem zu folgen.

Von Fierbois ſchickte ſie **Baudricourts** Briefe an den König nach Chinon voraus. Das Gerücht von ihrer Ankunft war ihr ſchon zuvorgekommen; dennoch hielt das Conſeil, wie man ſich leicht denken kann, eine lange Berathſchlagung, was man mit ihr anfangen ſolle. Man hielt die Sache für Schwärmerey, oder für ein bloßes Poſſenſpiel, das die Feinde zum Spott angeſtellt hätten. Zwey Tage nachher ließ man ſie endlich kommen.

Der **Graf** von **Vendome** ſtellte ſie Abends dem König vor. Der Saal war mit vielen Kerzen erleuchtet; ohne ſich im mindeſten durch ſeinen Anzug auszuzeichnen, miſchte er ſich mitten unter die Menge. Sie hatte ihn nie geſehen, aber ſie erkannte ihn gleich, und fiel vor ihm nieder. Umſonſt ſuchte man ſie zu bereden, ſie irrte ſich; ſie blieb dabey, das ſey der **Dauphin** und hielt an ihn ungefähr folgende Anrede:

„Holdſeliger **Dauphin**! Ich bin das **Mädchen** von
„Orleans, und heiße **Johanne**; der König des Him-
„mels hat mich geſendet, Euch beyzuſtehen, wenn Ihr mir
„Soldaten dazu geben wolltet; durch Gottes Gnade und

„durch die Gewalt der Waffen will ich ſchaffen, daß die
„Belagerung vor Orleans aufgehoben werde, und will Euch
„mitten durch die Feinde nach Rheims zur Salbung füh-
„ren. Das hat mir der König des Himmels befohlen,
„Euch zu ſagen, und ſein Wille iſt, die Engländer ſollen
„zurückkehren in ihr Land, und Euch in Eurem König-
„reich in Friede laſſen, als den wahren, einzigen und
„rechtmäßigen Erben; wenn Ihr es Gott zum Opfer dar-
„bringt, wird Er es Euch größer und herrlicher wieder
„ſchenken, als es je geweſen iſt unter Euern Vorfahren,
„und wird den Engländern übel lohnen, wenn ſie nicht
„heimziehen.“

Jedermann wunderte ſich über die Zuverläſſigkeit, mit der ſie den König entdeckt hatte, und über die Freymüthigkeit, mit der ein Landmädchen von achtzehn Jahren ſprach, das weder Erziehung noch Weltkenntniß hatte. Ob ſie nun gleich den König nicht perſönlich kannte, ſo war doch das Wunder nicht ſo ganz außerordentlich; denn ſein Bild ſtand auf dem Gelde, welches in allen Provinzen galt, und man hatte auch hier und da Gemählde von ihm.

Man ſchickte einen ſichern Mann in ihre Heimath, der ſich nach ihrer Herkunft und Aufführung erkundigen mußte, und er kam mit den vortheilhafteſten Zeugniſſen für ſie zurück.

Deſſen ungeachtet widerſetzte ſich das ganze Conſeil dem Vorſchlag, ſie an dieſe Spitze der Armee zu ſtellen. Ganz Europa, ſagte man, würde darüber lachen, und die Engländer würden ihren Spott mit ihnen treiben, wenn ſie ſich dem Kommando einer jungen Bäuerin unterwerfen wollten, die von unerhörter Schwärmerey begeiſtert zu ſeyn ſchiene.

Um ſicher zu gehen, trug der König einigen Biſchöfen und Doktoren der Theologie auf, ſie in Gegenwart des **Herzogs von Alençon**, eines Prinzen von Geblüt, ge-

nau

man auszufragen; ihre Antworten waren eben ſo einfach, als beſcheiden und klug.

So fielen nicht nur alle Prüfungen, die man mit ihr vornahm, zu ihrem Vortheil aus; ſondern ſie fand auch Mittel, dem König ſelbſt eine höhere Meinung von ſich beyzubringen. Sie erzählte ihm den Inhalt eines Gebets, welches er einſt beym Anfang der Belagerung von Orleans, in einer ſchlafloſen Nacht, ganz insgeheim an die Jungfrau Maria gerichtet hatte, und wovon niemand etwas wußte. Zugleich drang ſie in ihn, ſie bald in den Stand zu ſetzen, daß ſie ihm nützlich werden könnte; denn ihre Sendung ſey nur auf auf ein Jahr eingeſchränkt, und ehe das vergangen ſey, müſſe er in Rheims geſalbt werden.

Das Gerücht von dieſem Wundermädchen hatte ſich bis nach Orleans verbreitet. Der Graf von Dunois, der die Feſtung commandirte, ſchickte nach Chinon und ließ nähere Erkundigung deswegen einziehen. Die Antwort, welche die Abgeſandten zurückbrachten, ſtählte den Muth der Belagerten von neuem.

Es war noch eine Unterſuchung übrig. Der Hof wollte wiſſen, ob Johanne d' Arc auch ein Mädchen, ja ob ſie noch Jungfer ſey. Die Königin von Sicilien, Schwiegermutter Carls des ſiebenten, und einige Damen, worunter Frau von Gaucourt, und Frau von Fienes waren, unterzogen ſich dieſem Geſchäfte, und ihr Bericht von dem, was ſie gefunden hatten, war für das Mädchen ebenfalls überaus günſtig. *)

Der

---

*) Eine Schrift jener Zeit drückt ſich darüber alſo aus: Après qu'elles eurent vu & regardé tout ce qui requis étoit en ce cas, ledite dame dit au roi, qu'elle & ſes dames trouvoient, que c'étoit une vraie & entière pucelle, en laquelle ne paroiſſoit aucune corruption ou violence. Was mag der Anatomiker denken, wenn er dieſe Damen in Myſterien eingeweiht ſiehet, in welchen er ſich vielleicht ſelbſt für einen Fremdling erkennt?

Der König begab ſich hierauf nach Poitiers und ließ ſie dort dem Parlement vorſtellen. Dieſe Verſammlung ſetzte in ihre Traumereyen immer noch ein großes Mißtrauen, und verlangte, ſie ſollte ihre Sendung durch ein Zeichen beweiſen. „Nicht hier, nicht zu Poitiers“ antwortete ſie „ſondern bey der Belagerung vor Orleans und zu Rheims „will ich die ganze Welt Zeichen und Wunder ſehen laſſen.“ Sie wiederholte hierauf ihr Verſprechen 1) noch vor Himmelfahrt die Belagerung vor Orleans aufheben zu laſſen. 2) den König ſicher nach Rheims zu führen, daß er da geſalbt und gekrönt würde. 3) Ehe ſieben Jahre vergingen, ſolle ſich Paris dem König unterwerfen; endlich 4) die Engländer ſollten aus dem ganzen Königreiche vertrieben werden. Dabey blieb ſie beſtändig.

Dieſe Unterſuchungen hatten ungefähr einen Monat gedauert. Der König beſchloß endlich auf Zureden ſeines Conſeils, es auf Gerathewohl mit dem **Mädchen** zu wagen. Man ſetzte ſie auf einen ſehr guten Fuß; gab ihr zum Haushofmeiſter Dolon, Seneſchall von Beaucaire, einen der feinſten Hofleute; außerdem verſchiedene Officianten und Stallbediente, einen Geiſtlichen u. ſ. f. Ihre Brüder erhielten die Erlaubnis, ſie zu begleiten.

Einen ſehr ſchönen Degen, den ihr der König anboth, ſchlug ſie aus; hingegen bath ſie, ihr einen andern holen zu laſſen, der hinter dem hohen Altar der Catharinenkirche zu **Fierbois** vergraben ſey. Niemand konnte begreifen, woher ſie das wiſſen könne. Herr Dolon ſorgte für ihre übrigen Waffen, und für eine Fahne, die ſie beſtändig trug oder vor ſich her tragen ließ.

Der König hatte ihr ungefähr ſechstauſend Mann anvertraut. Mit dieſen marſchirte ſie am 18. oder 19. März 1429, unter Begleitung des Canzlers und Erzbiſchofs von Rheims, Renaut de Chartres, und des Oberhofmeiſters von **Gaucourt**, nach **Blois**, wo ſie ſich einige Tage aufhielt, um einen großen Proviantvorrath nach Orleans bringen zu laſſen. Ehe ſie zu dieſer Expedition ausrückte, dictirte ſie folgenden Brief an die Engländer:

† Jeſus, Maria. †

„König von England, und Ihr, Herzog von Betfort, die Ihr Euch für den Regenten des Königreichs Frankreichs ausgebt, Ihr, **Guillaume de la Poule**, Graf von Süffort, **Jean Sire de Talbot**, und Ihr, **Thomas Sire d'Eſclaves**, die Ihr Euch Lieutenant des Herzogs von Betfort nennet, thut Rechenſchaft dem König des Himmels, und gebt die Sachen heraus von allen den guten Städten, die Ihr in Frankreich eingenommen und geplündert habt. Das **Mädchen** iſt hier, abgeſandt von Gott, das Königliche Blut wieder einzuſetzen in ſein Erbe. Sie iſt gleich bereit, Friede zu machen, wenn Ihr thut, was ſie begehrt: nähmlich, wenn Ihr Frankreich verlaſſet, und dafür bezahlet, daß Ihr es inne hattet. Und zu Euch, Ihr Schützen und übrige Kriegskameraden, zieht heim in Euer Land, um Gotteswillen! Thut Ihr nicht alſo, ſo werdet Ihr hören von **dem Mädchen**; ſie wird Euch heimſuchen, in kurzem, zu Euerm Verderben. König von England, thut Ihr nicht alſo, wo ich Eure Leute nur antreffe in Frankreich, will ich ihnen den Weg weiſen, ſie mögen wollen oder nicht; und wenn ſie nicht gehorchen, ſo will ich ſie alle umbringen laſſen. Ich bin geſendet von Gott, dem König des Himmels, Euch aus ganz Frankreich zu jagen; und wenn ſie gehorchen, ſo ſollen ſie Pardon haben; und trotzt nicht mich auf Euerm Sinn, denn Ihr werdet Frankreich nicht beſitzen. Gott, der König des Himmels, Sohn der heiligen Maria, fürwahr der König Carl, der wahre Erbe wird es beſitzen: denn Gott, der König des Himmels, will es,

„und es iſt ihm offenbahret worden durch **das Mädchen**,
„der wird zu Paris einziehen in guter Geſellſchaft. Wollt
„ihr dieſer Verkündigung von Gott und **dem Mädchen**
„nicht glauben, ſo wollen wir drein ſchlagen, wo wir
„Euch finden, und wollen ein ſolch Herzeleid unter Euch
„anrichten, daß noch keines ſo groß geweſen ſeyn ſoll in
„Frankreich ſeiter tauſend Jahren. Wenn Ihr nicht
„folgen wollt, und glaubt ſicherlich, der König des Himmels
„wird **dem Mädchen** mehr Macht zuſenden, als
„Ihr von allen Belagerungen entgegen ſtellen könnt, wider
„ſie und ihre braven königlichen Soldaten; und an
„den Thaten wird man erkennen, wer ein beſſeres Recht
„hat von Gott im Himmel. Ihr, **Herzog von Bedfort**,
„**das Mädchen** bittet und ermahnet Euch, daß
„Ihr doch ja nicht in Euer Verderben rennt. Wenn
„Ihr nicht folgen wollt, ſo könnt Ihr noch mit ihr zuſammen
„kommen, wo alsdann die Franzoſen werden ſo große
„Dinge thun, als noch nie geſchehen ſind in der Chriſtenheit.
„Und antwortet mir, ob Ihr wollt Friede machen
„mit der Stadt Orleans, und wenn Ihr das nicht thut:
„ſo ſollt Ihr dran gedenken in kurzem zu Euerm großen
„Schaden. Geſchrieben am Sonnabend in der heiligen
„Woche."

Dieſer Brief, in welchem ſich die Erziehung ſeiner Verfaſſerin nicht verkennen läßt, wurde mit aller Verachtung aufgenommen, die, nach der Meynung der Engländer, eine grobe Bäuerin verdiente. Sie behielten ſogar den Herold, der ihn überbracht hatte. Doch auf die Drohung des **Grafen von Dünois**, daß er alle Engliſche Officiers, die eben wegen Auslieferung der Gefangenen mit ihm Unterhandlung pflogen, über die Klinge ſpringen laſſen würde, wenn ſie ihn nicht unverſehrt zurückſchickten, wurde er freygelaſſen.

Ehe das Mädchen **Blois** verließ, bewog ſie alle Generale, die ſie auf ihrem Zuge begleiteten, zu beichten und das heilige Abendmahl zu empfangen; worauf ſie ihnen himmliſchen Beyſtand verhieß. Man wird erſtaunen, wenn man die Namen der Officiers hört, die ſich durch die Grillen dieſes jungen Bauernmädchens leiten ließen. Es war der Marſchall von **Sainte Severe**, von Bouſſac genannt; **Gilles de Lavall** Herr von Retz, der in eben dem Jahre noch Marſchall von Frankreich wurde; die Herren von **Gaucourt**, **la Hyre**, **Pothon de Saintrailles**, **Ambroſius von Lork**, der Admiral **Culan**, und viele andere, deren Namen unter den Kriegshelden jener Zeit rühmlich bekannt ſind. Vor dem Zuge her marſchirten die geiſtlichen Herren von Blois unter ihrer mit einem Cruzifix bemahlten Fahne, die von ihrem Hausgeiſtlichen getragen wurde.

Ihre ſeltſame Anſtalten, ihre Unerſchrockenheit, und ihre Heldenthaten brachten ſie indeſſen glücklich zu dem Ziel, das ſie ſich geſetzt hatte. Die Lebensmittel kamen unter ihrer Bedeckung in Orleans an, und die Engländer, die an Mannſchaft weit überlegen waren, wagten es nicht einmahl, ſie anzugreifen. Vor ihrer Ankunft hatten hundert Engländer tauſend königliche Soldaten in die Flucht geſchlagen; jetzt hatten vier bis fünfhundert Franzoſen den Muth, die ganze Engliſche Armee anzugreifen, und in acht Tagen wurden die Feinde gezwungen, die Belagerung aufzuheben. Sie wollten ſich erſt in ebenem Felde in Schlachtordnung ſtellen; da aber der Ausgang eines Treffens allzu mißlich war, zogen ſie ſich ganz zurück. **Johanne von Arc** führte alle Ausfälle der Belagerten ſelber an; wurde verwundet, und diente bey jeder Gelegenheit den tapferſten Generalen zum Muſter.

Der Herzog von Betfort ſchrieb nach England: „Alles ging vortrefflich bis zur Belagerung der Stadt

„**Orleans**, vor welcher ein großer Theil Ihrer Truppen ſtand, ꝛc. Das Unheil kommt, ſo viel ich davon verſtehe, größten Theils von der thörigten, abergläubiſchen Furcht her, die ihnen ein Weib eingejagt hat; eine wahre Satansbrut, die in der Hölle ausgeheckt ſeyn muß, und ſich nur **das Mädchen** nennt; die geht mit Zauberey und Segenſprechen um. Dieſe unglückliche Niederlage hat nicht allein viele Soldaten weggerafft, ſondern auch unter den übrigen eine unbegreifliche Muthloſigkeit verbreitet, und, was das ſchlimmſte iſt, Ihre Feinde angefeuert, ſich in größerer Menge zu ſammeln“ u. ſ. w.

Sie ging auf der Stelle nach **Loches**, wo der König war, und ſtattete ihm von dem, was ſeit ihrer Ankunft zu Orleans vorgegangen war, Bericht ab. „**Holdſeliger Dauphin**“ ſagte ſie, indem ſie ſich vor ihm niederwarf, „die Belagerung von Orleans iſt aufgehoben: das iſt das erſte Stück, was mir der König des Himmels zu Euerm Beſten befohlen hat. Nun muß ich Euch ſicher nach Rheims bringen, damit Ihr da geſalbt und gekrönet werdet. Glaubt mir, Ihr werdet dort gar wohl aufgenommen werden, und Eure Sachen werden von Tage zu Tage beſſer gehen, und alles, was mir der König des Himmels gebothen hat, Euch zu ſagen und zu verheißen, das wird gewiß geſchehen zu ſeiner Zeit und Stunde.“

Das Mädchen wurde von dem König und dem ganzen Hofe ſo gut empfangen, als ſie es verdiente; aber der Vorſchlag, ihn nach Rheims zu führen, erregte neue Bedenklichkeiten. Mehr als 70 Franzöſiſche Meilen weit mußte man durch Feindes Land reiſen; man hatte drey große Flüſſe, die Loire, die Seine, und die Marne zu paſſiren; ſoviel nur Städte zwiſchen Loches und Rheims lagen, ſo viele Belagerungen waren vorauszuſehen; Rheims ſelbſt hielten die Feinde beſetzt; und, was die hauptſächlichſte Schwierigkeit machte, es fehlte an Geld.

Unſre Heldin widerlegte alle dieſe Einwürfe mit der entſcheidenden Antwort: **Der Herr hats befohlen.** Der **Herzog von Alençon** wurde neben ihr zum Anführer der Truppen beſtimmt, die den Monarchen nach **Rheims** bringen ſollten: ſie beſtanden in fünftauſend Reitern und ſechstauſend Mann zu Fuß. **Gergeon** wurde in zwey Tagen überrumpelt; eilfhundert Engländer kamen darin um, und **das Mädchen**, welches zuerſt hinaufſtieg, wäre bald von einem großen Stein zerſchmettert worden, der vor ihren Füßen zerbrach. **Mauny** und **Beaugency** ergaben ſich nach einem geringen Widerſtand. Die Engländer wollten dieſe ſchnellen Fortſchritte unterbrechen und lieferten bey **Patay**, fünf Stunden von Orleans, eine Bataille; aber ſie wurden in Unordnung gebracht, und verloren mehr, als vier tauſend Mann an Todten und Gefangenen.

Nach dieſem Siege wollten, die Generale in die Normandie marſchieren; **das Mädchen** allein war dagegen, und es blieb endlich bey dem Entſchluß, die Reiſe nach **Rheims** fortzuſetzen. Der König ging am 19. Jun. 1429, unter der Bedeckung einer Armee von zwölftauſend Mann, mit drey Prinzen von Geblüt, dem Grafen **von Alençon**, **von Bourbon Clermont**, und **von Clermont Vendome** von **Gien** ab.

Die Eynwohner zu **Auxerra** entgingen der von dem Mädchen und einigen Generalen bereits über ſie beſchloſſenen Belagerung dadurch, daß ſie dem Herrn **de la Trimouille**, einem Günſtling des Königs, ein anſehnliches Geſchenk machten, damit er den ſchwachen Monarchen bereden möchte, die Stadt, welche dem Herzog **von Burgund** gehörte, zu ſchonen, um dadurch den Prinzen eher zu gewinnen. Sie gaben aber friſche Lebensmittel her, und Kähne, zum Ueberſetzen.

St. Florentin unterwarf ſich ohne Schwertſtreich; aber **Troyes** bereitete ſich zu einer lebhaften Gegenwehr. Die Königliche Armee hatte kein Brot mehr, und nährte ſich von Bohnen; ja es fehlte auch oft an dieſer magern Koſt.

Man hielt Kriegsrath: einige waren der Meynung man ſollte vorbey ziehen und ſich mit keiner Belagerung aufhalten; andere glaubten, das würde den Feinden Muth einflößen, und ein böſes Beyſpiel für **Chalons** und **Rheims** ſeyn. **Das Mädchen** war nicht bey der Verſammlung, und trat mit den Worten herein: „Holdſeliger **Dauphin**, haltet Euch nicht mit langen Berathſchlagungen auf; legt die Hand ans Werk, und gebt Befehl, „daß man die Stadt belagere: ich verſichere Euch bey „meinem Gott, in drey Tagen werdet Ihr in Güte oder „mit Gewalt hineinziehen, und ganz Burgund wird darüber erſtaunen.“ **Renaud de Chartres**, der Kanzler, war kein Freund von Fährlichkeiten, und antwortete ihr: „Johanne, man könnte wohl acht Tage zuſehen, „wenn man nur wüßte, daß Ihr wahr ſaget.“ „Ihr „könnt Euch drauf verlaſſen“ erwiederte ſie ganz kaltblütig „folget mir und leget Hand ans Werk: denn Gott „will, man ſoll ſeine Kräfte brauchen.“

Ohne den Schluß abzuwarten, ſchwang ſie ſich aufs Pferd, und in einem Augenblick war ſie im Stadtgraben und forderte Faſchinen und Leitern. Alle Truppen ſetzten ſich in Bewegung, ſie zu unterſtützen, und liefen Sturm. Die Einwohner verlangten zu capituliren, und unterwarfen ſich dem König.

Der ganze Hof überhäufte das Mädchen mit Lobſprüchen; aber ſie ſchrieb ſich nie den glücklichen Erfolg ihrer Thaten zu, und antwortete: „lieber Himmel, Gott „hat ein Buch, darin kann kein Gelehrter leſen, und wenn „er noch ſo geſcheidt wäre.“

Sie ließ dem König nicht die Zeit, in **Troyes** auszuruhen, und ſetzte noch an eben dem Tage den Marſch nach **Chalons** fort. Die Bewohner dieſer Stadt gingen ihm entgegen und überreichten die Schlüſſel zu ihren Thoren. Nun ſtand nur noch die Eroberung von **Rheims** bevor, wovor ſich Carl am meiſten fürchtete, denn er hatte keine Artillerie. Aber das **Mädchen** ſprach ihm Muth ein, und verſicherte, die Bürger würden ihm ebenfalls entgegen kommen. Der Erfolg rechtfertigte ihre Prophezeyung: am 7. Julius 1429 hielt der König ſeinen Einzug.

Nach der feyerlichen Salbung fiel ihm **Johanne** zu Füßen und nahm mit folgenden Worten von ihm Abſchied: „Holdſeliger König, ich danke meinem Gott, dem es gefallen hat, ſo glücklich und in ſo kurzer Zeit alles zu erfüllen, was er mir befohlen hatte, Euch in ſeinem Namen zu ſagen und zu verſichern, nähmlich: daß Ihr der wahre und rechtmäßige König in Frankreich ſeyd; daß ich die Feinde zwingen würde, die Belagerung vor Orleans aufzuheben, und daß ich Euch mitten durch Eure Feinde ſicher nach Rheims zur Salbung und Krönung bringen ſollte, wie Ihr geſehen habt: zweifelt alſo nicht, Eure Sachen werden immer beſſer gehen, und was ich Euch vorher geſagt habe, wird zu der Zeit, da es Gott verordnet hat, gewiß eintreffen. Und damit iſt meine Sendung vollendet.“

Sie ſtellte vor, ſie wolle zu ihren Aeltern und zum Landleben zurückkehren, denn ſie ſey der Mühſeligkeiten des Kriegs überdrüſſig. Aber der König und ſein Conſeil beredeten ſie, zu bleiben, weil ihre Gegenwart den Soldaten eben ſo viel Zutrauen einflößte, als ſie den Feinden Schrecken einjagte. Doch miſchte ſie ſich nicht weiter ins Kommandiren, da ſie ihre Sendung für vollendet anſah, ob ſie gleich nicht aufhörte, den glücklichſten Fortgang zu verſprechen.

Der König erhielt auf ſeinem Rückzuge die Schlüſſel zu allen Städten, die auf ſeinem Wege lagen, und war Willens, einen Verſuch auf **Paris** zu machen. Das **Mädchen** war überall, wo es am hitzigſten zuging, und wurde von einem Armbruſtſchützen am Schenkel verwundet; doch war die Wunde nicht gefährlich und ſchon in fünf Tagen wieder geheilt. Die Armee war nicht ſtark genug, eine ſo große Stadt mit Sturm zu erobern, und zog ſich nach **la Chapelle**, und von da nach **Saint-Denys** zurück. Das **Mädchen** hing dort in der Kirche der Abtey ihre Waffen zum Opfer auf, um Gott dafür zu danken, daß er ſie ſo glücklich aus der Gefahr errettet habe.

Carl erfuhr, daß **Lagny** an der **Marne** auf ſeine Seite treten wolle, und begab ſich mit **dem Mädchen** dahin. Man trug eben ein todgebornes Kind in die Kirche, das drey Tage geſtanden hatte, und ſchon die Zeichen der Verweſung an ſich trug, wie man erzählt. Die Mädchen, welche den Leichenzug begleiteten, riefen die Wunderthäterin **Johanne** an, ſich mit ihrem Gebet zu vereinigen, damit das Kind noch zum Leben käme, und getauft werden könnte. Es fing an, zu athmen, regte ſich und verlor ſeine Todtenfarbe. Kurz, es bekam die Taufe, und ſtarb bald darauf.

Von da ging der König nach **la Charité** an der **Loire**. Dieſe Stadt wehrte ſich ſo tapfer, daß die Belagerer ſchon im Begriff waren, abzuziehen; aber **das Mädchen** wich durchaus nicht, und nahm die Stadt mit ſtürmender Hand weg.

Dem **Herzog von Burgund** hatte der König einen Waffenſtillſtand verwilligt. Während deſſelben beſchäftigte er ſich mit Kriegszurüſtungen, und verleitete den Gouverneur **Guichard de Bournel**, Soiſſons an die Feinde zu übergeben. **Sens** und **Melün** aber erkannten dennoch den König als ihren rechtmäßigen Oberherrn.

Paris war nun von den Oertern, welche ſich zur Königlichen Parthey geſchlagen hatten, ſo eingeſchloſſen, das es ſchwer wurde, Lebensmittel dahin zu liefern: der Herzog von Burgund beſchloß daher, **Compiegne** zu belagern. **Das Mädchen** eilte dahin, und warf ſich am 24. May 1430, am Tage vor Himmelfahrt, hinein. Noch an demſelben Abend wagte ſie einen hitzigen Ausfall, und trieb einige Mahl die Feinde bis ins Lager zurück. Endlich gelang es ihnen, ſie abzuſchneiden; ſie wurde vom Pferde geworfen, und mußte ſich dem Baſtard **de Vendome** ergeben, der zunächſt bey ihr war.

Dieſer Unfall ſchien den Belagerten von ſchrecklicher Vorbedeutung zu ſeyn, und verbreitete eine allgemeine Freude unter der Armee des Herzogs. Die Pariſer erhoben ein großes Jubelgeſchrey; zündeten Freudenfeuer an, und ließen in der Kirche zu Unſrer lieben Frauen ein Te Deum ſingen; die Prediger verkündigten von allen Kanzeln, ſie ſey eine Hexe.

Der Baſtard **de Vendome** übergab ſeine Gefangene dem General, Grafen von Ligny, aus dem Hauſe Luxenburg. Man brachte ſie von einem Schloſſe aufs andere. Als ſie zu **Beaurevoir** in Artois eingeſchloſſen war, machte man ihr weis, **Compiagne** ſey aufs äußerſte gebracht, und wolle capituliren; aber man werde alles niederhauen, um den übrigen Königlichen Städten mehr Furcht einzujagen. Um den Einwohner in dieſer Noth zu Hülfe zu kommen, ſprang ſie oben vom Thurm herab; beſchädigte ſich aber, und wurde wieder eingebracht. Die Wahrheit war, daß die Feinde, nach einem großen Verluſt, die Belagerung hatten aufheben müſſen.

Ganz Frankreich erfuhr in kurzer Zeit die Gefangenſchaft des Mädchens. Die Univerſität zu Paris, welche mit Leib und Seele Engliſch war, ſchrieb am 27. März 1430, zwey Briefe, einen an den **Herzog von Burgund**, und einen an den Grafen von **Luxenburg**, um **das Mädchen** in die Hände des Inquiſitors und des Biſchofs von **Beauvais** zu bringen, die abgeſagte Feinde des rechtmäßigen Königs waren. Zauberey war das Verbrechen, deſſen man ſie beſchuldigte, und die Hexen gehörten, wie man behauptete, ohne Ausnahme unter das Gericht der Inquiſition und des Biſchofs der Diöces. Die Acten beweiſen indeſſen, daß ſie in dem angrenzenden Kirchſpiel **Soiſſons** gefangen wurde, welches den Biſchof nichts anging.

Die Franzoſen wollten ſie auslöſen; aber man wies den Antrag ſchlechterdings ab. Es wurde auch kein Verſuch weiter gemacht, ſie aus den Händen der Henkersknechte zu erlöſen. Man brauchte nicht einmahl die Vorſicht, mit welcher man ihren Herold zu Orleans befreit hatte. Die Eiferſucht der Hofleute wollte die Heldin lieber aufopfern, als ihr den Ruhm des Kriegsglücks allein überlaſſen.

Der Biſchof von Beauvais forderte den **Herzog** und den **Grafen von Luxenburg** ebenfalls auf, ihm die Gefangene auszuliefern. Dieſer verſtand ſich endlich dazu, nachdem ihm die Engländer zehntauſend Franken dafür bezahlt hatten, obgleich ſeine Gemahlin ihn auf den Knieen bath, das kühne, unſchuldige Mädchen nicht, wider allen Kriegsgebrauch, ihrem gewiſſen Tod entgegenzuſchicken. Zu Anfang des Novembers 1430 kam ſie in die Hände ihrer Richter, oder vielmehr derer, die ſich zu ihrer Verurtheilung aufwarfen, um der Leidenſchaft ihrer Feinde zu fröhnen. Man brachte ſie nach Rouen; und am 3. Jan. 1431 erhielt der Biſchof den Auftrag vom König von England, ihr den Prozeß zu machen.

Dieſer Biſchof, Namens **Pierre Cauchon**, war wegen ſeiner Ränke und ſchlechten Sitten von den Einwohnern ſeines Kirchſpiels ſelbſt verjagt worden, und ergriff in dieſer mißlichen Lage begierig eine Gelegenheit, den Feinden des Staats ſeine Dienſte wichtig zu machen. Die Geiſtlichen zu Rouen wollten ſich vom Prälaten nicht zu Beyſitzern des Gerichts gebrauchen laſſen, und verließen zum Theil lieber die Stadt.

Er ſchickte den Bürger **Moreau** in die Heymath des **Mädchens**, um Zeugniſſe von ihrem böſen Wandel zu ſammeln. Als aber dieſer nichts als günſtige Nachrichten von ihr zurückbrachte, lohnte er ihm für ſeine Reiſe mit den gröbſten Schimpfwörtern.

Am 21. Februar 1432 wurde die Inquiſition eröffnet. **Das Mädchen** erſchien vor Gericht und verlangte vor allen Dingen, daß eben ſo viele Geiſtlichen von der Königlichen Parthey dazu genommen würden; daß man ſie in die Gefängniſſe der Kirche bringen müßte, weil ſie vor ein Geiſtliches Gericht gefordert würde; daß man ſie losſchließen, und ihr, da ſie erſt neunzehn Jahre alt ſey, einen Beyſtand geben ſollte. Aber man gewährte ihr keine von ihren Bitten. Sie mußte ſchwören, daß ſie die Warheit ſagen wollte, und that es mit dem Vorbehalt; daß ſie nichts von den geheimen Dingen offenbaren dürfte, welche ſie dem König entdeckt habe, indem ſie dieſe gewiß niemahls verrathen würde, wie ſie denn auch darin Wort gehalten hat. Man verboth ihr, aus dem Gefängniſſe zu entweichen; aber ſie antwortete ſtandhaft, daß ſie ſich in dieſem Stück nicht für verbunden achtete, zu gehorchen, und niemand könne es ihr verdenken, wenn ſie entwiſchte.

Am folgenden Tage fragte man, was ſie bewogen habe, zum Könige zu gehen: ſie blieb dabey, es ſey auf göttliche

Eingebung geſchehen, (que c'étoit par inſpiration.) Es wurde ihr der Brief an die Engländer vorgeleſen, den ſie zu Blois geſchrieben hatte. Sie bemerkte ſogleich einige Abweichungen von dem vor zehn Monathen dictirten Original. Man las: **gebt an das Mädchen, die von Gott, dem König des Himmels, hieher geſandt iſt, die Sachen heraus** u. ſ. w. Sie wendete ein, ſie habe nicht gewollt, daß man **dem Mädchen** etwas geben ſollte, und in dieſer Stelle ihrer göttlichen Sendung nicht gedacht. Nach den Worten: **König von England, thut ihr nicht alſo,** hatte man eingerückt: **ich bin oberſter Befehlshaber;** aber ſie merkte an, es ſey das ein eingeflickter Zwiſchenſatz, und es müſſe heißen: **thut ihr nicht alſo, wo ich Eure Leute nur antreffe** u. ſ. f. Endlich las man bey den Worten, **Euch aus ganz Frankreich zu jagen, Mann vor Mann.** Das, ſprach ſie, iſt treulos gehandelt.

Sie ſollte nun über die Erſcheinungen oder Offenbarungen von dem König Carl Rede und Antwort geben; aber ſie verwies ihre Richter an ihn ſelbſt, und es war in der ganzen Sitzung am 24. Febr. über dieſen Punct nichts aus ihr zu bringen.

Dienstags, den 27. zeigte ſie in ihren Antworten beſonders einen ſehr guten Verſtand, und bezog ſich auf ein zu Poitiers geführtes Protokoll, in welchem man ſchon alles finden würde.

Donnerstags, den erſten März, fragte man ſie über eine Geſchichte, deren hier noch nicht erwähnt worden iſt. Es war zu jener Zeit ein großes Schisma in der Kirche, welches erſt auf dem Coſtnitzer Concilium beygelegt worden iſt. Der **Graf von Armagnac,** der nach Arragonien geflohen war, wendete ſich ſchriftlich an das Mädchen, und fragte ſie, welcher von den drey Päbſten der rechte ſey, **Martin V.** zu Rom, oder **Clemens VII.** oder

Benedict XIV.? Sie ſollte ſich mit der Entſchuldigung herausgezogen haben, daß ſie eben mit kriegeriſchen Beſchäftigungen überhäuft ſey, und ſich darüber herauslaſſen wolle, wenn ſie nach Paris käme. Aber ſie erklärte dieſen ihr vorgehaltenen Brief für eine verfälſchte und untergeſchobene Antwort, indem ſie nie angeſtanden hätte, den Pabſt **Martin** V. zu Rom für das wahre Haupt der Kirche zu erkennen.

Sie kündigte zugleich den Engländern eine große Niederlage an, die ſie in Frankreich erleiden würden, ehe ſieben Jahre vergingen.

Man fragte ſie zum Spott: ob die Heiligen, die ihr erſchienen wären, auch Haare gehabt hätten; **das iſt eine wichtige Frage**, war ihre Antwort. Ferner: ob die heilige Margarethe Engliſch mit ihr geſprochen habe? **Was?** rief ſie aus, **eine Heilige ſollte Engliſch ſprechen, da ſie doch nicht auf der Seite der Engländer iſt?** — womit ſie die Richter, die alle Unterthanen des Königs in Frankreich waren, an ihre Treuloſigkeit erinnerte.

Jm ſechſten Verhör, am 3. März, ſuchte man ſie durch verfängliche Fragen zu verwirren, und ſie zu bereden, ihre Mannskleider abzulegen; aber die Bemühungen waren vergeblich. Beſonders führte man ihr die Erweckung des Kindes zu Lagny ſehr ernſtlich zu Gemüthe. Sie ſchrieb das Wunder der Barmherzigkeit Gottes zu, die ſich durch das inbrünſtige Gebet der dortigen Mädchen hätte erwecken laſſen.

Um dieſe Zeit kam der Biſchof von **Beauvais** in Verdacht, daß er ſie mit einem in ſeiner Kirche zubereiteten Karpfen habe vergiften wollen. So viel iſt gewiß, daß ihr gleich darauf übel wurde. Sie erbrach ſich einige Mahl, und erhielt keine Arzney; dennoch rettete ſie ihre Jugend und gute Leibesbeſchaffenheit. Ihre bittern

Klagen über dieſes Bubenſtück wurden mit den unerhörteſten Schmähungen beantwortet.

Am 10ten März wendete ſie ein, ſie ſey außer dem Gebieth des Biſchofs von Beauvais gefangen worden. Man wollte von dem Zeichen näher unterrichtet ſeyn, durch welches ſie dem König ihrer Sendung beweiſen hätte; aber kein Zureden konnte ihr dies Geheimniß entreißen.

Am 12ten März war Vor- und Nachmittags Seſſion. Man warf ihr vor, ſie hätte zu **Neuchateau** einen jungen Menſchen zwingen wollen, ſie zu heirathen; ſie behauptete aber beſtändig, daß ſie vielmehr gegen ſeine Zudringlichkeit ſich vertheidigen müſſen, und ihre Jungfrauſchaft Gott gewidmet hätte, ſo lang es ihm gefällig ſeyn würde, ſie ihr zu erhalten.

In der zehnten Sitzung, Dienstags, den 13. März kam man wieder auf das Zeichen ihrer Sendung; allein ſie blieb bey ihrer vorigen Ausrede über dieſen Punct, und verſicherte, König Carl werde am Ende ſein Reich in Ruhe und Friede beſitzen. Am folgenden Tage wurde ſie zwei Mahl vor Gericht geführt; beklagte das Schickſal der Bürger zu **Compiegne**, die wegen ihrer Treue ſo viel Ungemach ausſtehen müßten, und ſagte voraus, daß ſie noch vor Martini würden erlöſet werden. Wirklich wurden die Engländer und Burgunder am erſten November geſchlagen, und mußten die Belagerung aufgeben. Sie ſagte zugleich zu dem Biſchof von Beauvais: „ich weiß „nicht, ob Ihr mein Richter ſeyd, wie Ihr ſagt; aber „ſeht Euch wohl vor, daß Ihr nicht ungerecht richtet; „Denn wenn Euch Gott am Ende dafür ſtrafet, ſo bin „ich nicht Schuld daran, ich habe Euch gewarnet.“ Man wollte wiſſen, warum ſie einen Verſuch gemacht hätte, durchzugehen: ſie geſtand ihre Abſicht, der Stadt Compiegne zu Hülfe zu kommen.

Am 15. März beſchuldigte man ſie der Ketzerey. Sie verlangte, daß man ihr die Lehrſätze anzeigen ſolle, in welchen ſie von dem Glauben der Kirche abgewichen ſey, damit ſie ihren Irrthum erkennen und verlaſſen können. Auch bath ſie um Erlaubniß, die Meſſe hören zu dürfen; aber vergeblich.

Am 17. März 1431, ſuchten ihre Richter ſie in Widerſprüche zu verwickeln und fragten ohne Ordnung; zuweilen über läppiſche Gegenſtände, über die Feen in ihrem Dorfe, und über ihre Mannskleider. Die Mönche fingen zuweilen alle auf ein Mahl an; ſie wies ſie aber mit den Worten zurecht: **Schöne Brüder, einer nach dem andern.** Sie wiederholte ihre Vorherſagung, daß die Engländer aus dem Reiche würden vertrieben werden, und betheuerte, daß ſie lieber ſterben, als eine ihrer Handlungen abläugnen wollte, die ſie auf göttlichen Befehl zum Beſten des Königs unternommen hätte.

Um ſie zu vermögen, daß ſie ihren Anzug mit den Kleidern ihres Geſchlechts vertanſchte, both man ihr in der funfzehnten Sitzung unter dieſer Bedingung an, auf Oſtern der Meſſe beyzuwohnen; aber ſie entſchuldigte ſich mit folgenden Gründen: 1) ſie habe höheren Befehl, ſich als Soldat zu kleiden, 2) dieſer Anzug ſey für ſie ſchicklicher, da ſie ihr Leben unter Kriegsleuten zubringen müſſe; 3) ſie ſey mehr im Stande, ſich gegen die Anfälle auf ihre Ehre zu ſchützen.

In der That war ihre Keuſchheit während der Gefangenſchaft einige Mahl auf harte Proben geſtellt worden: zuerſt von den Soldaten, die ſie bewachten, und dann von einem Engliſchen Herrn, gegen deſſen Angriff ſie ſich nur mit der größten Gewalt retten konnte. *)

---

*) Einem Schneider, der auf Befehl der Herzogin von Betfort ihr ein Frauenzimmerkleid brachte, und ſich bey dieſer Gelegenheit eine unanſtändige Freyheit erlaubte, gab ſie eine derbe Ohrfeige.

Die Herzogin **von Betfort**, Schweſter des **Herzogs von Burgund**, war darauf neugierig, zu unterſuchen, ob **das Mädchen** die Blume ihrer jungfräulichen Ehre, die ſie ſo hartnäckig vertheidigte, wirklich unverletzt erhalten hätte. Ihr Gemahl hatte den unanſtändigen Vorwitz, Zeuge dieſer geheimen Unterſuchung zu ſeyn; verſteckte ſich hinter eine verborgene Oeffnung des daran ſtoßenden Zimmers, und krönte mit dieſem alle Zucht und Ehrbarkeit verletzenden Muthwillen die ungerechte und barbariſche Behandlung der armen, ſchuldloſen Frau. Die Herzogin überzeugte ſich von ihrer Tugend und nahm ſie gegen alle Zudringlichkeiten in Schutz. Dennoch ſchämten ſich ihre Richter nicht, ihr in der funfzehnten Seſſion allerley ärgerliche und ungebührliche Fragen vorzulegen.

Sie beantwortete alles mit vieler Beſcheidenheit und Zurückhaltung. Was die Kreuze betrifft, die ſie vor ihre Briefe zu ſetzen pflegte, ſo berief ſie ſich auf Geiſtliche, von denen ſie dieſen frommen Gebrauch gelernt hatte. Sie bath endlich, daß ſie dem Pabſt möchte vorgeſtellt werden, der in geiſtlichen Sachen der höchſte Richter ſey; und der Biſchof war nicht ſo bekannt mit der Verfaſſung, daß er gewußt hätte, es dürfte kein Königlicher Unterthan, omiſſo medio, den Pabſt zum Richter wählen.

Er ſann alſo auf ein anderes Mittel, ſie von dieſer Appellatur abzudingen, und ſchloß zu dem Ende einen gewiſſen **Loiſeleur**, der ſich für einen Gefangenen ausgab, mit ihr ein. Kurz, man ließ keine Täuſchungen, keine Ränke, keine Verfolgungen unverſucht, um das offenherzige und unſchuldige Mädchen in die Schlingen zu locken, die man ihr gelegt hatte, und der unglücklichen Heldin Geſtändniſſe abzuzwingen, womit man ein Verdammungsurtheil beſchönigen könne.

Aus dieſem ſummariſchen Verhör zog der peinlich Ankläger *) 70. Artikel, die er dem Mädchen vorlas. Sie widerſprach einem nach dem andern und beſchwerte ſich ſehr, daß man keine ihrer Antworten recht niedergeſchrieben und überall den Sinn verdreht habe. Dieſe Vernehmung, oder dieſes Verfahren dauerte zwey Tage, worauf eben dieſer Ankläger ſeinen Antrag auf ein ſchreckliches Erkenntniß machte, daß das Mädchen für eine **Hexe, Wahrſagerin, falſche Prophetin, Anbeterin der Teufel, Beſchwörerin, Kirchenräuberin, Gotteslästerin; für abgöttiſch, aufrühreriſch, blutdurſtig, ſchamlos, ketzeriſch, wenigſtens der Ketzerey äußerſt verdächtig,** **) u. ſ. f. zu **erklärte, und für alle dieſe Verbrechen nach göttlichen und kanoniſchen Geſetzen gebührend zu beſtrafen ſey.**

Es wurden am 2. April, welches der Oſtermontag war, zwölf Artikel ausgezeichnet, um darüber das Urtheil der Sorbonne einzuholen.

Indeſſen wurde das Mädchen krank. Der Cardinal von **Winchester** und der Graf von **Warwick**, Gouverneur des Schloſſes zu Rouen, ſchickten ihr zwey Aerzte, **de la Chambre**, und **Desjardins**, mit dem Auftrag zu: ja alle Mühe anzuwenden, daß ſie wieder hergeſtellt würde; denn der König von England hätte ſie zu theuer bezahlt, als daß er ſie in ihrem Bett ſterben laſſen könnte. Ihrer Unpäßlichkeit ungeachtet, machte der Biſchof von Beauvais am 18. April einen neuen Verſuch, ſie zum Widerruf der von ihr vorgegebenen Offenbarungen zum Vortheil des Königs von Frankreich zu vermögen, aber vergeblich.

---

*) Le promoteur, der biſchöfliche Anwald.

**) Es wäre überflüßig, die ganze Kyrielle der ihr aufgebürdeten Verbrechen herzuzählen, da die angeführten ſchon ſchrecklich genug ſind.

Am 2. May begab ſich der Prälat abermahls, und und zwar in Geſellſchaft der übrigen Richter, die zur Commiſſion gehörten, auf ihren Thurm. Sie berief ſich zum andern und dritten Mahl auf den Pabſt; aber der Biſchof ließ dieſe Appellation nicht mit ins Protokoll ſetzen. **So,** ſagte ſie, **was wieder mich iſt, laßt ihr wohl niederſchreiben; aber nicht, was zu meinem Vortheil gereicht.**

Der Frater **Iſambert de la Pierre,** ein Auguſtinermönch, gab ihr zu verſtehen, ſie könne ſich auf das Concilium zu Baſel berufen, wo auch Königlichgeſinnte Beyſitzer wären. **Gut,** ſprach ſie, **wenn das iſt, ſo unterwerfe ich mich dem Concilium zu Baſel.** Der Prälat fürchtete, man möchte bey dieſer Kirchenverſamlung ſeine Abſicht vereiteln, und ſagte zum **Frater Iſambert** mit einem wilden, drohenden Geſicht: **So ſchweigt ſtill, ins Teufels Namen!** Die Engländer machten ihm gar Angſt, ſie wollten ihn in die Seine werfen, und es wurde dieſer Berufung in der Regiſtratur nicht gedacht.

Der **Graf Ligny,** der das Mädchen den Engländern verkauft hatte, beſuchte ſie mit dem Biſchof von Terouane, dem Kanzler des Königs von England, den Grafen **von Warwick** und **von Staffort** in ihrem Gefängniſſe, und gab vor, er käme, um ſie auszulöſen. **Ich glaub's nicht,** war ihre Antwort, **Ihr wollt meiner ſpotten: denn ihr habt weder den Willen, noch das Vermögen dazu. Ich weiß wohl, daß die Engländer mich umbringen werden, weil ſie glauben, ſie würden hernach Frankreich erobern; aber wenn auch noch hunderttauſend ſolcher „Godams“ mehr wären, ſo würde es ihnen nichts helfen.** Der Graf von **Staffort** wollte ſie mit ſeinem Stock dafür züchtigen; aber der Graf von **Warwick** verhinderte es.

Am 9ten May drohte ihr der Biſchof mit der Tortur. Allein ſie blieb ihrer Verſicherung treu, daß ſie nichts anders ausſagen könne, und widerrief zum voraus jedes Geſtändniß, das ihr etwa der Schmerz abdringen würde.

Am 19. wurde den Richtern das Urthel der Theologiſchen Facultät vorgelegt, welches die Erwartung des Biſchofs und ſeiner Gehülfen völlig befriedigte. Die Juriſtiſche Facultät war weit milder geſtimmt, als die geiſtlichen Herren, und hatte in ihrem Gutachten die Strafe ganz dem Ausſpruch des Pabſtes überlaſſen; beide aber ſetzten die Wahrheit der eingeſchickten Thatſachen voraus.

Der Biſchof gab ſich alle Mühe, das Mädchen zu bewegen, daß ſie ſich dem Erkenntniß der Theologiſchen Facultät unterwerfen möchte, und ließ ſie deswegen am 24. May auf den Kirchhof der Abtey St. Ouen führen. Dort wurde ſie auf einem Schaffot aufgeſtellt, und ein Geiſtlicher, Guillaume Erard, hielt eine Predigt, worin er die bitterſten und abſcheulichſten Schmähungen gegen den König ausſchäumte. Zu Dir, ſchrie er, zu Dir, Johanne! rede ich, ich ſage Dir, Dein König iſt ein Ketzer, ein Abtrünniger! Das Mädchen hatte den Muth, ihn zu unterbrechen, und rief ihm laut zu: Mit Erlaubnis, ich verſichre Euch, und ſchwöre bey meinem Leben, daß mein König der edelſte Chriſt in der Chriſtenheit iſt; daß er den Glauben und die Kirche in größerm Werth hält, und mit nichten alſo iſt, wie Ihr ſage.

Nach der Predigt berief ſie ſich wieder auf den Päbſtlichen Stuhl; allein mach achtete dieſer Berufung ſo wenig, als ehedem, und der Biſchof von Beauvais erklärte vielmehr, um ſie zum Stillſchweigen zu bringen, er wolle jetzt das Urtheil über ſie ſprechen.

Nun, heißt es in den Acten, habe das Mädchen angefangen, andere Saiten aufzuziehen; ſie ſoll ihre vorge-

gebe

gebenen Offenbarungen und Erſcheinungen zurückgenommen, und einen langen umſtändlichen Widerruf unterzeichnet haben, den man unter den Beylagen der Inquiſitionsacten findet.

Allein die Sache verhält ſich nach dem Zeugniſſe des Johann Maſſieu, eines Predigers zu Rouen, der ſie in der Gefangenſchaft beſucht hatte, und ihr den ächten auf dem Schaffot ihr vorgelegten Widerruf vorleſen mußte, ganz anders.

Nach dem Geſetzbuch der Geiſtlichen jener Zeiten, wider welches ſich die Menſchheit empört, war die Strafe der Ketzerey, daß die Unglücklichen, wenn ſie auf ihren Irrthümern beharrten, zum Feuer verdammt wurden; ließen ſie ſich aber zum Widerruf bewegen, ſo begnügte man ſich, ſie auf ewig ins Gefängniß einzuſchließen. Die Obliegenheit der Geiſtlichen erforderte jedoch, daß ſie ihre Schlachtopfer durch ernſtliches Zureden von dem Scheiterhaufen zu retten ſuchten. Der Biſchof von Beauvais, der doch ſeine Pflicht ebenfalls erfüllen wollte, kam darüber ins Gedrange mit der ſeinen Engliſchen Gebiethern gewidmeten unumſchränkten Ehrfurcht. Endlich erſonnen ihre Biſchöfliche Gnaden einen Ausweg und täuſchten wenigſtens das Volk mit einem ſchändlichen Blendwerk.

Er drohte dem Mädchen mit dem Feuer, wenn ſie den ihr vorgehaltenen Widerruf nicht unterzeichnete, und zwar in Ausdrücken, welche alle Zuſchauer erbitterten und dem hochwürdigen Prälaten ſogar einen Steinhagel vom Pöbel zuzogen. Die Heldin wurde erſchüttert, und unterſchrieb. Nicht aber die in den Prozeßacten befindliche Urkunde, ſondern ein Blatt von acht Zeilen, worin ſie ſich verbindlich machte, ihre Mannskleider abzulegen; ihre Haare nicht mehr rund geſchnitten, wie die Soldaten, zu tragen, und andere dergleichen Kleinigkeiten zu beobachten.

Nun verdammte man ſie zum ewigen Gefängniß bey Waſſer und Brot, *) und brachte ſie geſchloſſen in ihr Loch zurück, wo ſie ihren Soldatenrock mit einem weiblichen Anzug vertauſchte. Aber es war ein härteres Schickſal über ſie beſchloſſen. **Wir wollen ſie ſchon wieder fangen**, ſagte einer der Richter, denen der Graf von Warwick Vorwürfe machte, daß man die Unglückliche ſo nahe am Scheiterhaufen entſchlüpfen ließe.

Man hatte verſprochen, ihr die Feſſeln abzunehmen, und ſie in ein geiſtliches Gefängniß zu bringen; aber man hielt ihr nicht Wort, und verleitete ſie dadurch zu dem nicht unbilligen Vorwand, daß auch ſie ihre Zuſage zu erfüllen nicht verbunden ſey. Noch mehr: als ſie am 28. May von ihrem Bette aufſtehen wollte, verlangte ſie von ihren Wächtern, ſie ſollten die Ketten, womit ſie gebunden war, losſchließen und ihr Frauenzimmerkleider bringen. Aber ſie reichten ihr eben die Soldatenkleider, welche ſie im Kriege getragen hatte, und alle Vorſtellungen waren bey den bereits geſtimmten Henkersknechten verſchwendet. Sie zog ſich alſo wieder als Mannsperſon an, und wurde auf der Stelle deswegen zum Verhör gezogen. Einer der Richter, **Andreas Marqunrie**, war ſo billig, die Frage an die Hand zu geben: **warum ſie dieſe Kleider wieder angezogen hätte**, und wäre darüber beynahe ums Leben gekommen. Der Biſchof von Beauvais frohlockte über das gelungene Bubenſtück, und ſagte beym Weggehen zu den Engländern: **Farewell, Farewell, laßts Euch wohl ſchmecken, der Braten iſt fertig.**

Am folgenden Morgen verſammelte ſich das Gericht, und erklärte ſie für eine in ihre Irrthümer zurückgefallene Ketzerin. Tages darauf am 30. May wurde ſie früh um

---

*) Au pain de douleur & à l'eau d'angoiſſe, nach dem Styl der heiligen Inquiſition.

8 Uhr auf den alten Markt zu Rouen gefordert. Der Biſchof ging zuvor zu ihr, um ihr anzukündigen, daß ſie den weltlichen Gerichten würde übergeben werden. Auf ſeine eigene mit dem ganzen Verfahren im Widerſpruch ſtehende Verordnung, beichtete und communicirte die Ketzerin noch vorher; dann las man ihr das Todes Urtheil vor, und führte ſie, von einigen Geiſtlichen begleitet, auf den Richtplatz. Sie hatte Frauenzimmerkleider an; ihren Kopf zierte eine hohe Mütze, (mitre) worauf die Worte ſtanden: Ketzerin, Zurückgefallene, Abtrünnige, Götzendienerin; und hundert und zwanzig bewaffnete Leute deckten den Zug.

Nachdem ſie das Blutgerüſt beſtiegen hatte, verkündigte der Biſchof das unter Verſtimmung verſchiedener anderer Biſchöfe, Doctoren, Licentiaten, Baccalauren und Advocaten wider ſie erkannte Urtheil, und der Doctor Midy hielt eine lange Rede, welche ſich mit den Worten ſchloß: **Johanne, die Kirche kann Euch nicht weiter ſchützen, und überläßt Euch dem weltlichen Arm.** Das Mädchen kniete nieder, und bethete; ſie erſuchte den Geiſtlichen Maſſieu, ihr ein Kreuz zu verſchaffen: ein Engländer machte eins aus ſeinem Stock; ſie küßte es mit Andacht und drückte es an ihre Bruſt. Darauf brachte man ein Crucifix, welches ſie mit vielen Thränen umfaßte.

Nun ſtieg ſie vom Schaffot, und als der Nachrichter ſie in Empfang nahm, ſprach ſie zum Biſchof ganz laut: **er ſey Schuld an ihrem Tode; er habe verſprochen, ſie in die Hände der Kirche zu liefern, und übergebe ſie ihren grauſamſten Feinden.** Man hörte keinen Spruch eines weltlichen Richters; der Amtmann von Rouen ſagte bloß: **thut Eure Schuldigkeit!** und man brachte ſie auf den Scheiterhaufen, vor welchem eine Tafel mit dem Verzeugniſſe ihrer Verbrechen aufgerichtet war.

Wenn es wahr iſt, was die Acten jener Zeit erzählen, ſo hat der Scharfrichter ihr Herz durchaus nicht verbrennen können, und es mit der übrigen Aſche unverſehrt in den Fluß werfen müſſen.

Alle Zuſchauer, die bey der Execution zugegen waren, weinten der unſchuldigen Heldin, die ihr Leben in der Blüthe ihrer Jahre auf eine ſo unglückliche Weiſe beſchloß, laute Thränen. Die Engländer ſuchten durch eine an den Kayſer und alle Mächte Europens, zu welchen der Ruf von dem muthvollen-ſchwärmeriſchen Mädchen hindurchgedrungen war, ausgeſendete Apologie ihr barbariſches Verfahren zu rechtfertigen; und der Biſchof von **Beauvais** ließ ſich von dem König von England, wider die nicht ohne Grund zu befürchtenden Anfechtungen des päpſtlichen Stuhls und der allgemeinen Kirchenverſammlung zu Baſel, einen Schutzbrief auswirken.

Erſt lange nachher, als eine Reviſion dieſes ungerechten Prozeſſes vorgenommen wurde, überzeugte man ſich von der Unſchuld und untadelhaften Geſinnung des patriotiſchen **Mädchens**. Sie war ein Muſter der Frömmigkeit und Keuſchheit. Ihre Tugend ſchien ſo ehrwürdig, daß ſie ſich auch denen mittheilte, welche in ihrer Geſellſchaft waren. *) Jedermann bezeugte die Einfalt ihrer Sitten, ihre Sanftmuth und Mäßigung. Doch dieſe jungfräuliche Beſcheidenheit, dieſe Zurückhaltung verſchwand, ſobald die Rede vom Kriege war. Hier ſchweifte ihre feurige Einbildungskraft aus, und begeiſterte ſie mit einem Heldenmuth, der ſie auch in den augenſcheinlichſten Gefahren nicht verließ. Das war der Triumph ihres Geiſtes! Ihre Entſchließungen

---

*) Das bekräftigte **Dolon**, ihr Haushofmeiſter, in ſeiner Ausſage, mit dem nachdrücklichen Beyſatz: non obſtant ce qu'elle fût jeune fille, belle & bien formée, & que par pluſieurs fois, tant en aidant, à celle à armer, que autrement, il lui avoit vu les tetins, & aucunes fois les jambes toutes nues, en la faiſant appareiller de ſes playes.

gen waren ſchnell gefaßt, und ſie blieb unerſchütterlich in der Ausführung. Dem Soldaten, der neben ihr focht, flößte ſie durch ihre Herzhaftigkeit und durch die entſcheidende Verſicherung eines glücklichen Ausgangs ein Vertrauen ein, deſſen kein General ſich rühmen konnte, und ihre kühnſten Weisſagungen wurden ohne Ausnahme erfüllt.

Der Eindruck, welchen ihre Erſcheinung auf die Gemüther aller Königlichgeſinnten gemacht hatte, war ſo ſtark, daß er auch während ihrer Gefangenſchaft und ſelbſt nach ihrem Tode nicht verloſch. Die Einwohner zu **Compiegne** wehrten ſich tapfer, und erhielten nach einer ſechsmonathlichen Belagerung einen Entſatz durch den Grafen von **Vendome.** — — Der Graf von **Dünois** nahm Chartres weg, ſchlug den Herzog von **Betfort** bey Lagny, und eroberte ſeine Bagage und Kanonen.

Der Herzog von **Burgund** ſah ſich endlich genöthigt, Friede zu machen. Die Pariſer verjagten die Engländer, und nahmen ihren rechtmäßigen König auf. Der Graf von **Dünois** ging in die Normandie und eroberte Rouen. Der Graf von **Clermont** gewann mit Hülſe des Connetables von **Richemont** eine Schlacht gegen die Engländer bey **Formigny,** und die ganze Normandie unterwarf ſich der König.

So folgte eine Stadt nach der andern, und die Engländer verloren alles, was ſie in Frankreich beſeſſen hatten, bis auf Calais, welches erſt im Jahre 1557 unter **Heinrich dem zweyten** erobert wurde.

Als der König 1450 zu **Rouen** war, gab er, auf Bitten der Einwohner, Befehl, den Prozeß über die Verurtheilung **des Mädchens** zu revidiren. Zwey Jahre nachher unterzog ſich der Cardinal von **Eſtouteville,** Biſchof zu **Rouen,** der Unterſuchung, weil es eine geiſtliche Sache war. Da er aber bald darauf nach Rom ging, wirkten ihre Verwandten im Jahre 1455, durch Verwendung des Königs, beym Papſt Calixtus dem dritten eine Commiſſion aus, die aus den Biſchöfen von Rheims, von Paris, und von Contances beſtand, und bis auf hundert und zwölf Zeugen aus allen Ständen abhörte, deren Ausſagen die Niederträchtigkeit und das geſetzwidrige Verfahren der Richter ſowohl, als die Unſchuld des Mädchens völlig aufklärten.

Das Erkenntniß, welches am 7. Jul. 1456 in dieſer Reviſionsinſtanz erging, ſprach das Mädchen von allen ihr aufgebürdeten Verbrechen frey; erklärte die ganze Unterſuchung und das wider ſie ergangene Urthel mit allen Folgen deſſelben für nichtig; verordnete die feyerliche Verkündigung ihrer Rechtfertigung, und befahl, ihr zum ewigen Andenken ein Denkmahl zu errichten.

Noch ſieht man zu Rouen auf dem Platze, wo ſie verbrannt wurde, eine von dem Bildhauer Slodtz erneuerte Statüe des Mädchens, und bey Orleans auf der neuen Brücke eine Grupe von Bronze, welche die Jungfrau Maria zwiſchen Carl dem ſiebenten und dem Mädchen vorſtellt. Auch wird ihr Gedächtniß in dieſer Stadt durch eine feyerliche Rede und Proceſſion jährlich erneuert.

Die Einwohner hatten ihrer Mutter, die 1458 bey ihnen ſtarb, eine Penſion ausgeſetzt, welche auch einer ihrer Brüder, Peter d'Arc, (Day) oder dû Lys noch genoß. Die Väter des Oratoriums zu Orleans zeigen noch einen Hut von blauem Atlaß, mit vier Krämpen und goldner Treſſe, der, nach einer in ihrem Archiv befindlichen Urkunde, dem Mädchen gehört haben ſoll.

Carl der ſiebente hatte das Mädchen und ihre Familie am 29. December 1429 mit dem Zunahmen dû Lys geadelt, und ihr ein redendes Wapen beygelegt, welches auf die Befreyung der Krone und der Lilien von Frankreich

reich aus den Händen der Engländer[*] durch ihr Schwert, Bezug hatte.

Symphorien Güyon erzählt in ſeiner Geſchichte von **Orleans**, **Ludwig der** elfte habe eine zweyte Reviſion ihres Prozeſſes ums Jahr 1462 veranlaßt, und zwey noch lebende Richter, die das ungerechte Verdammungsurtheil wieder ſie mit ausgeſprochen hatten, ebenfalls verbrennen laſſen.

So wahr dieſe auf die actenmäßigen Ausſagen der glaubwürdigſten Zeugen gegründete Erzählung der Geſchichte **des Mädchens** von **Orleans** iſt: ſo hat es doch nicht an Gelehrten gefehlt, die ſich einfallen ließen, dieſes und jenes, ſelbſt ihren Tod auf dem Scheiterhaufen in Zweifel zu ziehen.

Im Jahre 1436 erſchien zu Metz **ein Mädchen** von Orleans, die **Peter** und **Johann d' Arc** für ihre Schweſter erkannten. Sie kam wegen ihrer ärgerlichen Aufführung in Arreſt; heirathete nachher einen Herrn **des Harmoiſes**, und wurde in Orleans wegen ihrer Aehnlichkeit mit **Johanne d' Arc** reichlich beſchenkt; hüthete ſich aber, an den Hof **Carls des ſiebenten** zu kommen, wo man ihr bald die Larve abgezogen haben würde. Wie leicht ähnliche Züge bey einer lebhaften Einbildung Anlaß zur Täuſchung geben, zeigt die Geſchichte von **Martin Guerre**, deſſen Frau und Kinder durch einen Betrüger hintergangen wurden, der ſich in den Beſitz ſeines Vermögens zu ſetzen und die Richter lange in Ungewißheit zu erhalten wußte, wer der rechte Eigenthümer ſey.

Im October 1440 ließen die Soldaten wieder ein anderes Mädchen zu **Orleans** ſehen, und mißbrauchten die Gutherzigkeit der Bürger dieſer Stadt. Zu **Paris** aber

---

[*] In **Pitevals** berühmten Rechtshändeln.

ſetzte man ſie mit Fragen, auf die ſie nicht vorbereitet war, in Verlegenheit, und ſie geſtand ihren Betrug.

Ein Jahr darnach machte noch eine Geſchichte großes Aufſehen. Es verbreitete ſich ein Gerücht, das Mädchen ſey von den Todten auferſtanden. Carl der ſiebente ließ die Landſtreicherin, die ihr in der That ſehr ähnlich war, vor ſich führen. Man hatte ihr geſagt, der König trage, wegen einer Wunde am Fuße, eine Art von Stiefeln, wodurch er ſich von allen Hofleuten auszeichne: Sie ging alſo gerade auf ihn zu, und erkannte ihn zur allgemeinen Verwunderung. Aber die Freude dauerte nicht lange. Der König erinnerte ſie an das Geheimniß, welches außer ihnen niemand anders wiſſe. Das brachte ſie aus der Faſſung. Sie fiel vor ihm nieder, und bath ihrer Verwegenheit wegen um Verzeihung. Die Urheber dieſer Betrügerey wurden nach Verdienſt beſtraft.

Es mag nun das Mädchen eine Zauberin geweſen ſeyn, wofür ſie die Boßheit und der lächerliche Aberglaube ihrer Feinde ausgab, oder eine von der Vorſehung zur rechten Zeit erweckte natürliche Wunderthäterin, wie der fromme Verehrer der Allmacht ſich überredet; oder vielleicht mehr ein Werkzeug der Politik, welches, nach der Meinung einiger berühmten ältern und neuern Geſchichtſchreiber, die Hofleute brauchten, um durch den Anſtrich von Religion und höherer Sendung den geſunkenen Muth ihres Königs und ſeiner Anhänger wieder aufzurichten; durch die Maske des Uebernatürlichen die Feinde zu ſchrecken, und zur Demüthigung der übermüthigen Engländer, einen in jener kritiſchen Lage bloß durch ein außerordentliches Mittel möglichen Staatsſtreich zu vollführen: ſo iſt doch ſo viel allezeit unumſtößlich gewiß, daß Carl der ſiebente den Sieg über ſeine Feinde und die Rettung der Krone Frankreichs der entſchiedenen Tapferkeit und dem raſtloſen Eifer dieſer wunderbaren Heldin ganz allein zu verdanken hatte. Und war es wirklich Staatsklugheit, die ihr die Waffen in die Hand gab, ſo muß man denen, welche dieſe vom Glück ſo ſehr begünſtigte Kriegsliſt erſonnen haben, allerdings die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie in jeder Rückſicht die Kunde des menſchlichen Herzens in einem ſeltenen Grade beſaßen.

VIII.

Miſcellaneen.

Filzigkeit und Geiz.

Wenige, mit der ſchönen Litteratur vertraute, Perſonen werden die niedlichen Briefe der Lady **Montagu** nicht geleſen haben. Herr **Worthley Montagu**, ihr Gemahl, war ein Mann von Geiſt, dem es weder an Talenten noch Kenntniſſen gebrach. Er war der Beſitzer eines angeerbten ſehr anſehnlichen Vermögens, und vermehrte es noch durch eine ſtrenge Oekonomie, die nach und nach in Geiz ausartete.

Montagu hatte ungeheuere Landgüter angekauft; ſeine Sucht war, ſie unangegriffen, ungetrennt auf ſeine Nachkommen zu bringen.

Er hatte einen einzigen Sohn, der einſt noch mehr Sonderling ſeyn ſollte, als ſein Vater, und der in ſeiner Kindheit aus der Schule lief, um Schorſteinfeger zu werden, und in reiferm Alter ſein Vaterland mit dem Turdan vertauſchte. Dieſer Sohn, der deſto mehr verthat, weil ihm ſein Vater nichts gab, machte in Kurzem über 100000 Pf. Sterling Schulden. Herr **Montagu**, der durch ein ſolches Betragen alle ſeine Hoffnungen ſcheitern ſah, enterbte ihn, ob er ihn gleich ſehr liebte.

Sein Geiz war in ein politiſches Syſtem gebracht. Die Ländereyen in möglichſt größtem Werth zu erhalten, das war der Zweck, welcher ſeinen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten, und ſeiner Stimme im Hauſe der Gemeinen die Richtung gab.

So vertheidigte er, z. B. mit großer Hitze die Errichtung einer National-Miliz, weil er ſie als ein bleibendes Mittel anſah, ſeine Beſitzungen gegen fremde Einfälle zu ſchützen.

Sein Teſtament iſt in dieſer Rückſicht ein Meiſterſtück von Spitzfündigkeit. Als er ſeinen Sohn enterbte, vermachte er ſein ganzes Vermögen der Gräfin **Büte**, ſeiner Tochter; ſubſtituirte es aber ihrem jüngſten Sohne. Die Abſicht bey dieſer Diſpoſition war, Lord und Lady **Büte** zu zwingen, von ihren Einkünften zurückzulegen, und folglich ſein Erbe zu verbeſſern, um im Stande zu ſeyn, ihrem älteſten Sohne ein anſtändiges Einkommen zu hinterlaſſen.

Er hatte eine Steinkohlengrube, die ihm insgemein des Jahres 3000 Guineen einbrachte. Er vermachte ſie ebenfalls der Lady **Büte**, doch mit der Bedingung: daß ſie von dem Ertrag Ländereyen kaufen, und von dieſen Ländereyen nur die Nutzung ziehn; dieſelben aber ebenfalls einſt auf ihren jüngſten Sohn fallen ſollten. Weil eine ſolche Diſpoſition gegen die Engliſchen Geſetze zu laufen ſchien, ſo wurde ſie vor das Oberhaus gebracht, und durch eine Entſcheidung beſtätigt.

Herr **Mantagu** hatte die einzige Wendung ausgefunden, welche dieſe Dispoſition gültig und legal machen konnte.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß er dem Sohne des Lords **Büte**, den er zu ſeinem Erben ernannt hatte, nie ins Geſicht zu ſchauen wagte.

Die Moraliſten, welche alle Triebfedern unſrer Handlungen auf den Bewegungsgrund eines reellen und nahen Nutzens reduciren wollten, verſtanden ſich nicht aufs menſchliche Herz. Es iſt hier nicht der Ort, dieſe ſo oft aufgeworfene Frage, zu erörtern; wir wollen uns bloß auf das Phänomen des Geitzes einſchränken. Man hat Anfangs das Geld als ein Mittel geliebt, ſich die verſchiedenen Bequemlichkeiten des Lebens zu verſchaffen; zuletzt hat man damit geendigt, das Geld um ſein Selbſt willen zu lieben, und um es zu behalten, ſich ſeines Genuſſes und ſeiner Nutzung zu berauben, die es doch allein zu einem wünſchenswerthen Gute machen. So liebt man Anfangs die Jagd, um ſich von dem getödteten Wildbret zu nähren, und geht zuletzt auf die Jagd, um zu jagen, und ohne ſich ums Wildbret zu bekümmern.

Der Geitz iſt die, in ihren Urſachen und Wirkungen am meiſten abweichende Leidenſchaft.

Es gibt viele Geitzige, bey denen es mehr Sucht, als Leidenſchaft iſt; ſie ſammeln Thaler, wie andere Muſcheln oder Münzen ſammeln. Aus Ungefähr oder Grille fängt man die Sammlung an; bindet ſich daran, je mehr ſie wächſt, und macht zuletzt die Lieblingsbeſchäftigung ſeines Lebens daraus.

Der Geitz, ſagt **Duclos**, **iſt die niedrigſte, nicht aber die unglücklichſte Leidenſchaft.** Ich habe Perſonen gekannt, die eben der Meinung waren; allein dieſe Meinung widerſtreitet dem allgemeinen Urtheil aller Zeiten und

Länder. Das lateiniſche Wort, Miſer, „Elender,“ bedeutete bey den Römern einen Geitzigen. Die Engländer haben dieſelbe Benennung beybehalten, und die Italiäner nennen ihn gleichfalls Miſero.

Dem Dürftigen, ſagt **Seneca**, **mangelt Vieles; aber dem Geizigen mangelt Alles.** Andern iſt er unnütz, ſich ſelbſt zur Laſt; um zu etwas gut zu werden, bleibt ihm nichts übrig, als zu ſterben.

Der Geitzige, ſagt **Charron, iſt unglücklicher, als der Arme; ſo wie ein eyferſüchtiger Mann unglücklicher iſt, als ein Hahnrey.**

Und was iſt im Grunde der Geitz? Eine freywillige Armuth, die Mühe, Unruhe, und Verachtung zu Gefährten hat.

Jede Leidenſchaft, wo Furcht obwaltet, kann nicht glücklich ſeyn. Der Geitz iſt überdieſes haſſenswürdig, weil er alle natürliche und geſellige Pflichten ausſchließt.

Wollt ihr mit Einem Blick überſehn, in welche Klaſſe von Laſtern der Geitz zu ſetzen ſey? — Es iſt das einzige Laſter, das ſich mit Seelengröße, Wohlthätigkeit, Edelmuth, Menſchlichkeit, Vertrauen, Treuherzigkeit, wahrer Liebe, wahrer Freundſchaft, älterlicher Zärtlichkeit und kindlicher Liebe nicht verträgt. Welche Tugend bleibt dem Geitzigen noch übrig, und welches Glücks iſt ein Menſch fähig, der keiner Tugend fähig iſt? — —

IX.

Fragmente.

Paris, und ein paar Anekdoten von J. J. Rouſſeau.

(Aus dem dritten Theil der Deutſchen Ueberſetzung der Mémoires de Goldoni).

Ermüdet von der Reiſe, und geſtärkt durch den köſtlichen Nektar, welcher der Provinz Burgund den Namen des gelobten Landes verdienen könnte, brachte ich eine ſanfte und ruhige Nacht zu.

Mein Erwachen war eben ſo angenehm, als meine Träume im Schlaf geweſen waren. Ich war in Paris, war wergnügt; aber ich hatte noch nichts geſehen, und brannte vor Verlangen, alles zu ſehen.

Ich ſprach mit meinem Wirth und Freunde davon. „Wir müſſen mit den Viſiten den Anfang machen,“ ſagte er, „wir wollen warten, bis der Wagen kömmt.“ — „Keinesweges,“ ſagte ich, „ich werde mich keiner Miethkutſche bedienen. Kommen Sie, wir gehen zu Fuße“ — „Aber es iſt weit.“ — „Thut nichts“ — „Es „iſt heiß.“ — „Geduld!“

In der That war dieſes Jahr die Hitze ſo groß, als in Italien. Doch, das verſchlug mir nichts. Ich war dazumahl erſt dreyundfunfzig Jahr alt; ich war ſtark, geſund, bey Kräften, und Neugier und Ungeduld gaben mir Flügel.

Auf dem Wege über die Boulevards ſah ich eine Probe von der großen Promenade, die durch die Stadt läuft, und den Vorübergehenden im Sommer einen kühlen Schatten, und im Winter die Sommerwärme zukommen läßt.

Ich ging in den Palais Royal. Welch eine Menge Leute! welch eine Verſammlung von Perſonen aller Art! Welch ein reitzendes Rendevous! Welch eine köſtliche Promenade!

Doch ein noch weit überraſchender Anblick feſſelte meine Sinnen und meinen Geiſt bey der Annäherung der Tuilerien. Ich ſah dieſen unermeßlichen Garten; dieſen in ſeiner Art einzigen Garten in der ganzen Welt. Ich ſah ihn in ſeinem ganzen Umfange; meine Augen konnten die Ausdehnung nicht meſſen. Ich durchlief in der Eil ſeine Alleen, ſeine Boskets, ſeine Terraſſen, ſeine Baſſins und Parterrs. Ich habe ſehr koſtbare Gärten, ſehr prächtige Gebäude geſehen; nichts aber reicht an die Pracht der Tuilerien.

Beym Austritt aus dieſem zauberiſchen Orte erwartete mich ein neues auffallendes Schauſpiel. Ein majeſtätiſcher Fluß; ſehr bequeme und zahlreiche Brücken; ſehr weite, große Plätze; ein Zuſammenfluß von Kutſchen; eine beſtändige Fluth von Menſchen. Ich war ganz betäubt vom Getöſe; ganz abgemattet vom Gehen; ganz erſchöpft durch die unmäßige Hitze. Ich zerfloß in Schweiß, und merkte es nicht.

Noch in demſelben Jahre, von dem ich rede, (1781) machte man dem Publiko die Veränderungen, die mit dem Palais Royal vorgenommen werden ſollten, bekannt, und den 15ten Oktober geſchah der erſte Hieb mit der Axt auf die Bäume der großen Allee.

Was für Klagen hörte man nicht in ganz Paris darüber! Jedermann fand dieſe Promenade, ſo wie ſie war, reitzend und vortrefflich! Sie war der Lieblingsort von

Jedermann. Man konnte nicht glauben, daß man ihn angenehmer und bequemer machen werde. Man fürchtete, eine leere Spekulation opfere das Vergnügen der Privatperſonen dem Intereſſe des Herrn auf.

Am meiſten aber waren die Beſitzer der Häuſer, die den Garten umgeben, in Verlegenheit und Sorgen. Sie wurden von einem neuen Gebäude bedroht, das ſie der Ausſicht und des Einganges in dieſen reitzenden Ort berauben ſollte. Sie traten zuſammen, und machten Verſuche, ihre vorgegebenen Rechte zu behaupten. Die Rechtsgelehrten riethen ihnen, ſich keine vergebliche Mühe zu machen. Der Grund und Boden war dem Hauſe Orleans von dem Könige geſchenkt worden; der Duc de Chartres, jetzt Duc d' Orleans und erſter Prinz von Geblüte, hatte den Gebrauch davon. Die Einſicht und der Zutritt in dieſen Garten war eine bloße Duldung des Beſitzers, und, die Einbuße der Kläger abgerechnet, wollte man ja einzig für die größte Zufriedenheit des Publikums arbeiten.

Allein dieſes Publikum wollte der Sache keinen Glauben geben. Man bedauerte die prächtige Allee, die bey ſchöner Witterung eine unendliche Menge Menſchen herbeylockte; wo die Schönheiten von Paris ihre Reitze zur Schau trugen; wo junge Leute ſich großen Gefahren ausſetzten, oft ein unverhofftes Glück, und kluge Leute endlich ſich bisweilen auf Unkoſten der Gecken luſtig machten.

Jeder Baum, der fiel, erregte eine ſchmerzhafte Empfindung in den Gemüthern der Zuſchauer. Durch einen Zufall war ich eben bey dem Sturz des Krakauerbaums, dieſes ſchönen Kaſtanienbaums, gegenwärtig, um den Politiker ſich verſammelten; der lange Zeit Zeuge ihrer Neugierde, ihrer Betheurungen und Lügen geweſen war. Ich drängte mich durch die Menge hindurch, und war ſo glücklich, einen Zweig zu erhaſchen, der ſeine Blätter erhalten hatte, und trug ihn auf der Stelle in ein Haus von meiner Bekanntſchaft. Einigen Damen traten die Thränen in die Augen; die Mannsperſonen tobten vor Aerger. Jedermann ſchrie gegen den Zerſtörer; nur ich lachte heimlich bey mir ſelbſt. Ich ſezte großes Zutrauen in ſeine Projekte, und der Erfolg hatte bewieſen, daß ich mich nicht betrog.

Nunmehr iſt der Palais Royal erneuert, wieder aufgebaut und vollendet. Man mag ſagen, kritiſiren, was und wie man will. Ich betrete ihn nie, ohne neues Vergnügen, und der große Zufluß von Perſonen, die ihn beſuchen, beſtätigt die Richtigkeit meines Urtheils.

„Der Umfang des Gartens hat verloren“; ſagt man. Er iſt noch weit genug zu Sommeralleen, zu Winteralleen; in der Mitte iſt ein beträchtlichen Raum, der nie ganz angefüllt iſt. — „Es iſt nicht freye Luft genug dà.“ — Wer nichts, als freye Luft ſucht, muß freylich die elyſäiſchen Felder vorziehen: wer aber an Einem Orte Geſellſchaft, Vergnügen und Bequemlichkeit beyſammen anzutreffen ſucht, der dürfe ſich ſchwerlich vom Palais Royal losreißen.

Bedeckte Gänge, die gegen Regen und Sonne ſchützen; ſehr beſuchte Kaufleute; Niederlagen von Stoffen, Juwelen und allem möglichen, was auf Putz, Kleidung und Liebhaberey Bezug hat; Kaffeehäuſer, Bäder, Reſtaurateurs, Traiteurs, Wirthshäuſer, geſellſchaftliche Anlagen; Schauſpiele, Gemählde, Bücher, Concerts; Zimmer, von innen ſehr bequem, und von außen ſehr und vielleicht nur zu ſehr verziert; immer ein Schwarm von Leuten, Perſonen von Geſchäften, Kaufleute, Politiker — jeder findet hier etwas, womit er ſich nützlich beſchäftigen, und angenehm unterhalten kann. So verſchieden der Geſchmack und die Neigung ſind, ſo verſchieden und mannichfaltig ſind die Vergnügungen im Palais Royal.

Bisweilen kommt es freylich zu Zänkereyen und Auflauf. Aber wo geſchieht das nicht? Die, Polizey hat, wie ſonſt überall, auch hier ein wachſames Auge, und überdieß ſind auch Schweitzer bey der Hand, die bey der geringſten Bewegung herbeyeilen.

Hypochondriſche Perſonen finden den Palais Royal unanſtändig. Für anſtändige Perſonen iſt nichts zu fürchten. Ich habe geſehen, daß man in den Tuilerien ſehr ſittſamen Frauenzimmern auf dem Fuße nachgefolgt iſt, und ſie genöthigt hat, ſich zu entfernen, weil ihr Putz oder ihre Figur etwas unzewöhnlich war. Etwas ähnliches hat ſich niemahls im Palais Royal zugetragen. Der Leute ſind hier zu viel, als daß einzelne Perſonen von einem Schwarm neugieriger Gecken ausgezeichnet und umringt werden ſollten.

An gewiſſen Tagen und bey gewiſſen Gelegenheiten ſorgt man, wie billig, dafür, den Pöbel von der großen Welt zu ſondern. Miſcht ſich ja von ungefähr etwas von jenem unter ſie, ſo beflecken wenigſtens die Kamiſöler die prächtigen Roben nicht — ſo geſchieht es im Vorbeygehn; niemand achtet darauf. Es iſt ein öffentlicher Ort, ein Platz für Handel und Wandel — ein nützlicher, bequemer, angenehmer Platz. Es lebe der Palais Royal!

Da ich nunmehr fünf und zwanzig Jahre in Paris lebe, ſo muß ich es wohl kennen, und da ich nicht in einer Wüſteney geboren bin, ſo muß ich es auch wohl zu ſchätzen verſtehen. Ich habe von ſeinen Schönheiten geſprochen, nunmehr will ich in der Eil auch ein paar flüchtige Blicke auf ſeine Bequemlichkeiten, ſeine Annehmlichkeiten und ſeine Polizey werfen.

Die Stadt wird von 856 Infanteriſten und 111 Cavalleriſten bewacht, die deshalb auch die Wache zu Fuß und die Wache zu Pferde (le guet à pied, le guet à

Cheval) heißen. Allenthalben findet man Wachhäuſer; zu jeder Stunde gehen Patrullien umher. Sie führen die Befehle der Gerechtigkeit aus; arretiren, und führen die arretirten Perſonen zu dem Commiſſar des Quartiers.

Deshalb aber ſind es keine Sbirren, ſondern Garden, die auf militäriſchen Fuß eingerichtet ſind, und von Offizieren commandirt werden, die anſehnliche Chargen unter den Truppen des Königs bekleidet haben.

Funfzig Commiſſare, die durch die Hauptſtadt vertheilt ſind, nehmen die Klagen der Privatperſonen, und die Rapporte der Angeber an. Sie halten Verhöre, führen auf der Stelle Protokolle, und ſchicken die Angeklagten an den zuſtehenden Richter. Dieſe ſubalternen Diener ſind ſehr nützlich, die Facta im erſten Augenblick zu berichtigen, und in Fällen von geringer Bedeutung Mühe und Koſten zu erſparen.

Der General Polizeylieutenant iſt die Magiſtratsperſon, die über die Befolgung der Verordnungen, über die Sicherheit und Ruhe des Publikums wacht. Er hat vier Secretäre und zwanzig Inſpectoren zu ſeinem Befehle. Jeder hat ſein beſonderes Departement, und nicht das geringſte entgeht ihrer Aufmerkſamkeit.

Ohne dieſe Sorgfalt und Vorſicht würde man die Frucht ſo vieler nützlichen und bequemen Anſtalten, die man in Paris genießt, einbüßen. Darum gehört zum Beyſpiel die Einrichtung mit den öffentlichen Wagen. Man beklagt ſich mit Recht über die ſchlechten Miethkutſchen. Die Pächter ſind eben im Begriff, eine gewiſſe Zahl beſſerer anzuſchaffen: allein auch die ſchlechteſten ſind doch beſſer, als nichts. Ich gehöre unter die Zahl der Fußgänger, und finde ſie köſtlich, wenn ich ſie dann und wann brauche.

Auf-

Außerdem gibt es noch Trageſeſſel und Brouetten *) Dieſe kleinen Fuhrwerke ſind viel wohlfeiler, als die übrigen. Doch muß man allein ſeyn, um dieſes wahr zu finden. Vier Perſonen z. B. thun immer beſſer, wenn ſie eine Miethkutſche nehmen.

Das fürchterlichſte bey dieſen öffentlichen Fuhrwerken ſind die Kutſcher. Wie es ſcheint, ſucht man ſie aus dem ſchmutzigſten, gröbſten Pöbel aus. Man hört von nichts, als von ihren Ungezogenheiten reden, und ohne die Strenge der Polizey wäre gar kein Auskommen mit ihnen.

Ich kann mich indeſſen doch rühmen, nie einen Streit mit ihnen gehabt zu haben. Ich weiß, daß ſie geldgierig ſind: ich ſuche ihnen alſo zuvorzukommen, und ein paar Sous mehr ſtellen ſie vollkommen zufrieden.

Doch auch daran begnüge ich mich nicht. Die Pariſer haben die Gewohnheit, ſie hart anzulaſſen, ſie zu dutzen: und dieſe Leute ohne alle Erziehung wagen nichts; ſetzen nichts aufs Spiel, wenn ſie die ſchlimme Meynung, die man von ihnen hat, noch mehr verſchlimmern. Ich hingegen rede ſanft und freundlich mit ihnen, und werde gut bedient.

Die kleine Pariſer Poſt iſt auch eine gute erſonnene und wohl ausgeführte Einrichtung. Man kann ſchreiben, und die Antwort noch denſelben Tag bekommen. Dieß iſt für den Handel, die Geſchäfte, für Complimente und Einladungen ſehr bequem.

Am häufigſten erhalte ich Billette dieſer leztern Art von der kleinen Poſt, und finde es ſehr bequem, die Einladungen auf der Stelle annehmen oder abſchlagen zu können, ohne daß ich nöthig habe, ſelbſt darnach zu gehen, oder zu ſchicken. Die Mittagsmahlzeiten nehme ich faſt alle

---

*) Brouette. Eine Art von Portſchaiſe mit Rädern, die von einem Menſchen gezogen wird.

an; die Abendmahlzeiten vermeide ich ſo viel als möglich, Spielpartien aber weiſe ich niemahls von der Hand.

Mehr Aufmerkſamkeit noch verdient die Anſchaffung öffentlicher Spritzen, um ſie bey Feuersgefahr brauchen zu können. Es gibt ſiebzehn Spritzenmeiſter, und eben ſo viel Spritzenhäuſer und Waſſerwagen.

Auf das erſte Signal ſind die Spritzenmeiſter bereit, herbeyzueilen. Ihre Thätigkeit, ihr Eifer, ihr Muth ſind bewundernswürdig. Ich bin ſelbſt Zeuge geweſen, wie ſie ſich in die Flamme ſtürzten; wie ſie ſich den augenſcheinlichſten Gefahren ausſetzten, und alles das ohne ein ander Intereſſe, als die Schuldigkeit ihres Amts gethan zu haben. Denn es iſt nicht möglich, ſie zu bewegen, das kleinſte Zeichen der Erkenntlichkeit anzunehmen.

Dieſes achtungswürdige Corps bedarf keiner Geſetze. Herr Moret, Generalaufſeher der Königlichen Spritzen, hat ihnen Ehre und Muth einzuflößen gewußt.

Für alle Gewerbe und Handthierungen des gemeinen Mannes gibt es beſondere Bureaux in Paris. Ein Perruckenmachergeſelle wendet ſich an ſein Bureau, wenn er einen Herrn ſucht, und ſo ein Schneider an das ſeinige, wenn er einen Lehrpurſchen verlangt. Eben ſo machen es die Domeſtiken, wenn ſie in Dienſte zu kommen ſuchen, und die Ammen, wenn ſie Säuglinge haben wollen.

Dieſes letztere Bureau verdient mehr Aufmerkſamkeit, als die übrigen. Denn es kommt auf nichts geringeres an, als die Kinder ganz unbekannten Weibsperſonen anzuvertrauen, welche die Neugebornen mit ſich aufs Land nehmen. Deshalb hat auch die Polizey Anſtalten getroffen, auf deren Beobachtung ſie hält. Die Ammen kommen mit Atteſtaten von ihren Pfärrern nach Paris, und der Chef des Bureau ſteht für das Kind.

Unſ

Ungeachtet aller dieſer Vorſicht kann es doch geſchehen, daß Vater und Mütter ein gewöhntes Kind bekommen, das nicht ihre iſt. Mütter, die ihre Kinder ſtillen, gehorchen dem Geſetze der Natur, und vermeiden alle Gefahr. Glücklicher Weiſe iſt dieſes Muttergeſchäft Mode worden. Die Frauen, die ſonſt zu zärtlich waren, ſich dieſem Geſchäfte zu unterziehen, ſind jetzt ſtärker worden. Es ich ſehr zu wünſchen, daß dieſe Mode nicht eben ſo geſchwind vorüber gehen möge, als die gewöhnlichen.

Das Königliche Bureau der National- und auswärtigen Correſpondenz darf ich nicht vergeſſen. Es nimmt Geſchäfte aller Art an. Es hat Correſpondenten in allen vier Theilen der Welt, wo es nur welche finden kann. Fünfmahlhunderttauſend Livres, die bey einem Notar niedergelegt ſind, bürgen für das Zutrauen, das man ihm bezeigt, und die Einſichten des Directeurs ſagen für den beſtmöglichſten Erfolg der Sache gut.

Ich will dieſen Artikel von den öffentlichen Anſtalten mit einer kurzen Nachricht von den Feuermaſchinen beſchließen, die man angelegt hat, in alle Straßen und alle Häuſer von Paris Waſſer in Ueberfluß zu bringen.

Dieſes Projekt iſt nicht neu. Schon ſeit langer Zeit hat man es in London erdacht, und mit dem glücklichſten Erfolg ins Werk geſetzt.

Die Stadt Paris ſah die Nothwendigkeit ein, London darin nachzuahmen. Sie nahm den Vorſchlag eines Engländers an, und ertheilte ihm das ausſchließende Privilegium, das er verlangte.

Eine Geſellſchaft Franzöſiſcher Bürger, voll Eifer, Patriotismus und Zuverſicht auf die Kenntniß der Herren Perrier Gebrüder, nahm es auf ſich, die Ehre der Nation zu behaupten. Die Aſſociirten kauften, nachdem ſie von der Regierung die Erlaubniß dazu erhalten hatten, das Privilegium mit großen Koſten an ſich, und übernahmen dieſes weitläuftige, aber zugleich auch für die Stadt nützlichſte und unentbehrlichſte Werk.

Mit der Ausführung iſt es ſchon weit gediehen. Die erſten Maſchinen, die man in Chaillot errichtete, entſprachen der Erwartung auf das beſte. Die Herren Perrier, berühmte Mechaniker, und vorzüglich in der Pyrotechnie und Hydroſtatik wohl bewandert, rechtfertigten durch dieſen erſten Verſuch den Ruf, der ſie zu dieſem Geſchäfte geführt hatte, und die Geſellſchaft beſtreitet, ungeachtet aller Hinderniſſe, die ſich ihr in den Weg legten, und aller Kritiken, die über ſie ergingen, die Ausgabe mit anhaltendem Muthe.

Man darf ſich nicht ärgern, wenn auch die beſtmöglichſten Projekte Widerſtand und Widerſpruch finden. Nicht jedermann betrachtet ſie aus demſelben Geſichtspunkt. Es gibt Eiferſüchtige, Neider und Spaßvögel, doch alle dieſe verdienen keine Aufmerkſamkeit; allein auch unter den braven, gutgeſinnten Perſonen befinden ſich viele, die mit der Sache nicht zufrieden ſind.

Bey einem Projekte, das alle Individua einer großen Stadt betrifft, iſt es einem jeden erlaubt, findet jeder Veranlaſſung, den öffentlichen Privatnutzen deſſelben zu unterſuchen. Wer nicht zufrieden iſt, kann die Mittel verwerfen, ob er gleich die Abſicht billigt. Er ſagt ſeine Meynung, läßt ſie drucken; man antwortet, und wird nach und nach warm.

Auf ähnliche Art ging es bey der Anſtalt, von der eben die Rede iſt. Die Streitigkeiten einzelner Perſonen haben weder den Eifer der Geſellſchaft, noch die Thätigkeit der Directeurs abgeſpannt. Man fährt fort, Röhren in den Straſſen zu legen.

Wichtige Neuerungen finden ſelten durchgehends Beyfall, und eine große Seltenheit iſt es, wenn die erſten Unternehmer Gewinn davon haben. Deſſen ungeachtet ſcheint es, als ob dieſe neue Anſtalt eine wirkliche und ſichtbare Conſiſtenz bekomme. Die Geſellſchaft hat Actien unter Privatperſonen vertheilt, und dieſe Actien ſind auf eine unglaubliche Weiſe geſtiegen.

Das Projekt iſt ſo ſchön, die Ausführung ſo glücklich; der Nutzen ſo beträchtlich, die Bequemlichkeit ſo augenſcheinlich, daß die aufgeklärteſte Nation der Erde unmöglich die Vortheile deſſelben verkennen, und dem patriotiſchen Eifer ihrer Bürger länger den verdienten Dank entziehen kann.

Mode iſt immer die große Triebfeder der Franzoſen geweſen. Sie geben in ganz Europa, in Rückſicht auf Schauſpiele, Verzierungen, Kleider, Putz, und alle ähnliche Dinge, den Ton an: allenthalben ſucht man nur den Franzoſen nachzuahmen.

Zu Anfang jeder Jahrszeit ſieht man zu Venedig in der Kaufmannsſtraße eine gekleidete Figur, die man die franzöſiſche Puppe nennt. Dieß iſt das Vorbild, nach dem alle Frauenzimmer ſich richten, und jede Ausſchweifung, die von dieſem Original kopirt iſt, gilt für ſchön. Die Frauenzimmer in Venedig lieben die Veränderung nicht weniger, als die Pariſer Frauenzimmer. Die Schneider, die Stickerinnen, die Modehändler haben ihren guten Profit dabey, und wenn Frankreich nicht genug Moden liefert, ſo ſind die Putzhändlerinnen von Venedig ſchlau genug, ſelbſt einige Veränderungen mit der Puppe vorzunehmen, und ihre Erfindungen für Pariſer Moden auszugeben.

Als ich in Venedig mein Luſtſpiel, die Sucht auf dem Lande zu leben, gab, ſo erwähnte ich darin öfters einer Frauenzimmertracht, die man le Mariage nannte. Sie beſtand aus einer Robe von einfarbigem Stoffe; mit einer Beſetzung von zwey Bändern von verſchiedener Farbe. Das Muſter dazu war gleichfalls die Puppe geweſen. Bey meiner Ankunft in Frankreich erkundigte ich mich, ob die Mode noch exiſtire. Niemand wollte etwas davon wiſſen, ſie hatte niemahls exiſtirt; man fand ſie ſogar lächerlich, und machte ſich über mich luſtig.

Nicht beſſer ging mir's, als ich von den Polonoiſen ſprach, welche die Damen in Italien bey meiner Abreiſe eben angelegt hatten. Allein zwölf Jahre nachher ſah ich dieſe Polonoiſen in Paris als eine neue Mode, die allgemeinen Beyfall erhielt.

Die Mode in der Kleidertracht hat, die Wahrheit zu geſtehen, ein langes Interregnum in Frankreich gehabt; jezt aber ſcheint ſie ihre alte Herrſchaft wieder zu gewinnen.

Wie viel Veränderungen und Abwechſelungen in wenig Tagen! Polonoiſen, Levites, Fourreaux, Engliſche Roben, Chemiſen, Pierrots, Türkiſche Roben; Hüte von hunderterley Formen; Hauben, die man nicht zählen könnte, und Coeffüren! — — Coeffüren! — —

Dieſen Theil der weiblichen Tracht, der ſo weſentlich iſt, ihre Reitze, ihre Schönheit zu erheben, hat ſeit einiger Zeit den höchſten Grad von Vollkommenheit erreicht: jetzt aber, die Damen mögen mirs vergeben, jetzt iſt er meinen Augen unerträglich.

Dieſe zerzaußten Haare, dieſe Toupets, die bis auf die Augenbraunen herein fallen, rauben ihnen manchen Reitz, den ſie ſich nicht nehmen laſſen ſollten.

Die Frauenzimmer haben ſehr Unrecht, wenn ſie, was den Kopfputz betrifft, einer allgemeinen Mode folgen. Jede ſollte ihren Spiegel zu Rathe ziehen; ihre Züge unterſuchen; den Putz ihrer Haare nach dem Zuſchnit ihres Geſichts einrichten, und die Hand ihres Friſeurs leiten.

Doch, ehe dieſe Memoiren die Preſſe verlaſſen, iſt vielleicht von dieſer Art des Kopfputzes, ſo wie von mancher andern Mode, keine Spur mehr zu entdecken. Man wird die Größe der Locken verringern; die Hüte kleiner machen; der weiblichen Kleidung mehr Adel und Anſtand, und den Unterkleidern der Mannsperſonen mehr Umfang geben.

Ungefähr um dieſe Zeit kam Rouſſeau von Genf nach Paris zurück. Jedermann gab ſich Mühe, ihn zu ſprechen; er war aber nicht für jedermann ſichtbar. Ich kannte ihn nur dem Rufe nach; ich wünſchte, eine Unterredung mit ihm zu haben, und es wäre mir lieb geweſen, wenn ich mein Stück einem Manne hätte zeigen können, der mit der Franzöſiſchen Sprache und Litteratur ſo vertraut war.

Wenn ich einer guten Aufnahme gewiß ſeyn wollte, ſo durfte ich nicht aufs Gerathewohl hingehen. Ich ergriff alſo den Ausweg, ihm zu ſchreiben; ich bezeigte ihm das Verlangen, das ich empfände, ſeine Bekanntſchaft zu machen. Er antwortete mir ſehr höflich: er ginge nicht aus, er käme nirgends hin; wenn ich mir aber die Mühe geben wollte, in der Straße Platriere, im Hotel Platriere vier Treppen hoch zu ſteigen: ſo würde ich ihm das größte Vergnügen machen. Ich nahm ſeine Einladung an, und begab mich ein paar Tage darauf zu ihm.

Ich will hier meine Unterredung mit dem Genfer Bürger mittheilen. Das Reſultat derſelben war eben nicht ſehr intereſſant; von meinem Stücke war nur im Vorbeygehn die Rede: deſſen ungeachtet ergreife ich die Gelegenheit gern, von dieſem außerordentlichen Manne zu ſprechen, der ausgezeichnete Talente, aber auch unglaubliche Vorurtheile und Schwachheiten beſaß.

Ich ſtieg im erwähnten Hotel vier Treppen hinan; pochte an, und man machte auf. Ich ſah ein Frauenzimmer, das weder jung noch artig, noch einnehmend war.

Ich fragte, ob Herr Rouſſeau zu Hauſe wäre? „Er „iſt zu Hauſe, und auch nicht zu Hauſe," ſagte mir dieſe Perſon, die ich höchſtens für ſeine Haushälterin hielt, und erkundigte ſich nach meinem Nahmen. Ich nannte mich. „Man erwartet Sie, mein Herr,“ ſagte ſie, „ich will ſie gleich meinem Manne melden.“

Einen Augenblick darauf ward ich eingelaſſen. Ich fand den Verfaſſer des Emils mit Notenſchreiben beſchäftigt. Ich hatte ſchon davon gehört, und doch konnte ich mich nicht enthalten, heimlich vor Verdruß zu murren. Er empfing mich ſehr offen und freundſchaftlich; er ſtand auf, und ſagte mir, einen Heft in der Hand: „Sehn Sie, „ob jemand ſo gut Noten abſchreibt, als ich. Ich wette, „es kommt kein Stück ſo ſchön und ſo genau aus der „Preſſe, als von mir. — Kommen Sie, fuhr er fort, „wir wollen uns wärmen.“ Wir hatten nur einen Schritt bis zum Kamin.

Das Feuer war ausgegangen, er forderte eine Welle: Madam Rouſſeau brachte ſie ſelbſt. Ich ſtand auf, trat bey Seite, und both der Madam meinen Stuhl an. „Geniren Sie ſich nicht,“ ſagte ihr Mann, „meine Frau „hat ihre Geſchäfte zu beſorgen.“

Das Herz blutete mir. Einen Gelehrten den Abſchreiber, und ſeine Frau die Magd machen zu ſehen, war ein zu niederſchlagendes Schauſpiel für meine Augen. Ich konnte mein Erſtaunen, meinen Verdruß nicht verbergen, ob ich gleich nichts ſagte. Rouſſeau indeſſen war zu ſcharfſichtig, als daß er nicht hätte merken ſollen, es gehe etwas in meiner Seele vor. Er fragte mich, und ich ſah mich gezwungen, ihm die Urſache meines Schweigens und meiner Betäubung zu geſtehen.

„Wie,“ ſagte er, „Sie beklagen mich, weil ich mich „mit Abſchreiben beſchäftige? Sie glauben, ich thue beſ„ſer, Bücher für Leute zu ſchreiben, die nicht leſen kön„nen, und boßhaften Journaliſten Stoff zu einem Arti„kel zu geben? Sie ſind im Irrthum. Ich liebe die Mu„ſik leidenſchaftlich, ich kopire vortreffliche Originale: davon

„von lebe ich; das amüſirt mich, und daran habe ich
„genug. Und Sie,“ fuhr er fort, „was treiben Sie
„denn ſelbſt? Sie ſind nach Paris gekommen, für die
„Italiäniſchen Schauſpieler zu arbeiten: das ſind faule Leute,
„ſie mögen Ihre Stücke nicht. Machen Sie ſich auf,
„gehen Sie wieder in Ihr Vaterland, ich weiß, daß man
„Sie dort wünſcht; daß man Sie erwartet — — —

„Sie haben Recht, mein Herr,“ unterbrach ich ihn,
„nach dieſer Behandlung von Seiten der Italiäniſchen Komödie
„hätte ich Paris verlaſſen ſollen: andere Ausſichten
„haben mich indeſſen da zurückgehalten. Ich habe eben
„ein Stück in Franzöſiſcher Sprache verfertigt — — —“
— „Sie haben ein Stück in Franzöſiſcher Sprache verfertigt?“
„fiel er mir voll Erſtaunen ein; „was in aller
„Welt wollen Sie damit machen?“ — „Es aufs
„Theater geben.“ — „Auf was für ein Theater?“
— „Auf das Theater der Franzöſiſchen Komödie.“ —
„Sie werfen mir vor, ich verderbte meine Zeit, und Sie
„verderben ſie ſelbſt, ohne den geringſten Gewinn.“ —
„Mein Stück iſt angenommen worden.“ — „Iſt es möglich?
„Doch ich wundre mich nicht. Die Komödianten
„haben nicht den gemeinen Menſchenverſtand. Sie nehmen
„an und weiſen ab, daß keine Seele klug daraus
„werden kann. Gut, ſie haben es vielleicht genommen,
„aber ſpielen thun ſie's nicht, und deſto ſchlimmer für Sie,
„wenn ſie es ſpielen.“ — „Wie aber können Sie ein
„Stück beurtheilen, das Sie nicht kennen?“ — „Ich
„kenne den Geſchmack der Italiäner und den Geſchmack
„der Franzoſen; der Unterſchied iſt gar zu groß, und, mit
„Ihrer Erlaubniß, in Ihren Jahren fängt man nicht erſt
„an, in einer fremden Sprache zu ſchreiben.“ — „Ihre
„Bemerkungen, mein Herr, ſind ganz richtig; allein
„die Schwierigkeiten ſind doch nicht unüberwindlich. Ich
„habe meine Arbeit Leuten von Verſtand, Kennern mit-

„getheilt, und ſie ſcheinen damit zufrieden.“ — „Man ſchmeichelt Ihnen; man betrügt Sie, Sie werden es bereuen. Laſſen Sie mich Ihr Stück ſehen. Ich bin offenherzig, bin gerade zu; ich ſage Ihnen die Wahrheit.“

Hieher wollte ich ihn gerne haben, nicht um ſeinen Rath einzuholen, ſondern um zu ſehen, ob er nach der Vorleſung des Stücks nicht mehr Zutrauen in mich ſetzen würde. Das Manuſcript war in den Händen des Abſchreibers der Franzöſiſchen Komödie. Ich verſprach dem Herrn Rouſſeau, er ſollte es, ſo bald ich's wieder erhielte, zu ſehen bekommen, und meine Abſicht war wirklich, ihm Wort zu halten. Im folgenden Kapitel wird man die Gründe erfahren, die mich auf andere Gedanken brachten.

Vor drey Jahren erſchien ein Buch unter dem Titel: les Confeſſions de J. J. Rouſſeau, Citoyen de Geneve, das Anekdoten aus ſeinem Leben, von ihm ſelbſt geſchrieben, enthält. Er ſchont ſich nicht in dieſer Schrift, er erzählt ſogar eine Menge auffallender Dinge von ſich ſelbſt, die ihm ſchaden könnten, wenn ſein großer Name ihn nicht über alle Kritiken hinwegſetzte.

Doch ich weiß noch eine Anekdote, die ihm in den letzten Jahren ſeines Lebens begegnete, und die man nicht in ſeinen Bekenntniſſen findet. Vielleicht hat ſie der Verfaſſer vergeſſen; vielleicht aber hat er auch nicht Zeit gehabt, ſie neben den übrigen aufzuſtellen, denn das Buch kam erſt nach ſeinem Tode heraus. Dieſe Anekdote betrifft mich nicht gerade zu, ich führe ſie aber hier an, weil ſie der Grund war, der mich abhielt, ihm meinen wohlthätigen Murrkopf zu zeigen.

Dieſer gelehrte Fremde hatte Freunde und viel Bewunderer in Paris. Herr *** gehörte unter beyde. Er liebte, ſchätzte ihn, und beklagte ihn zu gleicher Zeit;

denn er kannte ſeine elenden Umſtände eben ſo genau, als ſeine Talente.

Herr * * * both dem Genfer Gelehrten ein ganz möblirtes, ſehr artiges, bequemes Quartier in der Nähe des Gartens der Tuilerien an, und, um die Empfindlichkeit ſeines Freundes nicht zu reitzen, both er es für denſelben Preis an, den er in ſeinem Hotel garni bezahlte. Rouſſeau merkte die Abſicht des großmüthigen Mannes; ſchlug es rund um ab, und ſchrie überlaut: er möchte ſich nicht betrügen laſſen.

Herr * * *, auch ein Philoſoph, aber zugleich ein Franzoſe, der Politeſſe mit Philoſophie vereinigte, nahm die abſchlägige Antwort nicht übel auf. Er kannte den Mann, verzieh ihm ſeine Schwachheit; beſuchte ihn nach wie vor, und ließ ſich für das Vergnügen, ſich mit ihm zu unterhalten, die Mühe, vier Treppen ſteigen zu müſſen, nicht verdrießen.

Er hatte von den Bekenntniſſen Jean Jacques ſprechen hören; er wünſchte, ſie ganz zu ſehen, und da er ſelbſt in ſeiner Brieftaſche Sittengemählde des Jahrhunderts im Geſchmack des Theophraſt und la Bruyere hatte: ſo ſchlug er ſeinem Freunde vor, ſich gegenſeitig ihre Arbeiten vorzuleſen.

Rouſſeau nahm den Vorſchlag, doch nur unter der Bedingung an, daß Herr * * * ſich entſchlöſſe, ein frugales Abendeſſen im Hotel Platriere anzunehmen. Dieſer ſtellte ihm vor, ſie würden bey ihm weit bequemer ſeyn. „Das iſt gleich viel,“ ſagte jener; „Doch es muß bey „mir geſchehen, oder es wird nichts aus der Lectüre. „Höchſtens,“ ſetzte er hinzu, „erlaube ich Ihnen, eine „Bouteille von Ihrem Weine mitzubringen: denn in „meinem Hauſe bekomm' ich ſehr ſchlechten.“

Der nachgiebige Franzoſe bequemt ſich zu Allem. Unglücklicher Weiſe aber iſt er zu artig, zu höflich, und ſchickt einen Korb mit ſechs Bouteillen vortrefflichen Wein, und ſechs Bouteillen Malaga. Dieſe Ueberraſchung macht den Genfer übler Laune. Der Franzoſe kommt, bemerkt es, und erkundigt ſich nach der Urſache. „Wir beyde,“ ſagte der empfindliche Mann, „werden, denk' ich, nicht „zwölf Bouteillen Wein allein trinken. Ich habe Eine „Bouteille aus dem Korbe genommen, das iſt genug zu „einem kleinen Abendeſſen. Das andere ſchicken Sie nur „gleich wieder fort, oder Sie eſſen nicht bey mir.

Die Drohung war nicht ſehr fürchterlich, und dem Gaſte lag nur die Vorleſung am Herzen. Der Bediente war noch da, er befiehlt ihm, den Korb wieder mitzunehmen. Rouſſeau iſt nun zufrieden, und fängt zuerſt an, zu leſen.

Indeſſen hatten ſie mit dem vorigen Auftritte die Zeit verſchwendet. Die Vorleſung ward von Madam Rouſſeau unterbrochen, die den Tiſch brauchte, um ihn zu decken. Man hätte ohne Tiſch leſen können, allein in demſelben Augenblicke ward auch das Eſſen aufgetragen. Ein Huhn und ein Salat: das war es alles.

Nach Tiſche war die Reihe des Vorleſens an Herrn * * *. Er lieſ't ein Kapitel, das gut gefunden, und ſehr gelobt wird. Er lieſ't ein zweites: auf einmahl ſteht Rouſſeau auf, und geht mit einer zornigen, aufgebrachten Mine das Zimmer auf und ab. Man erkundigt ſich nach der Urſache ſeines Zorns. „Es iſt nicht Sitte,„ ſagt er, „zu rechtſchaffenen Leuten zu kommen, und ſie zu inſultiren.“ — „Wie?“ fragt jener, „worüber haben ſie „ſich denn zu beſchweren?“ — „Sie haben mit keinem „Dummkopf zu thun“ verſetzt der Philoſoph, „mein „mein Portrait haben Sie da mit übertriebenem Colorit, „mit ſatyriſchen Zügen entworfen. Das iſt abſcheulich, „das iſt ſchändlich! — — —“

„Nicht ſo hitzig,“ fällt ihm der Franzoſe ein. Ich „liebe Sie, ich ſchätze Sie; Sie kennen mich. Einen „harten ärgerlichen, gallſüchtigen Mann habe ich ſchil„dern wollen — — — von der Art, wie er im gemei„nen Leben öft vorkommt — — —“ — „Ja, ja,“ fährt Rouſſeau fort, „ich weiß wohl, daß ich in den Köp„fen der Ignoranten dafür gelte; ich beklage ſie, ich „verachte ſie; aber das kann ich nicht zugeben, daß ein „Mann, wie Sie, ein Freund, — — — ein wahrer „oder ein falſcher — — — zu mir kommt, um ſich über „mich aufzuhalten.

Herr * * * mochte ſagen und thun, was er wollte, er konnte nichts über ihn gewinnen. Der Kopf ſtand ihm einmahl auf dem falſchen Flecke; ſie entzweyeten ſich ernſtlich, und es ſetzte nachher von beyden Seiten ſehr beißende Briefe.

Ich ſtand in Verbindung mit dem Franzöſiſchen Gelehrten. Den Tag nach ſeiner Entzweyung mit Rouſſeau ſah ich ihn in einer Geſellſchaft, wo wir uns häufig trafen. Er erzählte uns; was ihm begegnet war. Einige lachten; andere ſtellten Betrachtungen darüber an. Auch ich fand Veranlaſſung dazu. Rouſſeau war ein Murrkopf, das hatte er ſelbſt in dem Streite mit ſeinem Freunde geſtanden. Es fehlte alſo nichts, als daß er ſich im Verdacht der Wohlthätigkeit gehabt hätte, und ich wäre vor dem Vorwurf nicht ſicher geweſen, als wollte ich ihn ſelbſt in der Perſon des wohlthätigen Murrkopfs auf das Theater bringen. Ich hüthete mich alſo wohl, mich den Ausbrüchen ſeiner üblen Laune auszuſetzen, und ſah ihn ſeitdem nicht wieder.

Der Mann war mit den glücklichſten Anlagen von der Welt geboren, das hat er bewieſen. Allein er war ein Proteſtant, und verfertigte ſehr heterodoxe Schriften. Er ſah ſich gezwungen, Frankreich, das er als ſein neues

Vaterland anſah, zu verlaſſen. Dieſer Unſtern machte ihn mürriſch. Er hielt die Menſchen für ungerecht; er verachtete ſie, und dieſe Verachtung konnte nicht zu ſeinem Vortheil ausſchlagen.

Welche großmüthige Anerbiethungen, was für Protectionen hat er nicht ausgeſchlagen! Sein Strohlager war ihm werther werden, als ein Pallaſt. Einige entdeckten Größe der Seele in ſeinem Stolze; andere fanden nichts als Hochmuth darin. Es mag Recht haben, wer will, er bleibt immer zu beklagen: ſeine Schwachheiten thaten Niemand ſchaden, und ſeine Talente machten ihn ehrwürdig. Er ſtarb, wie er lebte, als ein Philoſoph; und die Gelehrtenrepublik muß es dem großmüthigen Manne Dank wiſſen, der ſeine Aſche mit einem Denkmahle beehrte.

Miſcellanea.

Zufall und [illegible] 127

Fragmente.

Paris und ein paar Anekdoten von Rouſſeau 141

Fortſetzung

der im Verlage der Voßiſchen Buchhandlung in Berlin zur Michaelis-Meſſe 1784 herausgekommenen Bücher.

Voltairs ſämmtliche Schriften. 13ter Band. 8. Berlin 1784. [illegible] 8

Theologiſche Schriften. Fünfter Band. 8. Berlin 1784. 1 Rthlr. 8 gr.

Die Vorausbezahlung auf die Voltairiſche Sammlung [illegible] [illegible] Bände [illegible] [illegible] geworden iſt. [illegible] [illegible] Voltairiſche Schriften [illegible] [illegible] wollen, [illegible] Zahl der Pränumeranten [illegible] [illegible] für ſämmtliche [illegible] Bände [illegible] Rthlr. zahlen wollen. Diejenigen [illegible] Werke nicht anzuſchaffen [illegible] [illegible] Theile bekommen: [illegible] [illegible] [illegible] Thlr. [illegible] der Sitten und des Geiſtes der [illegible] [illegible] Geſchichte von Karl dem Großen [illegible] bis 1715 [illegible] [illegible] 3 Bände [illegible] [illegible] Theologiſche Schriften, [illegible] Bände [illegible] Thlr.

Die

No. 4.

Olla Potrida.

1788.

Viertes Stück.

Berlin

in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalt.

Gedichte.

Auszüge.
- Herr und Frau Haſtings. (Aus der Frau la Roche Reiſe durch Holland und Englan 1787).

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.
1. Sonderbarer Vorfall mit einem Tür zu London 1733.
2. Zwey Briefe des Herrn Savary an Madame ** auf ſeiner Reiſe durch den Archipelagus, 1779.
3. Erfahrungen über mich ſelbſt. (Aus dem Engliſchen des Shenſtone).
4. Okano, der Karaibe.

Naturgeſchichte.
- Vacat.

Biographie.
- Etwas über Bokaz und ſeine Schriften.

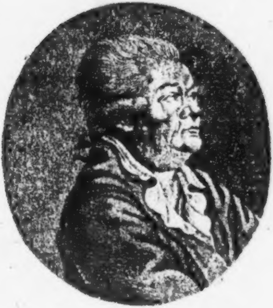
Roman.
- Die Macht der Einbildungskraft: ein engliſches Feen-Mährchen.

Miſcellaneen.
1. Geſpräch zwiſchen einer Witwe und einem Hageſtolzen.
2. Moderne Gelehrſamkeit, erläutert durch ein Bruchſtück eines Schulexamens.
3. Leben von Johann Gay.

Olla Potrida.

1788.

Viertes Stück.



C. D. F. Schubart

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

I.

Gedichte.

1.

An den Grafen Michael Caſimir von Oginski, Kron-Groß-Feldherrn von Lithauen, Staroſten von Slonim.

Gotha, den 27ten Febr. 1782.

Cupit *Hic* Regi proximus ipſi
Clarus latas ire per Urbes.
Herc. Oet. Act. II. v. 618. 619.

Ich ſinge nicht von Colombonens Heeren
Die Helden; nicht von Bourbons Macht

Und Albions; nicht, wie auf Land und Meeren
Des Kriegesgottes Donner kracht.

Mir iſt ein ſchöneres Geſchick beſchieden;
Ein Held begrüßt mein Vaterland
In Lorbern, die, als Jüngling ſchon, im Frieden
Rings um Sein Haupt die Muſe wand.

Es kommt aus Seinen honigreichen Fluren
Sarmatiens beglückter Held,
Der Weisheit nachzuwandeln in den Spuren,
Da wo ſie Völker aufgehellt.

Ich ſeh Ihn ſelbſt! nicht wie mit Geiſtesblicken
Begeiſtrung Ihn mich ſehen ließ;
Als vormahl das Gerücht Ihn mit Entzücken
Mit ſeinen tauſend Zungen pries.

Ich ſah Ihn in des Bürgerkriegs Gefahren,
Ein Schutzgott, raſtlos Nacht und Tag.
Fürs Vaterland, das in zerſtreuten Haaren
Auf ſeinen Knieen vor Ihm lag.

Wenn in dem Prytaneum, zu verſöhnen
Die Herzen, Seine Rede quoll,
Glich Er an Kraft des Ausdrucks Demosthenen,
An Geiſt dem Delphiſchen Apoll.

Auch hat mein Geiſt ſich oft in den Gefilden,
Da, wo die Sarra Slonim netzt,
An Seiner Laute Tönen, an den milden
Gefühlen Seines Lieds ergetzt.

Wie da, von Seinen Liedern hingeriſſen,
Der Flußgott an der Ilme ſaß,
Und er, herab von ſeinem Fels zu gießen
Die ſpiegelhelle Fluth, vergaß.

Mit Ihm, zu Seinen glänzenden Paläſten
Kehrt' ich im Geiſte dann zurück.
Ihn, einen Gott, ſah ich an Seinen Götterfeſten
Voll Majeſtät im Gang und Blick.

Und hörte rauſchen zauberiſche Töne,
Ergoſſen von der Sängerchor,
Von Saiten; — ſah Thalien aus der Scene
Im Tanz, im Scherz, im Trauerflor.

Ihm blühten alle Künſte ſtolz entgegen,
Die Seine Weisheit pflanzen hieß,
Weil Er, gleich Jupitern, den goldnen Regen
In ihre Werckſtatt fallen ließ.

Und jedem Fremdling, der aus fernen Landen
Herüber kam, und keinen Retter ſah,
Eröffneten ſich Seine Pforten; ſtanden
Die Tiſche voller Labſal da.

So wandelt im cryſtallnen Zauberſaale
Ein Wandrer in der Feenwelt;
Er ſieht die Göttin nicht, doch iſt zum Mahle
Die Tafel plötzlich hingeſtellt.

Noch will ich ſingen, daß durch tauſend Hütten
Sich Seines Wohlthuns Quell ergoß,

Und vor Ihm her, auf allen Seinen Schritten
Dem Fleiß in vollen Strömen floß.

So unaufhaltſam, gleich den Meeresfluthen;
So grenzenlos, dem Meere gleich,
Ergoß Sein edler Eifer ſich zum Guten
Und Schönen, durch das ganze Reich.

Und ob des Wohlthuns Quell verſiegen werde?
Frug nicht der lauterſte Verſtand;
Sein Herz nur ſprach; rief laut in Ihm: „es werde
Zur ſchönen That, was ich empfand!“

Da trat zu Ihm mit ſichern Heldenſchritten,
Ein Genius, ſo feſt und keck
Im Thun; in ſeinen Mienen, ſeinen Sitten
So gleich dem großen Skanderbek;

Und gleich mit Ihm den Göttern Helden, Weiſen,
Die einſt Albanien gebar,
Als es noch Eigenthum allein der greiſen
Beſchützer ſeiner Heerden war.

Der Muſen Erſte ſah ſein Dichterfeuer,
Und Lorberzweig und Myrthen wand
Sie um ſein Haar, und gab die goldne Leyer
Des Pindarus ihm in die Hand.

Halt ein! ſprach er, und laß Dich nicht verleiten,
Dein raſches Herz führt dich zu weit!
Und hättſt du Krösus Schätze, zu verbreiten
Sie rings umher, wärſt Du bereit.

Mit Weisheit milde Gaben auszuſpenden,
War ſtets erhabner Seelen Pflicht;
Vergiß darum, wenn Du mit vollen Händen
Die Menſchen nährſt, Dich ſelber nicht!

Nicht, daß dereinſt noch Witwen ſind und Waiſen;
Dereinſt noch darbendes Verdienſt;
Nicht, daß Du künftig noch ein Gott der Weiſen
Und Fleißigen zu ſeyn verdienſt!

Nicht, daß Dich ſelbſt ein edler Geiſt beſeelet,
Der keine fremden Ehren heiſcht,
Und keine Pracht, der innre Würde fehlet,
Mit falſchem Glanz die Augen täuſcht!

Es ſprachs der Genius, mit jenem ſüßen
Geſpräche, das Ihm Suada gab. —
Da ſchüttelte den Staub von Seinen Füßen
Der göttergleiche Held herab;

Zerſtäubte mit Gewalt die dicke Wolke,
Die dicht um Ihn gefloſſen war,
Und ſtellte Sich, ein Halbgott Seinem Volke,
In Seinem eignen Glanze dar.

Entküßte dann die Thräne, die vom Himmel
Der Augen Seiner Gattin quoll;
Und riß ſich fort vom rauſchenden Getümmel,
Das hinter Ihm in Jubeln ſcholl.

Noch fließt die Thräne, die auf bleiche Wangen
Ihm nach aus tauſend Augen brach;

Noch tönet Ihm das ſehnliche Verlangen
Von tauſend blaſſen Lippen nach!

Getroſt! Er wird Sich euch bald wider zeigen!
Zevs ſchützet Ihn auf Seiner Bahn!
Dann fließen Freudenzähren; Jubel ſteigen
Von euren Lippen himmelan!

Wann erſt die Völker alle, voll Entzücken,
Genug bewundert Seinen Geiſt —
Und Er Sich dann, euch wieder zu beglücken,
Mit Macht aus ihren Armen reißt.

Ewald.

2.

Sr. Hochwürden-Magnifizenz

dem Herrn D. Heinrich Philipp Konrad Henke,
Abt des Kloſters Michaelſtein, der Theologie
ordentl. öffentl. Lehrer auf der Julius-Karls Univerſität zu Helmſtädt ꝛc.

Bey Uebernahme des akademiſchen Prorektorats, am 2ten
des Wintermonden 1788 von ſeinen Zuhörern
gewidmet. *)

Voll tiefer Ahndung ſtanden die Jünglinge,
In deren Buſen „Vater“ Dein Name glüh't —
Als Du, der Weiſe, aus des Weiſen **)
Hand der Gerechtigkeit Zepter nahmſt!

In ihrem Buſen tobte die Freude laut
Wie Wogendrängen; ihre Empfindung rang,
Triumpfgeſang für Dich zu werden. —
Aber verſtummen und Preis war eins nur —!

Da blickte lächelnd Julia auf uns her:
Von ihren Lippen ſchwebten, wie Haingeſang,
Die Worte ſüßer Wonne wieder,
Welche der Jünglinge Herz beſiegten:

---

*) Dieſes Gedicht iſt freilich ſchon einzeln erſchienen; der Verf. wünſchte aber, durch dieſen wiederholten Abdruck deſſelben einen mehr öffentlichen Beweis ſeiner unbegrenzten Verehrung und innigſten Dankgluth gegen ſeinen bewunderten Lehrer zu geben. — Er bittet übrigens um die Nachſicht, die man bisher ſeinen Jugendverſuchen nicht verſagt hat, wenn man finden ſollte, daß er die bezielte Abſicht gar nicht, oder nur unvollkommen erreicht habe; je n'ai que du zèle! —

**) Der Hr. Prof. Remer gab das Prorektorat ab.

„Die goldnen Tage kehren von Neuem ſchon,
„Ein ſchöner Morgen glänzt herauf —! Heil euch, Heil;
„Ihr blühet hoch und herrlich fürder
„Unter den Schattungen Seiner Weisheit!

„Er wird noch lange, was Er euch lehrte, thun;
„Er wandelt ſichern Schrittes die Bahn des Ruhms;
„Und wie ihn jetzt die Mitwelt liebet,
„Wird Er das Staunen der Enkel werden!

„Und, groß durch Ihn, erhebe ich ſtolz mein Haupt
„Vor meinen Schweſtern kühner und weit voran!
„Des bleibt mein Dank: ich bringe einſt den
„Kranz der Unſterblichkeit ihm entgegen — —!

„Was ſinnet ihr auf Lieder und Preis für Ihn;
„Die Ihn nicht ehren? — Herrlicher, lauter ſpricht
„Sein Tugendleben, als Geſänge —
„Ewiger lebt Er durch Edelthaten!

„Nur dann erſt dankt ihr würdig dem Würdigen;
„Wenn ihr die Pfade achtet, die Er euch zeigt;
„Wenn ihr, geliebt und groß wie Er, die
„Wonne der Edlen zu werden ſtrebet — !“

Die Göttin ſchwieg; wir ſtaunten einander an,
Und ſtanden lang' in ſtummer Empfindung hin;
Bis unſere Auge deutete, was
Tief uns im innerſten Herzen lebte:

„Ihr Deutſchen Söhne! wehret der Thräne nicht,
„Die euch im Auge zittert; ſie redet laut
„Die Wonne aus, wie Flammenzungen,
„Daß wir Ihn lieben, und lieben werden!

„Durch Lieder laßt uns nimmer Sein Lob erhöh'n;
„Ihm nachzuſtreben ſey unſer Dank für Ihn,
„Und ob von Tauſenden nur Einer
„Muthig der Palme, wie Er, ſich freun!!"

Karl Reinhard.

II.

Auszüge.

Herr und Frau Haſtings:

(Aus der Frau la Roche Reiſe durch Holland und England, 1787).

. . . . Nun eilte ich nach Hauſe, um den Beſuch der Madame Haſtings nicht zu verſäumen. Ich wußte, daß ich eine außerordentliche Frau ſehen würde, und fand Züge einer feinen Schönheit, einer vortrefflichen Geſtalt; Anſtand in allen Bewegungen; Güte, Beſcheidenheit und viel Verſtand; ſie ſpricht das Engliſche mit Anmuth und Leichtigkeit, und das Deutſche noch ſo, daß man erſtaunt; wobey ſie auch Perſiſch, Indiſch und Franzöſiſch ſpricht. Sie bezeugte ſich wie eine jüngere Freundin, welche eine ältere Bekannte nach langer Abweſenheit wieder fand, und ſich freut, mit Achtung und Theilnahme an ihrem ſonderbaren Schickſal aufgenommen zu werden. Dieſe Frau verdient immer Liebe; verdient ſie noch neben der Hochſchätzung für ihren feinen Verſtand. Sie urtheilte ſehr richtig und ſcharfſinnig über die Emaillegemählde des Herrn

Hun-

Hurter, und hat im Sinn, zu einer neuen Mode Anlaß zu geben, um die Portraits der Männer in der Gürtelſchnalle zu tragen. Sie ſprach von ihrem Gemahl mit dankvoller Liebe und Verehrung, und beantwortete alle unſre Fragen mit Freymüthigkeit und Klugheit. Sie bath mich zu einer Familienſuppe auf morgen Mittag, da ſie und Herr Haſtings, allein um mich zu ſehen, von ihrem Landguth in die Stadt gekommen wäre. . . .

Sie wohnen auf St James Place, und die Hauptzimmer haben die Ausſicht auf Hyde Park; welches ich als ein Glück achtete, und auch ſelbſt von Madame Haſtings dafür gehalten wird, indem ſie die ſchöne Natur und ruhige Stille liebt. — Ich hatte eine äußerſt angenehme Unterredung mit ihr, und fand, daß ſie des Ruhms der Beſcheidenheit und Herzensgüte, welchen ſie bey allen ihren Bekannten hat, völlig würdig iſt. — Der Anſtand, mit welchem ſie ſich beträgt, zeigt noch, daß ſie gewiß die Stelle einer Vicekönigin mit Würde und Anmuth erfüllte. Sie iſt nun 41 Jahre alt; noch ſchön, und hat einen großen, angenehmen Verſtand. — Ich bemerkte auch in dieſem Hauſe die ungewöhnliche Sorgſamkeit, welche man für Hausgeräthe und Bilder hat, wenn man auf das Land zieht: alle Rahmen ſind mit Papier und Tuch umwickelt, und alles wohl verwahrt; ich ſah alſo nur Weniges von dem Oſtindiſchen Glanz, aber deſto mehr von dem Geiſt eines großen Mannes.

Herr Haſtings iſt mittler Größe, und hat eine der edelſten männlichen Phyſiognomien, die ich je ſah: — Ein großes blaues Auge, voll Feuer, Scharfſinn und Freundlichkeit; einen eigenen, für das Große gebildeten Geiſt: denn ſolche Richtigkeit der Ideen; die Kürze und Zierlichkeit des Ausdrucks; die feinen Bemerkungen, und die Stärke des Geiſtes, mit ſo viel Anmuth verbunden, ſah ich noch nie. — Der Mann, der, als Generalgouverneur von Oſtindien, zwanzig Millionen Menſchen unter ſeinen Befehlen hatte, zeigte uns mit der ſtolzloſeſten Gefälligkeit und Leutſeligkeit die Bilder, welche er von Städten und Gegenden; von Veſtungen, Tempeln und Palläſten in Indien mahlen ließ. Er hat Grundriſſe, nach allen Theilen, von einem ſchon Jahrhunderte ſtehenden großen Indianiſchen Tempel mitgebracht, in welchem die Gothiſche und Griechiſche Bauart vereint mit unendlicher Arbeit und Schönheit ſich zeigen. Als mein einſichtsvoller Reiſegefährte ſeine Bewunderung darüber äußerte, ſagte Herr Haſtings: „Sie ſehen, wie ungerecht wir Europäer urtheilen, wenn wir dieſe Menſchen für unwiſſende Barbaren halten: glauben Sie, daß es ſehr gute, ſchätzbare Völker ſind.“

Herrlich war das Bild eines Indianiſchen Pallaſis am Ganges: denn was für ein großer Gedanke liegt in einem auf viele hundert Säulen geſtützten Saal, deſſen Theile lauter miteinander verbundene Vier- und Achtecke ſind, welche oben mit einem Altan endigen, von dem man eine außerordentliche Ausſicht genießt. Dieſes prächtige Gebäude ſteht auf der Spitze einer Halbinſel, welche der Ganges auf zwey Seiten umfließt. — Vielleicht gibt es da Wälder von Banian, von welchem Baum Haſtings erzählte: daß er erſt ſtark zwölf Schuh in die Höhe wächſt; dann ſeine Aeſte umbiegt, bis ſie in einer ſchönen Krümmung die Erde berühren, wo ſie Wurzel faſſen, aus deren Stamm ſich wieder die Aeſte umbiegen, und einwurzeln, wodurch ſo ein Stamm einen Wald von einer Viertelſtunde hervorbringt. — Es ſind Zeichnungen von herrlichen Gegenden da; die Thibetiſchen Gebirge nehmen ſich prächtig aus, ob ſie ſchon auch zum Theil ewiges Eis tragen, wie der Mont blanc in Savoyen.

Traurig war mir die Antwort auf die Nachfrage wegen der Gewohnheit des Verbrennens der Weiber nach dem Tode der Männer. — Sie herrſcht noch dieſe Gewohnheit, und zwar mit aller Macht des Vorurtheils; denn ſie liegt gar nicht in den Grundſätzen ihrer Religion, ſo wenig, als das Verbrennen der unglücklichen Gefangenen der Inquiſition in den Lehrſätzen Chriſti liegt. Stolz bringt die Indianerin zum Feuertod, weil eine Frau, die ihren Mann überlebt, die Sclavin der Unterweiber, und von allen ihren und ihres Mannes Verwandten mit der größten Verachtung angeſehen wird: — Die Haare werden ihr abgeſchoren; ſie muß die allerniedrigſten Dienſte in dem Hauſe thun, und wird daneben immer mit Vorwürfen des Mangels der Ehre und des Muths gemartert. Hingegen erhält ſie auf der andern Seite die Hoffnung, daß ſie in der andern Welt als eine Halbgöttin aufgenommen, zu den Helden gezählt wird, und ihr Mann ihr ewig dankbar ſeyn muß; ſo wie auch beyde Familien durch ſie geehrt und gleichſam geadelt werden. — Es ſoll auch gewiß ſeyn, daß die Prieſter ſich alle der Kleinodien, der gold- und ſilbernen Geſchenke bemächtigen, welche das arme Schlachtopfer des Wahns auf den Scheiterhaufen bringt.

Ich habe noch keinen Europäer geſehen, welchen nicht die Erzählung dieſer Gewohnheit geſchauert hätte; und doch wenn wir um uns ſehen, ſo hat die Macht des Vorurtheils auch bey uns Jahrhunderte hindurch eben ſo viel gethan: — Man verbrannte arme alte Weiber wegen einer kranken Kuh, ſo wie in Indien die junge Frau ſich, wegen des todten Mannes, der oft ſie, und ſie ihn nicht liebte, verbrennen muß. — Was that nicht der blinde Religionseifer der Inquiſition? was thut er noch? — Arme Indianer! arme Europäer! — Ich muß mich wegwenden von dieſen Gedanken: ſie trüben meine Tage, ohne ſie durch andre aufzuheitern. —

Herr Haſtings erhielt einmahl den Beweis der Stärke dieſer Vorurtheile: Er nahm eine Indianerin in ſeinen

Pallaſt, und ſuchte ihr mit allen Beweggründen der Vernunſt und des Gefühls ihren Vorſatz auszureden; aber ſie hielt ihren Finger in das Wachslicht — ſo daß ihm anfieng zu grauen, und er ihr die Thüre öffnete, mit dem Bedeuten: ſie möge mit ſich thun, was ſie wolle. — Lag nicht immer eben ſo die wohlthätige Lehre der Religion Chriſti vor den Augen der Religionseiferer? — Und wurde ſie befolgt? —

Ich wünſchte die Geſchichte der Frau Haſtings während ihres Aufenthalts zu Benares ſo erzählen zu können, wie dieſe Frau ſelbſt, mit dem Geiſt der Liebe und Verehrung für ihren Gatten, ſie erzählte.

Da nähmlich Herr Haſtings zwanzig Tage lang ſich, in der äußerſten Gefahr, gegen den Scheik Zim mit aller Klugheit und Unerſchrockenheit verwahrte, und nur ſuchte, die treuen Indianer aufzumuntern; ſie aber in Benares war, und nichts von ihm hörte; dabey aber den weiſen Muth hatte, Heiterkeit zu zeigen; Geſellſchaft zu geben, und zu thun, als ob ſie die beſten Nachrichten habe, ob ſie ſchon nichts anders wußte, als daß ſo viele enthauptete Körper den Ganges hinunter getrieben wären, und befürchten könnte, daß dieſes eben ſowohl das Schickſal ihres Mannes und ſeiner Freunde ſeyn würde: weßwegen ſie die Nächte mit Thränen und Bethen zubrachte, den Tag über aber ruhig und ſicher gegen die größten Feinde der Engländer ſich bezeugte: ſo brachte ihr endlich, zu ihrer entzückenden Freude, ein treuer Indianer ein in einem Taubenkiel in ſeine Naſe geſtecktes Zettelchen mit guten Nachrichten von ihrem Gemahl; denn alle vorigen Bothen waren aufgefangen und getödtet worden. —

Herr Haſtings verſicherte, daß man die Erhaltung von Benares ganz allein dieſer Herzhaftigkeit und Klugheit ſeiner geliebten Frau zu danken habe.

Deutſchland erzählt tauſend Sachen; — aber gewiß iſt dieſe Frau des Glücks, welches ſie genießt, und welches ſie mit tauſendfachem Kummer erworben hat, würdig. — Ich befragte ſie um viele Geſchichten; auch wegen der in das Meer geſchütteten Perlenſchnur, welche ſie bey dem Händewaſchen in dem Waſchbecken gelaſſen hatte. Sie lächelte und ſagte: „Nein! ich war auf der ſechs Monath langen Reiſe nicht ſo thöricht, mit Handſchnüren von Perlen auf dem Schiffe herumzugehen: — Aber ich und meine Freundin wollten unſere Perlen waſchen, weil Salzwaſſer ſie am ſchönſten macht; ich vergaß bey dem letzten Waſſer eine Schnur herauszunehmen, welche wirklich mit dem Waſſer in die See gegoſſen wurde. Der junge Menſch war freylich ängſtlich vor einer Strafe; aber ich müßte ſehr ungerecht geweſen ſeyn, wenn ich meine Nachläſſigkeit an ihm gerächt hätte, da ich ihm befohlen, das Waſchbecken auszuleeren.“ — Sie hat die zwey Indianer noch in Dienſten; aber die vier Mägde, welche ſie mitbrachte, konnte ſie nicht behalten, weil ſie keine andre Arbeit, als die in Indien, thun, und eben ſo leben wollten, wie dort; um welcher Lebensart willen die dortigen Vornehmen ſo viele Hausbedienten haben müſſen, damit die Arbeit geſchieht, indem die Hitze eine ſolche Trägheit in die Glieder gießt, daß Jedes nur Eine Sache vornimmt, und wenn dieſes geſchehen iſt, ſich den ganzen Tag zu Bette legt —, wie Frau Haſtings ſagt, daß ſie es ſelbſt auch thun mußte, und nur manchmal aufſtand, friſches weißes Zeug zu nehmen, und neue Matratzen auflegen zu laſſen. Wenn aber die Sonne untergegangen iſt, ſo kommt Geſellſchaft, und man bringt die Abende, wie in London, mit Theetrinken, Spiel, Tanz und Unterredungen zu; man nimmt Punſch und Gefrornes, bis man gegen Morgen in den Pallanquins wieder nach Hauſe getragen wird.

Hier in London leben ſie eingezogen, weil es Herrn Haſtings ſo wie allen Leuten geht, welche lange in Oſtindien lebten: ſie leiden von der feuchten und kühlen Luft ſehr viele gichtiſche Zufälle; ſie mögen alſo in Geſellſchaft ſeyn, wo ſie wollen, ſo gehen ſie um zehen Uhr nach Hauſe; leſen oder reden noch eine Stunde, und gehen dann zur Ruhe; ſind aber auch, gegen Engliſche Gewohnheit, Morgens um ſieben Uhr ſchon wieder aufgeſtanden. — Er liebt ſeine Frau unausſprechlich, ſo wie er auch den König liebt, und die Königin verehrt.

Es fragte ihn Jemand:

Denken Sie nicht, daß England einmahl Indien verlieren könnte, wie es Amerika verlor?

„Ja, antwortete er, auf eben die Art, durch Leute „im Parlament, welche Amerika verloren; durch nichts „anders."

Bey der Unterredung über das Verbrennen der Indianiſchen Weiber nach dem Tode des Mannes, und der Bemerkung meines Abſcheus, ſagte er: „Man ſoll auf die „Wirkung des Enthuſiasmus aller Zeiten, und deſſen Verleitungen ſehen; auch beobachten, wie verſchieden eine „Sache, die mit Gepränge und Umſtänden vorgehe — „und wie eine einfache ſchöne That wirke; wie die von „der Römerin Arria, welche, da ihr Mann zum Tode „verurtheilt wird, den Dolch ſich in das Herz ſtößt; ihn „wieder herauszieht, ihrem Gemahl gibt, und ſagt: Pete, „non dolet! — Dieſe ſanfte Simplicität wird durch alle „Zeitalter hindurch ſchön bleiben wird edle Seelen rühren und anziehen; da hingegen das Opfer der Indianiſchen Weiber empört." Ich ſagte: daß ich von der hohen Schönheit der That der Arria überzeugt ſey; aber doch vermuthete, daß, da wenige Menſchen leben, welche nicht den Schmerz des Brennens kennen, dieſes Gefühl auch den Schauer vor dem Tode der Indianerinnen vermehren müßte. — Ich wurde aber durch das ſchöne Bild der Königin Eleonore von England beſtritten, welche das tödliche Gift aus der Wunde ihres Gemahls ſaugte; — und durch den Vergleich einer Frau, die, aus irgend einer heftigen Leidenſchaft, ihr Leben durch Gift endigte: — denn hier ſey die Todesart gleich; aber der Bewegrund beſtimme den Werth des Schönen und Rührenden für die Erſte, und gebe der Zweiten ein mit Widerwillen vermengtes Mitleiden. —

Des Herrn Haſtings denkendes und ſo ſehr freundliches Auge zeigt viel Verbindliches, wenn er einen Gedanken hört, der ihm gefällt; und er ſelbſt macht dann, mit der edelſten Art, ſehr feine Bemerkungen; ſagt nie etwas Zweideutiges, nie etwas Rauhes, nicht einmahl gegen ſeine Feinde: — denn ſchön, einfach und groß war alles, was er über Burks Werk: Ueber das Schöne und Erhabene — ſagte. — Ich bath ihn, die Sammlung der Gemählde und Zeichnungen, welche er in Indien machen ließ, mit einigen Noten bekannt zu machen, und ſie einem guten jungen Künſtler, nicht dem ſchon ſo reichen Alderman Boydell, zu geben. . . . .

Dieſen Morgen nach Beaumont Lodge zu Gouverneur Haſtings. Einen lieben Weg, zwiſchen den ſchönſten Dörfern und Landhäuſern an den krümmenden Ufern der Themſe. Ich werde unauslöſchlich den ſanften Eindruck behalten, welchen die ruhige einfache Schönheit der meiſten dieſer Landhäuſer und offen liegenden Gärten auf mich machte. Der Weg windet ſich unmerklich in die Höhe; da ſieht man nun den herrlichen Fluß mit Schwanen belebt, und ſein gewundenes Bett, mit tauſendfachen Anpflanzungen eingefaßt, das fruchtbare Thal durchſchimmern. Ich ſahe Landleute arbeiten; Familien mit lieben muntern Kindern auf dem vor dem Hauſe verbreiteten Raſen ſpazieren gehen, wie Engliſche Kupferſtiche ſie uns ſo lieblich und traulich zeigen. Gegen das Haus Beaumont Lodge erhebt ſich ein breiter Hügel; der Weg geht ſanft, ſich zwei Mahl durchſchneidend, zwiſchen ſchönen Grasplätzen, die wie verbreitete Teppiche von dem Hauſe herab an dem Abhange des Hügels liegen, zu dem ganz alt Engliſchen, zwiſchen hohen Bäumen ſtehenden Beaumont Lodge, wo wir ſehr willkommen. ein für die Herrſchaft und Gäſte vollkommen geräumiges, niedliches Haus fanden.

Das Viſitenzimmer iſt ſehr groß, ſehr prächtig und geſchmackvoll meublirt: ein ſchöner Indiſcher Fußteppich und ein Clavier zieren daſſelbe. Auf dem Erker, welcher durch eine Art von Thurm entſteht, iſt eine herrliche Ausſicht auf Windſor und den ganzen Umfang des Parks, der hin und wieder von der Themſe und Loddon durchſchnitten wird. Der Abglanz der roſenfarbig und weißſchimmernden grosdetournen Vorhänge, mit meergrünen durchbrochenen Borten und Franſen beſetzt, und der Widerſchein des vielfachen Grün der außenſtehenden Bäume gibt dem Zimmer ein äußerſt angenehmes Licht. Ein feiner Roſengeruch von der in Indien verfertigten Roſeneſſenz duftete im ganzen Hauſe, ſogar außen in einem Gange des Gartens.

Wir verlebten hier einen höchſt angenehmen Tag in der Geſellſchaft dieſer durch das Schickſal ſo merkwürdigen Menſchen: Er, mit dem einfachen Weſen der wahren Philoſophie und erfahrnen Weisheit; ſie, mit der freundlichen Beſcheidenheit, welche immer einen dankbaren Blick auf die Vergangenheit zurückwirft. — Aufrichtig, ohne Verhehlung beantwortete ſie alle meine Fragen über ihre Erziehung und Schickſale, ſo wie er die von meiner Geſellſchaft mit Geiſt. — Ich bemerkte noch mehr, als das erſte Mahl, daß dieſer Mann die zwey vortrefflichen Eigenſchaften des Verſtandes und der Sprache vereint beſitzt; Kürze und Feinheit des Ausdrucks, und nie eine Sylbe zu viel; nie eine zu wenig — immer den edelſten Ton und Form der Ideen findet.

Ich wünſche ſehr, daß mein Verlangen erfüllt werde, und Haſtings ſeine Erinnerungen von Indien, und ſeine Bemerkungen über Europa ſchriebe. Der Genius der Regierungskunſt und Weltweisheit ſelbſt würde ſie mit Nutzen und Vergnügen leſen; und wenn die menſchenfreundliche Wahrheit das Leben ſeiner Frau ſchriebe, ſo würde man über die Bosheit und Falſchheit ſtaunen, mit welcher es bisher erzählt wurde.

Nie werde ich den Spaziergang im Park von Beaumont Lodge vergeſſen, wo ich, an dem Arm der ſchönen ſeltenen Frau, mit der herrlichſten Ausſicht auf einen der fruchtbarſten Theile der Erde zuging, und in meinem Geſpräch mit ihr die ſchönſten Bewegungen einer freymüthigen Seele erblickte, die ſo dankbar gegen den Himmel, und ſo gut gegen Menſchen geſinnt iſt, daß ich ungerecht wäre, wenn ich es verſchweige, und ihr nicht meine aufrichtige Achtung bezeigte.

Ich ſah in dieſem Park eine ſchöne graue Kuh aus Thibet, mit ihren zwey Jungen, und noch mehrere Oſtindiſche Thiere.

Unvermerkt kamen wir, allmählich ſteigend, auf die Höhe, von welcher man unter dem Schatten hoher Buchen und Eichen eine unabſehbare Ausſicht genießt; die Thürme von Weſtmünſter erblickt; Windſor zur Seite ganz vor ſich hat, und dem Lauf der Themſe, an hundert Dörfern und Landhäuſern vorbey, nachfolgen kann. — Wie ſchön, wie wohlthätig iſt hier die Natur! Wie emſig der arme, wie geſchmackvoll der reiche Bewohner dieſes über alle Beſchreibung herrlichen Stück Landes! — Dieſer große Bezirk zeigt Herrn Haſtings noch ein Schattenbild des Gebieths, welches er in Oſtindien beherrſchte; er ſagte auch: daß er Alles wie ſein Eigenthum betrachte, und ſich freue, daß ſein Landhaus gerade die Lage habe, von welcher er alles überſehen könne.

Es däuchte mich in meinem eigenen Schickſal ein artiger Zug zu ſeyn, daß ich, an der Seite des Gouverneurs von Oſtindien, Thiere dieſes Landes ſah, und in einen Oſtindiſchen Zeug gewickelt war, der viel höher als Seide geſchätzt wird; viel leichter iſt, und auch viel wärmer hält.

Madame Haſtings band mir, ehe wir in den Garten gingen, einen Schoal um, weil ſie meinen Mantel für zu dünne hielt. Ich nahm es an, weil man immer von einer Freundin einen Mantel lehnt; aber als ich ihn ablegen wollte, ſagte ſie mit der artigſten und anſtändigſten Miene: ich möchte ihn zum Andenken der Gouvernantin von Oſtindien mit nach Deutſchland nehmen. —

Sie ſprach mit vielem Verſtand von ihrem Aufenthalt in Indien; von den Sitten der Bewohner; von denen in England. — Sie vertraute mir Geſchenke an für ihre Mutter; unter andern eine goldene Uhr, für welche ſie nicht ſogleich ein Futteral hatte, und alſo das von ihrer mit Orientaliſchen Perlen beſetzten Uhr nahm, wobey ich dann ihren Perlenſchmuck zu ſehen bekam. Man muß dieſen Schatz ſelbſt geſehen haben, wenn man einen Begriff davon haben will; aber ſchöner, als dieſer reiche Schmuck, war der Zug ihres Charakters.

Als ich nach einem mit großen Perlen umfaßten Portrait fragte, ſagte ſie: „Es iſt die Mademoiſelle von „Schwellenberg.“ Ich weiß nicht, ob ich Etwas ſagte; aber ich betrachtete das Gemählde um ſo genauer, und Frau Haſtings fuhr fort: „Ich werde nie vergeſſen, daß „Miß Schwellenberg meine Wohlthäterin war, und mir „bey meiner Abreiſe nach Oſtindien Kleider und weißes Zeug „ſchenkte.“

Dieſes freymüthige Geſtändniß ihrer ehemaligen Armuth, und dieſe dankbare Erinnerung der erhaltenen Wohlthat, war mir eine eben ſo ſchätzbare moraliſche Erſcheinung, als die Größe und die Menge ihrer Perlen ein merkwürdiger Anblick von der phyſiſchen Welt ſeyn konnten. —

Man fragte Herrn Haſtings: Ob er Kinder von ihr habe? — „O! fiel er ein, ich wäre zu glücklich, wenn „ich Kinder von dieſer Frau hätte!" — Im Fortgang des Geſprächs wollte er, daß ich das Bild ſehen ſolle, welches er von einer Gegend des Ganges mahlen ließ, um das Andenken ihrer ihm bewieſenen Liebe damit auch bey andern zu erhalten. —

Da Frau Haſtings von der Hitze des Sommers oft krank wurde, ſo wohnte ſie in den heißen Monathen auf dem Waſſer; hatte mehrere Schiffe um ſich, und war ſie einer Gegend müde, ſo fuhr ſie den Fluß auf- oder abwärts, wo ſie ſich dann wieder vor Anker legte. Als ſie einſt vier hundert Engliſche Meilen von Calcuta entfernt war, ſchwoll der Fluß durch das Schmelzen des Schnees in den Thibetiſchen Gebirgen ſo ſehr an, daß ſie an das Land mußte. Aber kaum war ſie einige Tage da, als ſie dem Officier von ihrer Wache ſagte: „Sie fühle ſo viel „Unruhe in ſich, und glaube, Herr Haſtings ſey krank; „ſie möchte zu ihm reiſen." — Es iſt unmöglich, antwortete er: wir haben keinen Elephanten da, Sie zu tragen; und zu Waſſer iſt, wegen der Höhe des Fluſſes, Lebensgefahr. — „Das macht nichts, ſagt ſie. Beſtellen Sie zwey kleine Schiffe für ſich und mich, und ſagen Sie keiner Seele etwas davon: morgen vor Anbruch des Tages will ich weg." — Sie that es, und kam, zum Staunen der ganzen Stadt, glücklich an; geht in den Pallaſt des Gouverneurs; fragt, und hört, daß er gefährlich krank ſey. — „Sagte ich es nicht!" ſprach ſie zum Officier. — Haſtings, der matt ſchlummerte, bemerkte doch eine ſonderbare Bewegung unter den Leuten, die um ſein Bette waren, und fragt endlich, was es bedeute: man ſagt ihm, ſeine Frau ſey da! Er ſtaunt; Sie fällt um ſeinen Hals, und ſeine Freude bewirkt eine Kriſe, welche ſein Leben rettet! — Nun erzählte der Officier, was ſie that, und wie der Einſiedler auf dem Felſen im Ganges, aus Angſt für ihre zwey arme Schiffchen, betete und ſie ſegnete, indem ſonſt in dieſer Witterung immer Alles zu Grunde gehe. Haſtings dankbare Liebe ließ dieſe Felſen, die Schiffchen, und den jammernden Einſiedler mahlen. —

Auf einem andern Bilde ſah ich ein ſchönes Gebäude, das ſie in Oſtindien bewohnten, und den Elephanten dabey, auf welchem ſie ſaßen, und, von ihrer Leibwache umringt, eine kleine Reiſe machten. — Es war mir, als einer Schwäbin, ſehr luſtig, als ich von einer andern Schwäbin ihrer Reiſe auf Elephanten erzählen hörte. —

Wir ſollten den Abend und einige Tage bey ihnen bleiben; ſie wollte mir noch einen Theil von England zeigen: aber die Obergewalt des Zufalls gab es nicht zu, und ſo verließ ich Beaumont Lodge, mit tauſend Wünſchen für das Wohl ſeiner Bewohner.

Schönere Formen von Silbergeſchirr habe ich nie geſehen. — Die Tafel war mit Franzöſiſchen und Engliſchen Speiſen beſetzt; jede Schüſſel ſtand auf ihrer Wärmmaſchine mit Branntweinfeuer, das auf die ſchönen Kriſtallgefäße dazwiſchen ſehr angenehm ſchimmerte. Die Weine waren ſehr koſtbar, und das Porcellan bey dem Deſert gewiß ächt Indianiſch und prächtig; ſo wie wir auch Oſtindiſchen Reiß aßen, deſſen Körner eine halbe Bohne groß, aber nur auf Indianiſch durch Waſſerdunſt weich gekocht waren.

Zwey Jndoſtaniſche Knaben, ungefähr 13 bis 14 Jahr alt, bedienten Herrn und Frau Haſtings. Sie haben längliche Geſichter; ſchöne ſchwarze Augen; feine Augenbraunen; ganz glatte ſchwarze Haare; dünne Lippen; ſchöne Zähne; bräunliche Geſichtsfarbe, mit vielem Ausdruck von Gutmüthigkeit und Verſtand. Die Oſtindiſche Sprache iſt ſehr ſanft: denn Madam Haſtings ſprach auf mein Bitten mit ihnen, weil ſie nichts von dem Engliſchen verſtehen.

III.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1.

Sonderbarer Vorfall mit einem Türken zu London. 2733.

Ein Türke, der ſich Herby nennen ließ, und in dem Rufe ſtand, ſehr reich zu ſeyn, bewohnte ſeit verſchiedenen Jahren ein prächtiges, aber abgelegenes Haus, zwey Engliſche Meilen von London, das er vergrößert und verſchönert hatte. Die Gärten waren groß, die Gebäude von einem beträchtlichen Umfange, und da in einem Umkreiſe von einer halben Stunde niemand anders wohnte und Herr Herby mit Engländern keinen Umgang hielt, ſo kannten nur wenige Perſonen dieſe ſchöne Einſiedeley von innen. Er hatte ein ſehr zahlreiches Geſinde; allein die meiſten waren Türken, die er aus ſeinem Lande mitgebracht hatte, und die ihm ſehr ergeben ſchienen.

Während Herr Herby ſo eingezogen lebte, und ſich nur zuweilen auf der Börſe und im Hafen ſehen ließ, verſchwanden aus verſchiedenen Häuſern in London einige junge, ſehr liebenswürdige Mädchen, deren Unſichtbarwerden man der Entführung ihrer Liebhaber, oder einem Hange zu Ausſchweifungen zuſchrieb. In einer Stadt von Londons Größe machen dergleichen Vorfälle nicht ſo viel Aufſehn, um Anlaß zu weitläuftigen Unterſuchungen zu geben. Einige Ältern und Verwandten ſuchten es ſogar zu verheimlichen, und die Unmöglichkeit, auf die Spur zu kommen, machte, daß ſie nach und nach ſich darüber tröſteten. Wer hätte auch ahnden ſollen, daß ſo viele Engliſche Schönen ſich freywillig unter die Bothmäßigkeit eines Türken begeben würden?

Und doch befanden ſich deren ein Dutzend, von den hübſcheſten Töchtern Brittanniens, in Herrn **Herby's** Hauſe: die meiſten waren durch Liſt dahin gelockt worden. Er hatte aber Mittel gefunden, ihnen den Aufenthalt ſo angenehm zu machen, daß ſie eine Trennung von ihm als das gröſte Unglück angeſehn haben würden, das ihnen begegnen könnte. Von vornehmen Stande waren ſie freylich nicht, allein Schönheit iſt immer von Stande, und was kümmert ſich überhaupt ein Türke um Abkunft, wenn das Mädchen nur hübſch iſt.

Die erſte, die er in ſein Haus gelockt, und durch Geſchenke gewonnen hatte, war eine Wäſcherin. Dieſe hatte ihm zu dem Beſitz von noch mehrern geholfen, denn die Furcht vor der Theilung ſeines Herzens machte wenigern Eindruck auf ſie, als die lange Weile, ſich ohne Geſellſchaft zu einer ewigen Einſamkeit verdammt zu ſehn.

Die Wäſcherin hatte viele Bekanntinnen und Freundinnen, die eben ſo hübſch waren wie ſie. Sie ſchrieb zuerſt an einige, von welchen ſie wußte, daß ſie ſich am leichteſten bereden laſſen würden, und machte ihnen eine ſo verführeriſche und reitzende Schilderung von den Freuden, die ſie genöße, und von den Annehmlichkeiten ihres Aufenthalts, deſſen Namen ſie aber ſelbſt nicht wußte, daß ſie ſich gern den Vorſchlag gefallen ließen, ihrer Freundin einen Beſuch zuſammen zu machen, und ſich der Führung des Ueberbringens des Briefes anzuvertrauen.

Eine Kutſche, welche Herr **Herby** bis nahe vor London geſchickt hatte, nahm ſie in Empfang, und brachte ſie nach ſeinem Hauſe. Es waren ihrer drey, und um ihre Ankunſt zu verherrlichen, hatte er ſeine größten Koſtbarkeiten ausgekramt, und nichts vernachläſſigt, was Frauenzimmeraugen blenden, und ihnen einen recht hohen Begriff von ſeinen, wirklich unermeßlichen, Reichthümern beybringen konnte. Die Wäſcherinn ſonderlich hatte ihre ſchönſten Kleider angezogen, und blitzte von Juwelen.

So empfing ſie ihre drey Freundinnen, deren Erwartung, ſo ſehr Neugier und die gemachte Beſchreibung ſie geſpannt hatte, ſich durch die Wirklichkeit nicht getäuſcht fand. Von der Bewunderung würden ſie gewiß zum Neid und zur Eiferſucht übergegangen ſeyn; allein die Wäſcherin nützte ihren Rauſch von Entzücken, um ihnen bey Zeiten zu verſtehn zu geben, daß es bloß von ihnen abhinge, ob ſie ihr Glück theilen wollten. Der Herr von Hauſe, der mit den Vorzügen männlicher Schönheit und eines guten Ausſehns einen ſehr ſanften und liebenswürdigen Karakter verband, trat in dem Augenblick hinter dem Schirm, wo er ihrer Unterredung mit angehört hatte, hervor, und ſeine Gegenwart, ſeine Schmeicheleyen und Lobeserhebungen, vollendeten das Werk der Vertrauten: ſie ließen ſichs gefallen, nicht wieder nach London zurückzukehren.

So glückte es Herrn **Herby**, den Grund zu ſeinem Europäiſchen **Harem** zu legen, und ſo glückte es ihm bey mehreren, denen er ihre freywillige Sclaverey durch ſeine Gefälligkeiten und die vielen Annehmlichkeiten verſüßte, die er ihnen zu verſchaſſen wußte. Man mußte ſo reich ſeyn, wie Er, um einen ſolchen Aufwand beſtreiten zu können: denn er hatte nicht allein ſeine zwölf Geliebten (ſo hoch war ihre Anzahl geſtiegen) ſondern auch ihre Familien zu verſorgen. Die Furcht, im leztern Verweigerungs-Falle verrathen zu werden, nöthigte ihn, es zu thun; und das ging ſo zu.

Eine von den Schönen, der die Zeit in ihrer Eingezogenheit lang zu werden anfing, drang in ihn, ihr zu erlauben, ihre Aeltern wiederzuſehn, die ſich, wie ſie vorgab, über ihre Abweſenheit grämten. Aus Laune oder natürlicher Zärtlichkeit unterſtützte ſie ihre Bitte mit ſo vielen Thränen, daß ein Theil ihres Wunſches ihr gewährt wurde. Herr **Herby** entwarf ſelbſt den Plan zu dieſer Zuſammenkunft, und beſchloß, ſich eben ſo viel Vergnügen dadurch zu machen, als ſeiner Geliebten. Er wollte nähmlich den Vater und die Mutter, welches Leute von niedrigem Stande waren, durch einen großen Umweg in ſein Hauß führen, und ſie mit ſo vielen Ehrenbezeugungen und einer ſo großen Pracht empfangen laſſen, daß ihr Erſtaunen und ihre Verlegenheit ihn beluſtigen mußten.

Dieſe guten Leute, denen der Verluſt ihrer Tochter wirklich nahe gegangen war, hatten nicht ſobald ihre Hand in dem Briefe erkannt, den ſie ihnen ſchrieb, als ſie von Verlangen brannten, ſie wiederzuſehn. Sie ſchrieb ihnen überdieß von dem Glücke, das ſie gemacht hatte, in einem Tone, als ob ſie die erſte Königin auf der Welt geweſen wäre, und lud ſie ein, ſich mit eigenen Augen davon zu überzeugen. Der Ueberbringer des Briefes empfahl ihnen bloß Verſchwiegenheit und Geheimhalten. Es wurde ein Tag feſtgeſetzt, und er verſprach, ſie in einem Wagen abzuholen.

Der Befehl war gegeben, ſie durch die mancherley Umwege, welche man ſie nehmen ließ, ſo lange aufzuhalten, daß ſie erſt mit Einbruche der Nacht bey Herrn **Herby** anlangten.

Alles war auf ihre Audienz vorbereitet. Man hatte die Zimmer mit den reichſten und auffallendſten Verzierungen überladen, und es nicht an einer unzähligen Menge Wachskerzen fehlen laſſen, um den Glanz der Möblen deſto mehr zu heben, und einen lebhaftern Eindruck auf die Einbildungskraft ſeine Gäſte zu machen. Da das Feſt zu Ehren ihrer Tochter gegeben wurde, ſo erſchienen ihre eilf Geſpielinnen weit einfacher gekleidet, als ſie; obgleich dieſe Simplicität ſelbſt in ihrer Art prächtig war. Sie ſelbſt war ſo reich und koſtbar geputzt als möglich. Sie ſaß unter einem Himmel auf einem vergoldeten Seſſel, indeſſen alle übrigen, und Herr **Herby** ſelbſt, der bloß als ihr erſter Sclave angeſehen werden wollte, in einiger Entfernung in der ehrerbietigſten und unterwürfigſten Stellung ſtanden. Alle Türkiſche Bediente ſeines Hauſes füllten das Vorzimmer.

Dieſe Komödie, die ſich Herr **Herby** geben wollte, konnte nicht anders, als ſehr beluſtigend ausfallen, auch übertraf ſie ſeine Erwartung.

Die beyden ehrlichen Bürgersleute, wähnten ſich in einem Königlichen Pallaſte, und bildeten ſich ein, daß ihre Tochter auf das allerwenigſte eine Engliſche Prinzeſſin geworden ſey. Man gab ihnen eine herrliche Abendmahlzeit, wo ſie mit eben ſo vielem Reſpekt als ihre Tochter bedient wurden. Und um ihre Freude vollkommen zu machen, empfingen ſie von ihr, beym Weggehen, einen großen Sack mit Silbergelde, um ihnen einen handgreiflichen Beweis zu hinterlaſſen, daß Alles, was ſie geſehen hätten, kein

Traum geweſen ſey. Man brachte ſie vor Anbruch des Morgens nach London durch viel Umſchweiſe zurück, damit ſie nicht auf die Spur kommen, und den Ort, wo ſie ſo herrlich bewirthet worden, verrathen mögten.

Aller Vorſicht ungeachtet, die man anwendete, konnte man doch nicht ganz den Verdacht des Vaters einſchläfern, der ein Mann von einem guten, geſunden Verſtande war. Er hatte ſchon im Herfahren bemerkt, daß man ihn hatte mit Fleiß allerhand Umwege nehmen laſſen. Die Betrachtungen, die er, beym Weggehn aus dem ſchönen Hauſe, über den Zuſtand, worin er ſeine Tochter gefunden, und über die wenigen befriedigenden Erklärungen angeſtellt hatte, die ſie ihm von der außerordentlichen Urſache ihres ſo ſchnellen und anſehnlichen Glücks geben konnte, vermehrten ſeinen erſten Argwohn, und er ſtrengte alle ſeine Aufmerkſamkeit an, um den Weg zu bemerken, auf dem man ihn zurückführte. Die Nacht war nicht zu dunkel, als daß er ſich nicht hätte Merkmale und Zeichen ſammeln ſollen, mit deren Hülfe er ſich zurecht zu finden hoffte. Seine Nachforſchungen ſchlugen auch nach Wunſche aus. Als er erfuhr, daß Herr **Herby** ein ſehr reicher Türke ſey, zweifelte er keinen Augenblick länger, daß er ihm ſeine Tochter abſpenſtig gemacht habe.

Anfangs that es ihm wehe, allein endlich hielt er es für das beſte, ſich zufrieden zu geben, und die Sache ſo ſehr zu ſeinem Vortheil zu nützen, als es gehn wollte. Eine einzige fröhliche Nacht, und ein einziger Sack mit Thalern, ſchienen ihm ein viel zu mäßiger Erſatz für die Ehre ſeiner Tochter.

Er ergriff ſogleich die Feder, und ſchrieb dem neuen Sultan ziemlich trotzig und derb, daß er ihn als den Räuber ſeiner Tochter und mehrerer unerfahrnen, jungen Dirnen kenne, und feſt entſchloſſen ſey, den Schutz der Obrigkeit gegen ihn anzuflehn, wenn er ihn nicht hinlänglich für den angethanen Schimpf entſchädigte.

Liebe zum Frieden, Unwiſſenheit der Landesgeſetze, und andere Gründe, die man bald erfahren wird, bewegten den Herrn **Herby**, die Sache ſo bald als möglich in Güte zu ſchlichten. Er verglich ſich mit dem Vater dahin, daß er ihm, außer einem anſehnlichen Geſchenke, einen Jahrgehalt ſo lange bezahlen wolle, als ſeine Tochter mit ihm leben würde.

Die andern Mädchen, denen der Vorfall nicht verſchwiegen bleiben konnte, wünſchten ähnliche Vortheile ihren Familien zu verſchaffen, ſo daß Herr **Herby**, um den Folgen ihrer Unzufriedenheit zu ſteuern, ſich entſchloß, der Pflegvater von zwölf Mädchen und von zwölf Familien zu werden.

Bis jetzt hat dieſe Geſchichte bloß etwas komiſches und ſonderbares; allein der Knoten löſete ſich auf eine eben ſo unerwartete, als tragiſche Weiſe.

An einem Morgen, als der vertrauteſte Bediente des Herrn **Herby**, zur gewöhnlichen Weckſtunde, in das Schlafzimmer ſeines Herrn trat, ſtieg ſein Entſetzen und ſeine Verwunderung aufs höchſte, als er ſeinen Herrn von Dolchſtichen durchbohrt, und ohne Kopf fand, und das Mädchen, das bey ihm geſchlafen hatte, gleichfalls tod und ermordet antraf. Die Thüre zu einem kleinen anſtoßenden Kabinette, worin Herr **Herby** ſeine Juwelen und ſeine Schätze verwahrte, ſtand offen, und der Kaſten war leer und erbrochen.

Auf das Zetergeſchrey des Bedienten bey dieſem Anblick, ſtürzte alles, was im Hauſe war, Mädchen und Geſinde ins Zimmer. Man entdeckte, daß zwey von den Türkiſchen Sclaven fehlten, die auch, aller Nachſuchungen ungeachtet, nie wieder zum Vorſchein gekommen ſind. Die geſtohlenen Baarſchaften und Kleinodien ſchätzte man über eine Million Pfund Sterling. Es wurde der Obrigkeit angezeigt, die ſich bey Angabe aller dieſer Umſtände in keiner geringen Verlegenheit befand, und da man in England, auf bloße Wahrſcheinlichkeiten niemand in Verhaft nimmt: ſo bekamen Mädchen und Domeſtiken die Freyheit, hinzugehn, wohin ſie wollten.

Die noch übrigen Türkiſchen Sclaven, die ſich nun der Verbindlichkeit entledigt fanden, den Namen und die Angelegenheiten ihres Herrn zu verſchweigen, erzählten davon, was ſie wußten.

Der wahre Name des Herrn **Herby**, war **Eid Achmet**: er war aus Konſtantinopel gebürtig, und einer der angeſehenſten und reichſten Osmannen.

Ehrgeiz hatte ſein Unglück gegründet. Er verſtieg ſich in ſeinen Wünſchen bis zu der Kühnheit, Anſprüche auf eine Vermählung mit einer der Töchter des Großherrn zu machen, und gab ſich viele Jahre lang alle Mühe, ſeine Abſicht zu erreichen. Ein Paſcha, der mächtiger und begünſtigter war, als Er, trug den Sieg über ihn davon. Allein **Achmet** hatte die Liebe auf ſeiner Seite, und durch ein geheimes Verſtändniß, das er mit Hülfe der Jüdinnen und Krämerinnen, die in den **Harems** hauſiren gehn, mit der Sultanin zu unterhalten wußte, beredete er ſie nach ihrer Verheyrathung, mit ihm zu entfliehen, um ſich der Rache des Großherrn und Paſchas zu entziehn, wenn ihre zeitherigen Vertrauten zu Verräthern werden ſollten. Er hatte alle ſeine Schätze auf ein chriſtliches Schiff gebracht; die Sultanin plünderte beym Abſchied von den Reichthümern ihres Gemahls, ſo viel ſie habhaft werden konnte, und beyde erreichten glücklich **Venedig**, wo ſie im Verborgenen und ſehr ruhig lebten, bis die Sultanin an den Blattern ſtarb.

Der Gram über dieſen Verluſt, und die Furcht, früh oder ſpät in einer Stadt erkannt zu werden, die der Türkey ſo nah liegt, bewogen den **Achmet**, ſeinen Aufenthalt zu verändern. Er hörte von den Freyheiten und Vortheilen, die jeder Fremde in England genießt, das für einen Türken das Ende der Welt iſt, und begab ſich mit ſeiner ganzen Habe nach London.

Einige Türkiſche, zu London ſich aufhaltende, Kaufleute, ſagten aus, daß vor ungefähr ſechs Wochen drey von ihren Landsleuten zu ihnen kamen, die ſich über die wahre Urſache ihrer Reiſe nicht herauslaſſen wollten. Sie gaben bloß zu verſtehn, daß ſie einen wichtigen Auftrag hatten, und erkundigten ſich mit vieler Neugier nach dem Namen und der Verfaſſung aller zu London befindlichen Türken. Sie nahmen an demſelben Tage Abſchied von ihrem Wirthe, wo den Morgen darauf **Eid Achmet** todt gefunden wurde, und ſagten, daß ſie wider in ihr Land zurückkehren wollten.

Dieſer letzte Umſtand; die Flucht der zwey Türkiſchen Sklaven; die Unmöglichkeit daß zwey Menſchen allein eine Million an gemünztem Golde mit ſich nehmen könnten; die Entführung der Sultanin; die Rachſucht des Großherrn und ſeines Eidams: alle dieſe Gründe zuſammen machen es wahrſcheinlich, daß **Achmets** Mörder Konſtantinopolitaniſche Emiſſarien waren, welche zwey von ſeinen Leuten beſtochen hatten, um ihren Anſchlag deſto leichter ausführen zu können. Der abgeſchnittene, mitgenommene Kopf iſt ein neuer Beweis für die Richtigkeit dieſer Muthmaßung.

Man erzählt eine Menge ähnlicher Geſchichtchen, die in dieſer Meinung beſtärken, und man weiß, daß Türkiſche Sclaven, die von ihren Herrn bevollmächtigt waren, einen Feind aus der Welt zu ſchaffen, ihm ganzer zwanzig Jahre nachgeſtellt haben, und nicht eher vor ihren Gebietern erſchienen ſind, bis ſie, zum Zeichen der Vollſtrekkung ihrer Befehle, ſeinen Kopf mitbringen konnten.

N — d.

2.

Zwey Briefe des Herrn Savary an Madame * * auf ſeiner Reiſe durch den Archipelagus, 1779.

Erſter Brief.

Die Caſioten.

Die Inſel Caſos hat das Schickſal des Archipelagus gehabt, und befindet ſich unter der Botmäßigkeit der Osmannen; aber die Türken wagen es nicht, ſich auf ihr häuslich niederzulaſſen, weil ſie kein Fort hat. Sie fürchten, von den Maltheſer-Corſaren weggefiſcht zu werden; ein Schickſal, das ſie zu Antiparos und andern unbefeſtigten Oertern mehr als Ein Mahl betroffen hat. Dieſe Furcht iſt für die Einwohner ein Glück; denn ihr verdanken ſie die Ruhe, den Wohlſtand und die Freyheit, die ſie genießen.

Den Tag nach unſrer Ankunft war ich neugierig, die Inſel zu beſehn. Die Schaluppe wurde ins Waſſer gelaſſen, und wir ruderten auf die Felſen zu, welche die Inſel umzingeln. Wir wußten nicht, wo wir landen ſollten. Alles ſtarrte rings umher von drohenden Spitzen, welche die brüllenden Fluthen mit weißem Schaum überzogen.

Ein Einwohner wurde die Verlegenheit gewahr, in der wir uns befanden. Er ging aus dem Dorfe nach dem Ufer, und zeigte uns durch Winken mit einem Schnupftuch die Stelle, wohin wir unſern Lauf richten ſollten. An dieſer Stelle ſenkt ſich das Erdreich, und formirt ein Thal, an deſſen äuſſerſtem Ende man ein kleines Becken gegraben hat, worinn Barken liegen können. Die Einfarth iſt nicht breiter, denn 12 Fuß, und ſehr gefährlich; man muß genau die Mitte halten: denn ſtieße die Barke ans Ufer, das aus ſcharfen Klippen beſteht, ſo liefe ſie Gefahr in Stücken zu zerfliegen. Dazu kam, daß eine ſehr hohe Brandung, in dem Augenblicke unſers Einlaufens, an der Oeffnung der Einfahrt ging. Der Caſiote rief einen von ſeinen Landsleuten, ſie ſtellten ſich an die Seite einander gegenüber, und gaben uns ein Zeichen, ſcharf zuzurudern. In dem Augenblick, wo ſich die Schaluppe in der Einfahrt befand, hielten ſie ſie mit langen Stangen ab, daß ſie nicht an die Felſen ſtoßen konnte, und führten ſie in Hafen. Dieſe Paſſage iſt die einzige, durch die man in die Inſel kommen kann; die Einwohner könnten ſie erweitern, aber ſie wollen lieber etwas Gefahr laufen, als mehr von ihren Feinden zu befürchten haben.

Der Caſiote, der uns zurecht gewieſen hatte, lud uns höflich ein, ins Dorf zu kommen. Wir folgten ihm mit Vergnügen. Ich war völlig Franzöſiſch, mit Hut, Degen ꝛc. gekleidet. Es verbreitete ſich gar bald das Gerüchte, daß Fremde kämen. Weiber und Kinder verließen ihre Häuſer, und erwarteten uns oben auf der Höhe. Sie verriethen viel Neugier, und betrachteten uns aufmerkſam. Als wir bey ihnen vorbey gingen, ſchlugen alle, ſittſam, die Augen nieder. Unter der Menge befanden ſich einige ſehr hübſche. Verſchiedene grüßten uns, wünſchten uns einen guten Tag, und ſagten: „Seyd willkommen!“ Wir antworteten ihnen, nach morgenländiſcher Sitte:

„die

„dieſer Tag müſſe glücklich für euch und eure Gäſte „ſeyn.“

Unſer Führer war einer von den vornehmſten Einwohnern der Inſel. Er bath mich, in ſein Haus zu kommen, und führte mich in einen Saal, der, ohne prächtig meublirt zu ſeyn, überall von Reinlichkeit und Wohlſtand zeugte. Ein Sopha ging rund herum: ich mußte mich auf einen erhöhten Platz ſetzen, und er ſetzte ſich unten hin, indeſſen wurde das Frühſtück bereitet. Nicht lange, ſo erſchien ſeine Frau und ſeine Tochter, und trugen in ihren Händen friſche Eyer, Feigen und Trauben. Die junge Caſiotin erröthete vor einem Fremden, der ihr, ohne Zweifel, ſonderbar gekleidet vorkam. Während wir mit gutem Appetit frühſtückten, und mein Wirth mir ein weites Glas vortreflichen Wein einſchenkte, beſuchten ihn die meiſten Frauen aus dem Dorfe, grüßten uns, und nähmen, ohne Umſtände, rings im Zimmer, Platz. Die Neugier trieb ſie hierher. Sie fingen gar bald an, ſich einander zuzuflüſtern, und alle Stücke der Franzöſiſchen Tracht zu zergliedern. Selten kommen Europäer in dieſe einſame Inſel. Ihre Augen, die an geſchorne, mit einem Wulſt, oder Chale umwundene, Köpfe, an lange, mit einem Gurt aufgeſchürzte Kleider, und an bärtige Kinne gewohnt waren, mußten unſre lange, gelokte Haare, unſre bartloſe Kinne, unſre ſpitzige Hüte und unſre kurzen Röcke, die nicht weiter bis ans Knie gehn, nothwendig in Verwunderung ſetzen. Auch ſchien ihnen dieſer Contraſt ſehr aufzufallen. Zu Zeiten entwiſchte ein Lächeln ihren Lippen, und verrieth ſpaßhafte Bemerkungen. Ich meiner Seits, betrachtete ſie mit nicht geringem Vergnügen; ſonderlich zeichneten ſich mir zwey junge Perſonen aus, die ſelbſt zu Paris ſchön geweſen ſeyn würden.

Die eine, die nicht ſo groß war wie die andre, hatte feurige Augen, von ſchwarzen Augenbraunen gekrönt, die zwey gleiche Bögen formirten. Ihr Teint war ein wenig braun; aber ſehr lebhaft. Ihre ſanftgewölbten Wangen färbte jeder Augenblick mit einer neuen Roſenröthe. Ihr kleiner Mund ſchien gemacht, die niedlichſten Sachen zu ſagen. Wenn ſie lächelte, machten ihre ſchneeweißen Zähne einen angenehmen Contraſt mit dem Roth ihrer Lippen. Sie ſchien vom Witz zu glühen und eine ſchimmernde Lebhaftigkeit beſeelte alle ihre Züge. Pechſchwarze, auf den Wirbel des Kopfs hinaufgeſchlagene Haare, fielen nachläßig auf einen Hals herab, der den Glanz und die Glätte des Elfenbeins vereinigte. Dieſer, von der ſchönen Natur ſelbſt geformte Hals, verlängerte ſich, in weichen, ſchönen Ebenmaaßen, und rundete ſich zu einem prächtigen Buſen, deſſen wollüſtige Contoure, man durch das, oben offenſtehende, Leibchen ohne Ermel, erblickte. Ein Rock, von einem ſehr feinen baumwollenen Zeuche und von blendender Weiſſe, ging ihr bis auf die Ferſen; er war mit einer purpurnen Beſetzung eingefaßt, die vier Finger breit, und künſtlich geſtickt war. Ein Gürtel umſchloß ihn läßig, und wallte um ihr her.

Die andre machte ihr den Preiß ſtreitig. Ihr Wuchs hatte mehr Zierlichkeit, ihre Haltung mehr Edles. Ihre Augen glänzten von einem ſanften, ſchmachtenden Weſen, und athmeten Wolluſt. Lange, ſittſam niedergeſchlagene, Wimpern, verſchleyerten ihren Glanz, als ob ſie ſich fürchtete, die Geheimniſſe ihrer Seele zu verrathen. Ihr Teint war weißer, und ihre minder glühenden Wangen glichen Lilien mit einem leichten Roſa Anſtrich. Ihre Züge waren nicht ſo ins Auge fallend, hatten aber mehr Regelmäßigkeit. Es war ein Verein der bewundernswürdigſten Ebenmaaße. Beym erſten Blick hielt man ſie für minder ſchön; betrachtete man ſie aber genauer, ſo riß die Vollkommenheit dieſes Ganzen zur Bewunderung hin. Der Anblick der erſten begeiſterte zur Heiterkeit: Man konnte ſie nicht ohne Vergnügen anſchauen. Die zweyte fiel Anfangs nicht ſo ſehr auf, aber wenn man ſie unverwendet angeſehn hatte, dann feſſelte ein unwiderſtehlicher Reitz an ſie, und das Herz empfand tiefe Eindrücke

Alle die Frauenzimmer, die uns mit ihrer Gegenwart beehrten, waren eben ſo gekleidet. Alle trugen das Leibchen, den Gürtel, den langen baumwollenen Rock. Die einzige Abweichung beſtand in der Stickerey, die nach dem Geſchmack einer jeden verſchieden war, und in der Art, die Haare zu befeſtigen. Einige ließen ſie in einer oder in mehrern Locken über die Schultern wallen; andere befeſtigten ſie oben auf dem Kopf, und ſie fielen nachläſſig auf ihren Hals herab. Die beyden die ich Ihnen geſchildert habe, waren nicht die einzigen, die ich ſchön fand, aber ſie machten den meiſten Eindruck auf mich. Glauben Sie nicht Madam, daß ich im erſten Rauſch etwas hinzugeſezt, oder verſchönert. Ich mahlte was ich ſah, was ich fühlte; nicht Einen Zug kann ich zurücknehmen. Ich geſtehe Ihnen, meine Ueberraſchung glich meiner Freude. Ich erwartete auf dieſem Felſen, unglückliche Sklaven zu finden, die unter dem türkiſchen Despotismus ſeufzen, und ich fand ein fröhliches, glückliches, freyes Volk.

Als das Frühſtück vorbey war, entfernten ſich die Schönen. Mein Wirth führte mich in ein andres Zimmer, und um mir Vertrauen zu den Caſioten, und ſonderlich zu ſich einzuflößen, holte er aus einen Kaſten, ein Certificat, das von zwey Provenſaler Schiffskapitain unterzeichnet war, und bath mich, es zu leſen.

Der erſte ſchrieb: „Franzmann, den der Sturm auf „dieſe Inſel verſchlägt, traue ihren Bewohnern! Ich litte „an dieſem Felſen Schiffbruch, und ſie leiſteten mir alle „den Beyſtand, den ſich Menſchen, bey ſolchen Unglücks„fällen, ſchuldig ſind.“

Der Zweyte ſchrieb: „Ich warne meine Landsleute, „welche das Ohngefähr auf die Insel du Gaze [*]) bringen „wird, auf ihrer Huth zu ſeyn, und den Einwohnern nicht „zu trauen. Es ſind Schelme und Spitzbuben, und „Fremdlinge haben alles von ihrer Gottloſigkeit zu „fürchten.“

Ich gab dieſe ſonderbare Schrift, an meinen Wirth, mit einer zufriedenen Mine zurück, und ſagte, ich bedürfe ſolcher Zeugniſſe nicht, um auf ſeine Ehrlichkeit zu bauen. Er hob das Papier ſorgfältig auf, weil er glaubte, einen Schatz darinnen zu beſitzen, und dieſe Zuverſichtlichkeit brachte mir eine gute Meinung von ihm bey. Wahr iſt's, er verſtand den Inhalt nicht, und wußte nicht, daß ihn der zweyte Kapitain betrogen hatte. Ich wollte ihr auch nicht aus einem Irrthum reißen, der ihm werth zu ſeyn ſchien; überdieſes konnte dieſes doppelſinnige Certificat bey den Leſern, nichts weiter als ein nützliches Mistrauen wirken. Ich, meines theils, hielt mich an das erſte Zeugniß, und fuhr fort, mit den Caſioten im vertrauten Umgange zu leben. Ich brauchte bloß die Vorſicht, nicht anders als in Begleitung eines Bedienten, und wohlbewafnet, unter ihnen zu erſcheinen. Aber dieſe Sorge war vergebens. Ich erfuhr von ihnen keine andre, als gute Begegnungen.

Da ich die Inſel genauer zu kennen wünſchte, ſo verließ ich das Dorf, und nahm meinen Weg auf den höchſten Berg. Ich erreichte ihn nach einem Marſche von einer Stunde. Man entdeckte von ſeiner Spitze Carpathe, das gar nicht weit entfernt zu ſeyn ſcheint, und deſſen Küſte ſich von Oſten nach Weſten verlängert. Dem Dorfe gegenüber bilden drey, gegen Morgen, Abend und Norden, liegende Inſelchen, die ungeheuere Rheede, auf der wir vor

---

[*]) So nennen die Franzöſiſchen Seefahrer die Inſel Caſos.

Anker waaren. Sie ſind wüſte, und es wächſt nichts als Strauchholz darauf. Unterhalb der Anhöhe, auf der ich meine Beobachtungen machte, ſtehet eine kleine Kapelle, von einigen Feigenbäumen umringt. Von dieſer Stelle geht eine Kette von Hügeln aus, die ſich in einen halben Zirkel biegen, und mitten eine Pläne von einer „Lieue“ im Umfange laſſen. Sie iſt von den Einwohnern mit unendlicher Mühe urbar gemacht worden, Sie haben große Felſen-Blocke, und Steinmaßen herausretten müſſen, die nun zu einer Einfaſſungs-Mauer dienen. Dieſer ganze Fleck iſt in Stücke unter die Caſioten vertheilt. Sie beſtellen es mit Gerſte und Korn wenn die regnichte Jahreszeit anfängt die vom October bis in Februar dauert. Der Regen hält nicht beſtändig an, aber es fällt welcher nur in dieſen Monaten. Das übrige Jahr hindurch iſt das Wetter heiter und klar. Alle Tage ſind ſchön; alle Nächte geſtirnt. Die Seewinde mäßigen die Hitze, und man genießt unter dem ſchönen Himmel einer lieblichen Temperatur, und einer faſt unwandelbaren Geſundheit. Die Abhänge der Hügel ſind mit Weinſtöcken bedeckt, die einen ſehr angenehmen Wein geben. Ich wunderte mich, wie dieſe emſigen Inſulaner hatten Felſen urbar machen können, die kaum mit ein paar Zoll Erde bedeckt waren, und freute mich, wenn ich überlegte, daß ſie für ihre Arbeit belohnt werden, und daß die Inſel zu ihrem Unterhalt hinreichend iſt.

Als ich meine Neugier befriedigt hatte, kehrte ich in meine Herberge zurück. Man erwartete mich zum Mittagsessen. Ein Huhn mit Reiß, friſche Eyer, vortreffliche Tauben, Käſe und guter Wein, entſchädigten mich für die ſchlechten Mahlzeiten, die ich am Bord gehalten hatte. Die Männer aßen zuſammen, und ſaßen in einem Kreiſe auf dem Teppich: die Frauenzimmer ſpeiſeten in einem abgeſonderten Zimmer Das iſt ſo Sitte, ob ſie gleich nicht nach unſern Geſchmack war, ſo mußten wir uns doch darein fügen. Gegen den Schluß der Mahlzeit ließ man die Schaale von Hand zu Hand herumgehn. Man trank auf meine glückliche Reiſe, und ich trank auf die Wohlfarth der Caſloten. Fröhlichkeit bemächtigte ſich der Gäſte, als muſikaliſche Töne uns vom Tiſche aufſtehen machten.

Zwanzig junge Mädchen, alle weiß gekleidet, mit fliegenden Gewändern, und geflochtenen Haaren, traten ins Zimmer. Sie begleiteten einen Jüngling, der auf der Leyer ſpielte, und ſich mit der Stimme akkompagnirte. Verſchiedene von den Mädchen waren reizend, alle aber friſch und blühend, und einige hätten es mit den beyden Schönen aufnehmen können, die ich Ihnen beſchrieben habe. Es war ein allerliebſter Blick! Der gleichförmige Putz dieſer Nymphen, die Sittſamkeit die ihre Reitze hob, die Schamhaftigkeit die auf ihrer Stirne glänzte, und ihre Anſtand gemäßigte Munterkeit, das Alles hätte mich beynah auf die Gedanken bringen können, daß ich auf die Inſel der Calypſa verſetzt ſey. Sie fiengen an ſich in die Runde zu ſtellen, und luden mich zum Tanz ein. Ich ließ mich nicht lange bitten. Der Kreys den wir formirten, hat was eigenes durch die Art, wie er an einander gereihet iſt. Der Tänzer gibt nicht den beyden Perſonen die Hand, welche die nächſten an ihm ſind, ſondern den beyden folgenden, ſo daß ſeine Arme vor und hinter ſeinen Nachbarinnen wegkreuzen, welche ſich auf die Art, wie die Ringe einer doppelten Kette verflochten finden. Dies hat ſein Angenehmes, und man fühlt warum? Mitten im Kreis ſtand der Muſikant. Er ſpielte und ſang zu gleicher Zeit. Alle beobachteten genau den Takt, ſowohl im Vorwärtsgehn, als im Rückweichen, oder wenn ſie ſich um ihm herumdrehten. Ich meiner Seits, ließ mich führen, und war weniger mit dem Tanze, als mit den Tänzerinnen beſchäftigt.

Der

Den folgenden Tag durchſtrich ich das Dorf; es beſteht aus Einhundert Häuſern, wo in jedem eine Familie wohnt. Alle ſind von Stein und ſehr dauerhaft gebaut. Gewöhnlich enthalten ſie zwey oder drey niedrige Säle, mit einem Paar Zimmern darüber. Jedes Haus hat ſeinen Ofen, und ſeine, in Felſen gehauene Ciſterne. Man füllt dieſe Ciſternen zur Regenzeit, und das Waſſer erhält ſich rein und klar darinn. Auſſerdem trift man auch noch hundert Schritte unterhalb des Fleckens eine ſchöne Quelle an, welche das ganze Jahr durchläuft.

Ich ging in einige Häuſer, und fand die Frauenzimmer mit Spinnen, Sticken, und Verfertigung der ſchönen baumwollenen Zeuche beſchäftigt worein ſie ſich kleiden. Ihre Weberſtühle ſind klein, aber gut eingerichtet. Sie arbeiten mit großer Geſchicklichkeit. Ueberall erblickte ich Emſigkeit, Induſtrie, und eine angenehme Reinlichkeit. Da ich von einigen meiner Tänzerinnen recht gut empfangen wurde, ſo ließ ich mich ins Geſpräch mit ihnen ein, und fragte ſie, warum man ſo viele hübſche Frauenzimmer auf ihre Inſel, und ſo wenig Mannsperſonen fände? (denn ich hatte deren kaum fünf oder ſechſe angetroffen) Sie gaben mir zur Antwort, die Caſioten brächten das Frühjahr, den Sommer, und einen Theil des Herbſtes zu Schiffe zu. „Sie trieben, ſetzte ſie hinzu, im Archipelagus Kaufmannſchaft; kommen von Zeit zu Zeit zurück, „um ihre Familien mit dem, was ſie brauchen, zu verſorgen, bringen aber nur den Winter bey ihnen zu. Sie „beſtellen die Felder im Novembermonate, erndten im „März, und begeben ſich dann gleich wieder zur See. „Da die Produkte der Inſel, nicht ſo reichlich ſind, um „alle Einwohner zu ernähren, ſo ſind ſie gezwungen, anderwärts Unterſtützung zu ſuchen. Mit dieſem Beyſtand, leben wir zwar nicht in Ueberfluß, aber doch wenigſtens in einer ſüßen Mittelmäſſigkeit. Die Söhne

„begleiten ihre Väter, und bilden ſich zu Seefahrern. „Während ihrer Abweſenheit ſpinnen wir Baumwoll, und „weben einen Theil von ihren und unſern Kleidern.“

Bey meinem Beſuch bewunderte ich die Ordnung und Weisheit dieſer kleinen Republik, den Frieden und die Eintracht, die unter ihren Gliedern herrſchte, und ſonderlich jene ſanfte Freude, jene Zufriedenheit, die auf ihren Geſichtern ſtrahlte. Glückliches Volk! dachte ich dann bey mir ſelbſt, Ehrſucht und Ränke ſtören deine Ruhe nicht! Der Durſt nach Golde verdirbt nicht deine Sitten, und dir ſind die Zwieſpalte, Zänkereyen und Laſter unbekannt, womit er die Erde anſtekt! Auf deiner Inſel, tritt kein auf ſeine Titel oder Schätze Stolzer, ſeinen demüthigen Landsmann mit Füßen; und kein kriechender Knecht ſchmeichelt hier den Laſtern ſeines Herrn. Der Menſch iſt hier dem Menſchen gleich, und kein Caſiote erröthet, oder erniedrigt ſich vor einem andern Caſioten. Wechſelſeitige Achtung und Ehrerbietung vereinigen ſie, und Mittelmäßigkeit und Gleichheit, ſind die dauernden Grundfeſten ihrer Glückſeeligkeit.

Um der Wahrheit jedoch treu zu bleiben, muß ich bekennen, daß ich in meinen Unterredungen mit einigen dieſer ſchönen Caſiotinnen, ihnen ein ſchmeichelhaftes Gemälde von dem Leben unſrer Franzöſinnen entwarf. Ich ſchilderte ſie ihnen, in zierlichem Putze, oft mit Gold, Seide und Juwelen bedekt, in prächtigen Wagen kutſchirend, von Feſten zu Feſten, von Schauſpielen zu Schauſpielen fliegend, von Anbetern umringt, und bloß mit ihren Vergnügungen, und mit unaufhörlichen, neuen Freuden-Genuße beſchäftigt; ich malte, wie man ſieht, nur die Roſenfarbene Seite eines ſo herrlichen Lebens. Sie ſchienen entzückt, ſeufzten über ſich ſelbſt, warfen einen Blick der Verachtung auf ihre Inſel, und hätten auf der Stelle nach Frankreich verſetzt ſeyn mögen; ſo ſehr iſt das menſchliche Herz geneigt, der Glückſeligkeit zu entſagen die es genißt, um ſich den glänzenden Schimären zu überlaſſen, welche die Einbildungskraft ihm darſtellt

Unter andern beſuchte ich einsmals zwey Schweſtern, die man mir als ſehr liebenswürdig beſchrieben hatte. Traurigkeit herrſchte in ihrer Wohnung, und mitten unter ihren Beſchäftigungen, entfuhren ihnen Seufzer. Die älteſte, ungefähr achtzehn Jahr alt, war groß, wohlgemacht, und von einer höchſt intereſſanten Figur. Sie hatte ſich nicht auf dem Balle befunden. Tiefe Schwermuth trübte ihre Schönheit; die Farbe ihrer Wangen war faſt verbleicht; der ſterbende Flamme glänzte in ihrem Auge; Thränen glitten unter ihren langen Augenwimpern hervor: ſie war ſo rührend! — Ihre junge Schweſter theilte ihren Schmerz, und glich einer Blume, die im Schatten ſteht, und nicht von den ſanften Stralen der Sonne erwärmt wird, ſondern in ihrer erſten Blüthe dahin welkt. Gern hätte ich dieſe ſchönen Betrübten getröſtet, allein ich hatte kein Recht über ihre Herzen, und konnte ihnen, in ſo kurzer Zeit, nicht Intreſſe genug einflößen, um ihre Thränen trocknen zu dürfen. Ich erfuhr, daß die eine ihren Mann verlohren hätte, den ſie liebte. „Es war, ſagte „man mir, das ſchönſte Paar auf der Inſel; Liebe knüpfte „ihr Band, aber kaum waren ſie einen Monat verhey„rathet, ſo litte der unglückliche, junge Mann Schiffbruch. „Das Meer verſchlang ihn, gleichſam in der Geburt, denn „denn er war noch nicht zwanzig Jahr alt. Die Jüngſte, „die ihrer Schweſter zärtlich ergeben iſt, weint mit ihr. „Das iſt aber nicht der einzige Kummer, der ſie beugt. „Sie iſt ſchon ſechszehn Jahr, und noch nicht verheyra„thet, und hier zu Lande ſind die Männer ſelten; das „Meer verzehrt einen großen Theil derſelben, und viel von „unſern Mädchen müßen ledig bleiben.“

Die

Dieſes machte mir's begreiflich, warum man zu Candia, und in vielen andern Städten, Caſiotinnen antrift, die ihr Vaterland freywillig verlaſſen haben. Ohne Beſchützer, ohne Verwandte, ohne Freunde, ſehn dieſe junge Schönheiten, ſich in die harte Nothwendigkeit verſetzet, zu dienen, wo ihre Unſchuld große Gefahr läuft. Oft laſſen ſie ſich vom Beyſpiel, oder von reichen Kaufleuten verführen, und leben in Ueppigkeit und Wolluſt. Ich habe deren verſchiedene gekannt, welche die Sitten ihres Vaterlandes vergeſſen, und jene Treuherzigkeit und Reinigkeit der Seele verloren hatten, welche den Reiz ihrer Landsmänninnen ausmachen.

Während meines Aufenthalts zu Caſos langte eine Barke an, die mit Reiß, Melonen, Granatäpfeln, und andern Obſt beladen war. Faſt alle Frauenzimmer verlieſſen das Dorf, und eilten den Berg hinab, um einen Gatten, einen Vater, einen Bruder, oder einen Freund zu bewillkommen. Nie habe ich Freude und Zärtlichkeit ſtärker ausdrücken geſehn; ſie umarmten ſie mit Entzücken, drückten ſie in ihre Arme, und ſegneten den Himmel, der ſie ihren Wünſchen wiederſchenkte. Alle Zeichen der Freude, alle Ausdrücke der Liebe, wurden von beyden Seiten verſchwendet. Es war ein wahres rührendes Schauſpiel. Dies ſind die alten Griechen! ſagte ich bey mir ſelbſt; dies iſt ihre lebhafte, leicht feuerfangende Einbildungskraft! dies iſt jene feine Empfindlichkeit, die ſie vor allen Völkern der Erde auszeichnete! Dieſer Felſen hat ſie vor dem Türkiſchen Joch gerettet, und ſie haben ihren alten Karakter ſich erhalten!

Der Nachmittag dieſes merkwürdigen Tages wurde der Freude geweihet. Der Caſiotiſche Schiffskapitain gab einen kleinen Ball. Ich begab mich auf ſeine Einladung dahin. Der Saal war von Tänzerinnen umringet. Die Haare waren parfumirt, man hatte die niedlichſten Lei[illegible] chen, die am ſchönſten geſtickten Gürtel, die weiſſeſte Röcke, angezogen. Man formirte verſchiedene Reyhen oder Kreiſe; die Arme auf die gewöhnliche Weiſe verſchlungen. Zwey Leyern und einige Sänger ſtanden auf einem erhöhten Platz, und belebten den Tanz. Fröhlichkeit funkelte aus aller Augen. Die jungen, zurückgekommenen Seefahrer, hatten ſich neben ihre Gattinnen oder Geliebten geſellt; ſie umſchlangen ſie im Tanze mit ihren Armen, und fühlten das Klopfen ihres Herzens. Die jungen Griechinnen hatten die Augen niedergeſchlagen, und ließen ihre Freude weniger ausbrechen, aber ihr Erröthen und die Unruhe ihres Buſens, verriethen nur zu deutlich, daß ſie ſich in der Nähe von lieben Gegenſtänden befanden. Jede Bewegung war Genuß. Unſre gekünſtelten Tänze haben unendlich mehr Grazie; mehr Eleganz, mehr Majeſtät; aber wie kalt ſind ſie gegen dieſen einfachen Rund-Tanz. Bey jenen genießt blos die Eitelkeit, bey dieſem redet das Herz zum Herzen, durch ein Blick, ein Lächeln, und ſonderlich durchs Berühren.

Die Weſtwinde hielten uns acht Tage auf der Rheede von Caſos auf, und ich dankte dem Himmel davor. Es that mir ſo wohl, mitten unter den Sklaven des osmanniſchen Jochs, einen Felſen von drey Stunden im Umkreys zu finden, wo ein glückliches Volk lebt. Hier iſt jeder Haußvater Herr in ſeinem Hauſe; er ſchlichtet die Zwiſtigkeiten, und ſeine Ausſprüche ſind Geſetze. Entſtehn Uneinigkeiten unter den Männern, ſo verſammeln ſich die Popen und Aelteſten, und legen ſie bey; aber dergleichen ereignet ſich ſelten unter Leuten, die alle einander gleich ſind, und nichts von Armuth und Reichthum wiſſen. Alle Glieder dieſer kleinen Geſellſchaft ſind beſchäftigt. Ich habe die hübſcheſten Caſiotinnen hinab ins Thal gehn, und wie in den Tagen Homers, ihre Wäſche ſelbſt an der Quelle waſchen geſehn, die da fließt; dieſe Arbeit erniedrigte ſie nicht; ſie heiterten ſich durch Geſänge dabey auf. Nur in den Ländern, wo der Reiche die Hände des Armen kaufen kann, ſchämt er ſich, die ſeinigen zu gebrauchen.

Reiſende, welche Beobachtungen über die Griechen angeſtellt haben, die dem Osmanniſchen Druck unterworfen ſind, werfen ihnen mit Recht Betrug, Treuloſigkeit und Niederträchtigkeit vor. Das ſind aber Laſter, die nicht in ihrer Natur liegen, ſondern die ſie dem knechtiſchen Zuſtand verdanken, in welchem ſie leben. Die Einwohner von Caſos ſind Griechen; ein Stral von Freyheit leuchtet ihnen, und ſie beſitzen Induſtrie, Rechtſchaffenheit, Empfindung und Sittlichkeit; man ſchicke ihnen einen Cadi, einen Mutewell, einen Paſcha, und ſie werden eben ſo ſpitzbübiſch, eben ſo verderbt werden, wie die übrige Nation. Aus dieſer Bemerkung läßt ſich eine große Wahrheit folgern, nemlich daß der Menſch in dem Maaße gut bleibt oder ausartet, wie man ihm ſeine natürlichen Rechte, Freyheit, und Eigenthum läßt oder nimmt.

Zweyter Brief.

Beſchreibung des Landſitzes des Ismael Aga.

Ich will Sie, Madame, mit einem der liebenswürdigſten Türken der Inſel bekannt machen, und ich hoffe, Sie ſollen mir es Dank wiſſen. Ismael-Aga, einer von den wohlhabendſten Einwohnern von Canaa, iſt ein Mann in die ſiebenzig, von majeſtätiſchem Wuchſe, und ſchöner Geſtalt, und deſſen Züge noch das Karakteriſtiſche von Stärke und Kraft haben. Er hat die Karavellen des Großherrn kommandirt, und einige Zeit zu Venedig zugebracht. Er iſt ganz Egypten durchreiſet, und dem Gebrauch nach, bey dem Grabe ſeines Propheten geweſen. Auf ſeinen Reiſen hat er den Stolz verloren, den Unwiſſenheit und Religionsvorurtheile den Türken einflößen, und der bey ihnen Verachtung der Fremden erzeugt. Ismael liebt ſie, und ſucht ihren Umgang. Er hatte uns eingeladen, einige Zeit auf ſeinem Landgute zuzubringen. Er ſchickte uns Pferde, und befahl ſeinen Söhnen, unſere Wegweiſer zu machen. Wir verließen Canea früh um acht Uhr, durchkreuzten das ſchöne, mit Oelbäumen bedeckte Feld, durchſtrichen die prächtige Ebene der Myrthen, in ihrer ganzen Länge, und erreichten ſeine Wohnung gegen Mittag; ſie liegt eine „Lieue“ jenſeits dieſer Ebene, am Abhange eines Hügels. Dieſer Herr empfing uns ſehr freundſchaftlich, aber ohne jene verſchwenderiſche Verſicherungen voll Freude und Vergnügen, die bey uns Etikette ſind. „Seyd willkommen!“ ſagte er, mit einem zufriedenen Geſichte, und auf der Stelle führte er uns an den Ort des Feſtes. Der Himmel war heiter und rein; aber die brennende Sonne entflammte die ganze Atmoſphäre: vier Stunden waren wir ihrer Gluth ausgeſezt geweſen, und jeder von uns ſeufzte nach Kühlung. Unſre Wünſche wurden erfüllt. Die Tafel war im Garten, im Schatten von Orangen-Bäumen aufgeſchlagen. Sechs von dieſen ſchönen, in einem Kraiſe gepflanzte, Bäume, vereinigten ihre Zweige, die keine Scheere verſtümmelt hatte, und bildeten ein Gewölbe, das die Stralen der Sonne nicht zu durchdringen vermogten. An einem der heißeſten Tage genoſſen wir in dieſem Saal, den die Natur ſo ſorgſam verſchönerte, der lieblichſten Kühle; überall hingen die Blüthen, in Guirlanden, auf die Gäſte herab, und kränzten jedes Scheitel. Ihr Schimmer, ihr Wohlgeruch, die Schönheit des Laubs, das leichte Säuſeln des Weſtes in den Blättern, Alles beredete uns, in einen bezauberten Aufenthalt verſetzt zu ſeyn. Unſer Vergnügen vollkommen

men zu machen, rieſelte ein niedlicher Bach, der von den benachbarten Bergen kam, unter der Tafel hin, und trug das ſeinige bey, die Laube kühl zu erhalten. Man ſah ihn, rechts und links, ſich über einen Gold-Sand ergießen, und ſeine kryſtallhelle Fluthen durch den Garten winden. In künſtlich angelegten Ableitungen, wäſſerte er täglich den Fuß der Orangen, Granat- und Mandelbäume, die den Tribut ſeines Waſſers, mit Wucher, durch einen Ueberfluß an Blüthen und Früchten erſtatteten.

Es war unterdeſſen aufgetragen geworden. Der Aga hatte ſich in allem nach unſerm Geſchmack gerichtet. Der Tiſch war mit alle dem Geräthe verſehn, deßen ſich die Franzoſen bedienen, und er ſelbſt fügte ſich nach unſern Gebräuchen. Weil er wußte, daß die Potage eins von unſern Gerichten iſt, ſo hatte er auf eine große Schüſſel geröſtete Brodſchnitte legen laſſen, die mit einer köſtlichen Galen bedeckt waren. Rings herum erblickte man Rothhüner oder rothe Rebhühner, faſt ſo groß wie unſre Hennen, und von einem herrlichen, Appetiterweckenden Fümet, vortrefliche Wachteln, ein zartes und delikates Lamm, und gehacktes Fleiſch, mit Reiß vortreflich zugerichtet. Der Wein entſprach der Güte der Gerichte. Wir hatten Geſetz-Wein, der beydes Geſchmack und Geruch zugleich kitzelte. Unſer guter Altvater, der es ſeinen Gäſten gleich thun, und wie ſie von dieſem Wein, Trotz Mohammeds Verbot, koſten wollte, hatte ſeine Bedienten und Kinder entfernt. Er vergaß die türkiſche Gravität, der nie ein Lächeln entwiſcht, ſchwazte munter mit uns, und ſezte uns oft durch die Scharfſicht ſeines Geiſtes, die Klugheit ſeiner Antworten, und die Richtigkeit ſeiner Ideen, in Erſtaunen. Als abgetragen worden war, brachte man den Moka-Kaffee, und die Tabakspfeife. Die Pfeifen, deren man ſich hier bedient, ſind von Jasminhalz, und das Mundſtück iſt von Ambra. Wegen ihrer ungeheuern Länge ſpürt man das

Beißende des Tobaks weniger; überdieſes iſt der Tobak, den man in der Türkey raucht, milde: man vermiſcht ihn mit Aloeholz, und ſein Dampf, der anderwärts ſo widrig iſt, bekommt hier etwas Angenehmes.

Wir ruhten wollüſtig im Schatten aus, und labten uns an dem Duft der Orangenblüthen. Unſer Wirth plauderte mit uns, und gab der Unterhaltung den Ton. Es war nicht jener Mode-Schnickſchnak, der gewöhnlich unſere Europäiſchen Geſellſchaften belebt; ſondern es wurde von lauter vernünftigen und verſtändigen Dingen geſprochen. Als die große Hitze vorüber war, rief er ſeine Kinder, und befahl ihnen, uns auf die Jagd zu führen. Wir begaben uns in eine Ebene, wo wir Wachteln fanden, und das Vergnügen hatten, viel zu ſchießen, ohne uns ſehr zu ermüden. Die Abendſchatten ſenkten ſich von den Bergen, und wir kehrten nach Ismaels Wohnung zurück. In dieſer Jahreszeit ſind auf Candia die Nächte ſo ſchön als die Tage, wir ſoupirten alſo in dem Orangen-Saal. Der Himmel war unbewölkt; die Kühlung angenehm, und die Luft ſo ſtill, daß die Flammen der vier großen Kerzen kaum fackelten. Sie erhellten das Laub auf tauſend verſchiedene Weiſen. Ihr manchfacher Widerſchein ſchuf Dunkel und Hellungen, von wunderbarer Wirkung. Hier und da ſchimmerte ein Stern durch die Oeffnung zweyer Blätter, und funkelte wie ein Demant. Die condenſirte Luft hatte die balſamiſchen Düfte der Gewächſe mehr zuſammengedrängt, und unſere Sinnen waren wie berauſcht. Das Blüthen-Gewölbe über unſern Häuptern dünkte mich in der Finſterniß der Nacht noch ſchöner, als im Lichte des Tages.

Bey den Türken haben bloß die Frauenzimmer abgeſonderte Gemächer. Die Männer ſchlafen zuſammen in großen Sälen, auf Matratzen, welche auf die Teppiche gelegt worden, und mit Tüchern und einer Decke verſehen ſind. Zufolge dieſes alten, bey den Morgenländern eingeführten Gebrauchs, wies man uns ein großes Zimmer an, wo unſre Betten rings herum auf der Erde lagen. Es ſind noch nicht zweyhundert Jahre, daß in Frankreich eine ganze Familie des Nachts auch nur Ein Zimmer einnahm. Seitdem haben ſich unſre Sitten ſehr geändert. Sie haben unendlich mehr Annehmlichkeit und Delikateſſe, vielleicht mehr Wohlſtand; ſind ſie aber auf einem freundſchaftlichern Fuße?

Kaum dämmerte die Morgenröthe, als man uns weckte. Die Mahomedaner ſtehen mit ihr auf, um das Morgengebet zu verrichten, und die erſten Stralen der Sonne und die herrliche Morgenluft zu genießen. Als wir hinunterkamen, erwartete uns das Frühſtück. Wir tranken Moka-Kaffé; rauchten den wohlriechenden Tobak von Catazlich, und gingen mit dem Sohne des Aga, und zweyen Piqueurs, auf die Repphühner-Jagd. Ich habe auf der Inſel nur eine einzige Art Repphühner geſehn, das Rothhuhn. Es lebt auf den Bergen, wo es ſich ungeheuer vermehrt. Es hat lebhaftere Farben, und iſt weit größer, als unſer rothes Rebhuhn. Sein Fleiſch iſt von vortrefflichem Geſchmack. Wir trafen ſehr zahlreiche Kitte auf allen Hügeln an. Unſere Jagd war fatigant, aber glücklich. Oft ſtiegen wir von Hügeln voll Heidekraut in ſchöne Mirten- und Oleander-Thäler hinab, wohin ſich das Wild vor der Sonnenhitze zu flüchten pflegt. und trieben aus den blühenden Gebüſchen, Feldhühner, Wachteln und Haſen auf.

Bey unſrer Rückkunſt in das Haus des Aga, vergaßen wir in der allerliebſten Laube, bey einem herrlichen Mittagsmahl, und dem Malvaſier des Bergs Ida, gar bald unſre Strapazen. Die Weiber des Aga machten uns eine Galanterie. Sie ſchickten uns einen ungeheuren Kuchen, die Arbeit ihrer Hände. Er beſtand aus Kern-Mehl, wohlriechendem Honig, friſchen Mandeln, und geſtoße-

nem

nen Piſtacien, mit etwas Roſenwaſſer eingemengt. Dieſes Backwerk war ſehr leicht, und jedermann fand es vortrefflich.

Die ganze Zeit über, daß wir bey Ismael Aga waren, wurden wir von ihm mit Höflichkeiten überhäuft. Er verſchwendete keinen Schwall von Komplimenten, aber er ſtudierte unſre Lieblingsneigungen, und wir konnten darauf rechnen, daß ſeine Tafel ſtets mit den Gerichten beſetzt war, die wir am meiſten liebten. Als ich an einem Morgen früher, als meine Gefährten, aufſtand, und in den umliegenden Gärten umherſtrich, erblickte ich dieſen ehrwürdigen Moslem, bey einem benachbarten Brunnen ſeines Hauſes ſtehend. Er wuſch ſich Geſicht und Hände, und ſang das erſte Kapitel des Korans, das heißt, eine der ſchönſten Hymnen, die je von Sterblichen an die Gottheit gerichtet worden ſind. Es athmet jenes Edle, jene antike Einfalt, welche die Sprache des Menſchen zum Ewigen zu ſeyn ſcheint. Ismael ſchien von Andacht durchdrungen, und ich faßte eine gute Meynung von einem Manne, der mit ſo vieler Würde die erſte ſeiner Pflichten erfüllte.

Dieſer Aga beſitzet noch verſchiedene andre Landhäuſer; das, wo wir jetzt waren, bewohnt er nur im Frühling. Die heißeſten Sommertage bringt er in einer artigen, in den Gebirgen gelegenen Wohnung zu. Während die Sonne die Ebene ſengt; die Luft entglüht, und die Thermometer auf 27° ſtehen, genießt er hier einer anmuthigen Temperirung, und ſieht um ſich her die Felder grünen, und Blüthen und Früchte die Bäume bedecken.

So leben alle reiche Mahomedaner auf Candia. Drey Viertheile des Jahres bringen ſie auf ihren Landgütern zu, und den Winter kommen ſie in die Stadt, und verkaufen den Ueberſchuß von ihren Produkten. Das Oehl, das ſie in Ueberfluß gewinnen; das Wachs, der Wein; die Wolle ihrer Heerden, verſchaffen ihnen große

Reichthümer. Sie begnügen ſich an dem, was ſie beſitzen, und ſtreben nicht nach Aemtern und Bedienungen, die ihre Sicherheit in Gefahr bringen könnten; ſie ſehn ſie ohne Neid, in den Händen von Fremdlingen. Auf ihren Gütern ſind ſie Könige, und ihre Worte Geſetze. Sie beſitzen die ſchönſten Weiber auf der Inſel. *) und erziehen ihre zahlreichen Kinder in der ſchuldigen Ehrfurcht und Gehorſam gegen das Haupt der Familie. So genießen dieſe Mohamedaner ohne Sorgen, ohne Unruhe, ohne Ehrſucht, aller der Güter, welche die Natur ihnen darbietet; leben glückliche Tage, und behalten, bis in ein ſehr hohes Alter, eine faſt unverwüſtliche Geſundheit.

3.

Erfahrungen über mich ſelbſt.

(Aus dem Engliſchen des Shenſtone).

I.

Ich haſſe Ausdrücke, Gleichniſſe, und Anſpielungen, die vom Seeweſen hergenommen ſind; mein Mißfallen davon rührt, glaube ich, von dem Unnatürlichem des Schiffens,

---

*) Hat ein Grieche eine hübſche Tochter, und läßt ſie allein aus dem Hauſe: ſo paſſen die Türken den Augenblick ab; entführen ſie, und machen ſie zu ihrer Gattinn. Sie zwingen ſie nicht, ihrer Religion abtrünnig zu werden, wenn ſie feſt an derſelben hängt; aber alle Kinder ſind Moslems. Ich ſah zu Canna eine ſchöne Griechin, welche auf dieſe Art ihrer Familie geraubt worden war. Nach dem Tode ihres Mannes kehrte ſie zu ihren Aeltern zurück, aber ihre Kinder blieben Mohammedaner, und ſie mußte ſich von ihnen trennen.

ſens, und dem großen Antheil her, den immer die Kunſt an dieſer Handthierung hat.

II.

Ich danke Gott, daß ſich mit meinem Namen kein Wortſpiel treiben läßt.

III.

Möchte ich jederzeit ein Einkommen haben, meinem Stande angemeſſen, und ein Herz, erhaben über beydes!

IV.

Lebloſe Dinge, Spielwerke, Geräthſchaften ſcheinen eine Art von Liebe von uns zu verdienen, wenn ſie uns durch mancherley Abwechslungen des Lebens begleitet haben. Ich habe oft meine Uhr, mein Schreibzeug, meine Doſe mit einem Blick voll Zärtlichkeit angeſehen, und ihnen eine Freundſchaft geſchenkt, die viele unter den Menſchen nicht verdienen.

V.

Es geht in Anſehung der Erde ſelbſt eben ſo, wie in Anſehung derer, die auf ihrer Oberfläche wandeln. Ich gehe gern bey Gedrängen vorüber, und ich ſuche gern im Gehen verſchiedne Ausſichten von der Gegend zu bekommen; aber unvermerkt entſchließe ich mich, niederzuſitzen, wo ich kaum zwey Schuhe vor mir hin ſehen kann.

VI.

Ich fange zu früh an, die Welt gering zu ſchätzen, als daß ich jemahls eine große Figur darin ſpielen könnte. Das non'est tanti des Ovid wurzelt bey mir ſo ſtark ein, daß ich in wenig Jahren gar keine Leidenſchaft mehr haben werde.

VII.

Ich bin dem Menſchen Dank ſchuldig, der mir ſchöne Dinge ins Geſicht ſagt. Aber noch mehr bin ich dem verpflichtet, der auch in meiner Abweſenheit gut von mir ſpricht. Wenn man mich fragte: was ich lieber haben möchte, daß jemand in meiner Abweſenheit, oder daß er in meiner Gegenwart gut von mir ſpräche? — ſo würde ich antworten: lieber wäre mir das letztere, denn, wenn dies alle Menſchen thäten, ſo käme auf jenes nichts an.

VIII.

Ich fühle eine Art von Habſucht nach geſellſchaftlichem Vergnügen, die zu nichts dient, als mich zu kränken. Ich ſehe nie eine große oder eine kleine Stadt auf der Landkarte, daß ich mir nicht bey mir ſelbſt manche angenehme Perſonen darin denke, mit denen ich bekannt zu ſeyn wünſchte.

IX.

Es iſt ein elendes Ding, wenn man den Werth von ſeiner Zeit fühlt, und doch durch Umſtände abgehalten wird, den gehörigen Gebrauch davon zu machen.

X.

Es iſt ein elendes Ding, eine Perſon zu lieben, die man haßt, und doch iſt es kein Widerſpruch.

XI.

Die heutige Welt ſetzt ein Stück der guten Lebensart darein, daß man, wenn man Verwandte anredet, die Verwandtſchaft ganz mit Stillſchweigen übergeht. Unſtreitig bringt das unſre Hochachtung und Zuneigung auf einen minder partheiiſchen Fuß. Mich dünkt, wenn ich Urſache hätte, einen Freund zu ſchätzen: ſo würde ich das Andenken an die Verbindung mit ihm auch im zwanzigſten Gliede nicht erlöſchen laſſen. Von einer Familie, der ich keine Achtung ſchenken könnte, würde ich die Geſchwiſterkinder nicht erkennen.

XII.

Paraphraſirte, philoſophiſche Obſcönitäten ſind in meinen Augen das Ekelhafteſte, was ſich denken läßt. Soll ich ſagen, man nimmt den Geiſt weg, und läßt uns nichts, als das caput mortuum übrig; oder ſoll ich lieber ſagen, es iſt Dreck, in ſchönes Goldpapier gewickelt, das uns dazu dient, Erwartung zu erregen? Könnte man es irgend jemanden zugeſtehn, daß er mit Anſtand Obſcönitäten ſage: ſo wären es offenherzige Landleute, die eine unaffectirte Sprache reden; doch auch bey dieſen miſcht ſich, wenn ſie alt werden, Affectation ein.

XIII.

Es iſt alle Mahl Verluſt von Freyheit, wenn man über Entwürfe vor der Zeit Entſchließungen faßt.

XIV.

Es gibt eine Art Menſchen, denen man gern alles Gute wünſchte, und gern alle Dienſte leiſtete; aber es ſind zuweilen ſolche, mit denen man auf keine Weiſe ſeine Zeit theilen möchte.

XV.

Ich wünſchte alle Menſchen zu einer ſolchen Höhe erhaben, daß ſie dem bloßen Auge noch immer mit Glanz erſchienen.

XVI.

Ich bin in der That, wenn eins von beyden ſeyn muß, mehr geneigt, eine falſche Verachtung, als eine ungegründete Achtung zu heucheln.

XVII.

Warum ſollte ich murren? Ich habe in der Provinz Wallis Häuſer geſehn, gegen die mein Landhaus ein Hamptoncourt iſt, und wo man von einem Glasfenſter als von einer außerordentlichen Pracht redete. Alle Dinge in der Welt glänzen nur in Vergleichung mit andern.

XVIII.

Ich ſuche es nicht ſowohl zu vermeiden, daß ich betrogen werde, als daß es ohne große Koſten von mir geſchieht. Denn die meiſten Menſchen ſind nur dann auf guter Laune, wenn ſie andre auf dieſe oder jene Art betrügen können.

XIX.

Ich kann nicht umhin, die Ruhe und Freyheit, die ich genieße, mit der Bequemlichkeit eines alten Schuhes zu vergleichen: er iſt gemächlich, aber er ſieht doch immer, mehr oder minder, zerlumpt aus.

XX.

Nicht die Hebräiſche, Arabiſche, Syriſche, Koptiſche, ja ſelbſt nicht die Chineſiſche Sprache kömmt mir halb ſo ſchwer vor, als die Sprache einer abſchlägigen Antwort.

XXI.

Es träumte mir einſt wirklich, als wenn jemand zu mir ſagte, ich ſollte meine Gedichte nicht einzeln drucken laſſen:

manche Sterne würden, wenn ſie einzeln ſtänden, kaum ſichtbar ſeyn, die, in einem engen Raum vereinigt, ein glänzendes Geſtirn bilden.

XXII.

Die Grimaſſen von den Liederſängern, und das Geſchrey von denen, die die Brochuren für einen halben Penny ausrufen, kamen mir aus meiner Wohnung in Fleetſtreet ſo außerordentlich luſtig vor, daß es mir leid that, daß ich niemand hatte, in deſſen Geſellſchaft ich ſie beobachten konnte. Denn das Lachen iſt keine Unterhaltung für die Einſamkeit.

XXIII.

Hätte ich ein Vermögen von acht bis zehntauſend Pfund jährlicher Einkünfte, ſo wollte ich mir ſelbſt eine Nachbarſchaft machen. Fürs erſte würde ich ein Dorf mit einer Kirche bauen, und es mit Leuten bevölkern, die irgend eine Art von Gewerbe trieben, das für die Gegend paßte. Ich würde ferner in der gehörigen Entfernung von einander eine gewiſſe Anzahl artiger Landhäuſer hinſetzen, wovon eines etwa tauſend Pfund koſtete, und mir das Vergnügen machen, ihnen alle die Vorzüge zu geben, die ihnen der Geſchmack geben könnte. Dieſe würde ich mit einem Ausſchuß wohlgewählter Freunde bevölkern, und jedem jährlich die Summe von zweihundert Pfund auf Lebenszeit auswerfen. Das Geld müße unwiderruflich ſeyn, damit ſie Unabhängigkeit behielten; allein die Wohnung müße nicht ihr Eigenthum ſeyn, daß ich, falls ein Bewohner undankbar wäre, einen andern hineinſetzen könnte. So angenehm das in der Spekulation ſcheinen mag, ſo ließe ſich doch vielleicht ein ſehr natürlicher und intereſſanter Roman auf die unbequemen Folgen gründen, die aus der Vollziehung dieſes Entwurfes entſtehen könnten.

XXIV.

Ich glaube, allgemein bemerkt zu haben, daß Streitigkeiten von Freunden, die im letztern Theil des Lebens entſtehn, nie recht wieder beygelegt werden. Male ſarta gratia nequicquam coit, & reſcinditur. Eine Wunde in der Freundſchaft junger Leute kann, wie in der Rinde junger Bäume, ſo verwachſen, daß ſie keine Narbe hinterläßt. Ganz anders iſt der Fall bey alten Leuten, und bey alten Stämmen. Die Urſache davon läßt ſich daher erklären, weil im letztern Theile des Lebens die geſellſchaftlichen Leidenſchaften abnehmen, und dagegen Spleen, Argwohn und Groll die Oberhand gewinnen.

XXV.

Nichts iſt für mi[illegible]nerträglicher, als wenn ich ſchwache und niederträchtige Menſchen jede alberne Rede mit Bewundrung wiederholen höre, die einer Perſon, die nichts als Rang oder Vermögen hat, entfallen iſt. Es iſt crambe bis cocta. Der Nonſenſe wird noch ekelhafter durch die Bewunderung, womit ſie ihn begleiten, und zeigt die ſeile Denkungsart des großen Hauſens, der im Stande iſt, Fortunen für die Göttin des Witzes anzuſehn.

XXVI.

Was für ein Vergnügen iſt es, ſeine Schulden zu bezahlen! Dies ſcheint von einer Verbindung mehrerer Umſtände herzurühren, deren jeder Vergnügen gewährt. Fürs erſte, wird dadurch die Unzufriedenheit gehoben, die jeder Menſch von Empfindung fühlt, wenn er von andern, abhängig iſt. Es macht dem Gläubiger Vergnügen, und befriedigt alſo unſre geſellige Neigung. Es befödert das künftige Zutrauen, das für ein redliches Gemüth ſo wichtig iſt. Es eröffnet uns die Ausſicht, bey künftigen Vorfällen ſogleich das erhalten zu können, was wir brauchen. Es erregt bey uns das Bewußtſeyn von Rechtſchaffenheit, und wir wiſſen, daß das der rechte Maßſtab iſt, um die Gerechtigkeit und die Wirthſchaft eines Menſchen zu beurtheilen. Endlich iſt es die vornehmſte Stütze eines guten Namens.

XXVII.

Ich habe es mir zur Regel gemacht, (und ich wollte es auch wohl andern als eine Regel der Klugheit empfehlen) ſo oft ich jemandes Freundſchaft verliere, der dann insgemein anfängt, mein Feind zu werden; ſo ſuche ich mir einen neuen Freund an ſeine Stelle zu verſchaffen. Dies wird am beſten bewirkt, wenn man einen von ſeinen Feinden umzukehren ſucht: auf dieſe Weiſe gewinnt man, indem man wenigſtens dieſelbe Zahl von Freunden behält; wo nicht gar einen Feind weniger hat. Ein ſolches Verfahren ſollte, däucht mich, eben ſo pünktlich beobachtet werden, als die Austheilung von den erledigten Bändern, wenn Ordensritter ſterben.

XXVIII.

Ich habe mir es jederzeit zur Regel gemacht, mich willig mit einem Menſchen auszuſöhnen, deſſen Beleidigungen aus keinem böſen Herzen kamen. War ich aber überzeugt, daß ſie aus Bosheit geſchehen waren, um mein ſelbſt willen alle Gelegenheit zur Rache unbenutzt zu laſſen; die ganze Figur meiner Feinde ſo ſehr zu vergeſſen, als mir die angenehmere Idee von meinen Freunden in das Gedächtniß zurückzurufen. Ich bin überzeugt, daß ich aus dieſem Grundſatze nicht wenig Glückſeligkeit für mich hergeleitet habe.

XXIX.

Ich war ſonſt ſo einfältig, und hoffte, daß ich aus jedem Diener, den ich hätte, mir einen Freund machen könnte. Jetzt bin ich überzeugt, daß das Weſen des Dienſtes ſelbſt insgemein das Gegentheil befördert. Den Karakter der Menſchen muß man größten Theils aus ihrer Erziehung und Beruf erklären; die Geburt thut wenig dazu. Die Könige werden in der Regel mit denſelben Neigungen geboren, wie andre Menſchen; aber aus der Nachſicht und Schmeicheley, womit ihre Erziehung verbunden zu ſeyn pflegt, iſt es wahrſcheinlich, daß ſie ſtolzer, üppiger, und ihren Leidenſchaften unterworfen ſind, als ſonſt irgend eine Art von Menſchen. Ich zweifle gar nicht, daß viele Advokaten mit offenherzigem und redlichem Gemüthe geboren werden; aber ich kenne keinen, der nur die geringſte Praxis hat, der nicht eigennützig, intriguant und falſch wäre. Eben ſo bringt es die Natur des Dienſtes mit ſich, daß er alle edle Bewegungsgründe des Gehorſams erſtickt, und keine andern, als die edlen Bewegungsgründe, Eigennutz und Furcht übrig läßt. Doch gibt es einige Ausnahmen von dieſer Regel, wovon ich auch die Erfahrung gemacht habe.

4.

Okano, der Karaibe.

Den Täuſchungen und dem ſorgloſen Taumel der erſten Jugend, aber auch der Vertraulichkeit mit den Büchern und der Freundſchaft entriſſen, kam ich vor einigen Jahren nach **San-Domingo**. Das Schickſal trennte mich von allem, was mir das Liebſte war; allein es ſchien mir doch einen Erſatz dafür geben zu wollen. Es ließ mich auf jener Inſel einen von jenen ſeltenen Männern finden, die überall ſich gleich, und durch Geiſt und Tugend, ohne Anſpruch, überall ein Gegenſtand der Achtung und Bewunderung ſind. Der Ungleichheit des Alters ungeachtet, kam mir dieſer ſo ſchätzbare Mann mit warmer Zuneigung entgegen, und ſein Herz zog ſehr bald das meinige an ſich.

Weil das Klima auf mich wirkte, wie auf Jeden, der den heiſſen Erdſtrich betritt: ſo vermochte mich mein neuer wohlthätiger Freund, die Stadt am Kap zu verlaſſen, um in ſeiner ländlichen Wohnung, an freyer Luft, meine Geſundheit wiederherzuſtellen. Hier konnte ich mich nun dem Hang zur Abgeſchiedenheit und zum Nachſinnen, der von je her herrſchend in mir war, ungeſtört überlaſſen. Mit meinem Homer, Racine oder Fenelon in der Hand, wanderte ich oft, längſt den Zuckerpflanzungen hin, an das Ufer eines Fluſſes, der das Guth meines Freundes nach ſeinem ganzen Umfang umfloß; und dann abwärts, unter einem herrlichen Bogengange von Bambus, der ſich über den Strom bis an ſeine Mündung wölbte. Hier weidet ſich das Auge an dem Anblick einer kleinen Wieſe, **Samana**, die zum Theil durch ein Gehölz von Campeſchen- und Manglebäumen Schatten erhält. Auf der andern Seite des Fluſſes ſind Dünen, die den Fluß **Limbe** vom Hafen **Mnegot** abſondern: von hier hat man die Ausſicht auf die grenzenloſe Fläche des Meers, wo unaufhörlich Fiſche ſpringen, oder Schiffe vorüberſeegeln. Ich verlor mich im Anſtaunen des mannigfaltigen, feyerlichen Schauſpiels; unverwandt verfolgte mein Blick die Schiffe im Flug, und meine Phantaſie flog zurück nach meinem Vaterlande und zu meinen Freunden.

Oefters bemerkte ich alsdann einen unbekleideten Menſchen, der nach dem Ufer zu gehen, ſein Netz auszuwerfen, und dann mit ſeiner Beute in das kleine Manglegehölz zurückzukehren pflegte. Ich hielt ihn Anfangs für einer Meſtizene; für einen Fiſcher aus der Nachbarſchaft. Daß ich ihn aber ſo oft an einem ſo wenig von Menſchen beſuchten Orte antraf, machte mich aufmerkſam; ich ging ihm alſo eines Tages nach, als er ſeinen einſamen Aufenthalt wieder ſuchte. Einige Palmblätter machten dort ein kleines Schirmdach aus, um ihn gegen Regengüſſe zu ſchützen. Eine Hangematte von künſtlich geflochtenem Hanf *) ſchwebte zwiſchen zwey naheſtehenden Bäumen. Sein Hausrath beſtand in einigen ſehr gut ausgehöhlten und ausgegrabenen Kürbisflaſchen.

Als ich näher kam, fand ich, daß er ein Indianer ſeyn müßte: ſein glattes Haar, ſeine kupferfarbige Haut; ſeine plattgedrückte Stirn; ſeine Augen, die ſich einander zu ſuchen ſchienen: alles verrieth mir ſeine Abkunft. Ich beobachtete ihn ſchweigend, und er fuhr, ohne nur ein Wort zu ſagen, in ſeinen Geſchäften fort. Zuerſt grub er eine weite Höhlung in den Sand; in dieſe legte er viel dürres Holz und zündete es an. Auf die glühenden Kohlen von dieſem Holze legte er die eben gefangenen Fiſche; beſtreute ſie, während des Backens, mit ein wenig Salz und träufelte ſehr viel Zitronenſaft darauf. Als ſie völlig gebacken waren, richtete er ſie auf einem großen Bananasblatte mit einigen

---

*) Pitre, eine Art Hanf die in Amerika wild wächſt.

Früchten von dieſem Baume an, und lud mich ein, mit ihm zu eſſen. Dieſe Einladung war das erſte Wort, das ich von ihm hörte; vorher hatte er ſich benommen, als wär' er ganz allein. Sein ganzes Betragen war ſo treuherzig, ſo unbefangen, und das Anſehen ſeiner kleinen Mahlzeit ſo freundlich, daß ich es ihm nicht abſchlagen konnte; auch hat mir nie ein Fiſch ſo gut geſchmeckt. Meinem guten Wirthe gefiel's, daß ich mit ſolchem Appetite aß, und er ſchien ſo zufrieden mit mir zu ſeyn, daß es mir Muth machte, ihm nach dem Eſſen verſchiedene Fragen zu thun.

Die erſte war, ob er ein Karaibe ſey? — „Leider!“ gab er mir zu Antwort, indem er den Kopf auf die Bruſt ſinken ließ, und Thränen ihm in die Augen traten. Auf ein Mahl raffte er ſich wieder auf, und blickte ſchüchtern umher, als ob er beſorgte, behorcht worden zu ſeyn. — Freund! ſetzte ich hinzu, wie lange hältſt Du Dich nun in dieſer Gegend auf? — „Drey Jahre, war ſeine Antwort; und wie ich lebe, ſiehſt Du ſelbſt. Die Schwarzen aus den benachbarten Pflanzungen bringen mir Tobak und Piſangfrüchte: ich gebe ihnen dagegen etwas von meiner kleinen Fiſcherey, und zuweilen eine Kürbisflaſche, die ich zum Zeitvertreibe für ſie ausſteche.“ — Aber, fragte ich weiter, ehe Du hieher kamſt, wo warſt Du da? — Bey dieſer Frage ſeufzt' er wieder tief, und ſeine Thränen floſſen von neuem. — So ſage mir, fügte ich hinzu, wenigſtens Deinen Namen? — „Meinen Namen? rief er mit verſtörtem Blick, meinen Namen? den ſollſt Du wiſſen; aber ſo lange ich hier wohne, ſprich ihn nicht wieder aus: er heißt Okano. Bey dieſem Worte ſtürzt' er ſich mit dem Geſicht in den Sand, und wühlte mit den Händen im Boden, als ob er wünſchte, die Erde möchte ſich aufthun, ihn zu verbergen. Mein Zureden, meine Tröſtungen, meine Theilnehmungen vermochten ihn endlich, wieder aufzuſtehn. Aber ich konnte nun kein Wort ihm mehr abgewinnen, und als es Nacht wurde, ging ich mit betrübtem Herzen nach Hauſe.

So voll ich auch von meiner Begebenheit war, ſo legte ich mir doch unverbrüchliches Stillſchweigen darüber auf; nur nahm ich mir vor, den armen Wilden wieder zu beſuchen, und ihn, wo möglich, völlig zur Sprache zu bringen; wiewohl nicht allzudringend, um ihn nicht etwa mißtrauiſch zu machen. Tags darauf wartete ich, bis es ein wenig ſpät wurde, ehe ich wieder ans Ufer ging, und begnügte mich, ihm Tobaksblätter und verſchiedene Früchte anzubieten, welches ihm ſehr zu gefallen ſchien. Die folgenden Tage kam ich als guter Freund wieder, und er gewöhnte ſich ſo an meine Gegenwart, daß er nicht leicht ſeine Abendmahlzeit hielt, wenn ich nicht dabey war. Indeſſen fuhr er doch fort, zu ſchweigen, ſo oft ich ihm um ſeine Geſchichte bath; weinte, winkte mir mit der Hand, daß ich davon nicht weiter reden ſollte, und warf ſich dabey öfters auf die Erde nieder.

Eines Tags, als ich ihn früher als gewöhnlich beſuchte, fand ich ihn nicht, und den ganzen Nachmittag wartete ich auf ihn vergebens. Seine Hangematte hing indeſſen noch wie ſonſt; auch ſeine Flaſchen waren in Ordnung; ich vermißte nichts in ſeiner verborgenen Wohnung. Ich ſuchte ihn den folgenden und noch mehrere Tage, aber eben ſo vergebens: Okano war verſchwunden. Mancherley Gerüchte verbreitteten ſich, wie der arme Indianer geſtorben wäre. Die benachbarten Neger, die ihn liebten, erſchöpften ſich in Muthmaßungen. Einige ſagen, die Zombis hätten ihn entführt *); andere behaupteten, er hätte ſich ſelbſt umgebracht; noch andere glaubten mit mehr Wahrſcheinlichkeit, er wäre von einem Hay oder von einem Kaimane verſchlungen worden: kurz, ich mußte ſeine Wohnung ver-

---

*) Die böſen Geiſter bey den Negern, die ſie eine ſehr wichtige Rolle ſpielen laſſen.

verlaſſen, ohne etwas gewiſſes von ihm erfahren zu können.

Länger als ein Jahr hernach machte ich eine Reiſe nach der Gegend von Port-au-Prince, die wegen ihrer öftern Verwüſtungen durch Erdbeben ſo unglücklich berühmt geworden iſt. Ich bekam Luſt die großen Seen die hier die Franzöſiſchen und Spaniſchen Etabliſſements ſcheiden, zu beſehen; und eine Jagdpartie, die ich mit einigen Einwohnern anſtellte, verſchafte mir Gelegenheit dazu. Es waren daher fünf weiſſe und eben ſo viel Negerſklaven; wir hatten etliche Mauleſel mit unſerm Gepäcke, Zwieback und Wein beladen. Wir giengen zu Lande bis ans Ende der Ebene Cul-de-ſac genannt; hier beſtiegen wir eine Pirogue um über den erſten See zu fahren; unſere Neger aber, nebſt den Mauleſeln und Pferden, ſchickten wir über die Berge voraus, bis zur Pflanzung eines gewiſſen Narcißo's, eines Spaniers, wo wir ſie wiederfanden.

Die Spanier auf San Domingo führen größtentheils ein nomadiſches, patriarchaliſches Leben, das man vielleicht, nach einer Schilderung von Narciſſo's Lebensart, nicht ohne Theilnehmung kennen lernen wird.

Narciſſo beſitzt eine Pflanzung von etwa vier Meilen in der Breite und acht Meilen in der Länge, nebſt zahlreichen Heerden von Kühen, Pferden, Ziegen und Schaafen. Sein Haus, mitten auf einer groſſen Wieſe, iſt ganz einfach und ſehr bequem. Die Gänge die es umgeben, und ein Zwiſchengang der es in zwey Theile abſondert, unterhalten darin eine beſtändige Kühlung. In dem Zwiſchengange oder Vorhauſe ſind leichte Hangmatten ausgebreitet in denen ſich die Männer wiegen; die Weiber aber ſitzen auf ledernen Polſtern umher, ſticken, nähen, und ſingen Balladen mit Begleitung ihrer Guitarren. Ein Fremder mag kommen zu welcher Stunde des Tags er will, ſo bietet man ihm Caffé, Konfituren, Obſt und vortreffliche Milch an. Narciſſo ſchien eben fünfzig Jahre alt zu ſeyn; ſeine Frau, eine Indianerin von Geburt, war noch jung und ſehr ſchön; und fünf reitzende Töchter machen ihre Familie aus.

Wir liefen gegen fünf Tage auf der Jagd und Fiſcherey umher, die beyde hier zu Land auſſerordentlich ergiebig ſind. Endlich aber, da ich doch die beyden andern Seen auch ſehen wollte, that ich einem von meinen Gefährten den Antrag, mich zu begleiten. Die übrigen drey blieben bey Narciſſo'n, der längſt am Gebirge Baroco hinwanderte; ich aber, von meinem Neger begleitet, nahm meinen Weg nach einer entgegengeſezten Richtung; und es wurde ausgemacht, daß wir uns bey der Bühe Neybe wiederfinden wollten.

Am zweyten Tage meiner Reiſe mußte ich, nach einer langen Wanderung längſt den Ufern des Sees, vom Wege ausbeugen um ein Obdach zu ſuchen. Nachdem ich ohngefähr zwey Meilen einem kleinen Strom entgegengegangen war, entdeckte ich endlich unter etlichen Gebüſchen von Kokus- und Piſangbäumen, eine ziemlich artige Hütte. Ich ging hin, und bath eine Indianiſche Frau die an der Thüre ſtand, um Bewirthung: ihre Antwort war eine dringende Einladung. Unterdeſſen daß mein Neger für meine Pferde ſorgte, packte ich meinen Vorrath aus, und both nicht nur der Indianerin, die mich eingeladen hatte zu eſſen an, ſondern auch zwey andern weit jüngern, davon die eine an der Bruſt einen Säugling trug: alle drey benahmen ſich ſehr freundſchaftlich gegen mich. Nachdem mein Neger auch wie wir gegeſſen hatte, ließ ich mein Hangbette unter dem kleinen Gange der Hütte ausbreiten und legte mich nieder.

Die Indianerinnen waren noch nicht lange zu Hauſe, und es war ſchon ganz Nacht, als ein Mann in die Hütte trat. Nach der Art wie man ihn empfing, konnte ich nicht anders glauben als daß er der Herr der kleinen Wohnung ſeyn mußte. Aber man denke ſich mein Erſtaunen: ſeine Stimme kam mir vor wie die Stimme **Okano's**. Und doch konnt' ich mich deſſen noch nicht überreden: **Okano** war ja zu gewiß am Ufer des **Limbe** geſtorben; er konnte unmöglich zu **Neybe** wieder aufgelebt ſeyn. Meine Wirthinnen mogte ich auch nicht rufen, um ſie zu fragen: und ſo brachte ich die ganze Nacht in Ungewißheit zu. Erſt bey Sonnenaufgang erkannte ich meinen guten Karaiben.

Sein Erſtaunen war dem meinigen gleich, und ſein Entzücken unbeſchreiblich. Er küßte mir bald die Hände, bald die Füße, weinte, lachte, ſchrie laut auf vor Freude, hüpfte wie ein Kind. Nachdem wir gefrühſtückt hatten, ſagte ich zu ihm: **Okano**! Du ſcheinſt mir jezt glücklich zu ſeyn, jezt erzählſt Du mir doch Deine Geſchichte? — „Sehr gern! verſezte er, ich will Dir nichts mehr verhehlen." Und ſo fort begann er die folgende Erzählung, die ſeine Thränen oft unterbrachen.

„Ich gehöre zu der kleinen Anzahl der freyen Indianer die noch auf dieſer Inſel übrig ſind. Niemals hat ſich Spaniſches oder Afrikaniſches Blut mit dem Blute meines Geſchlechts vermiſcht. Ich bin am Ufer des **Ozama** geboren. Ich lebte dort glücklich und ohne Leidenſchaft, als eine Indianerinn, deren Mann jüngſt geſtorben war, in unſerer Nachbarſchaft eine Freyſtätte ſuchte. Nach dem Ruf, in dem mein Vater ſtand, hatte ſie gehoft einen Beſchützer in ihm zu finden; auch trügte ſie ihre Hofnung nicht. Meine Mutter lebte nicht mehr; mein älteſter Bruder wohnte hier mit ſeiner Frau und ſeinen zwei Töchtern, die Du hier vor Dir ſiehſt; ich war der einzige Sohn den mein Vater um ſich hatte; der gute Greis nahm die Wittwe die um Unterſtützung bath, ſehr gern auf. Doch warum erzähl' ich Dir was mir ſo lieb iſt und ſo traurig? was mich ſo glücklich gemacht hat auf wenig Augenblicke, und mein ganzes übriges Leben vergiftet? Die Wittwe von der ich ſprach, war nicht allein: bey ihr war ihre Tochter, oder vielmehr eine von unſern **Zemes** *) in menſchlicher Geſtalt. In der Blüthe der Jugend verband **Yango**, mit jedem Reitz den ſich die Mädchen wünſchen, jene himmliſche Güte des Herzens die ſie zuweilen beſitzen. Ihr Wuchs war edel wie eine junge Palme, und geſchmeidig wie ein ſchlankes Rohr. Doch Wuchs und Anmuth der Züge machten nur den geringern Theil ihres Werthes aus! die ſchüchterne, liebevolle Taube iſt nicht ſo ſanft als **Yango** war. Kaum ſahen ſie meine Augen, ſo liebte ſie mein Herz. Ich geſtand es ihr bald, und fand Gegenliebe. Nicht lange nach dem erſten Genuße verlohr ich meinen Vater, und trauerte zum Erſten Mahle: Doch **Yango** und ihre Mutter weinten mit mir, und **Yango's** Thränen verſüßten die meinigen. Ach! ich ahndete nicht, daß ich bald um ſie ſelbſt würde weinen müſſen!“

„In den leztenStunden meines Vaters hatte ihn ein Karaibe, namens **Tinamu** beſucht, der mit den Kräften der Pflanzen ſehr bekannt war, aber doch keine Geneſungspflanze für uns finden konnte. Dieſer Karaibe ſah **Yangos**, und das Gift der Liebe drang in ſein Herz. Bald darauf verlohr er ſeine Frau, die ihm zwey Kinder hinterließ, und nun kam er eilend um ihre Stelle durch **Yango** zu erſetzen. **Yango** und ihre Mutter geſtanden ihm offen welches Band uns verknüpfte: **Tinamu** ging ſchweigend fort.“

Ein halbes Jahr war ſeit dieſem Vorfall verfloßen, und wir dachten ſogar nicht mehr daran, als es mir einfiel eine Art Fiſche die **Yango** ſehr gern aß, in einer tiefen Stelle des Ozamafluſses einige Meilen weit von unſerer Wohnung, zu fangen. Ich machte mich mit Son-

nen-

---

*) Nach dem Glauben der Indianer himmliſche Weſen; aber bey weitem nicht ſo mächtig als ihr **Manitu**, oder Teufel.

nenausgang auf den Weg: aber vorher umarmte ich noch ein Mahl eine Yango. Sie weinte; noch nie hatte ſie mich wieder ſo lebhaft und ſo mit Rührung umarmt. O mich däucht, ich ſehe ſie noch, höre ſie noch, fühle mich noch von ihr umſchloſſen! Blos für ſie ging ich zu Fiſchen aus, und doch war ich den ganzen Tag über traurig. Es war ein dunkles Vorgefühl meines Unglück: denn glaube nur, unſere guten **Zews** ſuchen uns immer das Ungemach zu entdecken das unſer hart, damit wir es vermeiden mögen; aber **Manitu** reißt uns wider ihren Willen dahin.

Mein Fiſchzug war reichlich: mein Geiſt heiterte ſich wieder auf, als mir auf ein Mahl der Gedanke an **Tinamu** durch die Seele fuhr. Ich eilte zurück nach meiner Hütte; aber zu ſpät! es war ſchon geſchehen. Das erſte was ich beym Eintritt ſah, war Yango's Mutter über den Leichnam ihrer ſterbenden Tochter gebeugt, und fruchtlos geſchäftig ſie wieder zu beleben. Ich ſtürzte mich auch auf die ſterbende Yango; ich faßte ihren lezten Seufzer auf; ſie ſtarb in meinen Armen. Haſt Du jemals geliebt, Freund, und verlohrſt Deine Geliebte in dem Augenblicke da ſie Dir am liebſten war, ſo denke Dir meinen Schmerz; ſonſt vermagſt Du's nicht. Weinen, das war mir unmöglich, aber ich raſte; mehr als ein Mahl ſank ich in wilder Betäubung an den Boden, und wenn ich aus der Betäubung erwachte, denn heulte ich vor Wuth, und rufte dem Tod der doch nicht erſchien. Erſt nach etlichen Tagen, als es ruhiger in mir geworden, und die Verzweifelung in ſtillen Gram übergegangen war, ſagte man mir die Urſache des Todes meiner Yango. Der Unmenſch, **Tinamu**, hatte in meiner Abweſenheit die Stunde abgelauſcht, wo Yango ſich im Fluße Ozama badete: hier hatte er ſie überfallen und gezwungen einen Mane, milleapfel, das ſchrecklichſte Gift in der Natur zu verſchlucken.“

„Ich that nun den Schwur mein Leben zu erhalten damit ich ſie rächen könnte. Ich lief nach **Tinamu's** Wohnung; er war nicht da, und ſo ſucht' ich ihn mehrere Monate nach einander vergebens. Endlich fiel es mir ein, daß er in einer Bucht von unſerer Inſel ſeyn könne, wo die Spanier noch verſchiedene Indianer zur Perlenfiſcherey gebrauchen. Es war eben die Zeit der Perlenfiſcherey; ich eilte alſo hin. Als ich dahin kam, miſchte ich mich unter die Karaiben am Ufer, und gab Acht auf alle Taucher, wie ſie mit den Muſcheln in die Höhe kamen, oder wieder verſchwanden. welche Freude für mich, **Tinamu** war dabey! Er hingegen bemerkte mich nicht. Ich wartete nur auf den Augenblick da er wieder untertauchte, und ſtürzte gleich ihm nach, unterm Waſſer ergriff ich ihn bey dem einen Fuß, und zog ihn weit ins Meer fort, faſt entſchloſſen ihn zu erſäufen, oder lieber mit ihm zugleich umzukommen. **Tinamu** war wohl Zwey Mahl ſo alt und weit ſtärker als ich; aber ſein Sträuben blieb dennoch fruchtlos: Ich hatte ihn ſo feſt gepackt, daß er ſich nicht losringen konnte. Zuletzt fühlt' ich, daß ihm jedes Glied erſtarrte; er war ertrunken; ich ließ ihn unterm Waſſer. Als ich wieder ans Ufer kam, erzählte ich den Indianern meinen Verluſt und meine Rache; alle ſagten: recht gethan!“

Tinamu hatte zwey Söhne hinterlaſſen: dieſe wuchſen bald zu Männern heran. Nach unſern Sitten wird Mord durch Mord gebüßt. **Tinamus** Söhne ſchwuren mir den Tod: ihnen zu entgehen, mußte ich von den Ufern des **Ozamo** entweichen. Ich flüchtete in das Gebirge von **Cibao**, ſie ſuchten mich dort auf. Ich flüchtete nach **Samana**, ſie folgten mir auch dahin nach. Zuletzt fand ich keine Freyſtatt mehr, als am Ufer des **Limbo's**, wo Du mich ſo oft geſehen haſt. Nach ſechs Jahren Benbannung und Beſorgniß erſchien mir Nachts im Traum mein älteſter Bruder, und bath mich um Hülfe. Sogleich eilte ich fort: und als ich hierher kam, erfuhr ich, **Tinamus** Söhne hätten, voll Grimmes mich nicht zu finden, meinen Bruder ermordet, und dann die Inſel **San-Domingo** ganz verlaſſen. Ich gieng nun wieder zurück nach meiner vorigen Wohnung, um auf dem Grabe meiner **Yango** zu weinen. Ihre Mutter war weit hinweg gezogen, und geſtorben. Ich grub den Ueberreſt von **Yango** wieder aus, und verſcharrte ſie dort unter jene Kokosbäume, wo ich nun täglich hingehen und anbeten kann.“

„Ich wählte mir hernach dieſen Ort zum Aufenthalte, damit ich der Wittwe und den Töchtern meines Bruders zum Beſchützer dienen könnte. Und ſoll ich Dirs geſtehen? Alle drey haben in mich gedrungen, daß ich Gatte derjenigen werden müßte, die einen Säugling trägt: ich habe ihrem Wunſche und der Stimme der Natur nachgegeben. Wirſt Du mir's verzeyhen, **Vango**? . . . Bey dieſen lezten Worten ergoßen ſich ſeine Thränen noch reichlicher als vorher. Aber ſeine junge Gattin trat herzu, und reichte ihm ſein Kind. **Okano** nahm ſein Kind, und küßte ſein Kind, und ſein Gram verlohr ſich in Lächeln.

H.

IV.

Naturgeſchichte.

Vacat.

V.

Anekdoten.

Von dem kürzlich verſtorbenen franzöſiſchen Marſchall de Vaux

Die Soldaten liebten den Marſchall **de Vaux**, weil ſeine Strenge, die man vielleicht übertrieben hat, ſich auf Liebe zur Ordnung, Aufrechthaltung der Disciplin, und Gerechtigkeit, gründete, die ihn ſeine Soldaten als ſeine Kinder behandeln ließ. Die Art und Weiſe wie er dabey zu verfahren pflegte, zeigte von einer großen Kenntniß des menſchlichen Herzens, und ſonderlich des Karakters des franzöſiſchen Soldaten.

Als er nach **Havre de Grace** kam, um die Armee zu kommandiren, welche der König, auf der Küſte der Normandie, zu einer Landung in England, zuſammenzog, wurde er mit Klagen über die Exceſſe beſtürmet, welche die Truppen in der Stadt und der Gegend begangen hatten. Der General wendete ſich nicht an den General-Gewaltiger der Armee; er verſammelte die Grenadier-Kompagnien von allen Regimentern: Meine Herrn, redete er ſie an, und nahm ſeinen Huth ab, die Bürger dieſer Stadt haben die königlichen Truppen mit einer Zuvorkommung aufgenommen, welche ſie mehr thun läßt, als ſie zu thun ſchuldig wären, und doch hat man ihre Gärten und Feldfrüchte beraubt. Ich halte die Grenadiere, ſo wenig einer ſo ſchimpflichen That, fähig, daß ich ihnen vielmehr auftrage, auf beſſerer Ordnung zu ſehn, und den erſten Soldaten zu arretiren, den ſie auf einer ſolchen Niederträchtigkeit ertappen werden.“ Von dem Augenblicke an hörten alle Klagen auf.

Ein Grenadier, der in dem Hauſe eines Bürgers dieſer Stadt in Quartier lag, welcher Vater einer hübſchen Tochter war, betrug ſich ſo, daß ſein Wirth bitten mußte, das er verlegt werden möchte. Der Grenadier verſuchte bey Nacht mit Hülfe zweyer ſeiner Kameraden, mit Gewalt in das Haus zu brechen. Der Bürger beſchwerte ſich bey dem Marſchall, konnte aber die Schuldigen nicht angeben, weil ihn die Dunkelheit verhindert hatte, ſie zu erkennen. Der Marſchall ließ alle Unteroſſiciere des Regiments rufen, er ſtellte ihnen vor, welche Schande es für ihr Regiment ſeyn würde, wenn die Urheber eines ſolchen Verbrechens nicht beſtraft werden könnten, und befahl ihnen, bey Arreſt, dieſe Störer der öffentlichen Ruhe zu entdecken, und vor ihn zu bringen. Sie gaben ſich ſelbſt an, und die Unteroſſiziere führten ſie zum General. Der Marſchall **de Vaux** verwies ihnen nachdrücklich ihr unanſtändiges Betragen, und überließ es ihren eigenen Sergranten und Korporalen ihr Urtheil zu fällen. Dieſe verurtheilten den Straſbarſten unter ihnen, zu einem Jahr

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52319-X
REICHARD,H.A.O. FN. 17585/022

Gefangenſchaft bey Waſſer und Brod. Ihr habt ganz recht geſprochen, ſagte der Marſchall, aber ich will euren Ausſpruch mildern, der ſeiner Geſundheit ſchädlich werden könnte, und doch härter ſeyn als ihr. Er ſoll nicht Arreſtant ſeyn, aber dieſer Grenadier ſoll mit den Recruten und Kranken in Frankreich bleiben, und uns nicht nach England begleiten. Es iſt unmöglich die Verzweiflung des Grenadiers zu ſchildern; das erſte Urtheil hatte er mit kaltem Blute angehört, aber jetzt mußte man ihn von den Füßen des Generals wegreißen, die er mit Thränen benetzte, und um Gotteswillen bath, ihm aus Barmherzigkeit noch eine härtere Strafe zu dictiren, als ſeine Unterofficiere gethan hätten, nur ihn nicht von dem Feldzug auszuſchließen. Dieſe neue Art von Beſtrafung macht der Herzenkenntnis des Generals Ehre, der ihre Wirkung voraus geſehn, und richtig calculirt hatte.

Sechs und funfzig Soldaten die im Lazareth zu **Caen** krank lagen, ſchrieben gemeinſchaftlich an den Marſchall **de Vaux**, und bathen ihn: „noch einige Tage auf ſie zu warten, oder wenn es der Dienſt nicht litte, ein Schiff für ſie zurükzulaſſen, weil zwölf von ihnen das Lazareth ſchon in 4 Tagen, und die andern es ebenfalls nächſtens verlaſſen würden.“ Der Marſchall hatte die Güte ihnen antworten zu laſſen: „Er würde, wenn er gezwungen wäre, Frankreich vor ihrer Geneſung zu verlaſſen, dafür ſorgen, daß ſie ihm unverzüglich nachfolgen könnten.“ Dieſer Zug ehrt ſo wohl den Feldherrn als ſeine Krieger.

Den 9. May 1769 zeichnete ſich ein Grenadier vom Regiment **Champagne**, bey genahmt **le Pouſſeur**, in dem Gefecht von Ponte-Noro, in Corſica, durch eine That aus, welche die Bewunderung der ganzen Armee erhielt. Der General ließ dieſen Grenadier, der, als einziger Uebriggebliebener des ganzen Kommando's, ſeinen Poſten doch behauptet, und viele Corſen erlegt hatte, vor ſich kommen, lobte ſeine Tapferkeit, behielt ihn zur Tafel, ließ ihn an ſeiner Seite ſitzen, und wirkte ihm ein Geſchenk von 600 Livres aus. Er intereſſirte ſich für dieſen wackern Mann, der als Offizier bey dem Regiment **Auſtraſien** geſtorben iſt, ſo lange er lebte.

Als obriſter Befehlshaber in Corſica, ließ er einen Corſen zu ſich rufen, der dreiſſig Jahr zu vor, als Herr **de Vaux**, auf dieſer Inſel, unter dem Marſchall **der Maillebois** diente, ihn durch einen Flintenſchuß an der linken Hand gelähmt, und ſich deſſen gerühmt hatte. Der Corſe kam zitternd zu dem Herrn **de Vaux**, der ihn an eben der Stelle empfing, wo er von ihm verwundet worden war. Er glaubte ſich verlohren: „**Fürchte nichts**, ſagte der General, indem er ihm einige Goldſtücke gab, **ſo rächen ſich Franzoſen!**

Als Kommendant zu **Thionville** erneuerte der Marſchall die Verordnungen gegen den Wucher bey Geldanleihen. Ein Jude zu Thionville ſchoß einem Offizier Geld auf ziemlich hohe Zinſen vor; zur Verfallzeit des Wechſels, hielt der Offizier mit der Bezahlung nicht ein, und der Jude verklagte ihn. Der Marſchall, ließ den Juden und Offzier vor ſich kommen, hörte ſie beyde an, und befahl, den Juden ins Gefängniß zu ſtecken. **Er ſoll ſo lange darinn bleiben**, ſezte er hinzu, **bis der Herr da**, auf den Offzier zeigend, **bezahle**. Er ſtrafte ſo den Juden für die Uebertretung des Geſetzes, und zwang den Offizier bey der Ehre, ſeine Schuld zu bezahlen.

VI. Bi-

VI.
Biographie.

Etwas über Bokaz und ſeine Schriften.

Seit vier Jahrhunderten haben verſchiedene Italieniſche Schriftſteller von Bokaz und ſeiner Italiſchen Meiſterfeder geſchrieben. Der älteſte Biograph iſt ohnſtreitig **Filippo di Mattro di Villano de' Villani.** Ihm folgten:

Franceſco di Jacobo Tatti von Fiorenz. Er edirte 1542 zu Venedig einige Briefe über die Novellen des Bokaz und 1546 ebendaſelbſt eine Erklärung über Sprichwörter und ſchwere Stellen deſſelben.

Girolamo Squarciafico von Alexandrien, öffentlicher Lehrer zu Venedig, und bekannt durch ſeine Arbeiten über den Petrarch, gab 1458 das Leben des **Bokaz** zu Venedig heraus.

Sanſorini hat ſämtliche Werke des Bokaz 1549 zu Venedig in 4to herausgegeben und deſſen Leben vordrucken laſſen. Unter den Neuern zeichnet ſich **Manni**, ein Florentiniſcher Akademiker vorzüglich aus. Er gab zu Florenz 1742 in 4to

„Hiſtoria del Decamerone di Geovanni Bocaccio ꝛc.

heraus. Er hat ſeine Vorgänger geprüfet und genutzet, auch in der berühmten ſtrozianiſchen Bibliothek zu Florenz

Manuſcripte gefunden, die zur Vervollkommung ſeines Werkes viel beygetragen haben.

Alle dieſe Biographen habe ich geleſen und verglichen, und da Bokazens Schriften bey uns geſchätzt und bekannt ſind, auch überhaupt ausländiſche Litteratur, ſeit Jagemann, Bertuch, Eſchenburg, der Herausgeber dieſer periodiſchen Schrift und mehrere ſie kultiviren, uns wohl behaget; ſo glaubte ich einige müßige Stunden nicht übel zu verwenden, wenigſtens nicht unnütz zu verſchleudern, wenn ich von dem Geleſenen einen Auszug liefere. **Manni** ſagt:

„Ich habe oft bemerket, daß auch kleine Anekdoten,
„wenn ſie große Männer betrafen, unſere Aufmerk-
„ſamkeit erwekten, kleine Nachrichten vom Bokaz
„machten mich neugierig nach größeren; ich las,
„ſammelte, und ſo entſtand das Leben des größten
„Italieniſchen Proſaiſten und berühmten Dichters.“

Auch ich dachte ſo, las, ſammelte überſezte und liefere hier kürzlich Alles, was mir von dem Leben und den Schriften des Bokaz intereſſant ſchien.

Ueber den Geburtsort des Bokaz ſind die Meinungen der Italieniſchen Schriftſteller und Gelehrten ſehr verſchieden. Einige behaupten **Certald**, ein Schloß im Florenziſchen Gebiete, ſey ſein Geburtsort; andre ſagen Florenz.

Unter dieſen leztern gehört auch Manni. Er beſtimmt ſogar den Theil der Stadt, und ſagt, daß er auf dem Toſkaniſchen Graben geboren ſey. Es ſind aber zuviel Gründe wider ihn, und man hat mehr Urſachen der Meynung der Erſtern beyzutreten. Zum Beweis nur Einige:

Johann Albert Fabriz ſagt indem er vom Bokaz redet *)

„natus Certaldo“

und Martin Hanck:

„Joannes Bocacius patriam nactus est Cer-
„taldam, Florentino ditionis oppidum.“

Squarcinſiro erzehlet ſogar, daß man noch in Certald das Haus ſehe, worinne er gebohren ſey. An dieſem Hauſe ſtünde über der Thüre erſtlich das Wappen des Hauſes von Medizes und darunter folgendes Diſtychon:

Has olim exiguas colit Bocacius aedes No-
mine qui terras occupat, ultra. Polum.

Dieſes Haus ſoll nachher der Marcheſe Rudolfo und ſeine Erben beſeſſen haben.

Auf der Mauer des Kloſters zu St. Jacob daſelbſt, findet man auch, wie es heißet, des Vaters Begräbniß, mit der Aufſchrift ſeines Namens

„F. BOCACJO CHELLINI. EF.“

Eine ſolche Menge glaubwürdiger Nachrichten laſſen keinen Zweifel übrig, ſo wie auch das 1313 Jahr das Geburtsjahr unſers Schriftſtellers und Dichters gewiß iſt. Nur Wenige behaupten 1314.

Daß ſein Vater Bocaccio Chellini ***) hieß, weis man nun ſchon aus der oben angeführten Grabſchrift. Nicht ſo gewiß läßt ſich beſtimmen wer deſſen Mutter geweſen. Ein Fall, der in der heutigen Welt öfterer umgewendet eintritt. Was **Manni** hierüber ſchreibet iſt wahrer Galimathias. Soviel iſt gewiß, daß Chellini zwey Weiber gehabt hat. Die erſte hieß **Margarethe**, und war aus der Familie der de Martulis ſonſt auch de Mardolis genannt. Die zwote hies: Bice di Ubuldino die Nepo vom Boſtichi. Mit dieſer hat er drey Söhne gezeuget. **Vanni, Franceſco** und **Jacobo.** Folglich müßte Johann wohl von der Margarethe ſeyn. Es würde auch gar kein Zweifel übrig bleiben, wenn nicht eine geſchriebene Nachricht, die im erzbiſchöflichen Seminarium zu Florenz gefunden worden, ſagte, daß Johann Bokaz ein legitimirter Sohn des Chellini ſey. Und **Manni** ſezt hinzu, daß Johann ganz gewiß außer der Ehe gezeuget ſey. Es habe nehmlich ſein Vater in Paris die Kaufmannſchaft gelernt, ein Frauenzimmer von Stande geliebet, ſey wieder geliebet worden, und unſer Johann ſey der deutlichſte Beweiß davon.

---

*) In Bibl. med. & infin. Latin. Vol. I. L. II. S. 681.

**) De romanarum rerum Scriptoribus Lipſ. 1669. C. 43.

***) Chellini iſt wahrſcheinlich des Diminutiv von Michellino.

Da in der gelehrten Welt ein ſolch Geburts Makelchen weniger als in der Nobeln ſchadet, in der erſtern es auch blos **einige** und nicht auf **angeerbte Verdienſte** ankömt, ſo will ich mich hierbey nicht weiter aufhalten.

Daß der Vater ſein feuriges, lebhaftes und verliebtes Temperament dem Sohne angeerbet habe, beweiſen deßen Schriften. Wahrſcheinlich hat Chellini die Kaufmannſchaft nicht fortgeſezt, ſondern in Certald privatiſirt, und daher mag es kommen, daß **Hederich** in ſeinem gelehrten Lexikon angibt, daß Chellini ein Bauer geweſen wäre. Daß die Eltern unſers Bokaz weder reich noch berühmt worden, ſcheint aus verſchiedenen Schriftſtellern zu erhellen. **Fabriz** in ſeiner angeführten Bibliothek ſagt von ihm:

„Vir ingenio potius nobilis quam genere
„vel dignitatibus"

und Squarciaſico ſagt vom Vater:

„Ju motto oppreſſo dalla poverta"

Demohngeachtet wollte Chellini ſchlechterdings aus ſeinem Sohne Johann einen Kaufmann machen.

Vergeblich, wie der Vater des Ovideus Petrarch und Arioſt wiederrieth er ſeinem Sohne das Studieren. *) vergeblich that er ihn zu einem Kaufmann in die Lehre. Bokaz Liebe zu den Muſen, welche durch den Lehrer ſeiner Jugend, **Strata**, (ein berühmter Grammatiker und Poet den Karl der IV. krönete) noch mehr angefacht worden war, war zu groß, als daß er den Geſinnungen ſeines Vaters hatte entſprechen können. Er bath auf das Neue um die Erlaubniß zu ſtudiren, und erhielt ſie unter der Bedingung ſich dem Kanoniſchen Rechte zu widmen. **Cino von Piſtoja** wurde ſein Lehrer. In einigen Ausgaben des Petrachs — ich weis nicht ob in allen — findet man auch von dieſem **Cino** Gedichte. Die leztre Wiſſenſchaft machte dem Bokaz lieblicher, aus dem Munde des Cino ertönen als die trockene kanoniſchen Rechte mit ihren noch trockenern Commentaren in Quart und Folio. Er ſtudierete daher, mit Hintanſetzung der Rechtsgelehrtheit, Philoſophen und Humaniſten. Zu Lehrern erwählte er ſich den **Petrarch** **), **Andalo** ***) und **Parlaa** einen Mönch, von Geburt ein Kalabrienſer, welcher ihm die griechiſche Sprache, ſo wie **Leantius Pilatus** †) ein

Theſ-

---

*) Ovid ſagt in ſeinen Triſtiis

„Saepe pater dixit. Studium quid inutile tentet? Mae-
„onides nullas ipſe reliquit opes."

Wegen Petrarch und Arioſt ſiehe Göckings Gedichte Th. 1. S. 227.

**) Bokaz ſagt in ſeinen Briefen: Pro Philoſtropo ego intelligo glorioſum praeceptorem meum, Franciſcum Petrarcham

***) In der Genealogie de Götter Cap. 7. B. 1. und B. 11. K. 6. ſagt Bokaz auch von dieſem: Venerabilis Andalo praeceptor meus &c.

†) Dieſer Leantius Pilatus ſoll ein Mann von ſtrengen Sitten; rauher Lebensart, und fürchterlichem Anſehen geweſen ſeyn. Sein großer Bart, ſeine große ſchwarze Perücke, ſein beſtändiges Meditiren zeichnete ihn vor Andern ſehr aus. Er war ein lebendiges Archiv der

Grie-

Theſſalonicher lehrete. Unter dieſen Lehrern, bey dem unermüdeten Fleiß des Bokaz und ſeinem Trieb zum Studieren, konnte es nicht fehlen, daß er zunahm an Weisheit und Verſtand, ſeine Schriften zeigen ſein Genie, ſeine Welt- und Sprachkenntniß. In ſeiner Mutterſprache ſuchte er ſeines Gleichen. Er ſprach und ſchrieb Franzöſiſch, Lateiniſch und Griechiſch.

Von ſeinen Kenntniſſen in der griechiſchen Sprache ſagt Manetti.

> „Alles was wir vom Griechiſchen haben und wiſſen, danken wir dem Bokaz. Er war der Erſte der einen Griechiſchen Lehrer und Griechiſche Schriften, die durch Land und Waſſer weit von uns entfernt waren auf eigene Koſten nach Hetrurien zurückbrachte.“ *)

Bekannt genug iſt es noch heutiges Tages, daß Bokaz der eleganteſte und geliebteſte Schriftſteller ſeiner Zeit war und — noch wird er geſchätzt. Zwar iſt nicht zu läugnen, daß, bey der Menge ſeiner Schriften, nicht alle gleichen Werth haben, aber man verkennt doch nie die Toſkaniſche Meiſterfeder, nie den Mann der ſeiner Sprache ſo vollkommen mächtig war, und alle dieſe Kenntniſſe ſo angenehm in Ausübung zu bringen wußte.

Die Theſeide, die auch Amazonide heißet, ſoll ſein erſtes Werk geweſen ſeyn, und folglich mußte er ſich eher zur gebundenen als ungebundenen Rede appliziret haben.

1475

Griechiſchen Hiſtorie. Fabriz a. a. O. ſagt: Boccacius a Leontio Pilato doctus Homerum amare atque intelligere.

*) Totum quicquid apud nos Graecorum eſt Bocacio noſtro feratur acceptum, qui primus praeceptorem & libros graecos, a nobis per longa terrarum marisque ſpatia diſtantes, propriis ſumptibus in Etruriam reduxit.

1475 kam ſie zuerſt bey Carnerio in Ferrara heraus unter dem Titel:

„Amazonide di Giao. Boccacio Mioſata da Petro Andrea dei Baſci.“

Dieſes iſt das erſte Italieniſche Gedicht das gedruckt worden iſt. Dieſe Ausgabe iſt aber ſehr unkorrekt und fehlerhaft. Es iſt auch in Proſa geſetzt, und von Nicolo Granucio 1579 gedruckt worden.

Amoroſa viſione folgte der Amazonide, die beſte Edition iſt folgende:

Amoroſa viſione nella quale Si contegono cinque trionfi, cioè Trionfo di Sapienza, di Gloria, di Sichezza, di Amore & di Fortuna. Opera di M. Giov. Boccacio, con l'apologie di Girolemo Claricio &c. Milano p. Caſtiglione 1520 und 21. 4to.

Il Filoſtrato. Ein Gedicht des Bokaz in ottava rima, welche Bokaz eingeführt haben ſoll. In derſelben Versart iſt auch:

Il Ninſale Fieſolano

ein Gedicht welches ſich auf würkliche bey Florenz ſich zugetragene Begebenheiten gründen ſoll.

Unter ſeinen proſaiſchen Werken verdienet wohl vorzüglich genannt zu werden:

Il Decamerone.

Dieſes Werk verdunkelte warhaftig den Ruhm aller ſeiner übrigen. In Haynii Bibliothecæ italiana findet man 99 verſchiedene Ausgaben dieſes Werks. Die älteſte iſt diejenige, welche ohne Druckort, Titel, und in klein Folio herausgekommen iſt. Am Ende ſtehet bloß:

Deo gratias.

Die koſtbarſte hingegen iſt die, welche in Florenz bey den Erben des Giunti 1507 heraus kam: ſie wird gewöhnlich mit 100 venetianiſchen Dukaten bezahlet.

Die übrigen Schriften will ich nur den Namen nach anführen. Unter den Lateiniſchen Werken des Bokaz nimmt den erſten Platz ein

Genealogia Deorum

Betaſſi hat dieſes Werk, in das Italieniſche ſo wie die meiſten ſeiner Lateiniſchen Werke überſezet, als:

De mulieribus claris

De Caſibus illuſtrium virorum &c.

De montibus Syluis, Fontibus, Lacubus, Fluminibus, Stagnis & de Diverſis nominibus maris. Venet. 1473 iſt vom Liburnio überſetzt und bey Giaento Florenz 1598. 8. herausgegeben worden.

Ameto, Fiametta, Filocolo, Filocopo und Corbaccio, ſonſt auch Laberinto dàmore betitelt ſind, nach dem Decamerone die vorzüglichſten Werke in Proſa und zwar hauptſächlich Corbaccio. Die ſeltenſte und koſtbarſte Ausgabe darin iſt, Parigi p. Alorello 1569 8.

Commento di Giov. Boccacio Sopra la Comedia di Dante und eine Lebensbeſchreibung des Dantè machen den Beſchluß. Hecatomphila, o Sia l'arte ingegnoſa d'amore. Venez bey Bindani 1543, wird ihm nebſt mehreren Schriften, ohne Grund, zugeeignet. Denn nach der angeführten Haymiſchen Italieniſchen Bibliothek iſt der Verfaſſer des benannten Werks Alberti. So viel von ſeinen Schriften!

Uebrigens war unſer Bokaz ein ſchöner, ſtarker und groſſer Mann, hatte ein muntres, rundes, feiſtes Geſicht, eine etwas groſſe, gebogene Naſe, aufgeworfene Lippen die jeden Kuß doppelt empfinden machten, und ein Kinn das ſeine Schönheit vorzüglich im Lachen zeigte. In dem Dome zu Udine findet man ihn in Lebensgröſſe abgemahlet, weil der Patriarch von Aquileja, als ihn einſt Bokaz, Cino, Petrarch und Cevalcandi beſuchten, zum Denkmahl dieſes Beſuchs, dieſe vier Gelehrten mahlen, und im Dohm nahe beym großen Altar, in der Kapelle des H. Nikolaus, aufhängen lies. Ein Beweiß daß der Patriarch kein fetter Dumkopf ſondern ein Mann war, der die Wiſſenſchaft ſchätzte und liebte.

Bokaz war Sanguineus und was daraus folget, viſ, und hatte viel Temperament. Man beſchuldigt ihn daß er ein Wollüſtling geweſen. Einige läſtern ihn ſogar von dieſer Seite. Unterdeſſen mag es doch ſo arg nicht geweſen ſeyn, und wenn ihn **Filetto** im Leben des Dante

„cupidinis Servum“

nennet, ſo findet man hingegen in des **Amirati** Storie Fiorentinae im 10. Buch, daß Pabſt Urban VI. von ihm geſchrieben habe, daß er den Bokaz ſehr hoch ſchätze

„in riguardo delle ſue virtu“

Daß er ein Kenner weiblicher Schönheit geweſen iſt, beweiſet ſein Korbaccio, und verliebt mag er auch wohl bis an ſein Ende geweſen ſeyn.

Sagt doch Sterne von ſich

„Ich bin mein ganzes Leben durch beſtändig in die
„eine oder andere Prinzeſſin verliebt geweſen, und
„ich hoffe daß ſoll bis an mein ſeeliges Ende ſo fort-
„gehen.“

Bokez ſoll unter andern mit Maria, König Roberts von Neapolis Tochter eine Liebſchaft gehabt haben, und ſeine Romane **Filocolo** und **Fiametta** ſollen ſich darauf beziehen. Da man jetzt ſeine Schönen, wären ſie auch häßlich beſinget, vergöttert, ihnen **Gedichte oder Schmähſchriften** dediciret, ſo wunderts mich, dergleichen nicht beym Bokaz zu finden.

Andre meynen, daß er unter Fiametten die Königin Johanne die II. verſtanden habe. In ſeinem Buche de mulieribus claris wo er mit Even anfängt, nennt er ſie

„die Würdigſte und den Glanz Italiens.“

Einige intolerante Orthodoxen nennen auch den guten Bekaz einen Freygeiſt und Religionsſpötter. Sein Teſtament aber welches in **Manni** befindlich iſt, iſt ein wahrer Beweis von Frömmigkeit. Es iſt wahr daß er, als ein Mann von durchdringendem Verſtande, die Mängel und Schwachheiten der Religion einſahe und züchtigte, aber Religionsſpötter war er nicht ſo wenig als Heuchler. Seine Feder ſchrieb freylich Warheiten worüber der Pfaff erſchrack, daß die Kutte auf dem Leibe bebte.

So groß aber ſein Hang zum Studieren und zur Erweiterung ſeiner Kenntniſſe und Wiſſenſchaften war, ſo abgeneigt war derſelbe, nach Art unſerer jungen Genies und Schöngeiſter, öffentlichen Geſchäften. Er liebte die Freyheit. Sogar die Curatel über ſeinen Bruder Jacob gab er 1351 ab, um ganz ohne häußliche Sorge zu leben.

Man wußte aber nur zu gut, daß er zu allen Geſchäften zu gebrauchen, und ſeine Feder jeder Unternehmung gewachſen ſey, und brauchte ihn daher oft zu Geſandſchaften. Zu verſchiedenenmalen iſt er an den Pabſt, andre regierende Herren und an Gelehrte geſendet worden. Seine Luſt zum Reiſen mag darzu beygetragen haben, daß er ſich dieſer Art von Geſchäften unterzog.

Er lebte als Gelehrter für ſich und führte, ob er gleich Clericus war, dennoch ein ſekulares Leben. Einige zweifeln, daß er Clericus geweſen, und behaupten, Gelehrter und Clericus wäre ehemals einerley geweſen, unterdeſſen ſtehet doch in ſeinem Teſtamente

„excepto Breviario dicti Teſtatoris.“

welches er machte als er eben heftig mit ſeinem böſen Magen geplaget war. Er ſchrieb an den Petrarch, daß er die Annäherung ſeines Todes vermerke, worauf Petrarch in einer Epiſtel, deren Anfang

> „Magnis me monſtris implevit, Frater, epiſtola tua &c.

lautet, und welche in Manni Seite 88 wörtlich befindlich iſt, antwortete. Er ſuchte ihn am Abend ſeines Lebens mit Gründen aus der Bibel, aus Kirchenvätern und vorzüglich aus dem Ambroſius und heidniſchen Schriftſtellern zu tröſten.

Und ſo ſtarb denn den 20ſten December 1375 unſer Bokaz zu Certald und wurde in ſeinem Familien Begräbniſſe, beygeſetzet. Seine Schriften haben ihn aber unvergeßlich, ich möchte ſagen unſterblich gemacht!

Br.

VII.

Roman.

Die Macht der Einbildungskraft: ein Engliſches Feen-Mährchen.

XYZ, war zum Glück geboren. Eine Menge Feen umgaben ſeine Wiege, und überhäuften ihn mit Geſchenken. Eine begabte ihn mit Schönheit, — eine andere mit Verſtand. Die Fee **Geſchliffenheit**, erſchöpfte alle ihre Schätze, um ſein Aeußerliches zu heben, die Fee **Geiſtreich** ſuchte eine Ehre darin, ihn mit nützlichen und angenehmen Kenntniſſen zu bereichern, und die Fee Gu-

ten-

terton verließ ausdrücklich Paris, ihren gewöhnlichen Aufenthalt, um ihn mit einem hinreichenden Vorrath von jenen liebenswürdigen Kleinigkeiten auszuſteuern, welche den Mann von Welt, den gemachten Mann, bezeichnen.

Reichthum, Anmuth und ein gutes Herz, ſind unſchätzbare Geſchenke, und Xyz beſaß ſie in vollem Maaße. Seine allmächtigen Freundinnen hatten nichts aus der Acht gelaſſen, um aus dieſem kleinen Gegenſtand ihres Wohlwollens, ein Muſter der Vollkommenheit zu machen. Aber in der Eile hatten ſie vergeſſen die Fee Querſtrich zu bitten, ihm hold zu ſeyn.

Sie rächte ſich grauſam für dieſe Vernachläßigung. Im ſchönſten Augenblick des Feſtes, ſah man einen Eſel hereinkommen, auf dem, majeſtätiſch, dieſe böſe Fee ritt. Bey dieſem Anblick, und der grämlichen Mine mit der ſie erſchien, nahm jedermann die Flucht. Sie näherte ſich der Wiege, hauchte zweymal, ſpuckte dreymal, und brummte, mit vielbedeutendem Kopfſchütteln; „Xyz wird alle „mögliche Vollkommenheiten beſitzen, aber nicht wiſſen, daß „er ſie hat; alle ſeine guten Eigenſchaften, werden in ſei„nen Augen, ſo viele Fehler dünken; er wird ſich einäu„gig und misgeſtaltet, hinkend und ausgewachſen, bet„telarm im Ueberfluß, und dumm mit allen ſeinem Ver„ſtande, glauben; bey dem vortreflichſten Herzen, wird „ſich ſein Gewiſſen ewige Vorwürfe machen, und das wird „ſo lange dauern, bis ihm ein blinder, die Augen „öfnet!“

Die Fee Querſtrich ſprachs, und trabte auf ihrem Langohr davon.

Die Vollkommenheiten des Xyz nahmen zu, wie ſeine Jahre. Das erſtemal als er ſich im Spiegel ſah, fuhr er beym Anblick ſeiner Geſtalt, erſchrocken zurück, und von dem Augenblicke an, legte er alle Lobeserhebungen die man ihm über ſeine körperliche Schönheit machte, als beißenden Spott aus.

Der Ton ſeiner Stimme war äußerſt ſanft und melodiſch, allein als er zu ſingen anfing, ſtopfte er ſich die Ohren zu, um nicht von dieſen Mistönen gequält zu werden. Er ſpielte die Geige beſſer als Celli, das Pianoforte wie Clementi, aber er bildete ſich ein, Zittern in den Fingern zu haben, und weder den Bogen führen, noch die Claves greifen zu können.

Im funfzehnten Jahre war er ſchon ein glücklicher Dichter. Er machte ſchöne Verſe, allein er zerriß ſie, ſobald er ſie wieder überleſen hatte. Einige entwiſchten der Vernichtung. Jedermann fand ſie vortrefflich, aber er blieb dabey, was man ihm auch ſagen mogte, daß es auf der ganzen Welt, keinen erbärmlichern Reimer gäbe, als ihn, und er that ein Gelübde, in Zukunft ſeine Arbeiten ſo gleich ins Feuer zu werfen.

An einem Abend, wo er von Traurigkeit und Schwermuth geplagt, über das Nichts der Güter dieſer Welt nachſann, wandelte ihm allmählig eine ſolche Geringſchäzung des Goldes und Silbers an, daß er gänzlich den Begriff von Werth verlohr, der mit dieſen Metallen verbunden iſt, und bey angefüllten Käſten, ſich für die Armuth ſelbſt hielt.

Ein Bettler ſprach ihn auf der Gaße um ein Almoſen an; Xyz eilte nach Hauſe, um ihm etwas Speiſe zu holen, aber während er unterwegens war, bekam der mit der fallenden Sucht behaftete Unglückliche, einen neuen Anfall, woran er verſchied. Xyz war überzeugt, er ſey Schuld an ſeinem Tode, weil er nicht hurtig genug gelaufen ſey. Es iſt wahr, ſagte er, ich hinke, und konnte alſo nicht ſo ſchnell laufen wie ein andrer, allein das thut nichts; ich hätte mich doch mehr tummeln ſollen;

der Tod dieſes Menſchen wird einſt von mir gefodert werden.

Ein andermal griffen ihn zwey Räuber an! „Die Börſe her, oder Sie ſind des Todes!“ — Meine Herrn, erwiederte Tyz, ſie kommen an den Unrechten; in der ganzen Stadt giebt es keinen ärmern Teufel als mich. Ich habe an Banknoten und Gelde höchſtens 300 Pfund Sterling bey mir. Hier ſind ſie; wenn ihnen mit dem Wenigen gedient iſt, ſtehn ſie ihnen herzlich gern zu Befehl.

Dieſelben Räuber wurden die Woche darauf ergriffen, und gehangen, weil ſie einem reichen Pfandverleiher drey Guineen genommen hatten. Ich Unglücklicher, rief Tyz, ich bin die Urſache an dem traurigen Schickſale dieſer beyden Herren. Es iſt klar, daß ſie drey Guineen mehr brauchten, als ich bey mir hatte. Warum ſteckte ich ſie nicht zu mir! So arm ich bin, ſo hätte ich es doch vielleicht wieder erwirthſchaften können.

England wurde in Krieg verwickelt. Ich habe nur ein Auge, ſprach Tyz, bin bucklicht, hinkend, an allen Gliedmaßen verſtümmelt. Ich tauge ſchlechterdings zu gar nichts; allein was ſchadet's? ich will mein Möglichſtes thun. Er nahm Dienſte als Freywilliger, befand ſich mit dem tapfern Elliot in Gibraltar, und zeichnete ſich an dem berühmten Tage der ſchwimmenden Batterien, durch ſeine Thaten aus.

Alle ſeine Freunde waren darüber voller Freude: Tyz aber weinte. „Ich Unglücklicher, ich habe gemordet, ich „bin ein Menſchenmörder! Erde thue Dich auf!“ — Er ſchifte ſich nach England ein, und verbarg ſich dort an einem Orte, den nie die Sonne beſchien. Zwey ganze Jahre brachte er in dieſer Einöde zu, ohne ein menſchliches Geſchöpf zu ſehn, oder jemand vor ſich laſſen zu wollen.

Endlich wurde er es überdrüßig, und zeigte ſich wieder im Publikum. Sein erſter Ausgang war nach dem königlichen Pallaſt. Eine zahlreiche Menge erwartete den Monarchen. Bunbury hatte viel zu thun, um in ſein Gedächtniß, die verſchiedenen Stellungen der Schmeichler und Liebdiener einzutragen, womit er ſeine nächſte Ausſtellung zieren wollte. Laune und Carikatur'freuten ſich zum voraus ſeiner Arbeit.

Xyz erſchien. Aller Blicke waren bewunderungsvoll auf ihn geheftet. Ach, rief er, wie kann man ein Vergnügen daran finden, ſich über ſeinen Nebenmenſchen aufzuhalten, weil er unvermögend und einäugig iſt“ Ein junger Hofmann, der das hörte, und würklich nur ein Auge hatte, glaubte daß Xyz ſeiner ſpotten wollte, und paßte ihn an der Thüre auf.

Er zwang ihn, mit ihm in **Hydepark** zu gehn, und zog vom Leder. Xyz, der einer der beſten Schüler des **Angelo** war, ſezte ſich zur Wehre. Jener ſtieß mit zu großer Hitze aus, ſtolperte, fiel, und verwundete ſich.

Xyz warf ſeinen Degen weg, hob ihn auf, führte ihn in ſein Haus, und wartete und pflegte ihn, bis er geheilt war. Aber innerlich machte er ſich die bitterſten Vorwürfe, daß er daran Schuld ſey.

Er kannte Lady **Bella Blormer**, eine junge reizende Wittwe, und liebte ſie innigſt. Er war ihr auch nicht gleichgültig, aber er wagte es nicht, ihr ſeine Liebe zu geſtehn. Wer bin ich, ſagte er, daß ich mir ſchmeicheln dürfte, von dieſer ſchönen Frau bemerkt zu werden, ich armer, hinkender, einäugiger, misgeſtalteter, mit Blutſchulden beladener, Mann? das Schickſal hat grauſam an mir gehandelt!

Das Ohngeſehr machte, daß ſeine Geliebte und er, ſich unter vier Augen ſahn. Er hatte die Gabe ſich gut auszudrücken, aber nicht das Herz dazu. Wie darf ich es wagen, dachte er, den Mund aufzuthun, gleich das erſte Wort würde meine Dürftigkeit des Geiſtes verrathen.

Die Wittwe machte ihm einige Avancen. Tyz ſchwieg. Lady **Bella** wurde ungeduldig, und um ihm ſeine Blödigkeit zu benehmen, that ſie, als ob ihr eine Ohnmacht anwandle. O Gott, rief Tyz, ſie iſt vor mir erſchrocken; ſie hat mich angeſehn, und meine Ungeſtalt hat ſie entſetzt, ich will ihren Kammerfrauen klingeln!“

Lady **Bella** hielt ihn feſt, ergriff ſeine Hände, und drückte ſie: „Tyz! lieber Tyz!“ ſie war in jenem nachläſſigen Putze, der, ohne die Regeln des Wohlſtandes zu beleidigen dem Auge Schönheiten genug enthüllte, um alle Sinne zu entflammen. Auch Tyz entglühte. „Gut, meine Liebe, ſagte er, da ſie ſich nicht ſcheuen, einen blinden, krüppeligen, hinkenden Menſchen zu lieben . . . . . Bey dieſen Worten lachte die Wittwe laut auf. Ach, ſeufzte Tyz, ich hab' gewiß etwas Dummes geſagt! und ging!

Drey Tage darauf kehrte er zu der Dame zurück, aber er wagte nicht, die Augen gegen ſie aufzuſchlagen. Die junge Wittwe ſchoß verführeriſche Blicke auf ihn. Diesmal, dachte er, ſoll man mir gewiß nicht ins Geſicht lachen, weil ich etwas Dummes ſagte, denn ich will gar nicht ſprechen. **Bella** bath ihn näher zu kommen, und es fehlte wenig, daß er, bey der Lebhaftigkeit, mit der er ſich ihrer Hand bemächtigte, nicht ſein Stillſchweigen gebrochen hätte.

Plötzlich öfnet ſich eine Thüre, und ein Prieſter tritt herein. Lady **Bella** ergriff den Tyz bey der Hand, that ſich alle Gewalt an, das Lachen zu verbeiſſen, und ſagte: „Tyz, lieber Tyz, hier iſt der Prieſter! Ich kenne alle ihre Unvollkommenheiten, ich lobe Sie, daß Sie ſie auch kennen, aber ich will Sie doch heyrathen!“ Tyz, voll Freude, gab ſeine Einwilligung durch ein Kopfnicken, und ſie wurden getraut.

Als einmal die Präliminarien überſtanden waren, öfnete Tyz die Augen, über den Schatz, in deſſen Beſitz er ſich befand, und urtheilte beſſer von ſich, als vorher. Der Zauber der Fee **Querſtrich** war gehoben, und Lady **Bella's** Herz war der Spiegel, wo er ſich in ſeiner wahren Geſtalt erblickte.

Fee **Querſtrich** kroch auf ewig in ihre Höhle, ärgerte ſich über das Glück des jungen Ehepaars, ſtörte es aber nie!

VIII.

Miſcellaneen.

I.

Geſpräch zwiſchen einer Wittwe und einem Hageſtolzen.

Wittwe.

Sagen Sie mir, lieber Vetter, warum haben Sie einen ſolchen Widerwillen gegen eine Verbindung, die doch in jedem Lande der Wunſch der Natur zu ſeyn ſcheint?

Hageſtolz.

Sagen Sie mir, liebe Frau Muhme, was konnte Sie bewegen, hinter einander, drey Männer, und vielleicht bald gar den vierten zu nehmen?

Wittwe.

Machen Sie den Anfang mit Ihre Gründe zu entdecken, und ich gebe ihnen mein Wort, Aufrichtigkeit mit Aufrichtigkeit zu vergelten. Wir kennen uns nun ſchon ſeit zwanzig Jahren, und vertrauter als weitläuftige Verwandte ſich zu kennen pflegen, und Verſtellung wäre, bey uns ſehr übel angebracht.

Hageſtolz.

Nun gut, ſo will ich meine Beichte anfangen. Von meinen Kinder- und Jünglings-Jahren, kann ich Ihnen wenig ſagen. Ein Kindermädchen das mich erzog, ein Informator, der mir nicht viel lehrte, ein Hofmeiſter, der mich, gähnend, mit Sittenſprüchen unterhielt, das war ohngefähr das Ganze. Ich war frühzeitig mein eigener Herr, reich, und mit vielen Perſonen von Anſehn verwandt. Meine Verwandten wollten mich verheyrathen, der an ein Mädchen mit einem großen Namen, die nichts hatte; die an eine ſteinreiche Oekonomie-Raths-Tochter. Aber da ich mich pikirte, ſchon ein halber Philoſoph zu ſeyn, ſo war ich in meinem fünf und zwanzigſten Jahre feſt überzeugt, daß ich keinen Rath und Leitung mehr bedürfe. Ich war Mitglied von allen Clubs; ich hatte engliſche Pferde, einen Mohr zum Bedienten, große Hunde, einen Jagdzug, Wiski's und Chaiſen von allen Arten. Von meiner Köchin ſprach man in lauter Lobſprüchen, und von meiner neunzehnjährigen Haushälterin, mit Begeiſterung.

Wittwe.

Nicht übel. — Weiter!

Hageſtolz.

Mein Gemälde- und mein Naturalien-Kabinet, denn beydes hatte ich mir auch zugelegt, weil es Ton war, amüſirten mich ſo wenig als meine prächtige Bibliothek. Meine Haushälterin war mir untreu, und meine vertrauten Freunde plünderten mich im Faro und Lombre. Die Zeit wurde mir zum Sterben lang. Ich that einige Reiſen, und kam nicht klüger zurück. Endlich, als ich nicht mehr wußte, was ich anfangen ſollte, beſchloß ich zu heyrathen.

Wittwe.

Das ſind Sie wirklich einmal Willens geweſen?

Hageſtolz.

Wirklich! Aber ich wollte eine Frau von Grundſätzen und Gefühl haben —

Wittwe.

Die ſehr leicht zu finden war.

Hageſtolz.

Nicht ſo leicht, wie Sie glauben. Die eine hatte ihren Canarienvogel und ihr Löwenhündchen, lieber als ihre gnäueſten Freunde, hielt Empfindeley für Gefühl, Wortgepränge für Größe der Seele, gab drauf und drein aus, ohne zu überlegen warum? und dachte nicht daran ihre Schulden zu bezahlen. Die andre ſah immer finſter aus, und glaubte, Strenge und Sprödigkeit ſey Tugend; wieder eine andre, war von der Anglomanie angeſteckt, wollte lauter Miſſ zu Freundinnen haben, und behauptete, daß man durchaus einen großen Karakter beſitzen, und lieber ein Teufel vom Weibe, als eine gute, ſimple Frau ſchlechtweg, ſeyn müße.

Einen Augenblick glaubte ich gefunden zu haben, was ich ſuchte. Eine junge Wittwe ſchien mir alle die Eigenſchaften in ſich zu vereinigen, welchen ich nachſpürte. Sie hatte eine ziemlich gute Ehe mit einem ziemlichen Einfaltsfaltspinſel von Mann geführt; es ſchien auch als ob ich ihr anſtände, aber ein dritter mengte ſich ins Spiel, den ſie keine zwey oder dreymal geſehn hatte. Ich war reicher als er, und von eben ſo gutem Adel, aber er hieß Reichsfreyherr, und ich war ein bloßer von. Meine Wittwe gab mir den Abſchied, und ihm den Vorzug. Das war denn Schuld, daß ich beſchloß zu bleiben, was ich bin, und wahrſcheinlich Zeitlebens bleiben werde. Aber nun, Frau Muhme, entdecken Sie mir auch, was ſie bewogen hat, ſich dreymal im Stand der heiligen Ehe zu begeben; ich geſtehe Ihnen, daß mir ein ſo entſchiedener Geſchmack am Heyrathen, ein wahres Räthſel iſt.

Wittwe.

Sie wiſſen, daß mein Vater groſse Summen bey den Anleihen des *** Hofs gewonnen hatte, und mir einen großen Rang beſtimmte, aber der Tod raſte ihn, mitten unter ſeinen ſchönen Projekten von hinnen, und meine Mutter welche die beſte Frau von der Welt war, und mich als ein wahres Wunder betrachtete, ließ mich machen was ich wollte. Es zeigten ſich bald Freyer von allen Gattungen. Ich hatte eine groſse Beleſenheit in Romanen, und ſezte mir in Kopf, auch einen zu ſpielen. Ich ſprach oft in Geſellſchaften und in unſerm Hauſe, einen jungen Offizier, ſchön zum malen, der aber nichts weiter in Vermögen hatte, als ſeine Lieutenants-Gage. Er behagte mir ſowohl, daß meine Wohl auf ihn fiel. Meine Mutter machte mir die wohlgemeynteſten Vorſtellungen. Aber ich fing an zu weinen, und verſicherte, daß ich des Todes ſeyn würde, wenn ich der Herren Lieutenant nicht zum Manne bekäme. Das ſtopfte ihr den Mund. Ich heyrathete meinen hübſchen Offizier, und kaufte ihm einen Hauptmanns-Titel. Die erſten Flitter-Monate vergingen herrlich und in Zufriedenheit; er war lauter Liebe, lauter Gefälligkeit, lauter Dankbarkeit; ich wähnte, das ſollte in Ewigkeit ſo fortgehn; allein meine Mutter ſtarb, und mein Herr Gemahl, der mein Vermögen nun in die Hände bekam, wurde des Einerley's von ehelicher Treue überdrüſſig, verthat mein Geld, wurde ein Spieler, kam wenig nach Hauſe, und machte von meinen Kammermädchen eine nach der andern zur Mutter. Er bekam Händel mit einem andern Offizier, und ich wurde plötzlich eine junge, halb auf dem Bankerut ſtehende Wittwe. Ich bezahlte meines Mannes Schulden, was mich in den Ruf einer großdenkenden Frau brachte, und behielt noch ohngefehr ein tauſend Thaler jährliche Einkünfte. Das bewog mich einen reichen Mann zu heyrathen, der viel Geld, aber ſonſt weder Stand noch Achtung beſaß. Ich lebte zwar im Ueberfluß, allein ſeine Niedrigkeit kränkte meine Eitelkeit, und ich wurde traurig, und launenhaft. Wahrſcheinlich ſtekte ich ihn mit meinen Nervenkrankheiten an, denn er ſtarb nach einem Jahre, und ich war ſeine einzige Erbin.

Hageſtolz.

Da hätten Sie Wittwe bleiben ſollen.

Wittwe.

Sie haben Recht, allein ich wollte die Scharte meiner letzten Heyrath durch einen ſchönen, großen Titel auswetzen, und heyrathete einen alten, podagriſchen, halb ruinirten, abgedankten Geheimen-Rath, der mir alle mögliche Freyheit ließ, wenn ich ihm nur einen guten Koch hielt, und für ſeinen Weinkeller ſorgte. Er ſtarb vor zwey Jahren, und nun bin ich wieder Wittwe. —

Hageſtolz.

Ohne neue Heyraths-Projekte? — Erinnern Sie ſich, daß Sie mir gelobten, reinen Wein einzuſchenken.

Witwe.

Wenn ich einen recht hübſchen, jungen verſtändigen Menſchen zum Manne bekommen könnte, ohngefähr ſo wie man ſich einen Informator oder Verwalter nimmt, der lediglich von mir abhängen, und nicht in die Fustapfen meines erſten Manns treten wollte, ſo geſtehe ich Ihnen, ich heyrathete auf der Stelle; ſonſt will ich lieber verwittwete Geheimeräthin und Herrin in meinem Hauſe bleiben.

Hageſtolz.

Ich glaube das iſt auch das geſcheidteſte.

Witwe.

Aber Sie, Herr Vetter, ſind Sie feſt entſchloſſen, als Junggeſelle zu ſterben?

Hageſtolz.

In einem einzigen Falle nicht, wenn ich nämlich eine Frau ausfindig machte, die weder prüde, noch kokett, noch ſchöner Geiſt, noch Betſchweſter wäre, die ſich an einem gewöhnlichen, ſchlichten und geraden Lebenswandel begnügte, und ſonderlich keine Launen und keine Nervenſchwächen hätte: wer weiß —

Witwe.

Adje, Herr Vetter; Sie bleiben Junggeſelle!

N — V.

2.

Moderne Gelehrſamkeit,

erläutert durch ein Bruchſtück eines Schulexamens.

Prof. Was iſt eine Salzmeſte?

Schül. Es iſt eine Zuſammenſetzung der Materie, durch die Hände eines Handwerkers ſo zugerichtet, bereitet, und vereiniget, daß ſie Salz faſſen, enthalten, und behalten kann.

Prof. Recht gut. — Was für mechaniſche Kräfte werden zu Verfertigung einer Salzmeſte erfordert?

Schül. Die Art, die Säge, der Hobel, und der Hammer.

Prof. Wie werden dieſe Kräfte zu Erreichung des vorgeſetzten Endzweckes angewendet?

Schül. Die Art, den Baum zu fällen, die Säge, das Holz zu ſpalten —

Prof. Nachgedacht! Spalten iſt die Eigenſchaft des Meiſels, des Keiles.

Schül. Die Säge das Holz zu **ſchneiden**, der Hobel, die Bretter zu glätten und zu verdünnen —

Prof. Wie? Zeit genommen, nicht übereilt.

Schül. Die Bretter zu verdünnen, und zu glätten.

Prof. Ganz gewiß; erſt werden die Bretter dünne gemacht, dann geglättet. Weiter.

Schül. Der Hobel zum verdünnen und glätten, der Hammer die Nägel einzuſchlagen.

Prof. Ich möchte lieber ſagen die Zwecken. — Haben nicht auch einige Philoſophen den Leim als eine mechaniſche Kraft angeſehen?

Schül. Ja; und noch wird er dafür gehalten, man nennt ihn aber eine **umgekehrte** mechaniſche Kraft. Die Eigenſchaft **Direkter** mechaniſcher Kräfte iſt, Bewegung hervorzubringen. Leim im Gegentheil hindert ſie, indem er die Theile auf welche er gebracht wird an einander bindet.

Prof. Sehr richtig. — Was iſt das mechaniſche Geſetz der Säge? . . . .

Schül. . . . .

3.

Leben von Johann Gay.

Johann Gay ward, einigen zufolge, (denn das Jahr ſeiner Geburt iſt ungewiß) 1688 zu Exeter in Devonshire geboren. Was ſeine Aeltern geweſen iſt unbekannt, aber ſo viel weiß man, daß er aus einer ſehr alten Familie in dieſer Grafſchaft abſtammte, die aber nach und nach ſehr heruntergekommen war. Seine erſte Erziehung bekam er in dem benachbarten **Barnſtaple** in der Freiſchule, die damals unter der Aufſicht eines gewiſſen Will. Tachier ſtand. Nachdem die Schuljahre vorbey waren, ward er zum Seidenhandel beſtimmt, vermuthlich, um einſt ſeiner Familie den vorigen Glanz wiederzugeben. Allein eben die ſchlechten Umſtände ſeiner Aeltern ſchreckten ihn davon ab. Er ſah, daß es ihm an dem Vermögen fehlte, welches der Anfang eines ſolchen Handels erfoderte. Vornehmlich fehlte es ihm aber auch an Neigung. Seine Liebe zur Unabhängigkeit und zu den Muſen, die ſich ſehr frühzeitig äuſſerte, wollte ſich mit dem Zwange der Lebensart, die er erwählen ſollte, nicht vereinigen laſſen. Der Widerwillen, welcher daher entſtand, und ſeine natürliche

Flüchtigkeit machten ihn in ſeinem Berufe ſo nachläſſig, daß er bald erhielt, was er wünſchte — ſeinen Abſchied. Nun folgte er der Stimme der Natur ohne Rückhalt, und fing an, ſich als Dichter zu zeigen. Er lieferte auch bald Proben, die der Welt einen vorzüglichen Dichter verkündigten. Das merkwürdigſte unter ſeinen erſten Verſuchen war das Gedicht: **Die ländlichen Ergötzlichkeiten** (the rural ſports) welches er 1711 herausgab, und Popen zueignete. Die Annehmlichkeiten des Landlebens, und die Beſchäftigungen der Landleute, vornemlich die Jagd und die Fiſcherey, werden darinnen ſehr lebhaft und in einer harmoniſchen Verſifikation geſchildert. **Gay** hat dieſem Gedicht zwar ſelbſt den Titel eines **georgiſchen** gegeben, und den **Virgil** in vielen Stellen offenbar und glücklich nachgeahmt; allein, da er mehr erzählt, wie der Landmann ſeine Zeit hinbringt, als ihn unterrichtet, wie er ſie anwenden ſollte, ſo hat man unſtreitig mehr Gründe, jenes Werk mehr, zu den mahleriſchen, als zu den didactiſchen Gedichten zu rechnen, zumal da es, ungeachtet ſeiner Kürze, (es beſteht nur aus zwey kleinen Geſängen) keinen recht zuſammenhängenden Plan haben. Die Talente, welche aus dieſem, erſten Verſuche hervorleuchteten, vereinigt mit den vortreflichſten Eigenſchaften des Herzens, erwarben dem Dichter gar bald viele Freunde. Keiner war es aber wärmer und thätiger, als **Pope**, wozu auch die Gleichheit des Alters viel beitrug. Der unterhaltende Briefwechſel zwiſchen beyden, welcher in **Popens** Werken Th. IX. ſteht, enthält eben ſo viel Beweiſe der zärtlichſten Freundſchaft, als des lebhafteſten Witzes. Im dem Umgange mit ſeinen Freunden, und mit den Muſen hatte **Gay** einige glückliche Jahre, wie im einem Taumel, verlebt; allein unter dieſen Vergnügungen und bey ſeiner natürlichen Sorgloſigkeit hatte er nicht überrechnet, wie lange ihm ſein kleines Vermögen eine ſo unabhängige

Lebensart erlauben würde. Er hätte vielleicht immer noch keine Beförderung geſucht, wenn ihm nicht glücklicher Weiſe im Jahre 1712 die einträgliche Stelle eines Sekretairs bey einer Dame, die das erſetzen konnte, was ihm, nach **Popens** Einfall, bey den **neun** Damen abging, bey der Herzogin von **Monmout** wäre angetragen worden. Er nahm ſie begierig an, und war nun nicht allein über ſein Auskommen beruhigt, ſondern behielt auch dabey noch Muth genug, ſeine Lieblingsarbeiten fortzuſetzen, und eine Frucht dieſer glücklichen Lage war das ſchöne Gedicht **Trivia.** Es hat dieſe Benennung von der Straßengöttin Trivia, und lehrt die **Kunſt, in den Straßen von London ſpazieren zu gehn.** Die Laune und der Witz in den ſatiriſchen Gemählden beluſtigen den Leſer unaufhörlich. Es iſt eine Reihe launichter Schilderungen von den Sitten der damaligen Zeit, und es fehlt dem Gedichte zu einer komiſchen Epopee nichts, als Feinheit der Handlung.* Im erſten Buch beſchäftigt ſich der Dichter mit den Zurüſtungen, welche vor dem Spatziergange vorhergehn, und unterrichtet die Promenirenden von den Anzeichen des Wetters, durch die ſie ſich ſollten warnen laſſen. Im zweiten Buch ſchildert er die Verrichtungen derer, die bey Tage die Straßen beſuchen, und im dritten beſchleicht er diejenigen, die ſie des Nachts beſchleichen. Im folgenden Jahr ſchrieb er Idyllen unter dem Titel (Sheper's Week) **Schäferwoche,** die 1714 in Druck erſchienen. Er eignete ſie dem Lord **Bolingbroke** zu, wodurch er ſich aber bey Hofe ſehr viel Schaden that. Er hat darin Spenſer's Manier nicht allein darin kopirt, daß er aus ſechs Schäfergedichten ein Ganzes gemacht, und ſie nach den ſechs Wochentagen benennt, ſondern auch, wie Spenſer, die Scene nach England verlegt, und ſich der Natur ſo ſehr als möglich genähert. **Philipps** war zeither immer ein gefährlicher Nebenbuhler von **Pope** in dieſer Dichtungsart geweſen, weil die Kunſtrichter geglaubt hatten, daß **Philipps** den Theokrit und Spenſer mehr erreicht, **Pope** hingegen die Idylle zu ſehr veredelt habe. **Pope** hatte ſeinem Nebenbuhler ſchon auf mancherley Art zu ſchaden geſucht, allein, als **Philipps** gar ſo weit gieng, daß er **Popen** bey den Whigs verdächtig machte, und ihm Gelder entziehen wollte, dachte **Pope** auf die empfindlichſte Rache, und ermunterte den **Gay**, Schäfergedichte gleichfalls in **Spenſer's** Tone zu ſchreiben. Er hätte kein beſſeres Werkzeug ſeiner Rache wählen können. Denn das Natürliche und Naive, welches alle Werke von **Gay** ſo ſehr unterſcheidet, ſetzten ihn in den Stand, den Mittelweg zwiſchen plumper Bauerſprache und arkadiſcher Süßigkeit, zwiſchen den rohen Sitten der heutigen Landleute und dem Ideal eines goldnen Zeitalters zu treffen. Seine Eklogen ſind Geſänge des frölichen Landvolks, wobey **Gay** auch oft den ländlichen Dialekt beybehalten hat. Auch von **Virgil** hat er nicht allein Ideen, ſondern auch ganze Wendungen entlehnt. Die Ueberſchriften der einzeln Idyllen ſind folgende: 1) **Der Montag**, oder, der **Wettgeſang**, hat viele komiſche und ſatiriſche Stellen 2) **Der Dienſtag**, oder, der **Geſang**, enthält Klagen über einen ungetreuen Liebhaber 3) **Mittwoch**, oder, die **Melancholie** hat einen beſtändigen Refrain von der Sprödigkeit einer Geliebten 4) **Donnerſtag**, oder, die **Zauberey**, eine der ſchönſten 5) **Freitag**, oder, der **Trauergeſang** nach der Ekloge des **Virgil** 6) **Sonnabends**, oder, **Träume der Phantaſie**, eine Parodie vom Silen des **Virgil**. Sobald dieſe Idyllen von **Gay** erſchienen, ward **Philipps** vollends ganz verdunkelt, und jedermann erkannte dem **Gay** den Preis zu. Man urtheilte allgemein, daß **Spenſer** nur die Sprache des Landvolks, **Gay** aber ihre ganze Denkungsart, Empfindungen und Sitten getroffen habe. **Gay** macht, gleich ſeinem Vorgänger, dem **Virgil** oft allegoriſche Anſpielungen. — In demſelben Jahre ward auch ein Luſtſpiel von ihm **die Frau von Bath** (the Wife of Bath) zum erſtenmal auf dem Druryplane Theater aufgeführt, allein es fand nicht den mindeſten Beyfall, und verdiente ihn auch ſehr wenig. Ein Theil des Plans iſt aus dem Werboffizier von **Farqhar** entlehnt. — **Gay** legte nun ſeine Stelle bey der Herzogin **von Montmouth** nieder, weil er das Glück hatte, von dem Grafen von **Clarendon**, der in dieſem Jahr nach Hannover geſchickt ward, als Geſandſchafts-ſekretair angenommen zu werden. Doch war dies Glück von ſehr kurzer Dauer; die Königinn **Anna** ſtarb noch in demſelben Jahre, der Graf ward zurückberufen, und **Gay** mit ihm. **Pope** empfing ihn mit ofnen Armen, und erleichterte ihm ſeine Umſtände, ſo viel es ihm möglich war. **Pope** rieth ihn, ſich durch ein Gedicht an eine Perſon des königlichen Hofs von neuem zu empfehlen. Dies veranlaßte die ſchöne Epiſtel (to a Lady) an eine Lady bey der Ankunft der Prinzeſſin von Wallis, nachmaligen Königin Karoline, worin die Vertraulichkeit der Sprache mit den edelſten Gedanken vortreflich verbunden iſt. Die Prinzeſſin nahm es nicht nur ſehr gnädig auf, ſondern beehrte auch nebſt dem Prinzen im Jahr 1715 mit ihrer Gegenwart die Vorſtellung eines Schauſpiels von **Gay** (What d'ye call it) **Wie wollt ihr es nennen**? Dieſe tragikomiſche Farce, wie er ſie ſelbſt betitelt, muß für alle diejenigen ein Räthel ſeyn, die keine Beleſenheit in den beliebteſten Trauerſpielen der Engländer beſitzen. Wer aber **Shakſpear** und **Otway** geleſen hat, der wird ſogleich die witzigſte Parodie von den Fehlern dieſer groſſen Genies bemerken. Selbſt in London verfehlten anfangs viele die wahre Abſicht des Stücks, und manche Politiker ſuchten darunter eine Satire auf den letzten Krieg. Griffier, ein Schauſpieler, gab den Namen zu einer Brochüre her, die (a compleat key) **vollſtändiger Schlüſſel** zu jenem Stück betitelt war, und die eigentlich **Popens** berüchtigten Gegner **Theobold** zum Verfaſſer hatte. Man dichtete darin dem **Gay** Abſichten an, die ihm nie eingefallen waren. Noch ein andrer Feind von **Pope**, **Thomas Burnet** grif dieſes Stück in einer periodiſchen Schrift (the Grumbler) **der Murrkopf** ſehr heftig an. — Ohngefehr um dieſelbe Zeit erſchien ein andres ſolches Schauſpiel the Mohocks, das viele dem **Gay** zuſchreiben wollen. Mohocks nennte man damals eine Art ungezogner junger Leute, die, weil ſie ſich durch ihren Rang oder Reichthümer ſicher glaubten, die unſchuldigſten Perſonen auf der Straße inſultirten. Dieſes Stück iſt nie geſpielt worden. — So viel Zufriedenheit auch der Hof über **Gay's** Arbeiten bezeigte, ſo blieb es doch bey bloſſen Lobſprüchen; immer tröſtete man ihn mit Verſprechungen, und immer blieben ſie unerfüllt. Zu dieſem Unglück kam im Jahr 1717 ein gleich empfindliches, die ſchlechte Aufnahme eines neuen Luſtſpiels von **Gay** (three hours after marriage) **Drey Stunden nach der Heirath**, das die Abſicht hatte, die Untreue der jungen Eheweiber zu ſchildern. **Pope** hatte ſchon vor einiger Zeit Luſt gehabt, einen Verſuch auf der Bühne zu machen; allein das erſtemal wollte er es nicht allein wagen, ſondern trat mit **Gay** und **Arbuthnot** in Gemeinſchaft. **Gay** allein nennte ſich, und rühmte nur in der Vorrede den Beyſtand zweier Freunde. **Pope** war, wie leicht zu vermuthen, für die Aufnahme dieſes Stücks auſſerordentlich beſorgt, und, als ſie nicht nach Wunſch ausfiel, nahm er ſo groſſen Antheil daran, daß er von nun an der Bühne auf ewig entſagte. — Um ſich ein wenig zu zerſtreuen, gieng **Gay** mit **Pulteney** das ganze übrige Jahr nach Aix in Frankreich. Er bezeigte ihm ſeine Erkenntlichkeit dafür in einer vortreflichen Epiſtel.

Gleichen Dank für gleiche Wohlthaten hatte das Jahr vorher der Graf **Burlington** von ihm erhalten, der ihn auf ſeine Koſten mit in ſein Vaterland Devonſhire genommen hatte. Daher entſtand das ſchöne Gedicht (a Journey to Exeter) **eine Reiſe nach Exeter in einer Epiſtel an einen Lord,** welches wegen der Satire auf die Spielſucht, die darin eingeſtreut iſt, ſehr viel Aufſehn machte. — Im Jahr 1719 wohnte Gay bey dem Lord **Harcourt** auf ſeinem Landgut in Oxfordſhire. Im Jahr 1720 wagte er ſich abermals auf die Bühne mit einem Luſtſpiel (No fools like wits) **Keine gröſſere Narren, als Witzlinge,** nämlich, weibliche Witzlinge. Er entlehnte den Plan, wie **Libber** in ſeinem Refuſat, aus den femmes ſcavantes des **Moliere.** Die wahre Abſicht war, **Libber's** Stück zu ſtürzen; allein dies ſchlug fehl, und **Libber** behielt den Preis. Die Haupturſache, warum dem Gay ſo viele dramatiſche Verſuche mislangen, war, weil er nicht Geduld genug hatte, große Plane zu überdenken, und ſich zu ſehr auf die Schönheiten des Details verließ. — In demſelben Jahre gab er eine Sammlung ſeiner Gedichte auf Subſcription heraus, womit er bey tauſend Pfund gewonnen, eine Summe, die ihm ein unerſchöpflicher Reichthum zu ſeyn ſchien. Da ihn die Diſpoſition des Geldes jederzeit in große Verlegenheit geſetzt hatte, ſo pflog er mit allen ſeinen Freunden Rath, wie er jene Summe am beſten anlegen könnte. **Learis,** der Kaſſirer des Lord Oxford, ſchlug ihm vor, von den Intereſſen zu leben. **Arbuthnot** meinte, er ſollte das Kapital verzehren, und die Vorſehung für die Zukunft ſorgen laſſen. **Pope, Swift, Fenton** und andre drangen darauf, daß er wenigſtens ſo viel von dem Stamme nehmen möchte, als nöthig wäre, ſich Leibrenten von hundert Pfund zu kaufen. Dieſe verſchiednen Vorſchläge machten den unentſchlüſſigen Gay noch unentſchloßner; endlich verwarf er ſie alle, und ſchlug ſelbſt den verderblichſten Weg ein. Ganz England war damals von einer tollen Gewinnſucht angeſteckt, und die Südſeecompagnie war ein Schlund für die Reichthümer der Nation. Der leichtſinnige Gay ließ ſich auch von dieſem Schwindelgeiſt ergreifen, und war nicht davon zurückzubringen, bis er ſich in das allgemeine Unglück mit verwickelt, und des kleinen Kapitals, wovon ſein ganzes künftiges Leben abhieng, beraubt ſah. Nun erwachte er von ſeinem Traume, und wollte verzweifeln. Seine ohnedies ſchwächliche Geſundheit ward dadurch nur noch mehr zerrüttet. Er begab ſich, um ſich durch die freie Luft einigermaßen wieder herzuſtellen im Jahr 1722 nach Hamſtrad. Nach und nach erhohlte er ſich wieder, und kehrte allmählig zu den Muſen zurück. Jetzt nahm er den Entwurf eines Trauerſpiels (the Captives) die Gefangnen wieder vor, mit dem er ſich ſchon ſonſt beſchäftigt hatte. Er hatte die Gnade, es der Prinzeſſin von Wallis im Manuſcript vorzuleſen, und ihren Beyfall zu erhalten. Im Jahr 1724 ward es auf die Bühne gebracht, und die Zuſchauer waren ſo ziemlich damit zufrieden, aber der Leſer empfindet gleich in den erſten Scenen, daß Gay zum Trauerſpiel nicht geboren war. — Gay's Gönner bey Hofe ermunterten ihn, für den jungen Herzog von Cumberland Fabeln zu ſchreiben. Er ergrif dieſe Gelegenheit begierig, ſich dem Hofe gefällig zu machen, und gab 1726 wirklich eine Sammlung Fabeln mit einer Zuſchrift an den Herzog heraus, die jetzt das erſte Buch ſeiner Fabeln ausmachen. So viel auch dieſe dazu beytrugen, ſeinen poetiſchen Ruhm zu gründen, ſo ſchlug ihm doch abermals die Abſicht fehl, die er bey Hofe damit zu erreichen hofte, weil er es nicht vermeiden konnte, für den jungen Herzog Lehren einzuſtreuen, die gar nicht nach dem Geſchmack der Hofleute waren. Nichts konnte zu dem Zweck, zu dem dieſe Fabeln geſchrieben wurden, dienlicher

licher ſeyn, als die nervöſe Moral, die **Gay** hier mit patriotiſchem Eifer vorträgt. Allein für den Unterricht eines jungen Prinzen iſt wohl der didactiſche Ernſt, der meiſtens darin herrſcht, nicht ſo ſchicklich, als der ſcherzhafte und tändelnde Ton des **Lafontaine**. **Gay** both alle ſeine Talente auf, um ſeinen Fabeln alle Arten des höchſten poetiſchen Schmucks zu geben, aber ſo finden nur diejenigen Leſer hier Nahrung, welche mit der Sprache der Dichter ſchon vertraut ſind, anſtatt daß **Lafontaine** und **Gellert** von allen Klaſſen von Leſern geleſen werden können. Man bewundert die maleriſchen Beſchreibungen, die **Gay** genau und ſo oft einwebt, allein ſie ſind mehr der epiſchen Erzählung, als dem Ton der Fabel angemeſſen. Die weitläuftigen Eingänge, und die ausführlichen Sittenlehren, welche meiſtens Fragmente ſchöner Lehrgedichte oder Satiren ſind, ermüden diejenigen, die **Phädrus** Kürze lieben. Der **Landprieſter von Wakefield** rechnet den **Gay** zu denen Dichtern, welche dazu beygetragen, einen falſchen Geſchmack einzuführen, indem ſie alle Zeilen mit Beywörtern überladen haben. Die Erfindungen entlehnte **Gay** meiſtens von andern Fabeldichtern. **Giorgetti** überſetzte **Gay's** Fabeln Venedig 1733 frey aber zierlich; in einer Ausgabe von 1773 iſt dieſe Ueberſetzung dem Original beygefügt. Herr von **Rivery** in ſeinen Fables & Contes 1754 hat einige Fabeln von **Gay** frey ins Franzöſiſche überſetzt. Ganz überſetzte ſie in die Sprache Madame **de Keralio** 1759. Untreu und unedel iſt die Ueberſetzung in Teutſcher Proſa vom Herrn **von Palthen** Hamb. u. L. 1758. — Im Jahr 1727 beſtieg Georg II. den Thron, und **Gay** ſchmeichelte ſich nun mit den ſüſſeſten Hofnungen. Allein alles, was er erhielt, beſtand darin, daß ihm die Stelle eines Kammerdieners bey der jüngſten Prinzeſſin angetragen ward. Allein **Gay** fand ſich beleidigt, daß ein Monarch, der ſeine Werke ehedem mit Vergnügen geleſen, jetzt ſeine Talente ſo wenig zu ſchätzen wiſſe, hielt die Station ſeiner für unwürdig, und lehnte ſie unter dem Vorwande ab, daß er zu alt dazu ſey. Gay muſte ſich nun ganz allein auf ſeine Freunde verlaſſen, die ſich ſeiner auch ſehr eifrig annahmen. Beſonders ſuchte ihn **Pope** durch Vorſtellungen von der Unbeſtändigkeit des Hofglückes aufzurichten. Gay's eifrige Gönner der Herzog und die Herzogin von **Queensbury** thaten wirklich ſeinetwegen Vorſtellungen bey Hofe, allein ſie wurden ſelbſt ein Opfer ihrer Freundſchaft für ihn, und muſten den Hof meiden. Ein Miniſter ſoll den Gay unſchuldig im Verdacht gehabt haben, als ob er eine Satire auf ihn geſchrieben. Dazu kam, daß viele Whigs den Gay für einen Tory hielten, blos wegen ſeiner Freundſchaft mit Swift. Gay hat ſein Unglück ſelbſt in einer allegoriſchen Fabel: Der Haaſe und viele Freunde geſchildert. — Doch er ſuchte ſich nun wieder auf dem Parnaß für das widrige Schickſal zu entſchädigen, das ihn bey Hofe verfolgte. Er arbeitete eine Operette (the Beggur's Opera) Die Bettleroper aus, die 1727 aufs Theater kam. Sie hat den Namen von einem Bettler, der ſich im Prolog als Verfaſſer angiebt, eine Anſpielung, meinen einige, auf die Armuth des Dichters. Die Helden der Operette ſind Straſſenräuber. Swift behauptet, Gay habe der Religion und Tugend einen großen Dienſt geleiſtet, indem er durch neue Wendung alle Arten von Laſter in einem haſſenswürdigen Lichte gezeigt, aber Haß und Abſcheu ſind keine Wirkungen für die Operette. Libber muthmaßt, Gay habe die Zuſchauer auf eine ſchlaue Art verleiten wollen, ſich für Laſterhafte Perſonen zu intereſſiren, um ſich dadurch für ihre ehmalige Strenge gegen ſeine theatraliſchen Arbeiten zu rächen. Allein unſtreitig ward Gay auf dieſe Wahl durch den Kontraſt gebracht, den Straßenräuber mit den Helden der großen

Oper machen. Ueberhaupt verſtattet der Scherz der Operette vieles, was in einem regelmäſſigen Schauſpiele nicht geduldet werden würde. Gay's eigentliche Abſicht war es nicht, wie einige behauptet, die Italieniſche ernſthafte Oper, die damals in England ſehr beliebt war, zu parodiren. Er hat zwar im Prolog und in einigen Stellen des Stücks auf ſie geſtichelt; aber vornemlich wollte er einen Verſuch machen, da die ernſthafte Oper gröſtentheils nur durch den Eindruck gefiel, den ſie auf Ohren und Augen machte, ob nicht ein Stück doppelt vergnüge, das zugleich den Geiſt beluſtigte, ob ſich die Vortheile, welche der Ausdruck der Leidenſchaften durch die Muſik gewinnt, nicht auch der Komödie mittheilen lieſſen. So ward Gay der Stifter der komiſchen Oper in England, und brachte, was die Federn aller Kriticker nicht vermocht hatten, durch dies einzige Stück die Italieniſche Oper in Verfall. Der Plan der Bettleroper iſt ſehr unerheblich, und hat nur ein oder ein Paar anziehende Situationen; allein die Neuheit der Erfindung, die Natur der Karaktere, die Schönheit der Arien, die ächte Laune, die feine Satire, der vortrefliche Dialog, und die verſteckten Anſpielungen auf den damaligen Hof, alles dies erwarb dem Stück einen unerhörten Beyfall. Binnen einem halben Jahr ward es 63mal geſpielt, und erhielt ſich auch in der Folge. Zu Shrewsbury, Exetes, York, und andern Orten ward es 30 bis 40, zu Bath und Briſtol 70mal hintereinander aufgebracht; man brachte es nach Wallis, Schottland, und Irland; zu Dublin erlebte es 24 Vorſtellungen, und endlich gerieth es nach Minorka. Man las es im Kloſet, beym Spieltiſch, und an der Toilette; die Lieblingsarien kamen auf die Fächer und Schirme der Damen. Die Schauſpielerin Fenton, die die Rolle des Polly machte, und vorher ganz unbekannt war, ward der Abgott der Stadt: ſie ward in Kupfer geſtochen, ihr Leben beſchrieben, in Gedichten beſungen, ihre Einfälle gedruckt u. ſ. w. – **Gay** ſoll auf zweitauſend Pfund damit gewonnen haben. **Cibber** wollte der Bettleroper eine Operette entgegenſetzen, worin nur Tugend und Unſchuld empfohlen wurde, aber ſein Love in a Riddle, das er in dieſer Abſicht ſchrieb, ward verſpottet. In kurzer Zeit erſchienen unzählige Nachahmungen der Bettleroper. Herr **Buſchmann** gab 1770 eine freie Ueberſetzung derſelben unter dem Titel: **die Straßenräuber**, die er in ſeinen vermiſchten Werken 1775 unter dem Titel die **Schleichhändler** von neuem umarbeitete. Gay ließ ſich durch den unverhoften Beyfall des Stücks verleiten, es in einem zweiten Theil, Polly betitelt, fortzuſetzen. Indem er aber probirt werden ſollte, ward es unterſagt, ihn zu ſpielen. Weder der Verfaſſer, noch die Stadt hat je die eigentliche Urſache dieſes Verbots erfahren. Einige glaubten, es rühre von dem Privathaſſe irgend eines großen Mannes her, andre, es ſey geſchehn, weil die Tugend darin beleidigt, noch andre, weil Standesperſonen, ja der König ſelbſt darin angegriffen wären. Auſſerden hatte dieſer zweite Theil das gewöhnliche Schickſal der Fortſetzungen, daß er dem erſten gar nicht gleich kommt. Doch kam dem Gay das Verbot in ſo fern zu ſtatten, daß er die Operette mit groſem Vortheile auf Subſcription drucken laſſen konnte. Hingegen war nun alle Hofnung zu einer Penſion vom Hofe verſchwunden. Gay zog ſich dies ſo ſehr zu Gemüthe, daß er in eine Schwermuth verfiel, aus der ihn alle Süßigkeiten des dichteriſchen Ruhms, alle Tröſtungen ſeiner Freunde und alle Zerſtreuungen nicht reißen konnten. Hierzu kam 1730 die Rückkehr einer Krankheit, mit der er oft geplagt war, der Kolick. Meiſtens hielt er ſich nun zu Amesbury bey dem Lord Queersbury auf. Hier machte er von den ruhigern Stunden, die er zuweilen hatte, Gebrauch, und weihte ſie den Muſen. Er verbeſſerte ſeine **Frau von**

Bath, und ließ ſie ſo noch einmal ſpielen; dennoch wollte ſie nicht gefallen. Hier ſchrieb er das zweite Buch Fabeln, welches ganz politiſchen Innhalts, und noch viel weitſchweifiger, als das erſte, iſt. Hier ſchrieb er eine neue Operette in der Manier der Bettleroper: **Achill.** Hierzu eine ſcherzhafte Erzählung von der Entdeckung des Achill durch den Ulyß in Weiberkleidern. Erſt zwey Jahre nach ſeinem Tode ward ſie geſpielt, und der Gewinſt ſeinen Schweſtern geſchenkt. Hier machte er den erſten Entwurf eines Luſtſpiels (the diſtreſt Wife) **die betrübte Frau,** das aber keiner ſeiner übrigen Schriften gleich kömmt, weil ihn der Tod verhinderte, die letzte Hand daran zu legen. Gegen Ende des Jahrs 1732 kam er mit dem Herzog nach London. Hier überfiel ihn ein hitziges Fieber, woran er binnen drey Tagen unter den Händen des D. **Arbuthnet** ſtarb. Sein Vermögen, das etwa noch aus dreytauſend Pfund beſtand, fiel an ſeine zwey Schweſtern. Der Herzog ließ ihn mit vieler Pracht in der Weſtmünſterkirche begraben, und ihm daſelbſt ein Monument errichten. Gay hatte ſich ſelbſt folgende Grabſchrift beſtellt: „das „Leben iſt nur ein Scherz, alles beweißt es; ſo dachte ich „ehemals, und nunmehr weiß ich es.“ Allein dieſe kam nicht auf das Monument, ſondern folgende beyde, die eine auf die Mitte des Grabſteins: „Hier ruht die Aſche Jo„hann Gay's, des wärmſten Freundes, des menſchen„freundlichſten Mannes, der, bey ſchlechten Glücksum„ſtänden, Unabhängigkeit, mitten in einem unverdorb„nen Zeitalter Redlichkeit, und durch den ganzen Lauf ſei„nes Lebens eine immer gleiche Heiterkeit des Gemüths „behauptet, die nur ein gutes Gewiſſen gewähren kann. „Die Muſen deren Günſtling er war, unterrichteten ihn in „allen ſchönen Künſten, verfeinerten ſeinen Geſchmack, „und verbreiteten Anmuth über alle ſeine Werke. In „mancherley Arten von Poeſie übertraf er viele, und ward

„von niemand übertroffen. Seine Werke flößen uns noch immer ein, was uns ſein Beiſpiel lehrte, Verachtung der Thorheit, ob ſie ſchon angebetet, Abſcheu des Laſters, ob es ſchon geehrt, Ehrfurcht gegen die Tugend, ob ſie ſchon gekränkt wird.“ Die andre auf der vordern Seite unter dem marmornen Bruſtbilde iſt von **Pope**: „In Sitten angenehm, in Geſinnungen liebreich, an Talenten ein Mann, an Aufrichtigkeit ein Kind, voll angeborner Munterkeit, die tugendhafter Eifer mäßigte, zugleich zum Vergnügen und zur Geißel ſeiner Zeit geſchaffen. In ſchlechten Umſtänden über Verſuchung erhaben, und ſelbſt unter Großen unverdorben, ein treuer Geſellſchafter und ein gefälliger Freund, ungetadelt im Leben, im Tode beweint: — Dies ſind deine Würden. Nicht, daß hier Dein Bruſtbild unter Helden, und dein Staub unter Königen ruht, nein, ſondern weil die Tugendhaften und Redlichen an ihre traurige Bruſt ſchlagen, und ſagen werden: Hier liegt Gay!“ Man kann Gay's Karakter nicht richtiger entwerfen. Dies waren ſeine Tugenden; ſeine Fehler habe ich gelegentlich ſchon berührt, ſeinen Leichtſinn, Nachläßigkeit, Unthätigkeit, Unzufriedenheit, [illegible]chte Wirthſchaft, und Unachtſamkeit für ſeine Geſundheit. Noch habe ich einige ſeiner Werke nachzuhohlen, nämlich: 1) **Der Fächer**, (the Fan) in drey Büchern, worin die Schöpfung und der verſchiedne Gebrauch deſſelben in ſehr reitzenden Verſen beſchrieben wird. Beſonders iſt die Berathſchlagung der Götter über die Geſchichte, welche darauf gemahlt werden ſoll, ſehr ſchön. Angefangen ſcheint dieſes Gedicht 1713 geworden zu ſeyn. Im Taſchenbuch für Frauenzimmers Berlin 1780 ſteht es teutſch. 2) **Epiſteln**, auſſer den angezeigten, noch zwey. 3) **Erzählungen** (Tales) nur viere, aber ſchalkhaft und naiv. 4) **Die Geburt des Landjunker** (the Birth of Squire) eine Parodie vom Pollio des Virgil. 5) **Stadteklogen** (Tvwn-Eclogues) der Witz und die Satire, zwey von Gays vorzüglichſten Talenten, gaben ihm Beruf, dieſe Art von komiſchen Gedichten zu verſuchen, die Swift 1728 erfunden, und worin der Ton der Idylle parodirt wird, nicht, um die Schäferſprache, ſondern um die Stadtſitten lächerlich zu machen. Die drey Stadteklogen von Gay heiſſen: Der Theetiſch, das Leichenbegängniß und das Verlöbniß. Die letztere ward auf Swift's Anrathen gemacht, welcher den Einfall an die Hand gab, Quäcker darin auftreten zu laſſen. 6) **Dione**, ein Schäfertrauerſpiel, eine Reihe ſchöner Schäferelegien. 7) **Drey Elegien**, zärtlich und empfindungsvoll. 8) **Vermiſchte Gedichte**, ſechs an der Zahl, worunter ein Prolog, eine Ballade, und zwey Lieder ſind. Von ſeinen Fabeln hat man eine prächtige Ausgabe mit Kupfern, London, 1753. Seine vermiſchten Gedichte (Poems on ſeveral Occaſions) ſind in zwey Theilen in demſelben Jahre herausgekommen; ſeine Schauſpiele 1760.

D. Schmid.

IX.

Fragmente.

I.

Schrecklicher Zuſtand der Negerſklaven in Weſtindien, und ſonderlich auf St. Domingo.

(Aus der Reiſe eines Schweizers nach Weſtindien, 1781.)

Nur in dem Augenblick wenn ein Europäer zu St. Domingo anlangt, muß man ſein Urtheil über den Deſpotiſmus auf dieſem Eylande hören, und ſeine Meynung über die Früchte des Landes erforſchen, denn nach einer gewiſſen Zeit wird er gleichſam in der neuen Welt naturaliſirt und ein ganz anderer Menſch, und ſein Urtheil iſt nicht mehr richtig.

Da ich ſeit kurzem hier angekommen und kein anderes Intereſſe als die Neugierde und das Verlangen habe, die Dinge zu ſehen wie ſie ſind, ſo glaube ich Ihnen einen Gefallen zu thun, indem ich hier eine Sklavenarbeit beſchreibe, der ich ſo eben beygewohnt habe.

Es waren ohngefähr ihrer hundert Männer und Weiber von allen Altern, die beſchäftigt waren auf einem Zuckerfeld Gräben zu machen, die mehrſten nackend oder mit Lumpen bedeckt. Die Sonne brannte ihnen ſenkrecht auf die Köpfe, und der Schweiß lief von allen

Gliedern des Körpers herunter, ihre von der Hitze ausgeſogenen Glieder, ſo durch das Gewicht der Schaufeln und den Widerſtand einer fetten Erde, die ſo hart war, daß ſelbſt die Werkzeuge zerbrachen, noch mehr abgemattet wurden, wurden auf das äußerſte angeſtrengt, um dieſe Hinderniſſe zu überwinden. Das tiefſte Stillſchweigen herrſchte unter ihnen, und der Schmerz zeigte ſich auf allen Geſichtern, aber die Stunde der Ruhe war noch nicht gekommen; das unerbittliche Auge des Aufſehers ſah der Arbeit zu, und verſchiedene Antreiber gingen mit langen Peitſchen verſehen, unter den Arbeitenden umher, und hieben von Zeit zu Zeit ſelbſt auf diejenigen zu, die aus Müdigkeit gleichſam gezwungen waren langſamer zu arbeiten. Männern und Weibern, Alten und Jungen wiederfuhr ohne Unterſchied einerley Begegnung.

Der Europäer, der vor kurzem erſt die glücklichen Gefilde des Pays de Vaud verlaßen hat, kann die Behandlung auf Saint Domingue nicht ohne Abſcheu mit anſehen; nicht ohne Entſetzen ſieht man hier die Menſchen ſo tief erniedrigt, ihre Leiden, ihr äußerſtes Elend, die ungeheuren Ketten *) die ſie wegen kleiner Verbrechen nachſchleppen müſſen, gleich als wenn ihre tägliche Arbeit nicht drückend genug wäre; die eiſernen Halsbänder mit langen Stangen die man den Sklavinnen anlegt, die man im Verdacht hat, daß ſie ihre Frucht abgetrieben haben, und welche ſie weder Tag noch Nacht ablegen dürfen, bis ſie ihrem Herrn ein Kind geboren haben, gerade als wenn man nicht vielmehr den Herrn ſelbſt ſtrafen müße, wenn die Sklaven fürchten ihr Geſchlecht fortzupflanzen! von Traurigkeit und Unwillen durchdrungen, wende ich meinen Blick von dieſen abſcheulichen Feldern weg! Ihr aber

---

*) Dieſe Ketten machen ihnen zuweilen tiefe Wunden, und lähmen ſie für das ganze übrige Leben.

Bewohner von Saint Domingue brüſtet euch immer mit dem unermeßlichen Ertrag eurer Ländereyen und mit eurem Ueberfluß, um dieſen Preiß wünſchte ich ihn nicht zu erhalten.

Auf der kleinen Ebene die ich bewohne zählt man über zwanzig Zuckerſiedereyen, von Morgen bis zum Abend und ſelbſt manchmal in der Nacht, hört man das traurige Gekrächze der Zuckermühlen, vermiſcht mit dem Lärm der Karren ſo die Erndte einfahren, ſo zuweilen durch das Klatſchen der Peitſchen unterbrochen wird, mit welchen man ohne Unterſchied auf Thiere und Negern zuſchlägt. Man ſieht ganze Rauchwolken aus den Gebäuden aufſteigen, worin die Keßel ſind, die ſich nachher in die Ferne ziehn, und ſich entweder gegen die Erde neigen, oder als dunkle Wolken in die Höhe erheben.

Unterdeſſen daß alles beſchäftigt iſt, machen die wachſamen Adminiſtratoren die Runde, und beſehen nicht allein die gegenwärtigen Arbeiten, ſondern ſorgen zum voraus für die des künftigen Tages. Andere ſorgloſere hingegen bleiben ruhig in dem kühlſten Zimmer ihres Hauſes, und verlaſſen ſich gänzlich auf den Blick eines beſoldeten Aufſehers, und verleben in Weichlichkeit Tage, die meiner Meynung nach zu wenig Werth haben, um ſo haushälteriſch damit umzugehen; denn die Lebensart der mehreſten iſt folgende:

Man ſtelle ſich einen unverheuratheten Mann vor, der auf ſeinem Landhauſe der einzige Weiße iſt, dieſer iſt mit einer kleinern oder größern Anzahl Neger oder Negerinnen umgeben, die ſeine Bedienten oder Sklaven, folglich ſeine Feinde ſind; eine Mulattin führt gewöhnlich ſeinen Haushalt, und hat ſein ganzes Vertrauen. Dieſe iſt aus Eitelkeit eine Feindin des Afrikaniſchen Volks, und ſtolz auf die Gunſt ihres Sultans, und iſt ihm folglich zu ſeiner Sicherheit eben ſo nöthig als zu ſeinem Vergnügen.

Der Oekonom und die übrigen Weiſſen, wenn welche vorhanden ſind, eſſen mit dem Eigenthümer an einem Tiſch, wohnen aber nicht unter demſelben Dach, und erſcheinen auch nur zur Eſſenszeit in der Hauptwohnung.

Jedermann ſteht hier ſehr früh auf, der Eigenthümer oder ſein Verwalter, um friſche Luft zu ſchöpfen, die andern weiſſen Unterbedienten aber um ihren Geſchäften nachzugehen. Um ſieben Uhr wird gefrühſtückt, und von dem Frühſtück an bis zum Mittageſſen geht der Eigenthümer oder deſſen Stellvertreter nach dem Platz, nach den Mühlen oder nach den Siedereyen. Um Mittag wird gegeſſen, die Tiſche ſind gemeiniglich ſehr gut beſetzt, und man findet, wenige ausgenommen; beynah dieſelben Gerichte wie in Frankreich.

Nach Tiſche legt ſich der Eigenthümer ſchlafen, der Oekonom aber kehrt zu den Arbeitern zurück; des Abends wenn die Sonne untergehen will, beſonders aber nach einem Gewitter, wenn es kühle geworden, macht der Eigenthümer noch einen kleinen Spatziergang, kommt zurücke zu einem mäßigen Abendeſſen, und legt ſich ſehr bald nieder.

Dieſes einförmige Leben wird nur durch einige kleine Reiſen unterbrochen, die er zuweilen nach der Stadt oder dem nächſten Dorf vornimmt, entweder um ſeine Früchte zu verkaufen, oder andere Dinge ſo er nöthig hat ſelbſt einzukaufen. Zuweilen bittet er ſeine Nachbarn zu ſich zu Gaſte, oder er wird von ihnen gebeten. Traurige Mahlzeiten! bey denen der Eigennutz oder die Ausgelaſſenheit die Unterhaltung würzen müſſen; überdies ſind dergleichen freundſchaftliche Verbindungen ſo ſelten unter ihnen, daß die mehreſten allein und mit ſich ſelbſt leben müſſen.

Man darf ſich alſo nicht wundern, daß ihre Augen beſtändig nach Europa gerichtet ſind! und wie ſollten ſie ſich nicht dahin zurückwünſchen, ſo lange ſie nicht ihre Natur

tur gänzlich verleugnet haben? denn ob man gleich mit der Zeit hier ſehr verändert wird, ſo ſinket man doch nie ſo tief hinunter, um freywillig ſeinem Vaterlande zu entſagen.

So traurig und einförmig das Leben der Eigenthümer auf St. Domingue iſt, ſo iſt dagegen dasjenige ihrer Sklaven unerträglich, denn kein Hausthier wird ſo ſehr mit Arbeit geplagt und ſo ſchlecht verpflegt. Ich habe Ihnen bereits die Eintheilung ihrer Zeit, die Art wie ſie für ihren Unterhalt ſorgen, und die Lebensmittel mit denen ſie ſich nähren, angezeigt. Das Gänſefußkraut (Piment) dient ihnen zur Würze bey allen Speiſen, und vielleicht iſt dies zur beſſern Verdauung derſelben nothwendig, indem ſie überhaupt ſehr hart und kalt ſind. Ihr gewöhnliches Getränke iſt Waſſer, allein ſie berauſchen ſich in Taſſia, ſobald ſie nur welchen erhalten können, vermuthlich halten ſie es für eine groſſe Glückſeligkeit, wenn ſie einen Augenblick lang ihr Elend vergeſſen können. Ihre gewöhnliche Kleidung beſteht in einem Hemd und ein paar Hoſen von Wergtuch; die Weiber haben von demſelben Zeug ein Hemd und einen Rock. Dieſe Kleider erhalten ſie von dem Eigenthümer, und alle tragen ein Schnupftuch um den Kopf.

An Sonn- und Feſttagen putzen ſich diejenigen ſo ſich etwas geſpart haben, vor andern etwas mehr heraus, allein ohnerachtet alles Putzes gehn ſie doch beſtändig mit bloßen Füßen, und dies iſt ſowohl in der Stadt als auf dem Lande ein ziemlich allgemeines Kennzeichen der Sklaverey. Manchmal vernachläſſigen die Eigenthümer entweder aus Geiz oder aus Armuth den Unterhalt ihrer Sklaven, und man ſieht daher nicht ſelten Neger und Negerinnen, ſo beynah nackend, oder mit ſo ekelhaften Lumpen bedecket ſind, daß ihr Anblick zugleich Abſcheu und Mitleiden erregt. In ihren Wohnungen haben ſie weniger Bequemlichkeit als die mehrſten wilden Völker. Die

Beſchreibung ſo ich Ihnen davon machen will, iſt von der Pflanzung hergenommen, worauf ich wohne, und ſie kann im allgemeinen gelten, weil alle Negerhütten einander ähnlich ſind.

Sie ſind in dem Umfang der Savane angebracht, und man zählt hier einige ſechzig für dreyhundert Neger oder Negerinnen von jedem Alter. Jede dieſer Hütten hat ohngefähr 24 Fuß in der Länge, 12 in der Breite, und 16 in der Höhe bis zum Dach, ſie ſind mehrentheils von geflochtenem Holz mit Erde vermiſcht, und mit Zuckerrohrköpfen bedeckt, ſo daß die äußere Luft einen freyen Durchzug behält; alle haben Thüren und einige auch Fenſtern, ihr Boden iſt die geſchlagene Erde, und ſtatt aller Meubel ſieht man einige ſchlechte Töpfe, worinn ſie ihre Speiſen kochen; das Bett beſteht aus Maisſtroh, worauf Väter, Mütter und Kinder alles untereinader ſchläft. Jede Hütte iſt ihrer Länge nach durch zwei Scheidewände in drey gleiche Abtheilungen oder Zimmer eingetheilt, wenn man alſo die Zahl der Hütten, welche hier ſechzig iſt mit 3 multiplicirt, ſo erhält man 180 als die Zahl der Kammern. Es fehlt alſo viel, daß jeder Sklave ſeine eigne hütte, allein die Liebe macht die Einrichtung und dem Eigenthümer iſt es ſehr gleichgültig, auf welche Art dies geſchieht, wenn nur ſeine Leute unter Dach ſind.

Dieſe Art freyer und aus gegenſeitiger Neigung entſprungener Verbindungen, die ohne Mitwirkung der Kirche, ohne den Rath der Eltern und ohne die Erlaubniß des Herrn entſtehen, und alſo glücklich, fruchtbar und lang dauernd zu ſeyn ſcheinen ſollten, nehmen jedoch ſehr bald wieder ein Ende, und bringen in den mehreſten Pflanzungen nur ſehr wenig Kinder hervor. Die auf dieſe Art vereinigten Neger und Negerinnen verlaſſen einander zuweilen blos um des Vergnügens der Veränderung willen; die Kinder bleiben gewöhnlich der Mutter über dem Hals, allein hierüber iſt kein Geſetz vorhanden, und der Gebrauch allein entſcheidet.

Die Verheurathung in der Kirche iſt äuſſerſt ſelten unter ihnen, beynah alle mit einander leben im Konkubinat, und man rechnet es ihnen nicht zum Verbrechen, ob ſie gleich als Katholiken erzogen werden.

Glückliche Afrikaner! ſagte vor einiger Zeit ein verheuratheter Mann, ihr habt Weiber und ſeyd doch nicht an ſie gebunden! eure Kinder ſind immer rechtmäſſig, ſo wie eure Liebe, und eure Unbeſtändigkeit. Dieſe Freyheit in der Liebe, die ihr genießt, und die ich euch beneide, muß euch für diejenige entſchädigen und rächen, die ich euch in den übrigen Stücken raube.

Die Leichtigkeit mit welcher die Neger bey den Negerinnen überhaupt alle ihre phyſiſchen Bedürfniſſe befriedigen können, die Geilheit und Unverſchämtheit der letztern ſowohl in ihrem Betragen als in der Art ſich zu kleiden, ſollte dem Anſchein nach die erſten gegen die Untreue ganz gleichgültig machen; allein die Neger ſind entweder von Natur oder aus andern Gründen ſo eiferſüchtig, daß ſie gegen alle Gegengründe taub ſind.

Vielleicht iſt ihre Eiferſucht nicht von der Art der unſrigen, die hauptſächlich aus dem moraliſchen entſteht, und rührt bey ihnen wohl mehr von dem phyſiſchen her; lüſtern und ungeſtüm wird bey uns durch einen Vorzug oder eine Untreue die Eitelkeit allein beleidigt, bey ihnen hingegen gebietet die Natur ſo oft und ſo mächtig, daß der Neger immer befürchtet Mangel zu leiden, und ſeine Geliebte muß ohne anderweitige Zerſtreuung immer bereit ſeyn, die häufigen Beweiſe ſeines ſtarken Temperaments zu empfangen. Ohne mich aber lange bey den Urſachen aufzuhalten, ſo bleibt es gewiß daß die Neger äuſſerſt eiferſüchtig ſind, und es nur zu oft durch eine fürchterliche Rache beweiſen. Gemeiniglich bedienen ſie ſich dazu eines langſa-

men

rien Giftes,-woraus die ſiechenden Krankheiten entſtehen, die in den Pflanzungen ſo häufig ſind, und vorzüglich die jungen ausſchweifenden Neger angreifen; der Tod erfolgt gemeiniglich erſt lange nachher, nachdem ſie an dem Magen und an den Lungen viel gelitten haben.

Je größer die Beſchimpfung in den Augen des beleidigten Negers iſt, deſto ſtärker ſucht er ſich zu verſtellen; er weiß ſich in Erwartung des Augenblicks der Rache ſehr zu zwingen, und erwartet ihn mit einer unglaublichen Geduld und Standhaftigkeit; er treibt endlich die Verſtellung ſo weit, ſeinen Feind auf einen Calalou *) einzuladen, und der mißtrauiſche Unglückliche findet ſeinen Tod in einem Gerichte, das die Hände der Freundſchaft ihm zuzubereiten ſchienen.

Dieſe Eiferſucht der Neger erſtreckt ſich auch zuweilen auf die Weiſſen, ſo öfters durch unmäſſige Ausſchweifungen, dazu Gelegenheit geben, und ihr Zorn wird in ſolchem Fall um ſo ſtärker gereizt, je ſchwieriger und gefährlicher die Rache iſt. Durch ihren Stand gezwungen, Herren zu verehren, die ſie zur Verzweiflung bringen, werden ſie von einer innerlichen Wuth verzehrt, wenn ſie nicht Gelegenheit finden, ſich an ihnen zu rächen.

Selten wagen ſie ſich indeſſen an ihr Leben, dagegen ſuchen ſie Unordnung und Zerrüttung unter die Arbeiter zu bringen. Doch trift auch zuweilen ihre Rache gerade diejenige Perſon ſo ſie gereizt hat, und die Vergiftungen ſo vor einigen Jahren auf dem Gebiete des Kaps ſo häufig waren, und deren man ſich nur mit Schrecken erinnert, hatten nach der Meinung der vernünftigſten Leute keinen andern Grund, als die unmäßigen Ausſchweifungen der Weiſ-

---

*) Ein Gericht ſo aus mancherley Kräutern und kühlenden Blättern beſteht, man kocht ſie zuſammen wie Spinat, und die Neger ſo wohl als die Europäer eſſen es häufig.

ſen mit den Negerinnen. Damals wurden ohne Unterſchied Weiße und Neger vergiftet, und öfters traf es auch unſchuldige Neger, um durch ihren Verluſt ſich an dem ſtrafbaren Herren zu rächen; manchmal aber gieng man zur Quelle ſelbſt, und vergiftete ſogar die Herren. Dieſe Wuth der Vergiftung war während einer gewiſſen Zeit ſo ſtark, daß die häufigſten und ſchrecklichſten Hinrichtungen auf die geringſten Beweiſe, ihr nicht Einhalt thun konnten, und der unerſchrockenſte Eigenthümer zitterte insgeheim mitten unter ſeinen Sklaven, endlich aber legte ſie ſich doch.

Ich ſehe wohl ein, daß in einem Lande, wo die Zahl der weißen Weiber geringer iſt, als die der weißen Männer, letztere ſich nothwendig der ſchwarzen Weiber bedienen müßen, weil ſie beynahe immer abgeſondert auf dem Lande leben, durch Umſtände von dem Eheſtande zurückgehalten, und dennoch von dem Himmelsſtrich und der Natur beſtändig zum Vergnügen angereizt werden. Allein ohne mich hierüber zum Richter aufzuwerfen ſo muß ich doch hier bemerken, daß die Leichtigkeit, mit welcher ſie unter ihren häuslichen Bedienten, ohne allen Zwang und Anſtößigkeit, Beyſchläferinnen erhalten können, ſie um ſo ſtrafbarer macht, ſo bald ſie ihre Macht misbrauchen, um den unglücklichen Negern ihrer Pflanzung das Vergnügen und den Troſt ihres Lebens zu rauben. Warum ſollte man in dieſem Punkt die Empfindlichkeit der Negern nicht ſchonen, welche, dieſe einzige ausgenommen, alle andere Schmach und Bedrückungen mit Geduld ertragen? Warum will man, um eine augenblickliche Laune zu befriedigen, unaufhörlich Unruhe, Zerrüttung und Verzweiflung in einer ganzen Pflanzung verbreiten? Dadurch raubt man dem Neger das einzige Gut, ſo ſie noch beſitzt, und welches alle lebendige Weſen von Natur mit der äußerſten Wuth vertheidigen, und ſelbſt die furchtſamſten Thiere zu den muthigſten umſchaffet; und dennoch will man hier nichts von ſeines Gleichen befürchten; ob man gleich einſehen ſollte, daß der Neger öfters weit beſſer als der Weiße ſein Leben zu verachten weiß, und jeder Menſch, der es einmal verachtet, furchtbar wird.

Ich will dieſen Brief mit einem Beyſpiel von Ausſchweifung beſchließen, ſo vor kurzen hier geſchehen, und der ganzen Kolonie bekannt iſt.

Ein Weißer von ungefähr 50 Jahren, ſo unverheurathet war, und ſchon Vater von verſchiedenen Mulatten und Mulattinnen war, hatte unter dieſen Kindern eine Tochter, in die er ſich verliebte; er lebte auf ſeiner Pflanzung mitten unter ſeiner ſchon erwachſenen Familie, und ſetzte täglich ſeiner Tochter zu, ſeine Wünſche zu befriedigen ohne es erhalten zu können. Anfänglich bediente er ſich der Schmeicheleyen, und da er auf dieſem Wege die Abneigung ſeiner Tochter nicht überwinden konnte, ſo verſuchte er es endlich mit Drohungen und endigte mit Grauſamkeiten. Nichts konnte die Standhaftigkeit dieſer Unglücklichen erſchüttern, deren Leiden jedermann deſto ſtärker rührten, da man ſie in der ganzen Gegend wegen ihres Verſtandes, und ihres guten Betragens rühmte. Ihre Brüder, die Zeugen von den Qualen waren, die man ihr anthat, entbrannten endlich von Mitleid und Abſcheu, und erwürgten den Vater in ſeinem Bette, worauf ſie weiter an keine Flucht dachten und gefangen wurden. Die Gerechtigkeit entdeckte ſehr leicht das Geheimniß der Bosheit, ſo zu dieſer traurigen Scene Anlaß gegeben hatte, konnte aber dennoch nicht umhin die Thäter ſowohl, als das Mädchen ſo von dem Kompl. gewußt hatte, zum Tode zu verdammen, und ſie alle hinrichten zu laſſen.

Ich war oft Zeuge, daß Gewitter hereinbrachen, die man leicht vorausſehen, und vor deren Ausbruch man alſo die Feldarbeit unterbrechen konnte, allein man ließ zuweilen die Neger eine Stunde und noch länger darunter aushalten, um die Arbeit zu fördern. Dieſe Unglücklichen ſo vor Froſt zitterten, fanden nachher in ihren Hütten nichts, um ſich umzukleiden, und ob man gleich durch dies Verfahren Zeit zu gewinnen glaubt, ſo werden die Herren für ihren unmenſchlichen Geiz ſehr oft durch Krankheiten ſo die Neger wegraffen, beſtraft.

Im allgemeinen beſtimmt man in dieſen Kolonien die Mittelzahl des thätigen Lebens der Neger des Platzes auf 15 oder 16 Jahr: diejenigen, deren gute Leibesbeſchaffenheit alle auszuſtehenden Mühſeeligkeiten beſiegt, und die alſo ein hohes Alter erreichen, wo ſie das Land nicht mehr bauen können, fallen in ihren alten Tagen dem Eigenthümer zur Laſt, der genöthigt iſt ſie zu ernähren, und keine andere Dienſte von ihnen erhalten kann, als daß er ſie zu Wächtern der Savane, des Platzes, der Lebensmittel u. ſ. w. beſtellt.

Oefters ſieht man ſehr ungerne ſie eine Zeit überleben, wo ſie nicht mehr arbeiten können, und ich würde es nicht zu ſchreiben wagen, wenn ich es nicht ſo vielfältig hätte wiederholen hören. Bey alle dem muß man ſich noch wundern, daß bey dem Rechnungsgeiſt der alle Kolonien beherrſcht, und bey der Verachtung der Neger, man noch nicht auf den Gedanken gekommen iſt, die alten Sklaven zu tödten, ſo wie man die alten Pferde todt ſchlägt; zum Glück ſind nicht alle Eigenthümer ſolche Unmenſchen, und ich kenne ſelbſt einige, die ihre alten Sklaven aufs beſte verpflegen.

In einer Kolonie wo die Zahl der weiſſen Mannsperſonen die der weißen Frauenzimmer weit überſteigt, wo der gröſte Theil der Europäer durch unvermeidliche Hinderniſſe zum ledigen Stand gezwungen wird, und wo dennoch ihre Begierden von dem Himmelsſtrich ſtark gereizt, und von den farbigten Weibern *) ſehr leicht und mit Erkenntlichkeit befriedigt werden, unter ſolchen Umſtänden, ſage ich, darf man ſich nicht wundern, daß die letztern in kurzer Zeit die ſchwache Abneigung beſiegen, die anfangs ihre fremden Züge, und die Farbe ihrer Haut erregen könnten. Dazu kömmt noch, daß die Organiſation der Mulattinnen und Negerinnen, ſo dem Klima von S. Domingue angemeſſen, daſelbſt zur völligen Reiſe und Vollkommenheit gelangt ſo ihr die Natur verleiht, dahingegen die der weiſſen Frauenzimmer ſich ſehr bald verändert und geſchwächt wird, und ſo darf man ſich nicht wundern zu hören, daß der Geſchmack der Europäer ſehr bald mit ihrer Wahl übereinſtimmt, und ſie gewiſſermaßen zwingt den farbigten Weibern den Vorzug zu geben. Allein die Urſachen bey ſeite geſetzt, hat der Gebrauch nun einmahl die Oberhand erhalten, und dieſe Weiber die von Natur lüſterner ſind als die Europäerinnen, finden ſich durch ihre Macht über die Europäer geſchmeichelt, und wenden alle mögliche Wollüſte an, um ſie zu erhalten. Der Genuß iſt für ſie der Gegenſtand eines eignen Studiums geworden, und eine Kunſt die bey entnervten oder verdorbenen Liebhabern nothwendig iſt, ſo die bloße Natur nicht mehr reitzen kann, und die dennoch auf ihre Wohlthaten nicht Verzicht thun wollen. Wollüſtig ohne alle Schamhaftigkeit haben ſie durch die Ausgelaſſenheit eine gewiſſe Herrſchaft erlangt, und die weißen Frauenzimmer die ſich dadurch zurückgeſetzt ſehen, rächen ſich an ihren ſiegenden Nebenbuhlerinnen durch Haß und Verachtung.

Hierunter ſind aber nicht die Negerinnen des Platzes oder die mehrſten von den Bedienten des Hauſes zu ver-

ſte-

---

*) Unter farbigten Weibern (Femmes de Couleur) werden hier alle verſtanden ſo gelb, bräunlich oder ſchwarz ausſehen, zum Unterſchied von den Europäerinnen, ſo weiße genannt werden.

ſtehen, denn die Herrſchaft dieſer niedern Kreaturen erſtreckt ſich ſelten weiter als über die Savanen, und da ſie für die ſie umgebenden Sklaven beſtimmt ſind, ſo machen ſie nicht einmal Anſpruch auf die Gunſt der etwas feiner fühlenden Weißen. Dieſe letztern wählen ſich gewöhnlich ihre Gegenſtände aus der Klaſſe der freyen Negerinnen, öfterer aber noch Mulattinnen, welche durch eine feinere und ſorgfältigere Erziehung ſich den europäiſchen Sitten mehr genähert haben.

Die weißen Einwohner der Kolonien halten es nicht allein für ihr Vergnügen nothwendig, und für ihr Intereſſe vortheilhaft, ein ſolches Weib an der Spitze ihrer Haußhaltung zu haben, ſondern es iſt auch zur Gewohnheit geworden, und gehört nun mit zum guten Ton. Außer denjenigen ſo auf dieſe Art einzeln unterhalten werden, findet man noch eine große Anzahl derſelben in den Städten, wo ſie ſich dem öffentlichen Vergnügen widmen. Sie ſind alsdenn die Aushelferinnen der Fremden und Seefahrer, die hier nur eine kurze Zeit verweilen, oder derjenigen angeſeſſenen Europäer, deren geringe Einkünfte ihnen nur einzelne Vergnügungen erlauben.

Noch giebt es eine andere Klaſſe farbigter und freyer Leute, woraus gewiſſermaßen die Bürgerſchaft der Stadt beſteht, und deren Aufführung ſehr regelmäſſig iſt. Dieſe Leute treiben allerley Handwerke, und beſtehen aus Familien ſo durch rechtmäſſige Heurathen vor langer Zeit entſtanden, während daß die übrigen farbigten Weiber ſo in der Ausſchweifung leben, gewöhnlich die neuern Früchte europäiſcher Ausgelaſſenheit ſind.

Hier ſowohl als anders wo finden die Huren keine Männer, und da ihre Reitze bald verſchwinden, ſo ſuchen ſie ſich zu bereichern; hierin unterſcheiden ſie ſich von ihren Schweſtern in Europa, noch mehr aber dadurch, daß man allgemein dafür hält, daß ſie demjenigen der ſie un-

tern

terhält, treu ſind. Iſt dies richtig, ſo bewundre ich ſie. Dieſe Tugend mag aber würklich oder nur ſcheinbar ſeyn, ſo laſſen ſie ſich dieſelbe theuer genug bezahlen, denn ihr Aufwand iſt unmäſſig, und ein Beweiß wie weit die Verblendung der Menſchen gehn kann, ſo von Liebe und Eitelkeit beherrſcht werden. Sie beſitzen alle Arten von koſtbaren Steinen, und bedienen ſich der feinſten Leinwand, des ſchönſten Neſſeltuchs, und der koſtbarſten Spitzen zu ihrem Gebrauch, kurz ſie ſparen gar nichts von allem was nur ihre braunen Reize erheben kann.

Die Dichtkunſt und die Muſik der Kreolen ſind eben nicht viel beſſer als ihre Sprache, und da beyde auf keinem Grundſatz beruhen, ſo haben es die Komponiſten ſehr bequem und ſingen immer aus dem Stegreif. Ein ſehr gemeiner und noch dazu ſchlecht ausgedrückter Gedanke iſt ihnen hinreichend, um eine ſchleppende und Stundenlangdaurende und einförmige Melodie darauf zu machen; zuweilen werden ſie nachgeahmt, und dies iſt ihre einzige Belohnung, erlauben Sie aber, daß ich ihrer Eitelkeit dies Opfer nicht bringen darf. Sie ſind zwar nicht gänzlich ohne Geſchmack, wenn aber die Schäfer vom Grindelwald einſt Lieder und Geſänge aus dem Stegreif ſetzen wollten, würden ſie wohl von dieſen übertroffen werden?

Die Afrikaniſchen Geſänge hingegen ſind weit intereſſanter, beſonders die der Neger von Congo; ihre Muſik ſcheint das Zwitſchern der Vögel nachzuahmen, und man kann nicht umhin, die richtige Abmeſſung, die Schwierigkeit der Ausführung und die Uebereinſtimmung des Ganzen zu bewundern, wenn verſchiedene zuſammen ſingen. Die Schläge ihrer Kehle, ſo ſich durch mannichfaltige, hohe und langanhaltende Töne auszeichnen, ſetzen jedermann in Erſtaunen; und ihr Lieblingsgeſang ſcheint das dialogirte Duo zu ſeyn, ein ſehr richtiger obgleich vom Ohr allein diktirter Baß begleitet gewöhnlich den ſo die erſte

Stimme ſingt, die er nachher dem andern überläßt, und ſeiner Seits wieder ihn akkompagnirt, und ſo wird mit einander abgewechſelt

Die Liebe iſt der gewöhnliche Gegenſtand des Geſangs dieſes lüſternen Volks, allein die Annehmlichkeit, mit der man ſie beſingt, iſt der Hitze, mit der man nach ihr trachtet, nicht angemeſſen.

Die afrikaniſchen Tänze ſind ſehr mannigfaltig, jedoch im Ganzen mehr wollüſtig als lebhaft; doch bemerkt man bey einigen ſchnelle, und ſehr verwickelte Pas, ſo die ſchwerfälligſten Neger leicht ausführen. Die Neger von Congo zeichnen ſich in dem Tanz eben ſo aus, wie in dem Geſang, und ihre Geſchicklichkeit darin rühre vielleicht von dem auſſerordentlichen Vergnügen her, ſo ſie darin finden. Ausnehmend wollüſtig und ohne Schaam mahlen ſie hier, ſo wie in andern Dingen, ihre Lieblingsleidenſchaft, ſie haben daher eine Menge unzüchtiger Stellungen und Bewegungen, ſo ſich darauf beziehen, die bloß nach dem Lärm einer Trommel abgemeſſen werden, und der Neger und die Negerin ſo mit einander tanzen, ſchildern dem Zuſchauer ſehr deutlich die entſtehende, die ſiegende und die geſättigte Liebe.

Zum Schluß noch eine Anekdote. In dem Augenblick als ich an einem Nachmittag meinen gewöhnlichen Spatziergang aufs Feld anfangen wollte, hielt mich ein eben ankommendes ſtarkes Gewitter davon ab, und ich blieb in der Gallerie des Hauſes ſtehen, unterdeſſen daß das Gewitter vorübergienge. Von hier aus erblickte ich mitten unter dem herunterfallenden Platzregen, den Blitzen und Donnern, in der Mitte der Savane zwey ganz nackte Neger zu Fuß, ſo ganz langſam herbeykamen, und von zwey andern Negern zu Pferd begleitet wurden. Ich folgte ihnen mit den Augen bis ſie ganz nahe an mich kamen, und erkannte die Negern zu Pferde für zwey Kommandeurs der Pflanzung, und die beyden andern Sklaven waren eben am Bord eines Sklavenſchiffs gekauft worden.

Man fieng an die beyden neu angekommenen in einem Trog ſüſſen Waſſers vom Kopf bis auf die Füße abzu waſchen, trocknete ſie ab, und bekleidete ſie mit einem Hemd, einer Mütze und ein paar Hoſen von grobem Zeug. Der eine ſchien ohngefähr dreyſſig, der andere vierzehn oder funfzehn Jahr alt zu ſeyn. Als ſie nun ihre Kleider nach eingeführter Gewohnheit erhalten hatten, ſetzten ſie ſich beyde auf die Erde, und betrachteten ganz traurig die Umſtehenden, die ſie ihrer Seits wieder betrachteten.

Von meiner Seite, ſo wie von der dieſer Unglücklichen hatte wie ich glaube, dieſe Neugierde vieles von derjenigen an ſich, ſo die Erwartung einer Hinrichtung zu erregen pflegt; von Seiten des Käufers hingegen gründet ſie ſich gewöhnlich blos auf die Beſchaffenheit der gekauften Waare; er beſichtigt gemeiniglich einen Neger mit denſelben Augen mit denen ein Roßhändler die Pferde unterſucht, erblickt er einen ſtarken Körper und eine glänzende Haut, ſo freut er ſich über ſeinen Kauf.

Nach einigen Minuten ſtillſchweigender Unterſuchung führte man alte Neger von derſelben Nation als die neuangekommenen waren herbey, um mit ihnen zu ſprechen, und ſie nach und nach mit dem Land bekannt zu machen; allein man konnte ſie nie dazu bewegen, und ſie ſtellten ſich als wenn ſie ihre Mutterſprache vergeſſen hätten, ob ſie gleich erſt ſeit fünf oder ſechs Jahren hier waren. Dieſer Eitelkeit ſind die mehreſten Afrikaner ergeben, ſie rechnen es ſich zur Ehre nur das Gewäſch der Kolonie zu verſtehen, um für Kreolen gehalten zu werden.

So ſtimmt alſo alles überein, um das Elend der angekommenen Sklaven zu vergrößern, ſelbſt ihre Landsleute, die einzigen, ſo ihnen im Anfang ihrer beſchwerlichen Dienſtbarkeit von einigem Nutzen ſeyn könnten, verlaſſen ſie zuerſt. Darf man ſich nun noch über die ſchleichenden Krankheiten wundern, die dieſe Ankömmlinge überfallen, und nach und nach aufreiben? Ich für mein Theil wundre mich gar nicht darüber, daß manche von ihnen den gewaltſamen Entſchluß faſſen, ſich ſelbſt zu entleiben, denn der grauſame Ausweg der Verzweiflung kommt denjenigen mit Recht zu, gegen die ſich die ganze Natur verſchworen zu haben ſcheint. Unterdeſſen hat man dieſe doch einigen alten Sklaven anvertraut, die ſie in den Arbeiten zu denen ſie beſtimmt ſind, unterrichten ſollen.

Der älteſte der beyden Neger, von denen ich hier geredet habe, ſetzte ſich, acht Tage nach ſeiner Ankunft, wegen einiger Schmeicheleyen ſo ihm die Weißen gemacht hatten, indem ſie ihm mit der Hand unter das Kinn fuhren, kleine Schläge mit dem Stock auf den Kopf gaben, und ins Geſicht ſpuckten, (dies ſind die gewöhnlichen Schmeicheleyen der Weißen gegen die Neger) in den Kopf, man fände ihn fett genug um gegeſſen zu werden, und floh aus Beſtürzung darüber auf die Berge. Man ſetzte ihm nach, holte ihn wiederum ein, und ſuchte ihm zu verſtehen zu geben, daß die Weißen kein Menſchenfleiſch äßen; er verfiel aber demohngeachtet in eine heftige Krankheit, die vermuthlich von dem Schrecken herrührte, und ſo eben erhalte ich die Nachricht, daß er ſich in der Hütte erhängt hat.

2.

Reiſe durch das Graubündtnerland. Im Jahr 1784.

Zweytes Bruchſtück.

(S. Muſ. Zweyt. Jahrg. VII. St. S. 634 u. ff.)

Ein Waldſtrom, der aus dem Regenthal kömmt, trennt die Landvogtey Plurs von der Grafſchaft Cleven. Sein Bett iſt den Sommer über trocken, und wird nur vom Schmelzen des Schnees oder nach Regengüſſen beträchtlich. Wenn man längs der Maira hinreiſt, ſo iſt das erſte Dorf, wohin man kömmt, Santa Maria di Proſto. Die Lage allein macht dieſen kleinen Ort merkwürdig. Auf der einen Seite ſtößt er an einen mit vielen Weinbergen und Bauernhütten bedeckten Hügel; auf der andern trennt ihn der Fluß von einem dürren Gebirge, das aus unermeßlichen ſonderbar auf einander geſchichteten Felsmaſſen beſteht, aus denen kümmerlich einiges Geſträuch hervorwächſt. Die Fruchtbarkeit jenes Hügels, wo alles Spuren der Arbeit und des Fleiſſes weiſet, ſticht gegen der Unfruchtbarkeit dieſer rauhen Felſen auf eine auffallende Weiſe ab.

Proſto iſt bisweilen der Sitz des Podeſtas, den eine beſtimmte Zahl graubündtnerſcher Gemeinden der Reihe nach, je zu zwey Jahren um, dahin ſchicken. Die Gemeinde, welche dieſe Stelle beſetzen muß, verſteigert ſie öffentlich, und das Erlöſte wird zu gleichen Theilen unter alle Wählenden ausgetheilt. Der Podeſta hat, auſſer einigen hundert Gulden, welche ihm von der Landvogtey bezahlt werden, keine beſtimmten Einkünfte. Die

Sporteln von Proceſſen welche vor ihn kommen, die Buſſen, die **Freyſprechungen** welche er allen Arten von Verbrechern ertheilen, und endlich das Recht Waffen zu tragen, das er jedem ohne Unterſchied, der dazu Luſt hat, verkaufen kann. — Dieſes ſind die hauptſächlichſten Mittel, wodurch er ſein Ausgelegtes wieder zu gewinnen ſucht. Der Geldnutze, den ein Podeſta von ſeiner Stelle zieht, hängt alſo einzig von ſeiner Gelindigkeit oder Strenge, von ſeiner Habſucht oder Uneigennützigkeit ab. — Könnt' ich doch allen das Zeugniß geben, daß ſie gleich redlich und unbeſtechlich geweſen ſeyn!

Da die Macht dieſer obrigkeitlichen Perſonen unbeſchränkt iſt, die Geldbuſſen von ihrer Willkühr abhängen, und die **Syndicatur**, welche die mitregierenden Gemeinden je zu zwey Jahren abordnen, allein das Recht hat ihre Urtheilſprüche zu widerrufen, dieſelbe aber gemeiniglich es kurz und gut mit dem Podeſta hält — welch ein weites Feld öffnet ſich nicht da dem Eigennutz, und dem Rechte des Stärkern! Und wie ſchwer iſt es nicht, die Hände von jeder Ungerechtigkeit rein zu erhalten, zumal heut zu Tage, wo dieſe Stellen zu einem ungeheuren Preis geſtiegen ſind! Um ſo viel mehr muß man ſich wundern, daß dieſe Herren ihr Anſehen nicht weit öfterer mißbrauchen, als ſolches wirklich nicht geſchieht; und daß es ſehr viele giebt, unter deren billigen Regierung das Volk ganz ruhig und glücklich lebt.

Uebrigens iſt der **Graubündtner** von Natur redlich und aufrichtig, ein Feind der Tyranney, und zur Sanftmuth geneigt. Wenn die Unterthanen von Zeit zu Zeit Klagen über dieſen oder jenen Privatmann vorzubringen haben, ſo müſſen ſie doch der ganzen Nation die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie, weit entfernt an den Bedrückungen ihrer Repräſentanten Theil zu nehmen,

men, ſolche immer verabſcheuet, und ſie wenigſtens durch die ausgezeichneteſte Verachtung beſtraft.

Zu **Santa Croce**, einem Dorf in der Nähe von **Proſto**, hat die Republik ein altes Schloß, das zum Sitz des Podeſtas beſtimmt iſt. An den Mauern deſſelben kann der Reiſende ſich eine vollſtändige Kenntniß von den Wappen der vornehmſten graubündtnerſchen Familien erwerben. Denn hier ſowohl als zu **Cleven** und in dem **Veltlin** läßt das Gericht das Wappen des abgehnden Podeſtas, nebſt einer Innſchrift und oftmals einem ehrenvollen lateiniſchen Diſtichon auf die Mauer des Schloſſes malen. Wenn das Volk, das ziemliche Neigung zur Satyre hat, an ſeinem Podeſta einige Fehler bemerkt, ſo ermangelt man nicht vermittelſt der Schildhalter ſeiner Wappen damit anzuſpielen: Weintrauben, Pokale, in einander geſchlungene Weinranken unter dem einen, eine Gruppe Liebesgötter unter dem andern Schilde u. ſ. f. ſind Sinnbilder, welche keiner weitern Auslegung bedürfen: Dieſe kleine Rache erlaubt ſich ein Volk, das jedes Joch mit Ungeduld trägt, und es mit zu ſeiner Freyheit zählt, wenn es ſich über ſeine Regenten luſtig machen kann.

Wenn hingegen der Podeſta ſich allgemeine Achtung und Liebe zu erwerben gewußt, und noch mehr, wenn man einige Gründe hat ſeine Gunſt zu ſuchen, ſo errichtet man ihm zu Ehren, auf der Straſſe, aus Steinen eine Art von Thor in Form eines Triumphbogens. So ſieht man z. B. eines am Eingange des Dorfes **Proſto**, das im Jahr 1744 zum Andenken eines abgehenden Landvogts errichtet ward. Da er während ſeiner Regierung zwey unglückliche Weiber dieſes Orts, die man der Hexerey angeklagt, verbrennen ließ, ſo konnt' ich mich in meiner Entrüſtung nicht enthalten, im Vorbeygehn einen Kieſel gegen dieſes abſcheuliche Denkmal zu werfen, das denen, die es erbaut, eben ſo viel Schande mache, als dem, deſſen Andenken es erhalten ſoll.

In einem Jahrhundert, wo allem Anſchein nach geſunde Kenntniſſe die Dunkelheit eines barbariſchen Aberglaubens aus ganz Europa verdrängen ſollten, tragen die leichtgläubigen Einwohner dieſer Gegenden ſich noch unaufhörlich mit dem Wahn, als ob es wirklich Hexen und Hexenmeiſter gäbe, und, was das ſonderbarſte iſt, ſuchen ſie die Unholden ſorgfältig auf, um ihres Raths zu pflegen, indeß die Obrigkeit aus eben ſo groſſer Unwiſſenheit ſie verfolgt, und Verdammungsurtheile über ſie ausſpricht. Ich will hier nicht wiederholen, was ich an einem andern Ort von dem angeblichen Zauberer erzählt habe, bey dem ich mir zu Sam*** das Vergnügen machte, ſeines Raths zu pflegen, und der, als ich ihn bat mir ein Ungewitter zu erregen, ſich deſſen unter dem Vorwande weigerte, daß die Bauern, ſo oft er es thäte, böſe auf ihn würden; auch des Geſchichtgens von jener unglücklichen Graubündtnerin will ich hier nicht erwähnen, die in ihrer Gemeinde, um der beſagten ungereimten Vorurtheile willen, ſo grauſam verfolgt wurde; und will dieſen Stückgen, von denen man glauben könnte daß ſie aus den Jahrbüchern des neunten oder zehnten Jahrhunderts entlehnt wären, nur noch die ſonderbare Geſchichte eines Mannes, mit Namen Raſino, beyfügen. Dieſes iſt nämlich ein mehr als hundertjähriger Greis, der in den Herrſchaften von Cleven und Plurs betteln geht; ein wahres herumwanderndes Skelet, der ſein runzlicht kahles Haupt gegen den Boden ſenkt, und ſich kümmerlich, vermittelſt eines Stabes, auf ſeinen hagern zitternden Beinen hält. In der erſten Jugend gieng er von Ort zu Ort um irrdene Töpfe zu flicken. Allein, mißvergnügt mit dieſer Handthierung, die ihren Mann allzu karg bezahlte, faßte er endlich den Entſchluß, ſich die Leichtgläubigkeit ſeiner Mitbürger zu Nutze zu machen, und gab vor, einen Bund mit dem Teufel zu haben. Man glaubte es ihm leicht, und nun galt er für einen ausgemachten Zauberer. Man lief von allen Seiten herzu; er wahrſagte, entzauberte, heilte wieder angezauberte Krankheiten, entdeckte Schätze, und trieb hauptſächlich böſe Geiſter aus den Leibern der Beſeſſenen. Die Art, wie er ſich bey dieſem letztern benahm, war ſonderbar genug: Er führte den, der ſich für beſeſſen hielt, während der tiefſten Stille einer ſtockfinſtern Nacht in die ſchrecklichſte Einöde; hier gab er ihm Maulſchellen, und ſtieß ihn mit den Füſſen. Wenn er ihn dann übel genung zugerichtet hatte, ſo rufte er aus: **Da fährt der böſe Geiſt von ihm! Ich ſehe ihn fliehen!** und am Ende brannte er eine Flinte auf ihn los, um ihm die Luſt zu nehmen, jemals wieder zurückzukehren. — Alsdann gieng der angebliche Beſeſſene, an allen Gliedern wie gerädert, aber doch mit der Ueberzeugung, daß der Geiſt entwichen ſey, zufrieden nach Hauſe — und zwar nicht, ohne ſeinen Retter vorher reichlich belohnt zu haben. **Roſino**, denkt man, hätte mit dieſer neuen Lebensart, welche ſo viel ergiebiger als ſeine erſtre war, zufrieden ſeyn können. Da er über das bald da, bald dort herumirrte, und ſich zuletzt meiſt in beynahe unzugänglichen Höhlen aufenthielt, ſo hätte er hoffen dürfen, vor den ſchwachen Nachſtellungen der Obrigkeit ſicher zu ſeyn, Allein er wollte ſein Glück geſchwinder machen: er ſtahl, ward angehalten, und den Händen der Gerechtigkeit ausgeliefert, die ſich indeſſen, nachdem man ihn des Diebſtahls und der Zauberey zugleich überwieſen hatte, ihrer Strenge in ähnlichen Fällen ungeachtet, damit begnügte, ihn für Lebenslang aus dem Land zu weiſen. — Nun gieng er nach Italien, ward bald Taglöhner, bald Soldat, bald Hauſirer; endlich kam er, von

Alter und Elend gebeugt, nach **Cleven** zurück, wo man ihn itzt noch aus Mitleiden duldet. Ich habe oft mit ihm geredet, und ſand ihn ſehr ordentlich und verſtändig. Als ich ihn einſt fragte: Wie er, aller ſeiner Unfälle ungeachtet, ſein Alter ſo hoch habe bringen können? gab er mir die ganz kurze Antwort: **Ich habe zu Nacht nie keine Ausſchweifungen begangen** (non ho mai trapaſſato la notte!) Eine groſſe Lehre in wenig Worten!

Die Landvogtey **Plurs** hat nur wenige Wieſen und Baumgärten: Dagegen giebt es dort viele Kaſtanien, und vortreflichen Wein in Menge; auch Pfirſiche, Feigen, Mandeln und ſelbſt Pomeranzen gedeihen hier vollkommen. Das Brennholz iſt äuſſerſt theuer: Die gemeinſten Bäume ſind die Weide, die Birke und der Kaſtanienbaum; und es giebt weder Torf noch Steinkohlen, um dieſen mit jedem Tage ſteigenden Mangel zu erſetzen.

Die Bauern haben hier gar nicht jenes Ausſehn von Wehlſtand und Behaglichkeit, das man hingegen an den **Graubündnern** bemerkt. Sie wohnen in ſchlechten Hütten, deren Mauern roh und die Fenſter, wenn ſie noch je ſolche haben, von Papier ſind. Sie kleiden ſich in grobes Tuch und eſſen Schwarzbrodt, Kaſtanien, Erdäpfel und **Mineſtra** (ſo heißt eine Suppe aus Reis und Kohl). Ihr vornehmſtes Gericht aber, das ſie auf Sonn- und Feſttage ſparen, iſt die **Pollenta**, welche aus nichts andern beſteht, als aus Mehl von Maiz in Oel und Waſſer geſotten. Der Wein iſt hier wolfeil; auch wird viel verbraucht: Der Bauer, der ſich ohne groſſe Umkoſten betrinkt, vergißt über dieſem tröſtenden Saft die härmende Empfindung ſeiner Bedürfniſſe und ſeines Elends.

Viele Familien in dieſer Gegend ſind in die äuſſerſte Armuth verſunken. Sie laufen am Samſtag nach Cleven, da die Häuſer von **Salis** eine kleine Summe Geldes unter ſie auszutheilen pflegen. . . . . . . Wie oft ſeufzte ich vor Entſetzen und Mitleid, wenn ich dieſe Schaar von blaſſen, eckelhaften, häßlichen Bettlern jeden Alters, in zerlumpten Kleidern, und in der tiefſten Dürftigkeit mit Ungeduld warten und ſich mit Gierigkeit um den unbeträchtlichen Tribut zanken ſah, welchen das langſame Mitleid des Reichen zahlt, um ihres läſtigen Anblicks loszuwerden! — Ich bemerkte unter dieſem Haufen von Bettlern viele eben ſo groſſe Kröpfe als im **Walliſerland**, und eine groſſe Anzahl **Cretins**. Warum findet man hingegen in **Bregell**, das dieſes Revier gegen Morgen begränzt, und in der Grafſchaft **Cleven**, die gegen Abend anſtößt, weder Kröpfe, noch Blödſinnige? Die Auflöſung dieſer Aufgabe überlaſſe ich geſchicktern Naturkennern als ich bin, in der Lage dieſes Bezirks, in ſeinem Waſſer, in ſeinem Boden, oder in der Nahrung ſeiner Einwohner zu ſuchen.

Das Elend des Volks rührt hier weder von einer allzugroſſen Bevölkerung her, welche ehemals weit beträchtlicher war; noch von den Auflagen, indem ſie dem Staat beynahe nichts bezahlen; noch von der Unfruchtbarkeit des Bodens, der die Arbeit des Landmans reichlich bezahlt. Die wahren Urſachen deſſelben ſind die Produkte, die Sitten ſeiner Einwohner, die Regierung worunter dieſelben ſtehen, und beſonders die Art wie die Bauern ihre Güter inne haben, indem dieſelben gewöhnlich ihnen nur pachtweiſe, und nicht eigenthümlich zugehören. Da das **Veltlin** aus den gleichen Gründen eben ſo arm iſt, und dort ein zahlreiches, mäßiges und arbeitſames Volk, welches eines der fruchtbarſten Länder in Europa bewohnt, gleichwohl in dem tiefſten Elend und Mangel lebt, ſo will ich alle dieſe Gründe nach einander unterſuchen, wenn ich von dem erwähnten Lande reden werde.

Man darf unter den Bauern nicht überall ſchöne Leute erwarten, da ſie mit Noth und Armuth zu kämpfen haben, und ſich ihr Brodt nur im Schweiß der mühſamſten Arbeit erwerben müſſen. Indeſſen ſind ſie hier nicht ſchlecht gebildet. Ihre Farbe iſt von der Sonnenhitze gelblicht gebrannt, ohne unangenehm zu ſeyn. Sie vereinigen mit einem hübſchen Wuchſe eine lachende, geiſtreiche Phyſiognomie, und ſtark ausgedrückte Geſichtszüge. In einem Alter von fünfzehn Jahren ſind die Mädchen ganz artig, meiſt ziemlich fett, und haben ein ſchwarzes lebhaftes Aug, und glänzendweiſſe Zähne; aber im fünf und zwanzigſten ſind ſchon alle ihre Reitze dahin. Nur die Weiber in den Städten und dann die auf den Gebirgen beſitzen den Vorzug, ihre Schönheit lange zu erhalten; die erſtern, weil ſie durch Sorgfalt und Kunſt die Verwüſtungen des Alters zu verzögern oder vielmehr zu verbergen wiſſen; die andern, weil die Entwickelung ihrer Figuren oder Geſichtszüge weit langſamer, mithin auch weit vollendeter, vollkommener und geſchickter iſt, ihre Lebhaftigkeit, Anmuth, und eine gewiſſe Harmonie ihres ganzen Weſens zu [illegible] bemerkte ich auch hier, daß man auf [illegible] überall den Vers von Colardeau anwenden könne.

Le deſtin d'une belle eſt celui d'une fleur.

In dem Flecken Proſto ſieht man auf der einen Seite des Fluſſes die Pfarrkirche, und ein Hoſpital das ehemals zur Bewirthung der Pilger beſtimmt war. Dieſe beyden ziemlich geräumigen und wohlunterhaltenen Gebäude ſind ſonſt eben in nichts merkwürdig. Aber nahe bey der erſtern ſteht die aller Aufmerkſamkeit werthe Fabrick, worinn Küchengeſchirr aus einem Stein, der im Italieniſchen *lavezzi* heißt, verfertiget wird. Wir wollen uns einige Augenblicke dabey aufhalten. Der Lavezſtein iſt eine Art von Toffſtein. Er iſt ſehr fein und weich anzufühlen, beſonders wenn er polirt iſt; grünlich und ſelten marmorirt oder von einer andern Farbe; indeſſen findet man doch bisweilen auch ſchwärzlichte und grünlichte. Er befindet ſich nicht an der Oberfläche des Gebirges, ſondern ~~in~~ einer ſehr groſſen Tiefe, woraus man ihn nur mit unendlicher Mühe hervorbringt. Zu dieſem Ende gräbt man lange Gänge, ſehr enge, und ſo niedrig, daß ein Arbeiter ſich kümmerlich darinn fortdrängen kann. Man macht ſie weder weit noch hoch, theils um die Koſten zu ſparen, theils um Einſtürzungen vorzubiegen, die ohne dieſe Vorſicht in dem Innern eines Berges unvermeidlich wären, der aus unzuſammenhängenden und von einander getrennten Felsſtücken beſteht. Wenn der Gräber auf den Grund der Mine gekommen iſt, ſo arbeitet er knieend beym Schein einer Lampe; und es iſt ihm leicht, von dieſem noch weichen und feuchten Stein Stücke abzulöſen, die er auf ſeinen Rücken nimmt, und langſam an die Oeffnung dieſes engen Weges bringt, weil er dahin auf den Händen zurückkrie[illegible] muß. Hier bleiben dieſe Stücke, nachdem man ſie [illegible] Cilinder von verſchiedener Gröſſe, meiſtentheils aber [illegible] 15 Zoll in die Höhe und 12 in die Dicke geſpalten hat, der freyen Luft ausgeſetzt, wodurch ſie bald die nöthige Härte bekommen um verarbeitet zu werden. Dieſe Eigenſchaft, ſich auſſer der Mine zu verhärten, kömmt indeſſen dem Lavezſteine nicht allein zu; er hat ſie mit verſchiedenen andern Steinen gemein, die man, eben ſo wie ihn, aus dem Schooß der Erde hervorzieht.

Am Fuße eben dieſes Berges, den die Einwohner Carotti nennen, ſind am Bord eines Canals, der durch die Maira angefüllt wird, kleine Hütten in die Erde gegraben, die nur eine dünne Wand von einander abſondert, und ein ſchlechtes Dach bedeckt. Hier arbeiten die Leute, welche dieß Küchengeſchirr verfertigen. An der äuſſern Seite dieſer Werkſtätte iſt über der Waſſerleitung

tung ein Rad angebracht, deſſen Achſe ziemlich weit in die Werkſtätte ſelbſt hineingeht, um dem Arbeiter bey der Hand zu ſeyn, der einen Cilinder von Lavezſtein anfaßt, ihn im Feuer recht heiß werden läßt, und vermittelſt eines klebrichten Küttes ein viereckichtes Stück Holz von der Länge und Dicke eines Arms daran befeſtigt. Wenn der Lavezſtein kalt geworden, und der Arbeiter ſieht daß er feſt genung haltet, um nicht durch das Schütteln, welches er aushalten muß, abgeriſſen zu werden, ſteckt er das Stück Holz, an deſſen Ende die Steinmaße angekütet iſt, in die Achſe des Rades ſelber, welche ausgehöhlt iſt, damit mans hineinſtecken könne. Das Rad, das er nach Belieben aufhalten oder laufen laſſen kann, treibt die Achſe und den Cilinder in einer ſchnellen cirkelförmigen Bewegung herum; dann ſetzt ſich der Werkmeiſter und arbeitet: Er zieht zuerſt mit einem ſpitzigen Eiſen einen Cirkel etwa zwo Linien vom Bord ab, und höhlt beynahe bis an den Fuß des Cilinders, dem er nicht mehr als die Dicke läßt, welche er ſeinem Gefäß geben will, denſelben aus. Bisdahin hatte er dem Gefäße nur die gehörige Höhe gegeben. Um den Boden zu machen, braucht er verſchiedene mehr oder weniger gebogene Stahlinſtrumente, mit denen er alles wegnimmt, bis auf eine Spindel von der Dicke eines halben Zolls, die er für einige Zeit, ohne ſie zu brechen, ſtehen läßt. In der nämlichen Entfernung von dem erſten Kreis, in der dieſer vom Rand abſtuhnd, zieht er einen zweyten Zirkel aus dem gleichen Mittelpunkt, und verfertigt ein zweytes kleineres Gefäß, das an der gleichen Spindel hängen bleibt; dann ein drittes und viertes u. ſ. f. immer eines in dem nämlichen Verhältniß kleiner als das andre, bis daß die innere Maſſe zu klein geworden, und nicht mehr Materie zu einem neuen Gefäß hat. Hierauf darf man nur die Spindel brechen, die Gefäſſe glatt feilen, und ſie [illegible]

[illegible]

einem eiſernen Reif und einer eiſernen Handhabe verſehen, ſo ſind ſie zum Verkauf und zum Gebrauch in die Küche fertig.

Dieſe Arbeit, die unſerm Drechsler-Handwerk gleicht, iſt weder mühſam noch ſchwer. Ich habe ſie oft aus Neugier und zum Zeitvertreib mit glücklichem Erfolge verſucht. Alle dieſe Gefäſſe gerathen meiſtentheils; indeſſen begegnet es bisweilen, daß ein fremder Körper, kleine Kieſel, Schiefer oder Sand ſich in dem Lavezſtein befinden, und daß der Topf einen Riß oder ein Loch bekömmt. In dieſem Falle fällt ein Theil des Verluſtes auf den Arbeiter, dem der Unternehmer etwas von ſeiner Beſoldung abbricht, ungeachtet er, wenn er vom Morgen bis an den Abend arbeitet, nicht mehr als 30 franzöſiſche Sous gewinnt.

Dieſes ſteinerne Küchengeſchirr wird ſehr geſucht und verdient es: Es wird durch den Gebrauch beſſer, bekömmt eine ſchwarze Farbe, und wird hart, ohne indeſſen ſeine Zerbrüchlichkeit ganz zu verlieren; denn wenn es durch ein gewaltiges Feuer erhitzt iſt, und man ſetzt es unvorſichtiger Weiſe auf einen Nagel oder auf ein ſpitziges Stück Holz, ſo ſpringt es unfehlbar. Alles was man darein thut, Reis, Hülſenfrüchte, Fleiſch, wird viel geſchwinder und beſſer gekocht, als in eiſernem und küpfernem Geſchirre. Die Speiſen bekommen keinen widrigen Geſchmack und keinen unangenehmen Geruch, auch keine fremde Farbe. Zu dieſen unſtreitigen Eigenſchaften des Lavezſteins fügen die Einwohner noch eine bey, welche wunderbar genung ſeyn würde, wenn ſie nicht erdichtet wäre. Sie behaupten nämlich: Daß, wenn man Gift in ein ſolches Geſchirr werfe, es unfehlbar zerbreche, und erzählen, ich weiß nicht was für eine ſonderbare Ereigniß von einem vornehmen Spanier, der auf dieſe Weiſe entdeckte, daß man ihn hätte vergiften wollen.

len. Um mich von der Wahrheit dieſes Vorgebens ſelbſt zu überzeugen, that ich Kohl in einen Topf von der Art, und miſchte eine ſtarke Doſis Arſenick darunter; ein Gift, das mir wegen ſeiner ſcharfen und einſchneidenden Winkel vorzüglich geſchickt ſchien, dieſe ſonderbare Wirkung hervorzubringen. Aber der Kohl ſchlang im Kochen die Arſenicktheile in ſich, ohne daß das Gefäß irgend eine ſichtbare Veränderung litt. Wie viele eingebildete Eigenſchaften, welchen die Leute in dieſen Thälern blindlings Glauben beymeßen, und von denen ſie mit Zuverſicht unter Fremdlinge Geſchichten ausſtreuen, würden vor den Augen des Naturkenners verſchwinden, der, bloß auf Erfahrung ſich verlaſſend, ſelbſt ſehen und prüfen wollte! So legen z. B. die Bauern in Graubündten ein Stück Fett vom Murmelthiere, das ſich ſehr häufig bey ihnen aufhält, in ihre Suppe, in der feſten Ueberzeugung, daß dies das Gefäß, während dem ſie in der Kirche oder bey der Arbeit ſind, nicht werde zum Ueberſieden heiß werden laſſen. Die Erfahrung hat mich von der Falſchheit dieſes Vorurtheils belehret. Wenn in ihrer Abweſenheit gewöhnlich das ſiedende Waſſer nicht über das Gefäß herauskocht, ſo iſt daran nichts anders Schuld, als daß ſie blos tannerne Holzſtücke brennen, deren Feuer nicht nur zu wenig heiß iſt, um das Gefäß zum Ueberſieden zu bringen, ſondern das auch unmerklich abnimmt, und nach und nach ausgeht. Ich könnte dieſem Beyſpiele noch beyfügen, was ſie von den wunderbaren Wirkungen des Mondkrautes (Lunaria) und von dem Gebrauche des pulveriſirten Criſtalls bey Krankheiten u. ſ. w. erzählen. Aber alles das würde mich allzuweit von meinem Gegenſtand entfernen, und wird anderſtwo einen ſchicklichern Platz finden.

Dieſe Küchengeſchirrfabrick war ehemals weit beträchtlicher. **Scheuchzer** ſagt nach **Guler**, in ſeinen Bergreiſen,

reiſen, daß der Flecken Plurs allein für 50,000 Dukaten jährlich davon verkauft habe; heut zu Tage aber iſt, ungeachtet es einem jeden frey ſteht dieſe Mine zu plündern, nur ein Einziger hier, der die Sache unternimmt. Die Werkſtätte ſind in geringer Anzahl, und die Arbeiter nur einen Theil des Jahres beſchäftigt. Ein Privatmann, der bey dieſem Gewerbe intereßirt und von allem, was dahin einſchlägt, recht gut unterrichtet iſt, hat mich verſichert, daß man itzt kaum für 3600 Dukaten jährlich davon abſetzen könne. Man liefert dieſes Küchengeſchirr nach Graubündten, ins Veltlin, nach Cleven, Bergam und Mayland. Vor einigen Jahren ließ ein Handelsmann welches nach England überführen. Es wurde gut aufgenommen, und fand ſchnellen Abſatz; aber die Unkoſten des Transports, und noch mehr die Auflage und Zölle die in England auf dieſe neue Handelswaare geſchlagen wurden, (ſie waren ſo übermäßig, daß ſie den innern Werth derſelben übertraffen) machten, daß er dieſe Spekulation aufgab.

Auſſer dem nothwendigen Küchengeſchirre verfertigen die Arbeiter auch, aber bloß auf Commißion, Tabacksdoſen, Theegeſchirr, Kaffekannen, und Taſſen; freylich nicht ſo faſt zum Gebrauch für Privatleute, als um die Sammlungen der Naturforſcher zu bereichern.

Die einzigen Oerter in der Schweitz inzwiſchen, wo man bis auf itzt Minen von Lavezſtein entdeckt hat, ſind eben zu Plurs, in dem Berge Caretti; hiernächſt unweit des Dorfs Uſcion, deſſen Einwohner im vorigen Jahrhundert einzig von dem Handel mit dieſem Produkte lebten, den ſie aber in dem itzigen ganz aufgegeben haben; im Veltlin, in dem Thale Malenka und am Fuße des Monte d'Oro, unweit der Bäder von Maſino: Aber dieſer wird weniger geſchätzt als der zu Plurs, weil er weniger fein und dicht iſt. Doch findet man ihn auch in Graubünden. ſowohl im Miſorer-Thal, als auf der Seite von Diſentis: Aber dieſer letztere iſt ſo grob, daß man ihn nicht drechſeln könnte, und ihn nur zu den Vorderſeiten von Kaminen und Feuerherden braucht. Endlich grub man ihn auch, und vielleicht gräbt man ihn noch heut zu Tage, in dem Thale Verzaſca, einem kleinen Bezirke der ennetbirgiſchen Landvogtey Locarno.

Die Natur des Lavezſteins, und ſeine Eigenſchaft daß er ſich drechſeln läßt, war ſchon zu den Zeiten des Naturforſchers Plinius bekannt, der ihn den Stein von Como nennt, und ihn mit demjenigen vergleicht, den man auf Syphnos einer Inſel im Archipelagus findet, wie man das aus ſeiner Naturgeſchichte B. 36. C. 22. ſehen kann. Ohne mich länger bey dieſem Gegenſtand aufzuhalten, der für einige Leſer vielleicht ſchon zu weitläufig geworden iſt, will ich nur noch hinzuſetzen: Daß man auch aus Alabaſter und Serpentinſtein Gefäſſe drechſelt, und daß man zu Plurs in den Bergen, wo man den Lavezſtein gräbt, auch noch Amianth findet. Uebrigens macht man keinen Gebrauch davon; es ſey, daß er nicht hart genug wird, oder daß man ihn nicht zu verarbeiten weiß.

Von Proſto kömmt man bald auf eine kleine Ebene, die am Fuße des Contoberges liegt, und durch welche die Maira fließt. Hie und da zerſtreut liegende Felſen, überhängende Höhen, jähe Tiefen, das traurige Bild einer gänzlichen Zerſtörung, belehren den erſtaunten Wanderer, daß er auf der Stelle ſich befinde, wo ehemals der unglückliche Flecken Plurs ſtand. . . . Ipſa etiam rudera clamant. . . Es war ein beträchtlicher Ort, bevölkert und blühend durch Handel und Fleiß ſeiner Einwohner; die Niederlage für die Kaufmannswaaren, welche aus Italien nach Deutſchland giengen. Er war mit Spatziergängen, ſchönen Plätzen und prächtigen Kirchen ge-

geziert; gab wegen ſeiner wohlgebauten Häuſer, Luſt- und Baumgärten, die anmuthig unter einander gemiſcht lagen, einen ſehr ſchönen Anblick; kurz alles zeugte dort von Ueberfluß, Pracht und Vergnügen: Aber er war nicht deſto minder der entſetzlichſten Cataſtrophe aufbehalten, und der 25. Auguſtmonat 1618 war der Tag, an welchem ſeine gänzliche Zernichtung unter folgenden Umſtänden vor ſich gieng.

Noch einigen Regentagen, fiengen um 4 Uhr Abends desſelben Tags die obern Erdſchichten auf der Seite des Dorfs **Schilano** an ſich loszumachen, die Weinberge zu verwüſten und die Häuſer zu zerſchmettern. Andre weniger beträchtliche Senkungen folgten auf einander, bis endlich um Mitternacht mit Eins ein ungeheures Stück von dem Berge **Conto** erſchüttert wird, ſich losreißt, in ſeinem Fall Wälder und Felſen fortſchleppt, auf den Flecken **Plurs** niederſtürzt, ihn ganz verſchüttet, und ſeine unglücklichen Einwohner in ihren eigenen Wohnungen begräbt; ſo daß, die wenigen ausgenommen, welche durch Zufall dieſelbe Nacht ſich auſſer dem Flecken befanden, kein lebendiges Geſchöpf entkam, und die Anzahl der Unglücklichen, die ſowohl zu **Plurs** als zu **Schilano** und der umliegenden Gegend verſchlungen wurden, ſich über 2500 Seelen belief.

Das fürchterliche Krachen und Getöſe, als der Berg ſich losriß und ins Thal fiel, hatte immittelſt auch die Einwohner der benachbarten Orte in den entſetzlichſten Schrecken geſetzt; ſie brachten die Nacht in tödtender Angſt und Unruhe zu; und wie unbeſchreiblich war ihre Beſtürzung, als erſt die aufgehende Sonne dieſe Scene der Verwüſtung beleuchtete, und, anſtatt des noch geſtern ſo blühenden volkreichen Fleckens nichts als auf einander gethürmten Schutt und Graus in menſchenleerer Einöde erblicken ließ! . . . Da war niemand, der nicht einen Verwandten, einen Freund, einen Nachbar zu beweinen hatte; und, was ohne Zweifel noch quälender als die Gewißheit ihres Todes ſeyn mußte, war die nur zu begründete Vermuthung, daß viele von dieſen Unglücklichen halb zerquetſcht, vielleicht noch Tage lang mit Schmerz und Verzweiflung zu kämpfen hätten, ohne daß die mindeſte Hülfe auch kaum zu verſuchen war. Nein! —— — es iſt nicht nöthig dieſes Trauergemählde weiter auszudehnen. Das Herz eines jeden fühlenden Leſers wird mit drückender Angſt die Lücken meiner Beſchreibung nur zu lebhaft ausfüllen.

Der Lauf der **Maira** war unterbrochen worden. Als die Einwohner von **Cleven** ſein Bett trocken ſahen, und die Urſache davon nicht wußten, befürchteten ſie, der Fluß möchte, wenn er die Hinderniſſe überſtiegen hätte, die den Lauf ſeines Waſſers aufhielten, mit Wuth ausbrechen, und unfehlbar ihre Stadt überſchwemmen, vielleicht gar derſelben den Untergang bringen. In dieſer nicht grundloſen Beſorgniß flohen ſie mit Weib und Kindern auf die benachbarten Gebirge. Wolken von dichtem Staub, die der Wind auf ihre Seite trug, vermehrten noch ihre Furcht. Zum Glück umſchlang der Fluß, nachdem er ſich allmählig über die verſunkene Erde einen Weg gebahnt hatte, einen Hügel, kehrte ruhig in ſein Bette zurück, und erſchien wieder zu **Cleven**. Als die Leute wieder nach ihren Wohnungen gekommen waren, war die erſte Sorge **Fortunat Sprechers**, des damaligen Commißars von **Cleven** (denn der von **Plurs** war verſchüttet worden), Arbeiter dahin zu ſchicken, um vielleicht noch das eine oder andre von dieſen traurigen Schlachtopfern zu retten, und ſie aus den Eingeweiden der Erde hervorzuziehn. Aber an den meiſten Orten war der Schutt mehr als ſechszig Fuß hoch; und man ſah ſogar die Spitze des Glockenthurms an der Hauptkirche nicht mehr. Jede Arbeit wäre desnahen ganz unnütz geweſen; und ihr einziger Troſt war, brüderliche Thränen auf das ungeheure Grab ihrer Mitbürger zu weinen. . . Ich ſelbſt benetze, da ich beynahe 170 Jahre nachher dieſe ſchreckliche Verheerung vor meine Einbildung bringe, unwillkührlich mit meinen Zähren den Felſen, auf dem ich, meinen Blick auf das verwüſtete Thal geheftet, die tragiſche Geſchichte ſeiner Zerſtörung ſchreibe.

Die Einwohner des benachbarten Dorfs Uſcion, welche oft auf den Conto giengen, ſagt man, hätten ſchon zehen Jahre vorher wahrgenommen daß der Berg Riße bekomme und erſchüttert würde. Sogar die Kühe, die ſie dahin führten, wären ungerne geblieben, und mit ängſtlichem Gebrüll auf andre Weiden geflohen. Aber ſind das nicht vielleicht Beobachtungen die nach der Begebenheit gemacht wurden? . . . Eine Bemerkung inzwiſchen die man ſchon in den erſten Tagen nach dieſem Unglück gemacht hat, verdient noch angeführt zu werden, deren Wahrheit von Augenzeugen dem erwähnten Commiſſar Sprecher eydlich verſichert worden, ſo daß er ſie in ſeine Erzählung von dem ganzen Vorfall aufnahm, die er an ſeine Obern ſchickte. Sie bezeugten nämlich: Daß die Bienen in der Nähe herum haufenweiſe aus ihren Körben herausflogen, einige Augenblicke herumſchwärmten, dann zu Boden fielen, und an mehrern Orten die Erde bedeckten. Wenn die Sache wahr iſt, wie man ſicher annehmen darf, ſo kann man den Tod dieſer zarten Inſecten den mephitiſchen Dünſten zuſchreiben, von denen die Luft ohne Zweifel vor dem Einſturz des Berges angefüllt war.

Dieſe Arten von Bergfällen ſind überhaupt in den Revieren, von denen wir reden, ſehr gewöhnlich. Man ſiehet beynahe alle Jahre bey Regenwetter, den Ruinen von **Plurs** gegenüber, einen Strom von gelber Leimerde, die Weinberge überſchütten und die Häuſer zu Boden werfen. Wahrſcheinlich fällt der ganze **Conto** nach und nach ein, und wird endlich das Thal vollends ausfüllen. Die Urſache dieſer Verſchüttungen liegt in der Natur dieſes Berges ſelber: Er beſteht aus leimichter, trockener, zerreibbarer, unzuſammenhängender Erde, die in perpendikularen und parallelen Schichten, mit Felſen untermiſcht, da liegt. In der regneriſchen Jahrszeit trennt das durchdringende Waſſer die Schichten, die, weil ſie ſich iſolirt auf einem abhängenden Grunde befinden, durch die geringſte Urſache, ſchon bloß von ihrer eigenen Schwere in Bewegung geſetzt werden, und ſich eine nach der andern losreiſſen. Dieſe getrennten Hügel und iſolirten Felſen, die man von **Plurs** bis nach **Cleven**, und ſogar bis an den **Comerſee** wahrnimmt, haben ſich alle aus der nämlichen Urſache von den benachbarten Felſen losgeriſſen, und ſind in die Ebene heruntergeſtürzt. An dem Berge der über dem Dorfe **Proſto** liegt, ſieht man eine tiefe Spalte die ſich mit jedem Jahr vergröſſert, und dieſem Ort die gleiche Gefahr droht, welche **Plurs** den Untergang gebracht hat. Die Einwohner wiſſen es wohl: Weil ſie aber zu ſehr an ihrer Heimath hangen, oder ein ſolches Unglück nur in der weiten Entfernung ſehen, ſo denken ſie nicht einmal darauf, ſich an einem andern Ort niederzulaſſen. Dieſe unkluge Sicherheit dürfte für ihre Nachkommen von traurigen Folgen ſeyn. Indeſſen iſt es auch möglich, daß die Verſchüttung eine Richtung nimmt, die ihrem Dorfe ſchont.

Die Erde, welche dergeſtalt von den Bergen herunterfällt, iſt nicht unfruchtbar. Kaum hat ſie das alte Erdreich verdeckt, ſo ſieht man wieder Spuren von Wachsthum; und bald wird ſie ſelbſt zum Anbau geſchickt. und trägt reichlich. Man hat ſogar in der Ebene wo **Plurs** ſtand, ungeachtet des darüber geſtreuten Felſenſchutts, Reben gepflanzt, die einen ſehr geſuchten Wein im Ueberfluß geben. Am Ende dieſes Weinberges ſieht man die Ueberreſte eines Schloſſes, das der berühmten Familie der **Vertemati** zugehörte. Dieſes Gebäude blieb bey dem allgemeinen Unglück allein verſchont, weil es ziemlich weit von den übrigen Häuſern des Fleckens entfernt lag.

Man fährt heut zu Tage noch fort unter dieſen Ruinen Gänge zu graben, in der Hoffnung daſelbſt auf einige Koſtbarkeiten zu ſtoſſen. Was man bis izt von Erheblichkeit gefunden hat, iſt eine anſehnliche ganz unverſehrte Glocke, welche ſich izt in dem Glockenthurme von **Proſto** befindet. Das groſſe Ziel der Gräber iſt, auf den Platz der Pfarrkirche zu kommen, welche viele Schätze ſowol an Edelgeſteinen, als an goldenen und ſilbernen Gefäſſen einſchließt. Alle ihre Verſuche waren bisdahin, wie geſagt, fruchtlos. Nach der Unterſuchung der Lage, muthmaß' ich, daß die Trümmer dieſer Kirche unter dem izigen Bette der **Maira** liegen, wo man keinen Gang ohne beträchtliche Unkoſten hinführen könnte, weil das Waſſer von allen Seiten durchſiegen würde, da es über einen ſteinigten ſandigten Boden läuft.

Zu **Plurs** ſelbſt hab' ich einige kupferne Münzen gekauft, die ein Bauer dort in einem ledernen Seckel gefunden hat: Ungeachtet ſie von Grünſpan beſchädigt waren, ſo hab' ich ſie doch beynahe alle entziefert; es ſind verſchiedene Stücke, die vor drey bis vierhundert Jahren in Deutſchland, Frankreich, Italien, und im Graubündtnerlande Curs hatten. Eine eigentliche Seltenheit, die ſich darunter befindet, iſt eine Schaumünze in Bronze von der gröſten Gattung, noch ganz unverſehrt; ſie hat auf der einen Seite einen Chriſtus-Kopf, und auf der andern eine hebräiſche Innſchrift. Nach aller Wahrſcheinlichkeit iſt ſie aus den erſten Zeiten des Chriſtenthums, und von Juden verfertigt, welche die neue Religion angenommen hatten. Zu meinem groſſen Vergnügen fand ich hiernächſt darunter auch Münzen von der alten Familie von **Schauwenſtein**, welche die Baronie Haldenſtein inne hatte, deren itzige Beſitzer noch das Münzrecht haben. In dem gleichen Seckel befanden ſich noch einige goldene und ſilberne Medaillen, die in das Cabinet des verſtorbenen Grafen **von Firmian** gekommen ſind.

Gerade vor **Plurs** über ſtürzt der Waſſerfall **Aqua Fragia** von dem Berg **Savone**. Er iſt ſicherlich der ſchönſte, den ich auf meinen Reiſen durch die Schweitz geſehen habe; er hat z. B. eine gröſſere Maße von Waſſer, und fällt auch weit höher herunter als der **Piße-Vache**. Zu verſchiedenen Zeiten giebt er indeſſen einen ganz ungleichen Anblick. Zur trockenen Jahrszeit bildet ſein bläuliches, durchſichtiges Waſſer mehrere Regenbogen, und die ſonderbarſten und ſeltſamſten Strahlenbrechungen; während dem Regen, oder wenn der Schnee ſchmilzt, iſt er hingegen ein kothiger Waldſtrom, der mit Krachen herunterſtürzt, im Fallen ſich in ſeine Dünſte auflößt, und das umher liegende Land befeuchtet. Wenn die Vorſtellung, die **Scheuchzer** in ſeinen Bergreiſen

hadavon giebt, getreu nach der Natur gezeichnet iſt, ſo muß ſich ſein Ausſehn ſeither auſſerordentlich verändert haben.

Nahe bey dieſem Waſſerfall iſt das Dorf **Rongalia**, wohin die **Vertemati** nach der Verſchüttung von **Plurs** ſich begeben haben. In einiger Entfernung von dem Dorfe ſieht man oft während der Nacht rieſenmäßige Ausdünſtungen zum Vorſchein kommen, deren phantaſtiſche Geſtalt auf eine ſeltſame Weiſe gebildet iſt, ſo daß ſie in Beſtürzung ſetzen können, wenn man ihren phyſiſchen Grund nicht kennt. Ich habe unter andern eine ſolche Lichterſcheinung geſehen, die ſich regelmäßig aus einem Sumpf am Fuß eines Caſtanienbaums erhob. Der Luftfantom mit ſeinen ausgeſchnittenen Franzen, (wie ihn **Oßian** genennet hätte) durch den Bergluft, der von dem **Pregell** herblies, getrieben, gleitete leicht ſeinen Weg fort, irrte in den Weinbergen und Felſen über **Cleven** umher, ward dann durch einen Windſtoß weggetragen, und verſchwand endlich in dem Thale **St. Jakob**.

Neben den Dörfern **Proſto** und **Rongalia** trift man in dieſem Bezirke, noch ehe man ins **Pregell**, die erſte Commun von **Graubündten** kömmt, die Dörfer **Santa Croze** und **Villa** an, die nichts bemerkenswerthes haben.

Ich kann inzwiſchen dieſe Gegenden, die ſo viel Aufmerkſamkeit verdienen, nicht verlaſſen, ohne noch zu bemerken, daß die meiſten Reiſenden in den Erzählungen, die ſie uns von der Zerſtörung des Fleckens **Plurs** geben, dieſelbe einem Erdbeben zuſchreiben, und fälſchlich einen See an den Ort hindichten wo der Flecken geſtanden ſeyn ſoll; und zwar einer ſchlecht aufgenommenen Zeichnung von Scheuchzer zufolge. Dieß iſt nun wieder eine der vielen Unrichtigkeiten, von denen die Tagbücher derer voll ſind, die wenn ſie in aller Eil ein Land durchlaufen, und oft gar die Oerter überall nicht geſehen haben, dennoch eine Reiſe-Erzählung ſchreiben wollen. Bloße Reiſeluſt iſt Nichts; Reiſen ohne zu unterſuchen noch Weniger als Nichts. Nur ein beobachtender, unermüdeter, kurz philoſophiſcher Geiſt kann einigen Nutzen aus ſeinen Reiſen ziehen.

3.

Ein Karakter.

(Aus dem Engliſchen des Shenſtone).

Animae nil magnae laudis egentes.

Es giebt eine Klaſſe von Menſchen in der Welt, deren Gedanken nie von der gemeinen Bahn abweichen; was ihnen auch für Begebenheiten vorkommen, was ſich ihnen auch für Gegenſtände darbieten, ſo ſind ihre Bemerkungen ſo einförmig, als wären ſie eine Folge des Inſtinkts. Nichts ſtellt dieſe Menſchen nach ihrem ganzen unbedeutenden Werthe mehr ins Licht, als eine Vergleichung ihrer Ideen mit den feinern Einſichten irgend eines großen Genies. Leute von dieſem Schlag genießen oft nebſt der vollkommenſten Geſundheit die gröſte Gemüthsruhe, indem ihre Leidenſchaften, gleich trägen Pferden, nicht im Stande ſind, ſie in Gefahr zu bringen, oder irre zu führen. Von Leuten von Genie fordert man es oft, daß ſie mit der gröſten Ueberlegung handeln ſollen, eben um der Phantaſie willen, die ſie am meiſten daran hindert.

Ich beſah einſt die Weſtmünſterabtey mit einem alten Mann von auserordentlicher Redlichkeit, aber von jenem Grade des Verſtandes, den ich eben beſchrieben habe.

Auf dem Wege dahin fiel nichts unter uns vor, als die gewöhnlichen Komplimente, und öftere Bemühungen, die gegenwärtige Beſchaffenheit des Wetters genau zu beſtimmen. Als wir über die Thürſchwelle giengen, bemerkte er mit einer gedankenvollen Mine, dies ſey ein ſchöner alter Platz.

Ich ſagte ihm, das ich glaubte, es ſey kein Ort ſchicklicher, über die Nichtigkeit aller irrdiſchen Herrlichkeit zu moraliſiren, indem es keinen Ort gebe, welcher die Aſche von Menſchen enthielte, die einen gröſſern Theil jener Herrlichkeit beſeſſen hätten. Er nickte mir ſeinen Beifall zu, ſchien mich aber nicht zu verſtehen.

Ein Stillſchweigen von einigen Minuten folgte. Nachdem er Zeit gehabt hatte, über die Denkmäler von Menſchen, die zu ihrer Zeit berühmt geweſen waren, nachzudenken, blieb er ganz in ſich vertieft ſtehn, und ſagte endlich zu mir, keine Art von Vorzug könne doch den Menſchen vom Tod erretten.

Ich bezeugte ihm meinen Beifall über die Warheit dieſer Bemerkung, und ſagte, dies ſey nicht allein jetzt meine Meinung, ſondern ſey es ſchon ſeit vielen Jahren geweſen. Ganz recht, ſagte er, ich für mein Theil pflege auch ſelten meine Bemerkungen über eine Sache eher bekannt zu machen, als bis ich ſie durch eine lange Reihe von Erfahrungen beſtätigt ſehe.

Dieſe letzte Maxime, welche die gewöhnliche Höhe ſeines Scharfſinns etwas überſtieg, verurſachte ein Stillſchweigen von einigen Minuten. Die Quelle war zu ſtark angeſtrengt worden, als daß ſie ſogleich wieder ihre vorige Kraft erlangen konnte. Wir hatten einige Gänge auf und nieder auf dem linken Flügel gemacht, als er ein Monument erblickte, das etwas größer, als die übrigen war, und das auf eine gemeine Phantaſie mehr Eindruck zu machen im Stande war. So viel ich mich erinnere, war es einem von den Vorfahren des Herzogs von Newcaſtle zu Ehren errichtet worden. In der That, ſagte er mit der Mine eines Menſchen, der etwas Scharfſinniges zu ſagen meint, das iſt ein ſchönes Stück Arbeit, aber ich kann mir es unmöglich vorſtellen, was alle die Kunſtarbeit der Perſon helfen ſoll, die hier begraben liegt. Ich antwortete ihm, ich glaubte, daß es ihr nichts helfe, und daß die Menſchen oft von ihrem eignen Stolze durch die Verſtellung von Ehrfurcht gegen die Verſtorbnen hintergangen würden.

Wir waren nun zu dem Monument des Sir George Chamberlain gekommen. Nachdem mein Freund hier grade ſo viel geleſen hatte, um zu wiſſen, daß dies ein berühmter Arzt geweſen, ſo brach er plötzlich in eine Verwundrung aus, als wenn irgend eine wichtige Entdeckung auf einmal ſeine Phantaſie in Bewegung geſetzt hätte. Ich horchte ihm aufmerkſam zu, bis ich endlich fand, daß er die Warheit zu verſtehn geben wollte, daß die Aerzte ſelbſt ihr Leben nicht erhalten können, wenn ihre Stunde gekommen iſt.

Kaum war er einige Schritte fortgegangen, als er unſerm Cicerone winkte. Freund, ſagte er, indem er mit ſeinem Stock hinwieß, wie lang iſt der Mann da wohl todt? Der Mann gab ihm darüber den nöthigen Unterricht. Hierauf nahm er eine traurige Mine an, und ſagte: „Ach, da ſieht man wie ſchnell die Zeit „entflieht! Wenn ich zurückdenke, wie kurze Zeit iſt es „her, daß ich und er zuſammen im **Teufel** *) waren! „Ach, wir werden niemals wieder zum **Teufel** gehen.“ Ich konnte mich eines Wortſpiels nicht enthalten, ſagte: das will ich auch nicht hoffen, und nahm ſogleich meinen Abſchied.

Dieſer alte Mann brachte, wie ich nachher gehört habe, ſein Leben vornemlich auf dem Lande zu, wo er an Freude und an Leid nur ſchwachen Antheil nahm. Seine vornehmſten Vergnügungen waren allerdings ſinnliche, aber nur von der minder lebhaſten Art, eine Pfeiſe Taback des Nachmittags, ein Spaziergang des Abends, oder ein Schläfchen nach dem Mittagseſſen. Sein Tod, der ſich bald nachher ereignete, entſtand aus dem einförmigen Gebrauche von **Boſtock's** Lebensbalſam, ſo oft ihm etwas fehlte. Wenn irgend jemand eine Krankheit klagte, ſo war er ganz ausſchweifend in Lobserhebungen von dieſer berühmten Arzney. Da aber ſeine Unpäßlichkeit von einer Art war, wozu ſich dieſes Mittel gar nicht ſchickte, und da ihn dies hinderte, etwas wirkſamers zu brauchen, ſo ſtarb er, nicht ohne den Ruhm eines ſehr vorſichtigen Mannes. Ich ha-

---

*) Ein Wirthshaus.

habe aus einer Stelle ſeines Teſtaments erſehn, daß er ſeinem Erben auferlegt hat, an dem Tage, da er gebohren war, eine gewiſſe Quantität Bier mit ſeinen Nachbarn zu vertrinken, und in einem andern Artikel vermachte er einer Kirche, die an ſeinen Garten ſtößt, eine neue Glocke.

Es ſcheint, daß der alte Mann nicht allein ſelbſt eine Abneigung hatte, viel über ſich ſelbſt nachzudenken, ſondern ſich auch bemühte, dies bey ſeiner Nachkommenſchaft zu verhüten.

Ich habe gehört, er habe ſich zuweilen gerühmt, daß er ein weitläuftiger Verwandter des Sir Roger de Coverly ſey.

Regiſter

der vier Stücke der Olla Potrida, vom Jahr 1788.

(NB. Die Römiſche Ziffer bedeutet das Stück, und die Deutſche die Seite.)

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

Seite.

Der Neger Makandal. I. — — 31.
Zwey Dialogen von Heimberth P. F. Hinze. I. 41.
Ueber das Glück der poetiſchen Werke. I. 49.
Pendant aus dem Anfange des Vorigen Jahrhunderts zu den * * Lügen. II. — — 18.
Abentheuer und Miſtificationen des Poinſinet II. 22.
Ueber die didactiſche Poeſie. III. — 24.
Schreiben eines Franzöſiſchen Reiſenden. III. 49.
Wemgad. Scene aus dem jetzigen Jahrzehnd. III. 60.
Sonderbarer Vorfall mit einem Türken zu Londen 1733. IV. — — 24
Zwey Briefe des Herrn Savary an Madame * * auf ſeiner Reiſe durch den Archipelagus, 1779. IV. 33.
Erfahrungen über mich ſelbſt. (Aus dem Engliſchen des Shenſtone.) IV. — — 52
Okano, der Karaibe. IV. — — 61.

Auszüge.

Seite
Privatleben und häusliche Gebräuche der Türken. I. 7.
Herrn de Gracy.. (Aus dem intereſſanten Journal einer Reiſe durch Frankreich 1785, von Frau de la Roche). II. — — 6.
Graf Caglioſtro. (Aus Küttners Briefen eines Sachſen aus der Schweitz). III. — — 9.
Herr und Frau Haſting. IV. — — 11.

Anekdoten.

I. — — — 67.
II. — — — 52.
III. — — — 71.
IV. — — — 72.

Biographie.

Leben des Engliſchen Dichters Matthäus Prior. I. 70.
Der edle Bürger. II. — — — 56.
Etwas über Bokaz und ſeine Schriften. IV. 76.

Fragmente.

Der Rheinfall. Nach großen Meiſtern, mit Anmerkungen von Füßli. I — — 143.
Paris und ein paar Anekdoten von Rouſſeau. III. 141.
Schrecklicher Zuſtand der Negerſklaven in Weſtindien, und ſonderlich auf St. Domingo. IV. 114.

Seite
Reiſe durch das Graubündtnerland. Im Jahr 1784. IV. — — 131.
Ein Karakter. (Aus dem Engliſchen des Shenſtone). IV. — — 152.

Gedichte.

An Herrn Antig aus Gotha. I. — — 3.
An einen neuaufgenommenen Maurer Bruder I. 4.
Die wahre Größe. I. — — 4.
Zwey Lieder nach dem Franzöſiſchen II. 3.
Ebendaſelbſt. II. — — 4.
Der Affe und der Hund. II. — — 4.
Lobſchrift auf Miß Fanny. II. — — 6.
Die Rückerinnerung. III. — — — 3.
Ein Lied vom May. III. — — 8.
An den Grafen Michael Caſimir von Oginski, Kron-Groß-Feldherrn von Litthauen, Staroſten von Slenim. IV. — — 3.
Seiner Hochwürden Magnifizenz dem Herrn D. Heinrich Philipp Konrad Henke. IV. — 9.

Miſcellaneen.

Einige Gedanken und Meinungen des großen Montesquieu. (Aus ſeinen ungedruckten Handſchriften). I. 107.
Epiſtel am Geburtstage der Demoiſelle H**. zu A**. I. 112.
Die Europäiſchen Emigranten in ihrem Vaterlande. I. 143.
Vom Gebrauch der Taſchenuhren. II. — 128.
Beſchreibung von Lenſoves, einem Landgute des Dichters Shenſtons. II. — 121.

Seite
Merkwürdigkeiten aus dem Leben einiger Thiere. II. 157.
Filzigkeit und Geiz. III. — — — 137.
Geſpräch zwiſchen einer Wittwe und einem Hageſtolz. IV. — — 92.
Moderne Gelehrſamkeit, erläutert durch ein Bruchſtück eines Schulexamens. IV. — 98.
Leben von Johann Gay. IV. — 99.

Naturgeſchichte.

Beobachtungen über die Wirkungen einer großen Wärme auf den menſchlichen Körper. II. 48.
Kenntniß einiger der vorzüglichſten Aepfelarten für die Tafel. III. — — — 78.

Roman.

Fragmente aus meinem Leben. II. — 58.
Die Macht der Einbildungskraft: ein engliſches Feen-Mährchen. IV. — — 86.

Wahre Geſchichte ſtatt Roman.

Bekehrungsgeſchichte der Mamſell Gautier, einer Franzöſiſchen Schauſpielerin, von ihr ſelbſt beſchrieben. I. — — — 81.
Proceß des Mädchens von Orleans. Nebſt verſchiedenen andern dahin einſchlagenden Begebenheiten. III. — — 80.

Fragmente.
1. Schrecklicher Zuſtand der Negerſklaven in Weſtindien, und ſonderlich auf St. Domingo. 114.
2. Reiſe durch das Graubünderland. Im Jahr [illegible] 131.
3. Ein Charakter. (Aus dem Engliſchen des Shenſtone) 152.

[illegible]ionnaire de deux nations par une Société de gens de Lettres augmentés de pluſieurs articles, revues par Monſieur le Profeſſeur de la Veaux III. Tome. gr. 8. Berlin. 1789.

[illegible] Band [illegible] dieſer zur vermehrten Auflage wird [illegible] Oſtern fertig. Die Deveriſche Buchhandlung hat von dieſem allgemein gut aufgenommenen Dictionnaire in kurzer Zeit zwey Auflagen abgeſetzt und beſorgt die dritte. Der ſchlechte Druck [illegible], desgleichen die wegen der [illegible] Entfernung des Verfaſſers vom Druckort, durch eine [illegible] Druckfehler [illegible] es mußte wegen des [illegible] Papiermangels [illegible] gedruckt werden [illegible] dritte Auflage unter der Aufſicht des Verfaſſers [illegible] ſchön weiß Papier mit neuer Schrift [illegible] ſein innerer Werth, zumal [illegible] Reichhaltigkeit, welche allen andern vor und nach ihm erſchienenen Handdictionnairen fehlt, hat den ſchnellen Vertrieb der beiden erſten Auflagen bewirkt. Dieſe 3te Auflage wird noch mit vielen Artikeln von dem Verfaſſer vermehrt, und an Druck und Papier beyde erſtere Editionen, wie ſchon geſagt, übertreffen. Aus dieſen Urſachen ſieht ſich der Verleger genöthiget, den Preis dieſer Edition um 12 Gr. zu erhöhen, und 5 Thlr. ſtatt 4 Thlr. 12 Gr. ſich dafür zahlen zu laſſen. Diejenigen aber, welche hierauf pränumeriren, bekommen dies Buch für 4. Thlr. Der 1ſte Band iſt bereits fertig, wird den Pränumeranten gleich ausgeliefert.

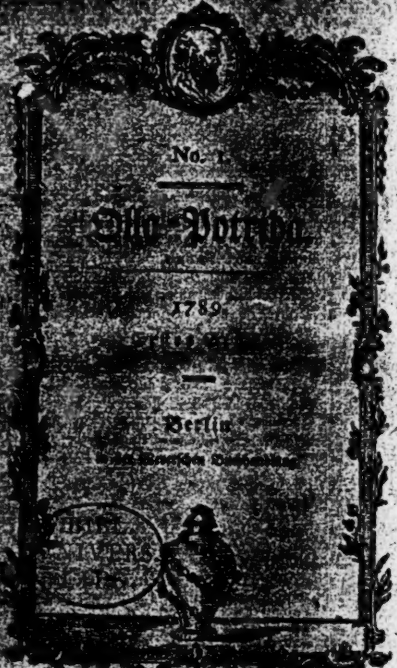
Den Pränumeranten auf die Voltairiſchen ſämmtlichen Schriften dienet zur Nachricht, daß der [illegible] Band in vergangener Michaelismeſſe fertig geworden [illegible]. Auch können die Liebhaber, die auf ſämmtliche Voltairiſche Schriften pränumeriren wollen, noch unter die Zahl der Pränumeranten aufgenommen werden, im Fall [illegible] Thlr. und auf den 16ten [illegible] Thlr. [illegible] die ſich ſämmtliche Werke [illegible] kömmt unter andern [illegible] Erzählungen und Dichtungen, [illegible] Thlr. [illegible] Verſuch einer Schilderung der Sitten und [illegible] Nationen, wobey die Hauptbegebenheiten der Geſchichte von [illegible] dem Großen an bis zu Ludewig [illegible] angeführt werden, 7 Bände 9 Thlr. [illegible] Gr. [illegible] 2 Bände, 8. 6 Thlr. 8 Gr.

Werke (ſämtliche) des Philoſophen von Sans-Souci. Sechſter Band, 8. Berlin [illegible] Thlr. 8 gr.

Der 7. Band worauf 20 Gr. pränumerirt wird, kommt Oſtern heraus auch werden bis dahin, wegen des Nachdrucks noch 5 Rthlr. für die bereits fertigen 6 Bände Pränumeration angenommen.

Neue Quartalſchrift zum Unterricht und zur Unterhaltung aus den neueſten Länderbeſchreibungen gezogen, 1789 1tes Stück, gr. 8. Berlin 12 gr.

Inhalt: 1) Politiſcher Zuſtand von Zürich. 2) Ueber Handel, Schiffahrt und Fabriken von Marſeille. 3) Beſchreibung von Amſterdam. Volksmenge und Handel. Alterthum, Anfang und Fortgang des dortigen Handels. Ehemaliger Zuſtand des holländiſchen Handels [illegible] Fortſchritte deſſelben. 4) Urſprung, [illegible] und Wachsthum der Stadt Venedig. 5) Briefe über [illegible].



No. 1.

Olla Potrida

1789

Erſtes [illegible]

Berlin

[illegible]

64

Inhalt.

Gedichte.

Auszüge.

Etwas über Rußland.

Abhandlungen und verm[illegible] Aufsätze.

1. Sc[illegible] aus Ho[illegible] [illegible]
Aufzüge, von Vulpius.
2. Der Weltbetrüger.
3. Der junge Unbekannte [illegible]
4. Beytrag zu einer [illegible]
des Gartens bey [illegible] Wei-
mar.
5. Briefe eines Reisenden ([illegible]
parte) an seine [illegible]
nischen Reise, 178[illegible]
6. Denkschrift zur [illegible] Abraham [illegible]
Gaumeir, berühm[illegible] Philosoph[illegible]
unserer Tage.

Naturgeschichte.

Vacat.

Anekdoten.

Biographie.

Graf Büffon: oder, [illegible]
ter und Privatleben dieses großen Man[illegible]

Roman.

Wer fühle sich getroffen [illegible]
aus dem Französischen. 11[illegible]

Olla Potrida.

1789.

Erſtes Stück.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

I.

Gedichte.

1.

Empfindungen bei dem Naturanblick auf dem Gereuter Berg, bey Eyrichshof in Franken, den 13. Auguſt 1787.

Berg Gottes! wenn auf deiner Höh,
Anbetend ich die Urſchrift ſeh,
Die rein von Menſchen Flickwerk blieb,
Wie ſie einſt Finger Gottes ſchrieb.

Dem Forſcher unverkennbar da,
Zeigt ſich der liebe Gott ſo nah,
Und hoher Freuden, milder Strahl,
Glänzt aus dem waldumgränzten Thal.

Mit treuer Mutterlieb umfäht,
Den Saamen, den der Landman ſaet,
Natur! und weckt zu tauſendmahl,
Das todte Körnlein aus dem Thal.

So offen liegſt du da — ſo hell,
Sey mir ein Altar und Capell,
Die Blum von Gottes Hand geſaet,
Sei meines Hochaltars Geräth.

Und Dank! den kein Gewand verhüllt,
Empfindung die vor Gott nur gillt,
Die ſich durch Thaten kennbar macht,
Sey dir zum Opfer dargebracht.

Mit Jugend-Schönheit angethan,
Lacht hier Natur den Wandrer an,
Der forſchend ihre Stimme hört,
Und dann gebeſſert widerkehrt.

Wer ſchmücket Aehren jetzt mit Gold?
Wes Stimm' iſts, die im Donner rollt?
Wer mahlt den Abend-roſenroth?
Wer gibt den Raben Morgenbrod?

Sie ſäen nicht und ärndten nicht,
Das Wort, das durch die Schöpfung ſpricht,
Durch tauſend Saiten widerhallt,
Das ſchmückte Blumen und den Wald.

Anbetend ſteh ich vor dir da,
Ich fühle Gott! du biſt mir nah,
Und öfneſt meiner Seele Blick,
Gebeſſert kehr auch ich zurück.

Du gabſt das blümigſte Gewand
Der Schöpfung, dieſem frohen Land.
Doch was mein Herz noch ſtärker band,
Sind edle Menſchen die ich fand.

K. .

2.

Certifikat für die liebenswürdige Schweſter Joſepha Duſcheck.

Gegeben zu Dresden am 7. April 1788.

Wir bieten hier den Brüdern allen
der Menſchenfreundinn Maurerei
gern unſern Gruß, und künden frei:
daß mit ganz allgemeinem Wohlgefallen
Joſepha Duſcheck unſre Schweſter worden ſei. —
Um von den Ordensgrundgeſetzen
den reinen Sinn nicht zu verletzen,
erwählten wir zur Schweſter ſie
allein durch ihr Verdienſt, nicht mit Ceremonie;
und rechneten, was ſie gethan,
mit Freuden ihr für ſtreng're Prüfung an.
Sie ſang, — wir dürfen's nicht verhelen, —
zu Bruder Naumanns ſanftem Harfenklang,
das Hochgefühl von unſern Seelen,
das uns mit Seligkeit durchdrang,

als unſerm Carl, des Maurerordens Zierde,
dem Fürſten, gleich an Würd' und Herzen groß,
die Todespforte, der Er nahe war, ſich ſchloß,
und Ihn der Welten Herr zurück ins Leben führte. —
Wie konnten wir ſie anders lohnen,
als mit der Maurer-Schweſterſchaft?
Und nah' und fern, und unter allen Zonen,
in Oſt und Weſt, wo gute Brüder wohnen,
bleib' ihr dies Prädikat in voller Kraft!

3.

Die Jahrszeiten des Lebens.

Unbekannt mit Gram und Kummer,
Wacht' ich aus dem ſüßen Schlummer
Unſchuldsvoller Kindheit auf;
Und da blickt' ich in Gefilde
Voller Roſen, ſah im Bilde
Nur den ſchönſten Lebenslauf.

Lachend über Blumenfluren
Hüpft' ich, ſah der Freude Spuren
Fern und nah um mich herum;
Doch ich träumte mir vergebens
Für die ganze Zeit des Lebens
Eben dies Elyſium.

Ach! die Frühlingstage fliehen,
Und Gewitter ſah' ich drohen
Da des Lebens Sommer kam;
Donner hört' ich um mich krachen:
Da verlor ſich Scherz und Lachen!
O! da nahte langer Gram!

So war Täuſchung denn verſchwunden,
Und von jenem Wahn entbunden
Ahnd' ich traurig neuen Schmerz
Für den trüben Herbſt, und zage
Mehr noch für die Wintertage;
Sie erkalten Kopf und Herz.

Doch am bangen Greiſenſtabe
Schleicht der Pilger hin zum Grabe;
Jenſeits winkt ihm ſüſſe Ruh,
Und im immerwähr'nden Lenze
Duften palmenreiche Kränze
Frieden dem Verklärten zu.

J.

4.

Der Kampf der Liebe und der Tugend.

Warum muſt' ich ihn ſehn, nach dem dies Herz nur ſtrebet,
Und deſſen Bild ſo tief in meine Seele ſank!
Für den ein jeder Puls in ſtärkern Schlägen bebet,
Indeß auf ihn nur jeglicher Gedank
Gerichtet iſt — o ihn! Ihn muſt' ich lieben,
Da ich ihn ſah! — Und ſtrafbar ſollt' ich ſeyn?
Iſt nicht das Schickſal ſchuld an dieſen Feuertrieben?
Ihn zeigt es mir — da war mein Herz auch ſein.

Doch allzuſtrafbar war's, daß ich ihn nicht bekämpfte,
Den raſchen Trieb; ganz hing dies Herz ihm nach.
O, daß ich nicht den Wunſch des Wiederſehns bekämpfte,
Wie laut er auch in meiner Seele ſprach;
Hätt' ich von ihm — Verbrechen wär's geweſen —
Doch hätt' ich nur, doch nur den Wahn gehegt:
Er ſey ein Mann mit allem Männerweſen,
So ward vielleicht da Ueberdrus erregt.

Allein zu ſehr verſtrickt, im ſüſſen Trug verſunken,
Als hing' ich nur ſchuldloſer Freundſchaft nach,
Sah' ich hin, ſah ihn wieder, bis ich trunken
Von Liebe, träumend von ihm ſprach;
Denn wachend — wenn ich denn in jedem ſeiner Worte
Beſcheidenheit, Verſtand und Witz, ein Herz
Von Liſt und Trug entfernt, ſo gut! Mit einem Worte
Ihn herrlich fand, und rein bey Ernſt und Scherz.

Wie willig, wie ſo froh ergriff da meine Seele
Den ſüſſen Wahn, die Wonnetäuſchung nicht,
Ihn lieben ſey Verdienſt — wie? wenn ich ihn erwähle
Zum Freund, ſo ſprach dies Herz, üb' ich nicht Tugendpflicht?
Und ach! ſo wiegt ich denn mich ſelbſt in ſüſſen Schlummer
Allmälig ein — nun würkt der Liebe Gift
So ſchwer! ſo ſtark in mir! Ich fühl' ihn — welch ein Kummer
Iſt's, der beym Glück um ihn zu ſeyn mich trift!

In ſeinen Arm — an ſeine Bruſt mich ſchmiegen
Iſt heiſſer Wunſch in mir — ach! ſollt' ich ſtrafbar ſeyn? --
Muß ich mit Quaalen kämpfend ihn beſiegen? — —
Dann, guter Gott, dann flöſſe Kraft mir ein!
Dann nimm es hin, dies Feu'rgefühl der Seele,
Das lodernd in mir tobt! nimm dieſe Liebe hin,
Stark wie der Tod! Begabe Gott, vermähle
Mit Todtenkälte mich, betäube Herz und Sinn!

Welch' frevelhaft Gebet! o Gott, mit Vateraugen
Blick auf mich her, verzeih' den Unſinn mir!
Sie mir zum Glück, zum Ruhme dir zu brauchen,
Gabſt du, mein Schöpfer, nur die rege Seele mir.
Doch ſtandhaft Leidenſchaft, wie ſehr ſie wüthet, dämpfen,
Iſt Pflicht für mich — Nun wohl! ich will! Doch wie! —
Was meynſt du, Herz! wirſt du die Glut bekämpfen?
Nein! — Gott, ich fühl's — ganz ſiegen werd' ich nie.

J.

5.

Trinklied.

Es trank Anakreon der Zecher
Den glänzenden bekränzten Becher
Sehr oft vom Chierweine leer:
O da entſchwand vor ihm die Erde,
Und zu der Freude ſprach er: werde!
Da gaukelte ſie um ihn her.

Nicht nur Anakreon der Heide,
Empfand beym Wein olympſche Freude;
Auch Vater Noa fand ihn gut,
Und Sultan Salomo, der Weiſe,
Spricht irgendwo zu ſeinem Preiſe:
Er ſtärkt des Menſchen Herz und Muth.

Laßt, Brüder, uns die Worte merken,
Uns Herz und Muth beym Weine ſtärken;
Die Zeit iſt ſchlimm, wir brauchen Muth —
Stoßt an und leert, und trinkt euch Kräfte:
Dann geht ihr muntrer an Geſchäfte
Und freudiger wallt euer Blut.

J.

II.

Auszüge.

Etwas über Rußland.

(Aus den Bemerkungen über Rußland, 1ſter Theil 1788.)

Sarskoe Selo.

Sarskoe Selo wurde von der Kaiſerin Eliſabeth prachtvoll angelegt, und von der jetzigen geſchmackvoller verſchönert. Von jener, welche auch Sara hieß, erhielt es den Namen Saras Luſtort. Jetzt nimmt man es aber meiſt ſo, als wäre es mit einem Rußiſchen З geſchrieben worden, und da heißt es Zaaren, das iſt Kaiſer Aufenthalt. Dieſer Pallaſt liegt 25 Werſte im Süden von Petersburg.

Da dieſes der Lieblingsaufenthalt der jetzigen Kaiſerin iſt, und ſie dieſes Jahr wegen des außerordentlich langen günſtigen Wetters, länger als andre Sommer hier verweilte; ſo mußte ich meinen Beſuch bis nach ihrer Abreiſe verſparen. Denn ſo lange die Monarchin zu Sarskoe Selo lebte, kann man nicht die innere Einrichtung beſehen.

Den 25ſten September traf die Kaiſerin in Petersburg ein, einige Tage darauf fuhr ich in Geſellſchaft des Herrn von Pirch und des Herrn Major Barboz, der vor kurzem aus Nertſchinsk angekommen war, dahin. Der Weg geht bey Tſchesme vorbey. Bald darauf folgt Triruki, deutſch drey Hände, weil ſich der Weg hier in drey Wege theilt. Der grade geht nach Sarskoe, der linker Hand nach Moskau. Hier befindet ſich ein herrſchaftlich Haus und Wache. In dem Hauſe ſaß ehemals der General Apraxin, der die Preußiſche Kampagne eröfnete, aber wegen des Verdachts der Anhänglichkeit an den damaligen Großfürſten Peter den III., wegen des Scheins deſſen Wünſchen gemäß zum Vortheil des Königs von Preußen gehandelt zu haben, von der Kaiſerin Eliſabeth von der Armee abgerufen wurde, und hier ſeinen Tod fand. Die übrige Gegend hat wenig Reiz, bis man an den Kaiſerlichen Sommerſitz kömmt. In ihm aber vereinigt ſich jetzt ohnſtreitig die größte Pracht, die Rußland aufweiſen kann, und welche ſich mit den angeſtaunteſten Sachen des Auslandes meſſen darf. Ehe man hinkömmt, paßirt man den neuen Thiergarten, darinne Hirſche und Dammhirſche gehalten werden. Dieſer iſt vom alten Thiergarten verſchieden, welchen Namen ein etwas entfernterer Wald führt.

Gleich beym Anfange des Gartens zeigten ſich doppelte Pforten, die wegen des aufgethürmten Tuffſteins das Anſehen würdigen Alterthums haben. Auf der einen befand ſich ein neues ſineſiſches Haus. Bald darauf kamen wir bey einem andern ähnlichen antiken Gewölbe vorbey. —

Wir kehrten indeſſen erſt bey einem Deutſchen ein, er war aus Frankenhauſen, um von hier aus die Gelegenheit zu ſuchen, das Schloß, den Garten und andre Merkwürdigkeiten zu beſehen. Der ganze Ort beſteht faſt aus nichts, als Gaſthäuſern, wenigſtens bewirthet der größte Theil der Einwohner. Dieſes hat Aehnlichkeit mit Karlsbad, Pyrmont und andern Badeſtädten. Aus faſt allen Nationen findet man hier Gaſtgeber. Der Zufluß von Fremden im Sommer macht dieſe Einrichtung nothwendig.

Das Hauptgebäude iſt lang, hat auf den Seiten große, etwas niedrigere Verbindungsgebäude, und an den Enden Pavillions; bey dem rechten liegt die Kirche und der linke macht des jetzigen Lieblings der Kaiſerin, des Kammerherrn von Landskoy Wohnzimmer aus. *) Das äußere machte, bey aller Pracht, einen höchſt widerlichen Eindruck auf mich. Das ganze Dach iſt mit vergoldeten Statüen beſetzt. Alle Geſimſe, Säulen, Geländer, Feſtons und andre Zierrathen über den Fenſtern ſtrotzen von Gold. Die fünf Kuppeln auf der Kirche und vieles andre iſt mit dieſem Metall überlegt. Nimmt man dazu ein gewiſſes viereckiges plumpes Anſehen, ſo iſt der Eindruck zu erklären. Ja, ich erwartete wie bisher im Peterhof oder Oranienbaum eine ſchöne Lage und freye Ausſicht, allein auch dieſes fand ich nicht. Es liegt in einer Ebene, die gegen die umliegenden Gegenden eine Tiefe ausmacht.

Einige alte geſchmackloſe Zimmer abgerechnet, die noch nicht geändert ſind, zwingen die mehrſten, beſonders die in beyden neuen Pavillions die uneingeſchränkteſte Bewunderung ab. Von den alten Zimmern im Hauptgebäude ſind und werden viele verändert; z. E. die ganze Reihe der einen Seite bis auf den Bilderſaal. Hier zogen beſonders unter unzähligen andern die vier Geſchichts- und Schlachtengemählde des Treffens von Pultawa meine Aufmerkſamkeit auf ſich, desgleichen das Bild des erſten Herzogs von Kurland. Weil dergleichen Kabinete mehr ſtudirt als blos beſehen werden müſſen, ſchweige ich von den übrigen. Darneben folgte das Berſteinzimmer, deſſen Wände mit großen Berſteinſtücken überzogen ſind. Nur einige Spiegel und Moſaikbilder, ich glaube es waren von letztern vier, machen die übrigen Wändeverzierungen aus. Dieſes Zimmer kann zugleich als Bernſteinkabinet dienen, da man eine große

Far-

---

*) Dieſer Günſtling des Glücks iſt ſeit 1785 todt.

Farbenverſchiedenheit darunter antrift. Die Bilder von moſaiſcher Arbeit ſtellen ländliche und häusliche Scenen vor. Auf dem einen, nach meinem Urtheil dem beſten, leckt ein Hund in der Küche den Teller ab. Auch die Rahmen dieſer Bilder ſind von geſchnittenen Bernſtein zuſammengeſetzt. Das Ganze iſt ein Geſchenk des vorigen Königs von Preußen an die Kaiſerin Anna, für achtzig große Ruſſen. Daher iſt auch abwechſelnd der Preußiſche Adler und die verzogenen Anfangsbuchſtaben von dem Namen Fridericus Rex unten angebracht. Noch iſt hier ein Spielzimmer, deſſen Wände ganz mit Spiegeln überzogen ſind; ferner ein Porcellainzimmer und dergleichen mehr. Im linken neuen Pavillon wurde eben noch an einem vortreflichen ſineſiſchen Saale mit eckiggewölbter Decke gearbeitet.

Der Garten iſt ſehr geräumig und in dem neuern Geſchmacke der Engländer angelegt. Die vielen Kanäle bilden mehrere Inſeln, die durch Brücken verbunden ſind. Unter dieſen zeichnet ſich beſonders eine ganz marmorne aus, die in Sibirien aus inländiſchen weißen und grauen Marmor verfertigt worden iſt. Sie heißt die palladiſche Brücke. Die Form des Geländers, die Politur der Stufen und ganze Pracht, macht ſie zu der einzigen in ihrer Art die ich je ſah. Das viele Waſſer hat erſt General Bauer dem Garten verſchaft, und dadurch deſſen Werth ſehr erhöhet. Die Inſeln ſind mit mancherley Gebäuden beſetzt, darunter ich nur ein ſineſiſches nenne, deſſen Wände mit einer täuſchenden Marmortünche überzogen ſind.

An einen im Garten freyſtehenden Pavillon ſtieß ſonſt eine Rutſchbahn, die aber abgeriſſen worden iſt.

Ein andrer Pavillon heißt die Eremitage, weil hier blos mit den Vertrauteſten ohne alle Zuſchauer geſpeiſt wird. Die Tiſche und alles übrige kömmt von unten herauf, auf die oben beſchriebene Weiſe.

Des neue Badehaus der Monarchin iſt geſchmackvoll geziert. Wenn ſie ſich badet ſitzt ſie in einem großen zinnern Keſſel. Die Wände ſind mit Spiegeln beſetzt.

Das Badehaus des Großfürſten und der Großfürſtin iſt mit einer grünen breternen Wand umzäunt, und minder merkwürdig, obgleich weit geräumiger.

Ein nachgeahmter alter Schloßthurm war uns äußerſt überraſchend. Er drohet den Einſturz, iſt aber ſehr feſte. Alles iſt harmoniſch; eine Wendelſtiege ohne Stufen, alte Thüren, zerbrochene Fenſter mit gelben Glas, in der Mitte tiefer Abgrund für die Gefangenen ꝛc. Zur ſinnlichen Erinnerung an alte Barbarey und an alte Sitten, iſt dieſes Gebäude gut, nur erinnert es auch an die zerſtörenden Kräfte der Zeit, die auch ihren nagenden Zahn an den neueſten und ſtolzeſten Werken üben wird, und vielleicht bald anſetzt.

An einem Judenbegräbniß in einem keſſelförmigen Gewölbe, wurde noch gearbeitet.

Ein großes Werk iſt auch die eiſerne Pforte, die in Sibirien gegoſſen und geſchmiedet worden iſt. Zu Waſſer kam es bis Petersburg, und von da zu Lande hierher.

Auf den Deichen befinden ſich verſchiedene ausländiſche Schwimmthiere, als Japaniſche, Amerikaniſche ꝛc. Gänſe, Enten, Schwäne und dergleichen mehr.

Das was mich am mehrſten freuete, waren die hin und wieder aufgerichteten Denkmäler großer Männer und für Rußland wohlthätiger Handlungen. Durch ſie werden nicht blos richtigere Begriffe von Menſchenſchätzung verbreitet und wichtige Begebenheiten der Nachkommenſchaft ins Gedächtniß gerufen, ſondern es werden auch Patriotiſmus und Nacheiferung erweckt. Und dieſes ſind doch die paar Springfedern, die der Fürſt, da wo ſie in ſeiner Gewalt ſtehen, um ſeines eigenen Vortheils willen, recht hoch zu ſpannen, nie vernachläßigen ſollte.

Ehrenvolle Beinamen, dergleichen Romanzow, Orlow, Galitzün und andre *) führen, da ſie Sadunaisky, Tſchesmensky ꝛc. heißen; (es iſt eine ſchöne Nachahmung der Römer, bei denen Publicus Scipio Africanus maior & minor, Lucius Scipio Aſiaticus wegen des Triumphs über den Antiochus u. a. m. bekannt ſind) desgleichen Gemählde, wie ſie vom Türkenſeekriege zu Peterhof ſtehen; Ehrenmedaillen die der gemeine Soldate bekömmt, und andere Dinge geben wirklich dem Patriotiſmus und Nacheiferung mehr Nahrung, als man auf den erſten Anblick glauben ſollte. Beſonders aber müſſen es die hier befindlichen Monumente thun. Unter dieſen zeichnen ſich aus:

Ein marmorner Triumphbogen dem Fürſten Orlow zu Ehren, weil er der Peſt in Moskau Einhalt that, und die noch häßlicher wüthenden Unruhen daſelbſt ſtillte. Er ſteht am Ende des Gartens, ſo daß der Fürſt jedesmal, wenn er von hier auf ſein in der Nähe liegendes Landgut Katſchina fährt, durch kömmt.

Ein marmorner Obelisk dem Feldmarſchall Romanzow zu Ehren, weil er jenſeits der Donau die Türken zu Paaren trieb, beſonders aber, weil er 1770 den 19ten — 21ſten Jul. alten Styls am Kagul die große Türkiſche Armee von 150,000 Mann unter der Anführung des Großveziers aufs Haupt ſchlug, drey feindliche Retrenſchements, das ganze Türkiſche Lager und die ganze Artillerie eroberte.

Eine marmorne Säule mit Roſtris, Schiffsſchnäbeln, dem Grafen Orlow zu Ehren, weil er als Oberbefehlshaber der Rußiſchen Flotte die Türkiſche zahlreichere Flotte bey Tſchesme den 24ſten Jun. 1770 vollkommen beſiegte, und den 26ſten deſſelben Monats alten Styls verbrannte. Dieſe

iſt

---

*) Er erhielt Potemkin in neuern Zeiten wegen der glücklichen Einnahme der Krim den Namen Krimsky.

iſt vorzüglich ſchön. Sie ſtehet mitten in einem großen Waſſer-Baſſin, das wegen ſeiner Größe einen beträchtlichen Teich ausmacht. Hoch ragt die Marmorſäule empor, an welcher zu dreyen Stellen, nach entgegengeſetzten Richtungen die Roſtra, im römiſchen Styl abſtehend, angebracht ſind.

Katharina II.

Katharina II. iſt von mittlerer, doch eher großer als kleiner Statur; ſie ſcheint nur klein, wenn man ſie mit den ſie umgebenden großen Rußen vergleicht. Sie iſt etwas ſtark an Bruſt und Körper, hat große blaue Augen, eine hohe Stirn, etwas langes Kinn. Da ſie jetzt 51 Jahre alt iſt, ſo wird man keine jugendliche Schönheit erwarten dürfen. Sie iſt aber nichts weniger als häßlich; im Gegentheil ſind in ihrem Geſichte noch viel Züge ihrer ehemaligen Schönheit, und im Ganzen Kennzeichen von körperlichen Reitzen ſichtbar. Ihre Wangen ſind durch Schminke hochroth gefärbt. In ihrem Blicke hat ſie eben ſo viele Würde und Majeſtät als Gnade und Herablaſſung. Sie trägt dabey ihren Körper mit vielem Anſtande, ſehr grade, ohne daß es in das Gezwungene fällt.

Wenn ich mich nicht irre, ſo höre ich ihr liebes Weib fragen: was hatte ſie denn aber an? Wie war ſie friſirt, was hatte ſie für einen Kopfputz? Nun gut! ich will es verſuchen. Ihre Kleidung in Abſicht des Zuſchnitts, war faſt die nämliche, wie die National-Rußinnen tragen, nur ſind einige kleine Veränderungen hauptſächlich in den Aermeln angebracht. Sie beſteht in einem langen Kleide, das ſich von der Bruſt bis auf die Füße gerade herunter erſtreckt. Dieſer Leibrock hat Aermel, etwas weiter, ſie werden aber, nach der Hand zu, ziemlich enge. Ueber dieſe Stolam oder Andrienne, wenn ich es ſo nennen darf, hatte ſie ein fliegendes Gewand ohne Aermel an. Da der Leibrock und das Oberkleid von verſchiedenen Farben ſind, und da, wo die Arme durchgeſteckt werden, alles gut auf einander paßt, ſo muß ich ſagen, daß dieſe etwas aſiatiſche Tracht bey mir keinen übeln Eindruck machte, zumal die Farben nicht ſo krell von einander abſtachen. Das Unterkleid war ein leichter Stoff, weiß mit Silber changirend. Das Oberkleid war ganz blaß violet, und auch von den wenigen durchwebten Silberfäden, violet-roth- und ſilberchangirend.

Ihr Kopfputz iſt eine an der Stirne niedrige, etwa dreifingerbreit hohe Friſur, hinten laufen einige geflochtene Zöpfe frey herunter. Auf dem Toupet ruhete eine kleine mit Brillanten beſetzte Krone, ſo wie ſie auf den Münzen abgebildet iſt.

Auf der Bruſt befand ſich wie ein Schildlein mit Brillanten bedeckt. Wegen der Größe könnte man es eher mit einem Ringkragen der Officiere als mit einer Pretenſion vergleichen. Gleich unter dieſem Bruſtſchmucke waren zwey Ordensbänder zu ſehen. Da ſie dieſe Ordensbänder über die Schulter nach der einen Hüfte zu, und zwar zwiſchen dem Ober- und Unterkleide trägt; ſo ſind dieſelben vorzüglich gleich unter der Bruſt ſichtbar. Eins deckt das andere, ſo daß das unterſte nur etwas hervorragt. Das oberſte iſt ein hellblaues etwa handbreites Band vom erſten und vornehmſten Orden des rußiſchen Reichs, vom Andreas Orden. Das unterſte iſt orangengelb und ſchwarz geſtreift. Dieſes iſt das Ordensband vom Militär-Georgsorden, oder von dem Kriegs-Verdienſtsorden. Von beiden, ſowohl von dem Andreas- als Georgsorden, trug ſie die goldene und diamantene Kette um den Hals, und zwey einander ſich deckende Sterne auf der Bruſt, denn ſie iſt von beiden Großmeiſter.

Noch darf ich drei Punkte nicht wohl übergehen, von denen man den Mannsperſonen vorwirft, ich weiß nicht mit wie viel Recht, daß ſie ſie gemeiniglich zuerſt an dem andern Geſchlechte bemerken. Von ihrem ſtarken Buſen iſt wegen der hoch aufgehenden rußiſchen Kleidung nur wenig ſichtbar. Die Taille iſt ſehr ſtark, ſie wird aber durch ihre vortheilhaft gewählten Kleider recht gut verbeſſert. Von ihrem Fuße ſieht man nichts.

So wie die Kaiſerin einen Schritt ins Zimmer gethan hatte, blieb ſie ſtehen und machte einige gnädige Komplimente den zahlreichen Anweſenden. Ihr Kompliment geſchieht auf rußiſche Art mit Verbeugungen des Obertheils des Körpers, wie bey Ihnen nur die Mannsperſonen thun; denn im Ganzen genommen, neigt ſich das rußiſche Frauenzimmer nie, wie in Deutſchland, ſondern es beugt ſich. Nur wenige Rußinnen, und zwar meiſt ſolche die vornehm thun wollen, neigen ſich. Indeſſen geſchieht es doch faſt durchaus bei der Menuet. Hierauf kam einer nach dem andern von den gedachten beiden Reihen, küßte ihr die Hand, die ſie jedem darhielt.

Außer den ſchon genannten hier reſidirenden Miniſtern, Agenten und andern der Kaiſerin ſchon vorgeſtellten Perſonen, wurden noch einige Fremde zum erſtenmal zum Handkuß gelaſſen, die ſich mit ans Ende der Reihe geſtellt hatten. Sie wurden von dem Hofmarſchall der Kaiſerin vorgeſtellt, denen ſie alsdann auch die Hand zum Küſſen darreichte. Man verſicherte mich, daß zuweilen Fremde mit in dieſe Kolonne treten, und ohne beſonders vorgeſtellt worden zu ſeyn, ihr die Hand küßen. —

Indeſſen dieſes Händeküſſen auf einer Seite mit Würde und Gnade, und auf der andern mit Ehrfurcht vor ſich gieng, ſprach ſie mit dem Grafen Cobenzl franzöſiſch. Da ich gleich hinter ihm ſtand, konnte ich es deutlich verſtehen. Ich bewunderte ihre Herablaſſung, oder, wenn Sie wollen, feine Politeſſe, daß ſie ſich nur von ſeinen Angelegenheiten, von ſeiner Familie und Verwandten in Wien unterhielt.

Fürſt Potemkin.

Ich bemerkte, daß man dem Fürſten Potemkin die nämliche, oft mehr Devotion als der Monarchin bewieß. Einigemal kam er eine Viertelſtunde vorher ins Audienzzimmer. Wie krochen nicht die älteſten Generale vor ihm! Grauköpfe mit blauen, gelbſchwarzen und rothen Ordensbändern machten ihm drey tiefe Verbeugungen, die er mit einem mäßigen Kopfnicken erwiederte. Vor ſeiner Thür ſahe ich oft vierzig bis funfzig Kutſchen ſtehen, deren Inhaber ihm zugleich Cour machten. Dieſes fällt um ſo mehr auf, da er in einem Pallaſte gleich neben der Monarchin wohnt. Nur die Eremitage trennt ſein Haus von der Reſidenz. Dieſer Fürſt iſt ein Mann in ſeinen beſten Jahren, groß und ſtark von Perſon, von einer vortheilhaften Geſichtsbildung, nur daß er mit dem linken Auge, das blind zu ſeyn ſcheint, ſehr einwärts ſchielt. Er gilt im Kriegsdepartement alles — alles. Nur eine Anekdote muß ich hiervon anführen. Sie iſt deſto richtiger, weil ſie einen meiner guten Freunde betraf, mit dem ich zuletzt gar beyſammen logirte.

Herr von P. hatte bey den Preußen unter einem Freycorps in dem letzten acht und neun und ſiebenziger böhmiſchen Federkrieg als Lieutenant gedient. Nach dem Teſchner Frieden wurde das Freycorps reducirt. Er wäre zwar anderwärts wegen ſeiner Geſchicklichkeit untergebracht worden, allein er hatte ſich mit ſeinem Chef entzweyet, daß er den Abſchied als Ober-Lieutenant nahm. Gewiſſe Verbindungen verſchaften ihm von einigen der vornehmſten Perſonen in Berlin und Dresden unter andern vom Graf Anhalt ꝛc. die beſten Empfehlungen, ſowohl an die erſten rußiſchen Miniſter, als an den preußiſchen und ſächſiſchen Geſandten in Petersburg; Empfehlungen, die er wegen ſeiner Kenntniſſe mancherley Art, beſonders wegen deſſen, was hier am mehrſten durchhilft, wegen ſeiner Fertigkeit im Franzöſiſchen, Italiäniſchen, Engliſchen und Kriegszeichnungskunde verdiente. Dieſer Mann traf wenige Tage nach mir in demſelben Gaſthaus Hotel de Londres an; als halbe Landsleute knüpften wir bald Freundſchaft. — Er fuhr herum ſeine Empfehlungsſchreiben abzugeben, und erhielt allenthalben die ſchönen Verſicherungen, bald als rußiſcher Officier angeſtellt zu werden. Unter den Empfehlungsſchreiben befand ſich eines an den Fürſt Potemkin. Sechs Tage hinter einander begab ſich gedachter Hr. v. P. in des Fürſten Vorzimmer; allein wegen der Menge von gegenwärtigen Sternen und Ordensbändern, kam er nie vor. Auf wiederholtes Fragen des fürſtlichen Adjutanten, was ſein Geſuch ſey, und müde über das ſtete vergebliche Hinrennen, gab er den Brief dem Adjutanten. War er vorher nicht vorgelaſſen worden, ſo hatte er nun gar keine Hoffnung, da er das, was ihn noch vorrufen konnte, aus den Händen gegeben hatte. Vergebens wiederholte er ſeine Beſuche im Fürſtlichen Antichambre und bey allen Großen, an die er Briefe mitgebracht hatte, die ihn meiſt an Potemkin verwieſen. So verſtrichen acht bis zehn Wochen. Endlich gelang es ihm die Achtung eines Lehrers beim Kadettencorps, des Hrn. Major * * *, der von Potemkin geſchätzt wird, zu gewinnen, der ſeinetwegen mit dem Fürſten ſprach. Das nächſtemal, daß er im Vorzimmer des Fürſten erſchien, wurde er hinein gerufen. Herr v. P. machte ſeinen Kratzfuß mit Beziehung aufs Schreiben. Der Fürſt redet kein Wort, beſieht ihn vom Kopf bis auf die Füße, ſagt endlich die drey Worte: Vous ſerez placé. — Den Nachmittag war er als Second-Lieutenant mit Gage placirt, ihm freygegeben, bey welcher Diviſion oder Chef, und in welcher Provinz er ſeinen Dienſt antreten wollte. Dieſes zeigt beyläufig, ſowohl das Unzulängliche vieler wichtigſcheinenden Empfehlungen, als auch die Schwierigkeiten, jetzt im rußiſchen Dienſte als vollzähliger Officier anzukommen; als überkompletter, um zeitlebens extraordinarius zu bleiben, hat weniger Hinderniſſe.

Eine andre wahre Anekdote von dieſem wichtigſten Manne Rußlands und von dem Vortheile einer gewiſſen Gegenwart des Geiſtes allenfalls auch Unverſchämtheit, iſt folgende. Ein ehſtländiſcher Hofmeiſter, Hr. G. . . . . nahm vor eilf Jahren, aus Neigung, rußiſche Dienſte als Sergeant, und iſt jetzt Obriſtlieutenant. Durch auszeichnende Talente und Ergebenheit für ſeinen Chef ſchwang er ſich anfangs bis zum Kapitain. Dieſer Poſten iſt im rußiſchen Dienſt der, den man zwar bald erreicht, aber wo man alsdann lange hocken muß. Die Urſachen ſind, weil ein großer Theil der Edelleute, die nur etwas Vermögen haben, beſonders die Liefländer, Ehſtländer, Ingermanländer und ſelbſt viele Rußen nur bis zum Hauptmann dienen, und ſich alsdann, meiſt ein oder zwei Jahre nachher, den Abſchied als Major geben laſſen, um in ihren bürgerlichen Verhältniſſen, eine gewiſſe Würde zu haben, wäre es auch nur, um in der Stadt mit vier Pferden fahren zu dürfen, welches der Regel nach niemand unter Majorsrang thun darf. Es verſteht ſich nämlich vom Fahren in Galla, denn auf dem Lande und auf Reiſen kann man ſo viel Pferde nehmen, als man will. Eine andre Urſache iſt die Sitte, wichtige fremde Perſonen zu überkompletten Majors zu machen, die den ſchrittweiß avanzirenden, gar ſehr dieſe Stufe erſchweren. Auf dieſer Staffel ſtand Hr. G. . . . . als er von ſeinem Regimente nach Petersburg kam, und dem Fürſten aufwartete. Eben hatte der Fürſt eine Zeichnung eines preußiſchen Huſaren von einem neuzuerrichtenden Freycorps aus Berlin erhalten, die dem Fürſten in mancher Rückſicht gefiel. Er trat damit ins Vorzimmer und zeigte ſie einigen alten Officieren, ſetzte hinzu, es müſſe nur einiges am Dollman, Pelze und einigen andern Stücken, die er namentlich angab, abgeändert werden, daß es eine der vorzüglichſten und zweckmäßigſten Uniformen werde, die er ſelbſt, nach gedachter Veränderung, bei einigen Regimentern einzuführen gedenke. Er überreichte ſie ſogleich den zunächſtſtehenden, daß ſie doch eine Zeichnung nach ſeinen Ideen machen möchten. Dieſe entſchuldigten ſich, ſie verſtänden nur militäriſche, aber keine Handzeichnungen. Hr. G. . . . . im Hintergrunde, hatte auf alles genau Achtung gegeben, trat vor und erbot ſich; dieſelbe zu verfertigen. Er ſelbſt verſtand ſo wenig als ein andrer Handzeichnungen, ging aber gleich zu einem Maler, ließ ſie genau ſo verfertigen, zahlte dafür zwey Rubel, und überreichte ſie am folgenden Mittage dem Fürſten, der ihn dafür auf der Stelle zum Major ernannte. Die drey folgenden Stufen des Obriſtlieutenants, Oberſten und Brigadiers, allenfalls auch des General-Majors, werden gemeiniglich ziemlich ſchnell erſtiegen, ſo daß Hr. G. . . . ., wie ich von einem ſachkundigen Manne höre, bald Oberſter ſeyn wird.

Rußiſches Frauenzimmer.

Ich fühle es ſehr gut, wie ſchwer und gewagt es iſt, über das andre Geſchlecht einer fremden Nation gründlich urtheilen zu wollen, da es uns bey unſern Landsmänninnen, die wir doch genauer kennen könnten, ſo oft mißlingt. Um indeſſen Ihren Wunſch zu erfüllen und hier keine Lücke zu laſſen, ſetze ich meine Bemerkungen über der Rußinnen Körper, Geiſt, Lebensart, Trachten u. dgl. m. hieher.

Das rußiſche Frauenzimmer im Ganzen genommen, (ich rede hier immer von den mehrſten, denn Ausnahmen giebt es allenthalben) ſcheint mir nicht ſo ſchön als das deutſche; das heißt, es entfernt ſich noch weiter vom griechiſchen Schönheitsideal als das deutſche, ob es gleich in mancher andern Rückſicht Vorzüge haben dürfte. Die rußiſchen Mädchen ſind im Durchſchnitt gerechnet, eher groß als klein, haben eine lebhafte hohe Geſichtsfarbe, mehr ſtarke als zarte Geſichtszüge; ſie ſind mehr brunet als blond, mehr heftig als ſanft. Ihr Auge iſt mehr klein und feurig, als groß und ſchmachtend. Die Naſe iſt weniger charakteriſtiſch und national als bey den Männern; der Hals meiſt fleiſchig, rund, eher kurz als lang. Ob ſie gleich bis jetzt das Schnüren und Buſen-Herauspreßen nicht ſo wie die Oberſachſinnen zu verſtehen ſcheinen, ſo zeigen ſie doch meiſt eine volle Bruſt. Schlanke Taille und kleiner Fuß muß bei ihnen kein weſentlicher Theil der körperlichen Schönheit ſein, weil ſie beydes ſehr vernachläßigen. Der Körper iſt ſtark und geſund.

An natürlichen Geiſtesfähigkeiten fehlt es den Rußinnen nicht, aber deſtomehr an wahrer Bildung. Bey den Leuten aus der niedrigen Volksklaſſe, iſt an Geiſteserziehung gar nicht zu denken, weil es elende Sklaven ſind. Bey den Perſonen aus dem Mittelſtande, hat ſie noch lange nicht den Werth, wie in Deutſchland, und daher iſt es ſehr begreiflich, wenn ſie ſich nicht nach etwas Werthloſem beſtreben; zudem fehlt es gänzlich an Mitteln, wenn auch einzelne Familien Sinn dafür hätten. Bey dem vornehmern Theile der Nation artet Geiſteskultur in Schwindel und Gleißnerey aus. Komödien, Romane, Franzöſiſch und Deutſch ſind die Idole, denen man opfert, und von denen man Glanz vor andern erwartet. Was die Kaiſerin für die Erziehung des weiblichen Geſchlechts im Demoiſellenſtift gethan hat, und was es für Folgen äußerte, habe ich bey Gelegenheit, da ich jenes Inſtituts erwähnte, ſchon bemerkt.

Im Ganzen genommen lebt das rußiſche Mädchen keuſch; keuſcher als die Frau. Bey letztern iſt die Moralität ſehr geſunken; ja Ausſchweifungen dieſes Standes ſcheinen gar keine Moralität zu haben. Sklaverey, Gewalt des Erbherrn und deſſen roheſten Junkers über ſeine Unterthanen, öffentliches Bad, Beyſpiel der höchſten Damen, Unſittlichkeit der Mannsperſonen und andre dergleichen Dinge geben dieſem Krebsſchaden immer mehr Nahrung. Wenn einige gutmeinende Theologen dergleichen Sittenverderben, einzig und allein dem Unglauben auf den Kopf Schuld geben: ſo könnten ſie ſich hier eines andern belehren; denn die griechiſch-rußiſche Religion iſt von hyperorthodoxen Lehrſätzen, welche die mehrſten doch blind weg glauben, vollgepfropft. Perſuaſion von der Wahrheit gewiſſer Myſterien, als welches doch meiſt den Glauben ausmachen ſoll, ſcheint in dieſem Falle durchaus keine Bewegungsgründe abzugeben, um jene Ausſchweiſungen zu unterlaſſen.

Oeffentlich privilegirte Tempel, worinne die Prieſterinnen der Bonâ Deâ ihre Myſterien feyern, gibt es hier nicht, aber deſto mehr Winkelkapellen der Venus. Es geht hier wie in allen großen Städten, wo es ein zahlreiches Militaire, Schiffsvolk und reiche Müſſiggänger aller Art giebt. Obgleich die Polizey für Cytherens Töchter nicht öffentliche Freyſtätten privilegirt, ſo ſieht ſie doch deren übele und unvermeidliche Nothwendigkeit ein, hält deshalb in dieſem Stück die Hand vor die Augen — ſieht durch die Finger, ſo lange Kuplerinnen und Luſtmädchen ihr Handwerk ſo treiben, daß keine Klagen entſtehen. Sobald aber an den ſtinkenden Altären Sicherheit des Lebens und Geſundheit in Gefahr kömmt, oder auch nur die Börſe gebrandſchatzt wird, dann müſſen ſich die verehrten Göttinnen und Vorſteherinnen gefallen laſſen, daß ſie auf der Stelle degradirt werden, da ſie alsdann ihr Elyſium, nach Befinden, mit Lazareth oder Zuchthaus vertauſchen müſſen.

Unter den vielen Penſionsanſtalten, ſo nennt man hier oft die Oerter, wo Freudenmädchen gehalten werden.

zeichnet ſich eine am Quai aus. Das Haus hat drey Etagen, darinne in dreyerley Zungen cypriſche Loblieder angeſtimmt werden. Das unterſte Stockwerk bewohnen lauter Ruſſinnen, das zweyte Franzöſinnen, und das dritte Deutſche. Das Ganze iſt die Unternehmung einer Familie, die für hinlängliche Dirnen ſorgt. Am Eingange iſt ſtets ein Pförtner, der die Gabe aller drey Zungen hat, und jeden Ankommenden, in ſein verlangtes Departement bringen läßt. — — —

Die Georgianerinnen und Cirkaßinnen werden bekanntlich für die ſchönſten aſiatiſchen Frauenzimmer gehalten; ich hatte Gelegenheit aus jeder Provinz eine zu ſehen, die aber jenen Beſchreibungen nicht entſprachen. Eben ſo wenig that es eine geborne Griechin aus klein Aſien, welche Haushälterin bey dem Artillerie-Hauptmann von L. war. Ein ſtierer Blick und Vernachläßigung der Taille ſchienen mir die ihnen zugeſchriebenen Vorzüge herabzuwürdigen. Indeſſen hörte ich die letzte bey gedachten Hrn. von L. mit einem andern gebornen Griechen, der unter dem hieſigen Artillerie-Kadettencorps ſteht, einigemal Neugriechiſch ſprechen, wodurch ich mich deutlich überzeugte, daß deſſen Ausſprache ſich weit mehr dem Reuchliniſchen Ittaciſmus als Erasmiſchen Ettaciſmus nähere.

Die Schönheit des andern Geſchlechts ſcheint mir hier noch vergänglicher als in Deutſchland zu ſeyn. Vorzüglich kömmt ſie mir im niedrigen und mittlern Stande, als von ſehr kurzer Dauer vor. Mit der Haltbarkeit der Engländerinnen kann man ſie gar nicht vergleichen. Das ſchnelle Abwelken der Blumen im hieſigen Klima ſchreibe ich beſonders den heißen Dampfbädern zu, welche nach der herrſchenden Volksſitte vorzüglich die gemeinen Leute häufig beſuchen. Durch die darinne gewöhnliche Hitze wird die Haut ſchrecklich aufgedunſen, und denn plötzlich wieder abgekühlt, woraus nothwendig frühzeitiger als gewöhnlich, Runzeln entſtehen müſſen. Von der Hitze der Badſtube wird die Haut im Winter, eben ſo ſehr als von der Sonne im Sommer verbrannt. Die Folge davon iſt eine Röthe, die mehr dem Kupfer als Roſen gleicht. Zu den frühen Verluſt der Jugendreitze mögen zwar auch die frühen Heirathen, der unmäßige Genuß der Liebe, das Branntweintrinken ꝛc. das ihrige beytragen; indeß ſind die Folgen der Dampfbäder nicht zu verkennen. Das ſchnelle Hinwelken der kaum aufgeſchoſſenen Blume iſt deſto auffallender, da der junge Nachwuchs durch feſte Bildung, Farbe und Stärke eine lange Blüthe zu verſprechen ſcheint.

Die gemeinen Weibsperſonen haben in ihrem Putz mehr Aſiatiſches als die Vornehmen. Letztere tragen ſich jetzt meiſt im franzöſiſchen, deutſchen oder engliſchen Geſchmacke. Die aus dem wohlhabenden Mittelſtande im Gegentheile haben z. E. an den Hauben angereihete Perlen oder Korallen ſtatt der Spitzen und des Flohrs. Noch reichere Perſonen des Mittelſtandes tragen an den Röcken breite Falbeln, die von Perlen in allerley Muſtern zuſammen geſchnürt ſind. Das gemeine Mädchen kennt keine Moden wie bey uns. Ihr Sonntags-Kopfputz iſt immer ein großes ſeidenes oder auch nur leinenes Tuch, das ſie um den Kopf herumgewunden trägt. Gemeiniglich iſt es roſenroth mit einem verſchiedenfarbigen Rande, bald apfelgrün, bald gelb, oder ſonſt von einer hellen Farbe.

Der Kopfputz der Ingermanländerinnen iſt noch ſimpler als der der Rußinnen, und gefällt daher dem Fremden faſt durchaus beſſer. Sie tragen ihre Haare in einige Zöpfe geflochten, die auf dem Rücken herunter hangen. Der Scheitel iſt entweder ganz frey, oder mit einem Bande, ſeltener mit einem ſchmalen Tuche umwunden. Dieſe Tracht hat viele Aehnlichkeit mit der Tracht der Lettinnen.

III. Ab-

III.
Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

I.
Er kam aus Holland!
Luſtſpiel in Einem Aufzuge.

von

C. A. Vulpius.

Sweet are the uſes of Adverſity.
SHAKESP.

Perſonen.

Herr Sparr von Sparrenberg, ein reicher Bankier.
Fräul. Erdmuth, ſeine Schweſter.
Minna, ſeine Tochter.
Kommerzienrath von Feller.
Guſtav, ſein Sohn.
Adolf von Linden, Fähndrich.
Leopoldine, Fräulein Erdmuthens Kammermädchen.
Louis, Herrn Sparrs Kammerdiener.

Erſter Auftritt.

(Guſtavs Zimmer.)

Guſtav, Adolf. (ſitzen an einem mit Wein beſetzten Tiſche.)

Adolf.

Luſtig Herr Bruder! was wir lieben! — Nun? willſt du nicht? Aufs Wohlſeyn deiner Minna! das wirſt du doch vorm Teufel mittrinken! — friſch! — Nicht ſo betrübt! 's wird ſich ſchon geben! nur Muth gefaſt Brüderchen!

Guſtav. Ich fürchte die Ankunft meines Vaters ſo ſehr!

Adolf. Das mußt du nicht thun! — Wir wollen ihm die Sache ſchon gelegentlich beybringen. — Er kömmt, bringt alle Kiſten voll Geld mit, und in einer ſolchen Situation, läßt ſich ſchon etwas mit ihm reden. (winkt.)

Guſtav. Ach! —

Adolf. 's war bey alle dem doch ein kluger Einfall von deinem Onkel, daß er nach Batavia gieng, daß er ſo ein anſehnliches Vermögen hinterlies, und daß er von deinem Vater ſich beerben lies. — Trink doch! — das Stimuliren hilft nichts! Trink! trink! der Wein verjagt die Grillen, und macht Muth. — Deine Charmante! (ſtößt an Guſtavs Glas.) Oder ſoll ich lieber ſagen: Dein Weibchen?

Guſtav. Was wird mein Vater ſprechen! Ich heimlich verheurathet!

Adolf. Und ich, und meine edle Dulzinea Erdmuth, Zeugen dabey!

Guſtav. 's iſt ſchrecklich!

Adolf. Setz dich nur erſt in meine Lage! — Wenn ich die alte Katze nicht mehr hinhalten kann — wenn ſie auf die Erfüllung des Verſprechens dringt — es gerichtlich durchſetzt! Laß mich reden! In drey Tagen geht der Termin zu Ende, entweder ich muß ihr die 2000 Thlr. wieder bezahlen, oder ich muß ſie heurathen. — Hu! 's läuft mir eiskalt über die Haut! (trinkt.) Ich muß närriſch geweſen ſeyn, als ich ihr die Verſchreibung gab. — Weiſt du wohl wie alt ſie iſt?

Guſtav. Ich weis nicht was ich anfangen ſoll!

Adolf. Ich frage dich, ob du weiſt, wie alt mein reitzender Engel iſt? — Wunders halber habe ich geſtern im Kirchenbuche nachſchlagen laſſen. Was meinſt du wohl? — Rathe doch!

Guſtav. 39 Jahr? denn älter wird ſelten ein Frauenzimmer, ſo lange ſie noch unverheurathet iſt.

Adolf. Ach! 's wurde mir angſt und bange, als ich es las. Auf den 15ten dieſes Monats, wird ſie 56 Jahr. — Sag mir nur, wie du das ſo gleichgültig anhören kannſt? (winkt.)

Guſtav. Sie iſt freylich nicht mehr jung!

Adolf. Und das iſt alles? — Höre Kerl, du haſt gar keine Empfindung! Ich dächte, Arm und Beine müßten dir vor Schrecken zittern. Bedenks nur! 56 Jahr! — Das wird ſchön werden! Und was das ärgſte iſt, ſie kann noch einmal ſo alt werden. Um 2000 Thlr. willen, ſich ſo ins Unglück zu ſtürzen!

Guſtav. Wenn meine Affäre gut geht —

Adolf. Nun?

Guſtav. Dann bezahle ich die 2000 Thlr. für dich.

Adolf. Das läßt ſich hören! — 's wäre auch gar zu toll, wenn ich das alte Thier heurathen müßte! — Muth! Muth! 's geht gewiß alles beſſer als du denkſt! —

(ein Poſtillon bläſt.)

Guſtav. (ſpringt auf) Mein Vater! —'wie wird mir! — 's iſt mein Vater! (ab.)

Adolf. Er wirds wohl ſeyn! (trinkt.) 's iſt ein verzweifelter Kram! Ja! was thut man nicht in der Welt, um des leidigen Geldes willen! (ſteht auf.) Wenn ich nur ſo das Unglück in ſeinem ganzen Umfange vorſtelle! — nein! ich will-mirs nicht vorſtellen! (trinkt.) Die Vorſtellung macht den Menſchen noch weit unglücklicher, als ſie wirklich ſind. Gehts nicht anders, ſo geh ich fort, und — wohin? Ja! wohin? — Ei! das wird ſich auch ſchon geben! —- Nur keine Sorge Adolf! In drey Tagen kann ſich viel ändern. Ha! ma belle! wir haben noch ein wenig Zeit! es läßt ſich noch mancher Ausweg denken! — — Ich 24. Sie 56. ! ! — Nein, es geht auf Ehre nicht an! (trinkt) Zwar, Geld hat ſie, und ich habe keins, aber — nein! es geht doch nicht! es geht nicht an! — Geld? — es iſt eine vortreffliche Sache um das Geld! Wenn ich freylich meine Ahnentafeln mit ihrem Gelde vertauſchen könnte! Das wär herrlich,! — Ja! ſo gehts! auf ſolche ſchöne Namen, Wappen und Dokumente borgt einem keine Seele einen Kreuzer! 's iſt ſchrecklich, wie es in der Welt zugeht! (trinkt.)

Zweyter Auftritt.

Kommerzienrath, Guſtav, Adolf.

Kommerzienrath.

Serviteur! Serviteur! Herr Fähndrich! — Nun! da bin ich wieder! — Geht mir mit euerm Holland! Keinen Tropfen Bier! Immer das verfluchte Theeweſen! — Ich bin froh, daß ich wieder in loco bin! Aber der Kaufmann

Doom in Amſterdam, das iſt ein braver Mann! Herr Fähndrich! ein exzellenter Mann! Sie müſſen mit meinem Guſtav hinein.

Guſtav. Wohin?

Komzr. Wohin? nach Holland, nach Amſterdam!

Adolf. Nach Amſterdam?

Komzr. Ja! Er ſoll hinein! Er ſoll ſie ſelbſt ſehen. 's iſt ein ſcharmantes Mädchen, und hat mehr als zwey Tonnen Goldes im Vermögen. Wie geſagt, ein exzellentes Mädchen!

Guſtav. Wer?

Komzr. Wer? Dem ehrl. Manne ſeine Tochter. Er hat mir ſie verſprochen, wenn du ihr gefällſt.

Guſtav. Ich? ich ſoll —

Komzr. Du ſollſt ſie heurathen, wenn ſie nichts dawider hat. Sie wird dir recht wohl gefallen. Sie hat ein paar kohlpechſchwarze Augen, und ein Geſicht, wie Milch und Blut, und iſt — mit einem Worte, ein ſcharmantes Mädchen! —

Guſtav. (zu Adolf.) — Adolf! — was ſoll ich ſagen?

Komzr. Wie ich ſo daher fuhr, fand ich meinen alten Spezial, Sparr, in ſeinem Garten. Ich ſtieg auf einige Augenblicke ab. Er hatte eine große Freude mich wiederzuſehen. Er thats nicht anders, ich mußte ihm verſprechen, heute Abend mit ihm zu eſſen, dich ſoll ich auch mitbringen. — Es dünkt mir, Minchen iſt in dem Jahre, da ich ſie nicht geſehen habe, viel ſchöner geworden. 's iſt ein ſcharmantes Mädchen!

Adolf. Das iſt ſie!

Komzr. Es fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf, wie ich ſie ſah —

Guſtav. Ein Gedanke?

Komzr. Ja! — Ich habe mich feſt entſchloſſen, ſie zu heurathen.

Adolf. (mokt.) c'eſt fort!

Guſtav. Sie? Sie wollen heurathen?

Komzr. Ja! — Findeſt du das ſo ſonderbar?

Guſtav. Minna heurathen?

Komzr. Ja! ja! — Haſt du etwas dawider? He!

Guſtav. Ich? — Nein! ganz und gar nicht!

Komzr. Da denk' ich auch! —

Adolf. Ein heroiſcher Entſchluß!

Komzr. Nichts weniger! Ein ganz gewöhnlicher Entſchluß! — Ich und mein Sohn, wir wollen auf einen Tag Hochzeit machen, wenn ſeine Sachen in Amſterdam gut gehen.

Adolf. Aber in Ihren Jahren —

Komzr. In meinen Jahren? Da weis man erſt recht eine Frau zu behandeln! Und, bin ich denn etwa zu alt?

Adolf. Die Heurath wird viel Senſation erregen!

Komzr. Das glaub' ich ſelbſt!

Adolf. Wird manches Epigram verurſachen!

Komzr. Was bekümmre ich mich um die Epigrammen!

Adolf, Nun, Hr. Bruder, und wir reiſen zuſammen nach Amſterdam! hahaha! das iſt luſtig!

Komzr. Geben ſie nur Achtung, ſo bald er ſie ſieht, ſo iſt er weg! Er kann ihr gar nicht widerſtehen! Er iſt weg! Auf Kavaliers Parole! er iſt weg!

Adolf. Das glaub' ich!

Komzr. Nun! warum hängſt du denn den Kopf ſo?

Guſtav. Ich werde — ich kann nicht nach Amſterdam reiſen. — Sie wird mir nicht gefallen.

Komzr. Warum nicht?

Guſtav. Weil — weil mir eine andre gefällt!

Komzr. Eine andre?

Guſtav. Es iſt nur eine auf der Welt, der ich mein Herz ſchenken kann, nur eine die ich liebe, die mir alles — alles iſt!

Adolf. (leiſe.) Nicht zu hitzig!

Guſtav. ! [illegible] läßt ſich nicht gebieten, und die allmächtige Simpathie, der Einklang zweyer Weſen —

Komzr. Ach! was Simpathie! was Einklang! das ſind Narrenspoſſen! Geld iſt der ſchönſte Einklang in der Welt. Du gehſt nach Amſterdam —

Guſtav. Nimmermehr!

Komzr. Junge!

Guſtav. Mein Vater!

Komzr. Was giebts?

Guſtav. Ich habe ſchon gewählt!

Komzr. Das wär! — Ich habe auch für dich gewählt. Und — mit einem Worte! Du gehſt nach Amſterdam.

Guſtav. Und ich gehe nicht nach Amſterdam!

Komzr. Und du ſollſt! Ich will doch ſehen, wer Herr iſt!

Guſtav. Ueber meine Empfindungen, bin ich's ganz allein. Ich liebe —

Komzr. Du ſollſt keine andre lieben, als die, die ich dir zu lieben gebiete.

Guſtav. Keine Macht im Himmel und Erden, bringt mich dahin meine Schwüre zu brechen. Ich kann nicht — ich werde nicht — ich habe ſchon gewählt — ich gehe nicht nach Amſterdam! (ab.)

Komzr. Was? — Was? — Wen hat der verfluchte Kerl gewählt? wer iſt das ſchöne Thier?

Adolf. Das weis ich nicht.

Komzr. Warte! ich will dich zur Raiſon bringen!
(ab.)

Adolf. Schlimme Aſpekten! (ſtutzt.) Das wird ein ſchöner Lärm werden! 's iſt ein verfluchter Streich! Jetzt muß ich zu Minna, muß ſie vorbereiten, und — — ach! da wird mich die Alte erwiſchen! — Was hilft's! Friſch ans Werk! 's iſt periculum in mora!

(ab.)

Dritter Auftritt.

(Saal.)

Fräulein Erdmuth. (übertrieben modiſch geputzt.)

Ich weis gar nicht wo nur die Leute ſtecken! Leopoldine! — Es iſt rechtes Hottentotten Zeug! Die Bagage weis gar nicht, wie einer Liebenden zu Muthe iſt! — Leopoldine! — Ach! wie mein Herz klopft. 's iſt ein kleiner Narr, das Herzchen! — Leopoldine!

Vierter Auftritt.

Fräulein Erdmuth, Leopoldine.

Erdmuth.

Wo ſteckſt du denn?

Leop. Ich ſas über Ihrem neuen Hute, gnäd. Fräulein. Ach! er wird ſcharmant!

Erdm. So? — Nun das iſt mir lieb!

Leop. Er wird Ihnen recht ſchön ſtehen!

Erdm. Meinſt du? Ueberhaupt, ich glaube, Hüte ſtehen mir am beſten.

Leop. Auch dieſer! — Recht ſchön! Ueberhaupt, gnäd. Fräulein, ſehen Sie heut ſo ſchalkhaft aus —

Erdm. Ah ciel! ich bin gar nicht wohl!

Leop. So ſchmachtend!

Erdm. Comment?

Leop. So zärtlich!

Erdm. Taiſez vous! — Mais je ne comprens pas, comment —

Leop. (will ſie vor den Spiegel führen.) Voici —

Erdm. Laiſſez cela! — Apropos! was ich fragen wollte — iſt das Billet an den Fähndrich Linden beſtellt?

Leop. Ja! Johann hat es zu ihm getragen.

Erdm. Was hat er geſagt?

Leop. Er iſt nicht zu Hauſe geweſen.

Erdm. Weis man nicht wo er war?

Leop. Seine Ordonnanz, der grobe Kerl, hat geſagt, er würde wohl — ich mag's gar nicht ſagen —

Erdm. Was? was würde er wohl? ſag's!

Leop. Er würde wohl — bey einem gutherzigen Mädchen ſeyn!

Erdm. Il n'eſt pas vrai! — Ich kenne ihn zu gut — in dem Stück hat er mehr Delikateſſe!

Leop. Je le ſais bien!

Erdm. So weit wirft er ſich nicht weg! Wenigſtens, bleibt er bey ſeines gleichen!

Leop. Ici! (läuft ans Fenſter.)

Erdm. Was giebt's?

Leop. Nein! er iſt es nicht! Es war eine Uniform, — ich dachte, es wär der Herr Fähndrich. Es iſt aber doch ſchade, daß er noch immer Fähndrich iſt.

Erdm. (mit Beziehung) Vielleicht kauft er ſich bald eine Kompagnie!

Leop. So? — Hat er denn ſo viel Geld?

Erdm. Wenn er ſein Glück nicht verſcherzt, wird er Geld genug haben.

Leop. Sein Glück?

Erdm. Sans doute!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Louis.

Louis.

Gnäd. Fräulein!

Erdm. Was giebts!

Louis. Das iſt ein Unglück!

Erdm. Ein Unglück? Mon dieu! Was für ein Unglück?

Louis. Der gnädige Herr hat einen Brief zuſiegeln wollen, iſt darüber eingeſchlafen, und hat ſeine Perücke verbrannt —

Erdm. Er hat mehr Perücken!

Louis. Wenn ich nicht dazu gekommen wäre, er hätte ſelbſt verbrennen können.

Erdm. Warum ſchläft er über alles ein, was er thut! — Ihr Leute, plagt mich nicht mit ſolchen Bagatellen! Ich habe wichtigere Angelegenheiten im Kopfe, als mich um meinen Bruder ſeine Perücken zu bekümmern.

Louis. Er will eine andre aufſetzen.

Erdm. Das kann er thun, was gehts mich an!

Louis. Er läßt ſich den Schlüſſel zum Schranke ausbitten.

Erdm. Hier iſt er — Louis! Ergreift nicht etwa eine Haartour von mir. — Leopoldine! geh mit, denn mit den Männern iſt in ſolchen Sachen nichts anzufangen

Louis. Hat nichts zu ſagen, ich weis ſchon was eine Perücke vom gnäd. Herrn iſt, oder nicht —

Sechſter Auftritt.

Vorige. Hr. Sparr. (hat eine Haartour à la Henriquatre auf.)

Hr. Sparr.

Mutchen!

Erdm. Mort de ma vie! was iſt das? — Bruder! biſt du toll! Das iſt ja meine neue Haartour.

Hr Sparr. So? — Ich dachte, es wäre eine Perücke von mir, weil ſie am Spiegel hieng.

Erdm. Ah ciel! über dich Einfaltspinſel! — Leopoldine! — Nimm ihm die Tour ab!

Leop. (nimmt ihm die Haartour ab.) Sie haben ſie ſchön zugerichtet! Du lieber Himmel! Wer hält das noch für eine Henriquatre Friſur!

Erdm. Foin de vous!

Hr. Sparr. Schaft mir eine Perücke! (ſetzt ſich.)

Louis. Sogleich, gnäd. Herr!

(ab.)

Leop. Sehen Sie nur. Totalement ruinirt!

Erdm. Hélas!

Leop. 's iſt erſchrecklich! Sur ma vie! Sie iſt beynahe nicht mehr zu brauchen.

Erdm. Ne me parlez pas de cela! Man hat nichts als Unglück!

Hr. Sparr. Ja wohl! (ſchläft ein.)

Erdm. Schick ſie gleich zum Friſeur!

Leop. Sogleich! 's iſt zum todtärgern!

(ab.)

Erdm. Wenn nur der Fähndrich nicht die Haartour ſieht, ich bin in Todesängſten! — Oh! mon dieu! — ich glaube! — Ja! er iſts!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Adolf.

Adolf.

Ah! ma belle! (küßt ihr die Hand.) Comment vous portez vous?

Erdm. Fort bien! — Et vous comment vous va?

Adolf. Prêt à vous rendre ſervice.

Erdm. Très obligé! — Apropos! Hat Ihnen jemand begegnet!

Adolf. Ihre fille de chambre.

Erdm. Wirklich?

Adolf. Sans doute! Sie trug eine ſchrecklich große Haartour —

Erdm. (vor ſich.) 's iſt zum todtärgern! — (laut.) So? — (betretend) Es wird ein Modell von einer neumodiſchen Friſur geweſen ſeyn.

Adolf. Es ſchien mir aber doch —

Erdm. (unterbrechend.) Il fait une chaleur inſupportable!

Adolf. Avec permiſſion! Il fait bien froid.

Erdm. Non — non Monſieur! Je meurs de chaud!

Adolf. Je ſuis fort frilleux.

Erdm. Je le ſais bien! Je n'ai jamais ſenti une telle chaleur.

Adolf. Aber auf die Haartour zu kommen —

Erdm. Je ne ſaurois ſouffrir chaleur —

Adolf. (wird den Herrn von Sparr gewahr.) Aha! içi!

Erdm. Wie gewöhnlich!

Adolf. Apropos! Wiſſen Sie, daß ich einer Sache von der äuſſerſten Wichtigkeit wegen, gekommen bin?

Erdm. (erwartend.) Nun?

Adolf. Wiſſen Sie das Guſtavs Vater angekommen iſt?

Erdm. Ich habe ihn geſprochen.

Adolf. Daß er ſeinem Sohne eine Braut in Amſterdam beſtimmt hat?

Erdm. Il eſt poſſible?

Adolf. Daß er ſich ſelbſt, und zwar mit ihrer Nieçe, verheurathen will?

Erdm. O dieu!

Adolf. Das wird eine ſchöne Affäre werden! Hol mich der —

Erdm. Ach! — o weh! —

Adolf. Was iſt Ihnen?

Erdm. Eine Ohnmacht! — (will ſich in ſeine Arme werfen.)

Adolf. (ſetzt ſie auf einen Stuhl.) He da! Hülfe!

Hr. Sparr. Was giebt's?

Adolf. Eine Ohnmacht! Helfen Sie!

Hr. Sparr. Wie denn?

Adolf. Ich will Leute rufen! (ab.)

Hr. Sparr. Mutchen! — Mutchen! — (gähnt.) Ja! 's iſt eine Ohnmacht! (ſetzt ſich bey ihr nieder.) Es wird ja jemand kommen! — (ſchläft ein.)

Erdm. (ſchlägt die Augen auf und ſieht ſich um; da ſie Adolf nicht erblickt, ſpringt ſie auf und ſchmeißt Herrn Sparr mit dem Stuhle um.) Der Fähndrich iſt ein wahrer, unfühlbarer, Klotz!

(ab.)

Hr. Sparr. O weh! Mutchen! Mutchen! — (hilft ſich auf.) Was war das? — Mein Arm! o weh! mein Arm! — Louis! Louis! — he! Louis! (ſetzt ſich.)

Achter Auftritt.

Herr Sparr, Louis. (mit einer Perücke.)

Louis.

Gnäd. Herr?

Hr. Sparr. Bring mir Spiritus! führ mich ins Bett! Ach! mein Arm! mein Arm!

Louis. (ſetzt ihm die Perücke auf.) Dieſe Perücke ſteht Ihnen vortrefflich, gnäd. Herr!

Sr. Sparr. (gähnend) Ja! — du haſt recht!

Louis. Sie ſehen recht jung aus, wenn ſie dieſe Perücke aufhaben.

Hr. Sparr. Ja! (ſchläft ein.)

Louis. (hebt den Stuhl auf.) Ich glaube, er iſt im Schlafe umgefallen! — Er ſchläft ſchon wieder! er iſ ſchlaf! Er wird den Kaffee verſchlafen, hernach iſts wieder nicht recht. Gnäd. Herr! — gnäd. Herr!

Hr. Sparr. Was giebt's?

Louis. Der Kaffee!

Hr. Sparr. Wo?

Louis. Auf Ihrem Zimmer. — Er wird kalt!

Hr. Sparr. Bring ihn her!

Louis. Aber —

Hr. Sparr. Thu, was ich dir ſage! — (gähnt.)

Louis. Nun gut! (ab.)

Hr. Sparr. Daß man doch die Leute nicht zur Raiſon bringen kann! — Immer muß man ſich ärgern — und — hat nichts davon! — Ja! — ſo geht's! (ſchläft ein.)

Neunter Auftritt.

Herr Sparr, Minna, Adolf.

Adolf.

Dabey bleibts alſo? — Spielen Sie nur ihre Rolle gut — und ich denke — es wird alles gut gehen!

Minna. Ich bin in großer Verlegenheit!

Adolf. Faſſen Sie nur Muth. Folgen Sie meinem Rathe. Jetzt muß ich meinen Freund ſprechen. Reden Sie mit Ihrer Tante, daß die uns nicht den Handel verdirbt. — Leben Sie wohl!

(ab.)

Minna. Ach! wie ſchwer wird es mir, mich zu verſtellen! und doch iſt kein andres Mittel übrig uns zu retten als dies. — Wie es nun auch ausfallen mag — es muß gewagt werden. (geht in ein Seitenzimmer.)

Zehnter Auftritt.

Herr Sparr, Leopoldine, (hernach)
Louis. (mit Kaffee.)

Leopoldine.

Hm! (ſieht ſich um.) Der Herr Fähndrich iſt fort! Das finde ich gar nicht liebhabermäßig gehandelt!

Louis. (kommt.) Ich dacht's doch!

Leop. Was denn?

Louis. Daß er wieder ſchläft. Ey! ich werde mir eine gute Stunde machen. (ſetzt ſich an den Tiſch und trinkt Kaffee.)

Leop. Das iſt ſchön!

Louis. So gehts beynahe alle Tage. Ich trinke den Kaffee, ſetze dem Herrn das leere Koffeezeug vor — und wenn er erwacht, glaubt er, er hat ſchon getrunken. — So macht ſich ein bel eſprit alles zu nutze!

Leop. Du ein bel eſprit? hahaha!

Louis. Warum nicht? — Kann ich nicht Verſe machen?

Leop. Verſe? hahaha! Das müſſen ſchöne Verſe ſeyn! hahaha!

Louis. Sollſt gleich ein Pröbchen davon hören.

Leop. Ich bin begierig.

Louis. Warte nur! Wenn die Taſſe geleert iſt, dann ſollſt du Wunder hören.

Hr. Sparr. (erwacht und ſieht Louis trinken.)

Louis. Der alte Sparr mag immer ſchlafen, es giebt ſchon Leute die wachen. Ich will auch ſein Wohlſeyn trinken.

Hr. Sparr. Ich danke!

Louis. Sacre dieu!

Hr. Sparr. Schön! während der Herr ſchläft, trinkt der Kammerdiener den Kaffee. Louis! Louis! wenn das meine Schweſter geſehen hätte —

Louis. Zum Glück ſah ſie es nicht.

Hr. Sparr. Nun! — Thus nicht wieder! — Bring mir andern Kaffee!

Louis. Sogleich gnäd. Herr!

(ab.)

Hr. Sparr. Ja! ſo geht's! immer Verdruß und — (gähnt.) Aerger — und man mag ſagen, was man will — 's hilft doch nichts! (ſchläft ein.)

Leop. Ey ſo ſchlaf! 's iſt unerhört! Ein Biograph darf einſt nur ſagen, daß er immer geſchlafen hat, und er wird nie in Verlegenheit kommen die Menge ſeiner Thaten und Meinungen zu ſammlen.

Eilfter Auftritt.

Vorige, Adolf, (hernach) Guſtav.

Adolf.

Ach! Das iſt gut, daß ich dich antreffe! Iſt der Kommerzienrath Feller noch nicht hier.

Leop. Nein!

Adolf. Eh bien! (geht zur Thür.) Er iſt noch nicht da!

Guſtav. (kömmt herein.) Wo iſt Minna?

Leop. Auf ihrem Zimmer.

Guſtav. Gut! (geht in das Nebenzimmer.)

Leop. Herr Fähndrich —

Adolf. Was beliebt?

Leop. Haben Sie das Billet vom gnäd. Fräulein erhalten?

Adolf. Von der Alten?

Leop. Ja! —

Adolf. Nein! — Es iſt mir auch ſo viel eben nicht daran gelegen.

Leop. Aber ihr liegt ſehr viel daran.

Adolf. Meinetwegen!

Leop. Sie ſind mir der rechte Liebhaber! Sie ſind ſo kalt, ſo unempfindlich!

Adolf. Ach! Du weiſt gar nicht, wie feurig ich bin, wenn ich will.

Leop. Alſo ſind Sie Herr ihrer Empfindungen?

Adolf. Nicht allemal. Wenn ich z. B. Dich anſehe —

Leop. Nun?

Adolf. Da bin ich gar nicht Herr über meine Empfindungen; da möcht' ich dich gleich küßen!

Leop. Pfui! wenns jemand ſäh!

Adolf. Wer ſolls denn ſehen, Närrchen! Der ſchläft — und wir ſind ja allein. Mädchen! Du haſt ein paar ſcharmante Schelmenaugen!

Adolf. So? —

Leop. Man muß dir gut ſeyn! Man muß dich küßen! (küßt ſie.)

Zwölfter Auftritt.

Vorige, Fräulein Erdmuth.

Erdmuth.

Ey! ſieh doch! wie galant Herr Fähndrich!

Adolf. Blos eine kleine Erfriſchung in der Antichambre.

Erdm. Und du leideſt ſo etwas?

Adolf. Warum nicht?

Leop. Es geſchah nicht gutwillig. Er raubte mir den Kuß.

Erdm. Das iſt eine inſupportable Aufführung! Cela eſt beau! Ein Kavalier und ein Kammermädchen!

Iſt das nicht ein vortrefflicher gout? Que dites vous Monſieur? — Wahrhaftig! Eine ganz neue Art ſich bey Damen von Stande zu inſinuiren!

Hr. Sparr. Was giebt's denn ſchon wieder?

Adolf. Ah! bon ſoir Monſieur!

Hr. Sparr. Bon ſoir! bon ſoir! — Wie ſtehts? Noch keine Nachrichten von der Armee?

Adolf. Zwey Briefe!

Hr. Sparr. Aha! laſſen Sie doch hören. —

Adolf. Ich wollte eben aufs Kaffeehaus gehen, und eine Bouteille Wein trinken.

Hr. Sparr. Das können Sie ja auch bey mir thun.

Adolf. Wenn Sie erlauben —

Hr. Sparr. Leopoldine! Bring Wein!

Leop. Bientôt!

(ab.)

Erdm. (vor ſich.) Entſetzlich!

Adolf. Apropos! Ich habe etwas mit Ihnen zu reden.

Hr. Sparr. Nun? Iſt Ihr Geld einmal ausgegangen?

Adolf. Das eben nicht — mein Freund Guſtav bittet um ein gnädiges Vorwort bey ſeinem Vater. Der Alte hat ihm ein Mädchen in Amſterdam zugedacht, und mein Freund — iſt leider! heimlich verheurathet.

Hr. Sparr. Was Sie ſagen!

Adolf. Wollen Sie wohl ſo gnädig ſeyn, die Sache zu vermitteln?

Hr. Sparr. Herzlich gern! — Ich will ſehen, was ich thun kann.

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige, Louis. (mit Kaffee.)

Louis.

Der Herr Kommerzienrath!

Hr. Sparr. So? —

Adolf. Erlauben Sie, daß ich mich entferne.

Hr. Sparr. Aber die Briefe?

Adolf. Sie ſollen ſie leſen!

(ab.)

Erdm. Herr Fähndrich! — Attendez un peu!

(ab.)

Hr. Sparr. Louis! bring mir ein Pfeifchen Taback.

Louis. Wie Sie befehlen!

(ab.)

Hr. Sparr. Ja! alles wendet ſich an mich — alles ſoll ich durchſetzen! Bin ich ein geplagter Mann!

Vierzehnter Auftritt.

Herr Sparr, Kommerzienrath.

Kommerzienrath.

Serviteur! da bin ich ſchon!

Hr. Sparr. Ey! ſo geputzt!

Komzr. Ja! das hat ganz eine beſondre Bedeutung. — Ich gehe auf Freyers-Füßen!

Hr. Sparr. Du? — Haſt du dich in Holland vergafft?

Komzr. Nein! In meinem lieben teutſchen Vaterlande! — Aber meinen Jungen will ich nach Amſterdam ſchicken —

Hr. Sparr. Will er denn hingehen?

Komzr. Er will zwar nicht, aber er ſoll!

Hr. Sparr. Er wird nicht hingehen.

Komzr. Das wäre der Teufel! Ich will ihn ſchon Mores lehren, den Elementer!

Hr. Sparr. Weiſt du was — mach keine Streiche — es iſt ein guter Junge — und es iſt einmal geſchehen —

Komzr. Was? was iſt geſchehen?

Hr. Sparr. Er hat ſich während deiner Abweſenheit verheurathet.

Komzr. Zum Wetter! Iſt das wahr?

Hr. Sparr. Wie ich dir ſage —

Komzr. Das iſt ein verfluchter Streich!

Funfzehnter Auftritt.

Vorige. Louis. (bringt Licht und eine Pfeiffe.)

Louis.

Gnäd. Herr!

Hr. Sparr. Das iſt gut! (brennt die Pfeife an.) Sag dem Fähndrich, wenn er noch da iſt, er ſollte dieſen Abend mit einem Löffel Suppe bey mir verlieb nehmen, ich müßte die Briefe noch dieſen Abend leſen.

Louis. Wie Sie befehlen!

(ab.)

Komzr. Bruder! was iſt da zu machen?

Hr. Sparr. Du mußt ihm verzeihen.

Komzr. Proſit! Enterben will ich ihn.

Hr. Sparr. Das thu nicht!

Komzr. Ich werde es aber thun. — Der verfluchte Kerl hätte ſo eine gute Parthie thun können!

Hr. Sparr. Die er gethan hat, wird ſchon auch gut ſeyn.

Komzr. Nun ſo mag ſie meinetwegen ſeyn, wie ſie will, aber vor die Augen ſoll er mir nicht wieder kommen.

Hr. Sparr. Nun! nun! wer wird denn gleich ſo hitzig ſeyn!

Komzr. Ey! zum Teufel! würdeſt du denn ſo gleichgültig ſeyn, wenn deine Tochter ſo einen Streich gemacht hätte?

Hr. Sparr. Ich müßte wohl. Was wollte ich denn machen?

Komzr. Ah! Du biſt ein gutwilliger Narr!

Hr. Sparr. Schimpf nicht! Wenn ich hernach hitzig würde —

Komzr. Das kannſt du gar nicht!

Hr. Sparr. Darauf laß es ja nicht ankommen.

Komzr. Der ungerathene Junge! — Ich will ihn aber züchtigen, daß er ſeinen dummen Streich gewiß bereuen ſoll. — Warte er nur Monſieur! Wir ſprechen ein paar Worte zuſammen, die ihm nicht angenehm zu hören ſeyn ſollen.

Sechszehnter Auftritt.

Vorige. Louis.

Louis.

Gnäd. Herr. Der Faktor aus der Peterſchen Handlung iſt da. Er will etwas mit Ihnen ſprechen.

Hr. Sparr. Was man in der Welt geplagt iſt!
(ab, mit Lohis.)

Komzr. 's iſt zum todſchießen! Ich komme mit ſo gutem Humor hieher, und der verfluchte Junge verdirbt mir das Konzept ſo abſcheulich!

Siebenzehnter Auftritt.

Kommerzienrath. Minna.

Kommerzienrath.

Ey! ey! mein ſcharmantes, beſtes, allerliebſtes Engelchen! (küßt ihr die Hand.) Sie ſehen ja ſo holdſelig aus, wie die Göttin Aurora.

Minna. Sie ſcherzen!

Komzr. Bewahre der Himmel! 's iſt mein völliger Ernſt. — Ach! wenn Sie wüßten — welche Gewalt Sie über mein Herz exerziren! Sie ſind einzig und allein die Gebieterin deſſelben.

Minna. Sie ſind ſehr bey Laune! Wenn Sie aus Frankreich kämen — ich müßte glauben —

Komzr. Was denn, liebes Püppchen?

Minna. Sie hätten die Komplimentir-Bücher der Nation ſtudirt.

Komzr. Scharmant geſagt! (bey Seite) Sie hat Witz!

Minna. (vor ſich.) Wär ich nur aus dieſer Verlegenheit!

Komzr. Glauben Sie mir auf meine ehrl. teutſche Kavaliers-Parole, Sie ſind Beſitzerin meines Herzens, ganz in Wahrheit.

Minna. Das ich nicht wüßte!

Komzr. Drum ſag' ichs Ihnen ja eben. — Und ich bin völlig in der Abſicht hieher gekommen, Ihnen Hand und Herz anzubieten. (bey Seite.) Nun war's heraus!

Minna. Ihr Herr Sohn —

Komzr. Ach! was! mein Hr. Sohn hat da nichts darein zu reden. Ich bin Vater!

Minna. Eben deswegen!

Komzr. Er hat mich auch nicht gefragt, als er den dummen Streich gemacht, und ſich wider mein Wiſſen verheurathet hat.

Minna. Vergeben Sie ihm.

Komzr. Nein! nein!

Minna. So gilt mein Vorwort nichts? Und Sie wollen mich bereden, ich ſey die Gebieterin Ihres Herzens?

Komzr. Wollen Sie mich lieben?

Minna. Sie haben geſcherzt!

Komzr. So gewiß ich da ſtehe, es war mein Ernſt.

Minna. Unmöglich!

Komzr. Ich will verdammt ſeyn, wenn's nicht wahr iſt!

Minna. So würden Sie mir meine Bitte nicht abſchlagen. — Wollen Sie Ihrem Sohne verzeihen?

Komzr. Wollen Sie mich lieben?

Minna. Wenn Sie verzeihen.

Komzr. Wirklich?

Minna. Von ganzem Herzen!

Komzr. (vor ſich.) Was mag ich?

Minna. (vor ſich.) Es geht erwünſcht!

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Hr. Sparr.

Kommerzienrath.

Herr Bruder — 's iſt richtig!

Minna. (vor ſich.) Aha!

Komzr. 's iſt richtig, ſag ich dir!

Hr. Sparr. Was denn?

Komzr. Sie liebt mich!

Hr. Sparr. Wer denn?

Komzr. Deine Tochter!

Hr. Sparr. Meine Tochter? Du, Mienchen?

Komzr. Ja! ja!

Hr. Sparr. Das wär!

Komzr. Haſt du was dagegen?

Hr. Sparr. Ganz und gar nicht. — Sie hat ihren freyen Willen. Sie hat Augen, ſie kann ſie aufthun. Jedes ſorgt in der Welt für ſich. Aber ſo viel glaub' ich, ſie wirds bereuen. (ſetzt ſich und ſchläft.)

Komzr. Alſo — Engelchen, Sie lieben mich? Sie wollen mich lieben, Schäfchen?

Minna. Sie wollen Ihrem Sohne verzeihen?

Komzr. Ja! — ja! ich will!

Minna. Nun, ſo will ich Sie recht herzlich lieben!

Komzr. Wollen Sie? O! Sie allerliebſtes, ſcharmantes, liebes, gutes Kind! — Ich weis gar nicht, was ich vor Freuden anfangen ſoll! — Zeugen her! Zeugen her!

Neunzehnter Auftritt.

Vorige, Fräulein Erdmuth, Adolf.

Erdmuth.

Ah ciel! was iſt denn da für ein Geſchrey?

Komzr. Sie will mich lieben!

Erdm. Meine Nieze? — Sie wird ihre Urſachen dazu haben.

Komzr. Meinen Sie?

Erdm. Sans doute!

Komzr. Ich habe ihr verſprochen, auf ihre Vorbitte meinem Sohne ſeinen dummen Streich zu vergeben.

Erdm. Vous avez bien fait.

Adolf. (vor ſich.) Nun wird's angehen!

Zwanzigſter Auftritt.

Vorige. Guſtav.

Guſtav.

Mein Vater —

Komzr. Ich vergebe dir.

Guſtav. O! wie gütig ſind Sie!

Komzr. Hier ſteht deine Fürſprecherin.

Guſtav. Theuerſte Minna — Du! Du! —

Komzr. (reißt ihn weg.) Sachte! ſachte! das iſt mein Territorium, Hr. Sohn, geh er zu ſeiner Frau!

Guſtav. Was wollen Sie damit ſagen? —

Komzr. Sapperment! biſt du denn ſo dumm, daß du das nicht merkſt?

Guſtav. Haben Sie mir nicht vergeben? Hier ſind Zeugen! —

Komzr. Das hab' ich, aber — er ſoll mir nur nicht ins Gehege kommen, denn das Enzeichen da, wird mich heurathen. Nicht wahr?

Minna. Das hab' ich nicht geſagt.

Komzr. Was?

Minna. Lieben werde ich Sie, ſo zärtlich, wie meinen Vater, aber heurathen kann ich Sie nicht —

Komzr. Warum nicht?

Minna. Weil ich ſchon verheurathet bin.

Hr. Sparr (wacht auf.) Iſt das ſo geſchwinde ſchon zugegangen?

Komzr. Verheurathet? — Heimlich verheurathet?

Minna. Mit meinem Guſtav! (in seine Arme eilend.)

Komzr. Ey! ſo wollt' ich, daß — Wo iſt mein Hut? Wo iſt mein Stock?

Guſtav. Liebſter Vater!

Komzr. Marſch! ihr habt mich betrogen.

Minna. Ich verſpreche —

Komzr. Ich mag nichts verſprochen haben, ich bin Ihr Diener Madam!

Hr. Sparr. Biſt du einmal wieder ſo hitzig?

Komzr. Schweig Schlafmütze!

Hr. Sparr. Reitze mein point d'honneur nicht! — Ich bin auch ein Kavalier. Mein Adel koſtet mich über 600 Gulden, das iſt kein Spas! Und doch habe ich nur zwey Sporen im Wappen.

Komzr. Aber drey im Kopfe!

Hr. Sparr. Touchir mich nicht!

Erdm. Hr. Kommerzienrath — thun Sie, was Sie ohnehin thun müſſen, und ſeyn Sie ruhig, daß die Sache nicht unter die beau monde kömmt, ſonſt könnten Sie recht ſehr ridikül werden.

Komzr. Ihr habt mich überliſtet!

Erdm. Ein Mann von Ihrem Alter, ſollte gar nicht mehr ans Heurathen denken.

Komzr. Sie haben ſich gar nicht darein zu mengen!

Erdm. Pourquoi non? Ich war Zeugin bey Ihres Herrn Sohns Vermählung.

Komzr. (ärgerlich.) Und vermuthlich auch Kupplerin!

Erdm. Monſieur!

Komzr. Was beliebt?

Erdm. Menagiren Sie ſich mit ſolchen Reden, oder ich muß meinen Mann ſtellen, der Satisfaktion fordert. So etwas können Sie wohl zu einem Bürgermädchen, aber nicht zu der Fräul. von Sparrenberg ſagen. Entendez-vous?

Komzr. Bientôt!

Erdm. So richten Sie ſich darnach. —

Hr. Sparr. Weiſt du was, Herr Bruder —

Komzr. Wachſt du denn noch?

Hr. Sparr. Mach mich nicht wild! — Weiſt du was, laß die Sache gut ſeyn.

Adolf. Sie iſt nicht zu ändern.

Komzr. Der Hr. Fähndrich haben alſo den Vertrauten geſpielt?

Adolf. Ja! und 2000 Thlr. verdient.

Erdm. (zärtlich.) Ich verſtehe Sie mon ami!

Guſtav. Gnäd. Frl. — ſtatt Adolf, bin ich nun Ihr Schuldner. Ich zahle die 2000 Thlr.

Erdm. Haben Sie ſo viel Geld?

Guſtav. Adolf bezahlt mich wieder.

Erdm. (zu Adolf.) Sie ſind ein Betrüger!

Adolf. Non Mademoiſelle! je ſuis votre ſerviteur.

Erdm. Ich bin hintergangen!

Komzr. Auch?

Erdm. O! es iſt himmelſchreyend! Er verſprach mir die Ehe.

Adolf. Ich bezahle ja aber, und dieſe Bedingung galt nur, wenn ich nicht zahlte.

Komzr. Hahahaha!

Erdm. Und Sie können lachen? Ich möchte weinen!

Komzr. Das glaub' ich! — Aber wie können Sie in Ihrem Alter noch ans Heurathen denken?

Erdm. In meinem Alter? (aufgebracht.) Wie alt bin ich denn?

Komzr. Das weis ich ſo genau nicht, aber ſo præter propter, in die Funfzig. Nicht wahr Herr Bruder?

Hr. Sparr. Stark!

Erdm. Was willſt du wiſſen! Du weiſt gar nichts! Du haſt deinen Verſtand verſchlafen!

Komzr. Leid's nicht!

Hr. Sparr. Was will ich machen?

Erdm. Ich will mich ſchon rächen! — Ach! ach! — wie wird mir! Ah mon dieu! ich werde — ohnmächtig! (fällt auf einen Stuhl.)

Hr. Sparr. Das iſt ihr ewiges Malheur. Sie kömmt aber gleich wieder zu ſich!

Erdm. (ſpringt auf.) Ihr ſeyds alle zuſammen gar nicht werth, daß man euertwegen ohnmächtig wird. Ihr ſeyd Hottentotten!

Hr. Sparr. Du biſt ja meine Schweſter.

Erdm. Leider! — Ich will's aber von nun an nicht mehr ſeyn! — Und Sie Hr. Fähndrich, nehmen Sie ſich vor mir in Acht!

Komzr. Sie fordert Sie heraus!

Erdm. Ich will Sie ſo blamiren, daß die ganze Stadt mit Fingern auf Sie zeigen ſoll.

Adolf. Vous me flattez!

Erdm. Ich habe Geld genug, um einen beſſern Mann zu bekommen als Sie ſind.

Adolf. J'en ſuis content!

Erdm. Hr. Bruder — morgen zieh ich aus. Ich werde als Geſellſchaftsdame an einen Hof gehen, und mich legitimiren, wer ich bin. Ich laſſe nicht mit mir ſpielen, ich bin kein Kind —

Adolf. Je le crois bien!

Erdm. Spotten Sie nicht! Wir wollen ſehen, wer zuletzt lacht. — O! es iſt erſchrecklich! wie man mit mir umgegangen iſt! Ach! ich armes betrogenes Mädchen! — Nein! ich will nicht heurathen! ich will allen Männern ewigen Haß ſchwören, und will ſie verfolgen, quälen und martern, ſo lange mir die Augen aufſtehen!

(ab.)

Adolf. Dixi! — Mir war in der That für meine Augen bange!

Hr. Sparr. Alſo ihr dort, ſeyd verheurathet?

Minna. Verzeihen Sie beſter Vater —

Hr. Sparr. Ich bin alles zufrieden. Und du, Hr Bruder?

Komzr. Was will ich machen? Ich muß ja wohl zufrieden ſeyn!

Guſtav. O! beſter Vater! —

Hr. Sparr. Minna meine Schweſter.

Komzr. Sie will ja nicht heurathen.

Hr. Sparr. Darauf probiers nicht.

Komzr. Nein! — Jetzt will ich gar nicht heurathen. — Wißt Ihr was — es war ein dummer Streich von mir, daß ich alter Kerl ſo ein junges Mädchen nehmen wollte — da — (giebt ihre Hände zuſammen.) nun iſts gut. — Weiſt du was Hr. Bruder — wir wollen eine Bouteille achtundvierziger, auf das Schrecken, zuſammen trinken.

Hr. Sparr. Das wollen wir.

Komzr. Aber ſchlaf nicht ein!

Hr. Sparr. Erinnere mich nur dran, ſo ſchlaf ich nicht! (beyde ab.)

Guſtav. O! wie glücklich bin ich! Minna! mein!

Minna. Dein auf ewig!

Adolf. Seht, die Sache hat ſich gut tournirt! Ich denke, wir können zufrieden ſeyn! — Drum muß man nur nicht gleich verzweifeln wollen. — Ach! bin ich froh, daß ich ſo weggekommen bin. Dein Herr Papa bezahlt im Grunde die ganze Zeche, er hätte nicht gelegener kommen können!

Guſtav. Das macht, er kam aus Holland!

Alle. Hahaha! aus Holland! Hahaha!

2. Der

2.

Der Weltbürger.

„Wie mag es nur kommen, daß ich bey meiner Geſundheit, meiner Jugend, meinem guten reichlichen Auskommen, meiner Kenntniß der meiſten lebendigen Sprachen, und meinem ledigen Stande, doch ſo oft tödliche Langeweile habe? Wahrſcheinlich, weil ich in ganz Berlin nicht Ein lebendiges Weſen finde, das zu der Größe meines Geiſtes ſtimmt.“ — — So ſprach **Philokles**, und dieſer **Philokles**, der ſich ſelbſt Weltbürger, Kind der Erde, und Freund aller Menſchen nannte, hatte nicht Eine Seele, in die er Vertrauen ſetzte; er tadelte Alles, Regierung, Geſetze, Sitten und Litteratur ſeines Landes, und war nie mit etwas zufrieden. Sein Vaterland war ihm ein Ekel, und frey, wie die Luft, aber Sklave ſeiner Meinungen, faßte er den Entſchluß, ſich in Holland, der Schweiz oder England niederzulaſſen. Unentſchlüßig in der Wahl, beſchloß er endlich den Anfang mit Holland zu machen. — „Philipp, ſagte er zu einem alten Bedienten, der ſchon ſeit vielen Jahren ſein Hausweſen beſorgte, ich will eine Reiſe thun, die, nach Beſchaffenheit der Umſtände, lang oder kurz ſeyn kann. Nehmet meine Sachen in meiner Abweſenheit wohl in Acht; ihr wißt, ich habe ein Inventarium über meinen Keller, und alle meine Sachen; aber ich traue eurer Rechtſchaffenheit, und hoffe, ihr werdet ferner treu und ehrlich bleiben. Macht meine Reiſeſchaiſe zurecht, und packt ein, was ich brauche.“ Philipp und ſeine Frau, welche **Philokles** Wäſche beſorgte, machten freudig alle Anſtalten zur Abreiſe ihres Herrn, den ſie nicht liebten, weil ſie ſo oft gemerkt hatten, daß er ſie ebenfalls nicht liebe. Die Poſtpferde wurden angeſpannt, und **Philokles** befand ſich auf dem Wege nach Holland. So lange er in den paradieſiſchen Rheingegenden reiſete, entrunzelte die Mannichfaltigkeit der Augenweide ein wenig ſeine Seele, allein als er auf holländiſchem Boden kam, fand er, daß ſeine guten Freunde, die patriotiſchen Gaſtwirthe, große Juden waren, und als er ſich über ihre Prellereyen beklagte, mußte er noch einmal ſo viel zahlen. Das veranlaßte ihn denn, ſehr kräftige Anmerkungen über die ſchlechte Polizey des Landes zu machen. Er blieb nicht lange im Haag, weil ihn, wie er ſagte, die Lebensart der Geſandten an den Luxus ſeines Vaterlandes erinnere.

Philokles ging nach **Amſterdam**, und machte Bekanntſchaft mit einigen Kaufleuten, die ihm, zu ſeinem Zeitvertreibe, Thee, Pfeife und Toback vorſetzten, und aus ihrer Art von Schlafſucht bloß ſich zu ermuntern ſchienen, um einen Ueberſchlag von dem Ertrag dieſer oder jener Schiffsladung zu machen. **Philokles** verſuchte es einigemal ihnen zu beweiſen, daß ihr Handel und ihre Regierungsform äußerſt mangelhaft wären, allein ſeine guten Freunde ließen ihn reden, tranken Bier, rauchten ihre Pfeiſe, und würdigten ihn keiner Antwort. Er wurde dieſer einförmigen Lebensart bald müde, und nahm den Weg nach der Schweiz. „Großer Gott, rief er aus, welch ein Land, wo die Gaſtwirthe euch plündern, wo die Reichen euch Langeweile machen, wo man kein gutes Waſſer zum Trinken, kein Stückchen Land zum Spazierengehen antrift, und keine reine Luft athmen kann! —

Philokles kam zu **Solothurn** gegen den Ausgang des May an. Der Anblick der auffallenden Ausſichten des Juraberges, tröſtete ihn ein wenig für das Andenken an die Sümpfe, die er eben verlaſſen hatte, und er glaubte endlich das Land gefunden zu haben, das ihm behage. Ein reicher Bürger zu Solothurn, nahm ihn, für ein billiges, in die Koſt. Die Familie dieſes ehrlichen Mannes beſtand aus ihm, ſeiner Frau, und einer achtzehnjährigen Tochter,

Mariane, deren Schönheit ſimpel und natürlich war, wie das Land, das ſie bewohnte. Herr **Probſt**, der Herr vom Hauſe, beſaß auf dem Jura, eine kleine Sommerhütte, die ihm wöchentlich vortrefliche Milch und Butter lieferte. Sein Tiſch war nicht prächtig, aber Alles war gut zugerichtet und geſund. **Philokles** konnte ſich nicht entbrechen das Einfache und Treuherzige ſeiner Wirthsleute zu bewundern, und **Marianens** Schönheit machte einen Eindruck auf ihn, den er ſich nicht erklären konnte, weil er nie etwas ähnliches empfunden hatte. Man that den Vorſchlag, eine acht Tage in der Sommerhütte auf dem Jura zuzubringen. Ein Bankwagen mit zwey tüchtigen Pferden wurde beſtellt, und brachte Herrſchaft und Geſinde nach der kleinen Hütte. **Philokles** gerieth bey ſeiner Ankunft in eine Art von Entzücken. Ungeheuere, mit dem ſchönſten Gehölze bedeckte Felſen, ſchienen ihren Schoos zu öfnen, um den natürlichen Fällen cryſtallheller Bäche freyen Lauf zu laſſen. Am Fuße dieſer majeſtätiſchen Klippen erſtreckten ſich blumigte Wieſengründe, wo zahlreiche Heerden weideten, und in der Ferne große Seen und volkreiche Städte; eine Ausſicht, die das Auge in jener ſtummen Bewunderung durchwanderte, welche das größte und ſchönſte Schauſpiel der Natur einflößt. **Philokles**, als er aus dieſem ſüßen Tiefſinn erwachte, warf ſeine Augen auf **Marianen**. — Ach, ſchöne **Mariane**, rief er, das iſt das ſchönſte, was ich, außer Ihnen, geſehn habe! — Sie ſind ſehr gütig, mein Herr, erwiederte **Mariane** erröthend; und ſagte geſchwind ihrer Mutter wieder, was ſie eben gehört hatte. — „Glaube nicht deswegen, liebe Tochter, ſprach die Mutter, daß du ſchön biſt. Herr Philokles iſt ein artiger höflicher Herr; wenn er dir noch mehr ſolche Höflichkeiten ſagt, ſo erzähle ſie mir gleich wieder. — O gewiß, liebe Mutter, ſeyn Sie außer Sorge, ich ſage Ihnen Alles wieder! —

Philokles war bezaubert von dieſem Aufenthalt, der ganz neu für ihn war, und glaubte ganz ein anderer Menſch geworden zu ſeyn. Die heitre Bergluft hatte jene ſchwarzen, metaphyſiſchen Grübeleyen zerſtreut, mit denen er ſo oft behaftet geweſen war. Seine mislaunichte Unzufriedenheit war von ihm gewichen, aber ſein Herz und ſeine Seele erinnerten ihn überall an **Marianen**. Er traf ſie mit einem Topf voll Milch in der Hand an, den ſie ihrer Mutter bringen wollte. Er wollte ihr den Topf abnehmen, und drückte einen feurigen Kuß auf **Marianens** Hand. — „Schöne **Mariane**, ich liebe Sie über Alles, ich gäbe eine ganze Welt um Ihre Liebe hin!“ — „Herr **Philokles**, ich kann darauf nicht antworten; ſie müſſen das meinem Vater und meiner Mutter ſagen.“ — **Mariane** hatte nichts eiligeres zu thun, als ihrer Mutter gleich alles zu erzählen, was vorgefallen war. — „Er ſagte dir alſo, er liebe dich?“ — „Ja, Mama, und wenn ich ihn wieder liebte, ſo würde er ſo glücklich ſeyn wie eine Welt! — „So ſo! . . . . und er küßte dir die Hand?“ — „Ja, Mama, recht ſtark; ſie könnens noch hier ſehn.“ — „Mein Kind, du mußt nie allein mit ihm ſeyn; er iſt für uns zu reich!“ — —

Frau **Probſt** ſagte es ihrem Manne wieder, der ſehr aufgebracht darüber war, und dem es nicht die beſte Meinung von der franzöſiſchen Höflichkeit gab. Aber während dieſe guten Leute die ſchönſten moraliſchen Betrachtungen darüber anſtellten, ſahn ſie auf einmal ihr Zimmer mit Rauch angefüllt. **Philokles** Bedienter hatte unvorſichtiger Weiſe ein Licht ins Heu fallen laſſen, das ſogleich in Brand gerieth. Das erſte, was der Vater that, war, in das Zimmer ſeiner Tochter zu eilen, und ſie auf ſeinen Armen durch den dicken Rauch zu tragen; ſeine Frau begleitete ihn, und ſchützte das Geſicht ihrer lieben **Mariane** mit ihren beyden Händen. **Philokles**, welcher das Feuer zuerſt gewahr worden war, hatte ſich mit Rettung ſeiner Effekten beſchäftigt, und ſich eiligſt im Garten geflüchtet, wo er unter emphatiſchen Ausrufungen der Feuersbrunſt zuſah, die zum Glück bald gelöſcht wurde, weil die Flamme wenig Nahrung fand. Sobald Alles vorüber war, kam er zu der erſchrockenen Familie zurück, und ſuchte ſie durch ſchöne wohlklingende Worte zu tröſten. Allein Herr **Probſt** unterbrach ihn brüske: „Herr **Philokles**, ſagte er, ich kann die hochſtudirten Leute nicht ausſtehn, die meiner Tochter albernes Zeug vorſchwatzen, aber ſie in guter Ruhe verbrennen ließen; morgen gehn wir nach der Stadt zurück, wo Sie ſo gut ſeyn werden, ſich nach einer andern Wohnung umzuſehn.“ Auf der Rückreiſe nach der Stadt war man, wie man leicht denken kann, ſehr ernſthaft, und ſprach wenig oder gar nichts. **Philokles** murmelte ganz leiſe: Soll denn der Freund der Menſchen, der Bürger der Welt, auf allen ſeinen Reiſen, nichts als Spitzbuben, Langeweile, Narren und einfältige Dirnen antreffen? Ich ſehe, ich muß Menſchen und Freyheit in England ſuchen!“ Auch reiſete **Philokles** ſtatt eine andre Wohnung und ein gefälligeres Mädchen zu ſuchen, auf der Stelle nach London ab, wo er ſechs Wochen darauf ankam, und unterwegens mehr als eine Gelegenheit gehabt hatte, die Menſchen und ihre Gewohnheiten anzuſchwärzen.

Philokles ſtieg bey einem Manne ab, deſſen Adreſſe man ihm gegeben hatte, und der Koſtgänger annahm. Er kam des Morgens bey guter Zeit an, und lief ſogleich ans Geſtade der **Themſe**. Endlich, ſagte er bey ſich, endlich ſehe ich dich, Volk, das König iſt! Welche Thätigkeit, welcher Reichthum! Es iſt, als ob alle Nationen der Erde hierher wallfahrteten, um dem Herrn der Meere, und der Freyheit zu huldigen. In demſelben Augenblicke beſpritzte ein Matroſe, der merkte, daß **Philokles** ein Fremder war, die Strümpfe des Huldigers, von oben bis unten mit Schlamm, und ein andrer gemeiner Kerl machte ſich das Vergnügen, ſeinen Haarbeutel mit Koth zu ſalben, weil **Philokles** vergeſſen hatte, daß dies Volk, das König iſt, nicht leiden will, daß jeder ſich nach ſeiner Landesart kleide. **Philokles** ging nach Hauſe, und erzählte ſeinem Wirthe, was ihm begegnet war. — Sie hätten ſich mit den Kerls baxen ſollen, antwortete ihm dieſer: ſie hätten es Ihnen nicht abſchlagen dürfen. — „Ich verſtehe mich zu wenig auf dem Fauſtkampf; und bin lieber weggegangen.“ — Geſtehn Sie ſelbſt, daß unſer Seeweſen im vortreflichen Stande iſt — „Ja, aber ich wünſchte, daß der Empfang mit ſchwarzem Koth nicht wäre, womit man gegen die fremden Bewunderer ſo freygebig iſt.“ — .

Es war Mittag, und man ſetzte ſich zu Tiſche; **Philokles** bemerkte, daß man einem der Miteſſer außerordentlich viel Achtung bezeugte, ohngeachtet er ſehr einfach gekleidet war, und ſehr finſter ausſah. Er redete während der ganzen Tafel keine Sylbe. **Philokles** erkundigte ſich beym Aufſtehn, wer dieſer ſchweigende Mann ſey? — Ach! antwortete der Wirth, das iſt ein Mann! ein großer Mann! er iſt durch die ganze Welt gereiſet, und ſchmeißt die Guineen weg, als ob es Spreu wäre. Alle Lords ſind von Geburt an ſeine Erbfeinde, und ſein Beutel ſteht allen offen, die auf die Regierung ſchimpfen. Aus Vaterlandsliebe geſchiehts aber nicht, denn er hat mir mehr als einmal geſagt, daß er ein Weltbürger ſey. . . . . . „Ein Weltbürger? ſo iſt er mein Bruder! Ich beſchwöre Sie, machen Sie mich mit dieſem edlen Mann bekannt!“ — Recht gern; er ſpeiſet alle Mittage hier, und wenn ihm Ihre Art zu denken anſteht, ſo wird es ſehr leicht ſeyn. Er beſitzt zwey Stunden von London ein hübſches Landhaus; er beſucht es aber immer ganz allein.

Philokles ermangelte nicht, ſo oft er mit dem ſchweigenden **William Griff** aß, (ſo hieß der Erbfeind der Lords)

Lords) ſeine Denkungsart an den Tag zu legen, indem er auf die franzöſiſche Höflichkeit und ſonderlich auf die holländiſche Lebensart loszog, wobey denn auch der Schweiz nicht zum beſten gedacht wurde. Zwar hatte er dies letztere Land, und Holland, nur im Flug geſehn, allein deswegen ſprach er doch von beyder Regierungsform und Geſetzen, als ob er ſie Jahre lang geprüft hätte. **William Griff** bewegte beyfällig den Kopf, und als die Bekanntſchaft zwiſchen ihnen auf die Art gemacht war, ſchlug er ihm nach Tiſche vor, den kommenden Tag bey ihm auf ſeinem Landhauſe zu eſſen, das denn **Philokles** mit großer Freude annahm. Sie machten den Weg zu Fuß, und eine ganze Viertelſtunde that **William Griff** den Mund nicht auf. — „Sie haben gewiß viel gereiſet?„ fragte Philokles“. — Viel. — „Welches Land hat Ihnen am beſten gefallen?“ — Keins! — „Es iſt wahr, die Menſchen ſind überall . . . .“ — Schurken! — „China ſoll aber doch ein Land ſeyn . . . .“ — Wenn's nur keine Mandarinen hätte! — „Sie ſind wohl auch zu Paris geweſen; wie gefällt Ihnen dieſe Stadt?“ — Schlecht; man ſieht nichts als Franzoſen da. — Ich bin Ihrer Meinung; und überdies weiß man da nichts von Toleranſeyn. Gehn Sie auf der Gaſſe, ſo begegnet Ihnen die Wache, gehn Sie aufs Land, ſo treffen ſie die Marechauſſer an: das Alles kündigt eine Art von Sklaverey an. . . . .“ In dem Augenblicke ſprang ein Mann, mit der Piſtole in der Hand, auf die beyden Weltbürger zu, und bat ſich höflichſt ihre Geldbeutel aus. — Das iſt nicht mehr wie billig, ſagte **William Griff** ganz kalt, und reichte ihm den ſeinigen: **Philokles** ſträubte ſich ein wenig, aber er mußte nachgeben. Der Straßenräuber bedankte ſich, und ging ſeiner Wege. — „Das war ein ehrlicher Mann!“ ſprach **William Griff**, ganz gravitätiſch. — „Ich kann doch nicht ſagen, erwiderte **Philokles**, daß mir dieſe Art von

Ehrlichſeyn ſo ganz behagen wolle." — Warum nicht? Der Menſch iſt wahrſcheinlich arm; er theilt mit ſeinen Brüdern: ich finde das ganz natürlich!" —

Als ſie auf dem Landhauſe angekommen waren, ſetzten ſich die beyden Koſmopoliten zu Tiſche, und aßen, ohne ein Wort zu ſprechen. Nach dem Eſſen rauchte **William Griff** drey Pfeifen Taback, und **Philokles** ging im Garten ſpatziren, den er mit Cypreſſen, Lerch- und Taxbäumen, Tannen und mehrern ſolchen lachenden Bäumen aufgeputzt fand. Hier und da waren einige rauhe Felſen, zwey oder drey Gräber, und ein paar Ruinen angebracht.

Philokles ſuchte ſeinen Bruder Weltbürger wieder auf, den er etwas finſtrer als gewöhnlich antraf. Auf dem ganzen Nachhauſeweg konnte er nichts weiter als die Worte von ihm herauslocken: „Ich ennuyire mich!" Den andern Morgen erfuhr er, daß ſein Freund **William Griff** ſich erhängt hatte, um der Langeweile zu entgehn. **Philokles** hob die Hände gen Himmel, und rief in ſeinem Schmerz: „Wo ſoll ich nun hin? Das Glück flieht ſelbſt das Kind der Natur, den Bürger der Welt, der glücklich zu ſeyn ſo ſehr verdient! O eiſernes Jahrhundert!" —

17.

3.

Der junge Unbekannte: wahre Geſchichte.

Die Markiſe von A** war auf ihrem Guthe, ohnweit der kleinen Stadt **Saint-Amour**, und allein mit ihren beyden Söhnen und ihrem Hofmeiſter; ein junger Menſch verlangte ſie zu ſprechen. Er wurde ins Zimmer gelaſſen, und bat die Markiſe, ſie möchte ihm etwas zu eſſen geben laſſen. Man fragte ihn, wie alt er ſey? er antwortete, 14 Jahr, was ſein Ausſehn zu bekräftigen ſchien. Man fragte ihn auch nach ſeinem Stand, aber er gab trotzig zur Antwort: „Madame, um mir zu eſſen zu geben, brauchen Sie nicht zu wiſſen, wer ich bin.“ Man ſchickte ihn alſo in die Küche, ohne weiter mit Fragen in ihn zu dringen, allein ſeine Antwort hatte die Neugier der Markiſe, ſo wie ſeine beſondre Kleidung, mancherley Argwohn in ihr rege gemacht. Er trug eine zerriſſene Jacke, auf der man noch Lumpen von ſeidenen Aufſchlägen entdeckte; ſeine Manſchetten waren in eben ſo ſchlechtem Zuſtande als ſeine Klappen, er hatte eine ſilberne Schuhſchnalle im Schuh, und trug ſehr feine Wäſche.

Nachdem er ſich ſatt gegeſſen, ließ man den jungen Unbekannten von neuem hereinkommen, und, weil man nichts von ihm herausbringen konnte, mit den Kindern der Markiſe ſpielen, die faſt von einerley Alter mit ihm waren, und denen man eingeſchärft hatte, zu verſuchen, ob ſie nichts von ſeinem Geheimniſſe herauslocken könnten. Aber es entwiſchte ihm nichts; er bat nur die jungen Leute, ſich für ihn zu verwenden, daß ihm ein Bette gegeben würde, was die Markiſe ihm ohne Anſtand verwilligte, weil ſie überzeugt war, daß es ein Kind von gutem Hauſe ſeyn müſſe, das im kurzem abgeholt werden würde, und durch deſſen gaſtfreye Aufnahme, ſie ſich vielleicht eine vornehme Familie verbindlich machen könnte.

Die Söhne der Markiſe ſahn ihn oft mit Verwunderung an: „Meine Herrn, ſagte er, ſie ſehn mich mit Verwunderung an, aber ich ſehe nichts hier, was mich verwundert; das Schloß iſt gut, aber nicht ſchön.“ Und er hatte Recht.

Des Abends fragte ihn die Markiſe, ob er kein beſſeres Kleid haben wolle? Er nahm den Vorſchlag an, und man holte ihm einen blauen Tuchrock, welcher dem kleinen Q** gehörte, aber er wollte ihn nicht anziehn. „Ich bin nicht dazu da, ſagte er, daß ich ihre Liverey tragen ſoll.“ Er hatte wahrſcheinlich aus der Farbe geſchloſſen, daß es ein Bedienten-Rock der Frau Markiſe wäre.

So viel Stolz bey dem Anſehn von einem Bettler, ſetzte die Markiſe in Erſtaunen und Verlegenheit. Sie wollte ihn gern behalten, weil ſie immer hofte, Licht zu bekommen, allein ſie wußte nicht, wie ſie ſich gegen ihn betragen ſollte. Ließ ſie ihn an ihrer Tafel eſſen, und er war nichts weiter als ein trotziger Bettler, ſo konnte es ihr von andern Perſonen, die daran aßen, übel genommen werden; und ließ ſie ihn mit dem Geſinde eſſen, und er war von gutem Hauſe, ſo fehlte ſie gegen ſeine Familie. Sie ergriff die Auskunft, ihn allein eſſen zu laſſen. Man gab ihm einen grauen Rock, und was er am nothwendigſten brauchte; er nahm es aber nicht anders an, als gegen Ausſtellung eines Schuldſcheins, und unter dem Verſprechen es wieder zu bezahlen. Als er den Schuldſchein unterſchreiben ſollte, bat er, daß man ihm einen Namen wählen möchte; man überließ ihm dieſe Wahl ſelbſt, und er hieß ſich **Honorius**. Der angebliche **Honorius** ſchien eine gute Erziehung genoſſen zu haben. Wenn er in den Lehrſtunden der jungen Herrn von A** zugegen war, ſo rügte er die Fehler die ſie machten.

Er ſchien gereiſt zu haben, und ſprach von verſchiedenen Ländern, als ob er ſie genau kenne. Wenn man ihm merken ließ, daß man glaube, er ſey in dieſen Ländern geweſen, ſo ſagte er, er kenne ſie aus Reiſebeſchreibungen, und citirte die Reiſebeſchreibung namentlich. Eben ſo citirte er auch die Seite im **Moreri**, wenn die Rede auf große

Häuſer kam, und man ſeine Kenntniß ihrer Geſchlechter in Zweifel ziehen wollte. Die Citaten trafen immer richtig ein.

Nie ertappte man ihn auf einer Lüge, und bemerkte überhaupt keinen andern Fehler an ihm, als daß er etwas ſtolz war. Er ließ ſich von dem Geſinde reſpectiren und aufwarten, ohne ihnen Anlaß zu Klagen zu geben. Er ſchien der Markiſe ſehr ergeben zu ſeyn, und bezeugte ihr ſeine Aufmerkſamkeit und Achtung, auf eine ſehr feine Weiſe. Als die Markiſe ihm einsmal ſagte, ſie ſähe, daß er dem jüngſten ihrer Söhne vorzüglicher begegne, als dem älteſten, und es würde ihr leid thun, wenn der letztere es merken ſollte, ſo geſtand **Honorius** ſeine Vorliebe für den jüngſten ein, begegnete aber von dem Augenblicke an, einem wie dem andern.

Wenn die Markiſe in der Stadt aß, ſo nahm ſie ihn nie mit, ſondern ließ ihn beym Pfarrer, oder bey einer andern Perſon von ihrer Bekanntſchaft ſpeiſen.

Man nahm wahr, daß **Honorius** gern von **Genf** ſprach. Die Markiſe fiel darauf, ob **Genf** vielleicht ſeine Vaterſtadt wäre. — „**Honorius**, ſagte ſie eines Tages zu ihm, ich werde bald eine kleine Reiſe nach **Genf** thun, und den **Honorius** mit mir nehmen.“ — „Sie werden mich nicht mit ſich nehmen, war ſeine Antwort, denn was ſollte ich zu **Genf** machen?“ — Vier Monate verſtrichen ſo, und die Markiſe gewann ihren Fündling täglich lieber: es ging ſo weit, daß ſie Willens war, ihn mit ihren Kindern nach Paris auf die Univerſität zu thun.

Aber als ſie ihn einsmal zu einem Freunde zu Gaſte ſchickte, und bloß von dem Gärtner, einem guten einfältigen Menſchen, begleiten ließ, ſagte **Honorius** zum Gärtner, als ſie vor dem Thore des Schloſſes waren, wo ſie ſpeiſen ſollten: „Es iſt unnöthig, daß ihr mit den Pferden in den Hof reitet, ihr könnet ſie gleich zurückbringen:“ und **Honorius**, ſtatt ins Schloß zu gehn, machte ſich feldeinwärts.

wärts, und verſchwand; man hat nichts weiter von ihm gehört. Er nahm nicht mehr mit ſich, als was er am Leibe hatte. In ſeinem Zimmer lag ein Dankſagungs-Schreiben an die Markiſe. Sie hatte ihn in die Zeitungen ſetzen laſſen, als er zu ihr kam, und machte auch jetzt darin ſeine Flucht bekannt.

Eine kurze Zeit nach ſeiner Verſchwindung kam ein Herr in einer Poſtſchaiſe mit einem Kammerdiener im Schloſſe an. Er verlangte die Markiſe zu ſprechen, und erkundigte ſich bey ihr nach dem jungen Unbekannten. Er ſank in Ohnmacht, als er ſeine Flucht vernahm. Seine Fragen die er nach der Aufführung des Jünglings that, als er ſich wieder erhohlt hatte, und der freudige Antheil, mit dem er ihn loben hörte, Alles machte glauben, daß es der Vater ſeyn müſſe. Es koſtete viele Ueberredung, bis er ein Bette im Schloſſe annahm. Er legte ſich nieder, ohne einen Biſſen zu eſſen, und bat die Markiſe, den andern Morgen die Gerichte kommen zu laſſen. Er ließ eine Regiſtratur verfertigen, deponirte einen Theil der Lumpen des Kindes beym Gerichte, und nahm den andern Theil mit ſich. Die Markiſe mußte ihm ein Verzeichniß von Ihren Auslagen und Koſten; die ſie wegen des **Honorius** gehabt hatte, aufſetzen, welches er bezahlte. Sie ſetzte aber nur ſehr wenig auf, und bloß um den Fremden durch eine abſchlägliche Antwort nicht zu beleidigen. Er reiſete ſogleich wieder ab.

Die Bedienten des Fremden hatten ſich bey den Bedienten vom Hauſe ſtark nach dem Betragen des Unbekannten erkundigt, und ſich über das Lob gefreut, das ihm einſtimmig ertheilt wurde. Sie hatten ſich aber über nichts herauslaſſen wollen.

Einen Umſtand darf ich nicht vergeſſen: wenn der Unbekannte in der Kirche war, ſo ſchien ihm der Pomp der Ceremonieen der katholiſchen Kirche unbekannt zu ſeyn, und er gab dann Achtung, wie es die andern machten, um ſich darnach zu richten. Er lernte den Catechismus heimlich, und bekannte ſich, dem Anſchein nach, zu keiner Religion. Wenn die Markiſe mit ihm von der chriſtlichen ſprach, ſo antwortete er zwar ihren eigenen Begriffen gemäß, aber mehr aus Gefälligkeit als aus Ueberzeugung.

So viel Klugheit und Zurückhaltung, ein ſo guter Karakter, ein ſo überlegtes und gleiches Betragen gegen jedermann, eine ſo wahre und unwandelbare Dankbarkeit, die ſich jedoch nie bis zur Vertraulichkeit vergaß: das Alles würde einem bejahrten Manne Ehre machen, um ſo mehr einem vierzehnjährigen Jüngling. Das Geheimhalten ſeiner Abkunft ausgenommen, hatte **Honorius** in ſeinem Karakter nichts Verſtelltes oder Heimliches.

Was ihn zur Flucht aus dem väterlichen Hauſe bewegen konnte, bleibt ewig Räthſel. Daß er das Schloß der Markiſe verließ, daran war entweder die vorgegebene Reiſe nach **Genf**, oder ihr Projekt Schuld, ihn nach Paris auf die Univerſität zu thun. Zwey Jahre ſind es ſchon, daß er verſchwunden iſt, aber noch weint die Markiſe um ihren geliebten **Honorius**, und ſehnt ſich nach Nachrichten von ihm.

4.

Beytrag zu einer künftigen Beſchreibung des Gartens bey Tieffu'rt, ohnweit Weimar.

Dieſer Garten, deſſen Ganzes das Gepräge von Einladung zur Selbſtſammlung und ſanften Schwermuth an ſich trägt, enthält jetzt **Leopolds** Denkmal. Einfach und prachtlos wie Er im Leben war, ſteht dieſes Denkmal am Abhang eines Hügels, nur wenige Schritte über dem Ufer der Ilm. Es iſt eine Urne, um die ſich eine Schlange windet: das Piedeſtal, auf eine Unterlage von Tuffſtein geſtützt, hat den Medaillon des Erretters, deſſen Leidenſchaft Menſchenliebe war; darunter Helm und Waffen, und dann die Aufſchrift:

DEM
VEREWIGTEN
LEOPOLD
ANNA AMALIA.

alles nach **der** Seite gekehrt, wo die **Ilm** ſanft und lieblich rauſcht. Zwiſchen den Tuffſteintrümmern drängen ſich junge Tannen hervor und Roſen. In der Nähe iſt eine Ruhebank: hier ſieht man dem **kommenden** Fluß entgegen; und durch das Grün eines kleinen Gebüſches ſchimmert das Monument.

S — s.

5. Brief

5.

Brief eines Reiſenden (des Herrn Düparty,) an ſeine Kinder, auf ſeiner italiäniſchen Reiſe, 1785.

Auf dem Gipfel des Veſuvs,
bey'm Schein eines Ausbruchs, um Mitternacht.

Dieſe zwey Zeilen ſchrieb ich auf dem Gipfel des Veſuvs beym Schein eines Ausbruchs.

Es iſt gleichſam eine Denkmünze, die ich zum Beleg meiner Reiſe präge, um euch meine Kinder, wenn ihr einſt, wie ich, Zuſchauer dieſer wunderbaren Brands ſeyn werdet, an dieſen Augenblick des Lebens eures Vaters zu erinnern, und durch dieſes Andenken in euren Augen dieſes prächtige Schauſpiel noch zu verherrlichen.

Als ich gegen ſechs Uhr des Abends zu **Reſina**, einem kleinen Dorfe über **Portici** hinaus, angelangt war, verließ ich mein Fuhrwerk, und beſtieg ein Maulthier. Drey ſtarke Männer begleiteten mich, und ich nahm einen Vorrath an Fackeln mit.

Der Weg ging Anfangs zwiſchen zwey Geländern Bergan, die mit Pappeln, Maulbeerbäumen, Feigenbäumen bedeckt waren, zwiſchen welchen ſich geſchmeidige und ſtarke Weinſtöcke ſchlängelten, die ſich bald an dieſe Bäume hingen und ſtützten, bald ſich allein in der Luft emporhielten.

Man zeigte mir im Vorüberreiten das Haus, wo **Pergoleſe** jene ſo glückliche und ſo traurige Schwermuth zu heilen ſuchte, der er im ſieben und zwanzigſten Jahre ſein unſterbliches Stabatmater und ſeinen Tod verdankte.

Nachdem ich eine ganze Stunde durch ſchöne Baumgärten geritten war, kam ich zu einer ungeheuren Lava.

Der **Veſuv** warf ſie vor ungefähr ſechszig Jahren aus.

Ganz **Neapel** bebte davor; aber die Gefahr drohte nur einen Augenblick; hier machte ſie halt.

Noch droht, noch entſetzt ſie, ob ſie gleich unbeweglich und verloſchen iſt.

Der Rand dieſer Lava iſt, wie das Geſtade der **Seine** mit Raſen und Blumen geſchmückt, und hin und wieder mit jungen Sträuchen beſchattet, die von einer fruchtbaren Aſche, ſo zu ſagen, gewäſſert werden und beſtändige Nahrung empfangen!

Ich folgte einige Zeit einem äußerſt beſchwerlichen Pfade, und befand mich nun auf gräßlichen Felſen, und mitten unter nachgebender Flug-Aſche.

Hier fußen Thiere nicht mehr, wohl aber der Fuß des Menſchen, der bis faſt an alle die Gränzen drang, welche ihm die Natur vorſchrieb, und ſie oft überſchritten hat.

Hier mußte ich mühſam über Klumpen Schlacken klettern, die unter meinen Tritten wichen.

Ich blieb einen Augenblick ſtille ſtehn, und ſchaute um mich her.

Vor mir verdickte der Rauch des Volkans die Schatten der Nacht, und die Wolken, die um den Berg ſchwammen; hinter mir deckte die hinter die Gebirge geſunkene Sonne mit ihren ſterbenden Stralen, die Küſte von **Pauſilippo**, **Neapel** und das Meer; indeſſen über der Inſel **Capräa**, der Mond am Horizonte erſchien: ſo, daß ich in dieſem Augenblicke die Wellen des Meeres zu gleicher Zeit von dem Scheine der Sonne, des Monds und des Veſuvs, funkeln ſah! — Welch' ein Gemählde!

Als ich mich am Anblick dieſes Dunkels und dieſes Schimmers; dieſer gräßlichen, todten, verlaſſenen Natur, und dieſer lachenden, lebenden, fruchtbaren geweidet hatte, ſtürzte ich mich in die Wolken, und begann weiter zu klettern. Ich erreichte den Krater.

Iſt das der furchtbare Volkan, der ſeit ſo vielen Jahrhunderten brennt, der ſo viele Städte verſchüttete, ſo viele Menſchen tödtete, und noch jede Stunde dieſem elyſiſchen Gefilde, dieſem ſchönen Neapel droht, wo man in dieſem Augenblicke lacht, ſingt, tanzt und nicht einmal an ihn denkt? Welche Hellung um dieſen Abgrund! welche Gluth in ſeinem Innern! Erſt brüllt ſein brennender Schlund, dann ſchleudert er mit fürchterlichem Gepraſſel durch den dichten Aſchenregen, eine ungeheuere Feuer-Garbe empor, die aus Millionen Funken, aus Tauſenden von Steinen beſteht, die man an ihrer ſchwarzen Farbe erkennt, die pfeifend die Luft durchſchneiden, niederfallen, ſpringen und hinabrollen; nicht hundert Schritte von mir ſprang einer dieſer Steine hinab. Der Abgrund ſchließt ſich, dann öfnet er ſich von neuem, ſpeyt eine neue Feuersbrunſt. Indeſſen erhebt ſich die Lava an den Rand des Kraters, ſchwillt, ſiedet, läuft über . . . . und höhlt, in langen Feuerbächen, die ſchwarzen Seiten des Bergs aus.

Ich war wirklich in Entzücken! — Dieſe Wüſteney! Dieſe Höhe! Dieſe Nacht! Dieſer brennende Berg! und ich war da! — Ich hätte die ganze Nacht bey dieſem Brande zubringen, und die wiederkehrende Sonne durch den Glanz ihrer blendenden Stralen ihn bleichen ſehn mögen!

Aber der Wind der ungeſtüm ſtürmte, hatte mich ſchon halb erſtarrt gemacht. Ich ſtieg wieder hinab! O wie wehe thuts, von ſolch' einem Gemählde den Blick loszureißen, da man weiß, daß es der letzte iſt!

Lebe wohl Veſuv, lebe wohl Lava und Flamme, die dieſen Schlund kränzt und erleuchtet! Lebe wohl furchtbarer und ſo wenig gefürchteter Berg! Sollſt du einſt unter deiner Aſche dieſe Schlöſſer, dieſe Dörfer oder dieſe Stadt begraben, o ſo ſey es nicht in dem Augenblick, wo meine Kinder hier wandeln werden!

Meine Führer hatten die Fackeln angezündet; ich ſtieg, oder beſſer zu ſagen, ich rutſchte hinab, bis an die Knie in Aſche verſunken. Ich rutſchte ſo ſchnell, (denn anders iſt es nicht möglich) daß ich in einer halben Stunde den Weg zurücklegte, zu deſſen Erkletterung ich drey Stunden gebraucht hatte. Einer von meinen Schuhen verließ mich, in tauſend Stücken zerfezt auf halbem Weg, der andre an dem Orte, wo ich vom Maulthiere geſtiegen war.

Im Hinabſteigen begegnete ich Engländern, die zum Krater kletterten. Wir hielten ſtill, und ſprachen vom Veſuv. Die Hellung unſrer Fackeln unterbrach einen Augenblick die Nacht die über dieſen Lavaſtrom verbreitet lag, und der Laut unſrer Stimmen die tiefe Stille, die umher ruhte.

Wir nahmen Abſchied, und ich verfolgte meinen Weg. Ich kam ſehr ermüdet zu Portici an, legte mich ſogleich zu Bette, und fiel in einen tiefen Schlaf.

Aber um ſechs Uhr des Morgens erwachte ich und fand den Gipfel des Veſuvs, und ſeinen Krater, und ſeine Feuersbrunſt, und ſeine Lava, vor meiner Einbildungskraft wieder. Meine Seele bebte noch von allen den Eindrücken des geſtrigen Tages.

Der Ausbruch des Veſuvs iſt eins von den Schauſpielen, das weder der Pinſel noch die Sprache wiederzuſchildern vermögen, und das die Natur ſich allein vorbehalten zu haben ſcheint, um die Bewunderung des Menſchen zu rühren, wie den Aufgang der Sonne oder die Unermeßlichkeit der Meere!

6.

Denkſchrift *)

zur Kanoniſation Abrahams Gaumeix, berühmten Antiphiloſophens unſrer Tage: oder Schutzſchrift für Abraham Gaumeix gegen die angeblichen Philoſophen Diderot und d'Alembert: nebſt einer Widerlegung aus authentiſchen Factis von denen Verleumdungen, welche man täglich wider die eifrigen Patrioten verbreitet, welche den Muth gehabt, die gefährlichen Irrthümer der Encyklopädie zu ahnden.

/[illegible]

(Aus dem Franzöſiſchen des Diderot.)

O ihr Philoſophen, wie gefährlich iſt es, euch zu überraſchen, und einen unbeſonnenen Blick in das Labyrinth eurer Meinungen zu werfen! Wehe dem, der wider ſeinen Willen auf die Spur eurer Kabalen gekommen iſt! Es wäre beſſer für ihn, er hätte eine hungrige Löwinn überfallen, die ihre Jungen ſäugt, oder er hätte die vergoldeten Schuppen einer häßlichen Schlange angetaſtet, die hinter einer Orangenhecke verborgen lag. Sein Untergang würde eben ſo gewiß, aber minder ſchmerzhaft ſeyn. Ihr laßt ihn unter den grauſamen, ſpitzigen, vergifteten Pfeilen der Verleumdung eines langſamen Todes ſterben. Nichts rührt, nichts entwaffnet euch, weder die Reitze der Unſchuld, noch die Einfalt des Geiſtes, noch die Gutherzigkeit eines

---

*) Dieſe Denkſchrift iſt nie ins Publikum gekommen, wenn ſie gleich gedruckt geweſen. Gegenwärtiger Abdruck iſt nach einem Exemplare des Polizeylieutenants gemacht worden, der nur drey Exemplare behalten und alle übrige verbrennen ließ. Dies Exemplar hatte den Titel: Amſterdam, 1769, ohne Namen des Druckers.

eines unerfahrnen Gemüths. Man wage es nur unvorſichtiger Weiſe, die Maske aufzuheben, hinter die ihr euch verbergt; man enthülle nur den Stolz der Philoſophie, die eine Univerſalmonarchie über alle Geiſter zu errichten trachtet, nur der erſte Ausbruch des Erſtaunens, ein Schrey des Schreckens errege das Publikum; ſchon genug, der Unbeſonnene iſt des Hochverraths ſchuldig, und wird von den Schlangen den Furien übergeben. Dies iſt das Urtheil, das ihr über erhabene Genies, über wahre Philoſophen, welche die Nachwelt unſerm Zeitalter beneiden wird, über die **Moreaus, Batteux, Sorets, Dû-Hayers**, *) und vornehmlich über den guten, ehrlichen, unſchuldigen Herrn Abraham Gaumeir ausgeſprochen habt. Letzterer ſollte heute das größte Mitleid erregen, weil ſeine äußerſte Unſchuld, und die äußerſte Strenge, die man an ihm verübt, den ſtärkſten Kontraſt machen.

Man treibt den Haß gegen ihn ſo weit, daß man ihn beſchuldigt, **Jeſuit geweſen zu ſeyn.** Haltet ein, Boshafte! Habt ihr wohl bedacht, daß das heiße, ihn ver-

dam-

---

*) **Dû-Hayer** iſt ein bloſſer Barfüſſermönch, aber gelehrter, als alle Mönche zuſammengenommen. Seine Gelehrſamkeit iſt ſo ungeheuer, daß man ſie für übernatürlich hält; ſie iſt weit mehr die Frucht einer himmliſchen Erleuchtung, als des Studiums. Er gleicht Zug für Zug im Wuchs, in der Figur, in der konvulſiviſchen Bewegung der Augen, Naſenlöcher und Ohren dem berühmten Petrus Eremita. Er nahm vor zwey Jahren aus Beſcheidenheit den Titel eines Generallieutenants der Antiencyklopädiſtiſchen Armee an; die Stelle eines Feldmarſchalls blieb noch unbeſetzt. Vor ungefähr vier Monaten ſandte der Himmel den Abraham Gaumeir; ein heiliger Geruch verkündigte ihn eine Meile im Umkreis; man übertrug ihm einſtimmig das Kommando und die Anführung dieſes neuen Kreuzzuges. Moreau, Batteux, Soret ſind die Adjutanten. Dieſe drey Ritter haben mehr denn einmal erklärt, daß jeder von ihnen insbeſondere von Kindheit auf einen gewaltigen Beruf zu der Kutte und dem Strick des heil. Franciscus gehabt habe, aber ſie fürchteten, ihre Demuth möchte, im Staub des Kloſters vergraben, zu wenig erbauen, und wollten daher dieſe Tugend lieber auf der Bühne der Welt, vor den Augen von ganz Paris, von ganz Europa ausüben.

dammen, lebendig verbrannt zu werden, ihn dem Zorn aller gekrönten Häupter, und aller Staatsminiſter übergeben, wenn ihr ihn in die Geſellſchaft der Malagridas ſetzt?

Aber was helfen meine Vorſtellungen? Ihr habt Herzen von philoſophiſchen Stahl; und, gleich als wenn es nicht genug wäre, dieſen Unſchuldigen zum Feuer beſtimmt zu haben, gebt ihr ihn auch noch, mit recht überlegter Grauſamkeit, der Verachtung Preis. Ihr verſichert, er ſey, halb mit Willen, halb gezwungen, aus jener Geſellſchaft getreten, die wegen der ſeltenen Kunſt ſo fürchterlich ſey, jeden Menſchen an ſeinen Platz zu ſtellen, ihn blos dazu zu gebrauchen, wozu er tüchtig iſt, und durch ihn, ohne daß er es ſelbſt weiß, die verborgenen und ſchwarzen Abſichten eines gränzenloſen Ehrgeitzes zu befördern. Ihr behauptet, es ſey ihm von ihr das doppelte Amt eines Spions der Policey, und eines Spions des Paters Frei *) aufgetragen worden; durch ſolche elende Werkzeuge bringe der Jeſuitergeneral die Wunderwerke ſeiner Politik hervor, und regiere in ſeinem Zimmer alle Hauptſtädte in der Welt, von Rom bis nach Peking und Liſſabon, von St. Sacrament bis nach Aurbec und Buenos-Aires. Der fade Menſch, der Abraham Gaumeir, ſetzt ihr hinzu, iſt jetzt nichts als der

---

*) Der P. Frei iſt zum ſiebentenmal Provincial der Jeſuiten in Frankreich. Dieſer außerordentliche Mann, verbirgt unter ſeinen ſchiefen Augen, unter einer einfältigen und plumpen Mine, unter der Phyſiognomie eines Hottentotten zwey vortrefliche Talente, den ſcharfen Blick des Adlers, der ſeinen Raub von dem einen Ende der Hemiſphäre zu dem andern entdeckt, und die Schlangenklugheit, alles, was ſich ihm nähert, in ſchwache Tauben zu verwandeln. Dieſe beyden bewundernswerthen Gaben ſind nicht in der Dunkelheit geblieben; er iſt ſiebenmal zu ſeiner Würde, wie Marius zum Konſulate, erhoben worden.

der Strohmann, der ſeinen Namen ſtatt der heiligen Geſellſchaft hergeben muß, welche die Encyklopädie als eine königliche Unternehmung betrachtet, und ihr, wie ihren Königen, durch die elendeſte Menſchen einen Stoß beybringen läßt. Welche ſchreckliche Beſchuldigungen! Meine Feder weigert ſich, ſie nachzuſchreiben, und eilt auf die umſtändliche Rechtfertigung dieſes Patrioten über. Und wir werden das Vergnügen haben, ſie durch ein authentiſches Wunder zu bekräftigen, woran wir am Freytage in der erſten Faſtenwoche Zeugen geweſen, das heißt, durch die ausführliche Erzählung ſeiner ſchmerzhaften und glorreichen Kreuzigung. Man könnte auch den Vorfall einer kleinen Geißelung anführen, welche unſer glorreicher Märtyrer Tags darauf erlitt; da ſie aber nicht ganz freywillig geweſen, ſo hat dabey auf Seiten des Dulders nicht Freiheit gerade ſtatt gefunden, um daraus ein Denkmal zu ſeinem Ruhme zu machen; indeſſen werden wir vielleicht an ſeinem Orte ein Wort davon ſagen — Wir wiederhohlen es:

Die drey Punkte der Anklage gegen **Abraham Gaumeix** ſind 1) daß er Jeſuit geweſen ſey. 2) Daß er aus der Geſellſchaft getreten ſey, um Spion der Policey und der Geſellſchaft Jeſu zu werden. 3) Daß er nur ſeinen Namen zu allen den Verleumdungen hergebe, welche die Jeſuiten wider die Encyklopädie verbreiten.

Abraham Gaumeix widerlegt ſogleich dieſe drey Abſchnitte einer ſchwankenden und tollkühnen Anklage durch drey verneinde Beweiſe, welche in den Augen eines guten Logikers alle Stärke der bejahendſten haben werden.

1) Habe ich, ſagt er, meine Feinde vergiftet? Habe ich meine Lehrer ermordet? Habe ich meine Schüler entehrt? Alles dies haben meine Gegner bey aller ihrer Wuth weder zu beweiſen noch zu behaupten gewagt. Man kann

folglich weder behaupten noch beweiſen, daß ich ein Jeſuit geweſen ſey.

2) Ich bin nie Spion der Policey geweſen; wenn es anders gewiß iſt, daß Herr Bertin, der allgemein für einen Mann von Geiſt und Genie erkannt wird, alsdann, wenn er ſich genöthigt ſieht, Böſewichter zu Spionen zu brauchen, zum wenigſtens geſchickte und feine Schelme dazu wähle. Geſetzt nun, ich wäre auch ein ſolcher Böſewicht, als mich die Encyklopädiſten beſchreiben, ſo bleibt es doch noch immer, dieſen Herren zufolge, gewiß, daß ich nichts als ein Pinſel, als ein laſtbares Thier bin. Folglich kann mich Herr Bertin unmöglich zum Spion erkohren haben; noch viel weniger die ſchlaue Geſellſchaft.

3) Ich bin kein Strohmann, kein Namenleiher, kein Handlanger von den Verläumdungen der Jeſuiten. Denn, geſetzt mein Stil hätte eben ſo viel Pedanterey, als man dieſen guten Vätern heut zu Tage vorwirft, ſo iſt es doch immer gewiß, daß ſich in meinem Werke kein einziger Satz findet, welcher den Semipelagianismus, den Königsmord, die Ultramontaniſche Lehre, mit einem Wort, den Molinismus begünſtigte; und ich fodre meine Ankläger auf, mir einen ſolchen Satz zu zeigen. Folglich legt man mir gegen alle Wahrſcheinlichkeit die drey in der Klage benannten Verbrechen bey.

Dieſe verneinende Antworten, welche, es im Vorbeigehn zu ſagen, Beweiſe von der vortreflichen Logik des **Abraham Gaumeix** ſind, werden zu unwiderleglichen Gründen, wenn man ſie mit dem Anſehn der ehrwürdigſten Männer unterſtützt. Wir wollen nur einige ſolche Urtheile anführen, die durch ihr Gewicht erſetzen werden, was ihnen an Menge abgeht.

Herr von M*** erſter Präſident, deſſen Verdienſte und Talente über alles Lob erhaben ſind, macht ſich eine Ehre daraus, den Abraham Gaumeix zur Tafel zu ziehen, und ihm die wichtigſten Geheimniſſe ſeiner Familie, ſeines Kabinets, und ſeiner Expedition zu vertrauen. Dieſer weiſe Herr gerieth beym erſten Gerücht, das ſich verbreitete, als ob Abraham Gaumeix Jeſuit geweſen wäre, und es noch in weltlicher Kleidung ſey, in den größten Unwillen, daß er eine ſolche Schlange in ſeinem Buſen ernährt habe. Er ließ daher viel umſtändlichere und anhaltendere Unterſuchungen anſtellen, als je gegen Ravaillac und Damiens angeſtellt worden. Außer denen Deputirten, die er zu einer ſo wichtigen Angelegenheit ernannte, hörte er auch ſelbſt eine ſehr große Menge von Zeugen ab, konfrontirte ſie, hielt ihnen ihre Ausſagen vor, und überzeugte ſich, daß es die ſchwärzeſte Verläumdung ſey, welche die erboßte Hölle gegen einen ehrlichen Mann ausſtoßen könne.

Herr Joly de Fleury, Generaladvokat, welchen man den größten Redner unſrer Zeiten und die Zierde des Parlaments nennen kann, hat in ſeinem beredten Anſuchen vom 23. Jenner kein Bedenken getragen, den Abraham Gaumeix neben einem Tertullian und heiligen Auguſtin zu nennen; er hat ihm ſogar den Vorzug vor dieſen beyden Kirchenvätern gegeben, die er mit Ruhm anführte. Laßt uns, meine Herren, einen Augenblick verweilen, und die Stärke des Beweiſes erwägen, den uns dieſe Sache zum Beſten des Abraham Gaumeix an die Hand giebt.

Die Majeſtät, der edle Stolz, und die große Würde des erſten Reichskollegiums hat ihm nie verſtattet, jemals einen lebenden Schriftſteller zu loben. Hätte man jemals von dieſem Geſetz abgehen können, ſo hätte es um des Herrn Erzbiſchofs von Paris willen geſchehen können, deſſen Ausſchreiben (jedoch nächſt dem von Herrn Joly de Fleury) an Scharfſinn, Beredſamkeit und Anmuth das Prächtigſte ſind, was man je geſehen. Obgleich aber der Parlamentshof ſehr oft Gelegenheit gehabt, nach dem erlauchten Erzbiſchofe zu erkennen, ſo hat ſich doch dieſes gravitätiſche

Kollegium nie einen Lobſpruch auf den Prälaten erlaubt. Hätte man jemals von dieſer Gewohnheit abgehen können, ſo hätte es um der Sorbonne willen geſchehen können, dieſer erſtgebohrnen Tochter unſrer Könige, deren ſchrecklicher Blick die Ketzereien und ihre Kabalen im erſten Keime erſtickte, Fürſten erwählte, Tyrannen in Furcht ſetzte. Dennoch hat zu ihrem Ruhme immer noch das gefehlt, ein Lob aus dem Munde des Parlaments zu hören; und es hat nicht das Anſehn, als ob ſie heut zu Tage, da ſie alt, kraftlos, aberwitzig, runzlicht, häßlich, verächtlich, und verachtungswerth geworden, dasjenige erlangen werde, was man den Reitzen ihrer Jugend zu verweigern für Schuldigkeit hielt. Dieſe höchſte Ehre, dieſer Ruhm, von dem noch kein Beiſpiel geſehn worden, war dem Abraham Gaumeix aufbehalten. Zittert, ihr Verläumder, kehret in euer Nichts zurück, nachdem ihr geſehn, daß der gute, ehrliche, unſchuldige Abraham über den Erzbiſchof von Paris, über die Sorbonne, und ſogar über die Kirchenväter erhaben worden! Ich weiß nicht, ob man bisher Grund gehabt, die Encyklopädiſten als gottloſe und böſe Bürger in Verdacht zu haben; aber nun läßt ſich nicht länger daran zweifeln. Welche Gottloſigkeit kann größer ſeyn, als eine ſo heilige Perſon, wie der **Pater Abraham Gaumeix** iſt, mit Schimpf und Schande bedecken zu wollen? Kann eine größere Bosheit, eine der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft ſchädlichere Kabale gedacht werden, als mit Freuden denjenigen als einen Ruchloſen verbrennen zu laſſen, an deſſen langem Leben dem Himmel ſelbſt gelegen iſt, um der Erde ein Beiſpiel einer **vollkommenen Unſchuld** zu geben? Man ſah wohl zuweilen Ungläubige dieſen oder jenen Heiligen aus dem Paradieſe jagen, aber noch hat man keinen geſehn, der ſie ſchon bey Lebzeiten von der bürgerlichen Geſellſchaft hätte abſchneiden wollen. Und überdem welch ein Unterſchied iſt zwiſchen den Heiligen! Was war ein heiliger Urſicius, ein heiliger Ignatius, ein heiliger Sulpitius, ein heiliger Euſtachius in Vergleichung mit dem Vater aller Gläubigen? Hatten dieſe Herren wohl die encyklopädiſche Hyder bekämpft? Sie haben, wird man ſagen, die Betrübten getröſtet, die Kranken gepflegt, die Armen unterſtützt, die Menſchheit geehrt; ganz recht; aber das iſt noch nichts, die Türken thun eben das. Sie mußten ſchon vor tauſend Jahren die Encyklopädie beſtreiten, und vor allen Dingen von Herrn **Joly de Fleury** in der ehrwürdigen Verſammlung des Parlaments mit Lobſprüchen angeführt werden.

Verlangt man noch mehr Urtheile zu Gunſten **Abraham Gaumeix**? — Nur ihre Menge, und ihre Rangordnung untereinander ſetzt uns in Verlegenheit. Ich habe funfzehn Kardinäle des Pabſtes mit dem Rauchfaß in der Hand vor unſerm neuen Abraham einhergehn ſehen, ſo wie weiland der König von Sichem zu dem alten kam, ſich vor ihm niederwarf, ihm die Namen eines göttlichen Geſandten, eines Heilandes, eines Befreiers gab, ihn als einen Schild der Kirche betrachtete. Man hat ſogar mit vieler Wahrſcheinlichkeit gemuthmaßt, der berühmte Patriarch der Juden, der Vater aller Gläubigen ſey bey dem Bunde, den er mit Gott machte, bey dem Siege, den er über gottloſe Könige davon trug, und bey den Ehrenbezeigungen, die er vom König von Sichem erhielt, blos ein geheimnißvolles Vorbild des neuen Patriarchen von Orleans geweſen. Es wird in Anſehung dieſer vortreflichen Muthmaßung kein Zweifel mehr übrig bleiben, wenn man bedenkt, daß der Himmel, der unſerer Schwachheit ſchont, große Begebenheiten jederzeit vorher verkündigt habe, um uns vorzubereiten, daß wir mit eben ſo viel Ehrfurcht als Erkenntlichkeit die Geſchenke aufnähmen, die er dem menſchlichen Geſchlechte vermöge ſeiner großen Barmherzigkeit macht.

Der heilige Pabſt zu Rom, der berühmte **Rezzonico** hat, auf Erinnerung der fünfzehn Kardinäle, von der Höhe ſeines Stuhls ſein prophetiſches Fernglas auf **Abraham Gaumeix** gerichtet, ganz deutlich in der Zukunft geleſen, und (erſtaunendes Wunder!) alles das vorhergeſagt, was ihm unſre patriotiſchen obrigkeitlichen Perſonen von den Begebenheiten zu Paris geſchrieben hatten. Nachdem die Entzückung dieſes wundervollen Geſichts vorüber war, hüpfte ihm ſein väterliches Herz vor Freuden, ſeine zitternde Stimme ward zuſammenhängender, und er berief das heilige Kollegium zuſammen, um dem Abraham Gaumeix die Ehre der Seligſprechung noch bey Lebzeiten angedeihen zu laſſen Der Advokat des Teufels hat in der That, voll Eifer für ſein Vaterland, mächtig dagegen gefochten; er iſt in eine ſolche Hitze gerathen, daß er Dinge ſagte, die, wenn ſie auch wahr, nicht minder teufliſch wären: er hat behauptet, **Gaumeix** ſey nichts als eine Maſchine der Einfalt, von Betrügern und Schwärmern in Bewegung geſetzt; er hat es durch die Schilderung von dem Verhalten der Maſchinenmeiſter, und durch Beſichtigung des elenden Werkzeugs, das ſie in Bewegung bringen, klar, wie der Tag, gemacht. Aber der heilige Vater, der die Gewalt empfangen, den Teufel zu binden, und ihn, um der Wahrheit wie um der Lügen willen, zu ſtrafen, legte ſeinem Advokaten Stillſchweigen auf, und entſchied, zur Freude der rothen Hüte, für die himmliſche Sendung des Abraham Gaumeix. Man verfertigt die Kanoniſationsbulle in der Dataria; man wird ſie triumphirend nach Paris ſchicken, ein Barfüſſer, ein Freund des Dü-Hayer iſt zum Staatsboten auserſehn, der ſie nach Frankreich bringen ſoll; das Te Deum ſoll in der Kirche St. L. F. zu Paris geſungen werden; neben dem hohen Altar wird ein Thron für Abraham Gaumeix aufgerichtet; ein Engel wird ihm die Krone der Unſchuld aufs Haupt ſetzen; Bruder Dü Hayer, Soret, Moreau, Batteux ſollen zu ſeinen Füßen ſtehen, und jeder ein Exemplar von den *) rechtmäßigen Vorurtheilen in der Hand haben; ein Prieſter von der Congregation des Oratoriums und ein Doctrinarier werden Weyrauch von Marſeille unter die Naſe des neuen Heiligen duften laſſen. Drey Tage ſollen Illuminationen in allen Straßen von Paris gemacht werden; und der Kommiſſarius hat Befehl, die Herren Diderot und d'Alembert zu einer großen Geldſtrafe zu verdammen, wenn ſie unterlaſſen, ihre Fenſter zu erleuchten, und an der Feyerlichkeit Theil zu nehmen.

So haben wir dann, meine Herren, mit drey verneinenden Gründen, welche einem Erweiſe an Stärke gleichen, mit vier höchſt ehrwürdigen Ausſprüchen erhärtet, daß die gegen Abraham Gaumeix erhobene Klage eine ſchreckliche Verläumdung ſey, und wir könnten nun mit Zuverſicht zum Schluſſe eilen, und geruhig das günſtige Urtheil erwarten, das ihr für den Unſchuldigen nach Pflicht fällen werdet. Allein unſre gute Sache iſt ſo reich an Gründen und Beweiſen, daß wir gern alle diejenigen, die wir euch bisher vorgelegt, verlaſſen, um euch neue von weit größerer Stärke darzuſtellen? Faſſet, meine Herrn, faſſet, wenn es möglich iſt, die allerwidrigſten Vorurtheile gegen uns; rüſtet euch mit Verdacht, verdicket die Wolken des Zweifels und des Unglaubens — das Licht, das wir euch aufſtecken wollen, wird ſie weit ſchneller zerſtreuen, als die Sonne die Schatten der Nacht verſcheucht.

*) Prejuges legitimes contre l' Encyclopedie, par Mr. de Chaumeix, 1758, VIII. Vol. 12°.

Die vornehmſten Züge aus dem Leben und den Wundern des Abraham Gaumeix.

Fürſten, Könige, Monarchen verhüllet eure Stirnen voll heiliger Ehrfurcht; demüthigt euch, ihr Großen der Erde; erröthet, ihr Philoſophen! Nicht aus euch erkieſt der Herr ſeine Auserwählten; ihr habt die Einfalt und die Unſchuld nicht, die er verlangt. Lernet, daß die Geburt, die Macht, die Talente, worauf ihr ſo pochet, in ſeinen Augen nichts als traurige Fallſtricke und Hinderniſſe der Wahrheit ſind; erkennt die Gegenſtände, auf die der Allerhöchſte mit Wohlgefallen herabſieht, und danket ihm für den lehrreichen Unterricht, den er euch heute ertheilt! Seyd ihr geneigt, beym Anblick der ſchwachen Werkzeuge zu lachen, die es ihm gefällt zu wundervollen Thaten zu brauchen, ſo verzweifle ich an eurer Bekehrung.

Abraham Gaumeix iſt in einer Vorſtadt von Orleans den 3. Auguſt 1718 in rechtmäßiger Ehe von Ruth Saumelinen und Thara Gaumeix erzeugt worden. Letzterer war ein ehrlicher Weineſſighändler dieſer Stadt, deſſen Vater ein unehlicher Sohn von einem Juden und der Wittwe eines Quäckers, aus England das Geheimniß mitgebracht hatte, die gährende Säure durch den Geruch eines Kadavers vollkommen zu machen, den er auf den Boden eines Faſſes legte.

Der junge **Abraham Gaumeix**, der unter den Dünſten des ſtärkſten Weineſſigs erzogen, und ſo zu reden gebohren ward, empfand von ſeiner zarteſten Jugend an, daß ſeine Lebensgeiſter von einem ſcharfen und heißen Blute, das in ſeinen Adern rollte, entzündet wurden; ſein Körper ward dadurch zerrüttet, ſein Kopf eingenommen, ſein Odem entzündete ſich, ſobald er ſich einer Lampe näherte, welche neben dem Faſſe ſtand. Die Leute im Hauſe ſchrieen Wunder, und da man in dieſen Augenblicken, mit verdrehten Augen und gaffenden Munde, einige ſchlecht artikulirte Töne von ſich geben hörte, die kein Menſch verſtand, ſo legte man ihnen einen wundervollen und prophetiſchen Sinn bey; in der ganzen Vorſtadt nannte man ihn das Orakel. Die Weiber, welchen ihre eiferſüchtigen *) und groben Männer zu lange lebten, kamen insgeheim, und fragten den **Abraham** um unſchuldige Mittel, ihr Leben zu verkürzen; Mädchen, die ſich einer zu frühzeitigen Fruchtbarkeit ſchämten, und in Verlegenheit waren, aus der Menge derer, die daran Theil gehabt, einen Urheber der Gewaltthätigkeit anzugeben, kamen, und zogen den Propheten zu Rathe; die jungen Frauen, welche weder die Sitten ihrer Zeit, noch die heftige Neugierde nach Vergleichung, noch die Furcht, **) ungeſtalte Kinder zu gebähren, hatten wankend machen können, gingen, und baten das Orakel, die Schwachheiten abzuwenden, womit ein rechtmäßiger Sohn bedrohet wird; man brachte Taube und Stumme zu ihm, um ſie von eingewurzelten Fiebern und Epilepſien zu heilen; und vornemlich nahm man ſeine Zuflucht zu ihm, wenn man verlorne Hünerhunde wieder haben wollte. Jeder brachte eine, mehr oder minder beträchtliche, Gabe, nach Vermögen, dar. Abraham befriedigte ſie alle ganz unſchuldig, weil man ſeine unverſtändlichen, dem Schall der Klocke ähnlichen Töne nach Belieben auslegte, und weil Ruth Saumeline, die nicht ſo dumm war, als ſie anſah, ſich als Mutter des Propheten von allem unterrichtete, und hernach auslegen half. Kurz, die Leute gingen zufrieden nach Hauſe, wenn ſie bey Annäherung der geheimnißvollen Lampe das Feuer aus dem Munde des Propheten hatten gehen ſehen, und ſie zweifelten nicht, in den Tönen, die ſie nicht verſtanden hatten, mußte eine günſtige Antwort für ſie verborgen ſeyn. Die Vorſehung, welche alles regiert, ließ zu, daß derjenige, welcher dermaleins ein Apoſtel der Wahrheit und der Beſieger der encyklopädiſchen Hyder werden ſollte, ohne es zu wiſſen, zuvor der Beförderer des Aberglaubens und der Lüge werden mußte. Dies geſchah, um mit ihm eine deſto engere Verbindung zu knüpfen, und ihm einen Eifer einzuflößen, welcher durch ſeine Wirkungen die Uebel wieder gut machte, zu denen er unſchuldiger Weiſe beygetragen hatte.

---

*) Wir haben den Taufſchein von Abraham Gaumeix, und das Certificat der angeſehenſten Perſonen der Vorſtadt über die Menge, welche die Gabe der Weiſſagung zu ihm lockte, vor uns. Es wäre nur auf uns angekommen, ihn für einen wahren Propheten auszugeben, allein unſer Eifer für die Wahrheit, und die Beſcheidenheit beſagten Gaumeix haben uns, ohne einige Rückſicht auf Philoſophie (denn dieſe verabſcheuen wir) einen ſolchen frommen Betrug nicht erlaubt.

**) Die meiſten Kinder zu Orleans kommen ungeſtalt zur Welt, und die Mütter in dieſer Stadt haben ſeit mehr als tauſend Jahren die Geſchicklichkeit gehabt, ihren guten Männern dieſe Häßlichkeit als einen unwiderleglichen Beweis von ihrer Tugend zu verkaufen.

Indeſſen brachte dieſer neue Handel weit mehr ein, als der vorige; die Eitelkeit des **Thara** und der **Ruth** nahm bald das Zeichen eines Weineſſighändlers hinweg, und hängte das Zeichen des Orakels aus; die Fäſſer und das andre Handwerkszeug wurden insgeheim verkauft, und das Fuhrwerk, welches ſonſt den Weineſſig nach Paris führte, diente nun, ein wenig zurechtgemacht, Dame **Saumelinen** zum Wagen. Sie verlangte ſchon den Vortritt vor einer Steuerpräſidentin, welche in der nämlichen Vorſtadt wohnte. Da aber das Orakel keine andre Quelle hatte, als die Ausdünſtungen des Faſſes, ſo verſchwanden der brennende Athem, und die unartikulirten Töne zugleich mit der gährenden Säure; **Thara** ſah ſich bald ohne Weineſſig und ohne Orakel; der Wagen ward wieder Karre, nicht mehr, um ſeinen eigenen Weineſſig, ſondern den Weineſſig ſeiner Mitbrüder, denen er ſeinen Namen lieh, nach Paris zu führen. Glücklicher Weiſe ward die Einfalt des Volks durch die Ohnmacht des Orakels nicht ganz abgeſchreckt; man ſuchte es immer noch hartnäckig, wo es nicht mehr war, und der Dreyfuß, der keine Antworten mehr ertheilte, ward doch noch mit Geſchenken überhäuft. Thara brauchte dieſe Einnahme, um ſeinen Sohn zu einem Schulmeiſter zu thun, der ſich ſteif und feſt für einen Janſeniſten hielt. Das theure Andenken, worinnen den Weibern die Orakelſprüche des **Gaumeix** noch immer waren, verbunden mit der Idee von dem Janſenismus des Schulmeiſters, brachte dieſe Schule in ſolchen Ruf, daß man von dem, der nicht darinnen erzogen worden, kaum glaubte, daß er leſen könne. Indeſſen, da die Lebensgeiſter des Abraham Gaumeix ſich nie ganz abklären konnten, ſo gieng ſein Wachsthum in den Wiſſenſchaften nur langſam von ſtatten; er brauchte ganzer fünf Jahre um Leſen zu lernen. Da die Ruthenſtreiche, die er in ſeinen Lehrjahren bekam, ſein Blut aufs neue in Bewegung brachten, ſo verurſachte dies, daß er von neuem einige Orakelſprüche von ſich gab. Sein Lehrer ertheilte ihrer zuweilen auch, und ſagte, noch viel deutlicher, als ſein Schüler: **Ich prophezeye dirs, Abraham, du bleibſt Zeitlebens ein Eſel.** Abraham hörte dies mit wundervoller Geduld, und mit einer Art von innerer Ueberzeugung an. Jedermann wird ſich hierbey an den Ignatius Loyola erinnern, der im drey und dreyßigſten Jahre im Kollegio zu Pampelona, wie ein alter Haſe, gepeitſcht wurde, den eine Schaar Jäger mit Parforcepeitſchen abjagt, um ihn zarter und lieblicher zu machen. Abraham, der eben ſo geduldig, eben ſo eifrig, als Ignatius, war, brachte es endlich ſo weit, daß er die Natur beſiegte, er konnte nach acht Jahren leidlich leſen und ſchreiben, und hielt ſich nun für fähig, die Stelle eines Schulmeiſters in der Schule zu bekleiden, welche die Moraliſten ungefähr um dieſe Zeit mit ihrem Gift anzuſtecken anfingen. Der neue Pädagog that Wunder; was er am beſten behielt, das waren die Mittel, wodurch er das Leſen gelernt hatte. Er gab alle die Ruthenſtreiche wieder, die er empfangen hatte, und recitirte über den geſchundnen Hinterſten des jungen Märtyrers eine Sentenz mit Würde her. Dies dient nehmlich zu gleicher Zeit, die Wunden zu ſchließen, und den Geiſt unglaublich zu öfnen. Man frage noch heutiges Tags Herrn Gaumeix darüber, der an ſich ſelbſt acht Jahr, und dreyzehn an ſeinen Schülern die Erfahrung gemacht hat. Unerachtet des jetzigen Glücks von Abraham, bedauerte doch ſeine Mutter **Ruth Saumeline** den Verluſt des Orakels, und verfluchte ſeinen Schulmeiſterdienſt, wobey er kaum ſeinen Unterhalt fand. **Thara** war im Geruch der Heiligkeit geſtorben; denn, ob er gleich ein Krämer war, ſo fluchte er doch faſt niemals, und allemal nur ſo viel, als nöthig war, um zwey Mähren wieder in Gang zu bringen, die ohne dieſen ſtärkenden Zuſpruch das Fuhrwerk unterwegens hätten ſtehen laßen. **Abraham** ward durch die heftigen Flüche ſeiner Mutter, einer mürriſchen Wittwe, genöthigt, den Karn nach Paris zu führen. Er wendete dazu die Zeit der Schulferien an, wenn ſeine Schüler in die Weinleſe gingen; dies geſchah insgemein gegen den Anfang des Octobers. Um dieſe Zeit erhielt das Publikum alle Jahre mit neuem Beifall einen neuen Band des encyklopädiſchen Wörterbuchs. Einige Subſcribenten in Orleans trugen ihm auf, ihnen mit der Rückfuhre allemal den Folianten mitzubringen, der herausgekommen war. Er verwaltete auf die Art fünf Jahre lang das Amt eines gelehrten Kärners, und ließ ſich auch dafür bezahlen. Im ſechten Jahre fiel es dem **Abraham** ein, ſeine kleinen Einkünfte zu vermehren, und er ließ daher einen Umlauf herumgehen, worinnen er alle Subſcribenten der Encyklopädie, welche ſchnell bedient ſeyn wollten, einlud, ihre **Scheine an Abraham Gaumeix**, Schulmeiſter zu Orleans zu ſchicken, welcher ſich anheiſchig machte, jedes Exemplar für 15 Sous Porto nach Etampes, für 18 nach Toury, für 20 nach Orleans, für 25 nach Bleis ꝛc. zu liefern. Dieſe Einladung gefiel einigen Buchhändlern und vielen einzeln Subſcribenten. Der Kärner hatte Aßigloperie für Encyklopädie geſchrieben; je mehr Dummheit man bey ihm gewahr ward, deſto mehr Vertrauen flößte er ein. Vor Freuden rechnete er ſich ſchon ſelbſt unter die Autoren, und erröthete ſittſam, wenn er das Lob ſeines Anſchreibens hörte. Seine Freude und ſeine Sittſamkeit waren beyde von gleich kurzer Dauer. Wie er aus Paris herausfuhr, begegnete ihm ein Schulmeiſter; (dieſe Herren erkennen ſich untereinander leicht an der Zierlichkeit ihres Gangs und ihrer Sprache) die Magiſter umarmten ſich feyerlich, die Mähren blieben ſtehn, gaben nach ihrer Art einen Gruß von ſich, der mit großer Höflichkeit erwiedert ward, und ſchienen an der Freude des Orleaniſchen Pädagogen Theil zu nehmen.

Meiſter Abraham, ſagte der fremde Magiſter, ihr ſeyd ein gelehrter Mann, und euer Ruhm, der mit vollen Segeln durch den 49 Grod der Breite ſchifft, iſt ſchon im Geſicht von Cognac, der kleinen Stadt, wo ich die Ehre habe, die Anfangsgründe der Aſtronomie zu lehren, nachdem ich ſieben Jahre lang die Rhetorik des Ariſtoteles docirt habe. Gaunelz verſtand von den **Segeln** und von den **Graden der Breite** nichts; indeſſen, damit es nicht ſchiene, als mußte er verſtummen, ſo bückte er ſich, und antwortete:

Erhabner Magiſter, ich weiß nicht, ob die Augen von Cognac ſcharf genug ſind, um die Segel meines Karns zu ſehn, die, wie ihr ganz recht ſagt, 49 Grad, oder, wenn ihr lieber wollt, 49 Zoll in der Breite haben. Sollt et ihr und Cognac aber neugierig ſeyn, zu wiſſen, was unter den Segeln verborgen iſt, ſo muß ich euch ſagen, es ſind ſechzig Bände unſerer **Aßigloperie.**

Welche Barbarey, rufte der Magiſter voll Unwillen aus, die ſchönſte Figur des Ariſtoteles mit den ſchmutzigen Lumpen zu vermengen, und den berühmten Namen Encyklopädie nicht zu kennen, die ihr euer Werk zu nennen euch erfrecht. Geht, Dummkopf, wenn ihr je ein Werk macht, ſo wird es eine wahre **Aſinopädie** ſeyn. **Abraham**, der ſich, unerachtet ſeiner Sittſamkeit, durch den Namen Dummkopf, und durch den Titel **Aſinopädie**, den ſeine Schriften führen ſollten, beleidigt fand, erhub die Peitſche gegen den Magiſter von Tognac. Dieſer entwafnete ihn, und behandelte ihn, wie einen Eſel, den man zur Erndtezeit, unter den Aehren verſteckt, die Schätze des Landmanns benagen, hin und her werfen, und mit Füßen treten ſieht.

Abraham lag nun zu den Füßen ſeiner Mähren, die mit trüben Augen und geſenkten Köpfen an ſeinem Unglücke Theil zu nehmen ſchienen, und ſah und hörte den Magiſter nicht mehr, noch ſeine letzten Flüche, über die ſich ſelbſt die armen Thiere entſetzten.

Nachdem der Schmerz die betäubten Sinne wieder erweckte, ſtand er auf, ſtieg, ſo gut es gehen wollte, auf ſeinen Karn, und überließ ſich der Leitung ſeines mitleidigen Geſpanns. So hofte er mit der Zeit wieder zu ſeiner Schule zu kommen, und ſich da von ſeiner Mutter **Saumeline** ſalben zu laſſen. Allein der Himmel behielt ihn noch zu andern Prüfungen auf. Durch Demüthigungen leitete ihn die Vorſehung zum Gipfel der Ehren.

Fünf bis ſechs Mauleſeltreiber, ihrer Profeſſion nach Fuhrleute, die ihre Mauleſel mit allen dem, was die ſtolze Hauptſtadt denen einfältigen Provinzen gegen ihr baares Geld gibt, beladen vor ſich her trieben, begegneten dem Fuhrwerk des **Abrahams**. Iſt das nicht der pedantiſche Schurke, ſagte einer von ihnen im Kärnerton, der uns die Fuhre der großen Bücher genommen hat, die alle Jahr in die Provinzen gehn? Tauſend Teufel ſollen mich holen, ſagte ein anderer, wenn er es nicht iſt! Sieh einmal, ſieh einmal den Janſeniſten, wie er ſich anſtellt; häng' er nicht den Kopf, wie ein Kürbiß! Zum Henker — — bey dieſen Worten, die zum Signale dienten, fielen ſie alle, wie der Blitz, über den armen Abraham her, bey dem das vorige Abentheuer die Empfindlichkeit nur verdoppelt hatte, ſtürzten ihn vom Karn herunter, traten ihn mit Füßen, prügelten ſeine beyden Mähren nieder, zerſchmiſſen den Wagen, und zerriſſen die Bücher. Schulmeiſter, Pferde, Räder, Karrn, Bücher, alles das untereinander, blutig, ſtaubig, zertrümmert, zerriſſen, ohne Bewegung und faſt ohne Leben, machten ein wunderliches, und in den Augen der unmenſchlichen Mauleſeltreiber angenehmes Gemählde aus. Aber welch ein trauriges Schlachtfeld für den unglücklichen Gaumeix, und welch ein abſcheuliches Gemiſch! Man konnte nicht mehr unterſcheiden, ob er Menſch, oder Pferd, oder Karn, oder Büchereinband war. Seine ſchwache, lechzende Seele, bereit ihn zu verlaſſen, irrte ungewiß auf jedem Stückchen dieſer Trümmer umher, und ſuchte ſich in die Vernichtung zu ſtürzen, um da mit ſich die Schande zu begraben, die dem ganzen **pädagogiſchen** Stande widerfahren war.

Abraham blieb zwey ganzer Tage, ohne ein Zeichen des Lebens von ſich zu geben. Am dritten ſah er ſich in ſeinem Bette zu Orleans, von ſeinen weinenden Schülern umgeben, ohne zu wiſſen, wie er dahin gebracht worden ſey. **Gaumelinens** Stimme rufte ihn wieder zum Leben, zum Schmerz, zur Schande, zum Gram zurück. Je mehr er ſich wieder erholte, deſto mehr entwickelte ſich das Gemählde ſeines Unglücks vor ſeinen betrübten Augen. Seine todten Pferde, ſein zerbrochner Karn, ſeine ſechzig verlornen Folianten, die ſechzig Subſcribenten, die vor der Thür Wache hielten, und, mit einem Urtheilſpruch in der Hand, nur darauf warteten, ihn als einen Dieb in ein Gefängniß werfen zu können, alle dieſe Bilder erzeugten in ſeiner Seele einen noch viel ſchauderhaftern Anblick, als der von dem Schlachtfelde geweſen war.

Seht alſo den Abraham Gaumeix von den ſechzig Gläubigern auf die Liſte der Gefangenen geſetzt, ſeht die Schule zu Orleans ohne Lehrer, ſeht die ganze Natur in Trauer! Der nachlaſſende Schmerz ließ dem Elenden zum erſtenmal die Augen ſchließen, und fürchterliche Träume ſchwebten ſchwer über ſeinem Haupte hin, als ein Lichtſtrahl durch die niedrige und beräucherte Decke der finſtern Klauſe drang. Gaumeix fühlte, daß ſeine Knochen vor Furcht aus einander gingen; eine Stimme erſcholl, er zweifelte nicht mehr, dies ſey die Ankündigung eines ſchimpflichen Todes; welche Schande für den pädagogiſchen Stand, von dem er einer der erſten Häupter war! „Höre „auf, dich zu fürchten, Abraham, ſprach die Stimme, „faſſe Muth! Ich bin der glückliche **Paris**, welcher ſo „viel herrliche Wunder in der St. Medardskirche in Gegenwart von vielen tauſend Seelen gethan hat, und der „ihrer noch täglich bey verſchloßnen Thüren in der geheimen „Verſammlung ſeiner geliebten Jünger verrichtet. Schon „lange habe ich dich bey dem ewigen Vater in meinen „Schutz genommen. Ich habe dich in allen deinem Unglück nicht aus den Augen gelaſſen. Ich habe dich beklagt; aber du mußteſt für das Verbrechen büßen, das „du begangen, indem du dich für einen eifrigen Anhänger „der ſtolzen Philoſophie erklärteſt, die auf nichts geringeres „abzielt, als meine Wunderwerke vor einem Volke lächerlich zu machen, welches alles geſtattet, wenn man ihm „nur zu lachen macht. O was würde aus den Wundern „Jeſu Chriſti werden, wenn die meinigen den gottloſen „Anfällen ihrer Spötterey unterliegen ſollten! Haſt du „Muth genug, dieſe encyklopädiſtiſche Sekte zu beſtreiten?

„Rede! Ich bringe hier Erde von meinem Grabe, um dich
„von deinen Wunden zu heilen; ich bringe hier die
„berühmte **Perrettenſchachtel**, um deine Schulden zu
„bezahlen, dich von dem Gefängniſſe zu befreyen, und dich
„im Triumph in die Hauptſtadt einzuführen. Fürchte
„nicht, zu erſchöpfen, aus dieſer Quelle weiſe ich dir
„zehntauſend Livres Penſion an; ich führe dich in die beſten
„Häuſer ein, wo du als ein Geſandter Gottes und des
„heil. Paris aufgenommen werden ſollſt.“

Indem der Heilige dieſe Worte ſagte, ließ er, zum erſten Unterpfande ſeiner Verſprechungen, eine Börſe voll Gold fallen, und ſalbte den ganzen Leib des Abraham mit der Erde von ſeinem Grabe. Keine Salbe eines Charlatan hat je eine ſo ſchnelle Wirkung gethan; die Striemen, welche die Peitſche und die mit Nägeln beſchlagenen Schuhe der Mauleſeltreiber hinter ſich gelaſſen hatten, verſchwanden augenblicklich. Auch ſogar das Andenken daran wäre erloſchen, wenn die Erhaltung deſſelben nicht nöthig geweſen wäre, um einen heiligen Haß gegen die Encyklopädie zu erzeugen und zu nähren. Jeder andere, als ein Heiliger, hätte geglaubt, die Zauberkraft der **Perrettenſchachtel** ſey hinreichend, alle Empfindungen, die er für nöthig achtete, einzuflößen; aber der ſelige Paris und ſeine Schüler haben immer Urſachen verſchwendet, um unausbleiblich eine Wirkung hervorzubringen, haben das Syſtem der wirkſamen Gnade zur Wirklichkeit gebracht.

Abraham, der beym erſten Anblick dieſes Lichtes gern rekapitulirt, der gern ſeine Ohren aufgeopfert und 360 Peitſchenhiebe angenommen hätte, um aus einer Sache zu kommen, von der er ſich nichts Gutes verſprach, war jetzt entzückt und bezaubert, warf ſich auf die Erde, wälzte ſich zu den Füßen des Heiligen, weinte vor Freuden, gerieth außer ſich, verſprach mehr, als man verlangte und gelobte einſtweilen der Philoſophie einen derben janſeniſtiſchen Haß. Aber mit was für Waffen wird er dieſes Heer von Philoſophen beſtreiten? daran denkt er in der Hitze ſeiner Begeiſterung am wenigſten. Der heilige Paris iſt klüger, er hat längſtens ſechzig Scribenten auserwählt, die ſeit dreißig Jahren mit den Jeſuiten ſcharmutzieren. Das ſind nicht Nikoles, nicht Paskals, ſondern funfzehn Räthe und acht Univerſitätspedanten, zwey Rekruttenmeiſter und vierzehn alte Betſchweſtern, ein Prinz und zwanzig ſuspendirte Pfarrer. Dieſe gelehrten Federn ſollen ſich unter der Fahne des Abraham Gaumeix, Vaters aller Gläubigen, verſammeln. Alles ſoll unter ſeinem Nahmen erſcheinen, er ſoll allen Ruhm davon tragen, und nur die Mühe eines Kopiſten haben. Vortreflich, ſagte Gaumeix, wenn mir nur nicht auf dieſe Einnahme, die Penſion von zehntauſend Livres angewieſen wird. Denn er fürchtete ſich, zu ſeinem **unglücklichen** Karn wieder zurückzukehren. Der Heilige tröſtete ihn mit einem feinen und janſeniſtiſchen Lächeln, zeigte ihm die Perrettenſchachtel, ließ ihn ihre Schwere fühlen, zeigte ihm, durch wie viel Kanäle der Pactolus ſich darinnen ergieße, ließ ſie ihn wie eine Reliquie küßen, und führte ihn in die Hauptſtadt.

Zenge, nicht nach dem neueſten, aber nach dem beſten Geſchmack, die feinſte Leinewand, die Frize hat, wird von den geſchickteſten janſeniſtiſchen Händen verarbeitet. Ein Kaſtorhut — welch ein Kaſtorhut! wie fein! wie wolligt! die Moliniſten haben nie dergleichen gehabt! Und dieſe Perüque! Man ſollte ſagen, **Arnauls** Haare waren dazu genommen. Alles, was Heiligkeit und Koquetterie Reizendes haben, findet ſich an dieſem Kopfe vereinigt.

Wer ſollte unter dieſem Putze den Seher, den Schulmeiſter, und den Kärner von Orleans erkennen, wie er gepeitſcht, von Mauleſeltreibern mit Füßen getreten, und von ſeiner Mutter Saumeline mit altem Schmeer gerieben worden? In der That, er iſt es nicht mehr ſelbſt, er iſt der Liebling des heiligen Paris, er iſt der Günſtling der Perrettenſchachteln, er iſt ein Wunder der wirkſamen Gnade. Was wird er nicht für heilige Eroberungen machen! Laßt uns ihm im Geiſte in jener, zwar nicht vergoldeten, aber zierlich geſtalteten, koſtbar angeſtrichenen, und inwendig mit dem weichſten Küßen verſehenen Kutſche folgen! Und nun ſehet, wie er von der Herzogin, von der Marquiſin, von der Präſidentin empfangen, mit welcher keuſchen Wolluſt er umarmt wird! Iſt in der Familie eine junge Demoiſelle, iſt ſie artig; ſogleich ruft man ſie, dem Pater Abraham ihre Aufwartung zu machen. **Nun, Mademoiſelle, umarmen ſie doch den Herrn,** ſagte die Mutter, die das erſtemal ein Mistrauen in ihre Reitze ſezt; **wer wird ſich denn ſchämen? Es iſt ein Geſandter Gottes, es iſt ein Günſtling des heiligen Paris, es iſt ein Wundermann.** Die Demoiſelle, welche die lezten Worte falſch verſteht, erröthet, und ſtürzt ſich dem glücklichen Gaumeix in die Arme, welcher den Eindruck davon, wie ein Menſch, annimmt, bey dem die Gnade am wirkſamſten iſt. **Mein Herr,** ſagt die Herzogin, **ſie haben die rechte Phyſiognomie, um bey Hofe ihr Glück zu machen; derjenige trachtet nach der gröſten Gunſt, der die Ehre ſucht, ſie an derſelben vorzuſtellen; darf ich mir ſchmeicheln, daß ſie mir den Vorzug geben?**

Indeßen arbeiten die ſechzig Kommißare, deren ich oben gedacht habe, wie Ruderknechte; die ſechs Preſſen des Herißant ſeufzen zu gleicher Zeit; der Ruf des Abraham verbreitet ſich unter dem Pariſer Pöbel; und bey Hofe legt man den langweiligen **Optimismus** des Voltaire weg, um ſich auf eine reitzendere Art mit den **rechtmäſſigen Vorurtheilen** zu unterhalten, von denen nur erſt acht

Bände heraus ſind, mit dem glücklich gewählten griechiſchen Motto, das ungefähr ſo viel ſagt: **Eine lange Schrift, eine ſchlechte Schrift.**

Welcher Menſch wird von ungerechten Vorurtheilen ſo ſehr verblendet, daß er ſich weigern könne, in dem Leben, das wir bisher beſchrieben haben, den Character einer vollkommnen Unſchuld zu erkennen? Wir ſchmeicheln uns, daß ſchon nach dieſen erſten Erzählungen ſelbſt die Feinde des Herrn Gaumeix über ihre verwegnen Beſchuldigungen erröthen werden. Aber es iſt nicht genug, ſie ſchamroth zu machen, wir müßen ſie auch durch die herrlichen Wunder zum Stillſchweigen bringen, welche der Himmel noch täglich zum Beſten dieſes berühmten Bekenners des Glaubens thut.

Fortſetzung von dem Leben des Abraham Gaumeix. Geſchichte ſeiner Kreutzigung.

Wenn man hier die wirkſame Gnade und die Heiligkeit des ſeligen Paris in ihrem völligen Glanze erblicken wird, ſo werden ſich beide nur in einem ſo hohen Grade äußern, um die Unſchuld des **Abraham** kund zu thun.

Man erinnere ſich an die merkwürdige Begebenheit, die im Jahre 1731 die ganze Stadt in die St. Medards Kirche zog! Dies war das Kirchſpiel des heiligen Paris; ſein Körper, der darinnen ruhete, war, wie ein Altar, geſchmückt; das Volk lief haufenweiſe hinzu; es geſchah daſelbſt alle Tage ein neues Wunder; die Freude und die Andacht der Zuſchauer brachen in Geſchrey, Seufzen, Schluchzen, Hymnen, Gelübde, Litaneien, Schläge an die Bruſt, und Roſenkranzzählen aus; man prieß den Himmel, man ſagte ein paar Worte zu der heiligen Jungſia, man rief vor allen andern den heiligen Paris an; man bekehrte ſich, und die Maſſe von guten Werken hatte ſich in der Hauptſtadt ſeit kurzem verdoppelt; als ein Miniſter, der unſtreitig nichts anders als ein Embryo von Encyklopädiſten war, die Gottloſigkeit hatte, es Gott zu unterſagen, auf Fürbitte des heiligen Paris Wunder zu thun. Welch ein Befehl! Welch ein Donnerſchlag! das Volk erſchrack darüber, weil es ein Schauſpiel einbüßte. Es hatte bisher die Fürbitte des neuen Heiligen noch nicht nöthig gehabt; von dem Augenblicke an konnte es ſie nicht mehr entbehren; alle ſeine Schutzpatrone verloren ihren Werth. Die heilige Genevieve war nichts mehr, als eine Wirthshausmagd, und der heilige Dionyſius nichts mehr, als ein Meſſentaſchenſpieler, der, wenn er ſeine Farce geſpielt, nach Nanterre gehe und ſich da beluſtige. Die Weiber brachen in Schmähreden gegen den Hof aus; der Hof antwortete mit einem lauten Gelächter, das einige Soldaten mit aufgeſteckten Bajonnetten unterſtützten; der Himmel, welcher allein dabey beleidigt war, ließ ſich nichts merken; der ſelige Todte verließ ſeine Wuth; und die Lacher, die ſich um nichts bekümmern, die nur von öffentlichen Zänkereien leben, und ihr Vergnügen nur an Unruhen finden, machten es, wie jene Fliege am Wagen, und reitzten mit den Stichen ihrer Epigramme die mancherley Partheien. Indeßen, da ſich die treuen Jünger durch dieſe gottesläſterliche Rotte in ihrem heiligen Eiſer eingeſchränkt ſahen, mußten ſie, gleich den erſten Chriſten, in dem Innern ihrer Häuſer, und in der Heimlichkeit einer auserwählten Verſammlung die Wunderkraft des Zwanges verbergen. Dieſer Zwang gab ihm nur deſto mehr Kraft und Verdienſt. So ſteigt das Waſſer, wenn es in enge Kanäle gepreſt wird, gen Himmel, und ſiegt über den Zwang, den man ihm auferlegt. So erlangt der Magnet, wenn er zwiſchen zwei Stück Eiſen eingeſchloſſen wird, durch die Hinderniſſe, die ihn feſſeln, eine Anziehungskraft, die er außerdem nicht haben würde. Jm Jahr 1731 hatte das Grab des heiligen Paris noch weiter keine Kraft, als daß es einige kleine hinkende Abbes zu Luſtſpringern machte. Aber jetzt — unerhörte, wundervolle Wirkungen — hilft es bey Knittelſchlägen auf den Kopf, bey Degenſtößen ins Auge, bey Lanzenſtichen in die Seite, beym Roſtbraten über glühenden Kohlen, und vor dem Tode ſelbſt, wenn man ihn nur, willig und mit Vorſicht, auf einem dazu bereiteten Kreutze erduldet hat. Noch hat dieſes letztere Wunder an niemandem ſonderlich gelingen wollen, außer an unſern gottſeligen Abraham Gaumeir. Dies beweiſt, daß das Verdienſt des Märtirers gar viel beitrage, die Verdienſte des Heiligen zu vermehren, und daß der Ruhm davon zwiſchen beiden getheilt werden müße. Jeder folgere daraus, was er wolle; genug von folgender Begebenheit bin ich am erſten Freitag in der Faſten ein Zeuge geweſen, und mit mir zweyundfunfzig Perſonen, wovon einige ſich durch ihre Geburt, andre durch Rang und Würden, viele durch ihre Orden oder geiſtliche Liverey, faſt alle aber durch eine exemplariſche Frömmigkeit auszeichneten.

Am zweiten des jetztlaufenden Monats März führte man uns *) insgeheim gegen ſechs Uhr Abends in ein Haus in der Gaße des heiligen Dionyſius, der St. Leukirche gegen über. Die Nacht war dunkel; wir gingen mit leiſen Schritten durch eine lange Allee, durch einen Hof, und durch viele ſehr wenig erleuchtete Zimmer, und kamen in einen großen Saal, welcher ein länglicht Viereck ausmachte, und ungefähr, wie eine proteſtantiſche Kapelle ausgeſchmückt war. Die Verſammlung war ſchon beiſammen, und ſang

---

*) Ich ſage, wir, weil ich, ſobald mir die Sache des Herrn Gaumeir aufgetragen ward, einen meiner Mitbrüder, einen Parlamentsadvokaten, mitnahm um über alles, was wir ſehen würden, zeugen zu können; daher hat er ſich dadurch am Ende dieſer Schrift unterzeichnet.

mit einem andächtigen und zerrenden Tone ein ausdrücklich zu Anrufung des heiligen Paris verfertigtes Gebet ab. Man brauchte viel Aufmerkſamkeit, um nur einige Worte zu verſtehn; denn der Ton ahmte dem verworrenen und einförmigen Gebrumme der Juden in ihren Synagogen nach. Gegen ſieben Uhr, am Schluße des Geſangs, kam Abraham Gaumeix in Geſtalt und mit dem abgemeſſenen Schritte eines Auserwählten herein. Ein langer Rock von weißer Wolle ging ihm von den Ohren bis auf die Knöchel; er warf ſich vor dem Kreutze, dem Werkzeuge ſeiner Marter, nieder, und blieb eine halbe Stunde in tiefem, ſo peinlichem und ſchmerzhaftem Nachdenken, daß ſein Angeſicht davon ſcheußlich ward, das Waſſer, das von ſeiner Stirne, vermiſcht mit Blut, herabzuſtrömen ſchien, überſchwemmte den getäfelten Fußboden. Als hierauf die Gebete der Verſammlung noch hitziger als zuvor wurden, kam die Heiterkeit auf die Stirne des Dulders zurück, und er wendete den Kopf, um Hülfe zu fordern. Ich dachte, er hätte ſo viel ausgeſtanden, daß er eben nicht Luſt haben ſollte, die Prüfung weiter zu treiben. Aber wie ſehr verfehlte ich den Sinn dieſer geheimnißvollen Worte! Eine große noch ſehr ſchöne Frau, von einnehmender Sanftmuth und Beſcheidenheit, die ihn beſſer verſtand, als ich, brachte ihm eine Dornenkrone, aller Orten mit ſehr ſtarken und ſehr ſpitzigen Stacheln verſehen; man ſetzte ſie auf den bloßen Kopf des Abraham, und ſchlug ſie mit großen Klötzen ein. Ich näherte mich zitternd, um die Wirkung dieſer Stacheln in die Nähe zu ſehn; ich ſahe ganz deutlich, daß ſie zwey Linien tief in den Kopf zu gehen ſchienen, und daß dennoch kein einziger Tropfen Bluts herauskam. Unterdeßen brummte das Chor Pſalmen; das war der geiſtliche Balſam, den man nach jeder Operation anwendete; ich nenne es **Balſam**, denn er belebte merklich die Kräfte des Märtirers aufs neue und gab ihm den Gebrauch der Stimme wieder. Einige

An-

Augenblicke darauf forderte er Hülfe. Großer Gott, welche Hülfe! Vier Menſchen ergriffen ihn, ſtreckten ihn auf ein Kreutz, trieben ihm mit langſamen Hammerſchlägen lange Nägel in Hände und Füße, und hefteten ihn damit ans Holz. Darauf richtete man das Kreutz auf, und der ganze Leib des Märtyrers hing nun nur an drey Nägeln. Alle Schrecken des Todes drückten ſich auf ſeinem Geſicht aus, der Kopf neigte ſich, er lag unter der Laſt der Schmerzen, und, ohne das Gebrumme der Hymnen, das jetzt wieder anhub, wäre er verſchieden. Aber, ſobald dieſe erſchollen, kamen ſeine Kräfte wieder, ſein Kopf richtete ſich wieder auf, und, gleich als hätte ihn eine göttliche Begeiſterung befallen, wurden ſeine Augen funkelnd, ſein Geſicht feuerroth, ſeine Stimme ſtark und ſchrecklich. Er hielt eine ganze halbe Stunde eine Rede; ſie hatte keinen oratoriſchen Zuſammenhang, aber nur deſto mehr Feuer, er ſchien auf unſre Herzen zu donnern. Seine Ausdrücke, und die Kühnheit ſeiner Wendungen iſt mir entfallen; ich habe nur den Eindruck der Ideen und einige Bilder behalten. Hier iſt etwas weniges, das ich, wegen ſeiner Sonderbarkeit, faſt Wort für Wort behalten habe:

„Der Schleier, welcher die mancherley Stände der
„bürgerlichen Geſellſchaft verhüllt, zerreißt, ſogar das
„Innre von jedem einzelnen Menſchen eröfnet ſich vor meinen
„Blicken, und der geheimſte Gedanke ſucht mir umſonſt zu
„entgehn. Ihr Männer, ihr Weiber, die ihr mich höret
„ſchließet aus dem, was ich euch ſagen will, ob mir die
„Regungen eures Herzens bekannt ſind. In gegenwärti-
„ger Verſammlung iſt ein Menſch, der mit einem gehei-
„men Stolze einen ſtrafbaren Ruhm genießt, den er nicht
„einmal verdient. Er iſt zu dieſer Ceremonie gekommen,
„wie man in weltliche Schauſpiele geht, ſich zu beluſtigen
„und darüber zu lachen. Aber ich ſehe in ſeiner Seele den
„Geſchmack an Spötterey ſchwinden, Gewiſſensbiße an

„ihre Stelle treten, die Zweifel ſchwächer werden. Ich
„ſehe den ſeligen Paris am Fuße vom Thron des Ewigen
„für den Sünder um Gnade flehen; die Gnade kommt
„herab, ſein Herz wird zermalmt, die Schuppen fallen von
„ſeinen Augen. Geliebten Freunde, laßt uns frölich ſeyn!
„das wird dermaleins ein Märtyrer unſeres heiligen Glau-
„bens werden, nachdem er ein Apoſtel des Irrthums und
„der Lügen geweſen.“

Kaum hatte er dieſe Worte vollendet, als zum großen Erſtaunen der ganzen Verſammlung ein Menſch hervortrat; dies war der Verfaſſer des Buchs, die Sitten betitelt; er warf ſich vor dem Kreutze nieder; er ſchwur alle ſeine Irrthümer ab; er legte öffentliche Beichte ab; er geſtand, daß von dem gefährlichen Werke, das ſeit zehn Jahren unter ſeinem Namen herumgehe, und worauf er ſo oft ſtolz geworden, kaum der vierte Theil ihm zugehöre, und daß dieſer vierte Theil Zuſatz den Werth des Ganzen unendlich verringere; er erklärte ſich, daß ihm das Manuſcript unter der Bedingung der größten Verſchwiegenheit gegeben worden, und daß ihn der Geiſt Gottes dadurch an dem empfindlichſten Orte geſtraft habe, daß er dies bekannt gemacht; er erfreue ſich indeſſen der Beſchämung, die er erfahren, weil dieſe heilſame Schande ihn auf den guten Weg zurückführe, von dem er ſchon ſo lange abgewichen ſey; er bat demüthig die ganze Verſammlung, eine Fürbitte für ihn bey dem heiligen Paris einzulegen, den er von dem Augenblicke an zu ſeinem Schutzheiligen erwählte; und ſchloß endlich damit, daß man ihn in der nächſten Verſammlung würdigen möchte, zur Probe der Knittelſchläge auf den Kopf zu zulaßen. Beim Anblicke dieſes Wunders war aller Freude ſo lebhaft und ſo aufrichtig, daß ich nicht umhin konnte, daran Theil zu nehmen. Es iſt, ſchrie man einſtimmig, dem heiligen Paris rühmlicher, einen ſtolzen Freigeiſt zur Demuth des Evangeliums zurückzubringen, als dem Blinden das Geſicht, und dem Todten das Leben wiederzugeben!

Der Gekreuzigte, vom heiligen Geiſt, der ihn erfüllte, hingeriſſen, richtete ſeinen Blick auf noch größere Gegenſtände. Der ganze Hof erſchien vor ſeinem Richterſtuhl. Welche Anhäufung von Verbrechen, von Treuloſigkeiten, von Verräthereien! Umſonſt ſehe ich mich nach etwas Guten um; nichts erblicke ich daſelbſt, als kothigte Seelen, mit falſchen Goldblättchen bedeckt; nichts erblicke ich, als die Larve von Tugend und Empfindung. Der beſte Fürſt wird an ſeinem Hof von Betrügern und Böſewichtern hintergangen. Man trachtet jetzt nach den erſten Stellen im Saate nur, um alsdann Tyranney auszuüben, um das Vermögen des Volks über und über zu verſchlingen, und ihm, wenn man ſeine Würden niederlegt, die Laſt ungeheurer Penſionen zu laßen, die es vollends zu Boden drücken. Die Wiſſenſchaft der Generale beſteht jetzt blos in der Kunſt zu rauben, zu plündern, und Schlachten zu verlieren. Der Himmel wende die Weiſſagung ab, die er mir verkündigt! Frankreich, du würdeſt unüberwindlich ſeyn, wenn du deine Krieger zu wählen verſtändeſt; aber, da die Kabale obſiegt, da Männer von Genie zurückgeſetzt werden: ſo wirſt du noch zwey Schlachten verlieren, und genöthigt ſeyn, einen ſchimpflichen Frieden zu ſchließen.

Was iſt aus der ſo berühmten Kleriſey, aus dem erſten Kollegio des Staats, aus der Zierde des Königreichs, aus dem Tugendmuſter des Vaterlandes geworden! Wie ſehr iſt ſie verändert! Kaum kann ich ſie noch unter der Hülle der Unlauterkeit und der Unwiſſenheit erkennen: die Güter der Armen werden eine Beute der Bulerinnen; der Geiſt des Lichts und der Bruderliebe hat ſich in einen Geiſt der Finſterniß und der Zwietracht verwandelt. Verbrennet, Niederträchtige, die Bannzettel, die der Partheigeiſt erſonnen hat! Was wollt ihr mit jenem frommen Ster-

benden?

benden? O Sünde! o Schande! Er hat ein Recht auf eure Barmherzigkeit, auf die geiſtlichen Schätze, und, nicht zufrieden, ihn derſelben zu berauben, ſeyd ihr ſeine Mörder!

Und ihr, erlauchte Reichskollegien, deren Eifer Frankreich ſo theuer ſeyn muß, ihr erhaltet noch den Geiſt jener großen Männer, die, wie ihr, auf Lilien ſaßen, und ſich einen unſterblichen Ruhm erworben! Die Gerechtigkeit, das Wohl des Staats, das Glück der Völker, die Liebe und die Ehre des Fürſten ſind noch jetzo das einzige Ziel eures Ehrgeizes! Aber warum muß eine ſo edle Geſinnung der menſchlichen Schwachheit zinsbar werden? Wie hat eure Wachſamkeit ſich von der Heucheley der Jeſuiten, von der falſchen Erklärung, die ſie euch gegen ihren Buſenbaum überreicht haben, können hintergehen laßen? Dieſe täuſchende Vorſtellung war vom Anfang bis zum Ende nur eine Lüge; und ihr habt ſie angenommen! Wie habt ihr bey der Sache des Damirus den Pater la Tour *) auf die

aus

---

*) Eine für den Staat wichtige Anmerkung: Der Pater la Tour iſt ein dicker, fetter, unwiſſender, plauderhafter Jeſuit, der einen unerträglichen Hochmuth, und ſehr mäßige Geiſtesgaben beſitzt. Er hat kein anderes Verdienſt, als die Kunſt der Intrigue, aber hierin hat er ſeines Gleichen kaum. Seine Geſellſchaft hat ihm das kitzliche Amt aufgetragen, alle Lakaien, alle Lehrmeiſter und Hofmeiſter in Paris ein- und abzuſetzen; das ſind eben ſo viel Spione, die in ſeinem Sold ſtehen. Durch dieſes unſchuldige Mittel gelangt er zu den Familiengeheimniſſen, welche die übrigen Väter durch die Beichte beſtätigen; dadurch herrſcht er uneingeſchränkt über Hof und Stadt. Der Marquis von Fontanges, welcher in Verbindungen mit dem Hauſe Conti ſteht, hatte vor ſechs Jahren den Vorſchlag gethan, ein allgemeines Geſindegericht zu errichten, worinn ein angeſehener Mann präſidirte, welcher jedermann für die Talente, die Sitten, und die Treue jedes Bedienten gut wäre. Dieſes Project war eines Patrioten würdig; der Polizeylieutenant hatte ihm ſeinen Beifall gegeben; es war ſchon an das Parlament gegangen. Der Pater la Tour ſetzte ſich aus allen Kräften dagegen, brachte den Prinz Conti auf ſeine Seite, und hintertrieb ein Vorhaben, das einen anſehnlichen Zweig ſeiner Intriguen abgeſchnitten, und ihn vielleicht mit der Zeit auch um die übrigen gebracht hätte.

Im

ausdrückliche Ausſage der Madam **la Bourdonnaye** nicht citiren laſſen können? War es nicht genug, daß er dem Herrn **la Bourdonnaye** den **Damiros** zu einem vertrauten Bedienten gegeben, der ſich unter den Augen ſeines intriguevollen **Principals** gebildet hatte? Was erwartetet ihr ſonſt noch für Anzeigen? Ihr würdet geſehen haben, wie dieſe Schlange ſich im Verhör in die engſten und undurchdringlichſten Knoten gewunden hätte. Ihr hättet den Pater **Froi** herbeilaufen ſehn, einen noch größern und verſchmitztern Schelm; ihr hättet ihn alle Wendungen ſeiner Politik, alle Feinheiten ſeiner treuloſen Kunſt erſchöpfen ſehn: und ihr hättet leichtlich alle beide überweiſen können.

Abraham offenbarte am Kreuze noch andre wichtige Geheimniſſe, die ſelbſt unſern Miniſtern unbekannt ſind, und die ihm der heilige Paris zum Beſten des Staats und der Religion entdeckte. Wie ſehr thut mir es leid, daß ich von einer ſo wichtigen und ſo lehrreichen Rede nur einige Züge habe behalten können!

Er beſchloß ſeine Rede damit, daß er um Hülfe bat. Man öfnete ihm die Seite mit einem Lanzenſtich, der vier Zoll tief hineinging. Nachdem der Märtyrer noch einmal alle ſeine Kräfte geſammelt hatte, um den heiligen Paris anzurufen, ſtarb er, und ließ die ganze Verſammlung in einer heiligen Beſtürzung. Man fing die Geſänge mit neuer Innbrunſt an; man holte Erde[*] von dem Grabe des Heiligen; man nahm den Abraham vom Kreuze; man rieb mit der Erde ſeine Wunden, die den Augenblick ſich ſchloſſen; ſein von dem Hauch des Todes ſchon bleicher Körper, ward wieder beſeelt, ſeine Geſichtsfarbe blühte wieder, und ſeine Heiterkeit theilte ſich der ganzen Verſammlung mit.

---

[*] Im Vorbeigehn wollen wir anmerken, daß der Marquis von Ar[illegible]ges, der nicht ſonderlich Luſt hatte, ſein Project fahren zu laſſen, ungefehr ſechs Wochen darauf eines plötzlichen Todes ſtarb.

Dies iſt das authentiſche Zeugnis, das ich der Wahrheit, der Unſchuld, und der Heiligkeit des Abraham Gaumeix ſchuldig bin. Wenn der Anfang ſeines Lebens niedrig und verächtlich ſcheint, ſo iſt die Folge davon deſto glänzender. Er ſcheint auf eine wundervolle Art nach einem göttlichen Muſter gebildet zu ſeyn. In der That ſind die Aehnlichkeiten, die ſich zwiſchen dem heiligen Leben des Meſſias und des Abraham Gaumeix finden, paſſend und erſtaunend. Jener ward in einem Stalle zwiſchen zwey Thieren gebohren; dieſer kam zwiſchen Thara und Saumelinen bey einem Weineßigfaſſe zur Welt. Jener beſchämte in einem Alter von zwölf Jahren die Lehrer des Geſetzes; dieſer beſchämte in demſelben Alter durch ſeine Orakel die Urtheile der Vornehmſten in Orleans. Der Sohn der **Maria** lebte als der Sohn eines Zimmermanns bis in ſein dreyßigſtes Jahr in der Dunkelheit, und verlohr ſich unter dem niedrigſten Pöbel; der Sohn der **Saumeline** bringt dieſen erſten Theil ſeines Lebens als ein einfältiger Tropf, als ein Schulmeiſter, als ein Kärner zu. Beide werden von den Phariſäern mit Freuden aufgenommen und geprieſen. Beide triumphiren am Kreuz, der eine über die heidniſche, der andre über die encyklopädiſche Weisheit. Eine glorreiche Auferſtehung bekräftigt die Wunderthaten von beiden. Nach einer ſo glücklichen und ſo durchgeführten Vergleichung wäre es überflüßig, neue Folgerungen daraus wider die Gegner zu ziehen. Ihr habt die Data, und könnet nun richten!

IV.

Naturgeſchichte.

Vacat.

V.

Anekdoten.

Voltaire wurde nach ſeinem Tode, zu Paris, ſehr flüchtig einbalſamiret, um deſto beſſer tranſportirt werden zu können. Der Apotheker, der es beſorgte, verwahrt und zeigt noch ſein Gehirn in einer gläſernen Phiol. **Voltairens Gehirn!** gewiß eine Merkwürdigkeit die jeder Sammlung von Seltenheiten Ehre machen würde.

Der Kardinal von Richelieu litte an einer ſtarken Kolik. Sein Apotheker war krank und ſchickte ſeinen erſten Proviſor, um dem Kardinal das verordnete Klyſtier zu geben, und empfahl ihm vorzüglich, nie die **Eminenz** zu vergeſſen. Der Proviſor fand einige Schwürigkeiten bey der Operation, und ſagte ſehr ehrerbietig zum Kardinal: „Wenn Ew. Eminenz ſelbſt die Gnade haben wollten das

Rohr zu appliciren, ſo würde ich weniger Gefahr laufen, Ew. Eminenz weh zu thun: denn Ew. Eminenz haben zwey Eminentiſſinnen Eminenzen, die mich daran verhindern.“ Geht mein Freund antwortete der Miniſter lachend, und ſagt' eurem Herrn, daß ihr euch ſo ſchlecht auf die Redekunſt als auf euer Handwerk verſteht!“

Ein Krämer zu Smyrna hatte einen Sohn, der ſich durch ſeine Fähigkeiten bis zu dem Poſten eines **Naib** oder Lieutenants des Kadi ſchwang, deſſen Amt vorzüglich iſt, über die Richtigkeit des Gewichts und des Maaßes der Kaufleute zu wachen. Einsmal als der **Naib** ſeine Runde machte, warnten einige Nachbarn den alten Krämer, deſſen Betrügereyen ihnen bekannt waren, ſein Gewicht und ſein Maaß zu verſtecken. Allein der alte Sünder verließ ſich darauf, daß der **Naib** ſein Sohn ſey, und erwartete ruhig den Beſuch dieſes Beamten. Der **Naib**, der von ſeinen Verfälſchungen längſt unterrichtet war, und ihn insgeheim aber vergeblich hatte warnen laſſen, beſchlos endlich ein Exempel zu ſtatuiren. Als er an ſeine Bude kam, rief er ihn ernſthaft, und ſagte: „bringt mir eure Waage und euer Gewicht, damit ich ſie öffentlich unterſuchen kann.“ Der alte Krämer lachte, und bat ſeinen Sohn, nur weiter zu reiten, und wenn er wieder käme, bey ihm zu ſpeiſen. „Nein, antwortete dieſer ſtolz, erſt muß ich ſehn, ob ihr thut was das Geſez befiehlt; Wache, bringt mir ſeine Waage und ſein Gewicht.“ Es wurde falſch befunden, und daher alles was in der Bude war, der Gewohnheit nach, von den Soldaten zerſchlagen. Der Vater glaubte mit dieſer Züchtigung durchzukommen, allein der **Naib** verurtheilte ihn auch noch zu 50 Piaſter Strafe, und zu funfzig Streichen auf die Fußſolen, das auf der Stelle an ihm vollzogen wurde.

Nun ſtieg der Sohn vom Pferde, und warf ſich vor dem alten Krämer auf die Knie. „Vater, ſagte er weinend, ich habe gethan, was mir meine Pflicht gegen Gott, gegen meinen Herrn, und gegen mein Vaterland befahl. Jetzt thue ich was mir die Natur gebietet. Die Gerechtigkeit iſt blind; ſie iſt die Hand Gottes auf Erden, und kennt keine Ausnahme. Ihr habt die Gerechtigkeit erzürnt, und ich habe euch ſtrafen müſſen, denn meine Pflicht iſt mein oberſtes Geſetz. Seyd in Zukunft gerechter, und beklagt euren Sohn, der euch warnte, und den ihr ſelbſt zwangt ſo grauſam gegen euch zu ſeyn.“

Der Sultan als er dieſe Geſchichte erfuhr, machte den jungen **Naib** zum Kadi, und er iſt als Weßir geſtorben.

VI.

Biographie.

Graf Büffon: oder, Züge aus dem Karakter und Privatleben dieſes großen Mannes.

Georg Ludwig le Clerc, Graf von **Büffon**, wurde zu Montbard in Burgund den 7. September 1707 geboren. Herr le Clerc, ſein Vater, war Parlementsrath zu Dijon, und beſtimmte ſeinem Sohne dieſelbe Laufbahn; allein der Geſchmack an andern Wiſſenſchaften bemächtigte ſich frühzeitig ſeines Geiſtes. Auf der hohen Schule zu Dijon trieb er zuerſt ſeine Studien. Er hatte einen ſtarken Körper, und einen lebhaften heftigen Karakter; er arbeitete mit unglaublichem Eifer, und jagte eben ſo hitzig dem Vergnügen nach. Von ſeiner früheſten Jugend an, und als er noch Schüler war, paſſionirte er ſich für die Geometrie, und dieſe Leidenſchaft war ſo groß, daß er immer ein Exemplar vom **Euclid** bey ſich trug, und wenn er mit ſeinen Kameraden Ball ſpielte, ſich oft in einen Winkel verkroch, oder ſich in eine einſame Allee vertiefte, um ſein Buch aus der Taſche zu holen, und das Problema aufzulöſen, das ihm im Kopf ſteckte. Einsmal war er auf einen Thurm geſtiegen, von dem er ſich an einem Knoten-Strick herunterließ; der Strick glitſchte ihm durch die Hände, und ſchindete ſie wund, allein er fühlte den Schmerz nicht, ſo ſehr war er mit einer geometriſchen Aufgabe beſchäftigt, die er nicht hatte erklären können, und die ihm eben einfiel, als er vom Thurme fuhr.

Dieſe, und mehrere dergleichen Züge, ließen bey Zeiten ahnden, was **Büffon** einſt ſeyn würde. Ein junger Lord, Namens **Kingſton**, hielt ſich damals mit ſeinem Hofmeiſter zu **Dijon** auf. Der Hofmeiſter war ein ſehr kluger, und verdienſtvoller Mann. Er ſchäzte den Herrn von **Büffon**, und ſchlug ihm eine Reiſe nach Italien mit ſeinem Zöglinge, vor. Herr von **Büffon** war neunzehn bis zwanzig Jahre alt, als er dieſe Reiſe that. Weder die ſchönen Statüen, noch die Meiſterſtücke der verſchiedenen Malerſchulen machten in Italien einen Eindruck auf ihn. Er hatte ein kurzes Geſicht, und konnte alles das Schöne und Herrliche, was andre Reiſende in dieſem Lande reizt und entzückt, nur halb genießen. Aber Italien bot ihm ein andres Schauſpiel dar, das eines aufmerkſamen und erleuchteten Beobachters würdig war, und von dieſer Reiſe ſchrieb ſich ſein erſter Geſchmack an dem Studium der Natur her.

Bey ſeiner Zurükkunft nach Frankreich, begab er ſich, ebenfalls in Geſellſchaft des Lords und ſeines Hofmeiſters, nach **Augers**, ſeine Studien daſelbſt zu beſchließen. Hier bekam er beym Spiel Streit mit einem Engländer, ſchlug ſich, verwundete ſeinen Gegner, und wurde gezwungen **Angers** zu verlaſſen, und ſich nach Paris zu begeben, wo er einige Ueberſetzungen verfertigte. Er hat **Newton's** Differential-Rechnung aus dem lateiniſchen, und des **Hales** Statik der Gewächſe aus dem engliſchen überſetzt.

Sein Umgang mit Engländern, und ſeine Bekanntſchaft mit vielen Schriften dieſer Nation, erregten in ihm das Verlangen, eine Reiſe nach England zu thun, wo er nur drey Monate blieb. Und hiermit ſchloſſen ſich ſeine Reiſen. Er war damals 25 Jahre alt.

Als er majorenn geworden war, trat er den Beſitz ſeines mütterlichen Vermögens an, das ſich auf funfzig tauſend Laubthaler belief. Herr von **Büffon**, wie wir ſchon oben angemerkt haben, liebte das Vergnügen, und ſonderlich den Umgang mit Frauenzimmern, allein alle ſeine Lieblingsneigungen waren ſeinem Ehrgeiz, und ſeinem Durſt nach Ruhm untergeordnet. Die Zeit, welche er der Arbeit widmete, war feſtgeſetzt, und belief ſich des Tages beynahe auf 14 Stunden. Nie iſt er von dieſem ſelbſtgemachten Lebensplane abgewichen. Manchmal entzog er dem Schlaf die Zeit, die er den Wiſſenſchaften nicht abbrechen wollte. Ein Bedienter mußte ihn täglich zu Einer Stunde wecken, und hatte Befehl ihn mit Gewalt aus dem Bette zu jagen, ſo ſehr er ſich auch ſträuben mögte.

Zu **Montbard** hielt ſich Herr von **Büffon** am liebſten auf, weil er da ſo viel arbeiten konnte, als er wollte. Zu **Paris** brachten ihn die Details des königlichen Naturalien-Kabinets und Gartens, und die Beobachtungen der Etikette und der Pflichten des Umgangs, um einen Theil ſeiner Zeit. Aber zu **Montbard** ſah man ihn ſchon früh um fünf Uhr nach einem Pavillon gehn, der im Mittelpunkt ſeiner weitläuftigen Gärten lag. Sobald er auf

die

dieſem Pavillon war, durfte niemand, ſelbſt ſeine Gärtner nicht, dahin kommen. Dieſer Pavillon war es, vor dem **J. J. Rouſſeau** auf die Knie fiel, und entzückt die Schwelle der Thür küßte, und dem der **Prinz Heinrich von Preuſſen** bey ſeinem Beſuche den Namen **der Wiege der Naturgeſchichte** gab. Hier entſtanden jene vortreflichen Abhandlungen, die ſo lange dauern werden, als ihre Gegenſtände: Hier ſchrieb er die **Epochen der Natur**, das Werk eines vierzehnjährigen Forſchens und Nachdenkens: Hier verfertigte er ſeine ſchöne Rede **über den Styl**, die er bey ſeiner Aufnahme in die franzöſiſche Akademie hielt. Herr von **Büffon** war zu **Montbard**, als ſein Vorgänger ſtarb; der Sekretair der Akademie ſchrieb ihm, und bat ihn, ſich zu der erledigten Stelle zu melden, und Herr von **Büffon** kam nicht eher nach Paris, als in dem Augenblicke, wo er Platz unter ſeinen neuen Mitbrüdern nehmen ſollte.

Wieder auf den Pavillon zu kommen: nackte Wände, ein großer, ſchwarzlederner Lehnſtuhl, ein alter hölzerner Schreibtiſch, und auf dem Schreibtiſche eine Feder, Dinte und Eine Lage Papier, das war ſein ganzer Anſputz. Herr von **Büffon** hatte in einiger Entfernung von dieſem Pavillon, und ebenfalls in der Mitte des Gartens, ein Kabinet, wo er ſeine Manuſcripte verwahrte. Bald ging er, nachdem es die Umſtände erforderten, vom Pavillon zum Kabinet, bald vom Kabinet zum Pavillon, und brachte manchmal einen ganzen Morgen über einen einzigen Paragraphen von ſeinen Werken zu. Nicht als ob es ihm mit der Arbeit ſchwer von ſtatten gegangen wäre, ſondern weil er gegen ſich äuſſerſt ſtrenge, und überzeugt war, daß man die Vollkommenheit des Gedankens oder des Styls bloß mit der Zeit erlangen könne. Auch habe ich ihn oft ſagen hören, **daß das Genie nichts anders als eine große Tüchtigkeit zur Geduld ſey.** Dies erinnert an **Newton's** Antwort, der gefragt wurde, wie er ſein Syſtem

ein

entdeckt habe? „Ich dachte beſtändig daran. Sobald Herr von Büffon ein Werk vollendet hatte, legte er es eine ziemliche Zeit bey Seite, und gab ſich Mühe es ganz zu vergeſſen. Alsdenn ließ er es ſich durch einen Freund vorleſen, von dem er wußte, daß er ſich auf die Sache verſtand. Das Werk war ſehr ſauber abgeſchrieben, und wenn der Vorleſer wo ſtockte, ſo ſchloß Herr von Büffon daraus, daß an der Auseinanderſetzung des Gedankens, oder an der Deutlichkeit des Styls etwas fehlen müſſe, weil er behauptete, das Alles, was deutlich ſey, ſich auch ohne Anſtand leſen laſſe. Er machte dann ein Kreuz bey der Stelle, um ſie nach Muſſe durchzuſehen und zu verbeſſern. Er hatte noch eine andere Art ſeine Schriften zu beurtheilen. Er bat ſeinen Vorleſer, gewiſſe Stellen, deren Verfertigung ihm ſchwer geworden war, durch andre Worte zu geben, und wenn in dieſer Ueberſetzung der Sinn, den er hatte ausdrücken wollen, klar und treu getroffen blieb, ſo ließ er die Stelle ſo wie ſie war. Wurde aber der eigentliche Sinn nur wenig verfehlt, ſo ſah er ſie von neuem durch, und forſchte, was die Deutlichkeit darin ſchwächen könnte.

Dergleichen Vorleſungen und Verbeſſerungen geſchahen manchmal in einem Zirkel von Freunden, und nichts konnte intereſſanter ſeyn, als ſolche Verſammlungen. Manchmal corrigirte er auch auf die Art die Schriften vieler Autoren, welche ſich ſeiner Kritik unterwarfen. Allein es mangelte ihm an Zeit ſie ganz durchzugehen, ſo wie es ihm auch an der Zeit gebrach, Alles das zu leſen, was ihm gedruckt zugeſchickt wurde. In Anſehung der letztern begnügte er ſich bey Tiſche die Ueberſchriften der Kapitel zu leſen, und ſich zur Lektüre die zu wählen, welche ihm die intereſſanteſten ſchienen. Seit funfzehn Jahren hat er wenige neue Bücher anders als auf dieſe Art geleſen, Neckers Compte rendu, und ſeine Adminiſtration des Finances ausgenommen, die er verſchiedenemal durchlas, und mit Begeiſterung davon ſprach.

Seine Lieblings-Autoren unter den verſtorbenen Neuern waren **Fenelon**, **Montesquieu** und **Richardſon**.

Einer ſeiner beſten Freunde war Herr **Gouneau von Montbelliard**, der einige Zeit vor ihm ſtarb; ein Mann von ſeltenen Verdienſten, der durch ſeine tiefen Kenntniſſe, und unerſchütterliche Redlichkeit, eine große Gewalt über ihn hatte. Ich habe wenige Menſchen gekannt, die im Umgange lebhafter, aufgeweckter und geiſtreicher waren, als Herr von **Montbelliard**. Herr von **Büffon** hingegen war in der Unterredung äuſſerſt einfach, ſelten lebhaft, aber manchmal ſehr aufgeweckt. Einige Details aus ſeinem Privatleben, die manchem vielleicht ſehr geringfügig ſcheinen, führe ich hier an, weil oft Züge der Art aus dem Leben eines großen Mannes, nicht das minder Intereſſanteſte ſind. Nie litte Herr von **Büffon**, daß ihn ſein Kammerdiener friſirte; zu **Paris** that es der Perukenmacher des Viertels, und zu **Montbelliard** der Perukenmacher des Orts, den er über dieſes und jenes fragte, mit dem er ſich beſprach, und deſſen Unterhaltung ihn die ganze Zeit, die er bey ſeiner Toilette zubrachte, außerordentlich beluſtigte. Seine Toilette dauerte ſehr lange, ſie war für ihn eine Gelegenheit zum Ausruhen. Alle Tage wurden ſeine Haare, ohne Ausnahme, gebrannt, ohne daß ſie je davon gelitten hätten. Manchmal ließ er ſich zwey bis dreymal des Tages friſiren, wenn der Wind ſie in Unordnung gebracht hatte, denn er hatte den Grundſatz, daß ſich jeder Menſch bemühen müſſe, ſo viel es von ihm abhinge, ein Aeuſſerliches zu haben, das für ihn einnähme.

Einsmal ſagte er auch zu mir, er habe eine üble Meynung von einem jungen Menſchen, deſſen erſte Leidenſchaft nicht die Liebe geweſen ſey, weil ſie der erſte Ausbruch der

Empfindlichkeit wäre, die ſich hernach auf andre Gegenſtände lenke.

Bey Tiſche pflegte er lange zu verweilen, und hier hatte man das Vergnügen ihn in voller Muſſe zu hören; ſelten ging man von ihm, ohne irgend einen glücklichen Einfall, oder irgend einen erhabenen Gedanken aufgeſchnappt zu haben, der ihm entwiſcht war. Herr von **Büffon** liebte die Lobeserhebungen, und lobte ſich manchmal ſelber, aber das auf eine ſo offene und andern ſo wenig nachtheilige Weiſe, deren Talente er nie verkleinerte, daß man ihm ſeine Offenherzigkeit gewiſſermaſſen Dank wußte. Wie wäre es überdies möglich geweſen, daß einem Manne, der mit Ehren überhäuft worden war, dem man eine Statüe errichtet hatte, mit dem eine große Monarchin in Briefwechſel ſtand, dem ſie alle unter ihrer Regierung geſchlagene Denkmünzen ſchickte, den alle reiſende Fürſten zu **Paris** oder zu **Montbard** aufſuchten, daß einem ſolchen Manne, ſage ich, nicht eine heimliche Neigung anwandeln ſollte, ſich gelobt zu hören? Wer wollte ſolchen privilegirten Genien dieſen ſo natürlichen Hang nicht gern verzeihen? Wer wollte ſie nicht ſo ſehr loben, als ſie zu wünſchen ſcheinen? Es iſt ein ſehr geringer Tribut, ein Vergleich mit dem Nutzen und dem köſtlichen Genuſſe, den wir ihnen verdanken! Einer von **Büffon's** Grundſätzen war, daß alle Kinder ihre intellectuellen und moraliſchen Eigenſchaften von ihrer Mutter hätten. Wenn er im Geſpräch auf dieſe Behauptung kam, ſo ermangelte er nie die Anwendung auf ſich ſelbſt zu machen, und in ein großes Lob von ſeiner Mutter auszubrechen, die wirklich eine Frau von großem Verſtande, gutem Kopfe, und ziemlich ausgebreiteten Kenntniſſen geweſen war, und von der er gern ſprach.

Sein Vater hatte für ihn eine faſt heilige Ehrfurcht. Einsmal, als er in den Vues de la Nature jene erhabene Anrufung des höchſten Weſens geleſen hatte, welche die erſte dieſer Vues endigt, und ſeinem Sohne begegnete, warf er ſich in dem erſten Ausbruche ſeiner Bewunderung unwillkührlich vor ihm auf die Knie.

Pater **Ignaz Bougault**, ein Kapuziner, der davon den Namen **Buffons Pfarrer** bekommen hatte, war einer ſeiner älteſten Freunde. Ihre Bekanntſchaft dauerte funfzig Jahre. Wenn Herr von **Buffon** zu **Montbard** war, ſo verfehlte Pater **Ignaz** nie, zweymal die Woche bey ſeinem Freunde zu ſpeiſen, und Herr von **Büffon**, wenn er ſich wohl befand, bat ſich gleichfalls manchmal bey dem Pater **Ignaz** zu Gaſte. Kurz, Pater **Ignaz** beſaß **Buffons** ganzes Vertrauen. Als Pater **Ignaz** ſeinen ſterbenden Freund zu Paris beſuchte, gab ſein Anblick dem Herrn von **Büffon**, der faſt nicht mehr ſprach, einen Theil ſeiner Kräfte wieder. Als er ſich einige Zeit mit ihm unterhalten hatte, fing er mit erhabener Stimme, und ohne ſich an die Anweſenden zu kehren, an, ihm ſein ganzes Leben zu beichten, und erfüllte in Gegenwart verſchiedener Perſonen alle die Pflichten, welche die Religion in dieſen Augenblicken vorſchreibt.

Sein Vater war 93 Jahre, ſeine Großvater 87 alt geworden, und er würde eben ſo lange gelebt haben, wenn er den Muth gehabt hätte ſich zu einer Operation zu entſchließen, welche 56 Steine, die man nach ſeinem Tode in der Blaſe fand, unvermeidlich machten.

Er hinterläßt einen einzigen Sohn, derſelbe, der auf ſeiner Reiſe nach Petersburg, wohin er die Briefe ſeines Vaters überbrachte, auch einige Zeit zu Gotha und in mehreren Städten Deutſchlands verweilte, und von dem ich nur einen einzigen Zug anführen will, der von ſeiner feinen Denkungsart zeugt.

Zu **Montbard**, in dem **Büffonſchen** Garten, ſteht nicht weit von dem Pavillon und dem Kabinet, deſſen ich oben erwähnt habe, ein hoher Thurm, den man ſchon weit in der Ferne gewahr wird. Der junge Herr von Büffon ließ vor zwey Jahren neben dieſem Thurm eine niedrige Säule mit folgender Inſchrift aufrichten:

Excelſæ turri,
Humilis columna,
Parenti ſuo
Filius Buffon.

R.

VII.

Roman.

Wer fühlt ſich getroffen?

eine Erzählung aus dem Franzöſiſchen.

Frau von Elmon war artig geweſen und kokett, und hatte manche glänzende Eroberung gemacht. Schönheit und Koketterie ſind öfters Gefährtinnen, aber jene entfernt ſich immer zuletzt. Daß Frau von Elmon ſchön geweſen wäre, wußten nur noch die Männer. Doch nein! ich irre mich; es ſchwebte noch vor ihrer Phantaſie; denn dahin flüchtet zuletzt die Erinnerung verblühter Reize, und erhält ſich da zum Troſt der Damen, wenn dieſe längſt dem Blicke verſchwunden ſind. Frau von Elmon machte Anſprüche vor wie nach; ihre Rechnung lief nicht mit der Zeit, und wurde ihr weniger Weyhrauch geſtreut, ſo ſchob ſie die Schuld auf verminderte Galanterie der Männer.

Sie hatte eine Tochter, und dieſe Tochter war jetzt, die Koketterie abgerechnet, was ihre Mutter ſonſt geweſen war. Blüthe der Jugend im funfzehnten Jahre machte noch die geringſte von Luciliens Annehmlichkeiten aus. Ihr Teint wäre noch weiſſer geweſen als Lilien, wäre nicht dieſe Weiſſe durch Roſenroth gehoben und verſchönert worden. Unter ſchwarzen Augenbraunen öffneten ſich ſchmachtend zwey große blaue Augen voll Ausdrucks der Zärtlichkeit und voll Auffoderung zur Liebe. Jeder Zug an ihr war regelmäßig, war anziehend; kurz, ſie war ſchön, und dennoch reizend dabey.

Als Lucilie aus dem Kloſter in die Welt eintrat, dachte ſie nicht an Liebe: als ſie Erviley geſehen hatte, dachte ſie ſonſt an nichts als an Liebe. Zwar hatte ihr Erviley nicht geſagt: ich liebe Sie, aber er hatte ſie doch ſo bedeutend angeſehen! ſein Blick hatte das Geheimnis ſeines Herzens ſo deutlich verrathen! Sie ſehen ſich oft; ja, ſie waren ſogar zuweilen allein: und doch hatten ſie ſich ihre Liebe noch nicht geſtanden oder wenigſtens nicht ausdrücklich erklärt. Erviley, mehr zärtlich als galant, war nichts weniger als dreiſt. Schönheit und Vorzüge beſaß er genug, um ſich Hofnungen erlauben zu können, aber er liebte zu heftig, als daß er nicht hätte fürchten ſollen. Aechte Liebe iſt immer ſchüchtern, und dieſe Schüchternheit würde den liebenden nicht ſchädlich ſeyn, wenn es blos darauf ankäme, dem geliebten Gegenſtande zu gefallen. Allein man muß ſich auch Eltern oder Verwandten gefällig machen, die nicht ſo leicht zu gewinnen ſind. Erſt als Erviley des Herzens ſeiner Lucilie gewiß war, bemühte er ſich ihre Mutter zu ſeinem Vortheile zu ſtimmen. Er beſuchte ſie fleißig, kam jedem ihrer Wünſche durch Achtſamkeit nach zuvor. Es gelang ihm bey ihr, und noch weit über ſeine Erwartung. Frau von Elmon bemerkte ſehr bald ſeine Bemühungen; aber ſie legte ſie unrecht aus. Da er ſich öffentlich von ſeiner Liebe für Lucilien nichts merken ließ, ſondern blos der Frau von Elmon gefallen zu wollen ſchien, ſo betrachtete ſie ihn bald als einen neuen Gefangenen, den ihr die Liebe zuführte. In einem ſolchen Falle iſt eine Frau von Geiſt um nichts geſcheuter als ein Flachkopf. Sie hat vielleicht geſehen, daß ein Süßling mehr als eine Dame durch Schein von Liebe betrügt, hat vielleicht mehrmal über jener ihre Leichtgläubigkeit gelacht: nun ſagt der nemliche Süßling auch ihr, daß er ſie liebe, und ſie glaubt ihm doch.

Frau von Elmon glaubte, ohne daß Erviley daran gedacht hatte es ihr zu ſagen. Ihr Irrthum wurde ihm merklich; aber ob er ſie darin laſſen, oder ſie herausziehen ſollte, wußt' er nicht; beydes war ſeiner Liebe gefährlich. In dieſer Verlegenheit entdeckt' er ſich einem Freunde vom Hauſe, der Emicour hieß. Dieſer Herr von Emicour war ein guter Mann, aber ein bischen Sonderling. Er beſaß ein ziemlich beträchtliches Vermögen, ſo daß er ſorgenfrey war; und wie er zu handeln pflegte, blieb es immer ruhig in ſeiner Seele. Seine Laune war munter, aber auch zuweilen ſo offenherzig, daß er ſich nicht immer ganz ſtreng an die Geſetze der Höflichkeit band. Dieſer Mann verſprach dem jungen Erviley mit der Frau von Elmon zu ſprechen, und er hielt Wort. Frau von Elmon gab ihm zur Antwort, er wäre unrecht berichtet, und Erviley keinesweges in ihre Tochter verliebt. Sie ſelbſt, ſetzte ſie züchtiglich das Geſtändnis hinzu, ſie ſelbſt wäre die Dame, die ohne es zu ahnden, den jungen Menſchen in Feuer und Flammen geſetzt hätte. Emicour ſagte ihr dagegen mit dürren Worten, ſie irrte ſich. Ihre Eigenliebe wollte ſich den Irrthum nicht nehmen laſſen; er gerieth darüber in Zorn, welches dann die Unterredung nicht wenig munter machte. Hier ſind einige Stellen aus dieſer Unterredung, als Züge zur Schilderung des Karakters der Dame. Wer den Maler der Uebertreibung beſchuldigt, hat das Original nicht geſehen, von dem es, im Vertrauen geſagt, manche Kopie in der Welt giebt.

Aber, fuhr Emicour auf, was berechtigt Sie denn das zu glauben? Was ſoll er eigentlich an Ihnen lieben? Das Andenken Ihrer Reize? — Die Frage war etwas ſtark, doch hatte Frau von Elmon die Gütigkeit, ſie nicht übel zu nehmen, ſondern ihm nur beweiſen zu wollen, daß er nicht wohl geſcheut wäre. Sie gab ihm die Erlaubnis, ihr ganzes Geſicht Zug für Zug zu muſtern, und ihr dann zu ſagen, was er daran auszuſetzen hätte. Meine Augen, zum Beyſpiel? fragte ſie — Ihre Augen? ſind groß, aber ohne allen Ausdruck. — Himmel! was ſagen Sie da! Der Graf von Hermine, der Paris aller Göttinnen, ſagte doch, wer es nur hören wollte, er hätte noch nie zwey Augen geſehn, die ſo viel geſagt hätten, als die meinigen. — Ihre Naſe aber . . . Da müſſen Sie geſtehen . . . O, von der ſagen Sie ja nichts nachtheiliges. Der Graf von Marboeuf hat ſie beſungen, und ſein Lied hat viel Aufſehens gemacht. Und mein Mund . . . . Ha! Ihr Mund . . . . Schon wieder! . . . Gut! Eben der Graf von Marboeuf, der Verſe machte wie ein Engel, ſagte mir in einem Bouquet, die Liebe hätte auf meine Lippen Roſenblätter geheftet. — Schön! Aber Ihre Taille werden Sie doch nicht vergeſſen? — Emicour! ich kann mich nicht in Sie finden; alle Welt ſprach ſonſt von meinem Nymphenwuchs.

So ſuchte Frau von Elmon den Beweis des Gegenwärtigen durch das Vergangene zu führen; ſo wollte ſie überzeugen, daß ſie ſchön wäre, indem ſie ſich darauf berief, was ſie einſt geweſen war. Wie manche werden nicht ihrer Logik ſpotten, die doch öfters eben ſo ſchlieſſen. Emicour indeſſen wurde ernſtlich böſe, ſprach noch viel von den beyden Verliebten, und ſchloß damit, daß Ervilley ihm aufgetragen hätte, für ihn um ihre Tochter anzuhalten: ſchlüge ſie ihm ſie ab, ſo wäre ſie nicht wohl bey Sinnen. Das war ſein Abſchied; und damit ging er fort.

Frau von Elmon rufte ihre Tochter, ſchmälte mit ihr, ſagte ihr, ſie wäre eine Närrinn, daß ſie einen jungen Laffen liebte, der vielleicht nichts für ſie empfände. Solche junge Flüchtlinge, ſetzte ſie hinzu, ſchwatzen einer Jeden von Liebe vor, aber die wäre wohl eine große Thörin, die ſich einbildete, ſie würde von ihnen geliebt! Der Irrthum verſchwindet bald. Man glaubt ſie feſt zu halten, und ſie ſind ſchon hundert Meilen davon. Der Schluß war ein förmliches Verbot den jungen Ervilley nicht zu lieben.

Emicour gab indeſſen die Sache der Liebenden keinesweges auf, ſondern beſchloß ſie glücklich zu machen, es mögte koſten, was es wollte. Hierzu kam, daß er gegen die Frau von Elmon aufgebracht war, und eine kleine Rache allerdings Reiz für ihn hatte. Er wählte dazu ein Mittel, worüber man ſich freylich wundern wird. Er machte ihr förmlich die Cour, und ſpielte den ſeufzenden Verliebten. Zwar wußte er wohl wie ſehr er ihre Schönheit geläſtert hatte; allein er kannte ſie, und wagte daher, nach gehöriger ſtufenweiſen Vorbereitung, das Geſtändnis, daß er ſie anbete. Noch nicht genug! er brachte es dahin, daß ſie es glaubte. So ſpann er den Faden der Intrique immer weiter, bis zuletzt zu einem Heyrathsantrage von ihrer Seite. Das war es eben, wohin Emicour ſie haben wollte. — Heyrathen iſt allerdings meine Abſicht, ſagt' er zu ihr, aber ich mögte Ihnen gern Selbſtvorwürfe erſparen. Man würde Sie mit Recht tadeln, wenn Sie ſich verheyratheten, da ſie es doch Ihrer Tochter unterſagt haben. Dieſe muß erſt verſorgt, und Erviley muß ihr Mann werden; darauf beſteh' ich. Erſt wollen wir ihre Hochzeit, und einige Tage darauf die unſrige machen. Frau von Elmon machte noch verſchiedene Einwendungen; aber dann gab ſie dennoch nach, und Erviley erhielt Luciliens Hand.

Nachdem dis geſchehen, erinnerte Frau von Elmon den Herrn von Emicour, daß einige Tage verfloſſen wären. Allein Emicour, der nichts mehr von ihr zu erhalten hatte, gab ihr zur Antwort: Madame! ich habe der Sache beſſer nachgedacht. Sie ſind immer eine hübſche Frau; ich hingegen fange zu altern an, und merke an mir einen Hang zur Eiferſucht. Ich geſtehe ganz gern, daß mir die Lobſprüche des Grafen von Harmine, der Hymnus auf Ihre Naſe, die Roſenblätter, der Nymphenwuchs zu bange machen. — Frau von Elmon, ſetzte er, indem er nach dem Abſchiede wieder umwendete, noch hinzu: Sie haben Ihre Tochter eine Närrin geſcholten, daß ſie an Erviley's Liebe geglaubt; und Sie glaubten doch nachher an die meinige, nachdem ich Ihnen meine Meynung über Ihre Schönheit geſagt hatte. Nennen Sie das ſelbſt wie Sie wollen. Mit dieſen Worten empfohl ſich Herr von Emicour.

VIII.

Miſcellaneen.

1.

Falſche Zeugen.

Wir haben ein ſchreckliches und ganz friſches Beyſpiel davon, das faſt einzig in den Annalen der Criminal-Jurisprudenz iſt.

Ein Parlaments-Procurator zu **Paris**, der einen Menſchen ins Verderben ſtürzen wollte, (den er ſeinen Freund genannt hatte) beſchuldigte ihn, er habe ihn ermorden wollen, und ſtellte vier falſche Zeugen auf. Gott! wie war es möglich, vier Menſchen ſo zu verführen? Welche hölliſche Beredſamkeit auf der einen, welche unglaubliche Schwäche auf der andern Seite! Es iſt unbegreiflich! Eine kleine nichtige Summe Geld war alſo vermögend, das Gewiſſen von vier Menſchen in dem Grade zu betäuben? Der Angeklagte konnte ſich von ſeinem ſchmerzlichen Erſtaunen beym Anblick dieſer vier Perſonen nicht erholen, die ihm einſtimmig eines Verbrechens anklagten, das er nicht begangen hatte.

Beym letzten Verhör faßte der Unſchuldige ſich zuſammen, und blickte einen der Zeugen auf eine ſo ausdruckvolle und rührende Weiſe ins Geſicht, indem er mit bewegter Stimme zu ihm ſagte: „**Was habe ich dir gethan,** daß du mich aufs Rad bringen, und mich meinen Geiſt unter die ſchrecklichſten aller Todesſtrafen aufgeben laſſen willſt!“ — daß der falſche Zeuge erblaßte, und ſeine Schandthat bald darauf geſtand. Der ſtrafbare Kläger wurde in Verhaft genommen, und auf eben die Art hingerichtet, wie er den Unſchuldigen hatte hinrichten laſſen wollen. Zwey von den falſchen Zeugen ſtarben während der Unterſuchung, und die beyden andern wurden gehangen.

2.

Die vier Brüder.

Vier Brüder, jeder mit einem andern Geiſt begabt, und vernünftig genug das einzuſehn, verbanden ſich zeitig zu dem großen Intereſſe des Glücks; denn ohne wechſelſeitige Verbindung gedeiht kein großes Glück. In ihrer erſten Verſammlung nahm der eine das Wort, und ſagte zum älteſten: Du, du beſitzeſt Genie und Erfindungsgeiſt, aber nicht geſunden Menſchenverſtand; du ſollſt auf gut Glück Plane aushecken: ich, dem der Himmel richtige Begriffe, aber kein Genie zugeſtanden hat, ich will dieſe Plane läutern und verbeſſern, und ſie in die Reihe der Möglichkeiten reduciren; und du, unſer jüngſter Bruder, der du zwar nicht den mindeſten Gedanken, aber eine glatte Zunge haſt, du ſollſt in den Vorzimmern der Miniſter wohnen, und unſere Plane ihnen detailliren, denn die Miniſter laſſen ſich gern von den Glattzünglern fangen; hingegen du, ſagte er zum letzten, du ſollſt der Geldkaſten, der unbeſtechliche Hüter unſrer Schätze werden; du biſt von Leidenſchaften frey, und wir, wir fröhnen ihnen; ſey du der unerbittliche Kaſſirer des Geldes, das wir ſonſt durchbringen würden. Ich hoffe, meine Brüder, auf dieſen vier Rädern ſoll unſer Wagen recht gut laufen!

Die vier, auf die Art von einander abhängige Brüder, blieben dieſem weiſen Vertrage auf das pünktlichſte treu. Der Kaſſirer war blos Kaſſirer, der Wohlredner blos Sprecher in den Audienzſälen, und das Genie ließ den Mann mit den richtigen Begriffen die Auswächſe beſchneiden, um dem Hauptſtamme deſto beſſer den Nahrungsſaft zu ſparen, und ſo erſtiegen alle viere die Staffel des Glücks.

Dieſe vier Brüder waren die vier Herren **Montmartel**, die vor 40 Jahren ein ſo unermeßliches Vermögen in Frankreich beſaßen.

3.

Ueber die Meinung von den Geſpenſtern.

(Aus Shenſtone's Werken.)

Es iſt merkwürdig, wie ſehr der Glaube an Geſpenſter und Erſcheinungen abgeſchiedener Perſonen ſeit den letzten funfzig Jahren abgenommen hat. Vielleicht läßt ſich dies aus dem allgemeinen Wachsthum von Kenntniſſen, und aus der Abnahme des Aberglaubens erklären, die dadurch ſelbſt in denen Reichen erfolgt iſt, wo er in der weſentlichſten Verbindung mit der Religion ſteht.

Dieſelbe Leichtgläubigkeit, die den Geiſt geneigt machte, die Wunder eines katholiſchen Heiligen zu glauben, brachte die

Vernunft ganz zur Ruhe, und erzeugte einen Hang zum Wunderbaren, welchen zu befördern des Prieſters Vortheil erforderte.

Es läßt ſich alſo ſehr leicht begreifen, wie der Glaube an die Geſpenſter ſich in den Zeiten der papiſtiſchen Bethörung ausbreiten konnte, ein Glaube, der eben ſo die Unwiſſenheit unterſtützte, wie man das Daſeyn der Geſpenſter der Nacht zu danken hat.

Aber wie kommt es, daß Erzählungen von der Art je zuweilen von wahrhaften, vernünftigen und gelehrten Perſonen ſind gemacht worden, von Menſchen, die weder einem Selbſtbetrug unterworfen waren, noch die man in Verdacht haben konnte, daß ſie andere zu hintergehen ſuchten, wenn es auch ihr Vortheil wäre, noch von denen man endlich annehmen durfte, daß ſie einigen Vortheil dabey gehabt, wenn ſie auch Neigung hatten, andere zu täuſchen?

Hier, ſcheint es, muß man bey der Erklärung zu etwas anders, als zum Aberglauben, ſeine Zuflucht nehmen.

Man muß alſo annehmen, daß die Erzählungen ſelbſt falſch geweſen ſind; denn, was das Gleichniß betrift, das man manchmal in der Sache braucht, daß, gäbe es kein ächtes Geld, ſo könne es auch kein nachgemachtes geben, ſo dünkt mir dies eine Sophiſterey. Unter dem ächten Gelde müßte man hier die lebende Perſon verſtehen, und unter dem nachgemachten die Geſtalt des Verſtorbenen, die auf unſre Sinne oder Phantaſie Eindruck machte.

Geſetzt, es ſey nie ein Geſpenſt erſchienen, folgt denn daraus, daß ſich niemand jemals habe einbilden können, er habe die Geſtalt einer verſtorbenen Perſon geſehn? In der That, wer dies ſagen wollte, müßte die Macht, die Einfälle und die Mängel der Phantaſie wenig kennen.

Es haben Leute nach einer Ausſchweifung im Trinken, nach der Bewegung durch einen Schrecken, in der Fiberhitze,

hitze, in einem Anfall von Mondſucht, im Nachtwandeln ſo tiefe Eindrücke von chimäriſchen Vorſtellungen in ihrem Gehirn gehabt, als ſie nur je hätten haben können, wenn die vorgeſtellten Dinge ihnen ſelbſt in die Sinne gefallen wären.

Ich habe nur einige Fälle angeführt, in welchen vorzüglich das Gehirn angegriffen wird. Es laſſen ſich andere, vielleicht nicht ſo ganz gemeine, anführen, wo heftige Leiden ihren Gegenſtand dem Gehirn eindruckten, und zwar auf eine ſo lebhafte Art, daß dem eingebildeten Kranken kein Zweifel an ihrem wirklichen Daſeyn übrig blieb.

Wie ſchwer muß es nun ſeyn, jemanden den Irrthum über Gegenſtände, die ihm auf die Art eingedruckt worden, zu benehmen, über Gegenſtände, die er ſich ſo deutlich denkt, als wenn er ſie mit Augen geſehen hätte. Und wie viele Perſonen muß es alſo nothwendig geben, denen man ihren Irrthum nie benehmen könnte!

Einige von dieſen Urſachen mögen wahrſcheinlicher Weiſe der Idee von Geſpenſtern den Urſprung gegeben haben; hatte ſich nun dieſe Idee einmal ausgebreitet, ſo war ſie natürlich ſo beſchaffen, daß ſie mehrere Beyſpiele hervorbringen mußte.

Die Dunkelheit der Nacht, welche Furcht erzeugte, mußte natürlich auch den Glauben an Erſcheinungen bewirken, wie die Erfahrung beſtätigt hat.

Der heftige Kummer über einen verſtorbenen Freund, der Schauder über einen ermordeten Feind, die Gewiſſensunruhe über ein unerfülltes Teſtament, die Liebe für eine Geliebte, die ſich über Untreue zu Tode gegrämt, die Dankbarkeit gegen eine treue Gattinn, die man lange beſeſſen, das Verlangen, ſich mit einem ausgeſöhnt zu haben, der in Uneinigkeit mit uns ſtarb, die Begierde das aufzuklären, was falſch ausgelegt ward, der Wunſch, ſich mit einem Rathgeber zu berathſchlagen, der nun für uns verloren iſt; ſowohl ſchwächere, als ſtärkere Leidenſchaften waren, wenn ſie ſich auf eine verſtorbene Perſon bezogen, unter gewiſſen Umſtänden oft hinlänglich, den Todten dem Auge des Lebenden darzuſtellen.

Ja, noch mehr, es ſcheint, man könne keinen andern paſſenden Grund von dem Phänomen angeben. Aber man nehme dieſen an, und man ſieht ſogleich ein, wie die aufrichtigſten Menſchen etwas falſches, und die einſichtsvolleſten etwas ungereimtes haben ausbreiten können.

Geſetzt, man wollte ſagen, daß dergleichen Erſcheinung in der moraliſchen Haushaltung Gottes irgend einen wirklichen Nutzen hätten, wird nicht jeder moraliſche Zweck, zu dem ſie dienen könnten, nach meiner Hypotheſe eben ſo wirkſam erreicht, als nach jener? Denn in der That kann nichts darauf ankommen, durch was für Mittel das Gehirn dieſe Bilder empfängt. Die Wirkung, die Ueberzeugung, und der darauf folgende Entſchluß kann in beyden Fällen gerade einerley ſeyn.

Dies ſcheint, mir wenigſtens, die wahre Beſchaffenheit der Geſpenſtererſcheinungen zu ſeyn.

Die Gründe, die ſich gegen eine wirkliche äuſſerliche Erſcheinung anführen laſſen, ſind unter vielen andern folgende.

Die Geſpenſter werden, ſo viel ich weiß, nie bey Tage geſehen. Da die Dunkelheit die Zeit der Furcht, und der Täuſchung, da alsdann die Phantaſie weniger eingeſchränkt iſt: ſo ſind ſie nie mehr als einer Perſon ſichtbar, welches doch ſonſt wahrſcheinlich der Fall hätte ſein müſſen, wenn es nicht eine innere Erſcheinung wäre.

Seit zwanzig Jahren hat man nichts mehr von ſolchen Erſcheinungen gehört. Gäbe es dergleichen wirklich, was könnte man für eine Urſache von einer ſolchen langen Pauſe angeben?

Der Aberglaube iſt in unſerm Jahrhundert mit Eifer untergraben worden, man hat den Glauben an die Geſpenſter lächerlich gemacht. Grund genug, warum die Phantaſie weniger geneigt ſeyn mag ſie ſich einzubilden, aber kein Grund, warum ſie zu erſcheinen aufhören müßten.

Die meiſten von denen, die da erzählt haben, daß ihnen Geſpenſter erſchienen ſind, waren Leute, die ſonſt auch in anderm Betracht tief im Aberglauben ſtaken, Leute von ſchwärmeriſcher Phantaſie, oder von heftigen Leidenſchaften, die aus jener entſtanden, oder die ſonſt zu der Zeit irgend eine Erſchütterung der Seele empfanden.

Einige wenige Fälle laſſen ſich annehmen, wo die Laune der Phantaſie, die ſich ſo ſehr in Träumen zeigt, Wachenden Viſionen dargeſtellt haben mag.

Einige wenige Fälle kann man annehmen, wo die Laune der Einbildungskraft, die in den Träumen ſo geſchäftig iſt, Wachenden Erſcheinungen mag dargeſtellt haben. Ich glaube, es gibt wenige Menſchen, die ſich nicht einiger Perſonen erinnern können, bey denen die Phantaſie ſolche Täuſchungen hervorbrachte, daß ſie ein Bettuch für ein weißes Pferd anſahen.

Da nun aber, wie ich behaupte, das Eingebildete eben ſo ſehr in Schrecken ſetzt, als das Wirkliche, ſo iſt das beſte Mittel dies zu vermeiden, wenn wir genau auf unſere Leidenſchaften Acht haben, Unmäßigkeit, gleich einem Beinhauſe, fliehen, oft die kalte Vernunft und den geſunden Verſtand zu Rathe ziehen, und uns ſo in den Beſitz einer wohlgeordneten Einbidungskraft ſetzen.

4.

An Demoiſelle F. H. 1788.

Ich weiß ein Blümchen, ſchöner blüht
Der keins, wohin man blickt;
Wie würd' ein Auge, das es ſieht,
Vom Blümlein nicht entzückt?
Zwar kann man um und nebenher
Noch andre Blümchen ſehn;
Doch ſo eins, glaubt mir! blüht nicht mehr,
So jung und doch ſo ſchön.

Voll Unſchuld und Beſcheidenheit
Blüht es und bläht ſich nicht,
Und fühlt's nicht, wann, von ihm erfreut,
Man ihm zum Lobe ſpricht.
O Himmel, laß es ſtets ſo frei
Von allem Stolze ſeyn,
Und mach' es taub, wenn Schmeichelei
Und Stutzerliſt ihm dräun!

Gieb aber Lüftchen lieb und lau,
Und warmen Sonnenſchein,
Und tränk' es mild mit Morgenthau,
Und laß es wohlgedeihn.
So welkt das liebe Blümchen nicht,
Wird ſchöner mehr und mehr;
O ſelig, wer es dann einſt bricht,
Ach, wär' ich ſelber der!

F. M.

5.

Die Thräne.

O göttliches Geſchenk der Thränen!
Du fielſt uns nicht vergebens zu.
Wenn ſich nach Troſt die Herzen ſehnen,
Bringſt du die erſte Lindrung, du!
Ach! mancher arme Pilger grübe
Verzweifelnd vor der Zeit ſein Grab,
Wenn ihm der Troſt nicht übrig bliebe,
Den mir ſchon Thräne gab. — —

Wenn bei des Lebens Misgeſchicken
Die Freude mir vergebens winkt,
Und bei der Bosheit Bubenſtücken
Mein Herz in düſtre Schwermuth ſinkt;
Wenn dann beim ſüßen Ton der Flöte
Der ſchwarze Kummer nicht entflieht,
Und in der jungen Morgenröthe
Mein Auge Mitternächte ſieht;

Wenn ich mich dann verloren wähne,
Mein Herz auf keinen Troſt mehr hört:
Entſchlüpft mir endlich eine Thräne —
Wie biſt du Thräne mir ſo werth!
Dann wird's in meiner Seele helle,
Dann endlich nimmt ſie Tröſtung an.
O meiner Ruhe erſte Quelle!
O wohl mir, daß ich weinen kann!

F. M.

6.

An Wilhelminen.

Eh' ich Dich, mit Dir die Liebe, kannte,
War mein Leben trüb' und hoffnungsleer;
Meines Daſeyns mich zu freuen, mahnte
Mich umſonſt die Schöpfung um mich her;
Mitternacht war mir die Morgenröthe,
Oede Wildniß mir das Frühlingsthal,
Martern ſangen mir die ſanfte Flöte
Und die ſchwärmeriſche Nachtigall.

Denn in meinem kranken Herzen ſtrebten
Wünſche, die ich nimmer noch empfand,
Und aus meinem trüben Auge bebten
Thränen, die ich Armer nicht verſtand.
Ach! was hab' ich hoffnungslos gelitten,
Eh der Himmel Lindrung mir verlieh!
Ritterlich hab' ich mein Herz beſtritten,
Aber meine Waffen ſiegten nie.

Da erſchienſt Du mir im Engelkleide,
Unſchuld und der Unſchuld Seelenruh
Und ein Lächeln waren Dein Geſchmeide;
„Sieh, dies iſt ſie!“ rief mein Herz mir zu.
Und ich warb verſchämt um Deine Liebe,
Bis ein ſanfter Druck von Deiner Hand,
(Engel, welch' ein Druck!) mir gleiche Triebe,
Fromme, treue Liebe mir geſtand.

Süße Wonne! himmliſches Entzücken!
Nie vergeßner, nie geſungner Tag,
Seit ich kühn an meine Bruſt Dich drücken,
Und an Deinem Buſen ruhen mag!
Stunden, Holde! fliegen wie Sekunden
Mir an Deinen ſüßen Lippen hin,
Und ich wähne oft in dieſen Stunden,
Daß ich ſchon in Edens Lauben bin.

Wilhelm.

IX.

Fragmente.

Beſondere Gebräuche in Nantucket.

(Aus den ſittlichen Schilderungen von Amerika des Herrn von Crevecoeur.)

Die Sitten der Geſellſchaft der Freunde (wie ſich die Quaker nennen) gründen ſich durchaus auf jene Einfalt, welche ihren Stolz, und den Hauptzug in ihrem Charakter ausmacht. Ich brauche nicht hinzuzuſetzen, daß dieſe Sitten das ganze Anſehen der Geſetze erlangt haben. Dieſelbe Kunſtloſigkeit, welche in ihrer Kleidertracht herrſcht, zeigt ſich auch in ihrer Sprache; und wiewohl dieſe letztere nicht immer ganz grammatiſch richtig iſt, ſo würde doch ein jeder Eingebohrner, der es verſuchen wollte, richtiger zu ſprechen, ohne Ausnahme für einen Thoren oder Sonderling gehalten werden. Auf der andern Seite kann ein hier ankommender Fremder, der ſich die Mühe nehmen will, die hieſige Sprache in aller ihrer Reinigkeit — wie ſie es nennen — zu ſprechen, darauf rechnen, allenthalben die herrlichſte Aufnahme zu finden, und ſich in kurzem ſo beliebt zu machen, als ob er ein altes Mitglied der Geſellſchaft wäre. Indeſſen ſind die Nantucketer hierdurch bereits ſo oft angeführt worden, daß ſie, in Anſehung dieſer Empfehlungsart allgemach anfangen, etwas vorſichtiger zu werden. Wie ſehr ſie übrigens noch an den von ihren Voraltern ererbten Grundſätzen der Häuslichkeit und guten Wirthſchaft feſthalten, mag man unter andern daraus abnehmen, daß ein Jeder, welcher ſich an einem andern, als an dem erſten Tage (Sonntage) in einem langen Rocke von engliſchen Tuche ſehen lieſſe, der öffentlichen Nachrede und dem Gelächter nicht würde entgehen können. Man würde ihn für einen ſorgloſen Verſchwender anſehen, dem weder zu trauen, noch zu helfen wäre. Vor einigen Jahren wurden, zum großen Mißvergnügen dieſer guten Leute, zwey einſpännige Gabel-Chaiſen von Boſton eingeführt. Nichts konnte in den Augen der Nantucketer ſtrafbarer ſeyn, als ſich zum offenbaren Hohn der zweckmäßigern und einfachern einſpännigen Kariole ſolcher ärgerlich gemahlten Fuhrwerke zu bedienen. Es fehlte nicht viel, daß dieſer Zug von ausſchweifender und unerhörter Ueppigkeit eine öffentliche Spaltung erregt hätte; wenigſtens gerieth jede Zunge darüber in die äußerſte Bewegung. Einige ſahen ſchon den baldigen Untergang der beyden Häuſer voraus, die ſich jene Chaiſen hatten kommen laſſen; andere befürchteten die Gefahr der Nachahmung eines ſolchen Beyſpiels; mit einem Worte, ſo lange die Stadt geſtanden hatte, wußte man ſich keines Vorfalls zu erinnern, durch welchen dieſer einfache Staat ſo ſehr in Unruhe gerathen wäre. Der eine Beſitzer dieſer profanen Fuhrwerke ging endlich zu gutem Glücke in ſich und ſandte ſeine Gabel-Chaiſe weislich dahin zurück, wo ſie hergekommen war. Der andere hingegen, der verſtockter und eigenwilliger war, behielt die ſeinige, aller Vorſtellungen ungeachtet, bis daß die Einwohner ſich endlich nach und nach an dieſem anſtößigen Anblick gewöhnten.

ten. Nichts deſtoweniger bedienen ſich, wie ich bemerkt habe, noch gegenwärtig die wohlhabenſten hieſigen Einwohner, wenn ſie einen Beſuch machen, oder auf das Land reiſen, eines einſpännigen Cariols mit einem kleinen übergehangenen Schirme. Und in der That, wenn man den ſandigen Boden und die ſchlechten Wege der Inſel bedenkt, ſo ſcheinen Fuhrwerke dieſer Art unter dieſen Umſtänden die ſchicklichſten.

Müßiggang wird in Nantucket für die größte Sünde gehalten, der ſich ein Menſch ſchuldig machen kann. Daher denn auch dieſes Wort eben ſo viel bedeutet, als Noth und Mangel, und ein Müßiggänger iſt hier ein Gegenſtand des öffentlichen Mitleids. Dieſe Meynung iſt ſo durchgehends angenommen und dermaßen zum herrſchenden Grundſatz geworden, daß dieſe Leute im buchſtäblichen Verſtande niemals müßig ſind. Selbſt dann, wenn ſie auf den Markt gehen, welcher — wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf — gleichſam das Kaffeehaus der Stadt iſt, um entweder Geſchäfte zu beſorgen, oder ſich mit Freunden zu beſprechen, führen ſie immer ein Stückchen Zederholz bey ſich, aus welchem ſie, während daß ſie ſprechen, gleichſam mechaniſch, Spunde auf ihre Thranfäſſer, oder ſonſt etwas nützliches ſchnitzeln. Ueberhaupt muß ich ſagen, daß ich nirgends mehr Geſchicklichkeit das Meſſer zu gebrauchen, gefunden habe, als hier. Auf ſolche Art ſind die Nantucketer, ſelbſt in ihren müßigen Stunden, immer mit Etwas nützlichen beſchäftigt; und da ſie deren auf ihren langen Seefahrten ſehr viele haben, ſo ſchnitzen ſie gewöhnlicher Weiſe auf denſelben eine Menge hölzerner Käſtchen, Etuits, und andere brauchbare Kleinigkeiten, die ſie ihren Weibern oder Schönen, zum Zeichen ihres Andenkens, mitbringen. Sie haben mir eine Menge kleiner Näpfe und andere auf Böttcherart gearbeitete Geſchirre gewieſen, welche äußerſt niedlich und fein gearbeitet waren: denn wie Sie wiſſen, ſo lernen dort Alle, ihre künftige Erwartungen mögen auch ſeyn, welche Sie wollen, das Böttcherhandwerk. Jedermann führt deswegen beſtändig zwey Meſſer bey ſich, wovon das eine von ziemlicher Größe iſt; und wiewohl ſie außerdem für alles, was nur Mode heißt, eine herzliche Verachtung zeigen: ſo iſt doch ihr Geſchmack, was Arbeiten des Meſſers betrift, ſchwer zu befriedigen, und ſie ſind in der Wahl, und dem Preiſe derſelben beynahe eben ſo ausſchweifend, als es ein junges Herrchen in Boſton in Anſehung ſeines Huthes, ſeiner Schnallen, oder ſeines Rockes nur immer ſeyn kann. So bald ein Meſſer im geringſten ſchadhaft, oder etwa von irgend einem ſchönern ausgeſtochen wird, ſo bald legt man es ſorgfältig in dem Pulte bey Seite. Ich erinnere mich einmal bey dem Herrn * * *, einem der würdigſten Männer auf der Inſel, eine dergleichen Sammlung von einigen funfzig geſehen zu haben, und unter dieſen allen waren nicht zwey einander ganz ähnlich. Da ihre Seefahrten oft ſehr lange dauern, ſo müſſen ihre Weiber unterdeſſen nothwendig mancherley Geſchäfte abthun, Rechnungen berichtigen, und überhaupt für das Beſte des Hauſes ſorgen. Da dergleichen Fälle ſehr oft eintreten, ſo erlangen dieſe letztern dadurch nicht weniger Geſchicklichkeit als Neigung zu derjenigen Art von Geſchäftsbetreibung, welcher vorzuſtehen ihre Klugheit und gute Haushaltung den größten Theil derſelben in den Stand ſetzet. Dieſe Beſchäftigung bringt ihren Verſtand mehr zur Reife, und hebt ſie mit Recht über andere Weiber. Auch iſt dies hauptſächlich die Urſache, warum die Weiber zu Nantucket und zu Montreal *) ſo ge-

---

*) Die meiſten Kaufleute und jungen Leute von Montreal bringen den größten Theil ihrer Zeit auf Handlungsgeſchäften mit den Indianern in

geſellig und geſprächig ſind, und ſo viel geſunden Verſtand und Weltkenntniß zeigen. Wenn dann ihre Männer von den Beſchwerlichkeiten der Fahrt ermüdet, voll Liebe und Vertrauen in ihre Heimath zurückkommen, ſo erfolgt gewöhnlich ohne Widerrede eine allgemeine Beſtätigung alles deſſen, was ihre Weiber während ihrer Abweſenheit vorgenommen haben. „Du haſt deine Sachen gut gemacht, Frau!“ iſt gemeiniglich die Art, wie ſie ihren Beyfall über die bezeigte Geſchicklichkeit und Fleiß ihrer wirthſchaftlichen Gattinnen ausdrücken. Und was wollten auch die Männer ohne die Unterſtützung dieſer treuen Gehülfinnen anfangen? — Die Abweſenheit der meiſten Männer zu gewiſſen Jahreszeiten gibt der Stadt dieſe Zeit über ein einſames, ödes Anſehen, und dieſe traurige Lage macht die Weiber geneigt, ſich öfterer unter einander zu beſuchen, als wenn ihre Männer zu Hauſe ſind. Daher ſchreibt ſich die Gewohnheit der ſo häufigen Beſuche in Nantucket, eine Gewohnheit, welche ſelbſt diejenigen, deren Männer nicht auf die Fahrt auslaufen, mitmachen. Ehe ſie ausgehen, wird alles im Hauſe in Ordnung gebracht, ſodann eilen ſie zu ihren Beſuchen, bey welchen ſie ſich mit einem freundlichen Geſpräch, einer Schaale Thee und einer fröhlichen Abendmahlzeit bewirthen. Wenn der Mann von ſeiner Arbeit zurückkehrt, ſucht er ſeine Frau auf, ſie abzuholen und nach Hauſe zu bringen. Die jungen Leute ſind ihrerſeits nicht minder beſorgt, einen bequemen Ort aufzufinden, wo ſie mit den Mädchen aus der Nachbarſchaft zuſammen kommen. Anſtatt die Zeit mit Kartenſpielen, Muſik und Singen hinzubringen, werden Geſchichten von ihrem Wallfiſchfange, ihren gehabten Abentheuern zur See, und den

in einer auſſerordentlichen Entfernung von Canada zu; es geſchieht oft, daß ſie länger als drey Jahre von Hauſe abweſend ſind.

verſchiedenen Küſten und Völkern erzählt, die ſie geſehen haben. „Die Katharinen-Inſel bey Braſilien, ſagt dann Einer, iſt doch eine wunderbare Inſel. Sie wird von lauter Mannsleuten bewohnt: kein Frauenzimmer darf ihr nahe kommen, und auf der ganzen Inſel iſt nicht eins zu finden. Dank ſey es dem Himmel, daß dieſe Einrichtung nicht bey uns gilt. Solche Mädel und Jungen, wie in Nantucket, muß es in der ganzen Welt nicht geben.“ Dieſer unſchuldige Scherz erregt ein lautes Gelächter an dem ganzen Tiſche, und jedwedes liſpelt ſeinem Nachbar noch ſeine beſondern Anmerkungen darüber zu. Puddings, Kuchen und Gebackenes werden bey ſolcher Gelegenheit nicht geſpart. Ueberhaupt glaube ich nicht, daß es irgend ein anderes Volk, unter gleichen Umſtänden, giebt, welches für den Gaum ſo gut, ja ich möchte ſagen, ſo überflüſſig ſorgt als die Nantucketer. Da der Trunk unter ihnen unbekannt iſt, und Muſik, Tanz und Geſang nicht minder als jener hier verabſcheuet wird: ſo dürfte es ihnen, ohne reichliche Mahlzeiten, wirklich ſchwer werden, manche leere Stunden ihres Lebens auszufüllen. — Die jungen Leute ſitzen dann beyſammen, ſchwatzen und vergnügen ſich ſo gut ſie können. Iſt etwa einer eben erſt von einer Fahrt zurückgekommen, ſo führt er dieſen Abend das Wort. Oft lacht und ſchwatzt der ganze Kreis zugleich; aber ſie ſind dabey vollkommen glücklich, und würden ihr Vergnügen nicht um die Feyerlichkeit der glänzendſten Verſammlungen in Europa vertauſchen. Dieſe Unterhaltungen dauern bis um die Zeit, da man weiß, daß Vater und Mutter zurückkommen. Jedes eilt dann nach Hauſe; doch verſteht es ſich, daß die Jünglinge ihre Schönen bis zu ihren Wohnungen begleiten.

Auf dieſe Art bringen ſie die Abende ihres jugendlichen Lebens zu. Kein Wunder daher, wenn ſie ſo zeitig heyrathen.

rathen. Allein ſo bald die Trauungs-Feyerlichkeit dann auch vorüber iſt, wird der ganze Anſchein dieſer muntern Fröhlichkeit abgelegt, und dafür dasjenige geſetztere Weſen und Betragen angenommen, das dem neuen Verhältniſſe, in welches ſie nunmehr mit der Geſellſchaft treten, angemeſſen iſt, und als eine nothwendige Eigenſchaft des Hausſtandes angeſehen wird. Die Neuvermählte folgt der Herrſchaft des Herkommens, welches nicht minder mächtig iſt, als die Tiranney der Mode, und übernimmt allmählich die Führung des Hausweſens, das ihr der Mann, der nun bald zur See gehen ſoll, gern überläßt. Selbſt diejenigen Männer, welche zu Hauſe bleiben, verlaſſen ſich hier immer, wenigſtens in den geringern Fächern der Haushaltung, beynahe ganz auf ihre Weiber. Sie dürfen aber darum nicht glauben, daß die Weiber in Nantucket von unruhiger, anmaßender und herrſchſüchtiger Gemüthsart ſind. Nichts weniger als dies. Die Weiber in Scharborn thun nichts mehr, als was die Sitten der Inſel mit ſich bringen. Die Männer, denen dieſe alte Sitten gleich ehrwürdig ſind, bequemen ſich darnach, ohne dabey nur die geringſte Unſchicklichkeit zu ahnden. Wollten ſie anders handeln, ſo würden ſie befürchten die Grundſätze der Geſelligkeit zu untergraben, indem ſie ſich Eingriffe in die urſprüngliche Einrichtung derſelben erlaubten. Auf dieſe Art ſind beyde Theile vollkommen zufrieden, und alles iſt Eintracht und Ruhe. Der reichſte Beſitzer, welchen die Inſel gegenwärtig aufzuweiſen hat, iſt — wie Jedermann weiß, — ſein ganzes anſehnliches Glück dem Handelsgeiſte und der Betriebſamkeit ſeiner Ehegattin ſchuldig. Während daß er auf ſeine erſten Fahrten auslief, legte die letztere einen kleinen Handel von Steck- und Näh-Nadeln an, und hielt noch überdies Schule. Nach einiger Zeit verſahe ſie ſich mit beträchtlicheren Waarenartikeln, die ſie mit ſo vieler

Einſicht verkaufte, daß ſie den Grund zu einem ausgebreiteteren Handel legte, welcher ſeitdem von ihr eben ſo geſchickt als glücklich fortgeſetzt worden iſt. Sie ſchrieb nach London, erwarb ſich daſelbſt anſehnliche Bekanntſchaften; kurz alle, ſowohl einheimiſche als auswärtige Geſchäfte dieſes ſo anſehnlichen Handelshauſes gehen einzig und allein durch ihre Hände. Jedes Kind hier, und ſo auch jeder Bürger in Boſton, hat gewiß von Ruhme Keſiah gehört. Wiſſen Sie alſo, daß dieſe berühmte Perſon Herrn C * * 's, eines ſehr würdigen Mannes, Gattin iſt, der mit allem, was ſie unternimmt, dergeſtalt zufrieden iſt, und ſich mit ſo einem unumſchränkten Vertrauen auf ihre Klugheit verläßt, daß er ſich in allem, was die Vorſorge für ſeine häuslichen Umſtände betrifft, beynahe gänzlich leidend verhält. Sie beſitzen das beſte Landguth auf der Inſel, zu Quays, wo ſie in vollkommener Einigkeit leben, und ſehr gaſtfrey ſind. In der That ſcheint Herr C * * ganz für das beſchauliche Leben beſtimmt zu ſeyn.

Mit dieſer Geſchicklichkeit, womit die Weiber in Nantucket die Angelegenheiten ihrer abweſenden Männer beſorgen, verbinden ſie zugleich Fleiß und Arbeitſamkeit. Sie ſpinnen und laſſen von ihren Leuten eine Menge Wolle und Flachs ſpinnen; ja ſie würden es ſich für keine geringe Schande halten, wenn ihre ganze Familie nicht wohl und reinlich gekleidet wäre, und einen andern Faden trüge, als der im Hauſe geſponnen worden iſt. Der Sonntag iſt die einzige Zeit, wo beyde Geſchlechter in Zeugen von engliſcher Arbeit erſcheinen dürfen; doch auch dieſe müſſen nicht viel koſten, und von dunkler, beſcheidener Farbe ſeyn. Uebrigens gehen ſie alle überein gekleidet, und man bemerkt ſo wenig Unterſchied in ihrem Anzuge, daß man ſie allerſeits für Glieder einer einzigen großen Familie halten könnte.

Eine auffallende Gewohnheit herrſcht gleichwohl unter den Weibern, die mich nicht wenig befremdet hat; auch weiß ich gar keine Urſache für die Einführung einer ſo beſondern Mode, oder vielmehr eines ſo außerordentlichen Bedürfniſſes in einer der Einfalt der Sitten übrigens ſo unverändert treu gebliebenen Geſellſchaft anzugeben. Seit verſchiedenen Jahren nämlich iſt unter ihnen der Aſiatiſche Gebrauch herrſchend geworden, jeden Morgen eine Doſis Opium zu nehmen, und dieſe Angewohnheit iſt ihnen nun ſo ſehr zur Natur geworden, daß ſie ſich einbilden, ohne den Genuß deſſelben beynahe nicht leben zu können, ja, ſich viel eher, ich weiß nicht welche Nothwendigkeit, als dieſe ihre Lieblingsnäſcherey, verſagen würden. Doch gilt dieſes mehr von den Weibern, als von den Männern. Nur wenige der letztern haben ſich bis jetzt von dieſer Krankheit anſtecken laſſen, obſchon der Scheriff, der in gewiſſer Rückſicht die vornehmſte Perſon auf der Inſel genannt werden kann, und noch überdies ein berühmter Arzt iſt, ſeit einigen Jahren die Gewohnheit mitmacht. Er nimmt alle Morgen, nach dem Frühſtück, drey Gran Opium, und iſt, wie er mich mehrmalen verſichert hat — denn ich habe das Vergnügen gehabt genaue Bekanntſchaft mit ihm zu errichten — ohne den Gebrauch deſſelben nicht im Stande, irgend etwas vorzunehmen.

Es iſt kaum begreiflich, wie ein Volk, das durch die ihm zur Natur gewordene Arbeitſamkeit und Bewegung einer ununterbrochenen Geſundheit und Heiterkeit genießt, und gegen alle Vapeurs des Müßigganges geſichert wird, gleichwohl je in den Fall kommen könnte, ſich diejenige Munterkeit durch Opium zu erkünſteln, die es mit ſo vielem Rechte von ſeiner Mäßigkeit, ſeinem Klima und ſeiner glücklichen Lage zu erwarten hat. Aber wo iſt eine Geſellſchaft, die von Irrthümern und Thorheiten gänzlich frey wäre? Die beſte bleibt immer diejenige, welche bey den Unvollkommenheiten überwiegende Vorzüge zeigt; und da kann ich denn mit Wahrheit verſichern, daß mir niemals ein weniger laſterhaftes und ein harmloſeres Volk vorgekommen iſt, als die Bewohner von Nantucket.

Die meiſten der gegenwärtigen Einwohner ſind Nachkömmlinge der ſieben und zwanzig erſten Eigenthümer, welche ſich hier ankauften. Ein Theil der übrigen iſt von verſchiedenen Orten, beſonders von Maſſachuſet, herüber gekommen. Denn man findet, wie dies ſonſt bey den meiſten andern Kolonien der Fall iſt, hier weder Schotten, noch Irrländer, noch Franzoſen, ſondern ein ganz unvermiſchtes engliſches Geſchlecht. Die Folge davon iſt, daß ſie einander alle gewiſſermaßen verwandt ſind, und man darf ſich daher nicht wundern, wenn man hört, daß ſie ſich unter einander niemals anders, als Vetter und Muhme, Oheim und Baſe nennen. Dieſe Benennungen ſind ſo durchgängig gemein, daß man gar keine andere hört, und daß derjenige für einen ſteifen oder ſonderbaren Menſchen angeſehen werden würde, der es wagte, ſich von dieſer alten Sitte zu entfernen, welche ein natürliches Bild einer zahlreichen ausgebreiteten Familie darbietet. Und eben dies iſt auch die Urſache, das Viele, die hier wohnen, und mit keinem in der Stadt auch nur einigermaßen verwandt ſind, ſich bey ihren Unternehmungen gleichwohl keiner andern Benennungen bedienen, und ich wette darauf, Sie ſelbſt dürften nur einige Tage hier ſeyn, ſo würden Sie ſich nicht entbrechen können, dieſelbe vertrauliche Sprache anzunehmen, welche hier ſo wenig mißfällig iſt, daß ſie vielmehr eine allgemeine Bekanntſchaft und Freundſchaft bezeichnet, welche alles in Eintracht und Friede zuſammenhält.

Sie halten überdies, wie ich bereits bemerkt habe, viel auf geſellige Spatziergänge und Zuſammenkünfte. Bey auſſerordentlichen Gelegenheiten wird ein Ritt oder eine Fahrt nach Palpus veranſtaltet, wo eine Art von Gaſthof iſt. Aber auch bey dieſen ländlichen Vergnügungen verläugnen ſie weder ihre ſtädtiſche Mäßigkeit, noch die in allen ihren Aeuſſerungen herrſchende Einfalt der Sitten. Dieſe letztere iſt ihnen in der That in einem beynahe unglaublichen Grade eigenthümlich. Das Vergnügen einander gegenſeitig zu beſuchen, zuſammen zu plaudern und friſche Luft zu ſchöpfen, im Brete zu ſpielen, u. ſ. w. ſind die einzigen Zerſtreuungen, die ſie kennen, und alles was ſie zu wünſchen ſcheinen. Das Haus zu Palpus iſt der gewöhnliche Verſammlungsort ſowohl derer, die ſich die Glückſeligkeit einer Chaiſe und eines Pferdes verſchaffen können, als jener, welche ihrem hergebrachten Fuhrwerke treu bleiben; und dieſe machen die größere Anzahl aus. Sie genießen dabey des Vergnügens ſich eine Veränderung der Luft und Bewegung durch Fahren oder Reiten zu machen, welches letztere Leuten, die ſo lange auf der See ſchweben, beſonders annehmlich dünken muß. Es verſteht ſich übrigens, daß bey dergleichen auſſerordentlichen Feyerlichkeiten auch der, das Herz erfreuende, und in dieſem Klima wohlthätige Becher herumgeht. Ich war einmal zu einer Luſtreiſe nach dieſem Hauſe mit eingeladen, und hatte das Vergnügen eine der weiblichen Schönen dahin zu führen, deren es auf dieſer Inſel in der That recht viele gibt. Sie war in alle die Reize einer bezaubernden Simplicität gekleidet, war munter, ohne ſich zu vergeſſen, und gefällig, ohne ſich zu zieren. Die ganze übrige Geſellſchaft, ſo aufgeräumt auch alles war, blieb darum nicht weniger in den Schranken des Anſtandes. Niemals in meinem ganzen Leben habe ich ſo viel unverſtellte Fröhlichkeit mit ſo viel Einſamkeit verbunden geſehen. Das Vergnügen des Tages war mit größter Lebhaftigkeit, und doch unſchuldigſter Freyheit genoſſen. Keine ſtolze Spröde, keine liebäugelnde Buhlerin entehrte die frohe Geſellſchaft. Alles überließ ſich den Eingebungen eines unbefangenen Gemüths und ihren zur Natur gewordenen Sitten, den einzigen Regeln des Wohlſtandes, die man in Nantucket kennt. Wie übel würde ſich nicht ein Europäer in dieſer Geſellſchaft ohne Muſik, ohne Tanz und ohne Karten befunden haben! Gewiß würde er es eine höchſtlangweilige Verſammlung genannt, und den Tag bejammert haben, den er auf eine ſo elende Art zugebracht hätte. Ich meinerſeits fand, daß dieſe ländliche Ausfahrt denjenigen ziemlich nahe kommt, die wir bisweilen in unſerer Provinz hier anſtellen, nur mit dem Unterſchiede, daß wir uns kein Bedenken machen, auch wohl einen frohen Tanz dabey aufzuführen, obſchon die Muſik mit keinen andern Spielleuten beſetzt iſt, als einen Paar ſelbſtgelernten Afrikaniſchen Fiedlern. Wir kehrten ſo zufrieden zurück, als wir hingefahren waren, und freuten uns den ſchönen Mond einen Tag verlängern zu ſehen, welcher gleich manchen andern angenehmen Tagen, außerordentlich ſchnell vergangen war.

Um die Inſel in ihrer weiteſten Entfernung von der Stadt aus zu beſehen, machte ich einen Ritt nach der am meiſten oſtwärts gelegenen Gegend, welche weiter nichts merkwürdiges hat, als Poelgück Rip, wo die beſten Fiſche gefangen werden. Ich ritt bey der Tetukemah-Pflege vorbey, welche die oben beſchriebene Gemeinpflanzungen enthält. Die Verzäunungen waren von Pfoſten und Latten aus Zedernholze, die ſich in dem beſten Ebenmaaße an einander ſchloſſen: auch die Saat ſelbſt ſtand ungemein ſchön. Von da kam ich nach Barrey's-Thal, wo ich gewiſſe, hier nicht ungewöhnliche Grasarten (the blue graſs and the ſpear graſs) häufiger als in irgend einer andern Gegend der Inſel antraf; dann nach Yib's Pond, und zuletzt nach Siaſconcet. Auf dieſem wilden Strande fand ich einige Hütten aufgeſchlagen, welche zur Beherbergung der Fiſcher, während der Fiſchzeit, beſtimmt ſind. Sie waren insgeſammt leer bis auf die einzige, wohin man mich gewieſen hatte. Dieſe war gleich den übrigen auf dem höchſtgelegenen Theile des Ufers erbauet, und hatte das große Weltmeer im Geſichte. Der Boden ſchien aus nichts als Sande zu beſtehen, welcher hin und wieder von einigen Kräutern bedeckt wurde. Auch der Umſtand war für mich nicht gleichgültig, daß dieſes Haus auf den Ruinen einer der ehemaligen Hütten ſtand, welche die erſten Koloniſten hier aufgeſchlagen hatten, um ſich daſelbſt nach Wallfiſchen umzuſehen. Hier lebt eine einzige Familie, ganz einſam, und ohne irgend einen Nachbar. Niemals habe ich einen Ort geſehen, der mehr für ein der einſamen Betrachtung gewidmetes Leben gemacht zu ſeyn ſcheint, und ſo ganz von der großen Welt und allen ihren Unterbrechungen abgeſondert geweſen wäre. Der nimmer raſtende Ocean iſt alles, was dieſe Familie zu ſehen bekommt. Ich verlor mich in das Anſchauen deſſelben, ohne zu wiſſen, wie mir geſchah; meine Augen waren, wie geheſtet, auf die unüberſehliche Oberfläche dieſes Elements, das unaufhörlich in Bewegung iſt, und dieſe Ufer alle Augenblicke zu zerſtören ſcheint. Mein Gehör wurde von dem Geräuſch der Wogen beynahe betäubt, die ſich über einander wegſtürzten, als ob ſie von irgend einer unſichtbaren Kraft nach der Stelle getrieben würden, wo ich mich befand, und im Begriff wären mich mit ſich fortzureiſſen. Ich athmete, ohne es zu bemerken, eine unzählige Menge ſeiner Salztheilchen ein, welche ſich von den ſchäumenden Wellen losriſſen, oder von den am Ufer befindlichen Kräutern ausdünſteten. Tauſend Betrachtungen drängten ſich in meine Seele, die mich in dem Augenblick ihres Entſtehens ergötzten, jetzt aber beynahe ganz wieder verſchwunden ſind, oder doch nur in mir eine ſehr dunkle Erinnerung zurückgelaſſen haben. — Wie könnte auch der Mann, der auf dem trockenen Lande zu leben gewohnt iſt, ein ſo auſſerordentliches Element ohne einige Furcht betrachten, deſſen Ungeſtüm der Zerſtörer dieſes armen Planeten zu ſeyn droht, und das gleichwohl zu gewiſſen Zeiten die zerſtreuten Erdtheile wieder gemeinſchaftlich abſetzt, zuſammenhäuft, und Inſeln und Länder daraus bildet, auf welchen wiederum Menſchen wohnen können. Wer kann jenen abgemeſſenen Wechſel der Ebbe und Fluth betrachten, nach welchem das Meer bald aufſchwillt, um in die Flußbetten und jede andere Oefnung zu dringen, und dadurch die Schiffahrt zu erleichtern, bald wieder vom Ufer zurücktritt, um den Küſten-Bewohnern Zeit zu geben, jene Mannichfaltigkeit von Schaalfiſchen einzuſammeln, von welchen ſich ſo viele Arme ernähren? Wer kann das Brauſen des Sturmwindes, deſſen mächtige Gewalt bisweilen die ganze Erde zu erſchüttern ſcheint, vernehmen, ohne ſich von ungewöhnlichen Empfindungen bewegt zu fühlen? Kann dieſer Wind, der nur vor wenigen Tagen unſere Amerikaniſchen Felder erfriſchte, und unſern Lauben Kühlung zuwehte, daſſelbe Element ſeyn, welches zuweilen das Meer in einen ſo fürchterlichen Aufruhr bringt, die großen Fahrzeuge entmaſtet, und ſo viel Schiffbruch und Jammer anrichtet? Wie klein muß nicht der Menſch ſich ſelbſt vorkommen, wenn er in dergleichen Betrachtungen verſenkt, wie ich am Rande des unabſehlichen Weltmeeres, ſich befindet. — Die Familie, der ich eben gedacht habe, lebt einzig und allein vom Fiſchfang; denn noch hat es der Pflug nicht gewagt, das harte Erdreich der benachbarten Ebene aufzureiſſen, welches auch unter dieſen Umſtänden eine ganz unnöthige Arbeit ſeyn würde. Dieſes Haus war mir ein Beweis, daß man bey Freyheit und bürgerlicher Glückſeligkeit überall in Sicherheit, Frieden und Ueberfluß leben kann. Nichts fehlte hier, um dieſen Ort ganz zu einem philoſophiſchen Aufenthalt zu machen, als einige alte Bäume, deren ſchattige Zweige die Betrachtung in ihre ſtille Einſamkeit aufnähmen. Ich fand eine Menge Kinder in dieſem Hauſe, von verſchiedenen Jahren, den Segen einer frühzeitigen Ehe. Sie waren roth wie die Kirſchen und geſund wie die Fiſche, von welchen ſie lebten. Die älteſten konnten ſich bereits auf die See wagen, und ließen ſich in den Geheimniſſen, dieſes Element zu beherrſchen, unterrichten, welches ihrer aller Beſtimmung war; indes ihre jetzt noch minder beherzten jüngere Brüder an dem Rande einer ſtilleren Lache an Nußſchalen und Stückchen Holz, die ſie gleich Kähnen ſchwimmen ließen, lernten, wie ſie dereinſt die größern Schiffe ihres Vaters durch einen wildern und tiefern Ocean leiten ſollten. Ich verweilte zwey Tage daſelbſt; um mich mit den verſchiedenen Fächern der Wirthſchaft und überhaupt der Lebensart, die dieſe Leute in einem ſo abgeſonderten Winkel führen, bekannt zu machen. Die Muſcheln und Auſtern, mit welchen die Küſte reichlich verſehen iſt, und ſamt einem auf gut Indianiſch zugerichteten Mehlbrey, (Indian Dumpling) machen ihre tägliche und weſentlichſte Koſt aus. Zuweilen fangen ſie an den benachbarten Klippen größere Fiſche, welche denn ſchon unter die Feyertagsgerichten gehören; auch hatten ſie einen Ueberfluß an geräucherten Schinken. Das Schnurren der Räder verkündigte den Fleiß der Mutter und ihrer Töchter. Eine von ihnen hatte weben gelernt, und verfertigte auf einem in dem Hauſe befindlichen Weberſtuhle, alles, was die Familie an Kleidungsſtücken brauchte. Kurz, die Leute waren ganz gemächlich eingerichtet, und ſchienen an nichts Mangel zu haben.

Es wird Sie nicht befremden, daß Leute, denen ſo wenig Zeit zum Leſen übrig bleibt, als den arbeitſamen Nantucketern, eben keinen großen Büchervorrath haben. Die Bibel und einige Schulbücher, in nattiſcher und engliſcher Sprache, machten den größten Theil ihrer Sammlungen dieſer Art aus. Ich fand indeſſen auch einige Exemplare des Hudibras und Joſephus bey ihnen; aber niemand konnte mir ſagen, wie dieſe Werke den Weg nach Nantucket gefunden hatten. Es kommt einem Fremden ziemlich ſonderbar vor, dieſes in einem ſo hohen Grade ernſthafte, und mit jedem Zweige der Litteratur unbekannte Volk, mit Vergnügen ein Werk leſen zu ſehen, welches offenbar einen gewiſſen Grad von Geſchmack, und einige vorläufige hiſtoriſche Kenntniſſe vorausſetzet. Indeſſen wird es hier beynahe von jedermann geleſen, und viele wiſſen ganze Stellen daraus herzuſagen, ob ich ſchon nicht bemerken konnte, daß ſie die Schönheiten derſelben verſtanden hätten. Muß man ſich nicht wundern, ein Gedicht dieſer Art in den Händen ungelehrter Fiſcher zu finden, welche mit jeder andern Gattung von Schriftwerken durchaus unbekannt ſind? Joſephus Geſchichte ſcheint allerdings für ſie verſtändlicher, und ihrer Erziehung und Lebensart angemeſſener zu ſeyn, indem die Schickſale eines Volks darin erzählt werden, von welchem wir die Prophezeyungen uberkommen haben, und die Religionsgeſetze, die wir befolgen.

Gelehrte Reiſende, die aus den Gallerieen und Kabinetten Italiens zurückkommen, und noch mit jener Hochachtung davon ſprechen, mit der ſie dieſelben beſehen haben, würden ſich ſchwerlich überreden laſſen, daß ein ſo armſeliger Ort, deſſen ganzer Vorzug in der Thätigkeit und dem Fleiße ſeiner Bewohner beſteht, nur einige Aufmerkſamkeit verdienen könnte. Ich aber, der ich niemals die Seltenheiten von Europa geſehen habe, finde meine Neugierde hinlänglich durch aufmerkſame Unterſuchung deſſen befriedigt, was mein Vaterland aufzuzeigen hat. Wenn wir keine alten Amphitheater, keine goldenen Palläſte, keine ſtolzen Pyramiden aufweiſen können: ſo genießen wir dafür in der Sicherheit unſerer Wälder einer dauerhaften Glückſeligkeit, welche alle jene Wunder der Kunſt nicht gewähren können. Bey uns hat niemand von bürgerlicher oder kirchlicher Bedrückung zu leiden. Wir haben hier wenige Arme, die Müßiggänger ausgenommen, und auch dieſe bringt die Macht des Beyſpiels und jedwede Art von Aufmunterung, bald wieder zu derjenigen Thätigkeit zurück, die vielleicht in ihrer Heymath, wegen Mangel an Beſchäftigungen, erſchlafft war, ein Umſtand, durch welchen ſich ſo mancher ehrliche Europäer genöthigt ſieht, ſein Unterkommen bey uns zu ſuchen. In Europa fehlt es oft an der Gelegenheit des Unterkommens. Wenn die Armee und die Marine vollzählich iſt, wenn der Feldbau und die Fabriken keine Hände weiter brauchen, was ſoll dann aus denen werden, die nicht anderwärts angeſtellt ſind? In Amerika hingegen findet der Fleiß ein unüberſehliches Feld ſeine Thätigkeit zu üben — ein Feld, welches in vielen Jahrhunderten noch nicht hinreichend, geſchweige überflüßig, angebauet ſeyn wird.

[illegible]ellaneen.
1. Falſche Züge. 125.
2. Die [illegible] Brüder. 126.
3. Ueber die Meinung von den Geſpenſtern. 127.
4. [illegible] Herbſtmeſſe [illegible] 1788. 132.
5. Die [illegible] 133.
6. [illegible] Wilhelminen. 134.
Fragmente [illegible]
[illegible] Gebräuche in Nantucket. 135.

Im Verlage der Weverſchen Buchhandlung in Berlin ſind in der Oſtermeſſe 1789 nachfolgende neue Bücher herausgekommen:

Dictionnaire des nations par une Société de gens de [illegible] augmenté de plusieurs articles, revûs par Monsieur le Professeur de la Veaux Tome II. gr. 8. Berlin. 1789.

[illegible] Band der [illegible] 3ten [illegible] Auflage wird [illegible] Die Weverſche Buchhandlung hat von dieſem [illegible] gut aufgenommenen Dictionnaire in kurzer Zeit zwey Auflagen abgeſetzt und beſorgt die dritte. Der ſchlechte Druck und Papier, desgleichen die wegen der weiten Entfernung der Verfaſſer vom Druckort, häufig eingeſchlichene Druckfehler, — es mußte wegen des hieſigen ſtarken Papiermangels auswärts gedruckt werden — haben den Verleger bewogen, dieſe dritte Auflage unter der Aufſicht der Verfaſſer in Berlin auf ſchön weiß Papier mit neuer Schrift drucken zu laſſen. Nur ſein innerer Werth, zumal ſeine ganz ungemeine Reichhaltigkeit, welche allen andern vor und nach ihm erſchienenen Handdictionnairen fehlt, hat den ſchnellen Vertrieb der beyden erſten Auflagen bewirkt. Dieſe 3te Auflage wird doch mit vielen Artikeln von den Verfaſſern vermehrt, und an Druck und Papier beyde erſtere Editionen, wie ſchon geſagt, übertreffen. Aus dieſen Gründen ſieht ſich der Verleger genöthiget, den Preis dieſer Edition um 12 Gr. zu erhöhen, und 5 Thlr. ſtatt 4 Thlr. 12 Gr. für ſolche zahlen zu laſſen. Diejenigen aber, welche hierauf pränumeriren, bekommen dies Buch für 4 Thlr. und wird Ihnen der 3te Band zu Michaelis frey nachgeliefert.

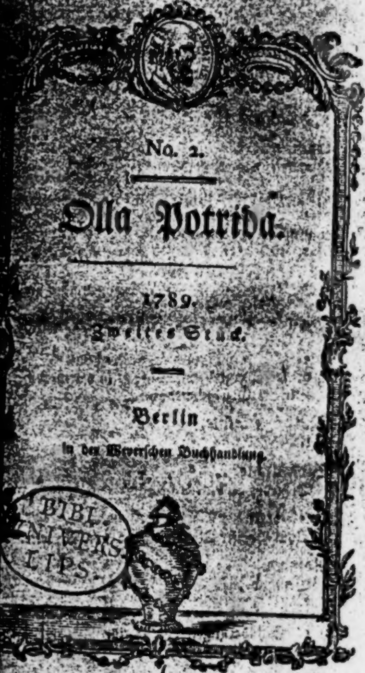
[illegible] 1789. [illegible]
16 Gr.

[illegible]

Biographiſches Lexikon [illegible]

[illegible] 16 Gr.

[illegible]



No. 2.

Olla Potrida.

1789.
Zweites Stück.

Berlin
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

1.
3.

Innhalt.

Gedichte.

Auszüge.
Herrn Bartels Reiſe auf dem Etna.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.
1. Trauriges Abentheuer eines Reiſenden ohnweit Wien.
2. Schreiben eines Ausländers über die Art in England zu reiſen.
3. Gedanken und Beobachtungen über verſchiedne Gegenſtände.
4. Der franzöſiſche Höfling und der deutſche Arzt.
5. Der Schäfertanz in Heidenheim.
6. Ueber Rang und Würde in der menſchlichen Geſellſchaft.

Naturgeſchichte.
Ueber Nachtigallen.

Biographie.
Diderots Andenken geweiht.

Anekdoten.
Vom Pariſer Theaterweſen: von Mercier.

Roman.
Bemgad.

Miſcellaneen.
1. Schilderungen von Paris.

2. Ue

Olla Potrida.

1789.

Zweites Stück.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

I.

Gedichte.

1.

Das Einmaleins der Liebenden.

Eine freie Ueberſetzung des fünften Catulliſchen Gedichtes.

Laſſ' uns leben, laſſ' uns lieben,
Unbeſcholtne Lesbia!
Iſt uns ſchon der Greis zu nah,
Der den allerreinſten Trieben,
Schmähend hier entgegen ſah;
Laſſ' uns lieben, laſſ' uns leben,
Und kein Aß für Tadel geben!
Tauſend Sonnen gehen auf,
Tauſend Sonnen gehen nieder;
Ach, nach unſerer Tage Lauf,
Tagt für uns kein Phöbus wieder!

Du, der Erde ſchönſte Zier,
Laß von deinen Lippen dir
Zehnmal hundert Küſſe rauben;
Zehnmal zehen neue dann;
Tauſend wieder; dann und wann
Noch ein hundert (auszuſchnauben);
Eilfmal hundert obendrein;
Laſſ' es Myriaden ſeyn!
Wann wir viele tauſend zählen,
Miſchen wir ſie ſo geſchwind,
Daß wir ſelbſt, und die drauf ſchmälen,
Zweiflen, wie viele Küſſe ſind?

2.

Die Kußernte.

Eine freie Ueberſetzung des acht und vierzigſten Catulliſchen Gedichtes.

Deine ſanften Augen, Lesbia,
Wenn, nach Luſt, du mir ſie küſſen läſſeſt,
Werd' ich, mehr den dreimal hunderttauſend
Mal zu küſſen, nicht ermüden; ſelbſt
Wenn die Zahl der Halmenernte minder
Wird, als unſrer Küſſe reiche Ernte.

3.

Warnung vor Müßiggang.

Eine freie Ueberſetzung des 51ſten Catulliſchen Gedichtes.

Der dünket mich den Göttern gleich,
Und wenn es möglich iſt, noch Götter
An Seligkeit zu übertreffen.
Der ſtets dir gegenüber athmet,
Dich ſieht, dich hört, die du ſo lieblich
Dem Glücklichen entgegen lächelſt.
Mir Armen raubt es Geiſt und Sinn!
Denn, als ein mal ich, Lesbia,
Dich ſah, ſchien mir die Welt geringer.
Die Zung' erſtaunt: mir ſchleicht die Flamme,
Verzehrend, durch Nerv' und Ader:
Mir tönt das Ohr: das Aug' verblindet!
Catull, die Muße nagt an dir,
Die Muße macht dich frech, die Muße
Hat Kön'ge ſchon, hat Städte ſchon geſtürzt!

II.

Auszüge.

Herrn Bartels Reiſe auf dem Etna.

(Aus dem 2ten Theile ſeiner, ſo intereſſanten, Briefe über Kalabrien und Sicilien.)

Ich habe glücklich die beſchwerliche, aber über allen Ausdruck belohnende Reiſe, zum Gipfel des Etna vollendet, und dort mit namenloſer Freude, die Reichthümer der Welt und ihre Herrlichkeiten überſehen! Der donnernde Etna unter meinen Füßen, mit ſeinen fürchterlichen Verwüſtungen um ſich her, vermochte den ruhigen, frohen Genuß der Schönheiten der Natur nicht zu unterbrechen, die beim Aufgange der Sonne, wie ein aufgeſchlagnes Buch vor meinen Augen lagen. Mit Triumph ſchrieb ich bei der Rückkehr unter meines Freundes, Profeſſor Münters Verſe, die er wenige Monate vorher im Benediktinerkloſter, dem erſten Ruhepunkte auf der Etnareiſe, zwölf Millien von Katanien angeſchlagen hatte, da er die Spitze des Etna zu erreichen ſuchte und ſie nicht erreichte, und die ſo lauten:

Nach des Etna heiligen Zinnen ſtrebt' ich vergebens;
Denn es hemmte mich wirbelnder Sturm und die Wolken des Himmels:

Alſo hemmen den Eilenden oft, der nach ewigen Thaten
Dürſtet, der Laſter Gewalt und die nächtlichen Wolken des Neides.

folgende Zeilen:

Freund ich ſtrebte wie du, und betrat die heiligen Zinnen,
Wollten gleich wirbelnde Stürme, und die Wolken des Himmels mich hemmen:
Ich durchbrach ſie, wie Mannmuth, ringend nach ewigen Thaten,
Kühn durch Laſter Gewalt und die nächtlichen Wolken des Neidſs bricht!

Ich will Ihnen eine genaue Beſchreibung unſrer ganzen Reiſe liefern. Gegen Mittag verließen, mein Reiſegefährte und ich, blos von zwei Mauleſeltreibern begleitet, Katanien. Eine Menge Landleute geſellten ſich bald zu uns, die froh, nachdem ſie ihre Waaren in der Stadt abgeſetzt hatten, zu ihrer Heimath zurückkehrten. Nicht lange, ſo waren wir mit ihnen bekannt, ſie intereſſirten ſich für uns, und es war mir eine Freude zu bemerken, wie ſie ſich bemühten, uns mit allen den Gefahren, denen wir auf unſrer Etnareiſe ausgeſetzt ſeyn würden, und mit allen den kleinen Scherereien, deren Spiel Fremde nur zu oft werden müſſen, bekannt zu machen. Sie zeigten uns Mittel und Wege, wie wir jeder Unbequemlichkeit am ſicherſten ausweichen könnten, und es entſtand unter ihnen ein freundſchaftlicher Streit, wen ſie uns zum Führer von Nikoloſi aus, wo eigentlich das Beſchwerliche der Reiſe beginnt, anrathen wollten. Endlich wurden ſie über ihn eins, ſagten uns, was wir bezahlen müßten, und ſo entgiengen wir allen Prellereien glücklich. Für 30 Tarini bekamen wir einen ſachkundigen Führer.

Man hatte mir ſo viel von der anfänglichen angenehmen Reiſe geſagt, daß ich ein irdiſches Paradies vermuthete, und um deſto mißvergnügter war, da ich es nicht fand. Freilich blickten hie und da durch fürchterliche Lavaſtrecken fruchtreiche Felder durch, freilich ſah ich oft an der einen Seite die ſchrecklichſten Verwüſtungen, und an der andern allen Seegen des Himmels vereinigt; aber vergebens ſuchte ich allgemeinen Ueberfluß und Reichthum, vergebens ein Bild, das den reizenden Schilderungen entſprach. Eben dieſer Unwille vergrößerte hernach mein freudiges Erſtaunen, wie ich auf einmal einige Millien weiter die Szene völlig verändert ſah. Vor mir war der dampfende und donnernde Vulkan, mit ſeinen Feuermaſſen umzingelt, hinter mir Katanien mit Lavafluthen umſchwemmt, und um und neben mir prangte ein fetter Boden, über welchen die Göttin des Ueberfluſſes ihr Füllhorn ausgeſchüttet zu haben ſchien.

Kaum hatten wir Kataniens Mauern verlaſſen, ſo fanden wir nichts, als eine dürre Wüſtenei, elende Wege, wo Lava, theils feſt und zuſammenhängend, ein rauches Pflaſter bildete, theils in großen geborſtnen Felſenſtücken, oder auch in kleinen Steinen loſe da liegend, unſre ganze Aufmerkſamkeit erforderte, um unſer Maulthier vor dem Sturze zu ſichern. Auffallend war es indeß, daß dieſer ganze dürre Diſtrikt bis 6 Millien von Katanien entfernt, nach Sankta Lucia di Katania, oder wie es auch heißt, Maſca Lucia hin, von fröhlichen Einwohnern wimmelte, ein Anblick, der uns geſeegnete Felder in der Nähe verkündigte. Die ganze Gegend umher war eben der traurige Fleck, den die fürchterliche Eruption von 1669, die 10 Millien von Katanien ausbrach, überſchwemmte. Denken Sie ſich einen Feuerſtrom, der 15 Millien lang, 16 bis 17 breit, und ohngefähr 50 Zoll dick war, denken Sie ſich den mit unaufhaltbarer Wuth dahin rauſchen, die Wohnungen vieler tauſend Menſchen zerſtören, und die ganze Landſchaft zu einem Feuermeer umbilden, denken Sie ſich ferner den Kataniens Mauern erſteigen, und von dort aus mit ſchrecklichem Getöſe und von Aſche und Steinregen begleitet, ſich ins Meer ſtürzen; und Sie haben ein treues Bild der Eruption, die dieſe ganze Gegend ſo rauh und dürre machte, als ich ſie jetzt fand, und das Paradies dieſer am Fuße des Berges gelegenen Felder in eine Wüſtenei umſchuf. Aus Baumaterialien, die die erkältete Lava den glücklich entronnenen Einwohnern darreichte, bauten ſie ſich nach und nach wieder ihre Wohnungen auf, und ihr Fleiß hat ſie dies Elend ihrer Väter ſchon vergeſſen gelehrt.

Lucia ſelbſt war ein ſehr volkreicher Ort, und von beträchtlicher Größe, deſſen Einwohner ſich, theils von dem einträchtlichen Fruchthandel, den ſie mit Katanien führen, theils von den vielen, ſich dort aufhaltenden reichen Mönchen nähren. Die Einkünfte derſelben ſind ſehr beträchtlich, und da ſie dieſelben in dem Zirkel der nämlichen Menſchen wieder verzehren, aus dem ſie ſie erheben, ſo wird eben durch dieſen Geldumlauf, Induſtrie befördert und Thätigkeit unterhalten. Ich will dadurch gar nicht behaupten, daß Mönche, im allgemeinen genommen, ein Glück für ein Land ſind, im Gegentheil, es kann nicht leicht ein erklärterer Feind der geiſtlichen Müßiggänger ſeyn als ich; aber das bleibt wahr, daß Mönche in den hieſigen Gegenden das geringere Uebel ſind, und daß bei der jetzigen Einrichtung das Land ganz ruinirt werden würde, wenn man auf einmal die Mönche hinwegnehmen wollte. Die mehrſten Klöſter ſind hier in den königlichen Domainen, die wenigſten in den Lehnsgütern; und am glücklichſten iſt das Land in jenen, am unglücklichſten in dieſen. Hören Sie die Urſache: Hier ſaugt der Lehnsherr unbarmherzig ſeinen Unterthan bis aufs Blut aus, und eilt triumphirend mit ſeiner Beute in die Hauptſtadt, um dort eine glänzende Rolle zu ſpielen, unbekümmert ob auch unterdeß ſein Landmann verhungern: die Mönche nehmen auch was ſie können, aber ſchlagen ihre Wohnung unter den Menſchen auf, von denen ſie das Geld oder andre Reichthümer erpreſſen, und laſſen doch wenigſtens dadurch dem Landmanne die belebende Hoffnung, daß der Reichthum nicht ganz für ihn verloren ſey. Wobei leidet daher das Land am mehrſten, was iſt das größere, was das geringere Uebel? Will man daher in dieſem Lande reformiren, ſo muß erſter Augenmerk des Reformators, Verminderung des Drucks der Baronen ſeyn; denn die Wunden, die ſie den Einwohnern ſchlagen, ſchmerzen am mehrſten. Nach und nach kann man alsdann auch zu den Klöſtern übergehen; aber iſt's Plan des Reformators, daß nur der Mönchsname entfernt werde, die Abgaben hingegen bleiben ſollen, wie ſie vorher waren, außer daß ſie in die öffentliche Kaſſe inskünftige fallen; ſo iſt dies eine Reforme, bei der der Einwohner aus dem Regen in die Traufe kommt, die ihm alle Hoffnung, von ſeinem Seegen mit genießen zu können, raubt, und ihn zum Bettelſtab herabbringt, da ſie ſeine Wunden zu heilen, vorgiebt.

In dieſem bewohnten Theil des Etna ſchien es, wie, als wäre die Gegend dem weiblichen Geſchlechte günſtiger als dem männlichen, wenigſtens war die Anzahl der Weiber verhältnißmäßig viel größer, wie die der Männer. Vor den Häuſern, in den Wohnungen, und auf den Gaſſen, allenthalben machte das weibliche Geſchlecht die größere Zahl aus, und geſetzt auch, daß der Mann auf dem Felde arbeitete, ſo waren doch unter den Kindern weit mehr Mädchen wie Knaben. Das Frauenzimmer war durchgängig gut, und ich kann wohl ſagen, beſſer von Natur gebildet, als ich ſie noch im übrigen Sicilien fand. Freude herrſchte auf ihren Mienen, und in ihrem Weſen zeichnete ſich die Zutraulichkeit und der Dienſteifer aus, der den Bergbewohnern ſo ganz eigen iſt. Sie umzingelten uns, und brachten uns von ihren Landesprodukten. Keine forderte Be-

zahl

zahlung, und keine war mit unſerm Trinkgelde mißvergnügt, mochten wir auch noch ſo wenig geben. Wir trafen grade unterwegs, wie wir von S. Lucia fortritten, eine Menge von mehr denn 30 Weibern an, die froh von der Weinerndte heimkehrten. Jede von ihnen hatte einen Korb voll Trauben auf ihrem Kopfe, mit dem ſie ſo ſchnell und ſo behende über die Lavaklippen hinkletterte, als tanzte ſie auf ebenem Boden. Willig gaben ſie uns den Tribut, den wir von ihren Früchten forderten. Schon durchgehends hatte ich hier eine Thätigkeit bemerkt, wie man ſie bei dem gemeinen Volk in Italien und Sicilien ſonſt eben nicht zu ſehen gewohnt iſt; aber nirgends war ſie mir auffallender, wie eben hier. Ohngeachtet die Weiber einen ſehr beſchwerlichen Weg hatten, der ihnen die Laſt, die ſie trugen, noch erſchwerte, ſo waren ihre Hände doch nicht müßig: alle, ſelbſt kleine Mädchen, die noch keinen Fruchtkorb tragen konnten, hatten einen Spinnrocken in der Hand, und ſpannen Garn, während daß ſie fortgiengen, eine Arbeit, die ihnen ſo wenig ungewohnt war, daß ſie ſie im geringſten nicht am ſchnellen Gehen hinderte. Unter ihnen waren einige, die ich unter die größten weiblichen Schönheiten, die ich je ſah, rechne, beſonders ſah ich ein Weib, das an Majeſtät einer Juno, und an Liebreiz einer Venus glich. Ein großes, ſchwarzes, rollendes Auge blickte voll Geiſt umher, und ein ächt griechiſches Profil mit ſanftem Roth gefärbt, erhöhte ihre Schönheit, ein langes, lockigtes, braunes Haar, gab ihr ein gewiſſes wildes, ſchwärmeriſches Anſehen, ſie glich einer reizvollen Bacchantin. Sie trug keine Frucht, ſondern hatte, nach der hieſigen Landesſitte, ein braunes, viereckigtes Tuch über ihren Kopf geworfen, das bis auf die Hüften herabhieng. Bei ſolennen Gelegenheiten iſt dies mit Gold oder Schnüren beſetzt, und von verſchiedner Farbe. Sie hatte keine Reihe großer Bernſteinkorallen um ihren Hals, die man, wie ſie die Weiber gewöhnlich tragen, lieber kleine Kugeln nennen ſollte; dies bewies, daß ſie noch Mädchen war, denn dieſer geſchmackloſe Schmuck, iſt Vorzug der Weiber, ſo wie in Bologna es Vorzug der Mädchen iſt, eine Schnur kleiner rother Korallen zu tragen. Eine ſonderbare, durchgängig hier gebräuchliche Sitte iſt es, daß die Weiber ihre Kinder nur aus einer Bruſt ſtillen, und die andre auftrocknen laſſen, ſie glauben, daß dadurch die Milch an Güte gewinne, und den Kindern weit zuträglicher ſei.

Kaum hatten wir Maſca Lucia verlaſſen, um nach Nikoloſi, ohngefähr zwölf Millien von Katanien, zu gehen, ſo entdeckten wir, die ſo ſehr geprieſnen fruchtreichen Felder des Etna. Lavaſtröme machten ihre Umfaſſung, aus deren Mitte ſie ſich, mit unbeſchreiblicher Anmuth, empor hoben. In den hieſigen Gegenden lag, das vor dem ſo ſehr berühmte Hybla, das mit einer Stadt eben des Namens, die vordem zwiſchen Sirakus und Katanien lag, nicht verwechſelt werden muß, deren Honig bei den Alten ſo ſehr geſchätzt ward; hier lagen einſt Ineſſa, und mehrere andere Städte, von denen ſich jetzt nicht die geringſten Spuren mehr finden. Durch oft wiederholte Ausbrüche des Etna, wurden ſie alle zerſtört, entweder überſchwemmt und verbrannt, oder ſie ſchmolzen auch bei Herannäherung der Lavaglut, ein Schickſal, das allen Städten und Gebäuden begegnet, die aus Lava erbaut ſind. Dieſer Theil des Etna genießt einen ewigen Frühling; unter den blumenreichſten, ſchön kolorirten Wieſen, wachſen Fruchtbäume aller Art empor, und ein Duft, der von den Blumen der Felder, den blüthenreichen Bäumen, von Orangen- und Zitronenwäldern her, über dieſe Gegend ſich ausbreitet, macht den Schwefeldunſt unmerklich, der ſich über den übrigen Theil dieſer Lavaregion gelagert hat.

Beim erſten Anblick in der That ein ſonderbares, mir damals unerklärliches Phänomen, daß Reichthum des Landes verheerenden Feuerfluthen trotzt, und es ſcheint, als wachſe grade hier, wo die neueſten Haupteruptionen geſchahen, neuer Seegen aus dem Flammenſtrom empor. Indeß der Grund iſt nicht ſo unerklärlich, wie mir die Einwohner umher verſicherten. Der heftige Wind, der die Krone des Etna beſtändig umtobt, treibt die düngende Aſche der obern Region des Berges, in dieſe mildern Gegenden hinab, und macht ſie dadurch aufs neue in kurzer Zeit urbar. Lava iſt hier auf Lava gehäuft, über der ein Teppich von einer fruchtreichen Erdlage ausgebreitet iſt. Dieſe neue fette Erde durchfrißt, in kurzer Zeit, die harten Lavamaſſen, und ſchaft auch ſie zum fruchtbaren Boden um. Kein Wunder, daß daher hier alles ſchneller empor wächſt, beſonders, da die aus der Lava noch immer hervorſteigenden, warmen Dünſte, den ganzen Diſtrikt zu einem Treibhauſe gemacht zu haben ſcheinen, und der ununterbrochen elektriſche Zuſtand der Luft, gewiß viel zur größern Fruchtbarkeit beiträgt. Auf dieſe Weiſe giebt jede neue Lavafluth, Hoffnung zu neuen Seegen für die Zukunft. Sie werden ſich erinnern, daß ſchon Strabo in ſeinem ſechſten Buche, auf eben die Weiſe, die Güte des Landes in dieſem Diſtrikt erklärt hat: „Wenn Neptun es für gut findet, ſagt er, „daß der Berg ſpeien ſoll; ſo wird die Gegend um Katanien mit tiefer Aſche bedeckt. Eine Zeitlang leidet das „Land darunter, hernach aber blüht es ſchöner aus der Aſche „hervor. Die Weinranke wächſt beſſer in dieſem Lande auf, „und überhaupt trägt es viele vorzügliche Früchte; doch beſonders vortheilhaft iſt es dem Weine. Gras und Kraut „erhält in dieſem mit Aſche bedeckten Boden eine ſolche Güte, daß die Schaafe vor Fett berſten, daher läßt man ihnen „auch alle 40 oder 50 Tage Blut aus den Ohren.“

Ich kann es auch aus meiner Erfahrung beſtätigen, daß dieſe Gegend, nicht nur viele Frucht trägt, ſondern daß, was ſie trägt, auch von vorzüglicher Güte iſt. Trauben

ben und Feigen fand ich hier von ſo lieblichem Geſchmack und ſo außerordentlicher Größe, wie ich ſie ſelbſt in Kalabrien nicht fand; auch die Datteln, die hier zu ihrer völligen Reiſe kommen ſollen, beſchrieb man mir als ſehr vorzüglich. Das gute Volk drängte ſich mit den Produkten ſeines Landes herbei; die Weiber ſtanden um uns her und ſpannen, und die Männer beantworteten genau, und mit Kenntniß unſre Fragen; ſie verſicherten uns, daß ohne dem Viehe zuweilen die Ader zu öffnen, es räudig und krank werden würde, fügten verſchiedene von ihren darüber gemachten Erfahrungen bei, und ſchrieben die Schuld einzig den über die Maaßen fetten Wieſen zu. So verfloſſen uns angenehm einige Augenblicke, bis unſer Piedotto (ſo heißt hier der Führer, der die Fremden zur Spitze des Etna begleitet) kam. Das Volk, voll Vorurtheile, gab uns noch einige Geiſtergeſchichten, ehe wir fortritten, mit auf den Weg, über die unſer rüſtiger Führer lachte, woran ſie aber ſo feſt, als an die Wirkſamkeit ihrer Roſenkranzgebete, glaubten, und die ſie vom Beſteigen des Berges zurückhielten. Sie begleiteten uns darauf mit ihrem einſtimmigen buon viaggio Signori!

Die Gegend war nun immer wüſter und ſchrecklicher. Auf dem Wege bis Nicolo de Arena, einem Benediktinerkloſter, ohngefähr ein und eine halbe Millie weiter, ſah man nichts, als eine über die andre gerollte Lavafluth, und der Anblick der Fruchtbarkeit verlohr ſich ganz. Vor uns waren nichts, als Schlacken, Aſche und Sand. Dürre, wie der Abhang des Etna, erhoben ſich eine Menge kleiner Berge zu unſrer Seite, alle Kinder des großen Koloſſes, der ſeine dampfende Scheitel in die Wolken verbarg: ein heulender Wind fieng um uns her zu toben an, und ein, aus dem Innern des Berges herausgeſtoßenes, donnerndes Gebrülle zog oft unſern Blick, von der Verwüſtung um uns her, ab, zur Krone des Etna hin. S. Nicolo d'Arena gehört den reichen Benediktinern in Katanien, von denen ich Ihnen ein andermal mehr ſagen will. Hier war der anfängliche Wohnort dieſer reichen Mönche, hier ſammelten ſie zuerſt ihre Schätze, und zogen dann mit ihren Beſitzthümern ins geſelligere Katanien hinab, um mit mehr Bequemlichkeit dieſelben verzehren zu können: Wenn irgend die Lage eines Kloſters zum Anachoretenleben der Mönche geſchickt iſt, ſo iſt es dieſe; denn, mit Aſche, Sand und ſchroffen Lavafelſen umgeben, ſind ſie von aller menſchlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen; die Benediktiner benutzen dieſe Entfernung zum Antriebe höherer Thätigkeit, und es gelang ihnen, den dürren Lavaboden zu Weinbergen und Fruchtbäumen geſchickt zu benutzen. Ihre Erndte iſt daher jetzt ſehr reich; ſie keltern ihren Wein ſelbſt, und er iſt ſtark und ſchön. Ihre Weinleſe iſt ſpäter, wie in den niedrigen Gegenden des Etna, denn vor Ende des Oktobers geht ſie nicht vor ſich, und dann müſſen ſie, wegen der Menge ihrer Produkte, mit großer Geſchwindigkeit dabei verfahren, damit Stürme und Nachtfroſt ihnen nicht ſchädlich werde. Ihre Keller ſind außerordentlich geräumig, und ein großer Theil ihrer Geräthſchaften ſind aus Lava gehauen.

Nahe bei dieſem Kloſter iſt durch den ſchrecklichen Auswurf von 1669, der nicht ferne davon ausbrach, ein groſſer Berg gebildet, der, wie eine Mauer vor das Kloſtergebäude hingedämmt iſt, an deſſen Fuße ſowohl, wie auf ſeinen Abhängen und Flächen, noch nicht die geringſte Spur von Fruchtbarkeit ſich befindet. Es iſt ein dürrer Lavafels mit Aſche überdeckt; er iſt ohngefähr eine Millie hoch, und hat drei Millien im Umfange. Häufiger Schwefel mit Ambra vermiſcht, geben dem Berge ein angenehmes Roth, das durch den Schein der untergehenden Sonne erhöht ward, und das herrlichſte Schauſpiel darreichte. Wahrſcheinlich gab die rothe Farbe ihm den Namen Monte Roſſo, unter dem er in der hieſigen Gegend bekannt iſt. Seine Form iſt, wie die Form faſt aller vom Etna gebildeten Berge, eine Pyramide, die ſich in zwei Spitzen endigt, zwiſchen denen man an der, gegen Katanien liegenden Seite, den Ort deutlich bemerkt, wo der Lavaſtrom herabrann. 15 bis 20 Millien war dieſer Strom lang, 6 bis 7 breit, und über 50 Zoll dick; dahingegen die Länge eines Lavafluſſes des Veſuvs, nie über 7 Millien hinaus gieng. Dieſe Bemerkung kann vielleicht, zu einer nicht ganz unintereſſanten Vergleichung zwiſchen den Wirkungen der Etna, und den des Veſuvs, Veranlaſſung geben.

Uebrigens herrſchte unter den Bergen, die dies Kloſter umgaben, eine angenehme Abwechſelung: ſtarrte der eine mit dürren Felſenrücken gen Himmel, ſo waren über dem andern ſchon wieder, die erſten Spuren von hervorkeimendem Grün, ausgebreitet. Ich ſahe den Mond aufgehen über die rauhe Natur um mich her, ein ſeltner Anblick, ich kann ihn freilich fürchterlich nennen, weil er Verwüſtungen mir zeigte, die ich vorher nie ſah, und ſeinen blaſſen Schein, gleich einem Todtenſchleier über die ſchwarzen Ruinen ausbreitete, aber doch nenn ich ihn mit Recht ſchön, weil ich hier, durch die vielen hohen Berge veranlaßt, ein Durchkreuzen von Schatten und Licht, ich möchte es ein Labyrinth von Finſterniß und Lichtſchein nennen, entdeckte, wie ich es vorher noch nie ſah, und wie es nur bei ſolchen Bildern des ehemaligen Chaos, als man auf dem Etna findet, wahrgenommen werden kann. Es war eine Stille um mich her, die der todten Natur, die ich neben mir ſah, genau angemeſſen war; wie auf einmal, als ertönte die Stimme des Schöpfers durchs Chaos, fürchterlich laut der Etna herüber brüllte. Was das einen ſonderbaren Effekt machte, welch' eine Erſchütterung es in mir hervorbrachte, das kann ich Ihnen nicht beſchreiben; aber ſebſt in dem Augenblick, war mirs lächerlich, daß ein neben mir ſtehender Mönch mich zitternd beim Arm faßte, laſſen Sie uns hineingehen, mir ins Ohr raunte, horrificis juxta tonat Aetna ruinis! mit bebender Stimme ausrief, und mich zur Thüre hineinſchob.

Die Mönche aus Katanien ſchicken in das hieſige Kloſter gewöhnlich immer nur einen Laienbruder, der die Produkte unter ſeiner Aufſicht einerndten, den Wein keltern, die Früchte trocknen läßt u. ſ. w. Wir hatten es verſäumt, Briefe aus Katanien an ihn mitzunehmen, indeß nahm er uns doch auf, und bewirthete uns ſo gut er konnte. Wir legten uns hier um 8 Uhr Abends eine Weile ſchlafen, mußten aber um 11 Uhr ſchon wieder aufſitzen, um den Aufgang der Sonne auf der Spitze des Berges nicht zu verfehlen.

Es gieng immer fort über tiefen Sand und Lavaklippen! Bei großen Höhen und ſteilen Abhängen ritten wir ganz nahe vorbei, ein Anblick, der mir nicht wenig Furcht machte, da der Mond allmählich untergieng. Wir zündeten einige Fackeln an, aber je näher wir der Spitze des Berges kamen, deſto heftiger ward das Geheule des Windes, und vergebens war unſer Bemühen, eine Fackel in Brand zu erhalten! Die Nacht wurde fürchterlich finſter, und unſer Weg ward zwar nicht ſteil, aber holpricht und voller Untiefen, ſo, daß unſre Maulthiere faſt bei jedem Schritte ſtolperten. Ich hielt es daher für ſicherer, ſo lange zu gehen, als meine Kräfte es vermochten. Die fruchtloſe, dürre, ſteinigte Aſch- und Schlackenregion, verwechſelten wir bald mit der Waldregion, die uns äußerſt willkommen war. Hier fanden wir das Klima ſehr verſchieden, keine Spur der Hitze, die uns am Fuße des Berges ermüdet hatte, ſondern milde Luft, mehr kühl, als warm. Geſchützt waren wir nun vor den tobenden Windſtürmen, die uns auf unſerm, beinahe zwei Stunden langen Wege, von Nicolo d'Arena bis hieher, unabläßig verfolgt, und unſer Geſicht, durch einen beſtändigen Aſchenregen verletzt hatten. Die Veränderung war auf einmal total: wir glaubten aus einer dürren Wüſtenei, zu einem fruchtreichen Garten gekommen zu ſeyn; denn wir ſahen Gras, Blumen, Kraut und Bäume, unter denen ſich ſelbſt einige Fruchtbäume befanden, zu unſrer Seite, und athmeten liebliche Düfte ein, die uns um deſto willkommner waren, da beſtändiger Schwefeldunſt bisher unſern Kopf betäubt hatte.

Wenn man von Katanien kommt, ſo hat man keine ſo große Strecke, durch den waldreichen Theil des Berges, zu machen, als wenn man den Berg von Taormina aus beſteigt, und eben von dortaus ſieht man den berühmten großen Kaſtanienbaum, di cento cavalli, über den die Gelehrten noch nicht ganz einig ſind, ob er aus einem oder mehrern Stämmen beſtehe. Rekupero hat den Streit in Katanien geſchlichtet, und ihn nach genauer Unterſuchung, für einen Baum erklärt, der 28 Neapolitaniſche Cannen, oder 224 Fuß im Umkreiſe hätte. Ich ſelbſt habe dieſen Rieſen unter den Bäumen nicht geſehen, weil es, nach dem Zeugniß meiner Kataneſiſchen Freunde, ſich nicht der Mühe verlohnte, einen Tag deswegen umzureiſen. Die Eichenbäume dieſer waldigten Region waren, hin und wieder von beträchtlicher Größe, doch eher von ſehr dickem Stamme, als von außerordentlicher Höhe. Wenn ich mit ihnen die hohen, ehrwürdigen Eichen unſers Vaterlandes vergleichen will, ſo ſcheinen dieſe mir ſchöne, ſchlanke, völlig ausgebildete Rieſen, die Etnaeichen aber dicke, unproportionirte Zwerge zu ſeyn, denen Klima und Boden zur völligen Ausbildung hinderlich war. In der That fand ihre Wurzel auch kein bequemes Terrain, um ſich gehörig auszubreiten und einzuklammern, daher liegt ein großer Theil von den ſtarken Wurzelarmen über der Erde. Sie können leicht denken, daß der ganze Boden, auf dem dieſe Eichen wachſen, Lava iſt, die durch die Länge der Zeit, ſchon hie und da fruchtbar geworden, und auf welcher eine Menze Lagen Schwefel- und düngreicher Erde liegen, die der Wind von der Spitze des Etna herunter treibt.

Am Ende dieſer waldreichen Region, kamen wir auf einem ſchmalen, ſehr ſandigten Fußſteige, der ununterbrochen durch die ganze Region fortführt, und nur hie und da ſchwarze Lavalagen durchſchimmern läßt, an die berühmte Ziegenhöhle; (Grotta di Caprioli) einer tiefen, gewölbten Höhle, wahrſcheinlich durch eine Lavafluth gebildet. Sie iſt groß und geräumig, und hat ganz die Form von Vomitorien in alten Theatern, nur daß ſie hinten geſchloſſen iſt. Schon etwas verdickte Lava ſcheint hier, durch irgend ein Hindernis aufgehalten, geſteckt zu ſeyn, und dieſe Form bekommen zu haben. Man findet viele ähnliche Höhlen in den Lavafalſen des Etna, und daher ſcheint es mir ausgemacht, daß es eine Menge Umſtände geben muß, die dieſe Bildungen veranlaſſen können. Viel Wahrſcheinlichkeit hat, unter den verſchiednen Hypotheſen darüber, die, daß man ſie für große Blaſen der kochenden Lava hält, die die eingeſchloßne Luft, verdünnt durch die Hitze, aufwirft, und die hernach beim Kaltwerden dieſe Form beibehalten. Die Einwohner halten die Ziegenhöhle für den Sammelplatz der böſen Geiſter und ihrer Engel, die aus der innern Glut des Etna hervorkommen, um ſich über der Erde abzukühlen, Menſchen und Vieh zu beunruhigen, und allerlei Unheil anzuſtiften; ich halte ſie hingegen für den Wohnplatz guter Geiſter, die dem müden Wandrer hier eine, ſchon auf dem ganzen Wege erſehnte Ruheſtätte, bereitet haben. Es war ſtockfinſtre Nacht um uns her, das tobende Geheul des Windes vermehrte ſich immer mehr und mehr. Die Kälte wurde äußerſt empfindlich, ſo daß wir uns ſehr nach Wärme und Erquickung ſehnten. Es ward daher vor der Höhle ein großes Feuer angemacht, wir lagerten uns auf dem Bette von Eichenlaub in demſelben, und labten uns bei unſerm Proviantkorbe.

Unſer wachſamer Piedetto ſtörte uns bald in unſrer Ruhe, und ſo einen elenden Weg wir auch vor uns hatten, ſo ſehr ſich Kälte und Wind gegen unſer Vorhaben, die Spitze des Berges vor Aufgang der Sonne zu erreichen, zu empören ſchien, ſo eilten wir doch fort, und gelangten zur Krone des dampfenden Etna. Gleich neben dieſer Grotte fängt die ſogenannte Schneeregion des Berges an *), in welcher ich aber keinen Schnee fand. Der Anfang dieſer Region war voll von tiefem Sande und kleinen Hügeln, die mit Gras und Unkraut bewachſen waren. Bei dem Dunkel der Nacht, und bei dem ſchrecklichen Toben des Windes, der unſre Fackel beſtändig auslöſchte, war dieſe Strecke höchſt mühſam zu beſteigen, weil man keinen ſichern Schritt auf ebenem Boden thun konnte, und faſt immer auf Händen und Füßen fortkriechen muſte. Der Weg fieng jetzt an

alle

---

*) Man wird finden, daß von hier an, meine Beſchreibung ſehr von der des Herrn Brydone verſchieden iſt, der noch zwei Stunden lang, nachdem er ſchon die Grotte di Capriolli verlaſſen hatte, in den Wäldern des Etna umherirrte, der die Ziegenhöhle, als läge ſie in der Mitte der waldigen Region, beſchreibt, der bei Beſchreibung des Kraters unbeſtimmt redet, und ſich einige Unrichtigkeiten zu Schulden kommen läßt u. ſ. w. So meiſterhaft ſchön und unerreichbar auch ſeine ganze Beſchreibung der Etnareiſe an ſich iſt, ſo erregten dennoch dieſe Bemerkungen bei mir die Vermuthung, als hätte er nie die Spitze des Berges erreicht, eine Vermuthung, die man mir ſelbſt in Katanien beſtätigte, und die einige Engländer, wie ich von meinen Freunden erfahren habe, von ſeinem Piedotto beſtätigt hören, da ſie kurz nach ihm, den Berg beſtiegen. Ich würde dieſe Anmerkung nie hinzugefügt haben, ſo ſehr mich auch eine ſolche Täuſchung des Publikums aufbringt, wenn ich der Erſte wäre, der dieſe Nachricht öffentlich bekannt machte, und die Ehre, eines ſeit langer Zeit ſo ſehr beliebten Schriftſtellers, dabei aufs Spiel ſetzte; aber ein Franzoſe hat dies ſchon vor mir gethan, der in ſeiner Beſchreibung von Sicilien (von der mein würdiger Freund, der Herr Prof. Ebeling in ſeiner neuen Sammlung von Reiſebeſchreibungen im 7ten Theil einen Auszug in deutſcher Sprache lieferte) S. 198. der Ueberſetzung ſagt: bei Gelegenheit der ſchönen Märchen, die Brydone vom Etna erzählt, verſicherte mir der Kanonikus Recupero, daß er nie dieſen Berg beſtiegen hätte. Ueberhaupt hielte er ihn für einen Windbeutel, dem aller Beobachtungsgeiſt fehlte, und der bloß darauf ausging, Aufſehen zu erregen.

allmählich ſteiler zu werden, und unſre Maulthiere ermüdeten dabei ſo ſehr, daß wir ſie nur mit großem Zeitverluſt fortreiben konnten. Endlich kamen wir auf eine Pläne voll ſchwarzer, tiefer Aſche, und lauter ausgebrannte Schlacken lagen zu unſrer Seite, es war ein Anblick, der dem, nach einer erloſchnen Feuersbrunſt, glich. Große Lavaſtücken verſperrten oft unſern Weg, und das Herüberdonnern des Berges, vereint mit dem tobenden Geheul des Windes, der unabläſſig anhielt, ſetzte uns, bei der Finſterniß um uns her, in nicht geringe Schrecken. Endlich erreichten wir einen großen, vom obern Krater herabgeſchleuderten Felſen, den Polyphem mit Rieſenkraft hieher gerollt zu haben ſcheint, damit er dem Wandrer, der auf dieſer großen, weiten Ebne unbarmherzig Wind und Wetter ausgeſetzt iſt, zum Schutze diene. Wir ließen unſre Maulthiere hinter demſelben ſtehen, und giengen zu Fuß weiter. Wir muſten auch noch immerfort in einer tiefen ſchwarzen Aſche waten, die allmählich aufwärts führte, bis wir endlich an einem ſteilen Aſchenhügel kamen, der, um ihn zu erſteigen, unſre ganze Kraft erforderte. Von einer ſolchen Beſchwerde hatte ich vorher keine Begriffe; der Veſuv koſtete freilich Mühe zu beſteigen, aber ſo weit, wie die Größe des Etna, die Größe des Veſuvs übertrifft, ſo viel Anſtrengung mehr gehört auch dazu, um bis zu ſeiner Spitze hinan zu klimmen. Und wollt ich auch die Länge der Zeit nicht rechnen, nicht rechnen die unabſehbaren Aſche- und Lavaſtrecken, ſo iſt doch der fürchterlich tobende Wind, der uns immer Wolken von Aſche und Sand ins Geſicht ſchleuderte, und oft unſern Athem zurückhielt, ein Feind, mit dem jeder, der den Berg beſteigt, zu kämpfen hat, der am ſchnellſten die Kräfte des Menſchen ausdörrt.

So giengs zwei Millien fort, und der Tag ſchien ſchon ſeiner Ankunft nahe, wenn gleich die ganze Gegend um uns her, noch in einem tiefen Nebel gehüllt da lag. Ueber Kalabriens Berge hinaus, ſah ich die erſten Spuren der kommenden Morgenröthe, machte freudig meinen Freund darauf aufmerkſam, und ihr Anblick feuerte uns an, unſern Weg zu beſchleunigen. Ich kann nicht leugnen, m. B. daß ich mich ſehr wunderte, mich hier in meiner Erwartung, Schnee und Eis um mich her zu ſehen, ſo ſehr getäuſcht fand. Die Kälte war freilich ſehr ſcharf und uns um deſto empfindlicher, da wir noch wenige Stunden vorher, durch heftige Anſtrengung des Körpers, in Transſpiration gerathen waren; aber von Schnee und Eis ſah ich nicht die geringſte Spur, obgleich es ſchon im Anfang des Novembers war. Wir ließen den Monte frumento der einer von den Bergſpitzen iſt, die den Hauptkrater umſchließen, zu unſrer Linken, und ſtiegen den ſteilen Hügel hinan, auf welchem der berühmte Philoſophenthurm liegt. Sie kennen die lächerliche Tradition, die dieſen elenden Ueberreſten einer alten, vielleicht von den Gothen oder Normannen erbaut geweſenen Warte, dieſen Namen gab. Empedokles nämlich, jener berühmte Agrigentiniſche Philoſoph, ſoll hier ſeinen Wohnplatz errichtet gehabt haben, um die Beſchaffenheit des Etna, und die Urſachen ſeiner Entzündung zu erforſchen. Wie er ſeine Bemühungen ohne Erfolg ſah, ſagt weiter die Legende, habe er ſich, voll Verdruß darüber, und um ſeinen lächerlichen Stolz zu befriedigen — die Nachricht nämlich zu verbreiten, daß er unter die Götter verſetzt worden ſey, — in den großen Krater des Berges hinabgeſtürzt. Der Berg war hernach ſein Verräther, eine bald darauf erfolgte Eruption warf ſeine Fußſohlen aus, und verrieth ſeinen Tod. Dies lächerliche Mährchen pflanzte den Philoſophenthurm bis auf unſre Zeiten fort, wenn gleich vielleicht die Krieger, die einſt von ſeiner Höhe das Land beobachteten, nichts weniger, als Philoſophen waren. Uns verſchaften dieſe Ruinen einen ſehr willkommnen Schutz gegen den ſtrengen und kalten Wind, und wir ſetzten uns hinter ſie, dem Meere und Kalabriens Bergen gegenüber, um dort den majeſtätiſchen Anblick der aufgehenden Sonne zu bemerken.

Und ich habe ihn geſehen, m. D., dieſen großen und ſchönen Anblick, den keine Sprache zu ſchildern vermag, von dem ſelbſt kein Zug der Phantaſie im vollen Dichtergefühl, und im Triumph der Einbildungskraft, ſich ein Bild entwerfen kann, das der majeſtätiſchen Scene, an Würde und Größe, an lieblicher Schönheit und Milde, gliche; wo in einem Augenblick vereint, mein Auge das Werk der ſchaffenden, erhaltenden und beglückenden Allmacht, und ihren zerſtörenden Flammenernſt überſah, wo unter dem fürchterlichen Gebrüll des verwüſtenden Etna, neues Leben unter mir hervorgieng, und ich mit nimmer ſattem Auge ſtand und ſchaute, und über das weite Paradies, das zu meinen Füßen lag, der furchtbaren Zerſtörung neben mir vergaß.

Wie ich bei dem Philoſophenthurm ankam, war noch alles finſter, ein dicker Nebel ruhte über der ganzen Erde, den der tobende Wind, der auf der Spitze des Berges wüthete, nicht zu zerſtreuen vermochte, und der daher wahrſcheinlich nur in der obern Region fühlbar war. Er ſchien der einzige Rebelle zu ſeyn, der ſich gegen die allgemeine Freude empörte; ſonſt war ein ruhiges Warten in der Natur, eine Stille, die die Verkünderin kommender großer Dinge war, und die harrende Sehnſucht der ganzen Schöpfung bewies. Ueber Kalabriens Berge hinaus vergüldete die Morgenröthe den Horizont, und ihre Stralen brachen ſich auf den Spitzen der höchſten Berge. So blieb's eine Weile, Licht und Finſterniß ſchienen noch nicht geſchieden, und ich möchte mit Herrn Brydone ſagen, See und Land ſahen noch finſter und verworren aus, als ob ſie erſt aus ihrem Chaos hervorgiengen. Ich ſtand erwartungsvoll da, — und auf einmal wars, als verbreitete ſich Lebenshauch über die Schöpfung; alles fieng an ſich zu regen und zu be wegen, und in eben dieſem Augenblicke gieng das Gebot: „Es werde Licht!“ über die ganze Erde aus. Die Sonne ſchwang ſich mit göttlicher Pracht und Majeſtät hervor; und wo ich einen Augenblick vorher noch Dunkelheit, Nebel und Verwirrung ſah, war jetzt Licht und Ordnung verbreitet. Mit jedem Moment verſchönerte ſich die Scene, und erweiterte ſich der Umkreis. O mein Freund, es iſt nichts größers, nichts herrlichers in der Natur, als dieſer Anblick! Hieher ſollte man kommen und anbeten, hier iſt das Gemüth des Menſchen in der rechten Stimmung, die der Größe Gottes entſpricht! Segensvolle Flächen, auf welchen die Natur ihre Schätze verſammelt zu haben ſchien, ſah ich zu meinen Füßen, mit Häuſern, Bergen, Bäumen und Flüſſen, die aus den Gebirgen entſprungen, und durch Meilenlange Plänen ſich fortſchlängelten. Der Etna erhob ſich aus ihnen, und ſchien die ſtarke Säule zu ſeyn, an der die ganze Inſel angekettet lag. Berge in Menge ſchienen aus ſeinen Abhängen hervorgewachſen, wie Aeſte aus dem Baumſtamme hervorwachſen. Ein Kranz von Gebirgen, die theils fruchtlos gen Himmel ſtarrten, theils mit fettem Grüne bedeckt waren, alle Kinder des furchtbaren Rieſen, die an ihren Vater ſich feſt anſchloſſen, umzingelten das Gebiet des Etna, und lagen in friedlicher Stille um ihn her. In der Ferne ſah ich Meſſina, Katanien, Palermo, Sirakus, Agrigent, und eine Menge andrer Städte und Dörfer in ihrem feſtlichen Gewande, ich ſah deutlich die drei Vorgebirge der Inſel, und ihre Triangelform; ſo lag ganz Sicilien, mit allen ſeinen Schönheiten, ausgebreitet zu meinen Füßen, wie eine geographiſche Karte. Ein Gürtel des Meers umzog das Eiland, und über die ſpiegelhelle Silberfläche des Oceans hinaus, entdeckte ich hier Malta, dort die Lipariſchen Inſeln, und Italiens reizende Küſten, theils im hellen Glanze des erwachenden Tages, theils in ſchwarze Nebel gehüllt. Wandte ich mich um, ſo ſahe ich den ſchwarzen Schatten des Etna, mit unbeſchreiblicher Schweere über einen Theil der Inſel hingeworfen, ſelbſt bis ins Meer hinaus ſich erſtrecken, und das Licht der frohen Morgenſonne, den Bewohnern an ſeinen weſtlichen Abhängen rauben. So ein Anblick iſt auf der weiten Erde nicht mehr, und ich vergaß gern alle Beſchwerden der Reiſe, da ich ihn zu ſehen gewürdigt ward.

Woher aber die Urſache, mein Freund, daß ich hier ſchärfer und heller ſah, als ich in meinem Leben geſehn zu haben mich erinnere? Sie wiſſen, daß ich ſchlecht in die Ferne ſehe, und doch ſah ich von hier unterſcheidend deutlich, das bei 150 Millien von der Küſte entfernte Malta. Dieſe Bemerkung fiel mir ſehr auf, und ich glaubte anfangs, mit den optiſchen Geſetzen zu wenig bekannt, den Schluß ziehen zu können, daß die Anſtrengung des Körpers und Geiſtes, ſo viel von der weiten Ausdehnung zu überſehen, als nur immer möglich wäre, dieſe Verbeſſerung der Sehnerven bewirkt habe. Es kann ſeyn, daß dies etwas dazu beitrug; aber wahrſcheinlicher und richtiger iſt wohl das, was Herr Brydone, der eben dieſe Bemerkung gemacht haben will, darüber ſagte, das mir um deſto willkommner war, je tiefern Eindruck dieſe ſonderbare Erſcheinung auf mich gemacht hatte, und je begieriger ich eine Aufklärung darüber wünſchte. Er hielt dies anfangs für eine magiſche Täuſchung, und ſetzte hinzu: „vielleicht kommt dieſe ſonderbare Wirkung daher, daß die Lichtſtralen aus einem dünnern, in ein dichteres Medium übergehen; dies bewirkt nach wohlbekannten optiſchen Geſetzen, daß es dem Beobachter im dünnern Medio ſcheint, als ob die Gegenſtände, die auf dem Grunde des Dichtern ſind, ſich erheben, ſo wie ſich ein Stück Geld in einem Becken zu erheben, oder höher zu ſeyn ſcheint, ſobald das Becken mit Waſſer angefüllt iſt.“

Kaum war ich von der erſten betäubenden Freude zurückgekommen, und konnte mit mehr Ruhe in dies Eliſium hinabſchauen, ſo durcheilte ich ſchnell in meinen Gedanken die Geſchichte, und ſuchte bald den Platz auf, wo die Athenienſer zuerſt landeten, wo die Karthager in Sicilien Kolonien anlegten, und wo die Syrakuſaner ihre größten Heldenthaten verrichteten; bald bemühte ich mich, die Gebirgsreihen aufzufinden, wohin ſich die alten Bewohner des Landes zogen, wie Ankömmlinge von Griechenland oder Karthago ſie landeinwärts trieben, und ſuchte die Gegenden auf, die Roms ſiegende Kriegsheere durchſtreiften, oder die die Sarazenen, Gothen und Normannen, theils verwüſteten, theils zu ihrem feſten Wohnplatz umſchufen. Wie in einem Geſchichtsbuch, worin ich bald dieſe, bald jene Begebenheit nachſchlage und die Thaten der Vorzeit mir ins Gedächtniß zurückrufe, ſo ſuchte ich auch hier, beim Ueberblick des ganzen Landes, bald dieſen, bald jenen Fleck auf, wo Siciliens Schickſal entſchieden ward, oder wo dieſe und jene große Männer, die, ſeitdem ich die Geſchichte erfuhr, meine Bewunderung geweſen waren, lebten und handelten.

Ich würde noch lange auf dieſem unterhaltenden Flecke verweilt ſeyn, wenn nicht mein Piebotto, vermuthlich aus Trägheit, mir unabläſſig ins Ohr geraunt hätte, es ſei bei dem jetzigen tobenden Winde unmöglich, die letzten anderthalb Millien, bis zur Spitze des Berges zu beſteigen. Mein Entſchluß war leicht gefaßt, ich wollte hinauf, wenigſtens ſo lange ſtreben, bis ich völlige Unmöglichkeit vor mir ſähe. Ich fieng ſogleich an höher zu ſteigen. Zuerſt kam eine kleine Pläne voll ſchwarzer Aſche und Sand, dann ſtieg ich in ein ohngefähr eine Viertelmillie breites Thal hinab, in welchem ich zuerſt, und auch nur verhältnißmäßig ſehr wenig Schnee und Eis vorfand. Die mich umhüllenden Wolken ließen Reif auf meinen Kleidern zurück, und wie im ſtärkſten Winter bei uns, ſo erfror mein Athem, wie ich ihn ausblies. In dem durch Lava gebildeten, und mit Schnee und Eis angefüllten Thale herrſchte eine ſo ſchneidende Kälte, daß Hände und Füße mir beinahe erſtarrten, und mich deswegen faſt ungeſchickt zum weitern Steigen machten.

Aber jetzt kamen wir ſo eben bei der letzten Bergſpitze an, die, vereint mit noch zwei andern, die Krone des Berges bildet. Ihr Anblick war fürchterlich ſchön; mit brauſendem Getöſe ſtiegen unabläſſig ſchwarze Dampfwolken aus ihrer Mitte hervor, die vom Winde hin und her gejagt, oft den ganzen obern Theil des Berges in einen Wolkenſchleier verhüllten, oft ſteil emporſtiegen, und in ſich ſelbſt wieder zurückſanken. Eine Millie wars nur noch bis zur höchſten Spitze dieſes Kraterumſchließers, und obgleich unſer Führer ihn oft als unerträglich ſteil ſchilderte, ſo begannen wir doch, ihn hinanzuklettern. Sein Abhang ſchien nicht ſehr jähe; aber es war ein optiſcher Betrug, denn unſtreitig iſt dies die ſtrengſte Strecke, die wir auf dem ganzen Wege vorfanden. Mein Freund blieb zurück, ich kletterte hinan, und fand bald, in dem ſich unabläſſig verdickenden Nebel, einen neuen Feind, der mich verhinderte, daß ich keine drei Schritte vor mir ſehen konnte. Bei jedem Schritte vermehrte ſich die Wuth des Orkans, ſo, daß ich nur mit aller Anſtrengung Athem holen, und mich auf meinen Füßen zu halten vermochte. Oft muſte ich mich flach zur Erde niederlegen, um nur Luft zu ſchöpfen, die ſchneidende Kälte drang dabei immer heftiger ein, und tiefer Sand, und zwiſchendurch hervorragende ſcharfe Lavaklippen vermehrten die Beſchwerden. Ohngefähr eine halbe Millie wars noch bis zur oberſten Spitze, wie der aus der Erde ſteigende Schwefeldunſt ſich verdickte, ſo daß ich auch nicht mehr das Geſicht, um Luft zu ſchöpfen, zur Erde legen konnte. Jetzt war ich im Begriff umzukehren, da Schwefeldunſt und Wind mir die heftigſten Schmerzen in der Bruſt veranlaßten, und Kälte und Müdigkeit Körper und Geiſt zugleich ſo erſchlafften, daß ich kraftlos zu Boden fiel. Mein Reiſegefährte gab mir neuen Muth; ich glaubte ihn ſchon wieder auf dem Rückwege begriffen, wie ich ihn auf einmal aus der Ferne rufen hörte, und allmählig uns näher kommen ſah. Mit vereinten Kräften kletterten wir weiter, und erreichten, trotz Wind und Wetter, trotz Schwefeldampf und Kälte, die Spitze des Etna. Der Boden unter meinen Füßen ward allmählig wie eine geglättete Pläne, theils, weil der Wind, mit der Schärfe eines Scheermeſſers, beſtändig darüber herfuhr, und jeden kleinen Hügel, der das Klettern ſo ſehr erleichterte, [illegible] wegnahm, theils, weil ein unabläſſiger Nebel darauf [illegible] derfiel, und jeden Fußtritt gleitend und unſicher machte. Eine ganz kleine Strecke fanden wir zu unſrer größten Freude, wo der Wind die feſten Lavaſtücken noch nicht ganz verweht hatte. Hier ruhten wir uns eine Weile aus, und ſahen, ſo oft der Wind die Nebel vertheilte, und uns die Ausſicht in die Ferne eröffnete, mit Entzücken hinab in die ſchöne Welt zu unſern Füßen, die ruhig, vom Glanze der Morgenſonne erhellt, erwärmt und neu belebt, da lag, während daß wir mit den empörten Elementen kämpften.

Wie wir dem Gipfel noch näher kamen, ſo hatten wir nicht mehr kalte, trockne Lava um uns her, ſondern der Boden war mit einer dicken Kruſte von feuchtem Schwefel und Ambra überdeckt, und die Farbe weiß und roth vermiſcht. Die Kruſte war ſo teigartig, daß wir eine tiefe Spur jedes unſrer Fußtritte zurückließen, und mit den Händen uns tief in dieſelbe klammerten. Eine fürchterliche Hitze dampfte aus dieſer Maſſe hervor, ſo, daß wir keine Minute unſre Hand auf demſelben Flecke laſſen konnten, ohne uns zu verbrennen. Ich legte mich eine Weile nieder, um mich zu erwärmen, aber ſo erſtarrt ich auch von der Kälte hat, ſo trieb mich doch die brennende Hitze fort; und ich eilte ſo ſchnell als möglich über den glühendheißen Boden unter mir hin, und erreichte die Spitze des Berges, oder den Rand des Kraters. Da hörte ich dein donnerndes Brüllen, o Etna, ſtärker, als auf dem ganzen Wege vorher! hörte das fürchterliche Gekrach der ſich auflöſenden Materie unter mir, und ſah, wie nach jedem heftigen Getöſe ſchwarze Dampfſäulen ſich jagten, um ſchneller hervorzudringen, über die dann der Wind, ſo bald ſie die obere Peripherie des Kraters erreicht hatten, mit unerbittlicher Wuth herfiel, und ſie in die Lüfte zerſtreute. Meine Empfindungen, wie ich hier über den Erdkreis erhaben, an der Feuerquelle ſtand, kann ich Ihnen nicht beſſer, als mit jenen Verſen Virgils beſchreiben:

—— —— mihi frigidus horror
Membra quatit, gelidusque coit formidine ſanguis.

So lange ich konnte, hielt' ich mich an dem Rande des Kraters auf, doch machten Wind, Nebel und Schwefeldampf es mir unmöglich, mich lange dort zu verweilen. Zu meinem größten Mißvergnügen hemmte der dicke Nebel mit ſchwarzen Rauchſäulen mein Auge, daß ich von der oberſten Spitze des Berges aus, nicht die weite Peripherie, von 2000 Millien im Umkreiſe überſchauen, und ſelbſt Afrika's Küſten entdecken konnte. Indeß vertheilte doch mancher günſtige Wind Nebel und Dampf, daß ich wenigſtens vom Krater, eine beſtimmte Idee erhielt. Es iſt ſehr uneigentlich, wenn man die Krone des Etna, ſo nennt man gewöhnlich die Berge, die den Krater umſchließen, zweihörnigt oder bicorne nennt. So ſcheints freilich, wenn man den Berg von ferne betrachtet; aber eigentlich umſchließen den Krater drei Berge, und man würde ihn daher richtiger, tricorne nennen. Dieſe Berge liegen ſehr regulär, und bilden beinahe einen gleichſchenklichten Triangel, Eben von ihrer regelmäßigen Lage kömmt es, daß man faſt aus allen Standpunkten nur zwei Berge ſieht, von denen einer immer den dritten deckt. Der Berg, der gegen Kaſtanien zu, den Krater umſchließt, und von dem Torre di Filoſofo linker Hand liegen bleibt, heißt, wo ich nicht irre, Monte di Frumento, und iſt der niedrigſte von den drei Bergen. Ich wollte verſuchen, um den Rand des Kraters zu gehen, wer es aber bei dem Winde, dem Nebel und dem ſumpfigten Boden kann; erit mihi magnus Apollo.

Die äußere Peripherie der drei Kraterumſchließer, beläuft ſich ohngefähr auf zwei Millien. In ihrer Mitte iſt der Eingang zur Hölle, und aus zahlloſen Oeffnungen und kleinern Schlünden, die die Hauptbokka umſchließen, ſteigt ein beſtändiges Gemiſch von Dampf und Feuchtigkeiten, von Aſche und Sand hervor. Der Hauptkrater nimmt nur einen geringen Theil der ganzen Peripherie ein, und hat, dem Augenmaaße nach zu rechnen, ohngefähr 60 Fuß und drüber im Durchmeſſer. Er iſt es, der unabläſſig mit fürchterlichem Getöſe und Erſchütterungen, dicke, ſchwarze Rauchſäulen gen Himmel ſchickt, die vergoldet von der Morgenſonne, wie ein Feuerſtral emporſteigen, und die Scheitel des Berges mit einem heiligen Glanze umgeben. Um dieſem Schlund, der nur wenige Schritte unter unſern Füſſen lag, entdeckte ich in einiger Entfernung einen Schneekranz, und ſah, wenn ein günſtiger Wind zuweilen den Schwefeldampf zertheilte, hie und da, als aus einem Sumpf hervorwachſend, Spuren von Kraut und Gewächs, und vulkaniſche Aſche in Menge. Mehr konnte ich nicht entdecken: darauf kehrte ich im vollen Triumphe über die Freude, daß es mir gelungen war, einen der größten Bergkoloſſe, und den fürchterlichſten Vulkan Europens zu beſteigen, heim.

» Das Hinabſteigen gieng ſchneller und war weniger mühſam; denn je weiter wir uns von der Spitze entfernten, deſto leichter ward es uns, der Wuth des Windes zu widerſtehen. Entronnen den empörten Elementen der oberſten Region des Berges, verweilten wir uns wieder beim Torre di Filoſofo, und genoſſen noch einmal alle die Freuden, die der Anblick des irdiſchen Eliſiums gewähren kann. Dann eilten wir allmählig dem Ende unſrer Reiſe entgegen. Doch ehe wir noch zur Region der Gewächſe hinab kamen, ſah ich in der Ferne einen ausgebrannten Krater, aus dem beſtändig ein dicker ſchwarzer Dampf empor ſtieg. Dies war die Oeffnung, die der letzte Lavaſtrom von 1780 gemacht hatte. Ich näherte mich der Oeffnung, und fand, daß durch dieſe Eruption kein Berg gebildet war *), wie ſonſt gewöhnlich geſchieht; ſondern, daß durch den heftigen Druck der Feuermaterie, mit dem ſie hervorgedrängt ward, die Erde von einander borſt, und ein 40 Fuß langes Thal formirt wurde, das ohngefähr 20 Fuß breit und 12 Fuß tief iſt. Der eigentliche Schlund liegt am Ende dieſes Thals, hat ohngefähr 15 Fuß im Diameter, und iſt inwendig mit einer Schwefelkruſte und ſchwarzer Lava überzogen, durch die jetzt ſparſames Grün hervorſproßt. Die Lava ſelbſt iſt noch warm,

---

*) Dies kann zum Beweiſe dienen, daß Herr Brydone wohl ein wenig zu voreilig ſchloß, wenn er gleich im Anfang der Beſchreibung ſeiner Etnareiſe behauptet, daß jeder groſſe Ausbruch einen neuen Berg hervorbringt, und daß man, aus der Anzahl dieſer Berge, am ſicherſten auf die Anzahl der Ausbrüche und auf das Alter des Etna ſchließen könne. Es wird wohl niemand daran zweifeln, daß ſich im allgemeinen aus den vielen Bergen umher, auf das hohe Alter des Etna ſchließen laſſe, weil ſie alle aus vulkaniſcher Materie beſtehen; aber eine Berechnung der Anzahl der Ausbrüche, läßt ſich gewiß nicht daraus führen. Herr Brydone ſcheint weiter unten auch, eben dieſer Meinung zu ſeyn, wenn er z. B. ſagt: zuweilen, aber höchſt ſelten, geſchieht es doch, daß die Lava ohne dieſe Umſtände, (nämlich ohne vorher einen Berg gebildet zu haben) auf einmal aus der Seite des Berges hervorbräche. Höchſt ſelten? Es würde vielleicht dem Verfaſſer ſchwer werden, dieſen Beweiß zu führen.

warm, und zum Beweiſe, des immer noch im Innern glimmenden Feuers, ſteigt auch hie und da, aus der ſchon hart gewordnen Lava, ein beſtändiger Schwefelrauch empor. Der Feuerſtrom traf auf ſeinem Wege verſchiedne Thäler an, die er ausfüllte, und richtete ſeinen Lauf nach Paterno, einem Lehnsgute des Fürſten von Biskari, zerſtörte dort einige Weingärten, doch richtete er keine weitre Verwüſtungen an. Der Strom war ohngefähr 100 Fuß breit und 20 dick. Welch eine Materie muſte das nicht ſeyn, die einen ſolchen Raum ausfüllte! denn wenigſtens rann ſie in eben der Breite 6 bis 7 Millien fort. Wie muß hier nicht die Erde im Innern ausgehöhlt ſeyn, oder welch ein beſtändiger Zufluß von brennender Materie nicht in ihr ſtatt finden, wenn ſchon immer wieder welche da iſt, die den weiten Schlund ausfüllt, und die obre Maſſe hervordrängt! Ich warf einen Stein in die Bokka hinein, und zählte langſam 25, wie ich noch den Fall des Steins hören konnte.

In der waldigen Region trafen wir unſre Maulthiere graſend an, und eilten, ſo ſchnell als möglich, ins Benediktinerkloſter Nicolo d'Arena zurück, wo wir uns zuerſt von den Beſchwerden der Reiſe ein wenig erholten. Mein Freund hatte auf dem ganzen Wege eine beſtändige Uebelkeit verſpürt, und muſte ſich hier verſchiednemal übergeben. Ich führe dieſen Umſtand an, weil ich unter den Namen der dort angeſchriebnen Fremden verſchiedne fand, die dieſe Uebelkeit als Folge ihrer Etnareiſe erwähnten. Die Urſache davon iſt, außer dem heftigen Schwefeldampfe, den man einzuſchlucken genöthigt iſt, und außer dem ermattenden Kämpfen gegen dem fürchterlichen Orkan, unſtreitig wohl, in dem ungeſunden Nebel auf der Spitze des Berges, in der verfeinerten Luft, die dem Bau unſers Körpers nicht angemeſſen iſt, und in der ſchnellen Veränderung des Klima, zu ſuchen.

Unter dem theilnehmenden Zurufe der Nikoloſer, ritten wir ſchnell nach Katanien zurück, wo wir des Abends gegen 9 Uhr wieder ankamen, nachdem wir ohngefähr ein und einen halben Tag unterwegs zugebracht hatten.

III.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1.

Trauriges Abentheuer eines Reiſenden ohnweit Wien.

Anmerkung.

Der verſtorbene Riedel hatte eine Art von Witzſpiel erfunden, wo jemand aus einer gewiſſen Anzahl Wörter, die ihm, ohne Zuſammenhang, zugetheilt wurden, aus dem Stegereiſe eine Erzählung verfertigen muſte, in welcher eben dieſe Worte, in derſelben Folge, auf eine ungezwungene Art vorkommen. Herr von H. bekam die Worte, auf:

Schloß, appetitlich, Jus, Schuh, Sultan, Kutſche, angebetet, Schlingſchlang, Fetzen, Billet, ſymboliſch, Tempel, Ambra, D.., Welle, Licht, Anmerkung, Barbier, verrenkt, Entſchuldigungen, die er auf folgende Art ausfüllte.

Es werden ohngefähr zwei Monate ſeyn, da ich der verwittweten Baroneſſe von .... auf ihrem Schloſſe einen Beſuch machte, wo ſie ſich ſchon ſeit dem Herbſte aufhielt. Ich muſte mit der alten Dame ein wenig ſchön thun, weil ſie meine nahe Verwandte iſt, und unſre Familie ſich Hoffnung macht, ſie einſt zu beerben. Gleich den erſten Tag bemerkte ich an ihrem Kammermädchen ein gewiſſes [illegible], weibliches Geſichtchen, das mir gewaltig in die Augen ſtach. Es war eine von den aufblühenden, jungen Geſtalten, die gleich beim erſten Anblick gefallen. Sie hieß Nanette; ein artiger Name! Sie war erſt ſiebenzehn Jahr alt, und dünkte mir ein ſo leckrer Biſſen, als ein Rebhuhn au Jus. Man ſtelle ſich ein Geſicht vor, von der ſchönſten [illegible] Augen und rabenſchwarze Augenbraunen, und ein Mündchen, ſo friſch, ſo lächelnd, ſo einladend! Ein kleiner Buſch von krauſen, dunkelbraunen Haaren, guckte unter der kleinen franzöſiſchen Haube vor, um die Weiße der Stirn noch mehr zu heben; und ein hoher unruhiger Buſen drängte unter dem leinewandnen Halstuche, und dem knappen Corſette, das ihn gefangen hielt, und ließ der Einbildungskraft ein weites Feld offen. Welche Wolluſt, eine Taille zu umſpannen, die Schmacker zum Modell genommen haben würde; und unter der großen, weißen Schürze, den niedlichſten, kleinſten Fuß, erſcheinen und ſchwinden zu ſehn, der je, in einem falbelaſſirten, taffetnen Schuhe ſtack; und ach! auf dieſem Füßchen war noch ein Bein, das der zierlichſten Tänzerin Ehre gemacht haben würde!

Kurz, ich bin überzeugt, daß der Sultan in ſeinem Serrail keine Odalike von der Schönheit hat, vor der ſich alle die Göttinnen Georgiens und Circaſſiens verkrochen haben würden. Ich hatte beſtändig das Auge auf ſie, und ließ mir nicht die erſte Gelegenheit entwiſchen, die ſich fand, ihr meine Leiden zu geſtehen. Sie hörte mein Geſtändniß mit dem leichten, flüchtigen Weſen an, das einem Liebhaber ganz verblüfft, und zwiſchen Angſt und Hoffen ſchwankend macht. Da ich gar nicht willens war, mich lange in dieſer Einöde zu vergraben; ſo beſchloß ich, meinen Roman ſo ſchleunig als möglich zu Ende zu ſpielen.

Nach Verlauf von drei Tagen, wo ich ſie, wie meinen Schatten verfolgte, ohngeachtet ſie mir unter den Händen wie ein Aal entſchlüpfte, überzeugten ſie endlich meine unaufhörlichen Neckereien, daß es mir ein Ernſt mit meiner Liebe ſey. Ich weiß nicht, ob ich ſie vielleicht zu meinem Vortheil einnahm, aber ich war thöricht genug, mir einzubilden, daß ſie mich mit minder gleichgültigen Augen anſähe.

Die alte Baroneſſe ſtieg in ihre Kutſche, und fuhr zu einem andern Verwandten zum Beſuch, mit dem ich mich nie zum Beſten hatte vertragen können, und alſo, mit Bewilligung meiner Tante, zurückblieb. Sein Guth lag nur zwei Stunden vom Schloſſe der Baroneſſe, und ſie nahm nur einen Bedienten mit ſich, ſo daß ich das Vergnügen hatte, Nanetten nicht abreiſen zu ſehn.

Dieſer Augenblick dünkte mir der ſchönſte meines Lebens: „Höre Nanette, ſagte ich zu ihr, als ich ihr allein im Saal begegnete, ich habe in meinem Leben nach kein ſo hübſches Mädchen geſehn als dich; du wirſt von mir nicht geliebt, ſondern angebetet. Rede, befiel, was kann ich dir zu Gefallen thun? Aber wir ſind hier nicht ſicher, wir können geſtört werden, und ich habe dir hunderttauſend Dinge von der äuſſerſten Wichtigkeit zu ſagen. Am beſten, dächte ich, wäre es, wenn wir uns dieſen Abend, N.. auf deiner Stube.

Ein großer Schlingſchlang von Lakay, der wahrſcheinlich mein Rival war, ſteckte in dem Augenblicke ſeine Naſe zur Thüre herein, und unterbrach mich. Indem ich mich mit einem bärbeißigen Geſicht nach ſeiner Seite wendete, um ihm zu verſtehen zu geben, daß ſeine Gegenwart jetzt ganz überflüßig ſey, lief Nanette weg, und ließ mich ſtehn.

Den ganzen Tag konnte ich nicht einen Schritt thun, ohne den Kerl auf meiner Spur zu haben. Er ſah mir nach, als ob er im Herzen lachte, und ließ weder mich noch Nanetten aus den Augen. Ich begriff, daß es mir eine Unmöglichkeit ſeyn würde, der Aufmerkſamkeit eines ſo geſchäftigen Wächters zu entgehen, und beſchloß meiner Donna mein Anliegen ſchriftlich vorzutragen. Ein Fetzen Papier, den ich in meiner Taſche fand, wurde angewendet, mit Bleiſtift ein ſchönes Billetdoux darauf zu kritzeln, worin ich ihr, wenn ſie mein ſchmachtendes Girren erhören wollte, ewige Liebe gelobte, und ihr betheuerte, daß ſie ſich ſo feſt darauf verlaſſen könnte, als ob ich es auf die ſymboliſchen Bücher geſchworen hätte. Ich ſchloß mit dem Poſtſkript, daß ich die Antwort dieſen Abend perſönlich in ihrer Stube abholen wollte.

Ich paßte die Zeit ſo gut ab, daß ſie mein Billet in der Hand hatte, ehe es unſer Argus gewahr wurde. Sie trat an ein Fenſter, las es, lächelte, und ſteckte es in die Taſche. Dann ſah ſie ſich nach mir um, brach in ein lautes Gelächter aus, und machte eine Bewegung mit dem Kopfe, die weder Ja noch Nein ſagen wollte, die ich aber als eine Bejahung auslegte. An meiner Stelle würde es jeder nicht anders gemacht haben.

Der übrige Tag wurde mir zum Sterben lang; endlich kam die Nacht; wäre ſie doch nie gekommen!

Alle Leute im Schloſſe genoſſen in den Armen des Schlummers die Süßigkeiten irgend eines ſchönen Traums; nur ich wachte noch, und ſchlich mich aus meinem Zimmer, um das Schloß von außen herum, um niemand zu begegnen. So kam ich in den Garten, aus welchem ich in das Fenſter meiner Vielgeliebten ſteigen konnte.

Ich hatte meine Maasregeln vorher genommen, und gefunden, daß ein Spalier mir zur Treppe dienen konnte, um in den Tempel der Liebe zu gelangen.

Ich drückte mich an der Gartenmauer hin; die Nacht war herrlich finſter, und es ſchien, als ob ſie mir zum Beiſtand meines Abentheuers, ihren dickſten Mantel geliehen hätte. Ich ſpitzte beide Ohren, um bei dem geringſten Geräuſche mich darnach richten zu können, und hörte in dem Augenblick ein Fenſter gerade über mir aufmachen. Ich blieb ſtehn, und hielt es nicht für rathſam, weder vor, noch rückwärts zu gehen; ich war keine zwei Schritte von dem Spalier entfernt. Kaum hatte ich halt gemacht, ſo dünkte es mir, als ob ich in der Luft ein Geräuſch vernähme, und zugleich fühlte ich mich mit etwas überſchüttet, das nicht nach Ambra roch. Bei dieſer verwünſchten Bewillkommung verließ mich meine Faſſung. Ich ſchrie fürchterlich. Die Sündfluth hatte Rock, Hemde und Huth getroffen, und der Geſtank, der mir in die Naſe ſtieg, überzeugte mich nur zu deutlich, daß ich mit D.... vom Kopf bis zu den Füßen geſalbt war.

Ich floh nach der Gartenthüre, als eine Figur im Hemde, mit einem tüchtigen Wellen-Knittel bewafnet, mich unter dem Geſchrei, Diebe! Diebe! einhohlte, und den dichteſten Hagel von Prügeln auf meinen Buckel fallen ließ, womit je ein ertappter Galan begrüßt worden iſt.

Sein und mein Schreien machte alles im Schloſſe munter, da aber die Herbeieilenden kein Licht hatten, ſo wurde ich Anfangs nicht erkannt. Ob ich gleich faſt zu Brei gewalket war, ſo ſuchte ich doch zu entwiſchen, allein es war unmöglich. Ich war gänzlich umringt. Hätte ich ein Gewehr bei der Hand gehabt, ſo hätte ich mir das Geſindel mit leichter Mühe vom Halſe ſchaffen, und ſonderlich meinem Zuchtmeiſter ſeine Verwegenheit theuer bezahlen wollen, der niemand anders war, als der groſſe Lakay, mein Nebenbuhler. Seine Rache war vollkommen, auch machte er ſich, ſo bald Licht kam, aus dem Staube, vermuthlich um recht nach Herzensluſt lachen zu können. Was mich am meiſten kränkte, war, unter den Zuſchauern Nanetten in einem reizenden Nachtkleide zu erblicken, worin ich ſie zu jeder andern Stunde allerliebſt gefunden haben würde, und hören zu müſſen, daß ſie mich aus vollem Halſe auslachte, als alle die übrigen.

Jeder machte ſeine Anmerkungen über meine Begebenheit, Ich verbiß meinen Aerger, und klagte nur über meine körperlichen Leiden. Die Barmherzigſten holten den Dorf-Barbier. Er kam, unterſuchte mich vom Wirbel bis zum Zehen, und nachdem er mir bald alle Glieder verrenkt hatte, um zu ſehn, ob ich nichts verſtaucht oder zerbrochen hätte, verſicherte er mich, daß ich mit einigen Quetſchungen davon gekommen wäre. Ich wurde nun zuförderſt eingeſeift, gereinigt und gewaſchen, mir friſcher Wäſche verſehn, und mir dann am Arme zur Ader gelaſſen, mein Buckel aber mit Schußwaſſer wohl eingerieben.

Nanette mied mich wie die Peſt. Ihr Galan aber kam den andern Morgen mit einer ruhigen Schelmmiene, mir ſeine Entſchuldigung zu machen, daß er mich nicht erkannt, und in der Dunkelheit wirklich für einen Dieb gehalten hätte.

Leiden und Schweigen dünkte mir das klügſte; ſtatt alſo den Schurken über den Haufen zu ſtoßen, wie ich herzlich gern gethan hätte, muſte ich ihn noch loben, daß er ſo gute Wache in der Baroneſſe Haus halte. Ich fürchtete aber, alle nähere Erklärungen, wenn meine Tante zurückkommen würde, und beſchloß, Troß des Aderlaſſes und der Quetſchungen, den Schauplatz meines Unfalls zu verlaſſen. Bei meinem Abſchiede konnte ich auf allen Geſichtern im Hauſe merken, daß ihnen das Lachen näher als das Bedauern war. Ich ſtieg in meinen Wagen, und kam nach Wien, wo ich acht Tage noch die Stube hütete, und mir feſt vornahm, dem Schloſſe der Baroneſſe nie wieder zu nahe zu kommen.

2.

Schreiben eines Reiſenden über die Art in England zu reiſen.

Wer in England reiſen will, dem empfehle ich eine ſehr wahre Bemerkung, die er ſich nicht ſorgfältig genug einprägen kann. Es giebt nämlich unter allen handelnden Nationen, ſelbſt die Holländer nicht ausgenommen, keine klügere, keine vorſichtigere als die Engländer. Wie ihre Dienſtfertigkeit, eben ſo iſt auch ihr Zutrauen unbeſchränkt: aber ſie müſſen Grund dazu haben. In dieſer ungezweifelt richtigen Vorausſetzung muß es jedem einleuchten, daß Empfehlungen, die nicht den Namen einer ſehr geſchätzten, ſehr geehrten Perſon an der Spitze tragen, höchſtens eine höfliche Aufnahme verſchaffen können. Noch weit mehr iſt derjenige, dem auch dieſer geringe Vortheil abgeht, in Gefahr, in ſchlechte Hände zu fallen. London iſt, wie alle große Städte, mit ränkevollen Menſchen angefüllt, deren Umgang, ſo verführeriſch er übrigens ſeyn mag, dennoch für Börſe, Geſundheit und Ehre gefährlich wird.

Da ich mich jetzt zum Führer in einem Lande anbiete, in welchem ich funfzehn Jahre zugebracht habe, ſo würde ich mir einen Vorwurf daraus machen, wenn ich meine Landsleute, oder jeden, der franzöſiſch leſen kann, mit verbundenen Augen in öffentliche Oerter, auf die Bank oder auf die Börſe führte. Ich darf mich nicht darauf einſchränken, daß ich ihnen den Weg zeige, daß ich ihnen nur ankündige, was ſie zu ſehen bekommen werden: ich muß ihnen auch zur Bedeckung dienen, muß ihnen ſo zu ſagen, mit den Augen nachgehen, muß verhindern, daß ſie nicht auf ihren Spaziergängen von Beutelſchneidern, Spitzbuben und gefährlichen Weibsperſonen angehalten werden. Beſonders darf ich nicht vergeſſen, daß ſie guten Raths bedürfen werden, und verhüten, daß ſie ſolchen nicht bei Leuten ſuchen, die ihre Unerfahrenheit benutzen würden.

Ich habe die Natur der Bedürfniſſe überdacht, die jeder Ankömmling in London nothwendig haben muß. Entweder bringt ihn bloße Neugier hieher, oder Handelsintereſſe. Im erſten Fall iſt ſeine Lage weniger gefährlich, wiewohl er auch dann noch zu befürchten hat, bei ſeinen Einkaufen in ſchlechte Hände zu gerathen.

Im zweiten Falle, hat er Wechſelgeſchäfte in andern Ländern, er braucht Kreditbriefe, für ſich, oder für Agenten, die auf ſeine Rechnung reiſen; er hat beträchtliche Empletten zu machen; er muß bei ſeiner Abreiſe Aufträge hinterlaſſen; Briefwechſel verabreden; vielleicht hat er auch ſtarke Forderungen geltend zu machen, oder Schulden einzutreiben; vielleicht iſt er in Bankerotte, in Rechtshändel eingeflochten; in allen dieſen Fällen liegt ihm nicht nur daran, mit ehrlichen Leuten zu thun zu haben, ſondern, wenn er kein Engliſch verſteht, ſo wünſcht er natürlicher Weiſe Adreſſen an Perſonen, die Franzöſiſch verſtehn und ſprechen.

chen. Ich ſchmeichle mir, ihm alle dieſe Vortheile, und dabei noch den verſchaffen zu können, daß er, außer Rechtſchaffenheit und Kenntniſſen, auch Höflichkeit, Freundlichkeit und Dienſteifer finden ſoll.

Man findet in London ein beträchtliches Verzeichniß von Banquiers. Dieſe machen die angeſehenſte, und ſowohl für den Staat, als für die Handlung, im Allgemeinen nützlichſte Klaſſe der Bürgerſchaft aus. Jeder von ihnen verdient, einzeln betrachtet, eben den Anſpruch auf ausgezeichnete Hochachtung, wie die Klaſſe, zu welcher er gehört. Indeſſen, ein Haus muß ich doch nennen; und da weiß ich keines, das zu meinen Abſichten dienlicher wäre, als das Haus der Herren **Stanſom**, **Morland** und **Hammersley**.

Dieſe Herren haben faſt in allen Hauptſtädten Europens eine Korreſpondenz angelegt, deren Endzweck dahin geht, den Reiſenden die Erhebung der Gelder, überall, wo es ihnen am bequemſten iſt, zu erleichtern. Vermöge ſolcher **Wechſel** und **Kreditbriefe** ſind ſie im Stande, von Ort zu Ort nicht mehr zu erheben, als ſie eben brauchen. Auf eine ähnliche Art iſt für diejenigen geſorgt, die auf dem feſten Lande Geldgeſchäfte machen müſſen.

Dieſe Herren geben auch Wechſel, die in England umlaufen. Dieſe Wechſel ſind auf Ordre des Reiſenden, ohne allen Proviſionsabzug zahlbar, und werden gleich nach Sicht bezahlt, ob ſie gleich, aus Vorſicht, ſieben Tage nach Sicht geſtellt ſind. Dabei ſind ſie ſchon, nach Verſchiedenheit der Zeit und des Orts der Auszahlung, auf den Wechſeleurs nach auswärtigen Münzſorten reducirt, und der Reiſende endoſſirt ſie nicht eher, als wenn er die Valuta ausgezählt erhält. Zugleich werden Ordrebriefe mitgegeben, die nöthigenfalls zur Empfehlung an alle Korreſpondenten des Hauſes dienen, und dem Ueberbringer wenigſtens eine höfliche Aufnahme verſichern.

Von eben dem Hauſe kann man auch ſogenannte transferable Wechſel bekommen. Dieſe ſind blos auf einen Ort geſtellt, und bereits auf den Curs dieſes Orts, nach den neueſten Nachrichten davon, reducirt. Sie können durch bloßes Endoſſement transferirt, und an Zahlungsſtatt gegeben werden, eben ſo, wie die Noten der Bank oder des Banquiers in London aus einer Hand in die andere gehen. Die Valuta wird ohne Abzug und Koſten ausgezahlt.

Gegen hinlängliche Sicherheit giebt dieſes Haus auch Kreditbriefe auf alle Handelsplätze, die unmittelbar Wechſelgeſchäfte mit London machen. Solche Kreditbriefe geben Proviſion und Poſtgeld an dem Orte, wo die Auszahlung geſchieht, imgleichen Proviſion an das Haus ſelbſt, bei der Wiederbezahlung; übrigens wird das Geld nach dem Wechſelcurs ohne weitern Abzug ausgezahlt.

Außerdem unterzieht ſich dieſes Haus Wiedereinnahmen von Geldern von Ausländern, die ſonſt nach dem gewöhnlichen Gang der Geſchäfte nicht ſo leicht geſchehen könnten. Sie nehmen zu dem Ende die Traſſen der Traſſenten und Indoſſenten an, die an denjenigen Orten, wohin ſich ihre Korreſpondenz erſtreckt, Kredit haben.

Jeder fremde Kaufmann, er komme ſelbſt nach London, oder wünſche ſichre Korreſpondenz in Handlungsſachen, kann ſich nicht beſſer adreſſiren, als an den Herrn **Jakob Marjn Siordit**, der ſich durch ſeine Einſichten, durch Thätigkeit, Dienſteifer und Höflichkeit zu ſeinem Vortheile bekannt gemacht hat. Eine achtzehnjährige Bekanntſchaft und Erfahrung in den verwickelten Handlungsgeſchäften macht ihn fähig, die ſchwerſten Kommiſſionen zu übernehmen. Er befaßt ſich mit Ein- und Verkauf der Waaren, mit Ankauf der Schiffe, mit Aſſekuranzen, mit Bank- und öffentlichen Stockgeſchäften.

Ich gebe die Adreſſen dieſer Herren nicht genau an, weil ſie ſich ändern können: aber der Fremde, der nach London kömmt, muß ſich vor allen Dingen ein ſogenanntes directory anſchaffen. Es giebt deren mehrere; doch ſchätzt man vorzüglich das Kent-directory. Dieſes iſt ein Almanach, der alle Jahre neu erſcheint, und die Wohnungsveränderungen aller Perſonen anzeigt, mit welchen man in Handlungsſachen zu thun bekommen kann.

Noch muß ich den Fremden gegen die Schlingen zu verwahren ſuchen, die ihm gelegt werden könnten, wenn er ſchriftliche Verbindungen eingehen, wenn er Schuldner verklagen will ꝛc. Ich könnte eine Menge Beiſpiele anführen, wie gefährlich es ſei, ſchlechtem Rathe zu folgen, oder gar keinen zu ſuchen, da es doch hier zu Land auf ein Wort ankommt, ob ein Proceß verloren oder gewonnen werden ſoll. Man erſchrickt, wenn man ſich erinnert, daß Herr **Argend** ſeinen Proceß gegen diejenigen, die ſeine Lampen nachgemacht hatten, dreimal verlor, weil er übel war berathen worden. Daher darf man die Befragung eines Rechtsgelehrten nicht ſo lange verſchieben, bis der Proceß ſchon anhängig iſt; auch darf man keine Zeile unterſchreiben, ohne ſie ihm vorher zu zeigen, wenn man einmal einen wackern Anwald bekommen hat. In dieſem Fache kann ich keinen Mann empfehlen, der fähiger wäre, die Perſon, das Eigenthum, und überhaupt die Angelegenheiten eines Fremden in Schutz zu nehmen, als den Herrn **Robert**, dem Britiſch Muſeum gegenüber.

Nachdem ich den Reiſenden an dieſe drei Häuſer empfohlen habe, wo er Beiſtand jeder Art finden wird, will ich ihn nunmehr mit dem Volke bekannt machen, zu welchem er zum Beſuche kömmt. Eigene Klugheit wird ihm ſagen, wie er ſich betragen ſolle, wenn er erſt weiß nach welchen Karaktern er ſich richten muß.

Da ich ſelbſt Fremdling in England bin, ſo nehme ich mich wohl in Acht, ein Volk, für das ich nicht anders als eingenommen ſeyn kann, zu definiren. Aber es zu ſchildern, dazu will ich den Pinſel eines Schriftſtellers entlehnen, der, vermöge ſeines Amtes, vor vielen andern im Stande war, ſeine Mitbürger kennen zu lernen.

Fielding, die erſte obrigkeitliche Perſon, welcher London eine ziemlich regelmäßige Polizey zu danken hat, ſchrieb im Jahr 1774 eine kleine Schrift, aus welcher folgendes, von den Einwohner dieſer Hauptſtadt, hieher gehört.

„Es giebt zwei vortrefliche Eigenſchaften, wodurch ſich unſre Nation vor allen andern auszeichnen ſoll. Die Worte, die beide ausdrücken, haben keine gleichbedeutende, in irgend einer Sprache. Sie heißen good nature und humour, die man im Franzöſiſchen nicht anders geben kann, als durch Vereinigung des verſchiedenen Sinnes, den man mit Luſtigkeit, Scherzhäftigkeit und Spottſucht verbindet. Wer humoriſt genennt wird, bei dem ſetzt man voraus, daß er dieſe drei Stücke, bei ſehr viel Witz, zugleich beſitze. — Dieſe ſogenannte good nature findet man bei allen Volksklaſſen, vom Schuſter an bis hinauf zum Herzog. Unter Volksklaſſe verſtehe ich aber nicht den niedrigſten Pöbel, den Auswurf der Nation. Dieſer iſt zwar ſeit etwa funfzig Jahren weniger unerträglich als ſonſt, aber doch noch ſehr unverſchämt; er beleidigt und beſchimpft noch ohne Urſache und Ueberlegung. In ſolchen Fällen erfordert die Klugheit, daß man ihm aus dem Wege gehe.“

„Was wir humour nennen, iſt dem Engländer eigen: eine Art von Scherzhaftigkeit, die den Stachel der Satyre ſchärft, indem ſie ihn zu mildern und blos lächerlich machen zu wollen ſcheint. Unſre Luſtſpiele ſind voll von dieſer Art Witz; Stimme und Gebehrdenſpiel bekommen dadurch eine Annehmlichkeit, die ſich nicht beſchreiben läßt.“

„Der Engländer geſtikulirt beim Reden nicht; auf der Kanzel und auf der Bühne deklamirt er ein wenig. Der Ausländer findet ihn Anfangs ſteif; allein er gewöhnt ſich daran, und findet ihn dann geſetzt. Muth iſt ihm niemals abgeſprochen worden. Er iſt leichtgläubig und leicht zu betrügen. Die Menge öffentlicher Blätter, die täglich erſcheinen, und von allerlei Gegenſtänden handeln, macht nothwendig den gemeinen Mann in der Hauptſtadt aufgeklärter, als er es ſonſt ſeyn kann. Selten trift man Handwerksleute oder Dienſtboten beiderlei Geſchlechts an, die nicht leſen und ſchreiben könnten.“

„Die Spielſucht geht unter den Leuten, die zur groſſen Welt gehören, ſehr weit: und wiewohl ich es nicht glaube, daß ſie ſo ausſchweifend ſey, wie in Paris, ſo haben wir doch auch Herren, die ſogar den Wagen, der ſie nach Hauſe abholte, verlohren hatten.“

„Die Einwohner von London leben noch ſo ziemlich mäßig; doch eſſen ſie nichts als Fleiſch, und zwar eingeſalzenes, wodurch ſie ſich dem Scorbut ausſetzen. Wer kein ſtarker Eſſer iſt, kann in der City in einem Gaſthauſe (Chop houſe) für 12 Sols recht gut zu Mittag eſſen. Gute Fiſche ſind theuer; ſind ſie wohlfeil, ſo taugen ſie nichts. Die beſten bringen die Holländer: in kleinen Garküchen frage man ja nicht darnach.“

„Seit einiger Zeit ſind Leute von guter Lebensart und von Geſchäften dem Trunke nicht mehr ergeben, wie vormals. Demohngeachtet wird in London mehr Portowein in einem Jahre getrunken, als man in Portugal gewinnt. Hierzu rechne man noch den Ueberfluß von Burgunder, Champagner und Clairet, der in den großen Häuſern und den angeſehenen Tavernen getrunken wird. Da dieſes ſeine Richtigkeit hat, ſo folgt daraus, daß in London eine ungeheure Menge verfälſchter Weine, verzehrt werden muß.“

„In Kleidung und Hausrath machen alle Volksklaſſen einen übermäßigen Aufwand: alle franzöſiſche Moden werden pünktlich nachgemacht.“

„Die Frauenzimmer haben verführeriſchen Reiz: ſie ſind die ſchönſten und geiſtreichſten auf der Welt. Sie genießen unbeſchränkte Freiheit: ſie beſuchen, ohne Zwang, alle Schauſpiele, alle öffentliche Oerter, machen Luſtpartien; geben oder empfangen Beſuche, ohne Unterſchied des Geſchlechts. Sehr oft nimmt eine Dame die Aufwartung ſeines Liebhabers Jahre lang an, und man trennt ſich wieder, ohne wechſelsweiſe von Seiten des Karakters des Vermögens oder andrer Umſtände unzufrieden zu ſeyn. Alles geht dabei in der vollkommenſten Unſchuld zu; kein öffentlicher Tadel iſt dabei zu befürchten: eine Sache, die in Italien, in Spanien, und in den ſüdlichen Provinzen Frankreichs unglaublich ſcheinen würde. So viel verdanken unſre Frauenzimmer der Freiheit, die ſie genießen, und der wahren Hochachtung, die wir ihnen widmen.“

„Wir begegnen, im Allgemeinen genommen, unſern Gattinnen mit Ehrerbietung und Zärtlichkeit. Ueberall haben ſie das Vorrecht; auch bei Tiſche machen ſie die Honneurs. Erlaubt ſich eine von ihnen zu mediſiren, oder ſonſt der Geſellſchaft anſtößig zu werden, ſo fällt der Tadel nicht auf ſie, ſondern auf ihren Mann.“

„Verläßt ein Mann ſeine Frau, und ſie wird in ſeiner Abweſenheit ſchwanger, wenn er nur nicht zur See gegangen iſt, ſonſt mag er ſich in England aufhalten wo er will, ſo erkennt ihn das Geſetz als Vater; auch erbt das Kind, wenn es ein Sohn, und das älteſte iſt, Titel und Vermögen von demjenigen, der für den Vater deſſelben gilt. Hat ihr der Mann vor der Verheirathung kein Wittwengehalt ausgeſetzt, ſo gebührt ihr nach ſeinem Tode der dritte Theil ſeiner Verlaſſenſchaft auf ihre Lebenszeit, ja, nach dem Gewohnheitsrechte der City in London, auf immer. Auch an ſeinem Range nimmt ſie Theil; überall giebt man ihr den Titel, den ihr Mann führt. (Der Verfaſſer vergißt hier, daß die Frauen der Biſchöfe nur Miſtreſſes heißen, nicht Ladies, obgleich ihre Männer Lords ſind). Im Ganzen genommen, ſind die Mädchen in England, die glücklichſten auf der Welt.“

„Indeſſen, ſo vortheilhaft dieſe Schilderung iſt, die ich aus ganz uneigennützigen Abſichten entworfen habe, ſo bedarf dennoch der Fremde, den Neugier oder Geſchäfte nach London bringen, eine Belehrung. Auch hier, wie überall, iſt nicht alles Gold was glänzt. Zwar trägt die Phyſionomie unſrer guten Einwohner, überhaupt genommen, das Gepräge von Gutherzigkeit und Unbefangenheit: allein ſehr oft kann doch der Fremde durch dieſen Schein getäuſcht werden, und unter dem Anſehen von Offenheit verbirgt ſich vielleicht Verſtellung, Täuſchung, Betrug und Bosheit. Um dieſe Stufenfolge kennen zu lernen, weiß ich für den Fremden kein beſſeres Mittel, als daß er fleißig die Koffeehäuſer beſuche. Da macht er ſich mit den Verſchiedenheiten der Karaktere bekannt, und bildet ſich Begriffe von den Einwohnern überhaupt. Die Koffeehäuſer ſind unter allen öffentlichen Oertern am wenigſten gefährlich, wiewohl ſich in einigen dennoch falſche Spieler einſchleichen. Er ſei nur auf ſeiner Huth, wenn man ſich mit Höflichkeit hinzudrängt, wenn man ihn allzudringend zur Zerſtreuung, zu dem oder jenem Spiel aufmuntert, zum Ball, zum Billard, zum Kegeln. Die ſchrecklichſte Klippe aber ſind die eigentlichen Spielhäuſer; hier lauren beſchnittene Karten und falſche Würfel auf ſein Verderben.“

„Was ſoll ich wohl den jungen Mädchen ſagen, die Beſchäftigung oder Dienſte in London ſuchen? Kömmt eine dahin, die Jugendblüthe und ein Bischen Schönheit hat, ſo muß ſie viel Klugheit beſitzen, wenn ſie den Schlingen, die ihr gleich bei ihrer Ankunft auf jedem Schritte gelegt

legt werden, entgehen will. Sie nehme ſich wohl in Acht, mit einer Manns- oder Weibperſon zu reden, von welcher man ihr keinen vortheilhaften Begriff gemacht hat. Ihr Erſtes muß ſeyn, daß ſie bei einer Perſon ihres Geſchlechts Schutz ſuche, die in ihrem Viertel in gutem Rufe ſteht, und ſie über alles zu Rathe ziehe. Verſäumt ſie dieſe Vorſicht, ſo bekömmt ſie Beſuche von Unholden in anſtändiger Kleidung mit beſcheidenem Anſtand, die ihr Beſchäftigung oder Dienſt vorſchlagen; giebt ſie ihnen Gehör, ſo iſt ſie verloren. Wendet ſie ſich an eins von den zahlreichen Intelligenzcomptoiren, wo man Geſinde miethet, ſo befindet ſie ſich in gleichem Falle, denn dieſe Leute verſtehen ſich mit den Kupplerinnen.“

„Es bedarf kaum einer Erwähnung, daß mit der Dämmerung alle Gaſſen von Freudenmädchen wimmeln. Der Fremde kann ſich nicht irren: aber dabei bleibt es immer Regel der Vorſicht, ſich nicht beim Einbruch der Nacht auf die Straßen zu wagen, beſonders in ſolche, wo nur wenig Gewölbe ſind. Oeſters iſt der Nachtwächter entfernt, betrunken, oder eingeſchlafen, und die Diebe wiſſen ſich dieſe drei Umſtände recht gut zu Nutze zu machen. Was aber noch ärger iſt: es fehlt gar nicht an Beiſpielen, daß der Wächter ſelbſt Antheil am Diebſtahle nimmt.“

„Außerdem iſt er noch dem Unfalle ausgeſetzt, auf eine Bande Spitzbuben zu ſtoßen, die ihn anfallen, ihn wegen eines erdichteten Verbrechens beſchuldigen, ihn vor Gericht ſchleppen, und ſogar einen falſchen Eid wagen, um Geld von ihm zu erpreſſen. Solche Spitzbuben ſind meiſtens Gehülfen der Kupplerinnen, und, zur Schande der Obrigkeiten ſeys geſagt! man hat nur zu guten Grund, zu glauben, daß ſie in allen dieſen Fällen, auf das ſchändlichſte präjudiciren, um von den Angeklagten Geld zu ziehen.“

„Ferner läuft man des Nachts Gefahr, auf Schläger zu ſtoßen, die, ohne Abſicht auf die Börſen, ſich einen

Spaß daraus machen, alles, was ihnen begegnet, anzufallen, die Wache in die Flucht zu treiben, Fenſter und Laternen einzuſchlagen. Finden dieſe Unſinnigen Widerſtand, ſo morden ſie wohl gar. Giebt es gleich in London keine gedungenen Mörder, wie in Italien und Spanien, ſo hat man dennoch einen zügelloſen Schlag junger Leute und alle Ausſchweifungen zu befürchten, die vom Weintrinken und andern Unordnungen entſtehen. Am ſicherſten thut alſo der Fremde, wenn er ſich nach der Gewohnheit der Familie, bei welcher er wohnt, und vornehmlich nach der Zeit richtet, wenn ſie zu Bette zu gehen pflegt. Bei Nacht kann er nichts rechtes thun, und noch weniger etwas gewinnen.“

„Sogar die beiden Tageszeiten, wenn er anfängt und endet, muß man in Acht nehmen, zumal wenn man aus der Stadt hinaus oder wieder hinein will, weil alsdenn die Gegend ringsumher durch Straßenräuber unſicher gemacht wird. Dieſe ſind in Vergleichung mit denen in den Gaſſen der Stadt, vornehme Herren; meiſtens ſind ſie artig beritten. Sie mishandeln niemand; man weiß ſogar Beiſpiele, daß ſie, nach einer Beraubung, nur Geld und Koſtbarkeiten behalten, andere Sachen hingegen, die dem Beſitzer aus andern Urſachen, als wegen ihres innern Gehalts, lieb waren, ſehr höflich zurück gegeben haben: zuweilen fragten ſie auch wohl den Reiſenden, wie viel Weg er noch zu machen habe, und gaben ihm ſo viel Geld wieder, als er dazu brauchte. Indeſſen, beraubt wird man doch, und beſſer iſt es, man wage ſich nicht in den Stunden, die ich angegeben habe.“

„London beherbergt eine Menge Beutelſchneider, die noch feiner ſind, als die Pariſer. Alle Zugänge zu den öffentlichen Plätzen, beſonders nach den Hauptſchaubühnen, haben ſie belagert. Sie ſchließen ſich ſo eng, wie Glieder einer Kette, aneinander an, ſo, daß Koſtbarkeiten, Brieftaſche oder allenfalls das Schnupftuch in einem Augenblicke auf hundert Schritte von der beſtohlnen Perſon hinweg ſind. Die einzige Vorſicht, die man gegen dieſe Herren mit den leichten Fingern brauchen kann, iſt dieſe: daß man Uhren, Ring, oder jede andre Sache von Werth, zu Hauſe laſſe, und nur wenig Geld zu ſich ſtecke. Beſonders abet weiche man jedem Gedänge aus: denn außer demjenigen, welches an öffentlichen Orten gewöhnlich iſt, machen es die Herren ſelbſt, indem ſie ſich auf den Straßen ſchlagen; und der Neugierige muß die Koſten des Schauſpiels bezahlen.“

Es ſind Fremde nach London gekommen, und in ihrer Poſtchaiſe von Gaſſe zu Gaſſe, von Platz zu Platz umhergefahren, weil ſie dem Poſtillion nicht angeben konnten, wo ſie einkehren wollten. Unterwegs findet man keinen Dollmetſcher: es iſt alſo der Klugheit gemäß, eine engliſch geſchriebne Adreſſe bereit zu haben, oder vielmehr eine ſchriftliche Anweiſung an den Poſtillion, ohngefähr ſo: Set me down at any convenient in the City, bring mich in einen guten Gaſthof in der City. Oder, will man lieber in Weſtminſter logiren, ſo ſchreibe man dieſes auf. So wird man in einen Gaſthof gebracht, wo Jch aber nicht rathen möchte, länger, als eine Nacht zu bleiben: alsdann ſieht man ſich nach einer beſſern Einrichtung um. Man pflegt einen Lohnbedienten zu nehmen, der meiſtens mehrere Spachen, allemal aber Franzöſiſch ſpricht. Dieſem gebe man die Anweiſung, wie man es nach demjenigen, was ich ſogleich ſagen will, am gemäßeſten findet. Man gebe ſie ihm aber ganz gemeſſen, und laſſe ſich nicht von ihm führen. Vielmehr thue man juſt das Gegentheil von allem, was er zu verlangen ſcheint; ſonſt bringt er den Fremden zu Leuten, die ſich mit ihm in die Beute theilen würden. Man ſey alſo feſt und vorſichtig; man traue ſeinem Dollmetſcher nie, ſondern betrachte ihn nur als ein nothwendiges Uebel. Dabei bezahle man ihm pünktlich, und gebe auf ſeine Schlüſſel acht. Ich will damit nicht ſagen, daß es keine Ausnamen geben ſollte; allein ſie ſind ſelten, und das Sprüchwort ſagt: Klugheit iſt die Mutter der Sicherheit.

Reiche und vornehme Fremde können ſich nach einem Hotel fahren laſſen; der Poſtillion verſteht ſie, wenn ſie es ihm nennen, denn das Wort bleibt im Engliſchen. Die Hotels in London ſind meiſtens gut, in Rückſicht auf Logis und Bedienung: nur muß ſich der Reiſende, wenn er auch nur einen Bedienten bei ſich hat, auf einen Aufwand von einer Guinee täglich für drei Mahlzeiten und Nachtlager gefaßt halten.

Hotels garnis wie in Paris, giebt es in London nicht, wohl aber, faſt in jedem Hauſe, ſogenannte furniſhed lodgings. Dieſes ſind Zimmer von unterſchiedener Größe, im erſten oder zweiten Stocke, mehr oder weniger prächtig möblirt. Gemeiniglich ſind ſie von Kaufleuten gemiethet, die keine Gewölber bekommen können, wenn ſie nicht ganze Häuſer miethen; dieſe nehmen nun wieder ihren Hauszins und ihre Abgaben daraus. Allerdings iſt dadurch für den Fremden recht gut geſorgt; denn für eine halbe bis zwei Guineen kann er ſich ein Logis in dem Viertel der Stadt wählen, wo es ihm am bequemſten iſt. Er wohnt bei ehrlichen Leuten, die ihn mit Dienſteifer aufnehmen und bewirthen. Hier findet er Umgang, guten Rath, Schutz, zuweilen auch Freunde. Es bedarf wohl kaum des Zuſatzes, daß er alle Woche richtig bezahlen muß!

Hat man ſich nun ein ſolches Logis ausgeſucht, ſo hat man die Wahl unter zwei Lebensarten. Man kann ſich bei ſeinen Wirthsleuten in die Koſt verdingen; und das iſt das wohlfeilſte. Für funfzehn Schillinge bis zu einer Guinee die Woche, kann man recht artig logirt und beköſtigt ſeyn! Aber man muß vorher einen Verſuch machen, ob man an der gewöhnlichen bürgerlichen Koſt einen Geſchmack finde. Fleiſch, gebraten oder gekocht, Gemüſe, blos aus dem

Waſſer, bloß mit einer Butterbrühe oder Bratenju's, Erdäpfel, etliche Tage in der Woche kalter Braten und Käſe zum Nachtiſch, ſelten Fiſch — das iſt ſo das Gewöhnliche.

Wem das nicht anſteht, der kann auf einem Koffeehauſe eſſen; hier findet er Suppen, aber kein friſches Rindfleiſch, ſondern nur Pökelfleiſch gekocht; Ragout von Kalbsbraten, Coteletten, Grilladen und Fiſch. Allein, ein ſolches Mittagseſſen, wenn man nur wenig Wein dazu trinkt, koſtet wenigſtens noch einmal ſo viel, als wenn man an die Koſt geht. Noch theurer lebt man in den ſogenannten Tavernen; in einigen bezahlt man drei Guineen für das Couvert; aber freilich ißt man da auch am beſten.

In jedem Falle bezahlt man das Getränke beſonders. Der gewöhnliche Tiſchtrunk ich Bier. Es giebt verſchiedene Arten davon: ich würde zum **Porter** rathen. Es iſt zwar ſtark, gleichſam der engliſche Wein, aber doch dem Klima angemeſſen, welches eine feſte Nahrung in jeder Art verlangt. Ich bitte den Reiſenden, dieſe Bemerkung nicht zu vergeſſen; ſie iſt wichtig für ſeine Geſundheit. Hat man ſich auf Weine gewöhnt, ſo trinke man ihn auch hier. Der am meiſten zum Klima paſſende und wohlfeilſte iſt, der **Oporto**: wer ihn noch nicht getrunken hat, findet ihn zwar rauh und unangenehm; aber man gewöhnt ſich bald daran, und trinkt ihn endlich gern. Nur iſt es ſchwer, ihn ächt zu bekommen: die Bouteille koſtet zwei Schilling. Die franzöſiſchen Weine ſind theuer, (wofern ſie nicht etwa durch den Kommerztraktat wohlfeiler werden) und ſchwer zu haben, wenn ſie gut ſeyn ſollen. Beſſer ſind die Portugiſiſchen, Spaniſchen und Rhein- oder Moſlerweine. Den Madera hat man vortreflich. **Liqueurs**, außer Branntwein und Rum, werden wenig getrunken.

3.

Gedanken und Beobachtungen über verſchiedne Gegenſtände.

I.

Was man im gemeinen Leben Freunde nennt, ſind nichts anders, als unſer Schatten. Sie begleiten uns, ſo lange die Sonne ſcheint, und verſchwinden, ſo bald ſie verſchwindet. Felix ſe neſcit amari, ſagt Lukan; und den Unglücklichen ſchützt niemand, ſagt die Erfahrung.

II. Das ſchönſte Mittel, um auf Alles, was treffen könnte, vorbereitet zu ſeyn, iſt: immer das Schlimmſte zu erwarten.

III. Unſre Augen ſind ſchärfer, als unſre Ohren. Deshalb dringen auch Beiſpiele tiefer, als Lehren, ein; und Handlungen wirken ſtärker auf unſre Seelen, als Sentenzen.

IV. Definition von einer Aſſamblee — wo man nur kömmt, um zu ſehen, und weggeht, um geſehen zu werden.

V. Immer bleibt es ſchimpflicher, Mißtrauen in ſeine Freunde zu ſetzen, als von ihnen hintergangen zu werden.

VI. Tugend kann, gleich dem Magnet, nur empfänglichen Naturen ihre Kraft mittheilen.

VII. Wir lieben allemal den, der **uns** bewundert; aber nicht allemal den, den **wir** bewundern.

VIII. Das franzöſiſche Wort *louer*, heißt beides: **leihen und loben.** Dadurch beweiſt dieſe Nation ihre Menſchenkenntniß, daß ſie Schmeichelei zum Preiſe der Gnadenverleihungen macht.

IX. *Perſonne* bedeutet im Femininum: jemand; aber im Maskulinum: niemand; ſo, daß man in Frankreich, wie es ſcheint, die Weiber für **Alles**, und die Männer für Nichts hält.

X. Die Glückſeligkeit dieſes Lebens beſteht nicht darin, frei von Leidenſchaften, ſondern ihr Herr zu ſeyn.

XI. Ein Herz ohne Leidenſchaften iſt kalt und träge, wie Blei; — ſchmelze es, und es wird glühen und ſich ergießen.

XII. Der Eigenſinn unſerer Launen iſt immer weit ausſchweifender, als der des Glücks.

XIII. Kein Menſch würde ſich willig finden, ganz und gar mit einem andern zu tauſchen:

Denn beſſer iſt es, eignes Ungemach,
Als fremdes Uebel, zu ertragen.

XIV. Leicht triumphirt die Philoſophie über vergangene und zukünftige Uebel; aber gegenwärtige triumphiren über die Philoſophie.

XV. Wir ſollten immer einen zu gehäſſigen Feind, dem zu nachgiebigen Freunde vorziehen. Jener ſagt uns nicht ſelten die Wahrheit, dieſer nie.

XVI. Spasmacher werfen nur mit Koth; — ſchaden können ſie keinem.

XVII. Redlichkeit wird, gleich der Menſchenliebe, zuerſt bei ſich ſelbſt anfangen; aber der Unredliche hintergeht zuerſt ſich ſelbſt.

XVIII. Die Zeit rollt unaufhaltbar, wie ein Strom, dahin, bis ſie ſich in der Ewigkeit weitem Ozeane verliert. Glücklich, wer ſein Leben mit Thaten bezeichnet, die auch dann noch ſind, wenn ſelbſt keine Zeit mehr ſeyn wird.

XIX. Man kann die Vernunft mit einem Stahle vergleichen; nur durch den Gebrauch erhält man ihren Glanz — ſplendeat uſu, vernachläſſigſt du ſie, ſo wird ſie ſchneller roſten, als ein geringes Metall. Und

dies

viel ſchnellere Verroſten eben, wegen der Feinheit ihrer Politur.

XX. Lektüre iſt die Nahrung, Umgang die Uebung, und Beobachtung die Medizin unſers Verſtandes.

XXI. Leidenſchaft kann den Weiſen zum Thoren, und den Dumkopf erfinderiſch machen.

H. P. J. Hinze.

4.

Der franzöſiſche Höfling und der deutſche Arzt.

(Nach aufgehobner Tafel, im Schloßgarten.)

Ein Dialog.

Arzt .... und, als Repräſentant unſrer Kunſt, würd' ich Ew. Gnaden für dieſes ſchmeichelhafte Kompliment danken, wenn der lächelnde Scherz Ihrer Miene dem Ernſt Ihrer Worte nur nicht ſo ſehr widerſpräche. Es ſcheint mir, als ob es ſich mit dieſem Komplimente, wie mit der erſten Sommerſchwalbe, verhielte; nie weiß man mit Gewißheit, ob ihr wirklich für die Zukunft zu trauen ſey? —

Höfling. (ſelbſtgefällig) Allerdings, Mr. le Medecin, war's persiflage; und ich wunderte mich ſchon nicht wenig, als ſie meine Worte, mit einem ſo trocknen Kathederair, und — verzeihen Sie mir den Ausdruck! — mit jener deutſchen Bonhomie, aufzunehmen ſchienen, die, zu unbekannt mit der feinern Welt, und zu rauh von Natur, mit ihr ſich bekannt machen zu können, ſich ſo allerliebſt

liebſt bei der Naſe herumführen läßt. — Ha, ha, ha! (mit ſcherzender Wichtigkeit) Im Vertrauen, lieber Doktor, ich hielt Ihre Arzneiwiſſenſchaft ſo eben, zwar für eine Dame von Einfluß, mais — à tout prix, der man, im Vorbeigehn einmal, eine Galanterie zuwirft, ohne daß man es grade ſelbſt für etwas mehr, als eine Galanterie genommen wiſſen will.

Arzt. Aber wie? Wenn nun die Dame Arzneiwiſſenſchaft, nach dem Inſtinkt ihres Geſchlechts, neugierig genug wäre, Ew. Gnaden um einen weitern Aufſchluß über Ihre Galanterie, oder — wie Sie es ſelbſt eingeſtehen — über ihre perſiflage zu erſuchen? So würde …

Höfling. Sie ſicher nicht vergebens gebeten haben. — Wiſſen Sie denn, mon cher, daß ich nicht blos ſpotte, um zu ſpotten: ſondern daß ich ſpotte, weil ich überzeugt bin, ſpotten zu müſſen.

Arzt. (etwas ſtutzig) Sie haben mich überraſcht, gnädiger Herr. Einer ſo plötzlichen Entſcheidung war ich in der That nicht gewärtig. — Vorhin bat ich nur, im Namen der Arzneiwiſſenſchaft; jetzt wag' ich es, auch in meinem eignen Namen, Sie um eine detaillirtere Erklärung Ihres ſo raſchen Ausſpruchs zu bitten.

Höfling. Ja, von Herzen gern, mon bon Monſieur. Hören Sie an: Ich warf Ihrer Wiſſenſchaft vorhin das Mangelhafte, Unbeſtimmte, noch ſo häufig Schwankende vor; und werden Sie denn partheiiſch genug für Ihre Kunſt ſeyn, alle die vielen Lücken vorſätzlich nicht ſehen zu wollen, die ſich noch in Ihren Pathologieen, in Ihren Phyſiologieen finden? Werden Sie?

Arzt. Keinesweges, gnädiger Herr! — Nur hätt' ich dagegen einzuwenden, daß unſre Wiſſenſchaft, in Abſicht der Erfahrungen, und ihrer, hierauf beruhenden Erweiterung, mit jeder andern gleichen Schritt halten muß, und daß ſie, ſo zu ſagen, nur ſteigt, jemehr die menſchliche

Natur fällt. Der phyſiſche Tod iſt gleichſam das moraliſche Leben unſrer Wiſſenſchaft. Jn wie häufigern Abänderungen und Modifikationen wir die menſchliche Natur betrachten und durchſtudieren können, in deſto ſchnellern Graden hebt ſich unſre Kunſt zu immer mehrerer Vollkommenheit, und wächſt daher, mit jedem Jahrhunderte, zu einem feſtern, ſyſtematiſchern Körper an.

Höfling. Jhre Wiſſenſchaft, ſeh' ich, kann auch Enthuſiaſten bilden.

Arzt. Nicht Enthuſiaſten, nur warme Verehrer; und auch dieſe wurden es nicht, durch einen blinden Schwärmerglauben an ſie: ſondern durch ruhiges, ganz vorurtheilsfreies Nachdenken, und durch feſte Ueberzeugung, die aus jenem Nachdenken entſprang.

Höfling. (nachläſſig) Halten Sie **Gaubius** für einen großen Pathologen?

Arzt Allerdings, gnädiger Herr. Jch nenne ſeinen Namen jedesmal mit Ehrerbietung.

Höfling. (höhnend) Mr. Gaub vous rend graces: mais pour ce compliment — (die Achſeln zuckend) das wird er wohl verbitten müſſen. Er war ein kleiner Patholog, ſo wie Jhr Haller nur ein mittelmäßiger Phyſiolog. Wie viele Krankheiten hat jener nicht einmal gekannt, oder doch nicht zu benennen gewußt; ſo z. B. die vielen neuern galanten Maladies, Modekrankheiten, Krankheiten pour perſonnes de qualité *), kurz, ſolche Unpäßlichkeiten, die jetzt häufiger, als unſre nouvelles du jour, und auch eben ſo mannichfaltig in ihren Arten ſind.

Arzt. Er kannte ſie nicht, weil ſie ſeine Zeit noch nicht kannte, d. h. weil ſie noch nicht exiſtirten.

---

*) Ein Kapitel, das ich in meiner Ausgabe der veritable Politique vergebens geſucht habe. H.

Höfling. Grand Dieu, was wollten ſie nicht! — die neuern maladies de mode noch nicht? Ha, ha, ha!

Arzt. Allerdings, noch nicht. Hätte ſie Gaubius gekannt, ſo würde freilich ſein klaſſiſches Werk noch um vieles klaſſiſcher geworden ſeyn; und ich denke: unſre Arzneiwiſſenſchaft wird es daher der Natur nie verzeihen können, daß ſie Ew. Gnaden um 50 Jahre zu ſpät ſchuf.

Höfling. (gezwungen lächelnd) Paſſablement dit, Monſieur, & preſqu' auſſi *fixe* (mit einem Pirouet) ſi vous n'étiés *allemand*! —

H. P. F. Hinze.

5.

Der Schäfertanz in Heidenheim.

Der Schäferjahrstag wird an dem gewöhnlichen Jahrmarkt ad D. Mathai den 21. Sept. alle Jahre in Heidenheim gehalten: es erſcheinen hiebei alle Würtembergiſche und umliegende Schäfer, alt und jung, männlich und weiblichen Geſchlechtes, als an ihrem, ihnen beſonders gewidmeten Feſte, welches Se. Herzogl. Durchl. zu Würtemberg zu Beförderung der Schaafszucht, auch zu einiger Ergötzlichkeit dieſer durch Winde und Regen zwei Drittheil des Jahres hindurch geplagten armen Volksklaſſe vor Jahren eingeſetzt, und demſelben beſondre Satzungen, wie auch eine eigne Lade gnädigſt ertheilt hat. Jeder Schäfer erlegt oder ſchickt jährlich 20 Kreuzer Auflage: an dem Jahrstage ſelbſt, welcher vorhero bei Strafe jedem ordentlich angeſagt und eingebothen wird, zählt der Oberamtmann ſie alle ab, und lieſt ihnen ihre Zunftartikel vor; dann gehen ſie paarweiſe in weißen Zwilchröcken, rothen Weſten und Schäferſtäben über der Schulter, unter Vortragung einer eignen Zunftfahne und ihrer Lade, von ihrem Obmann begleitet, auf eine ſchöne, vor der Stadt gelegene Wieſe.

Hier wird die Fahne als ein Ziel von 150 Schritten in die Erde geſteckt, und ein Wettrennen angeſtellt. Wer in dieſer Laufbahn das Ziel zuerſt erreicht, der bekommt einen mit Blumen gezierten Hammel, und deſſen Frau, die Schäferin, ein holländiſches Mieder oder ſeidnes Halstuch: ſofort wird um die Fahne, die mit ſehr vielen ledernen Schaafbeuteln umhangen iſt, den Zunftgenoſſen öffentlich und unentgeldlich Muſik gemacht und getanzt. Der ſonſt in der Stadt gewöhnliche Jahrmarkt wird an dieſem Tage auf der nehmlichen Wieſe gehalten, die Kramläden in einem Gaſſenſpalier aufgeſtellt, und von ſehr vielen fremden Käufern und Verkäufern beſucht. Ein jeder hier einverleibter Schäfer hat hernach in dem Wirthshaus zum Lamm, als ihrer Herberge, etwa 15 Kreuzer zu verzehren, und alſo wird die Feierlichkeit dieſes frohen und unſchuldigen Tages, nach treuer Sitte arkadiſcher Schäfer, in lauter Munterkeit beſchloſſen.

Dasjenige **Kinderfeſt**, welches vorm Jahr den 22. dieſes Monats zum unſterblichen Ruhme der Gebrüder Hrn. Walter in der Reichsſtadt Pfullendorf, mittelſt Stiftung 4000 Gulden Hauptguth begonnen hat, verdiente eine vorzügliche Erwähnung in dieſem Magazin. Vermöge dieſes Feſtes iſt eine Lotterie errichtet, worin nicht geſetzt, ſondern nur, ohne Entgeld herausgezogen wird, und zwar von dem abfallenden Jahrszinns 3 Looſe, als 2 zu 50, und 1 zu 40 Gulden. Zu dieſem Ziehen ſind allein bürgerliche Knaben und Mädchen dieſer Reichsſtadt berechtiget, die 15 Jahr alt, guten Rufes, und anbei nicht über 70 Gulden von Haus aus vermögend ſind.

Wäre es nicht erwünſcht, in jeder Reichsſtadt unſers werthen Vaterlandes, in jeder andren Herrſchaft deſſelben, ein ſolches Inſtitut für die mehr erwachſene, arme bürgerliche Jugend von 15 bis etwa 30 Jahren in dieſer Maſſe zu verſuchen; daß unter derſelben wenigſtens einige zu einem öffentlichen Geſchenke vorberufen würden, welche das Zeugniß vor ſich haben, ihren Eltern, oder Meiſterſchaften vor andern ihres gleichen, anhaltend treue und nützliche Dienſte geleiſtet, und anbei einen ehrbaren Lebenswandel geführt zu haben. Dadurch würde die Landesinduſtrie vieles gewinnen, der würdigere Arme ein Allmoſen erhalten, zu noch thätigerm Fleiße bis zu ſeiner dereinſtigen Verſorgung aufgemuntert, und alſo das allgemeine Beſte (wozu auch gute Dienſtboten in jedem Staate gehören) unfehlbar befördert werden. Ich ſehe wohl, daß die Hrn. Walter hier und da noch abgehen werden, aber was vermöchte nicht ein Klub edler Menſchenfreunde, erſtlich eine Abrede unter ſich zu nehmen, und ſich zu einem jährlichen Beitrage zu dieſem Inſtitut (z. B. von 100 Gulden reinen jährlichen Revenüen 1 Gulden) freiwillig einzuverſtehen, ſo forthin mehrere dergleichen gute Männer von allerlei Ständen, geiſt- und weltlichen anzuwerben, und ſobald ſich dieſe Geſellſchaft einigermaßen verſtärket haben würde, einen Edlen Magiſtrat nicht nur zur Beſtätigung dieſes Inſtituts, ſondern auch zu noch fernern Beiträgen von reichen Spitälern, heiligen und andern milden Stiftungen ehrerbiethig anzugehen. Es iſt Pflicht einer jeden Obrigkeit, das Böſe zu ſtrafen, warum ſoll es nicht eben auch eine, bisher zu unerkannte Pflicht ſeyn, das Gute zu belohnen? Würde es zu viel gewagt ſeyn, bei einem löblichen Stadtmagiſtrat zu dieſem Ende die jährlichen Strafgelder nur ſo lange zu erbitten, bis die von der Geſellſchaft zu ſammelnden Beiträge etwa ein Kapital von 2 bis 3000 Gulden ꝛc. ausmachen möchten: alsdann könnte das Inſtitut ohne fernere Beiträge an Geld, von ſelbſt beſtehen, und die weitern Maaßregeln eigner Konvenienz nach, konſentirt werden, ſo, daß bis zu ſtärker belieben wollendem Anwachs des Kapitals anfänglich nur die Halbſcheid des allfallenden Zinſes zu den Schenkungen verwendet werden dürfte.

Die ſichere Unterbringung und Adminiſtration dieſer Gelder, ſo wie auch eine unpartheiiſche Vertheilung der Zinſen an verdiente arme Dienſtboten beiderlei Geſchlechts, hätte ein wohlweiſer Magiſtrat mit Beyziehung einiger Männer dieſer Geſellſchaft, von Zeit zu Zeit zu beſorgen.

Leute, die ihr reines Einkommen nicht gerne entdecken, könnten durch ihre Hrn. Pfarrer, Beichtväter u. d. gl. mittelſt Verſicherung, ihren Namen zu verſchweigen, hiezu bewogt werden; es verſteht ſich, daß dieſe Herren zur Beförderung eines ſo chriſtlichen Werkes vorzüglich verbunden zu ſeyn, ſich erachten werden.

6.

Ueber Rang und Würden in der menſchlichen Geſellſchaft.

Verſchiedne Perſonen, die beiſammen waren, ſprachen einſt über Rang, und Würden in der menſchlichen Geſellſchaft.

Ein Mann von Geiſt, und von der Parthei des Volks, hatte ſchon lange gegen alle Arten von Ehrenſtellen deklamirt, welche darauf abzielten, eine gewiſſe Klaſſe von Leuten, zu einer ganz abgeſonderten Gattung Menſchen von dem übrigen Volke, zu erheben. Beſonders waren Titel und blaue Bänder der Gegenſtand ſeines Unwillens. Sie wären, wie er behauptete, eine zu gehäßige Pralerei mit Obergewalt, als daß ſie bei irgend einer Nation ſollten geduldet werden, die ſich frei nenne. Viel wurde von der Materie des äußerlichen Scheins geſprochen, inſofern er durch Geſetz oder Gewohnheit genehmigt wird. Die Mütze des Biſchofs, der Stab des Marſchalls, der lange rothe Rock des Lords, und die Perücke des Richters wurden blos als ſubſtituirende Zeichen angeſehen, die da nöthig wären, wo ächte Reinigkeit der Sitten, wahrer Muth, angeborne Würde, und hinlängliche Einſicht fehlten, um das Anſehn derer vollkommen zu machen, denen man jene Zeichen beilege.

Es ward behauptet, die Regierung habe ſich oft mit gutem Erfolge beſtrebt, zu blenden, um in Sklaverei zu bringen, und es wurden Beiſpiele von unverdienten Vorzügen angeführt, womit gewiſſe Perſonen geprangt hätten, die, deren beraubt, weniger, als einer aus dem niedrigſten Pöbel, würden geſchätzt worden ſeyn.

Der Mann geſtand in der That, daß die Könige, dieſe Urheber aller politiſchen Ehre, bisher gar keine Gefälligkeit gegen ein Geſchlecht bewieſen hätten, deren zärtlicheres Temperament es verzeihlicher macht, wenn ſie auf dergleichen Dinge etwas hielten.

Er würde ſich glücklich ſchätzen, wenn er zum Beſten der Damen einen Orden einführen könnte, welcher der **hochanſehnliche Orden der Schönheit** genannt werden müßte.

Die Zahl der Ordensmitglieder ſollte in Großbritannien auf fünftauſend eingeſchränkt, dieſer Orden auf immer der Königin ertheilt, dieſe die **Ordensmeiſterin**, und die übrigen **Ordensdamen** genannt werden.

Die Inſtallation ſollte mit unendlich mehr Ceremonien verbunden, die Kleidungen viel prächtiger, und die Federbüſche viel größer ſeyn, als wie es bei den Gliedern des Hoſenbandordens gewöhnlich wäre.

Das unterſcheidende Kennzeichen dieſes Ordens ſollte ein künſtlicher Blumenſtraus ſeyn, den man auf der linken Bruſt trüge, und der aus Lilien und Roſen beſtünde, als den ſchicklichen Sinnbildern der Geſchlechtsfarbe, nebſt einem Myrthenzweige, einem Zweige von einem der Venus geheiligtem Baume.

Anſtatt der Schilder, die man in den Ordensſälen aufzuhängen pflegt, ſollte man eine Gallerie bauen, in der man die Portraits der Mitglieder in Lebensgröße aufhienge. Ihre Bildniſſe ſollten von vier der vorzüglichſten Maler verfertigt, und der, deſſen Gemälde den Preiß verdiente, den Titel eines **Ritters der Roſen und der Lilien** erhalten.

Wenn irgend jemand einen Brief an eine Dame von dieſem Orden ſchriebe, ſo ſollte die Titulatur jederzeit ſeyn: **An die höchſt ſchöne Miß, oder Lady N. N.**

Er ſchien einige Zeit unentſchloſſen, ob die Mitglieder ihre Rechte verlieren ſollte, wenn ſie ſich verheiratheten: aber endlich rieth er es aus mehrern Gründen an, daß ſie ſie beibehalten ſollten.

So weit war der Mann in ſeinem Vortrage gekommen, als man ihm einwendete, die Königin könne kein Vergnügen daran finden, dieſes Ehrenzeichen denen zu ertheilen, die es am meiſten verdienten, wenn ſie nicht (und das ließe ſich nicht denken) ſelbſt ihres Gemahls Aufmerkſamkeit darauf richten wollte; ſo wie die Damen mit den Jahren älter würden, ſo würde der Titel einer Schöne ſie lächerlich machen, und kurz, in Rückſicht auf die Vergänglichkeit der Schönheit, laſſe ſich kein dauernder Vorzug gründen.

Hierüber lächelte der Redner, und geſtand, es ſey wahr, fragte aber zu gleicher Zeit, warum es ungereimter ſeyn ſollte, eine Dame in den Tagen ihrer Häßlichkeit ſchön zu nennen, als einen Pair hochzuehrend zu tituliren, zu einer Zeit, da er jedermann ein Aergerniß ſey.

Daß dies zuweilen der Fall ſey, ſagte er, läßt ſich gar nicht bezweifeln, indem Titel zuweilen einem unwürdigen Sohn um den ungeheuern Reichthümern ſind beigelegt worden, die ſein Vater höchſt ungerechter Weiſe erwarb; und es hat nicht leicht jemals einen ſchlechtern Kerl gegeben, als den erlauchten Grafen von A —

Die Geſellſchaft wunderte ſich ein wenig über die Sophiſterei des Deklamators. Indeſſen ward doch von einem aus der Geſellſchaft erwiedert, des Lord — s Titel ſey ganz erdichtet, und man dürfte ihn nicht zum Nachtheil der Pairs anführen, indem er, genau zu reden, niemals zu ihnen gehört habe.

Der Deklamator fuhr in ſeiner Harangue fort. Es giebt, ſagte er, gewiſſe Beinamen, die ſo oft vorkommen, daß man ſie wenig achtet, und die man ſelten, oder niemals unterſucht, eben weil die Gelegenheiten, ſie zu unterſuchen, ſich nicht ſo häufig darbieten.

Von der Art iſt das Wort Gentleman. Dies Wort ward in ſeinem erſten Urſprung, wie ich glaube, den freien Leuten beigelegt in Gegenſatz der Vaſallen, indem dieſes die beiden Klaſſen waren, worin ſich vordem die Nation theilte. Ein freier Mann war der, der ein Stück Land beſaß, und daher ohne Handarbeit leben konnte; ein Vaſall aber, der das Land zu Lehn hatte, und ſeinem Lehnsherrn die Bedürfniſſe des Lebens zu liefern ſchuldig war. Die verſchiednen Sitten, die aus ihren verſchiednen Verhältniſſen und Verbindungen entſtanden, gaben, glaub' ich, Gelegenheit, daß man die einen, wohlgeſittete und artige (gentle) Leute

nannte,

nennte, und daß die andern Bauern und gemeine Leute genennt wurden.

Doch nach der Entſtehung der Kreuzzüge änderte ſich der Zuſtand der Sachen beträchtlich, damals unterſchied jeder freie Mann das Schild, das er trug, durch irgend ein gemaltes Sinnbild oder Kennzeichen, und dies in der Abſicht, daß ſeine Mitſtreiter ihm den gebührenden Ruhm beilegen ſollten, der ſonſt oft dem unrechten Mann hätte zugegeben werden können.

Bei dieſer Gelegenheit entſtand ein Unterſchied unter den freien Leuten ſelbſt. Alle, die in den heiligen Kriegen gedient hatten, ſetzten den Gebrauch der einmal angenommenen Zeichen fort; aber nicht alle dieſe Zeichen waren mit gleichen Anſprüchen auf Kriegsruhm verbunden.

Indeſſen jene Züge in das gelobte Land hörten auf; neue Familien entſtanden, die, ohne daß ſie irgend ein Recht gehabt hätten, ſich durch ſolche Zeichen, wie jene heiligen Streiter, auszuzeichnen, dennoch Ehrfurcht, Achtung und Vorzüge forderten. Es würde zu langweilig ſeyn, die Stufen zu verfolgen, nach welchen das Geld ſogar Ungereimtheiten eingeführt hat. Es entſtand ein Heroldsgericht, das die Stelle der Kreuzzüge erſetzen, und chimäriſche Schilder und Siegszeichen Familien beilegen ſollte, die nie eine eigentliche Rüſtung trugen, und es iſt noch nicht lange her, daß man entdeckte, daß es keine wahre Gerichtsbarkeit habe.

Doch Herkommen laſſen ſich nicht auf einmal vertilgen, und auch noch jetzt wird der für einen Gentleman angeſehn, deſſen Wappen der Herold für ächt erkennt, und der dabei kein andres Geſchäft treibt, als das ſeiner Geburt gemäß iſt.

Will man dieſe Erklärung gelten laſſen, ſo muß es einem jeden, der ein wenig nachdenken kann, einleuchten, daß ein bäuriſcher, wunderlicher, unwiſſender Menſch, daß ein träger, bettelhafter, betrügriſcher Vagabunde, ein dummer, einfältiger, unthätiger Thor, daß ein Beutelſchneider, ja ſogar ein Straßenräuber dennoch ein durch die Geſetze bekräftigter Gentleman ſeyn könne; kurz, daß unter jener Definition nebſt vielen andern auch der Auskehricht und der Abſchaum der Schöpfung begriffen ſeyn könne.

Aber widerſpricht es dem, was ich hier behauptet habe, nicht, wenn man ſagt: „dieſe, oder jene Handlung ſey „nicht Gentlemanmäßig geweſen, dies oder jenes Verfah„ren ſchicke ſich nicht für einen Gentleman u. ſ. w.“ Man ſcheint ja dadurch zu verſtehn zu geben, daß der Name Gentleman ſowohl auf die Sitten, als auf die Abkunft, ziele, und daß Redlichkeit, Artigkeit, Edelmuth und Leutſeligkeit, die gerechteſten Anſprüche auf dieſe Benennung haben. Woher kommt denn nun alſo wohl dieſer Widerſpruch? Soll man ſagen, daß die gemeinen Menſchen, da die Tugenden ihr Eigenthum waren, allmählig jene Benennung von den Rechten der Geburt auf die Rechte des Verdienſtes übergetragen haben, die ſie, und das mit Grund, für die wahren und eigentlichen Rechte hielten? das wird der Adel ſchwerlich zugeben? Sollen wir denn alſo behaupten, alle große und göttliche Thaten wären ehedem das Geſchäft des Adels geweſen? Dies würden nicht leicht die gemeinen Menſchen billigen.

Um alſo den Streit zu heben, ſo laßt uns annehmen, daß die Benennung zwei Arten von Menſchen zugleich gehöre. Die einen kann man Gentlemen's de jure nennen, das heißt, Leute von Edelmuth, Artigkeit, Gelehrſamkeit, Geſchmack, Genie und Leutſeligkeit, kurz, Leute, vollkommen in allem, was glänzend, und werth, durch alles, was liebenswürdig iſt. Das andre ſind Gentlemen's de facto, oder ſolche, die das Geſetz eingeführt hat.

Bei der letztern Benennung iſt das wahre Weſentliche, oder, wie die Logiker ſagen würden, das quartum proprio modo ein wirkliches, oder wenigſtens ſcheinbares Recht auf die Ererbung eines gewiſſen Wappens von einer größern, oder kleinern Anzahl von Ahnherren, und zwar ſo, daß ſich das Geſchlecht von mechaniſchen und unanſtändigen Beſchäftigungen unbefleckt erhalten hat.

Wenn dem nun alſo iſt, ſo iſt leicht zu bemerken, daß, ſo weſentlich auch der Unterſchied ſeyn mag, der aus der Eintheilung entſpringt, es doch für einen Gentleman de jure nicht ganz unmöglich ſey, ſich gewiſſermaßen zu einem Gentleman de facto zu machen. Die Erlegung einer gewiſſen Summe Geldes wird ihm ein Wappen, und ſo viel Ahnen verſchaffen, als er nur will. Auf der andern Seite kann der Gentleman de facto auch ein Gentleman de jure werden, durch die Erwerbung gewiſſer Tugenden, die doch ſelten für alle Menſchen von dieſer Klaſſe ganz unerreichbar ſind. Doch letzteres, ich geſtehe es, macht mehr Mühe; wenigſtens kann man täglich eine Menge Menſchen erblicken, die ſich Reichthümer genug erwerben, um einen Adelbrief kaufen zu können, aber ſehr wenige, die ſolche Tugenden beſitzen, welche die menſchliche Natur veredeln, und einen Gentleman, in dem würdigſten Sinne dieſes Wortes, ausmachen.

IV.

Naturgeſchichte.

Ueber Nachtigallen.

Für einen Louisd'or bekömmt man zu Paris eine Nachtigall, die ſo lange ſingt, als die Singzeit dauert, nämlich, ſechs bis ſieben Monate; denn dieſe Verkündigerin des Frühlings verſtummt zu Ende der ſchönſten Zeit im Jahre, und ſchweigt während der Sommerhitze. Wenn ſie krank und ſtumm iſt, ſo giebt der Verleiher eine andre, die ſich wohl befindet und ſingt; auch iſt er der Arzt des lieben ſingenden Vogels. Freiheit und Geſundheit ſind unzertrennlich; die Nachtigall im Käfichte kränkelt mehr, als die in freier Luft.

Ich werde mir nie den Vorwurf machen dürfen, einen Vogel eingekerkert zu haben: und ich ſag' es laut, wo ich in einem Hauſe einen Vogel im Bauer finde, den laſſe ich heimlich frei. Seine Gebieterin mag immer darüber winſeln: freut ſich doch der Vogel ſeiner Flügel wieder! Blos bei den Zugvögeln mache ich eine Ausnahme, wenn ihre Familie ein andres Klima aufgeſucht hat; ich würde ſie ſonſt einem unfehlbaren Tode ausſetzen. Nach eben dem Grundſatze vergreife ich mich auch nicht an den Kanarienvögeln; es ſind einmal eine Art weiße Negern, zur Sklaverei beſtimmt. Jenes herrliche Geſetz, das jedem Sklaven, der den franzöſiſchen Boden betritt, die Freiheit ſchenkt, wäre Grauſamkeit gegen ſie. Eben ſo verhält es ſich mit den Papageien: für alle dieſe Bewohner heißer Erdſtriche ſcheint die Freiheit nicht gemacht zu ſeyn. Und die Kalekuthähne, ſind ſie nicht ganz zur Sklaverei erſchaffen? ein Kind, das nicht eine gemeine Henne führen könnte, treibt ſie heerdenweiſe vor ſich her.

Unſre Naturforſcher belehren uns nicht, was aus der Nachtigall, aus der Grasmücke, und aus andern Zugvögeln wird, wenn ſie der Mangel an paſſender Nahrung nöthigt, ſie anderswo aufzuſuchen.

V.

Biographie.

Diderots Andenken geweiht.

O Diderot! wie mancher Tag iſt ſchon verfloſſen, ſeitdem dein Genius erloſch, und die Nacht des Grabes deine Aſche bedeckt! Aber von ſo vielen Freunden, für die du im Stillen der Nacht thätig warſt, denen du die Fülle deines Talents, und den Reichthum deiner Einbildungskraft widmeteſt, von allen denen hat noch keiner daran gedacht, dir ein Denkmal zu errichten, das der Erkenntlichkeit würdig wäre, die dir die Freundſchaft, deine Zeitgenoſſen und die Nachkommen ſchuldig ſind.

Und doch ſuche ich noch den Gelehrten, der es mehr, als Diderot, verdient hätte, ſein Andenken den Nachkommen überliefert zu ſehn! Wahr iſt es, er machte keine

Entdeckung, wodurch der Umfang unſrer Kenntniſſe erweitert worden wäre; ja, er hat vielleicht nicht einmal ein Werk hinterlaſſen, welches allein ihm Anſpruch auf eine Stelle unter unſern Rednern, Philoſophen oder Dichtern geben könnte. Allein ich berufe mich auf jeden, der fähig war, ſeinen Werth zu beſtimmen, und glücklich genug, ihn näher zu kennen, ob er deswegen weniger zu den außerordentlichen Phänomenen von Hochkraft des Geiſtes u. d. Genies gehört habe.

Giebt es irgend Menſchen, von welchen man zum Ruhme des menſchlichen Verſtandes, ein treues Andenken ſuchen muß, ſo ſind es ſolche, die gegründete Rechte auf die öffentliche Achtung und Bewundrung hatten, die aber durch beſondre Umſtände, durch ein eignes widriges Verhängniß zurückgehalten wurden, daß ſie niemals die Stärke und den Umfang ihrer Geiſteskraft ganz zeigen konnten. Welche Lobrede auf Virgil könnte die Vorſtellung, die uns ſeine Aeneide von ihm giebt, noch erhöhen? oder welche Lobrede die Vorſtellung von Racine nach ſeiner Phädra oder Athalia? Aber wie mancher Weiſe, den ſeine Zeitgenoſſen und Jahrhunderte nach ihm eben ſo ſchätzten, wäre uns unbekannt geblieben, hätte ſich nicht ſein Andenken durch gleichzeitige Beweiſe von Achtung erhalten?

Keine Lobrede auf dich, mein Diderot, will ich wagen! Kaum ſchmeichle ich mir mit ſo viel Talent, um einige Blumen zum Schmuck deiner Urne zu ſammeln. Aber, ich hatte doch auch das Glück, mich öfters der beſcheidnen Freiſtädte zu nahen, wo du die Wahrheit ſuchteſt; aber ich habe doch auch öfters an den koſtbaren Geſchenken Antheil genommen, die dein Genius mit einer ſo gefälligen, großmüthigen Selbſtverleugnung, mit einer ſo ſanften, anziehenden Wärme um dich her austheilte. Nicht in leeren Lobeserhebungen ſoll mein Dank verhallen; ſondern ich will wenigſtens einen Verſuch machen, ob ich dasjenige wieder ausdrücken kann, was ich geſehn und empfunden habe. Wer von deinen Freunden dieſe ſchwache Skizze ſieht, wird doch vielleicht einige Züge von deinem Bilde wieder erkennen.

Suchte ein Künſtler das Ideal zu einem Ariſtoteles oder Plato, ſo fänd' er ſchwerlich einen Kopf von einem Neuern, der ſeines Studiums würdiger wäre, als der Kopf Diderots. Seine breite, offne, ſanftgewölbte Stirne trug ganz das ehrwürdige Gepräge des weitumfaſſenden, lichtvollen, fruchtbaren Geiſtes. Das Ganze des Profils hatte einen eigenthümlichen Karakter von männlicher, würdevoller Schönheit. In den Umriß des obern Augenliedes ſchwebte Zartheit: gewöhnlich war der Ausdruck ſeiner Augen gefühlvoll und ſanft; wurde ihm aber der Kopf warm, ſo verwandelte ſich jener Ausdruck in Feuer. Sein Mund war ein intereſſantes Gemiſch von Freiheit, Anmuth und Gutherzigkeit. So ſehr er ſich im Aeußerlichen gewöhnlich zu vernachläſſigen pflegte, ſo hatte er doch in der Art, den Kopf zu tragen, beſonders wenn er mit Lebhaftigkeit ſprach, viel Ernſt, Bedeutung und Würde. Begeiſterung ſchien ſeiner Stimme, ſeiner Seele, allen ſeinen Zügen natürlich geworden zu ſeyn. Im ruhigen, kaltblütigen Zuſtande konnte man leicht etwas Gezwungenes, Steifes, Schüchternes, ja ſogar etwas Affektirtes an ihm finden: er war nicht eher Diderot, nicht eher Er ſelbſt, als wenn ihm ſein Gedankenſpiel aus ſich ſelbſt herausgehoben hatte.

Will man ſich einen Begriff von dem weitem Faſſungsvermögen und der Fruchtbarkeit ſeines Geiſtes machen, ſo werfe man nur einen flüchtigen Blick, ich will nicht ſagen, auf alles, was er geſchrieben hat, ſondern nur auf die Schriften von ihm, die das Publikum kennt. Eben der Mann, der ſich zuerſt den Entwurf zu dem ſchönſten Denkmal dachte, das irgend ein Jahrhundert zum Ruhm und Unterricht des menſchlichen Geſchlechts aufgerichtet hat, eben dieſer Mann, der einen Theil davon ſelbſt ausführte, iſt auch der Verfaſſer von zwei Stücken für die Bühne von einer ganz neuen Gattung, denen auch der ſtrengſte Richter wenigſtens große dramatiſche Wirkung, und einen warmen leidenſchaftlichen Styl nicht abſprechen kann. Eben der Mann, der ſo manche äußerſt feine metaphiſche Unterſuchung geliefert hat, (in ſeinen **Briefen über die Blinden** ꝛc. in ſeinen **philoſophiſche Gedanken**, in ſeiner Interpretation de la Nature, in den vielen Artikeln über die Philoſophie der Alten in der **Encyklopädie**), ebenderſelbe hat auch alle unſre Künſte und Handwerke, ſo genau und ſo umſtändlich beſchrieben, wie keiner ſeiner Vorgänger. Jedermann weiß wohl, wie ſehr dieſe Arbeit in der Folge vervollkommnet worden iſt: aber man vergeſſe deswegen nicht, daß vor **Diderot** keine lesbare Zeile über dieſen wichtigen Gegenſtand geſchrieben war. Eben der Mann, von dem wir ſo manches Werk voll Kenntniſſe, Philoſophie und Gelehrſamkeit, von dem wir ſogar eine Sammlung kleiner mathematiſcher Schriften beſitzen, die ich von unſerm vorzüglichſten Geometer öfters rühmlich erwähnen hörte, — eben dieſer Mann hat auch Mährchen und Romane geſchrieben. Aus jenem Fache beſonders haben wir von ihm eins voll Originalität, Munterkeit und Laune. Zuletzt hat es ihm noch gefallen, mit einem der beſten moraliſchen Bücher, das wir in unſrer Sprache beſitzen, mit ſeinem Eſſai ſur les règnes, de Claude & de Néron, ſeine litterariſche Laufbahn nützlich zu vollenden.

Bedenkt man nun, daß dieſe vielen Schriften in ſo verſchiednen Fächern, von einem Manne herrühren, der lange genug nur die Zeit darauf wenden konnte, die er nicht dringend nöthig hatte, um ſeinen und ſeiner Familie Unterhalt zu erwerben; der auch in der Folge nur die wenigen Augenblicke dazu widmete, die ihm die Zudringlichkeit der Fremden, die Unbeſcheidenheit ſeiner Freunde, und beſonders die äuſſerſte Sorgloſigkeit ſeines Karakters übrig lieſſen: ſo wird man wohl einräumen, daß wenig Männer mit einem weitumfaſſendern Geiſte, mit einer außerordentlichen und fruchtbarern Leichtigkeit des Talents geſchaffen wurden.

Diderots Genie glich den Mutterſöhnchen, die im Schooße des Ueberfluſſes geboren und erzogen, die Quelle ihres Reichthums für unerſchöpflich halten, und daher weder ihren Launen noch ihrem Aufwande Gränzen ſetzen. Zu welchem vorzüglichen Grade hätte ſich nicht dieſes Genie erhoben, was hätten nicht ſeine Kräfte vermocht, wenn er ſie auf einen Punkt gerichtet, wenn er auch nur zur Ausfeilung ſeiner Schriften die Zeit und die Mühe aufgeſpart hätte, die er unabläſſig für diejenigen verſchwendete, die Rath und Belehrung bej ihm ſuchten! Was er Anfangs nur aus Gutherzigkeit, aus Gewohnheit, oder auch aus einem mir unerklärbarem Drange ſeines Karakters gethan hatte, das that er in der Folge aus Nothwendigkeit und nach Grundſätzen. Hier iſt ſeine eigne Selbſtſchilderung in dieſer Rückſicht. „Man ſtielt mir mein Leben nicht,“ ſagt er, „ich geb' es hin; und was kann ich wohl beſſers „thun, als daß ich einen Theil davon denjenigen gebe, der „Werth genug auf mich ſetzt, um das zu verlangen? Es „kömmt nicht darauf an, ob die Sache durch einen andern „oder durch mich geſchehe, ſondern nur daß es geſchehe, „und recht geſchehe, ſey es nun ſogar durch einen Schurken, oder durch einen rechtſchaffenen Mann. Loben wird „man mich freilich nicht, weder jetzt, da ich noch bin, noch „auch, wenn ich nicht mehr ſeyn werde: allein ich werde „mich ſelbſt darum nicht minder ſchätzen, und man wird „mich deswegen nur noch lieber gewinnen. Es iſt kein „ſchlechter Tauſch, Wohlthätigkeit, deren Lohn unfehlbar „iſt, gegen Ruf, den man nicht immer, und niemals ohne Zuſatz von Unangenehmen erlangt. Vielleicht habe „ich mich ſelbſt durch ſcheinbare Gründe dieſer Art getäuſcht,

„ und bin nur deswegen Verſchwender meiner Zeit, weil ich „ ſo wenig daraus mache: ich verſchwende nur das, was kei„ nen Werth für mich hat; man begehrt ſie von mir, als wär' „ es Nichts, und ich gebe ſie eben ſo dahin. Es muß wohl „ ſo ſeyn, weil ich das an andern tadeln würde, was ich an „ mir ſelbſt überſehe.“ (Könnte man dieſes letztere nicht für einen Gewiſſensvorwurf anſehen, der dem Gelehrten entfuhr?)

Die Umſtände und die Gewohnheiten, die man dadurch unwillkührlich annimmt, haben ohne Zweifel großen Einfluß auf den Karakter und auf den Umfang oder die Beſchränktheit unſrer Seelenkräfte. Allein ſehr oft hat die Natur ſelbſt ſie ganz eigen modificirt; vergebens würde man einen andern Urſprung ſolcher Eigenſchaften aufſuchen wollen. Gab es irgend ein Faſſungsvermögen zur Aufnahme und Befruchtung aller Ideen, die nur in den Umkreis des menſchlichen Wiſſens fallen, ſo war es gewiß bei Diderot. Er war von Natur ein ſo encyklopädiſcher Kopf, wie vielleicht kein Menſch vor ihm geweſen ſeyn mag. Spitzfündige Metaphiſik, tiefe Berechnung, gelehrte Unterſuchungen, dichteriſche Sehensart, Geſchmack an Kunſt und Alterthum, ſo verſchieden das alles iſt, ſo heftete ſich doch ſeine Aufmerkſamkeit mit gleicher Lebhaftigkeit, Stärke und Leichtigkeit auf Alles. Aber umgekehrt bemeiſterte ſich ſein Denken des Mannes ſo leidenſchaftlich, daß er mehr ſeinen Geiſt zu feſſeln, als dieſer jede Vorſtellung feſtzuhalten ſchien. Seine Ideen waren ſtärker als er ſelbſt; ſie zogen ihn, ſo zu ſagen, ohne daß er ihren raſchen Gang aufzuhalten oder zu ordnen fähig geweſen wäre.

Wenn ich ſo an Diderot zurück denke, an die ungeheure Mannichfaltigkeit ſeiner Vorſtellungen, an den erſtaunenswürdigen Reichthum ſeiner Kenntniſſe, an den ſchnellen Schwung, an die Wärme, an die brauſende Lebhaftigkeit ſeiner Phantaſie, an die Unordnung, aber auch an

Anmuth, die in ſeiner Unterhaltung herrſchte, ſo möchte ich wohl ſeine Seele mit der Natur vergleichen, wie er ſelbſt ſie ſich dachte, reich, fruchtbar, mit einem Ueberfluß an Keimen jeder Art, ſanft und mild, ſimpel und majeſtätiſch, gut und erhaben, aber ohne irgend ein herrſchendes Grundweſen, ohne Herrn und ohne Gott.

Ich mag mich hier nicht gegen die Philoſophie meines Jahrhunderts erheben: der Aberglaube hat dem menſchlichen Geſchlechte ſo viel Schaden zugefügt, daß man gewiß Urſache hat, der Vernunft zu danken, daß ſie endlich einmal ſein Joch abwarf. Allein, ſoll denn alles, auch das Unglück, gar nichts zu glauben, zu gut gehalten werden, ſo wird man dennoch einräumen müſſen, daß es für Diderots Ruf, ja, vielleicht zur Ehre ſeines Jahrhunders, zu wünſchen geweſen wäre, er hätte das Daſeyn eines Gottes, entweder gar nicht geleugnet, oder doch nicht ſo eifrig geleugnet. Die Fehde, die er der Religion ſo hartnäckig angekündigt hatte, nahm die koſtbarſten Stunden ſeines Lebens hinweg, zog ihn von ſeinen Beſchäftigungen mit den Künſten und Wiſſenſchaften ab, und machte, daß er vorzüglich eben das Talent vernachläßigte, das ihm den meiſten Ruhm zu verſichern ſchien. Er hatte ſich zum Philoſophen gebildet; die Natur hingegen hatte ihn zum Redner oder Dichter beſtimmt: wer weiß ſogar, ob ſie nicht in andern Zeiten, unter andern Umſtänden noch leichter einen Kirchenvater aus ihm gemacht haben würde? Luthers oder Kalvins Fußſtapfen zu betreten, wär' er wohl fähig geweſen, wenn er gleichförmiger zu handeln gewußt, oder wenn er nicht faſt eben ſo viel Schwäche in ſeinem Karakter, als Stärke und Feſtigkeit im Denken gehabt hätte.

Jede Tugend, jede ſchätzbare Eigenſchaft, die keine ganz genaue Gedankenfolge, keine große Beharrlichkeit der Empfindungen erfordert, war bei Diderot natürlich. Sich ſelbſt zu vergeſſen, war ihm eben ſo zur Gewohnheit geworden, wie die meiſten Menſchen nur an ſich ſelbſt zu denken pflegen. Andern nützlich zu werden, war ihm Freude, ſo wie man ſich an ein geſundes und angenehmes Spiel gewöhnt. Alle Kunſt, allen Scharfſinn, den man ſonſt aufbietet, ſein Glück zu gründen, wendete Diderot an, um den erſten beſten Unbekannten Gefälligkeit zu erzeigen: ja, zuweilen überſchritt er ſogar das eigentliche Maaß. Eine gut angelegte Intrigue, die er zu einem ſolchen Entzwecke für nöthig hielt, vermehrte ſein Vergnügen, das er empfand, wenn er etwas für andere that. Für ſich ſelbſt, war er ſchüchtern und ungeſchickt; für Andere faſt niemals. **Iſt er gut? iſt er böſe?** dieſen Titel gab er einem kleinen Schauſpiel, indem er ſich ſelbſt ſchildern wollte. Er hatte auch in der That mehr Sanftheit als wirkliche Herzensgüte; zuweilen das Trotzen und das Tückiſche eines Kindes; beſonders aber eine unerſchöpfliche Anlage von Gutmüthigkeit. (bonhommie.)

Mit der größten Unbefangenheit von der Welt, fühlt' er ſich zur Liebe ſeiner Nebenmenſchen hingezogen, bis er ſtarke Gründe, ſie zu verachten oder zu haſſen, bekam: und auch dann, wenn er nur zu gerechte Urſachen über ſie zu klagen hatte, pflegte er ſehr leicht die Beleidigung zu vergeſſen. Auch konnte das nicht wohl anders kommen; denn ſo oft er im vollen Ernſte glaubt, ſie nicht vergeſſen zu dürfen, hatt' er es ſich zum Geſetze gemacht, es in einer eignen dazu beſtimmten Schreibtafel aufzuzeichnen. Allein dieſe Schreibtafel lag in einem Winkel ſeines Pultes verſteckt, und ſelten kam ihn die Luſt an, dieſes ſonderbare geheime Verzeichniß nachzuſchlagen. Nur einmal ſah ich es ihm hervorziehen, als er mir erzählte, wie unbillig der unglückliche Jean-Jacques gegen ihn verfahren wäre.

Diderot unterhielt ſich weit weniger mit den Menſchen, als mit ſeinen eignen Ideen. So leidenſchaftlich er den Materialiſmus vertheidigte, ſo kann man dennoch behau-

pten,

ſten, daß er demohngeachtet, in Rückſicht auf die Art ſeines Daſeyns und Empfindens, ein erklärter Idealiſt war: ſein Karakter und ſeine Einbildungskraft machten ihn dazu, wider ſeinen Willen; durch ihren unwiderſtehlichen Einfluß. Der größte Reiz, den ſein gewöhnlicher Umgangszirkel für ihn hatte, beſtand darin, daß er ihm den einzigen Schauplatz darbot, wo ſein Genie ſich ſeiner natürlichen Lebhaftigkeit überlaſſen, ſich ganz, wie es war, zeigen konnte. Als das Alter dieſe Hitze abgekühlt hatte, ſchien ihm der Umgang ziemlich gleichgültig zu werden: zuweilen ſogar machte er ihn eher verdrüßlich als heiter, und er ſuchte gern ſeine Einſamkeit wieder. Seine Bücher, die Katharina II. zum Vorwande ihrer Wohlthaten nahm, und deren Genuß ſie ihm ſo huldreich und gütig zugeſichert hatte; ich ſage, ſeine Bücher, zuweilen ein einſamer Spaziergang, ein ganz vertrautes Geſpräch, beſonders mit ſeiner Tochter, wurden nunmehr ſeine liebſte Erholungen. Dieſe ſo zärtlich geliebte und deſſen ſo würdige Tochter, blieb ihm bis zum letzten Augenblicke der Troſt und die Freude ſeines Lebens. Sie half ihm auch die lange anhaltenden Schmerzen und die öden Stunden ſeiner Krankheit mit immer gleicher Gelaſſenheit ertragen; eine Krankheit, deren Ziel er lange ohne Furcht und ohne Schwäche entgegen ſah.

Anmerkungen.

Herr Dionyſius Diderot iſt zu Langres in Champagne, im Oktober 1713 geboren. Sein Vater war ein Meſſerſchmied, und ſtolz auf ſein Handwerk, das ſeine Vorfahren ſeit zweihundert Jahren mit gewiſſenhafter Redlichkeit getrieben hatten. Dabei empfahl er ſich durch Feſtigkeit des Karakters, richtigen Verſtand, und Geſchicklichkeit in ſeinem Gewerbe. Er hatte Lanzetten von beſonderer Geſtalt erfunden

Als der junge Diderot, nach Vollendung ſeiner Studien, ſich zu keiner Lebensart entſchließen wollte, zog ihm der Vater ſein Jahrgeld ein. Er mußte daher, um fortzukommen, Unterricht geben: Mathematik war es, was er dazu wählte. Hatten nun ſeine Schüler Fähigkeiten, ſo widmete er ihnen den ganzen Tag; waren es Dummköpfe, ſo gieng er nicht wieder hin. Er machte auch Predigten. Ein Miſſionair beſtellte deren ſechs bei ihm für gewiſſe Kolonien, und bezahlt ihm das Stück mit funfzig Laubthalern: Diderot nannte das ſeinen beſten Handel.

Im Jahr 1741 heirathete er Mademoiſelle Champion, deren Mutter, die einzige Tochter eines in Kriegsdienſten verarmten Edelmanns aus Maine, einen Etaminfabrikanten aus ihrer Provinz, aus Neigung geheirathet hatte. Als dieſer Fabrikant durch falſche Spekulationen um ſein ganzes Vermögen gekommen war, hatte ſich die Wittwe mit einer guten Freundin zu einem Handel mit Spitzen und Leinwand aſſociirt. Daher entſtand ſeine Bekanntſchaft mit der Tochter; und es ſcheint, Diderot ſey dadurch auf die Idee von Saint Albin im Hausvater gekommen. (Aus einer Handſchrift der Frau v. W.)

— nur auf die Schriften von ihm, die das Publikum kennt. Ich übergieng oben ſeine erſten Verſuche, ſeine Ueberſetzung von Schaftesbury's Abhandlung über Verdienſt und Tugend, und Stanyan's Griechiſcher Geſchichte, ſein dictionnaire de médecine u. ſ. w. Hier ſoll auch nur ein Theil der Werke angegeben werden, die er im Manuſcripte hinterlaſſen hat. Sein Tacques le Fataliſte und ſeine Réligieuſe ſind Romane, wovon jener eine große Mannichfaltigkeit von Zügen und Ideen in einer zugleich ſimpeln, neuen und originellen Geſtalt enthält. Der andere aber iſt ein großes Gemälde, voll Leidenſchaft und Seele, und vom reinſten Kolorit; ein Gemälde, deſſen moraliſcher Zweck deſtomehr überraſcht, je geſchickter ihn der Verfaſſer zu verbergen wußte; die erſchütterndſte Kritik der Unordnungen des Mönchslebens, worauf jedes Wort im Buche unmittelbar zu zielen ſcheint. Sein Supplement [illegible] Voyage de M. de Bougainville, ſeine Entretiens ſur l'origine des êtres; mehrere andere Dialogen über verſchiedene Gegenſtände aus der Moral und Metaphyſik, beweiſen ſeine Geſchicklichkeit, die tiefſinnigſten Unterſuchungen durch den ganzen Reiz der lebhafteſten und glänzendſten Einbildungskraft aufzuheitern. Die Rede des Anführers der Otaheiten in dem angeführten Supplément &c. iſt eines der ſchönſten Stücke von Beredſamkeit, die es in irgend einer Sprache geben mag. Der Plan einer neuen Univerſität, den die Ruſſiſche Kaiſerin von ihm verlangt hatte, und ſeine Betrachtungen über das neueſte Werk von Helvetius, ſind vielleicht diejenigen Schriften, in die er die beſte Methode und die ſtärkſten Gründe gebracht haben mag: das erſte vorzüglich enthält ſo viel Kenntniſſe und Gelehrſamkeit, daß man darüber erſtaunt. Seine Sallons oder Kritiken über verſchiedne Gemäldeausſtellungen im Louvre, werden wohl die meiſten unſrer Künſtler nicht befriedigen: aber wer ſprach auch je von den Künſten und vom ächten Talente mit einem ſanfteren Gefühle, oder mit erhabnerm Enthuſiasmus? Freilich hat ſich manches Urtheil eingeſchlichen, das blos von einer vorher eingenommenen oder überſchwemmten Einbildungskraft herrühren konnte: aber dafür findet man auch manche richtige, feine und tiefgedachte Bemerkung.

— mit einer außerordentlichern und fruchtbarern Leichtigkeit ꝛc. Die beredte Apologie für den Abbe de Prades, eine der beſten polemiſchen Schriften dieſes Jahrhunderts, war das Werk von wenig Tagen; das erhabne Eloge auf Richardſon ſchrieb er an einem Morgen; zu den Bijoux indiscrets brauchte er kaum vierzehn Tage.

— nun die Zeit .... zu erwerben — Nichts von den Verfolgungen, die er auszuſtehen hatte! Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß ihn die Frau D* [illegible] St. M. durch ihren Einfluß auf den Herrn von [illegible]ſon im Jahr 1749 im Schloſſe zu Vincennes einſperren laſſen, um ſich wegen verſchiedner unbedachtſamer Reden, die dem Philoſophen in Abſicht auf ſie entfallen waren, zu rächen. Man gab ihm Schuld, er hätte in einer ſatyriſche Erzählung den König, ſeine Geliebte, und die Miniſter lächerlich gemacht. Wahr iſt es freilich, daß er in einem ziemlich artigen Mährchen, die weiße Taube, das er verſchiedenemale vorgeleſen hatte, verſchiedne boshafte Anſpielungen auf die damaligen Hofintriguen durchſchimmern ließ. Seine Einſperrungen dauerte gegen fünf Monate. Acht und zwanzig Tage ſaß er im Thurme; allein nachher ward er ins Schloß gebracht, und erhielt, gegen ſein Ehrenwort, die Erlaubniß, im Park ſpazieren zu gehen, und ſeine Frau und Freunde zu ſich kommen zu laſſen. Der Marquis von Chatelet, Gouverneur von Vincennes, zeigte ſich ſehr gütig gegen ihn, und that alles, um ihm dieſen Aufenthalt ſo leidlich als möglich zu machen.

Als die Encyklopädie zum zweitenmale konfiſcirt werden ſollte, gab ihm Herr von ... einen Wink, daß er Tags darauf ſeine Hefte würde wegnehmen laſſen. — Das iſt mir ſehr ärgerlich, ſagte Diderot: ich werde nie ſo viel Zeit haben, daß ich meine Manuſcripte ausräumen könnte; auch iſt es eben nicht leicht, in Zeit von 24 Stunden Leute zu finden, die ſie zu ſich nähmen, und wo ſie ſicher aufgehoben wären. — So ſchicken Sie alles zu mir, erwiederte Herr von ...; da ſucht ſie niemand. Diderot ſchickte auch wirklich die Hälfte ſeiner Sammlungen zu eben dem Manne, der ſie, vermöge ſeines Amtes, wegzunehmen befehlen muſte.“

Seine Bücher ... Wohlthaten nahm — Es war, wo ich nicht irre, im Jahr 1765, daß Diderot ſich entſchloß, ſeine Bibliothek loszuſchlagen, um ſeine Tochter auszuſteuern, oder auch um ſich wenigſtens in Abſicht auf ihr mögliches Schickſal nach ihrem Tode zu beruhigen. Die Kaiſerin von Rußland, der die Bibliothek durch den Fürſten Gallitzin und den Herrn Baron von Grimm angeboten wurde, kaufte ſie für 15000 Francs; ließ ſie aber dem Beſitzer, mit einem Jahrgehalt von 1000 Livres, als ihrem Bibliothekar. Allein dieſe Penſion wurde, vorſätzlich vergeſſen, und zwei Jahre gar nicht ausgezahlt. Als ihn der Fürſt Gallitzin fragte, ob er ſie richtig erhalten, gab Diderot zur Antwort: er denke nicht daran; er ſchätze ſich glücklich genug, daß J. K. M. ſeinen Kram habe kaufen, ihm aber das Werkzeug laſſen wollen. Der Fürſt verſicherte ihm dagegen, das ſey gar nicht die Willensmeinung ſeiner Souveraine. Und wirklich ſchrieb ihm die Kaiſerin nach einiger Zeit: um ihn künftig gegen ſolche Vergeſſenheiten ſicher zu ſtellen, ſende ſie ihm hierbei ſeinen Jahrgehalt auf funfzig Jahre zum voraus; und er bekam 50000 Francs. Gleich nach dem Empfang derſelben, entſchloß er ſich, nach Rußland zu reiſen, und die Verſicherung ſeines ehrfurchtsvollen Danks ſelbſt zu Katharinens Füßen zu legen. Während ſeines Aufenthaltes zu Petersburg genoß er die Ehre, die Kaiſerin faſt täglich zu ſehen und zu hören: er ſprach von ihr nie anders, als mit dem Enthuſiasmus der Bewunderung. Allein ſo ſehr ihn auch J. M. mit Gütigkeiten überhäufte, ſo war er doch ſo wenig für das Hofleben gemacht, daß ihm freilich manche Unſchicklichkeit entfahren muſte. Zudem litt ſeine Geſundheit auf das Aeußerſte durch die Kälte und Feuchtigkeit in der Nachbarſchaft des Newaſtroms. Die Kaiſerin fragte ihn, was ihn glücklich machen könnte? er bat ſie um eine Kleinigkeit, die Sie getragen hätte, und um einen Begleiter zurück in ſein Vaterland. Die Kaiſeein beſchenkte ihn mit einem geſchnittenen Stein in einem Ringe: es war ihr Porträt; und für ihn eine Koſtbarkeit über alle Schätze des Erdbodens. Sie bezahlte ihm die Reiſekoſten, und gab einem ſehr wackern Manne den Auftrag, ihn wieder nach dem Haag zu bringen.

Diderot hatte dreißig Jahre nach einander im vierten Stocke gewohnt; ſeine Bibliothek ſtand im fünften. Sein Arzt hatte ihm mehr als einmal angekündigt, daß er es Todes ſeyn müßte, wenn er ſo fortführe, immer die Treppen zu ſteigen. Als es die Ruſſiſche Kaiſerin von dem Herrn von Grimm erfuhr, ließ ſie ihm eine recht ſchöne Wohnung im Erdſtocke, in der Rue de Richelieu, miethen. Er kam vom Land herein, um ſie zu beziehen; es war ein Feſt für ihn; aber er genoß die Freude nicht länger, als zwölf Tage. (Aus einer Handſchrift der Frau von V**.)

Er ſtarb am 30. Jul. 1784 an der Bruſtwaſſerſucht; und wie die Aerzte vorher geſagt hatten, ganz unvermuthet, nachdem er mit beſſerm Appetit, als verſchiedne Tage zuvor, zu Mittag gegeſſen hatte, den Ellbogen noch auf den Tiſch geſtützt, und im Begriff, ein Compot von Obſt zu verzehren.

Bei der Sektion, die er ſelbſt mehr als einmal verordnet hatte, fand man den Kopf ſo gut erhalten, wie an einem jungen Menſchen von zwanzig Jahren; die eine Lunge voll Waſſer, und das Herz um zwei Drittheile größer als gewöhnlich. Die ganz ausgetrocknete Gallenblaſe enthielt ein und zwanzig Steine, den kleinſten von der Größe einer Haſelnuß.

Im Jahr 1780 ſchrieb der Rath zu Langres, nach einer allgemeinen Berathſchlagung, an Diderot, und bat ihn um ſein Porträt gegen baare Bezahlung; nur möcht' er dem Künſtler Muße genug zur Ausführung laſſen. Diderot antwortete ſeinen Landsleuten wie es ſich gebührte, und ſchickte ihnen ſeine Büſte von Houdon's Hand. Dieſe Bü-

ſte

ſie ſteht jetzt auf dem Rathhauſe zu Langres, auf einem Schranke, der die Encyklopädie und Diderots übrige Schriften enthält." (Aus ebenderſelben Handſchrift.)

VI.

Anekdoten.

Vom Pariſer Theaterweſen: von Mercier.

Kaffeehaus, rue des boucheries, zu Paris.

Auf dieſem kleinen Kaffehauſe trägt ſich in den beiden Oſterwochen eine eigne luſtige Scene zu. Die Direktoren von allen Provinzialtheatern verſammeln ſich hier, gleichſam wie auf einem öffentlichen Markte, um ihre Truppen zu beſehen; und alle die Herren und Damen, welche mit majeſtätiſchem Schritte auf der Bühne einherſtolziren, ſtrömen hier ebenfalls Heerdenweiſe zuſammen, um ſich zu vermiethen, oder zu engagiren. Da erhandelt man eine ſchwindſüchtige Königin; eine liebängelnde Amoroſa, einen rührenden Alten, der ſich ſelbſt dafür ausgiebt, weil er eine platte Stirne, hohle Stimme und zitternde Hand hat; einen unverſchämten Bedienten, deſſen Geſicht ganz ſeinem Rollenſache entſpricht; den demüthigen Vertrauten, der faſt immer eben ſo ſchlecht, als im Stücke entbehrlich iſt; einen Petitmäter, der zuſammenſchrumpft u. ſ. w. Am Theuerſten ſind die Ariettentrillerinnen. Gemeiniglich ſind ſie jünger, ſchöner geputzt, und zwar mit zahlreichern Anbetern umringt, doch minder ausſchweifend. Es iſt ein verworrnes Gemiſch von Schauſpielern und Schauſpielerinnen, die an Ueppigkeit wetteifern, die ſich immer eins über das andre erhaben dünken, die auch einander wirklich im abſcheulichſchlechten Spiele übertreffen. Allein [illegible]telmäßigkeit ſpricht hier aus einem wichtigen Tone, brüſtet ſich mit dem ganzen Dummſtolze des Pfauen, und plappert allen hier verſammelten Zugvögeln vor, wie verſchwenderiſch ſie an den Gränzen des Königreichs Beifall eingeerndtet habe, oft in Ländern, wo man kein Wort Franzöſiſch verſteht. Eine Kaiſerin wird für 140 Livres monatlich angeworben; der Vertraute aber jammert, daß er nur 75 bekommt, und noch überdies ſoufflieren muß. Kurz hier drängt ſich haufenweiſe alles zuſammen, was auf den vielen Winkelbühnen des Königreichs, Sprache, Stücke, guten Ton, geſunden Menſchenverſtand, radbrechen ſoll, und doch ein unbändiges Beklatſchen zu erwarten hat. Die Wiedererkennungen von Freunden, die ſich mit eben ſo falſchem Entzücken umarmen, wie ſie es auf ihren Brettern zu thun gewohnt ſind; die Erbitterung von Feinden, die eben ſo wahr iſt, als ihre Scheelſucht; die jungen Springinsfeld, voll Stolz auf ihre Figur, nach der die alten lange verdürrten Aktricen hinſchielen; die mühſam unterdrückten Verwünſchungen gegen den Direktor, der ſo ſchlecht, und gegen das Publikum, das durch Auszischen ſo pünktlich bezahlt: alles das giebt ein Schauſpiel von mehr Neuheit, Mannichfaltigkeit und Laune, als alle die, welche ſie aufführen können. Mancher trägt noch einen Ueberreſt von Theaterkleidung, der gegen die vielmals beſohlten Schuhe und Strümpfe nicht wenig abſticht. Das Kleid iſt prächtig, die Hoſe geflickt. Frägt man ihn, wohin er wolle? ſo könnte er, wie Aeſop, antworten: **das weiß ich nicht!** Die Direktoren wandern umher, und handeln um Schauſpieler auf dieſem ſonderbaren Markte, der gewiß eben ſo merkwürdig iſt, als ein Markt von mancherlei Thieren. Denen, die ſie gern um ein billiges Geld haben möchten, thun ſie ſchön, beſonders ſchwatzen ſie ihnen viel von Vorſchuß vor. Eine ſchlechte Aktrice geht zu dem engagirten Akteur mit in Kauf, weil es ihr Liebhaber iſt. Sie würde dem Direktor die Augen auskratzen, wenn er von Trennung ſpräche. Da ſind ſie nun examinirt, ausgewählt und akkordirt, dieſe Künſtler, die auf den Provinzialbühnen unſre Leidenſchaften ſchildern ſollen, um uns theils durch ſanfte Aufwallungen des Mitleids, theils durch auffallende Gemälde des Lächerlichen, zu beſſern. Kommt einmal, vom Ohngefähr, oder von der Neugier geführt, ein Schauſpieler aus der Hauptſtadt unter ein ſolches Häuflein, ſo lächelt er mit der kälteſten Geringſchätzung auf ſie herab. Aber dafür heißt er auch Comédien du-Roi; ſein Antheil an der Einnahme beträgt vielleicht jährlich 34000 Livres; und ſtirbt er, ſo wird er in den öffentlichen Blättern, Penſionnaire du Roi genannt, und ſo ſein wahrer Stand verſchwiegen. Das geſchieht auch bei Gevatterſchaften; denn da der Name Komödiant der Kirche widrig klingt, ſo muß der Penſionnaire du Roi aus der Verlegenheit helfen.

Pariſer Komödienzettel.

Die Komödienzettel werden zu Paris in aller Frühe angeklebt, und zwar nach einem gewiſſen Range. Der von der Oper hat ſeine Stelle über alle andre; die von den Spectacles forains nehmen die ihrigen, gleichſam aus Reſpekt gegen die großen Theater, auf den Seiten ein. Dieſe Rangordnung wird eben ſo genau beobachtet, wie in einer Geſellſchaft von gutem Ton. Der Afficheur iſt ein

Ceremonienmeiſter; er weiß dieſe redende Anſchläge längſt den Mauern hin zu ordnen. Dieſe weltlichen, bunten Zettel betrachten von weitem die geiſtlichen, ungefärbten Anſchläge, die ſich nach Möglichkeit zu entfernen, und die profane Geſellſchaft zu fliehen ſcheinen. Allein zuweilen iſt doch nur ein Raum von 10 Fuß zwiſchen der Ankündigung von Mahomet, und einem Anſchlage, daß die Science du crucifix zu verkaufen ſei. Abgedankt wird auf den Pariſer Bühnen nicht mehr. Die Komödianten haben ſich dieſer täglichen Knechtſchaft entzogen. Gleichwohl erhielt ſich durch dieſen Gebrauch eine gewiſſe Achtung gegen das Publikum; denn ſie kamen mit krummen Rücken und geſenktem Haupte, um noch privatim, eine kleine Beurtheilung anzuhören, die ihnen heilſam ſeyn konnte. Unangenehm iſt es, daß die Namen der Spielenden, nicht, wie in Deutſchland und England, auf den Zetteln angegeben werden. — „Wegen Unpäßlichkeit einer Schauſpielerin, wird das Stück nicht gegeben.“ Alle Welt verſteht, was die Ankündigung ſagen will. Sie bedeutet Eigenſinn, Empfindlichkeit, Hochmuth, Launen der Liebe. Melpomenens und Thaliens Taille rundet ſich ſo gut, als die Taille ihrer Kammermädchen, und doch giebt es keine Schauſpielerin, die ſich ſo möchte ſehen laſſen, ſpielte ſie auch die Rolle einer Idame oder Eugenie. Zuweilen könnte man auch mit großen Buchſtaben darunter ſchreiben: „Mademoiſelle * hat ein zerkratztes Geſicht, ei„nen dicken Backen, von einer verliebten, eiferſüchtigen „Ohrfeige.“ Wäre Venus, als ihr Diomed ſo ungalant mitſpielte, eine Aktrice geweſen, ſo würde ſie ſich auf der Affiche, wegen einer Indiſpoſition, entſchuldigt haben. Iſt die Schauſpielerin ſchön, oder hat ſie Talent, ſo ſtellt ſich das Publikum, als ob es ihre Unpäßlichkeit glaubte, und fragt mit großem Geſchrei nach ihrem Befinden. Ihre Aerzte unterſtützen die Liſt, weil ſie bezahlt werden, ſon-

dern

ten alle Tage ein paarmal vor, laſſen im ganzen Viertel, die gefährlichen Umſtände ausbreiten, damit die Kranke das Raſſeln der Wagen nicht alterire — und ſie, iſt unterdeſſen incognito auf dem Lande, und läßt ſichs wohl ſeyn. Eine ſolche Farce dauert ſechs Wochen, acht Wochen; dann erſcheint die Schauſpielerin wieder, mittelſt der Kunſt einer eignen Schminke, kränklich-blaß ausſehend, und mit der erſten ſchwachen Röthe einer Wiedergeneſnen. Eben das Publikum, das ſie nach der Salpetriere verwünſcht, das ihr am Abend nach ihrem Verbrechen der beleidigten Parterremajeſtät, zugeſchrien haben würde: niedergekniet! — eben dieſes Publikum empfängt ſie jetzt mit Entzücken, und ob es gleich die doppelte Komödiantin in ihr ſieht, ſo verzeiht es ihr doch ihre Impertinenzen, in Rückſicht auf ihre Schlauigkeit, Schönheit und ihre Verbeugungen.

Gepolſterte Loge.

In der Provinz trägt man ſich mit dem Mährchen, zu Paris ſey in jedem Schauſpielhauſe eine gepolſterte und gefütterte Loge, in welche der Autor am Tage der erſten Vorſtellung ſeines Stücks geſperrt werde, damit er ſich nicht in der Verzweiflung den Kopf einſtoße, wen ſein Stück ausgepfiffen, und fallen ſollte. Allein es exiſtirt keine ſolche gefütterte Loge, und die Köpfe unzähliger Autoren, ſind doch ohne Beulen und Schrammen.

VII.

Romane.

Bemgad.

Erſte Fortſetzung.

Nachricht des Herausgebers des Bemgad.

Mein kleiner Junge hat die hier fehlenden Blätter verbrannt, und es iſt mir unmöglich geweſen; ſie wieder zu ergänzen. Denn ich hatte dieſes Manuſcript, wie es ſonſt nur bei Buchhändlern gewöhnlich iſt, von unbekannter Hand mit einem Briefe geſchickt bekommen. Der Herr Briefſteller bat mich mit ächter Autordemuth, daß ich mich entſchlieſſen möchte: es zum Drucke zu befördern. Er that dies auf ſo verbindliche Art, daß mir gleich in dem Sinn kam, ſeinen. Bitten zu willfahren. Ich durchlief das Werkchen, und fand öfters Anſpielungen auf bibliſche Stellen, wozu den Verfaſſer wohl ein falſcher Geſchmack, der ſeit einiger Zeit in Teutſchand herrſcht, verleitet haben mag. Ich nahm mir vor, dieſes zu ändern, und indem ich änderte, lernte ich durch ein Ohngefähr Bemgads vertrauteſte Freunde, Herrn Robert und Herrn Chittiw, kennen. Sie waren mit meinem Streichen der quäſtionirten Stellen zufrieden, ob ſie zwar glaubten, ſie hätten nicht nöthig zu beweiſen, daß es erlaubt ſey, aus der Religion Bilder zu nehmen. Allein ich entgegnete: „es ſind hier Grenzen zu ſehen.

hen. Wenigſtens ſoll kein Schriftſteller den bibliſchen Styl in einer Schrift brauchen, in welcher launiſche und burleske Einfälle mit den bibliſchen Ausdrücken wechſeln. Denn es iſt warlich ein ſeltſamer Kontraſt, wenn man zuvor die ehrwürdige Miene eines Moſes ſieht, und gleich darauf die Geſtalt eines Franzöſiſchen Witzlings. Ich weiß nicht, ob es mir allein Widerwillen verurſacht. Aber es kommt mir immer vor, als hörte ich einen alten verehrungwürdigen Mann ſprechen, der in der teutſchen Kleidung unſrer Vorfahren erſchiene, und in ihrer Sprache mit uns redete, der aber, ehe wir es uns vermutheten, mitten im Geſpräche einige Seitenſprünge thäte, die er einem Franzöſiſchen Abbe abgelernt hätte. Ich kann es nicht bergen, das macht mir einen übeln Eindruck.“ Sie gaben dies ſtillſchweigend zu, und verſicherten mich, daß alles, was in dem Manuſcripte geſchrieben ſtehe, heilige Wahrheit enthalte; ſie brachten Bemgads Aeltern zu mir, um mich deſtomehr zu überzeugen. Allein die Lücke, die hier mein Junge gemacht hat, konnten ſie nicht ausfüllen. Der Verluſt iſt unerſetzlich; bei meiner Schriftſtellerehre bezeuge ich: die verbrannten Blätter waren mit **Leſſing's** Scharfſinn, mit **Göthe's** Feuer, **Wieland's** Feinheit, **Muſäus** origineller Laune und **Wezel's** beißendem Spott geſchrieben.

Ich befinde mich dadurch in namenloſer Verlegenheit. Denn mein Gedächtniß kann ſich nichts, als der Aufſchrift des fünften Kapitels entſinnen:

„Menſch! baue dein Gärtchen, und bleib in der gezogenen Linie!“

Eſchke.

Sechſtes Kapitel.

Bemgad wird examinirt.

Bemgad hatte alſo nunmehr zwei Jahr' Jura in Jena ſtudirt, als es ihm einfiel, nach Wittenberg zu gehen, um die Vorleſungen eines Wieſand zu hören. Vom Entſchluß zur That war ein Federzug bei ihm, und ſchnell — ſtand Wittenberg dicht vor ſeinem Blick mit der Univerſitätskirche und den beiden Stadtthürmen.

Er lernte die Definitionen und Diſtinktionen des bürgerlichen und peinlichen Rechts, und weil er eines behaltſamen Gedächtniſſes ſich freute, bekam er im Examen die erſte Cenſur.

Bemgads Aeltern genoſſen nun die Freude, ihren Sohn von Akademien zurückkommen zu ſehen. Sie jauchzten und jubelten, daß ſie alle Koſten ſo wohl angewandt ſahen.

Hübſch, anſtändig und ſittſam trug ſich Herr Bemgad. Schon das fanden die Aeltern ſehr lobenswerth. Und nun noch die beſte Cenſur — O wie falteten Vater und Mutter die Hände, und hoben ſie dankbar empor!

Siebentes Kapitel.

Wo nun hin?

„Wo nun hin?“ ſagte der Vater, und ſchob kreuzweiß die windſchiefe Perücke: „Wo nun hin? gelehrt iſt unſer
„Sohn; allein mit aller ſeiner Gelehrſamkeit kann er noch
„nicht einen Dreiling verdienen. Es fehlt ihm praktiſche
„Kenntniß, der ſtylus curiae mangelt!“

Der Vater ließ des andern Morgens alle ſeine Bekannten ſorgfältig verſammeln. Alle fragt' er bedächtig: „Wo

„nun

„wohin?“ und alle wuſten nicht, was ſie antworten ſollten. Nur Einer, der Demoſthenes der ehrbaren Geſellſchaft, öffnete den weiſen Mund mit folgender Rede:

Ich weiß nicht, Herr Gevatter! ich weiß nicht, wie Sie ſich gar nicht beſinnen. Ihr Sohn hat ſein jus romanum, canonicum, germanicum, Saxonicum, criminale, feudale, & cambiale gelernt, hat **Knorr's** Proceß, **Hommels** Referirkunſt, und **Griebner's** Diskurs gehört. Ich weiß nicht, Herr Gevatter! ich weiß nicht, wie Sie ſich gar nicht beſinnen!

Und — wohin nun?

Hab' ich's Ihnen nicht tauſend und aber tauſendmal a priori bewieſen: daß für einen jungen Menſchen, der ausſtudirt hat, apodiktiſch nichts beſſer ſey, als eine Referendarien- oder Acceſſiſtenſtelle bei einem Kollegio in Dresden?

Alſo nach Dresden; verſetzte der Vater. Nach Dresden; replicirte die werthe Kompagnie. Nach Dresden; wiederholte die Mutter; und dabei blieb es, denn der junge Bemgad willigte ein.

Achtes Kapitel.

Bemgad ändert ſeine Dichtart.

Die Gegend um Dresden behagte Bemgads Sinn. Er wähnte: in Tempe zu ſeyn. Die Schönheiten der Schöpfung gewährten ihm endloſes Vergnügen. Alle Augenblicke überraſchten ihn jetzt ſanfte, jetzt furchtbare Ausſichten; jetzt ein Bild der lachenden Natur, und jetzt der beinahe ſchreckenden.

Früh trank er im großen Garten den Kaffee. Da ſchmeckt' er in aller Stille die Reize des Mais. Dabei las er den Homer; wohl gemerkt: nur Stollberg's Verdeutſchung.

Er begann von neuem zu leben. Alle Säfte verjüngten ſich, und ſein Blut nahm einen geſchwindern Lauf.

Er war ſo froh, ſo leicht, ſo ahndungsvoll, als ſollt' ihm bald was Glückliches begegnen. Er ſorgt' um nichts, und kümmerte ſich um nichts: als um den guten Ulyß und alle ſeine Schickſale, um Junos Ochſenaugen, um die Penelope und ihre ſtolzen übermüthigen Freier.

Durch die Reize der Gegend wurde Bemgad geleitet zur Mutter Natur. Er merkte, daß ſie allein unendlich reich ſey; daß ſie allein den Dichter bilde, und daß ſtelzigtes Geſchwätz und Nachäffung hoher Empfindungen — Tavtologie und Wortſchwall bleibe, in ſchwülſtige Worte verſteckt. Er fand nur in der Natur das wahre Gefühl und den wahren Ausdruck. Das erweckte den Vorſatz in ihm, ſich künftig allein an ſie zu halten, und das bisher getragene Schellengetöne abzulegen. Er glaubte nun: in der Dichtkunſt wäre dies das Einzigſte: daß man das Treſliche erkenne, und es auszuſprechen wage. Seine Empfindung war bis aufs Steinchen, Gräschen und Hälmchen herunter voll und innig. Doch verfiel Bemgad dadurch in einen andern Fehler: er verachtete alle Regeln, und konnte das Boſſeln nicht leiden.

Neuntes Kapitel.

Noch eine Metamorphoſe.

In Dresden fanden ſich Weiber, deren Augen Bemgads Figur nicht gleichgültig ſchien. Denn er war ein Feuerjüngling, ſchlanken Wuchſes, und ziemlich ſtarker Leibeskonſtitution. Kurz: ein ächter Abkömmling Herrmanns, nicht entnervt durch modiſche Laſter. Sein Auge ſchimmerte ſchön und ſchmachtend, wie der wolkenloſe Silbermond.

Er trug ſich natürlich wie Werther: blauen, einfachen Frack, ganz mit dem nämlichen Kragen und Aufſchlägen, und auch ſo gelbe Weſt' und Beinkleider dazu, und Steifſtiefeln mit Sporen. Die Friſur wie Werther: zwei Locken, und fliegenden Toupet.

Nachdem er die Lebensläufe in aufſteigender Linie geleſen, und darin gefunden hatte, daß ein Bayle einen rothen Rock trüge, trug er bisweilen — aber nur bisweilen — einen dergleichen. Und dann hüllte ein Krapaud allemal ſein Haar ein.

Die Dresdner Lukretien ſuchten den jungen Bemgad in ihr Netz zu locken, ihn durch alle Künſte, welche Buhlerei ſie lehrte, zu verführen. Unter dieſen auch Louiſe Ewerth, die Tochter eines reichen Majors. Sie that ſo unſchuldig, ſo zärtlich als gut. Bemgad war ein ſchuldloſer unbefangener Jüngling, nährte heißes Gefühl für Unſchuld, und begann ſchon Louiſen zu lieben — da ſie ihm ſo oft mit dem allerheiligſten der Schwüre verſicherte: ſie lieb' ihn einzig und allein, und ewig über alles — als er ſie mit dem Lieutenant Ebaar traf, in einer Handlung begriffen, die ihn ſeines Irrthums augenſcheinlich überzeugte. Gott! Wie war ſein Leiden ſo groß! Er war ohnedem entſetzlich heftigen Gemüths, und der Schmerz über den ſchändlichen Betrug des Mädchens, wollt' ihn nun ganz zu Boden werfen. Gleich darauf hatte Herr Robert, Einer von Bemgads Freunden, daſſelbe Schickſal, und dazu ſah er die Schofelliebe der mehreſten Erdner, und ihren elenden Alltagsſchlich, die Leiden und das Unglück, womit ſie immer ihren Pfad beſtreute.

Da empfing Bemgads Herz einen verſöhnungsloſen Groll gegen alle Reize des weiblichen Geſchlechts. Wenn ein Mädchen ihm aufſtieß, ſo dacht er: das iſt eine geborne-Herz, machte drei Kreuze auf die Brust, schlug die Augen nieder, und wallte fürbas den Weg. Er hielt die Frauenzimmer für Pflaumenfedern, die der Wind in einem Nu durch alle vier Gegenden des Weltalls haucht. Ein gutes Mädchen dünkt ihm ein Phänomen, wie ein glänzender Sternschuppen in heller Winternacht.

Er beschloß alſo, ſich gegen die Liebe auf ewig zu ſichern, mit Hülfe ſeiner Philoſophie, und eines Ideals, das die glühende Phantaſie ihm ſchuf. Er ſchaffte ſich ſelbſt eine Geliebte, wie er ſie wünſchte, vollkommen ſchön, und mit Engelstugenden geſchmückt; ſchwebte und ſchwärmte um dies Mädchen, richtete alle Gedichte an daſſelbe, und taufte es „Lotte!“ Von der innigſten abſtrakten Liebe gegen die liebe Lotte zeigen eine unzählige Menge Lieder, die zum Theil in Bürger's und Kauſch's Blumenleſen gedruckt ſind. In ihnen klappert nicht nachgeäffte Empfindung. Nein! der Hauch der Liebe weht darin!

Bemgad ſucht indeß all die unangenehmen Seiten des Erdenlebens auf, und fand ſein Glück in dieſer widerwärtigen Beſchäftigung: das Elend der Welt zu zählen, und ſtolz zu verachten. Immer blieb er für ſich, ſchrieb, las, gieng allen Menſchengeſichtern aus dem Wege, und wann er nicht um ſeine Lotte war, fiel er ſich ſelbſt zur Laſt, weil er recht viel Betrieb haben muſte, um glücklich zu ſeyn. Und viel Betrieb hatte er nicht; denn ein Referendar kann viel oder wenig arbeiten, nachdem er will. Und Bemgad wählte das Letztre.

Seine Aeltern waren daher beſorgt: daß er für die ſublunariſche Welt ganz unbrauchbar werden möchte, wenn das lange ſo fortgienge. Man bewog ihn alſo: ein ärmliches Sekretariat anzunehmen, das eben offen war. Hier muſte er öfters reiſen, und das Reiſen und die Veränderungen, die gehäuften Geſchäfte, wähnten ſie, würden ihn heilen.

Allein das Fieber der Empfindelei hatte unter den natürlichen Kräften des jungen Bemgad ſchon eine zu ausgebreitete moraliſche Verwüſtung angerichtet, hatte ſeine Selbſtthätigkeit geſchwächt, ihn aus der wirklichen in eine ideale Welt hingekörnt. —

Sollten wohl Reiſen und Geſchäfte dieſe Epidemie heilen, und die in dem armen Bemgad ſchlummernde phyſiſche und moraliſche Menſchenkraft wecken, anfeuern, ſtärken können?

Zehntes Kapitel.

Er verliebt ſich troz ſeiner Philoſophie.

Bemgad muſt' in Geſchäften nach Hamburg! Da ſah er Julie Matteg, und glaubte: das Bild ſeiner Lotte wäre lebendig geworden, wie Pygmalions Bild. Ganz ähnelte ſie, ſeiner Einbildung nach, dieſem Phantaſiegeſchöpf, ſie glich ihm, wie ein Tropfen Waſſer dem andern, wie ein Malitius *) dem Riccaut de la Marliniere gleicht.

Er wurde flugs verliebt durch den ganzen Körper, durch Adern und Gebein, durch die ganze Seele. Ihm wurd' es ſo heiß, er fürchtet aufzufliegen, wie Montgolfier's oder Blanchard's Luftball.

Bemgad war ſo vergnügt, wie die Mücken im Tanze; Bemgad war ſo traurig, wie — wie — weiß keiner der Leſer ein paſſendes Gleichniß? — Mit Einem Wort': er war hin! — das Köpfchen ſchwindelte — er war verliebt, ſo war's ihm im Herzen. — Der ganze Markt mit ſeinen Hunden, Affen, Katzen und Eſeln ſchien und däucht ihm umgewandelt zum Paradies. Er lief alle Augenblicke beim Hauſe ſeiner Geliebten vorbei, und ſah, ob ſie nicht am Fenſter kukte, und dann ſang er — — — — **)

Ihr

---

*) Einer der größten profeſſionirten Spieler in Leipzig.

**) Hier ſtand abermals eine Stelle aus der Schrift, und ich habe mir's ein für allemal zum Geſetz gemacht: ſolche Anſpielungen auszumerzen.

Ich

Ihr holdſeliges Lächeln, der ſanfte, elegiſche Ton ihrer Rede, und die göttlichen Blauaugen, riſſen ihm auf einmal das Herz aus dem Buſen. Er wußte nicht, wie ihm war. Er war hin; hin war er. — Ihre Geſtalt ruhte in ſeiner Seele. Ihr ſchönes — überſchönes Bild ſchwebte ſo wohlgefällig vor ihm im Wachen und Schlummer.

Wenn Juliens Blick von Ohngefähr an dem ſeinen ſich ſtieß, ſo entſtand ein Blitz in ſeiner Seele, der alle ſeine Gebeine traf, und alle ſeine Nerven erbebten gewaltig.

Eilftes Kapitel.

Er liebt, — und wird geliebt.

Beide Seelen fanden ſich bald, und von beiden Seiten waren die Eindrücke der ſüßeſten Gefühle des Wohlwollens und der Liebe unüberſchwänglich ſtark. Beim Anblick dieſes himmliſchen Geſchöpfs ſchwand Berngads Philoſophie, wie Eiszapfen vor'm glühenden goldnen Strale der Sonne, und gleich Seifenblaſen, vergiengen all' ehmaligen Feindſeligkeiten der Liebe. Er hielte ſich für den glücklichſten von Adams Söhnen, als er entdeckte, daß Julie ihn ſchätzte. Julie mocht' auch, wenn ſie einſam in ihrem Nähſtübchen ſaß, ſich Bilder der Vollkommenheit geſchaffen haben, die Berngad nun alle in ſich einte, und deswegen wurd' er ihrem Herzen ſo theuer. Oft in der Einſamkeit harmloſen Stunden. —

(Die Fortſetzung künftig.)

Ich halte dies für die Pflicht eines vernünftigen Mannes. Und — wer ſo galant iſt, mich deshalb einer Bigotterie zu beſchuldigen, den werde ich ungeſtört reden laſſen, was er will, und mich nach ihm nicht umſehn. Eſchke.

VIII. Mi-

VIII.

Miſcellaneen.

1.

Schilderungen von Paris,

von einem Augenzeugen.

Nichts iſt ſchädlicher, als verfälſchter Wein; und doch iſt der, den die Pariſer Weinhändler verkaufen, ſelten rein; die es noch am ehrlichſten machen, ſind doch nicht frei von dieſem Vorwurf. Der Wein von faſt allen Weinhändlern in Paris hat einerlei Geſchmack; man ſollte ſchwören, ſie hätten einem Tarif von den Ingredienzien, oder bekämen ihn alle aus einem Weinberge. In der kleinſten Stadt in der Provinz trifft man bei den Privatperſonen und Gaſtwirthen Weine an, die an Farbe und Geſchmack verſchieden ſind, aber zu Paris iſt es der nehmliche Wein. Einige von dieſen Weinſchenken brauen ihn aus einer gewiſſen Quantität Weineſſig und Waſſer, worin Färberholz gekocht worden iſt. Das iſt das gewöhnliche Getränke, das in den Guinguettes verkauft wird; aber es iſt äußerſt wohlfeil, und man macht den Kunden weiß, es ſey Wein aus den Weinbergen um Paris. Dieſer Betrug iſt nicht tödlich, aber doch immer Betrug.

Alle Pariſer Weine ſind eine Miſchung von Rouſſillon- und Orleans-Wein; ich halte dieſes Amalgama eben nicht für] gefährlich, aber warum giebt man es für Burgunder aus? Man verfälſcht die weißen Weine mit Aepfel- und Birnmoſt, macht ſie mit Branntwein an, der Stöpſel knallt, der Wein raucht, und der Betrogene Trinker glaubt Champagner zu ſchlürfen. Die Weinſchenken haben Wein zu allen Preiſen; aber keiner iſt wohlfeil: in Paris kann man Wein, die Flaſche zu acht Sols bis zu einem neuen Louisd'or haben. Zu Vaugirard kann man welchen für ſechs Liards trinken, und hier holt der Arme, Stoff zu einer Menge Krankheiten, indem er ſein Elend und ſeine Mühſeligkeiten zu vertrinken wähnt.

Die Plünderungsſucht der Weinſchenken rührt von den vielen Auflagen her, womit ſie überhäuft ſind. Ein Weinhändler, der 1000 bis 1200 Livres Miethe für ſeine Boutique geben, Aufwärter halten, den jungen Wein, das Maaß mit 10 Sols bezahlen, Kopfgeld, Vingtième &c. geben muß, würde ſich ſehr ſchlecht ſtehn, wenn er blos auf die Stimme der Biederheit hören wollte.

Bier iſt das geſundeſte Getränke zu Paris, allein ob es gleich nur ſechs Sols die Flaſche koſtet, ſo kommt es doch höher als der Wein, weil man es in größrer Menge und ohne Waſſer trinkt.

Zu Paris iſt ein Weinmarkt, wo die Schenkwirthe ihren Wein kaufen; hier wird man weniger durch Verfälſchungen betrogen, allein dieſer Ausweg geht für den gemeinen Mann verlohren, der niemals ſo viel hat, um im Vorrath kaufen zu können; ... und ſo muß der Arme immer Alles bezahlen, ob er gleich immer alles ſchlecht bekommt.

Man iſt ſehr gutes Brod zu Paris; ob es gleich ſeine Taxe hat, ſo nehmen ſich doch die Bäcker ſehr die Freiheit heraus, es höher zu verkaufen, allein ſie wagen das nur beim gemeinen und beim Handwerksmann, der nicht viel Zeit mit Beſchwerden beim Kommiſſar und andern Vorgeſetzten [illegible] zu verlieren hat, und der nicht um 1 oder 2 Liards wiſſen, die man ihm mehr abforderte, ſein Taglohn einbüßen will. Nur wird übrigens das Brod zu Paris, durch Vermiſchung des Mehls mit fremden Jngredienzien, verfälſcht. Wenn die Spitäler ſo oft mit Leuten aus dem gemeinen Volke angefüllt ſind, die ſich krank am Brode gegeſſen haben, ſo liegt die Schuld nicht am Brode, ſondern weil der Arbeitsmann, der aus der Provinz kommt, und nie ſo ſchönes Brod geſehn hat, ſeine einzige Nahrung daraus macht.

Zu Paris kann man zu jedem Preiſe eſſen; vom Finanzpachter, bis zum Schuhputzer findet jeder Gelegenheit, ſeinen Appetit, nach dem, was ſein Beutel vermag, zu ſtillen: der Reſtaurateur giebt etwas Leckres und Gutes, das man aber theuer bezahlen muß; der Gargotier oder Gahrkoch, verkauft wohlfeil, weil ſeine Potage eben nicht ſehr einladend iſt. Es giebt wenige Länder, wo der Arbeitsmann ſo wohlfeil und zu jeder Stunde des Tages eſſen kann, als zu Paris. Es giebt Speiſewirthe, welche die Portion für 24 Sols geben, andre, bei denen ſie 12, 6, 3, ja 2 Sols koſtet. Jeder Speiſewirth hat einen Speiſezettel, auf welchem die vorräthigen Eſſen verzeichnet ſtehn; manche darunter muß man ziemlich theuer, nach der Jahreszeit und der Mode bezahlen; denn der Einfluß der Mode erſtreckt ſich bis auf das Eſſen; es giebt Speiſen, die man nothwendig gegeſſen haben muß, wenn man ein Mann comme il faut ſeyn will, und wieder andere, deren Namen nicht einmal die Lippen entweihen dürfen.

Der Bratenwender iſt beſtändig zu Paris im Gang: die meiſten Paſtetenbäcker ſind auch Bratenköche; man kann zu jeder Stunde Poularden, Tauben ꝛc. gebraten und ganz warm bekommen; zwar manche kehren mehr als einmal am Spieß oder im Ofen zurück.

Wer keine Küche in ſeinem Hauſe hat, ſchickt ſein Eſſen in dem Backofen des Patiſſier, der gern ein Plätzchen dahin einräumt; denn außer, daß er dieſe Gefälligkeit bezahlt erhält, ſo ſchöpft er auch nebenher das Fett ab; allein einige Pariſer haben ein ſichres Verwahrungsmittel dagegen erdacht; ſie thun Knoblauch ans Eſſen, das man in den Backofen ſchickt, und da dieſes Gewächs in Paris nicht ſehr beliebt iſt, ſo hütet ſich der Paſtetenbäcker wohl, es anzurühren.

Das gemeine Volk läuft den Sonntag in die Guinguettes; ſo nennt man die außerhalb den Barrieren liegende Schenken. Man bekommt da den erbärmlichſten Wein, aber da er weniger koſtet als in der Stadt, und das Gemäß größer iſt, ſo vertrinkt dort der Taglöhner und mancher deutſche Handwerksburſche ſeine Geſundheit in dem ſauern, verfälſchtem Geſöffe.

Da an allen Feiertagen in dieſen Schenken getanzt wird, ſo kramen dann die Bedienten dort ihre Tänzergrazie aus, und machen den Tänzerinnen die Tour, die erſt vor Kurzem noch in der Salpetriere Buße thaten.

Dieſe Weinſchenken ſind auch Speiſewirthe, aber ihre Gerichte ſind niemals gut; bald ſetzt man euch eine Katze für ein Kaninchen, bald Eſelsfleiſch vor, und Alles iſt ſchmutzig und eckelhaft. Wenn der Periſer gemeine Bürger ſich etwas zu gut thun will, ſo geht er in eine ſolche Schenke, und läßt ſich eine Schüſſel gebackne Gründlinge geben; dieſe Gründlinge ſind aber gewöhnliche Weißfiſche, und der Weinſchenker hat ſie ſchon vorher auf eine andre Art gewürzt: er läßt nehmlich dieſe Fiſche 24 Stunden in Urin beizen, damit die Schuppen abgehn, die er an die künſtlichen Perlenfabrikanten verkauft; um aber auch das Fleiſch nicht zu verlieren, bäckt er dieſe halb verfaulten Fiſche, und wenn gleich nicht alle Cabaretiers ſich dieſe Abſcheulichkeit zu Schulden kommen laſſen, ſo giebt es doch de-

ren

nu genug, welche die Wachſamkeit der Geſetze darin zu betrügen wiſſen.

Nothdurft ſpornt den Menſchen zur Induſtrie an, aber Müßiggang macht nur zu oft einen Spitzbuben aus ihm. Es hält ſchwer, daß man nicht zu Paris wenigſtens einmal in ſeinem Leben betrogen werden ſollte; dieſe Hauptſtadt gleicht darin den andern großen Städten; man trifft da Gauner von allen Gattungen an. Die Kunſt der Gaunerei erſtreckt ſich nicht blos auf das Mauſen der Uhren und Doſen; ſie umfaßt Alles. Ein Spitzbube giebt ſich oft nicht die Mühe, ſeine Hand in eure Taſche zu ſtecken, um nur Geld zu holen; er weiß durch ſeine Geſchicklichkeit und durch falſchen Vorwand, euch dahin zu bringen, daß ihr ihm euren Beutel leiht. Ich bin Zeuge von einer beſondern Art Spitzbuben geweſen. Die Gauner begeben ſich in das Leihhaus, in den Saal, wo man die verſetzten Sachen einlöſet; hier finden ſich viele Leute, die nicht leſen können, und folglich ihren Zettel oder Billet andern zeigen müſſen, um zu erfahren, was für eine Nummer ſie haben; die Gauner tauſchen dieſes Billet in den Augenblick, gegen ein falſches um, das ſie in Bereitſchaft halten, miſchen ſich dann unter den Haufen, und warten, bis die Nummer des geſtohlnen Billets aufgerufen wird, da ſie dann die verſetzten Sachen dagegen in Empfang nehmen. Wer nehmlich im Leihhauſe ſeine verſetzten Sachen einlöſen will, zahlt in einem Komtoir die geliehene Summe, und empfängt ein kleines Billet, worauf die Nummer der Sache, und auch die Nummer ſteht, wo ihn die Reihe trifft; z. B. wenn er der dreißigſte an dem Tage war, der bezahlte, ſo bekommt er No. 30 u. ſ. w. wer ſeine Reihe verſäumt, muß bis zuletzt warten.

Wer nur ein wenig Induſtrie beſitzt, hilft ſich leicht in Paris fort: es giebt da Arten von Handwerkern und Beſchäftigungen, die nur zu Paris was einbringen: viele Leu te treiben z. B. kein andres Geſchäft, als den Tauben Brühe in den Kropf zu blaſen; man kann dieſes täglich auf dem Federviehmarkt, quai de la Vallée mit anſehen. Man mag ein guter oder ſchlechter Künſtler ſeyn, ſo nützt man immer ſein Talent im dem Grade, in dem man es beſitzt. Ein geſchickter Zeichner zeichnet ein neues Muſter zu einem Paar Schuhſchnallen; der Goldſchmied macht ihm ein Geſchenk mit einem Paar, um die Erfindung zu bezahlen. Der Luxus und der Müſſiggang der Großen, geben einer Menge Perſonen etwas zu verdienen. Verſchiedne leben davon, daß ſie ihre Hände bei neuen Stücken zum Applaudiren, an die Autoren vermiethen; andre geben Unterricht in Dingen, die ſie ſelbſt nicht verſtehn, bekommen aber doch Schüler; wieder andre, laufen in Verſteigerungen und Auktionen umher, und laſſen ſich bezahlen, um eine Sache hinauf zu treiben: mit einem Worte, einem ſinnreichen, thätigen Manne, kann es nie in Paris an Brod fehlen.

(Die Fortſetzung folgt.)

2.

Ueber die Zurückhaltung.

Ein Fragment.

(Aus dem Engliſchen des Shenſtone.

Als ich einſt Abends einen Spaziergang mit einem Freunde auf dem Lande machte, ſo theilte er mir, unter vielen andern wichtigen Bemerkungen, auch folgende mit: Keine Eigenſchaft, ſagte er, verträgt ſich ſo wenig mit der Ehrfurcht, als was man insgemein Vertraulichkeit nennt. Man findet unter funfzig kaum einen, deſſen Achtung dabei beſtehen könnte. Auch kann man unmöglich von den Leuten einen ſolchen Grad von Willfährigkeit fodern, der ſie lächerlich machen würde, weil er unvernüſtig wäre. So viel iſt wenigſtens gewiß, daß man in aller Welt durch Bitten mehr Willfährigkeit erlangt, als wenn man nicht bittet. Ich muß Ihnen offenherzig geſtehn, Leander, daß ich mir manche unangenehme Stunde durch eine zu vertrauliche Willfährigkeit gegen Leute gemacht habe, die alles verachteten, was zu erhalten ihnen leicht ward. Wäre es daher nicht beſſer, mit unſrer Leutſeligkeit etwas ſparſamer zu ſeyn, ſie wenigſtens nur den wenigen Perſonen von Ueberlegung zu gewähren, die den gehörigen Unterſchied zwiſchen wahrer und vermeinter Würde machen; Leute von ſolchen Karakteren nicht zu achten, die ungeduldig nach Vertraulichkeit ſtreben, und doch der wahren Vertraulichkeit gar nicht fähig ſind; den Ruhm nach dem Tode vor Augen haben, der uns die angenehmſte Ausſicht gewährt; uns mit Lektüre zu unterhalten, und überzeugt zu ſeyn, daß Beleſenheit den Weg zu allgemeiner Achtung bahnt; eine beſtändige Regelmäßigkeit der Gemüthsverfaſſung und der Leibesbeſchaffenheit zu erhalten, die meiſtentheils bei einem vermiſchten Umgang mit Menſchen nicht beſtehen kann, alle ungelehrte, wenn auch noch ſo luſtige Geſellſchaften zu vermeiden, die in der Gegenwart vielleicht unſchmackhaft, und in der Erinnerung ärgerlich ſind; an die abweſenden, oder von uns getrennten Freunde zu denken, die uns um ſolcher Eigenſchaften willen ſchätzen, oder geſchätzt haben, mit denen ſie am beſten bekannt waren; mit einem Freunde, der uns gleicht, die Vergnügungen einer gelehrten und vernünftigen Einſamkeit zu genießen — ſind das nicht Wege, die zur Glückſeligkeit führen?

Indem ich ihm darauf antwortete, (er ſchien mir vor Kurzem irgend eine Kränkung erfahren zu haben) bemerkte ich, daß das, was wir durch die Vertraulichkeit an Achtung verlören, uns ungemein durch die Zuneigung erſetzt werde, die daraus entſtünde, und daß eine gänzliche Einſamkeit, unſrer Natur ſo ſehr zuwider ſey, daß, wenn er nur vierzehn Tage lang aus der menſchlichen Geſellſchaft verbannt ſeyn müſte, der erſte Bettler, den er ſähe, ihn aufheitern würde.

Folgendes waren Gedanken, die in unſrer fernern Unterredung über dieſen Gegenſtand vorkamen, ohne Ordnung und Zuſammenhang; ſo wie ſie ſich meinem Gedächtniſſe darbieten.

Einige Zurückhaltung iſt man der Klugheit ſchuldig, ſo wie Freimüthigkeit und Oſſenheit im Umgang oft vom guten Herzen herrührt.

Es wäre ganz und gar keine Zurückhaltung nöthig, wenn die Welt ehrlich wäre, doch würde ſie auch alsdann von Nutzen ſeyn. Denn um einen gewiſſen Grad von Anſehn zu erlangen, ſcheint es nöthig, daß die Leute glauben, man habe mehr Vollkommenheiten, als man an den Tag legt.

Hierauf beruht einer von den Vorzügen des ſcharfſinnigen Virgil. Er läßt uns immer noch etwas hinzudenken, und ſo iſt der menſchliche Geiſt beſchaffen, daß wir uns von nichts eine ſo große Vorſtellung machen, als von einer Sache, deren Grenzen wir nicht ſehen. Dies, wie Herr Burke in der Abhandlung vom Erhabnen und Schönen bemerkt, verurſacht unſer Vergnügen, wenn wir einen Cylinder ſehen, und Sukling ſagt: „die, die alle Schätze, die ſie haben, kennen, ſind arm; der iſt nur reich, „der uns ſeinen Reichthum nicht ſagen kann.“

Ein Menſch, der ſich große Achtung erwerben will, wird vielleicht ſeinen Endzweck durch Stillſchweigen eben ſo wirkſam erreichen, als durch irgend etwas, was er ſagen könnte.

Indeſſen, mit ſeinen Beobachtungen filzicht zu ſeyn, iſt deswegen viel ſchlimmer, als ſein Geld zu verſcharren, da man jene zu gleicher Zeit mittheilen, und auch behalten kann.

Die Menſchen behaupten oft, daß ſie ihre Achtung nach wahrem Verdienſt abmeſſen, aber eine ſtolze Zurückhaltung und Entfernung nöthigt ihnen mehr Willfährigkeit ab. Dies dünkt einigen Perſonen von ſtolzem Karakter ſo offenbar, daß ſie kein beſſer Mittel zu brauchen wiſſen, um Achtung zu erlangen, als daß ſie ſie, gleich Räubern, fordern. Sie werden ſich, gleich dem Empedokles, eher ins Feuer ſtürzen, als daß ſie den ſterblichen Theil ihres Karakters verriethen.

Durch dieſelbe Maxime der Entfernung, werden Nationen dahin gebracht, zu glauben, daß ihre Oberhäupter alles wiſſen, wie man das wirklich in manchen Ländern findet.

„Die Menſchen, ſo lange ſie keine menſchliche Geſtalt, „oder Mängel ſehn, verzeihen ſelbſt den Mangel der „Menſchlichkeit, und morgenländiſche Könige, die den Anblick des Pöbels verſchmähen, brauchen keinen innern „Werth, um ihre furchtbare Herrſchaft zu befeſtigen. Man „kann in der That nicht ſagen, wie ſie beſchimpft werden „könnten; man weiß ja, was man ihnen für einen Titel „zu geben hat. Ach! ſelbſt die Tugend, wenn ſie ſich in „allem ihrem Glanze zeigt, reizt weniger, als das verborgne Laſter. Ein Menſch ward wegen einiger Verdienſte, die er hatte, geprieſen, er fügte zu ihnen Freimüthigkeit hinzu, und er — ward verachtet.“

Wir wollen Kometen, nicht die gewöhnlichen Planeten haben. Taeder, ſagt Terenz, quotidianarum horum formarum.

Hunc coelum, et ſtellas, et decedentia certis
Tempora momentis ſunt, qui formidine nulla
Imbuti ſpectent.

Die Tugenden verlieren, gleich wohlriechenden Sachen, ihren Duft, wenn man ſie zu frei hinſtellt. Es ſind reizbare Pflanzen, die keine zu familiäre Berührung vertragen können.

Man ſehe ja darauf, und unterſcheide die Beſcheidenheit, die ſtets liebenswürdig, von der Zurückhaltung, die blos klug iſt. Ein Menſch wird zuweilen um Stolzes willen gehaßt, da doch nur übertriebne Demuth Gelegenheit dazu gab.

Oft iſt das, was man Kaltſinn nennt, nichts, als verfeinerte Einſicht, und Gleichgültigkeit gegen gemeine Beobachtungen.

Die vertrauten Bekannten eines zurückhaltenden Mannes lieben ihn meiſtens mehr, als Leute von einem leutſeligern Karakter, das iſt, er macht ihnen ein größres Kompliment, als jene ihren Bekannten, indem er ſie mehr auszeichnet.

Indolenz, und Unmuth darüber, daß man immer auf ſeiner Huth ſeyn muß, machen, daß man einen argliſtigen Karakter haßt.

Die zurückhaltendſten Menſchen, die auf einem engliſchen Koffeehauſe nicht zwei Sylben mit einander wechſeln würden, würden, wenn ſie ſich zu Iſpahan träfen, Sorbet mit einander trinken, und eine Schüſſel Reis mit einander eſſen.

Der Mann, der ſich jedermann zur Schau ſtellt, iſt eitel, der zurückhaltende Mann iſt auf eine ſchicklichere Art ſtolz. Dieſer hat mehr Tiefen des Karakters, jener eine lebhaftere Einbildungskraft. Dieſer findet in der Regel mehr Achtung, jener iſt allgemeiner beliebt. Dieſer iſt Kato, jener iſt Cäſar. Man ſehe den Salluſt.

Das, was Cäſar geſagt hat: Rubicundos amo, pallidos timeo, läßt ſich auf Vertraulichkeit und Zurückhaltung anwenden.

Ein zurückhaltender Mann macht es ſich oft zur Regel, eine Geſellſchaft mit einer ſchönen Rede zu verlaſſen, und, ich glaube, er geht manchmal ſo weit, daß er die Geſellſchaft verläßt, weil er eine ſchöne Rede geſagt hat. Doch iſt es ſein Schickſal oft, gleich dem Maulwurfe, ſich einzubilden, er ſey tief, da er doch der Oberfläche ganz nahe iſt.

Wäre es wohl klug, dieſe Zurückhaltung, dieſe Furcht, Schwächen zu zeigen, abzulegen, einen Theil des guten Namens Preiß zu geben, um das Uebrige zu retten? Die Welt wird wenigſtens immer das Recht verlangen, ein Stück davon zu mishandeln. Laßt uns alſo den Neidiſchen einige Thorheiten vorwerfen, ſo wie man einem Straßenräuber Zahlpfennige, oder einem Wallfiſche eine Tonne hinwirft, um ſein Geld, oder ſein Schiff zu erhalten, wie man gern ſein Haupthaar zerzauſen läßt, wenn man es dadurch verhindern kann, das Herz nicht durchſtoßen zu bekommen.

Der Zurückhaltende ſollte ein Glas mehr trinken.

Kluge Menſchen verſchließen ihre Bewegungsgründe, doch geben ſie vertrauten Freunden einen Schlüſſel zu ihrem Herzen, wie zu ihrem Garten.

Ein zurückhaltender Menſch iſt in ſtetem Kampf mit dem geſelligen Theil ſeiner Natur, und verdenkt ſich ſogar das Lachen, zu dem er zuweilen hingeriſſen wird. „Selten lächelt er, und lächelt auf eine Art, als wenn er unwillig über ſich ſelber wäre, daß er durch irgend etwas zum Lächeln bewogen werden könne.“

Menſchen von gemeinem Verſtand können, wie gemeine Bürger in ihren Gärten, in ihrem Porträt, keinen Schatten leiden.

Beſcheidenheit wird oft für wahren Stolz angeſehn, ſo wie das, was man bei Pferden für Muth hält, von Furcht herrührt.

Je höher der Karakter iſt, den einer bekleidet, deſto mehr ſollte er auf ſeine kleinſten Handlungen Acht haben.

Der zurückhaltende Mann ſollte erſt ein Atteſtat von ſeiner Ehrlichkeit beibringen, ehe man ihn in eine Geſellſchaft zuließe.

Zurückhaltung iſt mit Verſtand eben ſo wenig weſentlich verbunden, als eine Orgel mit der Andacht, oder der Wein mit der Offenherzigkeit.

3.

Engliſche Sprüchwörter.

Beſſer mit nüchternem Magen ſchlafen gehn, als mit Schulden aufwachen.

Ein Menſch, der nichts verſchweigen kann, gleicht einem erbrochenen Briefe; jedermann kann ihn leſen.

Frugalität und Induſtrie ſind die Dienerinnen der Wohlhabenheit.

Thut nichts im Augenblicke des Zorns; würdet ihr wohl im Sturme zu Schiffe gehn?

Es giebt keine leereren Köpfe, als die, welche zu voll von ſich ſelbſt ſind.

Lüge ſteht auf einem Bein, Wahrheit ſteht auf zweien.

Ein falſcher Freund gleicht dem Schatten einer Sonnenuhr; er zeigt ſich nur, wenn die Sonne ſcheint, und ſchwindet vor dem kleinſten Wölkchen.

Die Böſen ſind wie die Fliegen, die auf dem Leibe des Menſchen herumlaufen, und ſich nur auf den Wunden feſtſetzen.

Krankheit folgt der Unmäßigkeit, und Dürftigkeit der Faulheit auf dem Fuße nach.

Ein Dummkopf mag immerhin ſein Kleid ſticken laſſen; er wird doch das Kleid eines Dummkopfs tragen.

Kein Wind iſt ſo böſe, der nicht jemanden etwas Gutes zuwehen ſollte.

Je fetter die Küche, je magrer das Teſtament.

Ein Narr hat bald geſagt, was er denkt.

Faule Jugend, darbendes Alter.

Dicker Wanſt, magres Hirn.

Der König der Wünſche ſtarb im Spital.

4.

Die goldne Zeit.

Ein Freimaurerlied.

(Nach der Melodie: der Graf bot ſeine Schätze ꝛc.)

Die goldne Zeit iſt längſt entflohn,
Sanft ruhn, die ſie geſchauet,
Und Heuchelei hat ihren Thron
In unſrer Welt erbauet.
Wohl lacht der Mund mit ſüßem Scherz,
Doch Gift und Galle füllt das Herz;
Die Schlange lauſcht verſteckt.

O goldne Zeit, wo biſt du hin,
Wo nie die Unſchuld weinte,
Wo Redlichkeit und Biederſinn,
Die Herzen nur vereinte,
Wo jenen warmen Druck der Hand,
Ein jeder fühlte und verſtand,
O Zeit, wo biſt du hin!

Da war kein Fürſt, kein Unterthan,
Die Menſchen waren Brüder.
Da warf kein Prieſter, blind vor Wahn,
Den Ketzer donnernd nieder,
Da trof die Erde nie von Blut.
Da mäſtete von Waiſengut
Sich niemand auf der Welt.

Da dachte gut ein jedes Herz
Von andrer Thun und Laſſen,
Da war in Kummer, Noth und Schmerz
Kein Leidender verlaſſen.
Da war kein Gold, durch deſſen Kraft
Sich jetzt ein Schurke Gönner ſchaft,
Da galt Verdienſt allein.

Zieht, Brüder! eure Schürzen an,
Laßt uns die Zeit erneuen,
Es müſſe ſich, wer immer kann,
Des goldnen Alters freuen!
Gottlob, hier ſind wir alle gleich,
Wir fragen nicht, ob groß, ob reich,
Ob König oder Knecht.

Sei uns geprieſen, edle Kunſt,
Die dieſes uns gelehret!
Dich hat des großen Bauherrn Gunſt
Den Sterblichen beſcheret.
Hier weht der Wahrheit Fahne frei,
Hier ſpricht der Mund ſo warm und treu,
Wie unſer Buſen denkt.

Es lebe, wer ſich ihrer freut,
Wem hoch ſein Antlitz glühet,
Wenn er ſich in der Unſchuld Kleid
Umringt von Brüdern ſiehet!
Es lebe deutſche Redlichkeit,
Ihr bleibe unſre Kunſt geweiht
Von nun an bis ins Grab!

Wagenſeil.

5.

Ankündigung eines Taubſtummeninſtituts in Berlin.

Mit allergnädigſter **Königlicher Specialerlaubniß** und hoher Approbation Eines Königlichen Oberſchulkollegiums zu Berlin hat daſelbſt Herr **Ernſt Adolph Eſchke**, Doktor der Rechte, ,und geweſener Lehrer am Kurſächſiſchen Taubſtummeninſtitute zu **Leipzig**, eine Anſtalt

für Taub- und andre Stumme, Stotternde oder Stammelnde, auch alle mit Sprachgebrechen behaftete Perſonen

nunmehr eröfnet. Hr. **Eſchke** hat von ſeinem Schwiegervater, Hrn. **Samuel Heinicke**, dem Direktor des Kurſächſiſchen Inſtituts für Taubſtumme u. ſ. w. in **Leipzig**, ſeine ihm allein eigne wiſſenſchaftliche Kunſt erlernt; und er lehrt ſolche Unglückliche, ſie mögen noch ſo alt ſeyn, nicht allein vollkommen Sprechen, Leſen, Schreiben und Rechnen, ſondern auch Moral, Religion u. ſ. w.

Kurz: Hr. Eſchke bildet in ſeinem Inſtitute ſowohl Gelehrte, und Künſtler, als **Bürger**, d. i. glückliche und brauchbare Glieder der Geſellſchaft, in welcher ſie leben. Auf dieſen Grund bauet er hauptſächlich ſein Erziehungsſyſtem. Es beruht auf einer lebhaften Erkenntniß der Rechte und Pflichten eines jeden Gliedes der Geſellſchaft.

Es ſoll ſich aber Hrn. Eſchke's Anſtalt nicht nur auf die Preußiſchen Länder einſchränken, ſondern auch auf fremde erſtrecken. Den ein Taubſtummeninſtitut ſchaft einem Staate immer doppelten Nutzen; erſtens werden dergleichen mitleidswürdige taubſtummgeborne Landeskinder, welche gleichſam vernunftlos herumirren, zu vernünftigen Menſchen gebildet, und zweitens wird durch ſolche Hülfsbedürftige Ausländer eine beträchtliche Summe Geldes in das Land gezogen.

Es haben ſich alſo alle Aeltern und Vorgeſetzte, die das traurige Schickſal haben: Taubſtummgeborne, oder nachher Taubſtummgewordne, andre Stumme, Stammelnde oder Stotternde und ſonſt mit Sprachfehlern behaftete unter den Ihrigen zu ſehen; einzig und allein an Hrn. **Eſchke**,

wohnhaft auf der Friedrichsſtraße, an der Leipziger
Straßenecke, in des Kaufmanns Herrn **Granel**
Hauſe, zwei Treppen hoch, vorne heraus,

zu wenden, und die allerbilligſten Bedingungen zu erwarten.

IX.

Fragmente.

Ueber die Mauren und Beduinen-Araber.

(Aus Poirets Reiſe in die Barbarei.)

Unterdeſſen Sie, mein theuerſter Freund, die Meiſterſtücke der Ruinen Roms bewundern, durchwandre ich die ſandigten Wüſten des alten Numidiens. In dieſem faſt wüſten, unbebauten Lande, wie viel Genuß, wie viel Reichthum, für den Naturforſcher und aufmerkſamen Beobachter! Sie ſuchen die alten Römer in den heutigen Italiänern auf, aber vielleicht vermiſſen Sie in den gegenwärtigen Bewohnern dieſes Landes, jene edle Dreiſtigkeit, den Muth und das Majeſtätiſche in der Figur, das den ehemaligen Beherrſcher der Welt beim erſten Anblick auszeichnete. Ich bin in dieſem Falle glücklicher als Sie; in jedem Araber, beſonders den Bergbewohnern, glaub' ich einen alten Numidier oder Getulen zu ſehen, wiewohl ich mich ſchwerlich überreden kann, in dieſem Volke den Karakter ihrer Vorältern wieder zu finden, von denen ſie nichts weiter, als die Grauſamkeit beibehalten haben. Ueberhaupt iſt es erniedrigend für die menſchliche Natur, faſt bei allen Nationen, nur die Laſter, und ſelten die Tugenden der Vorfahren erhalten zu ſehen, und dieſe Bemerkung beſtätiget uns die Geſchichte aller Zeitalter. Wo finden wir z. B. jetzt die Weiſen Griechenlands, die gelehrten Aegyptier, und die Helden Roms; umſonſt ſuchen wir ſie in ihren Nachkommen; der Aſiater hat blos die Weichlichkeit ſeiner Voraͤltern, ſo wie der Afrikaner den blutdürſtigen Korakter derſelben beibehalten.

Unter den Mauren hab' ich bis jetzt ſchon eine groſe Menge ausgezeichneter Figuren bemerkt, die vollkommen Ihres Pinſels würdig wären. Augen voller Feuer und Muth, und mehrentheils einen grauſamen Blick; ſtarke männliche Geſichtszüge, eine Habichtsnaſe, nervigte Arme, mehr als gewöhnliche Höhe des Körpers, ein dreiſter, frecher Gang, Füße, Lenden und Schultern faſt immer unbedeckt, dies wäre ohngefähr das Aeußere der meiſten Mauren. Sie ſind keinesweges ſchwarz, wie das Sprüchwort und mehrere Schriftſteller ſagen; denn ſie kommen weiß auf die Welt, und dieſe Farbe behalten ſie immer, wenn anders die Art ihres Gewerbes ſie nicht beſtändig der Sonne und Hitze ausſetzt. Die Mauriſchen Weiber, ſonderlich die in den Städten, ſind von blendender Weiße, und übertreffen darin die Europäerinnen. Hingegen ſind die Weiber der Bergmauren, die faſt den ganzen Tag in der Sonne zubringen, dabei halb nackend gehen, von Jugend auf dunkelbraun oder nußfarbig.

Die Art, wie ſich die Mauren kleiden, und ihre Kleidungsſtücke ſelbſt, verdienen bemerkt zu werden, und meines Erachtens ſind letztere, Muſter des höchſten Alterthums. Man hat mir überdem verſichert, daß mehrere Araber, in der Nähe der Wüſte Sara, völlig nackt giengen, und in der That habe ich verſchiedne begegnet, die nicht das geringſte Kleidungsſtück an ſich hatten; andre hingegen trugen nichts weiter, als eine ſehr leichte Hoſe; die Kleidung der mehreſten iſt mehr oder weniger umſtändlich, je nachdem ſie bemittelt oder arm ſind. Der größte Haufen, das heißt, die Aermſten, begnügen ſich mit einem Stücke Zeuges einige Ellen lang, in welches ſie ſich gleichſam einwickeln, und welches ein jeder nach ſeiner Weiſe faltet, um den Kopf und die übrigen Theile des Körpers damit zu bedecken. Dieſe Kleidung der Mauren kömmt mit jener, die Fenelon in ſeinem Telemach den Böotiern giebt, vollkommen überein, er ſagt nämlich: „ihre Kleidung iſt leicht zu verfertigen; denn in dieſem angenehmen „Himmelsſtriche, trägt man nur ein leichtes und dünnes „Stück Zeug, welches ein jeder in gewiſſen langen Falten „um ſich ſchlägt, blos um ſich des Wohlſtandes wegen zu „bedecken.“ S. B. 8. Noch ſah' ich einige, die unter dieſem Zeuge eine Art von Hemde, gleich einem Weiberhemde, oder auch eine wollene Weſte ohne Aermel, die bis an die Knie reichte, trugen. Die Reichſten tragen über dieſe Kleidung noch eine Art Schultermantel mit einem Kapuchon, ohngefähr ſo, wie unſre Einſiedler. Die Feinheit der Zeuge, worin ſich die Mauren kleiden, hängt mehrentheils von ihren Glücksumſtänden ab. Ich habe einige vornehme Chefs geſehen, deren wollenes Gewand ich in gewiſſer Entfernung für weiße Mouſeline hielt, und das, ſo wie die Wolle der Barbarei überhaupt, von einer blendenden Weiße war.

Die Weiber bedienen ſich, gleich den Männern, des nehmlichen Zeuges zu ihrer Kleidung, nur wiſſen ſie daſſelbe auf eine verſchiednere Art anzulegen; ſo z. B. bedecken ſie damit mehrere Stellen des Körpers, die bei den Männern völlig blos bleiben; überdem tragen ſie noch gewiſſe

wiſſe Zierrathen; die, nach meinem Geſchmack, ihre Schönheit eben nicht erhöhen. Sie flechten ihre Haare in mehrere Zöpfe, die auf die Schultern herabfallen; hingegen ſcheeren die Männer den ganzen Kopf kahl, nur in der Mitte laſſen ſie einen kleinen Büſchel Haare ſtehen. Die Zierrathen der Weiber, womit ſie die Ohren, die Arme und Beine behängen, beſtehen größtentheils in ziemlich großen eiſernen Ringen, dann und wann auch in einigen Stücken rothen Korallen. Ihre Koketterie, in Abſicht der Art, ſich zu ſchminken, weicht von der Europäiſchen ungemein ab; ſtatt des Rothen, welches auf ihrer dunkeln Haut einen ſchlechten Effekt machen würde, bedienen ſie ſich des mit Spießglas vermiſchten Schießpulvers, um damit in der Haut, beſonders über den Augenbraunen, einige unauslöſchliche Zeichnungen zu machen. Aehnliche Zeichnungen machen ſich die Männer gewöhnlich auf den Armen, in der Gegend des Magens, und über der Handwurzel; in den Fingern ſelbſt glaub' ich eine Art abergläubiſcher Karaktere bemerkt zu haben. Ich zweifle ſehr, ob unſre Europäerinnen, um den Mangel der Farbe zu erſetzen, ſich zu einer ſo ſchmerzhaften Operation, als die Mauren, verſtehen würden. Um die Figuren auf der Haut unauslöſchlich zu machen, durchſtechen ſich die hieſigen Weiber mit einer Nehnadel dieſelbe, bis ſie blutet; wenn das Blut zu fließen aufhört, ſo reiben ſie vorbemeldetes Pulver, welches ungemein fein gerieben ſeyn muß, nach und nach ein; dadurch machen ſie alſo die vermeintliche Schönheit bleibend und unvergänglich, anſtatt daß unſre Weiber jeden Abend ihre Reize am Nachttiſche ablegen müſſen. Auch hab' ich mehrere Kinder begegnet, denen man die Nägel an den Händen gelbroth gefärbt hatte; allein dieſe Farbe iſt nicht beſtändig *) Die vorbemeldete Art, ſich zu kleiden, iſt beſonders den Bergbewohnern, die in den Wüſten leben, oder den herumſchweiſenden Arabern eigen; die in den Städten wohnen, unterſcheiden ſich von ihnen in verſchiednen Stücken: ſo z. B. gehen viele mit bloßem Kopſe, oder höchſtens mit einer rothen Mütze, andre hingegen tragen den Turban nach Art der Türken, und kleiden ſich auch wie dieſe. In den Städten tragen die Mauren mehrentheils eine Art von Pantoffeln, (Babouches) dahingegen die übrigen baarfuß gehen. Es iſt merkwürdig, daß faſt alle Afrikaner auf einerlei Art ſich kleiden, und man bemerkt dieſe Gleichheit nicht nur bis zur Küſte von Guinea, ſondern auch auf der andern Seite bis zu den wirklichen Arabern in Aſien. Meiner Meinung nach wäre dieſes eine ſehr fruchtbare Materie für irgend einen Alterthumsforſcher, beſonders da dieſe Kleidung gewiß die, der ehemaligen Bewohner dieſer Länder war: ich glaube, meine Bemerkung mit deſto mehrerem Rechte behaupten zu können, da dieſe Völker der Veränderung der Moden auf keine Weiſe unterworfen ſind, und weil der Sohn es nicht wagen darf, ſich anders, als ſein Vater, zu kleiden: fände ſich auch jemand, der in der Kleidung einige Veränderungen vornehmen wollte, ſo würde dieſes nicht wenige Schwierigkeiten von Seiten der Arbeiter machen; denn die Induſtrie iſt bei dieſen Völkerſchaften noch ſehr eingeſchränkt, und ſie werden wahrſcheinlicher Weiſe ihre ehemalige

Klei-

---

*) Hiezu bedienet man ſich in der Barbarei des Safts einer Pflanze, die dort Hinne genannt wird; bei Linne heißt ſie Lawsonia inermis.

Kleidung, ſo unbequem ſie auch iſt, noch lange beibehalten.

Die Wohnung der Mauren und Araber iſt eben ſo einfach, als ihre Kleidung; gewöhnlich ſind es Zelte oder Hütten, die von Baumzweigen oder Schilf gemacht ſind. Wenn mehrere dieſer Hütten zuſammen vereinigt ſind, ſo nennt man dieſes Doyare. Es giebt Douaren von zehn, funfzehn, oder zwanzig, ja ſogar hundert Zelten. Gewöhnlich werden dieſe Zelter oder Hütten in der Ründung geſtellt, damit in dem inwendigen Raum die Heerde bei der Nacht ſicher vor dem Anfalle der Raubthiere bleiben könne. Die Form dieſer Zelte gleicht einigermaßen einem Sarge, oder einem umgekehrten Schiffskiele, gerade ſo, wie Saluſtius die Wohnungen der alten Numidier beſchreibt *). Meiſtens ſind dieſe Zelte ſehr niedrig, ausgenommen die der Anführer oder Chefs, die etwas höher und geräumiger ſind; die Materie, woraus dieſe letztern gemacht ſind, iſt Wolle von außerordentlich dichtem Gewebe, und gewöhnlich ſchwarz oder braun gefärbt. Die Leichtigkeit, womit man dieſe Art Wohnungen von einem Orte zum andern bringen kann, iſt die Urſache, warum die Mauren, je nachdem es ihre Bedürfniſſe, oder auch die Jahrezeit erfordern, ihren Wohnplatz ändern. Im Winter ſuchen ſie beſonders die Mittagsſeite an dem Fuße eines Hügels, ſo wie im Sommer die Waſſerquellen, oder auch ſolche Oerter,

---

*) Caeterum adhuc aedificia numidarum agreſtium, quae mapalia illi vocant, oblonga, incurvis lateribus tecta, quaſi navium carinae ſunt. Salluſt. Bell. Jugurth.

die einen Ueberfluß an guter Weide haben, zu ihrem Aufenthalte auf.

Ihr Hausgeräthe iſt gleichfalls nicht ſehr vielfach. Sie kennen keine andre Art von Schlafſtellen, als die bloße Erde, auf welcher die zärtlichſten etwas Stroh, eine Matte, oder ſonſt einen groben Teppich ausbreiten. Ein paar irdene Gefäße, um ihren Courcouçon zuzubereiten, eine hölzerne Schaale zum Waſſerſchöpfen, die zugleich zum Melken des Viehes dienet, eine Bockshaut, um darin die Butter zu bereiten; ferner ein paar tragbare Mühlſteine, um Getraide darzwiſchen zu zerquetſchen, oder zu Grütze zu machen, darin beſteht ihr ganzes Küchengeräthe.

Daß ihre Mahlzeiten weder prächtig, noch auch aus niedlich zubereiteten Speiſen beſtehen, können Sie aus dem wenigen Küchengeräthe leicht errathen, und in der That kenne ich nichts einfacheres und mäßigeres. Die mehreſten Mauren halten täglich nur eine Mahlzeit, die einiger Zubereitung bedarf; außer dieſer genießen ſie nichts, oder begnügen ſich mit einigen Früchten oder Wurzelwerk. Doch verſicherte man mir, daß die Begüterten unter ihnen zweimal des Tages eſſen; aber gewöhnlich beſteht dieſe Mahlzeit nur aus Courcouçon.

Ehe ich Ihnen die Art beſchreibe, wie die Mauren ihren Courcouçon bereiten, ſo wird es nöthig ſeyn, Sie mit dem Getreide, woraus er verfertigt wird, näher bekannt zu machen. Obgleich der afrikaniſche Weizen nur wenig von dem unſrigen verſchieden iſt, ſo giebt er doch weder ſo weißes, noch auch ſo nahrhaftes Mehl, als der unſrige. Man muß überdem bei dieſem Weizen den mehligten Theil von dem härtern unterſcheiden; von erſterm enthält er nur einen ſehr kleinen Theil, und gewöhnlich ſitzt dieſer mehligte Theil an der Spitze, oder in der Mitte eines jeden Korns. Dieſes Mehl giebt überdem ein ſchlechtes, ſchwarzes Brod; daher man auch bei uns ſich deſſelben nicht dazu bedient, ſondern es gewöhnlich dem Viehe giebt, oder man vermiſcht auch das Mehl mit dem härtern Theile dieſes Korns, wenn man es ja zu irgend einem Gebrauche verwendet. Den Mauren iſt der Genuß des Brodes bis jetzt noch unbekannt; ſie zerquetſchen ihr Korn, vermittelſt einer kleinen Handmühle, und erhalten dadurch eine Art von grober Grütze, welche ſie Courcouçon nennen. Wenn ſie ihre Mahlzeit bereiten, ſo fangen ſie damit an, dieſe Grütze in ein flaches, durchlöchertes Gefäße zu ſchütten, welches ſie als einen Deckel auf den Fleiſchtopf ſtellen. Durch die feuchten Dünſte, die aus dem Fleiſchtopf in dieſe Grütze dringen, wird dieſelbe erwärmt, und fängt an, ſich aufzublähen; alsdann wird ſie in ein flaches, mit einem Fuße, wie unſre Trinkgläſer, verſehenen Geſchirr geſchüttet, und iſt zum Genuße völlig bereitet. Dieſer Courcouçon dient den Mauren ſtatt des Brods; wenn ſie denſelben genießen, ſo vermiſchen ſie jeden Biſſen mit etwas Brühe, Milch, Butter oder Honig; oben darauf legen ſie gekochtes Fleiſch, welches ein jeder mit den Fingern zerreißt, und welches gemeiniglich in Geflügel, oder Ziegen- Ochſen- oder Schöpſenfleiſch beſtehet.

Wenn der Courcouçon auf vorbeſchriebene Art bereitet iſt, ſo nimmt der Herr des Hauſes, oder in deſſen Abweſenheit derjenige, der dem Range nach unmittelbar auf ihn folget, die Schüſſel zu ſich, und ißt zuerſt, und allein. Die Mauren ſpeiſen, indem ſie ſich auf die Ferſen hucken; ſie ſtellen die Schüſſel mit dem Courcouçon gerade vor ſich, und nehmen davon etwas mit den Fingern, machen daraus in der hohlen Hand kleine Kügelchen, die ſie mit vieler Geſchicklichkeit in den Mund werfen. Hat der Herr des Hauſes geſpeiſet, ſo kömmt die Schüſſel zu den übrigen Hausgenoſſen; oder den Kindern, welche niemals mit ihrem Vater, nicht einmal in ſeiner Gegenwart, eſſen dürfen; wenigſtens wird dieſes bei den Mauren von einigem Anſehen ſo gehalten. Zuletzt eſſen die Weiber; ſie erhalten das, was die Männer oder ihre eignen Kinder übrig gelaſſen; ihnen liegt die Beſorgung der Küche ganz allein ob. Die Mauren ſind ihrer Religion zufolge verbunden, ſich ſowohl vor, als nach der Mahlzeit, den Mund, den Bart, und die Hände zu waſchen, wiewohl viele unter ihnen dieſes nicht beobachten. So iſt ihnen ebenfalls, als Muſelmännern, zum Trank nur reines Waſſer erlaubt, welches ſie mit einer hölzernen Schaale ſchöpfen, aus welcher ſie ſämmtlich einer nach dem andern trinken. Indeſſen ſchlagen ſie den Wein nicht aus, wenn man ihnen ſolchen anbietet, beſonders wenn ſie nicht geſehen werden. Ich bemerkte ſogar viele unter ihnen, welche denſelben bis zum Uebermaße genoſſen.

Wenn die Mauren eine etwas weite Reiſe unternehmen, und in ſolche Gegenden kommen, wo keine Gaſtfreiheit Statt findet, ſo verſehen ſie ſich ſtets mit einem kleinen Vorrath ihres Courcouçon, aus welchem ſie, mit Waſſer, kleine Kugeln machen, und ſie wenn ihnen hungert, ſtatt aller andern Nahrungsmittel zu ſich nehmen *); mit dieſer ungemein mäßigen und geringen Koſt erhalten ſie ſich geſund und friſch, ſogar auf ſehr langen Reiſen.

Bei andern arabiſchen Stämmen iſt die Lebensart noch viel härter und elender, beſonders bei den bis jetzt noch unbezwungenen Horden, die mehrentheils ganz unzugängliche Gegenden bewohnen, und weder eigne Ländereien, noch irgend einen ſichern Aufenthalt haben. Wenn dieſe ſtets herumſchweifende Völkerſchaften ſich ja einmal in die Ebene herabwagen, um etwa ein Stück Landes zu beſäen, ſo werden ſie doch ſogleich von andern entdeckt und beraubt, beſonders wenn ſie Vieh mit ſich führen; daher wählen ſie nur dicke, undurchdringliche Wälder, oder ſonſt von hohen Bergen und Felſen umgebene Oerter zu ihrem Aufenthalte. Da dieſe Bergbewohner von allen übrigen arabiſchen Stämmen getrennt leben, ſo ſind ſie gewiſſermaßen gezwungen, ſich blos von jungen Kräutern und Wurzeln, und den wilden Früchten zu ernähren. Die mehreſten unter ihnen führen Feuergewehre, und dieſe ſehen ſie als das vornehmſte Stück der Erbſchaft an, welche der Vater ſeinem Sohne hinterläßt. Indeſſen macht der Mangel an Pulver und Blei, welches ſie ſich nur ſehr ſelten und mit vieler Mühe verſchaffen können, daß ſie ihr Gewehr nicht zur Jagd, ſondern nur

---

*) Eine ähnliche Gewohnheit bemerkt man bei den nomadiſchen Tartarn. Ein kleiner Beutel mit einer Art grober Grütze, der gemeiniglich vorn am Sattelknopf befeſtiget iſt, dient ihnen auf ihre weiten und beſchwerlichen Reiſen, ſtatt aller übrigen Nahrung.

nur im Nothfall, um ihr Leben und ihre Freiheit zu vertheidigen, gebrauchen. Man ſieht, daß dieſe Völker die Unabhängigkeit und die Armuth, einer ruhigern und bequemern Lebensart vorziehen, die ſie nicht anders, als auf Koſten ihrer Freiheit, erhalten würden, wenn ſie ſich dem türkiſchen Deſpotismus, wie die übrigen arabiſchen Stämme, unterwerfen wollten. Unter allen mir bekannten arabiſchen Stämmen, ſind dieſe Bergbewohner die grauſamſten, und ich bin gar nicht abgeneigt, unter ihnen Menſchenfreſſer zu vermuthen; denn ſie ſind im höchſten Grade blutdürſtig, und nicht leicht wagt ſich jemand zwiſchen die von ihnen bewohnten Berge. Verſchiedenemale haben einige arabiſche Chefs es unternommen, anſehnliche Läger gegen ſie ausrücken zu laſſen; aber faſt immer ſind dieſe fruchtlos ausgefallen; entweder ſind die Angreifenden umgekommen, oder die Angegriffenen haben ſich in die innern Theile der Berge zurückgezogen, wohin ſie niemand verfolgen kann. Zuweilen wagen ſie es, in die Ebene herabzukommen, um die nächſten Horden zu berauben; ich ſelbſt habe einige dieſer Bergaraber geſehen, und ich geſtehe Ihnen, daß ihr Anblick mich entſetzt hat; ſie waren mager, gleichſam abgehungert, mit Lumpen bedeckt, und im höchſten Grade unreinlich. Reiſende werden nicht leicht von ihnen angegriffen, es wäre denn, daß eine große Anzahl von ihnen beiſammen wäre; aber da ſie größtentheils einzeln leben, und man ihnen nicht Zeit läßt, ſich zu vereinigen, ſo kann man an verſchiedenen Orten ohne Gefahr durchkommen. Wie ſehr, mein Freund, ſind dieſe Menſchen von uns verſchieden, und welch ein Abſtand zwiſchen unſerm geſelligen Leben und dem ihrigen!

Obgleich die Mauren, dem äußern Anſehn nach, halb wild ſcheinen, ſo ſind doch unter ihnen gewiſſe Zeichen eingeführt, um Freundſchaft und Ehrfurcht auszudrücken, und die bei ihnen, ſo wie bei uns, etwa gleiche Bedeutung haben. Der gewöhnliche Gruß, wenn zwei Mauren ſich begegnen, beſteht darin, die rechte Hand auf die Bruſt zu legen, und mit dem Kopfe ſich zu verneigen; auf dieſe Weiſe wünſchen ſie ſich unter einander einen guten Morgen. Alsdann erkundigen ſie ſich nach dem Befinden ihrer Verwandten, indem ſie ſelbige nach der Reihe hernennen, befragen ſich nach dem Zuſtande der Heerde und ihres Viehes ꝛc. Sind dieſe zwei Mauren ſich einander bekannt, ſo umarmen und küſſen ſie ſich wechſelſeitig das Geſicht und die Schultern, oder auch die Hände. Bei ſehr genauer Bekanntſchaft oder Vertraulichkeit berühren ſie ſich auch nur die Spitze der Finger, und ein jeder führt ſeine eignen Finger alsdann zum Munde, um ſie zu küſſen.

Wenn die Mauren einem Vornehmen, zum Beweis, einem Bey, Kaide, oder ſonſt jemand, dem ſie Ehrfurcht bezeugen wollen, begegnen, ſo küſſen ſie ihm mit großer Ehrfurcht die Hand. Ein Zeichen der Huld und Gnade von Seiten eines Großen oder Vornehmen gegen ſeine Unterthanen oder Vaſallen, die er beſonders auszeichnen will, beſtehet darin, ihnen die hohle Hand darzureichen; denn gewöhnlich laſſen ſie ſich nur den obern Theil der Hand küſſen. Die größte Art von Unterwürfigkeit bezeigen die gemeinen Mauren dadurch, daß ſie dem Vornehmen den Kopf, die Schultern, den Turban und die Kleider küſſen. Einige neigen ſich ſogar zur Erde, indem ſie ein Knie auf den Boden ſtellen. Niemand nähert ſich einem Großen, ohne nicht wenigſtens die Schuhe abzulegen.

Wenn zwei Mauren ſich auf der Reiſe begegnen, ſo grüßen ſie einander, und befragen ſich, ſo wie ich zuvor bemerkt habe, doch ohne ſtille zu ſtehen, oder ſich im geringſten aufzuhalten, wenn ſelbſt ihr Weg nach verſchiedenen Seiten geht. Daher geſchieht es oft, daß ſie ſchon weit von einander entfernt ſind, und ſich alſo nicht mehr verſtehen können, bevor ſie ihre Fragen geendigt; dies hindert ſie aber nicht in ihrem Geſpräche fortzufahren.

In ihren Zuſammenkünften ſind beſonders ihre Geberden äußerſt lebhaft und bedeutend; dabei ungemein natürlich, und nicht ohne Annehmlichkeit. Wenn man ſie mit einiger Aufmerkſamkeit ſtudiren wollte, ſo würde es eben nicht ſchwer halten, die Bedeutung ihrer Reden zu verſtehen. Der Ton ihrer Stimme iſt außerordentlich ſtark und durchdringend, ihre Sprache hellklingend, und ſelbſt in der Weite verſtändlich. Die Gewohnheit, ſtets im Freien zu leben, und ſich in einer gewiſſen Weite zu unterhalten, macht, daß faſt alle Mauren außerordentlich ſtark ſprechen. In den Städten ſchien mir ihre Stimme viel ſanfter, und dem Ohre weniger empfindlich.

Einen Rülps in Gegenwart andrer zu laſſen, iſt bei den Mauren nichts unanſtändiges. Daher, wenn jemand rülpſet oder nieſet, ſo ſagen ſie Saha, d. i. es bekomme euch wohl. Sie bedienen ſich des nehmlichen

Ausdrucks bei einer Menge andrer Verrichtungen. Auch wenn jemand ißt, trinkt, oder auch raucht, ſo ſagen ſie Saha. eine Gewohnheit, die mir paſſender ſcheint, als unſer Gebrauch, die Geſundheit zu trinken.

Die Mauren ſitzen nicht, wie die Türken, mit kreuzweis über einandergeſchlagenen Beinen, ſondern ſie hucken auf den Ferſen. Ihr Gewehr halten ſie gerade zwiſchen den Beinen, und dieſes legen ſie niemals auſſer ihren Zelten ab. In vorbemeldeter Stellung bringen ſie öfters ganze Tage zu, ohne im geringſten etwas vorzunehmen, und dies ſind ihre glücklichſten Augenblicke; denn der Müßiggang hat für ſie beſondre Reize.

Anekdote.

Voltaire war kurz nach dem Antritt der Regierung Friedrichs des Einzigen aus Paris vertrieben, und hielt ſich, wie bekannt, lange bei dieſem Beſchützer der verfolgten Philoſophen auf. Indeſſen gereuete den Pariſern ihr Eifer bald. Seine Feinde durften es nicht mehr wagen, laut gegen ihn zu reden, und einige ſeiner Theaterſtücke, die mit erſtaunendem Beyfall gegeben wurden, hatten das Publikum ſo erwärmt, daß es die heißeſte Sehnſucht nach ihm fühlte.

Er erſchien endlich wieder in Paris. Das erſtemal, da er ſich dem Volke zeigte, gieng er zwiſchen der Gemahlin des Marſchall von Villars und ihrer Schwiegertochter, der Dücheſſe de Villars, eine Dame, welche mit Recht für die Schönſte in Paris gehalten wurde. Zu Tauſenden hatte ſich das Volk um ihn gedrängt, und eine lange Reihe folgte ihm mit ſtiller Ehrfurcht. Auf einmal ſchrie eine Stimme: Schönſte Herzogin, geben Sie Voltair einen Kuß; und augenblicklich wiederholten tauſend Stimmen die ſonderbare Bitte, Madame la Duchesſe embraſſés Voltaire. Die junge Herzogin war anfänglich in der größten Verlegenheit und ſichtbarſten Verwirrung; endlich aber fügte ſich die Trefliche nach den allgemeinen Wünſchen des Publikums, und gab ihm mit liebenswürdiger Unſchuld einen Kuß. Das Freudengeſchrei des Volks hierüber, läßt ſich nicht beſchreiben. Man applaudirte mit Hand und Mund, um ſeinen Beifall auszudrücken, und der jungen Herzogin zu danken, daß ſie ihm im Angeſicht des Publikums, auf eine ſo auszeichnende Art, die Schuld der Nation abgetragen hatte.

Ueberhaupt kann man ſich die große Ehrerbietung, welche man vor ihm, beſonders die letzte Zeit ſeines Lebens äußerte, kaum vorſtellen, wenn man nicht mit jenem Enthuſiasmus der Franzöſiſchen Nation bekannt iſt.

Als er zum letztenmale nach Paris reißte, wo er auch ſeine Tage endigte, empfing man ihn allenthalben wie einen König. Sogar die Poſtmeiſter ſuchten dieſe Ehre vollſtändig zu machen, und ritten ihm allenthalben vor. Ein alter, ſchwacher Mann, dem das Podagra am Reiten hinderte, trug es einem ſeiner erſten Poſtillionen auf, und empfahl ihn auf das nachdrücklichſte, jede Sorgfalt anzuwenden. Bedenke die Ehre, welche du haſt, ſagte er zu ihm, einem ſo großen Mann vorzureiten; denke, daß es in Europa zehn Könige, aber in der ganzen Welt nur einen Voltair giebt.

Ueber die Zurückhaltung. 105.
Engliſche Sprüchwörter. 108.
Die goldne Zeit. 110.
Ankündigung eines Taubſtummeninſti-
tuts zu Berlin. 113.

agmente.
Ueber die Mauren und Beduinen-Araber. 114.
127

Verlage der Weverſchen Buchhandlung in
erlin ſind in der Oſtermeſſe 1789 nachfolgende
neue Bücher herausgekommen:

Fortſetzung.

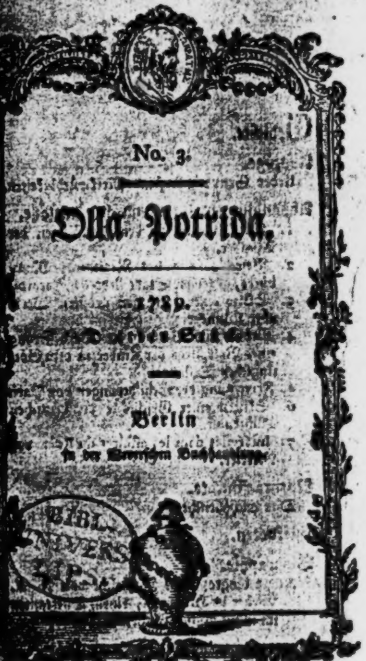
Voltairs ſämmtl. Schriften, 16ter und 17ter Band, 8. 1789. 2 Thlr. 16 Gr.

Der Weltweiſe von Sansſouci ſagt in ſeinen nachgelaſſenen Schriften in einem Briefe an d'Alembert vom 28. Jul. 1770: Voltairs ſchönſtes Denkmahl iſt dasjenige, welches er ſich ſelbſt errichtet hat, — ſeine Schriften, die länger dauern werden, als die Baſilika des heil. Petrus, als das Louvre, und als alle die Gebäude, welche die Eitelkeit der Menſchen der Ewigkeit widmet. Man wird nicht mehr Franzöſiſch reden, wenn Voltaire noch in die auf das Franzöſiſche folgende Sprache wird überſetzt werden ꝛc." Ferner in einem Briefe an Ebendemſelben, vom 21. Jun. 1780. „Ich danke Ihnen für das Vergnügen, das Sie mir durch die Nachricht von der neuen Ausgabe gemacht haben, die man von Voltairs Werken beſorget, die der Nachwelt würdig, ſo lange, und vielleicht noch länger dauren werden, als die Franzöſiſche Monarchie. Virgils, Horazens und Ciceros Schriften, haben das Kapitol und Rom ſelbſt fallen ſehen, ſie aber noch beſtehen: man überſetzt ſie in alle Sprachen, und ſie werden bleiben, ſo lange es in der Welt wird Menſchen geben, welche denken, leſen und ſich zu belehren ſtreben. Eben dieſes Schickſal erwartet Voltairs Schriften ꝛc." — Der 16te und 17te Band iſt in dieſer Oſtermeſſe erſchienen. Erſterer enthält den Beſchluß der theologiſchen Schriften, und letzterer den 1ten Band der Korreſpondenz, welche Voltaire mit ſeinem Freunde, dem Philoſophen von Sansſouci, unterhalten hat. Was nun dieſe in meinem Verlage erſchienene Ueberſetzung anlangt, ſo iſt ſie von verſchiedenen ſachverſtändigen Männern, ſo wie von einem großen Theile des Publikums, günſtig aufgenommen worden, und jene ſind der Meinung, daß der Verfaſſer von dem Adel und der Leichtigkeit ſeines Styls, unter den Händen der Ueberſetzer nichts [illegible] habe. Sie haben, daß die [illegible] ten vor der ältern Uebersetzung [illegible] ſachen, die man gehörigen Orts als [illegible] durch die ſchätzbaren Anmerkungen des [illegible] die man immer angenommen [illegible] Fortſetzung dieſer Schriften werden [illegible] jeder immer beſitzen ſind, aber nicht [illegible] Umſtände, und über merkwürdige Perſonen [illegible] zu geben. — Diejenigen Liebhaber der [illegible] welche noch unter die Anzahl der Pränumeranten [illegible] zu werden wünſchen, können, [illegible] 17 Thlr. als den Pränumerationspreis [illegible] Thle bezahlen wollen, ſich in meiner Handlung [illegible]

2) Albertine Richardſons Clariſſa, nachgebildet [illegible] einem lehrreichen Leſebuche für deutſche Mädchen. [illegible] 1790. 1 Thlr. [illegible]

Richardſons Clariſſa, das Meiſterſtück [illegible] dieſes berühmten Schriftſtellers, [illegible] da einige fähige Köpfe in Göttingen [illegible] zung derſelben geliefert haben, [illegible] als auch die ſtarke Veränderung [illegible] die ſeit einigen zwanzig Jahren mit deſſen [illegible] gen iſt, und die eine wörtliche Ueberſetzung der Clariſſa [illegible] höchſt überflüſſigen Buche macht. Die [illegible] in Berlin hat daher, nicht etwa einen im [illegible] lichen Dichter, der gemeiniglich nicht [illegible] weiß, ſondern den Verfaſſer der [illegible] Lieblingsautoren des leſenden Publikums [illegible] Erzähler, erſucht, dies Werk [illegible] Zu dem [illegible] des Engliſchen Meiſterſtücks, [illegible] mühende Weitſchweifigkeit [illegible] ohne allen Zweifel ſehr gewonnen. [illegible] Buchhändler daſelbſt am Kohlmarkt [illegible] Proſpekt bekannt gemacht, daß [illegible] lung in Berlin ſämmtl. Werke [illegible] ſonſt nachdrucken wolle, [illegible] dieſes lehrreiche Leſebuch [illegible] zudrucken Willens [illegible] Werkchen in vieler [illegible] den Verleger bewogen, den [illegible] fünf Theile bis nach der Michaelismeſſe [illegible] Nach Verfließung dieſer Zeit [illegible] für den gewöhnlichen Ladenpreis [illegible]

Die Fortſetzung hiervon folgt [illegible] des Stücks.



No. 3.

Olla Potrida.

1789.

Drittes Stück.

Berlin

in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

pl. I.

Innhalt.

Gedichte.

Auszüge.
- Ueber Genua und ſeine Merkwürdigkeiten.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.
- 1. Ein Beitrag zu den Prüfungen der Wunder.
- 2. Verſchwörung des Regiments Kambüres, gegen die Stadt Ardres in Picardi
- 3. Skizze eines künftigen größern Werks über Wunder.
- 4. Proben und Verſuch zur Verbeſſerung eines Volkslieds der Kinder in dem Göttingſchen Diſtrikt.
- 5. Fortſetzung der Schilderungen von Paris.
- 6. Skizzen einer Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt.
- 7. Intéreſſés dans les affaires du Roi, von Mercier.

Naturgeſchichte.
- Das Eichhörnchen.

Anekdoten.

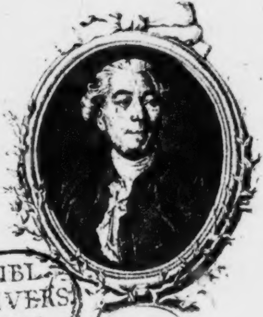
Biographie.
- Kurze biographiſche Nachricht von J. A. Weber in Heilbronn, einem Dilettanten im muſikaliſchen Fache.

Roman.
- Ein Abentheuer.

Olla Potrida.

1789.

Drittes Stück.



Necker

Restaurateur du bien public Plût-à-Dieu!

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

I.
Gedichte.

1.
An Herrn * * *.

Göttingen den 1ſten Januar 1789.

Verehrteſter,
entfernet von dem Lande,
Wo ich zum erſtenmal das Licht des Himmels ſog,
Des erſten Lenzes Duft, erwachend, in mich zog,
Wo, tanzend auf dem Wiegenrande,
Kein Oberon, mit Stab und Bande,
Weiſſagend, dreimal mich umflog, —
Nein, wo, wie Kinder thun, das Kind aus naſſem Sande,
Palläſte ſich zuſammenbog,
Und wo den Jüngling oft, nach ſeinem Kinderſtande,
Die Fantaſei zurückezog,

Entfernet ſing' ich dir, vom mütterlichen Lande,
Am eisbedeckten Leina-Strand.
Dir, dem, als Knaben ſchon, Olympiern bekannt,
Die lieblichſte von allen Muſen,
Mit einer Grazie, geſchlungen Hand in Hand,
Die goldne Dichterbind' um ſeine Stirne wand;
Dem Göttin Simpathie in ſeinen weichen Buſen,
Für Freundſchaft, Lieb' und Menſchlichkeit
Das leiſeſte Gefühl — das ſüſſeſte von allen
Gefühlen der Natur! — geſtreut;
Der meinem Herzen ſtets vor andern wohlgefallen;
Dem meines Herzens Opfer wallen,
Und deſſen Preiſe ſich, bis ihn, nach langer Zeit,
Des Grabes Nacht, mit ihrem Schleier, decket,
Die kühngeſchlagne Harfe weiht.
O! Neige mir, unabgeſchrecket
Durch meiner Töne rauhes Chor,
(Empfindung ſchuf ſie nur, die gern Empfindung wecket,
Und ſelten das verfehlt, was ſie ſich abgezwecket,)
Verehrteſter, dein horchend Ohr!
Und überflügl' ich nicht, im jugendlichen Schwunge,
Die Barden Deutſchlands Uz und Gleim,
Und ſtaml' ich dir, mit unverſuchter Zunge,
Gefühle nur, und keinen Reim:
So denke: daß die Blum' im Thale,
Die ſtill zu deinen Füſſen blüht,
Und achtlos nur dein Auge ſieht,
Nicht minder gern, aus duftgefüllter Schaale,
Dir ihren Hauch entgegenweht,
Als jene Roſe, die, im goldnen Gartenſaale,
Von deiner Huld geſchüzt, ſich, ehretrunken blüht; —
So denke: daß die Blum' im Staube

(Zwar jezt der rauhen Winde Spiel,
Und dir, Vergeſſenheit, zum Raube!)
Vielleicht, wenn ihr das Loos von jener Roſe fiel,
Noch lieblicher, als ſie, bei jeder Morgenröthe,
Bei jedem Wehn der Abendluft,
Dir ihres Balſamkelches Duft
In's Angeſicht gehauchet hätte. —
So weiſt, für Bitten taub, der Schickung ſtrenge Hand,
(Die ach! ſo gern ihr Spiel mit unſern Wünſchen treibet,
Daß dem Getäuſchten oft nur jenes beßre Land,
Wo keine Täuſchung gilt, und dieſer Erde Tand
Sich plözlich, wie ein Staubgewölk, zerreibet,
Zur bitterſüſſen Hofnung bleibet,)
So weiſt der Schickung ſtrenge Hand
Dem kühnſten Jünglinge, der, voll von Durſt nach Ehre,
Vielleicht, im Stral des Glüks, ein neidenswerther Mann,
Durch Herz und Geiſt, geworden wäre,
Nicht ſelten Armuth nur und eine Hütte an,
Wo ſeine Glut in ſich, unangefacht, verlodert,
Und früh, am kurzen Ziel der blumenleeren Bahn,
Von Zähren unbenezt, ſein Staub zu Staube modert

⁂ ⁂ ⁂

Weß iſt der Schimmer, welcher, von Oſten her,
Voll Licht und Leben, über die Hügel ſtralt?
Weß iſt das feierliche Schweben,
Zwiſchen zerronnenen Thaugewölken?

Vor weſſen Schritten neigen die Wipfel ſich?
Vor weſſen Lächeln jauchzen die Völker ſo? —
Ich ahnd', ich kenne dich! Du biſt es,
Freundlicher Genius dieſes Jahres!

Mit Roſen kränzen leitende Horen dich,
Mit ſchönern Roſen, als ſie die Erde je
Im Schooſſe trug, und je des Himmels
Wärmender Odem dem Schoſſ' entlockte.

Mit Hymnen leiten kränzende Horen dich,
Mit Siegeshymnen, jubelnd, zur Erd' herab;
Wir hören ihrer Stimmen Jubel,
Hören, und rufen: „dreimal willkommen!“

Willkommen Jedem! Aber am lauteſten
Tönt eines Jünglings freudiges Flehen dir;
Vernimm, was ſeine Seele flehet,
Engel des Jahres, vernimm und — lächle!

Nicht ferne wohnt, am Ufer des Ockarus,
Ein Chriſt, ein Weiſer, Vater und Menſchenfreund,
Hell iſt ſein Geiſt, wie Mondenſchimmer,
Warm, wie die Sonne, ſein Herz voll Liebe,

O! Schütte Segen, nahender Genius,
Aus deines Hornes ſtrömender Füll' herab,
Auf ihn, den Chriſten und den Weiſen,
Welcher am Ufer des Ockar wohnet ! !

H. P. F. Hinze.

2. Grab-

2.

Grabſchrift auf einen Nachdrucker.

Ein Edler von liegt hier begraben,
Der Galgen ziemt ihm eigentlich:
Denn er ſtahl ärger, wie die Raben,
Und mäſtete mit fremden Guthe ſich;
Allein, er iſt dem Strick entgangen,
Nachdrucker werden hier zu Lande nicht gehangen.

3.

An einen Nachdrucker.

Daß du beim dicken Gaſtwirth, Stich,
Haſt Raben jüngſt, ſtatt Tauben, müſſen eſſen,
Das ärgert mich ſo ſehr, wie dich,
Viel beſſer wär's, ſie hätten dich gefreſſen.

Schink.

II.

Auszüge.

Ueber Genua und ſeine Merkwürdigkeiten.

(Aus Düpaty's Briefen über Italien vom Jahr 1785 nach Herrn Hofrath Forſter's vortreflicher Verdeutſchung.)

Es iſt früh um ſechs Uhr. Meine Phantaſie erwacht im Pallaſte Sera oder vielmehr im Sonnentempel. Ich ſchließe unwillkührlich meine Augenlieder. Wer kann dieſen Glanz ertragen, wer kann ihn beſchreiben? Der Saal des Pallaſts ſchimmert wie die Natur, wenn man ſie durch ein Prisma betrachtet. Bei dieſen Spiegeln, dieſem Pflaſter, dieſen Säulen, bei dem verſchwendeten Golde, Laſur, Marmor und Porphir, iſt Pracht der einzige paſſende Ausdruck.

Wollt Ihr die ſchönſte Straße in der Welt ſehen? Seht die neue Straße in Genua. Zwei lange Reihen von Palläſten auf einem Lavapflaſter wetteifern hier mit einander um den Vorzug und prangen mit ihrer Höhe, mit ihrem Umfang, mit allem Schmuck der Baukunſt, Hallen, Facciaten, glänzenden Säulengängen von weißem, ſchwarzen, tauſendfarbigen Stucco. Ihr wähnt nur ein

Gemälde zu ſehen, und es iſt in der That ein hingezauberter Pallaſt.

Die Häuſer von Genua ſind von anſehnlicher Höhe, die Straßen hingegen ſo enge, daß die Sonne ſie nie beſcheint. Genua, möchte man glauben, iſt nur für eine Jahrszeit gebaut, eine Stadt blos für den Sommer.

Die Beſitzer dieſer koſtbaren Palläſte, meiſtens Senatoren und Edle, kennen ſelbſt nicht die Schönheiten ihres Eigenthums, oder erfahren ſie erſt von ſtaunenden Fremden und aus dem Munde der prahlenden Ruhmgöttin. Neben jenen Sälen, ja in den Sälen ſelbſt, wo die Farben eines Titian, Rubens, Vandyk und Veroneſe ſpielen, dort ſtellen dieſe edlen Genueſer täglich die plumpſte Arbeit des dünneſten Pinſels auf. Sie bewohnen nicht einmal dieſe reichen Zimmer, ſondern irgend ein Dachſtübchen, und ſind gleichſam nur die Hausvögte ihres eignen Pallaſtes. In den Hallen endlich, unter den Säulengängen und Thoren von Marmor, wimmelt es täglich von Bettlern. Haben die Künſte nur dazu den Boden mit ſpiegelglatten Porphir und Granit belegt, daß dieſe Elenden ihr Ungeziefer darauf zertreten könnten.

Ich bin eben im Pallaſt des Doge geweſen, wo der Senat ſeine Sitzungen hält, und von wannen er auf fünfmalhunderttauſend Unterthanen den Geiſt ſeiner Verfaſſung, ſeiner Geſetze, ſeiner Politik, mit Einem Worte, ſeines Geizes haucht. Beim Eintritt in den Vorhof verliert man ſich in Erſtaunen. Die Marmorſäulen und die Statuen von Marmor, welche die Facciate ſchmücken, gewähren einen entzückenden Anblick. Man kommt zuerſt in den Saal des kleinern Raths; hier erblickt man alles, was die Baukunſt zierliches hat; der große Verſammlungsſaal hingegen iſt das Meiſterſtück der architektoniſchen Pracht. Zwiſchen unzähligen Säulen ſtehen hier die Statuen der großen Männer, welche die Republik hervorgebracht hat.

Vom erſten ſtürzt ſich der große Waſſerfall. Die Lagen dieſer Berge ſtehen alle auswärts, und beynahe ſenkrecht, obſchon ſie kalkartig ſind; und dies giebt ihm ein rauhes und eckigtes Anſehen. Doch ſah ich auf ihren Höhen, grüne Raſen; und eine ſpaniſche Heerde, die vom Himmel hieher gekommen zu ſeyn ſchien, weidete darauf, am Ueberhange eines ſchaudervollen Abgrunds.

Der Marbore hingegen, der hier den Kamm der Pyrenäen bildet, und ſich, nach der Richtung der Kette, in einen langen Wall, an den ſich die ſcheinbaren Richtungen dieſer Berge ſenkrecht anzuſchließen ſcheinen, verlängert, iſt blos mit Schnee bedeckt; und ſeine regelmäßige Maſſe, die in große, von dieſem Standpunkte aus horizontal ausſehende Scheiben zerſchnitten iſt, ſcheint der zurückgelaſſene ruhige Satz der Gewäſſer zu ſeyn, und zeigt Formen von einer Simplicität, die gewöhnlich auf Höhen von der Art unbekannt ſind. Nicht das geringſte von Granit findet ſich in dieſer ganzen Region: die letzten Maſſen deſſelben nimmt man unter dem Horne von Allanz wahr, deſſen Grundlage ſie ausmachen, und von da aus verlieren ſie ſich plötzlich unter die Rieſenhauſen von Kalk- und Marmorſteinen, womit die Erdrinde hier überdeckt iſt.

Wir erhoben uns ſogleich gegen das große Schneethal und indem wir bald an ſeinen verſchiedenen Unterabtheilungen emporſtiegen, bald ſie durchſtrichen, erreichten wir deſſen Obertheil. Von da aus unterſchied ich auf einmal ſieben Sternelhes von Eis, alle nördlich gelegen, nemlich: zwiſchen der Stazena, und der Fourquetta zwey unterſchiedene Sternelhes, aus jeder derſelben fließt ein Giesbach: eine andere in zwey Abſätze getheilet, auf der Stazona, unmittelbar über dem großen Waſſerfall, deſſen Quelle ſie zu ſeyn ſcheinet: drey auf dem Marbore, von denen eine im Grunde, dem Weg von Gavarnie gegenüber liegt; dies iſt die erſte, die ich ſah: die beyden andern, mehr gegen

Weſten auf zwey verſchiedenen Abſätzen: endlich ſah ich die große Sternelha, die unterhalb der Breſche liegt, und die man deswegen, Sternelha de la Breja nennt.

Um halb eilf Uhr, waren wir auf dem obern Theile des großen Thals angelangt, wo ſich alle Aeſte deſſelben vereinigen; und ich befand mich zwiſchen dem Felſen, den ich am vorigen Tage erſtiegen hatte, und der höhern Wand, durch welche die Breſche gebrochen iſt; der erſte, zu meiner Rechten, d. i. gegen Norden, die andren zu meiner Linken, d. h. gegen Süden, denn das Thal erhebt ſich, wie ich geſagt habe, von Oſten gegen Weſten.

Jetzt kam es darauf an, gegen die Wand heraufzuſteigen, und einen Schneeabhang zu erklimmen, der ſich in einem Winkel von mehr als 45 Graden erhob.

Wir mußten uns mit Krampen bewaffnen; ihr Gebrauch war unentbehrlich; aber die Art wie die Landeseinwohner ſie an den Fuß befeſtigen, machte mir viele Unbequemlichkeiten, und ich unterließ nicht, mir nachher bequemere machen zu laſſen.

Der Schnee trug zwar, war aber ein wenig zum Abſchießen geneigt. Wenn der Abhang ſteil iſt, und man Fußklammern hat, iſt es beſſer, wenn er mehr Härte hat. Wir maßen daher unſere Schritte langſam und bedächtlich ab, und lenkten ſchon von ferne um den Gletſcher herum, indem wir den Fußſtapfen der Schleichhändler nachfolgten, die ihm ſorgfältig ausgewichen waren, denn der Höcker, den er bildet, macht ſeinen Abhang unerſteiglich, beſonders auf der untern Seite, und ich nahm mir vor, mich ihm von oben zu nähern, wo er aller Wahrſcheinlichkeit nach, nicht ſo ſteil ſeyn konnte; denn ſein Abhang neigte ſich unten, nach einem Winkel von ſechzig Graden.

Endlich gelangten wir oberhalb des Gletſchers, und näherten uns der Breſche, als ich am Ende einer Ausſicht, die ſich zur Rechten öfnete, einen ſehr hohen Berg ſah, deſſen

„was es kann.“ Wo will es denn endlich mit der Bedrückung hinaus? „Das Maaß der Unterdrückung, die „man ertragen kann, iſt noch nicht voll. Das Volk „empört ſich nicht, wenn es ihm gefällt. Ein volles „Glas fließt noch nicht über; ein Tropfe zu viel, dann „erſt fließt es über.“

Den Tropfen zu viel zu verhüten, das iſt alſo des Adels einzige Sorge. Seinem Geiz opfert er einen Theil ſeines Anſehens. Er hält über keine Verordnungen, läßt die meiſten Verbrechen ungeſtraft, und erkauft das Stillſchweigen der Schreier. Dennoch glaubt man, jener Tropfe zu viel ſey unausbleiblich; die Geduld des Volks geht zu Ende. Meint Ihr, die edlen Genueſer ließen ſichs anfechten? Ihr Augenmerk iſt Reichthum. Sehr oft verbitten ſie ſich Stellen im Senat, die das Glück ihnen darbietet; aber um den geringſten Poſten bei der Verwaltung der Bank und der Hoſpitäler bewerben ſie ſich, dem Schickſal zum Trotz. Ihnen fehlt der mächtigſte Antrieb guter Regenten; ſie haben kein Land, ſie ſind Kaufleute.

Ich gieng in die öffentliche Bäckerei, ein ſehr weitläuftiges Gebäude.

Hier iſt das Brod der Reichen, dort das Brod der weit zahlreichern Armen. Ueberall ſind doch die Armen eine Mittelgattung zwiſchen den Reichen und den Thieren, und wie nahe gränzen ſie nicht an der Thierheit?

Ich koſtete das Brod für die Armen. Wie ſind die Thiere ſo glücklich!

Bei der Stimmung, welche ich mit aus dieſem Hauſe nahm, verloren alle Schönheiten, alle Reichthümer des Pallaſts von Durazzo ihren Reiz für mich.

Die Augen, welche Menſchenelend ſahen, verwundet der Anblick der Pracht und Ueppigkeit.

Ich bin zum zweitenmal im Pallaſt Durazzo geweſen. Von allen Gemälden, die man dort bewundert, ſind mir nur vier im Gedächtniß geblieben.

Eins iſt ein alter Mann von Rembrandt. Wahrheit, Wirkung, Licht und Schatten ſind bewundernswürdig, Ich hätte ihn anreden mögen.

Hat Paul Veroneſe dabei geſtanden, als Magdalena ſich dem Heiland zu Füßen warf? Jeſus mußte dieſe Stellung, dieſen Adel in den Zügen, dieſe Milde, dieſen Blick haben, der an Rührung gränzt. Magdalene iſt ſo ſchön, ſo einnehmend zumal, und in Wahrheit, ſo tief gerührt! In allen Zügen herrſcht ein bewundersẅurdiger Ausdruck. Das Licht ſammelt ſich in einen Punkt, von dem es ſeine Strahlen wieder nach allen Gegenden verbreitet, und über die Leinwand iſt Luft hingehaucht.

Die meiſten Maler ſind nur Versmacher und keine Dichter.

Taſſo zeigt uns Orindo und Sophronien „an Einen „Marterpfahl gebunden,“ der Flammen harrend, die den Holzſtoß zünden ſollen. Taſſo war ein Dichter! Aber was iſt dieſer Maler, der ihn copiren will? Ich höre nicht Orindo's Klage, ſehe nicht Sopfroniens Ergebung; das Volk iſt nicht gerührt, und der Tyrann nicht aufgebracht.

Ich leſe den Taſſo nach. Da ſind ſie! da iſt die wahre Sophronia! Sie ſpricht mit ihrem Orindo: warum klagſt du, mein Freund? ſieh' an den Himmel, wie er ſo ſchön iſt! ſieh die Sonne; ſie ſcheint uns zu ſich zu rufen, ſie tröſtet uns.

Von dem allen ſagt das Gemälde nichts; es iſt ſtumm.

Ich kann ſagen, nun habe ich auch den Seneka ſterben geſehen. Er ſtirbt auf dieſem Gemälde. Die mittelſte Figur, halb entkleidet, wie ein Menſch, der ſeinen Leib den Elementen wiedergiebt und nicht mehr gegen ſie ſchützt, hält die Füße im Bade und läßt das Blut ſtrömen: das iſt Seneka. Rechts, etwas tiefer, ſitzt in einiger Entfernung ein Schreiber, der geſchrieben hat und inne hält; links zwei andere Schreiber; ſie halten ebenfalls inne. Auf eben der Linie, ſo hoch als Seneka, ſteht ein Menſch in einer dunkeln Ecke; jetzt erkenn' ich ihn; es iſt ein Soldat. In der andern Ecke, aber im Lichte, ſeh ich einen alten Senator. Betrachten wir nunmehr was vorgeht. Der ehrwürdige Alte diktirt, in Erwartung des Todes, die Gedanken, die vor ſeinem innern Sinn vorübergehen. Der Tod hemmt ihren Gang. Der Arm iſt eiskalt, das Blut will nicht mehr fließen, der Leib erſtarrt, das Haupt ſchwankt, und der Blick, der einen Gedanken erſpähte, ſtrebt umſonſt ihn feſtzuhalten, und will erlöſchen. Jeder von den Schreibern, mit einem andern Ausdruck von Theilnemung, Aufmerkſamkeit und Beſorgniß, jeder mit der Feder in der Hand, blickt unverwandt auf die Lippen des Weiſen, die noch ein Wort beginnen. Nur noch eine Bewegung, und es iſt ausgeſprochen: umſonſt! der Tod drückt ihnen das Siegel auf. Mittlerweile zählt der Centurion an der Thür, mit Ungeduld die Augenblicke, bis zum letzten Hauch des Philoſophen; ſchon hebt er den Fuß in die Höhe, denn Nero iſts, der auf ihn wartet. Der alte Senator endlich denkt an Nero, indem er Seneka's Tod erwägt.

Dieſen Morgen beſucht' ich die Galeeren. Die Kette bindet ohne Unterſchied fünf verſchiedene Klaſſen von unglücklichen Menſchen; Miſſethäter, Schleichhändler, Ausreiſſer, von Korſaren gefangene Türken und freiwillige Ruderſklaven.

Freiwillige? Im Uebergang vom Hunger zum Tode, lauert die Regierung dem Armen auf. Er ſieht ein Goldſtück ſchimmern, und die Galeere ſieht er nicht; man wirbt ihn an. Nebeneinander ſitzen Darbende und Verbrecher, und ſchleppen dieſelbe Kette! Der Knecht der Republik und ihr Verräther theilen gleiche Quaal!

Die Grauſamkeit der Genueſer geht noch weiter. Gegen die Zeit, wenn die Dienſtjahre um ſind, wollen ſie dem Elenden Geld leihen. Wer unglücklich iſt, brennt vor Begierde zu genießen; er lebt immer nur im gegenwärtigen Augenblick. Das Anerbieten wird angenommen, und nach acht Tagen bleibt den Erbarmenswürdigen nur die Reue noch, und ihre Kette dran. Um ihre Schuld zu tilgen, verkaufen ſie ſich zum zweitenmale acht Lebensjahre dem Staat. Zwiſchen dem Handgeld und dem Darlehn zerinnt wechſelsweiſe ihr Daſeyn auf den Galeeren; ſie ſind hinabgeſtoſſen auf die unterſte Stufe des Elends und der Schande, um dort auch zu verſchmachten.

Wir bemerkten unter dieſen Unglücklichen einen Franzoſen; es war ein junger Burſche. Er erzählte uns ſeine Geſchichte, und vergoß einige Thränen. Wir ſchenkten ihm eine Kleinigkeit, und ſeine Thränen floſſen ſtärker. O laßt uns forteilen aus dieſen Regionen des Jammers, wo man bedauert, ohne helfen zu können! Dies iſt die Gränze, jenſeits welcher das Mitleid zwecklos iſt!

Aber was iſt das für ein Gefängniß dort in jener Ecke, ſagt' ich meinem Führer? Wie niedrig, wie dunkel, wie feucht! und auch noch durch einen Queerſchlag abgetheilt! Ich bitte Dich, was für Thiere liegen auf dem Queerſchlag und auf der Erde! Sie können ja kaum kriechen. Scheußliche Köpfe mit langem ſtraubigem Haar ragen unter der Decke hervor. Wie ſtier und wild iſt ihr Blick! Eſſen ſie ſonſt nichts als dieſes ſchwarze, harte Brod? „Freilich nicht.“ Trinken ſie nur dieſes ſchlammigte Waſſer? „Das verſteht ſich.“ Bleiben ſie immer ſo liegen? „Ja.“ Wie lange ſind ſie denn hier? „Seit zwanzig Jahren.“ Wie alt ſind ſie? „Siebenzig Jahre.“ Wie heißen ſie? „Türken.“

Dieſe unglücklichen Türken haben die Menſchlichkeit abgelegt, und kennen nur noch die Bedürfniſſe des Körpers. Ihr Aufenthalt iſt ein Grab, wo ſie allmählig ihren geringen Ideenvorrath, die Natur und Heimath ihnen mitgetheilt hatten, einbüſſen mußten.

Die übrigen Türken, die noch unter ſechzig Jahren ſind, liegen ebenfalls an Ketten, in kleinen Vertiefungen, die man von ſechs zu ſechs Fuß in einer langen Mauer angebracht hat. Kaum haben ſie Raum zu ſitzen oder ſich auszuſtrecken; ſie ſchnappen dort ein wenig Luft, die man ihnen noch vergönnt, oder nur nicht nehmen mag.

Die Genueſer geben gleichwohl des Beiſpiel einer Toleranz, die man kaum von ihnen erwarten ſollte. Sie geſtatten den Türken eine Moſchee — und in Frankreich haben die Proteſtanten noch keine Kirche.

Ein Zug, und das Gemälde der Galeeren iſt fertig. Von Bank zu Bank ſah ich einen Ueberreſt von Nahrungsmitteln verkaufen, den die Hunde in den Straßen hatten liegen laſſen. Mit den Augen verſchlangen es die Elenden, zankten ſich drum, und entwendeten es einer dem andern.

Genua! Deine Palläſte ſind weder hoch noch weitläuftig, weder zahlreich noch glänzend genug; denn man ſieht deine Galeeren!

Von dem vormaligen Doge L . . . müßt Ihr mich erzählen laſſen.

Herr L . . . iſt ein liebenswürdiger, und zugleich ein ehrwürdiger Greis. Nachdem er ſo viele Länder geſehen, ſo viele Bücher geleſen hat, ſo oft in den verſchiedenen Aemtern der Republik mit dem Eigennutz, den Leidenſchaften, ja dem ganzen Weſen des Menſchen vertraut geworden iſt, bleibt ihm von dem Nobile, dem Erdogen, dem Senator, nur der Menſch noch übrig.

Die Sorge für den Ruhm entzieht er manchen Augenblick, um ihn der Natur in ſeinen reizenden Gärten zu

Poggi zu ſchenken. Dort fließt ſein Leben ſo ſanft auf den Raſen, wie das Waſſer, welches ihn nezt, und welches Tag und Nacht ſeinem ſchönen Springbrunnen entquillt.

Die Fremden, die ihn zu Poggi beſuchen, auch diejenigen, die nur Poggi ſehen wollen, bewirthet er auf die gefälligſte Art. Er öfnet ihnen alles, ſein Herz und ſeinen Geiſt, wie ſeine Gärten. Er iſt einfach und von edlen Sitten, wie ein Mann, der ſich nie ſelbſt erhebt, und gleichwohl immer emporgerufen ward. Empfängt er jemanden, ſo geſchieht es auf die ungezwungenſte Weiſe. Im erſten Augenblick hat man ſich mit ſeinem Ruf abgefunden, um ganz ihn ſelbſt zu genießen.

Seine Unterhaltung iſt oft grade was man wünſcht, und allemal ſo geſtimmt, daß man ſprechen kann; er verſteht die Kunſt, ſich ſelbſt zu vergeſſen, und denkt ſich immer an des andern Stelle. Seine Lieblingsgegenſtände ſind jedoch die Künſte und Wiſſenſchaften, denen er ſein ganzes Leben hindurch gehuldigt, die ihn erſt zum Ruhme geführt, und dann auch wieder über ſeine Nichtigkeit getröſtet haben. Sein Ohr bewahrt noch den Nachklang der ſchönſten Gedichte aus allen Sprachen auf; in ſeiner Phantaſie ſchweben noch die lieblichſten Traumgeſtalten der Dichtkunſt. Er führt Autoren an, doch ungeſucht; die Blitze ſeines Geiſtes ſind natürliche Ausſtrömungen; ſeine Reflexionen ſcheinen ſinnreich und ſind tiefſinnig. So funkelt es nun unaufhörlich in ſeinen Unterredungen, worin er die ernſten Gedanken des grauen Alters verwebt.

Herr L.... erträgt den Widerſpruch; wer gegen ſeine Meinungen anſtößt, beleidigt ſeine Eigenliebe doch nicht. Herr L... verachtet keinen Menſchen; wo er mit ſeinem Verſtand aufs Reine iſt, zweifelt er noch am allgemeinen Menſchenverſtande. Man darf ihm Fragen dreiſt vorlegen, er antwortet drauf; denn er hat nicht vergeſſen, daß er all ſein Wiſſen erlernte; jedem giebt er Wahrheit, ohne Rückhalt und ohne Gepränge.

Er iſt ſich immer gleich, in der Stadt wie auf dem Lande; im Senat, wenn er ein Geſetz giebt, wie in ſeinem Wäldchen, wenn er eine Staude hinzupflanzt.

Die ſchönen Gärten zu Poggi gleichen nicht jenen ſymmetriſchen Gärten, die der Hochmuth beſtellt und die Baukunſt ausgeführt hat; nicht jenen Gärten, wo unter der einförmigen, deſpotiſchen Zucht der Scheere, des Rechens und der Schnur, jedes Beet nur eine Blume, jeder Gang nur einen Baum, jeder offne Platz nur einen Weg, und alles nur eine Maſſe darſtellt; nicht jenen Gärten, wo das Waſſer in ungeheuren Becken zum ewigen Schlaf und zum Schweigen verurtheilt iſt; nicht jenen Gärten endlich, die, ſo groß ihr Umfang iſt, nur für eine Stunde, einen Gang von hundert Schritten und einen flüchtigen Blick gemacht worden ſind.

Statt deſſen hat der Genius dieſer Gärten alles hingezaubert, was Kenntniß und Liebe der ſchönen Natur ihm eingeben konnten, um das Auge, die Phantaſie und das Herz zugleich, durch zarte Roſenbeeten, durch Waſſer und Erde, durch Blumen und alle Schattirungen von Grün im mannichfaltigen Sonnenſtrahl zu entzücken.

Der Umfang dieſer Gärten iſt unbeträchtlich; die Kunſt beſteht darin, ihn nicht auf einmal darzulegen, ſondern vielmehr ſo haushälteriſch zu verheelen, daß jeder Schritt neue Räume, jeder Blick neue Gegenſtände findet, bei denen ſich die Seele in ſüßen Träumereien wiegt. Es giebt keine Blume im Garten, die nicht einen Schauplatz hätte, wo ſie glänzen ſoll; kein Tröpfchen Waſſers, das nicht ſein Daſeyn durch Bewegung und Geräuſch verkündigt; keinen Baum, der nicht ins Auge fällt, und gleichwohl keinen einzigen, der ſich aufzudringen ſchiene. Die Hütte dort, dieſe Grotte, jene Heerden in der Ferne und ſo manchen andern Gegenſtand, den man von ungefähr erblickt, hat die Phantaſie, die hier alles ordnete, mit Vorbedacht dahingeſtellt. Mitten in einem Garten das täuſchende Bild der ländlichen Natur! Wer könnte je des Umherwandelns hier müde werden?

Zwar herrſcht in dieſen Gärten vorzüglich das ernſte, dunkle Grün, welches die ekle Wahl der andern Jahrszeiten dem Winter übrig ließ, das Grün der Kiefern und Tannen, der Lerchen, Cypreſſen und immergrünenden Eichen. Doch der Ernſt dieſes winterlichen Waldes gattet ſich mit dem lachenden Farbenſpiel der Frühlingsſtauden, mit dem glühenden Laube des Herbſtgebüſches, und der ſtolzen Pracht der ſchattenreichen Bäume des Sommers; die Nachbarſchaft der Lilas, der Linden und Platanen erheitert jene melancholiſche Schatten. Unſre Blicke ruhen ſanft, und keine Wolken trüben unſere Phantaſie in dieſem ehrwürdigen Hain, der ſeinem Beſitzer ähnlich iſt. Gedanken und Gefühle des Alters ſind der Grundton, auf welchem noch zerſtreute Erinnerungen der Vorzeit, wie holde Frühlingsblüten in voller Lieblichkeit glänzen.

Herr L. iſt der Schöpfer dieſer Gärten, und in ihrem reizenden Schooße ward ihm das Glück der Weiſen, ſich ſelbſt zu beſitzen. Voll ſeltnen Muths entäußerte er ſich, bei herannahendem Alter einer jeden Leidenſchaft, und ſelbſt der Ruhmbegierde: das einzige, was er für ſich behielt, war Menſchenliebe.

Jetzt umringt ihn in ſeinem Pallaſte das Landvolk; Unglückliche waren es, die hineintraten, ſie kommen glücklich wieder heraus. Jetzt irrt er umher auf dem grünen Teppich ſeiner Gärten, unter dem Chor ſeiner Waldſänger, oder wenn durch die Stille des einſamen Hains der Sturz ſeiner Bäche rauſchet. Hier genießt er einen ſchönen Frühlingsmorgen, einen ſtillen, lauen Sommerabend, eine heitere Stunde des Winters.

Oft ſitzt er ganz allein in einem kleinen Marmortempel, den das Gebüſch verbirgt, und mitten durch die belaubten Aeſte und zwiſchen den Säulen hin, betrachtet er tiefnachſinnend das Meer vom Sturm zerwühlt, und Genuas Senat eine Beute der Habſucht.

So lebt der Weiſe am Abend ſeiner Tage.

Dem Denkenden und Gefühlvollen bietet das prächtige Hospital der Unheilbaren ein großes Schauſpiel dar.

Alſo von dieſen neunhundert Unglückſeligen, die an ihr Schmerzenlager gleichſam angekettet ſind, wird keiner je geneſen?

Werden dieſe Greiſe noch länger leben? dieſe Kinder immerfort leiden?

Es ergriff mich ein Schauder, als ich durch die Gemächer, und in der Stille dieſes Pallaſts der Leiden umhergieng.

Von einem Ende des Saals zum andern, hörte ich ein langſames Regen, und vernahm Einen Seufzer.

Welches Auge könnte dieſen Haufen unheilbarer Kranken von jedem Alter und Geſchlecht durchirren, ohne Thränen zu vergießen bei dem Gedanken, daß ſie die Märtyrer des Lebens ſind?

Neben dieſen Unglücklichen, die ihre Geſundheit verlohren haben, ſieht man in einem benachbarten Saal die Unglücklichen, die den Verſtand verlohren haben. Hieher ſammelt ſich alſo der Auswurf, von Menſchen, aller Art die der Natur in der Form mißglückten!

Dieſes Hospital, ſagt man, wird nicht ſo gewiſſenhaft verwaltet, wie die übrigen; das macht, die Plagen, womit ein jeder hier behaftet iſt, bleiben ihm ewig, und das Mitleid iſt unbeſtändig. Selbſt das Mitleid verlangt immer neue Gegenſtände, denn um das ganze Herz des Menſchen, iſt es nur ein leichtes, flatterhaftes Ding.

Was hör' ich? was ſeh' ich? Der Doge und der Senat werden nächſten Sonntag dieſes Hospital beſuchen; und ſchon iſt man geſchäftig, die Betten zu ſäubern, die Säle auszureichern, die Wände zu ſchmücken? Man bereitet ihrem Anblick eine ſchändliche Lüge. Ihr Könige! ſo zeigt man Euch eure Länder, wenn Ihr ſie durchreiſt!

III.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

I.

Ein Beitrag zu den Prüfungen der Wunder.

Von jeher hat man das **Wunderbare** mit der Religion in Verbindung geſetzt, und in der That ſcheinen die poſitiven Religionen deſſen nicht entbehren zu können. Ihre Lehren, — die wichtigſten wenigſtens — ſind auf unmittelbare Ausſprüche der Gottheit gegründet, welche von der Stimme der Natur und der Vernunft verſchieden ſind, wodurch das höchſte intelligente und intelligible Weſen ſich dem denkenden Beobachter ſeiner Werke zu offenbaren pflegt. —

Ihre Stifter müſſen alſo eine nähere Verbindung mit dem Urgrunde der Dinge von ſich präliziren, und ſich auf gewiſſe übernatürliche Erfahrungen berufen. Es iſt aber die Frage, ob dieſe Berufung zuläſſig, und vor dem Richterſtuhl der nach ihren unveränderlichen Geſetzen urtheilenden Vernunft, zu rechtfertigen ſey? — —

Glaube an Wunder der Vorzeit, iſt in einem an Wundern leeren Zeitalter doch wirklich eine harte Forderung. Wir ſind geneigt, vom Bekannten aufs Unbekannte, vom Gegenwärtigen aufs Vergangene zu ſchließen, und vorauszuſetzen, daß im Laufe der Jahrtauſende, welche ſeit dem Anfange der Exiſtenz des menſchlichen Geſchlechts auf Erden verfloſſen ſind, Natur und Menſchen, und folglich auch Eräugniſſe und deren Triebfedern im Weſentlichen ſich gleich geblieben ſeyn werden; daß zwar nichts Neues unter der Sonne geſchiehet, aber auch ſeit der Organiſation und Belebung des Erdkloſes, aus welchem durch die bildende Hand des Allmächtigen, der erſte Menſch ward *), wie ſich Begebenheiten auf dieſer Erde zugetragen haben, von denen wir nicht in unſerm Zeitalter ähnliche Beiſpiele erlebt haben ſollten.

Wenn wir das Leben des Apollonius von Thyana leſen, ſo wie es uns ſein Evangeliſt, Philoſtrat, beſchrieben hat, und wir finden darin, daß er böſe Geiſter vertrieben hat, ſo erinnern wir uns der Gaßners und Hexenpaters unſrer Zeiten, und ſchließen von der entdeckten Charlatanerie der Exorciſten des achtzehnten Jahrhunders, auf den Charletaniſm jenes alten Geiſterbanners, welcher damit vielleicht unentdeckt geblieben iſt. Wenn ſein Biograph uns berichtet, daß er viele Kranke geheilt habe, ſo fallen uns die vorgegebenen Kuren unſrer Wunderdoktors und

---

*) Es iſt ſehr ſchwer, ſich zu überreden, daß die Reihe der Zeugungen im menſchlichen Geſchlechte ohne Anfang unendlich ſey. — —

Quakſalber mit und **ohne** Privilegium ein, und die Sagen, welche bald nach der Erſcheinung dieſer Marktſchreier, im Publikum umzulaufen, und ſonderlich vom Pöbel begierig angenommen, und durch Zuſätze vergrößert zu werden pflegen. Es iſt möglich, daß der **Mann von Thyana** einige Kranken geheilt hat. Aber thun unſere Doktore, unſere Feldſcheerer, und ſelbſt unſere Scharfrichter und Schäfer, nicht bisweilen das nehmliche? — — Wir wiſſen nur nicht, **welcher** natürlichen Mittel er ſich bedient hat; ſo wie wir nicht durch das Zeugniß eines großen und unpartheiiſchen Arztes wiſſen, ob und in wie fern die Krankheit des Geneſenen, der menſchlichen Kunſt **unheilbar** war.

Man weiß, daß Philoſtrat ſeinem Helden die Auferweckung eines verſtorbenen Mädchens zuſchreibt. Wir müßten aber mit untrüglicher Gewißheit verſichert ſeyn, daß dieſes Mädchen **wirklich todt** war, um ſein Erwachen für ein Wunder erklären zu können. Die bloße Verſicherung **eines** — oder auch mehrerer — Philoſtraten iſt bei weitem nicht hinlänglich, dieſe untrügliche Gewißheit zu begründen. Auf der einen Seite wiſſen wir aus der gleichförmigen Erfahrung aller Zeiten und Länder, daß **wirklich todte** Menſchen für dieſe Welt nicht wieder lebendig werden. Auf der andern Seite können wir keinen Menſchen, folglich keinen Geſchichtſchreiber, für untrüglich halten. Alle ſind dem Irthume unterworfen. Die Schrift ſelbſt erklärt alle Menſchen für Lügner, und **Vopiscus** geſtehet ganz naiv: daß es keinen Geſchichtſchreiber gebe, der nicht irgend einmal gelogen habe. — —

Das ſtärkſte vielleicht, was ſich gegen alle Wundergeſchichten ſagen läßt, iſt: daß wenn man auch nur **eine** derſelben **als glaubwürdig** zugiebt, man von Stund an aufhören muß, das ganze unermeßliche Chaos von **Legenden und Wundermährchen**, an und für ſich **unglaublich** zu finden, womit die fruchtbare Feder heidniſcher und chriſtlicher Fabelhänſe, von Herodots Zeiten an, bis zu den ſpäteſten Mönchschroniken herab, die Welt ſo reichlich begabt hat. Wenigſtens wird durch jene Annahme, der menſchliche Verſtand in keine geringe Verwirrung und Verlegenheit geſetzt, wenn er ſich ſelbſt davon Rechenſchaft geben ſoll, warum er — den Zeugniſſen zum Trotze — ein Faktum verwirft, deſſen Pendant er dem Zeugniß zu Gefallen, und ſeiner eigenen innern Unwahrſcheinlichkeit zum Trotze, ſo eben als möglich, glaubwürdig und wahr zugegeben hatte.

Iſt eine Erſcheinungsgeſchichte als hiſtoriſch erwieſen anerkannt, ſo iſt es nicht leicht, alle übrigen Erzählungen von Erſcheinungen der Verſtorbenen u. d. m. zu verwerfen. Man macht ſich, wie es ſcheint, einer Inkonſequenz ſchuldig. Was einmal geſchehen iſt, kann mehrmals geſchehen ſeyn, und ferner geſchehen; ja, es iſt alsdenn nicht einmal wahrſcheinlich, daß eine Begebenheit dieſer Art ſich, ſo lange die Welt ſtehet, nur ein einziges mal zugetragen haben ſollte. Alle übrige dem Apollonius zugeſchriebenen Wunder ſind ſo beſchaffen, daß ſie den Gaukler und Taſchenſpieler offenbar verrathen. Die Pygmäenvölker, die er auf ſeinen Reiſen geſehen hat, gehören mit den Acephalen, welche der heilige Auguſtin in Aethiopien ſah, in eine Klaſſe. Kein philoſophiſcher Beobachter der Natur und der Menſchen, hat auf ſeinen Zügen durch die Welt ſie je geſehen. Redende Bäume, dergleichen Apollonius angetroffen haben will, ſind in der Natur ſo wenig vorhanden, als das Krucifix, welches dem heiligen Thomas von Aquin, wegen ſeiner Schreibereien, ſeinen Beifall auf lateiniſch bezeugte. Was die tanzenden Tiſche und Teller, und die mit Wind und Waſſer gefüllten Fäſſer betrift, deren Philoſtrat gedenkt, ſo wird man einräumen, daß man ohne allen Beiſtand eines Agatho- oder Kakodämons, durch eine verborgen angebrachte Maſchinerie, Tiſche und Teller tanzen machen kann; daß es aber ſo unmöglich iſt, Fäſſer mit Wind und Waſſer zu füllen, als den Mond mit den Zähnen zu faſſen. — — — —

Die Berufung auf die Allmacht, oder doch auf die Exiſtenz höherer, endlicher Geiſter, ſcheint dem Vorgeben des Wundererzählers auch nicht den kleinſten Gran von Wahrſcheinlichkeit zuzuſetzen. Uns iſt es unmöglich, die Allmacht anders, als aus der, von ihr gegründeten beſtändigen Ordnung der Natur zu erkennen. Wir ſuchen zu dieſem nach einförmigen Geſetzen fortſchreitenden Syſtem der Dinge, eine Urſache, und wenn wir uns einbilden, ſie gefunden zu haben, ſo wird es uns ſchwer, ſie in irgend einem Falle, ihren eigenen Geſetzen entgegen arbeiten zu laſſen. Es iſt gegen ihre Geſetze, daß Eiſen auf der Oberfläche des Waſſers ſchwimmt, daß aus Brunnenwaſſer plötzlich Blut wird, daß ein Baum, der von Natur weder denken noch reden kann, plötzlich von einem Geiſte belebt wird, der aus dem Baume ſich hören läßt.

Nicht der **Idealism**, aber eine gewiſſe Geiſtertheorie, welche in alles — ohne Unterſchied — in Bäume, Quellen, Thiere u. d. m. Geiſter fahren, und ſie darin orakeln und ſpucken läßt, iſt ein Quell der größten Kalamitäten für das menſchliche Geſchlecht geweſen — ein Aberglaube, deſſen Beſtreitung zu den Pflichten ächter Weltweiſen gehört.

Man erfüllt die Natur mit eingebildeten, unſichtbaren Kräften, für deren Exiſtenz man keinen andern Grund weiß, als die wunderbaren Wirkungen, die man ihnen zuſchreibt, weil man ſie, ohne die Vorausſetzung **jener Weſen der Feenwelt**, nicht erklären kann. Man ſcheint aber bei dieſem Beweiſe der Exiſtenz dieſer Geiſter, einen Zirkel zu begehen, indem man die erzählten wunderbaren Wirkungen, von welchen man auf ihr Daſeyn ſchließt, vernünftiger Weiſe nicht glauben kann, wenn man nicht ſchon vorausſetzt, daß es Weſen in der Natur giebt, welche den Lauf der Dinge hienieden ſo weit abzuändern oder zu unterbrechen vermögen. Denn, wenn — welches ſehr möglich iſt — dieſe Geiſter nicht exiſtiren, oder doch ihre Wirkungsſphäre ſich nicht bis in unſer Erdſyſtem erſtreckt, ſo können ſie die Wunder nicht bewirkt haben, die man uns erzählt. Und wenn dieſe Wunder ſich auch ſonſt nicht natürlich erklären laſſen, ſondern aus dem Mechanismus, der hier auf Erden ſich äußernden Weltkräfte nicht erfolgen konnten, ſo iſt der Philoſoph berechtigt, ſie als Erdichtung müßiger Köpfe, oder als Viſionen der Träumer alter und neuer Zeit, zu verwerfen. Man ehrt den Schöpfer nicht, wenn man ihm Wunder zuſchreibt, die der Philoſoph, nicht aus Mistrauen gegen die Macht Gottes, ſondern aus Mistrauen, gegen das ſo oft falſch befundene Zeugniß fehlbarer Menſchen, bezweifeln kann.

N. N.

2.

Verſchwörung des Regiments Rambüres, gegen die Stadt Ardres in Picardie.

(Pendant zu dem Subordinations-Aergerniß, das die Gardes Francoiſes in unſern Tagen gegeben haben.)

Das Regiment Rambüres, Infanterie, lag 1650 zu Ardres in Beſatzung, ein Ort, der wegen der Nachbarſchaft der Spänier zu St. Omer von Wichtigkeit war. Es beſtand aus ohngefähr 1400 Mann, die ihre Exceſſe eben ſo verhaßt, als furchtbar in einem Lande gemacht hatten, wo die Zügelloſigkeit der Truppen, durch die innern Unruhen, welche das Reich zerrütteten, keine Schranken mehr kannte.

Der Kommendant, Marquis von Rouville, hatte vergebens darüber bei dem Miniſterium Klage geführt, das in dieſem Augenblicke mit andern wichtigern Gegenſtänden beſchäftigt war. Um das Uebel nicht noch ärger zu machen, wovon die Folgen ſehr ſchlimm werden konnten, ſah ſich der Marquis gezwungen, einſtweilen die Augen über das raubgierige und unbändige Betragen der Soldaten zu ſchließen, das ihm innerlich wurmte.

Aber dieſe anſcheinende Nachgiebigkeit vermehrte noch die Freiheit der Schuldigen, deren Inſolenz ihn endlich zwang, eine Parthei zu ergreifen, die ihm zwar ſehr gefährlich, aber äußerſt nothwendig zu ſeyn ſchien.

Er ließ an einem Morgen die Offizier des Regiments zuſammenrufen, und machte ihnen bekannt, daß wenn ſie in Zukunft nicht thätiger daran arbeiten würden, die Soldaten im Zaum zu halten, ſo würde er, ohne weitern Befehl vom Hofe abzuwarten, die ſchleunigſten und wirkſamſten Mittel ergreifen, um ſie zu ihrer Schuldigkeit zu bringen.

Dieſe Herren, die wohl merkten, was ſie von einer ſolchen Drohung zu fürchten hatten, deren ſie ſich von der gewohnten Toleranz des Kommendanten nicht verſahen, verſprachen mehr, als man von ihnen verlangte, aber verließen ihn mit dem feſten Entſchluß, ſich zu rächen.

Verſtellung ſchien ihnen um ſo nothwendiger, da ihnen nicht unbekannt war, daß der Marquis durch zwei Kanonenſchüſſe, in kurzer Zeit mehr denn 2000 Mann Miliz vom Lande in die Stadt rufen konnte, welche durch die

Nachbarſchaft des Feindes, wackere und abgehärtete Krieger geworden waren, und daß bei dem allgemeinen Haß der Bürger und Bauern, ſie ſich keine Schonung von einem Volke verſprechen durften, das ſie durch ihre Ausſchweifungen aufs äußerſte getrieben hatten.

Sie berathſchlagten noch den Abend in ihrem Gaſthofe, wie das, was ſie den **Troß des Kommandanten** nannten, zu beugen ſey, und es dünkte ihnen der kürzeſte und ſicherſte Ausweg, wenn ſie die Stadt der Spaniſchen Garniſon zu **St. Omer** überlieferten. Alles nöthige wurde dieſer Entſchließung gemäß verabredet, alle Maaßregeln getroffen, und nun waren ſie nur bedacht, die Wachſamkeit des Kommandanten, durch das unterwürfigſte und ordentlichſte Betragen, einzuſchläfern.

Der Kommandant, ein braver und biederer Kriegsmann, der aber andre nur zu gern nach ſich ſelbſt beurtheilte, beging die Schwachheit, dieſem treuloſen Anſchein zu trauen, und ſich nichts Böſes ahnden zu laſſen. Einer von den Verſchwornen war in Bauerntracht nach **St. Omer** gegangen, um daſelbſt mit dem Prinzen von **Roberq**, dem Spaniſchen Gouverneur, in Unterhandlung zu treten: ſie wurden mit ihm einig, ihn den 2ten des kommenden Monats Julius, in Beſitz von **Ardres** zu ſetzen.

Ein Einwohner von **Ardres**, **Peter Roſe**, Gaſthalter des Gaſthofs zum **Dauphin**, hatte eine ſchöne und junge Tochter, Namens **Franciska**. Der Kapitainlieutenant bei der erſten Kompagnie von **Rambures**, der mit den andern Officieren nichts gemein hatte, als unter derſelben Fahne zu dienen, verliebte ſich in dieſe junge Perſon, die eben ſo klug als ſchön war, und beſchloß, ſie, wider Wiſſen ſeiner Kameraden, zu heirathen. Er wartete zu dem Behuf nur den Ausmarſch ab, und aß mit ſeinen Kameraden bei dem Vater ſeiner Geliebten, ohne ihnen das Geringſte von ſeinem Einverſtändniſſe mit der Franciska und ihren Aeltern merken zu laſſen. Den 28. Junius rief er den Gaſtwirth **Roſe** bei Seite, und rieth ihm, unter dem Vorwande des ſchönen Wetters, und weil es **Franciska** nach ihrer langen Unpäßlichkeit zuträglich ſeyn würde, friſche Luft zu ſchöpfen, daß er ſich Morgen auf einige Tage nach dem Dorfe **Radelinghen**, drei Viertelſtunden von **Ardres**, begeben möchte, wo **Roſe** ein kleines Gütchen hatte. Er that dieſes, weil er vorausſah, daß Perſonen, mit denen er bald ſo nahe verwandt zu ſeyn hofte, in dem allgemeinen Tumult, eben ſo wenig geſchont werden würden, als andre.

Roſe verwunderte ſich über den Vorſchlag, hinter welchem er, aus dem unmuthigen und verlegenen Weſen ſeines künftigen Eidams, etwas Wichtiges verborgen ahndete, und drang, nebſt ſeiner Tochter, in ihn, ihm ſeine Bewegungsgründe zu einem ſolchen Rath zu entdecken, deſſen Sonderbarkeit ihm um ſo mehr auffallen müſſe, da dem Kapitain bekannt ſey, daß ſeine Geſchäfte als Gaſtwirth ihm nicht erlaubten, ſich auf eine ſo lange Zeit, und zumal in dieſem Augenblicke, zu entfernen. Dieſer Einwurf brachte den Officier in eine ſo ſichtliche Verwirrung, daß die junge **Franciska** ſich berechtigt hielt, alles aufzubieten, was ſie über ihn vermochte, um ihn zu bewegen, deutlicher mit der Sprache herauszugehn.

Den Thränen der Liebe widerſtehn wenige Herzen, und Franciska wurde ſo zärtlich geliebt, daß der Officer, ob er ſich gleich leicht denken konnte, welches Schickſal ihm bevorſtehe, im Fall man ſeine Schwatzhaftigkeit entdeckte, ſeiner Geliebten und ihrem Vater bekannte: „daß am nächſten Sonntag, als den 2ten Julius, während der Meſſe in der Pfarrkirche, welcher der Staab, und die verſchiedenen Dicaſterien und Beamten der Stadt, ſo wie die vornehmſten Einwohner beizuwohnen pflegten, das Regiment **Rambures** die drei Kirchthüren beſetzen, mit auf-

„gepflanztem Bajonette hineinzubringen, und Alles nie-
„derſtoßen ſollte, um ſich dann durch die Stadt zu verbrei-
„ten, und ſie den Greueln der Plünderung und Verwü-
„ſtung mit Feuer und Schwerdt Preiß zu geben, ehe man
„die Stadtthore den Spaniſchen Truppen öfnen, die in
„dem Gehölze von la Montoiſe im Hinterhalt lägen, und
„auf das erſte Zeichen der Verſchwornen hervorbrechen
„würden.“

So fürchterlich und entſetzend auch dieſes Geſtändniß war, ſo hatte doch Rose ſo viele Gewalt über ſich, um den Eindruck, den es auf ihn machte, zu verbergen, und ſeiner Tochter ihre geäußerte Aengſtlichkeit zu verweiſen. Er ſtellte ihr die Wichtigkeit des Geheimniſſes vor, das man ihnen anvertraut habe, und wie leicht die geringſte Verletzung deſſelben, das Leben ihres Geliebten in Gefahr bringen würde. Er bat dem letztern, alle ſein Anſehn bei ſeinen Kameraden zu verwenden, damit ſein Haus bei der Plünderung verſchont bliebe, und entfernte ſich, unter dem Vorwande, Anſtalten zur Reiſe nach Rodelinghe[illegible] treffen, erſuchte aber den Officier, bei Franciska zu bleiben, und ſie vollends zu beruhigen.

Die Kommandantenwohnung lag zum Glücke nicht weit von ſeinem Gaſthofe; dieſer patriotiſche Bürger, der ſeinen Entſchluß gleich in dem Augenblick gefaßt hatte, wo man ihm die Entdeckung machte, nutzte die Dunkelheit der Nacht, und ſchlich ſich durch eine Gartenthüre, in das Haus.

Er hatte aber vergeſſen, daß eben Tiſchzeit war, und daß der Kommandant nichts ſo ungern ſah, als wenn er bei Tafel geſtört wurde. Und doch war kein Augenblick zu verlieren!

Zum Glück fiel ihm ein, daß der Marquis, Trotz ſeines hohen Alters, ſehr galant war, und manche verliebte Blicke nach Franziska und einige von ihren guten Freun-

binnen

ämmen gethan hatte. Er ließ ihm alſo durch einen vertrauten Bedienten ſagen, daß eine Dame ihn in einem Gartenkabinette erwarte, deren Bekanntſchaft ihm nicht unangenehm ſeyn würde.

Man ſtelle ſich das Erſtaunen und den Aerger des Kommandanten vor, der in voller Erwartung des Glücks der Liebe dahin eilte, als er nur den guten, ehrlichen Reſe antraf: aber auch ſein Entſetzen, als er die ſchreckliche Entdeckung vernahm, deren Ueberbringer er war.

Die Klugheit und Biederkeit des Gaſtwirths waren ihm bekannt, und er hatte, um es mit 1400 entſchloſſenen Böſewichtern aufzunehmen, nur eine halbe Kompagnie Schweizer, und eine Kompagnie Reiter bei ſich.

Die nöthigen Anſtalten und Signale, um die Landmiliz zu Hülfe zu rufen, würden die Verſchwornen ſtutzig gemacht, und zur Beſchleunigung ihres verrätheriſchen Anſchlags angeſpornt haben; es blieb ihm alſo kein Rettungsmittel übrig, als ſeine Zuflucht zur Bürgerſchaft zu nehmen, von der er, wie er wußte, geliebt wurde. Allein auch dieſe Hülfe war ſchwach, denn die Stadt beſtand damals kaum aus hundert Feuerſtätten: unterdeſſen entſchloß er ſich doch dazu, da er keinen andern Ausweg vor ſich ſah.

Verheimlichung und Eile, konnten allein die Stadt retten, und der Ueberreſt von dieſer Nacht wurde alſo genutzt, die Maaßregeln zu entwerfen, die man für die ſchicklichſten hielt, um ſich einen guten Ausgang zu verſprechen.

Gleich mit dem Morgen ließ der Kommandant alle Staabsofficiere von **Rambures**, unter dem Vorwand der Ausſöhnung, den Mittag zu ſich zu Tiſche bitten. St. Juſt, der Hauptmann ſeiner Leibwache, bekam Befehl, unter der Hand die Schweizer- und Reiterofficiere zu benachrichtigen, ſich einzeln, und wohlbewafnet, mit einigen von ihren tapferſten Leuten, in das Kommandantenhaus, durch eine Hinterthüre zu ſchleichen, und die Zimmer und Kabinette am Speiſeſaale zu beſetzen. Von den 14 Leibgardiſten des Kommandanten, lauter alte, auserleſene Krieger, erhielten 10 bis 12 Befehl, ſich, ohne Aufſehn, durch die Stadt zu zerſtreuen, um ſich an die Spitzen der verſchiedenen Haufen der Bürgerſchaft zu ſtellen, ſobald das Zeichen gegeben ſeyn würde.

Nach dieſen zuerſt getroffenen Anſtalten, ließ der Marquis dem Herrn Pollart, beſtändigem Bailliſ der Bürgerſchaft befehlen, alle Bürger insgeheim benachrichtigen zu laſſen, ſich in ihren Häuſern zu halten, um Feuer auf die Soldaten von Rambûres zu geben, und über ſie her zu fallen, ſobald es Zeit ſeyn würde.

Dieſem Befehl wurde mit eben ſo viel Geſchwindigkeit als Vorſicht nachgelebt. Pollart that ſogar mehr; während die Gäſte ſich beim Kommandanten zur Tafel ſetzten, und die große Hitze des Tages, das übrige Regiment zur Pflegung der Sieſte einlud, beſetzte er die Galerie des Kirchthurms mit einigen Bürgern mit Schießgewehr. Zu denen ſich auch, was er nicht verhindern konnte, ein zwanzig Weiber geſellten: ſo ſtark wirkt Vaterlandsliebe, ſelbſt auf Herzen, die nicht zum Krieg und Blutvergießen gemacht ſind.

Alle dieſe Veranſtaltungen wurden ſo klüglich eingefädelt und ausgeführt, daß nicht Einer von den Verſchwornen, die mindeſte Ahndung davon hatte.

Sobald die Gäſte ſich in der Kommandantenwohnung eingefunden, wurden alle Thüren unvermerkt hinter ihnen zugeſchloſſen. Während der Mahlzeit herrſchte eine ſcheinbare Frölichkeit und Herzlichkeit, die von beiden Seiten ziemlich gut fortgeſetzt wurde. Aber kaum waren die Damen, nach der in einigen Provinzen noch herrſchenden Sitte, bei Auftragung des Nachtiſches, weggegangen, ſo ſtand der Platzmajor, Herr de la Boiſſiere, plötzlich auf, und befahl, mit einem eben ſo kaltblütigen als unerſchrockenem Tone, den Verſchwornen, ihm, im Namen des Königs und des Kommandanten, ihre Degen zu überliefern.

Bei dieſer Anrede ſahn die erſchrocknen Verräther nur zu gut ein, daß ſie entweder ihr Leben einbüßen, oder ſich aus dem Hotel retten müßten. Sie riſſen die Fenſter des Saals auf, welche auf den Waffenplatz gingen, und rieſen mit vereinten Stimmen: zu Hülfe! ihr Ramburen! Aber ehe ihr Schreien gehört werden konnte, wurden ſie von denen, in den anſtoßenden Zimmern verſteckten Bewafneten umringt, und mit unzählichen Stichen durchbort; man warf ihre Körper auf den Platz, und ließ nur ſo viel Mannſchaft in dem Hauſe, als zur Bewachung der Familie des Kommandanten erfordert wurden; alle übrigen verbreiteten ſich durch die Stadt, um ſich zu der Bürgerſchaft und den wenigen regulirten Truppen zu geſellen, auf deren Treue man zählen konnte.

Der Anblicke der Leichname ihrer Staabsofficier erſchreckte zwar die Soldaten von Rambüre, aber ſpornte ſie auch an, ſchleunigſt zu den Waffen zu greifen. Indem ſie durch die Gaſſen zogen, welche auf den großen Markt ſtießen, um ſich dort zu verſammeln, und in Schlachtordnung zu ſtellen, wurden ſie mit einem Hagel von Kugeln begrüßt, welche die Bürger aus den Fenſtern und von den Thurmgallerien auf ſie regnen ließen; ein großer Theil verlohr dadurch das Leben, die übrigen wurden verhindert, ſich zu vereinigen, und es koſtete nun weniger Mühe, ſich dieſer Leute zu bemächtigen, die durch die Ueberraſchung und den ſchrecklichen Anblick ihrer todten oder ſterbenden Officiere und Kameraden, womit die Stadt beſäet war, allen Muth verlohren hatten.

Während dieſes Gemetzels, war der brave Königl. Lieutenant, Herr Boſſe de Taſſemcourt, deſſen Schweſter der Marquis de Rouville geheirathet hatte, in Begleizung der Soldaten und Bürger, welche ſich ſo tapfer in des Kommandanten Hauſe hielten, nach dem öſtlichen Stadtthore geeilt, welches den Spaniern von den Verſchwornen geöffnet werden ſollte, und wo dieſe mit den Schweizern, welche dieſes Thor beſezt hatten, im Handgemenge begriffen waren. Seine Ankunft, und ſeine tapferen Begleiter, gaben dem Gefechte den Ausſchlag, und retteten vollends die Stadt. Aber dieſer würdige Officier, der ſo, wie ſeine Mannſchaft, die ſein Beiſpiel anfeuerte, Wunder der Tapferkeit gethan hatte, wurde mit einer Partiſane verwundet, woran er den folgenden Tag ſtarb; allein vor ſeinem Tode hatte er noch das Vergnügen, zu erfahren, daß die **Rambüren** gänzlich bezwungen worden, daß die Ruhe wieder in der Stadt hergeſtellt, und der Marquis, ſein Schwiegerſohn, mit Ruhm und Ehre überhäuft ſey.

Man fand den Vertrag, den die Verſchwornen mit den Spaniern geſchloſſen hatten, in der Taſche des Officiers, der ihn negotiirt hatte, und der an demſelben Tage, (eine Stunde vor dem Ausbruch) von **St. Omer** nur zurückgekommen zu ſeyn ſchien, um den verdienten Lohn ſeiner Treuloſigkeit zu empfangen.

Der Liebhaber der armen **Franciska** wurde mit Wunden bedeckt, in dem Eingange zu dem Hauſe ſeiner Geliebten, auf den Leichnamen von drei ſeiner Kameraden liegend angetroffen, gegen die er dieſes Haus vertheidigt hatte, und dieſes liebenswürdige Mädchen, nachdem ſie Zeuge ſeiner Tapferkeit und ſeines Todes geweſen war, überlebte nur um wenige Tage den Verluſt eines Liebhabers, der ſo werth war, von ihr beweint zu werden.

Was den armen und wackern **Roſe** betrifft, deſſen Eifer, Treue und Klugheit ſo ſehr eine Belohnung verdiente, ſo konnte er von dem Kardinal **Mazarin**, der damals am Ruder von Frankreich ſaß, weiter nichts, als — — ſchöne Verſprechungen erhalten.

2. Skizze

3.

Skizze eines künftigen größern Werks über Wunder.

Meinem Freunde H. zugeeignet.

Erklärung des Wunders; die beſte iſt meines Erachtens dieſe, ein Wunder ſey eine, alle Kräfte der Menſchen überſteigende Wirkung, eines mit Abſicht handelnden **intelligenten** Weſens. Dieſe Erklärung hier ſchon zu rechtfertigen, würde mich zu weit führen. Daß die Wirkung, welche **Wunder** heißen ſoll, alle Kräfte **der** Menſchen, nicht blos **dieſes** oder **jenes** Menſchen, überſteigen müſſe, iſt für ſich klar, weil, was dieſer oder jener Menſch durch ſeine natürlichen Geiſtesgaben, körperliche Stärke oder Behendigkeit ausrichten kann, ob gleich die **meiſten** Menſchen es nicht vermögen, nur eine **außerordentliche**, nicht aber eine **wundervolle** Begebenheit genannt werden kann. Der Zuſatz aber, daß das Wunder Wirkung eines **intelligenten** Weſens ſey, iſt in der Erklärung darum nothwendig, weil es Wirkungen leb- und vernunftloſer Dinge giebt, welche **keine menſchliche** Kraft hervorbringen kann, und welche dennoch nichts weniger als Wunder ſind, z. B. die Bewegung der Erde um die Sonne, welche wir weder hervorbringen, noch hemmen können.

Eine Folgerung aus obiger Deſinition iſt: daß, wer Wunder in dieſer Bedeutung annimmt, ſchon das Daſeyn **intelligenter Weſen** vorausſetzt, welche **übermenſchlich** und **überirrdiſch** ſind. Die Frage iſt, ob dieſes Daſeyn ſich, unabhängig von den Wirkungen — Wunder, die man jenen Geiſtern zuſchrieb, anders woher erkenne laſſe? und wenn dieſe Frage etwa verneint, und die Erkenntniß des Daſeyns jener Intelligenzen blos auf den Schluß von jenen angeblichen Wirkungen auf ſie, als wirkende Urſache, gegründet wird, ob wir nicht in dieſem Falle, die uns erzählten — nicht ſelbſt wahrgenommenen — Wirkungen, ſo lange zu läugnen berechtigt ſind, bis man uns von dem Daſeyn jener geiſtigen Urſachen, aus welchen allein man jene Wirkungen herleiten zu können glaubt, aus ſolchen Gründen überführt haben wird, die von der Vorausſetzung jener wunderbaren Erfolge *) unabhängig ſind? — —

Eintheilung: Wunder theilt man in Wunder der erſten und der zweiten Ordnung ein. Jene ſind unmittelbare Wirkungen der Allmacht. Dieſe ſind Wirkungen höherer endlicher Geiſter. Unter den Wundern von dieſer zweiten Ordnung unterſcheidet man göttliche und teufliſche Wunder. Göttliche Wunder der zweiten Ordnung ſind von höhern guten Geiſtern (Agathodämonen) auf Gottes Befehl und ſpecielle Veranſtaltung, oder unter deſſen Genehmigung gewirkte Wunder. Teufliſche Wunder ſind die von Kakodämonen oder höhern böſen Geiſtern, angeblich gewirkten Wunder. Dieſe werden ganz geläugnet von **Jakob Serces**, ehemaligen königl. Hofprediger in London, in ſeiner Abhandlung von Wunderwerken, und ferner vom Ritter **Michaelis**. **D. Leß** zu Göttingen vertheidigt ihre Möglichkeit.

Anmerkung: Einige ſtatuiren nur **Ein** Wunder der Erſten Ordnung — die ſogenannte Schöpfung aus Nichts. Wer ſich mit Leibnitz und den Scholaſtikern, die Erhaltung als eine fortgeſezte Schöpfung denkt, muß dieſes Wunder als eine **immanente** Handlung des höchſten Weſens anſehen. — Bei dieſer Gelegenheit kann bemerkt werden, daß diejenigen chriſtlichen Theologen, welche den Lehrſatz der Kirche, von der Gottheit Chriſti, beibehalten, wofern ſie konſequent ſeyn wollen, nothwendig **mehrere** Wunder der erſten Ordnung annehmen, d. h. die dem Stifter ihrer Religion im N. T. beigelegten Wunder für **unmittelbare** Allmachtswirkungen erklären müſſen. Denn durch die Kräfte ſeiner menſchlichen Natur verrichtete er ſeine Wunder nicht, da das Wunderthun alle menſchliche Kraſt überſteigt. Und an die Mitwirkung oder Aſſiſtenz höherer endlicher Geiſter läßt ſich bei **dem** nicht denken, der, der orthodoxen Sprache zufolge, der Erſtgebohrne vor allen Kreaturen iſt, den alle Engel Gottes anbeten. Uebrigens giebt es keine **abſoluten** Wunder. Alle Wunder ſind **relativ**. Wenn die Schöpfung aus Nichts ſtatt findet, *) ſo iſt ſie eine, der unendlichen Kraſt des höchſten Weſens **proportionirte** Wirkung, und in Anſehung Gottes eine natürliche Handlung, kein Wunder. Aber in Beziehung auf uns, und auf **alle endliche** Weſen, iſt ſie ein Wunder, weil ſie alle endliche Kraft überſteigt, und von dem, was wir den Lauf der Natur nennen, ganz verſchieden iſt. Anbei iſt zu bemerken: daß dieſes Wunder, wenn es auch ſtatt findet, ſo wenig als die **Menſchwerdung** Gottes in Chriſto, ein Gegenſtand menſchlicher Sinne und Erfahrung ſeyn kann, und alſo mehr zu einem Glaubensartikel, als zu einem philoſophiſchen Theorem qualificirt iſt.

---

*) Weil, wer keine Geiſter glaubt, auch die ihnen zugeſchriebenen wunderbaren Erfolge, die er nicht geſehen hat, nicht zugeben wird.

Andere Eintheilung der Wunder: ſichtbare und unſichtbare, oder außerſinnliche. **St. Thomas von Aquin,** welchen ein Kruzifix, wegen ſeiner Schreibereien, auf lateiniſch gelobt hat, ſagt: Einige Mirakel wären **okkult,**

---

*) Ihr ſtärkſter Beſtreiter iſt Premontval in den Vues philoſophiques.

vt fides eorum eſſet magis *meritoria*; z. B. die Schwangerſchaft der Mutter Gottes, und das Sacrament des Altars, *) dergleichen Wunder ſind **Gegenſtände** des Glaubens, nicht **Gründe** deſſelben. Andere ſind **manifeſte** Wunder, (ad fidei comprobationem) und aus dieſer Klaſſe iſt das redende Krucifix.

Man ſiehet leicht ein, daß man die unſichtbaren Wunder blos um der ſichtbaren Wunder glauben kann. Ein mir blos **erzähltes** Wunder iſt kein mir ſichtbares Wunder, und verbindet mich nicht zum Glauben an vorgegebene unſichtbare Wunder. — —

Dritte Eintheilung: Wunder der Erkenntniß, und Wunder der Macht. In die erſte Klaſſe gehört die prophetiſche Offenbarung von **zukünftigen** zufälligen Dingen. Wunder der Erkenntniß würden die Orakel geweſen ſeyn, wenn nicht der bei einigen **entdeckte**, und bei den übrigen analogiſch vermuthete, oder aus ihrer Zweideutigkeit geſchloſſene Betrug, uns nöthigte, den Urhebern der Orakel, wirkliche Kenntniß der Zukunft abzuſprechen.

Noch theilt man die Wunder in **ergänzende**, **verbeſſernde** u. d. gl. ein. Im Grunde ſoll durch **jedes** Wunder, in der Welt etwas ergänzt, oder verbeſſert werden. —

Gründe des Glaubens an die Möglichkeit der Wunder: Erſtens: Die Idee von der Zufälligkeit der Naturgeſetze, auf welche der bekannte Naturlauf gegründet iſt. Zweitens: willkührliche oder nicht genug berichtigte Begriffe von der göttlichen Allmacht. — —

Gründe des Nichtglaubens an die Möglichkeit der Wunder. Erſtens: der Gedanke, daß von einer abſolut nothwen-

---

*) Dieſes Sakrament iſt nehmlich ein Wunder, in ſo fern in demſelben, wie man vorausſezt, die Accidentien des Brodes und Weins ohne ihr natürliches Subjekt, d. h. ohne die Subſtanz des Brodes und Weins, fortdauern, welches phyſiſch unmöglich zu ſeyn ſcheint. — —

wendigen Urſache, keine zufällige Wirkung herkommen kann, oder, daß ſich wenigſtens kein genugthuender Beweis für die Kontingenz der Welt führen läßt. Zweitens: die anſcheinende Unnützlichkeit, oder der geringe Effekt der Wunder, welche, wenn ſie nicht immerfort wiederholet würden, und alſo dem menſchlichen Geſchlecht ſichtbar blieben, wenig Eindruck auf Verſtand und Willen des größten Theils des menſchlichen Geſchlechts, d. h. aller derer, die keine Augenzeugen geweſen ſind, machen würden. — —

Gründe des Glaubens an die Wirklichkeit der Wunder. Erſtens: die Wahrnehmung ſolcher Erfolge, die man aus den natürlichen Kräften der uns bekannten Naturweſen nicht erklären zu können glaubt. Zweitens: das Anſehen des Alterthums, oder das Vertrauen auf menſchliches Zeugniß, dem man, wenigſtens nicht in allen Fällen dieſer Art widerſprechen zu dürfen glaubt, wenn man ſich nicht eines übertriebenen Skeptizismus ſchuldig machen will. —

Gründe des Nichtglaubens an die Wirklichkeit der Wunder. Erſtens: Beobachtung des einförmigen, regelmäßigen, und, ſo weit ſichere Erfahrung reicht, ſich immer gleichen Laufes der Natur. Zweitens: die ſo oft bemerkte Lügenhaftigkeit der Menſchen, verbunden mit der Trüglichkeit ihrer Sinne, und den Illuſionen einer erhizten Einbildungskraft. Dieſe Dinge, einzeln, oder zuſammengenommen mit dem Intereſſe der Prieſter, geben uns Aufſchluß über den Urſprung der meiſten angeblichen Wunderdinge, ohne daß man „einen Gott aus der Maſchine ſpringen zu laſſen" genöthigt wäre *).

Die Ausführung aller dieſer Artikel bleibt einem größern Werke vorbehalten. N. N.

---

*) Es bedarf kaum einer Erinnerung: daß eine Offenbarung, welche durch unmittelbare Einwirkung eines übermenſchlichen, oder gar auſ-

4.

Probe und Verſuch zur Verbeſſerung eines Volksliedes der Kinder in dem Göttingſchen Diſtrikt.

Nichts ſcheint mir angenehmer und für den Menſchenkenner wichtiger zu ſeyn, als in den Gegenden, wo er ſich aufhält, auf die Vergnügungen der Kinder zu merken, das Zweckmäßige derſelben zu prüfen, das erſtere nach Verdienſt zu ſchätzen und zu verbreiten, und das leztere, wenn er die Kräfte dazu hat, zu verbeſſern und zweckmäßiger einzurichten.

Man halte ſich nicht zu groß zu dieſem Geſchäft. Man bedenke, daß die Generation, mit der man jezt lebt, einſt aus ſolchen Kindern beſtand, daß die jezt ſpielenden Kinder einſt aufwachſen, und ihre Generation zu ihrer Zeit bilden ſolen. Man erwäge, wie vielen Einfluß alle Geſinnungen des Kindes, alle ſeine Vergnügungen als Kind, auf die Geſinnungen des künftigen Bürgers und auf ſeinen Vergnügungen haben. Ich rathe dem, der dieſen Einfluß auch nur einige Minuten zu bezweifeln fähig iſt, in ſich zurück zu gehn, ſich aufmerkſam zu prüfen, und denn offenherzig zu bekennen, ob er nicht in ſeinem Herzen die Spur mancher Eindrücke noch antraf, die in ſeiner Jugend dar-

auf

ſerweltlichen Weſens, in die Seele eines Menſchen geſchiehet, in die Klaſſe der Wunder gehört; daß der Begriff eines ſolchen, zwar nicht widerſprechend, aber doch in Anwendung auf ein wirkliches Factum, oder durch Erfahrung nie zu realiſiren ſey. — —

auf gemacht wurden, ob er nicht noch manche Fehler bei ſich entdeckte, wozu in früher Jugend der Grund gelegt wurde.

Man wird vielleicht ſagen, wozu aber dieſe unnütze Bemühung ſich zu erforſchen, wozu dies Beſtreben den Reformator am unrechten Orte zu ſpielen? Wer würde uns dafür belohnen, wenn wir dieſe Bemühung übernähmen? Würde unſer Andenken dadurch auf die Nachwelt kommen, oder würde auch nur unſer Ruf weiter, als in der Gegend, wo wir wohnen, verbreitet werden?

All dieſe Fragen mögen gegründet ſeyn, ich geb es zu. Aber man erlaube mir, ſtatt ihrer weitläuftigen Beantwortung, nur eine Gegenfrage: **Soll der Menſch nichts unternehmen, wofür er die Belohnung nicht ſchon ſo gut, als in Händen hat? Können uns nur allein andre Menſchen belohnen?**

Nach dieſer Epiſode komme ich ohne Umſchweife zur Sache ſelbſt.

An warmen, heitern, ſchönen Abenden, pflegt ſich die göttingiſche Jugend aus den geringern Ständen, — die, trotz der drückendſten Armuth, welche manchen Familien ganze Jahre hindurch oft nichts anders, als Kartoffeln, auf mancherlei Art zubereitet, zur Nahrung erlaubt, dennoch eines der harmloſeſten Völkchen unter der Sonne iſt, mit Tänzen zu beluſtigen. Bei dieſen Tänzen werden gewöhnlich Lieder geſungen, weil die Göttinger bei aller ihrer Fröhlichkeit, nicht ſo viel Anlage zur Inſtrumentalmuſik haben, als die Basken, Spanier oder Harzbewohner, und ein Tanz ohne Sang und Klang ein Unding iſt. Gewöhnlich ſind dies Rundtänze, wobei denn das allbeliebte, „Morgen woll'n wir Haber mähen,“ angeſtimmt wird, ~~ein Lied~~, daß weder Sinn noch Zuſammenhang hat, und nur pflegt geſungen zu werden, wenn man müde iſt, das Nachfolgende immer zu ſingen, gerne abwechſeln will mit den Liedern, und weil man beim Tanze Muſik bedarf. Der

4.

Urbain Grandier, und der Cardinal Richelieu: Schreckliches Beyſpiel von Intoleranz, Mönchshaß und Verfolgung.

Urbain Grandier, Pfarrer zu St. Pierre du Marché, in der Stadt Loudün in der Provinz **Poitou**, und Domherr des heiligen Kreuzes-Capitels, zog ſich durch den Beſitz dieſer beiden Pfründen, die Anfeindung und den Neid der Geiſtlichkeit der Stadt zu: ſeine Schönheit, ſeine Beredſamkeit, ſeine Neigung zur Galanterie, erwarben ihm auch Neider und Nebenbuhler in andern Ständen. Er war mit den Geiſtlichen und Ehemännern geſpannt, aber der Günſtling der Damen, und genoß die Achtung der Gelehrten und Biedermänner ſeines Landes. Er ſtand in dem Rufe eines guten Predigers. Er hatte zu **Bordeaux**, bey den Jeſuiten ſeine Studien vollendet, die an ihm ſeltene Talente bemerkten. Er hielt dem berühmten **Scävola von St. Marthe** die Leichenrede. Dieſer große Mann ſtarb in **Grandier's** Armen, der, nach des Sohnes, des Abts von St. Marthe, Ausdruck, ihm in ſeinen letzten Augenblicken Vater, Sohn, und Freund geweſen war. **Grandier** ſchrieb ein Traité du célibat des Prêtres, das ſeine Feinde verbrennen ließen, aber er war nicht Verfaſſer des Pasquills, Lettre de la Cordonnière de la reine mère, à Mr. de Baradas.

Die Mönche waren ſeine heftigſten Widerſacher, weil er gegen die geiſtlichen Brüderſchaften predigte: doch hätte **Grandier** nur ſie zu Gegnern gehabt, ſo würde er leicht den Sieg davon getragen haben, denn ſein Genie und ſeine Beredſamkeit gaben ihm zu große Vortheile über ſie, ſo aber hatte er einen allmächtigen Mann gegen ſich, der die Gewalt eines Monarchen in Händen hatte, aber nicht ſeine Tugenden beſaß, den Cardinal von **Richelieu**. Er zeigte bey dieſer Gelegenheit, daß ſein Haß ſeinem Ehrgeize gleich kam, und jedermann weiß, daß ſein Ehrgeiz ohne Grenzen war. Zu der Zeit als **Richelieu** gezwungen wurde, ſich nach ſeiner Priorey **Couſſoy** im **Loudünſchen** zu flüchten, bekam er Streit mit **Grandier**. Dieſer als Pfarrer von **Loudün** und erſter Geiſtlicher der Stadt, wollte dem **Richelieu**, der nur Prior von **Couſſoy** war, bey einer Proceſſion den Vorrang nicht laſſen. **Richelieu** konnte ſich damals nicht an dem Pfarrer **Grandier** rächen, aber als er Staatsminiſter wurde, fand er bald Gelegenheit dazu, und zwar ereignete es ſich folgendergeſtalt.

Einige Koſtgängerinnen bey dem Urſuliner-Nonnen zu **Loudün**, machten ſich den Spaß, die alten Matronen durch Spückereyen zu ängſtigen. **Grandier's** zahlreiche Feinde glaubten in dieſem Poſſenſpiele ein Mittel zu finden, ihre Rache zu befriedigen.

Der Canonikus **Mignon** vom heiligen Kreuz-Capitel, wurde damals zum Beichtvater der Urſulinerinnen erwählt. Er war einer von **Grandier's** wüthigſten Widerſachern, und brannte vor Verlangen, ſeinen lang verborgenen Grimm an ihm auszulaſſen. Einige alte, leichtgläubige Nonnen, beichteten ihrem neuen Beichtvater, welchen Schrecken ſie von den Geiſtern und Geſpenſtern ausgeſtanden hätten, die ſeit einiger Zeit im Kloſter umgiengen; er ſuchte ſie aber nicht eines beſſern zu belehren. Die jungen Koſtgängerinnen, welche dieſe Spuckereyen getrieben hatten, bekannten ihm ebenfalls dieſen ihren Scherz, aber weit entfernt, es ihnen zu verbieten, ermahnte er ſie vielmehr, ihr Poſſenſpiel fortzuſetzen, und nutzte der einen Leichtgläubigkeit, und der andern Leichtfertigkeit zur Erreichung ſeiner Abſichten. Nur verwandelte er die Geiſter und Geſpenſter, in Teufel und Beſeſſene, und gewöhnte

um-

Und ihre Redensart,
Iſt viel zu ſpitzig.

Mädchen.

Monſieur man weiß ja wohl,
Was Sie da meinen
Ich ſuche meine Luſt
Und meine Freude.
Mit dir o ſchönſter Schatz
Bleib ich verbunden,
Weit mehr als tauſend Jahr
Und tauſend Stunden.

Ob meine Verbeſſerung mir gerathen iſt, darüber bitte ich erſt denn zu urtheilen, wenn man die Schwierigkeiten, die ein planmäßiges Gedicht, zu dieſem Behuf, überwinden muß, berechnet hat.

Allemande.

Knaben und Mädchen zuſammen.

1. Sammlet euch zum Frühlingstanz ihr alle,
Bei des frohen Jugendliedes Schalle.
2. An der falben Leine flachen Strande,
Knüpfen wir der Freundſchaft ſüße Bande.
3. Unſchuld, du, der Jugend ſchönſte Freunde,
Weiche nie von uns zu unſerm Leide.

Dos a Dos.

Mädchen.

Beim frohen Rundetanz,
Im Mondenſcheine,

Laut

Tönt unſer lautes Lied,
In Feld und Haine.
Ihr Knaben ſtimmet ein
In unſre Lieder,
Und Thal, und Feld, und Hain
Hall'n oft ſie wieder.

Knabe.

Ihr Mädchen, froher Muth
Werd uns gegeben,
Daß er uns leite ſanft
Durchs Erdenleben.
So freuen ſpät uns noch
Der Jugend Stunden,
Die uns in euren Reihn
Sanft hingeſchwunden.

Ich hoffe, man wird das alte Lied, obgleich es wenig Zuſammenhang hat, nicht ohne Vergnügen leſen können, und vielleicht iſt einer der Leſer dieſes Aufſatzes, der von ungefähr in Göttingen dies Volkslied des Abends hört, im Stande, einen Theil der Freude mit empfinden zu können, den es ſeinen Sängern zu verſchaffen ſcheint. Von einem ſolchen Leſer, und von ihm allein, wünſche ich dieſen Aufſatz beurtheilt zu hören.

5.

Fortſetzung der Schilderungen von Paris.

Von einem Augenzeugen.

In keinem Orte in der Welt wäſcht man ſo ſchlecht, wie zu Paris; die Bürſte, der Schlägel, etwas Sodaſche, ſchmuziges Waſſer, manchmal Kalk, das macht die Lauge der Wäſcherinnen von Paris aus. Dieſe Art waſchen zu laſſen, iſt ſehr koſtbar, denn die Wäſche wird zu Grunde gerichtet, abgeſchabt, aber ſelbſt das gemeinſte Weib ſchicket lieber ihre ſchwarze Wäſche, weil es Ton iſt, zu battoir, als daß ſie ſich ſelbſt die Mühe geben ſollte, wie unſre deutſchen Hausmütter, an den Waſchkübel zu treten.

Der Trödelkram iſt einer von den ſtärkſten Handelszweigen, die zu Paris getrieben werden: man hat Kleider- Wäſche- Meublen- Hüthe- Schuhe- Handſchuh- Juwelen-Trödler! –

Ein armer Teufel kommt nach Paris mit ſeinem Rocke von grobem Landtuche auf dem Leibe; es war ſein Sonntagsrock, als er noch auf dem Dorfe wohnte, allein in der Hauptſtadt würde er wie ein Ur-Ur-Aelter-Vater ausſehn. Er lauft zum Trödler, da trift er Fraks von allen Farben, mit den ſchönſten Modeknöpfen, an; er handelt, und giebt nur ein Viertel ſo viel, als der Trödler fordert; zuweilen tauſcht er auch, aber er mags anſtellen wie er will, er wird doch in dieſen Buden geſchröpft werden.

Ein Verſemann, ein Tonkünſtler, ein Mädchen von der gefälligen Klaſſe, haben nicht das Hemd auf dem Leibe, und doch iſt morgen ein großes Feſt, wo man geputzt erſcheiſcheinen will. Geſchwind zu den Hemdeverkäuferinnen! Man kauft ein ſchon getragenes Hemde, und bezahlt einen leinwandnen, tüchtig geſtärkten Lappen, ſo theuer, als ob er neu wäre, ſchon in acht Tagen zerfällt er in Fetzen.

Wer ſich in Meublen ſetzen kann, wird zu Paris ein **Bürgersmann** tituliert. Gütiger Himmel! welch ein Titel! Um deſto wohlfeiler dazu zu kommen, kauft er ſich in der Abtei **St. Germain** ein. Dort ſtehen Schränke, die ſchon ſeit zwei Jahrhunderten der Würmer Speiſe waren, aber mit einem farbigen Kitt überſtrichen ſind. Der Neuling von Bürger geht in die Falle, und kauft den Schrank oder die Kommode, die ſelten den Weg bis in ſeine Behauſung macht, ohne ſchon Sprünge zu bekommen. Eben dieſe Trödler laſſen ſich auch Matratzen theuer bezahlen, die halb vermodert, voll Staub, und mit Hundshaaren ausgeſtopft ſind. Auf einer der zwei Seiten ſteht die Nath offen, und da guckt denn etwas gute Wolle heraus; durch dieſe Liſt läßt ſich der Käufer anführen, eine Matratze als neu zu kaufen, die nicht den ſechſten Theil des Preiſes werth iſt.

Selbſt unter den Arkaden im Palais-royal trift man einige kleine Kramläden an, wo man Uhren, Ringe, Armbänder, Schnallen, Ketten von den koſtbarſten Metallen verkauft: alle dieſe Waaren ſind de hazard: der Käufer bezahlt faſt nichts für die Faſon. Aber die kleine Krämerin weiß es immer ſo einzurichten, daß ſie über die Hälfte dabei gewinnt.

Unterm Chatelet, längſt dem Kay de la Megiſſerie, ſieht man Huthmacher, welche alte Hüthe verkaufen, denen ſie aber eine ſolche Appretur gegeben haben, daß der arme Teufel von Autor keinen Augenblick anſteht, dafür zu geben, was man fordert. Dieſe Hüthe haben die Sonnen- und Regenſcheue. Da ſie aus lauter zuſammengeleimten Stücken und Fetzen beſtehn, ſo hat oft der Käufer, wenn er in einem ſtarken Regenguß kommt, nur ein Viertel oder die Hälfte vom Deckel noch auf dem Kopf, wenn er in ſein Haus tritt. Die Perſonen, welche mit ſolchen Hüthen handeln, ſchicken ihre Weiber in allen Vierteln von Paris umher, und laſſen alte Hüthe aufkaufen. So zerlumpt auch die Waare ſeyn mag, ſobald ſie in ihre Hände kommt, wiſſen ſie ſolche ſchon aufzuſtutzen.

Braucht man ein paar Handſchuhe, dieſe Waare iſt gemeiniglich theuer, wenn man ſie aus der erſten Hand kauft, man geht alſo in die Buden, wo man mit Handſchuhen de hazard handelt. Zwar bekommt der Käufer oft die Krätze mit im Kauf, aber ein Laffe von Stutzer will Handſchuhe ſelbſt in der ſchönſten Jahrszeit tragen; vorzüglich ſind ſie den Keſſelflickersgeſellen unentbehrlich, wenn er im grotesken Sonntagsſtaat ſich den **Ton des Palais-royal** geben will.

Ihr armen Verſifexe, ihr öffentlichen Scribenten, ihr Schreiber der Procuratoren, was wolltet ihr anfangen, wenn ihr nur Schuhe, das Paar mit Einem Laubthaler bezahlen ſolltet? Zum Glück trift man groſſe Magazine von Schuhen in der Halle, und in der Rue de Calendre an, wo man nur alte Schuhe verkauft, die zwar ſehr alt ſind, aber, Dank dem Schuhflicker, noch eine Schuhgeſtalt haben. Man zahlt zwanzig Sols für das Paar; oft halten ſie nicht bis in das Haus des Käufers, manchmal dauern ſie doch 14 Tage. Wer nur Ein Paar Schuhe, und das Unglück gehabt hat, ſie zu zerreißen, braucht blos zum Fenſter hinaus zu gucken, und einen von den dienſtfertigen Flickern herauf zu rufen, die, mit ihrem Werkzeuge in einer Tragbutte, zu jeder Stunde die Gaſſen auf- und ablaufen, und rufen, **wer hat Schuhe zu flicken?**

Alles kann man bei den Trödlern haben; freilich iſt der, welcher alte Sachen nur Solsweiſe bezahlt, aber deſto öfterer kaufen muß, ſehr zu beklagen; denn am Ende des Jahrs kommt es ihm höher zu ſtehn, als wenn er es neu gekauft hätte. Allein wie viele Leute giebts zu Paris, die keine ſechs Livres auf einmal in der Taſche haben! —

Die Gaßen von Paris wimmeln von Krämern, welche ihre Butike am Halſe oder auf dem Buckel tragen. Einige bieten zu zwölf, andere zu vier, ja zu zwei Sols aus, allein ihre Waare iſt lauter Schofelzeug, mit Bürger zu reden, Ausſchuß, den man in den Magazinen gern los ſein will.

Man wird von dieſen herumwandernden Krämern faſt allemal betrogen, ſonderlich von den Juden, welche die Promenaden und Kaffeehäuſer mit Reſten von Stoffen unter dem Arm, beſuchen. Geben ſie das Zeug wohlfeil, ſo kann man darauf rechnen, daß man etwas recht ſchlechtes bekommen hat.

Eine Mannsperſon die über die Straße geht, wird faſt bei jeder Ecke, von einer Art Kaufleute aufgehalten, die ihm ein Rohr, oder Stock zum Kauf anbieten. Fragt man, wie theuer? ſo antwortet der Kaufmann, neun Livres! weil er hoft, daß man es nicht wagen wird, ihm weniger als ein Drittel zu bieten.

Oder ein Kind oder eine Weibsperſon ziehn euch bei Seite, um euch im Vertrauen zu entdecken, daß ſie einen koſtbaren Ring gefunden haben, und ihn, weil ſie in Noth ſind, um ein Billiges weggeben wollen. Dieſes kupferne Kleinod, das wie Gold und Demanten glänzt, iſt keine funzzehn Sols am Ende werth.

Auf den Trottoir's der Pont neuf, trift man Perſonen an, die euch ein paar ſeidene Strümpfe, für einen wohlfeilen Preis anbieten. Er iſt auch wirklich ſo wohlfeil, daß ein Unerfahrner einen Rathkauf zu thun glaubt, ſeinen kleinen Thaler zahlt, und die Strümpfe einſteckt; wenn er ſie zu Hauſe beſichtigt, ſo findet er, daß er nur zwei Hälften von einem Strumpf hat, die an einander geflickt ſind.

Die Paraſols-Verkäufer laufen auch überall umher. Sie verkaufen Paraſols, von friſchaufgefärbtem Taffet, der zwanzig Jahre ſchon als Bettvorhang oder Tapete gedient hatte, und den der geringſte Windfang in Stücken reißt.

Der Aufputz des Kramladens, die Größe des Magazins, der auffallende Staat der Verkäuferin, die ſogenannte zuarrée-Perrucke des Verkäufers, dürfen keinen Käufer in Verlegenheit bringen. Er ſetze Mistrauen in Alles, oder beſſer, er verſtehe ſich auf Alles.

Selbſt die allerreichſten Tuchhändler halten auf dunkle Läden, wie die Juden und Trödler. Ihr glaubt ein ſchwarzes Kleid gekauft zu haben, und es iſt Blau, wenn der Schneider das Maas nimmt.

Die Kaffeewirthe heißen zu Paris **Limonadenhändler**; der Name thut eigentlich nichts zur Sache, aber man ſollte ſie lieber Kaffeeſchenken nennen, denn Limonade iſt grade das wenigſte, was ſie verkaufen.

Die Kaffeehäuſer ſind der Sammelplatz einer Menge Müßiggänger, die ganze Tage da mit **Domino's** Ziehn zubringen. Ein Pariſer, der das Domino-Spiel berechnet hat, gilt für einen Kopf von Wichtigkeit.

In andern Koffeehäuſern verſammeln ſich die Dichterlinge, loben wechſelsweiſe ihre Produkte, und ergießen ſich in Antikritiken über die Geiſſelhiebe der Pariſer Allgemeinen Litteraturzeitungen.

Die Limonade iſt gemeiniglich etwas Zuckerwaſſer, mit Vitriolgeiſt ſauer gemacht, ein Gemiſch, das der Geſundheit ſchädlich werden kann.

Die abgezogenen Waſſer, die Ratafias, bekommen ihre Stärke, durch langen Pfeffer. Gebrannte Gerſte muß mehr als einmal die Stelle des Kaffees vertreten. Ueberhaupt

haupt trinkt man ſchlechten Kaffee *) in den Pariſer Kaffeehäuſern. Ihr müßt ein wäſſeriges Geſöff mit ſchlechter Milch, für Rahm-Kaffee bezahlen. Das iſt weniger die Schuld der Kaffeeſchenken als der Milchweiber, welche die Milch und den Rahm zu taufen pflegen; ſie brauchen die Liſt etwas Mehl hinein zu werfen, um der Milch eine gewiſſe Weiße, und etwas Conſiſtenz zu geben.

Sobald man zweimal in einem Kaffeehauſe gefrühſtückt hat, bekommt man eine Menge guter Freunde, und die ſchöne Limonadiere beehrt euch mit ihrer Protektion. Selten aber macht man gute Bekanntſchaften in den Kaffeehäuſern; gemeiniglich ſchlechte.

Man trift zu Paris im Fach der Lüderlichkeit, Ausſchweifung und Libertinage, alles an, was Jugend und Unſchuld verderben und zu Grunde richten, und den Biedermann empören kann.

Es giebt wenige Straßen, wo nicht einige Fenſter mit zwei oder drei Köpfen, in ſchönen Hütchen und Bändern, beſezt ſeyn ſollten; dieſe übertünchte Schönheiten liebäugeln mit den Vorübergehenden, rufen ſie, ziehen ſie in ihre Wohnung, ſchnellen ſie um ihr Geld, und verkaufen ihnen ein paar Reize, und Krankheiten in Menge.

Sobald die Nacht die Stadt in ihr Dunkel hüllt, trift man alle Thüren die nach der Straße gehn, mit zärtlichen Schäferinnen angefüllt, die im Schimmer der Gaſſenlaternen glänzen; einige ſingen, andre fluchen, aber alle ſtreben dem Gelde der Vorübergehenden nach.

Wer ſchwach genug iſt, ſich in die Arme dieſer weiblichen Ungeheuer zu wagen, ſezt ſich nicht allein der Gefahr aus, um ſein Geld und ſeine Geſundheit zu kommen,

---

*) Nur in dem Palais-royal nicht, wo ich den beſten Kaffee von Mocka getrunken habe, den man trinken kann. Der Verfaſſer obigen Aufſatzes vergebe mir dieſe Berichtigung aus Wahrheitsliebe.

Der Herausgeber.

ſondern ſogar das Leben in dieſen finſtern Winkeln des Laſters zu verlieren. Man hat mehr als ein Beiſpiel, daß an ſolchen ſchändlichen Oertern, der Wollüſtling ermordet und geplündert worden iſt.

Mit Allem wird Handel und Verkehr getrieben. Man ſchlägt einem Junggeſellen, eine gute Heirath mit der Bedingung vor, daß der Unterhändler für ſeine Mühe, zwanzig Procent von der Mitgabe erhalten ſoll. Freilich giebt das nicht die beſten Ehen, aber es bringt das Geld im Umlauf, und mehr ſucht man nicht zu Paris.

Ein andermal verkauft man einem jungen Menſchen eine Beſchützerin: man giebt ſie für eine Anverwandte vornehmer, vielvermögender Perſonen aus, die zwar arm iſt, die aber ihrem Mann einen guten Dienſt zur Mitgift mitbringt. Der arme junge Menſch, der erſt aus ſeiner Landſtadt nach Paris gekommen iſt, und ſein Glück zu machen ſucht, geht in die Falle, kauft das Mädchen, glaubt Alles was ihre vorgebliche Verwandte ihm vorſchwatzen, nimmt ſie zur Frau, und ſieht am Ende ein, daß er eine nichtswürdige Landſtreicherin geheirathet hat.

Kommt heute nach Paris, geht Morgen und Uebermorgen aufs Kaffeehaus, oder unter die Arkaden des Palais royal und ihr werdet nach Verlauf dieſer drei Tage, wenigſtens zwanzig Gönner und Protektoren erhalten haben. An keinem Orte verſpricht man mehr, und hält weniger.

Ihr trefft einen Menſchen an, der ſich für einen Chevalier ausgiebt, und deſſen Höflichkeiten ihr erwiedert. Er ſchlägt euch vor, euch in großen Häuſern einzuführen; ihr folgt ihm, aber wo bringt er euch hin? in ein Bordel, oder in eine Mördergrube.

Freilich geſchieht das nicht immer, aber man thut doch wohl, auf ſeiner Huth zu ſeyn: das iſt das untrüglichſte Mittel, nicht ſo oft betrogen zu werden. Luxus, glatte

Worte, Aufwand, ſind noch alles keine Bürgen von Rechtſchaffenheit.

Das Betteln iſt zu Paris und in ganz Frankreich verboten, und doch betteln unzählige Leute, in Paris und auf dem Lande. Die Blinden ſind dazu berechtigt, aber es giebt noch eine Gattung verſchämter Armen, die euch auf den Promenaden und in den Kirchen angehn, und euch eine Schilderung von ihrer Noth machen, um euer Mitleid zu rühren. Andre ſchicken ihre Kinder mit Bettelbriefen in die Häuſer, und dieſe Briefe beſchreiben ihren Zuſtand ſo kläglich, daß man ſich ohnmöglich entbrechen kann, den Beutel aufzuthun.

Alle dieſe Bettler ſpielen Komödie, und zwar in größter Vollkommenheit. An Beredſamkeit und Gebehrdenſprache übertreffen ſie gewiß unſre berühmteſten dramatiſchen Schriftſteller und Akteurs, was eben nicht zu viel ſagen will.

Die Policei hat ein wachſames Auge auf dieſes unerlaubte Gewerbe, allein eine Menge entgehn ihren Aufpaſſern, weil es ſelbſt Spione der Policei ſind, die manchmal die Rolle der Bettler und der verſchämten Armen übernehmen.

Viele Bettler von der Art ſind höchſt gefährlich, weil ſie, unter dem Vorwande zu betteln, ſich in die Häuſer ſchleichen und rauben und plündern, wenn ſie nur Kinder antreffen, oder ſich die Gelegenheit abſehen, um bei Nachtzeit rein aufzuräumen.

Der Mitleidige iſt in großer Verlegenheit, ob er ſein Allmoſen geben ſoll, aber es iſt beſſer, einen Sols vergebens ausgegeben zu haben, als Gefahr zu laufen, einem Manne den Beiſtand zu verſagen, der ihn wirklich bedürftig war.

Im Jahr 1785 nahm man verſchiedene Gauner bei'm Kopf, die in der Kleidung der Väter von der Erlöſung, für die Gefangenen in der Algieriſchen Sklaverei bettelten.

Es hält ſehr ſchwer zu Paris den Scharlatan vom Arzt zu unterſcheiden. Man trift zu Paris mehr denn 15000 Perſonen an, die ſich für Aerzte ausgeben, und keinen andern Beruf dazu haben, als einen alten ſchwarzen Rock, eine Perrucke mit achtzig oder neunzig Locken, und einen Stock von ſechs Fuß Höhe. Man muß nicht glauben, als ob bloßer Pöbel ſeine Zuflucht zu ſolchen Aerzten nähme; ſie haben auch Patienten aus höhern Klaſſen, und beſitzen ſie einmal das Vertrauen eines Großen, ſo iſt ihr Glück gemacht: man poſaunt ſie aus, und ſie verdienen ſich bald ſo viel, daß ſie ſich eine Stelle als Arzt bei dem oder jenen Prinzen kaufen können. Das wird Ausländern ſeltſam däuchten, und doch iſt es wahr; ein Schuhflicker, der in der Lotterie gewinnt, kann ſich morgen ein Patent als Leibarzt kaufen, wenn er will.

Es giebt noch andre Leute, die auf eine ganz eigene Art jedes Uebel, durch Worte, Anhängſel, und Zeichen kuriren; natürlich iſt das Alles Betrug, und doch macht mehr als einer, ſein Glück auf dieſe Weiſe. Der Menſch liebt das Wunderbare, und was ihn noch mehr reizt ſeine Zuflucht zu Betrügern von der Art zu nehmen, iſt das Sprüchelchen, das er zu ſeiner Entſchuldigung im Munde zu führen pflegt: „Wenn's nicht hilft, ſo kanns doch „nicht ſchaden." Allein dieſe Entſchuldigung iſt höchſt abgeſchmackt, denn wenn man krank iſt, und eine Kur bedarf, ſo handelt man ſehr unklug, wenn man die Zeit mit unnützen Hülfsmitteln verliert, da die Krankheit unterdeſſen weit ernſtlicher, und oft unheilbar werden kann.

Bei der großen Anzahl der Betrüger, von welchen die Hauptſtadt wimmelt, fehlts aber auch nicht an geſchickten Aerzten, von welchen ſich die Kranken alle Hülfe verſprechen können: und die Wundarzenei-Schule behauptet den Vorzug vor allen übrigen in Europa.

Die Großen ſpielen, weil es Ton iſt, die Kleinen, weil ſie Geld brauchen; die erſtern werden alſo oft betrogen, und die zweiten ſind ſelten ehrliche Spieler.

Das Spiel iſt eine Auskunft für eine Menge Hülfsbedürftiger, die ſich an einem mäßigen Gewinn begnügen, die Gelegenheit nutzen, und ſich retiriren: aber es iſt auch der Ruin einer großen Menge unbeſonnener Jünglinge, welche dieſer ſchädlichen Leidenſchaft ihre Familie, ihren Wohlſtand, und ihre Geſundheit aufopfern. Von den Spielern leben die Freudenmädchen und Pfandverleiher.

Die Spielhäuſer ſtehen unter der ſtrengen Aufſicht der Policei; die Betrüger im Spiel haben nicht immer freie Hand, ihre Künſte in Ausübung zu bringen, aber ſie entſchädigen ſich reichlich, in heimlichen Schlupfwinkeln. Ein Fremder kommt nach Paris; überall trift er dienſtfertige Leute an, die ihm den Vorſchlag thun, ihn in guter Geſellſchaft einzuführen. Man ſtellt ihm vor, daß eine Perſon, die einmal in Paris bekannt iſt, Täglich ihr Diner findet, ohne einen Sol dafür ausgeben zu dürfen. Der neue Ankömmling geht ins Netz, und läßt ſich zu einem Mädchen von der gefälligen Klaſſe bringen, die ſich das Anſehn einer Baroneſſe giebt. Der neue Gaſt wird auf das Beſte, ſo wie ſein Begleiter empfangen, der ein Cavalier, ſo wie alle übrige Anweſende heißt. Man ſezt ſich zu Tiſche, und lebt luſtig und in Freuden. Nach Tiſche ſchlägt einer von den Herrn ein kleines Spiel vor. Die Frau vom Hauſe, will den Fremden bei ihrer Parthie haben; das Spiel geht an, der Fremde verliert ſein Geld, und noch einige Carolinen darüber, welche ihm die Baroneſſe vorſchießt. Das dauert ſo lange, bis der Vater ſchreibt, daß er kein Geld mehr ſchicken kann.

Auf den Pariſer Koffeehäuſern ſpielt man bloß Domino, Dame und Schach: bei den beiden leztern Spielen iſt kein Betrug zu fürchten, aber im Domino kann man betrogen werden, wenn man nicht acht auf ſein Spiel hat, und oft die Würfel wechſelt.

Billard ſpielt faſt niemand, als die Perruckenmacher-Geſellen; obgleich über die Thüre billard bourgeois mit großen Buchſtaben geſchrieben ſteht, ſo werden dieſe Löcher, doch nur von Lakeien, Gaunern, und müſſiggängeriſchen Handwerkern beſucht.

Das Ballſpiel beſuchen Leute von gutem Ton; Geſchicklichkeit iſt da allein Sieger.

Leichtgläubigkeit trift man in allen Ständen und Klaſſen an; die Markiſe läuft ſo gut zur Karten-Wahrſagerin, als die Schwefelhölzchen-Krämerin. Die Wahrſagerin ſtreicht das adeliche und bürgerliche Geld ein.

Es giebt zu Paris Leute, die kein andres Gewerbe, als das Wahrſagen aus Karten treiben; ſie wohnen in Dachſtübchen, wo die Polizei von Zeit zu Zeit Hausſuchung hält; und dann wandern der Zauberer oder die Zauberin nach Bicêtre.

Dahin gehören auch die Kaffeetaſſen-Gucker, die Blei-Gießer, und noch viele andre, die alle von der Unwiſſenheit oder Leichtgläubigkeit der Menſchen proſitiren wollen.

Der Pöbel, wie wir ſchon geſagt haben, nimmt nicht allein ſeine Zuflucht zu dieſen abentheuerlichen Wahrſagern; auch einige Damen von hohem Range begehn dieſe Schwachheit. Was mag daran Schuld ſein? Müſſiggang, Fehler der Erziehung, Mangel des Unterrichts ꝛc.

Die Simpathie fängt wieder an Mode zu werden; wir kehren zu den Viſionen eines Van Helmont zurück; man heilt alles; man verkauft ſogar Unſterblichkeit. — Helles Jahrhundert! —

Ihr

Um denen, die nichts beſſers zu thun wiſſen, die Zeit zu verkürzen, zieht ein Scharlatan mit einer hölzernen Statue, die er, die **kluge Sibylle** getauft hat, in den Straßen von Paris umher. Dieſe Statüe wird nur für die aufgedekt, welche baare zwei Sols erlegt haben. Sie beantwortet alle Fragen, die man an ſie thut, durch eine Bewegung des Kopfes, die **Ja** oder **Nein** andeutet. Sie ſagt auf welche Stunde der Zeiger einer Uhr ſteht, ohne die Uhr zu ſehn, indem ſie ſo viel Schläge an eine Glocke thut, die neben ihr iſt. Das Alles iſt nur Poſſe, und man braucht eben kein Hexenmeiſter zu ſeyn, um das Kunſtſtückchen von dieſer natürlichen Magie zu errathen, aber das wundert mich, daß man dieſer Sibylle erlaubt, die Sitten und Schaamhaftigkeit zu beleidigen. Dieſe hölzerne Zauberin, oder vielmehr ihr impertinenter Herr, erlaubt ſich zu entſcheiden, ob die ledigen Frauenzimmer in der Geſellſchaft, das Kränzlein ihrer Ehre unbefleckt erhalten haben, oder nicht. Da die Sibylle es faſt immer verneinend beantwortet, ſo lacht die ganze Verſammlung, und das arme Mädchen ſchämt ſich, und bedauret's, zwei Sols gegeben zu haben, um ſich inſultiren zu laſſen. Dieſes Schauſpiel mag wohl einträglich ſeyn, aber iſt es wohl anſtändig?

Die **Liards** und **Zwölf-Sols-Stücke**, ſind faſt von Einer Gröſſe; ein **Liard** der abgegriffen iſt, und ſein Gepräge verlohren hat, könnte leicht für ein Zwölf-Sols-Stück mit unterlaufen, wenn er verſilbert wäre. Einige Gauner verſilbern alſo die Liards mit Queckſilber oder einer andern Compoſition, und geben ſie für zwölf Sols aus.

Ein gleicher Betrug findet bei dem **Doppel-Liards** ſtatt, die man auf dieſe Weiſe in **Vierundzwanzig-Sols-Stücke** verwandelt.

Da durch dieſen Betrug hauptſächlich der ärmſte Theil des Volks leidet, ſo hat man ihn hart verpönt, und das Châtelet verdammte erſt kürzlich einen Verſilberer von dieſer Art, auf die Galeeren.

Auf dem Pont neuf, ohnweit der Samaritaine, haben Hunde-Verkäufer ihren Stand, die euch einen Hund, der keine drei Tage alt iſt, für einen Hund von ſechs Wochen verkaufen.

Die Damen ſind ganz in die kleinen Hunde vergafft; ein Liebhaber bezahlt gern einen ſchönen, kleinen Hund mit zwanzig Karolinen, weil er weis, daß dergleichen Geſchenke ihn weit bringen können. So leichtſinnig und unbeſtändig die Franzöſin iſt, ſo wirkt das doch nicht auf ihre Liebe zu ihrem Hündchen: man dankt einen Liebhaber ab, man verliert einen Freund, man trennt ſich von einem Verwandten; das ſind lauter Kleinigkeiten, die man heldenmüthig erträgt; aber fehlt dem **Pyramus** *) das geringſte, ſo geräth alles in Beſtürzung und Aufruhr. Der Mann iſt gezwungen, ſich auf ſein Landgut zu flüchten; das Geſinde wird fortgejagt; alle Anbeter ſind auf den Beinen, um die Kunſt des **Lyonnois** **) anzuflehn, und theuer zu bezahlen: ja manchmal conſultirt man ſogar dem Hausarzt, und dieſer, um der gnädigen Frau ſeinen Hof zu machen, erröthet nicht, ein Recept für das Hündchen zu ſchreiben.

Die meiſten Leute die mit Hunden handeln, ſind immer auf der Jagd dieſer Thiere; ſie laßen ſie in ihren Händen circuliren, um ſie mehr als einmal zu verkaufen. Sie kämmen, ſcheeren und malen ſogar einen geſtohlnen

---

*) So heißt das Lieblingshündchen der Gemählin des Bruders des Königs.

**) Name eines berühmten Hundedoktors.

Hund, ehe ſie ihn auf dem Pont-neuf zum Verkauf bringen.

Es giebt kein Land, wo man erpichter darauf ſey, ſich Hunde zu halten, als zu Paris. Was auch die Reichen, und einige Neuerungs- und After-Aufklärungs-Krämer ſagen mögen, ſo verzeih' ich gern dieſe Schwachheit dem Armen, der zu elend iſt, um unter ſeines Gleichen einen Freund zu finden, und ſich mit der Anhänglichkeit ſeines treuen Hundes tröſtet.

Nirgends werden die Worte ſelten, extrarar, prächtig mehr verſchwendet, als in den Anzeigen und Bekanntmachungen, die man täglich in den Gaſſen von Paris ausſtreut. Man ſchwazt euch ein Kaninchen für ein Monſtrum, und einen Pavian für einen wilden Mann auf. Ich ſah Leute viel Geld für den Anblick eines balſamirten Körpers bezahlen, den man für den Leichnam, einer Sklavin aus dem Türkiſchen Serrail ausgab. Ich glaube man könnte ganz Paris auf die Beine bringen, wenn man bekannt machte, daß man den Mond in eine Flaſche gebannt und verkorkt habe. Beweis von dieſer Leichtgläubigkeit iſt jener Mann aus Lyon, der ankündigen ließ, daß er auf der Seine ſpazieren gehn wollte.

Außer den privilegirten Geſellſchaften, den ächten Freimaurer-Logen, öffentlichen Akademien, Clubs, Muſeum's ꝛc. giebt es noch geheime Geſellſchaften, wo man den Fremdling, ſelbſt den Pariſer, anzukörnen ſucht, um ihn, wie man ihm weiß macht, in den verborgenſten Naturgeheimniſſen zu initiiren. Man verſpricht, ihn, gegen Erlegung einer geringen Geldſumme, zum Freimäurer, Alchemiſten, Clubiſten, Akademiker, Magier ꝛc. zu machen. Eigentlich iſt es bloß auf ſein Geld abgeſehn, und nach einem prächtigen Schmauſe, den er bezahlt, und einigen, mit ihm vorgenommenen Alfanzereien, läßt man es ihm, ſo ziemlich deutlich, merken, daß man ihn nur zum Beſten gehabt hat.

Man muß ſich alſo wohl vorſehen, wem man ſich anvertraut, und ſonderlich denen kein Gehör geben, die eine Privat-Freimäurer-Aufnahme, vorſchlagen; Freimäurerei iſt, troz Deutſchland, jezt die Sucht des Pariſers Volks, und es giebt ſogar eine Loge, die aus lauter Schuhputzern beſtehe.

In den Privatverſammlungen einiger Perſonen von wahren Verdienſten, berühmter Rechtſchaffenheit und ausgezeichnetem Range, hält es weit ſchwerer, Zutritt zu bekommen, und man nimmt, für einen Schmaus, keinen Unbekannten auf.

Es geht faſt kein Tag im Jahre hin, die Feſttage ausgenommen, wo nicht Auktionen zu Paris ſind: viele Leute beſuchen dieſe Verſteigerungen, in der Hofnung, einen guten Kauf zu thun, und ſich wohlfeiler als vom Kaufmann zu equippiren; aber man muß wiſſen, daß die Juden und Trödler von allen Gattungen, ſich immer in großer Menge da einfinden, und daß es Verabredung unter dieſen Herrn iſt, niemand etwas erſtehen zu laſſen, das er nicht über ſeinen Werth bezahlt. Sie übertragen einander die Einbuße oder den Verluſt, wenn es ſich ereignen ſollte, daß einer von ihnen, das zu hoch hinaufgetriebene Stück, behalten mußte. Der Privatmann nemlich, der eine Sache zu zwanzig Livers ausrufen hört, legt hurtig zwanzig Sols zu, wenn er ſieht, daß der Trödler mit darauf bietet; ſo ſteigern ſie ſich mit zehn Sols und fünf Sols immer weiter, bis endlich der Trödler ſchweigt, wenn er ſieht, daß die Sache auf den Kopf bezahlt iſt. Sie thun das, um allen Privatperſonen ſolche Aktionen zuwider zu machen.

Um nicht im Umgange zu Paris betrogen zu werden, müßte man ſich auf Alles verſtehn; aber dergleichen gemeine

meine Kenntniſſe, ſchmecken nach der roture, und ſind nicht bon Ton, bei einem jungen Manne: wenn er eine Charade ſchmieden, Unheil im Schauſpielhauſe ſtiften, Mädchen verführen, Schulden machen und ſie nicht bezahlen kann, dann iſt er ein Mann comme il faut.

Die Bücher ſind ſehr theuer zu Paris. Gute und ſchlechte finden Käuſer, einige ihrer Neuheit, andre ihres Nutzens wegen.

Außer den Buchhändlern, giebt es noch Hauſirer oder Colporteurs, welche in Privathäuſer Broſchüren ausbieten, die ſie für verbotene, oder intereſſante Werke ausgeben. Man bezahlt ſie theuer, und oft iſt das Buch nichts werth.

Ferner triſt man heimliche Buchläden an, wo die magiſchen, theoſophiſchen, chiromantiſchen, aſtrologiſchen, Teufelsbanneriſchen-Schriften verkauft werden. Sie legen einen großen Werth auf dieſe Albernheiten, und finden Leſer und Käuſer. Es geht mit dieſen Büchern, wie mit den alten Gemälden, und der Antiquitäten-Sucht. Eine verroſtete Klinge würde mit hundert Karolinen bezahlt werden, wenn man gewiſſen Leuten weiß machte, es ſey die Klinge von dem Meſſer, mit welchem ſich Lukretia, keuſchen Andenkens, erdolchte.

(Der Beſchluß im vierten Stück.)

6.

Skizzen einer Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt.

(Beſchluß).

In dem Beſchluß dieſer Skizzen iſt meine Abſicht, erſtlich, verſchiedenes zu den ehmaligen, hieher gehörigen Aufſätzen in der Olla Potrida nachzutragen, und dann den Entwurf der Geſchichte, der erſten Linien nach, bis auf die neueſten Zeiten fortzuführen:

I.

Nachtrag

A. Zur erſten Epoche.

Nach der Zeit, da dieſe Skizzen waren angefangen worden, ſind verſchiedene neue Beiträge zur Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt erſchienen, z. B. J. T. Plant (ſehr ſchlecht gerathener) chronologiſcher, biographiſcher, und kritiſcher Entwurf einer Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt und Dichter von den älteſten Zeiten bis aufs Jahr 1782, erſter Theil, Stettin, 1782. Einige Aufſätze im Würtenbergiſchen Reportorium, Stuttgard, 1782 und 1783; Karakter deutſcher Dichter und Proſaiſten von Kaiſer Karl den Großen bis aufs Jahr 1780, Berlin, 1780, zweiter Theil von Herrn Kütner; Leonh. Meiſter's Karakteriſtick deutſcher Dichter, nach der Zeitordnung gereihet, mit Bildnißen von Heinrich Pfenninger, Zürch, erſter Band, 1785, zweiter Band 1787, (mit einem neuen Titelblatte) St. Gallen 1789, (im erſten Bande findet man: Die Barden, Rhabanus Maurus, Ottfried, Notker, Labro, Willeram, Rhoswitha, Rud-Manaße, Melch. Pfinzing, Hans Sachs, Joh. Fiſchart, Burk. Waldis, Rollenhagen, Opitz, Flemming, Moſcherosch, Logau, die fruchtbringende Geſellſchaft, Kanitz, Wernicke, Drollinger, Brokes, Bodmer, Haller, Hagedorn, Frauenlob, König Tyroll, Windsbeck, Windsbeckinn, im zweiten Bande ſtehn: Beßer, Heräus, Hunold, Günther, von Stille, Gottſched, Gottſchedinn, Cuno, Liſcov, Lange, Langinn, Rabener, Pyra, Gellert, Kleiſt, Roſt, Schlegel, Lichtwer, Withof, Creutz, Götz, Karſchinn, Klopſtock, Leßing, Geßner.) Nekrolog oder Nachrichten von dem Leben und den Schriften der vornehmſten verſtorbenen deutſchen Dichter, geſammelt von Chriſt Heinrich Schmid, Berlin 1785, hier findet man im erſten Bande: Seb. Brand, Hans Sachs, Burk. Waldis, Weckherlin, Opitz, Flemming, Tſchernning, Logau, Gryph, Rachel, Lohenſtein, Kanitz, Wernicke, Zernitz, Pyra, Drollinger, Schlegel, Krüger, Hagedorn, Sucro, Kronegk, Brawe, im zweiten Bande: Kleiſt, Giſecke, Roſt, Creutz, Gellert, Schiebeler, Löwen, Michaelis, Hartman, Raufſeiſen, Hölty, Zachariä, Thomſon, Willamov, Haller, Seidelinn, Hensler, Leßing, Lange, Götz, Bodmer, Lichtwer.

Von ältern Schriften zur Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt ſind noch nachzuhohlen: Heinr. Ulr. von Lingen Nachricht vom Urſprung der deutſchen und nordiſchen Poeſie in der kritiſchen Bibliothek Th. III. 99. Gottſched de temporibus vatum teutonicorum mythicis, 1752; Joh. Lauterbach de carminibus veterum Germanorum, 1696; Klapperbein de Germanicae Poeſeos hiſtoria 1681; Ortlob de variis Germanicae poeſeos aetatibus, Wittenberg 1654.

Kaiſer Julian vergleicht den Klang des Bardengeſangs mit dem Geſchrei wilder Raubvögel. Die Spottgedichte der alten Barden wurden vor den Häuſern abgeſungen, und hießen Nachtgeſänge oder Mondlieder, weil man ſie Abends ſang. Der Ort im Lüneburgiſchen S. 91 hieß Bardewich, und der Titel von Sagitarii Diſſertation iſt: Hiſtoria Bardewici. Von den alten Bardengeſängen muſte vieles verlohren gehn, da ſie bei dem Mangel der Schreibkunſt nur durch mündliche Ueberlieferung erhalten wurden. Die Mönche vertilgten auch vieles als Ueberreſte des Heidenthums. Trithelm behauptet, im dritten Jahrhundert nach Chr. Geb. habe ſich Hildegaſt als Barde hervorgethan. S. 91. Z. 11. Meſze lies Weiſe und Iggeram lies Ingeram. S. 92 Z. 17 Fabiſten lies Fatiſten.

Von Ottfried hat Dav. Hofmann de Ottfrido, Helmſt. 1717, und Herr Oberlin in der Alſatia litterata 1782 gehandelt. Ottfried folgte der Vulgata, ſuchte eine Art von Harmonie der Evangeliſten zu machen, und flocht viele eigne andächtige Erdichtungen, Schilderungen und Gemählde ein. Er geſteht in einer ſeiner Vorreden ſelbſt, daß ſeine Sprache rauh ſey. Sein Geburtsort iſt unbekannt. Er ſagt ſelbſt, er ſey ein Schüler des Rhabanus Maurus geweſen. Von Fulda kam er nach Weißenburg, wo er den größten Theil ſeines Lebens zubrachte. Er ſcheint um 868 noch gelebt zu haben. Sein Evangelienbuch iſt in fünf Bücher eingetheilt. Er hat ſeinem Werke vier Dedikationen vorangeſetzt, an K. Ludwig, an Luitbert, Erzbiſchof von Maynz, an Salomon, Biſchof von Konſtanz, and die Mönche Hartmuth und Werembert; außer der zweiten, welche lateiniſch iſt, ſind ſie alle in deutſchen Verſen. Nicht die Kaiſerin Judith, ſondern veneranda matrona quaedam dieſes Namens ermunterte ihn zu dem Werke. Manuſcripte davon ſind zu Wien, Freyſingen, Frankfurth am Mayn, zu Rom (aus der Heidelberger Bibliothek) und in England in der bibliotheca Bodleiana. Gedruckte Ausgaben hat man davon folgende: 1) Von Flacius Ilyricus Baſel, 1571 wobei ſich ein Gloßarium von Gaſſarus befindet, welches ohne des Verfaſſers Namen Merula 1598 ſeiner Ausgabe von Willeram's Hohenliede beigefügt hatte; übrigens ſind bei zweitauſend Druckfehler in dieſer Ausgabe, weil Flacius den alten Dialect nicht verſtand, wie Staden im ſpecimine lectionum Francicarum ex Otfrido 1708 erwieſen hat; 2) Von Scherz mit Schilter's Erklärungen und Notenin Schilter's Theſauro antiquitatum teuton. T. I. 1727. Ottfried ſoll noch mehrere Gedichte, und insbeſonder eine Paraphraſe der Pſalmen verfertigt haben, die verlohren gegangen iſt.

Von **Notkerus**, wegen ſeiner großen Lippen labro genannt, einem Mönch im Kloſter St. Gallen, der 1022 ſtarb, und nicht mit dem Notvero Balbulo zu verwechſeln iſt, iſt noch ein proſaiſche Paraphraſe der Pſalmen übrig, die ſich gleichfalls im erſten Theil von Schilter's Theſauro befindet. — S. 94. Z. 23 verewigte lies nervigte. Das Lied auf Ludwigs Sieg hatte Schilter mit Erläuterungen ſchon vorher unter dem Titel Epinicion rhytmicum teutonicum Ludovico regi acclamatum Arg. 1696 herausgegeben. Ein Te Deum laudamus aus dem neunten Jahrhundert edirte Eccard Helmſt. 1713 Latius de migrationibus gentium p. 77 führt Verſe aus einem alten fränkiſchen Gedichte über die Natur der Thiere an. Willeram, Abt zu Merſeburg, verfertigte ums Jahr 1048 eine proſaiſche Umſchreibung des Hohenliede, die Merula 1598 herausgab. Der eigentliche deutſche Name der Nonne Rhoswitha war Helena von Roſiow. Der heilige Anno, Erzbiſchof von Kölln, deſſen Leben und Wunder in 850 Verſen beſchrieben worden, ſtarb 1075. Bodmer hat dies Gedicht ſeiner Ausgabe vom **Opiß** beygefügt. Man hat eine Kronick der Abtei Gandersheim in Verſen vom Jahr 1216.

B. Zur zweiten Epoche.

Ueber den Flor der deutſchen Poeſie unter Friedrich I. hielt **Gottſched** eine Rede, die ſich in ſeinen 1749 herausgegebenen Reden befindet. Etwas über die Minneſänger findet man im dritten Bande von den patriotiſchen Phantaſien des Herrn **Möſer**. Herr Prof. Chriſtoph Heinrich **Müller** zu Berlin hat uns 1784 eine Sammlung deutſcher Gedichte aus dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert gegeben, darinnen man findet: 1) Der Niebelungen Lied und die Klage, 13762 Verſe. 2) Die Aeneide von **Veldeck**. 3) Gott Amur, eine Erzählung aus dem funfzehnten Jahrhundert von 2495 vierfüßigen Jamben. 4) **Parcival**, nach einer neuen Handſchrift. 5) Der arme Heinrich von **Hartmann von Owe**. 6) Von der Minne von **Gottfried von Strasburg**. 7) Weiberliſt von **Jakob Appel**. 8) Vom Pfennige, ein Gedicht von 100 Verſen. 9) Triſtam von Parnovie von **Gottfried von Strasburg**, fortgeſezt von **Bribert**. 10) Von Floren und Blantſchiſtur, ein Geſang **Ruprechts von Obent**, durch **Konrad Strick** aus dem Welſchen überſezt. 11) Iwin von **Hartmann von Owe**. 12) Der Freydank. Zur Litteratur der Minneſänger dienen 1) **Canzler** über **Müllers** Ausgabe der Minneſänger im Journal für alte Litteratur und neuere Lektüre. **Adelung** im Magazin der deutſchen Sprache, erſtlich ein Aufſaz über **Müllers** Ausgabe, zweitens, ein chronologiſches Verzeichniß von 222 Minneſängern. 3) **Oberlin** de poetis Alſatiae eroticis medii aevi, vulgo von den Elſaſſiſchen Minneſingern, 1786. Ueber die Gedichte **Parcival** und **Tyturel** ſehe man **Panzer's** Annalen der ältern deutſchen Litteratur, Nürnberg,, 1788. Das Gedicht Parcival das ſich in Müller's Sammlung befindet, iſt eine Fortſetzung des Gedichts Gamuret; denn Gamuret iſt ein Sohn des Königs von Tyrol. Tyturel liegt im Benediktinerkloſter Gottweich oder Keitwich im Oeſterreichiſchen in Manuſcript. Der Markgraf von Oranich unter N. 6, iſt einerlei mit dem Wilhelm von Oranſee unter N. 11. Herr Rath Caſperſon hat von dem angekündigten Gedicht 1782 den erſten, 1784 den zweiten Theil herausgegeben, der dritte Theil fehlt noch. Auſſerdem hat man noch von Eſchilbach: 1) der deutſche Homerus, liegt im Manuſcript im obgenannten Kloſter Gottweich. 2) Ein Heldengedicht von Karl dem Großen, ſteht in Schilter's Theſauro. 3) Geſchichte Alexanders Meyne, im Manuſcript in der Wolfenbüttler Bibliothek. Zu denen S. 87 angeführten dichteriſchen Fürſten gehört auch Heinrich der Fette, Herzog von Anhalt, ums Jahr 1213. Die vollſtändigſte Nachricht von Konrad von Wirzburg enthält des Herrn Oberlin Diſſ. de Conrado Herbipolitano, 1782. Er lebte zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts, und war Geiger am Hofe des Biſchofs von Wirzburg. In der Maneſſiſchen Sammlung ſind neue Gedichte von ihm. In der Jenaiſchen Bibliothek liegen von ihm ungedruckt: 1) Lobgeſang auf Gott und die Jungfrau Maria. 2) Lobgedicht auf eine vornehme Perſon. 3) Wettſtreit zwiſchen Konrad und Rumelant über die Frage: ob Weib oder Frau eine ehrwürdigere Benennung ſey. Zu Strasburg hat man von ihm ein Manuſcript: 1) Ein Gedicht vom heil. Alexius. 2) Ein Gedicht von der Birne. Nach Tenzel's monatlichen Unterredungen befindet ſich zu Gotha ein Gedicht Konrad's, von unſrer Frauen Lob. Das Gedicht von Engelhard von Burgund, liegt in der Wolfenbüttler Bibliotheck, von welchem Manuſcript Herr Eſchenburg im deutſchen Muſeum 1774 Nachricht gegeben hat. Der alte Titel von **Eggens Tod** iſt **Ecken Uzfarth.** **Bodmer's** Muthmaßungen von der Perſon des Dichters der **Chriemhilde** ſtehen im Journal für alte Litteratur und neuere Lektüre im zweiten Jahrgang. Einige legen die **Chriemhilde** den **Konrad Marner** bei. Das Lied der **Nibelungen** ſteht in der **Mülleriſchen** Sammlung. **Reinmar der Alte** war aus dem Badenſchen gebürtig, und lebte in der Jugend am Hofe des Markgrafen von Baden, Herrmann V. **Walther von der Vogelweide** ſtarb auf ſeinem Geburtsſchloß 1250. **Reinmar von Zweter** ſtarb 1269. **Heinrich von Veldig** lebte noch 1183, und genoß die Gnade Königs **Friedrichs I.** in vorzüglichem Grade. Seine Aeneide ſteht in der **Mülleriſchen** Sammlung. **Albrechts von Halberſtadt** Fortſetzung des **Gamuret** nach dem Franzöſiſchen des Kyot (oder Angot) hat den Titel **Tſchionatulander**, gedruckt ohne Anzeige des Orts 1477, wo auch **Eſchilbach's** Gamuret dabei iſt. Von Georg **Wickram** von Colmar Ausgabe der Albrechtiſchen Metamorphoſe hat man auch Ausgaben von 1551 und 1581. **Hartmanns,** Dienſtmanns zu Owe, Gedicht **Iwien** und **Laudine** ſteht, ſo wie ein anderes der arme **Heinrich** nun in der **Müllerſchen** Sammlung. Außerdem iſt auch von dieſem Dichter bekannt gemacht worden: **Ritter Iwain**, ein Heldengedicht, in heutige Mundart überſezt, und mit Anmerkungen von Herrn **Michaeler,** Wien, 1787, vier Bände. Das Gedicht **Ruprechts von Obent** ſteht nun in der **Mülleriſchen** Sammlung. **Grabener** ſchrieb 1726 ſechs Abhandlungen über das **Heldenbuch**, die hernach in **Baumgartens** Nachrichten von merkwürdigen Büchern eingerückt wurden. Die Perſonen, die die vornehmſten Rollen im Heldenbuch ſpielen, ſind Ottnit, der kleine Elberich, König Giebich, Lauria und Diedrich von Bern. Was für hiſtoriſche Perſonen darunter gemeint ſind, läßt ſich ſo wenig mit Gewißheit ſagen, als alle Anſpielungen des Gedichts erklären. Wirklich iſt Danhäuſer eine Hauptrolle in der **Möhrinn** des Herrmann von Sachſenheim. Wegen des **Ulrichs von Thurheim** (aus Schwaben) vergleiche man den Artikel **Eſchilbach**, wo die Ausgabe des Herrn **Caſparſon** von dem Gedicht über Markgraf Wilhelm angezeigt worden. Burggraf von Riedenburg iſt nicht Verfaſſer oder Sammler der Fabeln der Minneſänger. Zu der Liſte der Minneſänger gehören noch: 1) **Stricher**, ſuchte in einem Heldengedichte von Karl den Großen den **Eſchilbach** nachzuahmen und zu verbeſſern, die Handſchrift ſeines Gedichts liegt in der Abtey St. Gallen. 2) **Gürge von Erlenbach** ſchrieb ein Gedicht von Herzog Friedrich von Schwaben, das ſich in der Wolfenbüttler Bibliothek befindet. 3) **Konrad Mönch** Ueberſetzung eines Gedichts des Jakob von Theſſali oder Ceſſolis, (auch de Caſulis, de Teſſelis, de Theſſalonica) eines Dominikaners, am Ende des dreizehnten Jahrhunderts, de moribus hominum et de officiis nobilium ſuper ludo lutrunculorum, unter dem Titel: Schachzobelſpiel, unter welchem Titel man auch eine proſaiſche hat, die 1477 gedruckt worden, liegt zu Strasburg im Manuſcript. 4) **Rudolph**, Dienſtmann zu **Montfort**; über ſein Gedicht **Wilhelm von Brabant**, hat Herr **Caſparſon** eine Abhandlung in den heſſiſchen Beiträgen geliefert. 5) **Joh. Püterich von Reiherhauſen**, über welchem Herr **Adelung** 1788 eine Abhandlung geſchrieben. 6) Gottfr. von **Hohenloch**. 7) Albrecht von **Kenemos**. 8) Konrad **Schlecke**. 9) **Blandſtyſlin**. 10) von **Mowe** (er) **Waller von Wald**. 11) **Alberts**. 13) **Blicher**. 14) **Ulrich von Zyam**. 15) **Wirich von Grüneberg**. 16) **Sacherer**. 17) **Daniel von Blumenthal**. 18) **Barthel Regenbogen**. 19) **Wolfgang Rocher**. Schon Leſſing hatte im erſten Theil ſeiner Beiträge zur Geſchichte und Litteratur aus den Schätzen der Wolfenbüttler Bibliothek Hoffnung gemacht, den wahren Verfaſſer der Fabeln der Minneſänger zu entdecken, und indem nach ſeinem Tode 1782 von Herrn Eſchenburg herausgegebenen fünften Beitrage geſchah es wirklich. Die Dedikation der Fabelſammlung iſt an den Burggrafen von Riedenburg. Der Sammler ſelbſt aber heißt Boner, und die Sammlung enthält meiſtens poetiſche Ueberſetzungen aus Avianus und Romulus. Nach Leſſing's Meinung iſt die Sammlung jünger, als der **Renner**, und in der lezten Hälfte des vierzehnten, nach **Oberlin's** Meinung zu Ende des vierzehnten, oder zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts gemacht. Der eigentliche Titel der Sammlung iſt: **der Edelſtein**, weil die erſte Fabel vom Hahn handelt, der einen Edelſtein fand. In der Johanniterbibliothek zu Strasburg befindet ſich ein Manuſcript davon, und ein andres in Wolfenbüttel, das ſieben Fabeln mehr enthalt, als das Zürcher. Boneri Gemma, ſive, Boner's Edelſtein fabulas centum e Rhonaſcorum aeuo complexa, ſupplementum ad Scherzii ſpecimina philoſophiae moralis Germanorum ed. Jo. Jac. Oberlin Arg. 1782. Ueber die Bamberger Ausgabe ſehe man von **Heinecke** Nachrichten von Künſtlern und Kunſtſachen, Th. II. **Schelhorn** in ſeinen Ergötzlichkeiten, gedenkt einer poetiſchen Ueberſetzung des A. T. die auf Befehl Heinrich Landgrafens in Thüringen im dreizehnten Jahrhundert verfertigt worden; der Verfaſſer bediente ſich dabei der Hiſtoriae ſcholaſticae und der Arbeit des Gottfried von Viterbo oder Gottfried von Pirron. Ueber den **Renner** findet man Nachrichten in folgenden Schriften: 1) **Oetter** de poetis quibusdam medii aevi teutonicis, inprimis de Hugone Trimbergenſi in den Sammlungen verſchiedner Nachrichten aus allen Theilen der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften. 2) **Gottfried** de rarioribus Bibl. Paulinae

Codd. 1746. 3) **Eſchenburg** in der fünften Sammlung der **leſſingiſchen** Beiträge. 4) **Conz** in ſeinen Beiträgen, 1786. Ob **Hugo** Vorſteher von Meiſterſänger, oder Rektor einer Schule geweſen ſey, iſt ungewiß. Er war aus **Trymberg**, einem Dorfe an der Saale im Würzburgiſchen gebürtig. **Thurſtadt** liegt bei Bamberg, wovon eine Vorſtadt Babenberg heißt. Manuſcripte von **Renner** finden ſich auch zu Leipzig, Tübingen und Wolfenbüttel. Der Herausgeber von 1549 iſt ein Buchhändler **Cyriacus Jakob**. Der Titel dieſer Ausgabe iſt: Der Renner, ein ſchön und nützlich Buch, darin angezeigt wird, einem jeglichen, welcher Würden, Werken oder Standes er ſey, ſowohl geiſtliches, als des unterſten des weiblichen Regiments, daraus er ſein Leben zu beſſern, und ſein Amt nach Gebühr deſſelben auszuwarten und nachzukommen, zu erlernen hat, mit viel ſchönen Sprüchen der heiligen Schrift, alter Philoſophen und Poeten weiſen Reden, auch feinen Gleichniſſen und Beiſpielen geziert. Ob ein ungedrucktes Werk, deſſen **Wolf** in den **lectionibus memorab. T. II. p.** 1061 gedruckt, und das die **Reuias land** betitelt iſt, in Verſen oder Proſa abgefaßt worden, iſt daſelbſt nicht angezeigt. Der **Renner** war aus dem verlohren gegangnen **Sammler** genommen. **Plant** behauptet, ich weiß nicht, aus was für Gründen, **Hugo** habe ein Verzeichniß der beſten Dichter ſeines Jahrhunderts geſchrieben. — Ueber den **Freydank**, wovon zu Strasburg und Wolfenbüttel Handſchriften liegen, der von **Seb. Wegner** zu Worms 1539 herausgegeben worden, und der nun in der **Mülleriſchen** Sammlung ſteht, findet man Nachrichten in **Panzer's** Annalen der ältern deutſchen Litteratur, **Freydank** ſcheint ein erdichteter Name zu ſeyn. **Freydanks** Gedicht vom rechten Wege des Lebens, iſt eine Reihe poetiſcher Sentenzen, die ehemals in großen Anſehn ſtanden. Denn **Hanemann** in ſeinem Auszuge aus **Spangenbergs**

Buche über die Meiſterſänger ſagt: Nun hielt man damals auf keinen Spruch, den nicht Herr **Freydank** gedichtet. Der erſte Abſchnitt des Gedichts **vom rechten Wege des Lebens**, handelt von der **Beſcheidenheit**, oder, von dem Ziel und Maaß in unſerm Thun und Laſſen, und dieſen Abſchnitt hat Herr D. **Anton** im deutſchen Muſäum bekannt gemacht. **Seb. Brand** hat den **Freydank** durch mehrere Anführungen und Beiſpiele aus der heiligen und weltlichen Geſchichte ausgedehnt. Die **Laienbibel** iſt von einem ganz andern Schriftſteller, einem gewiſſen **Jakob Freydang** aus Kärnthen, und erſchien 1569. — In Gotha befinden ſich an Manuſcripten: 1) Eine gereimte Kronik vom Landgraf von Thüringen Ludwig. 2) Eine Legende von Karl dem Großen, 1314, aus dem Lateiniſchen überſezt. 3) Ein Reimbuch von Liebe, Barmherzigkeit und andern chriſtlichen Tugenden vom Jahr 1411.

C. Zur dritten Epoche.

Die Limburgiſche Kronik heißt **Faſti Limburgenſes**, und ward 1617 edirt. Im vierzehnten Jahrhundert überſezte ein Ungenannter die **Geſchichte von Barlaam und und Joſaphat** des Joh. Damascenus in deutſche Verſe, welche poetiſche Ueberſetzung man nicht mit der proſaiſchen verwechſeln muß, die unter dem Titel **das Buch der chriſtlichen Lehrer** 1470 gedruckt ward. Von der poetiſchen findet man eine Probe in **Gottſched's** kritiſchen Beiträgen St. 27. S. 407. — Die Strasburger **Meiſterſänger** wurden 1680 feierlich aufgehoben. Ein Stück des **Hans Schnepper**, genannt **Roſenblut**, hat Herr **Meißner** in dem Journal für alte Litteratur und neuere Lektüre, abdrucken laſſen. S. 96. Z. 6. **Fiallers** l' **Finklers**. **Hans Sachs** ward 1494 gebohren. Das Verzeichniß der einzeln gedruckten Gedichte von **Hans Sachs**, giebt **Will** im

Nürnbergiſchen gelehrten Lexikon. Die Ausgabe ſeiner Werke ſind folgende: 1) Der Augſpurgiſche Buchhändler **Wille** ließ zu Nürnberg in Heußlers Druckerei 1558-1561 in drei Foliobänden die Werke zuſammendrucken; aber **Hans Sachs** dichtete nachher noch vieles. 2) Mancherlei artliche neue Stücke in gebundnen Reimen von **Hans Sachs** in Folio bei Lochner zu Nürnberg Th. I. und II. 1570, Th. III. 1577, Th. IV. 1578, Th. V. 1579, der erſte Theil ward 1590, der zweite 1581, der dritte 1591 wieder aufgelegt. 3) Krüger zu Augſpurg ließ des Dichters Werke in Kempten 1612-1616 in fünf Quartbänden drucken. 4) Nürnberg, 1628. Der Auszug aus **Hans Sachs** iſt vom Herrn Regiſtrator **Häslein.**

D. Zur vierten Epoche.

Der Wormſer Herausgeber der **Möhrinn**, war der um die deutſche Litteratur vielfältig verdiente **Joh. Adolphus.** Daß es eine Strasburger Ausgabe von 1512 gebe, wird in den Schriften der Leipziger Geſellſchaft der freien Künſte Th. II. S. 421 behauptet. Ein altes Gedicht **über den Branntwein** vom Jahr 1493 findet man in dem Journal für alte Litteratur und neuere Lektüre. Im Jahr 1490 ſammelte Auguſtin **von Hammerſtetten** ein **Buch voll geiſtlicher Reime**, das ſich ungedruckt zu Gotha befindet, und folgendes enthält: 1) Der **Teichner** von unſrer Frauen Empfängniß. 2) Guldin Schnitt von **Konrad von Wirzburg.** 3) **Peter der Suchenriech** von den fünf Fürſten. — Der Eſop von **Steinhövel** ward auch 1616 gedruckt. — Vom **Theuerdank** findet man Nachrichten in **Panzer's** Annalen der ältern deutſchen Litteratur 1788. Der Ritter Furwittig iſt die Jugend, Neidelhart das Alter, und Unfalo die männliche Lebenszeit. Der Entwurf des Kaiſers war in lateiniſcher Sprache. Die

Versart ſind vier- auch dreifüßige Jamben mit eingemiſchten Trochäen, männliche und weibliche Verſe wechſeln willkührlich ab. Des **Burkard Waldis** Ausgabe ward auch 1589 und 1596 wiederholt. **Schultes** war ein Bildſchnitzer zu Ulm, der das Werk auch durch Figuren erläuterte. Zu Wien liegt auch eine ungedruckte Franzöſiſche Ueberſetzung. — Ueber den Bergreihen **Johannes im Korbe** vom Jahr 1510, findet man eine Abhandlung im Journal für alte Litteratur und neuere Lektüre. — **Johann Fiſchart**, genannt **Menzer**, iſt von vielen Gelehrten mit dem Juriſten **Fichard** zu Frankfurt am Mayn verwechſelt worden. **Fiſchart** war zu Strasburg gebohren. Im Jahr 1586 war er Amtmann zu Forbach bei Saarbrücken; vorher war er Reichskammeradvokat. Seine Werke folgen am beſten alſo auf einander: 1) Die S. 104 angeführte **affentheuerliche Geſchichtsklitterung**, wovon die erſte Ausgabe 1575 erſchien. Man hat auch Auflagen von 1582, 1590, 1594, 1596, 1600, 1605, 1620, 1631. 2) Ueberſetzung der proſaiſchen Satyre des **Marnix** in Holländiſcher Sprache, unter dem Titel: **Bienenkorb des heil. Röm. Jammerſchwarms**, wo ſich **Fiſchart** den Namen **Jeſuwall Pickhart** gegeben, Geißlingen, 1580. 3) Eine Ueberſetzung aus dem Lateiniſchen des **Kalvin**: Der heil. **Brodkorb** der heil. Römiſchen Reliquien, Geißlingen, 1583; hinter der Vorrede ſteht ein Gedicht: Heiligthums Spang von **Jeſuwall Pickhart**. 4) Das **glückliche Schiff**, wovon Stellen in der Sammlung der Zürcher Streitſchriften, aber in Proſa aufgelöſt, ſtehen. 5) Podagrammiſch Troſtbüchlein durch **Huldr. Ellopſolleros**, eine proſaiſche Lobrede aufs Podagra, voran ſteht ein Gedicht: Reznem um Salvaguarda des Podagra, Strasburg, 1591, 1604 6) **Huldr. Ellopſolleros** Flöhhatz, Weibertrotz, Wunder und wichtige Rechtshändel der Flöhe mit den Weibern, vermehrt mit dem Lobe der Mü-

Mücken und des Flohes, Strauß und der Laus, Straſsburg, 1577. 7) D. Joh. Fiſchart Erklärung und Auslegung einer von verſchiedentlichen Thieren haltenden Meß, Straſsburg, 1608, in Verſen. 8) Von St. Dominici des Predigermönchs und St. Franciſci artlichen Leben und großen Greuzln, geſtellt aus Liebe der Wahrheit 1571 in Verſen. 9) Der Barfüßer Sekten- und Kuttenſtreit durch Joh. Fiſchart, in Verſen, wahrſcheinlich vor 1580, ſteht auch bei einer Ausgabe, die Fiſchart von Alber's, Franciskaner-Alkoran 1614 beſorgte. 10) Die wunderlichſt, unerhörteſt Legend und Beſchreibung des abgeführten Jeſuiten Huttleins, durch Jeſuwall Pickhard, 1580, in Verſen. 11) Aller Praktik Großmutter, [illegible] Pruchnaſtikon, Laßtafel, Bauernvogel, oder, Wetterbüchlein auf alle Jahre und Land gerichtet, durch Wuſtblutus, 1598, eine Nachahmung des Rabelais. 15) Catalogus catalogorum perpetuo durabilis, das iſt, ein ewigwährend Verzeichniß gedruckter und ungedruckter Bücher und Schriften, erſter Theil, 1590, (der zweite Theil erſchien nie) eine proſaiſche Satyre. 13) Nachtrab, oder, Nebelkrähe von Neznem (der umgekehrte Name Menzer) wider Geckel Rab, das iſt, wider einen Superintendent Rab, der 1570 katholiſch ward. 14) Die Spiegeleule, geſangsweiſe, iſt keine poetiſche Ueberſetzung des Eulenſpiegels. 15) Ein Gedicht vom kunſtreichen Uhrwerk im Münſter zu Straſsburg in Schadäi Beſchreibung des Münſters. 16) Einer Schwalben- und Spatzenhetze gedenkt Fiſchart, aber es iſt ungewiß, ob es gedruckt worden, vielleicht war es eine Satyre auf die Dominikaner und Franciskaner. 17) So gedenkt er auch einer grillekotteſtiſchen geiſtloſen Mühl zur römiſchen Frucht, in Verſen. 18) Ob der Gauchlob, der Rothſchlag von Erweiterung der Hölle, und die Hoſſuppe wirklich gedruckt worden, iſt ungewiß. Nachdem 1775 Herr Bode in einer Ankündigung

wie

verſprochen hatte, **Fiſcharts** Nachahmungen des Rabalais herausgegeben, nachdem ein ähnliches Herr **Reichard** 1781 gethan, erſchien endlich **Gargantua** und **Pantagruel**, umgearbeitet nach Rabalais und **Fiſchart**, von D. **Eckſtein**. (das iſt, L. F. **Sander**) Hamburg, Th. I. 1783, Th. II. 1786, Th. III. 1787. **Flögel** in der Geſchichte der lateiniſchen Litteratur hat **Fiſcharts** Werke am vollſtändigſten verzeichnet. — Der ganze Name von **Brand** iſt **Seb. Brand**, genannt **Titio**. Er war aus Strasburg gebürtig, aber zu Baſel, wo er hernach 1494 Profeſſor ward, ſtudierte er. Von den Ausgaben des **Narrenſchifs** handeln **Flögel** in der Geſchichte der komiſchen Litteratur, die Wochenſchrift, der **Bürgerfreund**, Strasburg, 1778, und **Panzer** in den Annalen der ältern deutſchen Litteratur, 1788. Man hält insgemein die Ausgabe, Baſel 1494, für die älteſte, ſie kann es aber nicht ſeyn, da man ſchon von 1488 eine lateiniſche Ueberſetzung hat. Von 1494 hat man vier Ausgaben, eine zu Baſel, eine zu Nürnberg, und zwei Strasburger. Ferner erſchien das **Narrenſchif** 1495 zu Baſel, Strasburg und Augſpurg, 1498 zu Strasburg, 1499 zu Baſel, ebendaſelbſt 1506, 1507, 1508, 1512, zu Strasburg aber durch Mag. Eisleben, d. i. Agricola verſtümmelt 1545, zu Strasburg 1549, zu Frankfurt 1560, zu Strasburg 1564, 1566, zu Zürch 1565, zu Frankfurt 1567, daſelbſt 1615, aber ſehr geändert und moderniſirt. **Joh. Geyler** aus Keyſersberg, hielt ſeine Predigten über das Narrenſchif im Jahr 1498. Der Titel dieſer, in lateiniſcher Sprache herausgegebenen Predigten, iſt: Navicula, ſeu, ſpeculum Fatuorum 1510, neue Auflage 1511, in einer Ausgabe von 1513 hat B. Rhenanus ein Leben **Geyler's** beigefügt, 1519 wurde ſie zu Roſtock ins Plattdeutſche, und 1520 zu Strasburg unter dem Titel: Des hochw. Herrn D. Kayſersbergs Narrenſchif, vom Pater **Pauli** ins Hochdeutſche überſetzt. Höniger's niger's Ueberſetzung, die den Titel Weltſpiegel hat, ward 1574 neu aufgelegt. Weil man es Geylern verargte, über das Narrenſchif gepredigt zu haben, ſo hielt er auch Predigten unter dem Titel: **das Schif der Pönitenz**, die erſt lateiniſch, dann deutſch herauskamen. Die engliſche Ueberſetzung des Narrenſchifs erſchien 1509, iſt von **Alexander Barklay**, und hat viele Zuſätze. Franzöſiſch ward es von einem Ungenannten in Verſen 1497 überſetzt, welche Ueberſetzung 1498 neu aufgelegt ward. Ferner von Drovin in Verſen, Lion, 1491, 1498, von einem Ungenannten in Proſa, doch mit verſificirten Argumenten, 1499, 1519. Im Jahr 1680 gab es ein Ungenannter in holländiſcher Sprache, aber abgekürzt und erweitert, heraus; ein gewiſſer B. überſezte es in dieſelbe Sprache 1635. **Brand** ſelbſt übertrug es **Lochern**, es ins Lateiniſche zu überſetzen, und revidirte deſſen Arbeit. **Locher's Narragonica profectionis nauis**, iſt eine ſehr freie Ueberſetzung, und erſchien zuerſt zu Strasburg 1488. Sie ward daſelbſt 1497, und zu Baſel 1497, 1498, 1506, 1572 wieder aufgelegt. Auch hat man Ausgaben davon, Paris 1498, 1505. Des Badius Paraphraſe kam ſchon in Strasburg 1496 heraus, und ward daſelbſt 1497, 1506, 1507, imgleichen Paris 1507, 1513, 1693, Baſel 1554, 1592 wieder aufgelegt. Eine plattdeutſche Paraphraſe des Narrenſchifs erſchien 1579. **Brand** ſelbſt ſchrieb kein **Schif der Weiſen**, ſondern **Geyler's Navicula poenitentiae** wird zuweilen ſo genannt. Man hat von **Brand** auch: **Schöne liebliche Fabeln** in Proſa, die insgemein bei **Steinhövel's** Eſop angedruckt ſind. Der Titel von ſeiner Ueberſetzung des **Kato** iſt in einigen Ausgaben: Catho in Latein, durch Seb. Brand getuſcht, in andern z. E. der Köllner von 1530: Catho zu Deutſch. Im Jahr 1503 erſchien zu Pforzheim von **Brand** ein **Traum** in deutſchen Reimen. Die **Carmina latina** von **Brand** kamen 1498 zu Baſel heraus. — Die älteſte Ausgabe des urſprünglich plattdeutſch geſchriebenen **Reinecke Fuchs**, (worüber **Flögel** in der Geſchichte der komiſchen Litteratur, und **Panzer** in den Annalen, die beſte Nachricht geben) erſchien unter dem Titel: **Die Hiſtorie van reynaert de vos**, Delft, 1485. Dieſe Ausgabe hat Herr **Suhl** zu Lübeck 1783 neu abdrucken laſſen. Jener plattdeutſche **Reinecke Fuchs** iſt in Proſa mit eingemiſchten Reimen. Die erſte Ausgabe in plattdeutſchen Verſen kam unter dem Titel **Reinecke de vos** zu Lübeck 1498 heraus, mit einer Vorrede von **Heinrich von Alkmar**, (Hofmeiſter eines Herzogs von Lothringen) der ſich als Verfaſſer angiebt. Friedr. Aug. **Hackmann**, Prof. zu Helmſtädt, ließ dieſe Ausgabe zu Wolfenbüttel 1718 neu drucken. Einige haben den **Heinrich von Alkmar** für eine erdichtete Perſon halten wollen, aber wahrſcheinlich war er aus der Stadt Alkmar in Holland gebürtig. Bei welchem Herzog von Lothringen er aber Hofmeiſter geweſen, iſt ungewiß; nach **Gottſcheds** Meinung bei Renatus II. der 1508 ſtarb. **Heinrich von Alkmar** ſagt, er habe das Buch nicht ſelbſt gemacht, ſondern aus dem Italiäniſchen und Franzöſiſchen überſezt. Das hält **Gottſched** für Erdichtung; aber wirklich waren in franzöſiſcher Sprache ſeit der Zeit der Troubadours ſchon viele Gedichte und Romane vom Renard erſchienen. Das Werk des **Heinrich von Alkmar** ward zu Roſtock 1517 neu edirt. **Nic. Baumann**, ein Doktor der Rechte, aus Oſtfrießland gebürtig, (von deſſen Familie Herr D. Büſching in den wöchentlichen Nachrichten vom 1774 mehr Nachricht ertheilt) ſtarb zu Roſtock 1526. Die erſte Ausgabe ſeines Werks erſchien zu Roſtock 1522, und ward daſelbſt 1539, 1548, 1549, 1592, 1662 wiederholt; auch ward es Frankfurt 1572, 1575, Hamburg 1606, 1660, 1666 herausgegeben. Ob Baumann (welcher gar Kollegia über den Reinecke las) der Verfaſſer des Werks ſey, wie eine Tradition in ſeiner Familie zu beſtätigen ſcheint, läßt ſich nicht entſcheiden. Die erſte Ausgabe in hochdeutſcher und Sprache (von **Beuther**) erſchien Frankfurt 1545, und ward 1556, 1579, 1590, 1602, 1608, 1617 wiederholt. **Schopper's** Ueberſetzung in lateiniſchen Jamben erſchien 1567 unter dem Titel: **Opus poeticum de admirabili fallacia et aſtutia vulpeculae Reineke.** Die folgenden Ausgaben 1574, 1579, 1580, 1584, 1595 haben den Titel: Speculum vitae aulica. In einer Roſtocker Ausgabe des deutſchen Originals, Roſtock, 1650, hat ein ungenannter Jeſuiter die Sprache ſehr verändert. In den Symbolis litterariis ad litteraturam teutonicam, Koppenhagen, 1787, T. II. ed. Suhm. ſtehen Nachrichten von einer Geſchichte Laurins, des Zwergs und Diebrichs von Bern. Das Heldenbuch ward auch Frankfurt 1509, 1545, 1560, 1579, 1590 wieder aufgelegt. **Gottſched** in der diſſ de temp. vatum teut. mithicis, und **Grabeſner** in den ſchon oben angeführten Abhandlungen ſtritten, was für wahre Geſchichten im Heldenbuch verborgen ſeyn möchten. — Von **Murner's** Schriften findet man Nachrichten in **Panzer's** Annalen. **Murner** ward 1475 geboren. Sein Lehrer war Jac. **Locher**, der lateiniſche Ueberſetzer des Narrenſchifs. Er lehrte Anfangs zu Freyburg im Brisgau, ward von Maximilian I. 1509 zum Dichter gekrönt, nahm 1509 den theologiſchen Doktortitel an, las zu Trier und Strasburg Kollegia, hielt ſich einige Zeit bei König Heinrich dem VIII in England auf, ward Profeſſor der Theologie zu Luzern in der Schweiz, mußte 1529 wegen gewiſſer Schmähſchriften gegen die proteſtantiſchen Kantons, die Schweiz verlaſſen, und ſtarb noch vor 1557. Seine Schriften ſind: 1) Die angezeigte Aeneide. 2) **Narrenbeſchwörung** in Verſen, worüber er zu Frankfurt gepredigt hatte, eine Satyre auf alle Stände, beſonders aber auf die Kleriſey; ſie erſchien zu Strasburg 1512,

1513,

1518, 1512; Georg **Wickram** gab ſie zu Strasburg 1556 moderniſirt heraus, und ſo ward ſie daſelbſt 1558, 1608, und Frankfurt 1665 wiederholt. 3) Der **Schelmenzunft** Anzeigung weitläuftigen Muthwillens, in Verſen, worüber er gleichfalls geprediget hatte, Strasburg 1512, 1514, 1516, Frankfurt 1567, in der Ausgabe Frankfurt 1618 hat das Werk den Titel: Die alte und neue Schelmenzunft, und ſehr verſtümmelt eine neue Ausgabe der Schelmenzunft, ward zu Halle 1788 beſorgt. Ins Lateiniſche überſezte ſie Joh. **Flittner** unter dem Titel: Nebulo nebulonum, Frankfurt 1620, 1654, 1664, 1665. Von Petr. van Baardt hat man eine Ueberſetzung in holländiſchen Verſen 1645. 4) **Die Mühle von Schwindelheim**, in Verſen, Strasburg 1515, eine Satyre auf Dummköpfe, die große Aemter bekleiden. 5) Die **Gäuchmatt**, Baſel, 1519, Frankfurt, 1565. 6) Von dem großen lutheriſchen Narren, wie ihn D. Murner beſchworen hat, Verſe, ohne Anzeige des Orts und des Jahres. 7) Eie neues Lied von dem Untergang des chriſtlichen Glaubens, in Bruder Veitens Ton, ohne Anzeige des Orts und des Jahres. —— Außer dem **Memorial der Tugend** hat man von **Johann von Schwarzenberg** auch folgende Gedichte: 1) Ein Büchle wider das **Zutrinken**. 2) Ein Land wider das **Mordlaſter**. 3) **Kummertroſt** wider den Hausunmuth, bei dem frühen Tode ſeiner Gattin. Dieſe Gedichte erſchienen einzeln, ſind aber auch bei des Verfaſſers deutſchen **Cicero**, Augſpurg 1534 zu finden. Zwei Briefe von ihm, nebſt Nachrichten von ſeinem Leben und Schriften, ſtehen in Herren **Strobel's** vermiſchten Beiträgen zur Geſchichte der Litteratur, 1774. —— Das Gedicht von der **Frauen Untreu** und vom **Hofleben**, iſt eins, und **Morsheim** (ein Schweizer) nur der Herausgeber. Der eigentliche Titel iſt: Hofleben, deſſen Schlag und Händel, wie Untreu daſelbſt von etlichen gepflogen und geſpielt wird, von einem Ritter ums Jahr 1497 reimweiß beſchrieben, und von Joh. v. Morsheim anno 1535 publiciret, von neuen überſehn durch Joh. Textorem von Höger, Stadtſchreiber zu Heidelberg, jetzo aber mit ſchönen Kupferſtichen geziert durch Eberhard Kieſer, Frankfurt, 1617. Textor hat in dieſer Ausgabe viel geändert. Man hat noch ein andres Gedicht von der Frauen Untreue, das mit jenem nicht zu verwechſeln iſt. — Ringwald war Pfarrer zu Langefeld in der Mark Brandenburg. Man hat von ihm: 1) Ein Büchlein geiſtreicher Geſänge, an der Zahl 120. 2) Die Evangelia reimweis verfaßt. 3) Epithalamium vom Lobe der frommen Weiber. 4) Die lautere Wahrheit, darinnen angezeigt wird, wie ſich ein weltlicher und geiſtlicher Kriegsmann in ſeinen Beruf verhalten ſoll, Erfurt 1585, 1592, 1595, 1602. Schlecht verbeſſert iſt dies Werk in folgender Ausgabe: Die deutſche Wahrheit in poetiſcher Verkleidung, nach Anleitung Ringwalds, durch Joh. Wilh. Brodtkorb, Langenſalza 1700. 5) Beſchreibung des Zuſtands im Himmel und in der Hölle ſammt aller Gelegenheit, Freude und Wonne der Gottſeligen, auch Ach und Weh der Verdammten, offenbaret von dem treuen Eckhardt, ſo zwei Tage und zwei Nächte in ſeiner Krankheit im Geiſte verzückt gelegen, Frankfurt an der Oder, 1599, Hamburg, 1602, 1691, Magdeburg, 1698. Man ſehe Sonnekalb's hiſtoriſch-kritiſche Abhandlung über einige Schriften Ringwald's, in den Schriften der Leipziger Geſellſchaft der freien Künſte B. II. — Hieher gehört Paul Rebhuhn's, zulezt Superintendenten zu Oelsnitz, Klage des armen Mannes und Sorgenvoll in Theurung und Hungersnoth, Zwickau, 1540, in Jamben und Trochäen; man hat von dieſem Verfaſſer auch ein Hochzeitſpiel auf die Hochzeit zu Kanaan 1536. — In dieſe Epoche gehört auch Matth. Holzwarth von Harburg, ein Würtenberger, wegen ſeines Luſtgartens neuer deutſcher Poeterei zu Ehren dem fürſtlichen Hans Würtenberg, 1568, worin Lobgedichte enthalten ſind. Man hat auch noch mehrere Gedichte von ihm. Siehe (Elwert's) ungedruckte Reſte alten Geſangs nebſt Stücken neuer Dichtkunſt, 1784. — Ein Bürger und Meiſterſänger zu Augsburg **Daniel Holzmann** gab daſelbſt 1511 fünfundneunzig Fabeln des **Cyrillus** in Verſen heraus, die Herr Meißner 1782 in moderne Proſa übertragen hat. — **Dedekind** ſtarb zuletzt als Prediger in Lübeck 1598, und war geboren zu Neuſtadt 1551. Sein Grobianus erſchien verteutſcht durch **Kaſpar Scheid**, Worms 1551, 1557. Grobianus und Grobiana, ganz von neuem zugericht durch **Wend. Hellbach** erſchien 1567. Man hat auch noch eine dritte Ueberſetzung von **Wenzel Scherfer**, Brieg, 1654. — **Erasmus Alberus**, war 1525 Schullehrer zu Urſel, ſodann Prediger zu Gutzenhain und Sprendlingen, ferner Hofprediger des Kurfürſten von Brandenburg, im Jahr 1541 Prediger zu Neubrandenburg, im Jahr 1542 Prediger zu Baden bei Friedberg, im Jahr 1543 ward er Doctor der Theologie, im Jahr 1545 Prediger zu Bobenhauſen im Hanauiſchen, im Jahr 1548 Prediger zu Magdeburg, in den Jahren 1552 und 1553 privatiſirte er zu Hamburg, im Jahr 1553 ward er Generalſuperintendent zu Neubrandenburg im Meklenburgiſchen, und ſtarb den 5. May 1553. Auſſer ſeinen geiſtlichen Liedern gehören hieher: 1) Das Buch der Weisheit und der Tugend, nämlich 49 Fabeln, mehrentheils aus Aesopo gezogen, und mit guten Reimen verklärt, Frankfurth 1550, 1579, 1590, 1597. **D. Schmid's** Abhandlungen über dieſe Fabeln im Journal v. u. f. D. St. 11. 1788. S. auch **Hummel's** Bibliothek ſeltener Bücher B. 1. S. 424. 2) Eilend, aber doch wohl getroffne Contrafactur, da Jurgel Witzel abgemahlt iſt, wie er dem Judas Iſcharioth ſo gar ähnlich ſieht, in Reimen, ohne Ort und Jahr. 3) De grote Wohlthat, die unſer Herr Gott durch D. Luther der Welt erzeigt hat, 1546 in plattdeutſchen Verſen. Am vollſtändigſten ſteht das Leben des Alberus in des Herrn Strider heſſiſchen Gelehrtengeſchichte Th. I. — Hieher gehören des Kurſächſiſchen Geheimderath Abraham von Bock, geboren 1531 in Schleſien, geſtorben zu Dresden 1603, Gedichte, die zu Wien 1557 herauskamen — Rollenhagen war aus Bernau gebürtig. Als er im Jahr 1556 zu Wittenberg den Medikus D. Ortel über Homers Gedicht leſen hörte, ſchrieb er ſeinen Froſchmäusler — Johann Friedrich der Großmüthige, Kurfürſt zu Sachſen, der 1554 ſtarb, verfertigte im Gefängniß das Lied: Wie es Gott gefällt, ſo gefällt mir es auch. — Dan. Hermann, aus Preuſſen, pohlniſcher Sekretair, der 1601 ſtarb, gab 1567 ein Gedicht auf die Stiftung der Univerſität Königsberg, und andre Lobgedichte heraus. — Das Leben von Johann Klai ſteht in der Sammlung ausgeſuchter Stücke der Geſellſchaft der freien Künſte zu Leipzig, B. III. S. 111. Seine Grammatica erſchien 1578. Salomo (nicht Samuel) Frenzel von Friedenthal war zuletzt Inſpector der Schule zu Riga, und gekrönter Poet, er ſtarb 1605; man hat von ihm viele lateiniſche Gedichte. Die loſen Füchſe dieſer Welt wurden 1606 wieder aufgelegt.

E. Zur fünften Epoche.

Im Jahr 1591 kam heraus Reichstag, oder Verſammlung der Bauern, gehalten zu Friedberg im Rychthal, darinnen die gemeine Klage jetziger Welt gehört wird von Wz. Eckſtein. — Ad. von Creutzheim gab auch 1615 einen Eſelkönig in Proſa heraus — Johann Spreng's Ueberſetzung des Palingenius erſchien 1549. — Der Ueberſetzer des Euſtathius heißt Joh. Chriſt. Artoreus, genannt Wolkenſtern; die zweite Auflage Straßburg 1610 hat den Titel: Iſmenius, oder, Vorbild ſteter Liebe durch Euſtathium in griechiſcher Sprache beſchrieben, nachmals durch Carani in Italiano transferirt, anjetzt in Teutſch gefertigt — Eine Abhandlung über die fruchtbringende Geſellſchaft von Gottſched findet man in den Schriften der Leipziger Geſellſchaft der freien Künſte, Th. III. S. 147. In Gottſched's kritiſchen Beiträgen St. 13. S. 368 ſteht von Gottfr. Behrndt ein Zuſatz zu Neumark's Palmbaum aus ungedruckten Nachrichten. Aus verſchiednen Programmen des Herrn Director Heinze zu Weimar iſt die Nachricht von der fruchtbringenden Geſellſchaft gezogen, die ſich im Journal v. u. f. D. 1784 St. 3. befindet — Opitzens Buch von der deutſchen Poeterey erſchien zuerſt Brieg 1614, und ward zu Wittenberg 1634, 1635, 1638, 1641, 1647 wieder aufgelegt. In der Frankfurter Ausgabe 1645 machte Hommann Zuſätze, mit denen es 1658 und 1668 wieder aufgelegt ward. Von den Ausgaben der Opitziſchen Gedichte ſind nachzuhohlen: 1) Mart. Opitii acht Bücher deutſcher Poematum, von ihm ſelbſt herausgegeben, Breslau 1625, nachgedruckt, Frankfurt am Mayn 1618, neu aufgelegt Breslau 1629. 2) Mart. Opitii teutſcher Poematum erſter und zweiter Theil, Breslau 1637. 3) Mart. Opitii geiſtliche Poemata, von ihm ſelbſt zuſammengeleſen, Breslau, 1638. 4) Mart. Opitii Poemata, aufs neue überſehn, Danzig, 1641. 5) Mart. Opitii weltliche Poemata, zum viertenmal vermehrt, Frankfurt am Main 1641, 1648. 6) Des berümten Schleſiers Mart. Opitii von Boberfeld Opera, Breslau, 1690. Gottſched gab 1739 eine Lob- und Gedächtnißſchrift auf den Vater der deutſchen Dichtkunſt Martin Opitz heraus. Opitzens Leben ſteht auch in Brucker's Ehrentempel der deutſchen Gelehrſamkeit, Augsburg, 1747 Dec. IV. S. 154. — Niehuſen war nicht Flemming's Schwager, ſondern Schwiegervater. — Von dem Prof. Joh. Wilh. Laurenberg, deſſen bei

Tſcherning gedacht wird, und der 1659 ſtarb, hat man in plattdeutſchen Verſen: De veer olde berömde Scherzgedichte in't Nedderdutſch gerymet durch Hans Wilhelm L. Roſt. (d. i. Laurenberg, Roſtokienſis) 1655; ſie wurden Hamburg 1658 von einem Ungenannten gehochdeutſcht herausgegeben. — Die Ausgabe von **Andr. Gryph's** Gedichten 1698 beſorgte ſein Sohn. **Piaſtus** iſt ein Luſt- und Geſangſpiel in Verſen. Engel kehren bei dem Piaſtus ein, ſeegnen ſein Haus, und werden von ihm verehrt. **Die Gibeoniten** ſind aus dem Hollandiſchen des **Vandel** überſetzt. S. des Herrn **Vulpius** Nachrichten von Andr. **Gryph** im Theaterkalender. —— Eine zweite Nachleſe zu **Scultetus** Gedichten gab Herr **Scholz** Breslau 1783 heraus. —— **Morhof** hat den **Logau** allerdings gekannt, wie **Schmid** im Nekrolog zuerſt erwieſen hat. — **Chriſtian Caldenbach** war geboren zu Schwibus in Niderſchleſien, und ſtarb 1698 —— Zu dieſe Epoche gehören noch 1) Friedr. **Sper**, oder, **Spree**, ein Jeſuit, geboren zu Kaiſerswerth 1591, ſtirbt 1635 zu Trier; von ihm iſt: **Trutz Nachtigall**, oder, geiſtlich poetiſches Luſtwäldlein, Kölln, 1623. 2) **Jak Balde**, Jeſuit, geboren zu Enſisheim 1603, ſtarb zu Nürnberg. 1668. Von ſeinen deutſchen Gedichten, die viele Sonderbarkeiten enthalten, und in denen oft Latein eingemiſcht iſt, giebt das deutſche Muſeum 1780 und 1781 Nachricht.

F. Zur ſechſten Epoche.

Ueber **Harsdörfer**, der 1607 geboren war, findet man eine Abhandlung von Herrn Profeſſor **Meißner** in den Journal für alte Litteratur und neuere Lektüre. — Von **Johann Klaj** hat man auch eine Pegnitzſchäferey, ingleichen ein Gedicht über das Leiden Jeſu — Von **Sigmund von Birken** (auch Betulius genannt, geboren in Böhmen 1626) hat man auch: 1) der deutſche Olivenberg, 2) geiſtlicher Weihrauch, 3) Pegneſiſche Geſprächſpiel-Geſellſchaft von Nymphen und Hirten — Zeſen's Geſellſchaft hieß die deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft, oder Nägleinzunft, und ward 1649 geſtiftet, ging aber bald nach Zeſens Tode 1689 wieder ein. Man hat, außerdem, was ſchon in der Olla von Zeſen angeführt worden, von dieſem Schriftſteller: 1) Die **Helikoniſche Hechel** 1688, enthält Rezenſionen und Geſpräche über die Dichtkunſt. 2) **Die adriatiſche Roſemunda.** 3) **Das Hohelied** deutſch. 4) **Hochdeutſche Sprachübung,** das iſt, Orthographie. 5) **Scala Heliconis teutonica.** 6) **Aſſenat,** eine Liebesgeſchichte. 7) **Simſon,** Liebesgeſchichte. 8) **Holofernes,** Liebesgeſchichte. 9) **Andächtige Lehrgeſänge von Chriſti Nachfolge.** Uebrigens überſetzte er der Scudery Ibrahim und Iſabelle, und die afrikaniſche Sophoniſbe. — **Neumark,** der 1621 gebohren war, gab heraus: **Poetiſch-hiſtoriſcher Luſtgarten,** darinnen der ſieghafte David, die verſtändige Abigail, die erhöhte Bogene, Kleopatra, Sophonisbe, und andre heroiſche Gedichte ſtehen) ein **Geſprächſpiel** vom Lobe Herzogs Wilhelm IV. zu Sachſen 1659; **Filamon und Belliſflor.** — In dieſe Epoche gehören: **Johann Wilhelm Simler,** Zuchtherr im Collegio Barthenico zu Zürch, wegen ſeiner **deutſchen Gedichte,** Zürch, 1648; ſie enthalten vier Verſe über den Inhalt der Pſalmen, unterſcheidentliche auf Zeiten und Anläße gerichtete Gedichte, und allerhand Ueberſchriften in einer ſehr rauhen Sprache. 2) **Heinrich Muhlpfort,** Rathsſchreiber zu Breslau, geboren daſelbſt, ſtirbt 1683 wegen ſeiner **deutſchen Gedichte,** Th. II. 1686, 1698, beſtehend in Glückwünſchungs- Hochzeit- Leichengedichten, und geiſtlichen Gedichten und Liedern, in **Hofmannswaldau's** Geſchmack;

ſchmack; **Hoſmannswaldau** machte ihm folgende Grabſchrift:

Neun Wörter und nicht mehr ſoll dieſer Grabſtein haben,
Hier unter dieſem Stein liegt Gicht und Durſt begraben.

Viele Gedichte von **Simon Dach** erſchienen auf einzelnen Bogen, z. B. 1638 ein Glückwunſch an den Kurfürſt von Brandenburg, 1643 auf die Geburt eines preußiſchen Prinzen; auf das Jubelfeſt der Stadt Tilſit; auf das Jubelfeſt der Univerſität Königsberg; auf die Erbauung einer neuen Kirche zu Königsberg, ein Schäferſpiel **Sorbiſe** u. ſ. w. Einige ſeiner Gedichte findet man in **Kaldenbach's** Anweiſungen zu deutſchen Gedichten. Ueber ſein Leben ſiehe **Hartknoch's** erläutertes Preußen Th. I. S. 537, und **Lauſon's** Gedächtnißrede 1759. — Der Nachfolger von **Dach** in der Profeſſur zu Königsberg war **Johann Röling**, geboren 1634 zu Luttenburg in Wagrien, ſtirbt 1679, welcher geiſtliche Oden und andere Lieder heraus gab. Siehe Berliniſche Monatsſchrift 1783. — Der Dichter S. 47 heißt nicht Hanburg, ſondern **Homburg**. — Zu dieſer Epoche gehören noch: 1) **Johann Samuel Adami**, Miſander genannt, geboren zu Dresden 1638, gekrönter Poet, und Pfarrer zu Pretſchendorf, ſtirbt 1713, wegen ſeines **verdeutſchen Perſius**, (in Proſa) Dresden 1674. 2) **Auguſt Augsburger**, wegen der **reiſenden Clio**, 1640, der Schäferey nach Montchretien, 1644 **Arnalde und Luiardo**, ein Roman 1642, der **verzweifelte Judas** 1647, **Thränen beim Kreuß Chriſti** 1642. 3) **Herrmann Heinrich Scheren**, geboren zu Jever, wegen der neuerbauten **Schäferey** von der Liebe Daphnis und Chryſilla, Hamburg, 1638. 4) **Wolfgang Helmhardt von Hohberg**, in der fruchtbringenden Geſellſchaft der Sinnreiche, geboren 1612, ſtirbt 1688, wegen a) **Luſt- und Arzneigarten**, oder, die mit deutſchen Saiten überzogene Kronharfe, des königlichen Propheten Davids. b) Der Habsburgiſche Ottobert, ein Heldengedicht, Erfurt, 1664. 5) Johann Wilhelm von Stubenberg, in der fruchtbringenden Geſellſchaft der Unglückliche, ſtirbt 1688, wegen der Eramena, ein Roman aus dem Italieniſchen des Biondi. 6) Ferdinand Albrecht, Herzog zu Braunſchweig, geboren 1636, ſtirbt 1687 wegen der ſonderbaren aus göttlichem Eingeben in Reime gebrachten andächtigen Gedanken, 1677. 7) Martin von Kempen, gekrönter Poet, und Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, geboren zu Königsberg in Preußen 1642. ſtirbt 1683, wegen a) Abhandlungen von der heroiſchen Poeſie der Deutſchen. b) Siegspracht der Dichtkunſt, worin drei Strafgedichte ſind, 1686. 8) Daniel Bärholz, Sekretair zu Elbingen, ſtirbt 1688, hieß unter den Pegnitzſchäfern Hylas, wegen a) Balthis, oder, Sammlung von Gedichten, Lübeck, 1674 Th. III., im dritten Theil ſtehn Sonnette. b) der denkwürdige Weinmonath von Charicles 1678. 8) Johann Ludwig Praſch, Syndicus zu Regensburg, geboren daſelbſt 1637, ſtirbt 1690 wegen a) Gründliche Anzeige von der Fürtreflichkeit und Verbeſſerung deutſcher Poeſie, ſamt einer poetiſchen Zugabe (meiſtens von Sinngedichten) 1680. b) Entwuf der Deutſchliebenden Geſellſchaft. c) Diſcurs von der Natur der deutſchen Reime. d) Die getreue Alceſtis, ein Roman. 9) Katharina Regina von Greifenberg, in der Deutſchgenoſſenſchaft, die Tapfre, in der Lilienzunft Obervorſitzerin, wegen der Sonnette, Lieder und Gedichte, die ihr Bruder Hans Rudolf von Greifenberg Nürnberg 1660 herausgab. 10) Celadon, das iſt, Chriſt. Adam Negelein, Kaufmann zu Nürnberg, geboren daſelbſt 1656, ſtirbt 1701, Mitglied des Pegnitzordens wegen a) Abraham der Großgläubige, Singſpiel. b) Alte Zionsharfe. 11) Ernſt Gottlieb von Berge, wegen des

ver

verluſtigten Paradieſes von Johann Milton, Zerbſt, 1682. 12) **F. C. Breßand** zu Wolfenbüttel, wegen a) Rodogüne 1691. b) Hermenegildis. 1693. c) Athalie 1694. d) Sertorius 1694. e) Rodegüne 1695. f) Brutus 1697, verſifizirter Trauerſpiele aus dem Franzöſiſchen; auch ſchrieb er einige Opern. 13) **Daniel Georg Morhof**, Profeſſer zu Kiel, geboren zu Wismar 1639, ſtirbt 1691, wegen a) Unterricht von der deutſchen Sprache und Poeſie, 1682. b) Deutſche Gedichte 1682. c) Beides zuſammen, Frankfurt 1700. 14) **Gottfried Finkelthaus**, Stadtrichter zu Leipzig, wegen a) Salomons hohes Lied. b) Deutſche Lieder 1634. 15) **Juſt Sieber**, gekrönter Poet, Paſtor zu Schandau, geboren 1618, ſtirbt 1695, wegen a) Margenis über den weſtphäliſchen Frieden. b) Adeline, Lob des Adelſtandes. c) Davids Harfenpſalme. 16) **David Schirmer**, geboren zu Freyberg, Bibliothekar in Dresden, wegen a) Roſengebüſche. b Jeſu Chriſti Triumph. c) Singende Roſen. d) Triumphirender Amor, Singſpiel, 1652. e) Ballet von der Glückſeeligkeit, 1667. f) Rautengebüſche, 1657. 17) **Gotth. Flammin Weidner**, des Q. Horatius Flaccus Lyriſche Gedichte in deutſche Oden überſetzt, Leipzig 1690, neue Ausgabe mit Neuhaus Vorrede 1764. 18) **Veit Ludwig von Seckendorf**, zuletzt Kanzler zu Halle, geboren 1626 zu Aurach, ſtirbt 1692, wegen ſeiner poetiſchen Ueberſetzung des Lukan in den politiſchen und moraliſchen Diſcurſen über Lucani Pharſalia 1694. 19) **Juſt Gottf. Rabener**, Rector zu Meißen, geboren zu Sorau 1665, ſtirbt 1699 wegen ſeiner Nützlichen Lehrgedichte. 20) **Heinrich Anſelm von Zörgler und Kliphauſen**, geboren 1663 zu Radewitz in der Lauſitz, Stiftsrath zu Wurzen, ſtirbt 1699 wegen a) Aſiatiſche Baniſe, oder, blutiges doch muthiges Pegu 1688. b) Heldenbriefe, oder, Heldenliebe der heiligen Schrift A. T. erſter Theil, 1700.

(Lehms gab 1715 einen zweiten Theil dazu) c) Madrigale 1680. 21) **Chriſtian Knorr von Roſenroth**, geboren 1636 bei Lignitz, Geheimderath des Pfalzgrafen von Sulzbach, ſtirbt 1689 wngen des **Neuen Herlikon** mit ſeinen neun Muſen.

G. Zur ſiebenten Epoche.

Die erſte Edition von Lohenſteins Werken von 1680 hatte den Titel: **Trauer- und Luſtgedichte**, und enthielt nur Sophonisbe, Kleopatra, und **Blüthen**, oder Blumen, das iſt, jugendliche Gedichte, nämlich, Roſen, das iſt, Hochzeit- und Heldengedichte, Hyacinthen, das iſt, Leichengedichte, und Himmelsſchlüßel, das iſt, geiſtliche Gedichte, die zweite Edition erſchien 1689. Bei der Ausgabe der Trauer- und Luſtgedichte von 1698 ſteht das Leben des Dichters. **Arminius und Thusnelda** ward von ſeinem Bruder **Chriſtian von Lohenſtein** 1689 in zwei Theilen vollendet. — Hieher gehört **Johann Chriſt. Männling**, Prrdiger zu Creutzberg in Schleſien, ſtirbt 1723, wegen a) Arminius enucleatus 1708. b) Europäiſcher Parnaßus. c) Chriſtliche Oden und Lieder. d) Deutſcher Helikon. e) Poetiſcher Blumengarten — Rachel ſtarb als Paſtor zu Weßelberg in Dithmarſen. 1668 gab er heraus: Rachelii neuverbeſſerte ſatiriſche Gedichte. In der Edition Bremen 1700 wurden zuerſt **Lauermberg's** Gedichte angehängt. Man hat noch ein plattdeutſches Lied von **Rachel**, das noch in Dithmarſen geſungen wird, und die Nationalſitten dieſes Landes ſchildert; es ſteht in Wiet Dithmarſiſcher Kronick. — **Beling** war geboren zu Schleswig 1625, und holſteiniſcher Kapitain; auch hat man von ihm noch Piramis Herzog Friedrichs zu Holſtein in deutſchen Verſen mit Anmerkungen. — S. 74 Z. 9

Fru-

Feuſtingk lies Feuſtink — die Octavia iſt nicht von Anton Ulrich, ſondern von Breßand. — In der Aranerna iſt ein Schäferſpiel Jakob und Rachel eingeflochten. Die Durchlauchtige Syrerin Aranerna erſchien 1678 in fünf Bänden, und Octavia eine römiſche Geſchichte in ſechs Bänden 1685 — 1707. Vom Herzog Anton Ulrich hat man auch von 1659 — 1662 folgende Singſpiele: Regierungskunſtſchatten; Andraneda; Orpheus; Iphigenia; Jakobs Heirath; Paridis Urtheils, Selimene, die Irmenſäule. Man legt ihm auch folgende Komedien bei: Friedensſieg 1642, Natur-Banquet 1654, Minerva-Banquet 1657. Das chriſtfürſtliche Davids-Harfenſpiel dieſes Herzogs kam 1667, 1670 heraus; die Melodie dabei waren von der Herzogin Sophia Eliſabeth von Meklenburg: Schottel führte bei dieſem Werke die Aufſicht. Eine vermehrte Ausgabe erſchien 1712 unter dem Titel: Gott gewidmetes Opfer der Heiligen, wie auch chriſtfürſtliches David-Harfenſpiel; hier kamen Gebete von ſeiner Gemahlin hinzu.

(Die Fortſetzung folgt.)

7.

Intéreſſés dans les affaires du Roi: von Mercier.

Man hat mich oft in der Fremde gefragt, was das heißen ſolle? Ein Commis an der Barriere, ein Einnehmer, ein winziger Controleur, ein Agiotör, maßen ſich dieſes prächtigen Titels an, und ſetzen ihn in ihren Heiraths-

Contrakt, auf ihr Leichen-Billet: das klingt dann ſchön in das Ohr des Unwiſſenden, wie ſo mancher andrer Titel, der nichts als Laut, ohne einen Werth iſt.

Penſionnär des Königs, iſt etwas ſolideres; aber manchmal beträgt die Penſion nicht mehr denn 400 Livers, und der Penſionnär, der in der Provinz lebt, giebt ſeinen Nachbarn mit einem wichtigen und geheimnißreichen Weſen zu verſtehn, er habe dem Könige und dem Staate große Dienſte geleiſtet, habe den Thron in einem gefährlichen Augenblick befeſtigt. Die guten Nachbarn ſperrn Augen und Ohren auf; ſie können nicht ſatt werden, die Adreſſe auf dem Briefe anzuſtaunen, das mit dem großen Pariſer-Poſt-Stempel geſtempelt iſt: **An Herrn N. N. Penſionnär des Königs.** Der Penſionnär dünkt ihnen einer von Sr. Majeſtät Günſtlingen, und da in dieſer Welt Alles vom Scheine lebt, ſo tragen ihm dieſe paar Sylben Achtung und Ehrerbietung ein.

Stirbt ein Schauſpieler, ſo betitelt er ſich Penſionnär des Königs; und ſo kündigt man ſeinen Tod in den öffentlichen Blättern an. Da der Name **Schauſpieler**, in der katholiſchen Kirche verrufen iſt, ſo zieht ſich der Schauſpieler, wenn er Pathe oder Zeuge iſt, und dem Pfarrer oder Vicar, ſeinen Stand angeben muß, mit dem **Penſionnär des Königs**, aus der Verlegenheit.

IV. Na-

IV.
Naturgeſchichte.

Das Eichhörnchen.

Die folgenden Bemerkungen gehören den Herrn **Daines Barrington**, einem ſcharfſinnigen Beobachter und Schriftſteller.

Ich habe mir, ſagt Herr B. ſeit mehrern Jahren das Vergnügen gemacht, Eichhörnchen aufzuziehen, und an ihnen eben die Verſchiedenheit an Fähigkeiten und Gemüthsart wie Hr. Cowper an ſeinen Haſen wahrgenommen. Ich habe deren ernſthafte und luſtige, ſcheuche und kirre, gutartige und bösartige, folgſame und widerſpenſtige beſeſſen. Vorzüglich aber habe ich faſt an allen, die ich doch in großer Menge gehabt, eine Eigenſchaft beobachtet, die ſehr ſonderbar, und, wo ich nicht irre, noch von keinem Naturforſcher bemerkt worden iſt.

Es haben nehmlich die Eichhörnchen ein ſehr muſikaliſches Ohr. Ich habe zwar nicht gefunden, daß ſie bei irgend einer Vokal- oder Inſtrumentalmuſik die mindeſte Aufmerkſamkeit verrathen hätten: aber ſie tanzen doch in ihrem Keſich nach einem gewiſſen Takt, den ſie, wenn ſie mit den Füßchen auf den Boden ſtampfen, vollkommen regelmäßig beobachten. Sie fallen nie aus einer Bewegung in die andere, als nach einem gewiſſen Zwiſchenraum von Ruhe. Ich hab' ihnen zugeſehen wie ſie zehn Minuten

ten lang in einer Allegrobewegung tanzten, wobei ſie genau den Takt ſchlugen. Nach einer kleinen Pauſe gingen ſie in eine andre Bewegung über; und nach einer längern Pauſe in eine dritte noch lebheſtere als die beiden vorhergehenden. So tanzten oder hüpſten ſie mehrere Minuten lang; dabei hielten ſie genau denſelben Takt; änderten ihn auch niemals als nach einer Pauſe von einigen Augenblicken.

Ich hatte einmal in einem großen Keſich zwei Eichhörnchen, ein Männchen und ein Weibchen, die ziemlich oſt einen ganz beſondern Tanz tanzten, den ich zu beſchreiben einen Verſuch machen will. Das Männchen ſprang in Seitenſprüngen, ſo daß es in der Luſt einen Zirkelabſchnitt beſchrieb; das Weibchen grade vor ihm, hüpſte zu gleicher Zeit in einem etwas engern Zirkel, ſo daß die Sprünge von beiden in einem Momente geſchahen, und ſie mit den Füßchen ſo regelmäßig niederfielen, daß nur ein Schall davon hörbar war. Höchſtwahrſcheinlich war ihnen ihr Tanz eine Art von Vergnügen; denn ſie tanzten blos wenn ſie eingeſchloßen waren; außerdem hab ich es nie von ihnen geſehn.

Die Eichhörnchen ſind ſehr reinlich; deswegen entladen ſie ſich wohl in ihrem Keſich, aber nie in ihrem Lager. Wenn man ſie herausläßt, ſo ſcheinen ſie mit der Entladung zu eilen, damit ihre Wohnungen ſo rein als möglich bleiben mögen. Ich habe bemerkt, daß ſie alsdann gemeiniglich ſich auf etwas mit einer glatten Oberfläche ſetzten, wie zu B. auf Akajuholz, auf Bücherbände u. d.

Hat das Eichhörnchen etwas in den Pfötchen, ſo läßt es dieſes niemals fahren, auch nicht einmal wegen ſolcher Sachen, die es am liebſten ißt: immer verſteckt es erſt was es hält, ehe es nach dem greiſt, was man ihm anbietet. Es iſt in der That zum Erſtaunen, mit welchem Scharfſinn es ſich ſeine Nahrungsmittel auswählt. Man hat mich verſichert und ich glaub' es gern, daß man unter ihrem Wintervorrathe auch nicht eine verdorbene Nuß finden würde: auch habe ich nie geſehen, daß ſie eine angenommen hätten, die nicht voll und friſch geweſen wäre. Sie ſchienen die tauben Nüße am Gewichte zu kennen, und brauchen gemeiniglich weiter nichts als ſie in die Vorderpfötchen zu nehmen und daran zu riechen. Ich weiß nicht ob man ſchon beobachtet hat, daß ihre Zähne dunkel orangegelb ſind.

Indem ich dieſes ſchreibe, habe ich ein ſehr lebhaftes und luſtiges Eichhörnchen vor mir. Als ich es bekam, war es erſt ein Jahr alt, und dabei hatte ich noch eines, das durch Alter und Dicke ſchwerfällig und faul geworden war. Verſchiedenheit an Jahren und Launen ohnerachtet vertrugen ſich doch beide recht gut, ſchlieſen auch in ebendemſelben Keſich: nur konnt' es das junge Eichhörnchen nicht laßen, mit der Schwächlichkeit des alten öfters ſeinen Spaß zu treiben. Alle Tage ließ ich ſie heraus und auf dem Fußboden ſpielen. Der Keſich blieb auf einem Tiſche ſtehen; aber ich ſtellte einen Stuhl darneben, der dem alten Eichhörnchen zur Sproße dient: um den Tiſch, und auf dieſem ſein Lager errichten zu können. Dieß war nun ein großes Geſchäft für das arme Eichhörnchen; denn das junge machte ſich eine Freude daraus ihm die Reiſe durch allerhand Neckereien zu erſchweren. Kaum berührte jenes mit den Pfoten den Stuhl, ſo packt es das junge an und zog es wieder auf den Fußboden, oder es ließ ihm auch den Stuhl erſteigen, zog es aber gleich wieder herunter. Alles geſchah blos aus Muthwillen; auch wurde das gute alte Thier niemals böſe darüber; es grinzte nur ganz leiſe wenn ihm das Spiel zu lange ward. Eines Tags, wo die Neckerei wohl zu anhaltend geweſen ſeyn mochte, fand ich es im Keſich ganz erhitzt und tod.

Das Eichhörnchen das ich jezt habe, biß mich einſtmal, ohne daß ich es im geringſten gereizt hätte. Ich that ihm weiter nichts, als daß ich ihm ſchmälend nachlief und mit dem Schnupftuch drohte; nachher lies ich es alle Tage aus dem Keſich, aber mehrere Monate nach einander machte ich ihm nicht die geringſte Liebkoſung. Es that dagegen eben ſo kalt; es ſuchte mich nicht, es floh nicht vor mir. Endlich ruft' ich ihm einmal; es ſchien blos den erſten Schritt von mir erwartet zu haben, und hüpfte mir freudig auf die Schulter. Unſere Ausſöhnung war herzlich und dauerhaft; es hat auch ſeitdem niemals wieder nach mir gebiſſen.

Oeſters habe ich mit Verwunderung beobachtet, welch ein Vortheil das Eichhörnchen von ſeinem großen Schwanze zieht. Die Leichtigkeit und das Velum deſſelben erhält ſeinen kleinen Körper beinah' im Gleichgewichte mit der Luft. Daher kann es auch ſo leicht hüpfen oder ſpringen, und zuweilen von einer beträchtlichen Höhe fallen, ohne ſich zu beſchädigen. Ich möchte wohl wiſſen, ob es ſeine Richtigkeit damit hätte, was Herr Pennant nach Linne und Andern wiederhohlt, daß die Eichhörnchen zuweilen über einen Fluß auf einem Stück Baumrinde ſchwimmen ſollen, die ihnen zum Kahn, ſo wie ihr Schwanz zum Segel diente.

Es iſt zum Erſtaunen wie muthig ſie ſind. Ich habe mehr als einmal geſehen, daß ein Eichhörnchen vor dem erſten Anblick eines Hundes oder einer Katze zitterte; aber es ermannte ſich nach einigen Minuten, und wagte ſich ſogar ſeinem furchtbaren Feinde ſo nahe, daß es ihm unter die Naſe riechen konnte. Dieſe Annäherung geſchieht immer in kurzen, abgeſezten Sprüngen und mit einem mächtigen Stampfen auf den Boden; ihr ganzer Anſtand hat alsdenn etwas Prahlhaftes, als wenn der Feind geſchreckt werden ſollte.

Während der Zeit ihrer Liebſchaften habe ich nicht wenig Vertraulichkeit und Koketterie zwiſchen Männchen und Weibchen bemerkt: eingeſchloſſen aber habe ich ſie nie fruchtbar geſehen.

V.

Anekdoten.

Im Jahr 1470 gab **Georg Nevill**, Bruder des Grafens von **Warwike**, beigenamt, der **Königsmacher**, in ſeinem erzbiſchöflichen Pallaſt zu York, dem großen und kleinen Adel und der Geiſtlichkeit, einen ungeheuren Schmaus. Man hebt noch im Tower zu London, als eine Seltenheit, das Verzeichniß der Speiſen und Getränke auf, welche an dieſem feſtlichen Tage verſchwelgt wurden. 300 Quarters Korn; 330 Tonnen Bier; 104 Tonnen Wein; 5 Eimer Liqueurwein; 86 wilde Stiere; 80 fette Ochſen; 1004 Hammel; 300 Schweine; 3000 Kälber; 2000 Kapaunen; 300 Spanferkel; 100 Pfauen; 200 Kranniche; 2000 Hüner; 4000 Tauben; 4000 Kaninchen; 204 Rohrdommeln; 4000 Enten; 400 Reiher; 200 Faſanen; 4000 Waſſerhüner; 100 Brachvögel; 100 Wachteln; 100 weiße Reiger; 200 Rochen; 400 Rehe und Rehböcke; 1056 warme Wildpretspaſteten; 2000 kalte Paſteten; 5000 Schüſſeln mit Gallerte, oder Gelee; 4000 kalte Lendenbraten; 2000 warme; 300 Hechte; 300 Braſſen; 8 Seekälber; 4 Meerſchweine; 400 Torten.

Zur Zubereitung dieſer Gerichte, und zur Aufwartung, wurden 62 Köche, 512 Küchenburſche, und 1000 Bediente gebraucht.

Aber alles in dieſer Welt iſt dem Wechſel unterworfen. Sieben Jahre darauf zog König Eduard IV. die geiſtlichen Güter dieſes Erzbiſchofs ein, und ſchickte ihn gefangen nach Frankreich, wo er in Ketten und Banden behalten wurde. Der Mann, der ein ſolches Gaſtmal gegeben hatte, ſtarb im Mangel und Elend.

Der Pendant zu dieſem Feſte iſt des Admiral **Ruſſels**, Oberbefehlshabers der engliſchen Flotte, berühmte **Bulle Punſch**, wozu er die Officiere und Matroſen ſeines Geſchwaders einladen ließ. Er hatte zu dieſem Behufe, in einem ſchönen Garten, ein großes Baſſin von Marmor bauen laſſen. Dieſes Baſſin wurde auf ſeinem Befehl mit 600 Flaſchen Cognacbranntwein, 1200 Flaſchen Malagawein, 600 Flaſchen Rum; 4 Tonnen kochend Waſſer; dem Safte von 2600 Citronen; 600 Pfund Zucker, und 200 geraſpelten Muskatnüſſen angefüllt. Ein kleiner Schiffsjunge war Mundſchenke, ſchiffte auf dem Baſſin in einem kleinen Kahn von Magahonyholz, und ſchenkte mehr denn 6000 Perſonen ein, die auf einem Amphitheater von Bänken, um den Baſſin ſaßen. Dieſer **Ruſſel** hatte noch ein traurigers Schickſal als **Nevil**; er wurde des Unterſchleifs beſchuldigt, und enthauptet.

Des berühmten **Harun-Alraſchid's**, (den wenigſtens alle Leſer der 1001 Nacht kennen werden) dritter Sohn, hieß **Motaſſem**, und wurde der Achte genannt, weil die Zahl achte in allen Begebenheiten ſeines Lebens auf eine ſonderbare Art vorſtach. Er wurde den achten Monat im Jahre geboren; er war der achte ſeines Geſchlechts, und der achte Abaſſidiſche Kaliſe; er beſtieg den

Thron des Kalifats im 218. Jahre der Hegira; er führte **acht** mal ſein Heer in Perſon an, und erfocht **acht** mal den Sieg; er regierte **acht** Jahre, **acht** Monate, **acht** Tage, und ſtarb im **acht** und vierzigſten Jahre; er hatte **acht** Söhne und **acht** Töchter, und hinterließ 800 Sklaven, 8 Millionen an Gold, und 80 an Silber.

Ein Engländer ſchnitt ſeinem Gegner die Naſe ab. Er ſollte geſtraft werden, weil er einen ſeiner Mitbürger eines Glieds beraubet habe. Der Angeklagte behauptete, die Naſe ſey kein Glied, und das Geſetz rede nur von Verſtümmelung der Gliedmaßen. Dieſe lächerliche Spitzfindigkeit veranlaßte eine Parlamentsakte, wodurch die Naſe ausdrücklich unter die Zahl der Gliedmaßen aufgenommen, und das Naſenabſchneiden folglich verpönt wurde.

Im neueſten Hefte des Magazins für Frauenzimmer, wird eines Patriciers aus Nürnberg erwähnt, der ſeine Beichte mit den Worten anfieng: **Ich armer, Hochwohlgeborner Sünder.** Der Pendant dazu iſt der Beichtvater eines ſächſiſchen, fürſtlichen Hauſes, aus dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts, der bei der Abſolution ſein Beichtkind folgendergeſtalt anzureden pflegte:

Durchlauchtigſter Herzog!
Gnädigſter Fürſt und Sünder!

VI.

Biographie.

Kurze biographiſche Nachricht von F. A. Weber in Heilbronn, einem Dilettanten im muſikaliſchen Fache.

Als Arzt, und noch mehr als Schriftſteller, iſt dieſer Mann ſo unbekannt nicht, aber in Rückſicht auf die Geſpielin ſeiner Nebenſtunden, die Muſik, verdient er, bekannter zu ſeyn. Nachſtehende kurze Biographie von ihm, iſt ein Auszug aus einer größern, die er ſelbſt bearbeitet, und mir zu meiner Abſicht handſchriftlich mitzutheilen, die Güte gehabt hat.

Sein Geburtsort iſt die Reichsſtadt Heilbronn am Neckar, wo er den 24. Jänner des Jahrs 1753 zur Welt kam. Seine Aeltern ſind; der ſeit 1770 verſtorbene heilbronniſche Stadtarzt Weber, und die noch lebende Mutter, eine geborne Elvert, Tochter des weiland in Wayhingen an der Enz geweſenen Oberamtsphyſicus Elvert.

Bis in das ſechſte Jahr war Weber ſo gleichgültig gegen alles, was Muſik heißt, daß man eher eine Antipathie, als Zuneigung, zu dieſer Kunſt für künftige Zeiten, bei ihm vermuthen mußte. Im Jahre 1759 ward er aber durch die Gelegenheit, ſehr oft, und zumal zur Nachtzeit, zwei damals berühmte Harfeniſten aus Augsburg, Namens **Widmann** und **Saueraker**, zu hören, auf einmal mit einer ſolchen Leidenſchaft für alles muſikaliſche entflammt, daß ſeit dem, auch um der Muſik willen erduldete Widerwärtigkeiten, ihn nicht mehr davon entfernen konnten.

Sein Wunſch, ein Harfenſpieler zu werden, ward durch das Weggehen dieſer zwei Virtuoſen zernichtet. Einem Currentſchüler ſeiner Vaterſtadt, Namens **Hornig**, ward er nun zur Unterweiſung im Clavier übergeben, und in der öffentlichen Singſtunde ſeines vaterländiſchen Gymnaſiums lernte er ſingen, ſo gut es damals in Hellbronn zu lernen war. Im achten Jahre verlohr er durch eine lebensgefährlich geweſene Halsentzündung, die ſein Vater einer der gründlichſten und glücklichſten ausübenden Aerzte ſeiner Zeit, mit Mühe heilte, die Singſtimme, und mußte ſich auf das Clavier allein einſchränken. **Hornig** verließ ihn ſchon vor dieſer Krankheit, um die Univerſität **Erlangen** zu beziehen, und zwei Jahre war **Weber** ohne Lehrmeiſter. Nach Verfluß dieſer Zeit, in welcher er ſich ſo gut allein übte, als er konnte, bekam er den vor wenig Jahren erſt verſtorbenen heilbronniſchen Stadtorganiſten **Welther** zum Lehrer im Clavier, Generalbaſſe und Franzöſiſchen. Von dieſem lernte er auch in der Folge der Zeit die Flute à bec und durch ſein Accompagnement auf der Tanzmeiſtergeige beim Ueben der Generalbaßſtücke eines **Corelli**, **Woditſchka**, **Senaille'**, **locatelli**, **Vivaldi**, **Veracini**, **Albicaſtro** und andrer halb oder ganz vergeſſener Tonſetzer, ward er ein Anlaß, der **Webern** antrieb, ſich ohne Lehrer auf die Violin zu legen. **Welther** hatte ihm auf leztrer nichts gezeigt, als Haltung des Inſtruments, den Strich und die Tonleiter ohne Applicatur, und gleichwohl konnte ſich dieſer in kurzer Zeit mit einem jeden Bierfiedler in einen muſikaliſchen Wettſtreit einlaſſen. Einen fleißigen Mitſpieler bekam er bald nachher an dem jetzigen Schulrektor **Burhard** in **Wimpfen**, der dazumal das Gymnaſium zu Heilbronn beſuchte, Alumnus im Hoſpitale daſelbſt war, und auf der Orgel und im ambulirenden Chor ſeinen Platz mit ſeiner Singſtimme ſehr gut auszufüllen wußte.

In Jahresfriſt hatte ſich **Weber** ſchon ziemlich mit dem Generalbaſſe bekannt gemacht, und nun klopfte es ihm gewaltig unter dem dritten Knopfloche vor Verlangen, ein Tonſetzer zu werden. Er verlangte Unterricht von **Welthern** in der Setzkunſt. **Welther** aber glich in dieſer Rückſicht einer Pumpe, an der man lange ziehen muß, bis ſie endlich ein Paar Tropfen Waſſer giebt. Nach langen Sollicitationen zeigte er endlich **Webern**, wie man es machen müſſe, um ein Stück in Partitur zu bringen. Gleich den andern Tag producirte ſich der neue Schüler in der Setzkunſt mit einer kleinen Sopranarie, davon der Text aus **Zernizens** Schäfergedichte genommen war. Dieſer erſte Verſuch gelang, und gab daher in der Folge Anlaß zu noch mehrern, die freilich **Weber** bei reifern Jahren ſo kindiſch und unreif finden mußte, daß er ſie alle kaſſirte. Blos einige Liedchen theils mit obligater theils nicht obligater Begleitung des Claviers aus den Jahren 1768 und 1769 fand er des Beibehaltens werth.

Die Muſik war damals in Heilbron in den ſchlechteſten Umſtänden. Ihre Verbeſſerung hub ſich an im Jahre 1766, wo ſich Herr **Hemling**, dermaliger heilbronniſcher Landkommiſſarius und Buchhändler, entſchloß, ſeine geſchäftfreie Stunden mit Muſik auszufüllen. Fleiß, Koſten und Aufmunterungen aller Art, wandte dieſer bemittelte Bürger Heilbronns an, um die Muſik aus ihrer bisherigen Vernachläſſigung zu reißen, und ihren Zuſtand demjenigen gleich zu machen, den er in Tübingen, wo er die Notariatkunſt und das Rechnungsweſen erlernt hatte, wie auch in Ludwigsburg, wo er die Opern und Operetten, ſo lang er von Heilbronn abweſend geweſen war, oft mit anſah, hatte kennen lernen. Gute, mittelmäßige und ſchlechte Muſiker, (denn von dieſen drei Gattungen hatte Heilbronn theils mehr, theils minder aufzuweiſen) zog er alle in ein großes Orcheſter zuſammen. Sinfonien und Serenaten waren ſeine Lieblingsmuſik, doch ſchloß er Geſang und concertante Stücke nicht aus, wenn ſich Gelegenheit dazu anbot. **Weber** ward im Jahre 1767 ebenfalls zur zweiten Violin in dieſem Orcheſter geſtellt, wozu er um ſo eher taugte, weil er Gelegenheit hatte, das Geigen zuvor ein wenig beſſer zu lernen. Sein Lehrer war der Gatte der berühmten **Mariane Pirker**, eines der außerordentlichſten Frauenzimmer ihrer Zeit, von der eine kurze Nachricht und Anzeige von ihrem Tode in den Unterhaltungen der Gelehrten Buchhandlung zu Deſſau zu leſen iſt. Sie und ihr Eheherr waren ehemals von der Herzogl. Würtembergiſchen Capelle, darauf einige Jahre gefangen auf Hohenaſperg, und wohnten nach ihrer Befreiung in Heilbronn. Drei Monate unterrichtete **Pirker Webern** nach den Grundſätzen des **Tartini**, veranlaßte hierauf deſſen Eltern, ihm die Mozartiſche Violinſchule zu kaufen, machte darauf mit ſeiner Gattin eine Reiſe, von der er erſt in zwei Jahren wieder zurückkam, und während dieſer Zeit hatte ſich **Weber** ohne Lehrer aus Mozart's Buche ganz zum Violiniſten in ſeinen Recreationsſtunden gebildet. Dieſer zweijährige Privatfleiß auf einem zuvor von ihm naturaliſtiſch behandelten Inſtrumente verſchafte ihm eine Stelle in dem obengedachten Hemlingiſchen Orcheſter. **Marianen Pirker** iſt er vorzüglich für den Unterricht in der Kunſt der Begleitung, wie auch für die Läuterung ſeines Geſchmacks in der Muſik dankbar, womit ſie ſich nach ihrer ſchon gedachten Zurückkunſt zu ſeinem Beſten etwa noch drei Jahre, zwar nicht Stundenweiſe, aber ſo beſchäftigte, daß **Weber** ſeine Zeit gewiß nicht dabei verlohr. Sie machte gut, was Welther verdorben hatte, und ihr Gatte, der überhaupt zum Lehrmeiſter wenig taugte, nicht gutmachen konnte.

Im Winter des Jahrs 1768 errichtete Herr Hemling das erſte öffentliche Concert in Heilbron. Was es für Einfluß in Weber's tonkünſtliche Progreſſen hatte, iſt leicht zu erachten. Im Februar des Jahrs 1769 hörte und ſah Weber zum erſtenmal Opern und Schloßconcerte in Ludwigsburg. Die Namen der Virtuoſen und Virtuoſinnen, woraus damals die Herzogl. Capelle beſtund, ſind Freunden der Tonkunſt in noch abzulebhaftem Andenken, um hier genannt werden zu müſſen. Daß Weber Ohr genug hatte, um im Kopfe Gedanken hinwegzutragen, deren ſich mancher erſt bei ihm ausbildete, nachdem der Klang deſſelben ſchon Jahre verhallet war, iſt nicht ſchwer zu glauben. Schreibſelig ward er nicht dadurch, ſondern nur begierig auf Werke von Meiſtern, um ſie beim Copiren durchdenken zu können. In den Sommer dieſes Jahres fällt ein klein Privatconcert, welches Weber mit vieren von ſeinen Schulfreunden errichtete, und anderthalb Jahre beſtund, hierauf aber durch die nach und nach erfolgende Beziehung der hohen Schule der erſten Mitglieder, und die Unmöglichkeit den Abgang zu erſetzen, völlig eingieng. Ein ähnliches Privatconcert von lauter jungen Dilettanten hat nachher nicht mehr in Heilbron exiſtirt. Von vielerlei Stücken, die Weber für dies kleine Privatconcert ſezte, hat ſich bei einer in ſpätern Jahren unternommenen kritiſchen Muſterung nichts erhalten, als ein Paar Quartetten zu zwei Flöten und zwei Violinen, die zu Serenaten brauchbar ſind.

Nicht minder war das Jahr 1769, folglich das ſechszehnte von Webers Alter, die Epoche, worin er ſich im Clavier vollkommner zu machen anfieng. Der bekannte Hauptmann Beeke gab hierzu Anlaß, ohne es zu wiſſen noch zu wollen. Weber hatte einige Gelegenheit, ihn zu hören, und einzuſehen, daß Welther ihn ſchlechten Fingerſatz und noch ſchlechtern Vortrag beigebracht hatte. Durchdrungen von dieſem Gedanken, in die Unmöglichkeit verſezt, von Hauptmann Becke ſelbſt beſſern Unterricht zu bekommen, aber überzeugt, daß man durch Fleiß und Uebung ihm nachkommen könne, borgte ſich Weber aus der Muſikſammlung ſeiner Ludwigsburger Couſinen, der Töchter des erſt vor ein Paar Jahren verſtorbenen Leibarztes Elvert, Beckens geſtochene Clavierſtücke, ſpielte ſie meiſtens Nachts vor Schlafengehen und dies mit der unverdroſſendſten Geduld, und ſo lange, bis ihn ſein Gehör überzeugte, daß ſie gut giengen. Ein Bruder dieſes Hauptmanns, welcher damals Poſtſecretair in Heilbronn war, hatte die Gefälligkeit, ihm zuweilen bei dieſer Reform ſeines Clavierſpielens mit gutem Rath und Beiſpiele behülflich zu ſeyn. Dadurch ward eigentlich der Anfang ſeiner Ausbildung zum Clavierſpieler gemacht, die wie unten zu leſen iſt, ein Jahr ſpäter **Daniel Schubart** vollendete.

Er ward in der zweiten Hälfte obenerwähnten Jahres aus dem vaterländiſchen Gymnaſium nach einer gehaltenen lateiniſchen Abſchiedsrede entlaſſen, und ſtudierte nun zu Hauſe unter ſeines Vaters Aufſicht die Anfangsgründe der Arzneiwiſſenſchaft, ſezte in Nebenſtunden ſein Studium der Weltweisheit und ſchönen Wiſſenſchaften fort, und bediente ſich muſikaliſcher Uebungen zu ſeiner Erholung. Inſonderheit ſezte er manches Werk andrer Meiſter in Partitur, wandte viel Fleiß an ſein Clavier, ſezte auch einiges für daſſelbe, ſo wie für andre Inſtrumente.

Im Auguſt des Jahrs 1770 beraubte ihn der Tod ſeines Vaters, der ein Märtyrer ſeines Eifers in ſeinem Berufe ward, und dies gerade in einer Zeit, wo er kaum durch Privatunterricht die Vorbereitung ſeines Sohnes zur hohen Schule geendigt hatte. Dieſe ſollte lezterer im September obgedachten Jahres beziehen, gieng aber zuvor, um ſich zu beurlauben, zu ſeinem, in dieſer Lebensbeſchreibung ſchon genannten Oheim nach Ludwigsburg. Da lernte er **Daniel Schubart**, **Florian Deller**, **Martial Greiner** und andere Coriphäen der Herzogl. Capelle kennen. **Schubart** bildete ihn zum Clavierſpieler nach ſeiner vom Abt **Vogler** ſelbſt bewunderten Weiſe, und die andern genannten Virtuoſen trugen nicht minder zur Läuterung ſeines Geſchmacks in der Muſik und zur Berichtigung ſeiner kritiſchen Einſichten in die Setzkunſt bei.

Im September des obenſtehenden Jahres bezog **Weber** die Univerſität **Jena**. Er widmete ſich da mit gehörigem Eifer dem Studium der Arzneikunde und aller mit derſelben verwandten Wiſſenſchaften, und daher darf man ſich nicht wundern, wenn ſein Biograph anmerken muß, daß in der Ausbildung ſeiner muſikaliſchen Talente ſich auf dieſer hohen Schule ein Stillſtand von beinahe drei Jahren ereignete. Auch war die Jenaiſche Univerſität damals ganz und gar nicht beſchaffen, junge Tonkünſtler zu bilden, zumal ſolche, die durch das beſſere, was ſie ſchon anders wo gehört und gelernt hatten, ſchon ſo ekel und verwöhnt waren, daß ſie einen Concertmeiſter **Borkenhagen** bizarr in ſeinen Compoſitionen, eine Depoſitor **Roſt** elend im Violinſpielen, und einen Muſikus **Schiek** erbärmlich in ſeiner Flöte finden mußten. Jedoch hatte die Vorſehung dafür geſorgt, daß dieſer Stillſtand bei **Weber** nicht in einen Rückgang ausartete. Dies geſchah nehmlich durch genaue Bekanntſchaft mit dem Virtuoſen **Rackmann** aus Quedlinburg, durch öftere Excurſionen nach Weimar ſowohl in die damaligen auf dem Schloßtheater aufgeführten Operetten und Hofconcerte, als auch durch perſönliche Bekanntſchaft mit **Schweizer**, dem unſterblichen Tonſetzer von **Elyſium** und **Alceſte**. Dieſer berichtigte und erweiterte ſeine Einſichten in die Setzkunſt nicht wenig durch lehrreiche Pri-

vatge

vatgeſpräche, und ſein noch lehrreichers Beiſpiel, und ſezte alſo fort, was **Mariane Pirkerinn** und **Schubart** angefangen hatten. Mit dem Violiniſten **Göpfert** hatte **Weber** auch einigen auf die Kunſt beziehenden Umgang.

Von Compoſitionen Webers, deren Entſtehung in die Zeit dieſer ſeiner akademiſchen Jahre fällt, exiſtiren nur noch ein Paar Violinconcerte, die im Laufe der achtziger Jahre abermals auf den Ambos gebracht wurden, einige Violinduetten, etwas weniges für das Clavier, und einige kleine deutſche Arien mit Clavierbegleitung.

In der Oſterzeit des Jahres 1773 gieng **Weber** nach Göttingen. Er hatte ein Empfehlungsſchreiben an den damaligen Univerſitätsorganiſten, nachmaligen Concertmeiſter **Forkel** bei ſich, da aber Muſik nicht der Hauptzweck ſeines Hingangs nach Göttingen war, ſo eilte er nicht, es zu übergeben. Es hatte auch nachher keine Wirkung, weil **Forkel** und **Weber** das nicht an einander zu finden glaubten, was ſie ſuchten. Der beſte Geiger, den **Weber** in Göttingen, während ſeines über ein Jahr gedauerten dortigen Aufenthalts, gehört hat, war **Bäumel** aus Würzburg, der beſte Violoncelliſt, **Bönecke** aus Hannover, der beſte Fagottiſt, **Müller** aus Schwerin. Alle drei verweilten ſich nur kurze Zeit, und unter den dortigen Muſikmeiſtern waren zwar einige gute, aber keiner des Namens eines Virtuoſen würdig. Unter den Dilettanten zeichnete ſich **Benda**, ein Sohn des bekannten Setzers einiger Operetten, Melodramen und muſikaliſcher Kleinigkeiten *), als Violiniſt zu ſeinem Vortheil aus. Da **Weber** keine Lebendigen fand, die er für ſeine muſikaliſche Ausbildung nutzen konnte, nuzte er deſto fleißiger die Todten. Er ſtu-

---

*) Iſt von dem großen **Benda** viel zu wenig geſagt. Vielleicht aber kennt der Verfaſſer deſſen treffliche, blos im Manuſcripte exiſtirende Kirchen- und Kammermuſiken nicht. D. H.

ſtudirte nemlich an den Oefnungsabenden der Univerſitätsbibliothek, abwechſelnd mit Büchern aus ſeiner Wiſſenſchaft, **Bach's**, **Marburg's** und einiger ältern Theoriſten Werke, und ließ ſich nicht irren, daß er dazumal manches dieſer dunkeln Theoretiker nicht ganz im Lichte ſehen konnte, vielmehr hofte er dieſe ſeine geſammelte hiſtoriſche Kenntniß werde ſich ſchon dereinſt noch durch Beihülfe glücklicher Zeitumſtände in eine philoſophiſche verwandeln. Am öffentlichen Concert in Göttingen nahm er keinen Theil, trat aber in ein ſonntägliches Privatconcert, welches aus Mitgliedern von allerlei Nationen beſtand, und wovon **Benda** und er, wie auch **Lieberkühn**, ein Neffe des berühmten Berliniſchen Arztes von gleichem Namen, die Baſis ausmachten.

Da ihm Studieren mehr am Herzen lag, als Setzen, und ihm ſchon in Jena einige Verſuche, ſich durch Druck oder Kupferſtich als Tonſetzer im Publicum zu zeigen (theils durch die Spitzbübereien eines gewiſſen Leipziger Buchhändlers *), theils durch Fahrläſſigkeit von ſolchen Bekannten, die dazu hätten verhelfen können, wenn ſie Zeit und Ort gehörig in Acht genommen hätten) mislungen waren, wodurch

er

---

*) Im Jahre 1771 ſchickte **Weber** ein Probemanuſcript von ſeiner Compoſition an eine der vornehmſten Buchhandlungen in Leipzig. Nach ſechs Wochen kam dies Manuſcript mit dem Proteſte zurück, es wäre nicht brauchbar. Im Jahre 1772 reiſte **Weber** ſelbſt nach Leipzig, und ihm fiel ein, in dem Laden dieſer Buchhandlung incognito einen Beſuch abzuſtatten, und nach Muſikalien zu fragen. Er fand ſeine Arbeit ſauber abgeſchrieben auf dem Ladentiſche liegen, und ſie ward ihm aufs dringendſte zum Kauf angeboten. Er dachte ſapienti ſat, und gieng. Ich, ſein Biograph, lag ihm ſehr an, mir den Buchhändler zu nennen. Hier iſt ſeine wörtliche Antwort: „Da der Mann todt iſt, folglich „niemand mehr auf gleiche Weiſe ſchaden kann, wäre die Nennung „ſeines Namens unnütz. Zu dem hat er einen Sohn hinterlaſſen, der „edler denkt, als er, der mich nie beleidigt hat, auch nie beleidigen „kann, da ich nicht in der geringſten Relation mit ihm ſtehe. Warum „ſollte ich dieſen rechtſchaffenen Mann dadurch kränken, daß ich dazu „helfe, daß ſein Vater noch im Grabe für einen Schurken declarirt „wird? Tant pis, daß ers war, ohne es zu heißen."

er mismüthig geworden war, ſo iſt ſich nicht zu wundern, daß, außer einigen Violinduetten, und jetzo meiſt caſſirten oder umgeſchmolzenen Sinfonien, ſich nichts combinirtes von ihm aus der Göttingiſchen Epoche vorfindet.

Im Jahre 1774 kehrte er als graduirter Arzt in ſeine Vaterſtadt zurück. Er fand in derſelben den Enthuſiasmus für Muſik ein ziemliches kälter, als da er ſie verlaſſen hatte, um die Akademie zu beziehen. Zwar fehlte es nicht an Dilettanten und Dilettantinnen, worunter viele in der Ausbildung ihrer muſikaliſchen Talente ſehr glücklich geweſen waren, man hatte Winters Entreeconcerte, an kleinen Privatübungen fehlte es ihnen auch nicht, bei dem allen aber that in Heilbronn, wie leicht zu bemerken war, die Muſik keinen Schritt vorwärts. Das Orcheſter in Heilbronn war nicht mit einem Körper zu vergleichen, der eine mit ihm harmonirende Seele hat, und mit allen ſeinen Gliedmaßen den Willen derſelben mit Pünktlichkeit und Geſchwindigkeit zu vollziehen weiß; an deren Dräthen bald der, bald jener nach Belieben zog, und dadurch zwar zuweilen eine regelmäßige Bewegung, weit öfter aber ſeltſame Grimaſſen und Poſituren zum Vorſchein brachte. Das Winterconcert war ein regelloſes Gemiſche von Arien und concertanten Piecen, die, ſo ſchön ſie auch an ſich waren, und ſo wenig ihnen auch meiſtentheils gute Execution mangelte, doch nicht viel wirken konnte, weil nicht der geringſte Bedacht darauf genommen wurde, ſie zu einem harmoniſchen Ganzen zu vereinigen. Und dieſer Bedacht konnte von niemand genommen werden, weil das Concert keinen Direktor hatte, denn **Pirker** war es blos dem Namen, aber nicht der Sache nach.

Unter ſolchen Umſtänden war es jedoch ein für die Muſik höchſt vortheilhafter Gedanke von einigen des in Heilbronn wohnenden fremden Adels, in Verbindung mit einem der vornehmſten und beſten Häuſer von Heilbronn ſelbſt, Operetten einzuſtudieren, und von Zeit zu Zeit damit auf einem öffentlichen Theater aufzutreten. Den Prieſtern, die wider die Schaubühne aus Vorurtheil und Unkunde predigten, ward dadurch der Mund geſtopft, dem geſitteten Schauſpiel eine Ehre gegeben, die ihm gebührt, und noch an manchem Orte wiederfährt, wo man heller davon denken gelernt hat. Zugleich ward ein Mittel gefunden, durch Stand und allerlei theils wirkliche, theils fingirte Verhältniſſe getrennte Kunſtliebhaber jezuweilen zur Ausführung eines gemeinſchaftlichen muſikaliſchen Zwecks zu verbinden. Auch **Weber** bekam als Violiniſt an dieſen tonkünſtlichen Beluſtigungen Antheil, ſo wie ſein College **Seyler** ſich dabei zum Contrabaß gebrauchen ließ. **Erwin** und **Elmire** von **Andrä** geſezt, der **Töpfer** von ebendemſelben, die **Liebe auf dem Lande** von **Hiller**, wurden auf dieſe Weiſe öffentlich dargeſtellt. Der **Erndtekranz** von eben demſelben, wurde zwar auch einſtudirt, aber mancherlei zufällige Hinderniſſe vereitelten ſeine öffentliche Vorſtellung, und viele kurz hernach unter den theatraliſchen Dilettanten und Dilettantinnen ſelbſt vorgegangene Veränderungen, ſchloſſen endlich die Bühne, die ſeitdem ſich in Heilbronn nicht mehr auf Art ſolche geöfnet hat.

Noch immer war **Weber** zu mistrauiſch gegen ſeine Kräfte, um als Tonſetzer etwas von Beträchtlichkeit zu unternehmen. In den Jahren 1774 bis 1776 ſchrieb er einige Clavierſonaten, Duetten mit obligatem Claviere, Trios für Violin, Bratſche und Violoncell, verſah, um ſich in der komiſchen Schreibart zu üben, die Operetten: **Der Teufel iſt los**, und **der luſtige Schuſter** mit neuen Arien, wagte ſich auch, von **Schubart** (deſſen perſönlichen Umgang er bei einer Reiſe durch Ulm im Jahre 1776 abermals genoß) aufgemuntert, an die Compoſition von **Bürgers** bekannter **Lenore**, vollendete aber die Arbeit nicht, weil ihm **Andrä** mit der Herausgabe der ſeinigen zu-

vorvollkommen war, ſchrieb zu ſeinem in Jena verfaßten, noch ein neues Violinconcert, und concipirte eine ziemliche Zahl von Trios und Quartetten, von denen er die Ausführung meiſt unterließ, weil ſie nach einigem Verweilen im Pulte, ihm dazu nicht mehr gut genug dünkten.

Sein Hingang nach Bern im Herbſte des Jahres 1777 (welcher durch eine ihm gezeigte Ausſicht auf eine ſolide Verſorgung im Pays de Vaud veranlaßt wurde, mit der es ſich aber bald nach ſeiner Ankunft änderte) gab ſeinem Setzertalente größere Thätigkeit und neuen, auch höhern Schwung. In den drei Jahren und ſieben Monaten, die er in Bern verweilte, lernte er mehrere große Tonkünſtler, und nicht wenig vortrefliche Dilettanten und Diletantinnen kennen, deren Namen hier genannt zu werden verdienen. Sie waren Ritter **Eſſer**, der **Weber** die Herſtellung ſeiner Geſundheit verdankte, und ihn zur Gegenerkenntlichkeit unentgeltlich in der Viole d'Amour unterwieß. **Bartolomeo Bruni**, ein zweiter **Lolli** im Violinſpielen, damals aber noch ein Anfänger in der Setzkunſt, womit er ſich jezt auch für das Theater nicht ohne guten Erfolg in Paris beſchäftigt. **Gantano Pugnani**, der geiſtreichſte Tonkünſtler, den **Weber** je kennen lernte. Seiner Bekanntſchaft mit ihm dankte er manchen guten Aufſchluß im Fache der muſikaliſchen Aeſthetik. **Viotti**, ein Schüler von **Pugnani**, der ſeinem Lehrer zur größten Ehre gereicht. **Wenzel Himmelpauer** aus Wien, ein vortreflicher Violoncelliſt, guter Singmeiſter und geſchmackvoller Tonſetzer. **Spies**, Organiſt an der Hauptkirche in Bern, guter Flötiſte, tiefer Theoretiker und gründlicher muſikaliſcher Litterator, welcher in der muſikaliſchen Encyklopädik **Webern** manches aufhellte, was ihm bisher noch dunkel war. Die geweſenen Hofmuſiker des Grafen von Polignac, nehmlich drei Gebrüder **Graſek**, **Arnold**, **Krämer** und **Vogt**, Virtuoſen auf dem Waldhorn, Trompete, Clarinett und Baſſon. Die Familie **Ritter** aus Mannheim.

Unter Dilettanten und Dilettantinnen, die ſowohl mittelbar als unmittelbar an der Ausbildung von **Webers** Geſchmack in der Muſik Theil nahmen, nennt er auch öfter mit ungeheuchelter Hochachtung, eine Frau von **Tſcharner**, geborne Marcelly aus Amſterdam, eine Frau von **Tſchiffeli**, die als Magnetiſtin auch in der mediciniſchen Welt nicht unberühmt iſt, eine Frau von **Bonſtetten**, geborne von **Wattenwyl**, die vortreflichen Schweſtern Adriane und Mariane **Beuther**, jene eine vorzügliche Altiſtin, dieſe eine Sopraniſtin von ſeltnem Verdienſte, Madame d'**Obrenau**, geborne **Willading**, eine Dilettantin, die mit ihrer Stimme zwei Drittheile der Tonleiter des Clavieres vollkommen meſſen konnte, Madame **Baſſek**, geborne **Janitſch**, und Signora **Strinaſacchi** aus Genua, zwei vorzügliche Violiniſtinnen, Madame **Fueter**, geborne **Seul** und ihre Schweſter, die nunmehr an den Berner Wundarzt **Gryph** verheirathet iſt. (leztere excellirte gleich ſtark auf dem Flügel, der Harfe, im Geſang, in der Zeichenkunſt, und in der ſchönen Litteratur. Durch Beiſpiel und Lehre bildete ſie **Weber** zum noch beſſern Clavierſpieler aus.) Herr Rathsherr **Samuel von Werdt**, Herr Dragonerhauptmann **Fiſcher von Oberried**, gleich ſtark in der Tonkunſt und Malerei, Herr Negociant **Fueter**, Gatte der obengenannten Dame, welcher auf ſechs Inſtrumenten excellirt, artigen Tenor ſingt, und große Einſicht in die Orgelbaukunſt beſizt, Signer **Ribondini**, ein vortreflicher Mathematiker, Flötiſt und Tenorſänger, welcher nur einen Winter in Bern war, Doktor **Gerard**, ehemals Benediktinermönch, nachher ausübender Arzt in **Vevay**, **Fryburg** und andern ſchweizeriſchen Orten, ein vortreflicher Baſſiſt, welcher die vorigen noch übertraf, Pater **Aloyſius Guggenbüler**, Capitular in Sankt Urban, ein guter Tenoriſte. Auch den Capellmeiſter **Vogler** würde **Weber** in Bern haben kennen lernen, wenn die dortigen Unternehmer des großen Concerts mit ihm in der Beſtimmung eines Honorariums für einen Winteraufenthalt hätten einig werden können.

Es iſt ſchon im Eingange dieſer Lebensbeſchreibung geſagt worden, daß hier von **Weber** als Arzt und Schriftſteller nicht die Rede ſey, und er nur als Tonſetzer und Tonkünſtler geſchildert werden ſolle. Dem zu folge iſt nur zu erwähnen, daß die Bekanntſchaft mit ſolch einer Menge von Matadors in der Tonkunſt, ſeiner Begierde, durch Hören und gemeinſchaftliche Uebungen ſich auszubilden, reichliche Befriedigung gewährte, daß ferner die Gütigkeit und Gefälligkeit der obengenannten Meiſter, Dilettanten und Dilettantinnen ſeinen Muſikvorrath durch Communikationen vorzüglich vortreflicher Singſtücke bereicherte, daß er ſich ſelbſt eine beträchtliche Menge von Muſikſtücken für die **Viole d'Amour** ausarbeitete, daß er während eines zweimonatlichen Krankenlagers den Theil eines Oratoriums von **Pallavizini** in Muſik ſezte, welches aber in Bern nicht öffentlich aufgeführt worden iſt, weil man dort für Muſiken ſolcher Art im Publikum zu wenig Sinn hatte, daß er in Privatconcerten bei der Aufführung des Todes Jeſu von **Graun** zweimal, und bei der vom Tode Abels von **Rolle** einmal als ſtimmführender Tenoriſt gebraucht wurde, daß er, wo er einen Funken muſikaliſchen Genies entdeckte, ſich es zur Pflicht machte, durch unentgeltlich mitgetheilten Unterricht derſelben zur Flamme auflodern zu laſſen, und daß in dieſer Hinſicht das muſikaliſche Originalgenie **Rudolphs** (ein Bauersmann aus **Rechhalden** im Canton **Fryburg**, mit welchem **Weber** im Bade zu Blumiſtein bekannt wurde) der Kirchenmuſikdirektor **Käſermann** in Bern, der Violiniſte **Meunier**

nier aus Grandſon, und noch manche andere Leute in Bern von muſikaliſchen Anlagen ihm verpflichtet ſeyn dürfen. Zu ſeinen kritiſchen Einſichten im muſikaliſchen Fache, hatten alle dortige Tonkünſtler ſehr viel Vertrauen, und ſtaunten oft nicht wenig, wenn ſie ihm eine ihrer Compoſitionen zur Durchſicht vorlegten, und inne wurden, daß er öfters durch die geringſcheinende Veränderung eines Tacttheils, ein Paar verſezte Noten, eine Subſtituirung einer andern Grund- und Mittelſtimme, und andere dergleichen kleine Kunſtvortheilchen, dem ganzen Stück eine Verbeſſerung gab, die ihm keine Minute Nachdenken zu koſten ſchien. Auch den Prolog zu einem Weihnachtsoratorium, und das Rondo an die Nacht, deſſen Poeſie Werthes zuerſt in ſeiner Sammlung von italieniſchen Dichtern des vorigen Jahrhunderts bekannt gemacht hat, ſezte Weber in Bern. Als er abreiſte, ſichtete er ſeinen ganzen Muſikvorrath, fand ihn beträchtlich angewachſen, und ſonderte gut und mittelgut von einander; denn ſchlechtes hatte er gar nicht. Das gute behielt er, und von dem Mittelgut ſchenkte er zwei Centner an einige ſeiner muſikaliſchen Bekannten, denen er dadurch den Grund zu einigen Müſikalienſammlungen legte. Mit zwei Violinen war er nach Bern gekommen, und mit dreien und einer Viole d'Amour kehrte er von da zurück. Wäre er von den dortigen Direktoren weniger betrogen worden, ſo hätte ſich ſeine Tonkünſtlerequipage auch mit einem Fortepiano von Hellens Meiſterhänden vermehren können.

Eine von jenen Violinen und ſeine Viole d'Amour begleiteten ihn auf ſeiner Reiſe über Zürch nach Hauſe. Von ſeinem Freund Himmelhauer, war er an Herrn Rittmeiſter Ott und Dokter Hirzel, ältern Sohn von Hirzel dem Weltweiſen, empfohlen. Die Empfehlung war von ſehr guter Wirkung, zumal da ſie von Rieter aus Winterthur (einem vortreflichen Landſchaftmaler, mit welchem Weber in Bern in vertrauter Freundſchaft gelebt hatte) durch eine an Hauptmann **Pfenninger**, einen von Zürchs beſten Mälern und Kupferſtechern, unterſtüzt wurde. Man beſtrebte ſich in die Wette, ihm ſeinen Auffenthalt daſelbſt angenehm und inſtruktiv zu machen. Auch hatte er da das Vergnügen, ſeine Kunſtfreundin, die Jungfer **Nägeli**, aus Hodingen, noch einmal ſingen zu hören, die er ein Jahr zuvor ſchon in Bern zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte. Einen der fertigſten Clavierſpieler und Tonſetzer von der beſten Hofnung, **Kaiſer**, aus Frankfurt am Mayn, welcher ſich jezt in Rom zum großen Manne auszubilden Gelegenheit hat, lernte er durch Veranſtaltung Herrn Rittmeiſter **Otts** kennen, ſo wie durch Doktor **Hirzel** den vortreflichen Claviriſten **Steinbrüchel**. Leztrer veranſtalte ihm auch ein Privatconcert im Muſikſaale der kleinen Stadt **Zürch**, wo er ſich vor einigen wenigen Kennern producirte, und zugleich das Beſte hörte, was Zürch damals im muſikaliſchen Fache aufweiſen konnte.

Nach einem achttägigen Aufenthalt in Zürch gieng er über Coſtanz und Ravensburg zu ſeinen Verwandten nach Biberach. In Ravensburg ward er in dem Umgange mit Senator **Kutter**, dem verewigten Doktor **Merk** und deren Verwandten und Freunden für die Einſamkeit und Mangel an gutem Umgang entſchädigt, dem er in Coſtanz unterworfen war.

Er ward in Ravensburg mit Herrn Rathsherrn von **Bentele**, einem ſehr guten Dilettanten auf der Violin bekannt, der hell genug denkt, um es nicht unvereinbar mit ſeiner ſenatoriſchen Würde zu finden, ein öffentliches Concert zu dirigiren, das ſeines guten Plans und wohlüberdachter Statuten wegen, für ähnliche Inſtitute ein Beiſpiel ſeyn könnte. Auch **Franz Joſeph Fehr**, der als Orgelſpieler, Violoncelliſte, Tonſetzer, und Gelehrter, in mehr als einer Wiſſenſchaft, wie auch als Claviermacher gleichſtark bewundert zu werden verdient, ſo wie den jetzigen Fürſtenbergiſchen Capellmeiſter **Franz Neubauer** und den vorzüglichen Violiniſten, Pater **Aloyſius Wüſt** in der Prälatur Weißenau, lernte er daſelbſt kennen, und hatte genugſame Gelegenheit, ihre vortreflich ausgebildeten Kunſttalente zu bewundern.

In Biberach verſchaften ihm ſeine dortigen Freunde die Bekanntſchaft mit Herrn Muſikdirektor **Knecht**, dem bekannten Setzer des Tongemäldes der Natur, und mehrerer vortreflicher Kirchenſtücke. Noch wird dieſe Kunſtfreundſchaft durch Briefwechſel zwiſchen beiden unterhalten, und Weber darf hoffen, an der Hand dieſes großen Meiſters immer tiefer ins Innere des Heiligthums der Tonkunſt eindringen zu können.

Sein Auſſenthalt in Stuttgardt war diesmal von zu kurzer Dauer, um ihm Gelegenheit zu muſikaliſcher Bekanntſchaften zu verſchaffen. Die Folgezeit hat aber von Heilbronn aus dieſen Defekt mannichfaltig ergänzt.

In Heilbron endigte Weber ſeine Abhandlung von dem Gebrauche der Muſik in der Medicin, die er in Bern begonnen hatte. Sie unterſcheidet ſich von ähnlichen Arbeiten ſeiner Vorgänger dadurch, daß die Fakta, welche man zu Gunſten des Nutzens der Muſik in Krankheiten anzuführen pflegt, mit kritiſcher Strenge geprüft, die Singſtimmen und gebräuchlichen Inſtrumente nach Grundſätzen der Aeſthetik charakteriſirt, und die Methoden, Muſik mediciniſch anzuwenden, beſtimmter angegeben ſind. Auch unter andern Beſchäftigungen hat er ſeine Hand nicht von dieſer Arbeit abgezogen, und ſie zu einer zweiten Auflage zubereitet, deren Abdruck nicht ſehr ferne iſt.

Im Jahr 1782 verehlichte ſich Weber mit der einzigen Tochter Herrn Paſtor Ammermüllers zu Derendingen bei Tübingen. Seine Hymenäen fielen in die Zeit der Anweſenheit des ruſſiſchen Thronfolgers von Catharina der Großen in Stuttgardt. Er ſah und hörte bei dieſer Gelegenheit zum zweitenmal die Oper Callirepon, das große Meiſterſtück von Sacchini, die Oper Dido von Jommelli, mehrere Operetten von Paiſiello, wie auch von Zöglingen der hohen Carlsſchule geſezt, und mit der dieſen Muſikern eigenen Präciſion und Eleganz ausgeführt.

Häufung von Berufsgeſchäften, Bedürfniß in der Cultivirung ſeiner Studien, um mit ſeinem Zeitalter in gleichem Schritte fortzurücken, Verwicklung in die Angelegenheiten der Magnetiſten, und Annäherung an diejenigen Jahre, worin von einen Dilettanten fernere muſikaliſche Ausbildung nicht wohl zu erwarten iſt, drohen ſeiner Muſik mit Schiffbruch. Er muß jedoch zufrieden ſeyn, wenn er aus dieſem Schiffbruch noch ſeine Tonwiſſenſchaft und Setzkunſt rettet, und ſeinen Platz im Orcheſter ſo beſetzen kann, daß er nicht für einen Strohmann zu rechnen iſt. Das Concertſpielen hat er ſchon beinahe völlig aufgegeben, begnügt ſich mit dem Begleiten ſolcher, die unternehmender dieſer Spielart zu ſeyn befugt ſind, und im Singen leiſtet er nur noch ſo viel, als mancher, der, wenns brennt, es dabei bewenden läßt, einen Feuereimer durch die Hände gehen zu laſſen. Uebrigens hält er es immer für Pflicht und Vergnügen, jungen Künſtlern und Dilettanten mit Rath, Darreichung von Subſidien, Leitung ihres Kunſtſtudiums, und Hinweiſen auf die Beiſpiele großer Meiſter nützlich zu werden, und dadurch, ſo viel an ihm iſt, dem Fortgang einer gründlichen und ſich über das blos Modiſche erhebenden Tonkunſt auch für die Zukunft behülflich zu ſeyn.

VII.

Roman.

Ein Abentheuer.

(Aus dem Engliſchen des Shenſtone.)

Für einen Reiſenden iſt es ein ſehr nützliches Stück von Kenntniß, wenn er die Benennungen weiß, womit es ſich gebührt, diejenigen anzureden, die er auf ſeinem Wege antrift. Einige Genauigkeit hierinnen kann demjenigen nützlich ſeyn, der über die Länge oder Richtung ſeines Wegs unterrichtet, oder von andern Verlegenheiten befreit ſeyn will, die denen zuſtoßen, die das Land nicht kennen. In der That wär es nicht unweiſe, den Vorübergehenden mit einem höhern Titel anzureden, als auf den er ein Recht zu haben ſcheint. Dies wird ſelten ermangeln, eine außerordentliche Heiterkeit über ſein Geſicht zu verbreiten, und iſt vielleicht ein Mittel, uns vor einem größern und wichtigern Verſehn zu bewahren.

Auf dieſe Bemerkungen ward ich durch einige Verdrießlichkeiten gebracht, die ich neulich wegen meiner Unwiſſenheit in dieſem Punkte erfuhr. Ich bin freilich etwas mehr in Büchern bewandert, als ich Kenntniſſe von dem Rang der Leute habe. Nun fügte es ſich, daß ich eine Reiſe unternahm, bei der ich mir durch Nachfrage forthelfen mußte.

Mit Hülfe der mannichfaltigen Anweiſungen, die mir beim Ausreiſen gegeben wurden, hatte ich mehrere Meilen ohne einige Schwierigkeit zurückgelegt. Endlich, da ich über den Weg etwas zweifelhaft ward, begegnete ich einem Menſchen, von dem ich, nach ſeiner Nachtmütze, und verſchiedenen häuslichen Kleidungsſtücken zu urtheilen, glaubte, daß er aus der Nachbarſchaft wäre. Seinem Stand nach ſchien er nur ein Pachter zu ſeyn, eine Art von untergeordnetem Stand, über deſſen Achtung die Welt nicht immer einerlei Begriffe zu hegen ſcheint. Es iſt, mit einem Worte, der Stand, den König Karl der zweite für den Glücklichſten unter allen hielt, erhaben über die beſchwerliche Arbeit und lächerliche Würde eines Quartiermeiſters, und eben ſo entfernt von dem intrikanten Beruf und dem gehäßigen Amt eines Friedensrichters. „Ehrlicher Mann, ſagte ich, „ſey er doch ſo gut, und ſag' er mir, ob ich auf dem rechten Wege nach Mirlington bin?“ Er antwortete mir mit einer verdrießlichen Miene, daß er nichts davon wüßte, und wendete ſich mit eben ſo viel Unwillen weg, als wenn ich ihn einen Schelm, oder einen Schurken genennt hätte.

Ich begriff nicht ſogleich die Urſache ſeines Misvergnügens, ſondern ſezte meinen Weg fort, in der Hoffnung, andre Gelegenheit zu meiner Belehrung zu finden. Der nächſte, dem ich begegnete, war ein junger Menſch mit aller Pracht ländlichen Putzes gekleidet; neben ihm gieng ein Mädchen, gleich ihrem Gefährten gepuzt. Da ich vermuthete, daß es ihm nicht zuwider ſeyn würde, in den Augen ſeiner Schönen wichtig zu erſcheinen, ſo meinte ich, ein Kompliment würde ihm nicht unangenehm ſeyn; indem ich ihn alſo um den Weg nach Mirlington befragte, gab ich ihm auch den Titel eines ehrlichen Mannes. Der Menſch, ich weiß nicht, wollt' er ſeinen Witz vor ſeiner Schönen ſehen laſſen, oder verdroß ihn meine Vertraulichkeit, genug, er rieth mir, ich ſollte nur einem gewiſſen Theile meines

Geſichts (wovon ich doch überzeugt war, daß er mein Führer nicht ſeyn konnte) nachfolgen, ſo würden die andern Theile von ſelbſt nachkommen.

Der nächſte, den ich traf, ſchien ſeinem Blick und Gang nach viel von ſich ſelbſt zu halten. Ich glaubte daher, ich thäte am beſten, wenn ich meine Ausdrücke ſeinen eignen Ideen gemäß einrichtete. Ich redete ihn alſo mit Sir an, und erſuchte ihn, mir einige Belehrung über meinen Weg zu geben, der Mann ertheilte mir, ohne ſich zu bedenken, ausführlichen Unterricht über den übrigen Theil meiner Reiſe.

Ich reiſte fort, und dachte bei mir ſelbſt darüber nach, warum eine Benennung, die ſich auf zufälliges Glück bezieht, den Vorzug vor der haben ſollte, die ſich auf Verdienſt gründet, als ich von ohngefähr einen Mann erblickte, der eine Sonnenuhr in ſeinem Garten betrachtete. Guter Freund, ſagte ich, will er mir wohl einmal ſagen, wie viel Uhr es iſt? Er gab mir gar keine Antwort, und ſchien eben ſo unzufrieden mit meiner Treuherzigkeit, als mit dem Vertrauen zu ſeyn, das ich in die ſeinige ſetzte. — Die Verweigerung einer Antwort über den Punkt, war von keiner großen Erheblichkeit. Ich ſezte meinen Weg fort, und begegnete einer ſehr alten Frau; ich redete ſie an, und nennte ſie **gute Frau**; dabei wünſchte ich ihr einen **guten Abend**.

Aber, ach, ſie ſchien an der Art meiner Anrede ſo wenig Wohlgefallen zu finden, daß ſie meinen gutgemeinten Wunſch mit keinem Dank erwiederte. Es iſt ungewiß, ob mein Ausdruck in Anſehung ihres Standes und Alters, fehlerhaft war, aber vermuthlich nahm ſie an, daß er in beider Rückſicht unſchicklich ſey.

Ich hatte alſo Gelegenheit gehabt, einzuſehn, welchen Nachtheil eine pünktliche Unwiſſenheit in der ländlichen Rangordnung nach ſich ziehe. Doch die Fortſetzung meiner

ner Reiſe gab mir noch mehr Stoff, mich davon zu überzeugen. Ich gerieth dreimal durch Sand in Gefahr, der unter mir auswich, weil ich ein Mädchen **meine liebe Jungfer** ſtatt **Mademoiſelle** nannte, und wäre bei einem Haar in einen Abgrund geſtürzt, weil ich einem andern **Heyda** zurief, der mir leicht hätte ſagen können, wie er zu vermeiden wäre.

Kurz, ich ſah mich gut, oder übel behandelt, je nachdem es ſich traf, daß ſich meine Begrüßungen nach den Vorſtellungen der Leute von ihrem Range einrichtete, oder nicht. Gegen das Ende meiner Wanderſchaft hatte ich durch einen Bach zu ſetzen, der durch Fluten ſo angeſchwollen war, daß der eigentliche Weg durch denſelben nicht mehr zu erkennen war. Ein gut gekleideter Mann gieng eben über eine Brücke linker Hand. Es war mir hier außerordentlich wichtig, mit meiner Erkundigung glücklich zu ſeyn. Ich dachte daher bei mir ſelbſt nach, welches wohl die liebreichſte Benennung wäre, und erſuchte ihn endlich, mit einige Nachricht zu geben, indem ich ihn **ehrlicher Freund** anredete. Dies ſchien ihm nicht ſo ſehr zu gefallen, als ich mir geſchmeichelt hatte, er eilte fort, ohne mir zu antworten. Hierauf war ich nicht weit (ganz aus dem Wege, wie ich nachher ſah) gekommen, als ich mich und mein Pferd bis an den Hals in den Bach geſtürzt, und jenen **ehrlichen Freund** im vollen Lachen über unſern Sturz ſah.

Ich wendete indeſſen alles an, um mir und dem Pferde wieder heraus zu helfen, und gelangte, nach einigen wenigen Schwierigkeiten, zu dem Ziel meiner Reiſe. Ich habe ſeit der Zeit mich genau um den rechten Gebrauch der niedern Titel erkundigt, und kann vielleicht die Kenntniſſe, die ich hierin erlangt, dem Publikum ein andermal vorlegen. Indeſſen erwäge man, von welcher großen Wichtigkeit höhere Titel ſeyn müſſen, da keiner ſo unbeträchtlich iſt, daß es nicht ein Gemüth giebt, auf das er Einfluß haben kann.

Wenn ich dies in Erwägung ziehe, ſo urtheile ich weniger ſtrenge über einen meiner Freunde, der jezt wegen dieſer Art von Würde im Handel ſteht.

Nun bin ich durch Schaden klug geworden, und werde es alſo nicht vergeſſen, bei jeder Gelegenheit, da ich dieſen Freund anzureden habe, den gehörigen Wohlſtand zu beobachten. Ich werde mich nicht mehr erkühnen, am Schluß meiner Briefe ſein getreuer Freund, noch weniger ſein ergebner Diener zu ſeyn. Ich werde mit dem größten Reſpekt, oder lieber mit tiefſter Devotion ſein unterthäniger Diener ſeyn. Mit Aufrichtigkeit und Wahrheit wird ihm ſicherlich nicht mehr gedient ſeyn. Ich werde bedenken:

Male ſi palpere, recalcitrat.

VIII.

Miſcellaneen.

I.

Einige Bemerkungen eines Reiſenden in Rußland.

Begrüßungen in Ruß- Liv- und Ehſtland

von

dem Kaiſerlichen Hof an bis zum gemeinſten Ruſſen und Bauer.

Am Rußiſchen Hof.

Die auswärtigen Damen müſſen der Kaiſerin, wenn im Pallaſt Ball iſt, die Hand küſſen, dagegen die Kaiſerin ſie alsdenn auf den Backen küßt.

Unter dem Adel und Bürgerl. vornehmen Stande.

Die Herren beugen ſich ſehr tief vor einer Dame, ſie aber neigt nur ihren Kopf, je langſam und etwas langſamer, ein, auch mehrmalen, wenn ſie einander genauer, oder ſchon eher gut kennen. Sind die Herrn mit Damen ſchon bekannt, und gleiches Standes, ſo küſſen ſie den Damens die Hände, dagegen denn das Frauenzimmer, wenn es recht höflich ſeyn will, während er ihr die Hand küſſen will, ihm auf den Backen küßt. — Dieſes iſt gewöhnlicher. Sowohl in Petersburg am Hof, als im ganzen Reiche in Geſellſchaften iſt es üblich. Wenn aber der Herr von beſondern hohen Range iſt, ſo bietet ſich die Dame erſt an, ihm die Hand zu küſſen, da er ihr aber mit einem Kuß zuvorkommt. Eben dies gilt auch beim Abſchiede, ſowohl in Ruß- als in Ehſtland.

Unter gemeinen Ruſſen und Bauern.

Sie nehmen theils den Hut ab, theils nicken ſie gegen einander, oder geben einander im Vorübergehen die Hand.

Der gemeine Ruſſe und Bauer gegen einen Vornehmen.

Dieſe fallen nieder (die Ruſſen) bis auf die Erde, ergreifen auch wohl zugleich ſeine Füße, oder einen, und wollen ſie küſſen; thun es auch wohl zweimal hinter einander; zumal wenn ſie was bitten. Der Ehſtländer aber beugt nur ſeine Knie und umfaßt den Herrn oder die Dame um das Kleid oder an die Kniegegend. Eben ſo machen es die Rußiſchen und Ehſtländiſchen Weiber nebſt Mädchen. —

Beſchreibung eines Koſacken.

Der Koſacke iſt von kleiner Statur; trägt einen Zwickelbart, ſcheert ſich bis auf den Scheitel die Haare weg. In einer ledernen Mütze, langem, weitem aſiatiſchen Rock, weiten Hoſen, Halbſtiefeln ohne Sporn, und in der rechten

Hand eine Peitſche, beſteht ſeine Kleidung. Sie haben ſtarke, kleine, aber eben nicht ſehr geſchwinde Pferde. Ihre Waffen beſtehen in einer Lanze, Piſtolen, Patrontaſche, und einen nicht großen bloſen Säbel. Wie bei dem Huſaren iſt das Geſchirr des Koſacken Pferdes; einen kleinen Sattel, kleinen Zaum, und einen kleinen Riem am Sattel als Halſter. Sie ſitzen mehrentheils wie die Huſaren. Sie reiten ſelten gradeaus, ſondern bald rechts bald links, bald kann man ſagen, ſchlangenförmig. Reitet der Koſacke nicht im Felde, ſo iſt ſeine Lanze feſt, ſonſt aber los und gegen den Feind gerichtet. Ergreift er die Flucht, ſo legen ſie die Lanze hinter ſich, um ſich für die Hiebe der Feinde zu ſichern. Oder ſie richten die Spitze nach hinten. — Sie ſind wie die Huſaren ſehr gut zu Vorpoſten und Patrouillen zu gebrauchen. Allein, geſchloſſene Glieder können ſie nicht formiren, auch ſchaukeln ſie ſtets auf den Pferden, und ſitzen nicht feſt. Uebrigens iſt der Koſacke unzuermüden, und lebt mit weniger Koſt. Fourage hat er nie bei ſich, denn wo er hinkommt, muß man ihm gutwillig geben, oder er nimmt ſelbſt. — Sie müſſen von ihren Officieren äußerſt ſtreng gehalten werden, das geringſte Verſehen muß mit 2 bis 300 Schlägen geahndet werden, ſonſt iſt er unbändig. — Die Rußiſche Kaiſerin hat acht Regimenter, und jedes Regiment iſt 500 Mann ſtark.

Tracht des gemeinen Ruſſen.

Der gemeine Ruſſe iſt groß, hart, ſehr luſtig, und ſingt ſtets vor ſich. Er trägt einen runden hohen Huth oder Mütze, einen groben Rock von wollenen Zeug, meiſt blau oder grün, (im Winter Schafpelz) der bis unter die Knie geht, und mit einem ledernen oder bunten Gurt feſtgebunden iſt. Einen bloßen Hals, und eine Schnalle im Hemd. Hoſen von groben Leinen, Stiefel, oder am öfterſten, zumal im Winter, ein Stück Flanell, oder ander Wollenes, dick um die Füße gewickelt; bis zur Wade oder Knie, und mit einer Schnur oder ledernen Riem umwickelt, der zugleich auch ſeinen Schuh, der von Leder oder Leinwand iſt, zuſammen hält. Der Ehſte nennt ſolche Schuhe Baſſeln. Auch die Kinder tragen ſie, vornehme kleine Kinder von Leder, oder auch noch überzogen, und auch mit Band oder ſeidenen Schnürgen, feſt zugeſchnürt.

. * .   . * .   . * .

Der vornehmere Ruſſe, beſonders die Damens, klagen über Einſamkeit, und doch wollen ſie ſich mit nichts beſchäftigen, als im äußerſten Nothfall. Der Bediente, oder Knecht eines vornehmen Ruſſen kann ſich ſehr bei ſeinem Herrn empfehlen, wenn er immer was zu erzählen weiß, es ſey wahr oder nicht. Je drollichter und verwickelter die Geſchichte iſt, deſto angenehmer; ſelbſt das Geſinde läßt ſich in langen Winterabenden, wenn es nicht im Dienſt des Herrn arbeiten muß, von ihm unterhalten.

2.

Ueber den Putz.

(Aus dem Engliſchen des Shenſtone.)

I.

Der Putz ſollte, wie die Schriftſtellerei, nie zu viel Studium und Fleiß verrathen. Was dies betrift, ſo habe ich Stücke von Putz geſehn, die an ſich überaus ſchön waren, und dennoch den, der ſie trug, in den Verdacht der Geckheit und der Affektion brachten.

II.

Der Putz eines Menſchen im erſtern Theile ſeines Lebens, ſollte mehr darauf abzielen, nur ſeine Perſon zu ſchmücken, als Reichthum, Rang und Würde anzuzeigen. Ganz anders ſollte es im leztern Theile ſeines Lebens ſeyn.

III.

Gar zu große Niedlichkeit in Livereien, nemlich die, ſo in den ſanftern Farben beſteht, iſt abgeſchmackt. Livereien ſollten mehr prächtig als niedlich ſeyn; wenn auch aus keinem andern Grunde, doch deswegen, weil Nettigkeit mehr den Anzug des Herrn ſelbſt auszeichnen ſollte.

IV.

Es iſt bei mir außer allem Zweifel, daß die Frauenzimmer am beſten den Putz der Mannsperſonen beurtheilen können, und die Mannsperſonen den der Frauenzimmer.

V.

Mich deucht, bis ins dreißigſte Jahr, oder noch ein wenig länger, ſollten die Leute ſich auf eine Art putzen, die ihnen am wahrſcheinlichſten die Liebe des andern Geſchlechts erwirbt.

IV.

Es giebt viele Moden im Putz, die die Welt für artig hält, und die doch keinesweges ſo beſchaffen ſind, daß ſie die menſchliche Geſtalt auf eine vortheilhafte Art zeigten.

VII.

Liebe kann ſich nur auf Natur gründen, oder auf das, was der Natur gleicht. So viel daher auch eine Perucke dazu beitragen mag, ein Antlitz holder zu machen, ſo kann ſie doch ſelten den Schaden erſetzen, den ſie durch die Kunſt ſtiftet, die ſie verräth.

VIII.

Ein reicher Anzug erhöht die Schönheit einer Perſon nur wenig. Er kann vielleicht Ehrerbietung erregen, aber dieſe iſt vielmehr eine Feindin der Liebe:

> Non bene conveniunt, nec in una ſede morantur
> Majeſtas et amor. *Ovidius.*

IX.

Einfachheit im Putz kann nicht leicht zu weit getrieben werden, wenn ſie anders nicht ſo ſonderbar iſt, daß ſie ins Lächerliche fällt. Dieſelbe Vorſicht müſſen wir in Anſehung des Werthes unſres Anzuges beobachten. Obgleich Pracht nicht nothwendig iſt, ſo muß man doch allen Schein von Armuth entfernen, indem die Frauenzimmer ſelten ſchaſſinnig genug ſind, um die Schönheit unter der Hülle der Armuth zu erkennen. Ja ich glaube ſogar, zuweilen verwechſeln ſie Pracht des Anzugs und Schönheit der Perſon mit einander.

X.

Die Manieren eines Menſchen ſind nie ungezwungen, ſobald er fühlt, daß er gut angezogen iſt. In mancherlei Rückſicht hat der Landmann viel Angenehmes, aber er hat es nicht, wenn er Sonntags geputzt iſt, und einen großen Blumenſtrauß vorſtecken hat. Er hat es, wenn er in ſeinem Alltagskittel Korn ſchneidet, Heu macht, oder einen Zaun ausbeſſert. Dann handelt er ungezwungen, und denkt nicht anders, als wie es ſich zu ſeinem Anzug ſchickt.

XI.

Hat ein Mann in Anſehung ſeines Staates ſchon alles verſucht, ſo bleibt nur noch ein Mittel übrig, um noch mehr in die Augen zu fallen. Und dies beſteht darin, daß er ſeine Zuflucht zu der größten Simplicität ſeines Anzuges nimmt, und zugleich ſeine Bediente und ſeine Pferde aufs reichſte ausſtaffirt, der Bediente mag noch ſo ſehr im Staate erſcheinen, ſo muß die Welt doch ſeinem Herrn den Vorzug einräumen. Das iſt der Kunſtgriff, den man bei Mahlern und Dichtern, bei Raphael und Virgil ſo ſehr bewundert, daß immer der Phantaſie des Leſers und Zuſchauers etwas hinzuzuſetzen übrig gelaſſen wird.

XII.

Mich deucht, der Staat ſollte in demſelben Verhältniß reich ſeyn, in welchem er prächtig iſt. Sonſt hat er den

Schein von etwas Unweſentlichem an ſich; oder mit andern Worten, er bringt in Verdacht, daß man mehr die Begierde als das Vermögen habe, eine große Figur zu ſpielen.

XIII.

Oft werden Leute in der Wahl ihres Putzes irre geführt, wenn ſie mehr auf die Schönheit der Farben ſehn, als ſolche Farben wählen, die dazu dienen können, ihre eigne Schönheit zu erhöhen.

XIV.

Ich ſehe nicht ein, warum man jemanden wegen des Geſchmacks, den er an ſchönen Kleidern findet, mehr Urſache haben ſoll, für ſtolz zu halten, als den, der Liebe für Vögel, Blumen, oder Schmetterlinge beweiſt. Die Phantaſie reizt beide, ihr Vergnügen in lebhaften Farben zu ſuchen, nur, daß der erſtere ſich bemüht, ihnen eine nähere Beziehung auf ſich ſelbſt zu geben. Mich dünkt, es kann jemand Glanz lieben, ohne einigen Grad von Stolz, als welcher mit dieſem Geſchmack nur dann verbunden iſt, wenn jemand wegen ſeiner ſchönen Kleider geehrt zu ſeyn verlangt. Alsdann hört es auf, Geſchmack zu ſeyn, und wird bloßer Ehrgeiz. Doch die Welt iſt nicht immer billig genug, dieſen weſentlichen Unterſchied zu machen.

XV.

Leute von Stand erſcheinen nie liebenswürdiger, als wenn ihr Anzug ſimpel iſt. Ihre Geburt, ihr Rang, ihr Titel, und was dazu gehört, erregen doch immer Neid, und, ſo wie ſie der Hülfe des Nutzens nicht bedürfen, ſo machen ſie, wenn ſie dem Vorzuge deſſelben entſagen, daß man jene wahren Vorzüge geduldiger an ihnen erträgt. Ganz anders iſt es mit denen, die ſich blos auf perſönliche

Verdienſte verlaſſen müſſen, und aus der Urſache glaub' ich, behauptete Quin (der Schauſpieler) er könne unmöglich ſimpel gehn.

XVI.

Es giebt gewiſſe Figuren und Phyſiognomien von ſo ganz niedrigem Schlage, daß ſie, auch ſelbſt auf dem Lande, ſich nie Ehrfurcht erwerben können, und wenn ſie ſich durch einen ſo ſchimmernden Anzug, als ein Kanzeltuch, zu verſchönern ſuchten.

XVII.

Ein großes Gefolge bei einem geringen Einkommen dient, wie ein Waſſerfall bei einem kleinen Waſſer, nur ſeine Geringheit zu zeigen.

XVIII.

Warum ſind die Parfumerien ſo verſchrieen? Wenn jemand bei ſeiner Annäherung davon duftet, erneuert er nicht die Idee, welche die Alten immer von der Herabkunft höherer Weſen hegten, daß ſie ſich in eine Wolke von Wohlgeruchen hüllten?

XIX.

Die Niedrigſten im Volk ſind insgemein die erſten, die Fehler in Putz und Staat finden, beſonders bei einer Perſon, die ſich erſt kürzlich aus der Dunkelheit emporgeſchwungen hat. Sie bedenken nie, daß ſie ihnen ſelbſt die Bahn bricht.

3.

Oral' über Taubſtumme.

Bruchſtück eines Geſprächs mit Becker.

An Becker.

Sie verlangen von mir ſchriftlich die Antwort der Frage: Warum wir *) es bei dem Taubſtummen nicht mit der Schriftſprache bewenden laſſen, ſondern ihnen auch die Tonſprache beibringen?

Ach! Warum verlangen ſie das ſchriftlich? Ich erkläre Ihnen ja mündlich Alles noch deutlicher, als die Juden ihre mündliche Satzungen zu erklären pflegen **). — Und doch wollte ich Ihnen ungern die erſte Bitte abſchlagen. Sie kennen mich erſt ſeit geſtern und ehegeſtern, und möchten wohl gar aus meiner Weigerung etwas unangenehmes ſchließen. Und es wäre nichts anders daran Schuld, als das Bewußtſeyn meiner Schriftſtellerunfähigkeit ***). Dies iſt keine kindiſche Ziererei, keine weibliche Affektation.

Ueberdies haben Sie ein gegründetes Recht auf meine Gewährung: Sie ſind der Freund meines Ebert und Bürger. —: Alſo ſey es gewagt!

Die nehmliche Frage that ohnlängſt der verdienſtvolle Herr Oberkonſiſtorialrath Gedicke an mich. Aber liebe

---

*) Heinike und Eſchke.

**) Daher meine ziemlich ſeltſame Ueberſchrift: Oral'. Eſchke.

***) Herr Becker ſchrieb Herrn Eſchke: daß er ihm ſodann auch erlauben müſſe, ſeine Beantwortung einer periodiſchen Schrift einrücken zu laſſen.

Pſychologie, Phyſik und Pädagogik! ohne Tonſprache getrau' ich mir nicht einen Einzigen Begriff den Taubſtummen dauerhaft beizubringen. Die Tonſprache entwickeln wir dadurch, indem wir dem fehlenden Gehörſinn den Geſchmackſinn ſubſtituiren, und dieſem — Allein dies führte mich hier von meinem jezigen Ziel. Sie dürfen nur **Heinike's** Schriften *) leſen, um das zu erfahren.

Ehe der Taubſtumme die ſchriftliche Folge der Buchſtaben mechaniſch lernt, welche und wie viel Schwierigkeiten muß er vorher zu überwinden haben! Schwierigkeiten, die ſich häufen wie eine rollende Schneeflocke! Schwierigkeiten, die ſo unüberſehbar groß ſind, daß ich mir gar keine Idee davon machen kann! Die Buchſtaben kann er nicht nennen! Buchſtabiren und Silbiren kann er nicht lernen! Wörter kann er gar nicht leſen! Er muß daher von der Buchſtabenfolge in den Wörtern ohngefähr ſo denken: „jezt kommt eine ovalrunde Maſchine und ein Haken am Kopfe, hierauf ein Strich herunter mit einem Hieb durch den Fuß, dann ein rundes, faſt ganz ofnes Loch mit einem Punkt, als-

---

*) Beobachtungen über Stumme, und über die menſchliche Sprache, in Briefen von **Samuel Heinike**. Hamburg in der Heroldſchen Buchhandlung, 778.

Ueber die Denkart der Taubſtummen, und die Mißhandlungen, welchen ſie durch unſinnige Kuren und Lehrarten ausgeſezt ſind. Ein Fragment von **S. Heinike**. Leipzig, bei Hilſcher, 780.

Wichtige Entdeckungen und Beiträge zur Seelenlehre und zur menſchlichen Sprache von **S. Heinike**. Leipzig, bei Hang, 784

Auszug aus einem Briefe des Herrn Direktor **Heinike** an den Abt **l'Epee**. (in **Moritz's** Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde 2ten B. 2tem St. S. 66 — 72. Berlin, 784.)

Beſonders:

Ueber graue Vorurtheile und ihre Schädlichkeit, von **S. Heinike**. Leipzig, bei Böhme, 788.

und

Reflexionen über Thier- und Menſchenſprache, auch über die ſämmtlichen Lehrer der Taubſtummen. Fragment eines Briefes an **Bürger**, von **Eſchke**. (in **Müller's** und **Hofmann's** mediciniſchen Annalen. Frankfurt am Mayn, bei Fleiſcher, 789.)

dann eine größere Figur mit einer Zunge zum Maule heraus, endlich ein langes hagres Ding mit einer Naſe oder mit einem Bein- und Halseiſen, wie die Baugefangenen in Dresden, und die Feſtungsgefangenen in Spandau," — oder wie er ſich den Firleſanz ſonſt denkt. Und das ganze Wort heißt:

Stork.

Der Himmel mag wiſſen, welche Gleichförmigkeit er den Buchſtaben und Wörtern nun beilegt, und was bei deten Malerei in ihm vorgeht.

Und wie wollten Sie ihm abſtrakte Begriffe durch die Tonſprache inokuliren *)? Wie wollten Sie Gerüche, Töne, Empfindungen und andre Dinge für das Geſicht körperlich darſtellen?

Auch vergißt der Taubſtumme, der die Schriftſprache ohne Tonſprache erlernt hat, jene bald wieder, indem er ſich lieber an ſeine kurzen pantomimiſchen Zeichen, als an die langen krüplichten, vorn' und hinten gebuckelten, ſchieffüßigen Figuren hält. Der Taubſtumme, der blos Schriftſprache erlernt hat, kann ſich nicht ſtets darin üben, und denken kann er in derſelben gar nicht; wie Heinike in ſeinen Schriften erwieſen hat. Dünkt es Sie nun natürlich, daß die mannichfaltigen, und faſt unmerklichen Empfindungen, und die Fertigkeiten in der Hand zur Schrift, ohne untergelegte Tonſprache, bei ihm ſchneller wieder ſchwinden müſſen, als der Nebel am Sommermorgen?

Denn die Artikulationen, aber nicht die Töne allein, die durch andre Mittel bei Taubſtummen erſezt werden, ſind das Fundament der Tonſprache, und die Schriftſprache iſt

bloße

---

*) S. Ein Paar Worte über die Lehrer der Taubſtummen; zur Antwort an Herrn J. F. K. von Ernſt Adolph Eſchke. (in Kauſch's Wahrheit und Freimüthigkeit 1ter B. S. 220 — 225. Nürnberg, 789.)

bloße ſichtbare Kopie von jener. Doch davon können Sie ſich nur eine Idee machen, wenn Sie die menſchliche Denkart ſtudiert haben: der Empiriſt hat davon keinen Begriff, weil er die Wirkung für die Urſache nimmt. Der Puriſt hingegen hebt den Begriff der Urſache im Denken bei der Intelligenz an. Erkennen und Denken ſind alſo kein Empfinden; dies gehört zur **ſenſiblen**, jenes aber zur **intelligiblen** Natur. Wer die Syntheſen des Denkens nicht kennt, geräth in Begriffmengerei, und formelt Trugſchlüſſe aller Arten, in allen Wiſſenſchaften, die er jedoch mit reiner Vernunft alle vermeiden, und die Mengerei, Verwechſelungen und Erſchleichungen zu Begriffen, in allen Sätzen und Schlüſſen, gleich den Augenblick endecken kann. Berlin, am 10. Mai 1789.

Eſchke.

4.

Das Kind an ſeine Mutter.

An ihrem Namenstage.

Mutter, der ich dieſes Leben,
Das der Himmel mir gegeben,
Danke mit gerührtem Sinn;
Dieſes kleine Angebinde
Nimm von deinem erſten Kinde,
Liebe Mutter, nimm es hin!

Zwar kann ich nicht Verſe machen,
Höchſtens nur ein bischen lachen,
Wenn ich juſt mein Pappchen aß.
Doch, bekannt mit meinen Trieben,
Hat mein Vater aufgeſchrieben
Was er mir im Herzen las.

Du, die mich mit Schmerz geboren,
Du, vom Himmel auserkohren,
Meines Lebens Glück zu ſeyn;
O! wie dank' ich dem Geſchicke,
Dein in jedem Augenblicke
Herzens-Mutter, mich zu freun!

O! wie lächelt aus den Blicken
Dir ein mütterlich Entzücken,
Wenn ich lieg' am Buſen hier!
Deine Freuden, Deine Schmerzen
Dank ich einſt aus warmem Herzen
Laut, o beſte Mutter, Dir!

Leite Du mit Treu und Liebe
Meine Jugend; — wenn die Triebe
Raſcher werden, zähme ſie!
Wirſt du keiner Unart ſchonen,
O! ſo wird die Zukunft lohnen
Reichlich alle Deine Müh.

Wenn in frohen Jünglingsjahren
Einſt mir drohen die Gefahren,
Die des Knaben Pfade fliehn;
O! dann leih mir, nicht zu wanken,
Ewig werd ich es Dir danken,
Deinen reinen Engelſinn!

Will mich Jähzorn übernehmen,
O! ſo gieb, mich zu bezähmen,
Mir von Deinem ſanften Sinn!
Bin ich läſſig, meine Pflichten
Nach Vermögen auszurichten,
Sey Dein Beiſpiel mir Gewinn!

Lebe, lebe mir zum Seegen!
Und auf allen Deinen Wegen
Müſſe Wonne Dich erfreun!
Sey ſo glücklich ſtets wie heute,
Ich will gerne Dir zur Freude
Folgſam, wie ein Lämmchen, ſeyn!

Mutter, nimm dies Angebinde,
Das der Vater ſeinem Kinde
In dem kleinen Herzen las.
Der ſich meiner herzlich freute,
Und mit Wolluſt mir zur Seite
Mein Glück nach dem ſeinen maß

W.

IX.

Fragmente.

Palais Royal.

(Aus Merciers neuem Gemälde von Paris.)

Der einzige Punkt auf dem Erdball! London, Amſterdam, Madrid, Wien hat nichts Aehnliches aufzuweiſen. Kein Gefangener könnte hier mit Ueberdruß leben, und würde nicht eher an Freiheit denken, als nach Verlauf von mehrern Jahren. Es iſt ganz ſo ein Ort, wie Plato für einen Gefangenen angewieſen haben will, um ihn ohne Kerkermeiſter und ohne Gewalt, durch ſanfte, freiwillige Feſſeln zurück zu halten.

Man nennt das Palais-Royal, die Hauptſtadt von Paris: alles findet man hier. Ein junger Menſch von zwanzig Jahren ſoll mit einem Einkommen von 50000 Livres hierher verſetzet werden: und er wird den Feenaufenthalt nicht wieder verlaſſen können. In dieſem Palaſte Armidens wird er ein Rinaldo; dort verlohr der Held ſeine Zeit und ſeinen Ruhm; hier wird der junge Menſch ſeine Zeit, und vielleicht auch wohl ſein Vermögen verlieren. Blos hier wird er von neuen genießen können; ſonſt überall wird er lange Weile haben. Dieſer bezauberte Ort iſt eine kleine luxuriöſe Stadt, in einer größern eingeſchloſſen. Es iſt ein Tempel der Wolluſt, aus dem das glänzende Laſter auch den lezten Schein von Sittſamkeit verſcheucht hat. In der ganzen Welt giebt es keinen Luſtort, wo das ſittliche Verderben eine ſo gefällige Geſtalt trüge: man lacht da, und dieſes Lachen gilt der Tugend, die noch erröthen kann.

In Abſicht auf das Gebäude ſelbſt, iſt es zu bedauern, daß der beſchränkte Raum keine beſſere Entwickelung, keine länglichte Figur, anſtatt eines Vierecks erlaubt hat, welches zu klöſterlich ausſieht. Wie ſchnell ſehn wir es nicht emporſteigen, ein Zauberwerk! Indeſſen erregt' es dennoch ein ziemlich lebhaftes Murren unter dem Publikum. Als man bei dieſer Veranlaſſung zu dem erhabenen Beſitzer ſagte, ſein Gebäude würde ihm ſchrecklich viel koſten, gab er luſtig zur Antwort: „keinesweges! alle Welt wirſt mich ja mit Steinen!"

Was man nur wünſchen mag, das findet man hier gewiß: auch ſogar Lehrbücher von Phyſik, Poeſie, Chemie, Anatomie, Sprachen, Naturgeſchichte u. ſ. w. Damen, die den pedantiſchen Ernſt ihrer Vorgängerinnen im Hotel Rambruillet abgeſtreift haben, tändeln hier mit den Wiſſenſchaften, die ſie ohngefähr ſo „amuſiren," wie ihr Hündchen oder ihr Papagei. Faſt überall findet man Clubs, und in dieſen Muſik oder auch zuweilen Belehrung.

Das Wort Club führt mich auf einige Ideen, die ich hierher ſchreiben will, ſollte man's auch Seitenſprung nennen: dann wieder zum Palais-Royal. Der Geſchmack an geſellſchaftlichen Zirkeln, den unſere Vorfahren nicht kannten, und den wir von den Engländern angenommen haben, wird in Paris immer einheimiſcher. In dieſen Geſellſchaften belehrt man ſich, indem man ſich amuſirt: Geſchichte, Phyſik, Poeſie reichen ſich hier die Hand. Es iſt eine Art von Akademie, die aus Perſonen von allen Ständen beſteht, wo der Geſchmack an allen Wiſſenſchaften und Künſten eine glückliche Miſchung hervorbringt, die nothwendig ihren Fortgang befördern muß.

Mit Entzücken denk' ich noch der glücklichen Zeit, wo die Muſen meine einzige Freude waren, und wo in mannichfaltigen Unterhaltungen ich und fünf oder ſechs Freunde, uns alle unſere Ideen mittheilten. Wir ſuchten die Wahrheit mit dem lebhafteſten Verlangen, welches in der That ſeltner iſt, als man glaubt. Niemals entartete bei uns der Wetteifer in Neid, eine niedrige Leidenſchaft, die blos quält, nie belehrt. Wir ſprachen über einen gewiſſen Gegenſtand ohne jene Uebereilung, die keinen Gedanken aufkeimen läßt, oder ihn gleich wieder erſtickt. Unſre freie Denkart gab öfters unſerm Ausdruck eine neue und ſonderbare Wendung, die denn bei unſern unſchuldigen Zwiſten zum Lachen reizte, ohne im geringſten zu beleidigen.

In dieſen Zuſammenkünften fieng ich an, mich als litterariſchen Ketzer zu zeigen. Da ſagt' ich öfters mit Freimüthigkeit: „ich habe verſchiedene von den ſo berühmten Schriftſtellern leſen wollen, aber ſie haben mir nicht gefallen.“ Da geſtand ich meine litterariſchen Paradoxen: man wollte mich bekehren, und oft wurde der Prediger ſelbſt bekehrt.

Ich weiß mir keine größere Wolluſt, als freies Geſpräch mit Männern, die uns aufs halbe Wort verſtehen, die uns errathen, mit welchen man eine Menge von Gegenſtänden durchlaufen kann. Oft wenn wir glaubten, eine gewiſſe Materie erſchöpft zu haben, wunderten wir uns eben ſo ſehr, als wir uns freueten, neue Beweisgründe für eine Wahrheit zu entdecken, die erſt nur einen ſchwachen Schein von Wahrheit zu haben ſchien. Man glaubt nicht, wie ſehr eine ſolche Uebung den Verſtand ſchärft. Die Ebbe und Fluth der Ideen, über die man ſpricht oder ſtreitet, erweckt andere, auf die man ſonſt nimmermehr gefallen wäre. Hat man eine ſolche Unterhaltung nur einmal gehabt, ſo iſt es nicht mehr möglich, in dem einförmigen Zirkel alltäglicher Menſchen auszuhalten. Man hört das alberne Geſpräch nicht, oder mag es nicht hören; man ſchweigt, und rettet ſich, ſo bald man nur kann.

Ich bin gar nicht ſo lächerlich ungerecht, daß ich glauben ſollte, man ſpräche nirgends gut, als in der Hauptſtadt, die Sonne der Künſte ſchiene blos für Paris, und für die Landſtädte bliebe weiter nichts, als der ſchwache Schimmer einiger Wandelſterne. Immer mag ein Akademicien du Louvre ſo etwas ſagen, ohne es ſelbſt zu glauben. Aber wahr iſt es dennoch, daß der menſchliche Geiſt in der Hauptſtadt, wo alles von allen Seiten auf ihn einwirkt, mehr als anderswo zu glänzen im Stande iſt. Hier ſind die Ideen lebhafter und fruchtbarer; denn was ſie erweckt, oder beſtreitet oder beurtheilt, iſt theils das Gedränge der täglichen Begebenheiten, theils die ungeheure Menge von Charakteren, die alle noch ſtärker und zuweilen noch ſeltſamer gegen einander abſtehen, als in den Provinzen, wo eine gewiſſe Gleichförmigkeit herrſcht. Dieſe iſt dem ruhigen Lauf eines Fluſſes ähnlich, die Hauptſtadt hingegen gleicht dem Meere, auf dem täglich die Winde nach allen Richtungen ſtreichen.

Die Akademiciens du Louvre ſind ſo rühmlich beſcheiden, daß ſie ſich ausſchließlich das ewige Vorrecht zueignen, in dieſem Pallaſte zu glänzen, wo ſie ſich rühmen, den Thron der franzöſiſchen Litteratur errichtet zu haben. Allein es giebt doch gegen dieſe Deſpoten eine Menge rebelliſcher Unterthanen, die ihre angemaßte Souveränität nicht anerkennen wollen, oder gar darüber lachen.

Liebe zu den Künſten hat verſchiedene kleine litterariſche Geſellſchaften hervorgebracht, die unendlich mehr als jene groſſen Geſellſchaften zur Uebung des Verſtandes und Ausbildung der Vernunft beitragen. In ſolchen Zuſammenkünften lernen die jungen Leute mit Vergnügen nach Anleitung guter Bücher, die überall immer mehr Liebhaber finden, denken und ſchließen.

Ich kann es nicht läugnen! ich habe einen Widerwillen gegen die Akademien mit Patenten und Jetons. Im Gegentheil bin ich ein großer Freund von litterariſchen Zirkeln, in welche der Eingang ohne lächerliche Ceremonien ernſthafter Kinder, und ohne Loos offen ſteht, aus denen man auch nicht wieder verwieſen wird, weil man denkt oder ſchreibt, wie der Abt de Saintpierre. Laßt uns, lieben Freunde, von gelehrten Sachen in litterariſchen Zuſammenkünften ſprechen, aber niemals Mitglieder von Akademien werden. Unſere freundliche Offenheit würde ſich in Geſchwätz, unſer Wetteifer in Neid verwandeln, unſer Charakter würde bald in hochmüthige Kleinigkeitsſucht übergehen. Ich habe herzlich

lich gelacht, als ich ſah, daß zwei oder drei Männer, die ich mir über dergleichen Armſeligkeiten erhaben gedacht hatte, dennoch den Mantel nach dem Winde kehrten, und an die weſentliche Gegenwart des Genies rings um den grünen Teppich glaubten.

Im Palais-Royal kann man alles ſehen, alles hören, alles erfahren. Hier iſt Stoff genug, um aus einen jungen Menſchen einen kleinen Gelehrten en detail zu machen. Aber hier wirkt auch die ganze Macht der Ausſchweifung auf eine zügelloſe Jugend, die nachher in die Geſellſchaften verbreitet, einen Ton ſpricht, den man ſonſt gar nicht kannte, den Ton der Unbeſcheidenheit ohne Leidenſchaft. Ausſchweifung iſt hier ewig; zu jeder Stunde, bei Tage und bei Nacht, und für jeden Preis ſteht ihr Tempel offen. Die Athenienſer bauten ihren Phrynen Tempel; die unſrigen finden ihn hier. In einer Anwandelung von Strenge hat man ſie aus dieſem Bezirke verbannen wollen: aber dieſer kleine Sturm hat den Triumph von höherm Range nur noch gehoben.

Die Geldmäkler, ein würdiger Pendant zu den filles proſtituees, kommen täglich dreimal ins Palais-Royal; und aus ihrem Munde hört man von nichts, als von Geld und von politiſcher Proſtitution. Mancher von ihnen könnte ſagen: Rom iſt nicht mehr in Rom, ſondern wo es mir beliebt. Auf den Kaffeehäuſern wird Bank gehalten: da muß man nun ſehn und beobachten, wie ſich die Geſichter durch Gewinn oder Verluſt verändern; einer triumphirt, ein anderer verzweifelt. Das Palais-Royal iſt eine artige Pandorabüchſe: die Arbeit daran iſt ſehr geſchmackvoll; aber jedermann weiß doch, was in der Büchſe der Pandora enthalten war.

Die Kochkunſt drängt ſich hier den erhabenen Wiſſenſchaften zur Seite. Der Flitterſtaat der Libertinage hängt hier neben den chirurgiſchen Inſtrumenten, die ihr bald nothwendig ſeyn werden. Alle Modetändeleien, die nur einen Tag gelten, befinden ſich in ebendemſelben Gewölbe zugleich mit den aſtronomiſchen Werkzeugen, die Jahrhunderte lang nützlich bleiben. Beim Anblick dieſes glänzenden Spielzeugs ſagt ein Vorübergehender: ach! könnt ich das alles genießen! und ſeufzt; ein Anderer ſpricht; wie Manches, das ich recht gut entbehren kann! und lacht.

Alle Sardanapale, alle kleinen Lykulle logiren im Palais-Royal, in Zimmern, um die ſie die Könige von Aſſyrien und die Konſulen in Rom würden beneidet haben. Man hört da niemals das Geräuſch des Hammers oder der groben Feile. Es iſt da ein beſtändiger Wohlgeruch aus der Küche oder Kaffeebude: hier wäre Gelegenheit, das Genie von zehn Cromwells, zwanzig Guiſen und dreißig Meſſanielen zu erſticken. *)

Die Kaffeeſchenken wimmeln von Menſchen, deren einziges Geſchäfte den ganzen Tag über blos darin beſteht, daß ſie Neuigkeiten anhören oder ausbreiten, die man an dem Anſtrich, den ihnen jeder nach Verſchiedenheit ſeines Standes giebt, gar nicht mehr erkennt.

Ohn,

---

*) Die leztere Revolution, von der das Palais-Royal das Hauptquartier wär, zeigt vom Gegentheil dieſer Behauptung.

Ohnerachtet im Palais-Royal alles dreimal und viermal theurer iſt, ſo ſcheint hier doch eine gewiſſe Attraktionskraft zu herrſchen, die das Geld aus allen Taſchen an ſich zieht. Vorzüglich gilt dies von den Börſen der Fremden, die auf dem mannichfaltigen Genuß, den ſie hier vor ihren Augen zuſammengehäuft ſehen, mit ausſchweifender Begierde herfallen. Dieſer privilegirte Ort iſt ein Vereinigungspunkt, wo jeder in einem Augenblicke alles, was er in ſeiner Lage bedarf, beiſammen findet. Auch zehrt er die andern Stadtviertel aus, die ſchon unbewohnten und öden Ländern ähnlich ſahen.

Die Theurung der Miethen, welche die gierige Konkurrenz ſo hoch hinauftreibt, wird das Verderben der Kaufleute. Es erfolgen häufige Bankerutte; man kann ſie zu Dutzenden zählen. Hier ſteigt die Unverſchämtheit der Galanteriehändler zu einem Grade, wie ſonſt nirgends in Frankreich. Sie verkaufen mit dreiſter Stirne Kupfer für Gold, Stras für Diamanten, und nachgemachte Stoffe, die von ächten nichts haben, als einen blendenden Schimmer. Der unmäßige Ladenzinß, den ſie bezahlen müſſen, ſcheint ſie zu Schurkereien ohne Schaam und Scheu zu berechtigen. Die Augen werden durch alle die äußerlichen Dekorationen gleichſam bezaubert, ſo daß der neugierige Gaffer den Betrug nicht eher wahrnimmt, als wenn es zu ſpät iſt.

Es iſt ein trauriger Anblick, jenen Schwarm von jungen Wollüſtlingen mit bleichem Geſicht und wichtiger Miene zu ſehen, die man mit ihrem Brelockengeklingel ſchon von weitem hört, wie ſie ſich in dieſem Labyrinthe von Bändern, Gazen, Pompons, Blumen, Roben, Masken, Schminkkäſtchen und Nadelpäckchen herumtreiben. Sie vertändeln ihre Zeit im Camp des Tartares in jenem tiefen Müßiggange, der eine Nahrung aller Laſter iſt. Aber bei aller Wichtigkeit, die ſie annehmen, können ſie doch nicht verbergen, daß ſie ſo gar nichts ſind.

Camp des Tartares nennt man die beiden hölzernen Galerien, die einſtweilen angebaut ſind, bis das prächtige Säulengebäude fertig ſeyn wird. Hieher kommen alle Abende die Weiber Paar und Paar, um ſich den Blicken der Männer zur Schau auszuſtellen; überladen mit allen zuweilen ſo phantaſtiſchen Moden, die ſie für einige Tage ausdenken, und nach einigen Tagen wieder vernichten. Aus den Namen der Moden, die ſie jedem Kleidungsſtücke geben, ließe ſich ein Wörterbuch von mehrern Folianten zuſammen ſetzen. Ein ſolches Werk fehlt noch der Nation; doch Pankouke läßt, wie man ſagt, mit großer Emſigkeit daran arbeiten. Die Häßlichſten ſind faſt immer diejenigen, die ſich am prächtigſten kleiden; und das muß ſo ſeyn. Eine Mutter würde ſich ſcheuen, mit ihren jungen Töchtern die lärmende Promenade des Abends zu beſuchen; die tugendhafte Gattin, die ehrliche Bürgersfrau mag es nicht wagen, ſich in der Geſellſchaft dieſer frechen Buhlerinnen ſehen zu laſſen; der Putz, der Anſtand, das Betragen, öfters ſogar die Reden der Leztern nöthigen ſie, ſich eilig zu entfernen.

Unter dieſen Bretern, die wohl einmal das Feuer verzehren wird, ſieht man vorzüglich die Ausbrüche vorzeitiger Wolluſt, die ſich hier dem Meiſtbiethenden darſtellt. Hier drängt ſich eine Menge junger Leute trällernd in die kleinern Spektakles, die mehr, als die größten beſucht werden, weil ſie unmoraliſch ſind. Dieſe jungen Leute haben ganz beſondere Bildungen, wo ſich entnervte Seelen, kalte Herzen, und Leidenſchaften, ohne Kraft und Freude abmahlen. Handel mit ſinnlichen Vergnügungen, Entartung der Raſſen, empörende Vertraulichkeit der Kinder, die in ihren Aeltern nichts mehr ſehen, als ſilzige Haushälter, deren Tod ſie wünſchen, ohne ſich dieſes entſetzlichen Wunſches zu ſchämen, — das ſind die Laſter, die jezt mit dreiſter Stirne herrſchen. Väter ſind jezt nichts mehr, als einfältige und verachtete Erzeuger ihrer Söhne; Mütter nichts mehr, als bejahrte und ſchwachköpfige Aufſeherinnen ihrer Töchter. Verbannt und ſogar verſpottet werden die ehrwürdigen Sitten in den Geſellſchaften jener bedauernswürdigen Jünglinge, die ſchon für die falſchen Begriffe einer verderbten Generation empfänglich gemacht ſind, die noch ſchlimmer iſt, als ihre Vorgängerin.

Hier hört man laut die ſchändlichſten Verſe aus der ſchändlichen Pucelle. Hier hört man auch die irreligiöſeſten Grundſätze jenes Mannes, der Frankreich verführte, aber auch nur Frankreich, weil er blos für Frankreich lebte; jenes Mannes, der mehr die Kunſt beſaß, einen ausgebreiteten Ruf zu erſchleichen, als Vorzüge genug, ihn zu verdienen; jenes Mannes, der mehr auf die Herzen wirkte, die er verdarb, als auf den Geiſt, deſſen Aufklärung er ſich anmaßte; jenes Mannes endlich, der nach der eben entworfenen Schilderung, nothwendig Rouſſeau's Feind werden, und durch ſeine widrige Hartnäckigkeit einen edlen Mann, der ihn nach ſeinem Tode beweinte, zu verfolgen, ſich ſelbſt entehren mußte. Man dürfte nur noch Voltair's Bildſäule mitten im Garten aufrichten, und auf das Pideſtal ſetzen: au Chartre Gnis-bourdon.

Leider ſucht man hier vergebens die ſchüchterne Sittſamkeit, die angenehme Verlegenheit, das Errōthen der Unſchuld, die Bläſſe, die ſie bei der leiſeſten Berührung überzieht, die gefällige Jugendfarbe, den rührenden Reiz einer jungen und ſittſamen Schönheit. Ueberall ſieht man deutlich, daß ſeit zehn Jahren ſchon, im Phyſiſchen der Pariſer ein trauriger Unterſchied herrſcht. Kaum hat ein Mädchen die unſchuldigen Spiele der Kindheit aufgegeben, ſo ſtudiert ſie mit Wohlbehagen die wollüſtigen Tänze, und alle Künſte und Myſterien der Liebe. Kaum ſizt die Frau am Tiſche des Mannes, ſo ſucht ſie mit verſtohlnem Blick einen Liebhaber. Bald wählt ſie nicht mehr; im Dunkeln, denkt ſie, ſey jedes Vergnügen erlaubt.

Iſt das nicht die Schilderung unſrer Sitten im Palais-Royal? Sie iſt von Horaz entlehnt; aber was er nicht errathen hat, das ſind jene bequemen Nebenzimmer, die der Wollüſtling nicht nach Stunden, ſondern nach Minuten bezahlt. Eine Berechnung dieſer Art hätte ihn in Verwunderung geſezt, und er hätte dann ſeinen Pinſel einem Juvenal überlaſſen.

Bei einem ſolchen Vereinigungspunkte leichter Wolluſt und feilen Genuſſes, iſt es wohl kein Wunder, wenn man die ehrwürdigſte und ſchönſte Verbindung flieht, die einzige Verbindung auf der Welt, durch die ſich die glühenden Freuden der Liebe mit den ſanften Regungen und dem Glück der Freundſchaft vereinigen.

Doch nicht jede Stunde iſt ſolchen zügelloſen Ausſchweifungen in gleichem Grade gewidmet; es giebt Stunden, wo man wenigſtens mit einem Schein von

Wohlſtand ſpazieren geht. So iſt es ohngefähr gegen fünf Uhr, im Frühling und Sommer, vorzüglich aber des Morgens um eilf Uhr. Um dieſe Zeit kann eine ſchöne und ehrliebende Frau im Garten vom Palais-Royal erſcheinen, ohne nur über einen Blick klagen zu dürfen. Eine ſchöne Frau, das ſchönſte Werk der Natur, kann alsdann die Macht ihrer Reize zeigen: man wird ſie bewundern, und ſie wird das Vergnügen der Promenade in einem Bezirke, der in gewiſſen Rückſichten ein Feenwerk zu ſeyn ſcheint, ungeſtört genießen.

Der Cirkus iſt das ſchönſte, gefälligſte, und, wenn man's ſagen darf, das originellſte Denkmal der Baukunſt in Paris. Lächeln muß man freilich, wenn man zugleich an den Cirkus des alten Roms denkt: aber man darf auch nicht vergeſſen, daß die Beſtimmungen von beiden gar keine Aehnlichkeit haben. Ohne Uebertreibung kann man ihn einen Tempel im Kleinen nennen. Es iſt ein Gebäude, welches die Vortheile vereinigt, daß man Fete geben, und das Volk verſammeln kann; eine unterirdiſche Schöpfung, durch einen Zauberſchlag entſtanden.

Der Herzog will, wie man ſagt, ſeinen Pallaſt auf 140 Säulen aufführen laſſen. Alsdenn wird es das ſchönſte und majeſtätiſcheſte Palais in der Hauptſtadt; die Hauptſtadt aber wird, wenn es nur einigermaßen ſo fortgeht, die prächtigſte Stadt in Europa.

Uebrigens braucht dieſer Viertel eine beſtändige Vormundſchaft, eine Wachſamkeit, die mehr als irgend wo ins Einzelne ſich verbreiten muß. Es beſchäftiget die Polizei faſt eben ſo ſehr, als die ganze übrige Stadt.

In der Hauptſtadt von China, wird ein komiſche Meſſe gehalten, die darin beſteht, daß die Städte in einem Umfang von einer Viertelmeile im Kleinen vorgeſtellt werden. Handwerke und Gewerbe, Lärmen und Laufen, alle Beutelſchneidereien, alles das wird von einer Menge von Schauſpielern vorgeſtellt. Dieſer iſt ein Kaufmann, jener ein Handwerker; der hier ein Soldat, der dort ein Officier. Die Läden werden ordentlich aufgemacht, die Waaren ausgelegt, und es erſcheinen Käufer. Hier iſt ein Viertel der Stadt für Seidenwaaren beſtimmt, dort eins für Leinwand, eine Straße für Porcellain, eine andere für lakirte Waaren. Hier findet man Kleider, Möbeln, Frauenzimmerputz; weiterhin Bücher. Es giebt Kneipen und Gaſthöfe, wo Tabletkrämer aus- und eingehen; Kleiderverleiher zupfen die Vorübergehenden am Ermel, und bieten ihren Kram an. Man zankt ſich, man ſchlägt ſich; die Häſcher kommen dazu, bemächtigen ſich der Zankenden, und führen ſie vor Gericht, wo ſie zu Schlägen verurtheilt werden: bei der Vollziehung des Urtheils wird der Verurtheilte kaum merklich angerührt; aber der falſche Thäter macht das Geſchrei eines Geſchlagenen ſo gut nach, daß es für die Zuſchauer ein großes Feſt wird. Auch die Rolle eines Spitzbuben wird nicht vergeſſen; Schlau zu ſtehlen iſt erlaubt. Kurz, alles ſtädtiſche Gewühl wird nachgeahmt; alles, Kaiſer und Unterthanen, iſt ſich vollkommen gleich.

Mich dünkt, die Idee von einer ſolchen pittoresken Meſſe iſt artig. Ich wollte, es würde einmal in Petersburg die gute Stadt Paris aufgeführt. Man könnte einer großen Monarchin und einem Volke, dem dieſe Gegenſtände neu wären, ein treues Bild von einer entfernten Nation darſtellen. Nun denke man, welch ein lautes Gelächter in Madrid, Wien oder Moskau über das Koſtum der Pariſer und die ſelle du prix fixe entſtehen würden, wo man ſich entkleidet, und ſeine Taille gleichſam errathen findet.

Wollte man eine ſolche Fete geben, ſo getraue ich mir zu ſagen, daß mein Buch nicht ganz unnütz ſeyn würde. Auch wenn man ſie in Frankreich ſelbſt gäbe, würden die Pariſer nicht wenig über die Aehnlichkeit mit ihnen ſelbſt lachen. Die Vermiſchung der Stände, das Gedränge, die Mannichfaltigkeit, alles gäbe einen ganz neuen Anblick, den ein neuer Lucian ſchildern müßte. Doch ſtill! es giebt Gegenſtände, die man für ehrwürdig hält, und deren Nichts ſich durch die Nachahmung verrathen würde. Das Maleriſche dieſer Fete würde alle Stände an ſich ziehen; und könnte man endlich noch das Gewirre in den Straßen nachahmen, ſo würde uns dasjenige, was uns in der Beſchreibung ſo ſehr gefällt, in der Vorſtellung nicht weniger gefallen.

Zuletzt könnte die Fete noch mit einem Theatercoup geſchloſſen werden. Man weiß, daß es in Paris öfters regnet; wenn nun alle Welt unter freiem Himmel wäre, ſo könnte man einen Regen nachmachen. Da würde man nun ſehen, wie Alles davon liefe; da könnte man das Gezänke mit den Miethkutſchern vorſtellen; der Kutſcher mit dem großen Schnurrbarte würde mit dem Kutſcher im leinenen Kittel figuriren; Wagen, Karoſſen, Kabriolets, Karren, Schuttfahren, Bagagewagen, warum ſollte das alles nicht nach der Natur vorgeſtellet werden können? Kunſt wäre freilich dabei, alle dieſe Theile nach einem verjüngten Maaßſtabe vors Auge zu bringen.

So manches Divertiſſement wird ausgedacht, das gar nichts ſagen will: dieſes aber, wo ich nicht irre, würde etwas Neues und Anziehendes haben. Die Märkte (halles) dürften nicht vergeſſen werden. Und gäb es wohl ein mannichfaltigeres und unterhaltenderes Schauſpiel, als jenes Gemiſch der Stände, jene Flut von Menſchen aus allen Klaſſen, von jeder Figur und Farbe; als jenes ſchnelle und raſtloſe Gedränge, von Wagen und Fußgängern? Nun denke man ſich Volanges als Polizeilieutenant, und Dugazon als Prévot des Marchands; andre Schauſpieler als Echevins, Exempts, Inſpectoren, Kommiſſarien oder Spionen, alles das mit ein wenig Uebertreibung, die freilich dabei ſeyn müßte, und gewiß das Vergnügen wäre allgemein.

Dieſes Vergnügen würde durch das verworrene Geſchrei noch vermehrt werden. Rom hatte ſeine Saturnalien; ein ſolches Feſt würde, meines Erachtens, den Pariſer nicht wenig amuſiren; es würde alle Einwohner gleich machen, verſteht ſich für den Tag; es würde Lachen erregen, und von manchem Lächerlichen helfen. Ein ander Jahr käme London an die Reihe; dann würden nach und nach Italiäner, Holländer, Spanier, Pohlen, Ruſſen und Deutſche Figuren.

Doch ganz vorzüglich könnte wohl das Palais-Royal dem Volk eine anziehende Fete von der Art gehen. Der Ueberwinder Mithridats, der Eroberer von Pontus und Armenien, der Nachahmer Sardanapals, der Anhänger Epikurs, mit einem Worte, Lukull, als er mit aſiatiſchem Luxus, dem Cicero und Pompejus zu Ehren, im Apolloſaale ſeine Feten gab, konnte ſeinen vornehmen Gäſten mit allem Aufwand vom Lande und aus dem Meere, dennoch keinen ſolchen Genuß verſchaffen, wie ihn gegenwärtig ein junger Verſchwender hat, oder im Palais-Royal beſchränkt, ſeiner Sinnlichkeit an einer prächtigen Tafel unendlich mehr ſchmeichelt, als in den ſchönſten Tagen der Römiſchen Größe möglich war.

Beſchreibung
einiger
ausländiſchen merkwürdigen Bäume,
aus
Reiſebeſchreibungen zuſammengetragen
von
Profeſſor F. Wadzeck.

1) Der Brodfruchtbaum.

(Artocarpus communis Forsteri.)

Man findet dieſen Baum vielfältig in den oſtindiſchen Reiſebeſchreibungen von Java, Sumatra, Bantam, in Cooks Reiſen und Nachrichten von O-Taheiti erwähnt, als einer Frucht, die den Bewohnern dieſer Länder eben ſo zur Nahrung und Speiſe dient, wie uns das von Mehl zubereitete Brod. Es wäre zu wünſchen, daß man dieſen Baum durch immer weiter ſchreitende Pflanzung auch in unſre Gegenden zu bringen ſuchte. Und wenn er auch nicht die Vollkommenheit erlangen würde, die er in ſeinem Vaterlande hat, ſo glaub' ich doch, daß er ſich mit der Zeit an unſerm Klima gewöhnen könnte. Ob aber dabei deutſcher Nationalfleiß gewinnen

nen würde, wenn der Brodtbaum ſo häufig wie Eichen, Tannen und andre Bäume in unſern Wäldern angetroffen würde, iſt eine andre Frage.

Der Baum, darauf die Brodtfrucht wächſt, erreicht eine Höhe von funfzig und mehrern Füßen. Er iſt in Oſtindien zu Hauſe. Man findet ihn auf den molukkiſchen und philippiniſchen Inſeln. Die Einwohner auf O-Taheiti, Java, Sumatra und andern Gegenden, bedienen ſich der Frucht anſtatt des Brodes, das wir aus Waizen, Rocken und anderm Mehl verfertigen laſſen. Der Stamm iſt unterhalb ſeiner Rinde mit ſehr vielem klebrichten Milchſafte verſehen, der bei der geringſten Veränderung der Rinde häufig hervorfließt. Dieſen Saft läßt man nicht ungenutzt, ſondern vermiſcht ihn mit Sagomehl und braunem Zucker, und macht davon eine Art Theer, Leim oder Kleiſter, deſſen man ſich beim Schiffsbau bedient, um die Fugen und Ritzen damit auszuſtreichen und zu bekleiſtern.

Die Blätter des Baums ſind groß, wie die Blätter an unſern Kürbiſſen, einen Fuß lang, länglichter Geſtalt, mit tiefen Hölungen, wie das Laub der Eichen. Ihre Farbe iſt dunkelgrün, und wie alles Laub auf der Oberfläche dunkler, und auf der untern Seite heller.

Die Frucht auf demſelben macht den hauptſächlichſten Theil deſſelben aus. Sie hat die Größe und die Geſtalt einer großen Netzmelone, und iſt 3 bis 4 Pfund ſchwer. Sie iſt länglicht rund, und mit einer netzförmigen dünnen Schale bedeckt, hat weißes aber dabei wäſſeriges Fleiſch, welches ſehr mehlig und von keinem ſonderlichen Geſchmack iſt. Man bricht dieſe Frucht ſowohl wenn ſie reif iſt, als auch noch früher. In beiden Fällen bedarf ſie einer beſondern Zubereitung, ehe ſie genoſſen werden kann.

Die Inſulaner ſchneiden dieſelbe, je nachdem ſie groß oder lang iſt, in drei bis vier Theile, und bringen ſie in eine Art von Backofen, die ſie in der Erde anlegen. Sie legen nemlich eine Lage heiß gemachter Steine in eine tiefe Grube, und die Frucht oben drauf. Alsdenn werden Bretter darüber gelegt, auf welche wiederum heiße Steine und eine Lage Früchte kommen, dann wieder Bretter und ſo fort, bis der Ofen voll iſt. Zulezt bedecken ſie ihn mit Erde, und in einer Zeit von zwei bis drei Stunden ſind die Früchte gahr.

Nach dieſer Behandlung giebt dieſe Frucht nicht allein eine gute, wohlſchmeckende, ſondern auch eine geſunde und nahrhafte Speiſe, und die Reiſenden, welche die Gegenden ſahen, wo dieſe Früchte wachſen, ſprechen mit Entzücken von dem herrlichen Geſchmack dieſer Frucht.

Dieſer iſt nemlich lieblich, ſüß, mehlicht, und kann füglich die Stelle unſers Brodes erſetzen. So lange die Frucht noch friſch zu haben iſt, wird ſie nicht leicht auf eine andre Art genoſſen, ſondern alle drei oder vier Tage in mäßiger Menge gebacken. Damit man aber auch in der Zeit, wenn die Bäume keine Früchte tragen oder auf Reiſen hinlänglich damit verſehen ſeyn möge, ſo bereitet man ſolche auf folgende Art: Sobald die Frucht auf vorbeſchriebene Weiſe gebacken und erkaltet iſt, ſtößt man ſolche, vermittelſt einer ſteinernen Stampfe zu einem Brei, und nachdem ſolcher in einer beſonders dazu gemachten Grube gegohren hat, bäckt man kleine Brode davon, die ſich alsdenn einige Monate lang gut aufbewahren laſſen.

Aus dem Holze dieſes Baumes werden Geräthſchaften verfertigt, und aus der Rinde verfertigen die Inſulaner ſeine Matten u. d. gl.

Der Baum ſelbſt heißt bei Forſter Artocarpus communis, und weil man auf demſelben männliche und weibliche Blumen zugleich findet, die einzeln an den Knoten der Blätter ſitzen, ſo gehört er nach Linne's Syſtem zu den Monoeciis Monandriis zur erſten Ordnung der zweiten Klaſſe.

Es giebt zwei Gattungen derſelben, welche Rima und Duodu heißen. Erſtere iſt die größeſte, und mit einer rauhen und ſtachlichten Schaale von Borke, wie die Datteln, verſehen. Leztre aber hat eine längliche Frucht, und iſt nicht ſtärker, als eine große Birne. Man findet ſie in großer Menge auf der Inſel Tinian, einer von den Diebes- oder Marieninſeln. Ihr Geſchmack ſoll eine Aehnlichkeit mit den Artiſchocken haben. Wenn ſie aber völlig reif geworden, ſo bekommt ſie einen ſüßen Geſchmack und einen angenehmen Geruch, faſt wie eine Pfirſche. Alsdann iſt ſie aber nicht recht geſund, ſondern verurſacht Durchlauf.

2) Der Aninga-Iba.

Man findet ihn in Braſilien, wo er im Waſſer wächſt. Das Holz deſſelben iſt leicht und feſt, aber dabei ſehr brüchig. Seine Blätter haben eine Aehnlichkeit mit den Seeblumenblättern. Die Neger machen aus dieſem leichten und dichten Holze ihre Fahrzeuge. Mit dieſen beſuchen ſie nicht allein die inländiſchen Flüſſe und Ströme, ſondern ſie wagen ſich ſogar damit ziemlich weit in See. Denn wirft auch eine Welle das Kanot um, ſo verſtehen ſie ſich zu gut aufs Schwimmen, um deswegen beſorgt zu ſeyn.

Wenn dieſer Baum blüht, ſo iſt er überall mit großen blaßgelben Blumen beſezt, die aber gleich unſern Konvolvulus nur aus einem Blatte beſtehen. Die Frucht des Baumes hat die Größe und Geſtalt eines Straußeneies. Die äußere Farbe derſelben iſt grün, inwendig aber hat ſie ein ganz weißes ſehr mehlichtes Fleiſch. Die Neger bedienen ſich derſelben aber mit vieler Behutſamkeit, und ſelten anders, als bei einer einfallenden Hungersnoth. Denn da die Frucht ſehr kalt und blähend iſt, ſo kann ſie leicht üble Krankheiten hervorbringen, wenn man ſie übermäßig genieſſen wollte. Der Baum hat eine Zwiebelartige Wurzel. Auch dieſe wiſſen die Neger zu gebrauchen, und preſſen ein reines und gutes Oel daraus, welches ſie in ihrer Haushaltung gut zu nutzen wiſſen.

3) Der Ambalam.

Dieſer indianiſche Baum, von dem man nur den Saft zur Verfertigung des Brodes gebraucht, wächſt bald zu einem ſehr großen Baum, und wird ſtark. Merkwürdig iſt es, daß dieſer Baum im Jahr zweimal blüht und zweimal reife Früchte bringt. Die Frucht iſt länglichtrund, wie die große länglichte Aprikoſe, obwohl ungleich größer und dabei ſehr hart. Wenn ſie ihre Reife erlangt hat, ſo iſt ſie von einer gelben Farbe.

Sie wächſt traubenweiſe, und giebt dem Baum ein auſſerordentlich ſchönes Anſehen, wenn ſie von ſeinen Aeſten häufig herabhängt. In der Mitte der Frucht findet ſich ein harter Stein, und in demſelben der Kern. Das Fleiſch, womit der Stein umgeben iſt, ſoll einen lieblich ſäuerlichen Geſchmack haben. Die Indianer preſſen aus demſelben den Saft heraus, vermiſchen ſelchen mit Reis, und verfertigen ein Brod daraus, das ſie Apor nennen, und von ſehr guten Geſchmack ſeyn ſoll.

4) Der Kampferbaum.

(Laurus Camphora Linn.)

Sein Vaterland iſt Japan, wo er wegen ſeiner Größe und erſtaunlichen Höhe berühmt iſt. Die Chineſer nennen ihn Tſchang, und den daraus gezogenen Kampfer Tſchang-nao. Man findet einige Bäume, die über 300 Fuß hoch ſind, und deren Dicke mit der Höhe im Verhältniß ſteht, ſo daß 20 Männer einen ſolchen Baum kaum umklaſtern können.

Der Stamm iſt rund, grade, anfänglich mit einer glatten, grünlichen Rinde bekleidet, welche aber im Alter ungleich, knotig, riſſig und grau wird. Das Holz iſt weiß, getrocknet aber roth, von lockerm Gewebe, grobfaſerig, mit ſchwärzlichen Maſern und Adern durchzogen, und ſehr ſtark riechend. Die Aeſte breiten ſich ſehr weit aus, und ſind mit ſtarken Blättern bekleidet, die den Lorberblättern ähnlich ſehen.

Das Holz iſt ſehr hart, dauerhaft, und gut zum Schiffsbau, auch wegen der Schönheit und Glätte ſeiner Oberfläche und wegen der Mannigfaltigkeit ſeiner Adern zu der ſchönſten Tiſchlerarbeit brauchbar. Das innre Gewebe iſt feſt und der Fäulniß widerſtehend, ſo daß dieſe Bäume ein ſehr hohes Alter erreichen können.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Miſcellaneen.

1. Einige Bemerkungen eines Reiſenden in Rußland. 123.
2. Ueber den Putz. 127.
3. Oral über Taubſtumme. 132.
4. Das Kind an ſeine Mutter. 135.

Fragmente.

Palais Royal. 138.

Beſchreibung einiger ausländiſchen merkwürdigen Bäume.

1. Der Brodfruchtbaum. 154.
2. Der Aningu-Iba. 157.
3. Der Ambalam. 158.
4. Der Kampferbaum. 159.

Ich ging auf das gemeinſte aller Gemeinfelder, wie Herr Koſegarten es nennt, hinaus, um mit dem Nachdrucker Herrn Mallishauſer ein Paar Worte zu ſprechen, ſiehe da kommt ein wohlgerüſter Reuter mit tiefverſchloßnem Viſier auf mich losgeſprengt, und bricht auf mich friedlichen Wanderer mit einer Menge Invektiven und harter Beſchuldigungen ein. (S. Beylage zu Nr. 145. des Hamburgiſchen unpartheyiſchen Correſpondenten.) Er nennt mich einen Mörder noch ungebohrner Kinder, eine Hebamme von Zwittergeburten und was dergl. mehr iſt. Dann bemüht er, der in den erſten Perioden ſeiner Anrede Herr Gräff iſt, und weiterhin durch eine ſonderbare Metamorphoſe plötzlich zum Herrn Koſegarten wird, dann bemüht er ſich, ſage ich, das ermüdende Detail von Richardſons Clariſſe dadurch zu rechtfertigen, daß er Homers, Theokrit's, Voſſens Umſtändlichkeiten anführt. Als ob Epopee, Idylle und Idylliſches Gedicht nicht himmelweit vom Romane unterſchieden wären! Als ob nicht alle die genauern Detaillirungen, die im Dichter ſo bezaubern, im Proſaiſten, wenn er ſie gleich in einen noch ſo angenehmen Vortrag kleidet, ſo auffallen, daß man nicht umhin kann, ſie langweilig und hors d'œuvre zu nennen! Nicht ich, ſondern Männer, wie die Litteraturzeitſchriftſteller und Köpfe von ähnlichem Werth, haben übrigens von den Richardſonſchen Romanen, nach Aufzählung aller ihrer Vortreflichkeiten, das geurtheilt was Herr Koſegarten für jede [illegible] ausgegeben [illegible] [illegible] Urtheilskraft würde an Clariſſen [illegible] Blößen zu entdecken und mit [illegible] verſpotten im Stande ſeyn. [illegible] anlangt, ſo weiß ich, [illegible] ſchnellen Fortſtrom der [illegible] Werke von langem Athem nicht [illegible]. [illegible] bewog mich denn, die Bitte einer Umarbeitung [illegible] Werks an Herrn Schulz zu thun, und [illegible] daß er dieſe Idee ſchon längſt gehabt hätte. [illegible] kein Buchhändlerunternehmen, [illegible] ſondern ein längſt [illegible] Plan, [illegible] und dem ſeltenen Genius, [illegible] Koſegartens) mit [illegible] Erfindungskraft vereinigt [illegible] änderungen und Auslaſſungen ſehr [illegible] ſolches Werk wohl nicht mislingen. [illegible] Epopee wie Homers Illiade umbilden [illegible] einen vorzüglichen Roman; dabey treten nicht ſo viele [illegible] Umſtände ein — Herr Koſegarten ſchiebt mir eine [illegible] rung unter, die mir ſelbſt [illegible] hohen lyriſchen Dichter wären [illegible] eine vorſetzliche Verdrehung. Ich [illegible] weiter nichts [illegible] als daß ſie den Konverſationsſtyl [illegible] und daß ſie ſich [illegible] Menſchenleben [illegible] für das [illegible] und der [illegible] tung des leichten, proſaiſchen [illegible] in den erhabenen [illegible] der Dicht[illegible] Wulf oder einen Jünger [illegible] von Herrn Schritz [illegible] daß dieſes Produkt gewiß [illegible] zu einem der Lieblings[illegible] er darf [illegible] gegen den [illegible] ſegarten in die Schranken [illegible] Titel: [illegible] in die [illegible] geſchrieben [illegible]

[illegible]

No. 4

Olla Potrida.

1789.

Viertes Stück.

Berlin

in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

I. X.130

Inhalt.

Gedichte.

Auszüge.
Die Rolandsbreche und ihre Eismaſſen.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.
1. Beſchluß der Schilderung von Paris, von einem Augenzeugen.
2. Verſuch eines Beweiſes der Exiſtenz Gottes.
3. Die weiſſen Pferde.
4. Urbain Grandier, und der Cardinal Richelieu: Schreckliches Beyſpiel von Intoleranz, Mönchshaß und Verfolgung.
5. Ueber das Eingeſtehen von den Verdienſten anderer.
6. Schiffbruch und Gefangenſchaft des Fräuleins von Burde, 1719.

Naturgeſchichte.
Der Kranich.

Biographie.
Anna von Bolein, Mutter der Königinn Eliſabeth von England.

Anekdoten.

Miſcellaneen.
1. Mutterliebe. 10
2. Fabeln. 10
3. Maurer-Gebete. 10

Olla Potrida.

1789.

Viertes Stück.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

I.

Gedichte.

1.

An die Liebe.

In Götterfreuden ſchwimmt der Mann,
Die kein Gedanke mißt,
Der ſingen oder ſagen kann,
Daß ihn ſein Liebchen küßt! —

Bürger.

Göttin! Dir ein Lied zu ſingen
Iſt es was den Geiſt erhebt:
Du biſt's die des Harfners Schwingen
Und ſein reges Herz belebt.

Mächt'ge Liebe! Dich erhebet
Wie der Jüngling, ſo der Greis.
Alles was hinnieden lebet
Reichet willig Dir den Preis.

Mancher Jüngling ward entführet
Seiner Laſterbahn durch Dich:
Und wie gab er nicht gerühret
Dir ſo ganz zu eigen ſich!

Mancher ſteigt durch Dich geleitet
Zu der Götter Sitz hinan:

Mancher, wenn er durch Dich ſtreitet,
Siegt, wie's keiner je erſann.

Holde Göttin! ſolche Freuden
Wie Du ſchenkſt, ſchenkt nie der Wein.
Du biſt wahrer Troſt im Leiden,
Du biſt unſchuldsvoll und rein.

– Zwar ſing' ich noch unerfahren
Dein große Wunderkraft;
Doch vielleicht in wenig Jahren
Trink ich Deinen Nectarſaft.

Woll'ſt mir einen Engel geben
Wie ein Raphael ihn ſchuf:
Er begleite mich durchs Leben,
Und Dein Lob ſey mein Beruf.

Laß mich bald die Huldinn finden,
Meiner Wünſche Krone, ſie!
Unſer Leben müſſe ſchwinden
Unter ſteter Harmonie.

Süße Wonne! an dem Herzen
Eines ſanften Mädchens ruhn;
Dies entfernt die längſten Schmerzen
Mehr als kalte Gründe thun.

Wandeln Jahre ſich zu Stunden,
Iſt entflohen alles Leid,
Und hab' ich ſo ganz empfunden
Göttin! Deine Seligkeit:

Dann ſo wag' ich's einſt zu ſingen
Wie mich Deine Macht beglükt;
Zu den Sternen-Polen bringen
Kann ich kühn, durch Dich entzükt.

C. L. C. Sidon.

2.

Bittſchrift einer jungen Katze.

Ich Minzchen von der ſchönſten Art
Lieg ſchnurrend Dir zu Füßen;
Mich ziert der längſte Cypernbart,
Mein Schnäutzchen iſt zum Küſſen.

Mein feiner Teint, ſo rein wie Gold,
Erweckt den Neid der Katzen,
Mein ſchlanker Wuchs iſt lieblich, hold,
Und fromm ſind meine Tatzen.

Voll Grazie iſt mein ſanfter Gang,
Mein Auge ſtrahlt Erquicken;
Mein Stimmchen, ſüß, wie Lautenklang,
Schafft Dir gewiß Entzücken.

Mein Züngelchen entweiht ſich nicht
Durch räuberiſches Naſchen,
Aufs Fangen nur bin ich erpicht,
Kann Ratt' und Maus erhaſchen.

Drum, beſter Mann, drum nimm mich an,
Du wirſt es nie bereuen;
Denn was Dich nur erfreuen kann,
Will ich zum Dank Dir weihen.

Wenn Du mich ſtreichelſt, will ich Dich
Mit ſchlauem Spiele necken,
Laß nur die Süßigkeiten mich
Von Deiner Liebe ſchmecken.

Ach, käm' ich unerhört zurück —
Wie ängſtlich müßt' ich klagen!
Man würde mich den Augenblick
Ins tiefſte Waſſer tragen.

T.

II.
Auszüge.

Die Rolandsbreſche und ihre Eismaſſen.
(Aus Ramonds Reiſe durch die Pyrenäen.)

Des Morgens um 7 Uhr, war ich ſchon wieder zu Gavarnie. Eine halbe Stunde nachher, hatte ich einen Wegweiſer; und um 9 Uhr, befanden wir uns am Fuße der Felſenleiter, jeder mit einem beſchlagenen Stabe, und Klammern verſehen. Behende erſtiegen wir dieſen ſteilen Fußpfad, und drey Viertelſtunden nachher hatten wir die ſpaniſchen Hirten erreicht. Diesmal waren ſie noch von ihrer Heerde umringt; die Schafe fiengen an auseinander zu gehen; und die Ziegen, die auf die Felſen geklettert waren, welche über die Freyſtadt der Schäfer hervorragten, näherten ſich, nach ihrer Art von jedem neuen Gegenſtande neugierig gemacht, dem Rande, um uns genauer zu betrachten, und wurden uns, durch die Steine, die unter ihren Füßen auf uns herabrollten, ſo läſtig, daß wir unſrerſeits ihnen den Krieg ankündigten, und ſie mit Steinwürfen von ihren Poſten verjagen mußten. Vier ſpaniſche Schleichhändler, die in Geſellſchaft wanderten, machten dieſes biſarre Zuſammentreffen von verſchiedenartigen Weſen, in einer der grauſenvollſten und am wenigſten zugänglichen Wüſten, vollſtändig.

Dieſe Schleichhändler, ſo gewandt, als entſchloſſen, mit aller Gefahr vertraut, immer zum Tode bereit, deren erſte Bewegung darin beſteht, ihre Flinte, die nie fehlt, ab-

abzudrücken, würden für viele Reiſende ein Gegenſtand des Entſetzens ſeyn; und wo könnte man ſie wohl mehr fürchten, als in dieſen Einöden, wo das Laſter keine Zeugen, und der Schwache keine Hülfe haben würde? Ich für meinen Theil begegnete ihnen, einſam und unbewaffnet, ohne Bangigkeit, und gieng mit ihnen ohne Furcht. Man hat nichts von Leuten zu befürchten, denen man kein Mißtrauen, und keine Habſucht einflößt; und kann alles von denen erwarten, von denen man nur das erwartet, was der Menſch dem Menſchen ſchuldig iſt. Die Naturgeſetze behaupten noch ihr Recht über den, der das Joch der bürgerlichen Geſetze abwarf. Im Kriege mit der Geſellſchaft, lebt er manchmal in Frieden mit ſeines gleichen. Der Meuchelmörder hat mich in den Irrgängen der Grenzgebirge von Italien umhergeführt; und der Schleichhändler der Pyrenäen mich freundlich auf ſeinen geheimen Pfaden empfangen.

Bewaffnet, hätten mich beyde als ihren Feind angeſehen; ohne Waffen haben ſie mich geſchonet. In dieſer Zuverſicht hab ich ſchon lange dieſe drohende Rüſtung abgelegt. Man bediene ſich ihrer wider die reiſſende Thiere, wenn man ſich nicht mit ihnen verſtehen kann; aber man vergeſſe nicht, daß ſie gegen einen Verräther nicht ſchützen, daß ſie den Schurken nur reizen, daß ſie den einfältigen Menſchen ſchüchtern machen, und daß der friedliebende Menſch, mitten unter den Menſchen eine geheiligtere Schutzwehre hat; ſein friedliches Anſehen.

Mein Führer beweinte, mit dieſen Spaniern, den Tod eines ihrer Kameraden, der vor einigen Tagen bey der Rolandsbreſche, ihm zur Seite erſchoſſen ward. Der Schuß kam aus einem Felſenloche; ein Zollgarde von ſeiner Nation ſchlich ſich zu dieſen Höhen empor, um dies Bubenſtück zu begehen... Der Unglückliche! man kennt ihn: ein gleicher Tod ſteht ihm bevor. Ich hatte alle Einwohner von

Gaparnie über dieſen Vorfall in Bewegung gefunden. Der Garde war der Gegenſtand der öffentlichen Verabſcheuung; und ſein Schlachtopfer, ein junger Menſch, den die ganze Nachbarſchaft liebte, wurde von jedem bedauert: — O! gewiß, wird der Tag kommen, wo es bey allen Nationen, eine gemeine Wahrheit ſeyn wird, daß der Handel grenzenlos ſey; daß es keine Schranken gebe, wo der freye Umtauſch der Natur- und Kunſtprodukte einhalten muß; daß die Verbote ein eitles Hülfsmittel ſind, den Staaten und ihren Erzeugniſſen einen Werth zu geben, den ſie nicht haben; daß das Gewicht der Nationen, den Geſetzen einer Statik unterworfen iſt, die ſich nicht nach dieſen Künſteleyen abändern; daß weder Verbote, noch Zölle, den Boden, die Lage, die Einwohner eines Reichs geltend machen können; daß ſein Wohl geradezu mit der Billigkeit des geſellſchaftlichen Vertrags, und der Einfachheit der Geſetze in Verbindung ſteht; daß es ein der Barbarey des Mittelalters würdiger Irrthum war, zwiſchen dem Menſchen ſo viele politiſche, bürgerliche, und fiskaliſche Sperren zu errichten; daß das perſönliche Intereſſe, wenn es durch Erfahrung erleuchtet, von der Concurrenz geleitet wird, beſſere Handelsgeſetze vorſchreibt, als man abzufaſſen im Stande iſt; daß in dieſem Fall, wie in manchen andern, das Gute, welches von ſelbſt entſteht, nicht hindern, für den Menſchen, die einzige Art iſt, gutes zu wirken. Eines Tages werden die Menſchen allgemein überzeugt ſeyn, daß das Recht und Unrecht ſich nicht nach unſern Launen beſtimme: daß das größte Verbrechen, deſſen man ſich gegen die Geſellſchaft ſchuldig machen kann, darin beſtehe, nach Gutdünken neue zu ſchaffen; daß es nur ein unabänderliches, nothwendiges, heiliges, einzig von uns nicht gemachtes Geſetz gebe; daß das natürliche Geſetz ſowohl für Könige, als Völker hinreiche; daß es den Thron befeſtige, wie es das Strohdach unterſtützt; daß ſeine Wirkungen, die ganze, in ihre rechte Grenzen eingeſchränkte, politiſche Ordnung, wie die bürgerliche und moraliſche Ordnung, aus ihrer wahren Rükſicht erwogen, umfaſſen; daß es, für die Dinge dieſer Welt, keiner Ergänzung bedürfe; und daß, auf Dinge, die es nicht heiligte, den Nachdruck, mit dem es begleitet iſt, übertragen wollen, eben ſo viel heiße, als alles zerrütten, als das Gewiſſen und die Moral der Völker verderben, als einen Frevel wider die ewige Gerechtigkeit begehen, der ſich ſelbſt durch Unordnung beſtraft, die nichts abzuſtellen im Stande iſt.

Wenn wir dieſe glücklichen Tage erleben, ſo werden wir den beweinenswürdigen Krieg aufhören ſehen, der ſich zwiſchen den Geſetzen und Gewohnheiten, zwiſchen den Vorſchriften und Handlungen, erhoben hat, und die unerſchöpfliche Quelle von Unordnung und Sittenverderbniß iſt; wir werden den Magiſtrat nicht mehr ſeufzen ſehen, vor den Menſchen verdammen zu müſſen, was vor ſeinem Gewiſſen zu verdammen, ihm weh thut; der Arme, genöthigt Geſetze zu brechen, die oft wider ihn allein gerichtet ſind, wird ſich nicht mehr eines Verbrechens überführt bekennen, ohne ſich ſtrafbar zu fühlen; und der Bürger, der die Geſetze handhabet, wird aufhören, weniger Theil an unſerer Hochachtung, als der von ihnen Verdammte, an unſerm Mitleid zu haben.

Als wir ein Frühſtück, womit uns die Hirten aufwarteten, eingenommen, und ich mich in der milden Sonnenwärme wohl ausgeruhet und meine Bruſt an die durchdringende und leichte Luft der Höhen gewöhnt hatte, ſchickte ich mich zur Abfahrt an, warf aber noch vorher einen Blick auf die Berge, die ich vor mir ſah: die Hirten nannten ſie mir. Man zählt ihrer drey, auſſer dem Marbore. Derjenige, welcher dieſem Berge am nächſten liegt, heißt die **Stazona**; der folgende, die **Furcherta**; und der nächſte an Gavarnie iſt das Horn von Allanz.

Vom erſten ſtürzt ſich der große Waſſerfall. Die Lagen dieſer Berge ſtehen alle aufwärts, und beynahe ſenkrecht, obſchon ſie kalkartig ſind; und dies giebt ihm ein rauhes und eckigtes Anſehen. Doch ſah ich auf ihren Höhen, grüne Raſen; und eine ſpaniſche Heerde, die vom Himmel hieher gekommen zu ſeyn ſchien, weidete darauf, am Ueberhange eines ſchaudervollen Abgrunds.

Der Marbore hingegen, der hier den Kamm der Pyrenäen bildet, und ſich, nach der Richtung der Kette, in einen langen Wall, an den ſich die ſcheinbaren Richtungen dieſer Berge ſenkrecht anzuſchließen ſcheinen, verlängert, iſt blos mit Schnee bedeckt; und ſeine regelmäßige Maſſe, die in große, von dieſem Standpunkte aus horizontal ausſehende Scheiben zerſchnitten iſt, ſcheint der zurückgelaſſene ruhige Satz der Gewäſſer zu ſeyn, und zeigt Formen von einer Simplicität, die gewöhnlich auf Höhen von der Art unbekannt ſind. Nicht das geringſte von Granit findet ſich in dieſer ganzen Region: die letzten Maſſen deſſelben nimmt man unter dem Horne von Allanz wahr, deſſen Grundlage ſie ausmachen, und von da aus verlieren ſie ſich plötzlich unter die Rieſenhaufen von Kalk- und Marmorſteinen, womit die Erdrinde hier überdeckt iſt.

Wir erhoben uns ſogleich gegen das große Schneethal und indem wir bald an ſeinen verſchiedenen Unterabtheilungen emporſtiegen, bald ſie durchſtrichen, erreichten wir deſſen Obertheil. Von da aus unterſchied ich auf einmal ſieben Sternelhes von Eis, alle nördlich gelegen, nemlich: zwiſchen der Stazona, und der Fourquetta zwey unterſchiedene Sternelhes, aus jeder derſelben fließt ein Giesbach: eine andere in zwey Abſätze getheilet, auf der Stazona, unmittelbar über dem großen Waſſerfall, deſſen Quelle ſie zu ſeyn ſcheinet: drey auf dem Marbore, von denen eine im Grunde, dem Weg von Gavarnie gegenüber liegt; dies iſt die erſte, die ich ſah: die beyden andern, mehr gegen

Weſten auf zwey verſchiedenen Abſätzen: endlich ſah ich die große Sternelha, die unterhalb der Breſche liegt, und die man deswegen, Sternelha de la Breja nennt.

Um halb eilf Uhr, waren wir auf dem obern Theile des großen Thals angelangt, wo ſich alle Aeſte deſſelben vereinigen; und ich befand mich zwiſchen dem Felſen, den ich am vorigen Tage erſtiegen hatte, und der höhern Wand, durch welche die Breſche gebrochen iſt; der erſte, zu meiner Rechten, d. i. gegen Norden, die andren zu meiner Linken, d. h. gegen Süden, denn das Thal erhebt ſich, wie ich geſagt habe, von Oſten gegen Weſten.

Jetzt kam es darauf an, gegen die Wand heraufzuſteigen, und einen Schneeabhang zu erklimmen, der ſich in einem Winkel von mehr als 45 Graden erhob.

Wir mußten uns mit Krampen bewaffnen; ihr Gebrauch war unentbehrlich; aber die Art wie die Landeseinwohner ſie an den Fuß befeſtigen, machte mir viele Unbequemlichkeiten, und ich unterließ nicht, mir nachher bequemere machen zu laſſen.

Der Schnee trug zwar, war aber ein wenig zum Abſchießen geneigt. Wenn der Abhang ſteil iſt, und man Fußklammern hat, iſt es beſſer, wenn er mehr Härte hat. Wir maßen daher unſere Schritte langſam und bedächtlich ab, und lenkten ſchon von ferne um den Gletſcher herum, indem wir den Fußſtapfen der Schleichhändler nachfolgten, die ihm ſorgfältig ausgewichen waren, denn der Höcker, den er bildet, macht ſeinen Abhang unerſteiglich, beſonders auf der untern Seite, und ich nahm mir vor, mich ihm von oben zu nähern, wo er aller Wahrſcheinlichkeit nach, nicht ſo ſteil ſeyn konnte; denn ſein Abhang neigte ſich unten, nach einem Winkel von ſechzig Graden.

Endlich gelangten wir oberhalb des Gletſchers, und näherten uns der Breſche, als ich am Ende einer Ausſicht, die ſich zur Rechten öfnete, einen ſehr hohen Berg ſah, deſſen Gipfel das Thal von Cauterets zu beherrſchen ſcheint, und auf der Nordſeite, ein ſchönes Amphitheater von Eismaſſen zeigt, worauf meine Blicke einige Zeit verweilten. Mein Wegweiſer war mit mir einerley Meynung über ſeine Lage, und erkannte ihn für einen von den Bergen des Kammes, aber er nannte ihn **Plan del Aubo**, indeß der Winkel, unter welchem ich ihn ſah, mich glauben machte, daß es der **Viguemale** ſey. Aus Mangel an bekannten Gegenſtänden, womit ich ihn hätte vergleichen können, mußte ich in der Ungewißheit bleiben. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß die Berge eben ſo oft ihren Namen, als ihre Anſicht verändern. Die Landeseinwohner erkennen ſie ſelbſt nicht immer wieder, wenn ſie dieſelbe von einem andern Orte aus ſehen; unter einem Namen begreifen ſie viele; einen einzigen vervielfältigen ſie durch verſchiedene Benennungen; und ſelbſt die Inſtrumente können den Beobachter nicht ſo vollkommen gegen Mißverſtändniſſe der Art ſichern, daß ſich nicht oft Irrthum und Verwirrung in die Charten einſchleichen ſollten, welche mit der größten Sorgfalt aufgenommen ſind.

Als ich der Breſche gegenüber war, glaubte ich jezt geradezu gehen zu können, und ſtutzte nicht wenig, zwiſchen derſelben und mir einen etwa 20 Fuß tiefen, und trichterförmig ausgehölten Graben zu finden. Er war das Werk der Sonne, der Mittagsſtrahlen dies ungeheure Thor durchfallen läßt; und durch eine ſonderbare Einſtimmung zwiſchen der Wirkung der Hitze, der Höhe des Schnees und der Tiefe der Breſche, fügte es ſich, daß einerſeits der halbzirkelförmig ausgehölte Graben, deſſen Durchmeſſer die Schwelle des Thores bildete, durchaus die ganze Oefnung verſperrete, und andererſeits, daß die Oefnung nur bis zur Fläche des ſie umringenden Schnees eingeſchnitten war, ſo, daß ſie weder geradezu, aus Mangel einer Brücke, noch vom Grunde des Grabens her, aus Mangel einer Leiter,

zur

zugänglich war. Wir mußten alſo den Graben umgehen, bis an eine von den Seiten des Thores klimmen, uns an ſeine Wände anhaken, und alle Behendigkeit der Bergbewohner aufbieten, um in Spanien herein zu ſchlupfen. Nie hat man durch ein ſo rieſenförmiges Portal, auf eine ſo ſchiefe Art, ſeinen Einzug gehalten.

Man ſtelle ſich eine drey bis ſechshundert Fuß hohe Felſenwand vor, die ſich zwiſchen Frankreich und Spanien erhebt, und ihre natürliche Scheidung ausmacht. Man denke ſich dieſe Mauer wie einen halben Mond gekrümmt, ſo daß ihre convexe Seite gegen Frankreich gedreht iſt. Man denke ſich endlich, daß Roland auf ſeinem Streitroß, mitten durch dieſe Mauer ſich eine Paſſage öfnen wollte, und mit einem Streich ſeines berühmten Schwerdtes, eine 300 Fuß breite Oeffnung hineinhieb, und man hat eine Vorſtellung von dem, was die Bergbewohner die Rolandsbreſche nennen. Die Mauer iſt nicht dick, wird es aber auf der Seite gegen die Thürme des Marbore zu, die ſich majeſtätiſch über das Thor, und alle ſeine Zugänge erheben, gleich als wenn ſie Roland zu einer Citadelle beſtimmt hätte, um den Durchzug zu decken. Außer dem Thor ſind noch zwey Fenſter, in der Mitte der breiten Hörner des halben Mondes, in gleicher Entfernung vom Thore, durch die nehmliche Wand gebrochen, und zwey Pyramidaliſche Berge, die den Spitzen dieſer Hörner in gleichen Entfernungen gegen über liegen, dienen dieſem Gebäude zum Vorwerk, gleichſam den Zirkus zu ſchützen, den es einſchließt: denn hier iſt alles ſymmetriſch, und Roland hat nach einem Plane gearbeitet, der ſeinem Geiſte der Ordnung eben ſo viele Ehre macht, als der Stärke ſeines Arms.

Ich fand mich jetzt in einer grauſenvollen Wildniß. Keine Pflanze iſt zu ſehen: der auf der franzöſiſchen Seite zu einer beträchtlichen Höhe aufgehäufte Schnee, iſt auf der ſpaniſchen zwar ſeltener, entblößt aber, wenn er von der Mittagshitze zerſchmelzt lange Regenbette und ungeheure Erdſchüſſe, die die Natur noch nicht fruchtbar gemacht hat; nach allen Seiten erblickte man Felſen, die rauher und eckigter nach Frankreich zu, mehr abgeſtuft auf der ſpaniſchen Seite ſind, und drohender über dem Abgrund hervorhängen: überall Berge, die gegen Norden mehr auf einander gethürmt und höher ſind, durch ihre Geſtalt und weiſſe Farbe die Vorſtellung von zürnenden Wogen erwecken, und gegen Mittag, wo ſie geneigter ſind, ſich gegen die Ebene herabzuſenken, mit ihren grünen und abgerundeten Rücken, den Wellen eines ruhigern Meeres gleichen.

Da öfnet ſich ein unermeßliches Perſpectiv. Durch die Fenſter des Zirkus, über den Zirkus ſelbſt hindurchſtreifte das Auge Arragonien; nichts erhebt ſich zwiſchen ſeiner Einfaſſung, und den unermeßlichen Ebnen; die Berge ſenken ſich, die Thäler breiten ſich aus unter den Augen des Zuſchauers; und wenn man vom Gipfel, das natürliche Bild menſchlicher Größe, alles unterſcheiden könnte, was man überſieht; wenn unſere Schwachheit, nachdem ſie ſich zu dieſen Höhen emporgeſchwungen, die Fähigkeit erlangte, ohnerachtet der Kleinheit und Vielfältigkeit, alle Gegenſtände unterſcheiden zu können, die, wegen ihrer Höhe und Einzelnheit vor ihr ausgebreitet ſind; ſo würden ſelbſt Hueska, und Saragoſſa, deren Geſichtskreis die Rolandsbreſche ſchließt, meinen Blicken, die in der azurnen Tiefe umherirrten, nicht entgangen ſeyn.

Auf die Art haben die Rolandsbreſche, und das Mittagshorn, nach entgegengeſetzten Seiten, vollkommen ähnliche Ausſichten; und zwey auf dieſe beyde zu gleicher Zeit unterſcheidbare Spitzen, die eine von Saragoſſa, die andere von Toulouſe ausgeſtellte Beobachter, würden zwiſchen dieſen beyden, in gerader Linie wenigſtens 120,000 Toiſen auseinander gelegenen Hauptſtädten eine Art von Communica-

tion

tien errichten können, wovon die Vorſtellung meine Einbildungskraft ergötzte. Aber, als ich meine Augen auf die Gebirgshaufen warf, welche dieſe beyden Berge trennen, wie ſehr fand ich da den Anblick, unter dem ſie mir jetzt erſchienen, von demjenigen verſchieden, unter welchen ich ſie geſehen hatte! Dieſe Gipfel, die von dem Mittagshorn aus betrachtet, ſich vor mir zuſammengeordnet hatten, indem ſich immer einer über den andern bis an die Thürme von Marbore erhoben, verlohren ſich jetzt wieder im Chaos, und die nähern, welche die entferntern beherrſchten, verwirrten meine Blicke, in einer unordentlichen Aufhäufung nackter, dürrer und vom Schnee, der ihre mitternächtliche Seite bedeckt, entblößter Felſen.

Das unermeßliche Perſpectiv, das die Rolandsbreſche gegen Mittag eröfnet; die lange unterbrochen geweſene Ausſicht, die ſie gegen Norden darbietet; die Berge von Oberarragonien, die man näher unter ſich ſieht, als die von Bigorre und Bearn; die Ebnen von Frankreich, die nur über die dazwiſchen gelegenen Berge hinweg, von einer Entfernung von dreyßig bis vierzig Tauſend Toiſen ſichtbar ſind, indeß das Auge unmittelbar vom Rücken dieſes Kammes herab, die benachbarte Gegend von Spanien überſieht; alles zeigt an, daß ſich hier die beyden Abhänge der Pyrenäen nach ſehr verſchiedenen Winkeln neigen und beweiſt, daß ohnerachtet der hohen ſpaniſchen Thäler, welche machen, daß der Marbore von ihrer Seite zugänglicher iſt, ohnerachtet der Rauheit des Bodens von Arragonien der weit bergichter iſt, als der unſerige, und auf welchen neue Ketten, die ſich an die geendigten anſchließen, den mittäglichen Abhang der Pyrenäen ſcheinbar bis an die Ufer des Ebro verlängern, dieſe Berge demnach ſich hier ſchleuniger gegen Mittag, als gegen Norden zu ſich ſenken, und in der That bilden die Pyrenäen nicht, von Marbore bis an den Ebro, eine ununterbrochene Maſſe, wie ſie es von dieſem Berge aus bis an die Ebenen von Bearn und Bigore thun. Zwiſchen **Jaka** und **Hueska** ſenkt ſich die Hauptkette, und man findet große langſtreichende Thäler, wo mehrere Flüſſe, welche den Abhang der Pyrenäen nicht mehr ſpüren, ſchon dem Senken des feſten Landes gegen das Meer nachfolgen. **Jaka** das nur 14000 Toiſen vom Kamme entfernt iſt, liegt eben ſowohl am Fuße der eigentlich ſogenannten Pyrenäen, als Lourdes, das vom nehmlichen Kamme 18000 Toiſen entfernt iſt; und Hueska iſt ſchon von dieſer Bergkette, durch eine glüklich davon abgeſonderte Berggruppe geſchieden.

Der Kamm der Pyrenäen gewährt noch einen andern Gegenſtand der Betrachtung, der für die Geſchichte der Erde von großer Wichtigkeit iſt. Dieſer obere Theil der Kette beſteht aus den Materien, die man für nachher entſtandene hält, und das in einer Länge, die ich auf nicht minder als auf 12000 Toiſen ſchätzte, denn ich glaube nicht, daß ſie vom Vignemale, das am obern Ende des Thales, von Cauterets liegt, an, bis an den Mont-perte, den höchſten Gipfel des Marbore und vielleicht der ganzen Kette, unterbrochen wird; ſo daß in den Pyrenäen die Kalk- und thonartige Materie, die vom öſtlichen Ende der Kette bis an das Thal von Aſpe entſchieden herrſcht, und bald den erſten Rang wieder annimmt, um ihn erſt am Thal von Aure zu verlieren,- einen ſo ausgezeichneten Platz auf dem Kamme der Kette behauptet, und ſich daſelbſt durch ihren Umfang und Höhe ſo merklich macht, daß unſere Halbkugel, auf keiner beobachteten Kette ſo ſtaunenswürdige Denkmäler dieſer von allen Syſtemen dem Meere zugeſchriebenen Aufhäufungen zeigt.

Nach allem, was ich vom Marbore geſehen habe, betrachte ich ihn als eine ungeheure Maſſe grauen Marmors vom gleichartigſten, und feinſten Korne, ohne alle Spuren eingemiſchter fremder Körper. Lange mit dem Horizonte paralelle und weit auseinander ſtehende Spalten, ſcheinen dieſe Maſſen in dicke Lagen zu zerſchneiden; und dieſe Struktur, welche die Geſtalt von dem, was man die Thürme von Marbore nennt und von dem Amphitheater, das ſie krönen, bewirkt, und die zerriſſenen und ſenkrechten Lagen der unmittelbar angrenzenden Kalkberge, horizontalen Lagen und abgeſtumpften Winkeln, entgegengeſtellt, tragen zugleich mit dem Umfange und der Höhe dieſes Koloſſes dazu bey, um ihn zu einem großen geologiſchen Probleme zu machen. Ich glaube indeß nicht, daß die Lagen dieſes Berges von Norden gegen Mittag horizontal ſind, wie ich ſie von Oſten gegen Weſten gefunden habe. Wenn es hier wirklich Lagen giebt, die durchaus mit dem Horizonte parallel ſind, ſo müſſen ſie ſich gegen den Gipfel der Thürme zu finden: Weiter unten überzeugt mich der Anblick der ſpaniſchen Abhänge, daß ſie ſich gegen Mittag neigen, und die Vermuthung beſtätigt ſich durch die Situation, die dieſe nämlichen Lagen am obern Ende des Thales von Eſtaube annehmen, wo ein Beobachter 1) ſie unter einem Winkel von etwa 45 Graden gegen Spanien abfallen ſah, ſo daß der Fuß des Marbore mir ſchräg auf den aufrechten Lagen der hintern Kalkberge, und dieſe wieder auf dem Granitkern der mitternächtlichen Berge zu ruhen ſcheinen.

Dieſe Bemerkungen und viele andere, die im Verlauf dieſer Reiſe vorkommen werden, beweiſen, wie wichtig es für einen Naturforſcher, der die Pyrenäen bereiſet, ſey, die allgemein berühmten Berge, wo nur zu viel Beobachter ſtehen blieben, hinter ſich zu laſſen, die Porte zu beſuchen, die nur für die kühnen Bergbewohner, deren Wohnungen am Fuß der Centralſpitzen anſtoßen, erſteigbar ſind, in Geſellſchaft des Hirten, des Iſardjägers, des Schleichhändlers, den Gefahren ihrer geheimen Pfade zu trotzen.

Hier an der Grenze auf dieſer erhabenen Linie, die man gewöhnlich als die Scheidung beyder Reiche anſieht, weil ſich von beyden Seiten alles ſenkt, weil ſie die Gewäſſer ſcheidet, die ſie ihnen zuſendet, weil ſie gemeiniglich ein mächtiges Hinderniß der freyen Communication ihrer beyden Völker iſt, hat noch Schätze für die Beobachtungen desjenigen, dem die Struktur der Berge angelegen iſt; und eine einzige Ueberſicht über beyde entgegengeſetzte Seiten der Kette zugleich, klärt manche Zweifel auf, die bey dem Anblick des Fußes derſelben entſtanden.

Ich hatte alles betrachtet, was der Ort, wo ich mich befand, meinen Blicken darbot, und ganz der Trägheit zu handeln und zu denken überlaſſen, die man nach und nach mit der Luft der Höhen einathmet, hatte ich mich auf einen Stein geſetzt, und mich in den milden Strahlen der gewölkten, und doch nicht brennenden Sonne, eine lange Weile, in einem tiefen Frieden ausgeruht, als ich mich entſchloß dieſen Standpunkt zu verlaſſen, und die Eisregion, die ich nur flüchtig durchſtreift hatte, genauer zu unterſuchen.

Ich gieng wieder durch das Thor, drehte mich rechter Hand, und hielt mich immer an der Felſenmauer. Der Schnee hatte ſich ein wenig von ihrer Seite zurük gezogen, und durch den Zwiſchenraum, der ihn davon trennte, ſahe ich die zuſammengefrorne Hölungen die ſeinen unermeßlichen Teppich trugen. Ich faßte den Entſchluß in denſelben herabzuſteigen: Die rauhen Ecken des Felſen begünſtigen dieſe Fahrt, und ich brachte ſie glücklich zu Stande. Als ich den Grund dieſer Höhlen erreicht hatte, ſahe ich, daß an dieſer Stelle der alte Schnee nur 12 Fuß dick ſey, daß aber ſeine Dicke in einiger Entfernung von der Mauer faſt noch einmal ſo viel betrage; denn längſt der Mauer hin war ein 30 bis 40 Fuß breiter im Schnee ausgehöhlter Graben, entweder, weil im Winter die Höhe dieſer Mauer ihren Fuß ſchützt, wenn die Süd- und Weſtwinde, welche die Wolken hieher führen, den Schnee ſchräg herab treiben, oder weil im Sommer ihre Richtung ihn dem Zurückprallen der Sonnenſtrahlen ausſetzt, oder aber die geringe Dicke, die ſie in dieſem Theile hat, die Hitze, die ſie auf der mittäglichen Seite erlangt, in einem fühlbaren Grade durchdringen läßt.

In dieſen Graben war ich herabgeſtiegen. Auf dem alten Schnee, lag noch ohngefehr 30 Fuß neuer, der im Verlauf des verwichenen Winters gefallen, und beſtimmt war, in 6 Wochen zu ſchmelzen, und noch vor dem Falle des Herbſtſchnees bis auf einige Zolle dick zu verſchwinden. Gewöhnlich iſt im Monat Auguſt nicht mehr ſo viel übrig, aber von 1786 bis 1787 war ein langer Winter geweſen, und den 9. May war eine ſo große Menge Schnee gefallen, daß mehrere Gletſcher im Verlauf des folgenden Sommers nicht davon entblößt werden konnten, und daß ſie alle weit merklicher wachſen mußten, als ſonſt in mehrern Jahren nicht geſchieht. Eben ſo fand ich zehen Jahre vorher in den Alpen, die faſt unerhörte Aufhäufung des Schnees vom Winter 1776 bis 1777.

Ich war unter 40 Fuß dicken Schnee begraben und unterſchied alle ſeine Lagen. Ich ſah die ſtrengen Winter, zwiſchen denen mehrere Jahre verfloſſen waren, nur wenige Zoll auseinander. Ich erkannte die heißen Sommer an den ſchmälern und durchſichtigern Schichten; die mildern Jahre, an den poröſeren Lagen. Ich bemerkte in der ganzen Maſſe beſonders den unmerkbaren Uebergang, von leichten ſechseckigten Schneeflocken in derbem und ſchwerem Schnee; von dieſem in das undurchſichtige, zerreibbare, in kleine ſphäriſche Theilchen zertrennliche Halbeis; von dieſem dunklen in ein durchſichtigeres härteres Eis, deſſen Bruch doch noch mit netzartig durchkreuzenden Ritzen, die das Zuſammenbacken der verſchiedene Theile anzeigen, gefurcht iſt; und endlich von dieſem wenig zuſammenhängenden Eiſe, in eine durchaus harte und ſo durchſcheinende

Eislage, daß ich die kleinſten Gegenſtände durch 4 Zoll dicke Stücke deſſelben vollkommen unterſcheiden konnte; doch ſchloß auch dieſes Eis noch Luftblaſen ein; es war noch leicht, und zeigte in ſeinem Bruche keine vollkommene Oberfläche. Ueberdies war die Lage deſſelben ſehr dünn; ſie überzog blos die untere Fläche des Schnees und die Wölbung ſeiner Höhlen.

Obſchon dieſer Schneehaufen eisartig iſt, ſo iſt er doch kein Gletſcher. Er enthält nur die geringe Eisportion, die ihm von Umſtänden, deren Wirkung ſehr beſchränkt iſt, zu bilden erlaubt wird. Man ſieht ein Beyſpiel von dem Zuſtande des immerwährenden Schnees, wenn eine hohe Lage, oder beſondere ſchützende Umſtände ſich ſeiner ſchleunigen Auflöſung entgegenſetzen, ſo daß ſeine Anhäufung weniger durch das Aufthauen, als durch das Abgleiten in Geſtalt von Lawinen, und die beſtändige Ausdünſtung ſeiner Oberfläche beſchränkt wird.

Vergleicht man den Zuſtand des unvollkommenen Zuſammenfrierens, das man hier bemerkt, mit der Kernfeſtigkeit des Eiſes, das man auf der nämlichen Linie, und in der nämlichen Lage gegen die Sonne, wahrnimmt, ſo ſieht man inſonderheit, daß, da dieſe Verſchiedenheit durch den Schutz gegen die Sonnenſtrahlen, oder durch den Mangel deſſelben verurſacht wird, man das Aufthauen eines Theils von Schnee, und die Entſtehung der Gletſcher nicht der Wirkung der Erdwärme zuſchreiben könne, und daß ſie ſo ſehr von der Gegenwart der Sonne und einem richtigen Verhältniſſe zwiſchen dem Widerſtande des Schnees, und der Macht dieſes Geſtirnes abhänge, daß eben ſo wenig an Stellen, wo die Sonne nicht hinkommt, welche entſtehen können, als an ſolchen, wo die Sonne den Sommer über den Schnee des Winters gänzlich verzehrt.

Starr von Froſt verlies ich dieſe Höhlen und ſtieg gegen die Sernelhe der Breſche herab; mit äußerſter Vorſichtigſichtigkeit mußten wir klettern. Es war 1 Uhr; die Beweglichkeit des Schnees, die noch durch die Sonnenhitze vermehrt wurde, machte ihren Abhang ſehr gefahrvoll, und dieſer Abhang wurde immer jäher, je näher wir an den Gletſcher kamen. Glitſchten wir aus, glitt der Schnee nur einen Augenblick unter unſern Füßen weg, ſo waren wir hin; der Fall führte uns auf den Abhang des Gletſchers, wo es unmöglich war, ſich anzuhalten, und dieſer ſtürzte uns in Tiefen, die mit eckigten Felſen überbedeckt ſind. Jeder Schritt war daher ein bedenkliches Geſchäfte, eine Arbeit, der Stoff zu einer Ueberlegung; und dieſe Vorſicht wurde immer nöthiger, je mehr wir uns dem Eisfirnis näherten, der uns die Sernelhe anzeigte. Endlich waren wir ihr ſo nahe, daß es unmöglich war einen Schritt weiter zu wagen, und daß ich auf ein Mittel ſinnen mußte. ſie zu erreichen

Von da aus betrachtete ich ſie, und bemerkte nicht weit unter mir eine Querſpalte, die nur etwa zwey und einen halben Fuß breit war, aber ſich ſehr weit hinzog. Dieſe brachte mich auf einen Gedanken; und vollkommen gewis, daß ich mich an ſeiner gegenüberſtehenden Seite würde anhalten können, entſchloß ich mich, ſetzte mich nieder und rutſchte gemach herab, indem ich immer den Stachel meines beſchlagenen Stockes, und die Klammern, die ich an meinen Füßen befeſtiget hatte, gegen die Spalte richtete. Wirklich ſtemmte ich mich an, und befand mich gerade über der Spalte; und damit nichts an dem Erfolg meiner Unternehmung fehle, hatte ich das Vergnügen, ſie zu einer groſſen Tiefe eindringen zu ſehen, und einen wahren Gletſcher zu erkennen. Das Eis hatte vollkommen die Härte, die bey Entſtehung der Gletſcher gebildet wird; kaum konnte mein Stock und meine Klammern eindringen; ſeine Farbe war die ſchöne Bläue des Himmels, die der Wiederſchein des Eiſes iſt; ſein Bruch war glaſicht; ſeine Fragmente waren ſehr durchſcheinend; ſchöne Hölungen wölbten ſich unter demſelben; es war mit einem Worte, ein wahrer feſter, beſtändiger Gletſcher, gleicher Art mit denen, die ſich in den Alpen in einer großen Höhe erzeugten, und welche weder ſich kreuzende Ritze, noch Furchen, noch Ecken haben, weil ſie im Stande der Ruhe ſind, und dieſe Eigenſchaften nur bey denen ſtatt finden, die ſich gegen die untern Thäler verlängern, und die brüchige Maſſe ihres Eiſes auf die abhängende und höckrigte Fläche, worauf ſie ruhen, herabdrücken.

Der Gletſcher, den ich beobachtete, hat keine ſo große Ausdehnung, weil er nur ſpärlich durch den ihn bedeckenden Schnee genährt, nicht wie die Gletſcher der hohen Alpen, mit Gewalt das untere Thal einnehmen kann, und weil der geringfügige Ertrag ſeines langſamen Wachsthums gleich durch die brennende Sonne verzehrt wird, ſo wie er ſich weiter gegen ſeine Tiefen verlängern will. Um ihm Nahrung zu ſeiner Ausdehnung zu geben, mußte die Breſche ſich ſehr hoch erheben, und der Schnee ſich hier beträchtlich anhäufen. In dem Zuſtande, worinn dieſer Gletſcher ſich jetzt befindet, kann er ſich kaum in ſeiner Wiege erhalten und ſich eben ſo wenig zehn, als zehn tauſend Toiſen von derſelben entfernen.

Dies alles bemerkte ich an ſeinem untern Theile; denn ich hatte mit vieler Mühe und Vorſicht meine vorige Situation verlaſſen, und war um den Gletſcher herum heruntergeſtiegen: hier fand ich das Eis von dem Schnee, theils durch das Waſſer, das durch das Zerſchmelzen deſſelben erzeugt wird, theils durch dasjenige, welches aus den Hölen des Gletſchers hervorrinnt, feucht, und bemerkte, daß dieſer Theil des Eishauſes mit Nachtheil gegen die mildere Luft des Thales, und die von den gegenüber liegenden Felſen zurückprallenden Sonnenſtrahlen kämpfen mußte. Ich hörte unter meinen Füßen einen Strom brauſen der ſich durch Eis und Schnee, eine unſichtbare Bahn wühlte und nur 50 Toiſen weiter unten zum Vorſchein kam, um ſich von einem jähen Felſenhang herunter ins große Schneethal zu ſtürzen.

Dieſer Stand konnte auf die Länge gefährlich werden; ich verlies ihn ſogleich, um das untere Thal zu erreichen, von wo aus ich mich ſo viel, als möglich den Cernelhes nahete, die ich auf den Stufen des Marbore ſah, und nachher rutſchten wir mit Hülfe unſrer Stöcke in einigen Minuten bis zu der Felſenwohnung unſrer Schäfer herab. Wir ſetzten uns noch einmal zu dieſen wackern Leuten auf ihren Felſen, nahmen wieder den hölzernen Löffel zur Hand, und theilten ihre frugale Mahlzeit mit ihnen. Nicht ohne Wehmuth ſchied ich, ohne Zweifel auf immer von ihnen. Kaum hatten ſie für ihre mir erwieſene Gaſtfreundſchaft eine kleine Vergütigung annehmen wollen, die ich ihnen nicht hätte anbieten dürfen, wenn ſie Eigenthümer der Heerde geweſen wären, und die ich ihnen halb aufdringen mußte, ob ſie ſchon Miethlinge waren, und die Livree der Armuth trugen. Was ich aber nicht bezahlen konnte, und was ganz und gar unbezahlbar iſt, war die Mine des Wohlwollens, mit welcher ſie mich aufgenommen hatten; dieſe Mine des Intereſſes für ſeines gleichen, die das Herz des Menſchen aufſchließt, wo, und unter welchen Umſtänden er ſie auch auf dem Geſichte eines andern wahrnimmt; der rührende Ausdruck der allgemeinen Bruderempfindung, die ſo ganz, beſonders bey dem Anblick eines Fremden erwacht, weil er blos Menſch iſt; ohne nähere Umſtände von Freund oder Freundſchaft, mit einem Wort, ohne alles, was ihn von dem Geſchlechte unterſcheidet, um ihn unter eine beſondere Klaſſe zu ſtellen, weil ſein Anblick nur die Vorſtellung von gleicher Beſtimmung und gemeinſchaftlichen Bedürfniſſen erregt, worauf die unzerſtörbare Gleichheit der Menſchen gegründet iſt.

Sehr abgemattet ſtieg ich den Felſen herunter. Meine Füße waren faſt blos, denn der Schnee hatte meine Schuhe und Strümpfe zerrieben. Da ich einigemal genöthiget war, mich auszuruhen, ſo nutzte ich dieſe Zwiſchenzeit, dieſen ſeltſamen Pfad zu betrachten und überzeugte mich, daß es unmöglich ſey, ihn ohne einen kundigen Wegweiſer zu finden, weil man jeden Augenblick neue, unüberſteigliche Schwierigkeiten antreffen würde. Es war nun das Viertemal, daß ich den Weg machte, und als ich verſuchte ihn allein wieder zu finden, hatte ich kaum 10 Schritte gethan, als ich mich am Rande des Abgrunds, in einer ſo gefährlichen Stellung erblickte, daß ich wieder dahin zurückgehen mußte, wo ich hergekommen war; und in der That, ob man ſchon zu gleicher Zeit den Anfang und das Ende des Weges ſieht, ſo weis man doch unter der Menge von Abwegen diejenigen nicht auszuwählen, welche zum Ziel führen, wenn man dieſe Wahl nicht ſchon mehr als einmal gemacht, und ſich ſehr wohl gemerkt hat.

Als ich bey dem Cirkus, von welchem ſich die Waſſerfälle herabſtürzen, und dem erſten darauf folgenden Becken vorbey war, erblickte ich eine ſchöne Sernelhe, in der Richtung des Felſen, deſſen mittägliche Seite ich Tages zuvor erklettert hatte. Ich hatte von der Breſche aus den Berg, wo ſich dieſe Sernelhe befand, ſehr wohl geſehen; aber er zeigte mir damals denjenigen Abhang, wo der Schnee nicht ausdauert.

Als ich zu Gavarnie anlangte, bemerkte ich gleichfalls, daß auf der Nordſeite des Allanzer Berges auch eine Sernelhe vorhanden ſey, die man ſogar vom Gaſthof aus ſehen konnte. An dieſem Tage hatte ich alſo Gletſcher genug theils beſucht, theils geſehen, um vollkommen von dem Daſeyn dieſer Naturerſcheinung in den Pyrenäen überzeugt zu ſeyn, und um in mir das Verlangen rege zu machen, die Eismaſſe irgend einer andern Region der nämlichen

Kette, die es in der Höhe mit ihnen aufnehmen könnte, mit den beobachteten vergleichen zu können. Den Abend brachte ich in Geſellſchaft der Einwohner von Gavarnie und ihres Vikarius, eines Mannes von wahrem Verdienſte zu.

Der Umgang mit dieſen Gebirgsbewohnern iſt nichts minder, als unintereſſant. Es iſt eine geiſtreiche, unternehmende und kühne Menſchenart. In der Nachbarſchaft hält man ſie für gefährliche Leute, da ich aber nie etwas mit ihren Leidenſchaften zu thun gehabt habe, ſo kann ich nicht beſtimmen, in wie fern dieſe Meynung Grund hat. Ich habe übrigens die merckwürdigſten unter ihnen zu wiederholtenmalen beſucht; ich habe bey ihnen jene Feſtigkeit des Tones, die bey raſchen Leuten, Erfahrenheit in verwickelten Lagen anzeigt, jene Auswahl der Ideen, die nur einem gebildeten und an Combinationen gewöhnten Geiſt eigen iſt, jene natürliche Politur, die durch eine ſo geübte, als delikate Empfindſamkeit hervorgebracht wird, wahrgenommen; und ſtimme darinn ein, daß ein Charakter von der Art, wie man ihn aus dieſer Außenſeite abnehmen kann, ſehr reizbar ſeyn muß, und wenn man damit den Geſchmack zu gefahrvollen Abentheuern, eine entſchiedene Neigung Grenzkriege zu führen, ein Freyheitsgefühl, das durch die unerſteigbaren Bollwerke begünſtigt, und durch Verachtung der Handelseinſchränkungen angeſpornt wird, verbindet, ſo iſt es klar, daß bey einem Charakter und bey Anlagen von der Art, ſolche Leute für jeden, der nicht gleiches Intereſſe mit ihnen hat, ſehr ſchwer zu lenken ſeyn müſſen.

III.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1.

Beſchluß der Schilderung von Paris, von einem Augenzeugen.

An Luſtbarkeiten fehlt es zu Paris nicht: man kann ſie ſich nach ſeinem Stande, ſeiner Laune, oder ſeinem Beutel ausſuchen: Promenade, Spiele, Komödien, Ballette ꝛc. faſt in jedem Viertel trift man etwas dergleichen an.

Bald iſt es ein berühmter, engliſcher Bereuter, (Aſtley) der aufrecht auf einem Pferde ſteht, das in vollem Galoppe iſt; bald eine Hetze von wilden Thieren, die ſich zerfleiſchen, weil ihr Herr geizig iſt, und weil Wildheit und das Gräßliche, für's Publikum Schauſpiel geworden ſind.

Will man den Salpeter in der Luft knittern und blitzen ſehn, ſo geht man zum Feuerwerker, der zweymal in der Woche dem Publikum ein Rendezvous giebt. Ein Vauxhall ſteht faſt täglich offen, um die Pein des Müßigſeyns zu verſüßen, und die Markiſe für die Länge des Tages zu tröſten.

Iſt es Opernzeit, ſo erſtickt man bald am Einlaß im Gedränge. Man nimmt Platz; das Orcheſter präludirt, und zerreiſſt das Gehör des armen Fremden, der ſich in einer Judenſchule wähnt. Endlich fährt der Vorhang in die Höhe. Die Gottheiten treten auf, traurig oder wüthend,

thend, und ſingen ihren kurzen Refrain ab; Teufel und Stürme, Finſterniſſe, und Donner und Blitz, mengen ſich darinn, und der verwunderungsvolle Zuſchauer geht heraus, ohne recht zu wiſſen, was er geſehn und gehört hat.

Das **franzöſiſche Theater** ſpielt alle Tage. Bald wird Racine gerädbrecht, bald Moliere. Die neuen Tragödien bringen immer das Publikum zum Lachen, das ſich ſo in etwas für das ernſthafte Schofelzeug der ſchlechten modiſchen Luſtſpiele entſchädigt. Man erinnert ſich des **Preville**, des le Kain ꝛc. man zuckt die Achſeln, man gähnt, und doch iſt dieſes Theater beſtändig angefüllt.

Das Schauſpielhaus, wo die kleinen franzöſiſchen Operetten, und die mit Geſängen untermiſchte Luſtſpiele in eben der Sprache, vorgeſtellt werden, wird die **italieniſche Komödie** genannt. Nach meiner Meynung hätte man dieſen Namen ändern ſollen, ſobald Harlekin und Skaramuzz von dieſem Theater verſchwanden. Man hört in dieſem Schauſpiele eine reizende Muſik, und die hübſchen Aktrizen, womit es beſetzt iſt, entzücken eben ſo ſehr durch die Feinheit ihres Spiels, als durch die Schönheit ihrer Stimmen und Geſtalt. Dieſes Theater hat das Recht, Operetten, Komödien, Drama's u. ſ. w. zu geben. Aber es iſt ihm verboten, die neuen **Shakespeare** von Paris heulen zu laſſen.

Auf dieſe drey großen Theater, folgen die **Theater de Palais royal**. Die Variétés amuſantes, welche vor dieſem auf der Foire St. Germain umherzogen, haben den Thron des **Jeannot's** und **Pointu's** *), am Eingange des Palais royal aufgeſchlagen. Ihre Vorſtellungen ſind etwas beſſer, als die in den Schauſpielſälen des Boulevard, aber für ein gutes Stück, muß das Publikum mit 200 vorlieb nehmen, wo nicht der geſunde Menſchenverſtand herrſcht. Die petite Bourgeoiſie frequentirt dieſes

---

*) Rollen in berühmten Poſſenſpielen.

Schauſpielhaus, zuweilen kommen auch die Herzoginnen dahin, um den Schornſteinfeger als Prinzen zu beklatſchen. Dieſe Farce brachte die verſchuldeten Unternehmer der Variétés wieder in Aufnahme; und doch iſt es das erbärmlichſte Ding von der Welt: ein Schornſteinfeger, der ſich als Prinz verkleidet; ein Prinz der daran Spas findet ꝛc.

Seit ein paar Jahren iſt im Palais royal ein Theater von einer neuen Art entſtanden. Die erſten Akteurs dieſes Schauſpiels waren große Puppen, weswegen ſie die hölzernen Komödianten genannt wurden. Man führte mit dieſen an Drath gezogenen Marionetten kleine Operetten auf. In die Kuliſſen waren Perſonen geſtellt, welche für ſie ſprachen und ſangen. Aber das Publikum wurde bald des Puppenſpiels ſatt, und der Director dachte auf Mittel es wieder anzukörnen. Er erſetzte die hölzernen Schauſpieler durch Kinder, und dieſe jungen Mimen, lockten eine Menge Zuſchauer herbey. Das Théatre italien berief ſich auf ſein Privilegium, und wirkte ein Verbot aus. Da aber die Kinder, welche auftraten, nicht ſangen, ſondern nur Pantomimen der Sänger waren, welche in der Kuliſſe ſtanden, folglich dieſes Schauſpiel keine Eingriffe in das Eigenthum die Comédiens italiens du Roi that, ſo erhielt die Operette des Palais royal, von neuen Erlaubniß zu ſpielen. Nun wurde dem Director unterſagt kein Stück vom Théatre italien zu geben, und keine muſikaliſche Kompoſition executiren zu laſſen, die auf dieſem Theater aufgeführt worden wäre. Es fanden ſich bald Dichter und Tonkünſtler in Menge ein, welche für dieſes neue Theater ſchrieben und ſetzten, und jetzt ſteht es unter dem Schutz eines von den Prinzen des Herzogs von Orleans. Es gehört unter die niedlichſten Pariſer Schauſpiele. Der Director ſollte nur junge Schauſpieler von acht oder neun Jahren auftreten laſſen, aber er hat Aktrizen, von 14 und 15 Jahren, und das Publikum iſt nicht böſe darüber. Dieſe jungen Mimik beſitzen eine ſolche Geſchicklichkeit, daß die Hälfte der Zuſchauer darauf ſchwört, daß dieſe Kinder wirklich ſprechen und ſingen.

Manchmal ſtellt man auch kleine Luſtſpiele vor, und dann reden die Kinder, und niemand ſteht in der Kuliſſe.

Wir wollen nun das Boulevard aufſuchen. Das Ambigu-comique iſt ohnſtreitig das beſte Boulevards Spektakel. Vor dieſem wurden die kleinen Stücke dieſes Theaters, durch Kinder vorgeſtellt, aber jetzt iſt es mit Schauſpielern von jedem Alter beſetzt.

Nun folgen die Seiltänzer, oder **Nicolets Theater.** Außer den Springern, Tänzern und Voltigirern, wird hier auch Komödie geſpielt. Es iſt ein Miſchmaſch von Dialogen, die man weder Komödie noch Farce nennen kann. Der gemeine Pöbel ſtrömt haufenweiſe in dieſes Schauſpiel.

Die Akteurs des großen, franzöſiſchen National Theaters, haben auf dem Boulevard ihre Rivale. Der Waſſerträger, der Kohlenhändler, die Flickerinn, ſehn hier für ein zehn Sols Stück Phädra und Zaire aufführen. Das Theater heiſſt, le Théatre *les aſſociés*. Aber das große Theater läßt ſeine Rivale gern ihr Weſen treiben, weil es eine Art von Triumph iſt; denn die Akteurs der Aſſocirten, ſind herzlich ſchlechte Schauſpieler.

Das Boulevard beym Tempelhof enthält Schauſpiele von allen Arten. Außer den Komödienbuden, trift man hier auch Taſchenſpieler an, und der Ausrufer an der Thüre ſchreyt ſich bald heiſer, um phyſikaliſche Experimente, Kartenkünſte ꝛc. anzukündigen.

Etwas weiter hin, werden Automaten gezeigt, deren Mechanismus eben ſo ſinnreich als auffallend iſt.

Das Kabinet des **Curtius** hat zwey wächſerne Figuren am Eingange. Die Ausrufer halten euch an, um ſie euch zu zeigen, und laden euch ein, einzuſprechen, mit dem

Zuſatze, daß man erſt beym Weggehn bezahlet. Sobald ihr im Kabinet ſeyd, erblickt ihr Büſten von allen Arten und Perſonen. Die Büſten eines gewiſſen großen Mannes und einer Prinzeſſin, ſtehn neben **Caglioſtro** und **Cartouche**. Die Wachsfiguren des **Curtius** ſind ſchön und natürlich. Es mangelt dieſem Manne nur an ein wenig mehr Beurtheilungskraft in Anordnung ſeines Kabinets.

Die aſiatiſchen und afrikaniſchen Thiere gehören auch unter die Akteurs des **Boulewards**. Es giebt da zwey oder drey Menagerien, wo der erſtaunte Pariſer, für zwey Sols, lebendige Löwen und Tyger, in großen eiſernen Käfichen beſchauen kann.

Neben allen dieſen Schauſpielhäuſern, ſind Kaffeebuden errichtet, wo der Kaffeeſchenke, deſſen Waare nichts taugt, auch durch eine lärmende Muſik, heiſere Singſtimmen, und verſtümmelte Arien zu tröſten ſucht.

Alle Buden des Boulewards beym Tempelhof, ſind mit Bratenköchen, Paſtetenbeckern, Weinſchenken, Kaffeewirthen ꝛc. angefüllt; man bezahlt hier alles theuerer, als anderswo, und es iſt ſchlechter. Aber das ſchöne Geſchlecht liebt das Bouleward.

Täglich werden zu Paris neue Verſuche gemacht, um Geld zu gewinnen. Man ſucht um Privilegien nach, man errichtet Comtoirs ꝛc. und alle dieſe Speculationen ſchlagen gemeiniglich zum Nutzen des Publikums aus. So ſind, zum Beyſpiel, die Fiakers, eine große Bequemlichkeit. Man triſt ſie zu jeder Stunde an, und ſie haben ihre feſtgeſetzte Taxe.

Es giebt Remiſenkutſchen: wer den vornehmen Junker ſpielen will, kann Tag- oder Monatweiſe, den ſchönſten Wagen zu ſeiner Diſpoſition für ſo und ſo viel haben. Außer den Pferden vermiethet man ihm auch noch Lakeyen, und kleidet ſie, nach ſeiner Phantaſie.

Eine andre nützliche Entrepriſe ſind die Wagen, die zu jeder Stunde des Tages- oder der Nacht, nach Verſailles oder dem Orte, wo der Hof ſich aufhält, abgehn. Auch hält noch eine Geſellſchaft Kutſchen, die den Reiſenden nach **St. Denis**, **Vincennes**, **Mont-Rouge**, und andern Oertern bringen, die 4 oder 5 Lieues von der Hauptſtadt entfernt ſind.

Im Jahr 1786 errichtete man zu Paris ein **Büreau** oder **Regie**, welche die Beſtellung der Packete, Frachten, Waarenkeller u. d. g. in Paris übernahm. Dieſe Societät beſorgt auch den Transport der Meublen, wenn man aus ſeiner Wohnung in eine andere zieht. Sie ſteht für alles, was ihr anvertraut wird, ein Vortheil, den man bey den gewöhnlichen Commiſſionären, die ſich an den Ecken der Gaſſen aufhalten, nicht hat. Dieſes **Büreau** iſt ohngefehr auf den Fuß der **kleinen Poſt** eingerichtet.

Die erſtaunenswürdigſte und nützlichſte von dieſen Entrepriſen, iſt ohnſtreitig die, welche es möglich gemacht hat, vermittelſt der Maſchinen, die durch Feuer getrieben werden, alle Gaſſen von Paris, mit Seine-Waſſer zu verſehn. Das Waſſer wird aus dem Fluſſe in große Behälter gebracht, aus welchen man es in die verſchiedene Gaſſen, und ſelbſt in die Häuſer der Privatperſonen vertheilt, die ſich bey der Geſellſchaft abonnirt haben. Auch verſieht dieſelbe Maſchine, in allen Vierteln von Paris, einen Brunnen, der beym erſten Feuerlärm geöfnet wird, ſo daß die Spritzenleute nicht mehr gezwungen ſind, auf die, oft zögernde, Zufuhre des Waſſers zu warten. Es ſind jetzt drey dergleichen Maſchinen, an drey verſchiedenen Plätzen von Paris angelegt. Dieſelben Entrepreneurs haben ſich auch zu einer Brandaſſecurirung der Häuſer erboten; eine Anſtalt die London beſitzt, und die Paris noch mangelt.

Zu Paris iſt alles privilegirt. Man kehrt und reinigt die Gaſſen, mittelſt eines Privilegii: eine andre privilegirte

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52319-X
REICHARD,H.A.O. FN. 17586/023

Geſellſchaft läßt die Pferde abdecken: ſelbſt die Fegung der Cloaken und heimlichen Gemächer hat eine Kompagnie gepachtet, die mit chemiſchen Kenntniſſen pralt; und täglich brütet man neue Plane aus, die Abtritte gefahr- und geruchloſer auszutragen: demohngeachtet, wird, ſelbſt die verſtopfteſte Naſe, die Gegenwart eines Cloakfegers, doch noch auf zweyhundert Schritte weit ſpüren.

Bey öffentlichen Luſtbarkeiten und Feſten handelt man immer klug, ſich nicht zu tief ins Gedränge zu machen. Denn ſteckt man einmal darinn, ſo verliert man entweder etwas von ſeinen Sachen, oder trägt wenigſtens Puffe und Stöſſe davon.

Ich muß bey dieſer Gelegenheit des Feſtes zu St. Cloud gedenken. Mit Anfang Septembers, iſt alle Sonntage ein großer Zuſammenfluß von Menſchen, im Garten zu St. Cloud; Die Waſſer ſpringen, und ein Feuerwerk macht den Beſchluß. Manchmal erſcheint ſogar die königliche Familie daſelbſt, was dann noch mehr Pariſer dahin ziehe.

Mit dem frühen Morgen wimmelt der Weg von St. Cloud von hin- und her Reiſenden. Das dauert faſt die ganze Nacht fort. Da die Seine an St. Cloud vorbey fließt, ſo kann man dieſe Luſtreiſe entweder zu Lande oder zu Waſſer machen.

Zu Lande trift man verſchiedene Arten von Wagen und Fuhrwerken an, die den ganzen Tag, von Paris nach St. Cloud, und von St. Cloud nach Paris fahren. Man zahlt dreißig Sols für den Platz, und eben ſo viel für die Rückfahrt. Wer mit dieſen Kutſchen reiſet, hat nicht den geringſten Unfall zu beſorgen. Allein das gemeine Pariſer Volk, hat die Raſerey, ſich auf Karren zu packen, die weder ſicher noch dauerhaft ſind. Weil man aber mit dieſen Fuhrwerke am wohlfeilſten fährt, ſo läßt ſich der neugierige und unbeſonnene Pariſer, durch die Beyſpiele der vielen Unglücksfälle nicht irre machen. Funfzehn oder ſechszehn ſetzen ſich auf einen ſolchen Karren, der die ganze Woche durch Miſt gefahren hat. Der grobe, ungeſchickte Fuhrmann, der den andern Wagen nicht auszubeugen weiß, bleibt hängen, und ſchmeißt um, oder es bricht eine Achſe an dem alten Dinge, ſo daß die Wundärzte, an ſolchen Sonntagen, immer vollauf Arbeit bekommen.

Zu Waſſer thut man die Reiſe am ſicherſten in den **Galiotten**, die zwey oder dreymal des Tages abgehn. Die kleinen Boote ſind höchſt gefährlich wegen der vielen Menſchen, die ſich hineindrängen. Man muß an ſolchen Sonntagsmorgen bey der königlichen Brücke Wache ſtellen, um zu verhüten, daß nicht viele von denen, die nach St. Cloud ſich einſchiffen wollen, in die Seine fallen. Ohne dieſe Wache, die nicht über 15 oder 16 Perſonen in ein Boot ſteigen läßt, würden die Boote ſchon im Hafen von der zu großen Menſchenlaſt ſinken müſſen. Es herrſcht bey dieſer Einſchiffung eine ſolche Unordnung, daß immer einer oder der andre in der Seine ertrinkt. Allen Fremden iſt zu rathen, ſich nicht in dieſes Gedränge zu miſchen, und entweder zu Waſſer die Galiotte, oder zu Lande die ſogenannten Voitures de la banlieue, zu wählen.

Zu Paris muß man mehr auf ſeiner Hut ſeyn, als an einem andern Orte, weil es da ſo viele Gauner und Betrüger giebt: ein Fußgänger muß flinke Beine haben, damit er den Kutſchen und Cabrioletten ausweichen kann, worinn die müßigen Elegants der Hauptſtadt, durch die Straßen rennen; er muß ſtark und feſt auf ſeinen Füßen ſeyn, damit er nicht mit der Naſe im Koth liegt, wenn ihn ein Laſtträger anrennt, der erſt dann **vorgeſehn!** ruft, wenn er auch ſchon geſtoßen hat. Leute von zartem Gehör, leiden unendlich, denn das Geſchrey der Höker, das Geheule der Trödler, und das Geraſſel der Kutſchen, wirken peinlich auf ihr Trommelfell.

Der Lärm, der Wirrwarr und die Gefährlichkeiten, denen man in gewiſſen Gaſſen von Paris beſtändig ausgeſetzt iſt, überreden viele Fremde, daß man in dieſer Stadt unmöglich einiger Ruhe und Stille genießen könne. Allein ſie irren ſich. Es giebt Diſtrikte in Paris, wo es ſo ſtill iſt, wie auf dem Lande, und wo Kinder und Greiſe, auf den Gaſſen gehn können, ohne fürchten zu dürfen, überfahren zu werden.

Das Gute überwiegt in Paris das Böſe und Unangenehme, und dieſe Stadt wird immer mit Recht geſchätzt, bewundert, vorgezogen, und von allen Nationen beſucht werden.

2.

Verſuch eines Beweiſes der Exiſtenz Gottes.

Die Frage iſt: ſind die menſchlichen und thieriſchen Geſchlechter auf Erden, ewig ohne Anfang? — oder hat ihre Exiſtenz irgend einmal angefangen? — In jenem Falle müßte der Glob ſelbſt von Ewigkeit her da geweſen ſeyn. Dies iſt eine Vorausſetzung, welche nächſtens in einer beſondern Abhandlung, aus aſtronomiſchen und mathematiſch-phyſikaliſchen Gründen widerlegt werden ſoll.

Hier nur ſo viel. —

War die Erde, wie Leibnitz und Büffon wollen, irgend einmal ein brennender Körper, ſo war ſie alſo auch irgend einmal unbewohnt. Die Gluth zerſtört alle thieriſche Körper, die wir kennen. Damals konnte es weder Menſchen noch Thiere, noch Pflanzen, auch keine Eyer und Samen geben. Eyer und Samen können der Gluth nicht widerſtehen, und ſetzen auch ſchon das Daſeyn thieriſcher und vegetabler Körper voraus, in welchen, und aus deren Säften ſie gebildet werden.

Wie kann man ſich nun die Entſtehung der erſten Menſchen und Thiere aus dieſer glühenden, und allmählich erkalteten Maſſe erklären? — —

Man läugne mit **de Lüc**, und andern, daß die Erde ehemals gebrannt hat; ſo wird man doch einräumen müſſen, daß eine Zeit war, da ſie noch ganz unter Neptuns Herrſchaft ſtand, da die Fluthen des Oceans ihre Oberfläche bis zu einer anſehnlichen Höhe bedeckten.

Dieſe Waſſerſphäre konnte von Menſchen und Landthieren nicht bewohnt werden. Die über dem Waſſer hervorragenden Gipfel der höchſten Berge konnten den Menſchen und Thieren nichts zu ihrem Unterhalt darreichen. Sie ſind kahl und unfruchtbar.

Wie konnten auf dieſer überſchwemmten, nach und nach trocken gewordenen Erde, Menſchen entſtehen? — — Verwandelte der zurückgebliebene Schlamm, von der Sonne erwärmt, ſich in Menſchen, Pferde, Löwen, u. d. gl.? — Fiengen Bäume plötzlich an zu leben, zu ſprechen, menſchliche Sinne und Geſtalt zu bekommen? — — Dieſen, oder doch ähnlichen Unſinn muß der Atheiſt annehmen, wenn er ſich die Frage vom Urſprunge der Menſchen und Thiere, welcher er doch nicht ausweichen kann, beantworten will. Die Hypotheſe des Deiſten **erklärt** nichts. Aber ſie erſpart uns eine Ungereimtheit, welche der geſunde Verſtand nicht zulaſſen kann. — — Es iſt wahr, was ein Schriftſteller geſagt hat: „Hätte die Erde die erſten „Menſchen und Thiere jeder Art, durch eine ihr beywohnende **zeugende** und **bildende Kraft** ſelbſt hervorbringen „können, ſo müßten wüſte Inſeln, als Theile des Erdkörpers, die an deſſen Natur Antheil haben, noch heutzutage ſich **ſelbſt** mit Menſchen bevölkern können. Können „dieſe es aber nicht, ſo kann es der ganze Erdkörper auch

„nicht,

„nicht, der ehemals eine große wüſte Inſel im unermeßlichen Luftocean war.“ — —

Iſt die Natur der Welt ewig und abſolut nothwendig, ſo muß es die Natur der Erde auch ſeyn, die ein Theil der Welt iſt. Mithin könnte die Erde nicht durch Alter unfruchtbar geworden ſeyn. Sie müßte jene Zeugungskraft noch haben, wenn ſie jemals dieſelbe gehabt hätte. Nun aber lehrt die Erfahrung, daß Menſchen, nicht, wie Pilze, aus der Erde hervorwachſen. Die erſten Menſchen — die doch nothwendig anzunehmen ſind, *) können alſo auch nicht auf dieſe Art entſtanden ſeyn. Denn die Natur der Erde, der Elemente, und der Menſchen, iſt im weſentlichen gewiß ſich immer gleich geblieben.

Die Vorausſetzung ewiger Sameneyer iſt für's erſte völlig unbewieſen. Zum andern: wie konnten ſie ſich bey den vielen Zerſtöhrungen, die der Glob durch Feuer und Waſſer erlitten hat, erhalten, und bald der Gluth, bald der Fäulniß widerſtehen? — — Sie waren von Ewigkeit her, alſo abſolut nothwendig, iſt die Antwort. Allein dieſe Antwort taugt nichts. Wo ſind dieſe ewigen, nothwendigen, unvergänglichen Dinger jetzt? Aus ihnen ſind Menſchen und Thiere geworden. — — Aber ſo ſind ſie nun verwandelt, und alſo keine Eyer mehr. Wie kann aber ein Ding, welches nothwendig und ewig iſt, ſeine Natur ablegen, und etwas werden, was es zuvor nicht war? — — Man ſetze, alle Menſchen, die jetzt mit uns zugleich hier auf Erden leben, würden heute noch, keinen ausgenommen, plötzlich getödtet. Will man glauben, daß die Erde, die nun ihrer vernünftigen Bewohner beraubt wäre, morgen, oder über hundert, oder über tauſend Jahre, Menſchen, halb oder ganz gebildet, aus ihrem Schooße hervortreiben würde? —

Der

---

*) Weil die uralte Beſchaffenheit des Globs ihn unbewohnbar machte. — —

Der Urſprung des menſchlichen, und der thieriſchen Geſchlechter iſt aus keinem Mechanismus der körperlichen Welt zu erklären. Wenn es irgendwo erlaubt iſt, zu einem Wunder ſeine Zuflucht zu nehmen, ſo iſt es gerade hier.

Der Atheiſt muß entweder die anfangsloſe Ewigkeit des Globs und des menſchlichen Geſchlechts, der geſunden Vernunft zum Trotze, behaupten; oder, wenn er einen **Anfang** der Reihe der Zeugungen im menſchlichen, und den thieriſchen Geſchlechtern zugiebt, die erſten Menſchen und Thiere jeder Art, wie Schwämme, aus der Erde hervorwachſen laſſen. Da die Eyer und Samen der Thiere, nur in den thieriſchen Körpern, und aus deren Säften gebildet werden, ſo iſt die Vorausſetzung, daß Hünereyer ohne Hennen exiſtirten, ſehr ungereimt. — — —

Aus [illegible] Hypochondriſchen Briefen abgeſchrieben.

3.

Die weiſſen Pferde.

Weiß war bey den Alten die Farbe, die ſie an den Pferden am meiſten ſchätzten; ſie galt ſogar als Merkmal von Vorzug und höchſter Würde. Nach Herodots Erzählung gaben die Cilicier dem Könige von Perſien, Darius, jährlich einen Tribut von 360 weiſſen Pferden; und auf dem Zuge des Xerxes wider Griechenland wurde der Wagen Jupiters von acht weiſſen Pferden gezogen. Die Könige von Juda hatten den Gebrauch, der Sonne Pferde zu weihen. Die alten Deutſchen hatten, wie Tacitus berichtet, gewiſſe Pferde, die ihren Göttern heilig waren, und alle weiß ſeyn mußten, auch keine Arbeit verrichten durften, ſondern bloß die heiligen Wagen bey feyerlichen Gelegenheiten ziehen mußten.

Livius erzählt, Dionyſius und Hiero hätten ſich von vier weiſſen Pferden fahren laſſen; und dabey rechnet er ganz beſonders die weiſſen Pferde zu den Attributen der königlichen Würde, ſo gut wie den Purpurmantel, die Leibwache und das Diadem. Diodor ſpricht von 300 weiſſen Pferden, die bey dem Einzug eines Ueberwinders in Agrigent gebraucht worden wären. Bey den Römern wurden die Triumphwagen gewöhnlich mit weiſſen Pferden beſpannt. Nero hielt ſeinen Einzug in Neapel auf einem mit vier Schimmeln beſpannten Wagen. In ſpätern Zeiten nahmen verſchiedene chriſtliche Fürſten dieſen Gebrauch an, oder vielmehr, ſie ſetzten dieſen Gebrauch fort, der mehrere Jahrhunderte hindurch auf das ſorgfältigſte beobachtet wurde, weil die weiſſe Farbe beſtändig als eines von den Kennzeichen, der kaiſerlichen Würde und der höchſten Gewalt geheiligt, angeſehen wurde. Auch die Päbſte wählten ſie zu ihrer Lieblingsfarbe, und ertheilten den Biſchöfen und Fürſten ſogenannte Indulgenzien, ſich weiſſer Pferde bedienen zu dürfen.

Der König von Neapel hat bisher dem heiligen Stuhle zu Rom den ſogenannten weiſſen Zelter jährlich als Lehnserkenntnis wegen des Königreichs Neapel überreichen laſſen. Als König Johann von Frankreich in der Schlacht bey Poitiers gefangen, und nach England gebracht worden war, trat er bey Southwark ans Land, und es kam ihm ein großes Gedränge von Volk entgegen. **Eduard**, oder wie man ihn zu nennen pflegte, der ſchwarze Prinz, behandelte ihn mit der größten Achtung und Ehrerbietung, um ihn zu überzeugen, daß er in ſeinem Gefangenen noch den König erkannte. Als ſolchen ließ er ihn auch bey ſeinem feyerlichen Einzuge in London erſcheinen. Der gefangene Monarch war mit dem königlichen Mantel angethan, und ritt ein weiſſes Pferd von vorzüglicher Schönheit und edlem Wuchs; der Prinz hingegen ritt neben ihm ganz einfach gekleidet, auf einem ſchwarzen Pferde. Bey dem Beſuche, den Kaiſer Karl der IV. ſeinem Vetter, dem Könige Karl dem V. von Frankreich im Jahr 1377 machte, zeigte dieſer ſo viel Sorgſamkeit für ſeine Würde, und ſo viel Entſchloſſenheit, den Rang in ſeinem eigenen Königreiche zu behaupten, daß er nicht im geringſten den Schein von Gleichheit zugeſtehen wollte. Der Kaiſer und ſein Sohn mußten bey dem feyerlichen Einzuge auf Rappen reiten; er ritt auf einem Schimmel zwiſchen beiden als Souverain. Karl der VII., mit dem Zunamen der Siegreiche, hielt ſeinen öffentlichen Einritt in Paris auf einem weiſſen Roſſe ohne Decke; und ſo auch Margarethe, Königs Jakob von Schottland Tochter, als Dauphine, den ihrigen zu Tours; wobey das ganze Gefolge des Dauphins auf Pferden von verſchiedenen Farben ritt. Saint Louis erſcheint bey Montfaucon beſtändig auf einem weiſſen Roſſe. Der König von Yemen in Arabien reitet alle Wochen mit ſeinem Gefolge jedesmal auf einem Schimmel aus.

Dieſe Vorliebe für die weiſſen Pferde, die man ſogar für heilig hielt, war auch die Urſache, daß die Sachſen, oder eigentlicher zu reden, die Fürſten oder Heerführer der Deutſchen ein weiſſes Roß zum Sinnbild und zum Fahnenſchmuck wählten. Hengſt und Horſt führten ein weiſſes Roß im Wappen; wenn man das weiſſe Roß der Sachſen nach der Bemerkung eines gelehrten und ſcharfſinnigen Alterthumsforſchers genauer betrachtet, die Art, wie das in dem Wappen des Braunſchweigiſchen Hauſes vorgeſtellt wird, damit vergleicht, und ſieht wie das Roß in vollem Galopp, ohne Sattel und Zaum erſcheint, ſo wird man geneigt zu glauben, daß man eines von den weiſſen heiligen Roſſen die Tacitus beſchreibt, habe vorſtellen wollen. Auf der andern Seite aber, wenn man glauben will, wie Virgil und andere, daß man von der Farbe der Pferde und andern Merkmalen auf ihre natürlichen Eigenſchaften ſchlieſſen könne, ſo müßte man die weiſſen Pferde ganz verwerfen, weil ſie nur wenig von dem hätten, was ein Pferd angenehm und nützlich macht.

Nach einer Meinung, die immer vorgewaltet hat, ſollen diejenigen Thiere, deren Haut oder Haar ganz weiß iſt, nicht ſo gut ſeyn, als die von andern Farben; vorzüglich ſoll dies von den Pferden gelten. Ein ſcharfſinniger Beobachter der Natur, Herr von Paw, erklärt ſich ganz beſtimmt gegen die weiſſe Farbe an den Pferden. „Ganz unſtreitig, ſagt „er, hat man ſeit 1800 Jahren die Bemerkung gemacht, „daß die vierfüßigen Thiere, mit weiſſer Haut ohne Streifen und Flecken, nicht ſo ſtark und kraftvoll ſind, als die „ihnen analogiſchen Arten mit gefärbtem und geſprenkeltem „Haar. Ein Schimmel hat in ſeinen Muskeln und Nerven nicht ſo viel Kraft als ein Rappe oder ein Brauner.“ Auch in Abſicht auf andere Thiere giebt es ähnliche Meinungen von dem Einfluß der Farbe auf ihr Haar.

Indeſſen behaupten doch verſchiedene Ausleger, Virgil meine hier keine milchweiſſe Pferde, ſondern ſehr blasgelbe, oder von einer Farbe, die ſich einem ganz hellen Braun nähert, weil ſonſt, wie ſchon Servius ſehr richtig bemerkt, Virgil ſich ſelbſt widerſprechen würde. Virgil empfiehlt nemlich an einer anderen Stelle ſeines Gedichts die weiſſe Farbe an den Pferden, und ſetzt hinzu, die Roſſe des Turnus hätten an Schnelligkeit die Winde und an Weiſſe den Schnee übertroffen; eben ſo wie Homer die Roſſe des Königs von Thracien rühmt. Klaudian, Horaz, Statius und Palladio ſtimmen in den Lobſprüchen auf die weiſſen Pferde überein. Palladio inſonderheit giebt ihnen vorzüglich in Rükſicht auf das Beſchälen den Vorzug: nun aber iſt zu glauben, daß er nach der Meinung geſchrieben habe, die damals die herrſchende war. Freilich giebt es gute und ſchlechte Pferde von allen Farben, mag ſich auch die Liebhaberey für dieſe oder jene ausſchließlich erklärt haben. Indeſſen iſt doch die weiſſe Farbe an den Pferden, die auch an ſich ſelbſt die reinſte und ſchönſte iſt, von den älteſten Zeiten her, der Macht und der höchſten Würde geheiligt geweſen. Die Menſchen haben ſie gleichſam von den Göttern entliehen, und die gottesdienſtlichen Myſterien zu ihrem Stolze und zu ihrer Eitelkeit gebraucht. Bey den meiſten Nationen waren bekanntlich gewiſſe Thiere den Göttern gewidmet, weil man glaubte ſie gefielen ihnen, oder ſie wären Sinnbilder ihrer Eigenſchaften. Aus dieſem Grunde ließ man den Wagen der Venus von Tauben ziehen, und gab Minerven die Eule zum Lieblingsvogel. So finden wir, daß die Perſer den Wagen ihrer höchſten Gottheit mit acht weiſſen Roſſen beſpannten; vielleicht als Anſpielung auf die Reinigkeit und den Glanz des Feuers. So ließ man den Sonnenwagen von Pferden von einem ſchimmernden Roſenroth ziehen; Pluto hingegen hatte ſchwarze vorgeſpannt. Der Mondwagen wurde von einem weiſſen und von einem ſchwarzen Pferde gezogen; die verſchiedenen Eigenſchaften beider Gottheiten ſollten dadurch ſymboliſirt werden.

In der Folgezeit vergaßen die Menſchen was ſie waren, und träumten ſich Götter: Tempel, Altäre und Götterverehrung wurden ihnen gewidmet. Julius Cäſar ließ ſeine Bildſäule auf ebendemſelben Wagen mit den Bildſäulen der Götter fahren. Unter ähnlichen Umſtänden ſollen, wie Sueton vermuthet, die Fürſten und Großen der Erde die weiſſen Pferde allen andern vorgezogen haben. Kamillus zog in das eroberte Veji auf einem mit weiſſen Pferden beſpannten Wagen ein: aber die Einwohner erſtaunten und fanden ſich darüber beleidigt; nach ihren Begriffen maßte ſich Kamill eine größere Ehre zu, als irgend einem Menſchen auf dem Erdboden gebührte; ſie glaubten, er wollte ſo viel ſeyn als Jupiter, deſſen Macht ohne Grenzen iſt; Juvenal ſagt:

Nihil eſt quod credere de ſe
Non poſſit, cum laudatur Diis æqua poteſtas.

4.

Urbain Grandier, und der Cardinal Richelieu: Schreckliches Beyſpiel von Intoleranz, Mönchshaß und Verfolgung.

Urbain Grandier, Pfarrer zu St. Pierre du Marché, in der Stadt Loudün in der Provinz Poitou, und Domherr des heiligen Kreuzes-Capitels, zog ſich durch den Beſitz dieſer beiden Pfründen, die Anfeindung und den Neid der Geiſtlichkeit der Stadt zu: ſeine Schönheit, ſeine Beredſamkeit, ſeine Neigung zur Galanterie, erwarben ihm auch Neider und Nebenbuhler in andern Ständen. Er war mit den Geiſtlichen und Ehemännern geſpannt, aber der Günſtling der Damen, und genoß die Achtung der Gelehrten und Biedermänner ſeines Landes. Er ſtand in dem Rufe eines guten Predigers. Er hatte zu **Bordeaux**, bey den Jeſuiten ſeine Studien vollendet, die an ihm ſeltene Talente bemerkten. Er hielt dem berühmten **Scävola von St. Marthe** die Leichenrede. Dieſer große Mann ſtarb in **Grandier's** Armen, der, nach des Sohnes, des Abts von St. Marthe, Ausdruck, **ihm in ſeinen letzten Augenblicken Vater, Sohn, und Freund geweſen war.** **Grandier** ſchrieb ein Traité du célibat des Prêtres, das ſeine Feinde verbrennen ließen, aber er war nicht Verfaſſer des Pasquills, Lettre de la Cordonnière de la reine mère, à Mr. de Baradas.

Die Mönche waren ſeine heftigſten Widerſacher, weil er gegen die geiſtlichen Brüderſchaften predigte: doch hätte **Grandier** nur ſie zu Gegnern gehabt, ſo würde er leicht den Sieg davon getragen haben, denn ſein Genie und ſeine Beredſamkeit gaben ihm zu große Vortheile über ſie, ſo aber hatte er einen allmächtigen Mann gegen ſich, der die Gewalt eines Monarchen in Händen hatte, aber nicht ſeine Tugenden beſaß, den Cardinal von **Richelieu**. Er zeigte bey dieſer Gelegenheit, daß ſein Haß ſeinem Ehrgeize gleich kam, und jedermann weiß, daß ſein Ehrgeiz ohne Grenzen war. Zu der Zeit als **Richelieu** gezwungen wurde, ſich nach ſeiner Priorey **Couſſoy** im **Loudünſchen** zu flüchten, bekam er Streit mit **Grandier**. Dieſer als Pfarrer von **Loudün** und erſter Geiſtlicher der Stadt, wollte dem **Richelieu**, der nur Prior von **Couſſoy** war, bey einer Proceſſion den Vorrang nicht laſſen. **Richelieu** konnte ſich damals nicht an dem Pfarrer **Grandier** rächen, aber als er Staatsminiſter wurde, fand er bald Gelegenheit dazu, und zwar ereignete es ſich folgendergeſtalt.

Einige Koſtgängerinnen bey dem Urſuliner-Nonnen zu **Loudün**, machten ſich den Spaß, die alten Matronen durch Spückereyen zu ängſtigen. **Grandier's** zahlreiche Feinde glaubten in dieſem Poſſenſpiele ein Mittel zu finden, ihre Rache zu befriedigen.

Der Canonikus **Mignon** vom heiligen Kreuz-Capitel, wurde damals zum Beichtvater der Urſulinerinnen erwählt. Er war einer von **Grandier's** wüthigſten Widerſachern, und brannte vor Verlangen, ſeinen lang verborgenen Grimm an ihm auszulaſſen. Einige alte, leichtgläubige Nonnen, beichteten ihrem neuen Beichtvater, welchen Schrecken ſie von den Geiſtern und Geſpenſtern ausgeſtanden hätten, die ſeit einiger Zeit im Kloſter umgiengen; er ſuchte ſie aber nicht eines beſſern zu belehren. Die jungen Koſtgängerinnen, welche dieſe Spuckereyen getrieben hatten, bekannten ihm ebenfalls dieſen ihren Scherz, aber weit entfernt, es ihnen zu verbieten, ermahnte er ſie vielmehr, ihr Poſſenſpiel fortzuſetzen, und nutzte der einen Leichtgläubigkeit, und der andern Leichtfertigkeit zur Erreichung ſeiner Abſichten. Nur verwandelte er die Geiſter und Geſpenſter, in Teufel und Beſeſſene, und gewöhnte unvermerkt die Keckſten des Kloſters, allerhand Taſchenſpielerſtückchen zu machen, zur rechten Zeit in Verzuckungen zu gerathen, kurz, ſo ziemlich die Rolle der Beſeſſenen zu ſpielen.

Dieſe Nonnen, die in den feſten Ueberzeugungen ſtanden, daß die ſchändlichen Farcen, zu welchen man ſie beredete, zur Ehre Gottes, des Kloſters, und ihrer Beichtväter ausſchlagen ſollten, erklärten ohne Scheu bey dem erſten öffentlichen Exorcismus, daß der böſe Feind in ihre Leiber, durch ein Roſenbukett gefahren ſey, woran ſie gerochen hätten. Auf die Frage, wer ihnen dieſe Roſen geſchickt habe? gaben ſie zur Antwort: **Urbain Grandier.**

In den darauf folgenden Verhören, bekannten die Beſeſſenen, daß der Teufel durch's Waſſer bey ihnen Eingang gefunden, daß er aber immer von **Urbain Grandier** abgeſendet worden. Sobald dieſe Exorcismen vor unpartheyiſchen Perſonen, in Gegenwart des Amtmanns von **Loudün**, und einigen vernünftigen Aerzten geſchahn, ſo beantwortete der Teufel die vorgelegten Fragen ſchlecht, und weigerte ſich, entweder Antwort zu geben, oder nahm auf der Stelle ſeinen Abſchied aus dem Körper der Beſeſſenen. Einsmals fragte der Amtmann die Superiorinn, wo in dieſem Augenblicke **Urbain Grandier** ſey? der Teufel der in ſie gefahren war, antwortete; **im großen Schloß-Sal.** Man ſchickte hin, und es war nicht wahr. Wenn man in den Teufel drang, in der griechiſchen, hebräiſchen, oder in einer andern, wenig bekannten Sprache zu antworten, ſo ſchwieg er entweder, oder entſchuldigte ſich durch ein, **nimia curioſitas**, „übertriebene Neugier!“ Eben dieſer ungelehrte Teufel antwortete auf eine, ihn in Verlegenheit ſetzende Frage, durch einen derben Sprachſchnitzer: **Deus** *non volo* ſagte er, ſtatt **non vult.**

Man entdeckte alſo den Betrug gar bald, da aber die Mönche, die Geiſtlichkeit, einige Magiſtratsperſonen der

Stadt, und ſelbſt der Biſchof von **Poitiers**, dem **Grandier** feind waren, ſo dauerten dieſe Beſchwörungen, Unanſtändigkeiten und Verleumdungen noch einige Monate fort. Endlich erfuhr der Erzbiſchof von **Bordeaux**, als er ſeine Priorey **St. Jouin** zwey Stunden von **Loudün** beſuchte, den ganzen Vergang. Er ſah zu gut ein, daß Pfaffen- und Mönchshaß, der einzige Teufel ſey, welcher bey dieſen gotteslaͤſterlichen Farcen ſein Weſen treibe, und ließ alſo zu Anfang des Jahres 1733 eine Verordnung ergehn, in welcher er das Verfahren vorſchrieb, das bey ſolchen Exorcismen beobachtet werden ſollte, um die boshaften Ränke der Exorciſten, und die Unverſchämtheit der Beſeſſenen aufzudecken. Dieſe Verordnung war ein Donnerſchlag für die Cabale der Feinde des **Grandier**, und wirkte ein Wunder. Die Teufel zogen aus, die Exorcismen nahmen ein Ende, und alles wurde ruhig. Das aufgebrachte Publikum ſuchte die Urheber dieſes, eben ſo boshaften, als ſchlecht eingefädelten Anſchlags, mit Spott und Verachtung heim. Die Eltern nahmen ihre Kinder aus dem Kloſter aus der Koſt, und man ſcheute ſich dieſen Nonnen junge Mädchen wieder anzuvertrauen. **Grandier** triumphirte, aber zu früh.

Der Cardinal von **Richelieu** hatte befohlen, daß alle Schlöſſer und feſte Plätze in Frankreich, die an den Grenzplätzen ausgenommen, geſchleift werden ſollten. Der Staatsrath **Laubardemont** erhielt den Auftrag, die Burg zu **Loudün** demoliren zu laſſen. Bey dieſem Manne vertrat der Wille des Cardinals Tugend und Geſetz; er gehorchte ihm mit der knechtiſchſten Unterwürfigkeit. Er war ſchon lange der heimliche Vollſtrecker ſeiner tyranniſchen oder blutigen Befehle geweſen, und in ſeinen Augen galten Gerechtigkeit und Vernunft nichts, hingegen Geld und der Wille ſeines Herrn, Alles.

Bey ſeiner Ankunſt zu **Loudün** wurde er von **Grandier's** Feinden beſtürmt, die ihm dieſen Geiſtlichen als einen Hexenmeiſter ſchilderten, welcher die Nonnen und Mädchen von **Loudün** behext habe, und ihn zugleich als den Verfaſſer eines plumpen und abgeſchmakten Pasquills, anklagten, das vor vielen Jahren auf den Cardinal gemacht worden war, woran aber **Grandier** nie Theil gehabt hatte. Sie führten hierauf den **Laubardemont** in das Urſuliner-Kloſter, und gaben ihm eine Vorſtellung von einer Beſchwörungs-Farce, wo die Nonnen ihre ganze Geſchicklichkeit in ſolchen Teufeleyen auskramten.

Laubardemont reiſete ab, und verſprach den Exorciſten volle Rache. Plötzlich kehrten nun, zum Erſtaunen der ganzen Stadt, die Teufel in zahlloſer Menge nach **Loudün** zurück. Die Nonnen waren nicht im Stande ſie alle zu beherbergen; die Leute der Stadt wurden auch von ihnen beſeſſen, und für viele war es eine verdienſtliche Sache, einen Teufel im Leibe zu haben.

Die Exorcismen giengen ihren vorigen Gang. Der Franciskaner-Mönch **Lactanz** ſchrieb ein Buch, **la demonomanie de Loudun**, worinn die Namen aller Teufel, ſo wie die Mädchen, in welche ſie gefahren waren, und die ganze Litaney der Leiden aufgezeichnet ſtand, welche leztere von erſtern erdulden mußten. Die Abſicht bey dieſer Schrift war, alle Einfältige und Leichtgläubige auf die Seite der Beſchwörer zu lenken. Zu eben der Zeit ſchrieben die Kapuziner von **Loudün** an den berichtigten Pater **Joſeph**, das Factotum des Cardinals, und meldeten ihm, daß **Grandier** der Verfaſſer des Pasquills, **la cordonnière de Loudun** ſey. **Laubardemont** ſeiner Seits, benachrichtigte den Cardinal, wie verhaßt **Grandier** zu **Loudün** ſey, und wie er ſich jezt an ihm wegen der alten Streitigkeiten rächen könne, die er als Prior von **Couſſoy** mit dieſem Pfarrer gehabt habe.

Es bedurfte nicht halb ſo viel um die Rachſucht des furchtbaren Prälaten aufzuwiegeln. Er ertheilt dem **Laubardemont** die unumſchränkteſte Vollmacht, und dieſer reiſete mit dem feſten Vorſatze ab, ſeinem Herrn Genüge zu leiſten, wenn es auch auf Koſten der Geſetze, der Vernunft, und des Wohlſtandes geſchehn ſollte. Er kam zu **Loudún** den 3. December 1633 insgeheim an, und ließ alle Feinde des **Grandier** zuſammenrufen.

In dieſem heimlichen Rath wurde der Plan entworfen, wie man den **Grandier** zu Grunde richten wolle. Der erſte Gebrauch, den **Laubardemont** von ſeiner Gewalt machte, war ein Befehl, den **Grandier**, auf die widerrechtlichſte Weiſe, ehe noch eine gerichtliche Unterſuchung vorhergegangen war, in Verhaft zu nehmen. Das war das Vorſpiel von jenem unregelmäßigen, empörenden, und abſcheulichen Verfahren, das man ſich gegen den armen, unſchuldigen Mann erlaubte, und wovon die Jahrbücher der menſchlichen Bosheit nichts ähnliches aufweiſen können.

Man bemächtigte ſich des Pfarrers, als er in die Kirche gehn wollte; man ließ ihn auf das Schloß **Angers** bringen, wo er in den vier Monaten, die er daſelbſt gefangen ſaß, jedermann durch ſeine Ergebung und Frömmigkeit erbaute. Die Bemühungen der Verwandten des Pfarrers, waren fruchtlos; alle Hülfsmittel, welche die Geſetze, ſelbſt den größten Böſewichtern zu ihrer Rechtfertigung geſtatten, wurden ihm verſagt; denn man wollte nicht ſeine Rechtfertigung, ſondern ſeinen Tod.

Den 9. April 1634, wurde **Grandier** aus dem Gefängniſſe zu **Angers**, nach **Loudún** in einen eigenen Kerker gebracht, welchen **Mignon**, der Beichtvater der Urſuliner-Nonnen, hatte für ihn zurechtmachen laſſen, und wo alle Fenſter und Oefnungen, vermauert oder vergittert waren. Hier blieb er ohne Bette, und mußte auf Stroh liegen. Damals ſchrieb der unglückliche Geiſtliche an ſeine Mutter:

„Liebe Mutter, ich habe Ihren Brief, und alles erhalten, was Sie mir geſchickt haben, die ſarſchenen Strümpfe ausgenommen. Ich ertrage mein Leiden mit Geduld, und beklage Ihren Kummer mehr als den meinigen. Ich bin ſehr unpäßlich, weil ich kein Bette habe; ſuchen Sie mir das Meinige zu verſchaffen, denn wenn der Körper keine Ruhe hat, ſo unterliegt der Geiſt. Schicken Sie mir auch ein Brevier, eine Bibel, und einen Thomas a Kempis, um Troſt ſchöpfer zu können. Betrüben Sie ſich nicht, ich hoffe, daß Gott meine Unſchuld an Tag bringen wird. Ich empfehle mich meinem Bruder, meiner Schweſter, und allen unſern guten Freunden ꝛc.“

Der Biſchof von **Poitiers**, Namens la Rochepoſai, ſein Theologal, ein Franziskaner, Pater **Lactanz** mit Namen; vier Kapuziner, die Pater **Luc**, **Tranquille**, **Protois** und **Eliſée**; zwey Karmeliter, Pater **St. Thomas** und Pater **St. Mathurin**; **Barré**, Pfarrer zu St. Jaques de Chinon; **Mignon**, Beichtvater der Urſuliner-Nonnen: das waren die vornehmſten Exorciſten und Feinde des **Grandier**, und die Haupttheilnehmer an der ſchändlichen That, welche der Cardinal von Richelieu, beſchloſſen hatte. Ferner gehören dazu, der Rädelsführer der Bande **Laubardemont**, und die ſämtlichen Commiſſarien. Nur wenige hatten ſo viel Redlichkeit und Seelenſtärke, um dem Willen des Tirannen nicht zu gehorchen, und ſich nicht zu Mitſchuldigen dieſer Ungerechtigkeit zu machen: Ihre Namen verdienen aufbewahrt zu werden. **Conſtant**, königlicher Anwald beym Präſidial von **Poitiers**, wurde zum Commiſſar ernannt, allein er weigerte ſich einer zu ſeyn. Der Amtmann von **Loudün**, ein biederer, einſichtsvoller Mann, ließ viel Feſtigkeit bey dieſer Sache, und eine große Verachtung gegen die niederträchtigen Werkzeuge der Rache des Cardinals blicken. **Auguſt dü Moutiers**, und **Carl Chauvet**, Aſſeſſor, waren ſogar mit Drohungen von **Laubardemont** aufgefodert worden, Mitglieder der Commiſſion zu werden, ſchlugen es aber ſtandhaft aus. **Moutier** wurde das Opfer ſeines Heroismus. **Laubardemont**, der Gelegenheit ſuchte ihm zu ſchaden, nutzte einen Aufſtand zu Loudün, um ihn als den Urheber deſſelben gefangen zu nehmen. Er wurde an Händen und Füßen gefeſſelt nach **Fort l'Eveſque** gebracht, allein kurze Zeit darauf losgeſprochen und freigelaſſen.

Der berühmte Pater **Joſeph** kam in eigener Perſon nach **Loudün**. Er weigerte ſich hartnäckig die Jeſuiten zum Exorcismus zuzulaſſen, weil er ihnen nicht traute, und ſich von ihnen keine völlige Ergebenheit in ſeinen Willen verſprach.

Dieſer unruhige Mönch, dieſer grauſame Höfmann faßte den Entſchluß, den ſeltſamen Satz in dem Buche des **Paters Tranquille** über die beſeſſnen von Loudün, als erwieſen anzunehmen, nemlich „daß ein in gehöriger Form „beſchworner Teufel gezwungen iſt, die Wahrheit zu bekennen, und daß ſeine Ausſage für einen gerichtlichen Beweis „gelten kann." Dieſer ſonderbare Satz wurde zu Loudün zum Grund bei dem Verfahren gegen den Grandier gelegt, und ihm darnach ſein Urtheil gefällt, ob es gleich ganz der klaren Entſcheidung der Sorbonne widerſpricht, welche ſagt: „daß der Teufel der Vater der Lügen iſt, „daß man ihn alſo nicht zum Ankläger eines Menſchen „aufſtellen, viel weniger ſich des Exorcismus bedienen „kann, um durch ihn eines andern Miſſethaten aufzudecken ꝛc." Allein Pater **Joſeph** wollte aus dieſem Satz einen Glaubensartikel machen, und behauptete, dadurch die perſönliche Gegenwart Jeſu Chriſti im Abendmahl unwiderſprechlich darzuthun. Er ſchmeichelte ſich, wenn dieſe Lehre einmal eingeführt wäre, eine Art von Inquiſitions-Gericht darauf zu gründen, und ſie als ein Mittel zu brauchen,

chen, das Vermögen, die Ehre und das Leben der Bürger, ſonderlich der Proteſtanten, von dem Willen der Mönche, abhängig zu machen.

Die Exorcismen wurden mit noch größerm Aufſehn fortgeſetzt. Unzählige Menſchen, Gläubige und Ungläubige ſtrömten von allen Seiten nach **Loudün**, um Zeugen ſo vieler Wunder zu ſeyn. Aber die Teufel, welche in den Leibern der Nonnen hauſeten, wirkten nie die Wunderdinge, welche ſie verſprochen hatten, und deren Vollziehung die Exorciſten immer aufzuſchieben ſuchten.

Einer von den Teufeln der Superiorinn, (ſie hatte deren ſieben) verſprach, ſie zwei Fuß hoch in die Luft zu führen. **Pater Laktanz** ermahnte vergebens zu widerholtenmalen, dem Teufel Wort zu halten: er konnte es nicht; die Superiorinn, um die Augen des Publicums zu blenden, verſuchte, ſich etwas in die Höhe zu heben, allein einer von den Zuſchauern, der nicht ſehr gläubig war, hob den Saum ihres Rockes auf, und zeigte der Verſammlung, daß ſie auf die Zehen trat. Der Teufel **Behreit** um die Ehre ſeiner Collegen zu retten, gelobte, das Käppchen des **Laubardemont** von ſeinem Kopfe zu nehmen, und es ein **Miſerere** lang in freier Luft zu halten. An dem dazu beſtimmten Tage, wurde der Teufel aufgefodert, ſein Verſprechen zu erfüllen, jedoch er blieb zu allen Bitten und Drohungen taub, und **Laubardemonts** Käppchen, wich zum großen Aergerniß der Exorciſten nicht von ſeinem Haupte. Jemand, der an das Wort des Teufels nicht glaubte, war auf das Decke-Gewölbe der Kirche geſtiegen, in welcher die Exorcismen vorgenommen wurden, und hatte ein kleines Loch entdeckt, unter dem **Laubardemont** in gerader Linie ſaß. Er that einen Faden weg, der aus dem Loche herunter hieng, und an deſſen Ende ein kleiner Haken war, den **Laubardemont** an ſeiner Kappe hatte befeſtigen ſollen, indem er ſich ſtellte, als ob er ſie zurechte rückte:

auf dieſe Art benahm er dem Teufel ſeine Macht, und das Wunder ſchlug fehl.

Ein anderer Teufel, der gewahr wurde, daß die mehreſten von den Anweſenden an ſeiner Macht zweifelten, drohte den erſten Ungläubigen, der es wagen würde, ſeinen Unglauben merken zu laſſen, bis an das Kirchengewölbe in die Luft zu führen. Der Abbe **Quillet**, den dieſe lächerliche Aufſchneiderei verdroß, trat kühnlich vor, und verſpottete in Gegenwart der Verſammlung den Teufel mit ſeiner Drohung. Der arme Schwächling von Satan verhielt ſich aber ganz leidend, und die ganze Bande der Exorciſten und Beſeſſenen gerieth in Verlegenheit. **Laubardemont** fertigte in vollem Aerger einen Verhaft-Befehl gegen den Abbe aus, der aber **Loudün** und Frankreich verließ, und ſich glücklich nach Italien flüchtete.

Man murrte laut zu **Loudün** gegen dieſe ſchändlichen Betrügereien, und ſelbſt die Leichtgläubigſten beſchuldigten die Exorciſten eines boshaften lügneriſchen Verfahrens. Dieſe ſuchten das Volk zu überreden, es ſey Pflicht an die Beſeſſung zu glauben, weil der **König**, der **Cardinal**, und der **Biſchof** ſie glaubten. **Laubardemont** ließ ſogar eine Verordnung anſchlagen, wodurch verboten wurde, über die Beſeſſenen von **Loudün** und ihre Beſchwörer zu ſpotten, oder ſonſt etwas gegen ſie zu unternehmen, wenn man nicht gewärtig ſeyn wollte, eine Geldbuße von 10000 Livres erlegen zu müſſen, oder gar, im ereignenden Falle mit Leibesſtrafe belegt zu werden.

Die unzüchtigen Reden, die unehrbarſten Stellungen und die Gotteslaͤſterungen, welche den Beſchwörungen bei den beſeſſenen Nonnen wirkten, wurden von der Cabale der Exorciſten, als die deutlichſten Beweiſe der Gegenwart des Satans ausgelegt: die ſkandalöſeſten und ärgerlichſten Auftritte, waren für ſie ein Triumph, und die Unverſchämtheit und Frechheit der Nonnen, vertraten bei ihnen die

Stelle der Wunderwerke, die ſie zu thun nicht im Stande waren.

Die Schweſter Eliſabeth **Blanchard**, warf ſich in Gegenwart des Bruder des Königs, und einer zahlreichen Verſammlung dreimal auf den Rücken; ihr Körper war wie ein Sprenkel gebogen, ſo, daß ſie den Boden nur mit den Fußzehen und der Naſenſpitze berührte. Die Superiorinn **Johanna Belois**, ſperrte, unterandern Seiltänzer- und Springerſtükchen, ihre Füße ſo weit voneinander, daß ungeachtet ihrer Kleinheit, ein Raum von 7 Fuß zwiſchen beiden Füßen war. Sie legte ſich auch auf den Bauch, und bog Füße und Arme über ſich zurück, bis ihre beiden flachen Hände ihre beiden Fußſolen berührten. Wenn vornehme, oder zahlreiche Zuſchauer zugegen waren, ſo ermangelte ſie nie, ſie mit dieſen letzten Kunſtſtückchen zu beehren. Die 3 Nonnen behaupteten in ihren Ausſagen und bei ihren Confrontirungen mit **Grandier**, daß ſie vier Monate lang Tag und Nacht von der ſündlichen Luſt gepeinigt worden wären, ſich mit ihm fleiſchlich zu vermiſchen. Schweſter **Clara von Sapilli** geſtand ſogar, dieſes Verlangen hat ſie einmal beim heil. Abendmahl, mit einer ſolchen Heftigkeit angewandelt, daß ſie vom Gottestiſch weg, und auf ihre Zelle gegangen ſey, um das Feuer das ſie verzehrte, auf eine andere Art zu löſchen. **Eliſabeth Blanchard** bekannte, mehr als einmal bei **Grandier** geſchlafen zu haben, der ihr den Vorſchlag gethan, wenn ſie mit ihm auf den Hexentanz gehen wolle, ſo ſollte ſie Hexen-Königinn werden. Das Abgeſchmackte dieſer Ausſage, iſt ſchon allein Beweis, welche Lügen man ſich erlaubte.

Die ſeltſamen und angreifenden Rollen, welche dieſe Nonnen, Anfangs zu ihrem Kurzweil, und zuletzt aus Gefälligkeit gegen **Grandier's** Widerſacher, geſpielt hatten, fiengen endlich an ihnen zur Laſt zu werden. Schweſter **Clara** bekannte öffentlich in der Schloßkirche, wo man ſie erorexorciſiren wollte, daß alles, was ſie ſeit 14 Tagen gethan und geſagt hätte, lauter Trug und Lug, und lauter Verleumdung ſey, wozu ſie von dem Pater **Laktanz**, dem Pfarrer **Mignon** und den Carmelitern beredet worden. Sie verſprach, wenn man ſie von dieſen Exorciſten befreien wolle, alle ihre boshaften Streiche und Betrügereien zu entdecken. Sie wiederholte dieſes Geſtändniß zwei Tage hintereinander; ſie verſuchte ſogar, beim Ausgang aus der Kirche, den Exorciſten zu entwiſchen, allein ein Mönch hielt ſie auf, und zwang ſie durch Drohungen umzukehren.

Schweſter **Agnes** folgte dem Beiſpiel der Schweſter Clara, und widerrief öffentlich in der Kirche. Sie beſchwor die Anweſenden mit Thränen in den Augen, ſie von der ſchrecklichen Gefangenſchaft zu befreien, in welcher ſie ſeufze. Beide Schweſtern ſetzten hinzu, ſie wären überzeugt, man würde ſie nun im Kloſter auf das äußerſte mißhandeln, weil ſie ein Geheimniß entdekt hätten, das ihnen auf die Seele gebunden worden, aber ſie wollten lieber alles leiden, und ruhig in ihrem Gewiſſen ſeyn. Auch die **Noyaret** geſtand, daß ſie einen Unſchuldigen verleumdet habe, und Gott deswegen um Verzeihung bitte. Sie wendete ſich bald zum Biſchof von **Poitiers**, bald zum **Laubardemont**, und ſagte, ſie fühle ſich in ihrem Gewiſſen verbunden, dieſes Bekenntniß abzulegen. **Laubardemont** lachte nur darüber, der Biſchof und die Beſchwörer aber behaupteten, es wäre dieſes eine liſtige Eingebung des Teufels, um die Leute in ihrem Unglauben zu beſtärken.

Ein Ärzt that an eine beſeſſene Nonne eine Frage in Griechiſcher Sprache; dieſe Nonne, die ihrer Rolle eben ſo überdrüſſig, als die vorhergehende war, antwortete ſehr treuherzig: „Ich verſtehe keine Sprache, die ich nicht gelernt habe: ich bin nicht beſeſſen. Man plagt mich ſchon lange, daß ich vor den Leuten Verdrehungen und Grimaſſen machen ſoll, aber wenn mich Gott nicht geſtärkt hätte, ſo wäre ich ſchon lange in Verzweiflung gerathen, denn ich bin recht unglücklich, daß ich dieſen Leuten in die Hände gefallen bin.“

Wir wollen die Geduld unſrer Leſer, nicht mit einer längern Erzählung der Abgeſchmacktheiten, Ungerechtigkeiten, Verleumdungen, und Gewaltthätigkeiten aufhalten, welche Haß, Fanatismus und Wuth, dem **Laubardemont** und ſeinen Helſershelfern eingaben, um der einfältigſten und Himmelſchreyendſten Erdichtung Glaubwürdigkeit zu verſchaffen. Das ungerechte und unregelmäßige Verfahren wurde ſo weit getrieben, daß man den Beklagten nicht einmal zur Vertheidigung zuließ, ſondern ſich weigerte, ſeine Widerlegungen und Vertheidigungs Schriften anzunehmen, oder ihm die wider ihn producirten Urkunden und Beweiſe zur Beantwortung mitzutheilen. Man eilte vielmehr, ſein Todesurtheil zu fällen, das am 18ten Auguſt 1635 im Kloſter geſchah. **Laubardemont** und die Commiſſarien ſprachen an dieſem Tage über den unglücklichen **Grandier** folgendes Urtheil aus. „Wir erklären gedachten **Urbain Grandier** des Laſters der Zauberei, der Behexung und teufliſcher Beſitzung einiger Nonnen dieſer Stadt **Loudün** und einiger Layinnen ſchuldig und überwieſen: wir verurtheilen dieſen **Grandier**, vor der Hauptthüre der St. Peterskirche, und der Kirche der **heil. Urſula**, in bloßem Haupte, mit dem Strick um dem Halſe, und mit einer zweipfündigen brennenden Kerze in der Hand Buße zu thun, und Gott, den König, und die Obrigkeit kniend um Verzeihung zu bitten; er ſoll, wenn dieſes geſchehen, auf den heil. Kreuzplatz gebracht, auf dem zu dem Ende errichteten Scheiterhaufen, an einen Pfahl gebunden, und ſo nebſt ſeinem mit dem Teufel geſchloſſenen Pact, ſeinen magiſchen Caractern, und ſeinem im Manuſcript vorgefundenen Buche wider die Eheloſigkeit der Prieſter lebendig verbrannt, ſeine Aſche aber in die Luft geſtreuet werden: von Rechts- und Commiſſions wegen.“

Vor Fällung dieſes Todesurtheils, ließ man den Wundarzt **Fourneau** mit Gewalt in **Grandier's** Kerker bringen. Dieſer Wundarzt hörte, wie **Grandier** zu einem von den Exorciſten ſagte: „Barbariſcher Henker, biſt du gekommen „mir den Garaus zu machen? Du weißt's, Unmenſch, welche Grauſamkeit du an meinem Leibe verübt haſt. Hier! „tödte mich vollends!“ — Einer von den Richtern befahl hierauf dem **Fourneau**, dem Gefangenen alle Haare abzuſchneiden, und ihm ſogar die Augenbraunen und Nägel auszureißen: aber der Wundarzt weigerte ſich, dieſem grauſamen Befehl zu gehorchen.

„Ich glaube, ſagte **Grandier**, Sie ſind der einzige, „der Mitleiden mit mir hat.“ — **Fourneau** antwortete: „lieber Herr, Sie ſehn nicht alle Leute.“ Man ſuchte an ſeinem Körper die ſogenannten Teufelszeichen auf, aber man fand alles natürlich, und nichts außerordentliches. Ein andrer Wundarzt, ſein Feind, hatte ihm ſchon zu wiederholtenmalen die Sonde ins Fleiſch geſtoßen, um dieſe vorgeblichen Merkmale, welche der Teufel den Hexenmeiſtern aufdrücken ſoll, zu entdecken, und ihn die heftigſte Pein ausſtehen laſſen. Endlich wurde er in den Sal des Gerichtshofes geführt, wo verſchiedene Damen von Stande, und die Frau des **Laubardemonts**, auf den Stühlen der Richter ſaßen. Er empfieng hier nur Mißhandlungen, und wurde von dem Franciskaner **Laktanz** exorciſirt, worauf der Greffier ihm das Urtheil verlas. **Grandier** hörte es unbewegt an, und wendete ſich hierauf mit folgenden Worten an ſeine Richter. „Meine Herren! ich rufe Gott den Vater, Sohn und heiligen Geiſt, und die heil. Jungfrau, meine einzige Fürſprecherinn, zu Zeugen an, daß ich nie ein Hexenmeiſter geweſen bin, daß ich nie Zaubereien getrieben habe, und daß ich von keiner andern Magie weiß, als der in der heil. Schrift enthaltenen, deren Lehren ich beſtändig predigte, auch daß ich mich nie zu einem andern Glauben bekannte, als dem Glauben unſrer Mutter, der heil. katholiſchen, apoſtoliſchen und römiſchen Kirche. Ich entſage dem Teufel und ſeinem Weſen, ich bekenne unſern Heiland Jeſus Chriſt, und flehe ihn an, daß ſein am Kreuz vergoſſenes Blut mir zu gut kommen möge. Sie aber, meine Herrn, beſchwöre ich, mäßigen Sie die Strenge meiner Hinrichtung, und bringen ſie meine Sele nicht zur Verzweiflung.“

Dieſe Worte, die von Thränen und Schluchzen begleitet wurden, rührte niemand, ſo ſehr verhärtet Fanatismus die Herzen. Man brachte ihn auf die Folter, um von ihm das Geſtändniß ſeiner Mitſchuldigen zu erzwingen, und doch hatte er keine. Die Franciskaner und die Kapuciner waren gegenwärtig, um die Folterwerkzerge zu exorciſiren, aus Furcht, ſagten ſie, daß der Teufel die Wirkung der Tortur vereiteln möchte. Dieſe Mönche legten ſogar beim Foltern ſelbſt Hand an, und überhäuften den Leidenden mit Schmachreden. **Grandier**, deſſen Körper ſchon durch ſo vieles ausgeſtandenes Ungemach entkräftet war, wurde einigemal ohnmächtig, aber man rief ihn durch noch heftigere Schmerzen, ins Leben zurück. Man ſchlug ſogar bei den Beinſtöken zwei Keile mehr als gewöhnlich ein, ſo, daß die Beine berſteten, und das Mark aus den Knochen ſprizte.

Grandier wurde von neuem ohnmächtig, und als er wieder zu ſich kam, wiederholte er ſeine Betheurung, daß er keine Mitſchuldige habe, und unſchuldig ſey. Er verlangte den Pater **Grillaut**, Gardian der Barfüßer, der ſein Freund geweſen war, um ihm ſeine Beichte abzulegen. Aber er wurde ihm hartnäckig verweigert, und man ſchlug ihm ſeinen Todfeind, den Pater **Laktanz** zum Beichtvater vor. Pater **Grillaut** fand jedoch Mittel einen Augenblick vor ſeiner Hinrichtung bis zu ihm zu dringen: „Erinnern ſie ſich, rief er ihm zu, daß unſer Heiland Jeſus Chriſtus durch Martern und den Kreuzestod zu Gott ſeinem Vater kam;

kam: überlaßen Sie ſich nicht der Verzweiflung; ich bringe Ihnen den Segen ihrer Mutter; ſie und ich, wir bitten Gott, daß er Ihnen gnädig ſeyn wolle.“ Dieſe tröſtlichen Worte, ſchienen den unglücklichen **Grandier** zu erfreuen und aufzurichten. Er wendete ſich voll Vertrauen gegen dieſen guten Geiſtlichen, und bat ihn, ſeine Mutter zu tröſten, und bei ihr Sohnsſtelle zu vertreten; er verſicherte ihn, daß er in dem beruhigenden Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld, und im feſten Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, ſeinen Geiſt aufgeben werde.

Der Gerichtsvogt hatte in Gegenwart aller Richter verſprochen, daß man dem armen Sünder einige Augenblicke Zeit laſſen wolle,um eine Rede an das Volk zu halten, und daß er erdroſſelt werden ſollte, ehe der Scheiterhaufen angezündet würde. Allein die Mönche, **Grandier's** Feinde, fanden Mittel und Wege, dieſes mitleidige Verſprechen zu vereiteln.

Als **Grandier** auf den Scheiterhaufen geſtiegen war, und das Volk anreden wollte, ſchütteten ihm die Mönche, denen daran gelegen war, daß er ſchweige, eine ſolche Menge Weihwaſſer ins Geſicht, daß es ihm die Sprache verſetzte: und als er zum zweitenmal den Mund öffnete, verſchloß ihm ein anderer Mönch denſelben durch einen Kuß: **das iſt Judas Kuß**; rief **Grandier** voller Unwillen, daß man ihn des Troſtes beraubte, dem Volke ſeine Unſchuld zu bekennen. Der wütende Exorciſt ergriff ein eiſernes Crucifix, ſtellte ſich, als ob er es ihn küſſen laſſen wollte, und ſchlug ihn einigemal damit ins Geſicht. **Grandier** litt es geduldig, und betete eifrig zu Gott.

Das Verſprechen, das der Gerichtsvogt dem **Grandier** gethan hatte, ihn erdroſſeln zu laſſen, ehe der Scheiterhaufen angezündet würde, konnte ebenfalls nicht gehalten werden, weil die Mönche in den Strick, der zu dieſem Zwecke beſtimmt war, heimlich einen Knoten geknüpft hatten.

Grandier hatte noch ſo viel Kräfte, den Strick höher hinaufzuziehn, und die Schlinge ſo zu legen, wie ſie ſeyn ſollte, allein Pater **Laktanz**, ergriff eine Handvoll Stroh, brannte ſie an einer Fackel an, und fuhr dem armen Sünder damit ins Geſicht, indem er ihm zuſchrie: „Willſt du nicht in dich „gehn, Nichtswürdiger, und dem Teufel entſagen?“ — Ich habe nichts mit dem Teufel zu ſchaffen, erwiederte **Grandier**, ich entſage ihm und ſeinem Weſen, und bitte Gott, daß er mir barmherzig ſeyn wolle.“ — Der Pater, ohne des Gerichtsvogts Befehl abzuwarten, griff dem Henker ins Handwerk, und zündete ſelbſt den Scheiterhaufen an. Der arme **Grandier**, als er dieſe barbariſche That ſah, rief mit kläglicher Stimme: „Wo bleibt das Verſprechen, das man mir gethan hat? Pater **Laktanz**, es iſt ein Gott im Himmel, und er wird Richter ſeyn zwiſchen dir und mir.“ Hierauf ſchlug er die Augen gen Himmel, und betete; Deus meus ad te vigilo, miſerere mei! Aber die Kapuziner, damit das Volk dieſe ſeine letzten Worte nicht hören möchte, ſchütteten ihm alles noch übrige Weihwaſſer ins Geſicht.

Der Gerichtsvogt rief dem Henker zu, den **Grandier** zu erdroſſeln, wie ausgemacht worden war, allein der Pater **Laktanz**, der zehnmal mehr Henker war, als der Nachrichter, hatte den Scheiterhaufen ſo in Brand geſetzt, daß man wegen der lodernden Flammen nicht mehr zu dem armen Sünder kommen konnte: Der Körper dieſes beklagenswürdigen unſchuldigen Opfers, fiel ins Feuer, und wurde lebendig verbrannt.

Durch ſolche abgeſchmackte, ungerechte und grauſame Mittel, wußten **Richelieu**, und eine Bande hartherziger erbitterter Pfaffen, ihre Rachſucht zu befriedigen. Der Cardinal hatte befohlen, daß man den **Grandier** ſchuldig finden ſollte, und eine Menge Böſewichter wetteiferten aus Haß, oder aus niedrigem ſtrafbaren Gehorſam, ihm, unter dem Schein des Rechts erdichtete Verbrechen aufzubürden, und ihn den Tod in den Flammen ſterben zu laſſen.

Am Tage der Hinrichtung **Grandier's** machte man folgendes Gedicht auf **Laubardemont**:

Vous tous qui voyez la miſère
De ce corps qu'on brûle aujourd'hui,
Apprenez que ſon commiſſaire
Mérite mieux la mort que lui.

Pater **Lactenz** ſtarb einen Monat darauf, von Gewiſſensbiſſen zerfleiſcht, und in der Raſerei.

Der Cardinal von **Richelieu**, deſſen Zorn nun geſtillt war, und der ſich vor einer zu großen Publicität dieſer Ungerechtigkeiten und Lächerlichkeiten fürchtete, zog die 4000 Livres Penſion ein, welche er den Exorciſten ausgeſetzt hatte. Es ſchien, als ob der Teufel bloß auf dieſen Umſtand gewartet hätte, um **Loudün** auf ewig zu verlaſſen; Beſeſſne und Beſchwörer verſchwanden auf einmal; nur das Andenken dieſer Abſcheulichkeiten blieb zurück. Noch jetzt, nach anderthalbhundert Jahren, ſind die Einwohner von **Loudün** gekränkt, daß ihre Stadt der Schauplatz dieſer Gräuelthat war. Sie hatten eine Vorſtellung beim Könige eingereicht, worinn ſie den Betrug der Exorciſten enthüllten, und um Schutz gegen die Ungerechtigkeiten des **Laubardemont** und ſeiner Helfershelfer baten, allein dieſe Vorſtellung wurde, ſo wie die Bittſchriften **Grandier's** und ſeiner Verwandten, unterdrückt.

Dieſe Scene, welche das Gepräge der Jahrhunderte der Barbarei, der Blindheit, und Finſterniß führt, trug ſich in dem ſo glänzenden und ſo gerühmten Zeitalter Frankreichs, dem Zeitalter der ſchönen Geiſter und der Genies zu, das die **Corneiller**, die **Molieres**, die **la Fontaines** entſtehen

ſtehen ſah; und ihr Urheber, war jener geprieſene Cardinal, der nach dem Ruhm eines Beſchützers der Aufklärung und Künſte geizte, und den die ſtolze Franzöſiſche Akademie für ihren Stifter erkennt. —

Arme Menſchheit!

2.

Ueber das Eingeſtehen von den Verdienſten anderer.

(Aus dem Engliſchen des Shenſtone.)

Ein gewiſſer Mann drückte ſich einſt in einer Geſellſchaft folgendermaßen aus:

Ich geſtehe es, ich finde nicht viel Geſchmack an der Poeſie, aber, wenn ich ſie liebte, ſo glaubte ich faſt; ich würde keine andere Gedichte leſen, als die von Pope. Andere Dichter bringen es kaum bis zur Mittelmäßigkeit in ihrer Kunſt, und in der That, mittelmäßige Gedichte gewähren nur ein armſeliges Vergnügen.

Ich weiß nicht, ſagte ein andrer, was den Herrn mag bewogen haben, dieſe Meinung zu äußern, aber das bin ich überzeugt, viele behaupten daſſelbe bloß aus Eiferſucht und Neid.

Der Leſer betrachtet den Schriftſteller als einen Menſchen, der Anſprüche auf vorzüglichere Talente macht. Er iſt daher immer geneigt, ihm dieſe Anſprüche ſtreitig zu machen, weil, wenn es ihm glückt, ſie zu entkräften, wenigſtens einer weniger iſt, der den Vorzug vor ihm hat.

Ob nun gleich die Verdienſte eines Menſchen an ſich nicht von den geringern Vorzügen des andern abhängen, ſo verändert ſich doch ſein komparativer Werth in Rückſicht auf den Werth andrer Leute. Die Selbſtliebe ſieht daher immer ſehr genau darauf, nicht mehrere in die Claſſe der Vorzüglichern aufzunehmen, als es unmöglich iſt, davon auszuſchließen. Ja, könnte ſie ſogar die Zahl bis auf einen einzigen herabſetzen, ſo würde ſie es bald unternehmen, auch dieſen zu untergraben. Selbſt dem **Pope** hätte man ſeinen Ruhm verſagt, wenn nicht der Zwang, oder vielmehr die Ungereimtheit, ihre Augen zu verſchließen, den Leuten eben ſo läſtig geworden wäre, als die Vortreflichkeit des Dichters, die ſie, ſobald ſie die Augen öffneten, nicht umhin konnten zu bemerken.

Aber die Eigenliebe erreicht ihren Endzweck auch noch auf eine andere Art. Sie ſucht nicht allein den Ruhm vieler zu verkleinern, die geſchrieben haben, ſondern unterdrückt auch das Genie derer, die künftig ſich aus der Niedrigkeit erheben können.

Laßt uns **Popen** die Lobſprüche nicht verweigern, die ein warmer Liebhaber der Dichtkunſt immer einem Manne ertheilen wird, der ſich darinnen hervorgethan hat, aber laßt uns auch den Parnaß mehr für eine Republik, als für eine Monarchie anſehn, wo, wenn auch einige einen kultivirten Fleck im Beſitz haben, doch auch andere ein eben ſo fruchtbares Land beſitzen können, wenn ſie auf ſeine Cultur eben ſo viel Fleiß verwenden.

Ueberhaupt laßt uns bedenken, daß die Beſchaffenheit des Bodens, und der Grad ſeiner Fruchtbarkeit unentdeckt bleiben müßten, wenn der niederſchlagende Grundſatz jenes Mannes gebilligt werden ſollte.

Popens größter Vorzug beſteht darinnen, daß er Gedanken zuſammendrängen kann, ohne der Leichtigkeit und Deutlichkeit zu ſchaden. In der fließenden Verſification ſind ihm andre gleich gekommen, in der Erfindung haben ihn viele übertroffen.

Man ſetze hinzu, wenn die Schriftſteller des Alterthums als unſre beſten Muſter zu betrachten ſind, ſo iſt **Pope** witziger, und weniger ſimpel, als ſein Vorbild **Horaz** in irgend einem ſeiner Werke ſich beweißt, witziger und weniger ſimpel, als der neuere **Boileau**, welcher auf das Verdienſt Anſpruch machte, den Stil des **Juvenal** und **Perſius** mit der Manier des **Horaz** zu vereinigen.

Die Satire thut der Eigenliebe wohl. Dies war eine Quelle ſeines allgemeines Beifalls, und er ſcheint dies ſelbſt ſo gut zu wiſſen, daß er manche Perſonen brandmarkt, die niemanden etwas zu Leide thaten.

Die genaue Beobachtung der Cäſur, und alles, was das Abgemeſſne der Harmonie befördern kann, hat ſeinen Verſen für die Leſer ſeines Zeitalters etwas Zaubervolles gegeben, aber ſie haben auch, wie nicht zu leugnen iſt, eine gewiſſe Einförmigkeit, der man in die Länge überdrüſſig wird.

Doch vielleicht dürfen wir nie das Fließende des **Waller**, die Schilderungen des **Thomſon**, das Feuer des **Dryden**, die Einbildungskraft des **Shakeſpeare**, die Einfalt des **Spenſer**, die Artigkeit des **Prior**, die Laune des **Swift**, den Witz des **Cowley**, die Feinheit des **Addiſon**, die Zärtlichkeit des **Otway**, die Erfindungskraft, den Geiſt und die Erhabenheit des **Milton** in **Einem** Schriftſteller vereinigt zu ſehn erwarten. Die Liebhaber der Dichtkunſt ſollten alſo denen, die in irgend einem dieſer Stücke glänzen, immer einiges Lob zugeſtehn, und ſie nur nach der Gattung, worinnen ſie ſich hervorthun, claſſificiren. **Quare agite, o iuvenes!** Verbannt die ſelbſterniedrigenden Grundſätze, und achtet die Unbilligkeit der Leſer nicht! Demuth hat manches Genie zu einem Einſiedler herabgedrückt, aber nie jemanden zu einem Dichter der erſten Gröſe erhoben.

3.

Schiffbruch und Gefangenſchaft des Fräuleins von Burde, 1719.

Der Graf von **Burde**, ein Irrländiſcher Officier, in Spaniſchen Dienſten, war zum außerordentlichen Abgeſandten ſeines Hofs in Schweden ernannt worden, und ſeine Gemahlinn, welche ſich in Frankreich aufhielt, reiſete ab, um ſich zu ihm nach Madrid zu begeben. Sie erhielt einen Paß, für ſich und ihre ganze Familie, welche ſie begleitete, einen drey bis vierjährigen Sohn ausgenommen, den ſie bey ihrer Mutter, der Markiſe von **Varennes** zurückließ. Bey ihrer Durchreiſe durch **Avignon**, leiſtete ihr Bruder, ein königlicher Seeofficier, ihr bis **Montpellier** Geſellſchaft. In **Montpellier** rieth man ihr ab, ihre Reiſe zu Lande, durch die franzöſiſchen und ſpaniſchen Heere zu thun; unerachtet der Mariſchall von **Berwick** ſich erboten hatte, alle Sorge für ihre Sicherheit bis an die ſpaniſche Gränze zu tragen, von da ſie ſein Sohn der Markis von **Berwick**, durch eine Eſcorte, bis **Girour** geleiten laſſen wollte, wo er mit den Truppen ſeiner katholiſchen Majeſtät ſtand. Aber die Furcht vor den Armeen, und die größere Bequemlichkeit des Transports, machte, daß ſie den Vorſtellungen Gehör gab, ſich ſo viel Gefährlichkeiten und Koſten zu erſparen, und den kürzeſten Weg zu ergreifen, nemlich ſich zu **Cette** *) einzuſchiffen, von da ſie in 24 Stunden zu **Borcellona** ſeyn könnte. Sie ergriff dieſen Vorſchlag um ſo williger, weil ſie ſchon mehrere Seereiſen gethan hatte. Sie ließ ſich einen andern Paß geben, und

---

*) Stadt in **Nieder-Longuedoc**, mit einem Hafen am Mittelländiſchen Meer; hier fängt der Canal von **Longuedoc** an.

und begab ſich nach Cette, wo ſie verſchiedene Franzöſiſche Barken antraf, die aber für andere Spaniſche Oerter geladen hatten: ſie war alſo gezwungen eine genueſiſche Tartane zu miethen, die eben nach Borcellona ſegelfertig lag.

Frau von Burde gieng an Bord dieſer Tartane; mit ihr ſchifften ſich ein, ihr achtjähriger Sohn, und ihre zehnjährige Tochter; der Abbe von Burde, ein Kammermädchen aus Valence gebürtig; eine Hofmeiſterinn für ihre Kinder; noch ein junges Mädchen, das ſie aus Barmherzigkeit von den Nonnen zu Villefranche unweit Lyon, zu ſich genommen hatte; ein drittes Kammermädchen aus Strasburg; ein Haushofmeiſter, und ein Bediente; dieſe Perſonen, und noch zwei andre, machten ihr ganzes Gefolge aus. Sie hatte einen Theil ihrer Mobilien, und viele Koſtbarkeiten bei ſich; unter andern, ein ſehr anſehnliches Silbergeräthe; ein Portrait des Königs von Spanien in einen maſſivgoldnen Rahm gefaßt, und mit Diamanten beſetzt, eine prächtige Kapelle, die aus drei Kelchen und ſehr reichen Ornaten beſtand; ſechs Hofkleider u. ſ. w. Alles dieſes war in 17 Ballen, oder plombirte Kiſten gepackt.

Die Tartane gieng den 22. October 1719 unter Segel. Den 25. deſſelben Monats, mit Anbruch des Tages, zeigte ſich ein Corſar von Algier, von 14 Canonen, den ein Holländiſcher Renegat kommandirte, in einer Entfernung von zwei Lieues, von der Tartane, die damals auf der Höhe, und im Geſichte der Küſte von Palamos war. Der Corſar ſchickte ſeine Schaluppe ab, die er mit zwanzig bewaffneten Türken beſetzte, um ſich der Tartane zu bemeiſtern. Dieſe thaten bei ihrer Annäherung ſieben oder acht Flintenſchüſſe, von denen aber niemand verwundet wurde, weil das Schiffsvolk ſich auf den Bauch gelegt, oder verſteckt hatte. Die Türken enterten die Tartane mit dem Säbel in der Fauſt; einer verſetzte dem innern Bedienten der Frau von Burde zwei Hiebe. Sie begaben ſich hierauf in die Kajüte, wo dieſe Dame war, und beſetzten ſie mit vier Schildwachen: alsdann führten ſie die eroberte Tartane, zu dem Schiffe des Corſaren. Auf dieſer Fahrt plünderten die Türken, was ihnen vorkam. Sie fanden Schinken, die ſie ins Meer warfen, allein die Paſteten, die ſie antrafen, ſchmeckten ihnen ſo treflich, daß ſie unmäßig darauf los aßen, und auch eben ſo unmäßig den Wein und Brandwein in ſich ſchütteten.

Bei ihrer Ankunft beim Corſaren wurden alle Genueſer an deſſen Bord gebracht, und ſogleich in Ketten gelegt. Der Kapitain kam ſelbſt auf die Tartane, und in die Kajüte der Frau von **Burde**. Er fragte ſie, wer ſie ſey? Was ſie für eine Landsmänninn? Woher ſie komme, und wohin ſie wolle? Sie gab zur Antwort, ſie ſey eine Franzöſinn, und reiſe von Frankreich nach Spanien. Er verlangte ihren Paß zu ſehn, den ſie ihm zeigte, aber nicht aus den Händen laſſen wollte, aus Furcht, dieſe Barbaren möchten ihn zerreißen. Doch, auf die Verſicherung des Capitains, daß ſie ihn wieder erhalten ſollte, wenn er examinirt worden wäre, gab ſie ihn von ſich. Nachdem er ihn, mit ſeinem Dollmetſcher durchgeleſen hatte, ſtellte er ihr den Paß wieder zu, und ſagte, er ſey gut, und ſie habe für ſich, ihr Gefolge und ihre Sachen nichts zu befürchten. Frau von **Burde** ſtellte ihm vor, da ſie nach ihrem Paß und ihrem Vaterlande frei ſey, ſo möchte er ſie in ſeiner Schaluppe, an die Spaniſche ſo nah liegende Küſte bringen laſſen: er ſey dieſes aus Achtung für den Franzöſiſchen Paß zu thun ſchuldig; er würde ihr auf dieſe Weiſe ſehr viele Mühe und Beſchwerlichkeiten, und ihrem Gemahl eine tödliche Unruhe erſparen, und ſie würde ſich für dieſen Dienſt zu ſeiner Zeit erkenntlich zu bezeigen wiſſen. Der Capitain erwiederte, als Renegat dürfe er ſo etwas nicht wagen, weil ſein Kopf darauf ſtünde; der Dey von Algier könnte ſich einbilden, er habe unter dem Vorwande eines Franzöſiſchen Paſſes, ſich von einer feindlichen Familie Löſegeld zahlen laſſen, und ſie an eine Chriſtliche Küſte ausgeſetzt. Sie müſſe ihm nothwendig nach Algier folgen, damit ihr Paß und ihre Perſon dem Dey vorgelegt und vorgeſtellt werden könnten, der ſie alsdenn dem Franzöſiſchen Conſul ausliefern würde, um ihre Reiſe nach Spanien, auf eine ihr ſelbſt beliebige Art fortzuſetzen. Uebrigens wolle er ihr die Wahl laſſen, ob ſie an Bord ſeines Schiffes gehn, oder auf der Tartane bleiben wolle, wo ſie weit freier und ruhiger ſeyn würde, als auf ſeinem Schiffe; er müße ihr ſogar rathen, dieſe Parthei zu ergreifen, weil ſie und ihr weibliches Gefolge unter den 200 Türken und Mohren, welche die Beſatzung ſeines Schiffs ausmachten, gar vielen Unannehmlichkeiten ausgeſetzt werden könnte. Frau von Burde beſchloß alſo auf der Tartane zu bleiben, und der Capitain beſetzte ſie bloß mit ſieben Türken und Mohren, um das Manöver zu beſorgen; er befeſtigte ſie an ſein Schiff, um ſie hinter ſich her zu bogſiren, und nahm die Schaluppe drei Anker, und alle den Mundvorrath heraus, welcher nicht der Frau von **Burde** zugehörte. Er richtete nun ſeinen Lauf nach Algier; Frau von **Burde** machte ihm ein Geſchenk mit ihrer Uhr, auch ſchenkte ſie eine dem Türkiſchen Commendanten der Tartane, nebſt vier Carolinen an Geld.

Den 28, 29, und 30. erhob ſich ein wütender Sturm; das Bogſir Tau riß, und die Tartane wurde vom Schiffe getrennt. Der Commendant und die übrigen Türken, die ſehr unwiſſend in der Schiffahrt waren, indem der Corſar, nicht ſeine beſten Matroſen dazu genommen hatte, und denen es überdieß an einem Compaß gebrach, weil beim Entern der Compaß der Tartane zerbrochen wurde, überlieſſen ſich der Willkühr der Winde und Wellen; zum Glück wurde die Tartane am 1. November auf die Küſte von der Barbarei, in eine Bucht verſchlagen, welche **Colo** heißt, und öſtlich von *) Gigery liegt. Man ließ den Anker fallen, und der Commendant der Tartane, der das Land nicht kannte, ſchickte zwei Mauren ſchwimmend ab, um bei den Einwohnern Erkundigung einzuziehn, wo ſie ſich befänden.

Die Mauren aus der Gegend waren die Tartane gewahr geworden, und hatten ſich bewaffnet und in großer Anzahl an den Strand verfügt, um ſich ihrer Landung zu widerſetzen, weil ſie in dem Wahn ſtanden, es ſey ein Chriſtliches Schiff, das ſie oder ihr Vieh wegführen wolle: aber die beiden Mauren des Corſaren, belehrten ſie eines beſſern, und ſagten ihnen, daß es eine Chriſtliche Priſe ſey; auf der ſich eine große, Franzöſiſche Prinzeſſinn befände, die man nach Algier führe. Einer von den Mauren blieb am Lande, der andre ſchwamm zurück, um Bericht von ſeinem Auftrag abzuſtatten, und dem Patron der Tartane zu melden, an welche Küſte er getrieben worden, und wie weit er von Algier entfernt wäre: er müßte bei dieſer Stadt vorbei gefahren ſeyn, weil er ſich ganz dem Lauf des Windes überlaſſen hätte, welcher ſeit einigen Tagen herrſchte. Auf dieſe Zeitung nahm ſich der Commendant der Tartane in ſeiner Ungeduld, Algier und den Corſaren zu erreichen, nicht die Zeit, den Anker zu lichten, ſondern kappte das Tau

---

*) Ein Diſtrickt, der unter dem Bey von Conſtantin, (eine von den drei Provinzen Algier's) ſteht. Das Schloß beſtreicht die umliegende Gegend in einer beträchtlichen Weite. Man trift darinn weder Städte noch Dörfer an; eine ſehr hohe Gebirgkette, Cuco genannt, durchſchneidet dieſes Gebiet, das von unabhängigen Mauren und Arabern bewohnt wird, die ſehr eiferſüchtig auf ihre Freiheit ſind. Sie haben wegen ihrer vortheilhaften bergigen Lage, bis jetzt noch nicht unterjocht werden können. Wenn ein Schiff an der Gigery Küſte ſcheitert, ſo kommen die Bergbewohner haufenweiſe aus ihren unzugänglichen Felſenlöchern an den Strand, und plündern ohne Unterſchied der Nation, was ſie finden. Dieſe Barbaren heißen Cabails, und leben unter der eingeſchränkten Herrſchaft ihrer Schaichs, in einer Art von fliegenden Lägern oder Dörfer genannt.

und gieng ohne Anker, Schaluppe, und Compaſs unter Segel.

Er war noch keine halbe Stunde aus der Bucht, als er ſeine Unbeſonnenheit theuer bezahlen mußte. Es erhob ſich ein conträrer Wind, über den er nicht Meiſter werden konnte, und der ihn nach dem Lande trieb. Er wollte ſich der Ruder bedienen, aber die Mannſchaft war zu ſchwach, und aller ſeiner Bemühungen ungeachtet, ſtieß die Tartane an eine Klippe und ſcheiterte. Das ganze Hintertheil des Schiffs gieng ſogleich unter, und Frau von **Burde**, die in ihrer Kajüte mit ihrem Sohne und ihrem Kammermädchen im Gebet begriffen war, ertrank mit ihnen. Diejenigen, welche in der Gegend des Vordertheils des Schiffs ſich befanden, der Abbe von **Burde**, Herr **Artur** ein Irrländer, der Haushofmeiſter, ein Kammermädchen und der Bediente, klammerten ſich an die Trümmer des Schiffs, welche auf dem Felſen lagen.

Herr **Artur** wurde etwas im Waſſer gewahr, das mit den Fluthen kämpfte, ſtieg hinab, und zog Fräulein von **Burde** heraus, die er der Fürſorge des Haushofmeiſters empfahl und übergab: Er ſetzte hinzu, da er der einzige ſey, welcher ſchwimmen könne, ſo wollte er ſich ins Meer werfen; aber er wäre glücklicher geweſen, wenn er ſich nicht ſo ſehr auf ſeine Geſchicklichkeit verlaſſen hätte, denn von dem Augenblicke an, kam er nicht wieder zum Vorſchein. Der Abbe war der erſte, welcher von den Trümmern auf die Klippe kletterte, an welcher die Tartane geſcheitert war. Einige Zeit widerſtand er hier der Wut der Wellen, mittelſt ſeines Meſſers, das er mit Gewalt in einen Felſenritz geſtoßen hatte: ſie ſchlugen einigemal ganz über ſeinem Kopf zuſammen, ſie trieben ihn ſogar nach der Seite eines trocknen Felſens, von welchem man nun, ans Ufer zu gelangen, nur einen Arm des Meeres zu paſſiren hatte; der Abbe wollte es auf einem Brette vom Schiffe verſuchen

ſuchen, allein es entwiſchte ihm; endlich bediente er ſich dazu eines Ruders, und erreichte ſo eine Klippe, die mit dem feſten Lande zuſammenhieng.

Die Mauren am Strand ergriffen ihn, zogen ihn aus, nahmen ihm ſeine Kleider bis aufs Hemde, und mißhandelten ihn. Die andern Mauren, ſprangen in großer Anzahl und um die Wette ins Meer, weil ſie eine gute Beute zu machen hofften. Der Haushofmeiſter, welcher das Fräulein von Burde in ſeinen Armen hielt, winkte zwei von dieſen Barbaren, welche auf ihn los kamen, und als ſie noch 4 Schritte von ihm entfernt waren, warf er ſie ihnen aus allen ſeinen Kräften zu; ſie fiengen ſie auf, der eine faßte ſie beim Arm, der andre beim Fuß, und ſo brachten ſie das Fräulein an den Strand, wo ſie ihr nur einen Schuh und einen Strumpf zum Zeichen ihrer Knechtſchaft auszogen. Als der Haushofmeiſter ſie noch in ſeinen Armen hielt, und dieſe Barbaren ſich ihnen näherten, ſagte ſie mit einem Weſen, das weit über ihr Alter erhaben war; „Mir iſt nicht bange, daß mich dieſe Leute „umbringen, aber ich fürchte, ſie werden mich meine Reli„gion wollen ändern laſſen, und lieber will ich ſterben, als „nicht halten, was ich Gott verſprochen habe.“ Der Haushofmeiſter bekräftigte ſie in dieſen Geſinnungen, und verſicherte ihr, daß er daſſelbe zu thun entſchloſſen ſei, wozu ſie ihn denn auf das dringendſte ermahnte.

Der Bediente und das Kammermädchen, ſprangen ebenfalls ins Meer, wo die Mauren ſie in Empfang nahmen, und über den oben erwehnten Arm des Meeres brachten. Sie führeten ſie auf den Strand, wo ſie gänzlich ausgezogen wurden. Der Haushofmeiſter, welcher ſich zuletzt den Fluthen Preiß gegeben hatte, und ſich vermittelſt eines Stricks von Klippe zu Klippe forthalf, wurde von einem Mauren ergriffen, der ihn ebenfalls auszog, ehe er ihn aus Ufer brachte.

In dieſem ſchimpflichen und jämmerlichen Zuſtande führete man ſie zu den Hütten des erſten Berges. Man zwang ſie durch Schläge zum Gehn; die Wege waren ſo rauh und höckericht, daß ihre Füße blutrünſtig wurden. Sonderlich war das Kammermädchen zu beklagen; die faſt ganz mit ihrem Blute überzogen war, weil ſie ſich an den Klippen an vielen Stellen ihres Leibes verwundet hätte. Ueberdieß mußte jedes von ihnen ein Packet von ihren naſſen Kleidern und wechſelsweiſe das Fräulein tragen. Sie langten halb todt auf dem Berge an; und wurden unter dem Spottgelächter der Mauren, und dem Jauchzen der Kinder empfangen. Dieſe Barbaren hatten viele Hunde bei ſich, die in dieſem Lande häufig ſind, und den Lärm noch durch ihr Gebelle vermehrten; einer biß den Bedienten ins Bein, und ein andrer riß dem Kammermädchen ein Stück aus dem Schenkel.

Die Unglücklichen wurden vertheilt. Das Kammermädchen und den Bedienten überließ man einem Mauren im Dorfe; aber zum Glück bekamen der Abbe, der Haushofmeiſter und das Fräulein, Einen Herrn. Dieſer gab jedem einen ſchlechten, von Ungeziefer wimmelnden Caput, und ſtatt aller Stärkung und Erholung nach ſo vielen ausgeſtandenen Mühſeligkeiten ein kleines Stück Brod, von Türkiſchem Korne, ohne Sauerteig geknetet, und unter der Aſche gebacken, und ein wenig Waſſer; die bloße Erde war ihr Bette. Der Haushofmeiſter, der das Fräulein in ihren vom Waſſer vollgeſognen Kleidern von Kälte erſtarrt ſah, erhielt mit vieler Mühe, daß ein kleines Feuer angemacht wurde, woran er ihre Kleidungsſtücke eines nach dem andern hielt, und ſie ihr halbtrocken wieder anzog, weil ſie nicht länger nackt bleiben konnte. In dieſem Zuſtande brachte ſie die erſte Nacht ſehr unbequem, und in Schrecken und Angſt zu.

Das Dorf hatte ungefehr 50 Einwohner, die ſich ſämmtlich in 5 oder 6 Hütten aufhielten, welche von Baumäſten und Schilf gebaut waren, und wo Männer, Weiber, Kinder, und alle Arten Vieh durcheinander lagen. Dieſe Barbaren verſammelten ſich in der Hütte, wo die 3 Gefangenen ſich befanden, und berathſchlagten, was ſie mit ihnen anfangen wollten. Einige ſtimmten, aus einem Grundſatz ihrer falſchen Religion, auf den Tod, um ſich durch den Tod dieſer Chriſten Mahomets Paradis zu erwerben; andre aber waren aus Eigennutz und Hoffnung eines ſtarken Löſegelds dagegen; und ſo gieng die ganze Verſammlung auseinander, ohne etwas darüber beſchloſſen zu haben.

Den folgenden Tag ſtellten ſich auch die Einwohner aus andern Dörfern ein, und ſo kamen ſie in weit größerer Anzahl. Es war ein ſehr ſtürmiſcher Tag für die neuen Sclaven. Viele von dieſen Barbaren ſtießen die heftigſten Drohungen gegen ſie aus, zeigten aufs Feuer, und gaben ihnen zu verſtehen, daß ſie lebendig verbrannt werden ſollten. Andre zogen ihre Säbel, als ob ſie ihnen den Kopf abſchlagen wollten. Einer ergriff Fräulein von Burde bei den Haaren, und ſetzte ihr die Schneide ſeines Säbels an die Gurgel. Einige ladeten ihre Flinten mit Kugeln, und ſchlugen auf ſie an. Der Haushofmeiſter ſuchte ihnen durch Zeichen begreiflich zu machen, daß ſie es ſich für das größte Glück ſchätzten, wenn ſie für die Chriſtliche Religion ſterben könnten, und daß aller Schaden ſie allein treffen würde, weil ſie ſich durch dieſe Unmenſchlichkeit um die Ranzion brächten. Die Ungeſtümeſten ſchienen ſich etwas zu beſänftigen, allein die Weiber und Kinder verdoppelten mit jedem Augenblicke ihre Beleidigungen.

Man bewachte ſie mit ſolcher Sorgſalt, daß ein Maurer mit der Hellebarde in der Hand, ſogar nicht von ihnen wich, wenn ſie ſich eines natürlichen Bedürfniſſes entledigten, aus Furcht ſie möchten entwiſchen, oder ihnen mit Gewalt genommen werden. Denn der Bey von Conſtantin hatte von ihnen die Auslieferung der Gefangenen verlangt, und gedroht, daß er widrigenfalls in Perſon mit ſeinem Lager kommen und ſie abholen würde. Allein die Maurer gaben zur Antwort, ſie fürchteten weder ihn, noch ſein Lager, und wenn Algiers ganze Heereskraft bei ihm wäre. Denn dieſe Mauren erkennen Algiers Botmäßigkeit nicht, ob ſie gleich mitten in dieſem Reiche wohnen, und eigentlich unter die Zahl ſeiner Unterthanen gehören. Sie leben, unter dem Namen der Cabails oder Rebellen, in Unabhängigkeit; und die Gebirge Cuco ſchützen ſie, als ein unüberwindliches Bollwerck gegen Algiers Macht.

Dieſe Barbaren ſchienen ſo ergrimmt gegen die armen Schiffbrüchigen, ihre Sclaven, daß ihre Augen funkelten, wenn ſie mit ihnen ſprachen, und man darinn nichts mehr von dem Weißen erblickte, das bei den Schwarzen und Mauren ſo merklich iſt. Das Kammermädchen und der Bediente, die in demſelben Aduard oder Dorfe ſich befanden, waren keinen geringern Leiden ausgeſetzt, und überdieß des Troſtes beraubt, ihre Gebieterinn wieder zu ſehn, oder Nachrichten von ihr zu erhalten.

Die Mauren waren nicht zufrieden, die fünf einzigen, welche dem Schiffbruche entgangen waren, in ihrer Gewalt zu haben, ſondern ſie geizten auch nach den Reichthümern, welche das Meer verſchlungen hatte, und die ſie für beträchtlich hielten. Da ſie eben ſo gute Taucher, als Läufer in den Bergen ſind, ſo hatten ſie bald aus der Tiefe des Meeres die Kiſten und Ballen, und die todten Körper herausgeholt. Sie nahmen den Haushofmeiſter und den Bedienten mit ſich, damit ſie, was ſie auffiſchen würden, ins Gebirge tragen ſollten. Sie zogen die todten Leichname auf den Strand, um ſie zu entkleiden, und ſchnitten ihrer Ringe wegen, der Frau von Burde die Finger, aber mit

Kiefelſteinen ab, weil ſie ihre Meſſer zu ſchänden glaubten, wenn ſie ſolche an Chriſtenkörpern brauchten.

Es war ein trauriges Schauſpiel für die Gefangenen, die Leichname ſo lieber und hochgeachteter Perſonen, den wilden Thieren zum Fraß hingeworfen, und den Beſchimpfungen der Mauren ausgeſetzt zu ſehn, die um die Wette mit Steinen darnach warfen, und ſich freuten, wenn die vom Waſſer aufgelaufene Körper bei jedem treffenden Wurfe, einen Schall von ſich gaben. Der Haushofmeiſter wollte ihnen, ſo gut er in ſeiner Beſtürzung konnte, vorſtellen, daß ſie alle Menſchlichkeit beleidigten, und wenigſtens erlauben ſollten, ſie begraben zu dürfen; allein ſie gaben zur Antwort, Hunde begrabe man nicht. Ein Maurer, der dem Bedienten einen Ballen aufgeladen hatte, wollte ihn zweimal an dieſem todten Körper hingehen laſſen, weil das der kürzeſte Weg war; aber er konnte ihn nicht dazu bringen, denn der ehrliche Kerl kletterte lieber in ſeinem Entſetzen einen jähen Felſen hinan, als daß er einen ſo traurigen Anblick in der Nähe haben wollte. Der Haushofmeiſter verbarg bei ſeiner Rückkunft ſorgfältig vor Fräulein von Burde, den gräßlichen Auftritt, von dem er Zeuge geweſen war.

Die Mauren theilten nun ihre Beute. Die reichſten Stoffe wurden in Stücken geſchnitten, und den Kindern zu ihrem Kopfputz gegeben. Das Silberwerk wurde an die Meiſtbietenden verkauft. Die drei Kelche, von denen ein einziger wenigſtens 400 Livres werth war, giengen zuſammen für fünf Livres weg, weil ſie durch das Seewaſſer unſcheinbar geworden waren, und die Mauren, welche nicht die Arbeit daran kannten, ſie für kupferne Gefäße von geringem Werthe hielten. Die Bücher, die ſie fanden, dünkten ihnen ganz unnütze Dinge, und ſie überlieſſen gern einige davon dem Haushofmeiſter und Bedienten. Der Haushofmeiſter fand auch ſein Schreibzeug, das, wie man gleich hören wird, ſehr gute Dienſte that.

Denn in den drei Wochen, die ſie in dieſem Dorfe verweilten, ſchrieb Fräulein von Burde vermittelſt dieſes Schreibzeugs, auf einige Blätter weißes Papier, die vorn und hinten in die Bücher des Haushofmeiſters geheftet waren, drei Briefe an den Franzöſiſchen Conſul zu Algier, die aber nicht beſtellt wurden. Nach Verlauf dieſer drei Wochen, wurden ſie mitten in das Gebirge Cuco transportirt, wo wahrſcheinlich der Scheich, das Oberhaupt dieſer Barbaren, ſeine Reſidenz hatte. Zwölf Mauren mit Säbeln, Flinten und Hellebarden bewaffnet, machten ihre Begleitung aus. Da dieſe Mauren gewohnt waren, dieſen Weg in großer Geſchwindigkeit zurückzulegen, ſo zwangen ſie ihre Gefangene durch Schläge, trotz ihrer Ermüdung hurtiger zu marſchiren, als ſie vermochten. So thaten ſie eine ſtarke Tagereiſe. Gegen Abend gab man jeder Perſon ein Stück Brod, und ſie genoſſen die Erholung zum erſtenmal auf Brettern zu ſchlafen, ſtatt daß ſie vorher immer auf der bloßen Erde gelegen hatten.

Der Scheich und die Vornehmſten der Mauren hielten eine große Berathſchlagung über dieſe Gefangenen; da ſie aber über ihre Theilung nicht einig werden konnten, ſo fiel der Schluß dahin aus, ſie wieder an den Ort ihres erſten Aufenthalts zurück zu ſchicken. Vor ihrem Aufbruche nahm der Haushofmeiſter ein wenig Stroh von der Streue des Viehs, das nicht weit von ihnen ſtand, um es dem Fräulein unter zu legen; darüber erboßte ſich der Herr von der Hütte dergeſtalt, daß er ein Beil ergriff, ihn zwang, den Kopf auf einen Klotz zu legen, und im Begriff war, ihm denſelben abzuhacken, wenn nicht ein Maurer, der noch zur rechten Zeit darzu kam, ihn daran verhindert hätte. Drei oder viermal des Tages, wenn ſie die barbariſche Grille anwandelte, faßten ſie die Gefangenen bei der Gurgel, ſchloſſen die Thüre zu, um nicht geſtört zu werden, und ſchickten ſich mit entblößtem Säbel an, ſie zu tödten: doch eine unſichtbare Hand ſchien immer ihren Arm zurückzuhalten, und ihre Wut zu dämpfen.

Da der Scheich, des gefaßten Entſchluſſes ungeachtet, ſie an ih[illegible] erſten Herrn zurückzuſchicken, noch immer fortfuhr ſie zu behalten, ſo ſtellte ſich ihr alter Herr, in Begleitung eines Türken aus *) **Bugia** ein, um ſie abzuholen, allein ſechszehn Gebirg-Mauren zwangen ihn mit bewaffneter Hand, von ſeinem Vorhaben abzuſtehn. Der Barbar, der ſeinen Raub zurücklaſſen mußte, ergriff das Fräulein, und zog den Säbel, um ihr den Kopf abzuſchlagen, doch die Vorſtellungen des Türken, fruchteten ſo viel, daß er ihr nichts zu Leide that. Endlich traten ſie den Rückmarſch an. Ihre Führer waren faſt jeden Augenblick aus falſchem Religionseifer oder Blutdurſt in Begriff, ſie niederzumachen, und zogen ſogar den Abbe und den Haushofmeiſter hinter einen dicken Buſch, um ſie ihrem Propheten zu opfern; ſie entgiengen aber noch glücklich dieſer Gefahr.

Sie erreichten gegen Abend das Dorf, den Ort ihrer erſten Sclaverei. Man gab ihnen rohe Steckrübenblätter ohne Brod zu eſſen, was ihnen mehrmals begegnet iſt. Die Freundſchaft, welche die Kinder nach und nach für das kleine Fräulein bekamen, verſchaffte letzterer die Annehmlichkeit, ein wenig Milch zu ihrem Brod zu erhalten. Denn die Mauren pflegen ihrem Sohne zu Liebe, die Bitte zu bewilligen, die er, oder die man in ſeinem Namen thut. Auch bedient man ſich, wenn man ſich eine Gnade von ihnen erbitten will gewöhnlich der Formel: „**Beim Antlitze deines Sohnes bewillige mir das und das!**“

Ein vierter Brief endlich, den Fräulein von **Burbe** an den Conſul ſchrieb, und der allein beſtellt wurde, kam glücklich zu **Algier** den 24. November an. Der Dey ſchickte ihn an den Franzöſiſchen Conſul, welcher ſogleich den Herrn Düſault davon benachrichtigte. Das unglückliche Fräulein ſchilderte darinn, in einer einfachen aber rührenden Schreibart, die ſchreckliche Gefangenſchaft, in welcher ſie mit ihrem Gefolge, ſeit dem Schiffbruche ihrer Mutter ſchmachte; wie ſie Hungers ſterben, und vom Ungeziefer aufgefreſſen würden, und wie ſie alle die Mißhandlungen erdulden müßten, die man von den Feinden der Menſchlichkeit und der Chriſten erwarten könnte. Sie flehten ihn inſtändig an, Mitleiden mit ihrem Elende zu haben, und ihnen einige Hülfe zu leiſten, bis er ihnen ihre Freiheit würde verſchaffen können, an deren Widererlangung ſie wegen der beſtändigen Drohungen der Barbaren faſt verzweifelten.

---

*) Feſte, volkreiche Seeſtadt, im Königreiche Algier, zwiſchen Algier und Gigery gelegen.

Dieſer Brief rührte alle, die ihn laſen. Ein jeder bot dem Herrn Düſault ſeinen Beutel und ſeine Dienſte an; aber er bedurfte in dieſem Stücke gar keiner Aufmunterung, denn er kannte die Familie des Fräuleins von **Burke** ſehr genau. Er gab ſogleich Befehl, eine Franzöſiſche Tartane, die im Hafen lag, in ſegelfertigen Stand zu ſetzen, er kaufte Kleider und Proviant ein; und wirkte vom Dey ein Empfehlungsſchreiben an den Groß-Marabut, oder Mufti von **Bugia** aus, der bei dieſen Völkern das meiſte auszurichten vermag. Er ſchrieb auch an das Fräulein, und ſchickte ihr einige Präſente. Die Tartane gieng noch denſelben Abend ab, und langte in kurzer Zeit zu **Bugia** an.

Der Franzöſiſche Dollmetſcher, **Ibrahim Aga**, den Herr Düſault mit der Tartane abgeſchickt hatte, händigte ſogleich die Briefe des Dey und des Herrn Düſault, dem Groß-Marabut ein, und dieſer, ob er gleich ſich unpäßlich befand, ſetzte ſich unverzüglich zu Pferde, und nahm mit dem Marabut von **Gigery**, dem Dollmetſcher, und 6 oder 7 Mauren, den Weg nach dem Gebirge, das fünf oder ſechs Tagereiſen von Bugia entfernt liegt. Die Mauren und Herrn der Gefangenen, wurden den Trupp von ferne gewahr, und verſchloſſen ſich bei ihrer Ankunft, zehn oder zwölf an der Zahl, mit entblößtem Säbel in ihrer Hütte. Die Marabuts ſchlugen hart an die Thüre, und fragten wo die Chriſten wären? Man ertheilte ihnen zur Antwort, ſie befänden ſich an dem Ende des Dorfs. Allein ein Maurer, der außen ſtand, gab ihnen durch Zeichen zu verſtehn, ſie wären in der Hütte. Sogleich ſtieg die ganze Geſellſchaft vom Pferde, und ließ ſich die Thüre öffnen. Die Mauren ergriffen die Flucht, und die Marabuts traten hinein.

Bei ihrem Anblick glaubten die Gefangnen, daß die Stunde ihrer Opferung gekommen ſei, allein der Groß-Marabut riß ſie bald aus ihrem Irrthume, als er ſich dem Fräulein näherte, und ihr den Brief des Conſuls übergab; er theilte ihr auch Brod und Nüſſe von ſeinem Vorrathe mit, denn wer in Africa reiſet, muß ſeine Lebensmittel bei ſich führen. Er brachte die Nacht mit ſeinem ganzen Gefolge in der Hütte zu, und den andern Morgen ließ er die Mauren durch ihre Kinder aufſuchen. Sie ſtellten ſich ſeinem Befehle gemäß ein, und küßten ihm alle ihrer Gewohnheit nach die Hand, denn die Mauren haben die tiefſte Ehrfurcht für ihre Marabuts, und ihr Fluch iſt ihnen furchtbarer, als alle Drohungen Algiers. Die Armen betteln nicht im Namen Gottes, ſondern im Namen des Marabut um ein Allmoſen,

Der Groß-Marabut ließ auch den Ober-Befehlshaber im Gebirge, und die Häupter der Hütten des Dorfs rufen, und als ſie ſich in der Hütte, wo er war, verſammelt hatten, machte er ihnen bekannt, daß er gekommen ſei, um die 5 dem Schiffbruche entgangene Franzoſen zurückzufordern: Frankreich hätte Frieden mit Algier, und ſie dürften nicht gegen den Inhalt der Verträge, dieſe Franzoſen zurückbehalten, die ſchon unglücklich genug wären, ihre Familie und ihre Habe eingebüßt zu haben, ohne auch noch ihre Freiheit und ihr Leben zu verlieren; die Mauren vom Gebirge ſtänden zwar nicht unter Algiers Botmäßigkeit, allein ſie genöſſen doch gleichfalls die Vortheile des Friedens mit Frankreich, und ſie würden ſo die größte Ungerechtigkeit begehn, wenn ſie die Sclaven nicht losließen, da ſie ſchon genug Gewinn an der reichen Beute des Schiffbruchs gehabt hätten. Die Mauren machten, ſo gut ſie konnten Einwendungen, und führten verſchiedene leere Gründe zu ihrer Rechtfertigung an.

Die niedergeſchlagenen Schiffbrüchigen, verloren während dieſes Wortwechſels, nach und nach alle ihre gefaßte Hoffnung, ihre Freiheit zu erlangen, und ihre Beſtürzung wuchs, als der Dollmetſcher ihnen ſagte, daß die Mauren zwar durch das Anſehn und die Gründe des Marabuts bewogen, in die Rückgabe der Gefangenen willigten, doch unter der Bedingung, daß der Scheich das Fräulein behalte, indem er ſie zur Frau für ſeinen vierzehnjährigen Sohn beſtimme: ſie ſetzten hinzu, ſie dürfe ſich einer ſolchen Verbindung nicht ſchämen, und wenn ſie die Tochter des Königs von Frankreich wäre, weil ſein Sohn, als Sohn des Königs der Berge, gewiß eben ſo viel werth ſei.

Fräulein von **Burde** und ihre Geſellſchaft, blieben ſo lange in dieſer quälenden Unruhe und traurigen Lage, als ſich der Scheich unerbittlich zeigte; aber, als ihn der Marabut bei Seite zog und ihm einige goldne Sultaninnen, unter Verſprechung einer größern Anzahl, in die Hand ſteckte, machte ihn das Gold im Augenblicke geſchmeidiger. Man wurde einig, die Gefangenen gegen baare Erlegung von 900 Piaſtern, jeder $2\frac{1}{2}$ Piſtole an Gewicht, frei zu geben; dieſe Bergbewohner erklärten zugleich beim Schluß des Accords, daß ihre Nachgiebigkeit in dieſem Stücke bloß die Frucht ihrer Ehrfurcht für ihre Marabuts, keinesweges aber die Wirkung der Furcht vor dem Dey von Algier ſei. Der

Große

Groß-Marabut ließ einen Türken, und den Schmuck ſeiner Weiber zum Pfande zurück, und nahm die fünf Sclaven mit ſich.

Auf der Rückreiſe nach Bugia, herbergten ſie des Nachts in den Hütten der Mauren, wenn ſie welche antreffen konnten. Einsmals hatten ſie ihr Nachtlager bei einer alten Mohrinn genommen. Dieſes böſe Weib ärgerte ſich, daß die Bergbewohner dieſe Chriſten nicht umgebracht hätten. Sie ſchalt ſie Thoren, dem Mahomet kein ſolches Opfer gebracht, und ſich nicht dadurch das Paradis erworben zu haben. Sie ſetzte in voller Wut hinzu, wenn ein ſolcher Fall ſich in ihrem Aduard ereignet hätte, und dieſe Chriſten in ihrer Gewalt geweſen wären, ſo würde ſie mit ihren eigenen Händen ſie erwürgt haben, wenn ihr Mann ſie nicht hätte tödten wollen. Indem die alte Vettel dieſe wütige Reden führte, war ſie mit Zurichtung der Speiſen für die Marabuts beſchäftigt, aber ſie that es auf eine ſo unreinliche Art, daß man ihr nur zuzuſehn brauchte, um ſelbſt beim nagendſten Hunger allen Appetit zu verlieren.

Bei ihrer Ankunft zu Bugia, den 9ten December, gab man den erlöſeten Gefangnen Hemden unter ihre Caputs, weil die, für ſie überſendete Kleidungsſtücke zu Geſchenken und zur Erleichterung ihrer Freigebung hatten angewendet werden müſſen. Man ſchiffte ſie Abends den 10. auf der Tartane ein, welche zu Algier den 13ten mit Anbruch des Tages anlangte. Sobald ſie der Capitain des Schiffs des Herrn Duſault gewahr wurde, that er einen Stückſchuß, welchen die Tartane durch 4 Schüſſe aus Steinſtücken, beantwortete. Dieſes Signal verkündigte ihre Ankunft, die man mit Ungeduld und Bekümmerniß erwartete. Man ſchickte die Schaluppe des Schiffs ab, um ſie

---

*) Herr Düſault war als außerordentlicher Geſandter des Königs von Frankreich, nach Algier geſchickt worden.

ſie ans Land zu ſetzen. Der Conſul und die Vornehmſten der Franzoſen, welche ſich zu Algier befanden, giengen ihnen entgegen, um ſie vom Hafen bis zur Wohnung des Geſandten zu begleiten, welche mit Chriſten, Türken, und ſogar mit Juden angefüllt war. Der Geſandte empfieng das Fräulein am Eingang des Hofes, gab ihr die Hand, und führte ſie zuerſt in die Capelle, wo ſie Meſſe hörte. Hierauf wurde das Te Deum angeſtimmt, um Gott für dieſe glückliche Befreiung zu danken.

Jedermann hatte Mühe ſich der Thränen zu enthalten. In der That verrieth dieſes Fräulein, das noch nicht volle zehn Jahre erreicht hatte, nach ſo vielen ausgeſtandnen Leiden, Ungemach und Sorgen, in ihrem Betragen und Reden, etwas Edles und Großes, das von einer glücklichen Erziehung, und einer Seele zeugte, die über alle Proben des Schickſals erhaben war. Die Perſonen von ihrem Gefolge verſicherten, daß ſie ihnen Muth und Troſt eingeſprochen, und ſie oft ermahnt hätte, lieber den Tod zu leiden, als ihre Treue gegen Gott zu brechen. Man verſuchte einigemal ihr den Kopf mit Oel zu ſalben, wie die Mauren mit ihren Kindern zu thun pflegen; aber aller gewaltſamen Mittel ungeachtet, konnte man ſie nie dazu bringen es zu leiden, weil ſie dieſe Salbung für einen Gebrauch der Mahomedaniſchen Religion hielt.

Nachdem die Befreiten und die Mauren ihre Begleiter, einige Tage ausgeruht hatten. Lieferte man dem Bevollmächtigten des Groß-Marabuts, die 900 Piaſter aus, welche das Löſegeld für Fräulein von **Burde** und ihr Gefolge ausmachten, und Herr **Düſault** begleitete ſie noch mit einigen Geſchenken, für dieſen Marabut, und die andern Perſonen, welche ihm bei dieſer Unterhandlung behülflich geweſen waren.

Den 5. Januar 1720, gieng Fräulein von **Burde** mit ihrem Onkel und ihrem Kammermädchen an Bord des

Schiffs

des Herrn **Düſault**, und trat den 20. März zu Marſeille ans Land, wo der Marquis von **Varenne**, ſie aus den Händen des Herrn **Düſault** empfieng.

Fräulein von **Burde** blieb noch einige Zeit im Schooße ihrer Familie, bis ſie ſich mit dem Marquis von T.... verheirathete. Sie lebte in dieſer Ehe ſehr glücklich, und iſt erſt vor einigen Jahren geſtorben. Ihre Kinder behaupten einen angeſehenen Rang in der Provinz.

Anmerkung des Herausgebers der Olla.

Die Erzählung dieſer wahren Geſchichte ſteht in der Hiſtoire des états barbareſques, Paris, 1757. Man hat ſie 1785. noch einmal, unter dem Titel gedruckt: La belle captive, ou hiſtoire du naufrage & de la captivité de Mademoiſelle Adeline, comteſſe de Saint-Farget, âgée de 16 ans, dans une partie du royaume d'Alger en 1782. Es iſt aber ein untergeſchobener Name, um dieſen Nachdruck bey Gelegenheit des feierlichen Umgangs, der 1785 vom Orden de la Merci losgekauften Gefangenen, in einem andern Gewande an Mann zu bringen. Die wahre Heldinn der Geſchichte bleibt Fräulein von **Burde**.

IV.

Naturgeſchichte.

Der Kranich.

Nicht nur den Gehölzen und Feldern hat die Natur eine unendliche Mannigfaltigkeit von Vögelarten gegeben, ſondern auch dem Waſſer. Dabei hat ſie für ihren Aufenthalt in beiden Elementen mit gleicher Aufmerkſamkeit geſorgt. Das Waſſerhuhn kann ſchwimmen, wie die Henne auf dem Lande laufen kann. Die Federn des Waſſerhuhns ſind durch eine gewiſſe natürliche Fettigkeit verwahrt, und ihre Zehen durch eine Haut verbunden. Zwiſchen den Vögelarten, die ſich vor Flüſſen und Teichen ſcheuen, und denjenigen, die ſie aufſuchen und zum Aufenthalte wählen, giebt es eine zahlreiche Mittelgattung, die mit jenen beiden manches gemein zu haben ſcheint. Sie beſitzen abgeſonderte Zehen und alle übrige Eigenſchaften zur Wohnung auf dem Lande: dabei lockt ſie mehr als ein Trieb vorzüglich nach dem Waſſer. Man kann ſie eigentlich weder Landvögel noch Waſſervögel nennen: und wiewohl ſie ihre Nahrung im Waſſer ſuchen, ſo ſind ſie doch vermöge ihres Baues nicht im Stande, ſie an tiefen Orten zu erreichen, wo ſie ihnen reichlicher vorkommen würde.

Die Vögel von der ſehr mannichfaltigen Kranichsart unterſcheiden ſich von einander mehr durch ihre Eigenheiten als durch ihren Bau. In Abſicht auf dieſen, ſcheinen ſie von der Natur ein wenig vernachläſſigt zu ſeyn. Denjenigen, die im Waſſer leben müſſen, iſt gleichwohl die Gabe zu ſchwimmen verſagt. Sie haben zum Theil ſehr lange Füße, um in wenig tiefen Waſſern ſchreiten zu können, und lange Schnäbel zum Suchen gemacht.

Man erkennt die Vögel dieſer Art, die in ſumpfigen Gegenden leben, theils an ihren langen Füßen, theils aber und noch mehr an den Schuppen, womit dieſe bedeckt ſind. Meiſtens haben ſie von der Mitte des Schenkels an, oder wenigſtens über dem Gelenke keine Federn. Da ſie beſtändig im Waſſer zu wandern pflegen, ſo bleiben dieſe Theile beſtändig feucht, und können daher keine Federn treiben. Sonderbar iſt daher der Unterſchied zwiſchen dem nackten Fuß eines Kranichs und dem Fuß eines Falken, der beinahe bis an die Krallen mit Federn bewachſen iſt.

Nicht weniger merkwürdig iſt an den meiſten dieſer Vögelarten ihr Schnabel. Er iſt, im Durchſchnitt genommen, länger als an den andern Gattungen; bei einigen auf beiden Seiten vertieft. An der Spitze iſt er äußerſt reizbar, ſo daß ſie ihren Raub, auch wenn ſie ihn nicht ſehn, auf dem Boden des Waſſers ſpüren können. Zum Theil haben ſie lange Schnäbel, lange Hälſe, und lange Füße. Aber nicht alle ſind in gleichem Grade gut verſorgt: es giebt welche, die kurze Füße und einen langen Hals haben. Nach einer allgemeinen Regel, die jedoch einige Ausnahmen leidet, ſteht die Länge des Halſes mit der Länge der Füße im Verhältniß. Mehr fehlerhaft würde der Bau des Vogels ſeyn, wenn er auf hohen Beinen, mithin in einer gewiſſen Entfernung von ſeiner Beute ſtünde, und doch kein Werkzeug hätte, ſie zu erreichen.

Die verſchiednen Angaben von der Größe des Kranichs weichen ſehr von einander ab. Willoughby und Pennant geben ihm vom Kopfe bis zum Schwanz fünf oder ſechs Fuß: andre Naturforſcher machen ihn fünf Fuß hoch, oder auch ſo groß wie einen Menſch. Aber ſchwerlich kann man einem Vogel, deſſen Rumpf bekanntlich nicht ſtärker iſt, wie der von einem Welſchenhahne, und der nicht über zehn Pfund wiegt, die Größe eines Straußes beilegen. Briſſon allein ſcheint ihn beſſer beobachtet und beſchrieben zu haben. Nach ihm iſt der Kranich etwas kleiner, als der Storch, ungefähr drei Fuß hoch, und vom Schnabel bis an das äußerſte Ende des Schwanzes einen Fuß lang. Geßner ſagt, zu ſeiner Zeit wären die Kranichfedern in Gold gefaßt, und als Kopfputz getragen worden.

Dieß iſt die richtige Ausmeſſung eines Vogels, von dem man von jeher mehr Fabelhaftes, als von irgend einem andern ausgebreitet hat. Die Alten, die ſeine Geſchichte geſchrieben haben, kennten ihn ſehr genau; ihre Einbildungskraft hat ihn nicht wenig verſchönert. Die Lebensweiſe des Kranichs hat ihnen ein Muſter einer guten Staatsverfaſſung zu ſeyn geſchienen. Sie nehmen an, er trüge ganz außerordentliche Sorgfalt für ſeine Eltern, und entlehnten daher Erinnerungen an kindliche Liebe. Auch nennten ſie ihn, indem ſie ſeine vorgebliche Kämpfe mit den Äthiopiſchen Pygmäen beſchrieben, den Soldaten als Beiſpiel zur Ermunterung. Im Alterthum wurde die Naturgeſchichte ein Eigenthum der Dichter, das aller Verſchönerungen der Einbildungskraft fähig gehalten wurde. Als nachher dieſe ſo anziehende und nützliche Wiſſenſchaft zu einer andern Menſchenclaſſe übergieng, mußte ſie freilich die ſchon vorhandnen Nachrichten benutzen, wenn ſie Gegenſtände betrafen, die ſie nicht ſelbſt beobachten konnte; ganz natürlich mußte ſich alſo Fabel in Wahrheit miſchen; und ſo bekam auch die Naturgeſchichte des Kranichs mehr als einen Zuſatz von der Einbildungskraft. So viel iſt indeſſen gewiß, daß er ein ſehr geſelliger Vogel iſt. Selten ſieht man ihn allein; gemeiniglich wandern oder ruhen Truppen von funfzig bis

ſechsſechzig zuſammen: unterdeſſen daß die eine Partie füttert, hält die andre Partie die Wache. Dadurch, daß man eine Art von ehelicher Zuneigung zwiſchen ihnen bemerkte, mag man wohl auf die Idee von ihrer vorzüglichen Sorgfalt für ihre Eltern gekommen ſeyn. Und in Rückſicht auf die Fabel von ihren Gefechten mit den Pygmäen, iſt es gar nicht unwahrſcheinlich, daß ſie ſich öfters gegen die Affen, die ſie in ihren Neſtern anfallen, wehren mögen: denn daß ſie der angreifende Theil ſeyn ſollten, läßt ſich deswegen nicht vermuthen, weil ſie ſich vorzugsweiſe von Gewächſen nähren.

Der Kranich iſt ein Zugvogel, und in ganz Europa, ausgenommen in England, bekannt. Es giebt keine Gegend in der Welt, wo bebautes Feld iſt, die er nicht beſucht. Er zieht fort, und kömmt regelmäßig in den Jahreszeiten wieder, wo ihn der Ueberfluß an Lebensmitteln lockt, oder der Mangel vertreibt. Ueberhaupt verläßt er Europa gegen das Ende des Herbſtes, und kömmt zu Anfang des Frühlings wieder. Während ſeiner Wanderungen eilt er nicht ſo ſehr, daß er nicht jedesmal da verweilen ſollte, wo ihn ein gutes Fruchtfeld einladet. Gemeiniglich erwarten die Kraniche die Nacht, um ſich darauf niederzulaſſen, und dann richten ſie unglaublichen Schaden an. Der Landmann, der ſich in der Hoffnung einer reichen Erndte niederlegt, ſieht beim Erwachen ſeine Hoffnung vernichtet, und ſeine Felder durch einen Feind verwüſtet, der zu ſchnell verſchwindet, als daß er ſich an ihm rächen könnte.

England bleibt ſchon ſeit vielen Jahren von ihren Einfällen verſchont. Ehedem gab es ihrer in Menge; und ihr Fleiſch wurde ſo geſchätzt, daß, um ihre Vermehrung zu befördern, eine Strafe darauf ſtand, wer ihre Eier zerſtören würde; jetzt aber beugen ſie von ihrem Wege dahin ab. Volksmenge und Landbau haben in England zugenommen; und wenn auch gutbeſtellte Felder ihnen einen größern Ueberfluß zeigen, ſo ſind ſie doch ſo ſorgfältig bewacht, daß der Kranich, voll Ahndung der Gefahr, dadurch mehr zurückgeſcheucht, als durch die Erwartung des Genuſſes angezogen wird.

Es iſt ſchon angeführt worden, daß man ſich vor Alters ſehr viel aus dem Fleiſche der Kraniche gemacht hat. Es war, wie Plutarch bemerkt, eine von den ausſchließlichen Leckereien für die Tafeln der Vornehmen und Reichen. Man ſtach ihnen die Augen aus, und machte ſie in Käfichen fett. Die alten Bretagner aßen ſie nicht weniger gern. Heut zu Tage finden wir dieſen Geſchmack ein wenig ſonderbar. Der Kranich ſcheint uns jetzt eine elende Speiſe zu ſeyn; ſein zaſerichtes, hartes, trockne Fleiſch, erfordert viele Zubereitungen, wenn es genießbar werden ſoll; und alle Kunſt der Kocherei bringt es doch nicht weiter, als daß es bloß für ſtarke und feurige Mägen verdaulich wird.

Die kalten nördlichen Gegenden ſcheinen der gewöhnliche Aufenthalt des Kranichs zu ſeyn; die ſüdlichen Gegenden von Europa berührt er mehr, als er ſie bewohnt. Die Droſſel zieht bekanntlich, ohne die mindeſte Abweichung, immer in der Richtung von Norden gegen Süden. Ganz verſchieden aber geht der Zug des Kranichs; er ſchweift bald dahin, bald dorthin aus. Den Herbſt bringt er in Europa zu: von da ſucht er wahrſcheinlich ſüdlichere Gegenden auf, um da den Winter über zu bleiben. Im Frühling kömmt er wieder, fliegt während des Sommers immer gegen Norden, und kehrt im Herbſt zurück, um unſre Fluren von neuem zu verheeren.

Man kann ſich nicht denken, wie hoch ſie fliegen. Man hört ihr Geſchrei, ſtärker als das von andern Vögeln, öfters über den Wolken, in einer Höhe, wo man ſie nicht mehr erkennen kann. Da ſie nach Verhältniß ihrer Größe ſehr leicht ſind, und ihre Flügel ſich weit ausbreiten, ſo wird es ihnen nicht ſchwer, ſich in einer erſtaunlichen Höhe gegen den Schuß zu ſichern. Zu gleicher Zeit ſchützt ſie ihr ſchneller Flug gegen die Raubvögel, die im Verfolgen ermatten.

In ihren Luftreiſen, wo ſie jedem Auge unſichtbar ſind, unterſcheiden ſie vollkommen deutlich jeden Gegenſtand unter ihnen; dabei lenken ſie ihren Zug durch einen gewiſſen Zuruf; laſſen ſich auch wohl nieder, wenn ihnen eine Gelegenheit zur Beute aufſtößt.

Daß die Stimme des Kranichs ſtärker und durchdringender iſt, als bei irgend einem andern Vogel, hat ſeinen Grund in der außerordentlichen Weite und Bewegung ſeiner Luftröhre. Dieſe iſt ganz ungewöhnlich eingerichtet: ſie geht nemlich vermittelſt einer eignen Oeffnung tief in das Bruſtbein hinein; in dieſer Oeffnung beugt ſie ſich, geht wieder durch eben dieſe Oeffnung heraus, und alsdann durch die Lunge. Der Schall, der ſich in einer ſolchen Tiefe bildet, wird durch alle Gelenke der Röhre gebrochen, ehe er die freie Luft erreicht. Daher wird er auch ſo heftig, daß er denjenigen, der ihn in der Nähe hört, beinahe taub macht. Für den Vogel iſt er eine wahre Wohlthat: denn wird dieſer, während der Fütterung, die er gewöhnlich in tiefem Stillſchweigen einnimmt, von einer Seite angegriffen, ſo kann die Wache, die zuerſt die Gefahr wahrnimt, ſogleich Lerm machen, und dann fliegt die ganze Schaar davon.

Weil ſie nicht anders als mit vieler Mühe auffliegen können, ſo ſind ſie ſchüchtern, und laſſen ſich nicht ſo leicht beikommen. Die Nacht iſt die Zeit, wo ſie ihre Streifereien vornehmen: alsdann fallen ſie auf ein Feld ein, und zertreten es dergeſtalt, daß man glauben ſollte, ein Regiment Soldaten hätte hier campirt. Zuweilen wählen ſie ſich einen einſamen Sumpf, und bleiben da den ganzen Tag, als ob ſie über etwas berathſchlagten. Fehlt es ihnen an Frucht, ſo durchwandern ſie ſumpfige Gegenden, um

Inſecten, oder jede andre Nahrung aufzuſuchen, wobei ihnen keine Gefahr zu drohen ſcheint.

Körner ſind ihre liebſte Nahrung; doch nehmen ſie auch mit jeder andern vorlieb. Redi, der verſchiedne Kraniche geöffnet hat, fand den Magen des einen mit Löwenzahn angefüllt; bei einem andern fand er Bohnen, und in einem dritten Klee. In den Mägen einiger andern war weiter nichts, als Regenwürmer, Schnecken, Eidexen, Seefiſche, Käfer, verſchiedne Kräuter, und kleine Kieſeln. Die letztern hatte der Vogel vielleicht nur deswegen verſchluckt, um das Reiben der Nahrungsmittel zu befördern.

Ueberhaupt genommen iſt der Kranich ein friedſamer Vogel. So groß er dem Anſehen nach iſt, ſo ſcheut ſich doch ein kleiner Falke nicht, ihn zu verfolgen, und wird zuweilen ſeiner Herr. Die Jäger pflegen mehrere Falken gegen ihn los zu laſſen. Um dieſem auszuweichen, ſteigt der Kranich ſenkrecht in die Höhe, bis die Luft zu leicht wird um ihn tragen zu können. Die Falken ſetzen ihm nach; und wiewohl ſie nicht ſo gut im Stande ſind, in einem ſo dünnen Medium zu fliegen, ſo ſteigen ſie doch, vermöge ihrer eigenthümlichen Schnelligkeit, noch höher als er. Kranich und Falken werden unſichtbar: aber es währt nicht lange, ſo ſenken ſie ſich zugleich, und ſtürzen mit heftiger Erbitterung von Seiten der Falken unter beſtändigem Schreien des Kranichs hernieder. Aufs äußerſte gebracht, wendet ſich der Kranich auf den Rücken, und wehrt ſich verzweiflungsvoll mit Schnabel und Krallen; bis endlich der Jäger die Falken zurückruft, und dadurch dem Kampf ein Ende macht.

Unſere Vorfahren, vorzüglich in England, fanden viel Vergnügen an dieſer Jagd. Man pflegte junge Kraniche aufzuziehen, um die Falken zur Baize abzurichten. Der Kranich iſt gelehrig und läßt ſich leicht zahm machen. Albertus Magnus verſichert, dieſer Vogel habe eine ganz beſondere Zuneigung zu dem Menſchen, und doch hat er ihm zu einem grauſamen Vergnügen dienen müſſen.

Das Weibchen legt nie mehr, als zwei Eier zugleich, die faſt wie Gänſeeier, aber bläulich ausſehen. Ihre Jungen ſind eher im Stande zu laufen, als zu fliegen. Die Alten überlaſſen ſie ſich ſelbſt, ſobald ſie gehen können: aber ehe ſie ſich von ihnen trennen, weiſen ſie ihnen erſt Stellen an, wo ſie leicht und überflüſſig Nahrung finden. Und wiewohl die Jungen noch keine Flügel haben, ſo laufen ſie doch ſo ſchnell, daß ein Menſch ſie kaum einholen kann. Aldrovandus ſagt da, wo er vom Alter des Kranichs ſpricht, ein Freund von ihm hätte einen abgerichteten Kranich über vierzig Jahre gehabt.

Faſt überall hat der gemeine Mann eine Art von Ehrfurcht für dieſen Vogel gehegt. Von dieſer ehemaligen Achtung hat ſich vielleicht ein Ueberreſt, vorzüglich auf dem Lande, bis jetzt erhalten. Es giebt Orte, wo es bei Straſe verboten iſt, einen Kranich umzubringen; und wo auch keine geſetzliche Straſe darauf ſteht, läßt es doch der gemeine Mann zuverläßig denjenigen entgelten, der ſich an einem Kranich vergreift. Er betrachtet ihn gewiſſermaßen als einen Wetterpropheten. Nach ſeiner frühern oder ſpätern Ankunft, richtet der Landmann ſeine Feldarbeiten ein. Kömmt der Lieblingsvogel bald, ſo verſpricht er ſich ein geſegnetes Jahr: bleibt er länger aus, ſo wird ihm bang wegen des Frühlings, und wegen der Erndte.

V.

Biographie.

Anna von Bolein, Mutter der Königinn Eliſabeth von England.

Anna von Bolein war eine Tochter des **Thomas von Bolein**, Ritter und Schatzmeiſter des Cabinets, und der **Johanna Eli** [illegible], einer Tochter des Baronets dieſes Namens. In ihrem 15 Jahr, 1515 gieng ſie als Hofdame der Prinzeſſinn **Maria**, der Schweſter **Heinrichs VIII**, nach Frankreich; die ſechszehnjährige **Maria** vermählte ſich damals mit **Ludwig XII**, der ein Dreiundfunfziger war.

Er ſtarb drei Monate nach ſeiner Vermählung, und **Maria** heirathete heimlich zu Paris, einen bloßen Edelmann von ihrem Gefolge, einen Günſtling **Heinrichs VIII**, der ihm das Herzogthum **Suffolk** gab.

Anna von Bolein, kehrte mit ihrer Gebieterinn nach **London** zurück, aber ſchöner als jemals. „Die Luſt die „ſie in Frankreich athmete, hatte ihren Teint mit dem glänzenden „Colorit der Frölichkeit belebt, und lieh ſelbſt ihren „kleinſten Handlungen Intereſſe.“ Der König von England konnte ſie nicht ungerührt ſehn: er ſah ſie zum erſtenmal in ſeinem Parc. Nachdem er ſich einige Augenblicke mit ihr über den angenehmen und galanten Humor der Engliſchen Damen unterhalten hatte, wurde er ſo verliebt in ſie, daß er nach ſeiner Zurückkunft nach **Withcal** zu ſeinem Günſtlinge, dem Cardinal **Wolſey** ſagte: „Ich habe eben eine halbſtündige Unterredung mit einer Fräulein gehabt, die Verſtand wie ein Engel hat, und würdig einer Krone iſt.“ Der Cardinal antwortete: „Es iſt ſchon genug, daß ſie Ihrer Liebe würdig iſt.“ — „Aber ich fürchte, ſetzte der König hinzu, daß ſich dieſer Engel nicht zu den Menſchen wird herablaſſen wollen.

Wolſey, der beſtändig darauf ſann, wie er den König von Staatsgeſchäften entfernen könnte, deren Ruder er allein führen wollte, **Wolſey** ſprach ſeiner Liebe Muth ein: „Große Fürſten, wie Ew. Majeſtät, ſagte er, haben im Herzen und in der Hand einen Magnet, der ſelbſt Eiſen anzuziehen vermag.“ Er rieth ihm **Anna's** Vater zum Lord zu erheben, und ſeiner Tochter die Stelle einer Hofdame bei der Königinn Catharina zu geben. Ein ſolcher Rath konnte nicht anders als Eingang finden. Der König ſchickte die Decrete an die junge **Bolein**, und folgendes Briefchen von ſeiner Hand. „Ich habe Euch ſo ſchön und „artig gefunden, daß mir das Glück keine größere Gunſt „erweiſen konnte, als die es mir vor einigen Tagen erzeigte, „wo es mir mit Euch eine Unterredung von einigen Augen„blicken in Eurem Garten verſchaffte, und mir dadurch die „Ueberzeugung einleuchtend machte, wie ſehr Ihr wegen „Eurer Verdienſte würdig ſeyd, einen anſehnlichen Rang „in dieſer Welt zu bekleiden, und Euer Haus mit großen „Ehrenſtellen geſchmückt zu ſehn.“ „Ich bitte Euch einſt„weilen die beiden innliegende Decrete anzunehmen, die ich „Euch als eine, Euren Verdienſten ſchuldige, Belohnung „überſchicke. Seyd verſichert, daß ich Euch ſo ſehr nach „meinem Geſchmack finde, daß es nur auf Euch ankömmt, „jede Euch beliebige Erfahrung davon zu machen. Ver„ſchmähe

„ſchmäht nicht, was ich Euch mehr mit dem Herzen, als
„dem Munde anbiete."

„Der König, der Euch liebt."

Anna von Bolein, welche die Unterredung des Königs mit dem Cardinal, ſchon durch einen Pagen, ihren Verwandten, erfahren hatte, theilte den Brief ihrem Vater mit, über den der Ehrgeiz mehr, als wahre Ehre vermochte, und der ſeine Tochter ermahnte, die Wünſche des Monarchen zu erhören.

Wie ſie als Hofdame der Königinn am Hofe erſchien, ſchien **Catharina** eine Ahndung von dem zu haben, was ſich zutragen könnte, und ſagte zu den andern Damen: „**Anna's von Bolein** Erſcheinung am Hofe, iſt eine Vorbedeutung großen Unglücks, das ihr droht. Ich werde mein möglichſtes thun, um dem König abzurathen, ſie lange in dieſer Stelle zu laſſen." Aber alle ihre Bemühungen waren vergebens. **Anna von Bolein** wurde die Quelle aller Gnadenbezeugungen.

Der König gab ihrem Vater die Grafſchaft **Rochefort**, eines der größten Staatsämter, und die ehrenvollſten Geſandſchaftspoſten. Man hat behauptet, der König hätte bei ſeiner Geliebten zwölf Jahre lang nur den ſchmachtenden, ſeufzenden Liebhaber ſpielen müſſen. Sie fürchtete ſeine Unbeſtändigkeit, und erlaubte ihm nur ſo viel, als ihn noch mehr in Feuer ſetzen konnte. Endlich geſtand ſie dem König offenherzig die Urſache ihrer ſo langen Sprödigkeit: ſie ſagte zu ihm: „Wenn es mit ſeiner Liebe Ernſt wäre, ſo würde es ihm etwas leichtes ſeyn, ſich von der Königinn ſcheiden zu laſſen, und ſie zu heirathen." Andre verſichern, der König wäre ſchon heimlich mit ihr verehligt geweſen, ehe er ſie öffentlich heirathete, und ſie habe von ihm eine todte Tochter, und hernach einen Sohn gehabt, der ebenfalls nur einige Tage am Leben geblieben ſey. Sie alſo ſchon ſeine Gemahlinn geweſen ſeyn, oder ihm die letzten Gunſtbezeugungen bis zur Ehe verweigert haben, genug, der König von ſeiner Leidenſchaft geblendet, beſchloß, mit ihr den Thron zu theilen, und **Catharinen** auszuſchließen. Er trug dem Cardinal **Wolſey** auf, am römiſchen Hofe um die Eheſcheidung von der Königinn, anzuhalten.

Heinrichs Abgeſandte trafen den Pabſt zu **Bologne** an, wo er eben Kaiſer **Carl V** gekrönt hatte, dem er verſprach, nicht in des Königs von England Verlangen zu willigen. Als er den Abgeordneten dieſes Monarchen, Audienz gegeben hatte, verſchob er die Antwort, bis er wieder in Rom ſein würde, und wie er zu Rom war, konnten ſie ebenſalls nicht mit ihm zum Schluß kommen. **Heinrich** erfuhr endlich, welches Verſprechen der Pabſt dem Kaiſer gethan habe, und beſchloß, ſich in ſeinem eigenen Königreiche durch die verſammelte Geiſtlichkeit, richten zu laſſen. Hierauf verbot er allen ſeinen Unterthanen bei harter Strafe, keine Bullen mehr vom Pabſte zu verlangen. Er wußte, daß dieſes Verbot der Dataria zu **Rom** mehr als 4000 Thaler Einkünfte nehmen würde, und ſchmeichelte ſich, der Pabſt ſollte nun ſogleich in die Eheſcheidung willigen. Aber er betrog ſich. Man erlaubte ſich ſogar einige harte Proceduren gegen ihn; man drohte ihm mit dem Bann, und unterſagte ihm gänzlich dieſe Angelegenheit in ſeinem Reiche ſchlichten zu laſſen. **Heinrich**, aus Furcht ſeine Forderung erſt ſpät bewilligt, oder wohl gar abgeſchlagen zu ſehn, heirathete ſeine Geliebte heimlich.

Zwei Monate nach dieſer heimlichen Heirath, wurde **Anna von Bolein** ſchwanger. Dieſes beſtärkte jedermann in dem Glauben, daß der König erſt nach der Heirath ſeine Leidenſchaft befriedigt habe. Das iſt aber nicht wahrſcheinlich. Wie iſt es möglich, daß ein ſo wollüſtiger Prinz, wie **Heinich VIII** ſieben Jahre mit einem ſo ſchönen Liebchen,

chen, wie **Anna von Bolein**, gelebt haben ſollte, ohne jemals die Geſetze der Enthaltſamkeit übertreten zu haben.

Der König, feſt entſchloſſen, die Eheſcheidung zu vollziehn, und ſeine neue Vermählung bekannt zu machen, berief eine allgemeine Synode. Der Doktor **Cramner** deſſen Stimme ſich der König durch das Erzbisthum **Canterbury** verſichert hatte, erklärte, des Königs Wille ſey, daß alle Geiſtlichen des Reichs ihm eben den Eid der Treue und des Gehorſams leiſten ſollten, den ſie dem Pabſt geleiſtet hätten. Die ganze Verſammlung ſchwur, und fällte zugleich den Schluß: "daß der König ſich rechtskräftig von der Königinn **Catharina** ſcheiden könne, weil ſichere Beweiſe vorhanden wären, daß ſeine Ehe mit ihr null, und ohne die erforderlichen Formalitäten geſchloſſen worden ſey." Noch an demſelben Tage begab ſich Doctor **Cramner** in die Grafſchaft **Bedford**, wo ſich **Catharina** aufhielt, um ſie vorzuladen, die Eheſcheidungs-Sentenz in Gegenwart des Königs anzuhören. Die Königinn, ohne ihn ſehn noch ſprechen zu wollen, ließ ihm durch einen Secretär antworten: „Sie habe an den Römiſchen Hof wegen der vorgeblichen Eheſcheidung appellirt, und könne alſo keinen andern Richterſtuhl erkennen, als Rom." Aber **Cramner**, ohne ſich an ihr proteſtiren zu kehren, erkannte als Primas von England, daß König Heinrich von Catharinen geſchieden, und ihre Ehe aufgehoben ſey, und daß beide Partheien wieder in die Rechte ihrer vorigen Freiheit träten.

Den erſten Junius wurde die neue Königinn mit großer Pracht gekrönt. Die Großen und das Volk wetteiferten, ihr ihre Freude über ihre Gelangung zum Throne zu bezeigen. Den Tag darauf führte ſie der König nach **Hompioncourt**, was damals das ſchönſte Landhaus in Europa war. Der Cardinal **Wolſey** hatte es bauen laſſen, und der König hatte es ihm confiſcirt. Beim Eintritt konnte die Königinn ihre Freude nicht verbergen: Sie ſagte zu Heinrich: „Mein Feind der Cardinal, der dieſes ſchöne Haus bauen ließ, glaubte nicht, daß ich es einſt als Königinn betreten würde, aber Eure Liebe, mein lieber Gemahl, hat mich troz ihm, in dieſes Haus gebracht.“

Catharina vermochte ſo viele Kränkungen nicht auszuhalten. Sie ſtarb an einer heftigen Colik den 3 Januar 1536. Der König ließ ſie, ohne Prunk, in der Cathedralkirche von Peterboroug begraben. Ihr Tod ſchien ihm Anfangs nicht nah zu gehn, ob ſie ihm gleich, zwei Tage zuvor, folgenden liebevollen Brief geſchrieben hatte.

„Sire, mein vielgeliebter König, Herr und Ehegemahl!

„Ich bin im Begriff meine Seele in die Hände der göttlichen Barmherzigkeit zu übergeben, damit ſie frei werde von dem Leibe, dem Ihr ſo viel Leiden und Kränkungen angethan habt: aber, obwohl letztere groß waren, ſo vermochten ſie doch nie, die Liebe, die ich immer für Euch gehabt habe, und die bis ins Grab dauren wird, zu erkälten, vielweniger zu erlöſchen. Sie eben macht es mir zur Pflicht, Euch heute dieſen Brief zu ſchicken, um als Gattinn Euch zu ermahnen, und als Chriſtinn Euch zu warnen, an Eure ewige Seligkeit zu denken, die Euch theurer ſeyn müß, als die vergängliche Krone auf Eurem Haupte, und als alle weltliche Ehre. Ich habe nicht ermangelt, mein lieber Ehegemahl und mein König, zu dem Vater des Lichtes für Euch zu beten, daß er Euch gute Gedanken zum Heil Eurer Seele einflößen, und Euch von jenen ſinnlichen Freuden abziehn möge, die mir ſo viel Kummer und Thränen gekoſtet haben, und die Euch ſelbſt in einen Abgrund der Unordnung und Sorgen ſtürzten. Ue-

„brigens verzeihe ich Euch von Herzen Alles, was „ihr mir gethan habt, und bitte Gott, daß er euch „nach ſeiner unendlichen Barmherzigkeit verzeihen „wolle."

„Bevor ich den letzten Seufzer ausſtoße, bitte ich Euch, „ſchlagt mir nicht eine Gnade ab, die alle Geſetze des „Himmels und der Erde, Euch verbinden mir zuzugeſtehn, nemlich Sorge für die Prinzeſſinn Maria, „Eure und meine Tochter zu tragen. Wenn Ihr „Euch gleich nicht gegen mich als ein guter Ehegatte „habt beweiſen wollen, ſo beweiſet Euch wenigſtens „gegen ſie als ein guter Vater. So bitte ich Euch „für meine drei Hoffräulein, und mein Geſinde zu „ſorgen, das mir ſo treu gedient hat, und ſo großmüthig zu ſein, Ihnen alles, was ſie zu fordern haben, und noch ein Jahr von ihrem Gehalt darüber „auszahlen laſſen, um ſie einigermaßen für das zu „belohnen, was ich ihnen ſchuldig bin. Ich ſchließe „mit der Verſicherung, daß ich Euch von ganzem Herzen liebe, und daß ich weiter keinen Wunſch habe, „um mit einiger Zufriedenheit aus dieſer Welt zu „gehn, als Euch zu ſehn, und in Euren Armen zu „ſterben."

Als Ritter **Sothon** der neuen Königinn die Nachricht von **Catharinens** Tode brachte, wuſch ſie ſich eben die Hände in einem Becken von großem Werth, mit einer ſehr koſtbaren Gießkanne. Ihre Freude war ſo groß, daß ſie beides dem Ritter mit den Worten gab: „Nehmt dieſes kleine Geſchenk als eine Belohnung für die Nachricht an, die ihr mir gebracht habt, die viel zu wichtig iſt, als daß ich Euch ohne ein Zeichen meiner Erkenntlichkeit weggehen laſſen könnte." Denſelben Abend empfieng ſie einen Beſuch von ihrem Vater und ihrer Mutter. Schon von weitem rief ſie ihnen entgegen: „Freut euch, lieber Vater und Mutter, denn erſt heute iſt die Krone auf meinem Haupte befeſtigt worden.“

In der Folge konnte ſich der König doch nicht enthalten, dem Andenken **Catharinens**, die er ſo grauſam gekränkt hat, Thränen zu weihen. In ſolchen Augenblicken verlor **Anna von Bolein** gar viel von ihren Reizen in den Augen ihres Gemahls. Er erinnerte ſich ſeiner Ungerechtigkeit, die ihn gezwungen hatte, die Prinzeſſinn **Maria** zum Vortheil der **Eliſabeth** zu enterben. Aber nichts ſchadete der Königinn mehr, als ihre Niederkunft, den 25. Jänner 1536. Sie kam zum zweitenmale mit einem todten Prinzen nieder. Die Anhänger des Römiſchen Hofes ermangelten nicht, dieſen Zufall als eine Strafe des Himmels auszulegen, die den König mit noch größern Unglücksfällen bedrohe. Heinrich behauptete ſelbſt dieſe Auslegung, weil ſie ſeine Unbeſtändigkeit, und ſeine neue Leidenſchaft für **Johanna Seymour**, eine Hofdame der Königinn von ſeltner Schönheit begünſtigte, deren angenehmer und intereſſanter Humor, die rechte Mittelſtraße zwiſchen **Catharinens** Ernſt, und **Anna's** Luſtigkeit hielt. Er wurde kälter; **Anna** merkte es, und beſchloß ihre Nebenbuhlende zu ſtürzen, oder ſchwanger zu werden, es möchte koſten was es wolle.

Damit ihr beide Plane gelingen möchten, ließ ſie ſich in eine enge Verbindung mit ihrem Bruder, den ſie zum Grafen von **Rochefort** hatte machen laſſen, mit dem Baronet **Noris**, erſten Kammerherrn des Königs, dem Ritter **Weſton**, und einem Muſikus Namens **Smetton**, ein. Dieſer Umgang konnte nicht lang geheim bleiben.

Den 1. Mai, als der ganze Hof einigen Luſtbarkeiten zu **Greenwich** beiwohnte, bemerkte der König, daß die Königinn verliebte Blicke auf den Baronet **Noris**, **Weſton**, und den Muſikus warf, die ſie neben ſich haben wollte, und mit welchen ſie viel lachte und ſchäkerte, ohne ſich um ihren Gemahl zu bekümmern. Ihre Unbeſonnenheit gieng noch weiter. Der Baronet **Noris** hatte ſich beim Wettrennen erhitzt. Die Königinn warf ihm ihr Schnupftuch zu, um ſich abzutrocknen. Der König gerieth außer ſich vor Wut, verließ das Feſt, und kehrte nach London zurück. Er hatte ſchon die ganze Zeit über traurig und nachdenkend geſchienen; dieſer plötzliche Aufbruch, beſtätigte jedermann noch mehr in der Meinung, daß er einen Verdruß haben müße. Die Königinn hätte am erſten die Veranlaſſung errathen können, aber ſie ſchmeichelte ſich, er würde wieder nach **Greenwich** kommen, wo ſie durch ihre Liebkoſungen alles wieder gut zu machen hoffte; allein dazu hatte ſie nicht die Zeit. Noch denſelben Abend wurden alle ihre Liebhaber in Verhaft genommen, und nach dem **Tower** gebracht. Sobald **Anna** dieſes erfuhr, ſagte ſie zu ihrer Mutter und zur **Metly**, einer von ihren Hof-Fräuleins; „ich bin verloren, und man wird mich bald „auch in **Tower** ſchicken.“ Wirklich wurde ſie den andern Morgen, in aller Frühe, in einen Wagen geſetzt, und ohne jemand von ihren Leuten mit ſich nehmen zu dürfen, unter Begleitung einer Compagnie von der Leibwache, nach dem **Tower** geführt, und in ein Zimmer geſperrt, wo ſie niemand ſehen konnte.

Sie ſchrieb einen weitläuftigen Brief an den König, worinn ſie ihre Unſchuld betheuerte, um eine förmliche Unterſuchung, und um Begnadigung der in Verhaft Genommenen bat, allein weder dieſer Brief, noch das Andenken von ſeiner alten Liebe wirkten etwas auf **Heinrich**. Er ſetzte an eben dem Tage, ein Tribunal von 12 Richtern nieder, deren Präſident der Herzog von **Suffolk** war. Dieſe Richter verſammelten ſich den 15. im **Tower** ſelbſt; ſie ließen die Königinn vorladen, und fiengen an ſie zu verhören. Sie vertheidigte ſich ſo gut, daß die Richter ſie für unſchuldig erkannten; allein der Herzog von **Suffolk** zwang ſie, die Unterſuchung von neuem anzufangen, und ſie zum Tode zu verurtheilen. Den folgenden Tag wurden die andern Gefangenen ebenfalls verurtheilt, den Kopf zu verlieren, **Noris** ausgenommen. Man hatte heftig in ihn gedrungen, ſeinen mit der Königinn begangenen Ehebruch zu bekennen, und ihm in dem Falle verſprochen, das Leben zu ſchenken, aber der Baronet blieb hartnäckig dabei, es ſey alles erlogen, die Königinn ſey unſchuldig, und er habe nie etwas an ihr bemerkt, was ihrer Ehre nachtheilig ſeyn könne. Der König wurde ſo erbittert über ſeine Halsſtarrigkeit, daß er ihn hängen ließ. Man glaubt, daß die Auſſagen des Muſicus, ſie mehr, als die andern, des Ehebruchs beſchuldigt haben. Unterdeſſen leugnete die Königinn, ſie auf einem vertrauten Fuße mit ihm geweſen zu ſeyn, begieng aber die Unvorſichtigkeit zu geſtehn, daß ſie dem **Noris** ihr Wort gegeben habe, ihn zu heirathen, wenn der König ſterben würde. Auf dieſes Geſtändniß ließ ihr der König den 19 Mai den Kopf, auf einem Blutgerüſte abſchlagen, das in einem der Höfe des **Towers** errichtet wurde.

Am Tage der Hinrichtung tröſtete ſich **Anna** damit, daß der Scharfrichter ſehr geſchickt ſey, und daß ſie bei ihrem nicht ſtarken Halſe, nicht viel zu leiden haben würde.

Als man ſie abholte, rief ſie einen von des Königs Kammerdienern, und ſagte zu ihm: „Verſichere dem König meine Ehrfurcht, und danke ihm in meinem Namen, daß er fortfährt, mich mit neuer Ehre zu beglücken: denn, nachdem er mich von einem bloßen Landfräulein, zur Würde einer Gräfinn, und von der Gräfinn zur Würde einer Königinn erhoben hat, ſo verſchäfft er mir jetzt, da es für mich keine höhern Ehrenſtellen mehr in der Welt giebt, die Märtirer-Krone.“

Ehe ſie ſtarb kniete ſie vor der Frau des Lieutenants vom **Tower** nieder, und beſchwor ſie bei Gott, zur Prinzeſſinn **Maria** zu gehn, und ſie in ihrem Namen um Verzeihung wegen der Kränkungen zu bitten, die ſie ſie habe erdulden laſſen. Hierauf beſtieg ſie das Schafot mit heiterer Mine; ihr Anzug war ſehr prächtig. Sie hielt folgende Anrede an die Zuſchauer.

Volk von London!

„Ich komme hierher, um nach den Geſetzen zu ſterben, nachdem ich durch die Geſetze gerichtet worden bin. Ich bin alſo nicht Willens in Klagen über das Urtheil auszubrechen, das mir geſprochen worden iſt, ſondern ſeine Vollſtreckung zu leiden. Ich will weder jemand verdammen, noch etwas zu meiner Rechtfertigung vorbringen. Ich bitte Gott, daß er den König erhalten, und die Tage ſeiner Regierung über euch vervielfältigen möge. Ehrt ihn immer als einen gnädigen Fürſten, und der eure Liebe verdient. Ich ehre ihn meinerſeits als meinen gebietenden Herrn, der mehr Güte für mich gehabt hat, als ich werth war. Iſt einer unter euch, der Betrachtungen über meine traurige Geſchichte anſtellen will, ſo bitte ich ihn, ſich nicht durch Vorurtheile hinreißen zu laſſen, die mir nachtheilig ſind; ſondern geneigt von mir zu denken. Ich ſcheide aus dieſer Welt, ohne daß es mir wehe thut ſie zu verlaſſen; Ich ſage euch das Lebewohl, und bitte euch, euer Gebet mit meinem Gebete zu vereinigen, das ich zu meinem Schöpfer thue, dem ich bald Rechenſchafft von meinem Leben ablegen ſoll.“

Als ſie bei Endigung dieſer Rede bemerkte, daß einige Damen boshaft lächelten, rief ſie ihnen zu: **„Ich ſterbe, trotz euch, als Königinn.“** Spelmann ſagt, daß ihr abgehauener Kopf auf dem Schwert einige Sprünge gethan, und Augen und Lippen bewegt habe. Sie wurde in einer

Capelle des Tower begraben. Beſonders iſt es, daß ſie ihrer Tochter **Eliſabeth**, mit keinem Worte erwähnte, ungeachtet der König befohlen hatte, ſie ihr ſehn zu laſſen, wenn ſie ſolche zu ſprechen verlangte.

VI.

Anekdoten.

Der berühmte Pabſt Ganganelli fragte einsmal einen Gaſcogneſchen Edelmann, der bei ihm Audienz hatte: „Iſt die Tiber ſo groß wie die Garonne?“ — O kein Vergleich! Heiliger Vater, antwortete der Gaſcogner, denn in 24 Stunden wollte ich die ganze Tiber auf Bouteillen gezogen haben.

Große Talente, pflegte der verſtorbene D'Alembert zu ſagen, ziehn den Neid an ſich, wie das Eiſen den Roſt. Mittelmäßigkeit allein hat keine Feinde.

Viehzucht
~~Trift~~ und Ackerbau, ſagte der große Sülly, ſind zwei Säugammen, die mehr werth ſind, als alle Schätze Peru's.

Unter den Kindern, welche ſich um den Wagen des Königs und der Königinn von England, bei ihrer Wiederkunſt verſammelt hatten, war auch ein kleiner ſchöner Knabe, mit vortreflichen blonden Haaren, der eben heute ſeine erſten Hoſen bekommen hatte. Der König bemerkte das hübſche Kind, fragte ihn, wer ſein Vater ſey, und befahl ihm niederzuknien, und der Königinn die Hand zu küſſen. — **Das laß ich wohl bleiben**, antwortete der Knabe, **ich mag meine neuen Hoſen nicht ſchmutzig machen!** — Der König und die Königinn konnten ſich über dieſe naive Antwort des Lachens nicht enthalten, und beſchenkten den Kleinen reichlich.

Robinſon, königlicher Richter in Irland, ſah bei Haltung des Gerichts zu **Kildon**, einen Officier auf dem Platz ſitzen, den die Geſchwornen einzunehmen pflegen, und befahl dem Sheriff, dieſen **Soldaten zu bitten, ſich einen andern Platz zu wählen. — Ich bin kein Soldat!** antwortete dieſer. — **Was ſeyd ihr denn?** — fragte der Richter; — **Officier! — Nun gut Sheriff, ſo ſagt dieſem Officier, der kein Soldat iſt, er möchte ſich wegbegeben.**

Zur Zeit als **Crebillon** an ſeinem **Catilina** arbeitete, beſuchte ihn ein guter Freund, und war ſehr verwundert, ihn von vier Raben umgeben zu finden. „**Stille, ſtille,** antwortete der große Dichter, **das ſind meine Verſchworne.**

Der berühmte Componiſt **Händel**, hatte ein ſo feines Ohr, daß das Opern-Orcheſter zu London, das ſeinen Caracter rakter kannte, ſeine Inſtrumente immer vor ſeiner Ankunft zu ſtimmen pflegte. Ein Spaßvogel, wollte ſich auf Händels Koſten luſtig machen, ſchlich ſich in das Orcheſter, und verſtimmte alle Geigen und Bäſſe. Händel kam, und gab das Zeichen zum Anfang. Man denke ſich ſeine Wut, und die Beſtürzung des Orcheſters bei den entſetzlichen, das Gehör zerreißenden Mißtönen, die ſich erhoben. Der große Künſtler, in der Meinung, daß es ihm zum Poſſen geſchähe, ſprang auf, ergriff eine Pauke, und warf ſie dem erſten Violiniſten mit ſolcher Gewalt an Kopf, daß ihm die ungeheure Peruke vor die Füße fiel. Der arme Mann, nahm ſich nicht die Zeit ſie aufzuheben, ſondern drehte ſich ſo kahlköpfig, wie er war, gegen das Parterre, um es anzureden; allein der Zorn hatte ihm die Sprache benommen, und er konnte mit offenem Munde kein Wort hervorbringen. Man ſtelle ſich das Gelächter vor, das dieſer groteske Anblick, und der ganze comiſche Vorfall erregen mußte.

VII.
Miſcellanien.

1.
Mutterliebe.

Sie wohnt in der glühenden, Leidenſchaftlichen Seele der Mutter.

Von ſchneller unwillkürlicher Bewegung hingeriſſen, ſpringt ſie in die Fluthen, um ihr Kind zu retten, das aus Unvorſichtigkeit ins Waſſer fiel.

Sie ſtürzt ſich in die Flammen, um dem Feuer den Liebling ihres Herzens zu entreißen, der in der Wiege ſchläft. So ſtarb im letzten Erdbeben, das Meſſina verheerte eine Franzöſiſche Dame, welche ihren Sohn retten wollte. Als beim Einſturz der Gebäude, alle Einwohner ihr Heil in der Flucht ſuchten, erinnerte ſich dieſe Dame, daß ihr Kind noch in dem Hauſe ſey, das ſie ſchon verlaſſen hatte. Sie eilte zurück es zu ſuchen, allein die unglückliche Mutter, die nur auf die Stimme ihres Herzens hörte, wurde mit ihrem Sohne unter dem Schutte ihrer Wohnung begraben.

Bleich und mit fliegenden Haaren, kniet die Mutter neben der Leiche des Kindes, das in ihren Armen ſtarb. Sie hängt mit ihren Lippen an den kalten Lippen des Kleinen; ſie ſucht durch ihre Thränen ſeine unempfindliche Aſche zu beleben.

Dieſe herzerſchütternde Züge, dieſe erhabene Ausbrüche des Heldenmuths und der Zärtlichkeit, die uns mit Bewunderung erfüllen, waren von jeher nur den Müttern eigen, und werden es ewig bleiben.

In ſolchen Augenblicken beſitzt das ſchöne Geſchlecht etwas, was ſie über ſich ſelbſt erhebt, was neue Seelen uns aufzudecken, und die bekannten Grenzen der Natur, weiter zu rücken ſcheint.

2.

Fabeln.

I.

Die Kunſtrichter unter den Vögeln.

Im Kreiſe der Vögel trat ein neuer Virtuoſe auf, es war ein der Stadt entflohner Dompfaffe. Gravitätiſch prunkte er im ſchwarzbläulichen Gefieder, mit voller Bruſt; auf die Lieder ſtolz, die ihm ſein Herr, ein ehrlicher Handwerksmann beigebracht hatte, hoffte er alle Waldvirtuoſen zu übertreffen. Die Ouverture des Concerts war der beliebte Deſſauer Marſch, nach deſſen Endigung ihm alle anweſenden Stieglitze, Hänflinge und Kuckuckchen Beifall zu zwitſcherten. Jetzt trat die Nachtigall in die Verſammlung, und der Dompfaffe forderte ſie, durch den eben erhaltnen Beifall aufgeblaſen, zum Wettſtreit auf. Sie willigte ein; Er fieng mit dem Liede an, „nun ruhen alle Wälder,“ und alles hörte aufmerkſam zu, aber kaum begann die Nachtigall ihren natürlichen Geſang, ſo drängten ſich alle Vögel, deren Beifall er vorher nicht eingeerndtet hatte, herbei, die Nachtigall ſchwieg, niemand klatſchte, aber alle waren gerührt, und der Dompfaffe verließ beſchämt die Verſammlung.

Ihr Dichterlinge, wenn euch der *** **** lobt, loben euch darum auch Voß und Stollberg?—

II.

Der Hamſter und die Ameiſe.

Zu mir hätte die Grille kommen ſollen, ſagte der Hamſter, ich hätte ihr Korn abgegeben, und ſie im Winter erhalten, ſtatt daß du ſie verſpotteteſt. Aber ſo ſeyd ihr gewöhnlichen Menſchen. — Spar deine Vorwürfe, fiel ihm die Ameiſe ins Wort, noch kannſt du edel handeln, wenn du willſt, ich werde die Grille zu dir ſchicken. Hm, brummte der Hamſter und entfernte ſich, ich will erſt ſehn, ob ich ſo viel Korn übrig habe.

Ihr Armſeeligen, die ihr aus Romanen Worte ſtehlt, um eure Mitmenſchen unedel zu ſchelten, ſeyd ihr beſſer wie der Hamſter?

III.

Der Ochſe, Eſel und die Nachtigall.

Ich begreife nicht, was die Menſchen davon haben, dich zu füttern und zu pflegen, da ſie mich meine Nahrung ſuchen laſſen, oder mich doch lange nicht nach Verdienſt belohnen. — Vielleicht thun ſie es, weil mein Geſang ihr Herz rührt, erwiederte die Nachtigall. — Er bringt aber doch kein Brod wie mein Fleiß, yate der Eſel, und nützt alſo nichts.

Ihr Großen urtheilt ihr oft glimpflicher von der Dichtkunſt? — —

F. A. A. Meyer.

3.

Maurer-Gebete.

I.

Vor der Tafel.

Großer Meiſter der Naturen,
Der der Weſen Kette band,
Und der allen Creaturen
Oeffnet ſeine milde Hand;
Der die Blumen in den Feldern
Mit des Thaues Tröpfchen tränkt,
Und den Thieren in den Wäldern
Gütig ſtets ihr Futter ſchenkt;
Der die Gems auf Felſenklüften
Gras und Kräuter ſuchen lehrt,
Und den Vögeln in den Lüften
Korn und Würmchen gnug beſchert;
Du, von dem in tauſend Zungen
Menſchen Nahrung ſich erflehn:
Ach! durch dich iſt es gelungen,
Hier uns ſo vereint zu ſehn!
Vater, ſegne deinen Kindern,
Was du gabſt, laß williglich
Uns des Armen Elend lindern,

Daß auch er erheitre ſich.
Holde Freude ſchwebe lichte
Um die Maurer-Tafel her,
Eintracht würze die Gerichte,
Freundſchaft knüpf' uns inniger!
Keiner ſey, der dann am Ende,
Wenn ſich feſt die Kette ſchließt,
Bei dem warmen Druck der Hände
Dank für unſern Bund vergißt!

II.

Nach der Tafel.

Nimm jetzt der Maurer warmen Dank,
O Gott, für Trank und Speiſe!
Es ſey kein Mund in dieſem Kreis,
Der dich nicht herzlich preiſe!
Für alles, was du uns geſchenkt,
So lange wir hier wallen,
Soll ſtets zu deinem Thron hinauf
Herr, unſer Danklied ſchallen!
Du rufteſt uns zu dieſem Bau,
Den wir vereint beginnen;
Zu Deiner Ehr und Menſchenglück
Laß, Herr, ihn wohl gelingen!
Gieb uns zuſammen Einigkeit,
Und ſieh auf alle Brüder,
Die an der großen Kette ſtehn,
Mit gleicher Gnade nieder!
Gieb auch des Bundes Feinden Glück,
Die unſre Arbeit ſchmähen,
Laß — ſie zu beſſern — ſchöne Frucht
Von unſerm Werk entſtehen!
Gieb, daß die Weisheit nimmermehr

Aus dieſem Tempel weiche:
Daß unſre Seele ſchön, und dir,
Der Schönheit Urquell gleiche!
Sie ſtralt, wohin das Auge blickt,
Aus jedem deiner Werke. —
Gieb uns im Glücke gleichen Muth,
Im Unglück wahre Stärke!
Und legen wir auf dein Gebot
Einſt Kell' und Hammer nieder;
Getroſt in jener beſſern Welt
Vereinigſt du uns wieder!
O gieb, daß uns dereinſt der Tod
Kein Schreckensbote werde,
Und ſchenk uns ſanften, leichten Schlaf,
In mütterlicher Erde!

Wagenſeil.

4.

Fortſetzung der Briefe eines Reiſenden von Petersburg.

Ueberhaupt iſt gewiß Petersburg nach Moſkau die größeſte und weiteſte Stadt. Die Straßen ſind alle breit; vornemlich aber 3, welche alle auf einem Platz in der Admiralität zuſammen kommen. Von dem Platze an, geht nun eine jede bis an das Ende der Vorſtadt 1 und ½ Stunde lang. Viele Straßen ſind ungepflaſtert und mit Holz gefüllt, welches freilich ſehr unbequem iſt im Fahren. Die urſprünglichen Arten von Häuſern ſind noch in Petersburg zu finden, und fallen den Fremden ſehr in die Augen, ich meyne die ganz von Holz gebauten Häuſer, große und kleine. Aus gehauenen Steinen findet man wenig oder gar keine Häuſer, ſondern alle mit Gyps überzogen und von Backſteinen gebaut. Der Pallaſt an der Newa, gebaut von Catharina II. heißt auch der Marmorne, weil er aus gehauenem Granit mit Marmor-Säulen aufgeführt iſt. Von ähnlicher Maſſe giebt es auch eine Kirche, deren Name mir aber wieder entfallen iſt. Der Wall welcher die Stadt umgiebt, enthält 21 Werſte; die W. à 1500 Schritt. Was man von ſo vielen 1000 ſteinern Häuſern in Geographien von Petersburg ſchreibt, muß allemal verſtanden werden von Backſteinen gebauten mit Gyps überzogenen Häuſern.

Nächſtens mehr von Petersburg, die Zeit iſt mir ſo beſchrenkt und meine Schreibtafel zu voll; wenn es dir gefällt, ſchicke auch das übrige davon.

Von der Statüe Peter I.

Dieſe Statüe wurde wie bekannt 1782 den 27. Auguſt A. St. errichtet. Sie ſtellt Peter I. in Rieſengröße aus Bronze vor, welche die große Kaiſerinn Catharina II. durch die Hand des Herrn Falconet (ein Franzoſe) verfertigen und errichten ließ.

Das Fußgeſtell beſteht aus röthlichem Granit, und bildet einen Hügel. Die eigentliche Statüe ſtellet vor, wie Peter I. auf einem Fels reitet, deſſen Spitze bald erreicht iſt. Der Fels ſoll ſein Land vorſtellen, wie viel Hinderniſſe er da gefunden, es umzubilden. — Er ſelbſt iſt mit einem Lorbeer bekränzt, trägt ein weites Aſiatiſches Kleid, und ſitzt auf einer Bärenhaut als Decke über dem Sattel. Seine rechte Hand iſt ausgereckt, welches einige erklären, als wolle er ſein Volk ſegnen, ich aber glaube, daß es vorſtellen ſoll; ſeine Macht, daß alles unter ihm in ſeinem Schutz ſtehet, denn die Hand iſt ganz flach ausgereckt.

Wie

Mit der linken Hand hält er den Zügel. Einige machen über die rechte Hand wieder andre Erklärungen, die aber noch weniger paſſend ſind. — Das Pferd ſteht auf den Hinterfüßen in die Höhe, und ſein langer fliegender Schweif berühret ganz ſchwach eine aus Erz gegoſſene Schlange, die ſehr gut, und zur Erhaltung des Gleichgewichts angebracht worden iſt. Auf beiden Seiten am Fels, findet man in erzenen Buchſtaben folgende Aufſchrift.

Petro Primo	Petromu Pervoym
Catharina ſecunda	EKATRENAVTORA'YA
1782.	1782.

Von der Waſſerweihe, und Taufung der Heiligen und des Creuzes.

Den 6ten Januar jedes Jahrs geſchieht dieſe Ceremonie. Vorzeiten ſoll die Kaiſerinn ſelbſt dabei geweſen ſeyn, jetzt aber ſieht ſie dieſes aus einem Fenſter ihres Pallaſtes mit an. Dieſe Feierlichkeit geſchieht auf dem Fluß Newa. Auf der Oberfläche eines Canals zwiſchen der Admiralität und Pallaſtes, wird ein hölzerner Pavillon errichtet, und zwar ſo: an den Seiten offen, und mit einer Kuppel bedeckt, die auf 8 kleinen Pfeilern ruhet. Sie iſt grün angeſtrichen, und mit Tannreiſig umwunden. Oben ſteht der Evangeliſt Johannes mit dem Creuz, und 4 Gemälden von verſchiednem Inhalt aus Jeſu Lebensgeſchichte darum. Inwendig iſt an der Decken eine Taube Sign. Sp. St. angebracht. Der Fußboden dieſer kleinen Capelle iſt mit Decken belegt, und in der Mitte iſt eine Oeffnung in das Eis gehauen und eine Leiter angeſetzt, um hineinſteigen zu können. Der ganze Pavillon iſt mit Palliſaden beſetzt, die auch mit Tannen-reiſig umflochten ſind, darzwiſchen auch Decken liegen. Sobald die Kaiſerinn ſich zeigt, geht der Erzbiſchof auf einem erhabenen Gang in dieſe Capelle, hat ein großes Gefolge von Popen bei ſich, und weiht nun das Waſſer. Von außen iſt alles mit Soldaten beſetzt. Hierauf fängt der Erzbiſchof an zu beten, und ſteigt dann in dieſe gemachte Oeffnung, taucht ein Creuz in das Waſſer, und beſprengt zuerſt damit alle Fahnen der Regimenter. Nun geht er heraus, und nun geht jeder Ruſſe hinein, holt ſolches geweihtes Waſſer, viele tauchen auch nackend ihre kleine Kinder ein etliche Minuten, beſprengen ſich und ihr Haus, nebſt Heiligen damit.

In Riga geſchieht es auf der **Dünaw**, und in Reval im Hafen — faſt ganz auf ähnliche Art.

5.

Ueber die Karten.

Ein Fragment, aus dem Engliſchen des Shenſtone.

Wir hatten unſern Abend mit gewiſſen Perſonen zugebracht, die ſich durch Geſchmack, Gelehrſamkeit, und gute Lebensart auszeichnen, aber das Unglück fügte es, daß zwei Menſchen einfältiger als die übrigen, den Einfall bekamen, die übrige Geſellſchaft ſich gleich zu machen, und das Kartenſpiel aufs Tapet brachten.

Das iſt ein Beweis, ſagte N., daß es mit der Ungereimtheit in der Welt ſchon weit gekommen iſt, ſonſt würde man gewiß die Mode des Kartenſpiels nicht wenig abgeſchmackt finden. Iſt es nicht erſtaunend, daß vernünftige Menſchen ſich erniedrigen, dieſe thörichte Gewohnheit mit zu machen, die urſprünglich nur erfunden zu ſeyn ſcheint, den Mangel des Verſtandes zu erſetzen? Aber ſo geht es immer, Unvollkommenheiten erzeugen Moden, und werden von Leuten nachgemacht, die gar den Mangel nicht haben, der ſie veranlaßte. Der Reifrock iſt nicht das einzige Beiſpiel einer Mode, die von Perſonen, die ihre Rechnung dabei fanden, erfunden, und hernach von andern ausgebreitet worden, deren Figur ſie nachtheilig war.

Wie können Männer, die ſich auf ihre reiſe Ueberlegung etwas zu gute thun, eine Sitte billigen, die allem Denken ein Ende macht?

Ich bediente mich ſtatt der Antwort des alten Bildes von einem Bogen, der neue Kraft gewinnt, wenn man ihn je zuweilen abſpannt.

Er antwortete, dies Bild würde paſſen, wenn ich erſt beweiſen könnte, daß das Kartenſpiel gar kein Nachdenken erfordre, wenn ich das Intereſſe und die Ehrbegierde ganz davon entfernen könnte.

Karten ſcheinen, wenn man nach ihrer erſten Erſcheinung muthmaßen ſoll, zum Gebrauch der Kinder erfunden worden zu ſeyn, und verdienten alſo, unter den übrigen Spielwerken der Kindheit ſo gut als die Schellen, die Schauckel, die Klapper und das Steckenpferd, ihren Theil von Lob. Allmählig verliebten ſich Männer, die an Verſtand und Mangel von Ideen, den Kindern am nächſten kamen, in den Gebrauch der Karten, und ſahen ſie für eine ſchickliche Unterhaltung an. Andre, welche Vergnügen daran fanden, ſich der unſchuldigen Jahre ihres Lebens zu erinnern, nahmen dieſen Zeitvertreib vor, weil er jene Erinnerung bei ihnen erneuerte. Ein Complott ſchlechter Menſchen vermehrte die Zahl der Spieler, die ohne auf die Unterhaltung zu ſehn, die jene beim Kartenſpiel zu finden ſchienen, es aus einem ernſthaftern Geſichtspunkt betrachteten, und es als ein anſtändigeres Handwerk, an die Stelle des Straßenraubes und der Beutelſchneiderei ſetzten. Aber, wo will man bei Männern, die eine gewiſſe Würde des Caracters behaupten wollen, einen Bewegungsgrund zu dieſer Art von Spiel finden? Denn es iſt in der That ſchwer zu beſtimmen, ob es mehr verhaßt bei Spielern von Profeſſion, oder lächerlich und thöricht bei Perſonen von Stande erſcheint.

Vielleicht erwiederte ich, begünſtigen Leute von Witz und Phantaſie dieſe Ergötzlichkeit, indem ſie Gelegenheit zu einer Menge witziger Scherze giebt, die natürlich durch die Namen der Karten und die mancherlei Umſtände des Spiels veranlaßt werden.

Er ſagte, er wolle dies als einen ſchicklichen Bewegungsgrund gelten laſſen, ſobald Männer von Witz und Laune ſelbſt ſich dieſer Entſchuldigung bedienen würden.

Ich fragte ihn, wieviel er verloren hätte. Er antwortete, den Verluſt von zehn Schilling achte er nicht ſehr, aber das ſchmerze ihn, daß er ſie beim Kartenſpiel verſchwendet, und daß er darüber eine geſellſchaftliche Unterredung eingebüßt, für die er zwanzig Schilling gegeben hätte.

6.

Domine Salvum fac regem!

Ueberſetzung einer der neueſten, und berühmteſten Schriften über die Revolution in Frankreich, die vorzüglich große Aufſchlüſſe über den Marſch der Pariſer Truppen nach Verſailles, und den 6ten Oktober, 1789. enthält *).

Wehe! das Geheimniß der Freundſchaft iſt verrathen, was ich zur Belehrung eines Bruders ſchrieb, iſt Schwerdt gegen mich in den Händen meiner Feinde geworden, und welcher Feinde? Mächtige Leute, Leute in Staatsämtern, reiche Bankiers, berühmte Schriftſteller, in Ruf ſtehende Journaliſten, Mitglieder der National-Verſammlung, und ich bin allein! — Immerhin! mir bleibt mein Muth! Ich habe nichts zu fürchten als Feigheit, und ſo niederträchtig will ich nicht ſeyn, zum Verräther an der Wahrheit zu werden. Ich will die Ehre haben meinem Jahrhunderte die gehäſſigſte Verſchwörung zu ſchildern, die je die Jahrbücher der Monarchie befleckt hat. Es kommt darauf an, eine Volks-Parthei anzugreifen, und die wahren Freunde,

---

*) Zugleich eine der merkwürdigſten Erſcheinungen der neuen Preßfreiheit zu Paris, und aus der Feder eines Mannes, der ſchon durch eine andre kleine Schrift, mächtig aufs Volk wirkte. Auch in Deutſchland wird dieſe Schrift über manchen Abgott der Poiſſarden und Lobredner der Zügelloſigkeit, (nicht heiligen Freiheit) ein Licht geben, z. B. über Mirabeau. Der Herausgeber wird fortfahren, in der Olla von Zeit zu Zeit, dergleichen Aufſehn erregende Schriften, aus dem Wuſte der unzähligen in Paris erſcheinenden, auszuheben und einzurücken.

die wahren Beſchützer der Nation und ihrer Freiheit, neben den Thron hinzuſtellen Mag der Blitz mein Haupt treffen! mag die fatale Laterne mich zum beſten Schlachtopfer erwarten! ich will der Geſchichtſchreiber der Geheimniſſe der Bosheiten werden, von denen wir nemlich Zeugen geweſen ſind. Falle ich in dieſem gefährlichen, aber ehrenvolle Kampfe, ſo habe ich wenigſtens den Troſt, bei meinem letzten Seufzer mit Lord Derwenwater, auszurufen: Dulce & decorum eſt pro patria mori!

Volk Frankreichs! zu welchen Abſcheulichkeiten wollte man dich verleiten? Erinnere dich, und wenn du kannſt ohne Beben, jener unglücksſchwangern Nacht, jener ſchrecklichen Nacht, wo du gegen den Pallaſt deiner Könige auszogſt. Erinnere dich jener traurigen Augenblicke, jenes Abenddunkels, wo die Menſchen und die Elemente ſich zu unſerm Untergang verſchworen zu haben ſchienen; jenes nächtlichen Marſches, wo das Brauſen der Winde in die fürchterliche Stille ſtürmte, und der flammenden Fackel Schein die Finſterniß noch ſchwärzer zu machen drohte. Du zogſt, von unbekannten Anreizungen getrieben aus, um Verheerungen mit Schwerdt und Feuer vielleicht durch das ganze Reich zu verbreiten: deine Väter, deine Herrn, deine Brüder, von deinen blutigen Händen gewürgt, würden Frankreich zum Schauplatz des Entſetzens und der Verzweiflung gemacht haben. Ein Gott wachte über dein Schickſal! Falle, von Liebe und Dank durchdrungen, zu den Füßen deines erlauchten Retters nieder! Geliebter Monarch, o du, deſſen Werth man vielleicht nicht eher erkennen wird, als bis es nicht mehr Zeit iſt! o du, der du dich deinem Volke, deinem verirrtem Volke in die Arme warfſt, empfange hier die Wünſche eines bloßen Bürgers, möchten ſie die Vorläufer der glühenden Beweiſe der Liebe und Verehrung von 24 Millionen freier Menſchen ſeyn. Gleich jenen Königen des Alterthums, die ſich für für das Wohl ihres Reichs

auſaufopferten, haſt du uns von den Pforten des Todes errettet: deine Apotheoſe wirkt ſchon in unſern Herzen. Endlich haſt du es gewagt, du ſelbſt zu ſeyn; und deine Schüchternheit braucht nun nicht mehr zu fürchten, verleumdet zu werden. Deine Tugend hat ſich ohne Hülle gezeigt, und dein Volk hat frohlockt. Möchteſt du deine Wohlthaten ein ganzes Jahrhundertlang genießen! Eine unüberwindliche Schutzwehr umgiebt dich nun; laß die Böſen vor deinem Anblick ſchwinden, wie der *) Uhu ſich vor den erſten Stralen des Tags verkriecht: möchten, indem du mit deinem treuen Volke den Dank theilſt, den man den Edlen ſchuldig iſt, die ſich für uns aufgeopfert haben, möchten im Schutze deines Thrones, von nun an ruhig deine tugendhaften Miniſter, und unſer würdiger **Maire**, und vor allen jener junge Held raſten können, von deſſen Ruhm und Vaterlandsliebe, die Ebnen von **York**, und die Marmorhöfe Verſaillens, ewig zeugen werden!

Und du, Königinn, du, die du beſtimmt biſt, die Tage unſers Monarchen zu verſchönern, du, die du gezwungen warſt, halb nackt zu flüchten, und in ſeinen Armen Schutz vor dem Tod zu ſuchen, der dich umgab! Bedenke, welche ſchändliche Cabale noch gegen dich ergrimmt! Wiſſe ſie zu verachten; wage es unter uns mit jener liebenswürdigen Leutſeligkeit zu erſcheinen, die dich auszeichnet; laß deine Gegenwart unſre öffentlichen Oerter verſchönern und von neuem beleben, unſre Tempel, unſre Spazierplätze, unſre Schauſpiele. Verſchmähe die verwickelten Fäden der Intrike; ſie ſind nicht für die Hand der Grazien gemacht; erhöhe deine Anmuth durch die Ausübung deiner Pflichten als Königinn, als Gattinn, als Mutter, und die Schlangen der Verleumdung werden zu ziſchen aufhören müſſen!

---

*) Im Original der Meeradler; ich habe dieſes Bild vom Uhu allgemeiner gefunden. U.

Paris den 15. October 1789.

Wieder eine Revolution, mein Freund; wir wollen hoffen, daß es die letzte ſeyn wird. Zur Sache!

Du wirſt aus den Ereigniſſen der vorigen Woche erſehen haben, daß am Hofe eine Cabale herrſchte, welche den Konig bereden wollte, nach Metz zu gehn, um den Herzog von O. zum General-Lieutenant des Reichs, und den **Mirabeau** zum Maire oder Miniſter von Paris ausrufen zu können. Ein Augenblick der Trunkenheit, ein Corps de Garde-Scene, ein Fehlſchritt der Gardes du Corps, hat das ganze Gewebe des Duc de **Guiche** aufgedeckt, und wir ſind durch einen Coup de force gerettet worden.

Allein das war noch nicht Alles; es brütete noch ein andrer, weit wunderbarer, und ſeiner edlen Urheber weit würdiger Plan. Doch er nahm einen eben ſo guten Ausgang, und Gott ſey dank! wir haben jetzt keinen Prinzen vom Geblüte mehr in Frankreich zu fürchten. Ludwig XVI. herrſcht ohne Theilung, ohne Unruhe, über Paris und das Königreich. Aber wir haben wirklich Beſchützer und General-Lieutenante nöthig gehabt; Hr. **Necker**, der Erzbiſchof von **Bourdeaux**, Hr. **Montmorin**, und Hr. **de la Fayette**, ſind es uns geweſen. Merke wohl auf das, was nun folgt.

Der Anſchlag, welcher, ich will aber nicht ſagen geradezu gegen die Freiheit gerichtet, ſondern nur angeſponnen wurde, um eine neue Ordnung der Dinge hervorzubringen; datirt ſich von der Zeit der Erörterung der Rechte der Spaniſchen Bourbons her. Der Herzog von O. konnte damals bemerken, daß er einen ziemlich beträchtlichen Anhang in der National-Verſammlung hatte: auch ermangelten ſeine Tugendbelobten Freunde nicht, ſeine Begriffe von dem, was ſie ſeine **ungeheure Popularität** nannten, immer höher zu ſpannen.

Die Häupter des geheimen Raths waren, Herr von **Chaderno von Laclos**, ein Artillerie-Officier und Verfäſſer des ſchändlich berühmten Romans, Les Liaiſons dangereuſes *), Herr von **Mirabeau**, und der Graf **de la T.... Sh.....** Man behauptet, daß der Biſchof von A. auch einigen Antheil an dieſem Plan gehabt habe. Man iſt nicht einig, welcher Poſten ſeine patriotiſche Gefälligkeit belohnen ſollte: einige behaupten, man habe ihn zum Siegelbewahrer, andre, zum Finanzminiſter beſtimmt. Ich glaube lieber das erſte; **Mirabeau** würde nicht ſo einfältig geweſen ſeyn, ſich den Geldbeutel entgehn zu laſſen.

Der Ort der Zuſammenkunft der Verbundenen, war in dem Hauſe des Herrn von **Boulainvilliers** zu **Paſſey**, das der Herzog ſeit kurzem gemiethet hatte. Von den Hauptmaſchinen, welche **Laclos**, der hölliſche **Laclos** dirigirte, war in einem kleinen Hauſe zu **Eſſonne** das allgemeine Triebwerk. **Eſſanne** liegt ſieben Lieus von Paris, zwiſchen den Pulvermagazinen, und den Mühlen von **Corbeil**. Ein Liebeshandel diente dem häufigen Reiſen des Herzogs zum Vorwand, der ſich wöchentlich dreimal dahin begab.

Agneſe Büſſon, die mächtige Geſetzgeberinn des Herzogs, war die Seele dieſer **) **gefährlichen Verbindung**, und **Monroſe Laclos** der Schlußnagel; dem glücklichen Ganzen gebrachs an nichts, und ***) **Griesbourdon S. P. Boureau**.... theilten Ehre und Glück.

Es war ein großes Präliminar-Studium nöthig geweſen, um alles zu ordnen und einzufädeln, ſonderlich aber hatte es einer großen Combination der Dinge bedurft,

---

*) Er iſt auch ins Deutſche, wo ich mich recht erinnere, unter dem Titel: **die gefährlichen Bekanntſchaften**, überſetzt. U.

) Anſpielung, ſo wie Monroſe, auf obigen Roman des **Laclos. U.

***) Beyde bekanntlich Hauptperſonen in der Pucelle d'Orleans. U.

den Herzog von O. aus ſeiner Apathie und Epicuriſchen Lebens- und Denkungsart zu reißen: allein dem Verführer der Präſidentinn von **Tourvel** *), war nichts unmöglich.

Es iſt bekannt, wie ſchwer es hält, in den erſten Augenblicken alle Detalis eines verborgenen Complotts aufzufinden; du wirſt alſo mein Freund, durch die Suffiſanz meiner particular Betrachtungen, die Unzulänglichkeit der mir mitgetheilten Thatſachen erſetzen müſſen.

Was wollte man? und was konnte man? Das ſind die beiden Hauptpuncte, die bei einer Sache in Erwegung gezogen werden müſſen, das heißt Zweck und Mittel.

Was wollte man? — Indem man den Pöbel und die Weiber aufhetzte, es an Brod fehlen ließ, über den Hof, und über den Erzbiſchof von **Bourdeaux** einen lautern, ſtrengen und unbeſtechlichen Patrioten ſchrie, das Volk gegen **Necker**, **Bailly** und **la Fayette** aufwiegelte, und dem **Mounier** drohte, der ſeine Präſidentenſtelle niederlegte, und ſich des ſchönen Ausdrucks bediente; **ich mag weder ſtrafbar, noch Mitſchuldiger ſeyn**, ſo rechnete man darauf, den König zu reizen ſich zu entfernen, oder wenigſtens ihm bänglich zu machen, ihn vom Ausgehn und ſeinen gewohnten Leibesübungen abzuhalten; man ſpeculirte auf die böſe Laune eines Volks, das auf das Aeußerſte gebracht wird, und auf den Humor eines Souverains, von ſchwankender Geſundheit; man wünſchte, ich ſage es frei heraus, ſeinen phyſiſchen oder politiſchen Tod. Du ſiehſt ein, daß bei ſo geſtalten Sachen, die Apothekerkunſt des neuen Clubs alsdenn den **Monſieur** **) mit leichter Mühe in die Cur genommen haben würde.

---

*) Die Heldinn in den Liaiſons dangereuſes. D.

**) Des Königs älteſter Bruder. U.

Der verbannte Graf von **Artois** und ſein Geſchlecht, machte ihnen keine Sorgen; war die Regentſchafft einmal im Gang, ſo fehlte es nicht an **Mathans**, uns von dem jungen **Eliakin** zu befreien; und im allerſchlimmſten Fall, würde man wenigſtens die ſchönen Tage der *) **Fillons** und des Cardinal **Dúbois**, ins **Palais-Royal** zurückgerufen haben. Der tugendhafte Bund zählte an den **du Ror... de Clar... de Briſſ... de la Borde...** und den fremden Bankiers gerade ſolche Leute unter ſich, als erfodert wurden, uns von neuem unter Law's Lumpenpapieren zu vergraben; und ſo hätte das Ende des 18ten Jahrhunderts ganz ſeinem Anfange geglichen.

Das war der Zweck; nun zu den Mitteln.

Geld iſt der Haupthebel aller Intriken; man brauchte deſſen viel, und es iſt verteufelt ſelten. Man ließ dem Herzog eine ungeheure Menge Schuldbillette ausſtellen, die an den Inhaber zahlbar waren. Herr **la Borde de Mereville** nahm ihrer ſo viel als er konnte. Die Mäkler brachten ſo viel davon unter, als man nehmen wollte. Man hat im Publikum ausgeſprengt, ihrer wären für zwanzig Millionen geweſen; allein ich glaube, daß ſie ſich höchſtens auf zwei oder drei Millionen Livres beliefen. Die Summe thut nichts zur Sache; genug, es erklärt ſich nun, woher das Alles rührte: die bezahlten Leute, welche die Häuſer bezeichnen mußten; die Caiſſe d'Eſcompte-Billets, die an Mäkler geſchickt wurden; jenes ewige Gedränge an die Caiſſe d'Eſcompte, um Geld zum Vertheilen im Detail zu bekommen; jene unbedeutende Motion des **Cla...** und des **Mirabeau's**; jene Schreckniſſe und Gerüchte von Abſcheulichkeiten, die man uns durch den verpeſteten

---

*) Perſonen, die zu Zeiten des Herzogs-Regenten eine ſo große Rolle ſpielten. B.

Canal eines vorgeblichen Volksfreundes ſpendirte, und die, zum Glück, ohne Folgen geblieben ſind.

Herr **De la T....**: war, während dieſer Vorbereitungen, nach **Montargis** gegangen, um ſich zum Commendanten der daſigen Miliz aufnehmen zu laſſen; Herr Sp., Cabinets-Secretair, befand ſich aus gleicher Abſicht zu **Orleans**, und gerade ſeit geſtern ſchreiben die Briefe aus **Orleans**, von Complotts, von Verſchwörungen, von Häuſern, die man mit Kreide bezeichnet fand, von Thüren, auf die man Säbel und Todenköpfe gemalt hatte. Kurz, man hörte von nichts, als von ſechzigtauſend Mann ſtarken Armeen, von Hunger, von Peſt, von Mißgeburten; glücklicher Weiſe war aber das Projekt die einzige Mißgeburt.

In dieſer Lage der Sachen, mußte nun der Angriff auf das Miniſterium gemacht werden. Man fängt bei dem Erzbiſchof von **Bourdeaux** an, und um ihn aus einem ungünſtigen Geſichtspunkt darzuſtellen, wollte man ihn zwingen, einen Herrn **Coquebert**, Secretair des Siegels, und Vater einer ehrbaren Familie, unter dem Vorwande abzudanken, daß er durch **Barentin** ſeine Stelle erhalten hätte; man wollte ihm einen gewiſſen **Guillaume**, einen Advocaten und Deputirten ſubſtituiren; der Miniſter weigerte ſich, **Coquebert** blieb, und **Guillaume** hatte das leere Nachſehn. Nun griff man die Sanctions-Formel an, welche dem Erzbiſchof die Würde des König, und die Würde ſeiner Stelle, als Canzler, einflößte. Man ſprengte alſo im Publikum aus, er ſey einer von den Theilnehmern an dem Complott der Abreiſe des Königs.

Mirabeau hatte einen halben Groll auf den **St. Prieſt**; man erlaubte ihm, ſeinen Haß durch die bekannte, ſo abgeſchmackte und einfältige Denuncirung *), zu befriedigen. ... **Mirabeau** war ehemals zum Geſandſchaftspoſten nach Conſtantinopel vorgeſchlagen worden; **St. Prieſt** hatte ſich dagegen geſetzt: inde iræ.

---

*) Der Worte nemlich, die ſich St. Prieſt gegen die Fiſchweiber bedient haben ſolte. U.

Die liebenswürdigen Verbündeten, indem ſie ſo den Franzöſiſchen Thron untergruben, verloren den Thron **Philips des Guten**, nicht aus dem Geſichte, und **Agneſe von Büſſon**, gab die Hoffnung nicht auf, im Fall ſie in Süden ſcheitern ſollte, wenigſtens in Norden einen neuen Orden von ihrem Vlies durch Philipp den Rothkopf ſtiften zu können, wenn ſie nemlich mit ihm ſein Reich in den Niederlanden theilen würde. Spione, Emiſſarien, ein gewiſſer Graf, deſſen Namen ich noch nicht nennen darf, ſind mit ſehr anſehnlichen Summen ausgeſendet worden, um in Brabant einen Anhang zu werben. Iſt gleich die Hoffnung eines glücklichen Ausſchlags dieſer Werbung ein Hirngeſpinſte (denn die Brabanter werden ſich für einem feigen Verräther bedanken) ſo iſt hingegen die Verſchleuderung des Geldes deſto reeller, denn Hofſchranzen, Courtiſannen und Mäkler, haben derbe Griffe darein gethan.

So weit war nun Alles eingefädelt: das Volk war gegen **Necker**, **la Fayette**, und **Bailli** aufgehetzt, der Laternenſtock in Stand geſetzt. Die Weiber auf dem Marſch nach Verſailles begriffen; Alles gieng nach Wunſch: zum Unglück widerſetzte ſich **Necker**, und ſonderlich der Erzbiſchof von **Bourdeaux**, der Abreiſe des Königs. Er kommt nach Paris, und der ganze Plan gerieth in Stocken. Wenn das Volk von Paris ſeinen König in den Thuillerien ſieht, ſo bekümmert es ſich nicht mehr um den Hallen-König; die Rotte der Verſchwornen hatte ſich ſelbſt in Sumpf geführt. **la Fayette** hatte ſich des Königs Vertrauen erworben, **Necker** ſah durch die patriotiſche Taxe großen Unterſtützungen entgegen; alles mußte nun von einer andern Seite angegriffen und umgeſchaffen werden. Da kam ein junges, honigſüßes Biſchöſchen, ganz friſch ge-

brechdrechſelt, mit ſeiner Finanz-Motion wegen des Clerus, und mit ſeinen hochtrabenden populären Grundſätzen zu rechten Zeit daher; eine Motion, deren Erörterung, mit Prorogationen, Ereigniſſen, Reduktionen, gehörig ausgeſteuert, ſich Monate lang hinziehn kann. Und juſt ſo was war nöthig, um den Ausbruch des Patriotismus zum Erkälten zu bringen, indem man überall ausſprengen ließ: es iſt nun gar nicht mehr nöthig unſre Bilanz zu machen, die Geiſtlichkeit muß Alles bezahlen, ſie hat mehr als wir brauchen. Dadurch, daß man auf dieſe Art alle Vorkehrungen der Regierung zu verwirren und zu erſchweren ſuchte, gewonnen die Verbündeten durch die allgemeine Unordnung Rückenhalt und Stütze.

Der Menſch denkt, und Gott lenkt! Alles iſt, dem Himmel Dank! geſcheitert. **La Fayette** iſt ſeit ſeiner Rückkunſt von Verſailles, unermüdet in ſeinem Eifer geblieben: die Diſtrikte haben raſtlos ein wachſames Auge gehabt; durch ſtrenge Nachforſchungen iſt man allem auf die Spur gekommen. Der junge General hat ſich mit einem ganzen Päcket Beweiſe in der Hand, zum König begeben; man berief einen außerordentlichen Geheimenrath zuſammen. Es wurde die Frage aufgeworfen, ob man den erlauchten Verbrecher beim Kopf nehmen ſollte, oder nicht? Das Fantom ſeiner vorgeblichen Popularität machte das Miniſterium furchtſam; es war noch zu wenig mit der neuen National-Garde bekannt, die ſich für ihren König würde haben in Stücken hauen laſſen, und fürchtete einen zweiten Einbruch deſſelben Pöbels, der zu Verſailles das Königliche Aſyl verletzte. Es wurde beſchloſſen ſich mit den Verſchwornen in Vergleich einzulaſſen. **La Fayette**, der das Innere des Menſchen beſſer kannte, nahm die Rache des Königs, des Vaterlandes, und des Hauptes der Pariſer Miliz auf ſich. Er ſchrieb auf der Stelle an den Herzog, er ſolle binnen drei Tage Paris verlaſſen, oder ſein Leben würde in Gefahr ſeyn. Er ſchlug noch einen beſſern Weg ein; er ließ ihm durch alle Echo's von Paris zu wiſſen thun, daß, da ihm nach ſeinem Leben gelüſtet habe, er ihm Gelegenheit verſchaffen wolle, ſein Müthchen zu kühlen, und daß er ihn am erſten beſten Orte, ſelbſt im Vorzimmer des Königs mit einer Ohrfeige brandmarken werde. Schneller wirkt der Blitz nicht, als dieſe Drohung des jungen Generals. Der feige niedrige Aufwiegler, wirft ſich zu den Füßen des Thrones, den er rauben wollte. Das Haupt der gebornen Vertheidiger dieſes Thrones, der Nationalmiliz, die Stütze, die Hülfe des Monarchen, in dieſen Tagen der Trauer, la Fayette war gegenwärtig; er wachte über ſeinen Trophäen. Seine Erblickung that auf den Prinzen die Wirkung des Meduſenhauptes; er konnte nur die Worte, Verzeihung, Reue, ſtammeln, und die Gnade des Monarchen rettete ihn von dem Schickſale, das ihm bevorſtand. ' Geſtern, den 14, zwiſchen 2 und 3 Uhr, iſt er nach England abgereiſet. Der König hat ſich durch die natürliche Güte ſeines Herzens, durch die Thränen der Tugend, das Schreckliche der Lage des Duc de Penthievre, die Herzoginn von O. und die drei unſchuldigen Kinder, mehr aber noch durch das traurige Gemälde des Schickſals des erlauchten Geſchlechts der Bourbons rühren laſſen, das jetzt auf dem ganzen Erdboden flüchtig und in der Irre iſt.

Aus Furcht, daß die Volks-Parthey, welche man aufzuhetzen geſucht hatte, eine Art von Aufſtand, zu Gunſten des erlauchten Gauckelmanns erregen möchte, den Mirabeau und la Clos nach ihrem Gefallen am Fädchen tanzen ließen, gab man ihm dem Scheine nach, einen beſondern Auftrag bei dem König von England. Man ließ der National-Verſammlung einen Paß für den unverletzlichen Verbrecher abfordern. Er ſelbſt war zu Verſailles um dieſes Geſuch in Perſon zu unterſtützen, im Fall es nöthig ſeyn möchte. Der Paß wurde ohne Weigerung ertheilt, und der Herzog zog mit ſeiner zärtlichen Tröſterinn, und ſeinem Heerführer, dem Artilleriſten **la Clos** von dannen, um anderswo neue Batterien zu errichten.

Wie ſo ganz anders handelt er, als der Cardinal von Retz, der ſich für die Parthey aufopferte, deren Haupt er war; er läßt ſchändlich die Seinige der Rüge der Geſetze und des Volks im Stich. Er giebt 400 Köpfe Preiß, und ſeine Flucht würde das Signal zu einer National-Rache geweſen ſeyn, wenn das Volk, das ſeinen Irrthum einſieht, nicht die Regungen der Gnade ſeines Monarchen theilte. Die National-Verſammlung ſtand auf dem Punkt auseinander zu gehn, und das wäre eine Miſſethat mehr geweſen, für die ſein Haupt hätte büßen müſſen.

Es war mit dem Schrecklichen unſrer Lage ſo weit gekommen, daß man unſre flüchtigen Prinzen zurückfodern wollte, und vielleicht wären wir durch den **Contrecoup** dieſer ſonderbaren Revolution dahin gebracht worden, **Maury** und **Despremenil** zu krönen, und die alte Ariſtocratie zu vergeſſen.

Seine Freunde ſprengen aus, er negocire ein Bündniß zwiſchen Frankreich und England; Er ſolle den König von Großbrittanien bitten, ſich nicht mehr König von Frankreich zu ſchreiben, er ſolle ihm vorſchlagen, die Prinzeſſinn Amalie an den Herzog von **Chartres** und den Prinzen von Wallis an die Tochter des Königs zu vermählen, und dem Hauſe O. behülflich zu ſeyn, den Brabantiſchen Thron zu beſteigen ꝛc. ꝛc. und tauſend ſolche prächtige Lügen mehr, womit ich weder mein Papier, noch deine Ohren beflecken will.

Mirabeau, wie man glaubt, hat Alles gerochen; ſobald er ſah, daß die erſte Cabriole des Gauklers des Volks alle Hoffnungen getäuſcht hatte, kroch die Schlange wieder in ſich ſelbſt zurück: und es iſt kein Zweifel, daß er nicht jetzt mit zuerſt Hand bei Einreißung des Gebäudes anlegen wird, deſſen Eckſtein er werden ſollte, aber nur der Stein des Anſtoßes wurde. Die erſten Sitzungen der National-Verſammlung zu Paris werden von Motionen wiederhallen, von welcher die eine immer populärer, als die andre ſeyn wird. Drei Tage Ruhe werden dem Ungeheuer nur Kraft und einen Schwung geben, der alle Erwartung überſteigt. Schon hat er den Anfang mit der Bill gegen die Zuſammenrottirungen gemacht: es iſt ein ſehr gutes, noch zugebendes Geſetz, das aber nach meiner Meinung der Schlußſtein des Gewölbes der Conſtitution iſt, und das man in dieſem Augenblicke nicht hätte in Erwähnung bringen ſollen. Die Diſtricte werden es ſehr unrecht angewendet finden; ſeine Ausführung und Erläuterung wird Räthſel bleiben; weil aber die National-Verſammlung nach Paris kam, ſo mußte er für ſeine eigne Sicherheit ſorgen. Die Motion iſt prorogirt worden.

Wer kann ſich hier entbrechen, einen Blick der Verachtung auf dieſes monſtröſe Gemiſch von Beredſamkeit und Ränken, von Talenten und Laſtern fallen zu laſſen, auf ihn, der alle Grundſätze kennt, und keine hat, den die Geſetze und die Richterſtühle gebrandmarkt haben, und der Geſetze macht, und Tribunale einſetzt; der überall verachtet, und überall geſucht wird, der ſchlau wie Ulyß, beredt wie Neſtor, und feig wie Therſit iſt; ein ewiges Cameleon, eine giftige Schlange, die euch ſticht, indem ſie euch umſchlingt; ein längſtverdorbenes Herz, das den ſanften Empfindungen der Freundſchaft fremd, und taub bei der Stimme der Natur iſt; ein Unglücksſchwangerer Brander, unter einer verſchlingenen Flotte; ein Minotaur jeder Paſiphae; ein Geſchöpf ohne Caracter, das bei dieſem Vorfall nicht einmal den Verſtand gehabt hat, moraliſch zu ſeyn oder zu ſcheinen; ein geborner Widerſacher von Allem, was unſre Ehrfurcht verdient; und ein ungeachteter Freund einer ver-

achtungswürdigen Rotte von fremden Revolutionnären, die das Vaterland, das ſie ernährt, gern ſchänden möchten. Sie ſind es, die durch ſein Organ jene Motion gegen die Caiſſe d'Escompte erhoben haben, die er acht Tage darauf vertheidigte; ſie ſind es, die mit ihren Projecten wegen der Negerſclaven, (Projecte, die ſich beſſer für eine Welt im Monde ſchicken) in unſern ſämmtlichen weſtindiſchen Beſitzungen eine Unruhe verbreiteten, welche die Ariſtocratie nie gewagt haben würde zu erregen. Sie bewegen Himmel und Erde. Sie ſchreien mit Lavinia's Mutter:

Flectere ſi nequeo ſuperos, Acheronta movebo.

So wie der Reiſende nach den prächtigen Schmäuſen des Generalpachters zu Perſepolis, wenn er das Innere des Hauſes unterſuchte, die blutigen Flecken, und die Reſte zappelnder Eingeweide fand; ſo beſudeln, wenn Mirabeau auf der National-Tribune uns durch ſeine Beredſamkeit hingeriſſen und in Erſtaunen geſetzt hat, ſo beſudeln, ſobald wir in ſeine Raubhöle hinab ſteigen, Flüchtlinge, Gebrandmarkte Luſtdirnen, und Gläubiger unſre Blicke; es iſt Babukes *) Küche. — Aber welches Loos bereitet die Zukunft einem ſolchen Manne?

Er ſucht, wie man ſagt, ins Miniſterium zu kommen; Ins Miniſterium? Läßt ſich ſo was ohne Entſetzen denken! Um ihn dem Rachſchwerdt der Franzoſen zu entziehn, wäre ein Geſandſchaftspoſten bei dem Paſcha von Skutari, das beſte, was ſich für ihn ſchickte. Aber nein, er wird die Kühnheit haben, der Gerechtigkeit der Nation Trotz zu bieten, und da es ihm nicht mehr erlaubt iſt, zu hoffen, daß er je verdienen wird, vergeſſen zu werden, ſo wird früh oder

---

*) Aus einem bekannten Voltairiſchen Mährchen. R.

oder ſpät der Blitzſtral des Geſetzes auf ſein Haupt herabfahren, und er wird nicht einmal die abſcheuliche Ehre genießen, als Schlachtopfer der Volkswut gefallen zu ſeyn.

Mounier wird wahrſcheinlich ſchöner als jemals wieder auftreten: ſein Caracter wird in ſeiner ganzen Reinheit glänzen, und das Vaterland wird ihn auf den Trümmern der Schellen und Dolche ſeiner Feinde krönen.

Ich vergaß dir zu ſagen, daß der **Dûc de Biron** ehemaliger **Dûc de Lauzün**, bei dem entdekten Complott die Anwartſchafft auf die Stelle des Herrn **de la Fayette** erhalten hatte. Man ſagte, er ſey ſeinem Beſchützer nachgefolgt, aber er iſt noch zu Paris.

Paris den 18. October 1789.

– Noch iſt die Maſchine im Gange, mein Lieber; in dem Augenblicke, wo ich dir ſchreibe, ſteht das Königreich Frankreich in einem Saal der **Thuillerien** auf dem Spiele. Der Herzog von O. iſt am leztverwichenen Freitag zu **Boulogne** angehalten worden, als er ins Packetboot ſteigen wollte. Merke wohl, wie ich dieſes neue Drama, nach einer algebraiſch-politiſchen Rechnung deute. Nur **Mirabeau** kann den Herzog von O. haben anhalten laſſen. Die Sache wird ſicher mit **Laclos** vor der Abreiſe verabredet worden ſeyn. Ich weiß, daß am Montage, als dem Tag vor dem 14. **Mirabeau** mit trocknen Worten zu dem Herzog ſagte: **ich will nicht, daß ſie reiſen.** Allein die Memmeheit des Armen, ſeine Furcht vor dem Popanz **la Fayette** und ich weiß nicht welche Eumenide, die ihn in ihren Klauen feſt hielt, überwogen das Anſehn des Minotaurs. Er reiſete, aber die Intrike ſchwang ſich hinter ihn aufs Pferd, und ſpornte ihn noch auf ſeiner Flucht. Zur Erreichung der Abſichten des Ungeheuers, war es weſentlich nothwendig, daß er in Frankreich blieb.

Mirabeau will Miniſter werden, es koſte was es wolle: dazu wird erfodert, daß **la Fayette**, **Bailly** und **Necker** geſtürzt werden, das heißt mit drei Worten, daß das Laſter die Tugend morde. Als er den Herzog von O. anhalten ließ, trat er mit folgendem Dilemma bei Hofe auf.

Ihr habt wider den Herzog von O. nur nach halben Beweiſen verfahren; ihr könnt nichts Juriſtiſch-Erwieſenes gegen ihn vorweiſen. Ich will euer deſpotiſches Verfahren aufdecken; mit einem Federſtrich will ich alle die Beſchönigungs-Farben auslöſchen, womit ihr es habt anſtreichen wollen; ihr ſeyd zu Paris meine Gefangene; zittert vor den Folgen!

„Der Herzog iſt ganz in meiner Gewalt; er kommt nach Paris zurück, oder kommt nicht zurück, wie es mir beliebt; das Geſchlecht der **Bourbons** iſt jetzt faſt ganz verbannt. Macht mich zum Miniſter, und ich überlaſſe den Letzten des Stammes ſeinem unglücklichen Schickſal. Weigert ihr euch, ſo laß ich ihn zurückkommen, von der ganzen Miliz **Picardie's** und **Artois** begleitet zurückkommen; ich übergebe meinen Mann dem Schutze der National-Verſammlung, ich denuntiire die Königinn; ich denuntiire die Miniſter; Blut ſoll in Strömen fließen; ich erreiche meinen Zweck unter irgend einer andern, mir gefälligen Regierungsform, und das Alles wird mich nur ein Verbrechen mehr koſten.“

Das Conſeil erblaßt vor Entſetzen; das Conſeil iſt ohne phyſiſche Stärke. Mit einem ſchmerzhaften, auf Ludwig XVI. gehefteten Blick, wird jeder Miniſter geſeufzet haben: **nun gut, ſo ſey er Miniſter.** **Necker** allein widerſtand noch geſtern Abend um neun Uhr; er wollte nichts mit dem großmächtigen Sch... gemein haben; aber

ach

nach! er ſprach davon, ſich nach *) Copet zu begeben. Gegen eilf Uhr Abends langte die Deputation der Municipalität von Boulogne an. Erſt eine Stunde nach dem Abgange der Poſt, kann ich die Verhandlungen dieſer Nacht wiſſen, und vielleicht mangelts mir dann an Muße zu ſchreiben.

O Schutzgeiſt der Nation, wache einen Augenblick über uns, rette einen heiligen Hof aus den Fallſtricken der Böſen. Und du, junger Held, du, der gleich dem Mutius Scävola, eine ganze Nation am Morgen des ſechsten Octobers retteteſt, indem du dich allein den Raſenden entgegenſtellteſt, die das königliche Aſyl entweihten! eile noch einmal dem ſterbenden Staat zu Hülfe! die Gottheit wird dich mit ihrer Egide decken. Cacus fiel durch die Hand des Hercules; Mirabeau falle unter deinem Arm. Acht Jahre deines Lebens weihteſt du der Befeſtigung der Freiheit eines fremden Landes; was darf nun dein Vaterland nicht von dir fordern? Gedenke, was dir auch begegnen mag, gedenke der Ehrfurcht, die noch jetzt Curtius Marmor in Capitol einflößet.

Ich ſchließe; denn heiße Thränen brennen meine Augenlieder, und überſtrömen mein Herz.

Den 19. October 1789.

Freund, er hat es nicht gewagt, einen Platz am Geheimenraths-Tiſche einzunehmen, ſobald Necker nicht mehr daran ſaß. Alſo haben wir für den Augenblick eine Sorge weniger. Das hindert aber nicht, daß wir nicht noch immer auf Volcanen wandeln; wir wollen uns zum Voraus auf den Ausbruch gefaßt machen. Der Prinz hat einen Vorſchmack von den Unannehmlichkeiten gehabt, die er verdient;

---

*) Landgut des Neckers am Genfer-See. U.

dient; man hat ihn zu **Boulogne** wie einen Betrüger behandelt, und eine eigne Deputation zur Unterſuchung der Aechtheit ſeiner Päſſe hieher geſendet. Die Deputation iſt wieder abgegangen, alſo wird er nun in Frieden zu London landen können.

Was kann er dort erwarten? Der Prinz von **Conde** hat laut erklärt, daß er ihn, wenn er je Frankreich verließe, überall aufſuchen, und Rache an ihm nehmen wolle. Der Prinz von **Conde** hält Wort, es iſt ein alter Franke, ein großer Ariſtocrat, aber wackerer Rittersmann. Auch der Herzog von **York** ſoll ſich über ihn ſehr hart, wegen gewiſſer Ausdrücke, herausgelaſſen haben, welche ſich der Flüchtling bei Gelegenheit der Händel des Herzogs mit dem Obriſten Lenox erlaubt hatte. Und wird er, auf der andern Seite, in Frankreich durch einen neuen Zufall zurück gehalten, ſo vermag er nicht mehr dem Schickſal zu entgehn, daß ihm der Proceß gemacht wird. Er befindet ſich alſo zwiſchen dem Degen des **Conde**, dem Piſtol des Herzogs von **York**, und dem Schwerdte der **Themis** in der Enge; es bleibt ihm bloß die Wahl übrig. Das erinnert mich an den Herzog von **Clarence**, den Bruder **Eduards** IV. der vor 300 Jahren von den Pairs und Gemeinen verurtheilt wurde, und in einer ähnlichen Lage, ſich zur Gnade ausbat, in einem Faß Malvaſier erſäuft zu werden.

Sein vorgeblicher Auftrag iſt einem Ridicül nahe; jedermann weiß, wie wenig er ſich zur Beſorgung irgend eines Geſchäfftes ſchickt....

Mirabeau ſagte geſtern überlaut, daß er den Feigherzigen ſeinem unglücklichen Schickſale Preiß gebe, daß er nur eine Bedienten-Seele habe u. ſ. w. Du kennſt die Originalität ſeiner Spöttereien, die einzigen Waffen vielleicht, die er zu führen die Gabe beſitzt. Hier ſind einige von dieſen Sticheleien, welche von Schwachköpfen ſo ſehr gefürchtet

werworden, und deren ganzes Verdienſt gewöhnlich in einer ſonderbaren Neologie beſteht.

Man fragte ihn, als die Rede von ſeinen Hülfsvölkern war, ob er ſich auf Glezen verlaſſen könnte. „Ach! antwortete er, Glezen iſt ganz Orthographie. Ich brauche mich nur bei ihm wegen eines Worts Raths zu erholen, ſo kann ich ihn, wenn ich will, durch die Grammatik fangen.

Was halten ſie von Chapelier? fragte ihn ein andrer. Chapelier, war ſeine Antwort, iſt zu nichts gut, als bei der le J… zu ſoupiren. Die le J… iſt die *) Aſpaſia, unſers neuen Tarare.

Als er ſeinen Bruder verführen wollte, bediente er ſich folgender Worte: Du ſtreiteſt für das königliche Anſehn, und ich auch; aber wir ſtreiten nicht unter einerlei Fahnen, und es giebt Augenblicke, wo die Familien zuſammentreten müſſen.

Man glaube aber nicht, als ob die Reihe des Verſpottens nicht auch zuweilen an ihn käme: am Donnerſtage Abends den 5ten, als der Verſammlungs-Saal ganz mit ſeinen *) tugendhaften Freundinnen angefüllt war, bat er den Präſidenten Mounier, die Sitzung aufzuheben. Warum das? fragte der tugendhafte Bürger. — Zwanzig tauſend Mann ſind im Anzuge, die uns alle umbringen werden; ſtellen Sie ſich, als ob Ihnen nicht wohl wäre, und ſchlieſſen Sie. — Je deſto beſſer! erwiederte Mounier, ſo erreichen ſie früher ihren Republik-Plan! — Er merkte, daß Catilina Geſchäffte auf dem Waffenplatze abzuthun hatte, und zwang ihn, im Senat zu bleiben.

---

*) Perſonen aus des Beaumarchais Oper, Tarare B.

**) Die Fiſch- und Höker-Weiber.

Ich mache mir faſt Vorwürfe dir das Ungeheuer ſo fürchterlich geſchildert zu haben, dann nimmt man ihm, was nicht ſeyn iſt, ſo wäre es leicht möglich, daß ſtatt des Popanzes, der uns ſo ſchreckte, nur ein Scelet übrig bliebe. Ich weiß mit Zuverläſſigkeit, daß er nicht von dem vierten Theil ſeiner Werke, der wirkliche Verfaſſer iſt.

Les lettres du cachet: ſie ſind von dem Bailly von Mirabeau ſeinem Onkel, der ſie ſie ihm gegeben hat. Man trifft darinn Citate aus neunhundert Autoren an, die er gewißlich, zu Vincennes nicht bei der Hand hatte. Nichts iſt Original, als die Details von der Küche des Rougement.

Sur la caiſſe d'eſcompte: gehört ganz dem Herrn Panchaud.

Sur la banque de St. Charles: iſt von Claviere, und von Briſſot de Warville.

Denonciation de l'agiotage: iſt ebenfalls von Claviere und von Gorſas.

Sur les eaux de Paris: iſt von Claviere.

Die Lettres ſur M. *Necker*: ſind von Panchaud.

Die doutes ſur la liberté de l'Eſcaut, ſind von Marron, Geſandſchaftspredigern beim Holländiſchen Geſandten.

Sur l'ordre de Cincinnatus, iſt vom Doctor Price, der es auch als ſein Eigenthum vindicirt hat.

Aux Bataves ſur le Stadthouderat: iſt von Marron.

Die Diſcours aux états de Provence: ſind von Herrn Bourges.

La Monarchie Pruſſienne: der Grundſtoff iſt ganz von Profeſſor Merian.

Die beiden Adreſſen, die ſo vielen Lerm gemacht haben, ſind von Herrn Düroveray.

Der Courier de Provence, iſt von Dümonte.

Auf dieſe Art bleibt ihm als unbeſtrittenes Eigenthum nichts übrig als: Erotica Biblica.

Le libertin de qualité, ou ma converſion.
Das Memoire ſeines Vaters gegen ſeine Mutter.
Das Memoire ſeiner Mutter gegen ſeinen Vater.
Hiſtoire Secrete de la cour de Berlin.
Und der Entwurf des martialiſchen Geſetzes, der nicht durchgieng.

So auf ſeinen wahren Werth reducirt, wirſt du mit Vergnügen finden, daß er individuell nicht ſo furchtbar iſt, als man ſich einbildet. Aber der Kalife hat dreißig Saiten in der Verſammlung, an die er die Dolche und die Gifte vertheilt, und er allein iſt die Grundurſache jenes Mißbehagens, das jetzt alle Franzöſiſche Herzen befällt, und jener allgemeinen Abweichung von unſern gewöhnlichen Geſinnungen und Empfindungen.

Das Ungefähr hat mir eine Menge Winke und Nachrichten in die Hände geſpielt, die ſehr ſchätzbar für die Schriftſteller ſeyn müſſen, welche früh oder ſpät die burleske und tragiſche Geſchichte unſrer Revolution ſkizziren wollen. Ich habe mir vorgenommen, alle dieſe Materialien im Stillen für die künftigen Tacituſſe zu ſammeln. Im Ganzen genommen, kann man ſich nicht entbrechen, über die National-Verſammlung der Meinung des alten Deputirten von **Rennes** zu ſeyn. Unſre National-Windbeutel wollten die ehrwürdige Einfalt des guten Landmanns von **Villanie** ausfragen: „Ei, ei, Herr Gerard, was „denken ſie zu Allem dieſen?“ — Ich denke meine Herrn, daß es hier viel Schurken giebt.

Ohne Zweifel wird bald jemand mit Lauterkeit und Nachdruck, und auf eine der Geſchichte würdige Art, die Rechtfertigung der **Gardes du Corps** *) entworfen; und dann wird man endlich in dem Vorfall, der ſo wichtige Folgen hatte, weiter nichts, als etwas höchſt unbedeutendes erblicken.

---

*) Zehn bis vierzehn von dieſen wackern Edelleuten, die ſich nicht wehrten, wurden von dem Pöbel, und zum dem Troß der Pariſer-Miliz gemordet.

Ohne Zweifel wird man nun auch Licht über die Geſchichte mit den Dolchen erhalten, die aus Italien nach **Marſeille**, und von **Marſeille** nach Paris kamen, wo die General-Pacht ſie am erſten Oktober confiſcirte; ohne Zweifel wird uns Herr la **Perriere** entdecken, ob es wahr iſt, was das allgemeine Gerüchte ſagt, daß in der außerordentlichen Verſammlung der General-Pächter, um darüber zu rathſchlagen, einige der Meinung waren, man müſſe es bei den Gemeinen anzeigen, daß aber durch die Mehrheit beſchloſſen wurde, die Dolche zerbrechen und verſcharren zu laſſen, um gefährlichen Gerüchten vorzubeugen.

Ohne Zweifel wird man jetzt den Zweck der häufigen Londner Reiſen eines gewiſſen Fau... erfahren, eines höchſt übelberüchtigten Menſchen, der den **Mirabeaus** und du R.. nicht von der Seite kam; ingleichen was die Sage zu bedeuten hatte, die gieng, daß **Pitt** zwei Millionen Sterling verlangt habe, um ſechs Monate lang incognito darüber diſponiren zu können.

Ohne Zweifel werden die Echos der Caſernen der franzöſiſchen Garde nun auch zu reden anfangen, und man wird uns ſagen, wer die in Weiberkleider verkappte Mannsperſonen geweſen ſind, die Abends den 5ten October dahin kamen, und **Mouniers** Kopf verlangten; die Flintenſchüſſe

auf

---

wurden. Ein einziger, als er ſeinen Tod beſchloſſen ſah, erſchoß einen ſeiner Angreifer. Ein **Garde du Corps**, der umringt war, ſetzte ſich das Piſtol vor den Kopf, um ſich lieber ſelbſt zu erſchießen, als dieſen Wüterichen in die Hände zu fallen, das Piſtol verſagte, und der raſende Janhagel zerfleiſchte ihn: die Grenadiere der Pariſer-Miliz, nahmen endlich dieſe Unſchuldigen (es iſt Lüge, daß ſie auf das Volk feuerten) in Schutz. Man leſe darüber den politiſchen Theil des Mercure de France 1789. N. 42 S. 231 — 234 nach. So ſchreibt, ſo beklagt ſie ſelbſt eins der erſten Journale der Nation.

auf ſeine Wohnung thaten, und an der Thüre des Verſamlungsſaals aus vollem Halſe, *) nach der Altmutter Mirabeau riefen.

Die Perſonen, die man zu verführen ſuchte, werden den Mund aufthun; die Correſpondenz des Herrn Lieutaud und des Herrn Parlamentsraths **Dandre** wird über manches Licht verbreiten; und die Correſpondenten des Mirabeau zu Marſeille, die H. H. **Martin** und **Tullis**, werden der Wahrheit die Ehre geben. Die Provinzen werden ſich in kurzem verſammeln, und wenn ſie die Vorhandlungen ihrer Abgeordneten prüfen, werden ſie vielleicht die meiſten von dieſen ihren heiligen Kindern entheiligen. Vielleicht verlangt nun auch das Volk, nachdem ihm lange genug die Ohren von dem ſchönen hochſtralenden Worte, **executive Gewalt** geklungen haben, daß man wieder einmal in ſeinem Herzen das ſüße, geliebte Wort, **unſer guter König** erſchallen laſſe. Und erſt dann wird die allgemeine Wiedergeburt der Nation ſtatt finden, die weder aus Ariſtocraten noch Democraten; ſondern aus Socraten beſtehen wird; die Amituſſe werden vor den neuen Weiſen ſchwinden, und der, Tag der Rache wird anbrechen ꝛc.

Domine Salvum fac regem!

---

*) Ausdruck der Poiſſarden.

IX.

Fragmente.

Das Carneval zu Venedig.

Aus dem 2ten Bande der neuen Beſchreibung von Venedig.

Es giebt hier verſchiedene Maskenzeiten; die eigentliche große Maskenzeit aber iſt das berühmte Carneval, das mit Anfang des Octobers anfängt, und nur von Weihnachten bis zu den drei Königen unterbrochen, bis zu Anfang der großen Faſten fortdauert. Zugleich mit dem Carneval fangen die Schauſpiele an, und dauern bis an das Ende deſſelben. Vom Oct. bis Weihnachten ſieht man nur die Venetianiſche Maske, oder die ſogenannte Maſchera nobile, die immer erſt des Nachmittags angelegt wird, von dem Dreikönigstag an, oder während dem eigentlichen Carneval aber ſieht man außer jenen, auch Caracteriſtiſche Masken, die allerlei Nationen, Sitten und Gebräuche vorſtellen, und immer gegen das Ende zu häufiger werden. So groß die Freiheit iſt, die hier immer zu Venedig herrſchet, ſo ſehr ſieht man doch von Seiten der Regierung darauf, daß keine Nation durch irgend eine Maske beleidigt werde. Während dem Americaniſchen Kriege führte eine in Engliſche Tracht gekleidete Maske, einen Holländer in National-Kleidung gefangen, und in Ketten gefeſſelt, auf dem St. Markus Platze herum, die Regierung aber ließ ihm, ſo bald ſie davon Nachricht bekam, dieſen Spaß verweiſen.

Dieſe Zeit iſt in Venedig die lebhafteſte im ganzen Jahre, obgleich das ſogenannte Redotto, oder Spielhaus geſchloſſen iſt, und alle Hazardſpiele ſcharf verboten ſind. Alle Straßen und Plätze wimmeln von verlarvten Perſonen, und jeder ſtrengt allen ſeinen Witz an, um ſeine Rolle mit Geſchmack und Anſtand zu ſpielen. Jedermann iſt es erlaubt, die Maske zu necken, und je beſſer und witziger ſie antwortet, deſto größer iſt der Beifall, den ſie erhält. Auch die Kaffehäuſer ſind zu jeder Zeit, und vornehmlich des Abends gepfropft voll; dann die caracteriſtiſchen Masken gehen von einem in das andre, um ihren Witz ſpielen zu laſſen. Hauptſächlich aber iſt der St. Marcus-Platz die Schaubühne, wo alle Thorheiten der Welt, jede ihre Rolle recht eigentlich ſpielen. Denn man ſieht daſelbſt, Arlequine, Gaukler, Taſchen- und Puppenſpieler, Wahrſager, Marktſchreier, Quakſalber, Bänkelſänger, bußpredigende Dominicaner auf beweglichen Canzeln, liederliche Weibsperſonen und Bettler, in großer Menge.

Hierunter gehören auch die Improviſatori, die ſich um dieſe Zeit hier einfinden. Man belegt mit dieſem Namen eine gewiſſe Art von Dichtern, die über einen Gegenſtand, den man ihnen vorlegt, Verſe aus dem Stegereif machen, oder auch Räthſel in Verſen auflöſen. Hat man ihnen eine Materie aufgegeben, ſo beſinnen ſie ſich etliche Minuten; dann giebt einer auf der Violine, oder auf einem andern Inſtrumente den Ton an, worauf ſie im Recitativ Stil zu 300 Verſe declamiren, die ziemlich fließend, und zur Muſik paſſend ſind, wo ſie gemeiniglich mit unter artige Complimente an die Geſellſchaft einmiſchen. Die Italiener ſind ſo ſehr Liebhaber von der Poeſie, daß ſie ganze Stücke aus dem Arioſt, Taſſo und Petrarch auswendig wiſſen; und dieſe ſind die Hauptquellen, woraus die Improviſatoren ihre Reime, Wendungen und Cadenzen nehmen. Bekanntlich fieng der große Mataſtaſio ſeine poetiſche Laufbahn damit an, daß er eine Zeitlang zu Rom den Improviſatore machte.

„Ein Hauptvergnügen zur Carnevals-Zeit ſind die öffentliche Schauſpiele, für welche die Venetianer bis zum Uebermaß eingenommen ſind. Man zählet hier ſieben Schauſpielhäuſer, wovon drei für die ernſthafte und comiſche Oper, und vier für die Comödie beſtimmt ſind. Die Schauſpielſäle zu Venedig ſind für ihre Abſicht groß und bequem genug, ob man gleich hier die Pracht nicht antrifft, die man an andern Orten zu ſehn gewohnt iſt. Für den Eintritt wird eine Kleinigkeit bezahlt, nemlich in der ernſthaften Oper 2 Lire, in der Opera buffa 30 Soldi, und in der Comödie 10 Soldi, wer ſitzen will, bezahlt das doppelte, ſo wie auch die Logen beſonders bezahlt werden. In den erſten Abenden, an welchen ein neues Stück aufgeführt wird, ſind dieſe ſehr theuer, beſonders wenn die Neugierde geſpannt iſt. In ſolchen Fällen wird eine Loge öſters mit 6 — 8 und mehr Zechinen bezahlt. Der Adel und die reichſten Bürger miethen ihre Logen auf das ganze Carneval; indeſſen bleiben für Fremde noch deren genug übrig. Obgleich die Logen größtentheils ſo dunkel ſind, daß man die Perſonen in denſelben in der geringſten Entfernung ſchwer erkennen kann, ſo iſt doch das Theater ſo gut erleuchtet, daß man von allen Seiten her alles vollkommen gut ſehen kann. Das Parterre wird gemeiniglich von den Gondoliers und dem Pöbel eingenommen, die ſich dabei ganz ihrer Frölichkeit überlaſſen. Die erſtern gelten ſogar für Kenner, auf deren Beifall man ſich etwas zu gute thut. Es iſt ein beſtändiges Getümmel von Leuten, die lachen, trinken, ſcherzen, und beſonders von Backwerck- und Obſtverkäufern, welche laut von Loge zu Loge ihre Waaren feilbieten. Die beſtändige Bewegung von einer Loge zur andern, und zwiſchen den

Logen und dem Parterre fällt allerdings denen unangenehm, die blos um des Stücks willen da ſind. Eine andre Unbequemlichkeit iſt das unbändige Geklatſche, wenn eine Arie gefällt, das nicht eher aufhört, als bis ſie wieder von vorne angefangen wird. So wird öfters ein Sänger, oder eine Sängerinn mit der größten Unbarmherzigkeit genöthigt, eine Arie zwei, drei und mehrmals zu wiederholen. Eben dieſes geſchieht, wenn ein Tänzer mit einem Sprunge über das ganze Theater ſetzt. Das Forcetanzen iſt das einzige, das zu Venedig gelingt, und der Italiener ſcheint überhaupt mehr Geſchmack an der Behendigkeit und den großen Sprüngen ſeiner Tänzer, als an anmuthigen Bewegungen zu finden. Da man hier für die Muſik ſehr feine Sinnen hat, ſo iſt auch die Oper ſowohl in Stimmen, als Symphonien gleich gut beſtellt. Man hält die hieſige Opern-Muſic für ſo ſchön, als ſie in irgend einer andern Stadt in Italien iſt, und manchmal auch mit Recht. Der Text an ſich ſelbſt mag beſchaffen ſeyn, wie er will, und wenn er auch den offenbarſten Unſinn enthielte, ſo achtet man doch nicht darauf, wenn nur die Muſic gut iſt. In der ernſthaften Oper bedient man ſich noch jetzt gröſtentheils der Werke des Metaſtaſio! man hat aber bereits auch hier, und zwar mit vielem Widerſpruch angefangen, die Scenen aus der jetzigen Welt zu nehmen, und die Griechen und Römer in Ruhe zu laſſen. Das erſte Stück von der Art hatte den Titel: der Deſerteur; das Publicum aber war gegen dieſe neue und ungewohnte Veränderung eingenommen, daß es niemand hören wollte, obgleich der berühmte Bacchiarotti, und die allgemeine beliebte Bandi alle ihre Kunſt und Geſchicklichkeit anſtrengten, daſſelbe in Credit zu bringen. Es wurden öffentlich gegen den Verfaſſer Pasquille angeſchlagen, die Aufführung verſchiedenemale ausgeſetzt, und der Entrepreneur würde großen Schaden gelitten haben, wenn nicht der Herzog von Curland nebſt ſeiner Gemahlinn, die gerade in der größten Gährung darüber nach Venedig kamen, die Aufführung ausdrücklich verlangt, und das Stück mit ihrem Beifall beehrt hätten.

In der comiſchen Oper thut die Handlung allein oft größere Wirkung, als die Dichtkunſt und Muſic. Indeſſen iſt der Tanz auch hier die Hauptſache. Wenn eine Oper einigemale aufgeführt iſt, ſo verliert ſich alle Aufmerkſamkeit, man plaudert, ſpielt, macht in den Logen Beſuche, und divertirt ſich auf alle Art, ohne ſich um Geſang und Muſic viel zu bekümmern; ſobald aber das Ballet anhebt, ſo hört auch auf einmal jede Unterhaltung auf, und alle Augen ſind auf das Theater gerichtet. Dieſes befremdet um ſo mehr, da die Ballets nicht abgewechſelt, ſondern immerfort ſo lange wiederholt werden, als die nemliche Oper gegeben wird.

Die Comödie hat für den Fremden bei weitem das Anziehende nicht, das ſie für den Venetianer hat. Um richtig davon urtheilen zu können, iſt eine vollkommene Kenntniß der Sprache ſowohl, als der Sitten, ein unentbehrliches Erforderniß. Ich ſelbſt tadelte im Anfange manches, das ich in der Folge zu loben Urſache fand; und ſo wird es jedem gehen, der anfangs von Vorurtheilen, oder einer gewiſſen Vorliebe für andre Nationen und Sitten eingenommen iſt, nach und nach aber durch einigen Aufenthalt und Umgang ſich an die Eigenheiten der Nation gewöhnt.

Frölichkeit machet den Hauptcaracter der Venetianer aus, und wenn ſie in die Comödie gehn, ſo geſchieht es in keiner andern Abſicht, als um zu lachen. Dieſe Wirkung hervorzubringen, ſind die Poſſenſpiele freilich immer geſchickter, als die Caracter-Comödien, und die Schauſpieler ſtrengen allen ihren Witz und Geſchicklichkeit an, um die Scenen mit Feuer auszuführen; wobei freilich der Arlequin, Brighella, Patalon und Dottore die Hauptrollen ſpielen; und da iſt nicht zu leugnen, daß ſie ſich in beſtändigen Anſpielungen, Scherzen und Zweideutigkeiten, oft auch in frechen Satiren kiren eine unerträgliche Freiheit erlauben, und ihrer Profeſſion eine Art von Infamie zuziehen. Allein der Venetianer findet nun einmal Geſchmack daran, er verſteht alle Feinheiten der Sprache, und der Anſpielungen auf die Sitten, die manchem andern, der ſie nicht in dem Maße verſtehet, ungereimt vorkommen, und dann iſt es doch immer unbillig, über ſeinen Geſchmack dictatoriſch den Stab zu brechen, und hypochondriſch, ihm ſeine Freude zu mißgönnen.

Ganz ungegründet iſt es, wenn einer unſrer neueſten Lieblings-Schriftſteller ſagt: „Bei ernſthaften Stücken, deren kaum eines gegen zehn Farcen gegeben werde, ſei das Haus leer; bei Poſſenſpielen aber Logen und Parterre angefüllt, es herrſchte die äußerſte Stille, und alles ſey Ohr.“ Denn für das erſte, werden vom Oct. an, bis nach drei Königen ſelten andre, als ernſthafte Stücke gegeben, und die Farcen fallen nur in die eigentliche Zeit des Carnevals, wo ſie mit andern Stücken zur bloßen Beluſtigung des Pöbels abgewechſelt werden; woran freilich auch der Adel, ſo wie an allen übrigen Vergnügungen des Pöbels mit Antheil nimmt. Für das andre, kann das Schauſpielhaus unmöglich jemals ſo ſehr angefüllt geweſen ſeyn, als wenn Trauerſpiele von Pindemonte aufgeführt wurden, und es iſt beiſpiellos, wie hoch die Logen im Preiſe ſtanden, als er ſein letztes Trauerſpiel, die Colonien von Candia, gab. Obſchon das Theater zu St. Chryſoſtomo eines der größten iſt, ſo konnte es doch die Menge von Leuten nicht faſſen, die haufenweiſe herzudrangen; man erhöhete die Eintrittsgelder, und endlich mußte man doch die Leute, für die kein Raum mehr war, abweiſen. Eben ſo beliebt ſind noch jetzt die Stücke des großen Menſchen- und Sittenkenners, des unerreichbaren Goldoni. Auch Gozzi arbeitet noch faſt alle Jahre fürs Theater. Es iſt alſo weit gefehlt, wenn man den Venetianer allein an Poſſenſpielen ſein Vergnügen finden laſſen will. Mit unter kommen immer, um der beliebten Veränderung willen auch

welche

che vor, die der Pöbel aus allen Ständen beklatſcht, und in Ermanglung derſelben oft ſelbſt mit der Pulcinella (einem elenden Marionettenſpiele) vorlieb nimmt.

Erſt vor etlichen Jahren errichteten einige der reichſten und angeſehendſten Edelleute in Verbindung miteinander ein eignes Theater zu ihrem beſondern Vergnügen, das in der Folge unter dem Namen Academia degli Ardenti bekannt wurde, die Direction darüber ertheilt, der berühmte Schauſpieldichter, Cav. Greppi, den man zu dieſem Ende unter anſehnlichen Bedingungen aus Bologna hieher berief. Die Unternehmer machen ſelbſt die Acteurs, ſo wie auch das Orcheſter mit lauter Dilettanten aus der Geſellſchaft beſetzt iſt. Wer einmal ein ſolches Schauſpiel geſehen hat, wird bekennen müſſen, daß die Acteurs alle Schauſpieler von Profeſſion unendlich übertreffen. Ich ſahe einen die Rolle des Themiſtokles machen, der ſchon einmal Staatsinquiſitor war. Ein Michieli, aus einer der erſten Familien ſpielte die Rolle des Xerxes. Sowohl in der Action, als in der Declamation, verdient dieſe Geſellſchaft alle Bewunderung. Die Decorationen ſind prächtig, und die Kleidung iſt koſtbar. Da jedes reiche adeliche Haus beträchtliche Schätze von Juwelen beſitzt, ſo läßt ſichs leicht errachten, daß nirgends die Sultane in ihrer ganzen Orientaliſchen Pracht natürlicher vorgeſtellt werden können, als hier. Die Billets werden von den Theilhabern umſonſt, und nur an gute Freunde und Bekannte ausgegeben; jedem aber, der kein Billet aufweiſen kann, iſt der Zutritt verſagt. Aus dieſem Grunde werden wenige Fremde Gelegenheit haben, in dieſe Academie eingeführt zu werden.

Eine andre Carnevals-Luſtbarkeit iſt der ſogenannte Giovedi graſſo, oder fette Donnerſtag, welcher allemal der Donnerſtag vor Faſtnacht iſt. An dieſem Tage wird das Andenken der Gefangennehmung des Patriarchen Ulrich von Aquileja, und ſeiner zwölf Chorherrn gefeiert. Dieſer Patriarch konnte die Freiheit für ſich und ſeine Chorherren, unter keiner andern Bedingung erhalten, als daß er ſich verbindlich machte, für ſich ſelbſt einen fetten Ochſen, und für ſeine Chorherrn zwölf Schweine detto, nebſt zwölf großen Broden, als einen jährlichen Tribut nach Venedig zu ſchicken. Dem Ochſen wurde ſodann an dieſem Tage auf dem St. Markus-Platze, in Gegenwart des Doge, des Senats, und des ganzen Volks der Kopf abgeſchlagen, die Schweine aber nach Ständesgebühr vom St. Markus-Thurme, unter dem Zujauchzen des Volks, herabgeſtürzt. Heutzutage aber begnügt man ſich bloß damit, einige Stiere auf den Platz zu bringen, welchen die Fleiſcher den Kopf mit einem Hiebe abſchlagen. Die Feierlichkeit wird damit angefangen, daß ein Matroſe, als Mercur gekleidet, an einem Seile vom St. Markus-Thurme auf die Gallerie des Pallaſtes herabfährt, und dem Doge einen Strauß überreicht, wofür er eine Zechine erhält. Er wird ſodann an dem nemlichen Seile wieder hinauf gezogen. Mitten auf dem Platze ſtehen zwei Gerüſte, auf welchen die Fechterſpiele zwiſchen den Niccolotten, und Arſelanotten gehalten werden. Nach dieſem werden die ſogenannten Forze d'Ercole, oder die Kräfte des Hercules von eben dieſen beiden Parteien vorgeſtellt. Dieſes ſind Pyramiden von Menſchen, die ſechs bis ſieben Mann hoch aufeinander ſteigen. Die Baſis beſteht aus 16 und mehreren Perſonen, und ſo geht es nach einer regelmäßigen Vertheilung der Laſt verhältnißmäßig oben zu, wo zuletzt ein auf dem Kopfe ſtehender Knabe die Spitze der Pyramide formirt. Dieſer nachdem er allerlei Manövres und Beugungen gegen den Doge und die Zuſchauer gemacht hat, ſpringt zuerſt auf unten liegende Betten herab. Nach ihm ſpringt der zweite, und der dritte auf eben die Weiſe, bis die Pyramide aufhört. Man ſiehet öfters, daß ein einziger Mann, noch zwei Perſonen übereinander auf ſeinem Kopfe ſtehen hat. Diejenige

Partei, welche die höchſte Pyramide machen kann, erhält den Beifall. Dieſe Gaucklerübung, die man außer Venedig faſt nirgends ſieht, war ſchon den alten Römern bekannt, und dieſe machten es genau auf eben dieſelbe Weiſe. Endlich macht ein Feuerwerk den ganzen Beſchluß dieſer Feierlichkeit. Der oben erwähnte Matroſe fährt noch einmal von St. Markus-Thurme herab, zündet es an, und nimmt ſodann ſeine Richtung nach dem Canal. Schade, daß öfters die Sonne noch dazu ſcheint, und dem Feuerwerke ſeine ganze Wirkung benimmt.

Der letzte Tag im Carneval iſt der unruhigſte und lebhafteſte. Eine ungeheure Anzahl von Menſchen in allen Larven, erfüllen an dieſem Tage den Platz und alle Straßen der Stadt. Wilde Luſtbarkeit ertönt aus allen Gegenden. Jeder ſucht ſich auf ſeine Art für die nun angehende langweilige Faſten ſchadlos zu halten. Man tanzt, man lermt, man ſchwärmt, man ſpielt, man ſchmauſt; alles athmet die zügelloſeſte Freiheit. Die Schauſpielhäuſer, die heute zum letztenmal offen ſind, geben jedes in illuminirten Sälen zwo Vorſtellungen, die von Mittage bis Mitternacht dauern. Eine Partei trägt in größter Carricatur das Carneval zu Grabe. In allen Häuſern werden Schmäuſe gegeben, weil man zum letztenmal Fleiſch eſſen darf, und damit wird bis Mitternacht weidlich fortgefahren. Zu Mitternacht wird auf dem St. Markus-Thurme, und dann auch auf jedem Thurme in der Stadt mit der Glocke das Zeichen gegeben, daß die Faſten anfängt. Dieſes verurſachet eine plötzliche Veränderung an den Tafeln, wo das Carneval zu Tode geſchmauſet wird; denn nun werden alle Fleiſchſchüſſeln auf das gewiſſenhafteſte weggeſchaft, dagegen aber die auserleſenſten Fiſche aufgetragen, und dieſes dauert bis an den lichten Tag, wo ſich dann alles zuſammen in den

Kirchen einſtellet, und Aſche auf die ſchweren Häupter ſtreuen läſſet.

Eine andre Art von Carneval, iſt die ſogenannte Senſa, oder die Venetianiſche Meſſe. Sie fängt mit dem Himmelfahrtsfeſte an, und dauret vierzehn Tage lang. In dieſer Zeit aber ſind keine Caracter-Masken üblich, und man ſieht blos die Venetianiſche Maske. Der St. Markus-Platz iſt alsdenn mit Buden bedeckt, die mit viel Erfindung und Geſchmack angebracht ſind. Sie ſtehen in einem halben Monde herum, und bilden eine Gallerie, wovon die Waarenmagazine die halbe Breite einnehmen. Der übrige Raum beſteht aus einer artigen Colonnade, unter welcher beſonders des Abends eine dichte Reihe von Menſchen ſpazieren gehet. Der Anblick ſo vieler fremden Geſichter, das Gewühl von Menſchen, die bunten ſchimmernden Kleidungen, die allgemeine Bewegungen in einem großen Kreiſe, das Geſchrei der Kuchenbäcker und Orangenhändler, die ihre Waaren feil bieten, dazwiſchen die Muſic, die von herumziehenden Banden gemacht wird, das alles ſetzt die Sinnen in eine Art von Taumel, und bewirkt eine angenehme Vergeſſenheit, in welcher man ſich leicht von der allgemeinen Frölichkeit mit hinreißen läßt. Die Buden ſind mit allerlei Galanteriewaaren in ſchönſter Ordnung und Symmetrie mehr zur Pracht und Schau, als zum Verkauf angefüllet. In den Eckbuden, welches die gröſten ſind, wird Kaffe und alle Arten von Erfriſchungen gegeben.

Mit dieſer Meſſe iſt die bekannte prachtvolle Ceremonie der Vermählung des Doge mit dem Adriatiſchen Meere verbunden. Die Herrſchaft dieſes Meeres iſt der Republic ſeit undenklichen Zeiten eigen, und dieſes Eigenthum kann ihr ſo wenig, als das Eigenthum ihrer Hauptſtadt angefochten werden. Sie hat daſſelbige, ſo zu ſagen, mit dem

Tage ihrer Geburt empfangen. Die Lagunen sind ihre Wiege, die Fische ihre Speise, und die umherliegenden Inseln ihre Domainen gewesen. Sie vertrieb die Seeräuber aus dem Golfe, schlug sich um die Herrſchaft 170 Jahre mit den Narrentanern herum, behauptete dieſelbe gegen die Normänner, Piſaner und Genueſer, und machte ſich zuletzt ohne die mindeſte fremde Beyhülfe, durch eigne Tapferkeit und Beharrlichkeit, zum Meiſter deſſelben. Und auf dieſes angemaßte oder erworbene Recht gründet ſich dieſe Ceremonie.

In der That läßt ſich kein herrlicher Anblick, als dieſes Schauſpiel denken. Die Herrlichkeit des Tages wird des Morgens frühe durch das Läuten der Glocken, und das Abfeuern der Canonen angekündigt. Die ganze Breite des Canals von St. Marco bedeckt ſich nach und nach mit Gondeln, Peotten und großen Barken, und von den Gallerien wehen die bunten Wimpel und Flaggen. Alles auf dem Ufer und im Waſſer iſt in Bewegung. Gegen Mittag geht der Doge in feſtlichem Pompe, von den Geſandten der auswärtigen Mächte, dem päbſtlichen Nuntius, der Signorie, und der ganzen Hofcapelle begleitet, an Bord des Bucentauro. Alle Magiſtrate, Aufſeher und Meiſterſchaften des Arſenals, haben ihre angewieſene Plätze und beſtimmte Verrichtungen auf dieſem Schiffe. So wie die Anker gehoben werden, fangen die Glocken auf allen Thürmen an zu läuten. Der ganze Zug geht ſodann mit majeſtätiſcher feierlich langſamer Bewegung von dem St. Markus-Platze an, durch die vor Anker liegende Kriegs- und Kauffartheiſchiffe durch, die zwo Linien formiren, und die große Maſchine, deren rothe Ruder die Fluten, mit tactmäßigem Auf- und Niederſchlag durchſchneiden, mit Canonenſchüſſen und Muſik begrüßen. Ein wimmelndes Geſchwader von vielen tauſend Gondeln und größern Fahrzeugen, worunter ſich vor-

nehme

nemlich die glänzenden Jachten und vergoldeten Barken der fremden Geſandten auszeichnen, über deren Bord ſeidene mit gold- und ſilbernen Franzen beſetzte Teppiche hängen, umgiebt von allen Seiten den Bucentauro, und macht in offner See den reizendſten Proſpect. Bei der Inſel St. Helena ſchließt ſich der Patriarch mit ſeinem geiſtlichen Gefolge an den Zug, nachdem er zuvor von denen auf dieſer Inſel wohnenden Mönchen des Oelberges nach einem alten Gebrauch mit Caſtanien und Waſſer bewirthet worden. Wie ſich der Bucentauro dieſer Inſel nähert, ſo tritt der Patriarch mit ſeinen Chorherrn, und den übrigen Geiſtlichen der Hauptkirche in eine große, ganz vergoldete Barke, in welcher er der Signorie entgegenfährt. Sodann ſegnet er ein großes Gefäß mit Waſſer, und läßt es ins Meer gießen, und dieſem geweihten Waſſer, wird der gemeinen Meinung nach die Kraft zugeſchrieben, dem Ungewitter vorzubeugen. Das Schiff wird nun ein wenig vor dem Hafen St. Nicolo hinaus in die See geſteuert, und von den auf beiden Seiten liegenden Ufern und Caſtellen mit Canonen und Muſketenfeuer begrüßt, mit unter werden auch Hymnen geſungen, und Muſic aufgeführt. Wenn es nun das offne Meer erreicht hat, ſo wird es gewendet, der Doge tritt auf eine kleine Gallerie durch eine hinter ſeinem Throne angebrachte Thüre und wirft unter dem Gebet der Cleriſei einen Ring von geringem Werthe ins Meer, wobei er die bekannten Worte ſpricht. Ein allgemeines Jubelgeſchrei erſchallet, der Bucentauro gehet zurück, und landet auf der Inſel Lido, wo der Doge nebſt ſeiner Begleitung ans Land gehet, und in der Kirche St. Niccolo eine feierliche Meſſe höret. In dieſer Zwiſchenzeit, da Ufer und Kirche gedrängt voll Menſchen ſind, wird jedermann, der eine Venetianiſche Maſke trägt, auf den Bucentauro gelaſſen, um ſeine Neugierde zu befriedigen. Nach geendigter Meſſe geht der Zug in eben der Ordnung und unter dem Canonenfeuer von den Caſtellen ſen und Schiffen zurück; die Begleitung des Doge in den Pallaſt zum gewöhnlichen Banket, und die Menge der Zuſchauer auf den St. Markus-Platz.

Das Prachtſchiff iſt 100 Fuß lang, 21. Fuß breit, mit vortreflicher Bildhauerarbeit gezieret, und von innen und außen durch den berühmten Johann Adami vergoldet, ohne daß durch die Vergoldung dem Auge von der Feinheit und Schönheit der Bildhauer-Arbeit das mindeſte entzogen wird. Es iſt durchaus mit einem Geländer umgeben, und hat zwei Verdecke. In dem untern ſind 160. der ſchönſten und ſtärkſten jungen Männer, je vier und vier auf ein Ruder, und außer dieſen noch andre zum Ablöſen, nebſt ungefähr 40 Matroſen. Das obere Verdeck iſt der Länge nach in zwei Säle von 65 Fuß getheilt, und enthält 90 Sitze für die Begleitung. Die Scheidewand in der Mitte wird von neun Bogen gebildet, deren jeder ſieben Fuß weit, und auf das prächtigſte verzieret iſt. Im Hintertheil erblickt man ein durch zwo Stuffen erhabenes Cabinet von 5 $\frac{3}{4}$ Fuß, in deſſen Mitte ſich der Thron des Doge perſpectiviſch präſentirt. Dieſes Cabinet iſt 24 $\frac{1}{2}$ Fuß lang, und von außen mit 54 Fuß langen Baluſtraden, und einem ſechs Fuß hohen äußern Gitter umgeben. Das Feld des Vordertheils hat 32 $\frac{1}{2}$ Fuß im Umfange, und auf den Seiten zwo Gallerien, vornen ſpringen zwei Schnäbel hervor, wovon der längſte 13 $\frac{1}{2}$ Fuß hat. Das ganze Schiff iſt mit einem großen carmeſinrothen ſammetnen und goldgeſtickten Teppich bedeckt.

Die Ceremonie geht nur bei ſchöner Witterung vor, und läſſet ſich daher nicht abſolut an das Himmelfahrtsfeſt binden, ſondern wird bei ſtürmiſchem Wetter auf den folgenden Sonntag, und manchmal noch weiter hinaus verſchoben, denn da das Paradeſchiff eine ſchwere unförmliche Maſchine mit einem flachen Boden iſt, und nicht tief im Waſſer gehet, ſo könnte es durch einen kleinen Sturm gar leichtlich umgeworfen werden. Sonderbar iſt es, daß das Oberhaupt, oder der Admiral des Arſenals, der an dieſem Tage die Direction des Bucentauro hat, dem Senate mit ſeinem Kopfe für Unbeſtändigkeit der Wellen gut ſtehen muß. Man muß alſo doch über die Wirkung des Weihwaſſers nicht ganz ruhig ſeyn. Ueberdies giebt man dem Bucentauro zu mehrerer Vorſicht allemal etliche Galeeren zur Begleitung mit, damit der Adel im Fall eines plötzlichen Sturmes eine Zuflucht finden möge. Damals als Venedig noch wirklich die Alleinherrſchaft des Orientaliſchen Meeres hatte, Italien und Conſtantinopel Geſetze gab, den Alleinhandel nach der Levante trieb, und ſich durch ſeine Seemacht in ganz Europa furchtbar machte, war dieſe Vermählung allerdings bedeutend; da ſie jetzt nichts als eine bloße leere Ceremonie iſt.

Am Himmelfahrts-Abende findet ſich alles, was eine Gondel vermag, auf dem Canal der Zuenca ein. Einige hundert kleine Fahrzeuge gehen in einem Ovale in einer außerordentlichen Geſchwindigkeit unaufhörlich herum, und drängen ſich oft ſo dichte aneinander, daß man kein Waſſer dazwiſchen ſehen kann. Man bemerkt dabei an den rudernden Gondoliers die ſchönſten Attitüden; vornemlich aber iſt die Bewegung des auf dem Hintertheile der Gondel ganz frei ſtehenden Barcarols, die Geſchwindigkeit und Sicherheit, mit welcher er ausweicht, und mitten durch das Gewühl ſteuert, bewundernswürdig. Die in adelichen Dienſten ſtehende Barcarolen ſind gemeiniglich mit Geſchmack gekleidet, und durchgehends von großer ſchlanker Taille. Außer den Gondeln kommen noch eine Menge größerer bedeckter Schiffe zum Vorſcheine, die Protten heiſſen, und zum Theil mit Muſic beſetzt ſind. Zu gleicher

Zeit erluſtigen ſich viele junge vornehme Venetianer mit kleinen Wettfahrten im Innern Raume des Ovals. Sie heiſſen Battellanten, und befinden ſich je vier bis ſechs in einem kleinen Fahrzeuge, das Battello heißt. Ihre Kleidung beſteht in einem leichten weißen Wammes, weißen leinenen Hoſen und einer ſchwarzen Schärpe. Jeder Battello aber führt in der Kleidung ein kleines Unterſcheidungszeichen. Die Ufer ſind mit einer unzähligen Menge Zuſchauer beſetzt, und wenn man einigemal herum gefahren iſt, und ſeine Barcarolen ausruhen laſſen will, ſo hält man unter einer von den Brücken, wo man den ganzen Zirkel vorbeifahren ſieht. Dieſe Waſſerfete nennt man einen Corſo, der von der Regaten ganz verſchieden iſt, dieſen aber allemal vorangeht.

Die Regate iſt eine allerliebſte National-Waſſerfete, die außer Venedig nirgends gegeben werden kann, und gemeiniglich nur denen eine Zeitlang ſich hier aufhaltenden, oder durchreiſenden fürſtlichen Perſonen zu Ehren angeſtellt wird. Sie iſt dasjenige Schauſpiel, das jeden Venetianer in ſeinem Theile beſonders intereſſirt. Die um den Preiß Kämpfenden ſowohl, als ihre Protectoren, und die Zuſchauer, alle nehmen daran einen gewiſſen lebhaften Antheil, der das Feſt eben ſo ſchön als frölich macht. Das Volk ſtolz auf dieſes ſein National-Schauſpiel, bereitet ſich einige Zeit zuvor mit ungemeiner Geſchäfftigkeit darauf. Die Hauptperſonen dabei ſind die Barcarolen, eine Art von Bedienten, die ſich auf das alte mit einer faſt eiferſüchtigen Sorgfalt erhaltene Vorrecht, ihre Padroni ausſchlieſſungsweiſe in der Gondel zu bedienen, nicht wenig einbilden. Außerdem gebraucht man ſie auch zum Anſagen der Beſuch; ſie verrichten Aufträge von verſchiedener Art, die man den andern Bedienten nicht anvertrauen mag, und ſind vorzugsweiſe Theilhaber der Geheimniſſe ihrer Herrſchaft. Ihre Treue und

Verſchwiegenheit iſt eben ſo ruchtbar und bekannt, als die ſinnreiche Lebhaftigkeit ihrer Antworten, und ihr gefälliger treffender Witz, oder auch feiner Verſtand, der bei ihrem delicaten Poſten in ſteter Uebung gehalten wird. Ihren Herren, die ſich oft zu Neckereien, durch Bonmots und Quodlibets mit ihnen herablaſſen, bleiben ſie nie eine Antwort ſchuldig; und ſehr oft geſchiehet es, daß der Edelmann in dieſem ungleichen Streite den kürzern ziehen muß. So gab einſt einer derſelben ſeinem Herrn, der ihm die Laterne höher zu ſtecken befahl, die launigte Antwort: Zellenza, la xe grande abbaſtanza per li corni ei nu altri; ſe nol xe per li ſuoi, la metterò più in ſù. (Ew. Excellenz, ſie ſteht hoch genug für die Hörner von unſer einem, wenn ſie aber nicht hoch genug für Ew. Excellenz ihre iſt, ſo will ich ſie höher hängen:) Maledetto, antwortete der Edelmann; laſſè la ſtar; (verdammt, laß ſie nur ſtehen.)

Unter dieſen Barcarolen herrſchen auch gewiſſe Grundſätze von Diſtinction, oder eine Art von Rangordnung, die ſich auf angeerbte, oder ſelbſt erworbene Vorzüge, auf eigne oder fremde glorreiche Thaten eines ihrer Anherren gründen, der ſich durch Eroberung einer großen Fahne bei großen Regaten ausgezeichnet hatte. Dieſe Trophäen erben ſich vom Vater auf den Sohn fort, und welche Familie die meiſten Ehrenzeichen dieſer Art aufweiſen kann, die wird für die älteſte, angeſehendſte und würdigſte gehalten. Sie ſetzen einen ſo großen Werth auf dieſelben, daß der Sohn eines ſolchen Helden, wenn er heirathen will, ſich allemal nach der Tochter eines Gondoliers umſehen wird, der ſich eben ſo rühmlich ausgezeichnet hat. Dieſes zufällige Verdienſt mit der Befriedigung des Eigennutzes vereinbaret, ſchließt bei weiten den größten Theil der Ehen unter dieſen Leuten, und eine Mißheirath wird eben ſo bei ihnen, wie bei unſerm Adel, der ſich die Verdienſte ſeiner Ahnen gut ſchreibt, für ſchimpflich gehalten.

So oft nun eine Regate angekündigt wird, ſo hat auch ein jeder die Freiheit, ſein Glück zu verſuchen. Die Begierde, den bereits erworbenen Ruhm zu vermehren, oder ſich ihn erſt zu erwerben, oder den Schandfleck einer Familie auszulöſchen, entzündet dieſe Waſſerhelden auf eine unglaubliche Weiſe. Auf die erſte Ankündigung einer öffentlichen feierlichen Regate, laſſen ſich diejenigen, die als Kämpfer auftreten wollen, ſogleich ihre Namen aufſchreiben, und bereiten ſich denn die ganze Zeit über, die ihnen zur Friſt gegeben iſt, durch eine tägliche Uebung vor, die ſie la prova nennen, und die nichts anders, als ein Corſo iſt. Rückt nun endlich der entſcheidende Tag näher, ſo verſammlen ſich um den Kämpfer alle ſeine Anverwandten, erinnern ihn an die glänzenden Thaten ſeiner Voreltern, und ſprechen ihm Muth ein. Die Weibsleute reichen ihm das Ruder dar, und beſchwören ihn bei allen Heiligen, ſeine Familie nicht zu beſchimpfen, ſondern ſich ſo zu verhalten, wie es dem wackern Sohne, und Erben braver Männer gezieme, u. ſ. w. Ungefähr, wie die Spartaniſchen Weiber ihren Söhnen den Schild mit der Erinnerung darreichten, entweder mit oder auf demſelben zurückzukommen. Die Religion, die von dem Pöbel überall mit eingemiſcht wird, hat auch ihren Antheil bei allen dieſen Vorkehrungen. Man läßt Meſſen leſen, thut Gelübde an einige Kirchen, die in vorzüglichem Credit ſtehen, und rüſtet das zum Streit beſtimmte Fahrzeug mit den Bildern der angeſehendſten und beglaubteſten Heiligen aus. Dabei vergißt man aber auch nicht dem Aberglauben ein Opfer zu bringen, und gegen Zaubereien und Hexen, ſympathetiſche und andre Künſte, deren ſich die Gegner bedienen möchten, die benöthigte Vorſicht zu gebrauchen. Man hört aber öfters Gon-

doliere

dolleſe klagen, daß es nicht mit rechten Dingen zugegangen, und ſie unmöglich hätten verlieren können, wenn ihre Nebenbuhler ihre Zuflucht nicht zu Zaubereien und geheimen Künſten genommen hätten. Auf dieſe Art erhält ſich ihr Muth, und die gute Meinung, die ſie von ſich ſelbſt haben, und die ihnen doch immer bei einer andern Gelegenheit dienen kann. Denn das laſſen ſie ſich nicht träumen, daß ihnen die jedesmaligen Sieger an Tapferkeit und Geſchicklichkeit überlegen wären.

Kommt nun endlich der von den Kämpfern mit Selbſtvertrauen, und von dem Volke mit ſehnlicher Begierde und ängſtlicher Ungeduld erwartete Tag; ſo ſieht man die ganze Stadt in Bewegung und Unruhe, um die Pracht eines Schauſpiels anzuſehn, oder vergrößern zu helfen, das jeden Einwohner bis zum Uebermaße entzückt, und woran jeder insbeſondere ſo vielen Antheil nimmt. Den ganzen großen Canal, der ſchon wegen ſeiner Sonderlichkeit, und wegen der Schönheit der Gebäude und Palläſte, die ſich an ſeinen beiden Ufern hinziehen, ein wahres Feſt für die Augen iſt, ſieht man wie mit einer Tapete von Zuſchauern in Gondeln, auf Barken, und allen Sorten von Fahrzeugen bedeckt, die ſich in Bereitſchaft halten, das Auge zu ergötzen, und dem Wettlaufe zu folgen. Alle Palläſte und Häuſer ſind mit reichem Geräthe geziert, das von den mit Leuten angefüllten Balkons und Fenſtern herabhängt, und ſogar die flachen Dächer ſind mit neugierigen Zuſchauern gleichſam beſäet. Zu beiden Seiten des Canals erheben ſich volle Gerüſte, und hier und da kleine mit zahlreicher Inſtrumental-Muſic beſetzte Amphitheater, deren harmoniſches Geſchwirre mit dem rauſchenden Gelerm eines freudetrunknen Volkes wettzueifern ſcheint.

Gewöhnlicher Weiſe werden fünf Wettläufe nacheinander gehalten, deren jeder eine Stunde dauert, der erſte geſchieht mit einem ganz kleinen Fahrzeuge, Battelletto genannt, zu einem Ruder; der zweite mit einer eben ſo kleinen Gondel ohne Kaſten, zu einem Ruder; der dritte auf dem erſten Fahrzeuge von zwei Rudern, der vierte auf der kleinen Gondel zu zwei Rudern; und der fünfte wird auf eben dieſem Fahrzeuge zu zwei Rudern von Mädchen oder Weibern gemacht. Denn auch dieſe treten zuweilen mit auf den Kampfplatz, und kommen meiſtens von Meſtre, und an die Lagunen-grenzenden Oertern her, um ihr Glück zu verſuchen. Die Weiber ſind gedoppelt übel daran, wenn ſie verlieren. Eine tüchtige Tracht Schläge von ihren Männern, iſt ihre gewöhnliche Strafe.

Die Form dieſer Fahrzeuge iſt ſo klein, daß der Ruderer eine ungemeine Geſchicklichkeit und Kenntniß des Gleichgewichts haben muß, um nicht umzuſchlagen. Sie werden außerdem ſonſt niemals gebraucht. Auf das gegebene Zeichen gehen alle, die zum erſten Wettlaufe gehören, und eben ſo auch bei den folgenden, zugleich ab, fahren von Caſtello aus dem großen Canal unter dem beſtändigen Zujauchzen, Klatſchen Corragio und bravo Schreien, oder auch unter dem Necken und Ausziſchen der Zuſchauer, bis gegen Sancta Lucia, und Corpus Domini am Ende des Canals hinauf. Hier drehen ſie ſich um einen in das Waſſer geſchlagenen Pfahl, wobei ungemein viel auf ein gutes Geſchick, und ſchnelle vortheilhafte Wendung ankömmt, um nicht umzuſchlagen, oder einen mehr oder minder beträchtlichen Vortheil aus der Hand zu laſſen. Sodann fahren ſie wieder den großen Canal hinunter bis an die, im Kirchſpiel St. Samuele, bei dem Pallaſte Foscarini ſeitwärts des Canals aufgerichtete große Maſchine hin; die ſich über einem Nebencanal, als das Ziel des Wettlaufs, prächtig aus dem Waſſer erhebt, bald einen Tempel, bald einen Berg, bald eine Feſtung, bald dieſes, bald jenes vorſtellt, mit einem Orcheſter beſetzt, und zur Austheilung der Preiſe beſtimmt iſt. Wenn die erſten Kämpfer auf dem Rückwege der Rialtobrücke nahe ſind, ſo wird mit groben Geſchütze ein Zeichen gegeben, auf welches um und gegen die Maſchine hin ſich alles entfernen muß, damit der Wettlauf nirgends gehindert, und aufgehalten werde. Wie die Sieger am Ziele ankommen, ſo erhält jeder ein Fähnlein mit einer Nummer, die den Grad ſeines Preiſes beſtimmt. Er fährt ſodann unter der Maſchine durch, ſteckt dieſes Siegeszeichen auf ſein Fahrzeug, und fährt damit bei dem vornehmen Theile der Zuſchauer herum, wo er noch anſehnliche Geſchenke erhält. Iſt der erſte Wettlauf geendigt, ſo geht gleich darauf der zweite, und ſo alle fünf nacheinander, welche zuſammen etwa fünf bis ſechs Stunden dauern. Jeder Wettlauf hat gewöhnlich vier bis fünf verſchiedene Preiſe, die bald höher bald niedriger ſind. Meiſtens aber beträgt der höchſte dreißig, der andre fünf und zwanzig, der dritte zwanzig, der vierte funfzehn, der fünfte zehen Ducaten.

Zur Bedeckung und Begleitung der Kämpfer während des Wettlaufs, und um dem Feſte ein triumpfmäßigeres, prächtigeres und glänzenderes Anſehen zu geben, laſſen diejenigen Edelleute, welche der fürſtlichen Perſon, der zu Ehren das Feſt angeſtellt iſt, die Honneurs machen, oder auch andre Cavaliere, die ſich auszeichnen wollen, eine Art langer Fahrzeuge, zu ſechs, acht und mehrern Rudern ausrüſten, die Biſcione oder Malgherotte genannt werden. Hier findet man Stoff und Gelegenheit genug, den guten Geſchmack, und die ſinnreichen Erfindungen der Venetianer in Waſſerfeſten zu bewundern. Vorſtellungen aus der Mythologie, aus der Geſchichte und dem Coſtum der

Nationen, und andre frappante Anſpielungen, ſind bis zur Natur getroffen. Hier ſieht man den Neptun in ſeiner Muſchel von Seepferden gezogen; dort eine Juno mit den Pfauen, eine Venus mit den Tauben; und andre Gottheiten mit ihren Attributen in den herrlichſten Gruppen; hier einen Kahn mit Chineſern, oder Japanern, dort eine Geſellſchaft von Wilden, und dergleichen. Gold- Silber-Stoffe, Federn, Blumen, ſind dabei ſo überflüſſig verſchwendet, daß man ſich in einer Feenwelt zu ſeyn glaubt. Auf dem Vordertheile dieſer Biſcionen befindet ſich der Herr derſelben mit einem Freunde auf einem Polſter knieend. — Dieß iſt die einzige und ſchickliche Stellung für ihn, wenn er nicht mit untergeſchlagenen Beinen, wie die Indianer ſitzen will — und mit einem Bogen bewaffnet, von welchem er vergoldete und verſilberte Kügelchen ſchleudert, und während des Wettlaufes jedes andern Fahrzeugs von der Hauptſtraße entfernt zu halten, und den Wettlauf ſelbſt zu bedecken. Der Fremde, dem zu Ehren das Feſt gegeben wird, bekommt eine eigene, und zwar die prächtigſte Biſcione, die auf Koſten des Staats ausgerüſtet wird, und die er gemeiniglich in Geſellſchaft eines Venetianiſchen Nobile ſelbſt beſteigt, und den Wettlauf begleitet.

Die Maskenfreiheit, die bei ſolchen Gelegenheiten auch außer der Zeit verſtattet wird, vermehrt die allgemeine Luſtbarkeit, und jeder ſinnet dabei auf eine Maske, die ins Auge fallen, und Beifall erhalten möge. Freude, ungeſtörte Heiterkeit, und Wonne ſtralt aus jedem Angeſichte. Mit Munterkeit und allgemeiner Zufriedenheit fängt das Feſt an, und ſo beſchließt es ſich. Auch der Unglücklichſte vergißt ſich und ſein Schickſal ſo lange, und ſchöpft ſich friſchen Muth auf künftige Unfälle.

In der Gemälde-Sammlung des berliniſchen Gymnaſiums zum grauen Cloſter befindet ſich eine ſehr ſchöne und getreue Vorſtellung dieſes Waſſerfeſtes, die der zu Venedig verſtorbene deutſche Kaufmann, Sigismund Streit, nebſt andern Gemälden dahin ſandte.

Noch iſt zu bemerken, daß ein bei einem Edelmann in Dienſten ſtehender Barcarol, wenn er aus eigenem Antrieb bei ſeinem Herrn um die Erlaubniß, ſich auf den Kampfplatz zu wagen anſucht, und verliert, nicht mehr in ſeinem Dienſte bleiben kann; wenn er aber von ſeinem Herrn dazu aufgefordert wird, und unglücklich iſt, ſo hat es keine weitere Folgen für ihn.

Man trifft oft bei dieſen Leuten ſehr edle Geſinnungen an. Bei der 1782 dem ruſſiſchen Großfürſten zu Ehren angeſtellten Regate, hatte einer das Unglück, als er ſchon ganz nahe am Ziel war, ins Waſſer zu fallen; und als er herausgezogen wurde, waren die Preiſe ſchon weg, und er mußte ſich diesmal mit dem Mitleiden der Zuſchauer begnügen. Zwei Jahren darauf trat er bei Gelegenheit der Anweſenheit des Königs von Schweden aufs neue auf den Kampfplatz, und war ſo glücklich, daß er gegen das Ziel hin nur zwei vor ſich hatte. Als ſie eben gegen die Maſchine hinfuhren, fiel ſein Vormann bei der Wendung ins Waſſer. Er kam indeſſen bei dem Ziele an, und man wollte ihm den zweiten Preis geben. „Nein, ſagte er, der „iſt für meinen Mitſtreiter, der dort ins Waſſer fiel, und „mein iſt der Dritte. Es ſchmerzt, ſo nahe ans Ziel ge„kommen zu ſein, und nichts zu gewinnen. Ich erfuhr „es ſelbſt, und will keinen Vortheil durch den Schaden ei„nes andern. Ich trete ihm meinen eigenen Preiß ab, „wenn man ihm das verſagen will, was ihm von Rechts„wegen gehört.“ Ein lauter Beifall krönte dieſe uneigennützige Handlung; und auch der Letzte, der eigentlich dabei zu kurz kam, und den letzten Preiß noch erhalten hätte, wenn der ins Waſſer Gefallene den ſeinigen verloren hätte, ließ ſichs gefallen, in der Hoffnung, daß es bald eine andere Gelegenheit geben würde, wo er das erſte gewinnen wolle.

Ueberhaupt iſt der Venetiäner ſehr für die Waſſerfeſte eingenommen, und es gelingt ihm gemeiniglich damit beſſer, als mit den Landfeſten. Wenn dergleichen zuweilen auf dem feſten Lande gegeben werden, ſo weiß man ihnen keinen Geſchmack abzugewinnen; ſobald es aber eine Waſſerluſtbarkeit betrifft, ſo iſt Erfindung und Ausführung gleich bewundernswürdig und angemeſſen. Die nächtlichen Spazierfarthen auf dem großen Canal, wo ſich immer mehrere tauſend Gondeln durch einander kreuzen, geben nicht nur an und für ſich einen reizenden Anblick, ſondern begünſtigen auch zugleich die Galanterie auf mancherlei Weiſe.

Außer den Regaten giebt es noch manche außerordentliche Maskeraden; zum Beiſpiele bey den Wahlen und Einzügen eines Doge, der Procuratoren von St. Marco, der Ritter der goldenen Stole, und des Großcanzlers; wie auch bei den Heirathen angeſehener Edelleute. In dieſen Fällen ſchickt die Regierung etliche Perſonen in Maske in der Stadt herum, welche das Signal dazu geben.

Für die Mönche und Nonnen iſt die Maskenfreiheit eine volle Schadloshaltung, für den Zwang, den ihnen ſonſt ihr Stand auflegt. Sie maskiren ſich ſo oft ſie wollen, und überlaſſen ſich in dieſer Kleidung allem ſinnlichen Vergnügen. Aus den Mönchen macht man ſich hier nicht viel; und da ſie durch ihre zügelloſe Aufführung und Intriquen längſtens alle Achtung verloren haben, ſo iſt es gar wider allen Wohlſtand ſie in Geſellſchafft zu bringen, oder Theil daran nehmen zu laſſen. Selbſt ihre nächſten Anverwandte ſchämen ſich ihrer, und verwehren ihnen den Zutritt zu ihren Clubs. Die Nonnen ſind zum Theil liebenswürdige Libertinerinnen, und man kann nicht ſagen, daß ſie das Gelübde der Keuſchheit ſehr genau beobachten. Auf dieſe Weiſe ſuchen ſie ſich für die Grauſamkeit ihrer Anverwandten, und für den Zwang zu entſchädigen, den ihnen das Kloſter auflegt. Ihre Liebhaber und andre gute Freunde, haben meiſtens zu viel Anſehen, als daß man ihnen eine ſolche Kleinigkeit abſchlagen dürfte. Selbſt die bejahrten Nönnchen, deren Blüte bereits abgefallen iſt, kommen den jüngern mit Unterricht, Anleitung und ihrer eignen Erfahrung auf das dienſtfertigſte zu Hülfe.

* * *

Alles ſchmeckt zu Venedig nach der groſſen Freiheit, die daſelbſt herrſchet. Man iſt hier in keinem Stücke gebunden, wenn man ſich nur nicht in die Sachen der Regierung miſchet, und manche Handlung, welche auch eine minder ſtrengt Moral nicht entſchuldigen würde, wird hier für etwas menſchliches und verzeihliches gehalten. Coſa da nomo, ſagt der Venetianer, und dieſe ſo beneidenswürdig ſcheinende Freiheit iſt immer ein mächtiger Reiz, auch für die Fremden. Man kann zu Venedig reden und thun, was man will, ohne zu befürchten, daß jemand ein Aergerniß daran nehme. Dieſe Gefälligkeit und Gutherzigkeit, die einen Hauptzug in dem Caractet der Venetianer ausmacht, wird einem Fremden bei ſeinem erſten Ausgange auffallen. Wenn er auf der Straße nach einem Hauſe fragt, ſo wird ihm nicht nur der Weg auf das genaueſte beſchrieben, ſondern man macht ihm auch durch Wiederholung ſeiner Frage den Accent und die rechte Ausſprache bekannt.

Nichts ſchildert die Denkungsart der Venetianer beſſer, als das bekannte Sprüchwort: **La mattina una meſſetta, l'apodiſnar una baſſetta, e la ſera una donnetta;** (Morgens ein Meßchen, Mittags ein Baſſetchen, und Abends ein Mädchen.) Das Volk theilt ſeine Zeit zwiſchen Arbeit und Vergnügen, und der Adel, der äußerlich weit ernſthafter ſcheint, als er iſt, wozu ſeine ſonderbare Kleidung vieles beitragen mag, ſucht nichts eifriger, als im Zirkel guter Freunde das kalte Weſen abzulegen, das ihm ſein Stand auflegt.

Panem & Circenſes, iſt die Loſung der Venetianer, und wenn ihnen keines von beiden fehlt, ſo ſind ſie das beſte Volk des Erdbodens. Für das erſtere hat die Natur reichlich geſorgt. Die Fruchtbarkeit des Erdreichs iſt ſo groß, daß ein Morgen Feldes, mit Türkiſchem Korne angebaut, eine ganze Familie ernähren kann. Ueberdas bringet das Land die ſchmackhafteſten und herrlichſten Früchte, beſonders viele Arten von Pfirſchen, Melonen und Angurien in Menge hervor. Alles, was zur Bequemlichkeit und Ueppigkeit dienen kann, das findet man hier in Ueberfluß. Es iſt eine Augenweide, alle Morgen die Menge von Barken zu ſehen, die mit Lebensmitteln beladen von allen Enden herkommen, und ſich in alle Quartiere der Stadt vertheilen. Dieſer Ueberfluß, und die ſcharfe zehrende Seeluft iſt der Grund von der großen und ungewöhnlichen Eßluſt der Venetianer. Sie eſſen faſt den ganzen Tag, und

ſinfinden bei jeden Schritte Gelegenheit, ihren Appetit zu befriedigen. Da ſind überall Brat- und Garküchen, wo man Fiſche, und Fleiſchwerk, und vornemlich das Schweinefleiſch ſehr ſchmackhaft zubereitet findet. Neben den Garküchen ſind Buden mit Backwerk, und beſonders den beliebten Fugazzi, die der Venetianer auf der Straße aus der Hand iſſet. Mit unter wird man von den Küchlenbeckern, Frittolari, angerufen, die auf offener Straße ihre Frittole von Waizenteig mit vielen Corinthen in Nußöl backen, und ſehr häufig vom Keſſel weg verkaufen. Sie ſtecken ſie dutzendweiſe auf weiße Stäbe; man kauft einen ſolchen Stab voll, und iſſet ſie unter dem Gehen nach Bequemlichkeit. Auch die unzählbaren Buden der Obſthändler ſind ſehr geſchickt, den Appetit zu reizen. So ſchlecht auch manchmal das Obſt an ſich ſelbſt iſt, ſo ſehr gewinnt es durch die künſtliche Art, mit welcher es aufgeſtellt wird. Dieſes geſchieht in Form eines Amphitheaters vom Boden bis an die Decke, wobei immer die ſchönſte Seite auswärts gekehrt iſt. Unter jeder Brücke, auf jedem Kirchplatze, in jeder Ecke ſtehen Caſtanienbrater, die ihre Waare warm verkaufen. Ueberall ſtößt man auf eine unendliche Menge von Eßwaaren, wie ſie die Jahreszeit bringt. An allen Ecken ſind groſe Gewölbe mit Confitüren und Zuckerſachen, in krauſes Goldpapier eingewickelt; und in Gläſern zur Schau ausgeſtellt. Ganze Läden ſind mit abgeſchlachtetem Flügelwerk von allen Arten angefüllt, das ſogleich an den Spieß geſteckt werden kann. Citronen, Pomeranzen, und Sinaäpfel, die hier naranze di Portugal heiſſen, und ſehr köſtlich und wohlfeil ſind, werden überall in groſen Körben herum getragen. Es ſieht beinahe einer Scene aus dem Schlaraffenlande ähnlich, wenn man aller Orten ſo überflüſſig für die augenblickliche Bedürfniſſe das Magen's und der Leckerei geſorgt ſieht. Sogar in den Schauſpielen wird die Eßluſt befriedigt; da iſt kein einziges Theater, wo nicht der Geruch von Frittole, Bretzeln, und andre Dingen die Naſen beläſtigte. Auch Kaffee und Confecte werden in den Logen herumgeboten, und jeder Cavalier ſervente muß irgend etwas von Naſchwerk für ſeine Dame bei ſich führen, um es ihr gelegentlich in den Mund zu ſtecken.

Regiſter

der vier Stücke der Olla Potrida, vom Jahr 1789.

NB. Die Römiſche Ziffer bedeutet das Stück, und die Deutſche die Seite.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

Seite

Er kam aus Holland! Luſtſpiel in einem Aufzuge, von Vulpius I. — — — 28.
Der Weltbürger I. — — — 59.
Der junge Unbekannte: wahre Geſchichte I. 66.
Beitrag zu einer künftigen Beſchreibung des Gartens bei Tieffurt, ohnweit Weimar. I. — 72.
Briefe eines Reiſenden (des Herrn Düparty) an ſeine Kinder, auf ſeiner Italieniſchen Reiſe 1788. I. 73.
Denkſchrift zur Canoniſation Abrahams Gameir, berühmten Antiphiloſophens unſrer Tage. I. 77.
Trauriges Abentheuer eines Reiſenden ohnweit Wien. I. 83.
Schreiben eines Reiſenden über die Art in England zu reiſen. II. — — — 39.
Gedanken und Beobachtungen über verſchiedene Gegenſtände. II. — — — 53.
Der Franzöſiſche Höfling und der Deutſche Arzt. II. 55.
Der Schäfertanz in Heidenheim. II. — 58.
Ueber Rang und Würden in der menſchlichen Geſellſchafft. II. — — — 61.

Ein

Seite
Ein Beitrag zu den Prüfungen der Wunder. III. 11.
Verſchwörung des Regiments Rambůres gegen die Stadt Andres in der Picardie. III. — 26.
Skizze eines künftigen Werks über Wunder. III. 35.
Probe und Verſuch zur Verbeſſerung eines Volkslieds der Kinder im dem Göttingſchen Diſtrict. III. 40.
Fortſetzung der Schilderungen von Paris. III. 46.
Skizzen einer Geſchichte der Deutſchen Dichtkunſt. III. 62.
Intéréſts dans les affaires du Roi: von Mercier. III. 91.
Beſchluß der Schilderung von Paris. IV. — 26.
Die weißen Pferde. IV. — — — 37.
Urbain Grandier, und der Cardinal Richelieu: ſchreckliches Beiſpiel von Intoleranz, Mönchshaß und Verfolgung. IV — — 41.
Ueber das Eingeſtehen von den Verdienſten andrer. (Aus dem Engliſchen des Shenſtone). IV. 60.
Schiffbruch und Gefangenſchaft des Fräuleins von Burde, 1719. IV. — — — 63.

Auszüge.

Etwas über Rußland. I. — — — 11.
Herrn Bartels Reiſe auf den Aetna. II. — 6.
Ueber Genua und ſeine Merkwürdigkeiten. III. 1.
Die Rolandsbreſche und ihre Eismaſſen. (Aus Ramonds Reiſen durch die Pyrenäen). IV. 6.

Anekdoten.

I. — — — — 109.
II. — — — 85. und 127.
III. — — — — 97.
IV. — — — — 101

Biographie.

Graf Büffon: oder, Züge aus dem Caracter und Privatleben dieſes großen Mannes. I. — 101.

Diderot

Seite
Diderots Andenken geweiht. II. — — 69.
Kurze biographiſche Nachricht von F. A. Weber in Heilbronn, einem Dilettanten im muſicaliſchen Fache. III — — — — 100.
Anna von Bolein, Mutter der Königinn Eliſabeth von England. IV. — — — 90.

Fragmente.

Beſondre Gebräuche in Nantucker. I. — 135.
Ueber die Mauren und Beduinen Araber. II. 114.
Palais Royal. III. — — — 131.
Das Carneval zu Venedig. (Aus dem 2ten Bande der neuen Beſchreibung von Venedig). IV. 138.

Gedichte.

Empfindungen bei dem Naturanblick auf dem Gereuter Berg bei Eyrichshof in Franken. I. 3.
Certificat für die liebenswürdige Schweſter Joſepha Duſcheck. I. — — — — 5.
Die Jahrszeiten des Lebens. I. — — 6.
Der Kampf der Liebe und der Tugend. I. — 8.
Trinklied. I. — — — — 10.
Das Einmaleins der Liebenden. (Eine freie Ueberſetzung des 5ten Catulliſchen Gedichtes). II. 1.
Die Küſſerndte. (Eine freie Ueberſetzung des 48ſten Catulliſchen Gedichtes). II. — — 4.
Warnung vor Müſſiggang. (Eine freie Ueberſetzung des 51ſten Catulliſchen Gedichtes). II. — 5.
An Herrn * * * III. — — — 3.
Grabſchrift auf einen Nachdrucker. III. — 7.
An einen Nachdrucker. III. — — 7.
An die Liebe. IV. — — — 3.
Bittſchrift einer jungen Katze. IV. — — 5.

Miſcellanien.

Falſche Züge. I. — — — — 125.
Die vier Brüder. I. — — — 126.

Seite
Ueber die Meinung von den Geſpenſtern. I. 127.
An die Demoiſelle F. H. 1788. I. — — 131.
Die Thräne. I. — — — — 133.
An Wilhelminen. I. — — — 134.
Schilderungen von Paris. II. — — 97.
Ueber die Zurückhaltung. II. — — 102.
Engliſche Sprüchwörter. II. — — 108.
Die goldne Zeit. II. — — — 110.
Ankündigung eines Taubſtummen-Inſtituts in Berlin. II. — — — — 112.
Einige Bemerkungen eines Reiſenden in Rußland. III. 113.
Ueber den Putz. III. — — — 127.
Oral' über Taubſtumme. III. — — 132.
Das Kind an ſeine Mutter. III. — — 135.
Mutterliebe. IV. — — — — 104.
Fabeln. IV. — — — — 105.
Maurer-Gebete. IV. — — — 107.
Fortſetzung der Briefe eines Reiſenden von Petersburg. IV. — — — — 109.
Ueber die Karten. (Aus dem Engliſchen des Shenſtone). IV. — — — — 111.
Domine Salvum fac regem. (Eine merkwürdige Schrift über die Revolution in Frankreich, die vorzüglich große Aufſchlüſſe über den Marſch der Pariſer Truppen nach Verſailles, und den 6ten Oct. 1789, enthält). IV. — — 115.

Naturgeſchichte.

Ueber Nachtigallen. II. — — — 68.
Das Eichhörnchen. III. — — — 93.
Beſchreibung einiger ausländiſchen merkwürdigen Bäume. III. — — — — 154.
der Kranich IV — — — — 82

Roman.

Wer fühlt ſich getroffen? Eine Erzählung aus dem Franzöſiſchen. I. — - — 119.
Bemaad. II. — — — — 88.
Ein Abentheuer. (Aus dem Engliſchen des Shenſtone). III. — — — — 118.

4. Fortſetzung der Briefe eines Reiſenden
von [illegible]burg. 109.
5. Ueber[illegible] Karten. 112.
6. [illegible] ſalvum fac regem. 115.
Fragmente.
Das Carneval zu Venedig. 138.

Voltaires ſämmtl. Schriften, 16ter und 17ter Band, 8. 1789. [illegible] Thlr. 16 Gr.

[illegible] Sansſouci ſagt in ſeinen nachgelaſſenen [illegible] in einem Briefe an d'Alembert vom 2[illegible] Jul. 1770: „Voltaire's ſchönſtes Ehrendenkmal iſt dasjenige, welches er ſich ſelbſt errichtet hat, — ſeine Schriften, die länger dauern werden, als die Baſilika des heil. Petrus, als das Louvre, und als alle die Gebäude, welche die Eitelkeit der Menſchen der Ewigkeit widmet. Man wird nicht mehr Franzöſiſch reden, wenn Voltaire noch in die auf das Franzöſiſche folgende Sprache [illegible] — Ferner in einem Briefe an Ebendenſelben [illegible] 19. —: Ich danke Ihnen für das Vergnügen, das Sie mir durch die Nachricht von der neuen Ausgabe gemacht haben, die man von Voltair's Werken beſorgt, die der Nachwelt würdig, ſo lange, und vielleicht noch länger dauern werden, als die Franzöſiſche Monarchie. Virgils, Horazens und Ciceros Schriften, haben das Kapitol und Rom ſelbſt fallen ſehen; [illegible] beſtehen noch; man überſetzt ſie in alle Sprachen, und [illegible] werden bleiben, ſo lange es in der Welt wird Menſchen geben, welche denken, leſen und ſich zu belehren ſtreben. [illegible] Schickſal erwartet Voltairs Schriften ꝛc. — Der 16te und 17te Band iſt in dieſer Oſtermeſſe erſchienen. Erſterer enthält den Beſchluß der theologiſchen Schriften, und letzterer den 18ten Band der Korreſpondenz, welche Voltaire mit ſeinem Freunde, dem Philoſophen von Sansſouci, unterhalten hat. — Was nun dieſe in meinem Verlage erſchienene Ueberſetzung anlangt, ſo iſt ſie von verſchiedenen ſachverſtändigen Männern, ſo wie von einem großen Theile des Publikums, günſtig aufgenommen worden, und jene ſind der Meinung, daß der Verfaſſer von dem Adel und der Leichtigkeit ſeines Styls, unter den Händen des Ueberſetzers nichts eingebüßt habe. Sie finden, daß die hiſtoriſchen Schriften vor der ältern Ueberſezung derſelben, durch neuere [illegible] ſen, die man gehörigen Orts als Noten eingeſchaltet, [illegible] die ſchäzbaren Anmerkungen der Kehl'ſchen Herausgeber [illegible] immer aufgenommen, ſehr viel gewonnen hat. [illegible] ſezung dieſer Schriften werden ſie erſehen, [illegible] immer verſiſſen ſind, aber nicht jedem bekan[illegible] Gegenſtände, und über merkwürdige Perſonen gehö[illegible] geben werden. — Diejenigen Liebhaber der Voltairiſchen [illegible], welche auch unter die Anzahl der Pränumeranten [illegible] n zu werden wünſchen, können, im Fall ſie für ſämt[illegible] Bände 7 Thlr. als den Pränumerationspreis, und [illegible] 1 Thlr. bezahlen wollen, ſich in meiner Hand[illegible]

Sammlung unpartheiiſcher [illegible] über die Unruhen in den Niederlanden. [illegible] illuminirten Landkarten von den verein[illegible] Oeſterreichiſchen Niederlanden. 8. Berlin [illegible] bey Arnold Wever, 1 Rthlr. 8 Gr.

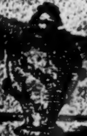
In dieſen zwey Bänden womit die [illegible] ammlung ſo in 14. Stücken beſtehe beſchloſſen wurde, [illegible] he nach dem Urtheil der Jenaiſchen Allgemeinen Lit[illegible] tung, zu einem der beſten ſtatiſtiſch-geographiſchen [illegible] ern, ſämtlicher Niederlande dienen kann, befindet ſich außer den illuminirten Karten, auch ein Abriß des ſtatiſtiſ[illegible] eine authentiſche [illegible] landen vorgefallenen Unruhen [illegible] merkwürdigſten Zeitpunkt.

No. 1.

Olla Potrida.

Erſtes Stück.

Berlin
in der Weverſchen Buchhandlung.



BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Innhalt.

Seite

Gedichte.

Auszüge.

Fünf Briefe der Lady Eliſa[illegible] Herrn Marggrafen von [illegible] rer Reiſe durch die Wallachei.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1. Chronologiſches Verzeichniß der Deutſchen, welche in der Baſtille [illegible] ſen: aus den, bey [illegible] gefundenen Verhören und Akten gezogen.
2. Fragment aus dem Leben [illegible] Fürſten.
3. Crates an Hippias über Mi[illegible]
4. Reiſe einer Dame von Lyon nach Bern u. ſ. w. 1787.
5. Schreiben eines Deutſchen Reiſenden aus Paris, über die Schau[illegible] lais Royal. Den 30. [illegible]

Naturgeſchichte.

Der Flamingo.

Anekdoten.

Die Gegenwart des Geiſte[illegible]

Biographie.

Lohenſtein, als dramatiſch[illegible]

Miſcellaneen.

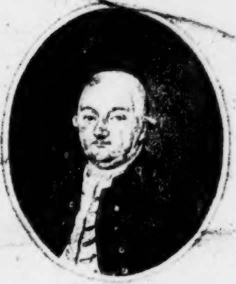
1. Ueberſetzung und Samml[illegible] diger in Frankreich [illegible]

48, 442

Olla Potrida.

1790.

Erſtes Stück.



J. C. Gottſched

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

J. F. Schmidt,

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

I.

Gedichte.

1.

Der edle Krieger. Ballade.

(Mel. Es war ein ſchönes Mädchen.)

Merkt auf das Lied des Harfners,
Es ſingt den Edelmuth,
Des Biedermanns, des Biedermanns
Nur von geringem Blut.
Die Feſtung zu Omoah,
Die Spanien beſaß,
Sah ſie, ſah ſie,
Des wahren Helden That.

Die Spaniſchen Soldaten
Voll Muth und Tapferkeit,
Entbehrten lang :,:
Der ſüßen Ruhezeit;

Sie waren eingeſchlafen,
Da überfiel ſie ſchlau,
Das Heer :,:
Der Britten tapfres Heer.

Sie jagte aus den Betten
Der Trommel Schlachtenruf:
Da überfiel :,:
Ein Schrecken ſie.
Und einzel nur noch ſtreitet
Der Spaniſche Soldat,
Den Kampf :,:
Für ſich und ſeinen Herrn.

Und aus der Britten Reihe
Tritt ein Soldat hervor;
In ſeiner Hand :,:
Blinkt hell ein Schwerd.
Ein andres in der Scheide
An ſeiner Seit' er trug,
Er naht :,:
Dem Span'ſchen General.

Vertheidige dein Leben!
Doch fehlen Waffen dir,
So nimm dies Schwerd :,:
Und wehre dich.
Nein, ſprach er, edler Britte,
Nicht kämpf' ich gegen dich,
Hör' an :,:
Was ich dir ſagen will.

Dir dank' ich jetzt mein Leben,
Es ſtand in deiner Hand,
Drum tödte mich :,:
Wenn du mich tödten muſſt.
Ich mag den nicht bekämpfen,
Der edel denkt wie du,
Nimm hin :,:
Das Schwerdt, was du mir gabſt.

Willſt du nicht mit mir fechten,
So tödt' ich dich auch nicht.
Ein braver Mann :,:
Zieht Schwerdt nur gegen Schwerdt.
Komm mit zu unſrer Flotte,
Zu meinem General,
Du biſt :,:
Mein Kriegsgefangner jetzt.

Und als die That des Britten
Sein General erfuhr,
Lohnt er ihn ſchön :,:
Mit einem Händedruck. —
Er ſprach: in unſerm Heere,
Denk' jeder Britte ſo;
Dann fällt :,:
Der Feige nur durchs Schwerdt.

J. A. Meyer.

2.

An meinen Bruder *).

Am erſten November, 1789.

Ich hoff't umſonſt, du fliehſt zum zweitenmal
Das Vaterland und ſeine holden Fluren,
Weihſt dich der Kunſt, ſuchſt ihrer Allmacht Spuren
Im weit entfernten Römer-Thal.

Dich lockt nicht Ruhm und nicht das falſche Gold,
Selbſt Amor hat dein Herz nicht überwunden,
Nein, in dir ſelbſt haſt du dein Glück gefunden,
Nur ſüßer Freundſchaft biſt du hold.

Ereile dort das Ziel von dir erkoren,
Da nichts dich hält, und was ich jetzt verloren,
Das gieb einſt zweifach mir zurück.

Dann ſtöre förder nichts, der Bruder-Liebe Glück,
Es wohne gern in unſer beider Mitte
Und fliehe nie von unſrer ſtillen Hütte!

J. A. A. Meyer.

---

*) Herrn Profeſſor Meyer, der ſich jetzt auf einer Reiſe nach Italien befindet.

3.

Die Grille und die Ameiſen.

Ein emſig Volk, an das uns Salomo verweiſt,
Klein, aber ordentlich und fleißig zum Entzücken,
Trug itzt im ſpäten Herbſt mühſam auf ſeinem Rücken
Beim Sonnenſchein die naſſen Körner aus.
Die Nachbarin, die Mamſell Grille, ſieht
Den Vorrath an, fühlt Appetit,
Und ſagt: da Sie Ihr Korn jetzt auseinander ſchütten,
Bin ich ſo ſo frei, mir auch davon was auszubitten.
„Sie Korn von uns? — Mamſellchen warum gaben ſie
„Im Sommer ſich nicht auch die Müh,
„Und ärnteten wie wir?“ — Ei, ſprach ſie, meine Lieben,
Dazu iſt mir kein Stündchen Zeit geblieben.
„Sie hatten alſo viel zu thun, Mamſell?“ — Ja wohl!
Um in der Tonkunſt es recht hoch zu bringen,
So übt ich mich den Sommer durch im Singen.
Ich bracht es weit — das Roß, die Kuh,
Der Menſch, die Bäume, alle Pflanzen
Im Felde hörten zu —
Nun hab' ich Appetit. — Man ſprach zu ihr: Je nu
Belieben ſie nunmehr zu tanzen!

II.

Auszüge.

Fünf Briefe der Lady Eliſa Craven an den Herrn Marggrafen von Anſpach auf ihrer Reiſe durch die Wallachei.

(Aus der Ueberſetzung ihrer Reiſe durch die Krimm nach Conſtantinopel.)

1.

Conſtantinopel.

Graf von Choiſeul und der Ruſſiſche Geſandte verſicherten mich ſehr ernſtlich, ſie würden mich nicht ohne Begleitung eines Vezirr-Tchouadar abreiſen laſſen. Dieſes iſt eine Art Oberſter-Bedienter, oder vielmehr eine Creatur des Veziers. Sie hielten um einen an, aber, da man ſie nie mit Reiſenden ſchickt, und nur gelegentlich Officiers von der Artillerie mit giebt, wenn eine Feſtung oder Batterie aufgeführet wird, ſo erſtaunte die erhabene Pforte über dieſe Anfrage — und war fünf Tage mit Papieren beſchäftiget, um ein Beiſpiel aufzuſuchen, daß ein Tchouadar einen Reiſenden begleitet hätte; da man keines fand, wurde meinen Freunden geſagt: daß es eine in den Annalen des Reichs unerhörte Sache wäre — aber ſie erwiederten, das kümmre ſie nicht, ſondern ſie verlangten, daß ich einen Tchouadar haben ſollte. Der Vezier erſtaunte ſo ſehr darüber, daß er meinen ernannten Begleiter nach Terrapia ſchickte, um zu ſehen, ob ich auch der Mühe werth wäre, die ich ihm verurſacht hätte.

Sie werden vielleicht glauben, daß man meinen Stand, meine Geburt, oder etwas ähnliches unterſuchen würde, aber nichts von allen dieſem. — Er ſollte mich anſehn, ob ich hübſch wäre. — Graf von Choiſeul ließ mich geſtern Morgen erſuchen, in das Geſellſchafts-Zimmer zu kommen, und als ich hinein trat, ſah ich einen gelbbraunen Türken auf dem Sofa; Graf von Choiſeul ſagte mir, das wäre der Tchouadar, der mich begleiten ſollte. Ich verneigte mich, und nachdem er mich ſo lange angeſehen hatte, als es ihm beliebte, empfahl er ſich. — Herr Herbert hat mir mit Lachen erzählt, daß er eine ſo günſtige Beſchreibung von mir gemacht habe, daß der Vezier ſagte: nachdem was er von mir gehört hätte, könnte er nicht genug für mich thun. — Ich habe ein Griechiſches Boot mit Griechiſchen Matroſen gemiethet, um bei wiedrigem Winde zu rudern, und ich werde bei der Türkiſchen Stadt Varna ans Land gehen. Sie liegt auf der Küſte des Schwarzen Meeres in Romelien. Dort werde ich Pferde nehmen und über Bulgarien nach Siliſtria reiſen, wo ich von dem Fürſten der Wallachei alle mögliche Bequemlichkeiten zu erhalten hoffe, deſſen Gebiet bis an die Stadt reicht.

Man ſagt, Varna wäre der Verbannungsort des Ovids geweſen; es kann ſeyn, aber den größten Theil ſeines Exiliums hat er in der Moldau zugebracht. Er hat das Geſtade eines Sees durch ſeine Spaziergänge berühmt gemacht; von ſeinen ſanften Sitten und ſeiner ſüßen Stimme ſprechen noch die jetzigen Einwohner eines Theils der Moldau.

Ich habe mir einen Deutſchen Wagen gekauft, und der Tapezier des Geſandten hat mir ein kleines Bette ſehr geſchickt aufgeſetzt. Herr von Choiſeul und ſeine Freunde ſind ſehr gütig, alles zu überdenken, was zur Sicherheit und Bequemlichkeit meiner Reiſe beitragen könnte. Ich habe eine ſehr ſchöne illuminirte Carte von Conſtantinopel und dem Canal, auf eine meiſterhafte Art von Chauffer, dem Haushofmeiſter und Ingenieur des Grafen angefertigt. Auch hat er mir ein Fläſchchen mit Roſenöl gegeben, und ein gewiſſer Brintanneau hat mir einen ſchönen Türkiſchen Fächer überreicht, der für mich in Conſtantinopel gemalt wurde. Ich hoffe bald ihnen Nachricht von mir mitzutheilen. Sie können ſich darauf verlaſſen, ich werde ſchreiben, ſo oft ich Gelegenheit habe, Ihnen einen Brief zu ſchicken.

Ich habe einen Dolmetſcher bei mir, und wenn es nothwendig iſt, wird mich eine Janitſcharenwache begleiten. Leben ſie wohl, zum letztenmale von dieſer vortreflichen herrlichen Gegend, die alle Landſchaften in meinen Augen verkleinern muß.

2.

Gnädiger Herr!

Varna, den 6ten Julius.

Ich nehme der Gelegenheit wahr, von der Rückkehr meiner Griechiſchen Schiffleute, um an meine guten Freunde in Conſtantinopel und an ſie zu ſchreiben. Vorigen Montag den 2ten Julius des Abends um 6 Uhr reiſte ich in ei-

[illegible]

nem Boot des Grafen von Choiſeul ab, von ihm und Hrn. le **Hocq**, einem ſehr liebenswürdigen und vernünftigen Manne, dem Geſandſchaftsſecretär, und dem kleinen guten **Fruguet** begleitet. Ich nahm Abſchied von ihm bei der Mündung des Canals, und ſtieg in das größte der zwei Griechiſchen Böte, die ich gemiethet hatte. Der beſtändige Nordwind macht die Schiffarth längs der Romeliſchen Küſte äußerſt langweilig. Die Trägheit und Aengſtlichkeit der Griechiſchen Matroſen vermehrt noch dieſe Unbequemlichkeit; denn anſtatt die Spitze von **Kara-buron** zu umſegeln, lagen ſie die ganze Nacht ſtille, und auf den 4ten legten wir nur 30 Türkiſche Seemeilen zurück. **Kara-buron** iſt ein Fels, der über einen Meerbuſen gleiches Namens hervorſteht, wo die Türken jetzt eine Feſtung erbauen. Auf ſolche Weiſe längs den Küſten zu ſegeln, kann nicht ſicherer und angenehmer ſeyn. Viele anmuthige Baien und ſchöne Hafen bekleiden die Ufer von Romelien, wo die Schiffe bei der geringſten Gefahr auf dem Schwarzen Meere einlaufen und vor Anker liegen können. In dem Meerbuſen **Agaioly**, **Miolik**, **Baſilleo** habe ich mich auch aufgehalten, und den letzten Tag legten wir 75 Meilen in 6 Stunden zurück, aber nicht ohne vielen Zanck und Streit mit den Matroſen, die mich gerne länger aufgehalten hätten, wenn ich es ihnen erlaubt hätte. Ich bin überzeugt, ein Reiſender könnte von Conſtantinopel nach Warna in zwei Tagen mit Leichtigkeit kommen, — insbeſondre, wenn er nicht die Ehre hätte, von einem **Tchouadar** begleitet zu werden, der mich dem Anſchein nach länger aufhalten und mehr Unbequemlichkeit verurſachen wird, als ſeine Gegenwart mir wieder erſetzen kann. Da die Türken und Griechen ſeine Wichtigkeit kennen, ſo werden ſeine Bedürfniſſe nur bedacht, und die meinigen gar nicht. Das erſtemal als ich dieſes bemerkte, hat es mich unendlich beluſtigt. — Den Tag, als wir Conſtantinopel verlaſſen hatten, ankerten, wir in einem kleinen Meerbuſen, um zu frühſtücken, und da ich meinen Kammerdiener nach dem kochenden Waſſer zur Bereitung meiner Chocolade fragte, konnte er es nicht finden, und machte einen großen Lerm über den Verluſt ſeines Waſſerkeſſels; hierauf zeigte der Dolmetſcher auf einen breiten Felſen, wo mein Tchouadar auf ſeinem Teppich ſaß, und ganz ruhig ſeine Pfeife rauchte, und ſeinen Caffe verzehrte, der mit dem Waſſer bereitet war, das meine Bedienten für mich geſchafft hatten. — Sie müſſen nicht vermuthen, daß er mich jemals frage, ob ich etwas verlange. Wenn uns Reiſende begegnen ſollten, müßten ſie ſchlieſſen, er ſey ein großer Herr, und ich gehöre zu ſeinem Gefolge, aus der großen Sorge, die ſie für ihn tragen, und der völligen Gleichgültigkeit für meine Ruhe und Bequemlichkeit, außer was meine beiden Geſellſchafter und meine Bedienten für mich thun. Was mich betrifft, ſo ich habe ihm zu Zeiten Fragen gethan, in Anſehung der Oerter, die ich ſah, erhielt aber ſtets eine laconiſche Antwort. Ich hielt es alſo für rathſam, auf zwei kleine vortreffliche Engliſche Piſtolen zu zeigen, die ich in meinem Gürtel trage, und ihn zu verſichern, ich würde ſie gegen den brauchen, der es wagte, mir eine Beleidigung zuzufügen. Und wie es ihm verdollmetſcht wurde, konnte ich nicht unterlaſſen, ihn auf Engliſch einen dummen unangenehmen Türken zu heißen; welches er für ein Compliment hielt, und den Kopf ein wenig neigte. Wie ich hier ankam, führte er mich in ein elendes Griechiſches Haus, wo er mir den Vorſaal bei einer Treppe anwieß, als die einzige Wohnung, die er für 6 Perſonen finden könnte; aber ich ſagte, ich würde zu dem Gouverneur ſchicken, worauf er mich in ein anderes Haus führte, wo eine lange Gallerie mit einer Ausſicht auf den Hafen, und Nebenzimmer eine gute Wohnung ausmachten. Hier hatte meinen Tchouadar ſeinen Teppich, Pfeife, Caffe und ſein Gepäcke nebſt Piſtolen auseinander gelegt. Hierauf befahl ich dem Dollmetſcher ihm zu ſagen, daß er auf der Treppe wohnen könnte, die er für mich beſtimmt hatte. Der Gouverneur ließ mich fragen, ob ich eine Janitſchaaren-Wache verlangte, aber ich glaubte mich ganz ſicher, da das Haus von zwei Vorhöfen umgeben war; demnach ward ich erſtaunt, als ich des Abends ein großes Geräuſch vernahm; der alte Grieche, bei dem ich wohnte, der Dollmetſcher, und meine Bedienten, kamen alle, mit Schrecken auf ihren Geſichtern gemalt, hereingeſtürzt, und ſagten, die Türken hätten die Thore erbrochen und ſuchten mich auf.

Ich ſaß zu der Zeit eben mit der Mademoiſelle auf einem Koffer, gegenüber der Thüre, als ich über 50 Türkiſche Köpfe an der Thüre ſah, die mit begierigen Blicken etwas zu ſuchen ſchienen. Was wollen dieſe Leute? Sie ſuchen nicht nach uns rief Mademoiſelle. Ich glaube, ich habe vergeſſen, ihnen zu ſagen, daß ſie einen ſehr ſchönen kleinen ſchneeweißen Pudel hatte, dieſen ſahen die Türken durch die Straße tragen, und wollten ihn genauer betrachten. Als ich glaubte, ſie hätten ihn genug begafft, ward ich ungeduldig, und gab den Türken ein Zeichen, die Thüre zu verlaſſen, welches ſie ſogleich thaten, und mich dünkt der Türkiſche Pöbel iſt ſehr geſittet, da keiner über die Schwelle trat.

Man glaubt, dieſe Küſte ſei mit wilden Türken beſetzt, die von Raub und Beute ungeahndet von der Pforte leben; aber dieß habe ich nicht gefunden. Sehr friedfertige Griechen und Armenier leben in den umherliegenden Wohnungen. Wein und Korn wird gebaut, aber nicht in großem Ueberfluß. Achtzehn Meilen von Varna liegt ein Ort, Shumla genannt, der wegen des Rückzuges der achtzigtauſend Türken im letzten Kriege, als zwölftauſend Ruſſen unter Anführung Romanzows die Donau paſſirten, um ſie anzugreifen, merkwürdig iſt.

Der Unterhalt meiner Griechiſchen Matroſen auf der ganzen Reiſe, beſtand in getrockneten Fiſchen, und es iſt eine vortrefliche Speiſe, ſchmackhafter, als alle Arten eingemachter Fiſche, die ich gekoſtet habe. Ich habe öfters groſſe Stangen mit herumgewickelten Schnüren über dem Canal ſtehen ſehn, unter denen die Fiſcher die Fiſche fangen, die ſie hierauf reinigen, an die Schnüre reihen und an der Sonne trocknen. Dieſe Fiſche ſehen ganz vertrocknet und ungenießbar aus, aber ich verſichere Sie, ſie ſind ſehr gut und ſchmackhafter, als die geſalzenen Fiſche, die ich gegeſſen habe.

Morgen früh um 3 Uhr werde ich abreiſen. Ich habe Arabats für meine Bediente und Gepäcke gemiethet. Der Gouverneur wird mich mit Pferden und Janitſcharen verſehen, und ich hoffe glücklich durch dieſe Länder zu kommen, wo es mir beinahe wie des Grafen von S** Bedienten geht, der ſeinen Herrn, als er die letzte Station des Ottomaniſchen Reichs betrat, erſuchte, ihm doch zu erlauben, ein paar Türken umzubringen. — Sie müſſen nicht glauben, daß ich einen Menſchen umbringen will, aber von allen zweibeinigten Geſchöpfen würde ich den Tod eines Türken am wenigſten bedauren. Die mehreſten Frauenzimmer würden vor einer ſolchen Reiſe erſchrecken, aber da ich einmal dieſes Land Mahomets betreten habe, muß ich es wieder verlaſſen. Ich werde alſo heiter und froh fortfahren. Wenn mein Tchouadar nur die ſchönen Sachen verſtände, die ich ihm auf Engliſch ſage; und wie ich auf ihn Acht geben will, ſo würde er ſeinem Herrn nicht eine ſolche vortheilhafte Schilderung von mir gemacht haben.

3. Si

3.

Siliſtria den 15ten Julius.

Ich bin hier ſicher und frölich angekommen, ungeachtet meines heimtückiſchen Tchouadar, der wahrſcheinlich Befehle hatte, mich in Schrecken zu ſetzen, damit ich über den Statthalter von Varna klagen möchte. Stellen ſie ſich mein Erſtaunen vor, als ich mich geſtern Abend um 6 Uhr in der größten Wildniß befand, und meine Janitſchaaren, die mich bei Tage gut begleitet hatten, wegreiten ſah, da die Ankunſt der Nacht ihre Gegenwart am nöthigſten machte. — Ich fragte meinen Tchouadar, was dieſer ſchnelle Ausbruch bedeute? er zog die Schuldern in die Höhe, und meinte, der Gouverneur hätte es befohlen. Ich blieb alſo unter einer Hecke, wo ſich auch eine Kaufmannscaravane gelagert hatte, ohne etwas Beunruhigendes zu erblicken. Wie ich den Morgen Varna verließ, hatte mein träger Tchouadar ein ganzes Arabat für ſich, ohne daß er meinen Bedienten erlaubte, auch nur das kleinſte Päckchen hineinzulegen. Ich befahl dem Dollmetſcher ihm zu ſagen, wenn ich ſeinen Vorſatz gewußt hätte, würde ich Sattelpferde für mich und die Leute genommen, und ſein Arabat bewacht haben. Geſtern in der Mitte der Ebne, wo ſich die Kutſcher ausruhten, welches alle zehn Minuten geſchieht, hörte ich ein heftiges Gezänk; und als mein Dollmetſcher nach der Urſache dieſes Streits forſchte, erfuhr ich, daß einer der Kutſcher mit drei Pferden nach Varna zurückkehren wollte. Mein abſcheulicher Tchouadar ſaß und rauchte ſein Pfeifchen auf dem Teppich, ohne ſeine Gewalt zu gebrauchen, und als ich ihm ſagte, ſich dazwiſchen zu legen, murmelte er ein paar Iſh Allas *) und

---

*) Iſh Alla ſagen die Türken, wenn ſie eine beſtimmte Antwort vermeiden wollen. Es bedeutet ſo viel, als; will's Gott, es kann ſeyn.

und fügte hinzu, der Gouverneur zu Varna hätte wol den Kutſchern dieſe Befehle gegeben. Woraus ich deutlich merkte, daß meine Reiſe Vorwand ſeyn ſollte, um über den Gouverneur zu klagen. Ich beſchloß alſo gleich, dieſen niedrigen Kunſtgriffen ein Ende zu machen. Ich ſagte meinem Türken, ich ſähe ſein Vorhaben ein, aber wenn er nicht den Augenblick dem Kutſcher befehlen würde, die Pferde vorzulegen und bis nach Siliſtria zu fahren, ſo würde ich die ganze Geſchichte dem Kaiſerlichen und Franzöſiſchen Geſandten berichten, und er, nicht der Gouverneur von Varna, ſollte für den Verzug meiner Reiſe beſtraft werden. Sobald er merkte, daß ich mich nicht hintergehen ließ, befahl er, augenblicklich die Pferde vorzulegen, und wir fuhren weiter.

Bulgarien iſt wenig bebauet, und wo ich einen Türken auf dem Felde erblickte, war er mit Gewehr, Piſtolen und Dolch verſehen, auch bewachten ein oder zwei Janitſchaaren den Türken bei der Arbeit. Dieſer Anblick und der ungebahnte Weg durch den Wald, den wir fuhren, wo die Bäume und Büſche die Thüre meines Wagens abriſſen, ſind Umſtände, vor denen jede feine Dame zittern würde; aber ſie wiſſen, gnädiger Herr, daß mein Muth in Gefahren wächſt, und meine Begleiterinn iſt die beſte Reiſegeſellſchafterinn, ſo ich je geſehen. — Sie bezeigte keine Furcht, und unſre ſonderbare Art zu reiſen und unſer Aufenthalt des Nachts, erregt mehr Gelächter, anſtatt uns zu beunruhigen. Alle 10 Minuten, wie ich ſchon geſagt habe, wurden die Pferde abgeſpannt, und die Kutſcher legten ſich in den Schatten, wenn Bäume da waren; die Hitze war unbeſchreiblich groß. Des Nachts blieben wir bei den Caravanen; denn ſuchten meine Bedienten Späne zuſammen, um mein Abendeſſen zu bereiten, und nachdem ich mich ein bischen ausgeſtreckt hatte, zog ich den Wagen dichte zu, und hatte ein ſehr bequemes Bett. Meine Begleiter und Bedienten lagen auf der Erde, unter dem Wagen mit dem Kopf, und des Morgens vor Tages Anbruch ſetzte ich meine Reiſe fort. Als wir uns aber beim Tages Licht erblickten, konnte man ſich des Lachens nicht enthalten; der Thau war ſo ſtark gefallen, daß wir alle ausſahen, als wären wir gebadet. Sobald wir der Stadt nahe waren, befahl ich dem Tchouadar, hier auszuſteigen, und mir eine Wohnung in der Stadt auszuſuchen, aber hier bemerkte ich, daß, wenn ſeine Gegenwart nöthig geweſen wäre, mir ſein Muth oder Dienſteifer nicht ſehr behülflich war. Denn anſtatt das für ihn beſtimmte Pferd zu beſteigen, drehete er ſich gravitätiſch um, und ſetzte ſich wieder in den Arabat. Ich fragte, was das bedeuten ſollte? er erwiederte, daß er beraubt oder erſchlagen werden könnte, ehe er die Stadt erreichte; ungeachtet wir ſo nahe waren, daß eine ganze Reihe Arabaten und Caravanen hier hielten, um die Nacht abzuwarten. Wir erreichten endlich das Thor, und nun ließ ſich mein unbehülflicher Türke herab, mir ein Logis auszuſuchen. Es war ziemlich gut. Hier hatten wir einen neuen Streit; er wollte mich bis nach Buchareſt begleiten, und ich war entſchloſſen, ihn von dieſem Orte nach Conſtantinopel zurück zu ſchicken.

Dieſen Morgen ſchickte ich nach dem Agenten des Fürſten von der Wallachey; aber ich fand, er wollte nicht vor dem Türken ſprechen. Ich nahm ihn alſo in eine andre Stube, und nun hörte ich, daß er Befehle von dem Fürſten hätte, mich mit Boten, Pferden, und was ich nöthig hätte, zu verſehen. Mein abſcheulicher Tchouadar hatte beſtändig geleugnet, daß ſolche Befehle gegeben wären, damit ich glauben ſollte, ich könne die Reiſe nicht ohne ihn machen. Es war mir aber lieb, die Wahrheit errathen zu haben, und alſo kam ich mit dem Dollmetſcher zurück, gab ihm die 10 Guineen, die ich ihm für ſeine angenehme Geſellſchaft verſprochen hatte, und befahl ihm, auf Briefe an die Geſandten zu warten. Dieſe Stadt liegt in einem Thale, wir reiſ'ten über einen Berg, wo wir eine herrliche Ausſicht auf die Donau und ihre Inſeln hatten. Siliſtria liegt ſehr ſchön an dieſem Fluſſe, auf welchem ich 6 Meilen in einem Boote machen werde, um Karalaſh, die Grenzſtadt der Wallachei zu erreichen. Von Büchareſt werde ich wieder die Ehre haben, ſie zu verſichern, daß ich an allen Orten ſeyn werde. ꝛc.

N. S. Der Firman, den ich von der Pforte an die Stadthalter oder Cadis der Türkiſchen Städte empfangen habe, lautet alſo. „Ihr, die Herrlichkeit und der Ruhm eurer Mitbrüder, Fackel der Gerechtigkeit, Ihr erleuchtet die Größte der Tugend und Wiſſenſchaft. Rechtgläubige, Richter, Gouverneurs der Städte oder Dörfer, dieſes iſt um euch kund und zu wiſſen zu thun ꝛc. ꝛc.“

4.

Büchareſt.

Als ich die Wallachei betrat, fand ich Pferde, Lebensmittel, und Wachen in Bereitſchaft, und ich flog mehr als ich fuhr. Eine anſehnliche Strecke von Karalaſh gieng die Straße längs der Donau, wo alle Arten Vieh auf dem ſchönſten Klee mit mannichfaltigen Blumen vermiſcht weideten. Es iſt keine gebahnte Straße, und ich bemerkte kein Wagengeleis, aber ein ſchöner Boden ohne Steine und Furchen machte die Reiſe ſehr angenehm. Als ich mich Büchareſt näherte, verließ ich die Fluren, und ſah ein vortreffliches Land, mit kleinen Wäldern vom ſchönſten Gehölz, wo Türkiſches Korn über 6 Fuß hoch ſtand, und eine Reihe abwechſelnder Gemählde darſtellte. Verſchiedene Bojaren kamen mir entgegen, und meine Arnauten und Garden waren ſehr gewandt und ſchnell, obgleich die Art, wie ſie meinen Wagen mit Pferden verſorgten, mir öfters ſehr unangenehm war. Denn es geſchah vielfach, daß ein Bauer auf einem guten Pferde, mit einem Mehlſack hinter ſich, in einem Augenblick herunter geſchmiſſen wurde; man gab ihm das müde Pferd, und das friſche Pferd ward vorgeſpannt. Ich wollte wenigſtens dem Menſchen etwas Geld geben, und ihm den Vorfall erklären, aber es ſchien, der Prinz hatte befohlen, daß ich keine Müh und keinen Aufſchub haben, auch nichts bezahlen ſollte; ich konnte alſo nur heimlich etwas Geld geben, und es war nicht ohne Geſchicklichkeit, daß ichs bewerkſtelligte. Als wir in Buchareſt einfahren wollten, fand ich einen Haufen Janitſcharen unter einem Zelt, ungefähr eine Meile von der Stadt, die mit meinem Gefolge ſtritten, und die Poſtillions zwangen, einen andern Weg zu fahren, weil die Straße auf Befehl des Prinzen verſchloſſen wäre. Mein Erſtaunen wuchs, als man mich unter den Thorweg eines Griechiſchen Kloſters fuhr, deſſen Inneres ſehr ſchön, und weitläuftig mit Gothiſchen Schwibbogen umgeben war. Mein Wagen ward bald von Menſchen von aller Nation umgeben, die mich in verſchiedenen Sprachen anredeten, endlich wandte ich mich an einen, der eine Franzöſiſche Kleidung trug. Ich bitte Sie mein Herr, ſagen Sie mir, wo ich bin. Ein Deutſcher Bedienter redete mich Deutſch an, und ich erfuhr, daß ich hier wenigſtens fünf Tage Quarantaine halten ſollte. Der Prior des Kloſters war um die Zeit an den Wagen getreten, und da er vermuthlich aus meinem Aeußerlichen ſchloß, daß ich nicht die Peſt hätte, bat er mich, ſein Zimmer zu brauchen, bis ich mir ein Nachtquartier ausgeſucht hätte. Der alte ehrwürdige Mann ſaß bei mir und der Mademoiſelle, indem wir aßen, und ich ſchickte in die Stadt, um dem Fürſten meine Lage wiſſen zu laſſen.

Ich fragte meinen ehrwürdigen Wirth, wo ich mich aufhalten würde, wenn ich bleiben ſollte; er zeigte mir ein kleines elendes Kämmerchen über den Hof ohne Tapeten, und mit zerbrochenen Fenſtern; dieſe Stube ſollte mich mit meinem ganzen Gefolge aufnehmen, denn jede Geſellſchaft bemerkte ich bei meiner Ankunft, ward abgeſondert. Dicht bei dieſer Thür, ſah ich ein elendes Weſen, dem der Tod auf den Lippen ſaß, und wer iſt das elende Geſchöpf rief ich? Ein Mann, der die Peſt haben ſoll, der von den andern ſo ſehr, wie möglich abgeſondert wird, mit ein wenig reinem Stroh, um darauf zu liegen. Ich geſtehe, ich freute mich, als der Kaiſerl. Agent aus der Stadt kam, mir zu ſagen, das Mißverſtändniß thue dem Fürſten ſehr leid, da es nie ſeine Abſicht war, mich ins Kloſter zu ſchicken. Ich dankte dem alten Vater für ſeine Höflichkeit, und ritt in die Stadt; wo ich nur einige Augenblicke geweſen war, als ein goldner Wagen aus der Vorzeit mit einem Zug brauner Pferde, die ſo raſch ſtampften, daß die Erde wiederhallte, vor der Thüre hielt. Ein Türkiſcher Stallknecht hielt den Zaum jedes Pferdes. Ein Kammerdiener mit einem goldnen Gewand und einem weißen Stabe in der Hand, und der Secretär des Prinzen kamen, mich abzuholen. Ich glaube die ganze Stadt hatte den Wagen umgeben, und wir rückten ſehr langſam fort bis an den letzten Hof des Pallaſtes, wo ich durch eine doppelte Reihe Garden gieng, einige waren Janitſchaaren, einige Arnauten und Albanier. In dem zweiten Hofe, war noch eine doppelte Reihe Garden, und dieſe reichten bis an einige Gaſſen, die uns zu dem großen Audienzſaale führten; in deſſen Ecken ein Raum mit Kiſſen abgetheilt war, auf die der Prinz nach Türkiſcher Art geputzt und bekleidet ſaß: über ſeinem Kopf ſchwebten die Roßſchweife und andre Waffen, die ich ihm in Conſtantinopel hatte vortragen ſehn. Er fragte mich durch den Dollmetſcher, wie ſich Herr von

Choiſeul befände, und ob ich mich nicht in der Wallachei aufhalten würde. Kaffe und Sorbet wurden herum gereicht, und als ich aufſtand, um zu Hauſe zu gehn, flüſterte mir einer der Kammerdiener zu, mich niederzulaſſen, und ſogleich wurden meine Ohren mit der abſcheulichſten Muſik bewillkommt; worauf der Secretär mich mit einer lauten ernſthaften Stimme ſagte: „C'eſt pour vous Madame, C'eſt la muſique du Prince!“ Der Prinz bat mich in den Hof zu ſehen, hier waren Trompeten aller Art, meſſingene Becken zum Zuſammenſchlagen, und Trommeln von jeder Größe, einige nicht größer als eine Theetaſſe, und die Trommelſchläger mußten ſich auf die Erde lagern. — Jeder Muſicant verſuchte, wo möglich den Nachbar durch größeres Getöſe zu übertäuben, und ich glaube, meine Nerven ſind nie ſo angeſtrengt worden. denn mein Geſellſchafter, der die Mühe bemerkte, die ich mir gab, mich des Lachens zu enthalten, ſagte beſtändig, um Gottes willen, lachen Sie doch nicht! —

Die vortreffliche Muſik des Grafen von Choiſeul, fiel mir auch eben ein, und der Contraſt ſeiner Muſik mit jetzigem Poltern vermehrte die Lächerlichkeit des Ganzen, — ſo daß ich viel ausſtehen mußte. Aber der Auftritt dauerte nicht lange, denn ich ward zur Audienz der Prinzeſſinn abgerufen. Ehe ich dieſen Ort verlaſſe, ſollen ſie meinen Empfang hören.

E. C..

5.

Die Prinzeſſinn ſaß auf Türkiſcher Art, mit ihren drei Töchtern von ungefähr neun, zehn, und eilf Jahren. Die Prinzeſſinn war wohl dreißig, ſehr ſchön, der Herzoginn von Gordon ähnlich, nur ihre Züge waren ſanfter, und ihre Haare und Haut blonder. Sie war etwas ſtark von Perſon, und im 6ten Monat ſchwanger; ſie faßte mich bei der Hand, und ließ mich neben ſich Platz nehmen. — Um mir einen Beweis der größten Achtung zu geben, hatte der Prinz Herrn B.:. erlaubt in das Harem zu kommen, und ſich neben ihn zu ſetzen. Es waren an die zwanzig Frauenzimmer in der Stube, die eine trug ſtatt des Turbans eine hohe Pelzmütze hinter den Haaren, die gerade über eine Art Wulſt gekämmt waren. Dieſer Kopfputz war nicht häßlich, und verſtellte ſie auch nicht. Die Prinzeſſinn ſagte mir, ſie wäre ein Wallacheiſches Frauenzimmer, und die Mütze wäre die Tracht des Landes. Nachdem mir die Prinzeſſinn in allem die gewöhnlichen Fragen der Orientaliſchen Weiber vorgelegt hatte, fragte ſie mich, ob ich nach der Franzöſiſchen Mode gekleidet wäre, und ſagte, es würde ſie ſehr glücklich machen, wenn ſie mich ein ganzes Jahr in der Wallachei behalten könnte. Der Prinz ſchien es eben ſo ſehr zu wünſchen, als ſie, aber ich verſicherte ſie, ich würde nicht 24 Stunden in Buchareſt bleiben. Sie baten mich hierauf zum Abendeſſen, welches ich annahm; aber ich erſuchte ſie, erſt mich nach Hauſe gehen zu laſſen, weil ich Briefe nach Conſtantinopel, meinem Verſprechen gemäß, ſchicken wollte. Ich ward mit denſelben Ceremonien durch die Höfe in meinen Wagen geführt, und wie wir uns geſetzt hatten, ſagte mir der Secretaire, er habe Befehl mir einen prächtigen Engliſchen Garten zu zeigen; wir fuhren alſo hin. Ein gemeiner Küchengarten in England war dieſem völlig gleich. Aber der Beſitzer war eine ehrwürdige Figur mit einem ſehr weißen Bart, in ein langes neſſeltuchenes Gewand gekleidet; ſeine Leute unterſtützten ihn, indem er mit Mühe ſich fortſchleppte. Er befahl alles Obſt in ſeinem Garten mir anzubieten, und als ich den Garten verlaſſen wollte, begegnete ich der Dame mit der Pelzmütze, ich im Pallaſte geſehen hatte. Sie bezeigte ein ſolches Entzücken, mich in dem Hauſe ihres Vaters zu ſehen, daß ich mich mit Mühe von ihr losreißen konnte. Sie umarmte mich, und erſtickte mich beinahe mit Küſſen.

Der Name des ehrwürdigen Vaters war **Bona Dedeskolo**, einer der vornehmſten Edelleute der Wallachei. Endlich erreichte ich meine Wohnung, und hatte kaum den Brief zugeſiegelt, als des Prinzen Secretaire mit zwei ſeiner Leute hereintrat.

Der Secretaire bat mich auf eine Gallerie zu gehen, die den Hinterhof des Hauſes umgab. Hier ſah ich ein ſchönes Arabiſches Pferd in der Mitte eines großen Gedränges von zwei Türken geführt. Der Secretaire ſagte, da der Prinz gehört, daß ich eine Liebhaberinn von Pferden wäre, ſo bäte er mich dieſes anzunehmen, das ihm ein Paſcha von drei Roßſchweifen vor einigen Tagen gegeben hätte, und er hoffte, ich würde es mit der Achtung annehmen, mit der es überreicht würde. Ich ſchickte ihm die höflichſte Antwort, die ich erdenken konnte, und gab den beiden Türken, die es geführt hatten, reichliche Geſchenke, ſo wie auch allen Stallbedienten. Die Abendmahlzeit war mehr nach Europäiſcher Sitte, als ich erwartet hatte. Ein Tiſch mit Füßen, und Stühle waren Dinge, die ich nicht vermuthete. Der Prinz ſaß am Ende der Tafel mit ſeiner Gemahlinn an einer Seite, und ich an der andern. H. W** war auch gebeten, und ſaß auf meiner linken Seite. Verſchiedene Frauenzimmer ſetzten ſich auch an den Tiſch. Die Prinzeſſinn hatte 9 Frauenzimmer hinter ihrem Stuhl. — Etwas Silberzeug, das augenſcheinlich aus England kam, ſtand auf der Tafel, als Salzfäſſer, Platmenagen u. d. g. m., und dabei vier ganz vortreffliche Leuchter von Alabaſter mit Blumen von kleinen Rubinen und Smaragden gezieret. Die abſcheuliche Türkiſche Muſik ſpielte bei Tafel, aber bisweilen ward ſie von einer Zigeunermuſik unterbrochen, deren Melodie ganz entzückend war, und den ſchwerſten Klotz zum Tanzen bewegt hätte. Der Prinz ſah den Eindruck, den dieſe Muſik auf mich machte, und ſagte ihnen, öfterer zu ſpielen als die Türken. Es ſcheint, dieſe Zigeuner ſind Sclaven des regierenden Fürſten, ſo lange ſeine Gewalt dauert. Er ſagte mir, es wären volle fünf tauſend von ihnen vorhanden. Ehedem wären 25 tauſend. Nach dem Eſſen ſaßen wir einige Zeit auf dem groſſen Saal, wo mich die Prinzeſſinn empfieng, der Prinz und Hr. W** ſaßen auf einer Seite, und die Prinzeſſinn mit ihren Weibern und mir auf der andern. Ich glaube die Prinzeſſinn dachte, ich gebrauchte das Privilegium eines Reiſenden, wie ich ihr ſagte, daß unſre Frauenzimmer tanzen und ſchreiben lernten, mit einigen mehrern Dingen, die ſie bezweifelte.

Ihr Gemahl rauchte ſeine Pfeiſe, und es that mir leid, daß ſie es nicht auch that, denn ich ſah, daß ſie aus Achtung gegen mich, eine Fremde, es unterließ. Der Prinz fragte mich, ob ich den Kaiſer und den Fürſten Kaunitz kennte? ich bejahte es; ob ich ſie ſehn würde? — wahrſcheinlich. Gut ſagte er:

> „So ſagen ſie dem Prinzen, daß ich ſeine Befehle er-
> „warte. Und ſagen ſie dem Kaiſer, da wir ſo nahe
> „wären, hoffte ich, daß wir guten Freunde bleiben
> „würden.“ —

Dieſe ſonderbaren Aufträge hätten beinahe ein Gelächter erregt, aber ich faßte mich, und verſicherte ihn ernſtlich, ich würde ſie getreu beſtellen, wenn ich Gelegenheit hätte. Um halb 12 Uhr wollte ich mich empfehlen, und empfieng einige ſchöne Schnupftücher von der Prinzeſſinn; ich mußte mich wieder entſchuldigen, daß ich nicht ein Jahr bei ihr zubringen könnte, welches ihr, wie ſie ſagte, viel Vergnügen machen würde, denn ich beſäße viel Anmuth. Ich begab mich mit meiner vorigen Begleitung hinweg; und alle wurden an hundert Fackeln vorgetragen, und die Türkiſche und Zigeuner-Muſik, ſpielte den ganzen Weg. Dieſe fürchterliche Diſharmonie und der comiſche Aufzug überwandt meinen Ernſt, und ich lachte in einem fort, bis zur Wohnung des Franzöſiſchen Conſuls, wo ich jetzt ſchreibe, da der höfliche Mann mit ſeiner Frau darauf beſtand, mir ein Zimmer zu geben. Hr. B** Begriffe von guter Lebensart waren durch mein Gelächter ſo gekränkt, daß er den Secretaire verſicherte, mein muſicaliſches Gehör wäre ſo vollkommen, daß der geringſte falſche Ton mich zum Lachen bewegte, [illegible] dieſes auf alle Art und Weiſe. Aber ich ſagte ihm auf Engliſch, was kann ich thun, ich komme mir wie ein herumziehender Harlekin vor, mit dieſen Trompetern und dieſem Pöbel um mich her. Endlich wurden der Secretaire und Hr. B** ebenfalls angeſteckt, und wir kamen alle drei mit lautem Gelächter bei dem Conſul an, deſſen Gattinn mir ein bequemes Nachtlager bereitet hatte. Ich ward hierauf von meiner Muſik durch ein gutes Trinkgeld befreiet.

Es iſt ſo heiß, daß ich nicht ſchlafen kann, daher ſchreibe ich an Sie, theuerſter Freund. Buchareſt iſt keine anſehnliche Stadt, aber die Lage iſt ſchön, auch würde es ſchwer halten, in dieſem Lande eine ſchlechte Lage zu finden. Die Wallachei giebt der Pforte einen jährlichen Tribut von 406 Beuteln *), außer Getreide, Wolle und vielen tauſend Schafen. Die Schäfer geben auch eine jährliche Abgabe von achtzigtauſend Fellen, außer Butter, Käſe und Talg.

Wenn in Aegypten das Getreide fehlt, muß dieſes Land Conſtantinopel verſorgen; dennoch behaupte ich, daß alle belebte und unbelebte Dinge von Werth auf Erden, hier höchſt grauſam mit Abgaben beladen ſind. Dieſes vortreffliche Land, deſſen Boden und Clima alles im Ueber-

---

*) Ein Beutel enthält hundert Zechinen, oder Venetianiſche Ducaten.]

fluß hervorbringt, iſt durch die Hand des Schickſals unter einer Gewalt, die die Eingebornen unbarmherzig drückt. Iſt es nicht Raubbegierde des Fürſten allein, ſo fordern es die Bedürfniſſe der Pforte, und gemeinhin treiben beide ſelbſt den Ueberfluß von der Quelle, indem den elenden Wallachen ihre Grauſamkeit zwingt, in die Gebirge zu fliehn, wo er wenigſtens auf einige Zeit die Unterdrückungen einer tyranniſchen Regierung vermeidet, die ihn für den Mangel beſtraft, den die Auspreſſung der Regierung verſucht haben.

Morgen frühe reiſe ich ab, und werde aus Hermanſtadt, der erſten Kaiſerlichen Stadt ſchreiben. Ich habe mein Gefolge ſehr gut vermehrt, mit einem Handelsmann und Dollmetſcher, der die Wallachiſche Sprache vollkommen gut ſpricht, und nach Hermanſtadt reiſet.

III.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1.

Chronologiſches Verzeichniß der Deutſchen, welche in der Baſtille gefangen ſaßen: aus den, bei der Eroberung gefundenen Verhören und Acten gezogen.

Franz Brancurt, aus Würzburg; der Königl. Verhaftsbefehl iſt vom 30. März, 1690, und von Hrn. von Seignelay unterzeichnet. Er war ein äuſſerſt manierlicher, wohlgemachter Menſch, der verſchiedene Sprachen in der Vollkommenheit ſprach, und in der Kriegskunſt große Einſichten beſaß. Er hatte ſich bei dem Könige von England, durch Errichtung ſeiner Capellen zu London und in Irrland, beliebt gemacht; er verſtand ſich auf Muſik, und war überhaupt ein Mann von vielem Geiſt.

Als der König von England in Irrland war, entdeckte er, daß dieſer Menſch ihn betrog. Er ließ ihn nach Frankreich, unter dem Vorwande reiſen, daß er ihn mit Aufträgen

gen nach Deutſchland ſchicken wollte; eigentlich aber war ſeine Abſicht, ihn ſich vom Halſe zu ſchaffen, und er ließ Ludwig XIV. davon benachrichtigen,

Brandcurt, ſtatt nur durchzupaſſiren, hielt ſich zwei Monate zu Paris auf, und veränderte einigemal Namen und Wohnung, um nicht erkannt zu werden. Als er endlich in Verhaft, und ſeine Papiere in Beſchlag genommen wurden, fand man, daß er mit zwei ketzeriſchen Biſchöfen zu London, im Briefwechſel ſtand, und dieſen Briefwechſel in Ziffern führte. Man erfuhr auch, daß er auf einer Reiſe des Königs nach **Compiegne**, dem Hofe gefolgt, und von **Compiegne** weiter bis **Maubeuge** gegangen war, ohne daß er angeben wollte, welchen Weg er genommen, wo er ſich aufgehalten, mit wem er geſprochen hatte. Er wurde zu **Verſailles** arretirt. **Bontems**, Ludwigs XIV. erſter Kammerdiener, weckte deswegen den König des Nachts, und dieſer befahl, ſich des **Brandcurts** auf der Stelle zu verſichern.

Friedrich Lang, aus Münſter; er wurde den 4ten Februar 1693, in die Baſtille geſetzt. Man hatte ihn im Verdacht, daß er ein Spion des Prinzen von Oranien, und von ihm nach Frankreich geſchickt ſey.

Er wurde den 29. October 1693 nach **Vincennes** Transportirt.

Johann Friedrich Eck, aus Sachſen, geweſener Lieutenant unter den Brandenburgiſchen Truppen; der Verhafts-Befehl iſt vom 15. September 1697, und von le Teſlier unterzeichnet. Derſelbe Miniſter fertigte auch den 1. December 1698 den Befehl zu ſeiner Entlaſſung aus. Er ſagte im Verhör aus, er ſey vom Obriſten Birkholz, der in Dienſten des Churfürſten von Sachſen ſtand, nach Frankreich geſchickt worden, um dem Könige einen Plan mitzutheilen, welchen beſagter Obriſter, mit einem Kammerherrn Sr. Churfürſtl. Durchlaucht entworfen hatte, den Churfürſten zu vergiften, um dadurch dem Prinzen von Conty, die Pohlniſche Königswürde zu verſchaffen. Ueberdieſes hatte dieſer Birkholz dem Eck aufgetragen, dem König zu verſprechen, daß er den Prinzen von Oranien, durch einen Sächſiſchen Trompeter von ſeiner Leibwache, ermorden laſſen wolle.

Johann Franz Luſtig, aus der Pfalz gebürtig; der Verhaftsbefehl iſt vom 16ten Auguſt 1699, und vom Herrn von Pontchartrain unterzeichnet. Dieſer Deutsche war ein ausgemachter Taugenichts, und er räumte dieſes ſelbſt ein. Er gab ſich bald für einen Proteſtanten, bald für einen [illegible] bald für einen Mönch, oder Lutheriſchen Geiſtlichen aus, je nachdem die Umſtände oder ſein Intereſſe es heiſchten. Er führte zu dieſem Behufe Atteſtate von verſchiednen Reformirten Pfälziſchen Kirchgemeinen, von der Univerſität zu Löwen, vom Päbſtlichen Nuntius am Franzöſiſchen Hofe, Herrn Dolfini, und von dem Erzbiſchofe von Mecheln bei ſich; er hatte die Unterſchriften und Siegel nachgemacht. Er ſchützte zwar, ſtatt aller Entſchuldigung, ſeine Dürftigkeit vor, aber als man ihm vorhielt, daß er alle dieſe Urkunden geſchmiedet habe, um die Flucht einiger Neubekehrten zu begünſtigen, die ſich ſeiner Führung anvertrauet hatten, leugnete er es hartnäckig. Er behauptete ſogar, er habe alle dieſe Verfälſchungen, auf Anrathen eines Irrländers begangen, deſſen Name ihm unbekannt ſey.

Der Churfürſt von der Pfalz war damals mit Frankreich in Krieg verwickelt.

Luſtig wurde als ein Lügner und als ein Schurke von Handwerk betrachtet, den man, ſowohl wegen ſeiner Privat-Verbrechen, als auch, nach den Kriegsgeſetzen, und als einen, welcher den Neubekehrten zur Flucht behülflich ſey, gefangen halten müſſe.

Franz Ignaz von Buchenerk, aus Wien, 60 Jahr alt; der Verhaftbefehl iſt vom 24. Junius 1702, und von

von

Pontchartrain unterzeichnet. Dieſer Edelmann befand ſich zu Paris, als der Kaiſer, England und Holland, und der Krone Frankreich den Krieg erklärten, und ſo wurde er als ein Feind des Staats in Verhaft genommen. Er hatte im letzten Kriege in Flandern, unter der Armee des Königs Wilhelm gedient, und hielt ſich immer im Gefolge des Churfürſten von Baiern auf, als ob er ſein Adjutant wäre.

Nach dem Ryswicker Frieden kam er nach Frankreich, um ſich von einem Leibesſchaden curiren zu laſſen, den er nach einem Fall bekommen hatte; auch wurde er glücklich durch Herrn Marechals Geſchicklichkeit hergeſtellt. Das wenige Geld, das ihm nach einem vierjährigen Aufenthalte übrig geblieben war, verlor er im Baſſette, bei einer gewiſſen Broſigny, im Hotel impérial, wo ein berühmten Spieler, Herr von Sowalle, ziemlich oft für [illegible] über 15 Perſonen, größtentheils Fremde, Bank hielt. Er war eben im Begriff nach Deutſchland abzureiſen, als man ihn gefangen nahm; er hätte ſogar jemand gebeten, ihm einen Paß bei dem Herrn von Torcy auszuwirken. Dieſer Edelmann war zweimal im Verhör, aber ſeine Auſſagen zeugten von keiner böſen Abſicht gegen den Staat, auch fand man unter ſeinen Papieren keine Schrift, die zu irgend einem Verdacht von der Art berechtigt hätte. Zwar waren in ſeinem Koffer, verſchiedne Holländiſche ſatyriſche Kupferſtiche, aber es war nicht wahrſcheinlich, daß ein wirklich übel intentionirter Menſch, der mit den Feinden des Staats in ſtrafbaren Verhältniſſen ſtände, ſich mit dergleichen Verdacht erregenden Dingen beläſtigt haben ſollte.

Er ſtand in der feſten Ueberzeugung, daß der Churfürſt von Bayern ſich noch ſeines Namens erinnern, Herr von Monaſterol für ſeine Treue bürgen, und Herr von Lombarde ihm ſo viel Geld vorſchießen würde, als er zu ſeiner Heimreiſe brauche: er verſicherte, daß er, ſobald er in Freiheit wäre, in ſein Land zurückkehren, und nie gegen den König dienen wollte.

Ueberhaupt hat dieſer Fremde nichts zur Laſt gereichen, des wider ſich, als ſein Vaterland; es ſchien ſogar, daß er gewiſſermaßen ſich ganz auf die öffentliche Sicherheit verlaſſen hatte. Denn man nahm ihn in Verhaft, ehe noch die Kriegserklärung zu Paris publiciret wurde. Er hatte weder den Verſtand, noch das Betragen eines Spions. Er brachte ſein Leben zu Paris mit Spielen und liederlichen Weibsperſonen zu; er hatte ſich völlig zu Grund gerichtet; ſo, daß er nicht [illegible] ſich, um leben zu können, und ſo würde ſich kein Spion aufgeführet haben. Seine wichtigſten Papiere beſtanden in einigen [illegible], wie man im Spiel gewinnen, und zukünftige Dinge voraus wiſſen könnte. Man beſchloß alſo dieſen Fremden auf freien Fuß zu ſetzen, nachdem man ihm einen Paß ertheilt und verboten hatte, das Königreich wieder zu betreten. Er wurde im Monat April 1704 losgelaſſen.

Georg Schröder von Beck, aus dem Hannöveriſchen, 30 Jahr alt; der Verhaftbefehl iſt vom 20. Julius 1701, und von Ponſchartrain unterzeichnet.

Dieſer Menſch hatte in Franzöſiſchen Kriegsdienſten geſtanden, ſie ohne Abſchied verlaſſen, nach dem Kriege Kaiſerl. Dienſte genommen, und war ohne Paß nach Frankreich gekommen. Er ſtieß, bei der Durchreiſe zu Metz, ſolche ehrenrührige Reden gegen den König aus, daß man ihn als einen Böſewicht betrachtete, welcher der größten Verbrechen mit kaltem Blute fähig ſey.

Er hatte ein junges Frauenzimmer geheirathet, die ihn für einen vornehmen Officier unter den Deutſchen Reichstruppen hielt, und die er, vielleicht in der Abſicht mit nach Paris brachte, ſie zu ſeinen ſträflichen Abſichten zu gebrauchen, an denen ſie doch ganz unſchuldig zu ſeyn ſchien. Man war überzeugt, daß dieſen Fremden eine böſe Abſicht nach Frankreich zurückgeführt hatte, ob er gleich behauptete, daß er wieder Dienſte nehmen wollte, deswegen wurde er verurtheilt, bis zum Frieden in Verhaft zu bleiben.

Johann Chriſtian Schröder von Beck, aus dem Hannöveriſchen, 24 Jahr alt; der Verhaft Befehl iſt vom 1. Auguſt 1701.

Dieſer Gefangene war des obigen Bruder, ob er ſich gleich für ſeinen Bedienten ausgab, und den Namen Wippermann angenommen hatte. Allem Anſehn nach, ſollte dieſer nach Deutſchland zurückkehren, wenn jener Dienſte in Frankreich bekommen hätte, und dann würden ſie ſchon ihre Maßregeln getroffen haben, um heimlich miteinander zu correſpondiren.

Chriſtoph Anſchütz, aus Sachſen, 31 Jahr alt; der Verhaftbefehl iſt vom 30. Auguſt 1701, und von Ponchartrain unterzeichnet. Man nahm ihn beim Kopf, weil er beleidigende und ſchimpfliche Reden gegen den König ausgeſtoßen hatte. Selbſt in der Baſtille vergaß er ſich ſo weit, in den ſchmählichſten Ausdrücken von Ludwig XIV. zu ſprechen, und ihn einen wahren Tirannen zu ſchelten. Sein Vater war Bürgermeiſter, und er hatte ſein Vaterland aus bloßer Luſt zum Reiſen verlaſſen. Er war über Strasburg nach Frankreich gekommen, und ſchon länger, als drei Jahr zu Paris, als er gefangen geſetzt wurde.

Gleich nach der Kriegserklärung ſuchte er um einen Paß nach, um ſich in ſein Vaterland zu begeben, aber die Commis des Herrn von Torcy verſicherten ihm, daß man die Entſchließung des Miniſters über dieſen Punct noch nicht vernommen habe. Er hatte falſche Würfel in ſeiner Taſche: allein er wollte glauben machen, er führe ſie aus bloßer Neugier, und in keiner böſen Abſicht bei ſich.

Er leugnete es hartnäckig, vom Könige in ſchimpflichen und beleidigenden Ausdrücken geſprochen zu haben, und ſagte, wenn ihm ja dergleichen Reſpectswidrige Reden in der Baſtille entfallen ſeyn ſollten, ſo möchte man ſolches ehe ſeiner Ungeduld zuſchreiben, als ihm zur Laſt legen. Er behauptete, daß ihn, als einen gebornen Unterthanen eines andern Landsherrn, die Geſetze des Königreichs nicht verbinden könnten, und daß er ſich hätte weigern können, dem Richter, der ihn verhören wollte, den Eid abzulegen, wenn er es nicht aus bloßer Gefälligkeit hätte thun wollen.

Er lebte zu Paris bloß von Betrügereien; er ſchonte ſeine eigene Landsleute nicht, und wenn ſeine natürliche Lebhaftigkeit vom Wein noch mehr erhitzt würde, ſo ſtieß er die abſcheulichſten Läſterungen und Zoten aus, die man ohne Entſetzen nicht anhören konnte. Er war bei allen ſeinen Nachbarn übel angeſchrieben, und ſein eigner Hauswirth, hielt ihn wegen ſeiner Nachtſchwärmereien, die nicht eher, als mit Tagesanbruch endigten, für einen höchſt gefährlichen Menſchen. Man beſchloß, ihm vor Endigung des Kriegs, ſeine Freiheit nicht wiederzugeben, und ihn alsdenn auf Königl. Köſten bis an die Grenze bringen zu laſſen, und aus dem Königreich zu verweiſen.

Carl von Niſchwitz aus Sachſen, 26 Jahr alt; der Verhaftbefehl iſt vom 11. September 1702, und von **Pontchartrain** unterzeichnet. Sein Vater war Hofmarſchall zu Eiſenberg, aber ſchon lange todt; ſein älteſter Bruder war Kammerherr bei der Königinn von Pohlen. Als Niſchwitz ſich Herr von ſeinem Vermögen, und außer Dienſten ſah, ſo beſchloß er zu reiſen; er gieng nach Frankreich, und kam im Auguſt 1700 zu Paris an. Hier blieb er beſtändig, ſelbſt nachdem er ſein Studium geendigt hatte, weil es ihm zu Paris gefiel. Er wurde als Kriegsgefangener geſetzt, indem er nach der bekannt gemachten Kriegserklärung, Paris doch nicht verlaſſen hatte. Er räumte ein, daß das Königs Befehl ihm auferlegt habe, in ſein Vaterland zurückzukehren, aber da der Herr Huger, ſein Bankier bei ihm in Vorſchuß war, und er auch ſeinem Hauswirthe, und einigen Arbeitsleuten, verſchiedene, minder beträchtliche Poſten ſchuldig bleiben mußte, ſo wollte er lieber ſich der Gefahr ausſetzen, arretirt zu werden, als das Königreich verlaſſen, und ſie nicht bezahlen. Er wartete deswegen von einem Tage zum andern auf Gelder und Nachrichten von Hauſe.

Unter allen Gefangenen in der Baſtille, gab es keinen, von bewährter er Rechtſchaffenheit, und unſträflichern Abſichten. Auch wurde er nach einem achtzehnmonatlichen Gefängniſſe, im April 1704 auf freien Fuß geſtellt, jedoch ihm auferlegt, das Königreich zu verlaſſen. Nie hat ein Fremder ein Franzöſiſchgeſinnteres Herz, und ein feineres, und redlicheres Betragen gehabt, als dieſer Carl von Niſchwitz.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

2.

Fragment aus dem Leben eines guten Fürſten *).

Prinz Heinrich II. von Orleans-Longueville langte am erſten Julius 1657, mit einem zahlreichen Gefolge von Franzöſiſchen Herren, über Ponterlier an der Grenze an. Hier bewillkommte ihn der Staatsrath Horg, im Namen des Collegiums. „Meine Herren! ich komme in „mei-

---

*) oder Relation von der Reiſe Heinrichs II. von Orleans-Longueville, in ſein Fürſtenthum Neufchatel und Valangin; von einem alten Diener des Prinzen; im Jahr 1657.

„meinem Alter um meine treuen Unterthanen und guten „Freunde in dieſen Gegenden noch einmal zu ſehn, und allen „noch einmal zu ſagen, wie theuer ſie mir ſind. Ich habe darauf „gedacht, euch bei euren Rechten und Freiheiten zu erhalten, „ſelbſt bei eurer Religion, die doch nicht die meinige „iſt, und werde das thun, ſo lange ich noch lebe, auf „daß ich in meiner Todesſtunde, die Freude ſchmecken „möge, euch glücklich zu hinterlaſſen.

Zwei Regimenter Landmiliz, jedes tauſend Mann ſtark, von Sigmund, und Jacob Tribolet commandirt, ſtunden ebenfalls zu ſeinem Empfang an der Grenze bereit. Der Prinz nahm ſie mit viel Vergnügen in Augenſchein, und ſprach mit jedermann leutſelig und freundlich. In der Gegend von Preſeux, fand er die Stadtfahne von Neuſchatel mit einer Bedeckung von tauſend Mann, die der Bürgermeiſter Abraham Pury la Ponire anführte. Der Venner Merveilleux überreichte ihm das Panier; der Prinz behielt es während der Anrede, und gab es ihm dann mit dieſen Worten zurück: „ich „ſehe mit Vergnügen dieſe wackern Bürger wieder, de„ren Wache ich mich anvertraue. Nehmt das Panier „wieder, lieber Venner; ich ſtelle mich zuerſt darunter als „guter Bürger von Neuſchatel, wie ich bin, indem ich be„reit bin, ihm überall zu folgen, um das Recht und die „Ehre unſers guten Schweizerlandes zu verfechten.“ Am Stadtthore überreichten ihm die Miniſtreux die Schlüſſel der Stadt. Er behielt ſie ebenfalls ſo lange ſie ſprachen, und gab ſie ihnen denn mit den Worten zurück: „Meine Herren! meine gute Stadt kann in keiner beſ„ſern Verwahrung ſeyn. Ich empfehl' euch daher, ih„ren Nutzen und Frommen immerdar, wie bisher zu „fördern.“

Auf ſeinem Wege von Verviers bis zur Stadt, hatte der Prinz den Pannern der andern Städte und mehrern Fahnen von entlegnern Ortſchaften begegnet, und jedem Haufen etwas geſagt, daß ihm Freude machen konnte. Wüßten doch die Fürſten, wie leicht es ihnen iſt, die Liebe ihrer Unterthanen zu gewinnen, ſie würden den kleinen Aufwand von Mühe nicht ſcheuen. Da ich vermöge meines Amtes beſtändig um den Prinzen ſeyn mußte, ſo hatte ich auf der ganzen Reiſe die beſte Gelegenheit zu beobachten, wie ungemeines Vergnügen und große Verwunderung ihm die vielen Leute unter den Waffen machten, deren er unterwegs, gegen ſechs bis ſieben tauſend, antraf. Jedesmal wenn er von ferne eine Fahne wahrnahm, hüpfte ihm das Herz vor Freude. „Wo kommen nur die vielen Leute her? ſagt' er einmal zu mir; es iſt nicht anders möglich, es müſſen immer die nämlichen ſeyn.“ Ich verſicherte ihm, es wären verſchiedene Paniere, und er ſehe nur einen Theil ſeiner Unterthanen. Da wandte er ſich zu einem Herrn von ſeinem Gefolge, und ſagte zu ihm: „in Frankreich bin ich bloß auf Pergament ein Fürſt; in der Schweiz iſt es ganz anders; ich ſagt' euch das wohl.“ Und da ich ihm ſorgfältig die Ortſchaften zeigte, aus welchen die Paniere zogen, und die Entfernung der verſchiednen Ortſchaften, gab er mir zur Antwort: „die guten Leute haben ſich viel Mühe gegeben, und ſcheinen es doch ſehr gern gethan zu haben; der heutige Tag macht mir ſo viel Freude, daß ich es nicht ſagen kann.“ Einige Tage darauf ſagt er zum Venner Merveilleux: „ich habe nicht der Bürgerſchaft von Neuſchatel geſchworen, ſondern der von Valangin; es iſt eine alte 40jährige Schuld, die ihr mich anhalten müßt zu bezahlen ohne Aufſchub, und mit Schaden und Koſten, nach aller Billigkeit.“ Der Venner verſetzte ehrerbietig: „Monſeigneur! wir würden dabei verlieren, dann jener Eid enthält nicht ſo viel, als Sie thun.“ An ſeinem Geburtstage, am

13. Julius, wurde beſchloſſen, ihn mit allen öffentlichen Luſtbarkeiten zu feiern, die man nur erdenken könnte, und der Prinz wurde gebeten, mit ſeinem ganzen Gefolge eine Tafel anzunehmen, welches er ſich auch ſehr gerne gefallen ließ. An dieſer Tafel bedienten ihn ſechs Mitglieder vom kleinen, und zwölf vom großen Rath. Neben ihm zur Rechten mußte ſich der älteſte Amtsbürgermeiſter ſetzen, und zur Linken der Venner. Mit allen Mitgliedern der beiden Räthe, ſprach er immerfort ſehr freundlich, und nennte ſie bei ihren Namen, die er ſich ſorgfältig bekannt gemacht hatte. Dabei ſprach er vorzüglich von den öffentlichen Angelegenheiten mit viel Einſicht, beſonders von den großen Streitigkeiten im Jahr 1618. „In meiner erſten Jugend hab ich euch „viel zu leid gethan; die Kinder wiſſen nicht was ſie „thun; man muß es ihnen zu gut halten." Es war nichts geſpart worden, um das Feſt glänzend zu machen: darüber ſchien der Prinz unzufrieden zu ſeyn: „lieben „Leute, ſagt er, warum eine ſo prächtige Tafel? beſſer „wär es geweſen, wir hätten gefrühſtückt wie gute Schwei„zer. Käſe mit euch guten Leutchen wäre mir, beſſere „Koſt, als Ortolane mit Fürſten." Und als er wahrnahm, daß verſchiedene Herrn von ſeinem Gefolge mit muthwilliger Laune darüber flüſterten und ſchäkerten, als die großen Geſundheitsbecher aufgetragen wurden, ſagt er ganz laut, wiewohl ohne Zorn: „hier iſt große Fa„milientafel, wo nur die Kinder vom Hauſe zugelaſſen „werden, das heißt, wir Bürger und Brüder; nur als „Ausnahme aber und aus beſonderer Gunſt auch Fremd„linge, wie heute zu ſehen iſt." Er begleitete dieſe letzten Worte mit einem Nachdrucksvollen Blick auf gewiſſe Herrn ſeines Gefolgs; und, indem er die rechte Hand dem älteſten Amtsbürgermeiſter auf die Schulter legte, ſetzte er hinzu: "Hier iſt das Haupt und der Vater der gro-

„ſen Familie; ihm ſind wir alle Ehre und Achtung ſchul-
„dig, und ich zuerſt, um denjenigen ein gutes Beiſpiel zu
„geben, denen dergleichen Dinge fremd ſind." Nachdem ſeine Geſundheit unter einer ſtarken Canonen- und Muſketenſalve ausgebracht worden war, (es ſtand nämlich die ganze Bürgerſchaft in Waffen, groß und klein, alt und jung, ja ſogar die Kinder von ſieben Jahren an), ließ ſich der Prinz einen Becher geben, aber den ſchönſten, ſetzt' er hinzu; dieſen füllt' er ſelbſt, ſtand auf, und ſagte mit lauter Stimme zum älteſten Bürgermeiſter, indem er ihm die Hand bot: „ich trinke von ganzem Herzen auf das Wohl
„unſerer Bürgerſchaft, der ich ſchwöre und gelobe in allem
„zu thun, wie ein guter Herr und redlicher Bürger." Alle Anweſende freuten ſich dieſer Worte, und bezeigten darüber einſtimmig ihren Beifall.

Da nun hierbei die Canonen nicht knallten, fragte der Prinz nach der Urſache davon. Der Venner gab ihm zur Antwort: „die Lunten könnten bloß für Ihre Durchlauchtigkeiten und für ihre Kinder zünden." dieſe Antwort gefiel dem Prinzen, der es auch in verſchiednen gnädigen Ausdrücken zu erkennen gab. Zugleich verlangt' er das Panier, daß außen vor dem Fenſter wehte: man ſah, daß er reden wollte, und es entſtand eine große Stille:

„Ich bin alt *), ſagt' er, und meine Kinder ſind noch
„ſehr jung: ich gebe ſie unter den Schutz und Schirm die-
„ſes Paniers. Freunde! ich empfehle euch meine Kinder;
„und geh ich bald aus dieſer Welt, ſo vertretet Vaterſtelle
„an ihnen, in ihrer Jugend, auf daß ſie einſt gute und
„weiſe Fürſten werden mögen, wie ihr ſie gern habt. Lie-
„ben Freunde! ihr werdet thun, warum ich bitte; dann
„ihr liebt mich, das weiß ich gewiß."

Als

---

*) Er war damals 63 Jahr alt.

Als der Prinz dieſe rührende Worte mit liebreicher Stimme und bewegtem Herzen geſprochen hatte, riefen alle Anweſenden mit Thränen der Bewunderung und Zuneigung dem älteſten Amtsbürgermeiſter nach: „Monſeigneur! „Monſeigneur! unſre Perſonen, unſer Vermögen, unſer „Leben, alles gehört Ihnen und den Ihrigen auf immer!“

Gewiß, man müßte das mit angeſehen haben, um ſich einen rechten Begriff davon zu machen. Denn wie beſchreibt man wohl das rührende Gemiſch von Stimmen, jene beredſame Sprache der Herzen, die mit Ehrſurcht, Liebe und Dankbarkeit erfüllt waren?

Ich bemerkte, daß auch die luſtigſten und ſchäkerhafteſten von den Franzöſiſchen Herrn verwundert zu ſeyn ſchienen, und weinten wie wir, oder wohl noch mehr. Ausgemacht iſt es wohl, daß wenn die Großen der Erde nur einmal in ihrem Leben bei einem ſolchen Feſte wären, ſie könnten in keine beſſere Schule gehn, und würden dadurch viel beſſer werden: denn Wunder iſt es, wenn man unter zehn Fürſten auch nur einen findet, der es weiß, daß eines Fürſten rechtmäßiges Anſehn nichts anders iſt, als die Gewalt eines guten Vaters über ſeine Kinder.

Man wundre ſich nicht, daß ein alter Diener; der die Ehre und das große Glück genießt, von einem ſo guten Herrn eines vorzüglichen Vertrauens gewürdigt zu werden, dergleichen Geſchichten mit Wohlgefallen erzählt. Und wäre denn auch bei meiner Erzählung ein wenig Dunkel und Parteilichkeit, ſo däucht mich doch, ſie ſey dazu gemacht, gewiſſe Formen und Sitten und Gebräuche unſrer Zeit kennen zu lernen.

Sechs Wochen blieb der Prinz in dieſen Gegenden. Mit Wahrheit kann man ſagen, daß er nicht einen Tag zu Bette gieng, ohne Gutes gethan zu haben. Denn er erneuerte Befreiungen, gab deren von neuem, theilte Gnadenbezeugungen aus, und machte anſehnliche Geſchenke unter welchen letztern ich das folgende nicht verſchweigen kann.

Die Gemeinde Colombiere hatte unvorſichtigerweiſe für den Treſorier Mouchet, der aus ihrem Orte gebürtig war, gut geſagt, und befand ſich dafür in einer beträchtlichen Schuld (von 70000 Thalern) an die Herrſchaft.

Der Prinz fand viel Vergnügen daran, alle Wochen drei Tage auf dem Schloſſe von Colombiere zuzubringen, wo ich ſein Geſellſchafter ſeyn mußte. Die Gegend gefiel ihm ſo gut, daß er alle Tage nach der Mahlzeit, wenn es nicht zu übles Wetter war, (denn ein bischen Regen hielt ihn nicht ab), mir winkte, ihm zu folgen, und mich quer Feld ein, bald dahin, bald dorthin führte; wiewohl er's auch darum that, um mit Bequemlichkeit über die Angelegenheiten der Grafſchaft ſprechen zu können.

Einſtmals als wir von unſerer Wanderung zurückkehrten, begegneten wir auf dem Spaziergange; das heißt, nicht weit von der Wieſe, den Vornehmſten des Orts. Dieſe warfen ſich dem Prinzen zu Füßen, und baten um einen Erlaß an der erwähnten Bürgſchaft.

Der Prinz hieß ſie aufſtehn, und ſagte zu ihnen: „ſehr gern, Kinder! aber ſagt künftig nicht mehr gut.“ Und indem er ſich nach der Wieſe hinwandte, ſetzte er hinzu, wobei er ſeine Hand mit drei von einander gebreiteten Fingern ausſtreckte: „da fällt mir eben ein, ihr möchtet wohl „hier drei große Alleen von guten, ſchönen Bäumen anlegen, die bis an die Stelle reichten, wo ich ſtehe, mit kleinen Nebenalleen an den Seiten. Iſt das geſchehen, „dann ſoll euch mein Generalprocurator, der hier gegenwärtig iſt, eine Quittung über eure ganze Schuld ausſtellen, ſobald er ſie im Schatten der beſagten Bäume wird „ſchreiben können.“

Die guten Leute, die nur um einen Erlaß von der Bürgſumme gebeten hatten, waren ganz erſtaunt und wie betäubt, wußten nicht was ſie ſagen ſollten. „Friſch, Kinder! ſetzte „der Prinz hinzu, als er ihr Erſtaunen wahrnahm; holt „nur euer Werkzeug zum Alleenpflanzen; ich will euch daran „arbeiten helfen.“

3.

Crates an Hippias über Mirakel.

Ich verfolgte geſtern Ihre ſcharfſinnige Betrachtungen über die Glaubwürdigkeit der Mirakel; und ich muß geſtehn, daß, ob ich gleich ſelbſt die abſolute und hypothetiſche Möglichkeit der beſten Welt, ex officio in meinen kosmologiſchen Vorleſungen zu beweiſen mir beſtens habe angelegen ſeyn laſſen, ich dennoch finde, es ſey dadurch gar wenig oder nichts gewonnen, ſobald ein Factum unſrer wirklichen Welt in Quäſtion kommt, ob es zu dieſer Art gehöre, oder nicht? Geſetzt auch, die Beweiſe, womit man darthut, daß in der beſten Welt ergänzende, und verbeſſernde Wunder Statt finden, ſeyn über alle Einwendungen erhoben; geſetzt, es ſey vollkommen erwieſen, daß die ſo geprieſene beſte Welt, auch außer dem Gehirn des Metaphyſikers anzutreffen ſey, und daß alles, was aus dem Begriff derſelben hergeleitet wird, in Anwendung auf unſre wirkliche Welt die Probe halte; ſo ſind doch noch immer faſt unüberwindliche Schwierigkeiten vorhanden, die Exiſtenz eines Mirakels in dieſem oder jenem Fall, zu behaupten.

A priori geht es einmal ſchlechterdings nicht an. Denn dazu würde erfordert, daß man den Plan des Weltalls,

ſowohl

ſowohl im Ganzen, als in allen ſeinen Theilen, aufs vollkommenſte durchſchauen, und mit mathematiſcher Genauigkeit das Verhältniß jeder Begebenheit zur großen Vollkommenheit, die aus dem Ganzen reſultiren ſoll, beſtimmen könnte; ein Problem, deſſen Unauflösbarkeit Axiom iſt. Ueberdies ſieht es mit allen Anmaßungen, etwas von Dingen in Anſehung deſſen, was ſie an ſich ſelbſt ſind, à priori ausmachen zu wollen, ſehr mißlich aus. Mich wenigſtens hat Kant äußerſt mißtrauiſch dagegen gemacht. Wenn die Behauptungen dieſes Philoſophen, den Sie mit Recht einen Fürſten der Denker nennen, gegründet ſind; ſo ſchränken ſich alle unſre Kenntniſſe à priori auf die formalen Bedingungen möglicher Erfahrung ein; was Dinge an ſich ſelbſt ſind, bleibt uns völlig unbekannt. Würde es aber bei einer ſo ſehr beſchränkten Sphäre unſers Erkenntniſſes à priori, nicht offenbar ein vergebliches Bemühen ſeyn, etwas über die Erforderlichkeit eines Wunders, in dieſem oder jenem Falle, beſtimmen zu wollen?

Bei dem Verſuche aber, ſich von der Wahrheit eines Wunders à poſteriori zu überzeugen, befinden ſich nicht minder erhebliche Schwierigkeiten. Ein Wunder ſoll eine Begebenheit ſeyn, zu deren Hervorbringung alle Kräfte der Natur unzureichend ſind. Ohne einmal auf die Realiſirung dieſer Definition zu dringen, würde ich den Freund der Thaumaturgien fragen: wo er das non plus ultra der Naturkräfte gefunden hätte? dieß müßte doch wohl erſt bekannt ſeyn, ehe die Definition auf einen beſtimmten Fall angewendet werden kann. Jede Begebenheit, die wir erfahren, alſo auch jedes von Weibern, Schwärmern, Einfältigen, oder auch von Notarien und Beamten bezeugte Wunder iſt etwas Endliches. Daß zur Hervorbringung der Wirkung A größere Kraft erfordert werde, als zur Hervorbringung einer andern B, kann gar wohl ſeyn, allein, ſo lange A nicht ſelbſt unendlich iſt, ſehe ich nicht, warum man in irgend einem Fall, über das Maaß der Naturkräfte hinauszugehen genöthigt ſeyn ſollte; da man doch unmöglich wiſſen kann, wo dieſes eigentlich vollendet ſey.

Aber die Natur befolgt doch in ihren Wirkungen gewiſſe Geſetze — hält einen gleichförmigen Lauf! Alſo wenn ſich eine Begebenheit ereignet, welche demſelben nicht gemäß iſt, ſo ſind wir berechtigt zu ſchließen, daß ein Weſen außer, oder über der Natur die Geſetze der letztern ſuſpendirt habe, und mit ſeiner Kraft unmittelbar eingetreten ſey. Der Sprung in dieſem Schluß, iſt, wie mich dünkt, eben ſo groß, als der, zu dem man die Natur bei Mirakeln nöthigen will. Entweder ſind die Naturgeſetze, wovon man vorgiebt, es ſei von ihnen eine Ausnahme gemacht worden, im **ſtrengen Sinn allgemein** z. E. das Geſetz der Cauſalität; und alsdenn iſt das Vorgeben ungereimt; denn dieſe Geſetze liegen à priori in unſern Verſtande, und ihnen muß alle Erfahrung gemäß ſeyn, weil durch ſie erſt Erfahrung möglich wird. Oder es ſind ſolche, die auf Induction beruhen, alſo comparative Allgemeinheit haben. In dieſem Falle aber würde eine, oder die andre Abweichung, geſetzt auch, daß ſie **bewieſen** wäre, nur eine Inſtanz gegen die Vollſtändigkeit der Induction ſeyn, aber noch lange kein Mirakel beweiſen. Zum Beweiß aber einer Abweichung gehört, wenn es ein Naturgeſetz betrifft, das unendlich viele einzele Fälle vor ſich hat, ſehr viel. Ich gebe mit Ihnen Hiſmann Beifall, daß man Wunder, die nur von **Einem** bezeugt werden, gar nicht glauben könne. Ja, wenn man das Wort im ſtrengen Sinne nimmt, ſo ſehe ich gar nicht, wie es in einem Falle geglaubt werden könne; man müßte denn mit Michaelis ſagen, es ſey nicht zu vermuthen, daß uns Gott in unvermeidlichen Irrthum führen laſſe. — Aber iſt hier der Irrthum ganz unvermeidlich? Sinds Philoſophen, die einem Gaßner u. d. g. nachlaufen, oder Leute, die in ſolchen Fällen nur einen andern Gegenſtand ihres Aberglaubens erhalten? immer aber abergläubiſch ſind und bleiben.

Wenn man daraus, daß Gott uns nicht in Irrthum ſtürzen, nicht täuſchen kann, auf die Realität erzählter Mirakel ſchließen könnte, ſo würde dieſes Argument zu viel — es würde beweiſen, daß alle dieſe unzähligen Wunder, welche von jeher ſollen gewirkt worden ſeyn, wahre Wunder geweſen ſind, und die vielen vorgegebenen Offenbarungen wirklich vom Himmel kamen.

So müßte kein Volk und kein Menſch in irgend einer wichtigen Angelegenheit je betrogen werden können. Würde aber unſern Theodiceenmachern nicht immer die Ausflucht übrig bleiben, Gott habe den Betrug nicht veranſtaltet, nur zugelaſſen, wie er andere Uebel zuläßt, aus welchen doch bisweilen etwas Gutes entſpringt? — —

Das iſt lange nicht alles, was ich über Mirakel ſagen könnte. Aber das Geſagte iſt hinreichend, — wie mir däucht, — uns gegen alle Erzählungen von dieſer Art äußerſt mißtrauiſch zu machen. Die Religion hat den Vortheil, auf ganz andern Gründen zu beruhen. Mit dem Glauben an Wunder können wir füglich ſo lange warten, bis wir ſelbſt welche geſehen haben werden, wozu ich mir nicht viel Hoffnung mache. Leben Sie wohl.

4.

Reiſe einer Dame von Lyon nach Bern u. ſ. w. 1787.

(Aus der Handſchrift.)

In der Stille des Landlebens will ich mir die Gegenſtände zurückrufen, die meine Augen in Erſtaunen ſetzten; und mir [illegible], im Schooße der Ruhe und Sammlung der [illegible] mich jener flüchtigen Empfindungen erinnern, meine Einbildungskraft die [illegible] Scenen noch einmal durchwandern laſſen, und mein [illegible] mit Allem nähren und ſchmücken, was Natur [illegible] im Lande der Berge und Freiheit mir darboten [illegible].

Ich übergehe Lyon, deſſen ſchöne Lage, prächtige Kay's, pittoreske Ausſichten, Handel und Wohlſtand, allgemein bekannt ſind.

Ich freute mich auf das ſchöne Schauſpiel der Rhone die ſich bei Lyon ſo ſtolz vorüber ſtrömt, und war nicht wenig verwundert, ſie oberhalb dieſer Stadt ſo traurig zu finden. Eine ungleiche ſteinigte Pläne, hier und da von einem Waſſer benetzt, das man für ein ſtehendes halten möchte, ſo ſiehe das Bette der immer irrenden, immer getheilten Rhone aus; überall zeigt es nichts als Verwüſtung, Unordnung und Unfruchtbarkeit.

Die Ebene der Dauphiné, die ſich am linken Ufer, erſtreckt, entſchädigt durch ihre Schönheit für das Wüſte der Anhöhe des rechten Ufers, an welchem die Heerſtraße hinläuft. Gewiß iſt dieſer letztere, ſo undankbare und magere Theil jene la Breſſe nicht, die wegen ihrer Producte ſo ſehr gerühmt wird.

Ein etwas beſſerer Boden, Nußbäume und Hanf, zeichnen die Gegend um Miribelle aus, welches ein gro-

ßer,

ſres, zwei tödlich lange Lieues von Lyon entferntes Dorf iſt. Die Nacht hatte uns lange vor unſrer Ankunft zu Montluel überfallen, ein kleines Städtchen, wo wir unſer Nachtlager nahmen; und das wir mit dem früheſten Morgen verließen, um anmuthige Felder zu durchreiſen.

Hanf wird hier überall in Menge gebaut; nicht als ob das Erdreich zur Hervorbringung dieſes Productes vorzüglich gut wäre, ſondern weil die Induſtrie der Einwohner ſich faſt einzig mit der Spinnerei, und Weberei der groben Leinwand beſchäftigt, welche größtentheils zu Lyon abgeſetzt wird. Die Gebirge der Dauphiné fangen an ſich zu zeigen; ſie ſchließen den Horizont, und man erblickt ihren Fuß wie ihre Seiten, mit angebauten Feldern bedeckt, deren Anblick lieblich mit dem Dunkel ihrer Gipfel abſticht: aber die, in ihrem Laufe unſtäte und launige, Rhone verheert immer einen Theil der Ebene.

Wir hielten unſer Mittagsmahl in dem Dorfe oder Flecken Ain, der eine traurige Bauart hat, und wo die Häuſer, wie in dieſem ganzen Strich der Breſſe, mit Schindeln gedeckt ſind. Die Dächer ſind ſehr abhängig; und haben eine Art von Pavillon-Form, welche den Gebäuden Höhe und ein Anſehn giebt, ſonderlich wenn man ſie mit den flachen Dächern in Lyonnois und Beaujolois vergleicht.

Man baut hier mit den Kieſeln welche die Rhone in ihrem Bette wälzt, und häufig an allen den Stellen zurückläßt, welche ſie überſtrömte. Man legt ſie ſchichtenweiſe, mit Lagen Mörtel dazwiſchen übereinander, ohngefähr ſo, wie die Natur den Silex in dem Kreidefelſen am Strande von Dieppe geordnet hat, was dort die Einbildungskraft beſchäftigt, und den Hypotheſen der Gelehrten, ein weites Feld öffnet. Die Reiſenden zollen gern, im Vorüberfahren, der niedlichen Brücke zu Ain ihren Dank, die erſt kürzlich, ein wenig oberhalb des Fleckens, über dem Fluß gleiches Namens angelegt worden iſt.

Bald werden die Ufer der Rhone jäher; nackte Felſen ſteigen hier und da empor; man verliert den Fluß aus dem Geſichte, und kommt in die Berge.

Hier verändert ſich das Land; ſein Anblick iſt nicht mehr lachend und geſegnet, ſondern groß und melancholiſch. Man iſt unvermerkt jenen Höhen näher gekommen, die den Horizont ſo majeſtätiſch ſchließen, wenn man ſie aus einer gewiſſen Entfernung erblickt. Jetzt wandelt man von ihnen überthürmt, demüthig zu ihren Füßen; erſtaunt ſieht man an ihnen hinauf, und mißt ihre Größe: man wähnt ſich, ich weiß nicht wie glücklich, wenn man dann und wann im Thal, einige Nußbäume, oder ein Stückchen Trift zu Geſichte bekommt, deſſen Grüne mit der Weiße der öden, über eurem Haupte ſchwebenden [illegible] contraſtirt.

Cerdon, ein ſowohl dem Anblick als Lage nach trauriges Dorf, liegt am Fuße der Berge, in einer Kluft, durch welche der Weg läuft, der von hier an zu ſteigen, und ſich an dem Berg **Cerdon** hinaufzuſchlängeln beginnt, in dem er ausgehauen iſt. Wenn die Gebirge, die den Ort einengen, mit Schnee bedeckt ſind, ſo muß der Aufenthalt hier abſcheulich ſeyn. In **Cerdon** nimmt man Vorſpannpferde. Ich mochte nicht in einem Wagen eingeſchloſſen bleiben, der mich um einen Theil der Ausſicht gebracht haben würde, an der ich mich recht ſättigen wollte, und beſtieg das Reitpferd einiger unſrer Gefährten.

Drei Viertelſtunden bringt man auf dieſem Wege zu, wo man auf der einen Seite ein Thal, einige hundert Fuß tief unter ſich, und auf der andern ſenkrechte Felſenwände von ungeheurer Höhe neben ſich hat. Große, halb abgelöſete Stücken dieſer Maſſen, drohen den Vorüberreiſenden; einige, die ſchon in das ſchmale, und magre Thal, das ſie verwüſteten, hinabgerollt ſind, zeugen von der

Möglichkeit des Einſturzes der übrigen, und ſcheinen ihn zu verkündigen.

Der Himmel war bedeckt; die ſchwüle und ſchwere Luft empfand den Druck der Wolken; einige der ſchwärzeſten, hallten dumpf vom Donner wieder, und vermehrten das Feierliche dieſes wirklich großen Ganzen.

Hier und da erheben ſich auf einigen Bergſpitzen, die traurigen Trümmer feſter Schlöſſer; ich bemerkte ſogar ein modernes Schloß, das mir in gutem, wohnbarem Stande zu ſeyn ſchien: ſeine Fenſter gehen nach der jäheſten Seite; vermuthlich gelangt man durch Umſchweife und Pferde auf dem Berge dahin, was man unten vom Wege nicht gewahr werden kann.

Allmählig nimmt das Fürchterliche der Siten ab; man fährt noch lange zwiſchen Anhöhen, die minder ſchrecklich ſind, bis man endlich eine wohlangebaute, wohlgewäſſerte, und an Getreide und andern Producten geſegnete Ebene betritt.

An dem einen Ende dieſer Ebene zeigt ſich der Nantua-See, an deſſen Anfange die Stadt gleiches Namens erbaut iſt; ſie ſteckt in einer Kluft, am Fuße der über ſie hangenden Berge, unter welchen ſie einſt verſchüttet werden wird. Die Annehmlichkeiten des Sees, mildern die Schreckniſſe einer ſolchen Lage, nur um ein weniges. Die Stadt wird größtentheils von Schuſtern bewohnt. Sie enthält auch ein Benedictiner-Kloſter.

Nach meiner Ueberzeugung hat bloß mönchiſche Entſagung der Welt, oder die Armuth einiger Fiſcher, ſich einen ſolchen Platz zur Wohnſtätte wählen können. Der Weg geht außen um die Stadt, und der Gaſthof liegt außerhalb ihrer Ringmauer. Wir ſchliefen hier, und ſetzten den andern Morgen, durch eine neue Kette von Bergen, durch den **Cerdon**, die Wurzel des Jura, unſre Reiſe fort.

Ein Theil dieſer Felſen, deren zerbröckelte Schichten horizontal an den Bergen hinlaufen, iſt mit Strauchwerk bewachſen: Tannen wachſen nur auf den Gipfeln.

Das Thal iſt ſehr ſchmal und tief; bald verwandelt es ſich in einen eben ſo ſchmalen See, der ohngefähr eine Lieue lang ſeyn mag. Die Straße iſt in den Berg durch Pulver geſprengt.

Einige angebaute Ränder und Vorſprünge, geben kaum die Ausſaat wieder. Man erſtaunt über den Muth, oder man beſeufzt die Noth, welche Menſchen bewegen konnte, einen ſo undankbaren Boden an Abgründen zu bearbeiten.

Aber nun dehnen ſich die Thäler weiter aus, die Abhänge werden ſanfter und größer, das Laub wird offener, der Boden beſſer, zerſtreute Hütten beleben das Gemählde: man athmet freier; man glaubt ſich in einer neuen Schöpfung zu befinden.

Unterdeſſen betrüben euch noch immer hier und da, die Holen, und wilden geriſſenen Graben; euer Blick verweilt gern auf den Waſſerfällen; aber ihr entſetzt euch nicht mehr; dieſe Miſchung von Gutem und Böſem rührt euch; ihr glaubt das Bild des menſchlichen Lebens darinn zu erblicken, und ihr überlaßt euch den Eindrücken einer ſanften Schwermuth. Man kommt nun der Rhone wieder näher, die nicht mehr in der Irre umherſchweift; ſondern tief ihre ſchnellen Fluten zwiſchen den Bergen rollt, die ihr Bette zuſammendrängen, und ihren Lauf beſchleunigen; man verläßt die Landſtraße, um den Ort zu beſehn, den man das Verſchwinden der Rhone zu nennen pflegt, und den dieſe ſonderbare Erſcheinung berühmt gemacht hat.

Es iſt ein Klumpen unordentlich über einander geworfener Felſen mitten im Bette des Fluſſes, zwiſchen welchen er ſich mit fürchterlichem Getöſe verliert, und gänzlich verſchwindet. Er bleibt ſo ohngefähr dreihundert

Schritte weit verborgen, und dringt endlich eben ſo ungeſtüm wieder hervor, als er ſich hineingeſtürzt hat.

Wir betrachteten es von einer Brücke, wo zwei Pfäle, der eine mit dem Franzöſiſchen, der andre mit dem Savoyiſchen Wapen, die Gränzen beider Staaten bezeichnen.

Eine ſchlechte Hütte dient dem Zollbedienten, der über dieſe Paſſage wacht, zum Aufenthalt.

Ein Reiſender, dem mehr daran gelegen wäre, von ſeinen Reiſen zu pralen, und ſie zu übertreiben, als ſeine Neugier zu ſättigen, und ſich Kenntniſſe zu erwerben, könnte hier in Zeit von fünf Minuten Frankreich verlaſſen, eine Tour in Savoyen machen, und auch wieder zurückkommen, und nun ſich rühmen, **in der Fremde gereiſet** zu ſeyn. Man trifft eine Menge Leute an, die dieſe Thorheit haben, ſo wie es viele Perſonen giebt, welche ſich mehr bemühen, andern glaubend zu machen, daß ſie glücklich und im Genuß dieſes oder jenes Vorzugs ſind, als daß ſie wirklich dieſem Glück und dieſem Genuß nachſtreben, ohne ſich zu kümmern, was andre davon denken.

Nachdem wir auf ziemlich ſteilen Pfaden zu unſerm Wagen zurückgeklettert waren, ſetzten wir unſern Weg an den Bergen hin, fort.

Bald erſchienen von neuem die wilden Ufer der **Rhone**, und man erblickt das Fort le **Clûſe**, das traurig an einer Seite des jähen Berges klebt, und an deſſen Fuß der Fluß anſchlägt. Hier bildet er mit den Felſen, in die er, gleichſam hinabgeſtürzt wird, ein unüberwindliches Bollwerk.

Das Fort hat eine Compagnie Invaliden zur Beſatzung. Man hält hier die Reiſenden an, und frogt ſie nach ihrem Namen, Stand und Reiſe-Ziel: aber man nimmts mit allen dieſen Fragen, ſo wie mit den Päſſen, nicht allzugenau.

Nun thut ſich das **Chablais** auf, und das Auge wendet ſich jenſeit des Forts, an dem Gemiſch von Weinbergen, Feldern und Wieſen.

Wir aßen zu **Coulonges**, einem Dorf, das zwei Lieues vom Fort **le Clûſe** liegt. Von hier bis **Genf** iſt der Weg höchſt anmuthig. **Bugey** und das Ländchen **Gex** haben einen wohlangebauten und ergiebigen Boden, und ſchöne Siten.

Wenn man durch das letzte Franzöſiſche Dorf, und durch **Maring** paſſirt iſt, das ſchon auf Genfer Boden liegt, ſo muß man einen langen Umweg nehmen, um die kleinen Thäler zu vermeiden, durch welche die Straße zu führen beſchwerlicher geweſen ſeyn würde; **Ferney** bleibt linker Hand liegen, und man kommt nach **Genf**.

Der Berg **Sâleve** ſteht auf der einen Seite zu nah; er maſkirt die Ausſicht, zeigt dem Auge nichts als zerbröckelte Felſen, und unnützes Geſträuche, und ermüdet den Beobachter, der ihn weiter rücken oder verſchönern möchte. Aber der ſchöne See, der ſeine klaren durchſichtigen Fluten, über die Kiesbette rollt, das ihrer kryſtallhellen Klarheit Dauer giebt; die umliegenden Gefilde, die vortreflichen mit Geſchmack gezierten Landſitze, die ausdrücklich am Geſtade des See's, zur Weide der Augen angelegt ſcheinen, ſo wie der See nur ihrentwegen da zu ſeyn ſcheint, um ihre Lage zu verſchönern; der ſtolze **Jura**, der ſich Amphitheatermäßig erhebt; die glänzenden Gletſcher, deren Eis und Schneekruſten, die zwiſchen den Bergen, die ſie überthürmen, hervorgucken, von den Stralen der Sonne verſilbert oder vergoldet werden; der Hügel von **Chablais**, der ſich wollüſtig, an das eine Ufer des Sees lehnt, und mit Luſthäuſern beſetzt iſt: dieſes Ganze macht die Lage von **Genf** zu einer der intereſſanteſten, die man ſich denken kann.

Genf, von dem Voltaire einsmal ſagte, daß Calvins Stadt Socratens Stadt geworden wäre, iſt jezt an Sprache, Sitten und Allem, eine ganz Franzöſiſche Stadt. Sie hat Schauſpiele, Citadelle, Caſernen, Luxus. *) . . . .

. . . .

. . . .

Aber der Aufenthalt in dieſer Stadt bietet den Fremden den Anblick der thätigſten Induſtrie, und alle die Annehmlichkeiten an, die man im Umgange mit Menſchen von Kenntniſſen, und an einem Orte finden kann, wo die ſchönen Wiſſenſchaften blühen, und berühmte Lehrer wohnen. Eine liebenswürdige Societät, die Vergnügungen des Wohlſtandes, und die Reſſourcen des Geiſtes, ſind noch andre mächtige Reize, ſonderlich in einem Lande, das ſeine Siten und die Reinigkeit der Luft, zu einem der ſchönſten machen. . .

Die Damen ſind mir größtentheils weiß, etwas blaß, und von jener Farbe vorgekommen, welche die Engländer delicacy complexion nennen würden Ihr Anzug und ihr Weſen iſt ganz Franzöſiſch; man ſpielt in den Geſellſchaften, doch trifft man noch in einigen Familien von den alten Goûters an, welche die Offenheit und Frölichkeit ſcherzender Jugend beleben. . . .

. . . .

. . . .

Die Eingänge der Stadt von der Seeſeite, ſind alle mit Ketten geſperrt; von den Landthoren ſind zwei neu und angenehm verziert, ſo wie die Caſernen, die

Ci-

---

*) Da durch die Revolution im vorigen Jahr zwar manches in der politiſchen ariſtocratiſchen Verfaſſung von Genf umgeändert worden iſt; ſo ſo laſſen wir hier die Betrachtungen und Klagen der Verfaſſerinn weg, welche ſich auf dieſe alte Verfaſſung bezogen.

Citadelle, die Hauptwachen und das Schauſpielhaus: lauter Gebäude, die unter der jetzigen Regierung angelegt worden. Eine, achthundert Mann ſtarke Beſatzung hält die meiſten von dieſen Plätzen beſetzt. Der ſtärkſte Theil der Abgaben, trifft die Reichen; Die Hauptauflagen ſind nach der Anzahl der Bedienten, Pferde, ꝛc. die einer hält, repartirt.

Von den fünf Genfer Kirchen, iſt die alte Domkirche zu St. Peter die merkwürdigſte: ein Gothiſches Gebäude, mit einem Porticus im neuen Geſchmack, von fünf Orientaliſchen Marmorſäulen. Man trifft in ihr die Denkmäler zweier Zeitgenoſſen an, von welcher jeder nach ſeiner Art berühmt war, des Geſchichtſchreibers, Gelehrten und Kriegers d'Aubigné, und des Herzogs **Heinrich von Rohan Sülly's**, Eidams. Des letztern Mauſoleum deckt auch die Aſche ſeines unglücklichen Sohnes **Tancred**, deſſen Geſchichte ſich niemand erinnern wird, ohne nicht zugleich die Leiden ſeiner Mutter zu beſeufzen, und das Andenken ihrer unwürdigen Schweſter zu verfluchen. Es wäre zu wünſchen, daß man wo eine Abſchrift von dem Epitaphium aufbewahrt hätte, welches ſie auslöſchen ließ. Doch die Kenntniß der Thatſachen iſt hinreichend für die Nachkommenſchaft, um ihr Urtheil zu fällen, und jedem ſein Recht wiederfahren zu laſſen.

Die einfache, edle St. Peters-Kirche iſt auch der Verſammlungsort der Bürger bei den Syndicus-Wahlen. Hier hatten bei den Unruhen im Jahr 1782, die entſchloſſenen Bürger, die ihre Freiheit mit ihrem Blute behaupten wollten, ihre Waffen in Verwahrung gebracht, und ſich verſammelt. Allein einige von den Oberhäuptern Erkaufte, beredeten ſie, daß, da ſie ſchon viele Tage unter den Waffen zugebracht hätten, es ihnen nöthig wäre, ein wenig der Ruhe zu pflegen, um die Belagerung

rung mit der ſie bedroht würden, deſto beſſer aushalten zu können, und daß eine kleine Anzahl von ihnen, zur Wache hinreichend ſeyn würde. Man glaubte es; jene Erkaufte blieben zur Wache zurück, und während die andern ſchliefen, öffnete man den Franzöſiſchen, Sardiniſchen, und Berner Truppen die Thore.

Die Stadt iſt unregelmäßig aber reinlich gebaut: die Gaſſen ſind durchgehends gut gepflaſtert: Es giebt ſchöne Häuſer, gemeiniglich aber mit zu kleinen Eingängen. Zwei große Handels-Gaſſen haben hölzerne Bedachungen oder Arcaden, welche ſo hoch wie die Häuſer ſind, was die Ausſicht etwas verſperrt und die Wohnungen dunkel macht. Für Käufer und Verkäufer hingegen ſind ſie ein willkommnes Obdach. Die Feſtungswerke ſind ziemlich beträchtlich nach der Savoyſchen Seite und ſehr unwichtig nach der Franzöſiſchen, wo ſie mehr zum Spazierengehen, als zur Vertheidigung dienen.

Das gut unterhaltene Zeughaus ſoll für 22000 Mann Waffen enthalten. In dem geräumigen und bequemen Spital werden eine große Zahl Armer verpflegt. Man ſchäzt die Volksmenge auf 25000 Seelen.

Faſt habe ich ein Aergerniß daran genommen, in Genf Rouſſeaus Bildſäule nicht zu finden.

Das Schauſpielhaus am Savoyſchen Thore; und in der Nachbarſchaft eine niedliche Promenade, ſteht ganz iſolirt auf einem großen Platze, und iſt zierlich und in gutem Geſchmack gebaut. Die Decorationen verdunkeln den ziemlich großen Saal. Man giebt Schauſpiele und Singſpiele, beide ſind mittelmäßig. Das Collegium ſcheint aus mehrern Gebäuden zu beſtehen, die im Anfange nicht die gegenwärtige Beſtimmung hatten. Man hat hier eine Bibliothek aufgeſtellt, welche koſtbare Handſchriften enthält, und über 30000 Bände ſtark geſchäzt wird, was mir ein wenig übertrieben ſcheint. Herrn Senebier's biers Catalog über die Handſchriften, überhebt mich der Mühe, hier die ſeltenſten anzuführen. Ich erwähne bloß einer Sammlung von Portraiten, die man hier aufgeſtellt hat, und des Naturaliencabinets, das dem Sauſſürſchen weit nachſteht. Wir haben jedoch letzteres nur durch Hörenſagen kennen lernen, weil der Beſitzer ſchon ſeit 14 Tagen zu **Chamouny** war, und auf einen günſtigen Augenblick wartete, die Reiſe auf den **Montblanc** anzutreten.

Dieſer Umſtand mußte uns nothwendig noch mehr antreiben, die Gletſcher von **Faucigny** zu beſuchen, allein wir hatten ſchon lange Regenwetter, und es ſchien noch gar nicht, als ob der Himmel ſich aufklären wollte, was zu einer Bergreiſe doch ſo unentbehrlich iſt. – Wir mußten alſo dieſen Plan aufgeben, und unſern Weg fortſetzen. Vorher durchſtrichen wir aber die Gegend um **Genf**, und legten einen Beſuch bei dem achtzigjährigen Herrn **Trotichin** ab, einem muntern, thätigen, geiſtreichen, angenehmen Greiſe, dem man ſein hohes Alter nicht anmerkt. Er bewohnt noch immer **Délices**, das Landhaus, das **Voltairens** Aufenthalt berühmt gemacht hat, das von ihm beſungen wurde, und dem er dieſen Namen gab, den es ſo ſehr rechtfertigt: eine herrliche Lage, nicht weit von Genf; eine entzückende Ausſicht auf die Stadt, den See, die Berge, das Land; ſchöne Gärten; bequeme Wohnung; vortreffliche Gemähldeſammlung; das ſind die Vorzüge dieſes Landſitzes. Unter den Gemählden befindet ſich ein einziger **Raphael**, aus der erſten Zeit dieſes großen Mannes, einige **Julius Romani**, ein **Carlo Maratte** ꝛc. aber man trifft viel **Moeris**, **Vandick**, **Rembrand**, **Tenier**, **Skalken**, **Laireſſe** ꝛc. ꝛc. an, unter welchen verſchiedene ſehr ſeltene Stücke ſind.

Der Weg von Genf nach Lauſanne, iſt eine, faſt ununterbrochene Feerey. Das niedliche Dorf Gentoux, gehört der Republik Genf. Dann zeigt ſich Verſoy, aber es verliert in Vergleichung mit dem erſten. Man ſieht hier Spuren von dem Haſen, den man anzulegen anfieng, als man das Project hatte, hier eine Stadt gleiches Namens zu ſtiften, der zu Gefallen man ſchon die Straße von Lyon nach der Schweiz, in der Nachbarſchaft vorbeigeführt hatte. Man reiſet immer am See hin, deſſen Ufer und Ausſichten entzückend ſind, durch Copet, Nyon (Newis) Rolle, und Morges, (Murſee): lauter, durch Lage, Ausſicht, Bauart, und vortreſſliche Luſt, ſich auszeichnende Oerter.

Copet, ein prächtiges Landgut, mit dem Titel einer Baronnie, und einem ſehr ſchönen Schloſſe, war zwei Jahre lang Bayle's Aufenthalt, als dieſer große Mann in ſeiner Jugend Hofmeiſter bei den Kindern des Grafen von Dhona war, dem Copet im 17ten Jahrhunderte gehörte. Dieſes ſchöne Landgut, daß, wie man ſagt, ſeitdem es Hoguer's Eigenthum wurde, beſtändig in die Hände Franzöſiſcher Financiers kam, iſt nach dem Tode der letztern Beſitzerinn, der Madam Theluſſon, von Herrn Necker gekauft worden. Der Herzog von Gloceſtre bewohnte das Schloß bei unſrer Durchreiſe, und hatte ſich vorgenommen, hier die ſchöne Jahrszeit zuzubringen.

Nyon, iſt ziemlich groß, und liegt größtentheils an der Anhöhe, auf deren Spitze das Schloß, die Reſidenz des Landvogts ſteht.

Rolle iſt kleiner als Nyon; die Landſtraße läuft mitten durch, und es macht nur eine einzige lange, und lachende Gaſſe aus. Rolle hat keinen Hafen wie Nyon, wo eine Holzniederlage für Genf iſt.

Mor

— **Morges** iſt unendlich anmuthig, und hübſch gebaut; es hat einen Spazierplatz, ein großes Schloß für den Landvogt, und eine Kirche in neuem Geſchmack, die erſt kürzlich vollendet, gut gebaut, und gut gelegen iſt. Wir trafen viele von den Einwohnern außer der Stadt an, wo ſie mit Büchſen nach dem Vogel ſchoſſen. Die Stiftung dieſer Schützengilde iſt ſehr alt, und der Schützenkönig genießet anſehnliche Vorrechte. Der See ſchlägt an die Mauern von **Morges**, wie bei den vorigen Städten, und verſchönert die reizende Landſchaft.

An dem einen Ufer liegt das Land **Waat**, oder **Pays de Vaud**, mit ſeinen Weinhügeln, grünen Wieſen, niedlichen Landhäuſern, den obengenannten Städten, und verſchiednen reinlichen und angenehmen Dörfern; an dem andern Ufer erblickt man die Felder von **Chablais**, die Städte **Thonon** und **Ripaille**, das durch **Amadäus** Aufenthalt berühmt wurde, und **Evian**, das wegen ſeiner Bäder jetzt ſehr im Rufe ſteht. Die Savoyſchen Berge umringen das prächtige Becken des Sees, und im Hintergrunde erheben ſich die Spitzen der Alpen. Alle dieſe mannichfaltigen Gegenſtände ſpiegeln ſich in der klaren und durchſichtigen Fläche des Waſſers wieder, und das Auge wird des Vergnügens nicht müde, ſie darinn zu betrachten. Glücklich der Reiſende, der frei von der Sclaverei der Umſtände, nach Gefallen an dieſen entzückenden Geſtaden weilen, bis **Vevay** wallfahrten, die Spuren von **Clarens** aufſuchen, dort verwundert nur Hütten finden, das traurige Schloß **Chillon** beſehn, **Meillery's** Felſen mit den Augen meſſen, auf ihren wildern Pfaden irren, die Natur bewundern, ihre Wohlthaten fühlen, die Verirrungen der Menſchheit verzeihen, und in ſeiner Seele, mit der Nachſicht eines Philoſophen, den Enthuſiasmus des gefühlvollen Menſchen, für Alles, was Gut und Schön iſt, nähren kann!! — —

Man entfernt ſich vom See, um nach **Lauſanne** zu kommen. Dieſe Stadt, die ungefähr 7000 Einwohner zählt, iſt die größte und vornehmſte Stadt des Pays de Vaud; ſie liegt auf Hügeln, ihre Gaſſen ſind ſehr abſchüſſig, ſchmal, ſchlecht geführt, ſchlecht gepflaſtert, die Häuſer ſind alltäglich und erträglich gebaut. An den Häuſern, die nach der Außenſeite der Stadt liegen, befinden ſich ſchöne Gärten; lachende Gefilde, Weinhügel, Thäler, mahleriſche Meierhöfe, artige Hölzchen, Geſundbrunnen, die ſchöne Vegetation; Alles gefällt und reizt um die Wette. Die gute Luft, die vertreflichen Nahrungsmittel, die gute Geſellſchaft, locken im Verein, mit jenen Vorzügen viele Fremde, ſonderlich Engländer, nach **Lauſanne**.

Es herrſcht hier Wohlſtand ohne Handel, und Handlungs-Speculationen erſticken hier nicht den Samen des Geſchmacks und der Feinheit; die Academie, die Profeſſoren von ausgezeichneten Verdienſten bildet und beſitzt, hat Cultur des Geiſtes und Kenntniß verbreitet; man iſt hier ſo Franzöſiſch wie zu Genf, aber nicht ſo auf Gewinn erpicht, noch den Intriken des Ehrgeizes, der Sucht zu herrſchen, oder der Pein beherrſcht zu werden, Preiß gegeben. Man ſcheint hier nur zu leben, um das Vergnügen des Daſeyns zu ſchmecken, und es nach Gefallen zu verſchönern. Die Sitten ſind ſanft, ohne verdorben zu ſeyn: ſie führen weder das Gepräge der republicaniſchen Strenge, noch der Zügelloſigkeit der Monarchien; man iſt bieder aus Inſtinct, aus Wohlbehagen vielleicht. . . . . .

Allein der große Zuſammenfluß von Fremden, die Neigung zum Spiel und zwar zum hohen Spiel, die ſie eingeführt haben, untergraben unvermerkt die Grundſtützen dieſer Glückſeligkeit.

Lauſanne iſt, wie die ganze Waat, dem Canton Bern unterworfen, der einen Landvogt dahin ſchickt. Sie hat aber einen Stadtrath und Bürgermeiſter, und genießt verſchieſchiedene Vorrechte. Sie wurde im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts der Oberherrſchaft ihres Biſchofs entriſſen, und nahm die Reformation an.

Eine von den beiden Kirchen, die Domkirche, iſt wirklich bemerkungswerth. Dieſes gut unterhaltene und große Gebäude, das die St. Peters-Kirche zu Genf weit übertrifft, iſt in ſchönem Gothiſchen Geſchmack. Es enthält verſchiedene alte Denkmäler, die aber wenig Verdienſt in Abſicht der Kunſt beſitzen. Das neue Denkmal einer Herzogin von Curland, hat mich durch ſeine rührende Einfachheit intereſſirt.

Dieſe Kirche, deren Stiftung ſehr alt iſt, indem einige ſie ins achte Jahrhundert ſetzen, liegt ſehr hoch, und hat eine mit Bäumen bepflanzte Terraſſe vor ſich, von welcher man eine prächtige Ausſicht genießt. Eben dieſes Vergnügen hat man auch auf dem öffentlichen Spaziergange von der Stadt. Der Hafen von Lauſanne, Ouchy genannt, liegt eine halbe Stunde von der Stadt am See.

Man muß lange bergan ſteigen, wenn man von Lauſanne nach Moudon (oder Milden) reiſet. Die Landſchaft iſt Anfangs waldigt und ernſt, und wird von vielen Triften, und etwas Ackerfeld durchſchnitten. Viehzucht und Käſe, ſind die Haupt-Handels-Zweige dieſes bergigen Landes, deſſen ſchwarze Tannen die Anhöhen des kleinen Jura bekleiden.

Die Landleute ſprechen faſt nichts als Deutſch. Hier fängt man an, an den Weibsperſonen, die langen Haarzöpfe zu bemerken, die ihnen über die Schultern und den Rücken hängen, und mit ſchwarzen Bändern gebunden ſind, welche bis an die Füße gehn. Eine kleine ſchwarze Mütze in Form einer großen Plattmütze, bedeckt den Kopf; ſie iſt mit einer Spitze von eben der Farbe eingefaßt, die in großen Falten um ihr Geſicht, wie ein Heiligenſchein ſtarrt.

Die Pferde ſind ſtark, gedrungen, nicht dickbäuchigt, und ſcheinen einige Aehnlichkeit mit den Engliſchen Zugpferden zu haben.

Moudon, eine alte und kleine Stadt, liegt zum Theil an dem jähen Abſchuß einer Anhöhe, und am Anfange eines Thals, das die Broy wäſſert. Unter der Herrſchaft Savoyens, war ſie weit beträchtlicher, und damals die Hauptſtadt des Waats.

Einige, in der umliegenden Gegend ausgegrabene, Alterthumsreſte, und eine Inſchrift beweiſen ihren uralten Urſprung, und ſcheinen ihren ehemaligen Glanz zu bezeugen, von der ſie nur noch ſchwache Ueberbleibſel hat. Sie enthält nur 3000 Seelen, und iſt mir traurig gebaut vorgekommen; zwar war das Wetter ſelbſt ſo traurig, daß es wohl einen Einfluß auf mein Urtheil von der Stadt gehabt haben kann, wo ich bloß zu Mittag ſpeiſete.

Durch gut angebaute und fruchtbare Felder, und durch einige Tannen- Fichten- und Buchgehölze, kamen wir nach Payerne (Peterlingen), eine andre, ziemlich häßliche Stadt, aber die durch Inſchriften, und andre in ihrer Nachbarſchaft gefundene Alterthümer, ihren Römiſchen Urſprung beweiſet. Sie hat einen eignen Magiſtrat, und beſondre Freiheiten. Der Landvogt von Bern übt weder in ihren Ringmauren, noch in ihrem Weichbilde ſeine Gerichtsbarkeit aus. Die Broye ein ziemlich anſehnlicher Fluß oder wildes Waſſer, das wir ſchon einmal angetroffen hatten, fließt hier vorbei, geht durch den Murtner See, und ergießt ſich in den Neuenburger.

Ich werde mich noch oft des guten Mädchens von Payerne erinnern, die als einzige Aufwärterinn in einem großen Gaſthofe, doch Alles mit unbegreiflicher Thätigkeit, beſondrer Aufmerkſamkeit, immer gleichen Laune, und einem eben ſo ſeltenen; als intereſſanten Anſtand und Weſen beſorgt.

Von Payerne führt der Weg, ohne etwas Merkwürdiges zu zeigen, nach Avenches oder Wiſlisburg, dem alten Averticum, einer blühenden Pflanzſtadt der Römer, die Tacitus erwähnt, und wo Ueberbleibſel von Säulen, Inſchriften, moſaiſchen Pflaſter, die Muthmaßungen der Gelehrten beſchäfftigt haben

Dieſe Stadt hat ein feſtes Schloß, und ein Anſehn von Befeſtigung; aber die Graben ſind jezt anmuthige Baumgärten. Sie liegt auf einer Anhöhe, wo man den Murtner-See gewahr wird, der ſich ſonſt bis an ihre Mauern erſtreckte.

Wieſen, Tannenwälder, mehr urbares Land, als ich bisher mit einemmale zu Geſicht bekommen hatte, und auch einige Weingärten, faſſen die Landſtraße ein, auf der wir, an einer Stelle, die Vereinigung der Murtner- und Neuenburger-Seen erblickten, die ſo mit dem Bieler zuſammenhängen. Eine Menge kleiner Städte und artiger Dorfſchaften, liegen am Ufer des Murtner-Sees, und am Fuße des Berges, der ihn, ſeiner ganzen Länge nach krönt. Nach einem Wege von ohngefähr $1\frac{1}{2}$ Stunden, erreicht man Morat oder Murten; allein ehe man hineinkommt, trifft man zwiſchen dem See und der Landſtraße die kleine Capelle an, wo die Gebeine der Burgunder aufbewahrt werden, welche bei der Belagerung dieſer Stadt, unter dem Herzog Carl dem Kühnen 1476 umkamen.

Es iſt ein längliches Viereck, auf den Seiten mit Gittern, durch welche man einen ungeheuern Haufen Menſchenknochen in einer hölzernen Einfaſſung gewahr wird; zwiſchen den Gittern und hölzernem Gerüſte iſt noch etwas Raum. Dieſes beſcheidene Denkmal edler Tapferkeit und ſchrecklicher Vernichtung, erinnert die Schweizer an ihren alten Heldenmuth; nährt bei ihnen Freiheitsliebe und Hoffnung, ſie immer ſo feierlich zu vertheidigen, und ſchreckt den Ehrſüchtigen, der dieſe Freiheit antaſten wollte.

Ich weiß nicht, ob die Lage dieſer Capelle und der Contraſt eines frölichen Volkes mit dieſen traurigen Ueberbleibſeln der Menſchheit, den Eindruck der Gegenſtände auf mich verſtärkte; aber gern hätte ich noch länger an dieſem Geſtade geweilt, und meine Seele den Empfindungen Preiß gegeben, die es in mir erzeugte. Eine Lateiniſche Inſchrift, und einige Deutſche Verſe, ſtehen unter dem Dache, über dem Gitter.

Das ziemlich weitläuftige, zum Theil am See, zum Theil auf der Höhe gelegene Murten, wird von breiten, mittelmäßig gebauten Gaſſen durchſchnitten, hat am Eingange ein Schloß, und zeichnet ſich durch ſteinerne Arcaden vor den Häuſern aus. Dieſe zugewölbten Gänge ſind ein bequemes Obdach für den Fußgänger, aber ſie machen die Kramläden finſter, und thun keine ſchöne Wirkung. Der Landvogt wird wechſelweiſe von Freyburg und von Bern geſetzt, und man appellirt von ſeinem Ausſpruche an den Rath des Cantons, von dem er nicht inſtallirt iſt. Die Reformirte Religion wurde zu Murten 1530, durch eine allgemeine Berathſchlagung, und durch die Mehrheit der Stimmen eingeführt.

Ein gewiſſes, in ſeiner Art ziemlich gutes Engliſches Reiſe-Handbuch, erwähnt eines Bildniſſes des Herzogs von Burgund, das in ſeinem Zelte ſollte gefunden, und auf dem Rathhauſe aufbewahrt worden ſeyn. Wir haben es aufgeſucht, und zu ſehn verlangt, man konnte uns aber nichts weiter, als die niedrige und plumpe Figur von irgend einem Spion zeigen, die von bunt angeſtrichenem Stein gemacht, und vom Kopf bis zu den Füßen vorgeſtellt war; ſie ſteht in einem kleinen Saal im Erdgeſchoß, wo ſich auch einige alte Flinten befinden. Wenn alſo dieſes Portrait wirklich vorhanden geweſen iſt, ſo iſt es jetzt vielleicht in die Landvogtei gebracht worden, und unglücklicher Weiſe war der Landvogt nicht zu Hauſe.

Von Murten nach **Guminen**, kommt man wieder durch Gehölze; man nähert ſich den Bergen, und die Landſchaft wird wilder. Die Häuſer, die man hier und da erblickt, ſind ganz von Holz gebaut, und mit Stroh gedeckt, von einer ſeltenen Reinlichkeit, und haben ein gewiſſes wohlhabendes Anſehn. Man fährt zu **Guminen**, über eine hölzerne Brücke, mit einem Dache von Ziegeln, wie das Dach eines Hauſes. Dieſe Brücke geht über den ſchönen Fluß die **Sane**, der ſeinen Ausfluß in die Aar nimmt. Man trifft hier nicht mehr die lachenden Scenen der Waat an; die Weinhügel verſchwinden, wie die Franzöſiſche Sprache; die muntre Laune iſt, unter dem mildern Himmelsſtrich, an den Ufern des Sees zurückgeblieben; die Natur bekommt einen andern Anſtrich, und theilt ihn dem Menſchen, wie dem Lande mit. Wenn man **Guminen** verläßt, ſo muß man eine lange und ſteile Anhöhe, zwiſchen einem ſtolzen Tannenwalde hinauffahren. Das Land wird endlich offener, man erblickt Aecker und Felder, aber von Wald und Triften durchſchnitten. Drei Dinge waren mir gleich Anfangs aufgefallen: die **Brunnen** in den Städten, Dörfern, und an den Wegen; die **Hecken** an den Aeckern; und die **Schranken** an den Gärten.

Brunnen trifft man ſehr häufig und reichhaltig an; ſie ſind mit einem Becken umgeben, das Bruſthöhe hat, und worinn man die Küchengewächſe, und andre Dinge waſchen kann: an der Landſtraße ſind dieſe Becken, hole Baumſtämme zu Viehtränken. Die **Hecken** faſſen die Wege, Pfade, Wieſen und Gehölze ein. Sie ſind ſorgfältig gemacht, und werden mit einer ſolchen Sauberkeit unterhalten, daß ſie zu wahren Verzierungen werden. Die **Schranken**, oder die hölzernen, gemahlten oder nicht gemahlten Gatter, dienen oft den Gärten zu Einfaſſungen, oder ſondern ihre verſchiedne Abſchnitte ab; ſie vertreten die Stelle der Mauern, und ſind weit anmuthiger als dieſe.

Man baut vielen Hanf in dieſen Gegenden; die künſtlichen Wieſen ſchienen vortreflich, ſind aber ſelten. Nirgend erblickt man brachliegendes Feld; der Acker wird jedes Jahr friſch beſtellt. Die fetten Triften ſind gut gewäſſert, Die Vegetation iſt üppich, und der Wohlſtand des Landmannes erlaubt ihm, alle Vortheile zu nutzen, welche die Natur ihm darbietet. Oft erblickt man im Winkel einer Wieſe ein Waſſerbecken und ein Springwaſſer, das er in ſeinen müßigen Stunden anlegte, mit Bäumen umpflanzte, und zu einer Laube bildete, wo er der Ruhe pflegte.

Der Schnitt des Geſichts, iſt an den Landleuten ziemlich ſchön, und man wundert ſich, wenn man ihn genauer unterſucht, daß man nicht gleich Anfangs davon frappirt wurde: aber etwas Dickes umſchleiert, ſo zu ſagen, dieſe ſchönen Formen, und giebt ihnen ein gemeines Anſehn. Die Weibsperſonen ſind ſtark, nervigt, fett, friſchausſehend; ihre lebhafte Farbe, ihr feſtes Fleiſch, zeugen von Stärke und Geſundheit; ſie ſind flinck, aber nicht ſchlank; ihre dicken Beine, dicken Arme, ſtarke Bruſt, ſind viel zu derb und robuſt für Graziengeſtalten. Etwas gute[illegible]aracteriſirt ihre Phyſionomie, und nimmt ein.

Schon die Wege, auf welchen man nach Bern kommt, verkündigen die Pracht; es ſind vortreffliche mit Bäumen beſetzte Heerſtraßen, die ſo ſorgfältig, wie die Alleen eines Gartens unterhalten werden. Ein doppelter Graben und einige Veſtungswerke, ſcheinen die Stadt vertheidigen zu ſollen; aber ich glaube, die umliegenden Berge ſind ihre ſicherſte Schutzwehr.

(Die Fortſetzung folgt.)

5. Schrei-

5.

Schreiben eines Deutſchen Reiſenden aus Paris, über die Schauſpiele des Palais-Royal. Den 30. Jenner 1789.

Ich glaube m. F. es wird Ihnen nicht unangenehm ſeyn, wenn ich Ihnen hier einige Nachrichten von den verſchiedenen Theatern und mancherlei Schauſpielen überſchicke, die ich im Palais Royal, nach dem Beiſpiel der Elégans & Elégantes der Hauptſtadt, faſt täglich, zumal die beiden erſten, beſuche.

Das wichtigſte, und vornehmſte Theater, das ſelbſt mit dem Théâtre François und Italien rivaliſiret, iſt unſtreitig das Theater der Variétés. Die Herren Gaillard und Dorfeuille ſind die Eigenthümer davon, und bezahlen jährlich an die Direction der großen Oper, 30000 Livres für die Erlaubniß. Die gute Wahl der Schauſpieler und Stücke und das vereinigte Talent der Acteurs und Actricen machen dieſes Schauſpiel äuſſerſt intereſſant. Das Publicum ſtrömt hauſenweiſe dahin, und hat Recht. Der Schauſpielſaal iſt nicht glänzend, aber geräumig und ſchön. Er wurde in ſechs Wochen von Holz erbaut. Nur zu Paris kann man ſolche Wunder möglich machen. Jetzt baut man aber ein neues Schauſpielhaus für dieſes Spectacle, das mit dem Pallaſte des Herzogs ein Stück ausmachen, und vielleicht eine noch größere und noch vortheilhaftere Revolution zum Beſten der Variétés wirken wird, die aus ihren Vorſtellungen ſchon eine Menge zu freie, und der Würde des Ortes nicht angemeſſene Stücke, ausgeſtrichen haben.

Unter den Schriftſtellern haben ſich bei dieſem Theater ausgezeichnet, die H.H. Guillemain, Dorvigny, Dümaniant, Madam Brounoie, Püjoux, Landrin, und Sedaine, ein Vetter des Academikers. Unter den

Acteurs, befindet ſich der berühmte Volange, der vorzüglich in komiſchen Mantelrollen und witzigthuenden Einfaltspinſeln, glänzet. Von den Schauſpielerinnen gefällt die älteſte Foreſt in den Liebhaberinnen, die älteſte Cabreze in den naiven Mädchen, die Peſelle in Caracterrollen, die Fiat und jüngſte Cabreze in Soubretten, die Roubeau in Liebhaberinnen und erſten Coketten, und die Dümaniant in edlen Müttern.

Ich komme nun auf die Petits comédiens de Mgr. le comte de Beaujolois; dieſes Theater verdankt ſeine Entſtehung dem berühmten Teſſier, dem Director der Elèves der Oper. Er und ein gewiſſer Gardeur wirkten ſich zur Zeit der neuen Einrichtung und Umſchaffung des Palais-Royal, die Erlaubniß aus, ein Marionetten-Theater zu errichten. Dieſe Puppen waren drei Fuß hoch, und gut gekleidet. Man miethete Sänger und Sängerinnen, welche in den Culiſſen, für die Marionetten dialogirten und ſangen. Anfänglich wurde dieſes Theater, ſeiner Neuheit wegen, ſtark beſucht, allein die Zuſchauer wurden es bald überdrüſſig, und der Zulauf nahm ab, der kleinen neuen Stücke ungeachtet. Viele Perſonen von Einſicht, die ſich für den Flor dieſer Bühne intereſſirten, fielen darauf, Kinder ſtatt der lebloſen Puppen auftreten zu laſſen. Man führte die Pantomine der Griechen wieder ein, und das Publicum eilte in Menge herbei, um gute Muſik von einem zahlreichen und gutbeſetzten Orcheſter zu hören, das von Tag zu Tag beſſer wird. Es herrſcht eine ſo vollkommene Uebereinſtimmung zwiſchen dem Redner oder Sänger in der Culiſſe, und dem Kinde, das auf der Bühne geſticulirt, und die Täuſchung iſt ſo vollſtändig, daß man manchmal große Summen gewettet hat, daß das Kind wirklich ſänge, und ſelbſt ſpräche. Das Italieniſche Schauſpiel wurde über das Glück dieſer Bühne eiferſüchtig, allein die Unternehmer haben ſich mit ihm, vermittelſt einer jährlichen Abgabe verglichen,

glichen. Man behauptet, daß der Componiſt bei dieſem Theater immer beſſer bezahlt werde, als der Autor. Einer der leztern gab neulich ein Stück Colin & Colette, das von einem Ende bis zum andern ausgepfiffen wurde. Der Verfaſſer ließ ſich das nicht anfechten, ſondern verlangte das Honorar, das er ſich bei der Direction ausbedungen hatte. Der Caſſirer konnte ſich beim Auszahlen nicht entbrechen, die Anmerkung zu machen: „das heißt „ſchlechte Waare ſehr theuer bezahlen!“ — „Was heißen „Sie ſchlechte Waare? erwiederte der Autor mit kühner „Stimme: glauben Sie, daß ich Ihnen für fünf und zwan„zig Laubthaler etwas gutes liefern werde? — Er ſtrich ſein Geld ein, ſchlug ein lautes Gelächter auf, und gieng ſeiner Wege.

Dieſes Spectacle gehört unter die angenehmſten des Palais-Royal. Der Preiß der Plätze entfernt Leute von gemeinem Stande, der Schauſpielſaal iſt glänzend, und ein Lieblings-Rendezvous der eleganten Damen, was denn einen allerliebſten Blick giebt. Die Ballette werden ſehr gut executirt, und die liebenswürdigen Kinder ſpielen vortrefflich. Die älteſte von den Actricen, iſt nicht älter als 15 Jahr. Mamſell Trial und Louvain gefallen in den Liebhaberinnen, die Brion in den Bäuerinnen, und Caracterrollen; [illegible] Latour im Naiven; die Rebel in den Soubretten. Der erſte Tänzer heißt [illegible]; die erſten Tänzerinnen ſind die Demoiſellen St. Amand und Etienne. Der berühmte Herr Barre componirt die Ballette, und iſt Balletmeiſter. Das Orcheſter iſt eines von den beſten in ganz Paris. Faſt alle Stücke, die gegeben werden, führen das Gepräge des guten Geſchmacks, ſowohl im Gehalt, als in der Darſtellung. Es arbeiten für dieſes Theater, die H. H. Maille, Demaillot, Mayeur (derſelbe der die Trenkſche Lebensgeſchichte dramatiſirt hat) Dancourt, Aublais, und mehrere. Unter den muſicaliſchen

Componiſten befinden ſich Philidor, Deshayes, Cherubini u. ſ. w.

Das Theater iſt klein, aber mit Maſchinen; alle Veränderungen der Decorationen, geſchehen Angeſichts der Zuſchauer, mit einer wunderbaren Schnelligkeit und Pünktlichkeit: denn Herr Cabanis iſt Director des Maſchinenweſens; er, der Erbauer und Aushelfer aller Geſellſchafts-Theater, nicht allein zu Paris, ſondern auch in den Provinzen weit und breit. Alle zweideutigen, platten und ſchmutzigen Ausdrücke, ſind von dieſem Theater verbannt, und auf die Treteaux der Boulevards, von Rechtswegen verwieſen. —

Herr Teſſier hatte zwar Antheil an der Entrepriſe des Theaters de Beaujolois, allein die Cabale ſchloß ihn davon aus, und er mußte ſich an einer jährlichen Rente von zwo Louis begnügen. Sein erfinderiſcher Kopf, erfand das [illegible] Einige Autoren verfertigten ihm kleine Stücke, mit phyſicaliſchen, hiſtoriſchen, geographiſchen Unterweiſungen vermiſcht; er ließ allerhand militäriſche Exercitien, mit großer Wahrheit und Genauigkeit, von den wohlabgerichteten Kindern, machen; die [illegible] Acteurs, [illegible] mit den kleinſten [illegible] im Parterre, in Geſellſchaft, was dem Kenner gefiel, und Wetteifer unter den Kindern erregte. Allein dieſes alles dünkte den flüchtigen Pariſern in der Länge, viel zu ernſthaft und langweilig. Teſſier ſah ſein Unternehmen ſcheitern, und mußte es ſeinen Gläubigern überlaſſen. Dieſe verkauften es an andere Speculateurs, welche ein ordentliches Kinder-Theater errichteten, wo man kleine Operetten ſpielte; die Italieniſche Comödie, ſchloß ſogleich dieſes Theater, Kraft ihres Privilegiums, und nun mietheten den Platz die Italieniſchen Fantoccini, die noch jetzt hier ihr Weſen, aber nicht mit ſonderlichem Glücke treiben. Es ſind kleine, ziemlich gut gemachte Marionetten. Die Muſik iſt ſchön, Das Orcheſter gut, aber nicht zahlreich. Man giebt die beſten Stücke von Paeſiello, Anfoſſi ꝛc. auf Italieniſch, und Harlekin und Columbine, reden und ſingen allein Franzöſiſch.

Die Ménus-plaiſirs du Palais Royal des Latour, ſind ein neues Marionetten-Theater, das hauptſächlich von Kindern, mit ihren Bonnes und Hofmeiſterinnen, und von ſolchen Perſonen frequentirt wird, welche ein gewiſſes Vergnügen daran finden, eine Madame Gigogne, einen Gagne-Petit, oder Polichinel auftreten zu ſehen, und ſich der glücklichen Zeiten ihrer Kindheit zu erinnern. Dem Herrn Latour trägt es übrigens viel Geld ein.

Die Ombres Chinoiſes werden ſehr ſtark beſucht; Herr Seraphin iſt ihr Erfinder und Director. Täglich wird um ſechs Uhr eine Vorſtellung gegeben, an Sonn- und Feiertagen aber zwei; das ſogenannte petit peuple trifft man da ſelten an, hingegen die große und feine Welt. Der Saal iſt ſchön, und herrlich erleuchtet; die Stelle des Orcheſters vertritt ein Clavecin, das ein Herr Mozin vortrefflich ſpielt. Man ſollte glauben, es müſſe etwas höchſt langweiliges ſeyn, 7 oder 8 Zoll hohe, ſchwarze Figürchen, allerhand ziemlich natürliche Bewegungen, machen zu ſehn, und Weiber- und Männer-Stimmen, in ihrem Namen ſprechen zu hören; allein, ich weiß nicht, wie es kommt; man lacht heimlich darüber, und bringt manchmal ganze zwei Stunden recht angenehm da zu.

IV.

Naturgeſchichte.

Der Flamingo.

Schwerlich läßt ſich der Flamingo zu einer andern Gattung, als zu den Kranichen rechnen. Er hat zwar, wie die Gans, eine Haut zwiſchen den Zehen; übrigens weicht er in Abſicht auf Größe, Geſtalt und Eßluſt ganz von ihr ab. Mit einem Halſe und mit Füßen, die viel länger ſind, als beim Kranich, ſucht er ſeine Nahrung mitten im Waſſer, und unterſcheidet ſich von den andern Arten ſeiner Gattung bloß durch die Weiſe, wie er ſich ſeines Raubes bemeiſtert. Der Reiher bedient ſich ſeiner Krallen; der Flamingo braucht bloß den Schnabel, der wegen ſeiner Dicke und Stärke dazu taugt. Seine Zehen hingegen helfen ihm dazu nichts, weil ſie zu ſchwach, und, wie bei den Waſſervögeln, durch Häute verbunden ſind.

An Größe, Dicke und Schönheit übertrifft der Flamingo alle Kranich-Arten. Sein Rumpf, von einem ſchönen Scharlachroth, iſt nicht größer, als der Rumpf eines Schwanes; aber ſein Hals und ſeine Füße ſind ſo übermäßig lang, daß der Vogel im Stehen wohl ſechs Fuß ſechs Zoll hoch ſeyn mag. Die Weite der Flügel beträgt fünf Fuß ſechs Zoll, und vier Fuß acht Zoll ſeine Länge vom

Schnabel bis zum äußerſten Ende des Schwanzes. Sein Kopf iſt rund und klein, bewaffnet mit einem breiten Schnabel, der halb roth, halb weiß, und wie ein Bogen gekrümmt iſt, ſeine Füße und Schnabel, die nicht viel dicker ſind, als ein Manns-Finger, ſind ohngefähr zwei Fuß acht Zoll, ſein Hals aber drei Fuß lang. An den Zehen hat er keine ſcharfen Krallen, wie die andern Arten ſeiner Gattung; ſie ſind ſchwach, und durch eine Haut verbunden. Wozu ihm dieſe Haut dienen mag, läßt ſich nicht angeben; zumal da man ihn nie ſchwimmen ſieht, und ſeine Füße und Schenkel ſo lang ſind, daß er ſelbſt im tiefſten Waſſer ſchreiten, und ſeine Nahrung ſuchen kann.

Dieſer außerordentliche Vogel findet ſich vorzüglich in America; zu Zeiten war er an den Küſten von Europa gemeiner. Seine Schönheit, ſein Wuchs, und der Wohlgeſchmack ſeines Fleiſches haben ihm ſoviel Nachſtellungen zugezogen, daß er die von Menſchen bewohnten Ufer verlaſſen, und weniger volkreiche Gegenden zum Aufenthalt gewählt hat. In ſolchen Menſchenleeren Gegenden leben die Flamingos in Geſellſchaft, und in einer beſſern Ordnung, als irgend eine andre Vögelart.

Als die Europäer zum erſtenmale nach America kamen, oder an den Küſten von Africa hinfuhren, ſahen ſie Flamingos, die ihnen ganz kirre, und gar nicht Menſchenſcheu vorkamen. Bisher hatten dieſe Vögel völlig ſicher in großen Wüſteneien gelebt, wo kein Feind geweſen war, dem ſie nicht hätten ausweichen, oder Widerſtand leiſten können. Weder die Neger noch die Americaner hatten Waffen, um ſie in der Ferne treffen zu können: merkte der Vogel den Pfeil, ſo wußt' er auch wie er ihm ausweichen ſollte. Aber ganz anders war es, als die Europäer dahin kamen. Die Matroſen, denen es nicht beifiel, daß die Furcht vor dem Feuergewehr in jenen Gegenden noch fremd war, hielten den Flamingo für einen ſtockdummen Vogel, der ſich ohne Mühe beikommen und ſchießen ließe. Hatte man einen geſchoſſen, ſo ſahen die übrigen, anſtatt zu fliehen, ſeinem Falle mit einer Art von Verwunderung zu. Unterdeſſen wurden immer mehrere geſchoſſen, und ein ganzer Flug lag dahingeſtreckt, ehe noch einer an Flucht gedacht hatte.

Jetzt iſt es in jenen Gegenden ganz anders. Der Flamingo iſt dort nicht allein ſelten geworden, ſondern auch nun derjenige Vogel, dem man am ſchwerſten beikommen kann. Gemeiniglich hält er ſich an öden Ufern auf, an Seen mit ſalzigtem Waſſer, oder auf ſumpfigen Inſeln. Den Tag über beſucht er die Ufer der Flüſſe; mit dem Anbruch der Nacht zieht er ſich in die innern und höhern Gegenden zurück. Wenn die Flamingos am Tage ſich ſehen laſſen, ſo erſcheinen ſie jedesmal in Reihen von zwey bis dreihundert, ſo daß, wie Dampier ſagt, jedermann eine große Mauer von Backſteinen zu ſehen glaubt. Auch wenn ſie füttern, bleiben ſie dennoch in ihrer Ordnung; dabei wird jedesmal einer von ihnen zur Wache gewählt; und kaum entdeckt der wachſame Vogel die geringſte Gefahr, ſo warnt er die übrigen durch einen krellen Ruf, der einer Trompete ähnlich klingt, und ſogleich flieht die ganze Schaar davon.

Man ſieht hieraus, daß es jetzt ſehr ſchwer hält, dem Flamingo beizukommen, weil er den Menſchen mit der vorſichtigſten Schüchternheit flieht. Indeſſen liegt die Urſache, daß ſie den Menſchen fliehn keinesweges in einer natürlichen Antipathie. Labat verſichert, in gewiſſen Ortſchaften, an den Küſten von Africa, ließen ſie ſich in großer Anzahl mitten unter den Wohnungen der Eingebornen nieder. Man ſieht ſie da zu Tauſenden beiſammen; ſie wiegen ſich auf den Bäumen, und verführen dabei einen Lerm, daß man es eine Meile weit hören kann. Die Neger haben ſie ſehr gern, und betrachten ſie als Vögel, die ihnen der Himmel zuſendet, um ſie dadurch vor allem Unfall zu be-

bewahren. Die Franzoſen, denen der Zugang in dieſe Gegenden verſtattet iſt, können nicht ohne Mißvergnügen eine ſolche Menge Geflügel ſehen, an dem ſich niemand vergreifen darf, und das durch den Aberglauben der Eingebornen ganz unnütz wird. Zuweilen, wenn ſie von dem Ort entfernt und allein ſind, gehn ſie auf die Flamingo's Jagd, und verbergen diejenige, die ſie geſchoſſen haben, beim Anblick eines Negers, im höchſten Grade; ſonſt würden ſie ſich Mißhandlungen ausſetzen, wenn die Schwarzen ſähen, daß ſie einen von ihren heiligen Vögeln geſchoſſen hätten.

Oefters ſchießen ſie die Mütter, wenn ſie wild ſind, und nehmen ihre Jungen, ſo ſchnell auch dieſe laufen. Labat hat ſie öfters in Netzen gefangen, die rings um ihre gewöhnlichen Aezungsplätze ſehr künſtlich geſpannt worden waren. Wenn ſie ſich mit ihren langen Füßen in den Maſchen verwickeln, ſo können ſie unmöglich entwiſchen, doch fahren ſie noch immer fort, ſich gegen den Vogelſteller zu wehren; die alten beſonders thun mit ihren Füßen, wiewohl ſie ſchwach ſind, dennoch vielen Schaden. Auch nachdem man ſie aus dem Netze herausgenommen hat, bleiben ſie wild, nehmen keine Nahrung, und wehren ſich mit den Füßen und Schnäbeln dergeſtalt, daß der Jäger ſie öfters umbringen muß, weil ſie ſich doch in ihrer Sclaverei zu todt grämen würden.

Die Zunge vom Flamingo, die unter die Leckereien gerechnet wird, iſt außerordentlich breit. Sein Schnabel ähnelt einem ſchwarzen Käſtchen, von unregelmäßiger Geſtalt. In dieſem Käſtchen liegt die Zunge von gleicher Farbe und [illegible]. Was den vorzüglichen Wohlgeſchmack betrifft, den ſie haben ſoll, ſo mögen Kenner von Leckereien darüber entſcheiden.

Die Flamingos fliegen und wandern immer truppweiſe und in Reihen, wie die Kräniche. Zuweilen ſieht man ſie in großer Menge, beim Anbruch des Tages von den Bergen herabkommen, unter einem gewiſſen Geſchrei, das ihnen zur Loſung dient. Dieſes Geſchrei lautet Tococo; weßwegen auch die Wilden in Canada ſie ſo genennt haben. Vorzüglich wenn ſie fliegen, zeigt ſich ihre ganze Schönheit; ihr Roth erſcheint alsdenn ſo feurig, wie eine glühende Kohle. Wenn ſie äzen wollen, ſo hört das Schreien auf, und ſie zerſtreuen ſich, unter tiefem Stillſchweigen, in einer moraſtigen Gegend. Sonderbar iſt die Art, wie ſie ihre Nahrung einnehmen: ſie legen nämlich den Kopf gebogen auf die Erde, ſo daß nur der Obere und erhabene Theil des Schnabels den Boden berührt. In dieſer Stellung ſcheint ſich der Vogel auf den Kopf zu ſtützen; und durch verſchiedene Wendungen des Halſes erhaſcht er die Fiſche und Inſecten, die ihm zu nahe kommen. Damit ihm auch ſein Raub nicht wieder entgehen möge, ſo ſind die Ränder ſeiner oberſten Kinnlade ausgezackt.

Die Zeit der Liebe für den Flamingo iſt nach Beſchaffenheit des Climas verſchieden. Im nördlichen America paart er ſich im Sommer: jenſeits der Linie wählt er ſich dazu die ſchönſte Zeit im Jahr. Sein Neſt macht er in weiten Sümpfen, wo er nichts zu fürchten hat. Ein ſolches Neſt iſt nicht weniger merkwürdig, als der Vogel ſelbſt. Es iſt ohngefähr anderthalb Fuß über der Fläche des Sumpfes erhaben, und beſteht aus Schlamm, den die Sonnenhitze oder die Wärme des Vogels verhärtet. Es gleicht einem abgeſtumpften Kegel, den der Flamingo oben ausgehölt. In dieſer Hölung liegt das Weibchen; und dabei braucht es keine andre Materialien als den Schlamm, mit dem es die Wände des Neſtes verkittet. Nie legt es mehr als zwei Eyer; und um dieſe ausbrüten zu können, breitet es ſich, wegen ſeiner langen Füße, quer über das Neſt, ſo daß die Füße auf beiden Seiten ins Waſſer eintauchen.

Die Jungen brauchen viel Zeit um fliegen zu lernen: aber laufen können ſie außerordentlich ſchnell. Man fängt ſie

zu

fürzellen, und dann laſſen ſie ſich, ganz anders als die Alten, mit den Händen greifen, und ſehr leicht zahm machen. Nach 5 bis 6 Tagen werden ſie ganz kirre, freſſen demjenigen, der ſie füttert, aus der Hand, und trinken Seewaſſer in Menge. Allein, wiewohl man ſie ſehr leicht zahm machen kann, ſo bringt man ſie doch ſchwerlich auf; denn gemeiniglich zehren ſie ſich durch Kummer ab, und ſterben in kurzer Zeit, weil ſie ihre natürlichen Triebe nicht befriedigen können. So lange ſie noch jung ſind, iſt ihr Gefieder ganz von demjenigen verſchieden, das ſie bekommen, wenn ſie älter werden. In ihrem erſten Jahre iſt es weiß und grau; im zweiten iſt der Rumpf weiß mit einem ſchwachen Anſtrich von Scharlachroth durchſtreifſt; die großen Schwungfedern aber ſind ſchwarz. Mit dem dritten Jahre erlangt der Flamingo ſeine vollkommne Schönheit. Sein ganzes Gefieder ſchimmert alsdenn vom ſchönſten Roth; nur einige Federn in den Flügeln bleiben ſchwarz. Die Wilden brauchen ſeine Federn zu mancherlei Schmuck; die Europäer raufen ſie öfters mit der Haut aus, und nehmen ſie zu Muffen. Doch werden ſie bei weitem nicht mehr ſo ſehr geſchätzt, ſeitdem man die Kunſt erfunden hat, die Federn ſcharlachroth zu färben.

V.

Anecdoten.

Die Gegenwart des Geiſtes.

(Eine wahre Anecdote.)

Einer galanten Frau fehlts nie an Ausflucht. Die Ueberraſchung ſelbſt giebt ihr Stoff zu einem Mantel um ihre Falſchheit, ſo weiß ſie, alles zu ihrem Vortheil zu kehren.

Herr und Frau von Waldheim lebten ſeit zwei Jahren in einer ziemlich froſtigen Ehe. Der Herr Gemahl vertauſchte die junge Frau, wie es zu N—z. Sitte iſt, bald nach der Hochzeit mit einigen Kebsweibern, und ſie vergaß nicht, ſich dafür an ihm zu rächen.

Sie war hübſch und intereſſant. Es fehlte ihr alſo nicht an Anbetern, die bei der Untreue ihres Mannes bald ihre Beſuche verdoppelten. Der feurigſte war der Graf Wollbach. Dieſer Liebling der Damen, beſaß die Kunſt zu verführen im höchſten Grade. Nichts war ihm zu heilig, was er nicht Teufel Amorn verſchrieben hätte, wenn er darauf ausgieng, über die Tugend einer Frau zu triumphiren. Er war um ſo gefährlicher, da er in einem gewiſſen Anſehn bei Hofe ſtand, und eine Dame vom gewöhnlichen

chen. Schlag ſich ſchon um deßwillen durch ſeine Beſuche ſehr geehrt fand.

Kurz, Frau von Waldheim widerſtand nicht lange, und, wie es zu gehn pflegt, wenn man einmal auf dem Scheideweg die Hand dem Laſter reicht: ein Schritt zog den andern nach ſich. Mit ihren Bedenklichkeiten war ſie bald fertig. Es kam nun darauf an, ihrem Manne einen blauen Dunſt vorzumachen. Denn ſie wünſchte aus gewiſſen Urſachen, doch immer auf einem guten Fuß mit ihm zu ſtehn, und ſtellte ſich ſogar gerührt über den Verluſt ſeines Herzens.

Sie mußte daher das Theater ihrer geheimen Liebesſpiele in ein fremdes Haus verlegen. Der beglückte Liebhaber miethete in einer entfernten Straße unter einem angenommenen Namen einige Zimmer, und ſie folgte ihm aus der Comödie von einem einzigen Bedienten begleitet, deſſen Verſchwiegenheit theuer erkauft war.

Das Haus gehörte einer menſchenfreundlichen Seele, die für die Bedürfniſſe ihres Nächſten in jedem Fall zu ſorgen wußte, und zu ihrem vorzüglichſten Nahrungszweige die Reize einiger allerliebſten Creaturen gewählt hatte, die bei ihr wohnten. Eine dieſer Schönen, hatte tief in der Gallerie die Aufmerkſamkeit des Herren von Waldheim auf ſich gezogen. Er wurde bald mit ihr des Handels einig, und eilte an eben dieſem Abend mit ihr von einer Straße zur andern, bis zu ihrer Wohnung.

Aber man denke ſich das Erſtaunen von beiden Seiten, als zu gleicher Zeit im Eingange dieſes verdächtigen Hauſes Herr und Frau von Waldheim aufeinander ſtießen! Er war — wie vom Donner gerührt. Sie faßt ſich den Augenblick, umarmte ihn mit einer Thräne im Aug, und rief aus: „Undankbarer, hier iſt alſo der Tempel der Treuloſigkeit, wo du deine arme Frau verleugneſt. Ich habe dieſen Herrn, deinen Freund, zum Zeugen mitgenommen um und mich zu überraſchen. Er hat das chriſtliche Geſchäfte übernommen, uns auszuſöhnen, und die alte Liebe und Wärme unter uns herzuſtellen. Komm, Beſter, in die Arme deiner treuen unglücklichen Gattinn zurück!" Und damit gab ſie ſeinem Mädchen eine Börſe mit Geld zur Entſchädigung für den geraubten Liebhaber, faßte ihren Mann und den Grafen bei der Hand, und ſetzte ſich mit ihnen in den Wagen. Jener wußte nicht, wie ihm geſchah, und dieſer war außer ſich über die Gegenwart des Geiſtes einer ertappten Frau.

Man gab ſich die Hände, küßte ſich und weinte, erneuerte den längſt vergeſſenen Schwur ewiger Treue, mit aller Feierlichkeit, und dieſe herzliche Ausſöhnung wurde durch die Geburt eines jungen Sohnes beſiegelt, der ohngefähr neun Monate nach dieſem Abentheuer zur Welt kam!

VI.

Biographie.

1.

Lohenſtein, als dramatiſcher Dichter.

Es ſind gewiſſe Namen in der gelehrten Welt, welche das unglückliche Schickſal haben, daß, wenn irgend einmal ein witziger Kopf mit ſatyriſchem Lächeln auf ſie hinſchießet; dieſelben in eben dem Augenblicke das Ziel des Afterwitzes werden, wohin dann männiglich, jeder litterariſche Scribler ſeinen bleiernen Pfeil abdruckt. — Es iſt ungerecht, daß man alsdann, ohne das Gute ſolches beklagenswürdigen Schriftſtellers von ſeinen Fehlern mit richtiger Delicateſſe abzuſondern, Schönheiten und Mängel voll lächerlicher Wut untereinander wirft, und ein allgemeines Zetergeſchrey über ihn anſtimmt. — So mußte manches Gute neben dem Schlechten verloren; mancher wirklich ſchöne Gedanke blieb der Nachwelt ſo gut, als [illegible], weil er, nebſt ſeinem Schöpfer, durch die Intoleranz mancher oft unbärtigen Critiker, ganz und gar vergeſſen gemacht wurde. — Iſt es daher nicht eine dankbare und angenehme Beſchäfftigung, die Ehre manches ſolcher Vergeſſenen oder Verächteten zu retten? — iſt es nicht eine angenehme Lectüre, Gedanken irgend eines vorigen Jahrhunderts wiederzufinden, welche noch anjetzt dem Genius Deutſcher Dichtkunſt Ehre bringen? —

Ich will es einmal wagen, unſre Leſer auf einen guten, (Mängel ſeines Zeitalters hier abgerechnet) vergeſſenen, ganz verkannten dramatiſchen Dichter Deutſchlands im vergangenen Jahrhundert aufmerkſamer zu machen. Es iſt der übel bekannte **Daniel Caſpar von Lohenſtein!** — Wir wollen hier weder ſein Leben erzählen, welches man in allen Gelehrten-Lexicis, und beinah in allen litterariſchen Sammlungen leſen kann, noch uns mit Anatomirung ſeiner vielen Gedichte, groß und klein, beſchäfftigen; ſondern den guten Mann, nur von Seiten ſeiner dramatiſchen Arbeiten, den richtenden Leſern zur Beurtheilung geben.

Lohenſtein lebte in einem Jahrhundert, wo man noch wenige oder gar keine Muſter des Deutſchen Schauſpielers vor ſich hinſtellen konnte; die meiſten vorhandenen Dramen waren elende Ueberſetzungen der Ausländer; keiner konnte damals ſchon das **Rechtkomiſche** in der Laune eines Mo-

[illegible] ſelbſt zu dieſer Zeit erſt [illegible] anfieng, bewundert; keiner konnte das wahre tragiſche Schöne aus den erſten, lautern Quellen, eines oder mehrerer Meiſterſtücke damaliger Dichter ſchöpfen, ſondern der Kunſtrichter beſtimmte ſeine Regeln nach den alten Trauerſpielen der Griechen und Römer, ohne bey all ſeinen gelehrten Explicationen auf die Urſchönheit des Trauerſpiels [illegible] geheimnißvollen Mittel, Thränen der Wehmuth zu erwecken, oder tiefen Grauſen zu erregen, [illegible] zu haben [illegible] Lohenſtein konnte alſo in dieſen Verhältniſſen wohl nicht klüger handeln, als wenn er ſich nach irgend einem Griechiſchen oder Lateiniſchen Muſter, in Abſicht des mechaniſchen Baues ſeiner Tragödien bildete, ohne dabey auf die ſteigende Kunſt ſeiner Enkel, vielweniger auf [illegible] Undankbarkeit derſelben, Rückſicht zu nehmen, [illegible] ſtrafliſch; daher kein Originalgenie war, [illegible] [illegible] ſind alle diejenigen, welche keinen Anſpruch auf dieſen glänzenden Titel machen können, der Unſterblichkeit unwerth? — Wie mancher unter den Deutſchen Tragödiendichtern, welcher ſeinen Namen in der Einbildung ſchon mit [illegible] Flammenzügen auf die Tafel der Unſterblichkeit [illegible] ſelbſt ſiehe, würde durch noch weniger ſeyn, als Lohenſtein vielleicht im Jahre 1790 ſeyn dürfte! — Dank ſey es unſerm Genius, wenn wir jetzt Kunſt und Natur, dieſe beiden Geſellſchafterinnen und Grazien der [illegible] ſo genau als möglich mit einander verbunden [illegible] aber nicht manchen unſrer Kunſtrichter, oder Ramlers Batteux die Schuld, daß wir das Trauerſpiel nicht mehr nach Lohenſteiniſcher Art zuſtutzen. Batteux und Ramber mit ihm, ſagt: „die Tragödie hat mit der Epopöe die Größe und Wichtigkeit gemein; ſie kann Wunderwerke geſchehen laſſen; ihre Sprache iſt lyriſch, voll Entzückens, „Begeiſterung und Trunkenheit der Seele; die Handlung

„iſt heroiſch, wenn ſie einen großen Gegenſtand hat, als „die Beſtrafung eines Tyrannen, u. ſ. w. ſie wird durch „die agirenden Perſonen heroiſch, als Könige und Prinzen" u. ſ. f." Und beurtheilten unſre Leſer Lohenſteins Trauerſpiele nach dieſer Norm, ſo würden ſie unſtreitig den Preiß der verlangten Regelmäßigkeit davon tragen. — —

Da wir alſo an Lohenſtein den harmoniſchen Bau ſeiner Schauſpiele eben ſo wenig, als an Shakeſpearn dem Vergötterten bewundern dürfen, welcher jenen aber auch an feuriger und auszeichnender Darſtellung ſeiner Caractere übertraf: ſo müſſen wir uns allein an ſeine Gedanken halten, welche nicht ſelten den oben angeführten Verluſt erſetzen. Schöne Perlen bleiben immer ſchön, ſinken nie unter ihren Werth, wenn ſie auch unregelmäßig geordnet in einem Gothiſchen Brautſchmuck prangen müſſen, wo ſie freilich den Effect verlieren, welchen ſie künſtlich und mit Geſchmack aneinander gereihet, haben würden. — Epicharis und Agrippine ſind zwei der beſten Lohenſteiniſchen Geburten. Wir wollen uns, ohne uns an den Plan des Dichters zu feſſeln, vorzüglich ſchöne Stellen aus dem erſten genannten Trauerſpiele heben, und dann die Leſer ſelbſt über ihn und ſein Genie urtheilen laſſen.

Der erſte Act eröffnet ſich mit einer geheimen Zuſammenverſchwörung wider Nero. Flavius Scevinus führet ſeine Freunde in einem verbrannten Pallaſte und Garten mit thränenden Augen umher. „Sehe hier," ſagt er,

Mein ſchönes Haus vom Winde verwehen!
Die Bäume ſind verſengt; die wilden Kräuter ſtehn
Viel höher als die Thürm' und auf den Mauren gehn
Unnütze Neſſeln auf!

Skaurus

Dies ſind der Zeiten Früchte:
Die Jahre raſen ſelbſt in ihre eigne Brut;
Was itzt die See anſetzt, reiſſt die erzürnte Flut.

Mit Wucher morgen weg, die Gräber gehn zu Grabe,
Man miſſt das Land mit Blei, die Stern mit
dem Stabe. ꝛc.

Karthagens koſtbar'n Staub verſpült ihr Luft und Wind,
Moos decket Babylon, und Troja faule Buchen ꝛc.

Nein! ruft Epicharis, dies war nicht Spiel der Zeit und des Verhängniſſes, ſondern Neros Grauſamkeit, was dieſe Palläſte in Brand und Ruinen einäſcherte. — Der Zorn wird heftiger — die Wut größer — der Entſchluß feſter, und wenn auch mit eignem Tode, Roms Freiheit zu erkaufen. Epicharis, das große Weib, voll alten Römiſchen Geiſtes, ſagt dann!

— — Dem Ruhm verſpritztes Blut
Für allgemeine Ruh, iſt eine Purpurflut
Daraus die Tugend uns — uns Ehrenfahnen webet,
Die Welt und Nachwelt rühmt.

Ein Gedanke, darauf ein Gott ſtolz ſeyn könnte. — Epicharis erzählt den Männern ihre ſonderbaren Schickſale; alles ſchweigt, nur dann und wann vom Tone der Verwunderung wird ſie unterbrochen, als wie, wenn Scaurus ruft:

Glut, Luft und Welle wird den Tugendhaften zur Bahn!

oder:

Der Umweg iſt gerade,
Dem, der der nahen Noth ſich ſuchet zu entziehn.

Man verſammelt ſich endlich, um verborgener den großen Plan entwerfen zu können, in dem Hauſe eines der Mitverſchwornen. Die Zugänge in Neros Gemach werden angegeben; die Leibwache des Kaiſers iſt beſtochen; nur Seneca; der Lehrer, der Vertraute des Deſpoten, ſteht noch allein beharrlich und feſt für ſeinen Monarchen; alle Kunſtgriffe der Ueberredung werden an dieſen einzigen, treuen Mann verſchwendet, der ſich hinter Götterfurcht und Geſetz ſchützet.

Viel beſſer iſts, vergehn; (ſagt er) als ſich mit Blut beflecken.

Natalis.

Die Rache waffnet bei Gefahr auch Würm' und Schnecken.

Seneca.

Ein Weiſer trägt beherzt, was das Verhängniß ſchickt.

– Allein der gute Philoſoph fühlte das Gewicht der Gründe, welche ihm ſein Gegner entgegenſetzte, zu gut; er gab nach — wankte, und ſtimmte ſtillſchweigend in den Plan der Freiheitsſtifter ein. Und nun war Triumph allenthalben; racheberauſcht ſann man auf die Todesart des Unmenſchen. — Der Bund war geſchloſſen. Epicharis ergriff einen Becher Wein, miſchte einige Tropfen ihres Bluts hinein; jeder mußte desgleichen thun, und dann ward er unter ſchrecklichen Flüchen herumgetrunken. Wein, rief Epicharis, den Becher hinreichend, nicht Muth mangelt für die Heldenthat;

Der muß Kryſtall und Wein mit ſeinem Blute färben!
Geweihter Freiheits-Tag, verſüßter Freundſchaftstrank,
Ich trink's euch allen zu, auf Bluthunds-Untergang.

Lateran.

Sein Körper werd ein Aas, ſein Geiſt ein Brand der Höllen!

Rufus.

Der Henker ſchlepp ihn fort, auf die Gemoner Schwellen!

Lukan. Annaeus.

Die Eul' und Natter ſing ihm ſeinen Lobgeſang!

Subr. Flav.

Sein Fleiſch gebäre Gift und Würmer und Geſtank!

Tull. Seneca.

Daß ſeiner Beine Mark der Molche Speiſe werden ꝛc.

– Der zweite Act. Voluſius Proculus liebte die Epicharis: er fand ſie einſt in ſeinem Garten, und entzückt geſtand er ihr ſeine Leidenſchaft. So in dem ſüßen Geſpräch der Liebe, beginnt nun der andre Aufzug.

Proculus.

— Treff' ich ſie hier im Garten an?
Find ich die Blum allhier, bei der die Roſe kann
Nicht ferner ihr Rubin, die Lilg' ihr Silber rühmen!
Die Sternen mögen noch den Himmelsgärten blümen,
Der Tulpen Goldenſtück auskleiden dieſen Sand —
Sie küſſen deinen Fuß, und weichen deiner Hand.

Epicharis.

Wozu ſoll dieſer Schein gefärbter Worte dienen?

Procul.

Der Thau erfriſcht die Schneck' und ſaftig Klee die Bienen,
Die Schönheit den, der liebt, und ich, nachdem dein Schein,
O Sonne, mich blickt an, ſoll ich nicht glühend ſeyn?

Epicharis.

Wo Sonn und Schönheit fehlt, iſt kein ſolch Ruhm vonnöthen.

Procul.

Mein ſchwaches Lob muß ſich vor deiner Würd erröthen
Wer ſolcher Perlen Preiß nicht urtheilt, der iſt blind.
Du weißt: die Lieb iſt ja einfältig und ein Kind,
Das nicht zu heucheln weiß!

Ziemlich naiv! aber eben dieſes naive Männchen, da Epicharis ihn nicht erhört, bringt die Heldinn in Neros Verdacht, bald in den Kerker. Der ſchwermüthige Scevin verſiegelt indes ſeinen letzten Willen, im Fall die Verſchwörung unglücklich endete, und vertheilt Geld und Freiheit unter ſeine Sclaven. Dann befielt er dem Milich, ſeinem Diener, den alten heiligen Dolch zu ſchleifen. Dieſes wird aufmerkſam auf das Vorhaben des Scevin, erzählt alles ſeinem Weibe — ſie ahndet Scevins Plan und räth dem ſchüchternen Mann, um ſein eigen Glück zu machen, die Sache dem Kaiſer zu offenbaren. Man höre ihre Moral:

Es iſt mehr ruhmbar, Staub, als in dem Staube ſeyn.
Der Lüfte Fackel läßt ſich freudig äſchern ein,
Daß ſie verglimmende nur Sternen ähnlich werde.
Wie ſoll ein edler Geiſt denn kriechen an der Erde?

Der dritte Act beſchäfftigt ſich mit Gefangennahme und Folterung einiger Mitglieder der Verſchwörung. Auch Epicharis wird auf die Folter gelegt, um mehr von dieſer Conſpiration zu entdecken, aber vergebens. Mit gräßlicher Stimme ruft ſie ihm noch zu:

Du, Bluthund, ſichre dich: du magſt ſo ſcharf es meynen,
daß den zerſpannten Leib die Sonne kann durchſcheinen:
So ſollſt du, Henker, doch mir nicht ins Herze ſehn,
Und was du willſt erfahrn. Laß meine Därmer drehn,
Auf die die Furien ſtets ſiedend Oel angießen;
Verſperre lebend mich tief in ein Ameisneſt:
Verſchaffe: daß man's Mark mir aus den Beinen preßt,
Du, raſend-toller Hund, wirſt doch nichts anders machen,
Als daß Epicharis wird deiner Marter lachen.

Das heiß ich geſhakeſpeariſirt!

Der vierte und fünfte Act beſchäfftigt ſich mit der ganzen Entdeckung, Zerſtreuung, und Verurtheilung der Verſchwornen. — Auch Seneca opfert hier im Bade den Geiſt auf. Beſonders gefällt mir eine Stelle, wo er noch eine Handvoll ſeines Blutes der Gottheit opfert und folgende Worte mit ſtammelnder Zunge ſpricht:

Es ſcheint: daß mir nunmehr ſo Aug' als Licht verſchwinden,
Die Welt voll Menſchen dünkt ein Ameishaufen mich,
Die Häuſer bau'n von Staub, und um ein Senfkorn ſich
In Schlachten laſſen ein; ins Waſſer Furchen graben,

Und weil ſie **Wind** ausſä'n, nur **Rauch** zu erndten
haben.
Mein Geiſt legt nunmehr **Schaal** und Leib und Feſſel
hin,
Und freut ſich, daß ich frei von Leidenſchaften bin,
Und aus der See der Welt im Todeshafen lände.
Ihr Freunde, gute Nacht! — — —

Anders aber ſtirbt **Epicharis**; die Schrecken des Todes entwaffnen ihre Kühnheit nicht — auf der Folter ſchlägt ſie fürchterliche Lachen auf; — Nero iſt ihr Spott.

Verſichre, Bluthund, dich: daß deiner Grauſamkeit,
Die mir nur ſüße ſchmeckt, Epicharis wird lachen;
Daß meine **Unſchuld** nicht dein Fluch zur **Schuld**
kann machen,
Die als ein ehern Bild bei Glut, Flut, Stahl bleibe
ſtehn,
Das Feilen machen glatt, Brand glänzend, Regen ſchön.
So viel der Schaum der Perl, die Stürme Palmen
ſchaden,
Das Salz Korallen nimmt, die ſtets in Wellen baden;
Der Hammer Diamant, der Ambos Gold abnützt;
Soviel kann Marter dem, den ſein Gewiſſen ſchützt,
Den Tugend waffnet aus, den große Thaten krönen,
Ohnmächtigen Abbruch thun. Laß auch den Pöbel höhnen
Den, den der Henker ſchimpſt, den Sclav' und Bub'
anbellen;
Der Wahnwitz kann den Glanz der Sterne nicht ver-
ſtellen,
Wenn ſie die Einfalt ſchon, als Bären, Hund und
Drachen
Ans Himmels Abriß mahlt. — —

Da ich nur **Aufmerkſamkeit** auf **Lohenſteins** poetiſches Talent erregen will, ſo wird man mir die Kürze verzeihen, in der ich ſeine **Epicharis** aufſtellte. Ich ſchlüpfe hurtig mit meinen Leſern zu ſeinem andern Trauerſpiele, **Agrippine**, wo ich vielleicht mehrere Schönheiten aus dem Zuſammenhange reißen kann, ohne ihnen dadurch etwas von dem Eindruck zu rauben, welchen ſie durch die Gegenbilder im Leſen des Werkes ſelbſt erhalten.

Otto, ein edler Römer, Liebling des **Nero** ſitzt mit dieſem zu Anfang des erſten Aufzuges hinter den vollen Pokälen. Der Wein hatte vielleicht ſeine Zunge gelöſ't, und mehr gelöſ't, als es gut ſeyn mochte — kurz er vergaß ganz ſich, und Neros Caracter, und fieng an die Schönheit ſeiner jungen Gemahlinn Sabina **Popäa** mit ſo bezaubernden Farben zu mahlen, daß man eben kein Nero ſeyn dürfte, um die unbekannte Schöne lieb zu gewinnen. Hier ſcheint die **Liebe** ſelbſt **Lohenſteins** Feder geführt zu haben; die Gedanken ketten ſich plötzlich ſo ſchön aneinander; die Reime fließen ſo ſanft, ſo rein; die Bilder ſind mehrentheils ſo glücklich gewählt und paſſend, daß ich keinen Augenblick anſtehe zu behaupten: hätte **Lohenſtein**, ſtatt mit **Melpomenen** klagend durch Trauer- und Leichengefilde zu gehen, lieber in wolluſtathmenden Myrtenhainen, unter Feen und Rittern, ſchalkhaften Nympfen und verliebten Faunen herumirren wollen, — er wäre Deutſchlands **Arioſt**, oder wenn auch nur der **Spenſer** ſeines Volks geworden. — **Popäa** war die ſchönere Tochter einer gleichfalls ſchönen Mutter.

Denn Adler bringen ja nur Adler, Pfaue Pfauen.
Zu dem, was iſt die Pracht der Glieder, die die **Glut**
Durch **Liebreiz** nicht beſeelt? **Es** trägt die kalte Flut
Korallen, die ſo ſchön, als trokne Lippen brennen,
Die nie ein **Kuß** bethaut. Die **Bruſt** iſt Schnee zu nennen,
Wo auf der See voll Milch kein ſanfter Leibeswind

Um die zwei Felſen ſpielt. Die ſtillen Augen ſind
Nur Fakkeln ohne Licht, und Bogen ohne Pfeile.

— — — — — — — — —

Der Seelen Liebling iſt der Schönheit Geiſt und Leben,
Der Liebe Salz und Oel. Soll dieſer Anmuth geben,
Wenn ſich Octavia bei blühender Geſtalt, [illegible]
Wenn er ſie küſſet, todt, für ſeine Flammen kalt,
Bei ſeinen Seufzern taub, bei ſeiner Gunſt vergället,
Ja ſteinerner, als Stein Pygmalions anſtellet?

Hingegen, fährt hernach der Dichter fort, wie glücklich iſt Otto, wenn Popäa ihn gleichſam in ein Labyrinth der Liebe führt?

Das Paradies der Luſt, wo ihrer Wangen Licht
Den Frühling mit Geblüm', ihr blitzend Angeſicht
Den Sommer, ihre Bruſt den Herbſt mit Aepfeln zeiget.
Ja, wenn um Mitternacht kein einig Stern aufſteiget,
Iſt ihr liebkoſend Mund mir eine Morgenröth,
Nach der in Augen mir die Doppelſonn aufgeht.

Niemals, fährt er fort, habe Venus ſo ihren Adonis empfangen, als ſie ihn.

Ihr Nelkenmund grüßt mich mit freiem Lächeln an,
Die Arme ſchließen ſie, und meinen Leib zuſammen;
Ihr ſpielend Augenblitz entzündet Brand und Flammen,
Aus ihrer Bruſt quillt mir ſolch kräftig Himmels-Brod,
Solch eine Nektarſee; daß ich der Donnergott
Mich achtete zu ſeyn, wenn dieſen Saft der Rebe
Ein Ganymedes mir, nicht eine **Venus** gäbe.
So ſchifft mein Liebesſchiff, und fährt in Hafen an,
Bis die Begierde nicht mehr weiter rudern kann.

Nero iſt bei dieſer Beſchreibung nicht von Stein; er hat ſie zuweilen geſehn,

Verwundert angeſchaut die feuchten Mundrubinen,
Verwundet durchs Geſchoß des Amor ſich gefühlt,
Wenns Auge mit dem Blick, die Bruſt mit Athem ſpielt'. —

Allein er wird plötzlich durch die Nachricht, daß ſeine Mutter Agrippine ſich mit einem gewiſſen Rubellius vermählen und ihn vom Thron ſtürzen wolle, in ſeiner ſüßen Unterhaltung geſtört. Agrippine wird ſchnell mit Verhaft belegt; ſie weiß ſich aber mit einer ſo guten Manier rein zu brennen, daß ihre Anklage das Unglück der Ankläger ſelbſt ward.

Zweiter Act. Hätte doch der gutherzige Otto niemals dem Kaiſer von ſeiner Popäa vorgeplaudert. Dieſer ließ ſie zu ſich rufen, und bat um Liebe und Gegenliebe. – Sie ſchützt ſich züchtiglich hinter dem Schirm der Tugend und Vernunſt. o, ſagt Nero darauf:

Die geben alles zu,
Da, wo ein Fürſt was heiſcht. Man thue was man thu, der Purpur hüllt es ein.

Popäa wankt. Der Gedanke: du könnteſt Gemahlinn eines Kaiſers heißen — übermeiſtert ihre Tugend. Schon wird ſie nachgiebiger.

Das Küſſen auf den Mund, das Spielen auf den Wangen,
Die Kurzweil auf der Bruſt, ſind Blumen die ein Weib
Noch brechen laſſen kann. Allein — —
— — — — — — — —
Hier lechzt ein durſtger Mund!
Hier ſchwillt die nackte Bruſt! —

Nero.

Welch Geiſt wird hier nicht wund?
Und wer will Schiffbruch nicht an dieſen Klippen leiden?
Welch Auge will nicht hier auf dieſen Roſen weiden?
Die Seelen küſſen ſelbſt auf den Rubinen ſich!

Der Erfolg dieſer unſchuldigen Converſation war, daß Otto aus hoher Gnade als Stadthalter, nach Portugall geſchickt wurde, und Agrippinne ſowohl, als Octavia, die Gemahlinn des Nero, alle Mittel wider die Liebe deſſelben zur Popäa, doch nur vergeblich aufboten und anwandten. Als ſie auch den Seneca wider den wollüſtigen Monarchen aufwiegeln wollten, fanden ſie an ihm nicht mehr den ſtrengen Weiſen, ſondern ganz den ſchlauen Hofmann. Unter andern ſagt er:

Der Sanftmuth Zucker muß der Fürſten Unmuth läutern!

Octav.

Die Natter ſaugt den Gift aus zuckerſüßen Kräutern.

Seneka

Benutzte Schönheit wird ein Roſenleerer Strauch!

Wie wahr und ſchön geſagt!

Dritter Act. Als Agrippine alles umſonſt gewagt hatte, die neue Thronbuhlerinn zu ſtürzen, ſo gab ihr Stolz und unſelige Ehrſurcht den letzten Verſuch ein, ſie wollte die Liebe des Kaiſers auf ſich lenken, — und ſollte ſie zur Blutſchande arten.

Drum, als ſie wahrgenommen,
Daß Cäſarn Hitz und Wein war in die Stirne kommen,
Als Zunder geiler Luſt; drang Agrippine ſich
Zur Tafel ins Gemach. Der Sonne Gold erblich
Für Demant und Rubin, womit ſie war behangen.
Ihr Goldbeſtreutes Haar, nebſt den bebalſamten Wangen
Ihr Ambrahauchend Mund, die ganz entblößte Bruſt
War ihrer Liebe Garn, der Leim vergällter Luſt.

Sie zog ihn halb unwillkührlich ins Schlafgemach, wo Nero lange mit ihr über Laſſen und Thun philoſophirte. Und wenn es mit zur Kunſt eines Dichters gehört, durch ſein Genie alles, den Himmel zur Hölle, und die Hölle zum Himmel umſchmelzen, ja das ſchrecklichſte Laſter liebenswürdig machen zu können; ſo beſaß Lohenſtein dieſe Kunſt vollkommen in ſeiner Gewalt. Man leſe zum Beiſpiel, wie Agrippine die Blutſchande ſo ſehr verzeihlich und erlaubt zu machen weiß. Komm, ſagt ſie, Die Anmuth ladet ſelbſt uns auf dies Purpurbette.

Nero.

Ja, Mutter! wenn mich nicht dein Schooß getragen hätte,

Agripp.

Die Brüſte die du jetzt geküßt haſt, ſaugten dich:
Was hat nun Bruſt und Schooß für Unterſcheid in ſich?
— — — — — — — — —
Wo Liebesſonnen ſtehn, folgt auch der Wolluſt Schatten

Nero.

Pflegt doch der Storch ſich mit der Mutter nicht zu gatten.

Agripp.

Einfältger! wer giebet dir ſo albre Fabeln ein?
Wowider Stern und Welt ſelbſt müſſen Zeuge ſeyn.
Wir müſſen die Natur der Dinge Zirkel nennen:
Denn würde nicht ihr Lauf zu ſeinem Urſprung rennen,
So würd' ihr Uhrwerk bald verwirrt und ſtille ſtehn,
Des Himmels Umtrieb uns nach Oſten wiedergehn,
Wo ſein Bewegungskreis den Urſprung hat genommen;
Der Frühling muß zum Lenz, der Fluß zum Quelle kommen,
Die Sonne rennet ſtets der Morgenröthe nach,
Und ihrer Mutter Schooß iſt auch ihr Schlafgemach.
Warum ſoll denn dieß Thun als Unthat ſeyn verfluchet,
Wenn ein holdreicher Sohn den Schooß der Mutter ſuchet?
Der Brunnen der Geburt, da er der Liebe Frucht
Und die Erneuerung des matten Lebens ſucht.

Allein mitten in ihren Ueberlegungen werden ſie geſtört; man giebt vor, der ganze Pallaſt ſei über gewiſſe Muthmaßungen in Aufruhr. **Nero**, dem ſeine Mutter nach verflognem Sinnenrauſche, im häßlichſten Lichte erſchien, ſuchte nun ihrer ganz und gar loß zu werden, und wozu findet ein verdorbener Fürſt nicht Rathhelfer? Auf den Vorſchlag des Anicetus, läßt er Agrippinen, um ſich nicht mit ihrem Blute zu beſudeln, in einem zerbrochenen Kahne in die offne See hinaustreiben.

Lohenſtein ahmte in ſeinen Trauerſpielen auch die Griechiſchen Chöre in den Zwiſchenacten nach, und nannte ſie Reyen. Noch fand ich keine ſo auffallend gut, daß ich ſie mitgetheilt hätte, als jetzt zwiſchen dem dritten und vierten Acte, wo See und Berggöttinnen von Agrippinens Schiffarth ſingen. Ich ſetze einige Verſe davon auszeichnend her.

Chor der Seegöttinnen.

Eilt! eilt! eilt! eilt! ihr ſchupfigten Delfinen,
Reicht euren holden Rücken dar
Den Schwimmenden, errettet Agrippinen
Aus der verräthriſchen Gefahr.
Bringt, Schweſtern, bringt ein Muſchelſchiff der Schnecken,
Daß dieſe Venus fährt an Port:
Hört, Fiſch', itzt auf vom Moos und Felſenlecken,
Helft der elenden Mutter fort.
Daß alle Welt ein Urtheil könne fällen?
Ein **böſes Kind** ſei wilder als die Wellen!

Chor der Berggöttinnen.

Sie nähert ſich dem ſchilfichten Geſtade —
Ihr ſanften Weſte ſeid erweckt,
Die ihr in dieſen Klüften ſteckt,
Eilt! helft! habt Acht: daß ihr kein Unfall ſchade.
Du, braune Nacht, die du ſteckſt Agrippinen
Geſtirnte Todesfackeln an,
Dein ſchattigt Sarg ſey weggethan,
Die Sterne ſolln zu Freudefeuern dienen.
Glück zu! Glück zu! ſie kommt zu Lande;
Schaut aber, wie die Bosheit ſtrande!

Der vierte Act. Trotz einem Shakeſpeare läßt unſer Dichter ſich auch Geiſter in das Intereſſe der Handlung miſchen. Nero ſchläft einſam in ſeinem Cabinete, und der Geiſt des ermordeten Britannicus erſcheint ihm. Es iſt um Mitternacht. — Ich ziehe einige vorzügliche Stellen aus der Rede des Geiſtes, weil ſie zu lang werden würde, wollt' ich ſie unverrückt herſetzen.

„Entſetzſt du dich, daß Bajens Luſtgefilde
„Irrgärten blaſſer Geiſter ſind,
„Wo doch ihr kaltes Blut nicht rinnt?
Die Ferne dient der Bosheit nicht zum Schilde,
Der Schatten läßt das Licht,
Die Quaal den Thäter nicht,
Und Rache folgt bis an das Ziel der Erden.
— — — — — — — —
Wiſſ' aber, daß die ungeheure That
Für der der Mond erbleicht, die Geiſter ſich erröthen,
Da du durch Schiffbruch mühſt, die Mutter hin zu tödten,
Mich aus der Gruft hiehergetragen hat.
Allein, umſonſt! die rinnenden Kryſtallen
Sind zur Verdunkelung ſo grimmer That zu rein,
Die See kann nicht ſo kalt, als deine Seele ſeyn,
In der nur Gift muß ſtatt des Blutes wallen. ꝛc.

Nero erwachte nach des Geiſtes Verſchwinden; er nannte es ein Traumbild und erkundigte ſich nach Agrippinen. Als er aber erfuhr, daß die Wellen ſie ans Land gebracht hätten, ließ er ſie kurz und gut im **fünften Act**, weil er ihre Rache fürchtete, ermorden.

So weit wäre mancher durch einige Züge aus dieſen beiden Tragödien auf Lohenſtein aufmerkſamer geworden, ſo ſuch er immerhin die Schriften dieſes guten, wirklich zu tief herabgewürdigten Dichters aus dem Staube der Bibliothek hervor — man würde ſie in der That nicht unbefriedigt wieder hinlegen; — ich indeß möchte mir es wohl gar zur Ehre rechnen können, die Honneur des unglücklichen Poeten aus dem vorigen Jahrhundert einigermaßen gerettet zu haben. Es iſt wahr, daß er Fehler genug hat, aber dieſelben ſind, wie ſchon geſagt, Fehler ſeines Zeitalters; man ſetze ihn immer unter die mehr als mittelmäßigen Dichter Deutſchlands! —

Zſchokke.

VII. Fragverſäumt habe. Daß meine Geſundheit und mein Geiſt ſichtbar geſchwächt geweſen; iſt nicht bloßer Vorwand; ſondern reine Wahrheit: daß mich aber auch noch andre wichtige Beweggründe zu dieſem Schritte bewogen und zu einer Anfrage, um Erklärung meines Beglaubigungsſchreiben genöthigt haben, werd' ich bei meiner bekannten Freimüthigkeit eben ſo wenig leugnen. Die Verzögerung dieſer Anfrage hing bloß von einigen beſondern Umſtänden ab, die ich zu überwinden nicht vermochte; wie auch von der langſamen Entwickelung einiger Begebenheiten, die ich Ihnen, meine Herren, in einem lichtvollen Geſichtspuncte darſtellen wollte. Ihre Nachſicht iſt mir heute ſowohl wegen dieſes Aufſchubes, als wegen der Abkürzung meines Aufſatzes nöthig. Die jetzigen Umſtände haben mir dieſen zuſammengedrängten Bericht abgenöthigt, um nicht die faſt allgemeine Gährung in den Gemüthern ohne fühlbaren nützlichen Zweck zu vermehren, und den ſo ungerechten als gefährlichen Verläumdungen, denen ich ſeit mehrern Wochen ausgeſetzt bin, neue Nahrung zu verſchaffen. Vielleicht bin ich einſt im Stande dieſen Rückſtand zu entrichten, und unterwerfe damit Ihrer Beurtheilung einen vollſtändigen Bericht über die Verhandlungen der Nationalverſammlung während der erſten ſechs Monate, als ich bei derſelben zum Theil Ihre Stelle vertrat.

Man konnte bei der langen Unterdrückung, unter welcher die Franzöſiſche Nation ſeufzte, leicht ahnden, daß, als endlich durch die gänzliche Zerrüttung des Finanzweſens, die Zuſammenberufung der Nation ſchlechterdings nothwendig wurde, um ihren Rath darüber zu vernehmen, ſich dieſe der ſo lang gewünſchten Gelegenheit bedienen würde, um nicht nur den Verwaltungs-Mißbräuchen zu ſteuern; ſondern auch die Rechte der Nation, welche der allmächtige Glanz des Hofes Jahrhunderte lang verdunkelt hatte, wieder herzuſtellen — vielleicht zu erweitern, und unter die geheiligſte Schutzwehr der Geſetze zu legen. Die Klageſchriften der verſchiedenen Stände und Provinzen entwickelten dieſe neuen und deswegen tiefer gefühlten Bedürfniſſe in ungleichem Grade, je nachdem die Begriffe mehr oder weniger geſpannt, oder auch abſichtlich in Gährung gebracht waren. Sie, meine Herren, denen das Wohl einer der jüngſten Töchter Frankreichs anvertrauet iſt, die unter dem wohlthätigen Schatten dieſes großen Staates Ruh und Wohlſtand genoſſen, ihre Freiheiten und alte bürgerliche Verfaſſung beibehalten, und vielleicht mindern Ueberdrang erlitten hatte, als die inneren Provinzen des Reichs — waren in ihren Forderungen mäßig: Sie ſehnten ſich nach Verbeſſerungen, nicht nach Umſturz: Sie wollten ihre Vorrechte erhalten, und nicht gegen fremde Sitten und Einrichtungen vertauſchen: ſie machten nicht auf einen Theil der Krone Anſpruch; ſondern ihr Wunſch war, daß der Bürger frei, das iſt, ſeine Ehre und ſein Leben nur den Geſetzen, und nicht willkührlicher Gewalt unterworfen wäre: daß das Eigenthum heilig ſeyn möchte: daß alle Stände gleich zu den Laſten des Staats beitragen ſollten; ſo wie ſie alle gleich ſeine Vortheile benutzen.

Unſre Vaterſtadt hatte übrigens bei den lautern Klagen der innern Provinzen und dem Verlangen derſelben nach Erleichterung auf Koſten der minder beſchwerten, bei dem Syſtem-Geiſte, der nur Einförmigkeit in dieſem großen Reiche predigte, vielleicht mehr zu fürchten als zu hoffen. Nur von dem Könige und ſeinen Miniſtern konnte ſie die Erfüllung der Verſprechungen erwarten, die eine Bedingniß ihrer Uebergabe waren: von der Nation aber, wenn dieſe das volle Uebergewicht erhalten ſollte, hatte ſie eher Eiferſucht und Mißgunſt zu ſorgen. Ihre Abgeordneten glaubten aus dieſem Beweggrunde, daß ſie zwar gute Grundſätze immer eifrig behaupten heiſen; aber eben nicht mit beſonderer Heftigkeit die bisherige Regierungsform, ſondern nur die Verwaltungs-Mißbräuche muthig angreiffen, auch auf Revolutionen, nach welchen der National-Geiſt ſo ſehr durſtete, eben nicht beſonders dringen ſollte.

Dies war Urſache — und ich muß es zu meiner und meines Herrn Amtsbruders Vertheidigung ſagen, weil ich höre, daß man uns übel nahm, unſre Namen ſo ſelten in den Zeitungen geleſen zu haben: — dies war, ſag ich, Urſache, warum wir anfänglich bei der Redeſucht einiger hundert Advocaten, die mehr Zeitverluſt, als Aufklärung verbreiteten, nicht ohne Noth reden wollten, und bei dem gänzlichen Mangel an Freiheit, die ſeit der Einführung einer zügelloſen Menge in unſern Saal, und der engen Verbindung derſelben mit den frechen Clubbs, die ſich in den Caffehäuſern des Palais-Royal zu Richtern und Rächern der National-Angelegenheiten aufgeworfen hatten, es nicht mehr ohne Gefahr konnten; und doch die traurige Ueberzeugung hatten, daß die Stimme der Mäßigung fruchtlos ſeyn würde. Wir glaubten eher im Falle zu ſeyn, Sie und uns zu vertheidigen, als anzugreifen, und erwarteten lange vergebens die Rückkehr der Freiheit und des Anſtandes, der unſre Sitzungen immer hätte bezeichnen ſollen:

Ich für mein Theil habe wohl 10 oder 12mal das Wort geführt, und könnte zur Erprobung meiner unabänderlichen Geſinnungen und Grundſätze meine Vorträge, die ich immer ſchriftlich aufſetze, Ihnen allenfalls vorlegen. Wir glaubten aber immer, daß eine erbettelte Erhebung in den ſo ekelhaft parteiiſchen Zeitungen der Hauptſtadt ſowohl, als in den Provinzen — die alle von einem Geiſte beſeelet waren, und nur nimmer, wie zu des unglücklichen Carls des erſten Zeiten in England von Complotten, Ariſtocraten und Verſchwörungen träumten — nicht der Maaßſtab ſeyn möchte, nach welchem Sie, meine Herrn, unſern Dienſteifer beurtheilen würden. Unſre Eigenliebe war übrigens bei der glücklichen Dunkelheit, worinn man uns ließ, gänzlich beruhiget.

Zwei Monate verlor man mit einem hartnäckigen Streit über die Art der Berichtigung unſrer Beglaubigungsſchreiben. Die Miniſter unterhielten dieſe Zwiſtigkeit, wo nicht gefliſſentlich, jedoch ſträflich nachſichtlich: und hätte man, wie ehemals, und wie es auch bei unſerer Ankunft faſt allgemein vermuthet wurde, die Vollmachten durch einen Ausſchuß des Staatsrathes vor Oeffnung unſrer Sitzungen unterſuchen laſſen; ſo wäre dem Streit ein Ende gemacht, und für den Staat unglücklicht Verbitterungen, wie auch Millionen, erſpart worden. Ihre Deputirten, meine Herren, hielten im May, ſo wie im September unabänderlich dafür: daß bei dieſer Sitzung der Reichs-Verſammlung die Vereinigung der drei Stände nothwendig wäre, um Vorurtheile und Mißbräuche mit Erfolg zu beſtreiten; daß aber in der feſtzuſetzenden Regierungsform inskünftige nicht eine, ſondern wenigſtens zwei Kammern, ſo wie in England und ſelbſt in America — welches man zum Urbilde der alten Franzöſiſchen Monarchie gewählt hatte — nöthig wären, um dem zu ſchnellen Hinreißen eines beredten oder liſtigen Volksanführers das Gegengewicht zu halten, und in die Berathſchlagungen über wichtige Staatsangelegenheiten eine heilſame Bedächtlichkeit einzuführen. Wir behaupteten daher mit Nachdruck und Standhaftigkeit die Unzertrennlichkeit der National-Verſammlung und die Nothwendigkeit der Vereinigung der drei Stände: und als die Vermittlung der Miniſter dieſelbe nicht mehr bewirken konnte; ſo fühlten endlich die geſammten Stellvertreter der Franzöſiſchen Gemeinen, daß es Zeit wäre, aus dem langen Schlaf in eine Periode der Thätigkeit über zu gehen, und ſich zu conſtituiren, das heißt, zu einer wirkſamen Verſammlung zu bilden und zu erklären. Meine Herren erinnern ſich noch, daß man des beſten Königs Religion hier zu überraſchen wußte, und daß die Stellvertreter der Nation dieſer eigenmächtigen Entſchließung des Thrones, die doch die National-Verſammlung ſelbſt berufen hatte, muthig entgegenhandeln mußten.

Die Königl. Sitzung am 23ten Junius, wo man zum letztenmale die Stimme des Monarchen hörte, hatte zwar die gutthätigſten Geſinnungen für das Wohl der Nation geäußert. Was wir nur in unſren Beſchwerdenheften immer begehren konnten, wurde bewilligt: und wäre vielleicht der heut zu Tag ſo ſchwierige, ſo künſtlich aufgewiegelte Landmann damals befragt worden; ſo wär' er in einen lauten Jubel und Dankgeſchrei ausgebrochen. Allein die Stellvertreter der Nation glaubten in dieſen noch unbeſtimmten Verheißungen nicht den hinlänglichen Grad der Sicherheit für die, ſo ſehnlich gewünſchte Umſchaffung oder Herſtellung der ältern Staats-Verfaſſung zu finden, und Ihre Deputirten, meine Herren, den Wünſchen des Bürgerſtandes getreu, wollten ſich nicht in dieſem gefahrvollen Zeitpuncte von ihren Amtsbrüdern trennen. Sie ſchloſſen ſich den beherzten Schritten der National-Verſammlung gegen die Königlichen Befehle ohne Bedenken an.

Nun aber ſtieg die Gährung täglich, und obgleich der König die zwei erſten Stände einlud, ſich dem dritten Stande zu nähern, und auch dieſe endlich die ſo gewünſchte Vereinigung vollendeten; ſo fühlte man doch ſchon ſichtbar den ſchädlichen Einfluß der Nachbarſchaft der Hauptſtadt, welche ſeit einem Jahrhundert und mehr im Beſitz war dem Königreiche den Ton zu geben.

Die Ausgelaſſenheit war daſelbſt auf das höchſte geſtiegen und doch hätten vielleicht die Miniſter beſſer gethan, durch gelindere Mittel und durch Zerſtreuungen die erhitzten Gemüther zu beſänftigen. Allein die ſo künſtliche als koſtbare Maſchine der Polizei war unwirkſam, und der Hof erfuhr zu ſpät, daß man auf die Truppen in der Hauptſtadt nicht mehr rechnen könnte. Man ließ alſo Truppen aus der Provinz kommen, und wollte den aufrühreriſchen Zuſammenkünften Furcht einjagen; und doch ſollten es nur Schreckmittel ſeyn; denn des Königs äuſſerſte Sanftmuth und Volksliebe erlaubte ihm niemals den Gedanken, Blut zu vergießen, um ſein Anſehn zu behaupten.

Man ſpiegelte aber dem Volk hundert fürchterliche Verſchwörungen vor, die gegen die Freiheit ſollten geſponnen worden ſeyn; und die Volksanführer merkten bald, daß der Zeitpunkt reif wäre, die Menge in Bewegung zu ſetzen. Sie erinnern ſich, meine Herren, an die wegen der Entfernung der Truppen nachdrückliche Vorſtellung des Reichstages, die einen Mann zum Urheber hatte, — deſſen Geiſt ſeinen ſittlichen Grundſätzen einen verführeriſchen Anſtrich zu geben weiß, und daß weitausſehende Plane: **durch Volksmenge nicht nur den Deſpotismus, ſondern auch die größte Monarchie in Europa zu untergraben**, ſchon damals in ſeinen heftigen Meinungen durchſchimmerten.

Sie erinnern ſich auch noch an die Folgen dieſer Adreſſe; Necker ward entfernt; die **Baſtille** erobert; und dieſe ſo genannte Pariſer Revolution wurde durch blutige Auftritte verdunkelt, an welche ſich die Nation leider bis zur Stoiſchen Unempfindlichkeit gewöhnte.

Während der erſten Tage dieſer großen Staatsveränderung hatte ich zwei Tage und zwei Nächte ununterbrochen in dem National-Saale die größten Gefahren ruhig und ohne Furcht erwartet. Letztere waren jedoch vielleicht mehr zur Beſchleunigung des Aufſtandes erdichtet, als von dem ſo nachgiebigen Monarchen wirklich uns zugedacht.

Bis auf dieſen Zeitpunkt, meine Herren, war ich nicht nur ihren Aufträgen, ſondern auch dem Plane der Gemeinen treu, und mit demſelben vollkommen einverſtanden. Oft mißbilligte ich zwar ſtill, übertriebene Forderungen, freche Ausfälle; aber die gute Sache des Volkes war mir heilig, und ich hoffte immer, daß nach überſtandenem Gefechte mit den alten Vorurtheilen, muthig und vereint an dem öffentlichen Wohl des Staates gearbeitet werden würde: allein nun änderte ſich bald die Scene, und meine Hoffnungen wurden getäuſcht

Der Erfolg des Widerſtandes hatte die Pariſer Patrioten immer beherzter und kühner gemacht. Die Achtserklärungen wurden häufiger und dienten zu Mitteln, die Freiheit, deren Namen ſo allgemein in dem ganzen Reich ertönte, aus dem Heiligthume der Volksverſammlung allmählich zu verdrängen.

In dem Palais-Royal hingen (ſo wie ehemals in Rom zu den Zeiten der Triumvirate) die Tafeln, worauf die Namen derer, welche der Volksrache aufgeopfert werden ſollten, öffentlich gleichſam gebrandmarkt ſtanden. Man redete nur von Laternen in der Hauptſtadt, und von Mordbrennereien in den Provinzen. Die erſten Stände waren mit uns vereinigt. Nichts war alſo mehr im Wege. Wir konnten geraden Weges auf unſern erhabenen Zweck losgehen und unſre Aufträge erfüllen. Wer hat aber den Gang der Geſchäfte gehemmt? — Ich ſag es frei vor Gott und meinen Mitbürgern: nicht der Adel, der auf eine grauſame Weiſe, verjährtes Unrecht büßen mußte: nicht die Geiſtlichkeit, die ſich zu der verhältnißmäßigen Ertragung der Staatslaſten willig erbot, die man aber alles Eigenthums berauben wollte; nein! Es war eine kleine Anzahl einverſtandner Menſchen, die ihrer Aufträge unbekümmert, und derſelben nur ſpottend, mit wildem Sturm alles niederreißen, und 25 Millionen Menſchen, die ſtill und ſegnend unſern Arbeiten hätten entgegen ſehen ſollen, in Bewegung und Harniſch zu bringen ſuchten.

In allen Provinzen loderte nun bald das Feuer der Unruhen. Das Volk brach in Gewaltthätigkeiten aus: nicht aus Abſcheu gegen zu lang erlittene Unterdrückungen, wie man öffentlich vorgab; ſondern durch allgemeine Aufwiegelung in den ärmſten Claſſen des Volkes; durch Beſtechungen, durch glänzende Verheißungen, ſelbſt durch die teufeliſche Erdichtung: daß der König über die Privilegirten Stände mißvergnügt, dem Volk erlaube, ſie zu überfallen und zu plündern. Sie haben, meine Herren, unglückliche Beiſpiele dieſer traurigen Auflöſung aller Bande der Geſellſchaft, aller Kraft der Geſetze; auch in dieſer ehemals ſo ruhigen Provinz geſehen; und die traurigen Bauernkriege, die Elſaß vor zwei Jahrhunderten ſo ſehr verwüſteten, wieder zu erleben gefürchtet. Eben ſo war es in Paris und Verſailles. Bald ſollte der Saal mit Pulver untergraben und geſprengt werden; bald kamen fremde Truppen an; bald ſchnitt man die Aerndte noch vor ihrer Zeitigung ab, um die befürchtete Hungersnoth und Theurung zu vermehren; und alle dieſe Vorſpiegelungen ſollten nur Kunſtgriffe und letzte Ausbrüche der Ariſtocraten ſeyn. Sie waren es ſelbſt, welche ihre Schlöſſer in Brand ſteckten; ſo unwahrſcheinlich dieſe Verleumdung war, ſo wurde ſie geglaubt. Immer ſuchte man das Miniſterium, den beſten König ſelbſt, der zum Erbarmen kraftlos, und ſtillleidend war, dem Volke verdächtig zu machen, und ſchwanger mit ſchwarzen Verſchwörungen gegen die Freiheit, zu ſchildern. So entſtund der gehäſſige Name von Ariſtocraten, der ſo wie jener der Kornhändler das National-Schimpfwort in Frankreich wurde. — Wem man ſein Eigenthum rauben, ſeine Wohnung zerſtören; weſſen Leben man in dieſer glänzenden Freiheits-Epoche der Volkswut Preiß geben wollte — den bezeichnete man mit dieſer ſchwarzen Kreide. So wie in Straßburg, wo der Nachahmungsgeiſt ſo unglücklich wirkt, man unbeſcholtenen Leuten, die niemals über Ihre Bedürfniſſe ein Körnchen Frucht aufbehielten, den gehäſſigen Anſtrich des Fruchthändlers zugeben weiß; ſo war in Paris, wen die Rotte ins Verderben ſtürzen wollte, ein Kornjude oder gar ein Ariſtocrat; und viele wurden das unſchuldige Schlachtopfer dieſer Verleumdung.

Dieſen Schimpfnamen erhielten ein **Tolendal**, ein **Virieux**, ein **Mounier**, ein **Bergaſſe**, das iſt, Männer die mit dem größten Erfolg für die National-Freiheit geſtritten hatten; und wenn ihre Ideen ſich nicht immer höher ſpannten, und ſie endlich zum allgemeinen Einſturz nicht Hände bieten wollten; ſo waren ſie Ariſtocraten, und wurden an den National-Pranger geſtellt. Ariſtocraten waren zuletzt alle die, welche glaubten: der König habe die Nation berufen, um die Mißbräuche zu heilen; und nicht um alles ins erſte Chaos der Schöpfung zurück zu ſtürzen; um dem gedruckten Theile des Staats Linderung und bürgerliche Freiheit d. i. Sicherſtellung gegen willkührliche Bedrückungen und Schutzwehr der Geſetze zu verſchaffen: und nicht um dieſen gedruckten Theil, der noch zu unaufgeklärt iſt, und noch zu leicht verführt werden kann, zum Theilnehmer der höchſten geſetzgebenden Gewalt zu erheben.

Ariſtocraten waren wieder jene, die da glaubten: Adel und Geiſtlichkeit ſollten keiner Befreiung von öffentlichen Laſten und Abgaben genießen, auch ſonſt keine für den ſo ehrwürdigen Bürgerſtand drückende und beleidigende Vorzüge erhalten; aber auch bei ihrem Eigenthum und ihren hergebrachten unſchädlichen Rechten geſchützt werden: die dafür

hiel

hielten, daß in einer Monarchie (wenn man anders nicht die Worte, ſo wie die Begriffe verunſtalten und aus derſelben nach dem Beiſpiel eines unſerer neuern Volkslehrer eine Démocratie royale machen will) zwar nicht einige wenige ſich an den Thron ſchmiegen, alle Plätze ſich ausſchließlich zueignen und auf den thätigen Bürger mit Verachtung oder Gleichgültigkeit herabſehen ſollen: daß man aber darinn auch ſich nicht eine Platoniſche Gleichheit der Stände und Zerſtörung aller der Zwiſchenſtände zwiſchen Monarch und Bürger denken könne, die bisher die größten Staatslehrer als Kennzeichen der Monarchie angegeben haben.

Ariſtocraten wurden ferner diejenigen genannt, die meinten: der König allein ſollte mit der ausübenden höchſten Gewalt von der Nation ausgerüſtet ſeyn; und ſeine Miniſter derſelben zur Verantwortung ſtehen: aber auch die National-Verſammlung ſollte nicht alle Augenblicke in dieſe Rechte Eingriffe thun; die Menge im Namen der Nation und gegen den König bewaffnen, und den größten Monarch in einen hülfloſen, und leidenden Zuſtand verſinken laſſen: die Nation ſollte die volle Mitwirkung zu der Geſetzgebung, die ſie zwar lange nicht mehr ausübte, und bloß ihren Königen anvertrauet hatte, wieder genießen, und mit ihrem Oberhaupte die Rechte der Menſchheit, der Bürger und der Franzoſen, durch eine feierliche Uebereinkunft beſtimmen helfen; aber dieſelbe ſollte auch nicht dem Fürſten des Volkes Kron und Scepter rauben, die ihm anvertraute Gewalt zur ſchnellen, und für das Volk ſo heilſamen Beförderung der Geſchäfte ſchwächen, ihm nur äußerliche Ehrerbietung in bloßen Worten bezeigen: in der That aber zu einem todten Werkzeuge des allmächtigen Nationalwillens machen, und ſeine Sanction, ſeine Mitwirkung zu den Geſetzen, zu einer nichts ſagenden Formel machen, die man mit Ungeſtüm erzwingen, und ohne äußerliche Schonung erpreſſen kann.

Ariſtocraten endlich hieß man die, welche dafür hielten: daß in einer alten Monarchie, wo ſeit mehr als 1200 Jahren hergebrächte Gerechtſame und Regierungsformen geſetzmäßig eingeführt ſind, man nicht alles ſo umſchaffen könnte, wie in einem neuen Staate, der aus dem Stande der Natur gleichſam, und aus den Wäldern ſich zu einem Staatskörper erhebt: und daß eine Nation, die der König im wärmſten Gefühl von Liebe und Zutrauen berief, um ſie über die Bedürfniſſe des Staates väterlich zu befragen, ohne ſchnöden Undankes vor den Augen Gottes und der Welt beſchuldigt zu werden, ſich nicht in die Lage eines Freiſtaates ſetzen könnte, der die Bande eines Tyrannen zerriſſen, und ein ganz neues Daſeyn, ſich durch blutige Kriege erworben hätte.

Der Name Ariſtocrat dürfte einſt in der Seele des kalten Beobachters, der die Verhandlungen dieſes in der Völkergeſchichte einzigen Reichstages leſen wird, weniger Unmuth zurücklaſſen; als der eines Demagogen, der alle Bande auflöſete, der die traurige Anarchie beförderte, unter der wir nun ſeit einigen Monaten, und mit uns, Geſetze und Wohlſtand ſeufzen. Dieſen verhaßten Namen hab auch ich öfters tragen müſſen. Sie allein, meine Herren, ſollen entſcheiden, ob es mit Rechte geſchehen oder nicht: und Ihre Losſprechung wird mich über alle Zeitungsurtheile erheben, denen ich ſo oft ausgeſetzt war, weil ich Ihnen allein Verantwortung darüber ſchuldig bin.

Ziehen Sie, meine Herren, zu dieſem Endzweck einen unbefangenen Blick von dem rüſtigen Schauplatze der National-Verſammlung ab, und heften ſie ihn einige Augenblicke auf ihr Beſchwerdenheft, die einzige Richtſchnur, welche meine perſönliche Ueberzeugung hätte beſchränken können. Oft ſagt' ich in Verſailles: ein redlicher Mann könnte nicht in den reißenden Strom von Ideen, und ſo ſchnell durchgeſetzten Ideen ſtille ſtehen, und nach einem Rückblick auf den Punct, von dem man ausgegangen und ausgehen ſollte, die Tiefe abſehen, an deren Rand man ſtände. Ich verkenne die weſentlichen Wohlthaten nicht, welche die edeln Bemühungen der National-Verſammlung über die Nation und das ganze Menſchengeſchlecht ausgegoſſen haben. Der Eingang der feierlichen Erklärung der unverjährlichen Rechte des Bürgers iſt edel und erhaben, und dreimal glücklich das Land, deſſen Geſetzgebern dieſe ewigen Grundſätze, dieſe heiligen Orakel der Menſchheit immer zur Seite ſtehen, und zur Richtſchnur dienen.

Die ſtrenge Vollziehung des einſtimmigen Begehrens aller Klagenhefte; daß die Auflagen niemals mehr willkürlich ausgeſchrieben; ſondern nur von der Nation und ihren Stellvertretern frei bewilligt werden können, macht dem Muth und der Klugheit der Verſammlung unverwelkliche Ehre. Die vorläufige Verbeſſerung des Criminalrechtes, wenn ſie gleich, vielleicht zu viel, die Strafloſigkeit begünſtigt, ſind freudige Vorboten einer weiſen Geſetzgebung, welche die Barbarei der ältern ausmerzen wird.

Die Abſtellung des verhaßten Salzpachtes, wird in den innern Provinzen des Reiches, welche unter dieſem Joche ſeufzten, die lebhafteſte Freude verbreiten; der freie innere Umlauf des Getraidehandels wird zum Theil eine der tiefſten Wunden heilen, die Frankreich ſeit einem Jahr erlitt.

Ich rede nicht von der nothwendigen Erleichterung, welche die ärmern Claſſen der Geſellſchaft durch das Menſchenfreundliche Staatsgeſetz des verhältnißmäßigen Beitrages zu allen Beſchwerden verſpüren werden: denn ſchon vor Oeffnung des Reichstages, hatten die erſten Stände auf dieſe alten Freiheiten edel Verzicht gethan. Ich rede auch nicht von den zum Theil wohlthätigen Verfügungen des 4. Auguſts. Hätte man die Eigenthumsrechte weniger verletzt, und diejenigen ſchadlos gehalten, die unter dem Vorwande, nur Nothleidende und Bedrängte zu erleichtern beraubt worden ſind; ſo wäre der Tag, wo man ſo theilnehmend für die Bedürfniſſe des Landmannes ſorgte, geſegnet und unter die ſchönſten unſers Zeitalters gezählt worden.

Allein, ungern kehr ich das Blatt um. Wie viel gegenwärtige Zerrüttung und künftige Beſorgniſſe haben leider die allzuraſchen Schlüſſe unſrer National-Verſammlung, die ſo allgemein wohlthätig hätte wirken können, nicht erzeugt? Ich will nur drei Hauptzüge berühren, die meine Abneigung von den angenommenen Grundſätzen der Verſammlung, ſo wie meine Unthätigkeit ſeit etlichen Monaten, rechtfertigen.

1.

Ihr Beſchwerdenheft will ausdrücklich: daß Frankreich eine Monarchie, und der König mit der völlig ausübenden Gewalt ausgerüſtet, die Nation aber frei ſeyn, das iſt, nicht willkührlich beherrſcht werden ſollte: daß aber die Geſetze, ſelbſt die Conſtitutional-Geſetze nach Maßgabe des dritten Artikels nicht anders, als durch den König, und die verſammelten Reichsſtände, welche zuſammen die Nation ausmachen, entworfen werden können.

Urtheilen Sie, meine Herren, ob nicht dieſer Vorſchrift immer ſtracks zuwider gehandelt, und dem Könige ſowohl die Mitwirkung zu den Geſetzen abgeſprochen, als derſelbe in der ausſchließlich ausübenden Gewalt immer gehemmt und geſtört worden? Niemals war die Franzöſiſche Nation in ihren Foderungen ſo weit gegangen, daß ſie den König von der Geſetzgebung gänzlich hätte ausſchließen wollen. In ältern Zeiten ſchlug der König die Geſetze vor, und das Volk willigte ein; nach und nach überließ es auch dieſes erhabene und unverjährliche Vorrecht ſeinen Monarchen, und ſeit mehr als hundert Jahren waren alle Theile der ausübenden Gewalt von Ihnen allein feſtgeſetzt und von Ihnen allein vollzogen. Die Deputirten der Nation ſollen freilich ihre Gerechtſamen wieder herſtellen, und dies war auch ihre Meinung, meine Herren; allein ſollte dieſe Wiederherſtellung, eine Beraubung aller Gerechtſamen der Krone ſeyn? Sollte der Monarch nur das Recht behalten, durch ein bloß aufſchiebendes Verbot die künftige Geſetzgebung hindern zu können? und hingehen alles, was die Nation diesmal feſtſetzen wollte, ſchlechterdings ohne Unterſuchung anzunehmen genöthigt ſeyn? Sollte dieſes Verbot bloß eine unbedeutende Vorſtellung ſeyn, welche durch die Beharrlichkeit der nachfolgenden Geſetzgebung zernichtet werden könnte, und wodurch der Einfluß des Königes kaum noch bis auf die Gewalt der ehemaligen Parlamente eingeſchränkt werden ſollte? ſollte nicht ein Monarch eines Staats von 25 Millionen Menſchen, ſo wie in England, als ergänzender Theil der Geſetzgebung erklärt, und ohne ſeine Einwilligung kein neues Geſetz eingeführt werden können? So wie der König auch ohne die Einſtimmung der Nation kein willkührliches Geſetz mehr aus der Fülle ſeiner ehemaligen Allmacht derſelben aufzudringen befugt ſeyn ſoll? Und ſollte auch nicht einmal Vortrag und Einleitung des Geſetzes Ihm, ſondern bloß der Nation überlaſſen bleiben?

Dieſe wichtige Staatsfrage ward im Auguſt und September, und zwar ganz zu Ungunſten des Königs entſchieden; und ſo die Monarchie nur dem Namen nach annoch beibehalten, und nach dem von einigen Hauptſprechern öffentlich angekündigten Sinn, in eine Démocratie royale umgeſchaffen.

Eine Republik von 25 Millionen Menſchen aber wird nothwendig zu einem ſtürmiſchen Staat, worinn einige beredte oder beherzte Volksanführer den Ausſchlag allein geben; und wo in der Zwiſchenzeit, entweder die Hauptſtadt die Provinzen beherrſchet, oder dieſe in dem Taumel der

Anarchie hin und her ſchwanken. Dieß war gewiß nicht der Sinn der Beſchwerdenhefte, (welche aber beſtändig auf die Seite geſetzt wurden): daß man dem Könige die Eigenſchaft eines ergänzenden Theils der Geſetzgebenden Gewalt abſprechen wollte. Sie giengen faſt einſtimmig dahin, dem Könige dieſes weſentliche Vorrecht der Krone anzuerkennen. Selbſt die Verſammlung in ihrer erſten Adreſſe an den König im Monate Julius, und der damals ſo eifrige Volkslehrer Abt Sieys hatte dieſe Meinung laut geäußert: allein ſeit der Eroberung der Baſtille, ſeitdem Paris dem König geſagt hatte: die Hauptſtadt hätte nun ihn den Monarchen erobert, ſo wie ſein Ahnherr ehemals Paris erobert hatte; glaubte und behauptete man wirklich, der König habe alle Gewalt der Verſammlung übergeben, und; indem er erklärt habe, mit ihr eins ſeyn zu wollen, ſich ihren Schlüſſen unbedingt überlaſſen.

Der Widerſpruch gieng noch weiter. Denn nachdem man dem Könige das Recht anerkannt hatte: ſeine Einwilligung zwei Geſetzgebungen hindurch zu verſagen; ſo begehrte man noch in der nämlichen Woche, als man auf die Königliche Beſtätigung der Schlüſſe vom 4ten Auguſt mit Ungeſtüm drang (worunter doch die meiſten, wie die Abſtellung der Jagd, der Bannmühlen, der Taubenſchläge, der Wiedereinlöſung der Bodenzinſe und aller dergleichen Dienſtbarkeiten, die Aufhebung der Annaten, zuverläſſig nicht Grundgeſetze des Reichs und Theile der Conſtitution, ſondern einzelne Handlungen der Geſetzgebung waren), und man mit den ſo billigen, als lichtvollen Beobachtungen des Königs unzufrieden war: daß er unverweilt und ohne fernere Bemerkung dieſe Schlüſſe anerkennen, und im ganzen Reich ankündigen laſſen ſollte; welches auch der nachgiebige König ohne fernern Anſtand thun mußte. Als auch bald hernach der erſte Finanz-Miniſter, (welcher lange der Abgott der Nation, beſonders der Hauptſtadt bis auf den Augenblick war, als er ſie beſchwer ſich nicht mehr im Blute der Bürger zu baden) ſeine Plane wegen des außerordentlichen Beitrags des vierten Pfennigs der Verſammlung als das letzte Rettungs-Mittel der Finanzen vorlegte; ſo wurde forderſamſt dem König aufgegeben, die Erklärung der Rechte der Menſchen (wovon einige Artikel übel von dem Volk erklärt werden konnten und einer pünctlichern Entwickelung bedürfen), und alle bisher erkannte Conſtitutions-Artikel unverzüglich anzunehmen. Da endlich die Antwort des Königs, (ſo willfährig und ehrenvoll ſie auch war) noch nicht die äußerſt geſpannte Forderungen befriedigte, und einigen Demagogen noch nicht völlig behagte; ſo ward an jenem fürchterlichem Tage, der in den Jahrbüchern von Europa unvergeßlich ſeyn wird, den 5ten October dem Könige bedeutet, ohne einigen Rückhalt, ohne Zu- noch Vorſatz, ſo wie ſie ihm unter einer Bedeckung von 25000 gewaffneten Menſchen vorgelegt wurden — alle bisherige Schlüſſe der National-Verſammlung zu unterſchreiben.

Auf eine ähnliche Art wird auch die ausübende Gewalt, die wenigſtens dem Monarchen nach eigenem Geſtändniſſe der Reichs-Deputirten unbetaſtet gebühren ſollte, alltäglich angegriffen und verletzt. In den vormittäglichen Stunden wurden Geſetze vorgeſchlagen und geprüft, in den Abendſtunden war die Verſammlung gröſtentheils Richter und ausübende Gewalt ſelbſt: und ſtatt die fremden Geſchäfften alle an den König zu weiſen; ſo vereinigte ſie alle Zweige der öffentlichen Gewalt, und dieß iſt eben die eigentliche Definition des Diſpotismus.

Sollte alſo der gelindere Deſpotiſmus eines Einzigen nur geſtürzt werden, um an ſeine Stelle den unerträglichen Deſpotismus der Menge zu ſetzen? war das der Wille der Provinzen?

So ſehen Sie, meine Herren, daß, was dieſen erſten Punct betrifft, nämlich **des Königs Mitwirkung zu der Geſetzgebung**, ein weſentlicher Caracter eines monarchiſchen Staats, deſſen Behauptung auch mir von Ihnen aufgetragen war, ein Wortſpiel und Unding geworden, und alle Gewalt des Staats in den Händen einer einzigen allmächtigen Volkskammer ſich befand. Selbſt **das Wort König** wurde zuletzt nicht mehr ausgeſprochen; ſondern die geſetzgebende Verſammlung Frankreichs befahl **der ausübenden Gewalt** ihre Schlüſſe bekannt zu machen, und in die Provinzen zu ſenden.

Dieſe ausübende Gewalt war durch Freiheit der Preſſe, durch Verſagung der Steuern, durch die National-Miliz, die mehr der geſetzgebenden, als der ausübenden Gewalt zur Seite ſtehen wollte, durch die Verantwortlichkeit der Miniſter, von allen Seiten begränzt, und ſo geſchwächt, daß man nichts mehr von ihr fürchten konnte; aber die geſetzgebende Gewalt wollte ſich durch nichts einſchränken laſſen, und ſelbſt die Königliche Beſtätigung ſchüttelte ſie zuletzt ab.

2.

Ihr Beſchwerdenheft empfiehlt uns: **die unverletzliche Sicherheit des Eigenthums bezielen zu helfen.** Was iſt der Staat im eigentlichen Verſtand, als Beſchützungs-Anſtalt für die Rechte eines jeden? und welches Recht iſt zur Erhaltung öffentlicher Ruhe weſentlicher, als das Eigenthumsrecht? Dieß war ausdrücklich ihre Willens-Erklärung in mehren Stellen ihres Heftes.

Wo iſt aber je das Eigenthums-Recht, das alle freie Nationen ſo ſehr immer verehrt haben, auf eine empfindlichere Weiſe gekränkt worden, als in jener langen Nacht vom 4ten Auguſt, in welcher ſo viele wichtige Opfer dem

vom

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Staate gebracht wurden, und von welchen die Geſchichte gewiß keinen ähnlichen Auftritt ſowohl von erhabener Großmuth und patriotiſcher Wetteiferung, als von unüberlegter Eilfertigkeit aufweiſen kann?

Von dieſem Zeitpunkt an wurden mir die Augen über die geheimen Abſichten der vornehmſten Volksanführer geöffnet.

Unbefangene Beobachter hatten ſchon den Sinn der Zwietracht und der Zerſtörung in der Art gefunden, wie die National-Verſammlung zuſammen berufen worden. Dieſer Keim lag nicht ſo wohl darinn, daß die Vertreter des Bürgerſtandes in eben ſo großer Anzahl, wie die Vertreter des Adels und der Geiſtlichkeit zuſammen genommen, bei der Reichs-Verſammlung erſcheinen ſollten, (welches auf die natürliche Billigkeit der Dinge gegründet war); ſondern, daß bei der Beſtimmung der Wahlfähigkeit, man nicht — nach den bisherigen Grundſätzen aller freien Staaten, der Engländer, der Americaner ꝛc. — eine gewiſſe Beſitzung von liegenden Gütern in dem Reich annahm, und daß jeder Kopf zugleich Wahlherr und wählbar zur National Verſammlung erklärt wurde. Nicht, daß die bemittelten Bürger auch nothwendig mehr Einſichten und Rechtſchaffenheit beſitzen ſollten, als der redliche, aber bedürftige Mann, der nur Kopf und Herz, und vielleicht oft weniger Vorurtheile hat; aber gewiß iſt doch, daß der Eigenthümer unendlich mehr Antheil an Erhaltung öffentlicher Ruhe und Handhabung der Staatsordnung nimmt, als derjenige, der nirgends eine bleibende Stätte hat, der eben ſowohl hier, als dort wohnen und ſein Vaterland da ſuchen kann, wo es ihm nach der ohnehin den Menſchen anklebenden Veränderlichkeit am beſten behagt. Die unmittelbare Folge der Annahme dieſes Grundſatzes, — der vielleicht bloß auf einen ganz kleinen Freiſtaat, wie Genf, paſſet, welcher faſt keine Grundgüter beſitzt, und wo die Induſtrie alles belebt, war; daß die Capitaliſten der Hauptſtadt, mit meiſtens fremden Gläubigern des Staats verbunden, gewonnen Spiel hatten, um die allzu zahlreiche Menge von Advocaten auf ihre Seite zu ziehen, und die Mehrheit der Stimmen dahin zu lenken: daß immer die Grundbeſitzer, der wahre Kern eines Staates, wie Frankreich, deſſen weſentlicher Reichthum in ſeiner fruchtbaren Oberfläche beſteht, den Papierbeſitzern aufgeopfert wurden. Dieß war eine der vornehmſten Triebfedern der meiſten Berathſchlagungen, welche durch den Pöbel in der Hauptſtadt, der immer von dieſen Papierbeſitzern geleitet ward, unterſtützt wurden.

Dieſe Advocaten, die dermaligen Geſetzgeber der Franzöſiſchen Nation, — deren Eigenthum bloß in einer beſondern Fertigkeit, alles, auch ohne Vorkenntniſſe, mit einer gewiſſen Beredſamkeit zu vertheidigen, beſtand; — deren erhitzte Einbildungskraft bloß durch ſpeculativiſche Bücherſchätze genährt, und durch keine Welt- und Menſchenkenntniß, die vorzüglich dem Geſetzgeber, der nicht für den Mond arbeiten will, beiwohnen ſoll, geläutert war — — ſehnten ſich nur immer nach Umſturz und Revolutionen, und wollten die 25 Millionen Einwohner Frankreichs noch freier machen, als die Nord-Americaniſchen Provinzen.

Hätte man bloß das edle Vorhaben gehabt, die ärmern Claſſen zu erleichtern; hätte man nicht vielmehr dabei jene ſträfliche Abſichten gehegt: die Dürftigen gegen die Reichen, die ärmſte und zahlreichſte Volksklaſſe, (auf deren Ausſchlag der berühmte Graf von Mirabeau den ganzen Erfolg ſeines Plans gebauet hatte —) gegen die erſten Stände, welche faſt aus lauter Eigenthümern beſtanden, zu waffnen und aufzuwiegeln; ſo hätte man gewiß einen ganz andern Gang gewählt: man hätte nicht noch vor dem 4ten Auguſt die Provinzen zum Aufſtand gleichſam aufgefodert, die Schlüſſe jener Nacht noch vor ihrer Abfaſſung durch aufrühreriſche und ſelbſt ungetreue angeſchlagene Blätter mit einer unbeſchreiblichen Eilfertigkeit verbreitet; man hätte nicht durch Brieſe mit dem Poſtſtempel von Verſailles bezeichnet, aus dieſer Reſidenzſtadt in die Provinzen geſchrieben, (deren ich einige, die zurückgeſchickt wurden, ſelbſt in Händen hatte) welche die Syndici unſrer Provinz aufgefordert, „ſich aus allen Kräften gegen die Herrſchaften und Geiſtlichen zu wehren; ſonſt ſey alles verloren:“ ſondern man hätte den Weg der Mäßigung und der Gerechtigkeit, die unſerer erhabenen Verſammlung ſo würdig war, eingeſchlagen: man hätte das Volk erleichtert und die Eigenthümer entſchädigt: man hätte die herrſchaftlichen Juſtizen verbeſſert, nicht über den Haufen geworfen: man hätte die Himmelſchreiende Mißbräuche der Jagd durch weiſe Geſetze gehemmt und nicht zu allen Uebeln, worunter Stadt und Land ſeufzen, noch dieſes hinzugefügt, daß alle Leute ohne Stand und Nahrung nun proviſoriſch 4 Monate hindurch und vielleicht noch länger Waffen in die Hände bekommen, wodurch der gefährlichſte Zweig des Müßiggangs begünſtigt wird. Aber man wollte dieſes große Reich in volle Flammen bringen, und plötzlich auf die erſchlaffende gänzliche Auszehrung des Deſpotismus die gichteriſche Bewegungen der Anarchie folgen laſſen: man wollte endlich alles niederreißen, um von Grund auf wieder aufzubauen; und bis dahin, wo ſollt unſre Wohnſtätte ſeyn? und war das alles nöthig, um uns zur Freiheit zu führen? mußte dann dieſes majeſtätiſche Gebäude mit Blut begründet werden? Hatten ferner unſre Geſetzgeber vergeſſen, daß die Vorſehung uns, ihren verwöhnten Kindern, einen Zuſammenfluß glücklicher Umſtände darbieten, (wie uns die Jahrbücher der Welt noch nie ſolche aufgezeichnet haben), um ſelbſt die Fehler der Regierung ruhig zu benutzen und in der feierlichſten Stille ohne einiges Aufbrauſen der Provinzen die volle Kraft der Geſetze und der Sitten wieder herſtellen zu können? Was ſollte endlich aus der Zernichtung aller Stände entſtehn? allgemeines Glück? Nein, ſondern nur Mittel um eine volle Democratie zu begründen, und eine philoſophiſche und ſchimäriſche Gleichheit des Menſchen-Geſchlechtes zu dichten; da man doch ohne Mühe vorher ſehen konnte, daß bei der Ungleichheit der natürlichen Fähigkeiten und der angeerbten Mittel, bald neue und drückendere Unterſcheidungen entſtehen würden, und daß auf die Ariſtocratie des Adels und der Cleriſei, die Ariſtocratie der Reichen und Capitaliſten folgen würde; deren Einfluß unter der neuen königlichen Democratie, (wie man unſere neue Regierungs-Form nennen wollte) nur deſto ſtärker ſeyn würde, als die gewöhnlichen Bedürfniſſe ſich täglich vermehren, und die Aermern immermehr in die Abhängigkeit der Reichen gerathen.

Dieſe Grundſätze ſind nicht von der Menge gebilligt und mit Erfolg gekrönt worden; allein ſie ſind doch gewiß keine politiſche Ketzerei, und man darf ſie deſto freier bekennen, als der König ſelbſt in ſeinen verſchiedenen Aeuſſerungen gegen die National-Verſammlung dieſelben groſſentheils anführte und fernere Prüfung derſelben empfahl.

3.

So trug uns ihr Beſchwerdenheft ausdrücklich auf: auf die Handhabung aller Rechte und Freiheiten, Einkünfte, Regalien, Zölle, Handlung, Schiffarth und Herrſchaften, wie auch ihrer bürgerlichen und peinlichen Gerichtsbarkeit zu dringen, die unſere Gemeine Kraft ihrer ehemaligen Landeshoheit genoß, und welche ſie bei ihrer freiwilligen Uebergabe an Frankreich dem Schutze der Krone anvertraute; und doch begehrte man in jener Nacht vom 4ten Auguſt, daß alle Provinzen und Städte auf ihre Rechte Verzicht thun ſollten. Ihre De putirten, — welche auf eine ungeſtüme Art aufgefordert wurden, auch ihre Opfer zu bringen, und welche bei dieſem unbeſchreiblichen Enthuſiasmus, der mit einer wahren Zauberkraft faſt alle Deputirten begeiſtert hatte, immer kalt und ruhig blieben, — machten eine vorläufige Erklärung, welche ihnen zu ſeiner Zeit wird vorgelegt worden ſeyn, und wodurch ſie die Verſammlung indeſſen befriedigten, ohne den Rechten und dem Vorbehalt ihrer Committenten etwas zu vergeben.

Als aber in den folgenden Tagen die raſchen Aufopferungen und Verzichtleiſtungen zergliedert wurden, und nun erſt förmliche Nationalſchlüſſe daraus gebildet werden ſollten; dann rüſtete ich mich mehrmals, um die Gerechtſamen unſerer Stadt, ſo wie die beſondern Verhältniſſe und ganz unbekannte Lage unſrer Provinz umſtändlich aufzuklären, und uns auf feierliche Tractaten und Friedensſchlüſſe zu berufen. Allein oft konnt ich aller Vorbereitung und Anfragen ungeachtet nicht zum Wort kommen: und als ich endlich einmal die Kanzel beſtieg, um meiner Herren Rechte zu vertheidigen; ſo wurd' ich ſo ungünſtig empfangen, ſo wenig angehört, und von einigen Deputirten der Provinz ſo unanſtändig unterbrochen daß ich mich ſelten mehr wagte in dieſer rauſchenden Verſammlung das Wort zu führen. Ich erklärte mich zwar öfters über meine Aufträge in den Bureaux und Comités und brachte einige Mitglieder auf beſſere Gedanken; allein mein Name war nun verhaßt, und ich ward aus dem Grund unthätig, weil man nicht begreifen konnte, daß die Gemeine von Straßburg, welche niemand als ihrem Könige dient, und wie andre Herrſchaften der Provinz mehrere Aemter und Dorfſchaften ſeit Jahrhunderten beſitzt, ein anderes Intereſſe, als die Sundgauer Bauern und ihre heftigen Stellvertreter haben, und auf Eigenthum, hergebrachte Rechte und Erhaltung ihrer Verfaſſung einen Werth legen könnte.

Da nun die Verſammlung, Deutſch zu reden, in zwei Claſſen ſich theilte: in die, welche alles umreißen und jederman berauben wollte; und in die, welche geplündert werden ſollte, und dawider, ſo gut ſie konnte, ſich wehrte: ſo trat ich, meinem Auftrag gemäß, zu der letztern Abtheilung, und behauptete noch immer vor Gott und Menſchen, Trotz meiner aufgeklärten Amtsbrüder von den Gemeinen der Provinz: daß, wenn man auch von allgemeinen Grundſätzen das Augenmerk ablenken, und auf das beſondere Intereſſe vom Elſaß Rückſicht nehmen will, niemals dieſe Provinz, welche ſo viele Grundbeſitzer, auch in dritten Stande hat, den Capitaliſten und Staatsgläubigern, noch viel weniger Leuten, die kein Feuer und Licht haben, aufgeopfert werden ſollte: daß ſonſt der Weg zu der ſo berüchtigten gleichen Vertheilung aller liegenden Güter, die einſt bei den Römern Statt finden ſollte, (die einige Enthuſiaſten wirklich in Vorſchlag bringen wollten, und die man auch ohne große Mühe aus einigen der angenommenen Grundſätze herleiten könnte) würde gebahnt werden: daß Elſaß überhaupt dem Staate viele Opfer bringen würde, ohne dagegen Vortheile zu erhalten: daß er Gefahr laufen könnte, ſeine Handlungsfreiheiten mit Deutſchland, Holland und der Schweiz, den Tabackbau, und das ſo einträgliche Fuhrweſen des Durchganges zu verlieren, oder doch zu ſchwächen: daß ſogar bei der Wiedereinlöſung der Zehenten und Einkünfte der vielen Deutſchen in Elſaß begüterten Fürſten unſägliche Summen aus dem Lande giengen, und die Provinz dadurch noch mehr verarmen würde: daß endlich ſelbſt zu befürchten ſtände, der Widerſtand der Fürſten, welche ſich auf Friedensſchlüſſe und mächtige Gewährleiſtungen derſelben berufen, könnten uns viele Unruhen und Unheil zuziehen. Dieſe drei Puncte, worinnen ſo augenſcheinlich meiner Herren Grundſätze und Intereſſe verletzt wurden, die meiner Ueberzeugung, ſchnurſtracks zuwider liefen, und woraus ich eine Reihe unglücklicher Folgen für meine Vaterſtadt ſowohl, als das ganze Reich ahndete, und die Unmöglichkeit dem Strome ſich mit Erfolge zu widerſetzen — hatten mein Herz tief verwundet, und meine Geſundheit geſchwächt. Ich hatte ſchon in der letzten Woche des Septembers den Herren Siegelbewahrer ſowohl, als Sie, meine Herren, dringend erſucht, die nöthigen Anſtalten zu treffen, um mir einen Nachfolger zu ernennen, und mein Entſchluß war: zu Ende Octobers hieher zu kommen, und Ihnen die Lage der Geſchäffte, die man aus den Zeitungen gar unvollkommen und einſeitig erfährt, ohne Rückhalt zu ſchildern.

Allein ein neuer Zufall zerriß mein Herz, und nöthigte mich, dieſen Entſchluß früher zu bewerkſtelligen.

Ich ſah ihn, den ſchreckenvollen Tag des 5ten Octobers, und die ihm folgende noch grauſamere Nacht, in der nichts mehr heilig war, wo, mitten unter den Stürmen der Elemente, man nur immer das dumpfe Getöſe der Trommeln und je zuweilen Flintenſchüſſe hörte, die nur Bürgerblut vergießen konnten. Ich ſahe die Bänke, wo die Deputirte des Reichs ſitzen ſollten, mit unflätigen und trunkenen Weibern, die Gallerien mit bewaffneten Leuten beſetzt, unſere Ehrenwache zerſtreut, und eine unberufene kriegeriſche Menge an dem Eintritte des Saals; und ſo ſollten wir nach Mitternacht von dem Könige berufen worden ſeyn, um frei über die gegenwärtige kitzliche Lage zu rathſchlagen. — Ich ſahe das Haus des Präſidenten der Verſammlung, welches für die Nation ein Heiligthum ſeyn ſollte, beſtürmt, und ihn, den edeln Mann, bedrohet, aber unerſchüttert an der Spitze der Proſcriptions-Liſten. Ich ſahe das getäuſchte Volk zu Verſailles die treue Wache des Königs, ſeine letzten Beſchützer, angreifen.

Ich ſah um Mitternacht 20000 unberufene Menſchen, mit 40 Canonen, mit angezündeten Lunten in Verſailles einbrechen, und das königliche Schloß berennen. — Ich ſahe den andern Tag die blutigen Köpfe einiger Edelleute der Leibwache, die in dem Vorzimmer der Königinn und Ihrer Schweſter, (weil ſie ihrem Eide treu waren) den grauſamſten Tod fanden, auf Piken im Triumph umhergetragen werden. — Ich ſah in unſrer Verſammlung Schrecken auf allen Geſichtern, nur auf wenigen teufliſche Freude und Hohngelächter; und hörte endlich, daß der beſte König nach und nach von jederman verlaſſen, und ſeinem edeln Muth allein überlaſſen, nebſt ſeiner Familie unter Bedeckung einer gewaffneten Menge nach ſeiner Hauptſtadt in ein glänzendes Gefängniß geführt worden. Ganz Europa ſtaunt und weint über dieſen Vorfall, und ich hoffe, daß auch Sie, treuſte Unterthanen des beſten Königs, nicht ganz ungerührt dabei bleiben werden. Ich konnte glauben, daß dieß der letzte Tag der Franzöſiſchen Monarchie, und vielleicht ihres Königs ſeyn würde; und daß eine völlige Demagogie, ſo wie ehemals in England nach des unglücklichen Carls Tod, das Ruder des Staats führen würde; und weder ihre Aufträge, noch die Stimme meines Gewiſſens, konnten mich, den Alt-Franzöſiſchen Patrioten und Abgeordneten zu einer Verſammlung treuer Unterthanen, die der König berief, noch ferner vermögen; durch meine Gegenwart dieſe traurigen Auftritte ſtillſchweigend zu billigen, ſo wie ich dieſelbe nicht mehr zu hindern, und nicht einmal zu mäßigen mir ſchmeicheln konnte. Ich benutzte alſo nach dieſer unglücklichen Revolution den erſten Augenblick, um hieher zu kommen, noch ehe die Gährung, welche dieſelbe hätte in den Provinzen erregen können, die allmächtige Hauptſtadt zu ſolchen Schritten genöthigt hätte, welche die Abreiſe der Deputirten hätte verhindern können.

Die beiden ehemaligen Präſidenten der National-Verſammlung — gewiß zwei der beſten Patrioten, der Biſchof von Langres und Herr Mounier, wie auch der Erzbiſchof von Paris, Graf Lally Tolendal, und mehrere andere, ſelbſt vom dritten Stande, deren Namen meinen Herren minder bekannt wären, — hatten den nämlichen Entſchluß gefaßt. Wär' ich auch ganz allein fortgereiſet, ſo wär' ich doch dabei nicht minder ruhig, noch verlegen, dieſen Schritt zu rechtfertigen.

Mein Vorſatz war, Ihnen Pflichtmäßig zu ſagen: daß, 1) weder die Verſammlung, noch ihr König mehr frei ſeyen: daß die erzwungene Proclamation des Königs nichts beweiſe, als daß er aus wahrer Großmuth ſeine Leiden vergißt, um nicht die Leiden ſeines Volkes zu vermehren: ſo wie die noch immer aufgepflanzten Canonen, und Nationaltruppen, welche den Verſammlungs-Saal umringten, als man das Schickſal der Geiſtlichkeit entſchied; und die blutigen Auftritte, welche noch immer Paris, ſelbſt in einem Augenblicke, da der König ſich in ſeinen Ringmauern aufhält, entehren — letzteres bezeugen. Ich könnte mehrere untrügliche Beweiſe beifügen. Ich könnt' ihnen die Verbindung der Abreiſe eines der vornehmſten Mitglieder der National-Verſammlung mit den unglücklichen Begebenheiten darſtellen, wovon ich noch Zeuge, und durch Zufall Augenzeuge war; allein die jetzigen Verhältniſſe nöthigen mich zum Stillſchweigen. Nur verſichre ich auf Ehre und Gewiſſen, deren Stimme ich immer getreu war: daß der nothwendige Grad von Freiheit in der National-Verſammlung nicht mehr herrſche, und daß der größte König von Europa, wider ſeinen Willen, durch bewaffnete Volksmenge nach Paris geführt worden, und daſelbſt in einer Art von Gefangenſchaft ſchmachte, auch ſeine erzwungene Einwilligung zu allen Nationalſchlüſſen, ohne fernere Beobachtungen, welche immer ſo übel aufgenommen worden, ertheile. Ich hatte dieſe heftige Fortſchritte frühe geahndet, und ſchon den 9ten Auguſt meine Herren gebeten, mir nähere Ausweiſungen und Verhaltungs-Befehle über die Grundlage der Franzöſiſchen Monarchie, die man verändern wollte, zuzuſchicken; allein ſie unterblieben, und ich wurde meinem Gefühl allein überlaſſen. Es verließ und täuſchte mich aber dieſes nicht, und ſchamroth würde ich vor mir und vor Ihnen ſtehen, wenn ich nur einmal in Beantwortung dieſer wichtigen Frage anders geſtimmt hätte.

1) Daß die Regierungsform in Frankreich völlig geändert iſt, und alſo meine eidliche Verpflichtung, die mich Kraft meines Heftes zur Handhabung der monarchiſchen Conſtitution bevollmächtigt, aufhöre, und entweder neue Inſtructionen zu entwerfen ſind, oder ich meines Auftrags entledigt werden muß.

3) Daß ihre Privilegien, Rechte und Freiheiten, ſo wie die Rechte der Provinz, und der ehemaligen Beherrſcher derſelben, (welchen die Friedensſchlüſſe ihre Territorial-Gerechtſamen feierlich beibehalten und zugeſichert haben), bedrohet und untergraben ſind; und daß man das Verzichtthun der Provinzen und Städte auf ihre ſämmtlichen Privilegien beharrlich fordre, ſo wie ſie in der Nacht vom 4ten Auguſt abgefordert werden ſollten: obgleich Sie, meine Herren, laut ihrer Erklärung, ſo wie ihre Deputirten Kraft ihres klaren Auftrages, derſelben Handhabung dringend begehrt haben.

Daß alſo die Provinz und unſere Stadt Gefahr läuft, ihre Handlungsfreiheiten zu verlieren, und das ihr ſo ſchädliche Project, wegen der Verlegung der Zollſtädte an dem Rhein in Erfüllung gebracht zu ſehen: daß Statt ihres freigewählten Magiſtrats, der nach Lokalbedürfniſſen und eigenen Geſetzen Sie bisher väterlich beſchützte, Sie eine nach dem Plan der Franzöſiſchen Einförmigkeit eingerichtete Municipalität bekommen, und vielleicht Ihre eigne Juſtiz-Verwaltung, ſo wie das Recht über Leben und Tod zu ſprechen, welches Ihnen bisher die Könige unangefochten beſtätigt haben, verlieren werden: daß die Innungen und Handwerks-Anſtalten ohne Zweifel durch die künftige Nationalſchlüſſe, die ſchon in der Nacht vom 4ten Auguſt angekündigt worden, werden aufgehoben, und eine unumſchränkte Freiheit allen Arbeitern werde geſtattet werden: daß die Abgaben ohne Zweifel Statt der gehoften Erleichterung eher vermehrt werden müſſen; weil durch die ungeheuern Koſten des allgemeinen Aufſtandes und der ſo langen als theuern National-Verſammlung, wie auch durch die Anerkennung aller und jeder Staatsgläubiger ohne einigen Abzug, (wodurch die Hauptſtadt und Capitaliſten hauptſächlich zum Nachtheil der Provinz und Eigenthümer ſind begünſtigt worden), der Ueberſchuß der Ausgabe über die Einwohner des Staates ſich beträchtlich vermehrt hat.

Dies iſt die traurige Lage, in der ich Verſailles, das ehedem ſtolze, nun tiefgebeugte Reſidenzſchloß unſerer Könige verlaſſen habe. Sie iſt nach der Wahrheit geſchildert, die ich Ihnen ſchuldig war, und Ihrer würdig iſt. Sie belieben nun, meine Herren, reiflich zu überlegen, was in dieſen Umſtänden für die öffentliche Glückſeligkeit am erſprießlichſten ſey.

Entweder unterwerfen ſie ſich gelaſſen ihrem Schickſal, und bringen der vielleicht annoch zu erzielenden Ruhe des Staates das große Opfer ihrer Gerechtſamen und der Anerkennung der neuen Staats-Verfaſſung: in dem Falle ſind neue Inſtructionen nöthig, denn ihre alten Aufträge ſind ſchnurſtracks dawider. In dieſem Falle aber, — da ich nur auf jene Grundſätze, denen meine ganze Seele beiſtimmte, mich verpflichtete, und deren Befolgung Gott und dem Vaterland angelobte; — belieben Sie meine Entlaſſung zu genehmigen, und entweder meinem Herrn Amtsbruder (der Ihre neuen Entſchließungen mit eben dem Eifer vertheidigen wird, als Ihre ehemaligen Grundſätze), allein die Beſorgung ihres Intereſſe zu überlaſſen; oder Sie müſſen einen neuen Deputirten ernennen, der mit voller Ueberzeugung ausgerüſtet, Ihre Vorzüge aufopfern könnte, in der bloßen Rückſicht, daß unſer Straßburg das Glück habe, eine große Franzöſiſche Gränzſtadt zu ſeyn. Wenn ſie aber je geſonnen wären, meine Herren, auf Ihren erſten Entſchließungen beharren zu wollen, ihre erworbenen Rechte und bereits darüber geſchehenen öffentlichen Erklärungen zu behaupten, und ſelbige durchzuſetzen; ſo müßte dieß entweder durch die Rückforderung ihrer Abgeordneten, und bloße Berufung auf ihre Capitulation gewagt werden, wozu ich in meiner Eigenſchaft, als ehemaliger Deputirter bei dem Reichstage, (der alſo dem angenommenen Grundſatze gemäß bis zu meiner Entlaſſung Pflichten gegen das allgemeine Reich übernommen) nicht rathen noch bewirken darf; oder aber, meine Herren geben ein neues geſchärftes Mandat ihrem Stellvertreter: den Erklärungen und Gerechtſamen der Stadt unabänderlich getreu zu bleiben, und ſich ſtandhaft gegen alle Eingriffe und nachtheilige Reichsſchlüſſe [illegible] zu verwahren.

Wenn dieſer zweite Vorſchlag ſollte beliebt werden, und meine Herren je auf den Gedanken gerathen könnten, daß in ſolchem Fall auf meiner ſchleunigen Rückkehr zu beſtehen wäre; ſo beſchwöre ich ſie zu bedenken: daß ich bei der National-Verſammlung ſowohl, als bei dem Miniſterium von denjenigen Deputirten der Provinz, die andere Abſichten hegten, öffentlich bin verſchrien und beſchuldigt worden, als ob ich meiner Vaterſtadt allein zumuthete, auf ihre Privilegien zu halten: daß man ſich ſogar erlaubt habe, meine Treue gegen den König verdächtig zu machen, und daß alſo, wenn ich mit neuen Verhaltungs-Befehlen und der nun herrſchenden Partey widrigen Erklärung in dieſen trüben Zeiten wieder in Paris aufträte, ich nicht nur die größte Gefahr liefe, des Verbrechens der beleidigten Nation, — mit deſſen Aufbürdung man nun ſo eilfertig iſt, beſchuldigt zu werden, und mich ohne Noth und

Nutzen der größten Mißhandlungen auszuſetzen, (welches jedoch allein nicht vermögend wäre, mich von meiner Pflicht abzuhalten): ſondern auch, daß, da meine ſogenannte ariſtocratiſche Grundſätze mißfielen, und ich immer mit Ungunſt auftrat, mein genommener Urlaub auch dieſe Vorurtheile nur vermehrt haben dürfte: daß ich ſogar eher der guten Sache meiner Herren Schaden bringen, als dieſelbe befördern helfen würde: und daß es alſo auch in dieſer Rückſicht für meiner Stadt Intereſſe unendlich vortheilhafter wäre, einen andern Herrn Deputirten an meine Stelle zu erwählen, oder wenigſtens mich mit fernern Aufträgen zu verſchonen.

Ich fühle wohl: daß bei ſolchen Umſtänden, und da ich dem vorzüglichſten Zutrauen der hieſigen Gemeine nicht mehr zu entſprechen vermag, eine gänzliche Entfernung von allen öffentlichen Geſchäften mir deſto nothwendiger wird, als ſonſt der geſchöpfte Argwohn, daß ich zu viel Deutſchen Sinn und Anhänglichkeit an der alten Verfaſſung und deren Beibehaltung, auch zu wenig National Patriotismus, das iſt unbeſtimmtes Wohlgefallen an allen und jeden Verhandlungen des Franzöſiſchen Reichstages (deſſen heilſame Verfügungen ich gewiß niemals verkannt habe), für immer auf mir ruhen würde: und daß deswegen eine völlige Unthätigkeit und Ruhe meiner Geſundheit ſowohl, als politiſchen Lage am beſten angemeſſen ſeyn wird.

Urtheilen Sie nun, meine Herren, daß ich unſere Verhältniſſe aus einem unrichtigen Geſichtspunct angeſehen habe; ſo wäre meine Rückkehr bei der Unerſchütterlichkeit meiner Grundſätze, die nicht nach den Umſtänden ſich verändern, ſondern nach ewigen Begriffen von Wahrheit und Ordnung ſich gebildet haben, für ihre Sache, meine Herren, ſo wie für mich, nachtheilig und gefährlich; und ich büße in ſolchem Falle den unüberwindlichen Irrthum meines Verſtandes durch Entfernung von allem künftigen Einfluß in öffentliche Geſchäfte, und durch ein unbekanntes und unbeneidetes Leben.

Urtheilen Sie aber, daß ich ihrem Auftrag getreu war, ſo wie es mir mein Gewiſſen ſelbſt bezeugen muß; o ſo mißgönnen Sie mir die Ruhe nicht, deren mein ſeit einigen Jahren durch zu viel Anſtrengung erſchüttertes Gemüth, vielleicht auch mein noch blutendes Herz wenigſtens auf lange Zeit bedarf, und (ich muß es ſagen) unumgänglich bedarf: — und ſeyn Sie überzeugt, daß ſo lang ich athmen werde, Straßburgs biedere Bürger auf mein Herz, auf alle meine Geiſteskräfte, und nur erſinnliche Dienſte, nah und fern, Tag und Nacht ewige Rechte behalten werden. Vielleicht kann ich auch einſt ohne Beruf, ſo wie ohne Neid, wirkſamer meinem Vaterlande nützen, als in glänzenden Stellen — wo man bei der verſchiedenen Denkungsart, und (ich bekenne es frei) bei Mangel an Feſtigkeit, öffentlichem Geiſt und wahrem National-Caracter, der hier eine glückliche Miſchung von Franzöſiſchen und Deutſchen Sitten ſeyn ſollte — es in Straßburgs Mauern ſchwer ſeyn kann.

Ihre Gewogenheit, Gunſt und Nachſicht werden mir immer unvergeßlich ſeyn, vorzüglich wenn ſie an dieſelben nun noch meine Entlaſſung gern anſchließen wollen. Aber eben ſo unauslöſchlich werden es meine traurigen Gefühle bleiben, die ich bei der Staats-Veränderung meines Vaterlandes tief empfand. Und ſo wäre mein letztes Wort nur noch Bitte an Sie, meine Herren, allem, was man mir in meiner ſtillen Einſamkeit andichten wird, über die dermaligen Begebenheiten geredet, geſchrieben, oder auch gedacht zu haben — denn Gedanken wollen ſogar, ungeachtet unſerer glänzenden Freiheits-Epoche nicht mehr Zollfrei ſeyn — keinen Glauben beizumeſſen; ſondern für erdichtet, und mich in Anſehung dieſer Verhältniſſe für bürgerlich todt zu halten. Auf dieſe Art werde ich weder meinen ehemaligen Amtsbrüdern bei der National-Verſammlung, denen ich von ganzer Seele Eintracht, guten Erfolg und Mäßigung wünſche, noch anderen Patrioten die geringſte Beunruhigung wegen meiner Grundſätze verurſachen. Oft iſt es Pflicht, thätig; oft aber war und iſt es noch Ehre, bloß Zuſchauer und Zeuge zu ſeyn, Mein letztes Wort aus der Fülle meines Herzens geſprochen, iſt: **Es lebe der König! Es warte auf Ihn, den Beſten, ein glücklicheres Schickſal!**

II.

Briefe über die Stiergefechte in Spanien.

(Aus dem Franzöſiſchen.)

Erſter Brief.

Madrid, den 1ten Julius 1785.

Sie verlangen von mir, mein Herr, etwas Detaillirtes über dieſe Stiergefechte, die der Spanier ſo leidenſchaftlich liebt. Hier haben ſie eine freie, ungeſchminkte Darſtellung deſſen, was ich geſehen und gehört habe.

Es iſt wahr, dieſe Exerzize haben etwas barbariſches; denn ſie ſind zur Beluſtigung roher Völker in den Zeiten der Barbaren erfunden: aber ſie nähren den Muth und die Geſchicklichkeit, und es giebt überall Volksergötzungen, die eben ſo barbariſch ſind, ohne dieſelben Vortheile mit ſich zu führen.

Es iſt jetzt wirklich zu Madrid ein berühmter Torreador oder Stierkämpfer, ein Neger mit Namen Ramon de Rozas Hernandez; dieſer Menſch, der eben ſo gewandt als kühn iſt, hat es in den letzten Stiergefechten gewagt, einen der wütendſten Stiere zu beſteigen, und ſich ſeiner wie eines Pferdes, zur Verfolgung der andern, zu bedienen; er hat ſogar dieſen Verſuch mehrmals, und mit gleich bewunderungswürdigen Erfolge, wiederholt. Ein Spaniſcher ſchöner Geiſt glaubte ſeine Geſchicklichkeit und Unerſchrpckenheit in einigen Verſen erheben zu müſſen, deren Sinn dieſer iſt: „Herr Bellerophon möchte nicht ſo ſtolz ſeyn, ein „Ungeheuer gebändigt und getödtet zu haben: dieß Ungeheuer wäre, beim Lichte beſehen, nichts als ein Hirngeſpinſt. Man ſollte uns nicht die große Thaten der Thebaniſchen Helden rühmen, alles das ſind nur Mährchen und „Kleinigkeiten. Hierher ſolle man kommen und lernen, „hier ſolle man bewundern in dieſen Treffen, “ einen Africaner, der weit hinter ſich ließe den Alciden und Bellerophon.“

Dieſer berühmte Neger tödtete endlich den Stier durch einen Dolchſtoß, nachdem er ihn unter ſich ermüdet hatte.

Man hatte für den letzten Tag einen ſechsjährigen, wütend-wilden Stier auserſehen. Vier **Torreadors**, gewohnt zu Fuße zu ſtreiten, unternahmen es ihn zu Pferde zu bekämpfen.

Dieſe Viere, ſtellten den **Don Quixotte** auf dem Roſſinante ſitzend, die **Dulcinee von Toboſo** auf ihrem bourrique, den Sancho Panſa auf ſeinem Grauſchimmel, und einen Knappen, vor. Die Dulcinee, Sancho, und der Knappe reizten den Stier, und der Ritter von der traurigen Geſtalt ſuchte ihm Stöße beizubringen.

Die Stiergefechte werden gewöhnlich vor dem Alcalaiſchen Thore gehalten. Jährlich werden 16 gegeben; die letzten koſteten 233 Pferden, und 325 Stieren das Leben. Die 16 Feſte des Jahres 1784 brachten die Summe von einer Million 267,930 Realen und 21 Maravedis, ein.

Die Koſten beliefen ſich auf 780,565 Realen, 16 Maravedis. Der reine Ueberſchuß beträgt alſo 487,355 Realen, 5 Maravedis, zum Vortheil der Königl. Hoſpitäler.

Wenn man in Spanien das Schauſpiel eines Stiergefechtes geben will, ſo errichtet man auf einem groſſen, vollkommen geviertem Platze, 4 — 5 Säulenreihen, mit Balkons geſchmückt. Die für den Hof beſtimmte Gallerie iſt ſehr geräumig und prächtig verziert. Daſelbſt werden die Großen des Staats, die Miniſter, die höheren Tribunäle und die Mitglieder der Academien der Spaniſchen Sprache und der Geſchichte, zugelaſſen. Die übrigen Balkons ſind von einer unzähligen Menge beiderlei Geſchlechts aus allen Ständen beſetzt.

Der Platz, der den Streitern zum Kampfe dienen ſoll, iſt mit Sand bedeckt, und von einem Ende zum andern vollkommen gleich. Es iſt einem jeden erlaubt, darinn herum zu gehen, ehe der Kampf beginnt; auf ein gewiſſes Zeichen geht man hinaus und dann erſcheinen die Streiter darinn. Dieſe ſind leicht gekleidet, ihre ganze Bedeckung beſteht in einem Paar Hoſen und einer kurzen Weſte von Seide, mit einer Binde von eben dem Zeuge, die ihnen zum Gürtel dient. Es iſt den Edelleuten erlaubt, in die Schranken zu treten; aber ſie ſitzen auf ſehr ſchönen, reich geſchirrten Pferden und haben eine Menge Diener zu Fuß hinter ſich, die ihnen zu Hülfe kommen müſſen, wenn ihre Pferde ermatten oder von dem Stier verwundet werden ſollten. Dieſe edlen Streiter ſind prächtig gekleidet, aber in dem gewöhnlichen Koſtume, und mit einem Huthe auf dem Kopfe, der mit hohen ſehr prächtigen Federn geziert iſt.

Das einzige, womit ſie bewaffnet ſind, iſt eine kurze Lanze, mit einem ſcharfen Eiſen. Es gereicht ihnen zur Ehre, den Stier damit zu tödten, es ſei nun, indem ſie ihm dieſelbe in den Hals ſtoßen, oder ihm das Herz durchbohren.

Man iſt bemüht, die wildeſten Stiere zu dieſen Feierlichkeiten anzuſchaffen. Sie ſind in Wäldern erzogen, wo ihnen ſelten eine menſchliche Geſtalt aufſtoßen können; und um zu verhindern, daß ſie ſich an den Anblick der Menſchen gewöhnen, braucht man ſogar die Vorſicht, dieſe Stiere nicht anders, als des Nachts reiſen zu laſſen. Wenn ſie angekommen ſind, ſchließt man ſie in eine Art von Höle ein, bis zu dem Augenblick, da der Kampf anfängt; und ſelbſt dann bemüht man ſich noch, ſie durch Stacheln noch wütender zu machen. Alsdann öffnet der Schrankenmeiſter (guichetier), auf das Zeichen, welches der König giebt, und welches die Trompeten und Pfeifen ankündigen, die Thür der Höle, verbirgt ſich eiligſt, und der Stier ſtürzt ſich ſchäumend in den Sand. Der Ritter erwartet ihn, nicht gerade im Geſicht, ſondern ein wenig zur Seite der Linie, die das Thier zu beſchreiben angefangen, und von welcher es ſich niemals verirrt. Der Ritter ergreift den günſtigen Augenblick, ihm einen Stoß mit der Lanze beizubringen, der gewöhnlich tödlich iſt. Zuweilen wagt er es ſogar, mit dem wütenden Thiere zu ſpielen, und den Augenblick ſeines Todes zu verſchieben. Zuweilen verfehlt er auch die gehörige Richtung gegen das Thier, entfernt ſich nicht genug von der Linie, und dieſer Fehler iſt immer von traurigen Folgen für ihn. Man hat Beiſpiele daß auf dieſe Art der Stier das Pferd und den Ritter niederwarf, beide verwundete, und zuweilen ſogar tödtete.

Die Streiter zu Fuß ſind nur mit einem Stacke bewaffnet, ohngefähr einer halben Elle lang, an deſſen Ende ein eiſerner Haken iſt. Sie bemühen ſich, den Haken in einen Theil des Kopfs des Stiers zu bringen, welches ſeine Wut verdoppelt.

Er wiederholt den Angriff, und der Champion nimmt des günſtigen Augenblickes wahr, ihm ein Stilet in den Kopf oder in das Herz zu ſtoßen. Es giebt oft Kerls unter ihnen, welche feſten Fußes mitten auf dem Platze den Stier erwarten, der Blitzſchnell gegen ſie einſtürzt. Wenn der Stier ſich bückt, um ſie anzugreifen, nützen ſie dieſe Stellung, ſetzen ihren linken Fuß zwiſchen ſeine Hörner, und bohren ihm den mit Eiſen beſchlagenen Stock, womit ſie bewaffnet ſind, ins Auge oder in einen andern Theil des Kopfs, und ſpringen dann leicht über das Thier hin.

Man ſieht andre Champions, die dem wüteſten Stiere die Stirne bieten, und nichts als einen kleinen ſeidenen Mantel in den Händen haben, welchen ſie, beinah ſo lang er iſt, ausgebreitet halten. Sie ſetzen ihn den Angriffen des Stieres entgegen und verbergen ſich hinter denſelben. Das Thier ſtürzt ungeſtüm auf dieſe wehenden Fahnen los, wiederholt den Angriff, erſchöpft ſich durch eitle Anſtrengung und fällt kraftlos in den Sand. Alsdann ſpringt der Streiter auf ihn, und tödtet ihn durch einen Stoß mit dem Stilet.

Kommt man aber mit dieſen verſchiedenen Verſuchen nicht dahin, daß man den Stier in der Zeit von einer Viertelſtunde tödtet, ſo wird das Zeichen gegeben, ihn mit einem großen Degen, den man zu dieſem Behuf bereit hält, niederzuſtoßen. Einer der Streitenden zu Fuß, ergreift ihn, ſtellt ſich vortheilhaft und verfehlt ſelten ſeines Stoßes. Man läßt nacheinander mehrere Stiere hervor, gegen welche man ſich in allen dieſen verſchiedenen Methoden übt. Ohngefähr eine Stunde nachher, da der Streit ſeinen Anfang genommen, wird der ganze Hof, und alle die, welche in die Königliche Gallerie gelaſſen worden, mit Erfriſchungen aller Art bedient, und zwar in ſolchem Ueberfluſſe, daß ein jeder in die benachbarten Logen davon mittheilen kann.

Zweiter Brief.

Don Fernando-Hilarion-Ruiz, bravo de Bara Larga, an die Herausgeber des Journal de Paris.

Ich müßte mich ſehr irren, meine Herren, oder der Einſender des vorhergehenden Briefs über die Stiergefechte, kann ein trefflicher Kenner dieſer Art Schauſpiele werden; er ſcheint ein ſcharfes Auge und viel Willen zu haben, und deswegen bin ich es ihm ſchuldig, einige kleine Unrichtigkeiten zu rügen, die ihm entwiſcht ſind. Erſtlich hat er ſehr Unrecht, wenn er ſagt, daß dieſe Exerzize erfunden ſind, um rohe Völker in den Zeiten der Barbarei zu ergötzen. Wenn der Verfaſſer, wie er unſern Gefechten beigewohnt, auch unſere Schriftſteller leſen wollte, zum Beiſpiel eine Abhandlung des Don Louis Moradin über den Urſprung, Fortgang und den gegenwärtigen Zuſtand der Stiergefechte in Spanien, ſo würde er finden, mit welcher Fülle und Auswahl von Gelehrſamkeit es ihm gelungen iſt, zu beweiſen, daß viele der größten Männer, ſowohl Griechen als Römer, dieſe Spiele zu ihrer Unterhaltung machten, und daß ſelbſt Julius Cäſar zu Fuß und zu Pferde Stiere bekämpfte. — Wie kann ihr Correſpondent ferner ſagen, daß es in Spanien keine gewiſſe Plätze für unſere Stiergefechte gebe? Von zweien, die zu Madrid ſind, iſt der größte ohngefähr 400 Fuß lang und mehr als 300 Fuß breit. Das kann man doch wohl ſehen, dachte ich, das konnte ſeinen Augen doch ſo leicht nicht entwiſchen, und er hätte davon reden müſſen, ſollte es auch nur zum Beweiſe ſeyn, daß er die Beſtimmung dieſer Art von Amphitheater nicht verkannt habe, beinah wie ein reiſender Engländer in dem Parterre eine Loge (pit) für die Hahnengefechte ſah. — Ein andrer Irrthum des Ungenannten: er behauptet es ſei den Edelleuten erlaubt, den Kampfplatz zu betreten. Ach! wollte der Himmel, wir hätten noch, wie Sie, ein königl. Schauſpiel! Ich bin aus einer Familie, worinn der Geſchmack für die Stiergefechte, ſeit den erſten Mauriſchen Königen, erblich iſt.

Meines Vaters Großvater; der vornehmlich Jarama bewohnte; übte ſich 40 Jahre hindurch, die wildeſten Stiere dieſer Gegend zu beſtreiten, und allemal, wenn er öffentlich erſchien, hörte man den Ruhm ſeines Namens in den Liedern, welche noch jetzt in dem Munde der Hirten in la Mancha ſind. Mein Großvater war einer von den drei Edlen, welche auf dem Platz Mayor zu Madrid in Gegenwart Carls II. mit ineinander geſchlungenen Armen ruhig zuſammen ſchwatzend, bloß durch ihre Blicke, die Stiere, welche brüllend ihnen entgegen ſtürzten, zurückhielten, und nie aus einem kleinen Zirkel herausgingen, den ſie um ſich herumgezogen hatten. Der unſterbliche Candido rühmte ſich, meines Vaters Unterricht genoſſen zu haben, und der berühmte Licenciado de Falcez, dieſer leidenſchaftliche Fechter, der, von einem Stiere verfolgt, ganz langſam vor demſelben fliehend, zu ſeinem Vergnügen ihn mit ſeinen Füßen zwiſchen die Hörner ſtieß, war mein Oncle à la mode de Bretagne. — Urtheilen ſie nun, meine Herren, ob ich nicht bei ſolchen Vorgängern, auch den Kampfplatz betreten hätte, wenn nicht andre Sitten an die Stelle der alten gekommen wären.

Der Verfaſſer des Briefs ſcheut ſich nicht zu berichten, daß unſere Cavaliers die Stiere nicht gerade im Geſicht angreifen. Man muß keines Menſchen Ehre zu nahe treten; und was die angeblichen Stilets betrifft, von denen er ſagt, daß ſich unſere Torreadors zu Fuß, ihrer bedienen, das Thier zu ſtoßen — aber nicht ins Auge, — denn das geſchieht niemals bei uns, wir verachten Feinde, die nicht mehr ſehen können — ſondern in den Hals: — ſo erlaube er mir ihm zu ſagen, daß man den Namen: Stilet mit gutem Gewiſſen keinen ungeheuern Schwerdtern geben könne, welche vielleicht die einzigen von der Art in ganz Europa ſind, deren ſich der König Arthur mit ſeinen biderben Rittern von der Tafelrunde bediente, die einzigen, die dem unſterblichen Joyeuſe Carls des Großen ähnlich ſehen, welches man in dem Schatze zu S. Denis nicht genug bewundern kann.

Ich könnte anführen und beweiſen, daß der erſte, der in Spanien es gewagt hat, einen Stier zu zähmen und zu beſteigen, nicht der Neger Ramon de Roſas ſey, ſondern der tapfere Marianna von Buenos Ayres, welchen ihr Jean Jacques zu nennen würdigte, er, der nicht Jedermann nannte.

Aber ich muß ſchließen, und habe ihrem Correſpondenten von Madrid nichts mehr zu ſagen, außer daß er Ihnen die Kleidung unſerer Torreadores hätte genauer beſchreiben müſſen: Talente und Geſchicklichkeit ſind nicht ſo unabhängig vom Coſtume, als er vielleicht glaubt, und ich bin ſteif und feſt der Meinung des ſeligen Tobie Triſtram Shandy, der der Abkürzung unſerer Kleider den Verfall der Römiſchen Beredſamkeit zuſchreibt.

Es wäre zu wünſchen, meine Herren, daß der intereſſante Unbekannte fortfahren mögte, Ihnen ſeine ferneren Beobachtungen über unſere Stiergefechte mitzutheilen. Das würde bei Ihnen Gelegenheit geben zu nützlichen Abſchweifungen über die Kunſt des Torrero's und wer weiß, ob Sie uns nicht mit der Zeit eben ſo Unterricht geben werden, die Stiere zu bekämpfen, wie es unſtreitig iſt, daß Sie bald die Italiäner das Singen lehren werden? Ich habe die Ehre zu ſeyn u. ſ. w. —

H. N.

3.

Ueber die äußere Figur.

(Aus dem Engliſchen des Shenſtone.)

Es iſt ein junger Edelmann in meiner Gegend, der wegen ſeines außerordentlichen Staates allgemein für ſtolzer und hochmüthiger angeſehen wird, als ſeine Nachbarn. Man giebt es oft zu verſtehn, daß er weder durch ſeine Geburt, noch Stand, noch Vermögen zu ſo einem glänzenden Aufzuge berechtigt, und daß es folglich nichts als Stolz ſei, was ihn bewege, über ſeinen Stand zu leben, oder was ihn ſo blind mache, dies nicht einzuſehn. Bei allem dieſem Hang zu äußerlichen Glanze iſt er ein leutſeliger und verſtändiger Mann, und deswegen bin ich allemal geneigt, ihn zu vertheidigen, ſo oft man dergleichen Dinge zu ſeinem Nachtheil ſagt.

Für das erſte, iſt es keineswegs klar, daß Putz und Staat ſichere Kennzeichen von Stolz ſind. Wo ſie zu einem übermüthigen Betragen hinzukommen, da werden ſie ein beſtätigendes Zeugniß. Aber das iſt nicht immer der Fall. Verfeinerungen des Luxus im Staat, oder in der Tafel ſind vielleicht eben ſo oft Befriedigungen der Phantaſie, als die Folge eines Beſtrebens, ſeines Gleichen zu übertreffen, und zu verdunkeln. Wer da glaubt, daß Geſchmack hierbei gar nichts zu thun habe, muß die Bedeutung der Worte gar zu ſehr einſchränken. In der That kann die Einbildungskraft ihre Rechnung dabei finden, ohne alle Beziehung auf die Be-

Bewunderung der Welt, oder noch gehäßigere Bewegungsgründe.

Zuweilen werde ich gereizt, die Wärme der Freundſchaft für jenen Edelmann noch weiter zu treiben. Ich führe dann für ihn an, nicht Geburt oder Vermögen allein gebe jemanden ein Recht zu einem glänzenden Aufzuge; dieſes Recht könne auch von andern Eigenſchaften herrühren, von denen jederman geſtehe, daß mein Freund etwas davon beſitze.

Zuweilen habe ich behauptet, daß vorzügliche Geſchicklichkeit, ein gewiſſer Grad von Verdienſten in Gelehrſamkeit, Künſten, und Wiſſenſchaften ein weit vernünftigerer Grund zu einem glänzenden Aufzuge ſey, als die Gründe, die man insgemein dafür halte. Daß in dieſer Art von Vorzügen weit mehr perſönliches ſey, als im Rang oder Vermögen, wird man nicht leugnen, und in der That ſollte man zwiſchen dem Futteral, und der Sache, die darinnen ſteckt, einiges Verhältniß beobachter. Der Hang reicher und unwürdiger Leute, bey allen Gelegenheiten mit Glanz zu erſcheinen, erinnert einen an die Krämer auf dem Lande, die ihre Büchſen vergolden, um Pech oder Taback hineinzuthun. Dieß iſt ohngefähr ſo, wie die Moden auf unſern Theatern, wo man ein Stückchen Licht mit einer Krone geziert ſieht.

Ich habe insgemein diejenigen für privilegirte Menſchen gehalten, die im Stande ſind, den Caracter durchzuführen, den ſie annehmen. Diejenigen, die nicht anders, als durch Putz glänzen können, würden wohl thun, wenn ſie bedächten, daß der Contraſt zwiſchen ihnen und ihren Kleidern ſehr zum Nachtheil gereiche. Daher habe ich zuweilen mit Vergnügen geſehn, daß manche Edelleute von unermeßlichem Vermögen ſich ſehr einfach kleideten.

Wäre Putz nur Leuten von Familie erlaubt, ſo könnte man ihn als eine Art von Familienlivree anſehn, und Jacob der Stallknecht könnte mit gleichem Recht auf den koſtbaren Rock ſtolz ſeyn, den ihm ſein Herr giebt. Ja noch mehr; denn der Herr, ehe er einen Knecht miethet, wird erſt ein Zeugniß von ſeinen Verdienſten verlangen, da hingegen der Herr ein Recht zu einem gewiſſen Glanze zu haben behauptet, wenn er auch ganz und gar keine Verdienſte beſitzt.

Nach meinen Ideen vom Staat könnte er zu ſehr guten Endzwecken dienen. Er gründet ſich dann auf einerlei Grund mit der Robe des Richters, und dem Mantel des Biſchofs. Hätten bloß Leute von Verſtand das Recht ſich zu putzen, ſo würden wir ſehn, daß viele ſich jetzt um dieſen Vorzug bewürben, in Hoffnung, die damit verbundenen Vorrechte zu erlangen. Der Putz eines leeren Kopfs, würde ihn eben ſo lächerlich machen, als Stern und Band einen, der nie zum Ritter geſchlagen worden; und die Menſchen würden einen ſo rühmlichen Fleiß anwenden, ſich zu einer brocadenen Weſte, oder zu einer goldnen Doſe zu qualificiren, als ſie jetzt anwenden, um ſich das Recht zu erwerben, eine Robe oder einen Mantel zu tragen. Man würde einen Menſchen um ſeines Putzes willen nicht eher für einen Thoren halten, als bis man im öftern Umgang mit ihm einen Mangel in ſeinen Anſprüchen darauf bemerkte. Wäre er unfähig, einen guten Einfall hervorzubringen, ſo würde das Gold auf ſeinem Rock ſich zu ſeinen Umſtänden nicht zu ſchicken ſcheinen. Es würde einer nicht eher Franzöſiſche Kleidung tragen, als bis er von den beſten Franzöſiſchen Schriftſtellern Rechenſchafft geben könnte; er müßte erſt in allen Orientaliſchen Sprachen bewandert ſeyn, ehe er es wagte, einen Diamant zu tragen.

Man könnte einwenden, daß die Menſchen von den größten Verdienſten nicht im Stande ſeyn würden, ſie durch Putz an den Tag zu legen, weil ſie insgemein geringe Einkünfte haben. Aber man ſollte bedenken, daß durch ein Prachtgeſetz von der Art der übrige Theil der Welt ihren Staat ſo eingeſchränkt ſehen würde, daß ein ſehr mäßiger Grad von Glanz die Leute von Verdienſten mehr auszeichnen würde, als ein größerer Grad jetzt die übrige Welt.

Mein Vorſchlag geht überhaupt dahin, daß man es Leuten von Verdienſten erlauben ſollte, ſich ihnen gemäß zu putzen, doch müßte man ihnen dabei vergönnen, ſimpel zu erſcheinen, wenn ſie es für dienlich hielten, ſo wie der Edelmann ſein Ordensband ablegt, wenn er glaubt, es komme nichts darauf an, ſeinen Stand zu zeigen.

4.

Ein Caracter.

(Aus dem Engliſchen des Shenſtone.)

Es war ein Jüngling, mit allen vortreflichen Eigenſchaften des Geiſtes ſo reichlich ausgeſteuert, daß er eben ſo fähig ſchien, Glücksgüter erwerben, als ſie verachten zu können. Er hatte in der That alle die Kenntniſſe, alle die Gelehrſamkeit, die man auf Univerſitäten erwerben kann, ohne die Pedanterei, und die ſchlechten Sitten, die nur zu oft damit verbunden ſind. Was wenige, oder keine durch den anhaltendſten Fleiß erlangen, beſaß er von Natur, ich meine, jene Feinheit des Geſchmacks, die ihn in den Stand ſetzte, die Schönheit unter ihren mannigfaltigen Geſtalten zu bewundern. Sie blieb von ihm nicht unbemerkt, eben ſowohl im Schnitt eines Aermels, als in der Lauterkeit einer ſittlichen Handlung. Das Ebenmaaß einer Bildſäule, die Proportion eines Gebäudes, die Bewegung im Tanz, die Farbe einer Wange, oder einer Blume erregten in ihm Gefühle der Schönheit, der Schönheit, die man ſchwächern Köpfen mehr zu unterſcheiden als fühlen lehrt. Er konnte ſich eben ſo gut die Vorzüge des Hofmanns als des Gelehrten zu eigen machen, wovon ſonſt einer in den Augen des andern lächerlich zu ſeyn pflegt. Er hatte nichts in ſeinem Caracter, das ſo große Vollkommenheiten verdunkeln konnte, als den Mangel, den gänzlichen Mangel einer Begierde, ſie an den Tag zu legen. Daher kam es, daß das, was andere zu dem höchſten Ruhm würde erhoben haben, oft bei ihm ganz unbemerkt blieb. Denn in Anſehung der gewöhnlichen Beobachter iſt es nothwendig, daß man ſelbſt ein Gewicht auf dasjenige legt, was man von andern bemerkt haben will, und das war nie ſeine Art. Seine Kenntniß der Bücher hatte einigermaßen ſeine Kenntniß von der Welt, oder vielmehr von ihren äußerlichen Gebräuchen vermindert. Sein gewöhnlicher Umgang war vielleicht ein wenig zu ſehr mit Räſonnement angefüllt, der gewöhnliche Fehler derer, die eifrig ſtudieren; er würde dies beſſer eingerichtet haben, wenn nicht die Allgemeinheit ſeiner Talente und die Methode ſeiner Erziehung ſo viel zu dieſem liebenswürdigen Fehler beigetragen hätten. Dieſe Art von Sonderbarkeit (einen beſſern Namen geſtattet ſeine Beſcheidenheit nicht) kann mit der Steifigkeit eines ſchönen Stückes Brocad verglichen werden, bei dem das Dicke in der That ſeinen Werth ausmacht, und davon unzertrennlich iſt. Es war ein Vergnügen, ſeine glückliche Kühnheit in Ausrottung gemeiner Vorurtheile zu ſehn, die er eben ſo ſchnell bemerken, als mit Laune lächerlich machen konnte. Er hatte die Herzen ſowohl als den Verſtand ſeiner Freunde ſo ganz in ſeiner Gewalt, daß er die ſeltſamſten Paradoxen gar bald glaubwürdig und annehmlich machen konnte. Sein Bild konnte, gleich dem eines regierenden Herrn, dem koſtbarſten Metall einen Werth mehr geben, und, ſobald uns unſere Augen überzeugten, daß er es ſey, der da ſpräche, ſo glaubten wir auch das, was er uns ſagte. Darinnen war er von W—r unterſchieden, daß er die Gabe hatte, bei den größten Tugenden keinen Neid zu erregen, dahingegen jener ſich mehr dadurch auszeichnete, daß er ſelbſt ſeine Fehler angenehm zu machen wußte, die wenigen nämlich, bei denen er dieſe Geſchicklichkeit zeigen konnte.

5. Probe

5.

Probe eines Pragiſchen Kaſperleſtücks.

Ich war ſo glücklich kürzlich ein Stück in die Hände zu bekommen, das in ſeiner Art ein Meiſterwerk iſt. Die Schickanederſchen Opern reichen dieſem das Waſſer nicht. Ich kann der Begierde nicht widerſtehn, Ihnen eine kurze Nachricht davon mitzutheilen; vielleicht daß Sie unter den Miſcellanien des Theatercalenders davon Gebrauch machen können. Der Titel iſt: „ein neues Singſpiel, genannt; **Bernardon** die **verſoffene Gouvernante**, ein ganz neues auf Franzöſiſche Art eingerichtetes Divertiſſement, welches in Singen und Tanzen beſteht, und erſt kürzlich auf Angebung des Herrn **Joſeph von Kurtz**, durch ein Mitglied der Prageriſchen Schaubühne in gebundener Rede verfertigt worden." Ohne Jahrzahl, Verlagsort und Seitenzahlen, auf Löſchpapier abgedruckt. Bernardon ſcheint der ſogenannte **Kaſperle** zu ſeyn; die Namen der Acteurs fehlen. Die alte Gouvernante hat eine Penſionsanſtalt; ihre Tochter eine gewiſſe Flammeta, liebt einen gewiſſen Flavio. Das Stück iſt ganz in Reimen abgefaßt, wovon einige Proben folgen ſollen. Ich würde das ganze Stück abſchreiben müſſen, wenn ich Ihnen alle das Schöne darinn recht fühlbar machen wollte. Flavio tritt zuerſt auf mit ſeinem Bedienten Criſpin einer ſtummen Perſon.

Aria.

Aria.

Will des Unglücks Grauſamkeit
Mich bei denen Haaren faſſen?
Soll ich meinen Schatz verlaſſen?
Ach Fiammetta! meine Freud!
Ich ſoll dich auf ewig meiden!
Schau die Thränen, ſieh mein Leiden!
Ach was Qual! was Pein! was Noth!
Wenn man ſtirbt, ſo iſt man todt!
Die Götter, die Teufel,
Ein tödlicher Zweifel,
Die Furien der Höllen,
Die martern und quällen
Mein zärtliches Herz.

(Zu Criſpin.) Und da ſteht der Bengel, der Eſel, der Schlingel, der Lümmel! o grauſamer Himmel! Hier fehlet der Puder, geſchwinde du Luder. u. ſ. w. Sollte man nicht glauben, Flavio habe dieſe Energie im Schimpfen unſern quondam Kraftgenies abgeborgt? Das ganze Stück beſteht aus ähnlichen Arien, nichts iſt Recitativ, alles Aria und Ballet. Das wäre für unſre junge Herren, denen in einer Paiſielloſchen Oper die Recitative zu lang werden. Nachdem Flavio gepudert iſt, bekömmt er den Einfall ſich zu erſtechen, woran ihn aber Fiammetta hindert, die, bei ungeöffnetem Fenſter, ihn in einer Arie, glücklich zu machen verſpricht. Der Schauplatz verwandelt ſich in einen Garten, wo die Gouvernante die Kinder erſt ſpielen, hernach arbeiten läßt. Als Intermezzo küſſen ihr die Kinder die Hand. Die Gouvernante dürſtet, nimmt Tabac und nießt, die Kinder rufen contentement. Sie nieſet nach dem Tacte, „Tſcha, tſchi, bien obligé!“ Sie ſingt mit ihrer

Tochter ein Duett, worinn ſie die Hitze, die Tochter aber die Liebe tormentiren will, zu trinken, komm Schatzerl, ſonſt muß ich crepiren. Flavio erſcheint als Brandweinhändler, und bietet ihr ſeine Waare an, ſie ſchlägt ſie erſt aus, trinkt aber hernach, da er ſeine Flaſchen ſtehn läßt, ſo viel, daß ſie zu Boden ſinkt, Flavio läßt ſie auf einem Schubkarren abfahren, die Kinder betrinken ſich auch. Folgendes Chor ſchließt das Stück.

Flamm. Hier liegt nun die ſaubre Frau.
Kind. Wie eine Sau.
Flav. Holla Kutſcher komm gefahren,
Mit dem Karren.
Lad ſie auf und führ ſie fort,
An den ihr beſtimmten Ort.
Flamm. Auf mein Schatz zum Hochzeitmachen.
Alle. Auf zum Scherzen, auf zum Lachen,
Daß wir könn luſtig ſeyn,
Macht der edle Brandtewein.

Und das ſingen Kinder, und führen wahrſcheinlich auch Kinder auf! — —

J. M—r.

6.

Zwei merkwürdige Briefe der Frau von Maintenon.

Unter den Prozeß-Acten des berühmten **Fouquet**, die das Volk zu Paris nebſt mehrern dergleichen Urkunden, bei der Eroberung der Baſtille plünderte, befinden ſich auch zwei Briefe der **Maintenon**, die ſie noch als Madam **Scarron** an **Fouquet** geſchrieben hatte, und die unter deſſen Papieren angetroffen worden waren: ſie ſetzen den Caracter dieſer Dame, von Seiten ihrer vorgeſpiegelten Zucht und Tugend, in ein ziemlich helles Licht.

I.

Ich kenne Sie nicht genug, um Sie zu lieben, und wenn ich Sie kennte, ſo würde ich Sie vielleicht weniger lieben. Ich habe immer das Laſter geflohn, und einen natürlichen Abſcheu vorm Sündigen; aber ich geſtehe Ihnen, daß ich noch einen weit ſtärkern Abſcheu vor der Dürftigkeit habe. Ihre 10,000 Thaler habe ich empfangen; wollen Sie mir in zwei Tagen noch 10,000 andre bringen, ſo will ich ſehn, was ich thun kann.

II.

Bis jetzt verließ ich mich ſo ſehr auf meine Kräfte, daß ich der ganzen Welt Trotz geboten haben würde, aber ich bekenne gern, daß mich meine letztere Unterredung mit Ihnen hingeriſſen hat. Ich habe in Ihrer Unterhaltung tauſend Annehmlichkeiten gefunden, die ich nicht erwartete. Und ſollte ich jemals allein mit Ihnen ſeyn, ſo weis ich nicht, was daraus erfolgen könnte.

(Dieſer letztere Brief iſt nicht von der Scarron unterſchrieben, aber man glaubt zuverläßig, daß er von ihr iſt.)

VIII.

Roman.

Wie bändigt man den Muthwillen unſerer feinen Herren?

(Aus dem Franzöſiſchen.)

Sahn Sie nicht oft, meine ſchöne Damen, Schmetterlinge und Fliegen die Knoſpe *) umflattern, die ſich zu öffnen begann, um ſtatt des Nectars, den ſie ihr raubten, ihr verderbendes Gift in den Buſen zu hauchen? Und dennoch blenden die lieblichen Farben. Das Herz des ſchuldloſen, unerfahrnen Mädchen iſt zu weich, als daß es die gefährlichen bunten Dinger könnte ſpießen laſſen.

Schim-

---

*) Bei dem Ausdruck fiel mir eine Muſterung unſeres hieſigen Blumenbeets ein, der ich neulich beiwohnte. Ich würde Ihnen alle die ſinnreiche Einfälle mittheilen, wenn Sie unſere ſchöne Welt kennten. Sie können wohl denken, daß es unter den Veilchen, Roſen, und Jasmin auch Feuerlilien, Päonien und Türkenbund, neben der ſchön farbigten aufgeblähten Tulpe, manch einfaches beſcheidenes Vergiß-

mein

Schlimmer noch, als die Schmetterlinge und Cantthariden ſind manche junge Herren in den Zirkeln unſerer feinſten Geſellſchaften. Sie tanzen, unbekümmert um die Folgen ihres Leichtſinns, von einem verliebten Abentheuer zum andern, mißbrauchen Ihre Nachſicht, triumphiren über ihr gutes, leichtgläubiges Herz, und rühmen ſich laut ihrer Eroberungen, die ſie nicht ſelten erdichten.

Alles, alles unterwirft ſich Ihrem mächtigen Zauberſtabe, wenn Sie nur wollen, ein ernſtlicher Wink von Ihnen würde dieſe Verwegenen zurückſcheuchen; aber unglücklicher Weiſe treten Sie ihnen freiwillig die Herrſchaft ab, laſſen Sie ſich durch ihre Schmeicheleien einſchläfern, und von ihrem kühnen zudringlichen Ton überraſchen. Ihr Herz, oder vielmehr Ihr zärtliches Gefühl entſchlüpft mit dem Kopf, Sie wollen von einem Taumel nicht erwachen, deſſen Erinnerung Ihnen unangenehm ſein würde, ſie täuſchen ſich ſelbſt, indem Sie glauben andere zu täuſchen!

Nicht ſo machte es die würdige Gräfinn von Valmont. Hören Sie ihre lehrreiche Geſchichte.

Kaum ſechzehn Sommer alt heirathete ſie, auf Zureden ihrer Verwandten, einen funfzigjährigen Hageſtolz, den weder Vorzüge des Leibes noch der Seele auszeich-

---

[illegible] im Schatten, und außer dem ſanften Heliotropium auch Tuberoſen giebt, die im Freien ganz lieblich düften, in der Nähe aber den Kopf einnehmen, und die Nerven betäuben. Auch hier flattert zuweilen ein Sommervogel ohne Scheu von einem Blümchen zum andern; da in unſerm Clima Dionäen (Dionaea Muſcipula Linn.) unter die Seltenheiten gehören. Aber ich haſſe das Veilchen, das k. ſ. w.

zeten, um mit dem hohen Range die Hoffnung eines anſehnlichen Witthums zu erlangen. Das ungleiche Verhältniß der Jahre und das Gefühl ſeiner geringen Verdienſte vermehrte ſeine eiferſüchtige Laune, und ſie zerſtörte bald das Glück dieſer ſeltſamen Verbindung. Sie behandelte ihn indeſſen mit der zärtlichſten Schonung, wich jeder Gelegenheit aus, ſeine lächerliche Einbildung zu nähren, und zog ſich freiwillig von allen Geſellſchaften zurück.

Aber er ſtarb, und bald nach ſeinem Tode erſchien ſie wieder in der großen Welt; ſie wurde der Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung, und alles, was jung und ſüß und vom Ton war, drängte ſich um die ſchöne Wittwe her. Die Marquiſe verband mit den Vorzügen ihrer Bildung ein edles Herz und einen durchdringenden Geiſt; aber ſie ſuchte nicht mit ihrem Verſtand auf Koſten anderer zu glänzen; ſie ließ ſich zu den Fähigkeiten, zum Geſchmack eines jeden herab, und gab ihm Gelegenheit, ſein Talent und ſeinen Witz zu zeigen. Dieſe Beſcheidenheit, dieſe Klugheit machte ihren Umgang vorzüglich angenehm, und ihr Haus war der Sammelplatz der beſten Geſellſchaften. Munteres Scherz würzte die Unterhaltung, ſie wußte das ſteife, zurückhaltende Weſen zum natürlichen und vertraulichen umzuſtimmen, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben; man nahm an politiſchen, an gelehrten Kriegen Theil, ohne ſich zu erbittern, man urtheilte über jedermann, ohne Partheilichkeit, ohne Verläumdung, man erhielt den großen Zweck des gemeinſchaftlichen Vergnügens, ohne den guten Namen eines Abweſenden preiß zu geben, Pibſt ohne Hexen und Schnatterſpiel!

Sie war gefällig gegen jedermann, und niemand ſchien ihr beſonderer Günſtling zu ſeyn. Dieß erwarb ihr die Liebe und Hochachtung des weiblichen Geſchlechts und erhielt ihr die Aufmerkſamkeit und Ehrfurcht der Mannsperſonen. Sie hatte viel Freunde, wie ſie es verdiente, aber bei aller Schönheit der Jugend, bei dem verführeriſchen Reiz ihrer Bildung, keinen Liebhaber. Man wundere ſich darüber nicht, ſie war keine Coquette, keine Prüde, eine vernünftige Frau, der nichts an der Verzweiflung eines Anbeters lag, die nicht um die Schmeicheleien der ſüßen Herren buhlte. Die Mannsperſonen lieben nur aus Eigennuz, ſie haben keine Gewalt über ein Frauenzimmer, das nicht leichtgläubig iſt, noch ihnen Gelegenheit zu einem Triumph darbietet.

Der Graf D * *, ein Vertrauter ihres ſeligen Mannes, war der erſte Freund des Hauſes, und ein aufrichtiger Bewunderer ihrer Verdienſte. Der Mann hatte einen Fehler, der ſeinem Herzen Ehre machte. Er war unerſchöpflich in Lobſprüchen, wenn er von ſeinen Freunden ſprach, und der neueſte derſelben behauptete vor den ältern immer den Rang. Nun war eben der Baron von Vermeil der Held ſeiner Erzählungen. O das war ein herrlicher Junge, geſcheidt, hübſch, wohlgewachſen, voller Talente, und glücklich in ſeinen Eroberungen, keine, keine, konnt' ihm widerſtehen! — Er ſchwuhr darauf, und ruhte nicht, bis die Gräfinn ihm erlaubte, den Adonis mitzubringen.

Er erſchien, dieſer geprieſene Liebling der Grazien, ſeines Sieges zum voraus gewiß. — Schmachtend und zärtlich näherte er ſich ſeiner neuen Göttinn. (Leicht und tändelnd ſchwebte er einher, ein Hauch ſchien ihn in Bewegung zu ſetzen.) Sein Glück, ſein Stand, und die Einbildung von ſeinen Verdienſten liehen ihm eine Eitelkeit, die aus jedem ſeiner Blicke leuchtete, und eine Dreuſtigkeit, die ihn in keiner Verlegenheit verließ. Er war nicht leer von Kenntniſſen, ſeine Sprache hatte ſich in der guten Geſellſchaft gebildet, wo man ſich freilich oft erlaubt, etwas fades zu ſagen, wenn es nur mit einem Anſehen von Wichtigkeit vorgetragen wird. Niemand entgieng dem Stachel ſeines Witzes, und ſeine kleinen Spöttereyen waren nicht ganz ſo plump, daß man ſie als Beleidigungen hätte aufnehmen können; er war von dem Uebergewicht ſeiner großen Eigenſchaften ſo innig überzeugt, daß er mit mitleidsvoller Verachtung herabſah auf den ganzen Zirkel um ihn her.

Ungeachtet aller dieſer Vorzüge, die den feinen jungen Modeherren unſers Jahrhunderts auszeichnen, ſchien er der Gräfinn von Valmont gar nicht zu behagen. Man gab ſich nicht mit ihm ab, und er machte die traurige Erfahrung, daß auch entſchiedene Verdienſte verkannt werden können. Aus Verdruß beſchloß er, ſeinen Angriff auf die erſte beſte Dame in der Geſellſchaft zu richten. Er wendete ſich an die Marquiſe von Cogalane, eine junge, hübſche, reizende Frau, der die Erfüllung ihrer Pflichten ſo ſehr am Herzen lag, als mancher andern der Wunſch, das Band der Treue zu trennen. Sie zog das ſtille Glück einer guten Gattinn, und zärtlichen Mutter, dem glänzenden Titel einer galanten Frau vor. Ihr Mann war der einzige Geliebte, und dieſer Mann hatte doch in den Augen der Welt tauſend Fehler, weil er eine hübſche Frau hatte. Alſo — welche Demüthigung für unſern ſtolzen Ritter! auch dieſer Plan ſcheiterte. Er ließ ſich bis zu der Gefälligkeit herab, ihr Geſchenke zu machen, denn das war ſonſt nie ſeine Sache, wie er ſagte, die guten Kinder trugen ihm ihr Herz auf halben Weg entgegen. Aber kein Diamant blendete die treue unerbittliche Dame. Sie ſagte ihm rund heraus, was er zu hoffen habe, und mit ungewöhnlicher Beſchämung zog er ſich zum zweiten Male zurück.

In der Angſt ſeines Herzens kehrte er ſeine Waffen mit verdoppeltem Muth gegen die Gräfinn von Valmont; die Eroberung einer Frau von Verſtand ſchien ihm der Mühe werth zu ſeyn. Er hoſte, ihr zu gefallen, wenn er ſich nach ihren Launen richtete; wenn er den Tugendhaften, den Mann von feiner Empfindung und ächter Liebe ſpielte, er ward äußerſt behutſam beſcheiden und ehrerbietig. Aber er kam bei allem Zwang, mit welchem er ſich zu verſtellen ſuchte, nicht weiter in ihrer Gunſt. Doch ſie war ſanft, und behandelte ihn ſo ſchlimm nicht, als die Marquiſe von Coqalane. Dieß beſtärkte ihn in ſeiner Hoffnung, er wurde nach und nach dreuſt, und vergaß ſeine Maſke. Beſonders ſprach er (wie einfältig!) um ſie zu gewinnen, unaufhörlich von ſeinen glücklichen Liebſchaften. Die Gräfinn wollte ihn bekehren, aber ihre Mühe war vergeblich, die vernünftigſte Moral haftete bei ihm nicht, der Mann hatte nur den einzigen Grundſatz, keine Grundſätze zu haben. Sie gab ſchon ihren Vorſatz auf, als ſich von ohngefähr ein neues Mittel darboth. Der Baron war im Begriff, Sturm zu laufen, er forderte ſeine ganze Beredſamkeit auf, die Gräfinn zum Capitulieren zu bewegen, zählte ihr die ſchönen, ehrwürdigen Damen an den Fingern her, die ſeine Liebe ſchon begünſtigt hätten, ſetzte ſie, um ihre Eigenliebe zu kitzeln, an die Spitze aller dieſer Heldinnen ſeines Namens, und verſprach, ihr alle die zärtlichen Briefe, die er von dieſen gefälligen Damen aufweiſen könnte, zum Opfer zu bringen.

Die Gräfinn erſtaunte über die Unverſchämtheit des Abenteurers, und verlangte nur die Liebesbriefe der Marquiſe von Coqalane zu ſehen. Er brachte ſie, und die Gräfinn, welche die Hand der Marquiſe ſehr genau kannte, erklärte ſie für falſch; verwies dem Herrn Urian mit edlem Unwillen ſeine Frechheit, die Ehre einer unſchuldigen Frau anzutaſten, und zeigte ihm das Lächerliche ſeiner Unternehmung, ihr Herz durch einen ſo niedrigen Kunſtgriff gewinnen zu wollen. „Ich könnte Sie, ſprach ſie, vor der gan„zen Welt beſchimpfen, wenn ich dieſe Beweiſe Ihres uned„len Leichtſinnes bekannt machen wollte. Aber ich verzeihe „Ihrem Alter eine Thorheit, die Ihr Herz einſt bereuen „wird. Lernen Sie den guten Namen einer Dame mehr „ſchätzen, und ſchonen Sie wenigſtens die, die Ihnen keine „Urſache gegeben haben, ſich über ſie luſtig zu machen.“ Kurz ſie hatte ihm eine ſcharfe Lauge bereitet, die um ſo mehr Eindruck auf ihn machte, als er ſie von einer jungen, gefälligen Dame nicht erwartet hatte. Ein geheimes Gefühl von wahrer Ehre erwachte in ihm, und wirkte mächtig auf ſein Herz. Er warf ſich ihr zu Füßen, dankte ihr für die wohlthätige Lehre, womit ſie ihm die Augen geöffnet hätte, und gelobte, ſeiner eiteln Flatterhaftigkeit auf immer zu entſagen. Sie verſprach dagegen, ihn mit ihrem Rath zu unterſtützen, und erlaubte ihm, ſie öfterer zu beſuchen.

Er ward mit der Zeit ein ganz anderer Menſch. Er begegnete den Damen, die es verdienten, mit Achtung und Anſtand, prahlte nicht mehr mit Eroberungen, und wurde ſolid, ſittſam und liebenswürdig. Die Gräfinn war mit ihrem Zögling ſo zufrieden, daß ſie ihn heirathete. Keins von beiden hatte Urſache, ſich dieſe Verbindung reuen zu laſſen, und einige unangenehme Empfindungen abgerechnet, welche das Andenken an ſeine ausſchweifende Lebensart zuweilen in ſeiner Seele erregte, waren ihre Tage ein Gewebe von beſtändiger Glückſeligkeit und Freude.

[illegible] über die neueſten Ereigniſſe, ſeit dem 5ten October 1789.
Briefe über die Stiergefechte in Spanien. [illegible]
Ueber die äußere Figur. 135.
Ein [illegible] 138.
Probe eines Pragiſchen Kaiſerleſeſtücks. 141.
[illegible] merkwürdige Briefe der Frau von [illegible] 144.
[illegible]
Wie bändigt man den Muthwillen unſerer [illegible] Herren? 146.

[illegible] der [illegible] Buchhandlung in Berlin ſind in der Oſtermeſſe 1790 folgende neue Bücher heraus gekommen.

[illegible]erkungen (Fortgeſetzte) über die eigentlichen Abſichten der Religion oder Fortgang da wo Herr Abt Je[illegible] [illegible] gr. 8. Berlin 1790. 16 Gr.

[illegible] die Religion der Kinder des [illegible] zweiter Theil gr. 8. Berlin 1790. 20 Gr.

[illegible] ſämtl. Schriften 18. Band 8. Berlin 1790. [illegible] 6 Gr.

[illegible] Philoſophen von Sans-Souci [illegible] 6 Gr.

[illegible] Berlin 1790. [illegible]

[illegible] des Philoſophen von Sans-Souci [illegible] zweyter Band 8. Berlin 1790. [illegible]

[illegible] Quartalſchrift aufs Jahr 1790. Er[illegible] gr. 8. Berlin 16 Gr.

[illegible] zur geographiſch ſtatiſtiſchen Politiſchen und ſittlichen Länder- und Völkerkunde. Eine Quartalſchrift aus dem [illegible] und deſſen Reiſebeſchrei[illegible]

[illegible] Johann [illegible]
16 Gr. [illegible]

Neue Quartalſchrift [illegible]
[illegible]
[illegible] Stück [illegible]
[illegible] (Gr.) [illegible]
[illegible] 1790. 4 Gr.

[illegible] Kaufleute [illegible]
[illegible] zweyten Stück [illegible]
[illegible] und [illegible]
[illegible] Koſt, [illegible]
Berlin 1790. [illegible] Gr.

Dictionnaire de deux [illegible]
de Lettres [illegible]
par Mr. le Profeſſeur de la [illegible]
Berlin 1790. 5 Rthlr.

[illegible] franzöſiſche [illegible]
durch die [illegible]
par [illegible] Societé de [illegible]
[illegible]
[illegible] Berlin 1790. 10 Gr.

[illegible] Engliſche [illegible]
[illegible]
16 Gr.

[illegible] Biographiſche [illegible]

[illegible]

[illegible] verſchiedenen [illegible]
[illegible] von Oeſter. Königin [illegible]
[illegible] beſtehen [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] erweitert [illegible]
[illegible] 1790.

Abhandlung über die [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] 1790.

[illegible]

Berlin

BIBL. UNIVERS.

Inhalt.

Gedichte.

Auszüge.

Sitten [illegible] Römer [illegible]

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1. Zwey Sprüche [illegible] Anekdoten[illegible] [illegible] gebühren.

[illegible]

Naturgeſchichte.

Ueber den Bohon Upas [illegible]

Biographie.

1. Bruchſtück aus der Fortſetzung der Selbſtbekenntniſſe des J. J. Rouſſeau [illegible] lich ſeinen Aufenthalt [illegible] treffend.

Anekdoten.

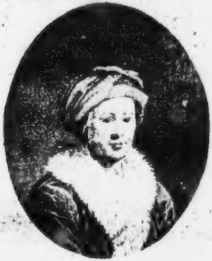
Ueberſetzung und Sammlung [illegible] ſchen Revolutionsſchriften.

Thut die Augen auf! [illegible] Ueberſetzung der ſtärkſten Stellen aus [illegible] kürzlich zu Paris unter [illegible] ſchienenen Broſchüre.

Olla Potrida.

1790.

Zweytes Stück.



Joh. Winkelmañ

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

I.

Gedichte.

1.

Der Lohn des Sängers.

Dem lohnt nicht Gold, der ächter Harfner iſt,
Umſonſt nur winken ihn des eitlen Ruhmes Palmen
Aus ſeinem Hüttchen, wo des Rohrdachs Halmen
Ihn ſchützen, und er aller Welt vergißt.

Ein froher Muth iſt alles, was er hat
Und was er wünſcht, der kann ihm nimmer fehlen;
Genügſamkeit wird er zur Göttin ſich erwählen,
Ihn labet ſanfter Schlaf auf harter Lagerſtatt.

Nur einen Wunſch hat er, und ſollt er den erreichen,
Welch Glück iſt dann dem ſeinen zu vergleichen!
Er wünſcht nur ſeiner Huldin Gunſt.

Ihr weiht er gerne; ſeine ſchönſte Kunſt,
Sein Leben ſelbſt dünkt ihn nur kleine Gabe,
Wenn ſie's verlangt, ſie ſeine größte Haabe.

F. Meyer.

2.

Der Adler und der Pelikan.

Zum nahen Tode ſchon bereit,
Saß König Adler tief in einer Felſenhöhle;
Und Ahndung von Unſterblichkeit
Durchbebte ſeine große Seele.
Es maaß ſein königlicher Blick
Sein Leben noch einmal zurück —
Und Ruhm und Glorie umſtrahlten
Die Tage, die ſich ihm, in Purpurlicht gewebt,
In glanzerfüllter Ferne mahlten.
Ha! rief er aus, das heißt gelebt!
Nun ruhe ſanft, o meine Krone!
Auf meinem hohen Königsthrone.
Und doch — was ſagt ein toller Wahn?
Mir wiche nicht der Pelikan? —
Ha! daß ich noch mit ihm den letzten Wettſtreit wage!
O mach dich auf, mein Sohn! erfrage
Den Sonderling, der in ſich ſelbſt gekehrt,
Den Forſchenden die kühnen Blicke wehrt.

Der Sohn eilt fort, um bald zurückzufliegen.
Schon eilet er zurück zum alten Vater hin.
Still war ſein Flug — ein neuer Sinn
Arbeitete in ſeinen hohen Zügen. —
„Ach, daß ich wieder bey Euch bin,

Mein Vater! ach! ich ſah ihn ſterben,
Den großen Geiſt — ach! einen herben,
Glorreichen Tod. — Um ſeine Brut
Dem Hungertode zu entreißen,
Sah ich ihm ſeine Bruſt ſich von einander reißen;
Da rieſelte ſein edles Blut,
Da tranken ſie in gier'gen Zügen
Sein Leben auf — da ſah ich ſeinen Geiſt entfliegen.“

Er ſprach's — Ein heiß Gefühl durchdrang
Den Vater, und ſein Auge brach. —
„Ich bin beſiegt —“ er ſtarb indem er's ſprach.

M.

3.

An Amalia.

Sonſt bin ich mit dem Tag erwacht
Zu neuer Seeligkeit:
Doch, ach! jezt klag' ich laut der Nacht
Des Herzens Gram und Leid.

Ich habe weder Haus noch Heerd,
Noch große Haufen Gold;
Wenn Reichthum nur durch Lieben ehrt,
So miß ich Minneſold.

Du kränkſt dich, daß ich dich verkannt,
Hemm deiner Thränen Lauf;
Die Welt, wo, Huldin, ich dich fand,
Nimmt gern auch Armuth auf.

Uns lohnet die Genügſamkeit,
Uns labt der Waſſerkrug,
Schnell bringt uns zu der beſſern Zeit
Der Dichtkunſt Sternenflug.

Uns führt auf rauher Lebensbahn
Die Liebe himmelan,
Und ſtärkt uns, wenn der düſtre Wahn
Feſt unſern Geiſt gewann.

F. A. A. Meyer.

II.

Auszüge.

Sitten der heutigen Römer.

(Aus dem zweyten Theil der maleriſchen Reiſe nach Rom.)

In keinem Lande werden die Fremden höher geſchätzt, als hier. Bey außerordentlichen Ceremonien des Hofs oder bey ſolennen Andachten hat die Schweizergarde den gemeſſenſten Befehl, denſelben Platz zu machen. Es iſt der Gebrauch, daß man hierbey ſchwarz gekleidet erſcheint, weil man in dieſer Farbe diſtinguirt wird. Hingegen iſt die Hochachtung der Römer gegen die Fremden lange nicht hinreichend, ſie zu vermögen, ihr Vaterland zu verlaſſen, und die Welt zu ſehen; denn ſie wachſen nun einmal mit dem lächerlichen Vorurtheile auf, daß außer Rom die Welt eine Einöde iſt, und die Menſchen Barbaren ſind. Roma urbs orbis, ſagen ſie, und brüſten ſich ſo ſehr damit, daß man Mitleiden gegen ſie hat. Ein Römer, der gereiſet hat, iſt das poſſirlichſte Ding von der Welt. Ich erinnere mich eines Kaufmannsſohns, Nahmens Balducci, der einige Zeit in Frankreich war. Bey ſeiner Zurückkunft that er ſo fremde, als wäre Rom eine Inſel der Südſee. Er erkundigte ſich nach dem Namen der Straßen, fand alle Häuſer neu, und die Koſt ſchlecht. Er ging in ein Kaffeehaus, und fragte gebrochen franzöſiſch nach ſeinem väterlichen Hauſe, und gab ſeinem Nahmen eine franzöſiſche Endung. Le Marchand Monſieur Baldeuſe, ſagte er wiederholtermalen, als ein Landsmann von ihm, der ihn ſehr wohl kannte, aufſtand, und in jener dem Römer eigenen ſatyriſchen Laune dem jungen Herrn treuherzig auf die Schulter klopfte, mit der Frage: kennſt Du mich, Brüderchen? Er las ihm darauf derb die Leviten, und beſchämte ihn vor der ganzen Geſellſchaft; nahm ihn dann beym Arme, und zeigte ihm ſeines Vaters Haus, das dem Kaffeehaus gegenüber ſtand. Wer in Frankreich geweſen iſt, läßt ſich bey ſeiner Zurückkunft Monſieur nennen. Trotz der Antipathie der Römer gegen die Franzoſen, glauben ſie doch, daß Frankreich noch das einzige Land ſey, welches ſie, ohne ſich zu erniedrigen, beſuchen könnten. Woher ihre Abneigung gegen die Franzoſen kömmt, weiß ich nicht, wenn ſie ſich nicht von den älteſten Zeiten herſchreibt. Dieſes hindert aber nicht, ſie im Anzuge und äußerlichen Anſtande nachzuahmen. Nur können ſich die Frauenzimmer nicht überwinden, rothe Schminke zu gebrauchen, weil ſie die Natur vor aller erborgter Schönheit lieben. Eine Römerin, die an einen Fremden verheyrathet iſt, hält ſich berechtigt, ſie mag mit ihrem Manne gereiſt haben oder nicht, alle ausländiſche

Moden mit zu machen, und wird hierin von den andern ungemein beneidet. Dies iſt auch ein Bewegungsgrund mit, warum ſie Ausländer ſich zu Männern wünſchen. Ja, man geht ſo weit, daß man den ſonderbarſten Anzug an einem fremden Frauenzimmer für ſchön, und ſie ſelbſt für eine Schönheit hält. Die Engländer hat man ſehr gern, wegen ihres Geldes, und die Deutſchen wegen ihres biedern Charakters. Die Polen gelten wenig. Die Ruſſen fangen erſt an, Rom zu beſuchen. Die Florentiner und Genueſer werden gleichgültig behandelt, und die Luccheſer, Bergamaskaner und Veroneſer noch weit mehr. Die Mayländer, Venezianer und Neapolitaner ſind wohl gelitten.

Jetzt gehe ich auf andere beſondere Gegenſtände über, welche zu den Sitten gehören. Eine ſchwangere Frau wird mit aller Achtung behandelt, und wer ſich gegen ſie vergreift, wird ſcharf geſtraft, und als eine Art Verbrecher verabſcheuet. Wer ihr eine Ohrfeige giebt, wird auf drey Jahre auf die Galeere geſchickt. Wenn eine ſolche Frau in die Kirche kömmt, und findet keinen Sitz, ſo wird ihr ſogleich einer eingeräumet; und ich habe geſehen, daß ſogar Fürſten und Damen aufſtanden, und ihren Seſſel der Frau überließen. Hierbey muß man wiſſen, daß in den Kirchen keine Bänke, ſondern Strohſeſſel üblich ſind, wofür man dem Kirchendiener eine halbjährige Erkenntlichkeit giebt. Der Zug der öffentlichen Achtung gegen ſchwangere Frauen verdient von allen Nationen nachgeahmt zu werden. Ich glaube aber, daß er nicht erſt in den neuern Zeiten Roms, ſondern lange vorher, Wurzel-gefaßt, und daß er ſich von Orient auf Rom herüber gepflanzt habe, ſo wie viele andere Gebräuche, die in das Gebiet der Politik, Moral und Religion gehören, und eben ſo viel feine Schattirungen von dem Charakter des römiſchen Volks ausmachen. Darunter gehört der ſichtbare Deſpotismus der Regierung,

gierung, unter welcher die Nation, aus Unwiſſenheit eines beſſern, gutwillig ausdauert. Die Ausübung deſſelben erſtreckt ſich ſogar auf die Ehemänner und auf die erſtgebornen Söhne. Man weiß, wie enge die Frauen gehalten werden; aber wer wird es glauben, wenn ich ſage, daß der älteſte Sohn, nach dem Tode ſeines Vaters, das Recht erbt, die Mutter nach ſeiner Willkühr einzuſchränken, und den Oberherrn gegen ſie zu ſpielen? Sein Befehl wird als eine Vorſchrift angenommen, unter dem ſich die Wittwe und alle nachgebohrne Kinder ſchmiegen müſſen. Wahrhaftig ein Gebrauch, den nur der ärgſte Feind der Freyheit erfinden konnte.

Das Klima entſchuldigt oder rechtfertigt viele Gebräuche, die dem Anſchein nach der Sittlichkeit entgegenſtreben. Darunter gehört die Gewohnheit beyderley Geſchlechts, nackend zu ſchlafen. Mutter und Tochter entkleiden ſich gemeinſchaftlich, ohne daß ſie in der Mittheilung ihrer Blöße eine Unanſtändigkeit finden. Daſſelbe geſchieht zwiſchen Vater und Sohn, zwiſchen Schweſtern Brüder, Bekannte und Unbekannte. Ich will nicht läugnen, daß je zuweilen, wenn nicht die äußerſte Vorſicht gebraucht wird, die Kataſtrophe der Biblis wiederholt, und jenes beſondere Laſter, welches ſeit undenklichen Zeiten in Wälſchland zu Hauſe iſt, veranlaßt wird. Aber demungeachtet erzeugt dieſe Gewohnheit auf einer andern Seite das Gute, daß man in der Entblößung jene Gefahr nicht ſieht, welche ſich die geſchäftige Einbildung vermuthet. Daher bequemen ſich die ehrbarſten Mädchen, wenn ſie arm ſind, ohne Anſtand dazu, Malern und Bildhauern Modelle abzugeben; ſie nehmen ihre Mutter oder Schweſter mit ſich, unter deren Aufſicht ſie ſich willig entkleiden, und um den geſetzten Preiß und einige Erfriſchungen die Zeit des Akts mit der größten Gleichgültigkeit ausdauern. Man iſt dabey ſo wenig für ihre Tugend in Sorgen, daß ein ſolches Mädchen ohne Bedenken einen Mann findet. Aus dieſem einzigen Umſtand bin ich zur Gnüge überzeugt, daß die Schaam nicht in der Natur gegründet, ſondern ein Reſultat des geſellſchaftlichen Lebens iſt, welches unter den Moraliſten immer eine ſtreitige Frage war. Man kann ſich vorſtellen, daß die Kunſt bey dieſer Freyheit der Blöße ungemein gewonnen, ja eben dadurch ihren größten Gipfel erreicht hat, ſo wie man im Gegentheil annehmen kann, daß ſie in Norden, wo die Gelegenheit, ſich blos zu zeigen, durch das rauhe Klima verboten wird, eben darum zurückbleiben muß. Man ſetzt ſich überhaupt in Rom darüber hinweg, das Nackte anſtößig zu finden, und ein Fremder ſieht die Wahrheit dieſer Bemerkung an den Statuen und Gemälden in Kirchen und an andern öffentlichen Orten hinlänglich bekräftiget.

Die Sitten des gemeinen Mannes ſind ausſchweifend und grob. Er würde ſichs für eine unauslöſchliche Schande halten, wenn er in den feſtgeſetzten Zeiten der Ergötzung und der Schwelgerey ſeinen Antheil nicht dabey genöſſe. Dieſes verleitet ihn, den Gewinnſt ganzer Wochen auf einen einzigen Tag zu verzehren, wenn er gleichwohl weiß, daß er nachher nichts zu leben hat. Solche Tage heißen fette Tage, und weil ſie auf den letzten Donnerſtag vor dem Aſchermittwoche, und auf denſelben des Octobermonats fallen, ſo heißt jeder von ihnen der fette Donnerſtag. Jener Schatten von Freyheit, die er aus Gründen einer ſeichten Politik genießt, verführt ihn ebenfalls zu tauſend Dingen, die er ſonſt ſich nicht erlauben würde. Er misbraucht ſie zum Müßiggange, und dieſer verleitet ihn zur Ausgelaſſenheit und Völlerey. Beydes verwickelt ihn in Raufhändel, die für ihn oder für einen andern unglücklich ausgehen, und nichts geringers, als das Leben koſten. Die Weinſchenken ſind der gewöhnliche Ort, wo dieſe Händel angehen, und die ſchläfrige Polizey ſorgt nicht dafür, daß ihnen vorgebeugt, oder daß ſie ohne Blutvergießen unterdrückt werden. Ueber den Moroſpiel, über ein ſchiefes Wort, oder über die Gegenwart eines Weibsbildes kündigen ſie ſich Krieg und Tod an, und eher ruhen ſie nicht, bis einer dem andern die Seele aus dem Leibe gejagt hat. Auf den Straßen haben ſie einen unbändigen Lärmen, ſingen und ſchreyen aus allen Kräften, ohne daß ſich ihnen jemand was zu ſagen getraut, und man muß ſich gefallen laſſen, ſich der beſten Stunden des Schlafs durch ſie beraubt zu ſehen. Wenn ja etwas im Stande iſt, ihre Rohheit zu mildern, ſo iſt es die Muſik, das einzige Mittel, den Sturm wilder Herzen zu beſänftigen. Aber dann iſt es auch eine Luſt, ſie ihre Guitarre ſpielen und dazu ſingen zu hören. Sie ſtellen ſich auf freyer Straße oder vor dem Hauſe ihrer Geliebten hin, und ſpielen ſo ausdrucksvoll, daß man davon ganz mit fortgeriſſen wird. Es ſind Volkslieder, die man Ritornelli nennt, und oft viel poetiſches Verdienſt und eine reizende Einfalt haben; dieſe ſingen ſie mit aller Wärme der Leidenſchaft, und begleiten ſie mit den ſchmeichelnden Tönen ihres Nationalinſtruments. Der Ton iſt weich und die Melodie originel. Ich will hier gelegentlich eine kleine Probe von einem Volksliedchen anführen:

„Ich hatte ein Paar neue Schuh,
Gieng aus damit ſo früh als ſpat,
Zu ſuchen jenen, der die Ruh
Bisher geraubt mir hat.
Ich kam an Strand der grünen See,
Und dort erblickt ich ihn, o weh!
Mit einem Netz; — ich ſah' ihn an —
Schon hat er mich darin gefahn."

Dies iſt nur eine matte Ueberſetzung von einer Strophe; und wird die Harmonie der italiäniſchen Sprache in eben ſo harmoniſche Verſe überſetzen? Ich will Ihnen noch ein und anderes in dem Original mittheilen.

In mezzo al petto mio cie un giardinetto,
Venite bella mia à ſpaſſo a ſpaſſo,
Che ve voglio dar il garoſoletto,
Beato, chi vi ſtringe e vi abbraccia.
Beato, chi vi bacia quella boccucia.
Quanto vi ſta bene quella rezzuola?
Voi me ci tenete prigionicce,
Fatemi dormir convoi una notte Sola!

Es giebt auch Ritornelli diſpettoſi, wodurch ſie ſich manches unangenehmes ſagen; es fehlt ihnen nicht an Witz und ſatyriſcher Laune, und man kann ihnen den Beyfall nicht verſagen. Sie ſuchen einen Ruhm darin, einander aufzufordern, und wechſelweiſe Rede und Antwort zu geben, und wer am meiſten weiß, oder am längſten anhält, iſt der Ueberwinder. Dieſer Wettſtreit dauert oft zu Stunden, wenn die Verſe geſungen und mit dem Saitenſpiel begleitet werden. Unter einer ſo ungeheuren Menge der Strophen iſt es nicht anders möglich, als daß vieles fade, niedrige und ſchmutzige Zeug mit unterläuft, welches zuweilen aus dem Stegreif hergeſagt wird. Da ich einmal in der Materie der Muſik und Dichtkunſt begriffen bin, ſo finde ich es nicht unſchicklich, weiter darin fortzufahren.

Die Römer haben ohne Unterſchied des Standes ein feines Gehör und ein richtiges Gefühl für die Muſik. Ein Tonſetzer, der in Rom gefallen will, muß in ſeiner Kunſt äußerſt erfahren ſeyn, wenn er nicht öffentliches Hohngelächter davon tragen will. Schon bey der erſten Vorſtellung einer Oper merken ſie ſich eine und die andere Arie, und ſingen ſie Nachts auf den Straßen. Auch die Mädchen haben Antheil an dieſem Talente. Sie verſammlen ſich Nachts unter der Hausthüre, und ſingen die beliebteſten

Arien oder Nationallieder auf die künſtlichſte Weiſe, und mit einer Stimme, welche bezaubert. Wenn dieſes ſchon Leute von niedrigem Stande thun, ſo wird man ſich nicht mehr verwundern, wenn man bei der Mittelklaſſe Virtuoſen beiderlei Geſchlechts antrift, die es aus bloßer Liebe zur Kunſt und nicht aus Nahrungsabſichten ſind. Da die Muſik ein Gegenſtand der Liebe iſt, ſo haben ihre Schauſpiele oder großen Opern nur leztere zum Vorwurf, und ſchließen alle andere Leidenſchaften aus. Dieſer einſeitige Geſchmak hat eine ermüdende Einförmigkeit in dem Plane ihrer Stücke veranlaßt, das ſie zwar ſelbſt fühlen, aber ſich nicht überwinden können, den alten Schlendrian zu verlaſſen. Selbſt der erhabene Metaſtaſio konnte oder wollte ſich nicht von dieſem Nationalgeſchmack losreißen. Im zweyten Akt muß immer eine Liebeserklärung in der Form eines Rondeau geſchehen. Es iſt wahr, dies ſind allezeit die bezaubernſten Stellen eines muſikaliſchen Gedichts, und der Meiſter beut in ihrer Erfindung alle ſeine Kräfte auf. Aber wer will immer Liebeserklärungen hören?' Mit ihren Gedichten iſt es eben ſo beſchaffen; ihre Dichter ſind dafür bekannt; ſie wollen immer girren und ſeufzen, und ſelten ſich eine ernſthafte Beſchäftigung erlauben. Ein Verliebter ſucht ſich bey ſeinem Mädchen durch ein neues Sonnet in Gunſt zu ſetzen, und wenn er dieſes erreicht hat, ſo giebt ſie ihm einen Beweiß davon, daß ſie es auswendig lernet und auf irgend eine Melodie anzupaſſen ſucht. Wenn der Liebhaber ihr eine Blume überreicht, ſo ſagt er gemeiniglich folgende Verſe dazu:

Queſto Fiore ve lo mando l'amore;
Amore v lo mando,
Amore ve ſe raccomanda;
E io, che ve lo do,
Conſiderate Sto;

E voi, che lo pigliate,
Che riſpoſta mi date?

Je nachdem das Mädchen ihren Liebhaber liebt, oder nicht, giebt ſie ihm zur Antwort:

Voglio lui, e non il fiore, oder umgekehrt.

Jetzt will ich Ihnen einen Abriß von der Lebensart der Römer geben, mit Berührung alles deſſen, was damit verknüpft iſt. Volkmann hat ſie von dem Adel ſehr genau geſchildert; ich werde alſo nur von den übrigen Klaſſen mit Einſchluß des geiſtlichen Standes reden.

Der Römer im Durchſchnitte genommen, hält viel auf einen guten Tiſch, und ſein Apetit könnte nicht ſtärker ſeyn, wenn er in dem nördlichſten Himmelsſtriche wohnte. Zur Oekonomie hat er kein Talent, weil er den Ergötzungen ſo ſehr nachhängt und kein Kommerz kennt. Spieltiſche werden mehr aus Langeweile, als aus Hang, unterhalten. Bediente hält er ſich gerade ſo viel, als es die Etikette mit ſich bringt, und er iſt mit einer mittelmäßigen Bedienung zufrieden. Seine Equipage iſt koſtbar, beſonders ſein Wagengeſchirr. Der Wagen ſelbſt pranget mit den ſchönſten gemalten Arabesken. Wer nur immer Anſpruch auf eine feine Lebensart macht, hält ſich ſeinen Wagen, oder wenn er dies nicht beſtreiten kann, ſo nimmt er nach Erforderniß eine Miethkutſche, welche durch einen ganzen Tag 16 Paoli oder 4 Fl. Rhein. ſammt dem Trinkgeld koſtet; für einen halben Tag beträgt es halb ſo viel. Wer ſie monatlich miethet, bezahlt 60 Fl. Rhein. Fiacker giebt es keine, welches in einer ſolchen Stadt eine große Unbequemlichkeit iſt, die meiſtens die Studirenden trifft, welche um die Galerien und andere Merkwürdigkeiten zu beſuchen, nicht immer für den Wagen allein 2 oder 4 Gulden wegzuwerfen haben, und alſo ihre Geſundheit dabey in Gefahr ſetzen; daher hat ſchon ſo mancher ſein Leben eingebüßt. Der Römer kann dieſe Bequemlichkeit eher entbehren, weil er im Beſitze aller der Sachen iſt, wegen welcher ihn der Fremde beſucht, und ſeinen eigenen Wagen und mehr Zeit dazu hat. Die Eitelkeit, ſich Abends mit ſeiner Equipage auf dem Chorſo zu produziren, erlaubt ihm ſelten, ſeine Füße zu brauchen, wenn er ſpazieren gehen, oder einen Beſuch abſtatten will; und doch iſt das Pflaſter in den Hauptſtraßen gemauert, immer trocken, und mit eigener Bequemlichkeit für die Fußgänger eingerichtet, wenn gleich die Wägen nicht in ſtarker Anzahl, noch ſchnell fahren. Die Einrichtung der Zimmer zeugt von der Liebe zur Pracht. Alles was die Antike und moderne Kunſt vermag, wird hier angebracht und bewundert. Alles iſt ausgeſucht und ſolide, bis auf die Geräthſchaften. Ihre Liebe zu koſtbaren Villen und Gärten iſt bekannt, und wer keins von beyden beſitzt, hat einen Weinberg, den er mit einem Landhauſe verſieht, wohin er ſich zuweilen mit ſeiner Familie begiebt. Dieſe Liebe zum Landleben ſchreibt ſich noch von den alten Zeiten Roms her; jedermann will einige Zeit aufs Land gehen, oder wenigſtens in dem Weinberge eines Bekannten ein Mittagmahl halten. Nach Tiſche begiebt ſich alles zur Ruh, um die geſchäftloſen Stunden des heißen Tages durch den Schlaf fortzuſchaffen. Um 24 Uhr, welches bey uns um vier Uhr iſt, ſteht man auf, kleidet ſich an, und gehe ſeinen Geſchäften nach; ſpäter hin geht oder fährt man ſpazieren, oder macht Beſuche. Die Zeit, wo kein Theater iſt, bringt man mit Spielen, mehr aber mit muſikaliſchen Akademien hin, welche nicht immer auf eigene Koſten, ſondern von guten Freunden und Liebhabern gehalten werden. Die Herren Kardinäle und Prälaten begeben ſich nicht allezeit in die glänzende Geſellſchaften, ſondern beſuchen den Cirkel einer bürgerlichen Unterhaltung, wobey es ſchöne Mädchen, als die gewöhnliche Lockſpeiſe, ein gutes Conzert, und alle Sorten Gefrornes giebt. Sie ſuchen dergleichen Gelegenheiten ſehr ſtark. Wenn ſie eigene Konverſationshäuſer frequentiren, ſo machen ſie, ſo wie alle und jede, ſelbſt Fremde nicht ausgenommen, der Dame vom Hauſe ein anſtändiges Präſent. Die kühlen Nächte werden entweder auf dieſe Art, oder mit Privatbällen, hingebracht, und mit einem Spaziergange beſchloſſen. Der ordinäre Römer ſchlendert im Hauskleide, in der Nachtmütze und in Pantoffeln mit ſeiner Familie, die im Gegentheil wohl geputzt iſt, durch die Straßen, und beſucht die kleinen Feuerwerke, wovon ich weiter unten reden werde, oder die Nachtmuſiken, und die geſchwätzigen Guitarren der Verliebten.

Ich will dieſem Artikel die Beſchreibung einer gewöhnlichen Wohnung beyfügen.

Die Zimmer ſind alle mit Ziegelſteinen gepflaſtert; die Decken ſind lüftig, ohne Bekleidung, und laſſen die kreuzweiſe gelegten Balken ſehen. Die Zimmer ſind alle geräumig, oft groß, und haben doch nur die größten einen Kamin zum Heizen. Der Fenſter ſind wenige, und ſtehen weit von einander, lauter Erforderniſſe, um die Tageshitze abzuhalten. Inzwiſchen iſt die Kälte im Winter um ſo unerträglicher, weil man nur halb gegen ſie geſchützt iſt. Freylich iſt die größte Kälte nur ein Schatten gegen die unſrige, und jene iſt dann am ſtärkſten, wenn die Oberfläche der Pfützen leicht zufrieret, welches durch die Nordluft geſchieht, worauf aber gleich wieder Thauwetter folgt. Indeſſen fällt ſie einem Fremden, der eine geheizte Stube gewohnt iſt, darum empfindlicher an, weil das Kaminfeuer gegen den Umfang des Zimmers nicht fruchtet; tritt man ihm nahe, ſo verbrennt man vorne, und auf dem Rücken liegt der Froſt. Iſt man ferne davon, ſo erſtarren die Glieder. Das beſte iſt noch, wenn ein Glutkeſſel, Focone genannt, in die Mitte des Zimmers geſtellt wird, welcher eine gleiche Hitze rund umher ausbreitet, aber durch den Kohlendampf zugleich Kopfweh verurſachet. Am Catharinenvorabend wird in der ganzen Stadt der Anfang damit gemacht. Das Frauenzimmer begnügt ſich einen Kohlenhafen mit einer oben angebrachten Handhabe, Scaldino genannt, in der Hand zu halten, welcher ſcherzweiſe Marito genannt wird. Weil ſie auf dieſe Art nichts arbeiten können, ſo ſchauen ſie zum Fenſter hinaus. Der Winter alſo, welcher in Deutſchland zur häuslichen Arbeit vorzüglich beſtimmt iſt, erzeugt hier das Gegentheil, und bringt noch den beſondern Schaden mit ſich, daß das Frauenzimmer viele Kleidungsſtücken dabey verbrennt. Die Betten beſtehen aus Matrazen mit Roßhaare oder Schafwolle gefüllt, und ſind für eine Perſon ſo breit, daß füglich zwey Perſonen darin Platz haben.

Dieſes iſt eine angenehme Bequemlichkeit in den ſchwülen Sommernächten. Es iſt ſonderbar, daß in einem ſo warmen Lande die Eheleute keine abgeſonderten Betten, ſondern nur ein gemeinſchaftliches haben, welches zwar weit genug iſt, vier Perſonen zu faſſen. Man hält viel auf ſchöne Bettdecken, welche eine eigene Zierde der Wohnung ausmachen. Das Schlafzimmer ſteht unter dem alleinigen Schutz der Madonna, welche man neben oder über dem Haupte angebracht ſiehet. Die Küche hat alle Bequemlichkeiten. Nebſt dem laufenden Waſſer, welches im Hofe oder im Waſchhauſe zum gemeinſchaftlichen Gebrauche dienet, iſt ein Ziehbrunnen im Hauſe, wo man von der Küche aus Waſſer ſchöpfet. Dieſes geſchiehet durch einen kupfernen Eymer, der an einen ſtarken eiſernen Draht hinunterläuft, und den man voll Waſſer ſo wieder heraufzieht. Jede Partey im Hauſe genießt gleiche Bequemlichkeit, ohne ſich aus der Stube zu bemühen. Endlich muß ich Ihnen ſagen, daß die Quartiere wohlfeil ſind, es ſey denn Miethzimmer für hohe Fremde. Ich kann in einer gangbaren Straße den zweiten Stock von fünf Zimmern um 30 fl. Rhein. miethen, wobey ich noch einen Garten habe. Beym Einziehen bezahl ich ein Vierteljahr voraus, das übrige geſchieht in halbjährigen Friſten. Die Hausherrn ſind ſo diskret, daß ſie vieles auf mein Verlangen machen laſſen, ohne daß ich etwas dazu beytragen darf. Es iſt zu bedauren, daß man hier die Reinlichkeit ſehr vernachläſſiget; der Boden und die Fenſter werden in etlichen Jahren kaum einmal gewaſchen, und die Hausthüren, welche Tag und Nacht offen ſtehen, laſſen jedermann hinein, um der Bequemlichkeit der natürlichen Ausleerung zu pflegen.

Hier iſt die Gelegenheit, Ihnen einen kurzen Abriß von der Lebensart der meiſten Klöſter zu geben. Sie iſt, wie ſie ſich vorſtellen können, ganz nach den Bedürfniſſen ihres Bauchs eingerichtet. Ich habe Gelegenheit gehabt, alte und junge Mönche zu beobachten, die ihre größte Glückſeligkeit darin ſuchten, einem Schmaus außer dem Konvente beyzuwohnen. Zu dem Ende ſchicken ſie in die Häuſer, wo ſie Bekanntſchaft haben, allerhand rohe Eßwaaren, und laſſen ſich ſolche auf den Mittag zubereiten. Mehl, Butter, Eyer, Wein und Brod, wie auch Roſoglio, Konfekt, Schokolade und dergleichen wird in Ueberfluß herbeygeſchaft. Dieſes thun ſie am allerliebſten, wo eine wohlhabende Wittwe, oder ein hübſches Mädchen Herr vom Hauſe iſt.

Ihre Liebſchaften ſind kein Geheimniß in Rom, und wenn man eine Frauensperſon verächtlich machen will, ſo darf man nur ſagen: es kommen Mönche zu ihr. Daher werden ſie auch in vielen Häuſern abgewieſen, welchen ihre Ehre oder Ruhe am Herzen liegt. Die Nonnen, welche nicht ausgehen können, gehen darauf aus, daß ihnen die Geſchenke, welche ſie verſenden, zehnfach Nutzen bringen. Daher heißt es: le monache mandano una fava, per aver un piccione. Im Konvente laſſen ſie ſich nichts abgehen, und ſie haben allezeit das Beſte vom Markte. Um deſſen gewiß zu ſeyn, machen ſie mit den Fleiſchhackern, Fiſchhändlern und Obſtverkäufern einen jährlichen Kontrakt, daß ſie zu jeder Jahrszeit das Beſte, und alles um einen und eben denſelben Preiß bekommen, es mag Mangel oder Ueberfluß, Theurung oder Wohlfeile ſeyn. Nach Tiſche machen ſie einen Spaziergang in ihre Gärten und Weinberge, oder beſuchen ihre Spielfreunde, oder ihre Liebchen. Es giebt Klöſter, die ſich im letzten Stücke ein eigenes Renomee zuwege gebracht haben. Ich kannte einen Mönch, welcher Kooperator war, der von Rom wegen ſeines liederlichen Lebenswandels weggeſchickt wurde. Ein Spießgeſelle von ihm ſah ſich einſt in einer verzweifelten Lage. Er war, welches noch erbaulicher klingt, der Obere des Kloſters der Madonna del popolo. Dieſer verweilte eines Nachts mit einem Mädchen, welches eins von jenen war, das gegen jedermanns Liebe unempfindlich, nur für den Gewinn ihrer Kunſt eingenommen war. Daher hatte ſie mit dem Hauptmann der Häſcher, den man Barigella heißt, Abrede getroffen, er möchte gegen Mitternacht mit einem Trupp ſeiner Untergebenen ſich bey ihr, als wie von ungefähr einfinden, und den guten Pater überraſchen, damit er genöthigt werde, ſeine Freyheit mit einem Stück Geld zu erkaufen, welches ſie mit ihm theilen wollte. Dieſe Abrede gelang nach Wunſch. Der entdeckte Prior gab in der Angſt eine Banknote von 70 Skudi hin, und bat den Barigella, er möchte ihn nicht verrathen, und frey laſſen. Erzürnt über die Treuloſe begab er ſich nach ſeinem Konvent zurück; aber der Mönch ſuchte ſich doppelt dafür zu rächen. Des andern Tages früh Morgens begab er ſich nach der Bank St. Spirito, und zeigte an, daß ihm eine Note von 70 Skudi, deren anderweitige Kennzeichen er durch Hülfe ſeines Gedächtniſſes herzählte, abhänden gekommen, bat alſo, wenn ſie zum Vorſchein kommen ſollte, ſie als eine geſtohlne Summe an ſich zu halten, und ihm, als dem Eigenthümer, zuzuſtellen. Denſelben Morgen ging der Barigella in beſagte Bank, um Münze gegen das erbeutete Papier einzuwechſeln. Er erſchrack nicht wenig, als ihm beydes vorenthalten wurde, und um ſich nicht ſelbſt zu verrathen, auf welche pflichtwidrige Art er zu dieſem Papier gekommen ſey, hielt er es für rathſam, es in Stich zu laſſen, und ſich alſo gleich zu entfernen.

Die Herren Kardinäle und Prälaten (es verſteht ſich, welche) erlauben ſich in ihren verliebten Abentheuren alle Bequemlichkeit, doch ſo, daß es kein Aufſehen macht. Sie wählen ſich ein Mädchen, welches ſie pro forma an einen ihrer Bedienten verheyrathen, unter der ausdrücklichen Bedingniß, daß das von einem vertrauten tête à tête unzertrennliche Geſchäfte unter der Firma ſeines Namens getrieben werde. Manche ſind ſo gewiſſenhaft dabey, daß ſie den Ehemann unter einem Jurament verbinden, ſich nie der Gelegenheit zu bedienen, den leiblichen Gatten ſpielen zu wollen. Dieſe außerordentliche Ehe giebt den Schlüſſel zu dem Geheimniſſe, wie mancher gemeine Menſch ſich mit der Zeit zum Prälaten aufgeſchwungen hat, darauf Kardinal und wohl gar Pabſt geworden iſt.

III.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

I.

Zwey Geſpräche im Palais-Royal über Anekdotenhaſcherey und Marktſchreyerey gehalten.

I.

Anekdotenſucht.

Es lebe das Palais-Royal! Man trifft ſich da ſo leicht. Schon ſeit vierzehn Jahren hatte ich zwey außerordentlich liebenswürdige Officiere aus den Augen verloren, die nach einer Reiſe durch Europa auch Afrika beſuchen wollten. Vor kurzem ſah ich ſie wieder. Wir kommen, ſagten ſie, von den Gipfeln der egyptiſchen Pyramiden, und eilen nach dieſem Feenort, wo uns das glücklichſte Öhngefähr ihnen begegnen heißt!

Man wollte ſich alles ſagen, und ſagte ſich Nichts, wie's in ſolchen Fällen gewöhnlich iſt. Wir ſpeiſeten zuſammen. Wein und Witz brauſten um ſo mehr, da unſer Zuſammentreffen nach ſo langer Abweſenheit einer Auferſtehung gliche. Die Reiſen hatten ihre Kenntniſſe ſehr vermehrt, und man konnte kein angenehmeres Buch durchblättern, als ihr Gedächtniß. Man beſtellte ſich auf den andern Tag, und keiner fehlte zur beſtimmten Stunde.

Sie ſprachen von den Sitten und der Sprache der alten Egypter. Da ſie behaupteten, daß nichts lakoniſcher ſeyn könnte, als die Art, wie ſie ſchrieben, ſo ſetzte ich ihnen einen Brief von Jean Jaques Rouſſeau entgegen, der vielleicht der kürzeſte iſt, den es giebt. Man kann in Europa ſo kurz ſeyn, als in Egypten. Die Geſchichte iſt folgende: Ein Original reiſete vor ungefähr achtzehn Jahren von Angers nach Paris, in der Abſicht, den Genfer Philoſophen kennen zu lernen, und kam in Schlafrock, Pantoffeln und Nachtmütze an.

Er behauptete, daß dieſer Anzug ihm überall das Anſehen eines Nachbars gäbe, und daß er ſo weit leichter Eingang finden würde.

So wie er ankam, pochte er gleich an das Faß des neuen Diogenes an, aber umſonſt. Man war unſichtbar, und Madame Rouſſeau unbeweglich. Endlich entſchloß ſich unſer Reiſender zu einem Briefe von vier Seiten, in dem er ſeinen Drang und die Urſache ſeiner Pilgrimſchaft beſchrieb, und am Ende dem ehrlichen Jean Jaques bat, ihm Ja oder Nein zu antworten.

Den andern Tag erhielt er einen großen Bogen Papier, auf welchen, ſtatt aller Antwort, in der Mitte ein Nein ſtand.

Kann wohl ein Egypter ſich mit mehr Kürze ausdrücken? Sie irren ſich, ſagte der eine von meinen wiedergefundenen Freunden, und verlieren, wenn ſie wetten wollen. Der General von einem gewiſſen Orden wurde unaufhörlich von einem ſeiner Mitbrüder um die Erlaubniß geplagt, nach Rom gehen zu dürfen. Er antwortete ihm lateiniſch, I, was ſo viel heißt, als gehe.

In Wahrheit, antwortete ich, das erwartete ich nicht, aber um nicht zurückzubleiben, will ich eine noch viel kürzere Antwort anführen: Einen ehrlichen Kapuziner nennte man Capucin indigne. Er ſchickte den Brief zurück, und hatte nur einen Accent über das é gemacht, welches nunmehr Capucin indigné bedeutete.

So ſprangen wir von einer Anekdote zur andern über, und ganz natürlich war es, daß wir auf den Herzog von Orleans, Regenten des Königreiches, kamen. Wir waren in einem Garten, den er mehrmalen und vorzüglich des Nachts, wenn er ſich von ſeiner anhaltenden Arbeit erholen wollte, durchſtrichen hatte.

Einesmalen traf er früh um zwey Uhr eine Perſon darin an, mit der er ſich einließ, und die ſo erhaben in ihrer Art zu denken und ſich auszudrücken war, daß er von ſeinem Erſtaunen nicht zurückkommen konnte. Alle Fragen, die er ihm that, ſagte dieſer große Prinz zum Erzbiſchof von Rouen, beantwortete er mir ſo auffallend und ſo erhaben über die Ideen der größten Weltweiſen, daß ich ihn für ein himmliſches Weſen hielt. Auch ſagte er, wie ich ihn fragte, wer er ſey, ich bin Chriſtus.

Der Regent wollte ihm folgen, fand ihn aber nicht mehr, und konnte dieſen ſonderbaren Vorfall nicht vergeſſen, ſo lange er lebte.

Man erzählte auch noch dieſe Anekdote. Bey einem gewiſſen Geſchäfte, wo der Prinz den Römiſchen Pabſt brauchte, und wo ſich wegen des Janſenismus mehr als zwanzig Biſchöfe in ſeinem Vorzimmer befanden, ließ er den berühmten Pater de la Tour rufen. Er ließ nur ihn allein vor ſich, und unterhielt ihn von nichts als Kupferſtichen und Gemälden, bis zu dem Augenblicke, wo er ihn an die Thüre ſeines Zimmers zurückbegleitete. Da man nun den Biſchöfen ſagte, daß ſie keine Audienz haben könnten, ſo bildeten ſie ſich ein, daß der Prinz ſich auf die Seite der

Janſemiſten neige, und ſchrieben es dem Pabſte, mit dem Zuſatze, daß man ihn durch keine abſchlägliche Antwort aufbringen müßte.

Der Pater la Tour merkte es aber, und ſagte einigen ſeiner Freunde in Vertrauen: ich ſah es gleich, daß der Prinz mich nicht meinetwegen, ſondern der Prälaten wegen kommen ließ.

Da wir einmal bey den Anekdoten ſind, ſagten die Offiziere, ſo wollen wir eine erwähnen, die gewiß alle Aufmerkſamkeit verdient. Es iſt die Geſchichte der eiſernen Maſke, von der ſo viel geſprochen, und die ſo wenig errathen worden iſt. Sagen Sie vielmehr das Mährchen, rief ich aus, das Voltaire aufgewärmt hat! Jedermann weiß, daß er alles beſtritte, was nicht von ihm kam, und daß ihm nichts mehr reizte, als Sachen zu erzählen, die ſeiner Eitelkeit ſchmeichelten. Er war entzückt, wenn er ſagen konnte, ich habe dieſe Anekdote von dem und dem Miniſter. Bey allen dem iſt ſein Zeugniß oft verdächtig, denn Eigenliebe nimmt gern ihre Zuflucht zur Unwahrheit.

Durch was für ein Spiel des Zufalls ſollte es erſtlich geſchehen, daß man zu einer ſo ſonderbaren Sache, als eine eiſerne Larve iſt, ſeine Zuflucht in einer Zeit genommen hätte, wo, wie Voltaire ſelbſt geſteht, keine Perſon von Wichtigkeit verſchwand. Bey einer Privatperſon oder einem Unbekannten war ſie ganz unnöthig.

Zweytens, iſt es möglich, daß ein Menſch unter einer ſolchen Maſke ſeyn kann, ohne daß es ſeiner Geſundheit und ſeinem Leben ſchadet? Ich für mein Theil glaube es nicht, und das ſagen auch mehrere Aerzte.

Drittens. Sollte man anſtatt eine Sache zu unterdrücken, gerade das Mittel wählen, wodurch ſie verewigt wird; ſollte man, um den Augen des Publici jemanden zu entziehen, gerade einen Weg einſchlagen, der die Neugierde am mehreſten reizen muß.

Viertens. Wie könnte man ſich überreden, daß Ludwig der Vierzehnte, deſſen Seele weich und großmüthig war, die Tyranney Ludwig des Eilften angenommen, und ſeine Regierung durch eine Marter dieſer Art, deren Gedanke ſchon Schaudern erregt, geſchändet haben ſollte.

Ueberdies iſt hinlänglich bekannt, daß die dicken Mauren der Baſtille hinreichen, einen Gefangenen den Blicken der ganzen Welt zu entziehen. Sicherer und weniger grauſam wär es geweſen, den Gefangenen mit der eiſernen Maſke aus dem Wege zu räumen, als ihn ſo peinlich leben zu laſſen.

Man läßt ihn auf die **Sankt Margarethen Inſel**, von da nach der Baſtille bringen, ohne daß er erkannt worden wäre, und will, daß in einem Lande, wo alles geſagt und alles gedruckt wird, dieſes Geheimniß unentdeckt geblieben iſt. Ich verſicherte daher, daß der beſte Beweiß gegen dieſe Geſchichte die Geſchichte ſelbſt iſt, und meine Freunde ſchloſſen mit der Verſicherung, daß ſie mir nichts gegründetes einwenden könnten.

Unter andern Anekdoten, an welche die Reihe kam, erzählte man die vom Benedikt den Dreyzehnten, einem guten Dominikaner, der ganz verplüft ſich als Oberhaupt der Kirche zu erblicken, die ganze Nacht damit zubrachte, daß er den **Signor Antonio** fragte, iſt es denn auch wirklich wahr, daß ich Pabſt bin? **Antonio**, der in einem Kabinette nicht weit von ſeinem Herrn ſchlief, und das beſtändige Rufen überdrüßig wurde, endigte das ewige Gefrage mit dem Ausrufe: **ich wollte, daß Ihro Heiligkeit über alle Berge wären, und mich in Gottes Namen ſchlafen ließen.**

Des andern Morgens erzählte der Pabſt dieſe Geſchichte allen Kardinälen, die nicht wenig die ehrerbietige Antwort des Dieners belachten.

Unſer Geſpräch fiel nun auf eine Sammlung von Anekdoten, die ſeit kurzer Zeit heraus gekommen iſt, und funfzehn Seiten lang ſich mit Clemens dem Vierzehnten beſchäftigt. Sie ſind wörtlich aus der Geſchichte ſeines Lebens genommen, und man muß geſtehen, daß dieſes Plagiat ſehr kühn gewagt iſt, ob der Plagiarius gleich, um ſeine Unverſchämtheit zu verſchleyern, in Anſehung eines weſentlichen Punktes, den Geſchichtſchreiber des Ganganelli beſtreitet.

Er verſichert ſodann dreiſt, daß die Prinzeſſin von Wolfenbüttel, Gemahlin des Sohnes von Peter dem Großen, vor einigen Jahren in Ivry, nicht weit von Paris, geſtorben ſey, nachdem ſie in Petersburg ſich für todt ausgegeben, und ſtatt ihrer ein Stück Holz begraben laſſen.

Hier iſt ein Brief von Voltaire, den er mir über dieſe Sache 1776 ſchrieb.

> Was die angebliche Wittwe des unglücklichen Czarowitz, Sohn Peter des Großen betrifft, ſo iſt ſie dieſen Sommer einige Tage bey mir geweſen, und man baut ihr jetzt bey meinem Schloſſe ein Haus, das wahrſcheinlich nie fertig werden wird.
>
> Seyn Sie verſichert, daß ſie eben ſo wenig die Schwiegertochter Peter des Großen iſt, als Demetrius rechtmäßiger Erbe des ruſſiſchen Thrones war.

Es iſt ganz natürlich, daß Voltaire an dem beſten Platze ſtand, um ſich von dieſer Sache zu unterrichten.

Was man aber nicht läugnen kann, ſagte einer unſerer Reiſenden, iſt das Daſeyn der Tochter Achmet des Dritten, die jetzt in Paris lebt.

Sie ward 1710 im Serail geboren, und als ein Kind von ſechs Monat zu einem Fenſter herunter gelaſſen *). Ihre Flucht, und das Glück, Chriſtinn zu ſeyn, hat ſie einer Gouvernante zu danken, die dieſe Sache mit dem größten Geheimniß ausführte. Man brachte ſie nach Genua, wo ſie in Gegenwart des Senats getauft wurde. Von da ging ſie nach Rom, und wurde Clemens dem Eilften durch einen Verwandten Achmets vorgeſtellt, der eben damals in Rom war, und das Chriſtenthum auch angenommen hatte. Schon zu der Zeit fühlte ſie, daß Blut der Osmanen in ihren Adern ſtrömte, denn ſie wollte dem Pabſte die Hand nicht küſſen, und gab zur Urſache an, ſie ſey von einem Rang, der nicht zuließe, daß ſie irgend jemandem den Hof mache. Man hatte alle mögliche Mühe, ſie zu bewegen, daß ſie ein Gemälde der Mutter Gottes annahm, das mit Perlen und Diamanten beſetzt war. Der Regent ließ ſie nach Frankreich kommen. Aus was für einen Grund iſt unbekannt. Sie erſchien mit ihrer Gouvernante, die einen Grafen Salmoni, einen Genueſer von Geburt, heyrathete. Man wieß ihr ein Kloſter zur Wohnung an, in dem ſie der Prinz auch zweymal beſuchte. Einige Zeit darauf ſtarb die Gouvernante, und hinterließ dem Pater Luc, einem Kapuziner, eine beträchtliche Summe zur Unterhaltung der Prinzeſſin, die ſie auch nach und nach erhielt. Der Herzog von Conde nahm ſie nun in Schutz, gab ihr einen Wagen, und bot ihr täglich ſeine Tafel an. Sie hatte Muth genug, eine Piſtole zu ergreifen, die auf dem Kamin eines großen Herrn lag, deſſen Anträge ihrer Ehre nahe traten, und ihm zu ſagen: Setzen Sie mich nicht der Gefahr aus, meinem Kopfe zu folgen, und laſſen ſie mich hinausgehen.

Ein-

---

*) Ihre Lebensgeſchichte iſt auch ins Deutſche überſetzt.

Ein andermal that ihr eine Perſon vom Range, die von ihren Reizen und der Schönheit ihrer Haare gefeſſelt war, eine Liebeserklärung. Sie nahm ſie ſo übel auf, daß ſie ſich den Augenblick entfernte, und da ihr ein Kavalier nachgeſchickt wurde, der ihr ſagen mußte, ſie möchte ja ihre Haare in Acht nehmen, ſo ſchnitt ſie ſolche mit der Scheere ab, legte ſie in ein Schnupftuch, und antwortete: verſichern Sie den Prinzen, daß ſie recht gut aufgehoben ſind.

Aus allen dieſen Zügen leichtet ein Heldenmuth hervor, den man wenig in der Geſchichte finden wird; und dieſe Prinzeſſin, die nun ihre Freunde überlebt hatte, ſchmachtet jetzt in Paris, ohne alle andere Einkünfte, als ein mäßiges Jahrgeld, und ohne alle andere Begleitung, als ihren Schatten, denn ſie hat nicht einmal einen Bedienten.

Größe der Seele und Stärke des Geiſtes, die jede Probe aushalten, verlaſſen ſie nicht; chriſtliche Tugenden, die ihre Handlungen leiten, ottomanniſche Grundſätze, in Anſehung des Stolzes, erſetzen ihr den Mangel an Ehrenbezeugungen und Glücksgütern.

Sie ſagt, ſo oft man an meine Thüre pocht, glaube ich, es iſt der Tod, und ich mache gern auf. Es iſt mir einerley, ob ich am Fieber, oder vor Hunger ſterbe, denn beydes führt mich zum Throne des Einigen.

Herr von Calonne, deſſen Auge auch auf die Unglücklichen gerichtet war, ſuchte ſie unter der Menge hervor, und unterſtützte ſie. In ihrem Geſichte, das freilich von der Zeit gelitten hat, ſieht man noch Züge von ihrer Nation, und Spuren, daß ihre Abſtammung nicht von der gemeinen Art iſt.

Sie hatte das Glück, Ludwig dem Funfzehnten vorgeſtellt zu werden, und Ludwig den Sechzehnten zu ſprechen.

Nur in Paris allein treffen ſolche außerordentliche Begebenheiten zuſammen. Es würde eines der merkwürdigſten Bücher werden, wenn man das Leben der Perſonen herausgeben könnte, die durch ihre Schickſale, oder ihre Ahnen berühmt ſind, und jetzt mitten in der Hauptſtadt Frankreichs unerkannt und unbemerkt leben. Romane und Schauſpiele würden gewiß nichts Aehnliches aufweiſen können.

Zum Glück für mich waren die beyden Reiſende gar nicht bekannt, und hatten alſo nicht den Anlauf jener überläſtigen Pflaſtertreter zu fürchten, die ohne Aufhören einen guten Morgen bieten, oder mit dem Sprüchelchen ihre Anrede anfangen: mein Herr, es iſt mir, als ob ich Sie irgendwo geſehen hätte.

Wir ſaßen in einem Winkel, und waren ganz in Anekdotenkrämerey vertieft. Eine Anekdote vom verſtorbenen Könige von Preußen, deſſen Nahmen ſchon Ehrfurcht und Bewunderung gebietet, machte mir großes Vergnügen. Vor einigen Jahren war er in Breslau, und wurde von dem Kardinal Zinzendorf zu einer feyerlichen Meſſe eingeladen. Die Zeremonie geſchahe mit dem größten Pomp, und da der Kardinal den König fragte, was er von dem catholiſchen Gottesdienſte halte, antwortete er: die Reformirten behandeln Gott als ihren Unterthan, die Lutheraner als ihres Gleichen, aber die Catholiken behandeln ihn als Gott. Ich bin von der Würde ihres Gottesdienſtes gerührt.

Von Breslau wanderten wir nach **Grenoble**. Wir ſprachen von einer ſonderbaren Sache, die ſich in dieſer Stadt vor ungefähr hundert Jahren zugetragen hatte. Ein Kammerdiener des Herrn d'Amblerieu, eines Parlamentsrathes, ſchlug ein Mädchen, mit Nahmen Bailli, die Tochter eines armen Riemers, aus, weil ſie unglücklicher Weiſe in ſeiner Gegenwart einen gewiſſen Laut hatte hören laſſen, der ſich errathen, aber nicht nennen läßt. Der Parlamentsrath wollte die Braut über dieſe fehlgeſchlagene Heyrath tröſten, und wurde ſelbſt ſo verliebt in ſie, daß er an ſeines Bedienten Stelle trat, und ihr Gatte wurde. Sie hatte die ſchönſten Augen, einen Nymphen Wuchs, und war bezaubernd, ſowohl von Charakter, als von Verſtand. Das ganze Parlament wußte ſich nicht für Aerger zu laſſen; ganz Grenoble murrte.

Nach fünf Jahren ſtarb der Parlamentsrath, und ſetzte ſeine Frau zum Erben ein. Neues Geſchrey über Ungerechtigkeit. Habſüchtige Verwandten machten Anſprüche auf die Erbſchaft. Die Klage wurde angeſtellt, und der Prozeß gewonnen. Die liebenswürdige Wittwe appellirte an das Conſeil, kam nach Paris, lernte durch Zufall den Marſchall de l'Hopital kennen, und heyrathete ihn am Ende

Doch das war noch nicht die äuſerſte Stufe ihres Glücks. Das Schickſal, das ſie an der Hand ſeiner Gunſt leitete, gab ihr Johann Kaſimir, König von Pohlen, zum Gemahl. Er ſelbſt war ein Zögling des Zufalls, denn er war erſt Jeſuit, dann Kardinal, Monarch, und endlich Abt von St. Germain, ein Benefiz, das ihm Ludwig der Vierzehnte gab, um ihn über den Verluſt ſeiner Krone zu tröſten.

Das iſt eine Anekdote, die man gern erzählt. Sie übertrifft noch das Glück des Pater le Bou, dem Ludwig der Vierzehnte anlag, das Biſthum von Tarbes, oder das von Perigueux als eine Belohnung ſeiner vortreflichen Predigten anzunehmen, und der ihm antwortete: ich bin als Bettler gebohren, habe als Bettler gelebt, und möchte gern als Bettler ſterben. Er war der Sohn eines Handwerkers von Saumur, und man ſetzt ihn den beſten Predigern an die Seite.

Er iſt es, der nie ohne Sanftmuth auf die Kanzel ſtieg, und der ſich, wenn er den Text geleſen hatte, ganz allein ſeiner natürlichen Beredſamkeit überließ.

Man erwähnte hierbey der Bemerkung des großen **Boßuet**, der ſagte, daß man den Geiſt der Orden allemal an dem Eingange der Meſſen ihrer Schutzpatronen erkennen könne, und der zum Beweiß die Barfüßer anführt, deren Mißal am Tage des heiligen Franziſkus vorſchreibt, gaudeamus omnes in domino.

Es iſt bekannt, daß dieſer gelehrte Biſchof ſich nicht eher niederlegte, als bis er ſchläfrig war, und nie eher aß, als bis er hungrig wurde.

Das erinnerte uns unvermerkt an die große Zerſtreuung des berühmten Malebranche, welcher vier und zwanzig Stunden in einem Lehnſtuhl mit offenen Augen ſaß, und weder den ſah', der ihm das Eſſen brachte, noch den, der das Feuer anmachte. Dieſe Abweſenheit ſchloß ſich damit, daß er von einem Stuhl auf den andern ſprang. Wenn man den Kopf ſo heftig angeſtrengt hat, ſagte er, braucht man eine kindiſche Erholung.

Als ihn Mylord **Cadrington** beſuchte, ſpielte er mit den Chorknaben um Nadeln; der Engländer rief aus: ich kannte ſie ſchon als einen liebenswürdigen Mann aus ihren Schriften, aber ſeitdem ich ſehe, daß ſie ſich ſo herablaſſen können, ſind ſie viel größer in meinen Augen.

Mylord **Cadrington** blieb ununterbrochen zwey Jahre in Paris, ohne etwas anders zu ſehen, als ſein Zimmer und den Pater **Malebranche**; ein Beweiß, daß er bloß ſeinetwegen nach Frankreich gekommen. Ein wahrer engliſcher Zug!

Dieſes Weltweiſen Beyſpiel entſchuldigt die Schriftſteller, die ernſthafte Bücher ſchreiben, und doch in Geſellſchaft aufgeräumt ſind. Der Mann, der wie ſein Buch ſpräche, würde ein Pedant ſeyn. Die Stunde, wo man ſchreibt, iſt die Arbeitsſtunde, ſagte **Huet**, Biſchof von Avranches, und die Stunde, wo man ſich in Geſellſchaft unterhält, iſt die Stunde der Erholung. Unbegreiflich iſt es, daß ſo viele Leute dieſen Unterſchied nicht zu machen wiſſen.

Ob es gleich lange aus der Mode war, von Geſpenſtern zu ſprechen, ſo füllten doch Erzählungen dieſer Art auch zuweilen unſere Muße aus. Einer von den Reiſenden erzählte, daß der Kanzler **Ludwig des Eilften**, der ſklaviſche Diener eines böſen Herrn, von allen Einwohnern der Stadt Tour, wo er ſtarb, als eine gewiſſe Beute des Teufels angeſehen würde. Man zeige unter andern eine Stube, die noch bis heute niemand bewohnen wollte. Ein Bucklichter, der von einem heftigen Ungewitter überraſcht wurde, hatte aber doch den Muth, eine Nacht darin zuzubringen.

Man ſchwört, er habe einen Kettentanz von Teufeln zugeſehen, die ſich bey den Händen angefaßt hatten, und ſie hätten ihm, als er ſich ihnen ungezwungen genähert, ſeinen Buckel abgenommen, und dem Kamin einverleibt. Den andern Tag war die ganze Stadt mit dieſem Wunder angefüllt, und ein anderer Bucklichter ſchlich ſich in Erwartung eines ähnlichen Glücks an denſelben Ort. Als die gewöhnliche Geſpenſterſtunde erſchien, fing der Tanz von neuem an, und der Fremde miſchte ſich darunter. Vermuthlich wiederholen aber die Teufel nicht gerne eine wohlthätige Handlung, oder vielleicht mißfiel ihnen ſein gar zu freyes Betragen; genug, ſie nahmen des andern Buckel wieder vom Kamin, und ſetzten ihn ſeinem Nachfolger auf die Bruſt.

Man findet dieſes Mährchen in den Annalen jenes Zeitalters, und zwar als eine Sache aufgezeichnet, die man nicht bezweifeln darf, ohne die Grundfeſten der Religion zu erſchüttern.

Der Pendant dazu iſt die Erſcheinung der alten Familie Tibergeau; ſie behauptete, daß in einem Schloſſe an den Gränzen von Maine und Anjou ein alter ehrwürdiger Offizier ihres Nahmens aus ſeinem Bette ſah, wie ſich eine Tafel von ſelbſt deckte. Sie beſetzte ſich mit dem koſtbarſten Silber, und in den nämlichen Augenblick erſchien auch ein herrliches Buffet; eine Menge unbekannter Gäſte verſammelten ſich, um zu ſoupiren.

Sie waren außerordentlich artig, und baten den Herrn des Hauſes Platz bey ihnen zu nehmen, welches er auch that, ihnen aber zugleich vorſtellte, daß ihm das Quatemberfaſten nicht erlaube zu eſſen. Sie antworteten: gobe, gobe, Tibergeau. double jeune, double morceau.

Als er aber das Zeichen des Kreuzes machte, ſo verſchwand alles, ausgenommen das Silberwerk.

Dieſe Geſchichte iſt gedruckt, und mehr als einer von den Verwandten des Herrn Tibergeau würde es nicht wagen, ſie in Zweifel zu ziehen.

Wir glaubten, daß auch luſtige Geſchichtchen das Recht auf einen Platz in unſerer Unterhaltung hätten, und ſo wurden wir durch eine Anekdote von der Marquiſe von Couſerans beluſtiget, der man glauben machte, daß das Pferd eines Fiacres ihren Lakayen gefreſſen habe. Da ſie nicht viel Vermögen hatte, und gern doch glänzen wollte, ſo hatte ſie einem Bunde Heu ein Redingote angezogen, eine Perücke und ein Hut aufgeſetzt, und ſo die Stelle eines zweyten Bedienten auf ihren Wagen verſehen laſſen. Dieſe Geſchichte, ſo unglaublich ſie ſcheint, hatte zur Zeit des Regenten ganz Paris zum Zeugen.

Sie iſt es auch, die, um im Winter den Zug durch die Thüren zu vermeiden, ſich von Schornſteinfegern das Eſſen zum Schlot herein bringen ließ.

Unſere Sorge war es nicht, von wem die Geſchichtchen waren, oder wo ſie ſich zugetragen hatten. Denn man muß geſtehen, daß es ſonderbare Leute über dieſen Punkt giebt. Sie möchten bey jedem Mährchen den Nahmen und den Zunahmen, die Zeit und den Ort wiſſen. Erzählungen, die man zur Beluſtigung einer Geſellſchaft erdichtet, ſind keine Lügen. Ueberdies kann nichts in der Welt geſchehen, das nicht ſchon einmal geſchehen wäre. Die Umſtände allein machen den Unterſchied.

Es giebt eine Menge ſchwacher Köpfe, die allemal die abgenutzte Antwort im Munde führen: Se non vero, bene trovato. Je eingeſchränkter der Verſtand iſt, je mehr Unglauben! Unwiſſenheit erzeugt Mißtrauen. Bey alle dem giebt es eine Menge Wahrheiten, die unwahrſcheinlich ſind.

Die berühmteſten Thatſachen könnte man für erdichtet halten, wenn der Beweiß nicht ſo nahe bey der Hand wäre.

Ich wollte, man hielte eine Liſte von den außerordentlichſten Ereigniſſen, die bey allen Völkern des Erdbodens ſich zutragen. Man würde dann ſehen, daß die Geſchichte des Menſchengeſchlechts weiter nichts, als eine Sammlung von Thorheiten und Eigenheiten iſt.

II.

Scharlatanerien.

Jede Wiſſenſchaft hat ſo gut ihre Affen, wie die Andächteley, ſagte ich neulich zu einer ſchönen Portugieſin, zu der ich mich im Palais Royal geſellte, und die, um die Unterredung ihres Mannes fortzuſetzen, von Scharlatanen ſprach. Es ſollte das Geſchäfte unſeres aufgeklärten Jahrhunderts ſeyn, ſie verſchwinden zu machen, und doch iſt es gerade das Gegentheil. Nie ſahe man ihrer eine ſolche Menge, als in dieſen philoſophiſchen Zeiten, denen man doch zuſchreibt, daß ſie Aberglauben und Fanatismus vertilgt haben.

Wiſſen Sie nicht, ſagte meine liebenswürdige Fremde, daß dieſe Leute ſich genau den Zeiten anpaſſen, in welchen ſie leben, und daß diejenigen, welche jetzt erſcheinen, das Koſtume des achtzehnten Jahrhunderts angenommen haben. Eine glänzende Oberfläche aller Kenntniſſe, ein ſchwacher Anſtrich von Seelengröße, ein Air von Uneigennützigkeit, hauptſächlich aber die wichtige Worte, Patriotismus, Aufklärung und Menſchlichkeit, das iſt ihr Triumph.

Kühnheit, verjährte Meinungen zu ſteinigen; Geſchicklichkeit, neue zu gründen; eine myſtiſche Sprache, die viel zu ſagen ſcheint und Nichts ſagt; ein einſchmeichlender Ton; zuweilen etwas Aufgeblaſenheit; viele Reiſen, viel Briefwechſel; von Zeit zu Zeit abgebrochene Seufzer über die Hinderniſſe, die den nützlichſten Entdeckungen in den Weg gelegt werden; das iſt ſo ungefähr Alles, was man zu einem Scharlatan braucht.

Und Jünger und Lobredner! ſetzte ich hinzu, und ſo bekommt das lebloſeſte Bild Seele.

Wir ſchloſſen einmüthig, daß die Leichtgläubigkeit des Publikums eine unerſchöpfliche Quelle ſey, und das Scharlatane an allen Orten gedeyhen würden, wo ſie ſich dieſer Quelle zu bedienen wüßten.

Aber wie können Leute von Verſtand ihre Träumereyen annehmen? ſagte die Portugieſin.

Weil die Einbildungskraft, die immer höher geſpannt iſt, als die Vernunft, nichts als Wunder verlangt. Der ſchlichte Menſchenverſtand, der von Natur ſchüchtern iſt, ſchleicht auf den Zehen, und giebt ſich Rechenſchaft von allem, was er hört und ſieht. Witz und erhitzte Einbildungskraft aber möchten nichts als ungebahnte Wege betreten, und ſich höhern Weſen nähern, um ſich von den übrigen Sterblichen zu entfernen. Sie weilen in höhern Regionen, und ſehen auf andere Menſchen, wie auf Zwerge herab.

Die Dame gab meiner Bemerkung Beyfall, und fügte hinzu, daß ſie ein auffallendes Beyſpiel davon an ihrem Vaterlande erblicke, wo die Einbildung einer ſtärkeren Gährung fähig ſey, als in nördlichen Gegenden, und wo man die Religion weiter triebe, als alle andere Nationen. Man hänge da am ſtärkſten am Sonderbaren, und ſey aus keinem andern Grunde fanatiſch und abergläubiſch, als weil man das Außerordentliche ſchätze.

Wir durchlieſen nunmehr alle die thörichten Syſteme, welche unter den Menſchen ihr Glück gemacht haben, und erſtaunten nicht wenig, daß der Stein der Weiſen, der nie zu finden iſt, noch immer geſucht wird, und daß die Univerſalmedizin noch immer ihre Anhänger hat. Jedes Jahr erſcheint ein neuer Marktſchreyer auf der Bühne, und iſt zum Voraus überzeugt, daß er Kunden finden wird; mehrentheils ſind es Leute, welche nicht an bekannte Wahrheiten glauben, aber ſich an Abgeſchmacktheiten hängen. So wahr iſt es, daß der menſchliche Verſtand ſich ſelbſt betrügt, und ſich nur auf ſeine eigenen Ideen ſtützt. Man ſieht es, er iſt nur geſchaffen, um zu glauben, und nimmt, wenn er dieſen Weg verfehlt, Lehrgebäude an, welche Achſelzucken und Mitleiden erregen. Um unbegreifliche Dinge nicht zu glauben, glaubt er unglaubliche.

Die Urſache dieſer Thorheit, erwiederte der Portugieſe, liegt in unſerer Schwäche, und unſern Bedürfniſſen. Man iſt unglücklich, und will ſich bereichern, man iſt krank, und will ſich heilen. Hofnung iſt eben ſo gut die Quelle unſerer Illuſionen, als unſeres Glücks, und daher iſt der Menſch gewiſſermaßen zu entſchuldigen, wenn er ſich an Hirngeſpinnſte hält.

Aber ſie ſind oft ſo abgeſchmackt! Ich muß allemal über die Einfalt gewiſſer Leute lachen, die ſteif und feſt behaupten, daß **Taylor**, der berühmte Augenarzt, die Augen eines däniſchen Hundes einer Prinzeſſin eingeſetzt habe, welche die ihrigen verloren hatte, daß man ſie aber habe wieder herausnehmen müſſen, weil ſie alle Gegenſtände nach Art der Hunde ſah, und daher höchſt unſchicklich hinter Katzen herlief, und ihren Rang aufs Spiel ſetzte.

Bey dieſer Gelegenheit erzählte ich einen Vorfall, der ſich ganz kürzlich in einer gewiſſen Stadt zugetragen hat. Er iſt originell, und verdient wirklich Aufmerkſamkeit.

Zwey Marktſchreyer erſchienen in dieſer Stadt, die ich aus Schonung nicht nennen will, und kündigten ohne Umſchweif an, daß ſie Todte nach Belieben auferwecken können, und daß ſie nach Verlauf von drey Wochen, Tag für Tag alle die Todten ins Leben zurückrufen wollten, deren Gräber man ihnen zeigen würde, wenn ſie gleich ſchon ſeit zehn Jahren beerdigt wären.

Sie baten zugleich den Amtmann des Ortes, daß er ſich ihrer Perſon verſichern, ihnen aber erlauben möchte, Arzneyen zu verkaufen, und ihre Kunſt an Mann zu bringen. Alles belagerte nun ihr Haus, und nie hatte man ſo viel Geld in der Stadt in Umlauf geſehen, als jetzt, um Aerzte von einer ſo neuen Art zu bezahlen.

Der berühmte Tag erſchien, und der Gehülfe des Scharlatans, der nicht ſo viel wußte, als ſein Herr, konnte ſich nicht entbrechen, ihm zuzuflüſtern: ich fürchte, Sie ſetzen uns aus, geſteinigt zu werden, denn am Ende wollte ich wohl ſchwören, daß die Wiſſenſchaft, Todte zu erwecken, ihnen nicht zu Theil geworden iſt, um ſo mehr, da ſie mehr verſprochen, als der Heiland, der den Lazarus erſt nach vier Tagen auferweckte.

Ihr kennt die Menſchen nicht, antwortete der Doktor, ich bin ganz ruhig. Kaum hatte er das geſagt, ſo kam ein Billet von einem Herrn des Ortes an, das in folgenden Ausdrücken abgefaßt war.

„Bey dem großen Werke, mein Herr, das Sie uns ankündigen, muß ich Ihnen geſtehen, daß ich zittre, und allen Schlaf verloren habe. Ich hatte eine Frau, die der Teufel ſelbſt war, und die ſeit kurzem erſt begraben iſt. Sollte ich ſo unglücklich ſeyn, daß ſie von Ihnen erweckt würde? Um Gottes willen machen Sie für das gute Weib keinen Gebrauch von Ihrer Wiſſenſchaft; lieber will ich Ihnen funfzig Louisd'or geben.“

Zwey Stunden darauf kamen zwey junge Leute ganz außer ſich. Sie ſtellten mit Thränen vor, daß ſie nichts hätten, als was ihnen ein Verwandter hinterlaſſen, und daß ſie in die äußerſte Armuth zurückfallen würden, wenn er wieder auferſtehen ſollte. Dieſe verſtanden ſich zu ſechzig Louisd'or.

Kurz, es gab nichts als Beſuche und beſchwerte Briefe von Morgen bis in die Nacht, bis endlich der Herr Amtmann in Perſon erſchien, und unſern beyden Scharlatans folgendergeſtalt anredete: Meine Herren, nach den Wunderkuren zu urtheilen, die ſie ſchon gethan haben, zweifle ich keinesweges an dem Erfolg des ſchönen und prächtigen Verſuchs, den Sie übermorgen auf unſerm Gottesacker anſtellen wollen. Ich freute mich ſchon im Voraus, Sie ſelbſt dahin zu begleiten. Aber ſie werden bemerkt haben, daß unſere ganze Stadt in Aufruhr gerathen iſt, und daß man nicht ohne Grund fürchtet, ihre Zaubermacht könne Todten erwecken, deren Rückkunft in den Familien eine große Verwirrung anrichten dürfte. Ich bitte Sie daher, machen Sie keinen Gebrauch von ihrer Kunſt, und reiſen Sie ihre Wege; denn ſo lange Sie hier ſind, kommt die ganze Stadt nicht aus der Angſt. Aber um Ihren großen und göttlichen Talenten Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, werde ich Ihnen ein Zeugniß in aller Form Rechtens ausfertigen, daß Sie wirklich Todte erwecken können, und daß es nur von uns abhing, Augenzeugen davon zu ſeyn.

Das Atteſtat wurde unterſchrieben und beſiegelt, und nun ziehen dieſe ſaubern Herren in den Provinzen herum, und zeigen ihr koſtbares Atteſtat an allen Orten und Enden vor.

Ah! nach einer ſolchen Begebenheit muß man alles erwarten, ſagte die Portugieſin. Ich würde böſe ſeyn, wenn dieſe Geſchichte nicht wahr wäre, ſo ſchön iſt ſie, und ſo angemeſſen dem Betragen der Empyriker und der Leichtgläubigkeit gewiſſer kleiner Städte.

In Paris ſelbſt ſind wir nicht weniger leichtgläubig, antwortete ich. Hexen, Geſpenſter und Wehrwolfe kommen wieder auf. Vor einigen Jahren machte eine berühmte Wahrſagerin Damen von Stande weiß, daß ſie den Teufel in eigner Perſon ſehen ſollten. Der Tag wurde beſtimmt, und ihnen geſagt, daß ſie ſich ſo prächtig als möglich kleiden möchten. Kaum waren ſie in dem Zimmer, wo Aſtarot erſcheinen ſollte, als nach verſchiedenen Beſchwörungen die alte Hexe verſicherte, der Teufel ſey oft wunderlich, habe ſich anders beſonnen, und würde nicht eher erſcheinen, als bis ſie ſich entkleidet hätten. Nun trug man Spitzen und Diamanten hinweg, und ſie wurden ſo feſt eingeſchloſſen, daß ſie wahrſcheinlich noch in dem Zimmer ſtecken würden, wenn die Nachbarſchaft nicht einen Polizeykommiſſar herbeygerufen hätte, welcher der einzige Teufel war, den ſie ſahn, und der ſie ſah.

Dieſer Auftritt koſtete ihrem Rufe nicht weniger, als ihrem Beutel. Unterdeſſen lachte man nur einige Tage darüber; denn in Paris folgen die Begebenheiten zu ſchnell auf einander, als daß eine einzige Sache lange beſchäftigen konnte.

Jedermann weiß, daß die ſchöne Tetard, die zur Zeit des Regenten lebte, ganz Paris dadurch in ihr Haus zog, daß ſie ihre Meublen durch verborgene Federn in Bewegung ſetzte. Selbſt der Prinz wollte Zeuge davon ſeyn, und die Abſicht dieſes Mädchens war blos, einen Freyer zu finden, was ihr auch am Ende gelang.

In Paris allein kann man Geſpenſter, Zauberer und Teufel nach Belieben haben. Man erzählt von dem berufenen Cagliostro, daß er ſich eines Tages zu Chaillot mit einer Geſellſchaft von Damen befand, die gern tanzen wollten. Sie baten ihn, daß er in einem Augenblicke Zöglinge aus der Militairſchule kommen laſſen möchte, die Chaillot gegenüber liegt. Er öffnete ein Fenſter, und ſchlug eine fliegende Brücke hinüber; da ſich aber die Geſellſchaft Spöttereyen erlaubt hatte, ſo änderte er die Sache dergeſtalt, daß ſtatt der jungen Herrn achtzehn Invaliden erſchienen, wo einer am Arm, der andere am Bein ein Krüppel war. Denn ungeſtraft verlacht man keinen Magiker. Der Tanz fand nicht ſtatt, und obgleich die Damen voller Wuth waren, ſo beteten ſie doch den Wundermann an.

Eine auffallende Kleidung iſt eins der weſentlichſten Stücke für einen Scharlatan. Der Verfaſſer der Lettres perſannes erzählt, daß ein ſolcher Gaukler zu Paris in arabiſcher Tracht erſchien, und mit Beſuchen überhäuft wurde. So wie er in franzöſiſcher Kleidung auftrat, ſah ihn niemand mehr an.

Auffallend iſt es, daß die Großen gewöhnlich die Scharlatane mehr begünſtigen, als der Pöbel. Es iſt nicht möglich, ſagte eine Dame vom Hofe, daß der berühmte Graf von St. Germain weniger, als zwey Jahrhunderte hat, und daß er nicht von einer Geburt ſey, die über alle gekrönte Häupter erhaben iſt. Seit der Zeit gab man ihm dreyhundert Jahre, und wies ihm ſeinen Platz über den Kaiſern an. So bemächtigt ſich die Schwärmerey der Vernunft, und ſo werden Wunder anerkannt. Ein Mann, den Spott und Thorheit an der Hand leiten, macht eher ſein Glück, als wenn Ruhm ſein Begleiter iſt.

Ein kleiner Arzt ging eben vorbey; aber mit ſo viel Geſchwindigkeit und ohne etwas von dem Zutrauen zu verlieren, das ihm ſo viele Groſſe zugeſtehen, daß wir uns nicht enthalten konnten, ihn zu bewundern.

Es giebt heut zu Tage nicht Wiſſenſchaften, nicht Größe, nicht Geſchmack mehr, ſondern Sonderbarkeiten. Laßt uns nicht ſo reden, wie andere Leute, ſagte ein Schriftſteller, und ſie werden uns für weit größer, als ſich ſelbſt halten.

2.

Fabeln.

Der Bär, der Fuchs und der Affe.

1.

Vollkommen bin ich nun zwar wohl nicht, ſprach der Bär, aber doch nach der Einrichtung dieſer beſten Welt vollkommen genug.

Wer würde daran zweifeln können, ſagte der eben gegenwärtige Fuchs, vielleicht nur unberufne Kunſtrichter, die Menſchen?

Nein, auch wir Thiere, ſetzte ein Affe hinzu; denn wer nicht vollkommen geboren iſt, der bekömmt durch Lecken nie eine vollkommne Form, höchſtens fällt das übermäßige Rauhe weg.

2.

Der Affe hat unrecht, ſagte der Fuchs, ſeine Partheylichkeit ließ ihn nur nicht ſehn.

Ach, ſagte der Bär, man kennt ihn ja als einen Satyriker; den Leuten iſt alles zu verzeihen; er meynts nicht ſo böſe.

Hätte ich doch nicht gedacht, murmelte der Fuchs, als er ſich entfernte, das von dir zu hören, was ich ſo oft von Menſchen mir habe ſagen laſſen.

Die Lerche.

1.

Die Lerche hatte im Reiche der Thiere ſich hören laſſen, und alle hatten ihre Stimme bewundert, ja einige Journaliſten erhoben ſie ſogar über die Nachtigall. Aufgeblaſen von Stolz verachtete ſie daher alle andre Vögel, und nur ſelten ließ ſie ſich hören; denn dies hatte ſie der Nachtigall abgelauſcht, die auch nur kurze Zeit im Jahre ihren Geſang hören läßt. Gerade um dieſe Zeit beſuchte ſie der Ziegenbock, ein junger parfümirter Stutzer, und bat die Virtuoſin um eine Arie. Sie ſang, aber wie warß ihr, als nach geendigtem Geſange er erſt applaudirte und dann ſie fragte, ob ſie ein Allegro oder Adagio geſungen hätte? Zornig begab ſie ſich weg, feſt entſchloſſen, nie andern, als Kennern, zu ſingen.

2.

Sie führte den Vorſatz aus, ſchlug allen andern Thieren ab, ſich hören zu laſſen, nur nicht den Vogel Minervens.

Die Lerche ſtimmte ihre beſten Stücke an, ohne daß auch nur einmal die Eule ihr Bravo zurief. Sie ſang zärtlich, die Eule ſaß unbeweglich; ſie ſchwang ſich ins erhabne, die Eule ſah nicht auf; ſie phantaſirte klagend, die Eule ſchlief ein.

Zwey Stunden hielt ſie es aus, ohne Beyfall zu ſingen, endlich ward ſie ungeduldig und rief: hörſt Du denn gar nicht, weiſer Vogel Minervens?

Ja, antwortete die Eule, Du biſt noch weit zurück, aber gieb Dir nur Mühe, und es wird gehn.

Unwillig entfernte ſich die Lerche, und mit einer Kennerſtimme eilte die Eule zum Froſchmahl.

3.

Niemandem wollte ferner die Lerche ihre Lieder ſingen, als einſt die ſanfte Taube ſie um ein Lied bat.

Sie ſang erhaben, die Taube gurrte ihr Beyfall, und verſicherte, ihr Gatte ſinge nicht zärtlicher.

Eben wollte die Lerche unwillig in ihr Neſt zurückeilen und alle Thiere fliehn, als ſich die Nachtigall nahte, und ſo zu ihr redete.

„Ich weiß Deine Geſchichte, o Freundin, Du ſangſt Thoren, Kennern und Empfindungsvollen. Nie warſt Du zufrieden, weil Du nur das, was Dir fehlt, ſiehſt, und des habenden nicht achteſt. O glaube nur, hätte ich in meiner Stelle wie Du gedacht, ich hätte noch Deinen Werth nicht.“

Schnell kehrte die Lerche um, und iſt ſeitdem zufriedner, und durch Erfahrung belehrt, weniger ſtolz auf Lob.

J. Meyer.

3.

Ueber Schriftſtellerey und Bücher.

(Aus dem Engliſchen des Shenſtone.)

I.

Eine ſchöne Schrift iſt insgemein die Frucht freywilliger Gedanken und eines gearbeiteten Styls.

II.

Lange Sentenzen in einem kurzen Aufſatze gleichen großen Zimmern in einem kleinen Hauſe.

III.

Die Welt läßt ſich eintheilen in Leute, die leſen, Leute, die ſchreiben, Leute, die denken, und — in Fuchsjäger.

IV.

Wenn die Dichter, anſtatt über die vermeinte Grauſamkeit ihrer Geliebten zu jammern, dieſelben Klagen über die Unerbittlichkeit der Muſen führten, ſo würden ſie der Wahrheit gemäßer handeln.

V.

Superfizielle Schriftſteller bilden ſich, gleich dem Maulwurfe, oft ein, tief gekommen zu ſeyn, wenn ſie ganz nahe an der Oberfläche ſind.

VI.

Sumite materiam veſtris, qui ſcribitis, aequam viribus. Die Autoren fehlen oft darin, daß ſie ihre

Werke auf holländiſches Papier drucken laſſen, die auf Löſchpapier hätten erſcheinen müſſen, wenn man damit hätte zufrieden ſeyn ſollen.

VII.

In der lateiniſchen Sprache iſt kein Wort, das eine Freundin bezeichnet. Amica heißt eine Geliebte, und vielleicht giebt es keine Freundſchaft zwiſchen beyden Geſchlechtern, die ganz von allem Grade der Liebe frey wäre.

VIII.

Der Hauptvorzug, deſſen ſich die alten Schriftſteller vor den neuern rühmen können, ſcheint in der Simplicität zu beſtehn. Die Alten drückten jede edle Wahrheit und Empfindung auf eine natürliche Art aus; ſie waren in Worten und Redensarten ſimpel, deutlich, und unverbeſſerlich. Was blieb alſo neuern Schriftſtellern übrig, als Affectation, geſuchter Witz und Concetti's?

IX.

Wenn ein großer Schriftſteller ſich einmal bückt, ſo kann man ſeinen Kopf erreichen, und das verleitet denn manche Leute, ſich mit ihm zu meſſen.

X.

Die Volksmeinung von einem Buche, oder von einer Schrift iſt nicht immer die wahre. Eſt, ubi peccat. Milton's verlornes Paradies, und die kalte Aufnahme, die es anfangs fand, iſt ein Beyſpiel davon.

XI.

Vielleicht bringt die Bekanntſchaft mit einem Manne von Genie mehr Ruhm, als Vergnügen. Es iſt eben ſo ſonderbar, als gewiß, daß die Phantaſie die Empfindlichkeit erhöht; die Empfindlichkeit verſtärkt die Leidenſchaften, und die Leidenſchaften machen die Menſchen wunderlich. — Dennoch erwartet man es oft, daß ein Mann von Genie ſich vernünftiger betragen ſoll, als ein andrer, und dies eben wegen der Lebhaftigkeit, die es doch am meiſten verhindert, Dies kömmt daher, weil man keinen Unterſchied unter den Talenten der Phantaſie und den trocknen mathematiſchen Operationen der Urtheilskraft macht; beides pflegt einem Menſchen den Ruhm eines Genies zu erwerben.

XII.

Ein Schauſpieler erwarb ſich nie dadurch Ruhm, daß er in einem ſchlechten Stücke agirte, noch ein Tonkünſtler, wenn er ein ſchlechtes Inſtrument ſpielte.

XIII.

Es ſcheint, die Dichter ſoll der Ruhm für die meiſten zeitlichen Vortheile entſchädigen. Sie ſind zu wenig zu Geſchäften gemacht, um geehrt, zu oft gefürchtet, oder beneidet, um geliebt zu werden.

XIV.

Cicero hat mir immer ein Beyſpiel geſchienen, wie doch ein Mann ohne allen Muth ein geiſtvoller Schriftſteller ſeyn könne.

XV.

Jeder würde doch lieber der Stumpf eines Lorberbaums, als der Stumpf eines Eibenbaums auf einem Kirchhofe ſeyn wollen.

XVI.

Degere more feræ. Dieſe Worte des Virgil ſcheint Vanbrugh vor Augen gehabt zu haben, wenn er die Miß Hoyden ſagen läßt, daß ſie ein Windſpiel um ſeine Freyheit beneide.

XVII.

Es giebt eine gewiſſe Nachläßigkeit im poetiſchen Ausdruck, die ſich gut zum Liede ſchickt.

XVIII.

Dido, ſagt Shaftesbury, ſcheint, gleich der Desdemona, eine große Bewunderin außerordentlicher Thaten geweſen zu ſeyn. Dies beweißt, daß Virgil, Shakſpear und Shaftesbury hierinnen einerley Meinung hatten.

XIX.

Man hat es ſchon oft bemerkt, daß witzige Köpfe im Stande ſind, ihren beſten Freund um eines Scherzes willen zu verlieren; beurtheilt man ſie billig, ſo muß man ſagen, daß nicht ein geringerer Grad von Wohlwollen, ſondern ein höherer Grad von Ruhmbegierde Urſache davon iſt.

XX.

Menſchen von Stande, oder von ausgezeichneten Verdienſten, ſollten auch in Anſehung ihrer geringſten Handlungen mehr Vorſicht beobachten. Zum Exempel, ich ſah einſt Popen — und, was that er, da ich ihn ſah? — ja, ſo viel ich mich noch erinnern kann — ſäuberte er ſeine Naſe.

XXI.

Selbſt Miller in ſeiner Sammlung von Scherzen nimmt Rückſicht auf poetiſche Gerechtigkeit; in der Regel läßt er das Verdienſt ſiegen. Kein geringes Kompliment für das menſchliche Geſchlecht.

XXII.

Zu ſagen, es ſchreibt einer einen guten Styl, iſt im Grunde ein eben ſo pedantiſcher Ausdruck, als wenn man ſagt, es ſpiele einer eine gute Geige.

XXIII.

Die erſte Zeile in Virgil's Idyllen klingt, wie ein Kieſelwetter: Tityre, tu patulæ &c.

XXIV.

Die Eitelkeit und auserordentliche Eigenliebe der Franzoſen iſt nirgends ſichtbarer, als bey ihren Schriftſtellern, und unter dieſen bey keinem mehr, als bey Boileau, der, außer ſeinen Rodomontaden, immer das ungereimteſte Zeug in die Noten verſpart, wenn er uns auch im Texte damit verſchont.

XXV

Die Schriftſteller, die uns die beſte Idee von dem geben können, was man Nettigkeit der Schreibart nennt, ſind nach meiner Meinung Schaftesbury, Addiſon und Swift.

Eine ſimple Erzählung von einer merkwürdigen Begebenheit, mit Nachdruck vorgetragen, thut eine ſtärkere Wirkung, wenn der Verfaſſer kein Raiſonnement beyfügt.

XXVI.

Lange und kurze Perioden ſcheinen den gothiſchen und den neuern Treppen ähnlich zu ſeyn, jene waren ſo groß, daß man ſie kaum erſteigen konnte, die letztern ſind ſo klein, daß man über ſechſe zugleich ſchreiten kann.

Ich halte nichts für wahrhaftig poetiſch, wenigſtens für keine Poeſie, die der Ausarbeitung werth wäre, die nicht unſere Leidenſchaften heftig bewegt, und dies wird durch Mährchen, Allegorieen und Lügen nur ſchlecht bewirkt.' Incredulus odi, ſagt Horatz.

XXVII.

Oft enthält die Vorrede ſolche Kritiken, die dazu dienen ſollen, den Sonderbarkeiten des Buchs Beyfall oder Nachſicht zu verſchaffen.

XXVIII.

Ich haſſe einen Styl und einen Garten, der ganz platt und regelmäßig iſt, der immer glatt, wie ein Aal, hinſchleicht, und ſich nie zu einiger Ungleichheit erhebt.

XXIX.

Es iſt leicht einzuſehen, daß Unvollkommenheiten von der einen Art augenſcheinlich dazu beitragen, Vollkommenheiten von einer andern Art zu befördern. Popens körperliche Mängel mußten ihn antreiben, ſeine Talente deſto emſiger zu bearbeiten, weil er vorherſah, daß er, ohne dieſe in der Dunkelheit ſchmachten müßte. Die körperlichen Vorzüge ſind meiſtentheils bey ernſten Perſonen nicht minder, als in der Modewelt nothwendig, um ſich beliebt zu machen. Pope ward durch unermüdete Ausbildung ſeiner poetiſchen Talente der Liebling nicht allein der Gelehrten, ſondern auch der Damen.

XXX.

So viel ich weiß, nennt Pope den Prior nirgends, obgleich Prior von Popen in ſeinem Gedicht Alma ſo ſchön ſpricht. Man ſollte denken, daß Pope, der dem Prior ſo unzählige Schönheiten zu danken hatte, gern und willig dieſe poetiſche Verpflichtung erwiedert haben würde. Daß er es nicht gethan, kann nur von Stolz, oder von politiſcher Partheilichkeit, kurz, von irgend einer Art von Selbſtſucht herrühren.

XXXI.

Virgil gedenkt des Horatz nie, ob er ihm gleich für ein Paar ſehr feine Komplimente Dank ſchuldig war.

XXXII.

Pope ſcheint mir der korrekteſte Schriftſteller ſeit Virgil, das größte Genie aber blos ſeit Dryden.

XXXIII.

Niemand war jemals glücklicher, als Pope in der vernünftigen Wahl der Gegenſtände ſeiner Gedichte.

XXXIV.

Popens Talent beſteht recht augenſcheinlich in der Zuſammendrängung der Gedanken. Mich deucht, kein andrer engliſcher Dichter brachte je ſo viel Gedanken in ſo wenig Zeilen bey einem ſo geſchmeidigen, leichten und wirklich poetiſchen Ausdruck. Wer daran zweifelt, der leſe nur den Verſuch vom Menſchen mit Aufmerkſamkeit. Vielleicht war dies eine Manier, die er nicht leicht verlaſſen konnte, vielleicht war es ihm nicht möglich, ſeine Gedanken ſo zu dehnen, wie es der ſchwächere Ton einer Ballade oder eines Liebesliedes verlangt. Sein Ungeheuer von Raguſa, und ſeine Ueberſetzungen aus Chaucer enthalten einiges, das dieſe Bemerkung beſtätigen kann.

XXXV.

Ich hätte es nicht wagen mögen, Popens Schriften bey ſeinem Leben zu tadeln, ſagt mancher. Ganz recht!

Ein Schriftſteller, der, von allem ſeinem Ruhm umgeben, ſich mit einem andern einläßt, den man kaum kennt, gleicht einem gerüſteten Manne, der einen andern angreift, der nur Schlafrock und Pantoffeln an hat.

XXXVI.

Man findet oft, daß Popens Religion ſeinen Talenten in der Schilderung ſehr zu ſtatten kommt, ſo wie er unſtreitig ſeine religiöſen Empfindungen in den prächtigſten Bildern ausdrückt.

XXXVII.

Pope hat die Wiederholung deſſelben Buchſtabens (alliteratio) ſehr gut benutzt, indem er mit glücklichem Erfolg die eine Wiederholung der andern nach der Cäſur entſprechen läßt; z. E.

Die and endon a college or a cat.

Es iſt dies eine natürliche Art von Schönheit. Dryden ſcheint ſie vom Spenſer entlehnt zu haben.

XXXVIII.

Pope hat weniger ſchwache Aufſätze herausgegeben, als irgend ein andrer Dichter, der eben ſo bänderreich iſt.

XXXIX.

Es iſt unſtreitig ſehr wohl möglich, eine engliſche Proſodie zu verfertigen, aber für ein gutes Ohr wäre ſie ganz überflüßig, und für ein ſchlechtes unnütze, indem, wie ich gewiß glaube, letzteres nie mit einem poetiſchen Genie verbunden iſt. Es kann mit Witz verbunden, es kann mit einer geſunden Urtheilskraft verknüpft ſeyn, aber gewiß iſt es nie mit Geſchmack vereinigt, der das Leben und die Seele der Dichtkunſt iſt.

XL.

Die Reime ſollten in zierlichen Gedichten aus Syſben beſtehn, die lang in der Ausſprache ſind, z. E. are, ear, ire, ore, your, wobey ein delikates Ohr mehr Angenehmes finden wird, als bey ſolchen: Gnat, net, knit, knot, nut.

XLI.

Für mich liegt ungemein viel Schönheit darinnen, wenn man in der achten und neunten Sylbe des engliſchen Verſes ein Wort von beſondrer Beſchaffenheit, z. E. ſo eins braucht, das eigentlich ein Dactylus wäre. Man laſſe in dem Vers:

And piſſes, the tyrants of the wat'ry plains

jemanden, der ein gutes Ohr hat, für wat'ry liquid ſetzen, und er wird finden, was es für üble Wirkung thut. Pope (der doch unſre Verſifikation durch einen vernünftigen Gebrauch der Cäſur verbeſſert hat) ſcheint auf dieſe Schönheit nicht genug zu achten.

XLII.

Was die häufige Wiederholung deſſelben Buchſtaben betriſt, ſo ſcheint ihre Periode vorüber zu ſeyn.

XLIII.

Es thut ſtets eine gute Wirkung, wenn der nachdrücklichſte Gedanke in das Wort gelegt wird, der die Stimme natürlicher Weiſe mit Nachdruck ausſprechen muß:

I nunc & verſus tecum meditare &c. *Hor.*
Quam vellent æthere in alto
Nunc & pauperiem &c. *Vir.*
O fortunati, quorum jam mœnia &c. *Virg.*
At regina gravi jamdudum &c. *Virg.*

Virgil, deſſen Sylbenmaas ſchon unſre Affecten zu bewegen ſcheint, war Meiſter dieſes Geheimniſſes.

XLIV.

Es giebt viele Menſchen in der Welt, denen es nicht ſowohl an Verſtand, um Aufſehn zu machen, als an einer ſolchen Ueberzeugung von ihren Fähigkeiten fehlt, die ſie bewegte, ihre Bemerkungen niederzuſchreiben, und ihnen denſelben Werth beyzulegen, den ſie denen zuſchreiben, die andre drucken laſſen.

XLV.

Ein guter Schriftſteller kann mit der größten Anſtrengung nicht gewiſſe Gedanken hervorbringen, die einem ſchlechten leicht und ſchnell hinfließen. Auch umgekehrt iſt es wahr: Ein ſchlechter Schriftſteller kann u. ſ. w.

XLVI.

Große Genies haben ein kurzes Gedächtniß, ſagt das Sprichwort, und als Sprichwort muß es doch einigermaßen in der Natur gegründet ſeyn. Die Sache ſcheint die zu ſeyn, daß Leute von Genie gemeine Dinge, unwichtige Begebenheiten und Umſtände, die keinen geringen Eindruck auf alltägliche Gemüther machen, leicht vergeſſen. In der That aber wird man finden, daß bey dem Genie ſehr viel auf Gedächtniß ankömmt, daß es ſich z. E. geleſener Stellen ſchnell muß erinnern können, die dazu dienen, das, wovon es ſchreibt, zu erläutern, oder die damit kontraſtiren. Unſtreitig iſt es das Schickſal eines gemeinen Verſtandes, eben die Dinge zu vergeſſen, deren ſich der Mann von Genie erinnert. Aber die Vergeſſenheit ſolcher Dinge, deren ſich beynahe jeder erinnert, fällt bey ihm mehr auf, und erklärt das Geheimniß.

XLVII.

Die Spröden geben denen Mädchen keine Pardon, die ein Opfer zärtlicher Leidenſchaften geworden ſind, entweder, weil ſie ſelbſt, von bösartigen Affecten hingeriſſen, vielleicht nie ſo ſehr die Gewalt der zärtlichen fühlten, daß ſie dadurch in Verlegenheit gekommen wären, oder, weil keiner ſie reizte, ſich in dem Punkt zu vergehn. Derſelbe Fall iſt mit gewiſſen Kunſtrichtern in Anſehung der Fehler ſinnreicher Schriftſteller.

XLVIII.

Vom Witz und dem guten Herzen muß man wohl ſagen: Utrum horum mauis, accipe. Geſchmack und gutes Herz ſind ſtets vereinigt.

XLIX.

Voiturens Schmeicheleyen gegen die Frauenzimmer ſind unſchuldig, weil ſie übertrieben ſind.

L.

Poeſie und Auszehrung ſind Krankheiten, die am meiſten mit Hofnung ſchmeicheln.

LI.

Jedermann beſtimmt unvermerkt zu einem gewiſſen Grad von Verfeinerung ſeiner Rede ein gewiſſes Maas von Gedanken, von denen er glaubt, daß es der Mühe werth iſt, ſie vorzutragen. Es iſt weislich, wenn man ein ziemlich hohes Maas beſtimmt, wenn dies gleich Urſache iſt, daß man weniger redet.

LII.

Manche Menſchen wenden weiter kein Mittel an, ſich Achtung zu erwerben, als daß ſie ſie fordern, und zuwei-

len

ſen erreichen ſie dadurch ihre Abſicht, ſo wie der Straßenräuber mit dem Gelde.

LIII.

Durch nichts kann ſich ein Genie mehr zeigen, als, wenn es Schauſpiele ſchreibt, das kömmt daher, weil hier der Schriftſteller ſich in die Stelle jeder redenden Perſon verſetzen muß.

LIV.

Vollkommene Karaktere machen in einem Gedichte keine beſſere Figur, als regelmäßige Hügel, ſchnurgerade Bäume, einförmige Felſen und Waſſer, das in einer Linie lauft, in der Zuſammenſetzung einer Landſchaft. Die Urſache iſt, ſie ſind nicht natürlich, und überdies fehlt es ihnen an Mannichfaltigkeit.

LV.

Kleinigkeiten entdecken einen Karakter mehr, als Handlungen von Wichtigkeit. In Anſehung jener giebt ein Menſch nicht auf ſich Acht, und hält es nicht der Mühe werth, ſich zu verſtellen. Es iſt für mich ein ſehr deutlicher Wink über die Entdeckung von dem Karakter eines Menſchen, wenn man von ihm ſagen kann, er ſieht immer ſo aus, als ob die, die um ihn ſind, gewiß wären, eine Nadel auf ſeinem Aermel zu finden.

LVI.

Ein Grammatiker ſpricht von der erſten und zweyten Perſon, ein Poet von Celien und von Corydon, eine Mathematiker von X und Y, ein Juriſt von Stokes und Styles, (in Teutſchland von Carpzov und Stryck) die wahre Quinteſſenz der Pedanterey!

LVII.

Auch den Bombaſt weiß Shakſpear zu ſeinem Endzweck zu brauchen, durch die Perſonen nämlich, den er ihn ſagen läßt.

LVIII.

Ein Poet kann, bis er dreyßig wird, ſich nicht überzeugen, daß es außer den poetiſchen Ruhm noch ein Gut in der Welt gebe. Um dieſe Zeit fängt er an einzuſehen, daß dem nicht ſo ſey.

LIX.

Der Plan von Spenſers Feenkönigin dünkt mir ſehr unvollkommen. Zwar hat er eine ſehr reiche Einbildungskraft, doch iſt ſie es vielleicht minder, als man insgemein glaubt, wenn man bedenkt, wie leicht es war, die Tugenden und Laſter zu realiſiren und auszuſtaffieren. Sein Sylbenmaaß hat einige Vortheile, ob es gleich in mancher Rückſicht Tadel verdient. Sein gutes Herz leuchtet aus allen Theilen ſeines Gedichts hervor. Seine Verbindung des heidniſchen und chriſtlichen Syſtems, indem er die Gottheiten von beyden zugleich handeln läßt, iſt gar nicht zu entſchuldigen. Man findet viel Kunſt und Ueberlegung in den einzelnen Theilen, aber wenig im Ganzen. Man kann wohl zweifeln, ob die Lektüre ſeiner ungeheuern Beſchreibungen nicht dem wahren Geſchmack eben ſo nachtheilig iſt, als ſie zur Erweiterung der Phantaſie dient. Es iſt gewiß, Spenſer hilft ſie erweitern, aber er dehnt ſie über die gehörigen Grenzen aus. Bey dem allen giebt es viele ſchöne Stellen in ſeiner Feenkönigin, die zum Beyſpiel von der unrechten Anwendung eines großen und ausgebildeten Genies dienen können.

LX.

LX.

„Ein Poet, dem es mit ſeiner Autorſchaft mißglückt, wird oft ein ſtrenger Kunſtrichter. Schwacher und unſchmackhafter Wein wird mit der Zeit vortreflicher Eſſig.

LXI.

Reiche Leute ſtreben nach der Bekanntſchaft berühmter Schriftſteller nicht ſowohl, um des geſellſchaftlichen Vergnügens, als um des Anſehns willen, daß ſie giebt. Denn wenn ſie jenes ſuchten, ſo würden ſie Perſonen von geringern Fähigkeiten und biegſamerer Gemüthsart wählen.

LXII.

Die Sprache iſt für den Verſtand, was eine ſanfte Bewegung für den Körper iſt, eine ſehr heilſame Sache. Aber ein Menſch kann den andern an Verſtand übertreffen, der ihm in Würde des Ausdrucks nicht gleich kommt, und es kann einer auf eine ſchönere Figur ſtolz ſeyn, der ſich doch nicht ſo zierlich bewegen kann, wie der andre.

LXIII.

Die Worte *nicht mehr* haben ungemein viel Rührendes, indem ſie uns zugleich an das ehmalige Vergnügen und die künftige Entbehrung deſſelben erinnern.

LXIV.

Jede einzle Bemerkung, die der Mann von Genie bekannt macht, wäre ſie auch noch ſo geringfügig, ſollte hoch geſchätzt werden, weil er aus eigner Empfindung ſpricht, dahingegen gemeine Menſchen gemeine Dinge hinſchreiben, die ſie vielleicht aus unbedeutenden Schriftſtellern geſammelt haben.

LXV.

Es iſt eine weiſe Einrichtung der Natur, daß unſre Zuneigung abnimmt, je nachdem die Gewalt unſres Freundes wächſt. Die Zuneigung iſt minder wichtig, wenn einer ſich ſelbſt forthelfen kann. Aus dem Grunde werden die jüngern Söhne oft mehr geliebt, als die ältern, und iſt Benjamin der Liebling. Denſelben Grundſatz kann man in der ganzen thieriſchen Schöpfung befolgt finden.

LXVI.

Der Zeitpunkt des Lebens, da die Phantaſie die Oberhand hat, iſt die Jugend, die Epoche, da die Urtheilskraft am reifſten iſt, das Alter. Die Dichter ſind daher allezeit in Anſehung der Beſchaffenheit ihres Geiſtes jünger, als andre Leute, ein Umſtand, der in den letzten Theil ihres Lebens eine Art von Widerſpruch bringt. Die alten phlegmatiſchen Menſchen haben dieſen Widerſpruch in der Jugend.

LXVII.

Man findet zuweilen Beyſpiele von ſchönen abgebrochnen Stellen bey den Schriftſtellern, aber ich wundre mich, daß man dieſe rhetoriſche Figur nicht öfter braucht, da ſie eine außerordentliche Wirkung auf den Leſer thut. So ſagte, z. E. Falſtaff beym Schakſpear, nachdem er in dem Dienſt bey Shallow am Hofe ſo unglücklich geweſen: „Mein Herr Shallow, ich bin Ihnen tauſend Pfund ſchuldig.“ Wenn Pandolph den König Philipp von Frankreich anräth, nichts weiter gegen England zu unternehmen, ſondern das Schwerd in die Scheide zu ſtecken, das er auf des Pabſtes Antrieb gezogen hatte, ſo heißt es: „Nun hatten aber die Zurüſtungen Philippen ſchon achtzigtauſend Pfund gekoſtet.“ Wenn beſchrieben wird, wie niederträchtig König Johann ſich vor dem päbſtlichen Legaten gedemüthigt, ſo wird hinzugeſetzt: „Nun war aber Johann ſchon vorher verachtet und verhaßt.“ Doch vielleicht läßt ſich das ſtärkſte Beyſpiel aus der heiligen Schrift (aus dem Schluß eines Kapitels im Evangelium Johannis) entlehnen: „Und dieſer Barrabas war ein Räuber.“

LXVIII.

Ein Poet thut ſich Schaden, wenn er Proſa ſchreibt, ſo wie ſich ein Rennpferd Schaden thut, wenn es den Pflug zieht.

LXIX.

Die vorzügliche Feinheit der Franzoſen zeigt ſich in nichts mehr, als in den Redensarten, die ſie und die Engländer brauchen, um eine Angelegenheit auszudrücken, die im Werk iſt. Der Franzoſe ſagt, ſie iſt auf dem Tapet, die Engländer, ſie iſt auf dem Annbos. Zeigt dies aber nicht auch die Offenheit und Ernſthaftigkeit, womit wir Geſchäfte unternehmen, und die nachläßige und flüchtige Manier, womit ſie auch die wichtigſten verrichten?

LXX.

Zwey Eigenſchaften giebt es, die den ſinnreichſten Schriftſteller (freylich nicht ohne alle Ausnahme) ankleben, ein anſtändiger Stolz, der ſie abhält, ſich wegzuwerfen, und eine unaffectirte Blödigkeit, die ihren Werth verborgen hält, ſuperbia quæſita meritis, und malus pudor, wie ſich Horaz ausdrückt. Die eine Eigenſchaft erlaubt ihnen nicht, ſich zu den Großen zu drängen, die andre verſteckt die Verdienſte, um derentwillen die Großen ſie aufſuchen. Man ſetze zu jenen Eigenſchaften noch die ſehr gewöhnliche Indolenz ſpekulativer Geiſter.

LXXI.

Poetiſche Talente ſcheinen der ſchönſte Vorzug der Jugend zu ſeyn, ſie ſind es aber von der Jugend allein. Der Pflug der Phantaſie, ein muntres Betragen, ein lebhafter Anzug, und ein blühendes Anſehn vereinigen ſich recht freundſchaftlich, eines das andre zu verſchönern, aber mit dem Alter hat das poetiſche Talent ſo wenig zu ſchaffen, als es den Erzbiſchof von Canterbury kleiden würde, wenn er eine Leidenſchaft für den Tanz, oder Talente zur Falkenjagd hätte.

LXXII.

Die willfährigſten Muſen, gleich den zärtlichſten und bereitwilligſten Kourtiſanen, laſſen uns ſelten Urſache, uns ſehr ihrer Gunſt zu rühmen.

LXXIII.

Schreibt man ſelbſt etwas, ſo wundert man ſich, wie noch niemand vor uns an ein ſo vortrefliches Sujet habe denken können; überſetzt man, ſo wundert man ſich, wie ein ſo vortreflicher Schriftſteller hat überſehen werden können.

LXXIV.

Die alten Dichter ſcheinen ſich viel auf ihr Vermögen zu gute zu thun, den Ruhm ihrer Zeitgenoſſen zu verewigen. In der That ſind die Umſtände, die ihre Sprache vor dem Untergang bewahrt, das einzige Mittel geweſen, ihre ſtolzen Prophezeihungen wahr zu machen. Sonſt ſcheinen die Geſchichtſchreiber geſchickter zu dem Geſchäft, Unſterblichkeit zu ertheilen. Eine Geſchichte erhält ſich, wenn ſie auch noch ſo mittelmäßig geſchrieben iſt, und iſt in der Regel minder verdächtig, als die Deklamationen der Muſen.

LXXV.

Ich wundre mich, daß es die Schriftſteller nicht fühlen, wie viel artiger es iſt, ihren Namen unter die Vorrede, oder ſonſt eine Einleitung zu ſetzen, als auf den Titel. Vielleicht geſchieht es, um hinter dem Namen ein F. R. S. (Mitglied der königlichen Geſellſchaft) oder ein LL. D. (Doctor der Rechte) anzubringen.

LXXVI.

Es ſcheint, daß die vielen Lügen, die man in Reiſebeſchreibungen findet, von Nachrichten herrühren, die aus dem niedrigen Volke geſammelt worden. Wollte einer einen Karakter der Engländer nach dem entwerfen, was der Pöbel thut und glaubt, ſo würde das eine ſonderbare Idee von dem Verſtande der Engländer erwecken. — Die Miſſionärs hängen jeder indianiſchen Nation einen Schwanz an, die nichts mit ihnen will zu ſchaffen haben.

LXXVII.

Hätte Thomſon's Gedicht über die Jahrszeiten nicht ein beſſeres Ganze werden können, wenn der Dichter den Plan der Natur zu Anfang des Winters gezeichnet, und hernach alle Abänderungen der Jahrszeiten als Mittel betrachtet hätte, die zu demſelben Endzweck abzielen?

LXXVIII.

Die Kritiker mögen mir verzeihen, wenn ich ſie mit gewiſſen Thieren vergleiche, die man Eſel nennt, die, indem ſie Weinſtöcke benagten, zuerſt es lehrten, wie vortheilhaft es ſey, ſie zu beſchneiden.

LXXIX.

Ein jeder guter Dichter iſt auch ein Kritiker, aber nicht umgekehrt.

LXXX.

Es fehlt uns ein Wort, um das hoſpes und hoſpita der Alten auszudrücken, das bey ihnen vielleicht eines der ehrwürdigſten Verhältniſſe bezeichnete, und doch überſetzen wir es mit Wirth, ein Wort, das wir auch vom Gaſtwirthe brauchen. Auch haben wir kein Wort, um das amica zu überſetzen, (im Engliſchen nämlich) gleich, als wenn wir glaubten, ein Frauenzimmer ſey immer etwas mehr, oder etwas weniger, als Freundin.

LXXXI.

Der Philoſoph, der die Welt für ein großes Thier anſah, konnte ſich ſelbſt für nichts, als für eine Laus, auf dem Rücken deſſelben anſehen.

LXXXII.

Redner und Landkutſcher, wenn es jenen an Gründen, und dieſen an einem Wapen fehlt, ſchmücken ihr Thema und ihre Kutſchen mit rhetoriſchen Figuren und Blumentöpfen.

LXXXIII.

Es iſt unnütz, viel Zeit auf die Lekture geringerer Arten von Gedichten zu verwenden. Homer, Virgil und Horatz geben den ächten Geſchmack in der Schriftſtellerey; eines jeden eigne Phantaſie wird im Stande ſeyn, das Uebrige an die Hand zu geben.

Eben ſo iſt es überflüßig, nach niedern Graden von Ruhm zu ſtreben. Eine wirklich glänzende Handlung, oder eine wirklich vollkommne Schrift gründet den Ruhm beſſer, als noch ſo viele geringfügige und alltägliche Unternehmungen.

Sehr wenig Sentimens ſchicken ſich, daß man ſie einer Perſon im erſten Anfall der Betrübniß in den Mund legen kann. Alles iſt hier widrig, außer kunſtloſe Einfalt. Die bibliſchen Schriftſteller ſchildern ihre Helden ſo, daß ſie blos ſich ſolcher Ausdrücke bedienen, wie folgende: Ach, mein Bruder! O Abſalon, mein Sohn, mein Sohn! Saul's Klage über Jonathan iſt weitläuftiger, aber zugleich ganz einfach.

Das Angeln wird vom **Martial** ſehr genau alſo beſchrieben: Tremula piſcem deducere ſeta.

Ovids libri Amorum gefallen mir beſſer, als jene Briefe. Es ſcheint in jenen Gedichten eine größere Mannigfaltigkeit von natürlichen Gedanken zu ſeyn, dahingegen, wenn man den Inhalt von einer ſeiner Briefe geleſen hat, man ſchon vorausſieht, was das Sujet bey einem Schriftſteller von ſeiner Phantaſie hervorbringen werde.

Die Plane ſeiner Briefe ſind meiſtens gut entworfen. Die Antworten des Sabinus ſind unbedeutend.

Noth kann Erfindungen in Anſehung des Gewinns erzeugen, iſt aber der Tod der poetiſchen Erfindungen.

Die Vorſehung handelt ganz unpartheyiſch, indem ſie dem einen Reichthümer, und dem andern die Verachtung derſelben verleiht.

Achtung iſt die allgemeine Abſicht, um derentwillen man ſo heftig nach Reichthum, Macht, Ehrenſtellen, Titel und Ruhm trachtet. Wenn man ſeinen Endzweck durch irgend eines dieſer Mittel erlangt hat, iſt es dann nicht offenbar unphiloſophiſch, nach dem übrigen zu ſtreben?

Shaftesbury ſcheint mir in der Verſchönerung gemeiner Ideen ſeines Gleichen nicht zu haben. Er beobachtet eine Entfernung von niedrigen Ausdrücken, wie ſie ſich für einen Mann vom Stande ſchickt. Seine Skizzen ſollten, wie die vom **Raphael**, ſtudirt werden. Seine Unterſuchung über die Tugend iſt das kürzeſte und deutlichſte Moralſyſtem.

Der groſe Mann kann zu ſeinem Bewundrer ſagen: Es iſt ungewiß, ob Du mich erhebſt, weil Du beßre Einſichten haſt, als andre Leute, oder, ob Du beßre Einſichten zu haben ſcheinſt, weil Du mich erhebſt.

Wenn man die römiſche Geſchichte lieſt, ſo empfindet man eben den Ueberdruß, wie bey Romanen, oder ſogar auch bey Gedichten. Man ſieht es zu leicht vorher, auf welche Seite der Sieg fällt. Der Held, der Ritter, und der Römer wird zu ſelten überwunden.

Meiſtentheils wird bey unſerm Sprachunterricht etwas Wichtiges verabſäumt, wodurch das, was wir in der wahren, oder fabelhaften Geſchichte leſen, entweder ſchwache, oder verwirrte Eindrücke hinterläßt; ich meine die Vernachläßigung von Landkarten bey der alten Geographie. Wären Karten vom alten Griechenland, Sicilien, Italien u. ſ. w. in Schulen üblich, ſo würde es nicht nöthig ſeyn, die Kenntniß, die wir hier erlangen, in der Folge zu erneuern, wie jetzt insgemein der Fall iſt.

Ein pedantiſcher Gelehrter iſt im Stande, fünf Jahre an der Ueberſetzung und an der Erreichung von den Schönheiten eines Gedichts zu arbeiten, das viel ſchlechter iſt, als er es ſelbſt in fünf Wochen machen könnte. Es giebt Schriftſteller, die den ganzen Ruhm eines Genies dem Ruhm der Gelehrſamkeit aufzuopfern wünſchen.

Boileau hat in einer ſeiner vortreflichen Satiren zu beweiſen geſucht, daß der Menſch keine Art von Rechte habe, ſeine Fähigkeiten den Talenten der thieriſchen Schöpfung vorzuziehen. Oldham hat ihn überſetzt, Rocheſter ihm nachgeahmt, und ſelbſt Pope ſagt: „Erhebet, ſo viel ihr „wollt, die Vernunft über den Inſtinkt, in dieſem herrſchet „Gott, in jener der Menſch!“

In der That, der Verſuch vom Menſchen iſt voll von Erläuterungen dieſes Satzes, und es iſt erſtaunend, wie viel wahrſcheinliche Gründe ſich für die Behauptung deſſelben anführen laſſen. Es leuchtet in die Augen, daß unſre Sucht zu raiſonniren und unſer Hang zu Neugierde mehr Glückſeeligkeit hindern, als ſie zu beſördern im Stande ſind. Wie viele Krankheiten ſind ganz erkünſtelt, eine Kunſt, die freylich weit über die Fähigkeiten der Thiere erhaben iſt. Wir verſchmähn und entziehn uns wohlſeile und natürliche Genießungen wegen ſpekulativer Ausſichten, oder Zweifel über die Zukunft. Wir können die Abſichten des Schöpfers nicht ergründen; nun ſo ſollten wir auch von den Thieren lernen, uns bey unſrer Unwiſſenheit zu beruhigen, und glücklich durch die Dinge zu ſeyn, die für unſre Glückſeeligkeit beſtimmt, und uns erreichbar ſcheinen, nicht die Blumen des Gartens überſehen, und uns ſelbſt in die Irrgänge eines Labyrinths verwickeln.

Von allen Büchern wünſchte ich nur zweyerley Ausgaben, die eine von dem bloßen Texte, beſorgt von einer Geſellſchaft gelehrter Männer, die andre mit den Varianten und den Anmerkungen der geſchickteſten Ausleger.

Sich täglich beſtreben, ſeinen Geiſt durch Gelehrſamkeit und Philoſophie zu beſeſtigen, iſt eben ſo viel, als ſo viel auf Rüſtung zu verwenden, daß nichts zu vertheidigen übrig bleibt.

Will man mit den Philoſophen denken, ſo darf man nur wenig mit dem großen Haufen umgehn. Der große Haufen nöthigt uns eben durch ſeine Menge zu einer Liebe des äußerlichen Scheins, zu Begierde nach Geld, zu Verlangen nach Macht, und zu andern pöbelhaften Leidenſchaften, zu Gegenſtänden, die die Menge bewundert, weil ſie keinen Theil daran hat, und weil ſie nicht Gelehrſamkeit genug beſitzt, die die Stelle der Erfahrung vertreten könnte.

Livius, der zierlichſte und vornehmſte römiſche Geſchichtſchreiber, war vielleicht ſo abergläubiſch, als der ungelehrteſte im Pöbel. Wir ſehen, es fehlt ihm nie an Erſcheinungen, die er genau beſchreibt, und ernſthaft behauptet, um beſondre Begebenheiten durch die Dazwiſchenkunft ſolcher Götter zu unterſtützen, die wir verlachen. Erſt bezeigt er eine kindiſche Aufmerkſamkeit auf das Freſſen der Hühner am Morgen, und dann ſagt er gravitätiſch: Parua ſunt hæc, ſed parua iſta non contemnenda, maiores noſtri maximam hanc rem fecerunt.

Man ſieht aus den römiſchen Geſchichtſchreibern, daß die Römer eine beſondre Verehrung für den Glücklichen hatten. Ihr Beywort Felix ſcheint allezeit einen Liebling der Götter anzuzeigen. Ich irre mich, oder das neuere Rom hat meiſtens gerade das Gegentheil beobachtet. Viele ſind da kanoniſirt worden, ohne weiteres Verdienſt, als ihr Unglück.

Wie verſchieden erſcheint die Unterredung der Alten und der Neuern, in Anſehung der ſuperficiellen Dinge, worüber wir uns jetzt insgemein unterhalten! Man ſetze das Ceremoniel der neuern Zeiten, und die vielen Titel hinzu, womit manche Könige die geſellſchaftliche Unterhaltung feſſeln und beſchweren.

Die berühmte Kühnheit einer orientaliſchen Metapher iſt, glaube ich, oft weiter nichts, als die unbeträchtliche Aehnlichkeit, die ſie mit der Sache hat.

Der Briefſtyl ſollte ſich vielleicht nie höher erheben, als der Ausdruck des feinern Umgangs.

Liebesgedichte, ohne wahren Affect geſchrieben, ſind oft das Ekelhafteſte unter allen Schreibereyen. Fließen ſie aber aus dem Herzen, ſo ſtellen ſie unſerm Geiſt immer die wonnevolle Zeit der Jugend, der Poeſie und der Liebe dar.

Virgil erregt uns mehr, als irgend ein andrer Schriftſteller, in ſeinen Gedichten dadurch ein außerordentliches Vergnügen, daß er die vollkommenſte Harmonie des Sylbenmaaßes mit den angenehmſten Ideen und Bildern vereinigt,

einigt, z. E. Qualem virgineo demeſſum pollice florem, oder argentum, rariuſue lapis, und hundert andre noch beſſere Stellen.

Nichts hilft mehr Trunkenheit oder gar Tollheit hervorbringen, als der häufige Gebrauch der Parentheſen im geſellſchaftlichen Geſpräch.

Es giebt nicht leicht ein größeres Bild von Ungeduld, als wenn man ſich einen General denkt, der ſein Heer übermannt und größtentheils niedergehauen ſieht, und ſich beſtändig umſieht, ob nicht ſein Alliirter ihm mit ſeinen Truppen zur Hülfe kömmt. So ſagt Shakſpear: „Wenn „mein theurer Percy, wenn mein herzenlieber Heinrich „manchen Blick nach Norden thut, zu ſehn, ob ihr Vater „mit ſeiner Macht herbeykommt — aber umſonſt hinſieht.“

LXXXIV.

Gleichniſſe von ſonderbaren Umſtänden und von Wirkungen, die ſich ſelten ereignen, entlehnt, ſind nahe mit dem falſchen Witz verwandt. Das beſte Beyſpiel von der Art iſt die berühmte Stelle im Waller: „Er grif nach „Liebe, und füllte ſeine Hände mit Lorbeern.“

Virgil beweiſt weniger Witz und mehr Geſchmack, als irgend ein Schriftſteller in der Welt. Man erinne ſich an die Stelle: Longumque bibebat amorem.

Was Lukrez von den editris doctrinæ ſapientum templis von den Höhen der Philoſophie ſagt, läßt ſich auf nichts beſſer anwenden, als auf eine ſchöne und bequeme Kutſche:

Diſpicere unde queas alios, paſſimque videre
Errare, atque viam palantes quærere vitæ;

denn aus der Kutſche kann man auf die Fußgänger herabſehn, kann ſehen, wie ſie auf beyden Seiten bey uns vorübergehn, und ſich einen Weg durch den Koth bahnen.

Verſe ſind eine Art von Mauerwerk, wo die Cäſur gleichſam die Fugen des Gebäudes vorſtellt. Sie ſollte in jeder Zeile anders angebracht ſeyn.

Der Unterſchied zwiſchen einem witzigen Schriftſteller und einem Schriftſteller von Geſchmack iſt hauptſächlich dieſer. Der erſtere bekümmert ſich nicht darum, was vor Ideen er vorbringt, und ſucht ſie nur auf eine überraſchende Art zu verknüpfen. Der andre ſieht vornemlich darauf, was für Bilder er aufſtellt, und befleißigt ſich bey der Aufſtellung mehr der Einfalt, als der Ueberraſchung.

Die Verſchiedenheit des Geſchmacks in Anſehung der Bücherlektüre läßt ſich einigermaßen erklären, wenn man die Verſchiedenheit des Gehörs für die Muſik betrachtet. Der eine iſt nicht ohne eine vollkommene Melodie des Styls zu befriedigen, der Inhalt mag ſeyn, wie er will, der andre, der kein Gehör für die Muſik hat, ſetzt allen Werth in den Inhalt, ohne auf die Rauheit des Vortrags Rückſicht zu nehmen.

Die Harmonie des Perioden und die Melodie des Styls haben größern Einfluß, als man insgemein glaubt, auf die Urtheile, die wir über Schriften und Schriftſteller fällen. Man erinnre ſich zum Beyſpiel nur, welche Stellen der heiligen Schrift, welche Verſe aus Gedichten, oder was für Perioden uns am meiſten einfallen, und am meiſten angeführt werden, und wir werden finden, daß es nur die muſikaliſchen ſind.

Ich wundre mich, daß die alte Mythologie nie den Apoll verliebt in die Venus zeigt, wenn ich die vorzügliche Achtung bedenke, die das Genie zu allen Zeiten der Schönheit bewieſen hat. Die Morgenländer machen es beſſer, wenn ſie dichten, die Nachtigall ſey in die Roſe verliebt, der tonreichſte Vogel in die ſchönſte und angenehmſte Blume.

Was man Laune in Proſa nennt, würde, glaube ich, in der Poeſie für Burleske angeſehen werden, und es laſſen ſich Beyſpiele anführen.

Vielleicht läßt ſich das Burleske in ſolches eintheilen, das vornemlich auf Gedanken beruht, und in ſolches, das mehr vom Ausdruck abhängt, oder man könnte noch eine dritte Art hinzuthun, die in Gedanken beſtehe, welche man auf eine lächerliche Weiſe in einer Sprache vorträgt, die weit über oder weit unter ihrer Würde iſt.

Der **glänzende Schilling** von **Philipps** und der **Hudibras** von **Butler** ſind die merkwürdigſten Beyſpiele. Bey **Butler** indeſſen kommt viel auf die lächerliche Wirkung ſeiner doppelten Reime an. Uebrigens iſt er, wenn ich meine Meinung ſagen ſoll, mehr ein witziger, als ein launichter Schriftſteller.

Scenen, die nicht in Verſe gebracht zu werden verdienten, erhalten ſchon dadurch einen gewiſſen Grad von Laune, daß man ſie verſifizirt.

Swift verdient in Anſehung ſeiner Gedichte einen Platz ungefähr zwiſchen **Butler** und **Horaz**. Er hat den Witz des erſtern, und die angenehme Nachläſſigkeit, die wir in den Epiſteln und Briefen des letztern finden.

Ich glaube, wenig Menſchen finden ſo wenig Laune im **Don Quixote**, als ich. Denn, zu geſchweigen, daß es bey dem ewigen Einerley der Begebenheiten leicht vorherzuſehn iſt, was er in den meiſten Fällen thun wird, ſo iſt es nicht leicht, durch die ſonderbaren Handlungen eines Wahnſinnigen Lachen zu erregen. Die natürliche Leidenſchaft in dieſem Fall iſt Mitleid, das höchſtens mit etwas Beluſtigung vermiſcht iſt. **Sancho's** Karakter iſt in der That komiſch, und, nähme man ihn aus dem Roman weg, dann würde man recht ſehn, wie wenig Laune im Karakter des **Don Quixote** iſt.

Es iſt ein feiner Zug vom **Cervantes**, wenn **Sancho**, ſeiner Stadthalterſchaft überdrüßig, denen, die ihn tröſten wollen, keine Antwort giebt, ſondern nur auf ſeine Schuhe und Strümpfe zeigt.

IV.

Naturgeſchichte.

Ueber den Bohon Uppas.

Herr von **Humboldt** der jüngere, ein Mann, den ich ſowohl ſeines Charakters, als ſeiner Kenntniſſe wegen, in der Naturgeſchichte und den damit verwandten Wiſſenſchaften hoch ſchätze, hatte die Güte, mir einen franzöſiſchen Brief zu überſchicken, den er im Januar 1789 an den Herausgeber der Gazette litteraire de Berlin geſchrieben hatte. Dieſer Brief iſt ein vollſtändiger Auszug aus des Herrn Profeſſor Thunbergs Diſſertation, die 1788 unter dem Titel, arbor toxicaria Maſſacavienſis, zu Upſal herausgekommen iſt. Ich werde ihn ganz überſetzen; da mir der würdige Verfaſſer dies erlaubt hat, und nur hier und da das weglaſſen, was des Verfaſſers der Gazette litteraire wegen nicht wegbleiben konnte, unſre Leſer aber nicht intereſſirt. Herr Hofrath **Lichtenberg** gab im Göttinger Taſchenkalender von 1786, wenn ich nicht irre, aus einer damals erſchienenen Reiſebeſchreibung einige Nachricht vom **Bohon Uppas**, die gewiß Aufmerkſamkeit genug erregt hat, als daß dieſe umſtändliche Nachricht nicht vielen unſrer Leſer angenehm ſeyn ſollte.

Meyer.

Herr Thunberg, Ritter des Waſaordens, Profeſſor der Botanik zu Upſal, iſt ein würdiger Schüler des unſterblichen von Linné. Als er ſeine Studien in Upſal geendigt hatte, ging er nach Holland, wo ihm Empfehlungsſchreiben einiger ſchwediſchen Gelehrten, eine günſtige Aufnahme bey einigen angeſehnen Männern der Republik verſchaften. Dieſe verſchaften ihm Gelegenheit das Vorgebürge der guten Hofnung, Java und Japan zu bereiſen. Er beſuchte glücklicher, als die meiſten Botaniker Oſtindiens merkwürdigſte Gegenden. Nach ſeiner Zurückkunft belohnte ihn der König von Schweden mit dem Lehrſtuhl der Botanik in Upſal, der durch den Tod ſeines Freundes, des jüngern von Linné erledigt worden war, und ernannte ihn zum Ritter des Waſaordens. Thunberg wagte es, das Linnéiſche Syſtem auf zwanzig Klaſſen zu reduciren; ein Unternehmen, das nur ein Mann von ſeinen Verdienſten wagen konnte, und daß Herr D. Wildenow in Berlin, ein gründlicher Botaniker, in ſeiner Flora berolinenſis mit gutem Erfolg nachahmte.

Da Herr Thunberg ſich längere Zeit in den weſtlichen Inſeln Aſiens aufzuhalten Gelegenheit hatte, als irgend ein Gelehrter vor ihm; und da ſeine Beſchreibungen der Japaniſchen Pflanzen und ſeine Diſſertationen über die Nelken- und Muskatbäume den gründlichen Botaniker zeigen: ſo iſt kein Grund vorhanden, warum man in ſeine Erzählung von Bohon Uppas Zweifel ſetzen, und warum man ſie nicht allen Berichten andrer weniger gelehrten und bekannten Männern vorziehn ſollte.

Zuerſt giebt Herr Thunberg eine botaniſche Beſchreibung des Bohon- oder richtiger des Boa Uppas, welche Worte im Malayiſchen ſoviel, als Giftbaum bedeuten. Die Malayen kennen zwey Arten davon, Macan-Cavul und Djato-Matti; letztere iſt die gefährlichſte. Rumph theilt ſie, in ſeinem amboiniſchen Herbarium, in männliche und weibliche Bäume ein; nach Art der alten Botaniker. Beyde Arten haben einen ſtarken dicken Stamm, von einander abſtehende Zweige, eine geſpaltne graubräunliche Rinde, ein gelblichtes, hin und wieder mit ſchwarzen Flecken durchſprengtes Holz. Die Blätter ſind eyförmig, zwey Zoll breit und eine Hand lang; da man weder bis jetzt Blüthen und Früchte dieſes Baums geſehn hat, ſo läßt ſich ſein Geſchlecht nicht mit Gewißheit beſtimmen. Indeß glaubt Herr Thunberg ihn zu Linnés Ceſtrum-Geſchlecht rechnen zu können, welches die Alten für eine Art des Jasmins hielten *) Dieſe Meinung ſchien ihm deſto gegründeter zu ſeyn, da er am Vorgebürge der guten Hofnung ſah, wie die Hottentotten den Saft eines Ceſtrums mit den fürchterlichen Giften miſchten, die ſie aus ihren Schlangen bereiteten.

Der Boa-Uppas wächſt vorzüglich auf den Inſeln Java, Sumatra, Borneo, Baleja und Macaſſar, und daſelbſt beſonders auf kahlen Bergen und in Wüſten. Ein unfruchtbarer, trockner, oder faſt zu Aſche verbrannter Boden kündigt ſeine Gegenwart an. Kein Baum, ſelbſt kein Gras, kann unter ſeinem Schatten wachſen. Eines

Stein-

---

*) Andre Botaniſten hielten den Boa-Uppas für eine Art des Eiſenbaums, Sideroxylon Linn., ohne ihn genauer zu beſtimmen. Rumph ſagt: „die Indianer verbergen dieſen Baum ſorgfältig, ſo, daß man ſelbſt 1670, nach der Eroberung von Celebes, keine Beſchreibung davon geben konnte." Indeß gelang es ihm 1694 einen Zweig zu bekommen, den er abbilden ließ Herb. Amb. T. II. Tab. LXXXVII.

A. d. H. v. H.

Steinwurfs weit um den Baum herum ſcheint die Erde wie verbrannt zu ſeyn. Doch fügt Herr **Thunberg** hinzu, man verbreitet dies als Gewißheit, woraus erhellet, daß man es als bloße Volksſage annehmen müſſe.

Man kann hier ſehn, wie ſehr man manchen Reiſenden trauen darf; einige ſagten, in einer Weite von zehn bis zwölf Meilen um den Baum herum wachſe weder Baum, noch Strauch, noch Gras. Andre, man treffe auf funfzehn bis achtzehn Meilen rund um dieſen Baum herum kein Thier, ſelbſt keine Fiſche im Waſſer. Nach Herrn **Thunberg** ſollen muhamedaniſche Prieſter ſolche Meinungen ausbreiten, um die Gemüther zu ſchrecken; eine Mühe, die ſie zur Ehre der Vernunft wohl unterlaſſen könnten. — Man kann ja noch nicht einmal behaupten, ob dieſe, von den Schriftſtellern erwähnte, Unfruchtbarkeit durch die Ausdünſtungen der **Bohon-Uppas** veranlaßt wird. Es kann ſehr wohl ſeyn, daß dieſer Baum nur da fortkömmt, wo keine andre Pflanze wachſen kann. Ein einſamer Wachholderbaum, der aus einer Felsſpalte hervorſieht, beweißt gewiß nicht, daß er alle Vegetation um ſich herum unterdrückt hat. Auch erwähnt Herr **Thunberg**, daß ſehr wohl die große Hitze, durch welche alle Pflanzen verdorren, dieſe Oede erzeugen kann. Die Thiere, die an Nahrung Mangel leiden, fliehen bey ihrem Ueberhandnehmen in die dichten Wälder, und zeigen ſich nur dann wieder, wenn anhaltende Regenſchauer aufs Neue die Erde mit Pflanzen bedeckt haben. So werden aus unwirthbaren Wüſten reiche Viehweiden.

Der Saft dieſes Baums iſt ein ſchwärzliches Harz, das ſich in der Wärme auflößt. Unter den Indianern hat er ſehr großen Werth. Die Völker, die ihn beſitzen, ſind ihren Feinden weit überlegen. **Rumph**, ehemaliger Conſul zu **Amboina**, erzählt, daß, ehe man ein Gegengift gegen dieſen Saft kannte, ſeine Landsleute, die Holländer, die damit vergifteten Pfeile mehr als alle andre Gefahren des Kriegs mit den Eingebohrnen fürchteten.

Dieſer Saft iſt ſehr ſchwer einzuärndten; man bekömmt ihn nicht ohne Gefahr. Da die Ausdünſtungen des Baums ſehr ſchädlich ſind, ſo muß man ſich ihm mit großer Vorſicht nähern, und dieſe Schwierigkeiten und Gefahren erhöhen den Preis des Gifts. Die es einſammlen wollen, müſſen Kopf, Hände und Füße in Leinwand einhüllen. Niemand wagt es, den ſchädlichen Stamm zu berühren; man hält ſich davon etwas entfernt, weil, nach Herrn **Thunberg**, der Tod hier ſeinen Sitz aufgeſchlagen zu haben ſcheint.

Mit langen Bambusröhren ſammlen die Indianer dieſen tödtlichen Saft. Sie ſpitzen dieſe Röhre an einem Ende, und treiben ſie in den Baum hinein. Die durch dieſe Operation geſpaltne Rinde entledigt ſich ihres ſchwarzen Safts, der in großen Tropfen in die Höhlungen dieſer Röhre hineinfließt. Funfzehn bis zwanzig Bambusröhren werden auf dieſe Art in den Baum hineingetrieben, und drey oder vier Tage nachher zieht man ſie, mit dieſem tödtlichen Gifte angefüllt, heraus. So lange der Saft friſch iſt, iſt er weich, und läßt ſich wie ein Teig kneten, dann rollt man kleine Stangen daraus, welche man in hohlen Bambusröhren aufhebt, die, weil das Gift ſehr flüchtig iſt, acht- bis zehnfach mit Leinewand umwickelt werden. Wer ſollte es glauben, daß noch Menſchen ſich fänden, die für Geld allen dieſen Gefahren entgegen gehn!

Die abergläubigen Indianer halten, daß man das Gift weit würkſamer und gefährlicher machen könne, wenn man den Stamm des Baums abhaut. Wie aller Aberglaube iſt auch dieſer ohne Grund!

Die Giftbäume ſcheinen ein Staatsregal zu ſeyn. **Rumph** ſagt, die Bergbewohner brächten allen eingeſammleten Saft einem Großen des Landes, **Creyn Su-**

mana genannt, der dieſen Nationalſchatz auf ſeinem Schloſſe Boerenburg in Zimmern aufbewahrt, die weder zu kalt, noch zu warm ſeyn dürfen, weil beydes dem Gifte ſchadet. Alle Woche wird der Saft und die Bambusröhre gerieben und gereinigt, und die Frauen allein dürfen dieſe Arbeit verrichten, weil man ſie dieſer Ehre würdiger, als die Männer hält. Noch andre hegen eine kindiſche Meinung hierüber, die ich lateiniſch herſetzen will, weil ſie nicht überſetzbar iſt. „Menſtruum nempe muliebre huic miſceri veneno dicitur, atque in eam finem Maſſacarienſium foeminas bracciis indutas eſſe, in quibus iſtud colligebant.“ *)

Das Gift des Boa-Uppas ſcheint ſelbſt die ſtärkſten italiäniſchen Gifte zu übertreffen. Die bloßen Ausdünſtungen des Baums machen die Glieder erſtarren und erregen Convulſionen. Rumph, der einzige glückliche Botaniſt, der bis jetzt einen Zweig dieſes Baums beſeſſen hat, erzählt, ſeine zerſtöhrende Kraft habe ſich durch das Bambusrohr geäußert, worin er eingeſchloſſen war. Legte man die Hand auf dies Rohr, ſo ſpürte man ein Kriebeln darin, ſo, als wenn man plötzlich von der Wärme in die Kälte kömmt. Wer es wagt mit bloßem Haupt unter dieſem Baume zu bleiben, verliert ſeine Haare. Ein Tropfen dieſes Gifts, der nur eben die Haut berührte, würde ſie dick auflaufen machen. Um den Baum her iſt die Luft ſo vergiftet, daß alle Thiere die Annäherung ſcheuen. Ein Vogel, der ſich bis zu ſeinen Zweigen verirrt, fällt im Augenblick

---

*) Dieſe Urſache kömmt mit Recht Herrn von Humboldt kindiſch vor, aber wohl nicht ſo den Einwohnern von Macaſſar. Man vergleiche hier Herrn Hofrath Blumenbachs Inſt. Phyſiolog. p. 4-22, Adrien von Berkels Reiſen nach Berbice im erſten Theil der Memmingienſchen Samml. von Reiſegeſchichten, S. 47, und Barrern im Th. 2 der Göttingſchen Samml. von Reiſen, durch Haller beſorgt, S. 168.

Meyer.

genblick todt nieder. Rumph führt eine Thatſache davon an, die Herr Thunberg übergeht, die aber zu wichtig iſt, als daß ich ſie übergehn ſollte.

Nur eine Schlange wagt es, im Schatten dieſes Baums zu leben, die nicht weniger gefährlich iſt, als die Gegend ſelbſt. Die Indier ſagen, ſie habe ein Horn, oder vielmehr einen breiten Kamm. Ihre Augen funkeln in der Nacht, ihre Stimme gleicht den Krähen des Hahns. Oft hört man ſie nahe bey den Wohnungen der Einwohner. Da die Ausdünſtungen der Schlange ſehr giftig ſind und nicht erlauben, daß man ſich ihr zu ſehr nähert, ſo tödtet man ſie aus der Ferne.

Das Gift des Boa-Uppas verdient alle Aufmerkſamkeit des Arztes und Naturforſchers, da Urſache und Würkung gleich merkwürdig ſind. Den Berichten der Eingebohrnen nach, iſt der reine ungemiſchte Saft Peſt unſchädlich, da er ſelbſt zum Gegengift der Ausdünſtungen einiger giftigen Fiſche angewandt wird. Rumph erzählt ſogar, daß man ihn innerlich anwendet, was beynahe unglaublich iſt. Endlich macht der Saft des Boa-Uppas mit dem Zerumbelſaft *) gemiſcht, das würkſamſte Gift, was jemals Natur und Kunſt erzeugten, und doch iſt eben dieſer Zerumbel ein Heilmittel, deſſen man ſich in Indien als Gegengift bedient.

Der einmal genoſſene Boa-Uppasſaft ſcheint den menſchlichen Körper nicht ſobald wieder zu verlaſſen. Beſonders muß der davon inficirte Kranke ſich hüten, nicht von der Zerumbelwurzel zu eſſen, dies würde ihm nach drey Jahren nach genommenen Boa-Uppas das Leben koſten.

---

*) Zerumbel iſt die Wurzel vom Amomum Zerumbet Linn. gehört alſo mit Amommum Zingiber, Amomum Cardamomum und andern Gewürzen in eine Klaſſe.

koſten. Auch bemerkten ſie, daß die, welche durch Gegengifte vom Boa-Uppas befreyt wurden, alle Jahre das Gift wieder in ihren Adern entſtehn fühlen.

Die Einwohner der Inſel Celebes tauchen die Spitzen ihrer Kriegspfeile in dieſe Miſchung von Boa-Uppas und Zerumbel; die davon entſtandnen Wunden ſind tödtlich, wenn man nicht gleich hilft. Wenn der verhärte Boa-Uppasſaft den Zerumbelſaft aufbrauſen macht, ſo hat er noch nichts von ſeiner Brauchbarkeit verloren.

Iſt das Gift gut, ſo behalten die Pfeile zwey Jahre hindurch ihre Würkſamkeit. Die Indianer probiren ſie oft mit Zerumbelſaft. Die durch dieſe Pfeile Verwundete ſterben, wenn man ihnen nicht zu Hülfe kömmt, in einer Viertel- oder halben Stunde nach der Verwundung unter Convulſionen, wobey ihnen der Schaum vor den Mund tritt, die Augen zum Kopfe herausgetrieben werden und das Geſicht anſchwillt.

Die Holländer fürchten ſich nicht ſo ſehr mehr vor den Pfeilen der Maſſacarier, wie ehedem. Nach Rumph ſchützten ſie ſich, als dieſe Amboina unterjochen wollten, ſehr gut dagegen durch Kleidungen von ſpaniſchen Rindleder.

Ehedem kannten die Europäer nur ein ſehr häsliches Gegenmittel gegen dieſe Gifte, nemlich, menſchliche Excremente innerlich genommen. Oft wurde in Schlachten hiervon von verwundeten Kriegern Gebrauch gemacht. Rumph ſah einen Soldaten, der ſich fünfmal dadurch vom Tode rettete. Jetzt kennt man weniger abſchreckende Gegengifte, als die Wurzel von Crinum aſiaticum, die Rinde von Ficus ramoſa u. ſ. w. Amputationen der bleſſirten Glieder helfen nichts, man muß innerliche Mittel anwenden; dies erfuhr ein König auf

Celebes, der Miſſethäter an verſchiedenen Gliedmaßen mit vergifteten Pfeilen verwundete und dann gleich amputiren ließ, aber die Verbrecher dadurch nicht vom Tode rettete.

A. d. H. v. H.

V.

Biographie.

Bruchſtücke aus der Fortſetzung der Selbſtbekenntniſſe des J. J. Rouſſeau, ſonderlich ſeinen Aufenthalt in Venedig betreffend.

Intus & in cute.

Nach zwey Jahren des Schweigens und der Geduld werde ich meinem Vorſatz ungetreu, und ergreife von neuem die Feder. Leſer! richte die Gründe noch nicht, die mich dazu genöthigt haben; Du vermagſt nicht eher ſie zu beurtheilen, bis Du mich geleſen haſt.

Man hat meine friedliche Jugend in einem gleichförmigen, ziemlich angenehmen Leben, ſonder großen Widerwärtigkeiten, noch großen Glücksfällen verſtreichen ſehn. Dieſe Mittelmäßigkeit war größtentheils das Werk meines glühenden, aber ſchwachen Naturells, das noch weniger raſch, etwas zu unternehmen, als leicht kleinmüthig zu machen war, das durch Erſchütterungen der Ruhe entriſſen wurde, aber aus Müdigkeit und Neigung in ihren Schooße zurückkehrte, und das mich immer fern von großen Tugenden und noch ferner von großen Laſtern zu dem müßigen und ruhigen Leben zurückführte, für das ich mich geboren fühlte, und mir ſo nie erlaubte, irgend etwas Großem, es ſey im Guten oder Böſen, nachzujagen. Wie verſchieden iſt das Gemälde, das ich nun bald aufſtellen werde! das Schickſal, das dreyßig Jahre meine Neigungen begünſtigte, war ihnen dreyßig andre Jahre zuwider, und aus dieſem beſtändigen Widerſpruch zwiſchen meiner Lage und meinen Neigungen wird man ungeheuere Fehler, unerhörte Unglücksfälle und alle die Tugenden entſpringen ſehn, welche das Unglück ehren können, nur Stärke nicht.

Ich ſchrieb meinen erſten Theil ganz aus dem Gedächtniſſe nieder, und habe eine Menge Irrthümer darin begehn müſſen. Ich bin gezwungen, dieſen zweyten ebenfalls aus dem Gedächtniſſe zu ſchreiben, und werde ihrer wahrſcheinlich darin noch weit mehrere begehn. Die ſüſſen Erinnerungen meiner ſchönen, eben ſo ruhig, als unſchuldig verfloſſenen Jahren haben mir tauſend angenehme Eindrücke zurückgelaſſen, die ich mir gern beſtändig zurückrufe. Man wird bald ſehn, wie ganz anders die meines übrigen Lebens ſind. Sie zurückrufen, heißt ihre Bitterkeit erneuern. Weit entfernt, das Bittre meiner Lage durch dieſe traurige Erinnerungen zu vermehren, ſuche ich ſie mir vielmehr ſo ſehr, als möglich, zu entſchlagen, und oft glückt es mir ſo gut, daß ich ſie nicht wieder zu finden weiß, wenn ich ſie brauche. Dieſe Leichtigkeit, das Böſe zu vergeſſen, iſt ein Troſt, den mir der Himmel bey den Uebeln verliehn hat, womit das Schickſal mich einſt überhäufen ſollte. Mein

Gedächtniß, das mir nur angenehme Gegenſtände wiederhohlt, iſt das glückliche Gegengewicht meiner geſchreckten Einbildungskraft, die mir nur eine grauſame Zukunft zeigt.

Alle Papiere, die ich geſammelt hatte, um meinem Gedächtniſſe auszuhelfen, und mich bey dieſem Unternehmen zu leiten, ſind in fremden Händen, und werden nicht wieder in die meinigen kommen.

Ich habe nur Einen treuen Führer, auf den ich rechnen kann, nemlich die Kette der Empfindungen, welche die Fortſchreitung meines Seyns, und durch ſie die Folge der Begebenheiten bezeichnete, welche ihre Urſache oder Wirkung waren. Ich vergeſſe leicht meine Leiden, aber ich kann meine Fehler nicht vergeſſen, und vergeſſe noch weniger meine guten Empfindungen. Ihr Andenken iſt mir zu werth, um jemals aus meinem Herzen zu verlöſchen. Ich kann wohl Thatſachen auslaſſen, Verſetzungen oder Irrthümer in der Zeitrechnung verſchulden, aber ich kann mich nicht in dem irren, was ich empfand, oder was meine Empfindungen mich veranlaßten zu thun; und das iſt es, worauf es hauptſächlich ankommt. Die eigentliche Abſicht meiner Bekenntniſſe iſt mein Innerſtes in allen Lagen meines Lebens aufzudecken. Ich verſprach die Geſchichte meiner Seele, und um ſie treu zu ſchreiben, bedarf ich keine weitern Nachrichten; ich brauche nur, wie ich bisher gethan habe, in mich ſelbſt zurückzugehn.

Es giebt unterdeſſen höchſtglücklicher Weiſe eine Zwiſchenzeit von ſechs oder ſieben Jahren, von welcher ich ſichere Nachrichten in einer abgeſchriebenen Sammlung Briefe beſitze, deren Originale in den Händen des Herrn von Peyrou ſind. Dieſe Sammlung, die mit dem Jahre 1760 ſchließt, begreift die ganze Zeit meines Aufenthalts in der Einſiedeley, und meinen großen Zwiſt mit meinen ſogenannten Freunden; eine merkwürdige Epoche meines Lebens, und welche die Quelle aller meiner übrigen Unglücksfälle

fälle war. Was die neuen Originalbriefe betrift, die ich noch haben kann, und die eine ſehr geringe Zahl ausmachen werden, ſo will ich, ſtatt ſie ans Ende jener Sammlung anzuhängen, die zu voluminös iſt, als daß ich hoffen dürfte, ſie der Wachſamkeit meiner Arguſſe zu entrücken, ſie lieber in dieſer Schrift ſelbſt abſchreiben, ſobald ſie mir einige Erläuterung, gleichviel, ob zu meinem Vortheil oder Nachtheil, zu geben ſcheinen; denn es iſt mir nicht bange, daß der Leſer vergißt, daß ich mein Bekenntniß ablege, um zu glauben, daß ich meine Schutzſchrift ſchreibe; aber eben ſo wenig darf er erwarten, daß ich die Wahrheit verſchweigen werde, wenn ſie für mich ſpricht.

Uebrigens hat dieſer zweyte Theil nur eben dieſe Wahrheit mit dem erſten gemein, und keinen Vorzug vor ihm, als in der Wichtigkeit der Dinge. Dieſes abgerechnet, muß er ihm in allem nachſtehn. Ich ſchrieb den erſten mit Luſt, mit Behagen, nach meiner Bequemlichkeit, zu Wooton, oder auf dem Schloſſe Trie. Alle die Erinnerungen, die ich mir zurückrufen mußte, waren ſo vieler neuer Genuß für mich. Ich kehrte immer mit neuem Vergnügen an dieſe Arbeit zurück, und ich konnte meine Beſchreibungen ohne Zwang drehen und wenden, bis ich damit zufrieden war.

Jetzt machen mein geſchwächtes Gedächtniß und mein geſchwächter Kopf mich zu aller Arbeit faſt untauglich; ich unternehme die gegenwärtige nur gezwungen und mit beklommenem Herzen. Ich ſtoße da auf nichts, als Widerwärtigkeiten, Verrath, Treuloſigkeit, und auf kränkende und nagende Erinnerungen. Ich mögte gern um alles in der Welt, was ich zu ſagen habe, in der Nacht der Zeit vergraben können; aber ich bin gezwungen wider Willen zu reden, und muß auch noch ſuchen mich zu verbergen, Liſt zu gebrauchen, von der Spur abzubringen ſuchen, mich zu Dingen erniedrigen, für die ich am wenigſten geboren war. Die Decke über mir hat Augen, die Wände um mir haben Ohren: von übelgeſinnten und wachſamen Laurern und Aufpaſſern umringt werfe ich, unruhig und zerſtreut, in der Eile einige abgebrochene Zeilen auf das Papier, die ich kaum die Zeit habe, wieder durchzuleſen, vielweniger zu feilen. Ich weiß, daß Trotz der ungeheuern Scheidewände, die man beſtändig um mich aufthürmt, man doch immer in Sorgen ſteht, die Wahrheit mögte noch wo einen Spalt zum Durchſchlüpfen finden. Wie ſoll ich es anfangen, um ſie hervorſtechen zu laſſen? Ich verſuche es, aber mit geringer Hofnung des Erfolgs. Urtheile man nun ſelbſt, ob ſich bey einer ſolchen Lage angenehme Gemälde zuſammenſetzen, und ihnen ein reizendes Kolorit geben läßt? Ich warne alſo alle, welche dieſe Schrift zu leſen anfangen wollen, daß bey der Fortſetzung ihrer Lektüre ſie nichts vor Langerweile zu ſchützen vermag, als aufrichtige Gerechtigkeit, und Wahrheitsliebe, und das Verlangen, einen Menſchen vollends kennen zu lernen.

Ich bin in meinem erſten Theile dabey ſtehn geblieben, wie ich ſo ungern nach Paris abreiſete, mein Herz zu Charmettes zurückließ, mein letztes Luftſchloß dort bauete, mir vornahm, einſt dahin zurückzukehren, und alle meine erbeuteten Schätze der Mama zu Füßen zu legen, und wie ich mich auf mein muſikaliſches Lehrgebäude, wie auf eine Sache verließ, die mein Glück ganz unfehlbar machen würde.

Ich hielt mich einige Zeit zu Lyon auf, um meine daſigen Bekanntſchaften zu beſuchen, mir einige Empfehlungen nach Paris zu verſchaffen, und meine geometriſchen Bücher zu verkaufen, die ich bey mir hatte. Alle Welt nahm mich gut auf. Herr und Frau von Mably bezeugten eine Freude, mich wieder zu ſehn, und baten mich einigemal zu Gaſte. Ich machte bey ihnen die Bekanntſchaft des Abbé von Mably, wie ich ſchon die Bekanntſchaft des Abbé von Condillac gemacht hatte, die beyde gekommen waren, ihren Bruder zu beſuchen. Der Abbé von Mably gab mir Briefe nach Paris; unter andern einen an Herrn von Fontenelle und einen an den Grafen Caylus. Beyde verſchaften mir ſehr angenehme Bekanntſchaften, vorzüglich der erſte, der bis an ſeinen Tod nicht aufgehört hat, mir Freundſchaft zu beweiſen, und mir unter vier Augen Rathſchläge zu geben, die ich beſſer hätte nutzen ſollen.

Ich ſah den Herrn Bordes wieder, mit dem ich ſchon ſeit geraumer Zeit Bekanntſchaft gemacht, und der mir oft von ganzem Herzen und mit dem größten Vergnügen gedient hatte. Bey dieſer Gelegenheit fand ich ihn noch ſo, wie er geweſen war. Er war mir zum Verkauf meiner Bücher behülflich, und gab mir theils ſelbſt gute Empfehlungen nach Paris, theils verſchafte er mir welche. Ich ſah den Herrn Intendanten wieder, deſſen Bekanntſchaft ich Herrn Bordes zu verdanken hatte, und dem ich wieder die Bekanntſchaft des Herrn Herzogs von Richelieu verdankte, der um dieſe Zeit durch Lyon kam. Herr Pallu ſtellte mich ihm vor. Der Herzog empfing mich gut, und ſagte mir, ich ſollte ihn zu Paris beſuchen. Ich that es einigemal, ohne daß dieſe hohe Bekanntſchaft, deren ich in der Folge oft erwähnen werde, mir jemals zu etwas nützlich geweſen wäre.

Ich ſah den Muſikus David wieder, der mir, auf einer meiner vorhergehenden Reiſen, in der Noth geholfen hatte. Er hatte mir eine Mütze und Strümpfe geborgt, die ich ihm nicht wiedergegeben habe, und die er mir auch nie wieder abgefordert hat, ob wir uns gleich ſeitdem oft wieder angetroffen haben. Ich habe ihm jedoch in der Folge ein Geſchenk gemacht, das ungefähr ſo viel werth war. Ich würde mehr ſagen, wenn hier die Rede davon wäre, was ich hätte thun ſollen; aber es kommt darauf an, was ich gethan habe, und unglücklicher Weiſe iſt das nicht daſſelbe.

Ich ſah den edlen und großmüthigen **Perrichon** wieder, und empfand ebenfalls ſeine gewöhnliche Magnificenz, denn er machte mir dieſelbe Galanterie, die er vorher den Dichter **Bernard** gemacht hatte; er hielt mich in meinem Platz auf der Diligence frey. Ich ſah den Wundarzt **Pariſot** wieder, den beſten und am rechtſchaffenſten handelnden der Menſchen; ich ſah ſeine liebe **Godefroi** wieder, mit der er ſeit zehn Jahren lebte, und in deren Sanftmuth des Karakters und Güte des Herzens faſt ihr ganzes Verdienſt beſtand, die man aber ohne Antheil nicht kennen lernen und ohne Rührung nicht verlaſſen konnte, denn ſie hatte die Hektic im höchſten Grade, woran ſie auch kurz darauf ſtarb. Nichts lehrt die wahren Neigungen eines Menſchen beſſer kennen, als die Art ſeines Herzensverbindungen *). Wenn man die ſanfte **Godefroi** geſehen hatte, ſo kannte man den guten **Pariſot**.

Allen dieſen wackern Leuten war ich Verbindlichkeiten ſchuldig. In der Folge vernachläßigte ich ſie alle. Gewiß nicht aus Undankbarkeit, ſondern aus jener unwiderſtehlichen Faulheit, die mir oft das Anſehn des Undanks gegeben hat. Das Gefühl ihrer Dienſtgefälligkeit iſt nie aus meinem Herzen verlöſcht, aber es würde mir weniger geko-

---

*) Es wäre denn, daß er gleich Anfangs in ſeiner Wahl betrogen worden wäre, oder daß diejenige, an welche er ſich band, ihren Karakter durch die Zuſammentreffung außerordentlicher Umſtände in der Folge geändert hätte; was nicht ausdrücklich unmöglich iſt. Wollte man dieſe Folgerung ohne Einſchränkung annehmen, ſo müßte man alſo auch den **Sokrates** nach ſeiner Frau **Xantippe**, und den **Dion** nach ſeinem Freunde **Calippus** beurtheilen, was der unbilligſte und fälſcheſte Schluß ſeyn würde, der jemals gemacht worden wäre. Fern ſey übrigens hier jede ſchimpfliche Anwendung auf einer Frau. Sie iſt zwar ſchwach und leichter zu betrügen, als ich Anfangs geglaubt hatte, aber was ihren reinen, vortreflichen tückefreyen Karakter betrift, der verdient meine ganze Hochachtung.

gekoſtet haben, ihnen meine Dankbarkeit thätig zu beweiſen, als ſie ihnen anhaltend zu bezeigen. Pünktlichkeit im Briefſchreiben iſt immer über meine Kräfte geweſen; ſobald ich anfange darin läßig zu werden, machen Schaam, und die Verlegenheit, meinen Fehler wieder gut zu machen, daß ich ihn noch mehr erſchwere und nun gar nicht ſchreibe. Ich habe alſo geſchwiegen, und ſie zu vergeſſen geſchienen. **Pariſot** und **Perrichon** haben nicht einmal darauf gemerkt, und ich habe in ihnen immer die alten wieder gefunden; aber man wird zwanzig Jahre darauf an Herrn **Bordes** ein Beyſpiel ſehn, wie weit die Eigenliebe eines ſchönen Geiſtes die Rache treiben kann, wenn ſie ſich vernachläßigt wähnt.

Ich darf, ehe ich **Lyon** verlaſſe, eine liebenswürdige Perſon nicht vergeſſen, die ich hier, mit mehr Vergnügen als jemals, wiederſah, und die in meinem Herzen ein ſehr zärtliches Andenken zurückließ. Dieſe Perſon iſt Mamſell **Serre**, der ich in meinem erſten Theil gedacht habe, und mit der ich bey Herrn von **Mably** die alte Bekanntſchaft erneuerte.

Auf dieſer Reiſe, wo ich mehr Muße hatte, ſah ich ſie öftrer; mein Herz wurde gerührt, und zwar ſehr lebhaft gerührt. Ich hatte Urſache zu glauben, daß mir das ihrige nicht zuwider ſey, aber ſie entdeckte mir etwas, was mir die Verſuchung benahm, ihr Zutrauen zu mißbrauchen. Sie hatte nichts, ich eben ſo wenig; unſere Lagen waren einander viel zu ähnlich, als daß wir uns hätten heyrathen können, und bey den Planen, womit ich mich trug, war ich weit entfernt, ans Heyrathen zu denken. Sie entdeckte mir, daß ein junger Kaufmann, Namens Herr **Geneve**, Neigung für ſie blicken zu laſſen ſchien. Ich ſah ihn ein oder zweymal bey ihr; er kam mir als ein rechtſchaffener Mann vor, und ſtand in dem Rufe es zu ſeyn. Ich war überzeugt, daß ſie mit ihm glücklich ſeyn würde, und wünſchte, daß er ſie heyrathen mögte, was er auch hernach gethan hat. Um ihre unſchuldige Liebe nicht zu ſtören, eilte ich mit meiner Abreiſe, und that für das Glück dieſer liebenswürdigen Perſon Wünſche, die hiernieden nur leider auf eine ſehr kurze Zeit erhört worden ſind, denn ich erfuhr in der Folge, daß ſie nach einer zwey- oder dreyjährigen Ehe geſtorben iſt. Mein zärtlicher Kummer um ſie beſchäftigte mich den ganzen Weg, ich fühlte und habe es auch oft nachher gefühlt, wenn ich daran zurückdachte, daß die Opfer, die man der Pflicht und der Tugend bringt, einen zwar ſchwer werden, daß man aber reichlich dafür durch die ſüſſen Erinnerungen bezahlt wird, die ſie im Grunde des Herzens zurücklaſſen.

So ſehr ich Paris auf meiner vorigen Reiſe von ſeiner unvortheilhaften Seite geſehn hatte, ſo ſehr ſah ich es auf meiner jetzigen von ſeiner glänzenden, allein nicht in Rückſicht auf meiner Wohnung. Denn auf eine Empfehlung des Herrn **Bordes** miethete ich mich im Hotel **St. Quentin**, in der Seilergaſſe, ohnweit der **Sorbonne**, ein; häßliche Gaſſe, häßliches Hotel, häßliches Zimmer, wo jedoch Leute von Verdienſten, wie z. B. **Greſſet**, **Bordes**, die Abbé's **Mably** und **Condillac**, und viele andre gewohnt hatten, von denen ich unglücklicher Weiſe keinen einzigen mehr antraf, hingegen einen Herrn von **Bonnefond**, einen hinkenden, proceßſüchtigen Landjunker, der den Puriſten machte, dem ich die Bekanntſchaft des Herrn **Roguin** verdankte, welcher jetzt der älteſte meiner Freunde iſt, und durch dieſen die Bekanntſchaft des Philoſophen **Diderot**, deſſen ich in der Folge gar oft werde erwähnen müſſen.

Ich kam im Herbſte 1741 nach Paris, hatte funfzehn Louisd'or baar in der Taſche, und keinen Rückenhalt weiter, als mein Schauſpiel Narciſſe und mein Muſikprojekt. Ich durfte folglich keine Zeit verlieren, um zu verſuchen, was ſich zu meinem Vortheil damit anfangen ließe. Ich tummelte mich, Gebrauch von meinen Empfehlungen zu machen.

Ein junger Menſch, der mit einer paſſablen Figur nach Paris kommt, und ſich durch Talente ankündigt, kann immer darauf rechnen, gut aufgenommen zu werden. Ich wurde es; das verſchafte mir eine Menge Annehmlichkeiten, ohne mich groß vorwärts zu bringen. Von allen Perſonen, welchen man mich empfohlen hatte, waren mir nur drey nützlich. Herr **Dameſin**, ein Savoyiſcher Edelmann, damals Stallmeiſter, und ich glaube Günſtling der Prinzeſſin von **Carignon**, Herr von B., Sekretair der Akademie der Inſchriften und Aufſeher des königlichen Münzkabinets, und der Pater **Caßel**, ein Jeſuite und Erfinder des Ocularklaviers.

Alle dieſe Empfehlungen, ausgenommen die an den Herrn **Damaſin**, hatte ich vom Abbé von **Mably** bekommen.

Herr **Damaſin** ſorgte für das Dringendſte durch zwey Bekanntſchaften, die er mir verſchafte. Die eine war Herr von Gaſe, Präſident à mortier des Parlements zu **Bourdeaux**, und der ſehr gut auf der Violine ſpielte; die andere war der Abbé Leon, der damals in der **Sorbonne** wohnte, ein junger, liebenswürdiger Herr, der in der Blüte ſeines Alters ſtarb, nachdem er einige Augenblicke in der Welt unter dem Namen des Ritters von **Rohan** geglänzt hatte. Beyde hatten die Grille, Komponiren lernen zu wollen. Ich gab ihnen einige Monate darin Unterricht, was meinem Beutel, mit dem es auf die Neige ging, ein wenig aufhalf. Der Abbé Leon gewann mich lieb, und wollte mich zu ſeinem Sekretair haben, allein er war nicht reich, und konnte mir nicht mehr als 800 Franken in Allem bieten, was ich ausſchlug; ich that zwar ſehr ungern, allein ich konnte unmöglich damit für Wohnung, Koſt und Unterhalt reichen.

Herr von B. nahm mich ſehr gut auf. Er liebte Gelehrſamkeit, und war ſelbſt gelehrt, aber ein wenig Pedant. Frau von B. hätte ſeine Tochter ſeyn können: ſie war ſehr glänzend und Dame nach der großen Welt. Ich aß zuweilen zu Mittag da; man kann kein ſchieferes und einfältigeres Anſehn haben, als ich in ihrer Gegenwart hatte. Ihr leichtes, gewandtes Betragen machte mich furchtſam, und das meinige noch auffallender. Wenn ſie mir einen Teller reichte, ſo ſtreckte ich meine Gabel aus, um beſcheiden ein kleines Stückchen von dem anzuſpießen, was ſie mir anbot, ſo, daß ſie ihrem Bedienten den Teller geben mußte, den ſie mir beſtimmt hatte; dann wendete ſie ſich weg, damit ich ſie nicht lachen ſähe. Sie bildete ſich wohl nicht ein, daß in dem Kopfe dieſes Kleinſtädters doch etwas Verſtand ſteckte.

Herr von B. ſtellte mich ſeinem Freunde, dem Herrn von Reaumür vor, der bey ihm alle Freytage, als den Verſammlungstagen der Akademie der Wiſſenſchaften, ſpeiſete. Er redete mit ihm von meinem Projekt und von meinem Verlangen, es der Akademie zur Prüfung zu unterwerfen. Herr von Reaumür nahm es auf ſich, den Vortrag zu machen, der beyfällig durchging. An dem beſtimmten Tage wurde ich vom Herrn von Reaumür eingeführt und vorgeſtellt; und an eben dem Tage, den 21ſten Auguſt 1741, hatte ich die Ehre der Akademie den Aufſatz vorzuleſen, den ich zu dem Behuf verfertigt hatte. Obgleich dieſe erlauchte Verſammlung gewiß ſehr Ehrfuchterweckend war, ſo war ich doch weit weniger ſchüchtern, als bey Frau von B., und zog mich ſo ziemlich gut aus meiner Vorleſung und meinen Antworten. Der Aufſatz machte Glück, und erwarb mir Komplimente, die mich eben ſo ſehr Wunder nahmen, als ſchmeichelten, indem ich mir

kaum

vorſtellte, daß jemand, der kein Mitglied wäre, vor einer Akademie gemeinen Menſchenverſtand haben könnte. Die Commiſſarien, die mir gegeben wurden, waren die Herrn von **Mairan**, **Hellot** und von **Fauchy**; alle drey gewiſſe Leute von Verdienſt, von welchen aber nicht einer Muſik, wenigſtens nicht ſo viel verſtand, um fähig zu ſeyn, mein Projekt beurtheilen zu können.

Während meinen Conferenzen mit dieſen Herrn, überzeugte ich mich mit eben ſo viel Gewißheit als Verwunderung, daß wenn zuweilen die Gelehrten weniger Vorurtheile haben, als andre Menſchen, ſie dagegen noch weit hartnäckiger auf den ihrigen beharren. So ſchwach und falſch auch die meiſten ihrer Einwendungen waren, und ob ich ſie gleich, ich geſtehe es, nur ſchüchtern und in ſchlechtern Ausdrücken, aber mit peremtoriſchen Gründen beantwortete, ſo gelang es mir doch nicht ein einzigesmal, Gehör zu finden, und ſie zu befriedigen. Ich war immer ganz verplüfft über die Leichtigkeit, mit der ſie mich mit Hülfe einiger wohlklingenden Phraſen widerlegten, ohne mich verſtanden zu haben. Sie hatten, ich weiß nicht wo, ausfindig gemacht, daß ein Mönch, P. **Souhaitti** mit Namen, ehemals darauf gefallen ſey, die Noten der Tonleiter mit Zahlen zu ſchreiben. Das war ihnen hinlänglich, um zu behaupten, daß mein Syſtem nicht neu ſey; allenfalls will ich das zugeben; denn ob ich gleich nie vom Pater **Souhaitti** gehört hatte, und ob gleich ſeine Weiſe die ſieben Noten zu ſchreiben, ohne einmal an die Oktave zu denken, auf keine Art verdiente mit meiner einfachen und bequemen Erfindung verglichen zu werden, alle mögliche Muſik, Schlüſſel, Pauſe, Oktave, Takt, Bewegung und Geltung der Noten, leicht mit Zahlen ſchreiben zu können, lauter Dinge, woran **Souhaitti** gar nicht gedacht hatte: ſo war es doch der Wahrheit gemäß zu ſagen, daß er in Anſehung des Elementarausdrucks der ſieben den Noten der erſte Erfinder geweſen ſey. Aber nicht zu geſchweigen, daß ſie dieſer erſten Erfindung mehr Wichtigkeit beylegten, als ſie hatte, ſo blieben ſie auch nicht dabey ſtehn, und ſchwatzten über dem Berg, ſobald ſie auf den Grund des Syſtems zu reden kamen. Der größte Vorzug meines Syſtems beſtand darin, daß es das Transponiren und die Schlüſſel abſchafte, ſo, daß ein Stück nach Belieben, in welchem Ton man wollte, vermittelſt der angenommenen Veränderung eines einzigen Anfangsbuchſtabens am Anfange der Arie in Noten geſetzt und transponirt war. Die Herren hatten von einigen Pariſer Muſikern, die wohl recht Notenfeſt, aber ſonſt ohne Geſchmack ſeyn mochten, gehört, daß die Executionmethode durchs Transponiren nichts tauge. Darauf ſtützten ſie ſich, um den ausgezeichnendſten Vorzug meines Syſtems in einen unüberwindlichen Einwurf gegen daſſelbe zu verdrehn, und ſie fällten das Urtheil, daß meine Note gut für die Vokal-, aber ſchlecht für die Inſtrumentalmuſik ſey, ſtatt daß ſie hätten den Ausſpruch thun ſollen, daß ſie für die Vokalmuſik gut, und für die Inſtrumentalmuſik beſſer wäre.

Auf ihrem Bericht bewilligte mir die Akademie ein Certificat voll ſchöner Komplimente, aus welchen aber im Grunde hervorleuchtete, daß ſie mein Syſtem weder für neu, noch nützlich halte. Auch glaubte ich nicht mit einem ſolchen Dinge das Werk zieren zu müſſen, das den Titel führte: Diſſertation ſur la muſique moderne, und durch welches ich an das Publikum appellirte.

Ich hatte Gelegenheit bey dieſem Vorfalle zu bemerken, wie weit, ſelbſt bey eingeſchränktem Geiſte, die einzige, aber tiefe Kenntniß einer Sache, um ſie richtig zu beurtheilen, allen den Einſichten vorzuziehen iſt, welche die Cultur der Wiſſenſchaften gewährt, ſobald man nicht damit ein eigenes Studium der Sache verbindet, von welcher die Rede iſt. Den einzigen gegründeten Einwurf, der ſich gegen mein Syſtem machen ließ, machte Rameau. Kaum hatte ich es ihm vorgelegt, ſo ſah er ſeine ſchwache Seite ein. Ihre Zeichen, ſagte er, ſind ſehr gut, weil ſie einfach und deutlich die Geltung beſtimmen, klar die Intervallen angeben, und immer einfach im Zuſammengeſetzten bleiben, was Alles die gewöhnlichen Noten nicht thun; aber ſie haben den Fehler, daß ſie eine Operation des Geiſtes erfordern, welche der Schnelligkeit der Ausführung nicht immer zu folgen vermag. Die Poſition unſrer Noten, fuhr er fort, malt ſich dem Auge, ohne der Beyhülfe jener Operation. Wenn zwey Noten, eine ſehr hohe und eine ſehr tiefe, durch ein Tirata von Zwiſchennoten mit einander verbunden ſind, ſo meſſe ich mit dem erſten Blick den Fortgang der einen zur andern durch die verbundenen Stufen, ſtatt daß ich bey ihnen, um dieſe Tirata zu faſſen, alle ihre Zahlen nothwendig eine nach der andern buchſtabiren muß; der Blick vermag hier nichts zu ſuppliren. Dieſer Einwurf ſchien mir unwiderlegbar, und ich räumte es augenblicklich ein. Ob er gleich ſimpel und in die Augen ſpringend war, ſo iſt doch nur eine große Praxis der Kunſt im Stande, ihn an die Hand zu geben, und es iſt kein Wunder, daß keiner von den Mitgliedern der Akademie darauf verfiel; aber das iſt wunderbar, daß alle dieſe große Gelehrten, die ſogar vieles wiſſen, im Grunde ſo wenig wiſſen, daß jeder nur von dem urtheilen ſollte, was in ſein Fach ſchlägt.

Meine häufigen Beſuche bey meinen Commiſſarien und bey andern Mitgliedern der Akademie verſchaften mir Gelegenheit, Bekanntſchaft mit Allem zu machen, was ſich zu Paris in der Litteratur am vorzüglichſten auszeichnete, und dieſe Bekanntſchaft war daher ſchon ganz gemacht, als ich mich in der Folge plötzlich unter ihnen mit eingeſchrieben ſah. Jetzt aber war ich gänzlich in mein muſikaliſches Syſtem concentrirt, und hatte es mir in

Kopf geſetzt, dadurch eine Revolution in dieſer Kunſt zu bewirken, und auf dieſe Weiſe zu einem Ruf zu gelangen, der in den ſchönen Künſten zu Paris immer mit zeitlichem Glück verbunden zu ſeyn pflegt. Ich verſchloß mich auf mein Zimmer und arbeitete zwey oder drey Monate mit einem unausſprechlichen Eifer, den Aufſatz, den ich in der Akademie vorgeleſen hatte, in einer Schrift umzuſchmelzen, welche ich für das Publikum beſtimmte. Die Schwierigkeit war, einen Buchhändler zu finden, der mein Manuſkript übernehmen wollte, weil zu den neuen Charakteren einiger Koſtenaufwand erfordert wurde, und die Buchhändler ihr Geld nicht gern an Anfänger zu verſchwenden pflegen; mir ſchien es jedoch höchſt billig, daß mir mein Werk das Brod wieder einbringe, das ich über ſeine Verfertigung verzehrt hatte.

Bonnefond verſchafte mir Quillau, den Vater, der mit mir einen Contract auf halben Gewinn ſchloß, ohne das Privilegium zu rechnen, das ich allein bezahlte. Quillau wußte es ſo zu karten, daß ich um mein Privilegium war, und nie einen Heller aus dieſer Auflage gelöſet habe, die wahrſcheinlich nur einen mäßigen Abſatz hatte, obgleich der Abbé Desfontaines mir verſprach, ſie in Gang zu bringen, und andre Journaliſten auch ziemlich viel Gutes davon ſagten.

Das größte Hinderniß, das ſich einem Verſuch mit meinem Syſtem entgegenſetzte, war die Furcht, ſobald es nicht angenommen würde, die Zeit verloren wäre, die man auf ſeine Erlernung verwendet hätte. Ich erwiederte dagegen, daß die Praxis meiner Noten die Ideen ſo deutlich mache, daß, um die Muſik nach den gewöhnlichen Zeichen zu lernen, man noch Zeit gewinnen würde, wenn man bey den Meinigen anfinge. Um davon einen Beweiß aus Erfahrung zu geben, theilte ich einer jungen Amerikanerin, der Mamſell des Roulins in der Muſik unentgeldlich

Unterricht. Herr Roguin hatte mir ihre Bekanntſchaft verſchafft. In drey Monaten war ſie im Stande, nach meinen Noten jede Muſik zu entziffern, und ſogar Alles, was nicht allzuſchwer war, beſſer als ich ſelbſt vom Blatte wegzuſingen. Dieſer Erfolg war auffallend; aber er blieb unbekannt. Ein andrer würde die Journale damit vollgepfropft haben; allein ich beſaß zwar einiges Talent, nützliche Dinge zu erfinden, doch nie die Gabe, ſie gelten zu machen.

Und ſo zerbrach mein Heronsbrunnen zum zweytenmal; aber dieſes zweytemal war ich dreyßig Jahr alt, und befand mich auf dem Pariſerpflaſter, wo man nicht von nichts lebt. Die Parthey, welche ich in dieſem Nothfall ergriff, kann nur diejenigen Wunder nehmen, die den erſten Theil dieſer Memoiren nicht recht geleſen haben. Ich hatte eben ſo große als vergebliche Anſtrengungen unternommen, und war es bedürftig, wieder Athem zu ſchöpfen. Statt mich der Verzweiflung zu überlaſſen, überließ ich mich ruhig meiner Faulheit und der Vorſorge der Vorſehung, und um derſelben Zeit zu laſſen, ihr Werk thun zu können, verzehrte ich, ſonder Uebereilung, die paar Louisd'or, die ich noch übrig hatte, traf eine Einrichtung in dem Aufwand für meine läßige Vergnügungen, und ging nur einen Tag um den andern auf das Kaffehaus, und nur zweymal die Woche ins Schauſpiel. Was den Aufwand für gefällige Mädchen betrifft, ſo brauchte ich nichts daran zu reformiren, denn ſie hatten mir in meinem Leben nicht einen Sol gekoſtet, ein einzigesmal ausgenommen, wovon ich bald Gelegenheit haben werde zu reden.

Die Sicherheit, die Wolluſt und das Vertrauen, womit ich mich dieſem trägen und einſamen Leben überließ, das ich keine drey Monate, nach meines Beutels Verfaſſung, fortzuſetzen im Stande war, iſt eine von den Sonderbarkeiten meines Lebens, und eine von den Seltſamkeiten meines Humors. Daß ich es ſo äuſſerſt nöthig hatte, daß man an mich denke, war gerade, was mir den Muth nahm, mich zu zeigen, und die Nothwendigkeit, Beſuche zu geben, machte ſie mir ſo unerträglich, daß ich ſogar die Mitglieder der Akademie und andre Gelehrte nicht mehr beſuchte, unter welche ich mich ſchon eingeniſtelt hatte. **Marivaux**, der Abbé **Mably**, **Fontenelle** waren faſt die einzigen, zu denen ich noch ferner zuweilen ging. Ich wieß ſogar dem erſtern mein Schauſpiel **Narziß**. Es gefiel ihm, und er hatte die Gefälligkeit, es durchzugehn. **Diderot**, der weit jünger war, als ſie, befand ſich ungefähr in meinem Alter. Er liebte Muſik, wußte das Theoretiſche davon; wir beſprachen uns miteinander darüber, und er theilte mir auch ſeine ſchriftſtelleriſchen Projekte mit. Das ſtiftete bald zwiſchen uns vertrautere Verbindungen, die funfzehn Jahre gedauert haben, und die wahrſcheinlich noch dauern würden, wenn ich nicht unglücklicher Weiſe und recht durch ſeinen Fehler mit ihm auf einerley Laufbahn verſchlagen worden wäre.

Niemand wird wohl errathen, wozu ich dieſe kurze und koſtbare Zwiſchenzeit anwendete, die mir übrig blieb, ehe ich gezwungen war, mein Brod zu betteln? Ich wendete ſie an, ganze Stellen aus Dichtern auswendig zu lernen, die ich ſchon hundertmal gelernt, und eben ſo vielmal vergeſſen hatte. Alle Morgen gegen zehn Uhr ging ich im Luxemburg, mit einem **Virgil** oder **Rouſſeau** in der Taſche, ſpazieren, und bis zur Eſſenszeit memorirte ich hier bald eine heilige Ode, bald ein Hirtengedicht, ohne mich's irren zu laſſen, daß ich über das, was ich heute einſtudirte, allezeit das geſtern Gelernte wieder vergaß. Ich erinnerte mich, daß nach der Niederlage des **Nicias** zu **Syracus** die gefangenen Athenienſer ſich ihren Lebensunterhalt mit Herſagung der Gedichte des **Homers** verdienten. Und die Lehre, die ich aus dieſer gelehrten Anek-

dote

bote nahm, um mich vor Noth und Mangel zu ſichern, beſtand in der Uebung meines glücklichen Gedächtniſſes, alle Dichter auswendig zu behalten.

Ein anderes eben ſo ſichres Hülfsmittel ſuchte ich im Schach auf, dem ich regelmäßig bey **Maugis** die Nachmittage widmete, wo ich nicht ins Schauſpiel ging. Ich machte da Bekanntſchaft mit Herrn von **Legal**, mit einem Herrn **Hüſſon**, mit **Philidor**, mit allen groſſen Schachſpielern dieſer Zeit, brachte es aber dadurch nicht weiter. Unterdeſſen zweifelte ich keinesweges am Ende ein weit ſtärker Spieler zu werden, als ſie alle, und das war nach meiner Meinung ſchon ein hinlänglicher Rückenhalt. Ich mochte auf eine Thorheit verfallen, auf welche ich wollte, ſo blieb ich immer einerley Art zu ſchlieſſen treu. Ich ſagte mir: wer ſich in einer Sache hervorthut, kann ſicher darauf rechnen, geſucht zu werden. Ich will mich alſo hervorthun, gleichviel worin, und man wird mich ſuchen. Die Gelegenheiten werden ſich ſchon finden, und meine Verdienſte werden das übrige thun. Dieſe Kinderey war kein Trugſchluß meiner Vernunft, ſondern meiner Trägheit. Ich war vor den groſſen und ſchnellen Anſtrengungen erſchrocken, denen ich mich hätte unterziehen müſſen, um mich anzugreifen und zu ermannen, und ſuchte alſo meiner Faulheit zu ſchmeicheln und mir die Schande durch Gründe zu bemänteln, die ganz ihrer würdig waren.

So wartete ich ruhig das Ende meines Geldes ab, und ich glaube, daß ich den letzten Sol ausgegeben haben würde, ohne mich darüber zu ängſtigen, hätte der Pater **Caſtel**, den ich manchmal beſuchte, wenn ich aufs Kaffeehaus ging, mich nicht aus meiner Schlafſucht geriſſen. Pater **Caſtel** war ein Schwindelkopf, aber übrigens ein rechtſchaffener Mann; es that ihm leid, mich ſo im Nichtsthun mein Geld verzehren zu ſehn. Da die Tonkünſtler und Gelehrte nicht in ihr Horn haben blaſen wollen, ſagte er zu mir, ſo ziehn ſie andere Saiten auf, und machen ſich an die Damen. Vielleicht glückt es ihnen von der Seite beſſer. Ich habe ihretwegen mit Frau von B — l geſprochen; gehn ſie in meinem Namen zu ihr. Es iſt eine gute Art Weib, die mit Vergnügen einen Landsmann ihres Sohnes und ihres Mannes bey ſich ſehen wird. Sie werden Frau von B — e, ihre Tochter, bey ihr antreffen, die eine Frau von Geiſt iſt. Noch mit einer andern Dame, Madame D — n, habe ich gleichfalls von ihnen geſprochen: bringen ſie ihr ihr Werk. Sie trägt Verlangen, ihre Bekanntſchaft zu machen, und wird ſie gut aufnehmen. In Paris geſchieht Alles durch die Damen. Sie ſind gleichſam die krummen Linien, von welchen die Klugen die Aſymptoten ſind. Sie nähern ſich ihnen beſtändig, berühren ſie aber nie.

Ich ſchob dieſe ſchreckliche Frohnen von einem Tage zum andern auf, bis ich endlich ein Herz faßte und Frau von B — l beſuchte. Sie empfing mich ſehr gütig. Meine Tochter, ſagte ſie zu Frau von B — e, als dieſe in ihr Zimmer trat, das iſt Herr Rouſſeau, von welchem der Pater Caſtel uns geſagt hat. Frau von B — e machte mir ein Kompliment über meine Schrift, führte mich an ihr Klavier, und zeigte mir, daß ſie ſich damit beſchäftigt hatte. Ich ſah an ihrer Pendeluhr, daß es bald ein Uhr war, und wollte mich empfehlen. Sie haben weit nach ihrer Wohnung, ſagte Frau von B — l zu mir, bleiben Sie hier, Sie ſollen hier eſſen. Ich ließ mich nicht lange bitten. Eine Viertelſtunde darauf merkte ich aus einigen Worten, daß das Diner, wozu ſie mich geladen hatte, ihr Kammertiſch war. Frau von B — l war eine ſehr gute Frau, aber von eingeſchränktem Verſtande, und die zu voll von ihrem erlauchten Pohlniſchen Adel war. Sie hatte keinen Begriff von der Achtung, die man Talenten ſchuldig iſt. Sie beurtheilte mich ſogar bey dieſer Gelegenheit mehr nach meinem äußerlichen Weſen, als nach meinem Anzuge, der zwar ſehr einfach, aber ſehr ſauber war, und nichts weniger, als einen Menſchen verrieth, der an den Kammertiſch gehörte. Ich hatte den Weg dahin viel zu lange vergeſſen, als daß ich ihn wieder hätte betreten mögen. Ohne ganz meinen Verdruß merken zu laſſen, ſagte ich zur Frau von B — l, es wäre mir ſo eben ein kleines Geſchäfte eingefallen, das mich nach Hauſe riefe; und ich wollte gehn. Frau von B — e näherte ſich ihrer Mutter, und raunte ihr einige Worte ins Ohr, welche Wirkung thaten. Frau von B — l ſtand auf, um mich zurückzuhalten, und ſagte: ich rechne darauf, daß Sie uns die Ehre geben werden, mit uns zu ſpeiſen. Ich glaubte, daß hier den Stolzen machen zu wollen, ſehr einfältig ausſehn würde, und blieb. Frau von B — e's Güte hatte mich überdies gerührt, und ſie mir intereſſant gemacht. Es war mir äußerſt lieb, mit ihr zu eſſen, und ich hoffte, es würde ihr, wenn ſie mich näher kennen lernte, nicht gereuen, mir dieſe Ehre verſchaft zu haben.

Der Herr Präſident von L — n, ein großer Freund vom Hauſe, aß auch mit. Er beſaß ſo, wie Frau von B — e, jenes Pariſer Modegeſchwätz, das ganz in kleinen Worten und kleinen, feinen Anſpielungen beſteht. Da gab es nun freylich für den armen Rouſſeau nichts zu glänzen. Ich war jedoch ſo geſcheid, den Artigen nicht invita Minerva machen zu wollen, und ſchwieg. Wie glücklich wäre ich geweſen, wenn ich immer ſo geſcheid gehandelt hätte! Ich würde nicht in den Abgrund gerathen ſeyn, worin ich nun ſtecke. Ich war außer mir über meine Ungeſchicktheit, und daß ich nicht in den Augen der Frau von B — e rechtfertigen konnte, was ſie zu meinem Beſten gethan hatte.

Nach der Tafel fiel ich auf mein gewöhnliches Hülfsmittel. Ich hatte eine Epiſtel in Verſen bey mir, die ich es zu wie, ſo ziehn ſie andere Saiten auf, und machen ſich an die Damen. Vielleicht glückt es ihnen von der Seite beſſer. Ich habe ihretwegen mit Frau von B — l geſprochen; gehn ſie in meinem Namen zu ihr. Es iſt eine gute Art Weib, die mit Vergnügen einen Landsmann ihres Sohnes und ihres Mannes bey ſich ſehen wird. Sie werden Frau von B — e, ihre Tochter, bey ihr antreffen, die eine Frau von Geiſt iſt. Noch mit einer andern Dame, Madame D — n, habe ich gleichfalls von ihnen geſprochen: bringen ſie ihr ihr Werk. Sie trägt Verlangen, ihre Bekanntſchaft zu machen, und wird ſie gut aufnehmen. In Paris geſchieht Alles durch die Damen. Sie ſind gleichſam die krummen Linien, von welchen die Klugen die Aſymptoten ſind. Sie nähern ſich ihnen beſtändig, berühren ſie aber nie.

Ich ſchob dieſe ſchreckliche Frohnen von einem Tage zum andern auf, bis ich endlich ein Herz faßte und Frau von B — l beſuchte. Sie empfing mich ſehr gütig. Meine Tochter, ſagte ſie zu Frau von B — e, als dieſe in ihr Zimmer trat, das iſt Herr Rouſſeau, von welchem der Pater Caſtel uns geſagt hat. Frau von B. — e machte mir ein Kompliment über meine Schrift, führete mich an ihr Klavier, und zeigte mir, daß ſie ſich damit beſchäftigt hatte. Ich ſah an ihrer Pendeluhr, daß es bald ein Uhr war, und wollte mich empfehlen. Sie haben weit nach ihrer Wohnung, ſagte Frau von B — l zu mir, bleiben Sie hier, Sie ſollen hier eſſen. Ich ließ mich nicht lange bitten. Eine Viertelſtunde darauf merkte ich aus einigen Worten, daß das Diner, wozu ſie mich geladen hatte, ihr Kammertiſch war. Frau von B — l war eine ſehr gute Frau, aber von eingeſchränktem Verſtande, und die zu voll von ihrem erlauchten Pohlniſchen Adel war. Sie hatte keinen Begriff von der Achtung, die man Talenten ſchuldig iſt. Sie beurtheilte mich ſogar bey dieſer Gelegenheit mehr nach meinem äußerlichen Weſen, als nach meinem Anzuge, der zwar ſehr einfach, aber ſehr ſauber war, und nichts weniger, als einen Menſchen verrieth, der an den Kammertiſch gehörte. Ich hatte den Weg dahin viel zu lange vergeſſen, als daß ich ihn wieder hätte betreten mögen. Ohne ganz meinen Verdruß merken zu läſſen, ſagte ich zur Frau von B — l, es wäre mir ſo eben ein kleines Geſchäfte eingefallen, das mich nach Hauſe riefe; und ich wollte gehn. Frau von B — e näherte ſich ihrer Mutter, und raunte ihr einige Worte ins Ohr, welche Wirkung thaten. Frau von B — l ſtand auf, um mich zurückzuhalten, und ſagte: ich rechne darauf, daß Sie uns die Ehre geben werden, mit uns zu ſpeiſen. Ich glaubte, daß hier den Stolzen machen zu wollen, ſehr einfältig ausſehn würde, und blieb. Frau von B — e's Güte hatte mich überdies gerührt, und ſie mir intereſſant gemacht. Es war mir äußerſt lieb, mit ihr zu eſſen, und ich hoffte, es würde ihr, wenn ſie mich näher kennen lernte, nicht gereuen, mir dieſe Ehre verſchaft zu haben.

Der Herr Präſident von L — n, ein großer Freund vom Hauſe, aß auch mit. Er beſaß ſo, wie Frau von B — e, jenes Pariſer Modegeſchwätz, das ganz in kleinen Worten und kleinen, feinen Anſpielungen beſteht. Da gab es nun freylich für den armen Rouſſeau nichts zu glänzen. Ich war jedoch ſo geſcheid, den Artigen nicht invita Minerva machen zu wollen, und ſchwieg. Wie glücklich wäre ich geweſen, wenn ich immer ſo geſcheid gehandelt hätte! Ich würde nicht in den Abgrund gerathen ſeyn, worin ich nun ſtecke. Ich war außer mir über meine Ungeſchicktheit, und daß ich nicht in den Augen der Frau von B — e rechtfertigen konnte, was ſie zu meinem Beſten gethan hatte.

Nach der Tafel fiel ich auf mein gewöhnliches Hülfsmittel. Ich hatte eine Epiſtel in Verſen bey mir, die ich während meines Aufenthalts zu Lyon an Pariſot geſchrieben hatte. Es fehlte dieſem Gedichte nicht an Wärme; ich legte noch Wärme in die Art, wie ich es herſagte, und brachte ſie alle drey zum weinen. War's Eitelkeit, oder deutete ich es recht aus, genug, ich glaubte in den Blicken der Frau von B — e die Frage an ihre Mutter zu leſen: „Nun, Mama, hatte ich Unrecht zu ſagen, daß dieſes ein Menſch ſey, der mit Ihnen, und nicht mit Ihren Kammerfrauen, ſpeiſen müſſe?“ Bis zu dieſem Augenblick hatte ich das Herz voll gehabt, aber nachdem ich mich ſo gerächt, war ich zufrieden. Frau von B — e ging in wenig gar zu weit in dem günſtigen Urtheil, das ſie von mir gefällt hatte, und wähnte, daß ich in Paris Aufſehn machen und in verliebte Abentheuer verflochten werden würde.. Um meine Unerfahrenheit zu leiten, gab ſie mir die Confeſſions du comte de * * *. *) Dieſes Buch, ſagte ſie, iſt ein Mentor, den ſie in der Welt nöthig haben werden. Sie werden wohl thun, wenn Sie ſich manchmal darin Rath erhohlen.

Länger denn zwanzig Jahre habe ich dieſes Exemplär mit Dankbarkeit für die Hand aufbewahrt, von welcher ich es bekam; aber oft mußte ich über die Meinung lachen, welche dieſe Dame von meinen galanten Verdienſten zu haben ſchien. Von dem Augenblicke an, wo ich dieſes Buch geleſen hatte, wünſchte ich die Freundſchaft ſeines Verfaſſers zu erhalten. Es war ein guter Trieb, der mich dazu anſpornte; denn er iſt der einzige wahre Freund geweſen, den ich unter den Gelehrten gehabt habe. **)

Jetzo

---

*) Ein franzöſiſcher Roman, vom verſtorbenen Duclos. U.

**) Ich habe es ſo lange und ſo innig geglaubt, daß ich ihm das Manuſcript meiner Bekenntniſſe nach meiner Rückkunft nach Paris anvertraute. Der mißtrauiſche J. J. hat nicht eher an Treuloſigkeit und Falſchheit glauben können, als bis er ihr Opfer geworden war.

Jetzt wagte ich es darauf zu rechnen, daß die Baronin von B — l und die Markiſe von B — e, weil ſie Antheil an mir nahmen, mich nicht lange ohne Unterſtützung laſſen würden, und ich betrog mich nicht. Doch ich komme nun auf meine Einführung bey Madam D — n, die weit längere Folgen hatte.

Madame D — n war, wie bekannt, eine Tochter des **Samuel Bernhard** und der Madam F — e. Es waren drey Schweſtern, die man die drey Grazien nennen konnte. Frau de la T — e, die mit dem Herzoge K — n nach England durchging; Madam D — y, die Freundin, die einzige, wahre Freundin des Prinzen von Conti, eine anbetungswürdige Dame, ſowohl wegen ihrer Sanftmuth und der Güte ihres liebenswürdigen Karakters, als wegen der Anmuth ihres Geiſtes und der unwandelbaren Heiterkeit ihrer Laune; und endlich Madam D — n, die ſchönſte von allen dreyen, und die einzige, der man in ihrer Aufführung nichts vorwerfen konnte.

Sie war die Belohnung der Gaſtfreundſchaft des Herrn D — n, dem ſie ihre Mutter, nebſt einer Generalpachterſtelle, und einem unermeßlichen Vermögen zur Erkenntlichkeit für die gute Aufnahme gab, die er ihr in ſeiner Provinz bezeigt hatte. Sie war noch, als ich ſie das erſtemal ſah, eins der ſchönſten Frauenzimmer zu Paris. Sie empfing mich an ihrer Toilette. Ihre Arme waren bloß, ihre Haare fliegend, ihr Pudermantel in Unordnung. Dieſer Empfang war mir ganz neu; mein armer Kopf hielt's nicht aus; ich verlor die Faſſung, wurde verwirrt, kurz, ſterblich in Madam D — n verliebt.

Meine Verwirrung ſchien mir nicht bey ihr zu ſchaden, ſie bemerkte ſie nicht. Sie nahm Buch und Verfaſſer gut auf, ſprach von meinem Projekt, als eine Perſon, die ſich darauf verſteht, ſang, akkompagnirte ſich mit dem Klavier, behielt mich zum Eſſen, und ließ mich bey Tiſche

neben

neben ſich ſetzen. So viel bedurfte es nicht, um mich verrückt zu machen, auch wurde ich es. Sie erlaubte mir, ſie beſuchen zu dürfen, und ich nutzte dieſe Erlaubniß, oder mißbrauchte ſie vielmehr. Ich ging faſt täglich hin, ich aß zwey oder dreymal in der Woche bey ihr. Ich ſtarb für Verlangen zu reden, und wagte es nie. Verſchiedene Gründe unterſtützten meine natürliche Blödigkeit. Der Zutritt in einem reichen Hauſe war eine offene Glücksthüre, die ich mir in meiner Lage nicht riskiren wollte zu verſchließen. So liebenswürdig Madam D—n war, ſo war ſie doch ernſthaft und kalt; ich fand nichts in ihrem Betragen, das mich aufgefordert hätte, kühner zu werden. Ihr Haus, das damals ſo glänzend war, als irgend eins in Paris, verſammelte Geſellſchaften, denen vielleicht nichts mangelte, um in jeder Art ausgeſucht zu ſeyn, als daß ſie in wenig minder zahlreich hätten ſeyn ſollen.

Sie liebte den Umgang mit allen Leuten, welche glänzten; Große, Gelehrte, ſchöne Damen. Man ſah bey ihr lauter Herzoge, Geſandten, heilige Geiſtritter. Die Prinzeſſin von Rohan, die Gräfin von Forcalquiro, die Frau von Mirepoix, die Frau von Brignolé, Lady Hervey, konnten für ihre Freundinnen gelten. Fontenelle, die Abbé's St. Pierre und Sallier, Fourmont, Bernis, Büffon, Voltaire waren von ihrem Zirkel und ihren Dienern. Wenn ihr zurückhaltendes Weſen nicht viel junge Leute hinzog, ſo wurde ihre Societät dadurch deſto auserleſener und deſto Ehrfurcht erweckender; und der arme J. J. hatte nichts, womit er ſich ſchmeicheln konnte, unter dieſen allen ſich auszuzeichnen. Ich wagte es alſo nicht zu reden, aber ich wagte es zu ſchreiben, weil ich nicht länger zu ſchweigen im Stande war. Zwey Tage behielt ſie meinen Brief, ohne ihn gegen mich zu erwähnen. Den dritten Tag gab ſie ihn mir zurück, und fügte mündlich einige Worte der Ermahnung in einem ſo kalten

Ton hinzu, daß es mich eiskalt überlief. Ich wollte reden, die Worte erſtarben mir aber im Munde; meine ſo ſchnell entſtandene Leidenſchaft verloſch mit der Hofnung, und nach einem Liebesgeſtändniß in aller Form fuhr ich fort, mit ihr auf dem Fuß, wie vorher, zu leben, ohne ihr weiter etwas, ſelbſt nicht mit den Augen, zu ſagen.

Ich wähnte meinen dummen Streich vergeſſen; ich betrog mich. Herr von F — l, Sohn des Herrn D — n, und Stiefſohn von Madam, war faſt in ihrem und meinem Alter. Er hatte Verſtand, Figur, und war berechtigt, Anſprüche zu machen; man ſagte, er mache welche bey ihr. Vielleicht ſagte man das nur, weil ſie ihm eine recht häßliche und recht ſanfte Frau gegeben hatte, und weil ſie mit beyden auf einem vollkommen guten Fuß lebte. Herr von F — l liebte und kultivirte Talente. Durch die Muſik, die er ſehr gut verſtand, kamen wir miteinander in Verbindung. Ich ſah ihn oft, ich attaſchirte mich an ihn. Plötzlich gab er mir zu verſtehn, daß Madam D — n meine Beſuche zu häufig fände, und mich bitten ließ, ſie zu unterlaſſen. Dieſes Kompliment würde an ſeiner Stelle geweſen ſeyn, als ſie mir meinen Brief wiedergab, aber acht oder zehn Tage darauf, und ohne die geringſte Veranlaſſung, kam es, wie mir dünkte, etwas unſchicklich heraus. Es verſetzte mich in eine deſto ſonderbare Lage, da ich demungeachtet nach wie vor bey Herr und Frau von F — l willkommen blieb. Ich ging jedoch ſeltener hin, und ich würde ganz und gar aufgehört haben, dahin zu gehn, wenn nicht durch eine andre, unvermuthete Grille Madam D — n mich hätte bitten laſſen, acht oder zehn Tage auf ihren Sohn Achtung zu geben, der einen andern Hofmeiſter bekam, und während dieſer Zwiſchenzeit allein war. Ich brachte dieſe acht Tage in einer Pein zu, welche das Vergnügen, der Madam D — n zu gehorſamen, mir allein erträglich zu machen vermochte. Ich hätte mein

Amt nicht noch acht Tage länger beſorgen mögen, und wenn Madam D — n ſelbſt ſich mir zur Belohnung hätte überlaſſen wollen.

Herr von F — l bekam Freundſchaft für mich; ich arbeitete mit ihm. Wir fingen zuſammen die Chemie bey Rouelle an. Um ihm näher zu ſeyn, verließ ich mein Hotel St. Quentin, und zog in das Ballhaus in der Straße Verdelet, was in die Straße Platriere geht, wo Herr D — n wohnte. Hier wurde ich, durch die Folgen eines vernachläßigten Schnupfens, an einer Lungenentzündung krank, woran ich bald geſtorben wäre. Ich bin oft in meiner Jugend ſolchen Entzündungskrankheiten, Seitenſtechen, und ſonderlich Bräunen, welchen ich ſehr unterworfen war, ausgeſetzt geweſen, die ich nicht alle herrechnen will, die mir aber den Tod ſo ziemlich in der Nähe ſehn ließen, um mit ſeinem Bilde vertraut zu werden. Während meiner Geneſung hatte ich Zeit, über meinen Zuſtand nachzudenken, und meine Furchtſamkeit, meine Schwäche und Indolenz zu beklagen, die mich, trotz dem Feuer, das ich in mir brennen fühlte, im Müßiggang des Geiſtes und ſtets am Rande des Mangels und Elends ſchmachten ließen. Den Abend vor dem Tage, wo ich krank wurde, war ich in einer Oper des Roner geweſen, die man damals gab, und deren Titel mir entfallen iſt. So ſehr ich auch für die Talente andrer eingenommen war, was mich in die meinigen immer ein Mistrauen ſetzen ließ, ſo konnte ich mich doch nicht entbrechen, dieſe Muſik für ſchwach und ohne Feuer und ohne Erfindungskraft zu halten. Manchmal wagte ich es ſogar zu denken, daß ich etwas beſſeres zuwege bringen würde. Aber die fürchterliche Vorſtellung, die ich mir von der Komponirung einer Oper machte, und die Wichtigkeit, welche ich einem ſolchen Unternehmen von Kunſtverſtändigen beylegen hörte, ſchreckten mich in demſelben Augenblick zurück, und ich erröthete, daß ich's nur gewagt hatte, darauf zu fallen. Wo ſollte ich überdies jemand auftreiben, der mir den Text verfertigen und die Mühe auf ſich nehmen wollte, die Worte nach meinem Sinn zu drehn? Dieſe Ideen von Muſik und Oper fielen mir in meiner Krankheit wieder ein, und in meiner Fieberhitze machte ich Geſänge, Duetten und Chöre. Ich bin überzeugt, zwey oder drey Stücke di prima intenzione gemacht zu haben, welche vielleicht der Bewunderung der Meiſter der Kunſt würdig geweſen wären, wenn ſie ſolche hätten können aufführen hören. O könnte man die Träume des Fieberkranken aufzeichnen, welche große und erhabene Dinge würde man manchmal in ſeinem Wahnwitz erzeugt ſehn!

Dieſe Ideen von der Oper und Muſik beſchäftigten mich auch noch während meiner Geneſung, nur ruhiger. Ich dachte ſo viel darüber nach, daß ich endlich, und ſelbſt wider meinen Willen, die Sache los ſeyn und verſuchen wollte, ob ich eine Oper allein, Text und Muſik machen könnte. Eigentlich war es nicht ganz mein Probeſtück. Ich hatte zu **Chambery** eine heroiſche Oper, **Iphis und Anaxaretes**, verfertigt, aber ſo viel Verſtand gehabt, ſie ins Feuer zu werfen. Zu **Lyon** verfertigte ich eine andre, **die Entdeckung der neuen Welt**, und nachdem ich ſie dem Herrn **Bordes**, dem Abbé **Mably**, dem Abbé **Trúblet**, und mehrern vorgeleſen hatte, ſo wanderte ſie zuletzt ebenfalls ins Feuer, ob ich gleich ſchon mit der Muſik zum Prolog und zum erſten Akt zu Stande war, und obgleich **David**, als er dieſe Muſik ſah, zu mir ſagte, daß einige Stücke des **Buononcini** würdig wären.

Dieſesmal nahm ich mir Zeit, ehe ich Hand ans Werk legte, meinen Plan durchzudenken. Ich entwarf in einem heroiſchen Ballette drey verſchiedene Gegenſtände in drey abgeſonderten Akten, von welchen jeder einen andern Karakter der Muſik und die Liebſchaften eines Dichters zum

Gegenſtand hatte, und nannte dieſe Oper, **die galanten Muſen.** Mein erſter Akt, in ſtarker und erhabener Muſik, war Taſſo; der zweyte, in der zärtlichen Gattung, war Ovid; und der dritte, **Anakreon** betitelt, ſollte dithyramboiſche Fröhlichkeit athmen. Ich probirte es zuvörderſt mit dem erſten Akt, und trieb es mit einem Eifer, der mich zum erſtenmal das Entzücken der Begeiſterung bey einer Arbeit ſchmecken ließ. An einem Abend, als ich eben in die Oper gehn wollte, aber mich kreiſend und voll von meinen Ideen fühlte, ſteckte ich mein Geld wieder in die Taſche, lief nach Hauſe, ſchloß mich ein, legte mich ins Bette, nachdem ich alle Vorhänge dicht zugezogen hatte, damit der Tag nicht hereindringen könnte, und überließ mich nun ganz meinem poetiſchen und muſikaliſchen Rauſche; ich verfertigte in ſieben oder acht Stunden das beſte Stück von meinem Akt. Ich kann ſagen, daß meine Liebe zu der Prinzeſſin von **Ferrara** (denn ich war in dem Augenblicke Taſſo ſelbſt) und meine edlen und ſtolzen Geſinnungen gegen ihren ungerechten Bruder mir eine Nacht verſchafte, die hundertmal köſtlicher war, als ich ſie ſelbſt in der Prinzeſſin Arme nicht gefunden haben würde. Den andern Morgen war in meinem Kopfe von meinem Nachtwerke nur ein gar kleines Reſtchen noch übrig, aber obgleich dieſes Wenige von Ermattung und Schlummer faſt verwiſcht war, ſo führte es doch noch das Gepräge der kraftvollen Stärke des Ganzen, von dem es nur die Trümmer vorſtellte.

Für diesmal ſetzte ich dieſe Arbeit nicht weiter fort, weil ich durch andre Geſchäfte davon abgebracht wurde. Während ich mich ganz an das Haus D — n wendete, hatten Frau von B — l und B — e, die ich fortfuhr, zuweilen zu beſuchen, mich nicht vergeſſen. Der Graf, von M., Hauptmann unter der Garde) war zum Geſandten nach Venedig ernannt worden. Es war ein Be-

ſonderer

ſandter aus der Fabrik des Brojac, dem er beſtändig hoſirte. Sein Bruder, der Ritter von M. und Hofjunker des Dauphin, war ein Bekannter von den beyden Damen und vom Abbé Alary, Mitglied der franzöſiſchen Akademie, zu dem ich manchmal ging. Frau von B — e wußte, daß der Geſandte einen Sekretair ſuchte, und ſchlug mich vor. Wir kamen deswegen in Unterhandlung. Ich verlangte funfzig neue Louisd'or Gehalt, was für einen Dienſt, wo man gezwungen iſt, Figur zu machen, ſehr wenig war. Er wollte mir nur hundert Piſtolen geben, und ich ſollte die Reiſe auf meine Koſten thun. Der Vorſchlag war lächerlich. Wir konnten nicht einig werden. Herr von F — l, der ſein möglichſtes that, mich da zu behalten, trug den Sieg davon.

Ich blieb; Herr von M. reiſete ab, und nahm einen andern Sekretair, Namens Follau, mit ſich, den man ihm im Büreau der auswärtigen Angelegenheiten gegeben hatte. Kaum waren ſie zu Venedig angekommen, ſo überwarfen ſie ſich. Als Follau ſah, daß er es mit einem Narren zu thun hatte, nahm er ſeinen Abſchied, und Herr von M., dem nur noch ein junger Abbé, Herr von B — s genannt, übrig blieb, welcher unter des Sekretair's Leitung ſchrieb, und ſeine Stelle unmöglich vertreten konnte, nahm ſeine Zuflucht zu mir. Sein Bruder, der Ritter, ein Mann von Verſtand, wußte es ſo gut bey mir anzugreifen, indem er mir zu verſtehn gab, daß mit der Sekretairſtelle noch verſchiedene andere Sporteln verbunden wären, daß ich mit tauſend Livres zufrieden war. Ich bekam zwanzig neue Louisd'or zur Reiſe, und trat ſie an.

Zu Lyon hätte ich gern meinen Weg über den Berg Cenis genommen, um im Durchreiſen meine arme Mama zu ſprechen. Aber ich fuhr die Rhone hinunter, und ſchiffte mich zu Toulon ein, theils wegen des Kriegs und aus ökonomiſchen Gründen, theils um mir einen Paß vom

Herrn von Mirepoix geben zu laſſen, der damals in Provence kommandirte, und an den ich adreſſirt war. Herr von M., der mich nicht entbehren konnte, ſchrieb mir Briefe über Briefe, um meine Reiſe zu beſchleunigen. Ein Zufall hielt mich auf.

Es war zur Zeit der Meſſinaſchen Peſt; die engliſche Flotte hatte daſelbſt vor Anker gelegen, und viſitirte die Felucke, auf welcher ich mich befand. Das ſetzte uns zu Genua, nach einer langwierigen und beſchwerlichen Fahrt, einer Quarantaine von einundzwanzig Tagen, aus.

Man ſtellte es den Paſſagieren frey, ob ſie ſolche am Bord oder im Lazareth halten wollten, wo wir aber nur die vier nackten Wände finden würden, weil man noch nicht Zeit gehabt habe, es mit Geräthe zu verſehn. Alle wählten die Felucke. Die unerträgliche Hitze, der enge Raum, die Unmöglichkeit, ſich da eine Bewegung durch Gehn machen zu können, und das Ungezieſer waren Urſache, daß ich auf gut Glück das Lazareth vorzog. Ich wurde in ein großes Gebäude von zwey Stockwerken gebracht, das gänzlich nackt und leer war, wo ich weder Fenſter, noch Bette, noch Tiſch, noch Stuhl, nicht einmal einen Schemmel zum Sitzen, oder ein Bund Stroh zum Lager antraf. Man brachte mir meinen Mantel, meinen Beutel mit meinem Nachtzeug, meine beyden Kufferte, ſchloß große Thüren mit großen Schlöſſern hinter mir zu, und ich blieb allein, und Herr und Meiſter, nach meinem Gefallen von Zimmer zu Zimmer und von Stock zu Stock zu wandern. Ueberall aber fand ich dieſelbe Oede und dieſelbe Nacktheit.

Doch es reuete mich gar nicht, das Lazareth der Felucke vorgezogen zu haben. Gleich einem zweyten Robinſon traf ich meine Einrichtung auf die einundzwanzig Tage, als ob es mein ganzes Leben gegolten hätte. Mein erſter Zeitvertreib war auf die Jagd der Läuſe zu gehn, die ich in der Felucke bekommen hatte. Als ich endlich durch öfteres Wechſeln der Wäſche und Kleider ganz befreyt davon war, ſchritt ich zur Möblirung des Zimmers, das ich mir ausgeleſen hatte. Ich machte mir eine gute Matratze aus meinen Weſten und Hemden; ein Bettuch aus vielen zuſammengenähten Servietten; eine Decke aus meinem Schlafrock und ein Kopfkiſſen aus meinem zuſammengerollten Mantel. Einer meiner Kufferte diente mir zum Stuhl, der andre zum Tiſche. Ich that mein Papier und mein Schreibzeug heraus, ſtellte ein Dutzend Bücher, die ich hatte, ſtatt der Bibliothek auf, und kurz, ich richtete mich ſo gut ein, daß ich, Vorhänge und Fenſter abgerechnet, mich in dieſem ganz leeren Lazarethe ſo bequem befand, als in meinem Ballhauſe in der Verdeletſtraße. Mein Eſſen wurde mir mit vielem Pomp gebracht; zwey Grenadiere mit aufgepflanzten Bayonette begleiteten es; die Treppe war mein Speiſeſaal, der Abſatz mein Tiſch, die unterſte Stufe mein Stuhl. Sobald die Speiſen aufgetragen waren, entfernten ſich die, die es gebracht hatten, und zogen an einem Glöckchen, um mich zu benachrichtigen, daß Alles fertig ſey.

In der Zwiſchenzeit, wenn ich nicht las oder ſchrieb, oder nicht an Möblirung meines Zimmers arbeitete, ging ich auf dem proteſtantiſchen Gottesacker ſpatzieren, der mir zum Hof diente, oder ich ſtieg in eine durchbrochene Haube des Gebäudes, welche die Ausſicht nach dem Hafen hatte, und wo ich die Schiffe konnte aus- und einlaufen ſehen. So lebte ich vierzehn Tage, und ſo hätte ich die ganze Quarantaine aushalten wollen, ohne daß mir die Zeit einen Augenblick lang geworden wäre, wenn der franzöſiſche Geſandte, Herr von **Jonville**, dem ich einen durch Eßig gezogenen, wohlgeräucherten und halbverbrannten Brief zugeſchickt hatte, mir nicht eine Erlaſſung von acht Tagen ausgewirkt hätte. Ich brachte ſie bey ihm zu, und befand mich, ich geſtehe es gern, beſſer in ſeinem Hauſe, als im Lazareth. Er that mir ſehr ſchön. Dúpont, ſein Sekretair, war ein guter Menſch, der mich überall in Genua und auf dem Lande herum und in verſchiedene Häuſer führte, wo man ſich ziemlich beluſtigte. Ich machte mit ihm Bekanntſchaft, und wir ſtanden ziemlich lang in Briefwechſel. Ich ſetzte hierauf meine Reiſe, ſehr angenehm, durch die Lombardey fort. Ich ſah Mayland, Verona, Breſcia, Padua, und langte endlich zu Venedig an, wo ich von dem Geſandten mit Ungedult erwartet wurde.

(Was nun folgt, betriſt hauptſächlich **Rouſſeaus** Verrichtungen als Geſandſchaftsſekretair, und ſeine Zwiſtigkeiten mit dem Geſandten, mit dem er gänzlich zerfiel und wieder nach Paris zurückging. Wir überſchlagen es, weil es unſern Leſer weniger intereſſirt haben würde, als das folgende.)

Ehe ich Venedig verlaſſe, muß ich noch ein paar Worte von den berühmten Ergötzlichkeiten dieſer Stadt ſagen, und wie wenig ich, während meines Daſeyns, daran Theil nahm. Schon aus der Geſchichte meiner Jugend wird man geſehn haben, daß ich den Vergnügungen dieſes Alters, oder was man ſo zu nennen pflegt, wenig nachhing. Ich änderte zu Venedig meinen Geſchmack nicht, aber meine Beſchäftigungen, die mich ſo daran verhindert haben würden, machten mir die einfachen Erhohlungen, die ich mir erlaubte, doppelt pikant. Meine erſte und liebſte war der Umgang mit Leuten von Verdienſten, mit den H. H. **le Blond**, von **St. Cyr**, **Carrio**, **Altuna**, und mit einem Edelmann, deſſen Name mir, leider! entfallen iſt, und deſſen theures Andenken ich mich nie ohne Rührung erinnere; er war von allen Perſonen, die ich in meinem Leben gekannt habe, derjenige, deſſen Herz dem meinigen am meiſten glich. Wir hatten auch Bekanntſchaft mit zwey oder drey Engländern von Verſtand und Kenntniſſe, und die, ſo wie wir, für die Muſik leidenſchaftlich eingenommen waren.

Alle dieſe Herrn waren entweder verheyrathet, oder hatten ihre Liebchen und Maitreſſen, und dieſe letztern waren faſt lauter Mädchen von Talenten, bey welchen oft Concerte oder Bälle gegeben wurden. Zuweilen wurde auch geſpielt, doch ſelten, denn weit unterhaltendere Vergnügungen, Talente und Schauſpiele machten, daß wir dieſen Zeitvertreib läppiſch fanden. Das Spiel iſt nur ein Hülfsmittel für Leute, die Langeweile haben. Ich hatte von Paris das Vorurtheil mitgebracht, das man dort gegen die italieniſche Muſik hat, aber ich hatte auch von der Natur jene Feinheit des Gefühls empfangen, gegen welche Vorurtheile nicht aushalten. Bald empfand ich für dieſe Muſik jenen leidenſchaftlichen Hang, den ſie jedem einflößt, der in Stand iſt, davon zu urtheilen. Als ich den Gondolirern zuhorchte, fand ich, daß ich bis jetzt noch nicht ſingen gehört hatte, und bald wurde ich ſo von der Oper eingenommen, daß ich mich, aus Aerger, in den Logen ſchwatzen, eſſen und ſpielen zu müſſen, wenn ich nur hätte Ohr ſeyn mögen, oft von der Geſellſchaft wegſtahl, um auf eine andre Seite zu gehn. Hier überließ ich mich ganz allein, und in meiner Loge eingeſchloſſen, trotz der Länge des Schauſpiels, dem Vergnügen, es mit Muße und bis ans Ende zu genießen. Einsmal ſchlief ich im St. Chriſoſtomustheater ein, und zwar tiefer, als wenn ich in meinem Bette gelegen hätte. Die lärmigſten und brillanteſten Arien weckten mich nicht auf. Aber wer vermag das ſanfte Entzücken auszudrücken, in welches mich die ſanfte Harmonie und der engliſche Geſang der Arie verſetzte, bey der ich erwachte? Welch ein Erwachen! welch ein Zauber! welch eine Begeiſterung, als meine Augen und Ohren ſich zugleich aufſchloſſen! Mein erſter Gedanke war, mich im Paradieſe zu wähnen!

nen! Dieſe hinreißende Arie, die mir noch jetzt gegenwärtig iſt, und die ich in meinem Leben nicht vergeſſen werde, fing alſo an:

Conſervami la bella
Che ſi m'accende il cor.

Ich wollte ſie haben, ich bekam ſie, und habe ſie lange aufgehoben, aber ſie ſtand nicht auf meinem Papiere, wie in meinem Gedächtniſſe. Es waren wohl die nehmlichen Noten, aber doch nicht daſſelbe. Dieſe göttliche Arie kann nur in meinem Kopfe ſo executirt werden, wie ſie es an dem Tage wurde, wo ſie mich aufweckte.

Eine Muſik, die nach meiner Meinung die Opermuſik weit übertrifft, und ihres Gleichen weder in Italien, noch in der ganzen übrigen Welt hat, iſt die Muſik der Scuole. Die Scuole ſind Arten von Armenhäuſern, wo junge, unbegüterte Mädchen erzogen werden; die Republik ſtattet ſie aus, wenn ſie heyrathen, oder ins Kloſter gehn. Die Muſik iſt eins von den Haupttalenten, welches man bey dieſen jungen Mädchen auszubilden ſucht. Alle Sonntage hört man in der Kirche einer jeden von dieſen vier Scuole, während der Veſper, Motetten mit großem Chor und vollſtändigem Orcheſter. Die größten Meiſter Italiens komponiren und dirigiren ſie, und ſie werden auf vergitterten Porkirchen durch lauter Mädchen aufgeführt, von denen die Aelteſte keine zwanzig Jahr alt iſt.

Ich kann mir nichts wollüſtigeres, nichts rührenderes denken, als dieſe Muſik. Der Reichthum der Kunſt, das Auserleſene und Geſchmackvolle des Geſangs, die Schönheit der Stimmen, die Richtigkeit der Ausführung, alles trägt bey dieſen vortreflichen Concerten bey, einen Eindruck zu machen, der zwar nicht der frömmſte iſt, vor den aber ein Männerherz ſich ſchwerlich, wie ich glaube, währen kann. Carrio und ich verſäumten nie dieſe Veſpern bey den Mendicanti, und wir waren nicht die einzigen. Die Kirche wimmelte ſtets von Dilettanten; die Opernſchauſpieler ſelbſt bildeten ſich nach dieſem vortreflichen Muſtern in hohem, großen Singgeſchmack. Was mich ärgerte, waren die verwünſchten Gitter, die nur die Töne durchließen, und mir die ſchönen Engelgeſtalten verbargen, von welchen dieſe Töne kamen. Ich ſprach von nichts anderm. Einsmal that ich's auch bey le Blond. „Wenn Sie Luſt „haben, ſagte er, dieſe kleinen Mädchen in der Nähe zu „ſehn, ſo kann ich Ihren Wunſch befriedigen. Ich bin „einer von den Adminiſtratoren des Hauſes. Ich will „Ihnen ein Goûté bey dieſen Mädchen geben.“ Ich ließ ihm keine Ruhe, bis er mir Wort hielt. Als ich in den Saal trat, wo dieſe Schönheiten meiner Sehnſucht waren, durchfuhr mich ein Schauer der Liebe, wie ich ihn nie empfunden hatte. le Blond ſtellte mir alle dieſe berühmte Sängerinnen vor, die ich nur der Stimme und dem Namen nach kannte: „Sophie!“ .... ſie ſah abſcheulich aus. „Cattina!“ .... ſie war einäugig. „Bettina!“ .... die Blattern hatten ſie entſtellt. Da war faſt keine einzige, die nicht ein Hauptfehler ſchändete. Der Schalk lachte über meine Verwunderung. Nur zwey oder drey ſchienen mir erträglich, allein ſie ſangen nur in den Chören. Ich war außer mir. Während des Goûté ſuchte man ſie aufzuheitern, und ſie wurden aufgeräumter. Häßlichkeit ſchließt Anmuth nicht aus, und ich fand ſie allerliebſt. Ich dachte bey mir: ſo ſingt man nicht ohne Seele; kurz, ich betrachtete ſie allmählig mit andern Augen, und ging von dieſen häßlichen Schätzchen faſt verliebt hinweg. Ich wagte es kaum, ihre Veſper wieder zu beſuchen; jetzt war ich vollkommen beruhigt. Ich fuhr fort, ihr Singen vortreflich zu finden, und ihre Stimmen ſchmückten ihre Geſichter ſo ſchön, daß ich, trotz meiner Augen, ſteif und feſt dabey blieb, ſie reizend zu finden.

In Italien koſtet Muſik ſo wenig, daß es nicht der Mühe verlohnt, ſich ihrer zu berauben, wenn man Geſchmack dafür hat. Ich miethete ein Clavecin, und für einen kleinen Thaler hatte ich vier oder fünf Symphoniſten auf meinem Zimmer, mit denen ich mich einmal in der Woche übte, die Stücke zu executiren, die mir in der Oper am meiſten gefallen hatten. Ich ließ auch einige Symphonieen aus meinen Muſes galantes probiren; entweder erhielten ſie wirklich Beyfall, oder man wollte mir nur ſchmeicheln; genug, der Balletmeiſter des Theaters zu San-Cryſoſtomo bat mich um zwey, und ich hatte die Freude, ſie von dieſem vortreflichen Orcheſter aufführen und von einer kleinen, hübſchen und ſehr liebenswürdigen Bettina tanzen zu ſehn, die von einem meiner Freunde, einem Spanier, Namens Fagoaga, unterhalten wurde, und bey dem wir öfters den Abend zubrachten.

Da hier die Rede von gefälligen Schönen iſt, und man eben nicht in einer Stadt, wie Venedig, den Enthaltſamen zu machen pflegt, ſo könnte man vielleicht die Frage aufwerfen, ob ich nichts wegen dieſes Punkts zu berichten hätte? Allerdings, und ich will mein Bekenntniß in dieſem Stücke eben ſo freymüthig und offenherzig ablegen, als ich bisher gethan habe.

Ich habe immer einen Eckel vor öffentlichen Buhldirnen gehabt; aber zu Venedig ſtand mir kein andrer Umgang mit Frauenzimmer frey, als dieſer; denn meine Stelle als Geſandſchaftsſekretair verſagte mir den Eintritt in die meiſten Häuſer. Die Töchter des Herrn le Blond waren ſehr liebenswürdig, aber es hielt ſchwer, mit ihnen vertrauter zu werden, und ich hatte auch viel zu viel Hochachtung für Vater und Mutter, um es mir nur in Sinn kommen zu laſſen, auf ſie Jagd zu machen.

Die Tochter des Preußiſchen Agenten, Fräulein von Cataneo, gefiel mir ungleich beſſer, allein der Spaniſche

Geſandſchaftsſekretair Carrio war in ſie verliebt, und es war ſogar die Rede von Heyrathen geweſen. Er befand ſich in guten Umſtänden, und ich hatte nichts. Er bekam hundert Karolinen Gehalt, ich nur hundert Piſtolen, und auch das abgerechnet, daß ich einem Freunde nicht ins Gehege kommen mogte, ſo wußte ich zu gut, daß man überall, und ſonderlich zu Venedig, mit einem ſo ſchlechtgeſpickten Beutel, wie der meinige, nicht den Galan bey Damen machen müſſe. Ich war zu beſchäftigt, um lebhaft den Drang der Bedürfniſſe zu fühlen, welche das Klima einflößt, und lebte länger als ein Jahr in dieſer Stadt eben ſo züchtig, als zu Paris; ich verließ Venedig, ohne in achtzehn Monaten mehr als zweymal durch ſehr ſonderbare Veranlaſſungen mit dem ſchönen Geſchlechte in allzuvertraute Bekanntſchaft gerathen zu ſeyn.

Die erſte Gelegenheit verſchafte mir der ſaubere Dominico Vitali [*]) kurz nach der Abbitte, die ich ihn gezwungen hatte, mir in aller Form zu thun. Die Rede kam bey Tafel auf die Vergnügungen zu Venedig. Die Herren warfen mir meine Gleichgültigkeit, gegen die pikanteſte von allen, vor; rühmten die Artigkeit der venetianiſchen Curtiſannen, und behaupteten, daß nichts in der Welt darüber ginge. Dominico ſagte, ich müßte durchaus Bekanntſchaft mit der allerliebenswürdigſten machen, er wolle mich ſelbſt dahin führen, und ich würde gewiß zufrieden ſeyn. Ich lachte ſehr über dieſes verbindliche Anerbieten, und der Graf Piati [**]), ein ſchon alter und ehrwürdiger Mann, ſagte mit mehr Freymüthigkeit, als ich von einem Italiener erwartet hätte, er hielte mich für zu vernünftig, als daß ich mich von meinem Feinde zu Freudenmädchen führen laſſen ſollte. Ich hatte in der That dazu weder Luſt noch Verſuchung, und demungeachtet ließ ich mich zuletzt durch eine von den Inconſequenzen, die ich ſelbſt nicht zu begreifen vermag, wider meinen Willen, wider die Eingebungen meines Herzens, meiner Vernunft, meiner Neigung, bloß aus Schwachheit, aus Schaam, dazu verleiten kein Mistrauen zu zeigen, oder, wie man hier zu Lande ſagt: per non parer troppo cogliono. Die **Padoana**, zu der wir gingen, war eine ziemlich hübſche Figur, und ſogar ſchön, doch keine Schönheit nach meinem Geſchmack. **Dominico** ging weg; ich ließ **Sorbetti** kommen, ich ließ ſie ſingen, und nach Verlauf einer halben Stunde wollte ich Abſchied nehmen, und legte einen Ducaten auf den Tiſch. Allein ſie hatte den ſeltſamen Skrupel, ihn nicht annehmen zu wollen, bis ſie ihn verdient hätte, und ich die ſeltſame Dummheit, ihren Skrupel zu heben. Ich kam in den Pallaſt ſo feſt überzeugt zurück, daß ich angeſteckt ſey, daß es mein Erſtes war, den Wundarzt rufen zu laſſen, um mir Tiſanen zu verordnen. Nichts kann mit der übeln Laune und dem Misbehagen verglichen werden, dem ich mich ganzer drey Wochen überließ, ohne daß irgend ein Zeichen oder die geringſte, reelle Incommodität mich dazu berechtigte. Es ſchien mir eine Unmöglichkeit, daß man die Umarmungen der Paduanerin ungeſtraft verlaſſen könnte. Der Wundarzt ſelbſt hatte alle mögliche Mühe, mich zufrieden zu ſtellen. Es gelang ihm nicht eher, als bis er mich überredete, ich ſey auf eine ganz eigene Art gebaut, ſo daß ich nicht ſo leicht angeſteckt werden könnte. Ob ich mich gleich weniger, als irgend ein Menſch, Erfahrungen von der Art ausgeſetzt habe, ſo iſt mir doch dieſes, daß meine Geſundheit nie von dieſer Seite gelitten hat, faſt ein Beweiß, daß der Wundarzt Recht gehabt haben kann. Unterdeſſen hat mich dieſe Meinung nie verwegen gemacht, und wenn ich wirklich von der Natur dieſes Vorrecht beſitze, ſo kann ich wohl ſagen, daß ich es nie gemißbraucht habe.

---

[*]) Ein Bandit aus Mantua, der einen von den Edelleuten des Geſandten vorſtellte. Rouſſeau hatte mit ihm Verdrießlichkeiten wegen eines verweigerten Schlüſſels zu einer Theaterloge gehabt.

[**]) Erſter Geſandtſchaftskavalier.

Mein zweytes Abentheuer hatte ich zwar auch mit einer Curtiſanne, allein es war, ſowohl in ſeiner Veranlaſſung als Folgen, von ganz andrer Art. Der Kapitain **Olivet** *) hatte mich am Bord ſeines Schiffs zu Gaſt gebeten, und ich hatte mich in Begleitung meines Freundes, des ſpaniſchen Geſandſchaftsſecretairs **Carrio**, eingefunden. Ich erwartete mit Kanonenſchüſſen begrüßt zu werden. Die Mannſchaft war zwar bey unſerm Empfang aufgeſtellt, allein es wurde nicht ein Zünder verbrannt, was mich des **Carrio** wegen verdroß, den ich ein wenig empfindlich darüber erblickte. Denn ſo viel war ausgemacht, daß man auf Kauffartheyſchiffen die Begrüßung mit Stücken Leuten zugeſteht, die wahrhaftig mit uns nicht in Vergleich kamen, und daß ich überdies erwarten durfte, vom Kapitain einige Diſtinction verdient zu haben. Ich konnte mich nicht verſtellen, weil mir das immer unmöglich geweſen iſt, und obgleich der Schmauß vortreflich war, und **Olivet** den Wirth ſehr gut machte, ſo ſetzte ich mich doch mit übler Laune zu Tiſche, aß wenig und ſprach noch weniger.

Bey der erſten Geſundheit erwartete ich wenigſtens eine Salve; aber es geſchah nichts. **Carrio**, der mir in der Seele las, lachte, mich wie ein Kind maulen zu ſehn. Ungefähr gegen das Drittheil der Mahlzeit ſah ich eine Gondel kommen. „Bey meiner Treue! redete mich der Kapitain an, ſeyn Sie auf Ihrer Hut; hier kommt der Feind!“ Ich fragte ihn, was er damit meyne? Er

---

*) Rouſſeau hatte dieſem Kapitain, der von Marſeille und deſſen Schiff mit Arreſt belegt worden war, beym Senat die Freyheit ausgewirkt.

antwortete mir ſcherzend. Die Gondel fuhr an, und ich ſah ein junges blendend ſchönes Frauenzimmer ausſteigen, die ſehr kokett angezogen und mit drey Sprüngen in unſrer Kajüte war. Sie nahm ihren Platz neben mir, ehe ich noch bemerkte, daß man ein Couvert hingelegt hatte. Sie war eben ſo liebenswürdig als lebhaft, eine Brunette, von höchſtens zwanzig Jahren. Sie ſprach nur italieniſch; ſchon ihr Accent wäre hinreichend geweſen, mir den Kopf zu verrücken. Indem ſie ſo aß und plauderte, ſah ſie mich einen Augenblick unverwandt an, rief: **heilige Mutter! lieber Bremond, ey, wie lange habe ich Dich nicht geſehn!** warf ſich in meine Arme, drückte ihre Lippen auf die meinigen, und umſchlang mich ſo feſt, daß ich hätte erſticken mögen. Ihre großen, morgenländiſch ſchwarze Augen ſchoſſen Feuerſtrahlen in mein Herz, und obgleich die Ueberraſchung Anfangs einige Diverſion machte, ſo bemächtigte ſich doch die Wolluſt meiner ſo ſchnell, daß, troz der Zuſchauer, die Schöne mir bald ſelbſt Einhalt thun mußte, denn ich war trunken, oder vielmehr wüthend. Als ſie mich dahin gebracht ſah, wohin ſie mich haben wollte, mäßigte ſie ihre Liebkoſungen ein wenig, aber nicht ihre Lebhaftigkeit, und als es ihr endlich gefiel, uns die wahre oder falſche Urſache ihres Muthwillens zu erklären, behauptete ſie: ich ſähe einem gewiſſen **Bremond**, einem Direktor der toscaniſchen Zölle, zum Täuſchen ähnlich; ſie wäre bis zum närriſch werden in dieſen **Bremond** verliebt geweſen, und wäre es noch; ſie habe ihn verlaſſen, weil ſie nicht geſcheid ſey; ſie nähme mich an ſeiner Statt an; ſie wolle mich lieben, weil es ihr ſo behage, und ich ſollte ſie auch lieben, ſo lange es ihr belieben würde; und gäbe ſie mir einſt meinen Abſchied, ſo müßte ich mich in Geduld darein faſſen, wie ihr lieber **Bremond** auch gethan hätte. Geſagt, geſchehn. Sie nahm Beſitz von mir, als von einem Menſchen, der ihr gehöre. Sie gab mir ihre Handſchuhe, ihren Fächer, ihre Tinda, ihre Florkappe aufzuheben; ſie befahl mir dahin, dorthin zu gehn, dieſes oder jenes zu thun, und ich gehorchte. Sie befahl mir, ihre Gondel fortzuſchicken, weil ſie ſich der meinigen bedienen wollte, und ich that es; ſie befahl mir von meinem Platze aufzuſtehn und den Carrio zu bitten, daß er ſich hinſetze; und ich that es. Sie ſprachen lange und leiſe zuſammen; ich wartete es ruhig ab. Endlich rief ſie mich, und ich kam. „Höre, Zanetto, ſagte ſie, ich mag nicht nach der Weiſe der Franzoſen geliebt ſeyn, und es möchte ſogar nicht zum beſten ablaufen. Sobald Dir Langeweile anwandelt, ſo geh'! aber bleibe nie auf halbem Weg; ich warne Dich!“ Nach dem Eſſen beſahn wir die Glasfabriken von Murano. Sie kaufte viele Kleinigkeiten und Spielwerke, und ließ ſie uns ohne Umſtände bezahlen. Aber ſie theilte überall Trinkgelder aus, die ſtärker waren, als Alles, was wir für ſie ausgelegt hatten. An der Gleichgültigkeit, mit welcher ſie ihr Geld wegwarf, und uns das unſrige verſchleudern ließ, ſah man wohl, daß es in ihren Augen keinen großen Werth hatte. Wenn ſie ſich bezahlen ließ, ſo glaube ich, that ſie es mehr aus Eitelkeit, als aus Geiz. Es ſchmeichelte ihr, daß man einen ſolchen Preiß auf ihre Gunſtbezeugungen ſetzte.

Den Abend brachten wir ſie nach Hauſe. Während dem Geſpräch erblickte ich zwey Piſtolen auf ihrer Toilette. Ha! ha! rief ich, und nahm eine in die Hand, das iſt eine neue Art von Schminkpfläſterchendoſen! darf man fragen, zu welchem Gebrauch? Sie haben andre Waffen, die beſſer feuern, als dieſe. Nach einigen Scherzreden in demſelben Ton, ſagte ſie mit einem naiven Stolz, der ſie noch liebenswürdiger machte: „Wenn ich Gütigkeiten für Perſonen habe, die ich nicht liebe, ſo laſſe ich ſie für die Langeweile bezahlen, die ſie mir machen, und das iſt billig und gerecht; aber indem ich ihre liebkoſungen dulde, mag ich nicht ihre Beleidigungen dulden, und den will ich gewiß nicht fehlen, der gegen mich fehlt!“ — —

Beym Abſchied ließ ich mir von ihr eine Stunde auf Morgen beſtimmen. Ich blieb nicht lange aus. Ich fand ſie in veſtito di confidenza, in einem, mehr als galanten Nachtkleide, das man nur in den mittäglichen Ländern kennt, und mit deſſen Beſchreibung ich mich nicht aufhalten mag, ob ich es mir gleich nur zu gut erinnere. Blos das will ich anmerken, daß ihre Manſchetten und ihr Buſenſtreif mit einem ſeidenen Faden eingefaßt waren, an welchem roſenfarbene Franzen ſaßen. Das ſchien mir eine ſchöne Haut vortreflich zu heben. Ich ſah hernach, daß es zu Venedig Mode war, und es thut eine ſo allerliebſte Wirkung, daß ich mich wundre, daß dieſe Mode nie in Frankreich aufgekommen iſt.

Ich hatte keine Vorſtellung von der Wolluſt, die meiner harrte. Ich habe der Frau von l — e mit jenem Entzücken erwähnt, das ihr Andenken mir zuweilen noch einflößt, aber wie häßlich, wie alt, wie kalt, war ſie gegen meine Zulietta! Leſer! verſuche es nicht, dir die Reize und Annehmlichkeiten dieſes zauberiſchen Mädchens zu denken, du würdeſt zu tief unter der Wahrheit bleiben!

Die jugendlichen Jungfrauen des Kloſters ſind nicht ſo friſch, die Schönheiten des Serails nicht ſo blühend, die Huris des Paradieſes nicht ſo verführeriſch! Ein ſüſſerer Genuß bot ſich nie dem Herzen und den Sinnen eines Sterblichen dar. Ach! hätte ich wenigſtens ihn einen Augenblick in ſeiner Fülle und ganz zu genießen gewußt! — Ich genoß ihn! aber ſonder Wolluſt. Ich ſelbſt ſtumpfte ſeinen Reiz ab, ich ſelbſt tödtete ihn gleichſam mit Willen. Nein, die Natur hat mich nicht zum genießen geſchaffen. Sie that in meinen albernen Kopf den Gift jener unauslöſchlichen Glückſeeligkeit, für die ſie meinem Herzen raſtloſe Sehnſucht und raſtloſes Streben einimpfte. Wenn es einen Umſtand meines Lebens giebt, der mein Naturell richtig ſchildert, ſo iſt es gewiß der Umſtand, den ich jezt erzählen will. Die Stärke, mit welcher ich mir in dem Augenblicke die Abſicht meines Buchs erinnere, wird mir den falſchen Wohlſtand verſcheuchen helfen, der mich abhalten könnte, ſie zu erfüllen. Wer du auch biſt, der du einen Menſchen kennen lernen willſt, lies die zwey oder drey folgende Seiten, und du wirſt den J. J. Rouſſeau ganz kennen! —

Ich trat in das Zimmer einer Curtiſanne, wie in das Heiligthum der Liebe und Schönheit; ich wähnte ihre Gottheit in ihrer Perſon zu erblicken. Nie hätte ich geglaubt, daß man ſonder Ehrfurcht und Achtung ſo etwas empfinden könnte, als ſie mich empfinden ließ. Kaum hatte ich im erſten Vertraulicherwerden den Werth ihrer Reize und Liebkoſungen kennen gelernt, als ich aus Furcht die Frucht davon zum voraus zu verlieren mich tummelte, ſie zu pflücken. Plözlich fühlte ich, ſtatt der Flammen, die mich verzehrten, von einem tödtlichen Froſt alle meine Adern erſtarren; meine Beine ſchlotterten, mir wurde wie übel, ich mußte mich ſezen und weinte wie ein Kind.

Niemand auf der Welt iſt im Stande, die Urſachen meiner Thränen und was mir in dem Augenblick durch den Kopf fuhr zu ahnden. Ich ſagte bey mir ſelbſt: „dieſes Mädchen, über das du ſchalteſt, iſt das Meiſterſtück der Natur und Liebe; Seele und Körper, Alles iſt an ihr vollkommen; ſie iſt eben ſo gut und edeldenkend, als ſie liebenswürdig und ſchön iſt. Große und Fürſten ſollten ihre Sklaven ſeyn, und Kronen und Scepter zu ihren Füſſen liegen. Und doch, was iſt ſie? eine elende Landſtreicherin, die aller Welt Preiß gegeben iſt; über ihre Perſon disponirt der Kapitain eines Kauffartheyſchiffes; ſie wirft ſich mir an den Hals, mir, von dem ſie weiß, daß er nichts hat, mir, deſſen Verdienſte, die ſie nicht kennen kann, in ihren Augen nichts ſeyn müſſen. Hier liegt etwas verborgen, was ich mir nicht zu deuten vermag. Entweder trügt mich mein Herz, blendet meine Sinne, und macht mich zum Geäſten einer ſchlechten Dirne; oder es muß irgend ein geheimes, mir unbekanntes Gebrechen die Wirkung ihrer Reize ſtören, und ſie andern zuwider machen, ſtatt daß ſie ſich um ſie ſtreiten ſollten.“ Ich fing nun an, alle meine Geiſteskräfte anzuſpannen, um zu entdecken, was das für ein Gebrechen ſeyn möchte, und es fiel mir nicht einmal ein, daß es vielleicht die Luſtſeuche ſeyn könnte. Die Friſchheit ihres Fleiſches, das Blendende ihres Kolorits, die Weiße ihrer Zähne, die Lieblichkeit ihres Athems, die Reinlichkeit, die an ihrer ganzen Perſon herrſchte, entfernten ſchon den bloßen Gedanken ſo weit von mir, daß ich, der ich mir ſeit der Paduanerin in dieſem Stücke ſelbſt nicht recht traute, mir vielmehr einen Skrupel machte, daß ich vielleicht für ſie nicht geſund genug wäre. Dieſe ſo gut angebrachte Betrachtungen ängſtigten und peinigten mich ſo ſehr, daß ich zu weinen anfing.

Zulietta, für die das unter den Umſtänden ſicherlich eine ganz neue Erſcheinung war, ſchien einen Augenblick beſtürzt. Aber nachdem ſie einmal durchs Zimmer und vor ihrem Spiegel gegangen war, begriff ſie wohl, und meine Augen beſtätigten es ihr, daß Widerwillen und Eckel keinen Theil an dieſem Unvermögen hätten. Es fiel ihr nicht ſchwer, mich davon zu heilen, und dieſe kleine Schande auszuwetzen. Aber in dem Augenblicke, wo ich meine Seele auf einem Buſen aushauchen wollte, der zum erſtenmal die Lippen und die Hand eines Mannes zu fühlen ſchien, bemerkte ich, daß die eine Bruſt etwas misgeſtaltet war. Ich unterſuchte und unterſuchte, und glaubte deutlich wahrzunehmen, daß dieſe Bruſt nicht wie die andre gebildet ſey. Sogleich begann ich in meinem Kopfe nachzugrübeln, wie es möglich ſey, daß man eine misgeſtaltete Bruſt haben könne, und in der feſten Ueberzeugung, daß das nothwendig mit einem Hauptnaturfehler im Zuſammenhange ſtehn müſſe, drehte ich den Gedanken ſo lange hin und her, bis es mir klar wie der Tag wurde; daß ich in der liebenswürdigſten Perſon, die man ſich denken kann, nur eine Art Ungeheuer, den Auswurf der Natur, der Menſchen und der Liebe umarmt hielt. Ich trieb den Unverſtand ſo weit, daß ich ſie ſogar wegen dieſer misgeſtalteten Bruſt zur Rede ſetzte. Sie nahm es Anfangs in Scherz auf, und that und ſagte in ihrer tändelnden Laune tauſend Dinge, die mich trunken für Liebe machten. Allein ich behielt doch immer eine gewiſſe Unruhe, die ich ihr nicht verbergen konnte, bis ſie endlich roth wurde, ſich wieder in Ordnung brachte, aufſtand und ohne ein Wort zu ſagen zum Fenſter hinausguckte. Ich wollte mit ihr hinausſehn, ſie ging vom Fenſter weg, und ſetzte ſich auf ein Ruhebette. Gleich darauf ſtand ſie auf, ſpatzierte ſich lächelnd im Zimmer auf und ab, und ſagte zu mir in einem froſtigen und verächtlichen Ton: Zanetto, laſcia le donne, e ſtudia la matamatica!

Ehe ich Abſchied nahm, bat ich ſie auf Morgen um ein andres Rendezvous; ſie verlangte es auf Uebermorgen, und ſetzte mit einem höhniſchen lächeln hinzu, ich müßte Erhohlung nöthig haben. Ich brachte dieſe Zeit ſehr misslaunig zu; mein Herz war voll von ihren Reizen und Liebenswürdigkeiten; ich fühlte meine Unbeſonnenheit, warf ſie mir vor, beſeufzte es, daß ich Augenblicke, wo es nur von mir abhing, ſie zu den ſeeligſten meines Lebens zu machen, ſo ſchlecht benutzt hatte, und harrte mit Ungeduld der Stunde entgegen, wo ich mich für dieſen Verluſt entſchädigen könnte. Demungeachtet war ich noch immer ein wenig verlegen, wie ich die Vollkommenheiten dieſes anbetungswürdigen Mädchens, mit der Schnödigkeit Ihres Standes vereinigen wollte. Zur beſtimmten Stunde eilte ich, oder flog vielmehr zu ihr. Ich weiß nicht, ob ihr heißes Temperament dieſesmal beſſer mit mir zufrieden geweſen ſeyn würde. Wenigſtens würde es ihr Stolz geweſen ſeyn, und ich machte mir ſchon zum voraus eine entzückende Freude daraus, ihr auf alle mögliche Art zu beweiſen, wie ich mein Unrecht wieder gut zu machen wüßte; aber ſie überhob mich dieſer Prüfung. Mein Gondoliret, durch den ich mich bey meiner Ankunft melden ließ, brachte mir die Nachricht, ſie ſey geſtern nach Florenz abgereiſet. Hatte ich vorher meine Liebe nicht in ihrer ganzen Stärke gefühlt, als ich Julietten noch beſaß, ſo fühlte ich ſie jetzt deſto peinigender, als ich ſie verloren hatte. Ich habe mich nie deswegen beruhigen können. So ſchön und liebenswürdig ſie auch in meinen Augen war, ſo würde ich mich doch über ihren Verluſt getröſtet haben; allein das konnte ich nicht verſchmerzen, daß ſie ſich meiner nur mit Verachtung und Geringſchätzung erinnern würde.

VI.

Anekdoten.

Als das berühmte Miſerere des Lulli vor Ludwig XIV. das erſtemal aufgeführt wurde, lag der Monarch auf den Knien und zwang dadurch ſeinen ganzen Hof ein Gleiches zu thun. Nach dem Pſalm fragte er den bekannten Witzling, Grafen von Grammont: wie er die Muſik finde? —

Vortreflich für die Ohren, aber hart für die Knie! antwortete der Graf.

Die große Königin, Eliſabeth von England, litte einmal heftig am Zahnweh; aber bey aller ihrer Herzhaftigkeit konnte ſie ſich doch nicht entſchließen, ſich den Zahn ausreißen zu laſſen. Aylenar, Biſchof von London, der unter dem übrigen Hofſtaat zugegen war, ſetzte ſich ganz ſtillſchweigend in einen Seſſel, winkte dem Zahnarzt, öfnete den Mund, und zeigte mit dem Finger auf einen von ſeinen Zähnen, welchen ihm der Zahnarzt mit einem Ruck auszog, und allen Anweſenden zeigte. Die Königin, die über den ganzen Auftritt, und vorzüglich über die Kaltblütigkeit und das gelaſſene „Air“ des Prälaten nicht wenig verwundert war, winkte nun gleichfalls dem Zahnarzt, und hielt die Operation eben ſo ſtandhaft aus.

Als der Herzog von Burgund 1682 geboren wurde, entſagte Ludwig XIV. für großer Freude dem ſteifen Ceremoniel, das ihn ſonſt immer zu umringen pflegte, und befahl, daß die Officiere ſeiner Leibwachen ſich entfernen und jedermann zum Handkuß zugelaſſen werden ſollte. Als die Reihe des Handküſſens an den Markis von Spinola kam, biß dieſer den König ſo ſtark im Finger, daß der Monarch ſich nicht enthalten konnte, überlaut zu ſchreyen. „Verzeihung, Sire! rief der Markis, aber wenn ich Ew. „Maj. nicht gebiſſen hätte, ſo würden Sie mich vielleicht „nicht unter der Menge bemerkt haben.“

Der gemeine Mann zu Paris modelt ſchon ſeine Redensarten ganz nach dem herrſchenden Ton. Sonſt wenn die Bettler oder Schuhputzer das Mitleiden der Vorübergehenden erregen, oder ihnen ihre Dienſte anbieten wollten, pflegten ſie ihre Bitten mit Gnaden, Excellenzen, Grafen, Baronen, Markis ꝛc. aufzuputzen; jetzt klingt es ganz anders: **Eine kleine Gabe, Herr Patriot! — Erlauben Sie mir ihre Schuhe zu bürſten, Herr Patriot!**

Eine von den gefälligen Nymphen ſagte neulich zu einem Geiſtlichen, die bekanntlich am wenigſten Urſache haben, mit den Operationen der Nationalverſammlung zufrieden zu ſeyn: „Kommen Sie, kommen Sie, Herr „Abbé, Sie ſollen gewiß nicht über mich zu klagen haben; „**ich bin ein wenig ariſtokratiſch geſinnt.**“

Als der König von Frankreich im Februar die bekannte Rede in der Nationalverſammlung hielt, wodurch er ſich ſelbſt an die Spitze der Revolution ſtellte, oder nach dem Ausdruck des bekannten Erzſchwärmers **Desmoulins** zum **premier citoyen actif** machte, kam den Tag darauf die Markiſe von S. F. in einen Buchladen und verlangte des Königs Rede. — Sie iſt noch nicht gedruckt, war die Antwort. — Sie forderte hierauf einen Band des Corneille und Feder und Dinte, ſetzte ſich und kopirte den bekannten Monolog der erſten Scene des erſten Akts von Rodogune.

Sermens fallacieux, ſalutaire contrainte,
Que m'impoſa la force, & qu'accepta ma crainte.

In der Sitzung der Nationalverſammlung zu Paris, wo die Rede von der neuen zu den Hinrichtungen, ſtatt des Scharfrichters, erfundenen Maſchine des Guillotin und dem Decret war, daß die Todesſtrafe eines Verbrechers nicht mehr ſeine Familie mit Schande brandmarken ſollte, ſtieg der, ſeiner launigten Einfälle wegen berühmte, Vicomte von **Mirabeau** (der jüngere Bruder des bekannten Grafen von Mirabeau) auf, um wegzugehn. Sein Nachbar fragte ihn, ob er wiederkommen würde? — Nein, erwiederte der Vicomte, indem er auf die Seite zeigte, wo die Demagogen zu ſitzen pflegen, **dieſe Herrn ſchwatzen von Familienangelegenheiten, und ſo will ich ſie nicht ſtören.**

Die Köpfe der beyden unglücklichen Schlachtopfer der Volkswuth des Foulon und Berthier würden noch vor kurzem auf der Foire St. Germain öffentlich in einer Bude gezeigt. Der Diſtrikt der Carmeliter, als er dieſe Abſcheulichkeit erfuhr, ſchickte ein Detaſchement und Commiſſarien dahin, und ließ die Köpfe, zum großen Aerger des Beſitzers, wegnehmen, der dieſes für ihn ſo einträgliche Schauſpiel noch durch ein Herz auf einer Säbelſpitze zu verſchönern pflegte, wozu einige Fideln, die das Orcheſter vorſtellten, die Melodie der Arie ſpielten.

Non, il n'eſt point de fête
Quand *le cœur* n'en eſt pas.

Einige Perſonen beſchäftigen ſich in Paris in allem Ernſt damit, **Voltairens** Gebeine, denen die Intoleranz bey ſeinem Tode ein Begräbniß verweigerte, feyerlichſt nach Paris abzuholen, und daſelbſt begraben zu laſſen.

VII.

Ueberſetzung und Sammlung neuer Franzöſiſcher Revolutionsſchriften.

Thut die Augen auf!

Eine abgekürzte Ueberſetzung der ſtärkſten Stellen aus der kürzlich zu Paris unter dieſem Titel erſchienenen Broſchüre *).

Thut die Augen auf, Franzoſen, lieben Mitbürger! Ihr ſeyd alle unglücklich, ſtatt daß ihr die vollkommenſte Glückſeeligkeit genießen könntet. Ihr zerreißt das ſchönſte, das reichſte Königreich der Welt in Stücken, und es iſt euer Königreich, ihr ſeyd ſeine Beſitzer. Ganz Europa beneidet euch, es möchte euch gern immer bekriegen, um eure Macht zu ſchmälern; und ihr, wenn ihr ſo fortfahret, zerrüttet es ſelbſt mehr, als eure ärgſten Feinde nicht thun könnten! O Franzoſen, wie gut dient ihr dieſen euren Feinden! —

Ihr

---

*) Eine von den Beſchuldigungen des à la Greve hingerichteten Markis von Favras war, daß er Exemplare von dieſer Schrift (welche das Chatelet, un Ecrit incendiaire nennt) unter die beſoldete Miliz von Paris ausgetheilt habe.

Ihr waret zu allen Zeiten die geſchliffenſte, die edelmüthigſte, die liebenswürdigſte aller civiliſirten Nationen; jetzt ſeyd ihr die wildeſte und grauſamſte. Ihr waret alle Brüder, ihr machtet, trotz der Abſtandslinie zwiſchen den drey Ständen, nur Ein Volk von Freunden aus, denn ihr reichtet euch über dieſe Linie die Hand, ihr überſchrittet ſie ſogar, um euer Blut zu vermiſchen, und ewige Freundſchaftsbande zu knüpfen; und jetzt wollt ihr euch in dem Blute eurer Brüder baden, weil Ungeheuer, welche die Hölle mit Dolchen bewafnet, ausſpie, euch dieſe Dolche in die Hände geben, und weil ihr ſo verblendet ſeyd, daß ihr, ſtatt dieſe Dolche gegen dieſe Böſewichter zu kehren, ſie euch ſelbſt in die Bruſt ſtoßet? ꝛc. —

Hört auf einen Freund, auf einen wahren Bürger des Staats, der, wenn er tauſend Leben hätte, ſie euch alle anfopfern würde, auf einen Freund, der alles kaltblütig unterſucht, der an keiner Fehde Theil nimmt, der mit keiner Parthey gemeinſchaftliche Sache gegen eine andere macht, weil ſie alle ſeine Brüder ſind, und der recht gut weiß, wer Unrecht und wer Recht hat, ſich zu beklagen. Glaubt ihr im Ernſt, daß es unter den drey Ständen keine Leute giebt, die wirklich tugendhaft ſind, und welche über die Unruhen ſeufzen, die uns ſchon ſo lange peinigen? O es giebt ihrer, ſo wie es in den drey Ständen auch Böſewichter giebt, die nicht werth ſind das Tageslicht zu ſchauen; ich könnte welche aus allen drey Ständen nahmhaft machen, deren Vertheidigung ſich niemand unterziehn würde, ſo ſehr werden ſie, ſelbſt von ihren Mitbrüdern, verabſcheut. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir haben die ergiebigſte Erndte gehabt, und es mangelt faſt überall an Brod; das Korn iſt vortreflich gerathen, und das wenige Getraide, das man uns giebt, taugt nichts; die Schuld muß alſo an der jetzigen Verwaltung des Staats liegen.

Das Königreich hat allein mehr Geld, als halb Europa, und es iſt nicht ein Thaler im Umlauf. Der Fehler liegt am Mangel des Zutrauens, alſo an der jetzigen Staatsverwaltung. Die Auflagen und Abgaben ſind beſtändig erhoben worden. Ich kenne Provinzen, die ganz 1789 ſchon ſechs Monate voraus bezahlt haben, was ſonſt nie erhört worden iſt. Und doch iſt kein Geld im königlichen Schatz, man bezahlt nirgends; ſeit einem Jahre ſind alle Auszahlungen aufgeſchoben, oder verzögert worden. Wo iſt das Geld hingekommen? Ich weiß es nicht; die Schuld muß wieder an der Verwaltung des Staats liegen.

Ihr wollt, ſagt ihr, das Joch des Deſpotismus abſchütteln, und habt das alte nachdrücklich abgeſchüttelt; aber ihr ſeyd jetzt mehr Sklaven, als ein Unterthan des marokkaniſchen Kaiſers. Man darf kein Wort ſagen, wenn man nicht Gefahr laufen will, ohne Prozeß gehangen zu werden, oder um den Kopf zu kommen. Man kann ohne Erlaubniß oder Paß nicht aus Paris, ja nicht einmal von einem Dorfe zum andern gehn; und dieſe Päſſe werden nicht einmal geachtet; denn ſo wenig reſpektirt man die neuen Befehle. Man darf zu ſeiner perſönlichen Sicherheit kein Gewehr bey ſich führen, ohne vorher Erlaubniß dazu zu haben, welche ſchwer hält. Als wir noch unter dem Joch des Deſpotismus ſchmachteten, hätte man Kanonen bey ſich führen können, und niemand würde etwas dagegen eingewendet haben. Bald wird man auch eine Erlaubniß brauchen, um auf der Gaſſe ſich die Naſe zu putzen, oder auszuſpucken. — Kurz, wir befinden uns unter der härteſten Anarchie, und auf der Welt giebt es nichts ärgeres, als Anarchie.

Ihr habt den Soldaten gelehrt, daß er ſeinen Eyd brechen könnte; und ihr laßt ihn ſogleich einen andern ſchwören. Seinen erſten Eyd legte er auf die feyerlichſte und majeſtätiſcheſte Weiſe einem der größten Potentaten der Welt ab; ſeinen zweyten ſchwört er vielleicht einer Dorfobrigkeit. Das iſt ein wenig tief geſunken! Bildet ihr euch ein, daß er ſeinem zweyten Eyde getreuer ſeyn ſoll, als ſeinem erſten? Wird er nicht nach ſeiner Art die Auslegungen machen, ob er auch gehorchen will, oder nicht, und wird er nicht handeln, wie es ihm beliebt? Ihr werdet eine Armee beſolden, und keine haben. Das ſind die Früchte der Verführung. Wer verführt, wird allezeit ſelbſt ſchlecht bediene: und ein Verführer und ein Verführter ſpielen immer eine ſchimpfliche Rolle; das müßt ihr ſelbſt eingeſtehn . . . . . .

Könnt ihr im Ernſt glauben, daß man ſich in dem Blute der Pariſer habe baden und aus ihrer Stadt einen Schutthaufen, eine Brandſtätte machen wollen? Welchen Vortheil würde man davon gehabt haben: und man pflegt doch gewöhnlich das Böſe nicht bloß um des Böſen willen zu thun. Wenn es Ungeheuer von der Art giebt, ſo giebt es zum Glück ihrer nicht viele, und in ganz Frankreich iſt vielleicht nicht Eine Perſon, die nicht dabey verloren haben würde, wenn Paris angezündet und ſeine Einwohner erwürgt worden wären; nur Gauner und Spitzbuben hätten dabey gewonnen, die auf der einen Seite ſengen und brennen, um auf der andern zu plündern. Und gegen dieſe fordert ihr ja ſelbſt den Beiſtand der Truppen auf, um ſie aus dem Königreiche zu jagen; aber werden dieſe Truppen, unter denen jetzt eine Diſciplin herrſcht, wie ſie bey keinen andern Truppen gefunden wird, werden ſie etwas thun wollen, was ihr ſelbſt ſo hoch verpönet habt, nemlich, daß man kein Bürgerblut vergießen müſſe? . . . .

Ihr werdet ſelbſt einräumen, daß am erſten Tage des Auflaufe, Sonntags den 12ten Julius, blos ſchlechtes Geſindel und Pack ſich zuſammengerottet hatte. Unter dieſem ganzen furchtbaren Haufen gab es nicht einen rechtlichen Bürger. Alle Thüren und Fenſter waren feſt zugeſchloſſen. Ich ſelbſt habe es mit meinen Augen geſehn, daß alle dieſe Räuber kein Gewehr hatten. Aber wir leben in einem Jahrhunderte, wo alles außerordentlich iſt; kein Wunder alſo, daß auch der Ausgang dieſes Anfangs ſo ganz neu und unerwartet war. . . . . . .

Der Prinz von Conde, der ſo denkt, wie ein Held und großer Fürſt denken muß, den man aber wegen ſeiner vermeintlichen böſen Rathſchläge auf die Liſte der Geächteten geſetzt hat; der Prinz von Conde ſelbſt hat einen Pallaſt in Paris, der, wie man ſagt, ihm acht oder zehn Millionen koſtet. Er iſt ganz meublirt, ſein ganzer Hofſtaat befand ſich darin, und nichts iſt weggeſchaft worden. Es kommt mir doch ſonderbar vor, daß man ſo viele Reichthümer habe aufopfern wollen, um die Pariſer zu züchtigen, und daß man ſie wenigſtens nicht vorher ausgeräumt habe. Denn es war keine Wahrſcheinlichkeit, daß der Pallaſt bey einer ſo allgemeinen Feuersbrunſt verſchont geblieben wäre. Man antworte mir einmal auf dieſen Schluß? Der Prinz von Conti, der nie das Blut verleugnet hat, aus dem er ſtammt, und der Marſchall von Broglio, waren genau in demſelben Fall, ſo wie alle die, von welchen man behauptet, daß ſie mit nichts geringerem, als der Zerſtörung von Paris beſchäftigt waren. Sie hatten alle ihre Weiber, Kinder, Freunde und der größte Theil alle ſein Haabe und Gut in Paris. Nichts war weggeſchaft worden, und nichts ſollte weggeſchaft werden. Ich halte zwar alle dieſe Herrn für ſehr uneigennützig, aber ich kann unmöglich glauben, daß ſie ihre Häuſer und Güter hätten in Rauch aufgehn laſſen wollen, um die Häuſer ihrer Nachbarn anzuſtecken. Um mich davon zu überzeugen, muß man mir wahrſcheinlichere, minder abgeſchmackte und minder lächerliche Gründe anführen; ich weiß, daß man es geſagt und daß das leichtgläubige Volk es geglaubt hat; aber hat man nicht auch im Ton der Ueberzeugung und Bekräftigung ausgeſprengt, daß man **Ein Faß Pulver** in die Steinbrüche verſteckt habe, um **ganz Paris** damit in **die Luft fliegen zu laſſen**? Hat man nicht behauptet, (und wer's nicht glauben wollte, lief Gefahr des Verbrechens der beleidigten Nation ſchuldig erkannt zu werden) den Tag nach der Einnahme der Baſtille wären 15000 Mann in Anmarſch geweſen, um ſie wieder zu erobern, und man habe ein **ganzes Huſarenregiment** in einem **unterirrdiſchen Gange reiten ſehn, der von der Baſtille bis Vincennes führe**, und ſo breit ſey, als das größte Kloack von Paris? — Kein Soldat war weit und breit anzutreffen, aber 100000 Mann ſtanden unter den Waffen, um ſich dieſem Verrath zu widerſetzen.

Man behauptete ferner, und ließ es ſogar drucken, in der Abtey **Montmartre** lägen 15000 Flinten und 15000 Baurenkleider verborgen, um 15000 Soldaten damit zu bewafnen und zu verkleiden, die Paris das oberſte zu unterſte kehren ſollten. Alle geſcheide Leute bewieſen das abgeſchmackte und mährchenhafte dieſes Gerüchts, demungeachtet ſollte es wahr ſeyn; und als man bey der angeſtellten Unterſuchung nicht eine Flinte, nicht eine Piſtole, nicht einen Bauernkittel fand, ſo ſollten die Hexenmeiſter, die Ariſtokraten Alles weggehext und unſichtbar gemacht haben. Werden unſre Nachkommen wohl glauben, daß wir, wir geprieſene Aufklärer und Aufgeklärte, dergleichen tolles Zeug uns haben aufbürden laſſen können? . . . .

Aber die fürchterliche Armee des Marſchalls von Broglio, das viele ſchwere Geſchütz, waren das auch Hirngeſpinſte? Beweiſet das nicht klärlich, daß man Paris zerſtören, es der Wuth des Soldaten Preiß geben, es in Aſche verwandeln wollte? —

Ich habe ſchon oben die Unmöglichkeit gezeigt, daß ein ſolches Projekt in eines Menſchen Kopf, er ſey wer er wolle, gekommen ſeyn kann; und ich behaupte es noch. Die Armee war ganz unnütze, und der ganze Artilleriepack etwas höchſt lächerliches; denn man hatte ihn gar nicht nöthig. Vier Regimenter in der Gegend von Paris wären ſchon hinreichend geweſen, und fünfhundert Mann *), auf die man ſich verlaſſen konnte, hätten die ganze Hauptſtadt in Ordnung erhalten, ohne daß ein Flintenſchuß geſchehn wäre. Ich hätte öffentlich bekannt machen laſſen, daß man jedem rechtlichen Bürger warne, Theil an Auflaufen und Zuſammenrottirungen zu nehmen, indem man gegen alle dergleichen aufrühreriſches Lumpenpack mit der Schärfe des Schwerds verfahren werde. Gewiß, niemand würde es gewagt haben, es darauf ankommen zu laſſen. Ich hätte mich in das Palais-Royal begeben, den erſten, beſten Motionenmacher bey'm Kragen genommen, und an das erſte beſte Fenſter des Palais aufhängen laſſen; und alle dieſe glänzenden Redner und Wortkrämer wären verſtummt, und Paris und das ganze Reich wäre ruhig geblieben. Alle Verfaſſer, Verkäufer und Hauſirer aufwiegliſcherer und lügenhafter Schriften, alle die, welche Geld und Schwärmer unter die Leute austheilten, um ſie zum Aufruhr und Tumult zu verleiten, hätte ich gleichfalls auf friſcher That ohne weitern Prozeß aufknüpfen laſſen. Auf dieſe Art wäre der Staat von allem dieſem Geſindel gereinigt worden, und wir befänden uns jetzt nicht in der unglücklichen Lage, in der wir ſind.

Der

---

*) Paris war ſo an Unterwürfigkeit gewöhnt, daß wirklich eine geringe Anzahl bewafneter, die Ernſt gezeigt, die ganze Stadt in [illegible]ten hätten, was nun keine 100000 Mann mehr vermögen.

Der Marſchall von **Broglio**, dem das Generalkommando der Truppen ſchmeichelte, von welchen er ſehr geliebt wurde, wollte den Pariſern eine Armee bloß zeigen, und bildete ſich ein, das wäre ſchon hinreichend, alle Aufwiegler abzuſchrecken. Dazu brauchte es keiner Armee, wie ich ſchon bewieſen habe. Er verfuhr mit ihr eben ſo, als ob ſie gegen einen Feind ſtäyde, und that ſehr unrecht daran; daß er aber nichts weiter im Schilde führte, beweiſet die Unthätigkeit, in der er geblieben iſt; in Unthätigkeit, die ihm den Beynahmen des **Zauderers** erworben hat. Denn vier Regimenter wären im Stande geweſen, ganz Paris zum Gehorſam zurückzubringen; ſelbſt damals, als alle Bürger ſchon bewafnet waren, ſonderlich wenn man ihnen (wie man fälſchlich ausſprengte) die Plünderung verſprochen hätte Einen großen Fehler beging der Marſchall, daß er an dem Tage der Abdankung **Neckars** kein Regiment, auf das er ſich verlaſſen konnte, nach Paris ſchickte, das beſtändig patrullirt, und den Pöbel von **Montmartre** zerſtreut hätte, dem Paris ganzer vier und zwanzig Stunden Preiß gegeben blieb. Ein andrer von ſeinen Hauptfehlern war, daß er allen den Unfug duldete, der im **Palais-Royal**, dem Mittelpunkte des Aufruhrs und dem Urſprunge unſers ganzen Unglücks, getrieben wurde. Denn er wußte, daß er auf die franzöſiſche Garden gar nicht rechnen durfte. . . . . . .

Der Graf **Artois** ſteht auf der Liſte der Verbannten! Der Bruder unſers Königs iſt gezwungen, in fremden Landen einen Zufluchtsort mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern zu ſuchen. Wird es die Nachwelt glauben? . . . . Ich weiß, daß ſein Aufwand übertrieben war, daß er im Feuer der Jugend, aus Großmuth, aus Leichtſinn, oft den Werth des Geldes verkannt, es vielleicht verſchwendet hat. Aber was ſeine Geſinnungen betrift, ſo kann kein Fürſt edlere haben. Er iſt bieder und wacker, kurz, ſo wie ein Fürſt ſeyn muß. Seine große Seele iſt keiner Niederträchtigkeit fähig. Ich glaube wohl, daß er ſeinem Bruder, dem Könige, gerathen hat, König zu ſeyn. Und warum ſollte er es ihm nicht rathen? Ich würde es ihm noch jetzt rathen. Iſt es ein Verbrechen, einen König aufzufordern, daß er ſich nicht den Thron durch eine Kabale von ſchändlichen Aufrührern rauben läßt, deren Haupt eine ſo niedrige Seele hat, daß er ſich nicht einmal mit öffenem Geſicht zu zeigen wagt; der bloß die feige Kunſt der Intrike kennt, und deſſen Anhänger ihn ſelbſt dereinſt ermorden werden, wenn er ihnen kein Geld mehr geben kann, oder wenn ſie alle das Unglück einſehen lernen, woran er Schuld iſt ꝛc. . . . .

Thut die Augen auf, Franzoſen, ſeht die Dinge, wie ſie ſind!

Wir wollen den Anfang mit den Diſtrikten von Paris machen, die man jetzt die Gemeinen nennt. Sie ſind Bürger, wie ich, ſie ſind Franzoſen, ſie ſind meine Brüder; ſie haben geirrt, aber ihr Herz hatte keinen Theil daran; es iſt gut, aber ſie waren verblendet. Man muß ſie beklagen. Alle Wahlherrn dieſer Diſtrikte ſind aus dem dritten Stande genommen; nur dieſe haben ſich verſammelt; auf den Adel und die Geiſtlichkeit nahm man dabey keine Rückſicht.

Als am 13ten Julius Paris noch den Räubern und Plünderern Preiß gegeben war, befahlen die Diſtrikte allen Bürgern, ſich zu ihrer eigenen Vertheidigung zu bewafnen, was in weniger denn vier Stunden geſchah, und was ihnen ewig unendliche Ehre machen wird. Sogleich wurden Patroullen angeordnet, die Räuber und Plünderer, die ſich größtentheils aus den Läden der Waffenſchmiede und aus der königlichen Gardemeuble *) bewaffnet hatten,

---

*) Eine Art Kunſtkammer oder Kabinet von Seltenheiten ꝛc.

wo ſie ſeltene und koſtbare Waffen *) plünderten, (es iſt Alles wieder in die Gardemeuble zurückgeliefert) wurden entwafnet, ein Theil aus Paris gejagt, ein Theil der ſtraffälligſten auf der Stelle aufgehenkt. Kurz, wenigſtens hunderttauſend Mann machten Paris in vier und zwanzig Stunden ſo ruhig, als es je geweſen war. Hätten ſie es doch dabey bewenden laſſen! aber ein Schwindelgeiſt bemächtigte ſich ihrer Köpfe; ſie kannten keine Gränzen mehr.

Nicht alle hatten Flinten, aber alle waren mit Säbeln, Piſtolen und Degen bewafnet. Sie marſchirten ins Invalidenhaus, und bemächtigten ſich der daſelbſt befindlichen Kanonen und Waffen. Sie ließen dieſen alten Kriegern nicht einmal ein Seitengewehr. Dieſer erſte glückliche Erfolg machte ihnen Muth; unterdeſſen gehörte nicht viel dazu, denn man that nicht den geringſten Widerſtand, keine mündliche Vorſtellung ſogar; Alles wurde ſogleich geöfnet; man ließ ſie machen, was ſie wollten. Nun zogen ſie vor die Baſtille, die unüberwindlich war, wenn ſie wäre recht vertheidigt worden. Der Gouverneur de Launay aber, der bey dieſer Gelegenheit weder Muth noch Einſicht zeigte, verliert den Kopf, läßt die Zugbrücken nieder, der Schwarm dringt hinein, man bemeiſtert ſich der Feſtung, befreyt die ſieben Gefangene, ermordet den Gouverneur, den Major und den Herrn von Fleſſelles, Prevot der Kaufleute, den man in Verdacht einer Verrätherey hatte (ſeine Unſchuld iſt ſeitdem erwieſen worden); man trägt ihre Köpfe in Triumph auf Picken durch die Straßen und in's Palais Royal; die Pariſer ſind ein Volk von Helden, das in zwey Stunden zwey Feſtungen eingenommen hat, wovon die eine **) unüberwindlich war. Zwar

---

*) Ein Schuhflicker z. B. ſtand in Franz I. Rüſtung Schildwache.

**) Jedermann, wer die Baſtille geſehn hat, wird bekennen, daß keine Feſtung in ganz Europa durch ihre Bauart geſchickter war, einem Volksaufruhre die Spitze Wochenlang zu bieten, als eben die Baſtille.

waren ihnen überall Thüren und Thore freywillig aufgethan worden, aber genug, ſie hatten den Staat gerettet. . . . . . .

Der König kam nach Paris, von allen Zeichen ſeiner königlichen Macht entblößt, ohne Prunk, ohne Leibwache, ohne Gefolge, nur von der Bürgermiliz von Verſailles begleitet, das gleich der Hauptſtadt ebenfalls eine eigenmächtig errichtet hatte. Sie übergab ihn in einer gewiſſen Entfernung von der Stadt der Pariſer Miliz. Der König hielt ſeinen Einzug; beynah 200000 Mann ſtanden mit ſcharfgeladenen Gewehren unter den Waffen; manche Gewehre waren in ſo ſchlechtem Zuſtande, das ſie von ſelbſt losgingen, auch wenn der Hahn in der Ruhe ſtand. Es ereigneten ſich verſchiedene Unglücksfälle; einige Perſonen wurden getödtet. Der gröſte Theil dieſer Miliz wußte gar nicht mit ein Gewehr umzugehn; man hatte noch nicht die Zeit gehabt, ſie aus bekannten und ſichern Leuten zuſammenzuſetzen In der ganzen Gegend von Paris war kein Mann mehr von Broglio's Armee zu ſehn, denn der König hatte ihm befohlen, ſich zurückzuziehn; und doch waren alle Zugänge, alle Plätze, alle Ausgänge der Gaſſen mit Kanonen geſpickt, die mit Kugeln oder Kartätſchen geladen waren. Es erging ein ausdrückliches Verbot, nicht, es lebe der König! zu rufen; ich habe es ſelbſt in den Gliedern verbieten hören. Dieſem Befehl wurde pünktlich nachgelebt.

Aber

ſtille. Die Thürme und Mauern, 75 Fuß hoch, und aus Steinmaſſen und einem Mörtel zuſammengeſetzt, dem ſein hohes Alter die Härte des Steins gab, machten eine Breſche unmöglich, zumal da das Volk nur Flinten und drey oder vier Vierpfünder ohne Stückbetten hatte. Dazu kam noch ein Graben, 120 Fuß breit, der um die ganze Veſtung lief. De Launay brauchte es bloß ganz ruhig abzuwarten; denn es war unmöglich, daß ſeine Mauer- und Thürenmaſſen niedergelegt oder erſtiegen werden konnten. Aber es fehlte ihm an Proviant, und an mehr ſo tapfern Leuten, wie die 32 Schweizer waren.

: . . . . Aber des Abends, als der König nach Verſailles zurückkehrte, vergaß die zahlloſe Menge des Volks den Befehl des Morgens, überließ ſich den Regungen ſeines Herzens, beklagte das Schickſal eines ſo guten, ſo biegſamen Monarchen, und ſchrie aus vollem Halſe ſein Vive le roi! Dieſes ganz gute Volk wurde erweicht; nie war ein Auftritt rührender.

Bailly war an Fleſſelles Stelle gekommen; der König war zwar nicht um Rath gefragt worden, aber er beſtätigte ihn in ſeinem Amte als Mairs, denn der Titel, Prévôt des marchands, ſtand den Pariſern nicht mehr an. La Fayette, der Eydam des Hauſes Noailles, und der, wie jedermann weiß, ſo wie dieſes Haus, ſchon ſeit langer Zeit vom Könige mit Wohlthaten überhäuft wurde, war Kommendant der Bürgermiliz. . . . .

Nun, ihr Franzoſen, lieben Mitbürger, werdet ihr endlich die Augen aufthun. Euer König hat keine Macht mehr; ihr lebt in der grauſamſten Anarchie; ihr habt ſchon die traurigſten Wirkungen davon erfahren! Wenn werdet ihr einen Irrthum einſehn, der euch ſo theuer zu ſtehn kommt? Es wäre euch ſo leicht, die dicke Finſterniß zu zerſtreuen, die euch umgiebt. Ihr braucht, um mich eines la Fayetteſchen Ausdrucks zu bedienen, es nur zu wollen!

Kein Wunder, daß dieſe neue Adminiſtration, der die Sache noch ganz fremd iſt, noch nicht alle die nöthigen Kenntniſſe beſitzt, die zur Leitung einer ſo wichtigen Maſchine erfordert werden. Auch geht alles ſo ſchlecht als möglich. . . . . Es fehlt alle Augenblicke an Brod . . . das Volk iſt immer im Begriff, ſich zu empören. Täglich erſcheinen die abſcheulichſten Schriften, um es noch mehr aufzuwiegeln. Alle Schuld wird auf die Ariſtokraten geſchoben. Dreyßigtauſend Mann ſtehn in Paris unter den Waffen, und der Dienſt drückt ſie bald zu Boden, und doch merkt man nirgends Pollcey. . . . . .

Es war an einem Montagsmorgen, den 5ten Oktober, als zwey- oder dreyhundert Weiber aus der Vorſtadt St. Antoine, die man aufſäßig gemacht hatte, ſich ohne Waffen vor dem Rathhauſe einfanden, und Brod verlangten. Jedermann gerieth in Schrecken. Sie ſagten, ſie wollten nach Verſailles, und den König um Brod bitten. Räuber geſellten ſich zu ihnen mit Piken, Prügeln und andern Waffen. Man ſchlug den Generalmarſch durch die Stadt; alles erſchien unter Gewehr. Es war ein Hin- und Herrennen, man lief gegeneinander; man wußte nicht, was man that, noch was man wollte. Da war keine Anſtalt, kein Plan. Man rief, man müſſe den König aus Verſailles holen, und zu Paris behalten, alsdann würde es nicht an Brod fehlen. So verſtrich der Tag. Schon den Morgen hatten ſich alle jene Weiber auf dem Platz Ludwigs XV. und nach den Elyſäiſchen Feldern begeben, um den Vortrab von der Armee auszumachen. Sie verlangten unaufhörlich, daß man zu ihnen ſtoßen möchte, damit ſie aufbrechen könnten. Endlich ſetzten ſich Abends um ſechs Uhr die Truppen, 10000 Mann ſtark, in Marſch, und führten einen ſehr anſehnlichen Zug ſchweres Geſchütz bey ſich. Das Regiment der ehemaligen franzöſiſchen Garde, und die Soldaten von verſchiedenen Regimentern, die ihre Fahnen verlaſſen hatten, und zuſammen 6000 Mann ausmachen, welche man die beſoldete Militz nennt, marſchirten an der Spitze der Kolonne, die ſich mit den Weibern vereinigte. Spät in der Nacht erreichte man Verſailles; man eilte nach dem Schloß; der Pöbel drang, ohne Widerſtand, hinein; man ermordete einige Garde du Corps, die ſich nicht vertheidigten; man hieb zweyen die Köpfe ab, die man den andern Tag in Triumph auf Lanzen in Paris und im Palais-Royal umhertrug. Man erbrach das Schlafzimmer der Königin, die aber, glücklicher Weiſe durch einen treuen Garde du Corps gewarnt, (den ſein Eifer das Leben koſtete) noch ſo viele Zeit gewann, ſich zum Könige faſt im Hemde zu flüchten. Einer dieſer Raſenden öfnete mit ſeiner Lanze ihr Bette, und war ſehr verwundert, ſie nicht mehr zu finden *).

Die franzöſiſche Garde beſetzte alle die Poſten, die ſie vorher zu beſetzen pflegte, ehe ſie zur Bürgermiliz übergetreten war, und nahmen die Gardes du Corps in Schutz, die ſonſt alle ermordet worden wären. Aber man entwafnete ſie, und den meiſten wurden ihre Pferde geſtohlen. Endlich am 6ten wurden der König, die Königin, der Dauphin, Monſieur, und Madame, und Madame Eliſabeth, Abends um ſieben Uhr nach Paris geführt. Der Zug machte einen drolligten Anblick. Da waren Soldaten, Weiber, Gardes du Corps, Bürgermiliz, die hundert Schweizer u. ſ. w. Alles durch einander gemengt. Die königliche Familie brachte man erſt auf das Rathhaus und dann ins — Schloß der Thuillerien, wo man keine Zeit gehabt hatte, das Geringſte zu ihrem Empfang in Bereitſchaft zu ſetzen. Monſieur und ſeine Gemalin bezogen Luxenburg. . . . . . .

Man giebt vor, die Bürgermiliz wäre nach Verſailles marſchirt, um das Leben der königlichen Familie zu ſchützen, das durch den Pariſer Pöbel in Gefahr ſtand. Aber, (könnte man fragen) wenn ſie ein ſolcher edler Eyfer beſeelte, warum zerſtreuten dieſe 20000 Mann dieſen Pöbel nicht, der gar nicht zahlreich war? Warum wartete dieſer Pöbel, wenn er den Plan allein gefaßt hatte, warum wartete er den ganzen Tag auf dem Platz Ludwigs XV. und in den elyſäiſchen Feldern? Warum ließ dieſe ſo gutge-

ſinnte

---

*) Man hat mir verſichert, daß einige verkleidete Perſonen dem Pöbel die abſcheulichen Worte zuriefen: Reißt ihr die Kaldaunen aus dem Leibe, und macht Kokarden davon! — Kann man ſo etwas ohne Schauer leſen? U.

ſinnte Miliz den Pöbel ihren Vortrab ausmachen? Das Alles fällt auf. . . . .

Es ſcheint höchſt wahrſcheinlich, daß man ſchon ſeit langer Zeit den Anſchlag gefaßt hatte, den König in ſeiner Gewalt zu haben, indem man das Volk beredete, daß er oder ſeine Miniſter das Brod zurückhielten. Wirklich iſt aller Anſchein da, daß er in einer Art von Gefangenſchaft iſt, denn gewöhnlich zieht man nicht bey Nacht mit zwanzigtauſend Mann und ſchwerem Geſchütz aus, um ſeinen König einzuladen, in ſeine Hauptſtadt zu kommen. —

Auch die Politik, augenblicklich bey allen Beckern einen ſo großen Ueberfluß an Brod ſich zeigen zu laſſen, ſcheint nicht zum beſten ausgedacht. Hätte man nicht glauben ſollen, Sr. Majeſtät müßten in ihrem Wagen wenigſtens 20000 Säcke Mehl mitgebracht haben. Das leichtgläubige Volk glaubte es; Klügere beurtheilten es ganz anders.

Vierzehn Tage nach des Königs Ankunft ſtellte ſich, wie natürlich, der Brodmangel wieder ein. Einiges ſchlechtes Geſindel empörte ſich; man ſchleppte einen unglücklichen Becker aus ſeinem Hauſe; es war der rechtſchaffenſte, unbeſcholtenſte Mann von Paris; er hatte ſelbſt mit ſeinem eigenen Schaden Brod zu verſchaffen geſucht; demungeachtet wurde er gehenkt, geköpft, der Kopf, der Gewohnheit nach, durch Paris getragen, und das im Angeſicht von 30000 Mann Bürgermiliz, die es abſcheulich fanden, aber den Tod des Unſchuldigen nicht hinderten. . . . Paris iſt noch immer der Gefahr ausgeſetzt zu verhungern. Daran ſollen die leidigen Ariſtokraten ſchuld ſeyn. Dieſes Wort iſt jetzt das große Modewort; jedermann führt's im Munde, und niemand verſteht's. Demungeachtet iſt man beſtändig dieſen Ariſtokraten auf der Spur, die man nirgends findet, und nicht zu finden vermag, weil ſie nirgends exiſtiren. . . . . .

Von jeher iſt die Verproviantirung der Stadt Paris das ſchwerſte Stück ihrer Adminiſtration geweſen. Sie ſondert ſich in eine große Anzahl von Aeſtern ab, die ſich wieder unter ſich bis ins Unendliche vertheilen und ſubdiviſiren. Wird das kleinſte dieſer Theilchen verletzt, ſo ſtockt die ganze Maſchine.

Eine Menge Commis arbeiteten in dieſem Büreaux, die ſeit vierzig Jahren unaufhörlich damit beſchäftigt waren, und doch jeden Tag neue Einſichten erlernten. Man hat Alles abgedankt, Alles weggeſchickt. Zwey große Männer ſind aufgetreten. Der Eine hat die Reiſe nach Amerika gethan; er mag ein großer Feldherr, ein Held ſeyn, das macht aber noch keinen Adminiſtrator. Der andere hat ſein ganzes Leben damit zugebracht, mit ſeinem Zirkel und Fernglaſe die Entfernung der Erde vom Mond zu meſſen; ich ſehe nicht ein, wie das Kenntniſſe und Anſprüche geben kann, die Verſorgung einer ungeheuern Stadt gut zu verwalten. Dann ſind noch die Glieder der Gemeinen; ſie beſtehn aus Juweliren, Goldſchmieden, Würzkrämern, Kaufleuten u. ſ. w., lauter wackere, ehrliche Leute, und die ihr Gewerbe recht gut verſtehn; aber das hat weder mit Mehl, noch Brod etwas gemein. . . . .

Die vorige Adminiſtration verſtand ſich zu ſehr anſehnlichen Aufopferungen, um Getraide zu verſchaffen, und die Becker zu entſchädigen, damit ſie, wegen der ungeheuern Menge des niedern Pöbels, das Brod wohlſeiler geben könnten, als es im ganzen Königreiche gilt. Jetzt iſt der Regierung alle Macht und alle Hülfsmittel abgeſchnitten. Die Stadt hat ſich in Thorheiten ruinirt, und ruinirt alle ihre Einwohner. . . . . Thut die Augen auf, Pariſer! eure Stadt, die nur durch den großen Zuſammenfluß von Fremden reich und wohlhabend iſt, wird öde und wüſte werden; . . . . eure Diſtrikte ſind unter ſich ſelbſt uneins; jedes will Geſetze für ſich machen, und Allen mangelt Ein

Geſetzgeber. . . . . Ihre Vorſteher, um ihre Untüchtigkeit zu bemänteln, (ſie mögen, dieſes abgerechnet, rechte gute, ehrliche Leute ſeyn) ſchwatzen beſtändig von Verrätherey. Eine mehr oder weniger bunte Kokarde macht ſie unruhig. Man weigert ſich, auf die Spitzbuben und Räuber zu ſchießen, die plündern, rauben, morden; aber 1000 Kanonen ſtehn beſtändig in Bereitſchaft, um gegen einen Feind gebraucht zu werden, der nirgends vorhanden iſt. . . . . . .

Ihr wackere und edelmüthige Krieger, ihr tapfern Soldaten! Wenn ich die Nation auffordere, wieder in ihre Rechte zu treten, ſich wieder glücklich zu machen, und den König wieder auf den Thron zu ſetzen, ſo wende ich mich vorzüglich an euch. Ihr waret von jeher die Ehre und Stütze des Throns. Eure Tapferkeit unterſtützt die Reiche, und in ihr beſteht ihre ganze Stärke. Ich bin Soldat wie ihr; ich bin euer Freund; ich will mit euch reden, als ob ich mitten unter euch ſtände. Die Soldaten ſind die wahren Stützen der Staaten; ſie allein vertheidigen ſie; mit Recht gebührt ihnen alſo der erſte Rang. Aber merkt wohl auf das, was ich euch ſagen will. Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen einem monarchiſchen Staat und einer Republick. In einer Republick betrachtet man die Soldaten wie Knechte, die man bezahlt. In Holland, z. B. wird ſich der kleinſte Krämer mehr dünken, als der General. Hingegen in großen Königreichen werden die Soldaten geehrt, und je größer der König iſt, je mehr ſtehn ſeine Truppen in Anſehn. Man will aus Frankreich eine Republick machen, wo alle Stände vermiſcht und einander gleich ſeyn ſollen. Man will zwar einen Schatten von König beybehalten, allein nur zum Schein; ſeine Gewalt iſt eine Null. Euer eigenes Intereſſe erfordert es alſo, ſo wie das Intereſſe der Nation, daß ihr euch dieſem gehäßigen Projekt mit Nachdruck widerſetzt. Alles muß euch dazu ſpornen, Ehre und Pflicht befehlen es euch. Jetzt dient ihr einem großen Könige, und man will, daß ihr den Municipalitäten dienen ſollt. Ihr werdet unter den Befehlen des kleinſten Dorfrichters ſtehn ꝛc. . . . Man ſucht euch von euren Pflichten abſpenſtig zu machen; jeder ſolcher Verführer iſt ein Niederträchtiger, den eure Verachtung brandmarken muß u. ſ. w. . . . .

Aller Handel und Wandel liegt in Frankreich gänzlich danieder. Die große Auswanderung, die täglich geſchieht, ruinirt Frankreich auf immer, bereichert unſre Nachbarn, und beweiſet klärlich, daß nicht alle alles billigen, was vorgeht. Denn die b[illegible]en, können nichts unternehmen, aber das Geſchrey des Mißfallens und der Mißbilligung ertönt ſchon von allen Seiten. Die Auswanderung, welche ſich zur Zeit der Aufhebung des Edikts von Nantes zutrug, hat dem Staat eine Wunde geſchlagen, die noch blutet. Die jetzige ſchmeißt alles über den Haufen, und ſollte von Rechtswegen allen die Augen öffnen. Thut die Augen auf, Mitbrüder! und ſchaut, wie Alles, was vorgenommen wird, auf euren gänzlichen Ruin hinausläuft. Euer König vermag nichts mehr; er iſt ein Gefangener im ganzen Sinn des Worts. Man bedient ſich ſeines Namens, um euch noch mehr zu blenden. Aber alles, was er ſanctionnirt, alles, was er thut, kann keine geſetzliche Kraft haben. Er iſt nicht frey, und kann nichts aus eigenem Triebe ſeines guten Herzens thun. Ihr müßt ihn wieder zu das machen, was er ſeyn ſoll; er wünſcht es, und harrt bloß auf dieſen Augenblick, um euch glücklich zu machen, und die Schäden zu heilen, die man euch zugefügt hat. . . . . . .

VIII. Miſ-

VIII.
Miſcellanien.

I.
Skizzen einer Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt.

II.
Achte Epoche.

Die Veränderungen, welche die deutſche Dichtkunſt ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts erfahren, die Werke, die in derſelben ſeitdem erſchienen, ſind zu bekannt, als daß eine ausführliche Anzeige und Beurtheilung derſelben eben ein ſolches Bedürfniß ſeyn könnte, wie die Erinnerungen an die Produkte der vorhergehenden Jahrhunderte. Nicht zu gedenken, daß die Geſchichte hier allzureichhaltig wird, um ſie ſo kurz vorzutragen, als es der Raum dieſer Blätter geſtattet, ſo wird auch vielleicht erſt nach einem Jahrhundert eine wahre unpartheiiſche Geſchichte möglich ſeyn. Ich überlaſſe es alſo andern, hier die Geſchichte fortzuführen, und begnüge mich nur den äußern Umriß der Epochen zu ſkizziren, nach welchen ungefähr die Geſchichte unſrer Dichtkunſt ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts fortgeſetzt werden könnte. Ich nenne hier nur Namen, aber bekannte Namen, denen jeder Leſer ſelbſt das verdiente Elogium in Gedanken beyfügen kann. So wie in den ehemaligen Epochen, ſo werden auch von nun an nicht alle die Poeten, die ich namhaft mache, als Muſter zu betrachten ſeyn. Die Geſchichte muß oft auch mittelmäßiger Dichter gedenken, damit man ſehe, welche Gattung von Gedichten, welche Manier in jeder Epoche die herrſchendſte geweſen ſeyn. Um niemanden zu beleidigen, habe ich lieber ein paar Namen zu viel herſetzen wollen. Ich werde nicht von jedem Dichter alle Kleinigkeiten anführen, nicht alle Titel der Werke vollſtändig hinſetzen, weil ich hier keine Litteratur ſchreibe, ſondern nur dem Leſer die Ueberſicht des Ganzen erleichtern, ſeinem Gedächtniſſe einigermaßen zu Hülfe kommen, und ein Schema entwerfen will, das jeder leicht ſelbſt vollkommner machen und ausfüllen kann.

Die achte Epoche könnte die Dichter von **Canitz** bis auf **Haller**, oder von Anfang dieſes Jahrhunderts bis 1725, begreifen, als in welchem Jahre **Haller** zu dichten anfing. Hierhin würden gehören:

1) Friedr. Rud. Ludw. Freyherr von **Canitz**, gebohren zu Berlin 1654, ſtarb als preußiſcher Geheimerath 1699, gab bey ſeinem Leben nichts heraus. Nebenſtunden unterſchiedener Gedichte, Berlin, 1700 (ed. Lange) 1702 (wobey ein Anhang fremder Gedichte war) 1703, 1708, 1712 (wo der Anhang wegblieb) 1714, 1715, 1718, 1719 (hier ward der Dichter zuerſt genannt). Canitz Gedichte, verbeſſert und vermehrt mit einem Leben des Dichters von Joh. Ulr. König, Berlin, 1727, 1750, 1765. Zu Zürch edirte Bodmer dieſe Gedichte 1745. Sie enthalten geiſtliche Gedichte, vermiſchte Gedichte, Satiren, Ueberſetzungen, Trauergedichte, Galante und Scherzgedichte.

2) Joh. Chriſtoph **Wentzel**, gebohren im Eiſenachſchen 1659, Rektor zu Zittau, ſtarb 1723. Lorbeerhayn oder poetiſcher Vorrath von unterſchiedenen deutſchen Poe-

matibus, Jena, 1700, zwey Theile, 8. Cypreſſenwald, 1701. Cedernwald, Altenburgiſches Roſengebüſche, 1719.

3) Barthold Feind, Licentiat der Rechte zu Hamburg, gebohren 1678, ſtarb 1721. Satire wider die Heldeſucht 1704. Gedichte 1708.

4) Otto Friedr. von der Gröben, Bergonens und Areteren Liebes- und Heldengeſchichte, 1700.

5) Erdmann Neumeiſter zu Hamburg: Geiſtliche Kantaten, 1702. Fünffache Kirchenandachten, 1717. De poetis & poetaſtris Germanorum hujus ſæculi, Lipſ. 1695.

6) Menantes, das iſt, Chriſt. Friedr. Hunold, gebohren bey Arnſtadt 1680, lebt lange in Hamburg, ſtarb als Doctor der Rechte zu Halle 1721. Hieher gehören von ihm: a) Die edle Bemühung müßiger Stunden in galanten, verliebten Sinn-, Scherz- und ſatyriſchen Gedichten, 1702. b) Theatraliſche, vermiſchte und geiſtliche Gedichte, nebſt einer Anweiſung zu theatraliſchen Gedichten. c) Die liebenswürdige Adalie, ein Roman. d) Die verliebte und galante Welt, ein ſatyriſcher Roman. e) Viele Opern, z. E. Salomo, Nebucadnezar u. ſ. w. f) Die allerneueſte Art zur reinen und galanten Poeſie zu gelangen. g) Der thörichte Peitſchmeiſter gegen Wernicke. h) Akademiſche Nebenſtunden neuer Gedichte. — S. Wedel geheime Nachrichten von Menantes Leben und Schriften, 1731. Menantes auserleſene und noch nie gedruckte Gedichte, 1738, drey Theile.

7) Marg. Suſanna von Kuntſch, Gemahlin eines gothaiſchen Raths, gebohren 1651, ſtarb 1717. Geiſtliche und weltliche Gedichte gab ihr Enkel Stockmann 1719, mit einem Leben heraus.

8) Hans Aßmann Freyherr von Abſchatz, gebohren zu Liegnitz 1646, ſtarb 1699. a) Der deutſchredende ge-

treue

kene Schuſter von Guarini. b) Poetiſche Ueberſetzungen und Gedichte, (worunter auch der Amintas von Taſſo iſt) 1704.

9) Chriſt. Franz Paullini, gebohren zu Eiſenach 1643, Stadtphyſikus daſelbſt, ſtarb 1712. a) Poetiſche Erſtlinge 1703. b) Nordiſche Palmſproſſen, oder geiſtliche und weltliche Gedichte.

10) Chriſt. Heinrich Poſtel, gebohren im Lande Hadeln 1658, Lizentiat der Rechte zu Hamburg, ſtarb 1705. a) Die liſtige Juno, nach dem vierzehnten Buch der Ilias in deutſchen Verſen vorgeſtellt, 1700. b) Gemüthsergötzungen in einigen Singgedichten. c) Der große Wittekind, ein unvollendetes Heldengedicht, ed. Weichmann, 1774, mit dem Leben des Verfaſſers.

11) Benj. Neukirch, gebohren in Schleſien 1665, Hofrath und Prinzenhofmeiſter in Anſpach, ſtarb 1729. a) Viele ſeiner Gedichte (Satyren, poetiſche Briefe, Liebeslieder) ſtehn in einigen Ausgaben von Hofmanns, Woldau's, Hankens und Canitzens Gedichte. b) Begebenheiten des Prinzen von Ithaca in Verſen, erſter Theil; Anſpach, 1727, Folio; erſter und zweyter Theil mit dem Leben des Verfaſſers, 1731, 8. c) Neukirchs auserleſene Gedichte, geſammelt und in Ordnung gebracht von Gottſched, Regensburg, 1744.

12) Chriſtian Wernicke, gebohren in Preußen, däniſcher Staatsrath und Reſident am franzöſiſchen Hofe, ſtarb 1710. a) Ueberſchriften, oder Epigrammata, in kurzen Satiren, Lobes- und Sittenſprüchen beſtehend, Amſterdam, 1697, Hamb. 1701. b) Ein Heldengedicht, Hans Sachs genannt, Altona, 1703. c) Poetiſche Verſuche in einem Heldengedicht, etlichen Schäfergedichten und Ueberſchriften, Hamb. 1704, neue Ausgabe von Bodmer, Zürch, 1750, von Ramler, Leipzig, 1780.

13) Gottfr. Benj. **Hanke**, ſtarb 1799 (iſt nicht mit Martin Hanke zu verwechſeln, der in Breslau 1696 deutſche Lieder herausgab) man hat von ihm geiſtliche und moraliſche Gedichte, dritte Auflage, Schweidnitz, 1724. Gedichte, Dresden, 1727-1732, drey Theile.

14) Joh. **Hübner**, gebohren 1668, ſtarb als Rector zu Hamburg 1730. Außer einer poetiſchen Ueberſetzung des Thomas a Kempis hat man von ihm ein neuvermehrtes poetiſches Handbuch, oder vollſtändiges Reimregiſter, Leipzig, 1712.

15) Magnus Daniel **Omeis**, Prof. zu Altorf, gebohren 1646, ſtarb 1708. a) Die in Eginhard verliebte Emma, nebſt dem deutſchen Paris. b) Gründliche Anweiſung zur deutſchen accuraten Reim- und Dichtkunſt, Nürnb. 1704.

16) Franz ~~**Woken**, Profeſſor der Theologie~~ zu Wittenberg, gebohren in Pommern 1685, ſtarb 1734. Anleitung zur deutſchen Poeſie, Leipzig, 1716.

17) Georg Wilhelm **von Reinbaben**, weimarſcher Geheimerath, ſtarb 1739. Poetiſche Ueberſetzungen und Gedichte, Weimar, 1717.

18) Nik. Ludw. **Esmarch**, gebohren im Holſteiniſchen, Paſtor in der Grafſchaft Pinneberg, ſtarb 1719. a) Sion (geiſtliche Gedichte, Leichengedichte, Epigramme) Glückſtadt, 1707. b) Helikons Hochzeit und Glückwünſchungsgedichte, Epigramme) daſelbſt 1707. c) Gedanken über das andre Jubeljahr der evangeliſchen Kirche in Verſen. d) Verſchiedene plattdeutſche Gedichte.

19) Chriſt. Heinrich **Amthor**, gebohren zu Stolberg, ſtarb als Juſtizrath zu Koppenhagen 1721. Poetiſche Verſuche einiger deutſchen Gedichte und Ueberſetzungen, Flensburg, 1717, 1734.

20) Riederer Fabeln Eſopi, Koburg, 1717.

21) Melander Mythologia parænetica, das iſt, Phädri Fabeln in Verſen 1712.

22) Gottl. Siegm. **Corvinus**, gebohren zu Leipzig 1677, Advokat daſelbſt, ſtarb 1746 unter dem Namen **Amaranth**. a) Proben der Poeſie, Th. II, 1710, 1711. b) Reiſe Früchte der Poeſie, 1720.

23) Joh. Burkard **Menke**, gebohren zu Leipzig 1675, ſtarb 1732, Profeſſor daſelbſt und Stifter einer deutſchübenden poetiſchen Geſellſchaft, unter dem Namen **Philander von der Linde**: Galante Gedichte, 1710. Scherzhafte Gedichte, 1722. Ernſthafte Gedichte, 1723. Vermiſchte Gedichte, 1724.

24) Joh. von **Beßer**, gebohren in Kurland 1654, Ceremonienmeiſter erſt in Berlin, dann in Dresden, ſtarb 1729. Schriften beydes in gebundner und ungebundner Rede, Leipzig, 1711, 1715, ed. König, 1732, Th. II. Sein erſter Verſuch, ein Lobgedicht auf Dankelmann, erſchien 1694. Heroiſche Gedichte, Leichengedichte, Beilagersgedichte, galante Gedichte, vermiſchte Gedichte ſind die Rubriken in der Sammlung ſeiner Werke.

25) Karl Guſtav **Heräus**, gebohren zu Stockholm 1671, zuletzt Aufſeher des kaiſerlichen Münz- und Kabinets zu Wien: a) Hiſtoriſch Lobgedicht auf den König von Schweden, Karl XI. 1697. b) Viele einzle Gedichte auf Vorfälle am kaiſerlichen Hofe. c) Gedicht bey der Erbhuldigung in den kaiſerlichen Landen, 1712. d) Verſuch einer neuen deutſchen Reimart nach dem Metro des ſogenannten lateiniſchen Hexameters und Pentameters in einem Glückwünſche bey Karl VI. Geburtstag 1713. e) Vermiſchte Nebenarbeiten, Wien, 1715, beſtehen in Beglückwünſchungen, Zuſchriften, Grabſchriften, Denkſchriften, Trauergedichten und vermiſchten Gedichten. f) Innſchrif-

ten, Symbola, und Gedichte, Nürnberg, 1721. g) Plan zu einer gelehrten Geſellſchaft, ſteht mit in der vorigen Sammlung.

26) Barthold Heinrich **Brokes**, gebohren zu Hamburg 1630, ſtarb als Rathsherr daſelbſt 1747. a) Ein Hochzeitgedicht 1708 b) Viele Gedichte in Weichmanns Poeſien der Niederſachſen. c) Bethlehemitiſcher Kindermord von Marino, nebſt Anhang eigner Gedichte, 1715. d) Irrdiſches Vergnügen in Gott, beſtehend in phyſikaliſchen und moraliſchen Gedichten, erſter Theil, 1723, zweyter Theil, 1724, dritter Theil, 1728, vierter Theil, 1731, fünfter Theil, 1736, ſechſter Theil, 1737, ſiebenter Theil, 1738, achter Theil, 1739, neunter Theil, 1748. e) Auszug aus dem irrdiſchen Vergnügen (von Wilke und Hagedorn) 1735. f) Pope Verſuch über den Menſchen 1740. g) Thomſons Jahrszeiten, 1744.

27) Chriſt. Friedr. **Weichmann**, Blankenburgiſcher Hofrath. Poeſie der Niederſachſen, oder, allerhand mehrentheils noch nie gedruckte Gedichte von den berühmteſten Niederſachſen, und ſonderlich einigen Mitgliedern der vormals in Hamburg deutſchübenden Geſellſchaft, Th. I-VI, 1721-1724.

28) Joh. Chriſt. **Günther**, gebohren 1695 zu Striegau in Schleſien, ſtarb zu Jena 1723. Sammlung von J. C. Günthers Gedichten, Breslau, 1723-1735. Th. IV. J. C. Günthers, des berühmten ſchleſiſchen Dichters, Leben (von Siebrand) 1738.

29) Joh. George **Hamann**, Anweiſung zur reinen und wahren Dichtkunſt (vor ſeinem Lexico). Leipzig, 1725.

30) Heinr. Kaſpar **Abel**, Prediger bey Halberſtadt, ſtarb 1732. a) Lobgedichte auf Friedrich I., König von Preußen, 1713 b) Auserleſene ſatyriſche Gedichte, 1714. c) Ovidii Naſonis Heroides in deutſchen Verſen, 1714.

d) Des berühmten Poeten Nic. Deſpreaux Boileau satyriſcher Gedichte aus dem Franzöſiſchen in deutſche Verſe überſetzt, und mit einem Anhang verſchiedner aus Horatio und Virgilio und andern verdeutſchter, wie auch andrer hoch- und niederſächſiſcher Gedichte, Th. I. Goslar, 1729, Th. II. 1732. Im zweyten Theile findet man das Pult, die Dichtkunſt, und die Oden des Boileau, alle Eklogen des Virgil, viele Satiren und Epiſteln des Horatz.

III.

Neunte Epoche.

Von Haller bis auf die Bremiſchen Beyträge, oder von 1725 bis 1744.

1) **Albrecht von Haller**, gebohren zu Bern 1708, ſtarb als Mitglied des hohen Raths zu Bern 1777. Sein erſter Verſuch waren die Morgengedanken 1725. Verſuch in Schweitzeriſchen Gedichten, Bern, 1732, 1734, 1743. Göttingen, 1748, 1749, 1751, 1753, 1758, 1762, 1768. Bern, 1777. Uſong, 1771, Alfred, 1773, Fabius und Kato 1774. Hallers Leben von Zimmermann, 1755. Heynii Elogium, 1778.

2) **Joh. Jakob Bodmer**, gebohren zu Greifenberg bey Zürch 1698, Profeſſor daſelbſt, ſtarb 1783. Diſcurſe der Mahler mit Breitinger, 1721. Anklage des verderbten Geſchmacks mit Breitinger, 1727. Vom Einfluß und Gebrauch der Einbildungskraft mit Breitinger, 1727. Maler der Sitten mit Breitinger, 1729. Milton verlornes Paradies in Proſa, 1732, 1742, 1769. Briefwechſel von der Natur des poetiſchen Geſchmacks mit Breitinger, 1736. Verſuch einer Ueberſetzung des Hudibras, 1737. Kanitzens Gedichte, 1737. Abhandlung vom Wunderbaren in der

Poeſie, 1740. Ergänzungsſtück zu Trillers Vorrede, 1740. Betrachtungen über die poetiſchen Gemälde, 1741. . Eſtinger's Vergleichung zwiſchen Gottſcheds und Breitingers Dichtkunſt, 1741. Ablehnung des Verdachts, daß die Schweitzeriſche Nation ſich habe überreden laſſen, an Milton Geſchmack zu finden, 1741. Erlenbach Echo des deutſchen Witzes; deſſen Komplot der herrſchenden Poeten, 1741; deſſen Anmerkungen über Gottſcheds Vorrede zu ſeiner Dichtkunſt, 1742. Sammlung kritiſcher, poetiſcher und andrer geiſtvoller Schriften zur Verbeſſerung des Urtheils in den Werken der Wohlredenheit und Poeſie 1741-1744 (1753 unter dem Titel, Sammlung der Zürcheriſchen Streitſchriften). Kritiſche Betrachtungen zur Aufnahme der deutſchen Bühne, 1743. Freimüthige Nachrichten von Büchern, 1744-1763. Opitzens Gedichte, 1745. Vom Natürlichen in Schäfergedichten, 1746. Kritiſche Briefe mit Breitinger, 1746. Beurtheilung der Panthea, 1746. Pygmalion und Eliſe in Verſen, 1747. Lobgedichte und Elegien, 1747. Popens Dunciade, 1747. Proben der alten ſchwäbiſchen Poeſie mit Breitinger, 1748. Neue kritiſche Briefe mit Breitinger, 1749. Jakob und Joſeph epiſche Gedichte, 1751. Crito, eine Wochenſchrift, 1751. Jakob und Rahel, 1752. Noah, 1752, (unter dem Titel Noachide ed. Sulzer 1765) 1772, 1781. (Sulzer Gedanken über den Werth des Noah, 1758. Wieland Gedanken über die Schönheit der Noachide, 1754.) Parcival, 1753. Joſeph und Zulika, 1753. Der erkannte Joſeph, 1753. Der keuſche Joſeph, 1753. Fragmente in der erzählenden Dichtart; Gedichte in gereimten Verſen, 1754. Die gefallne Zilla, 1755. Die Sündflut, 1755. Arminius Schönaich, 1756. Kolombona, 1756. Fabeln der Minneſinger, 1757. Griemhilden Rache und die Klage, 1757. Sammlung der Minneſinger, 1758. Banket der Dunſe, 1758. Die Larve, ein komiſch Gedicht, 1758. Ulyßes, 1760.

Electen, 1760. Leſſingiſche unäſopiſche Fabeln, 1760. Polytimet, 1760. Patroklus, 1761. Die Cherusken, 1761. Johanna Gray, 1761. Friedrich von Tockenburg, 1761. Oedipus, 1761. Julius Cäſar, 1763. Geſpräche in Elyſium, 1763. Cicero, 1764. Kalliope, 1767. Neue theatraliſche Werke, 1768. Politiſche Schauſpiele, 1768. Archiv der Schweizeriſchen Kritik, 1768. Der neue Romeo, 1769. Der Hungerthurm zu Piſa, 1769. Von der Grazie des Kleinen, 1769. Die Töchter des Paradieſes, 1769. Konradin von Schwaben und die Gräfin von Gleichen, 1771. Die Botſchaft des Lebens, 1773. Der Fußfall vor den Brüdern, 1773. Cajus Gracchus, 1773. Wilhelm von Oranſee, 1774. Arnold von Breſcia, 1775. Wilhelm Tell, 1775. Geßlers Tod, 1775. Heinrich von Merchthal, 1775. Sarne, 1775. Der Haß der Tyrannen, 1775. Begräbniß und Auferſtehung des Meßias, 1775. Der Tod des erſten Menſchen, 1776. Thorheiten des weiſen Königs Salomo, 1776. Friedrich Rothbart, 1776. Hildebrand und Wribade, 1776. Maria von Brabant, 1776. Eradne und Kreuſa, 1777. Telemach, 1777. Homers Werke, 1778. Makarin, 1778. Signarin, 1778. Adalberk, 1778. Der Vater der Gläubigen, 1778. Odoardo Galotti, 1778. Die Argonauten des Apollonius, 1779. Litterariſche Denkmale, 1779. Der gerechte Momus, 1780. Jakob beym Brunnen, 1780. Altengliſche Balladen, 1780. Litterariſche Pamphlete aus der Schweitz, 1781. Brutus und Kaßius Tod, 1782. Der Levit von Ephraim, 1782. Menelaus bey David, 1782. Apollinarien ed. Stäudlin, 1783. — Meiſter über Bodmers Schriften; Hottinger Acroama de Bodmero; Fußli Bodmers Leben im Schweizeriſchen Muſeum.

1) Joh. Jakob Breitinger, gebohren zu Zürch 1701, ſtarb als Profeſſor daſelbſt 1776. a) Antheil an vielen kritiſchen Schriften von Bodmer. b) Kritiſche Dichtkunſt,

kunſt, 1740. c) Fortſetzung der kritiſchen Dichtkunſt, 1740. d) Kritiſche Abhandlung von der Natur, den Abſichten und dem Gebrauch der Gleichniſſe, 1740.

4) Meier von Knonau, halbhundert neue Fabeln, Zürch, 1744.

5) Chriſt. Joſias Sucro, gebohren in der Neumark, 1718, Prof. in Koburg, ſtarb 1756. Verſuche in Lehrgedichten und Fabeln, Halle, 1747. Kleine deutſche Schriften, geſammelt von Harles, 1770.

6) Joh. Joſias Sucro. Kadettenprediger zu Berlin, ſtarb 1760. Lehrgedicht von der beſten Welt, 1746. Von der vergnügten Einſamkeit und dem moraliſchen Nutzen der Poeſie, 1748.

7) Jakob Immanuel Pyen, gebohren zu Kotbus 1715, Konrector zu Berlin, ſtarb 1744. Erweis, daß die Gottſchedianiſche Secte den Geſchmack verderbe, 1743. Fortſetzung des Erweiſes, 1744. Thirſis und Damon freundſchaftliche Lieder, Zürch 1745, Halle 1749.

8) Gotth. Sam. Lange, gebohren zu Halle 1711, Prediger zu Laublingen bey Halle, ſtarb 1781. Thirſis und Damon freundſchaftliche Lieder, Zürch 1745, Halle 1749. Oden Davids, 1746. Horaziſche Oden, 1747. Horatius Oden, 1752. Der Komet, mein letztes Gedicht, 1769.

9) Karl Friedrich Drollinger, gebohren zu Durlach 1688, geheimer Archivar daſelbſt, ſtarb 1742: a) Antheil an den Schriften der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig. b) Gedichte ed. Spreng, 1743.

10) Joh. Chriſtoph Roſt, gebohren zu Leipzig 1717, Oberſteuerſekretair zu Dresden, ſtarb 1765. Schäfererzählungen, Berlin 1742. Die gelernte Liebe, 1743. Verſuch von Schäfergedichten, 1744. Das Vorſpiel, 1742. Schreiben des Teufels, 1753. Die ſchöne Nacht, 1754. Vermiſchte Gedichte, 1769.

11) Joh. Chriſtoph Gottſched, gebohren 1700 bey Königsberg in Preußen, Profeſſor zu Leipzig, ſtarb 1766. Vernünftige Tadlerinnen, 1725. Der Biedermann, 1727. Dichtkunſt, 1729. Beyträge zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit von einigen Mitgliedern der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig, 1732-1744. Der deutſchen Geſellſchaft zu Leipzig Nachrichten und Anmerkungen, 1740-1744. Neuer Büchersaal der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte, 1745-1750. Neueſtes aus der anmuthigen Gelehrſamkeit, 1751-1762. Gottſcheds Gedichte ed. Schwabe, 1736. Nöthiger Vorrath zur Geſchichte der dramatiſchen Dichtkunſt, 1757, zweyter Theil, 1765. Deutſche Schaubühne, 1740-1745, ſechs Theile. Sammlung einiger ausgeſuchten Stücke der Geſellſchaft der freyen Künſte zu Leipzig, 1754-1756, drey Theile. — Käſtner Vorleſung über Gottſcheds Verdienſte.

12) Louiſe Adelgunde Victorie Gottſched, gebohrne Kulmus, gebohren zu Danzig 1713, heirathet 1735, ſtirbt 1760. Popens Haarlockenraub in Verſen, 1744, 1771. Antheil an der Ueberſetzung des Zuſchauers. Ueberſetzung der Princeſſe de Cleves. Antheil an der Schaubühne. Ode auf das Geburtsfeſt der Kaiſerin von Rußland, 1733. Einige Gedichte bey dem Siege der Beredſamkeit der Frau Gomez, 1735. Briefe ed. Frau von Runkel, 1771.

13) Joh. Valentin Pietſch, Hofrath und Leibmedikus zu Königsberg, gebohren daſelbſt 1690, ſtarb 1733. Gebundne Schriften, ed. Gottſched, 1725; vermehrter ed. Bock, Königsberg 1740, beſtehen aus Staats- und Heldengedichten, Trauer- und Leichengedichten, verliebten und Hochzeitgedichten.

14) Der Greifswalder deutſchen Geſellſchaft kritiſche Verſuche zur Aufnahme der deutſchen Sprache (von Meyer, Laſius, Arpinus) 1744.

15) Chriſt. Mariane, verwittwete **von Ziegler**, gekrönte Poetinn, Verſuch in gebundner Schreibart, Leipzig, 1728. Vermiſchte Schriften, Göttingen, 1739.

16) Chriſtoph Otto, Freiherr **von Schönaich**, Erbherr auf Amtiz in der Niederlauſitz, gekrönter Poet, gebohren 1725. Aeſthetik in einer Nuß, 1744. Hermann, ein Heldengedicht, 1751. Verſuch in tragiſcher Dichtkunſt, 1755. Sammlung von Sinngedichten, 1755. Heinrich Vogler, ein Heldengedicht, 1757. Oden, Satyren, Briefe und Nachahmungen, 1761. Montezuma, 1763.

17) Joh. Joachim **Schwabe**, gebohren zu Magdeburg, Profeſſor zu Leipzig, ſtarb 1783. Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, 1741-1750. B. VIII.

18) Franz Chriſtoph **von Scheyb**, ~~niederöſtreichiſcher Landſchaftsſecretaire, ſtarb zu Wien 1779.~~ Thereſiade, ein Ehrengedicht, Wien, 1746.

19) Dan. Wilh. **Triller**, Prof. der Arzeneiwiſſenſchaft zu Wittenberg, gebohren 1690, ſtarb 1772. Poetiſche Betrachtungen über verſchiedene aus der Natur- und Sittenlehre hergenommene Materien, Th. I-VI. 1725-1735. Der leidende Chriſtus von Grotius, 1723. Neue äſopiſche Fabeln, 1740. Der ſächſiſche Prinzenraub, 1743. Gedicht von den Veränderungen in der Arzeneykunſt, 1768.

20) Daniel **Stoppe**, zu Hirſchberg in Schleſien: Fabeln, 1730. Parnaß im Sättler, oder ſcherz- und ernſthafte Gedichte, 1735. Sonntagsarbeiten, oder geiſtliche Gedichte, 1737. Neue moraliſche Fabeln, 1738.

21) Magiſter Gottfried Ephraim **Müller**: Deutſche Gedichte, Leipzig, 1735. Pope Verſuch über die Kritik, 1745. Geiſtliche Gedichte, 1744.

22) Kaſpar **Lindner**, Doctor der Medicin und Rathsherr zu Hirſchberg in Schleſien: Deutſche Gedichte und Ueberſetzungen, Breslau und Leipzig, 1743.

23) Magiſter Friedrich Lebegott **Pitſchel**, Trauerſpiele in Gottſcheds Schaubühne, Gedichte in den Beluſtigungen.

24) Joh. Chriſtoph **Schwarz**, Ehegerichtsrath zu Mannheim, ſtarb 1786. Des P. Virgilius Maro Aeneis in eben ſo viel deutſchen Verſen, Regensburg, 1742. Sammlung einiger eignen Gedichte, 1751. Henriade, 1766. Brigitta, 1768.

25) Joh. Dan. **Overbeck**, Rector zu Lübeck: Virgils erſtes und zweytes Buch von der Landwirthſchaft, 1749.

26) Balth. Ludw. **Tralles**, gebohren zu Breslau 1708, Doctor der Arzeneigelehrſamkeit daſelbſt: Verſuch eines Gedichts über das ſchleſiſche Rieſengebirge, 1750. Das Kaiſer-Karlsbad, 1756.

27) Magiſter Adam Bernhard **Pancke**, Paſtor bey Brieg in Schleſien: Lobgedichte auf Ludewig den Weiſen; Ueberſetzung der Begebenheiten des Neoptolem in Verſen; Ueberſetzung des Trauerſpiels Berenice; Antheil an vielen Gottſchediſchen Schriften.

28) Chriſt. Friedrich von **Derſchau**, gebohren zu Königsberg in Preußen 1714, Regierungspräſident zu Aurich: Oreſt und Pylades, 1747. Der Tempel der Gerechtigkeit, 1758. Lutheriade, 1760. Poetiſches Andenken für meine Freunde, 1772.

29) **Stöckel**: Gedichte auf die preußiſchen Siege in Schleſien und Böhmen, 1740.

30) Joh. Ulrich von König, gebohren zu Eßlingen 1688, Hof- und Ceremonienmeiſter in Dresden, ſtarb 1747. Sammlung theatraliſcher Gedichte, 1713. Die verkehrte Welt, ein Luſtſpiel, 1725. Regulus von Pradon nach Breßands Ueberſetzung verbeſſert, 1728. Auguſt im Lager, 1731. Gedichte aus ſeinen von ihm ſelbſt verbeſſerten Manuſcripten geſammelt, 1745.

31) Joh. Friedrich Koppe, Sekretair: Alzire 1738. Gottfried, oder das eroberte Jeruſalem von Taſſo, 1744. Antheil an Gottſcheds Schaubühne.

32) Gottfried Behrmann, Kaufmann zu Hamburg: Timoleon, ein Trauerſpiel; die Horazier, ein Trauerſpiel, 1741.

33) Joh. Friedr. von Uffenbach, geſammelte Nebenarbeiten in gebundenen Reden. Hamburg, [illegible]

34) Ludw. Friedr. Hudemann, Doctor der Rechte: Proben einiger poetiſchen Uebungen, Hamburg, 1732. Lucifer, 1750. Iphigenia und Jephtha, 1767.

35) Chriſt. Dietrich von Böhlau, Hofmarſchall zu Koburg, gebohren 1707, ſtarb 1750. Poetiſche Jugendfrüchte mit Vorrede von Triller. Koburg, 1740.

36) Daniel Heinrich Arnold, Profeſſor der Theologie zu Königsberg, gebohren daſelbſt 1706, ſtarb 1775. Verſuch einer nach demonſtrativer Lehrart entworfenen Anleitung der Poeſie der Deutſchen, 1736, 1741.

37) Joh. Friedrich Muldener: Grander's von der Oberelbe poetiſche Kleinigkeiten.

38) Paul Chriſt. Henrici, Prof. zu Altona: Picanders ernſte, ſcherzhafte und ſatyriſche Gedichte, 1721. Th. V. Picanders deutſche Schauſpiele, 1726.

39) Chr. Nikol. Naumann, gebohren zu Bautzen 1719, Magiſter zu Görlitz: Nimrod, ein Heldengedicht, 1752.

40) Chriſt. Friedr. Zernitz, gebohren zu Tongern 1717, Gerichtshalter zu Kloſterneuendorf im Braunſchweigiſchen, ſtarb 1744. Verſuch in moraliſchen und Schäfergedichten, ed. A. G. U. Hamburg und Leipzig, 1748.

41) Adam Gottfr. Uhlich, gebohren zu Biſchofswerda, ſtarb 1753, ein Schauſpieler: Antheil an Gottſchedꝭ Schaubühne; Sammlung neuer Luſtſpiele, 1746, 1747, zwey Sammlungen.

42) Jakob Friedrich Lamprecht, gebohren zu Hamburg 1707, geheimer Sekretair zu Berlin, ſtarb 1749. a) Die Tänzerin, Berlin 1741. b) Antheil an den Schriften der Leipziger deutſchen Geſellſchaft. c) Unvollkommne Ode über Wein und Liebe, eine Parodie von Haller in Dreyer's kritiſchen Almanach, 1744. d) Die Nachtigall, 1744. e) Der Stundenrufer zu Ternate, Hamburg, 1739. Nachrichten von ſeinem Leben, ſiehe im Journal v. u. f. Deutſchland 1787. St. 4.

43) Chriſtlieb Mylius, gebohren zu Reichenbach 1722, ſtarb zu London 1755. Viele Gedichte in den Ermunterungen, Beluſtigungen, Gottſcheds kritiſchen Beiträgen; die Aerzte L. 1745; der Unerträgliche L. 1746; der Kuß, ein Zwiſchenſpiel, 1748; die Schäferinſel, 1749; vermiſchte Schriften, ed. Leſſing, 1755.

44) Heinr. Gottl. Schellhafer: a) Antheil an Gottſcheds Journalen, wo er viel aus Catull überſetzte. b) Deutſche Gedichte, 1749.

IV. Zehn=

IV.

Zehnte Epoche.

Von den Bremiſchen Beiträgen bis auf Klopſtock, oder von 1744 bis 1750.

1) Friedr. von Hagedorn, gebohren zu Hamburg 1708, Sekretair des engliſchen Court daſelbſt, ſtirbt 1754. Antheil an Weichmanns Poeſie der Niederſachſen, Antheil an der Matrone, 1728. Verſuch einiger Gedichte, 1729. Fabeln und Erzählungen, 1738. Der Gelehrte, 1740. Die Glückſeeligkeit, 1743. Schreiben an einen Freund, 1747. Gedicht von der Freundſchaft, 1748. Moraliſche Gedichte, 1750. Horaz, 1751. Moraliſche Gedichte, nebſt neuen Fabeln, 1752. Oden und Lieder, 1753. Neue Ausgabe mit Epigrammen, 1754. Sämmtliche poetiſche Werke, 1756, drey Bände.

2) Beiträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes, Bremen, 1744-1748. Th. IV. neue Edition, Braunſchweig, 1768. Th. II. Direktor war Gärtner, Mitarbeiter Schlegel, Cramer, Rabener, K. A. Schmid, Ebert, Zachariä, Gellert, Giſecke, Klopſtock.

3) Sammlung vermiſchter Schriften von den Verfaſſern der Bremiſchen Beiträge, Leipzig, 1748-1757, drey Bände.

4) Karl Chriſt. Gärtner, Hofrath, Kanonikus und Profeſſor zu Braunſchweig, gebohren zu Freyberg. Die geprüfte Treue, ein Schäferſpiel in den Bremiſchen Beiträgen. Der Ruhmredige nach Deſtouches in Verſen mit Schlegel, 1745. Spaniſches Theater, aus dem Franz. mit Zachariä, 1769.

5) Joh. Elias **Schlegel**, gebohren zu Meißen 1718, Profeſſor zu Soroe 1749. a) Antheil an Gottſcheds kritiſchen Beiträgen, deſſen Schaubühne und Bücherſaal. b) Antheil an den Beluſtigungen und Bremiſchen Beiträgen. c) Sammlung einiger Schriften zum Zeitvertreib des Geſchmacks, mit Giſecke, 1745. d) Theatraliſche Werke, 1747. e) Beiträge zum däniſchen Theater, 1748. f) Luſtſpiele des Saintfoix, 1750. g) Werke, herausgegeben von Joh. Heinrich Schlegel, Th. V. 1760.

6) Joh. Adolf **Schlegel**, gebohren zu Meißen 1721, Superintendent zu Hannover: Batteux Einſchränkung der ſchönen Künſte auf einen einzigen Grundſatz, 1751, 1759, 1770. Antheil an den Bremiſchen Beiträgen; Sammlung geiſtlicher Geſänge, drey Sammlungen, 1766-1772. Fabeln und Erzählungen, ed. Gärtner, 1769. Vermiſchte Gedichte, 1787.

7) Joh. Andreas **Cramer**, gebohren bey Annaberg 1723, zuletzt Kanzler in Kiel, ſtarb 1788. Gedichte in den Bremiſchen Beiträgen; Gedichte im nordiſchen Aufſeher, 1758. Poetiſche Ueberſetzung der Pſalmen, 1762. Andachten in Betrachtungen, Gebeten und Liedern, Th. II. 1764. Evangeliſche Nachahmungen der Pſalmen und geiſtliche Lieder, 1769. Auf Gellerts Abſterben 1770. Luther, eine Ode, 1771. Melanchton, eine Ode, 1772. Sämmtliche Gedichte, Th. III. 1782.

8) Konr. Arn. **Schmid**, Konſiſtorialrath, Kanonikus und Prof. zu Braunſchweig, gebohren zu Lüneburg 1716, ſtarb 1789. Gedichte in den bremiſchen Beiträgen, Lieder auf die Geburt des Erlöſers, 1760. Kornelius Severus Aetna, 1769. Des h. Blaſius Jugendgeſchichte und Viſionen, 1786.

9) Joh. Arn. **Ebert**, Hofrath, Kanonikus und Profeſſor zu Braunſchweig, gebohren zu Hamburg 1723. Lie-

der in den bremiſchen Beiträgen und in den Liedern der Deutſchen; Lieder in Telemanns Sammlung 1742; Glover's Leonidas 1749, 1778; Youngs Nachtgedanken 1760; deſſen Satyren 1771; Epiſtel an K. A. Schmid 1772, den 15ten May 1777 ſeiner Ehegattin gewidmet. Gedichte, 1789.

10) Juſt. Friedr. Wilh. **Zachariä**, gebohren zu Frankenhauſen 1726, Canonikus und Prof. zu Braunſchweig, ſtarb 1777. Antheil an den Beluſtigungen, bremiſchen Beiträgen und vermiſchten Schriften; ſcherzhafte epiſche Poeſien, nebſt Oden und Liedern 1754, 1761; Tagszeiten, 1755, 1757; Murner, 1757; Tempel des Friedens, 1756; Stufen des weiblichen Alters, 1757; Schöpfung der Hölle, 1760; Milton verlornes Paradies, 1762; Poetiſche Schriften, neun Bände; Cortes, erſter Band, 1766; ~~Auserleſene Stücke der~~ beſten deutſchen Dichter, 1766, zwey Bände; Adel des Herzens, 1770; Fabeln in Burkard Waldis Manier, 1771; Zwey neue ſchöne Mährlein, 1772; Sämmtliche Schriften, zwey Theile, 1772; Tayti oder die glückliche Inſel, 1777; Hinterlaſſene Schriften, ed. Eſchenburg, 1781.

11) Chriſtian Fürchtegott **Gellert**, gebohren 1715 zu Hainichen im Erzgebirge, Profeſſor zu Leipzig, ſtarb 1769. Antheil an den Beluſtigungen und bremiſchen Beiträgen; De poesi apologorum, 1745. Fabeln und Erzählungen, 1746. Leben der ſchwediſchen Gräfin, 1745. Luſtſpiele, 1748. Lehrgedichte und Erzählungen, 1754. Geiſtliche Oden und Lieder, 1757. Sammlung vermiſchter Schriften, 1756. De comoedia commouente, 1751. Sämmtliche Werke, 1769-1774, neun Theile.

12) Nic. Dietrich **Giſecke**, gebohren zu Günz in Ungarn 1724, Superintendent zu Sondershauſen, ſtarb 1765.

Antheil an den bremiſchen Beiträgen. Poetiſche Werke, ed. Gärtner, 1765. Glück der Liebe, 1769.

13) Joh. Nic. Götz, gebohren zu Worms 1721, Superintendent zu Winterburg, ſtarb 1781. Gedichte des Anakreon und der Sappho mit Anhang eigner Verſuche, 1746, ohne den Anhang, 1760. Tempel zu Gnidus, 1758. Paperle, 1750. Gedichte eines Wormſers, 1752. Gedichte in Ramlers Batteux, in den Liedern der Deutſchen, in der lyriſchen Blumenleſe, in den Muſenalmanachen, in der Anthologie der Deutſchen, im Taſchenbuch für Dichter, und in der Schreibtafel. Die Mädcheninſel, 1773. Gedichte, ed. Ramler, 1785, in drey Bänden.

14) Joh. Peter Uz, gebohren zu Anſpach 1720, Rath daſelbſt: Die Ode, der Frühling in den Beluſtigungen; ein Lied in den bremiſchen Beiträgen; Antheil an Götzens Anakreon; Lyriſche Gedichte, 1749; der Sieg des Liebesgottes, 1753; die Kunſt ſtets frölich zu ſeyn, 1760; poetiſche Werke, 1768, zwey Theile, 1768; Antheil am Anſpacher Horaz, 1772.

15) Chriſtian Ewald von Kleiſt, gebohren zu Zeblin in Pommern 1715, ſtarb 1759. Antheil an den Beluſtigungen. Der Frühling 1749. Gedichte vom Verfaſſer des Frühlings, 1756. Neue Gedichte vom Verfaſſer des Frühlings, 1758. Ciſsides und Paches, 1759. Sämmtliche Werke, ed. Ramler, 1760.

16) Magnus Gottfried Lichtwer, gebohren zu Wurzen 1719, Regierungsrath zu Halberſtadt, ſtarb 1783. Vier Bücher äſopiſcher Fabeln in gebundener Schreibart, Leipzig 1747, Berlin 1758, 1762, 1775, 1782. Auserleſene und verbeſſerte Fabeln und Erzählungen, ed. Ramler, 1761. Das Recht der Vernunft, ein Lehrgedicht,

1758. Lichtwers Leben und Verdienſte, nebſt einigen Beilagen von Eichholz, 1784.

17) Johann Friedrich Wilhelm Gleim, Kanonikus zu Halberſtadt, gebohren zu Ermsleben 1719: Verſuch in ſcherzhaften Liedern, 1744. Lieder, 1745. Der blöde Schäfer, 1746. Urſprung des Berliner Labyrinths, 1747. Fabeln, 1756. Romanzen, 1757. Lieder, Fabeln und Romanzen, 1758. Preußiſche Kriegslieder, 1758. Der Grenadier an die Kriegsmuſe, 1759. Leſſings Philotas, 1760. Klagen, 1762. Petrarchiſche Gedichte, 1764. Lob des Landlebens, 1764. Geſpräche mit der deutſchen Muſe, 1764. Sieben kleine Gedichte, 1764. Lieder nach dem Anakreon, 1766. Tod Adams von Klopſtock, 1766. Neue Lieder, 1767. Oden nach dem Horaz, 1769. An Kom. Jacobi, 1769. Zwey Gedichte nach dem Franz. ~~1769. Sinngedichte,~~ 1769. Der Aepfeldieb, 1770. Alexis und Eliſe, 1771. Zwey Lieder eines Arbeitsmanns, 1771. Lieder für das Volk, 1772. An die Muſen, 1772. Brief an Herrn Noel, 1772. Gedichte nach den Minneſingern, 1773. Halladat, 1774. Preußiſche Kriegslieder, 1778. Lieder der Liebe, 1779. Blumen auf Leopolds Grab, 1785. Blumen auf Spiegels Grab, 1786.

18) Joh. Chriſtian Krüger, gebohren zu Berlin 1722, Schauſpieler, ſtarb 1750. Die Geiſtlichen auf dem Lande, 1743. Sammlung einiger Luſtſpiele des Marivaux, 1747. Antheil an den vermiſchten Schriften von den Verfaſſern der bremiſchen Beiträge; Antheil an der Schönemanniſchen Schaubühne; poetiſche und theatraliſche Schriften, ed. Löwen, 1763.

19) Joh. Friedrich Freiherr von Croneck, gebohren zu Anſpach 1731, Kammerjunker daſelbſt, ſtarb 1758. Antheil

theil an den vermiſchten Schriften von den Verfaſſern der bremiſchen Beiträge. Antheil an den Schriften der halliſchen Geſellſchaft der ſchönen Wiſſenſchaften, 1749. Satyren auf Schönaich und andre Gottſchedianer ſtehn nun im Theaterjournal und im deutſchen Merkur. Der Mißvergnügte mit ſich ſelbſt, 1750, ſteht in den Blüthen des Geiſtes, 1777. Antheil an dem Freunde, 1756. Der Krieg, eine Ode, 1756. Antheil an der Anſpacher Sammlung von Oden, 1756. Einſamkeiten, 1757. Kodrus, 1758. Schriften, ed. Uz, Anſpach, 1765.

20) Gottlieb **Fuchs**, gebohren zu Leppersdorf im Erzgebirge 1722, Paſtor zu Taubenheim in Sachſen: Antheil an den Ermunterungen, Antheil an der Sammlung vermiſchter Schriften von den Verfaſſern der bremiſchen Beiträge; die Klägliche, ein Luſtſpiel, 1747. Neue Lieder, 1750. Drey Gedichte eines ſtudierenden Bauernſohns, 1752. Sendſchreiben an den Legationsrath von Hagedorn, 1755. Gedichte eines ehmals in Leipzig ſtudirenden Bauernſohns, 1771.

21) Johann Matthias **Dreyer**, hollſteiniſcher Sekretair, ſtarb zu Hamburg, 1769. Bremiſche Beiträge, fünfter und ſechſter Band. Antheil an vielen Journalen. Vorzüglichſte deutſche Gedichte, 1770. Critiſcher Almanach, 1744. Dreyer's ſelbſtverfaßte Nachrichten von ſeinem Leben, (ed. Kopp) Roſtock und Leipzig 1784.

22) Ludwig Friedrich **Lenz**, Hofrath und Amtmann zu Altenburg, gebohren daſelbſt 1717, ſtarb 1780. Freimaurerlieder, 1746. Ode auf den Wein, 1748. Lehrgedicht von der Liebe, 1743. Gedichte verſchiedenen Inhalts, 1781.

23) Joh. Adolph Gries, Syndikus zu Altona: Verſuch in gebundnen Ueberſetzungen und eignen Gedichten, Hamburg, 1745. Verſuch einer gebundenen Ueberſetzung der Ilias, 1752.

(Die Fortſetzung folgt.)

2.

Inſtruktion für eine würdige Schweſter G. v. P.

Die Pfade, die durch Blumen ſich krümmen,
Sind kurz und leicht,
Das ſchöne Ziel, das ſie uns beſtimmen,
Wird froh erreicht; —
So ſchwebt auf guter Schweſtern Wegen
Stets Harmonie,
Und Seelenruh' und Himmelsſegen
Beſchattet ſie! — —

Erſtes Geſetz.

Schutz und Vertheidigung der Maurerey.

Die Schweſtern dulden's nie, wenn Brüder
Die Bosheit neckt,
Die ſich in heuchleriſche Seelen
So oft verſteckt;

Erſt ſtrafen ihre ſchönen Blicke
Beleidigung,
Dann tönt von ihren Roſenlippen
Vertheidigung.

Zweytes Geſetz.

Verehrung ſchweſterlicher Ordenskleinode.

Der Handſchuh, den ein Maurerbruder
Der Schweſter beut,
Ward in der feyerlichſten Stunde
Für ſie geweih't;
Ihn ſchmückt die Farbe reiner Unſchuld
Weit mehr als Gold,
Und keine tugendhafte Schweſter
Iſt Frevlern hold.

Drittes Geſetz.

Freundſchaftliche Hochſchätzung aller guten Brüder.

Feſt, wie im Sturm die hohe Ceder,
Steht Maurerbund,
Und ihn erheben edle Schweſtern
Mit Herz und Mund;
Weil ihnen ſanfte Bruderliebe
Ihr Herz gebeut,
So ſchöpfen ſie aus reinen Quellen
Sich Seligkeit.

Viertes Geſetz.

Wohlthun und Mitleid bey Menſchenelend.

Dort, wo in niedrer dunkler Hütte
Die Armuth wohn't,
Wo uns, für ſtille gute Thaten,
Die Thräne lohn't;
Dort lindern weichgeſchafne Schweſtern
Der Menſchheit Schmerz,
Und ſprechen ihr mit Engelsſtimme
Geduld ins Herz.

Fünftes Geſetz.

Beförderung geſelliger Glückſeeligkeit.

Sie reichen freundlich ihren Brüdern
Die ſchöne Hand,
Und geh'n mit ihnen ſanften Muthes
Ins Sternenland;
Verlaſſen nie die Himmelstochter
Geſelligkeit,
Denn ſie pflanzt Roſen ſüſſer Freude
Ins Thal der Zeit.

Z...ch.

J. F. Schmidt.

Miſcellaneen.
1. Skizzen einer Geſchichte [illegible] Schickſale [illegible] 144
2. [illegible] Schweden [illegible] 166.

Von den in der [illegible] Buchhandlung in Berlin herausgekommenen [illegible] geographiſch-ſtatiſtiſchen politiſchen und [illegible] Länder- und Völkerkunde, [illegible] beſten [illegible] Jahrgänge [illegible] ſchienen, [illegible] Inhalt des [illegible] dabey anzeigen, daß der [illegible] Schriftſteller berühmte Herr Rath Friedrich Schulz, der Herausgeber iſt. Wir verſichern, daß die übrigen Bände an Reichhaltigkeit und Güte dieſem [illegible] Bande völlig gleichkommen. Liebhaber können die 4 erſten Bände, wenn ſie auf den 5ten pränumeriren wollen, noch zu 10 Rthlr. 8 Gr. jeden Band bekommen, welches ſonſt [illegible] Rthlr. [illegible]

Inhalt des erſten Jahrganges.

1. Züge aus dem Privatleben des jetzigen Königs von Pohlen Stanislaus Auguſt's. 2. Nachrichten vom Kanton Appenzell. 3. Anekdoten von Peter dem Großen. 4. Anekdoten vom Rußiſchen General Bauer, nebſt einem Gegenſtück. 5. Beyträge zum Geſchmack der Höfe in dem erſten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts. 6. Von dem ehmaligen ſogenannten Reiche der Jeſuiten in Paraguay. 7. Beſchreibung des Kloſters Maria-Einſiedel in dem eidgenöſſiſchen Kanton Schweitz. 8. Nachrichten von Moskau. 9. Zerſtreute Bemerkungen

über die Ruſſiſchen Bauern. 10. [illegible] von dem Kuſton Glaris. 11. [illegible] in Lithauen. 12. [illegible] Lithauen [illegible] Reiſen über Deutſchland, mit [illegible] Zuſätzen. 14. [illegible] zu Wieliſchka. 16. Reiſe durch die Schweiz, vom Profeſſor Meiners. 17. Geſchichte [illegible] der Stadt Nowgorod. [illegible] über Deutſchland, [illegible] Zuſätzen. (Fortſetzung. [illegible] Religion, Regierungsform [illegible] kaniſchen Völkerſchaften [illegible] (Fortſetzung.) [illegible] von St. Petersburg. 23. [illegible] aus dem Königreiche Böhmen. [illegible]

[illegible] der [illegible] Verfaſſung [illegible] 28. Naturgeſchichte [illegible] Regierungsform [illegible] Amerikaniſchen Völkerſchaften [illegible] Geſchichte der [illegible]

[illegible]

[illegible]

Berlin

[illegible]

Inhal[illegible]

BIBL. UNIVERS. [illegible]

Gedichte. [illegible]

Auszüge.

Won[illegible] lebenslang der [illegible]

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1. [illegible] der [illegible] [illegible]
2. Der erſte Robinſon [illegible]
3. Bemerkungen über [illegible] 15
4. Dr. Matthews Dobſon [illegible] vom Harmattan, einem [illegible] afrikaniſchen Winde. [illegible]

Naturgeſchichte.

Der Stör. [illegible]

Anekdoten. [illegible]

Biographie.

Ryland, vom Herrn [illegible] des ſouverainen [illegible] und [illegible] [illegible]

Roman.

Die vergebliche [illegible] [illegible]

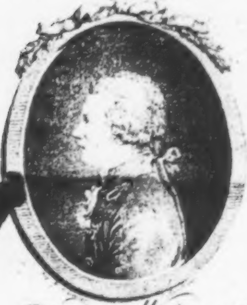
Miſcellanien.

1. Schreiben eines Frauenzimmers an die Herausgeber der [illegible] über die Spielſucht, welche [illegible] angeſteckt hat. [illegible]

Olla Potrida.

1790.

Drittes Stück.



Friedr Nadzeck

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

J. F. Schmidt,

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

I.

Gedichte.

1.

Die Nacht.

Jetzt wo die Nacht im ſterngeſchmückten Mantel,
Natur und Thätigkeit zu ſanfter Ruhe winkt;
Jetzt, wo ein Zeitenraum von meinem Pilgerwandel,
Wie in des wüſt'ren Nichts verlebter Tage ſinkt.

[illegible] o Geiſt! dich in des Herzens Tiefen,
[illegible] des Lebens Werth in Ueberfluß und Noth;
Wie manche, die voll Kraft gedankenlos entſchlieſen,
Umfaſten ſchlummernd nach der Weſen Ziel, den Tod.

Wie manche Luſt hat dieſer Tag geſpendet,
Die einſt, nach längerm Raum, der Thor verfluchen kann.
Zahlloſe Klagen hat der Leidende verſchwendet,
Unwiſſend, daß im Schmerz ſein ſchönſtes Glück begann.

Uns täuſcht der Tag, uns täuſcht das ganze Leben,
Wir ſeh'n nur Gegenwart, und ſind hier Zukunft blind.
Doch künft'ger Freuden Traum muß uns zu Thaten heben,
So iſt die Wirklichkeit ſtets nur der Hofnung Kind!

Ich hab' heut nicht gedrückt von Noth ge —
Und falſche Freude rann heut nicht in meinem Blut,
Und wenn mein Pilgerlauf dies jede Nacht mir ſaget,
So ſtehts um meine Ruh an jedem Abend gut.

Dann wird die Nacht, die wenig Stunden dauert,
Mir nur ein ſüßes Bild von jenem Schlummer ſeyn:
Wo einſt mein Freund die Trennung tief bedauert,
Und fromme Wünſche mich zu Seeligkeiten weih'n.

Ein jeder Lebenstag kann Schmerz und Wonne ſehen,
Und Schmerz und Wonne hört auch jede ſchwarze Nacht;
Doch die im Taumel ſich des falſchen Glückes drehen,
Erweckt zum ernſten Blick oft ſtille Mitternacht.

Und die nun ſich, mit bleichgeweinten Wangen,
Oft ohne Troſt und Glück wohl manche That bereu'n:
Den allen wiegt die Nacht ihr ſehnendes Verlangen
In Träume froher Luſt und holder Tröſtung ein.

Ja ſchreckt die Nacht, ſtatt ſüßer Ruh, mit Beben,
Zeigt Angſt und Graus, und jagt des Blutes Lauf;
So iſt's nur weiſer Wink für unſer Thun und Leben;
Nicht lang, ſo weckt der Tag zu neuer Täuſchung [illegible]

2.

Ketten um Freyheit.

Jüngſt liebt' ich ein Mädchen ſo ſchlank und ſo ſchön,
Kein Dichter hat jemals ein ſchöners geſehn,
Da war mir's im Buſen ſo wohl und ſo bang,
Da blickt ich in Freude die Fluren entlang.

Und welch ein Entzücken! ſie liebte auch mich,
Da war keine Luſt, die der meinigen glich,
Sie wiegte ſich träulich am liebenden Arm,
Und machte das Herz mir beklommen und warm.

Ich trug ihre Ketten geduldig und treu,
Da ließ mich die Falſche und nannte mich frey,
O goldene Freyheit, gefeyertes Glück,
Gern gäb' ich um Ketten dich wieder zurück.

G. A. A. Meyer.

3.

Lenzlied an den Jüngling.

Lockt dich nicht der Schmelz der Aue,
Nicht der Bäume Duft und Blühn!
Sieh im friſchen Perlenthaue,
[illegible] ſich des Waldes Grün.

[illegible] Wäre dieſe bunte Wieſe,
Oede trüb' und Freudenleer,
Käm' aus jenem Paradieſe,
Brand ſtatt milder Kühlung her

So verhallten unſre Lieder
Keinen Schönen dargebracht,
Und wir ſänken traurig nieder
In den kalten Schoß der Nacht.

Was auf Erden einſam ſtände
Hätte nichts ſich zu erfreun,
Und der Erde König fände
Nur ſein Glück in ſich allein?

Sey in deinen Blüthetagen
Nicht der holden Liebe Feind;
Wähnſt du alt ſie zu erjagen?
O! ſie flieht den ſpäten Freund.

Sieh um dich herum im Kreiſe,
Alles liebt in der Natur,
Mürriſch überklug und weiſe
Wird man bey den Büchern nur.

Lerne von des Thieres Triebe,
Vom Geſang der Nachtigall,
Lerne Laute ſüſſer Liebe
Gleich dem treuen Wiederhall.

Siehe! jede Laube flüſtert,
Jedes Blättchen Liebe zu,
Drum eh dich das Grab umdüſtert,
Guter Jüngling liebe du.

Sey in deinen Blüthetagen
Nicht der holden Liebe Feind;
Wähnſt du alt ſie zu erjagen?
O! ſie flieht den ſpäten Freund!

J. A. A. [illegible]

II.

Auszüge.

Von der Lebensart der Europäer in Surinam.

Die Lebensart der Europäer in Surinam iſt ſo beſchaffen, daß man bey Anhörung derſelben ſich beinahe des Wunſches nicht erwehren kann, auch daſelbſt zu ſeyn. Ich will von den wohlhabenden Bürgern in Paramaribo nicht reden, die ſich alle Bequemlichkeit und alles vollauf verſchaffen; ſondern nur von ſolchen Europäern, die auf gut Glück nach Surinam reiſen, und daſſelbe daſelbſt finden, das ein jeglicher, der ſein Metier verſteht, und ſich wohl hält, ſich unfehlbar verſprechen kann. Denn bei der Menge Plantagen kann auch einer, der kein beſonderes Metier hat, leicht als Blankofficier oder Plantageſchreiber ankommen, und ſich in wenig Jahren durch Aufmerkſamkeit und Fleiß zum Directeur emporſchwingen. Iſt er einmal dieſes, ſo iſt er geborgen; denn er hat nicht nur, wie oben geſagt, ein gutes Gehalt und freie Proviſion; ſondern auch eine Grafenmäßige Bedienung.

Außer den Blankofficiers und dem Schreiber, die er, wenn er will, mit ſich ſpeiſen, oder ihnen das Eſſen auf ihr Zimmer geben kann, hat er einen Jagdneger, Fiſchneger und Hausſklavinnen, die er gemeiniglich bey dem Antritt ſeiner Direction ſchon auf der Plantage antrift.

Dieſe werden ihm im Inventario mit Nahmen übergeben, und beſtehen meiſtens in einer alten Sklavin, die die Aufſicht über die übrigen und über das Magazin hat, einer Köchin oder einem gelernten Koch, einer oder zwey Wäſcherinnen und zwey Hausmädchen, um das Wohnhaus des Patrons und Directeurs immer rein zu halten. Sind Mulattinnen auf der Plantage, ſo haben dieſe den Vorzug, zu Hausdienſten gebraucht zu werden, weil man ſie aus Achtung gegen die Blanken, die einen Theil ihrer Eltern ausmachen, nicht mit andern Negern in Feldarbeiten läßt, auſſer etwa Kaffee oder Baumwolle zu pflücken, wenn es die Nothwendigkeit, wegen der Witterung und des Mangels an andern Sklaven erfordert.

Neben den bisher genannten Sklavinnen hat ein Directeur noch ein paar Jungen, (vokte de bois, zu ſeiner Bedienung, die ihn beſtändig begleiten. Die eigentliche Verrichtung dieſer jungen Sklaven iſt, dem Directeur, wenn er ins Feld geht, ſein Gewehr, Pulver und Bley zu tragen, und einen Feuerbrand, woran der Directeur ſeine Pfeiſe anſtecken kann. Zu Hauſe aber müſſen ſie Gewehr, Stiefel und Schue reinlich halten, Pfeifen ſtopfen, an der Tafel bedienen, Abends den [illegible] Sopjes (das iſt Brandwein) geben und überhaupt dem Directeur ganz zu Dienſte ſtehn.

Ein Schreiber und Blankofficier hat von rechtswegen keine ſolche Jungen, wenn ihm nicht der Directeur aus Achtung und Freundſchaft einen giebt; welches er aber leicht durch ordentliche Lebensart, Fleiß und Aufmerkſamkeit verdienen kann.

Und nun die tägliche Lebensart ſelbſt, und zwar: 1. in der Stadt, oder in Paramaribo. Da ſteht denn ein wohlhabender Europäer morgens nach 5 Uhr auf, zieht ſeine lange Hoſen (Musgeitenbruk) und leichten Schlafrock an, und geht zwiſchen den Orange-Alleen am Waſſer ſpazieren, indem er ſeine Pfeiſe Toback dabei raucht. Da ſieht er die Schiffe, hört allerley Neuigkeiten, und dann kommt ein Mädchen, bringt den Kaffee und reicht ihm ſolchen zu ſeiner Pfeiſe. Um halb 7 Uhr geht er nach Hauſe, kleidet ſich an, und verrichtet ſeine Geſchäfte bis 9 Uhr. Da kommt nun erſt das Frühſtück, denn der Kaffee gilt nicht dafür wie bey uns. Dies Frühſtück ſieht einer wohlbeſetzten Mittagstafel gleich; es beſteht aus Schincken, gebackenen Fiſchen, Vögeln a la Crapaudine Würſten, geräucherten Salmen, wozu immer Rettiche, Pfeffer und Bannanes ſtatt des Brods, aufgeſetzt werden, und eine gute Bouteille Bourdeauxwein getrunken wird.

Nach dieſem Frühſtück, wozu eingeladen wird oder auch wohl ungeladen mit ißt, wer dazu kommt, geht man wieder an ſeine Verrichtungen in oder außer dem Hauſe bis 12 Uhr; alsdann in Geſellſchaft auf einen Discours, Billard oder ſonſt ein Spiel, wobey etwa Wein oder Arakpunſch getrunken wird. Nun geht er nach Hauſe und ſchläft ein Stündchen bis 3 Uhr, welches die Mittageſſenszeit iſt.

Das Mittageſſen beſteht aus wohl- und nach europäiſcher Art zugerichteten Speiſen, ſo viel jeder verlangt, wobey abermal einem jeden Freunde, der kommt, der Zutritt frey iſt. Nach dem Eſſen geht, fährt oder reitet er ſpazieren, wohin ihm beliebt, bis Abends 6 Uhr; denn Nachmittags wird in Surinam nichts mehr gearbeitet. Alsdann geht er nach Hauſe, trinkt Kaffee oder Thee bey einer Pfeiſe Toback bis 7 Uhr, und dann iſt die Stunde, die geſchloßene Geſellſchaft zu beſuchen. Mit dieſer hat es folgende Bewandniß. Mehrere gute Freunde treten zuſammen, und verbinden ſich zu einer Geſellſchaft in einem gewiſſen Hauſe, worinn ihnen der Wirth, was ſie verlangen, um einen bedingten Preiß giebt. Da kommen ſie denn alle Abende zuſammen, reden, ſpielen l'Hombre, Billard, Schach ꝛc. und trinken eine Bouteille Wein, Punſch oder dergleichen etwas bis 10 - 11 Uhr.

In dieſe Geſellſchaft darf niemand kommen, als wer eingeſchrieben iſt; zwar iſt es einem Mitgliede erlaubt, einen guten Freund ein bis zweymal, aber nicht dreymal mitzubringen; will er ſich dann in die Geſellſchaft aufnehmen laßen, ſo werden jedem Gliede zwey Kugeln, eine weiße, und eine ſchwarze gegeben. Bey der Wahl legt jeder ſeine Kugel ganz verborgen in ein Gefäß; ſind lauter weiße Kugeln darin, ſo iſt der Fremde als Mitglied angenommen; iſt aber nur eine einzige ſchwarze Kugel dabey, ſo iſt es ein Beweis, daß ein Mitglied etwa eine ſchlechte Handlung von ihm weiß, oder überhaupt ihn nicht haben will; dann heißt es, er iſt debalottirt, und er kann nicht angenommen werden. Es hilft auch da kein Bitten und kein Empfehlen, weil man nicht weiß, wer die ſchwarze Kugel eingelegt hat, und der gute Freund muß alſo mit ſeinem Geſuch abziehn, und darf nie wieder kommen.

Wenn die Geſellſchaft zur bemerkten Stunde auseinander geht, ſo begiebt ſich jeder nach Hauſe und legt ſich in ſeine Hangmatte bis an den Morgen.

Dieſe Hangmatte iſt ein ganzes ungenähtes Stück aus Baumwolle gewebt, 11 Schuh breit und [illegible] Schuh lang. An beyden Enden ſind drey ellenlange dünne Streifen, welche zuſammengefaßt und in dem Zimmer an beyden Querecken ſo feſt gemacht werden, daß die Hangmatte einen regulairen halben Zirkel beſchreibt. In dieſe legt man ſich, und ſie werden in Surinam für die bequemſten Betten gehalten, denn ſie ziehen ſich nach dem Leibe, je nachdem einer liegen will. Man hat darin kein Kopfküſſen nöthig; denn es zieht ſich durch die Schwere des Leibes ſo, daß der Kopf immer höher zu liegen kömmt. Doch giebt es einige, die ſich ganz kleiner Kopfküſſen darin bedienen.

Man hat aber auſſer dieſen Hangmatten auch ordentliche europäiſche Betten in Surinam, deren man ſich aber nur in Krankheiten bedienet; auſſerdem würden ſie zum beſtändigen Gebrauch zu warm und unbequem ſeyn.

Eine ſolche oben beſchriebene Hangmatte koſtet 70 : 80 bis 100 Fl., und iſt kühler und ſanfter, als alle Betten. Man kann ſich, wenn man will, auch darin ſchunkeln laſſen, welches manche thun.

Die Lebensart eines Directeurs iſt zwar nicht ganz, wie die der Bürger und Planteurs in Paramaribo, denn er wohnt auf der Plantage, und kann alſo die tägliche Geſellſchaft nicht haben, hat auch nicht Muſe genug dazu, ſondern iſt beſonders Morgens und Abends mehr beſchäftigt. Doch iſt ſie immer ſehr angenehm, wie aus der Beſchreibung derſelben ſich ergeben wird.

Ein Directeur ſteht morgens 5 Uhr auf. Sogleich iſt ein Hausmädchen mit einem Becken Waſſer und einem Handtuch über den Schultern zugegen, und reicht ſolches dem Directeur zum Waſchen. Wie er die Hände abgetrocknet hat, reicht ihm ein vokte Bois die Pfeiſe, und ein andres Mädchen, Käffee oder Chocolade; dieſe genießt er, indem er auf ſeiner Gallerie ſpazieren geht. Indeſſen kommt der Dresneger, oder der ſchwarze Chirurgus der Plantage mit ſeinen Patienten, welche heut wegen Krankheit aus dem Felde zu Hauſe bleiben mußten, um ſelbige dem Directeur vorzuſtellen, und ihre Krankheit anzuzeigen. Der Directeur, der immer auch einige Kenntniß von den Krankheiten der Sklaven haben ſoll, und durch viele Erfahrung auch wirklich bekommt, beurtheilt dann, ob die Krankheit wirklich, oder nur verſtellt ſey.

In jenem Fall empfiehlt er den Kranken dem Dresneger zur ſorgfältigen Verpflegung. Findet er aber, daß es nur Verſtellung iſt, die manchmal aus Faulheit herkommt, ſo läßt er den verſtellten Kranken ſchnell durch den Dresneger mit einigen Schwippenhieben curiren und in den Grund zur Arbeit ſchicken. Iſt die Krankheit ſo beſchaffen, daß ſie der Dresneger nicht behandeln kann, ſo wird der Kranke ſogleich dem Blankenchirurgus zugeſendet, um ihn zu curiren.

Sobald der Dresneger fort iſt, geht der Directeur nach der Zimmerloge, ſieht wie da die Zimmerneger arbeiten, und beſiehlt, was und wie er gearbeitet haben ſoll. Dann gehts in die Kaffeeloge oder in die Zuckermühle und Kochhaus, um überall nachzuſehen, und die nöthigen Befehle zu ertheilen.

Jetzt kommt er wieder nach Hauſe, wo er von der Köchin und Magazinnegerin erwartet wird, um ſeine Befehle zu hören, wie das Morgen- und Mittageſſen zugerichtet werden ſoll; er macht den Küchenzettel, und geht ſelbſt mit ins Magazin, um alles, was auf den ganzen Tag nöthig iſt, herauszugeben.

Nach allen dieſem kleidet er ſich an, dies iſt aber auf den Plantagen bald geſchehen; denn ein kurzes leinenes Kamiſol und Jäckchen nebſt einem runden Huth machen den ganzen Staat aus.

Während dem Anziehn ruft der Directeur um das Pferd, und reitet alsdann in den Grund oder in die Kaffee- und Zuckerpflanzungen. Hat er aber kein Pferd, ſo geht er mit ſeinen voete Bois, die ihm Gewehr, Pulver und Bley ꝛc. nachtragen, und ſiehet nach den Arbeiten der Negern. Hat er etwas zu befehlen, ſo ruft er den älteſten Baſtian zu ſich, der eigentlich ſeine rechte Hand iſt, und trägt ihm ſolches auf. Manchmal geht er auch in die Koſtgründe, und überhaupt durch die ganze Plantage, um überall mit eignen Augen zu ſehen, und die nöthigſten Arbeiten aufs beſte und nützlichſte einrichten zu können, denn ein braver Directeur arbeitet immer auch auf die Zukunft zum Vortheil ſeines Herrn und zu ſeiner eigenen Ehre.

Nun kommt er wieder nach Hauſe, und wird von einem Mädchen mit Waſſer in einem Kober und einem Tuche empfangen, die ihm die Füße wäſcht und abtrocknet. Inzwiſchen wird es neun Uhr, ja wohl meiſtens zehn Uhr, da geht er zum Frühſtück (Brikvorts) nimmt daſſelbe in Geſellſchaft ſeines Schreibers und Blankofficiers, die ihm zugleich ihre Morgenrapporte machen. Nach dieſem gehn der Schreiber und der Officier wieder zu ihren angewieſenen Geſchäften, der Directeur aber geht entweder in Geſellſchaft, oder bekommt dergleichen, denn die Directeurs der vielen Plantagen beſuchen einander fleißig;. ſie kommen, erzählen einander Neuigkeiten, ſprechen über Plantagenangelegenheiten, und endlich ſetzen ſie ſich, meiſtens ein l'Hombre zu ſpielen. Darin giebts in Surinam große Maitres. Während dem Spiel wird Thee, Limonade, Waſſer und Wein, oder auch Bier getrunken; dies dauert bis 4 Uhr. Nun iſt es Mittageſſenszeit, das Spiel wird aufgehoben, die Tafel gedeckt, und ein Mädchen reicht wieder Waſſer und Handtuch zum Waſchen; dann ſetzt man ſich zu Tiſche und ißt. Jedem Fremden wird eine halbe Bouteille Wein nebſt einem Glaſe zu ſeinem Teller geſtellt, damit er nach eignem Belieben trinken kann.

Um die Tafel ſtehen alle voëte Bois, denn ein jeder fremder Directeur bringt wenigſtens einen mit. Die voëte Bois des traktirenden Directeurs haben Befehl, ſo oft eine Bouteille ausgetrunken, eine volle an deren Platz zu ſetzen, die übrigen nehmen die unreinen Teller weg, und die Aufwartmädchen, deren gemeiniglich drey ſind, geben friſche Teller und tragen die Speiſen auf. Es wird aus lauter Porcellan geſpeiſt.

Wenn ein Directeur auch kurz vor dem Eſſen ſieben bis achte bekommt, ſo hat er doch nicht nöthig ſelbſt das Eſſen anzuordnen; denn die alte Hausmutter weiß mit Hülfe ihrer Menagerie in der Geſchwindigkeit ein ſo honorables Mittagessen zuzurichten, daß es manchen Europäer in Erſtaunen ſetzen würde.

Das Eſſen dauert gemeiniglich eine auch zwey Stunden. Sobald man aufſteht, wird wieder Waſſer zum Handwaſchen gereicht, und das Gebet ſo, wie vor dem Eſſen, kurz und in der Stille verrichtet. Nach dieſem geht man ſpazieren, raucht eine Pfeiſe Taback und trinkt Kaffee oder Thee dazu, bis etwa ſieben Uhr. Zugleich aber empfängt der Directeur ſeine Rapporte von den Blankenofficieren, den Baſtians, Dresneger u. ſ. f., auch ertheilt er ihnen ſeine Befehle auf den folgenden Tag.

Iſt aber der Directeur nicht zu Hauſe, ſo muß der erſte Blankofficier ſeine Stelle vertreten. Nun wird etwa noch ein l'Hombre geſpielt bis zehn Uhr, und dann geht die Geſellſchaft auseinander und jeder nach Hauſe in ſeine Hangmatte. Doch wird ein rechtſchafner Directeur von einer Kaffeeplantage ſich nie entfernen, wenn ein neues Stück gepflanzt oder Buſch gefällt wird, noch der Directeur einer Zuckerplantage, wenn neues Rieth gepflanzt, Buſch gefällt oder Zuckerrohr gemahlen wird; denn es fällt theils bey den Gelegenheiten am meiſten Unglück vor, theils würde ſeine Ehre dabey leiden, wenn ein Stück Kaffee oder Rieth nicht ordentlich und egal gepflanzt würde.

Nach den Geſetzen darf ein Directeur alle halbe Jahr nach Paramaribo gehen, um ſeine verdiente Gage abzuholen; doch muß er ſolches dem Patron vorher anzeigen, und die Genehmigung deſſelben abwarten. Alsdann giebt er ſeine Befehle auf ſo lange voraus, als er im Sinn hat auszubleiben, fährt mit ſeinen Plantageboot an das Fort, und bleibt ſo lange in der Stadt, als es ſeine Geſchäfte erfordern. Iſt er nicht weit von Paramaribo entfernt, ſo ſchickt er ſein Boot und ſeinen Sklaven wieder zurük, und befiehlt ihnen, um die beſtimmte Zeit wieder zu kommen, um ihn abzuhohlen; iſt er aber weit entfernt, ſo behält er Boot und Sklaven bey ſich.

Aus dieſem allen ſieht man leicht, daß ein Directeur eine ſehr angenehme Lebensart und eben nicht überhäufte Geſchäfte hat. Doch muß einem Planteur an demſelben ſehr viel gelegen ſeyn, da ihm immer ein Capital von 300,000 bis 400,000 Fl. anvertraut iſt, die nur alsdann wohl angelegt ſind, wenn er einen rechtſchaffenen Directeur hat; in welchem Betracht freylich auch ihre Gage nicht zu groß ſeyn kann. Ehemals waren die Directeurs eben nicht in dem beſten Ruf; ſie genoſſen zuviel ſtarke Getränke, und es war ſelten eine große Geſellſchaft beyſammen, wo es nicht Schlägereyen ſetzte. Gegenwärtig aber ſind ſie viel feiner; denn, ſtatt des vorher getrunkenen Brandtweins und anderer ſtarken Getränke, ſieht man jezt nichts als Kaffee und Thee; und ich kann heilig verſichern, daß ich in den lezten ſechs Jahren, die ich in Surinam zugebracht, keine dergleichen Ausſchweifung gehört, geſchweige ſelbſt dabey zugegen geweſen. Iſt auch hie und da ein ſchlechtdenkender oder unordentlicher, ſo wird er gewiß von andern verabſcheut und in keine honnette Geſellſchaft aufgenommen.

Auſſer dieſer ordinairen Lebensart der Bürger und Planteur in Paramaribo und der Directeurs auf den Plantagen, giebt es noch viele beſondere große Aſſembleen und Gaſtungen; theils in Paramaribo, theils auf den Plantagen, vornehmlich aber auf den Schiffen; dieſe ſind die glänzendſten, und werden entweder von dem Capitain oder den Theilhabern an den Schiffen gegeben.

Da hat man nicht nur die delikateſten Gerichte und Weine in Menge, ſondern auch Muſik und Tanz ganze Nächte durch, wobey das Schiff mit mehr als 1000 Laternen erleuchtet iſt. Beym Eintritt eines jeden Gaſts, bey jeder ausgebrachten Geſundheit und beym Abſchied werden jedesmal fünf Kanonen losgebrannt, ſo daß in einem Tage wohl 100 bis 200 Kanonen gelöſt werden, worauf ſich immer wechſelsweiſe Pauken und Trompeten hören laßen.

Die ſtärkſten Mahlzeiten aber werden auf den Plantagen gegeben. Da kommen die Gäſte in ihren ſchönen Tentboots mit Flaggen und Wimpeln unter ſanfter Muſik von Waldhörnern auf der beſtimmten Plantage zuſammen, und bleiben wohl drey bis vier Tage bey einander. Da lebt man herrlich, und es dürfte wohl mancher deutſcher Graf ſeine Gäſte nicht beſſer bewirthen. Denn da fehlts nie an dem leckerhafteſten Wildpret, Geflügel und Fiſchen. Wenn ein Directeur eine ſolche Mahlzeit ausrichten will, ſo ſagt er ſeinem Jagdneger, wie viel er auf den beſtimmten Tag Gäſte und alſo rothes und ſchwarzes Wildpret nöthig haben werde, da wird denn gewiß nicht das geringſte fehlen. So hält er es auch mit dem Fiſchneger, der ſeine Befehle eben ſo gewiſſenhaſt und glücklich ausrichtet. Neben dieſem fehlt es einer ſolchen Plantage nie an einer vollſtändigen Qurke oder Menagerie, die alle Arten guter und wohlgemäſteter Hausthiere und Geflügel enthält, und das Magazin giebt Salzfleiſch, Salzfiſche, Schinken, Speck u. d. gl. in Menge heraus. Hier iſts gut ſeyn!

Ueberhaupt lebt man ſehr geſellſchaftlich, und die Landesmannſchaft macht den Umgang enger, wärmer und herzlicher.

Neben den obigen geſchloſſenen Geſellſchaften hat man öffentliche Häuſer, (Auberges) in denen man zuſammen kommt.

Es giebt auch einige Logen Freymaurer in Surinam, die wieder beſondre Collegien oder geſchloſſene Geſellſchaften haben.

Auch die Frauenzimmer machen einander Beſuche, wie in Europa; doch nur die Frauenzimmer allein, denn nie wird ein Mann mit ſeiner Frau in eine Viſite gehn. Und kommen ſie auch in einer Geſellſchaft zuſammen, ſo wird er ſie aus Höflichkeit immer einem Fremden überlaßen, denn man iſt in Surinam überhaupt ſehr höflich und freundſchaftlich.

Die Spaziergänge ſind die herrlichſten, und man ſucht ihresgleichen vergeblich in Europa. Natürlich, auf einer unüberſehlichen Pläne, immer aufs reinlichſte gehalten, unter lauter Orangen- und andern immer grünen Bäumen, bey einem ewigen Frühling und Sommer, da die Bäume immer Blüthen, und zeitige und unzeitige Früchte zugleich haben.

Verheyrathete Europäer giebts nur wenige, und dieſe ſind Kompagniebediente, die ihre Bedienung als geheyrathet erhalten, und ſo fort mit ihren Frauen nach Surinam gezogen ſind. Sie können zwar das Clima ertragen, wenn ſie es erſt einmal gewohnt ſind; doch ſetzt es ihren Nerven mehr, als den männlichen zu, ſo, daß nicht wenige an Gliederkrankheit leiden und kontract werden.

Die Frauenzimmer in Surinam haben nichts zu thun, als den Sklavinnen ihre Arbeiten im Kochen, Nähen, Stricken und Waſchen anzugeben; denn ſie haben meiſtens ſo ſtarke Bedienung, daß ſie nicht nöthig haben, nur das geringſte ſelbſt zu arbeiten. Was Wunder, da ſelbſt Mannsleute wenig zu thun haben; ſie unterhalten ſich daher meiſtens mit Leſen, Spazierengehn, Geſellſchaften u. d. gl.

Welch ein Unterſchied dieſer Lebensart gegen die von Europa! — Wenig und leichte Arbeit und dagegen Ergötzungen genug — dafür aber wenigſtens viermal ſo viel Einkünfte. Es iſt wahr, viele Sachen ſind auch vier- und mehrmal theuer als in Europa; aber doch diejenige nicht, die ich täglich bedarf. Eine Art von Brod wächſt auf Bäumen, und eine leichte Zubereitung macht es ſo ſchmakhaft, daß man unſer Brod ganz darüber vergißt. Die edelſten Früchte hat man vollauf; Citronen, Pomeranzen, Annanas, Melonen, und andere die wir gar nicht kennen. Das auserleſenſte Wildpret, die herrlichſten Fiſche und Krebſe läßt jeder ſich ſelbſt fangen. Kaffee und Zucker wächſt vor der Thüre. Alle Arten von grünem Gemüſe hat man das ganze Jahr. Was fehlt nun noch zur leckerſten Mahlzeit, als etwa Wein? Dieſer iſt zwar theuer; allein da man alles andere umſonſt hat, ſo läßt er ſich wohl bezahlen. Daneben macht man aus den herrlichſten Früchten des Landes edle Getränke genug, daß man den Wein leicht entbehren kann; die erquickende Limonade, den wärmenden Kaffee und Punſch, die ſtärkende Chocolade, welch ein reichlicher Erſatz des Weins, deſſen ſich doch mancher Europäer ohne jenes ſo gut, und in ſolchem Ueberfluß zu haben, von ſelbſt beſtändig enthält.

Geſegnetes Land! Glückliche Einwohner deſſelben! Dank Eurem Unternehmungsgeiſt, wackre Holländer, die ihr keine Koſten und Mühe ſpartet, das auszurichten, was ſich weder der Britte noch Franzmann getraute, die dunklen und unzugänglichen Wälder und Moräſte Surinams in ein Paradies umzuſchaffen, das auch dafür unermeßliche Reichthümer zollt, woran auch das übrige Europa nicht ſelten ſeinen Antheil findet.

Alle die bisher erzählte Glückſeeligkeit der Einwohner in Surinam begünſtigen und vermehren die Geſetze. Wer meint, man dürfe darin ganz geſetz- und zügellos leben, der irrt ſich ſehr.

Wo ſind beſſere Geſetze, einen ganzen Staat blühend und jeden einzelnen Bürger glücklich zu machen, als in Holland? Und dieſe Geſetze erſtrecken ſich auch auf ſeine Kolonien. Was zur Sicherheit der Unterthanen und Schutzgenoſſen, was zum beſten jedes einzelnen Bürgers, was zur äuſſerlichen Ordnung und zum entzückendſten Wohlſtande gehört, das iſt in dieſem beſeeligenden Geſetzen verſehen. Und wehe dem, der dieſe übertritt, er wird nie ihrer

Schär,

Schärfe entgehn, er ſey angeſehen oder niedrig, reich oder arm.

Die Handhaber der Geſetze ſind ihnen eben ſo unterworfen, wie ihre Untergebene, und dieſe kündigen wohl jenen ihre verdiente Strafe ſelbſt an. Eine artige Anekdote ſoll es beweiſen.

Ein Schuſter wohnte hart am Hauſe des Fiscals; jener wurde von dieſem öfters wegen ſeines liebloſen Betragens gegen ſeine Frau und Sklavinnen erinnert, und da dies nichts half, endlich darüber geſtraft. Der Schuſter war mit der Strafe zufrieden, verſprach Beſſerung und gieng weg.

An einem Sonntage, da man eben des Gottesdienſtes pflegte, hörte der Schuſter, daß man in dem Hauſe des Fiscals einen Sklaven mit der Schwippe züchtigte. Dies iſt in Surinam während des Gottesdienſtes bey 300 Fl. Strafe verboten. Sogleich ging der über ſeine ihm vom Fiscal angeſetzte Strafe erboßte Schuſter in das Haus des Fiscals, machte die Thüre auf und ſagte: Schuſter N. ſtraft den Fiscal um 300 Fl. Der Fiscal war über das unerwartete Compliment betreten, und fragte den Schuſter noch einmal, was er geſagt hätte? Dieſer aber antwortete ſtandhaft: Schuſter N. ſtraft den Fiscal um 300 Fl., und damit gieng er davon.

Der Fiscal der wohl wußte, daß er die angekündigte Strafe bezahlen müßte, wollte den Schuſter verſuchen, und ließ ihn zu ſich kommen. Du haſt mir, ſagte er, 300 Fl. Sttafe angekündigt, wohin ſoll ich dann ſolche bezahlen? Er dachte dabey, der Schuſter würde ihm vielleicht ſagen, er ſollte ihm die Hälfte geben, und die andere für ſich behalten. Allein der Schuſter antwortete: Der Fiscal zahlt die Hälfte der 300 Fl. an das Hoſpital und die andere Hälfte an die beiden Armenhäuſer. Dieß hat dir Gott gerathen, ſagte der Fiſcal, ließ den Schuſter gehn, und bezahlte die Strafe. Dieß iſt holländiſche Freyheit und holländiſche Gerechtigkeit.

Noch ein Beiſpiel davon. Ein gewiſſer Herr von N., ein ſehr reicher Particulier in Paramaribo, war gewohnt, täglich mit 4 Pferden auszufahren. Wider das Verbot fuhr er immer in vollem Carriere durch die Stadt. Der Fiſcal, der ein ſehr guter Freund dieſes Edelmanns war, unterſagte es ihm einmal freundſchaftlich, und erinnerte ihn an das Verbot. Der Herr von N., der in Geſellſchaft ſchon etwas zu viel Wein getrunken hatte, lachte darüber und ſagte: auf dieſe Gefahr will ich morgen noch viel ſtärker durch die Stadt rennen. Der Fiſcal, der die Zeit wußte, wann der Herr von N. zu fahren pflegte, begab ſich in ein Haus an der Straſſe und erwartete ihn. Er kam wirklich ſtärker gefahren, als gewöhnlich. Da er am Hauſe des Fiſcals vorbei fuhr, öfnete er das Fenſter und rief ſeinem Freund lachend zu: Herr von N., Sie bezahlen 10,000 Fl. Strafe. Dieſe mußte er ſich auch gefallen laßen, und ohne Umſtände bezahlen; denn er wurde dafür angeſehn, als ob er es, dem Fiſcal zum Troz gethan hätte.

Ungerechtigkeit und Betrug, Liebloſigkeit und Unbarmherzigkeit, auch gegen die Negern als leibeigene Sklaven, ſind die abſcheulichſten Verbrechen in Surinam, die nicht nur von den Geſetzen geſtraft, ſondern auch durch öffentliche Verachtung von jedermann gerächt werden. Sonſt aber hat jeder völlige Freyheit, nach ſeinem Wohlgefallen und ſeiner Fantaſie zu leben, wie er will, wenn er nur Niemand auf irgend eine Weiſe beleidigt. Um ſo nöthiger aber iſt es freilich, daß beſonders ein junger Menſch, der in Surinam ſein Glück machen will, gute moraliſche Geſinnungen und einen feſten Karakter dahin bringe. Denn er trift da mächtige Reizungen und Gelegenheit genug zu jugendlichen Ausſchweifungen an; wodurch er ſich nicht nur um ſein Vermögen, ſondern auch leicht um ſeine Geſundheit bringt, daß er, ſtatt dort Reichthümer auf ein künftiges vergnügtes Leben zu ſammlen, arm und ſiech in ſein Vaterland zurück kommt. Wer ſich aber beſonders gegen die Lüſte der Jugend verwahrt, und ſeinen Beruf treulich ausrichtet, der kann in Surinam nicht nur vieles Vergnügen genießen, und ſeines Lebens herzlich froh werden; ſondern ſich auch mit leichter Mühe ein anſehnliches Vermögen ſammeln, womit er den Reſt ſeines Lebens ruhig hinbringen, und die Seinigen auch noch nach ſeinem Tode verſorgen kann. Denn man hat nirgends mehr Gelegenheit, Geld zu verdienen, und das verdiente mit Nutzen und auf ſtarke Intereſſen anzulegen als in Surinam.

III.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

I.

Verſuch über das Karakteriſtiſche der Eigennahmen.

Bey ſo vielen Bemühungen unſerer deutſchen Sprache den Gleich- oder Vorrang neben ältere, ſchon völlig ausgebildete Sprachen zu geben, läßt ſich doch ein Etwas vermiſſen das für ältere, ſelbſt für unſere ältere Vaterlandsſprache ein Vorzug bleibt. Ich meyne das Karakteriſtiſche der Eigennahmen. Schon Luther fühlte neben der Laſt ſeiner ſo großen Reformation dieſen Mangel, und ſuchte ihm auf einige Weiſe zu begegnen, indem er vielen Eigennahmen, die durch die Zeit verunſtaltet, oder wegen der nach und nach erfolgten Sprachveränderung, allen Sinn verlohren hatten, ihre Deutung wieder zu geben. Er edirte 1570 ein Büchlein unter dem Titel: Aliquot Nomina propria Germanorum ad priſcam Etymologiam reſtituta &c. und wählte als ein redlicher Sprachverbeſſerer zum Denkſpruch ſeiner kleinen Schrift den biedern Wunſch:

Exemplum dedi vobis, *ut plura & meliora faciatis;*

allein dieſem Wunſche wurde von ſeinen Zeitgenoſſen und Nachfolgern ſo wenig entſprochen, daß erſt 1674 ein gewiſſer Magiſter Wegener in Schleſien ſich das Verdienſt erwarb, Luthers Nahmenbüchlein zu überſetzen, im übrigen aber ſein Kommentator zu ſeyn.

Ich geſtehe ſehr gern, daß es jetzt mehr als Herkuliſche Arbeit ſeyn würde, der von Luthern gebrochenen Bahn nachzutreten, und mühſam die Deutungen der bekannten Eigennahmen aufzuſuchen, die am Ende doch nur ein Monopol der Sprachgelehrten bleiben würden; denn vergebens würde man jetzt jedem deutſchen Sprachforſcher die Frage obliegen: woher alle unſere Eigennahmen entſtanden, ob ſie etwas ſagen wollen, was ſie bezeichnen wollen, und ob ſie unſer oder fremdes Eigenthum ſind.

Nationen haben ſich in Nationen verlohren, mit ihnen die Sprachen. Aehnlichkeiten ſind von allen Mundarten geblieben, aber die Hauptſprache — unſer jetziges Deutſch — hat ſich von Jahrhunderten zu Jahrhunderten dergeſtalt abgeändert, daß wir weder in den Menſchennahmen unſer Eigenthum zu erkennen vermögen, noch weniger aber ihren Urſprung von Begebenheiten ableiten können, die keine Sage uns aufbehalten hat.

Allein ich bekomme doch auch — und jeder Dichter, jeder Redner und jeder, der ſich dem Studium der Geſchichte geweiht hat, werden mir beyſtimmen; daß gedankenloſe Nahmen weit weniger vortheilhaft für ihre Kunſt ſind, (ſit venia verbis) als ſolche, deren Deutung jedem Menſchenkinde einleuchtet, und die alſo dem Dichter tauſend Gelegenheiten ſeinen Reim oder beßer noch ſeinen Witz angenehmer und mannigfaltiger zu machen, die ferner dem Redner bey Perſonalien gleichen Vortheil darreichen, dem Geſchichtsliebhaber aber die treuſte Gedächtnißhülfe verſprechen, wenn ſie zumal ſo gewählt ſind, daß ſie einigen Bezug auf Umſtände haben, die ſich in der Erwartung der Aeltern, in ihren vorherigen Schickſalen oder in den Zufälligkeiten der Geburt u. ſ. w. gründen.

Bis jetzt haben wir in der That nur zu wenig darauf geſehen, ob die Nahmen, die wir unſern Kindern beylegen, einigen paßenden Sinn oder Bezug haben oder nicht. Wir befanden uns meiſtens in einer trägen Behaglichkeit, die ſich vollkommen dabey beruhigte, wenn nur der Hebräiſch- Griechiſch- oder Römiſch-deutſche Nahme einen gewißen Wohlklang für unſer Ohr hatte, oder uns, welches wohl der häufigere Fall iſt, eitle Gevattern als Familienfreunde erhielt, oder erwarb.

Bey andern ältern Völkern ſcheint dies anders geweſen zu ſeyn, wenigſtens geben uns die Geſchichten der Juden, Griechen und Römer ſehr viele Winke auf die Umſtände und Urſachen, warum man einen Menſchen eben ſo hieß.

Ich verſpare hier Beyſpiele jeder Art, und bitte um Erlaubniß, ſie da anführen zu dürfen, wo es mir ſcheinen wird, daß ihnen der Verfolg dieſer kleinen Unterſuchung den ſchicklichſten Platz bezeichne.

Bey den vorgenannten ältern Völkerſchaften mögten wohl, wie wir aus ſo vielen Belegen urtheilen können, alle Eigennahmen, die von Aeltern ihren Kindern gegeben wurden, aus Umſtänden bey oder vor der Geburt, oder auch aus ſpätern wichtigern Ereigniſſen erfunden und geformt worden ſeyn — Denn ſo nannte bey den Juden z. B. Rebeka ihren erſtgebohrnen Sohn, weil er rauh war, Eſau. Rahel nannte im Augenblick des Hinſcheidens ihren jüngſten Sohn Benoni, ſein Vater aber änderte den Nahmen, und hieß ihn Benjamin. Hanna nannte ihren Sohn darum Samuel, weil ſie ihn vom Herrn erbeten; und ſo mögen alle jüdiſche Nahmen ihren Bezug gehabt haben, wenigſtens bedeuten alle ein vernünftiges Etwas; und wer Luſt hat ſich näher damit bekannt zu machen, ohne eben ſo viel Hebräiſche Sprachkunde zu beſitzen, kann eine ganze Menge ſolcher überſetzter Nahmen in der Vorrede zu dem oben angezeigten Nahmenbüchlein von Luthern, die Wegener zu ſeiner Ausgabe geſchrieben hat, finden.

Bey den Griechen iſt derſelbe Fall; wenigſtens konnten alle Griechen ſich bey Nennung eines Eigennahmens auſſer der Perſon noch etwas Bezughabendes denken. So heißt Menelaos Volksſtärke oder Volkskraft, Agapenor Männerhold, Menandros Mannskraft oder Geiſt, Agenor Tapfermann, Aſpaſia Küſſenswerthe, Nikanor Siegsmann, Nikalaos Volksſieger — und es ſey mir hier die kleine Bemerkung erlaubt, daß bey ſolchen Eigennahmen, die den Griechen eben ſo verſtändlich und Ideenreich waren, wie uns Deutſchen ihre Ueberſetzungen ſind, die Leſung ihres göttlichen Homeros für ſie weit mehr anziehendes haben mußte, und daß alſo dieſer Volksſänger bey ihnen dadurch nicht wenig gewann.

Bey den Römern ferner finden wir einen Auguſtus, einen Cicero, Naſo, Brutus, Coriolanus, eine Fulvia, Flavia, Honoria u. ſ. w., deren Sinn wir jetzt noch finden, und alſo glauben können, daß der gebohrne Römer ſich weit leichter und noch weit beſtimmter etwas dabey zu denken vermochte.

Ich finde hier nöthig einer kleinen Neckerey zu begegnen die vielleicht Laune, vielleicht Vertheidigungsſucht des angenommenen Herkommens erzeugen könnte.

Es könnte mich nehmlich jemand fragen, ob ich dann wircklich meiner Behauptungen ſo gewiß wäre, daß ich mir getraute allen Jüdiſchen, Griechiſchen und Römiſchen Eigennahmen die wahre Deutung unterzulegen, und ſo zu beweiſen, daß alle Eigennahmen dieſer Völker nicht ohne Bezug habende Deutung geweſen wären?

Hierüber lege ich mein zur Zeit noch ungefodertes Glaubensbekenntnis dergeſtalt ab: Was den lezten Theil der aufgeworfenen Frage angeht, ſo glaube ich ganz gewiß, daß es zu den Zeiten, da dieſe Völkerſchaften blühten, ſehr wenige Ausnahmen wird gegeben haben, da kein Grund vorhanden iſt, warum Aeltern die, die allen völlig unanſtößige Freiheit hatten, ihren Kindern bedeutungsvolle Nahmen zu erfinden oder zu erborgen, hirnloſe und nichts bedeutende Nahmen hätten geben ſollen, und die wenigen Ausnahmen, die ich zugeſtehe, können nicht gegen meine Behauptung angezogen, ſondern müßen billig auf die Rechnung des Aberwitzes einfältiger oder ſonderbarer Väter und Mütter geſchrieben werden. Was aber den erſten Satz der Frage betrift, ſo bekenne ich als ein ehrlicher Deutſcher, daß ich mir es nicht getraue, und zwar aus zwey Gründen, erſtlich weil ich weder in der Hebräiſchen noch Griechiſchen Sprachkunde eingeweiht bin; die Beyſpiele, die ich aus dieſen beyden Sprachen aufgeſtellt habe, ſind erbetene Beyträge achtungswerther Freunde, für welche ich hier öffentlich danke. Zweitens aber, ſo iſt nie eine Nation ſo ganz iſolirt geblieben, daß ſie nicht ſollte von andern Nationen Kunde gehabt und von ihnen einigen Einfluß auf Sitten und Sprache empfunden haben; wenn nun aber zuweilen dieſe fremden Einflüße ſich ſogar bis auf die Nahmen erſtrekten, ſo wuſte man wohl zu der Zeit, da ſie, wenn ich ſo ſagen darf, Mode wären, was ſie bezeichnen ſollten; wer aber wollte nun nach ſo vielen Jahrhunderten noch ſo verwegen ſeyn ihnen dieſe Deutung wiederzugeben, nachdem uns ihre Geſchichte zwar Kriege und Staatsveränderungen aufbehalten haben, aber keine Litterar Ereigniße und leichte Sprachveränderungen, am wenigſten aber können wir Modejournale von ihnen aufweiſen, die vielleicht das meiſte zur Entzifferung mancher Eigennahmen beytragen würden.

Inzwiſchen es ſcheint mir hier die beſte Gelegenheit zu ſeyn wieder auf unſere deutſche Nation zurück zu kommen.

Nie hat wohl ein Volk auf dem Erdboden mehr mittelbaren Einfluß von andern Nationen empfunden, als unſere deutſche Vorwelt. Ihre Religion bekam ſie in einem von Juden, und zwar in Aſien, geſchriebenen Buche, aus den Händen der Italiener, ihre Geſetze aber aus dem reichen Vorrathe, den je und je die Römer von dergleichen beſaßen, ſie ſelbſt unter ſich war erſt in mehr als hundert kleine Völkerſchaften getheilt, die Anfangs auch eigene Sprachen redeten, die ſich aber erſt nach der allgemeinen Völkerwanderung allmählig in das große Ganze verſchmolzen, das wie jetzt deutſche Nation nennen — konnte es unter ſolchen Umſtänden wohl anders ſeyn, als daß unſere Eigennahmen verderbt, fremde eingeführt und endlich faſt alle mit einander unverſtändlich werden mußten?

Wirklich war dies alles Urſache, daß unſere heutigen Eigennahmen für uns keinen Sinn mehr haben, die Bekehrer unſerer Vorältern tauften aus Liebe zur Bibel und aus frommen Haß gegen alle heidniſche Nahmen, alle Täuflinge mit Bibliſchen alſo Hebräiſchen Nahmen; wo noch Eigennahmen der einen oder andern Völkerſchaft ſich erhalten hatten, wurden ſie durch die Vermiſchung der Mundarten immer unkenntlicher, und die Sucht gelehrt zu ſcheinen, was damals leicht war, brachte zu tauſend ſolchem Unſinn annoch die lateiniſchen Endungen. Nun können wir freilich nicht mehr wiſſen, was der größte Theil unſerer Eigennahmen bezeichnen will; ja wir wiſſen noch weniger, als jene ältere Völkerſchaften, wir wiſſen in den wenigſten Fällen unſer Eigenthum vom Eigenthume fremder Nationen zu ſondern.

Sollte alſo wohl Freunden deutſcher Sprache, Deutſchen, ſollte es denen noch von ihren Landsleuten mißdeutet werden können, wenn ſie ihrer Vaterlandsſprache, die gegen alle ihre Europäiſchen Schweſtern den Vorzug behaupten kann, daß ſie bis auf dieſen Punkt, am wenigſten durch fremden Einfluß an ihrer alten originellen Kraſt geſchwächt worden iſt, auch noch dieſen Grad der Eigenheit wieder zu geben ſich bemühten; wenn ſie Vorſchläge thäten, wie wir für die Zukunſt wieder deutſche, Sinn und Bedeutung habende Eigennahmen einführen könnten? — Ich ſollte glauben, dergleichen Beſtreben würde um ſo weniger Widerſtand finden, je mehr es damit beſchäftiget wäre, die Lächerlichkeit des alten Herkommens, zu beleuchten, und je weniger die Vorſchläge ſelbſt dahin zielten, eine ſonſt freye Wahl irgend einem Zwange unterzuordnen.

Voll dieſes Zutrauens eile ich ſchneller zum vorhabenden Endzwecke dieſer kleinen Schriſt.

Unſere fremden Eigennahmen mogten wohl ſonſt Griechiſchen, Hebräiſchen oder Böhmiſchen Ohren ſchön klingen, dem deutſchen aber, der warm für ſeine Nation und Sprache iſt, erwecken ſie jetzt Ekel. Unſere deutſchen Nahmen die noch aus den älteſten Zeiten herrühren, und eben deswegen von niemand mehr verſtanden werden, thun gleiche Wirkung, zumal auf den Laien deutſcher Sprachkunde; und dennoch werden dieſe Zwittergeburten noch bey jeder Taufhandlung der Nachwelt feyerlichſt überliefert, und dennoch laßen ſich auch vernünftigere Eltern aus Höflichkeit gegen eitle Taufzeugen bereden, die unſinnigſten Eigennahmen ihren Kindern beylegen zu laßen, ja eine kleine Aenderung, die ſich Eltern zuweilen erlauben, giebt oft Gelegenheit zu Familienuneinigkeiten. So wurde einſt die erſte Schöne eines Landſtädtchens, die Frau Superintendentin erſucht, einer Taufhandlung als Zeugin beyzuwohnen, in einer Familie die an Rang, Politur, und am wenigſten an Vermögen ihr nachſtand. Weil aber die Frau Superintendentin Apollonia Concordia hieß, und dieſe beyden Nahmen ſehr üble Diminutiva geben, ſo änderten die Eltern dieſelben in Roſe Henriette um — Kaum war die Taufhandlung vorüber, ſo erklärte die Frau Superintendentin, wenn ihre Nahmen nicht gut genug wären, ſo wolle ſie auch nicht, daß man ſie als Gevatterin betrachtete; alles Zureden war vergebens, ſie gieng nicht mit zum bereiteten Mahle, und befeindet noch jetzt nach einigen Jahren die Perſonen, die ihre Nahmen etwas unbequem fanden. Dergleichen Geſchichtchen könnte man tauſend erzählen; allein man kann auch eben ſo ſicher rechnen, daß jedes Mitglied einer etwas zahlreichen Familie ſich einiger ähnlichen erinnern wird, wo unverſtändliche Eigennahmen durch die unſinnige Vorliebe, die ſo manche Perſonen für einmal ohne Sinn angenommene Nahmen hegen, bald äußerſt lächerliche bald tragiſche Vorfälle gewirkt haben. Um dieſem Uebel in etwas vielleicht ganz abzuhelfen, ſind meine Vorſchläge kürzlich dieſe: man lege im Kalender den Monatstagen deutſche Nahmen bey, dies wird uns viele deutſche Eigennahmen verſchaffen, indem viele Eltern gewohnt ſind, ihren Kindern den Nahmen beyzulegen, den, nach dem Kalender, der Tag ihrer Geburt führt; überhaupt aber würden auch deutſche Ohren wieder an Nahmen aus ihrer Mutterſprache dadurch gewöhnt werden, wenn ſie in dem Volksbuche aller Volksbücher, dem Kalender, dergleichen täglich ſehen müßten. Ferner alle deutſche Prediger, die ihre Mutterſprache lieben, dürften nur bey vorkommenden Taufhandlungen unter Eltern und Taufzeugen den Grundſatz einleuchtend zu machen ſuchen, daß die leztern weiter keine Abſicht zu erfüllen haben, als Zeugen von der vorgegangenen Handlung zu ſeyn und zu bleiben, daß aber im übrigen ihre Nahmen gar nicht mit zum weſentlichen der Sache gehören, und könnten nach eigener Erfindung deutſche paſſende Nahmen den Eltern und Pathen vorſchlagen, oder aus einem im Kalender oder ſonſt vorhandenen Nahmenverzeichniſſe wählen laſſen. Zwar dürfte mancher wackere Prediger nicht allemal zur Erfindung deutſcher Nahmen aufgelegt ſeyn, und das belobte Nahmenbüchlein iſt ſo wenig vorhanden, als ein ſolcher umgeſchaffener Kalender — allein damit dieſem Vorſchlage nie der Vorwurf gemacht werden möge, als wäre er nur flüchtiger Wunſch, ohne irgend etwas zu leiſten, ſo ſind ihm auch 366 deutſche Eigennahmen beygefügt, die nach den Geſchlechtern bezeichnet ſind, übrigens aber vollkommen zureichen, einen Kalender damit auszufüllen, oder in deſſen Ermangelung zum einſtweiligen Vorrathe zu dienen, aus welchen Eltern und Pathen nach Belieben wählen können. Sie ſind alle von einem rühmlich bekannten Gelehrten geprägt oder aufgenommen worden, deſſen Achtung und Sorgfalt für unſere Mutterſprache alle diejenigen ehren, die das Vergnügen haben ihn zu kennen.

Es bedarf alſo dieſes kleine Wagſtück, das Liebe zu unſerer Vaterlandsſprache erzeugte, keiner weitern Schutzrede; indeſſen um der Schwachen willen, die vielleicht wähnen könnten, daß manche der vorgeſchlagenen Nahmen zu profan und der Würde der Taufhandlung zu wenig entſprechend wären, füge ich ſtatt aller Schutzrede noch hinzu, daß ſelbſt Luther dergleichen Nahmen wünſchte, und ſie herzuſtellen ſuchte; ſein mehrerwähntes Nahmenbüchlein iſt davon Zeuge. Liebwerth, Roſemund, Himmelsſchöne, Eitelhülf, Rathgeber, Ehrenhold, Friedreich, Siegwerth und viele andere Nahmen ſchuf er aus alten längſt deutungslos gewordenen Lauten, wünſchte ſie eingeführt, und hatte die Bedenklichkeiten nicht, die ich 200 Jahre ſpäter manchem ſeiner Jünger zutrauen muß.

Und nun glaube ich dieſen gutgemeynten vaterländiſchen Wunſch durch nichts ehrvoller krönen zu können, als durch den ſchon angeführten Denkſpruch unſers verewigten Luthers.

Exemplum vobis dedimus ut plura & meliora faciatis.

Januarius.

1. Gottwalt M. u. W.
2. Adelſchmuck M. u. W.
3. Vollherz M.
4. Wonnemund M. u. W.
5. Vordermann M.
6. Wohlgelitten M. u. W.
7. Vielwerth M. u. W.
8. Tugendglück W.
9. Schönſeele M. u. W.
10. Duldegern M. u. W.
11. Tannenſchlank W.
12. Roſeroth W.
13. Vaterſtolz M. u. W.
14. Sanghold M. u. W.
15. Ehregott M. u. W.
16. Deutſchblut M.
17. Himmelglanz W.
18. Redefrey M.
19. Volksleuchte M.
20. Perle W.
21. Löwenherz M.
22. Süßſtimme M. u. W.
23. Flimmerſtern W.
24. Wohlgeſtalt W.
25. Sanftmuth W.
26. Ehrenwerth M. u. W.
27. Gutſeele M. u. W.
28. Taubenart W.
29. Treumann M.
30. Ernſt M.
31. Biederherz M. u. W.

Februar.

1. Wohlthätig M. u. W.
2. Güldenſtern M. u. W.
3. Schönſang M. u. W.
4. Gottfried M. u. W.
5. Redlich M. u. W.
6. Allhold M. u. W.
7. Treuherz M. u. W.
8. Edelſtolz M. u. W.
9. Allſieger M.
10. Vaterhülfe M.
11. Schneeblume W.
12. Liebwerth M. u. W.
13. Ohneraſt M.
14. Starkmuth M.

15. Gernhelfer M.
16. Sonnenſtral M. u. W.
17. Gutmüthig M. u. W.
18. Feuerblick M.
19. Menſchenfreund M.
20. Landmann M.
21. Völkerſchutz M.
22. Feinwitz M.
23. Gottlieb M. u. W.
24. Großſeele M.
25. Frohlaunig M. u. W.
26. Helldenker M.
27. Gaſtfrey M.
28. Sanftauge W.
29. Waiſenhold M. u. W.

März.

1. Lenz M. u. W.
2. Reinherz M. u. W.
3. Wonneblick W.
4. Rathgeber M.
5. Sternhell W.
6. Edelſeele M. u. W.
7. Schönrede M.
8. Tugendpreis W.
9. Hochgefühl M.
10. Gutart M. u. W.
11. Liebetreu M. u. W.
12. Ruhmwerth M. u. W.
13. Lenzblume W.
14. Sanftgefühl W.
15. Sittenſchmuck W.
16. Unſchuld W.
17. Volksfreund M.
18. Ehrenhold M. u. W.
19. Glückskind M. u. W.
20. Immergut M. u. W.
21. Mannfeſt M.
22. Getroſt M. u. W.
23. Fernblick M.
24. Veilchen W.
25. Gotthilf M. u. W.
26. Seefahrer M.
27. Friedſam M. u. W.
28. Goldrein W.
29. Heldenart M.
30. Allwerthe W.
31. Wonnefreund M.

April.

1. Weitblick M.
2. Gutherz M. u. W.
3. Sittenſchön W.
4. Treufleiß M. u. W.
5. Freudenhold M. u. W.
6. Liebling M. u. W.
7. Ohnefalſch M. u. W.
8. Wohlgemuth M. u. W.
9. Eintracht W.
10. Kühnmund M.
11. Gottesſinn M. u. W.
12. Mutterlieb M. u. W.
13. Spendegern M. u. W.
14. Tannenwuchs W.
15. Unerſchrocken M.
16. Beyſtand M.
17. Tugendbild W.
18. Minne W.

19. Landesſchutz M.
20. Hellauge W.
21. Traulich M. u. W.
22. Kriegshold M.
23. Gutholde M.
24. Beſcheiden M. u. W.
25. Grünaue W.
26. Muthig M.
27. Frohmund M. u. W.
28. Frühroſe W.
29. Gleichmuth M.
30. Ehrlich M. u. W.

May.

1. Mayblume W.
2. Lerchenſang M. u. W.
3. Friedlieb M. u. W.
4. Blüthenſtrauß W.
5. Sonnenhell W.
6. Kirſchblüthe W.
7. Thauperle W.
8. Blüthenduft W.
9. Wohlgezogen M. u. W.
10. Lenzroſe W.
11. Weichherz W.
12. Sanftſinn W.
13. Vollblüthe W.
14. Lilienfeld W.
15. Treumund M.
16. Minnewerth W.
17. Lichtſtral M. u. W.
18. Blüthenkelch W.
19. Anmuth W.
20. Glückauf M.
21. Vaterliebe M. u. W.
22. Gottverehrer M.
23. Tugendquell W.
24. Blüthenbaum W.
25. Wonnefeld M. u. W.
26. Redewohl M.
27. Sittenadel M. u. W.
28. Hyazinthe W.
29. Immerfroh M. u. W.
30. Wackermann M.
31. Preiswerth M. u. W.

Junius.

1. Roſenknoſpe W.
2. Apfelblüthe W.
3. Roſe W.
4. Wieſenblume W.
5. Goldquell M.
6. Biederſinn M u. W.
7. Weißlilie W.
8. Naturfreund M.
9. Blume W.
10. Waffenhold M.
11. Tugendleuchte W.
12. Vergißmeinnicht W.
13. Aublume W.
14. Waldſchütz M.
15. Goldroſe W.
16. Wonneblick W.
17. Silberblüthe W.
18. Feldblume W.
19. Frommann M.
20. Donnerkraft M.
21. Roſenau W.

22. War-

22. Gartenfreund M.
23. Rechtwitz M.
24. Blumenau W.
25. Denker M.
26. Lindenblüthe W.
27. Adlerflug M.
28. Sanftherz W.
29. Roſenkranz W.
30. Kornblume W.

Julius.

1. Blumenfeld W.
2. Waffenglanz M.
3. Roſenblüthe W.
4. Scharfſinn M.
5. Waldſtrom M.
6. Blumenduft W.
7. Güldenau W.
8. Tugendlob W.
9. Feldroſe W.
10. Holdrede M. u. W.
11. Wahrmund M. u. W.
12. Blumenhold W.
13. Ehrenkrone M. u. W.
14. Gartenzier W.
15. Silberroſe W.
16. Wacker M.
17. Sonnenblume W.
18. Adelwerth M. u. W.
19. Rechtſchutz M.
20. Kriegsglück M.
21. Blumengarten W.
22. Prunkfeld M. u. W.
23. Liebe W.
24. Königskerze W.
25. Leutſeelig M. u. W.
26. Gutmann M.
27. Edelſtamm M. u. W.
28. Blumenfeſſel W.
29. Lilienkrone W.
30. Heilſchläger M.
31. Adlerſchnell M.

Auguſt.

1. Goldlilie W.
2. Waizenfeld M. u. W.
3. Deutſchmann M.
4. Gottesfreunde W.
5. Eichenkranz M.
6. Waſſermund M.
7. Edelſinn M. u. W.
8. Lilienſchmuck W.
9. Frohherz M. u. W.
10. Selbſtdenker M.
11. Huldreich M. u. W.
12. Lili[illegible]
13. Fruchtgarten W.
14. Thronwerth M. u. W.
15. Tugendzier W.
16. Scharfblick M.
17. Jagdhold M.
18. Silberlilie W.
19. Vollkraft M.
20. Löwenmuth M.
21. Wohlgerathen M. u. W.
22. Ehrlieb M. u. W.
23. Gerngeber M.
24. Lilienſtern W.

25. Holde W.
26. Gutlaunig M. u. W.
27. Perlſtrauß W.
28. Gartenblume W.
29. Abendroth W.
30. Waldheim M.
31. Unverdroſſen M.

September.

1. Großherz M. u. W.
2. Fruchtbaum M. u. W.
3. Glückkind M. u. W.
4. Gottwerth M. u. W.
5. Scharfſchütz M.
6. Roſenmund W.
7. Wohllaut M. u. W.
8. Heldenmuth M.
9. Kriegsmann M.
10. Fürſtenrath M.
11. Ohnetrug M. u. W.
12. Holdſelig W.
13. Tugendſchmuck W.
14. Baumgarten M. u. W.
15. Mildeblick W.
16. Taubenſinn W.
17. Honigrede M.
18. Glücksſtern M. u. W.
19. Fröhlich M. u. W.
20. Biedermann M.
21. Milde W.
22. Jagdluſtig M.
23. Liebmund M. u. W.
24. Fels M.
25. Hausliebe W.
26. Streitkundig M.
27. Volksheil M.
28. Sittenhold M. u. W.
29. Freymuth M. u. W.
30. Haltwort M.

Oktober.

1. Weinluſt M. u. W.
2. Immertreu M. u. W.
3. Kunſtlieb M.
4. Edelſtein M. u. W.
5. Gutthätig M. u. W.
6. Güldenmund M. u. W.
7. Volltraube W.
8. Ohneſchmuck W.
9. Traugott M. u. W.
10. Ueberfluß M.
11. Fürchtenichts M. u. W.
12. Zauberblick W.
13. Tugendhold M. u. W.
14. Glücksmann M.
15. Friedſelig M. u. W.
16. Sorgenfrey M. u. W.
17. Vorſtral M. u. W.
18. Grundehrlich M. u. W.
19. Fleißliebe W.
20. Thuerecht M. u. W.
21. Süßton M. u. W.
22. Wohlfarth M. u. W.
23. Liebherz M. u. W.
24. Thatkraft M.
25. Gotteskind M. u. W.
26. Lichthold M. u. W.
27. Frohleben M. u. W.

28. Befreyer M.
29. Häuslich W.
30. Fürſtenglück M. u. W.
31. Tapferherz M.

November.

1. Sittig M. u. W.
2. Treuſeele M. u. W.
3. Wahrweiſer M.
4. Kühnmuth M.
5. Gottgetreu M. u. W.
6. Gutrath M.
7. Friedhold M. u. W.
8. Traute W.
9. Volksſchule M.
10. Gemeinnutz M.
11. Kriegsheld M.
12. Freundlieb M. u. W.
13. Himmelblick W.
14. Demuth W.
15. Friſchwange W.
16. Hochſang M.
17. Freymund M.
18. Offenherz M. u. W.
19. Verſtändig M. u. W.
20. Perlkranz W.
21. Feingefühl M. u. W.
22. Günſtling M. u. W.
23. Herzgute W.
24. Gradſinn M.
25. Freyblick M. u. W.
26. Tugendſchön W.
27. Ernſtliebe W.
28. Gutleben M. u. W.
29. Gotthold M. u. W
30. Lobwerth M. u. W.

December.

1. Tugendſchutz M.
2. Immerhold W.
3. Honigmund M. u. W.
4. Ferntreffer M.
5. Lilienhand W.
6. Allwerth M.
7. Rechtdenker M.
8. Wintergrün M. u. W.
9. Rüſtig M.
10. Großmuth M. u. W.
11. Königsrath M.
12. Ohnefurcht M.
13. Stahlbruſt M.
14. Friedreich M.
15. Erdenheil M. u. W.
16. Glücklich M. u. W.
17. Wonnekind M. u. W.
18. Trautherz M. u. W.
19. Redſeelig M.
20. Hochflamme M.
21. Edelmuth M. u. W.
22. Holdauge W.
23. Gottesbild M. u. W.
24. Gutſinn M. u. W.
25. Silberſtern M. u. W.
26. Rühmlich M. u. W.
27. Vorwärts M.
28. Treuhold M. u. W.
29. Reinmund M. u. W.
30. Tiefblick M.
31. Gottlob M. u. W.

2.

Der erſte Robinſon.

Während des ſpaniſchen Succeſſionskriegs rüſteten einige Privatperſonen in England zwey Schiffe aus, um in der Südſee gegen die Spanier zu kreuzen. Dieſe kommandirte Woodes Rogers, und ſein erſter Steuermann war der berühmte Seefahrer Wilhelm Dampier, der ſchon dreymal die Fahrt nach der Südſee, und zweymal die Reiſe um die Welt gemacht hatte. Rogers ſeegelte um das Kap Horn, und landete auf der Inſel Juan Fernandez, die nach der Zeit, ſonderlich durch Anſons Aufenthalt, als eins der reizendſten, unbewohnten Eylande dieſer See, berühmt geworden iſt. Rogers Pinaſſe kam mit einer Ladung Krebſe, und mit einem Menſchen zurück, der in Ziegenfelle gekleidet war, und wilder ausſah, als dieſe Thiere.

Dieſer Menſch war ein Schottländer, Alexander Selkirck mit Nahmen. Er war Bootsmann auf dem Schiffe, die fünf Häfen, geweſen, und vor vier Jahren und vier Monaten von ſeinem Hauptmann Stradling, hier zurück gelaßen worden. Dampier gab ihm das Zeugniß, daß er einer der beſten Leute auf Stradlings Schiffe geweſen ſey. Rogers nahm ihn in ſeine Dienſte.

Er hatte während ſeines Aufenthalts auf Juan Fernandez mehrere Schiffe vorbey fahren ſehn, von welchen aber nur zwey vor Anker gingen. Als er ſie genauer unterſuchte, fand er, daß es Spanier waren, und verbarg ſich vor ihnen. Sie ſchoſſen nach ihm, doch ohne ihn zu beſchädigen. Wären es Franzoſen geweſen, ſo würde er ſich ihnen ergeben haben. Allein er wollte lieber einſam auf der Inſel ſterben, als den Spaniern in die Hände fallen, und von ihnen ermordet, oder als Sklave in die Berg werkſchachte verbannt zu werden; denn er wußte, daß ſie keinen Fremden verſchonen würden, der im Stande wäre, Aufſchlüſſe und Entdeckungen wegen der Südſee zu geben.

Ehe er noch entdeckte, daß es Spanier waren, kamen ſie ihm ſo nahe auf den Hals, daß er ihnen mit genauer Noth entgieng; denn ſie gaben nicht allein auf ihn Feuer, ſondern ſetzten ihm auch in die Wälder nach. Er kletterte auf den Gipfel eines Baums, an deſſen Fuß ſie ihre Flinten luden, und nicht weit davon verſchiedene Ziegen ſchoſſen. Sie giengen aber fort ohne ihn ausfindig machen zu können. Die Spanier wußten, daß er von den Freybeutern auf der Inſel gelaßen worden war.

Er war zu Largo in der Grafſchaft Fife gebohren, und von Jugend auf zum Seemann erzogen. Wegen eines Streits, den er mit ſeinem Hauptmann bekam, und wegen des lecken Zuſtandes des Schiffs, das auch nachher an der Küſte Borbancon ſank, verlangte er ans Land geſetzt zu werden, um auf der Inſel zu bleiben. Kurz darauf reuete es ihm, aber der Hauptmann weigerte ſich, ihn wieder an Bord zu nehmen.

Er hatte ſeine Kleider, und Bettlaken, eine Flinte, ein Pfund Pulver, Kugeln, Tabak, ein Beil, ein Meſſer, einen Keſſel, eine Bibel, noch einige andere Erbauungsbücher, und ſeine mathematiſchen Werkzenge, Bücher und Seekarten mit ſich ans Land genommen. Er vertrieb ſich die Zeit, beſchäftigte und verſorgte ſich, ſo gut er konnte. Die erſten acht Monate koſtete es ihm groſe Ueberwindung Herr über ſeine Schwermuth, und über den fürchterlichen Gedanken zu werden, ſich ſo ganz allein an einem wüſten Orte zu wiſſen.

Er bauete ſich zwey Hütten von Pimentoholz, deckte ſie mit langem Graſe, und fütterte ſie mit Tiegerfellen aus. So lange ſein Pulver dauerte, ſchoß er ſich Tieger, ſo oft er welche nöthig hatte. Als das Pulver beynahe verbraucht war, verſchafte er ſich Feuer, indem er zwey Stücken Pimentholz, auf dem Knie, ſchnell an einander rieb. Die kleinere Hütte diente ihm zur Küche; in der größern ſchlief er, und beſchäftigte ſich mit Leſen, Pſalmenſingen und beten, ſo daß er ſelbſt ſagte, er ſey in ſeiner Einſamkeit ein beſſerer Chriſt geworden, als er je geweſen wäre, oder vielleicht je wieder werden würde.

Anfangs aß er, theils aus Gram, theils, weil es ihm an Brod und Salz gebrach, nicht eher, als bis ihn der Hunger dazu zwang; er gieng auch nicht eher zu Bette, als bis er nicht länger mehr ſich wach erhalten konnte. Das Pimentoholz, das ſehr hell brennt, verſchafte ihm zugleich Feuerung und Licht, und ſein aromatiſcher Wohlgeruch, ſtärkte und erquickte ſeine Lebensgeiſter.

Fiſche hätte er im Ueberfluß haben können, aber aus Mangel an Salz konnte er ſie nicht eſſen, denn ſie verurſachten ihm den Durchfall. Er aß aber Flußkrebſe, welche ſo groß als Meerkrebſe, und ſehr gut waren. Bald ſpeiſete er ſie geſotten, bald auf dem Roſt gebraten; eben ſo bereitete er auch das Ziegenfleiſch, das nicht den ſtarken Geſchmack wie das unſrige hat, und das ihm kräftige Brühen gab. Er rechnete, daß er während ſeines Hierſeyns mehr als fünfhundert Ziegen getödtet, und eben ſo viel gefangen habe, die er wieder laufen ließ, nachdem er ſie durch Aufſchlitzen der Ohren gezeichnet hatte. Dieſer leztere Umſtand wurde 31 Jahre darauf, durch das Schiffsvolk des Admirals Anſon, noch an einer alten Ziege und an mehreren bemerkt, welche ſie auf der Jagd erlegten.

Selkirk, um das Pulver zu ſchonen, fing die Ziegen im Laufen. Seine Lebensart und ſeine beſtändige Bewegung hatten ihn ſo behend gemacht, daß er mit wunderbarer Geſchwindigkeit, durch Wälder, und auf Hügel und Felſen rannte, wovon die Engländer des Schiffs ſelbſt Augenzeugen waren. Sie hatten einen Hund, den ſie nebſt einigen ihrer ſchnellfüßigſten Leute, mit Selkirk auf den Ziegenfang ausſchickten. Aber er gewann ihnen allen den Vorſprung ab, machte Hund und Menſchen müde, fing die Ziegen, und brachte ſie auf dem Rücken getragen. Seine Geſchwindigkeit, in Verfolgung einer Ziege, hätte ihm einsmal, wie er ſelbſt erzählte, bald das Leben gekoſtet. Er ſetzte ihr ſo hitzig nach, daß er ſie am Rand eines Abgrunds haſchte, den Abgrund aber nicht gewahr wurde, weil er mit Geſträuchen verwachſen war. Er ſtürzte eine gewaltige Höhe mit der Ziege hinab, und war ſo zerſchlagen vom Falle, und ſo betäubt, daß er alle Beſinnung verlohr; als er wieder zu ſich ſelbſt kam, fand er die Ziege todt unter ſich liegend. Er konnte ſich 24 Stunden nicht von der Stelle bewegen, und war kaum vermögend, in ſeine Hütte zu kriechen, die ohngefähr eine engliſche Meile davon lag; er konnte auch unter zehn Tagen nicht ausgehn.

Er brachte es endlich dahin, daß ihm ſeine Speiſe ohne Salz und Brodt ſchmeckte. Er hatte beſtändig einen guten Vorrath von Rüben, die von der Mannſchaft irgend eines Schiffs hier geſäet ſeyn mußten, und ſich einige Aecker weit ausgebreitet hatten; guten Kohl erhielt er von den Palmen, auf deren Gipfeln er wächſt, und ſeine Gerichte würzte er ſich mit der Frucht des Pimentobaums, die dem jamaikaiſchen Pfeffer ähnlich, und von gutem Geſchmack iſt. Den ſchwarzen Malaghetapfeffer fand er ſehr gut, um Blähungen zu treiben, den Magen zu ſtärken, und in Koliken zu helfen.

Seine Schuhe und Kleidung wurden durch das beſtändige Umherſtreifen durch Wälder und Gebüſch, gar bald zerriſſen und zerſtückt. Aber ſeine Füße härteten ſich ſo ſehr ab, daß er baarfuß überall hinlief, und daß es ihm, als er zu den Engländern kam, viele Zeit koſtete, ehe er wieder Schuhe tragen konnte. Denn weil er ſie ſo lange entwohnt war, ſo ſchwollen ihm die Füße, wenn er welche anzog.

Als er Meiſter ſeiner Schwermuth geworden war, beluſtigte er ſich oft damit, ſeinen Nahmen und das Jahr ſeines Exils in Bäume zu ſchneiden, ſich neue Werkzeuge zu erfinden, oder an hellen Abenden die Sterne zu zählen. Anfänglich war er ſehr von Ratten geplagt. Einige dieſer Thiere mußten von den Schiffern, die hier angelegt hatten, auf die Inſel gekommen ſeyn, wo ſie ſich in unglaublicher Menge vermehrten. Sie benagten ihm nicht allein ſeine Kleider, ſondern ſogar die Füße. Endlich fiel er darauf, einige von den Katzen, welche ebenfalls durch Schiffe ans Land gekommen waren, mit Ziegenfleiſch zu futtern; wodurch ſie ſo zahm wurden, daß ſie ſich zu hunderten um ihm verſammelten, und ihn bald von den Ratten befreyten. Einige Katzen und junge Ziegen richtete er auch ab zu tanzen, wenn er ihnen vorſang. Und ſo brachte er es endlich durch ſeine natürliche Aufgeräumtheit und Munterkeit, und durch ſeine Jugendſtärke, (denn er war erſt 30 Jahr alt) ſo weit, daß er alle Unannehmlichkeiten ſeiner Einſamkeit überwand, und ruhig und zufrieden wurde.

Als ſeine Kleider abgetragen waren, machte er ſich einen Wamms und eine Mütze aus Ziegenfellen, welche er vermittelſt kleiner, aus eben den Fellen geſchnittenen Riemchen zuſammennähete. Ein Nagel war ſeine Nadel. Als ſein Meſſer bis am Rücken abgenutzt war, verfertigte er ſich andre Meſſer aus den eiſernen Reifen, welche am Ufer lagen, und die er dünne hämmerte, und auf Steinen wetzte. Aus etwas leinen Zeug, welches er bey ſich hatte, nähete er ſich, mit ſeinem Nagel Hemden; die Fäden dazu zog er aus ſeinen alten Strümpfen. Er trug ſein allerleztes Hemd, als ihn Rogers auf der Inſel antraf.

Er hatte ſeine Sprache, aus Mangel an Uebung ſo verlernt, daß man ihn kaum verſtehn konnte, als er an Bord kam; denn er ſchien ſeine Wörter nur halb auszuſprechen. Man bot ihm Brandtwein an, er wollte ihn aber nicht koſten, denn er fürchtete ſich, er möchte ihm ſchaden, weil er zeither lauter Waſſer getrunken hatte. Es vergieng auch einige Zeit, ehe ihm die engliſchen Schiffsſpeiſen wieder ſchmecken wollten.

Außer den bekannten, auf der Inſel wachſenden Früchten, hatte er auch ſchwarze, ſehr gute Pflaumen entdeckt, zu denen ſich aber ſchwer kommen läßt, weil die Bäume, die ſie tragen, auf hohen Bergen und Felſen wachſen. Eine gewiſſe Pflanze, die dem Mutterkraute nicht unähnlich iſt, hat einen ſehr angenehmen, herzſtärkenden Geruch. **Selkirk** zeigte ſie den Leuten von Rogers Schiffe, welche dieſe Pflanze in die Zelte ihrer Kranken ſtreuten, die dadurch erquicket, und ihre Geneſung beſchleunigt wurde. Die Pimentobäume wachſen zuweilen 60 Fuß hoch, und haben beynahe zwey Ruthen im Umfang. Die Baumwollenbäume werden noch höher, und ihr Stamm iſt ungeheuer dick. Als Admiral Anſon ſich einige dreißig Jahre ſpäter, hier aufhielt, ließ er in den Wäldern, Pflaumen- Abricoſen- und Kirſchkerne ſtecken, die auch alle gut fortgekommen ſind. Im Julius, welches die Winterzeit dieſer Gegenden iſt, ſah **Selkirk** Schnee und Eis; allein die Monate, September, Oktober und November, waren über allen Ausdruck angenehm. Die Luft iſt dann von Wohlgeruche erfüllt, welche die Lebensgeiſter erquicken und beſeelen, und ſowohl auf den Menſchen als die Thiere, wunderbar wirken, welches **Selkirk** an den leztern, aus ihrer Fettigkeit, und Luſt zum Kurzweilen abnahm.

Juan Fernandez, der erſte Entdecker, von welcher die Inſel den Nahmen hat, ſezte hier die erſten Ziegen aus, die ſich unendlich vermehrten. Als Anſon 33 Jahr darauf, auf dieſer Inſel war, fand er ihre Anzahl durch die vielen Hunde ſehr vermindert, welche die Spanier auf die Inſel gebracht hatten, um die Ziegen auszurotten, und die Freybeuter dadurch abzuhalten, dieſe Inſel wie bisher zur Verproviantirung ihrer Schiffe nutzen zu können; die wenigen übrigen Ziegen hatten ſich nun auf die unzugänglichen Berge geflüchtet, und ſich in beſondre Heerden, von 20, 30 Stück vertheilt, deren jede eine beſondre Feſtung bewohnte, und ſich nicht mit den andern vermiſchte. Die Katzen und Pardele aber ſind von den Hunden ganz vertilgt worden.

Sonderbar iſt es, daß Selkirk, ſo mäßig er auch lebte, ſobald er ſich wieder an unſere Speiſen und Getränke gewöhnt hatte, ſehr viel von ſeiner Stärke und Thätigkeit verlohr. Ein überzeugender Beweiß, daß die einfache Nahrung, und die Mäßigkeit, die Geſundheit des Körpers, und die Stärke des Geiſtes erhalten, da hingegen die Mannigfaltigkeit unſrer Speiſen und Getränke, und ſonderlich das Ausſchweifen darinn, beyde zu Grunde richten.

Selkirk war nicht der erſte Menſch, welcher auf der Inſel Fernandez allein zurückgelaſſen worden war; dieſes war ſchon von ihm, im Jahr 1681, einem Moskitos-Indianer, Nahmens Will begegnet, als die Geſellſchaft Freybeuter, zu welchen er gehörte, durch die unvermuthete Erſcheinung einiger ſpaniſchen Kriegsſchiffe genöthigt wurde, eiligſt die Anker zu lichten, und unter Segel zu gehn. Drey Jahr darauf, im März 1684, kamen einige von dieſen Freybeutern, bey welchen ſich gleichfalls Dampier befand, wieder nach dieſer Inſel, und gieng in der Schaluppe ans Land, um ſich nach ihrem zurükgelaſſenen Moskiten umzuſehn.

Die Moskiten ſind eine indianiſche Nation, welche um das Vorgebirge Gratias-Dios wohnen, und mit den Engländern auf Jamaicka in ſehr gutem Vernehmen ſtehn. Hingegen haſſen ſie die Spanier tödlich, die ſie auch nie haben unterjochen können. Da ſie ſehr gute Jäger und ſehr gute Fiſcher ſind, ſo pflegten die engliſchen und franzöſiſchen Freybeuter, immer einige von ihnen, am Bord ihrer Schiffe zu haben, die ihnen in vielen Stücken nützlich waren.

Als die Schaluppe ſich der Inſel näherte, ſtand Will ſchon am Strande, und erwartete ſie. Ein anderer Moskite, Nahmens Robin, der in der Schaluppe war, ſprang zuerſt ans Land, lief auf ſeinen Landsmann zu und warf ſich ihm zu Füßen. Will hob ihn auf, küßte ihn, fiel auf gleiche Art auf das Geſicht zu Robins Füßen, und wurde eben ſo von ihm aufgehoben, und geküßt. Die Verwunderung, Zärtlichkeit und Feyerlichkeit dieſer Zuſammenkunft der beyden Freunde, rührte ſelbſt die rohen Freybeuter. Als Dampier, ſein alter Freund herbeykam, war Will nicht weniger für Freude entzückt ihn zu ſehn, drückte ſie aber auf eine andre Art aus. Noch fand er unter dem Schiffsvolke mehrere Bekannte, und alle freuten ſich höchlich über die Begegnung; denn die Moskiten ſind auf den Schiffen, wegen ihrer Freiwilligkeit, und ihrem Behülflichſeyn, ſehr beliebt. Will und Robin waren Nahmen, die ſie von Engländern bekommen hatten; weil ſie keine unter ſich haben, ſo halten ſie es für eine große Gewogenheit, wenn Engländer ihnen einen Nahmen beylegen wollen.

Der Moskite Will, war drey Jahre ganz allein auf der Inſel geweſen; die Spanier, welche wußten, daß er daſelbſt gelaßen worden war, ſuchten ihn einigemal auf; er hatte ſich einen Schlupfwinckel ausfindig gemacht, wo ſie ihn nicht entdecken konnten. Er war im Walde auf der Ziegenjagd, als ſein Hauptmann mit den Leuten ſo eilig an Bord und unter Seegel gehen mußte, und als er ans Ufer kam, waren die Schiffe ſchon auf der hohen See. Er hatte nur ſeine Flinte, ein Meſſer, ein kleines Pulverhorn mit Pulver, und etwas Bley bey ſich. Als er ſein Pulver verſchoſſen hatte, erſann er ein Mittel, mit ſeinem Meſſer den Flintenlauf in kleine Stücken zu zerſagen, und Harpunen, Angeln, Lanzeneiſen, und ein langes Meſſer daraus zu verfertigen. Mit ſeinem Flintenſtein, und einem Stückchen Lauf, das er von den Engländern hatte härten lernen, machte er ſich Feuer an, glühte die Eiſenſtücke, und hämmerte ſie hernach mit einem Steine, in die Form, welche er ihnen geben wollte. Er zerſchnitt ſie mit ſeinem Meſſer, das er wie eine Säge zugerichtet hatte, ſchliff ſie ſcharf, und ſpitzig, und härtete ſie. Dieſes wird manchem wunderbar dünken, dem die Geſchicklichkeit dieſe Indianer nicht bekannt iſt; denn in ihrem Lande pflegen ſie freilich mit vielem Zeitverluſt, alle ihre Fiſchgeräthe, ihre Eſſe und Ambos zu ſchmieden.

Der Moskite fing ſich nun Fiſche in Ueberfluß, es fehlte ihm nicht an Ziegen, und er hatte mehr Lebensmittel, als er brauchte. Ehe er ſich Angeln machte, mußte er von Seekalb leben, was eine elende Speiſe war; allein nachher fieng er die Seekälber nur, um aus ihrer Haut Riemen, zu Angelſchnüren zu ſchneiden. Eine halbe Meile vom Strande, hatte er ſich eine kleine Hütte mit Ziegenfellen überzogen, und ſein Bette oder Barbacu war auf Pfählen zwey Fuß hoch von der Erde erhöht, und gleichfalls mit ſolchen Fellen bedeckt. Seine Lenden waren mit einem Ziegenfelle gegürtet, denn ſein Kleid war längſt in Stücken zerriſſen. Er hatte das Schiff der Freybeuter ſchon den Tag zuvor erblickt, und weil er es gleich für ein engliſches erkannte, des Morgens, ehe es ankerte, drey Ziegen geſchlachtet, und mit Kraut gekocht, um die Mannſchaft damit zu bewirthen.

Selkirk gab bey ſeiner Ankunft in England ſein Tagebuch einem gewiſſen Daniel Defoe. Dieſer ſchrieb aus ſeiner und des Moskiten Geſchichte, 1719 den berühmten Robinſon Cruſoe; ein Buch das in alle Sprachen überſetzt, und mit dem größten Beyfall geleſen wurde, und das ſonderlich in Deutſchland unzählige Nachahmer fand, die aber, größtentheils, tief unter ihrem Originale ſtehen.

3.

Bemerkungen über Menſchen und Sitten.

(Aus dem Engliſchen des Shenſtone.)

I.

Die Gründe, die unſere Geiſtlichen ſo oft gegen den Stolz von der allgemeinen Schwäche und Verderbniß unſrer Natur hernehmen, ſind ſehr unbedeutend. Der Menſch iſt nicht ſtolz als Gattung, ſondern als Individuum, nicht, indem er ſich mit andern Weſen, ſondern indem er ſich mit ſeinen Mitmenſchen betrachtet.

II.

Oft iſt es mir eingefallen, daß die Leute viele ihrer Begriffe vom Angenehmen in Anſehung der Proportion, der Farbe u. ſ. w. von ihrer eignen Perſon entlehnen.

III.

Es iſt in der That noch ein Glück, daß dieſelben Laſter welche unſer Vermögen ſchwächen, oft auch unſre Geſundheit zerſtören, damit nicht eins das andre überlebe.

IV.

Die Ehrerbietung ſchrumpft und welkt oft bey Annäherung der Vertraulichkeit eben ſo ſehr, als die fühlbare Pflanze bey der Berührung eines Fingers.

V.

Das Wort Thorheit iſt vielleicht das artigſte Wort in der Sprache. Ergötzung und Zerſtreuung ſind Worte von guter Bedeutung, aber das Wort Zeitvertreib ſollte nie anders, als in einem böſen Sinne gebraucht werden; denn es iſt ſchlecht, zu ſagen eine Sache ſey angenehm, weil ſie die Zeit vertreiben hilft.

VI.

Ein Reihetanz iſt der natürlichſte Ausdruck der Freude, und mit Springen verbunden. Iſt er regelmäßig, ſo iſt es nur cum ratione inſanire.

VII.

Die Unterhaltung mit einem geraden und offnen Menſchen ſagt Sir Plume, iſt eben ſo unſchmakhaft, als eine Komödie ohne Intrigue; ſie vergnügt nicht, weil ſie nichts zu denken giebt.

VIII.

Den Glücklichen begleitet ein Heer von Schmarotzern; die Hofnung allein hält bey dem Elenden und bey dem Bettler aus.

IX.

Der Mann von Genie, der ſein Talent verkennt, verliert den Vortheil ſich auszuzeichnen, der Thor, der ſich verkennt den Vortheil, unausgezeichnet zu bleiben.

X. Ei

X.

Eiferſucht iſt Furcht und Beſorgniß, ein anderer laufe uns den Rang ab, der Neid die Unzufriedenheit darüber.

XI.

Was gewiſſe Leute Freyheit nennen, iſt nichts anders, als die Erlaubniß unangenehme Dinge zu thun und zu ſagen. Man durfte nur den Begrif noch ein wenig weiter treiben, und es würde zu der Freyheit gehören, daß wir andern den Hals brächen, und ihn uns brechen ließen, ohne daß einer darüber böſe würde.

XII.

Ich ſehe nicht ein, warum manche Leute ſich ſchämen, ihren Hang zur Popularität zu geſtehen. Liebe zur Popularität iſt Liebe zu einem Betragen, wodurch man ſich beliebt macht.

XIII.

Der Spott, womit manche Leute über die zu triumphiren affektiren, die ihnen überlegen ſind, iſt, als wenn der Mond bey einer Finſterniß ſich erkühnen wollte, über die Sonne zu lachen.

XIV.

Eifrige Menſchen ſuchen uns immer die Stärke ihres Glaubens zu zeigen, indeß daß vernünftige Menſchen ſich bemühen, uns die Gründe davon darzuthun.

XV.

Wunderliche und zänkiſche Leute betrachte ich, wie eine geladne Kanone, die durch einen Zufall losgehen, und einen tödten kann.

XVI. Ich

XVI.

Ich fürchte, Demuth iſt für das Genie, was die auslöſchende Lichtputze für das Licht iſt.

XVII.

Viele Leute nehmen, wenn ſie unpaß kommen, eine übermüthige Demuth an, die ſich vorher mit übermüthigem Stolze betrugen.

XVIII.

Menſchen werden zuweilen des Stolzes beſchuldigt, blos weil die, ſo ſie beſchuldigen, ſelbſt ſtolz ſeyn würden, wenn ſie an ihrer Stelle wären.

XIX.

Menſchen von vorzüglichen Talenten ſind, ſagt man, oft ſtolz. Ich antworte, einfältige Menſchen ſind es ſelten, und beide handeln nach ſcheinbaren Gründen.

XX.

Man bemerkte an einer ſehr vollkommnen Dame, daß ſie beſtändig ſo beſcheiden war, daß man zuweilen glaubte, ſie achte das Lob ihrer Talente nicht, weil ſie ſich auf den Ruhm ihrer Schönheit verlaſſen könne, und ein andermal, ſie ſchätze den Ruhm ihrer Schönheit geringe, weil ſie wiſſe, daß ſie ſich auf das Lob ihrer Talente ſtützen könne.

XXI.

Der einzige Unterſchied zwiſchen Wein und Bier ſcheint der zwiſchen chemiſchen und galeniſchen Arzeneien ſeyn.

XXII.

Die Verdopplung, oder die Häufung iſt es, die den Komplimenten Anmuth giebt, das heißt, wenn man ſich von dem Gegenſtande wegzuwenden ſcheint, und dann mit gröſſerm Nachdruck dazu zurückkehrt. Ein ſehr gewöhnliches Beyſpiel davon iſt folgendes: „Ich wünſchte, ich „wäre im Stande, einen ausführlichen Beweis zu führen, „wie ſehr ich Sie achte, liebe, und ehre, über alles, was „reich, prächtig, und groß unter dem Monde heißt; aber „ich glaube, ſowohl Theologen als Rechtsgelehrte werden „eingeſtehn, daß die erhabenſten und ſchätzbarſten Wahr„heiten oft am wenigſten eines Beweiſes fähig ſind.“

XXIII.

Es iſt ein feines Stück der Politik, daß man bey einigen willkührlichen Regierungen braucht, (daß ſich aber zu keiner andern ſchickt) daß man es dem Volke beibringt, als wenn der Monarch alles wiſſe.

XXIV.

In einer ſchweren drückenden Atmosphäre, wo die Lebensgeiſter gar zu tief ſinken, iſt die beſte Herzſtärkung, alte Briefe eines Freundes von neuem durchzuleſen.

XXV.

Stolz und Beſcheidenheit werden zuweilen in demſelben Karakter vereinigt gefunden, und die Miſchung iſt eben ſo heilſam, als die von Wein und Waſſer. Die ſchlimmſte Verbindung, die ich kenne, iſt die von Geitz und Stolz, indem der Geitz ſeiner Natur nach das Gute hindert, das der Stolz am Ende noch hervorbringt, nemlich, den Aufwand.

XXVI.

Sehr viele Geſänge erinnern durch die Menge ihrer Schnörkel und Triller an das Niederſteigen der Lerche zur Erde.

XXVII.

Die Leute brauchen oft den Ausdruck: Ich bin geneigt worden, ſo oder ſo zu denken, und wiſſen nicht, daß ſie dann die buchſtäblichſte Wahrheit ſprechen.

XXVIII.

Das erſte, wornach ein bösartiger Menſch in den Zeitungen lieſt, iſt das Verzeichniß von Bankerotten, und die Todtenliſte.

XXIX.

Was hauptſächlich Männer von Verſtand bewegt, eine gewiſſe Hoheit anzunehmen, iſt der Gedanke an die Phantaſten, das iſt, an die eingebildeten Thoren, die ſich ſonſt der Vorrechte verſtändiger Menſchen bemächtigen würden.

XXX.

Wer ſich blos ins Alterthum vergräbt, und gleichſam mit Roſte überzogen iſt, macht unſern Zeiten ein ſchlechtes Kompliment.

XXXI.

Man bitte die Muſen, einem ſechs Pfennige zu leihen, und ſie werden ſagen, für jetzt wären ſie nicht bey Kaſſe, aber in Zukunft wollten ſie einem fünftauſend Pfund verſchaffen.

XXXII.

Der Grund, den man gegen die Einſchränkung der Leidenſchaften anzuführen pflegt, daß es nicht immer in unſrer Macht ſtehe, ſie zu befriedigen, iſt ein viel ſtärkerer Grund, ſie zu bezähmen, als ihnen nachzuſehen.

XXXIII.

Gewiſſe Menſchen, die jedermann in Ehrfurcht und Entfernung zu erhalten wünſchen, können nichts ſagen, wodurch ihr Zweck wirkſamer erreicht würde, als durch Stillſchweigen.

XXXIV.

Nichts wird allgemeiner geprieſen, als ein ſchöner Tag; die Urſache iſt, weil die Leute ihn ohne Neid loben können.

XXXV.

Man kann, ohne die Beſcheidenheit zu verletzen, mit ſeinem Äußerlichen nach Ehrfurcht ſtreben, in einer Welt, wo Ehrfurcht und Wohlſtand in ſo naher Verbindung ſtehn.

XXXVI.

Obgleich niemand ſich ſelber nach Belieben einen Titel geben kann, ſo kann er doch die Benennung, die man ihm giebt, beträchtlich verändern, je nachdem er in ſeinem Betragen mehr Zurückhaltung, oder mehr Vertraulichkeit beweiſt. So kann aus einem Thomas ein Herr Thomas, aus einem Herrn Thomas ein Herr Musgrave, aus einem Herrn Musgrave ein Thomas Musgrave, Esquire werden.

XXXVII.

Ein Mann von Genie, der ſich zum Umgang mit gemeinen Menſchen herablaſſen muß, hat dieſelbe Empfindung, die ein langer Mann fühlt, wenn er genöthigt wird, in ein niedriges Zimmer zu kriechen.

XXXVIII.

Nichts herrſcht allgemeiner als Schmeicheley. Leute, die den Schmeichler erkennen, misbilligen ihn drum nicht immer, weil er ſie für beträchtlich genug anſieht, daß ſie es verdienen, ſich um ihre Gunſt zu bewerben. Es iſt ein ſtillſchweigendes Kompliment, daß er ſie als Leute betrachtet, denen zu ſchmeicheln der Mühe werth iſt. So heißt es beym Shakſpear: „Und, wenn ich ihm ſage, daß ich „Schmeicheley haſſe, ſo ſagt er, er haſſe ſie auch, indem „ihm das am meiſten ſchmeichelt.“

XXXIX.

Ein Menſch hat zuweilen mehr öffentliches als Privatverdienſt. Honorio und ſeine Verwandten trauerten um das Oberhaupt ihrer Familie, aber die Trauer des Publikums war innerlich und aufrichtig.

Jene ſimpeln und häuslichen Menſchen, die immer von ihrer Demuth und ihren ſtillen häuslichen Freuden ſprechen, ſind im Stande, in demſelben Othem zu verrathen, wie ſehr ſie einen glänzenden Karakter beneiden. Wie reimt ſich das?

Sie ſind voller Vorurtheile ſagt Pedantikus zu mir, ich könnte mich unmöglich von dem Manne ſo ausdrücken wie Sie — Aber die Gründe meines Vorurtheils ſind Urſache, daß man mir Vorurtheile Schuld giebt.

Die vertrauten Freunde eines ſtolzen Mannes ſind ihm insgemein mehr ergeben, als der verdienſtvolle und beſcheidne Mann verlangen kann, daß die ſeinigen ſeyn ſollen. Die Urſache iſt, jener macht ihnen durch ſeine Herablaßung ein größeres Kompliment.

Der Stand eines Königs iſt ſo weit entfernt, elend zu ſeyn, wie ihn Pedanten nennen, daß, wenn einer Edelmuth hat, es der glücklichſte Stand iſt, den ich kenne, indem

es

er gewiß die meiſten Gelegenheiten hat, Verdienſte hervorzuziehn, und ſich Menſchen zu verpflichten.

XL.

Contemtae dominus ſplendidior rei. Ein Mann von Stande erwirbt ſich offenbar mehr Achtung, wenn er ſeinen Reichthum zu verachten ſcheint, als ein Bürger und Handwerker durch ſeine Bemühungen, damit groß zu thun.

XLI.

Welcher Mann von Verſtand möchte wohl, um beſſre Kohlen zu bekommen, mit den Geſprächen des Kohlenhändlers geplagt ſeyn?

XLII.

Die Beſcheidenheit erſetzt die Beſchwerden, die ſie denen, die ſie als eine Laſt anſehn, reichlich durch das Vorurtheil, das ſie für ſie bey jedem Rechtſchafnen erregt.

XLIII.

Der dritte Gedanke ſtimmt oft mit dem erſten überein, und iſt meiſtens der richtigſte. Erſt gefällt uns die Natur, und das Land, alsdann künſtliche Ergötzungen und die Stadt, endlich bekommen wir eine heftige Begierde, uns auf das Land zu entfernen.

XLIV.

Indem wir, uns bemühen, unſre Leidenſchaften zu unterdrücken, ſollen wir uns hüten, ſie nicht ganz zu tödten. Unſre Leidenſchaften unterdrücken, heißt, uns von einer Welt losmachen, mit welcher wir doch, ſo lange wir in ihr leben, immer in Verhältniß bleiben müſſen. Leicht können wir uns von ihr in einem ſolchen Grade losreiſſen, daß wir ein unnützes und albernes Leben führen, wozu wir nicht beſtimmt ſind. Unſer Daſeyn bleibt doch immer ein Theil des Ganzen.

Ein Menſch hat insgemein die guten oder böſen Eigenſchaften, die er dem menſchlichen Geſchlechte beylegt.

XLV.

Zorn und Rachſucht ſind eine Art von Fieber, Duelle und Prozeſſe ein Aderlaß, wenigſtens eine Ausleerung. Prozeſſe führen Geld ab, Duelle die feurigen Geiſter, die eine unnatürliche Gährung verurſachen.

XLVI.

Wenn ein Menſch, der das Vergnügen liebt, alle ſeine mannigfaltigen Wünſche in ihrem ganzen Umfange erreichte, ſo müßte er ſogleich ſich elend fühlen. Es iſt auch eine Art von Verzweiflung, wenn keine Hoffnung mehr ſtatt findet, ſeine Glückſeeligkeit zu vermehren.

Der folgende Wunſch muß alsdann ſeyn, daß man neue Gegenſtände zu wünſchen hätte, ein ſtarker Beweis, daß unſre Seelen und unſre Körper beyde zu einer beſtändigen Thätigkeit beſtimmt ſind.

XLVII.

Ich habe ein Uebel unter der Sonne geſehn, und das macht mir ſehr viel Kummer. Die Zurückhaltung und die Schüchternheit verſtändiger Menſchen ſchränkt ſie insgemein auf eine kleine Zahl von Bekannten ein, und ſie haben viele unter ihren offenbaren Feinden, deren ähnlicher Geſchmack ſie zu ihren zärtlichſten Freunden gemacht haben würde, hätte das Schickſal ſie nur einmal mit einander in Bekanntſchaft gebracht.

XLVIII.

Wer blos Facta erzählt, taugt blos zum Zeugen vor Gerichte.

XLIX.

Wenn ein Mann eine höhere Würde hat als ein Weib, ſo iſt gewiß ein Weib eben ſo ſehr über einen weibiſchen Mann erhaben. Folgende Regel in Lilly's Grammatik hat dieſe Unterordnung gut beobachtet: „Das Maſculinum hat mehr Werth als das Femininum, und das „Femininum mehr als das Neutrum.“

L.

Der vermögende Mann von Stande wird oft über die Abgaben klagen, wird ſagen, ſeine Güter bedeuteten nicht viel, und er könne nie ſo viel daraus ziehen, als die Welt geneigt ſey zu glauben. Ein bloßer Bürger im Gegentheil beſtrebt ſich immer ſeinen Reichthum zu zeigen, ſagt, er beſchäftige ſo viele Hände, er halte ſeiner Frau Pferde und Wagen, und ſpricht viel von den chineſiſchen Verzierungen in ſeinem elenden Kuchenhauſe auf dem Lande. Beyde ſtreben nach Lob, aber nach ſehr verſchiedenem Lobe. Geſetzt, wenn auch der Bürger ſo reich an Geld iſt, wie der andre an Land, ſo erwählt doch der Mann von Stande eine beſſre Methode groß zu thun, der ſich über ſeinen Reichthum erhaben betrachtet, als der Bürger, der hinauf nach ſeinem Reichthum zu blicken ſcheint, und ſich folglich unter denſelben erniedrigt.

LI.

Die einzige Art von Rache, die ein verſtändiger Menſch an einem nichtswürdigen Menſchen zu nehmen braucht, beſteht darin, daß er ihn durch ein ununterbrochenes edles Betragen nöthigt, ſeinen Feind zu bewundern und zu ſchätzen, und doch ſeinen Groll dadurch reizt, daß er ſich mit ihm auszuſöhnen weigert. So muß man, wie Sir John Falſtaff ſagt, ſelbſt Streitigkeiten zu ſeinem Vortheil benutzen!

LII.

Es iſt möglich, mit Leim zwey Stücke Holz zu verbinden, durch einen ſtarken Kitt Marmor zu vereinigen, vermittelſt eines Prieſters Mann und Frau zu verknüpfen, aber unter allen Verbindungen iſt die zwiſchen einem Dummkopf und einem Böſewicht die engſte. Sie werden gleichſam ein Leib und eine Seele. Der Dummkopf ſcheint dazu gemacht, den Böſewicht in ſolchem Grad zu bewundern und zu verehren, daß der letzte ihn leicht ergreifen, und als einen ihm gehörigen Raub verſchlingen kann.

LIII.

Derſelbe Grad von Scharfſinn, der uns an dem andern etwas Verkehrtes bemerken läßt, macht auch, daß er in dem Stücke uns nachzuſtehn ſcheint. Daher die Bemerkung und wirkliche Erfahrung, daß Leute mit aufgeklärten Köpfen das ſind, was die Welt eigenſinnig nennt.

LIV.

Niemand kann Leuten von Verſtand das Maul ſtopfen, als Narren, auf die ſie keinen Eindruck machen können.

LV.

Die Achtung, die man gegen die Sparſamkeit beweiſt, iſt dieſelbe, die man einer alten Tante erzeigt, von der wir eine Verlaſſenſchaft hoffen. Unſer Betragen iſt hierinnen ſo gezwungen, als das Betragen eines Menſchen, der wie

Shakſpear ſagt, ſich alle Mühe giebt, mit traurigen Geberden ſeiner Großmutter zu gefallen.

LVI.

Die Mode iſt ein großer Zwang für Leute von Geſchmack und Phantaſie. Wer würde ſonſt in den geringſten Fällen im Stande ſeyn, ſich vom großen Haufen zu unterſcheiden?

LVII.

Ein Schriftſteller, der ſich rühmt den menſchlichen Verſtand zu bilden, mag ſich eine Stelle in Ruttra's Wagen ausbitten, der Zahnpulver verkauft.

LVIII.

Der Unterſchied, der ſich zwiſchen Ehre und Ehrlichkeit befindet, ſcheint vornehmlich im Bewegungsgrund zu liegen. Der blos ehrliche Mann thut das aus Pflicht, was der Mann von Ehre um der Nachrede willen thut.

LIX.

Folgendes ſollte ein allgemeines Sprichwort werden: Ein Narr ſpart kein Wort, ein Mann von Genie kein Geld.

LX.

Ein Mann von Witz, Genie und Gelehrſamkeit, iſt geneigt es hart zu finden, daß Menſchen ohne allen Witz, ohne alles Genie, und ohne alle Gelehrſamkeit einen größern Antheil von Reichthum und Ehre haben ſollen, aber er bedenkt nicht, daß ſeine eignen Vollkommenheiten ihm als ein Aequivalent angerechnet werden können. Es iſt kein Grund da, daß jemand, der fünftauſend Pfund an

Werth hat, deswegen ein Recht auf zwanzigtauſend haben ſoll.

LXI.

Eine Frau ſollte in der That ihren Mann über alles lieben, aber dieſer Vorzug ſollte, deucht mich, aus Höflichkeit verhehlt werden. Denn es iſt widrig, über ein liebenswürdiges Weib ein Monopol ausüben zu ſehn, und es iſt leicht, durch ein geſchicktes Betragen dieſen Schein (und das iſt alles, was ich fordre) zu meiden.

LXII.

Gewiſſe Wunden, die der gute Name erhält, gleichen den Wunden eines vergifteten Pfeils, wo man die Oefnung reizt und erweitert, wenn man die Widerhaken herausbringen will, und doch läßt ſich die Kur nicht anders vollführen.

LXIII.

Unter allen, die mit Demuth prahlen, wird man keinen finden, der nicht zu erkennen giebt, wie ſehr er einen glänzenden Karakter beneidet, indem er ihn entweder ſelbſt tadelt, oder ſeine Zufriedenheit über die bezeigt, die es thun. Das iſt nun doch wenigſtens ein Vortheil, der aus dem Ehrgeiz entſteht, daß er einen geneigt macht, hundert Menſchen von mittler Größe zu überſehn, und unſre Nacheiferung auf den kleinen Zirkel der wenigen einſchränkt, die da ſchimmern. In einem Landſtädtchen daher, wo man mit Leuten umgeben iſt, die uns nur an Reichthum übertreffen, iſt es ein ſchickliches Beſtreben, ſchöne Pferde, einen guten Tiſch, ſchöne Bedienten zu halten, überhaupt als ein Landjunker Figur zu machen, wenn man gleich ſonſt nur einen alltäglichen und gemeinen Karakter hat. Ein Menſch von geringem Ehrgeiz beneidet vielleicht ſolche Menſchen, aber ein andrer, deſſen Ehrgeiz weiter geht, wird ſie in allen Stücken verachten.

LXIV.

Es iſt mit manchen Menſchen, wie mit manchen Pferden; was man für Muth an ihnen hält, rührt von Furcht her. Dies war unſtreitig die Quelle von dem anſcheinenden Muthe, den Cicero in Anſehung ſeines Gegners Mark-Anton's bewies. Er wußte, er müßte ihn zu Boden ſtürzen, oder ſelbſt geſtürzt werden.

LXV.

Dieſelben Eigenſchaften mit Tugend vereinigt, bilden oft einen großen Mann, die, mit entgegengeſetzten Grundſätzen verbunden, einen Straßenräuber bilden, ich meine, Muth und heftige Leidenſchaften. Beyde können ſich auf dieſelbe Art äuſſern, obgleich aus einer verſchiednen Abſicht: Tentanda via eſt qua me quoque poſſum tollere humo, das iſt, ich muß empor, oder an den Galgen kommen.

LXVI.

Wahre Ehre iſt für die Ehrlichkeit, was die Kanzley für die Geſetze iſt.

LXVII.

Geitzige füllen, ſo wie der Tod ſich nähert, ihre Kiſten mit Urſachen an, ſich noch mehr vor ihn zu fürchten.

LXVIII.

Man entdeckt an einem andern ſeine eigne Schwachheiten viel eher, als irgend eine andre Art von Schwachheiten.

LXIX.

Es iſt ein Vorzug für die Gelehrſamkeit, daß, wenn ein Geſchichtſchreiber eines guten Schriftſtellers gedenkt, es nicht für ungereimt gehalten wird, wenn er ihn einen groſſen Mann nennt, da man hingegen dieſe Benennung nicht einem Ungelehrten beylegt, wenn er gleich von Adel iſt.

LXX.

Es iſt weniger zu wundern, einen Unglücklichen einen Helden werden zu ſehn, als einen Glücklichen.

LXXI.

Ein hoher Geiſt hat oft ſehr verſchiedne und ſogar entgegengeſetzte Wirkungen. Zuweilen wirkt er nicht anders, als wie die vis inertiae, in andern Fällen treibt er die Leute an, Geräuſch zu machen, und ſich unter die zu drängen, die ihnen überlegen ſind, wie Pope ſagt: „einige verſenken ſich in Geſchäften, andre kratzen ſich im Kopfe.“ Er iſt in keinem Fall weniger gewaltthätig, als wenn er einen Menſchen der Geſellſchaft derer entzieht, mit denen er nicht auf gleichem Fuß umgehn kann; er führt ihn in die Einſamkeit, damit, wenn er es andern nicht gleich thun kann, er doch wenigſtens ſeine Geringheit verberge. Der hohe Geiſt iſt dann nicht minder eigenſinnig und ſtolz, als die, denen er aus dem Wege geht, aber doch vielleicht auf eine feinere nicht bürgerliche Art. Zuweilen gelingt es ihm, jene zu meiden, und dann giebt ihm jedermann den Vorzug; aber wenn es ihm mislingt, ſo verräth er nicht allein die Geringheit eines Menſchen, ſondern auch ſeine Ungeduld darüber; beydes kann der beſcheidne Geiſt verbergen, aber dann braucht es keine Entfernung. Pudor malus vlcera celat.

LXXII.

LXXII.

Jede einzle Probe von der Falſchheit eines Freundes vermehrt unſer Vertrauen auf die Wirkſamkeit des Geldes. Sie macht, daß man nach dem ſtrebt, was äuſſerliche Achtung hervorbringt, da man ſeine Hofnung in Anſehung der innern und wahren Achtung getäuſcht ſieht. Dieſes, nebſt der Abnahme der Leidenſchaften, trägt vielleicht dazu bey, das Alter geizig zu machen.

LXXIII.

Wenn die Aerzte von den Krankheiten ihrer Prognoſis und Diagnoſis, ihren Symptomen und Paroxismen ſchreiben, ſo ſetzen ſie das, wegen des geringſten Uebels, das wir an uns haben, in Sorgen. Wenn ſie nun von den Arzneyen und Hülfsmitteln handeln, ſo ſcheint es, es wäre weiter keine Schwierigkeit da, als daß der Patient entſcheidt, auf was Art er geneſen, kurz ob er Pulver oder Tropfen haben will.

LXXIV.

Man ſollte, ſich eben ſo wenig auf die Geſchicklichkeit der meiſten Apothecker verlaßen, als man ihren Mörſer und Stößer zu Rathe zieht; und doch ſind beide nützlich in ihrem Fach.

LXXV.

Ich glaube, es gab nie einen auch noch ſo eingezognen Einſiedler, der nicht beim erſten Anblick einer menſchlichen Geſtalt einen gewiſſen Grad von Vergnügen empfand. So wenig ſich die Seele ihres Hangs zur Geſelligkeit in einem Gedränge von Menſchen bewuſt iſt, ſo wird ſie in der Einſamkeit einen gewiſſen Zug zu dem erſten Menſchen empfinden, der ihr aufſtößt.

LXXVI.

An Höfen iſt die Bewegung des Körpers leicht, und die Bewegung der Seele gezwungen; auf dem Lande ſind die Geberden des Körpers gezwungen und die Regungen der Seele frey und ungebunden.

LXXVII.

Bis zum fünf und zwanzigſten Jahre kann man ſich leicht genug vor Ehrgeitz bewahren. Bis dahin iſt die Stunde des Ehrgeitzes noch nicht gekommen.

LXXVIII.

Man ſollte glauben, daß ſchon die Indolenz an und für ſich einen geneigt machen müſte, ein ehrlicher Mann zu ſeyn, indem es unendlich mehr Mühe und Betriebſamkeit erfodert, ein Schelm zu ſeyn.

LXXIX.

Vielleicht machen Bauren und Landjunker die Hauptfiguren auf dem Lande, ſo wie jedermann weiß, daß lebloſe Gegenſtände die vornehmſten Figuren in einer Landſchaft ſind.

LXXX.

Titel machen einen größern Unterſchied, als es für einen brittiſchen Geiſt erträglich iſt. Sie verändern faſt die Menſchen; doch, ſo wie ſie oft ertheilt werden, ſcheinen ſie nicht ſowohl eine Belohnung, als eine Erſetzung des Verdienſtes zu ſeyn.

LXXXI.

Wie viele erreichen ein Alter von funfzig oder ſechzig Jahren, und ſind doch, wenn man ſie nach ihren Verdienſten ſchätzt, nicht ſo viel werth, als ein Küchelchen, das eben ausgebrütet worden.

LXXXII.

Ein Lügner fängt damit an, daß er Falſches der Wahrheit ähnlich macht, und endet damit, daß er die Wahrheit ſelbſt dem Falſchen ähnlich macht.

LXXXIII.

Narren findet man oft durch die innigſte Vertraulichkeit verbunden, ſo wie die leichtern Arten von Holz ſich am feſteſten zuſammenleimen laſſen.

LXXXIV.

Perſonen von feinem Gefühl werden wiſſen, wie wahr folgende Bemerkung iſt. Es giebt ſehr viele Fälle, in denen man nicht weiß, wozu man ſich entſchließen ſoll, und wo, man mag ſich entſchließen, wozu man will, man den Entſchluß bereut. Dies kömmt von dem Hange der menſchlichen Natur, ſich Glückſeeligkeit in den Entwürfen einzubilden, die man nicht ausführt.

LXXXV.

Der hohe Geiſt bey einem Menſchen gleicht einem Degen, der, wenn er gleich gegen Feinde beſtimmt iſt, doch, ob gleich in geringerm Grade, Freunden beſchwerlich wird. Man kann ihn nicht tragen, ohne daß er nicht den einen, oder den andern in der Geſellſchaft incommodirte. Noch beſſer, der hohe Geiſt iſt eine geladne Piſtole, die durch einen bloßen Zufall losgehn, und einen tödten kann.

LXXXVI.

Ein Geitziger, wenn er ehrlich iſt, kann nur ehrlich ſeyn, wo es nicht auf Maas und Gewicht ankömmt.

Geitz iſt unter allen Eigenſchaften diejenige, die den Eigenſchaften Gottes am meiſten entgegengeſetzt iſt. Gottes Karakter iſt es allein, zu geben und nicht zu nehmen.

Der Geitzige wird reich, indem er arm ſcheint, der Ausſchweifende wird arm, indem er reich ſcheint.

Eine Heuſchrecke wäre vielleicht (nach dem Gebrauche, den die Athenienſer von Heuſchrecken machten) das beſte Sinnbild für das Wappen derer, die gern für Aborigines angeſehen ſeyn möchten.

Uebertriebne Dreiſtigkeit iſt wahre Frechheit.

Wenn jemand ſich ſo weit in einen Streit eingelaßen hat, daß er zu ſiegen wünſcht, ſo ſollte er allemal aufhören. Der Gedanke des Siegs wird ihn ſo verwirren, daß es kaum möglich iſt, daß er die Wahrheit erkennen kann.

Ich habe mannigmal gedacht, unſre Seele ſey ſo eingerichtet, daß ein geringer Grad von Kraft ſie zu einer gewiſſen Höhe des Vergnügens, oder des Schmerzens treiben könne, aber die ſie durch keine Art von Antrieb hinauszubringen iſt.

Ich zweifle, ob es nicht wahr iſt, daß wir diejenigen Fehler am meiſten an andern haſſen, deren wir ſelbſt ſchuldig ſind.

Ein wahrer verſtändiger Mann bewundert nicht ſo leicht irgend jemand, aber das muß ein Dummkopf ſeyn, der einen Narren bewundert.

4. Der

4.

Dr. Mattheus Dobſon, Nachricht vom Harmattan, einem ſonderbaren afrikaniſchen Winde.

(Philoſophic. Tranſact. Vol. LXXI. p. I.)

Der Harmattan iſt ein periodiſcher Wind, der von den innern Gegenden Afrika's nahe dem atlantiſchen Ocean hinbläſt, und ſo viel Außerordentliches beſitzt, daß er wohl die Aufmerkſamkeit des Naturforſchers verdient. Auch macht er einen wichtigen und intereſſanten Artikel in der Geſchichte und Theorie der Winde aus.

Mein Freund Hr. Norris ertheilte mir davon die erſte meine Aufmerkſamkeit erregende Nachricht, er hatte oft die Küſte Afrika's bereißt, und beſitzt viel Genie und eine ſtrenge Wahrheitsliebe. Dieſe Nachricht erregte meine Aufmerkſamkeit ſo ſehr, daß ich ihn, als er ſich zu einer neuen Reiſe nach der Küſte anſchickte, bat, die Facta, welche er mir mitgetheilt hatte, von neuem durch Unterſuchungen, Verſuche und Beobachtungen zu beſtätigen. Und aus dieſen Materialien, welche Hr. Norris für mich ſo freundſchaftlich ſammlete, entſtand folgender Aufſatz:

In der Gegend der afrikaniſchen Küſte, welche zwiſchen dem grünen Vorgebürge und dem Vorgebürge Lopez liegt, herrſcht in den Monaten December, Januar und Februar ein öſtlicher Wind, den die Fantens, eine eingebohrne Nation an der Goldküſte, Harmattan nennen. Das grüne Vorgebürge liegt im 15° Norder Breite, und das Vorgebürge Lopez im 1° Süder Breite, und die Küſte läuft zwiſchen dieſen beyden Vorgebürgen in einer krummen Richtung, ungefähr von W. S. W. nach O. S. O.

fort, und bildet eine auswärts laufende Reihe von 2100 Meilen (miles.) Auf den de Loz-Inſeln, die etwas nördlich von der Sierra Leona und ſüdlich vom grünen Vorgebürge abliegen, bläſt er von O. S. O. an der Goldküſte von N. O., und auf dem Vorgebürge Lopez und am Gabonfluß von N. N. O. Die Franzoſen und Portugieſen, welche die Goldküſte beſuchen, nennen dieſen Wind, nach dem Viertel, aus welchem er bläſt, nur den Nordoſtwind. Die Engländer, welche zu Zeiten Wörter und Redensarten aus der Fantenſprache borgen, die nicht ſo guttural und harmoniſcher wie die Sprache ihrer Nachbarn iſt, behalten die Benennung der Fanten's, Harmattan bey.

Der Harmattan fängt ohne Unterſchied zu jeder Tageszeit, in jeder Periode der Fluth oder des Mondes an zu wehen, und hält bald ein oder zwey, bald fünf oder ſechs, ja auch wie man erfahren hat, zu Zeiten funfzehn bis ſechszehn Tage an. In jeder Jahrszeit kehrt er gewöhnlich drey / oder viermal wieder. Er weht mit mäßiger Stärke, nicht ganz ſo ſtark wie der Seewind, (der an jedem Tage während der guten Jahrszeit von W. W. S. W. und S. W. weht); aber etwas ſtärker wie der nächtliche Landwind von N. und N. N. W.

1) Eine der ſonderbarſten Eigenheiten die den Harmattan begleiten, iſt ein Nebel oder Reif. Die Wolken, die dieſer Nebel verbreitet, kann zuweilen ihrer Dicke wegen, nahe Gegenſtände verdunkeln. Das engliſche Fort zu Whydach ſteht mitten zwiſchen dem franzöſiſchen und portugieſiſchen Fort, iſt keine Viertelmeile (mile) von jedem entfernt, und doch kann man aus dieſem Fort oft keins von den beyden andern entdecken. Die Sonne kömmt faſt am ganzen Tage nicht zum Vorſchein, erſcheint nur um die Mittagszeit wenige Stunden, iſt von einer ſanften

Röthe, und erregt kein Augenblinzen, wenn man ſie dann gleich ſtarr anſieht.

Da die Partikeln, aus welchen der Nebel beſteht, ſich am Graſe, den Baumblättern und der Negerhaut abſetzen, und dieſe faſt ganz weißlicht färben; ſo bat ich Herrn **Norris**, dieſe Partikeln vermitteiſt eines Mikroskop's näher zu unterſuchen, weil er vielleicht dadurch etwas über ihre Natur entdecken könnte. „Meine ſchlechte Geſundheit,“ ſagte Herr **Norris**, „erlaubte mir nicht, dieſe mikroskopiſchen Unterſuchungen ſelbſt vorzunehmen; auch konnte ich nichts durch Gefühl oder dadurch entdecken, daß ich Schüſſeln ausſetzte, die dünne mit dieſen niederfallenden Partikeln bedeckt wurden; denn wenn ich ein Acidum oder Alkali in das Waſſer tröpfelte, worinn ich dieſe Partikeln aufgelößt hatte, ſo erfolgte nichts, waraus ich auf die Natur dieſer Partikeln hätte richtige Schlüße ziehn können. Sicher ſind es keine Inſeckten oder Inſecktennaben; denn von den Myriaden, welche auf die Erde herabfielen ſah man nicht die geringſte Wirkung. Sie fliegen nicht weit über die Oberfläche des Meers; zwey oder drey Meilen vom Ufer ab iſt der Nebel nicht ſo dicht, wie am Geſtade, und 4 oder 5 Seemeilen (Leagues) davon ab, vermißt man den Nebel gänzlich, obgleich man das Wehen des **Harmattans** ſelbſt noch vollkommen auf 10 oder 12 Seemeilen fühlen kann. Er iſt in dieſer Diſtanz noch ſtark genug den Lauf der Ströme abzuändern.“

2) Außerordentliche **Trockenheit** iſt eine andre Hauptbeſonderheit des **Harmattans**.

Während ſeinem Wehen fällt kein Thau, auch von andern Ausdünſtungen merkt man in der Athmosphäre nichts. Alle Vegetabilien leiden viel, alle zarten Pflanzen und viele Gartenprodukte verdorren; das Gras wird weis und trocken wie Heu; die ſtarken immergrünenden Pflanzen empfinden ſeinen ſchädlichen Einfluß. Die Zweige der Limonien, Orangen und Linden-Bäume vertrocknen, die Blätter werden welk, gelblich, und zehren, wenn der Harmattan einige Tage fortdauret, ſo ab, daß man ſie zu Staub zwiſchen den Fingern zerreiben kann. Nur die Frucht dieſer Bäume, beraubt ihres Nahrungsſaftes und an ihrem Wachsthum gehindert, ſcheint zu reifen, ſie wird gelb und trocken, ohne die Hälfte von ihrer gewöhnlichen Größe zu erlangen. Die Eingebohrnen machen ſich dieſer Trockenheit des Graſes und der jungen Bäume zu Nutze, ſie zu verbrennen. Beſonders thun ſie dies neben ihren Landſtraßen, nicht allein um dieſe für den Reiſenden bequemer zu machen, ſondern auch um den Hinterhalt, den das lange Gras und der Dickicht zuſammenſtehender junger Bäume, den auflauernden ſtreifenden Partheien ihrer Feinde gewähren möchten, zu zerſtören. Ein auf die Art angelegtes Feuer frißt mit ſolcher Schnelligkeit um ſich, daß es für Reiſende gefährlich werden kann; man ſchützt ſich gegen ein ſolches Feuer, das von der Windſeite auf einen zukömmt, durch Anlegung eines Feuers von der Seeſeite, dem man immer nachfolgt. Noch andre Sonderbarkeiten bemerkt man bey dieſer Trockenheit des Harmattans. Herr Norris erzählte mir, daß der Einband der Bücher, die er zwiſchen ſeinem Zeuge im Koffer liegen hätte, ſich eben ſo krümmte, als wenn er dem Feuer ausgeſetzt geweſen wäre. Hausgeräthe leiden eben ſolchen Schaden; die Panelen an den Thüren und Wänden ſpalten, und alles geleim- oder eingefugte Weſen (renecred worck) geht auseinander. Die Fugen eines gutgelegten, getrockneten Dielen-Bodens gehn ſoweit von einander, daß man einen Finger dazwiſchen legen kann, aber geben ſich, ſobald der Harmattan aufhört, wieder zuſammen. Die Fugen an den Kanten der Schiffe und am Verdeck leiden ſehr, und bekommen große Riſſe, obgleich die Dielen zwey oder drey Zoll dick ſind. Fäßer mit Eiſenreifen umlegt, müßen der

Trockenheit wegen oft enger umlegt werden, und ein Faß Rum oder Brandtwein mit hölzernen Reifen hält ſich kaum; denn die Reifen ſpringen doch ab, wenn man es auch noch ſo feucht zu erhalten ſucht.

Die ſengende Kraft dieſes Windes erkennt man auch an den äußern Theilen ſeines Körpers. Die Augen, Naſenlöcher, Lippen und der Gaumen werden trocken und rauh. Man muß oft trinken, nicht eben immer um den Durſt zu löſchen, ſondern um die unangenehme Trockenheit der Kehle zu mildern. Die Lippen und die Naſe werden wund, und ſpringen auch wohl auf; und obgleich die Luft kalt iſt, ſo merkt man doch eine unangenehme ſtechende Hitze auf der Haut, dauret der Harmattan vier oder fünf Tage fort, ſo ſtreift ſich das Oberhäutchen zuerſt nur von den Händen und vom Geſicht, nachher aber auch von den andern Theilen des Körpers ab, wenn er einen oder zwey Tage länger anhält. Herr Norris bemerkte, daß, wenn während dieſer Zeit Schweiß, bey Leibesübungen, an den Gliedmaßen ausbrach, die durch ſeine Kleider gegen die Luft geſchützt waren, dieſer gewöhnlich Schärfe beſaß, und wie Hirſchhorngeiſt in Waſſer aufgelößt ſchmeckte.

Da der Zuſtand des, der freyen Luft ausgeſetzten Weinſteinſaltzes und die Abdünſtung einer gegebenen Quantität Waſſer ſichere Kennzeichen der Feuchtigkeit oder Trockenheit der Athmosphäre ſind, ſo bat ich Herr Norris, mit dieſen beyden Kriterien Verſuche anzuſtellen, und vorzüglich Weinſteinſaltz ad Deliquium uſque anzufeuchten, und eine Nacht, wo der Harmattan wehte, der freyen Athmosphäre auszuſetzen. Folgendes iſt die Nachricht von den Reſultaten dieſer Verſuche. Weinſteinſaltz bleibt nicht ſowohl Nacht als Tag trocken, ſondern trocknet auch ſogleich wieder, wenn es dem Harmattan drey Stunden ausgeſetzt wird, in zwey oder drey Stunden, wäre es auch vorher bis zum Auseinanderfließen angefeuchtet geweſen. Wenn man es des Nachts ausſetzt, trocknet es vor dem anbrechenden Morgen.

Herr **Norris** ſagt in Rückſicht auf das Verdunſten. „Ich ſetzte das zinnerne Gefäß, welches Sie mir ſchenkten, eine Nacht auf einem Grasplatze hinter meinem Hauſe, auf ein vier Fuß hohes Gerüſte, mit Waſſer angefüllt, aus; dies Gerüſt war ſeiner Lage nach, am größten Theile des Tages der Sonne ausgeſetzt, aber auf einige Art durch das Haus gegen den Wind geſchützt.“

Monatstag.	Abdünſtung eines Zehntel Zolls.		Thermometer.			Bemerkungen.
			6. Morg.	1. Mittag.	6. Abend.	
			0	0	0	Leichter Wind, neblicht.
Nov. 27	1½		—	—	—	Eben ſo, und ſchön Wetter.
28	2		—	—	—	Neblicht, mit regelmäßigen Land- und Seewinden.
29	2		—	—	—	Eben ſo.
30	1½		—	—	—	Eben ſo.
Dec. 1	1½		—	—	—	Friſcher Wind, ſchön Wetter.
2	2		76	80	79	Der Harmattan fing an mäßig zu wehen.
	Tag.	Nacht.				
3	2	1	74	76	75	Der Harmattan weht noch immer, aber nicht ſehr ſtark, Nebel iſt geringe.
4	2½	1½	75	77	76	Der Harmattan iſt faſt vorbey.
5	2	1	74	76	76	Der Harmattan iſt vorbey, Seewind wie gewöhnlich, Nebel.
6		2	76	80	78	
7		2	76	80	78	Leichter Wind, neblicht.
8		2	76	80	78	Eben ſo.

„Der Thermometer hieng in einem großen Waarenhauſe an einem Fenſter, welches die Sonne in dieſer Jahrszeit niemals beſtrahlte, weil es gegen Norden lag, und wohin nur wenig zurückgeworfne Hitze kommen konnte, weil ein Grasplatz vor demſelben lag. Wenn man's in's nächſte Zimmer brachte, welches drey Fenſter und eine Thür hatte, die ſich nach dem Paradeplatz zu öfnete, ſo ſtieg das Thermometer gewöhnlich 4° höher, als es im Waarenhauſe ſtand. Seine gewöhnliche Höhe im Zimmer von eins bis drey Uhr war 84°.

„Am 14 December, wo kein **Harmattan** wehte, ſtieg der Thermometer um Mittag, als ich's in's Abdunſtungs-Gefäß ſetzte, bis zu 88°; als ich's wieder herausnahm, fiel es bis zu 79°, indeß die Feuchtigkeit an ſeiner Oberfläche verdünſtete; aber da ich's einige Minuten der Sonne blos ſtellte, ſtieg es bald bis zu 102°. Am 15 December ſtand der Thermometer, was dem Winde meines Stubenfenſters aber nicht der Sonne blos geſtellt war, um die Mittagszeit auf 84°; auf 88° im Abdunſtungs-Gefäß; fiel bis zu 80°, als das Waſſer von ſeiner Oberfläche verdunſtet war; ſtieg in der Sonne in ſechs Minuten zu 104°, und fiel wieder, als ich's in meinem Zimmer in den Waſſerkrug tauchte, bis zu 76°."

Vorſtehende Verſuche des Herrn **Norris** zeigen, daß, wenn man annähme, daß die Abdunſtung in einem ganzen Jahre auf ähnliche Art, wie die Beobachtungen in der kurzen und mäßigen Fortdauer des **Harmattans** lehrten, fortginge, die jährliche **Harmattan**-Abdünſtung 133 Zoll betragen würde. Und wenn die Berechnung, in Verhältniß gegen eine längere Fortdauer des **Harmattans** und bey einem ſtärkern Winde vorgenommen worden wäre, ſo würde die jährliche Verdünſtung noch weit beträchtlicher ſeyn. Wenn die jährliche Verdünſtung auf eben die Art, in Verhältniß gegen die Ausdünſtung, welche vor und nach dem **Harmattan** ſtatt fand, berechnet worden wäre, ſo würde die jährliche Verdünſtung zu **Whydah** auf der **Goldküſte** 64 Zoll betragen, und ich habe gefunden, daß die jährliche Verdünſtung zu **Liverpool** 36 Zoll beträgt. *) Dieſe drey Stücke ſtehn im folgenden Verhältniß gegen einander. **Harmattan** 133 Zoll, zu **Whydah** 64 Zoll, und **Liverpool** 36 Zoll.

Weil der Nahme eines Dinges oft von einer eignen Sonderbarkeit deſſelben ſeinen Urſprung hat, ſo bat ich Herrn **Norris**, ſich nach der Ableitung des Worts **Harmattan** zu erkundigen. Er fand, daß es die verdorbne Ausſprache des Worts **Aherramantah** war, die Benennung einer Jahrszeit, wo der Wind weht. **Aherramantah** iſt zuſammengeſetzt aus **aherraman**, welches in der **Fanten**-Sprache wehen bedeutet, und aus **tah** Talg oder Fett, womit die Eingebohrnen ihre Haut ſchmieren, damit ſie nicht rauh oder trocken werde. Die **Harmattan**-Jahrszeit heißt in der **Dunco**-Sprache **Peppeh**, welches Wort eine rauhe trockne Haut anzeigt.

3) **Geſundheit** iſt eine dritte beſondre Eigenſchaft des **Harmattans**. Obgleich dieſer Wind dem Pflanzenleben ſo ſchädlich iſt, und ein ſo unangenehmes Rauhwerden der Theile des menſchlichen Körpers bewirkt, ſo iſt er doch der Geſundheit ſehr zuträglich. Die mit Durchfällen und intermittenten Fiebern behafteten, werden gewöhnlich zur **Harmattans** Zeit wieder geſund. Die durch Fieber und durch Ausleerungen während der Kur derſelben, beſonders durch häufigen unbeſonnen angewandten Aderlaß, geſchwächten, erhalten ihr Leben, und bekommen trotz dem Ausſpruch des Arztes wieder Kräfte. Er ſetzt den Epidemien Schranken; die Blattern, remittirenden Fieber u. ſ. w. verſchwinden nicht nur, ſondern auch die an dieſen Krank-

---

*) S. Philoſophical Tranſact. Vol. LXVII. p. 252.

heiten leidenden ſind, wenn der Harmattan eintritt, einer baldigen Wiederherſtellung verſichert. Anſteckungen, ſelbſt künſtliche, finden während dieſer Zeit nicht gut ſtatt. Im Jahr 1770 waren am Bord der Umily zu Whidah über 300 Sklaven; die Blattern brachen unter ihnen aus, und man entſchloß ſich zur Inokulation; die vor dem Harmattan inokulirten, überſtanden dieſe Krankheit ſehr gut. Ueber 70 hatte man inokulirt, als ein oder zwey Tage darauf der Harmattan ſich zeigte, aber bey keinem kam, weder Krankheit noch Eruption der Blattern zum Vorſchein. Man glaubte ſchon die Anſteckung habe ihr Ende erreicht, und das Schiff ſey von jedem Ungemach frey, aber in wenigen Wochen zeigte ſich die Krankheit wieder unter dieſen ſiebenzigen. Beinahe 50 wurden zum zweytenmale inokulirt, die übrigen bekamen die Krankheit auf dem natürlichen Wege: ein Harmattan trat ein, und alle wurden wieder geſund, bis auf ein Mädchen, welches ein bösartiges Geſchwür an der inokulirten Stelle hatte, und wenige Wochen darauf an eingeſchloſſenem Jaw *) ſtarb. Die große Heilſamkeit des Harmattan, und ſeine Kraft den Epidemien Einhalt zu thun, bewogen mich Hr. **Norris** zu bitten, bey ſeiner nächſten Reiſe nach der Küſte, dieſen Punkt durch fernere Unterſuchungen zu vergewiſſern. „Außer allgemeinen Beſtätigungen der Eingebohrnen über die Gewißheit dieſer Ihnen vormals mitgetheilten Punkte,“ ſagt Hr. **Norris**, „und der Nachricht, daß ich ſelbſt an neun Tage auf dieſer Reiſe an einem remittenten Fieber ſehr krank lag, und gleich nach Eintritt des Harmattans wieder davon befreyt wurde, kann ich nicht viel neues mehr darüber ſagen. Ob dieſe meine Beſſerung nun von der eingenommenen Arzney oder von der allgemeinen Veränderung in der Athmosphäre herrührte, kann ich nicht beſtim-

---

*) Eine Art veneriſcher Geſchwüre bey den Ungarn. A. D. Ueb.

beſtimmen. Ich habe auch jetzt zum erſtenmal gehört, daß ſie ſowohl viel zur Heilung der Geſchwüre, als auch der Hauteruptionen beytragen ſoll." Es geht Hr. **Norris** nahe, von der wichtigen Autorität des Dr. **Lind** abgehn zu müſſen, der folgendes vom **Harmattan** ſagt. „Er iſt fatal und bösartig; ſeine ſchädlichen Dünſte ſind den Schwarzen ſowohl, als auch den Weißen gefährlich, und die Sterblichkeit, welche er verurſacht, ſteht mit der Dichtigkeit und dem Anhalten des Reifs in Verhältniß." * Die ſchreklichen Wirkungen, welche hier vorgelegt werden, rühren vom periodiſchen Regen her, der im März, April u. ſ. w. fällt, und durch Wirbelwinde herbeygeführet wird, oder von den ſchreklichen Windſtößen, von N. O. oder O. N. O.) die mit heftigem Donner und Blitz und ſehr heftigen Regenſchauern begleitet ſind. Die durch dieſe Regenſchauer getränkte, und gleich nach dem Sturm von einer entſetzlichen Sonnenhitze beſtrahlte Erde, ſchickt ſolche ſchädliche Ausdünſtungen aus, die einen äuſſerſt widerlichen Geruch haben, und gallichtes Erbrechen, Durchfälle und faule Fieber erregen. Auſſer dieſen Dünſten, die jährlich wiederkehren, ſcheint noch eine Sammlung peſtartiger Materien darin aufbewahrt zu werden, die nach einem Zwiſchenraum von fünf, ſechs oder ſieben Jahren aus der Erde hervorbrechen. „Die Perioden," ſagt Hr Norris, „welche dieſer Vorfälle wegen angemerkt ſind, ſind das Jahe 1756, in welchem der Gouverneur **Melville** und mehrere angeſehne Perſonen und Soldaten am Cap **Coaſt** ſtarben; die Jahre 1763, 1769 und 1775. Die Sterblichkeit in einigen dieſer Jahre, (denn ſie waren ſich nicht alle gleich an Unglücksfällen,) war ſo groß, daß die Lebenden, wie Dr. **Lind** ſagt, kaum hinreichend waren, die Geſtorbnen über die Seite zu bringen und zu begraben."

Man hat bemerkt daß zu Zeiten der **Harmattan** mit den Ausflüßen einer faulenden Sumpfluft geſchwängert ſich einſtellt, und iſt dies gegründet, ſo kann ſich die Natur des Windes dann leicht ſo umändern, daß er Schaden anrichtet.

Eine andre Unterſuchung, um welche ſich Hr. Norris bat, war, genau den Urſprung des **Harmattans** und die Natur des Bodens zu beſtimmen, über welchen er hinweht. Es ſcheint, daß, wenige Flüſſe und Seen ausgenommen, die Gegend um und neben **Whydah**, und über 400 Meilen (miles) rükwärts, mit Raſen, offner Grasebnen, einzelnen Baumklumpen und Wäldern von geringem Umfange, bedeckt iſt. Die Oberfläche iſt ſandigt, und unter derſelben ein fetter röthlichter Boden; der Boden hebt ſich ſanft 350 Meilen weit von der See, ehe er den Anſchein eines Hügels gewinnt, ohne irgend einen Stein, der die Größe einer Wallnuß erreichte. Unter dieſen Hügeln trift man nicht die geringſte Spur einer großen Bergkette an.

Herr **Norris** ſagt in Rükſicht auf den Urſprung des Windes: „Nach Dr. **Lind** entſpringt er aus dem Zuſammenſtrömen verſchiedener Flüſſe in der Gegend von **Benin**; aber als ich den König von **Dahomey** 120 Meilen nördlich oder landeinwärts vom Fort **Whydah** ab, beſuchte, fühlte ich, daß der **Harmattan** ſtärker von N. O. herwehte, als ich ihn je gefühlt, da doch **Benin** von mir ab gegen S. O. zu lag.“

Hierüber äuſſert Hr. **Norris** folgende Muthmaßung. „Wenn man drey Linien annähme, nehmlich eine öſtliche Linie vom **grünen Vorgebürge** abgezogen, eine nordöſtliche vom Centrum der **Goldküſte**, und eine nördliche vom **Vorgebürge Lopez**, und dieſe drey ſich durchkreuzen ließe, ſo würde man eine wahrſcheinliche Quelle dieſes ſonderbaren Windes ausmitteln können. „Drey Linien, nach Angabe des Hr. **Norris**, nach den Spitzen des Kompaſſes, nach denen der **Harmattan** auf dem grünen **Vorgebürge**, der **Goldküſte** und dem **Vorgebürge Lopez** zuweht, zugezogen, convergiren, wie ich finde, mit einander in einer Gegend Afrika's im 15° Norder Breite und dem 25° öſtlicher Länge. Dies iſt der Theil Afrika's, wo, nach dem Ptolomäus, das Gebürge **Caphas** liegen ſoll. Von dieſem Gebürge entſpringt nach eben dem Schriftſteller, der Fluß **Daradus**, der nach einigen der Senegall iſt.

Man kann muthmaßen, daß der unangenehme Levante-Wind im mittelländiſchen Meere, in eben dem Theile des feſten Landes von Afrika entſpringt; denn er herrſcht zu eben der Jahrszeit, und mag ſeine Eigenſchaften von der Gegend bekommen, über welche er hinweht.

Endlich hat mir noch Hr. **Norris** die Art mitgetheilt, nach welcher die **Fantens** ihr Jahr eintheilen.

Aherramantah vom erſten December an, bis zur Mitte des Februars, ungefähr 10 Wochen.

Quakorah ein Wind auf der Küſte von S. S. W. nach S. S. O., von der Mitte des Februars bis zur erſten Woche im März, ungefähr drey Wochen.

Pempina, oder die Wirbelwind-Jahrszeit, begreift den übrigen März, den ganzen April, und den größten Theil des Mays, ungefähr zwölf Wochen.

Abrenama, oder die Kinder der alten Männer und Frauen, d. h. die Plejaden, die regnichte Jahrszeit, begreift den Reſt vom May, den ganzen Junius und die Zeit bis zum 20. Julius, ungefähr acht Wochen.

Atukogan, oder die fünf Sterne, d. h. Orion, ſtarker Wind, unbeſtändiges Wetter, häufige Regengüſſe, bis zur Mitte des Auguſts, drey Wochen.

Worrobakorau, oder ein Stern, das Aufhören der Regenſchauer, ungefähr drey Wochen.

Maneurrah, der Name eines gewiſſen Sterns, trübes Wetter mit Nebel, die drey erſten Wochen im September.

Boutſch, dieſe Jahrszeit iſt frey vom Landwinde, der Wind bläſt friſch an der Küſte herunter, ungefähr ſechs Wochen.

Antiophi, oder die Kreuzer (Croziers.) Wirbel- und ſüdliche Winde mit etwas Regen, gewöhnlich der letzte Regen genannt, ungefähr vier Wochen, bis der Aherramantah wieder anfängt.

IV.

Naturgeſchichte.

Der Stör.

Mit der Gröſe und dem furchtbaren Anſehn des Hayfiſches iſt der Stör ein ſchwaches, wehrloſes Geſchöpf, ohne Trieb und Vermögen einem andern Fiſche zu ſchaden. Er flieht vor den kleinſten Arten, und ſehr oft wird er zuletzt das Opfer ſeiner Furchtſamkeit.

In Anſehung der Geſtalt hat er Aehnlichkeit mit dem Flußhecht: ſeine Schnauze iſt lang, ſeine Mund, der weit unten ſitzt, klein und zahnlos. Sein Rumpf iſt lang, fünfeckicht, mit fünf Reihen groſer beinichter Schuppen bedeckt; eine von dieſen Reihen liegt längſt auf dem Rücken hin, und zwey auf beyden Seiten. Seine zahlreichen Floßfedern geben ſeinen Bewegungen viel Leichtigkeit und Flüchtigkeit.

Es giebt drey Arten von Stör: die eine hat eilf Abſätze von Schuppen auf dem Rücken; die zweyte, funfzehn; die dritte, dreyzehn auf dem Rücken und 43 auf dem Schwanze. Wer blos auf die Geſtalt des Fiſches ſieht, dem werden dieſe Verſchiedenheiten ſehr unbedeutend vorkommen; wer aber auf den Gebrauch derſelben Achtung giebt, wird ſie ſehr richtig finden. Die erſte Art iſt derjenige Stör, deſſen Fleiſch für alle Tafeln in Europa geſucht und geſchätzt wird. Die zweyte iſt derjenige, deſſen Rogen den Caviar liefert; eine Leckerey, die von verſchiedenen Nationen, vorzüglich von den Italienern, ſo ſehr geſucht wird. Die leztere giebt auſſer einem geringern Caviar auch noch einen Leim. Alle drey Arten werden beträchtlich groß; man hat welche von achtzehn Fuß lang gefunden.

Es giebt wenig Gegenden in Europa, die nicht der Stör in gewiſſen Jahreszeiten beſucht. Alle Jahre ſteigt er in den großen Strömen hinauf, um zu laichen, und vermehrt ſich ſtark. Die Anwohner am Po, an der Donau und an der Wolga ziehen jährlich einen anſehnlichen Gewinn von ſeinen Streifereien in den Gewäſſern dieſer Ströme, wo ſie ihn mit Netzen fangen. Sehr häufig findet er ſich auch im mittelländiſchen Meere: auf den Märkten in Rom und Venedig iſt er täglich zu haben. Diejenigen, die in Behältern von ganz ſüſſem oder ganz ſalzigtem Waſſer aufbewahrt werden, ſind kleiner als die andern; ſie wachſen nicht anders, als wenn ſie allmählig und frey aus einem ſolchen Waſſer in das andere übergehn; alsdenn werden ſie ungeheuer groß. Auch die Küſten von England beſucht der Stör. Oefters fängt er ſich in den Netzen, die für die Flußſalmen beſtimmt ſind. Die größten Störe ſind in der Eſke gefangen worden, nicht ſelten von 460 Pfunden, eine Größe die denjenigen ungeheuer vorkömmt, die blos die gewöhnlichen Süßwaſſerfiſche kennen. Nordamerika hat ebenfalls Störe. Im May, Juni und Juli giebt es ihrer in den Flüſſen in Menge. Man ſieht ſie alsdann im Waſſer ſpielen, und öfters einige Ruthen hoch in die Höhe ſpringen. Fallen ſie auf die Seite nieder, ſo verurſacht ihr Fall ein Getöſe, das bey ſtillem Wetter in einer Entfernung von einigen engliſchen Meilen hörbar iſt. Doch nirgends findet man ſie häufiger als im Friſchen und Curiſchen Hof, nicht weit von Pillau. Häufig findet man ſie auch in den Strömen, die ſich in das Schwarzemeer ergießen, vorzüglich in der Mündung des Dons. Ueberall paſſen ihm die Fiſcher auf, wenn er aus der See kömmt; ſie halten denn ihre Netze zum Fang, und Salz zum Einſalzen bereit.

Lockſpeiſen werden ihm gar nicht gelegt, weil er nicht gefräßig iſt; ſondern man fängt ihn in Netzen. Sein zahnloſer Rachen hat beiläufig die Geſtalt einer Röhre, die ſich nur bis auf einen gewiſſen Punkt vorſtrecken und wieder zurükziehn kann, als Erſatz für die Kinnbacken, die ihm gänzlich fehlen; aber er würde damit keine Angel anbeiſſen können, die fähig wäre einen ſo ſchweren Fiſch der ſo leicht ſchwimmt, feſt zu halten. Aus eben dem Grunde iſt er kein Fleiſchfreſſer, und ſucht keinen andern Fiſch zur Beute zu machen. Seine Nahrung, die in Wurzeln, Gewürmen und Inſekten am Meeresboden zu beſtehen ſcheint, verſchlingt er nicht ſo wohl, er ſaugt ſie vielmehr aus. Es ſcheint erwieſen zu ſein, daß er ſich von keinem großen Thiere nährt; denn in allen, die man geöfnet hat, fand ſich weiter nichts, als eine ſchleimichte Subſtanz. Eben dadurch ſind viele auf den Gedanken gekommen, er lebe blos von Luft und Waſſer. Daher ſchreibt ſich auch das deutſche Sprüchwort: mäßig wie ein Stör.

Bey dieſer Mäßigkeit und Schüchternheit des Fiſches mögt' es wohl ſchwer ſeyn ihn zu fangen, wenn ihn nicht der Fortpflanzungstrieb aus ſeiner Unthätigkeit weckte, und nach den Flüſſen triebe, wo er nothwendig den Menſchen in die Hände fallen muß. Der kleinſte Fiſch kann ſchon eine ganze Schaar Störe in Furcht jagen; da ſie keine Vertheidigungswaffen haben, ſo können ſie weiter nichts als fliehen, und finden ihre Rettung blos in ihrer Behendigkeit und Geſchwindigkeit. Eben ſo, wie diejenigen Thiere, die mit keinem andern Fehde anfangen, leben die Störe unter ſich in Geſellſchaft; und es ſcheint, als ſuchten ſie ſich mehr wegen des Vergnügens beyſammen zu ſeyn, als wegen der Hofnung ſich wechſelsweiſe beſchützen zu können. Geßner behauptet, ſie wären für den Schall gewiſſer Inſtrumente empfindlich; er verſichert, er hätte geſehn, daß ſie auf den Schall einer Trompete, die ihnen hörbar geweſen, zuſammengeſchwommen wären.

Ihren Laich ſetzen ſie an den Ufern der Ströme ab; die Zeit dazu iſt der Anfang des Sommers. Alsdann rüſtet ſich der Fiſcher von allen großen Fiſchen Vortheil zu ziehn. In der Nachbarſchaft von Pillau beſonders werden die verſchiedenen Gegenden des Stroms unter die Fiſchergeſellſchaften vertheilt, und zum Theil für ein Anſehnliches verpachtet. Die Netze, deren man ſich dazu bedient, ſind dünne, aber feſtgedrehte Seile, die vor der Mündung des Stroms quer über gelegt werden. Da der Stör ſehr behend, und im Waſſer ſehr ſtark iſt, ſo zerreißt er zuweilen das Netz, in dem er ſich gefangen hat. Das einzige Mittel ſeinen Ringen nach Freyheit ein Ende zu machen, iſt dieſes: daß man ihn aus dem Waſſer heraushebt. Kaum iſt er mit dem Kopfe an der freyen Luft, ſo hört ſeine ganze Thätigkeit auf; er macht keine Bewegung mehr, und läßt ſich ohne Widerſtand ans Ufer ziehen. Rathſam iſt es aber doch, dieſes behutſam zu thun; man hat Beyſpiele genug, daß Fiſcher durch unnöthige Gewaltſamkeit unglücklich geworden ſind. Der Fiſch wird alsdann böſe, ſtrampelt und ſchlägt mit dem Schwanze ſo heftig um ſich, daß er dem rohen Menſchen, der ihn mißhandelt, ſehr wohl das Bein zerſchlagen kann. Der erfahrne Fiſcher braucht wenn er ihn ans Ufer zieht immer die Vorſicht, daß er ihm beſtändig den Kopf über dem Waſſer hält. Andere binden ihm Kopf und Schwanz mit Laufſchlingen, und bringen ihn auf ſolche Art ſicher und lebendig zu dem nächſten Marktplatze; oder ſie behalten ihn ſo lange auf, bis ſie ſo viel beyſammen haben, als ſie zum Verkaufe beſtimmen.

Auf allen Tafeln iſt Stör eine Lieblingsſpeiſe; doch vielleicht in England mehr als in irgend einem andern Lande, wo er gewöhnlich gefangen wird. Man pflegt ihn auf zweyerley Arten zuzubereiten. Entweder wird er in lange Stücke geſchnitten, die man einſalzt und an Stangen aufgehängt, troknen läßt; und ſo zubereitet wird er in groſſer Menge nach der Levante verführt. Oder er wird, nach der holländiſchen Manier, in kleine kurze Stücke geſchnitten, und in Fäſſer mit Salz gelegt. Dieſe Methode iſt beſſer; und ſo zubereitet wird er in England verkauft. Sonſt zogen ihn die Engländer aus dem Norden; ſeitdem die Nordamerikaner gelernt haben ihn zu fangen und aufzubewahren, ſind ſie es die England damit verſehen; aber ihr Stör iſt nicht ſo gut als derjenige der aus dem Norden kömmt.

Auch mit dem Rogen des Störs wird ein beträchtlicher Handel getrieben, denn man verfertigt daraus den ſogenannten **Kaviar**. Man nimmt dazu den Rogen von allen Arten ohne Unterſchied; doch wird der von der zweyten vorgezogen. In England macht man ſich weniger daraus als in vielen andern Ländern, wie z. B. in der Türkey, in Griechenland und in Venedig. Der Kaviar hat in Abſicht auf ſeine Konſiſtenz einige Aehnlichkeit mit der grünen holländiſchen Seife; ſeine Farbe iſt braun, ohne Adern. Man pflegt ihn mit Brod und Käſe zu eſſen. Die Art der Zubereitung iſt folgende. Zuerſt ſäubert man den Rogen des Störs von dem Häutchen das ihn umgiebt, und von den Za-

Faſern womit er durchzogen iſt, und wäſcht ihn in Eſſig oder weißem Weine; alsdann wird er auf einen Tiſch zum Trocknen ausgebreitet; hierauf legt man ihn in Stücken die man mit den Händen gebrochen hat, in ein Gefäß mit Salz. Nach einiger Zeit nimmt man ihn wieder heraus und legt ihn in Körbe von Weiden, damit die Feuchtigkeit die etwa noch zurükgeblieben ſeyn mag, abfließen könne. Iſt er nun ganz trocken, ſo wird er in Tonnen eingepackt.

Der ſogenannte große Stör wird in der Donau, vom Oktober bis in den Januar gefangen. Selten findet man ihn unter funfzig Pfunden; ſehr oft über vierhundert. Nicht wegen ſeines Fleiſches wird er geſucht, denn dieſes iſt klebricht und zäh; wird auch durch Einſalzen nur erträglich, niemals gut. Man ſucht ihn wegen des Leims den er giebt; und dieſen erhält man durch folgendes Verfahren.

Man nimmt die Haut, die Floſſen, die Eingeweide und den Schwanz des Fiſches, und zerſchneidet das alles in kleine Stücken. Dieſe läßt man in einer hinreichenden Quantität heiſſen Waſſers einweichen, und kocht ſie dann bey gelindem Feuer zu einer Gallert ein. Die leztere ſchüttet man in eine Art von Rahmen, der mit den Rahmen der Papiermacher einige Aehnlichkeit hat. Indem ſie darinnen trocknet, nimmt ſie die Geſtalt und Konſiſtenz des Pergamens an. Ein ſolches Blatt wird zuſammengerollt, und das iſt der Fiſchleim den wir in den Kramläden bekommen. Vorzüglich in Rußland wird der weiße gemacht.

Ein gewiſſer Herr Jackſon in England hatte eine Art Leim erfunden, die alle Eigenſchaften des Fiſchleims hatte. Wäre dieſe Erfindung weiter gebracht worden, ſo hätte ſie ihren Werth bekommen können. Allein die Kaufleute fanden das Verfahren zu mühſam, ſie zogen den Leim vor den der Stör liefert; und dadurch wurde Herr Jackſon abgehalten, ſeine Unterſuchungen fortzuſetzen, und ſeiner Erfindung mehr Vollkommenheit zu geben.

V.

Anekdoten.

Jakob I. König von England, verlangte, daß ein franzöſiſcher Geſandte ſich mit ihm in lateiniſcher Sprache unterhalten ſollte; da dieſem Geſandten das Latein nicht ſo geläufig war als dem König, ſo geſchah es, daß er manchen Schnitzer verſchuldete, und die Demüthigung erlitt, ſich vom Monarchen und dem ganzen Hof ausgezischt zu ſehn. Im Weggehn begegnete er ſeinem Bekannten dem Buchanam, dem geweſenen Inſtruktor Jakobs des erſten, und konnte ſich ſeinem Aerger nicht entbrechen zu ihm zu ſagen: „Wahrhaftig, lieber Freund, Sie haben „einen großen Pedanten aus ihrem König gezogen.“ — „Einen Pedanten? erwiederte Buchanam, und ſchlug „die Augen gen Himmel, ich danke Gott Herr Geſandter, „daß ich wenigſtens etwas habe aus ihm machen können.“

Man lag dem Pater Mallebranche ſehr an, den Journaliſten von Trevoux zu antworten, die ihm beſtändig tadelten. „Ich diſputire nie mit Leuten antwortete er, „die alle Monate oder alle Wochen, ein Buch ſchreiben.“

Eine ſchöne junge Dame, ſagte zu dem 98 jährigen Fontenelle: „Sie wollen, daß man Lichter bringen ſoll, „und doch ſagt man, daß Sie das Licht incommodirt. Nicht „wahr, Sie ſind lieber im Dunkeln?“ — Aber nicht wenn Sie in der Geſellſchaft ſind! erwiederte der galante Greis.

Bey einer Vorſtellung der Gluckſchen Alceſte, behauptete ein Tadler des großen Komponiſten: „Mlle. le „Vaſſeur ſänge falſch, und zerfleiſche ihm das Gehör.“ — „Wenn Sie dadurch ein andres Paar Ohren erhielten, ant„wortete d'Alembert, ſo könnten Sie ſehr zufrieden „ſeyn.“

VI.

Biographie.

Ryland, vom Herrn von Erlach. Mitglied des ſouverainen Raths des Stands Bern, und Landvoigt zu Lugano.

William Wyne Ryland, ein berühmter engliſcher Kupferſtecher, führte die glücklichſte und einträchtigſte Ehe mit einer Gattin, von der er zärtlich geliebt wurde. Sein tadelloſer Wandel, und ſein rechtliches Betragen hatten ihm die Gewogenheit, und ſelbſt die Achtung ſeiner ſämmtlichen

lichen Nachbarn erworben. Er erwarb ſich auch einen ausgezeichneten Ruf in einer Kunſt, wo man nur ſelten die Stufe der Vortreflichkeit betritt. Nachdem er das Zeichnungsſtudium in der Künſtler Akademie, (die damals zu St. Martins-lane war) getrieben, und eine Preiß-Schaumünze davon getragen hatte, wurde er der Schüler des Ravenet, eines ſehr berühmten franzöſiſchen Kupferſtechers. Er beſaß ſo viel Vermögen, daß er mit Anſtand und Annehmlichkeit leben konnte. Als Strange ſich weigerte, die Bildniſſe Georgs III. und des Lords Bute, nach Ramſay zu ſtechen, fiel die Wahl an ſeiner Stelle auf Ryland. Seine Arbeit fand Beyfall, und trug ihm eine anſehnlichere Belohnung ein, als er erwarten konnte. Die acht Jahre durch welche der Künſtler auf die Fertigung dieſer beyden Stiche verwendete, empfing er vom Könige einen jährlichen Gnadengehalt von zweyhundert Pfund Sterling, und nach vollendeter Arbeit, wurden ihm noch hundert jährlich aus des Königs Schatulle angewieſen. Ueber dieſes verdiente er ſich alle Jahre durch ſeinen Fleiß, wenigſtens achthundert Pfund Sterling, und ohnweit Liverpool beſaß Ryland ein Landgut, das man auf zehntauſend Pfund Sterling ſchätzte. Er befand ſich alſo in der erwünſcheſten Lage, ruhige und heitre Tage, im Schooße der Tugend und der Glückſeeligkeit zu verleben.

Einmal ließ ſich Ryland bereden, eines von den Häuſern zu beſuchen, die zu London ſo gemein und doch ſo ſchädlich ſind, und wo man ſich blos der Kunſt befleißigt, andern ihr Geld durch Betrug oder durch die Fügungen des Zufalls und gewiſſer Combinationen, abzunehmen. Das Spiel, das elendeſte und ſchimpflichſte von allen Gewerben, welche Menſchen treiben können, wurde unvermerkt ſeine herrſchende Leidenſchaft. Wer hohes Spiel ſpielt, er mag arm oder reich ſeyn, kann nicht lange mehr ganz ehrlicher

Mann bleiben. Dieſe Peſt greift ſchneller in der Seele um ſich, als ein freſſender Schade eines einzelnen Gliedes, den ganzen Körper einnimmt. Ohnſtreitig iſt dieſes die gewaltſamſte und gebieteriſcheſte aller Leidenſchaften. Wehe dem Müßigen, wehe dem Geizigen, welche es wagen, dieſer Klippe Trotz zu bieten! Wenn ſie auch einigemal dem Schiffbruch entgehn, ſo werden ſie doch gewiß endlich das Opfer ihrer Unklugheit. Fragt einen Spieler nach der Urſache der Sucht die ihn verblendet, und er wird euch kalt zur Antwort geben: „Jedermann hängt ſeinem Vergnügen nach; mein Vergnügen iſt das Spiel, und ich „kann es nicht miſſen!“ —

Rhland war noch nicht lange von dieſer Krankheit befallen geweſen, als ein Freund ſeine Heilung unternahm. „Man ſieht Sie nicht mehr, redete er ihn an; alle Ihre „Freunde ſind für Sie beſorgt, und ihre Nachbarn betrüben ſich, daß Sie die ſchändlichen Winkel beſuchen, „wo es nur eines einzigen Augenblicks bedarf, um alle die „Schätze an welche die Vorfahren viele Menſchenalter „durch geſammelt haben, in einem Nu zu erſchöpfen.“ — Sie ſcherzen, Freund; giebt es einen angenehmern und unſchuldigern Zeitvertreib als das Spiel, ſonderlich wenn es mäßig iſt? — „Ein Jünger des Plato, dem der Weiſe „verwies, daß er geſpielt hatte, antwortete wie Sie, ich „ſpiele nur ein kleines Spiel. Aber, erwiederte der Weiſe, „rechneſt du die Leidenſchaft des Spiels für nichts, die dir „dieſes kleine Spiel einflößt? Hüten auch Sie ſich vor der „Schlange, die unter Blumen lauſcht. Bald, mein „Freund, wird dieſe Neigung auflodern, wie ein Feuer, „das ſtets neue Nahrung bekommt; was nur ein bloßer „Zeitvertreib war, wird zur wüthendſten unſinnigſten Leidenſchaft werden: der Verluſt wird ſie hitzig machen, der „Gewinn noch mehr anfeuern, auf leichte Gewinne werden „ungeheure, verſchleuderte Summen folgen! . . . .

„Ha

„Haben Sie es wohl reiflich überlegt, was das heißt, „das Nothwendige zu wagen, um das Ueberflüßige zu beſitzen, und von dem Ausſchlag einer Karte oder eines „Würfels, Glück, Ehre, Anſehn, guten Nahmen, und „das Wohl ſeiner Kinder abhängen zu laßen, ohne am „Ende mehr als vergebliche Thränen, nagende Gewiſſensbiſſe, und ſchreckliche Verzweiflung übrig zu behalten?“ — —

Das Gemählde war zu treu und treffend, um nicht einen Eindruck auf Ryland's Seele zu machen. Er verſprach ſeinem Freunde ſich zu beſſern, und als dieſer ihn verlaßen hätte, überließ er ſich den bitterſten Betrachtungen. „Er hat Recht, ſagte er ſich: habe ich nicht ſelbſt Lord „B*** gezwungen geſehn, einige von ſeinen Gütern zu „veräußern, und andre zu verpfänden, um ſeine Spielſchulden bezahlen zu können? Zwanzig Familien ſah „ich durch das Spiel zu Grunde gerichtet werden, aber „noch keinen Spieler von Handwerk ſah ich in Wohlſtand „kommen. Zwar höre ich täglich das Glück von zwey „oder drey rühmen, die glücklicher bisher waren, als tauſend andere; aber wer ſteht mir davor, daß in zwey Tagen, vielleicht dieſen Abend noch, ſie nicht ſo gut ruinirt „ſind, wie jene? — O Weib meines Herzens, zärtliche, „tugendhafte Seele, du ahndeſt die Fehlſchritte deines „Mannes nicht; ſoll ich das Werkzeug deines Untergangs „werden? . . . Und ihr meine lieben Kinder, die ihr „noch geſtern eure ſchwachen Arme um mich ſchlanget, ſo „ſüße Liebkoſungen an mich verſchwendetet, und mich fragtet, wo ich ſo lange geblieben wäre? Die Mama ſey „meinetwegen in Aengſten geweſen, habe geweinet . . . . „Nein, euer Erbtheil ſoll nicht dereinſt ein geſchändeter „Nahme, und der Fluch der Dürftigkeit ſeyn! . . . Es „iſt feſt beſchloſſen! nie ſpiele ich wieder!“ —

Dieſe Eindrücke dauerten einige Tage, und **Ryland** wich, unter mancherley Vorwand, den Verfolgungen ſeiner gewöhnlichen Spielkamaraden aus. „Das heiße ich mir „doch eine Bekehrung! rief ihm einer zu, und ſchlug ein „ſchallendes Gelächter auf! wahrhaftig **Ryland** dein „Nahme wird noch einſt im Kalender, unter den Heiligen „prangen! —

Die Bande der Gewohnheit, und der ſchon eingewurzelte, ſchon in Leidenſchaft ausgeartete Hang zum Spiel, fiengen bald von neuem an, heimlich ihre Gewalt dem Herzen des unglücklichen Künſtlers fühlen zu laßen. Er kam wieder auf ſeine alten Lieblingsideen zurück, daß ſpielen nichts böſes ſey, daß der Misbrauch des Spiels allein Tadel verdiene, und daß er ſich zu genau kenne, um nicht für ſich bürgen zu können, daß er immer in den gehörigen Schranken bleiben werde. Durch dieſe Trugſchlüſſe beruhigt, fieng er von friſchem an zu ſpielen. Anfangs waren ſeine neuern Verſuche glücklich, und lockten ihn noch mehr. Endlich drehte ſich das Glück, und er verlohr mehr als er vorher gewonnen hatte; der Verluſt hielt an, und er ſuchte die Lücken zu füllen; aber das Unglück verfolgte ihn Schlag auf Schlag; **Rylands** ganzes Vermögen verſchwand, und mit ihm ſeine Rechtſchaffenheit. — —

Dieſes ſchrekliche Geheimniß ruhte noch unter der Hülle der Verſchwiegenheit, und der Böſewicht, der ihn an den Bettelſtab gebracht hatte, ſetzte ihm dann gewiſſe Zeit, wo er ihn befriedigen ſollte. Dieſes war der kritiſche Augenblick. Kein härterer Sturm kann das menſchliche Herz treffen, als der, wenn ſich der Menſch aller ſeiner Glücksgüter beraubt ſieht. Die Zeit, die über alle andre Verluſte tröſtet, verbittert dieſen ſtets noch mehr. Tauſend nagende Betrachtungen reißen die Wunde wieder auf die er ſchlug. Man gebe nur einen Augenblick auf Spieler von Handwerk Acht, die nun vorm Spieltiſch ſitzen, und eben eine empfindliche Einbuße erlitten haben; ſie werden die unverſöhnlichſten Feinde, ſie achten weder Stand noch Geburt, noch Verwandſchaft, noch Freundſchaft; ſie beneiden und verfluchen ſich wechſelsweiſe! — —

Ryland überließ ſich eben dieſen Anwandlungen von Wuth, in der drückenden Lage, in welcher er ſich befand. Er ſtieß die gräßlichſten Verwünſchungen gegen das Spiel, gegen die Spieler und gegen ſich ſelbſt aus. Er brütete tauſend ſchrekliche Entwürfe; bald wollte er die Ungeheuer die ihn geplündert hatten, bald ſich ſelbſt morden. Unterdeſſen verſtrich die Zeit, und er mußte auf Mittel und Auswege ſinnen. Der Kupferſtecher wählte, wie es gewöhnlich zu gehn pflegt, gerade das ſchreklichſte und ſtrafbarſte von allen Hülfsmitteln, die ihm übrig blieben. Er ſchmeichelte ſich, wenn er falſche Oſtindiſche Kompagnie-Wechſel ſchmiedete, ſo würde er ſich völlig retten können. Er machte einen Verſuch, und unglücklicher Weiſe gerieth er. Da er bey der Bank bekannt war, ſo ſuchte er ſich ſeiner vertrauten Freundſchaft mit einem Commis der Bank, zu bedienen, um einen Wechſel von 10000 Pfund Sterling diſcontiren zu laſſen. Man war es zufrieden, aber man that die Frage an den Commis, ob er glaube daß Ryland die Summe erſetzen könne, im Fall der Wechſel nicht bezahlt würde? Der Commis wagte nicht das zu bejahen, und ſo nahm man ſein Wort in dem Augenblicke zurük, wo das Disconto geſchehn ſollte. Doch das machte den unglücklichen Ryland nicht ſchüchtern; er fabricirte noch für 7114 Pfund Sterlinge falſche Oſtindiſche Kompagnie-Wechſel.

»Man erlaube mir, hier einen Augenblick am Rande des Abgrunds zu weilen, in welchen ſich der Elende geſtürzt hat. Wie despotiſch herrſcht die Leidenſchaft des Spiels! ſobald ſie ſich zeigt, ſchweigen alle übrigen, und verkriechen ſich; ſie ändert nach ihrem Gefallen den Karakter der Menſchen; ſie fällt das heitre Auge der Fröhlichkeit mit

Thränen; ſie ſtürzt den Reichen in das entſetzlichſte Elend, und macht den ehrlichſten Mann zum niederträchtigſten und verworfenſten Verbrecher. Auch ſind es keine Blumenpfade auf welchen ſie irre führt. Wenn auch ſo viele Leiden und Uebel unſre andern, unordentlichen Leidenſchaften uns zuziehn mögen, ſo verſchaffen ſie uns doch gewöhnlich, wenigſtens dann und wann einige angenehme Genüſſe. Allein die Leidenſchaft des Spiels läßt uns nie etwas Angenehmes empfinden: Wer gewinnt, beklagt ſich, daß er nicht mehr gewann, wirft ſich bitter ſeinen Fehler vor, und beſchuldigt das Glück, das er blind und launig ſchilt, ihm nur halb beygeſtanden zu haben; und wer verliert, überläßt ſich der Verzweiflung, ob er gleich nur [illegible] nöthig, dieſes Unglück zu vermindern. Noch nie hat das Spiel jemand ganz zufrieden geſtellt.

Die Leidenſchaft des Spiels hat Müßiggang zum Vater aller Laſter, Eigennutz und Haabſucht zu Grundlagen. Dieſe Beſchäftigung, die anfänglich nur Erhohlung, nur Zeitvertreib ſeyn ſollte, wird durch eine lange Fortſetzung von Misbräuchen, zu einem ernſtlichen [illegible]. Verluſt der Zeit, Verluſt ſeines Vermögens, Verluſt der Rechtſchaffenheit, ſind die drey Uebel, welche gewöhnlich dieſe traurige Leidenſchaft zu begleiten pflegen. Wenn man die Jahrbücher der Geſchichte durchläuft, ſo ſieht man Verzweiflung, Selbſtmord und Todſchlag, Folgen der Spielſucht werden. Jünglinge, die beſtimmt waren, ganz eine andre Rolle zu ſpielen, irren unſtät und flüchtig in der Fremde umher, oder verſeufzen die ſchönſten Tage ihres Lebens in Zucht- und Werkhäuſern, weil ſie ſich entweder zu Grunde richteten, oder weil das Spiel ſie zu Schandthaten verleitete. Man braucht nur die Artikel **Spiel** und **falſcher Spieler**, im Anekdoten-Lexikon aufzuſchlagen, um ſich durch eine Menge auffallender Beyſpiele von dieſer Wahrheit zu überzeugen.

Verl

Vergebens hatte Ryland gewähnt, ſein Verbrechen, ungeſehn und ungerügt begehn zu können: aller ſeiner Bemühungen ohngeachtet wurde es ruchtbar. Denn Wahrheit dringt ſpät oder früh durch die Hülle, welche ſie zu verſchleyern ſucht. Die Obrigkeit war auf dieſen Betrug aufmerkſam gemacht worden. Der Schuldige hatte ſich dem Schooße ſeiner Familie entriſſen, einen falſchen Nahmen angenommen, und ſich in einem Seehafen verborgen, um nach Frankreich zu flüchten. Ein Schuſter, dem er ein paar Schuhe auszubeſſern gab, entdekte von ohngefähr ſeinen wahren Nahmen. Wie, rief er, „iſt das der öf„fentliche Dieb, der Verfälſcher, dem man vergebens nach„ſpürt? Böſewichter verſchoueu, heißt der Feind der menſch„lichen Geſellſchaft werden, und der will ich nicht ſeyn!“

Ryland wurde in Verhaft genommen, verhört, überwieſen. Man ſperrte ihn, bis zur Entſcheidung eines peinlichen Prozeſſes in einen Kerker. Schrekliche Augenblicke! o mögten alle, in deren Herzen die Leidenſchaft des Spiels aufzulodern beginnt ſich in Gedanken in dieſen finſtren Aufenthalt verſetzen! Mögten ſie ſich ſagen: ſo weit bringt oft die Spielſucht, ſo weit kann ſie mich auch bringen! — — Ryland konnte glücklich, geliebt, geehrt leben, und jetzt iſt er ein Auswurf der menſchlichen Geſellſchaft, mit Schande gebrandmarkt, die Peſt ſeiner Familie, und die Gerechtigkeit zückt ihr rächendes Schwerd über ſeinem Haupte. Noch wenig Augenblicke, und er dient dem Pöbel ſeiner Landesleute zum Schauſpiel, und endigt ſein Leben, durch Henkers Hand in Schmach und Schande! — —

Laßt uns eine Thräne des Mitleids dem Schickſale ſeiner unſchuldigen Gattin weihn! Sie wurde bey dem Gerüchte von den Uebelthaten und der Gefangenſchaft ihres zärtlich geliebten Mannes, wie vom Blitzſtral getroffen. Sie verſagte ſich allen Troſt; Leben war für ſie Pein, ſie legte zwar nicht Hand an ſich, allein Gram und Kummer machten bald ihrem elenden Daſeyn ein Ende, aber ihre Kinder, arm und verwayſt, beweinen nach den Augenblick, wo der Dämon der Spielwuth, ihren unglücklichen Vater verführte.

VII.

Roman.

Die vergebliche Vorſicht.

Novelle nach Scarron.

Ein gewiſſer Kavalier aus Granada, ich mag ſeinen wahren Nahmen nicht entdecken, und will ihn Don Pedro von Caſtilien, Arragonien und Toledo nennen, ein andrer mag ihn nennen wie er ſelbſt will, denn ein ſchöner Nahme koſtet nicht mehr und nicht weniger, als einer der nicht ſchön iſt; daher kömmt es auch vielleicht, daß ein Spanier, wenn ihm ſein Nahme nicht gefällt, ſich einen beylegt der ihm beſſer gefällt, oder mehrere zugleich führt. Dieſer ſogenannte Don Pedro alſo wurde durch den unerbittlichen Knochenmann, Hain, im 20ſten Jahre ſeines Alters ſeiner Eltern beraubt, welche ihn aber zu ſeinem Troſte ob ihres Hinſcheidens, ein groſſes Vermögen hinterließen, welches, wie wir in der Folge ſehen werden, der junge Herr oft zu brauchen wuſte. Er trauerte ein ganzes Jahr, blieb zu Hauſe, entzog ſich allen Luſtbarkeiten, und brachte ſeine Zeit damit zu, ſein Vermögen zu überrechnen, die antiken Koſtbarkeiten gegen neuere umzutauſchen, und ſein Hausweſen auf einen ſelbſt gefälligen Fuß zu ſetzen. Nachdem aber das Trauerjahr zu Ende war, (wiewohl etliche ſagen es habe noch ein Tag daran gefehlt, welches ich dahin geſtellt ſeyn laßen will,) gieng er wieder aus, und ſtreifte herum die Töchter des Landes zu beſchauen. Er war jung, ſchön, wohlgewachſen, und was das beſte war, ſehr reich; es konnte ihm alſo in Abſicht einer Verbindung mit einem der beſten Häuſer, und ſchönſten Dame gar nicht fehlen.

Unter den Schönen welche damals in **Granada** alle Herzen der jungen Herrn in Kontribution ſetzten, war **Serafina**, ein wahrer Engel von Geſtalt, die vornehmſte welcher auch das Herz des jungen **Don Pedro** ſogleich entgegen flog, wenn man nehmlich daſſelbe im figürlichen, dichteriſchen Verſtande nehmen will. **Serafina** war zwar von vornehmen Eltern, welche aber eben nicht ſonderlich bey Gelde waren, und wenn **Don Pedro** den geraden Weg gegangen wäre, und ſogleich förmlich um ſie angehalten hätte, ſo würde die Familie gegen eine Verbindung mit ſo einem vornehmen und reichen Kavalier gar nichts gehabt haben, doch das that er nicht, und wollte vorher erſt ſein Heil mit dem Gegenſtande ſeiner Liebe ſelbſt verſuchen. Er gerieth daher auf die Wege der jungen verliebten Spanier, brachte ſeiner Geliebten Serenaten, ſetzte ſich ihretwegen allen Gefährlichkeiten der nächtlichen Abentheuer, der Erkältung aus, zog ſich den Schnupfen zu, und erfror bald, indeß ein beglückter Nebenbuhler in den Armen ſeiner Schönen, dem Feuertode nahe war. Der Nahme ſeines Rivals thut nichts zur Sache, er war mit ihm in gleichem Alter, vielleicht eben ſo liebenswerth als er, und ohne allen Zweifel in ſeinen Bemühungen um **Serafinens** Gunſt, weit glücklicher als unſer Nachtwandler.

Da nun Pedro ſah, daß all ſeine Mühe vergebens war, daß man ſeine Serenaten nicht beklatſchte, und wenn er zuweilen ſeine Stimme hören ließ, die Fenſter zu machte, ſo nahm er ſich endlich vor die Sache bey den Eltern anbringen zu laßen. Sein Freyersmann gieng, und kam mit einem tröſtlichen Ja von den Eltern zurück.

Nachdem die Eltern bereits ihr Wort von ſich gegeben hatten, unterrichteten ſie erſt ihre Tochter davon. Dieſe erſchrak über dieſe unvermuthete Entſchließung, und fand zwar alles was ihre Eltern gethan hatten, ſehr weiſe, bat ſich aber doch eine Zeit von etlichen Monaten aus, um ihre zerrüttete Geſundheit in Ordnung zu bringen, weil, wie ſie ſagte, es ihrem künftigen Gatten weit angenehmer ſeyn würde, eine geſunde, als eine kranke Frau zu bekommen. Darin gaben ihr ihre Eltern recht, glaubten, weil ſie eben nicht zum beſten ausſah, daß ſie wirklich krank wäre, und lobten ihre Einſicht, wie es denn auch dem Geliebten ſehr gefiel, als es ihm geſagt wurde.

Die Ehekontrakte wurden unter der Zeit in Ordnung gebracht, und Don Pedro unterließ nicht ſeiner Braut koſtbare Geſchenke zu ſchicken, und ſehr fleißig mit ihr zu korreſpondiren, weil ſie ſich nicht vor ihm ſehen ließ. Nur zuweilen trat ſie Nachts auf den Balkon, und ziſpelte in hundert Schleyer verhüllt, ihm von da aus, einige verliebte Wörtchen zu, welche er ſo begierig auffing als die Iſraeliten in der Wüſte, das Manna welches vom Himmel herabregnete.

Auf einmal kam ſeine Schöne auch nicht einmal des Nachts mehr auf den Balkon. Darüber wurde er ſehr ängſtlich, machte Verſe, ſchrieb welche aus, oder ließ ſich vor Geld und gute Worte welche machen, und ſchickte ſie ihr zu. Endlich fing er an ſich an ihr Kammermädchen zu wenden, welche ihm die Verſicherung gab, daß ſeine Dulzinea bettlägrig ſey. Da giengs Verſemachen noch ſtärker, und ſein Nachbar, ein armer Gelegenheits Dichter in einem Dachſtübchen wohnhaft, um dem Olymp näher zu ſeyn, verdiente bey dieſer Gelegenheit manche blanke Dublone, weswegen er auch ſehr brünſtiglich den Gott Apoll anflehte, ihre Geneſung ein wenig zu verſpäten. Jetzt ließ ſich Don Pedro eine Arie verfertigen auf die kranke Phillis, Chloris, oder wie Serafina ſonſt darin genannt wurde, ſetzte ſie ſelbſt in Muſik, hing die größte Zitter über, die er bekommen konnte, und eilte hitzig nach dem Hauſe ſeiner Treugeliebten, ſie durch ſeine rührenden Klagen entweder zu bewegen, oder — die Hunde ihres Hauſes zum Bellen zu bringen.

Wer ſollte nicht glauben, daß entweder eins von beyden, oder beydes zugleich hätte geſchehn müſſen? und doch konnte er weder das eine noch das andre effektuiren.

Er war noch über zwanzig Schritte von der Behauſung ſeiner Geliebten entfernt, als er ihre Hausthür öffnen, und eine vermummte Dame herausgehen ſah, welche von Statur ſeiner Dame ziemlich glich. Sie gieng nach einem alten verfallenen Gebäude, deren es in Granada mehrere giebt, und er ſchlich ihr von ferne nach, feſt entſchloſſen, wenn es ſeine Geliebte ſey, und etwa einen Nebenbuhler zu einem Rendezvous dahin beſtellt habe, ſich an beyden fürchterlich zu rächen. Er kam ihr näher, und ſah, daß es ſeine geliebte Serafina wirklich war, welche ſich niederließ, und ſo kläglich gebehrdete als wollte ſie den Geiſt aufgeben, oder, um es deutlicher zu machen; wie eine Perſon die ſich mit entſetzlicher Angſt und Mühe einer kleinen Kreatur entledigt, die ſie mit großem Vergnügen empfangen hat. Die Sache gieng aber gut von ſtatten. Kaum war ſie von der Geburt entbunden, als ſie neue Kräfte bekam, fortgieng und das arme Geſchöpf zurückließ, ohne ſich um deſſen Schickſal zu bekümmern.

Man denke ſich des verliebten Ritters Erſtaunen! Jezt merkte er die wahre Urſache von ihrer Krankheit, und dankte dem Himmel der ihn zwar nicht die Symptomen, aber doch das Ende derſelben, hatte bemerken laßen. — Weil er von Natur groſmüthig war, ſo ließ er ſie gehen, ohne ihr Vorwürfe zu machen, hatte auch nicht willens ſich an ſeinem ungetreuen, gefallenen Engel zum Nachtheil ihrer Familie zu rächen, noch wollte er das arme, hülfloſe, kleine, neugebohrne Kind umkommen laßen. Er wickelte es in ſeinen Mantel, trug es zu einer Kindfrau, und gab ihr Geld genug, es aufzuziehn. Dieſe ließ es zur Chriſtenheit befördern, taufen, und weil es ein Mädchen war, ſo ließ es Don Pedro, Laura nennen.

Er gieng gleich des andern Tages zu einer Tante, der er zu verſtehen gab, er ſehe ein, daß er zu früh ans Heyrathen gedacht habe, ſeine Freyheit genieſſen, und einige Zeit auf Reiſen gehen wolle. Zugleich bat er ſie, Aufſicht auf die Erziehung der kleinen Laura zu haben, ſie, ſobald ſie drey Jahr alt wäre, in ein Kloſter zu thun, und ihr gar nichts von weltlichen Dingen beybringen zu laßen, und das gewiſſer Urſachen wegen, die er ihr einſtens entdecken wolle. Er hinterließ ihr viel Geld, und machte ſich reiſefertig.

Vorher ſchrieb er der ſchönen Serafina noch einen Brief, worin er ihr ſagte was er geſehn hätte.

Sie bekam ihn eben, als ſie ihren Eltern Hoffnung gemacht hatte, daß ihre Krankheit ihre gewünſchte Heyrath nicht mehr aufhalten würde. Der Brief ihres Bräutigams aber brachte ſie auf ganz andre Gedanken. Sie gieng ſogleich ins Kloſter, zum Schrecken ihrer Eltern, welche dieſe ſchnelle Sinnesänderung nicht begreiſen konnten.

Sie mögen den raſchen Schritt ihrer Tochter, und dieſe, mag ihre begangnen Sünden beweinen.

Die kleine Laura mag wachſen und zunehmen, ſo gut es ihr ihre Leibeskonſtitution zuläßt, wir wollen den ehrlichen Don Pedro auf dem Wege nach Sevilien aufſuchen, der das ihm begegnete Abentheuer nicht aus dem Kopfe bringen konnte, und vor dem Heyrathen jetzt eben einen ſo großen Ekel bekommen, als er vorher Luſt dazu gehabt hatte. Er dachte nicht mehr, daß in der Welt das Gute dem Böſen ſo ziemlich das Gleichgewicht halte, daß in einer Welt wo ſich Tieger, Schlangen, Krokodille und Sperlinge befänden, es auch Tauben, Nachtigallen und Lämmchen gäbe, und daß unter der Menge von treuloſen Weibern, auch tugendſame wären, ſondern nahm ſich feſt vor, auch nicht einem Frauenzimmer mehr zu trauen. — Und, nicht wahr, meine ſchönen Leſerinnen, daran that er ſehr unrecht? —

Mit dieſem verkehrten Wahne ritt er zu Sevilien ein, und hielt vor dem Hauſe ſeines ſehr ſchätzbaren Freundes, Don Juan von —, ich habe ſeinen Zunahmen wahrhaftig vergeſſen! — welcher nicht zugab, daß ſein angekommener Freund ſein Logie anderswo, als bey ihm ſelbſt nahm.

Es gefiel ihm zu Sevilien ſo wohl, daß er beſchloß länger hier zu bleiben, als er ſich anfangs vorgenommen hatte.

Einſt ritt er mit ſeinem Freunde durch eine Straße als er eine ſchöne junge Dame in Wittwen Kleidung, in einem geſchmakvollen Wagen, in ein großes Haus fahren ſah. Dieſer Anblick brachte auf einmal ſein ganzes Blut in Wallung, und er war ſo bezaubert, daß er in laute Lobſprüche ausbrach. Don Juan lächelte. Don Pedro häufte die bewunderungsvollen Exklamationen, und Don Juan lachte laut.

„Wir müſſen noch einmal durch dieſe Straße! — ſagte Don Pedro — Ich muß ſie noch einmal ſehen! —

Mit ſolch einer liebenswürdigen Perſon zeitlebens in ehelicher Verbindung zu leben, o! wie glücklich würde ich ſeyn!“

„Wenn Sie das wünſchen, antwortete **Don Juan**, ſo muß ich ſie freylich helfen Ihre Bekanntſchaft zu machen. Meine Frau iſt ſehr gut mit ihr bekannt, und durch dieſen Weg wollen wir, hoffe ich, vielleicht unſern Zweck erreichen. Elvire, ſo heißt ſie, iſt von vornehmen Stande, ſehr reich, ſchön, wie Sie ſelbſt geſehn haben, und eben ſo tugendhaft und eingezogen. Zwey Jahr ſchon iſt ſie Wittwe, und noch haben die beſten Parthien, welche ihr in Andaluſien angebothen wurden, ihr keine Luſt zu einer zweyten Heyrath machen können. — Sehen Sie doch, ſie ſteht dort im Erker. Es ſcheint, als wenn ſie uns bemerkte! — Das iſt ein gutes Anzeichen!“

Sie grüßten, und wurden wieder gegrüßt. —
Sie ſahen auf — und ach!
Die Sonn' im Erker war — verſchwunden!
Sie ritten fort — und ach!
Der eine unverletzt, der andre voller Wunden.

Don Pedro hatte weder Ruh noch Raſt. Sein Freund mußte nolens volens gleich den andern Tag zur **Donna Elvire** und ihr ſagen — was ihm **Don Pedro** ſagte? Das war nicht möglich! es war ein ſo vielfaches Einerley, daß **Don Juan** unmöglich alles hätte behalten können; doch ſagte er der ſchönen Wittwe ſo viel, daß ſie leicht merken konnte, wo es dem Liebhaber aus Granada fehlte.

Elvire geſtund ihm, daß ihr **Don Pedro** nicht mißfiel, daß ſie ſich aber nicht entſchließen könne, ihr Wort wegen einer Heyrath ſogleich von ſich zu geben, weil ſie ein Gelübde gethan habe, ihren ſeeligen Mann drey Jahr zu betrauern und unter der Zeit nicht zu heyrathen, welches ſich aber Pedro gefallen laßen ein ganzes Jahr auf ſie zu warten, ſo wolle ſie ihm verſprechen, keinen andern als ihm ihre Hand zu reichen.

Don Pedro war ſehr zufrieden mit dieſer Antwort. Er beſchloß, dieſe Probezeit zu allerhand Galanterien und Beſtehung allerley verliebter Abentheuer anzuwenden, ſchafte ſich Equipage, nahm Bedienten an, die er prächtig kleidete, und brachte ſeiner Geliebten ſchöne Abendmuſiken.

Elvire nahm keine Geſchenke an, aber deſto lieber ihre Kammerjungfer, die ihr den ganzen Tag von dem edeln Don Pedro vorſchwatzte, und ſie im Erker zu fixiren wuſte, wenn er vorüber gieng.

Schon war ein ganzes halbes Jahr vorüber, und der zärtliche ſchmachtende Liebhaber hatte ſeine Geliebte noch nicht geſprochen, noch nicht einmal näher, als vom Fenſter aus geſehn. Die Kammerjungfer ſprach fleißig bey ihm ein, und mancher vorgebliche Gang in die Meſſe galt Don Pedro und ſeinen Dublonen, denn ſie gieng nie leer wieder weg. Da wuſte ſie nun allerley zu erzählen, und machte den guten Liebhaber oft ſo entzückt, daß er zuweilen in Gedanken, ſtatt der Gebieterin die Servante heftig an ſein klopfendes Herz drückte, und ſo feurig küſte, — ſo viel vermag die Imagination! — als wär ſie die ſchöne Elvire ſelbſt, wogegen auch die niedliche fille de chambre nichts gehabt haben ſoll. Einige ſagen zwar, es ſey nicht allein beym Küſſen geblieben, ſie können dieſe Behauptung aber nicht gehörig beweiſen.

Einſt war der zärtliche Liebhaber gar zu freygebig, daß ihm die Kammerjungfer verſprach, wenn er ſich ruhig halten wollte, ihn an einen Ort zu bringen, wo er ſeine Geliebte in ihrem nächtlichen Negligee ſollte im Zimmer auf- und abgehn ſehn, dann auf der Harfe ſpielen und ſie dazu ſingen hören. Sogleich öffnete Don Pedro ſeine Schatulle noch einmal, und ein zweyter goldner Regen, fiel, wie einſt in den Schooß der reizenden Dame, in die Schürze der mitleidigen Kammerjungfer.

Er ſtellte ſich des Abends pünktlich ein, und wurde von der Kammerjungfer auf einen Gang gebracht, von welchem er, ich weiß nicht durch was für eine Oefnung, doch das iſt gleichviel! die Königin ſeines Herzens auf einem Eſtrado *) ſitzen und in einem Gebethbuche leſen ſah, während die Kammerjungfer ſie auskleidete. Sie legte ſich ein geſchmackvolles Negligee an — und Don Pedro bekam bey mancher Wendung und Biegung, welche die Kammerjungfer vielleicht abſichtlich machte, Reize von ſeiner Gebieterin zu ſehn, bey deren Anblick ſich vielleicht ſogar die Falten von der Stirne des finſtern Zenſors Kato gezogen hätten.

Er ſah zu viel! — Zuletzt verlohr er das Geſicht —
bekam es doppelt wieder, ſah — und ſah auch nicht.

Als Elvire ihr nächtliches Gewand anhatte, bat ſie die Kammerjungfer etwas zu ſingen, und brachte ihr die Harfe.

Elvire wollte nicht ſpielen, ſagte ſie ſey ganz ſchwermüthig, und habe auch Urſach es zu ſeyn. — Endlich aber ließ ſie ſich doch überreden, ſpielte und ſang. Don Pedro war vor Entzücken auſſer ſich.

Er hört jetzt den Geſang und wünſcht ſich tauſend Ohren,
hat nichts als ſie gehört, und nicht ein Wort verlohren.

Als ſie geſungen hatte, legte ſie ſich zu Bette — und Don Pedro ſchlich ſich fort, fand aber zu ſeinem größten Erſtaunen die Hausthür verſchloſſen. Er war in tauſend

Aeng-

---

*) Ein etwas erhöhter Platz in den Zimmern der Spanierinnen, mit Fußdecken und ſchönen Polſtern belegt, auf welchem ſitzend ſie gewöhnlich ihre Beſuche empfangen.

Aengſten, und wuſte nicht was er beginnen ſollte. Es war nichts zu thun als geduldig den Morgen zu erwarten.

Er ſetzte ſich bey einem Brunnen der ſich in der Ecke des Hofs befand, nieder, und war in tauſend Sorgen, ſeine ſchöne Gebieterin möchte ſeine Dreiſtigkeit übel auslegen. Er machte tauſenderley Anſchläge und hatte hunderterley Wünſche.

In dieſem Zuſtande befand er ſich als er eine Thür aufmachen hörte, und zu ſeinem großen Erſtaunen ſah er die ſchöne, tugendhafte Wittwe kommen, welche er ſchon längſt im tiefſten Schlafe glaubte. Sie hatte in der linken Hand ein Wachslicht, welches auf einem kleinen ſilbernen Leuchter ſteckte, und in der rechten Hand trug ſie einen großen Schenkteller, auf welchem allerhand eingemachte Sachen, Erfriſchungen und Stärkungen waren. Ihr voller Buſen drängte ſich mit reizender Ungeduld über die ſchwache Mauer der Brüßler Kanten ihres Negligees, ihre Haare wallten in Locken den elfenbeinern Nacken hinunter, und ihr kurzes Nachtröckchen zeigte dem entzückten Liebhaber die ſchönſte runde Wade, welche er Zeit ſeines Lebens geſehn hatte. Man ſtelle ſich die Lage des harrenden **Don Pedro** vor! Er glaubte, daß ſelbſt die ſchwarzäugigte Göttin der Liebe, nie dem glücklichen Adon in reizenderer Geſtalt erſchienen wäre.

Er hielt den Athem an ſich und verſteckte ſich ſo gut er konnte, bis ſie vor dem Brunnen vorbey war.

Sie gieng nach dem Pferdeſtalle, **Don Pedro** folgte ihr, und ſah ſie in eine in demſelben befindliche Kammer gehn.

„Aha! ſagte der neugierige Liebhaber zu ſich ſelbſt: Sie iſt ſo fromm, ſo mild, ſie wird einen kranken Bedienten beſuchen!“

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52319-X
REICHARD,H.A.O. FN. 17587/024

Doch dieſen Beſuch hätte ſie, nach unſerm Bedünken, wohl ihrer Kammerjungfer überlaſſen können, ohne ihrer Nächſtenliebe dadurch Abbruch zu thun.

Don Pedro ſchlich in den Stall und ſteckte ſich hinter ein Pferd, und ſah daß ſeine Herzgeliebte den Teller, Leuchter, und alles was ihre ſchönen elfenbeinernen Hände beſchwert hatte, auf einen kleinen Tiſch ſetzte. Ferner ſahe er in einem Bette, welches beynahe die ganze Kammer einnahm, einen kranken und äußerſt häßlichen Mohr liegen. Sein Geſicht war nichts als Haut und Knochen, er ſchnaubte und ächzete und röchelte, als wenn er ſo eben verſcheiden wollte.

Don Pedro hatte Gelegenheit die angenehmende Güte der ſchönen Elvire zu bewundern, welche ſich zu dem Kranken aufs Bett ſetzte, und ihre ſchöne Hand auf ſeine, vielleicht ſchon von Todesſchweiß ganz feuchte Stirn legte. Der Mohr ſah den liebreichen Engel der ihn mit thränenvollen Augen anblickte, ganz grimmig an. Die ſchöne Wittwe brach endlich in lautes Weinen und Schluchzen aus, und that ganz untröſtlich.

Don Pedro wuſte nicht was er von dieſem ſonderbaren Benehmen denken ſollte.

Endlich unterbrach Elvire die lange Pauſe und fragte mit ſchluchzender Stimme: „Wie iſt Dir denn?“

Der Mohr antwortete nicht. — Elvire fuhr fort:

„Lieber Antonio! ſo willſt du denn ſterben? — Ach! dein Tod wird auch der meinige ſeyn! — — Willſt du denn gar nicht mehr mit mir reden? — Wenn du willſt daß ich leben ſoll, ſo nimm doch etwas von dieſen Erfriſchungen zu dir, ich bitte dich. — Du ſiehſt mich nicht einmal an! o! du Grauſamer! Du liebſt mich nicht mehr, und ich liebe dich doch ſo unausſprechlich! — Küſſe mich doch lieber Engel!

gel! Küſſe mich! — Du wirſt machen daß ich vor Schmerzen vergehe! Liebſter, beſter Antonio, küſſe mich! — Küſſe mich doch!“

Dies ſagte ſie und ſchmiegte ihr engliſches Geſicht an die eingefallenen Wangen der ſchrecklichen ſchwarzen Unform. Es ſchien als wenn ein Engel einen Teufel liebkoſte.

Was Don Pedro bey dieſer Scene dachte, läßt ſich errathen. Die vorher angebetete Schöne kam ihm jetzt eben ſo häßlich vor als der Mohr, welcher mit ſeiner dürren Knochenhand die [illegible] ſchönen Wittwe von ſeinem eingefallenen Geſichte [illegible], und endlich mit gebrochener Stimme ſagte:

„Was wollen Sie Madam! was könnten Sie noch von einem elenden abgezehrten Menſchen verlangen, wie ich bin? Warum mißgönnen Sie mir das Glück ruhig zu ſterben? Iſt es Ihnen noch nicht genug, daß Sie mich in dieſen Zuſtand verſetzt haben, und verlangen Sie, daß ich in der lezten Todesſtunde das bischen mir noch übrige Leben, ihren unordentlichen Begierden aufopfern ſoll? — Verheyrathen Sie ſich, und erwarten Sie nichts mehr von mir. — Ich mag Sie nicht mehr ſehen, ich mag nichts von [illegible] Ich will ſterben, weil ich zu [illegible] gut bin!“

Als er dies geſagt hatte, kroch er tiefer ins Bette. Elvire [illegible] über ihn her, und zerfloß ganz in Thränen. Sie raufte ſich etliche Locken aus, zerrang ihre Hände und zerſchlug ihren vollen Buſen, an welchem der ſterbende Mohr ſo oft ſchwelgeriſch, die ſchönſten Entzückungen der Liebe genoſſen hatte. — Als ſie ſah, daß gar nichts helfen wollte, nahm ſie alles, was ſie mit ſich gebracht hatte wieder mit, und gieng ſchluchzend davon.

Don Pedro war über dieſe ſonderbare Begebenheit nicht weniger erſtaunt, als über jene Scene, wo er Zu-

ſchauer

ſchauer einer glücklichen Entbindung ſeiner geliebten Serafina war.

Sobald die Hausthür geöfnet wurde, ſchlich er ſich davon, ſagte aber keiner Seele, nicht einmal ſeinem Freunde etwas von dem gehabten nächtlichen Abentheuer.

Den folgenden Tag als er vor Elvirens Hauſe vorüber gieng, ſah er eben den todten Mohr heraustragen, mit dem man zum Begräbniß eilte. Die Kammerjungfer, ſagte ihm ſeine Gebieterin ſey krank.

Länger als ſechs Tage ſah er ſie, wenn er vorüber gieng, nicht am Fenſter, der Tod ihres ſchwarzen Liebhabers mußte ihr alſo ſehr zu Herzen gehn. „Da ſage man mir nun noch, ſagte Don Pedro, ein Frauenzimmer liebe nicht getreu!“

Eines Tags, ehe er es ſich verſah, bekam [illegible] von Elviren ein Briefchen, geſchrieben auf ein Blatt rings mit Guirlanden von Roſen, Kerzen, Pfeilen, flammenden Herzen und Köchern umringelt, welches alſo lautete:

„Zwey Perſonen die ſich lieben, brauchen keines dritten,
„ſich zu ſagen, daß eine genauere Verbindung ihr innig-
„ſter Wunſch iſt. Sie wollen mich bereden, daß ich Ihnen
„nicht mißfalle, und ich geſtehe Ihnen, daß ich Sie liebe.
„Ihr bisheriges untadelhaftes Betragen hat mich beſtimmt,
„die Ihnen aufgegebene Probezeit abzukürzen, und ich
„ſtehe nun bey Ihnen, ſobald Sie wollen, Herr meines
„Vermögens und der Gemahl zu ſeyn Ihrer zärtlichen

Elvire.“

Don Pedro gab eine Reiſe in wichtigen Angelegenheiten vor, überließ ſeinem Freunde ſeine Equipage, und reiſte von einem einzigen Bedienten begleitet, ab. Vorher beantwortete er aber der ſchönen Elvire Brief alſo:

„Es wäre ſehr grauſam durch den Schwall hochzeitlicher
„Freuden die Leiden aus Ihrem Gedächtniß verdrängen zu

„wollen, welche Sie allerdings über den kürzlichen Tod „ihres Liebhabers, der Ihnen ſo große Dienſte geleiſtet hat, „empfinden müſſen. Betrauern Sie den geliebten Mohr „mit gleichen Kleidern ſeiner Fleiſchesfarbe, und ſeyn Sie „verſichert, daß ich alles weiß. Ich bin übrigens, da ich „nicht mehr Ihr Liebhaber ſeyn kann, wenigſtens Ihr „ergebener

Don Pedro.“

Man will wiſſen daß Cintra beym Leſen dieſes Briefes ohnmächtig geworden, und beynahe untröſtlicher als über den Tod ihres Geliebten aus Guinea, geweſen ſey. — Als ſie aber hörte, daß Don Pedro Sevillen verlaſſen hatte, gab ſie ihre Hand einem ihrer ältern Freyer — und ob ſie ſich nebenher wieder einen andern Mohr anſchaffte, weiß ich nicht.

Don Pedro eilte nach Madrid und nahm dort bey einem reichen Onkel ſeine Wohnung, welcher einen einzigen Sohn hatte, der mit einer weitläuftigen Kouſine verſprochen war, welche, weil ſie nur erſt zehn Jahr alt war, nach ſpaniſcher Sitte, ihre Reiſe und die Zeit ihrer Vermählung in einem Kloſter abwartete. Ihr Bräutigam, Don Rodrico genannt, war eben ſo liebenswürdig als Don Pedro, mit welchem er ſogleich die innigſte Freundſchaft errichtete.

Don Pedro bemerkte daß ſein Freund immer ſehr ſchwermüthig war, er gab ihm Verſicherungen ſeiner Freundſchaft, und war endlich ſo glücklich, ganz ſein Vertrauen zu erhalten.

„Ich liebe, ſagte Rodrico, ein ſchönes junges Frauenzimmer, welche eben ſo unglücklich durch eine vorläufige Verbindung iſt, als ich es werden kann. Sie iſt mit einem Bräutigam verſprochen, den ſie nicht einmal kennt, und der eben jezt aus Indien zurük erwartet wird. Die gleiche Lage in der wir uns beyde befinden, hat unſre Liebe un [illegible] vermehrt, wiewohl ich bisher nichts als unſchuldige Umarmungen [illegible] oder [illegible] genoſſen habe. Die Früchte der Liebe völlig [illegible], welches allein Wunſch und mein Ziel iſt, halte ich [illegible] nach der [illegible] ihres Mannes und ihrem Geſchlecht [illegible] denn ſicher [illegible] ohne unglückliche Folgen [illegible], glücklich ſeyn können. Ich will dir nicht ſagen von ihrer Schönheit. Du ſollſt Donna Virginia, ſo heiſt ſie, und ihre Kouſine Violante ſelbſt ſehen, um geſtehen zu müſſen, daß es in ganz Spanien unmöglich ein ſchöneres und edleres Geſchöpf geben kann, als meine Geliebte.

Don Pedro. Ich [illegible]

Rodrico. Du ſollſt ſie ſehn, lieber Freund, und Du wirſt mir Beyfall geben.

Pedro. Beſchleunige den ihr zugedachten Beſuch.

Rodrico. Jezt wird ſie mich eben nicht auf das freundlichſte empfangen.

Pedro. Warum nicht?

Rodrico. Weil wir einen kleinen Zwiſt mit einander haben. Sie hat mich vor einiger Zeit mit einer Dame in der Kirche ſprechen ſehn, und weil ſie ſehr eiferſüchtig iſt, folglich mich wirklich liebt, ſo ſchickt ſie mir jezt ſogar meine Briefe unerbrochen zurük.

Pedro. Freund! biſt Du deiner Sache gewiß?

Rodrico. Völlig gewiß!

Pedro. Gewiß, daß ſie Dich wirklich liebt?

Rodrico. Wirklich!

Pedro. Nun gut! wir wollen hingehen. Vorher aber laß dir ein paar mir aufgeſtoßene Begebenheiten erzählen, die mich gegen die Treue der Weiber ziemlich mißtrauiſch gemacht haben.

Hierauf erzählte er ihm was die Leſer ſchon wiſſen, nemlich ſeine Abentheuer mit Seraſinen und Elviren.

Nach [illegible] Erzählungen [illegible] zu den ſchönen Kouſinen, welche Don Pedro, [illegible] Widerwillens gegen die Weiber, ſehr reizend fand.

Virginia hielt ihrem Geliebten eine kleine Strafpredigt, erlaubte ihm aber, ſich zu vertheidigen, welches er auch ſo nachdrücklich that, daß ſie ihm nach einigen Verweiſen abſolvirte, und ihm alle ſeine jezt an ſie begangenen Vergehungen vergab.

— [illegible] Don Pedro an der ſchönen Violante, [illegible] hatte, als [illegible] ihm [illegible] viel ſchöne Sachen vor, fand ſie auſſerordentlich liebenswürdig, war willens, troz ſeiner Schwüre ſich nicht wieder zu verlieben, ihr ſogar ſeine Hand zu reichen, und lieferte dadurch einen Beleg zu dem Sprüchwort, daß Eidſchwüre der Verliebten und Spieler ſie zu nichts verbinden. — Sie gab ihm gleichfalls zu verſtehen, daß er ihr gefiel.

— So oft er ſie beſuchte wiederholte er ſein Anerbieten, ſich mit ihr zu vermälen und bat um eine beſtimmte Antwort, die er aber nie erhalten konnte.

— Ehe ſich die beiden Herren verſahen, bekamen ſie die Nachricht, der Bräutigam aus Indien ſey angekommen, Virginiens Verheurathung würde bald vor ſich gehen, und die zärtlichen Liebhaber möchten ſich beiderſeits ſo lange gedulden, bis man ſie rufen ließ, auch das Spazierengehen vor ihrem Hauſe gefälligſt einſtellen.

Zugleich erfuhren ſie, der Mann aus Indien ſey auſſerordentlich eiferſüchtig, und bewahre ſeine Frau ſehr ſorgfältig.

Einige Wochen hielten die Liebhaber ihre Quarantaine geduldig aus, als ſie aber gar keine Nachrichten von ihren Schönen bekamen, verloren ſie zulezt die Gedult und Rodrico ſchrieb ſeiner Geliebten einen zärtlichen Brief, welchen dieſe mit der Nachricht beantwortete, ihr Mann würde vermuthlich bald nach Valladolid reiſen, und dann wolle ſie ihr gethanes Verſprechen erfüllen.

Einige Zeit erhielt dies Brieſchen die Inamorirten bey Muth; endlich aber wurde ihnen die Zeit doch zu lang. Sie ſtellten allerley Verſuche an, ihre Schönen zu ſprechen, aber alles war umſonſt. — Endlich traf Roderico ſeine Virginia in der Kirche an; kniete neben ſie, und ſagte ihr vor was ihm ſein Herz eingab.

„Mein Mann iſt nicht nach Valladolid gereiſt — ſagte ſie — wie ich hoffte, und ich weis nur ein einziges Mittel, wie wir unſern Zweck erreichen könnten, welches aber vor der Hand nicht möglich iſt?" — „Welches iſt es?" fragte Roderico haſtig.

„Mein Mann — antwortete Virginia hat einen außerordentlich feſten Schlaf. Ich könnte mir denſelben zu Nutze machen und meine Kouſine bereden, ſich ſo lange zu ihm zu legen, bis wir uns geſprochen hätten; aber ſie iſt krank, und ich mag mich weiter niemand vertrauen. — Doch fällt mir etwas ein. Wenn vielleicht ihr Freund Don Pedro ſich entſchließen könnte meine Stelle eine halbe Nacht im Bette meines Mannes zu verſehen. — Es iſt freylich ein gefährliches Unternehmen — aber das iſt die einzige Art wie ich etwas für ſie thun könnte."

So bald Roderico nach Hauſe kam, erzählte er ſeinem Freunde was Virginia geſagt, und unter welchen Bedingungen ſie ihn glücklich zu machen verſprochen hätte. Don Pedro nahms anfänglich für Spas, als aber Roderico Stock und Stein ſchwur, es ſey Ernſt, ſo war er ſogleich willig, weil er von Natur ſehr kühn war, dies ſeltſame Abentheuer zu beſtehen, es möchte auch ausfallen, wie es wollte.

Virginia erhielt Nachricht, daß ſich Don Pedro der Sache unterziehen wollte, und die beiden Freunde eilten des Abends nach ihrem Hauſe. — Hier mußte ſich Don Pe-

Pedro vor den Augen des ſchönen Weibes ganz entkleiden, (ſie mochte wohl ſo etwas ſehr gern ſehen!) und wurde im bloßen Hemde im Dunkeln, von ihr an das gefährliche Bette geführt, in welches er ſich behutſam legen mußte, um die Nacht in demſelben zu zubringen. Sie ging fort, ſchloß die Thür zu und eilte in die Arme ihres geliebten Rodrico, indeß ſich Don Pedro in einer ſehr ſonderbaren Lage befand.

Noch nie hatte er den Stunden ſo ſehr Flügel gewünſcht, als jezt, und indeß Rodrico in den Armen der ſchönen Brigitta die Sekunden zu Stunden machen zu können wünſchte, wünſchte der übel gebettete Ritter aus Granada, aus Stunden Sekunden machen zu können.

Don Pedro ſtellte allerlei Betrachtungen über ſeine kritiſche Lage an, und verwünſchte ſeine Vorwitzigkeit. In dieſen traurigen Betrachtungen wurde er durch einen langen, häßlichen Arm geſtöhrt, welcher ſich um ſeinen Nacken ſchlang. Sein Schlafkammerad murmelte etliche unverſtändliche Worte im Traum und rükte näher an ihn. Don Pedro voller Angſt und Furcht, hob ſo manierlich als er nur konnte, den Arm über ſeinen Hals weg, und nahm ſich ſehr in Acht, ihn nicht zu hart anzugreifen. Als ihm nun dies künſtliche Manöver gelungen war, rükte er weiter weg und legte ſich mit aller möglichen Vorſicht auf den äuſſerſten Bettrand. Er lag halb mit dem Leibe auſſer dem Bette, und mußte ſich auf dem harten ſchmalen Rande im beſtändigen Gleichgewicht, voller Kunſt, wie ein Equilibriſt erhalten.

Kaum fing er wieder an zu athmen, als ſein Schlafgeſell eins ſeiner Beine zwiſchen die ſeinigen drängte, und der beängſtigte Ritter verlohr beynahe Muth und Gleichgewicht zugleich.

Indem nun der eine näher, der andere wegrückte, brach der Tag an. Don Pedro machte ſich alſo ganz ſachte ſuchte von den Federn, eilte zur Thüre, ſich aus dem Staube zu machen, und fand ſie verſchloſſen. Als er ſich noch vergeblich bemühte, ſie zu öffnen, wurde ſie aufgemacht. Virginia trat herein, und fragte ihn ziemlich laut: „Wohin ſo ſchnell?“

Don Pedro bat ängſtlich und mit leiſer Stimme: ſie ſollte nicht ſo laut reden. Zugleich erſuchte er ſie, ihn hinaus zu laſſen.

„Wie? hinaus laſſen? fragte Virginia ganz laut.

Don Pedro bat ſie wieder, nicht ſo laut zu reden, damit ſein beſchwerlicher Schlafkumpan nicht erwachen möchte.

„Nein! nein! ſchrie Virginia, mein Mann muß ſeine vermeynte Bettgenoſſin näher kennen lernen!“ — Zugleich ſchleppte ſie ihn ans Bett, und Don Pedro erblickte ſtatt des eiferſüchtigen Mannes — die ſchöne Violante.

Nun könnt ihr leicht denken, daß er bey ſich ſelbſt ſeine unnöthige Furcht ſehr beklagte. Er ſtarrte gerade vor ſich hin, und konnte kein Wort reden.

Violante wollte ſich todt lachen, und erzählte ihrer Schweſter alle Begebniſſe dieſer Nacht. Virginia lachte mit, und Don Pedro mußte endlich, weil ſie alle lachten, auch mit lachen.

„Es war blos ein kleiner verabredeter Spaß, damit wir etwas zu lachen hätten, ſagte Virginia. Mein Mann iſt ſchon ſeit geſtern verreiſt. Jezt erholen Sie ſich vor Ihr ausgeſtandnes Schrecken.“

Als ſie das geſagt hatte, gieng ſie fort, und ſchloß die Thüre zu.

Don Pedro ſprang ſogleich wieder ins Bett, fürchtete jezt ſich weder vor den Armen noch vor den Beinen ſeiner Bettgenoſſin, und hatte vermuthlich ſehr wichtige Sachen mit ihr zu verabreden; denn die Unterhaltung dauerte bis Mittag.

Seit der Zeit genoß er das Glück einer ſolchen Unterhaltung ſehr oft, und dünkte ſich ſo glücklich als ein König zu ſeyn.

Fragt nicht ob ein König glücklich iſt. Ich kann nicht, ohne Gründe angeben zu können, nur mit Ja antworten. Ueberlegts aber ſelbſt, und ſagt mir, ob ich nicht recht habe.

Endlich, wie denn in dieſem Weltumkreiſe vergänglich und der [illegible] wurde die ſchöne Violante ganz kalt gegen ihren Liebhaber. Dieſer konnte ſich ihr Betragen nicht erklären. Er machte ihr Vorwürfe, beſchuldigte ſie der Untreu, und damit machte er es ſo ſchlimm, daß er des Nachts nicht mehr zu ihr durfte, und daß ſie ihn am Tage nicht mehr um ſich ſehen mochte. — Das hätte ich ihm voraus ſagen wollen! Recht müſſen die Weiber immer behalten, und ſobald man ſie mit einer Wahrheit beſchuldigt, und denſelben gegründete Vorwürfe macht, zerreißen ſie ſogleich die ſchwachen Faden einer Konnexion.

In dieſer kritiſchen Lage that der verliebte Abentheurer aus Granada, was er ſchon mehrmal gethan hatte. Er ließ ſeine Dublonen ſpringen, und bekam dadurch Violantens fille-de-chambre ſo gut wie jene der ſchönen Elvire, völlig auf ſeine Seite. Dieſe entdeckte ihm denn, daß Violante in einen ſchönen jungen Studenten aus Salamanka, einen Schwager ihrer Kouſine ganz unſinnig verliebt ſey, und ihm beſtändige Rendezvous verſtatte.

Don Pedro ließ ſich von der Kammerjungfer im Hauſe verbergen, und als eben der begünſtigte Liebhaber ſeinen zärtlichen Beſuch bey Violanten ablegte, ſprang er ins Zimmer, zog den Degen und wollte ihn ſogleich — meuchlings durchbohren. Der Student ergriff in der Angſt ſeinen Schuh, welchen er eben ausgezogen hatte, hielt ihn

im

in ſchnurgleicher Richtung nach ſeines Gegners Kopf, wie man ungefähr ein Sackpiſtol hält, und erreichte dadurch glücklich ſeinen Endzweck, denn als ſich Don Pedro bükte dem Schuſſe zu entgehn, ſprang er eilig zur Thüre hinaus, ſo flüchtig wie der ſchnellfüßige Achilles, im Lager der Argiver vor Troja herum.

Violante welche die ihr jezt ſo unangenehme Bekanntſchaft mit Don Pedro endigen wollte, fing überlaut an zu lachen, und warf ihm vor, er habe ſich vor einem Schuh gefürchtet, und geglaubt, er würde damit todt geworfen. Dies nahm der hintergangene, verlachte Liebhaber ſo übel, daß er ihr ſogleich eine Ohrfeige gab. Sie fuhr raſch auf und fiel ihm in die Haare. Don Pedro, der Widerſtand fand, wo er ihn nicht vermuthete, wurde ſo aufgebracht, daß er alle dem ſchönen Geſchlecht ſchuldige Hochachtung vergaß, und ſo herzhaft auf Violanten mit den Fäuſten losſchlug, als immer ehemals der Vater der Götter, nach Homers Bericht mit einem Haſelſtock auf ſeine liebe Ehehälfte, Frau Juno, mit rollenden Augen. —

Violante ſchrie aus Leibeskräften um Hülfe, und Virginia nebſt ihrem Manne, ſprangen herbey und riſſen die Kämpfer aus einander.

Don Pedro erzählte ſeinem Freunde Rodrico ſein Abentheuer, und ohne viel Zeit zu verlieren, meldete er ſich bey dem Herzoge von Oſſonna, welcher eben als Vice-König nach Neapel gieng, und bat ſich zu ſeiner Suite an. — Er gieng alſo mit nach Neapel, hielt ſich ſechs bis ſieben Jahre dort auf, und wurde vom Vice-König, nicht weniger von einigen italieniſchen Damen, gar ſehr geliebt. Er that eine Reiſe durch Italien, beſah die Merkwürdigkeiten der berühmteſten Städte, und war über zehn Jahre auſſer Spanien, allezeit verliebt, verſchwenderiſch, freygebig, verwegen die ſeltſamſten Abentheuer zu beſtehn, und blieb unveränderlich auf ſeiner Meynung, daß man

BIBL. UNIVERS. LIPS.

nicht ſicher ein witziges Frauenzimmer heyrathen könne. Endlich kam ihm die Luſt an, ſein Vaterland wieder zu ſehn. Er machte ſich auf den Weg, hielt aber ſeine Kaſſe ſo wenig in Ordnung, daß er mit ſeinem übrigen Gelde bloß Barcellona erreichen konnte.

Hier machte er ſein Geräthe zu Gelde, kaufte ſich ein Maulthier, behielt nur ſein beſtes Kleid, und ſetzte ſo, ſogar ohne Bedienten, welcher vermuthlich an der neapolitaniſchen Krankheit ſein Leben eingebüßt hatte, ſeinen Weg fort.

Einige Stunden vor Barcellona kam er durch einen großen Flecken, wo ein gewiſſer Herzog von Katalan auf einem ſchönen Schloſſe, den Sommer über lebte.

Dieſer Herzog war ein ganz guter Mann der die Jagd ſehr liebte, im ſeinem 66ſten Jahre aber noch die Thorheit begangen hatte, eine ſchöne, luſtige, zwanzigjährige Frau zu heyrathen, welche freylich mit ihm nicht ſo ſehr als er mit ihr, in einem gewiſſen Punkte zufrieden ſeyn konnte.

Eben als Don Pedro vor ſeinem Schloſſe vorüber ritt, war er auf der Jagd, und wurde erſt den andern Tag wieder zurück erwartet. Die Herzogin ſtund auf dem Balkon des Schloſſes, als der Abentheurer aus Granada vorbey trabte. Sie ſah ihn und ſein Anſehen gefiel ihr. Weil ſie nun ſehr gaſtfrey war, und nicht leicht einen gutgekleideten Fremden vorüber reiſen ließ, ohne ihn getränkt und geſpeiſt zu haben, ſo ließ ſie ihn durch einen Pagen einladen, mit ihr vorlieb zu nehmen. Daß Don Pedro dieſe Einladung nicht ausſchlug, iſt leicht zu denken.

Die Herzogin war ſo ſchön als nimmer eine ſeiner vorigen Geliebten, ſah, wie geſagt die ſchönen Männer ſehr gern, und Don Pedro war wirklich ein ſchöner Mann.

Seine Unterhaltung gefiel ihr, und als er nach der Tafel wieder weiter ziehen wollte, bat ſie ihn zu bleiben, und er blieb. Sie giengen in ein ſchönes kühles Zimmer, wo Don Pedro ganz traulich ihr einen groſen Theil ſeiner Abentheuer erzählte, und damit ſchloß, wenn er [illegible] heyrathen würde, ſo würde er lieber eine einfältige, als eine witzige Frau wählen.

Die Herzogin bedauerte ſeinen übeln Geſchmack, Don Pedro brachte ſeine Gründe vor, und es wurde, wie es mehrentheils mit allen Diſputationen in der Welt geht, viel pro und contra geſtritten, und nichts entſchieden. Endlich kam der Ritter aus Granada auf den gehörigen galanten Fuß zurück, und gab ſeiner ſchönen Gegnerin vollkommen recht. Zugleich benutzte er den gehörigen Zeitpunkt, ihr viel ſchöne Sachen vorzuſagen, und machte Anfang ihr die bündigſten Beweiſe ſeiner Zärtlichkeit zu geben.

Es iſt glaublich, daß die Herzogin nicht hart gegen unſern Held war, denn ein Bedienter, welcher nachher in Frankreich an einem Kropfe ſtarb, *) hat erzählt daß die Thür des Zimmers um zwey Uhr geſchloſſen, und erſt des Abends zur Tiſchzeit wieder aufgemacht worden ſey. Vermuthlich hatten ſie willens nach Tiſche wieder die Thür zu verſchlieſen, dieſer Plan wurde aber vereitelt, denn es lief ſo eben die Nachricht ein, daß der Herzog von der Jagd zurük käme. Alles was die Herzogin bey dieſer ſchnellen Ueberrumpelung thun konnte, war, daß ſie den erſchrockenen Ritter in einen ſchön vergoldeten Schrank ſteckte, in welchem ſie ſonſt ihre wohlriechenden Waſſer zu verwahren pflegte. Sie zog den Schlüſſel vom Schranke ab, und warf ſich aufs Kanapee.

Der Herzog kam in das Kabinet ſeiner Gemahlin, und weil er ſie ſehr heiter und aufgeräumt fand, ließ er ſich

auf-

---

*) Da man in Scarrons Werken beſtändig an ſatiriſche Anſpielungen denken muß, ſo iſt zu vermuthen, daß er mit dieſer Parenthes auf das wirkliche Privilegium der Könige von Frankreich, durch ihre Berührung die Menſchen von Kröpfen zu heilen, gezielt hat.

auftiſchen, hier ſeine Mahlzeit zu ſich zu nehmen, welches Don Pedro ſehr ungern ſah.

Die Herzogin hatte tauſenderley muntre Einfälle, über welche ihr Gemahl einigemal ſo ſehr lachen mußte, daß er ſich beynahe verſchluckt hätte, doch lief es, dem Himmel ſey Dank! noch gut ab.

Die Herzogin war gewohnt mit ihrem Gemahle beſtändig Wetten anzuſtellen, und jezt beſchloß ſie durch eine Wette, ihren verſchloſſenen Galan ein wenig zu ängſtigen; welcher ſich in ſeinem hölzernen Käfig ſehr übel befand.

„Wir haben lange nicht gewettet, fieng die Herzogin an, und ich hätte Luſt 100 Piſtolen zu gewinnen. — Worüber wollen wir wetten?“

Der Herzog ſagte, er ſey bereit, ſie ſolle nur etwas angeben.

Die Herzogin ſchlug allerley vor, worüber der Herzog nicht zu wetten Luſt bezeigte. Endlich ſchlug ſie ihm vor, ob er nicht mit ihr wetten wolle, daß er nicht alle Dinge von Eiſenwerk wiſſe, welche in einem Hauſe befindlich wären.

Das war der Herzog zufrieden, er ließ ſich, nachdem ſein Schloßkaplan das Gebet geſprochen hatte, Papier, Tinte und Feder bringen, und ſchrieb alles von Eiſenwerk auf, worauf er ſich beſinnen konnte, aber zum Glück hatte er die Schlüſſeln vergeſſen.

Sie ließ es ihm noch verſchiedenemal durchleſen, und da er nichts mehr dazu ſetzte, wickelte ſie das Papier zuſammen und ſagte, ſie würde es zu ſeiner Zeit durchleſen und prüfen.

„Indeſſen, fuhr ſie fort, will ich Ihnen eine ſehr intrikate Begebenheit erzählen. Nach Ihrer Abreiſe gieng ich um friſche Luft zu ſchöpfen, ein wenig auf den Balkon, da wurde ich einen gutgekleideten Menſchen gewahr, welcher auf einem Maulthiere ſaß, und eilig vorüber wollte. Er hatte ſo ein gewiſſes edles und doch abentheuerliches Anſehen, deswegen ließ ich ihn zu mir kommen, und er mußte dieſen Mittag ſpeiſen. Dies hat mich nicht gereut. Er hat mir gar abentheuerliche Begebenheiten aus ſeinem Leben erzählt."

Nun erzählte die Herzogin alles, was ihr Don Pedro erzählt hatte, was die Leſer ſchon aus dem Vorhergehenden wiſſen, worüber des Herzogs Zwergfell weidlich erſchüttert wurde. Sodann erzählte ſie, was ihm in Italien begegnet war, welches die Leſer nicht wiſſen, welches aber auch ſehr luſtig geweſen ſeyn ſoll, wiewohl ich es niemals habe erfahren können. Ich weiß nur ſo viel, daß der Herzog gar nicht aufhören konnte zu lachen, und daß unſer Ritter im goldenen Schranke mit lachen mußte. — Die Herzogin erzählte ihm ferner des Abentheurers üble Meynung, welche er von witzigen, klugen Weibern hegte, und wie ſie ſeine Meynung mit triftigen Gründen wiederlegt hätte. Hierauf fuhr ſie fort, hätte der Ritter aus Granada es gewagt ihr viel Schönes vorzuſagen, und ſie hätte es gern angehört.

„Was ſoll ich noch ſagen? fuhr die Herzogin fort. Ein Mann von den Qualitäten des Ritters, kann alles wagen, ohne daß eine Dame leicht unwillig darüber werden wird. Ich ſage Ihnen, er hat mich ſehr wohl unterhalten, wir ſind beyde ſehr vergnügt zuſammen geweſen, und wir wären noch beyſammen, wenn Sie nicht ſo unvermuthet, und uns wirklich zur ungelegenen Zeit gekommen wären. Sie kamen, und ich mußte meinen angenehmen Gaſt hier in dieſen Schrank ſtecken, wo er noch ſtecken wird, wenn ihn nicht eine Fee entführet hat, und wo er mich reden hört, wenn er nicht vor Furcht und Angſt geſtorben iſt. — Ich weiß, daß Sie es nicht übel nehmen werden, wenn ich ihn, ſobald ſie auf ihr Zimmer ſind, aus ſeinem Käfig erlöſe, und ihn in Frieden nach Granada ziehen laſſe, wo er ſich ein einfältiges Mädchen zu ſeiner Frau ausſuchen will.“

Der Herzog wurde unruhig, und forderte ihr den Schlüſſel zu dem Schranke ab. — Die Herzögin fing von einer andern Sache zu reden an. — Der Herzog unterbrach ſie, und forderte ihr den Schlüſſel ab.

Stillſchweigend holte die Herzogin das Papier worauf er das Verzeichniß des Eiſenwerks geſchrieben hatte.

„Was ſoll das?“

„Leſen Sie das Verzeichniß durch. — Sie haben den Schlüſſel vergeſſen — und die Wette iſt gewonnen? ha ha ha!“

„Wahrhaftig! — Ja! — aber die Erzählung?“

„Bloſe Erdichtung! — Glauben Sie wohl, daß ich die Sache ſo treuherzig würde erzählt haben, wenn ſie wahr wär? — Ich wollte Ihnen blos vor die verlohrnen 100 Piſtolen eine kleine Luſt machen! — Sie müſſen mich bezahlen!“

„Ha ha ha! — Wie ſinnreich! wie artig! — Mit was vor Umſchweifen Sie mir bewieſen hat, daß ich die Wette verlohren habe!“

Der Hofkaplan, die ganze Geſellſchaft lachte, und der Herzog wär beynahe vor Lachen gar erſtickt.

Der Herzog zahlte aus, gieng lachend mit ſeinem Gefolge nach ſeinen Zimmern, und wiederholte immer die Worte: „Mit was vor artigen Umſchweifen Sie mir bewieſen hat, daß ich die Wette verlohren habe!“

Sobald das Feld frey war, öffnete die Herzogin unſern Ritter ſein Gefängniß, und er mußte das Bekenntniß ablegen, daß eine kluge Frau ſich jederzeit auch aus dem ſchlimmſten Handel mit Ehre zu ziehn wiſſe. Hierauf ſchenckte ſie ihm die gewonnenen 100 Piſtolen, eine goldne Kette, ihr Porträt, bat ihn ihr zuweilen Nachricht von ſeinem Befinden zu ertheilen, umarmte ihn nochmals ſehr zärtlich, und übergab ihn ihren Kammermädchen, welche ihn durch den Hintertheil des Schloſſes auf die Straße brachten, wo er ſein Maulthier geſattelt fand.

Don Pedro machte ſich eilends davon, und hatte bis er nach Madrid kam mancherley Gedanken. Hier fand er ſeinen Freund Rodrico mit ſeiner beſtimmten Braut vermählt, hörte daß Virginia mit ihrem Manne nach Oſtindien gegangen, und Violante verheyrathet ſey.

Zu Granada erfuhr er von ſeiner Tante, daß Serafina ſehr heilig und fromm lebe, und daß die kleine Laura ſehr ſchön geworden, aber auſſerordentlich einfältig ſey. Dieſe Nachricht war ihm ſehr lieb, zumal da er ſie wirklich beſtätigt fand. Er nahm ſich ſogleich vor, dieſe dumme Schöne zu heyrathen, und that es auch wirklich.

Wie nun der Hochzeitſchmaus vorbey, und er mit ſeiner Neuvermählten allein war, ſchloß er ſich mit ihr ein, und unternahm etwas das er vor etwas ſehr klugers hielt, das aber in der That etwas ſehr dummes war. Er hatte ſich eine kleine Kanzel machen laſſen, auf dieſe trat er und hielt ſeiner Frau eine rührende Rede von den Ergebungen ihres Willens in die gänzliche Ergebung des ſeinigen; welches Laura blos mit Reverenzen beantwortete.

„Wiſſet ihr, fragte Don Pedro, was für eine Lebensart verheyrathete Perſonen führen müſſen?“

„Ich weiß es nicht, antwortete Laura ſchüchtern, ich glaube es aber ſo gut zu begreifen, wie das Ave Maria.“

Hierauf holte Don Pedro einen ſchön vergoldeten Harniſch aus einem Schranke, welchen er ehemals bey einer feyerlichen Einholung eines ſpaniſchen Königs gebraucht hatte, und waffnete ſeine Geliebte damit, umgürtete auch ihre Lenden mit einem kleinen Schwerde, und gab ihr eine Lanze, damit mußte ſie bis Morgens 5 Uhr Wache halten, und er legte ſich zu Bette. — Als ſie die Probe ausgehalten, küßte er ſie vor Freuden und ließ ſie zu Bette bringen, er aber gieng ſeinen Verrichtungen nach, denn er hatte zu **Madrid** ein Amt in ſeiner Vaterſtadt erhalten. Der Himmel ſtrafte ihn aber, wie man hören wird, ſehr für dies thörigte Unternehmen. — Nach dieſem Tage fiel eine gewiſſe Angelegenheit vor, er mußte Poſt nehmen, und eilig nach Hofe reiſen.

Don Pedro befahl ſeiner Frau alle Nacht ihre Waffenwacht genau zu halten, wenn ſie nicht den Zorn des Himmels auf ſich laden wolle, und reiſte ab.

Unter der Zeit ſah ein artiger Kavalier aus **Korduba**, welcher ſich eben eines Prozeſſes wegen, zu **Granada** befand, die unſchuldige **Laura** in der Kirche, und wurde ſogleich in ſie verliebt. — Eine Nachbarin der ſchönen Neuvermählten gieng ihm an die Hand, machte mit ihr Bekanntſchaft, und brachte ihr allerley Begriffe von verſchiedenen Sachen bey, welche ſie vorher nicht gehabt hatte. Einmal brachte ſie auch den jungen verliebten Ritter aus **Korduba** mit, welcher ſich die Erlaubniß ausbat, bey ihr bleiben zu dürfen, welche ſie ihm auch ſogleich in aller Unſchuld, ertheilte.

Die bekannte Zeit kam, und **Laura** wappnete ſich, als wollte ſie zu einem Turniere ziehen, worüber der Korduaner ſehr erſtaunte, noch mehr aber, als er auf ſeine Frage: was dies bedeuten ſolle? Die Antwort erhielt, daß dies die Ergötzungen des Eheſtandes wären.

Er lachte, wie geſagt, und verſprach ihr ſie eines beſſern zu belehren, welches ſie ſich, wie man denken kann, ſehr gern gefallen ließ. Er entwappnete ſie, trug ſie ins Bett und legte ſich zu ihr.

Und was er that — und was ſie beyde thaten —
Wer merkt es nicht? wer kann es nicht errathen?

Don Pedro kam eben zurük als der **Korduaner** deſſen Prozeß geendigt war, aus **Granada** wieder wegreiſte, fand ſeine unſchuldige Laura ganz verändert — und als er zur Nachtzeit vollends von ihr hörte, ſie wiſſe jezt beſſer, was im Eheſtande vorgehen müſſe, und alles was geſchehen war, erfuhr, alterirte er ſich ſo ſehr darüber, daß er todkrank wurde. — Als er nun ſah, daß ſich ſein Ende nahte, machte er ein Teſtament, ſezte ſeine Frau zur Erbin ein, aber mit der Bedingung, daß ſie ſich in das Kloſter begeben mußte, in welchem ſich ihre Mutter, Serafina, befand, welche nun erfuhr, daß die ſchöne Laura ihre Tochter, und wie ſie gerettet worden war.

Don Pedro ſtarb, und man ſagt, Mutter und Tochter hätten ihn beweint; doch kann ich nicht für die Wahrheit dieſer Nachricht ſtehen.

Von dem großen ererbten Vermögen, ſtifteten Laura und ihre Mutter, ein **Kloſter der ſtrikten Obſervanz.**

VIII.
Miſcellanien.

I.

Schreiben eines Franzoſen, an die Herausgeber der Actes des Apôtres über die Spielſucht, welche ſeine Landsleute angeſteckt hat.

Ich war drey Jahre aus meinem Vaterlande abweſend, ich hörte ſo viel Rühmens von den großen Dingen, die da bewerkſtelligt ſeyn ſollten, daß ich eilends wieder zurükkehrte. Ich wollte mit meinen Landsleuten mich der Früchte ihres Patriotiſmus und ihrer Weisheit erfreuen: aber ſollte das nicht alles nur Spielwerk ſeyn? Als ich durch das Königreich reiſte, wähnte ich mich immer in dem Hofe einer Schule, und bey den Spielen zu befinden, denen wir uns in unſern Feyer-Stunden überließen. Sie werden ſich wie ich, der angenehmen Augenblicke erinnern, wo wir die Beſchäftigungen der Perſonen, die älter waren als wir, nachäfften. Sollte man nicht ſchwören, daß es jezt in Frankreich daſſelbe ſey? Jeder hat eine Stelle übernommen, die zu ſeinem Stand, ſeinem Karakter, ſeiner Geburt und ſeinen Glücksumſtänden gar nicht paßt.

Als ich an die Barriere kam, waren die erſten Perſonen die mir in die Augen fielen, ſchöne Herren mit langen [illegible] geſtepten ungariſchen Beinkleidern,*) die das ſpielten, was man in gewiſſen Ländern die Sbirren oder Alguazil's zu nennen pflegt, und bey uns vorzeiten die Gabeloux oder pouſſe-culs nannte. Man führete mich nach dem Diſtrikt; hier ſah' ich Leute, von denen man mir ſagte, daß ſie Advokaten, oder [illegible] Prokuratoren wären, und welche die Obrigkeit ſpielten. Nachdem alle meine Taſchen durchſucht, und ich hin und her gefragt worden war, verweilte ich noch einen Augenblick, um das Geſpräch dieſer Herren mit anzuhören. Ich ſah nun klärlich, daß ſie auch den Staatsmann ſpielten; ich wähnte mich nach Regensburg oder Frankfurt unter alle die Abgeſandten verſetzt, welche die politiſche Wagſchaale von Europa im Gleichgewicht erhalten ſollen; aber ich wurde gar bald von meinem Irrthum überführt, denn dieſe Herren fingen an mit großer Verachtung von allen dieſen deutſchen Publiciſten und Negociatoren zu ſprechen, und um ſich zu loben. Ich gieng weg, und beſuchte einen von meinen Freunden. Es waren da viele Perſonen von verſchiedenem Alter verſammelt; die Jungen ſpielten die Alten, und die Alten ſpielten die Jungen, denn die Jungen waren es, welche das Wort führten und die Alten belehrten. Ich kam auf die Gaſſe, und was erblickt' ich? Bürger in blauen Röcken, die den Soldaten ſpielten; ein Tambour trommelte fürchterlich vor ihnen her, und hinter ihm und an der Spitze des Trupps wurde ich meinen Friſeur gewahr. Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten; man ergriff mich, man warf mir vor, daß ich der Nationalmiliz ſpotten wollte und ohne meine Gründe anzuhören, ließ Herr Friſon, der vorzeiten manchen Wiſcher von mir hatte einſtecken müſſen, mich nach dem Hauſe der Gemeine bringen —. Was iſt das für ein Haus? — Aber ich war ſchon dort, und fand da ein neues Spielwerk; denn die Herren daſelbſt ſpielten die heilige Inquiſition oder den Rath der Zehne zu Venedig. Einen Augenblick nach mir traten zwey Herren herein, bey deren Erblickung Jedermann aufſtand. Der eine war groß, hager, blaß, ein wenig gekrümmt, er hatte eine Naſe, ach, meine Herren, welche Naſe! Man verſicherte mich, daß der Innhaber dieſer Naſe, alles mögliche ſpiele; den Gouverneur, den Kerkermeiſter, den Intendanten, den Erzbiſchof ꝛc.; der andere, der weit jünger war, ſpielte, wie man ſagt, den General, aber laut ſeiner großen Seelenreinigkeit läßt ſich das Ding leicht erklären. Denn man ſieht recht gut, daß es nur Spielwerk iſt, und daß er das Spiel nur fortſetzt, damit kein anderer es ſpielen möge.

---

*) Die Jäger von der Bürgermiliz.

Dieſe Herren hatten ſicherlich ſehr wichtige Dinge mitzutheilen oder zu befehlen, aber ich konnte nur einige abgebrochene Worte als **Konſpiration, Ariſtokraten, Konföderationen, Aufwiegelung des Volks** u. ſ. w. verſtehen. Meine Neugier wurde um ſo größer, weil ich in meinem [illegible]lande vor dieſem nie dergleichen Worte gehört hatte, aber man jagte mich fort und verſicherte mich, ich hätte von Glück zu ſagen, daß man jezt nicht die Zeit hätte, mich an ein anderes Tribunal zu ſchicken, deſſen Glieder man in Verdacht hat, daß ſie jezt den redlichen Richter ſpielen. Voll Verdruß, nicht mehr zu erfahren, und begierig, Jemanden meine Abentheuer erzählen zu können, lief ich nach der Reitbahn meines alten Freundes Villamor. O! da traf ich erſt die rechte, die große *) Spielparthie an! aber man verſicherte mich, daß viel Geld auf dem Spiel ſtehe!

Die

---

*) Die Nationalverſammlung, die bekanntlich ihre Sitzungen in der Reitbahn hält.

[illegible] Die erſte Perſon, die meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, war ein Pfarrer,*) der den Chorknaben ſpielte, denn er hatte eine Klingel in der Hand, und wuſte nichts anders zu thun, als zu klingeln. Gegenüber ſtand ein anderer Herr, der aus Leibeskräften ſchrie und den Redner ſpielte; man ſagte mir, er heiße Robespierre oder Pethion, ich weiß nicht mehr recht wie? denn die Nahmen vermiſchen ſich ſo leicht. Aber Jemanden, den ich recht gut kannte, war der alte Dupont; ich hatte ihn ſehr oft, ſo wie den Linguet, den Sklaven machen ſehn; hier ſpielte er den freyen Mann. Hofleute ſpielten den Patrioten, ein kleines Männchen ohne Bart, das ſeinen Hofmeiſter neben ſich ſitzen hatte, der ihm einblies, ſpielte den Staatsmann. Ein Biſchof ſpielte den Juden; ein dicker Herzog**) das Weib, ein anderer Herzog den Abbe, aber nicht Abbe Maury, denn der hat Herz.

Was mir am lächerlichſten vorkam, war ein Prälat, der den König ſpielte; er brachte Jedermann zum Lachen. Einer von ſeinen Kollegen ſpielte den Katze, hatte aber nichts Katzenmäßiges, als das Böſeſeyn. Ein anderer jüngerer ſpielte den Scharfrichter; ein Dicker alter und über friſirter Herr ſpielte auf dem Tiſch den guten Bürger und unter dem Tiſch den Räuber. Man verſicherte mich heilig, alle dieſe Herren wären hier verſammelt, um den Geſetzgeber zu ſpielen; aber da ſie die Regeln des Spiels nicht wuſten, oder nicht wiſſen wollten, ſo gieng alles der Quere.

Ich war ganz erſtaunt, daß eine ſolche Menge von Perſonen blos zuſammen gekommen ſeyn ſollten, um zu ſpielen. Ich bezeugte meine Verwunderung darüber, man gab mir zur Antwort, die Spielwuth ſey ſo allgemein, daß man ſogar gezwungen geweſen, aus ganz Frankreich ein Bretſpiel zu machen, wo jeder nach Belieben ſeine Parthie für ſich machen könne. Dieſe Sucht habe alle Welt angeſtekt, ſogar den Miniſter nicht ausgenommen, der den tugendhaften Mann ſpiele, und durch ein air de calcul imponire.

---

*) Der Rabaud de St. Etienne.

**) Der Duc d'Aiguillon, dem man Schuld giebt, bey dem Verſailler Zug vom 6. Oktober, als Fiſchweib verkleidet geweſen zu ſeyn.

Meine Herren, ich beſchwöre ſie, haben ſie Erbarmen mit einem armen Manne, dem ſein eigen Vaterland fremd geworden iſt, erklären ſie mir, wo ſich dieſe Krankheit herſchreibt; und wie alle meine guten Landsleute ſo ſchnell haben davon befallen werden können. Ich habe die Ehre zu ſeyn u. ſ. w.

Stupefactus.

Beſchluß der Nachrichten von den Deutſchen, welche in der Baſtille gefangen ſaßen.

Johann Conrad von Koch, aus Trier, 51 Jahre alt; kam den 18. Julius 1703 in die Baſtille; der königliche Verhaftbefehl war von Pontchartrain unterzeichnet.

Er hatte ſich mit dem Karakter eines Maynzer Abgeſandten, am Madrider Hof befunden, und man glaubte von ihm, daß er das vorzügliche Vertrauen des Kayſers beſäße. Er verſicherte jedoch, daß der Hauptbewegungsgrund

grund ſeines daſigen Aufenthalts ein Prozeß geweſen ſey, dem er wegen der Erbſchaft des Grafen Härdon, Generals der ſpaniſchen Artillerie, und ſeines nahen Verwandten zu führen gehabt hätte. Er ſagte er habe nie mit dem Amirante von Caſtilien irgend ein beſonderes Verſtändniß unterhalten, und der Miniſter von Torcy hatte einigemal deswegen an ihn geſchrieben. Er war Kriegsgefangener, weil er auf einem von den holländiſchen Schiffen genommen worden war, deren ſich der Herr von Charlogon bemächtigte. Er ſagte Alles aus, was er von der Plünderung der Demanten wußte, und verlangte in Freyheit geſetzt zu werden, welches den 16. April 1704 geſchah.

Caſimir Leydecker, aus Maynz, [illegible] zwanzig Jahre alt.

Er war des Herrn von Koch Kammerdiener, und wurde mit ihm zugleich in die Baſtille geſetzt. Man fand bey ihm ſo wie bey ſeinem Herrn, einige von den Demanten, welche auf der Reiſe des Herrn von Charlogon geplündert worden waren; Er blieb dabey, daß ihm von den Verbindungen ſeines Herrn am ſpaniſchen Hofe nichts bekannt ſey, und daß er nichts weiter davon zu ſagen wiſſe, als daß ſein Herr mit dem Marcheſe von Leganez und dem Duca de Seſte, den meiſten Umgang gehabt habe. Er erhielt ſeine Freyheit mit ſeinem Herrn [illegible].

Chriſtian Kreutzer, aus Sachſen, 41 Jahre alt; Der königliche Verhaftbefehl iſt vom 15. Dezember 1703, und von Pontchartrain ausgefertigt.

Dieſer Gefangener war das erſtemal in die Baſtille geſetzt worden, weil er ein Sachſe, folglich der Unterthan eines feindlichen Fürſten war. Er gab damals vor, er wolle ſich naturaliſiren, und in der katholiſchen Religion unterrichten laßen. Der Pater de la Choiſe, Ludwigs XIV. Beichtvater, maaß ihm Glauben bey, und wirkte beym Könige die Erlaubniß aus, daß er noch drey Monate in Frankreich bleiben durfte; allein er ließ dieſe Zeit verſtreichen, ohne an eine Bekehrung zur katholiſchen Religion zu denken, und wurde von neuem zu Verſailles gefangen genommen, wo er ſich am allerwenigſten hätte ſehn laßen ſollen. Er gab vor, er habe ſeinen Kuffert mit der öffentlichen Landkutſche nach Beſançon geſendet, und bat inſtändigſt, man mögte ihm denſelben unverzüglich wieder ſchicken. Man hielt dieſen Fremden wegen ſeines Verbleibens zu Paris, für verdächtig, und beſchloß, ihn zum zweytenmal ins Gefängniß zu ſetzen.

Ludwig Graf von H . . ., Kammerherr der Kayſerin-Königin aus Prag in Böhmen, 24 Jahr alt: Der königliche Verhaftbefehl iſt vom 29. Julius 1761 und von Phelyppeaux unterzeichnet. Er wurde den 2. Auguſt deſſelben Jahres frey gelaßen.

Man gab ihm Schuld, er habe den Bankier G. vergiften wollen, in deſſen Frau er verliebt war, und die er mit ſich nach Wien nehmen wollte. Er hatte ſich deswegen an ſeinen Kammerdiener Bode gewendet, der es anzeigte. Die Madam G. wurde wegen beſonderer Rückſichten, nicht mit gefangen geſetzt. Der Staatsminiſter von Florentin ſchrieb ausdrücklich an den Polizeylieutenant von Sartine: „Wenn Sie es überhoben ſeyn können, „die Frau des Bankiers arretiren zu laßen, ſo werden Sie „wohl daran thun, denn Sie wiſſen, daß es hier Perſonen giebt, die ſich für dieſe Dame intereſſiren.“

In den Briefen der Madam G. an den Grafen H., kommt nichts von Vergiften vor; der Graf klagt nur darin über ſeine nahe Abreiſe nach Wien, wohin er ſich auf Befehl der Kayſerin-Königin begeben mußte, um bey der Vermählung des Erzherzogs Joſeph des jetzigen Kayſers, gegenwärtig zu ſeyn, die auf die erſten Tage des Oktobermonats 1761 feſtgeſetzt war.

Als der Graf die Baſtille verließ, wurde er dem Polizeyinſpector Buhot übergeben, der ihn aus dem Königreich, und bis auf die Gränze brachte.

Der kayſerliche Abgeſandte, Graf Staremberg leiſtete Bürgſchaft für die Bezahlung der Schulden des Grafen H., und ließ nach ſeiner Abreiſe, deſſen Pferde und Wagen verkaufen.

Ein gewiſſer Doucet hatte ſich anheiſchig gemacht, das Gift zu liefern, womit Herr G. vergeben werden ſollte. Man ſuchte dieſes Menſchens habhaft zu werden, aber vergebens, denn er war ſchon ſeit zwey Monaten unſichtbar geworden.

Die Prozeßakten und Regiſtraturen, welche bey der Zerſtörung der Baſtille einer Geſellſchaft von Pariſer Gelehrten in die Hände fielen, und aus welchen gegenwärtige Auszüge genommen ſind, gehn nicht weiter als bis zum Jahr 1769. Die folgenden Jahrgänge ſind wahrſcheinlich in andere Hände gerathen, oder vernichtet und zerſtreut worden. Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes ſieht ſich alſo außer Stand, ſein Verzeichniß der Deutſchen, welche in dieſem Staatsgefängniſſe ſaßen, fortzuſetzen. Er glaubt aber aus eben dieſen Akten einige Anekdoten [illegible] zu müſſen, die ſich auf einen gewiſſen, vorgeblichen Prinzen Juſtiniani beziehn, welcher auch in Deutſchland an verſchiedenen Höfen ſein Glück verſuchte, und vor wenigen Jahren in Göttingen ſtarb, wohin er ſich begeben hatte, um über einige Anſprüche und Gerechtſame ſeines Hauſes und ſeiner Familie, das Gutachten einiger berühmten Publiciſten einzuholen. Das Stillſchweigen aber welches leztere über dieſe ganze Angelegenheit beobachtet haben, ſcheint eben nicht ſehr zum Beſten der Gültigkeit und Richtigkeit jener Anſprüche und Rechte zu zeugen.

Dieſer Mann wurde unter dem Nahmen des Grafen San-Angelo, den 8. Januar 1764 zu Paris aufgehoben und in die Baſtille gebracht. Er war damals 46 Jahr alt. Er hatte die Aufmerkſamkeit des Gouvernements durch eine übertriebene Frömmigkeit auf ſich gezogen, die ſo weit gieng, daß er täglich communicirte. Er führte ein ſehr ſtilles und eingezogenes Leben, mit ſeiner Frau einer gebohrnen Irrländerin, ſeinem Sohne und dem Grafen Aſpermonte de la Motte, welchen das Gerüchte für den Liebhaber ſeiner Frau ausgab. Er hatte noch zwey Geiſtliche bey ſich, von welchen der eine der Hofmeiſter ſeines Sohnes, und der andre der Bruder ſeiner Frau war. Er ließ ſich verlauten, er ſey zu Paris in wichtigen Geſchäften, ſeine Stunde ſey aber noch nicht gekommen: er wolle vorzüglich ein Auge auf den Gang der Jeſuitiſchen Angelegenheiten haben, und dann unverzüglich nach Rom zurückkehren. Er ſetzte hinzu, er beſitze ein Madonnabild, das Wunder thue, und ihn von widrigen Vorfällen benachrichtige.

Dieſe Reden und ſein geheimnißvolles Betragen, brachten die königlichen Miniſter auf den Argwohn, er könne mit dem römiſchen Hofe im Verſtändniß ſtehn; zumal da er mit Jeſuiten umgieng. Dem zu Folge wurden er und der Graf Aſpermonte in Verhaft genommen, und in die Baſtille geſetzt.

Der Graf San-Angelo leugnete im Verhör, obige Reden geführt zu haben. Er geſtand blos ein, daß er den Jeſuiten Zutritt in ſeinem Hauſe verſtattet habe, betheuerte aber, daß er ohne alle Verbindung mit den römiſchen Jeſuiten ſey. Was das Madonnenbild beträfe, ſo habe er es nicht für das Original ſelbſt, ſondern nur für die Kopie eines Wunderbilds ausgegeben, das ſich ohnweit Rom befände.

Weil er behauptete, er ſey von Geburt ein römiſcher Edelmann, welcher zwar keine Verwandte mehr, aber einige Freunde und Bekannte zu Rom habe, die er auch nahmentlich nannte, ſo ſchrieb man an den franzöſiſchen Ambaſſadeur, Herrn d'Aubeterre zu Rom, um deswegen Erkundigung einzuziehn. Aus der Antwort dieſes Ambaſſadeurs erhellte aber, daß man zu Rom ſo wenig etwas von dem Grafen, als von ſeinen angeblichen Bekannten wußte.

Er wurde den 18. May 1764 nach Vincennes gebracht. Weil er zu einer längern Gefangenſchaft nicht gravirt genug zu ſeyn ſchien, und auch ſeine Geſundheit täglich mehr abnahm, ſo exilierte man ihn den 17. Junius nach Iſſoire, hob aber den 9. Oktober 1765 dieſes Exil wieder auf. Allein verbot ihm, Paris zu betreten.

Ohngeachtet des Wiederrufs ſeines Exils blieb er zu Iſſoire bis den 6. November 1769 wohnhaft, und miethete ſich hernach zu St. Cloud, und 1779 zu Gros-Caillou bey Paris, und endlich zu Paris ſelbſt in abgelegenen Quartieren ein, wo er mit ſeiner ganzen Familie einen äuſſerſt gottesfürchtigen Wandel affiſchirte.

Er lebte man wuſte nicht wie und wovon? hielt ſich Bediente und Equipage, die er nie bezahlte, machte Schulden auf Schulden, und führete eine Menge Leute an. Er nannte ſich nun den Prinzen Juſtiniani, und ließ ſich und ſeinen Sohn ſogar bey Hofe vorſtellen. Er hatte für ſeinen Sohn eine Officierſtelle beym Könige ausgewirkt, und überreichte eine Bittſchrift, worin er bat, daß man ihm in dem auszufertigenden Beſtallungsbriefe den Titel, Vetter des Königs beylegen mögte, ein Titel, den die wahren Juſtiniani, Prinzen von Chio, ſtets geführt haben. Zu dieſem Behuf ſtellte er dem Herzog de la Vrillaire, eine Abſchrift ſeines Stammbaums zu. Dieſer Miniſter ſchickte ſie an den Policeylieutenant le Noir, um ſie von dem Herrn Chenier, Königlichen Genealogiſten, unterſuchen zu laßen.

Bey der Unterſuchung fand ſichs, daß dieſe Perſonen, ohnmöglich für die Prinzen Juſtiniani von Chio anerkannt werden könnten, indem die von ihnen eingereichte Beweiſe und Urkunden, ganz ungültig und unzureichend wären. Der König ließ ihnen hierauf verbieten am Hofe zu erſcheinen, und in ſeinem Königreiche ferner die Orden zu tragen, deren ſie ſich angemaßet hatten. Sie verließen nach dieſem Vorfalle Frankreich, und begaben ſich nach Deutſchland, wo ſich, wie ſie ſagten, alle Fürſten beeyfern würden, ihnen Dienſte anzubieten.

Aus eingezognen Privaterkundigungen erhellt ziemlich zuverläßig, daß der Graf San-Angelo, der ſich für einen Prinzen Juſtiniani ausgab, der Sohn eines gewiſſen Douceur, zu Puiſſeau in Gatinois, und einer Organiſten-Tochter deſſelben Orts war. Ein Verwandter ſeines Vaters, und geweſener Prior zu Chateau-Thierry, hatte ihn erziehn laßen, und nichts bey ſeiner Erziehung vernachläßigt. Er machte Bekanntſchaft mit der Wittwe Dufauſſoir, einer Verwandte des Herrn de la Bieaune, und empfing von dieſer Dame, deren Freundſchaft er zu gewinnen gewußt hatte, einige Schriften und Urkunden der Familie der Prinzen Juſtiniani von Chio, welche dieſe Wittwe noch aus der Verlaßenſchaft ihres Mannes beſaß. Dieſe Schriften und Documente nutzte er, um ſich ſelbſt für einen Juſtiniani auszugeben, und den Stammbaum zu ſchmieden, den er hat drucken laßen.

So weit die Regiſtratur der Baſtille, wegen dieſes Gefangenen. Vielleicht theilt uns nun auch ein Deutſcher die fernern Abentheuer dieſes Mannes in unſerm Vaterlande, bis zu ſeinem Tode zu Göttingen mit, wo er, wenn das Gerüchte nicht trägt, in dürftigen Umſtänden geſtorben iſt.

IX.

Fragmente.

Aufſtand der Bauern, und des 3ten Standes im ſechszehnten Jahrhundert: eine Geſchiedniß die viel Aehnlichkeit mit einer andern in unſern Tagen hat.

(Aus Herrn Profeſſor Galetti Geſchichte von Deutſchland, 2ter Band.)

Anmerkung.

Ich glaube daß keine Begebenheit der ältern Geſchichte, eine paſſendere Lektüre für den gegenwärtigen Augenblick abgeben kann, als eben dieſe, ſo gründliche Erzählung des Bauern-Aufſtandes. Das Mißverſtändniß von Luthers vortreflichen Lehrſätzen, gab die unſchuldige Veranlaßung dazu, wie die mißverſtandnen und von Leuten die gern im Trüben fiſchen, überſpannte Begriffe von den edlen Rechten der Menſchheit, und Freyheit Frankreich, mit Mord, Brand, Zügelloſigkeit, Verheerung, Geldmangel, Entvölkerung, Fall der Handlung und des Kredits heimſuchen, und ſtatt dieſem Reiche die Früchte der Aufklärung, und die Wohlthaten der göttlichen Freyheit, gleich England oder der

Schweiz

Schweiß ſchmecken zu laſſen, es an den Rand des Verderbens zu bringen drohn. Der Bauern-Aufſtand war allgemein durch ganz Deutſchland; faſt eine Million Menſchen war unter den Waffen, ſie hatten ſchweres Geſchütz, geprüfte Kriegsmänner an ihrer Spitze, feſte Städte in ihrer Gewalt; zwar gab es unter ihnen keine Operntänzer, keine Schauſpieler, die ſich pour le paſſe-temps des Dames duellirten; ſie trugen keine zierliche National-Uniformen, keine ſchön bekuſchte Kaskette, keine Knöpfe aux armes de la ville, aber dafür hatten ſie deſto derbere Fäuſte, und Körper die der Strapazen gewohnt waren. Sie ſpielten, ſobald die Uebermacht auf ihrer Seite war, überall den Meiſter, und behandelten bey Heilbrunn den Adel z. B. nicht viel beſſer, als die 100000 Pariſer zu Verſailles die 600 Gardes du corps, die ſich nicht wehren durften. Hätte es damals Zeitungsſchreiber gegeben, ſo würde ganz Europa vom Ruin des Despotismus, Herſtellung paradiſiſcher Gleichheit, und allgemeiner republikaniſcher Verfaſſung, erſchollen haben: „wer vermag dem „Freyheitsdrange, wer dem Schwerdt des ganzen bewafneten Tiers-Etat zu widerſtehn!“ hätten dann die Desmoulins jener Zeit geſchrien. — Und doch ſchwand die Tapferkeit dieſer ungeheuren Menge, vor dem Angriffe weniger tauſende geübter Krieger, und man legte ihnen härtere Feſſeln an als ſie vorher trugen. —

Es würde thörigt und widerſinnig ſeyn, wenn man daraus den Schluß auf einen gleichen Ausgang der franzöſiſchen, in ſo vielen Rükſichten auf Menſchenrecht preiſwürdigen, Revolution folgern wollte: das aber läßt ſich mit allem Grund der Wahrſcheinlichkeit davon behaupten; was Zimmermann in ſeinen Fragmenten über Friedrich den Großen ſagt: Man leſe im erſten Bande die Stelle S. 276 bis 278 nach.

Daß die Reformation dem gemeinen Volke ſich hauptſächlich deswegen empfahl, weil ſie die Abſtellung von Mißbräuchen verſprach, die ihm mit den abſcheulichſten Farben geſchildert wurden, und die es zum Theil ſchon vorher höchſt drückend gefunden hatte, das beweiſt der ganze Gang derſelben. Von jeher iſt es dem unaufgeklärten Volke, das ſich ſo leicht einen beſſern Zuſtand als den ſeinigen träumt, angenehm geweſen, wenn man ihm von Neuerungen, wodurch Mißbräuche abgeſchaft werden ſollten, vorerzählte. Luthers Zeitgenoſſen, die jezt ſo viel von chriſtlicher Freyheit hörten, rechneten alles was ihnen läſtig war, unter die abzuſtellenden Mißbräuche, und fanden jeden Zwang, jede beſchwerliche Anordnung des Staats der chriſtlichen Freyheit und dem Worte Gottes entgegen. Die Obrigkeiten und die Fürſten die ſich ihren Freyheitsverſuchen widerſetzten, dünkten ihnen lauter Tyrannen und Verfolger des Evangeliums, und eben dieſe Vorſtellung, daß ſie für dieſes ſtritten, begeiſterte ſie ſelbſt vor der Zeit, wo ſie die abſcheulichſten Handlungen der unmenſchlichſten Grauſamkeit ſich erlaubten. Die wenigſten Bauern welche an dieſen Empörungen Theil nahmen, hatten wirklich Urſache die Regierung ihrer Herrſchaft tyranniſch zu finden. Sie trugen, wenn man die Wirtemberger und die Unterthanen einiger Grafen und Herren ausnimmt, ein Joch, das zwar nicht immer ſehr ſanft, aber doch auch nicht eiſern war. Ihren übertriebenen Eifer hatte, wie ſich gar nicht leugnen läßt, hauptſächlich die Art entflammt, mit der man ſie zur Theilnehmung an der Reformation aufforderte. Der heftige Ton, der in allen Schriften Luthers herrſchte, die hinreiſſende Volksberedſamkeit, die ihm ſo eigen war, der Muth, die Unerſchrockenheit, der Heldenglaube, mit dem er ſeine Sache, als Gottes Sache, und ſeine Feinde als Gottes Feinde darſtellte, entflammte die Gemüther weit heftiger, als es nöthig war. Denkt man ſich nun noch hinzu die Art, mit der er die Großen behandelte, die harten Wahrheiten, die er nicht nur den geiſtlichen, ſondern auch den weltlichen Fürſten vor den Ohren des Volks ſo laut ſagte, die Ankündigung der Gerichte, die er ihnen als Tyrannen und Verfolgern des Evangeliums mit zuverſichtlicher Kühnheit eines Propheten drohte, ſo wird man die Wirkungen die dieſes bey Menſchen, in deren Köpfen neue Wahrheit und in deren Seelen alter Tyrannenhaß gährte, leicht begreifen können. Luther warf alſo ſelbſt zum Feuer des Bauernkriegs einen Funken, aber gewiß ohne Vorſatz, und ganz unſchuldig. Sein Betragen während den Unruhen ſelbſt, die Bemühungen ſie zu ſtillen, der beynahe unbarmherzige Eifer, mit dem er, als er ſeine Bemühungen fruchtlos ſah, die Aufrührer verfolgte, beweiſt es ganz unwiderleglich.

Die teutſchen Bauern hatten ſich zwar ſchon öfters, hatten ſich noch neulich im Wirtembergiſchen empört, aber noch nie war ihr Aufſtand ſo allgemein, noch nie verbreitete er ſich gleich einer von einem Sturme angefachten Feuersbrunſt durch ganz Deutſchland. Wenn ein Haufe der Bauern Nachricht bekam, daß ſich auch an einem benachbarten Orte Leute zuſammen gerottet hatten, ſo richtete er, wie z. B. die Haufen von Algey und am Bodenſee, einen Vertrag und ein Bündniß mit demſelben auf; aber weiter gieng es nun nicht. Die erſten wirtembergiſchen Aufrührer wollten mit dem hohenloiſchen und odenwaltiſchen Rotten ſchon keine Gemeinſchaft haben. Allmählich wurde jedoch der Geiſt des Aufruhrs natürlich immer anſteckender. Mit unglaublicher Geſchwindigkeit verbreitete ſich nun dieſelbe von Schwaben durch die Länder am Rhein, an der Donau, am Bodenſee, in Franken bis nach Thüringen und Sachſen. Das Beyſpiel der wirtembergiſchen Bauern wirkte ſchon im November des vorigen Jahres auf die Unterthanen des Grafen von Luipfen im Hegau, welche die harten Bedrükkungen, die ſie von demſelben leiden mußten, nunmehr ganz unerträglich fanden. Das neue kayſerliche Regiment, welches damals zu Eßlingen ſeinen Siz hatte, ſchickte zwar einige Abgeordnete an die Aufrührer, die auch einige Urſachen der Empörung abſtellten; ſie hörte aber deswegen doch noch nicht gänzlich auf. Im folgenden Frühjahre wurde vielmehr der Aufſtand allgemein. Zum Ausbruche deſſelben trug vielleicht des ſchwärmeriſchen Carlſtadts Anweſenheit in Schwaben nicht wenig bey. So viel iſt ausgemacht, daß er ſich gerade um eben die Zeit zu Rothenburg an der Tauber befand, da der Aufſtand des Landvolks in der Nachbarſchaft die Gemüther einiger Bürger in dieſer Stadt in Gährung zu ſetzen anfing, daß er mehr als einmal dort predigte, und einige Bilderſtürmereyen veranlaßte. Auch ſoll er das Volk ermahnt haben, bey ſeiner guten und gerechten Sache ſtandhaft zu verharren. Erinnert man ſich nun dabey der lermenden Auftritte, die er in Wittenberg veranlaßte, ſo wird man an ſeiner Einwirkung auf den Empörungsgeiſt der ſchwäbiſchen Bauern kaum noch zweifeln können. Hierzu kömmt noch, daß alle ſeine Schüler und Freunde, die er, als er beym Ausbruche des Aufruhrs die Flucht ergrif, zurük ließ, als Theilnehmer an dem Aufſtande geſtraft wurden, daß ein Buchdrucker, der verſchiedene Schriften von ihm gedruckt hatte, enthauptet wurde, daß alle Gefangene bey ihrem Verhör immer zuerſt gefragt wurden, ob ſie mit Carlſtadten Gemeinſchaft gehabt hätten. Anfangs benutzten die Urheber der Empörung Hochzeiten oder andere Feyerlichkeiten, wo ſie ohne Verdacht zuerregen, mit vielen Leuten Berathſchlagungen anſtellen konnten. Der Ausgang derſelben bewirkte immer Verbindungen, welche theils die Lehre des Evangeliums vertheidigen, theils das Ende der Sclaverey befördern ſollten. Sie vereinigten ſich dabey über zwölf ſogenannte Artikel, welche (doch läßt ſichs nicht beweiſen) Chriſt.

Schappelern, einen Prediger zu Memmingen, ſollen zum Verfaſſer gehabt haben. Der Verfaſſer deſſelben mag aber ſeyn wer er will, ſo war er ein mächtiger Schwärmer, der ſich ſo recht in die Seele der Bauern hineingedacht hatte. Die Fordrungen die ſie machten, beſtanden faſt in lauter Dingen, die ſie möglichſt unabhängig und uneingeſchränkt machen ſollten. Sie verlangten das Recht, ihre Prediger ſelbſt zu wählen; ſie verlangten eine andre Einrichtung wegen der Verwendung des großen Zehntens, und eine völlige Befreyung vom kleinen; ſie verlangten die Aufhebung der Leibeigenſchaft; ſie verlangten die Jagd- und Fiſchgerechtigkeit, die Erlaubniß, unentgeldlich Holz zu fällen, die Verminderung der Frohndienſte, der Strafen, der Gülten, die Zurükgabe der den Gemeinden entriſſenen Güter, und die gänzliche Abſchaffung des ſogenannten Todfalls.

Daß der Ausbruch der Gewaltthätigkeit, durch welche die Bauern dieſe Fordrungen durchzuſetzen gedachten, noch etwas aufgehalten wurde, verurſachte einen neuen Verſuch Herzog Ulrichs von Wirtemberg, ſich ſeines Landes wieder zu bemächtigen. Er hatte, ſo wenig es ihm auch ſeine traurige Lage erlaubte, noch immer Mittel geſucht, den Beſitz ſeines verlohrnen Landes wieder zu erlangen. Es glückte ihm auch, die wichtige Feſtung Hohentwiel in ſeine Gewalt zu bekommen; zu weitern kriegeriſchen Unternehmungen machte ihn aber ſeine kraftloſe Verfaſſung unfähig. Auf dem nürnbergiſchen Reichstage des vorigen Jahres kam er mit der ſchriftlichen Bitte ein, ihm ſein Land wieder einzuräumen, und zugleich ſetzte er hinzu, daß man es ihm, wenn ſeine Bitte unerfüllt bliebe, nicht verargen möchte, wenn er das äuſſerſte wagte. Sein Geſuch fand ganz natürlich kein Gehör. Nun fing er wirklich an auf ernſtlichere Anſtalten zu denken. Er begab ſich mit ſeinen Leuten von Mömpelgart nach Hohentwiel.

viel. Des Erzherzogs Beamten, und er ſelbſt traſen ſogleich alle Vorkehrungen die nöthig waren. Die wirtembergiſchen Landſtände, die mit der damaligen Regierung ſehr zufrieden waren, erboten ſich 100 Mann zu ſtellen. Auch die übrigen Stände erklärten ſich zur Hülfe bereit. Die Mannſchaft die ſie verſprachen, belief ſich über 1000 Reiter und 2000 und 400 Mann Fußvolk. Für Ulrichs Kräfte war dieſe Kriegsmacht viel zu groß. Seine Hofnung von den Eidgenoſſen unterſtüzt zu werden, ſah er abermals vereitelt; ſie wollten ihm nicht einmal für Geld Kriegsvolk anwerben laßen. Wenn er aber auch die Erlaubniß gehabt hätte, ſo würde ſie ihm wenig geholfen haben; denn es fehlte ihm an Geld. Der König Franz von Frankreich verſprach ihn zwar ein Darlehn von 15,000 Kronen; er befand ſich aber als er ſein Verſprechen erfüllen ſollte, gerade in Carls V. Gefangenſchaft. Alle Hofnungen ſchienen nun für Ulrichen verſchwunden, als der in Schwaben-entſtehende Bauernaufruhr ihm neue Ausſichten zeigte. Er ſah ſeine Feinde, die Mitglieder des ſchwäbiſchen Bundes, nunmehr ſo beſchäftigt, daß er auch ohne ſein Vorhaben den Reichsſtänden, den Eidgenoſſen und dem ſchwäbiſchen Bunde bekannt zu machen. Auch lief ihm jezt ſo viel Kriegsvolk zu, daß er auf 10,000 Mann zuſammen brachte. Ungeachtet 2000 Schweizer, vermuthlich weil er ihnen ihren Sold nicht richtig auszahlte, ſich wieder von ſeinem Heer trennten, ſo war er doch ſchon bis Stuttgart vorgerükt. Schon fing er auch dieſe Stadt an zu beſchießen, als ſeine Kriegsleute, gerade wie er ſie am nöthigſten brauchte, davon liefen, und bald blieb ihm weiter kein Zufluchtsort als Hohentwiel.

Während Ulrichs unglüklichen Verſuch, ſich ſeines Landes wieder zu bemächtigen, vergrößerte ſich der Schwarm der aufrühriſchen ſchwäbiſchen Bauern immer mehr. Er trennte ſich jezt in drey Haufen, von welchen der eine bey

Bl

Biberach, der andere in Algau, und der dritte am Bodenſee ſich lagerte. Georg Truchſeß von Waldburg, der bisher den Herzog Ulrich mit einiger Mannſchaft beobachtet hatte, zog ſich nach Ulm, wo damals der ſchwäbiſche Bund verſammelt war. Er bekam von dem Bunde den Auftrag mit aller unter ſeinem Befehl ſtehenden Mannſchaft zu Roß und zu Fuß gegen die Bauern, die ſich auf dem Rieth zwiſchen Ulm und Biberach, auf 12 bis 14,000 Mann ſtark zuſammen gerottet hatten, auszuziehen. Er ſchlug ſein Lager nur eine halbe Meile weit von ihnen auf. Da ſie nun ihre Gewaltthätigkeit noch immer fortſetzten, da ſie manchen Kriegsknecht des ſchwäbiſchen Bundes, die Beute und Plünderungsſucht zerſtreute, tödteten, da ſie einige Edelleute umbrachten, und manches Kloſter plünderten, und verwüſteten, ſo hatte ihnen der Truchſeß einen ernſtlichen Angriff zugedacht. Sie warteten ihn aber nicht ab, ſondern brachen die Nacht vorher auf, und fielen in das Mönchkloſter Marchthal. Der Truchſeß rückte ihnen zwar ſogleich nach; ſie zerſtreuten ſich aber nun ſo plözlich, daß niemand wußte wo ſie hingekommen waren. Der Bund befahl hierauf den Truchſeß, die Bauern im Leibheim und Günzburg, die ſich bis nach Augsburg alle empört, und zu den Aufrührern am Bodenſee und im Algau geſchlagen hatten, zu züchtigen. Er zog hierauf mit der Reiterey des Bundes gegen ſie aus, und ſtieß auf einen Haufen von 6000 Bauern. Von dieſen wurden einige tauſend erſtochen; einige die ſich mit der Flucht retten wollten, ertrunken in der Donau, und ſehr viele wurden gefangen genommen, ſo daß ihrer nur eine kleine Zahl davon kam. Einige hundert Bauern die jenen zu Hülfe ziehen wollten, wurden von einer Schaar meiſtens heſſiſcher Reuter bey dem ulmiſchen Dorf Nawe erſtochen. Die kleinen Städte Leibheim und Günzberg mußten ſich nun dem Truchſeß, der mit einer anſehnlichen Kriegsmacht und mit dem

nöthi

nöthigem Geſchüz vor ihnen erſchien, bald ergeben. Dörfer wurden geplündert, und einige Aufrührer und Rathgeber hingerichtet. Die Herren der kayſerlichen Regiments, und verſchiedene ſchwäbiſche Reichsſtädte, als Coſtanz, Memmingen, Yſni, brachten es hierauf dahin, daß zu Ulm Friedensunterhandlungen gepflogen wurden; es erſchienen auch einige Abgeordnete von den am Bodenſee und im Algau zuſammengerotteten Bauern; man konnte aber über die Vergleichungsbedingungen nicht einig werden. Vielmehr zog ſich auf dem Rieth bey Balderingen wieder ein groſer Schwarm zuſammen, dem die Bodenſeer und Algauer Hülfe ſchikten. Manches Schloß und manches Kloſter in der benachbarten Gegend wurde nun ausgeplündert und zerſtört. Der Truchſeß rükte hierauf gegen die Bodenſeer und Algauer aus, und ließ ihrer bey dem Städtchen Wurztag, einige Meilen von Biberach, auf einmal 7000 niederhauen und niederſtechen. Ein zu Weingarten bey Ravensburg verſammelter Haufe von acht und mehr tauſend Mann lief bey ſeinem Anzuge ſogleich auseinander. Deſto muthiger ſtellten ſich ihm aber die Bodenſeer und Algauer, auf 16,000 Mann ſtark, und meiſtens ſehr geübte Kriegsleute, bey Weingarten entgegen. Da ſein Fußvolk und ſein Geſchüz noch nicht nach gekommen war, ſo wagte er es nicht, mit ſeiner Reiterey ſie anzugreifen. Indeſſen brachten es Graf Hans von Montfort und der abgeordnete von Ravensburg dahin, daß der Truchſeß auf die Bedingung, daß ſie die Waffen niederlegen ſollten, ihnen Gnade wiederfahren ließ. Der ſchwäbiſche Bund errichtete damals mit dieſen Bauern einen Vertrag, der ſie gegen die Bedrükkungen, die ihnen am unerträglichſten waren, ſichern ſollte.

Der Bauernaufruhr in Schwaben war nun meiſtens gedämpft; aber nun lermten die Bauern in Franken. Der vornehmſte Anſtifter derſelben war Hans Georg Metzler, ehedem Gaſtwirth in dem mayntziſchen Flecken Ballenberg auf dem Odenwalde, der ſein Vermögen mit Spielen und Schwelgen durchgebracht hatte. Dieſer brachte die Bauern aus der herumliegenden Gegend in Bewegung. Zuerſt rotteten ſich aus der rothenburgiſchen Landwehr auf 1000 Bauern zuſammen. Dieſer Schwarm wurde von pfälziſchen, mayntziſchen, wirzburgiſchen, deutſchherriſchen und ritterſchaftlichen Bauern von allen Seiten vermehrt. Metzler hatte nun die Ehre, zum oberſten Hauptmann dieſes Haufens gewählt zu werden. Man machte überhaupt bey demſelben ſo gute Anordnungen, wie ſie nur bey einem ordentlichen Kriegsheere können gemacht werden. Nun mußten auch die, welche keine Neigung dazu hatten, ſich mit ihnen verbinden. Zu Mergentheim, wo ſich die Bürger bereits an den Hof des Abts von Schönthal vergriffen hatten, wurden ſie bald hineingelaßen. Nachdem ſie nun in dem Schloſſe zu Mergentheim, wo ſie vielen Vorrath fanden, ein paar Tage lang recht hoch geſchmauſt hatten, eroberten ſie das über Mergentheim dem Teutſchmeiſter gehörige Schloß Neuhaus, plünderten es, und brannten es völlig ab. Dabey bewieſen ſich ſelbſt der Teutſchen Herren Diener ſehr geſchäftig. Auch das Kloſter Schönthal wurde rein ausgeplündert und verwüſtet. Nun zogen ſie in die Graſſchaft Hohenloh, wo die Bauern den Hauptflecken Oehringen ſchon eingenommen, und den Magiſtrat ins Gefängniß geworfen hatten. Von da gieng der Zug nach Neuenſtein, der Reſidenz des Grafen Albrechts; der Graf und Bruder Georg retteten ſich durch die Flucht. Die Bauern nahmen darauf das Schloß ohne große Mühe in Beſitz, und kein Flehen und kein Bitten der gräflichen Gemahlin, die ſich den Anführern zu Füßen warf, vermochte ſie daran zu hindern. Es blieb den Grafen alſo weiter nichts übrig, als ſich auf die bekannten zwölf Artikel mit ihnen zu vergleichen. Es ſahen ſich überhaupt ſelbſt viele Edelleute genöthigt, ſich zu ihnen zu ſchlagen. Der verſtärkte Haufe zog hierauf wieder zurük an die Tauber, eroberte Biſchofsheim und [illegible]da, wo er das Schloß abbrennte, und machte nun wieder Mergentheim zu ihrem Hauptquartier. Der bisher glückliche Erfolg ſeiner Streifzüge brachte auch andern Bauern die Luſt zum Herumſchwärmen bey. So verſammelte ſich in der Nachbarſchaft von Heilbronn ein Haufe von mehr als 1200 Mann, um, zu den odenwaldiſchen bey Oehringen zu ſtoßen. Die vereinigten Haufen nahmen nun Neckerſulm und Weinsberg ein, deren Bürger ſich zu ihrer Partey ſchlugen. In der wirtembergiſchen Stadt Weinsberg lagen auf 79 Reiter; die Thore wurden den Bauern aber dennoch von den Bürgern verrathen. Die Empörer faßten nun in einer großen Verſammlung den Entſchluß, keinen Fürſten, Grafen, Herrn, Edelmann, Reiter, kurz keinen der Sporen trüge, wie auch keinen Pfaffen, Mönch oder Müßiggänger leben zu laßen, ſondern ſie alle, ſo wie ſie ihnen aufſtießen, todzuſchlagen. Sie beſchloſſen dieſes hauptſächlich auch aus Rache wegen der vielen tauſend Brüder, welche der ſchwäbiſche Bund hatte niederhauen laſſen. Um nun mit der Ausführung ihres grauſamen Entſchluſſes den Anfang zu machen, und dem Adel Furcht und Schrecken einzujagen, machten ſie ſich den unmenſchlichen Zeitvertreib, die gefangenen Grafen, Edlen und Reiſigen, einen nach dem andern durch ihre Spieße zu jagen. Schonten nicht einmal der jungen Edlen und der Knaben; ſie mißhandelten ſogar die Gräfin von Helfenſtein und ihren Sohn, und führeten ſie zulezt auf einem Miſtwagen nach Heilbronn. Von da aus plünderten und verwüſteten ſie das Kloſter Lichtenſtern, und den Flecken Löwenſtein. Die jungen Grafen des leztern Orts mußten als Bauern gekleidet, und mit weißen Stäben in den Händen, ſich in ihr Lager bey Heilbronn begeben. Die Stadt Heilbronn ſelbſt konnte ihnen nicht Widerſtand thun. Das gemeine Volk das ſich auf ihre Seite neigte, nöthi[illegible] Magiſtrat, ſeine Einwilligung zu geben, eine beſtim[illegible] Anzahl von ihnen möchte in die Stadt gelaßen werden. Nun wurde aber alles, was den Klöſtern, den Geiſtlichen und den deutſchen Herrn gehörte, geraubt und weggenommen. Der Zug gieng nunmehr auf Gundelsheim, die damalige Reſidenz des Deutſchmeiſters los. Der Deutſchmeiſter flüchtete mit ſeinem Hofſtaat nach Heidelberg. Der Flecken und das Schloß wurden, ohne daß die Bürger großen Widerſtand thaten, eingenommen, und die Bauern riſſen das [illegible] völlig nieder. Als ſie nun ihre Mitbrüder in dem benachbarten Bezirke aufgeboten hatten, drangen ſie in das maynziſche Gebieth, wo ſie das Kloſter Amorbach verwüſteten. Jezt ſchlugen ſich neun maynziſche Städte auf dem Odenwalde und am Mayn, nebſt noch andern Unterthanen des Erzſtifts Mayns, zu ihnen, und jezt bemächtigten ſie ſich des churmaynziſchen Schloſſes zu Aſchaffenburg, wobey ihnen die Bürger der Stadt allen Beyſtand leiſteten. Es blieb nun den Churfürſten weiter nichts übrig, als, mit Bewilligung ſeines Domcapitels, mit den Bauern und den mit ihnen verbundenen Bürgern einen Vergleich zu ſchließen, bey welchem hauptſächlich die ſchwäbiſchen zwölf Artikel zum Grunde gelegt wurden.

Die maynziſchen Aufrührer waren nun wieder beruhigt. Ihre Mitbrüder, die ihnen Beyſtand geleiſtet hatten, vereinigten ſich nun aber wieder mit den fränkiſchen Bauern, von welchen ſich 8006 Mann zuſammen gerottet hatten. Ihr erſter Verſammlungsort war Rottingen. Von hieraus rückten ſie, Schlöſſer und Klöſter plündernd und verwüſtend, bis nach Wirzburg, und ſo wie ſie fortrükten, ſo wuchs ganz natürlich ihr Haufe immer mehr. Alle Unterthanen des Biſchofs von Wirzburg liefen ihnen zu, ſo daß ſich in ihrem Lager bey dem Flecken Haidnigsfeld auf

10,000

ſo, wo wehrha[illegible] [illegible]befanden. Selbſt die Bürger von Wirzburg [illegible] Schloß beſchießen. An ihrer Spitze befanden ſich ſogar einige Edelleute, befand ſich ſogar der berühmte Götz von Berlichingen. Ob es ihr Wille war, oder ob man ſie dazu gezwungen hatte, iſt nicht bekannt. Daß ſie aber bey den Bauern ſo treulich verharrten, da ſie die Gelegenheiten, ſich von ihnen zu trennen, die ſie doch ſehr leicht finden konnten, nicht benuzten, ſo muß ihnen dieſe Geſellſchaft nicht ſehr unangenehm geweſen ſeyn. Unternehmungen, wie ſie damals aufrühriſche Bauern und Bürger wagten, ſtimmen auch mit der Denkart der deutſchen Ritter dieſer Zeit viel zu ſehr überein, als daß ſie ſich [illegible] nicht [illegible] befinden [illegible]. Doch Götz von Berlichingen entſchuldigte ſich in der Folge auf eine ſehr befriedigende Art. Die Grafen von Hohenloh, und andere Grafen und Herren, ingleichen einige von der Ritterſchaft, und verſchiedene Reichsſtädte hatten ſich (ſagt er) mit den [illegible] in Verbindung eingelaſſen; faſt der ganze Adel vom Odenwald bis nach Schwaben war denſelben beygetreten; niemand fand ſich, der mir mein Schloß wollte vertheidigen helfen; da man die Bauern in das ganz nahe bey demſelben liegende Gundelsheim rückte, ſo blieb mir weiter nichts übrig, als mich mit ihnen zu vergleichen; nun aber zwangen ſie mich auch ihr Narr, und Hauptmann zu ſeyn. Und nun zeigte er, wie manches Böſe er verhütet, wie manches Schloß, wie manches Menſchen Leben er gerettet habe.

Während der Zeit, daß Götz von Berlichingen das Schloß zu Wirzburg mußte belagern helfen, während der Zeit, daß die odenwaldiſchen und die fränkiſchen Bauern ſo lermende Auftritte ſpielten, geriethen auch die Bauern in andern Gegenden Deutſchlands in Bewegung. So empörten ſich in der Oſterwoche, welche überhaupt für den Bauernkrieg Epoche macht, auch die Bauern im Hochſtifte Speyer,

Speyer. Zuerſt rotteten ſich im Dorfe Malſch im Braurheim 50 Bauern zuſammen. Vergeblich ließ ſie ihr Biſchoff, Herzog Georg von Bayern, zu Ruhe ermahnen. Sie boten vielmehr alle Bewohner des benachbarten Bezirkes unter Drohungen auf, ſich mit ihnen zu verbinden. Ihr Haufe vermehrte ſich auch bald bis auf 5 oder 600 Mann, und nun lagerten ſie ſich bey dem Dorfe Malſch auf einer Anhöhe. Der Biſchoff ließ einige Reiſigen und ſein Braurheiniſches Volk gegen ſie anrücken; zu dieſem ſtieß auch der pfalzgräfliche Marſchall von Habern mit 200 Reitern und einigem Geſchütz. Aber die ſpeyerſchen Bauern, welche die Reiter unterſtützen ſollten, ſchlugen ſich auf einmal zu ihren Mitbrüdern auf dem Berg. Da nun dieſer ganz mit Weingärten umringt war, ſo konnten des Biſchoffs und des Marſchalls Reiter, vom Fußvolk verlaſſen, keinen Angriff wagen. Jetzt vergrößerte ſich der Haufe der aufrühriſchen Bauern immer mehr. Kurz, der Biſchoff ſah alle ſeine Unterthanen, ſowohl Bürger als Bauern, gegen ſich empört. Er mußte daher ſein Land verlaſſen, und nach Heidelberg flüchten. Der ſpeyerſche Bauernſchwarm vereinigte ſich hierauf mit den markgräflich-badenſchen Bauern in dem Bezirke von Durlach, die ſich der Stadt bemächtigt und das Kloſter Gottsau verwüſtet hatten. Der vereinigte Haufe wüthete nun, beſonders gegen die Klöſter, ſo mächtig, daß ihnen der Markgraf Philipp keinen Widerſtand zu thun wußte. Er mußte ſich daher mit ihnen vergleichen. Die Vergleichsbedingungen blieben bey allen dieſen Verträgen, welche die aufrühriſchen Bauern damals mit ihren Landesherren ſchloſſen, einander immer ähnlich. Hauptſächlich betrafen ſie die Theilnahme an der Beſetzung der Pfarrſtellen, beſonders den Punkt, daß der Pfarr das Wort Gottes lauter und unverdunkelt verkündigen, daß ſie ihre Beweiſe aus dem alten und neuen Teſtamente nehmen ſollten. Die ſpeyerſchen Bauern lehten hierauf nach ihrem Lande zurück, und die badeniſchen, denen ſie den Vergleich mit dem Landesherrn hatten erzwingen helfen, begleiteten ſie, um ihnen bey ihren fernern Unternehmungen ihre Erkenntlichkeit thätlich zu beweiſen. Jetzt gerieth die Stadt Speyer in Gefahr, in ihre Hände zu kommen, und dies konnte ihnen um ſo weniger Mühe machen, da die Bürger zu Speyer in ihrer Kirchenverfaſſung ſchon gewaltſame Veränderungen vorgenommen hatten. Jetzt wußte ſich der Biſchoff nicht anders zu helfen, als nach dem Beyſpiele ſeines Nachbars, des Markgrafen Philips, mit ſeinen empörten Unterthanen gleichfalls einen Vergleich zu ſchließen. Die Geiſtlichkeit zu Speyer mußte ſich verbindlich machen, 200 Malter Korn, 25 Fuder Wein, und ungefähr für 100 Gulden Gewehr an die Bruhreiniſche Verſammlung nach Rheinhauſen zu liefern. Die vor Speyer verſammelten Bauern gingen hierauf wieder auseinander. Zu Bruchſal blieben aber die Hauptleute und das Regiment der bruhreiniſchen Bauernrepublick noch immer beyſammen, und ſie hatten die Einrichtung getroffen, daß ſie, ſo bald ſie wollten, 5 bis 6000 Bauern zuſammen bringen konnten.

Ueberhaupt war die Ruhe in dieſer Gegend noch lange nicht wieder hergeſtellt. Es ſtanden vielmehr immer neue Bauernſchwärme auf. So rotteten ſich um dieſe Zeit auch die Bauern des Zabergaues zuſammen, die ſich unter andern des Kloſters Maulbronn bemächtigten, ſodann mit einem großen Haufen ſchwäbiſcher Bauern, der ſich um Bothmar verſammelt hatte, und mit den ſchwarzwaldiſchen vereinigten, und alle Städte, Flecken und Dörfer im ganzen Herzogthum Wirtemberg, Aſperg, Tübingen (den Sitz des öſtreichiſchen Regierungsſtaats) und Urach ausgenommen, eroberten, und die Klöſter plünderten und verwüſteten. Eben ſolche Auftritte ſpielten die elſaſſiſchen Bauern, und zuletzt rückten alle dieſe Haufen vereinigt, auf 30000 Mann ſtark, vor Elſaßzabern, deſſen Einnahme ihnen gar keine Mühe machte. Weil nun auch die Unterthanen des Herzogs Antons von Lothringen ſchon anfingen, ſich mit den Bauern bey Zabern zu vereinigen, ſo machte dieſer ernſtliche Anſtalten, dem Unweſen zu rechter Zeit Einhalt zu thun. Er bot daher nicht nur ſeine Lehnsleute auf; er bewarb ſich auch bey verſchiedenen Grafen und Herren um Hülfe; er nahm auch 6000 Mann niederländiſcher Fußknechte in Sold. Seine Reiterey war 2000 Pferde ſtark, und unter dieſen befanden ſich auch 200 Küraſſiere. Mit dieſer Kriegsmacht rückte der Herzog vor Zabern, worin die Bauern lagen. Unvermuthet ſtieß ſein Kriegsvolk auf einen 6000 Mann ſtarken Haufen von Bauern, die ihren Brüdern zu Hülfe ziehen wollten. Dieſe wurden in dem Dorfe Lupfenſtein, wo ſie ihre Zuflucht ſuchten, theils todtgeſchlagen, theils verbrennt. Am folgenden Tage eroberte der Herzog auch die Stadt Zabern, und da wurden auf 20000 Bürger und Bauern grauſamerweiſe umgebracht. Ein ſolches Verfahren war um ſo unverantwortlicher, da man die Bauern durch das Verſprechen, daß ihr Leben geſchont werden ſollte, aus der Stadt gelockt hatte. Uebrigens hatte dieſes ſchreckliche Schauſpiel die Folge, daß ein Schwarm von Bauern aus dem Bezirke von Weißenburg, der ſchon viele Gewaltthätigkeiten verübt hatte, und zu den Zaberniſchen zu ſtoßen im Begriff war, ſich ſchnell wieder zurück zog. Als der Herzog den Rückzug in ſein Land antrat, fand er den engen Weg bey Scherweiler mit 16000 Bauern beſetzt. Sein Kriegsvolk griff ſie aber ſo tapfer an, daß abermals auf 5 bis 6000 derſelben umkamen. Die übrigen rettete die bald hereinbrechende Nacht. So hatten alſo die Lothringer allein über 30000 Bauern erſchlagen!

Indeſſen hatte aber die Seuche des Bauernaufruhrs auch die benachbarte Pfalz angeſteckt. Die Bauern rotteten ſich erſt im Amte Germersheim, und hernach noch ſtärker zu Gailweiler zuſammen, und bemächtigten ſich unter andern der Stadt Neuſtadt an der Hard. Ein Theil derſelben fiel in den Bezirk von Worms ein. Und auch dieſer Schwarm wurde ſo mächtig, daß ihm der Churfürſt nicht ohne großes Blutvergießen Einhalt zu thun können glaubte. Er brachte ſie daher durch einen Vergleich zur Ruhe. Kaum hatte er mit dieſem Haufen ſeinen Endzweck erreicht, ſo erhob ſich ſchon wieder ein anderer. Der Anführer deſſelben war Antonius Eiſenhuth, geweſener Pfarrer zu Eppingen auf dem Kraichgau. Dieſer forderte die benachbarten Bauern ſowohl mündlich als ſchriftlich zur Empörung auf, und es herrſchte in ſeinen Aufforderungen mehr Gift, als noch in keiner Aufforderung eines Haufens geherrſcht hatte. Sie wirkten auch ſo gut, daß von Gochsheim bis Sinsheim alles geplündert und verwüſtet wurde. Der gutmüthige Churfürſt wollte auch gegen dieſe Empörer keine Gewalt brauchen, und erſuchte ſie daher durch ein Schreiben, einigen von ihren vornehmſten Rathgebern zu einer Zuſammenkunft mit einigen ſeiner Miniſter den Auftrag zu geben. Die Zuſammenkunft wurde wirklich gehalten, und ein Vergleich geſchloſſen. Ungeachtet aber die Bauern den Churfürſtlichen Miniſtern ſicheres Geleit verſprochen hatten, ſo bezeigten ſie ſich doch gegen dieſelben ſowohl mit Worten als durch Handlungen ſo drohend und gewaltſam, daß jene eine ganze Nacht durch wegen ihres Lebens ſich in Gefahr glaubten. Die gepflogenen Unterhandlungen verfehlten überhaupt ihre Abſicht. Anſtatt daß die Bauern den verabredeten Landtag ruhig hätten abwarten ſollen, übten ſie vielmehr neue Gewaltthätigkeit aus. Unter andern mußte die Stadt Landau, das Schloß Scharfeneck, und das Kloſter Frankenthal ihre Wuth empfinden.

Jetzt fühlte es aber der Churfürſt, daß er gegen ſeine unruhigen Unterthanen ſchon zu lange Nachſicht gehabt hätte; jetzt machte er zur Züchtigung derſelben die ernſtlichſten Anſtalten; jetzt brachte er mit Hülfe benachbarter und der Pfalz mit Lehenspflichten verwandter Grafen, Herren und Ritter, imgleichen des ſchwäbiſchen Bundes, auf 1800 Reiter und auf 3000 Fußknechte beyſammen. Auch zog ihm der Churfürſt von Trier mit 300 Reitern und 1500 niederländiſchen Knechten zu Hülfe. Der Churfürſt hatte aber bey dieſem Kriegszug die Beſtrafung ſeiner aufrühriſchen Bauern nicht allein zur Abſicht; er wollte auch dem Churfürſten von Trier, dem Biſchoff von Speyer und dem Deutſchmeiſter ihr Gebiet wieder erobern helfen. Zuerſt ging der Zug ins Speyerſche, wo den Aufrührern hauptſächlich auch Bruchſal wieder abgenommen wurde. Weil nun die Bürger an der Empörung Antheil genommen hätten, ſo wurden einige und 70 von den Aufrührern und Rathgebern enthauptet; die übrigen warf man alle in einen Thurm, wo ſie ſo gedrängt auf einander ſaßen, daß einige darüber erſtickten. Als man mit dieſer Execution zu Ende war, langte Eiſenhuth, der Hauptmann des kraichgauer Haufens, nebſt drey andern von ſeinen Gehülfen, die Georg Truchſeß hatte in Verhaft nehmen laſſen, zu Bruchſal an, und dieſe wurden nach einem kurzem Verhör, im Namen des ſchwäbiſchen Bundes, gleichfalls hingerichtet. Die Bauern der bruhrheiniſchen Aemter mußten zur Strafe, daß ſie ſich wider ihren Biſchoff empört hätten, 20000 Goldgülden erlegen, und alle Waffen ausliefern. Die Bürger zu Bruchſal wurden verurtheilt, ihre Thore und Pforten abzubrechen. Darauf führte man diejenigen, die im Thurme gefangen ſaßen, auf den Platz im Vorhof des Schloſſes, und ſtellte ſie in einen Kreis. Auf Befehl des Churfürſten fing der heidelbergiſche Scharfrichter an, ihnen die Köpfe abzuhauen;

ſchon hatte er ſein Amt an fünfen verrichtet, und ſchon kniete wieder einer, als die anweſenden Grafen und Herren den Churfürſten für die übrigen um Schonung baten.

Der Churfürſt vereinigte ſich hierauf mit dem Heere des ſchwäbiſchen Bundes, welches der Truchſeß anführte. Dieſer hatte bey Bohlingen einen Schwarm wirtembergiſcher Bauern von 14000 Mann dergeſtalt geſchlagen, daß nur der geringſte Theil durch die Flucht das Leben rettete; er hatte den Aufrührern die Stadt Weinsberg wieder abgenommen, die Stadt und verſchiedene benachbarte Dörfer völlig abgebrennt, und die Anführer hinrichten laſſen; er hatte die empörten Bauern im Kraichgau gezüchtiget. Jetzt ſtieß er mit dem ſeiner Aufſicht anvertrauten Kriegsvolk des ſchwäbiſchen Bundes zum Churfürſten. Die vereinigte Macht rückte hierauf gegen das dem Deutſchmeiſter gehörige Neckersulm heran. Sowohl dieſer Ort, als das hohenloiſche Oehringen, und noch verſchiedene andere Oerter, welche die Aufrührer in Beſitze hatten, wurden ihnen ohne große Mühe wieder abgenommen, und gewöhnlich ſtarben einige von den vornehmſten Anſtiftern unter den Händen des Scharfrichters, und gewöhnlich wurden einige Dörfer geplündert und abgebrennt. Man näherte ſich hierauf der Stadt Wirzburg, deren Schloß von den Aufrührern ſeit vier Wochen auf das härteſte bedrängt wurde. Nur die treffliche Beſatzung deſſelben hatte es bisher zu retten vermocht. Auf dem Wege nach Wirzburg, bey Königshofen, begegnete das vereinigte Heer einen Haufen Bauern von mehr als 8000 Mann, die auf 47 Kanonen bey ſich führten, und tapfern Widerſtand thaten. Sie wurden endlich aber doch getrennt, und es erhob ſich nunmehr ein gewaltiges Niedermetzeln, ſo daß man auf 7000 erſchlagene Bauern rechnet. Es wurden aber auch manche Edle und Unedle von den Bauern niedergeſtreckt. Die Schlacht dauerte auf fünf Stunden. Von den Einwohnern des Flecken Königshoſen, deren man 250 zählte, waren kaum noch funfzehn übrig. Eben ſo kamen von den Bewohnern anderer Flecken auch nur die wenigſten wieder nach Hauſe; und nun wurden noch manche von den Anſtiftern mit dem Schwert hingerichtet. Die vor Wirzburg liegenden Bauern, die von dem traurigen Schickſal ihrer Mitbrüder bey Königshoſen noch keine Nachricht bekommen hatten, ſchickten denſelben einen ungefähr 5000 Mann ſtarken Haufen mit 36 Kanonen zu Hülfe. Dieſer zerſtreute ſich zwar, als ihn der Truchſeß angriff; die meiſten aber wurden auf der Flucht eingeholt, und nur wenige retteten ihr Leben. Man verbrennte ſie ſogar in den Dörfern, in die ſie geflohen waren. Ein Haufe derſelben, ungefähr 500 Mann ſtark, hatte ſich in ein dem Schlachtfelde nahgelegenes Schloß gerettet. Man ſchoß eine groſſe Lücke in die Mauern, Grafen, Herren, Ritter und Knechte ſtiegen von ihren Pferden ab, um Sturm zu laufen; aber die Bauern wehrten ſich in der Verzweiflung ſo tapfer, daß auf 100 von den Stürmenden ſehr verwundet wurden. Demungeachtet wagten ſie den zweyten Sturm; aber auch dieſer wurde abgeſchlagen. Man mußte erſt die Lücke gröſſer ſchieſſen; man mußte erſt an zwey Orten ſtürmen; aber nun wurden auch alle Bauern, die ſich im Schloſſe befanden, erſtochen.

Jetzt zog die ganze vereinigte Macht vor Wirzburg, welches 5000 Bürger und Bauern beſetzt hatten. Dieſe wagten es aber ungeachtet ihrer Zahl dennoch nicht, einen ernſtlichen Angriff abzuwarten. Sie übergaben ſich vielmehr auf Gnade und Ungnade. Der Truchſeß zog hierauf mit 2500 Reitern in die Stadt, ließ 76 von den Anſtiftern enthaupten, und die nicht in die Stadt gehörenden Bürger und Bauern wieder hinausbringen. Die Wirzburger mußten nicht nur alle Waffen abgeben, ſondern auch ihre Mauern und Thürme niederreiſſen, und an die Vereinigten 2000 Goldgülden Brandſchatzung erlegen. Der Biſchoff behielt ſich die Beſtrafung derſelben, als ſeiner Unterthanen, noch überdies vor. Das vereinigte Heer verweilte noch acht Tage bey Wirzburg, und brandſchatzte alle herumliegenden Flecken und Dörfer. Dabey übte ſein Kriegsvolk manchen Frevel aus. Es wurde auch noch mancher enthauptet. Man verglich ſich auch deshalb noch mit andern fränkiſchen Städten, welche an der Empörung Theil genommen hatten. Rothenburg an der Tauber zahlte 5000, die Grafſchaft Werthheim 3000 Goldgülden. Nachdem nun der Biſchoff von Wirzburg den ruhigen Beſitz ſeines Landes wieder erlangt hatte, ſo zog der Churfürſt, der von neuen Bewegungen ſeiner Bauern jenſeit des Rheins Nachricht bekommen hatte, wieder in ſein Land zurück. Zugleich verabredete er es mit dem maynziſchen Adminiſtrator, auch im Erzſtift Maynz die Ruhe wieder herzuſtellen. Das Heer des ſchwäbiſchen Bundes ward hingegen wieder durch den Anzug des Markgrafen Caſimir von Brandenburg und des Grafen Wilhelm von Henneberg verſtärkt. Es brach hierauf gegen Schweinfurt auf, das ſich ohne lange Weigerung ergab. Man fand in demſelben viele von den Aufrührern, die beynahe alle Schlöſſer im Hochſtifte Bamberg und im Markgräflich-Brandenburgiſchen geplündert und gröſtentheils niedergeriſſen hatten. Die Anzahl der zerſtörten Schlöſſer belief ſich auf 179; von Klöſtern wurden 33 verwüſtet, und bey dieſer Zahl ſind diejenigen, wo die Bauern Fenſter, Thüren und Oefen eingeſchlagen haben, nicht einmal gerechnet. Sie hatten ſich noch überdies der Stadt Bamberg bemächtigt, und die daſige Geiſtlichkeit gemißhandelt und beraubt. Das Heer des ſchwäbiſchen Bundes rückte daher von Schweinfurt nach Bamberg, und brachte es in wenig Tagen dahin, daß alle Stiftsunterthanen dem Biſchoff wieder Gehorſam angelebem. Aus der Stadt Bamberg ſelbſt waren auf 400 Bürger nach Nürnberg geflüchtet. Als aber die Glieder des ſchwäbiſchen Bundes bey dem nürnbergiſchen Magiſtrat auf ihre Entfernung drangen, ſo zerſtreuten ſie ſich ſo ſehr, daß nur zwey wieder nach Bamberg zurückkehrten. Der Markgraf Caſimir, der auf 600 Reiter und auf 900 Fußknechte zuſammen gebracht hatte, bewies ſich indeſſen auch nicht nachläſſig, ſeine Unterthanen für ihren ausgeübten Frevel zu züchtigen. Er brannte ſehr viele Dörfer derjenigen ab, welche Neuſtadt an der Aiſch mit 3000 Mann erobert, und durch Feuer verwüſtet hatten. Zu Leutersheim ließ er Thore und Pforten niederreißen. Die Bürger verloren alle ihre Privilegien; fünf wurden geköpft, und ſieben hieb man die Finger ab. Zu Kitzingen beſtrafte der Markgraf 60 mit Augen ausſtechen. Zu Schwabach wurden gleichfalls viele der Köpfe und der Finger beraubt.

Der Truchſeß rückte wieder ins Algau in die Gegend von Nördlingen, brandſchatzte die Stadt, weil ſie die Unternehmungen der Aufrührer befördert hatte, nahm den benachbarten Bauern alles Gewehr ab, und verurtheilte jedes Haus zu einer Strafe von ſechs Gulden. Zu Meiningen ließ er ſieben enthaupten, und vielen, die entwichen waren, ihre Güter abſprechen. Als er von da weiter zog, begegnete ihm der berühmte Ritter von Frunsberg, der vom Erzherzog Ferdinand den Auftrag bekommen hatte, die Bauern der Grafſchaft Tyrol, welche Brixen eingenommen, die Häuſer der Geiſtlichen geplündert, und viele adeliche Schlöſſer zerſtört hatten, wieder zur Ruhe zu bringen. Er hatte auch zu Mindelheim acht Fahnen guter Fußknechte zuſammen gebracht. Da er aber wußte, daß die Bauern mit guten Hauptleuten verſehen waren, die er in Italien kennen gelernt hatte, ſo [illegible] er es, um Blutvergießen zu vermeiden, für das rathſamſte, ſich in Unterhandlungen mit ihnen einzulaſſen. Er brachte es auch durch eine anſehnliche Geldſumme ſoweit, daß einer der Vornehmſten unter denſelben den Bauern vorſtellte, daß ſie, ſo lange Frunsberg gegenwärtig wäre, nicht vortheilhaft angreifen könnten. Sie zogen ſich hierauf, mit Hinterlaſſung ihres Geſchützes, nach Durach bey Kempten. Hier wurden ſie gewahr, daß der Truchſeß und Frunsberg hinter ihnen her eilten; in Zeit von einer halben Stunde waren ſie nun alle auf Berge, Thäler und in Hölzer zerſtreut. Jene zogen hierauf in die Gegend von Kaufbeuern, wo alles Fußvolk des ſchwäbiſchen Bundes wieder abgedankt wurde. Frunsberg rückte aber mit ſeinen acht Fähnlein lauter auserleſene Leute, nach Salzburg, wo ſich der Biſchoff, der berühmte Cardinal Lang, in großem Gedränge befand. Die Hinrichtung einiger Bergknappen, die er ihres Glaubens wegen verordnete, brachte ihre Mitbrüder und die übrigen ſalzburgiſchen Bauern ſo in Wuth, daß ſie ſich alle empörten, daß ſie, da ſich die Bürger zu Salzburg mit ihnen vereinigten, den Erzbiſchoff in ſeinem Schloß belagerten. Ihre Unternehmungen lenkten ordentliche Kriegsmänner. Der Herzog Ludewig von Bayern, der dem Erzbiſchoff zu Hülfe gezogen war, wollte ihr feſtes Lager auf einer Anhöhe erſtürmen. Allein Frunsberg, der mehr Erfahrung hatte, widerrieth es ihm, als eine Sache, die ihnen wenig Ehre und deſto größere Gefahr bringen würde. Er brachte überhaupt ohne Blutvergießen, durch friedliche Unterhandlungen, es dahin, daß die Salzburger ihren Erzbiſchoff neuen Gehorſam zuſchworen, und die Erlegung anſehnlicher Summen verſprachen. Jetzt rückte aber Gaißmayer, des Biſchoffs von Brixen Secretarius, der ſich des Schatzes und Silbergeſchirrs zu Brixen bemächtigt hatte, mit Kriegsvolk und Bauern vor Salzburg, und erklärte den geſchloſſenen Vergleich für ungültig. Er beredte auch die Bauern, an der Etſch, ſich zu ihm zu ſchlagen; er machte ſogar den Entwurf, ſich der Grafſchaft Tyrol zu bemächtigen. Allein Frunsberg brachte ihn als oberſter Hauptmann der Grafſchaft Tyrol ſo ins Gedränge, daß er ſeine Zuflucht jenſeit der Alpen in Italien ſuchen mußte. Auch in der Steuermark hatte ſich das Landvolk empört, und großen Muthwillen verübt; es wurde aber von Ferdinands Kriegsvolk nachdrücklich dafür gezüchtiget.

Eine eben ſo ſchwere Ahndung verhing indeſſen der Churfürſt von der Pfalz über ſeine eigene Bauern. Er zog, als er ſich vom Heere des ſchwäbiſchen Bundes getrennt hatte, den Mayn hinunter, und half dem Adminiſtrator des Erzſtifts Mayns ſeine Unterthanen wieder zum Gehorſam bringen. Die Stadt Mayns mußte 15000 Goldgulden erlegen. Sodann rückte der Churfürſt gegen ſeine unruhigen Bauern im Rheingau an. Von dieſen hatten ſich auf 8 bis 9000 bey dem Flecken Dalſchheim bey Neuſtadt zuſammen gerottet, und in der umliegenden Gegend den Geiſtlichen und den Edelleuten großen Schaden zugefügt. Bey Pfedersheim erfolgte eine blutige Schlacht, in welcher wenigſtens 5000 Bauern niedergeſtreckt wurden, und man hätte ſie, wenn es ihre ſchnelle Flucht nach Pfedersheim nicht verhinderte, gern alle erſchlagen. Die 3000 Mann, die ſich dahin gerettet hatten, mußten aber auch bald um Gnade bitten. Als ſie weggeführt wurden, wollten einige von den hinterſten ſich wegſtehlen. Dies hatte die traurige Folge, daß die Reiter, die zu ihrer Bedeckung verordnet waren, noch auf 800 derſelben niederhieben. Von den übrigen wurden noch einige, und 30, als vorzügliche Anſtifter und Rathgeber, enthauptet. Eben dieſes Schickſal hatten 28 von denen, die zu Pfedersheim geblieben waren. In dem Lager bey Pfedersheim ließ man ſich auch mit den Städten Frankfurth, Worms und Speyer, welche dieſen Lärm zu allerley Veränderungen in ihrem Kirchenſtaate benutzt hatten, in Unterhandlung ein. In Frankfurth waren die Bürger nicht allein in einige Klöſter eingefallen, ſondern ſie hatten auch einen neuen Stadtrath beſtellt, und demſelben gewiſſe Punkte abgedrungen. Aehnliche Auftritte waren auch zu Speyer und zu Worms geſpielt worden.(1) Jetzt wurde aber durch die Churfürſten von Trier und von der Pfalz alles wieder in den vorigen Zuſtand verſetzt. Der letztere fuhr hierauf in der Beſtrafung ſeiner Unterthanen weiter fort. Das empfanden beſonders Freinsheim und Neuſtadt. Er belagerte auch die Stadt Weißenburg, welche ſeine aufrühriſchen Unterthanen unterſtützt hatte. Endlich vermittelten zwey Mitglieder des kaiſerlichen Regiments einen Vergleich. Die Weißenburger mußten dem Churfürſten [illegible] Goldgülden erlegen, und ihm alles grobe Geſchütz ausliefern. Das beſte, was der Churfürſt Ludewig am Ende dieſes Kriegszuges veranſtaltete, war ein Landtag, auf welchem er gemeinſchaftlich mit ſeinen Landſtänden [illegible] die Regierung eingerichtet werden müſſe, wenn ſie den Unterthanen keine Veranlaſſung zur Unzufriedenheit geben ſollte.

Ein ſchönes Beyſpiel, wie ſich ein Landesfürſt gegen unzufriedene Unterthanen betragen ſoll, gab auch der Markgraf Ernſt von Baden, ohne ſie vorher haufenweiſe erſchlagen zu haben. Seine Bauern bemächtigten ſich aller Schlöſſer im Sauſenbergiſchen und Rötelſchen, verbrennten und zerſtörten verſchiedene derſelben, und verurſachten dadurch ihren Landesherren einen außerordentlichen großen Schaden. Der Markgraf ſelbſt wagte es nicht, länger in ſeinem Lande zu verweilen. Er ging nach Straßburg, und beſtellte indeſſen den Malteſerritter Georg von Hohenheim, genannt Bombaſt, zum Befehlshaber über ſein feſtes Schloß Hochberg. Dieſer widerſetzte ſich den aufrühriſchen Bauern mit Ernſt und Klugheit. Indeſſen ſuchte der

Markgraf durch Abgeordnete die Bauern zu beſänftigen, und ſeine vielen Bemühungen gelangen ihm endlich. Die Unruhen endigten ſich ohne Blutvergießen, indem nur die Aufrührer am Leben geſtraft wurden; von den übrigen unruhigen Köpfen mußte jeder zur Erſetzung des dem Markgrafen zugefügten Schadens 6 Gulden erlegen. Der Markgraf Ernſt half auch den Aufſtand der Bauern in Breisgau, welche ſich ſchon der Stadt Freyburg bemächtigt hatten, ohne gewaltſame Mittel dämpfen. Das zwiſchen Franken und den Rheinländern liegende Heſſen konnte von der Anſteckung des Bauernaufruhrs nicht wohl befreyt bleiben. In dem Bezirke von Hersfeld hatte ſich eine anſehnliche Zahl von Bauern zuſammen gerottet, und des Fleckens Hersfeld ſich bemächtigt. Ein noch größerer Schwarm, auf 6000 Mann ſtark, zog ſich in der Gegend von Fulda zuſammen. Demſelben geſellten ſich viele landgräfliche Unterthanen bey. Daß nun Schlöſſer, Flecken und Klöſter geplündert und verwüſtet wurden, kann man ſich leicht vorſtellen. Es ſollen der Bauern um Hersfeld herum auf 40000 beyſammen geweſen ſeyn, und dennoch baten ſie um Gnade, als der Landgraf mit ſeiner Ritterſchaft und ſeinen übrigen treuen Leuten gegen ſie heranrückte. Es gab aber außer demſelben noch drey ſolcher Haufen, und zwar bey Schmalkalden und im Fuldaiſchen, die wieder auf 40000 ausmachten. Der Landgraf zog daher, als er Hersfeld eingenommen und beſetzt hatte, vor Fulda, welches die Bauern vertheidigten. Des Landgrafen ernſtliche Anſtalten zu einem Angriff trieben ſie aber nicht nur bald in die Stadt hinein, ſondern bewirkten auch, daß ſich dieſelbe bald ergeben mußte. Seine Unterthanen hatte alſo der Landgraf wieder zur Ordnung zurückgebracht. Aber nun ſchwärmten die Aufrührer aus Thüringen herüber.

In keinem deutſchen Lande wüthete der Bauernkrieg ſo anhaltend und ſo mächtig, als in Thüringen. Derjenige, welcher hier den Freyheitstrieb des Landvolks am meiſten anfeuerte, war Thomas Münzer, den wir ſchon oben als Carlſtadts Gefährten kennen lernten. Ungeachtet die Anführer der neuen Sekte, die vor einigen Jahren zu Zwickau und Wittemberg ſo viel Unruhen erregt hatten, nach Luthers Zurückkunft von der Wartburg ſich größtentheils aus Sachſen entfernten, ſo hatten ſie doch noch hier und da einige Anhänger zurückgelaſſen, ſo war doch noch der unternehmendſte von ihnen im Lande geblieben. Münzer, der Prediger der Sekte, behielt ſeinen Siz zu Allſtädt, und ſtreute dort öffentlich die Lehren aus, durch die ſie ſich auszeichnete. Schon als Schüler in Halle hatte er, ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach, den Entwurf gemacht, ein Bündniß zur Reformation der Chriſtenheit zu errichten. Zur Ausführung dieſes Entwurfs ermunterten ihn unter andern die ſchwärmeriſchen Predigten eines gewiſſen Taulers, auch ermunterte ihn ſeine Gattin, die ehemalige Köchin eines Pfarrers zu Orlamünda, die bereits zu Leipzig die Rolle einer Heiligen geſpielt hatte. Sie und ihr Mann ſollen Carlsſtadts Anlage zur Schwärmerey zuerſt entwickelt haben. Münzer ſchlug auch ſchon vier Jahre früher zu Prag ein Patent an, wodurch er die Huſſiten an ſich zu locken ſuchte. Am thätigſten aber bewies er ſich nun zu Allſtädt. Die Lehren ſeiner Sekte, das Vorgeben göttlicher Offenbarungen und Geſchichte, deren er ſich rühmte, die dem gemeinen Volke immer willkommene Strafpredigten wider die weltliche Obrigkeit, die er überall einmiſchte, die Winke von einem beſondern göttlichen Beruf zu einer gänzlichen Verbeſſerung des geiſtlichen und weltlichen Regiments, die er ſich zuweilen entfallen ließ, gewannen ihm in kurzer Zeit nicht nur die Einwohner Allſtädts, ſondern auch noch andere benachbarte Oerter. Schon damals fing er an, eine geſchloſſene Geſellſchaft unter ihnen zu bilden, und die erſte Anlage zur Ausführung ſeiner kühnen Entwürfe zu machen; ſeine eigene Ungeduld, die den günſtigen Zeitpunkt zum Ausbruch nicht erwarten konnte, hatte ſie aber beinahe auf immer vereitelt. Er richtete nicht nur die auffallenſten Neuerungen im Gottesdienſt an, gab ſich nicht nur alle Mühe, den Nahmen Luthers dem Volke noch verhaßter zu machen, als den Nahmen des Pabſts, ſondern beging auch ſchon jetzt einige höchſt wilde Ausſchweifungen. Er plünderte er die Heiligthümer des benachbarten Dorfes Willerbach, zu welchem von fremden Orten her ſtark gewallfahrtet wurde, ſodann zündete er die Kirche an. Dergleichen Gewaltthätigkeiten erlaubte er ſich nun noch mehr. Der Churfürſt von Sachſen ließ ihn daher nach Weymar vorladen, und wegen ſeiner aufrühriſchen Geſinnungen und Handlungen zur Rechenſchaft ziehen. Hier leugnete er zwar das meiſte; da er aber doch vieles eingeſtehen mußte, ſo ſchickte der Churfürſt den Befehl nach Allſtädt, ihn zu entfernen. Der Ausführung deſſelben kam er aber durch eine freywillige Flucht zuvor. Nun durchwanderte er die Schweiz, Elſaß, Schwaben und Franken. Da er zu Nürnberg, wo er ſein Glück zu machen gedachte, auch nicht lange geduldet wurde, kehrte er, nach einer Entfernung von einem Jahre, wieder nach Thüringen zurück, und ſuchte ſeine Zuflucht in Mühlhauſen, wo er von einigen Bürgern, die ſchon von Allſtädt her mit ihm in Verbindung ſtanden, mit offenen Armen empfangen wurde. Bald vermehrte ſich auch hier die Anzahl ſeiner Anhänger, und die Begeiſterung derſelben wurde ſo feurig, daß er ſich jetzt gar nicht mehr ſcheute, öffentlich von einem Bündniß zu ſprechen, daß er zur Demüthigung der Fürſten errichten wollte. Zu ſeiner Parthey ſchlug ſich nun der größte Theil der Bürger. Jetzt war es zu ſpät, daß ihm der Stadtrath das Predigen unterſagte. Der durch Münzern begeiſterte Pöbel änderte vermitteſt eines Aufſtands die Regierungsverfaſſung ganz nach Münzers und ſeiner Anhänger Plan. Nun wurden die Klöſter in der Stadt geſtürmt, und Münzer bemächtigte ſich des daſigen Johanniterhofes, wo er einen gebietenden Herrn vorſtellte, wo er Rathſchläge ertheilte, die ſich auf vermeinte Offenbarungen gründeten. Der Beſitz der Güter wurde nun gemeinſchaftlich. Der Güterloſe theilte ihn ohne weitere Umſtände mit dem Begüterten, und das Anführen daß Chriſtus mit dem Dürftigen zu theilen befohlen hätte, mußte alles entſchuldigen.

Die Auftritte dieſer Art dauerten auf ein halbes Jahr, ehe man von Seiten der Landesherrſchaft nur einige ernſtliche Bewegungen machte, dem Unweſen Einhalt zu thun. Allein die erſten Auftritte dieſer Art wurden in einer freyen Reichsſtadt geſpielt; Vorſichtigkeit und Alter, verbunden mit einem kränklichen Zuſtand, machten den Churfürſten von Sachſen bis zur Unthätigkeit bedachtſam; ſein Vetter, der Herzog Georg, der in ſeine Geſinnungen einiges Mißtrauen ſetzte, der ihm in den Verdacht hatte, daß ihm die Unterdrückung der Aufrührer, die ſich meiſtens in ſein Gebiet gezogen hatten, nicht ſehr am Herzen liegen würde, der wurde dadurch gleichfalls an größerer Thätigkeit gehindert. Der Churfürſt wünſchte überhaupt, dieſe Unruhen durch friedliche Mittel beyzulegen. Eben deswegen weigerte er ſich auch, ſein Kriegsvolk zur Mannſchaft Herzogs Georgs ſtoßen zu laſſen, unter dem Vorwand, daß er ſeinem eigenen Landvolk nicht trauen dürfe; doch wies er ihn an ſeinen Bruder, den Herzog Johann, den er damals durch einen Brief ermahnte, an der friedlichen Beylegung dieſer Händel mit allem Eifer zu arbeiten. Erinnert man ſich nun dabey, daß Friedrich um dieſe Zeit an ſeiner letzten Krankheit darnieder lag, ſo wird man den Gang der Sache völlig begreifen können. Doch Luther ſelbſt, der zum Unwillen

willen über Münzern ſo gerechte Urſachen hatte, dem dieſe Schwärmerey überhaupt im höchſten Grade unangenehm war, der ermunterte zwar ſowohl den Herzog Johann, als ſeinen Bruder, den Churfürſten, ſich der Ausbreitung der ſchwärmeriſchen Lehren zu widerſetzen, er rieth ihnen aber doch, nicht eher Gewalt zu brauchen, als bis die Schwärmer zu Thätigkeiten ſchreiten würden, und Münzer war klug genug außer Mühlhauſen noch keine ausbrechen zu laſſen. Er hatte während der Zeit, da er Deutſchland durchirrte, die allgemeine Gährung, welche die Gemüther des Landvolks in den meiſten an Sachſen gränzenden Ländern eingenommen hatte, ſehr wohl bemerkt; er ſah den baldigen Ausbruch der Flamme und die Schnelligkeit ihrer Ausbreitung voraus, und eben dieſe beſchloß Münzer zur Ausführung ſeiner Entwürfe zu benutzen. Sie ſollte in eben dem Augenblick anfangen, da der Aufruhr in dem benachbarten Franken in voller Wuth losbrechen, da er ſich den Gränzen Thüringens nähern würde. Man konnte alsdenn in Verbindung mit den Häuptern der fränkiſchen Aufrührer eine Macht aufſtellen, die den Fürſten hinlänglich furchtbar war; man konnte im voraus darauf rechnen, daß die dadurch gebildete Macht bey jedem glücklichen Erfolg an Stärke und Menge zunehmen würde. Dieſer Plan, der eine bey Schwärmern ungewöhnliche Klugheit verräth, wurde aber dadurch vereitelt, daß Münzer die ungeduldige Hitze ſeiner Anhänger nöthigte, die Ausführung deſſelben, und eben dadurch ſeinen Untergang zu beſchleunigen.

Kaum waren nehmlich die Nachrichten von dem Ausbruche der Empörung in Schwaben und Franken nach Mühlhauſen gekommen, als Münzers Freunde in ihn drangen, daß er nun ebenfalls zu Thätlichkeiten ſchreiten ſollte. Sie ſchienen ordentlich eiferſüchtig darauf, daß die Bauern in Franken in der Plünderung und Verbrennung der Klöſter, in der Erſchlagung der Edelleute, und in der Verübung anderer unmenſchlichen Handlungen, ihnen zuvorgekommen waren. Münzer wollte ſich nicht eher in Bewegung ſetzen, als bis er das Landvolk der umliegenden Gegenden, das er zur Erringung ſeiner Freyheit einlud, würde zum Aufſtand verleitet haben. Er gab ſich beſonders viele Mühe, die Bergleute der Grafſchaft Mannsfeld zu gewinnen, und ermunterte ſie in dem Schreiben, daß er deswegen an ſie abgehen ließ, durch das Verſprechen auswärtiger Hülfe auf. Seinen Freunden kam aber die Zeit, die zur Erwartung des Ausganges dieſer Unterhandlungen erfordert wurde, viel zu lang vor. Sein vornehmſter Anhänger, der entwichene Mönch Pfeifer, behauptete, durch einen Traum den Brief erhalten zu haben, den Adel in Thüringen auszurotten. Den Eichsfeldiſchen ſollte die Reihe zuerſt treffen. Lange wollte Münzer, der das Unternehmen zur Zeit noch für allzuverwegen hielt, ſeine Einwilligung nicht dazu geben; aber Pfeifers Drohung, ihn aus der Stadt zu jagen, bewog ihn, es nicht länger zu hindern; Pfeifer zog demnach mit ſeinem Anhang auf das Eichsfeld, plünderte Kirchen, Klöſter und Edelhöfe, und kehrte mit einigen gefangenen Edelleuten und einer großen Beute nach Mühlhauſen zurück. Ihr Aufzug begeiſterte die Schwärmer zu Mühlhauſen zu einem ſolchen Grad von Heftigkeit, daß ſie Münzer unmöglich mehr zurück halten konnte. Er mußte ſie zu dem Hauſen aufrühriſcher Bauern führen, der in Frankenhauſen ſtand. Auch dieſe hatte Pfeifers glücklicher Zug auf das Eichsfeld in Bewegung gebracht. Sie rotteten ſich am Sonntag Miſericordias Domini und in der darauf kommenden Woche faſt in ganz Thüringen zuſammen, und plünderten und zerſtörten beynahe alle Klöſter, ſowohl in als außer den Städten; ſelbſt die zu Erfurth, Nordhauſen, Eiſennach und Sangershauſen blieben nicht verſchont. Die Beſchreibung, wie die unruhigen Bauern das anſehnliche Kloſter Reinhartsbrunnen zerſtörten, kann uns von der Art ihres Benehmens bey dieſen gewaltthätigen Auftritten überhaupt einen Begriff machen. Acht Tage nach Oſtern rückte ein vermiſchter Haufe von Bauern und Bürgern aus Waltershauſen und den benachbarten Dörfern, ungefähr 800 Mann ſtark, vor das Kloſter, erbrach die Kirche, die Gefängniſſe und andere Gebäude, ſchmauſte von dem vorhandenen Verrathe Tag und Nacht, und jagte die Mönche zum Kloſter hinaus. Am folgenden Tage vergrößerte ſich der Schwarm noch mehr. Zugleich vergrößerte ſich auch ſein Frevel und ſein Muthwille. Nun wurde die Kirche angezündet, nun wurden Altäre, Gemälde und andere Zierrathen zerſtört und verdorben, Orgeln und Glokken zerſchlagen, die ehrwürdigen Ueberbleibſel der Heiligen aus ihren Behältern herausgenommen, die Grabmäler der Fürſten beſchimpft, die beträchtliche Bücherſammlung, deren Werth auf 3000 Goldgülden geſchätzt wurde, verwüſtet und verbrennt. Und ſo dauerte es vierzehn Tage fort, ohne daß jemand Einhalt that; denn 90 Mann, die Herzog Johann von Waltershauſen dahin ſchickte, richteten eben ſo wenig als ſeine Abgeordneten aus. — Nicht allein gegen Klöſter wütheten die Bauern, ſondern auch gegen die Edelleute, die von ihren Höfen gejagt, und aller ihrer Habſchaften beraubt wurden. Die Bauern verſchonten ihre eigene Gerichtsherren nicht. Eine ganz vorzügliche Erbitterung aber bewieſen ſie gegen Archive und Bibliotheken, die ihrer Einbildung nach, die Beweiſe ihrer Knechtſchaft enthielten, und der Schaden, den der Bauernkrieg für die Geſchichtkunde angeſtiftet hat, iſt zum Theil ganz unerſetzlich.

ſetzlich. Die Grafen und Herren machten hier und da freylich nur ſchwache Verſuche, den Aufſtand zu unterdrücken. Keiner unter ihnen aber bewies ſich leicht thätiger, als der Graf Albrecht von Mansfeld, der ſich mit den Bauern ſeiner Gegend, die zu Frankenhauſen ihr Hauptquartier hatten, in Unterhandlungen einließ. Noch ehe dieſelben aber zur Vollendung gediehen, langte Münzer nebſt 300 ſeiner Anhänger zu Frankenhauſen an, und brachte durch allerley falſche Vorſtellungen die Verſammlung dahin, daß ſie die Unterhandlungen mit dem Grafen Albrecht aufgab. Er ließ an demſelben beſtimmten Tag einen mit unverſchämten Grobheiten angefüllten Brief an den Grafen abgehen. Die Ueberſchrift lautete: an den Bruder Albrecht von Mansfeld zur Bekehrung geſchrieben; in der Unterſchrift nannte er ſich Münzer mit dem Schwerte Gideons. In einem ähnlichen Tone ſchrieb er auch an den Grafen Ernſt zu Mansfeld. Es rottirten ſich hierauf bey Sittichenbach einige 100 Bauern zuſammen, und lagerten ſich zu Oſterhauſen, in der Abſicht, wenn ihr Haufe groß genug wäre, zu denen zu Frankenhauſen zu ſtoßen. Graf Albrecht griff ſie aber ſo nachdrücklich an, daß auf 200 derſelben getödtet, und noch viele gefangen wurden. Dieſer Vorfall brachte die Bauern ſchon an manchen Orten wieder zur Beſitzung; aber die Verſammlung zu Frankenhauſen, die ſich täglich vergrößerte, hatte ſich in den herumliegenden Gegenden ſo furchtbar gemacht, daß ſie es nicht wagen durften, von dem Bündniſſe abzugehen. Man pflegte die zu Frankenhauſen verſammleten Bauern die ſchwarzen zu nennen, und man fürchtete ſich vor ihnen ſo ſehr, daß auf ihre Drohung und Ermahnung alles zu ihnen eilte.

Eben dieſer zu Frankenhauſen verſammlete Schwarm von Bauern machte aber ſo viel Aufſehen, daß die benachbarten Fürſten die Zerſtreuung deſſelben nun ernſtlich beſchloſſen. Die Herzoge Geórg und Johann von Sachſen rückten mit ſo viel Reiterey und Fußvolk, als ſie in der kurzen Zeit zuſammen bringen konnten, in die Gegend von Frankenhauſen, wo der Landgraf Philipp von Heſſen und der Herzog Heinrich von Braunſchweig zu ihnen ſtieß. Sie hatten nun auf 15000 Reiter beyſammen; da es ihnen aber an Fußvolk fehlte, ſo konnten die über Frankenhauſen auf dem Schlachtberge gelagerten Bauern, die ihr Lager durch eine ſtarke Wagenburg befeſtigt hatten, dem Angriff ihrer Reiterey ſo ziemlich trotzen. Indeſſen mochten unter den rohen und unordentlichen Haufen doch manche ſeyn, denen der Kopf weniger ſchwindelte, und den ſchlimmen Ausgang, den dieſe Sache für ſie haben könnte, vorausſehen. Dies bewirkte, daß die Verſammlung ein kluges Schreiben an die Fürſten abgehen ließ, worin ſie ihre Bereitwilligkeit, die Waffen niederzulegen, erklärte. Die Fürſten ermahnten die Bauern, bey dieſen Geſinnungen zu verharren. Auch verſprachen ſie ihnen alles zu verzeihen, nur ſollten ſie die Urheber und Rathgeber des Aufſtandes ausliefern. Münzer, den ſein Schickſal ahndete, ermunterte die Bauern zu fernerer Standhaftigkeit durch eine Rede, die zwar viele ſchwärmeriſche Aeußerungen, aber auch manche Wahrheiten enthielt, und den Fürſten manche bisher verſäumte Pflicht nachdrücklichſt einſchärfte.

Während daß er nun ſo zum Volke redete, erſchien ein Regenbogen am Himmel. Da ſie nun einen Regenbogen in ihrer Fahne führten, ſo legte Münzer dieſe Erſcheinung als ein offenbares Zeichen des göttlichen Beyfalls, als einen Beweis aus, daß es Gottes Wille ſey, daß ſie die Fürſten angreifen und ſchlagen ſollten. Ernſtliche Vorſtellungen derer, welche die Sache ruhiger überlegten, wurden da nicht gehört; der größere Haufen der Schwärmer riß ſie mit fort. Auf 8000 Mann ſtark, glaubten ſie der Mannſchaft der Fürſten kühnlich trotzen zu können, ließen ſie, von einer ganz wahnſinnigen Begierde zu ſchlagen, ſich hinreißen. Einige ſchrien: friſch daran, nur drein geſchlagen und geſtochen, und die Bluthunde nicht geſchont; andre ſtimmten indeſſen; komm Heiliger Geiſt, an. Münzers Raſerey ging ſo weit, daß er den Grafen Wolf von Stollberg und die übrigen Abgeordneten der Fürſten in Verhaft nehmen, daß er einen derſelben, Maternen und Gehoſen, in einem von den Bauern geſchloſſenen Kreis erſtechen ließ. Ein ſolches Verfahren erregte ſowohl bey den Fürſten, als bey den Edelleuten, die ſich unter ihrer Mannſchaft befanden, die äußerſte Erbitterung, und beſeelte ſie nothwendig mit Rachbegierde. Es wurde nun ein förmlicher Angriff auf das Lager beſchloſſen. Die Bauern ſchickten hierauf die fürſtlichen Abgeordneten zurück, um für ſie bey dem Fürſten Gnade zu erflehen. Dieſe erklärten ſich auch noch immer zum Verzeihen bereit; nur beſtanden ſie auf Münzers Auslieferung. Da ſich nun die Bauern hierzu durchaus nicht verſtehen wollten, ſo ließen ihnen die Fürſten ſagen, ſie würden mit ihnen als mit Aufrührern verfahren. Als nun die Kanonkugeln in immer größerer Anzahl flogen, geriethen die Bauern in ſolche Beſtürzung, daß ſie nicht wußten, ob ſie ſich vertheidigen, oder ob ſie fliehen ſollten. Dabey warteten ſie noch immer auf die göttliche Hülfe, die ihnen Münzer verſprochen hatte. Wie aber die Mannſchaft der Fürſten durch die Wagenburg ins Lager drang, und einzuhauen anfing, da verwandelte ſich der ſchwärmeriſche Muth des verblendeten Haufens in ſinnloſes Schrecken, da ſuchte er ſeine Rettung in einer übereilten Flucht. Nur eine kleine Schaar, die ſich in einem Thale geſammlet hatte, that einen Widerſtand, und tödtete und verwundete einige einzelne Reiter der Fürſten. Dies brachte die fürſtlichen Reiter ſo in Hitze, daß ſie nicht nur den muthigen kleinen Haufen, ſondern auch alle Bauern, die ihnen aufſtießen, niederhieben. Die Anzahl der unglücklichen Opfer der Verbleibung belief ſich auf 5000. Noch war das ſchreckliche Schauſpiel aber nicht bis zum Ende. Die Sieger rückten nun ſogleich auf Frankenhauſen los, erorberten und plünderten die Stadt, und erſchlugen alle wehrhafte Perſonen. Die Anzahl aller umgebrachten Bürger und Bauern belief ſich auf 7420, und 300 ſtarben unter den Händen der Scharfrichter. — Münzer, der gleichfalls nach Frankenhauſen geflüchtet war, ſuchte ſich zwar liſtig genug zu verbergen; aber ſeine Brieftaſche verrieth ihn, und er wurde dem Grafen Ernſt von Mansfeld übergeben.

Jetzt beſchloſſen die Fürſten aber auch die zu züchtigen, welche an Münzers Entwürfen ſo lebhaft Theil genommen hatten. Die Stadt Mühlhauſen ſollte die Reihe zuerſt treffen.

Die Fürſten zogen bey Schlotheim ein Heer von 3400 Mann zu Pferd, und 7900 Mann zu Fuß zuſammen. Frankenhauſens Schickſal erregte bey den Mühlhauſern große Bangigkeit. Sie verſuchten alle Mittel, die erzürnten Fürſten zu beſänftigen. Auf 1200 Frauen und Jungfrauen erſchienen im Lager, und fleheten auf den Knien für ihre Väter, für ihre Gatten, und für ihre Brüder um Gnade; ſie mußten aber wieder zurückkehren, ohne eine beſtimmte Antwort zu erhalten. Die Mühlhauſer hatten ſich erboten, ſich zu allem dem zu verſtehen, was ein Ausſpruch des Churfürſten und der Städte Erfurth und Northauſen ihnen auflegen würde; die Fürſten aber, welche glaubten, daß ſie mit einem ſolchen Anerbieten eher hätten kommen ſollen, näherten ſich der Stadt, ohne weitern Verzug mit ihrer ganzen Kriegsmacht und mit einer großen Menge Geſchütz. Noch einmal wagten es die vornehmſten Bürger, die Fürſten um Gnade zu bitten; ſie wurde ihnen auch verſprochen, aber mit der Bedingung, daß ſie die Urheber und Rathgeber, die ſich unter ihren Mitbürgern befänden, beſtrafen ſollten. Als dieſes der Gemeine vorgetragen wurde, ſetzte ſich Pfeifer, den Münzer als ſeinen Stadthalter in Mühlhauſen zurück gelaſſen hatte, rettete er ſich mit 400 ſeiner Anhänger des Nachts durch die Flucht. Jetzt geriethen die Mühlhäuſer in neue Verlegenheit. Lange wollten die Fürſten ihre Entſchuldigungen nicht annehmen. Endlich bewilligten ſie noch, daß die Bürgerſchaft im Lager erſcheinen, fußfällig die Schlüſſel der Stadt überreichen, und auf Gnade und Ungnade ſich unterwerfen durfte. Sie ſollte nemlich 40000 Gulden Brandſchatzung erlegen, jedem Fürſten jährlich eine Abgabe von 300 Gulden entrichten, den Fürſten alle ihre Dörfer als ein Unterpfand von 30000 Fl. einräumen, ihre Feſtungswerke niederreißen, und dem Adel den ihm verurſachten Schaden erſetzen.

Jetzt war noch die Beſtrafung derjenigen übrig, welche bey dieſem traurigen Schauſpiele die erſten Acteurs gemacht hatten. Pfeifer war nebſt 92 von ſeinen Anhängern, nicht weit von Eiſennach gefangen worden. Ihm, imgleichen Münzern, den der Graf von Mansfeld ſchrecklich hatte martern laſſen, einen Küſter und noch 24 andern Aufrührern wurde das Urtheil geſprochen, daß ſie den Kopf verlieren ſollten. Die Annäherung dieſes fürchterlichen Auftritts erſchütterte Münzers ehemals ſo großen Muth ſo ſehr, daß er ihm faſt alle Beſinnungskraft benahm. Er legte hierauf das Bekenntniß ab, daß er unrecht gehandelt habe; Pfeifer, der an dem Ausbruche der Gewaltthätigkeiten den meiſten Antheil hatte, äußerte in den letzten Augenblicken ſeines Lebens eben die harten und unmenſchlichen Geſinnungen, die ſo viele ſeiner Handlungen gelenkt hatten. So wurde Mühlhauſen, und ſo wurden die vornehmſten Urheber dieſes Aufruhrs beſtraft. Herzog Georg rückte nun von Mühlhauſen nach Langenſalz, wo er 41 Aufrührern die Köpfe abſchlagen ließ, und die Stadt mußte 7000 Gulden erlegen. Tennſtädt wurde zu 3000, und Sangerhauſen zu 5000 Fl. verurtheilt. Das Eichsfeld züchtigte Herzog Heinrich von Braunſchweig. Er ließ ſich von jedem Bürger zu Duterſtadt und Heiligenſtadt, außer den Waffen, ſechs Fl. liefern. Der neue Churfürſt rückte von da wieder nach Thüringen, wo er die um Gotha und Weymar befindlichen Aufrührer für ihre Vergehungen büßen ließ. Zu Arnſtadt wurden neune geköpft, und 24 gefangen geſetzt. Die Gemeine verlor noch überdies ihre Freyheiten, und mußte 3000 Fl. erlegen. Den Bauern von den benachbarten Gegenden wurde die Zahlung von 15000 Fl. gekündigt. Ueberhaupt berechnet man die Summe, die dieſer Aufruhr den thüringſchen Bauern gekoſtet hat, auf 40000 Fl. Die Einwohner zu Gotha und der dazu gehörigen Pflege hatten es den Ermahnungen des erſten evangeliſchen Oberpfarrers Mecum zu danken, daß ſie von dem Strome der Schwärmerey nicht mit hingeriſſen wurden. Eben dieſer rechtſchaffene und beredte Mann zerſtreute durch eine Rede einen Haufen von Bauern, die ſich zu Ichtorshauſen zuſammen gerottet hatten. Die Stadt Weiſenſee, die ſo recht in der Mitte des Tummelplatzes lag, behielt ihre Treue gegen ihren Landesherrn, den Herzog Georg, dennoch ſtandhaft bey. Dieſer belohnte ſie dafür mit dem Vorrechte zu allen Steuern und Abgaben, die in Zukunft würden verwilligt werden, nur die Hälfte ihres Betrags zu entrichten.

Die Folgen des unſeligen Bauernkriegs waren für ganz Deutſchland ganz beſonderes traurig. Die Einwohner ſeiner beſten Provinzen, die ſich in einen glücklichen Zuſtand zu verſetzen gedachten, waren tauſendweiſe umgekommen; die Freyheit ihrer noch übrigen Mitbürger wurde jetzt nur noch enger eingeſchränkt; die Gewalt der kleinen Tyrannen, deren Joch man abwerfen wollte, wurde dadurch nur noch mehr befeſtiget. Auch für den Fortgang der Reformation, mußte, wenigſtens dem Schein nach mehr Nachtheil als Vortheil daraus erwachſen. Ihre Feinde bekamen nicht nur neue Gründe, ſie zu haſſen, und einen neuen Vorwand ſie zu verläſtern, ſondern was noch ſchlimmer war, auch neue Urſachen ſie zu fürchten. Ihr Verfolgungsgeiſt wurde von dieſem Zeitpunkt an argwöniſcher und grauſamer, und es entflammte ihn jetzt nicht mehr Sektenhaß und Parteigeiſt, ſondern Rachbegierde und Sorge für Sicherheit. Aber niemand kränkten dieſe Unruhen vielleicht inniger, als Luthern, der zu ſeinem großen Mißvergnügen von allen Seiten den Vorwurf hören mußte, daß der entſtandene Aufruhr ſein Werk und die Frucht ſeiner Lehre ſey. Und wie ſehr beweiſt doch die Art, wie er ſich dabey benahm, das Gegentheil! Der Churfürſt von der Pfalz hatte die zwölf Artikel der ſchwäbiſchen Bauern ſchon im Frühjahr des Jahrs nach Wittenberg geſchickt, und Melanchthons Gutachten darüber verlangt. Dieſes fiel nun gar ſehr zum Nachtheil der Bauern aus, und er ſtellte ſie ohne Unterſchied als Verbrecher gegen alle göttliche und menſchliche Geſetze auf, er ermahnte alle Obrigkeiten, in dem Fall, daß friedliche Unterhandlungen fruchtlos ſeyn würden, ſie als Mörder und Räuber mit ihrer ganzen Macht zu verfolgen. Eben dahin lief auch Luthers Gutachten hinaus; nur redete er eine ganz andere Sprache mit den Fürſten, als Melanchthon mit ihnen geredet hatte. Er ſchrieb ohne weitere Umſtände ihnen, und beſonders den Biſchöfen, die vorzüglichſte Schuld an den Aufruhr zu; ſie hörten (ſagte er ihnen) nicht auf, wider das Evangelium zu toben, und durch Schindereyen und Erpreſſungen das gemeine Volk zur Verzweiflung zu bringen; Gott brauche die Bauern als Werkzeuge, ſie für Tyranney zu züchtigen; und wenn es ihnen auch gelingen ſollte, alle Bauern zu unterdrücken, ſo ſollten ſie nur wiſſen, daß ſie ihrer Strafe doch nicht ſo leicht entgehen würden, und daß Gott zu ihrer Züchtigung aus Steinen neue Bauern machen könnte. Eben deswegen rieth er ihnen auch dringend, zuerſt ſanfte Mittel anzuwenden, und ſowohl dem Frieden als der Gerechtigkeit einiger ihrer Forderungen etwas nachzugeben.

Da er nun durch dieſen Eingang den Bauern Zutrauen zu ſich eingeflößt, da er ſie zum Anhören der für ſie beſtimmten Wahrheiten gleichſam vorbereitet hatte, ſo bat er ſie ihres eigenen Beſten wegen ſorgfältig zu erwegen, ob ſie bey ihren Unternehmungen auch ein gutes Gewiſſen hätten; denn er befürchtete, daß einige der wilden Rottengeiſter, die vor nicht langer Zeit aufgeſtanden wären, ihre Einfalt gemißbraucht, und ſie zu dem wilden Aufruhr verleitet hätten, der allen göttlichen und menſchlichen Geſetzen entgegen ſey. Er ſagte es ihnen unter andern gerade heraus, daß ſie ſeiner Ausbreitung des Evangeliums mehrern Schaden brächten, als ihm Kaiſer und Pabſt noch nicht zugefügt hätten, indem ſie unter dem Vorwande des Evangeliums dem Evangelium zuwiderhandelten. Als ſeine Hoffnung dieſe Unruhen durch friedliche Mittel unterdrückt zu ſehen, vereitelt war; als die in Hitze gebrachten Bauern, ſeiner Vorſtellungen ungeachtet, in ihren Ausſchweifungen fortfuhren, und bey ihren Forderungen beharrten; als ſeine Feinde ſeiner fruchtloſen Bemühungen ſpotteten, da erwachte ſein Unwille mit verſtärkter Heftigkeit, da wendete er ſich natürlich zuerſt gegen die Aufrührer, die den ärgerlichen Anlaß dazu gegeben hatten. Er forderte nunmehr die Fürſten und Obrigkeiten zu einem förmlichen Kreuzzug gegen ſie auf; er machte es ihnen nicht nur zur Pflicht, mit dem Schwerdte drein zu ſchlagen, ſo lange ſie noch einen Arm regen könnten; er forderte jeden Menſchen auf, ſie wie tolle Hunde todtzuſchlagen, und er verſicherte dabey, daß Gott jeden, der im Streit gegen ſie fallen würde, als einen Märtyrer betrachten müſſe. Unſtreitig war alſo der heftige Mann Urſache, daß ſo große Ströme von Bauernblut vergoſſen wurden!

2.

An Hertzbergen.

Nein, länger ſoll des Stärkern Uebermuth
der Menſchheit angebornes Recht nicht kränken,
und mit der unterdrückten Unſchuld Blut
der Herrſchſucht finſtre Lorbeern tränken.

Noch glüht in uns die alte Tapferkeit,
ſtolz auf die Zahl von Friedrichs großen Siegen,
wünſcht unſer Herz ſich Waffenklang und Streit,
den Sieggeſchmückten zu bekriegen.

Dem Schwächern hold, ob Muſelmann, ob Chriſt,
ob Kreuz, ob Mond in ſeinen Fahnen wehen,
ſind wir bereit, weil er verlaſſen iſt,
mit voller Kraft ihm beizuſtehen!"

So riefen ſie, von Jugendkraft erhitzt,
die Helden, die an Friedrichs Seite fochten,
ihr Vaterland mit Löwenmuth beſchützt,
und ſtets ſich neue Kronen flochten.

Und Friedrich Wilhelm ſprach voll Muth: „Wohlan,
auf rüſtet euch, aus Tod keimt neues Leben,
ich will auf blutgefärbter Siegerbahn
der Welt den goldnen Frieden geben!“

Urplötzlich zog ein unbeſiegtes Heer
den Grenzen zu durch ſaatenreiche Fluren,
die Eintracht floh, der Landmann ſeufzte ſchwer,
und alles trug des Kummers Spuren.

Laut jammerte verlaßner Waiſen Schmerz,
der Wittwen Auge ſchwamm in bittren Thränen,
da brach gerührt Dein menſchenfreundlich Herz,
voll Ahndung neuer Jammerſcenen.

„Genug, genug!“ riefſt Du: „o haltet ein! —
„groß iſt es, groß, durch ſieggewohnte Waffen
„der Schutzgott einer halben Welt zu ſein,
„dem Unterjochten Recht zu ſchaffen.“

„Doch größer iſt es, durch Gerechtigkeit
„ſein Unrecht dem Verblendeten zu zeigen,
„und durch den Zauber der Beredſamkeit
„den kühnen Starrſinn ihm zu beugen!“

„Dies ſei mein Werk! — kein unſchuldvolles Blut,
„kein ew'ger Strom von heißen Jammerthränen
„dämpf' dieſer Zwietracht neuentflammte Glut;
„ich will die Mächtigen verſöhnen!„

Da lächelte Dein königlicher Freund,
und übergab das Wohl von Nationen
der weiſen Hand, die ſie ſo feſt vereint: —
o konnt' er ſchöner Dich belohnen?

Und

[illegible]

Deutſche Sprachlehre in [illegible]

[illegible]

Die erſte Auflage [illegible]

[illegible]

No. [illegible]

Olla Potrida

1790.

Viertes Stück,

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL
V[illegible]

Inhalt.

Seite

Gedichte. [illegible]

Auszüge.
Die Spanierinnen. 11.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.
1. Aus dem Tagebuch eines [illegible] 1796 [illegible]
2. [illegible] dem XVII. Jahrhundert. [illegible]
3. Anti-Spectrologie: oder Beweis, daß es außer der Einbildung keine Geſpenſter giebt. [illegible]
4. [illegible]
5. [illegible]
6. Die [illegible]

Biographie.
Nachrichten von Paul Scarrons Leben und Schriften. [illegible]

Anekdoten.
Einige [illegible] zum Gemälde des [illegible] Bundsfeſtes zu Paris, den 14. [illegible] d. J. 30[illegible]

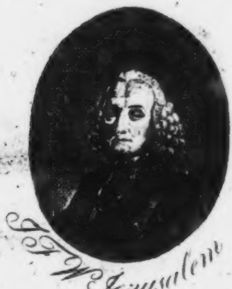
Naturgeſchichte.
Von den medicinaliſchen Eigenſchaften des Weidenbaums. [illegible]

Roman.
Nachricht von einem alten deutſchen Roman [illegible]

Olla Potrida.

1790.

Viertes Stück.


J. F. W. Jerusalem

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

I.

Gedichte.

1.

Die Feyer des Todes.

Einer.

Genius heiliger Schatten,
Leite du jetzt mich ans Grab,
Und ſtreiſe vom Ruhplatz der Matten
Die traurige Larve herab.
Die ernſte Betrachtung ihr liebet,
Euch ſchrecke nicht Moder noch Staub,
Wer zagt und wer Heldenthat übet
Erſtirbt einſt wie herbſtliches Laub,

Chor.

Alles was einſt war und lebte
Eilte ſeinem Ende zu,
Der des Lebens Faden webte
Schuf auch ſtille Grabesruh!
Laß' den Tod' uns ruhig ſeh'n,
Muthig ihm entgegen geh'n!

Einer.

Des Lebens Freuden, ſie kürzen,
Ach nur zu eilig dahin,
O laßt' uns nicht zagend verkürzen
Des Lebens ſo ſüßen Gewinn.
Es ſchöpfet aus endloſer Quelle
Gott, Seyn und Vernichtung herauf
Er ordnet dem Wurme die Stelle,
Und ſtecket das Ziel unſerm Lauf

Chor.

wie oben.

Einer.

Leben-mit Sterben verſchwiſtert
Stützt ſich auf wankenden Stab,
Ein Thor iſt wem Leichtſinn zuflüſtert
Erſt alternd, umfang' ihn das Grab.
Der ruhige Weiſe betrachtet
Ob Wohl, oder Weh' uns geſchicht,
Wenn Tod unſern Geiſt umnachtet
Und Moder den Körper umzieht.

Chor.

wie oben.

Einer.

Zwar gaukelnd des Lebens Werth flimmert
Dem Manne dem Hoffnung noch blüht,
Doch traurig und ſehnend durchwimmert
Das Leben, dem Hoffnung entflieht.

Auf zählet die Zahl der Bekannten
Die neben Euch wandeln ihr ſeh't.
Und denket wie oft Sie euch nannten
Das Leben den dornigten Pfad.

Chor.

wie oben.

— Einer.

Trübſal und Wonne vernichten
Beyde des Lebens Gefühl,
Indem wir empfinden ſo flüchten
Die Kräfte ohn' Rückkehr ans Ziel:
Den Armen drückt Kummer darnieder,
Den Reichen zerſtöhrt ſelbſt ſein Glück;
Tod tröſtet die Jammernden wieder
Reißt Schwelger vom Eckel zurück.

Chor.

wie oben.

Einer.

Es wieget der Bruder des Schlummers
Des Daſeyns Gefühle ſanft ein,
Und löſet die Feſſeln des Kummers —,
Ihr Weiſen laßt ſeiner uns freun!
O wähnt nicht, wir würden vernichtet,
Am Ziele vom irdiſchen Lauf,
Das Saamenkorn ſcheint zwar vernichtet
Doch herrlicher blüht es bald auf.

Chor.

wie oben.

Einer.

So ſterben betrachtungslos Kräuter
Und Dinge unzähliger Art,
Doch findet der Weiſe wie weiter,
Der Urſtof zum Urſtof ſich paart,
Es bricht von Schönheit umfloſſen
Bald wieder ſein Weſen ans Licht —
Gott ſollt' uns im Tode verſtoßen?
Dies kann der Allgütige nicht!

Chor.

wie oben.

G. v. Schober.

2.

Heinz von Plasmann.

Ballade aus dem 15ten Jahrhundert, vom Ritter von Kalchberg: Verfaſſer des Trauerſpiels die Tempelritter.

Kommt, liebe Leute, hört mich an!
Ich nun ein Liedchen ſinge
Von einem tapfern Rittersmann',
Der that gar große Dinge —

Auf ſeiner Burg im Krainerland,
Nach ſchweren Türkenkriegen,
Saß Heinz von Plasmann, weit bekannt
Ob ſeinem Muth', und Siegen;

Denn mancher brave Ritter ſank
Durch ſeinen Speer beim Rennen;
Oft ſeine durſt'ge Klinge trank
Das Blut der Sarazenen.

Drum war auch manches Mädchenherz
Dem Ritter ſehr ergeben,
Thät mit geheimen Liebesſchmerz
Nach ſeiner Liebe ſtreben.

Ja! Manche gaffte lüſtern hin,
Wo ſeine Rüſtung blinkte,
Und auf dem Helme ſtolz, und kühn
Die ſchwarze Feder winkte —

Doch unſ'rem Ritter thät allein
Eliſe nur gefallen;
Eliſe zärtlich, ſittſam, fein,
Vom edlen Stamm' der Gallen.*)

Schön war das Mädchen, das iſt wahr!
Der Erdbeer' gleich ihr Mäulchen;
Und ihre Aeuglein ſonnenklar,
Im Wieſengrund' dem Veilchen.

Wie Ebb' und Fluth, ſo ſank und ſchwoll
Der Thron geheimer Triebe,
Der Schwanenbuſen, für ihn voll
Von treuer Gegenliebe.

---

*) Dieſes Geſchlecht wird in der Chronik wegen der Erzeugung ſchöner Töchter gerühmt.

Des trauten Ritters Veſte lag
  Nicht weit von ihrem Schloſſe;
Drum hörte ſie auch jedem Tag
  Den Huf von ſeinem Roſſe.

Da ſchwanden ihr in Himmelsluſt
  Die ſchönen Jugendſtunden
An ihres lieben Heinzens Bruſt,
  Gleich flüchtigen Sekunden;

Oft ſchlich die Mitternacht heran,
  Und goß den ſüſſen Frieden
Herab; oft krähte ſchon der Hahn,
  Wann unſ're Lieben ſchieden. —

Einſt als in dieſer Seligkeit
  Ein froher Tag verflogen;
Schon lang auf blaue Himmelshaid'
  Die goldnen Sternlein zogen;

Da wollt', bis Morgen wiederkehrt,
  Heinz heut das Spielchen enden;
Er nahm die Rüſtung, band das Schwert
  Um ſeine ſtraffen Lenden.

„Schlaf ſanft, mein Kind! — Gott ſchütze dich!
  Nur noch drei einz'ge Küſſe! . . . .
So! . . . Lebe wohl, bis wieder ich.
  Dich in die Arme ſchließe!“

„Warum, mein Trauter! willſt du heut
  So früh von dannen eilen?
„Mein Liebchen es iſt hohe Zeit —
  Ich kann nicht länger weilen.“

„Horch! von dem Thurm brummt ſchon die Uhr
  Die Stunde der Geſpenſter.
Im Todenſchlaf ruht die Natur:
  Ein Flohr umhüllt die Fenſter.“

„O Lieber — Guter! bleib bei mir!
Ich zittre vor Gefahren —
Trüb iſt die Nacht. Leicht könnte dir
Was Arges widerfahren.

Sieh'! eine ſchwarze Wolke hüllt
Des Mondes bleichen Schimmer.
Horch! wie der Sturm ſo gräßlich brüllt!
Dumpf knarrt's im weiten Zimmer.“

„Ach Heinrich bleib'! Ich bitte dich!
Ach! bleib' bei deinem Mädchen!
Ich habe Raum für dich, und mich
In meinem weichen Bettchen.“

„Nein, Lieschen, nein! das geht nicht an!
Noch müſſen wir verweilen;
Denn nur mit deinem Ehemann'
Darfſt du dein Lager theilen.“

„Leb' wohl! wir ſind in Gottes Hand;
Drum hoffe gute Dinge.
Schnell iſt mein Roß, ſtark meine Hand
Und ſchneidend meine Klinge!“

Er ſprach's; und huſch, als wie der Wind,
Saß er auf ſeinem Roſſe;
Noch eh das Fräulein ſich beſinnt,
War er hinaus vom Schloſſe.

Da ging es weiter ſonder Raſt,
Als hätt' er Schwalbenflügel;
Und unter ihm entfloh'n im Haſt'
Die Brücken, und die Hügel. — —

Nun kam er wohl zu einem Wald;
Da war's ſo rabendüſter.
Kein Sternlein ſchien; der Wind blies kalt.
Er hörte ein Geflüſter.

Der Rappe ſtutzte, ſtieg empor,
Und wollte nimmer weiter:
Hu, Hu, auf einmal ſtürzt hervor
Ein Haufe ſchneller Reiter.

Kaum hatte Heinz zur Gegenwehr
Sein Ritterſchwert gezogen;
Als ſchon von allen Seiten her
Die Hieb', und Stiche flogen.

Doch keiner drang auf's Leben ein;
Weil ſie vom Küraß prellten,
Daß Funken, wie der Sterne Schein
Die ſchwarze Nacht erhellten.

Heinz wehrte ſich mit Löwenmuth.
Tod ſaß auf ſeinem Schwerte.
Schon mancher Schädel flog im Blut
Durch ſeinen Hieb zur Erde.

Doch weh! nun ſank durch einen Stich
Sein braves Roß darnieder;
Da naht' mit neuer Kühnheit ſich
Die Mörderbande wieder.

Heinz aber trotzte der Gefahr,
Bis ſeinen Rieſenſtreichen
Die ſehr geſchmolz'ne Feindesſchaar,
Nun ſchon began zu weichen. —

Schon ſetzte er den Flücht'gen nach;
Schon war der Sieg errungen,
Als ihm bei einem Hiebe — ach!
Das Schwert entzwei geſprungen.

Da ward ihm bang. Ein Schauer fleußt
Durch alle ſeine Glieder;
Doch ſein erhabner Heldengeiſt
Ermannte bald ſich wieder.

Er ſprang, von einem Todten ſich
Die Waffen aufzuheben. —
O weh! da drang ein Lanzenſtich
Tief in des Ritters Leben! —

Er ſank — Laut jauchzt ob dieſem Streich'
Die wilde Türkenbande;
Und ritt mit Chriſtenbeute reich
Nach ihrem nahe Lande —

Indeſſen lag auf ödem Bett',
Von tauſend Angſt zerriſſen,
Eliſe; keine Ruhe thät
Die holden Aeuglein ſchließen;

Sie legte ſich bald hin, bald her,
Bei ihres Lämpchens Schimmer;
Horch! Horch! da thut von ferne her
Ein trauriges Gewimmer.

Drei Schläge macht' es an die Thür';
Dann öfnet ſich die Pforte;
Und gräßlich donnerten zu ihr
Die fürchterlichen Worte:

„Wach auf, wach' auf aus träger Ruh'!
Bei einer großen Eiche
Im nahen Walde findeſt du
Des treuen Ritters Leiche!“

Da raft' ſie ſich vom Lager auf,
Und ſchwand gleich einem Schatten,
Zum Schloß' hinaus. Schnell war ihr Lauf
Durch Wieſen, und durch Saaten.

Es flatterte das goldne Haar
Zerzauſt am ſchlanken Rücken,
Hoch ſchlug ihr Herz, Verzweiflung war
In ihren ſtarren Blicken. —

Weh! nun erreichte ſie den Wald
Als ſchon die Schatten wichen;
Da lag ihr Ritter todtenkalt,
Durch Mördershand erblichen.

Sie ſah' ihn: und mit einem Schrei'
Sank ſie zur Erde nieder;
Ihr Lebensfädchen riß entzwei —
Ach! ſie erſtand nicht wieder! —

Nun ſchläft, bis alles einſt erwacht,
Der Ritter, und ſein Mädchen
Die lange ſchwarze Todesnacht
Zuſamm im Erdenbettchen.

Oft wallt der Geiſt der Liebenden
Des Nachts um jene Eiche;
Dann blickt der Mond gedoppelt ſchön
Durch liſpelnde Geſträuche.

Der Hirt, mit ihnen ſchon vertraut
Belauſcht bei ſeiner Heerde
Sie oft; doch — eh der Morgen graut
Verlaſſen ſie die Erde.

II.

Auszüge.

Die Spanierinnen.

(Aus dem 2ten Theil von Bourgoing's Reiſe durch Spanien.)

Das weibliche Geſchlecht hat in jedem Lande ſeine eigenen charakteriſtiſchen Reitze. Man fühlt ſich bey den Engländerinnen von der Schönheit ihres Wuchſes, von der Beſcheidenheit in ihrer Haltung angezogen. Die teutſchen Mädchen gefallen um ihrer friſchen Farbe willen und die Franzöſinnen wegen jener muntern Laune, die all ihre Züge belebt. Der Reitz, den man bey der Annäherung einer ſchönen Spanierin fühlt, gleicht, wenn man ihn beſchreiben will, einem Irrlichte, das in dem Augenblick entweicht, da man es zu erhaſchen wähnt. Er hat der Toilette wenig zu verdanken. Eine Spanierin ſchminkt ihr Geſicht nie mit einem geborgten Teint. Sie erſetzt die Farbe nicht, die ihr die Natur verſagte, indem ſie ſie unter einer brennenden Zone gebohren werden ließ. Durch wie viele Annehmlichkeiten wird nicht ihr Mangel einer blühenden Farbe vergütet! Wo kann man einen ſchlankern Wuchs, eine größere Geſchmeidigkeit in allen Bewegungen, mehr Feinheit in den Zügen ſehen, als bey einer ſchönen Spanierin. Sie iſt ernſt und ſogar etwas traurig auf den erſten Anblick. Aber der unempfindlichſte Mann giebt ſich ihr gefangen, wenn ſie ihr großes, ſchwarzes, ausdrucksvolles Auge auf ihn heftet und zu dieſem Blicke lächelt. Aber wenn ihre kalte Aufnahme einem Verwegenen den Muth nicht raubt, ihr ſeiner Wünſche treuſten zu geſtehen, ſo iſt ſie auch gewiß eben ſo entſchloſſen und demüthigend in ihrer Verachtung, als ſie vorher zauberiſch reitzend war, indem ſie noch hoffen ließ. Im letzteren Falle läßt ſie nicht lange ſchmachten, aber das, was anderswo dich ans Ziel deiner Wünſche bringt, Beharrlichkeit in deinen Huldigungen, — muß in Spanien dieſes Ziel überleben; iſt ſtrenge und unerläßliche Pflicht. Die glücklichen Sterblichen, die die ſchönen Spanierinnen zu feſſeln der Mühe werth achten, heißen Cortejos, ſind weniger uneigennützig, aber nicht mindere Sklaven als die italieniſchen Cicisbeen. Man fordert von ihnen völlige Aufopferung. Sie müſſen zu allen Stunden des Tages Beweiſe davon ablegen: ſie müſſen ihre Huldgöttinnen auf die Spaziergänge, zu den Schauſpielen, ſogar bis an den Beichtſtuhl begleiten. Sonderbar iſt es, daß zwey ſolche durch ein Gefühl, das unerſchöpflich zu ſeyn ſcheint, ſo innigvereinte Perſonen ſo häufig im Umgange miteinander ſtill, ſogar traurig ſind, und ſich, dem Anſehen nach, nicht wie in andern Ländern, glücklich in dem Glücke, beyſammen zu ſeyn fühlen. Ich weiß nicht, ob ich dem ſpaniſchen ſchönen Geſchlechte Unrecht thue, aber ich möchte faſt glauben, ihre Feſſeln ſeyn nicht ſo ſanft zu ertragen, als ſie ſchwer zu vermeiden ſind. Eine ſpaniſche Schöne ſoll mancherley Befriedigungen fordern; bey ihren Einfällen manchmal ein bischen trotzen, und dem Antrieb einer glühenden Phantaſie zu viel Gehör geben. Was ſich indeſſen mit all dem ſchwer zuſammenreimen läßt, und gleich, tauſend andern Beobachtungen, beweiſt, daß das Herz des Menſchen, das weibliche, wie das männliche, ein Gewebe von Inconſequenzen ſey — iſt die Standhaftigkeit der Spanierinnen in ihrer Liebe. Die Trunkenheit, mit der ſie lieben und geliebt werden, unterſcheidet von allen andern das Maas überſchreitender Situationen, die ſonſt nur kurz dauern. Sie währt länger, als anderswo gewöhnliche. In der Zeit, da ich mich in Spanien aufhielt, habe ich mehr als eine Liebe vor Alter ſterben ſehen. Manchmal fragte ich mich ſelbſt über den Grund dieſer Standhaftigkeit, die alle meine Ideen über den Haufen warf. Ich glaubte mir ſie aus einem frommen Gewiſſenszweifel, der, ſo wie faſt alle, zuverläſſig übel verſtanden wird, erklären zu können. Das Gewiſſen einer ſpaniſchen Frau, ſagt' ich zu mir ſelbſt, iſt vielleicht gefällig genug, ihr Einen Liebhaber zu erlauben. Gegen eine einzige ſpricht zwar ihre Pflicht, aber vor mehreren Treuloſigkeiten würde ſie ſich entſetzen. Für die erſte findet ſie vielleicht in der Schwäche, in dem unwiderſtehlichen Zuge ihres Herzens nach dem von der Natur ihr ausſchließlich beſtimmten Mann eine Entſchuldigung, aber ſich mit mehreren Männern einzulaſſen hält ſie für die abſcheulichſte Sünde.

Ich überlaſſe es Leſern, die das Herz und die Gewiſſenhaftigkeit der Weiber kennen, meine Meinung zu würdigen. So viel iſt gewiß, daß das weibliche Geſchlecht in Spanien mehr als anderswo eine wenigſtens ſcheinbare Sittenloſigkeit mit der genaueſten Beobachtung der gottesdienſtlichen Pflichten und ſogar der Mumereyen des Aberglaubens vereiniget. In Spanien iſt man beydes zu gleicher Zeit. Die Weiber ſcheinen durch die Vereinigung zweyer ſo ungleichartiger Dinge keinesweges die Abſicht zu haben, Aergerniß zu vermeiden, oder auf ihre Lebensart ein anderes Licht zu werfen, ſondern vielmehr dadurch ein Gleichgewicht zwiſchen ihren Tugenden und Laſtern herzuſtellen; freylich eine Inkonſequenz, die ich aber in Spanien bey beyden Geſchlechtern angetroffen zu haben glaube.

Sie gründet ſich eben ſo ſehr auf einen irrigen Wahn als auf Schwäche, und iſt der wichtigſte Vorwurf, den ich dieſer Nation zu machen habe.

Wie viele Männer kannte ich in dieſem Lande, die bey all ihrer unordentlichen Lebensart mit einer Befliſſenheit, die nicht einmal wahre Chriſten ſich zur ſtrengen Pflicht machen, den Gottesdienſt beſuchten, die die Kirchengebete im Betreff der Faſten aufs getreueſte hielten, und der Geiſtlichkeit eine beynahe kriechende Ehrerbietung erwieſen. Wie viele in einer pflichtwidrigen Verbindung dahin lebende Spanierinnen umgeben ſich mit Reliquien, behängen ſich mit Scapulieren, thun Gelübde, die an ſich nichts bedeuten und die ſie aufs genaueſte erfüllen. Meines Erachtens giebt es in Spanien ſehr wenig fromme Heuchler, dagegen iſt nirgends anderswo die ſonderbare Miſchung gewiſſer Ausſchweifungen mit abergläubiſchen Gebräuchen ſo gemein. Was iſt die Urſache dieſer Erſcheinung? Iſt ſie Mangel an Einſichten? oder ſtrafbare Gefälligkeit der Beichtväter, die jene Nachſicht eben ſo ſehr an ihre Beichtkinder verſchwenden, als ſie dieſelbe für ſich ſelbſt nöthig haben könnten? oder herrſcht vielleicht das Clima, das eben ſo wohl manchen Laſtern zur Entſchuldigung dienen muß, als es der Grund mancher Tugend iſt — ſo mächtig über gewiſſe Schwachheiten das auch ſonſt ängſtliche Gewiſſen ihrer Befriedigung ohne Entſetzen Gehör geben?

Die Zügelloſigkeit der Sitten zu erklären ſuchen, heißt ſie eingeſtehen. Wider meinen Willen iſt mir dies Geſtändniß entſchlüpft. Ich habe das Gelübde gethan, alles Gute und Böſe von Spanien zu ſagen. Dieſem Gelübde getreu muß ich jetzt noch hinzuſetzen: das Sittenverderbniß ſey in Spanien bey weitem nicht ſo allgemein, als ſie der Haufe von ausſchweifenden Männern, die in ihrer Indiſcretion immer zu weit gehen, gerne dafür ausgeben möchte. Es giebt ſelbſt in Madrid untadelhafte Familien, treue

Ehegatten, Gattinnen, die ſogar in andern Ländern Muſter der Enthaltſamkeit und der Sittſamkeit ſeyn würden. Das Betragen der Mädchen iſt freylich im ganzen genommen nicht ſehr zurückhaltend, aber es verſpricht mehr als es zugeſteht. Nichts iſt ſeltener, als ein Mädchen zu ſehen, das ihrem Geliebten die Rechte des Ehegatten zugeſtanden hat. Den Suchern fehlt es nicht an häufigen Gelegenheiten, ſich Vergnügen zu erkaufen, die eben ſo ſchändlich als ſie leicht zu haben ſind; inzwiſchen wird dies Freudengewerbe nicht ſo öffentlich und mit der Schamloſigkeit, wie in andern Ländern getrieben; denn die Polizey verbietet die ärgerlichen Niederlagen deſſelben ſtreng, nöthigt ſie im Verborgenen anzulegen und verfolgt manchmal die feile Wolluſt bis in ihre geheimſten Schlupfwinkel. Noch muß ich auch hinzuſetzen, daß die Spanierinnen im Umgange keinesweges jenen vertraulichen Ton geſtatten, den die Frauenzimmer anderer Nationen für gleichgültig anſehen, weil ihre minder reitzbare Sinnen nicht ſo ſchnell in Unordnung gerathen. Das Mißtrauen, das die Spanierinnen in ſich ſelbſt ſetzen, iſt wenigſtens ein Opfer, womit ihre Schwäche der Schamhaftigkeit huldigt. Hütet man ſich hingegen ihnen nahe zu kommen, ſo ſelten, ſo fodern ſie ſelbſt zu jenen Neckereyen auf, wovor die Sittſamkeit in andern Ländern erröthet. Sie verzeihen gern Zweydeutigkeiten, kleine Zoten, Gemälde, denen Delikateſſe mangelt, kurz alle Spielereyen des Witzes und jede Indiſcretion der Zunge. Die freye Art womit ſie ſich über gewiſſe Dinge ſogar im Detail äuſſern, müſſen einen Fremden, der es gewohnt iſt, von ſo etwas nur ſehr verſteckt zu ſprechen, in Erſtaunen ſetzen. Das Ohr der Engländerinnen hat eine Delikateſſe, ihre Phantaſie iſt ſo rein, daß man es nicht wagen dürfte, weder jenes noch dieſe auf die mindeſte Weiſe zu beleidigen. Sie ſollen in dieſer Rückſicht die Zurückhaltung bis zu dem Uebermaaße treiben, das wir Prüderie nennen. Unſre Franzöſinnen, die die ehrbaren Ausbrüche einer frohen Laune zwar nicht unterdrücken, deren Sittſamkeit aber die Verirrungen der Unverſchämtheit zurecht weiſt; unſere franzöſiſchen Frauenzimmer, ſage ich, ſind, gegen die ſpaniſchen gehalten, gewiß noch Prüden. Spanierinnen haben oft in meiner Gegenwart Reden angehört und ſich erlaubt, die leichtſinnigere Männer nur für ihre luſtigen Gelage aufbehalten hätten. Ich habe ſie manchmal Lieder ſingen hören, die etwas mehr als Wolluſt athmeten, und dem Zuhörer gar nichts mehr zu errathen übrig ließen. Unterdeſſen iſt dieſer Zug nicht hinreichend, das Verderbniß der Sitten in Spanien zu beweiſen. Es iſt um die Reinigkeit der letztern unſtreitig keine konventionelle Sache. Bis auf die Abänderungen, die ſie von der Religion und den Geſetzen erhält, iſt ſie in allen Ländern faſt von einerley Beſchaffenheit. Nicht ganz ſo verhält ſichs mit der Reinigkeit des Converſationstons. Er iſt mannichfaltig nach Zeit und Orten, und hängt vom Clima, von Gebräuchen, Sitten und vom Genie der Sprache ab. Frauenzimmer, in deren Geſellſchaft man frey reden darf, und die ſich ſelbſt frey ausdrücken, ſind für delikate Perſonen darum nicht verführeriſcher, aber auch deswegen nicht verführbarer. Ein Mädchen, ein Weib, das mit dem Laſter ſcherzt, iſt vielleicht weiter davon entfernt, als eine ſolche, die aus Bewußtſeyn ihrer Schwäche keinen Gedanken davon laut werden läßt. Auch hat man ſchon oft bemerkt, die Sitten ſeyn nirgends verderbter, als da, wo die Reinigkeit des Converſationstones bis zur Aengſtlichkeit getrieben wird, weil in dieſem Falle alle Köpfe mit verkehrten Ideen angefüllt ſind, und man mit der äußerſten Vorſicht, aus Furcht, ſie aufzuwecken, um ſie herumgehen muß. Hingegen kann eine Nation, die noch nicht von der höchſten Politur verdorben worden iſt, im geſellſchaftlichen Umgange, eine gewiſſe Offenherzigkeit an ſich haben, deren Ausdrücke eben nicht die keuſcheſten ſind. Wer, wie die erſten Aeltern, anfängt, über ſeine Blöße zu erröthen, von dem kann man immer behaupten, er habe, wie ſie, ſeine Unſchuld nicht mehr.

Dies läßt ſich zwar nicht ganz auf die ſpaniſche Nation anwenden. Ich wollte nur bemerken, daß ſich freye Reden gar wohl mit viel reineren Sitten, als die ſpaniſchen ſind, vertragen könnten. Uebrigens möcht' ich ſchier glauben, die freye Art, ſich auszudrücken, welche andern Nationen an den Spanierinnen ſo auffallend iſt, würde durch eine feinere Kultur, durch eine größere Sorgfalt auf die Erziehung junger Leute, die faſt ganz, auch in den angeſehenſten Häuſern, den Dienſtboten überlaſſen wird, und insonderheit durch das wirkſamſte Mittel in der Erziehung — durch das gute Beyſpiel verſchwinden. Wenn ein Mädchen von ihrer zarteſten Kindheit an mit ungezogenen Redensarten, die in ihrer noch zu wenig imponirenden Gegenwart ohne Scheu herausgeſtoßen werden, vertraut wird; wenn ſie in den Zirkeln, in denen man ſie im Vorbeygehn verweilen läßt, der Schaamloſigkeit Beyfall geben hört, die ſich gar nicht die Mühe nimmt, die Unflätereyen, welche ſie ſich erlaubt, auch nur in einen dünnen Flor zu hüllen; wenn die Ohren eines jungen Mädchens ſchon frühe von den Zoten, die auf dem Theater gewagt werden, ertönen; wenn ihre Augen die wollüſtigen Stellungen eines ſpaniſchen Nationaltanzes anzuſehen gewohnt werden; können ſich da die Phantaſie und Sprache eines ſolchen Mädchens lange in jener jungfräulichen Reinheit erhalten, die vielleicht die Hauptzierde ihres Geſchlechts iſt?

Der Tanz, den wir im Sinne haben, iſt der berühmte Fandango. Ausländer erſtaunen, wenn ſie ihn ſehen, er iſt ihnen ärgerlich und doch macht er ſie zu Narren. Sobald man ihn bey einem Balle zu ſpielen anfängt, werden alle Geſichtszüge belebter. Die Dabeyſtehenden, denen Alter oder Stand am meiſten gravitätiſch zu ſeyn befehlen, können ſich doch kaum enthalten, ihn mitzumachen. Man erzählt als Anekdote, der römiſche Hof ſey verdrüßlich darüber geweſen, daß man in einem, der Reinigkeit ſeines Glaubens wegen, bekannten Lande nicht ſchon lange den gottloſen Fandango abgeſchaft habe, und habe daher beſchloſſen, denſelben förmlich in den Bann zu thun. Ein Conſiſtorium verſammelt ſich; der Proces des Fandango wird in den Weg Rechtens eingeleitet; ſchon iſt es andem, daß ihm der Bannfluch zuerkannt werden ſoll, als einer von den Richtern die vernünftige Bemerkung macht: man müſſe keinen Verbrecher ungehört verurtheilen. Seine Bemerkung wird vom Kollegio gebilligt. Es muß ſogleich ein ſpaniſches Paar erſcheinen, das unter muſikaliſcher Begleitung alle Grazien des Fandango ſeinen Richtern zeigt. Die Strenge der Archonten hält dieſen Beweis nicht aus. Ihre finſtern Geſichter erheitern ſich, ſie ſtehen von ihren Sitzen auf, ihre Knies und Arme bekommen ihre Jugendkraft wieder, der Saal des Conſiſtorii wird ein Tanzſaal, alles tanzt mit, und der Fandango wird losgeſprochen. Nach einem ſolchen Triumphe kann man wohl denken, daß er alle Widerſprüche der Sittſamkeit verlacht. Auch ſcheint ſeine Herrſchaft feſt genug gegründet zu ſeyn. Unterdeſſen nimmt er nach den Orten, wo er getanzt wird, auch verſchiedene Charaktere an. Das Volk verlangt ihn oft von den Schauſpielern; er beſchließt faſt immer die Privatbälle. Alsdann drückt er ſeine Abſicht nur obenhin aus; hingegen in Fällen, wo eine kleine Geſellſchaft aus Vergnügen auf Bedenklichkeiten Verzicht zu thun ſcheint, da iſt ſein Zweck ſo unverkennbar, daß ſich die Wolluſt jedes Ausdrucks der Seele bemächtiget. Von ſeinem Reitze pocht alsdann das Herz des ſittſamen Jünglings und der Greis fühlt in ſeinen abgeſtumpften Sinnen neues Leben. Der Fandango wird immer nur von zwey Perſonen getanzt, die ſich nicht einmal mit der Hand berühren, wenn man aber ſieht, wie ſie ſich herausfordern, bald von einander entfernen, bald wieder ſich nähern; wie die Tänzerin in dem Augenblicke, da all ihr ſchmachtendes Weſen ſich hinzugeben ſcheint, plötzlich neu belebt dem Sieger entſchlüpft; wie dieſer ſie, und ſie dann ihn verfolgt, wie ſich die verſchiedenen Empfindungen, die ſie beyde durchglühen, in all ihren Blicken, Geberden und Stellungen ausdrücken, wenn man all das ſieht, ſo kann man ſich nicht enthalten, mit Erröthen zu geſtehen, daß dieſer Tanz Cytherens Kämpfe eben ſo wahrhaft ſchildere, als wie in Friedenszeiten die Manöuvres unſrer Luſtlager ein wahres Gemälde der ernſtlichen Kriegskunſt ſind.

Eine andere Art von ſpaniſchem Nationaltanz ſind die Sequidillas. Sie werden wie unſere Contretänze zu acht Perſonen getanzt. Die vier Paare ſtellen ſich an die vier Ecken, und ahmen, indem ſie vor einander vorbey tanzen, die Haupttouren des Fandango nach. Bey dieſem Tanze wird eine in Nationaltracht gekleidete Spanierin, wenn ſie die Muſik mit Caſtagnetten begleitet und mit einer ſeltnen Genauigkeit den Tackt mit dem Abſatze ſchlägt, einer der verführeriſchten Gegenſtände, deren ſich die Liebe zur Ausbreitung ihrer Herrſchaft bedienen kann.

Die ſpaniſche Nation hat unläugbar viel Geſchmack am Tanze und Geſchicklichkeit dazu. Auſer ihren Nationaltänzen tanzt ſie auch ausländiſche, ſelbſt den Menuet nicht ausgenommen. Von dieſem weis ſie aber nur die Gravität nachzuahmen, und ſeine edle Grazie, Sittſamkeit und Leichtigkeit entgehen ihr. Demungeachtet ſcheint ſie viel Vergnügen daran zu finden. Ihn tanzen zu können iſt ein weſentliches Stück der Erziehung. Jeder Ball hat ſeinen Präſidenten, der Bastonero heiſt. Sein Geſchäft beſteht darin, Jedermann einen Menuet tanzen zu laſſen.

Wiewohl er ſich alle Mühe giebt, die Geſellſchaft nach ihrem Geſchmack zu dem Ende zuſammen zu paaren, ſo läuft dies doch nie ganz ohne Mißvergnügen ab. Seit Philipps des fünften Regierung waren maskirte Bälle in ganz Spanien verbothen. Als der Graf von Aranda ſich mit der Polizey von Madrid beſchäftigte, ließ er auch die Vergnügungen dieſer Hauptſtadt nicht außer Acht und führte unter andern auch die ſeit Philipps V. Regierung verbotenen öffentlichen und Maskenbälle wieder ein. Allein dieſe Arten von Bällen, die man in allen Ländern für unſchuldig hält, überlebten die Entfernung des Herrn von Aranda nicht. Da ſie mit ſeinem Miniſterpoſten zugleich aufhörten, ſo vermehrten ſie das Bedauern der Einwohner zu Madrid über den Verluſt des Herrn Grafen nur deſto mehr.

Die Spanier haben ſolchergeſtalt an öffentlichen Vergnügen nichts, als die Stiergefechte und die Nationalſchauſpiele, wovon wir weiter unten reden werden. Ihr Privatzeitvertreib gleicht ein bischen der Gravität, die wenigſtens ihr Aeußerliches zeigt. Ein Spiel, welchem das Volk noch am meiſten ergeben zu ſeyn ſcheint, iſt ein ſchwaches und trauriges Bild von jenen, die die Stärke und Geſchicklichkeit der alten Spanier in unaufhörlicher Thätigkeit erhielten. Man nennt es el juego de la barra. Es beſteht in der Kraft des Armes, eine eiſerne Stange nach einem gewiſſen entfernten Ziele hinzuſchleudern.

Leute vom guten Ton haben andere Arten des Zeitvertreibs. Im ganzen geben ſie ſich einander wenig Eſſen. Dieſer Umſtand hat unſtreitig viel zu dem Rufe ihrer frugalen Lebensart beygetragen. Die unſchuldigen und geſunden Vergnügungen auf dem Lande ſind bey ihnen eine faſt unbekannte Sache. Sogar lieben ſehr wenige von ihnen die Jagd; der König und ſeine Familie ſcheinen in Betreff dieſer Neigung ein ausſchließendes Privilegium zu haben. Das Landleben hat für die Spanier keine Reitze. Ihre Landhäuſer ſind leicht zuſammenzuzählen.

Unter der Menge vermögender Privatperſonen, die die Hauptſtadt bewohnen, ſind vielleicht zehn, die keines haben. Schlöſſer die man in Frankreich, England, Italien ſo häufig antrifft, und welche die Gegenden um ihre Hauptſtädte verſchönern, giebt es um Madrid und in den übrigen Theilen von Spanien ſo wenige, daß man glaubt, es komme das franzöſiſche Sprüchwort: Bâtir des chateaux en Eſpagne, (Luftſchlöſſer bauen) daher. Die reichen Spanier beſchränken ſich mit ihren Vergnügungen nur auf den innern Umfang der Städte. Die Muſik iſt ihr Lieblingszeitvertreib, und wird auch unter ihnen mit gutem Erfolge cultivirt. Ihre Nationalmuſik hat inzwiſchen noch keine große Vorſchritte gethan. Höchſtens zeigt ſie einen unterſcheidenden Charakter in den ſogenannten Tonadillas und Sequidillas, kleinen Arien, die zum Theil nicht unangenehm, aber in ihren Modulationen zu einförmig ſind, und beweiſen, daß die Compoſitionskunſt unter ihnen noch in ihrer Kindheit ſey. Hingegen laſſen ſie den teutſchen und italiäniſchen Meiſterſtücken volle Gerechtigkeit wiederfahren. Dieſe werden in ihren häufigen Concerten mit allem Beyfalle aufgeführt. Die franzöſiſche Muſik verachten ſie aufs höchlichſte. Sie dünkt ſie matt und eintönig zu ſeyn. Selbſt die Munterkeit unſers Vaudeville findet keine Gnade vor ihren Ohren. Ihr Vorurtheil geht in dieſem Stücke ſo weit, daß ihnen ſogar eine italiäniſche Arie nicht mehr gefallen würde, wenn ſie mit unterlegtem franzöſiſchen Texte aufträte; einen ſolchen eitlen Stolz haben ſie auf ihre wohlklingende und cadenzirte Sprache; und ſo ſehr ſind ſie überzeugt, daß die vielen ſtummen und durch die Naſe ausgeſprochenen Silben der franzöſiſchen Sprache dieſelbe ganz zur Muſik unfähig machen. Es ſind in Spanien viele Dilettanten, aber wenig

Compoſiteurs, die genannt zu werden verdienten. Ein noch junger Dichter zu Madrid hat vor einigen Jahren ein Gedicht über die Muſik herausgegeben, worinnen die Trockenheit der didaktiſchen Form durch einige Epiſoden und eine ziemlich blühende Einbildungskraft vergütet wird. Kenner behaupten, der Charakter der ſpaniſchen Muſik ſey darinnen insonderheit meiſterhaft geſchildert; indeſſen wird man zu den Vorſchriften des Gedichts noch viele Belege herbeyſchaffen müſſen, ehe ſie im übrigen Europa in großes Anſehen kommen kann. Nicht blos zu Privatbällen und Concerten verſammeln ſich die Spanier, ſie haben noch andere Zuſammenkünfte und Gelegenheiten mit einander umzugehen, nämlich ihre ſogenannten Tertulias und Refrescos. Die Tertulias ſind Aſſembleen, die den unſrigen ſehr ähnlich ſind. Vielleicht herrſcht in den unſrigen mehr Ungezwungenheit, aber die Langeweile ſchlägt in jenen wie in dem Schooße unſrer Kränzchen, auch nur ſelten ihren Wohnſitz auf. Die Spanierinnen ſuchen im ganzen gewöhnlich [illegible] nicht ſehr zuſammen zu kommen. Jede iſt lieber der Hauptgegenſtand einer Tertulia, und dieſes ausſchließliche Verlangen verbannt aus den ſpaniſchen Geſellſchaften das, was wir franzöſiſche Galanterie nennen. Die Frauenzimmer werden in Spanien geliebt, angebetet, wie in andern Ländern; flößen ſie zugleich ein lebhaftes Gefühl ein, ſo begegnet man ihnen auch nicht mit jener Aufmerkſamkeit, die unſere Urbanität an jedes Individuum dieſes liebenswürdigen Geſchlechts ohne Unterſchied verſchwendet. Nur durch die Ergießungen der Zärtlichkeit werden die Manieren milder. Bloße Höflichkeitsbezeugungen ſind für die Liebe zu kalt. Dieß ungeſtüme, fordernde Gefühl befiehlt und bewilligt Opfer, aber bloße Aufmerkſamkeiten verachtet es. Hingegen entſpringt aus einem häufigen und uneigennützigen Umgange beyder Geſchlechter jenes Verlangen und wechſelſeitige Bedürfniß zu gefallen, die der Reiz und das Band des geſellſchaftlichen Umgangs ſind. Vielleicht fehlt den Spaniern nur noch dieß einzige Mittel zur Vollendung ihrer Politur.

Ihre Refreſcos, eine Geburt des Luxus und der Näſcherey, vermehren die Verhältniſſe zwiſchen beyden Geſchlechtern in keinem größern Grade, als die Tertulias.*) Bey feyerlichen Gelegenheiten hingegen, wenn man ein Hochzeitfeſt, eine Kindtaufe, oder den Geburtstag des Hausherrn feyern, da iſt ein Refreſco eine wichtige und ſehr koſtſpielige Sache. Man ladet dazu alle ſeine Bekanntſchaften ein. Bey ihrer Ankunft trennen ſich die Herren von den Damen. Letztere nehmen in einem beſondern Zimmer Platz, wo ſie, nach den Geſetzen der Etikette, ſo lange verweilen, bis entweder die Geſellſchaft ganz beyſammen iſt, oder doch jeder von den Mannsperſonen ſeinen Standort eingenommen hat, ohne ſich ihnen zu nähern. Die Frau vom Hauſe erwartet ſie auf einem Canapee, welches auf einem beſondern Platze des Saals ſteht. Nach alter Sitte, der man zum Theil noch nachlebt, hieß dieſer Platz die Eſtrada. Ueber derſelben hängt gewöhnlich ein Bild der heil. Jungfrau. Die Erſcheinung des Refreſco erheitert endlich die Geſichter und erweitert die Herzen. Die Unterhaltung wird belebt und beyde Geſchlechter nähern ſich einander. Anfänglich werden in der Reihe herum große Gläſer mit Waſſer präſentirt, in die man kleine viereckigte Azucar eſponjado oder roſado genannte Zuckerbrode, die ſehr ſchwammigter Art ſind, eintaucht. Hierauf folgen Becher mit Chocolade, dem Lieblingsgetränk der Spanier, das ſie des Tags zweymal genießen und für ſo

---

*) Gewöhnlich ſind es blos feine Goûters die man den Perſonen, deren Beſuche man annimmt, anbietet; ſie ſind gleichſam das Vorſpiel der Terrylias.

wohlthätig oder wenigſtens für ſo unſchuldig halten, daß ſie es ſogar Sterbenden nicht verſagen. Nach der Chocolade kommen Confect, Biſquit, Marzipan, gebrannte Mandeln und andere candirte Sachen.

Et tous ces mets ſucrés en pâte ou bien liquides,
Dont eſtomacs dévots furent toujours avides.

Die Verſchwendung, womit alle dieſe Näſchereyen ausgetheilt werden, iſt unbeſchreiblich. Man ſättigt ſich nicht allein an Ort und Stelle damit, ſondern man füllt ſich auch noch große papierne Düten, Hüthe und ſogar Schnupftücher davon an; auch können die Bedienten dieſe koſtbare und gebrechliche Erndte, die unſtreitig den Nachtiſch eines reichen Geizhalſes mehrere Tage lang verſorgen würde, kaum geſchwind genug nach Hauſe tragen. Eine ſolche allgemeine Gierigkeit hat etwas widerſtehendes.

III.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

I.

Aus dem Tagebuch eines Reiſenden. 1786.

Der Weg nach Paris führt durch die Fauxbourg de Vaiſe; hier liegt das Kloſter der beyden Liebenden, das Grabmal von Amandus und Amanda, dem Yorik ein eigenes Kapitel in ſeinem Triſtram Schandy weihte, und von dem er auf ſeine launige Art ſagt, daß er niemals an Lyon denken oder davon ſprechen, und zuweilen nicht einmal eine Lyoner Weſte anſehn konnte, ohne daß dies Ueberbleibſel ſich ſeiner Einbildung darſtellte. In dieſer Fauxbourg ſteht auch die hölzerne Statüe, welche die Dankbarkeit des Volks einem wohlthätigen Echevin, einem Deutſchen, Namens Fleberg 1546 weihte; ſie ſteht auf einem Felſen; wenn Alter und Zeit ſie herabſtürzen, erſetzt man ſie ſorgfältig durch eine neue.

Gleich hinter Lyon geht der Weg auf Chalon-ſur-Saone immer im Geſicht dieſes Fluſſes, und durch die reizendſten Gegenden hin. Man erblickt zur Rechten gleich vor Lyon den Thurm der ſchönen Deutſchin, der ſeinen Namen, ſo lautet die Sage, von einer deutſchen Dame

be-

[illegible], die ihr Mann aus Eiferſucht hier einſchloß; wenigſtens blieb ihr in ihrer Gefangenſchaft, die Unterhaltung einer der ſchönſten und reichſten Ausſichten; aber was entſchädigt für den Verluſt der Freyheit? und macht Gewohnheit nicht auch die ſchönſte Ausſicht gleichgültig? Wäre es gleich ſelbſt die paradieſiſche Gegend von Trevoux, das man liegen ſieht. Chalon ſur Saone iſt ein artiges Städtchen. Es geht eine Diligence zu Waſſer [illegible] auf Chalon, wer aber ein vierrädriges Fuhrwerk bey ſich hat, erſpart im Vergleich mit dem Poſtpreis ſehr wenig, wenn er ſich darauf einſchifft und verliert an der Zeit. Chalon iſt ſehr alt, und ſchon zu der Zeit der Römer bekannt. Hier [illegible] Cäſar [illegible] Erholung bedurften, und legte ſeine Magazine an. Die ſchöne ſteinerne Brücke iſt vom Jahr 1508. St. Marcel predigte hier das Chriſtenthum und verlor ſeinen Kopf. Die Kathedralkirche iſt alt. Montbrun, der Anführer der Hugonotten, welche Chalons 1562 mit einer Wuth plünderten, von der man nur in Religionskriegen Beyſpiele hat, raubte für 12000 Goldthaler an Silber daraus. In der Karmeliterkirche liegt der freygeiſteriſche Dichter des Barreaux begraben, den ein Eyerkuchen bekehrte. Hier wurde auch Heloiſens Geliebter, der glückliche und unglückliche Abälard begraben; er hat ein Denkmahl in der Benediktinerabtey, mit einer prunkenden Aufſchrift, worin es ausdrücklich heißt: daß er alles gewußt habe, was ein Menſch wiſſen kann.

Der Wein- und Hanfbau iſt in dieſen fruchtbaren Gegenden ſehr anſehnlich. Eine Flaſche Burgunderwein zu 30 Sols, iſt ſo gut, und beſſer, als der, den wir in Deutſchland unter dieſem Namen ungleich theurer bezahlen müſſen. Der höchſte Preis des beſten Weins iſt vier Franken. Von Chalon bis Dijon erſtreckt ſich jene berufene Côte, auf welcher die ausgeſuchteſten Burgunderweine wachſen. Der Landbau wird mit Ochſen getrieben, die groß und ſtark, und faſt alle weiß ſind. Der Landmann ſpannt ſie paarweiſe an zweyrädrige Wagen mit einer Deichſel, welches ihnen ein ziemlich antikes Anſehen giebt.

Dijon, die Hauptſtadt von Burgund, iſt eine gutgebaute und große Stadt. An dem Thore, zu dem wir hereinfuhren, war der ganze Platz mit Bauſteinen angefüllt, die zu neuen anſehnlichen Gebäuden beſtimmt ſchienen. Man zählt über 100 Gaſſen und 15 große Plätze. Die Place Royale iſt mit der bronzenen Statue zu Pferd Ludwigs des XIV. geziert, die le Hongre verfertigte, und die 1725 auf einen mit Marmor bekleideten Fußgeſtelle aufgerichtet wurde. Sie gefiel mir beſſer, als die zu Lyon auf der Place Bellecour. Die Inſchriften ſind von Herrn de Boze. Der **Corſo** vor dem St. Petersthor iſt einer der ſchönſten Spatziergänge, er iſt mit vier Reihen Bäumen bepflanzt, eine Viertellieue lang und ſtößt auf den Garten des Prinzen von Conde, der ebenfalls zum Vergnügen des Publikums offen ſteht. Der Fluß Ouche durchflieſt dieſen Park. In dem Carthauſe ſind die Gräber von Philipp dem Kühnen und Johann ohne Furcht merkwürdig. Ein deutſcher Maler, Namens Kraus, hat das Kapitel mit verſchiedenen Gemälden ausgeputzt; im Refectorio hängt ein ſchönes Gemälde von ihm, Jeſus Chriſtus bey Simon dem Phariſäer. Die Tablettes hiſtoriques topographiques de Bourgogne &c. die ſeit 1753 hier herauskamen, haben mit dem Tode ihres Verfaſſers aufgehört; ſie enthielten manches Gute. Die Akademie zu Dijon verdankt ihre Exiſtenz dem Vermächtniſſe des Herrn Pouffier vom Jahr 1725. Die Lettres-patentes wurden 1740 ausgefertigt. Eine Viertellieue von Dijon, auf dem Wege nach Longvy, iſt der kleine Ort Pouſſek, wo einige Winzer 1598 das Grabmal des Chindonax, eines Oberprieſters der Druiden, entdeckten. Dies ſeltene Monument, das in dem vorigen Jahrhunderte ſo viel Aufſehen machte, iſt ſeitdem verſchwunden, und ſoll jetzt, ſagt man, in der Ecke des Hofs eines Dorfpfarrers bey Verſailles liegen. Iſt es nicht ſonderbar, daß in einem Lande, wo ſo viele Akademien der Alterthümer ſind, ein Denkmal wie dieſes, verloren geht?

Wenn man Dijon verläßt, hat man gleich bis zur erſten Poſt ſehr angenehme Gegenden. Zur Rechten Alleen und abgetragene romantiſche Felſen, zur Linken Waſſer, bebaute Hügel, ein altes Kloſter; man kömmt an ſchönen Landhäuſern und Gärten vorbey, worunter mir einer mit einer Art Monument auffiel.

Bey Chaleure iſt der Weinbau verſchwunden. Man erblickt viele Getraidefelder, wo aber das Getraide ſehr niedrig und dünne ſtand. Die Felder wimmelten von Schnittern; ſeltſam kamen mir die vielen kleinen, mit kleinen Eſeln beſpannten Wägen vor. Hinter Vitreaux ſieht man den Straßendamm mit ſeinen Alleen über zwey Stunden lang gerade auslaufen, welches einen eigenen überraſchenden Blick giebt. Wenig Dörfer; ſchlechte Bevölkerung; eine Bemerkung, die ich ſchon einige Poſten hinter Lyon zu machen anfing. Auffallend und widrig iſt auch die außerordentliche Armuth und Betteley. Kaum kommt ein Fremder an, um Pferde zu wechſeln, ſo ſiehet er ſich von Bettlern beyderley Geſchlechts umringt und gepeinigt, worunter wahrhaftig die pauvres honteux des Yorick höchſt ſelten ſind. Eine allgemeine Tracht in dieſem Strich von Frankreich, ſonderlich des niedern Standes, ſind lange Schifferhoſen, meiſtens blau oder roth geſtreift.

In Auxerre gefiel mir die alte gothiſche Kirche, mit ihren flachen Thürmen und gemalten Fenſtern, worunter einige ſchöne Farben und Vergoldungen waren. Die Souterrains der Abtei St. Germain ſind äußerſt merkwürdig;

würdig; ſie geben eine Vorſtellung von den Catacomben zu Rom, und ſind, wie dieſe, reich an heiligen Körpern und Reliquien. In einem holen Pfeiler zeigte man allein 36 Märtyrerleichen, welche der Ausſpähung der Hugonotten bey der Verheerung dieſer Kirche 1567 entgangen waren. An Auxerre ſtrömt die Yonne mit ziemlich groſſen Frachtſchiffen bedeckt. Joigny iſt ein niedlicher Ort, ſonderlich ſein Quai längſt der Yonne. Unmerklich werden der Dörfer mehr; man merkt, daß man ſich einer groſſen Stadt nähert, ſo wie an den Häuſern von Kreide, und dem kreidartigen Wege, daß man in Champagne iſt. Eine beſondere Art des Heumachens frappirte mich. Man rollte das Heu auf den Wieſen in kleine Bündel, und ſchichtete dann dieſe Bündel ſo auf einander, daß das Ganze die Geſtalt von niedrigen Dächern hatte.

Man ſieht es Fontainebleau an, daß ſeine Exiſtenz Hofexiſtenz iſt. Ueberall iſt das Wort Roi in den Affiches an den Häuſern angebracht, ſogar fand ich einen Perruquier des menus plaiſirs du Roi. Das Schloß iſt ein ungeheuerer Haufen von nach und nach aufgeführten Gebäuden, und macht keinen guten Blick, ohngeachtet es eins der erſten Denkmähler der Wiederauflebung der ſchönen Künſte in Frankreich iſt. Der eine Flügel hat die Ausſicht auf kahle, mit Felſentrümmern bedeckte Hügel. Die Treppe in Geſtalt eines Hufeiſens wurde unter Ludwig XIII. gebaut, und gilt für ein Meiſterſtück. Es wurde wegen der bevorſtehenden Herbſtankunft des Königs ſtark gebaut und reparirt, und unter andern Franz I. Gallerie mit ſeinen Chiffres und Deviſen — was mir wehe that — mit Stuck überzogen. Einige Zimmer haben vortrefliche Tapeten aus den Gobelins. Es ſind wahre Gemälde und die Farben ſind noch ſchöner als an Gemälden. Ich hatte erſt wenige Zeit vor meiner Abreiſe des Pater le Bel Beſchreibung der Ermordung des Monaldeſchi, die auf

Befehl der Königin Chriſtine geſchah, für meine [illegible] überſetzet, und freute mich, jetzt an dem Orte zu ſeyn, welcher der Schauplatz dieſer tragiſchen Scene geweſen war. Ich wollte mir die Stelle in der Gallerie des Cerfs zeigen laſſen; — allein die Gallerie war verſchloſſen, weil man die Meubles des Schloſſes einſtweilen darin aufgeſchichtet hatte; ich ſchmeichelte mir, wenigſtens die Briefe der Königin Chriſtine, und das Panzerhemd des Marcheſe bey den Mathurins zu ſehen — allein der Superior des Kloſters verwahrte die Schlüſſel, und war — ausgegangen. Ich unterſchrieb verdrüßlich und von ganzem Herzen, was ein Engländer in meinem Gaſthofe an einem Fenſter angemerkt hatte: Was zum Teufel! macht man in Fontainebleau, wo nichts zu ſehen iſt?

Hinter Fontainebleau drängen ſich Landhäuſer auf Landhäuſer, Gärten auf Gärten, ſchöne Ausſichten auf ſchöne Ausſichten. Es nimmt von Stunde zu Stunde zu, ſo wie man Paris näher kommt. Schöne lange Avenues von hohen Pappeln oder Linden mit Bowlinggrins von kurzem dichten Gras dazwiſchen, führen gemeiniglich zu dieſen Landſitzen, die ſich am Ende perſpektiviſch zeigen. Ein paar Stunden von Paris iſt jeder zehnte Baum an der Chauſſée mit einer Lilie bezeichnet; die Bedeutung davon habe ich nicht erfahren können. Auch findet man zwiſchen zweyen, aus Felſen gehauenen Poſtamenten mit Statüen und Inſchriften, des Inhalts, daß Ludwig XIV. dieſen Weg habe anlegen und Felſen durchbrechen laſſen. Vermuthlich war er es auch, der dieſen Weg über zehn deutſche Meilen lang pflaſtern lies: gewiß eine königliche Pracht, und wo man mancher deutſchen Stadt ein eben ſo gutes und ebenes Pflaſter wünſchen möchte; allein auch gewiß höchſt verwüſtend für die Wagen der Reiſenden.

Wenige Schritte hinter Ville-Juire, der letztern Poſt vor Paris, thut ſich vor dem ſtaunenden Blick des Fremden, der eine kleine Anhöhe herunter fährt, die berühmte große Stadt, gleich einem unabſehbaren Klumpen von Häuſern und Thürmen nach ihrer ganzen Länge auf, die man nur zur Rechten, nicht aber zur Linken mit dem Auge verfolgen kann. So fährt man voller Erwartung durch Staubwolken und Fußgänger und Kutſchen und Wägen mit Lebensmitteln, Holz und Steinen beladen, den Barrieren entgegen, wo das Gepäck, aber eben nicht ſehr läſtig, durchſucht wird.

Nun waren wir in Paris, und da wir unſere Wohnung im Hotel Lancaſtre rue de Richelieu genommen hatten, ſo hatten wir dieſe Seite der Stadt in einer Strecke von mehr denn einer Stunde zu durchkreuzen. Der Geſtank auf den Gaſſen war, bey der Mittagshitze, unerträglich. „Iſt das endlich Paris!“ rief ich mit Yorick-Sterne — „und das iſt Paris — Hm! Paris! — die erſte, die ſchönſte, die prächtigſte — die Gaſſen ſind denn doch ſo ziemlich ſchmutzig. Aber es mag leicht beſſer in die Augen fallen, als in die Naſe!“ Die aus den obern Stockwerken an Stangen über die Gaſſe ausgehangene Wäſche, gaben einen ſehr häßlichen Blick, den man in der zierlichen Stadt nicht erwartete. Unten wimmelte es von Menſchen, Fuhrwerken, Buden und Kramläden, und dies Getümmel nahm zu, je tiefer wir in den ſchönern Theil der Stadt drangen.

2.

Ballette und theatraliſche Aufzüge aus dem XVII. Jahrhundert.

Bey Vermälungen und andern Feyerlichkeiten wurden an den Höfen in Ermangelung, oder vielmehr, weil damals die Schauſpielkunſt eben noch keine gar zu ſonderlichen Schritte gemacht hatte, der Schauſpiele auf unſere Manier, mehrentheils prächtige Aufzüge und Tänze, welche mit viel mimiſchen Spiel, mit Reden, und nicht ſelten mit Geſang, begleitet waren, aufgeführt. — Ich hoffe, es wird den Leſern nicht ganz gleichgültig ſeyn, einige Beyſpiele des Luxus und des Vergnügens dieſer Art, in den damaligen Zeiten, hier zu leſen. Solche Feyerlichkeitsſchilderungen ſind die wahren Spiegel der Sitten, Gebräuche, Denkungsart voriger Zeiten, und geben den beſten Begriff von dem genio Saeculi in dieſem Fache, welches ſo gut wie alle andere Begebenheiten und Handlungen auch ſeinen Genius hat. *)

* * *

Im Jahr 1613 wurde am Engliſchen Hofe bey Gelegenheit des Beylagers des Churfürſten und Pfalzgrafs Friedrich, mit einer engliſchen Prinzeſſin, an dieſem frohen Tage, gegen acht Uhr des Abends, ein Aufzug und Ballet folgendermaßen getanzt, geſpielt und repräſentirt.

Funfzig

---

*) Ich nehme die Beſchreibungen dieſer feyerlichen Darſtellungen aus dem Thuan, wie er dieſelben, Tom. IV. Lib. VI. und VIII. Hiſtor. Continuatae, p. 335. ſqq. und p. 530. ſqq. mitgetheilt hat.

Funfzig Ritter, aufs prächtigſte, in Gold und Silber gekleidet, eröffneten den Zug. Ihnen trug ein Mohr eine Fackel vor. Dieſen folgten drey Wägen. Auf dem erſten ſaßen Muſikanten, angethan mit langen Kleidern, wie die Prieſter der Sonne in Peru ſich ehemals trugen. Der zweyte Wagen war mit Indianern beſetzt, und den dritten hatte die **Ehre**, mit ihrer Prieſterin **Eunomia** *) und Trompeterin **Phemide** **) eingenommen, und **Plutus** ***) ſas bey den Damen.

Zu dem äuſſerſten Saal, wo dieſes Schauſpiel gegeben wurde, war ein Hügel errichtet. Goldadern ſchimmerten durch denſelben, und zwey Leitern, eine zum Aufſteigen, die andere zum Abſteigen, beſtimmt, lehnten daran. Auf der Spitze des Hügels ſtund ein **Tempel**, geziert mit der Inſchrift: Fanum Honoris. Neben demſelben erhob ſich eine Säule, errichtet von dem Gefährten der Ehre, dem **Glück**. Auf der Säule prangte eine runde ſilberne Weltkugel. — Dieſes alles wurde durch folgende Auslegung dieſer Simbolik alſo erklärt:

> Lange genug wallte die Ehre auf feſtem Lande umher, und endlich räumte England ihr Sitz und Tempel ein, welchem **Eunomia**, ohne deren Hülfe man nicht dazu gelangen kann, als Prieſterin vorſteht.

Der Hügel mit ſeinen Metallengängen und Goldadern zeigte an:

> Die Verheirathung des erlauchten Bräutigams mit ſeiner königlichen Braut würde gar reich und prächtig an Ehr' und Güthern ſeyn. ****)

---

*) D. i. verdolmetſchet: Billigkeit in Ordnung und Geſetzen.

**) D. i. Das Gerüchte.

***) Der Gott des Reichthums

****) Gut iſt es, daß die Auslegungen beygefügt ſind, ſie wären ſchwer von ſelbſt zu errathen.

Nun traten ein Chor Sonnenprieſterinnen auf und erluſtirten die Zuſchauer mit Sang und Klang, und die Gemüther der Spektatoren wurden von einem Tanze von Indianern und Mohren nach dieſer Muſik gar ſehr ergötzt und gelabt.

Nach dieſem Tanze kam es zwiſchen dem Plutus und dem Capricio *) zu einem Duodram. Sie warfen ſich ihre Gebrechen vor, pläſantirten, mepriſirten und ſchraubten einander, ſo gut ſie konnten, vereinigten ſich aber zuletzt beyde dahin: daß diejenigen allein glückſelig ſeyn würden, die zu dem, neuerlich in Grosbrittannien errichteten Ehrentempel, hinaufſteigen würden.

Nun betraten Eunomia, und die Heroldin der Ehre, die Bühne; eine angenehme Muſik erſcholl, die Sonnenprieſterinnen und Indianerinnen kamen, und vereinigten ſich zu folgendem Chorgeſang in engliſcher Sprache:

O! ſchöner Fels! — in deinen Adern ruht
das ſchönſte Gold! —
eröffne deinen Zauberſchoos,
für England, mach dich deiner Schätze los.
Der Ehrentempel thront in ſeines Königs Bruſt,
er ſchaut mit wonnevoller Luſt
das edle Brautpaar, dem entzückt
wir wünſchen; ſeyd beglückt!

Nach Endigung dieſes Geſanges ſenkte ſich eine Wolke herab, verhüllte die Spitze des Hügels, und aus ihrem Schoos kam eine goldene Kugel von zwölf maskirten Perſonen getragen, die eben ſo viele Diener begleiteten. — Nun brach die Sonne hervor und warf ihre Stralen bald herab auf den Hügel; bald zog ſie dieſelben zurück, bald blitzte ſie wieder hernieder. Endlich ging ſie unter. Zuvor kamen

---

*) Gott des Unmuths.

kamen **Plutus** und **Honor** und hielten ein Geſpräch mit einander, indeſſen die Sonnenjungfrauen und Indianerinnen wieder ſangen.

Nun ermahnten **Honor** und **Eunomia** die Sonnenprieſterinnen und Indianerinnen, ſich lieber zur wahren Sonne, d. h. zum König von Grosbrittannien zu wenden, und ihm einen Lobgeſang zu weihen, der ſie zur wahren Erkenntniß eines beſſern Gottesdienſtes anweiſen würde.

Hierauf folgte ein Tanz von Mohren mit brennenden Kerzen. Dieſem folgte ein Geſang von der Liebe und Schönheit der Neuvermälten. Ein Reihentanz und ein Chor zum Lobe des Schlafs und der Ruh beſchloß die Vorſtellung.

⁂ ⁂ ⁂

Ehe die Schweſter König **ludwigs** XIII. in Frankreich zu ihrem künftigen Gemal, dem König in Spanien, reiſte, ſtellte ſie auf ſein Begehren einen Aufzug zum Valetſchmaus an.

Der Inhalt deſſelben war ein Triumph, den dieſe Prinzeſſin als Minerva hielt, anzudeuten, daß der König in Spanien ihr Liebesgefangener ſey.

Alles ging im Burboniſchen Saale vor ſich, der von 1200 weißen Wachskerzen auf ſilbernen Leuchtern erleuchtet war. Für den König war, ſo wie für die andern Zuſchauer, ein Amphitheater errichtet, der Saal war mit ſchönen Gemälden und Teppichen geziert. Eine **Wolke** diente dem Theater zum Vorhang, und auf derſelben ſas, die **Nacht** repräſentirend, der vortreffliche Muſikus **Ballius**, und ſang ein Kouplet gegen den König ab. Er verſchwand mit der Wolke.

Das Theater ſtellte Felſen vor, die mit Geſträuchen und Blumen geziert waren. Thiere weideten auf denſelben, Gold und Silber blitzte aus den Klüften, und Quellen ſtürzten ſich über dieſelben herab. Aus Grotten hüpften neun kleine Knaben. Dieſe ſtellten Irrlichter vor. Jeder trug vier flammende Feuer auf dem Kopfe und große brennende Fackeln in den Händen. Sie waren in rothſeidene, mit goldenen Flammen durchwirkte Kleider gehüllt, und wenn ſie umher hüpften, ſchienen es wirkliche Irrlichter zu ſeyn. — Sie hüpften tanzend umher und in zwey Hälen zurück. — Urplötzlich erhob ſich ein zwey Klaftern hoher Hügel, auf welchen ſich die Sybillen befanden, die der bevorſtehenden Vermälung viel Gutes prophezeihten, dann herabſtiegen und ein Ballet tanzten. Darauf warfen ſie Blätter aus, auf denen Lobreime auf den König und die Königin ſtunden. Endlich gingen ſie in die Felſenhölen und ihr Hügel verſchwand.

Nun kam ein neuer Aufzug. — Das Theater ſtellte einen dichten Wald von allerley Fruchtbäumen vor, über welchem zwiſchen Wolken die Morgenröthe in ein ſilbernes Gewand mit Gold- und Seidenblumen geſtickt, gekleidet, erſchien. Sie ſtreute Blumen im Vorüberziehen, und ihr folgte auf einem goldflammenden Wagen, die Sonne, die während ihrer Fahrt der Königin zu Ehren, etliche Gedichte abſang.

Hierauf folgte der Aufzug des minervaliſchen Triumphs.

Aus dem Walde kam ein afrikaniſches Mädchen mit einer Laute, vorſtellend eine Machlyenſiſche oder Auſoniſche Jungfrau, ſang ein Lied zum Lobe des Königs, und ging ab. — Ihr folgten neun andere Mädchen in afrikaniſcher Tracht; die Kleider, roth, blau und mit Golde gewirkt, kurz und hinaufgezogen, ob des Tanzes. In den Händen trugen ſie Goldklumpen; auf dem Haupte ein burgundiſches Netz mit ſilbernen und purpurfarbenen Drat unterlegt und mit hohen Federn geziert, welches ihnen viel Anmuth gab. Sie hüpften und ballettirten gegen den König und die

Königin weidlich herum, und ſtellten jene Machlyerſiſchen Jungfrauen vor, welche der Minerva jährliche Opfer brachten. Nach geendigtem Tanze giengen ſie ab. — Nun betrat ein Hirt die Bühne, trieb bey untergehender Sonne ſeine Heerden zu Stalle und begrüßte die königl. Maj. mit einem Liede. Muſikanten kamen in Hirtentracht, ſangen ein ländliches Lied und ſpielten jenem Hirten zum Tanze auf. Neue Hirten kamen dazu, und begannen einen Tanz. Alle waren in weißſeidene, mit goldenen Blumen durchwirkte Kleider gekleidet. Dieſes Hirtenchor beſtund aus den geſchickteſten Tänzern, die man in ganz Frankreich hatte auftreiben können, damit ihr Tanz der königl. Maj. zum größten Behagen gereichen möchte.

Das Theater veränderte ſich, und Felſen, beſpühlt von Meereswellen, mit Korallen und Auſterſchalen geziert, erſchienen. Tritonen fuhren auf dem Meere umher, und ſpielten und ſangen gar lieblich. Nach dieſem ertönte Geſang und Muſik aus den Wolken, und Loblieder wurden zu Ehren der Braut und ihres Bräutigams geſungen.

Nun folgte ein neuer Aufzug — Aus dem mit Wolken bedeckten Theater kam ein Wagen, an ſchöner Arbeit, faſt alle Kunſt dieſer Zeit übertreffend, mit Goldgewebe und Blumenkränzen ausgeſchmückt. Vorn ſteckten Spieße, auf denen ſich Helme befanden, und neben denſelben hingen Schilde mit dem ſchlangenbehaarten Haupte geziert. Zwey Liebesgötter zogen fliegend in der Luft den Wagen. Der eine Kupido repräſentirte die keuſche Liebe mit offenen Augen und freyen Händen, in denen er Pfeil und Bogen hielt; der andere, die wollüſtige Liebe, mit verbundenen Augen und auf den Rücken gebundenen Händen; ſein Leib war mit halberloſchenen Flammen bedeckt. — Auf dem Wagen ſaßen die Prinzeſſin Braut und vierzehn Damen in dieſer Ordnung:

1) ſechs adeliche Fräulein.
2) vier verheirathete Damen.
3) vier Prinzeſſinen.

Die Braut ſelbſt ſtellte die Göttin Minerva vor. Eine Muſikbande, wie Amazonen gekleidet, begleitete den Wagen, und aus Wolken kamen Fama und Viktoria herab, und brachten Kränze für die ſchöne Göttin, welche aus dem Wagen ſtieg, und nach dem Klange der Pandoren ein Ballet mit fünffacher Variation tanzte; in dieſes Ballet wurden ſechs Kouplets geſungen.

Von allen Seiten kam nun Muſik und Geſang herbey, und alles frohlockte der königlichen Tänzerin zu. — Vierzig prächtig aufgeputzte Damen erſchienen, dreißig im Himmel und ſechs in freyer Luft ſchwebend. Gold, Perlen und Edelſteine waren an ihren Kleidern verſchwendet, und das Geflimmer des koſtbaren Schmucks verblendete die Augen der Zuſchauer. Alles ſang und tanzte, und das Feſt war ein mehr als königliches Schauſpiel.

⁂ ⁂ ⁂

So vertrieb man ſich damals die Zeit, und dieſe prächtigen Aufzüge, mit Dialog, Geſang und Tanz vermiſcht, waren eine Art von Luxus der Großen, von dem nur unſere großen Opern noch hie und da ſchwache Bilder zeigen.

Die großen Herren und beſonders die fürſtlichen Damen der damaligen Zeit zeigten ſich bey ſolchen feyerlichen Aufzügen, beſonders gern im Ballet, denn der Tanz ſtund damals ſehr in Anſehen, und nicht allein Menſchen, ſondern auch ſogar Thiere, wurden zu Balletten gebraucht. — Es iſt bekannt, daß ein vornehmer Herr ſeine Pferde dazu abrichten ließ, um der, in ihrer Art einzigen Königin, Chriſtina in Schweden, ein Ballet vorzutanzen.

Genug, man vertrieb ſich mit ſolchen Aufzügen die Langeweile bey feyerlichen Tagen. Dieſe Art Schauſpiele kamen durch die Kreuzfahrer aus dem Morgenlande nach Europa, dort haben ſie ſich noch in ihrer alten Geſtalt erhalten, bey uns ſind ſie verbeſſert, veredelt, vervollkommnet worden, werden aber zu ihrer Zeit gewiß auch wiederkommen, und ihren Kreislauf, wie ältere Moden, Gebräuche, Trachten ꝛc. wieder antreten. Dann wären Nachrichten von ſolchen Feſtgebräuchen wohl ſehr willkommen. Denn alles hienieden wirbelt und dreht ſich nach neuen Metamorphoſen, doch immer um ſeine alte Sphäre, alles kömmt wieder, wenn auch gleich auf andere Manier ausgeſchmückt, verbrämt, verziert, ad uſum Delphini kaſtrirt, oder ad uſum eines Nichtdauphins, erweitert, vermehrt, erhöht, wenn nicht, in ſeiner eigenthümlichen Geſtalt.

Eine ſolche Epoche ſteht auch dem Theaterweſen, den Schauſpielgattungen, unvermeidlich bevor, wie ſchon ſehr ſichtbar und einleuchtend iſt.

V — s.

3.

Anti-Spectrologie: oder Beweis, daß es außer der Einbildung keine Geſpenſter giebt.

Geſpenſter ſollen Geiſter ſeyn. Fragt man aber, was ſind Geiſter? ſo erhält man die Antwort: ſie ſind einfache denkende Weſen. — Manchem Philoſophen iſt die Exiſtenz der einfachen Weſen unumſtößlich gewiß, obgleich wir uns von einem **ſolchen** Dinge nicht die mindeſte Vorſtellung machen, *) und auch eben ſo wenig ein einfaches Ding durch den **innern** oder die **äußern Sinne** wahrnehmen können. Das **Syſtem der Spiritualität**, ſo, wie man es heutiges Tages annimmt, hat alle ſeine Scheinbeweiſe dem **Carteſius** zu danken. Er iſt der Schöpfer des reinen **Geiſtes**, d. h. der leereſten und unnützeſten von allen Abſtractionen. — — Wenn ein Geiſt ein einfaches Weſen iſt, wie kann er erſcheinen? d. h. wie kann er **ſichtbar**, **hörbar** oder **fühlbar** werden? — Was erſcheint dem Auge anders, als Figuren, gefärbte Ausdehnungen und Bewegung? — Aber der Geiſt iſt, als einfaches Weſen, ohne Ausdehnung, ohne Figur, ohne örtliche Bewegung. Was empfindet das Ohr anders, als Töne? was tönet oder ſpricht, iſt Körper. Zur Bildung des Schalles wird eine gewiſſe zitternde Bewegung in der Luft erfordert. Die Luft aber iſt körperlich, und wird durch körperliche Urſachen in Bewegung geſetzt. Zum Sprechen wird eine Zunge, werden feſte Theile erfordert. **) Dem Sinne des **Gefühls** ſtellen ſich nur glatte oder rauhe, warme oder kalte, harte oder weiche Dinge, d. h. modifizirte Ausdehnung, dar, die dem einfachen Weſen nach der Definition: Ens *ſimplex* eſt, quod *partibus caret*, nicht zukommen kann. — —

Der Geiſt müßte alſo ſeine Natur ablegen, müßte ſich in einen Körper verwandeln können, um uns erſcheinen zu können. Wer ſiehet nicht, daß eine ſolche Verwandlung alle **Ovidiſche Metamorphoſen** an Ungereimtheit noch übertreffen würde? — —

---

*) Wir können alſo auch ihre Möglichkeit nicht a priori erweiſen. Die bloße Denkbarkeit ihres negativen Begriffes iſt dazu nicht ſufficient. —

**) Die Legende von einigen Märtyrern, welche vernehmlich geredet haben, nachdem ihnen die Zunge bis auf die Wurzel ausgeſchnitten worden war, iſt ein unſinniges Mährchen. — —

Die Geſpenſterfreunde geben aber ihren Geiſtern ſubtile Körper, vermittelſt deren ſie erſcheinen können. Allein ein ſo ſubtiler Körper, der das feinſte Spinnengewebe, die reinſte Luft, an Feinheit noch überträfe, würde von uns nicht geſehen werden können. Noch weniger würde ein Geiſt mit einem ſo zarten Körperchen poltern können, und das ſollen doch die Geſpenſter bisweilen thun? Zum Poltern werden feſte Theile erfodert. Was für Geiſter ſollen die Geſpenſter ſeyn? — Einige ſagen: es wären abgeſchiedene Seelen. Allein wenn dieſe einfache Weſen ſind, ſo ſind und bleiben ſie unſichtbar. Oder erſcheinen ſie vermittelſt des ihnen von Bonnet und andern Philoſophen angedichteten ätheriſchen Korpuſkels? — Welchen Beweis hat man von dieſem ſubtilen Körperchen, das in unſerm gröbern Leibe verborgen ſtecken, unzerſtörbar ſeyn, und die Seele in ihrem Fluge nach fernen Himmelsgegenden,*) begleiten ſoll? — Ein Anatomiker, der ſchon einige hundert menſchliſche Körper zergliedert hat, lachte in meiner Gegenwart herzlich über dieſe Erfindung. Denn ſie iſt in der That ſehr ungegründet, und verräth, daß ihre Erfinder wenig Kenntniß von dem Gewebe unſeres Körpers haben. Zudem iſt dieſes Korpuskel — wofern es exiſtirt — ſeiner Feinheit wegen unſichtbar. Sonſt müßte man es, wenn der Menſch ſtirbt, und es alſo mit der Seele aus dem gröbern Körper ſich fortmacht, oft zu ſehen kriegen.

Man kann alſo leicht erachten, was von jenem Träumer zu urtheilen iſt, der — eine Seele geſehen zu haben vorgab.

---

*) Hr. D. Leß ſagt in ſ. Prakt. Dogmatik: es ſey gewiß, daß die abgeſchiedenen Seelen ſich auf einem von der Erde entfernten Weltkörper befinden. — —

Der Abt Lenglet du Fresnoy hat in einem beſondern Werke eine große Menge von alten und neuern Geiſter-Apparitionen, u. d. m. geſammelt. Unter allen dieſen Geſchichten iſt keine einzige vollkommen glaubwürdig, oder mit hiſtoriſcher Gewißheit erwieſen. Einige ſcheinen auf **Erdichtung** der Geſchichtſchreiber zu beruhen, wie denn in gewiſſen Zeitaltern die **Mönche**, um beſonderer Abſichten willen, Wunder und Erſcheinungen häufig vorgegeben haben. Andere Geſchichten dieſer Art verrathen für den geübten Forſcher nicht undeutliche Spuren eines **Betruges**, einer verborgen angelegten Maſchinerie. Bey noch andern Vorfällen mag die kranke Einbildungskraft einiger Perſonen die Hauptrolle geſpielt haben. — —

Vielleicht aber — ſagt man — ſind **Geſpenſter** nicht die Seelen verſtorbener Menſchen. Es ſind Engel, oder Teufel. Allein 1. — gilt **auch auf** dieſen Fall, das Argument, daß keine einzige der gewöhnlichen Geſpenſtergeſchichten, ſo wie ſie uns erzählt werden, **durchaus** mit **vollgültigen** Zeugen erwieſen, vollkommen hiſtoriſch wahr, und von **aller** Erdichtung oder Uebertreibung frey iſt. 2. — Alles, was von dergleichen ſonderbaren Begebenheiten noch etwa wahr, oder glaublich iſt, iſt ſo beſchaffen, daß es durch die **Naturwiſſenſchaft** theils **erklärt**, theils **nachgemacht** werden kann. 3. — Kein wirklich **kluger** und gelehrter Mann in unſern Zeiten kann ſich rühmen, je im **geſunden** Zuſtand ſeiner Organe, **wachend**, einen Engel oder Teufel **geſehen**, oder **gehört** zu haben. Dieſer Vorzug wird nur Perſonen zu Theile, die — entweder ein **Intereſſe** haben, ſo was zu erdichten, oder die an Leib und Seele **krank** ſind. 4. — Geſpenſtergeſchichten finden ſich da am häufigſten, wo Unwiſſenheit und Dummheit am größten iſt. 5. — Bey vielen Ereigniſſen dieſer Art, iſt der Betrug, welcher dahinter ſteckte, durch genaue Unterſuchung wirklich entdeckt

ward.

werden. Bey den übrigen iſt er unentdeckt geblieben, *) aber er kann mit überwiegender Wahrſcheinlichkeit analogiſch vermuthet, ja ſogar in jedem Falle dieſer Art präſumirt werden. Denn keine einzige von den vielen hundert Geſpenſtergeſchichten, die man hat, iſt von der Beſchaffenheit, daß man ſie als völlig erwieſen, und von allem Verdachte des Betruges, der Einbildung, oder der Erdichtung befreyet, anſehen könnte. Wo hat man die Zeugen einer ſo ſeltenen, und von dem gewöhnlichen Laufe der Dinge ſo weit abweichenden Sache, je gehörig geprüft? — — Erfahrungen kann man mit den Geſpenſtern nicht nach Belieben anſtellen. Sie laſſen ſich nicht lange in der Nähe ſcharf betrachten. — — Auch iſt die Zahl der Augenzeugen bey jeder einzelnen Apparition insgemein nur ſehr klein. In einer zahlreichen Geſellſchaft, die in einem hellerleuchteten Saale verſammelt iſt, kriegt man nie Bürger aus der unſichtbaren Geiſterwelt zu ſehen, theils, weil man ſich da nicht fürchtet, theils, weil da die Sinne beſchäftigt ſind, und die Einbildungskraft in Ruhe iſt, theils, weil man bey vielen Lichtern die Objekte, die ſich darſtellen, leicht für das, was ſie ſind, erkennen kann. — — Der Teufel iſt, wie man ſagt, gewöhnlich unſichtbar. Soll er alſo ſichtbar werden, ſo müßte er ſich einen dichtern Körper, als der ſeinige gewöhnlich iſt, bilden, und ihn bewegen können. Allein Materie, die nicht zu ſeinem Leibe, wofern er einen hat, gehörte, bewegen — ſie durch bloßes Wollen bewegen, und ſich aus ihr einen Leib bilden, das kann er ſo wenig, als Gewitter und Stürme in der Luft erregen. Dazu gehört körperliche Kraft, die er, als Geiſt, nicht beſitzt. Nur denn würde er die

Erd-

---

*) Weil man die Sache nicht gleich auf der Stelle durch Phyſiker unterſuchen ließ, und man in den folgenden Zeiten nicht mehr Data genug zu dieſer Unterſuchung hatte. — —

Erdkörper bewegen können, wenn er für ſie das wäre, was die Seele für den menſchlichen Leib iſt. Keinen andern Körper, als nur den ihr zugehörigen, kann die Seele durch ihr Wollen bewegen. Auch über dieſen iſt ihre Herrſchaft ſehr eingeſchränkt. Sie bewegt meinen Arm, aber wird ſie ihn noch bewegen, wenn er mit einer großen Laſt beladen wird? Alsdann vernichtet eine Maſſe den Eindruck eines geiſtigen Weſens, einer Urſache, die mit ihr gar keine Analogie hat, und welche, wie man erwarten ſollte, nicht mehr Schwierigkeit finden müßte, die ganze Erdkugel aus der Stelle zu rücken, als einen Atom zu bewegen. Wille aber iſt und bleibt Wille, ändert ſeine Natur nicht, er mag ſich in dieſem oder in jenem Subjekte befinden. Der Wille des Teufels iſt nicht mächtiger, als der Wille des Menſchen.

Der Schluß bleibt richtig, der ſich in den ſinnreichen Entretiens du Comte de *Gabalis* findet: l'âme, les anges et les Diables ne ſçauroient agir contre un corps, parce qu'étant des Eſprits, ils ne peuvent que *penſer* et *connoitre.* Or penſer et connoitre ne font aucune impreſſion, et ne peuvent produire aucun *mouvement* dans la choſe connue. Und: plus un Eſprit eſt *pur*, plus il eſt éloigné de la matière, et moins il eſt propre à la mouvoir. —

Wenn das Daſeyn der Geſpenſter durch unläugbare Fakta erwieſen werden könnte, ſo würde die bloße Unwahrſcheinlichkeit nichts helfen. Ein einziges Beyſpiel, wo es gewiß wäre, daß Geiſter wirklich mit im Spiele geweſen, daß Verſtorbene erſchienen ſind, würde alle Theorie über den Haufen werfen. Allein daran fehlt es den Vertheidigern der Geſpenſter gänzlich, und ich kann jeden Geiſterpatron dreiſt auffodern, mir nur Ein Beyſpiel von der Art anzuführen. Wenn man alle Erſcheinungsgeſchichten genau prüft, wird man finden, daß es

mit

entweder ein Kunſtſtück der natürlichen Magie, die uns bisweilen auf ihrem Theater mit Geiſtervorſtellungen regalirt, oder Betrug, oder Einbildung, oder auch wohl gar — bloße Erdichtung geweſen iſt.

Die Wunder der Magie und der **Mittelgeiſter** ſind dem aufgeklärten Naturforſcher in unſern Tagen nicht bloß verdächtig, ſondern, da man ihm keinen einzigen hinreichend beſtätigten Fall dieſer Art aufweiſen kann, ſo hat er ſogar Grund, ſie gänzlich zu verwerfen. —

Die Oerter, wo die Geiſter ehemals erſchienen, verrathen ſchon das Geheimniß! Alte verfallene Gebäude, unbewohnte Schlöſſer, dunkle Kirchen, Begräbnißplätze, die abgelegen ſind, und ſelten beſucht werden, ferner ſumpfigte Plätze, wo brennbare Luft aufſteigt und Irrwiſche bildet — waren gewöhnlich der Schauplatz der Geiſterapparitionen. In unbewohnten, wenig frequentirten und dunkeln Gebäuden haben allerhand Thiere ihre Schlupfwinkel, und pflegen bey Annährung eines Menſchen ein Geräuſch zu erregen. — — In der Gegend von Rom hörte man, als die Könige noch daſelbſt regierten, einſt aus einem Walde hervor, eine ſchreckliche Stimme, die, wie Livius ſagt, für die Stimme **Sylvans** gehalten wurde. — —

Ich ſchließe mit ein Paar ſehr wichtigen Stellen aus denen Briefen des Spinoza: certum eſt, quod de re, quam tam clare monſtrat *experientia*, (wie nämlich die Geſpenſterfreunde vorgeben) debemus ſcire, *quid ſit?* alioquin difficillime ex aliqua hiſtoria *ſpectra dari* colligimus. Colligitur quidem *aliquid eſſe*, quod tamen nemo ſcit, *quid* ſit. Si philoſophi omnia, *quæ ignoramus*, ſpectra nominare volunt, ea haud negabo, quia res infinitæ ſunt, quæ *me latent.* Ejusmodi hiſtoriæ non alios habent teſtes, niſi earum *narratorem*, qui *pro lubitu* circumſtantias, quæ ei commodiſſimæ videntur, vel *addere* vel *demere* poteſt, nec timet, ut ſibi quiſquam contradicat.

v. K.

4.

Das ohnfehlbare Mittel.

Erzählung aus dem Franzöſiſchen.

Derville war von gutem Hauſe, reich und jung: doch was hilft das alles um Liebe zu gewinnen? Laurette hatte weder Geburt noch Vermögen zur Empfehlung, aber ſie war artig. Derville ſah ſie, und liebte ſie: auch war das etwas ſehr leichtes; denn ſchon in der Entfernung war ihre Figur die Geſtalt einer Eroberin. Kaum hatt' er ſie geſehen, ſo ſann er auf Mittel, wie er ſie wiederſehen könnte. Es gelang ihm; und noch mehr! er bekam ſie ſogar zu ſprechen: doch entdeckt' er ſich ihr noch nicht. Immer richtet ſich der Ausdruck der Liebe nach der Verſchiedenheit deſſen der liebt. Der reiche Mann macht Geſchenke; der Verſemacher überſchickt Reime; der ſüße Herr greift ans Knie, und raubt einen Kuß; der Vornehme giebt Verſprechungen, die er ſelten hält. — Derville kündigte ſich durch kleine Geſchenke an. Laurette ſchlug ſie aus, und noch mehr mißfielen ſie ihren armen, doch rechtſchaffenen Aeltern; ſie verdoppelten ihre Wachſamkeit, um Lauretten vor den Schlingen der Verführung zu bewahren.

wahren. Doch ihre Wachſamkeit war für **Laurettens** Tugend entbehrlich; eine höhere Macht vertheidigte ſie, die Liebe. **Laurette** konnte ihr Herz nicht mehr vergeben, es gehörte ſchon einem Glücklichern an. **Verral** hatte ſie nicht ſehen können, ohne ſie zu lieben, und hatte ſie nicht ohne Erfolg geliebt. Er gab kein trügendes Verſprechen, er wagte keine zu freye Liebkoſung, er ſchickte weder kleine Geſchenke noch Verſe; ſeine Blicke ſprachen für ihn, und die Antwort war weder zögernd noch niederſchlagend.

Derville, dem ſie keine Hoffnung ſehen ließ, wurde dadurch nur noch verliebter gemacht. Er vereinigte wirklich alle Eigenſchaften, die einen liebenswürdigen Mann ausmachen können; er wählte den Weg der Ehre, und bat förmlich um ihre Hand. **Laurettens** Herz blieb ungerührt, aber ihren Aeltern gefiel ſein Antrag. Sie erklärten ſich für ihn, und erlaubten ihm ſie zu ſehen und zu ſprechen. Dieſe Erlaubniß ſchien ihm den beſten Erfolg zu verſichern: er rechnete auf die Liebe oder auf die Eitelkeit; allein zum Unglück ſprach jene ſchon für einen Andern, und nun konnte dieſe nichts mehr für ihn thun. **Derville**, der geglaubt hatte ein freyes Herz zu finden, wurde nun ſeines Irrthums gewahr. Dieſe Entdeckung erwiederte zwar ſein Selbſtvertrauen, aber ſie ſchreckte ihn nicht ab. Er nahm ſich vielmehr vor, ſeine Bemühungen nach den Schwierigkeiten zu verdoppeln; er zeigte noch mehr Aufmerkſamkeit, noch mehr Gefälligkeit als jemals. **Verral** blieb indeſſen bey **Lauretten** was er war; daß heißt, immer der zärtliche Verliebte und immer wieder geliebt. **Derville** glaubte inzwiſchen den Aeltern, die noch nichts von dieſer Liebſchaft wußten, davon ſagen zu müſſen; und ſogleich wurde **Lauretten** aller Umgang mit **Verral** unterſagt.

Freygebigkeit, Aufmerkſamkeit, Gefälligkeit hatten nichts über **Laurettens** Herz vermogt, noch viel weniger half ihm dieſer letzte Schritt. Im Gegentheil, da er dieher nur überläſtig geweſen war, ſo ward er dadurch verhaßt; Verral hingegen beliebter als jemals. Freylich konnten ſich die beyden Liebenden nicht ſo oft mehr ſehen, aber deſto lebhafter war nun ihre Sehnſucht. Sie fanden dennoch Mittel ſich zu ſprechen, oder ſie ſchrieben ſich; denn zwiſchen zwey Herzen, die ſich wirklich lieben, allen Verkehr abzubrechen, iſt unmöglich. Was ſollte nun Derville thun, er, der Liebe verdiente und keine fand? Er beſchloß ſein Vorhaben und alle Hoffnung aufzugeben. Doch ſchrieb er noch, ehe er ſich ganz zurückzog, einen langen Brief.

„Ich ſehe, ſchöne Laurette, daß alles mein Beſtreben Ihre Liebe zu gewinnen, Sie gegen mich nur noch abgeneigter macht, indem Sie die Strenge Ihrer Aeltern mir zur Laſt legen. Wahr iſt es, ich habe Ihre Aeltern zu Vertrauten meines Kummers gemacht; da Ihre Liebe mir fehlte, habe ich wenigſtens Linderung in dem Mitleiden gefühlvoller Herzen geſucht. Eben aus Mitleid gegen mich haben gute Menſchen ihren Eifer viel weiter getrieben, als meine Abſicht war; aus Freundſchaft für mich ſind Ihre Aeltern grauſam gegen Sie geworden. Aber warum wollen Sie das mich entgelten laſſen? Hätte ich Sie weniger geliebt, ſo würde ich weniger über Ihre Unempfindlichkeit geklagt haben: Liebe allein hat mich ſtrafbar gemacht, Liebe allein mag mich entſchuldigen. Verzeihen Sie ein Vergehen, bey dem ganz und gar kein Vorſatz war. Mehr als Sie ſelbſt leide ich von der Härte Ihrer Aeltern: ich bin verfolgter und weniger frey als Sie, und Ihre Leiden ſind mir deſto ſchmerzhafter, da ich unwillkührlich Urheber davon bin. Sie werden ſagen; ſchöne Laurette, es ſtehe blos bey mir, dieſen Leiden ganz ein Ende zu machen, indem ich mich nur zurückziehen dürfe. Sie haben Recht, aber es iſt mir nicht möglich, Sie nicht mehr zu ſehen, Sie nicht mehr zu

„lieben. Nur ſeyn Sie dabey verſichert, daß nicht die Liebe allein mich bey Ihnen zurückhält: der Wunſch Sie glücklich zu wiſſen, iſt ſtärker, als der Wunſch für mein eigenes Glück. Ich vergleiche das Schickſal das ich Ihnen zubereiten kann, mit demjenigen, das Ihnen droht, wenn Sie einer Leidenſchaft folgen, die von Ihren Aeltern und von der Vernunft gemißbilligt wird. Vielleicht hätte ich doch mich ſelbſt aufgeopfert, vielleicht hätt' ich doch meiner Liebe entſagt, wenn nur derjenige, den Sie mir vorziehen, Sie glücklich machen könnte. Allein Sie werden einſt in trüben Tagen ſeufzen, und dann werden Sie vielleicht einen Liebhaber bedauern, der auf ſeinen Rang und Reichthum nur deswegen einen Werth legte, weil er beydes Ihnen anbieten konnte. Ich beſchwöre Sie daher, verblendete Laurette, ſetzen Sie ſich nicht der Reue aus, Ihr Glück von ſich geſtoßen, und einen Mann elend gemacht zu haben, der Sie aufs zärtlichſte liebet. Ich erwarte Ihre Antwort, wie einen entſcheidenden Ausſpruch. Bedenken Sie, daß ich mich an keinen höhern Richter berufen kann, daß mir [illegible], oder mich auf ewig entfernt.“

Laurette freute ſich über dieſe Erklärung, nicht wegen der ſchimmernden Ausſichten, die ſie darinnen fand, ſondern weil ſie hoffte ſich durch ein kleines Nein! von einem beſchwerlichen Liebhaber befreyen zu können. Dieſes kleine [illegible] koſtete ihr wenig [illegible] indeſſen, da ſie's gern ſchrieb, ſo verſüßte ſie's wenigſtens durch einige leere Höflichkeiten. Sie bedauerte ihn, ſchrieb ſie ihm wieder, ſie würde ihn vielleicht dereinſt noch mehr bedauern; aber ſie könnte nun einmal nicht anders, ſie müßte ihn ausſchlagen. Man könnte beynahe ſagen, ſie hätte ihm noch nie ſo viel Artiges geſagt, als da ſie ihm förmlich den Abſchied gab.

Doch alle dieſe Artigkeiten tröſteten ihn nicht: es folgte dennoch eine ſchlafloſe ewig lange Nacht darauf. Laurette war für ihn verloren: er wußte keinen Plan mehr. Mitten unter dieſer gedankenloſen Dumpfheit überraſchte ihn eine Idee, die ihn plötzlich wieder einen Strahl von Hoffnung ſehen ließ. Er hatte Verſtand und kannte das menſchliche Herz; er fiel auf einen kühnen, neuen, außerordentlichen Entwurf.

Er brach eine Zeitlang ſeine Beſuche bey Lauretten gänzlich ab, ſtellte ſich als würd' er Herr über ſeine Leidenſchaft, und erſchien erſt nach einiger Zeit wieder blos als Freund. Die Vernunft, ſagt' er zu ihr, hätte ihm einen mühſamen Sieg über das Herz verliehen; nur der Wunſch ſie glücklich zu machen, wäre lebhaft wie vorher geblieben. „Sie ſollen ſehen, fügt' er hinzu, ob ich dabey auf meinen Vortheil denke. Ich will Sie mit dem verbinden, den Sie mir vorziehen; ich behalte mir blos das angenehme Geſchäfte vor, Ihnen ein reichliches Auskommen zu ſichern. Ich hab' ein Landgut in der Normandie: dieſes bitte ich als Ausſteuer anzunehmen. Nur eine Bedingung füge ich hinzu: ich will das Herz Ihres Liebhabers erforſchen; Sie und ihn will ich vor Ihrer Verbindung prüfen, damit Sie ſich nicht fruchtloſer Reue ausſetzen mögen. Ich beſtehe alſo darauf, daß Sie dieſes Landgut, welches ich Ihnen ganz überlaſſe, und das ſehr einſam liegt, mit Ihren Aeltern beziehen; dort ſoll auch der glückliche Verval im Schooße der Ihrigen bey Ihnen wohnen. Von mir ſollen Sie keine Beſuche, keinen Ueberlauf zu befürchten haben; ich werde nicht eher kommen, als wenn Sie ſelbſt mich einladen. Das Wohnhaus dort iſt bequem und angenehm, der Park geräumig, der Garten ziemlich ſchön: niemand ſoll Sie daſehn, als Verval. Wenn ſie beyde, nach einem Aufenthalte von einem Vierteljahre, noch darauf beſtehen, ſich zu heyrathen, dann iſt das Landhaus Ihre Mitgift, und Sie werden in meiner Kapelle getraut."

Vielleicht iſt es für manchen Leſer keine überflüſſige Wiederholung, daß **Derville** keineswegs ſein Vorhaben aufgegeben hatte. Aber, wie? Anſprüche auf eine Schöne beyzubehalten, und ihr dennoch einen begünſtigten Nebenbuhler zum täglichen Geſellſchafter zu geben! Liebende trennen zu wollen, und ſie dennoch beſtändig beyſammen zu laſſen! Ja, aber darin beſtand **Derville's** Entwurf. **Laurettens** Aeltern, denen er ſich darüber entdeckt hatte, boten mit Freuden die Hände dazu. Sie waren von der Sittſamkeit ihrer Tochter verſichert, und dann blieb es ihnen noch immer völlig frey, die beyden Verliebten unvermerkt zu beobachten.

Laurette war hoch erfreut. Sie ſah ſich von einem Liebhaber befreyt, den ſie nicht leiden konnte; mit ihren Aeltern, die ſie ſehr ſtreng behandelt hatten, war ſie ausgeſöhnt; ſie konnte in voller Freyheit unaufhörlich mit demjenigen ſprechen, den ſie vorher nicht hatte ſehen dürfen; zu den Süßigkeiten der Liebe kamen noch Geſchenke des Glücks. Doch das Sprüchwort ſagt: Ende gut, alles gut!

Unbegreiflich-ſchnell verflogen ihnen die erſten Tage. **Derville**, den ſie nicht zu ſehn bekamen, unterhielt ſie mit immer neuen Vergnügungen. Fête folgte auf Fête, wie durch Armidens Zauberſtab; jedes neue Schauſpiel ſchien an Wunder zu grenzen. Unaufhörlich ſah **Laurette** ihren Geliebten; bey jedem Souper, bey jedem Ball, bey jeder neuen Freude, überall war **Verral**.

Aber es währte nicht lange, ſo kühlte ſich ihr Entzücken ab, ohne daß ſie muthmaßten warum. Beſchlich ſie eine leichte Anwandlung von Langeweile, ſo wähnten ſie lieber ſie wären krank, als daß ſie den Grund davon in ihrem Herzen hätten ſuchen ſollen.

„**Verral**! ſagte einſt **Laurette**, es iſt lange her, daß du mir nicht geſchrieben haſt!" — „Und warum ſollt'

„ich ſchreiben? ich ſeh' dich ja täglich, jeden Augenblick.“ — Wohl wahr! „erwiederte Laurette, aber deine Briefe machten mir ſo viel Freude! Sieh! morgen früh beſuche mich nicht, ſondern bleib' auf deinem Zimmer, damit du mir ſchreiben kannſt.“ Am folgenden Morgen beſuchte Verral ſie nicht, und es machte ihm mehr Vergnügen ihr zu ſchreiben, als ihn die geſtrige Unterhaltung mit ihr gemacht hatte. Lauretten fehlte beym Empfang ſeines Briefes weiter nichts, als das Angenehme, daß ſie ihn verſtohlen erhalten; und dabey die Wachſamkeit ihrer Familie getäuſcht hätte.

Ein andermal ſagte Verral zu Lauretten: „weißt du noch, Liebe, wie manche Liſt ich erſann, um dich wider Willen deiner Aeltern zu ſehen? Wie freuten wir uns nicht, wenn wir ihre Vorſichtigkeit überliſten konnten? Wie reitzend war uns nicht jeder Augenblick, den wir abſtehlen konnten, um uns zu ſehen? Ja, ich möchte noch Hinderniſſe zu überwinden, Gefahren zu beſtehen und mehr als einen Argus zu betrügen haben, um dir zu zeigen, wie ſehr ich dich liebe. Auch ich, verſetzte Laurette, möchte unter eben demſelben Zwange leben, um deine Liebe zu prüfen, und dich von der meinigen zu verſichern.“

Da beyde Verliebte ſich fanden, ohne ſich verſtecken zu müſſen, ſo blieb ihnen faſt kein Vergnügen übrig, als das Vergnügen ſich auszuweichen. Zuweilen machten ſie daraus nur Scherz; im Grunde war es ihnen doch Vergnügen.

Luſtbarkeiten und immer Luſtbarkeiten machten ihnen zuletzt förmliche Langeweile; nicht weil es immer die nehmliche Unterhaltung, ſondern weil es immer die nehmliche Geſellſchaft war. Indeſſen klagten ſie doch über nichts, als über das Einförmige in ihren Vergnügungen; jedesmal wenn ihnen eine neue Luſtbarkeit angekündigt wurde, gaben ſie gähnend zur Antwort: „ach! ſchon wieder eine Fête!“

„Ich dächte, ſagten ſie zuweilen, wir gingen jedes „allein in dieſen beyden Alleen ſpatzieren; unten kommen „wir dann wieder zuſammen!“ Sie gingen dann ſo langſam, ſo langſam, daß ſie eine volle Stunde zubrachten, ehe ſie ans Ende kamen; und fanden ſie ſich dann wieder, ſo machte keins dem andern Vorwürfe. Zuletzt wurde ihnen dieſe Lebensweiſe unerträglich. **Verral** fand es ſo langweilig niemanden zu ſehen als ſeine Angebetete, **Laurette** fand es ſo langweilig ſonſt niemanden zu ſehen als ihren Amoroſo, daß ſie's nicht länger aushalten konnte; es war eine Sättigung, die bis zum Ekel ging. Keines von beyden wagte indeſſen dem andern zu entdecken, wie es ihm ums Herz war. Freylich hätten ſie ein ſolches Geſtändniß im Vertrauen auf wechſelſeitige Nachſicht wagen können: allein jedes von ihnen befürchtete das andere zu kränken. **Laurette** ſagte ganz leiſe: „was wird aus **Verral** werden, wenn er in meiner Seele lieſt!“ **Verral** ſagte dagegen: „arme **Laurette**! wie dauerſt du mich, wenn du, wider meinen Willen, mein Geheimniß entdeckſt!“

Gewiſſe Augen, die ſie beobachteten, wurden ſehr bald dieſer Veränderung gewahr, und eben ſo bald bekam **Derville** davon Nachricht. Jetzt bat er um Erlaubniß ſie zu beſuchen. Man hatte ein ſo ſchönes Motiv ihm die Bitte zu gewähren, Erkenntlichkeit! Er ward empfangen wie ein Wohlthäter; und das war er ihnen auch, denn er unterbrach ihr Tête à Tête. Das Schloß ſchien neue Geſtalt gewonnen, die Promenaden ſchienen ſich verſchönert zu haben. Als **Derville** fortging, ſah man es ungern, als er wiederkam, ſah man ihn mit neuem Vergnügen. **Laurette** wußt' es ihm ſo vielen Dank, daß er ſie von dem verdrüßlichen Alleinſeyn mit **Verral** befreyte! **Verral** freute ſich ſo innig, daß er Lauretten im Geſpräche mit Dervillen ſah! Er ſchien es ihm zu danken, daß er ihn eines mühſamen, läſtigen Geſchäftes überhübe. Nicht lange, ſo erſah Derville einen günſtigen Augenblick um Verral zu bitten, daß er ihm Lauretten abtreten möchte, und Verral nahm dieſe Bitte wie eine Wohlthat auf. Derville bot nun Lauretten ſeine Hand an; und Laurette empfing ſie mit Dankbarkeit, nicht als [illegible] ihm, ſondern um deſſen los zu werden, den ſie ſo lange beſtändig um ſich geſehen hatte. Die ganze Familie freute ſich; und Derville, der jedermann zufrieden ſehen wollte, machte Verral eine reichliche Verſorgung.

5.

Ueber Feerei.

Die Feenmährchen — von welchen mancher gute Kopf *) geſtehet, daß ſie ihn mehr beluſtigen, als tiefſinnige Syſteme metaphyſiſcher Grillenfänger — ſind, wie die blaue Bibliothek bezeugen kann, ſo zahlreich, als die Wundergeſchichten. Es iſt aber dem Philoſophen ſo leicht nicht, abſondernde Merkmale anzugeben, welche dieſe von jenen in allen Fällen ſicher unterſcheiden. Iſt wohl die Differenz zwiſchen einer Fee, die einen Kürbis reden macht, und einen Pallaſt von gediegenem Feuer bewohnt, einer Hexe, die auf einem ſchwarzen Bock, oder einem Beſenſtiel, oder einer Ofengabel, durch die Luft nach dem

---

*) Z. B. der Verfaſſer des Don Sylvio von Roſalva. —

dem Berge der Bruckterer reitet, um mit dem Teufel und ſeinen Courtiſanen Ball zu halten — und einem Thaumaturgen, der Schlangen in Stäbe — oder umgekehrt — und ein Henkersſchwerdt in eine Lichtputze verwandelt, ſo groß, daß ſie den Philoſophen, der die Aehnlichkeiten zwiſchen verſchieden ſcheinenden Dingen aufſucht, abhalten könnte, ſie als homogene Weſen, in Rückſicht auf das Gemeinſchaftliche ihrer Natur, zu behandeln? — Sie alle ſtehen

illuc usque tantum (et fama vera) natura.
Tacit;

an der ſchmalen Grenze, welche die wirkliche Welt, oder das Gebiet der Sinne, von den unbegrenzten Reichen der Phantaſie trennt, welche aus Materialien, die ſie aus der Sinnenwelt borgen mußte, ſich Koloſſen nach Regeln, die ihr Eigenſinn diktirt, zuſammenſetzt. — — Kein Wunder, daß es an der Grenze der Natur — wo dieſe aufhört, und der Unnatur Platz macht — ſpuket. Ibi *formas Deorum* adſpici, perſuaſio adjicit, ſagt Tacitus von der vermeintlichen Grenze der Welt am Eismeer, über den Suionen. — So wie aber die Feen, die Hexen, und die Thaumaturgen — wie wir eben erinnert haben, an der Grenze der Sinnenwelt, da, wo ſie mit den Regionen der Phantaſie zuſammenhängt, einerley Stellung haben, ſo gleichen ſie ſich auch in Anſehung der Wirkungen, welche man ihnen zuſchreibt, und in Anſehung der Urſachen, wodurch dieſe Wirkungen hervorgebracht werden.

Da wir das Kräftenmaas einer Fee ſo wenig *a priori* kennen, als wir auf dieſe Art, und aus ihrem bloßen Begriffe, ihr, oder eines andern Weſens, Daſeyn zu beweiſen im Stande ſind, ſo bleibt uns zur Behauptung ihrer Exiſtenz kein anderer Grund übrig, als die Wirkungen, die ihr zugeſchrieben werden. Von dieſen müßte man auf das Daſeyn der Fee ſchließen. Allein wir können, wie mir däucht, jene der Fee beygelegten Wirkungen — wenn wir ſie nicht ſelbſt wahrgenommen haben — nicht glauben, ohne ſchon vorauszuſetzen, daß es Feen gibt. Denn gibt es dergleichen Ungeheuer nicht — welches, ſo viel wir wiſſen können, gar wohl möglich iſt — ſo haben ſie auch keine uns empfindbare Wirkungen hervorbringen können. Und wenn, wie man unterſtellet, die Wirkung quaeſt. von keiner andern Urſache,*) als von einer Fee, herkommen konnte, ſo iſt es in obigem Falle klar, daß die angegebene Wirkung unmöglich iſt. — — Man erinnere ſich nur, daß wir, wie geſagt, für die Exiſtenz der Feen keinen Beweisgrund haben, der von denen, ihnen zugeſchriebenen wunderbaren Wirkungen unabhängig wäre. — —

Das Zeugniß einzelner Perſonen für Feenwirkungen, welche ſie erfahren haben wollen, beweiſt ſo lange uns die Sache nicht, als es uns unmöglich iſt, ihre angebliche Wahrnehmung ſelbſt zu verificiren; ſo wie die Aſtronomen z. B. die von einem andern Aſtronomen gemachte Entdeckung eines neuen Sterns, der etwa größer als die übrigen wäre, durch ihre eigene Beobachtung des nehmlichen Objekts verificiren, oder widerlegen können. So konnte **Trambley** die von ihm entdeckten Polypen des ſüßen Waſſers — deren Natur der bisherigen allgemeinen Erfahrung von der Natur thieriſcher Körper nicht gemäß war — dem in Anſehung ihrer Exiſtenz ungläubigen Naturforſcher vorlegen, ſie in die Länge und Queere zerſchneiden, und zeigen, wie das, was bey den übrigen Thieren Urſache der Zerſtörung zu ſeyn pflegt, bey dieſen

Zoo-

---

[*] Denn ſo lange man geſtehet, daß die Wirkung von einer andern Urſache herrühren könne, iſt man weder genöthigt, noch berechtigt, ſie einer Fee beyzulegen. — —

Zoophyten als Mittel der Fortpflanzung und Vermehrung iſt. — —

Wenn uns Wahrnehmungen erzählt werden, welche **Dinge aus der Feenwelt** zum Gegenſtande haben, ſo iſt nichts natürlicher, als daß man ſich des **ſonderbaren**, aber doch nicht ganz **ungewöhnlichen** Zuſtandes erinnert, worin ſich gewiſſe Perſonen bisweilen auf eine längere oder kürzere Zeit zu befinden pflegen. Er äußert ſich manchmal bey Fieberkranken und andern Patienten. Iſt er **anhaltend**, und nicht blos ein Begleiter einer **vorübergehenden** Krankheit, ſo wird er **Wahnſinn**, **Verrückung** genannt. — Ich habe einen Fieberkranken gekannt, welcher auf ſeinem Bette ein ſchwarzes Hündchen erblickte, und von der Gegenwart deſſelben ſo überzeugt war, daß er es unbegreiflich fand, wie einige andere, im Zimmer anweſende Perſonen ihm verſichern konnten, es ſey kein Hündchen da. — — — Dergleichen Wahrnehmungen oder Erſcheinungen gründen ſich auf eine Verſtimmung, oder einen **unnatürlichen** Zuſtand der innern Organe. Andere ſahen kein Hündchen, aber Engel, Teufel, Geſpenſter, Verſtorbene.

Um die Aehnlichkeit der Wirkungen der **Feerey** mit den **Hexenritten** und den Thaten der **Thaumaturgen**,*) noch in einigen Beyſpielen auffallend zu machen, kann uns die Vergleichung zwiſchen dem Kürbis, den eine **Fee** reden machte, und dem Pallaſt von gediegenem Feuer, auf der einen, und einer Luftreiſe nach dem **Brocken** auf der andern Seite dienen. Wir werden beyde Abentheuer zuletzt mit einer **Wundergeſchichte** vergleichen, und die Leſer dann urtheilen laſſen, ob Urſachen und Wirkungen in allen dieſen Fällen nicht von **derſelben** Art ſind? —

---

*) Die Wunderthäter des Alten und Neuen Teſtamentes nehmen wir, wie billig, aus. Mit ihnen hat es eine andere Bewandniß. —

Wenn Reden der Organiſation eines Kürbiſſes oder einer Citrulle widerſpricht, ſo widerſpricht es der Natur eines alten Weibes, eines Beſens, und eines Bockes, oder einer Ofengabel nicht weniger, in der Luft; (ob ſie gleich ſpezifiſch ſchwerer ſind, als dieſe,) dennoch aufwärts zu ſteigen, und denn in horizontaler Richtung einige Meilen fortzufliegen. Die Gediegenheit oder Feſtigkeit widerſpricht der Natur des Feuers, und es würde ohne die äußerſt ſchnelle und unaufhörliche Bewegung unendlich (d. h. unbeſtimmlich) kleiner Theilchen der Materie, woraus es beſtehet, kein Feuer mehr ſeyn. Schreibt man das Reden des Kürbiſſes und den Pallaſt von gediegenem Feuer, der Macht einer Fee zu, ſo leiten die Dämonologen den Ritt der Hexen durch die Luft, von dem Beyſtande einer höchſtunglücklichen Fee männlichen Geſchlechts her, welche in unſerer Sprache der Teufel heißt. In beyden Fällen ſchreibt man die geglaubte Wirkung, einem an ſich unbekannten Etwas = X zu, welches, inſofern es die Imagination unter einem gewiſſen Bilde ſich vorſtellt, Fee heißt, und, inſofern dieſes von der Imagination erzeugte Bild gewiſſe Abänderungen erhält, Teufel genennet wird. In beyden Fällen alſo ſind es die unbekannten Urſachen, welche die Imagination perſonificirt, und unter beſtimmten, aber doch ſchwankenden und leicht in einander fließenden Bildern ſich vorſtellt. — —

Wir wollen nun ſetzen, jene Egyptiſchen Zauberer, welche ſich unterfingen, nachzumachen, was Moſes that, hätten ihre Stöcke nicht bloß dem Scheine nach,[*] ſondern wirklich in Schlangen verwandelt; wir wollen ſetzen, ſie hätten ſich — wiewohl ſie es nicht thaten — dabey auf den unmittelbaren Beyſtand des höchſten Weſens, deſſen Geſandter Moſes war, berufen, ſo würden wir es doch nicht ſchwerer finden, einen Stab in eine Schlange zu verwandeln, als eine Citrulle reden zu machen, oder einen Pallaſt von gediegenem Feuer zu bewohnen. Wir würden alſo, wenn wir nur einmal die redende Citrulle und den Feuerpallaſt glaubten, kein Bedenken tragen, eine Fee jener Wirkungen fähig zu halten, welche die Egyptiſchen Zauberer hervorzubringen ſchienen, und es könnte uns nie einfallen, die Verwandlung des Steckens, der Allmacht des **höchſten Weſens** ſelbſt zuzuſchreiben. Denn ſo groß auch die Macht ſeyn mag, welche dazu erfodert wird, [illegible] harten Stab in eine lebendige Kreatur, welche aus Häuten, Fleiſch, Muskeln, u. d. m. beſtehet, in Einem Augenblick zu verwandeln, ſo könnten wir doch nie behaupten, daß dieſe Macht ſchlechterdings unendlich ſeyn müſſe, und von keiner andern Macht an Größe übertroffen werden könnte. Wir haben keine andere, als **endliche Maaßſtäbe**, und dieſe laſſen ſich auf das Unendliche nirgends anwenden. Daher können wir auch die außerordentliche Wirkung nur mit den uns aus Erfahrung bekannten eingeſchränkten Wirkungen vergleichen, und urtheilen, ſie ſey **größer** oder kleiner, als dieſe. [illegible]

---

[*] Weil ſonſt das ganze Wunder, Betrug, oder Taſchenſpielerey geweſen wäre. — —

Die Gründe gegen die **Feerey**, welche ich vorgetragen habe, ſind in die Kürze zuſammengezogen, folgende:

1) Wir haben keinen Beweisgrund für das Daſeyn der **Feen**, der von denen ihnen zugeſchriebenen **wunderbaren Wirkungen** unabhängig wäre. Allein dieſe wunderbaren Wirkungen, die wir nicht ſelbſt wahrgenommen haben, kann man nicht glauben, wenn man nicht ſchon — alſo ohne Beweis — vorausſetzt, daß **Feen** exiſtiren. Man behauptet, eine angebliche Wirkung könne nicht anders, als nur von einem ſolchen überirrdiſchen Weſen hervorgebracht werden. Wenn aber dieſes Weſen, z. B. eine **Fee**, nicht exiſtirt, ſo hat es auch die Wirkung quaeſt.

nicht hervorbringen können; und ſo muß man alſo dieſelbe für unmöglich halten. Denn, wollte man einräumen, die Erſcheinung, wovon die Rede iſt, habe ohne Fee entſtehen können, ſo wird ſie ſich in unſrer Vorſtellung von ſelbſt den bekannten Naturgeſetzen ſubordiniren. —

2) Zeugniſſe einzelner Perſonen für die Feerey beweiſen nichts, ſo lange nicht jeder aufmerkſame Naturforſcher jene prätendirten Wahrnehmungen wiederhohlen und verificiren kann. Wir können vielmehr den Urſprung jener Zeugniſſe aus dem unnatürlichen Zuſtande, oder der Verſtimmung der innern Organe des Zeugen, z. B. Swedenborgs, u. a. m. erklären. Das Leben gewiſſer Menſchen iſt ein beſtändiges Fieber. —

3) Wir würden die Feenwirkungen von den Thaten der Thaumaturgen nicht ſicher unterſcheiden können, da die Thaten der letztern, genau erwogen, keine größere Kraft ausdrücken, als die Wirkungen, welche den Feen zugeſchrieben werden.*)

4) Es fällt uns niemals ein, eine ungewöhnliche, oder unerklärbar ſcheinende Begebenheit, dem Jupiter, Mars, der Juno, der Latona, oder dem Aeskulap zuzuſchreiben, weil wir an die Vorſtellung und den Glauben dieſer Götter nicht gewöhnt ſind, und weil wir durch jugendlichen Unterricht ſie als nicht exiſtirend anzuſehen gelernt haben.

N. N.

---

*) Man ſehe eine von dem Verfaſſer dieſes Aufſatzes [illegible] kleine Schrift, welche nächſtens bey S — zu W — [illegible] Preſſe verlaſſen wird: Euclides Anti-Thaumaturgicus, oder demonſtrativer Beweis von der Unmöglichkeit [illegible] Begebenheiten, u. ſ. w. — — —

6.

Die Brieftaſche.

Fragment eines Luſtſpiels in Einem Aufzuge

von

W. M.

> — — — date creſcendi copiam
> Novarum qui ſpectandi faciunt copiam.
>
> *Terent. Heautont.*

Perſonen:

George Roberts }
Eduard Roberts } Brüderkinder.
Sir Hardgrave.
Jenny, ſeine Schweſter.
Miſtriß Gentlemore.
Arabella, ihre Tochter.
Floyd.
Ein Unbekannter.
Bediente.

Die Scene iſt zu London.

Erſter

Erſter Auftritt.

(Scene: ein Saal mit verſchiedenen Seitenthüren.)

George Roberts. Floyd.

George Roberts (heftig).

Weiſt du, daß ich deiner Schikanen endlich überdrüßig bin, Kerl? Soll ich noch länger das Spiel deiner Filuterien, und das Ziel deines Schurkenwitzes ſeyn? Sechs Jahre hindurch habe ich dich beſoldet, Eduarden zu untergraben, der weder weicht noch wankt, und ſich immer feſter hier einwurzelt — und ich erlebe noch den Tag und die Stunde, wo ich ſeine Heyrath mit Jenny feyern helfen ſoll. Kerl! Kerl! wenn ich wohinter komme! wenn ich merke, daß du den Baum auf beyden Schultern trägſt! — Zittre!

Floyd (kalt und gleichgültig). Sey vernünftig, George. Die Natur unſres Plan's erfodert ein langſames Verfahren. Die Wirkungen erfolgen langſamer, aber deſto gewiſſer.

George R. Spiegelfechter! Denkſt du mich noch immer mit dergleichen Mährchen hinzuhalten? — Gieb dem Dinge jetzt den Ausſchlag. Jetzt zeig, was die ſchweren Summen, die ich dir aufgehangen, und deine ſechsjährigen Bemühungen, auszurichten im Stande geweſen. — Glaubſt du, daß ich dich nicht kommen ſehe? daß ichs nicht ſehe, wie du es drauf gelegt, mir die Schlinge über den Kopf zu werfen, die du für Eduard zu knüpfen, das Anſehen haben willſt? daß du nur noch auf den letzten Heller von mir laurſt, um mich dann auf dem Trocknen

ſitzen

ſchell zu laſſen? — Aber beym Teufel! ſo gut ſoll's dir nicht werden!

Floyd (kalt und bedeutend). Ne nous emportons point, ne nous emportons point! —

George R. Was Schurke?

Floyd (ſich in Poſitur ſetzend). Donner und Wetter! was beiſſt du mich denn an? Du ſcheinſt vergeſſen zu haben, in welchem Verhältniſſe wir ſtehen. Was haſt du denn für Rechte an mich? wie bindend ſind denn die Contrakte, die wir gemacht haben? He? — oder ſteht es mir frey, als Schurke den Kauf aufzukündigen, den wir als Schurken geſchloſſen haben? Was wollteſt du wohl beginnen, wenn ich dich ſitzen ließe, wenn ich der Welt unſer Complot vorlegte? He Sir George? Ich habe nichts zu verlieren, denn meine Welt iſt überall, wo es Kerls gibt wie du, die Schlauheit genug haben, Teufeleyen im Kopfe auszuhecken, aber nicht Muth und Thatkraft genug ſie durchzuſetzen. Aber Du? —

George R. (erblaßt, und wirft ſich auf einen Sopha).

Floyd. Wie nun? auf einmal ſo kleinmüthig? — Siehſt du nun, wer von dem Andern abhängt, ich von dir, oder du von mir? — Wenn ich's dich jetzt wollte fühlen laſſen! wenn ich —

George R. (aufſpringend, und auf ihn zugehend — mit matter Stimme). Sey vernünftig lieber Floyd. —

Floyd. Und was kannſt du denn mehr von mir verlangen? Hab' ich nicht Alles gethan, wozu ich mich verpflichtet hatte? — Gleich nachdem ich deinem Oheim in Weſtindien mich empfohlen hatte, ohne Abſchied zu nehmen, und wir uns nun hier zu Schutz und Trutz mit einander verbanden; nicht wahr? da entdeckteſt du mir, daß dein Dichten und Trachten darauf ginge, Eduarden die von der Seite zu ſchaffen, weil du eine große Neigung in dir verſpürteſt, der alleinige Beſitzer von ſeines Vaters, deines

deines alten Oheims in Weſtindien, großem Vermögen zu ſeyn. Deswegen mußt' ich mich früh an ihn zu ketten ſuchen, ihm in magiſchen Cirkel betäubender Vergnügungen, Ruhe und Bewußtſeyn entreißen helfen, und ihn mit ſolch einer Kraft um ſeinen Mittelpunkt fliegen laſſen, daß wir, wenn er bald ſeine höchſte Schwungkraft erreicht, den ſchwachen Faden, der ihn hielt, bequem durchſchneiden, und ihn ſo mit ſeiner eigenen Kraft in alle Welt fliegen laſſen könnten.

George R. Was mir der Menſch da wieder vorpoetiſirt!

Floyd. Das war alſo unſre Abrede. Und bin ich ihr nicht getreulich nachgekommen? Hab ich mich nicht Eduarden unentbehrlich zu machen gewußt, ihn faſt Alles durchmachen laſſen, was deine Bosheit erſinnen, und mein Witz durchſetzen konnte? — Und nun, unſer Glück! vollends unſer Glück! Sey billig, George. Hat es uns je im Stiche gelaſſen? Wußte nicht der alte Oheim in Weſtindien die Naſe zur Brille, Eduard den Fuß zur Schlinge ſo gut, ſo willig herzuhalten? Daß ein Haus abbrennen mußte, damit Eduard die Gentlemore kennen lernte, eine Geſchichte, von der wir Alles befürchteten — das war verdammt. Allein geſteh, wie lachten wir nicht ſelbſt über die glückliche närriſche Großmuth unſeres Abentheurers, der ihr ſeinen Namen nicht ſagen wollte, und über die liebe Delikateſſe der guten Frau, die ihn glauben machte, ſie hieße wirklich ſo, als ſie ſich nennt. — Kurz, Georg, mit dem Glücke wollen wir ſchon fertig werden. Man darf ja nur an's Sprichwort denken.

George R. Floyd, meine Verhältniſſe können nur mit meinen Augen angeſehen werden. Dir freylich kann das Glück ſcheinen, was mir nur nicht Unglück däucht. — Um das Ziel zu erreichen, iſt es nicht genug, daß man nicht fällt, nein, behender und ſchneller als die Andern, das gilt: Was hilft es, daß die Räder unſrer Maſchine ſich umſonſt abnützen? — Eduard iſt hier und bleibt hier, und ehe kömmt keine Ruh in meine Seele, ehe ich ihn nicht fort weiß. Traurig, mit dem Menſchen unter Einem Dache leben zu müſſen, der mir unter allen gerade der Verhaßteſte iſt. — Floyd — ich haſſe ihn — du glaubſt, es iſt mir allein um ſein Vermögen zu thun. Nein, ich haſſe ihn. Ich weiß nicht was das iſt, das mir das Blut ſo zu Geſichte treibt, ſobald ich ihn ſehe; — ich werde unruhig, haſſe mich und die Welt, und werde nicht eher froh, bis er aus meinen Augen iſt. Die Natur hat ihn zu ſehr vor mir ausgeprägt, Floyd, das iſts — ich bin laſterhaft — er — zum Henker mit deinen Fuſchereyen — **tugendhaft.** Laſter haftet auf ſeiner Seele nicht ſo lange, als der Hauch auf dem Spiegel haftet. Du haſt ihn leichtſinnig gemacht, aber es wäre das Meiſterſtück eines Teufels, ihn laſterhaft zu machen. Siehſt du, Floyd, daran dachteſt du nicht. Die Natur war in ihrer ſchönſten Stimmung, als ſie Eduard werden hieß, und **ich** — **ich** — (ſtampft mit dem Fuße.)

Floyd. Nur nicht wieder deinen alten Schauer! — Narrenspoſſen mit Eduard; er iſt auch Menſch, das muß ich wiſſen.

George N. Menſch — o Gott ja, aber wahrhaftig von ganz andrer Art als wir Beyde. — Wenn er ſo daher kömmt mit ſeinem heitern frohen Geſicht — es iſt mir ein Dolch ins Herz. — Wenn ſich auch zuweilen mein fauniſches Herz einer reinern Liebe öffnete, und ich im Zirkel gebildeter Mädchen traulich zu werden anfing, und **Er** dann plötzlich ins Zimmer trat, und alle Blicke auf **Ihm** hingen — das Mädchen, bey deſſen Unterhaltung ich meinen Haß gegen dieſe Art Weiber abgelegt, und zu hoffen angefangen, daß ich vielleicht auch einmal die Liebe ſo eines Mädchen gewinnen könnte, dann plötzlich, unwillkührlich ihr Geſpräch mit mir abbrach, und erröthend und mit ſchüchternen Augen den ſchönen Eduard maß — Floyd, ich ſchwör's dir, mit Gewalt mußt ich mich zurückhalten, nicht in Thätigkeiten gegen ihn auszubrechen, ich brach auf, ſtürzte zur Thüre hinaus, fluchte dem ganzen weiblichen Geſchlechte, fluchte —

Floyd (ihn ſchnell unterbrechend). Bitt, George, ich bitte dich um Gotteswillen, höre endlich einmal auf. Es iſt, Gott ſtraf mich! nicht ein Krümchen Verſtand in Allem was du da herſchwatzeſt.

George N. O! —

Floyd. Was mich anbetrifft —

George N. (verächtlich). Ja was Dich anbetrifft!

Floyd. Was mich anbetrifft, ſo muß ich ſagen, daß dergleichen Empfindungen mir keine Turbas machen. Wenn das da Jealouſie ſeyn ſoll — gut — ich muß es glauben, denn mir könnte man weis machen, Jealouſie ſey ein Pudding.

George N. (ſich über's Geſicht ſtreichend). Laß uns von was Anderm ſprechen, Floyd.

Floyd. De tout mon coeur. — Unſere Unterhaltung hat ein ſo melancholiſches Anſehn genommen, daß ich die frohe Nachricht, die mich hertrieb, bald drüber vergeſſen hätte.

George N. Nun?

Floyd. Daß dir nemlich der Dorn im Auge mit geſchickter Hand, und ohne die geringſten Schmerzen, glücklich operirt werden ſoll.

George N. Räthſel!

Floyd. Eduard iſt, wenn ſein Unſtern hilft, und mein Witz anſchlägt, morgen nicht mehr in London.

George N. . . . ſo ſprich doch!

Floyd. Was wir Beyde uns nicht haben träumen laſſen, was wir gar nicht in Anſchlag gebracht haben —

ſieh,

ſich, das ſpielt uns Eduard ſelbſt in die Hände. — Dieſen Abend findeſt du ihn auf der Heerſtraße, ſein Terzerol im Gurt, ſein Mordgewehr umgeſchnallt, den Hut in die Augen gedrückt —

George R. Räuber? —

Floyd. Getroffen! aufs Haar. Eine Idee, die mich raſend macht, daß ich ſie ihm nicht an die Hand gegeben habe. Eduard bleibt in Allem Original. Der ganze Plan iſt ſein eigenes Machwerk. — Er ſteckt in raſenden Schulden; Sir George, (den Hut abziehend) als von ſeinem Vater beſtellter Quaſi-Vormund haben den weiſen Einfall gehabt, ihn creditlos zu machen — er iſt in einer verdammten Lage. „Die Zähne zuſammengebiſſen, Floyd, ſagte er mir, und einen friſchen Schnitt durchs Geſchwür; entweder werd' ich kerngeſund, oder ich bleibe unter der Operation.“

George R. Ein Vorfall, auf Ehre! auf den ich nicht gefaßt war.

Floyd. Und das iſt noch nicht Alles. Höre nur. — Er wollte den geringen Reſt ſeines Vermögens zur alten Gentlemore tragen. Da ich natürlicherweiſe immer dran arbeitete, ihn von ihr zu entfernen, ſo ſorgte ich, daß meine Helfershelfer ihm das Geld im Spiele abnahmen. Er war wüthend, und mit genauer Noth entging ich einer Tracht Prügel. Endlich entdeckte er mir ſeinen Plan. Du kannſt leicht denken, ob ich ihm zurieth. Ich verwandte alle meine Beredſamkeit, ihn darein zu beſtärken, und gab ihm am Ende den Rath, daß er nach ſeinem Fange ſogleich England verlaſſen, und nach Deutſchland wandern ſollte.

George R. Göttlich! ganz göttlich! — Aber warum gerade nach Deutſchland?

Floyd. Nach Deutſchland? — Deutſchland, armer Schlucker, iſt das wahre Paradies unſrer jungen Plebejer.

Da iſt Kelly, der Stahlſchmidtsſohn aus Woodſtock, und Cheſteed, der Wollkrämersſohn aus Leiceſter, die nicht genug rühmen können, was ſie mit ihrer Handvoll Guineen in ihrem lieben Deutſchland für Wunder thun. Ihr Gang, ihre Tracht, ihre Gewohnheiten werden von dem beſſern Theile dieſer gutmüthigen Nation mit einer unbeſchreiblichen Oſcotanz nachgemacht, ihre tollen Streiche ſtarnt man an, als edle Ausbrüche brittiſchen Freyheitſinns, und Mylord und Graf ſind die gewöhnlichen Titel, unter denen ſie ſich verkaufen. Es iſt luſtig, die Briefe zu leſen, die ſie darüber ſchreiben, und beſonders der Schalk der Kelly weiß das mit ſeiner gewöhnlichen Laune von ſolch einer Seite vorzuſtellen, daß man vor lachen nicht zu ſich ſelbſt kommen kann. — Doch wo blieb ich — Ha — Was dem Werke die Krone aufſetzt, (er langt einen Brief hervor) iſt — da, lies.

George N. Ein Brief?

Floyd. Mir von Eduard eben gegeben, ihn an ſeine Addreſſe zu beſorgen.

George N. (lieſt). „An Miß Arabella Gentlemore.“ An Arabellen? an die Tochter? was ſoll das?

Floyd. Eduard iſt ein Mann von Welt. Er hat der Mutter verſprochen, heute noch mit dem Gelde ſie aus einer Noth zu reißen, welches ich weislich Sorge getragen ihm abzunehmen. Der Brief enthält Entſchuldigungen, lies nur.

George N. (lieſt). „Liebſte beſte Arabella. Es iſt mir unmöglich heute bey Ihnen zu ſeyn, ſo heilig ich's auch verſprochen hatte. Erwarten Sie mich aber dieſe Nacht für ganz gewiß.“ —

Floyd. Nach gemachten Fange nemlich, den er mit ihr theilen will.

George N. Närriſch, was er ſich für die Familie intereſſirt. Sollte er nicht ahnden, wie nahe ſie ihn angeht.

Floyd. Nicht eine Sylbe. Allein die Bezauberung kann nicht ewig dauern, und deshalb müſſen wir eilen, ihn fortzuſchaffen. Er liebt die Alte wie ſeine Mutter, und Arabellen wie ſeine Schweſter. Das Ding könnte gefährlich werden.

George R. Wahrhaftig, mich ſchaudert. Mein Glück dreht ſich auf einer Nadelſpitze. — Laß doch ſehen — (lieſt weiter): „Sorgen Sie dafür, daß ich dieſe Nacht ſtill, und ohne Geräuſch mich zu Ihnen hinausſchleichen kann. Ewig Ihr Eduard.“ — Hm. — ein bloßes „Ihr Eduard?“

Floyd. Nun ja, er hat ſich ihr ja zu unſerm guten Glücke nie nennen wollen. Es lebe die Großmuth!

George R. Ein unerhörter Zuſammenfluß von glücklichen Umſtänden! — Ohne dein Erinnern, lieber Floyd, ſehe ich wohl, welche Dienſte mir dieſer Brief leiſten kann. Nicht wahr? Du glaubſt, daß dieſer Brief, von einem Fremden geleſen, nichts anders ſcheinen kann, als ein billet-doux, und daß Jenny —

Floyd. Richtig. So ſehr Eduard auch Jenny vernachläſſigt hat, ſo ſehr mag doch wohl noch ihr Herz an ihm hängen. Ihr Bruder, der ganz auf deiner Seite iſt, wird nach dieſem Briefe, deine Bemühungen um ſeine Schweſter vollends unterſtützen, und Dank Jenny's unbiegſamen Stolze, daß ſie anfangen wird, Eduarden zu haſſen, wenn ſie ſich einer Nebenbuhlerinn nachgeſetzt zu ſehen glauben wird. Freylich, noch ein großer Schritt es dahin zu bringen, daß ſie dich liebt, aber kommt Zeit, kömmt Rath. Wiſſe nur den Brief mit guter Manier anzubringen.

George R. Laß mich ſorgen — (er nimmt den Brief). Floyd, mein Dank hat keine Worte — du biſt mein Engel, wie ſoll ich dir danken?

Floyd. Davon ſprechen wir hernach ein Wörtchen. — Still, ich höre kommen. Es iſt Eduards Tritt.

George R. Er darf uns um Alles in der Welt nicht beyſammen ſehen. — Wie? du biſt ja ganz beſtürzt?

Floyd. Kann ſeyn — ich weiß nicht, was es heißt, ich fürchte mich auf gewiſſe Weiſe vor Eduard. Er hat von jeher eine Macht über mich gehabt, die ich mir nicht erklären kann. — Fort, er kömmt.

George R. Adieu, ſonge à nos affaires (geht durch eine Thüre rechter Hand).

Zweyter Auftritt.

Floyd. Eduard Roberts.

Eduard Roberts (kömmt langſam näher, hat die Hände in den Weſtentaſchen, den Hut auf, — ziemlich nachläßig. Er wird Floyden gewahr).

Aha, mein Freund Floyd!

Floyd. Bon jour, Eduard.

Eduard R. Haſt du das Bewußte beſorgt?

Floyd. Du wirſt (mit Perſiflage, welches überhaupt durch dieſe ganze Scene iſt) das Piſtol auf deinem Zimmer finden.

Eduard R. Schon? o der Floyd hat ſeines Gleichen nicht, wenn es darauf ankömmt, einem Freunde zu dienen. Nicht wahr, Herr Bruder?

Floyd. Du beſchämſt mich — — —

Eduard R. (eine Hand in der Taſche, die andere auf Floyds Schulter). Aber ſag mir doch, mein theurſter Freund — nun, was ſuchſt du denn da an der Erde? — ſag mir doch, wo war's doch, wo ich das Glück hatte, deine unſchätzbare Bekanntſchaft zu gewinnen? ich geſtehe meine

Nachläſſigkeit ſo etwas zu vergeſſen, das doch einen ſo glücklichen Einfluß auf Herz, Geiſt und Sitten bey mir gehabt hat.

Floyd. Du mußt doch immer ſpaßen, Eduard, immer Einen zum Beſten haben — immer voll Laune.

Eduard R. Voll Laune? — Hm — ich erinnere mich doch, daß du ſagteſt, ich ſey nichts, als ungeſtüm und mürriſch. Nun, nimm mit mir vorlieb, wie ich einmal bin. — Aber im Ernſte, ſag mir doch, wo wurden wir zuerſt zuſammen bekannt?

Floyd. Wenn Du freylich ſo leicht vergeſſen kannſt, wie du Freunde gewannſt, ſo weiß ich es noch recht gut. Es war an einem herrlichen Abende, wo wir Beyde in einer traulichen Cotterie bey Jones waren. Wein, Muſik, und Vorgefühl der Freundſchaft hatten uns alle ſo hoch, ſo himmliſch geſtimmt, jede unſrer Nerven —

Eduard R. Höre, lieber Floyd, die redneriſchen Figuren ſtehen dir nicht ganz wohl. Wäre ich Philoſoph, ich würde ſagen, ſie paßten nicht zu deiner Individualität. — Jenes Abends erinnere ich mich nun ganz wohl. Stell dir vor, Lieber, wie's mir ging; ich konnte dich anfangs platterdings nicht leiden. — Pfui, ſagte ich zu Jones, (er zeigt immer auf Floyd, und thut, als ob er wirklich mit Jemanden ſpricht — Floyd weiß nicht, wo er ſich hinwenden ſoll) der große hagere ſchwarze Kerl da, mit dem kleinen Kopſe, dem die ſchwarzen Haare ſo tief und in Buchten in die ſchiefe Stirn treten, mit der windſchiefen Naſe, und gelben Haut — pfui, das iſt ein garſtiger Kerl! —

Floyd. Nun wahrhaftig, da haſt du mich artig porträtirt.

Eduard R. Auch gings mir ganz ſonderbar mit dir. — Den Kerl, dachte ich, haſt du ſchon geſehen, mag's ſeyn, wo's will. Ich ſann, und ſann, und brachte Nichts heraus. Endlich fiel mir's bey. Was glaubſt du wohl? —

So hatte ich mir den Teufel Herrn Moloch im verlornen Paradieſe gedacht.

Floyd. Wenn du nicht bald aufhörſt!

Eduard N. Aber das machte mir doch Vergnügen, daß ich mein Ideal ſo glücklich realiſirt fand, ha ha ha!

Floyd (der ſich mit Verdruß von ihm wendet). Ah —

Eduard N. Kurz, du warſt mir in der Seele zuwider; aber Jones, der gute ehrliche Jones ſagte mir, du ſeyſt ein kreuzbraver Kerl.

Floyd. Und ich glaube, du wirſt gefunden haben, daß er ſo groß Unrecht nicht hatte.

Eduard N. A propos, weißt du wo Jones iſt?

Floyd (verlegen). O dem geht's recht wohl. Er iſt in Canada, hat Frau und Kinder, und lebt ſeelenvergnügt.

Eduard N. Du giftige Schlange! ſollteſt nicht wiſſen, daß er ſchon ſeit Jahr und Tag als falſcher Münzer auf der Galeere ſitzt? — O Jones, du warſt wohl eine gute Seele, ehe dieſer Mehlthau, (auf Floyd zeigend) und das andere Ungeziefer dich vergiftete.

Floyd. Du wirſt ſehr anzüglich.

Eduard N. Und unſere guten Freunde, Bertand der Pferdedieb, und Flamand der Wilddieb wie befinden die ſich? — Gelt, der Bertand, das war ein Kerl der ihrer viere ſtand. Weißt du noch, wie er den Myes, der ihn an eine Schuld erinnerte, mit der geballten Fauſt eins auf die Bruſt gab, daß ihm das rothe Blut aus dem Munde ſtürzte? Das war ein tüchtiger Kerl! — Und Tobby war auch gut. Wenn ich das abrechne, daß er mich für tauſend Pfund für ſich gut ſagen ließ, und ſich dann mit meiner goldnen Uhr auf meinem Pferde davon machte; ſo kann ich weiter nicht über ihn klagen.

Floyd. Solche Kleinigkeiten zu behalten!

Eduard N.

Eduard R. O mein Freund Floyd hat mich mit tüchtigen Leuten bekannt gemacht, das werd ich ihm nie genug danken können. Zwar iſt es ihnen gegangen, wie den meiſten großen Geiſtern, Undank und Noth iſt ihr beſter Lohn. Der ſitzt auf der Galeere, jener hängt im Galgen; und wenn wir's genau betrachten, ſo ſind Bruder Floyd und ich. (indem er ihn mit dem einen Arme umfaßt, und mit der andern Hand ihm um den Bart ſtreicht) von der ganzen noblen Compagnie die einzigen Hundsvötter, die dem einen und dem andern auf eine honette Weiſe entwiſcht ſind.

Floyd (ſich unwillig losmachend). Heute biſt du mal wieder unerträglich! Wenn es, wie es ſcheint, dich gereuet hat, in unſern Zirkel gerathen zu ſeyn, wer hinderte dich denn, dich wieder loszureißen? wie gings denn zu, daß dein geſelliger Trieb, wie du dich ausdrückeſt, nirgends beſſer genährt wurde, als eben bey uns? warum war ich dir denn ſo unentbehrlich? warum hingſt du denn an mir, als ob du ohne mich nicht leben könnteſt?

Eduard R. Floyd, man ſagt, laß dich den Teufel bey einem Haare faſſen, und du biſt ſein auf ewig! — Doch, Baſta! — Der Einfall von mir, auf eine durchaus geniemäßige Weiſe mir Geld zu verſchaffen, iſt glücklich genug geweſen, deinem lauteſten Beyfalle zu begegnen. Du haſt ihn einzig, herrlich, göttlich gefunden. Einer eben ſo gütigen Aufnahme von deiner Seite, werthgeſchätzter Freund, darf ſich vielleicht auch eine faſt eben ſo kühne, und bey weitem klügere Idee verſichern; dieſe nämlich: daß ich ſtehenden Fußes zu Sir Hardgrave gehen werde, ihm mein Herz ausſchütten, meine ganze Lage entdecken, und ihn bitten will, mich wieder in ſeine Freundſchaft auf- und anzunehmen, und mich zu retten, weil es noch Zeit iſt.

Floyd. Eduard!

Eduard R. (eben ſo). Floyd!

Floyd. Hab ich dich recht verſtanden? Zu Sir Hardgrave, deſſen Freundſchaft du ſo ganz vernachläſſigt haſt, dem du ganz fremd geworden ſeyn mußt, und der dich nicht anders als bitter und beleidigend empfangen kann? — Es iſt ein aufbrauſender heftiger Mann. Du wollteſt dich freywillig ſeinen Beleidigungen ausſetzen? — Eduard! um Gotteswillen! —

Eduard R. Ich bewundere deine Beredſamkeit. Deine Lippen trieſen vom Honigſeim der Gnade.

Floyd. Du magſt mich nun lächerlich machen wollen, oder nicht, das ſoll mich wenig irren. Du magſt ſonſt wohl ein geſcheuter Burſch ſeyn, aber der Einfall iſt keine taube Nuß werth.

Eduard R. Allarmir dich nicht, Wertheſter.

Floyd. Ey was! eine Idee, deren Albernheit — (hier macht Eduard eine drohende Bewegung gegen ihn, worauf er augenblicklich verſtummt).

Eduard R. Daß ich mich doch über dich ärgerte! (im Abgehen, mit Ernſt und [illegible]) Floyd, ich gehe. Du wirſt ſo gut ſeyn, meine Zurückkehr auf meinem Zimmer zu erwarten. Es könnte etwas vorfallen, wo ich dich gebrauchen könnte. Gott befohlen. (ab)

Floyd (allein). Das nenn ich einen Strich durch die Rechnung! George wird Himmel und Hölle bewegen. Ich muß ihm nur Wind davon geben (er eilt auf ſein Zimmer zu).

Dritter Auftritt.

George Roberts. Floyd.

George Roberts (mit dem [illegible]).

Floyd.

Ein Stück zum Tollwerden: Eduard geht jetzt eben zu Sir Hardgrave —

George R. Bewahre Gott!

Floyd. Gieb Acht, Eduard kriegt ihn wieder herum, nimmt ihn wieder für ſich ein, Sir Hardgrave nimmt ſich ſeiner Angelegenheiten an, unterſucht ſeine Umſtände, ſetzt ihn in ein gewiſſes Gleis, und unſer Roman iſt aus.

George R. (mit dem Fuße ſtampfend). Der Eduard wird mich noch raſend machen! — und bey Gott, ich wette, der Einfall iſt nicht von ihm, den hat er — von dir.

Floyd. Höre Roberts, komm mir nicht wieder auf die alten Sprünge, oder bey Gott —

George R. Still nur, ſtill nur! — aber was zu machen lieber Floyd?

Floyd. Iſt das noch die Frage? Du eilſt mit dem Billet jetzt gleich zu Sir Hardgrave, bringſt ihn gegen Eduard auf. Eduard begegnet ſeiner erſten Hitze, ſie gerathen an einander, und ich müßte Beyde nicht kennen, wenn es unter ihnen nicht was ſetzt. Nur hurtig mit dem Billet fort! Meine Sache iſt es, Eduarden ſo lange aufzuhalten, bis du zurück biſt.

George R. Er hat Recht. Ich eile hin. (ab)

Floyd (im Abgehen). Nun wollen wir doch ſehen Sir Eduard, ob ſie ihrer Sache ſo gewiß ſind. (von der andern Seite ab.)

Vierter Auftritt.

(Zimmer bey Sir Hardgrave.)

Sir Hardgrave und **Jenny** treten herein, im Geſpräch begriffen.

Sir Hardgrave.

Du magſt Recht haben, Jenny. Glaubſt du, daß ich Ernſt daraus machen werde, deine Meynung mit ſchwerfälligen Argumenten zu beſtreiten? Du ſteckſt ſo voll Spitzfindigkeiten, weißt deinen Fuß ſo geſchickt aus der Schlinge zu ziehn — und am Ende —

Jenny. Iſt die Ueberwundeſte des Sieges nicht werth —

S. Hardgr. Ich wollte ſagen, am Ende iſts dir nur darum zu thun, zu zeigen, daß du auch als ein Mann denken kannſt, und dazu, liebe Jenny, dazu werd ich dir nie Gelegenheit zu geben ſuchen.

Jenny (lachend). Sind wir nicht ein armes verlaſſenes gebeugtes Geſchlecht! Man verdammt uns, ohne uns einmal hören zu wollen! — Aber freylich, was laſſen wir es uns auch einkommen, euch Herren der Schöpfung in den Handel zu fallen? Es iſt nun einmal ſo; an euch theilte die gütige Natur Verſtand und Wahrheitsſinn mit vollen Händen aus, uns arme ſchwache Werkzeuge — uns vergaß ſie. Nun, mit der Natur ſieht man ſchon einmal durch die Finger! Sind wir doch entſchädigt genug, wenn wir mit einer hübſchen Mund und einem Paar ſchwarzen Augen davon kommen, ha ha ha!

S. Hardgr. Schweſter, ich bitte dich beherzige doch endlich einmal, was ich ſo lange ſchon vergebens dir einleuchten zu machen mich bemüht habe. Glaube mir — nicht meiner beſſern Einſicht, nicht als hätte ich eine Bemerkung gemacht, die dir entgangen — glaube mir als Mann, der am Beſten wiſſen muß, was ein Mann für Sentiment von deinem Geſchlechte hat, daß nichts in euch iſt, was uns ſo ſehr feſſelt, als jene Verſchämtheit, jener ſtille Reitz, der weiter keinen Anſpruch als ſeine Heiligkeit zu kennen ſcheint. Willſt du aber die Liebe tödten, ſo ſtelle mit deinem Liebhaber nur einen philoſophiſchen Wettlauf an, und doch glaub mir, die goldenen Aepfel, die ein ſchlauer Liebhaber zuweilen in die Bahn wirft, machen oft wohl die Schnelliſte des Zieles vergeſſen.

Jenny. Ums Himmelswillen Bruder, wem ſagſt du das anzuhören? Mir doch nicht? oder ſollteſt du mich wirklich ſo wenig kennen, daß du glauben könnteſt, ich könnte der Liebe zu gefallen wegen auch nur auf einen Augenblick meinen Verſtand verläugnen? zu gefallen! und wem zu gefallen? Armſeligen Mannsangeſichtern, deren ſchwaches Gehirn vom Sonnenblicke der Vernunft zerſchmilze! — O wahrhaftig, ich wollte lieber als eine Meduſe alle dieſe Schwätzlinge in Stein verwandeln, als eine Venus ſeyn, und ſie mir ihre Loblieder vorſumſen hören.

S. Hardgr. Unerträglich! Verſtand und immer Verſtand! — Und mit dieſen Geſinnungen glaubſt du Liebhaber feſſeln zu können? Der arme Eduard! Darfſt du dich wundern, daß er dich vernachläſſigt? Der gute Junge wollte Liebe, und du laſeſt ihm Philoſophie. Ich fange an ihm wieder gut zu werden.

Jenny. Mit einem bischen Vernunft wird man Sir Eduard nicht verjagen. Er iſt ein Jüngling von Kopf und Herz.

S. Hardgr. Kopf und Herz! — freylich unter dem Titel ſchleichen immer ein Paar Sottiſen mit unter. — Ich bitte dich um Alles, Schweſter, nimm du doch einmal Kopf und Herz zuſammen, und überſieh einmal unbefangen dein Verhältniß mit Eduard. Möchte es mir doch endlich einmal gelingen, dich gegen ihn zu erbittern, und dir über ſein unverantwortliches Betragen gegen dich die Augen zu öffnen. Sag mir doch, ich bitte dich, was kann dich noch für einen Menſchen intereſſiren, der dir ſolche entſcheidende Beweiſe gibt, daß du ihm gleichgültig geworden biſt, der dich ſeit Jahr und Tag nicht mehr ſieht, der ſich in einem Taumel ſeichter oder gar laſterhafter Vergnügungen herumtreibt, von deſſen geheimer Liebſchaft Sir George deiner Ungläubigkeit nächſtens die handgreiflichſten

Beweiſe verſprochen hat. — Iſt es nicht thöricht, mit ganzer Seele einem Menſchen nachzuhängen, der dich nicht will?

Jenny (aufgebracht). Nicht will? nicht will? — Du ſcheinſt es darauf angelegt zu haben, mich zu beleidigen — es ſoll dir nicht gelingen! — mich nicht wollen! haha!

S. Hardgr. Kurz, Jenny, du weißt, daß unſers Vaters Teſtament meine Einwilligung bey deiner Heyrath erfodert; Eduard wird ſie nie haben.

Jenny. Nicht? — ich lobe mir doch einen ſolchen feſten und männlichen Charakter als mein Herr Bruder zeigt! — War das nicht ſonſt ein Erheben und ein Lobpreiſen um den Sir Eduard! Kein vollkommenerer Menſch auf der Welt als er! Da ging kein Tag hin, wo nicht eine neue Vortrefflichkeit in ihm aufgefunden war! das war ein Enthuſiasmus! — Aber man ſagt: eine Strohflamme daurt nicht lange, und der Mann hatte Recht, der das ſagte, denn ſiehe da — da kam Miſter Tritts, ein Doppelzüngiger, fand ſtracks einen Schleichweg zu meines armen Bruders Herzen, und hui war der geprieſene Eduard mit allen ſeinen Vollkommenheiten herausgeſtohlen.

S. Hardgr. Bravo! das Ding läßt ſich recht gut hören, und daß es die Sache ganz anders vorſtellt, als ſie iſt, das iſt eine Kleinigkeit, die man unter Bruder und Schweſter überſieht. Nur den Seitenblick auf Sir George wünſchte ich heraus. Ich wünſchte nicht gern meiner Schweſter künftigen Gemahl in ſolch einem Lichte zu ſehen.

Jenny. Das brauchſt du auch warlich nicht zu fürchten.

S. Hardgr. Jenny, ich bin nicht Willens dir einen Gatten nach meinem Geſchmacke aufzudringen, doch glaube ich, daß Sir George ein Mädchen wohl intereſſiren könnte. Sieh doch einmal über das bischen Larve bey Eduarden weg, und laß den reellern Vorzügen Sir Georgens Gerechrechtigkeit wiederfahren. Eduard ſcheint mir ganz das leichte Blut ſeines treuloſen Vaters zu haben. Eduards Vater hatte ein Weib, daß ihn ein Engel um ſeine Menſchheit beneidet haben möchte, und dies Weib verließ er wegen eines leichten und ungegründeten Verdachtes, und ging nach Weſtindien. Er ließ ihr zwar durch die Hand unſres Vaters ſeines vertrauteſten Freundes von Zeit zu Zeit Unterſtützung zukommen, allein nach ſeinem Tode hörte auch dies auf. So viel man weiß, hat ſich das arme Weib ins Dunkle zurückgezogen, und lebt unter einem fremden Namen kümmerlich von ihrer Hände Arbeit, meinen und des braven Georg's Bemühungen bis jetzt unerforſchbar. Gleiche Geſinnungen gegen euer Geſchlecht ſcheinen auch auf ſeinen Sohn fortgeerbt zu ſeyn, der auch durch die treueſte Liebe nicht zu feſſeln iſt. — Möchte ich doch meinen Warnungen das ganze Wohlwollen einer brüderlichen Vorſorge einhauchen können, vielleicht daß endlich einmal eine bey dir Wurzel faßte.

Jenny. Sey verſichert, daß ich ſie aufnehme wie ich ſoll, als den willkommenſten Beweis —

Ein Bedienter (tritt herein). Sir Roberts der Aeltere wünſchte die Ehre zu haben —

Jenny. Ha! der Wolf — in der Fabel. (geht)

S. Hardgr. Wohin Jenny?

Jenny (in einem Tone, als wenn es ſich von ſelbſt verſtände). Fort Bruder.

S. Hardgr. Verdammter Starrſinn! (zum Bedienten) Geſchwind führt ihn herein.

Bedienter. (ab)

Fünfter Auftritt.

George Roberts. Sir Hardgrave.

George Roberts.

Sie verzeihen, Sir, daß ich ſo ſpät noch —

S. Hardgr. Tauſendmal willkommen, mein lieber Roberts, recht herzlich willkommen. — Wiſſen Sie wohl, daß ich mich nach ihnen recht geſehnt habe, daß ich recht böſe auf ſie kalter Mann geweſen bin, der ſie nicht ahnden konnten, wie ſehr mein Herz eines traulichen Geſchwätzes mit einem gleichempfindenden bedürfte?

George R. (mit einer Verbeugung). Sir Hardgrav's unſchätzbare Freundſchaft iſt mir von jeher —

S. Hardgr. Nicht doch Sir Roberts, nicht ſo, ich bitte! — Wenn ich ſie je recht herzlich und innig gewünſcht habe, ſo iſt es jetzt.

George R. Die Angelegenheit, die mich herführt, Sir —

S. Hardgr. (ſeine Hand ergreifend, die er eine Zeitlang in beyden Händen hält — vertraulich und geheimnißvoll). Vor allen Andern, lieber Roberts, muß ich ihnen von dem jetzigen Zuſtande meiner Herzensangelegenheit rapportiren. Sie ſind der Einzige der um das Geheimniß meiner Liebe weiß, und ſo ſollen ſie mir dann von ganzem Herzen Glück wünſchen, daß ich nun endlich den Namen meiner ſchönen Unbekannten erfahren habe.

George R. (lächelnd). Den Namen? man denke! — Ihre Liebe iſt ſehr beſcheiden, Sir. Dem Anſcheln nach könnte ſie ſich Jahr und Tag von Blicken und Seufzern nähren.

S. Hardgr. Als wenn das nicht die ganze Zeit über ihre gewöhnliche Koſt geweſen wäre. — Ein Blick aus ihren holden Augen, wenn ich ihr in Geſellſchaft der Frau, die ich für ihre Mutter halte, auf meinen abendtheuerlichen Spaziergängen im Park begegnete, gab mir wochenlange Unterhaltung. Und in welcher ſüßen Unruhe ſchweb ich nun, ſeitdem mich der Zufall ihren Namen hören ließ. Ich weiß nicht, wie theuer mir der Name iſt; den ſtolzen Namen unſres König's nähm' ich nicht für den ſüßen Namen meiner Arabella.

George R. — Arabell — ?

S. Hardgr. Arabella Gentlemore.

George R. — Mein Gott! — hör ich recht?

S. Hardgr. Wie iſt ihnen, Sir?. — wie erklär ich mir ihr Erſtaunen?

George R. Dies mag es ihnen erklären. (er giebt ihm den Brief — vor ſich) Das Ding überraſcht mich ſelbſt; ich wollte doch es wäre ſo nicht gekommen.

S. Hardgr. Ein Brief? es iſt Eduard's Hand. An Miß Arabell — Arabella Gentlemore. — Was kann das ſeyn? (lieſt) „Liebſte beſte Arabella“ — ꝛc. (er lieſt den Brief, ſo wie ihn Georg Roberts im erſten Auftritte geleſen hat. — Er läßt, nachdem er ihn geleſen, die Hand mit dem Briefe am Ende niederſinken, und ſieht G. Roberts an. Bläſſe und Röthe jagen ſich wechſelſeitig auf ſeinem Geſichte.)

George R. (iſt verlegen; ſeine halben Geſticulationen zeigen, daß er gern reden möchte)

S. Hardgr. (mit heiſerer Stimme). Das iſt nicht freundſchaftlich, Sir — das iſt hämiſch — bey Gott, das iſt Bosheit. Mich ſo ſchrecklich aus meinem ſüßen Traume zu wecken — ! (er wiſcht ſich die Stirn mit dem Tuche.)

George R. Sie thun mir Unrecht, Sir — lediglich die wohlgemeinte Abſicht ſie zu desabuſiren. —

S. Hardgr. (einen Geſt mit der Hand machend). Laſſen wir das Ding gut ſeyn.

Georg R. (vor ſich). Ich bin zu raſch zu Werke gegangen, der Schweiß tritt ihm auf die Stirn. —

S. Hardgr. Aber dasmal betrogen, und nimmermehr wieder! Nimmermehr! — Doch — nehmen wir die Sache wie ſie iſt — es betrifft Liebe, und wenn es auf den Punkt kommt, ſo ſind wir Alle Narren, der Weiſeſte ſowohl wie der Idiot.

George R. (vor ſich). Dieſe Kränkung wird ihm noch das Herz abſtoßen. Nun laß Eduard kommen. — (laut) Sir Hardgrave ſcheinen ſich das Ding näher zu Herzen gehn zu laſſen, als es verdient.

S. Hardgr. Und Eduard! heuchleriſcher verdammter Bube! Dir ſollten, wenn dich deine Buhlerinnen ermüdet, Jennys friſche Reitze zum letzten höchſten Genuſſe aufgehoben ſeyn? — Verdorren mögeſt du in den Armen deiner Dirnen, Verführer der wehrloſen Unſchuld!

George R. (vor ſich). Ich wollt' ich wäre mit guter Manier wieder weg.

S. Hardgr. Iſt es möglich — iſt es möglich — dieſes Mädchen, dieſes Urbild der reitzendſten Unſchuld, eine Buhlerinn! — es iſt nicht möglich, nicht möglich! — Und doch — eine drückende Armuth — Ueberredung — ein ſchöner Verführer und ein warmes Blut — wie viele Feinde gegen die unbeſchirmte Tugend! — Liebes unglückliches Mädchen! möchteſt du deinem Schickſale vergeben, wie ich dir! möchteſt du in mir deinen Retter finden wollen! Lieben darf ich dich nicht, mein kannſt du nie werden, aber unglücklich ſollſt du deswegen nicht ſeyn, liebes göttliches Mädchen.

George R. (vor ſich). Wenn das Liebe iſt, ſo bewahre mich Gott in allen Gnaden vor Allem was Liebe heißt.

S. Hardgr. Ich will zu ihr — ich will mich zu ihren Füßen werfen — ich will ſie mit Thränen beſchwören, von ihrem [illegible] abzulaſſen, ſich mir anzuvertrauen, und mir die Wonne zu gönnen, ihr Retter zu ſeyn. — Ich eile hin —

George R. (der ihm den Weg vertritt). Um's Himmels willen Sir, keine Sottiſe! — Was wollen Sie machen Sir? um Gottes willen! bedenken Sie doch, faſſen Sie ſich doch!

S. Hardgr. (der wieder zu ſich kömmt). Sie haben Recht Sir. — Bald möchte ich mich ſchämen — ich weiß nicht, wie mich das ſo wunderbar ergriffen hat. — Nun — (ſich zu einem ſcherzenden Tone zwingend) man muß alle Narrheiten einmal durchmachen in der Welt, was ſollte ich mich ausſchließen? man muß ſich nun einmal verſuchen, ich hab's gethan, und nun bin ich wieder frey — ich ſehe da weiter nichts Beſondres; glücklich wer noch ſo davon kömmt wie ich. — Ich darf den Brief behalten, Sir?

George R. Er iſt zu ihrem Befehle. — Sie erlauben, Sir, daß ich mich beurlaube?

S. Hardgr. Ich darf Sie nicht bitten, ihre Geſellſchaft einem Menſchen zu ſchenken, der ſich ihnen in einem ſo ärmlichen Lichte, von einer ſo ſchwachen Seite gezeigt hat.

George R. O Sir, wenn ſie glauben ſollten —

S. Hard. Ich kenne ihr zartes Gefühl; das Bewußtſeyn Zeuge meiner Beſchämung geweſen zu ſeyn, würde ſie unleidlich martern, unſere Unterhaltung würde ſteif und hölzern werden, und — bis auf's Wiederſehn, Sir.

George R. (mit einer Verbeugung ab).

S. Hardgr. (allein). Gottlob, daß er fort iſt! — Bin ich allein? kann ich meiner beklemmten Bruſt Luft machen? — O Gott! ſo müſſen meine heitern und ungetrübten Stunden auf Einmal ſo fürchterlich unterbrochen werden? ach ich fühle es, nie, nie wird wieder Ruhe in meine Bruſt zurückkehren.

Sechſter Auftritt.

Sir Hardgrave. Ein Bedienter.

Der Bediente.

Sir Eduard Roberts wünſcht die Ehre zu haben —

S. Hardgr. (auffahrend). Was? wer?

Der Bed. Sir Roberts der jüngere.

S. Hardgr. Seyd ihr geſcheut? Sir Eduard?

Der Bed. Kein andrer Menſch auf der Welt als er.

S. Hardgr. Führt ihn herein.

Der Bed. (ab).

S. Hardgr. (allein). Er ſelbſt? Das überraſcht mich! — Nur ruhig, ruhig! — ein kaltes Auge, und eine glatte Stirn.

Siebenter Auftritt.

Sir Hardgrave. Eduard Roberts.

Eduard Roberts (nähert ſich mit einer Verbeugung, nicht ohne Schüchternheit).

Sir —

S. Hardgr. Sir —

Eduard R. — — Sie haben ſich wohlbefunden, Sir?

S. Hardgr. (kalt). Was iſt zu ihrem Dienſt?

Eduard R. — — Ihre Güte —

S. Hardgr. Meine Güte? — o an die wird Sir Eduard gewiß nicht appelliren. — Gebt Stühle. — Die

wüßt

müßt ich bitten für's Erſte aus dem Spiele zu laſſen. — Setzen ſie ſich, Sir, ich habe ihnen viel zu ſagen, ſetzen ſie ſich. Befürchten ſie indeß nicht, daß ich ſie von einer angenehmern Unterhaltung abhalten werde; ich bin der Mann nicht, um deſſentwillen irgend ein Menſch in der Welt um ſein Ehrenwort in die Klemme kommen ſoll. — Setzen ſie ſich.

Eduard R. (der den Stuhl gefaßt hält). Eine Erklärung dieſer Hieroglyphen, Sir —

S. Hardgr. Nichts von Bedeutung, nichts von der Welt (indem er ihn mit der Hand zum Sitzen nöthigt).

Eduard R. Nichts von Bedeutung, und doch eine ſo bedeutungsvolle Miene und Sprache? — (indem er den Stuhl bey Seite ſetzt; beleidigt und kalt) Sir Hardgrave ſind jetzt nicht bey Laune — das böſe Wetter — die ſchwere Luft — das hätte ich freylich bedenken ſollen — ihr gehorſamſter Diener, Sir (geht).

S. Hardgr. Sir! um's Himmelswillen wir dürfen ſo nicht auseinander.

George R. (umkehrend). Deſto beſſer!

S. Hardgr. Alſo Stirn gegen Stirn, und Auge in Auge, ſo bin ich ihr Mann?

Eduard R. — Hm —

S. Hardgr. Nicht wahr? ſo wünſchen ſie mich?

Eduard R. Bey Gott, Sir, heute begreife ich ſie nicht.

S. Hardgr. Nicht? O ich ſie deſto beſſer, guter Freund. Sehen ſie, aufs Haar wollt ich ſie tariren, Alles aufzählen, Stück vor Stück, was ſie dazu macht, was ſie ſind, zu — einem Schurken.

Eduard R. — Sir! —

S. Hardgr. (kalt). Schade um die ſchönen blauen Augen, die der Zorn hervorſchwellt, die einer beſſern Seele zum Spiegel zu dienen verdient hätten. – Der Tugend würden ſie den letzten ſchönſten Reitz gegeben haben, und dort —

Eduard R. Sir — Sir (ſeine Hand ergreifend) ich bitte ſie um's Himmelswillen, hab ich ſie wirklich verſtanden? wie iſt mir? träum' ich?. bey Gott ich begreiſe noch Nichts von allem was zwiſchen uns vorgefallen iſt.

S. Hardgr. (ſich losmachend). Nicht? nun wahrhaftig, ich glaube doch mich deutlich genug ausgedrückt zu haben, ha ha!

Eduard R. Deutlich genug? — Unerhört! — Nun ſo falle dann das ganze Gewicht dieſer unverantwortlichen Beleidigung, der erſten die es gewagt hat meine Ehre zu beflecken, zehnfach falle ſie — (ſich an die Hüfte ſchlagend) o warum muß ich ohne Degen ſeyn!

S. Hardgr. Genugthuung, mein junger Held, Genugthuung ſoll ihnen werden, und weil man doch auch dem Teufel nicht Unrecht thun muß — hier (er gibt ihm den Brief) was ihnen dieſe Begegnung von meiner Seite zugezogen hat.

Eduard R. (nimmt den Brief, erſtaunt), Dieſer Brief — wie kann er in ihre Hände gerathen ſeyn?

S. Hardgr. Auf die natürlichſte Weiſe von der Welt.

Eduard R. Das war's alſo? — o, das hätte unſerer Freundſchaft kein Härchen krümmen ſollen.

S. Hardgr. Nicht? ich denke es hat ihr den Hals gebrochen. — Junger Menſch, ich bewundere dieſe freche Stirn, dieſe Gegenwart des Geiſtes, die einſt einen Meiſter in der Kunſt verſpricht, in der ſie ſchon einen ſo ſchönen

Anfang machen. Doch hier muß ich ihnen nun ſchon einmal ein Meiſterſtück verderben, ſie bitten, ſich augenblicklich zu entfernen, und es nie, nie wieder zu wagen, dies Haus zu betreten. (ab)

Eduard N. (allein; nachdem er ihn mit Erſtaunen eine Weile nachgeſehen). Was? ſo hat ſich denn Alles gegen mich verſchworen? auch meine Ehre ſoll ich verlieren? ach, ich habe meine Jenny verloren, was hab ich nun noch weiter zu verlieren! — Und du, (gegen den Brief, den er in der Hand hält) Gott weiß in welchen Empfindungen geſchrieben, auch du hebſt die meineidigen Hände zu einem falſchen Zeugniſſe gegen mich auf? Nun dann — (er will ihn zerreißen) doch nein — vielleicht, daß eine Zeit kömmt, wo — wo man wenigſtens eben ſo gleichgültig gegen mein Weh als gegen mein Wohl iſt, und dann will ich auf dich wie der Kriepel auf ſeine Bleſſuren betteln gehn. (Während er dies ſagt, langt er ſeine Brieftaſche heraus, legt den Brief hinein, und ſteckt ſie wieder bey.) Und nun Fortuna, ſey doch endlich einmal mir hold, nun führe mir Einen von deinen Günſtlingen zu, daß ich mich in ihm an dich rächen kann. (eiligſt ab)

IV.

Biographie.

Nachrichten von Paul Scarrons Leben und Schriften.

Paul Scarron, der Sohn eines Parlamentsraths, der unter ſeinen Ahnen einen Biſchof von Grenoble, Peter Scarron zählte, aus einer alten, durch Parlamentsdienſte berühmten Familie, wurde zu Ende des 1610 oder Anfangs des Jahres 1611 gebohren. Er war ſo unglücklich, in ſeiner frühſten Jugend ſeine Mutter und alle glücklichen Ausſichten zu verlieren, die ihm der Wohlſtand ſeines Vaters verſprach, der 20000 Livres Einkünfte beſaß, und nebſt ihm nur zwey Töchter hatte; allein eine Stiefmutter, Franziska de Plaix, vermehrte die Familie nicht nur mit einem Sohne und zwey Töchtern, ſondern verjagte auch den jungen Scarron aus dem väterlichen Hauſe, und beſtimmte, nachdem er nach zwey Jahren, die er meiſtens in Italien zubrachte, wieder zurückkam, ſeinen Beruf für den geiſtlichen Stand, für den Scarron nicht berufen zu ſeyn ſchien.

Ohne Prieſter zu ſeyn, begehrt' er von der Königin eine einfache Pfründe, ſo einfach, daß es hiezu nichts brauche, als an einen Gott zu glauben; Scarron wurde Canonicus zu Mans.

Ein guter Geiſtlicher, in der mehr frommen als vernünftigen Ueberzeugung, daß körperliches Leiden vorzüglich eine für die Auserwählten beſtimmte Gnade Gottes ſey, ſagte zu Scarron: Ich freue mich mit Ihnen, daß Gott Sie öfter als andere Menſchen heimſucht. Wahrlich, mein lieber Pater! antwortete Scarron, er thut mir zu viel Ehre an.

Eine Carnevalsbeluſtigung im Jahre 1638, bey der er ſich als Wilder vermummte, und, um nicht erkannt zu werden, ſich gezwungen ſah, ſich in einem Graben zu verſtecken, der unglücklicher Weiſe ſtehendes Waſſer enthielt, beraubt' ihn für ſeine übrige Lebenszeit des Gebrauchs ſeiner Glieder, und machte ihn zum Inbegriff des menſchlichen Elends, worüber nur Scarron zu ſcherzen fähig war, wie es folgende Schilderung beweiſet, die er ſelbſt entwarf.

„Leſer, der du mich nie geſehen haſt, und dich vielleicht auch darum nicht bekümmerſt, weil man damit eben „nicht viel gewinnt, eine Geſtalt, wie die meinige zu ſehen: „wiſſe, daß ich mich auch nicht darum bekümmern würde, „von dir geſehen zu werden; wenn ich nicht vernommen „hätte, daß einige neidiſche Witzlinge ſich auf Unkoſten des „Unglücklichen luſtig machen, und mich auf eine falſche „Art abbilden. Einige ſagen, ich habe gar keine Beine, „und müſſe, anſtatt zu gehen, auf dem Hintern fortrutſchen; einige glauben, daß ich keine Lenden habe, und „daß man mich in einem Futteral' auf den Tiſch ſetze, wo „ich wie eine einäugige Aelſter ſchwätze: andere, daß mein „Hut an einem Bindfaden hänge, welcher durch eine Rolle „geht, wodurch ich ihn gegen die, die mich beſuchen, auf- „und niederlaſſe.“

„Ich hatte mich im Gewiſſen verbunden, ſie nicht „länger ungehindert ſo lügen zu laſſen. Ich habe dreyßig „Jahre zurückgelegt, und wenn ich vierzig werden ſollte,

„ſo wird die Zahl der Uebel, die ich ſchon ſeit acht oder
„neun Jahren ausgeſtanden habe, ſehr vermehrt ſeyn.
„Ich war wohl gewachſen, obgleich klein: durch meine
„Krankheit bin ich um einen guten Fuß kürzer geworden.
„Mein Kopf iſt für meine Taille ein wenig groß, mein
„Geſicht fleiſchichter, als es mein äußerſt magrer Körper
„vermuthen läßt: ich habe Haare genug, um keine Perücke
„tragen zu dürfen; trotz dem Sprüchworte ſind ſchon viele
„weiße darunter. Obwohl meine Augen groß und blau
„ſind, ſo ſehe ich doch gut. Eines davon iſt von der
„Seite, wo ich den Kopf hinneige, tiefer als das andere.
„Meine Naſe iſt ziemlich proporzionirt; meine Zähne,
„ehmals weiß und gleich wie Perlen, ſind holzfarbig, und
„werden bald ſchieferfarbig werden. Ich habe an der lin-
„ken Seite anderthalbe verloren, an der rechten drittehalbe,
„und zwey etwas ſchartige. Meine Schenkel und Lenden
„haben Anfangs einen ſtumpfen, hernach einen gleichen
„und endlich einen ſpitzen Winkel gemacht: meine Lenden
„und mein Leib machen einen andern, und indem mein
„Kopf über meinen Magen hängt, ſeh' ich ziemlich einem
„Z ähnlich. Meine Arme ſowohl als die Beine, und
„die Finger ſowohl als die Arme ſind zuſammengezogen;
„kurz, ich bin ein zuſammengezogenes Bild des menſch-
„lichen Elends. Sehet, ſo bin ich ungefähr geſtaltet.“

„Weil ich auf ſo gutem Wege bin, ſo will ich euch
„auch etwas von meinem Charakter ſagen. Ich bin allzeit
„ein wenig hitzig, ein wenig gefräßig, und ein wenig faul
„geweſen. Ich nenne meinen Bedienten oft einen Eſel,
„und gleich darauf ſag' ich zu ihm — mein Herr! —
„Ich haſſe keinen Menſchen, und Gott gebe, daß man
„eben ſo mit mir umgehe. Ich bin vergnügt, wenn ich
„Geld habe, und würde noch vergnügter ſeyn, wenn ich
„geſund wäre; ich unterhalte mich gern in der Geſell-

„ſchaft, doch bin ich auch gern allein, und ertrage mein „Elend ganz geduldig.“ —

Scarron ſcheint aus Beſcheidenheit einen Hauptzug ſeines Charakters, der ihm ſo viel Ehre macht, in dieſer Schilderung vergeſſen zu haben. Obwohl er eben nicht Urſache hatte, mit ſeinem Vater zufrieden zu ſeyn, ſo urtheilte er doch von ihm: er ſey, wo nicht der beſte Vater, doch der beſte Menſch; und als der Vater ſeine Parlamentsrathsſtelle verlor, weil er zum Beſten des Parlaments dem allgewaltigen Despotismus des Cardinal Richelieu Widerſtand leiſtete, ſo benutzte Scarron jede Gelegenheit, um ſeinem Vater zu helfen. Er machte für ihn witzige, aber leider fruchtloſe Bittſchriften an Richelieu, Seguier, an den Herzog von Orleans und an den König ſelbſt. Nur der Tod des Vaters machte dieſen Bemühungen ein Ende.

Die einzige Erbſchaft, die Scarron durch dieſen Tod erhielt, war ein Prozeß mit ſeiner Stiefmutter, den er, obwohl es ſein ganzes Vermögen galt, auf die luſtigſte Art führte. Er machte eine Klagſchrift in Knittelverſen an den Präſidenten von Believre; er ſchrieb zwey komiſche Epiſteln an ſeinen Richter Du Laurent, an Prokurator Prieuer und — verlor den Prozeß. —

Das Hoffräulein Hautefort, Scarrons beſtändige Freundin, ſelbſt damals, wie ſie den Hof verließ, um ſich mit dem Marſchall von Schomberg zu vermählen, gerührt von Scarrons Unglücke, verſchaffte ihm Audienz bey der Königin. Er begehrte den Titel des Kranken der Königin: ſie lächelte über dieſen Einfall, Scarron deutete dieſes Lächeln als Bewilligung dieſes Titels aus, und ſchrieb ſich ſeitdem: „Scarron, von Gottes Gnaden, unwürdiger „Kranker der Königin.“ Scarron ſuchte dieſen ſonderbaren Ehrentitel zu benutzen, lobte den Cardinal Mazarin und erhielt 500 Thaler Penſion. Scarron widmete dem Cardinal ſein Gedicht Typhon; Mazarin nahm dieſe Zueignungsſchrift kalt auf; der Dichter ſuchte ſich durch die Mazarinade, das bitterſte Pasquill, das jemals gegen Mazarin gemacht wurde, zu rächen, und verlor die Penſion. Scarron ſuchte nun durch Lobgedichte und Zueignungsſchriften an den Prinzen von Conde und Coadjutor von Paris, den Cardinal du Retz, ſich Gönner zu verſchaffen.

Scarrons Haus war von jeher der Sammelplatz der guten Geſellſchaft, bey welcher der halb geiſtige, halb ſinnliche Epicuräismus, der der menſchlichen Natur am angemeſſenſten zu ſeyn ſcheint, herrſchte, von dem man in den Briefen der Ninon L'Enclos (in ihren eigenen nämlich, und nicht in jenen, die man ein Jahrhundert hernach in ihrem Namen herausgab) in den Werken von Saint-Evremont, in des Chapelles und Chaulieus Gedichten das reitzendſte Bild findet.

Die Reihe dieſer angenehmen Geſellſchaft vermehrte Scarron im Jahre 1651 durch ſeine Heurath mit der armen Mademoiſelle d'Aubigné, die in Amerika gebohren, als Reformirte erzogen, aus Mitleiden Frau eines armen mißgeſtalteten Dichters ward, und durch einen bizarren Streich des Schickſals unter dem Namen der Madame Maintenon ſo viele Jahre Frankreich mit dem drückenden Zepter des Bigotismus als Scheinheilige beherrſchte.

Dieſe Heurath verbeſſerte Scarrons Glücksumſtände nicht, ſondern beraubte ihn ſeiner Pfründe zu Mans gegen 1000 Thaler Entſchädigung. Bey Schließung des Ehekontraktes ſagte Scarron: „Ich erhalte durch meine Braut „zwey große, ſehr ſchelmiſche Augen, einen ſchönen Wuchs, „ein paar ſchöne Hände und viel Verſtand.“ — Was geben Sie ihr für einen wittiblichen Unterhalt? fragte der Notar: — Die Unſterblichkeit, ſagte Scarron: der Name der Königinnen von Frankreich ſtirbt mit ihnen, allein Scarrons Frau wird ewig leben. Er ſagte zu ſeinen

Freunden: Ich werde mit meiner Braut keine Narrheit begehen, aber ſie gewiß ſo manche Narrheit lehren.

Die Hofpenſionen waren Scarron nicht günſtig: wie ehmals durch Mazarin erhielt er durch Fouquet ſtatt der begehrten, und nicht erhaltenen Hiſtoriographenſtelle eine Penſion von 1500 Livres, die bald wieder einzogen wurde. Scarrons Ausgaben waren mit ſeiner Einnahme in keinem Verhältniſſe. Er machte verſchiedene Verſuche ſie zu vermehren, er wollte ſelbſt eine Reiſe nach Amerika unternehmen: dieſe Reiſe unterblieb, und er wagte 1000 Thaler Kapital, um ſich bey einer Handlungscompagnie zu mitintereſſiren. Dies Unternehmen ſcheiterte, und Scarron ſtellte zuerſt eine beſtimmte Anzahl beeideter Laſtträger zur Bequemlichkeit der Kaufleute gegen eine freywillige Erkenntlichkeit derſelben zu den Thoren von Paris.

Dieſe neue Anſtalt fand wie gewöhnlich Anfangs vielen Widerſpruch; Scarron ſetzte ſie durch und genoß hievon jährlich 6000 Livres. — Sonderbar iſt es, daß eine Nachahmung dieſer Scarroniſchen Anſtalt noch in Wien unter dem Namen der ſogenannten geſchwornen Mauthträger exiſtirt, die ſich durch eine weißleinene Jacke mit einem ledernen Gürtel, daran ein Hammer befeſtiget iſt, auszeichnen, und die jährlich zwiſchen 12 und 1500 Fl. Einkünfte genießen.

Scarron ſah ſich gezwungen, ſein kleines Landgut, das nahe bey Amboiſe lag, zu verkaufen, und war ſo glücklich, an dem Parlamentsadvokaten Nüblé einen Käufer von ſeltner Ehrlichkeit zu finden. Scarron verlangte für dieſes Landgut 18000 Livres; der Kaufcontrakt war geſchloſſen, das Geld ausgezahlt, und Nüblé gieng, hievon Beſitz zu nehmen. Bey ſeiner Zurückkunft beſuchte er Scarron. „Sie haben geglaubt“ — ſagte Nüblé beym Eintritte — „das Landgut ſey nur 18000 Livres werth; allein ſie haben ſich geirrt. Nach der Schätzung, die ich vornehmen ließ, iſt der Werth 24000 Livres“ — und Mühlé zahlte augenblicklich die noch hierauf abgängigen 2000 Thaler aus. Scarren hat es verdient, daß man ſo ehrlich mit ihm umgieng, da er eine alte Freundin ſeiner Jugend, die Cöleſtine von Palaiſeau, die durch die Crida des Nonnenkloſters, in welchem ſie lebte, in das äußerſte Elend geſtürzt wurde, gutmüthig nebſt noch einer anderen Nonne in ſein Haus aufnahm, und ſie durch mehrere Jahre ernährte, bis er ihr in einem andern Kloſter einen annehmlichen Platz verſchafft hatte.

Wenn für Scarron die Einkünfte ſeines Marquiſats von Guinet (ſo nannte er das Honorarium, das ihm der Buchhändler Guinet für ſeine Schriften bezahlte) nicht hinreichten, ſo ſuchte er durch kriechende Zueignungsſchriften, die leider mit der Unverſchämtheit eines Spaßmachers und der Niederträchtigkeit eines Bettlers geſchrieben ſind, Almoſen von ſeinen Gönnern zu erhaſchen. War Scarron bey Gelde, ſo eignete er ſeine Schriften dem kleinen Hündchen ſeiner Schweſter, in der Noth einem Großen zu, den er eben ſo ſehr lobte, ohne ihn vielleicht mehr zu ſchätzen, als das kleine Hündchen. Die Königin in Schweden, Chriſtine, die ſo erklärte Freundin jedes litterariſchen Verdienſtes, ſah Scarron während ihres Aufenthalts in Paris, und ſagte zu ihm: „Ich erlaube Ihnen, „in mich verliebt zu ſeyn. Die Königin von Frankreich „ernannte Sie zu ihrem Kranken, und ich ernenne Sie „zu meinem irrenden Ritter.“ — Scarron genoß dieſen Ehrentitel nicht lange: es überfiel ihn ein ſo heftiger Schluchzen, daß man um ſein Leben beſorgt war. Da er ein wenig wieder zu ſich kam, ſagte er: — „Entwiſch' „ich diesmal der Gefahr, ſo will ich eine ſchöne Satyre wi„der den Schluchzen ſchreiben.“ Seine Freunde und Bedienten ſtanden mit Thränen im Auge um ſein Sterbebett. „Meine Kinder — ſagte er — ich werde euch gewiß

„nicht ſo ſehr zum weinen bewegen, als ich mich lachen
„gemacht habe.“

Scarrons Biographen finden dieſe Rede eben ſo luſtig, als die Antwort, die er dem Notar bey Schließung ſeines Ehecontractes gegeben hat: allein ich finde in beyden dieſen Reden mehr Autorſtolz als Luſtigkeit. — Scarron ſagte noch einen Augenblick vor ſeinem Tode: — „Ich „hätte nie geglaubt, daß es etwas ſo leichtes wäre, ſich „über den Tod luſtig zu machen“ — und verſchied im October 1660 im 51ſten Jahre ſeines Alters.

Die vollſtändigſte und beſte Ausgabe von Scarrons Werken gab der um ſo viele Fächer der Literatur verdiente Brüzen de la Martinière in 10 Bänden in 12. 1737 mit Scarrons Portrait und der Unterſchrift von Menage heraus:

Ille ego ſum vates rabido data præda dolori,
  Qui ſupero ſanos luſibus atque jocis,
Zenonis ſoboles. Vultu mala ferre ſereno
  Et potuit Cynici libera turba Sophi.
Qui medios inter potuit luſiſſe dolores
  Me præter toto nullus in orbe fuit.

Der Inhalt iſt folgender: **1ſter Band.** Die in der Biographie erwähnten groteskkomiſchen Prozeßſchriften: die ſogenannten Portraits und Scarrons Briefe.

2ter Band. Der komiſche Roman, 1ſter und 2ter Theil.

3ter Band. Die Novellen, 1ſter und 2ter Theil, nämlich fünf Novellen:

Die Gleißner.
Der unſchuldige Ehebrecher.
Die Strafe des Geitzes.
Die klugen Weiber und die dummen.

Mehr gehalten als verſprochen;
nebſt zweyen, wie es ſcheint, vorſetzlich unvollendeten, nämlich: Abentheuer des Jean Urbina, und des Mantigny, eines Cavaliers aus Sicilien.

4ter und 5ter Band. Typhon, oder die Gigantomachie. Die erſten acht Bücher vom traveſtirten Virgil.

Der 6te und 7te Band enthalten Scarrons Luſtſpiele:

1. Der lächerliche Marquis.
2. Der Schüler von Salamanca, oder die großmüthigen Feinde.
3. Der lächerliche Erbe, oder die eigennützige Frau.
4. Jodelet, der Duelliſt. —
5. Jodelet, Herr und Diener.
6. Dom Japhet aus Armenien.
7. Der falſche Schein.
8. Der Prinz als Seeräuber.
9. Fragmente verſchiedener Luſtſpiele.

Der 8te Band. Vermiſchte Gedichte, poetiſche Bittſchriften und Briefe, Satyren, Elegien, Hochzeitgedichte, burleske Oden, Stanzen, Lieder, Sonnette, Rondeaux, Sinngedichte, Madrigale und Grabſchriften.

Der 9te Band. Die zwey poetiſchen Pasquille: 1. Die Mazarinade und Baronade. 2. Fortſetzung des komiſchen Romans, und der

10te und letzte Band. Zwey Fortſetzungen vom traveſtirten Virgil, eine von Moreau, und die andere von einem Ungenannten.

Um Scarron als Schriftſteller nach Verdienſt zu würdigen, muß man ihn als Romanſchreiber, als Luſtſpiel — und als groteskkomiſchen Dichter betrachten, und die Wirkung genau unterſcheiden, die ſeine Schriften auf ſein Zeitalter machten, in welchem die Morgenröthe des guten Geſchmacks in Frankreich begann, und die ſie 130 Jahre nach ſeinem Tode noch auf uns haben. Von allen ſeinen Werken wird nun nichts mehr, als ſeine meiſt aus dem Spaniſchen nachgeahmten Novellen, die wenigen Gedichte, welche die Herausgeber der Annales poetiques, Paris 1782, 12. Tom. XXII. pag. 143-218 der Vergeſſenheit entriſſen haben, und vorzüglich ſein komiſcher Roman geleſen, in welchem Originalcharaktere in einem eben ſo lebhaften als correkten Style gezeichnet, und die Erzählungen eben ſo lebhaft als witzig ſind.

Von ſeinen ebenfalls bloß nach ſpaniſchen Muſtern geſchriebenen Luſtſpielen, die in Scarrons Zeitalter ſo vielen Beyfall erhielten, und die mehr Gegenſtand eines zeitlichen Gewinns, als eines dauerhaften litterariſchen Ruhmes waren, kann man nur den Dom Japhet als ein Meiſterſtück eines Poſſenſpiels anführen.

Merkwürdig iſt es, daß die erſten Verſuche des Corneille, Molière, Scarron und le Sage lauter Nachahmungen ſpaniſcher Dichter waren. Corneille hat ſeinen Lügner, den Cid und Heraclius, Molière den Don Garcie de Navarre u. ſ. w. Scarron alle ſeine Luſtſpiele und Novellen, ſo wie le Sage ſeinen Gil Blas de Santillane, den Diable Boiteux, den Bachelier de Salamanque und ſeine übrigen Romane den Spaniern zu verdanken.

Scarrons traveſtirter Virgil fand anfangs den größten Beyfall, und erweckte, wie gewöhnlich, unglückliche Nachahmer. Ich weiß nicht, war es Abgang an Käufern, oder fühlte Scarron ſelbſt, daß ein Gedicht, deſſen Verdienſt nur in der Pöbelſprache, in pöbelhaften Poſſen, niedrigkomiſchen Gedanken und poſſierlichen Schilderungen beſteht, wohl auf eine Viertelſtunde Unterhaltung gewähre, aber in die Länge keine Leſer finden könne — Scarron traveſtirte nur die erſten acht Bücher, und überließ die übrigen zwey unberufenen Fortſetzern, ſo wie ſeinen komiſchen Roman, um welchen es wirklich Schade iſt, daß er nicht von Scarron vollendet wurde, dadurch man die fremden Fortſetzungen nebſt der elenden Ueberſetzung in ſogenannten komiſchen Verſen: Le Roman comique mis en Vers par M. le Tellier d'Orivilliers, 2 Tom. à Paris 1733. 8. füglich erſpart hätte. Scarron traveſtirte nebſt Virgilen Catulls Hochzeitgeſang.

Veſper adeſt, juvenes conſurgite, Veſper Olympo;

und zwar den Refrain;

Hymen, o Hymenaee, Hymen ades, o Hymenaee!
Riez, ſautez, danſez, Comteſſe fortunée!
Que du ventre d'où ſort l'eau chaude, que piſſez,
Puiſſe bientôt ſortir une heureuſe lignée.
Hymen, io Hymen, o Hymenée!

Dies mag zugleich als Muſter von Scarrons Styl und Witze dienen.

Gleich nach der erſten Erſcheinung der erſten Verſuche von Scarron wurde Frankreich mit Traveſtirungen überſchwemmt, die nun alle vergeſſen ſind. D'Aſſoucy traveſtirte Claudians Raub der Proſerpina, einen großen Theil von Ovids Verwandlungen unter dem Titel: Ovide en belle humeur. Picou, nebſt Ovids Epiſtel der Penelope an Ulyſſes, und dem erſten Buche der Oden des Horaz, die zwey erſten Bücher von Homers Odyſſee; Brebeuf den Lucan; ja die Traveſtirſucht gieng ſo weit, daß man ſich an ganz heterogene Gegenſtände wagte, und l'Hippocrate depayſé ou la Verſion paraphraſée de ſes Aphoriſmes en Vers françois, und ſogar 1649 la Paſſion de Notre Seigneur Jeſus Chriſt en vers burlesques herausgab; nur iſt zu bemerken, daß die zwey letzten Bücher nicht wegen der groteskkomiſchen Behandlung des Gegenſtandes, ſondern wegen der Versart, die ſie mit Scarrons Legenden von Bourbon, Typhon und dem traveſtirten Virgil gemein haben, dieſen Titel führen.

Voltaires Henriade, die doch ſo wenig Stoff zu Scherzen darbietet, fand, wie Virgils Aeneis ihren Traveſtirer.

Die Henriade traveſtie en vers burlesques hat die unverdiente Ehre genoſſen, mehr als einmal aufgelegt zu werden: es muß alſo Leſer geben, die es ſehr unterhaltlich finden, wenn Heinrich der IV. zur Königin Eliſabeth ſpricht:

Baſte, elle (Catharina de Medicis) raſſembloit en elle
Tous les défauts de la femelle;
Ne vous fachez point de ce mot,
Il n'eſt pas pour Vous, tant s'en faut;
Car, je jure par ſainte Barbe
Qu'il ne vous manque que la Barbe,
Et quelque choſe avec encor,
Pour valoir votre péſant d'or,

Ein elender Luſtigmacher fand alſo dort Stoff zum Poſſenreiſſen, wo Friedrich der Große und Cheſterfield, dieſe enthuſiaſtiſchen Lobpreiſer der **Henriade**, nur einen Gegenſtand der Bewunderung fanden.

Wien den 1ſten May 1790.

Joſeph Edler von Steger.

V.

Anekdoten.

Einige Pinſelzüge zum Gemälde des letzten Bundsfeſtes zu Paris, den 14. Julius d. J.

Das Bataillon der Veteranen, von welchen der jüngſte ſechszig Jahr alt iſt, traf in dem abſcheulichen Regenguſſe, womit das ariſtocratiſche Firmament die Pariſer und ihre Gäſte heimſuchte, zu allererſt auf dem Platz ein. Vier oder fünf von dieſen Veteranen fühlten ein dringendes Bedürfniß, das ſich in ihrem Alter nicht gut zurückhalten läßt, und ließen ihr Waſſer mitten auf dem Platze. Wohin ſie ſich wendeten, hatten ſie das Publikum im Geſicht. Die jungen, artigen Pariſerinnen wußten anfangs nicht recht, wie ſie ſich beym Anblick dieſer, ein wenig zu natürlichen Handlung benehmen ſollten. Einige Spötter riefen: Es lebe die Freyheit! und zuletzt fingen alle die ſchönen Damen an, die Sache recht hübſch zu finden, und es erſcholl, den fünf Piſſeurs zu Ehren, ein allgemeines Händeklatſche.

Man hatte der Statüe Heinrichs IV. am Pont-neuf, eine Nationalkokarde, und einen Blumenſtrauß an dieſem Tage angeheftet, und die Pariſer behaupteten, daß dem guten Könige die Freude und Zufriedenheit darüber aus den Augen ſtralten: allein die Ariſtokraten machten die

Bemerkung, daß er dem Föderationsfeld den Rücken zu kehre, und auf den Weg nach Me[illegible]ige.

Auf dem Platz, wo ſonſt die Baſtille ſtand, war ein künſtliches Bosket angelegt, das die Geſtalt der acht Thürme dieſes ehemaligen Gefängniſſes hatte. Eine Maye, von ungeheurer Höhe, ragte aus der Mitte empor, und auf ihrem Gipfel ſtand der Huth der Freyheit, von einem weißen tafftnen Wimpel umflattert, auf welchem die Worte ſtanden: „Hier wird getanzt!“ Das Bosket war erleuchtet, und in einem Winkel thürmte ſich ein kleiner Hügel, von den Trümmern, zerbrochnen Gittern, und Ketten der zerſtörten Burg, auf, worunter ſich das berühmte Basrelief der gefeſſelten Sklaven auszeichnete, das vor dieſem die große Uhr im Hofe der Baſtille zierte. **Latûde**, **Linguet**, **Bret**, **Marmontel**, **Dúvent**, und noch zwanzig andere, die vor Zeiten in der Baſtille gefangen geſeſſen hatten, faßten ſich bey der Hand, und tanzten im Kreyſe, auf dem Schutt ihrer alten Kerker. Das Feſt, das in den *) elyſäiſchen Feldern gegeben wurde, war eines der glänzendſten und patriotiſcheſten. Denn als man die ganze Nacht im Rauſch der Freyheit zugebracht hatte, machten die Frauenzimmer mit der Morgendämmerung die Motion, das jedes Paar auf der Stelle an Vermehrung der Patrioten arbeiten ſollte. Die Motion ging einſtimmig durch, und es iſt kein Zweifel, daß nach neun Monaten die Freyheit 10000 Vertheidiger mehr zählen wird. Eine Nonne von **St. Cyr**, die Kraft des Decrets der Nationalverſammlung, ihrem Kloſtergelübde entſagt hatte, fand ſich auch auf dieſen ländlichen Ball, in einer ſehr weltlichen Kleidung, mit zwey Officieren am Arm,

---

*) Eine Promenade mit Alleen, Buſchwerk, Wieſen ꝛc. ohnweit den Thuillerien.

und in Begleitung eines Detaſchements der Nationalmiliz ein.

Damit die gefälligen Nymphen des Palais-royal, die Deputirten der fremden Nationalgarden, nicht im Preiſe übernehmen möchten, ſo wurde öffentlich im Palais-royal eine Sitzung von Amateurs & connoiſſeurs de filles gehalten. Der Präſident hatte eine Klingel, wie der Präſident der Nationalverſammlung. Man gieng alle Freudenmädchen namentlich, nach ihren moraliſchen und phyſiſchen Eigenſchaften, durch, und beſtimmte ihre Preiſe, von einem halben bis zu vier Laubthalern. Alle Mitglieder dieſes merkwürdigen Gerichts, das in den Freyheitsannalen, einen Platz verdient, ſaßen, und wurden von einer großen Menge Gaffer und Lacher umringt.

VI.

Naturgeſchichte.

Von den medicinaliſchen Eigenſchaften des Weidenbaums.

Dieſer vielleicht zu ſehr verachtete Baum, welcher ſo gern am Waſſer und in feuchten Orten wächſt, iſt allen Leuten bekannt; allein vielleicht kennt man ſeine Tugenden nicht genug, da man noch in ausländiſchen Gewächſen Eigenſchaften ſucht, die man in demſelben in eben ſo reichem Maaße finden würde, und die überdieß den Vorzug hätten, daß ſie nicht durch Vermiſchung heterogener Materien geſchwächt wären, welche habſüchtige und nur zu oft mörderiſche Kaufleute den ausländiſchen Gewächſen beymiſchen, um ſo viel als möglich ihren unerſättlichen Geiz zu befriedigen.

Es iſt, als wenn die wohlthätige Natur, indem ſie zuließ, daß manche Gegenden mit endemiſchen Krankheiten heimgeſucht würden, auch zugleich das beſte Gegenmittel unter den Füßen der Bewohner dieſer Gegenden habe hervorbringen wollen. Jedermann weiß z. B., daß das Fieber in ſumpfigten Gegenden am meiſten wüthet, man weiß auch, daß der Weidenbaum am liebſten in Sümpfen wächſt. Wäre etwan dieſer Baum ein Mittel wider das Fieber? Ohne Zweifel; Erfahrung hat dieſe Wahrheit beſtätigt. Schon ſeit mehreren Jahren hatte man einige Verſuche mit der Rinde des Weidenbaums, bey den Wechſelfiebern mit ziemlich gutem Erfolge gemacht, allein dieſer Erfolg hatte jenen Grad der Unverwerflichkeit noch nicht erreicht, welcher erfordert wird, um eine Arzeney mit Zuverläſſigkeit verſchreiben zu können, und die Ehre dieſen Verſuchen das Siegel der Glaubwürdigkeit aufzudrücken, war den Herrn **Coſte** gewöhnlichen Arzt der königlichen militäriſchen Krankenhäuſer, und **Willement** Apotheker und Demonſtrator der Chemie zu **Nancy**, aufbehalten. Dieſe beyden Herren drücken ſich folgendermaaßen in einem von der Akademie zu **Lyon** im Jahre 1776 gekrönten Werke aus: „Wir haben in Wechſelfiebern, ein Quentchen klar geſtoſſene Weidenbaumsrinde alle vier Stunden in ſchwachem Kaffee verordnet. Dieſes Mittel hat ſeine Wirkung ſelten verfehlt, wenn wir unſere Patienten mit einem Brech- oder Purgiermittel vorbereitet hatten ꝛc.“ Herr **Düplanil**, Doktor der Arzneykunſt bey der Fakultät in **Montpellier**, und Ehrenmedikus des Grafen von **Artois** verſichert; daß die auf beſagte Art verordnete Weidenbaumsrinde eine ſchon bejahrte Frau, welche ſeit ſechs Monaten an einem viertägigen Fieber krank lag, und ihr ungefähr zehnjähriges Kind, welches das Fieber zu gleicher Zeit hatte, ferner ein dreytägiges Fieber bey einer ſchwangeren Frau unter ſeinen Augen kurirt habe, ſo daß letztere nicht einmal den ſiebenten Anfall erlitt. Die Kraft der Weide wider das Fieber iſt alſo beſtätigt, und dieſe Entdeckung verdient um ſo mehr unſere Aufmerkſamkeit, da ſie nicht bloß einer Menge von armen Leuten, die die Koſten für faſt immer verfälſchte und theure Gegenmittel, wie z. B. die China nicht anwenden können, ſondern auch bemittelten Landsleuten nützlich ſeyn kann, welche froh ſeyn werden unter ihren Händen ein ſicheres Mittel wider eine Krankheit zu finden, die leider nur zu häufig iſt.

Eben dieſe Rinde beſitzt noch andere Eigenſchaften, die nicht minder merkwürdig und zuverläſſig ſind, als die vorhergehende. Die Verfaſſer der Eſſais de matière médicale indigéne wandten, wie ſie ſagen, dieſelbe ſogar bey einem anhaltenden Durchlauf mit glücklichem Erfolge an, und heilten unter andern ein ſonſt kränkliches junges Mädchen von einem Durchlauf, der zwey Monate gedauert hatte, indem ſie ſie acht Tage lang Morgens und Abends zwölf Grane von dem wäſſrigen Extrakt dieſer Rinde nehmen ließen, worauf ſie eine Schaale Waſſer, das ſiedend über eine kleine Quantität dieſer Rinde gegoſſen, und mit Zucker verſüßt worden war, trinken mußte.

Lorenz Montin ſagt in einer Abhandlung über die Arzeneykunſt der Lappländer, daß ſie die Schmerzen der Kolik zu vertreiben pflegten, indem ſie zu verſchiedenenmalen zwey Pfunde (Nöſel) eines mit Weidenbaumsrinde abgekochten Waſſers nähmen; und **Georg Heinrich Walſch** erwähnt in ſeinem mediciniſchen Allerley des Extrakts der mittleren Rinde des Weidenbaums, als eines guten Mittels wider Lungengeſchwüre.

Die Weide kann alſo in vielen Fällen die Stelle der China und anderer ausländiſchen Pflanzen vertreten, und es iſt ohne Zweifel eine Wohlthat des Schöpfers, daß er uns, weil wir weit von China und Indien entfernet wohnen, deshalb nicht Mangel an den nöthigen Erhaltungsmitteln unſerer Geſundheit hat leiden laſſen wollen.

Alle Arten von Weiden ſcheinen beynahe die nemlichen Eigenſchaften zu beſitzen, da man aber dergleichen Verſuche bisher nur mit der gemeinen weißen (Salix alba, Linn.), der Brechweide (Salix fragilis), und mit der dreyblättrigen Weide (Salix triandria), angeſtellt hat, ſo iſt es ſicherer, ſich bloß an dieſen zu halten.

VII.

Roman.

Nachricht von einem alten deutſchen Roman.

Die drey ärgſten Ertznarren in der gantzen Welt. Aus vielen närriſchen Begebenheiten hervorgeſucht, und allen Intereſſenten zu beſſerem Nachſinnen übergeben durch Catharinum Civilem. Im Jahr 1672. 455 Seiten in 12.

Der Verfaſſer des Buchs hat ſich nicht genannt, nur ſcheint er noch außerdem den politiſchen Quackſalber, den politiſchen Näſcher und die närriſche Welt geſchrieben zu haben. Hierdurch hoffe ich, werden ihn die Litteratoren, wenn ſie wollen, leicht auffinden können. In der Vorrede ſagt er, „man ſolle nicht glauben, als ſey ein neuer Simpliciſſimus oder ſonſt ein lederner Saalbader wieder aufgeſtanden, wenn man das närriſche Exterieur des Buchs betrachtet. Was dahinter verſteckt iſt, möchte ich denenſelben in das Herze wünſchen, die es bedürfen. Vielmehr wolle er per piam fraudem die Tugend der kützlichen und neubegierigen Welt auf eine ſolche Art beybringen, darum wünſche ich nichts mehr, die Welt wolle ſich allhier betrügen laſſen.“ Was ſie aber wohl ſchwerlich gewillet geweſen ſeyn mag, da dies Buch wahrſcheinlich nur einmal aufgelegt iſt. Der Verfaſſer verſpricht, wie unſre heutigen Originalromanſchriftſteller, in der Vorrede gar viel, wovon er im Buche nichts hält. Seine Moral ſoll ſtachlicht und ſatyriſch vorgetragen ſeyn, geht aber mit der Moral des geiſtlichen Bußwaders gleichen Schritt. Nur daß der letztere wenigſtens keine Satyre verſpricht, und daher unſerm Verfaſſer vorzuziehn iſt. Sein Gelanor ſoll klug ſeyn, iſt aber ein ſteifer Pedant, der wie ein Buch ſpricht, nicht ſelten Kinderſtreiche macht, und die Moral bey den Haaren herbeyzieht, wo Thatſachen ſchon allein belehren könnten. Ein Fehler der ſich übrigens auch in Grandiſons Romanen findet, und dieſe zu ſo voluminöſen Bänden ausdehnt. Sein Florindo wäre nebſt dem Eurylas erträglich geſchildert, wenn mit Fleiß nicht zu Zeiten der Verfaſſer dieſe Charaktere verzeichnet hätte, damit Gelanor moraliſiren könnte. Sein myſanthropiſch ſeynſollender Siegmund iſt ganz verfehlt. Seine andern Charaktere ſind oft gut angelegt, doch ſelten ganz ausgeführt. Doch zur Sache.

Nachdem der Verfaſſer, ein Buch, Klunkermutz genannt, als ein Werk, deſſen Verfaſſer tauſend Mühlſtein an ſeinen Hals gewünſcht hat, weil ſeine frechen Schilderungen ſo viele junge unſchuldige Gemüther geärgert hätten, die er dadurch beſſern wollen, wofür denn „Gott die lichtſcheue Fledermaus zur Erkenntniß bringen möge, damit ihm die verdammten Bogen nicht dereinſt auf der Seele verbrennen, und die böſe Brunſt, ſo er bey vielen erwecket, auf ſeinem Kopf zu Pech und Schwefel werden;“ hebt er an:

Nach dem dreyßigjährigen Kriege zog ſich ein großer Herr auf ſeine Herrſchaft zurück, und bauete ſich ein köſtlich Schloß. Unglücklicherweiſe ſtarb er vor deſſen Beendigung, und legte ſeinem Lehnsfolger, mit der Bedrohung, ihn zu enterben, wo er ſeinen Willen nicht erfülle, die Pflicht auf, das Gebäude nach dem vorhandenen Riſſe aufs genaueſte einzurichten. Nach Vollendung des äußern Baus ſchritt man zu den innern Verzierungen der Gemächer über. „Und da war ein Saal bey dem die Verordnung geſchehen, **es ſollten in den drey Feldern der Thür gegen über die drey ärgſten Narren auf der Welt abgemahlt werden.**“ Dieſer Befehl dünkte den Lehnsfolger anfangs ein delphiſches Orakel, bis die Mitagenten ausfanden, er ſey gegeben, um ihn die Welt auf Reiſen in fremden Ländern kennen zu lehren. Deswegen mußte der junge **Florindo** als Stammerbe, in Begleitung ſeines Hofmeiſters **Gelanor**, eines Verwalters **Eurylas**, eines Mahlers, um die Narrengeſichter gleich abzumahlen und mehrerer Bedienten die Reiſe antreten. Obgleich es ihm ſauer wurde ſein Liebchen zu verlaſſen, die **Solvia** hieß, ſo lernte er doch, um nicht ſo große Beſitzungen zu verlieren, aus der Noth eine Tugend machen.

Etliche 50 Meilen von ihrer Heimath trafen ſie einen Wirth an, der ihnen wegen ſeines Betragens ſehr gefiel, und den ſie deswegen um ſeine Begleitung in ein warmes Bad erſuchten, was er ihnen gerühmt hatte. Er verſprach

ſprach es auch, aber eine Gardinenpredigt ſeiner Frau, wobey auch einige Ohrfeigen für ihn abfielen, und der unſre Reiſenden unbemerkt beywohnten, machte, daß er ſeinen Entſchluß änderte.

Im warmen Bade trafen ſie einen Cavalier an, den gleichfalls ſeine Frau, aber unbemerkter, beherrſchte, und auf dem Wege dahin einen Galanteriehändler, der ſeine Frau ſchlug, weil ſie nach verkauften Spitzen nicht hatte nachſagen wollen: „Gottlob, daß die Spitzen verkauft ſind!“ Weil ſie im Bade Händel bekamen, eilten ſie in eine nahe Stadt, wohin ihnen ihr Badewirth, ein Prieſter, einen argliſtigen Uriasbrief an einen Gelehrten mitgegeben hatte, der wohl Büchertitel, aber nicht die Wiſſenſchaften ſelbſt, welche die Bücher abhandelten, kannte. Im Wirthshauſe ſtieß ihnen ein Projektmacher auf, den Florindo mißhandelte, und darüber, wie immer, eine langweilige Moral à la Gelanor verſchlucken mußte. Des Mahlers Neugierde beſtrafte Eurylas und Gelanor laß dem Florindo eine Lektion über einen vorbeygehenden Petitmaitre.

Die Nacht logirten im Wirthshauſe drey Leute, wovon der eine durch Herumreiſen mit fremden Geſandten, der andre im Kriege und der dritte durch Ausſchweifungen ſein Geld verthan hatte, und die alle jetzt ihre Narrheit bejammerten. Blumennarren, Narren durch Wünſche und verliebte Narren lernten ſie heute auch kennen. Die leztern durch Liebesbriefe, die ihnen der Zufall in die Hände ſpielte, und von denen ich einen mittheilen will.

„Schönſte Gebieterin.

Glückſelig iſt der Tag, welcher durch das gluthbeflammte Carfunkelrad der hellen Sonnen, mich mit tauſend ſüßen Strahlen begoſſen hat, als ich in dem tiefen Meer meiner Unwürdigkeit, die köſtliche Perle ihrer Tugend in der Muſchel ihrer Bekanntſchaft geſunden habe, dazumal lernte ich der Hoffart einigen Dienſt erweiſen, indem ich die ſchöne Himmelsfackel mit Verachtung anſah, gleich als wäre ſie nicht würdig, bey dem hellblinkenden Luſtfeuer ihrer liebreihenden Augen gleichſcheinend ſich einzuſtellen. Die Venus hat ihr vorlängſt den güldenen Apſel geſchickt, und durch ihr eignes Bekänntniß den Ruhm der Schönheit auf ſie gelegt. Juno eifert nun minder mit ihrem Jupiter, als möchte er ſich aufs neue in etwas anders verwandeln und ihrer theilhaftig werden. Diana will nicht mehr nackend baden, weil ſie weiß, daß ſie das Lob ihres ſchneeweiſſen Leibes verloren hat. Apollo wünſchet ſie unter den Muſen zu haben, wenn das Verhängniß nicht den Schluß gemacht hätte, daß ſie ſollte lieben und geliebt werden. Inzwiſchen freuen ſich die Gratien, daß in ihrer angenehmen Perſon alle Lieblichkeit gleichſam als in einem Mittelpunkt zuſammenläuft. Minerva ſchämet ſich, daß ſie in tugendhaften Trefflichkeiten nicht mehr die vortrefflichſte. Ach wehrteſte Schöne, ſie vergebe meinem Kiel, daß er die Feuchtigkeit meines Schnabels an ihrem Ruhm wetzen will.“

Noch eine Probe folgt von einem Mann, der als Erzpuriſt alles deutſch ſchreiben will.

„Hoochgeneugter und Follkommen liebender Freunzd.

Daß ſeine ſich- ſo plötzlich fergnügenwollende Jungend, in das lüſtrende und augenreizzende Lachchen der holdreucheſten Fenus angefeſſelt worden, haabe ich wohl fernommen, laaſe auch den Preußwürdigſten Einladungsbrieff deswägen in dem Tageleuchter liegen, damit ich das Ahndänkken der fohrſtehenden Luſtbarkeit nicht aus den Lichtern meines Hauptes ferlihren möhge. Die Fakkel des Himmels wird nicht fihlmahl umm den Tihrkreuß luſtwandeln fahren, ſo wird die gänzzelich-herfor-geſwollen-ſeynde

Süſſigkeit der freundlichſten Libinne, ſein gantzes Läben erkwikkend beſeeligen. Und da müſte Zizero ſälbſt ferſtummen, ja dem Firgilius und Horazius-ingleichen dem Ofidius würde es an gleichmäßigen Glükkwünſchungswohrten fermangelbahren. Bei ſo angelaaſſenen Sachchen, ſollte ich ſchweugen, um meine in der Heldenſprachchmäßiger Wohlſäzzenheit gahr wönig ausgekünſtelt habende, und nicht allzu woortſälig erſcheunende Schreibrichtigkeit. Oder daß ich bäſſer vernünfteln, um meine ſich unwiſſend erkännende Gemüths-Gebrächchen nicht zu' ferblößen. Entzwiſchen iſt die Ohngeduld meiner begirig aufſteugenden Härzzens-Neugungen ſo groß, daß ich den Mangel daran gen Himmel der Ewigkeit zu ſchreiben, würdig-ſeienden Woorte, mit gegenwärtiger Geringfügigkeit zu erſäzzen beſchloſſen habende, mein Ohnvermögen entſchuldigt zu haben bittend, und in forliebnähmender Gunſt-Geſſenenſchafft aufgenommen zu werden hoffend, mich in ſtäter unwandelbar blühender Dienſtfärtigkeit wünſche zu nännen,

Meines Härtzhensgebitters
dinſtſamen und auffwartbaren
Knächt N. N.

Gegäben mit flüchtiger
Fäder den 10. des Roſenmonds
im 1656. H. Jahre.

Ganz unten ſtand: Kriſtoff Ziriaks Fogelbauer Cey-Königlicher beſtättigter und Freyheitsferbrieffter offener Schreiber.“

Auch ſahn unſre Reiſende Eltern, durch Informatoren betrogen, die auf die ohne Sinn und Verſtand zuſammengeraften gelehrten Floskeln ihrer angeblich frühklugen Kinder trotzten. Sahn Männer, die man für gelehrt hielt, weil ſie andre tadelten; Erzieher, die ohne Geſchicklichkeit, und wie ſie vorgeben, aus Menſchen-, eigentlich aber, aus Geldsliebe, Eltern um ihre Kinder betrogen, und ſie ihnen nach einigen Jahren als unbrauchbar gewordne Menſchen zurückgeben. Sie ſahn, daß man Monopolia in Wiſſenſchaften durch Grobheiten ertrotzte, ohne die Wiſſenſchaft ſelbſt zu verſtehn. Kabale entdeckte ſich ihnen allenthalben, und zwar da am erſten, wo die Menſchen von außen mit Herzensgüte prahlten. Sie ſahn, wie ſich Unwiſſenheit hinter dicktatoriſche Machtſprüche und hinter mikrologiſches Studium barg. Gewöhnlich wohnte Dummheit mit dem Stolz und der Luſt zum Deſpotismus unter einem Dache, und nicht ſelten fand ſich auch die Feigheit zu dieſen Bewohnern kleiner, heimtückiſcher Seelen, die von andern alles beſorgen, weil ſie im Stande ſind ihnen auf alle Art zu ſchaden, die den Offenherzigen und Biedern für Ihresgleichen halten, weil ſie nie gewohnt waren, ohne Maske zu handeln. Doch wozu dies alles hier von neuem zu ſagen, es iſt ja weltbekannt, die Kinder wiſſen es ſobald ſie reden können, oder ahnden es wenigſtens? Nun wohl, vielleicht findet ſich mancher getroffen, der hier dies nicht ſuchte, und denn! — Quiconque ſe ſent morveux ſe mouche!

Die Rede eines Marktſchreyers mag hier auch ſtehn, da ſie ſehr nach der Natur copirt iſt. „Seht ihr Herren, am Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde, am letzten Tage hat er auch den Menſchen erſchaffen. Darum ſchreibe alle Gelehrte davon, daß des Menſche Schmalz alle andere Schmälze übertrift, wie das Gold das Kupfer. Wenn ich mein Salb mach, ſo nimm ich erſtlich dazu Menſche Schmalz, darnach nimm ich Wachs, Wachs ſag ich iſt in einer Apotheke vonnöthen, denn in einer Apotheke ſind vier Säul, ohne welche vier Säul keine Apotheke, über Jahr ganz bleiben kann, und wenn ſie des Römiſchen Kaſers Apotheke wär, die erſte Säule iſt Wachs, die andre Honig, die dritte Zucker, und die vierte waß i nit. Weiter nimm ich dazu das Johannisoel, das fleußt im Lande Thucia aus die harte Steinfelſe, aus die wunderbare Schickung Gottes. Mehr brauch ich das Óleum Poppolium, Schmalz von einer wilden Katze, die ſchläft auf dem Schweitzer-Gebürge von Sankt Gallen bis Sankt Görgen Tag, und wird im Schlafe ſo faiſte, daß wer es nicht geſehn hat, meinen ſollte, es wär erlogen. Summirum Summarum ich nimm dazu die Kräuter Herba, die wachſen in dem Land Regio, auf dem Berge Mons, an dem Waſſer Aqua, in dem Mohnat Menſis genannt, daraus wird meine Salb, und i will kein ehrlicher Mann ſeyn, wo jemand im Römiſchen Reiche ſolch Salb hat. Kommt her ihr Herrn, käfft in der Zeit, ſo habt ihr in der Noth.“

Bey einem Stydenten ſahn ſie ſeltene Bücher, wovon ich nur von einigen die Titel herſetzen will.

1) Philologiſche Unterſuchung der Frage: Ob Bileams Eſel Hebräiſch ſprach?

2) Sollte Abel würklich vor ſeinem Tode mit ſeinen Eltern geſprochen haben?

3) Sollte man nicht Gotthelf rufen, wenn ꝛc. ꝛc.

4) Kann durch eine abſolute Potenz der Fuchs eine Gans ſeyn?

5) Iſt zwiſchen einem hungrigen Dröſcher und einem Stück Brod eine Antipathie, wie zwiſchen Wolf und Schaaf?

Trotz den Bitten der Silvia durchreiſten ſie Frankreich, Spanien, Italien, England und Deutſchland. Als ſie nach Hauſe kamen mahlten ſie folgende Dinge in die drey Felder. – Oben über ſchrieben ſie: „Nimm die Laterne weg Diogen, Menſchen durchdringen die Menſchen nicht.“ Im erſten Felde, einen Mann in einer Bibliothek, vor ihm ein weißes Buch, mit der Unterſchrift: „Vergeblich ſuchſt du Weisheit in Büchern, dein Herz bleibt dabey leer." Im zweyten Felde eine Trophäe, neben ihr der Todesengel, darunter: „Du haſchteſt nach Ruhm und erhielteſt das Grab." Im dritten Felde ein ſchwindſüchtiger Jüngling neben der Flaſche und einer bald ausgelaufnen Sanduhr, darunter: „Deine Freuden verflogen, dein Loos iſt frühe Vernichtung." Zuletzt ſtand ganz unten: „weiſer Genuß des Lebens iſt höchſtes Glück des Menſchen."

F. Meyer.

VIII.

Miſcellaneen.

1.

Baron von Cloots; Wortführer aller europäiſchen Nationen. *)

Am 19ten Junius, in der Abendſeſſion der Nationalverſammlung zu Paris, wurden alle Mitglieder, welche nicht um das Geheimniß wußten, nicht wenig in Verwunderung geſetzt, als ſie Engländer, Holländer, Ruſſen, Polen,

---

*) Aus dem Mercure de France, in No. 26 des Jahrgangs 1790.

Polen, Preußen, Sachſen, Oeſterreicher, Italiener, *) Schweizer, Schweden, Spanier und Brabanter, Sicilianer, Lütticher und Avignoner, Genfer und Indianer, Araber und Chaldeer, Hindus und Türken, Tripolitaner und Mauren, Sardinier und Graubündner ꝛc. feyerlichſt introduciren ſahn. Dieſer Congreß kündigte ſich ſelbſt als den Bevollmächtigten der Fremdlinge aller europäiſchen Nationen an, die zu Paris wohnhaft wären, oder ſich als Reiſende aufhielten. Kurz, es war eine Repräſentation der ganzen Welt. Auch ſprach ſie im Namen der ganzen Welt, durch den Mund des H. von **Cloots**, aus dem Herzogthum Kleve. **) Dieſe Rede verdient aufbewahrt zu werden, denn ſie hat ihres Gleichen weder in der Geſchichte der Völker, noch in der Geſchichte der Wohlredenheit.

Meine Herrn!

Das Ehrfurcht erweckende Bündel aller Fahnen des franzöſiſchen Reichs, die am 14. Julius auf dem Martis-Felde auf eben der Stelle wehen ſollen, wo Julian alle Vorurtheile mit Füßen trat, und Karl der Große ſich mit allen Tugenden umringte; dieſe Bürgerfeyerlichkeit wird nicht das Feſt der Franzoſen allein, ſondern auch das Feſt des Menſchengeſchlechts ſeyn. Die Poſaune, welche die Auferſtehung eines großen Volks verkündigte, iſt bis an die vier Ecken der Welt erſchollen, und die Freudengeſänge eines Chors von 25,000,000 Menſchen hatten die Völker aufgeweckt, die in einer langen Knechtſchaft ſchlummerten.

---

*) Die Schweizer-Kantone proteſtirten in der Folge förmlich gegen dieſe unbevollmächtigte Repräſentanten der helvetiſchen biedern Eydgenoſſenſchaft.

**) Er nennt ſich auf ſeinen Viſitenkarten: M. de Cloots, de Val de Grace, (weil er in Weſtphalen ein Gütchen beſitzt, das Gnadenthal heißt) Ambaſſadeur du genre humain, Baron Pruſſien.

Die Weisheit Ihrer Schlüſſe, meine Herrn, die Eintracht der Kinder Frankreichs, dieſes entzückende Bild quält die Deſpoten mit bittern Sorgen, und gewährt den unterjochten Nationen gerechte Hoffnungen.

Auch uns iſt ein großer Gedanke angekommen, und dürfen wir es wagen zu ſagen? er wird die Fülle des großen Nationaltags ſeyn! Eine Anzahl Fremde aus allen Gegenden der Erde, verlangen in der Mitte des Martisfeldes ſich ſtellen zu dürfen, und der Huth der Freyheit, den ſie entzückt ſchwenken werden, ſoll das Unterpfand von der nahen Befreyung ihrer unglücklichen Mitbürger ſeyn.*) Den Triumphatoren Rom's folgten die beſiegten Völker, gefeſſelt an ihren Wagen, nach; und ſie, meine Herrn, werden durch den ehrenvollſten Kontraſt in ihrem Gefolge freye Menſchen erblicken, deren Vaterland in Feſſeln iſt, und deren Vaterland durch den Einfluß ihres unerſchütterlichen Muths und ihrer philoſophiſchen Geſetze einſt frey ſeyn wird. Unſere Wünſche und unſere Huldigungen werden die Bande ſeyn, welche uns an Ihre Triumphwagen feſſeln werden!

Nie war eine Geſandſchaft heiliger! Unſere Beglaubigungsſchreiben ſind zwar nicht auf Pergament geſchrieben, aber unſre Sendung iſt mit unauslöſchlichen Zügen in die Herzen aller Menſchen eingegraben, und dieſe Züge werden, Dank den Verfaſſern der Erklärung der Menſchenrechte! den Tyrannen nicht unverſtändlich ſeyn.

---

*) Neulich las ich in einem franzöſiſchen Pariſer-Flugblatte einen Brief eines Franzoſen, aus Frankfurt am Mayn geſchrieben. Er ſpöttelte darin über die Pracht und die Feyerlichkeiten der Kayſerwahl und Krönung, beklagte es, daß die Predigten der Propaganda ſo wenig Eindruck bey den Deutſchen fänden, und ſchloß damit: wir wären noch nicht reif genug. — Gebe doch der Himmel, daß wir immer ſo unreif blieben!

Meine Herrn, Sie haben auf das bündigſte anerkannt, daß die Souverainetät nur bey dem Volke iſt; aber das Volk ſchmachtet überall unter dem Joche von Dictatoren, die ſich, troz Ihres Grundſatzes, Souveraine nennen. Man kann die Dictatur gewaltſam an ſich reißen, aber die Souverainetät bleibt unverletzt, und *) „die Geſandten der „Tyrannen können nicht Ihr erlauchtes Feſt ſo ehren, wie „die meiſten von uns, deren Sendung ſtillſchweigend von „unſern Landsleuten, den unterdrückten Souverainen anerkannt wird.“

Welch' eine Lehre für die Despoten, welch' ein Troſt für die unglücklichen Völker, wenn wir ihnen melden werden, daß die erſte Nation Europa's, als ſie ihre Panniere verſammelte, uns das Signal von dem Glücke Frankreichs und zweyer Welten gab!

Meine Herren, wir erwarten in einem ehrerbietigen Stillſchweigen das Reſultat ihrer Berathſchlagungen, über die Bitte, welche uns der Enthuſiasmus für die allgemeine Freyheit eingab.

Hier ſchloß Herr von **Cloots** ſeine Rede, worin er, wie wir geleſen haben, ſeine Beglaubigungsſchreiben im Namen der Völker überreichte, und die Kreditive aller Geſandten zerriß, die nun zu Paris nichts weiter, als die Emiſſarien der Tyrannen vorſtellen, ſo daß das diplomatiſche Korps der europäiſchen Mächte in Frankreich, jetzt lediglich in Herrn von **Cloots** und dem Ausſchuß derer Fremden beſteht, welche ſich zu Paris befinden.

---

*) Der Herausgeber des Mercure de France hat dieſe und die folgenden Zeilen mit andrer Schrift drucken laſſen.

Der Präſident der Nationalverſammlung, welcher an dieſem Tage der Herr von **Menou** (ein erklärter Demagog) war, beantwortete dieſe Anrede ſehr verbindlich: „Kehren „Sie, meine Herrn, nach dieſem erhabenen Feſte, in „Ihr Land zurück,*) und ſagen Sie Ihren Staatsver„weſern, Ihren Häuptern, daß Sie, wenn Ihr Herz „begierig iſt, ein großes Beyſpiel nachzuahmen, Ludwig „XVI. den Wiederherſteller der Freyheit nachahmen ſollen!“

Auch darf nicht vergeſſen werden, daß ein **Aſiate** noch ein beſonderes Kompliment, halb in franzöſiſcher, halb in **arabiſcher Sprache** ablegte, ſo, daß er nur von den Gelehrten verſtanden werden konnte.**)

2.

Vereitelung der aufwiegleriſchen Verſuche in der Schweiz.

Zu Paris befindet ſich ein ſogenannter Club des Suiſſes Patriotes, der unter dem 26. Auguſt 1790, eine Broſchüre von 18 Seiten drucken und in der Schweiz austheilen ließ, welche

---

*) Manchem möchte es ſehr übel bekommen, wenn er ſich in ſeinem Vaterlande für einen Theilhaber an dieſer Ambaſſade **im Namen der unterdrückten Souveraine** zu erkennen gäbe.

) Dieſer **Aſiate, oder doch derjenige, welcher den **Türken** machte, büßte auf eine ſehr traurige Weiſe ſeine Bezahlung ein. Man hatte ihn für zwey Landthaler zur Türkenrolle gemiethet, aber als er von Herrn **Barnave** ſeine Bezahlung verlangte, ließ ihn dieſer ſehr hart an, und er bekam keinen **Sols**. Dieſes Poſſenſpiel iſt den meiſten Mitgliedern noch in ſo friſchem Andenken, daß, als neulich **lütticher Deputirte** vorgelaſſen wurden, die ganze rechte Seite ihr Beglaubigungsſchreiben erſt zu ſehn verlangte, um nicht wieder, wie damals, geäfft zu werden.

welche an die Gemeinen der Städte, Flecken und Dörfer der Eydgenoſſenſchaft und der zugewandten Oerter gerichtet war, und worin Aufruhr, Anarchie und alle Grundſätze des neuen Freyheitsſchwindels gepredigt wurden. Sie iſt von einem Herrn **Chaperon** als Präſidenten, und denen H. H. **Conus** und **Gremion**, als Sekretairen, unterſchrieben. Allein die Wachſamkeit der Regierungen der Kantone, und die Treue der biedern Helvetier, die das Glück ihres Wohlſtandes unter ihrer vortrefflichen und **wirklich freyen** Staatsverfaſſung fühlen, hat alle dieſe Verſuche vereitelt. Einige Bauern in Niederwallis, die ſich zuſammengerottet hatten, wurden durch das nachdrückliche Verfahren des Kantons **Bern**, der als Nachbar und Bundsgenoſſe einige 1000 Mann Militz anrücken ließ, bald wieder zur Ruhe verwieſen; und in den Kerkern von **Chillon**, einem Schloſſe im Genfer-See, berühmt durch **Rouſſeau's** Heloiſe, verwahrt man einen gewiſſen **Perigny**, einen Verwandten des **Lameth**, der die unter dem Namen **Karl**, und der Maske eines Holzhändlers, in Vevay, ähnliche Unruhen anzetteln wollte, wie er bereits in **Niederwallis** angezettelt hatte. Man nahm ihn aber beym Kopf, und fand unter ſeinen Papieren Inſtruktionen von **Mirabeau** und **Lameth**.

Dieſe Einleitung mußte vorausgeſchickt werden, um den Leſern die beyden nachfolgenden Aufſätze zu erklären.

Verordnung des Berner Kantons.

Wir Schultheiß, kleiner und großer Rath der Stadt und Republik Bern u. ſ. w.

Wir haben aus ſicheren Nachrichten erfahren, daß Schweizer, welche ſich in Paris oder in der daſigen Gegend aufhalten, in dieſer Hauptſtadt eine Geſellſchaft errichtet haben, die den Namen **patriotiſche Schweizer** führt, und häufige Verſammlungen hält, worin ſie öffentlich und auf die ſtraffälligſte Weiſe gegen das Wohl unſrer Länder Anſchläge ſchmiedet, Empörungen und alle daraus entſtehende Uebel zu ſtiften ſucht; und um dieſen ihren ſtrafbaren Zweck zu erreichen, bemüht iſt, in unſern Staaten eine Menge Schriften auszuſtreuen, die alle dahin abzielen, die öffentliche Ordnung und Ruhe zu ſtören; ferner ſich zu Paris und bey den Schweizerregimentern die Qualität der Repräſentanten der Eydgenoſſenſchaft anzumaßen erfrecht haben, und bey den Soldaten gedachter Regimenter ſich für bevollmächtigt ausgiebet, ihnen in allen Vorfallenheiten mit erfoderlicher Hülfe beyzuſpringen.

Ein ſolches frevelhaftes Beginnen muß nothwendig unſern lebhafteſten Unwillen erregen, und die väterliche Vorſorge, die uns für unſre liebe und getreue Unterthanen beſeelt, macht es uns zur Pflicht, ſie vor allem zu warnen, was ihr Glück und ihre Ruhe untergraben könnte.

In dieſem Betracht machen wir durch gegenwärtiges öffentlich bekannt, daß wir das Bemühen dieſer angeblichen patriotiſchen Schweizer, in ihrem Vaterlande Zwietracht, Aufruhr, und alle die Greuel zu erregen, welche die gewöhnlichen Folgen davon ſind, ſo wie alle ihre abſichtlich gethane Schritte und Verſuche, für **Hochverrath** anſehn, und auf eine der Größe des Verbrechens angemeſſene Art alle unſrer Gerichtsbarkeit unterworfene Perſonen ſtrafen werden, die überführt ſind, Theil an den Uebelthaten dieſer Geſellſchaft genommen zu haben.

Dieſes ſoll öffentlich angeſchlagen werden, damit es zu aller und jedes Wiſſenſchaft gelange.

Gegeben in der Verſammlung des großen Raths, den 15. September 1790.

Einige Stellen aus den (zum Gegengift gegen die Schriften der Aufwiegler) in der Schweiz ausgetheilten Reflexions d'un démocrate de l'Helvétie ſur la France, von einem Schweizer.

Man beträgt ſich in Frankreich in der Meinung, welche die Schweizer hegen, und in dem Antheil, den ſie an der franzöſiſchen Revolution nehmen.

Es iſt möglich, daß es in der Schweiz, wie überall, Perſonen giebt, welche an dem Beſtand der neuen Ordnung der Dinge zweifeln, oder daß andre das alte Syſtem ungern vermiſſen, weil es ihren perſönlichen Abſichten zuträglich war, oder daß einige aus einem Gefühl von Gewohnheit, mit den wahren oder vorgeblichen Widerwärtigkeiten des liebenswürdigen Königs Mitleiden haben, dem Frankreich ſelbſt ſeine erlittenen Plagen nicht Schuld giebt, und der ohne Zweifel nichts von den Unannehmlichkeiten wußte, die man zuweilen ſeinen Bundsgenoſſen in ſeinem Namen anthun ließ. Aber die Völker des glücklichen und ruhigen Helvetiens haben nur Einen Wunſch, und dieſer heiße und einhellige Wunſch betrifft das Wohl von Frankreich, und die Wiederherſtellung ſeiner Geſetze, ſeiner Künſte und ſeines innern Friedens. Unſere Herzen geben euch Herkules Keule und Themis Wage. Dies iſt der öffentliche, der einzige Wunſch meines Vaterlandes. Er wird mich nicht Lügen ſtrafen, und das weiſe, gemäßigte und liebreiche Betragen unſrer Truppen bey den heftigen Erſchütterungen bezeuget es. Wahr iſt's, wir verabſcheuen die Ariſtokraten nicht. Dieſes Wort, das wir nur ſeit Kurzem erſt kennen, entſetzt uns nicht. Bey uns, Franzoſen! Bey uns würdet ihr ſie in inniger und brüderlicher Eintracht ſich mit den eifrigſten Demokraten umarmen ſehn, und ſchon dieſer Anblick würde euch über unſre Geſinnungen beruhigen müſſen. Wenn ſeit den Zeiten des Patrioten **von der Flüe** (1481) uns ja etwas zu entzweyen im Stande war, ſo iſt es gewiß nicht die Form unſrer Regierungen, denn wir ſind überzeugt, daß jede Regierungsform gut iſt, ſobald alle Bürger den Geſetzen unterworfen ſind, und alle die Bürden des Staats tragen; wir würden alſo dieſe Veranlaſſung zur Zwietracht wenigſtens eben ſo unſinnig finden, als ihr den Zwieſpalt um Religionsmeynungen. Wir lieben unſre Geſetze, wir lieben ſie enthuſiaſtiſch und von Herzensgrund, weil wir ihre Weisheit erprobt haben, weil wir in der heitern Ruhe des Privat- und öffentlichen Lebens ihren glücklichen Einfluß auf unſern Wohlſtand und unſre Glückſeligkeit fühlen. Aber wir rufen ſie nicht von den Dächern aus; unſer Enthuſiasmus entſpringt nicht aus einer überſpannten Einbildungskraft, die das Glück nur in der Ferne ſieht; es macht uns nicht zu Verfolgern. Wir ſind überzeugt, daß alle Völker eine Conſtitution, Geſetze, und ſonderlich eine executive Macht haben müſſen, die ehrwürdig durch ihr Anſehn, und geehrt wegen ihrer Unterwerfung unter die angenommenen Geſetze iſt. Aber wir ſind weit von der beleidigenden und lächerlichen Narrheit entfernt, zu behaupten, daß es gerade unſre Geſetze, unſre Conſtitution ſeyn müſſen, um die Welt auf den Gipfel der Glückſeligkeit zu bringen.

Warum, Franzoſen, warum ſeyd ihr noch ſo weit von dieſer glücklichen Ruhe entfernt, die euch gleiche Denkungsart einflößen würde? Warum ſchleichen ſich viele von euren Landsleuten unter andre Völker, um ihre Grundſätze und Leidenſchaften auszukramen? Das macht, ihr gleicht ein wenig den Kindern, die zu denken anfangen. Alles was ſie ſelbſt entdecken, kommt ihnen nicht allein wahr, ſondern neu, wunderbar vor; ſie wollen es aller Welt mittheilen, und ſtaunen es an! Aber man erwartet ſie bey der Anwendung ihrer vorgeblichen groſſen Wahrheiten.

Und auch Euch wollen wir da erwarten, damit die Erfahrung zwiſchen euch und den andern freyen Völkern Europens entſcheide! Aber bis dieſe Entſcheidung kommt, warum ſendet ihr Apoſtel des Aufruhrs in unſer glückliches und friedliches Land? Wenn wir glauben, daß unſre Geſetze einer Vervollkommung bedürfen, ſo ſagen wir es freymüthig, aber ruhig; wir ſind berechtigt, ja oft aufgefodert, das zu ſagen. Sollte übrigens der Fall eintreten, ſo würden wir dem traurigen Vergnügen das Gebäude zu Grunde zu richten, das Vergnügen vorziehn, es auszubeſſern! —

3.

Beſchluß von den Skizzen einer Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt.

V.

Eilfte Epoche.

Von Klopſtock bis auf Gerſtenberg, oder von 1750 - 1760.

1) Friedr. Gottlieb Klopſtock, gebohren zu Quedlinburg 1724, däniſcher Legationsrath, badenſcher Hofrath, lebt zu Hamburg. Antheil an den bremiſchen Beyträgen und der Sammlung vermiſchter Schriften; Meſſias; fünf Geſänge, Halle 1751; zehn Geſänge, Kopenhagen 1755, Halle 1756; fünf neue Geſänge, Koppenh. 1768, Halle 1769;

die fünf letzten Koppenh. 1772, Halle 1773; drey neue Ausgaben zugleich, 1780. Ode an Gott, 1752; drey Gebete, 1753; Pſalm, 1753; Tod Adams, 1757; Geiſtliche Lieder, 1758; Margaretha Klopſtock hinterlaſſene Schriften, 1759; Salomo, 1764; Rothſchilds Gräber, 1766; Louiſens Tod, 1766; Hermanns Schlacht, 1769; Oden, 1771; David, 1772; die deutſche Gelehrtenrepublick, 1774; Antheil an den Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur, 1776; Ueber Sprache und Dichtkunſt, 1779; Hermann und die Fürſten, 1784; Hermanns Tod, 1787.

2) Karl Wilh. **Ramler**, gebohren zu Kolberg 1725, Prof. zu Berlin. Das Schachſpiel, 1754; Ueberſetzung des Batteux, 1758; Logau mit Leſſing, 1759; Geiſtliche Kantaten, 1760; Lichtwers Fabeln, 1761; Verſchiedene einzelne Oden, 1760-1766; Lieder der Deutſchen, 1766; Gedichte, 1766; Sinngedichte deutſcher Poeten, 1766; Oden, 1767; Einzelne Oden, 1768-1770; Lyriſche Gedichte, 1772; Lyriſche Blumenleſe, 1774; Cephalus und Prokris, 1777; Schlachtgeſang, 1778; Ausgabe des Wernicke, 1780; Fabelleſe, 1783; Ausgabe von Göthens Gedichten, 1785; Cyrus und Caſſandane, 1786; Geßners Idyllen, 1788; Sinngedichte nach Martial, 1788; Antheil an der Berliner Monatsſchrift.

3) Johann Jakob **Duſch**, gebohren zu Zelle 1727, Juſtizrath und Profeſſor zu Altona, ſtarb 1787. Die Wiſſenſchaften, 1752; Vermiſchte Werke, 1754; Tempel der Liebe, 1755; Drey Gedichte, 1756; Der Schooshund, 1756; Vermiſchte kritiſche Schriften, 1758; Das Dorf, 1760; Virgil vom Feldbau, 1760; Popens Werke, 1758; Oreſt und Hermione, 1762; Moraliſche Briefe, 1762; Glückſeligkeit des Tugendhaften, 1763; Der Bankerot, 1764; Werke drey Theile, 1765; Briefe zur Bildung des Geſchmacks, Th. I-VI. 1764-1774; Die Mikrologen, 1766; Die Verläugnung von Young, 1768; Belohnung guter Regenten,

genten, 1769; Die Sympathie, 1774; Geſchichte Karl Ferdiners, 1776-1780; neu unter dem Titel: Der Verlobte zweyer Bräute, 1785.

4) Gotthold Ephraim **Leſſing**, gebohren zu Kamenz 1729, Hofrath und Bibliothekar in Wolfenbüttel, ſtarb 1781. Antheil an den Ermunterungen, 1747; Die alte Jungfer, 1749; Beyträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters, 1750; Kleinigkeiten, 1751; Schriften, ſechs Bände, 1753-1755; Mylius Schriften, 1754; Vademecum für Lange, 1754; Theatraliſche Bibliothek, 1754; Richardſons Fabeln, 1759; Fabeln, 1759; Logaus Sinngedichte, 1759; Philotas, 1759; Theater des Diderot, 1760; Laokoon, 1766; Luſtſpiele, zwey Theile, 1767; Hamburgiſche Dramaturgie, 1767; Scultetus Gedichte, 1771; Vermiſchte Schriften, erſter Theil, 1771; Trauerſpiele, 1772; Nathan der Weiſe, 1779; Theatraliſcher Nachlaß, zwey Theile, 1784; Vermiſchte Schriften, zweyter und dritter Theil, 1784; Freundſchaftlicher Briefwechſel, 1789; Kollectaneen, 1790; Laokoon, neue Aufl. 1789.

5) Salomo **Geßner**, gebohren zu Zürch 1730, Rathsherr daſelbſt, ſtarb 1788. Die Nacht, 1750; Inkle und Yariko, 1754; Idyllen, 1756; Tod Abels, 1758; Daphnis, 1760; Evander, 1761; Eraſt, 1762; Schriften, vier Theile, 1762, 1782, 1778, T. II. 4to. Moraliſche Erzählungen und Idyllen von Diderot und Geßner, 1772; ed. Bronner's Fiſchergedichte, 1786.

6) Chriſtoph Martin **Wieland**, gebohren zu Biberach 1733, Hofrath zu Weimar. Anti-Ovid, 1752; Moraliſche Briefe, 1752; Natur der Dinge, 1752; Erzählungen, 1752; Briefe der Verſtorbnen, 1753; Ankündigung einer Dunciade, 1755; Erinnerungen, 1758; Sympathien, 1758; Johanna Gray, 1758; Proſaiſche Schriften, 1758; Araſpes, 1760; Klementine, 1761; Poetiſche Schriften, 1762; Shakſpears Werke, 1762; Don Sylvio, 1764; Komiſche

Erzählungen, 1766; Agathon, 1766; Muſarion, 1768; Idris, 1768; Diogenes, 1770; Beyträge zur Geſchichte des Verſtandes und Herzens, 1770; Kombabus, 1770; Grazien, 1770; Neuer Amadis, 1771; Der goldne Spiegel, 1771; Aurora, 1772; Alceſte, 1773; Wahl des Herkules, 1773; Deutſcher Merkur, 1773-1789; Der verklagte Amor, 1774; Neueſte Gedichte, 1777; Roſemunde, 1778; Oberon, 1780; Abderiten, 1781; Horazens Briefe, 1782-1790; Auserleſene Gedichte, 1784-1786; Sieben Theile kleine proſaiſche Schriften, 1786; Horazens Satiren, 1786; Lucians Werke, 1788.

7) Joh. Ludwig **Huber**, gebohren zu Großenheppach, 1723, Regierungsrath zu Stuttgard. Oden und Lieder, 1751; Verſuche mit Gott zu reden, 1775; Das Lotto, ein Nachſpiel, 1779; Vermiſchte Gedichte, 1783.

8) Eberhard Friedr. Freyherr von **Gemmingen**, gebohren zu Heilbronn 1727, Geheimderath zu Stuttgard. Lieder, Oden und Erzählungen, 1750; Briefe nebſt andern poetiſchen und proſaiſchen Stücken, 1753; Poetiſche Blicke ins Landleben, 1757; Poetiſche und proſaiſche Stücke, 1769; Gedichte in den Muſenalmanachen.

9) Abraham Gotthelf **Käſtner**, gebohren zu Leipzig 1719, Hofrath und Prof. zu Göttingen. Antheil an den Beluſtigungen; Vermiſchte Schriften, erſter Theil, 1755, zweyter Theil, 1772; Sinngedichte und Einfälle (ohne ſein Vorwiſſen gedruckt), 1781; Gedichte in den Muſenalmanachen.

10) Heinrich Chriſtian **Kretſch**, Gothaiſcher Rath, ſtarb 1781. Die Beſchäftigungen des Geiſtes und Herzens, eine periodiſche Schrift, Berlin 1755; Der Menſch, ein philoſophiſches Gedicht von Pope, Altenburg 1759.

11) Jakob Friedrich **Schmidt**, gebohren zu Blaſienzelle 1730, Diakonus zu Gotha. Gedanken über den Zuſtand der alten und neuen Dichtkunſt, 1754; Sammlung

vermiſchter Gedichte, 1758; Poetiſche Gemählde, 1759; Idyllen, 1761; Kleine poetiſche Schriften, 1761; Wiegenlieder, 1770; Horatz lateiniſch und deutſch, 1776; Sammlung einiger Kirchenlieder, 1779; Gedichte, 1786.

12) Joh. Charlotte **Unzerinn**, gebohrne Zieglerinn, gebohren zu Halle 1724, gekrönte Dichterinn, ſtarb 1782. Verſuch in Scherzgedichten, 1751; Verſuch in ſittlichen und zärtlichen Gedichten, 1754; Fortgeſetzter Verſuch, 1766.

13) Joh. Philipp Lorenz **Withof**, Doctor der Arzneikunſt, Hofrath und Profeſſor zu Duisburg, gebohren daſelbſt 1725, ſtarb 1789. Gedichte, 1751; Aufmunterungen in moraliſchen Gedichten, 1755; Die moraliſchen Ketzer, 1760; Die Redlichkeit, 1770; Akademiſche Gedichte, zwey Theile, 1782.

14) Karl Wilhelm **Müller**, geheimer Kriegsrath und Bürgermeiſter zu Leipzig, gebohren 1728. Verſuch in Gedichten, 1755; Eugenie, aus dem franzöſiſchen, 1768; Gray's Werke, 1776.

15) Chriſtian Felix **Weiße**, gebohren zu Annaberg 1726, Kreisſteuereinnehmer zu Leipzig. Voltairens Marianne, 1754; Scherzhafte Lieder, 1758; Beyträge zum deutſchen Theater, fünf Theile, 1759-1768; Moiſſy Weiberſchule, 1761; Amazonenlieder, 1760; Lieder für Kinder, 1767; Elegie auf Gellert, 1770; Walder, 1771; Komiſche Opern, 1767-1771, drey Theile; Armuth und Tugend, 1771; Kielne lyriſche Gedichte, drey Theile, 1772; Moore Fabeln, 1772; St. Lamberts Jahrszeiten und orientaliſche Fabeln, 1771; Aerndtelied, 1773; Jubelhochzeit, 1773; Hennuyer, 1773; Maſon engliſcher Garten, 1773; Albert, 1774; Der Kinderfreund, 1776-1782, 24 Bände; Trauerſpiele, 1776, vier Theile; Luſtſpiele, drey Theile, 1783; Dirigirte die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften vom fünften Bande an, und die neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften.

16) **von Ewald**, darmſtädtiſchen Hofrath, lebt in Italien. Lieder und Sinngedichte, 1755.

17) **Joh. Auguſt von Beyer**, geheimer Finanzrath zu Berlin, gebohren zu Halberſtadt 1731. Kleine Lieder, 1756; Vermiſchte Poeſien, 1756.

18) **Friedrich Nicolai**, Buchhändler zu Berlin, gebohren daſelbſt 1733. Briefe über den Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften, 1755; dirigirte die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften bis zum vierten Bande, 1757; Unterſuchung über Miltons Paradies, 1753; Kleiſts Ehrengedächtniß, 1760; gab die Briefe über die neueſte Litteratur 1761 1765 heraus; ingleichen die allgemeine deutſche Bibliothek ſeit 1765; Nothankers Leben, 1773; Freuden des jungen Werthers, 1775; Ein kleiner feiner Almanach, 1776.

19) **Johann Friedrich Löwen**, gebohren zu Klausthal 1719, Kanzelliſt zu Roſtock, ſtarb 1771. Zärtliche Lieder, 1751; Poetiſche Nebenſtunden, 1752; Gedicht auf den Tod des Herzogs von Mecklenburg; der Billewerder, 1757; die Walpurgisnacht, 1759; Poetiſche Werke, 1761; Romanzen, 1762; Krügers Werke, 1763; Schriften, vier Theile, 1764; Komödie im Tempel der Tugend, 1766; Ueber die Ackermanniſche Geſellſchaft, 1766; Schreiben eines Lichterputzers, 1766; Nachricht von der Hamburger Theatralunternehmung, 1767; Die neue Agneſe, 1767; Mahomet und die Scythen, 1768; Romanzen, 1769, 1771; Geiſtliche Lieder, 1770.

20) **Heinrich Auguſt Oßenfelder**, gebohren zu Dresden 1725, Secretair daſelbſt. Oden und Lieder, 1753.

21) **Joh. Samuel Patzke**, gebohren zu Frankfurth an der Oder 1727, Prediger zu Magdeburg, ſtarb 1787. Gedichte, 1750; Terenz Luſtſpiele, 1753; Lieder und Erzählungen, 1754; Virginia, 1755; Der Tod Abels, 1771; Muſikaliſche Gedichte nebſt einem Anhange einiger Lieder für Kinder, 1780.

22) Juſt Friedrich Erdmann **Fabricius**, gebohren bey Magdeburg, Prediger im Magdeburgiſchen; ſtarb 17[illegible]0. Vermiſchte Gedichte, 1754; Moraliſches Gedicht über den Frieden, 1762.

23) Joh. Dietrich **Leyding**, gebohren zu Hamburg 1722, ſtarb 1781. Scherzgedichte, 1755; Oden mit Melodien, 1757; Der Bienenſtock, 1756; Der neue Bienenſtock, 1764.

24) Friedrich Karl Kaſemir **von Creuz**, gebohren zu Hamburg vor der Höhe 1724, Geheimderath daſelbſt, ſtarb 1770. Oden und andre Gedichte, 1751; Die Gräber, 1760; Oden und andre Gedichte, 1769.

25) Joachim Wilhelm **von Brawe**, gebohren zu Weißenfels 1738, ſtarb 1758. Der Freygeiſt, ein Trauerſpiel, 1758; Trauerſpiele, 1768.

26) Florenz Arnold **Consbruch**, gebohren zu Bielefeld 1729, Beyſitzer des Schöppenſtuhls zu Minden. Antheil an den Weſtphäliſchen Bemühungen; Poetiſche Erzählungen, 1750; Verſuch in Weſtphäliſchen Gedichten, 1751; Scherze und Lieder, 1752.

27) Johann Heinrich **Oeſt**; Kirchenrath und Pfarrer zu Runkel, gebohren zu Kaſſel 1729. Bremiſche Gedichte, 1751; Das Siechbette, 1752; Geſammelte Arbeiten, 175[illegible]; Kritiſche Proſodie, 1765.

28) Michel Dieterich **Blohm**, Doctor der Medicin zu Altona, ſtarb 1768. Verſuch einer gebundenen Ueberſetzung des Ilias, drey Bücher, 1752; viertes und fünftes, 1754; alle ſechs Bücher, 1756; Damon, eine Ekloge, 1752; Vermiſchte Gedichte, 1756.

4. Richard

4.

Richard Naſh, König von Bath.

Es giebt viele Perſonen, welche behaupten, daß, nach der jetzigen politiſchen Lage der bekannten Welt, die Entſtehung neuer Reiche, neuer Monarchien, neuer Republicken, wenigſtens mit einigem Succeß, eine Unmöglichkeit ſey. Man könnte dieſen Ungläubigen einen **Theodor** in Corſica, die nordamerikaniſchen Freyſtaaten, die zwölfhundert Könige in Frankreich, zum Gegenbeweis anführen; allein was werden ſie zu einem noch andern, weit auffallendern Beyſpiel von einem Privatmanne ſagen, der ohne Waffen, ohne öffentliche oder heimliche Bundegenoſſen, bloß durch ſeine ſimple Induſtrie, es in unſerm Jahrhunderte dahin brachte, daß ihn zwey verſchiedene Könige Englands nicht allein als König erkannten, ſondern daß er auch ſeine ſich ſelbſt aufgeſetzte Krone in Frieden ſeinen Nachfolgern überlaſſen konnte? —

Die Stadt **Bath** war klein, ſchmutzig, ſchlecht gebaut, die Geſellſchaft, die ſich da einfand, kränklich oder ſchlecht civiliſirt. Man rauchte in den öffentlichen Sälen; die Frauenzimmer kamen mit Schürzen, die Männer in Stiefeln dahin. Man ſpielte zwar, und tanzte nach dem Klang einer erbärmlichen Muſik, aber man überließ ſich Zeitvertreiben von der Art ohne Geſchmack, denn man wußte nichts von jenen feinen Regeln, welche Vergnügungen einſchränken, um ihren Werth zu erhöhen. Die kothigen, dunkeln Gaſſen, waren unſicher bey Nacht; der Brunnen war ohne Aufſeher, ſelbſt das Waſſer fing an von ſeinem Ruf zu verlieren. Ein berühmter Arzt hatte eine beißende Schrift dagegen drucken laſſen, die er ſelbſt eine giftige Kröte nannte, welche er in die Quelle geworfen habe.

Richard Naſh trat auf. „Ich will dieſe Kröte „durch Muſik bannen!“ ſagte er zu den beſtürzten Einwohnern.

Er berief die vortrefflichſten Tonkünſtler nach Bath, und die Zahl der Kurgäſte nahm ſichtlich zu. Alle Stände, alle Klaſſen des Staats, über dieſen erſten glücklichen Verſuch, entzückt, erkannten ihn einſtimmig der Königswürde werth; und ſo wurde **Richard Naſh** der erſte König von Bath.

Jetzt fing er an, alle ſeine Talente aufzubieten. Er erhob in dem erſten Jahre 1800 Pf. Sterling von ſeinen Unterthanen, aber er wendete ſie zu ihrem Beſten an. Reinlichkeit und Erleuchtung traten an die Stelle von Schmutz und Finſterniß; die alten Gaſſen wurden gepflaſtert, und bekamen Laternen; der Brunnen erhielt einen Aufſeher. Ordnung und Regelmäßigkeit wurden überall eingeführt. Spazierplätze und angenehme Gärten bezauberten die verwunderte Blicke. Ein ſchöner Geſellſchaftsſaal wurde erbaut; und Zierlichkeit und Prunk verdrängten die altväteriſche Einfalt. Zwar ſuchte anfangs die Stadtobrigkeit — aus heimlichen Abſichten oder niedriger Eiferſucht — **Richard's** Plane zu durchkreuzen — das Schickſal aller Geſetzgeber! — Aber bald ließ ſie ſeinen Verdienſten Gerechtigkeit wiederfahren, und unterſtützte nun ſelbſt ihren König.

Doch der Leſer wird ohne Zweifel begierig ſeyn, die Jugendjahre des neuen Monarchen kennen zu lernen.

Er ſtammte aus einer rechtlichen Familie, ging auf die Univerſität, that einige Zeit Kriegsdienſte, und wurde zuletzt ein Mitglied der Geſellſchaft der Rechtsgelehrten des Temple. Als Wüſtling, Spieler, luſtiger Geſellſchafter, verſchaffte er ſich in Londons glänzendſten Zirkeln Zutritt.

Aber ſein Glück entſprach ſeiner Neigung für Pracht und Schimmer nicht. Er verſuchte es in mancherley Fächern, und lebte zuweilen von Ränken und Liſt.

Ich will nur einen einzigen Zug aus ſeinen jungen Jahren anführen. Er ſteht ſchon im **Zuſchauer**; aber ich kann mich unmöglich des Vergnügens entbrechen, ihn zu wiederholen, wenigſtens denen zu wiederholen, die ihn noch nicht kennen, und die es mir wahrſcheinlich Dank wiſſen werden. Bey einer Rechnung, welche er den Vorſtehern des **Temple** abzulegen hatte, waren dieſe nicht wenig verwundert, eine Ausgabe von zehn Guineen, unter der Rubrik eingetragen zu finden: **um einen Menſchen glücklich zu machen.** **Richards Nash** gab folgende Erläuterung: er habe von ungefähr einen armen, aber ehrlichen Mann, ſich gegen ſeine Frau und ſeine zahlreiche Familie äußern hören, **daß dieſe Summe ihn glücklich machen würde**, und unmöglich dem Vergnügen widerſtehn können, ſie ihm zu geben; er ſey aber erbötig, es wieder zu erſetzen. Die Vorſteher dankten ihm öffentlich, und rechneten die zehn Guineen doppelt an.

Wir haben geſehn, mit welchem glücklichen Erfolg der König von **Bath** die Volksmenge, den Reichthum und den Glanz ſeines Königreichs erhöht hatte. Nun war er auch darauf bedacht, die eingeführten Gebräuche zu beſſern und zu ſchleifen, und die Sitten ſeiner Unterthanen zu vervollkommen.

Er gab zu dieſem Behuf Geſetze, welche Anſtand und Decenz empfahlen, und nahm ſtatt der Gewalt und der Autorität, woran es ihm gebrach, ſeine Zuflucht mit Nachdruck zu den Waffen des Ridicüls.

Wie viele Triebfedern mußte er nicht erſinnen, und ſpringen laſſen, um aus ſeinem Reiche abgeſchmackte, aber durch Gewohnheit geheiligte Gebräuche zu verbannen! Die Stiefeln thaten am längſten Widerſtand. Der freye, ſtolze

Engländer, empfand es übel, daß man ihn zwingen wollte, ungeſtiefelt und ungeſpornt auf Bällen und in Geſellſchaften zu erſcheinen. Proſa und Reime wurden vergebens gegen die Stiefeln aufgeboten. Endlich ließ der Monarch dem **Poliſchinell** Stiefeln anziehn, und dieſer letzte Streich erwarb ihm den Sieg. Von Zeit zu Zeit ſpukte zwar noch ein geſtiefelter Ritter in Aſſambleen, aber dann näherte ſich ihm **Richard** ehrerbietig, und benachrichtigte ihn, mit einem tiefen Bückling, **daß er ſein Pferd vergeſſen habe.** Die Lacher waren auf des Königs Seite, und der Stiefelmann verſchwand.

Seine Verordnungen wurden von allen ſeinen Unterthanen ohne Ausnahme auf das genaueſte befolgt. Als eine Prinzeſſinn von der königlichen Familie ihn nach Verlauf der zum Tanzen feſtgeſetzten Zeit um noch einen Contretanz bat, gab **Richard** zur Antwort: „die Geſetze von **Bath** ſind wie **Lycurgs** Geſetze; es kann nichts daran verändert werden, ohne nicht ihr ganzes Anſehn zu ſchwächen.“ Und die Prinzeſſin gab nach.

Die Zweykämpfe waren ſehr häufig zu **Bath.** Der König verbot das Degentragen. Er ließ beyde Partheyen in Verhaft nehmen, ſobald er von einer Fehde hörte, und wenn er gleich die Duellſucht nicht ganz ausrotten konnte, ſo machte er ſie doch ungleich ſeltener. Hat **Ludwig XIV.** mehr gethan?

Sein Anſehn wurde allgemein anerkannt, und ſein Prunk glich ſeinem Rang. Noch ein andres Reich, **Tunbridge**, wurde mit ſeinem Reiche verbunden, und er bereiſete ſeine Staaten in einem koſtbaren, mit ſechs prächtigen Pferden beſpannten, Wagen, und in Begleitung einer Menge Lakeyen und Poſtillone, die ins Horn ſtießen. Allein, trotz ſeiner Neigung zur Pracht, entſagte er doch allen äußerlichen Kennzeichen der Königswürde, und begnügte ſich, ſtatt aller Auszeichnung, an einem weißen Hut.

Aber, werden die Leſer fragen, woher nahm er die Koſten, um ſeine Würde mit ſo vielem Glanz zu behaupten? — Vom Spiel! Er war ein eben ſo glücklicher als ſchöner Spieler. Er gewann mit leichter Mühe ungeheure Summen, die er eben ſo leicht wieder verthat.

Der verſtorbene Herzog von * * * ergab ſich in ſeiner Jugend ganz dem Spiel. Sonderlich ſpielte er gern mit **Naſh**, der, ſeines Uebergewichts gewiß, ſich einsmal in ein ſehr hohes Spiel mit ihm einließ. Der junge Herr verlor den Kopf, verſpielte ſeine Landgüter, alles was er beſaß, ſogar ſeine Equipage; aber **Richard** fühlte, daß die Lektion ein wenig zu ſtark war, und gab dem jungen Herzog Alles zurück, was er ihm abgewonnen hatte, doch mit der Bedingung, daß er ihm 5000 Pfund Sterling bezahlen ſollte, wenn er, **Naſh**, ſolche nöthig haben, und ſie von ihm fodern würde.

Im Jahr 1738 befand ſich unſer Monarch auf dem Gipfel ſeines Ruhms. Der Prinz von **Wallis**, welcher in dieſem Jahre nach **Bath** kam, beehrte **Richard** mit ſeiner Freundſchaft, und ſchenkte ihm eine emaillirte goldene Doſe. Der König von **Bath** hingegen ließ einen prächtigen Obelisk, mit einer Inſchrift von **Pope**, zu Ehren dieſes Prinzen aufrichten. Die Großen thaten es dem Prinzen nach, die geringern Edelleute den Großen; ſie überreichten dem Monarchen gleichfalls goldene Doſen, und **Richard** ſah ſich mit dem Tribut und den Ehrenbezeugungen aller Klaſſen ſeiner Unterthanen überhäuft. Der Stadtrath von **Bath** ſtellte ſeine Statüe in Lebensgröße im Brunnenſaal zwiſchen **Newton** und **Pope** auf, und **Richard**, der nun wirklich als König behandelt wurde, bekam einen Hofſtaat, Schmeichler, Hofnarren und Dedicationen.

Einer ſchrieb: „So weit die Eiche über den Dornſtrauch emporragt, ſo weit übertriffſt du die übrigen

„Menſchen an Wohlwollen, Mildthätigkeit und andern „Tugenden, welche das menſchliche Geſchlecht zieren, ver„edeln, geſchliffener machen.“ Ein anderer drückt ſich folgendergeſtalt aus: „Dir verdanken Arme und Reiche, „Kranke und Geſunde, Junge und Alte, alle die Linde„rungen, alle die Bequemlichkeiten, alle die Vergnügun„gen, die nur der zu gewähren im Stande iſt, welcher „den trefflichſten Karakter, die größte Geſchicklichkeit, den „geläuterſten Geſchmack beſitzet.“ Ein dritter [illegible] Tod in Verſen zu: „O laß dieſen vortrefflichen Mann „noch lange auf der Erde, um das menſchliche Geſchlecht „zu ſegnen, zu verfeinern, zu tröſten!“

Wo iſt der Fürſt, wo der Eroberer, welcher der Schmeicheley widerſtand? Der Dunſt des vielen Weyrauchs benebelte den Kopf des armen Monarchen, der ſich zuletzt wirklich für eine wichtige Perſon hielt, und klein durch ſeine Lächerlichkeiten wurde. Das Spiel, das zu ſeinem Ruf und ſeinem Glück beygetragen [illegible], [illegible] das Ende ſeiner glänzenden Laufbahn.

Die Leidenſchaft für die Glücksſpiele nahm von Tag zu Tag zu. Betrüger machten ungeheure Gewinne. Er beging die Schwachheit, ſich mit ihnen zu aſſociiren, und hatte das gewöhnliche Loos ehrlicher Leute, welche mit Schelmen gemeine Sache machen. Die von ſeiner Würde unzertrennliche Hinderniſſe und ſeine natürliche Ehrlichkeit geſtatteten ihm nicht, in die Ehrlichkeit anderer Zweifel zu ſetzen, und hielten ihn ab, das Verfahren ſeiner Aſſociirten näher zu beleuchten. Sie betrogen ihn. Als im Jahr 1745 alle Hazardſpiele durch ſtrenge Geſetze aufgehoben wurden, ſah er ſich durch ihre Untreue um große Summen gebracht, die ihm nun ſehr nöthig waren. Fruchtloſe Prozeſſe, ſchimpfliche Klagen, die ihn ſelbſt compromittirten, indem ſie die Niederträchtigkeiten ſeiner Bundesgenoſſen enthielten, waren die Folgen dieſer Geſchichte.

Seit dieſer Epoche dauerte zwar die Würde des Monarchen noch fort, allein Kredit und Achtung ſanken allmählig; Vernachläſſigung und ſelbſt eine Art Geringſchätzung ſtellten ſich mit dem Alter und den körperlichen Leiden ein, und ſeine letzten Tage waren eben ſo traurig als bitter. Er ſtarb arm und unglücklich, und die Stadt Bath ließ ihm ein prächtiges Leichenbegängniß halten.

Das Andenken dieſes Monarchen wurde durch eine Menge Grabſchriften, unter andern, durch eine ſehr zierliche lateiniſche, gefeyert, die mit den Worten ſchließt: „Nie, Bath! nie wirſt du wieder einen König wie dieſen „beſitzen!“

.... Die Prophezeiung iſt leider nur zu ſehr in Erfüllung gegangen. Johann Collet ſuccedirte dem Richard Nach, und wir wiſſen nichts weiter von ihm, als daß er nach einer ſehr ſchwachen Regierung von wenigen Jahren die Krone einem, Namens Darrick, überlieferte.

X.

5.

Das Kloſter la Trappe: aus einem Briefe, 1790.

..... Mein Vater! ſagte ich zu dem Mönch, welche Eigenſchaften werden erfodert, um hier aufgenommen zu werden?

Dieſer Zufluchtsort, antwortete er, ſteht allen Sündern offen, welche von Reue beſeelt werden. Jeder iſt hier willkommen, der dem Ehrgeiz, dem Stolz, der Wolluſt, der Ueppigkeit, oder andern Laſtern entſagen will. Selbſt

Diebe und Räuber, der Abſcheu der Welt, finden bey uns Mittel ihre Miſſethaten zu büßen. Die Regel unſres Ordens vertritt bey ihnen die Stelle der öffentlichen Hinrichtung.

Welche Lebensart! Kennt man gar keine Freuden hier?

Perſonen, welche die ewige Verdammniß verdient hatten, dürfen keine Freuden, ſelbſt die unſchuldigſten nicht kennen. Einer unſrer Geiſtlichen konnte zeichnen; es wurde ihm verboten zu zeichnen. Ein andrer las gern in der Kirchengeſchichte; es wurde ihm unterſagt, darin zu leſen.

Wird dieſe Handarbeit zuweilen erleichtert?

Nein; der Abt Roncé nahm einen Novizen nicht auf, weil er beym Kräuterpflücken ſich zu ſorgfältig vor den Dornen in Acht genommen hatte.

Und dieſes Stillſchweigen darf es nie gebrochen werden?

Einsmal kam Feuer im Kloſter aus; es wurde gelöſcht, ohne daß jemand geſprochen hätte.

Mein Vater, ſie ſind glücklicher, als die andern, weil ihnen das Reden erlaubt iſt.

Ich bin unglücklicher, als die andern, weil ich dadurch mehr Gelegenheit zu ſündigen bekomme.

Leben ihre Geiſtliche lange?

Einige werden alt; überhaupt ſtirbt man hier bald. Wir haben, Gott ſey Dank! funfzehn Kranke.

Dürfen Sie wenigſtens zuweilen Ihre Verwandte beſuchen?

Gott allein iſt unſre Familie!

Sind Sie zufrieden?

Wir ſtreben nur nach der Ewigkeit.

Das Erhabene und Freymüthige in dieſen Antworten machte meiner Fragſucht bald ein Ende. Der Pater weckte mich aus dem Tiefſinn, worin ich gefallen war, und ſagte mir, er wolle mir einen Anblick verſchaffen, der noch weit auffallender, als Alles, was ich geſehn, und von noch größeren Nutzen ſeyn würde, wenn ich davon zu profitiren wüßte. Er führte mich in einen niedrigen Saal, der zu dem Gebrauch beſtimmt war, den ich gleich beſchreiben will. Das ganze Kloſter war an dieſem düſteren Ort verſammelt. Ein Bruder kam, mit einen Arm voll Stroh, das er auf den Boden legte; ihm folgte ein andrer Bruder, der auf eben die Stelle Aſche ſtreute. Zwey andre Brüder brachten auf einer Baare einen ſterbenden Mönch getragen. Er ſah bleich und abgezehrt aus, der Tod ſaß ihm in den Augen. Als er auf dieſes traurige Stroh- und Aſchen-Lager gelegt worden war, ſchien er ſich wieder zu beleben, und bemühte ſich, zu lächeln. Hierauf nahm er, mit einer ſchwachen, verfallenen Stimme, und indem er ſeine Hand küßte, Abſchied von ſeinen Brüdern; dann faltete er die Hände von ſelbſt. Unterdeſſen beteten die andern Mönche leiſe die Gebete für Sterbende, und der Abt rief ihm zu, indem er ihm wechſelsweiſe den Himmel und das Kruciſix zeigte: „Muthig! mein Bruder! muthig! deine Sünden ſind durch den Gott verſöhnt, dem du dich geweiht haſt, und der ſich für dich dahin gegeben hat. Der Himmel thut ſich auf, und die Schaar der Engel erwartet dich!“ — der Sterbende bekam in dieſem Augenblick die Verzuckungen des Todes, und verſchied nach Verlauf einer Viertelſtunde. „Bald wird die Reihe an euch ſeyn, redete hierauf der Abt die Umſtehenden an! laßt euch nicht in feiger Sicherheit einſchläfern, und fürchtet die Hölle!“ —

Ich entfernte mich, tief erſchüttert. Zwey Stunden nach Mitternacht wurde zur Frühmette geläutet. Ich ſtand auf, ohne geſchlafen zu haben, und verfügte mich dahin. Stellen Sie ſich, mein Freund, eine weitläuftige nackte Kirche vor, auf deren Altar eine einzige Lampe um dieſes große Dunkel zu erleuchten, und ſechezig Mönche in zwey Chöre vertheilt, welche mit Salbung und brünſtiger Andacht

dacht Pſalmen ſangen. Es würde mir ſchlechterdings unmöglich ſeyn, ihnen die ganz außerordentliche Wirkung ihres Salve regina coeli zu ſchildern. Es fängt mit einigen ernſten und monotonen Noten an, plötzlich ſteigt es mit dem letzten Wort coeli bis zur Octave der Tonleiter. Dieſe unerwartete Paſſage, überraſcht, begeiſtert, entzückt die Seele bis im Himmel. Alle dieſe Eindrücke verloren aber einige Tage darauf gar ſehr von ihrer erſten Wirkung, als ich eine Unterredung mit dem Pater Krankenwärter gehabt hatte. Nach ſeiner Schilderung beharten die wenigſten, die zum Proſeß gelaſſen worden waren, bey ihrem erſten Eyfer. Mehr wie einmal waren ſogar alte Paters über die Mauern geſprungen. Die Größe der Verzweiflung, welche Langeweile und Ueberdruß bey einigen erzeugte, ſchildert am beſten das Beyſpiel des Paters Anſelmo, (vorher Ritter von Naci) der einsmal in der Nacht mitten in der Kirche, als alle die andern auf den Knieen lagen, plötzlich aufſprang, und mit fürchterlicher Stimme ausrief: „Wer hilft mir hier heraus!" Manche ſterben in der Verzweiflung, ja, der Pater Krankenwärter verſicherte mich unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, daß man Beyſpiele habe, daß einige ſich ſelbſt entleibt, oder den Verſtand verloren hätten. . . . .

IX.

Fragmente.

Der Hafen zu Toulon und Beſchreibnng des See-Arſenals.

(Aus Fiſch's Briefen über das ſüdliche Frankreich.)

Nun habe ich ihn endlich geſehen, dieſen Schauplatz, wo der Menſch ſo groß, und ſo ſchrecklich erſcheint. Sie ſollten hieher kommen, alle die ihn für ein ſchwaches und ein gutmüthiges Geſchöpf halten, ſie würden Beweiſe finden, daß er weder das eine, noch das andere iſt! Löwenkräfte und Tiegerwuth hat der Menſch hier zuſammengepaart. Bergmaſſen hat er wandeln gelehrt; mit einer Hand lenkt er ſie, wohin er will; auf ſein Wort ſpeyen ſie Donner und Blitze aus hundert Feuerſchlünden, und ſchleudern Tod und Verwüſtung auf meilenweite Entfernung. Die Winde hat er ſich diehſtbar gemacht; ſie tragen ihn von einem Pole zum andern, von Herkuls Säulen bis zu den Eisbergen des Feuerlands, und von dort an Indiens beſengte Küſte. Doch wozu dieſer dythyrambiſche Prolog? Lieber erzähle ich dir, ohne Schwulſt und Wortgepränge, der Ordnung nach, was ich geſehn habe.

Ich fing an zu zweifeln, ob ich das Glück haben werde, das Arſenal zu betreten. Ohne ausdrückliche Erlaubniß des kommandirenden Admirals der Touloner-Diviſion, oder des Intendanten des hieſigen Seeweſens, darf kein Fremder das Arſenal betreten; und dieſe Herren ſind, wie man leicht vermuthen kann, bey den jetzigen Umſtänden, wo man nicht gern Engländer, Preußen, holländiſche Antipatrioten, oder von ihnen gemiethete Spionen, zu Zeugen der gegenwärtigen Zurüſtungen haben will. mit dieſer Erlaubniß ſehr zurückhaltend. Ich würde wahrſcheinlich nie hinein gekommen ſeyn, wenn nicht einige Schiffsofficiere, mit denen ich im Gaſthofe zum Malteſerkreuz ſpeiſete, ſich meiner angenommen hätten.

Die Seeofficiere ſtehn ſonſt überall in dem Rufe roher und ungeſchliffener Menſchen; daher war ich äußerſt verlegen, als ich mich mit mehr als zwanzig derſelben zur Tafel ſetzen mußte. Ich fand aber bald an meinen nächſten Nachbarn ſo artige Leute, daß ich mich mit Vergnügen in ein Geſpräch ziehen ließ; und kaum hatte ichs ihnen geklagt, daß ich überall, wo etwas zu ſehen ſey, abgewieſen worden, ſo erboth ſich mehr als einer, mich bey dem Admiral und bey dem Intendanten zu empfehlen. Sie haben auch Wort gehalten, und mir zwey Eintrittsbillets verſchafft, die mir aller Orten den Zutritt, für die ganze Zeit meines hieſigen Aufenthalts, verſprechen.

Du kannſt dirs nun vorſtellen, mit welcher erwartungsvollen Freude ich mit dem kommenden Morgen hineilte; aber von dem Erſtaunen, in das ich beym Anblick der großen Gebäude, der Kriegsſchiffe, und der arbeitenden, geſchäftig herumlaufenden, ſich drängenden und ſchreyenden Volksmenge verſetzt wurde, kannſt du dir keinen Begriff machen. So viel ſah ich alſobald, daß das Arſenal aus verſchiedenen Reihen von Magazinen, Kriegsvorrathhäuſern und Arbeitsplätzen beſteht, in deren Mitte ſich ein von Menſchenhänden gegrabener Hafen befindet. Hier ſtehn die Kriegsſchiffe; dahin fiel auch mein erſter

Blick, meine größte Aufmerkſamkeit. Ein Kauffarthey-Schiff von 600 Tonnen iſt ſchon ein beträchtliches Gebäude, das ein Alpenbewohner, der keine Mittelſtuffen kennt, nicht ohne Wunder anſieht; allein man denkt ſich deswegen kein Linienſchiff, wenn man ſchon den größten Kauffahrer; im Hafen von Marſeille, zwey- drey- und viermal vergrößert; nicht daß es unmöglich wäre, ſich eine eben ſo große Maſchiene vorzuſtellen; es iſt ſogar nicht ſchwer, dahin zu weit zu gehen. Das Schiff, das Caligula bauen ließ, um den großen Obelisk aus Egypten nach Rom zu bringen, mußte ungleich größer, aber auch dabey weit unförmlicher und unbehülflicher geweſen ſeyn. Vor 200 Jahren wurden in England, in Dännemark und Schweden weit größere Schiffe gebaut, als die größten franzöſiſchen Linienſchiffe, le Royal Louis und le Majeſtüeux, von 120 Kanonen, gegenwärtig ſind; das Däniſche Glück, und der Unvergleichliche, der in Schweden gebaut ward, trugen jeder 200 Kanonen, von noch größerm Kaliber, als man ſie jetzt zu gießen pflegt. Das Ebenmaaß iſts, das Majeſtätiſche, das Prachtvolle, das Vollendete, verbunden mit der Größe, der Dauerhaftigkeit, der Lenkbarkeit eines ſolchen Gebäudes; das den beſondern Eindruck macht, und den die Vorſtellung von der Beſtimmung deſſelben, und der dazu gehörigen Mittel bis zur ſchauerlichen Bewunderung erhebt. Die Ueberlegung thut das meiſte dabey. Man ſieht eine Maſſe von 60,000 Kubikfuß Holzes, und denkt dabey, daß 1000 Menſchen Jahre lang darauf leben, von einem Welttheil zum andern, von den Eisfeldern des Nordmeers, bis zu den Eisfeldern des Südmeers darauf fahren können; und daß dieſe Menſchen alle die ganze Zeit über Wohnung, Raum und alle Nothwendigkeiten des Lebens, ſelbſt das erforderliche Getränke, darauf finden; daß 90 bis 100 Kanonen von 25 bis 70 Zentner das Stück, und ein Vorrath von 4 bis 5000 Kugeln von

12 bis 36 Pfunden, und etliche 100 Zentner Pulver darauf gepackt werden; daß die vornehmſten Theile des Maſt- Seil- und Segelwerks oft doppelt und mehrfach vorräthig ſind, um zu erſetzen, was durch ſo mancherley Zufälle verdorben werden kann, daß eine große Barke und ein kleinerer Kahn, oft noch lebendiges Rindvieh, Schaafe und Federvieh, und endlich noch 20 bis 30,000 Zentner Ballaſt geladen werden, um das Schiff aufrecht zu erhalten; und daß alles das ſo in den Bauch des Schiffs vertheilt werden muß, daß nichts im Wege ſteht, nichts die nöthigen Arbeiten, den Spielraum des Steuerruders, der Kanonen, das Seil- und Seegelwerk ſtöhren. Man erwartet daher, das Schiff müſſe zu einer unbehülflichen Maſſe an Größe und Schwehre erwachſen; und iſt nicht wenig überraſcht, wenn man ſieht, daß ein Linienſchiff vom erſten Range auf der längſten Linie nicht mehr als 175 Fuß, und auf der breiteſten nur 50 enthält; und noch dazu über dem Bauch ſo ſtark eingezogen iſt, gegen der Steuer ſo ſtark einlauft, und am Vordertheil ſo ſchmal wird, daß ein groſſer Theil des Raums, den man bey einer ſolchen Dimenſion vermuthen konnte, dabey verloren geht.

Die Form der Kriegsſchiffe iſt wirklich ein Meiſterſtück der mathematiſchen Berechnung, wobey ſo manche Nebenabſichten eintreten, die alleſamt das Ganze mit beſtimmten, und keine anders, als durch lange Erfahrungen gefunden werden konnte. Es war dabey um die größtmögliche Feſtigkeit, den größtmöglichen Raum, bey der kleinmöglichſten Ausdehnung, die äuſſerſte Leichtigkeit und Lenkbarkeit, und den geringſten Wiederhalt beym Durchſchneiden des Waſſers zu thun. Jede dieſer Haupterforderniſſe war eine ſchwer zu löſende Aufgabe, zu der nur eine Menge Verſuche und wiederholte Fehler den Leitfaden geben konnten. Nur die Theorie des Steuerruders erforderte Erfahrungen von Jahrhunderten, die von den größten mathematiſchen Denkern glichen, berechnet, und auf Form und Bau des ganzen Schiffs angewandt werden mußten. Hier ſollte eine Kraft ſitzen, die der kaum zu berechnenden Gewalt des ſtärkſten Windes auf die große Oberfläche aller Seegel widerſtehen konnte; und dieſe Kraft ſollte mit der kleinſtmöglichen Anſtrengung eines oder zweyer Menſchen angewandt und regiert werden können. Beyde Aufgaben wurden durch die Form des Hintertheils des Schiffs gelöſt, an welchem das Waſſer beym fortſegeln von beyden Seiten her, mit der Gewalt eines Stroms, ableiten, und auf das Steuer zuſammentreffen mußte.

Eine andere wichtige Aufgabe war die Gegeneinanderſtellung der Laſten, damit alles ſein gehöriges Gegengewicht finde. Und dieſer Aufgaben waren noch 100 andere, die minder in die Augen fallen, aber oft eben ſo ſchwer zu berechnen ſind. So iſt das Kriegsſchiff zum Meiſterſtück der menſchlichen Erfindungskraft, zum Triumph der Baukunſt und der Mathematik geworden. In Leibnitzens allgemeiner Symbolik würde es das treffendſte Zeichen der höchſten Fähigkeit des menſchlichen Verſtandes abgeben.

Und doch wird alle Jahre mehr als eine neue Verbeſſerung bey denſelben angebracht; auch ſoll noch ſo vieles dabey zu erfinden und vollkommener zu machen ſeyn, daß vielleicht die Schiffe, mit welchen unſere Enkel in einem Jahrhundert den Ozean befahren, unſre heutigen eben ſo weit übertreffen werden, als dieſe die unbehülflichen Fahrzeuge unſerer Altvordern übertroffen haben. Die Schiffsbaukunſt macht ihre Fortſchritte ſehr geſchwind; nach jedem Seekriege finden ſich gewöhnlich ſo viele neuausgedachte und erprobte Verbeſſerungen anzubringen, daß jedesmal die halbe Marine umgeſchaffen werden muß. Dieſes war vorzüglich der Fall nach dem letzten Seekriege der Engländer und Franzoſen, in welchem die Erfindungskraft der beyden Nationen aufs höchſte geſpannt ward.

Es liegen gegenwärtig 23 Linienſchiffe im hieſigen Hafen: 2 von 80 Kanonen; 16 von 74, und 5 von 64 Kanonen; dann noch 16 Fregatten von 26 und mehr Kanonen; 12 Corvetten, einige Chebeken und Brander. Alle dieſe Schiffe wurden nach dem letzten Kriege abgetackelt und entwaffnet, und aller ihr Vorrath an Mund- und Kriegsbedürfniſſen in die Magazine gelegt; ſelbſt die Maſten, Seilwerke und Steuerruder wurden weggenommen, und unter Dach gebracht. Um alle dieſe Dinge wieder an Ort und Stelle zu bringen, wo ſie hingehören, wird eine lange Zeit, und die Arbeit vieler tauſend Menſchen erfordert.

Das Gedränge, Getreibe, Geſchrey, das gegenwärtig in allen Theilen des Arſenals herrſcht, iſt unbeſchreiblich. An jedem der 14 zu bewaffnenden Schiffe arbeiten etliche hundert Menſchen auf einmal. Bey einigen iſt die Arbeit ſchon halb vollendet; bey andern wird ſie erſt angefangen. Hier liegt der Gewaltige, von 74 Kanonen, auf der einen Seite, um auf der andern mit Kupfer verſohlt zu werden; ein Gerüſte ſteht auf dem andern. Auf dem einen wird er abgefegt, auf dem andern ſeine Fugen mit Theer beſtrichen, auf dem dritten werden die Kupferbleche aufgenagelt. Die Arbeiter ſingen zuſammen ein provenzaliſches Lied. Funfzig Hämmer fallen rythmiſch in den Geſang, und bey dem taktmäßigen Gang der Arbeiter wird alle Müdigkeit vergeſſen. 20 Männer tragen rauchenden Theer oder ausgeglühte Bleche herbey. Wozu dieſer Aufwand, die Schiffe mit Kupfer zu bekleiden? wirſt du fragen. Das Schiff gewinnt nichts an Feſtigkeit dabey, und die Kanonkugeln gehen durch, ohne ſich das geringſte an die dünnen Bleche zu kehren.

Alles wahr! Die kupferne Bekleidung hat eine andere Abſicht und einen gewiß ungleich größern Nutzen. Sie erleichtert den Gang der Schiffe; die ungleiche Oberfläche der unverſohlten Schiffe hindert ſchon für ſich den Lauf und vieles; dann hängen ſich bey einer langen Fahrt eine Menge Schaalthiere und Inſekten daran, und machen ſie rauhe und ungleich; das Schiff geht alle Tage ſchlechter, der beſte Seegel bey der Ausfahrt kömmt ſchleichend zurück. An die kupfernen Bleche hängt ſich nichts, und das Waſſer gleitet leicht an demſelben ab; daher hatten die engliſchen Schiffe, die im letzten Seekrieg zuerſt mit Kupfer verſohlt wurden, einen großen Vorzug vor den ſchwerer und langſamer gehenden Schiffen der Franzoſen. Dieſen Vorzug ſucht nun die franzöſiſche Seemacht mit der engliſchen zu theilen. Hier wird der Krieger, von 74, mit ſeinen Kanonen verſehen; die Lavetten bleiben gewöhnlich bey der Entwaffnung im Schiffe. Auf dem Verdecke ſtehen bey 30 Männer, und ſtrengen ihre äußerſte Kräfte an, um einen metallnen 36 Pfünder an einem vierfachen Zugwerk hinaufzubringen. Eben ſo viel andere ſind beſchäftiget, eine zweyte Kanone von demſelben Kaliber auf dem mittlern Schiffsraum hinunterzuſenken. Eine dritte wird auf einer Barke aus dem Bark hergebracht. Ein Schiff vom erſten Range hat gewöhnlich 10 bis 20 ſeiner größten Kanonen, von Erzt; die übrigen ſind alle eiſern. Dieſe zerplatzen oft in der Hitze des Gefechts, und tödten mehr Mannſchaft auf dem Schiffe, als 20 feindliche Kugeln, die aufs fürchterlichſte treffen; die metallene hingegen reiſſen auf, ohne zu platzen. Dieſe koſten aber ſechsmal ſo viel, als die erſtern; daher iſts nicht wohl möglich, eine Seemacht, wie die franzöſiſche, von 200 Seegeln, welche wenigſtens 12000 Kanonen erfordert, mit lauter metallenem Geſchütze zu verſehen.

Dort wird ein anderes Schiff mit den nöthigem Ballaſt verſehen, wozu etliche Boote von der Rhede her das Sand zuſammenſchleppen. An der Spitze des Mole iſt ein Gerüſte zum Zugwerk errichtet, um den großen Maſt in ein Schiff zu heben. Neben dem Mole liegt ein anderes, das ſeine Untermaſte ſchon hat, die jetzt mit Tauen geſpannt werden. Noch an einem klettern 20 Matroſen herum, um die übrigen Seilwerke anzubringen. In der Krone, die zu 80 Kanonen gebaut iſt, wird das innere Holzwerk ausgebeſſert, und die Vorrathstonnen herausgebracht, um durch neue erſetzt zu werden. Eine ganze Reihe Schiffe, die diesmal nicht bewaffnet werden, liegen feſtgebunden zwiſchen dem Kaufmannshafen, und dem Hafen des Arſenals.

Jedes Schiff hat ſein eigenes Magazin zum Seil- und Seegelwerke, zu den Ankern, Geſchirren und Geräthen; um dieſe Magazine her wimmelt alles von geſchäftigen Menſchen. Ich ſah 20 Männer, lauter nervichte Galeerenſklaven, unter der Arbeit ſchwitzen, das große Ankertau zur Krone aus dem Magazin hervorzuſchleppen. Sie ſtunden in einer Reihe, um auf ein gegebenes Zeichen alle zugleich anzugreifen; das Seil lag auf einen Haufen im Zirkel. Hiſſe! ſchrie der Befehlshaber, und ſie faßten alle miteinander das Seil. Caſſe! ſchrie er wieder; ſie ſtrengten alle Kräfte an, und rückten das Ende des Seils um einen halben Fuß vor. Als ich nach einer halben Stunde wieder vorbey kam, lag es noch nicht ganz im Boote, auf welchem es nach dem großen Schiffe gebracht werden ſollte.

Auf der Werfte ſtehet eine Fregatte auf dem Stapel, halb ausgebauet, die Wände begleitet; einige Bauleute arbeiteten im Bauch des Schiffes, andere kletterten auf Gerüſten um daſſelbe her. Auf dem Platze wurden Balken behauen; die Aufſeher maaßen aus, und der Baumeiſter, mit den Plane in der Hand, berichtigte die Arbeiten.

Man führte mich zu der ſogenannten großen Form, oder Docke, wo ein Schiff von 110 Kanonen gebaut wird. Die Kaufmannſchaft von Marſeille giebt das Geld dazu, um dem König mit dieſem Rieſenſchiff ein Geſchenk zu machen; es ſoll daher das Commerce von Marſeille genannt werden. Sonſt baute man alle Schiffe auf dem Stapel, wo der Kiel auf eine ſchräge Fläche gelegt, und das Schiff, ſo wie es entſtund, durch eine Menge Balken unterſtützt ward. Wenn der Bau vollendet war, ſo wurden die Stützen alle weggenommen, und das Schiff von einem ſtarken Seil gehalten, lief blitzſchnell ins Waſſer hinab. Vom Druck der ungeheuern Maſchiene ward allemal der Kiel in Brand geſetzt, und beym Sturz in das Waſſer riſſen Fugen und Balken auseinander. Zuweilen ſchlug ein Schiff um, ehe es ins Waſſer kam; ein Fall, der beym geringſten Verſehen möglich ward; dann gieng es gewöhnlich in Trümmer. Allen dieſen Unbequemlichkeiten und Gefahren vorzubeugen, ward die Docke erfunden: ein ausgemauertes Becken im Hafen, wo das Schiff im trocknen gebaut wird, und nachher durch Eröffnung einer Schleuſe in der Docke ſelbſt flott gemacht, und ohne Mühe und Gefahr in den Hafen herausgezogen werden kann. Die Docke iſt daher eine der ſchönſten Erfindungen bey der Schiffbaukunſt, ſo wie die Errichtung der hieſigen für eine der ſchwerſten Unternehmungen in der Waſſerbaukunſt gehalten wurde.

Es war darum zu thun, eine hölzerne Kiſte, 300 Fuß lang, 100 breit, und 34 hoch, zu verſenken, daß ſie auf dem Grund waſſereben feſtſaß, ohne daß das Waſſer hineindringen konnte. Herr Grognard, ein ſehr geſchickter Baumeiſter, der dieſe Arbeit übernahm, ließ alle eiſernen und metallenen Kanonen, die er im Zeughauſe fand, bey 1300 an der Zahl, und alle Anker und vorräthige Eiſenmaſſen hineinladen, ſo ſank die Kiſte; dann ward unverzüglich mit gehauenen Steinen hineingebaut. Der leere Raum, oder die eigentliche Docke, ward 180 Fuß lang, 30 breit, und 18 tief. Hinter derſelben blieb ein zweyter

Raum, wo 28 Pumpen angebracht ſind, um das Waſſer aus der Docke herauszubringen, wenn die Schleuſe am Eingang zugeſchloſſen iſt.

Die hölzerne Kiſte verfault nun allgemach, und das Mauerwerk erhält ſich waſſerfeſt. Ein Paar andere Docken ſind zu Breſt und Rochefort angelegt worden, wo der Bau durch die Ebbe und Fluth des Oceans erleichtert ward. Hier durfte man es lange nicht wagen, bis endlich Hr. Grognard ſich entſchloß, die Arbeit zu übernehmen, die er auch glücklich zu Stande brachte, ob er ſchon noch weit größere Schwierigkeiten zu überwinden hatte, als die waren, welche ihm das Meer entgegenſetzte; indem er mit dem Eigenſinn, dem Neid und dem perſönlichen Intereſſe aller Vorgeſetzten des hieſigen Seeweſens kämpfen mußte.

Von dem neu zu erbauenden Schiffe ſtund das Gerippe da, ohne alle Bekleidung; die Haupttheile waren dabey um ſo viel leichter zu überſehen, und der Begriff, den ich mir von der innern Errichtung und Verbindung der Balken machen konnte, ward um ſo viel vollſtändiger. Ich ſtieg auf den Kiel hinunter, und ſah aus der Mitte des ganzen Gebäudes die Seitenbalken ſich zu einer ſchauerlichen Höhe heraufwölben. Ein ſolches Werk ſcheint für die Ewigkeit beſtimmt zu ſeyn, und doch dauert das ſtärkſte Linienſchiff, wenn es auch in kein Gefechte kömmt, nicht über 30 Jahre.

Ich hatte ſchon an der Fregatte auf der Werfte kleine hölzerne Kreutzchen bemerkt, die an den Hauptbalken des Vorder- und Hintertheils angenagelt waren. Hier fand ich ſie wieder, und ſeither lernte ich, daß ſie von den provenzaliſchen Schiffsbauleuten für unentbehrliche Dinge gehalten werden, ohne die kein Schiff, weder klein noch groß, gebaut werden könne; die kleinſte Barke, der kleinſte Kahn, auf dem Zimmerplatz hatte ſeine Kreutzchen. Sie ſollen verhüten, daß den Arbeitern kein Unglück wiederfahre, ſagte man mir, als ich um die Bedeutung derſelben fragte.

den 8. Wintermonat 1787.

Nun habe ich alle Theile des Arſenals mit Muſſe durchwandert, und überall Leute angetroffen, die alle meine Fragen auf die gefälligſte Art beantworteten. Der Eingang iſt ein architektoniſches Kunſtwerk, von Lange gezeichnet und ausgeführt, im Doriſchen Styl, und mit Figuren geziert, die gut wählt ſind, um auf den Schauplatz, den man betritt, gehörig vorzubereiten. Was zuerſt beym Eintritt in die Augen fällt, iſt die Siederey; ein 960 Fuß langes, und zwey Geſchoß hohes Gebäude. Das untere Geſchoß hat eine Reihe offener Bogen, wo die Kabeln, Taue und Schiffsſeile aller Arten verfertigt werden. Es war eben ein Seil in der Arbeit, ſo lang als das Gebäude, von mehr als 20fach zuſammengebundenen Eiſendrähten, das als Wetterableiter über das Dach der Seilerey geſpannt werden ſoll. Neben dem waren noch ein Dutzend hänfene Seile an den Rädern; eines davon, das dickſte Ankertau, das ich im Arſenal zu Geſicht bekam, war aus lauter kleinen Schnüren zuſammengedreht. Auf dem erſten Boden wird der Hanf geſchlagen, gehechelt, zu dünnen Schnüren geſponnen, und dieſe mit Theer beſtrichen. Die Arbeiter auf dieſem Boden ſind meiſt Galeerenſklaven, deren eine ganze Menge in einem Flügel des Gebäudes eingeſperrt ſind. Ich ließ mir eines der Gefängniſſe eröffnen, wo bey zwanzig derſelben die Nacht zubringen, und den Tag über zu den Arbeiten hervorgezogen werden. Ihre Lagerſtädte ſind bloße Breter, auf welche ſie angekettet werden; und zur Decke haben ſie elende, halb verfaulte, wollene Lappen. Der Geſtank, der mir aus dem Loche entgegen kam, war ſo abſcheulich, ſo peſtilenzartig, daß ich keine Minute darin aushalten konnte. Dieſe Menſchen müſſen eiſerne Lungen haben, wenn ſie nicht wie Mücken hinſterben. Ihr Unterhalt ſoll eben ſo ſchlecht, als ihre Wohnung ſeyn, und gewöhnlich werden ſie noch von verhärteten, grauſamen Aufſehern unmenſchlich behandelt.

Sollten auch dieſe Menſchen unter die Verworfenſten gehören, ſo haben ſie doch, wenn man ihnen das Leben laſſen will, mit dem Genuſſe deſſelben noch immer einen Anſpruch auf gewiſſe Menſchenrechte. Man darf ſie nie bis zu dem Zuſtand des Viehes erniedrigen; und wenn wir das Recht haben, die einen unſerer Mitbrüder um gewiſſer Handlungen willen der Freyheit zu berauben, ſo dürfen wir doch nie an ihnen zu Teufeln werden, um ihre übrigen Lebenstage zur beſtändigen Hölle zu machen. Der Verluſt der Freyheit iſt eine Buße für die größten Verbrecher gegen die menſchliche Geſellſchaft; und beſtändige, harte, unwillkürliche Arbeiten, ein vollgültiger Erſatz für den ihr zugefügten Schaden; es ſollte daher ihren Menſchenrechten ein Ueberſchuß von Lebensgenuß bleiben, der in der guten Beſchaffenheit ihrer Lebensbedürfniſſe und einer ſchonenden Behandlung beſtehen müßte. — Ich ſpreche für Verbrecher, für die Verworfenſten unter den Menſchen — die mißhandelten Galeerenſklaven von Toulon aber ſind bey weitem nicht alle im dem Falle. Oft trugen ſie bloß ein Paar Pfunde Salz, um es etwas wohlfeiler zu haben, aus einer Provinz des Reichs in die andere. Viele handelten ohne eine Erlaubniß gekauft oder gepachtet zu haben, mit Toback, weil ſie kein ander Mittel wußten, ſich und die Ihrigen durch die Welt zu bringen; und noch vor wenig Jahren ward mancher an die Sklavenkette geſpannt, weil er eine Predigt in der Wüſte angehört, und nicht Geld genug gehabt hatte, ſich dafür bey Intendanten, ſeinem Hausſekretär und ſeinem Kammerdiener loszukaufen und endlich — es iſt ſchauerhaft zu ſagen — kommen nicht ſelten ganz Unſchuldige, die gar nichts Verbotenes oder Sträfliches gethan hatten, durch einen unglücklichen Fehlgriff der Juſtiz, die oft blindlings herum tappt, und dann den Unſchuldigen für den Schuldigen einhaſcht, auf die Galeere.

Noch vor wenig Wochen las ich in den öffentlichen Blättern eine Erklärung des Parlaments von Dijon, des Inhalts: Guillaume Vauriot ſey den 8. März 1782 um eines Diebſtahls willen auf die Galeeren verdammt worden; es haben ſich aber ſeither die wahren Thäter gefunden; folglich ſey Vauriot, der auf den Galeeren geſtorben, und Claude Gentil, der gar gehangen wurde, ganz unſchuldig geweſen; das Vorgegangene ſoll ihnen alſo, weder an Ehre, noch Namen, auf irgend eine Weiſe nachtheilig ſeyn. — Große Verbrecher alſo ſollte man nicht ſo unmenſchlich hart halten; um ſo viel weniger ſolche Unglückliche, die aus Armuth, oder aus Gewiſſensdrang königliche Verordnungen übertreten, welche ohnedem vor dem Richterſtuhl der Vernunft ſich nicht rechtfertigen könnten.

Beynahe mit jedem Schritte, den ich mache, finde ich eine neue Urſache, die milde und weiſe Regierung unſers Vaterlandes zu ſegnen. Mit welcher Güte und Schonung werden, zum Beyſpiel, bey uns alle die Elenden behandelt, die ſich des Genuſſes der Freyheit unwürdig machen; ihr Schickſal iſt ſo gelinde, und ihr Unterhalt ſo menſchlich, daß ſich ſchon mehr als ein Schellenwerker fand, der den Tag ſeiner Befreyung mit Schmerzen herbeykommen ſah; und mancher hätte gerne noch länger als Sklave, um das tägliche Brod, das er genoß, fortgedient, um nicht noch einmal auf eigene Gefahr in die Welt hinausgeworfen zu werden. Schon der dreyfache Unterſchied, der zwiſchen den Verbrechern, und der Zeit, der Art, und den Folgen ihrer Beſtrafung gemacht wird, zeugt von einer Vorſicht, die nicht den Schuldigſten mit dem minder Schuldigen zuſammenwerfen, nicht den Verbeſſerungsfähigen mit dem

Verdorbenſten an eine Kette ſchließen, und noch viel weniger die Klagen und Seufzer der Unſchuldigen auf das Vaterland laden will. — Der Anblick der Galeerenſklaven hatte traurige Empfindungen bey mir erweckt; ich gieng mit blutendem Herzen fort. Mit dieſer Stimmung trat ich in den Waffenſaal, wo die kleinern Gewehre zum Angriff und zur Vertheidigung aufgeſtellt ſind. Du kannſt dir einbilden, daß ich da wenig Gegenſtände fand, die vermögend geweſen wären, mich mit der Menſchheit auszuſöhnen. In den blitzenden Sonnen und Sternen, die aus zuſammengeordneten Säbeln an der Decke des Saals angebracht waren, ſah ich nun nichts als Mordgewehre, die mir von Blut zu triefen ſchienen; und von den Bajonetten, welche die Säulen in der Mitte des Saals bekleiden, gieng ich mit unwillkürlichem Schauer vorbey. Meine Empfindungen wurden endlich mehr als ſchmerzhaft, als man mir den Gebrauch einiger beſondern Mordmaſchinen erklärte, und mir dabey zu verſtehen gab, es ſeyn noch viel ſchrecklichere vorhanden, die aber aus beſondern Gründen nicht gezeigt werden dürften. Es giebt aller Orten menſchliche Ungeheuer. Es ſchien mir aber in dem Augenblick, als ob Frankreich mehr dergleichen hätte, als andere Nationen. Ich irrte mich unſtreitig! Die Erfinder dieſer teufliſchen Maſchinen werden auch hier verabſcheuet, und die Nation hat überhaupt ein zu feines Gefühl vom militäriſchen Wohlſtand, als daß ſie ſich je zum Gebrauch ſolcher abſcheulichen Werkzeuge der Mordkunſt erniedrigen könnte. Mich dünkt aber, ſie ſollten auch nicht hier ſtehen, indem ſie immer einen unangenehmen Eindruck machen, ſo ſehr auch der Zeugwart verſichert: Sie ſeyen nie gebraucht worden, und ſollen auch nie auf die Schiffe gebracht werden. Ich war jetzt unfähig etwas mit unbefangener Aufmerkſamkeit zu beſehen. Man wies mir Waffen, die in der Kriegskunſt unnütz geworden; Feuerhähne auf die

Kanonen, Eſpignoletten, Lanzen und Spieße, zum Handkrieg auf dem Verdeck, Hacken, die Schiffe zu entren; lauter Dinge, die man nicht mehr gebrauchen kann, weil die Schiffe über dem Bauch ſo ſtark eingezogen werden, daß die Enterung nicht mehr möglich iſt. Bey allen dieſen Gegenſtänden gieng ich mit ſchwerem Herzen vorbey, ſelbſt die Paar Siegeszeichen, eroberten Fahnen und Flaggen, die hier angehängt waren, ſchienen mir mit Blut beſpritzt. Ein ſehr künſtliches, eiſernes Gitterwerk, von einer vortreflichen Zeichnung, zog endlich meine Aufmerkſamkeit auf ſich, und fing an mein Auge angenehm zu beſchäftigen. Es iſt die Arbeit eines Galeerenſklaven, ſagte der Zeugwart, der meine Bewunderung ſah. Ich ſeufzte, wandte den Blick weg, und gieng fort.

In dieſer Gemüthslage war ich nun nicht dazu gemacht, meine Beſuchung des Arſenals fortzuſetzen. Der Anblick der ſchönen Natur wird mich ſchon wieder beruhigen, dachte ich, und machte einen Spaziergang auf dem Wall. Kaum war ich hingekommen, ſo erblickte ich ein großes, langes Gebäude, und fernerhinaus ein zweytes, eben ſo großes, das aufgeführt ward. Was ſind das für Gebäude? fragte ich einen Spaziergänger, der mir begegnete. Das Spital der Marine, antwortete er, und dort baut man ein zweytes. Den Augenblick war meine Einbildungskraft mitten in dieſem Spital. Verſtümmelte und Krüppel aller Art umgaben mich von allen Seiten, ein kalter Schauer lief durch meine Glieder. Dieſes Gebäude hat alſo der vorige Krieg angefüllt, und für den bevorſtehenden baut man ein neues, ſagte ich darauf mit einem Tone, einem Blick, der dem Franzmann auffiel; er fing an mich mit den Augen vom Kopf bis zu den Füßen zu meſſen. Ich aber wandte mich, und gieng nach Hauſe.

Wie man verſtimmt werden kann, wenn man gewiſſe Gegenſtände in beſondern Beziehungen erblickt! Ich bin gewiß kein Empfindler, hätte auch zehnmal den Waffenſaal beſehen können, ohne eine einzige dieſer unangenehmen Empfindungen darin zu finden; das Spital der Marine würde ich zu jeder andern Zeit ſogar mit Vergnügen erblickt, und noch die Regierung geſegnet haben, daß ſie für die ſorgen will, welche in ihrem Dienſte unglücklich geworden; aber das fatale Loch der Galeerenſklaven, das ich zur Unzeit zu ſehen bekam, mußte mich mit Abſcheu erfüllen, und eine ſo düſtere Gedankenreihe zurücklaſſen.

Nach dem Mittageſſen ſah es um vieles heiterer in meinem Kopfe aus; ich gieng alſo hin, die verſchiedenen Werkſtätte des Arſenals zu beſehn. In der Werkſtätte der Eiſenarbeiter glühten 13 Eſſen. Auf eben ſo vielen Amboſen ward geſchmiedet, an jedem ſtunden vier nervichte Kerls. Drey davon mit Ketten geſchloſſen; alſo Galeerenſklaven. Der vierte war ein Meiſter, alle halb nackt, am ganzen Leibe ſchwarz. Ein wahres Bild von Vulkans ruſſigen Cyklopen. Sie ſchlugen alleſamt auf die glühenden Eiſen loß, daß die Funken umherſprühten, wie in einen Vulkan, der eben losbrechen will. Neben bey iſt die Werkſtätte der Kupferſchmiede; dann die der Lavettenmacher, der Böttcher und Faßbinder, der Drechsler, der Bildſchnitzer, welche die Verzierungen am Hintertheile des Schiffs verfertigen. Dann folgt der Saal, wo die leinenen Tücher verſchnitten, und zu Seegeln ausgenäht werden. Ueberall eine Menge Menſchen, die mit dem größten Eifer arbeiteten.

Auf dem Bord längs dem Hafen des Arſenals herunter liegen die eiſernen Kanonen, ſechs bis acht Reihen auf einander geſchichtet, deren 100 Schlünde den Vorübergehenden furchtbar angähnen; dann groſse Haufen eiſerne Kugeln auf einander gethürmt, auch die Anker, ſo viel deren zu einem Schiffe gehören. Dahinter ſtehen die beſondern Magazine für Seil- und Seegelwerke, und die kleinern Geräthe; ſo hat jedes Schiff alles, was zu ſeiner vollſtändigen Ausrüſtung gehört, beyſammen. Der gröſste Anker, der hier lag, ſoll 70 Zentner wägen. In einem Winkel das Hafens ſind ein Halbdutzend alte Galeeren angebunden, die wegen der darauf gebauten Kammern zu Seefahrten ganz unbrauchbar gemacht worden, und auch nie wieder aus dem hieſigen Hafen herauskommen ſollen. Sie dienen gegenwärtig zur Wohnung der übrigen Galeerenſklaven.

Alle dieſe bisher erwähnte Gebäude ſtehen auf geraden Linien um den Hafen her, und machen alſo, bis auf eine oder zwey offene Stellen, ein vollkommenes Viereck. Einzeln darin eingeſchloſſen ſtehen die Beckerey, die Vorrathshäuſer für Mehl und Getreyde, und die Kanonengieſserey; dann wieder in einem beſondern Gebäude, das vom vorigen durch einen Kanal getrennt iſt, das Magazin für die Maſten und das Holzmagazin. Im erſtern ſah ich einige Maſtbäume von Schiffen, die im vorigen Seekriege gedient hatten; ſie waren ganz von Kanonenkugeln verhackt. Das Unterſtück des Mittelmaſts für den Triomphant hat 110 Fuſs Länge, und am dickern Ende 9 Fuſs 10 Zoll im Umkreis. Auf dieſen kömmt dann erſt der Mittelmaſt, (mat de hune) auf dieſen der Obermaſt, (le grand perroquet) und endlich zu oberſt die Flaggenſtange zu ſtehen. Die groſsen Maſte ſind alle aus verſchiedenen Stücken zuſammengeſetzt, die aufeinander eingekerbt, und dann mit eiſernen Reifen gebunden werden. Vor dem Magazin war man eben beſchäftigt, die Reifen über einen neuen Maſt anzutreiben.

Der Vorrath von Bauholz würde hinreichen ein Halbdutzend neue Schiffe vom erſten Range daraus zu bauen. Es kömmt theils aus dem Norden, theils aus der Inſel Korſika; Frankreich ſelbſt liefert den geringſten Theil deſſelben. Das korſikaniſche Tannenholz hat für den Schiffsbau einen vorzüglichen Werth; es iſt ungleich harzreicher, als das nordiſche, und daher auf dem Waſſer von längerer Dauer; dafür aber iſt es auch kürzer und knotigter, als jenes.

Vorgeſtern ließ ich mich in einem Boote auf die Rhede hinausfahren, um einige von den vor Anker liegenden Schiffen zu beſehen. Das Meer war etwas unruhig, und das Wiegen des kleinen Fahrzeuges wollte mir zuerſt nicht recht behagen. Noch weniger war ich zufrieden, als der Schiffer das lateiniſche Seegel aufſpannte, und das Boot ſich ſo ſtark auf die Seite legte, daß ich bey jeder Welle, die ich ankommen ſah, fürchten mußte, umzuſchlagen. Indeſſen ward ich der Sache bald gewohnt, und fuhr endlich ſo ruhig umher, als ob ich auf einem unſrer ſchweizeriſchen Seen eine Luſtfahrt machte. Eine Viertelmeile von dem Hafen liegen vier bewaffnete Fregatten, die Iris, die Pomone, die Alceſte und die Nachtigall, und etwas weiter hinaus der Leopard,*) ein Linienſchiff von 74 Kanonen. Ich ließ mich an die Alceſte führen, und erhielt ohne Schwierigkeit vom wachthabenden Offizier die Erlaubniß an Bord zu ſteigen. Dieſe Fregatte ward erſt vor einigen Tagen im hieſigen Arſenal ausgerüſtet, und hatte ihre Beſatzung noch nicht vollſtändig; die andern drey kamen von Breſt.

Eben ſo gefällig ward ich auch auf dem Linienſchiff aufgenommen; auch dieſes ward zu Breſt ausgerüſtet, und hatte auf dem Wege von dort bis an die Meerenge von Gibraltar einige Wochen zugebracht; von dorther konnte es hingegen am achten Tage auf der Rhede von Toulon ſeine Anker werfen. Der wachhabende Officier führte mich ſelbſt im ganzen Schiff herum, und erklärte mir die Einrichtung, den Gebrauch und die Beſtimmung eines jeden Gegenſtands, der meine Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen ſchien. Ich erſtaunte über die Reinlichkeit, die Ordnung, und die Stille in einem Gebäude, das 800 Menſchen herbergete. Bey einer ſolchen Menge von Menſchen ſollte man, beſonders wenn ſie Franzoſen ſind, weder Reinlichkeit, noch Ordnung, noch Stille erwarten!

---

*) Daſſelbe Kriegsſchiff, welches zu Breſt 1790 das Signal zum Inſubordinations-Fieber der Matroſen gab.

Allein vermittelſt der Mannszucht kann man aus den Menſchen alles machen, was man will, wenn nur der Befehlshaber Kopf und Muth, angemeſſene Strenge und Ordnungsgeiſt beſitzt; die Engländer ſind ein auffallendes Beyſpiel davon. So wild und zügellos der engliſche Pöbel auf ſeinem Heerde iſt, ſo zahm, unterwürfig und gehorſam wird er unter dem despotiſchen Stab des Schiffskommandanten.

Der Leopard ſoll in allen Stücken zum Muſter dienen, und ward als ein ſolches von Breſt aus hieher geſandt. Die innere Oekonomie des Schiffsvolks iſt umgeändert, ſelbſt der ganze Bau der Maſchiene weicht von dem bisher üblichen völlig ab. Die Vorzüge dieſer neuen Schöpfung fallen auch dem ungeübteſten Beobachter in die Augen. Auf der Alceſte, die ich eben geſehen hatte, war die Küche ein offener Feuerherd, auf dreyen Seiten mit Eiſenblechen eingefaßt, und die Töpfe mußten an Ketten über das Feuer gehängt werden. Bey dieſer Einrichtung kann die geringſte Nachläſſigkeit das Schiff in Flammen ſetzen; ſie hat über das noch die Unbequemlichkeit, daß kein Feuer kann gemacht werden, ſobald das Meer im Geringſten unruhig zu werden anfängt, daher muß auch das Schiffsvolk oft Wochenlang alle warmen Speiſen entbehren. Hier ſind drey Küchen errichtet, eine für die Stabsoffiziere, eine andere für die Unterofficiere und Bootsmänner, die dritte für Soldaten und Matroſen. Alle drey auf ſchweizeriſche Art mit eingeſchloſſenem Feuer eingerichtet, ſo daß mit der größten Sicherheit auch im größten Sturm Feuer unterhalten werden kann. Man hat ſogar beſondere Backöfen hineinzubringen gewußt, welche das ganze Schiffsvolk, auf der Fahrt von Breſt bis hieher, alle Tage mit friſch gebackenem Brod verſahen. Andere Veränderungen betreffen die innere Einrichtung des Schiffs ſelbſt. Der ganze erſte Boden gehört jetzt zur Batterie, ſelbſt in den Kajüten der Officiere ſtehen Kanonen, und beym Gefecht werden die Wände derſelben, welche nur aus Rahmen, mit Wachstuch beſpannt, beſtehen, auf die Seite geſchaft, ſo daß durch das ganze Schiff weg nichts die Arbeit bey den Kanonen hindert. Der groſe Untermaſt iſt kürzer geworden, als er bis dahin zu ſeyn pflegte, und die Oberſtangen um ſo viel höher, daß nun der Kiel beym Wiegen des Maſts weniger erſchüttert wird. Die größten Veränderungen ſind beym Seil- und Seegelwerk vorgegangen. Eine ganze Menge von den Rollen, in welchen die Seile laufen, ſind weg gelaſſen, und durch Schleifen oder Ringe erſetzt worden; und wo ſie nicht unterdrückt werden konnten, wurden ſie an die Maſten und Stangen geheftet, ſo daß nun das Schiffsvolk auf dem Verdeck nicht mehr in Gefahr ſtehet, im Sturm oder Gefecht von den herunterfallenden, oft 50 Pfund ſchweren, Rollen erſchlagen zu werden, wie ſonſt oft geſchah, da das Seilwerk eine Menge derſelben enthielt. Dieſe Veränderung iſt auch ſehr angenehm für das Auge, das ſonſt durch das knottigte Anſehen des Seilwerks ſehr beleidigt ward.

Wenn

verſchlagen; oder es bleibt bey einer Windſtille Monate lang unter der Linie ſitzen, die Lebensmittel gehen zu Ende; Hunger und Verzweiflung richten Empörungen an; man mordet ſich untereinander, und am Ende iſt nur der glücklich, der den früheſten Tod fand. Oder es kömmt ins Gefechte! eine Menge feindlicher Kugeln durchbohren ſeine Seiten. Trümmer von Balken und Splitter fliegen umher. Hier fällt einer zerſchmettert, dort einer verſtümmelt nieder. In zwey Stunden liegen 300 Todte im Schiff, 200 Verwundete winſeln und ſchreyen; die übrigen arbeiten wie Wüthende, um den Donner Kanonen nicht ſchweigen zu laſſen. Wer dem Tode entgeht, hat ſein Leben hindurch ein abgeſtumpftes Gehör zu beklagen. Oder es fällt ein Funken in die Pulverkammer, das Schiff ſpringt in die Luft, und ſeine Bewohner werden alle in einem Augenblick zerriſſen, zerſchmettert, in die See geſchleudert. Oder das Schiff bekömmt an einem verborgenen Orte einen Waſſergang, und fällt ſich nach und nach an; verzweiflungsvoll arbeiten ſich die armen Menſchen an der Pumpe außer Athem. Umſonſt! das Waſſer ſteigt immer höher, dringt von einem Schiffsboden zum andern. Mit Todesangſt ſieht jeder den ſchrecklichen Moment des unvermeidlichen Untergangs herbeynahn. Jetzt ſinkt es, und aus 800 Kehlen dringt das letzte fürchterliche Zettergeſchrey gen Himmel. Welch eine Stunde, Bruder! 800 Menſchen ſehen auf einmal den Tod vor ſich; keine Rettung unter dem Himmel. Bänger und immer bänger ſehen ſie ſich an; der Entſchloſſenſte ringt die Hände; der Roheſte liegt auf den Knieen, und der Prieſter ertheilt mit bebender Stimme, mit Todtenbläſſe im Geſicht, den Seegen. Dieſen Auftritt ſollten die Paar Männer am Staatsruder, welche den letzten Seekrieg verurſachten, mit angeſehen haben, als das große Linienſchiff, die Stadt Paris und der Hektor, jedes mit 1200 Menſchen ſank; ſie ſollten nur eine Viertelſtunde mit den Verunglückten das Herbeynahen des fürchterlichen Todes gefühlt, und dann alle die Verwünſchungen gehört haben, welche die Sterbenden über ihren Eigenſinn, ihre Habſucht, und ihre neidiſche Staatskunſt ausſtießen — vielleicht würde jetzt keine Flotte zu Portsmouth, keine zu Breſt und Toulon gerüſtet; und die Schlachtopfer der menſchenfeindlichen Staatskunſt, die ich hier vor mir ſehe, ſäßen ruhig zu Hauſe im Schooße ihrer Familien. Iſt doch der Ruhm eines Eroberers ſo zweydeutig, wenn man ſein Vaterland entvölkert, und arm macht, um ein anderes entvölkertes und verarmtes Land zu gewinnen! Und zweydeutiger noch, wenn man ſich ſelbſt zu Grunde richtet, um einen andern die Quelle des Wohlſtandes zu verſtopfen. Man kann dabey an die Fabel vom Neidiſchen denken, der ein Auge verlieren will, damit ſein Nachbar an beyden blind werde! Doch ich bin zu voreilig; die Nachwelt wird einſt richten.

Nachdem ich alles Merkwürdige auf dem Leoparden geſehen hatte, ließ ich mich durch die Meerenge zwiſchen dem Schloſſe Eguillote und Saint Louis vorbey auf die große Rhede hinausfahren. Hier ſteht ein Berg überall vom Meer umgeben, und von der weſtlichen Landſpitze nur durch eine enge Kluft getrennt, die ſich nach und nach mit Sand angefüllt. Die Bucht zwiſchen dieſem Berg und der Landſpitze von la Malgue iſt eine kleine Stunde lang, am Eingang eben ſo breit, und könnte die größte Flotte aufnehmen, die hier gegen alle Winde, den Levante und Sirokko ausgenommen, Schutz finden würde. Am Fuße des Bergs liegt das Peſtlazareth, das aber nur für die königliche Marine beſtimmt iſt, und keine Handlungsſchiffe aufnimmt; ſeine innere Einrichtung ſoll der von Marſeille überhaupt ähnlich ſeyn; ich könnte mir aber keine nähere Nachrichten davon verſchaffen. Auf dem

Rücken des Bergs ſtehet ein Wachthaus, und darneben die Signale, durch welche alle heran oder auch nur vorbeyſegelnde Schiffe dem Stadtkommandanten, und den Befehlshabern der verſchiedenen Schlöſſer angekündigt werden. Man ſteckt nämlich auf dazu errichtete Maſtbäume die Flagge der Nation auf, welcher die Schiffe gehören, und zwar eine, zwey oder drey, nach der Anzahl der Schiffe, die angezeigt werden ſollen. Um die Einfahrt feindlicher Schiffe in die Bucht zu verhindern, oder wenigſtens eine Landung an dieſem Vorgebürg zu erſchweren, ſind an der Spitze des Bergs gegen das Meer zu einige Batterien errichtet worden; ſo wie noch ein Paar andere an der Seite des Bergs gegen die große Rhede.

* * *

Regiſter
der vier Stücke der Olla Portrida vom Jahr 1790.

NB. Die Römiſche Ziffer bedeutet das Stück, und die Deutſche die Seite.

Auszüge.

Seite

Fünf Briefe der Lady Eliſa Craven an den Herrn Markgrafen von Anſpach auf ihrer Reiſe durch die Wallachei. I. 8

Sitten der heutigen Römer. II. 6

Von der Lebensart der Europäer in Surinam. III. 7

Die Spanierinnen. IV. 13

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

Chronologiſches Verzeichniß der Deutſchen, welche in der Baſtille ſaßen. I. 27

Fragment aus dem Leben eines guten Fürſten. I. 34

Crates an Hippias über Mirakel. I. 41

Reiſe einer Dame von Lyon nach Bern. 1787. I. 45

Schreiben eines deutſchen Reiſenden aus Paris, über die Schauſpiele des Palais-Royal, den 30ſten November 1789. I. 65

Zwey Geſpräche im Palais-Royal über Anekdotenhaſcherei und Marktſchreierei gehalten. II. 21

Fabeln.

Seite
Fabeln 41
Ueber Schriftſtellerei und Bücher. (Aus dem Engliſchen des Shenſtone.) II. 44
Verſuch über das Karakteriſtiſche der Eigennahmen. III. 21
Der erſte Robinſon. III. 36
Bemerkungen über Menſchen und Sitten. III. 45
Dr. Mattheus Dobſon, Nachricht vom Harmattan, einem ſonderbaren afrikaniſchen Winde. III. 65
Beſchluß der Nachrichten von den Deutſchen, welche in der Baſtille gefangen ſaßen. III. 125
Aus dem Tagebuche eines Reiſenden. 1786. IV. 27
Ballette und theatraliſche Aufzüge aus dem 17ten Jahrhundert. IV. 34
Anti-Spectrologie: oder Beweis, daß es außer der Einbildung keine Geſpenſter giebt. IV. 41
Das ohnfehlbare Mittel. Erzählung aus dem Franzöſiſchen. IV. 48
Ueber Feirei. IV. 56
Die Brieftaſche Fragment eines Luſtſpiels von M. W. IV. 63

Anekdoten.

I. 76
II. 122
III. 83
IV. 102

Biographie.

Lohenſtein als dramatiſcher Dichter. I. 78
Bruchſtücke aus der Fortſetzung der Selbſtbekenntniſſe des J. J. Rouſſeau, ſonderlich ſeinen Aufenthalt in Venedig betreffend. II. 78
Ryland, vom Herrn von Erlach. III. 84
Nachrichten von Paul Scarrons Leben und Schriften. IV. 90

Ueber=

Ueberſetzung und Sammlung neuer franzöſiſcher Revolutionsſchriften.

Seite
Thut die Augen auf! Eine abgekürzte Ueberſetzung der ſtärkſten Stellen aus der zu Paris unter dieſem Titel erſchienenen Broſchüre. II. 126

Fragmente.

Aufſtand der Bauern und des dritten Standes im XVI. Jahrhundert: eine Geſchichte, die viel Aehnlichkeit mit einer andern in unſern Tagen hat. III. 132
Der Hafen zu Toulon und Beſchreibung des See-Arſenals. IV. 141

Gedichte.

Der edle Krieger. Ballade. I. 3
An meinen Bruder, am 1ſten November 1789. I. 6
Die Grille und die Ameiſe. I. 7
Der Lohn des Sängers. II. 3
Der Adler und der Pelikan. II. 4
An Amalia. II. 5
Die Nacht. III. 3
Ketten um Freiheit. III. 4
Lenzlied an den Jüngling. III. 5
An Hertzberg. III. 173
Die Feyer des Todes. IV. 3
Heinrich von Plasmann. Ballade aus dem XV. Jahrhundert vom Ritter vom Kalchberg. IV. 7

Miſcellaneen.

Ueberſetzung und Sammlung merkwürdiger in Frankreich erſchienener Schriften über die neuſten Ereigniſſe, ſeit dem 5ten Oktober 1789. I. 95
Briefe über die Stiergefechte in Spanien. I. 127

Ueber

Seite
Ueber die äußere Figur. (Aus dem Engliſchen des Shenſtone.) I. 135
Probe eines pragiſchen Caſperleſtücks. I. 141
Zwey merkwürdige Briefe der Frau von Maintenon. I. 144
Ein Caracter. (Aus dem Engliſchen des Shenſtone.) II. 138
Skizzen einer Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt. II. 144
Inſtruktionen für eine würdige Schweſter G. v. P. II. 166
Schreiben eines Franzoſen an die Herausgeber der Actes des Apôtres über die Spielſucht, welche ſeine Landsleute angeſteckt hat. III. 181
Baron von Cloots, Wortführer aller europäiſchen Nationen. IV. 115
Vereitelung der aufwiegleriſchen Verſuche in der Schweiz. IV. 119
Beſchluß von den Skizzen einer Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt. IV. 124
Richard Naſh, König von Bath. IV. 138
Das Kloſter la Trappe aus einem Briefe 179. IV. 137

Naturgeſchichte.

Der Flamingo. I. 79
Ueber den Bohon Upas. II. 70
Der Stör. III. 77
Von den mediciniſchen Eigenſchaften des Weidenbaums IV. 194

Romane.

Wie bändigt man den Muthwillen unſerer feinen Herrn? I. 146
Die vergebliche Vorſicht. Novelle von Scarron. III. 98
Nachricht von einem alten deutſchen Roman. IV. 107

J. F. Schmidt.

[illegible] Staats-Wortführern [illegible]

[illegible]

[illegible] König von Bath. 131

[illegible] aus einem

[illegible] 1790. 137

[illegible] und Beschreibung

[illegible] See-Arsenals. [illegible]

Bereits bey Lebzeiten Friedrich II. erschien bey mir, Königl. Preuß. und Churfürstl. Sächsischer Frey[illegible] eine Uebersetzung der sämtlichen Wercke dieses [illegible] Mannes, wovon bereits 9 Bände heraus sind, [illegible] deren 10ter und 11ter Band in künftiger Ostermesse [illegible]. Die 11 Bände sind auf schönem Schreibpapier gedruckt, und mit Kupfern, und dem wohlgetroffenen Portrait des Verfassers von unserm berühmten Daniel Berger, verziert. Der Uebersetzer hat alle Sorgfalt auf den Vortrag verwendet, um ihm die Eleganz und Wärme des Originals zu verschaffen. Wegen des Wiener Nachdrucks sollen sie, von nun an für 6 Rthlr. verkauft werden, da sie sonst für 14 Rthlr. 18 Gr. verlassen worden. Der Band der einige 30 Bogen stark ist, und bisher 1 Rthlr. 6 Gr. galt, wird nun unter den halben Preis für diejenigen verlassen, die sich diese 11 Bände anschaffen wollen.

Berlin, [illegible] 1790. Arnold Wever.

[illegible]

Ich habe in meinem Verlag [illegible]

S. A. D. Tiſſots [illegible]

[illegible] gehörige [illegible] Originalausgabe [illegible] lateiniſchen überſetzt [illegible] gen begleitet von D. [illegible] mann,

ſeit einiger Zeit in 7 ſtarken [illegible]

Da nun Tiſſots Schriften [illegible] lichem Werth iſt und von [illegible] nommen worden, ſo iſt es kein [illegible] ſenloſen Nachdrucker hierauf [illegible] gemacht haben, maßen das bekannte [illegible] Nerven und ihren Krankheiten [illegible] meiner Auflage [illegible]

[illegible] der ſämmtlichen Schriften [illegible]

Ob nun gleich meine, [illegible] vollſtändige, und nach den neueſten [illegible] überſetzte Ausgabe ſich merklich [illegible] und völligen egalen Einrichtung [illegible] doch den Preis der ſämmtlichen [illegible] Theile (wovon jeder nahe an [illegible] Einen Louisd'or, ingleichen [illegible] ven und deren Krankheiten, [illegible] Bänden) auf Einen halben Lou[illegible] 1793 heruntergeſetzt. [illegible] wohlfeilen Preis [illegible] gen unrechtmäßigen Nachdruck [illegible]

Leipziger Michaelis-Meſſe 179[illegible]

Friedrich [illegible]

No. 1

Olla Potrida.

Erſtes Stück.

Berlin,

in der [illegible] Buchhandlung.

BIBL. UNI[illegible]ES DI[illegible]

[illegible]nhalt[illegible]

Gedichte. [illegible]

Auszüge.
Die Neapolitaner und der Ve[illegible]

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.
1. Beſchluß des Artikels von unglaublichen [illegible] Dingen.
2. Wahre Urſache von Colberts [illegible]
3. Auszüge aus Saap[illegible]
4. Ein Madacaſſariſches Lied [illegible]
5. [illegible] den heil. [illegible] [illegible]
6. Ueber [illegible]

[illegible]geſchichte.
William Bowles Be[illegible] Spanien[illegible] Thiergeſchichte.

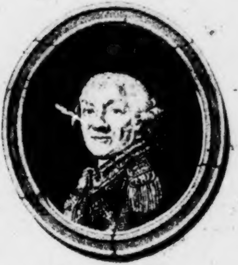
Biographieen. [illegible]
Garrik.

Authentiſche und beurkundete [illegible] der Vorfälle zu Verſaille[illegible] und 6ten Oktober 17[illegible] Ausſagen, Aktenſtücken [illegible] rungen glaubwürdiger [illegible] gen; mit Randgloſſen [illegible] ſetzers.

Olla Potrida.

1791.

Erſtes Stück.



J. C. v. Woellner

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

J. F. Schmidt,

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

I.
Gedichte.

1.
Lied.

Ernſter töne Spiel der Saiten,
Schalle leiſer du Geſang,
Ehrfurcht lehr' den Ungeweihten,
Deiner Hauptaccorden Klang,
Laß ihn deine Kräfte fühlen
Daß er züchtig, ſtill und rein
Von der Erdenſorgen Spielen,
Strebe deiner wehrt zu ſeyn.

Ha der Waller giebt es viele
Auf der Weisheit Roſenpfad,
Aber der nur kömmt zum Ziele
Deſſen Herz ihn rein betrat.
Nicht das Wollen giebt uns Stärke,
Was nur Augenblicke währt,
Der Gedank' auf edle Werke
Wird durch Wankelmuth verzehrt

Kannſt du wandeln ohn Ermüden
Handeln ohne laß zu ſeyn,
Dann erkämpfſt du dir den Frieden
Und des Lebens Glück iſt dein.
Aber wehe dir auf immer
Wo du ſtrauchelſt oder fällſt,
Und des Irrlichts falſchen Schimmer
Einſt der Wahrheit zugeſellſt.

Was ſo klar iſt ſiehſt du trübe,
Und was trüb' iſt ſcheint dir rein,
Glaub' es unerſchüttert bliebe,
Mancher, könnt' er ſtandſtaft ſeyn.
Unſre Wünſche, unſer Sehnen,
Schenkt ein Traum uns in der Nacht,
Oft hat Kinderey uns Thränen,
Spielwerk Wahnſinn uns gebracht.

Früh ſchon lernt am Gängelbande
Unſre Jugend Stoff zur Quaal,
Nur Entbehrung knüpft die Bande
Aechter Freuden überall,
Lehr' den Knaben früh entbehren
Was der Greis vermiſſen kann
Such ihm Freuden zu vermehren,
Die der Schwächling nur erſann.

Soll der Jüngling Weisheit ehren
O ſo zeig' ihm früh und treu,
Daß er ihrer ſchönſten Lehren
Erſt nach Jahren würdig ſey.
Gieb nicht leere Hirngeſpinnſte
Ihm für ihre Schätze hin,
Unterſcheid' Sophiſtenkünſte
Von der Wahrheit Hochgewinn.

Fr. Ar. Mayer.

2. Der

2.

Der dickfüßige Profeſſor.

Daß die Natur auch irren kann,
Beweiſt Profeſſor Hollte,
Sie ſetzte ihm das unten an
Was oben ſitzen ſollte.

M. Ldgrs.

3.

Ein Steinhauermeiſter und ſein Geſell an eines Hochehrwürden Grabe.

Meiſter. Was haut man wohl auf dieſen Leichenſtein,
Des ſeel'gen Sarzias?
Geſell. Ich wüſte nichts — Doch halt, mir fällt was ein
Das Heidelberger Faß.

M. Ldgrs.

II.

Auszüge.

Die Neapolitaner und der Veſuv.

(Aus den Reiſebemerkungen der Miß Piozzi.)

Wer über die Chiaja geht, kann in großen Zügen den groben Aberglauben der Neapolitaner leſen, die nicht Luſt haben ihren alten Ruhm der Trägheit aufzugeben.

Et in otia natam
Parthenopen;

ſagt Ovid. Ich möchte indeſſen wohl wiſſen, ob unſer engliſches Volk unter ähnlichen Umſtänden mehr arbeiten würde: ich glaube nicht. Die armen Engländer! arbeiteten ſie nicht, ſo müßten ſie verhungern. Dieſen Neapolitanern hingegen mangelt nichts; ein Haus würde ihnen zur Laſt ſeyn, ſie mögen lieber vor den Thüren ſchlafen; und es iſt offenbar, daß ſie ſich um Kleider wenig bekümmern. Denn obgleich viele — ich ſpreche von den Lazaroni — ganz anſtändige Kleider haben, werfen ſie doch faſt alles ab, bis ein Feſttag kommt, oder bis zur Gallazeit, und ſitzen, mit ihren Fingern Moro ſpielend, halbnackend am Strande.

Ein florentiniſcher Edelmann ſagte mir einmal, daß er einen von dieſen Kerlen gebeten hätte, ihm ſeinen Mantelſack zu tragen. Um ihn dazu zu bewegen, hätte er ihm einen **Carlin** — gewiß keine kleine Summe für einen Neapolitaner, geboten; zumal da der Kerl keine funfzig Schritte zu gehen brauchte. Sind Sie hungrig, Herr, fragte er? — Nein, erwiederte Graf **Manuccio**, aber was meynſt du damit? Nun, ich auch nicht, lautete die Antwort, und es iſt zu heiß, um Laſten zu tragen. — Damit wandte er ſich um, und blieb liegen.

Dieſe Menſchenklaſſe, die ſich bis zu einer kaum glaublichen Zahl beläuft — einige ſagen 60000, und die Erfahrung ſoll das beſtätigen — dieſe bis zum Erſchrecken ſtarke Menſchenklaſſe alſo, giebt der Stadt ein gewiſſes Anſehen von Luſtigkeit und Leben, woran man ſich, mit alledem, herzlich freuen muß. Auf der Strada del popolo iſt ein immerwährendes Gedränge, ſo daß ein Fußgänger wirklich übel dran iſt. Man pflegt ſich einer Art von Kariolen, niedlicher, kleiner, vergoldeter, einſpänniger Wägelchen zu bedienen, und ein gewiſſes — ich habe vergeſſen, wie viel — für jeden Weg, den man darin macht, zu bezahlen.

Die Pferde in dieſer Stadt ſind vorzüglich ſchön. Nicht ſo groß, als zu Mailand, aber ſchön und munter. Iſabellen ſind hier eine gewöhnliche Race, und ſie glänzen wie Atlas; einige ſieht man auch, von glänzender Silberfarbe, bewundernswürdig ſchön! Die Damen auf dem Corſo zeigen eine kaum glaubliche Mannigfaltigkeit in der Farbe ihrer Kutſchenpferde; aber die Kutſchen ſelbſt, das Geſchirr, die Sättel ſind lange nicht ſo ſchön, als zu Mailand, wo man oft prächtige Livreen ſieht. Die vier oder fünf armſeligen, ſchlecht gekleideten, und geborgt ausſehenden Kerle hingegen, welche die Kutſchen zu Neapel verunzieren, ſcheinen nur der Zahl wegen zu gelten, und haben oft genug das Anſehen von **Fallſtaffs Rekruten**.

Geſtern ſah ich etwas, das ich noch gar nicht kannte; einen Eſel nämlich, einen Schecken, und außerordentlich ſchön proportionirt; aufgeſtutzt, wie ein engliſches Rennpferd, ſechszehn und eine halbe Spanne hoch, braunroth und weiß, mit großen Flecken, und wie der Beſitzer ſagte, beſonders ſanft und gelehrig. Es ſind mir in meinem Leben wenig Dinge vorgekommen, die ich ſo gern hätte kaufen mögen, als dies ſchöne und nützliche Thier, das nicht mehr als zwey Pfund funfzehn Schill. Sterling (16 Rthl.) koſten ſollte; aber ich mochte es nicht wagen, um nicht, wie **Dogberry**, wegen eines Eſels von meinen luſtigen Landsleuten verſpottet zu werden, die nicht einmal die Königin ſelbſt, ruhig im Beſitze eines **Zebra**, eines noch weit ſchönern Thiers von dieſer Gattung, laſſen konnten.

Bey vierfüßigen Thieren denke ich an Portia, eine Kaufmännin von Venedig, die, bey der Aufzählung ihrer Liebhaber zuerſt den neapolitaniſchen Prinzen nennt, der von nichts, als von ſeinen Pferden ſpricht, und ſich viel darauf einbildet, daß er ſie ſelbſt beſchlagen kann. Dies gilt faſt buchſtäblich von einem hieſigen Edelmann. Zwar verſchwenden ſie ihre Mühe auch nicht umſonſt; ſie haben ihre Pferde zum Erſtaunen in der Zucht, ob ſie ihnen gleich ſelten Gebiß anlegen.

Das Wappenſchild von Neapel beſteht in einem ungezäumten Pferde; und, ſo viel ich noch von den Einwohnern ſah, gleichen ſie ihm ſehr in Charakter:

> Qualis ubi abruptis fugit præſepia vinclis
> tandem liber equus, etc. — [illegible]

Munter und fröhlich, halsſtarrig und heftig, leicht umzuſtimmen, aber ſchwer zu hemmen. Sie ehren keine Gewalt, wenn eine ſtarke Leidenſchaft ſie zur Wuth reitzt; hingegen ſind ſie äußerſt träg, und jeder Bewegung abgeneigt, bis ein Zufall ſie aufſchreckt, oder Wuth ſie zu unglaublichen Thaten, augenblicklicher Stärke anfeuert.

Bey dem Ausbruche im Jahre 1779 ſtieg ihre Furcht und Aberglaube zu einer ſolchen Höhe, daß ſie den franzöſiſchen Geſandten ergriffen, und ihn faſt aus dem Wagen riſſen, als er von Portici floh, und ihnen auf der Brücke della Maddalena begegnete; hier drohten ſie ihm mit augenblicklichem Tode, wenn er nicht aus dem Wagen ſtiege, und ſich vor der Bildſäule des heiligen Januarius niederwürfe, um ſeinen Schutz für die Stadt anzuflehn. Der Graf v. Clermont d'Amboiſe begriff kein Wort von allem dieſem, allein, da er glücklicher Weiſe alles Geld, was er bey ſich hatte, gerade zu den Füßen des Bildniſſes niederwarf, beſänftigte er ſie auf einmal, und gewann dadurch Zeit, ihrer Rache zu entgehen.

Mich dünkt, Sir William Hamilton erzählt, daß ſie bey einer andern Gelegenheit den ehrwürdigen Erzbiſchof aufs unwürdigſte behandelten, der ihnen die Reliquien nicht geben wollte, womit ſie die bedrohte Stadt zu retten hofften. So oft der Veſuv mit Gefahr der Stadt Feuer ſpeyt, machen ſie ſich kein Bedenken, ihren Souverain zu beleidigen, wenn er aus derſelben flieht; mit großen Steinen nach ſeinem Wagen, nach ſeiner Macht zu werfen, und einen Aufſtand zu veranlaſſen, der, wo möglich, noch gefährlicher iſt, als der Vulkan ſelbſt. Vorige Nacht, als der Berg bey übler Laune war, (la montagna fu cattiva) meinte unſer Miethlakai, es möchte wohl ſeyn, weil den Tag zuvor ſo viele Ketzer und Ungläubige da geweſen wären.

Ich wünſchte hier den ächten Bericht von Maſſaniellos weit berühmter Empörungsgeſchichte zu kaufen, die gewiſſermaßen ſchrecklicher iſt, als irgend eines der Erdbeben, die ſo oft die hohle Gegend erſchüttert haben. Allein, ich höre von meinen Freunden, daß dieſe Schrift unterdrückt, von den Händen des Henkers verbrennt ward, und noch obendrein dem Verfaſſer, der Anfangs entwiſchen wollte, es aber nachher klüger fand, ſich der Gerechtigkeit auszuliefern, viele Züchtigungen zugezogen hat.

Der tolle Fiſcher, der ſich bey dieſer wirklich merkwürdigen Gelegenheit an die Spitze des Pöbels ſtellte, hieß eigentlich Thomas Agnello; allein, es iſt hier nicht ungewöhnlich, die erſte Silbe abzuſchneiden, und dadurch den ganzen Namen zu verändern; ſo entſtand durch Weglaſſung des Tho — der Name Maſſaniello. Dieſe Verſtümmlungen machen uns das Patois von Neapel ſo unverſtändlich, als kämen wir eben erſt nach Italien, und ihre Art, Namen auszuſprechen, iſt eine wirkliche Pein. Don und Donna hört man hier wieder wie zu Mailand, weil der König von Spanien, oder der Re Cattolico, wie man ihn hier nennt, noch immer viel Einfluß hat. Man hält ihn faſt eben ſo in Ehren, als den unmittelbaren Souverain, den König von Neapel, der doch in der That ſehr beliebt iſt, und es auch inſofern verdient, weil er in allen Stücken ein ächter Neapolitaner, mithin ihr eignes Ebenbild iſt. Er reitet, rudert, fährt, jagt wilde Schweine, fängt Fiſche im Hafen, und verkauft ſie ſo theuer, als möglich, verſchenkt aber auf der Stelle das gelöſte Geld, ſo, daß man ihn auf keine Weiſe einer Niedrigkeit beſchuldigen kann; im Gegentheil iſt er wirklich brav, offen, unverſtellt, und das Schlimſte, was man ihm vorwerfen könnte, iſt etwas zu viel Geſchmack am rohen Vergnügen.

Ich mag mich ſelten an Erzählungen von Monarchen weiden, da ich ſelten dem Glauben beymeſſen kann, was von Perſonen geſagt wird, bey denen wenig Menſchen Zutritt haben, und deren Betragen ſelbſt dieſer wenigen, in die Schranken einer beſchwerlichen, langweiligen Gewöhnung gezwängt iſt. Der jetzige König aber lebt gleichſam mit einem Fenſter vor ſeiner Bruſt unter ſeinen Unterthanen.

Das Aergſte von ihm, das heißt, ſie wiſſen, er ſchießt Vögel, tanzt mit den Mädchen, ißt gern Makaroni, und

greift

greiſt mit den Fingern in die Schüſſel, und rudert mit den Bootsleuten im Hafen in die Wette. Noch in voriger Woche wollte es einer von ihnen dem Könige zuvorthun: allein, er bekam ein ſo heftiges Naſenbluten von ſeiner unhöflichen Anſtrengung, daß der König durch dieſen Zufall die kleine Wette gewann. Er freute ſich des Siegs nicht wenig, lachte und ſprang ans Ufer unter dem Freudengeſchrey des Volks, deſſen Zujauchzen ihn bis an ſeinen Pallaſt begleitete, von wo aus er die gewonnene Summe verdoppelt, des Ruderers Frau und Kindern, nebſt andern Zeichen des Wohlwollens zuſchickte. Es ſcheint ſein Grundſatz zu ſeyn, nie auf Unkoſten des Glücks anderer ſein eigenes Glück zu erkaufen.

Als der Kaiſer und der Großherzog mit ihm von ihren neuen geiſtlichen Reformationsplanen ſprachen, ſagte er ihnen, er ſähe nicht den Vortheil ein, den dieſe Neuerungen ihren Ländern gewähren ſollten; als er in Florenz und Mailand geweſen wäre, hätte er daſelbſt keinen Neapolitaner geſehen, da hingegen Neapel von Flüchtlingen dorther wimmelte. Sie möchten übrigens thun, was ihnen gut dünkte, er würde nach ſeiner Einſicht handeln. So viel er wiſſe, habe er keinen öffentlichen, keinen heimlichen Feind, und wolle ſich auch über Lehrſätze, die er nicht verſtehe, womit er ſich den Kopf nicht zerbrechen möge, keinen machen. Er würde ſein Gebet nach hergebrachter Art ſagen, und an deſſen Erhörung nicht zweifeln, da er nur Segen über ſein geliebtes Volk hinabbitte. Wollten ſeine weiſen Schwäger von ihm Lebensgenuß lernen, anſtatt ihr Leben durch unnöthige Sorge zu verkürzen, ſo lade er ſie hiemit auf folgenden Morgen ein, ihn Ball ſchlagen zu ſehen.

Es iſt wahr, die luſtigen Neapolitaner führen ein [illegible]hes Leben, aber wenigſtens werden ſie nicht bedrückt. In keiner Stadt ſieht man mehr Ueberfluß; ich wüßte nicht, daß es hier einen beſtimmten Marktplatz gäbe, aber der dritte Laden überall, wohin man ſieht, hängt voll Lebensmittel; und ganze Schweine, Hammel und Kälber, die in ihren Fellen am ſaubern Scharrn hängen, nehmen ſich ſehr artig aus. Auch die Federviehkrämer hängen ihre Hühner und Enten mit den Federn aus, und legen ſie nicht gerupft, wie in London und Venedig, auf die Bretter.

Die Strada del Toledo iſt ſehr groß und breit, und gerade; alle Häuſer ſind maſſiv, und wenigſtens acht Stock hoch. Ueber Kramladen und Werkſtätten ſollen Leute vom Stande wohnen; aber Perſonen vom erſten Range haben ihre Palläſte in andern Theilen der Stadt. Neapel iſt übrigens nicht groß, aber gedrängt voll. Herr Clarke, der Antiquar, der ſich immer hier aufhält, ſagte mir, daß die letzten Unfälle in Calabrien in dieſem Jahre viele Fremde nach Neapel getrieben hätten, außer unzähligen einzelnen Wanderern, wodurch das tägliche Gedränge erſtaunlich vermehrt wird. Wenn man die Lazaroni Tag und Nacht auf den Straßen ſchreyen und jauchzen hört, ſollte man glauben, man befinde ſich unter einem halbwilden Volke. Ein mailändiſcher Officier, der lange unter den Neapolitanern gelebt hat, behauptete, daß die Sitten der Großen in jedem Betracht mit den Sitten der Geringen übereinſtimmten. Seine Beſchreibung von dem Betragen des Frauenzimmers, ſelbſt derer vom höchſten Range, erinnerte mich an die Aufrichtigkeit der otaheitiſchen Königin Oberea, als Sir Joſeph Banks ſie mit Otoru aufzog. Indeſſen iſt es merkwürdig, und in der That rühmlich, daß, wenn je die Italiäner ohne Schaam Verbrechen begehn, ſie ſich auch eben ſo wenig der Reue ſchämen. Noch dieſen Morgen ſah ich einen ſonderbaren Auftritt in der Kirche, der aber, außer mir, niemanden aufzufallen ſchien.

Ein Frauenzimmer, in langen weißem Gewande u[illegible] Schleier, kam in ihrem Wagen gefahren, der vor der Th[illegible] hielt, und auf dem ihr Wappen ſtand; drey, beſſer, als gewöhnlich gekleidete Bediente, folgten ihr, und gaben ihr eine brennende Kerze in die Hand. In dieſem Aufzuge ging ſie langſam durch die Kirche, warf ſich mit dem Geſicht auf die Stufen des Hochaltars nieder, blieb wenigſtens fünf Minuten in dieſer Stellung liegen, vor dem Angeſicht der ganzen Gemeinde, die zu meinem eben ſo großen Erſtaunen, weder lachte, noch flüſterte, noch wehklagte, ſondern ihre Privatandacht fortſetzte. — Endlich ſtand die Dame auf, küßte die Stufen, und benetzte ſie mit Thränen einer gewiß aufrichtigen und nicht heuchleriſchen Reue. Sodann zog ſie ſich zu ihrem Stuhle zurück, wo ſie ihre Fackel auslöſchte, und dem Anſcheine nach, mit erleichtertem Herzen den Anfang der Meſſe abwartete. Ihr Betragen durchdrang mich bis ins Innerſte, und ich ſah in ihr Miltons Eva, die „demüthig ihre Fehler bekennt, Verzeihung herabfleht, die Erde mit Thränen beträufelt, und tiefe Seufzer eines zerknirſchten Herzens, eines ungeheuchelten Kummers und ſchmelzender Reue hinaufſchickt."

Die Faſtnachtszeit wird in Neapel ſehr angenehm gefeyert. Die Italiener beſitzen eine beſondere Stärke darin, ihre Kramladen aufzuputzen, und ihre Waaren ſchön in die Augen fallend darzuſtellen. Jeder Würz- und Obſtkrämer ziert ſeinen kleinen Kram mit Orangen-, Zitronen- und Myrtenlaub aus. Dieſer grüne Schmuck macht im Ganzen einen ſehr hübſchen Effect, und giebt der Strada del Popolo den ganzen Morgen hindurch ein fröhliches lachendes Anſehn. Des Abends ſchimmert ſie von einer Menge Fackeln und Lampen.

Eine Art beweglicher Kaffeehäuſer, ſonderbare Maſchinen, die auf Rädern ſtehen, und nach dem Geſchmack der mit einander wetteifernden Beſitzer, mit Malerey und Vergoldung verziert, und mit Orgeade, Eis und allen möglichen Erfriſchungen angefüllt ſind, vermehren den Weihnachtsprunk von Neapel. Ich habe dreyßig dieſer galanten, wandernden, aufs mannigfaltigſte geformten Boutiquen an jeder Seite der Straße gezählt; und ſie machen mit der erforderlichen Erleuchtung eine ſchimmernde Figur. Mit dem Schlage zwölf aber iſt alles vorbey; jeder löſcht ſeine Lichter aus, und geht ruhig zu Bette. Bis zu dieſer Stunde kann jedoch nichts die tumultariſche Fröhlichkeit der Neapolitaner übertreffen. Läufer, wie Luſtſpringer vor einem Marionettenſpiel gekleidet, laufen vor allen vornehmen Equipagen her, und bemühen ſich das Volk abzuhalten, daß es nicht übergefahren wird, das aber auf die Späſſe des Policinells oder ähnlicher, vom Dr. Moore ſo wahr und launig beſchriebener Schreyer ſo erpicht iſt, daß es ſich oft zerſchellen oder zerdrücken läßt. Ein Lazaroni, deſſen Kind von der Kutſche eines Mannes vom Stande übergefahren wird, iſt nach den Geſetzen berechtigt, zwölf Carlini zu fordern; hat es ſeine Frau betroffen, ſo bekommt er zwey Dukaten, ſie mag leben bleiben oder nicht; für das Oberhaupt einer Familie (Hausvater kann man nicht ſagen, denn er hat kein Haus) ſind drey Dukaten die gewöhnliche Vergütung, und es wird kein Wort weiter über ſolche Kleinigkeiten verloren. Die Italiener ſchätzen das Menſchenleben ſehr gering, ſie bekümmern ſich wenig um den Einzelnen, und ſehen ihn von der Hand der Gerechtigkeit eben ſo gleichgültig, als einen Hund oder Katze umkommen. Eines Tages, es war in Mailand, fiel ein junger Purſche von unſern Wagen, kein Bedienter von uns, ſondern von einem Freunde, den der Kutſcher, als er uns zu Haus gefahren hatte, aufgriff, um die Feuerwerke beym Corſo zu ſehen. Es war ein gewaltiges Gedränge und Gewühl, und der Purſche fiel herunter, und ſtarb auf der Stelle. Niemand ſprach davon, oder dachte nur daran, außer ein Frauenzimmer, welches meynte, er würde wohl vergeſſen haben, beym Aufſteigen ein Kreuz zu machen.

Nichts ſieht ſonderbarer aus, als die Lava, die jetzt weniger ſchnell rinnt, und ſich im Fließen zum Verwundern in Furchen verhärtet, ſo daß ſie den pappnen Wellen einer Theaterſee gleicht, nur daß ſie ſchwarz iſt, weil der Ausfluß in dieſem Jahr mit Kohlen vermiſcht war. Die hieſigen Kenner wiſſen mit bewundernswürdiger Genauigkeit die verſchiedenen Stufen, den Zeitpunkt und die Schichten der Lava anzugeben; und Sir William Hamiltons Muth, Einſicht und vollkommene Kenntniß dieſes Fachs beſchäftigt die Menſchen hier mehr als der Vulkan ſelbſt.

Bartolomeo, der ſogenannte Cyklop des Veſuvs, ſtudiert ebenfalls mit unermüdeter Emſigkeit ſeine Würkungen und Operationen; vernünftelt mit philoſophiſchem Scharfſinn darüber, und unterhält mit vielem Beyfall alle Engländer, die er hinaufführt, von den Abentheuern, die er mit unſerm Miniſter hier erlebte. Wenn man hinanklimmt, ſo umgürtet ſich dieſer Bartolomeo mit einem breiten Seile, an deſſen langherabhängenden Enden man ſich feſt anhält, und ihn vorausgehen läßt.

Bis zur Einſiedeley iſt der Weg eben nicht beſchwerlich, und man reitet wohl bis dahin auf einem Eſel. Ich aber hielt es doch für ſicherer, zu gehen. Bey dem guten Alten hier iſt man eines freundlichen Willkommens und gaſtfreyer Bewirthung mit dem, was ſeine kleine Hütte aufbringen kann, gewiß. Er bezeichnet den Ort mit einem kleinen Kreuz, wo der Feuerſtrom nahe bey ſeiner Zelle ſich hemmte, zeigt es mit rührender Feyerlichkeit, breitet ſeinen ärmlichen Vorrath freundlich aus, und erzählt mit ſtrenger Pünktlichkeit alle Umſtände des vergangenen und des jetzigen Ausbruchs.

Dieſer Einſiedler iſt ein Franzoſe: j'ai danſé dans mon lit tant de fois! ſagte er, indem er freylich nicht ſehr erhaben von einem Erdbeben ſprach. Ich ſah mich unter ſeinen Büchern um, und fand Bruyere. — Würde nicht der Herzog von Rocheſoucault beſſer geweſen ſeyn, ſagte ich? — Mich dünkt, ich müßte Sie ſchon geſehen haben, Madame, fragte er mich? Doch gewiß ich habe Sie geſehen, und auch friſirt, als ich bey Herr Martinannt in London Geſell war: die ſchöne Miß Wynne in eben der Straße war auch meine Kunde. Lebt ſie noch? Lebt ſie noch? — Ach ich bin jetzt alt, fuhr er fort, und weiß noch recht gut, wie die ſchwarzen Haarnadeln zuerſt aufkamen.

Dies überraſchte mich ſo angenehm, daß ich gar nicht wieder fortkommen konnte. Allein Mrs. Greatheed war mit ihrem einzigen Sohne, einem vierjährigen Knaben, ganz bis zum Rande des Trichters gegangen, und ſo trieb mich mehr Schaam als Neigung vorwärts. Ich fragte den kleinen Jungen, was er geſehen hätte? — „Ich ſah den Rauchfang, antwortete er, und es war Feuer darin, aber der Elephant gefällt mir doch beſſer.“

Daß die Lage des Trichters ſich bey dieſem Ausbruche verändert hat, bedeutet wenig. Sie wird ſich wieder und wieder verändern, glaube ich. Das größte Wunder iſt, daß keine von den getödtet werden, die ſich ſo nahe herzu wagen, während glühende Steine um ſie fliegen.

Der Biſchof von Derry hätte beynahe den Arm gebrochen; und die Italiener erzählen noch immer die Thaten der kühnen Britten, die in den Trichter ſahen, und ihre Weiber und Kinder mit auf die Spitze nahmen. Wir hingegen erſtaunen über die muthigen Neapolitaner, die kleine Dörfer bauen, und mit größter Zuverſicht am Fuße des Veſuvs wohnen. Ich fragte eine Bewohnerin dieſer Häuſer, wie ſie denn ihre Einrichtung machte? und ob ſie nicht fürchtete, daß der wüthende Vulkan ihre Wohnung umriſſe? — „Mag ſie immer fortgehen, ſagte ſie, was kümmern uns nicht drum, wenn es auch morgen am Tage iſt. Unſre Weinſtöcke und Orangenbäume kommen deſto beſſer fort, und wenn wir die drey Jahre genutzt haben, ſo iſt unſer Glück gemacht, ehe das vierte kommt. Und wenn wir dann den glühenden Strom aukommen ſehen, ſo nehmen wir Reißaus, und überlaſſen unſre Habe dem Schickſal. Nur noch drey Jahre wünſchen wir den Berg als Miſtbett und Treibhaus zu brauchen, und dann kümmern wir uns um die ganze Welt nicht, Dank ſey Gott und dem heiligen Januarius."

III.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1.

Beſchluß des Artikel von unglaublichen Dingen.

Daß es Kräfte in der Natur gibt, wenigſtens in dem Sinne, worin Mechaniker und mathematiſche Philoſophen dieſes Wort nehmen, und daß dieſe Kräfte nach gewiſſen, der Erfahrung zufolge beſtändigen Regeln, wirken, welche Geſetze der Natur heißen, dies kann, meines Erachtens, nicht geleugnet werden. Nichts geſchiehet ohne zureichenden Grund, wie ſchon Archimedes und Cicero gelehrt haben, obgleich P. Boskowich den Archimed beſchuldigt, daß er durch einen Mißbrauch dieſes Grundſatzes die ſphäriſche Figur der Meere und des Erdkörpers zu deduciren geſucht habe. Es gibt Naturgeſetze, die wir nur durch Induktion, aber durch eine ſo vollſtändige Induktion kennen, daß es uns nicht leicht möglich iſt, eine reelle Ausnahme von denſelben, oder eine Suſpenſion derſelben, in irgend einem beſondern Falle zuzulaſſen. — Zur Vollſtändigkeit einer ſolchen Induktion wird erfodert, daß 1) dasjenige Geſetz, zu deſſen Beweis die Induktion gebraucht werden ſoll, in den meiſten — und ſehr zahlreichen — Fällen beobachtet wird, weil ſonſt die Probabilität ſehr klein ſeyn würde, und daß 2) kein Fall beobachtet worden iſt, wovon erwieſen werden kann, daß durch ihn das quäſtionirte Naturgeſetz violirt worden ſey. — Es iſt nicht nothwendig, daß in denjenigen Fällen, worin das Geſetz quaſi. auf den erſten Anblick verletzt zu ſeyn ſcheint, poſitiv bewieſen werde, es finde hier keine Violation deſſelben ſtatt; vielmehr iſt es hinreichend, wenn für dieſe Fälle es einen Grund gibt, die Beobachtung mit dem Geſetz zu concilliren, und das um ſo viel mehr, wenn man in andern bekannten Fällen dieſer Art, Beyſpiele dieſer Conciliation finden, und poſitiv darthun kann, daß bisweilen eine dem Geſetz zu widerſprechen ſcheinende Beobachtung, ſich wirklich mit demſelben vereinigen läßt. —

So iſt z. B. das Naturgeſetz: daß jeder Menſch — keinen einzigen ausgenommen — ſterben muß, und daß kein Todter für dieſe Welt wieder lebendig wird, als ein durch die vollſtändigſte Induction bewieſenes, allgemeines, und keine Ausnahme geſtattendes Naturgeſetz anzuſehen, welches ohne a priori demonſtrabel zu ſeyn, doch völlig die Gewißheit eines Euklidiſchen Theorems hat, und da es in unzähligen Millionen Fällen, die man ſeit ſo viel tauſend Jahren in allen Welttheilen wahrgenommen hat, unabänderlich beobachtet worden iſt, ſo muß man es als ein in der unwandelbaren Natur der Dinge gegründetes Geſetz betrachten. Nicht nur hat das Geſetz zahlloſe Fälle für ſich, ſondern man hat auch keinen einzigen Fall beobachtet, von welchem erwieſen werden könnte, daß in ihm jenes Geſetz eine reelle Ausnahme gelitten habe. Denn man hat Grund, zu vermuthen, daß einige für tod gehaltene, und angeblich auferſtandene Perſonen nicht wirklich tod geweſen, ſondern nur aus einer tiefen Ohnmacht nach einiger Zeit wieder erwacht ſeyn mögen. Dazu kommt noch, daß man einige Erzählungen dieſer Art für blos **erdichtet** zu halten, die größte Urſache hat, um ſo **mehr**; da die Beyſpiele von der **Lügenhaftigkeit** der Menſchen unendlich zahlreicher und gewiſſer ſind, als die Beyſpiele von **Wiederbelebung todter Körper**. *) —

Strabo, der alte Geograph und Weltweiſe, ſagt im erſten Buche ſeiner Erdbeſchreibung: „wir erſtaunen über „die wunderbaren Dinge, die wir zu hören bekommen, „werden beſtürzt, und wollen lieber gar nichts glauben, „ehe wir uns ſelbſt ſo viel Unwiſſenheit in der Naturkunde „zutrauen ſollten. Da muß denn der Geſchichtſchreiber, „der ſo ein Phänomen anführt, es mit **ähnlichen Begebenheiten**, die ſich anderwärts zugetragen haben, „vergleichen. Denn die Erzählung verliert das **Abentheuerliche**, ſo ſie in unſern Augen hat, wenn wir „ſehen, daß ſie **nicht die einzige ihrer Art** iſt.“ — —

Es verſtehet ſich aber von ſelbſt, daß, wenn man die Unwahrſcheinlichkeit einer Erzählung durch Berufung auf andere wunderbare Begebenheiten vermindern will, man wenigſtens ein unwiderſprechlich erwieſenes, und über allen Zweifel hinausgeſetztes Faktum dieſer Art muß anführen

---

*) Von den Wundern der **heil. Schrift** iſt hier gar die Rede nicht. —

können, weil es ſonſt, nach dem Urtheil eines großen Meßkünſtlers, „in der Ordnung der übernatürlichen Dinge „ſehr lächerlich ſeyn würde, die Exiſtenz eines mirakulöſen „Fakti, durch die eines ähnlichen Fakti, welches um kein „Haar breit wahrſcheinlicher, als jenes, iſt, beweiſen zu „wollen.“ — Gäbe es auch nur ein **einziges inkonteſtables Faktum** von der Art, wovon die Rede iſt, ſo würde dieſes im Allgemeinen die bisher noch immer zweifelhafte **Möglichkeit** ſolcher wunderbaren Ereigniſſe außer Zweifel ſetzen, und es würde, überhaupt genommen, nicht wahrſcheinlich ſeyn, daß eine ſolche Begebenheit ſich — ſo lange die Welt ſteht, d. h. ſeit unzähligen Jahrtauſenden — **nur ein einzigesmal**, ohne je vorher oder nachher ihres Gleichen gehabt zu haben, zugetragen haben ſollte. Alsdenn würde der Schluß des **Paläphatus** eintreten: „Ehemals iſt etwas wirklich geweſen, alſo kann es jetzt „noch ſeyn.“ — — Eben ſo ſicher ſcheint aber auch das andere Räſonnement dieſes gelehrten Erklärers der alten Fabeln zu ſeyn: „alle die Erſcheinungen und Geſtalten, die in der alten Zeit ſollen geweſen ſeyn, und die „gleichwohl jetzt nirgends ſind, ſolche ſind nie geweſen. „Denn wären ſie damals, und zu andern Zeiten geweſen, „ſo würden ſie jetzt, und in der Zukunft noch ſeyn.“ — Es geſchiehet in einem gewiſſen Sinne **nichts neues unter der Sonne**, und da wir insgemein nur das **Neue und Ungewöhnliche** zu bewundern pflegen, ſo wäre das philoſophiſche **Nil admirari** von dieſer Seite wenigſtens gerechtfertigt. Gewiſſe Schriftſteller, welche die Vertheidigung des Wunderbaren — um der Verbindung willen, in welche man es mit der Religion ſetzen zu müſſen geglaubt hat, — übernommen haben, thun ſich nicht wenig auf eine Stelle in den Eſſais de Montaigne, (die ich außerordentlich hoch ſchätze) zu Gute: autrefois ſi j'oſois parler, ou des *eſprits*, qui *reviennent*, ou du prognoſtinoſtique des choſes *futures*, des enchantemens, des ſorcelleries, ou faire quelque autre conte, ou je ne puiſſe pas mordre, *ſomnia, terrores magicos, miracula, ſagas, nocturnos lemures, portentaque Theſſala*, il me venoit compaſſion du pauvre peuple abuſé de ces folies. Et *à préſent* je trouve, que j'étois pour le moins autant à plaindre moy meſme. Non, que l'expérience m'aye depuis rien fait *voir*, au deſſus de mes prémieres creances — mais — la raiſon m'a inſtruit, que de condamner *ainſi reſoluement* une choſe pour *fauſſe*, et *impoſſible*, c'eſt ſe donner l'avantage d'avoir dans la tête les bornes et limites de la *volonté de Dieu*, *) et de la puiſſance de notre mère Nature, et qu'il n'y a point de plus notable *folie* au monde, que de les ramener à la méſure de notre capacité et ſuffiſance. Si nous appellons *monſtres* et *miracles*, ce où notre raiſon ne peut aller, combien ſ'en preſente il continuellement à notre vue? — — **Montaigne** fährt fort, uns zu ſagen, daß, wenn wir bey'm **Bouchet** die Mirakel der Reliquien des heil. **Hilarius** leſen, wir ihm zu widerſprechen die Freyheit hätten, wenn aber **Sankt Auguſtin** uns einige Wunder erzählte, wovon er ein Augenzeuge geweſen zu ſeyn verſicherte, ſo würde es **Impudenz** ſeyn, ſie ihm zu läugnen. Ich geſtehe, daß ich nicht einſehe, warum die Autorität des heil. **Auguſtin mehr** beweiſen ſoll, als die des **Bouchet**, wenn beyde **gleich unwahrſcheinliche** Dinge erzählen? Sankt Auguſtin verſichert, in Aethiopien — multos homines et feminas, *capita non habentes* — geſehen zu haben. Wer dergleichen wachend und am hellen Tage zu ſehen fähig iſt, der

---

*) Aſylum ignorantiae! — —

verdient keinen Glauben in Anſehung aller andern Wunderdinge, die er ebenfalls geſehen zu haben betheuert. — —

Es iſt ein Unterſchied zwiſchen Dingen, deren Exiſtenz man dem Zeugniß der Sinne zufolge nicht leugnen, und die man aus unſern Kompendien der Phyſik nur nicht erklären kann, und Dingen, deren Exiſtenz entweder unbewieſen iſt, oder, von denen man gar aus Gründen der Mathematik und Phyſik, d. h. aus dem, was wir gewiß wiſſen, darthun kann, daß ſie auf die Art, wie ſie erzählt werden, nicht haben exiſtiren oder geſchehen können, und in der That würde es eine übertriebene Beſcheidenheit der Philoſophie ſeyn, wenn ſie darum, weil wir vieles **nicht wiſſen**, und manches nicht erklären können — nun auch Magie, Hexen, Geſpenſter und Theſſaliſche Portenta zulaſſen wollte. — —

Die Berufung auf die **Allmacht** — als auf die wirkende Urſache gewiſſer ungewöhnlichen oder übernatürlich ſcheinenden Begebenheiten — iſt ſo lange unzuläſſig, als wir dieſe Allmacht von dem unendlichen, oder wenigſtens für uns unermeßlichen, **Syſtem der Naturkräfte**, deren **non plus ultra** wir nicht mit Sicherheit angeben können, keineswegs zu unterſcheiden, oder ihr Beſtehen außer allen Naturkräften darzuthun vermögend ſind. Durch das dreiſte Vorgeben: dieſer oder jener wunderbare Erfolg ſey durch die Allmacht, welcher **nichts unmöglich** ſey, gewirkt worden, wird der Erzählung des Fakti nicht der kleinſte Gran von Wahrſcheinlichkeit zugeſetzt. Der Erzähler, oder der ſpätere Ausleger, der aus der Erzählung gern eine Wundergeſchichte machen, und die Glaubwürdigkeit dieſer Geſchichte retten wollte, hätte eben ſo füglich irgend einen **mächtigen Dämon** — wovon er ſo wenig weiß, wie wir andern — oder eine Fee zur Urſache der in Frage ſtehenden Begebenheit machen können, wenn 1) — es erlaubt iſt, dergleichen **eingebildete** oder bloß erdichtete

Weſen unter die Kategorie der Urſachen, welche in der Sinnenwelt wirken, zu rangiren, und 2) wofern es gewiß iſt, daß wir das Kräftenmaaß eines Dämons und einer Fee weder a priori, noch a poſteriori kennen, und mithin nicht im Stande ſeyn, darzuthun, daß eine erzählte Wirkung — ſie mag nun in einem Geſchichtbuch, oder in der **blauen Bibliothek**, oder ſonſt in einer Mährchenſammlung vorkommen — das Kräftenmaaß jener vorausgeſetzten Weſen **überſteige**. — —

Ja doch! — erwiedern gewiſſe **Seher**, wir kennen die Dämonen a poſteriori. Hat nicht dieſer oder jener berühmte Mann einen geſehen, oder wenigſtens ſeine Stimme gehört? —

Ihr ſeyd überglücklich, fromme Elſe, wofern ihr nicht eurer beatifiken Viſionen wegen zu bedauern ſeyd. Nur euch und den Fieberkranken im heißen Paroxismus werden dergleichen Anſichten zu Theile. In dem alten Donjon zu — — — wo ich kürzlich übernachtete, beſuchten **mich** nur Ratten und Mäuſe, euch aber — Geiſter. — Allein verzeihet es, wenn's möglich iſt, meinem unheilbaren Skeptizismus, wenn ich dafür halte, es ſey möglich, daß ihr **etwas** geſehen, aber es **nicht recht** geſehen, oder auch etwa recht geſehen, aber noch weit mehr **imaginirt**, als **geſehen** habt. Wiſſet ihr, wie ein **Dämon** ausſehen muß, um urtheilen zu können, dasjenige, was ihr geſehen habt, ſey einer geweſen?

Ihr habt ſeine Stimme gehört. Aber woher wiſſet ihr, daß dasjenige, was ihr hörtet, die Stimme eines Dämons war?

Die Stimme war entweder nur das Werk eurer Einbildung, oder — ſie rührte von einer euch **unbekannten Urſache** her. Woher wißt ihr, daß dieſe Urſache, die ihr nicht kennet, eurer Idee von einem Dämon, u. d. entſpricht? — — „Aber das Zeugniß eines glaubwür-

„digen Mannes, der die Sache geſehen hat, beweiſt mehr „für die Wirklichkeit derſelben, als die Verſicherung von „vielen, die ſie nicht geſehen haben, wider dieſelbe beweiſt." — — — Gut! Aber woher weiß ich, daß der Eine, welcher geſehen haben will, glaubwürdig war? daß er wirklich geſehen, und nicht imaginirt, und nicht die Unwahrheit geſagt hat? — — Unter den vielen, welche nicht geſehen haben, ſind auch Philoſophen und Naturforſcher vom erſten Range. Iſt es nicht zu bedauern, daß dieſe großen und ſchwer zu täuſchenden Männer weder Geiſter noch Mirakel geſehen, noch übermenſchliche Stimmen gehört haben, und daß ſie — ſo außerordentliche Dinge bloß auf die Ausſage einiger Idioten — oder muthmaslicher Phantaſten — glauben müſſen? — — —

Die **Archimedes**, **Büffons**, **Diderots**, **Condorcets**, **d'Alembert** und **de la Grange** würden uns den beſten Aufſchluß des Räthſels geben können. Aber leider! hat ſich dieſen ſuperioren Genien nie etwas dargeſtellt, was ſie für ein Wunder zu halten genöthigt geweſen wären. — —

2.

Wahre Urſache von Colberts Glück.

Man hat in dieſem Zeitalter des Falls der franzöſiſchen Monarchie, bey Gelegenheit **Neckers**, ſo oft das Andenken von **Sully** und **Colbert** erneuert, denen die glorreichen Epochen **Heinrichs** IV. und **Ludwigs** XIV. einen großen Theil ihres Glanzes zu verdanken hatten, daß es unſern Leſern nicht unangenehm ſeyn kann, wenn wir ſie mit der wahren Urſache von **Colberts** Glück bekannt machen.

J. B. Colbert, zu **Rheims** 1619 geboren, kam ſehr jung nach Paris, um die Kaufmannſchaft zu lernen. Von da ging er nach **Lyon**, überwarf ſich aber mit ſeinem Herrn, kehrte nach Paris zurück, wurde Schreiber bey einem Rektor und Procurator, und dann Commis bey H. Sabathier, Treſorier des parties caſuelles.

Ein anderer **J. B. Colbert**, Herr von **St. Pouange**, dieſes **Colberts** Vetter, brachte ihn 1648 bey dem Staatsſecretair **le Tellier** in Dienſte, deſſen Schweſter er geheyrathet hatte. Der junge Menſch zeichnete ſich bald durch ſeinen Dienſteyfer und ſeine Pünktlichkeit aus.

Einsmal hatte ihn **le Tellier** zu dem Kardinal **Mazarin** geſchickt, der damals zu **Sedan** wohnte, um ihm einen Brief von der Königin Mutter zu überreichen; er hatte ihm aber auf das ſchärfſte eingebunden, dieſen Brief wieder mit zurückzubringen. **Colbert**, als er zu **Sedan** anlangte, überreichte dem Kardinal den Brief der Königin, und das Billet, womit ihn **le Tellier** begleitet hatte. Als er den andern Morgen die Antwort abholen wollte, händigte ihm der Kardinal ein verſiegeltes Paket ein. Weil er ihm aber den Brief der Königin nicht gab, ſo fragte **Colbert** darnach, und erhielt vom Miniſter zur Antwort, er befinde ſich im Paket, und er könne nur abreiſen. **Colbert** riß ſogleich das Siegel ab, um ſich von der Wahrheit zu überzeugen. Der Miniſter, voll Verwunderung über dieſe Kühnheit, ſchalt ihn einen Unverſchämten, und riß ihm das Paket aus der Hand. **Colbert** ohne verlegen zu werden, gab zur Antwort: Er hätte geglaubt, weil dieſes Paket von einem Secretair ſeiner Eminenz zugemacht worden ſey, ſo könne dieſer vielleicht vergeſſen haben, den Brief der Königin Mutter beyzuſchließen, da doch Herr **le Tellier**, ſein Herr, ihm ausdrücklich aufgetragen habe, nicht ohne dieſen Brief zurückzukommen.

Der Kardinal ſchüzte nun ein dringendes Geſchäfte vor, und beſtellte **Colbert** auf morgen wieder. Endlich, nach mancherley Ausflüchten, und als er ſah, daß **Colbert** nicht ohne den Brief von der Stelle gehn wollte, gab er ihm endlich denſelben, und **Colbert** unterſuchte ihn aufmerkſam auf allen Seiten, um zu ſehn, ob es auch der nämliche ſey. Der Miniſter fragte ihn endlich, ob er ihn für fähig hielt, einen andern unterzuſchieben? **Colbert** blieb ihm die Antwort ſchuldig, und reiſete ab.

Einige Zeit darauf kam der Kardinal wieder am H.; und verlangte von **le Tellier** einen geſchickten Menſchen, um unter ihm ſeine **Agenda** zu ſchreiben. **le Tellier** empfahl ihm den **Colbert**. Dem Miniſter kam dieſes Geſicht bekannt vor, und er fragte ihn, wo? und bey welcher Gelegenheit er ihn ſchon geſehn habe?

Colbert, wie man leicht denken kann, zitterte, als er ihm geſtand, daß er zu **Sedan** geweſen ſey; denn er fürchtete ſich, der Miniſter möchte empfindlich ſeyn, daß er damals ſo eyfrig auf die Rückgabe des Briefes gedrungen habe; allein, weit entfernt, daß dieſe Erinnerung ihm hätte ſchaden ſollen, nahmen ihn vielmehr S. Eminenz in ſeine Dienſte mit der ausdrücklichen Bedingung auf, daß er ihm mit eben dem Eyfer und eben der Treue dienen ſolle, wie ſeinem erſten Herrn.

Colbert wurde ihm auch ſo ergeben, und gab ihm ſo viele Beweiſe von Klugheit und Einſicht, daß er nach **Jouberts** Tod, zum Intendanten Sr. Eminenz ernannt wurde. Und dieſes war der Anfang des ungeheuern Glücks dieſes klugen, jungen Mannes.

Colbert ſtarb den 6ten September 1683 im 64ſten Jahre, und zur Schande der Menſchheit, war der Haß des Pariſer Pöbels ſo heftig gegen dieſen großen Mann, daß man ihn nur bey Nacht zu begraben wagte, und ſein Leichengefolge durch die Schaarwache bedecken laſſen mußte.

Voltaire, indem er die Ungerechtigkeit des Publikums gegen dieſen Miniſter rügt, ſchließt mit folgenden Verſen:

> Cet homme unique, & l'auteur & l'appui
> D'une grandeur d'âme où nous n'oſions prétendre,
> Vit tout l'état mumurer contre lui,
> Et le François oſe troubler la cendre
> Du bienfaiteur qu'il révère aujourd' hui.

3.

Auszüge aus Saadi.

Ich ging mit meinem Freunde, in der heißeſten Tageszeit, unter einem Gewölbe von hohen Bäumen ſpatzieren, die ein undurchdringliches Laubdach gegen die Stralen der Sonne bildeten. Ein Bach ſchlängelte ſich zwiſchen den Bäumen, und erhielt den dichten Raſen friſch, der die Vorübergehenden einlud, ſich hier zu lagern. Ich ſah den Ungerechten auf dem weichen Grün ruhen und ſchlummern. Großer Gott! rief ich, das Andenken der Unglücklichen, die er gemacht hat, ſtört alſo nicht den Schlaf des Ungerechten? — Mein Freund hörte es und ſagte: „Gott läßt die Böſen ſchlafen, damit die Guten ruhig ſeyn können.“

Man fragte das kleine Thierchen, das immer vor dem Löwen hergeht, um das Wild aufzutreiben: „Warum haſt du dich dem Dienſt des Löwens gewidmet?“ —

„Weil ich mich von den Ueberbleibſeln ſeines Fraßes ernähre?" antwortete das Thierchen. — „Aber warum näherſt du dich ihm nie: du würdeſt ſeiner Freundſchaft und ſeiner Dankbarkeit genießen." — „Ja, aber wenn er grimmig würde?" — —

Ein Derwiſch wurde zu Bagdad wegen ſeiner Frömmigkeit allgemein geachtet, und das Volk und die Großen ſetzten ein großes Vertrauen in ſein Gebet. Der Tyrann von Bagdad, Hoſchas Joſeph, kam zu ihm und ſagte: Bete für mich! — „O Gott! betete der Derwiſch, nimm den Hoſchas Joſeph von der Erde!" — „Wie, Unglücklicher, du fluchſt mir?" ſprach der Tyrann. — Der Derwiſch antwortete: „Ich bitte vom Himmel die größte Gnade, die er deinem Volke und dir erzeigen kann."

Ich ſah einsmal in Glumuth's Pallaſt den Sohn des Statthalters einer Provinz, der ſchon in ſeinem zarten Alter, Witz, Klugheit und Beurtheilungskraft verrieth; ohngeachtet ſeiner großen Jugend hatte ſeine Phyſionomie etwas Großes. Der König, der ſehr jung war, machte ihn zu ſeinem Freund. Die jungen Hofſchranzen haßten ihn, legten ihm Fallſtricke, und ſuchten ihn zu ſtürzen, allein es gelang ihnen nicht, weil er an dem König einen wahren Freund hatte. Einsmal ſagte dieſer Fürſt zu ihm: „Warum haſſen dich meine Hofleute ſo heftig? Könnteſt du nicht ihren Grimm beſänftigen?" — „O König! erwiederte der Günſtling, ich bediente mich deiner Macht zum Glück deiner Unterthanen und zu deinem Ruhm. Aber ſo wie ich mir das Herz deines Volks, und das deinige gewann, entfernte ich meine alten Freunde, und die meines Gleichen geweſen waren, von mir. Ich kenne nur ein einziges Mittel, ſie wieder auszuſöhnen, das wäre, wenn ich Fehler beginge!“ — „Fahre fort, und fürchte nichts, ſprach der König; die Sonne darf nicht aufhören zu leuchten, weil ihre Strahlen die Augen der Nachtvögel beleidigen!“

Ein Fürſt hatte drey Söhne; der jüngſte war ſehr klein und häßlich; ſeine Brüder liebten ihn, aber ſein Vater konnte ihn nicht ausſtehn. Der Sohn nahm ſich vor, ſich ſeine Achtung zu erwerben. Bey einem Treffen wurde die Armee des Königs in die Flucht geſchlagen, aber der junge Prinz ſammelte die Soldaten von neuem, führte ſie wieder gegen den Feind, und erfocht einen vollkommenen Sieg. Von dem Augenblick an zog ihn der König ſeinen andern Söhnen vor. Er kam wieder am Hof, wo er von allen Hofleuten geliebkoſet und geprieſen wurde. Seine Brüder beobachteten ein tiefes Stillſchweigen, und einige Tage darauf ſtarb der junge Prinz an Gift. Der Tieger verbirgt ſich unter dem friedlichen Geſträuche. Fürchte am Hofe das Schweigen des Neids.

Ein Dieb kam zur Nachtzeit in die Hütte eines Weiſen, und fand nichts: der Weiſe ſtand auf und gab ihm die Binſenmatte, auf welcher er lag; denn, ſagte er, ein Verbrecher darf nicht zwey Gewiſſensbiſſe zugleich haben.

Ein König verurtheilte einen ſeiner Sklaven zum Tod. Dieſer, der alle Hoffnung aufgab, legte alle Zurückhaltung ab, und überhäufte den König mit Schmähungen. „Was ſagt er?“ fragte der König ſeinen Günſtling. — „Herr, gab dieſer zur Antwort, er ſagt, daß in jenem Leben Belohnungen auf die Fürſten warten, welche Gnade für Recht ergehn laſſen, und bittet dich, um ſeine Begnadigung.“ — „Er ſoll ſie haben!“ ſprach der König. Ein Hofmann, der ſchon ſeit langer Zeit den Günſtling haßte, hatte die Worte des Sklaven gehört. „Man betrügt dich, mein König, ſprach er; der Elende ſtieß Schmähungen gegen dich aus.“ Der König erwiederte: „die Lüge, die mich belog, war Menſchlichkeit, und deine Wahrheit iſt Grauſamkeit!“ Hierauf wendete er ſich zu ſeinem Günſtling, und ſagte: „Freund, aus deinem Munde will ich immer die Wahrheit hören!“

4.

Ein Madacaſſariſches Lied.*)

Eine Mutter ſchleppte ihre einzige Tochter an den Strand, um ſie an die weißen Männer zu verkaufen.

O Mutter, deine Bruſt hat mich getragen; ich war die erſte Frucht deiner Liebe; was habe ich verbrochen, um die Sklaverey zu verdienen? Ich erleichterte dein Alter. Für dich baute ich den Acker; für dich pflückte ich die Blumen; für dich bekriegte ich die Fiſche des Fluſſes. Ich ſchützte dich vor der Kälte; ich trug dich, wenn es heiß war, in den Schatten wohlriechender Bäume; ich wachte, wenn du ſchlummerteſt, und verſcheuchte von deinem Geſicht den Stachel der Moskiten. O Mutter, was ſoll aus dir werden, wenn du mich nicht mehr haſt? das Geld, das du bekommeſt, wird dir keine andre Tochter geben; du wirſt im Elend umkommen, und mein bitterſter Kummer wird ſeyn, dir nicht beyſtehn zu können. O Mutter! verkaufe deine einzige Tochter nicht!

---

*) Es iſt nicht erdichtet, ſondern ächt. Der Ritter von Parny, der ſich lange daſelbſt aufhielt, überſetzte es mit mehreren ins Franzöſiſche, und nach dieſer Ueberſetzung iſt gegenwärtige verfertigt.

Vergebens war ihr Flehn! Sie wurde verkauft, mit Ketten beladen, auf das Schiff geführt; und ſie verließ auf ewig, ihr geliebtes und ſüßes Vaterland.

5.

Der durch den heil. Petrus von der Himmelspforte zurückgewieſene Pabſt Julius II.

Ein Geſpräch.*)

Julius der IIte, ſein Genius und Petrus.

Pabſt Julius der IIte.

Ey zum Henker! was iſt denn das? Ich kann ja die Thür nicht aufſchließen. Was gilt's, man hat das Schloß verändert, oder gar verdorben!

Genius.

---

*) **Anmerkung.** Aus dem Lateiniſchen des ehemaligen Biſchofs von Gurk Hieron. Balbi, nach der Pariſer Ausgabe bey Gourmont. Julius. Dialogus viri cujuspiam eruditiſſimi feſtivus ſane, ac elegans quomodo Julius II. P. M. poſt mortem, coeli fores pulſando, ab janitore illo D. Petro intromitti nequiuerit; quamquam, dum viueret, ſanctiſſimi, atque adeo ſanctitatis nomine apellatus, totque bellis feliciter geſtis præclarus, vel dominum coeli futurum ſe eſſe ſperarit. Lector riſum cohibe! Überſetz.

Der

Genius. Mir ſcheint vielmehr, du haſt den rechten Schlüſſel nicht mitgebracht, denn die Schlüſſel zur Geldkiſte und zu dieſer Thür ſind zweyerley. Warum haſt du nicht beyde mitgebracht, den du bey dir haſt, iſt nicht der Schlüſſel der Wiſſenſchaft, ſondern der Gewalt.

Jul. Ich hatte nie mehr, als dieſen Einen, und wenn ich den habe, wozu taugte mir jener?

Gen. Zu nichts weiter, wie mich däucht, als daß wir nicht hier bey der verſchloſſenen Thür ſtehen dürften.

Jul. Die Galle verzehrt mich. Ich will pochen. Holla! Holla! Sogleich öffne jemand die Thür! — Was ſoll das bedeuten! Kömmt niemand! Was zaudert denn der Pförtner ſo lange? Ich glaube, er ſchnarcht, und hat ſich weidlich voll getrunken.

Gen. Wie doch der Mann jeden nach ſich mißt!

Petrus. Gut, daß wir eine diamantene Pforte haben! Sonſt hätte der Lärmmacher draußen ſie ſchon eingeſtoßen. Es muß irgend ein Rieſe, oder ein Stadt- und Landverwüſtender Satrape ſeyn. Doch Gott im Himmel! was rieche ich da für Unflath? Ich will die Thüre nicht gleich öffnen, ſondern hier durch das Gitterfenſter ſehen, was es für ein Unthier iſt. Wer biſt du? oder was willſt du?

Jul. Oeffne, ſo hurtig du kannſt, die Thür! Hätteſt du deine Schuldigkeit thun wollen, ſo wärſt du mir mit dem ganzen himmliſchen Hofſtaate entgegengekommen.

Petr.

Der Ueberſetzer wird auf künftige Oſtermeſſe bey Stahel in Wien in zwey Oktavbänden eine vollſtändige Ausgabe nach den älteſten Auflagen ſowohl, als auch nach den aus verſchiedenen Bibliotheken erhaltenen Handſchriften aller gedruckten und ungedruckten Werke dieſes als Dichter, Redner, Rechtsgelehrten, moraliſchen Schriftſteller, Staatsmann und Biſchof berühmten Mannes liefern. S. Nachricht von dem Leben und Schriften des ehemaligen Biſchof von Gurk Hieronymus Balbi, von Joſ. von Retzer. Wien, bey Stahel 1790, groß 8vo.

Petr. Ziemlich gebieteriſch! Aber ſage mir zuvor, wer du biſt!

Jul. Als ob du es nicht ſelbſt ſäheſt!

Petr. Säheſt? Ich ſehe freylich eine neue, bisher noch nie geſehene Carrikatur. Ein anderer würde ſie einen Unhold nennen.

Jul. Du erkenneſt doch wohl, wenn du nicht ganz blind biſt, dieſen ſilbernen Schlüſſel, wenn du auch nicht weiſt, was du aus der goldnen Eiche *) machen ſollſt, und ſiehſt hoffentlich die dreyfache Krone, und den Mantel, der um und um von Edelſteinen und Gold ſchimmert.

Petr. Den ſilbernen Schlüſſel erkenne ich zwar ſo ziemlich, aber weiter auch nichts, und auch der gleicht denjenigen nicht ſehr, die mir einſt jener wahre Hirt der Kirche, Chriſtus gegeben hat. Wie, um aller Welt willen, ſollte mir nun erſt dieſe ſtolze Krone bekannt ſeyn, dergleichen nicht einmal ein barbariſcher König je zu tragen ſich unterfing, vielweniger jemand, der hier hereingelaſſen werden will. Und was könnte vollends dieſer Mantel auf mich für eine Wirkung machen, der ich Edelſteine und Gold, wie verächtlichen Schutt mit Füßen getreten? Doch was ſehe ich? Ich entdecke hin und wieder auf dem Schlüſſel, auf der Krone und auf dem Mantel Kennzeichen des ruchloſeſten Unterhändlers und Betrügers, der zwar meinen Vornamen führt, aber nicht von meinem Inſtitute iſt; Kennzeichen eines Simon, den ich vormals durch den Beyſtand Chriſti herabgeſtürzt habe.

---

*) Goldne Eiche, iſt eine Anſpielung auf Julius des IIten Familienwappen. Ciaconius (Vitae, et Res geſtae Pontificum Romanorum, et S. R. E. Cardinalium, Romae in folio, pag. 219) belehret uns: Julius II., qui ante Pontificatum Julianus de Ruvere dicebatur, a gente Roborea, vulgo Ruverea inter Subalpinas nobile, genus et gentilitia inſignia, quae roboree, ſeu quercu aurea ſunt expreſſa, ducebat.

Jul. Packe dich mit dieſen Poſſen, wenn du klug biſt; denn wiſſe, ich bin jener berühmte Julius aus Ligurien, und die zwey Buchſtaben: P. M. [*] wirſt du hoffentlich auch kennen, wenn du anders das A b c gelernt haſt.

Petr. Sie bedeuten, glaube ich, Peſtis Maxima.

Gen. Ha! ha! ha! Das nenne ich mir einen Wahrſager, der ſein Handwerk verſteht.

Jul. Pontifex Maximus, bedeuten ſie.

Petr. Sey meinetwegen dreymal groß, und gröſſer, als Merkurius Trismegiſtus! Hier wirſt du nicht aufgenommen, wenn du nicht der beſte biſt; denn das heißt heilig.

Jul. O! wenn es darauf ankömmt, heilig zu heiſſen, ſo biſt du um ſo unverſchämter, daß du ſo zögerſt, mir die Thür zu öffnen, da man dich durch ſo viele Jahrhunderte nur den Heiligen, mich aber nie jemand anders, als den Heiligſten genannt hat. Zum Beweiſe ſind ſechs tauſend Bullen vorhanden.

Gen. Ja wohl Waſſerblaſen. [**]

Jul. In denen ich mehr als einmal der heiligſte Herr, und nicht bloß der Heiligſte, ſondern ſogar die Heiligkeit ſelbſt genennt wurde, wie man denn überhaupt von allem, was mir immer zu thun einfiel —

Gen. Auch in der Trunkenheit? —

Jul. — — Sagte, dieß habe die Heiligkeit des Heiligſten Vaters Julius gethan.

Petr. Du magſt alſo von dieſen Schmeichlern, die dich zum Heiligſten gemacht haben, den Himmel fodern, und die, welche dich heilig ſprachen, mögen dir auch die ewige Glückſeligkeit verleihen, weil du doch glaubſt, es ſey Eines, heilig genannt werden, oder es ſeyn.

---

[*] P. M. kann Peſtis Maxima, und Pontifex Maximus bedeuten, d. i. die gröſſte Peſt, oder der höchſte Prieſter.

[**] Im Original iſt hier mit Bulla, eine päbſtliche Bulle, und Bulla in der vielfachen Zahl, Waſſerblaſen, ein Wortſpiel. Swift in ſeinem vortreflichen Mährchen von der Tonne hat ein ähnliches mit Bull, das im Engliſchen zugleich Bulle und Ochs heißt.

Jul. Du bringſt mich auf. Wenn ich nur hätte fortleben können, ich würde dich weder um deine Heiligkeit, noch um deine Glückſeligkeit beneiden.

Petr. Die wahre Sprache eines Heiligen! Zwar wenn ich dich vom Fuße bis zum Kopfe betrachte, ſo entdecke ich an dir wohl Merkmale der Gottloſigkeit, aber nicht der Heiligkeit. Denn was ſoll dieſes neumodiſche, ſo unpäbſtliche Gefolge? Du führſt ja beynahe 20000 Menſchen mit dir, und unter dieſer großen Menge ſehe ich nicht einen, der nur ein chriſtliches Geſicht hätte. Ich ſehe die nichtswürdigſte Rotte von Leuten, welche nach lauter Buhlhäuſern, nach Wein und Schießpulver riechen. Sie ſcheinen mir gedungene Mörder, oder vielmehr Geſpenſter zu ſeyn, welche der Hölle entronnen ſind, um hier den Himmel zu bekriegen. Und du ſelbſt, je mehr ich dich anſehe, deſtoweniger finde ich an dir die geringſte Spur eines Apoſtoliſchen Mannes. Wie abentheuerlich iſt es, daß du, der du äußerlich als Hoherprieſter gekleidet biſt, zugleich von innen von blutigen, Schauder erregenden Waffen ſtrotzeſt! Ueberdieß, welch ein trotziger Blick! welche verwegene Miene! welche drohende Stirne! welche emporſtehenden und ſtolzen Augenbraunen! Es iſt (ich ſchäme mich es zu ſagen, und der bloße Anblick erregt mir ſchon Ekel) es iſt dein ganzer Körper mit den Merkmalen der widernatürlichſten und abſcheulichſten Laſter befleckt; nicht zu gedenken, daß du noch ganz betrunken vor mir erſcheineſt. Ueberhaupt hat deine ganze Leibesgeſtalt das Anſehen, als ob du nicht ſowohl durch Alter, oder Krankheiten, als durch Völlerey entkräftet, verwelkt, und zu Grund gerichtet wärſt.

Gen. Das nenne ich mit lebhaften Farben ſchildern.

Petr. Ich ſehe zwar, daß du mir ſchon lange mit deinem Blicke droheſt: doch das hindert mich nicht, dir zu ſagen, was ich denke. Es däucht mich, daß jener ruchloſe heidniſche Julius verlarvt aus der Hölle zurückgekehrt ſey, um meiner zu ſpotten: ſo ſehr haſt du alles mit ihm gemein.

Jul. Madiſi! *)

Petr. Was hat er geſagt?

Gen. Er iſt böſe. Bey dieſem Worte ſuchte jeder Kardinal ſich aus dem Staube zu machen, ſonſt hätte er den Stock des Heiligſten empfunden, beſonders nach Tiſche.

Petr. Du ſcheinſt mir die Geſinnung dieſes Menſchen gut zu kennen. Sage mir daher, wer biſt du?

Gen. Ich bin jener große Genius des Julius.

Petr. Der böſe vermuthlich.

Gen. Wer ich immer ſey, ich bin Julianiſch. **)

Jul. Laß einmal dieſe Poſſen, und mache auf, wenn du nicht willſt, daß ich einbreche! Was braucht es viel? Du ſiehſt, was ich für Gefährten mitführe.

Petr.

---

*) Madiſi, das in Italiäniſcher Sprache eine kräftige Bejahung iſt, und ſo viel als Madie und Madio bedeutet.

**) Im Original ein Wortſpiel mit dem Familiennamen des Julius, Julianus de Ruvera, mit dem Beywort Julianus (Julianiſch) und mit dem Namen des ſo oft verkannten Kaiſers Julian, deſſen Charakter Prudentius, der Verfaſſer des aus dem Brevier bekannten Hymnus: Saluete flores Martyrum, in folgenden Verſen ziemlich unpartheyiſch ſchildert:

Ductor fortiſſimus armis,
Conditor & legum celeberrimus, ore manuque
Conſultor patriae, ſed non conſultor habendae
Relligionis, amans tercentum millia divum,
Perfidus ille Deo, ſed non eſt perfidus orbi.

Weiſer Geſetze, in Worten und Thaten die Stütze des Staates,
Doch nicht der Religion, unzählige Götter verehrend,
Treulos gegen Gott, doch nicht treulos gegen die Menſchheit.

Des

Petr. Ja wohl! die geübteſten Mörder: doch dieſe Thür mußt du mit andern Waffen erobern.

Jul. Ich bin der Worte ſatt. Gehorche unverzüglich, oder ich werde jenen Bannſtral, womit ich einſt Könige und Königreiche erſchreckte, auch gegen dich ſchleudern! Du ſiehſt, die Bulle dazu iſt ſchon bereitet.

Petr. Was um des Himmels willen ſprichſt du da von Blitzſtral und Donnerkeil, von Bullen und Ampullen.*) Von allem dieſen hat uns Chriſtus nie etwas geſagt.

Jul. Du ſollſt es empfinden, wenn du nicht gehorcheſt.

Petr. Wenn du auch vormals einige durch dieſen Rauch ſchreckteſt, hier ſind ſie am unrechten Orte; hier fodert man mehr als Reden: dieß Schloß läßt ſich nur durch gute Thaten, nicht durch Flüche einnehmen. Du dräueſt mir mit dem Donnerkeile der Excommunication? Sage mir doch, wenn ich bitten darf, mit welchem Rechte?

Jul. Mit allem möglichen, da du bloß vom Privatſtande, und nicht mehr biſt, als jeder gemeine Prieſter, ja nicht einmal ſo viel, da du nicht conſecriren kannſt.

Voltaire ahmte dieſe Schilderung in ſeinem Gedichte über das Geſetz der Natur in folgenden Verſen nach, die Nonnotte mit ſeiner gewöhnlichen Unwiſſenheit tadelte; er wollte den Philoſophen von Ferney verdammen, und traf den Brevierdichter Prudentius:

Julien s'égarant dans la Religion
Infidele à la foi, fidele à la raiſon,
Scandale de l'égliſe & des Rois le modèle
Ne s'écarta jamais de la loi naturelle.

Des Glaubenslicht mißkennend, aber nie
Die Rechte der Natur beleidigend
Bleibt Julian, der von dem Lehrbegriff
Des Chriſtenthums, doch nie von der Vernunft
Abtrünnig ward, der Gläubgen Aergerniß,
Der Fürſten Vorbild!

*) Ein Wortſpiel zwiſchen Bullas und Ampullas (hochtrabende Prahlereyen).

Petr. Vermuthlich deswegen, weil ich geſtorben bin.

Jul. Eben darum.

Petr. Aber auf dieſe Art biſt du nicht beſſer daran, als ich, da du auch todt biſt.

Jul. So lange ſich die Kardinäle über die Wahl eines neuen Pabſtes zanken, habe ich noch die Verwaltung.

Gen. So gar nach dem Tode träumt ihm noch von Macht und Anſehen.

Jul. Aber ſo mache einmal auf, ſage ich.

Petr. Wenn du keine Verdienſte aufführen kannſt, ſo richteſt du, wie geſagt, nichts aus.

Jul. Was für Verdienſte?

Petr. Du ſollſt es ſogleich hören. Zeichneteſt du dich vor andern durch Kenntniſſe in der Religionslehre aus?

Jul. Das nicht! Dazu hatte ich bey meinen vielen kriegeriſchen Beſchäftigungen nicht Zeit. Es giebt ja Mönche genug, wenn hieran ſo viel gelegen iſt.

Petr. So haſt du vielleicht durch einen heiligen Lebenswandel Chriſto viele Seelen gewonnen?

Gen. Der Hölle nur gar zu viele.

Petr. Biſt du durch Wunder berühmt geweſen?

Jul. Ammenmährchen! an die unſere Vorältern kaum mehr glaubten.

Petr. Haſt du fleißig, und mit reinem Herzen gebetet?

Jul. Was der Menſch für Poſſen daher ſchwätzt!

Petr. Haſt du deinen Körper durch Wachen und Faſten abgetödtet?

Gen. Höre auf, mein Lieber! Bey dieſem Manne machſt du dir mit ſolchen Dingen vergebliche Mühe. Du driſcheſt leeres Stroh.

Petr. Ich meinerſeits kenne keine andere Eigenſchaften eines würdigen Pabſtes: wenn aber du einige haſt, die mehr apoſtoliſch ſind, ſo magſt du ſie ſelbſt andeuten.

Jul. Wiewohl es Herabwürdigung iſt, wenn jener einſt unüberwindliche Julius itzt einem Petrus nachgeben ſoll, einem Petrus, der, um nichts härters zu ſagen, ein Fiſcher, beynahe ein Bettler iſt, ſo will ich dir doch mit kurzen Worten meine Geſchichte erzählen, damit du ſieheſt, was für einem großen Fürſten du verächtlich begegneſt. Erſtlich bin ich ein Ligurier, und kein Jude, wie du. Das einzige, was mir Leid thut, mit dir gemein zu haben, iſt, das ich einſt, wie du, ein Schiffer geweſen bin.

Gen. Du darfſt dir hierüber nicht bange ſeyn laſſen; denn es iſt zwiſchen euch beyden doch noch immer ein großer Unterſchied. Dieſer fiſchte, um ſich Nahrung zu verſchaffen, du aber ruderteſt um ein kleines Geldſtück.

Jul. Ferner bin ich ein Neffe des Sixtus, der wirklich der größte unter den Päbſten war.

Gen. An Laſtern meint er.

Jul. Durch ſeine vorzügliche Gunſt und meine Geſchicklichkeit bin ich anfangs zu geiſtlichen Pfründen, nachher ſtufenweiſe zum Gipfel der Kardinalswürde erhoben worden. Sodann ward ich durch verſchiedene Stürme des Schickſals hin und her geworfen, und durch die härteſten Zufälle bald auf-, bald abwärts geworfen. Ich wurde untern andern Krankheiten auch mit der fallenden Sucht und am ganzen Körper mit der Luſtſeuche behaftet, wurde noch über alles dieß des Landes verwieſen, von jedermann gehaßt, verworfen, verachtet, und beynahe von der ganzen Welt für verloren gegeben. Nur ich gab nie die Hoffnung zum Pabſtthum auf. So ſtarkmüthig war ich, da du hingegen durch die Stimme einer Magd beängſtigt, ſogleich nachgabſt. Dir benahm ein Weib den Muth: mir aber flößte ein Weib durch ihre Wahrſagerkunſt Zutrauen ein. Sie raunte mir einſt, da ich von ſo vielen Unfällen faſt zu Boden gedrückt war, heimlich in das Ohr: Harre aus, Julian! laß es dich nicht gereuen, alles zu thun und zu leiden! du wirſt einſt mit der dreyfachen Krone geziert werden, wirſt König der Könige und Herr der Herrſcher ſeyn. Dieſe ihre Weiſſagung und meine ſelbſteigene Erwartung täuſchten mich nicht. Ich drang durch, ehe es jemand vermuthete, theils mit Hülfe der Franzoſen, die ſich, als man mich verwarf, meiner annahmen, theils durch die ungeheuern Geldſummen, die ich mir zwar nicht ohne großen Wucher, aber auch nicht ohne Anſtrengung meines Geiſtes erworben hatte.

Petr. Was ſprichſt du von Anſtrengung des Geiſtes?

Jul. Das heißt, ich verhieß geiſtliche Würden durch Verträge, und fand durch dieſe Liſt Bürgen; denn Kraſſus ſelbſt hätte ſo große Geldſummen nicht baar aufzählen können. Doch was erzähle ich dir hier fruchtlos von einer Sache, die nicht einmal alle Wechsler verſtehen? Nun weißt du, wie ich zum Pabſtthume gelangt bin: itzt höre auch mein Verhalten während deſſelben. Dieſes war alſo beſtellt, daß Chriſtus und die Kirche keinem, ich will nicht ſagen, jener erſten Päbſte (denn die ſcheinen mir es nur dem Namen nach geweſen zu ſeyn) ſondern auch nicht einmal der neuern ſo viel zu verdanken hat, als mir.

Gen. Wie der Unhold den Praler ſpielt.

Petr. Ich bin neugierig, wo du hinaus willſt.

Jul. Ich habe nämlich durch Erfindung vieler neuer Sporteln, wie man es nennet, die Einkünfte der päbſtlichen Caſſa nicht wenig vermehrt, und eine Art angegeben, wie man ohne Simonie Biſthümer kaufen kann; denn da meine Vorfahren verordnet haben, daß derjenige, der ein Biſthum bekömmt, ſeine Taxe erlegen ſoll, *) ſo erklärte ich dieſes folgendermaßen: Es wird befohlen, du ſollſt erlegen. Was man aber nicht hat, kann man nicht erlegen, man muß alſo kaufen, um zu erlegen. Durch dieſe Liſt trug jedes Bisthum ſogleich ſechs, oder ſieben tauſend Dukaten ein, ohne zu rechnen, was gewöhnlich noch für die Bullen erpreßt wird. Sodann zog ich aus der neuen Münze, womit ich ganz Italien überſchwemmte, einen nicht geringen Nutzen, und ließ nie ab, Geld zu ſammlen, weil ich wußte, daß ſich nichts ohne Geld weder in geiſtlichen, noch in weltlichen Dingen zu Stande bringen läßt. Um aber auf etwas wichtigeres zu kommen, ſo wiſſe: ich brachte Bononien, welches die Bentivoglio im Beſitze hatten, an den Römiſchen Stuhl zurück, trieb die bisher unüberwindlichen Venetianer zu Paaren, lockte beynahe den Herzog von Ferrara, der durch den Krieg lange Zeit übel mitgenommen wurde, in das Netz, hinterging die Verſammlung der Schismatiker glücklich durch eine vorgegebene Kirchenverſammlung, und trieb ſo, wie man zu ſagen pflegt, einen Keil durch den andern. Ich verjagte zuletzt die Franzoſen, die dazumal der ganzen Welt fürchterlich waren, aus ganz Italien, und würde es mit den Spaniern, wie ich es mir bereits vorgenommen hatte, nicht beſſer gemacht haben, wenn mich nicht das Schickſal der Welt entriſſen hätte. Du magſt ſelbſt urtheilen, wie unüberwindlich mein Muth bey dieſer Gelegenheit war. So lange die Franzoſen die Oberhand hatten, ſuchte ich einen Hinterhalt, und ließ, als ſchon beynahe alles verloren war, meinen grauen Bart *) wachſen. Auf einmal kam die erwünſchte Nachricht, daß die Franzoſen bey Ravenna einige tauſend Mann verloren haben. Nun lebte Julius wieder auf. Außerdem wurde ich einſt beynahe drey

---

*) Deponere officium, ein Ausdruck der Curia Romana, wodurch ſowohl die Ablegung des Eides, als auch die Taxe angedeutet wird, welche beyde Stücke den Biſchöfen vor dem Antritte ihres Amtes zu Rom abgefodert wurden. Julius ſpielt demnach mit dem Doppelſinn dieſes Ausdrucks, und macht dieſe Stelle unüberſetzlich.

---

*) Ciaconius lehrt uns, daß Julius II. zuerſt das von einigen Nachfolgern nachgeahmte Beyſpiel gab, einen langen Bart zu tragen.

Tage für todt gehalten. Ich ſelbſt dachte nichts anders, aber auch hier kam ich gegen Aller, ja ſelbſt gegen meine eigene Hoffnung wieder zum Leben. Mit einem Wort, mein Anſehen, oder meine Verſchlagenheit vermag ſo viel, daß heut zu Tage keiner unter den chriſtlichen Regenten iſt, den ich nicht durch gewaltthätige Trennung und Zerreißung der heiligſten Bündniſſe zum Kriege aufgewiegelt hätte, ſie mochten auch noch ſo enge mit einander verbunden ſeyn. Auch das letzte Bündniß, das Frankreich, und der römiſche König mit mir zu Cambray ſchloß, zernichtete ich ſo, daß nicht einmal eine Rede mehr davon war. Ueber alles dieſes hinterließ ich, obſchon ich ein ſo großes Kriegsheer auf den Beinen hielt, ſo viele der herrlichſten Triumphe feyerte, ſo viele Spiele gab, ſo viele Gebäude aufführte, dennoch bey meinem Tode fünfmal hundert tauſend Dukaten, und würde noch mehr gethan haben, wenn der jüdiſche Arzt, der mir durch ſeine Kunſt ſo lange das Leben erhielt, es noch länger hätte friſten können. O wenn mich nur itzt noch ein Magier in das Leben zurückbrächte, damit ich meinen angefangenen vortrefflichen Planen das Siegel der Vollendung aufdrücken könnte, wiewohl ich ohnehin bey meinem Tode Sorge trug, daß die Kriege, die ich in der ganzen Welt erregte, nicht beygelegt würden, und mir Mühe gab, daß nur zu dieſem Endzwecke immer Geld vorhanden ſey! Dieß war mein letztes Wort, als ich den Geiſt aushauchte. Weigerſt du dich bey allem dieſem noch, einem Pabſte, der um Chriſtus und ſeine Kirche ſo große Verdienſte hat, die Thüre zu öffnen? Wer es überdenkt, daß ich dieſes alles, nicht wie andere durch fremde Hülfe unterſtützt, ſondern bloß durch die Größe meines Geiſtes in das Werk ſetzte, der muß meine Thaten noch mehr bewundern. Ich bewirkte ſie nicht durch meine Geburt, da ich meinen Vater ſelbſt nicht kannte, welches ich zu meiner Ehre geſagt haben will; nicht durch meine ſchöne Bildung, indem mein Larvengeſicht jedermann erſchreckte; nicht durch Gelehrſamkeit, mit der ich nie etwas zu thun gehabt, nicht durch meine körperliche Stärke, die ich dir ſchon oben beſchrieben habe, nicht unter Begünſtigung meiner Jugend; denn ich that dieß alles, als ich ſchon ein Greis war, nicht durch Popularität; denn alles haßte mich, nicht durch Güte; denn ich war ſo unerbittlich, daß ich ſelbſt gegen jene wüthete, denen andere alles zu geſtatten pflegen.

Petr. Was das für ein Geſchwätz iſt.

Gen. So rauh es ſcheint, ſo iſt es doch ziemlich geſchmeidig.

Jul. Bloß auf meinen Muth, meinen Verſtand und mein Geld vertrauend, unternahm ich alles das, dem Glücke, meinem Alter und Körper, kurz, Gott und den Menſchen zum Trotz, in wenig Jahren, und ließ meinen Nachkommen ſo viel Stoff zurück, daß ſie auch in zehn Jahren noch genug zu thun haben werden. Dieſes habe ich nach der ſtrengſten Wahrheit zwar von mir ſelbſt, aber doch mit der größten Beſcheidenheit geſagt. Hätte dieſe Thaten einer von jenen, die zu Rom meine Lobredner waren, mit redneriſchem Schmucke geziert, ſo würdeſt du glauben, es ſey von einem Gott, und nicht von einem Menſchen die Rede.

Petr. Unüberwindlichſter Krieger! Da mir alles, was du erzähleſt, neu und unerhört iſt, ſo bitte ich dich, habe Nachſicht mit meiner Verwunderung, oder Unwiſſenheit, und antworte ohne unwillig zu werden, wenn ich dich um jedes insbeſondere umſtändlicher frage. Sage mir, wer ſind dieſe weißen ſchön gekräuſelten Jünglinge?

Jul. [illegible] unterhielt ich zu meinem Vergnügen.

Petr. Und wer jene ſchwarzen und narbigen dort?

Jul. Soldaten ſind es, und Heerführer, die für mich und für die Kirche den Tod heldenmüthig im Kriege ſuchten, auch fanden ihn einige bey der Eroberung von

Bononien, noch mehrere in der Schlacht gegen die Venetianer, die meiſten bey Ravenna. Der Himmel gebührt ihnen durch Vertrag, indem ich ihnen vorlängſt durch große Bullen verſprach, daß alle diejenigen, welche unter dem Panier des Julius ſtreiten, ſchnurgerade in den Himmel fahren würden, mögen ſie auch wie immer gelebt haben.

Petr. Wenn ich mich alſo nicht irre, ſo waren es dieſe, die mir vor deiner Ankunft ſo oft überläſtig waren, bleyerne Bullen vorzeigten, und nur mit großer Mühe konnten abgehalten werden, daß ſie nicht gewaltthätig einbrachen.

Jul. Du haſt ſie alſo nicht eingelaſſen, wie ich höre?

Petr. Ich? nicht einen einzigen von dieſem Gelichter; denn Chriſtus lehrte mich, dieſe Pforte nicht ſolchen, welche mit Bley beſchwerte Bullen daherſchleppen, ſondern nur jenen aufzuthun, welche Nackte gekleidet, Hungrige geſpeiſet, Durſtige getränket, Gefangene beſuchet, und Fremde beherberget haben. Wenn er ſogar die, welche in ſeinem Namen weiſſagten, Teufel austrieben, und Wunder thaten, ausgeſchloſſen wiſſen wollte, wie kannſt du glauben, daß man, um eingelaſſen zu werden, nichts brauche als bloß eine Bulle in Julius Namen hieher zu bringen?

Jul. Das hätte ich wiſſen ſollen.

Petr. Ich verſtehe dich. Wenn einer aus der Unterwelt zurückgekehret wäre, und dir dieſes hinterbracht hätte, ſo hätteſt du mir den Krieg angekündigt.

Jul. Sogar in den Bann hätte ich dich gethan.

Petr. Doch fahre fort! Warum [illegible] denn du ſelbſt bewaffnet?

Jul. Als ob du nicht wüßteſt, daß dem Pabſte ein zweyfaches Schwert gebühre! Oder glaubſt du, er ſoll nackt kriegen?

Petr. Ich wenigſtens, als ich römiſcher Biſchof war, kannte kein anderes Schwert, als das geiſtige, das iſt, das Wort Gottes.

Jul. Ey, Malchus ſpricht ganz anders, falls du ihm ſein Ohr nicht etwa ohne Schwert abhiebſt.

Petr. Ich erinnere mich deſſen, und erkenne es: allein damals ſtritt ich für Chriſtus, meinen Meiſter, nicht für mich, für das Leben des Herrn, nicht um Geld, oder weltliche Beſitzungen, und nicht als Pabſt, indem mir die Schlüſſel zwar verheißen, aber noch nicht übergeben waren, und ich den heiligen Geiſt noch nicht empfangen hatte. Nichts deſtoweniger befahl er mir, das Schwert wieder einzuſtecken, um dadurch öffentlich kund zu thun, daß dieſe Art zu ſtreiten keinem Prieſter, ja nicht einmal einem Chriſten zuſtehe. Doch hiervon ein andermal. Sage mir, warum biſt du ſo genau und pünktlich in der Beſtimmung deines Vaterlands? Gleich als ob es bey dem Statthalter Chriſti darauf ankomme, von welcher Nation er entſproſſen iſt!

Jul. Ich hielt es für die größte der geheiligten Pflichten, meine Nation zu verherrlichen, und ließ daher den Beyſatz Ligurier auf alle meine Münzen, Statuen, Schwibbögen und Gebäude ſetzen.

Petr. Sonderbar, daß du dein Vaterland ſo gut, deinen Vater aber gar nicht kannteſt. Uebrigens dachte ich anfangs, du ſprächeſt von jenem himmliſchen Jeruſalem, dem Lande der Rechtgläubigen, und von dem einzigen Fürſten und Herrn, durch deſſen Allmacht die Rechtgläubigen geheiligt und verherrlicht zu werden wünſchen. . . . Doch warum ſetzeſt du denn hinzu, ein Neffe des Pabſts Sixtus von ſchweſterlicher Seite? Mich wundert, daß dieſer Menſch nie hieher gekommen iſt, beſonders da er auch Pabſt, und dir, einem ſolchen Helden verwandt war.

Sage mir doch, ich bitte dich, was war dieß für ein Menſch? war er ein Prieſter?

Jul. Allerdings! und noch dazu ein vortrefflicher Soldat. Er war ein Mitglied des hochanſehnlichen Ordens der Franziskaner.

Petr. Ich erinnere mich wohl, einſt den Franziskus, dieſen würdigſten Mann unter den Layen, dieſen erklärten Verächter der Reichthümer, der Wolluſt und des Hochmuths geſehen zu haben. Soll der Arme jetzt ſolche Nachfolger haben?

Jul. So viel ich ſehe, ſo willſt du nicht, daß jemand ſein Schickſal verbeſſern ſoll. Auch Benediktus war arm, und ſeine Nachkommen ſind itzt ſo reich, daß ſelbſt wir ſie beneiden.

Petr. Allerliebſt! Doch zurück zur Sache! Alſo ein Neffe des Sixtus?

Jul. Ich nenne mich mit gutem Vorbedacht ſo, damit ich denjenigen den Mund ſtopfe, welche kühn genug ſind, zu behaupten, ich ſey von ihm ſelbſt erzeugt worden.

Petr. Kühn genug? Reden ſie denn unwahr?

Jul. So etwas ſchickt ſich nicht für die päbſtliche Würde, auf die man überall Rückſicht nehmen muß.

Petr. Mir ſcheint aber, es wäre das ſicherſte, wenn dieſe Würde auf ſich ſelbſt Rückſicht nähme, und ſich nichts zur Laſt fallen ließe, was man ihr mit Recht vorwerfen könnte. Indeſſen beſchwöre ich dich durch die päbſtliche Majeſtät, mir aufrichtig zu ſagen, ob der Weg, den du mir itzt ſchilderteſt, überhaupt der gewöhnliche ſey, zu dem Pabſtthume zu gelangen?

Jul. Schon einige Jahrhunderte hindurch gab es beynahe keinen andern, falls nicht etwa mein künftiger Nachfolger durch einen andern Weg gewählt wird. Denn ich ſelbſt verbot, als ich zu dem Pabſtthume gelangte, ſogleich durch eine fürchterliche Bulle, daß niemand zu dieſer

Würde durch ſolche Wege mehr gelangen ſoll, und erneuerte dieſe Bulle noch kurz vor meinem Tode. In wie fern ſie gelten mag, überlaſſe ich andern.

Petr. Mich dünche, daß Niemand dieſen Unfug richtiger, als du, beſchreiben konnte. Nur wundert mich, daß ſich noch jemand findet, der dieſe Würde annehmen mag, beſonders da ſie (nach deiner Ausſage) mit ſo viel Laſt, Sorge und Arbeit verknüpft iſt, und zudem ſo mühſam errungen werden muß. Wenigſtens als ich Pabſt war, konnte kaum einer dahin gebracht werden, die Stelle eines Prieſters, oder Diakons anzunehmen.

Jul. Das iſt ſo wunderbar nicht; denn in den damaligen Zeiten waren die Einkünfte der Biſchöfe und Prieſter nichts, als Arbeiten, Wachen, Faſten, Lehren und nicht ſelten der Tod. Jetzt aber heißt Biſchof, Regent und unumſchränkter Herr ſeyn, und wer ſollte wohl eines Reiches wegen nicht ſtreiten?

Petr. Aber ſage mir, war Bononien vom Glauben abgefallen, daß es zu dem römiſchen Stuhle mußte zurückgebracht werden.

Jul. Poſſen! Hierum war es ganz und gar nicht zu thun.

Petr. Vielleicht wurde der Staat unter Bentivoglios übler Verwaltung entkräftet?

Jul. Er war vielmehr im blühendſten Zuſtande. Die Stadt war durch ſehr viele Gebäude vergrößert, und verſchönert: aber eben deswegen ſtrebte ich um ſo gieriger darnach.

Petr. Ich verſtehe dich. Bentivoglio hat ſie alſo wider alles Recht überfallen?

Jul. Nichts weniger! Er beſaß den Ort durch Vertrag.

Petr. So wollten ihn die Bürger nicht zu ihrem Fürſten?

Jul. Auch das nicht! ſie trugen ihn auf den Händen, und verabſcheuten mich faſt allgemein.

Petr. Was hatteſt du denn alſo für eine Urſache?

Jul. Weil er den Staat ſo leitete, daß von allem dem unzähligen Gelde, welches er von den Bürgern zuſammen ſammelte, faſt kaum einige tauſend an unſern Fiskus kamen. Ueberdieß taugte mir dieſe Erwerbung auch zu dem, was ich damals im Schilde führte. Ich verjagte alſo mit Hülfe Frankreichs und einiger anderer mit meinem Bannſtrale geſchreckten, den Bentivoglio, und ſetzte Kardinäle und Biſchöfe zu Obrigkeiten ein, damit vollends aller Vortheil der römiſchen Kirche zuflöſſe. Hierdurch brachte ich es dahin, daß ſtatt des Bentivoglio, der vorhin im Beſitze des Titels und der Würde eines Regenten zu ſeyn ſchien, man allenthalben unſere Statuen ſieht, unſere Ehrentitel findet, und unſere Trophäen verehrt. Bald ſteht ein ſteinerner, bald ein eherner Julius da. Hätteſt du nur geſehen, mit welcher königlichen Pracht ich in Bononien einzog, du würdeſt vielleicht alle Triumphe der Octavier und Scipionen gering ſchätzen, und erkennen, daß ich nicht ohne Urſache ſo tapfer um Bononien ſtritt. Du hätteſt wahrlich zu einer und derſelben Zeit die ſtreitende und triumphirende Kirche geſehen.

Petr. Ich ſehe ganz etwas anders; ich ſehe, daß man während deiner Regierung die Erfüllung von dem erlebt hat, was im Vaterunſer ſteht: dein Reich komme zu uns. Doch was verbrachen denn die Venetianer?

Jul. Fürs erſte neigten ſie ſich auf die Seite der griechiſchen Kirche, behandelten mich beynahe als einen Wahnſinnigen, indem ſie mich mit allen Arten von Schimpfnamen belegten.

Petr. Recht oder unrecht?

Jul. Das thut nichts zur Sache. Genug! es iſt ſakrilegiſch, vom römiſchen Pabſte ſich auch nur etwas in das Ohr zu raunen, was nicht zu ſeinem Lobe iſt. Sie verliehen ferner ihre geiſtlichen Würden nach Gutdünken, geſtatteten nicht, daß Streitſachen vor die hieſigen Gerichte gebracht würden, kauften keine Dispenſationen, kurz, verurſachten dem römiſchen Stuhle einen unerträglichen Schaden, ja ſetzten ſich ſogar in den Beſitz eines beträchtlichen Stückes deines Erbtheils.

Petr. Meines Erbtheils? Um aller Welt willen! von welchem Erbtheile ſprichſt du denn? Verließ ich nicht alles, und folgte nackt dem armen Chriſtus nach?

Jul. Ich meine einige dem römiſchen Stuhle zuſtehende Flecken; denn ſo gefiel es den heiligen Vätern jenen beſondern Theil ihrer Beſitzungen zu nennen.

Petr. Ihr ſorgt alſo für eure Gewinnſucht auf Koſten meiner Ehre, und dieß heißt du einen unerträglichen Schaden?

Jul. Was ſonſt?

Petr. Waren die Sitten vielleicht verderbt, war die Frömmigkeit erkaltet?

Jul. Poſſen! Der Beweggrund war weit wichtiger. Wir verloren dadurch eine große Anzahl Dukaten, die hinreichten, ein Regiment Soldaten zu unterhalten.

Petr. Das iſt freylich ein großer Verluſt für einen Wucherer. Was that dir denn der Herzog von Ferrara?

Jul. Dieſer? Das war der undankbarſte Menſch von der Welt; denn nachdem ihm der Statthalter Chriſti Alexander die Ehre erwieſen, ihm ſeine zweyte Tochter zum Weibe zu geben, und ihm dem Taugenichts zur Mitgabe eines der herrlichſten Gebiethe überlaſſen hatte, war er, uneingedenk einer ſolchen Wohlthat, ſo vermeſſen, mir immer Simonie, Knabenliebe und Gähzorn vorzuwerfen, und zog über dieß noch einige Einkünfte an ſich, die zwar nicht unter die beträchtlichſten gehörten, aber doch immer von der Art waren, daß ſie ein aufmerkſamer Hirt nicht mit Verachtung anſehen kann.

Gen. Um ſo minder ein Handelsmann.

Jul. Und was die Haupturſache iſt. Es gehörte in meinen Plan, dieſe Provinz wegen ihrer vortheilhaften Lage mit unſern Beſitzungen zu vereinigen. Folglich trachtete ich, ihn hinauszujagen, um nachher meinen Verwandten damit zu beſchenken, der ein tapferer und für das Anſehen der Kirche alles unternehmende Mann war, wie er denn erſt unlängſt den Kardinal von Pavia mir zu Liebe mit eigener Hand erſtach; denn er für ſich ſelbſt iſt als Gatte meiner Tochter mit ſeinem Schickſale zufrieden.

Petr. Was höre ich? Die Päbſte haben alſo Weiber und Kinder?

Jul. Eigene Weiber haben ſie zwar nicht; daß ſie aber Kinder haben, was iſt denn daran ſo wunderbar, da ſie Männer und nicht Verſchnittene ſind?

Petr. Aber aus welcher Urſache entſtund denn jene ſchismatiſche Kirchenverſammlung?

Jul. Es würde viel zu weitläuftig ſeyn, die Sache von ihrem Urſprunge an zu erzählen: ich werde alſo nur den Hauptinhalt der Geſchichte berühren. Schon einige Zeit her fingen manche an, des römiſchen Hofes überdrüſſig zu werden. Sie ſagten, daß durch ſchändlichen Wucher, durch die gräulichſten und ſchändlichſten Wollüſte, durch Aberglauben, Gottloſigkeiten, Todeſchläge und ſimoniſche Mäcklereyen alles verunreiniget ſey. Mich ſelbſt ſchalten ſie einen ſimoniſchen dem Trunke ergebenen, unflätigen, vom Weltgeiſte aufgeblaſenen Menſchen, der einer ſolchen Stelle auf keine Art würdig ſey, und ſie zum größten Verderben der Chriſtenheit bekleide; ſie behaupteten, daß dem allgemeinen Verderbniſſe nur durch eine allgemeine Kirchenverſammlung abzuhelfen ſey. Sie ſetzten hinzu, daß ich mich eidlich verpflichtet hätte, nach Erlangung dieſer Würde innerhalb zwey Jahren eine allgemeine Kirchenverſammlung auszuſchreiben, und nur unter dieſem Bedingniſſe zum Pabſte gewählt worden ſey.

Petr. Und haſt du dieß wirklich verheißen?

Jul. Verheißen und beſchworen! Allein ich ſprach mich von dieſem Eide, als es thunlich ſchien, ſelbſt los. Wer könnte auch anſtehen, alle mögliche Eidſchwüre zu brechen, ſo bald es um ein Reich zu thun iſt? Die Gewiſſenhaftigkeit iſt nur bey andern löblich, ſagte Cäſar, auch ein Julius! Doch betrachte nur einmal die Vermeſſenheit der Welt, und ſiehe, worauf man verfiel. Neue Kardinäle fielen von meiner Parthey ab, kündigten mir eine Kirchenverſammlung an, luden mich dazu ein, ja baten mich ſogar, den Vorſitz zu nehmen. Da ſie aber nichts ausrichteten, verkündigten ſie es der ganzen Chriſtenheit auf Veranlaſſung des ſogenannten römiſchen Kaiſers Maximilian, (weil ſie aus der Geſchichte wußten, daß vormals die Kirchenverſammlungen von den römiſchen Kaiſern zuſammenberufen worden) und des Königs von Frankreich Ludwigs des 12ten. Mich ſchaudert's beym Erzählen. Sie ſuchten den ungenähten Rock Chriſti zu zerſchneiden, den doch ſogar diejenigen ganz ließen, welche Chriſtum kreuzigten.

Petr. Warſt du denn aber ſo beſchaffen, wie ſie vorgaben?

Jul. Was thut das zur Sache? Genug! Ich war Pabſt. Betrachte mich als den ärgſten Böſewicht, als den ausgemachteſten Dummkopf, als den plumpſten Idioten, als den ſchändlichſten Unhold: wer dieſen Schlüſſel der Gewalt hat, muß als der Statthalter Chriſti geehrt werden, und deſſen Heiligkeit unterliegt gar keinem Zweifel.

Petr. Auch wenn er offenbar böſe geartet iſt?

Jul. Wenn er es auch noch ſo offenbar iſt. Man kann nie zugeben, daß derjenige, welcher auf Erden an Gottes Statt iſt, und gewiſſermaßen einen Gott unter den Menſchen vorſtellt, *) von jedem unbedeutenden Erdenſohne getadelt, oder mit Beſchimpfungen überhäuft werde.

Petr. Es widerſpricht ja aber dem gemeinen Menſchenverſtande, von demjenigen gut zu denken, der ſich uns augenſcheinlich als einen Böſewicht zeigt, oder von jemanden rühmlich zu reden, von dem wir übel denken.

Jul. Denke jeder, was er will, wenn nur ſeine Worte gut lauten, oder wenn er wenigſtens ſchweigen kann. Ueberhaupt iſt der römiſche Pabſt ſelbſt über eine allgemeine Kirchenverſammlung weit erhaben.

Petr. Ich weiß nur ſo viel, daß, wer auf Erden die Stelle Chriſti vertritt, ihm auch, ſo viel es möglich iſt, ähnlich ſeyn, und ſein ganzes Leben ſo einrichten ſoll, daß er keiner Ermahnung bedarf, und niemand mit Grund von ihm übel reden kann. Die Päbſte ſind alſo ſehr ſchlimm daran, wenn ſie die Leute vielmehr durch Drohungen zwingen, gutes von ihnen zu ſprechen, als ſie durch Verdienſte dazu auffodern. Du kannſt ſie auch, wenn du nicht lügen willſt, auf keine Art loben, wenn ihr größter Ruhm in dem erzwungenen Stillſchweigen derjenigen beſteht, welche übel von ihnen denken. Doch ſage mir, kann denn ein laſterhafter, ſchandvoller Pabſt ſchlechterdings nicht abgeſetzt werden?

Jul. Eine lächerliche Frage! Von wem ſoll denn der abgeſetzt werden, der keinen über ſich hat?

Petr.

---

*) Anmerk. Daß ſelbſt aufgeklärte Männer von dem römiſchen Pabſte ſo übertriebene Begriffe hatten, beweiſet unter andern die Auflage des Lemene mit folgendem Titel: Dio Sonetti et Hinni conſagrati al *Vicedio* Innocenzo Undecimo Pontefice Ottimo Maſſimo. Dal Signor Franceſco de Lemene. In Milano, et in Parma 1784. 8vo.

Petr. Eben deswegen ſollte er vorzüglich abgeſetzt werden, weil er keinen über ſich hat; denn je größer, deſto gefährlicher iſt er. Wenn die Rechte der Menſchheit einen Regenten, welcher den Staat übel verwaltet, nicht nur allein abſetzen, ſondern wohl auch wider ihn die Todesſtrafe verhängen,*) wie kömmt es, daß die Kirche ein ſo unglückliches Schickſal hat, einen römiſchen Pabſt, wenn er auch alles über den Haufen wirft, dulden zu müſſen, und eines ſo gemeinſchädlichen Uebels auf keine Weiſe los werden zu können?

Jul. Wenn doch ja der römiſche Pabſt zu recht gewieſen werden ſoll, ſo muß es durch eine Kirchenverſammlung geſchehen. Eine Kirchenverſammlung kann aber ohne Einwilligung des Pabſtes nicht zuſammenberufen werden, ſonſt iſt es nur eine Winkelverſammlung, und dieſe, wenn ſie auch auf allen Fall vor ſich geht, kann wider den Willen des Pabſtes nichts beſchließen. Ueber alles dieſes giebt es noch ein letztes Mittel, nämlich die unbeſchränkte Macht, wodurch ein einzelner Pabſt weit über eine ganze allgemeine Kirchenverſammlung erhaben iſt. Auch kann er wegen keiner Art von Verbrechen des Prieſterthums beraubt werden.

Petr. Auch nicht wegen eines Todtſchlags?

Jul. Nicht einmal wegen eines Vatermordes.

Petr. Auch nicht wegen Unzucht?

Jul. Poſſen! nicht einmal einer Blutſchande wegen.

Petr. Nicht wegen des Laſters der Simonie?

---

*) Abermal ein Beweis, daß die Lehre vom Tyrannenmord, welcher man zu unſerer Zeit vorzüglich einen gewiſſen Orden beſchuldigte, lange vorher faſt allgemeine Lehre der Theologen war, die noch das Anſehen ſo mancher Heiligen, beſonders des Thomas von Aquin, für ſich hatten. Ueberhaupt kann man ſich durch dieſe Lehre nach Verſchiedenheit der Zeit und Umſtände bald eine Canoniſationsbulle und Heiligenkrone, bald die Schandbühne oder einen Strick verdienen?

Jul. Nein! und wenn er es auch ſechshundertmal ausübte.

Petr. Nicht wegen Giftmiſcherey?

Jul. Nicht einmal wegen eines Kirchenraubs.

Petr. Auch wegen einer Gotteslåſterung nicht?

Jul. Nein, ſage ich.

Petr. Auch dann nicht, wenn alle dieſe Laſter bey ihm gleichſam wie in einer Senkgrube voll Unflath zuſammenfließen?

Jul. Nenne, wenn du willſt, noch tauſend Arten von Verbrechen, welche noch ſchåndlicher, als dieſe ſind, ſo kann doch ein rómiſcher Pabſt ihretwegen nicht abgeſetzt werden.

Petr. Du entdeckeſt mir in der That einen ganz unerhörten Vorzug eines römiſchen Pabſtes, wenn es ihm allein erlaubt iſt, ungeſtraft der Laſterhafteſte zu ſeyn, und verkündigeſt mir ein noch unerhörtes Unglück der Kirche, wenn ſie ſolch ein Ungeheuer auf keine Weiſe ausrotten kann, und gezwungen iſt, jemanden als Pabſt zu verehren, den kein Menſch als Knecht dulden würde.

Jul. Nur eines einzigen Punktes wegen, ſagt man, könne er abgeſetzt werden.

Petr. Wegen einer löblichen That vermuthlich, wenn ich fragen darf? Denn wegen einer Uebelthat kann es nicht geſchehen, wenn er wegen alles deſſen, was du mir ſagteſt, nicht abgeſetzt werden kann.

Jul. Wegen einer Ketzerey, und zwar nur dann, wenn er öffentlich hievon überwieſen wird. Allein auch dieß iſt bloße Spiegelfechterey, und ſchadet der påbſtlichen Majeſtåt nicht um ein Haar. Erſtlich ſteht es in ſeiner Gewalt, dieſes Geſetz ſelbſt umzuſtoßen, wenn es ihm nicht taugt, und dann, wer wird ſich erfrechen, den römiſchen Pabſt eines Laſters zu beſchuldigen, beſonders da er ſich durch ſo viel Ausflüchte ſchützen kann? Sollte er aber dennoch

noch durch eine Kirchenverſammlung in die Enge getrieben werden, ſo iſt es ja ein leichtes, das zu widerrufen, was er nicht mehr zu verkleiſtern vermag. Außerdem giebt es noch tauſend Kunſtgriffe, durch welche er entrinnen kann, er müßte nur ein Kloß ohne Menſchenverſtand ſeyn.

Petr. Sage mir doch um deiner päbſtlichen Würde willen, wer hat denn dieſe ſo vortrefflichen Geſetze gemacht?

Jul. Wer ſonſt, als die Quelle aller Geſetze, der römiſche Pabſt? Nun kann ja aber dieſer die Geſetze abſchaffen, auslegen, erweitern, oder einſchränken, je nachdem es ſein Vortheil mit ſich bringt.

Petr. Es iſt wahrhaftig ein Glück, Pabſt zu ſeyn, wenn er Geſetze zu geben vermag, wodurch er ſelbſt Chriſtum, geſchweige denn eine Kirchenverſammlung zum Beſten haben kann. Indeſſen ſollte man einem ſolchen Pabſte, der, wie du mir ihn ſo eben beſchreibſt, ein augenſcheinlicher Böſewicht, ein Trunkenbold, ein Mörder, ein Pfründenmäckler, ein Giftmiſcher, ein Eidbrecher, ein Räuber, und ein mit den widernatürlichſten Ausſchweifungen befleckter Sünder iſt, nicht ſo viel eine allgemeine Kirchenverſammlung auf den Hals wünſchen, als vielmehr einen mit Steinen verſehenen Pöbel, der dieſer Peſt der Stadt vor Aller Augen ein Ende machte. Doch ſage mir, warum du, als ein römiſcher Pabſt, die allgemeine Kirchenverſammlung ſo ſehr verabſcheuſt?

Jul. Frage die Monarchen, warum ſie die Reichs- und Landtage fürchten? Weil nämlich durch die Menge ſo vieler hochangeſehener Männer die königliche Würde gewiſſermaßen verdunkelt wird. Diejenigen, ſo gelehrt ſind, gewinnen durch ihre Wiſſenſchaften Zutrauen und Kühnheit: die ein reines Gewiſſen haben, ſprechen freyer, als es uns behagt: die eine Würde bekleiden, benützen ihr Anſehen. Unter dieſen giebt es noch einige, die uns um unſere Herrlichkeit beneiden, und ſchon den Vorſatz mitbringen, die Reichthümer ſowohl als das Anſehen des Pabſtes zu mindern. Ueberhaupt findet man bey einer ſolchen Verſammlung wohl keinen, der ſich unter dem Titel des Kirchenraths nicht eines oder das andere wider den Pabſt erlaubte, wider welchen außerdem niemand etwas vermag. Daher kömmt es, daß faſt keine einzige Kirchenverſammlung ſo glücklich vorübergieng, ohne daß nicht einigermaßen die Gerechtſame des Pabſtes geſchmälert worden, und Er nicht nach der Hand um einen Zoll weniger der Höchſte geweſen wäre. Du ſelbſt wirſt dich eines ähnlichen Vorfalls erinnern; denn ſo ſehr es auch damals nur um Kleinigkeiten, und nicht wie jetzt um Königreiche und königlichen Renten zu thun war, ſo erlaubte ſich doch Jakobus, deiner Anrede auch etwas von dem Seinigen beyzufügen. Als du nämlich die Heiden von der Laſt des moſaiſchen Geſetzes durchaus befreyteſt, ſo nahm Jakobus nach dir das Wort, und machte in Rückſicht auf die Hurerey, auf den Genuß des Blutes und auf das Götzenopfer eine Ausnahme, wodurch er deinen Ausſpruch gleichſam verbeſſerte, und aus dieſem Grunde wollen heut zu Tage einige folgern, daß nicht du, ſondern Jakobus das Amt des höchſten Prieſters bekleidet habe.

Petr. Du glaubſt alſo, man müſſe hauptſächlich nur auf die Aufrechthaltung des königlichen Anſehens des römiſchen Pabſtes, und nicht vielmehr auf die allgemeine Wohlfahrt der Chriſtenheit Rückſicht nehmen.

Jul. Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte, und der beſte Freund des Pabſtes muß immer der Pabſt ſelbſt ſeyn.

Petr. Wenn nun aber Chriſtus das nämliche gethan hätte, ſo beſtände ja die Kirche nicht mehr, für deren Beherrſcher du dich ausgiebſt. Auch ſehe ich nicht ein, wie jemand, der Chriſti Statthalter genennt ſeyn will, einen Chriſto gerade entgegengeſetzten Weg einſchlagen darf.

Vor allen aber erkläre mir, durch welche Kunſt du die ſchismatiſche Kirchenverſammlung (wie du ſie nenneſt) zerſtreuteſt?

Jul. Ich will es dir ſagen: begreife es, wie du kannſt! Zuerſt brachte ich den ſogenannten Kaiſer Maximilian, der am mindſten hartnäckig unter allen iſt, obwohl er bereits durch feyerliche Geſandte die Kirchenverſammlung angekündigt hatte, durch gewiſſe Mittel, die es nicht rathſam iſt laut zu ſagen, von ſeinem Vorhaben ab. Nebſtdem bewog ich auf die nämliche Weiſe einige Kardinäle dahin, daß ſie das, was ſie durch ſchon kundgemachte Urkunden beſchloſſen, vor Notarien und Zeugen widerriefen.

Petr. Iſt dieß erlaubt?

Jul. Was ſoll nicht erlaubt ſeyn, wenn es ein Pabſt billigt?

Petr. Wie? wenn er alſo einen Eid bricht, ſo iſt es kein Eid mehr, weil er jeden, wenn es ihm beliebt, davon befreyen kann?

Jul. Freylich war dieß, wenn ich es aufrichtig ſagen ſoll, ein bißchen unverſchämt, inzwiſchen wußte ich kein bequemeres Mittel. Da ich überdieß vorausſah, daß einige mich einer Scheelſucht gegen die Kirchenverſammlung beſchuldigen würden, beſonders, weil ſie ſo angekündigt war, daß ich nicht ausgeſchloſſen, ſondern bittlich eingeladen, und mir der Vorſitz angeboten worden: Siehe alſo, welcher Liſt ich mich nach dem Beyſpiele meiner Vorfahren bediente. Ich berief mich zu Piſa ebenfalls auf eine Kirchenverſammlung, jedoch mit dem Bedeuten, daß die Zeit und der Ort, den jene beſtimmt hatten, nicht ſehr ſchicklich wäre, und kündigte ſogleich eine Kirchenverſammlung zu Rom an, weil ich vermuthete, daß niemand, welcher es nicht mit Julius hielt, dahin kommen, oder wenigſtens keiner wider mich ſtimmen würde. Ich hatte in dieſem Falle meine eigenen oftmaligen Beyſpiele vor mir, und zu dieſem Ende machte ich plötzlich mehrere, die meinen Abſichten entſprachen, zu Kardinälen.

Gen. Das heißt, die Laſterhafteſten.

Jul. Aber ſelbſt dieſe Kirchenverſammlung wäre keine ächte Kirchenverſammlung geweſen, hätte nicht ich ſie ausgeſchrieben, und da es übrigens auch bey dieſer meinen Abſichten entgegen geweſen wäre, wenn eine zu große Menge Biſchöfe und Aebte ſich verſammelt hätten, worunter nothwendig einige fromme und ehrliche Männer geweſen ſeyn würden, ſo ließ ich es nicht an Ermahnungen fehlen, daß man die Koſten ſparen, und jedes Land nur einen oder zween ſchicke möchte. Weil ich mich jedoch ſelbſt hierdurch noch nicht für ganz geſichert hielt, und einſah, daß auch dieſe wenigen aus ſo vielen Provinzen zu einer ſehr großen Anzahl anwachſen würden, ſo ließ ich ihnen, da ſie ſchon zur Reiſe bereit waren, wieder entbieten, nicht zu kommen, indem die Kirchenverſammlung auf eine andere Zeit verſchoben werden müßte, und unterſtützte mein Verfahren mit den möglichſt wahrſcheinlichen Gründen. Als ich durch dieſen Kunſtgriff alle ausgeſchloſſen hatte, wartete ich den zur Kirchenverſammlung feſtgeſetzten Tag nicht ab, ſondern eröffnete vor dem Termin das Konzilium zu Rom bloß mit denjenigen, die ich zu meinen Abſichten vorbereitet hatte. Obwohl nun auch unter dieſen einige waren, welche anders, als ich, dachten, ſo war ich doch gewiß, daß es keiner wagen würde, dem durch Waffen und Anhänger ſo mächtigen Julius ſich zu widerſetzen. Auf dieſe Art, und da ich in alle Länder Briefe ausſchickte, worin ich von unſerer hochheiligen Kirchenverſammlung Meldung that, die Kirchenverſammlung in Frankreich verwarf, ſie bisweilen eine ſataniſche Verſammlung, eine Winkelberathſchlagung des Teufels und eine ſchismatiſche Verſchwörung nannte, machte ich dieſen letzterwähnten Kirchenrath überaus verhaßt.

Petr. Die Kardinäle, welche die Urheber und Häupter dieſer Kirchenverſammlung waren, müſſen ja alſo die laſterhafteſten Menſchen geweſen ſeyn.

Jul. Ueber ihre Sitten kann ich mich nicht beſchweren. Das Haupt dieſer Unternehmung war der Kardinal von Rouen, welcher durch eine Art wunderlicher Gottſeligkeit immer auf Verbeſſerung der Kirche bedacht war, und ſein Vorhaben auch hie und da durchſetzte. Dieſen ſchafte mir der Tod vom Halſe, und erwies mir dadurch den angenehmſten Dienſt von der Welt. Auf ihn folgte der Kardinal mit dem Beynamen vom heiligen Kreuz, ein Spanier, von einem zwar unbeſcholtenen Lebenswandel, aber ſtreng, alt und ein Theologe, welche Gattung von Menſchen für die römiſchen Päbſte gewöhnlich die gefährlichſte iſt.

Petr. Hatte dieſer theologiſche Mann keinen wahrſcheinlichen Grund, womit er ſein Unternehmen bemäntelte?

Jul. Sehr viele. Er behauptete, es ſeyen nie unruhigere Zeiten, und die Gebrechen der Kirche nie unerträglicher geweſen, als damals, folglich müſſe man durch eine allgemeine Kirchenverſammlung zu Hülfe kommen. Man habe mich, als ich zum Pabſte gewählt worden, durch einen Eid verpflichtet, im 2ten Jahre meines Pabſtthums einen Kirchenrath zu verſammeln, und zwar alſo verpflichtet, daß ich nicht einmal durch die verſammelten Kardinäle davon losgeſprochen werden könnte. Ich ſey überdieß ſchon öfters von meinen Mitbrüdern den Kardinälen ermahnt, gebeten, und von den Fürſten aufgefordert worden, hätte aber nichts weniger, als hievon hören wollen, ſo daß gar nicht zu zweifeln ſey, daß bey Lebzeiten des Julius nie eine Kirchenverſammlung würde gehalten werden. Er und ſeine Mitgenoſſen führten Beyſpiele von ältern Kirchenverſammlungen, führten einige päbſtliche Geſetze an, wodurch ſie zeigten, daß, da ich mit meinen Anhängern die

Kirchenverſammlung hindere, das Recht, ſie auszuſchreiben, auf ſie gefallen ſey, das Geſchäft der Ausſchreibung hingegen, wenn die übrigen Regenten mit einſtimmen, dem römiſchen Kaiſer, der ehemals ganz allein die Kirchenverſammlung zuſammenberief, und dem Könige in Frankreich, welcher unter den übrigen Fürſten der vornehmſte ſey, zuſtehe.

Petr. Während der Zeit werden ſie wohl alles mögliche Böſe von dir geſchrieben haben?

Jul. Ey, die Schurken waren in dieſem Falle vernünftiger, als ich es wünſchte. Sie behandelten dieſe verhaßte Sache mit ungemeiner Beſcheidenheit und Klugheit; ſie enthielten ſich nicht nur aller Schmähungen, ſondern erwähnten meiner ſogar ſtets mit aller Ehrerbietung. Sie baten, und beſchworen mich durch alles, was heilig iſt, bey der ausgeſchriebenen Kirchenverſammlung, ſo wie es mir zuſtände, und wie ich es mit einem Eide angelobt hätte, den Vorſitz zu nehmen, und meine Bemühungen mit den ihrigen zu vereinigen, um den Uebeln der Kirche abzuhelfen. Es iſt unglaublich, welchen Haß mir dieſe ihre Mäßigung zuzog, beſonders da ſie alle ihre Behauptungen auf die heilige Schrift gründeten, zu welchem Ende ſie, wie es ſcheint, einige Theologen zu Rathe zogen. Nebſt dem allen zeichneten ſie ſich noch durch Faſten, Gebete und einen wirklich zu bewundernden frommen Lebenswandel aus, um mir durch den Ruf ihrer Gottſeligkeit noch mehr zu ſchaden.

Petr. Unter was für einem Vorwande aber ſchriebſt denn du die Kirchenverſammlung aus?

Jul. Unter dem herrlichſten von der Welt. Ich ſtellte mich an, als ob ich geſinnt wäre, zuerſt das Oberhaupt der Kirche, das iſt, mich ſelbſt, dann die chriſtlichen Fürſten, und endlich das ganze Volk zu reformiren.

Petr. Ein ſchönes Theaterſtück! nun kömmt es nur noch auf die Entwicklung an. Ich möchte doch hören, was dieſe Gottesgelehrten in ihrer ſataniſchen Winkelverſammlung beſchloſſen.

Jul. Nichtswürdige, abſcheuliche Dinge, die es mich zu erzählen ſchaudert.

Petr. So gräuliche? Laß hören!

Jul. Höchſtärgerliche, gotteslästerliche, mehr als ketzeriſche Dinge, ſo daß es um das Anſehen der römiſchen Kirche geſchehen geweſen wäre, wenn ich mich ihnen nicht mit Händen und Füßen, mit Waffen und Verſchmitztheit zugleich widerſetzt hätte.

Petr. Um ſo begieriger erwarte ich, was doch dieß ſeyn mag.

Jul. Ach, mich ſchaudert's beym Erzählen. Die Gottloſen wollten die Kirche, welche durch ſo viele Schätze und ſo weitläuftige Beſitzungen blühet, wieder zu der alten Dürftigkeit, und jener armſeligen Genügſamkeit zurückführen, verlangten, daß die Kardinäle, die nun durch ihren Aufwand jeden Landesherrn übertreffen, wieder in die Armuth verſetzt werden, daß die Biſchöfe viel eingeſchränkter leben, und weniger Gefolge, weniger Pferde halten ſollten. Sie beſchloſſen, daß die Kardinäle nicht allenthalben die Biſthümer, Abteyen und Pfründen verſchlingen, daß keiner mehr als Ein Biſthum beſitzen ſollte. Diejenigen, welche ſechshundert Pfründen, wenn ſie könnten, mit Recht oder Unrecht zuſammenhäuften, müſſe man, ſagten ſie, zwingen, mit jenen Einkünften zufrieden zu ſeyn, welche für einen genügſamen Prieſter zureichen. Niemand ſollte durch Geſchenke, Gunſt oder ſklaviſche Dienſtfertigkeit, ſondern bloß wegen wahrer Verdienſte zum Pabſt, Biſchof oder Prieſter erwählt werden können. Wenn man das Gegentheil erführe, wäre er alſo gleich abzuſetzen. Es ſey erlaubt, den römiſchen Pabſt, wenn er offenbar laſterhaft iſt, ſeiner Würde zu entſetzen. Unzüchtige und der Trunkenheit ergebene Biſchöfe ſollten ihrer

Verwaltung, und die als laſterhaft verrufenen Prieſter nicht nur allein der prieſterlichen Würde beraubt, ſondern auch körperlich geſtraft werden, und dergleichen noch weit mehr; denn es ärgert mich, mehr zu ſagen, da alles bloß dahin zielt, uns mit Heiligkeit zu überladen, zugleich aber des Reichthums und der Herrſchaft verluſtig zu machen.

Petr. Was wurde demnach in der hochheiligen römiſchen Kirchenverſammlung dawider beſchloſſen?

Jul. Du ſcheinſt ſchon wieder vergeſſen zu haben, was ich dir ſagte, daß ich nämlich unter dem Vorwande der Kirchenverſammlung nichts anders bewirken wollte, als Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Die erſte Zuſammenkunft wurde gewiſſen feyerlichen Ceremonien gewidmet, die ſich aus dem Alterthum herſchreiben, und aus Ehrfurcht für daſſelbe noch zum Theil beybehalten werden, wiewohl ſie nichts zur Sache beytragen. Es wurden zwey Meſſen geleſen, die eine dem heiligen Geiſte zu Ehren, gleichſam als wenn dieſes Geſchäft auf Eingebung des Letzteren geſchlichtet würde. Sodann wurde eine Rede, die vom Anfange bis zum Ende ein Lobſpruch auf mich war, gehalten. In der zweyten Sitzung ſchleuderte ich meinen Bannſtral ſo ſtark ich konnte, wider jene abtrünnigen Kardinäle los, und erklärte alles, was ſie immer entweder ſchon beſchloſſen, oder zu beſchließen im Sinne hatten, für höchſt frevelhaft, gotteslaſterlich, und mehr als ketzeriſch. In der dritten Sitzung beängſtigte ich mit eben dieſem Banne Frankreich, nahm aber den von Lyon verlegten Jahrmarkt, und einige Provinzen ausdrücklich aus, um die Gemüther des Volks deſto mehr gegen den König aufzuwiegeln, und ſie zum Aufruhre zu reitzen. Damit dieſe Vorkehrungen mehr Anſehen erhielten, wurden ſie ſogleich durch Bullen bekräftigt, und allen Fürſten, beſonders jenen, die meiner Parthey geneigter zu ſeyn ſchienen, angekündigt.

Petr. Geſchah außerdem nichts?

Jul. Alles, was ich wollte, und ich habe überwunden, falls es bey meinen Anordnungen bleibt. Die drey Kardinäle, die auf ihrem Vorhaben beſtanden, entſetzte ich mit feyerlichem Gepränge ihrer Kardinalswürde, verlieh die Einkünfte ihrer Pfründen andern, damit ſie nicht ſo leicht wieder eingeſetzt werden können, und übergab ſie dem Satan. Mit noch weit größerem Vergnügen hätte ich ſie, wenn ſie mir in die Hände gefallen wären, den Flammen übergeben.

Petr. Wenn aber alles, was du erzählſt, wahr iſt, ſo ſcheinen ja die Anordnungen jener ſchismatiſchen Afterverſammlung wenigſtens eben ſo gottſelig zu ſeyn, als die Entſchließungen deiner hochheiligen Kirchenverſammlung, welche ich bisher noch mit nichts anderm auftreten ſahe, als mit tyranniſchen Drohungen, Verfluchungen, und argliſtiger Grauſamkeit. Wenn Satan der Urheber jener Winkelverſammlung war, ſo ſcheint er ſich mehr dem Geiſte Chriſti zu nähern, als der mir unbekannte Geiſt, welcher euren Kirchenrath leitete.

Jul. Bedenke wohl, was du redeſt; denn ich verfluche in jeder von meinen Bullen alle diejenigen, die dieſe Afterverſammlung auf was immer für eine Art begünſtigen.

Petr. Elender! Du haſt ganz den Geiſt des ältern Julius. Doch was nahm denn endlich die Sache für einen Ausgang?

Jul. Ich mußte ſie leider! in dieſem Zuſtande verlaſſen. Das Schickſal wird für den Ausgang ſorgen.

Petr. Es bleibt alſo eine Kirchenſpaltung?

Jul. Allerdings, und zwar eine der gefährlichſten.

Petr. Und du als Statthalter Chriſti konnteſt eine Spaltung einer ächten Kirchenverſammlug vorziehen?

Jul. Lieber dreyhundert Kirchenſpaltungen, als daß ich mich zur Ordnung zwingen laſſen, und von meinem ganzen Leben Rechenſchaft ablegen ſollte!

Petr. So ſehr regt ſich dein Gewiſſen?

Jul. Was geht das dich an?

Petr. Ich merke es wohl. Du wärſt nicht gar gut davon gekommen, wenn man den Unrath aufgerührt hätte. Doch welcher Theil wird nun den Sieg davon tragen?

Jul. Dieß ſteht in der Hand des Schickſals, wiewohl es auf unſerer Seite mehr Geld giebt. Frankreich iſt durch langwierige Kriege erſchöpft. Englands Goldgruben ſind noch unberührt. Was ich ungezweifelt vorherſagen kann, iſt, daß, wenn Frankreich ſiegt (wovor Hölle und Himmel mich bewahren wolle), ſo ändern ſich die Namen der Sache. Jener hochheilige Kirchenrath wird eine ſataniſche Winkelverſammlung, und ich werde, ſtatt eines wirklichen, das Schattenbild eines Pabſtes heißen. Bey ihnen wird der heilige Geiſt ſeyn, wir werden alles durch den Geiſt Satans gethan haben. Allein ich verlaſſe mich ganz auf das hinterlaſſene Geld, und hoffe, daß dieſes nicht geſchehen wird.

Petr. Was haben denn aber eigentlich die Franzoſen und ihr König, den deine Vorfahren mit dem Titel des Allerchriſtlichſten beehrten, für Händel angefangen? Du geſtehſt ja ſelbſt, daß du durch ihren Schutz ſowohl dein Leben erhielteſt, als auch jene mehr als kaiſerliche Krone erlangteſt, überdieß Bononien ſamt den übrigen Städten zurückbekamſt, und die bisher von Niemanden beſiegten Venetianer bezähmteſt. Wie haſt du dieſe Wohlthaten ſo geſchwind vergeſſen? Aus was Urſache wurden ſo viele Bündniſſe gebrochen?

Jul. Es wäre zu weitläuftig, dieſe Geſchichte auseinander zu ſetzen. Aber um mich kurz zu faſſen, ſo wiſſe, daß ich keine Neuerungen begann, ſondern nur das ausbrütete, was ich ſchon ſeit geraumer Zeit auf dem Herzen hatte, und, was ich vorhin wegen der Umſtände verhehlen mußte, nun öffentlich an das Tageslicht brachte. Den

Franzoſen war ich nie im Herzen gut: dieß kannſt du ſo ſicher glauben, als wenn ich es von dem Dreyfuße ſpräche. Ueberhaupt iſt kein Italiener einem Fremden je aufrichtig geneigt, ſo wenig, als der Wolf den Schafen. Doch ich ein Italiener, noch mehr ein Genueſer ſuchte ihre Freundſchaft nur ſo lange, als ich ihrer Dienſte nöthig hatte, weil man doch bisher noch nicht umhin kann, ſich des Beyſtandes der Ausländer zu gebrauchen. Während dieſes Zeitraums ließ ich mir manches gefallen, brauchte Liſt und Verſtellung, log und betrog, mit einem Worte, that und litt alles, was man nur wollte. So bald ich es aber ſchon beynahe dahin brachte, wohin ich wollte, hinderte mich nichts mehr, den wahren Julius zu zeigen, und den ganzen Auswurf dieſer Barbaren aus Italien hinauszudrängen.

Petr. Was ſind denn das für Unthiere, die du Barbaren nenneſt?

Jul. Menſchen.

Petr. Menſchen alſo, aber keine Chriſten?

Jul. Auch Chriſten: aber wie gehört dieß hieher?

Petr. Alſo ſogar Chriſten? doch vielleicht leben ſie ohne Geſetze, ohne Unterricht, wie das Vieh?

Jul. Keineswegs! Es mangelt ihnen eben ſo wenig an Kultur, als an Reichthümern, um welche letztere ſie am meiſten zu beneiden ſind.

Petr. Was will alſo der Zuname Barbaren? warum ſchweigſt du?

Gen. Ich will es ſtatt ſeiner ſagen. Die Italiener haben, obwohl ſie aus dem mannichfaltigſten Gemiſche der roheſten Nationen entſtanden, und gleichſam als der Auskehricht aller Völker anzuſehen ſind, doch nach dem Beyſpiele der Heiden die Thorheit, jeden, der außer Italien geboren iſt, einen Barbaren zu nennen. Dieſer Beyname iſt bey ihnen noch ſchimpflicher, als Vatermörder und Kirchenräuber.

Petr. So ſcheint es. Allein da Chriſtus für alle Menſchen geſtorben iſt, *) und bey ihm kein Anſehen der Perſon gilt, du aber dich für den Statthalter Chriſti ausgibſt, warum ſahſt du nicht mit gleichen Augen alle diejenigen an, unter denen ſelbſt Chriſtus keinen Unterſchied machte?

Jul. Mir wären auch alle Nationen willkommen, ſie mögen Indianer, Afrikaner, Mohren und Griechen ſeyn, wenn ſie mir nur viel Tribut zahlen, und mich für ihren Oberherrn erkennen wollen. Aber alle dieſe habe ich mit Recht verſtoßen, und vorzüglich die Griechen, weil ſie als allzu hartnäckige Leute die Majeſtät des römiſchen Pabſtes nicht erkannten.

Petr. Der römiſche Stuhl iſt alſo gleichſam eine Fruchtſcheure der ganzen Welt?

Jul. Und iſt denn das ſo was außerordentliches, wenn wir der Leute zeitliche Güter ärndten, da wir unſre geiſtlichen Güter für ſie alle ausſäen?

Petr. Geiſtliche, ſagſt du? Ich hörte dich bisher bloß von weltlichen reden. Führſt du ſie etwa durch frommen Unterricht dem Heilande zu?

Jul. Es giebt einige, welche predigen können, wenn ſie wollen, und wir verbieten es ihnen nicht, wenn ſie nur nichts wider unſere Majeſtät reden.

Petr. Was iſt es denn alſo ſonſt?

Jul. Wie du ſo fragen kannſt! Warum gibt man den Fürſten, was ſie immer fordern? Darum, weil jeder alles, was er beſitzt, denſelben zu verdanken hat, wenn er auch nie etwas von ihnen empfing. Auf eben die Art muß alles, was heilig iſt, uns zugerechnet werden, wenn wir auch unſer ganzes Leben verſchlummern, welches aber ſchon nie der Fall ſeyn kann, da wir, falls wir auch ſonſt nichts thäten, für ſehr geringes Geld reichliche Ablässe ertheilen, in den wichtigſten Fällen für billige Summen diſpenſiren, und jeden, der uns begegnet, unentgeltlich ſegnen.

---

*) Mit dieſem Ausſpruche des h. Petrus werden die Herren Janſeniſten nicht zufrieden ſeyn: Doch ſie geben gern den heil. Petrus preis, wenn man ihnen nur den heil. Auguſtin läßt.

Petr. Von dem allen verſtehe ich zwar nichts. Aber um wieder auf das zu kommen, wovon wir ausgingen, warum ſcheuet deine allerheiligſte Majeſtät die Barbaren ſo ſehr, daß du alles im Himmel und auf der Erde verſuchen zu müſſen glaubteſt, um ſie aus Italien zu verdrängen?

Jul. Du ſollſt es gleich hören. Alle Barbaren ſind abergläubiſch, beſonders die Franzoſen; denn mit den Spaniern ſind wir ſogar übel nicht daran, weder in Rückſicht auf die Sprache, noch auf die Sitten, obſchon ich auch dieſe verjagt wiſſen wollte, um ganz nach meiner Willkühr handeln zu können.

Petr. Verehren ſie nebſt Chriſtus auch noch andere Götter?

Jul. Nein! aber ſie verehren Chriſtus ſelbſt zu ängſtlich. Man kann ſich nicht genug wundern, wie viel Weſens dieſe thörichten Leute aus gewiſſen alten und ſchon längſt nicht mehr üblichen Wörtern machen.

Petr. Aus magiſchen vermuthlich?

Jul. Poſſen! Ich meine Simonie, Gotteslässterung, Sodomie, Giftmiſcherey, Wahrſagerkünſte.

Petr. Ey, was ſagſt du?

Jul. Alles dieß verabſcheuen ſie ſo ſehr, als du ſelbſt.

Petr. Ich will von dem Namen ſchweigen, aber die Sache ſelbſt findet man bey euch, und faſt möchte ich ſagen, bey jedem Chriſten.

Jul. Die Barbaren ſind gewiß nicht von Fehlern frey; allein da ſie mit andern behaftet ſind, ſo verabſcheuen ſie die unſrigen, und ſchmeicheln den ihrigen. Wir halten die Armuth für eine abſcheuliche Schande, und ſuchen ihr auf gute und ſchlimme Wege zu entfliehen. Sie können den Genuß von Reichthümern, ſelbſt wenn man ſie ohne Betrug erwarb, kaum mit dem Chriſtenthume vereinigen. Wir getrauen uns die Trunkenheit beynahe nicht zu nennen, wiewohl ich für meine Perſon in dieſem Stücke nicht ſo ganz verſchieden von ihnen denke, wenn ſie nur im übrigen mit mir eins wären. Die Deutſchen hingegen halten ſie für einen geringen Fehler, und ehe für eine Ergötzung, als für ein Laſter. Wucherer verabſcheuen ſie auf das heftigſte, und bey uns iſt der Kirche Chriſti keine Gattung von Leuten ſo unentbehrlich. Widernatürliche Wollüſte halten ſie für ſo ſchmutzig, daß ſie glauben, Luft und Sonne verdunkeln ſich, wenn man ſie nur nennt. Wir denken ganz anders. Die Simonie, ein Wort, das ſchon längſt durch die Natur der Sache ausgemerzt ward, fliehen ſie noch wie ein Geſpenſt, und weichen nicht einen Nagel breit von den ſchpn ſo lange veralteten Geſetzen. Wir haben ganz eine andere Richtſchnur. So gibt es noch weit mehr dergleichen Dinge, worüber wir mit den Barbaren nicht eins ſind, und da wir folglich nach ſo verſchiedenen Grundſätzen ſehen, ſo müſſen wir ſie von unſern Geheimniſſen weit entfernt halten, weil ſie, ſo lange ſie dieſelben nicht kennen, einen höhern Begriff davon haben; denn wenn ſie einmal die Myſterien unſerer Kurja einſehen, ſo ſchwätzen ſie ſolche auf der Stelle aus. Ueberhaupt iſt es mir unbegreiflich, wie ſie ſo ganz Auge ſeyn können, wenn es darauf ankömmt, Fehler zu entdecken. Sie ſchreiben ſogleich die ſchmähſüchtigſten Briefe an die Ihrigen, ſchreyen überall, Rom ſey nicht der Sitz Chriſti, ſondern der Höllenpfuhl, werfen [illegible]treitfrage auf, ob ich für meine Perſon das

Pabſtthum durch den Lebenswandel, den ich führe, erhalten habe, und ob ich als Pabſt anzuſehen ſey, und mindern auf ſolche Art zugleich unſern Ruf der Heiligkeit und unſer Anſehen bey jenen Unkündigen, die vorhin nichts anders von uns hörten, als daß wir die Stelle Chriſti vertreten, und nach Gott die höchſte, oder wohl gar mit ihm gleiche Macht beſitzen. Hierdurch entſteht ein unerſetzlicher Schade für die Kirche Chriſti. Wir verkaufen weniger Diſpenſen, und dieſe um geringern Preis. Die Einkünfte von Bisthümern, Pfründen und Abteyen werden weniger ergiebig, und das Volk gibt, wenn etwas gefodert wird, mit Unwillen. Mit einem Worte, überall gibt es weniger Gewinn und einen ſchlechten Jahrmarkt. Zuletzt fürchtet man unſere Bannſtralen immer weniger, und wenn man in der Verwegenheit einmal ſo weit geht, daß es heißt, ein laſterhafter Pabſt habe keine Macht etwas zu thun, und Bann und Drohungen in Verachtung fallen, ſo werden wir endlich gar hungern müſſen. Wenn aber die Barbaren, welche nun einmal ſo beſchaffen ſind, weit entfernt bleiben, ſo werden ſie uns weit eifriger verehren, und wir die Geſchäfte durch Breven, die man nach Zeit und Umſtänden einrichtet, nach Wunſch ſchlichten können.

Petr. Wenn das apoſtoliſche Anſehen nur von der Geheimhaltung des Lebenswandels und der Verborgenheit der Kunſtgriffe abhängt, ſo ſteht es nicht am beſten mit uns. Ich meinerſeits wünſchte nichts anders, als daß ſelbſt das, was ich zwiſchen vier Wänden that, allen bekannt ſeyn möchte; denn erſt dann wäre ich nach Verdienſten geſchätzt worden, wenn man mich ganz gekannt hätte. Doch laſſen wir dieſes gut ſeyn! Die Welt hat jetzt ſo gottſelige Fürſten, und ihre Ehrfurcht gegen die Prieſter iſt ſo groß, daß alle auf den Wink eines einzigen Prieſters, und wenn er auch, wie du, geartet iſt, die Waffen ergreifen.

greifen. Zu meinen Zeiten aber waren die Regenten unſere ärgſten Feinde.

Jul. Was den Lebenswandel betrifft, ſind ſie eben keine ſo leichtgläubigen Chriſten, als du wohl glaubſt. Sie verachten mich gänzlich, und treiben nur ihr Spiel mit mir, einige Schwächere ausgenommen, die den fürchterlichen Bannſtral noch einigermaßen ſcheuen. Und auch dieſe ſchreckt nicht ſo wohl die Sache ſelbſt, als der böſe Ruf, in den ſie dadurch gerathen würden. Außerdem gibt es noch andere, die von unſerer Macht entweder Vortheil oder Nachtheil für ſich erwarten, und in dieſem Betracht ſich ſo ziemlich vor unſerem Anſehen ſchmiegen. Wieder andere ſind der Meinung, daß diejenigen ein großes Unglück erwarte, die irgend einem Prieſter eine Beleidigung zufügen. Ueberhaupt beobachten faſt alle, da ſie eine gute Erziehung haben, den Wohlſtand mit aller möglichen Feyerlichkeit, beſonders wenn ſie durch ein gleiches Betragen von meiner Seite dazu aufgefodert werden; denn Feyerlichkeiten ſind eine Art von Schauſpielen, die man dem Publikum gibt, während man ſich in geheim mit ernſtlichen Dingen beſchäftigt. Ich meinerſeits beehre ſie mit prächtigen Titeln, wenn ſie auch erzlaſterhaft ſind. Den einen heiße ich den Katholiſchen, den andern den Erlauchten, dieſen Euer Durchlaucht, jenen Mehrer des Reichs, und nenne alle meine geliebten Söhne. Sie hingegen geben mir in ihren Briefen den Titel: heiligſter Vater, unterwerfen ſich bisweilen dem Fußkuße, und geben in Dingen, die eben nicht von wichtigen Folgen ſind, manchmal unſerm Anſehen nach, um ſich den Schein der Gottesfurcht bey dem Volke zu erwerben. Wir ſchicken ihnen geweihte Roſen, Kronen, Schwerter, und beſtätigen ihre Würde durch ungeheuer lange Bullen. Sie ſchicken uns dafür Pferde, Soldaten, Geld, bisweilen auch Knaben, und ſo wäſcht, wie man zu ſagen pflegt, eine Hand die andere.

Petr. Wenn ſie ſo beſchaffen ſind, ſo ſehe ich noch nicht ein, wie du die größten Könige zu den ſchwerſten Kriegen aufwiegeln konnteſt, beſonders da du ſo treulos gegen ſie gehandelt haſt?

Jul. Wenn du Sinn für das haſt, was ich dir itzt ſagen werde, ſo wirſt du in mir mehr als einen apoſtoliſchen Kopf kennen lernen.

Petr. Ich bin aufmerkſam.

Jul. Ich bemühte mich vor allem, Denkart, Sitten, Neigungen, Kräfte und Anſchläge jeder Nation und beſonders der Landesfürſten kennen zu lernen, und zu erfahren, mit wem jeder in gutem Vernehmen, oder mit wem er in Uneinigkeit war, um dieſes alles zu meinem Nutzen zu gebrauchen. Mit dieſer Kenntniß konnte ich die Franzoſen leicht wider die Venetianer aufbringen, weil zwiſchen beyden ſchon ein alter langwieriger Groll herrſchte, die Franzoſen gern die Gränzen ihres Reichs erweiterten, und die Venetianer auch einige ihrer Städte beſetzt hielten. Ich machte alſo mit erſtern gemeinſchaftliche Sache. Auch der Kaiſer, obwohl er den Franzoſen nicht ſehr geneigt war, miſchte ſich wenigſtens auf einige Zeit mit in dieſen Krieg, denn die Venetianer waren im Beſitze einiger mächtiger Städte, auf die er Anſpruch hatte, und es war keine andere Hoffnung, ſie wieder zu erhalten. Da mir in der Folge die allzugroßen Fortſchritte der Franzoſen nicht behagten, und die Sache für ſie glücklicher ausfiel, als ich wollte, ſo hetzte ich anfangs den König von Spanien wider ſie auf, einen Mann, der eben nicht gar zu feſt auf Treue und Glauben hielt, und dem ſehr daran gelegen war, der Macht Frankreichs auf was immer für eine Art Abbruch zu thun, wozu ihn nebſt vielen andern Gründen hauptſächlich die Beſorgniß bewog, vielleicht einſt aus dem neapolitaniſchen Gebiete verdrängt zu werden. Uebrigens nahm ich die Venetianer, obwohl ich ihnen nicht hold war, zum Schein wieder in Gnaden auf, um auch ſie, nachdem ſie durch die letzte Niederlage erbittert worden waren, wider die Franzoſen aufzubringen, und machte auch den Kaiſer, den ich kurz vorher mit den Franzoſen vereiniget hatte, wieder von ihnen abwendig, theils durch Geld, das bey einem dürftigen Fürſten immer ſehr viel vermag, theils durch Briefe und Geſandte, indem ich jenen alten Haß wider die Franzoſen erneuerte, der dieſen Mann ſtets entflammte, obwohl er nicht die Macht hatte, ſich zu rächen. Außerdem wußte ich, daß die Engländer einen angebornen Groll gegen die Franzoſen und gegen Frankreichs treueſten Bundsgenoſſen, die Schottländer hegten. Ich wußte, daß ſie eine ſehr wilde, kriegeriſche, überaus raubgierige, und, da ſie am weiteſten von Rom entfernt ſind, noch ziemlich abergläubiſche Nation ſind. Zudem waren ſie um dieſe Zeit eben auf die neue Freyheit, die ſie endlich durch den Tod ihres äußerſt ſtrengen Königs erlangt hatten, bis zur Trunkenheit ſtolz, ſo daß ſie leicht zu jeder Thorheit zu verleiten waren, woran mir hauptſächlich lag. Noch zuträglicher für meine Abſichten war, daß ihr neuer König ſehr jung, oder vielmehr noch ein Knabe, der vor kurzem erſt den Thron beſtiegen, und dabey hitzig, lebhaft, voll Jugendfeuer, unruhig, kriegeriſch, ehrgeiziger, als es ſein Alter mit ſich brachte, und zu jeder großen Unternehmung bereit war, und ſchon von Kindesbeinen an die Begierde verrieth, die Franzoſen mit Krieg zu überziehen. Zudem war er mit dem Könige von Spanien verwandt, den ich bereits zum Kriege verleitet hatte. Aller dieſer Umſtände bediente ich mich zum Beſten der Kirche, und verwickelte durch mehr als ſechshundert Briefe, die Meiſterſtücke der Politik genannt zu werden verdienten, viele Regenten allmählich in den ſchwereſten Krieg. Ich ließ auch bey den übrigen nichts unverſucht, weder bey dem ungariſchen, noch portugieſiſchen König, noch bey dem Herzog von Burgund, der an Macht einem Könige nichts nachgibt. Weil ſie jedoch gar nicht in der Sache verflochten waren, ſo konnte ich ſie nicht dazu verleiten. Ich ſah aber ohnehin vor, daß, wenn die andern einander in die Haare geriethen, auch keiner von den übrigen mehr ruhig bleiben könnte. Auf dieſe Art konnte jeder ſeiner Neigung zum Kriege folgen, und erhielt durch mich zugleich den anſtändigſten Vorwand, weil man bey dieſer Gelegenheit die Kirche Gottes deſto eifriger zu beſchützen ſchien, je größern Schaden man dem chriſtlichen Volke zufügte. Du wirſt meine Talente, oder mein Glück noch weit mehr bewundern, wenn du hörſt, daß der König von Spanien damals einen ſehr glücklichen, und überaus vortheilhaften Krieg mit den Sarazenen führte, und dennoch mit Hintanſetzung alles Vortheils ſeine ganze Macht gegen Frankreich wandte. Was den Kaiſer betrifft, ſo war derſelbe den Franzoſen nicht nur allein durch manche Verträge, ſondern auch durch unzählbare Freundſchaftsdienſte, und vorzüglich aus der Urſache verpflichtet, weil er auf ihre Koſten und durch ihren Beyſtand ſeine Städte in Italien zurückbekommen hatte. Außerdem hatte er alle Hände voll zu thun, indem er ſeine eigenen Beſitzungen zu beſchützen hatte; denn Padua war ſchon abgefallen, und in Burgund mußte er ſeinem Anverwandten, dem burgundiſchen Herzoge ſeine mächtigſten Feinde die Gelderer, mit welchen er den Krieg ſchon angefangen hatte, vom Halſe ſchaffen. Und dennoch brachte ich es dahin, daß er ſein Geſchäft bey Seite ſetzte, und ſich mit dem meinigen abgab. Die Engländer ſind ein Volk, bey welchem das Anſehen des Pabſtes weniger, als bey irgend einem andern gilt, wovon man am beſten überzeugt wird, wenn man das Leben des heil. Thomas, Biſchofs von Kanterbury, und die Reichsgrundgeſetze lieſt, und doch ließ ſich dieſe Nation, welche ſonſt durchaus keine Abgaben dulden will, beynahe die Haut abziehen. Man kann ſich nicht genug wundern, wie ſogar die Biſchöfe, die uns, ſo viel ſie nur können, zu entziehen pflegen, alle die Gelderpreſſungen zuließen, und nicht überlegten, was ſie den Königen für die Zukunft für einen Ausweg eröffneten. Indeſſen erwogen es aber auch die Könige ſelbſt nicht genug, was ſie ihrer eigenen Perſon durch ein ſolches Beyſpiel vergaben, und daß ſie dadurch dem römiſchen Pabſte das Heft in Hand ſpielten, einen Regenten, den er haßt, des Throns zu entſetzen. Der junge König griff die Sache ſogar heftiger an, als ich ſelbſt wollte, und befahl: wiewohl ich ich es lieber ſah, daß er auf dieſer Seite zu weit gieng. Doch es würde viel zu weitläuftig ſeyn, dir alle die Kunſtgriffe zu erklären, durch welche ich Fürſten, die nie ein Pabſt ſelbſt wider die Türken aufzuhetzen vermochte, zu einem ſo gefährlichen Kriege wider die Chriſten aufwiegelte.

Petr. Könnte aber das Kriegsfeuer, das du anfachteſt, nicht allgemach die ganze Welt ergreifen.

Jul. Immerhin, wenn nur der römiſche Stuhl ſein Anſehen und ſeine Beſitzungen behauptet. Indeſſen beſtrebte ich mich, die ganze Laſt des Krieges von den Italienern auf die Barbaren zu wälzen. Dieſe mögen ſtreiten, ſo lange es ihnen beliebt! Wir wollen zuſehen, und allenfalls aus ihrer Raſerey Nutzen ziehen.

Petr. Und alles dieſes ficht den Hirten, den heiligſten Vater, den Statthalter Chriſti nichts an?

Jul. Warum verurſachen ſie eine Kirchenſpaltung?

Petr. Muß man denn aber nicht manchmal Fehler ertragen, um dadurch ein größeres Uebel zu verhindern? Und zudem, hätteſt du die Kirchenverſammlung zugeſtanden, ſo hätteſt du dadurch einer Kirchenſpaltung vorbeugen können.

Jul. Leeres Geſchwätz! Lieber hundert Kriege, als eine Kirchenverſammlung? Wie? wenn ſie mich unter dem

Vorwande, ich wäre der Simonie ſchuldig, und hätte die päbſtliche Würde nicht verdient, ſondern erhandelt, des Pabſtthums entſetzt? Wie, wenn ſie meinen ganzen Lebenswandel dem Volke verrathen hätten?

Petr. Wenn du auch wirklich ein ächter Pabſt warſt, ſo hätteſt du doch lieber deine Ehre auf das Spiel ſetzen, als mit ſo vielem Schaden der chriſtlichen Gemeinde deine Würde behaupten ſollen, wenn doch ja ein einem Unwürdigen verliehenes, oder vielmehr nicht ſowohl verliehenes, als erkauftes, und mit Gewalt an ſich geriſſenes Biſthum den Namen einer Würde verdient. Mir fällt bey dieſer Gelegenheit der Gedanke ein, ob es nicht eine göttliche Schickung war, daß gerade du, den die Franzoſen zum Verderben der Kirche erhoben hatten, nachher zu ihrem Verderben halfſt.

Jul. Ich ſchwöre dirs bey meiner dreyfachen Krone und bey meinen herrlichen Siegen, wenn du mir die Galle rege machſt, ſo ſollſt du auch die Gewalt des Julius fühlen.

Petr. Wahnſinniger! Doch alles, was ich bisher von dir hörte, verräth nicht ſo viel einen geiſtlichen Vorſteher, als vielmehr einen weltlichen, und zwar einen heidniſchen, ja ſogar die Heiden an Ruchloſigkeit übertreffenden Heerführer. Du rühmſt dich vorzüglich, durch deinen Einfluß Bündniſſe zertrennt, Kriege angezettelt, und Niederlagen unter den Menſchen angerichtet zu haben. Das ſind Thaten des Teufels, und nicht eines Pabſtes. Wer ſich zum Statthalter Chriſti macht, muß ſeinem Beyſpiel ſo genau, als möglich, folgen. Er übt die höchſte Macht aus, aber ſie iſt mit Güte verbunden; er beſitzt die höchſte Weisheit, aber ſie iſt ohne Falſch. An dir hingegen ſehe ich das Bild einer mit der höchſten Bosheit und Unvernunft verbundenen Macht. Wenn Satan der Urheber aller Uebel einen Statthalter für ſich beſtellen wollte, wen könnte er mit mehr Recht wählen, als einen deines gleichen?

Sage mir nur, in welchem Stücke du als ein apoſtoliſcher Mann gehandelt haſt!

Jul. Was iſt apoſtoliſcher, als die Kirche Chriſti größer und anſehnlicher machen?

Petr. Wenn das im Geiſte Chriſti vereinigte chriſtliche Volk die Kirche iſt, ſo ſcheinſt du mir die Kirche vielmehr untergraben zu haben, da du die ganze Welt zu den verderblichſten Kriegen aufhetzteſt, und ungeſtraft boshaft und ſo gemeinſchädlich als die Peſt warſt.

Jul. Wir verſtehen unter der Kirche die geheiligten Gebäude, die Prieſter und vorzüglicherweiſe die römiſche Curia, hauptſächlich aber mich, der ich das Haupt der Kirche bin.

Petr. Hat denn nicht Chriſtus uns zu Dienern, und ſich zum Haupte gemacht, es müßte nur itzt das zweyte Haupt zugewachſen ſeyn? Aber wodurch haſt du denn die Kirche vermehrt?

Jul. Nun biſt du auf dem rechten Fleck, und ich antworte dir daher mit Vergnügen. Unſere einſt ſo arme und dürftige Kirche prangt nun mit Zierden aller Art.

Petr. Mit welchen? Mit dem Eifer im Glauben?

Jul. Du haſt mich ſchon wieder zum Beſten.

Petr. Mit der Gottesgelehrtheit?

Jul. Ich kann dich gar nicht mehr anhören.

Petr. Mit der Verachtung des Zeitlichen?

Jul. Laß doch mich reden! Ich meine wirkliche Vorzüge, denn dieß ſind bloße Worte.

Petr. Was denn alſo für Vorzüge?

Jul. Königliche Palläſte, prächtige Pferde und Maulthiere, häufiges Gefolge, trefflich geübte Mannſchaft, ausgeſuchte Leibwache.

Gen. Die reitzendſten Buhlerinnen, die dienſtfertigſten Kuppler.

Jul. Gold, Purpur und Renten, ſo daß jeder König geringſchätzig und dürftig ſcheint, wenn man ihn mit den Reichthümern und dem Aufwande des römiſchen Pabſtes vergleicht. Niemand kann ſo ehrgeizig ſeyn, der ſich nicht für überwunden erkennte, niemand ſo verſchwenderiſch, der nicht noch über ſeine Mäßigkeit zu klagen hätte, niemand ſo reich und wucheriſch, der uns nicht um unſere Reichthümer beneidete. Dieſe Zierden und Vorzüge der Kirche habe ich vertheidigt und vermehrt.

Petr. Aber ſage mir doch, wer hat zuerſt mit dieſen Zierden die Kirche, die nach Chriſti Willen ſo rein und unbebürdet ſeyn ſollte, verunreinigt und beſchwert?

Jul. Wie gehört dieſe Frage hieher? Genug! wir ſind einmal im vollen Beſitze und Genuß derſelben, und darin beſteht die Hauptſache. Uebrigens ſagt man, daß es eigentlich Konſtantin geweſen ſey, der einſt die ganze Majeſtät ſeines Reichs an Pabſt Sylveſter übertrug, nämlich Waffenrüſtungen, Pferde, Wägen, Pikelhauben, Gürtel, Panzerhemder, Leibwachen, Schwerter, goldene Kronen, und zwar vom reinſten Golde, Kriegsmaſchinen, Städte und Reiche.

Petr. Hat man glaubwürdige Urkunden von dieſer Freygebigkeit?

Jul. Außer einer verdächtigen, *) die ſich unter den Dekretalen befindet, keine.

Petr. So iſt dieß alles eine Fabel?

---

*) Im Texte Palea, eigentlich Haberſtroh, das zugleich ein von den Canoniſten angenommenes Wort iſt, um jene Abſchnitte der Decretorum Gratiani zu bezeichnen, die nicht von Gratian herrühren, ſondern erſt ſpäter hinzugekommen ſeyn ſollen. Vielleicht iſt die Zeit nahe, wo nicht nur ein Theil, ſondern das ganze ſogenannte Jus canonicum mit Palea gleiche Bedeutung haben wird! Uebrigens wäre es ungerecht, den Einfluß dieſes Rechts auf Europens Cultur zu leugnen; aber das herrlichſte Gerüſt, wäre es auch ein Meiſterſtück der Kunſt, wird überflüſſig, ſo bald das Gebäude ſelbſt ſteht!

Jul. Ich denke es ſelbſt; denn welcher vernünftige Menſch würde ein ſo herrliches Reich jemanden abtreten, und wäre es auch ſein Vater? Allein ſo etwas glaubt man gerne, und ich lege den Naſeweiſen, die die Sache widerſprechen wollen, durch meine Drohungen ein ſtrenges Stillſchweigen auf.

Petr. Gut! aber bisher ſprichſt du noch immer bloß von weltlichen Dingen.

Jul. Du träumſt vermuthlich noch von jener alten Kirche, in welcher du mit etlichen hungrigen Biſchöfen einen wahrhaft armſeligen Pabſt ſpielteſt, der Armuth, Schweiß, Gefahren und tauſend Ungemächlichkeiten erdulden mußte. Seit dieſer Zeit iſt alles beſſer geworden, und heut zu Tage iſt ein römiſcher Pabſt ganz ein anderer Mann. Du warſt nur dem Namen und Titel nach Pabſt. Wenn du itzt ſo viele mit königlicher Pracht aufgeführte Kirchengebäude, ſo viel tauſend meiſtens mit den anſehnlichſten Einkünften begabte Prieſter, ſo viele Biſchöfe, die an Waffengeräthe und Reichthümern den mächtigſten Königen gleich ſind, ſo viele prächtige Palläſte der Prieſter, beſonders aber zu Rom ſo viele in Purpur gekleidete Kardinäle mit Legionen von Bedienten zur Seite, ſo viele mehr als königliche Pferde, ſo viele mit Purpur, Gold und Perlen geſchmückte Maulthiere ſäheſt, deren einige ſogar vergoldete und verſilberte Hufe haben; wenn du ſodann den Pabſt in einem erhabenen goldenen Seſſel von Soldaten auf den Schultern tragen, und das ganze Volk, wenn er die Hände bewegt, rings umher auf die Kniee fallen ſäheſt; wenn du den Donner der Kanonen, den Schall der Trompeten, den Klang der Waldhörner, den Donner des Geſchützes, das Klatſchen und den Zuruf des Volks hörteſt; wenn du ſäheſt, wie alles mit Fackeln beleuchtet iſt, wie die höchſten Fürſten kaum zum Kuſſe der heiligen Füße gelaſſen werden; wenn du einen römiſchen Prieſter dem Kaiſer, welcher der König aller Könige iſt (wenn anders geſchriebene Rechte etwas gelten), die goldene Krone mit dem Fuße aufſetzen ſäheſt, wiewohl dieſer hiedurch nichts weiter erhält, als den Schatten eines großen Namens; wenn du, ſage ich, dieſes alles hörteſt und ſäheſt, was würdeſt du dann ſagen?

Petr. Daß ich einen mehr als weltlich geſinnten Tyrannen, einen Feind Chriſti, die Peſt der Kirche ſähe.

Jul. Ey, du würdeſt ganz anders reden, hätteſt du nur einen einzigen meiner Triumphe geſehen, entweder jenen, mit welchem ich zu Bononien eingeführt wurde, oder den, welchen ich zu Rom nach Beſiegung der Venetianer hielt, oder als ich nach meiner Flucht von Bononien wieder in Rom einzog, oder meinen letzten, den ich in Rom feyerte, nach dem ich die Franzöſen wider aller Erwartung bey Ravenna geſchlagen hatte. Wenn du die Pferde, die Laſtthiere, die Reihen der bewaffneten Soldaten, den Schmuck der Feldherren, den Anblick der auserleſenſten Jünglinge, die ringsum ſchimmernden Fackeln, den Aufwand der Tafeln, die Pracht der Biſchöfe, das Gepränge der Kardinäle, die Siegeszeichen und die eroberte Beute geſehen hätteſt, wenn du von dem bis in den Himmel ertönenden Jauchzen des Volks und der Soldaten, von dem von allen Seiten erſchallenden Beyfalle, von dem Getöne der Schalmeyen, von dem Klange der Trompeten und von dem Donner der Kanonen ein Zeuge geweſen wärſt; wenn du das unter das Volk geſtreute Geld, und mich als das Haupt und den Urheber dieſes ganzen Gepränges gleichſam wie einen Gott in der Höhe getragen geſehen hätteſt, ſo würdeſt du die Triumphe der Scipione, Aemilie und Auguſte im Vergleich mit den meinigen armſelig und geringfügig gefunden haben.

Petr. Schweig, glorwürdigſter Krieger! mir gellen die Ohren vor lauter Triumphen, und obſchon die Helden, die du ſo eben nannteſt, Heiden ſind, ſo ſind ſie mir doch minder verhaßt, als du, der du als der heiligſte Vater in

Chriſto über ſo viele tauſend deinetwegen erſchlagene Chriſten Triumphe hielteſt, den Untergang ſo vieler Legionen verurſachteſt, und Chriſto weder durch Belehrung, noch durch dein Beyſpiel eine einzige Seele gewannſt. Nur der hat die Liebe eines Vaters, nur der iſt ein würdiger Statthalter Chriſti, der ſich ſelbſt für das Heil Aller aufopfert, du hingegen zogſt, um einen einzigen verderblichen Kopf zu ſchützen, der ganzen Welt den Untergang zu.

Jul. Du redeſt ſo, weil du mich um meinen Ruhm beneideſt, und einſiehſt, wie verächtlich deine biſchöfliche Regierung im Vergleich mit der meinigen war.

Petr. Wie, Unverſchämter! du wagſt es, deinen Ruhm mit dem meinigen zu vergleichen? Mir, deſſen Ruhm kein anderer iſt, als der Ruhm Chriſti, mir gab Chriſtus ſelbſt, der, wenn du mir dieß anders zugibſt, der beſte und ächte Vorſteher der Kirche iſt, zuerſt den Schlüſſel zu ſeinem Reich. Er ſelbſt ſtellte mich auf, ſeine Schaafe zu weiden, und bewährte meine Treue durch ſeinen Beyfall. Dich machten Geld, Menſchengunſt und Betrug zum Pabſte, wenn man anders jemanden deines gleichen einen Pabſt nennen kann. Ich gewann Chriſto ſo viele tauſend Seelen, du zogſt ſo vielen den Untergang zu. Ich predigte Chriſtum zuerſt dem ehemaligen heidniſchen Rom, du zeichneteſt dich als Lehrer einer Art von chriſtlichem Heidenthum aus. Ich heilte Kranke ſogar durch den Schatten meines Körpers, trieb den Teufel aus Beſeſſenen aus, erweckte Todte wieder zum Leben, und bezeichnete jeden meiner Schritte mit Wohlthaten. Was hatten deine Triumphe ähnliches mit dem? Ich konnte, wen ich nur immer wollte, dem Satan durch ein einziges Wort überliefern, und Saphyra mit ihrem Gatten erfuhr es, was ich vermochte. Nichts deſtoweniger wandte ich meine ganze Macht zum allgemeinen Nutzen an, du warſt für jedermann unnütz, und ſannſt, wo du nur konnteſt, ja ſogar, wenn es nicht in deiner Macht ſtand, auf den Schaden der Welt.

Jul. Mich wundert nur, daß du in das Verzeichniß deiner ruhmvollen Thaten nicht auch die Armuth, das Wachen, den Schweiß, die gerichtlichen Verhöre, die Einkerkerungen, die Bande, die Beſchimpfungen, die Ruthenſchläge, und zuletzt die Kreuzigung ſetzeſt.

Petr. Du erinnerſt mich mit Recht daran; denn deswegen kann ich mich billiger rühmen, als wegen meiner Wunder. Ueber dieſe Beleidigungen befahl uns Chriſtus uns zu freuen, und zu frohlocken: ihretwegen pries er uns ſelig. So ſpricht mein vormaliger Amtsbruder Paulus, wenn er ſeine Thaten rühmt, nicht von Städten, die er durch Waffen eroberte, nicht von Legionen, die durch ſein Schwert fielen, nicht von Weltregenten, die er zum Kriege aufwiegelte, nicht von tyranniſcher Pracht, ſondern von Schiffbrüchen, Banden, Geißelſtreichen, Gefahren und Fallſtricken. Hierin beſteht der ächtapoſtoliſche Triumph: dieß iſt der Ruhm eines chriſtlichen Oberhaupts. Er rühmt ſich derjenigen, die er Chriſto wiedergebar, die er der Ruchloſigkeit entriß, nicht aber des zu tauſenden zuſammengeſcharrten Geldes. Deßhalb triumphiren wir nun ewig mit Chriſto, und ſelbſt Uebelgeſinnte preiſen uns: dich aber wird jeder verfluchen, wenn er nicht deines Gleichen, oder ein Schmeichler iſt.

Jul. Das iſt in der That eine Neuigkeit für mich.

Petr. Ich will es glauben, denn wie hätteſt du Muſſe gehabt, das Evangelium zu durchblättern, und des Paulus und meine Briefe zu leſen, da du mit ſo vielen Geſandtſchaften, Bündniſſen, Unterhandlungen, Kriegsheeren und Triumphen beſchäftigt warſt! So wie jede Wiſſenſchaft überhaupt ein von niedrigen Sorgen freyes Gemüth erfodert, ſo erheiſcht die Lehre Chriſti ein von aller Anſteckung irrdiſcher Geſchäftigkeit gereinigtes Herz. Ein ſo großer Lehrmeiſter ſtieg wahrlich nicht in der Abſicht vom Himmel auf die Erde herab, um die Sterblichen eine gewiſſe bequeme, oder alltägliche Philoſophie zu lehren. Es iſt kein müßiger, noch ſicherer Stand der eines Chriſten. Jede Art von Wollüſten wie Gift verabſcheuen, die Reichthümer gleich dem Kothe mit Füßen treten, das Leben für nichts achten, dieß iſt der Beruf eines Chriſten. Weil aber dieſes denjenigen, welche Chriſti Geiſt nicht leitet, unerträglich ſcheint, ſo behelfen ſie ſich mit einigen leeren Wörtern und bloßen Ceremonien, und geben dem erdichteten Haupte Chriſti auch einen erdichteten Körper.

Jul. Was bleibt mir denn endlich wünſchenswerthes übrig, wenn du mir das Geld nimmſt, mich der Herrſchaft verluſtig machſt, mir den Wucher unterſagſt, mir die Wollüſte raubſt, und dadurch mir, ſo zu ſagen, das Leben nimmſt?

Petr. Alſo nenneſt du ſelbſt Chriſtus unglücklich, der, obwohl er der höchſte unter allen war, dennoch allen zum Spott wurde, der ſein ganzes Leben in Armuth, Schweiß, Faſten und Hunger zubrachte, und endlich des ſchmählichſten Todes ſtarb.

Jul. Dieß iſt das Mittel, welches man ergreifen muß, um von jedermann gelobt, von Niemand aber nachgeahmt zu werden.

Petr. Ihn nachahmen heißt auch ihn loben, obwohl übrigens Chriſtus die Seinigen nicht der Güter beraubt, ſondern ihnen für Scheingüter wahre und ewige Güter gibt, jedoch nur dann, wenn ſie allen Gütern dieſer Welt entſagt, und ſich davon frey gemacht haben. So wie er ſelbſt ganz himmliſch war, ſo wollte er auch ſeinen Leib, das iſt, die Kirche, ſich ganz ähnlich, nämlich von der Anſteckung der Welt weit entfernt wiſſen. Wie könnte er einer und eben derſelbe mit jenem ſeyn, der im Himmel thront, wenn er noch etwas von den irdiſchen Hefen an ſich hätte. Nur demjenigen alſo, der ſich von allen Bequemlichkeiten dieſer Welt, und, was noch mehr iſt, von dem Verlangen darnach losgemacht hat, verleihet Chriſtus ſeine Schätze, und gewährt für die verſchmähten zwar mit Honig, aber auch häufig mit Wermuth vermengten Wolluͤſte den Genuß himmliſcher Freuden, welche die zurückgelaſſenen Güter weit übertreffen.

Jul. Was ſind das für Freuden, wenn ich fragen darf?

Petr. Die Gabe der Prophezeyung, die Gabe der Weisheit, die Gabe der Wunderwerke, wenn du anders nicht alles dieß für alltägliche Vorzüge und Chriſtum ſelbſt für geringſchätzig hälteſt, durch deſſen Beſitz man alles beſitzt, und wenn du nicht etwa glaubſt, daß wir hier ein armſeliges Leben führen. Glaube mir, je bedrängter, dürftiger und verachteter jemand auf der Welt iſt, deſto vergnügter, reicher, geehrter und anſehnlicher iſt er in Chriſto; je weniger jemand der Welt lebt, deſto mehr lebt er in Chriſto. Allein da Chriſtus ſeinen ganzen Körper, vorzüglich aber ſeine Diener, die Biſchöfe ganz ohne Mackel wiſſen wollte, ſo muß jeder unter dieſen, je höher er iſt, Chriſto deſto ähnlicher, und allen Gemächlichkeiten der Welt deſto abgeneigter ſeyn. Nun ſehe ich aber im Gegentheil, daß der, welcher Chriſto der nächſte ſeyn, ja ſogar ihm gleich gehalten werden will, in Geſchäfte, die für ihn höchſtunanſtändig ſind, in Gelderwerbungen, Beſitznehmungen, Kriegsheere, Kriege, Bündniſſe bis über die Ohren vertieft iſt, ohne vor der Hand ſeiner Untugenden zu erwähnen, und obwohl du auf ſolche Art himmelweit von Chriſto entfernt biſt, ſo mißbraucheſt du doch ſeinen Namen zur Nahrung für deinen Hochmuth, ſpieleſt unter dem Vorwande desjenigen, der die Herrſchaft der Welt verachtete, einen weltlichen Regenten, foderſt, ungeachtet du ein wahrer Feind Chriſti biſt, die Ehre, die Chriſto gebührt, ſegneſt andere, obwohl du ſelbſt verflucht biſt, öffneſt manchem den Himmel, wovon du dich ſelbſt ausgeſchloſſen ſiehſt, verleihſt die Weihe, woran es deiner eigenen Perſon gebricht, und ſchließeſt aus der Gemeinde der Heiligen aus, mit denen du doch ſelbſt nichts gemein haſt. Sage mir doch, iſt zwiſchen dir und einem türkiſchen Heerführer ein anderer Unterſchied, als daß du den Namen Chriſti zum Deckmantel nimmſt? Deine Denkart iſt gewiß nicht beſſer, und dein Lebenswandel nicht minder unfläthig, ja du biſt vielmehr für die Welt ein noch gemeinſchädlicheres Uebel.

Jul. Ich ſuchte ja aber nichts, als die Kirche mit allen möglichen Gütern zu bereichern. Ariſtoteles, ſagt man, unterſchied dreyerley Arten von Gütern, zufällige, körperliche und geiſtige. Dieſe Eintheilung der Güter wollte ich alſo nicht umſtoßen, und fing bey den zufälligen an, von denen ich vielleicht nach und nach zu den geiſtigen gekommen wäre, wenn mich nicht ein frühzeitiger Tod der Welt entriſſen hätte.

Petr. Ja wohl frühzeitig! Mit ſiebzig Jahren! Aber wozu war es denn nöthig, Waſſer in das Feuer zu gießen?

Jul. Zum Henker! wenn es uns an dieſen Vorzügen gebricht, ſo gelten wir bey dem Volke nicht einen Dreyer, ſtatt daß es uns bey den dermaligen Umſtänden zwar haßt, aber auch fürchtet. Es müßte ja die ganze chriſtliche Kirche zu Grunde gehen, wenn ſie ſich wider den Anfall ihrer Feinde nicht zu vertheidigen vermöchte.

Petr. Ausflüchte! Wenn das chriſtliche Volk ächte Gaben Chriſti, nämlich einen heiligen Wandel, eine unverſtellte Gotteslehre, Liebe des Nächſten, die Gabe der Weiſſagung und andere Tugenden an dir ſähe, ſo würde es dich nur um ſo mehr ſchätzen, je weniger du von den Bequemlichkeiten der Welt beſäßeſt, und die chriſtliche Gemeinde würde blühender ſeyn, wenn ſie ſich im Angeſichte der Ungläubigen durch deinen reinen Lebenswandel, durch die Verachtung der Wollüſte, der Reichthümer, der Herrſchaft und des Todes bewundernswürdig machte. Nun aber iſt ſie nicht nur ſehr eingeſchränkt, ſondern nach reifer Ueberlegung würdeſt du ſogar finden, daß die meiſten nur dem Namen nach Chriſten ſind. Erwogſt du denn um des Himmels willen! während du Oberhirt der Kirche warſt, nie bey dir ſelbſt, auf was für eine Art ſie gegründet, vermehrt und befeſtigt ward? Ward ſie es etwa durch Kriege, durch königliche Schätze, durch Pferde! Das wohl nicht! ſondern durch Geduld, durch unſer und der Martyrer Blut, durch Einkerkerungen und Geißelſtreiche. Du für deine Perſon nennſt das Wachsthum, Verherrlichung, Vertheidigung, Emporblühung und Sicherheit der Kirche, wenn ihre Diener mit weltlichen Beſitzungen beſchwert ſind, wenn ſie durch die Vortheile und Ergötzungen der Welt verunreiniget iſt, wenn wegen des Eigenthums der Geiſtlichkeit die ganze Welt in die verderblichſten Kriege verwickelt wird, wenn die Kirche von weltlichen Lüſten trunken iſt, wenn ſie ohne Jemands Widerſpruch im Genuſſe der Reichthümer und Laſter fortlebt. Und durch ſolche Blendwerke hintergingſt du die Fürſten, die nach deiner Anleitung ihre rühmvollen Räubereyen und raſenden Fehden Vertheidigung Chriſti nennen.

Jul. Du biſt der erſte, von dem ich ſo etwas höre.

Petr. Was lehrten dich denn alſo die Prediger?

Jul. Von ihnen hörte ich nichts anders, als Lobreden. Sie donnerten in prächtigen Ausdrücken meine Lobſprüche herab, gaben mich für den blitzſchleudernden Jupiter aus, nannten mich ein überirdiſches Weſen, die allgemeine Wohlfahrt der Welt, und dergleichen mehr.

Petr. Es iſt ſich auch nicht zu verwundern, daß ſich Niemand fand, der dir, da du ſelbſt ein unſchmackhaftes und kraftloſes Salz warſt, Geſchmack und Kraft gab. *) Übrigens iſt es das eigentliche Amt eines apoſtoliſchen Mannes, ſeinen Nebenmenſchen Chriſtum in ſeiner ganzen Reinigkeit zu lehren.

Jul. Kurz, willſt du mir die Himmelspforte öffnen, oder nicht?

Petr. Jedem eher, als einem ſolchen Scheuſal. Du ſiehſt uns ja ohnehin alle für exkommunicirt an. Doch ich will dir einen heilſamen Rath geben. Du haſt eine wackere Mannſchaft, haſt unzähliges Geld, biſt ſelbſt ein guter Architekt; erbaue dir ein neues, aber wohlverſchanztes Paradies, damit es die böſen Geiſter nicht erobern können.

Jul. Schon gut! ich werde thun, was meiner würdig iſt. Ich warte noch einige Monate, und wenn ich meine Mannſchaft vermehrt habe, jage ich euch mit Gewalt von hier hinab, falls ihr euch nicht ergebt. Denn ich zweifle nicht, daß in kurzem durch Kriegsniederlagen wenigſtens ſechzig tauſend Mann hier ankommen werden.

Petr. Welch ein Ungeheuer! o bedaurenswürdige Kirche! Doch ich wende mich nun zu dir, Genius; denn ich will doch lieber mit dir reden, als mit dieſem abſcheulichen Unthier.

Gen. Was ſoll es ſeyn?

Petr. Sind auch die übrigen Biſchöfe ſo?

Gen. Ein guter Theil iſt von dem nämlichen Schrot und Korn, aber dieſer iſt der Heerführer aller übrigen.

Petr. Sporneſt vielleicht du dieſen Menſchen zu ſo vielen Laſtern an?

Gen. Ich? nichts weniger! Er eilte mir immer ſo ſehr zuvor, daß ich ihn kaum mit Hülfe meiner Flügel einholen konnte.

Petr.

---

*) Matthäus, 5. Kap. 13. Vers.

Petr. Itzt wundere ich mich in der That nicht mehr, daß ſo wenige hieher kommen, da ein ſolches Ungeheuer an dem Steuerruder der Kirche ſitzt; denn daß das Volk, wenn dieß nicht der Fall wäre, leicht zu beſſern ſeyn würde, läßt ſich ſchon daraus ſchließen, daß es bloß wegen des päbſtlichen Titels ein ſo ſchändliches Unthier in Ehren hält.

Gen. Du ſprichſt die Wahrheit. Doch ſchon lange winkt mir mein Gebieter, und droht mir mit dem Stocke. Lebe alſo wohl!

Wien.

Joſeph von Retzer.

6.

Ueber Marionetten.

Vielleicht fällt es manchem Leſer der Schrift, worin er dieſen Aufſatz lieſt, auf, etwas über Marionetten darin zu treffen; ich bitte ihn aber ſein Staunen zurückzuhalten, bis er mich geleſen hat, dann haben ſich wohl ſeine Gedanken in etwas verändert.

Ich war in einem Buchladen vor einiger Zeit, als eben der Direkteur eines Marionettentheaters hereintrat, und Schauſpiele verlangte, die für ſeine Bühne paßten. Er habe, ſagte er, ſchon vor einiger Zeit Comödien dort gekauft, die ſeyen aber für lebendige Menſchen eingerichtet geweſen und für ihn alſo unbrauchbar. Als man an ſeinem Ernſt zweifelte, erbot er ſich Geld voraus zu bezahlen, und bat, man mögte ihm ein in Berlin gedrucktes, mir unbekanntes, Marionettentheater verſchreiben, er wolle es gern bezahlen, wenn es auch über einen großen Thaler koſte, eine Summe, die allerdings für den Beutel eines ſolchen Mannes keine Kleinigkeit iſt.

Dieſer Vorfall brachte mich auf mehrere Gedanken, wovon ich einige niederſchreiben will.

Zuerſt war es wohl natürlich, daß mir die Aufklärung unſers Zeitalters einfiel, wo ſogar Direkteure von Marionettentheatern nicht mehr zurückbleiben, ſondern gleichen Schritt halten wollen. Eine Menſchenraſſe, von der man kaum glauben ſollte, daß ſie hinter ihrer ſpaniſchen Wand die Würkungen der Aufklärungsfackel empfinden müßten. Sie müſſen alſo, dachte ich, doch mit ihrem Herzog Michel, ihrem Leiden der ſchönen Dorothee, mit Doctor Fauſts ruchloſem Leben und ſchrecklichem Ende und mit Don Juan und ihren Hauswurſtgeſchichten kein Glück mehr machen. Man verlangt jetzt mehr. Kleine Spuren der Aufklärung hatte ich wohl geahndet, da in Braunſchweig auf einem ſolchen Theater Blanchards Luftreiſe und Marlboroughs Tod aufgeführt wurde, wozu man in den Zwiſchenakten Lieder aus Weißens Opern oder das bekannte Marlbruk s'en vat' en guerre ſpielte, aber viel weiter, glaubte ich, würde ſie ſchwerlich kommen. Denn ein Marionettendirekteur, der ſich herausnahm, Garrik, Madam Koch und andre Schauſpieler auf ſeinem Theater in den Hauptſcenen ihrer Hauptrollen aufzuführen, fand ſo wenigen Beyfall, daß er hätte verhungern müſſen, wenn nicht hinter jeder Vorſtellung Hanswurſt einige Späße vorgebracht hätte.

Wie wäre es, dachte ich ferner, wenn man dieſen Enthuſiasmus benutzte, wenn man zum Hügel hinginge, der nicht zu uns kommen will. Es wäre ja wohl ſo ſchwer nicht, Marionettenſtücke zu ſchreiben, die im komiſchen oder tragikomiſchen Gewande Wahrheit ſchilderten. Hanswurſt brauchte eben nicht in allen zu erſcheinen, oder er könnte doch höchſt unbedeutend ſpaßen, da es doch das Volk nicht ſo genau nimmt und ſehr mäßige Dinge fordert.

dieſe

So ſah ich das ganze Parterre eines ſolchen Schauſpiels höchſt vergnügt, wie Hanswurſt, der übrigens gar nicht im Stück vorkam, den Leichenzug der ſchönen Dorothee, in einem ſchwarzen Mantel gehüllt, begleitete, und von Zeit zu Zeit die Achſeln zuckte. Man müßte freylich die komiſchen Charaktere etwas überladen, auch eben das Ganze nicht zu fein einrichten, um ſeinem Publikum zu gefallen, aber das wäre ja ſo ſchwer nicht. Bis jetzt hat man nur wenig, vielleicht mit Fleiß gar nichts geſchrieben, was ganz für ein Marionettentheater paßte, aber ich dächte immer, man finge an. Denn alle andere Volksbücher mögen noch ſo ſchön ſeyn, ſo haben ſie doch beynahe alle den ganz kleinen Fehler, daß das Volk ihre Exiſtenz nie erfährt. Selbſt Herrn Rath Beckers Noth- und Hülfsbüchlein iſt weniger bekannt, als es ſollte, und doch iſt es von allen Büchern der Art noch am meiſten im Umlauf gekommen.

F. A. A. Meyer.

IV.

Naturgeſchichte.

William Bowles Beyträge zu Spaniens Thiergeſchichte.

William Bowles wurde zu Cork in Irland gebohren. Nachdem er die gewöhnlichen Studien der Jugend vollbracht hätte, beſtimmten ihn ſeine Eltern für die Jurisprüdenz, die er mit Widerwillen bis ins Jahr 1740 trieb, wo er nach Paris ging und daſelbſt, ſeiner Neigung gemäß, Naturgeſchichte, Chemie, Metallurgie und Anatomie ſtudirte.

Er beſuchte darauf faſt alle Provinzen Frankreichs, und machte über ihre Bergwerke, Pflanzen und andre Produkte Beobachtungen. Die Tagebücher dieſer Reiſe beſitzt Don Joſeph Nicolaus de Agara, und ſie würden ſo intereſſant ſeyn, wie nur immer ſeine Tagebücher der Reiſe durch Spanien.

In Paris bekam er im Jahr 1752 zufälligerweiſe Bekanntſchaft mit dem ſo gelehrten Don Antonio de Ulloa, Commendador von Ocanna im Santjago, jetzigen Generalcapitán der königlichen Flotte. Er nahm den Vorſchlag dieſes Cavaliers an mit nach Spanien zu gehn, ſchlug das Anerbieten des ſpaniſchen Miniſteriums, was durch Don Ulloas Antrieb ihm geſchah, nicht aus, die Bergwerke zu bereiſen und ein Naturaliencabinet und chemiſches Laboratorium zu dirigiren.

Die mancherley Reiſen, welche er in der erſten Abſicht durch Spanien thun mußte, waren die Veranlaſſung zu ſeiner Introduccion a la hiſtoria natural y a la Geografia fiſica de Eſpanna, wovon die zweyte Ausgabe, da die erſte, die ungefähr 1779 erſchien, ſich ſchnell vergrif, ſchon 1782 zu Madrid in der königl. Buchdruckerey mit königl. Privilegium auf 576 Quartſeiten und auf Schreibpapier mit ſchönen Lettern gedruckt erſchien. Der größte Theil des Buchs beſteht aus geologiſch-mineralogiſchen Notitzen. Das Ganze iſt, ſo viel ich weis, noch nicht überſetzt. Das im Buche von der Thiergeſchichte enthaltene liefere ich hier. Sollte es Beyfall erhalten, ſo will ich das ganze Werk mit der Zeit überſetzt liefern, das weniger, als es verdient, bekannt iſt.

Nr.

a) Von

a) Von den Vögeln des Landes überhaupt, und über die Chimbo's von Vizcaya insbeſondre.

Die Auswanderungen der Vögel von einem Lande ins andre, ihre periodiſche Abreiſe und Ankunft zu gewiſſen Jahrszeiten, ſind Thatſachen die Bewunderung erregen. Die meiſten Menſchen begreifen nicht wer dieſen Vögeln den Weg zeigt, wenn ſie unüberſehbare Meere und weit ſich erſtreckende Regionen bereiſen, um das Clima und die Nahrung aufzuſuchen, die ihrem Körper gemäß iſt. Deswegen ſchreiben ſie die Urſache davon dem Inſtinkt zu, einer Sache womit wir keine Idee verbinden können, einem leeren Worte ohne Bedeutung.

In meiner Abhandlung über die Heuſchrecken beweiſe ich, daß der gröſte Theil der Schlauigkeit und der Würkungen der Inſekten, die man ſonſt blos dem Inſtinkt zuſchrieb, durch die groſe Empfindlichkeit ihrer Geruchsorgane bewürkt werden; und eine Menge von Thatſachen beweiſen, daß die Vögel die nemliche Empfindlichkeit beſitzen. Die Phyſik lehret, daß alle, lebendige ſowohl als todte Körper ohne Aufhören ausdünſten. Ein Individuum aus den drey Königreichen haucht eine andre Materie aus; als ein andres. Der Hund ſucht und findet ſeinen Herrn unter tauſend andern Perſonen durch ſeinen Geruch aus, den er vom Geruch der andern Menſchen zu unterſcheiden weis. Das kaum gebohrne Lamm ſucht mit verſchloſſenen Augen die Bruſt ſeiner Mutter unter einer ganzen Heerde Schafe. Die Schafheerden, die von den Gebürgen nach Eſtremadura getrieben werden, um dort den Winter über zu bleiben, ſuchen von ſelbſt immer wieder nach der Weide zu kommen, wo ſie im Jahr vorher weideten, und verurſachen den Hirten dadurch, daß ſie nicht weiter auseinander weiden, obgleich das Erdreich im Bezirk mehrerer Meilen ſich faſt gleich iſt, große Mühe. Die Empfindungen, welche die Ausdünſtungen der Pflanzen und der Erde jeder Weide in den Geruchwerkzeugen der Schafe erregen, verlieren ſich während des Verlaufs einiger Monate nicht, ſondern erneuern ſich wieder, ſobald ſie wieder auf der Weide ankommen.

Jedes Land, jedes Feld, jeder Strauch und jede Pflanze, dünſten auf verſchiedene und den Thieren und Vögeln merkliche Art aus. Einige Bäume ſind ſo voll Krähenneſter, daß ihre Aeſte faſt davon bedeckt werden; und wenn man acht giebt, ſo findet man, daß jede Krähe ſelbſt bey der finſterſten Nacht ihr Neſt findet, ohne es zu verfehlen. Die Geſchichte der ägyptiſchen Brieftauben, welche einige für eine Fabel hielten, hat ſich in England beſtätigt, man hat durch ſie von London aus in die entlegenſten Provinzen der Inſel Nachrichten verbreitet. Ich ſah in jenem Lande eine Taube mit ihrem Zettel am Halſe aufſteigen, worin der Tod eines Ritters berichtet wurde, den man des Hochverraths wegen angeklagt hatte. Zuerſt flog ſie von unten auf, ungefähr bis zur Höhe eines Thurms, dann flog ſie vier- bis fünfmal im Zirkel herum, und darauf in grader Linie nach Schottland. Hernach erfuhr man, ſie ſey in drey und einer halben Stunde in dem Hauſe angekommen, von wo man ſie weggefangen hatte, das mehr als hundert ſpaniſche Meilen von London abliegt. Man kann nicht ſagen, daß das Geſicht dieſe Taube leitete, weil ſie über Berge fliegen mußte, die zehnmal höher waren, als der Punkt, von dem ſie aufſtieg, hierzu kömmt noch, daß ſie von dieſem Punkte an ihr Vaterland zu riechen ſchien, und überdem erlaubt die Ründung der Erde nicht, in einer ſo weiten Entfernung die Gegenſtände ſehn zu können.

Eine große Menge von Beobachtungen, die zu verſchiedenen Zeiten in verſchiedenen Ländern gemacht wurden, beweiſen, daß die Raubvögel in einer unglaublich großen

Entfernung ein Aas riechen. Es kann kein traurigers Signal für einen Kranken geben, als wenn ein Rabe ſich auf dem Dache ſeines Hauſes niederläßt, weil ſein erſtaunlich empfindlicher Geruch, durch ſeine Gefräßigkeit angeſpornt, ihn die Ausflüſſe derjenigen Theile riechen läßt, die in langen Krankheiten eher abſterben als das Leben des Herzens verlöſcht. Dieſe Wahrſagerey iſt nicht ein Mährchen der alten Weiber, denn ich könnte hundert Proben von der erſtaunlichen Empfindlichkeit der Geruchwerkzeuge des Raben erzählen, und die ganze Kette der Schwalben und Störche anführen, die immer zu dem Neſte richtig wiederkehrten, was ſie das Jahr vorher bewohnten. Nur wegen meiner Bemerkung und wegen der Folge, die ich daraus ziehe, daß nemlich die Vögel blos durch ihren Geruch geleitet, jedes Jahr in die Gegend wiederkehren, wo ſie das Jahr vorher waren, rede ich hier davon.

Die fünf Sperlingsarten alſo, die jährlich nach Vizcaya zu kommen pflegen, entfernen ſich von Africa, wenn die erſtaunliche Hitze daſelbſt ſie zwingt das Clima zu verlaſſen, weil die Früchte vertrocknen, die Bäche verſiegen und die Ameiſen, die Leckerbiſſen der Chimbo's, ſich verbergen. Alsdann fliegen ſie über die Meerenge, kommen bey Andaluſien ins Land, und vertheilen ſich da in Zünfte oder Familien, um ſich durch ganz Spanien zu verbreiten, indem jede Zunft ihren Flug nach ihren Wohnungen richtet. Die in Andaluſien und Sierra-Morena zu Hauſe gehören, bleiben daſelbſt, machen und ſuchen ſich Neſter, wo ſie Materialien finden, Früchte, Waſſer und Ameiſen. Wenn dieſe Vorräthe ſie wegen des heißen Climas nicht mehr nähren können, ſo fliegen ſie nach und nach in andre temperirtere Regionen. Schnell fliegen ſie über die Ebenen von La Mancha weg, wo ſie weder Schatten, Waſſer, noch andre Bequemlichkeiten finden, und kommen zu Vizcaya im Auguſt an, wenn die Maulbeere, der Liguſter, die

Himbeere, der Hollunder, der Waldmeiſter, der Feigenbaum und andre Pflanzen blühn. Mager und ermüdet kommen ſie an, darauf werden ſie in vier Tagen ſo fett wie Schnepfen und Ortolane. La Mancha iſt für ſie ein wüſtes Arabien,, Vizcaya ein Paradies.

Wenn die Näſſe des Herbſts anfängt die Körner und Saamen in Fäulniß zu ſetzen und die Ameiſen ſich verbergen, dann verſchwinden alle Chimbo's in einer Nacht, einige Faule oder Kranke ausgenommen, die zurückbleiben, und das ſind diejenigen, welche, wenn der Frühling wiederkommt, dreymal hecken. Das äußerſt empfindliche Nervenſyſtem dieſer Vögelchen läßt ſie die geringſte Veränderung der Atmosphäre gleich empfinden. Ich ſah einmal am Ende des Septembers eine große Menge Chimbo's. Am 27ſten erhob ſich ein etwas friſcher Wind, und in derſelben Nacht reiſten alle ab, nachdem ſie vorher, wie die Schwalben, ihre Generalverſammlung gehalten hatten, und ſo dem großen Regen zuvorkamen, der am 29ſten fiel. Auf die Art finden unſre fünf Sperlingsarten durch den Geruch ihre Nahrung von Clima zu Clima, ſo wie Araber, Tartaren, amerikaniſche Wilde und alle Nomadiſchen oder Hirtenvölker ihre Wohnungen verändern, um für ſich und ihre Heerden Nahrung zu ſuchen.

Die große Reiſe der Schnepfen folgt bald auf die Auswanderung der Chimbo's, obgleich in Vizcaya einer oder der andre dieſer Vögel im ganzen Jahr ſich findet, denn ich ſah welche am Ende des Julius. Sie bauen ihre Neſter im Schatten in Steinritzen an der Nordſeite des Berges von Gorreya, deſſen Quellen mitten im Sommer die Erde friſch und weich erhalten, und ſie mit Roſen und Kräutern bedecken.

Vor einigen Jahren fand ſich zum erſtenmal ein Volk Schnepfen in England, dies betrachtete man als eine ſolche Seltenheit, daß man die Thiere beſchrieb, ſie als eine merkwürdige Sache abzeichnete und als ein ewig merkwürdiges Phänomen der Naturgeſchichte Großbrittaniens in Kupfer ſtechen ließ.

b) Ueber die Heuſchrecken, die in den Jahren 1754-57, verſchiedene Provinzen Spaniens verwüſteten.

Die Heuſchrecken, von denen ich reden will, finden ſich gewöhnlich in den ſüdlichen Provinzen Spaniens, und vorzüglich in den Haiden und unangebauten Ländereyen Eſtremaduras, aber man achtet nicht darauf, weil ſie gewöhnlich ſich nur in kleiner Anzahl finden, daſelbſt von wildwachſenden Pflanzen leben, ohne Feld- und Gartenfrüchte anzugreifen, oder in die Häuſer zu kommen. Die Bauern ſehn ſie ohne Sorgen ſpringen und den Wieſewachs verzehren, und gewiß verurſacht nur dieſe Indolenz, daß ſie ſich nicht bemühn, die Heuſchrecken alle Jahr zu tödten, und nicht eher ſich gegen ſie zu ſchützen ſuchen, als bis der Schaden, den ſie verurſachen, ſo groß iſt, daß kein Mittel dagegen mehr Statt findet.

Die Erzeugung dieſer Inſekten iſt nicht in jedem Jahr gleich groß, weil bey weitem mehr Weibchen als Männchen unter ihnen angetroffen werden, und daß, wenn nur zehn Jahre lang eine gleichmäßige Erzeugung in beyden Geſchlechtern Statt fände, ſie ſich ſo reichlich vermehren würden, daß ſie das ganze Pflanzenreich auffreſſen müßten. Vögel und vierfüßige Thiere würden Hungers ſterben und die Menſchen ſelbſt der Heuſchrecke zum letzten Biſſen dienen. Im Jahr 1754 entſtanden in Eſtremadura eine ſolche Menge weiblicher Heuſchrecken, daß ſie im folgenden Jahre La Mancha und Portugall überſchwemmten und alle Schreckniſſe des Hungers und Elends mit ſich brachten. Das Unglück verbreitete ſich noch weiter in die nahgelegenen

Provinzen, und brachte Schrecken und Betrübniß nach Murcia, Valencia und den vier Königreichen Andaluſiens.

Ehe ich die erſtaunliche Fruchtbarkeit der Heuſchrecke erkläre, will ich ihre Begattungsart, mit der Freyheit eines Naturforſchers und der reinen Abſicht eines wahrheitliebenden Philoſophen erzählen. Das Männchen verbirgt im Hintertheil ein Glied, das ein bis vier Linien breit und dicker als ſeine Beine iſt. Die Wurzel dieſes Glieds und ſeine Musculi erectores entſpringen aus den Eingeweiden des Thiers, wie der Stachel bey der Biene. Wenn der Samen es ſtimulirt, ſo krümmt ſich dies Glied und hängt ſich wüthig ans Weibchen an, deſſen Canal, ſogleich nachdem er den Samen empfangen hat, ſich zuſammenzieht und beyde ſo enge mit einander verbindet, daß ſie ſich in langer Zeit nicht trennen können. In Eſtremadura ſah ich, wie Kinder beyderley Geſchlechts ſich daran vergnügten, dieſe Trennung mit Gewalt zu verſuchen. Die Dauer der Begattung dieſer Inſekten iſt nicht auf Augenblicke, kaum auf Stunden, eingeſchränkt, ſo daß ſie bey einem ſolchen Vorfall mehr Vergnügen genießen, wie andre Thiere bey der öftern Wiederholung deſſelben während ihrem ganzen Leben. Dabey ſieht man zu Zeiten, daß das Männchen ſich windet wie der Hund, und daß es zu Zeiten mit ausgebreiteten Flügeln ſich ſitzend über dem Weibchen erhält, ſo lange es will, und nur durch heftiges Ziehen, daß ſeine Gliedmaßen zerreißt und zerſtört, ſich davon los macht. Dieſe Arbeit muß um ſo ſchrecklicher ſeyn, denn man weiß, daß eine wüthige Hitze ſeine Eingeweide zerfrißt, und daß der Schmerz dem Vergnügen und dem Inſtinkt folgt, ſein Geſchlecht zu vervielfältigen. Alſobald ſucht es einen Brunnen, Graben oder Bach, um ſich zu erfriſchen, ſein Geruch leitet es zum nächſten Waſſer, es macht ſeine Flügel naß, verliert die Kraft ſie zu bewegen, und da es nicht mehr fliegen kann, ſo ſtirbt es gewöhnlich hernach und dient den Fiſchen zur Speiſe. So verliert der Vater bey der Erzeugung ſeiner Söhne das Leben, und zum Glück für die Menſchheit empfingen die Organe der Heuſchrecke dieſe Struktur.

Das Weibchen, von den heftigen Careſſen des Männchen befreyt, iſt den Ueberreſt ſeines Lebens hindurch beſchäftigt, ſich ein Neſt in die Erde zu bauen, um darin gewöhnlich an die vierzig Eyer zu legen und dieſe gegen die Witterung, beſonders aber, wenn es möglich iſt, gegen Hacke und Pflug zu ſchützen. Um ſo mehr iſt ſie für ihre Eyer beſorgt, da hievon die Fortdauer ihres Geſchlechts abhängt.

Durch die Aufopferung ſeines Lebens erhält alſo der Vater das Leben ſeiner Söhne. Die Mutter baut ihr Neſt vermittelſt eines glatten, am Hintertheil ihres Körpers befindlichen Inſtruments, was zugerundet, oben dick, wie eine Schreibfeder, und ungefähr acht Linien lang iſt, unten aber in eine Spitze ausläuft. Inwendig iſt dieſer Stachel hohl, wie ein Viperzahn, übrigens ſcharf und hart; ſeine Höhlung aber iſt ſo fein, daß man ſie nur durch ein Microſcop erkennt. An der Wurzel dieſes Stachels iſt eine Höhlung und darin ein ſehr dünnes Gefäß mit einem ſchleimigten Saft, der die Farbe des Seidenwürmerſafts hat; denn er wird nicht conſiſtenter oder zäher, wie der Saft dieſer Thiere, wenn man ihn einige Tage lang mit Eſſig übergießt. Die Mündung des Gefäßes ſteht mit der Höhlung des Canals in Verbindung, ſo daß das Thier durch dieſen den Saft ausfließen laſſen kann, wenn es will. Die Haut des Bauchs bedeckt den Stachel einigermaßen, und ſeine innere Oberfläche hängt mit den beweglichen Theilen des Bauchs zuſammen, und ſo kann das Thier den Stachel nach allen Richtungen bewegen, da der Bauch nur leicht mit der Bruſt zuſammenhängt. Vier kleine Muskeln verbinden den Stachel mit der Bruſt, dehnen ihn aus und ziehn ihn zuſammen; vier elaſtiſche Membranen füllen den Raum zwiſchen den Muskeln aus, und geben ihm alle erforderliche Bewegung.

Indeß würde die Heuſchrecke mit dieſem einzigen Inſtrument die harte Erde doch nicht gehörig zu ihrem Neſt ausgraben können, wenn ſie nicht noch andre Hülfsmittel anzuwenden wüßte. So gebraucht ſie den oben angegebenen Saft die Erde zu erweichen, der, wenn er trocken iſt, macht, daß die zum Bau angewandte Erde nicht durch Regengüſſe aufgelöſt wird, durch die Sonnenhitze nicht berſtet und von der Winterkälte nicht leidet.

Die Heuſchrecke baut ihr Neſt nur auf unfruchtbaren ſteinigten Erdreich, hier ſind ihre Eyer gegen den Pflug und die zerſtörenden Werkzeuge des Landmanns vollkommen geſichert, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſie dieſe Gegenden durch den Geruch erkennt, weil ſie heerdenweiſe in ſolchen Steppen niſtet. Füße und Zähne braucht ſie bey dieſem ſo mühſamen Bau, indem ſie mit ihrem Stachel die Erde aushöhlt, um ſich das Neſt zu bereiten. Mit dem angegebnen Saft macht ſie aus der Erde einen Teig, und formt dann mit der Spitze ihres Stachels das inwendig glatte Neſt, worin ſie ihre Eyer ſymmetriſch in Reihen legt, dann vergrößert ſie mit anderm Teig das röhrenförmig gebaute Neſt, legt wieder eine Reihe Eyer, und ſo fort, bis ſie in fünf bis ſechs Stunden mit ihrer Arbeit zu Ende iſt, worauf ſie oben von demſelben Teig ein röhrenförmiges Gewölbe baut, was ihre Neſter verſchließt.

Nur wenige Mütter haben nach dieſer Arbeit noch Stärke genug nach dem Waſſer zu fliegen, und dort, wie die Väter umzukommen, die meiſten ſterben gleich auf der Stelle aus Ermattung. Dies ſind die Menge Heuſchreckenleichen, die der Wandrer in den Haiden antrifft, und die ihm ſein trauriges Schickſal im künftigen Jahr vorausverkündigen.

Zu Zeiten ſieht man auf dem Weibchen, während dieſer Arbeit, oft an die ſechs Männchen übereinander ſitzen. Die Landleute glauben, dies geſchehe, damit dem Weibchen die Arbeit erleichtert würde, aber ich glaube, daß dies vielmehr von der Begierde des Geſchlechtstriebs herrührt, da in Verhältniß gegen die Weibchen eine ſo ungleiche Anzahl Männchen ſich findet, daß ſich oft zwanzig Männchen gegen ein Weibchen finden, das ſich durch ſeinen Stachel von den Männchen deutlich unterſcheiden läßt.

Die Eyer der Heuſchrecken oder vielmehr die Hülle, die ihre Embryonen umgiebt, ſind cylindriſch, membranös, eine Linie lang, weiß und glatt. Sie liegen eins neben dem andern, etwas hängend. Die auf den Bergen kommen wegen der Kälte ſpäter aus, als die in der Ebne, die ſpäteſten im May, daher geſchieht es, daß ſie Truppweiſe nach einander, im Junius, Julius und Auguſt anlangen.

Die kleinen Heuſchrecken ſind im Anfang ſchwarz und von der Größe einer Mücke, ſie vereinigen ſich, um Nahrung zu ſuchen, ſpringen über einander her und nehmen einen Raum von drey Fuß in der Runde und einer Höhe von zwey Händen ein, ſo daß das Ganze ein beweglicher ſchwarzer Kuchen zu ſeyn ſcheint.

Weil ihre Beine ſchwach ſind, ihre Flügel noch nicht ausgebildet und ihre Zähne noch nicht hart genug ſind das Gras zu zerbeißen, ſo entfernen ſich die jungen Heuſchrecken in den erſten Tagen ihres Daſeyns nicht weit von ihrem Geburtsort. Sind ſie völlig ausgebildet, ſo zerſtreuen ſie ſich auf den Gefilden umher, und freſſen Tag und Nacht, mehr aus Gefräßigkeit, als aus Hunger, bis ſie ihrer Flügel ſich bedienen können. Saftige Gartenfrüchte ziehn ſie vor, doch freſſen ſie auch alle wildwachſenden aromatiſche Gewächſe Spaniens, ſchonen der ſtrengſchmeckenden Zwiebel nicht, auch vermögen Stechapfel, Nachtſchatten und Schierling ſie nicht zu vergiften. Kurz, Geſchmack, Geruch,

ruch, böſe oder gute Eigenſchaften einer Pflanze haben auf ſie keinen Einfluß, nur die Liebesäpfel (Tomate, ſolanum pomiferum) ſchonten ſie, Blätter, Frucht und Blüthe dieſer Pflanze haben ſie, ſo lange ſie in Spanien wütheten, nie angerührt. Ja ſie zerfraßen das Leinen und die Wolle des Landmanns, drangen in die Kirchen, verzehrten die Kleider der Heiligen, und ſchonten nicht des Virniſſes auf den Altären. Ihr Magen beſteht aus einer zarten feinen Membran und enthält einen Saft vermittelſt deſſen ſie alle dieſe Dinge aufzehren. Der Kopf der Heuſchrecke iſt nicht ſehr groß, hat die Form eines andaluſiſchen Pferdekopfs, der Mund iſt groß und offen, die Augen ſind ſchwarz und ſehr beweglich, das Ganze gleicht der Phyſiognomie eines furchtſamen Haſen. Seine Kinnladen enthalten vier Schneidezähne, deren ſchneidende Spitzen ſich wie Scheren kreutzen. Deswegen würde es ſchwer ſeyn einer Menge Heuſchrecken zu widerſtehn, Hirten und Hirtenhunde würden wenig gegen ſie gewinnen, wenn ſie Fleiſch fräßen und es müßten ſich dann Kämpfe ereignen, wie die in America mit den großen Hunden und den Schlangen.

Im April, May und Junius bleiben die Heuſchrecken an ihrem Geburtsort. Gegen Ende dieſer Zeit bekommen ihre Flügel eine Roſenfarbe und ihre völlige Stärke. Sie vereinigen ſich zum zweytenmal in Colonien und bekommen den Trieb ſich zu paaren. Die Männchen laufen unruhig umher, die Weibchen weichen ihnen aus und werden von dieſen immer verfolgt, bis ſie ſich nach und nach in die Luft erheben, um den Männchen zu entgehen. Sie ſteigen vierzig bis funfzig Fuß hoch und bilden eine Wolke, die den ſchönen und klaren Himmel Spaniens mitten im Sommer ſo ſchwarz macht, wie der trübſte Winterhimmel Deutſchlands immer nur ſeyn kann, dabey machen ihre Flügel ein dumpfes Geräuſch. Der Geruch verleitet ſie ſich auf die Felder von Zeit zu Zeit, über die ſie hinfliegen, niederzulaſſen und ſie zu zerſtöhren, die eben ſo ſchnell wieder von den Weibchen verlaſſen werden, denen die Männchen folgen.

Wie oft mag nicht der Landmann dieſe Sprödigkeit und die große Anzahl der Männchen verwünſchen, die ihm allein ſo viel Unglück bringen!

Das beſte Mittel, dieſer Landplage abzuhelfen, wäre unſtreitig, wenn man die Heuſchreckenneſter aufſuchen und zerſtören ließe, um das Feuer in der Aſche zu erſticken, ehe es Kräfte gewinnt, den Unterhalt und die Hoffnung ſo vieler Menſchen zu zernichten.

(Bey der zweyten Abhandlung des Herrn **Bowles** habe ich mir die Freyheit genommen alle phyſicotheologiſche, hiſtoriſche, politiſche, artilleriſtiſche und äſthetiſche Auswüchſe abzuſchneiden. Ich denke nicht, daß meine Leſer dabey verlieren, die hier nur Zoologie erwarten können. Das Feld das ich bearbeiten will, iſt ſchon an ſich groß genug und bedarf nicht durch ſolchen Wuſt erweitert zu werden.)

F. Meyer.

V.

Biographie.

Garrik.

David Garrik, Esq. war zu Hereford 1717 geboren. Sein Vater war Major bey der königlichen Armee. Unſer Garrik lief von keinem ſelbſtgnügenden Gefühl getrieben, ohne Wiſſenſchaften, zum Theater, und bildete ſich nicht etwa blos unter den Auſpizien der Theatergöttin Routine, die ſo mancher unſerer Schauſpieler für die einzige, allgewaltige und wunderbare Lehrerin ſeiner Kunſt hält. Er frequentirte in ſeiner Jugend die Schulen zu Lichtfield und Rocheſter. Seine Eltern hatten ihn zum Juriſten beſtimmt, daher er auch 1736 in das Kollegium von Linkolns-Inn trat. Aber das Studium der Jurisprudenz behagte dem feurigen Jünglinge nicht, er verließ das Kollegium, übte ſich in andern Wiſſenſchaften, und betrat die Bühne mit völliger Vorbereitung im Jahr 1740-41.

Seine Debüt-Rolle war: Richard III.; dieſe ſpielte er ſo vortrefflich, daß jedermann erſtaunte, einen jungen Mann von 24 Jahren mit einem Schritte auf der Höhe zu ſehen, an deren Fuße ſchon ſo manche den Hals brechen, und die Ausſicht von oben gar niemals ſehen.

Das erſte Theater, welches er betrat, war in Goodmansfield, dem Giffard damals vorſtand.

Jedermann lief nun nach Goodmansfield, den jungen Schauſpieler zu ſehen, der es ſchon ſo weit in ſeiner Kunſt bey ſeinem erſten Auftritt gebracht hatte, wohin es ſo manchen im reifen Alter, troß der Routine und allen praktiſchen Erfahrungen, nicht hatte bringen können.

Er erhielt nun von **Dublin** aus ſehr vortheilhafte Anträge, ging dahin, und ſpielte daſelbſt mit eben dem Beyfall, wie in **london.** — Hieher kehrte er nach ſeinem Aufenthalte zu **Dublin** zurück, und engagirte ſich bey der Geſellſchaft des Herrn **Fleetwood**, damaligen Direkteurs des Drurylane-Theaters.

Bey dieſer Geſellſchaft blieb er bis 1745, und ging im Winter zum zweytenmal nach Irrland, wo er ein Jahr blieb und mit dem bekannten **Sheridan** in Compagnie trat, der die Aufſicht und Einkünfte des königlichen Theaters in **Schmock-Allai** hatte.

Im Jahr 1746 ging er wieder nach England zurück an das Theater in **Koventgarten**, das damals unter **Richs** Direktion ſtund.

Als darauf Fleetwoods Privilegium über das Theater in Drurylane verfloſſen war, und dieſer es nicht erneuern wollte, kaufte **Garrik** in Geſellſchaft des Herrn **lacy** das Theater, und erhielt das Privilegium darüber. Er eröffnete dieſes Theater im Winter 1747.

Hier erhielt ſich nun **Garrik** in einer beſtändigen Achtung des Publikums gegen ſeine Verdienſte, als Akteur ſowohl, als auch durch ſeine Sorgfalt, Ordnung 2c. als Direkteur.

Garrik war klein von Statur, doch wohl gebildet, und hatte einen ſehr guten, artigen, ungezwungenen, natürlichen Anſtand. Er war ſchwärzlich von Geſicht, und ſeine Züge waren ſehr regelmäßig. Seine Augen waren ſchwarz, feurig und durchdringend, hell und melodiſch war der Klang ſeiner Stimme. Dieſe hatte er ganz in ſeiner Gewalt, und der entfernteſte Zuſchauer konnte ſein **Bei Seite**, ſo gut verſtehen, als wenn er in der ſtärkſten Wut ſprach.

Er war in den höchſtverſchiedenſten Rollen gleich vortrefflich, und in allen ſeinen Darſtellungen zeigte ſich ſeine Größe und das Allumfaſſende ſeines Genies. Mit gleicher Vortrefflichkeit, mit gleicher Natur ſpielte er Helden und Bauern, Liebhaber und Bediente, Narren und Weiſe.

Die Geſichtszüge hatte er unumſchränkt in ſeiner Macht; und er beſaß in den Muskeln ſeines Geſichts eine ſolche Stärke des Ausdrucks, nicht nur wenn er einzelne Leidenſchaften ſchilderte, ſondern auch, wenn er den Streit mehrerer Leidenſchaften ausdrückte, die ſeine Bruſt beſtürmten, daß es zum Erſtaunen war. Jede Miene war voll ſtarker Beredſamkeit, wenn ſeine Lippen ſchwiegen. Von ihm galt völlig, was der Dichter vom Shakespeare ſagt:

His powerful ſtrockes prevailing Truth impreſſ'd
And unreſiſted Paſſion ſtorm'd the breaſt.

Sein Genie, ſein Geſchmack, ſeine Reiſen nach Frankreich, und beſonders ſein ſorgfältiges Studium, ſeine Lernbegier, ſeine gute Annahme jeder Kritik und Erinnerung über ſein Spiel, hoben ihn zu der Höhe, auf welcher er in der Theaterwelt glänzte. Alles Sachen, über welche ſo viele Schauſpieler ſchon ſo weit (in ihren Gedanken!) erhaben ſind, daß ſie ohne alle dieſelben dennoch die letzte Sproſſe der Ruhmleiter erſtiegen zu haben glauben, indeß die Zuſchauer vor Jammer vergehen möchten, wenn die Herrn auf ihrer Höhe des Selbſtgefühls herumſpazieren, und Ach! und Weh! und O! und Ha! mit einer Energie ſchreien, die nicht viel beſſer iſt, als jene, mit welcher der Duodezkönig von Ternate, Friedrich den Einzigen, zu ſeinem Sergeanten kreirte.

Trotz ſeinen Beſchäftigungen und Obliegenheiten, als Direkteur und Schauſpieler, benutzte er ſeine müſſigen Stunden ſo gut, daß er auch zuweilen als guter dramatiſcher

Dichter auftreten konnte. Mehrentheils aber ſind dieſelben nur Veränderungen älterer Schauſpiele, die er in die Form des Geſchmacks ſeiner Zeit goß, und ſo auf das Theater brachte. Für ſeine Arbeiten dieſer Art erkennt er folgende Schauſpiele:

1) The lying Valet, Poſſe in zwey Aufz. 1740. — 2) Miſs in her Teens, or a Medly of lovers 1747. — 3) Shakeſpears Trauerſpiel: Romeo and Iuliet, verändert. — 4) Lethe, ein ſatiriſches Drama 1748. — 5) Every Man in his Humour, Luſtſp. von Ben Johnſon mit einigen Veränderungen und einem neuen Auftritt, 1749. — 6) The Guardian, Lſtſp. in zwey Aufz. 1759. — 7) The farmers Retourn from London, 1762. Ein Zwiſchenſpiel in gereimten Verſen.*) — 8) Florizel and Perditta, or the Winter's Tale. Ein Schäferſpiel, 1762.

Außerdem hält man Garrik auch für den Verfaſſer folgender Stücke:

1) Catharina and Pertuchio; Lſtſp. in drey Aufz. 1757. Nach Shakeſpears Taming of the Shrew. — 2) The male Coquette; 1757. In Eil zum Benefiz eines Schauſpielers geſchrieben. — 3) Liliput; ein Divertiſſement, 1757. — 4) Iſabella, or the fatal Mariage; Trſp. 1758. — 5) The Gamſters, Lſtſp. Jakob Shirlys Spieler; verändert. — 6) Harlequims Invaſion, a Chriſtmas Gambol, 1759. Eine Art von Pantomime. — 7) Enchanter, or Love and Magic. Ein muſikaliſches Divertiſſement in zwey Aufz. 1761. — 8) Cymbeline; Shakeſpears Trſp. verändert.

---

*) Ein zu ſeiner Familie kommender Bauer erzählt, was er in London ſah. Das Stück iſt voll Witz, Perſiflage und Satire. Es gefiel allgemein, und Hogart ſtach ein Kupfer dazu, als es gedruckt wurde.

Unzählige Prologe, Epiloge und Geſänge floßen noch überdies aus ſeiner Feder, die in engliſchen Zeitſchriften ſtehen.

Der berühmte **Noverre** ſchildert Hrn. **Garrik** in ſeinen Lettres ſur la Danſe alſo:

„Der berühmte engliſche Akteur **Garrik** iſt es, den ich als Muſter aufſtelle. Keins kann ſchöner, vollkommener, bewunderungswürdiger, als dieſes ſeyn. Er iſt der Proteus unſerer Zeit, denn er ſpielt allerley Perſonen mit einer Vollkommenheit und Wahrheit, welche ihm nicht nur den Beyfall ſeiner Nation gewährt, ſondern auch alle Ausländer zur Bewunderung hinreißt. Er ſpielt ſo natürlich, ſein Ausdruck iſt ſo wahr, ſeine Geſten, ſeine Geſichtszüge, ſeine Blicke, ſind ſo beredt, ſo voll Ausdruck, daß man dadurch, ohne auch die engliſche Sprache zu verſtehen, dennoch ſieht, was er ſagt. Man folgt ihm ohne Müh. Er rührt im Pathetiſchen und im Tragiſchen läßt er uns alle Eindrücke der heftigſten Leidenſchaften empfinden; er zerfleiſcht und entreißt gleichſam das Herz des Zuſchauers, er durchbort ſeine Seele und entpreßt ihm blutige Thränen. In dem edeln komiſchen täuſcht und bezaubert er uns; und er unterhält und beluſtiget uns im Niedrigkomiſchen. Er weis mit ſo viel Kunſt auf der Bühne ſeine Geſtalt zu verändern, daß ihn zuweilen Leute, die ſtets mit ihm umgingen, nicht gekannt haben.“

„**Garrik** hat ſo zu ſagen, für jede Rolle ein eigenes Geſicht.“ —

„Er iſt ein treuer Nachahmer der Natur, aber er weiß darin die ſchönſte Wahl zu treffen. Er zeigt ſie immer in glücklichen Situationen und im vortheilhaftem Lichte. Selbſt in Rollen, die der Feinheit und Annehmlichkeit kaum fähig zu ſeyn ſcheinen, erhält das **Anſtändige**, die gerechte Forderung der Bühne. Er iſt nie **unter** ſeiner Rolle, nie **über** derſelben. Dieſes glückliche Gefühl, welches einem großen Schauſpieler eigen iſt, und ihn zur Wahrheit führt, iſt ein ſeltenes Talent, das auch **Garrik** beſitzt; ein Talent, das deſto ſchätzbarer iſt, weil es den Schauſpieler von Verirrungen abhält, ihn abhält, die eigentlichen Tinten zu verfehlen, die er zu ſeinem Gemälde wählen ſoll: denn oft verwechſelt man Froſtigkeit mit Anſtand; hält Monotonie für Sprache der Ueberlegung, hochtrabende Gebärden für edle Minen, Lungenkraft für Herzensgefühl, eine Menge Geſten für Aktion, Einfalt für Naivität, Flüchtigkeit ohne Nuancen für Lebhaftigkeit, Zuckungen im Geſicht für feurigen Seelenausdruck.“

„**Garriks** Genie erhebt ihn zum Range des Fürſten, den er darſtellen ſoll; er nimmt ſeine Tugenden und ſeine Schwachheiten an. Er iſt nicht **Garrik** mehr, er iſt der Held der er ſeyn ſoll. Seine Einbildungskraft iſt in unaufhörlicher Bewegung, und drey Viertheile ſeines Lebens bringt er im Enthuſiasmus zu. Vier und zwanzig Stunden zuvor iſt er von der Situation durchdrungen, in der er ſich nachher befinden muß. u. ſ. w.“

Er ſtarb am 5. Februar 1779, und wurde mit viel Gepränge begraben.

V. — s.

VI. Authen-

VI.

Authentiſche und beurkundete Geſchichte der Vorfälle zu Verſailles am 5ten und 6ten Oktober 1789; aus Zeugen-Ausſagen, Aktenſtücken und Erläuterungen glaubwürdiger Männer gezogen: mit Randgloſſen des Ueberſetzers.

Nöthige Vorerinnerungen.

Selbſt die Demagogen Frankreichs betrachten die Ereigniſſe in den merkwürdigen Oktobernächten zu Verſailles als die Befeſtigung der Revolution; einer der eyfrigſten Volks-Journaliſten, Desmoulins,[1] ſagt ausdrücklich:

---

[1] Camille Desmoulins, Mitglied der Societät der Freunde der Conſtitution, (d. i. des Jacobiner-Clubs, oder der Propaganda) iſt eben der, welcher, wie unſre Leſer ſich aus Schulzens Geſchichte der Revolution erinnern, zuerſt mit einem Piſtol in der Hand im Palais-Royal zur Ergreifung der Waffen ermahnte und reizte. Er ſchreibt ſeit der Zeit ein Journal, das, nebſt Marats ami du peuple, das tollkühnſte und zügelloſeſte der 75 Tagblätter von Paris iſt. Es führt den Titel Revolutions de France & de Brabant, mit dem merkwürdigen Zuſatz: und der Reiche, welche dadurch, daß ſie eine Nationalverſammlung erwählen und eine Kokarde aufſtecken, ſich eines Platzes in dieſen Annalen der Freyheit würdig machen werden. Zum Glück für das Wohl dieſer Reiche aber ſcheinen ſie dieſe Ehre nicht ſo hoch zu ſchätzen, wie Herr Desmoulins, denn

„der 14te Julius, wo wir die Baſtille eroberten, iſt nichts in Vergleichung mit dem 6ten Oktober, wo wir uns der lebendigen Baſtillen bemächtigten.“ Die Art von Gefangenſchaft, in welcher ſich ſeitdem die königliche Familie befindet, und der darauf erfolgte gänzliche Verfall des königlichen Anſehns, erleichterte allerdings die Intriken der Tribunen des Pariſer Pöbels, und vermehrte ihre Macht, wie wir wiſſen, in einem ſo hohen Grad, daß ſie jetzt öffentlich von einer künftigen republikaniſchen Verfaſſung ſprechen. Dieſe wichtige Begebenheit kann alſo nicht genug dokumentirt werden, und eine ſolche authentiſche Beurkundung liefern wir hier unſern Leſern in Ueberſetzung

und

---

denn noch keins hat ſich um dieſen Platz beworben. Schwärmerey, Unwahrheit und Entſchuldigung der größten Bubenſtücke kann nicht weiter getrieben werden, als in dieſem Journal. So nennt er zum Beyſpiel die Plünderung des Hotels Caſtries: „das hohe Volkstribunal der Caſſation; die Unruhen in Sachſen ſchreibt er der wohlthätigen Wirkung von ſechs Schnupftüchern zu, worauf die famöſen Menſchenrechte gedruckt, und durch ſeinen Freund Carra in Sachſen ausgetheilt worden wären, der auch 20000 ſolcher Schnupftücher nach Frankfurt am Wahltag geſchickt habe. Wegen der Nähe der Oeſterreicher ſchlägt er in ſeiner 56ſten Nummer von 1790 vor, wenn ſolche in Frankreich einrücken ſollten: 1) jeden Gefangenen als einen tollen Hund todtſchießen zu laſſen; 2) jedem Deſerteur das Bürgerrecht zu ertheilen; 3) und jedem Ueberläufer, welcher den Kopf eines ſeiner Officiere mitbringen würde, doppelt ſo viel auszahlen zu laſſen, als für Erlegung eines Wolfs gezahlt würde. — Und ſolche Tollhäusler ſind jetzt der Hebel der franzöſiſchen Volksmajeſtät, und finden Schutzredner in Deutſchland ! ! ! ! Kurzweilig iſt es zu leſen, in welche Unruhe die Nähe der öſterreichiſchen Truppen in Brabant die Helden der Nationalgarde ſichtlich verſetzt, deren Uniform kürzlich ein Deputirter der N. V., Herr Garat, mit der Löwenhaut verglich, welche die Helden Griechenlands bedeckte. Ob Luckner wirklich geſagt habe, was ihm die Gazette universelle in den Mund legt, „daß er ſich an der Spitze der Nationalgarden getraue, eine Municipalität in Wien einzuſetzen,“ können wir zur Ehre der Beſcheidenheit und Kriegskenntniſſe dieſes Generals ohnmöglich glauben.

und Auszuge einiger, in Deutſchland noch nicht allgemein bekannten Schriften: a) Aus der neuen Ausſage des damaligen Präſidenten, Herrn Mounier, [2] die er den 12ten Julius 1790 zu Genf vor denen dazu ernannten Commiſſarien that. b) Aus den gedruckten Aktenſtücken und Zeugenverhören des Châtelet, [3] in dieſer Sache, welche den Leſern in den Ausſagen von einigen hundert Zeugen, aus allen Ständen, die Wahrheit zu klar und deutlich vor Augen legen, um ſie nicht einzuſehn. c) Aus dem Appel au tribunal de l'opinion publique, Lauſanne 1791, 351 S. in 8. einem neuen Werke des Mounier voller Aufſchlüſſe und Erläuterungen. Dieſes ſind unſere Quellen.

Wir

---

[2] Mounier, welcher Präſident der Nationalverſammlung am 5. und 6. Oktober war, ſich aber durch ſeine ſtrenge und ächtpatriotiſche Grundſätze, denen, welche Patriotismus nur zum Deckmantel ihrer Abſichten brauchen, ſo verhaßt machte, daß er zur Sicherheit ſeines Lebens das unfreye Vaterland mit der freyen Schweiz vertauſchen mußte, lebt jezt zu Genf, und genießt dort einer ſo ausgezeichneten Achtung, daß die Genfer ſich die neuen Artikel ihrer Conſtitution von ihm aufſetzen ließen. Er wurde zu Genf wegen der Begebenheit zu Verſailles auf Requiſition des Procureur du Châtelet vernommen. Er ſchreibt jezt noch ein andres wichtiges Werk: Le recherche des cauſes, qui ont empêché les François de devenir libres.

[3] Das Châtelet wurde von der N. V. zum Tribunal der Verbrechen der beleidigten Nation ernannt, und ihm auch die Unterſuchung der Verbrechen zu Verſailles aufgetragen. Allein als die Richter des Châtelet dieſe Unterſuchung mit unbeſcholtener Redlichkeit und Eyfer, und nicht pro forma trieben, ſo beſchuldigte man ſie, ſie wollten der Revolution ſelbſt den Proceß machen. Die N. V. ſprach die Angeklagten völlig los und frey, caſſirte den Ausſpruch des Châtelet, und die Richter haben von ihrer Rechtſchaffenheit und Unpartheylichkeit den Lohn davon getragen, daß ſie von Paris verfolgt, von allen Wahlen ausgeſchloſſen, und dahin gebracht worden ſind, ſich an dem Zeugniſſe ihres Gewiſſens, dem Beyfall Europens, und der Hochachtung der Nachwelt zu begnügen. Chabrond iſt der Name des Mitglieds der N. V. der von der N. V. zum Referenten

in

Wir haben geglaubt, unſern Leſern die Ueberſicht am beſten zu erleichtern, wenn wir die Mounierſche Ausſage a) als Text annähmen, und die Rubriken b) und c) als Noten an den Stellen einſchalten, wo ſie obigen Text ſuppliren und aufklären.

Ausſage des Herrn Mounier.

Johann Joſeph, Sohn Franzens Mounier, 31 Jahr alt, von Grenoble, königlicher Richter daſelbſt und Sekretair der Staaten von Dauphine, gegenwärtig wohnhaft zu Geneve, ſagt an, nachdem er von uns vorgerufen und gehörig beeydiget worden:

Ich war nicht Augenzeuge der Morde die den 6ten Oktober zu Verſailles begangen wurden, und weiß blos, daß ſie von einem Theile des Pöbels verübt worden ſind, der ſich am 5ten Oktober nach Verſailles begeben hat, und vor der pariſer Armee ankam, oder ihr folgte. Keinen von den Vorfällen werde ich verſchweigen, die zu meiner Kenntniß gelangt ſind, und die einigen Bezug auf die Klage des königlichen Prokurators beym Chatelet haben können. Sollte meine gegenwärtige Ausſage in etwas mit dem verſchieden ſeyn, was ich in einem Werke ſage, welches den

---

in dieſer Sache ernannt wurde. Man behauptet, daß Mirabeau einer der Angeklagten und Losgeſprochnen, ihm ſelbſt ſein Referat verfertigt habe. Unterdeſſen hat Chabrond ſich gewiſſermaßen dadurch von einem ganz obſcuren Namen zu einem berüchtigten emporgeſchwungen. Unter den Verſen auf die Losſprechung durch die N. V. ſind folgende die beißendſten:

Par un decret de l'auguſte aſſemblée
Vous voilà donc blanchis d'emblée!
Tel jugement ne nous étonne pas;
Mais qui de ce decret blanchira l'aſſemblée? —

den Titel führt: Exposé de mon retour en Dauphiné, ſo kömmt das daher, daß ich ſeit der Zeit nähere und richtigere Aufſchlüſſe erhalten habe.

Blos durch den allgemeinen Ruf habe ich erfahren, daß der Aufruhr, welcher am 5ten Oktober zu Paris entſtand, *) **Mangel des Brodes**, und ein Feſt zum Vorwand hatte,

---

*) Die Seltenheit des Brods wurde durch die Häupter der Parthey veranlaßt, welche das Volk zum Ausbruch reißen wollten, um dadurch ihre Abſichten zu erreichen, die in Ermordung der Königin, Ernennung des Herzogs von Orleans zum Generallieutenant des Reichs, und Verſcheuchung des Königs beſtanden; die Standhaftigkeit der Königin trug ein großes dazu bey, dieſen Plan ſcheitern zu machen. Die Grenadiere, welche den la Fayette zwangen, nach Verſailles zu marſchieren, ſprachen von einem Conſeil de régence, und bedienten ſich (ſagt la Fayette in ſeinem Verhör) mehrerer Ausdrücke, welche in ihrem Munde nur Wiederholungen von dem zu ſeyn ſchienen, was ihnen vorgeſagt geworden. Andre Zeugen hörten Vive d'Orléans, ja, Vive *le roi* d'Orléans rufen. Dazu kommen die Bleche mit der Aufſchrift Vive d'Orléans, welche der Herzog verfertigen ließ, und wovon Chabrond ſagt, ſie wären an Grenz-Pfähle beſtimmt geweſen. Mounier macht die ſehr richtige Anmerkung: „eine neue Art von Grenzpfählen!“ Dergleichen Bleche waren, wie mehrere Aktenſtücke, worunter Briefe, mit der Aufſchrift von des Herzogs Hand, bey'm Comité des recherches von Zeugen deponirt worden; allein dieſes Comité weigerte ſich, ſie dem Châtelet zuzuſtellen. Schöner Beweis der Unpartheylichkeit des Comité! Chabrond entſchuldigt es damit, daß das Secret des lettres reſpectirt werden müſſe, aber kurz darauf vergißt er dieſen Satz, und erbricht die Briefe des Comte d'Eſtaing. So geht kalt und warm aus Einem Munde. Einer der Söhne des Herzogs, der Duc de Chartres, gebrauchte ſich in der N. V. am 5ten Oktober gegen einige Gegner der herſchenden Parthey, aus der Tribune, wo er als Zuſchauer war, öffentlich des, gewiß nicht menſchenfreundlichen Ausdrucks: Oui, il faut encore des lanternes! Der Herzog von Orleans leugnet in ſeiner Vertheidigungsſchrift, zu Verſailles geweſen zu ſeyn, aber eine Menge Zeugen ſagen aus, daß ſie ihn dort unter mancherley Geſtalten, und mancherley Geſellſchaft ſahn. Wer hat nun Recht!

BIBL. UNIVERS. LIPS.

hatte, das die Garden des Königes am 1ſten Oktober gegeben hatten. Auch durch dieſe allgemeine Sage wurden mir die [5] Belagerung des Rathhauſes, die Drohungen gegen Herrn **la Fayette** und die Berathſchlagungen der Diſtrikte und der Gemeine von Paris bekannt. Ich wußte, daß man ſchon lange Zeit vorher den Entwurf gemacht hatte, den König mit Gewalt nach Paris zu bringen, denn die Miniſter hatten mehrmalen beunruhigende Nachrichten dieſerhalb erhalten. Das war auch Herrn la Fayette geſchehen, der mir ſo wie mehreren verſicherte, daß er nie in dieſen Plan willigen würde. Die Furcht, dieſe Sache in Wirklichkeit zu ſehen, hatte die Miniſter in Einverſtändniß mit der Stadtobrigkeit von Verſailles beſtimmt, das Regiment Flandern kommen zu laſſen, eine Sache, die man in Paris als ſehr gefährlich anſah. Die Beſorgniſſe des Pöbels hatten die Repräſentanten der Gemeine veranlaſſet, dem Miniſter durch Abgeordnete Nachricht davon zu geben. Am Tage der Ankunft des Regimentes hatte man es dahin gebracht, unter einen Theil der Einwohner von Verſailles Mißvergnügen zu verbreiten. Die Urheber davon kenne ich nicht. Es iſt wahr, mehrere Mitglieder der Nationalverſammlung mißbilligten laut dieſe Vermehrung der Truppen, da ich aber ihre Abſicht nicht zu beurtheilen habe; ſo darf ich ſie auch nicht nennen. Herr von Luſignan, Obriſter des Regimentes Flandern hatte mir einige Tage nach ſeinem Einmarſche Nachricht mitgetheilt von all den Bemühungen, welche man ſich gegeben hat, die Soldaten zu verführen. [6] Er verſicherte, daß dabey weder Geld noch Mädchen vergeſſen worden, und unterhielte mich ſogar von den Entſchließungen einer Comite. Erinnern kann ich mich aber nicht genau, was er mir darüber ſagte. Anfänglich bin ich der Meynung geweſen, daß man den Schmaus der Garden als unvorſichtig tadeln müſſe, aber da ich von einigen, die ihm beygewohnt haben, die näheren Umſtände erfahren, ſo bin ich überzeugt, daß er aus keiner anderen Abſicht, als in Gefolge eines alten Herkommens gegeben worden, das allgemein beobachtet wird, wenn neue Truppen ankommen.

---

[5] Diejenigen, welche die Inſurrection dirigirten, fanden für gut, ſolche durch Weiber anfangen zu laſſen. Weil ſie wußten, daß man gegen ſie am wenigſten Gewalt brauchen würde. Die Soldaten weit entfernt, die Menge in Zaum zu halten, gehorchten vielmehr ihren Befehlen, (wie ſie ſeitdem bey allen Aufläufen gethan haben, z. B. bey der Plünderung des Hotel de Caſtries, wo ſie die Bajonette abnahmen und die Konſtabler ihre Lunten ins Waſſer ſteckten) die ſogenannten Troupes ſoldées der Nationalgarde von Paris, d. i. die alten Gardes-Françoiſes empörten ſich gegen la Fayette, und zwangen ihn mit Drohungen, ſie nach Verſailles zu führen. Sie nahmen Kanonen und Kriegsamunition in großer Menge mit ſich, und jede Kompagnie wurde von einer Anzahl gemeiner Kerle, aus dem niedrigſten Pöbel, begleitet, welche mit Eiſen beſchlagenen Knitteln, und mit Piken bewaffnet waren. Vorher hatten dieſe Kerle und die Weiber, das Hotel de ville geſtürmt, eingenommen, ſpoliirt, die Repräſentanten des Communes inſultirt, einen davon, weil er ein Geiſtlicher war, gehängt, doch, ehe er ſtarb, wieder abgeſchnitten, und die Gefängniſſe geöfnet. — Praktiſche Anwendung des heiligſten und gültigſten aller Menſchenrechte in Frankreich — des Rechts des Stärkern! Unter den Weibern waren ſehr viele verkleidete Mannsperſonen; dieſes iſt Thatſache. Einige dieſer verkleideten Männer trugen Chemiſen von geſticktem Muſſelin und roſenfarbene ſeidene Röcke darunter.

---

[6] Die Soldaten des Regiments Flandern geſtanden ſelbſt öffentlich, daß zu St. Dénis 45000 Livres, oder beynah 2000 Karolinen unter ſie ausgetheilt worden wären, um ihre Treue wankend zu machen, welches auch erfolgte. Am 5ten Oktober, als das Regiment bey Annäherung der erſten Horden des Weiber- und Pöbelgeſindels ins Gewehr treten mußte, drängten ſich eine Menge Weiber und liederliche Mädchen in die Glieder, und theilten Geld und Liebkoſungen aus, ohne daß es den Officieren möglich war, ihre rebelliſchen Soldaten zur Ordnung zurückzubringen. Auch viele Deputirte der N. V. von der Demagogen-Parthey miſchten ſich in die Glieder und verführten die Soldaten, unter andern der ältere Mirabeau, welcher einen bloßen Säbel unter dem Arm trug, was den Obriſtlieutenant des Regiments, M. de Valfond bewog, ſpöttiſch zu ihm zu ſagen: Herr Graf, ſie ſehen aus wie Karl XII.! Weil Graf d'Eſtaing, Kommendant der Nationalmiliz von Verſailles, dieſer keine Patronen austheilen laſſen wollte, da er

An eine Veränderung der Cocarden hatte man nicht gedacht, da der König zu jener Zeit noch die weiße trug, und eben ſo wenig hatten ſich die Garden freye Ausdrücke gegen die Nationalverſammlung erlaubt. Ohngefähr zwanzig Perſonen von der Miliz zu Verſailles waren eingeladen. Ich hatte den 5ten Oktober den Vorſitz in der Nationalverſammlung, und das war der Tag, wo man zum erſtenmale von dem Feſte der Garden als einem ſchändlichen Verbrechen ſprach. Man war mit der Antwort an den König über Annahme der Konſtitution beſchäftiget, als zwiſchen eilf und zwölf Uhr Herr von Mirabeau ſich hinter mich ſtellte, und mir ſagte: Herr Präſident, vierzigtauſend Bewaffnete kommen von Paris, beſchleunigen ſie die Berathſchlagung, heben ſie die Sitzung auf, ſagen ſie, daß ſie zum König gehen. Ich bemerkte nachmalen, daß Herr Mirabeau der ältere [7] dieſes ſagte. Meine Antwort war, ich

---

er wußte, daß ihre Abſicht war, ſie zu gebrauchen, um auf die Gardes du corps zu ſchießen, ſo ließ ſich die Verſailler Nationalmiliz die Patronen von den Soldaten des Flanderſchen Regiments geben, welche ſie ihnen auch willig überlieferten. Die Soldaten vermiſchten ſich zuletzt mit der Nationalmiliz, und lieſen aus einander. Die Fahnen des Regiments nahm die Pariſer Nationalgarde, als Trophäe, am 6ten Oktober mit nach Paris. Der Major wirkte zwar von la Fayette einen Befehl aus, daß ihm die Fahnen ausgehändigt werden ſollten, allein man reſpektirte den Befehl nicht, und er erhielt ſie nicht eher, als auf dem Platze de Greve wieder. — O! mit welcher Ehre hat ſich das Regiment Flandern an dieſem Tage vor den Augen von ganz Europa bedeckt! —

7) Mirabeau hatte einige Wochen vorher zu Mounier die merkwürdigen und vielbedeutenden Worte geſagt: „Was liegt daran, ob wir Ludwig XVI. oder Ludwig XVII. zum Könige

ich übereile nie die Berathſchlagungen, ob ich gleich finde, daß dieſes mehr als zu oft geſchieht. Aber Herr Präſident, verſetzte Herr von Mirabeau, dieſe vierzigtauſend Menſchen! Unnöthig iſt es, meine Erwiederung zu berühren. Abends vier Uhr verlangten einige Weiber den Eintritt in den Saal und mit ihnen *) zwey Männer, die das Wort führen ſollten. Ihre Reden werde ich nicht wiederholen: ſie ſind bekannt genug. Eine Menge Weiber hatten ſchon in das Schloß gewollt, und hatten alles angewendet, um in die Glieder der Gardes du Corps einzudringen, die vor dem Gitter aufgeſtellt waren, aber es war ihnen nicht gelungen. An ihrer Spitze befand ſich ein Mann, der die Uniform von Paris trug. In ſeiner Hand hielt er einen bloßen Säbel, und

---

Könige haben?“ Er leugnete dieſe Rede in der Folge. Bey dieſer Gelegenheit wollen wir unſern Leſern folgende Schilderung mittheilen, welche Mounier von ihm S. 328 ſeines Appel au tribunal de l'opinion publique entwirft. „Er übertrift ſie alle in der Kunſt, die Volksgährung durch heftige Reden anzufachen. Er übertrift ſie alle in der Kunſt, den groben Haufen durch treuloſe Lobeserhebungen zu berauſchen. Keiner ſpricht der Wahrheit kecker Hohn. Hat man ihn nicht an dem Tage, wo er die Verwüſtung des Hotels des Duc's de Caſtries, als eine That der Gerechrechtigkeit des Patriotismus und der Ehre herausſtrich, die Räuber loben hören, daß ſie ein Portrait des Königs geſchont, da doch kein ſolches Portrait im Hotel war, und der Marſchallin von Caſtries mit der größten Achtung begegnet hätten, da ſie doch um dieſe Zeit ſich zu Lauſanne befand?“

*) Einer derſelben hieß Maillard; ſeine Ausſage in den Zeugenverhören des Châtelet, wo er der 81ſte Zeuge iſt, enthält ſehr viele merkwürdige Umſtände. Unter andern rühmt er ſich, den Schweizer der Thuillerien entwaffnet zu haben, der den Muth hatte ihm und ſeiner Horde, mit Gefahr ſeines Lebens, den Eingang in die Thuillerien zu verwehren. Auffallend iſt es, daß Bailly und die Municipalität von Paris, dem Maillard mit dem Degen dieſes braven und treuen Schweizers ein Geſchenk machten, und den Schenkbrief unterſchrieben Dieſe Anekdote verdient in den Annalen der Municipalitäten-Regierung zu figuriren.

und ſtürzte auf die Garden los, indem er ſchrie; ſiegen oder ſterben.

Dieſe wüthende Bewegungen verurſachten einige Unordnung unter den Pferden, die er benutzte, um durch die Reihen zu dringen. Herr von . . . Marechal de Logis ſuchte ſich wieder zu ſtellen, aber der Soldat drohte ihm mit dem Säbel, und ob man ihm gleich zurief, daß er ſich ergeben ſollte, ſo ging er doch immer längſt dem Gitter hin, an der Seite der Kaſernen von der Garde. Herr von Savonnieres verfolgte ihn mit einigen Gardes du Corps, und gab ihm ein paar flache Hiebe mit dem Säbel, wobey er ihm zurief, daß er ſich ergeben ſollte. Er wollte ihn gefangen nehmen, da er den Poſten der Garde mit den Waffen in der Hand angefallen hatte, allein eine Frau, die eine Schenke nicht weit von der Mauer des Hofes der Miniſter hatte, nahm den Soldaten beym Kragen, zog ihn zu ſich hinein; und verſchloß die Thür. Drey Mann von der Verſailler Miliz, die längſt der Eſplanade bey den alten Kaſernen ſtanden, ſchlugen auf die drey Perſonen an, welche den Soldaten verfolgten, ein einziger aber gab Feuer und ſchoß Herrn von Savonnieres den Arm entzwey, *) der auch an den Folgen dieſer Wunde geſtorben iſt. Ich weiß nicht, wie der hieß, der geſchoſſen hat; allein ſo viel entſinne ich mich, daß er eine graue Redingotte trug. Alle dieſe einzelne Umſtände habe ich von einer beträchtlichen Anzahl Gardes du Corps erfahren, ob ich gleich keinen zum Zeugen angeben will. Ueberzeugt bin ich, daß die, welche damals auf den Poſten, und Augenzeugen des Mordes von Herrn von Savonnieres waren, mir gewiß nicht wider-

---

*) Dieſer Mörder heißt Charpentier. Er lebt noch ruhig und ungeſtört zu Verſailles, rühmt ſich öffentlich dieſer Heldenthat, und genießt deßwegen gar einer Achtung — verſteht ſich zu Verſailles.

ſprechen werden. Von ihnen und dem öffentlichen Gerüchte weiß ich noch nachſtehende Thatſachen. Da man überzeugt war, daß der Rückzug der Gardes du Corps das Volk beſänftigen könnte, ſo wurde er zwiſchen ſieben und acht Uhr Abends befohlen. Sie waren in ungewöhnlicher Zahl anweſend, und man hatte die ſchottiſche Kompagnie in das Hotel de Charoſt einquartiren müſſen. Dieſe mußten durch den Weg von St. Cloud abmarſchiren, die andern deſilirten durch den von Sceaux. In dem Augenblick, daß ſie ſich im Marſch ſetzten, wurden ſie ausgepfiffen, und ein Theil der Miliz von Verſailles gab Feuer auf das Ende der Kolonne.[10] Ich darf hier nicht vergeſſen, daß die Verſailler Miliz ſich unter dem 23ſten November bey mir ſchriftlich beklagt hat, daß ich eines Piſtolenſchuſſes nicht erwähnt hätte,[11] der aus dem letzten Peloton auf die Nationalgarde

---

[10] Man hatte dem Muth der Gardes du corps Feſſeln angelegt, und ihnen eingeſchärft, aus Liebe für das Leben der königlichen Familie alles geduldig über ſich ergehn zu laſſen, und weder Schmähungen noch Angriff zu ahnden. Und ſo hielten ſie, mit einer wirklich heldenmüthigen Kaltblütigkeit, nicht allein die niedrigſten Scheltworte, ſondern auch das Flintenfeuer und die Lanzenwürfe der Verſailler Nationalmiliz, und des Pariſer Pöbelgeſindels Stundenlang aus, ohne es zu erwiedern, ungeachtet viele von ihnen bleſſirt, und einige Pferde getödtet wurden. Denn ſobald ihre Gegner überzeugt waren, daß ſie ſich nicht wehrten, und nichts ahnden würden, ſo wetteyferten ſie alle, wer es den andern darin an Tapferkeit zuvorthun wollte. Hätte man dieſen 300 wackern und gereizten Kriegern, auf raſchen Pferden, erlaubt, in dieſes Geſindel einzuhauen, ſo iſt kein Zweifel, daß der ganze Schwarm von ihnen zerſtoben wäre, und die ganze königliche Familie ſich vor Ankunft der la Fayetteſchen Armee hätte flüchten können. Die Gardes du corps ſind faſt die einzigen an dieſen beyden Tagen, welche, wie Ritter Bayard, ſans peur & ſans reproche blieben; und der Geſchichtſchreiber der ſtrengen Nachwelt wird ihre Aufopferung und Treue gewiß ehrenvoll erwähnen.

[11] Ein einziger ſehr verdächtiger Zeuge (denn er iſt ein Demagog) erwähnt dieſes Piſtolenſchuſſes. Alle andre leugnen

garde gethan worden. Sie ſagt aber nicht, daß dieſer Schuß jemanden verwundet, und der Brief iſt von dem zweyten Kommandanten und dem Sekretair unterzeichnet. Ein Theil der Gardes du Corps, die ihre Pferde im Hotel de Charoſt verlaſſen hatten, wollten ſich nach ihrer Wohnung begeben, und fanden eine Menge Volkes bey dem Gitter des Großmeiſters. Sie mußten ein Muſketenfeuer aushalten, das mehrere verwundete. Herr de la Blache, Deputirter von Dauphine, war Zeuge dieſer Begebenheit, und Herr de Mooges, Deputirter derſelben Provinz, erzählte mir, daß er geſehen, wie ein Detachement der Verſailler Miliz halb ſechs Uhr des Abends in der Gegend des königlichen Marſtalles auf drey oder vier Gardes du Corps gefeuert habe, von denen einer in ſeiner Gegenwart fiel. Die vornehmſten Officiere dieſer Miliz müſſen die Mittel beſtimmen können, durch welche die Empfindlichkeit gegen die Gardes du Corps gereizet worden. Nicht lange darnach, als dieſe ſich in ihr Hotel begeben hatten, ſtiegen ſie wieder zu Pferde und wollten nach dem Schloſſe, weil ſie gehört hatten, daß Alles von Paris im Anzuge ſey. Der größte Theil der Schottiſchen Kompagnie konnte nicht

von ihm. Hingegen iſt es erwieſen, daß auf alles, was nur einem Gardes du corps ähnlich ſah, gefeuert, und wie auf einen tollen Hund Jagd gemacht wurde. Noch verdient zur Geſchichte des 5ten Oktobers angemerkt zu werden, daß eine Menge Perſonen vom Militairſtande nach Verſailles kamen, und um die Ehre baten, in den Gliedern der Gardes du corps für die Erhaltung der königlichen Familie ſtreiten zu dürfen. Als Herr von Frondville (er iſt der 177ſte Zeuge im Zeugenverhör) dieſes der Königin meldete, und ſich von ihr einen Befehl erbat, dieſe braven Officiere mit Pferden aus den königlichen Ställen beritten zu machen, gab die Königin die ſchöne Antwort: „Ich will Ihnen den Befehl geben, den Sie verlangen, doch mit der Bedingung, daß Sie davon nur Gebrauch machen, wenn des Königs Leben in Gefahr iſt; bin ich aber allein in Gefahr, ſo verbiete ich es Ihnen.“ Edle Antwort, würdig der Tochter der großen Maria Thereſia!

davon benachrichtiget werden, und ſchloß ſich alſo auch nicht an das Korps an. Da die Gardes du Corps wußten, daß ſie auf dem Wege von Sceaux dem Artilleriefeuer ausgeſetzt ſeyn würden, das man da für ſie bereit hielte, ſo verſuchten ſie durch die Straßen von alt Verſailles und die Orangerie zu ziehen. Schon wie ſie ihre Pferde holen wollten, hatten ſie Schüſſe aus den Fenſtern und der Gaſſe aushalten müſſen. Sie begaben ſich in den Hof der Miniſter, wo ſie bis eilf Uhr Abends verblieben, bey Annäherung der Pariſer Miliz zogen ſie ſich auf die Terraſſe zurück, dann auf den tapis nud, und zwiſchen zwey und drey Uhr des Morgens nach Rambouillet. Kurz vor Mitternacht kam Herr de la Fayette mit der Pariſer Armee an, und erſchien in dem Saale der Nationalverſammlung. Ich hatte mich aus dem Schloſſe dahin begeben, und fand nur eine kleine Zahl Deputirte unter einer Menge Weiber. Die Herren Stadtbeamten hatte ich gebeten, die Deputirten durch den Trommelſchlag herbeyzurufen. Herr de la Fayette ſagte mir, das iſt eine neue Wendung der Aufwiegler. Nie hat man mehr Geld unter das Volk ausgetheilt. Der Brodmangel und das Feſt der Gardes du Corps ſind der Vorwand. Wie man den Aufſtand ſtillen wollte, ſo rief zu aller Erſtaunen jedermann, und vorzüglich die beſoldete Miliz, nach Verſailles, nach Verſailles. Unterdeſſen verſicherte er mir, daß ihr Plan ſcheitern würde, da er die Truppen mehreremalen ſchwören laſſen, dem Könige und der Nationalverſammlung treu zu ſeyn, und keine Gewaltthätigkeiten zu begünſtigen. Er fügte hinzu, ein gutes Mittel das Mißvergnügen des Pöbels zu ſtillen, würde die Entfernung des Regimentes Flandern ſeyn, und wenn man den König bewegen könnte, ein paar Worte zu Gunſten der Nationalkokarde zu ſagen, auch der alten Garde françoiſe ihre Stelle wieder einräumte. Richtig, und allgemein anerkannt iſt es, daß der Haß der Pariſer

Armee gegen die Gardes du Corps beruhiget ſchien, als ſie ſahe, daß man ſich nicht widerſetzte und auf Diſkretion ergab. Herr de la Fayette verließ mich, um zum König zu gehen, und einen Augenblick darauf erhielt ich von Sr. Majeſtät Befehl, daß ich mich auf das Schloß begeben und ſo viel Deputirte mitbringen ſollte, als ich verſammlen könnte. Ich bat alle die die gekommen waren, mich zu begleiten. Als wir zu dem König kamen, ſo hatte er ſchon Herrn de la Fayette geſehen, und ſchien ganz durch das beruhiget zu ſeyn, was ihm das Haupt der Pariſer Armee geſagt hatte. Kurz darauf, als wir uns zurückbegeben hatten, zogen zwey Kompagnien Pariſer Grenadire in dem Hofe der Miniſter mit klingenden Spiele auf, und bemächtigten ſich aller Poſten, die vorher von den Gardes du Corps beſetzt worden. Auch ihre Kaſernen wurden mit Pariſer Truppen angefüllt, und der übrige Theil derſelben zerſtreute ſich in die Kirchen beym Hotel der Gardes du Corps.

Die Folge der Begebenheiten führt mich auf den 6ten Oktober. Ungefähr zwanzig Gardes du Corps waren in ihrem Hotel geblieben. Ein Uhr und vierzig Minuten des Morgens hörte man Waffengetümmel, und zu gleicher Zeit wurde an die Thür geſchlagen. Man beſchloß, keinen Widerſtand zu thun. Zehn Gardes du Corps waren nach ihren Zimmern gegangen, und die andern zeigten ſich ohne Waffen. Herr Noel, Officier bey der Pariſer Garde, erſchien an der Spitze von fünfhundert Mann, und wurde mit vieler Höflichkeit nach ſeinem Begehren gefragt. Er hatte die Hand auf den Kolben einer Piſtole, und ſagte, wir kommen um von ihnen die Hoſpitalität für dieſe Nacht zu verlangen. Man geſtand ſie ihnen ohne Verzug zu, und der ganze Haufen zog in den Hof mit klingenden Spiele und fliegenden Fahnen. Während, daß man beſchäftiget war, ſie zu empfangen, kamen die übrigen zehn Gardes du Corps aus ihren Zimmern herunter, und ſahen, daß der Kolonne Leute mit Piken bewaffnet folgten. Sie näherten ſich einem Officier der zurückkam um Befehle auszugeben, und fragten ihn, was ſie zu thun hätten. Er antwortete, ſie möchten ſich geſchwinde aus dem Staube machen; hier wäre nicht viel zu reden; ſie verdunkelten ſie ganz beſonders; es ſey lange genug, daß ſie dieſes Haus beſäßen; zu gleicher Zeit riß er der Schildwache das Gewehr aus den Händen. Die zehn Gardes du Corps verließen das Hotel, und ein Abſchied voll beißender Einfälle folgte ihnen nach. Beym Herausgehen fanden ſie einen andern Haufen der dem Hotel gegen über aufgeſtellt war, und Kanonen, die darauf gerichtet waren. . Sie ſuchten Schutz bey einem Mann von der Pariſer Armee, der ihnen begegnete, und der ihnen ſein Mitleiden nicht verſagte. Er führte ſie in ein Wirthshaus für Fuhrleute, und geſtand ihnen, daß er mit Gewalt hergeſchleppt worden. Seinen Namen hat man mir nicht, aber doch ſo viel geſagt, daß es ein Zeichner von kleinem Wuchſe geweſen, der nicht weit von St. Germain l'Auxerrois wohnt, wo er einen Schwager hat der Tuchhändler iſt. Die zehn Gardes du Corps verkleideten ſich, entfernten ſich von Verſailles, erſchienen Nachmittags wieder, da der Frieden gemacht war, und ſchlieſen im nämlichen Wirthshauſe. Herr Buiſſon de Feydel, einer von ihnen, hörte früh ſieben Uhr, daß in einer an die ſeinige ſtoßenden Stube Leute vom 6ten Oktober und von einem Wechſel auf 50 Louisd'or ſprachen, den ſie für ihre vorige Dienſte erhalten, und von dem es einem nach der Theilung nicht mehr als zehn Livres getragen. Die Gardes du Corps, welche im Hotel geblieben waren, lebten mit der Pariſer Garde im beſten Einverſtändniſſe. Herr Noel antwortete auf die Frage, was die Urſache des Einmarſches der Pariſer Armee, und des Haſſes gegen die Garde des Königes ſey: was wollen ſie, man hat ausgeſagt, daß ſie bey einem großen Schmauſe die Nationalkokarde mit Füßen getreten und ſchrege aufgeſteckt, daß ſie auf die Nation geſchimpft hätten, und nichts gutes gegen ſie im Schilde führten. Es war leicht ſie des Gegentheiles zu überreden. Um zwey Uhr des Morgens legte ſich der König nieder, und alles was ſich im „Oeil de Boeuf“ befand, mußte wider Willen hinaus. In der Nationalverſammlung handelte man unterdeſſen einen Entwurf ab über Kriminalſachen, blos um ſich zu beſchäftigen und um ein Auge auf das zu haben, was vorfallen könnte. Weiber die in dem Saale waren, und verſchiedene Mannsperſonen die ſich unter ihnen befanden, unterbrachen die Redenden, und die Ordnung der Verſammlung. Drey Uhr des Morgens ließ mir Herr de la Fayette ſagen, daß er mich zu ſprechen wünſche. Ich bat die Herren Lally-Tolendal und de Clermont-Tonnere mir zu rapportiren, was er ihnen mittheilen würde. In dem Augenblicke, wo dieſes geſchah, ließ mir Herr von Mirabeau der ältere ein Billet zugehen, indem er verlangte, daß ich die Sitzung aufheben möchte. Die Herren Lally-Tolendal und de Clermont kamen um mir im Namen des Hrn. de la Fayette zu ſagen, daß Alles ruhig ſey, daß alle Poſten beſetzt und die nöthigen Befehle gegeben wären. Er ſey von den Geſinnungen ſeiner Truppen ſicher, da ſie alles erhalten, was ſie gewünſcht hätten, und würde ſich zur Ruhe begeben. Ich möchte ſeinem Beyſpiele folgen, er ſtünde für Alles. Damals wußte ich einen Theil der Umſtände nicht, die ich ſo eben erzählt habe, und willigte ein, die Sitzung zu beſchließen. Herr de la Fayette, den ich bey der Thür fand, wiederholte mir alle dieſe Beruhigungsgründe, gab mir „Rendezvous“ auf Morgen und verließ mich bey meinem Hauſe. Zu der Zeit war alles in der Gegend des Schloſſes ruhig.

Ich werde in meiner Erzählung mit dem fortfahren, was ſich am anderen Morgen zutrug, und wenigſtens das Wichtigſte in dem Maaße anzeigen, wie ich es von den Gardes du Corps erfahren habe, die Zeugen der Begebenheiten waren. Ein Viertel auf ſechſe zeigten ſich Haufen von Weibern und verlaufenen Kerlen auf dem Paradeplatz mit Trommeln und Fahnen, und vertheilten ſich ſo geſchwinde in verſchiedene Kolonnen, als wenn ſie durch Officiers befehliget wären.[12] Unbekannt iſt es, auf was Art ihnen der Hof der Miniſter eröfnet worden. Sie kamen halb ſechſe hinein und drangen mit wüthenden Geſchrey[13] durch den Hof der Prinzen, in den des Königes. Herr **Deshuttes** und **de Vaicourt**, die in dieſen Höfen Schildwacht ſtanden, wurden ermordet. Es würde überflüßig ſeyn, das zu wiederholen, was den Menſchen betrifft, der ihnen die Köpfe abſchnitte, und der dieſen und einen Theil des folgenden Tages in Paris und Verſailles ſich mit dem Blute brüſtete das ihn bedeckte. Nachdem dieſe Räuber die übrigen Schildwachen verjagt hatten, marſchirten ſie nach der großen Treppe, wo ſich ihnen die Garden entgegenſtellten. Abſcheuliche Reden wurden gehört. Die Garde bekam Befehl, nicht zu feuern, und ſie gehorchten, um nicht das Leben der königlichen Familie aufs Spiel zu ſetzen.

---

[12] Die Wachen der Pariſer Nationalgarde ließen die Mörder ins Schloß; die erſten dieſer Böſewichter, welche in den cour royale kamen, ſchienen Anfangs ſchüchtern und furchtſam, ſo mächtig wirkte auf ſie das Bewußtſeyn ihrer Schandthat, und ein Ueberreſt von Ehrfurcht für das Heiligthum ihrer Könige, das ſie zu entweihen im Begriff ſtanden.

[13] Sie ſagten öffentlich: Sie wollten das Herz der Königin eſſen; ihre Hände in ihrem warmen Blute waſchen; ſich Kokarden aus ihrem Eingeweide machen; einige zeigten weiße Servietten, die ſie mitgenommen, um ihre zerfleiſchten Glieder hinein zu wickeln; und was dergleichen kannibaliſche Ausdrucke mehr ſind!

Einer der Räuber, der unter einer Pariſer Uniform die traurigſte Geſtalt verbarg, wollte auf ſie ſchießen, traf aber einen ſeiner Gehülſen,[14] und der todte Körper wurde unter den Fenſtern des Königes der Menge als ein Opfer der Gardes du Corps gezeiget. Dieſe wurden nun von Saal zu Saal verfolgt, die Thüren der beyden erſteren erbrochen und mehrere Gardes du Corps verwundet. Sie mußten ſich in's „Oeil de Boeuf" zurückziehen, wo ſie die Thüre mit Bänken und Stühlen verrammelten. Unterdeſſen man von dieſer Seite angriff, waren andere in die Appartements der Königin eingedrungen, wo ſie aber erſt die Herrn Durepaire und Miomandre[15] zu Boden geſchlagen und für todt hatten liegen laſſen. Der letztere war vorzüglich mit Wunden bedeckt. Die Königin hatte kaum Zeit zum König zu fliehen, und die Räuber aufgebracht, daß ſie ihrer Wuth entgangen war, durchſtachen die Matrazzen und begiengen mehrere Unanſtändigkeiten, während daß die Gardes du Corps ſich im Oeil de Boeuf verſchanzt hatten. Ein Hauptmann von der Pariſer Garde, Namens de Boidee, und einige Grenadiere faßten den Entſchluß den Gardes du Corps das Leben zu retten und die königliche Familie in Sicherheit zu bringen. Nachdem ſie die erſteren Säle von Weibern und Kerlen geſäubert hatten, klopften ſie an die Thüre des Oeil de Boeuf, gaben ihre Abſicht zu erkennen, und ließen ſie öfnen. Herr de Mandalot, Marechal des Logis, ſagte zu Herrn de Boidet, wenn er anderthalb Stunden früher gekommen wäre, hätte er viel Abſcheulichkeiten hindern können; dieſer antwortete, die Grenadiere wären in den Kaſernen geweſen, hätten nicht gewußt, was im Schloſſe vorgienge, und kämen, da ſie davon unterrichtet worden, aus eigner Bewegung. Währenddaß ſich dieſes im Schloſſe zutrug, hatten die Gardes du Corps, die im Hotel geblieben waren, Herrn Noel gebethen, ſie zum König zu bringen, und dieſer wollte ſie an der Spitze eines Detachements von ſechzig Mann begleiten. Ihre Abſicht war, durch die Straße der Orangerie und den Hof der Prinzen ins Schloß zu kommen, aber ſie fanden bey den Marſtällen eine beträchtliche Menge von der Pariſer und Verſailler Garde, vermiſcht mit Leuten, die mit Piken bewaffnet waren. Dieſer Haufen ſchrie an die Laterne, und wollte die Gardes du Corps anhalten, um ſie auf der Stelle zu hängen. Herr Noel gab ſich alle mögliche Mühe, ſie zu retten, und verſicherte, daß er ſie zu Herrn de la Fayette führe. Man riß ihnen die Säbel von der Seite, und da ſie immer durch die Straße der Orangerie nach dem Schloſſe marſchirten, ſo kam eine Menge Einwohner aus den Häuſern und belud ſie mit Drohworten und Schmähungen. Der Zulauf war ſo groß, daß Herr Noel es nicht mehr in ſeiner Gewalt hatte, nach dem Schloß zu kommen, und nach den Paradeplatz umwenden mußte. So wie die Gardes du Corps erſchienen, erhob ſich ein fürchterliches Gebrülle. Sie ſahen einen Haufen Pariſer Grenadiere, verlangten zu ihnen geführt zu werden, und erklärten, daß ſie ſich nicht allein unter ihren Schutz begäben, ſondern auch zu ihren Kommandanten gebracht ſeyn wollten. Statt aller Antwort wurde geſchrien, an die Laterne, und in ihrer Gegenwart lange berathſchlaget, ob man ſie hier hängen oder köpfen, oder zu dem Ende nach Paris führen wolle. Das Ende war, daß man ſich für Verſailles entſchloß, und nun ſchrien einige nach Stricken, andere nach dem Kopfabſchneiden, als Herr de la Fayette mit zweyen Adjutanten zu Pferde erſchien. Meine Herren, ſagte er, ich habe dem König mein Ehrenwort gegeben, daß Niemanden, der Sr. Majeſtät angehört, Leid geſchehen ſoll. Dieſe Herrn ſind ſeine Gardes du Corps: wenn ihnen etwas begegnete, ſo würde ich es brechen und dann nicht mehr verdienen ihr Befehlshaber zu ſeyn. Sogleich wurde applaudirt, und verlangt, daß die Gardes du Corps den Eyd ſchwören ſollten. Das geſchah, und nun umarmte man ſie und führte aufs Schloß. Die Abſicht war General-Pardon für die Gardes du Corps zu erhalten, und daher zeigten ſich der König und [16]) die Königin mehreremalen auf dem Balkon und bäten um Gnade für ſie. Man rief ihnen zu: **allen Sündern Vergebung; mit dem König nach Paris!** [17]) Grenadiere und andere Soldaten der Parieſer Armee führten nach und nach Gardes du Corps herbey, die ſie aus den Händen der Räuber geriſſen hatten, und die, welche ſich im Oeil de Boeuf befanden, und hörten, daß der König nach Paris gienge, beſtanden darauf, ihn zu begleiten. Sie ließen den König bitten, daß er ihnen von Seiten des Volkes Sicherheit verſchaffen möchte, aber bald darauf hörten ſie das Geſchrey, es lebe der König! es leben die Gardes du Corps! wir wollen ſie ſehen. Herr von Mondalot, Marechal des Logis, wurde ihnen auf dem Balkon vorgeſtellt. Herr de la Fayette ſagte zu ihm, ſchwören ſie, und ließ ihn den Huth in die Höhe halten, ſo daß man die Kokarde von Paris ſehen konnte. Mehrere Gardes du Corps wurden auf die nähmliche Art vorgeſtellt, und das Volk verlangte ihre Hüthe und Bandeliere. Es erhielte ſie, und die Ausſöhnung war vollkommen.[18] Die Gardes du Corps tauſchten ihre Hüthe gegen Grenadiermützen, und begleiteten ſodann den König, einige zu Fuß, andere zu Pferde, die mehreſten aber unbewaffnet. Ich darf nicht vergeſſen, daß, als man mich zwiſchen acht und neun Uhr weckte, um mir die Vorfallenheiten der Nacht bekannt zu machen, ich ein Billet von Herrn Guilhermy, Deputirten von Caſtelnaudory erhielt, in dem er mich bat, ſeinen Bruder zu retten, der ſich in den Händen des Pöbels befände. Das geſchah kurz darauf von Grenadieren. Was die Anſtifter aller der Verbrechen betrifft, die ich erzählt habe, ſo kann ich ſie nicht anzeigen, indem ich nichts erfahren, was die Perſonen mit Gewißheit bezeichnete, die den 5ten die Köpfe erlegt, und mithin die Mordthaten des 6ten verurſacht haben.[19] Ich bemerke nur, daß einige

---

[14] Er iſt der einzige von dieſen Böſewichtern, welcher ſein Leben einbüßte. Verſchiedene wurden von ihren Kameraden bleſſirt, die vor der Grille auf dem Waffenplatze ſtanden, und beſtändig ins Schloß und in die Fenſter ſchoſſen. Ein Deputirter der um neun Uhr in die N. V. ging, und auf welchen geſchoſſen wurde, beklagte ſich darüber. „Ja, antwortete ein anderer, es wundert mich nicht, denn Sie haben ja keine zerriſſene Manſchette, und das Stück nicht auf den Ermel mit einer Nadel geſteckt." Beweis, daß die Demagogen Kennzeichen verabredet hatten.

[15] Einige nahmen ihnen die Uhren und Börſen aus den Taſchen.

---

[16]) Einer aus dem Haufen ſchlug auf die Königin an: aber das Ungeheuer hatte nur den ſchrecklichen Gedanken, und vollzog ihn nicht.

[17]) Es verdient aufbewahrt zu werden, was das für Leute waren, welche dem mächtigen Monarchen der Franzoſen geboten, nach Paris zu kommen. Einer der Zeugen, Namens Rabel, beſchreibt einen derſelben folgendergeſtalt: „Ein Mann, in einem grauen, auf der Schulter zerriſſenen, Wamms, den Hut auf dem Kopf, und eine Flinte in der Hand, rief dem Könige zu: „Wir wollen, ihr ſollt nach Paris kommen!“

Toll-

---

[18] Die Köpfe der beyden Gardes, Noricourt und des Huttes, welche bekanntlich im Triumph nach Paris getragen wurden, ließen die Mörder unterweges friſiren.

[19] Schwerlich werden unſre Leſer errathen, was Herr Chabrond, der Referent der Verbrechen dieſer beyden Tage, für eine Nutzanwendung daraus zieht. Il les livre à l'hiſtoire *pour l'inſtruction des races futures, et pour donner une leçon utile aux Rois, aux Courtiſans, et aux peuples.* Mit Unwillen ſetzt Herr Mounier hinzu: Il oſe donc auſſi parler de l'hiſtoire? Elle auroit ignoré ſon nom, ſans ſon rapport, mais on ne parlera jamais de tant d'horribles forfaits ſans nommer celui qui n'a pas rougi de ſe déclarer leur apologiſte; & le voilà condamné à une éternelle

hon-

Tollköpfe von Paris ſich des Einfluſſes gerühmt haben, den ſie bey dieſem Auflauf gehabt, und unter dieſe gehört ein gewiſſer **Marat**, in Rückſicht deſſen ich blos das wiederhole, was ſie haben drucken laſſen. Glaubwürdig iſt es mir, daß zwey Faktionen vorhanden waren, deren eine den Thron vergeben, die andere eine Republik errichten wollte, aber ich kann nicht behaupten, daß eine von ihnen den Auflauf des 5ten oder 6ten dirigirt hat, da ich mich hauptſächlich auf das einſchränken muß, was ſich auf die Klage bezieht, und nicht Erzählungen auf Vermuthungen bauen darf. 20)

---

honteuſe célébrité. Die Minorität der N. V. hat in einer Schrift, welche von 150 Mitgliedern unterzeichnet war, gegen den Ausſpruch der N. V. proteſtirt, welcher die Angeklagten frey ſprach, ſie führt den Titel: Compte rendu par une partie des membres de l'aſſemblée nationale, de leur opinion ſur le rapport de la procédure du Châtelet, & ſur le projet de décret propoſé par le comité des rapports, & adopté par l'A: N. dans la ſéance du 2. Octobre 1790. **Europa mag richten!** ſagen ſie am Schluß.

20) Noch eine letzte, aber wichtige Anmerkung: ſie betrifft den erſten Ausbruch der Revolution, und man findet ſie in den Zeugenverhören des Chatelet. Drey der Zeugen begnügten ſich nicht an Erklärungen wegen des 5. und 6. Octobers, ſondern ſie gingen noch über dieſe Auftritte, bis zum Urſprung der ganzen Empörung hinaus, und da erfährt man denn folgende data: „Das Comité Bréton hatte ſchon „längſt die Revolution von Julius 1789 beſchloſſen; hätte „der Hof nicht Neckern fortgeſchickt, ſo war man Willens, „das Palais Bourbon in Brand zu ſtecken. Man hatte vertraute Leute aus allen Regimentern, und war durch ſie „des Abfalls der Truppen gewiß." Und ſo erfährt denn Europa, was es ſchon geahndet, daß die Revolution das Werk einiger Mitglieder der N. V und die gebrauchten Vorwande nur zufällig waren, indem Alles vorher ſchon beredet und in Ermangelung jener Incidents durch andre Mittel bewerkſtelligt worden wäre. Das Comité Bréton iſt der jetzt ſo berühmte und allmächtige Club des Jacobins, welcher die N. V. dirigirt, und wie dieſe ſeinen Präſidenten, Secretaire, Comités, ja eine Comité de Recherches oder Inquiſitions-Tribunal hat.

VII.

Roman.

Geſtändniſſe des Grafen von * * *
(nach der 6ten Ausgabe).

Anmerkung.

Der Verfaſſer dieſes Romans, **Carl Duclos**, Mitglied der franzöſiſchen Akademie, und der Akademie der Inſchriften, wurde zu **Dinan** in **Bretagne** gegen das Ende des Jahrs 1705 gebohren, und ſtarb zu **Paris** im Winter 1772. Nach Voltair's Abgang erhielt er die Stelle eines Hiſtoriographe de France. Dieſer Gelehrte, der eben ſo ſehr durch die Sonderlingheit ſeiner Sitten, als die Güte ſeiner Feder berühmt wurde, hatte von der Natur einen geraden und gründlichen Verſtand, eine edle und feſte Seele, eine männliche Freymüthigkeit, die Gabe die Menſchen zu kennen, und die noch ſeltenere ſie zu ſchildern, empfangen. Er war der Gönner und Freund von J. J. Rouſſeau, er unterſtützte und leitete ſein Genie, und Rouſſeau bezeigte ſeine Dankbarkeit ſeinem Wohlthäter durch die Zueignung ſeines Devin du village.

Unter den vielen Schriften des **Duclos** zeichnen ſich vorzüglich ſeine Conſidérations ſur les moeurs, und die confeſſions du comte de * * * aus. Den Ruf dieſes letztern Romans beweiſen ſowohl die vielen Auflagen, als folgende Anekdote, die man in dem 7ten Buche der neuen Confeſſions de J. J. Rouſſeau findet.

Als Rouſſeau zu Paris als ein Jüngling der Frau von Broglio vorgeſtellt und empfohlen wurde, gab ſie ihm, um ſeine Unerfahrenheit zu leiten, die Confeſſions du comte de * * *. „Dieſes Buch, ſagte ſie, iſt ein Mentor, den ſie in der Welt nöthig haben werden. Sie werden wohl thun, wenn Sie ſich zuweilen darin Rath erhohlen.“ Die Erinnerung an dieſe Confeſſions veranlaßte Rouſſeau, in der Folge ſeine eigene unter gleichem Titel zu ſchreiben. — —

Ob bereits eine ältere deutſche Ueberſetzung von dieſem Roman vorhanden ſey? iſt mir unbekannt. Auf jeden Fall aber verdient er gewiß vor vielen andern dem deutſchen Publikum wieder vorgelegt zu werden.

R.

Der Roman.

Warum wollen Sie mich meiner Einſamkeit entreißen und meine Ruhe ſtören? Sie können ſich nicht überreden, daß ich ſo feſt zum Landleben entſchloſſen ſeyn ſollte? Ich bin erſt ein Jahr auf dem Lande, und meine Beharrlichkeit ſetzt Sie in Erſtaunen? Wie iſt es möglich, ſagen Sie, daß man der Welt ſo ganz entſagen kann, wenn man ſich ſo lange von ihrem Strome hat fortreißen laſſen. Sie glauben, daß ich ſie vermiſſen und in manchen Augenblicken ihre Unentbehrlichkeit empfinden müſſe? Ich wundre mich weniger über Ihre Geſinnungen, als Sie ſich über die meinigen wundern. In Ihrem Alter, und bey ſo vielen Anſprüchen ſich in der Welt zu gefallen, würde es ſehr ſchwer halten, daß ſie Ihnen verhaßt wäre. Aber ich, ich ſehe es als ein Glück an, daß ſie mir zuwider geworden iſt, ehe ich ihr ſelbſt zur Laſt wurde. Ich bin noch nicht vierzig Jahre alt, und habe die Freuden erſchöpft, die ihre Neuheit Ihnen unerſchöpflich ſchildert. Ich habe die Welt, und ſelbſt die Liebe, abgenuzt, wie man ein Kleid abnuzt. Alle blinde und aufrühreriſche Leidenſchaften ſind todt in meinem Herzen. Freylich habe ich dadurch einige Freuden eingebüßt, aber ich bin auch frey von allen den Mühſeligkeiten, welche ſie begleiten, und deren Zahl weit größer iſt. Dieſe Ruhe, oder um mich Ihren Ideen angemeßner auszudrücken, dieſe Art Unempfindlichkeit iſt eine ſehr vortheilhafte Entſchädigung, und vielleicht das einzige Glück, deſſen der Menſch fähig iſt.

Glauben Sie ja nicht, daß ich deswegen aller Freuden beraubt bin. Ich genieße unaufhörlich eine Freude, die eben ſo inniglich, aber reiner, als die übrige iſt, den Reiz der Freundſchaft. Sie müſſen Ihren Werth kennen, denn Sie ſind geſchaffen ſie zu fühlen, weil Sie ſo würdig ſind, ſie ſelbſt einzuflößen. Ich habe einen treuen Freund, der meine Einſamkeit mit mir theilt, der mir ſtatt Alles iſt, und mich folglich verhindert, das Geringſte zu miſſen. Sie werden es ſich nicht vorſtellen können, daß ein Freund im Stand ſey, für die Welt ſchadlos zu halten, aber troz des Abſcheus, welchen Sie jezt vor Abgeſchiedenheit von der Welt haben, wird doch eine Zeit kommen, wo ſie ſolche als ein Gut ſchätzen lernen werden. Ich habe wie Sie gedacht, ich habe mich in derſelben Lage befunden; glauben Sie alſo, daß Sie auch dahin kommen werden, wo ich jezt bin.

Um Sie von dem, was ich behaupte, zu überzeugen, iſt mir die Luſt angekommen, ihnen eine umſtändliche Schilderung der Begebenheiten und beſondern Vorfälle zu entwerfen, welche mich von der Welt abwendig gemacht haben. Dieſe Erzählung ſoll ein treues Geſtändniß der Verirrungen und Fehltritte meiner Jugend ſeyn, das Ihnen zur Lehre dienen kann. Mit meiner Abkunft und meiner Familie brauche ich Sie nicht bekannt zu machen, denn Sie kennen ſie ſo gut als ich, da wir verwandt ſind.

Da ich durch meine Geburt beſtimmt war am Hofe zu leben, ſo wurde ich, wie alle meines Gleichen, das heißt, ſehr ſchlecht erzogen. In meiner Kindheit gab man mir einen Informator, um mir die lateiniſche Sprache zu lehren, die er mir nicht lehrte: und einige Jahre darauf wurde ich einem Hofmeiſter übergeben, um mich in dem Ton der großen Welt zu unterrichten, den er nicht kannte.

Weil man mich dieſen beyden Herrn bloß überantwortet hatte, um die Mode mitzumachen, ſo wurde ich ſie auch auf eben die Art bald wieder los. Mein Informator bekam eine Ohrfeige von einem Kammermädchen, dem meine Mutter einige geheime Verbindlichkeiten ſchuldig war. Unterdeſſen hielt ſie die Dankbarkeit doch nicht ab, einen großen Lärm zu erheben; ſie mißbilligte überlaut eine ſolche Inſolenz, und rieth dem Herrn Abbé, ſeinen Abſchied zu nehmen, um ihr nicht wieder ausgeſetzt zu ſeyn.

Mein Hofmeiſter wurde ganz anders behandelt; er war einſchmeichelnd und höflich, und fand Gnade vor den Augen der Favoritin meiner Mutter. Während er über meine Erziehung wachte, fing er damit an, dem Mädchen ein Kind zu machen, und ſie zuletzt zu heyrathen. Meine Mutter verſorgte beyde, und ich gewann auch dabey; denn ich wurde mir ſelbſt in einem Alter überlaſſen, wo ein Hofmeiſter am allernöthigſten ſeyn würde, wenn dieſes Handwerk ſo geehrt wäre, daß geſchickte Männer ſich damit abgäben.

Aus dem Gebrauch den ich von meiner Freyheit machte, wird man bald ſehen, ob ich verdiente ſie zu genießen. Ich wurde auf die Akademie gethan, um mich in den Leibesübungen zu bilden. Als ich die Akademie bald wieder verlaſſen ſollte, holte mich eine von meinen Verwandtinnen ab, die ſich ein gewiſſes Anſehn über mich herausnahm, um mich mit ſich aufs Land zu einer von ihren guten Freundinnen zu nehmen. Ich wurde da ſehr gut empfangen. Man liebt junge Leute an ſich, und die Damen mögen ihnen gern Gelegenheit und Erleichterung verſchaffen, ihre Denkungsart an Tag zu legen.

Ich beantwortete alle ihre Fragen. Meine Lebhaftigkeit gefiel ihnen, und als ich merkte, daß ich ſie durch das Feuer meiner Ideen beluſtigte, ſo überließ ich mich ihm noch mehr. Den andern Tag kamen einige Damen von Paris, und brachten, theils ihre Männer, theils ihre Liebhaber, theils beyde zugleich mit.

Die Markiſe von Valcourt, die zwar nicht mehr jung aber äußerſt liebenswürdig war, nutzte begierig die Spöttereyen, womit man mich voppte, und unter dem Vorwand, der Frau vom Hauſe ſich gefällig zu bezeugen, die ſich dafür zu intereſſiren ſchien, verlangte ſie, daß ich beſtändig um ihr ſeyn ſollte. Bald erklärte ſie mich für ihren Paſtorſido, und ich nahm willig dieſes Aemtchen an; bey'm Spaziergehn gab ich ihr den Arm, bey Tiſche ſaß ich neben ihr, und dieſe Unverdroſſenheit mit der ich ihr die Aufwartung machte, wurde bald der Gegenſtand der allgemeinen Neckerey. Ich fand mich in dieſem Scherz mit mehr Anſtand, als von einem Kinde zu erwarten war; das noch gar keine Weltkenntniß hatte. Unterdeſſen fingen ſich an allerhand Begierden und Wünſche in mir zu regen, die ich nicht zu äußern wagte, und nur noch unvollkommen ahndete. Ich hatte einige Romane geleſen, und glaubte mich verliebt. Das Vergnügen, ſich von einer hübſchen Frau ſchön thun zu ſehn, und der Eindruck, den Juweelen, Wohlgerüche, und ſonderlich ein Buſen, der wunderſchön war, auf einen jungen Menſchen machen, erhitzte meine Einbildungskraft. Das verführeriſche Weſen einer Dame, der die große Welt, jene Ungezwungenheit und jene Freyheiten gegeben hatte, die man ſelten in niederern Klaſſen antrifft, verſetzten mich in eine Lage, die ganz neu für mich war. Meine Wünſche entgingen der Markiſe nicht; ſie nahm ſie beſſer wahr, als ich ſelbſt; und ſie nahm ſich vor, über dieſen Punkt mir die erſten Lehren zu geben.

„Liebe, ſagte ſie zu mir, hat ihren Sitz nur im Herzen; ſie iſt das einzige Princip unſrer Freuden; in ihr vereinigt ſich die Quelle unſrer Empfindungen und Delikateſſe.“ Ich begriff nicht ein Wort von dieſen Reden, ſo wenig als von hunderttauſend andern, die das Gepräge einer Metaphyſik führten, welche damals im Ton der großen Welt herrſchte, und im gemeinen Leben ſo wenig üblich iſt. Ich war zufriedener mit den kleinen Geheimniſſen, die ſie mir von Zeit zu Zeit anvertraute, um meine Verſchwiegenheit auf die Probe zu ſtellen. Sie ſchmeichelten mir. Ein junger Menſch iſt entzückt, wenn er ſich für etwas von Bedeutung in der Geſellſchaft halten kann. Sie that hierauf verſchiedene Fragen an mich, welche Bezug auf die Eyferſucht hatten. Sie wollte wiſſen, was ich von einem ziemlich liebenswürdigen Menſchen dächte, der mit ihr gekommen war, und von dem ich nachher erfuhr, daß er ihr Liebhaber ſey. Allein ob er gleich höchſtens vierzig Jahr war, kam er mir doch ſo alt vor, daß ich weit entfernt war, mir einzubilden, daß er mit ihr auf einem andern Fuß, als dem freundſchaftlichen, ſeyn könnte. Unterdeſſen ſtand er mit ihr auf einem ſehr vertrauten; zwar, in dieſem Augenblicke behielt ſie ihn bloß aus Gewohnheit bey, und beſtimmte mich, aus Neigung, zu ſeinem Nachfolger, oder wenigſtens zu ſeinem Gehülfen. Wenn ich ſie daher fragte, warum ſie ſich von ihm ſo manche bittere und beißende Reden gefallen ließ, die mir aufgefallen waren, ſo gab ſie zur Antwort, als vertrauter Freund ihres verſtorbenen Mannes habe er ſich dieſes Recht vorbehalten. Dieſe Antwort befriedigte mich, und meine Neugier ging nicht weiter. Oft machte ſie mir Vorwürfe, daß ich nicht Sorgfalt genug auf meinen Anzug wendete, und wenn ich von der Jagd kam, ſo nahm ſie meine Haare in die Hand, unter dem Vorwand, ſie wieder zurecht zu machen, ließ mich an ihre Toilette ſetzen, und wollte mich ſelbſt pudern und friſiren. Weil ſie alle Liebkoſungen, die ſie mir erwieß, mit der Freundſchaft, die ſie für meine Verwandte habe, und den Verbindungen beſchönigte, in der ſie mit meiner ganzen Familie ſtände, ſo ſchrieb ich nie mir ſelbſt ihre Gütigkeiten zu, und oft iſt mir nachher eingefallen, wie ungeduldig ich ſie machen mußte. Sie zwang ſich aber, denn ſie fürchtete lächerlich durch eine Liebe zu werden, die wegen des großen Unterſchieds im Alter für eine Thorheit gegolten haben würde. Sie wußte überdieß, daß ihr Liebhaber helle Augen hatte; ſein Verluſt würde ihr nicht Leid gethan haben, allein ſie ſcheute ſich für das Aufſehn, das ein Bruch gemacht haben würde.

Dieſe Betrachtungen machten, daß die Marquiſe zurückhaltender gegen mich wurde. Ich merkte es, und beklagte mich, aber mehr im Ton der Ehrfurcht als der Liebe. Um mich zu tröſten, gab ſie mir das Wort, daß ich ſie zu Paris wiederſehn ſollte, wenn ich fortführe, mich ihrer Leitung zu überlaſſen, und verſprach mir einen Kuß, ſo oft ich mich ihren Lehren folgſam bezeigen würde.

Als wir wieder nach Paris zurückkamen, beſuchte ich ſie. Bey den zwey oder drey erſten Viſiten unterhielt ſie mich bloß von Dingen, die meine Aufführung in der großen Welt betrafen. Sie wollte, ſagte ſie, meine beſte Freundin ſeyn. Einsmal aber beſtellte ſie mich auf den andern Tag, um ſieben Uhr Abends wieder. Ich verfehlte nicht mich einzufinden. Ich traf ſie auf einem Schlafſtuhl, und an einen Haufen Kiſſen gelehnt, an. Das Zimmer erfüllte ein lieblicher Wohlgeruch, und zwanzig Kerzen verbreiteten eine unbeſchreibliche Hellung. Aber alle meine Aufmerkſamkeit zog ein Buſen auf ſich, der ziemlich entblößt war. Die Markiſe befand ſich in einem geſchmackvollen Deſabille; — die Begierde zu gefallen, und mich kühner zu machen, hatte ihre Stellung geordnet. Alle dieſe Gegenſtände wirkten heftig auf mich, und ich empfand Begierden, die um ſo heftiger wurden, weil ich ſie zu verbergen ſuchte. Ich ſchwieg einige Zeit; ich fühlte wohl, wie lächerlich dieſes Stillſchweigen war, allein ich wußte nicht, wie ich es unterbrechen ſollte. „Sind Sie gern bey mir?“ fragte mich die Markiſe. — „Ach, gnädige Frau, ich bin entzückt darüber!“ antwortete ich mit Feuer. — „Sie ſollen dieſen Abend bey mir ſpeiſen; niemand wird uns ſtören, und wir können in voller Freyheit mit einander plaudern.“ Sie begleitete dieſe Worte mit einem feurigen Blick. „Ich bin kein großer Sprecher, gab ich zur Antwort, aber warum erlauben Sie mir nicht mehr, Sie umarmen zu dürfen, wie Sie es mir auf dem Lande erlaubten?“ — „Warum? erwiederte Sie; weil, wenn Sie einmal anfangen, Sie kein Ende machen.“

Ich verſprach ihr, aufzuhören, ſobald es ihr zur Laſt ſeyn würde; und da mich ihr Schweigen zu berechtigen ſchien, ſo küßte ich ſie nicht allein, ſondern ich wagte es auch ihren Buſen zu berühren. Meine Begierden wurden immer glühender und glühender; die Markiſe billigte durch ihr zärtliches Stillſchweigen alle meine Handlungen, und da ich ſah, daß ſie ſich alles gefallen ließ, und mir nicht den mindeſten Widerſtand entgegenſetzte, ſo ſtürzte ich mich auf ſie mit all' dem Feuer meines Alters, das mehr nach ihrem Geſchmack war, als die zärtlichſte Liebe. Ich fürchtete, ſie möchte böſe werden; allein ein ſchmachtender Blick der Markiſe, und ihre Arme, die ſich noch feſter um mich ſchlangen, belehrten mich eines beſſern. Ich überließ mich nun ganz der Trunkenheit des Vergnügens, und wir unterbrachen es nicht eher, als bis wir uns zu Tiſche ſetzten.

Wir blieben nicht lange ſitzen; ich ließ der Markiſe keine Zeit viel zu reden oder zu empfindeln. Den andern Morgen brachte mir ein Bedienter ein ſehr zärtliches Billet. Dieſe Aufmerkſamkeit entzückte mich; ich bildete mir ein, ſie wäre bloß für mich erdacht worden. Ich fühlte, daß ich darauf antworten müßte, und ich glaube, daß meine Antwort höchſt lächerlich klang, allein die Markiſe fand ſie allerliebſt. In den erſten Tagen war ich bloß mit meinem guten Glück, und der Freude beſchäftigt, eine Frau von Stande zur Geliebten zu haben. Ich bildete mir ein, daß jedermann es merken, und mir mein Glück und Ruhm in den Augen leſen müßte. Dieſes hielt mich ab, gegen meine Freunde davon zu ſprechen, ob mir gleich die Verſuchung ſehr oft davon anwandelte. Aber kurz darauf fand ich, daß die Markiſe mich nicht öffentlich genug für ihren Liebhaber anerkenne, und nicht oft genug ins Schauſpiel gehe, wo ich, ohne eine Unbeſcheidenheit zu verſchulden, meinen Freunden mein Glück hätte ahnden laſſen können.

Vergebens ſtellte ſie mir das Angenehme des Geheimnißreichen vor; ich wurde bloß von Sinnlichkeit und Eitelkeit beherrſcht, und glaubte alle mögliche Delikateſſe befriedigt zu haben, wenn ich ihre und meine Begierden ſtillte.

Als im Winter jedermann wieder vom Lande nach Paris zurückkam, gab die Markiſe, um die Einſamkeit zu unterbrechen, die mir, wie ſie ſah, ſo unausſtehlich fiel, verſchiedene Soupers. Unter den Damen, die zu ihr kamen, befand ſich eine, die immer ihren Scherz und ihr Genecke mit mir trieb, was ich ziemlich lebhaft erwiederte. Die Markiſe von **Valcourt** hatte zu viel Erfahrung, um es nicht zu merken. Sie beklagte ſich gegen mich, und ich nahm das ſehr übel auf. Ich gab ihr zur Antwort, ich fände es ſonderbar, daß ſie mir ſo vielen Zwang anthun, und mir nicht einmal erlauben wollte, mit ihren Freundinnen ſprechen oder ſcherzen zu dürfen. Eyferſucht ergriff die Markiſe, und ſie ſchonte nun nichts mehr. Bald affiſchirte ſie öffentlich ihre Leidenſchaft für mich; ſie erſchien ohne mich nie im Schauſpiel, und ſoupirte nie in einem Hauſe, ohne mich bitten zu laſſen. Ein ſo öffentliches Geſtändniß war ſehr nach meinem Geſchmack, weil es meiner Eitelkeit ſchmeichelte. Einige Tage darauf fand ſich Frau von Rumigny, (ſo hieß die Dame, die mir ſo viel Avanſen gemacht hatte) pikirt. Ihre Ehre war dabey im Spiel, daß ſie ihre Abſichten auf mich durchſetzte. Bey Damen aus der großen Welt bringen manche Dinge, die höchſt verſchieden ſcheinen, einerley Wirkungen hervor, und Eitelkeit beherrſcht ſie ſo ſehr als Liebe.

Die Markiſe verſchloß ihrer Rivalin die Thüre: der Bruch machte Aufſehn, und Frau von Rumigni bat mich, in einem ſehr ſimpeln Billette, zu ihr zu kommen. Frau von Valcourt hatte ſich zwar von mir verſprechen laſſen, nie einen Schritt über ihre Schwelle zu ſetzen, allein ich glaubte, mich nicht an mein Wort gebunden. Ich eilte alſo dahin, und Frau von Rumigni, nachdem ſie manchen bittern und treffenden Spott über Frau von Valcourt ausgeſchüttet hatte, beklagte mich über meine Anhänglichkeit an einer Frau, die mich wie einen Sklaven behandle. Sie unterrichtete mich von allen den wahren oder erdichteten Abentheuern, welche die Welt der Markiſe Schuld gab. Das Böſe, das man uns von einer Geliebte ſagt, iſt nicht wegen des erſten Eindrucks, ſondern wegen des Vorwands gefährlich, den es in der Folge dem Ueberdruß und allen Ungerechtigkeiten des Liebhabers an die Hand giebt.

Frau von Rumigni war mit dieſem erſten gethanen Schritt zufrieden, und bat mich, ſie wieder zu beſuchen, indem ſie mich verſicherte, daß ſie nichts dazu antriebe, als ihre Freundſchaft für mich. Ich kam zur Markiſe zurück, allein in einer ganz andern Stimmung, als vorher.

Sie wurde es gewahr, und gerieth in Unruhe. Aber ihre Empfindungen für mich rührten mich nicht mehr; ich fühlte bloß das Langweilige und Widrige eines einförmigen Vergnügens. Ich ging oft zur Rumigni, die ihren Plan ſtandhaft verfolgte; und es währte nicht lange, ſo empfand ich für ſie, was ich für die Markiſe empfunden; das heißt, Begierden. Die Erfahrung, die ich ſchon erlangt hatte, machte mich dringend, aber ehe ſie ſich ergab, ſagte Frau von Rumigni zu mir: „Ich verlange, daß die Markiſe mir aufgeopfert wird, und zwar auf die auffallendſte Art, und wie ich es vorſchreiben werde. Unſer Bruch hat zu viel Aufſehn gemacht, als daß meine Rache unbekannt bleiben dürfte.“ Ich wollte ihr einige Vorſtellungen machen, aber ſie ſchwur mir zu, daß ſie mich in ihrem Leben nicht wieder vor ſich laſſen würde, wenn ich einen Augenblick anſtände. Mein Entſchluß war bald genommen; ich willigte in Alles. Ich ſchickte der Markiſe ihre Briefe und ihr Portrait mit einem Billet zurück, das wahrſcheinlich höchſt impertinent war, denn die Rumigni hatte es mir diktirt. Mit einem Worte, ich verließ die Markiſe, und das nicht auf die feinſte Weiſe. Unterdeſſen geſchah es nicht ohne heimliche Vorwürfe meines Gewiſſens. Vergebens ſucht man ſich ein Blendwerk vorzumachen, als ob man es bey Liebſchaften mit Rechtſchaffenheit und Aufrichtigkeit nicht ſo genau nehmen dürfe. Ich war noch ganz neu in meinen Grundſätzen; die Welt hatte mir noch nicht gelehrt, mit Meineiden zu ſpielen. Frau von Rumigni, der ich kein Hehl aus meinen Gewiſſensbiſſen machte, trug Sorge ſie zu ſtillen. Die Weiber haben keine ärgern Feinde, als die Weiber.

Frau von Rumigni ließ mich nicht länger ſchmachten. Den Tag darauf verlangte ſie, daß ich mit ihr in die Oper, in die große Loge gehn ſollte. Ich war es zufrieden; ihr Triumph war mein eigner. Die Markiſe befand ſich an dem heymlichen Abend daſelbſt. Sie war ſehr gepußt, und bloß aus der Abſicht dahin gekommen, die Gerüchte die im Publikum gingen Lügen zu zeihen. Ein ſolcher Schritt iſt ein Hauptſtreich an einem Tage, wo man von ſeinem Liebhaber verlaſſen worden iſt. Aber ich ſah ihren heimlichen Kummer durchſcheinen. Sie ſchrieb an mich; ſie lief mir nach; kurz, ſie that Alles, was die Wuth unglücklicher Liebe zu thun eingiebt, aber faſt immer ohne Erfolg verſucht. Sie compermittirte ſich noch mehr, als ſchon geſchehn war. Doch Frau von **Rumigni**, die zu gut die Folgen dieſer erſten Augenblicke kannte, ließ mich nicht aus den Augen. Einige Zeit lebte ich mit der **Rumigni**, wie ich mit der **Valcourt** gelebt hatte, und wurde ſie noch geſchwinder überdrüßig. Meine beyden erſten Liebesabentheuer ſchienen nicht viel Beſtändigkeit zu verrathen. Die Folge wird lehren, ob ſie recht geweiſſagt haben.

Frau von **Rumigni** fing alſo an, mir ſehr zur Laſt zu werden, als ich unter den *) **Mousquetairen** aufgenommen wurde. Meine Kompagnie marſchirte nach Flandern, wo ich meinen erſten Feldzug that. Vor meinem Marſch brachte ich drey Tage bey der **Rumigni** auf eine Art zu, die ſie lebhaft an mich erinnern mußte. Ich mußte ihr verſprechen ihr zu ſchreiben, allein kaum hatte ich ſie aus dem Geſicht, ſo dachte ich nicht mehr daran.

Nach

---

*) **St. Germain** hob unter **Ludwig** XV. dieſe beyden Compagnien junge Krieger auf, die unter **Ludwig** XIV. in ſo manchen Schlachten, und bey ſo manchen Belagerungen den Ausſchlag gegeben hatten, und das Schrecken der Feinde, wie zu Paris das Schrecken der Ehemänner waren. Wie manche Folgen doch an manchen unüberlegten Schritten hängen! Hätte **St. Germain** nicht das **königl. Haus** abgedankt, das aus lauter Edelleuten und treuen geübten Kriegern beſtand, ſo ſtände vielleicht **Ludwig** XVI. jetzt nicht unter dem Backel des Tiers état und der Volkstribunen!

Nach dem Feldzug kehrte die Kompagnie nach Paris zurück, wo ich den Winter zubrachte. Ich beſuchte nicht einmal die Rumigni. Das Leben, das ich mit meinen Kamaraden führte, ſchien mir große Vorzüge vor dem Zwang des Umgangs mit Damen von Stande zu haben. Ich bekümmerte mich um keine Liebſchaft, die Aufmerkſamkeit und Sorgfalt heiſchte, und folgte dem Sittenbeyſpiel andrer Mouquetaire von meinem Alter.

Als der Frühling anbrach, trug mir der Marſchall von Vendome, dem meine Familie vorzüglich ergeben war, eine Flügeladjudantenſtelle an. Ich ging den Vorſchlag mit Freuden ein, und begleitete ihn nach Spanien. Ich war einzig damit beſchäftigt, meine Schuldigkeit zu thun, und bezeigte die größte Anhänglichkeit an dieſem Herrn, das heißt, am Soldatenſtand, denn anders konnte man ſich nicht bey ihm empfehlen.

Er war ſo zufrieden mit meinem Dienſteyfer, daß er mich ſeines Schutzes würdigte, und mir bald ein Regiment auswirkte, an deſſen Spitze ich der Schlacht bey Villa-Vitioſa beywohnte, wo Vendome den Staremberg ſchlug.

Nach dieſem Sieg, der die ſpaniſche Krone Philipp dem V. auf's Haupt ſetzte, kam mein Regiment nach Toledo ins Quartier. Weil es ſchwer hielt, Urlaub zu bekommen, ſo blieb ich bey meinem Regimente, um die Soldaten im Zaum zu halten, und deren Unordnungen vorzubeugen, welche ſich durch die vorgefaßte Meynung, welche einige Spanier gegen die Franzoſen hegten, in dieſem Lande mit jedem Augenblick ſo leicht anſpinnen konnten. Aus Eyferſucht oder Unwiſſenheit machten ſonderlich die Mönche den Frauenzimmern weiß, daß die Franzoſen Ketzer wären. Religionsunterſchied bey einem ſo wenig aufgeklärten Volke iſt nicht der Weg die Gemüther einander näher zu bringen. Auch lebte ich in der gröſten Einſamkeit.

Als ich an einem Abend durch eine abgelegene Gaſſe nach Hauſe ging, redete mich eine Weibsperſon an, die ſich in ihre Manta gehüllt hatte. „Signor Cavallero! ſagte ſie, eine Dame wünſchte eine Unterredung mit Ihnen zu haben. Finden Sie ſich Morgen um eilf Uhr in der groſſen Kirche ein!“ — Ich nahm das Rendezvous an. Den andern Morgen wendete ich mehr Sorgfalt, als gewöhnlich, auf meinen Putz, und verfügte mich an den beſtimmten Ort. Ich ſah da lauter Damen in ſchwarze Manta's gehüllt, unter welchen ich eine bemerkte, die ſich in der Mitte von zwey andern durch ihren majeſtätiſchen Wuchs auszeichnete. Sie knieten alle drey bey mir nieder, zogen große Roſenkränze hervor, verbückten ſich einigemal ſehr andächtig, und ich hörte eine Stimme, die mir zuflüſterte: „Finden Sie ſich dieſen Abend zur Gebetſtunde am Tago ein, und folgen ſie der Perſon, die ihnen einen Strauß bringen wird. Adje! verlaſſen Sie jetzt die Kirche, und verrathen Sie nicht die mindeſte Neugier!“ — Der Ton dieſer Stimme hate ſo etwas einſchmeichelndes, daß ich aufs innigſte bewegt wurde. Ich begab mich zwey Stunden früher, als mir befohlen worden war, an den Tago, und die Perſon mit dem Strauß erſchien. Sie hieß mir ihr zu folgen, und ich gehorchte. Es war Nacht, und nachdem wir eine Weile gegangen waren, kamen wir zu einer Kaleſche, in welche wir uns ſetzten.

„Ihre Jugend und Ihre Geſtalt, ſagte das Frauenzimmer zu mir, haben einen lebhaften Eindruck auf das Herz meiner Gebieterin der Donna Antonia, gewirkt. Die Liebe macht ſie gegen alle Gefahren einer Zuſammenkunft blind, und man liebt ſie, ohngeachtet ſie von einer andern Religion ſind. Welch' ein Troſt würde es für Donna Antonia ſeyn, wenn ihr Beyſpiel und ihre Ermahmahnungen Sie in den Schoos der Kirche zurückbringen könnten! Ich bin ihre Amme: ſchließen Sie nun, wie lieb ſie mir ſeyn muß; aber die Hoffnung Ihrer Bekehrung hat mehr Antheil an dem Schritt, den ich jetzt thue, als meine Zärtlichkeit für Donna Antonia. In wenigen Augenblicken werden Sie ſich von der Schönheit meiner Gebieterin überzeugen können. Sie befindet ſich in einem Hauſe, das mir gehört. Machen Sie ſich würdig, das Herz der ſchönſten Donna von Spanien zu beſitzen!"

So unruhig und bewegt ich auch über die Neuheit meiner gegenwärtigen Lage war, ſo fühlte ich doch das ganze Sonderbare dieſer Unterredung, und dachte über dieſen Unterſchied der Sitten nach, als unſer Wagen in einem kleinen Hofe ſtill hielt.

(Die Fortſetzung folgt.)

VIII.

Miſcellaneen.

I.

Fabeln.

Die Lichtflamme und das Licht.

1.

Grauſame, rief das faſt abgebrannte Licht der Flamme zu, kennſt du denn kein Mitleiden, höre wenigſtens jetzt auf an meinem Marke zu zehren. „Thor, erwiederte die Flamme, ſoll ich denn ſelbſt eher umkommen, damit nur du verſchont werdeſt?“ Ihr Publiciſten ſoll der Fürſt nothleiden damit ſeine Unterthanen ſchwelgen können?

2.

Kaum war das Talg alles geſchmolzen, als die Flamme verloſch, „da könnt ihr ſehn, was herauskommt, rief eine Kreuzſpinne, wenn man von eignem Fette zehrt.“ Immer doch mehr, ſagte ein im Zimmer befindlicher Hänfling, als wenn man andre ausſaugt.

Eine Moral vielleicht, die die Menſchen nicht kennen, die aber dem Werth nach, manchem Compilator bekannt ſeyn müßte.

Der Eſel und der Löwe.

1.

Am Hofe des Löwen beſchwerte ſich der Eſel, daß man ihn nicht beförderte, ob gleich er die Ehre habe, Landsmann des Löwen zu ſeyn. „Halte dich ruhig, erwiederte der Löwe, ſo lange ich Pferde anſtellen kann, bedarf ich der Eſel nicht, wären ſie auch immer meine Landsleute.“

2.

Man gab dem Eſel endlich ein Nachtwächteramt, und er fand Neider. Der Kauz beſchwerte ſich, daß man ihm die Stelle nicht gäbe, da er doch auch gut ſchreye.

„Tröſte dich, ſagte der Löwe, zum Wächteramt fehlt dir die Stärke, aber werde Broſchürenſchreiber.“

F. A. Meyer.

2.

Anekdoten aus dem Thierreiche, lehrreich für das Menſchengeſchlecht.

Vor einiger Zeit las ich in den öffentlichen Blättern eine ſchaudernde Geſchichte, an deren Wahrheit ich gern zweifele. Eine vornehme Dame auf Reiſen fährt durch einen Wald. Sie hört eine kläglich bittende Stimme. In Begleitung ihrer Bedienten ſucht ſie den Ort auf, woher die Stimme kommt. Sie ſieht einen ſchon bejahrten Mann eine Grube graben, neben ihm, auf einem abgehauenen Stamme ſitzt ein ehrwürdiger ſilberweißer Greis, weint und ringt die Hände. Die Dame erkundiget ſich nach der Urſache. — Er iſt mein Vater, ſagt der arbeitende Mann. Ich bin arm und habe kaum für mich alleine Brod. Er lebt mir zu lange, ich kann ihn nicht umſonſt mehr futtern; hier will ich ihn begraben. Die Dame ſtellt ihm die Grauſamkeit ſeiner Handlung vor, ſie bittet für den Alten. — Alles umſonſt; embſig gräbt er ſeines Vaters Grab. Da, ſagte die Dame, nehm' er das Geld, ſtehe er ab von ſeinem Vorſatz, gegen die Zeit da dies Geld verzehrt iſt, werde ich ihm mehr ſchicken. Nun denn mags diesmal noch bleiben, verſetzt der Bauer, aber halten ſie auch Wort; denn iſt das Geld verzehrt und der Alte lebt noch, ſo begrabe ich ihn doch. —

So unwahrſcheinlich dieſe Geſchichte auch iſt, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß manche Kinder es ihren alten Eltern ſehr oft merken laſſen, daß ſie ihnen zur Laſt ſind, und daß ſie ungeduldig den Tag ihres Todes erwarten.

Dies brachte mich auf den Entſchluß, in dieſen Blättern von Zeit zu Zeit einige, und zwar keine erdichtete, ſondern wahre Anekdoten aus dem Thierreiche zu liefern, die für Menſchen lehrreich ſeyn können.

Kindliche liebe und Dankbarkeit einer Katze gegen ihre Mutter.

Ein Mann in Prenzlow hatte zwey Katzen: es war Mutter und Tochter. Die Mutter war alt und ſtumpf, und weil ſie ihres Geſichts beraubt war; ſo konnte ſie nicht mehr auf die Mauſejagd ausgehen. Die Tochter that dies deſto fleißiger, und ſo oft ſie eine Maus gefangen hatte, brachte ſie dieſelbe ihrer alten Mutter, legte ſie zu ihren Füßen nieder, die ſie denn mit vielem Appetit verzehrte.

Ich darf euch wohl nicht erſt ſagen Kinder, was ihr hieraus lernen ſollt. — Ein Thier liebt ſeine Mutter, nicht etwa nur ſo lange, als es an ihren Euter ſaugt; es arbeitet für ſie, es unterſtützt und pflegt ſie im Alter; es entſagt ſich Leckerbiſſen und bringt ſie der Mutter.

Zu dem Faulen ſagte einſt ein Volkslehrer: **Gehe hin zur Ameiſe und lerne!** — Zu den Kindern, die ihre Pflichten gegen ihre alten entkräfteten Eltern vergeſſen, ſage ich: **Gehet hin zur Katze!**

Nachricht.

Da man beſonders von Hunden recht viele interreſſante Anekdoten zu erzählen weiß; ſo wird ein jeder, der mir ſolche mitzutheilen die Güte haben will, mich ſehr verbinden. Einſender belieben ihre Briefe unter der Aufſchrift: an den Doktor Eſchke in Berlin franko zu ſenden.

Das Bild der Toleranz.

In einem offnen Fenſter eines Hauſes in Berlin ſahe ich: einen **Hund**, eine **Katze** und einen **Staar** friedlich neben einander. Der Staar ſaß auf dem Rücken der Katze, der es zu behagen ſchien, daß er ihr das kleine Ungeziefer abſuchte.

Der Herr dieſer Thiere kam ans Fenſter. Ich bezeigte ihm meine Freude und zugleich meine Verwunderung über dieſe ſeltne Eintracht. — Hund und Katze, ſagte er, wurden bald Freunde, aber mit dem Staar dauerte es länger. Die Katze war ſchon einmal im Begriff ihn zu würgen, ich ertapte ſie auf der That, beſtrafte ſie empfindlich, ſeit der Zeit duldet ſie ihn; und jetzt ſcheint ſie einzuſehen, daß er ihr noch oben drein nützlich ſeyn kann. — So ſollte man die Toleranz mahlen, ſagte ich: das Bild wäre paſſender, als der Jude der ein Schwein trägt.

Ernſt Adolph Eſchke.

3.

Nach Imbert.

Ein liebes ſchönes junges Weib
Sah' ihren Schutz und Zeitvertreib,
Den zärtlichſten, den treuſten Gatten,
Den Weiber je umarmet hatten,
Durch des ergrimmten Todes Hand
Von Tiſch und Bette ſchnell geriſſen!

Nun werden alle Männer wiſſen
In Sachſen und in Franken Land,
Wie junge Weiber ſich betrüben,
Wenn ſie verlieren, was ſie lieben. —
Was Wunder, daß es Lermen gab! —
Laut ſchrie die weinende Spinette —
Ihr legtet mich zu ihm ins Bette,
Nun legt mich auch zu ihm ins Grab!
Natürlich ſchlug man's rund ihr ab,
Und reizte ſie, weil das, was wir erſchweren,
Viel ſchöner wird, den ſtärkſten Eid zu ſchwören,
Von nichts als Wiederſehn des theuren Manns zu hören —
Was, ſprach die Frau Gevatterin —
Ich bin doch auch ein Weib, und hab für Männer Sinn
Und hab' als Wittwe oft erfahren,
Daß Weiber keine Thränen ſparen,
Wenn Männer in den Himmel fahren,
Allein ein ſolches Klaggeſchrey
War eine Kunſt von mir zu hören! —
Am Abend wol, da floſſen Zähren,
Allein am Morgen wars vorbey!
Doch fand ich bald, daß vieles Heulen

Ins Auge Flüße ziehen kann —
Und um die Flüße zu zertheilen
Nahm ich den zweiten — dritten Mann —
Ich dächt' ihr ließt die Trauerzeit verſtreichen
Und giengt, und machts wie ich und meines Gleichen!

Spinette rief, mit dir in Bann!
Verwünſchtes Weib! Ein ſolcher Mann!
Wo ſoll ich den bekommen wieder
Auf Erden kommt ſo keiner wieder —
Der gute, theure, ſeelge Mann!
Ach wüßtet ihr woran er mußte ſterben?
Gewiß ihr ſtimmt' in meine Klagen ein
Hälft' mir vergrößern meine Pein!
Das hieße doch ſich Dank erwerben.
Woran, fing Clärchen an zu ſchreyn,
Büßt wol ein junger Mann das Leben ein?
Gewiß — nur nicht geblinzelt, denn ich wette — —
Ja, ja ihr traft es — rief Spinette —
Er liebte mich ſo ſehr bey Tag und Nacht
Am Ende fehlt's — an Liebe nicht — an Macht —
Das hat ihn in das Grab gebracht! —

Potz tauſend Velten — ſchrie Frau Clärchen
Das trifft doch warlich auf ein Härchen,
Mit meines Vetters Weibgen ein —
Doch halt! er ſoll mir's ſelbſten ſagen,
Da könnt' ihr ihn noch manches fragen
Da könnt' ihr mit einander ſchreyn,
Und wenn ihr lachen wollt' euch freyn!
Jetzt hängt der arme Tropf nur noch in Haut und Knochen.
Geduld, Geduld nach wenig Wochen,
Kam auch ein muntrer Springinsfeld
So blank als neugeſchlagen Geld — —

fahren, und, was das beſonderſte iſt, entdeckte, als der Abendwind den Rauch zerſtreuet hatte, um den Berg herum viele feurige Sterne oder Luftzeichen, wie lange Feuerſchweifen, welche nicht, wie bey gewöhnlichen Ausbrüchen, ſogleich wieder verſchwanden.

Alle dieſe Phänomene des 8ten Auguſts dauerten, wie geſagt, ungefähr dreyviertel Stunden, während dem die Menge ausgeworfener Steine, Aſchen und Sandes ſo beträchtlich ward, daß die ganze Seite von Somma und Ottajano neun Zoll hoch damit bedeckt war. Die Seiten von Neapel und Portici waren davon ausgenommen, welches die Abendwinde bewürkten, die ſich glücklicherweiſe erhoben hatten.

Der Aſchenregen verbreitete ſich 68 Meilen weit, und ich habe ſolche Aſche geſehen, die bis nach Apulien flog, und an eine Privatperſon nach Neapel zurückgeſchickt wurde.

Am Morgen vom 9ten, ſo wie am 10ten und 11ten hörte man immer noch das Geräuſch des Berges, rauchte derſelbe ſtark, und verſpürte man noch Erderſchütterungen; aber am Abend des 11ten gegen acht Uhr ſchien er ruhig zu werden. Doch ward er nicht ganz unthätig, rauchte noch den ganzen Auguſt hindurch, und bis an das Ende Septembers. Mehrere Erdbeben wurden während des folgenden Monats verſpürt, und noch häufig hörte man Schläge im Innerſten des Berges, die nicht ſelten ſogar bey heiterer Luft mit Blitz und Donner begleitet waren. Eine beſondere Erſcheinung, die man aber öfters zu bemerken Gelegenheit hatte.

Mit einem mehr ſinnreichen als richtigen Schluß über die Urſache der Fortpflanzung des Erdbebens endigt der Pater la Torre ſeine Erzählung. Er bemerkt gleich Anfangs, daß der Mittelpunkt der Bewegung nothwendig im Mittelpunkte des Veſuvs ſeyn müſſe, und betrachtet ſodann die unermeßliche Menge von Lavaſtrömen, die der Vulkan ſo lange Zeit um ſich herum ergoſſen hat, als eben ſo viel Arme, mit denen er einen Umkreis von fünf bis ſechs Meilen einſchließt, welche wegen dieſer Verbindung, in der ſie ſich mit dem Berge befinden, gezwungen ſind, alle Bewegungen mitzumachen, die ihm die Gegenwirkung der in ihm kochenden Materien verurſacht.

Wir vereinigen hier mit den Nachrichten des Pater la Torre dasjenige, was unſer Reiſender uns über den Zuſtand des Vulkans unmittelbar nach dem Ausbruch zugeſendet hat, in Hoffnung, daß unſre Leſer ihm für ſeine wahrhafte kühne Neugierde Dank wiſſen, und mit uns geſtehn werden, daß dieſe ihn auszeichnende Eigenſchaft, die ſo wenige Beobachter mit ihm gemein haben, dennoch eine ſehr glückliche Gabe ſey, weil nur ſie es iſt, der die Naturgeſchichte einen Theil ihrer wichtigſten Entdeckungen zu verdanken hat.

Die erſtickende Menge Rauchs, welche noch viele Tage nach der großen Entzündung vom 8ten Auguſt oben auf dem Veſuv herrſchte, hatte mich verhindert, mich ihm zu nähern, und Herr Hamilton ſelbſt hielt es nicht für rathſam, ſich der Gefahr auszuſetzen. Ich hoffte glücklich zu ſeyn, und reiſte in Begleitung des Cicerone Bartolomäo ab; des einzigen Muthvollen und Verſtändigen, unter den Ciceronen des Veſuvs. Wir nahmen den nemlichen Weg, den wir im May genommen hatten, aber wir fanden alles gänzlich verändert, das Thal l'Atrio war merklich erhöht, und ſtatt der hart gewordenen beſten Lavaflüße, über welche wir das vorigemal hinweggeſchritten waren, beſtand jetzt der Boden aus allen möglichen Materien der vorigen Eruption, aus ungeheuern Steinen, die noch weit größer waren, als ich mich in der nach Paris geſandten und in die Zeitung eingerückten Beſchreibung anzugeben getraute.

Der erſte von dieſen Steinen, welchen ich antraf, und welcher ein Stück vom Rande der Mündung war, 18 Fuß Länge, eben ſo viel Dicke, und 10 bis 12 Breite hatte, und ein länglichtes Viereck machte; dieſer erſte Stein, ſage ich, befand ſich mehr als eine Meile von der Oeffnung entfernt. Man kann ſich alſo die Gewalt und Höhe vorſtellen, mit und zu welcher dieſe Maſſe emporgeſchleudert worden ſeyn müſſe, um in ſolcher Entfernung herabzufallen.

Und doch hatte dieſer aus Schlacken, Aſche, Steinen und Lava zuſammengeſetzte Klumpe nicht die Feſtigkeit und das Gewicht eines andern, den ich gegen 200 Schritte weiter hin fand. Dieſer hatte die Geſtalt einer Bombe von 12 Fuß im Durchſchnitt, und beſtand aus verhärteter, aſchgrauer und faſt zu Glas verwandelter Lava, wovon ich mehrere Stücke von der Größe eines Zolls herabbrach, und vollkommen dem Bouteillenglas gleich fand, auch beym Anſchlagen an den Stahl, Feuer aus ihnen erhielt. Ihre Oberfläche war mit weißem Meerſalz überzogen, wodurch ſie das Anſehn eines Marmorſteins bekam.

Es iſt ganz zuverläſſig, daß dieſe dicken Maſſen ohngeachtet ſie im Emporflug roth waren, nicht zerfloſſen, ſondern aus den Seiten des Bergs herausgeriſſen, und zugleich mit den andern Materien, die ſchichtweiſe im Berge lagen, fortgeſchleudert worden ſind.

Man ſiehet die Probe davon an den kleinſten eben ſo zugerundeten Steinen, die leichter zu zerreiben ſind, und in welchen man beym zerbrechen alte Schlacken von einer neuen Rinde überzogen findet. Während der Zuckungen des Bergs löſten ſich wahrſcheinlich dieſe Stücke von den Seiten ab, fielen in die Glut, worin die Lava ſchmolz, und wurden, nachdem ſie darin eingetaucht worden waren, aus dem Krater wieder empor und in ſolche weite Entfernungen umhergeſchleudert.

Die übrigen Materien beſtehn aus Schlacken von der Art, wie ſie über die gewöhnliche Lava hinrollen, nur daß ſie mehr aufgelöſt und alſo leichter ſind. Es iſt dieß jene Art von Schaum, jene ſchwarze Aſche, welche täglich ausgeworfen zu werden pflegt, jenes zerbrechliche rollende und auseinanderfallende Weſen, welches den Weg und das Hinaufſteigen nach den Ausbrüchen ſo beſchwerlich machte.

Mittlerweile begaben wir uns tiefer in das Thal hinab, wo wir den Berg gleichſam in zwey Theile geſpalten und zwey Gipfel ſehr deutlich erblickten; eine Folge von dem Riß des Randes am Krater, welcher ſich auf der einen Seite ſeiner ganzen Tiefe nach geſpalten hatte. Wir ſtiegen durch den Hohlweg, den die durch das Thal hingefloſſene Lava gebildet hatte, und nahmen die nämliche Richtung, die wir im Monat May genommen hatten. Ich fand hier das, was ich bereits vermuthete, als ich jene großen Verhältniſſe durch die Ritzen im Schmelzen begriffen erblickt hatte; dieſer ganze Theil war nämlich nichts mehr, als eine dünne Rinde, und dieſe brach durch die Stöße der letzten Entzündung, ſank zuſammen und öffnete der Lava den Ausweg ins Thal hinab.

Wir fuhren fort gegen die Spalte hinaufzuſteigen, und nach einem zwey Stunden langen beſchwerlichen Weg, gingen wir durch die Ritze hindurch mit vollem Schritt gegen den Grund des Kraters hinab, welcher in jenem Augenblick wenigſtens 150 Fuß tief war. Man kann ſagen, in jenem Augenblick, denn ohngeachtet der anſcheinenden Feſtigkeit des Bodens und der Härte der Materie, woraus ſie beſteht, iſt dennoch nichts unbeſtändiger, als die Geſtalt und Gleichheit des Inwendigen eines ſolchen Kraters; der, ohne die großen Empörungen der Eruptionen zu rechnen, ſich bald erhebt, bald niedriger wird, und in weniger Zeit von der Geſtalt eines Trichters in die Geſtalt eines Kegels übergehe. Ich hatte ihn im vorigen Jahr einem Schlund, hatte ihn im May einer ebenen Fläche gleichen geſehn, und jetzt hatte er vollkommen das Anſehn einer Höhle.

Der Wind der uns im Rücken blies, wehte den Rauch vor uns her, und ließ uns freyen Paß. Nichts iſt prächtiger,

tiger, nichts auſſerordentlicher, als das Gemälde, daß uns das Inwendige des Veſuvs vor Augen ſtellte.

Ein faſt ganz jäher Abgrund, Felſen, deren Spitze verſchiedene Geſtalten hatten, die Ritze des Bodens, durch welche man ſeine innern Theile ſehen konnte, Ausdünſtungen, die ihm einen Anſtrich von vielfarbichten, bald hellrothen, bald dunkelrothen, bald weiſſen, bald gelb und grünen Salz und Schwefel, mit allen den verſchiedenen Verbindungen und Schattirungen dieſer Farben gegeben hatten; ein glänzender durchſichtiger Dunſt über dieſe Ausdünſtungen hergezogen, der ihnen ſtatt des Firniſſes diente; Ströme von Rauch, die bald ſchwarz, bald weiß in dicken Wirbeln aus verſchiedenen Löchern fuhren.

Dieß alles zuſammen genommen, lieferte in ſeinen Geſtalten, Farben und beſondern Zufälligkeiten, ein Gemälde, welches noch kein Pinſel unternahm, vielleicht auch nie nachzubilden wagen wird. Denn ſo günſtig auch die Gelegenheit ſeyn mag, die die Möglichkeit darböte, in das Innerſte eines ſo tiefen Kraters hineinzudringen; ſo ſchwerlich würde ſich ein Mahler finden, der es unternähme, mit ſeiner Staflet an dieſer Mündung Platz zu nehmen, wo er bey jedem Wirbel, bey der geringſten Veränderung des Windes, alle Augenblicke, wenigſtens von Rauch überfallen und erſtickt zu werden befürchten müßte; der Bewegungen des Vulkans auch gar nicht einmal zu denken.

Einer von jenen Rauchwirbeln war es eben, welcher auch uns den Vorhang über dies prächtige Gemälde zog, und uns, weil er hinter uns herkam, zur ſchnellen Flucht bewog. Durch Huſten und Nieſen mußten wir uns helfen, indem der ſcharfe Dunſt uns Bruſt und Hirn zugleich angriff. Wir wandten uns gegen eine von den Felsſpitzen, um Odem zu holen, und einen bequemern Weg, als den Herweg zu erlangen, aber wir gewannen nichts, denn ſeit der letztern Entzündung iſt die ganze dritte Region des

Berges gleichfalls verheert, und faſt gänzlich unwegbar; es ſey nun, daß dieſes durch die ausgeworfene Steine, oder durch die erlittenen großen Erſchütterungen verurſacht wurde, ſo daß überall Rauch hervorſteigt, und ſolcher einem Rauchfaß vollkommen ähnlich ſieht.

Dieſe beſtändigen Ausdünſtugen und gefährlichen Löcher, auch der erſtickende Geſtank jener Dünſte, machten uns den zuvor ſo angenehm geweſenen Rückweg ſehr beſchwerlich; denn ehehin befand ſich da nur ein ſanfter gleichgeſtreuter Sand, auf dem man wie auf Waſſer hinab glitt; ſtatt daß gegenwärtig rollende Steine unter unſern Füßen wichen, im Fallen andere mit fortriſſen, und durch ihr nach dem Verhältniß des Abhangs ſchnelles Fortrollen, die Gefahr, von denjenigen, die 20 Fuß über unſern Köpfen hingen, zerſchmettert zu werden, noch vermehrten. Hiezu kam noch das unangenehme, daß wir alle Augenblicke über Löcher hinwegſchreiten mußten, an deren Rande man weder ſtille ſtehn, noch ſich anſtämmen konnte, wegen der Hitze, die aus ihnen ging, und weil ſie ſehr brüchig waren. Endlich, nach Verlauf einer Stunde, und einem eben ſo beſchwerlichen, als gefahrvollen Weg, langten wir mit einigen Verletzungen an den zweyten Abſatz an, woſelbſt ſich die Wirkungen der letztern Entzündung beynahe endigen. Man darf verſichern, daß der Gipfel des Veſuvs während des Ausbruchs merklich höher worden iſt; allein dieſe Erhöhung kann vielen Veränderungen unterworfen ſeyn, kann in kurzer Zeit nicht nur bis zu ihrer alten Höhe herabſinken, ſondern noch niedriger werden.

* * *

[illegible] Grafen von [illegible] (nach [illegible] Ausgabe.) [illegible] 1790.

[illegible] Fabeln.

[illegible] Thierreichs, [illegible] Menſchengeſchlecht. [illegible]

[illegible] Beſchreibung des Ausbruchs [illegible] 1790 [illegible]

[illegible] der [illegible] Buchhandlung in Berlin [illegible] zur Jubilate-Meſſe 1791 folgende Bücher fertig geworden.

[illegible]ſiſche Chreſtomathie, zur Uebung im Ueberſetzen aus dem Deutſchen ins Franzöſiſche. Zum Gebrauch für Schulen und Erziehungsanſtalten. gr. 8. [illegible]

[illegible] Sprachlehre für die Deutſchen. gr. 8. 16 Gr.

Oſſa Potrida, eine Vierteljahrſchrift auf das Jahr 1790 [illegible] 1791. 5ter Stück. gr. 8. 20 Gr.

[illegible], neue, zum Unterricht und zur Unterhaltung aus den neueſten Reiſebeſchreibungen, auf das Jahr 1790 [illegible] 1791 [illegible] Stück. gr. 8. 20 Gr.

[illegible]eitrafeln zur allgemeinen Weltgeſchichte, vom Urſprung der Monarchien bis ins achtzehnte Jahrhundert. 2ter Band. gr. 8. [illegible]

[illegible]xikon aller [illegible] Helden und Militärperſonen, welche ſich in preußiſchen Dienſten berühmt gemacht haben. 4ter Band. gr. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Vergleich[illegible] Tabellariſche, der Truppen[illegible]
[illegible] Generalfeldmarſchälle, Generale [illegible]
[illegible] Infanterie, Generallieutenants [illegible]
[illegible], welche Regimenter [illegible]
[illegible] alphabetiſcher Ordnung. gr. 8. 4 Gr.

Der Philoſophen von Sansſouci ſämmtliche [illegible]
Band. N. A. 8. 1 Rthlr. 6 Gr.

— Deſſelben [illegible] Band. [illegible]

Voltaire's ſämmtliche Schriften. [illegible]
Band. 1 Rthlr. 8 Gr.

[illegible] der Kaiſerin Catharine II. [illegible]
[illegible] 8. 1 Rthlr. [illegible]

[illegible] M. W. H. Allgemeine [illegible]
[illegible]
[illegible]verfaſſung aller Länder und [illegible]
Theil, welcher die Münz-, Maaß-, und [illegible]
Wechſelarten, Uſo, Reſpecttage, öffentliche [illegible]
und andere zur Handlung gehörige Anſtalten [illegible]
Europa enthält. gr. 4. 1 Rthlr. 12 Gr.

Deutſch, J. C. G. Bemerkungen auf [illegible]
Churbrandenburgiſchen und Sächſiſchen [illegible]
Märkiſchen Gewerbe. 8. 12 Gr.

Anweiſung für Kramwirthe, die ihrer [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Beyſpielen den beſten Geſchmack [illegible]
[illegible] ſich ohngefähr das friſche [illegible]
läßt, Kenntniß der fremden und einheimi[illegible]
[illegible] 12 Gr.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Erfahrung. gr. 8. [illegible]

In Commiſſion.

[illegible] Schrift vom Philoſophen [illegible]
[illegible]
[illegible] Rthlr. 4 Gr.

Olla Potrida.

[illegible]

[illegible]

BIBL
VERS
LINS

Inhalt.

Gedichte.

Auszüge.
Sitten der Bewohner der [illegible]

Abhandlungen und vermischte [illegible]
1. Reise des Ritters Hamilton [illegible] den [illegible] 1769.
2. Freymüthige Kritik über die in der Akademie zu Wien ausgestellten Kunstwerke [illegible]
3. Von den Ursachen [illegible] zu ihren Kindern.
4. Fortsetzung von den S[illegible] schlechte der deutschen [illegible]

Biographie.
Mrs. Siddons und [illegible]

Anekdoten.
Einige [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] lichen Folgen der Revolution [illegible]

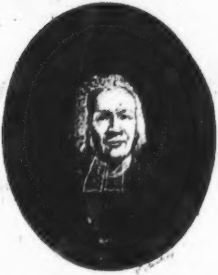
Roman.
Fortsetzung der [illegible]

Miscellaneen.
1. Beyspiele und [illegible] feyerlicher [illegible]
2. Ueber den Nutzen [illegible] sellschaften auf [illegible] 28sten Nov. als [illegible] physikalischen [illegible] tungen, gehalten [illegible] F. A. A. Meyer [illegible]
3. Etwas über nacht[illegible] über Gesichts[illegible], und [illegible]

Olla Potrida.

1791.

Zweytes Stück.



J. A. Erneſti.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

I.

Gedichte.

1.

Epiſtel an Madame K.

Nach ihrer Abreiſe aus H—dt.

Den 2ten Octob. 1770.

In der ſchauerlichen Stunde
Dieſer trüben Mitternacht,
Wo ein Uhu ſeine Runde
Um mein kleines Fenſter macht;
Wo nun Alles um mich ſeyert,
Und, in Wolken eingeſchleyert,
Kaum ein Stern am Himmel lacht;
Wo, in blaſſer Leichentracht,
Nach den fabelnden Berichten
Grauenvoller Mordgeſchichten,
Mancher Geiſt auf Gräbern wacht,
Weil ihn ſelbſt der Schooß der Erde
Seine folternde Beſchwerde
Ewig nicht vergeſſen macht;
Wo vielleicht, in ſtiller Trauer,
Sich an eines Kirchhofs Mauer

Das getäuſchte Mädchen lehnt,
Und, von dem zerdrückten Herzen
Abzuſchütteln alle Schmerzen,
Sich nach Tod und Ruhe ſehnt;
Wo die Zähre freyer fließet,
Die des Tages Zwang verſchließet,
Lauter jede Klage tönt;
Wo, des frömmelnden Zeloten,
Wo, des dräuenden Deſpoten
Der verfolgte Weiſe höhnt;
Und, von Ahndungen entzücket,
Durch der Zukunft Schleyer blicket,
Da ſich Alles ihm verſchönt;
Sieh, in dieſer hehren Stunde,
Schreib ich, theure Freundin, Dir,
Mit Melancholie im Bunde,
Dieſes kleine Briefchen hier. —
Biſt Du wirklich mir entkommen? *)
Oder ruf' ich, taumelnd-wach,
Einem ſchönen Traume nach,
Der im Morgenroth verglommen? —
Biſt Du, Huldin, mir entnommen,
Eh' ich freundlich nur: Willkommen,
Nur dies Wörtchen zu Dir ſprach?
Iſt mein Seufzen nun verloren?
Bin ich weg von Dir gebannt,
Eh' ich Dir, im Vaterland,
Neue Freundſchaft zugeſchworen?
Und ein leiſer Druck der Hand
Unſer jüngſtgeknüpftes Band
Enger hier zuſammenwand? —
Wahrheit iſt es, was ich wähne,

---

*) Der Verfaſſer war durch eine Krankheit verhindert worden, ſeine geliebte Freundin, während ihres dreytägigen Aufenthalts in H., zu ſehen.

Wahrheit leider, Stück vor Stück,
Und auf keinen Augenblick
Zaubert auch die frömmſte Thräne
Deine Gegenwart zurück!

Und ich ſollte nicht verzagen?
Nicht mit jedem Menſchen klagen:
„Unſer Leben iſt ein Traum?“

Komm, und laß uns Alle fragen,
Die auf dieſem Erdenraum,
Von des Lebens ſchwerſten Plagen
Nur die leichteſten getragen,
Ob nicht Alle dennoch ſagen:
„Unſer Leben iſt ein Traum?“

Tugend, ſchöner Himmelsfunken,
Der in edlen Seelen lebt,
Der uns, hoher Wonne trunken,
Oft zu Gott und Engeln hebt,
Und, in Finſterniß verſunken,
Wie ein Meteor, umſchwebt;
Tugend, heller Geiſtesfunken!
Lebensnektar! Lebensruh!
Tugend ſelber, was biſt du? —
Stolz auf ſeines Herzens Adel,
Selbſtgenügſam, weil kein Tädel
Seinen Frieden je geraubt,
Kommt, das jugendliche Haupt
Mit der Freude Kranz umlaubt,
Dort ein Jüngling hergegangen.
Kann noch etwas ſchöner prangen,
Als die Tugend, vom Gewand
Unſchuldsvoller Freud' umhangen? —
Ha, mit lüſternem Verlangen,
Streichelt ſeine Roſenwangen
Eines Mädchens ſeidne Hand.

Schüchtern von ihr weggewandt,
(Aber leiſe doch erſchüttert)
Will er, auf ſich ſelbſt erbittert,
Jeden Augenblick entfliehn;
Steht und wanket, — ſteht und zittert;
Ihm entſchwinden Seel' und Sinn, —
Seine Tugend iſt dahin!

Und ich ſollte nicht verzagen?
Nicht mit jedem Menſchen klagen:
„Tugend ſelber iſt ein Traum?“

Freundſchaft, edle Göttergabe,
Die die Wanderſchaft zum Grabe.
Zum Beneiden glücklich macht;
Freundlich vor dir angelacht,
Fühlet ſelbſt der Greis am Stabe,
Neu ſein Leben angefacht. —
Trotzend, wie zwo Felſeneichen,
Lehnt ſich ruhig Freund an Freund;
Nie zu wanken, nie zu weichen,
Bey des Schickſals herben Streichen,
Haben beyde ſich vereint.
Ungetrennt in Leid und Freuden,
Schwuren ſie, erſt dann zu ſcheiden,
Wann die letzte Stund' erſcheint.
O! des blinden Schwures! — Fliehet,
Ihr Getäuſchten, fliehet fort!
Seht ihr jenes Wetter dort,
Das am Lebenshimmel ziehet,
Und in wilden Flammen bricht?
Nur von ihrer Freundſchaft trunken,
Stehn ſie, Bruſt an Bruſt geſunken,
Stehn ſie da, — und fliehen nicht.
Von dem rundumzognen Himmel,
Fährt, mit grauſendem Getümmel,

Jach ein Wetterſtrahl herab,
Reißet, ſchleudert, ohn' Erbarmen,
Aus des Andern offnen Armen,
Einen plötzlich in ſein Grab.
Schauernd, mit gerungnen Händen,
Aus dem goldnen Traume wach,
Starrt ihm der Verlaßne nach;
Aber ohn' ein klagend Ach!
Seinem Schatten hinzuſenden,
Eilt er, um, mit eignen Händen,
Muthig einen Pfad zu enden,
Wo ſein ſchönſter Stab zerbrach.

Und ich ſollte nicht verzagen?
Nicht mit jedem Menſchen klagen:
„Freundſchaft ſelber iſt ein Traum?“

Eine goldgediegne Schaale,
Luſtgefüllt bis an den Rand,
Beut uns, hier im Erdenthale,
Göttin Liebe, deine Hand!
Ihre Linke faßt ein Band,
Das zum ſchönſten Freudenſaale
Schmeichelnd alle Weſen zieht. —
Menſch! du biſt umſonſt bemüht,
Von den unſichtbaren Schlingen
Deine Glieder loszuringen;
Leichter, als ein Roſenblatt,
Haſchen ſie dein Herz, im Fluge,
Und es folgt dem ſüßen Zuge,
Eh' es eingewilligt hat.
Tauſend ſtrecken ihre Hände
Nach der goldnen Schaale nun,
Unerfahren, was ſie thun,
Trinken ſie, ohn' auszuruhn,
Luſtberauſchet, bis ans Ende.

Aber Gram und Ueberdruß
Folgt dem ſchwelgenden Genuß.
Trotz der Nachtigallenlieder,
Der Syrenen Spiel und Kuß,
Sinken ihre ſchlaffen Glieder
Auf den Zauberboden nieder,
Den ein Blumenteppich deckt.
Sorgenlos dahingeſtreckt,
Ranken ſich Jasmin und Roſen,
Während den getäuſchten Sinn,
Goldne Frühlingsträume koſen,
Laubenwindend, um ſie hin.
Wie? Ihr ſchlummert? — Nattern ſchleichen
Unter duftenden Geſträuchen
Giftgeſchwollen itzt hervor.
Noch iſts möglich, auszuweichen.
Oefnet, eh' ſie euch erreichen,
Früher Warnung euer Ohr!
Keiner raffet ſich empor.
Ohne Nattern hier zu wähnen,
Wo, mit holden Schmeicheltönen,
Lieb' an ihrer Seite ſteht,
Büßen Alle ſchon mit Thränen;
Aber Alle ſchon zu ſpät.

Und ich ſollte nicht verzagen?
Nicht mit jedem Menſchen klagen:
„Liebe ſelber iſt ein Traum?"

Auch Religion — durch Milde
Jedem Sterblichen ſo werth,
Sie, die uns, im Engelbilde,
Segnen, lieben, dulden lehrt,
Die der Weiſe, wie der Wilde,
Chriſt und Irokeſe, ehrt, —
Lohnet ſie dem wahren Frommen,

Hier auf Erden, ſo vollkommen,
Als ſein Beten es gehofft? . . . . .
Ha, du lohnſt ihm nur zu oft
Mit Gewiſſensangſt und Schrecken,
Inn'rem Kampf und inn'rer Reu,
Die, mit jedem Morgen neu,
Neue Quaalen in ihm wecken.
Dann, ihn ſchirmend zu bedecken,
Ihn ſich ſelber zu verſtecken,
Eileſt du umſonſt herbey!
Statt den Trüben aufzuhellen,
Wandelt jedes Gnadenwort
Sich in tauſend Jammerquellen,
Und, wie hochempörte Wellen,
Reißen ewig ihn die Höllen
Eiſ'ner Verdammung fort.

Und ich ſollte nicht verzagen?
Nicht mit jedem Menſchen klagen:
„Selbſt Religion iſt Traum?"

Traum iſt unſers Buſens Sehnen;
Traum ſind unſre bängſten Thränen;
Unſre Freuden ſind ein Traum.
Aufgeblüht, geboren kaum,
Träumen wir in Kinderſpielen,
In den früheſten Gefühlen; —
Sterben ſelber iſt ein Traum!

Das nur, Freundin, was wir kaum
Mit den Sinnen faſſen können,
Und es dunkel: Jenſeits, nennen,
Das iſt ſicherlich kein Traum!!

H. P. F. Hinze.

2.

Das Eiland.

Wohl pranget, auf des Lebensſtromes Höhen,
Ein ſchönes Eiland, aller-Freuden reich,
Nach deſſen Ufern tauſend Flaggen wehen,
Den tauſend Wünſchen der Piloten gleich;
Doch ſchlägt des Stromes glatte Tücke,
Oft am Geſtade noch, die Landenden zurücke.

Trotz Wirbelwind und hochgethürmter Wogen,
Nimmt muthig Alles Leben dieſen Lauf,
Und blicket, wie magnetiſch angezogen,
Nur nach des Eilands goldnem Himmel auf. —
Dem erſten Schiffbruch kaum entgangen,
Schwellt jeden Buſen ſchon ein ſtärkeres Verlangen.

Gott Lebensglück hat dieſes Eiland innen,
Ein guter Gott, ſo gut, als wunderſchön,
Und ewig tönt's von ſeines Tempels Zinnen:
„Willſt du, o Menſch, die Fahrt zu mir beſtehn:
„So müſſe Lieb' am Ruder ſitzen,
„Und Freundſchaft deinen Weg, als Steuernadel, ſchützen.“

H. P. J. Hinze.

II.

Auszüge.

Sitten der Bewohner der Sclaven-Küſte.

(Aus Matthews Reiſe nach Sierra-Leona.)

Ihre Begrüßungskomplimente ſind von verſchiedener Art. Nähert ein Sclave ſich ſeinem Herrn, um ihm ſeine Ehrfurcht zu bezeugen, ſo beugt er das rechte Knie beynahe bis auf die Erde, ſtreckt den rechten Arm mit verſchloſſener Hand aus, und ſtützt die linke unter den Elbogen des rechten Arms. Begegnen zwey Freunde oder Leute gleiches Standes einander, ſo legen ſie die rechte Hand auf die Bruſt und bieten ſich einen guten Tag. Zuweilen umarmen ſie auch wohl einander, oder ſchütteln ſich bey der Hand und ſchlagen mit dem Finger und Daumen Schnippchen. Kömmt ein Auswärtiger zu ſeinem Freunde zum Beſuch, ſo bekümmert man ſich ſo lange nicht um ihn, bis er ſich förmlich zum Beſuch anmelden läßt, welches oft erſt vier bis fünf Tage nach ſeiner Ankunft geſchieht. Während der Zeit wird er mit allem Nöthigen für ſich und ſeine Leute, jedoch von der Familie abgeſondert, verſehen. Eben ſo verhalten ſie ſich gegen fremde Abgeſandte in wichtigen Angelegenheiten. Wenn die Weiber bey Beſuchen zuſammen kommen, neigen ſie ſich und geben einander die rechte Hand; die jungen unverheyratheten Frauenzimmer aber umarmen einander, dem Anſchein nach, mit vieler Zärtlichkeit.

lichkeit. Wenn ein Sohn nach langer Abweſenheit wieder zu ſeiner Mutter kommt, und die erſte Begrüßung vorbey iſt, legt er ſich zu ihren Füßen hin, und ſie lieſt ihm ſorgfältig das Ungeziefer vom Kopf, indeß er ihr die Begebenheiten ſeiner Reiſe erzählt.

Die Weiber ſind in ihrem Anzuge ausnehmend reinlich, und nehmen ſich des Hausweſens mit Eifer an, und keine Mutter kann ihre Kinder zärtlicher lieben, mehr für ſie ſorgen und ſie ſorgfältiger warten, als dieſe thun. Sie entwöhnen ſie nie eher, als bis ſie allein gehen und ihrer Mutter eine Kalebaſche oder Kürbisſchaale Waſſer zutragen können, und hierzu führen ſie dieſelben ſo bald als möglich an, denn ſo lange das Kind an der Mutter Bruſt iſt, darf der Mann ſeiner Frau nicht beywohnen, denn ſie glauben, dieſes verderbe die Milch. Unfruchtbarkeit fürchten ſie als den größten Vorwurf, und dies nicht ohne Urſache, denn Mutter Natur hat ſie von allen den Schmerzen beym Kindergebären freigeſprochen, die unſre ſchönen Landsmänninnen ausſtehen müſſen, denn ſelten brauchen ſie ſich länger als etliche Stunden inne zu halten. In ihren häuslichen Geſchäften kommen ſie gewiſſermaßen mit der guten Hausmutter in unſerm Lande überein. Des Abends beſchäftigt ſich die vornehmſte Frau, von den übrigen Weibern ihres Mannes und ihren Mägden umringt, mit Baumwolleſpinnen und Krempeln, unterdeſſen eine aus der Geſellſchaft ihnen Mährchen in der Manier der äſopiſchen Fabeln erzählt und ſie damit unterhält. Dieſen Erzählungen hab' ich oft mit unendlichem Vergnügen zugehört. Sie haben verſchiedene Hasardſpiele, mit denen ſich Männer und Weiber, jedoch jedes Geſchlecht beſonders, beluſtigen. Ganz vorzüglich aber lieben beyde Geſchlechter das Tanzen, und ſo oft Mondſchein und ſchönes Wetter iſt, ſuchen ſie dieſes Vergnügen zu genießen, und da wird von einer Stunde nach Sonnenuntergang an bis nach Mitternacht getanzt.

Außerdem ſtellen ſie bey der Geburt eines Kindes, oder bey der Ankunft eines Freundes oder Verwandten, jedesmal ein Tanz- oder Singefeſt an, welches ſie ein Kallunjih nennen. Iſt die Veranlaſſung dazu wichtig, ſo laſſen ſie eigene Tänzer in einem grotesken Anzuge auftreten. Dieſe haben eine hohe Mütze aus Binſen gemacht und mit Federn umſteckt auf dem Kopfe, das Geſicht iſt um Augen, Naſe und Mund herum mit Kreide oder weißen Thon bemalt, und um die Hüften tragen ſie einen Rock von Binſen, der ſich im Tanzen nach allen Seiten zu ausbreitet. In den Händen haben ſie flache Stücken Holz, dieſe ſchlagen ſie aneinander, und geben dadurch den Takt beym Tanzen an.

Der Tod eines Kindes, Freundes oder Verwandten, ſtört ſie in dieſem Vergnügen bey weitem nicht; denn ſie ſtellen deswegen das Whaa oder Klaggeſchrei an. Dieſes iſt ſo beſchaffen, daß ein Fremder, dem ihre Gebräuche unbekannt ſind, es vielmehr für ein Freudenfeſt halten würde.

Auf den Abend des feſtgeſetzten Tages verſammeln ſich die Freunde und Verwandten des Verſtorbenen, und ziehen langſam und feyerlich nach einem freyen Platze vor ihren Häuſern. Hier ſtimmen ſie Geſänge zum Lobe des Verſtorbenen an, und tanzen dabey nach dem Schalle einer Trommel. Bey dem Tanze kommen ſehr viele Veränderungen vor; bald ſchließen ſie einen großen Kreis um die Muſikanten, und klatſchen am Ende jeder Strophe oder bey jeder Wiederholung des Geſangs in die Hände; bald tanzt wieder einer allein, und die andern ſitzen oder ſtehen im Kreiſe umher, und ſingen im Chor, und ſchlagen die Hände zuſammen, wie vorher.

Zuweilen tanzen zwey, drey bis vier Perſonen zuſammen, bis ſie müde ſind und von andern abgelöſet werden. Dabey aber klatſchen die übrigen immer in die Hände und ſingen dazu. Dieſes dauert mit untermiſchten Flinten-

ſchüſſen

ſchäfften ununterbrochen von Abend bis gegen Tagesanbruch fort. Dabey thun ſie ſich oft mit Toback und ſtarken Getränken gütlich, und ſo dauert dieſe Ceremonie drey Nächte hintereinander fort.

Iſt der Verſtorbene eine Perſon von Anſehen, deſſen Freunde die Koſten daran wenden können, ſo wird dieſe Feyerlichkeit jährlich ein auch wohl ein Paarmal, und dies einige Jahre hintereinander, wiederholt. Aermere Leute aber müſſen es bisweilen Jahrelang anſtehen laſſen, bis ſie hierzu Rum und Toback genug anſchaffen können. Es mag aber auch noch ſo lange dauren, ehe ſie dies zu thun im Stande ſind, ſo wird dieſer Gebrauch doch nie unterlaſſen.

Man kann dies füglich die öffentliche Trauer um Freunde und Verwandte nennen, an der beyde Geſchlechter Theil nehmen. Es giebt aber noch eine beſondere oder Haustrauer, die nur die Weiber anlegen, und die auch nur bey den Bullams und Timmaneys üblich iſt.

Die Trauernden tragen eine weiße leinene oder baumwollene Mütze, die ſo tief über die Augen gezogen wird, daß ſie nichts als die Erde unter ſich ſehen können, ſie müßten denn den Kopf ganz zurückbiegen; dabey ſchlingen ſie verſchiedene Schnüre von ihren großen inländiſchen Glaskorallen um den Hals und die Hüften. Sind es aber verheirathete Weiber, ſo legen ſie das Oberkleid ab, und erſcheinen blos im Tuntunjih oder Unterkleide, welches ihnen erlaubt iſt.

Es iſt ihnen nicht verſtattet, mit irgend jemand zu eſſen oder zu trinken, oder ſich ihr Eſſen ſelbſt zuzubereiten; ſondern wenns Eſſenszeit iſt, müſſen ſie vor der Thüre der Perſon, die ihnen zu eſſen geben muß, die Trommel ſchlagen und dazu tanzen, und Niemand darf aus den von ihnen gebrauchten Gefäßen eſſen oder trinken.

Die Zeit, wie lange dieſe Art von Trauer währen ſoll, iſt nicht beſtimmt, ſondern ſie hängt von der Trauer derjenigen Perſon ab, die ſie veranſtaltet, welches meiſtentheils die Mutter, Tante, oder eine ältliche Verwandte des Verſtorbenen iſt. Gewöhnlich wird jungen Mädchen, die ſich dem mannbaren Alter nähern, dieſe Trauer auferlegt, um ihre Keuſchheit ſicher zu ſtellen: denn würde man während einer ſolchen Trauerceremonie einen verbotenen Umgang zwiſchen einem Mädchen und jemand vom andern Geſchlecht entdecken; ſo würde daſſelbe dadurch beſchimpft ſeyn und der Mann in harte Strafe verfallen.

Eine Ehefrau, die ſich einbildet, ſie werde von ihrem Manne vernachläßigt, hat das Recht, ſeine liebſte Beiſchläferin in Trauer zu ſetzen. So oft aber dies geſchieht, wird nach einer kurzen Prüfungszeit die werthe Ehehälfte durch ein Friedensopfer von einer Ziege oder einem halben Dutzend Hünern, einer Flaſche ſtarkes Getränke und etwas Taback, zum Gebrauch bey einem Kullunjih, wieder gut gemacht, und die Geliebte des Mannes Armen wieder geſchenkt.

Dies ſcheint in der That von Seiten der ältlichen Frauen keine ſchlechte Politik zu ſeyn, um ſich bey ihren Männern in einigem Anſehen zu erhalten, denn ſo lange die junge Frau in Trauer iſt, iſt der Mann ihrer Geſellſchaft beraubt.

Die Eingebornen haben mancherley Arten von Nationalmuſik, doch ſcheint die Trommel ihr Hauptinſtrument zu ſeyn. Sie haben dreyerley Arten derſelben, und dieſe ſind nach dem Gebrauch, der davon gemacht wird, von verſchiedener Größe. Die eine iſt von hartem Holze, welches ausgehöhlt iſt, und an beyden Enden ſorgfältig verſtopft wird, an der Seite aber eine längliche Oefnung behält. Dieſe Trommeln ſchlagen ſie mit zwey Stöcken, und ihr lauter durchdringender Schall iſt bey ſtillem Abend ſehr weit zu hören. Sie bedienen ſich derſelben zum Lärmſchlagen. Die andere Art iſt aus einem leichten Holze gemacht, ganz durchhin ausgehöhlt, und an beyden Enden mit getrocknetem Ziegen- oder Schaafleder bezogen, das mit Schnüren feſt angeſpannt iſt. Einige von dieſen Trommeln ſind ſehr groß, nicht weniger als ſechs bis acht Fuß lang, und haben zwey bis drey Fuß im Durchmaße. Bey andern ſtehen die Boden nur zwey bis drey Zoll weit von einander ab, und um den Rand herum hängen Hayzähne oder Stückchen Kupfer, die ein Geklimper machen. Die bey uns in England bekannten Trombones und Tambourins ſcheinen von den Afrikanern entlehnt zu ſeyn.

Die hieſigen Landeseinwohner haben auch zweyerley Arten beſaiteter Inſtrumente. Das eine iſt eine Art von Zitter, und gleicht dem Manguh in Weſtindien. Das andre hat die Geſtalt einer Davidsharfe, iſt aber nicht über zwey Fuß lang. Die Saiten ſind aus den Faſern einer Pflanze und den Haaren aus Elephantenſchwänzen gemacht. Die Weiber und Kinder haben außerdem noch verſchiedene Arten Klappern von ausgehöhlten Kürbißen, in die ſie kleine harte Beeren thun; und in Sherbro hab' ich eine Art Rohrflöten mit vier Oefnungen und ein Horn oder Trompete aus einem Elephantenzahn geſehen.

Die gewöhnliche Koſt der Eingebohrnen iſt Reis. Dieſen laßen ſie immer ganz trocken einkochen, und gießen hernach entweder Palmöl, oder eine ſehr kräftige Brühe von Fiſchen, Fleiſch oder Federvieh und Gartengewächſen zuſammen gekocht, und mit viel Pfeffer, Gewürz und Palmöl zugerichtet, drüber. Thieriſche Speiſen genießen ſie ſelten. Ueberhaupt pflegen ſie lieber geräuchertes als friſches Fleiſch zu eſſen. Sie ſind aber gute Köche und wiſſen viele ſchmackhafte Gerichte zu machen.

Männer und Weiber eſſen jederzeit von einander abgeſondert, und trinken bey ihren Mahlzeiten nichts als Waſſer. Sie eſſen des Tages nur zweymal, das einemal um zehn Uhr Vormittags, und das andremal bey Sonnenuntergang. Vornehmere aber, die's haben können, genießen gewöhnlich noch eine leichte Mahlzeit frühmorgens, und dieſe muß die Beiſchläferin der vergangenen Nacht zurichten.

Von Handwerken verſtehen ſie, außer der Zimmer- und Schmiedearbeit und dem Amulet- oder Griggorymachen ſehr wenig, doch zeigen ſie in ihrer Arbeit, wenn man die Unvollkommenheit ihrer Werkzeuge erwägt, nicht ſelten Erfindſamkeit und Fleiß in der Ausführung.

Jede Familie verfertigt ſich ihre Kleider ſelber. Die Weiber ſpinnen und krempeln die Baumwolle, und die Männer weben und nähen. Ihre Kleidung iſt ſehr einfach und leicht, und beſteht bey den Knaben und Mädchen blos in einem ſogenannten Tuntunjih, welches ein ſchmaler Streifen Zeug iſt, der zwiſchen den Beinen durchgezogen wird. Die verſchiedene Art, ſolchen zu tragen, bezeichnet den Unterſchied der Geſchlechter. Die Mädchen binden eine Schnur um die Hüfte, und an dieſer werden die Enden des Tuntunjih untergeſteckt, ſo daß es vorn und hinten herunterhängt; hierzu tragen ſie einen Gürtel von Glaskorallen oder lockere Schnüre davon um die Hüften. Die Knaben tragen das kurze Ende vorne, ſchlagen das übrige um die Lenden, und laßen es hinten hinunter hängen. Nach der Verheyrathung legen die Weiber den Tuntunjih ab (ausgenommen bey den Nalloes, die nie anders gehen), und tragen ein Stück Zeug um die Hüfte, das bis über die Mitte des Beins herunter reicht. Sie binden es ſich auch gern über die Brüſte, nicht um ſolche zu verdecken, ſondern um ſie platter zu machen, und ſonach mehr wie verheyrathete Weiber auszuſehen, und dadurch ſich ein wichtigeres Anſehen zu geben. Vom Putzen ſind ſie große Liebhaberinnen. Sie tragen Arm- und Halsbänder von Glaskorallen, ſilbernen Ringen, Ketten und Manillas (welches platte oder runde ſilberne Ringe um die Handgelenke ſind), und Korallenſchnüre. Sie bedienen ſich auch der Schminke, davon ſie verſchiedene Arten haben. Eine Afrikaniſche Dame in vollem Staate macht in der That gar keine üble Figur. Ueber ihrer gewöhnlichen Landeskleidung, die man den Unterrock nennen könnte, trägt ſie einen rothen Taffentrock. Um den Hals hat ſie ein ſchwarz ſeidenes Tuch mit zwey Zipfeln gebunden. Dieſes hängt vorne wie ein Kinderlätzchen herunter und bedeckt ihr den Buſen. Ein andres ſolches Tuch bindet ſie um den Kopf. In den Ohren trägt ſie goldne Ohrringe, und um den Hals eine Schnur große Korallen, nebſt einer goldenen oder ſilbernen Kette mit einem Schlößchen, an jedem Handgelenke zwey bis drey Manillas, und an jedem hangen fünf bis ſechs ſilberne Ringe. Auf der Stirne ſind verſchiedene Winkel und Dreyecke mit weißer oder rother Farbe gemalt, und die Haare ſind artig und künſtlich geflochten, bisweilen auch in kleinen runden oder halbmondsförmigen Flecken dicht abgeſchoren. Hinter ihr her gehen ihre Kammermädchen, wozu immer die hübſcheſten Mädchen von zehn bis funfzehn Jahren, die zu bekommen ſind, ausgeſucht werden. Dieſe werden mit Korallenſchnüren geputzt, und in ein Stück Taffent oder feinen Zitz gekleidet, das, wie der Mantel der Bergſchotten, über die linke Schulter geworfen wird.

Der Anzug der Männer beſteht in einem weiten Hemde ohne Halskragen, mit ſehr weiten Ermeln ohne Armbindchen, in langen Hoſen, die bis an die Mitte der Beine reichen, und in einem Hute oder einer kleinen dicht anpaſſenden Mütze aus ihren Landzeugen. Gewöhnlich aber gehen ſie mit bloßen Füßen und bloßem Haupte; die

Oberhäupter jedoch ausgenommen, denn dieſe ſuchen, ſo viel ſie können, die Weißen im Anzuge nachzuahmen. Die Mandingoes aber zeichnen ſich dadurch aus, daß ſie beſtändig eine Mütze und Sandalen, beides von rother Farbe, tragen. Sie pflegen auch ihre Hemden und Beinkleider mit Wolle auszunähen, worin ſie ſehr große Geſchicklichkeit beſitzen. Die Männer gehen nie ohne ihren Belmo´ aus. Dies iſt ein großes gerades Meſſer, das ſie in einer Scheide auf der rechten Seite hängen haben, grade ſo, wie nach Kapt. Cooks Bericht die Bewohner der Sandwichinſeln ihr Pätu Pätu. Von dieſen Belmo´s führen ſie zweyerley Arten, einen kleinen zum Eſſen und einen großen zur Vertheidigung.

Die Gewohnheit, den Leib zu tättowiren oder allerhand Figuren auf demſelben einzuritzen, welches hier zu Lande ſokkolo´ genannt wird, iſt in ganz Afrika ziemlich gemein, und hatte anfänglich, wie ich mir vorſtelle, zum Zweck, die verſchiedenen Stämme von einander zu unterſcheiden. Aus dieſem Grunde wird es hier noch beobachtet, doch ſcheints jetzt minder nothwendig zu ſeyn, als es vor dieſem ſeyn mochte. Der Rücken, die Lenden, der Bauch und die Bruſt, ſind die Theile des Leibes, welche in der hieſigen Gegend tättowirt werden, und die Art, wie ſolches geſchieht, bezeichnet nicht blos den Stamm, ſondern auch den Stand einer Perſon, denn ein Sclave darf nicht auf eben die Art gezeichnet ſeyn, wie der Freye. Die Operation iſt ausnehmend ſchmerzhaft, und ſogar oft gefährlich, und wird bey Kindern vorgenommen, wenn ſie nur einige Monate alt ſind. Einige Nationen wiſſen die Haut ſo aufzutreiben, daß ſie wie erhabene Arbeit ausſieht. Andre verrichten ſie mit lauter kleinen Stichen vermittelſt eines ſpitzigen Werkzeuges, das in eine Flüſſigkeit getaucht wird, und unauslöſchliche Spuren hinterläßt. Doch iſt zu bemerken, daß diejenigen, welche ſich dieſes Verfahrens bedienen,

dienen, von gelblicher Geſichtsfarbe ſind. In den ſüdlichern und öſtlichern Gegenden Afrikas wird auch das Geſicht tättowirt.

An dem zur Hochzeit angeſetzten Tage werden von dem Bräutigam Leute in gewiſſen Weiten von einander an den Weg geſtellt, auf dem die Braut kommen ſoll, die mit Getränken und Erfriſchungen verſehen ſind. Denn wofern dieſe Dinge nicht im Ueberfluſſe vorhanden ſind, ſo thun die Begleiter der Braut keinen Schritt, ſie ſind im Stande auf dem halben Wege wieder umzukehren, wenn ihnen nicht recht aufgewartet wird. Sobald ſie ſich der Stadt nähern, halten ſie ſtill, worauf des Bräutigams Leute und Freunde ſich mit ihnen vereinigen, und ihre Freude durch Geſchrey, Trinken, Schießen aus Flinten und Jauchzen bezeugen.

Ein altes Weib nimmt alsdann die Braut auf den Rücken, und dieſe iſt mit einem feinen Tuche bedeckt, denn von dieſem Augenblicke an darf ſie bis zur Vollziehung der Heyrath von keiner Mannsperſon geſehen werden. Auf den Weg werden Matten hingebreitet, damit die Füße der Perſon, welche ſie trägt, nicht die Erde berühren dürfen, und ſo wird ſie unter beſtändigen Freudenbezeugungen, von beyderſeitigen Freunden begleitet, in die Wohnung ihres Bräutigams getragen. Auf den Abend begiebt er ſich in die Brautkammer. Meint er alsdann, er ſey nicht der erſte, der ihre Gunſt genießt, ſo verläßt er ſie ſogleich, und ſobald ihre Verwandten dies erfahren, entfernen ſie ſich den Augenblick, heulend und ſchreiend vor Schaam und Beſtürzung. Iſt er aber zufrieden, ſo bleibt er die ganze Nacht bei ihr. Ihre Verwandten bezeugen alsdann große Freude und ziehen mit dem Zeichen ihrer Jungferſchaft in wildem Triumphe durch die Straßen. Auf jeden dieſer beyden Fälle hat der Bräutigam die Freiheit, die Braut zurückzu ſchicken; ſollt' ers aber thun, ſo muß er auch die ganze Mitgabe herausgeben.

Bey den Bullams, Bagoes und Timmaneys iſt es ſehr gewöhnlich, daß ein Mann ſeine künftige Gattin, wenn ſie noch ein kleines Kind iſt, zu ſich ins Haus nimmt und ſie bey ſich erziehet. Bey dieſer Gelegenheit muß er, nach Beſchaffenheit ſeines Vermögens, des Mädchens Eltern ein Geſchenk machen, welches man Wein für daſſelbe abziehen heißt; ſollte aber dem Kinde vor Vollziehung der Heyrath übel begegnet werden, ſo haben die Eltern das Recht, es zurück zu fordern, wenn ſie den Wein wieder herausgeben. Schickt aber der Mann ſeine künftige Braut zurück, ſo müſſen ſie ſelbige zwar annehmen, ſie behalten aber den Wein.

Aus dieſen Umſtänden ſollte man ſchließen, die Keuſchheit müßte hier in hohem Werthe ſeyn, in der That aber dauert ſie nur bis zur Verheyrathung: denn es wird einer verheyratheten Frau als eine ſehr große Unhöflichkeit und als Mangel guter Lebensart ausgelegt, wenn ſie die Anträge eines Liebhabers abweiſet, und ob ſie gleich weiß, daß, wenn die Sache herauskömmt, ſie eine harte Strafe zu erwarten hat, ſo leidet doch ihr guter Name nicht im geringſten darunter. Beinahe jede verheirathete Frau hat nach der Landesſitte ihren Wangih Kamih oder Cicisbeo, dem ſie ſelbſt den erſten Antrag macht. Sie giebt ſich auch wenig oder gar keine Mühe, dieſen Umgang geheim zu halten, und der Mann ſieht ſich öft genöthigt zu ſchweigen, wenn er ſich nicht ſchlimmen Folgen ausſetzen will, denn obgleich die Landesgeſetze gegen Ehebruch ſehr ſcharf ſind, ſo erfordert es doch ein großes Anſehen, ſogar unter den Eingebornen ſelbſt, ſie in Ausübung zu bringen. Doch iſt zu bemerken, daß dergleichen Liebſchaften meiſt nur unter den Vornehmen, die eine große Menge Weiber haben, gewöhnlich ſind, Geringere laſſen ſich gewöhnlich mit einer, höchſtens zweyen begnügen. Ein beſonderer Umſtand bey den geheimen Liebesverſtändniſſen der Weiber hier zu Lande darf nicht mit Stillſchweigen übergangen werden. Eine Frau verſucht nämlich nie ihren Mann in Rückſicht der Rechtmäßigkeit ſeiner Kinder zu hintergehen, ſondern ſie geſteht vor der Niederkunft immer, wer Vater zu ihrer Leibesfrucht iſt. Wünſcht aber ein Mann, von einem geliebten Weibe Kinder zu haben, ſo nöthigt er ſie (oft thun ſie es auch freywillig) anzugeloben, daß ſie eine gewiſſe Zeitlang ſich alles fremden Umgangs enthalten will. Sollte ſie nun während dieſer Zeit, entweder durch Gewalt oder durch Ueberredung, bewogen werden, ihr Angelöbniß zu brechen, ſo geſteht ſies ihrem Ehemanne gleich, und beyde Schuldige müſſen ſich einer ſehr ſchimpflichen Strafe unterwerfen, werden nachher beſtändig für ehrlos gehalten und mit Verachtung angeſehen.

Ihre Todten verſcharren die Eingebornen in die Erde, wie die Europäer, und dies gewöhnlich entweder des Morgens oder des Abends. Hierbey aber beobachten ſie die ſonderbare Ceremonie, den Leichnam zu befragen, welches wohl eine beſondere Beſchreibung verdient.

Sobald der Begräbnißtag angeſetzt iſt, wird der Verſtorbene anſtändig in ein weißes Tuch gehüllt, auf eine offne Bahre gelegt, und von ſechs jungen Leuten auf dem Kopfe nach dem Begräbnißplatze getragen, welcher allemal in einem Gebüſche außerhalb der Stadt iſt. Ob die Träger männlichen oder weiblichen Geſchlechts ſeyn ſollen, hängt ganz von der Wahl des Todten ab, der, wie die Eingebornen ſteif und feſt glauben, durch ſeine Bereitwilligkeit oder ſein Widerſtreben ſich von der Stelle bringen zu laſſen, deutlich zu erkennen giebt, ob ihm die Träger anſtändig ſind oder nicht. Sobald ſie auf dem Begräbnißplatze angekommen

men ſind, ſtellt ſich ein Freund oder Verwandter des Verſtorbenen in eine Entfernung von fünf bis ſechs Schritten, einen grünen Zweig in der Hand haltend, vor die Bahre hin, und redet ihn auf folgende Art an: „Du biſt nun „ein Todter — du weißt, daß du nun nicht länger lebſt „und wie unſer einer biſt. — Du weißt, daß dich der „allmächtige Gott auf die Stäbe (d. h. die Bahre) gelegt „hat, und daß du die Wahrheit antworten mußt.“ Alsdann fragt er ihn, was die Urſache ſeines Todes war, ob er ſeinen Tod vorher gewußt habe, oder, ob er durch Zauberey oder Gift verurſacht worden; denn ſie glauben allgemein und gewiß, daß Niemand ſtirbt, ohne es vorher zu wiſſen, es ſey denn, daß ſein Tod durch Zauberey oder Gift, oder durch mächtigere Amulete, als die waren, welche der Verſtorbene trug, veranlaßt worden.

Bejaht der Leichnam eine der ihm vorgelegten Fragen, ſo wird ſolches dadurch angezeigt, daß er die Träger durch eine Gewalt, die ſie, wie ſie ſagen, zu widerſtehen nicht vermögend ſind, verſchiedene Schritte vorwärts treibt. Die Verneinung aber giebt er durch eine rollende Bewegung, die ſie, wie ſie ebenfalls behaupten, nicht verhindern können, zu erkennen. Entſteht durch das gegebene Zeichen ein Verdacht, daß ſein Tod durch Gift oder Zauberey verurſacht worden, ſo fahren ſie fort, ihn zu befragen, wer der Schuldige ſey, und nennen verſchiedene Leute her, von denen ſie glauben, daß er ihnen bey Lebzeiten nicht gewogen war, und dabey machen ſie immer mit ſeinen Verwandten den Anfang. Iſt es nun einer von dieſen, ſo bleibt der Leichnam eine Weile ruhig, als ob er ſich ſchämte, ſeine eigenen Blutsfreunde anzugeben, endlich iſt er aber doch genöthigt zu antworten. Hierauf wird er genau befragt, ob er auch in der Perſon gewiß ſey. Bejaht er dies, ſo wird er gebeten, nach der Hand, die den Zweig hält, zu ſchlagen; der, ſo vor der Bahre ſteht, hält den Zweig in die Höhe. Sogleich ſtößt der Todte die Bahre fort und ſchlägt nach dem Zweige. Um die Zuſchauer deſto mehr zu überzeugen, wird dies zwey bis dreymal wiederholt.

Der Schuldige wird nunmehro ergriffen, und wenn er der Zauberey angeklagt iſt, ohne weitere Umſtände verkauft. War aber der Verſtorbene ein vornehmer Mann, und der Beſchuldigte iſt arm, ſo geſchieht es häufig daß ſeine ganze Familie mit ihm zugleich verkauft wird. Schreibt aber der Verſtorbene ſeinen Tod dem Gifte zu, ſo wird der Verbrecher bis zu weiterer Unterſuchung aufbewahrt, kömmt aber, ob dies gleich gewiſſermaßen von ſeinem freyen Willen abhängt, ſelten mit dem Leben davon.

Nachdem die Leiche ins Grab geſenkt worden, das mit Matten umhängt iſt, und die beſten Kleidungsſtücke und Geräthſchaften des Verſtorbenen mit hinein geworfen worden, wird der Angeklagte ſo verwahrt, daß er leicht entkommen kann. Dies ſoll ihm zu erkennen geben, er habe die Landesgeſetze übertreten, und ſich dadurch um ſeine Freiheit gebracht. Sobald es finſter geworden iſt, flüchtet er ſich nach der nächſten Stadt, und ſucht um den Schutz des Oberhauptes, der als eine unpartheiiſche Perſon angeſehen wird, an. Er zeigt ihm an, die Leiche dieſes oder jenes Mannes habe ihn der Giftmiſcherey beſchuldigt; er ſey aber unſchuldig, und bitte, um dies darzuthun, um Erlaubniß, das rothe Waſſer trinken zu dürfen. Dies wird ihm allezeit erlaubt, und man läßt die Freunde des Verſtorbenen holen, um Zeugen zu ſeyn.

Zur beſtimmten Zeit wird der Beſchuldigte auf eine Art von hohen Stuhle geſetzt, ſeine Kleider werden ihm ausgezogen, und er wird um die Hüften herum in eine Menge Platanenblätter gewickelt. Dann giebt man ihm in Gegenwart der ganzen Stadt, die ſich immer bey ſolchen Gelegenheiten verſammelt, erſt ein wenig Cola oder Reiß

in

zu eſſen, und hierauf trinkt er das vergiftete Waſſer. Tödtet es ihn, welches faſt allemal geſchieht, ſo wird er für ſchuldig erklärt. Kömmt er aber mit dem Leben davon, nachdem er fünf bis ſechs Maaß getrunken, und den genoſſenen Reiß oder Colo unverdauet wieder von ſich gegeben hat, ſo wird er für unſchuldig erklärt, jedoch nicht eher vollkommen, als bis des andern Tags zur nämlichen Stunde. Während dieſer Zeit wird ihm nicht erlaubt, ſich durch irgend eine Ausleerung Erleichterung zu verſchaffen, und ſollt' er durchaus nicht länger halten können, ſo wird dies für einen eben ſo ſtarken Beweis, daß er ſchuldig ſey, gehalten, als ob ihn der erſte Trunk ums Leben gebracht hätte. Um es auch ganz unmöglich zu machen, daß das Gift unwirkſam bleibe, dafern noch etwas im Magen ſeyn ſollte, nöthigt man den Beklagten an den ſeiner Rettung wegen angeſtellten Freudenbezeugungen Theil zu nehmen, und die ganze Nacht mit Singen und Tanzen zuzubringen. Ueberſteht er aber dieſe Probe glücklich, ſo wird er dadurch freygeſprochen, und nun höher geachtet als vorher, und bringt einen Palaver oder eine gerichtliche Klage gegen die Freunde des Verſtorbenen, wegen Verunglimpfung ſeines ehrlichen Namens und widerrechtlich erlittenen Arreſts an, worauf denn gemeiniglich durch eine der Beleidigung angemeſſene Bezahlung die Sache abgethan wird.

Antwortet aber der Verſtorbene, er habe ſeinen Tod vorher gewußt, ſo fragen ſie ihn weiter, was ihn denn bewogen habe zu ſterben und ſie zu verlaſſen, ob etwan jemand eine ſchöne Flinte oder ein ſchönes Kleid gehabt, daß er nicht auch dergleichen erlangen können, oder ob ihn jemand beleidigt habe, an den er ſich nicht rächen können? In ſolchen Fällen aber können ſie Niemanden deswegen etwas anhaben.

Bisweilen ereignet es ſich, daß der Todte jemanden beſchuldigt, ihn durch Zauberey ums Leben gebracht zu haden, denn ſie entweder ſeines hohen Alters, oder ſeiner Familie und Verbindungen wegen, nicht verkaufen können, weil dies für die Seinigen ein Schimpf ſeyn würde. In ſolchem Fall wird der Beſchuldigte, nachdem ſeine Strafbarkeit erwieſen worden, nach einem Felde außerhalb der Stadt geführt, und genöthigt, ſich ſein eignes Grab zu machen. Hierbey verſpotten ihn die dabeyſtehenden, die ihn bewachen müſſen, und ſagen öfters zu ihm: „Du gehſt „mit dem Tode um, und kannſt andre Leute ums Leben „bringen, nun mußt du ihn ſelbſt koſten.“ Er fährt aber dem Anſchein nach ganz gelaſſen mit ſeiner Arbeit fort, und antwortet: „ja, es iſt wahr, ich habe den und den getödtet, und noch viele andere mehr; und wenn ich länger „leben könnte, ich wollte noch weit mehrere ums Leben „bringen.“ Während ſolcher Reden mißt er oft die Länge und Breite der Grube mit ſeinem Leibe. Sobald man dieſelbe nun für tief genug hält, muß ſich der Miſſethäter, mit dem Geſichte gegen dieſelbe gekehrt, unten einſtellen, und einer, der hinter ihm ſteht, giebt ihm einen heftigen Schlag ins Genicke, daß er aufs Geſicht in die Grube ſtürzt. Denn wird etwas lockere Erde auf ihn geworfen, und ein ſpitziger Pfahl von hartem Holze ihm durch den Leib getrieben, der ihn im Grabe annagelt. Das Loch wird hierauf mit Erde ausgefüllt, und ſeines oder ihres Namens wird nicht weiter gedacht.

Obgleich die vorbeſchriebenen Ceremonien beſtändig beobachtet werden, ſo ſind ſie doch bey jedem Stamme verſchieden. Die Suzees tragen nämlich die ganze Leiche; die Timmaneys und Bullams hingegen nur die Kleider, die der Verſtorbene im Tode anhatte, und die Nägel von ſeinen Händen und Füßen, die ſie gleich, nachdem er verſchieden iſt, abſchneiden, und von denen ſie glauben, daß ſie eben die Kraft haben, die vorgedachten Fragen zu beantworten, als der ganze Körper, worin ſie denn gewiß Recht haben.

Das geheime Einverſtändniß unter den handelnden Perſonen iſt bey dieſer ſonderbaren Ceremonie ſo in die Augen fallend, daß mirs unbegreiflich iſt, wie das gemeine Volk bis jetzt noch nicht hat darauf aufmerkſam werden können, obgleich dieſer Gebrauch ſchon ſeit undenklicher Zeit eingeführt iſt.“

III.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1.

Reiſe des Ritters Hamilton auf den Etna.

1769.

Den 24ſten Juny Nachmittags verließ ich Catania, eine am Fuße des Etna, oder wie er jetzo heißt Monte Gibello, gelegene Stadt, in Begleitung des Lords Fortroſe und des Domherrn Recupero, eines einſichtsvollen Prieſters zu Catania, der die einzige Perſon daſelbſt iſt, die von dieſem Berge Kenntniß hat. Er iſt gegenwärtig wirklich beſchäftigt, ſeine Naturgeſchichte zu ſchreiben. Allein ich befürchte, daß er aus Mangel eigner Aufmunterung ſo eine große und nützliche Unternehmung zu Stande zu bringen, nicht vermögend ſeyn wird.

Wir reiſten durch den untern Strich des Bergs, den die Inwohner la Regione Piemonteſe nennen. Er iſt gut mit Waſſer verſehen, außerordentlich fruchtbar, und hat einen Ueberfluß an Weinſtöcken und andern Fruchtbäumen, wo die Lava, oder wie ſie daſelbſt genannt wird, die Sciara, Zeit gehabt hat, loſe zu werden, und hinlängliche Erde zum Wachsthum zu bekommen, welches, wie ich durch viele Beobachtungen überführt worden bin, wo wenigſtens die Kunſt nicht zu Hülfe kommt, in vielen Zeitaltern, vielleicht in tauſend Jahren und mehr, nicht geſchieht. Der Umfang dieſer niedrigen Gegend, die den Fuß des Vulkans ausmacht, beträgt über 100 Italiäniſche Meilen. Die Weinſtöcke am Etna werden niedrig gezogen, juſt völlig umgekehrt, wie die am Umfange des Veſuvs; ſie geben einen ſtärkern aber nicht ſo häufigen Wein. Der Piemonteſiſche Strich iſt mit Städten, Dörfern, Klöſtern u. ſ. w. bedeckt, und, einer ſolchen gefährlichen Lage ungeachtet, wohl bevölkert. Catania, das durch die Ausbrüche des Etna ſo oft verwüſtet, und durch ein Erdbeben des letzten Jahrhunderts gänzlich eingeſtürzt, iſt binnen dieſen funfzig Jahren wieder aufgebauet worden, und gegenwärtig eine beträchtliche Stadt mit wenigſtens 35000 Einwohnern.

Ich wundere mich nicht über die ſcheinbare Sicherheit, mit welcher dieſe Gegenden bewohnt werden, da ich ſelbſt ſo lange ein Zeuge von derſelben in der Nähe des Bergs Veſuv geweſen bin. Die Wirkungen der Natur geſchehen langſam, große Ausbrüche ereignen ſich nicht häufig, ein jeder ſchmeichelt ſich, daß ſie nicht zu ſeiner Zeit eintreffen, oder wenn es ja geſchähe, daß ſein Schutzheiliger die verwüſtende Lava von ſeinem Gute abwenden werde. Und in der That, die große Fruchtbarkeit in der Nachbarſchaft der Vulkane verleitet die Leute, ſie zu bewohnen.

Nach ungefähr vier Stunden kamen wir unter allmählichem Steigen bey einem kleinen Benedictiner Mönchskloſter, genannt St. Nicolo del Areno, an, ungefähr dreyzehn Meilen von Catania, und etwa eine Meile von dem Vulkane, auf dem im Jahr 1669 der letzte große Ausbruch erfolgte, von welchem Lord Winchelſon, der eben damals zu Catania auf der Heimreiſe von ſeiner Geſandſchaft zu Konſtantinopel ſich befand, unſerm Hofe eine umſtändliche Nachricht ſufertigte. Die Beſchreibung dieſes Herrn iſt eigen und wurde bald nachher zu London abgedruckt. Ich habe eine Abſchrift davon zu Palermo in dem Büchersaale des Prinzen Torremuzzo geſehen.

Die Nacht auf den 24ſten ſchlieſen wir in dem Benedictinerkloſter und legten den folgenden Morgen unſern Weg durch das reiche Piemonteſer Land zurück, da wir dann zugleich die Verheerungen, welche durch den erwähnten erſchrecklichen Ausbruch verurſacht worden, betrachteten.

Die Lava brach in einem Weinberge, ungefähr eine Meile von St. Nicolo aus, und warf durch das öftere Ausſtoßen von Steinen und Aſche daſelbſt einen Berg auf, der, wie ich es ungefähr beurtheilen kann, da ich ihn beſtiegen, nicht weniger als eine halbe Meile im Perpendikul, und an ſeinem Fuße wenigſtens drey Meilen im Umfange iſt. Die Lava, die dorten herunter lief, und auf der man noch bis jetzt keine Zeichen von Wachsthum antrift, hat vierzehn Meilen in der Länge, und an vielen Orten ſechs in der Breite. Sie ging bis Catania, zerſtörte einen Theil ihrer Wälle, vergrub ein Amphitheater, eine Waſſerleitung und viele Denkmäler der alten Größe, die bis dahin der Gewalt der Zeit widerſtanden hatten. Sie floß eine beträchtliche Strecke weit in die See, ſo daß ſie damit auf einmal einen geräumigen und ſichern Hafen machte, der aber bald darnach durch einen friſchen Strom dieſer brennenden Materie wieder ausgefüllt wurde. Ein Umſtand, den die Einwohner von Catania, die keinen Hafen haben, noch bis jetzt beklagen. Seit der Zeit hat ſich kein ſolcher Ausbruch wieder ereignet, ungeachtet man Spuren von noch viel erſchrecklichern, die vor dieſen hergegangen ſind, findet.

Ungefähr zwey bis drey Meilen um dieſen durch den Ausbruch entſtandenen Berg, iſt alles wüſte und mit Aſche bedeckt. Dieſer Boden aber wird ſowohl als der Berg ſelbſt mit der Zeit gewiß ſo fruchtbar werden, als viele andere in der Nähe, die ebenfalls von Ausbrüchen herrühren. Könnte man die Zeiten dieſer Ausbrüche berichtigen und feſtſetzen: ſo würde dieſes ſehr merkwürdig ſeyn und die Länge der Zeit, in Rückſicht auf die Wiederkehr der Vegetationen, bezeichnen, ſo wie die dadurch entſtandenen Berge in einem verſchiedenen Zuſtande ſind. Einige, welche ich mir als die jüngſten vorſtelle, ſind nur allein mit Aſche bedeckt, andere von einem frühern Alter tragen kleine Pflanzen und Kräuter, und auf den älteſten wachſen größere Baumſtämme, als ich jemals geſehen habe. Inzwiſchen glaube, die letzten ſind ſo alt, daß ſie weit über unſere Geſchichtbücher hinaus gehen. Am Fuße des Berges, der durch den Ausbruch von 1669 entſtanden iſt, durch welche wir uns an Seilen hinunter in verſchiedene unterirdiſche Höhlen begaben, welche ſich theilten, und viel weiter und tiefer erſtreckten, als wir es verſuchen konnten zu kommen, da die Kälte ſehr ſtrenge war, und ein heftiger Wind uns ſehr oft einige unſerer Fackeln auslöſchte. Dieſe Höhlen enthielten unfehlbar die Lava, die hier herausging, und ſich bis ganz nach Catania erſtreckte. Man kennt noch viele ſolcher unterirdiſchen Klüfte an andern Seiten des Etna, wie die, welche die Landleute la Baracca Vecchia nennen, oder eine andere, la Spelonca della Palomba von den wilden Tauben, die darin niſten, und die Höhle Thalia. Einige davon braucht man zu Schneemagazinen, weil die ganze Inſel Sicilien und Malta mit dieſem weſentlichen Artikel

in

Erde heißen Gegend verſorgt wird. Ich getraue mir zu ſagen, man würde noch viel mehrere bei weiterm Nachſuchen finden, vorzüglich bey und unter den Schlünden, aus denen große Lavas gekommen ſind, da die unermeßliche Menge ſolcher Materien, als wir zu Tage ausgehen ſehen, nothwendig große Höhlen in dem Innern voraus ſetzen müſſen.

Nachdem ich den Morgen des 25ſten mit dieſen Bemerkungen zugebracht hatte, reiſten wir durch den andern oder mittlern Theil des Etna, den man Selvoſa oder den waldichten nennt, weiter, nächſt dem nichts ſchöners ſeyn kann. An jeder Seite trift man Berge, oder vielmehr Stücken Berge, die durch verſchiedene alte Ausbrüche entſtanden ſind, an. Einige darunter ſind faſt ſo hoch als der Berg Veſuv, vorzüglich einer iſt nicht viel weniger als eine Meile im Perpendikul in der Höhe, wie mich der Domherr, unſer Wegweiſer, der ihn gemeſſen, verſichert hat, und fünf Meilen an ſeinem Fuße im Umfange. Sie ſind alle mehr oder weniger, ſo wie innerhalb ihren Keſſeln, und die reichſten Thäler zwiſchen ihnen, mit den größten Eichen, Caſtanienbäumen und Fichten, wie ich ſie irgendwo geſehen habe, beſetzt. In der That werden auch vorzüglich Ihro Majeſtät des Königs beyder Sicilien Schiffwerfte von hier aus mit Zimmerholz verſehen. Da dieſer Theil des Etna wegen ſeines Zimmerholzes zur Zeit der Tyrannen von Syracus ſchon berühmt war, und da es einen ſo großen Zeitraum erfordert, ehe, wie ich ſchon gedacht, die Materie ſich zum Wachsthum ſchickt; ſo läßt ſich hieraus das hohe Alter dieſes ehrwürdigen Vulkans ermeſſen. Die Caſtanienbäume waren die häufigſten in dem Striche, durch den wir reiſten, und ungeachtet ihres großen Umfangs ſind ſie doch noch nicht mit denen, die an einem andern Theile dieſer Regione ſelvoſa, die Curpinetzs heißt, wachſen, zu vergleichen. Viele haben mir geſagt, vorzüglich aber unſer Wegweiſer, der den größten unter ihnen gemeſſen, und den man la Caſtagna di cento cavalli nennt, daß er auf 28 Neapolitaniſche Stäbe (Caues) im Umfange habe. Nun iſt eine Neapolitaniſche Caue $2\frac{1}{8}$ Yards Engliſch Maaß, hieraus können Sie alſo, mein Herr, die ungeheuere Größe dieſes berüchtigten Baumes abnehmen. Er iſt vor hohem Alter hohl, inzwiſchen ſteht noch ein anderer nahe dabei, der faſt eben ſo groß und geſund iſt. Da eine Reiſe von zwei Tagen dazu erforderlich geweſen wäre, dieſen außerordentlichen Baum zu beſehen, und die Witterung ſchon ſehr heiß war, ſo habe ich ihn nicht zu Geſicht bekommen. Es hat mich befremdet, daß Bäume in einem ſolchen flachen untiefen Boden fortkommen ſollen, denn ſie können nicht weit eindringen, ohne auf Felſen von Lava zu ſtoßen. Wirklich ſind auch große Stücken Wurzeln von großen Bäumen, bey denen wir vorbey gereiſt, über der Erde am Tage, welche durch den Eindruck und Angriff der Luft eine Rinde, wie die an ihren Aeſten bekommen haben. Auf dieſem Theile des Bergs trift man das beſte Rindvieh in Sizilien an. Wir bemerkten überhaupt, daß die Hörner des Sicilianiſchen Rindviehs faſt zweymal ſo groß im Umfange ſind, als von irgend einem andern, das wir geſehen haben. Das Vieh ſelbſt aber iſt von der gewöhnlichen Größe. Wir kamen bey der Lava vom letzten Ausbruche im Jahr 1766, die über vier Quadratmeilen von der erwähnten ſchönen Waldung verwüſtet hat, vorbei. Der Berg, der durch dieſen Ausbruch entſtanden, iſt voll von Schwefel und Salzen, die denen vom Veſuv, wovon ich vor einiger Zeit an den verſtorbenen Lord Marten Proben überſchickt habe, völlig gleichen.

Nach Verlauf von fünf Stunden, von der Zeit an gerechnet, da wir das Kloſter St. Nicolo del Arena verlaſſen hatten, trafen wir an den Gränzen der dritten Gegend ein, die man die nackte oder unbedeckte la Netta oder Scopeſta nennt, und wo wir in der That eine ſehr ſcharfe Luft empfanden, ſo daß wir den nämlichen Tag die vier Jahreszeiten ſehr deutlich auf dieſem Berge fühlten. Eine unerträgliche Hitze in der Piemonteſe, die gemäßigte Frühlings- und Herbſtluft in der Mitte, und die ſtärkſte Winterkälte in der oberſten Gegend. Ich konnte, da wir an die letztere näher ankamen, ſehen, wie das Wachsthum ſtufenweiſe abnahm, und von den großen Baumſtämmen gelangten wir zu den niedrigen Stauden und Pflanzen der nördlichen Himmelsſtriche. Ich bemerkte eine große Menge Wachholderſträuche und Rheinfarn (weiße Potentills). Unſer Wegweiſer erzählte uns, daß es ſpäter im Jahre hier ſehr viele beſondere ſeltene Pflanzen gebe, und daß man an einigen Gegenden Rhabarberwurzel und Safran im Ueberfluß anträfe. In Correrar Geſchichte von Catania befindet ſich ein Verzeichniß aller Pflanzen und Kräuter in alphabetiſcher Ordnung.

Weil die Nacht herankam, ſo ſchlugen wir hier ein Zelt auf, und machten ein gut Feuer an, welches ſehr nöthig war. Denn ohne dieſe Vorſicht, und eine ſehr warme Kleidung, würden wir ganz gewiß erfroren ſeyn. Den 26ſten frühe um ein Uhr ſetzten wir unſere Reiſe nach dem großen Keſſel fort. Wir kamen über Thäler voll Schnee, der niemals ſchmelzt, ausgenommen, wenn ſich ein Ausbruch von Lava aus dem obern Schlunde ereignet, welches ſich wohl kaum jemals zuträgt. Die großen Ausbrüche kommen gewöhnlich aus der mittlern Gegend, da die brennenden Materien ihren Durchgang, wie ich vermuthe, lange zuvor durch eine dünnere und ſchwächere Stelle finden, ehe ſie zu ſo einer entſetzlichen Höhe der oberſten Gegend ſteigen können, ſo daß der große Schlund auf der Spitze nur zu einem allgemeinen Rauchfange des Vulkans dient. An vielen Orten iſt der Schnee mit einem Lager von Aſche gedeckt, die aus dem Schlund ausgeworfen worden, und die Sonne, die ihn an einigen Orten ſchmelzt, macht dieſen Boden unſicher und glatt. Da wir inzwiſchen, nebſt unſerm Wegweiſer, einen an dieſe Thäler wohlgewöhnten Landmann bey uns hatten, ſo kamen wir glücklich und wohlbehalten an dem Fuße des kleinen Aſchenberges, der auf dem Etna ſitzt, ungefähr vor dem Aufgange der Sonne an. Dieſer Berg liegt in einer angenehmen abhängigen Fläche von etwa neun Meilen im Umfange. Er iſt ungefähr eine Viertelmeile in der Perpendikularlinie hoch, ſehr ſteil, aber noch nicht ganz ſo ſteil als der Veſuv, und innerhalb der letzten 25 bis 30 Jahre aufgeworfen worden, wie mir viele Leute zu Catania, die ſich noch wohl erinnerten, daß nur eine weite Kluſt oder Keſſel auf der erwähnten Ebene geweſen, erzählt haben. Bis hieher waren wir ſo gemach in die Höhe geſtiegen, denn die Spitze des Etna iſt beyläufig 30 Meilen von Catania, wo man ſchon an zu ſteigen fängt, daß es uns nicht im geringſten ermüdet hatte; und wäre es nicht des Schnees wegen geweſen, ſo hätten wir auf unſern Maulthieren bis an den Fuß des kleinen Bergs, höher als unſer Wegweiſer, der Chorherr, jemals gekommen war, reiten können. Da ich inzwiſchen ſahe, daß dieſer kleine Berg eben ſo wie die Spitze des Veſuvs zuſammengeſetzt war, als welche ungeachtet des Rauchs, der aus allen Ritzen hervordringt, feſt iſt und trägt: ſo ſtand ich nicht an, auf den Rand des Keſſels zu klettern, und meine Gefährten folgten nach. Der ſteile Stieg, die dünne Luſt, die Schwefeldämpfe und die Heftigkeit des Windes, der uns zuzeiten nöthigte, uns, damit wir nicht über den Haufen geworfen würden, ſelbſt aufs Angeſicht zu legen, machten dieſen letzten Theil unſerer Unternehmung unbequemer und unangenehmer. Unſer Wegweiſer verſicherte uns beſtändig, daß es überhaupt um dieſe Zeit in der oberſten Gegend windiger wäre.

Bald darnach, da wir uns auf der höchſten Spitze des Etna niedergelaſſen, gieng die Sonne auf, und ſtellte uns einen Auftritt vor, der ſich wahrhaftig nicht beſchreiben läßt. Da ſich der Horizont allmählig aufklärte, ſo entdeckten wir den größten Theil von Calabrien und das Meer an ſeiner andern Seite, Le Fore de Meſſine, die Lipariſchen Inſeln; Stromboli ſchien, ſeiner Entfernung von 70 Meilen ungeachtet, mit ſeiner rauchenden Spitze juſt unter unſern Füßen zu liegen. Wir überſahen die ganze Inſel Sicilien, ihre Flüſſe, Städte, Häfen u. ſ. w., eben ſo, als wenn wir eine Landcharte betrachteten. Die Inſel Malta iſt niedrig, und weil es an dem Theile des Horizonts duſtig war, ſo konnten wir ſie nicht wohl unterſcheiden. Unſer Wegweiſer verſicherte uns, daß er ſie zu andern Zeiten deutlich geſehen, welches ich um ſo viel eher glauben kann, da wir in andere Gegenden des Horizonts, die nicht neblicht waren, in eine viel größere Weite ſehen konnten. Ueberdies waren wir im Stande, die Spitze des Etna von unſerm Schiffe deutlich zu ſehen, als wir in der Mündung des Hafens von Malta einige Wochen zuvor einliefen. Ueberhaupt, ſo wie ich nach der Zeit auf einer guten Charte ausgemeſſen, ſo konnten wir mit einem Blick einen Kreis von mehr als 900 Engliſche Meilen überſehen. Der pyramidenförmige Schatten des Bergs reichte über die Inſel und an der andern Seite noch weit ins Meer. Ich zählte von hier aus in der mittlern Gegend von der Seite nach Catania zu 44 kleine Berge, die ich nur in Rückſicht auf ihre Mutter den Etna ſo nenne, ob ſie gleich ſonſt aller Orten für große gelten würden, und viele andere an der andern Seite des Bergs. Alle waren kegelförmig, jeder hatte ſeinen Schlund, und viele derſelben grünten ſowohl inwendig in ihren Vertiefungen, als auch auswendig von Zimmerholzbäumen. Die Gipfel dieſer Berge, die ich für die älteſten halte, ſind abgeſtumpft, und die Keſſel folglich an ſich ſelbſt geräumlicher und weniger tief, als die von den durch ſpätere Ausbrüche entſtandenen Bergen, welche ihre Pyramidengeſtalt noch völlig haben. Einige davon haben durch die Zeit ſo weit abgenommen, daß ihnen keine andere Spur eines Keſſels, als eine Art Grube oder Höhle an ihren abgerundeten Gipfeln übrig geblieben iſt; von andern ſteht nur noch die Hälfte oder ein Drittel ihres ganzen Kegels. Die fehlenden Stücke ſind entweder zuſammen gefallen, oder vielleicht durch die hieherum ſehr häufigen Erdbeben von ihnen losgeriſſen worden.

Alle mit einander aber haben offenbar ihren Urſprung von Ausbrüchen. Ja ich glaube nach meinen Unterſuchungen, daß viele ſonderbar geſtaltete Berge in andern Welttheilen zu erkennen geben, daß ſie durch eben dieſe Naturwirkung hervorgebracht worden. Ich habe angemerkt, daß dieſe Berge überhaupt unter gleichen Linien oder Höhen ſind. Meiſtens haben ſie einen Bruch von einer Seite, eben ſo wie die kleinen Berge, die an den Seiten des Veſuvs entſtanden, und deren es acht oder neun giebt. Dieſer Bruch rührt von der Lava, die ſich einen Weg dadurch gemacht, her; welche Wirkung ich in meiner Nachricht von dem letzten Ausbruch des Veſuvs beſchrieben. Wo ich mithin auf einen Berg in irgend einem Welttheile ſtoße, der eine genaue kegelförmige Geſtalt, eine Vertiefung auf ſeinem Gipfel, und an der Seite einen Ausbruch hat: ſo bin ich im Stande zu beurtheilen, daß ein ſolcher Berg durch einen Ausbruch entſtanden. Da nämlich der Etna und Veſuv beyde als Berge, die ohne Widerrede von Ausbrüchen herrühren, mit dieſer Beſchreibung zuſammenpaſſen. Doch auf meine Erzählung zurück zu kommen. Nachdem wir unſere Augen an der oben erwähnten herrlichen Ausſicht, um derentwillen, wie uns Spartian erzählt, ſich der Kayſer Adrian die Mühe gegeben, den Etna zu beſteigen, geweidet; ſahen wir hinunter in den großen Schlund, der, ſo weit wir urtheilen konnten, über drey und eine halbe Meile im Umfange hat. Da uns der Boden an einigen Orten ſehr mürbe vorkam; ſo hielten wir es nicht für ſicher genug, herum zu gehen und ihn zu meſſen. Das Innere des Schlundes, das mit Salzen und Schwefel, wie im Veſuv, überzogen iſt, hat die Geſtalt eines umgekehrten hohlen Kegels, deſſen Tiefe aber nicht mit der Höhe des kleinen Bergs, der auf dem großen Vulkan ſteht, übereinkommt. Der Rauch, der häufig aus den Wänden und von dem Grunde aufſteigt, hinderte uns, ganz hinunter zu ſehen: weil inzwiſchen der Wind von Zeit zu Zeit den Rauch auf die Seite wehete, ſo bemerkte ich, daß dieſer umgekehrte Kegel in eine enge Spitze zulief, und zufolge meiner wiederholten Wahrnehmungen getraue ich mir zu behaupten, daß die Tiefe der Schlünde bey den Vulkanen ſchwerlich mit der Höhe der kegelförmigen Aſchenberge, die auf ihnen ſitzen, zuſammen treffen wird. Kurz ich ſahe dieſe Schlünde als eine Art von hängenden Trichtern an, unter denen weite Höhlen und Abgründe befindlich ſind. Die Entſtehung ſolcher kegelförmigen Berge mit ihren Schlünden läßt ſich leicht aus dem Fallen der Steine, halbverbrannten Steinkohlen und Aſche, die während eines Ausbruchs ausgeworfen werden, erklären.

Der Rauch auf dem Etna kam mir nicht ſo ſtinkend und widrig, ungeachtet er ſchweflicht iſt, als der vom Veſuv vor. Inzwiſchen erinnerte unſer Wegweiſer, daß ſeine Eigenſchaften ſich veränderten, ſo wie ich auch vom Veſuv weiß, nach der Beſchaffenheit nämlich der Materien, die in ihm in Bewegung ſind. Die Luft war in der ganzen obern Gegend am Etna, und beſonders auf ſeiner Spitze, ſo rein und ſo dünne, daß uns das Athemholen beſchwerlich wurde, und ohne daß es von den Schwefeldämpfen herrührte. Ich brachte zwey Barometer und ein Thermometer mit von Neapel, in der Meinung, Jemand am Fuße des Berges mit einem zu laſſen, dieweil wir bey der Sonnen Aufgang unſere Bemerkungen auf der Spitze deſſelben machten; allein eins davon wurde zur See unglücklicher Weiſe verdorben, und in Catania fand ich niemand geſchickt genug, mir es wieder zu machen. Was außerordentliches iſt es, daß ich mich nicht erinnern kann, ein Barometer in Sicilien angetroffen zu haben. Am Fuße des Berges am 24ſten Juny, da wir unſere erſte Bemerkung machten, ſtand das Queckſilber 27 Zoll 4 Linien, und den 26ſten, auf des Vulkans höchſter Spitze, 18 Zoll 10 Linien. Das Thermometer zeigte bey der erſten Bemerkung am Fuße des Berges 84 Grade, und bey der andern an ſeinem Keſſel 56 Grade.

Das Wetter hatte ſich in keiner Abſicht verändert, und war der 24ſte und 26ſte Juny gleich-fein und heiter. Wir fanden es überaus ſchwer, mit unſerm Barometer in der grimmigen Kälte und dem ſtarken Winde etwas auf der Spitze des Etna anzufangen. Inzwiſchen war von unſern genaueſten Beobachtungen, die wir unter unſern Umſtänden machen konnten, der Ausſchlag, wie oben erwähnt. Der Domherr verſicherte mich, daß die Perpendikularhöhe des Bergs Etna über drey Italiäniſche Meilen betrüge, und ich glaube, daß es wirklich an dem iſt.

Nachdem wir uns wenigſtens drey Stunden bey dem Schlunde verweilet hatten, reiſten wir herunter und begaben uns auf eine kleine Anhöhe, die ungefähr eine Meile von dem Gipfel des Bergs, den wir eben verlaſſen hatten, liegt, daſelbſt den Reſt des Grundes eines alten Gebäudes zu beſehen. Es iſt von Backſteinen, und ſcheint mit Marmor verziert geweſen zu ſeyn, von dem noch viele Trümmern hier und da zerſtreut liegen. Es wird der Philoſophenthurm genannt, und man ſagt, daß es Empedokles bewohnt habe. Die Alten pflegten ihren himmliſchen

Gott

Gottheiten auf dem Gipfel des Etna zu opfern; es können alſo gar wohl die Trümmern eines Tempels, der zu dieſer Abſicht gedient hat, ſeyn. Von hier aus giengen wir über die gemeldete (hängende Fläche) Lehne ein wenig weiter, die augenſcheinlichen Zeichen eines erſchrecklichen Stroms vom heißen Waſſer zu betrachten, der während eines groſſen Ausbruchs von Lava im Jahr 1756 aus dem großen Keſſel kam, und über welche Begebenheit unſer Begleiter der Domherr eine Abhandlung heraus gegeben hat. Zum größten Glücke nahm dieſer Strom ſeinen Lauf nicht über die bewohnten Theile des Bergs, ſo wie ein gleicher Vorfall am Berge Veſuv im Jahre 1631 einige Städte und Dörfer mit viel tauſend Innwohnern wegſpühlte. Es iſt die gemeine Meinung, daß dieſe Waſſergüſſe aus den feuerſpeienden Bergen kommen, weil ſie eine Gemeinſchaft mit der See hätten. Ich im Gegentheile wollte lieber glauben, daß ſie nur allein von dem in einigen ihrer innern Höhlen geſammelten Regenwaſſer herrührten. Von hier aus ſahen wir ebenfalls den ganzen Gang einer alten Lava, welche die beträchtlichſte von allen, die man hier kennt, wegen ihres Umfangs geweſen iſt. Sie ſtürzte bey Taormina in die See, welches über 30 Meilen von dem Schlunde, woraus ſie kam, abliegt, und iſt an vielen Orten 15 Meilen breit, da die Lava's des Etna ſehr oft funfzehn bis zwanzig Meilen lang, ſechs bis ſieben breit, und funfzig und mehr Fuß tief ſind: ſo können Sie hieraus beurtheilen, mein Herr, was für eine ungeheure Menge Materie während einem großen Ausbruche aus dieſem Berge ausgeführt wird, und wie weitläuftig die Höhlen nothwendig in ſeinem Innern ſeyn müſſen. Die größten Lava's des Veſuvs haben nicht über ſieben Meilen in die Länge, die Wirkungen der Natur ſind ganz gewiß in einem Berge, wie in dem andern, ſteigen aber auf dem Berg Etna insgemein auf einen hohen Grad. In Anſehung ihrer Natur und Eigenſchaften kommen ſie einander ſehr gleich; inzwiſchen ſcheint mir die Lava des Etna weißer und überhaupt löcherichter, als die vom Veſuv. In denen Gegenden vom Etna, über die wir reiſten, bemerkte ich keine Bimsſteinlagen, die ſo häufig um den Veſuv vorkommen und die alte Stadt Pompeja bedecken, doch ſagte uns unſer Wegweiſer, daß ſich dergleichen in andern Gegenden des Bergs befänden Ich ſahe einige Schichten von dem, was man hier Tufa nennt, und eben das iſt, was über Herculanum herliegt, und größtentheils die Hügel um Neapel ausmacht. Nach der Unterſuchung beſteht ſie aus einem Gemiſche von kleinen Bimsſteinen, Aſche und Stückchen Lava, die ſich durch die Länge der Zeit in eine Art Stein verhärtet haben. Kurz ich fand in Abſicht auf die herausgetretenen Materien auf dem Berge Etna nichts, das nicht auch der Veſuv hervorbringt. Gewiß findet ſich eine mehrere Mannigfaltigkeit der ausgeführten Materien und Lava's auf dem letztern. Beyde haben einen Ueberfluß an Kießen und Cryſtallen, oder beſſer Verglaſungen. Auf der Seeküſte am Fuß des Etna trift man Bernſtein häufig an, den man hergegen am Fuße des Veſuvs nicht wahrnimmt. Gegenwärtig liegt ein größerer Vorrath von Schwefel und Salz auf dem Gipfel des Veſuvs als auf der Spitze des Etna; inzwiſchen wechſelt dieſer Umſtand nach dem Grade der innern Gährung ab, und unſer Wegweiſer verſicherte mich, daß er zu anderer Zeit eine größere Menge davon auf dem Etna geſehen habe. Auf unſerm Rückwege nach Catania wies mir der Domherr einen kleinen Hügel, der mit Weinſtöcken bepflanzt war, und den Jeſuiten zugehörte. Unter dieſen Hügel drang ſich im Jahr 1669, wie man ſichere Nachrichten hat, die Lava, und ſchleppte ihn eine halbe Meile von ſeiner alten Stelle weg, ohne daß die Weinſtöcke Schaden gelitten.

Bey großen Ausbrüchen des Etna hat man eben die Art Blitze häufig aus dem dicken Rauche des Schlundes fahren ſehen, die ich in meiner Nachricht von dem letzten Ausbruche des Veſuvs beſchrieben. Die Alten haben eben die Erſcheinung auch bemerkt, denn Seneca ſagt: Aetna aliquando multo igne abundavit, ingentem vim arenae urentis effudit, involutus eſt dies pulvere, ſubita nox terruit illo tempore, ajunt plurima fuiſſe tonitrua et fulmina.

Bis aufs Jahr Chriſti 252 ſind die chronologiſchen Nachrichten von den Ausbrüchen des Bergs Etna ſehr unvollſtändig. Da man aber in dieſem Jahr den Schleyer der heil. Agatha zuerſt vortrug, die Gewalt des Lavaſtroms zu zähmen, und nach der Zeit allemal bey großen Ausbrüchen hervorgebracht hat: ſo haben die Prieſter ſich der Wunder, die man ſeinem Einfluſſe zugeſchrieben, ſorgfältig erinnert, und wenigſtens die Tage ſolcher Ausbrüche aufbewahrt. Eben den Dienſt haben die Reliquien des heil. Januarius den Liebhabern der Naturgeſchichte durch Erinnerung der großen Ausbrüche des Veſuvs gethan. Aus den Zeiten der Ausbrüche des Etna finde ich, daß er in ſeinen Wirkungen eben ſo unregelmäßig und ungewiß, als der Veſuv iſt. Die letzte ereignete ſich im Jahr 1766.

Auf unſerer Rückreiſe von Meſſina nach Neapel verlohren wir mitten unter den Lipariſchen Inſeln drey Tage den Wind, welches uns Gelegenheit verſchafte, zu bemerken, daß ſie ganz offenbar durch Ausbrüche hervorgebracht worden. Eine davon, Vulcano genannt, befindet ſich in dem nämlichen Zuſtand der Solfaterra. Stromboli iſt ein Vulkan; nach aller ſeiner Stärke und mithin auch ſeiner Geſtalt nach ſieht er unter den Lipariſchen Inſeln einer Pyramide am ähnlichſten. Wir ſahen ihn oft glühende Steine aus ſeinem Schlunde werfen, und einige kleine

Ströme Lava kamen von den Seiten und lieſen in die See. Dieſer Vulkan unterſcheidet ſich von dem Veſuv und Etna dadurch, daß er unaufhörlich Feuer ſpeiet, und nur ſelten etwas Lava auswirft. Ungeachtet ſeiner beſtändigen Auswürfe, wird doch dieſe Inſel an der einen Seite von ungefähr 100 Familien bewohnt.

Dieſes ſind, ſo viel ich mich erinnern kann, alle meine über die feuerſpeienden Berge gemachten Beobachtungen auf meiner letzten eignen Sicilianiſchen Reiſe. Ich will mich glücklich ſchätzen, wenn ich durch ihre Mittheilung Ihnen oder irgend einigen unſerer Landsleute, die die Naturgeſchichte lieben, einiges Vergnügen und Unterhaltung verſchaft habe. Ich bin ꝛc.

2.

Freymüthige Kritik über die in der Akademie zu Wien ausgeſtellten Kunſtwerke 1790.

Wenn die Kritik der Kunſt nicht von Kennern getrieben wird, ſo gewinnt die Kunſt nichts, und der Geſchmack wird verdorben, nachdem ihn die widerſprechenden und ſchiefen Urtheile blos nach ihren verſchiedenen Empfindungen richtender Menſchen verwirren. Liebhaber und Künſtler im buchſtäblichen Verſtande, wenn ſie nicht mit dem ſcharfen Auge des partheyloſen Kenners begabt ſind, können über Werke der Kunſt kein entſcheidendes Urtheil fällen, nachdem das Loos des Erſteren die Täuſchung iſt, den Anderen aber nicht ſelten die Vorliebe für das Kolorit oder die Manier irgend eines Meiſters, die ſeiner Art den Pinſel zu führen am nächſten kömmt, gefangen hält. Der Liebhaber, welcher nichts als ein lebhaftes Gefühl für Gegenſtände der Kunſt hat, wird ein Gemälde immer nach den Eindrücken, den daſſelbe auf ihn machet, beurtheilen. Er wird in den reitzenden Werken der großen Angelika die weiblichen Männer für ſchön halten, weil ihn der Zauber, den ſie darüber ausgegoſſen hat, hinreiſſet, und weil er zu ſehr der Sklave ſeines durch Lieblichkeit gereitzten Gefühles iſt, um ſich ſelbſt zu ſagen, daß weibliche Grazie nicht ſchön ſey, wenn man ſie dort findet, wo man männliche Derbheit finden ſoll. Die wollüſtig kolorirten idealiſchen wolkichten Menſchengeſtalten eines André Lens werden ſeine Seele trunken machen, indeß der Kenner, der es wohl weiß, daß man Körper von Fleiſch und Blut nicht wie Wolken behandeln darf, bey ihnen eben ſo gleichgültig vorüber geht, als bey Künſteleyen durch mühſame Nachahmer eines Mieris oder Gerhard Douw verfertiget, welche zwar ihre Vorgänger im Fleiße übertreffen, in Zuſammenſetzung, Kolorit und Zeichnung aber niemals erreichen werden. Eben ſo wenig darf ein Künſtler, der ſonſt nichts als Künſtler iſt, welches doch ſehr oft eintrift, über Werke der Kunſt richten, denn er verſtehet meiſtens nur das mechaniſche der Kunſt, und da es ihn ſchon ſehr viel koſtet, es in Ausübung derſelben zur Vollkommenheit zu bringen, ſo bleibet ihm ſelten ſo viele Kraft und Zeit übrig durch das Schöne außer der Kunſt, wie der Kenner zu betrachten Er weiß wohl, in wie fern die Natur getroffen iſt, er kann aber nicht entſcheiden, in wie fern man die Natur treffen ſoll, und in wie fern man in der Wahl des getroffenen Gegenſtandes glücklich war. Daher zuweilen das übel angebrachte und zerſtreute Licht auf manchem ſonſt vortrefflichen Bilde, daher ſo manche das Geſicht zuſammendrückende Drapperien bey meiſterhaften Portraiten u. ſ. w. Wenn nun der Künſtler über dieſes ein Enthuſiaſt für die Manier, das Kolorit, die Art der

Zuſammenſetzung und Zeichnung irgend eines Meiſters iſt, folglich alles aus einem einzigen Geſichtspunkte betrachtet, ſo iſt außer Zweifel, daß ſeine Urtheile ſchiefer, als die des ſchlechten Nichtkenners werden müſſen. Aber der ächte Kenner läßt ſich weder durch zufällige Eindrücke blenden, noch durch Enthuſiasmus verführen, und bleibet nicht blos bey dem mechaniſchen der Kunſt ſtehen; ſondern er betrachtet auch das, was außer derſelben iſt; urtheilet über den Geſchmack, und die Wahl des Künſtlers, über die Art der Erfindung, die Beurtheilungskraft in derſelben, und beſtimmt, in wie fern ſich ein Kunſtwerk der Vollkommenheit nähert. Er nennet nur das ſchön, was im Verhältniſſe mit Zeit und Ort für ſchön gilt, er wird aber in einer Sommerlandſchaft auch die reizendſte duftige Herbſtluft nicht für ſchön halten, und die ſchönſte maleriſche Lüge des berühmten Savary für die Kopie der Natur eines Wouwermann und Brand nicht hingeben.

Allein um ein ſolcher Mann zu werden, muß man ſich nicht nur durch mehrere Jahre mit dem Studium der Kunſt bekannt machen, ſondern auch ſo zu ſagen mit einem eigenen Genie für dieſes Fach geboren ſeyn; welches aber ſo ſelten als das Genie des Künſtlers ſelbſt iſt. Wenn dieſes immer diejenigen beherzigten, deren Finger nichts als die Schreibeſucht in Bewegung ſetzet, ſo wäre ich in meiner freymüthigen Kritik im Jahr 1786 über die in der Akademie ausgeſtellten Gemälde nicht gezwungen geweſen einen etwas ſtrengeren Ton anzunehmen, um manches ſchiefe Urtheil zu vernichten; und das poſſierliche Kritikaſterchen, auf welches zufälligerweiſe meine Geißel fiel, hätte nicht in ſeiner blinden Wuth einen unrechten Mann angefallen, und ſeinen moraliſchen Charakter betaſtet, was doch wahrhaftig nicht zur Kritik der Kunſt gehört, und nur von Geiſtesſchwäche und böſem Herzen zeugt.

Parthey.

Partheylichkeit und Zelotenhitze verunreinigen die Kritik. Ich bin frey von beyden, und habe über das Gute und Schöne in der Kunſt gedacht. Lob und Tadel ſind hier Reſultate meiner Ueberlegung, aus der Fülle des Herzens niedergeſchrieben. Deſſen ungeachtet aber binde ich Niemand meine Worte als Evangelium auf. Der Nichtkenner ſoll über das, was ich ſage, nachdenken, und ſich überzeugen, der Kenner kann mich berichtigen, wo ich irre, der Künſtler aber mag ſich dort verbeſſern, wo ich Recht habe, ohne dadurch etwas von ſeinem Ruhme zu verlieren.

Die Sammlung der aufgeſtellten Kunſtwerke finde ich diesmal etwas beträchtlicher, als im Jahre 1786, obwohl die Anzahl der Gemälde etwas kleiner iſt. Ich fand einen Reichthum an Meiſterſtücken, den man nur in einer Stadt ſuchen könnte, wo die Künſte ſeit vielen Jahren in ſo groſſem Anſehen wie bey den Griechen ſtanden, und es haben ſich ſeit wenigen Jahren wiederum ſo viele neuere geſchickte Künſtler ausgezeichnet, daß man bey ſo weniger Achtung und Unterſtützung der Kunſt billig über ihr Daſeyn erſtaunen muß. Aber warum wurden wiederum Produkte darunter aufgenommen, welche die übrigen verunehren, und ſogar die guten Gemälde nicht ſelten ihrer vortheilhafteren Plätze berauben? Ueberhaupt finde ich in Ordnung der Gemälde ſo viel Unbekanntſchaft mit Wirkung des Lichts, und ſo wenig Wiſſenſchaft jedem Bilde, wenigſtens nach der Möglichkeit, ſeine gehörige Stelle anzuweiſen, daß ich glauben möchte, man habe dieſes Geſchäft dem Diener der Akademie übertragen, wenn ich nicht wieder vermöge der Situation ſo mancher Bilder wahrſcheinlich fände, daß vielleicht doch einige der Herrn Profeſſoren daſſelbe übernommen haben. Da ich nun eben von Anordnung rede, ſo wird man es nicht für unſchicklich halten, daß ich jene, welche die Ausſtellung der Wachen in der k. k. Akademie angeordnet haben, im Namen aller Engbrüſtigen, und bedigen Leute u. d. gl. bitte, die Wache, welche auf der Stiege gegen die Johannesgaſſe den Eingang in den Modellſaal verwehret, an das untere Ende der Stiege zu ſtellen, damit man nicht hohe drey Stockwerke erklimme, und dann erſt erfahre, daß hier der Ausgang, und auf der Stiege gegen die Annagaſſe der Eingang in die Akademie der bildenden Künſte ſey.

Ich werde mich hier, wie in meiner Kritik im Jahre 1786, nicht geradezu nach dem gedruckten Verzeichniſſe richten, und komme alſo auf die Kunſtwerke des Herrn Profeſſor Lampi.

Das erſte Stück iſt das Portrait unſeres verehrungswürdigen Fürſten Kaunitz im Toiſonkleide. Als das Werk eines wirklich größten Künſtlers, wie Herr Lampi iſt, kann es den Beyfall des Kenners nicht erhalten. Es würde einem Profeſſor Schande bringen, wenn er unrichtig zeichnete, aber man kann geſchmacklos zeichnen, und dieſes iſt hier der Fall. Auch ſcheinet Lampi, die ohnehin von jedem Pinsler ſchon benutzte Stellung nach dem Dutzend machen zu wollen, da er ſich ihrer nur mit kleinen Veränderungen ſchon zum zweytenmale bedient. Sollte es dem Herrn Lampi an Invention mangeln? oder fände er die Stellung vielleicht nach ſeinem Geſchmacke für ſchön? → Das kann ich von dieſem Meiſter nicht glauben. Die Stellung, welche Herr Lampi dem Fürſten giebt, paſſet weder zum Toiſonkleide, noch zu dem Rang eines Protektors der Akademie, nachdem ich ſie ſchicklicher für einen Lehrer derſelben finden würde, welcher die Schüler dahin einläde. Der Künſtler hat den Fürſten in den Mittelgrund geſtellet, um vielleicht das natürliche Feuer im Sammt des Toiſonkleides etwas dämpfen zu können, und nicht, wie in dem 1786 ausgeſtellten Portrait Joſephs II., durch das Nebenwerk den Kopf zu verdrängen. Allein der Sammt iſt bloß ſchlechter geworden, und das flache kalte Portrait des Fürſten wird zwar durch Drapperie nicht wieder gedrückt, es kann ſich aber auch nicht herausheben. Der Kopf iſt im wahren Gothiſchen en face, ohne Ausdruck, und ſieht nicht zum beßten ähnlich. Der in einem Bilde, wo ohnedies faſt alles roth und röthlich iſt, fatal kolorirte Vorhang weichet von der Figur nicht, und ſcheinet an ſie anzukleben.

Der Tempel im Hintergrunde, welcher nach allen Regeln des Perſpektivs gegen die Kuppel zu lieber etwas näher zuſammenſinken ſoll, ſinket eben dort auseinander, und droht der darin wirklich ſchon umfallenden Minerva bald nachzuſtürzen.

Das Portrait des Großmarſchalls zu Lithauen, Herrn Grafen Gorosky, iſt ein ſchönes Bild, voll Ausdruck des Lebens und voll Charakter, lebendig kolorirt, und in einem für den Kopf vortheilhaftem Lichte gezeichnet.

Zwey vortrefliche Gemälde ſind die Portraite des Polniſchen Großgenerals der Artillerie, Herrn Grafen Podosky, und ſeiner Familie, ſo viel ſprechendes in den Geſichtern, ſo viel Reitz, Wahrheit und Harmonie in den Gewändern, ohne dadurch die Köpfe, die mit täuſchender Wärme und Lebhaftigkeit dargeſtellet ſind, verdunkeln zu können. Beſonders ſchön iſt der Kopf des ältern Knaben auf dem Portraite des Grafen. Der Harniſch iſt mit maleriſcher Kühnheit hingeſetzt, der gelbe Atlas am Kleide der Gräfin iſt der beßte, der rothe der ſchlechteſte. Die beyden Bilder ſind in einem zu breiten Lichte gemalt, das Hauptlicht iſt auf die Hauptfigur nicht genug eingeſchloſſen, allein es geſchah vermuthlich, um die übrigen Portraite der Kinder herausheben zu können.

Die keuſche Suſanne im Bade hätte Herr Lampi nicht ausſtellen ſollen. Es wird Kenner auf den Gedanken bringen, daß es ihm an Erfindung mangle; denn man ſieht an dieſem Bildchen die alltägliche Kompoſition, und weder hiſtoriſchen Ausdruck, noch Lebhaftigkeit der Handlung. Man findet gar nichts wahrhaft Widerſtrebendes in dem Bilde der Suſanna. Das Gemälde iſt aus ſchönen Farben zuſammengeſetzt, aber dennoch iſt es eintönig, und hat wenig Haltung. Herr Lampi ſcheinet mehr im großen Gemälde, welches nicht hiſtoriſch iſt, Meiſter zu ſeyn.

Das Portrait des Freyherrn von Sperges, obwohl es im Ganzen ein wenig nach der Pallete ſchmeckt, iſt ein ſchönes Bild. Der Kopf iſt mit dem Geiſte des lebenden Originals auf dem Bilde, in einer herrlichen Wendung des Geſichtes und des übrigen Theiles vom Körper dargeſtellet. Nur will mir der Mantel vom illuminirten Holz nicht behagen, und auch an der Wahl in Kolorirung deſſelben habe ich ſo Manches auszuſetzen, da er mit dem Geſichte ſehr ſchlecht abſticht.

2.

Herr Profeſſor **Füger** zeiget ſich diesmal als Oelmaler, da ihn das Publikum ſchon 1786 durch ſeine Paſtell- und Miniaturgemälde als vortreflichen Künſtler gekannt hat. Seine Beyträge zu der akademiſchen Bilderausſtellung ſind zahlreich und meiſtens vom Gewicht.

Das Portrait der Madame de Witt, welche man die ſchöne Griechin nennet, iſt wirklich mit vielem Geſchmack gezeichnet. Aber wenn doch nur nicht ſogar unſere Künſtler die Franzoſen ſelbſt mit ihren Fehlern nachahmten. Ich kenne die Stärke der Franzoſen in ihren modernen Drapperien, ich weiß, daß der berühmte Rigaud wahrhaft reizende Gewänder malt, die unſern Blick an ſich heften, aber eben darum iſt es ein Fehler, unſer Auge bey einem Portrait mit Nebendingen zu beſchäftigen, wo der Kopf die

Hauptſache ſeyn ſoll. Herr Füger hat hier eben dieſen Fehler begangen. Das zu ſchöne Kleid der Madame, und alles, was rund um ſie her iſt, thut dem Geſichte nicht wenig Schaden, um ſo mehr, da der größte Theil deſſelben im Halbſchatten ſtehet. Auch iſt der Ton des Lichtes und Schattens faſt im ganzen Bilde der nämliche. Gewiß, wenn dieſe Fehler nicht im Bilde wären, ſo würde ſich das mit ſo ſanfter Gattung der Farben, ſo viel Griechiſchem Geſchmack, und ſo viel Reitzen des Kolorits gemalte Geſichtchen der ſchönen Griechin bezaubernd hervorheben.

Das Portrait der ſeel. Erzherzogin Eliſabeth hat ſehr viel Gutes. Wenn ich nicht irre, ſo bindet die Prinzeſſin einen Lorbeerkranz für ihren abweſenden Gemahl. Das Geſicht wenigſtens, aus dem ſanfte Freude hervorleuchtet, und eine gewiſſe Abweſenheit der Sinne von allem was um ſie iſt, ſcheint es ſagen zu wollen, daß die Prinzeſſin mit dem Andenken an ihren abweſenden Gemahl beſchäftiget ſey. Herr Füger zeigt ſich in dieſem Portraite als einen treflichen phyſiognomiſchen Maler. Die Stellung iſt, wie ſie zu dieſer Handlung gehört, voll Einfachheit und ſtiller Grazie. Aber die Drapperie hat der Künſtler vernachläſſiget, und das Bild fällt dadurch nicht in die Augen; da die Situation von der Art iſt, daß ſie nicht durch Lebhaftigkeit das Auge einnimmt, und nur von dem Kenner bemerkt wird. Ueberhaupt würde ich jedem Künſtler rathen, die weißen Gewänder, wenn er ſeine Figur in einen Wald oder Garten ꝛc. verſetzet, entweder mit vieler Behutſamkeit oder gar nicht zu gebrauchen, da man ſehr leicht in Gefahr kommt ſtatt des Bildes eines lebenden Menſchen eine Statue hineinzuſetzen. In dieſem Gemälde iſt wirklich die Kleidung etwas ſteinern gezeichnet, und die Faltenbrechung etwas geſchmacklos.

Prometheus, welcher Feuer vom Himmel ſtiehlt, um ſeinen aus Erde geformten Menſchen zu beleben, iſt ein meiſterhaftes Gemälde, und ein ſchöner Beytrag zur Mimik und Phyſiognomik, ſein linker nach Möglichkeit ausgeſtreckter Fuß zeigt, daß er ſich noch halb darauf ſtützet, um ſich im Augenblicke einer Ueberraſchung zurückzuziehen, ſein Auge ſpäht und fürchtet ſich etwas, das ihn hindern und ſtrafen könnte, zu erſpähen, ſein Mund und die Anſtrengung aller Muſkeln im Geſichte zeigen, daß er wirklich in der Handlung begriffen iſt. Ueberhaupt liegt alles dieſes mit Beſtimmtheit darin. Das Kolorit iſt glücklich, die Zeichnung hat Wahrheit.

Der ſterbende Germanikus, welchem ſeine Freunde Schutz für ſeine Familie, den Urhebern ſeines Todes aber Rache ſchwören, iſt ein Bild voll Charakteriſtik. Ich will die Vorſtellung erklären, blos weil ich ſie aus dem Gemälde geleſen habe; irre ich, ſo iſt es nicht meine Schuld. Am Bette des Germanikus ſtehet ein Freund, der ihm die Hand giebt, und verſpricht, ſeine Familie zu ſchützen; hinter dieſem befindet ſich einer, der den Himmel zum Zeugen ruft, daß er den Tod des Germanikus rächen wolle. Bey des Sterbenden Haupt iſt ſeine Gemahlin und ein Knäbchen, das vermuthlich deſſen Sohn iſt; zu des Germanikus Füßen knieen ſeine Sclaven und Freygelaſſenen; im Vorgrunde iſt ein Arzt, der zu ſagen ſcheint, daß Germanikus nicht mehr zu retten ſey, ein Kriegsmann, der ſich an der Seite deſſelben befindet, drückt ſeinen Schmerz und ſein Schrecken über dieſe Erklärung des Arztes aus. Im Hintergrunde beten einige zum Eſkulap um Rettung des Germanikus. Wenn ich nun in meiner Erklärung wenigſtens das Meiſte getroffen habe, ſo giebt es einen Beweis von dem Sprechendem in dieſem Bilde, und bürgt für die Beſtimmtheit des Ausdrucks. Das Gemälde iſt im wahren tragiſchen Styl, und wird jeden, der es mit Verſtand anſieht, mit feyerlichem Ernſt erfüllen. Die Figuren ſind nicht mit gleichem Fleiße gezeichnet; man betrachte z. B. die Gemahlin

lin des Germanikus, ein Paar Figuren im Vorgrunde, und einige im Mittelgrunde, welche vermuthlich da ſind, um den Platz auszufüllen. Ueberhaupt ſind die darin gehäuften Figuren dem Gemälde ſchädlich. Das Bißchen Eintönigkeit, in welche Herr Füger bey dieſem Bilde verſunken iſt, bleibet immer ein Fehler; und wenn er mir auch hundert berühmte Meiſter aufſtellte, welche ſich ebenfalls bey größern hiſtoriſchen Gemälden wider den Tonwechſel der Farben verſündiget haben.

Das Portrait No. 22. hat einen ſteifen Kopf, gar kein menſchliches Kolorit, iſt hart, unrein, wie ein Paſtelbildchen von der Hand eines Anfängers. Herr Füger hat zu ausgebreiteten, zu entſchiedenen Ruhm, um ihn dadurch zu verlieren. Allein man hat es einem Künſtler, der alles ausſtellt, mit eben dem Recht übel, als dem Diogenes, der alles vor den Leuten that.

Ariadne auf Naxos, da ſie von den ſchweren Träumen erwachet, welche ihr die Flucht des Theſeus und ihr Unglück prophezeyhten, iſt in Rückſicht der Zeichnung ein ſchönes Bild, voll feines antiken Geſchmacks. Aber das Geſicht der Ariadne iſt für dieſe Situation nicht gemacht, nachdem dadurch die wohlgerathene Stellung zweydeutig wird. Der Ausdruck, der noch nicht zurückgekehrten Kräfte im Körper eines Erwachenden, welcher ſo glücklich in die Stellung der Ariadne gebracht iſt, kann hier ebenfalls für das Verſchwinden ihrer Kräfte genommen werden, da ſie gen Himmel blicket, als ob ſie ihre Seele den Göttern empfehlen wollte, und alſo ihrem Hinſcheiden nahe zu ſeyn ſcheint. Hätte Herr Füger dieſes Letztere wirklich vorſtellen wollen, ſo iſt die Situation eine maleriſche Lüge, und ſeine Wahl war ſehr unglücklich, und jeder denkende Maler, wie er, würde gewiß die erſtere gewählt haben. Den luſtigen Felſen, unter welchem Ariadne liegt, ſollte Herr Füger trotz dem Streiflichte etwas verkörpern, damit er nicht mit einem Theil von Ariadnens Schleyer ein Spiel des Windes zu ſeyn ſcheine. Die Ferne, Finſterniß des Meers und des Himmels thut zwar der Figur ſehr gut, aber das Meer iſt in ſolcher Ferne nicht grün, und der Himmel erſcheinet nicht en couleur à la Pape.

Das Portrait des verſtorbenen Kaiſers Joſeph II. iſt unter Herrn Fügers ausgeſtellten Portraiten das treflichſte, ſo wie es unter ſeinen hiſtoriſchen Gemälden Prometheus iſt. Es hat überaus viel Natur im Kopf und in der Kleidung. Nicht Farbe iſt es, was das Geſicht koloriret, es ſcheinet warmes, lebendiges Blut darin zu kochen. Der Harniſch iſt bis zur Täuſchung herausgetrieben. Aber troß der Natur, welche in des Herrn Fügers Portrait herrſchet, iſt doch das Geſicht gedankenlos, die Stellung etwas ſteif, der eiſerne Handſchuh mit dem rechten Arm in ein Kreuz geſetzet, und der Kriegsknecht, welcher, vermöge des Verhältniſſes ſeiner Größe mit der des Kaiſers, mehr moderirt, weicher gemacht, und dadurch beſſer in die Ferne getrieben werden ſollte, nach den Grundſätzen des Perſpektives zu klein.

Laudons Portrait in Lebensgröße mag ſeinen Werth haben, es hat aber dennoch einen ſteif gedrehten Kopf, und, wodurch vielleicht Herr Füger die Unbeugſamkeit des Harniſches ausdrücken will, eine wirklich eiſerne Stellung; wobey ſich beſonders die rechte Schulter auszeichnet.

Die beyden Portraite des Herrn Fügers, wovon eines ſein eigenes iſt, ſind ſo gut, wie nur von einem geſchickten Künſtler Gemälde ſeyn können, deren er vielleicht das Jahr hindurch ein Paar Dutzend macht. Sein eigenes Portrait muß er in jüngern Jahren gemalt haben, denn der Knabe von ungefähr ſechzehn Jahren, welcher ſich auf dem Bilde darſteller,* kann doch unmöglich für einen Abriß von des Herrn Fügers jetziger Perſon gelten.

In dem kleinen Bildchen, wo Alexander den von ſeinem unſchuldig angeklagten Arzte Philippus bereiteten Trank nimmt, fand ich viel Charakteriſtik. Aber das ſchwefelgelbe Kolorit, beſonders in einem ſo kleinen Gemälde, kann nicht gefallen. Die knieende Figur im Vorgrunde iſt übel gezeichnet. Das papierne Recept in den Händen des Philippus iſt ein Anachronismus.

3.

Herr Franz Caſanova hat dieſesmal drey Stücke geliefert, worunter ſich No. 9. auszeichnet, worauf ſich ein Maulthier befindet, das ſeinen Reiter abgeworfen hat. Das Gegenſtück iſt nicht minder ſchön. Die Landſchaft No. 4. iſt darunter das gleichgültigſte Bild.

4.

Herr Braun hat zwey Geſellſchaftsſtücke geliefert, welche vielen andern Arbeiten von ihm weit nachſtehen müſſen, obwohl auch ſeine beſten Werke, außer dem lobenswürdigen Fleiß, nicht ſehr viele Vorzüge beſitzen. Der Staff vom Kleide des Frauenzimmers, welche zu ſingen ſcheinet, iſt ſehr wohl gerathen, aber der gelbe Schlafrock von Blech auf einem, und die ſchon in ſehr wohlfeilen Franzöſiſchen Kupfern vorgeſtellte Scene auf dem andern Bilde, auf welchem ſich auch noch ein Schlafrock von zuſammengepappten Kohlblättern befindet, mag gefallen, wem ſie will.

5.

Herr Fiſcher hat die Zirce ausgeſtellet, wie ſie den Zaubertrank bereitet. Es befinden ſich einige ſchöne Partien in dieſer Statue, z. B. die Partie von der rechten

Bruſt über die Hüften hin; allein wer kann den rechten Arm für ſchön halten, der es uns beym erſten Anblick ſchon ſagt, daß er vom Stein iſt. Auch die Füße ſind hart, und ihren Konturen fehlet das ſchöne Wellenförmige, welches ſonſt verhindert, daß die runden Theile des Weibes nicht geſchwulſtähnlich ſehen. Ueberhaupt entdecket man in dieſer Statue nicht jene mürbe Weichheit, welche man in Italien morbidezza zu nennen pflegt.

Herr **Johann Drechsler** hat zur Ausſtellung der Kunſtwerke herrliche Beyträge gegeben, und beſonders ſchön ſind ſeine beyden Stücke No. 10. und No. 11. was die Blumen betrift, ſowohl für das Auge des Kenners als Nichtkenners wirklich ergötzend. Sein Federvieh und gewiſſe andere Kleinigkeiten ſcheinen wenigſtens für jetzt noch nicht ein vorzügliches Fach für ihn zu ſeyn. Das Blumenſtück No. 34. iſt auch ſehr meiſterhaft. Die beyden Blumenſtücke No. 66. und 67. haben weniger zu bedeuten. No. 95. ſollte ein Gegenſtück haben.

7.

Die beyden Kerzenhälter No. 12. und 13. ſind meiſterhafte Figuren des Herrn **Franz Zauner**, mit einer Weichheit des Fleiſches bis zum Anfühlen täuſchend, wenn uns nicht die Farbe des Marmors aus der Täuſchung riſſe. Das Gewand iſt mit vieler Leichtigkeit und mit Verſtand geworfen; doch finde ich in den Figuren überhaupt nicht ſo viel antiken Geſchmack, ſondern mehr moderne Grazie.

8.

Herr **Karl Kaſper** hat das Portrait einer alten Frau in Schwäbiſcher Tracht vorgeſtellet. Der Kopf iſt gut, die Stellung, wie es vielleicht das lebende Original haben wollte, ganz altväteriſch. Die Kleidung aber, obwohl ſie mit Vorſatz ſo gemacht zu ſeyn ſcheinet, dürfte doch etwas weniger flach ſeyn. Mich wundert im übrigen, daß Herr Kaſper, der gewiß ein ſehr geſchickter Künſtler iſt, nicht mehrere ſeiner Arbeiten, worunter ſich gewiß intereſſantere Stücke befinden würden, ausgeſtellet hat.

9.

Von Herrn **Anton Meidinger** ſehen wir alſo auch ein Gemälde, da er bey der vorigen Ausſtellung nichts beygetragen hat. Das Portrait des Herrn Braun ſoll, wie man ſagt, ſehr ähnlich ſeyn. Wenn ſich dieſes alſo befindet, ſo hat das Bild ſchon ein Hauptverdienſt des Portraits. Deſſen ungeachtet aber ſieht dieſes Gemälde ſehr abgeſtorben aus, die Stellung iſt fad, die Zeichnung des Kopfes gar zu deutlich, und der Kopf, wie es zuweilen van Dyk that, wenn es der Gegenſtand forderte, welches aber hier bey einem ſo abgeſtorbenen Kolorit ſehr übel läßt, meiſtens nur durch Halbſchatten gerundet.

10.

Die Vorſtellung des Ulyſſes, welcher die Zirce zur Entzauberung ſeiner Gefährten zwingt, iſt ein vortrefliches Bild von der Meiſterhand unſers Lehrers der hiſtoriſchen Zeichnungsgründe Herrn **Hubert Maurer**. Der Künſtler hat aus dieſer Fabel die paſſendſte Situation für die Malerey gewählt. Das Geſicht, die ganze Stellung des Ulyſſes iſt voll Ausdruck und Feuer. Die Zauberin Zirce iſt mit einer überraſchenden Lebhaſtigkeit hingeworfen, die emporſteigenden Thränen in ihrem Auge, das Flehende in ihrem ganzen Geſicht, mit ſprechender Wahrheit dargeſtellt, das ganze Gemälde mit reizender Wärme kolorirt, und die beyden Hauptfiguren durch glückliche Abwechslung des Helldunkels hervorgehoben. Aber das rechte in die Höhe gerichtete Knie der Zirce ſcheint wirklich geſchwollen zu ſeyn; ich habe zwar allerley Wege geſucht, dieſen Fehler zu entſchuldigen, allein ich kann es nicht.

Die Skizze des ſterbenden Chriſtus am Kreutze, von Herrn Maurer iſt ein wenig hart zu beurtheilen, da ſie ſchon im Halbdunkel und noch dabey etwas hoch hängt. Wenn man nun nicht den Ausdruck des Geſichtes, und nicht die feineren Schönheiten der Muskulatur entdecken und beurtheilen kann, ſo iſt von einem ſolchen Bilde, wie von hundert anderen, nichts beſſers zu ſagen, als daß es ein gutes Kruzifixbild iſt.

11.

Das Portrait des Herrn Görz, welches Herr Achaz Rähmel gemalt hat, ſo ſehr es durch die Höhe des Hängens im Dunkeln ſich vom Auge der Kritik entfernt, iſt gleichwohl noch ſichtbar genug, um eine alltägliche und für die Größe des Bildes übel angemeſſene Stellung zu zeigen.

Das Portrait eines Knaben von eben dieſem Oelmaler iſt nicht nur geſchmacklos, ſondern auch unrichtig gezeichnet, hat kein Kolorit, iſt von Kartenpapier ausgeſchnitten, und macht unter den übrigen Bildern eine traurige Figur.

Auch das Portrait eines Geiſtlichen, oder wie ſich das Verzeichniß ausdrücket, eines Abbate, von Herrn Rähmel gemalt, welches vielleicht das einzige Verdienſt hat, daß es ähnlich iſt, giebt einen ſprechenden Beweis, daß ſich Herr Rähmel fürs erſte mit allem Fleiß auf das Zeichnen verlegen, dann die Kunſt natürlich zu koloriren, die Farben ſanft zu glatten, und die Konturen zu vermalen lernen ſoll.

12.

Herr Weikert wollte alſo bey Gelegenheit der akademiſchen Ausſtellung wiederum zeigen, daß er die Kunſt, worin es derſelbe doch über die Mittelmäßigkeit gebracht hat, allmählig verlernet. Das Landmädchen, welches unglücklicherweiſe neben das ausdrucksvolle Portrait des Schauſpielers Gottlieb kam, iſt nichts als eine illuminirte Gipsfigur. Gegen die Wahl in der Stellung, gegen die Bearbeitung des Gewandes und den Geſchmack in der Zeichnung ꝛc. hat die Kritik ihren Stachel verloren. Der Kopf in der altdeutſchen Rittertracht iſt ein erträgliches Bild.

13.

Die Abbildung eines Knaben, der mit einem Hündchen ſpielt, iſt dem Herrn Kammermaler **Hickel** ſehr übel gerathen. Das Knäbchen iſt ſteif und verdreht. Die ganze Bearbeitung des Bildes, ſowohl in Rückſicht des Kolorits, als der Faltenbrechung des Gewandes, und die außerordentliche Härte in der Figur giebt ihr die Geſtalt eines Zuckermännchens. Die ſtrupplitte Hand, womit es einem verunglückten Hündchen nach Herrn **Hickels** Meinung einen Apfel oder eine Balle vorwerfen ſoll, iſt ſelbſt für das Auge eines Halbkenners wahres Aergerniß.

Das Portrait des Herrn Obriſtlieutenant Karl von Hayd ſcheinet ſehr gut getroffen zu ſeyn, allein dieſes Verdienſt des Bildes iſt doch keine Entſchädigung für die Härte des Kopfes, ſeine ſteife Stellung, und für die Uniforme von blauem Papier.

14.

Herr **Johann Tuſch** hat Bacchus und Ariadne geliefert. Wenn dieſes Bild ſonſt keinen Fehler hätte, ſo wäre doch das eintönige Kolorit des Bacchus, der Ariadne und der Faunen keineswegs zu übergehen, und man würde dieſe nachgeahmte ziegelrothe Färbung nur in den Faunen gut heißen. Bacchus hat zwar manches Schöne, aber deſſen ungeachtet iſt er nichts als eine kolorirte Statue. In dieſen Fehler verfallen meiſtens junge Künſtler, welche ſich ohne genugſame Ueberlegung nach Antiken bilden, und um die höchſte Schönheit irgend eines Vorbildes zu erreichen, Wahrheit und Ausdruck aufopfern. Wenn Herr Tuſch Gelegenheit hätte den großen Raphael zu ſtudiren, ſo würde er durch die Praktik erfahren, daß die Grundſätze meiner Theorie ſehr richtig ſind. Die poetiſche Invention in dieſem Bilde iſt von keiner Bedeutung. Mit den Vortheilen der Beleuchtung und des Helldunkels ſcheint der Künſtler nicht ſehr bekannt zu ſeyn, und ſein gemiſchter Geſchmack von antiker Feinheit und moderner Nachahmung der rohen Natur in den Umriſſen zeiget, daß er in ſeiner Zeichnung wenig original iſt.

Herr Joh. Ant. Wolf, deſſen Name mir bisher gänzlich unbekannt war, iſt nun auch mit einigen Werken ſeiner Kunſt hervorgetreten. Wenn man es in dieſer ſchönen Kunſt einmal ſo weit gebracht hat, wie Herr Wolf, und dennoch ſo unbekannt iſt, wie er, ſo muß man entweder ſehr beſcheiden ſeyn, oder man muß die Werke, die man bloß zur eigenen Vervollkommnung verfertiget hat, nicht in die Hände der Welt gegeben haben.

Die Abbildung unſeres Lieblingsſchauſpielers Lang in einer Scene, wobey er ſtets den lauteſten Beyfall einärndtet, war freylich ein ſehr intereſſanter Gegenſtand für den Künſtler, aber eben ſo ſchwer und gefährlich iſt die Ausführung deſſelben. Ein Portrait, welches nicht nur hiſtoriſch, ſondern auch in Handlung, ſogar in Leidenſchaft vorgeſtellet wird, iſt eine Klippe, woran ſelbſt manche der größten Künſtler geſcheitert ſind. Wer in dieſem ſchweren Fache etwas geleiſtet, hat im Allgemeinen der Kunſt ſehr viel geleiſtet, und darum kann ich Herrn Wolf den Beyfall nicht verſagen, welchen er in dieſer Rückſicht doppelt verdienet.

Der Künſtler hat die Scene aus Agnes Bernauerin genommen, wo Herzog Albrecht vor den Schranken die Lanze bricht. Für den Maler iſt ſie unſtreitig die beſte, nur entſteht die Frage: in welcher Stellung Albrecht auf einem Gemälde am vortheilhafteſten erſcheine, wo ſich der meiſte Ausdruk des Affektes anbringen laſſe, und welche ſich mit den Regeln der dramatiſchen Invention für den Maler am beſten vertrage? Herrn Wolf blieb unter drey Stellungen die Wahl: eine war, wie er von dem Knappen die Lanze nimmt, um ſie zu zerbrechen; die andere, wie er die Lanze wirklich zerbricht, und die dritte, wie er ſie bereits zerbrochen hat. Die erſte Stellung iſt ohne beygeſetzte Erklärung im Gemälde unverſtändlich, und alſo ein Vergehen wider die Regeln der Hiſtorienmalerey; die zweyte iſt poſſierlich, und verhunzt die dramatiſche Scene; die dritte Stellung beſtimmt die Handlung, und läßt dem Künſtler die Freyheit, ſeine Figur mit Würde zu gruppiren, und ſie durch Ausdruck dem Auge des Zuſchauers anziehend zu machen. Herr Wolf hat die letzte Stellung gewählt, und zeigt dadurch, daß er über ſeinen Gegenſtand gedacht hat. Das Geſicht des Herrn Langs hat eine frappante Aehnlichkeit, obwohl manche Nichtkenner dieſes nicht alſo finden werden. Allein man muß bedenken, daß ſogar ein lebender Menſch in dem Moment der Leidenſchaft ſich ſelbſt nicht gleich ſieht, und wenn man noch den Einfluß dazu rechnet, welchen die fremde Bekleidung, wie ein Harniſch iſt, auf die Vorſtellung eines Portraits hat, ſo wird es begreiflich, daß man ſchon ein etwas geübteres Auge haben müſſe, um auf den erſten Anblick die Aehnlichkeit des Portraits mit dem Originale zu entdecken. Allein, ſowohl die Aehnlichkeit als auch das Kolorit des Bildes wird durch die üble Lage, in der es hängt, verſtellt und verderben. Das Gemälde wird blos durch Widerſcheine der grünen Wände, zwiſchen welchen es hängt, erleuchtet, und die Lichtſtrahlen, welche durch ein Seitenfenſter hereinfallen, berühren nur den Untertheil des Bildes. Alle Tinten bekommen ein graues Anſehen, die Mittelfarben und das Helldunkel verliert ſich u. ſ. w. Das heiße ich die Wirkung eines Bildes zu Grunde richten!

Da ich mich nicht nur allein über dieſes Bild weitläufiger erklären will, ſondern auch über alle in der k. k. Akademie der bildenden Künſte ausgeſtellten Kunſtwerke meine Bemerkungen dem Publikum mitzutheilen entſchloſſen bin, ſo breche ich hier ab, damit die Liebhaber und Schätzer der Kunſt noch Gelegenheit haben, meine Kritik mit den Bildern ſelbſt zu vergleichen, und ſelbſt darüber nachzudenken. Es wird aber dieſem Stücke zwiſchen wenigen Tagen ein zweytes folgen, worin ich keines Meiſters vergeſſen werde, deſſen Name in gegenwärtiger Kritik noch nicht genannt wurde.

3.

Von den Urſachen der Liebe der Eltern zu ihren Kindern.

Nichts iſt gewöhnlicher, als daß man handelt, ohne ſich der Motive ſeiner Handlung deutlich bewußt zu ſeyn, und nichts geſchiehet häufiger, als daß man durch die Einbildung der **Uneigennützigkeit** bey ſeinem Thun und Laſſen *) ſich ſelbſt eine Illuſion machet. Ich weiß wohl, daß viele Leute es nicht gern ſehen, wenn man dieſen Zauber, der ſogar ſelbſt, wenigſtens zum Theil, auf die Rechnung der **Eigenliebe** zu ſtehen kommt, aufzulöſen, und das Blendwerk,

---

*) Oder der Abweſenheit des eigenen Intereſſe.

werk, womit ſelbſtgefälliger Stolz uns täuſchet, zu zerſtreuen ſucht. Immer aber bleibt es für den Beobachter menſchlicher Dinge eine lehrreiche und angenehme Arbeit, etwas tiefer in die Natur und Beweggründe der menſchlichen Handlungen einzudringen, und zu bemerken, wie die Natur durch ein einziges unwiderſtehlich wirkendes, und nie gelähmtes Reſſort, welches ſie in unſerm Innern angebracht, und von unſerer phyſiſchen Exiſtenz unzertrennlich gemacht hat, alle Phänomene der ſogenannten **moraliſchen Welt** in's Daſeyn hervorſpringen läßt.

So wie die phyſiſche Welt den Geſetzen der Bewegung auf immer unterworfen iſt, ohne je ihnen den Gehorſam aufzukündigen, wofern ihr Gang nicht durch ein Wunder ſuſpendirt wird, ſo folgt die moraliſche Welt nothwendig und ohne Ausnahme den Geſetzen des **Intereſſe**. Ueberall gleiche Nothwendigkeit, gleiche Verbindung zwiſchen den Urſachen und ihren Wirkungen! — Wenn die Beweggründe zum **Handeln** ſtärker ſind, als die Beweggründe zum **Nichthandeln**, ſo erfolgt die Handlung eben ſo unausbleiblich, als eine Bewegung eines Körpers auf einen dieſer Wirkung proportionirten **Stoß** erfolgt. Weder die **Art** der Motive, welche uns zum Handeln determiniren, noch die **Stärke** derſelben, oder der **Grad**, worin ſie unſern Willen afficiren, hängt von dieſem unſern Willen, oder von unſerer Wahl ab. Tauſend uns ſelbſt verborgene Urſachen — die außer unſerer Gewalt liegen — vereinigen ſich in und außer uns, um den Menſchen zu demjenigen zu **machen**, was er iſt. —

Der menſchlichen Natur ihre Eigennützigkeit zum Verbrechen machen, würde ungerecht ſeyn. Die Eigenliebe gleicht der **Feder in der Uhr**, ohne welche die Maſchine ihre beſtimmungsmäßige Bewegung nicht fortſetzen könnte. Eine Eigenſchaft, oder ein Grundtrieb, welcher der ganzen

zen **Art** eigen und weſentlich iſt, kann kein Fehler ſeyn. Darüber zürnen oder ſchelten, heißt, ſich darüber beſchweren, daß das Feuer nicht blos wärmt, ſondern auch brennt, und daß ein Stein, der in freyer Luft, ohne von jemand gehalten oder unterſtützt zu werden, nicht ſchweben kann, aus der Höhe herab, gegen den Mittelpunkt der Erde — und bisweilen uns auf den Kopf — fällt. Nur dann erhalten die Aeuſſerungen der Eigenliebe den Namen laſterhafter Handlungen, nur dann werden ſie, wie billig, Gegenſtände des **Misfallens** und des **Tadels** des Publikums, wenn ſie dem **Intereſſe** dieſes Publikums nachtheilig, wenn ſie Wirkungen einer unerleuchteten und **egoiſtiſchen** Selbſtliebe, d. h. eines **iſolirten** und dem öffentlichen Wohl **entgegengeſetzten** Intereſſe ſind.

Wenn alle Liebe unter dem Monde **im Grunde** nur **Selbſtliebe**, wiewohl in tauſend verſchiedenen Formen, Modifikationen und Verkleidungen iſt, wenn das **Intereſſe** — dieſe Gottheit, deren Allgegenwart Thatſachen ohne Zahl beſtätigen, und gegen welche gewiſſe Moraliſten deklamiren, — der **Erſte Beweger** in der moraliſchen Welt iſt, ſo wird man bey der Analyſe der Elternliebe zu den Kindern keinen Urſprung entdecken können, der im Weſentlichen von dem Prinzip der übrigen Arten der Liebe verſchieden, oder der **Uneigennützigkeit** mehr als dem **eigenen Intereſſe** verwandt wäre. Gleichwohl ſchmeicheln ſich viele Eltern, ihre Kinder auf die uneigennützigſte Art, von der Welt, ohne alle Rückſicht auf ihren eigenen perſönlichen Vortheil, und auf ihr eigenes Vergnügen, zu lieben. Irrthum und Selbſtbetrug iſt der Menſchen Loos. Da die Uneigennützigkeit für eine Tugend gilt, gelobt und bewundert wird, ſo möchten wir durch ihr glänzendes Phantom gern die Summe unſerer eingebildeten Vollkommenheiten vermehren, oder unſere Anſprüche auf Beyfall und Hochachtung verſtärken. Wir glauben, daß diejenigen, beiten wie Wohlthaten erzeigt haben, ohne auf irgend eine Art unſern eigenen Nutzen dadurch zu beſördern, uns doppelt verpflichtet wären, und es darf nicht erſt bewieſen werden, daß dieſe Idee unſerer Eitelkeit ſchmeichelt. — So wie aber eine Wirkung, die, dem Anſcheine nach, eine und ebendieſelbe iſt, bisweilen von mehrern, obwohl in gewiſſer Rückſicht gleichartigen, Urſachen hervorgebracht werden kann, ſo laſſen ſich auch mehrere Urſachen anführen, aus welchen die Erſcheinungen der Elternliebe zu den Kindern erklärt werden können.

Bey einigen iſt dieſe Liebe die Wirkung einer gewiſſen Grille, welche die Poſteromanie heißt. Sie iſt die Begierde, Nachkommen zu hinterlaſſen, die unſern Namen tragen, uns repräſentiren und unſer hochanſehnliches Geſchlecht fortpflanzen. Dieſe Eltern betrachten das Daſeyn ihrer Kinder und Enkel gewiſſermaßen als eine Fortſetzung ihrer eigenen Exiſtenz, und lieben in ihren Kindern eigentlich nichts, als die Fortdauer ihres Namens und Andenkens.

Andere mögen gern befehlen, und einige Geſchöpfe um ſich haben, die in einer gänzlichen Abhängigkeit von ihnen ſtehen, und alle ihre Kaprizen ohne Widerrede ertragen müſſen. So groß iſt nicht die Abhängigkeit der Domeſtiken von ihren Herrn, als die der Kinder — wenn ſie noch nicht erwachſen ſind — von ihren Eltern. Ein Bedienter, wenn er Urſache hat, ſich über die Härte und den Eigenſinn ſeines Herrn zu beklagen, kann ihn verlaſſen, und ſein Glück ſonſtwo ſuchen. Aber das Kind iſt in den meiſten Fällen der Laune ſeiner Eltern Preis gegeben, und durch ſeine Schwäche und ſein Unvermögen, ſich ſelbſt zu helfen und zu verſorgen, an ſie gekettet. Bisweilen lieben herrſchſüchtige Eltern in ihren Kindern nur ihre Sklaven und die Märtyrer ihres Eigenſinns. — Das Thier verläßt ſeine Jungen, wenn dieſe durch ihre körperliche Schwäche nicht mehr in der Abhängigkeit von der Mutter erhalten werden. Eine Geſellſchaft, die ſich blos auf gegenſeitige Bedürfniß gründete, löſet ſich auf, wenn dieſes Bedürfniß aufhört. So beweiſt uns auch die Erfahrung oft genug, daß die väterliche Liebe in den Herzen der meiſten Menſchen erkaltet, wenn die Kinder erwachſen, und durch ihr Alter oder durch ihren Stand ihre eigne Herrn geworden, d. h. die Unabhängigkeit von der elterlichen Gewalt erlangt haben. Man läßt ſeine alten Anſprüche und Gewohnheiten *) nicht gern fahren, und nichts kränkt die Menſchen empfindlicher, als der Verluſt ihrer Autorität, oder die Schwierigkeit, ſie noch ferner auszuüben. Väter ſind nicht ſelten bey allen ihren guten Eigenſchaften kleine **häusliche Deſpoten.** Wenn es nun den erwachſenen Kindern gelingt, ſich mit der Zeit in Freiheit zu ſetzen, ſo wird dadurch gemeiniglich der Grund zum Kaltſinn zwiſchen ihnen und den Eltern gelegt. — Es giebt ferner Eltern, welche ihre Kinder gerade aus dem Grunde lieben, weswegen das Kind ſeine Puppe liebt. Sie ſind gewohnt, mit dieſen lebendigen Puppen zu ſpielen, zu tändeln, und ſich die Zeit damit zu verkürzen. Sonderlich gewähren die Kinder den **Müttern,** welche ſonſt oft zu Hauſe vom Ennui gequält werden würden, eine Art von Beſchäftigung. Der Verluſt ihrer Puppe würde ihnen unerträglich ſeyn. In keiner Geſellſchaft ſind ſie weniger **genirt,** in keiner geben ſie ſo uneingeſchränkt und ungehindert **den Ton an,** als in dem Zirkel ihrer Kinder. In dieſem Zirkel können ſie ſich von tauſend kleinen **Attentionen** diſpenſiren, die man in jeder andern Geſellſchaft als eine Art von konventioneller Pflicht **fodert,** und welche uns einen Zwang, der nicht ſelten läſtig wird, und unſern Trieb zur Geſelligkeit ſchwächt, auflegen. In dieſem Betrachte werden Mütter den Verluſt ihrer Kinder, deren zwangloſer Umgang durch lange Gewohnheit ihnen zum Bedürfniß geworden war, weit weniger als den einer jeden andern Geſellſchaft verſchmerzen können. Sie beweinen bey dem Grabe ihrer Kinder eigentlich nichts als die Langeweile und Unthätigkeit, in welche ſie nun zu verſinken fürchten. — Hiezu kommt noch, wenn die Kinder ſchön und artig waren, das Vergnügen, welches der Anblick ſchöner Formen, und freier, munterer Bewegungen bey einem belebten Weſen, ſchon an und für ſich — aber noch ſo viel mehr gewährt, wenn wir uns ſelbſt als die Urheber einer ſo liebenswürdigen Kreatur betrachten, und alſo das Intereſſe unſerer Eitelkeit ſich mit in's Spiel miſcht.

---

*) Alſo auch die Gewohnheit, zu kommandiren.

So allgemein wahr iſt's, daß die Natur uns unter keiner andern Bedingung, als unter der des perſönlichen Vortheils, zu lieben geſtattet. Der Eigennutz liegt unter den verſchiedenen Larven, die er vornimmt, oft ziemlich tief verſteckt, aber dem Auge des geübten Beobachters gelingt es dennoch, dieſe täuſchende Hüllen zu durchdringen. Wer ſollte es denken? Wenn Werther ſich todtſchießt, ſo thut er es nicht aus uneigennütziger Liebe zu Lotten, der mit ſeinem gewaltſamen Tode wenig gedient war. Er ſchien ihr alles, ſelbſt das Leben, aufzuopfern. In der That aber fühlte er ſich unfähig, die Quaalen unbefriedigter Sehnſucht nach einem Genuſſe, den der Eigenſinn des Schickſals ihm verſagte, länger zu ertragen, und zog den Tod, die Ruhe im Grabe, als das kleinere Uebel, einem traurigen freudenleeren Leben voll ſchmerzlicher Privationen und düſterer Ausſichten vor. Es war alſo Flucht vor tiefgefühlten oder gefürchteten Uebeln, Sehnſucht nach Ruhe, es war eigenes Intereſſe, was ihm den Entſchluß zu ſterben in den Kopf, und die Piſtole in die Hand gab. —

Wenn die Mütter bey dem Tode eines Kindes empfindlicher zu ſeyn ſcheinen, als die Väter, ſo rührt dieſes daher, weil 1) die Mütter einen Verluſt leiden, der ſchwerer zu erſetzen iſt. Die Väter haben ihre Kinder nicht ſo beſtändig um ſich, wie die Mütter, welche ſich der Regel nach weit mehr damit zu beſchäftigen und zu amüſiren pflegen. Die Gewohnheit macht ihnen dieſe Beſchäftigung zum Bedürfniß, und feſſelt ſie weit ſtärker, als die öfters abweſenden oder ſonſt okkupirten Väter, an die Kinder. 2) Die Väter können ſich durch ihre Geſchäfte, wobey ſie weniger an die Kinder zu denken veranlaßt werden, und wodurch ihre Aufmerkſamkeit auf andere Gegenſtände gerichtet wird, eher zerſtreuen, als die Mütter. —

Liebe iſt in allen Fällen — was auch gewiſſe Schwärmer unter den Moraliſten ſagen mögen! — nichts als eine mehr oder weniger maskirte Begierde nach Genuß. Dieſe Behauptung, welche vielleicht als Definition gelten kann, würde einigen überſpannten Sittenlehrern minder anſtößig geſchienen haben, wenn ſie dem Worte: Genuß, nicht blos den Sinn untergelegt hätten, den es in der Sprache des Bordells zu haben pflegt. Iſt nicht ſelbſt mit der von einigen warmen Köpfen ſo geprieſenen platoniſchen Liebe, Gefühl des Vergnügens verbunden? Liebt man nicht, was man platoniſch oder auch cyniſch liebt, eben um dieſes Vergnügens Willen? — Kann man ſich Liebe ohne Sehnſucht nach der Vereinigung mit dem Geliebten denken? Muß dieſe Vereinigung unſerer Einbildungskraft nicht unter der Idee eines Genuſſes, eines Gutes, deſſen Beſitz uns beſeligt, erſcheinen? — Wie würde man begehren können, was man ſich nicht als ein Gut *) vorſtellt?

Das

---

*) Unter einem Gut verſtehen wir alles, was uns nützlich oder angenehm iſt, was zur Verbeſſerung unſeres Zuſtandes dienen kann. —

Das **eigene Intereſſe**, als Principium der Handlungen, aus der Moral verbannen wollen, ſcheint ungefähr ſo philoſophiſch zu ſeyn, als wenn es uns einfiele, die Lehre von der **Sollicitation zur Bewegung** aus der Mechanik auszuſchließen.

v. R.

4.

Fortſetzung von den Skizzen einer Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt.

Zwölfte Epoche.

Von Gerſtenberg bis auf Göthe, oder von 1760 — 1770.

1) Hans Wilh. von **Gerſtenberg**, geboren zu Tondern 1737, Däniſcher Re[illegible]nt zu Lübeck: Tändeleyen 1759; Proſaiſche Gedichte 1759; Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur 1766; Beaut von Beaumont 1765; Gedicht eines Scalden 1766; Ariadne 1767; Ugolino 1768; Minona 1785.

2) Karl Friedr. **Neander**, geboren in Kurland 1723, Prediger daſelbſt: Geiſtliche Lieder 1766; zweyte Sammlung 1774.

3) Karl Franz **Romanus**, geboren zu Leipzig 1731, ſtirbt 1781: Komödien 1767; der Unentſchloſſene von Destouches 1778; die blinde Kuh von Dancourt 1778; der Verſchwender von Destouches 1778.

4) Anna Louiſe **Karſchinn**, geborne Durbachinn, geboren bey Züllichau 1722, lebt zu Berlin: Geſänge bey

Feyerlichkeiten Berlins 1763; Oden über verſchiedene hohe Gegenſtände 1763; auserleſene Gedichte 1764; poetiſche Einfälle 1764; neue Gedichte 1772.

5) Joh. George Jacobi, Prof. zu Freyburg, geboren zu Düſſeldorf 1740: Poetiſche Verſuche 1764; Romanzen des Gongora 1767; Briefe 1768; Briefe von Gleim und Jacobi 1768; Sämmtliche Werke, drey Theile, 1770; Iris 1775 — 1778; Phädon und Naide 1788.

6) Daniel **Schiebeler**, Doktor der Rechte und Kanonikus zu Hamburg, geboren daſelbſt 1741, ſtirbt 1771: Clémens an Theodorus 1764; Liſuart und Dariolette 1766; Schule der Jünglinge; die Muſe; die wahre Liebe; Iſraeliten in der Wüſte; Großmuth des Scipio; Romanzen 1767; Antheil an den Unterhaltungen und der neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften; muſikaliſche Gedichte 1769; Romanzen 1771; auserleſene Gedichte ed. Eſchenburg 1773.

7) Joh. Benjamin **Michaelis**, geboren zu Zittau 1746, ſtirbt 1772: Fabeln, Lieder und Satyren 1766; einzelne Gedichte 1769; die Schatten [illegible]; an Herrn Kan. Jacobi 1771; Operetten 1772; poetiſche Briefe 1772; Werke 1780.

8) Joh. Gottl. **Willamov**, geboren zu Mohrungen in Preußen 1736, Profeſſor zu Petersburg, ſtirbt 1777: Dithyramben 1763; das deutſche Athen 1765; zwo Oden 1765; Dialogiſche Fabeln 1765; Krieg der Fröſche und der Mäuſe 1771; ſämmtliche poetiſche Schriften 1779.

9) Joh. Ludwig **Schloſſer**, Paſtor zu Bergedorf im Hamburgiſchen, geboren zu Hamburg 1738: Neue Luſtſpiele 1768.

10) Joachim Chriſtian **Blum**, geboren zu Rathenow 1739: Lyriſche Gedichte 1765, 1769, 1771; vermiſchte

Gedichte 1771; zwey Gedichte 1771; Idyllen 1773; das befreite Rathenow 1775; ſämmtliche Gedichte 1776; neuere Gedichte 1785; Epiſteln 1785.

11) Karl Friedr. **Kretſchmann**, Aktuarius zu Zittau, geboren daſelbſt 1738: Komiſche, lyriſche und epigrammatiſche Gedichte 1764; Familie des Antiquitätenſammlers von Goldoni 1767; Geſang Rhingulphs des Barden 1768; Klage Rhingulphs 1770; der Barde an Kleiſts Grabe 1770; zu Gellerts Gedächtniß 1770; ſcherzhafte Geſänge 1771; die Jägerinn 1771; Hymnen 1774; Epigrammen 1779; Friedenslied 1779; ſämmtliche Werke 1784 — 1787, fünf Theile.

12) Juſt Friedr. **Riedel**, geboren bey Erfurt 1742, kaiſerlicher Rath, ſtirbt zu Wien 1785: Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften 1767; Briefe über das Publikum 1768; Epiſtel an Baldinger 1771; Epiſtel an Oeſer 1772; Schriften, Wien 1787.

13) Joh. George **Lindner**, Profeſſor zu Königsberg, ſtirbt 1776: Anweiſung zur guten Schreibart 1755; Lehrbuch der ſchönen Wiſſenſchaften 1766; kurzer Inbegrif der Aeſthetik, Redekunſt und Dichtkunſt 1772.

14) Konr. Gottl. **Pfeffel**, geboren zu Kolmar 1736, Hofrath daſelbſt: Der Schatz 1761; Gedichte 1761; Verſuch in Gedichten 1762; der Einſiedler 1763; Philemon und Baucis 1763; theatraliſche Beluſtigungen 1765; dramatiſche Kinderſpiele 1769; Lieder für die Kolmariſche Kriegsſchule 1778; Fabeln 1783; poetiſche Verſuche 1. Th. 1789.

15) Joh. Jocob **Steinbrüchel**, geboren zu Zürch 1729, Prof. daſelbſt: Das tragiſche Theater der Griechen, Euripides, erſter Band, Sophokles, erſter Band 1763.

16) Joſeph Edler von **Sonnenfels**, geboren zu Nikelsburg in Mähren 1733, Hofrath zu Wien: Ankündigung einer deutſchen Geſellſchaft 1768; Gedicht auf Franz I. 1763; geſammelte Schriften 1765; auf Dauns

Tod 1766; Briefe über die Wiener Bühne 1768; Schriften 1784 - 1786, acht Theile.

17) Moritz Aug. von **Thümmel**, gebor. zu Schönfeld bey Leipzig 1738, Koburgiſcher Geheimerrath, lebt bey Gotha: Wilhelmine 1764; Inokulation der Liebe 1771; Zemire und Azor 1776.

18) **Moſes Mendelsſohn**, geboren zu Deſſau 1729, Direktor einer Fabrik zu Berlin, ſtirbt 1787: Antheil an der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und den Litteraturbriefen; philoſophiſche Schriften 1761; Ueberſetzung der Pſalmen 1783.

19) Joh. Nik. **Meinhard**, geboren zu Erlangen 1727, ſtirbt zu Berlin 1767: Verſuche über den Karakter und die Werke der beſten Italiäniſchen Dichter, zwey Theile 1763, 1764.

20) Joh. Gottfr. **Herder**, geboren zu Morungen in Preußen 1741, Superintendent zu Weimar: Ueber die neuere deutſche Litteratur 1766; kritiſche Wälder 1668; Brutus 1774; Urſachen des geſunkenen Geſchmacks 1775; Lieder der Liebe 1778; Volkslieder 1778; Kantate 1779; über die Wirkung der Dichtkunſt auf die Sitten 1781; über den Einfluß der ſchönen Wiſſenſchaften in die höhern 1781; Geiſt der Hebräiſchen Poeſie 1782; zerſtreute Blätter 1785.

21) Joh. Timotheus **Hermes**, geboren zu Petznick in Pommern 1738, Probſt zu Breslau: Geſchichte der Miß Fanny Wilkes 1766; Sophiens Reiſe 1769; für Töchter 1788; manch Hermäon 1788; für Ehegatten 1788.

22) Michael **Huber**, geboren zu Frankenhauſen in Bayern 1727, Lehrer der Franzöſiſchen Sprache zu [illegible]zig: La Mort d'Abel de Geſſner 1765; Choix de Poëſies Allemandes 1766; Wilhelmine 1769; Oeuvres de Geſſner 1769.

23) Gottlieb **Burmann**, geboren zu Hirſchberg in Schleſien, Kandidat zu Berlin: Etliche Gedichte 1764;

auf den Tod eines Kanarienvogels 1764; neue Lieder 1766; Fabeln 1768; Ode über das Lotto 1772; Fabeln und Erzählungen 1773; Lieder 1774; poetiſcher Miswachs für 1774, 1775, 1776; Auswahl vermiſchter Gedichte 1783; Huldigungslieder 1786; Gedichte ohne R 1788.

24) George Auguſt von **Breitenbauch**, geboren zu Wilsdruf 1731, lebt zu Bucha in Thüringen: Bukoliſche Erzählungen 1763; Schilderungen berühmter Gegenden 1765; Jüdiſche Schäfergedichte 1767; Oden des Horaz 1769; poetiſcher Kalender 1772.

25) Joh. Chriſtian **Brandes**, geboren zu Stettin 1738, Schauſpieler: Der Zweifler 1760; die Entführung 1761; Miß Fanny 1766; Schein betrügt 1767; Graf Olsbach 1768; Trau ſchau wem 1769; Luſtſpiele 1. Th. 1773, 2. Th. 1776; Olivie 1774; der Hageſtolze 1774; Ariadne 1775; Mediceer 1776; Ottilie 1780; Juno 1781; Hans von Zanow 1785; die Schwiegermutter 1782; ſämmtliche dramatiſche Werke, vier Theile, 1790.

26) Chriſtian Adolph **Klotz**, geboren zu Biſchofswerda 1738, Geheimerrath und Profeſſor zu Halle, ſtirbt 1771: Deutſche Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, St. 1 — 74, Halle 1767 — 1771.

27) Mich. **Denis**, geboren zu Schörding in Bayern 1729, Rath und Prof. zu Wien: Sammlung kürzerer Gedichte 1762; Schreiben an Klopſtock 1764; poetiſche Bilder 1768; Gedichte Oſſians 1768; verſchiedne einzelne Gedichte 1769 — 1771; Lieder Sineds des Barden 1772; einige Bardengeſänge und geiſtliche Lieder 1774; auf Dauns Tod 1776; zwo Oden 1780; auf Marien Thereſien 1780; auf den Pabſt 1782; Oſſians und Sineds Lieder 1784, fünf Theile; Nachtrag zu ſeinen Gedichten von Retzer 1786.

28) Helfrich Peter **Sturz**, Oldenburgiſcher Regierungsrath, geb. zu Darmſtadt 1736, ſtirbt 1779: Julius, ein Trauerſpiel 1768; Schriften, zwey Theile, 1779.

29) Joh. Joach. Chriſt. **Bode**, geboren zu Berlin 1731, Legationsrath zu Weimar: Der Spieler 1760; die eiferſüchtige Ehefrau 1760; Yoricks Reiſen 1768; das Kaffeehaus 1769; Weſtindien 1772; Schule der Liebhaber 1772; Triſtram Shandy 1774; Yoricks Briefe 1775; der Dorfprediger 1776; die Incas von Marmontel 1783; Thomas Jones 1786 — 1788; der Lauf der Welt 1787.

30) Friedrich **Grillo**, Profeſſor zu Berlin, geboren zu Wettin 1737: Daphnis und Chloe 1765; Idyllen des Bion und Moſchus 1767; Theokrit 1771; Muſäus 1771; Koluthus 1771; Chöre aus den Trauerſpielen der Alten 1773.

31) Joh. **Andre**, geboren zu Offenbach 1741: Der Komödienfeind 1765; komiſche Verſuche 1767; Luſtſpiele 1771; Luſtſpiele und Operetten nach Franzöſiſchen Muſtern 1772; der Töpfer 1773; der alte Freyer 1775; Epigrammatiſche Blumenleſe 1776; die undankbaren Söhne 1776.

32) Chriſtian Auguſt **Clodius**, geboren zu Anneberg 1738, Profeſſor zu Leipzig, ſtirbt 1784: Verſchiedene einzelne Gedichte 1766; Verſuche aus der Litteratur und Moral 1767; Medon 1768; verſchiedene einzelne Gedichte 1769 — 1780; neue vermiſchte Schriften 1780, vier Theile; Odeum 1784; vermiſchte Schriften, fünfter und ſechſter Theil, ed. Juliane Clodius 1786.

33) Juſt Heinrich **Saal**, Acciſeinſpector zu Leipzig, geboren zu Freyburg 1722; Goldoni Luſtſpiele, eilf Theile, 1766 — 1777.

34) Joh. Wilh. **Roſe**, Diakonus zu Anſpach, geboren daſelbſt 1741: Proben dramatiſcher Gedichte 1767; tragiſche Bühne der Römer, drey Theile 1777 — 1783; Paochontas 1784; Gedichte in Muſenalmanachen und Taſchenbüchern.

35) Johann Friedrich **Schmid**, Rath zu Wien: Hermannide, oder die Räzel 1777; wer iſt in der Liebe ande

unbeſtändig 1777; zu gut iſt nicht gut 1778; Journal der auswärtigen und deutſchen Bühnen 1778.

36) Hans Ernſt von **Teuber**, Hofrath zu Dresden, geboren daſelbſt 1738: Young über die Originalwerke 1761: Dubris und Gioconda 1766; Louiſe 1768; der Philoſoph ohne es zu wiſſen 1776; der Engel am Grabe Jeſu 1784.

37) Joh. Jacob **Altdorfer**, Prof. zu Schafshauſen, geboren daſelbſt 1741: Ode an den Verfaſſer der Schweizerlieder 1767; die Schweizerhelden 1770; die Freiheit 1770; der Schweizerbund 1779; Briefe einer befreiten Nonne 1784; Hans von Schwaben 1784; Aegelina 1780; die Mordnacht in Zürch 1781.

38) Joh. George **Pfranger**, Hofprediger zu Meiningen: die Auferſtehung, eine Kantate 1776; der Mönch von Libanon 1782; Leopold, ein Gedicht 1785; Gedichte in Muſenalmanachen.

Dreyzehnte Epoche.

Von Göthe bis auf Blumauer oder von 1770 — 1780.

1) Joh. Wolfgang von **Göthe**, geboren zu Frankfurt am Mayn, Geheimerrath und Kammerpräſident zu Weimar 1749: Götz von Berlichingen 1773; Prolog zu den neueſten Offenbarungen 1774; Götter, Helden und Wieland 1774; die Leiden des jungen Werther 1774; Clavigo 1774; moraliſch politiſches Puppenſpiel 1774; Antheil an den Luſtſpielen nach Plautus 1774; Erwin und Elmire 1775; Stella 1776; Anhang zur Ueberſetzung von Merciers Schauſpielkunſt 1776; Claudine von Villa Bella 1776; Werke 1786 — 1789, acht Bände.

2) Gottlob Dav. Hartmann, geboren 1752 zu Roßway im Würtembergiſchen, Profeſſor zu Mitau, ſtirbt 1775: Gedichte ſeit 1773 in Almanachen und Taſchenbüchern; die Feyer des letzten Abends des Jahrs 1772; Feyer von 1773; Hinterlaſſene Schriften, ed. Wagenſeil 1779.

3) Ludw. Aug. Unzer, geboren 1753, ſtirbt 1775: Antheil an der Schrift über den Werth einiger deutſchen Dichter 1771; Chineſiſche Nänie 1771; Verſuch in kleinen Gedichten 1772; Naivetäten und Einfälle 1772; neue Naivetäten 1773; zehn geiſtliche Geſänge 1773.

4) Joh. Heinrich Thomſen, geboren zu Kyus in Angeln 1749, erſt Schulmeiſter daſelbſt, dann Oberlandmeſſer im Meklenburgiſchen, ſtirbt 1777: Gedichte in den Muſenalmanachen 1771, 1773, 1777, 1779; Joh. Heinrich Thomſen, nebſt Proben ſeiner Dichtkunſt von Jeßen 1783.

5) Ludwig Heinrich Chriſtoph Hölty, geboren zu Marienſee im Hannöveriſchen 1748, ſtirbt 1776: Seit 1772 viele Gedichte in Anthologien und Muſenalmanachen; Gedichte, ed. Graf Fr. von Stolberg und Voß 1783.

6) Philipp Gabriel Hensler, geboren zu Oldensleben im Schleswigiſchen 1733, Archiator zu Altona ſeit 1771: Gedichte in Muſenalmanachen und Wandsbecker Boten.

7) Peter Wilhelm Hensler, geboren im Holſteiniſchen 1747, Landſyndikus des Herzogthums Bremen, ſtirbt 1779: Seit 1771 Gedichte in Muſenalmanachen und Taſchenbüchern; Lorenz Knonau 1776; Gedichte ed. Philipp Gabr. Hensler 1782.

8) Heinrich Chriſtian Boie, geboren zu Meldorf 1745, Landvoigt und Etatsrath daſelbſt: Antheil an den Hamburger Unterhaltungen; Gedichte 1770; deutſches Muſeum 1776 — 1788; neues deutſches Muſeum ſeit 1790;

1790; Göttinger Muſenalmanach 1770 — 1775; (derſelbe Muſenalmanach fortgeſetzt 1775 — 1779 von Göckingk, 1779 — 1789 von Bürger, Hamburger Muſenalmanach 1775 — 1779 von Voß, 1779 — 1789 von Voß und Göckingk; Almanach der deutſchen Muſen von Schmid 1776 — 1781; Wiener, Leipziger, Presburger, Schwäbiſcher, Schweizeriſcher, Schleſiſcher, Fränkiſcher, Preußiſcher, Heſſiſcher, Eſthländiſcher, Frankfurter, Berliner Muſenalmanach oder Blumenleſe, Anthologie der Deutſchen, Leutner Schleſiſche Anthologie, Taſchenbuch für Dichter, Vademecum für Dichterfreunde, Deutſchlands Originaldichter Schreibtafel, Fußli allgemeine Blumenleſe, Fiſcher Calendarium Muſarum u. ſ. w.).

9) Karl **Maſtalier**, geboren zu Wien 1731, Prof. daſelbſt: Verſchiedene einzelne Gedichte ſeit 1770; Gedichte nebſt Oden aus dem Horatz 1774; zweyte Auflage 1782; Empfindungen am Tage des Friedensfeſtes 1779.

10) Gottfried Auguſt **Bürger**, geboren zu Aſchersleben 1748, Profeſſor zu Göttingen: Gedichte in den Muſenalmanachen ſeit 1770; Probe einer Ueberſetzung des Homer in Klotzens Bibliothek 1771; neue weltliche hochdeutſche Reime 1777; Gedichte 1778, 1789; Macbeth 1783; Homers Ilias, zwey Geſänge im Journal von und für Deutſchland 1785; Akademie der ſchönen Redekünſte 1790.

11) Matth. **Claudius**, geboren zu Rheinfeld im Hollſteiniſchen 1743, Bancoſchreiber zu Altona: Gedichte in Muſenalmanachen ſeit 1771; der Wandsbecker Bote 1770 — 1775; Asmus omnia ſecum portans, oder ſämtliche Werke des Wandsbecker Boten 1775 — 1790, fünf Theile.

12) Johann Friedrich **Hahn**, ſtirbt zu Göttingen 1779: Lyriſche Gedichte in den Muſenalmanachen ſeit 1770.

13) Ludw. Phil. **Hahn**, geboren zu Tripſtadt in der Pfalz 1740, Kammerſekretair zu Zweybrücken: Aufruhr zu Piſa 1776; Karl von Adelsberg 1776; Robert von Hohenecken 1778; Siegfried 1782; Wallrad und Erchen 1782; lyriſche Gedichte 1786.

14) Jakob Reinhold Michael **Lenz**, geboren zu Seßwey in Liefland 1750, lebt zu Moskau: der Hofmeiſter 1774; Antheil an den Luſtſpielen nach Plautus 1774; der neue Menope 1774; Petrarch 1776; die Freunde machen den Philoſophen 1776; der Engländer 1777.

15) Friedr. Maxim. **Klinger**, geboren zu Frankfurt 1753, Lieutenant zu Petersburg: Das leidende Weib 1775; Otto 1775; die Zwillinge 1776; die neue Arria 1776; Simſon Griſaldo 1776; Sturm und Drang 1777; Orpheus, eine tragiſch-komiſche Geſchichte 1778 — 1780, ſechs Theile; Prinz Formoſos Fidelbogen, eine Geſchichte 1780; der Derwiſch 1780; Stilpo und ſeine Kinder 1780; das Genieweſen 1780; Plimplamplasko 1780; die falſchen Spieler 1783; Elfride 1783; Theater 1786 und 1787, vier Bände; neues Theater 1790.

16) Joh. Jakob **Engel**, Direktor des Theaters zu Berlin, geboren zu Parchim im Meklenburgiſchen 1741: Moral der Dichter 1770; der dankbare Sohn 1770; die Apotheke 1771; Diamant 1772; Edelknabe 1774; ſanfte Frau 1779; Titus 1779; Anfangsgründe zur Theorie der Dichtungsarten 1783; Ideen zur Mimick 1785.

17) Philippine **Engelhard**, geborne Gatterer, geboren zu Göttingen 1756, Kriegesräthin zu Kaſſel: Gedichte in den Muſenalmanachen ſeit 1772; Gedichte, erſter Theil 1778, zweyter Theil 1782.

18) Friedr. Wilh. **Gotter**, geboren zu Gotha 1746, Archivarius zu Gotha: Gedichte in den Muſenalmanachen; Dorf-

Vorſgala 1772; Tom Jones 1772; die falſchen Entdeckungen 1772; Merope 1774; Oreſt und Electra 1774; Medea 1775; Mariane 1776; der Eheſcheue 1777; Jeannette 1777; Walder 1777; das tartariſche Geſetz 1778; der Kobold 1778; der argwöhniſche Ehemann 1778; Romeo und Julie 1779; Singſpiele 1779; trunkener Mund 1779; das öffentliche Geheimniß 1781; Adelaide 1781; zwey Onkel für einen 1781; der Mann, der ſeine Frau nicht kennt 1782; Geſellſchaftstheater 1783; die Mutter 1783; die Vetterſchaft 1784; die ſchwarze Memme 1784; Gedichte 1787, zwey Bände, wohlf. Ausg. 1789; die Erbſchleicher 1789; die Mutter 1790.

19) Wilhelm Heinſe, geboren zu Langenwieſen in Thüringen 1749, lebt zu Düſſeldorf: Sinngedichte 1771; Petron 1773; Kirſchen 1773; Laidion 1774; Erzählungen für junge Damen 1775; Taſſo Jeruſalem 1781; Arioſt 1782; Ardinghello 1788.

20) Friedrich Heinrich Jacobi, geboren zu Düſſeldorf 1736, Geheimerrath daſelbſt: Woldemar 1779; Edword Allwios Papiere 1779; vermiſchte Schriften 1779; Zelimor und Nurſa 1783.

21) Joh. Friedr. Aug. Kapner, Hofrath und Kanzleidirektor zu Frankfurt am Mayn, geboren zu Stuttgardt 1732: Neue Fabeln 1775; Fabeln, Epigrammen und Erzählungen 1786.

23) Joh. Chriſt. Krauſeneck, geboren zu Zell im Bayreuthſchen 1738, Kammerregiſtrator zu Bayreuth: Fatime 1770; Zama 1770; Goldmacher 1772; Werbung für England 1776; die Fürſtenweiſe 1776; Gedichte, erſter Theil 1776, zweyter Theil 1783; Wettgeſang vor Gibraltar 1782; Albrecht Achilles 1790.

24) Joh. Kaſp. Lavater, Prediger zu Zürch, geboren daſelbſt 1741: Schweizerlieder 1770; Ode an Gellert 1770; funfzig chriſtliche Lieder 1771; Ode an Gott

1771;

1771; Lieder zum Gebrauch des Wayſenhauſes 1772; Ode an Bodmer 1774; chriſtliche Lieder 1775; Abraham und Iſaac 1776; hundert chriſtlicher Lieder 1776; zweytes Hundert chriſtliche Lieder 1780; ſechzig Lieder 1780; Jeſus Meſſias 1780; Poeſien, zwey Theile 1781; der chriſtliche Dichter 1783; kleine Gedichte 1784; Lieder für Leidende 1787.

25) Joh. Ant. **Leiſewitz**, Hofrath und Inſtructor zu Braunſchweig, gebor. daſelbſt: Julius von Tarent 1776; Gedichte in Muſenalmanachen.

26) Karl Gotthelf **Leſſing**, Münzdirektor zu Breslau, geboren zu Camenz 1738: zwey Komödien 1769; der ſtumme Plauderer 1769; der Lottoſpieler 1769; die reiche Frau 1776; Schauſpiele, erſter Theil 1778, zweyter 1780.

27) Joh. Martin **Miller**, Pfarrer zu Ulm, gebor. daſelbſt 1750: Gedichte in den Muſenalmanachen ſeit 1770; Siegwart 1776; Beytrag zur Geſchichte der Zärtlichkeit 1776; Karl von Burgheim 1778; Gedichte 1783.

28) Heinrich Leop. **Wagner**, geboren 1747, ſtirbt zu Frankfurt am Mayn 1779: Reue nach der That 1775; wohlthätige Unbekannte 1775; Kindermörderin 1776; Schubkarren des Eſſighändlers 1776; Mercier Verſuch über die Schauſpielkunſt 1776; Briefe über die Selleriſche Geſellſchaft 1777; Theaterſtücke 1780.

29) Leonhard **Meiſter**, geboren 1741, Prof. zu Zürch: Romantiſche Briefe 1770; Beyträge zur Geſchichte der deutſchen Sprache 1777; Ueber Bodmer 1783; Charakteriſtik der Dichter 1785.

30) Friedrich **Müller**, geboren zu Creutznach 1750, Maler in Rom: Bachidon und Milon 1774; die Schaaf-

ſchur 1775; Satyr Mopſus 1775; Situation aus Fauſts Leben 1776; Balladen 1776; Adams erſtes Erwachen 1778; Niobe 1778; Fauſts Leben 1778.

31) Auguſt Hermann **Niemeyer**, Prof. zu Halle, geboren daſelbſt 1754; Abraham auf Moria 1777; Gedichte 1778.

32) Friedrich **Schmitt**, Profeſſor zu Liegnitz, gebor. zu Nürnberg 1744: Gedichte in Muſenalmanachen ſeit 1770; Italiäniſche Anthologie 1778; Gedichte 1779; der geraubte Eimer 1781; Ricciardetto 1783; Erzählungen, Fabeln und Romanzen 1787.

33) Chriſt. Friedr. **Sangerhauſen**, Rektor zu Aſchersleben, geboren zu Weiſſenfels 1740: Briefe in Verſen, zwey Theile 1771, 1772; geſammelte Gedichte 1782.

34) Joh. Friedr. **Schink**, geboren zu Magdeburg 1755, Theaterdichter zu Hamburg: Roſalia 1776; Adelſtan und Röschen 1776; Giannetta Montaldi 1777; Lina von Waller 1777; Marionettentheater 1778; über Brockmanns Hamlet 1778; dramaturgiſche Monate 1778; Kinderkomödien 1781; Dichtermanuſcripte 1781; dramaturgiſche Fragmente 1781; allgemeiner Theatralalmanach 1782; zum Behuf des deutſchen Theaters 1782; Zuſätze zur Gallerie der deutſchen Schauſpieler; die bezähmte Widerbellerinn 1783; dramatiſche und andre Skizzen 1783; die Komödienprobe 1783; litterariſche Fragmente 1785; Theater von Abdera 1788; Verſuch in chriſtlichen Gedichten 1788; dramaturgiſche Monate 1790; Koriolan 1790.

35) Klamer Eberhard Karl **Schmidt**, geboren zu Halberſtadt 1746, privatiſirt daſelbſt: Fröliche Gedichte 1770; Phantaſien in Petrarcas Manier 1772; vermiſchte Gedichte 1772; an meine Minna 1772; Hendekaſyllaben 1772; Geſänge für Chriſten 1773; Elegien an meine Minna 1773; Katulliſche Gedichte 1774; Idyllen

der Deutſchen 1774; Elegien der Deutſchen 1776; Nachrichten von Petrarcas Leben 1776; Fabeln und Erzählungen 1776; poetiſche Briefe 1782; neue poetiſche Briefe 1790.

36) David Chriſtoph **Seybold**, Prof. zu Buchsweiler, geb. zu Brackenheim im Würtenbergiſchen 1747: Liebesgeſchichte des Klitophon 1773; Alceſte des Euripides 1774; die Hirtinn der Alpen 1777; Reizenſtein 1778; Hartmann 1778.

37) Chriſtian Gottlieb **Stephanie**, Schauſpieler zu Wien, geboren zu Breslau 1734: die Liebe in Korſika 1770, und mehrere Schauſpiele.

38) Gottlieb **Stephanie**, Schauſpieler zu Wien, geboren zu Breslau 1741: Sämtliche Schauſpiele 1771 — 1786, ſechs Theile.

39) Chriſtian **Graf von Stolberg**, Däniſcher Kammerherr und Amtmann zu Transbüttel, geboren zu Koppenhagen 1748: Gedichte in den Muſenalmanachen ſeit 1772; Gedichte der Brüder Stolberg ed. Boie 1779; Gedichte aus dem Griechiſchen 1782; Froſch- und Mäuſekrieg im Muſeum 1784; Schauſpiele von ihm und ſeinem Bruder 1786; Sophokles 1787.

40) Friedrich Leopold **Graf von Stolberg**, Kammerjunker und Däniſcher Geſandter zu Berlin, geboren daſelbſt 1750: Gedichte in den Muſenalmanachen ſeit 1772, und im deutſchen Muſeum ſeit 1776; Gedichte der Brüder Stolberg ed. Boie 1779; Homers Ilias 1778; Jamben 1784; Timoleon 1785; Schauſpiele von ihm und ſeinem Bruder 1786; die glückliche Inſel 1788.

41) Karl Friedr. **Cramer**, geboren zu Quedlinburg 1752, Prof. zu Kiel: bey Bernſtofs Tode 1772: Rolf Krage 1772; Ueber den Prolog 1776; Klopſtock, Er und über Ihn 1777; Athalia vor Racine 1786; Holger

Danske 1789; Orpheus und Euridice 1789.

42) Chriſtian **Garve**, geboren zu Breslau 1742, privatiſirt daſelbſt: Burke über das Erhabene 1772; Gerard über das Genie 1776; Antheil an der neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften.

43) Dubislow Friedrich von T., Lebensläufe in aufſteigender Linie 1778.

44) Geißler: Romanzen, Mitau, 1774.

45) Schak Hermann Ewald, Hofmarſchallamtsſekretair zu Gotha: Oden 1772; Lieder nach Flaminius 1775; der falſche Mord 1773; Barbier von Sevilien 1779; Heyrath aus Liebe 1779.

46) Joh. Wilh. Bernhard von **Hymmen**, geboren 1725, Geheimerrath zu Berlin, ſtirbt 1787: Poetiſche Nebenſtunden 1770; Gedichte vom Verfaſſer der Nebenſtunden 1772; Briefe mit untermiſchten Gedichten 1773; Poeſien nach verſchiedenem Maaß und Gewicht 1775; Probeſtück poetiſcher Werke 1784.

47) Friedr. Ludwig **Schröder**, geboren zu Hamburg 1743, Schauſpieler daſelbſt: Hamburgiſches Theater 1777; Beyträge zur deutſchen Schaubühne 1786 — 1790, drey Theile; Schauſpiele 1787; Schauſpiele für das Hamburger Theater 1790.

48) Karl Auguſt **Küttner**, geboren zu Görlitz 1749, Prof. zu Mitau: Homers Iliade 1771; Horazens Oden 1771; Idyllen aus dem Griechiſchen 1772; Hymnen des Kallimachus 1773; Orpheus 1773; vierzehn Oden 1773; Muſäus 1773; Charaktere deutſcher Dichter und Proſaiſten 1780.

49) Sophie, verwittwete la **Roche**, geborne von Guttermann, lebt zu Offenbach am Mayn, geboren zu Kaufbeuern 1731: Sternheim 1771; Eigenſinn der Liebe und der Freundſchaft 1772; Roſaliens Briefe 1779; moraliſche Erzählungen 1782; Pomona 1783; Briefe an Lina

1785; neue moraliſche Erzählungen 1786; Geſchichte der Miß Lany 1789.

50) Joh. Joach. **Eſchenburg**, geboren zu Hamburg 1743, Hofr. und Prof. zu Braunſchweig: Brown über Poeſie und Muſik 1770; Lomala 1770; Webb über Poeſie und Muſik 1771; über Shakespears Genie 1771; Hurd über Horatz 1772; Deſerteur 1772; Wahl des Herkules 1773; Shakespears Werke 1775; Robert und Kalliſte 1776; Zaire 1776; das gute Mädchen 1778; auserleſene Stücke der beſten deutſchen Dichter, dritter Band 1778; Theorie und Litteratur der ſchönen Wiſſenſchaften 1783; Muſter dazu 1787; über Shakespears Leben und Schriften 1787.

51) Chriſtian Auguſt **Bertram**, Kriegsrath zu Berlin, geboren daſelbſt 1752: Ueber die Kochiſche Schauſpielergeſellſchaft 1771; der Mondſüchtige 1775; Beyträge zur Geſchichte des deutſchen Theaters 1776; allgemeine Bibliothek für Schauſpieler; Berliniſches litterariſches Wochenblatt 1776; Litteratur- und Theaterzeitung 1778; Ephemeriden der Litteratur und des Theaters 1785; Annalen des Theaters 1788.

52) Chriſt. Friedr. von **Bonin**, Kammerherr und Intendant des Theaters zu Braunſchweig, geboren zu Magdeburg 1751: Ernſt 1776; der Patriot 1776; die Drillinge 1778; Blanfurt und Wilhelmine 1779; der weibliche Kammerdiener 1780; die Rache 1781; Beyträge zur Nationalbühne 1781.

53) Chriſtoph **Städele**, Präceptor zu Memmingen, geboren daſelbſt 1744: Todesgang Jeſu, eine Kantate 1778; Gedichte in Voſſens Almanach 1778; Rinald, ein Singſpiel 1779; Gedichte 1782.

54) Joh. George **Sulzer**, geboren zu Winterthur 1719, Mitglied der Akademie zu Berlin, ſtirbt 1779: Allgemeine Theorie der ſchönen Künſte 1771, 1774, zwey Theile,

Theile 4to, 1778, 1779, vier Bände 8., neue Edition 1786; die ſchönen Künſte in ihrem Urſprung 1772; Cymbelline 1772.

55) Joh. Chriſt. Unzer, Prof. zu Altona, geboren daſelbſt: Diego und Leonore 1775; Geſchichte der Brüder des grünen Bundes 1782; Pope Verſuch vom Menſchen 1783.

56) Aug. Friedr. Urſinus, Kriegesſekretair zu Halberſtadt: Balladen und Lieder, aus dem Engliſchen, 1777; Gedichte in Muſenalmanachen.

57) Iſaſchar Falkenſohn Behr, Doktor der Arzeneygelehrſamkeit zu Haſenpoth in Kurland, geboren zu Solaiztin in Pohlen 1746: Gedichte eines Polniſchen Juden 1771; Anhang dazu 1772.

58) Wilh. Gottl. Becker, geboren zu Calenberg 1754, Prof. zu Dresden: Gedichte an Eliſa 1775; die Muſe 1776; das Liebesgrab 1779; die drey Pächter 1779; Magazin der Franzöſiſchen Litteratur 1780; die ſchöne Bäckerinn 1782; vermiſchte Blätter 1790.

59) Friedr. Juſtin Bertuch, geboren zu Weimar 1746, Legationsrath daſelbſt: Kopien für meine Freunde 1770; Heinrich und Emma 1771; der Schauſpieler von St. Albia 1772; das Mährchen vom Bilboquet 1772; Wiegenliederchen 1772; Gerundio 1773; Marmontel über die dramatiſche Dichtkunſt 1774; das große Loos 1774; Elfride 1775; Don Quixote 1775; Magazin der Spaniſchen und Portugieſiſchen Dichtkunſt 1780; Fabeln des Yriarte 1788; die blaue Bibliothek 1790.

60) Friedrich von Blankenburg, geboren zu Kolberg 1744, privatiſirt zu Leipzig: Verſuch über den Roman 1774; Beyträge zur Geſchichte der deutſchen Sitten 1775; Johnſons biographiſche Nachrichten 1781; Zuſätze zum Sulzer 1786.

61) Chriſt.

61) Chriſt. Friedr. **Bretzner**, Buchhalter zu Leipzig, geboren daſelbſt 1748: Neue theatraliſche Beyträge 1778; Operetten 1779; Karl und Sophie 1780; Belmont und Konſtanze 1781; Eheprokurator 1781; argwöhniſcher Liebhaber 1783; das Räuſchchen 1786; die Luftbälle 1786; der Lüderliche 1789.

62) Franz Maria **Babo**, geheimer Sekretair zu München: Arno 1777; Winterquartiere in Amerika 1778; Römer in Deutſchland 1779; Oda 1782; Otto von Wittelsbach 1783; Fräulein Wohlerzogen 1783; die Maler 1783; Cora, ein Melodrama 1780; Dagobert 1787; die Strelitzen 1790.

63) Ernſt Theodor Johann **Bruckner**, Prediger im Mecklenburgiſchen, geboren daſelbſt 1746: Etwas für die Schaubühne 1772; Gedichte in Muſenalmanachen.

64) Samuel Gottl. **Bürde**, Kammerſekretair zu Breslau: Die Entführung 1779; der Hochzeittag 1779; Geiſtliche Lieder 1787; Gedichte im Merkur, unter dem Namen Loudy Berni; Gedichte 1789.

65) Joh. **Bürkli**, Richter zu Zürch: Amors Reiſen 1777; launigte Erzählungen 1777; Schweizeriſche Blumenleſe 1780 – 1783, drey Bände.

66) Ehrenfried Engelbert **Buſchmann**, Gerichtsſekretair zu Stralſund, geboren daſelbſt 1747: [illegible]ber 1770; vermiſchte Werke 1775; Ferien 1780.

67) Joh. Gottf. **Dyck**, Buchhändler, zu Leipzig, geboren daſelbſt 1750: Der unentſchloßne Liebhaber 1776; Eſſex 1777; komiſches Theater der Franzoſen 1777; Ehrſucht und Schwatzhaftigkeit 1780, und mehrere Dramen bis 1786, die nun in ſeinem Nebentheater 1786 ſtehen.

68) Joh. von **Döring**, Däniſcher Kammerherr zu Altona: Gedichte in den Muſenalmanachen, ſeit 1776.

69) Tob. Phil. von **Gebler**, geboren zu Grätz 1726, Staatsrath zu Wien, ſtirbt 1786. Sein erſtes Schauſpiel

erſchien 1776) hernach noch viele einzelne, die unten dem Titel theatraliſche Werke in drey Bänden geſammelt wurden.

70) Friedr. **Gedicke**, Oberkonſiſtorialrath zu Berlin, geboren in der Mark 1755: Pindars olympiſche Siegeshymnen 1777; Ode bey Ausbruch des Kriegs 1778; Ode an den Prinz von Preußen 1779; Pindar pythiſche Siegeshymnen 1779: Ode über das glückliche Alter Friedrich des Großen 1781; zwey Maureroden 1781 und 1782; Berliniſche Monatsſchrift mit Bieſter ſeit 1783.

71) Leopold Friedr. Günther **Göckingk**, geboren zu Grüningen 1748, Kriegsrath zu Wernigerode: Sinngedichte 1772; verſchiedene einzelne Epiſteln 1773; Gedichte 1780 — 1782, drey Theile; Antheil an der deutſchen Monatsſchrift 1790.

72) Frau **Göckingk**, geborne Vogel, ſtirbt 1781: Lieder zweyer Liebenden 1777.

73) Euſtach Moritz **Goldhagen**, Generalſuperintendent zu Petershagen, ſtirbt 1782: Sophokles Trauerſpiele 1777.

74) Guſtav Friedrich Wilh. **Großmann**, Schauſpieler, geboren zu Berlin 1746: Minna de Barnhelm 1772; Feuersbrunſt 1773; Wilhelmine von Blondheim 1775; Briefe über die Selleriſche Bühne 1775; Pygmalion 1776; Barbier von Sevilien 1776; Henriette 1777; die Irrungen 1777; nicht mehr als ſechs Schüſſeln 1780; Adelheid von Veltheim 1780; Singſpiele 1783; dramaturgiſche Blätter 1783; was vermag ein Mädchen nicht 1789.

75) Lorenz Leopold **Haſchka**, Exjeſuit zu Wien, geboren 1749: Gedicht auf den Ritter Gluck 1775; Antheil an den litterariſchen Monaten 1776; Antheil an Muſenalmanachen und Muſeum.

76) Joh. Heinrich **Jung**, Hofrath und Profeſſor zu Marburg, geboren zu Elberfeld 1740: Stillings Jugend

1777; Stillings Jünglingsjahre 1778; Stillings Wanderſchaft 1778; Florentin von Fahlendorn 1781; Morgenthau 1781; Theodor von Linden 1783; Theobald 1784; Stillings häusliches Leben 1786.

77) Albrecht Chriſtoph Kayſer, Bibliothekar zu Regensburg, geboren daſelbſt 1750: Adolphs Briefe 1778; Skizzen 1780; kleine Geſchichten 1786.

78) Joh. Heinrich Friedrich Meinecke, Rektor zu Quedlinburg, geboren 1745: Gedichte des Anakreon 1776; Fabeln 1779, 1785.

79) Auguſt Gottl. Meißner, geboren zu Bautzen 1752, Prof. zu Prag: Grab des Mufti 1776; Sophoniſbe 1776; die gegenſeitige Probe 1777; Finanzpachter 1777; Operetten 1778; wüſte Inſel 1778; Arſene 1778; Skizzen ſeit 1778; Deſtouches für Deutſche 1779; Moliere 1780; Johann von Schwaben 1780; Alcibiades 1781; Erzählungen 1781; der Schachſpieler 1782; Fabeln nach Holzmann 1782; für ältere Litteratur und neuere Lektüre 1783; Arnauld Erzählungen 1783; Bianka Capello 1789; Novellen von Florian 1786.

80) Joh. Karl Aug. Muſäus, Prof. zu Weimar, geboren zu Jena 1737, ſtirbt 1787: Grandiſon 1779; Gärtnermädchen 1771; Schifsbrand 1774; phyſiognomiſche Reiſen 1778; Volksmährchen 1782; Kinderklapper 1787; Straußfedern 1787.

81) Wilh. Chriſtl. Siegm. Mylius, zu Berlin, geboren daſelbſt 1754: Hanswurſt Doktor 1777; ſo prellt man alte Füchſe 1777; Hamilton's Mährchen 1777; der junkertrende Philiſter 1778; Kandide 1778; Gilblas 1779; Moliere für Deutſche 1780; Puf von Vlieten 1780; kleine Romane 1781; Amadis aus Gallien 1782; Plautus 1784; Peregrine Pickle 1784; Klims

Reiſen 1787; Roderich Random 1790; Romantiſche Blumenleſe 1790.

82) Ludw. Heinrich von **Nikolai**, Kabinetsſekretair des Großfürſten von Rußland, geboren zu Strasburg 1731: Galivine 1773; Verſe und Proſe 1773; vermiſchte Gedichte 1778 — 1786, neun Theile.

83) Heinrich Aug. Ottokar **Reichard**, Rath und Bibliothekar zu Gotha, geboren daſelbſt 1751: Amor vor Gericht 1772; Namenlieder 1772; kleine Poeſien 1772; Hügel bey Kindleben 1773; Launen und Einfälle 1773; Theaterkalender ſeit 1775; Theaterjournal ſeit 1777; Bibliothek der Romane ſeit 1778; Blauauge 1780; Theater der Ausländer 1781.

84) Joh. George **Schloſſer**, Geheimer Hofrath zu Karlsruhe, geboren zu Frankfurt 1739: Hero und Leander 1771; Antipope 1776; kleine Schriften 1779 — 1785, vier Theile; Longin vom Erhabenen 1781; Prometheus vom Aeſchylus 1784; Ariſtophanes Fröſche 1783.

85) Gottl. Friedr. Ernſt **Schönborn**, Däniſcher Legationsſekretair zu London, geboren zu Hamburg: Gedichte im Wandsbecker Boten und Muſenalmanachen ſeit 1772.

86) Joh. Wolfg. Andreas **Schöpfel**, geboreen zu Neuſtadt an der Aiſch 1752, Jagdrath daſelbſt: Frühlingsnacht 1773; Palämon 1774; Martin Flachs 1775; Thomas Imgarten 1777; Friedrich Leswig 1785; Hauptmann von Bergſach 1784; die Poſchen 1784.

87) Karl Emil **Schubert**, geboren zu Neuwied in Franken 1741, Sekretair zu Breslau: Breslauiſche Dramaturgie 1772; Blumenſträuschen 1775; Zemire und Azor 1775; Gedichte in Muſenalmanachen.

88) Chriſt. Friedr. Daniel **Schubart**, geboren zu Ober-Sontheim in der Grafſchaft Limpurg 1743, Wür-

tembergiſcher Conzertdirektor: Der Chriſt am Rande des Grabes 1770; ſämtliche Gedichte 1786; Friedrich des Einzigen Obelisk 1786.

89) Joh. Gottl. Schummel, geboren zu Seidendorf in Schleſien 1748, Prof. zu Liegnitz: Empfindſame Reiſen 1770; Luſtſpiele ohne Heyrathen 1772; neue Beyträge zum deutſchen Theater 1774; Sadl Roſenthal 1775; Spitzbart 1779; Wilhelm von Blumenthal 1780; der kleine Voltaire 1782; das blinde Ehepaar 1788.

90) Anton Matthias Sprickmann, geboren zu Münſter 1749, Regierungsrath daſelbſt: Natürliche Tochter 1774; Eulalia 1777; der Schmuck 1780.

91) Franz Karl von Stammford, Ingenieurhauptmann zu Potsdam, geboren zu Bourges in Frankreich 1742: Gedichte im Merkur und in den Muſenalmanachen ſeit 1775.

92) Friedr. Theoph. Thilo, geboren zu Roda 1749, Amtmann zu Wredelſtein: Euphemie 1775; Eduard und Cäcilie 1776; großmüthige Erben 1776; Ungleiche Freunde 1778; die Einſprüche 1780; Adelheid 1780; Sammelplatz der Gelehrten 1780; Schauſpiele 1780; Emilie Sommer 1780; Lebensſcenen aus der wirklichen Welt 1784 — 1790, zwölf Bände; General Moorner 1784; Lorenz Arndt 1784; Joſeph von Sonnenthal 1784.

93) Chriſt. Friedr. Timme, geboren zu Arnſtadt 1752, ſtirbt zu Erfurt 1787: Der abgedankte Offizier 1778; die gute Ehefrau 1779; Faramond 1779; der Empfindſame 1781; Wenzel von Erfurt 1781; Wilhelm von Raſchwitz 1787.

94) Joh. Heinrich Voß, geboren zu Sommersdorf im Meklenburgiſchen 1751, Hofrath und Rektor zu Eutin: Gedichte in den Muſenalmanachen ſeit 1772; giebt

den Hamburger Muſenalmanach heraus ſeit 1776; Blackwell über Homer 1776; Odyſſee 1781; Gedichte 1785; Virgil vom Landleben 1789.

95) Fridr. August Clemens **Werthes**, geboren zu Buttendorf in Schwaben, Prof. zu Peſt 1748: Hirtenlieder 1772; über Atys des Katull 1773; Lieder eines Mädchens 1774; Orpheus 1775; Deukalion 1776; Gozzi Werke 1777; Arioſt 1778; Bettinelli über Enthuſiasmus 1778; über die Italiäniſchen Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts 1781; Eduard Bonſton 1782; der rechtſchaffene Unterthan 1782; Rudolph von Habsburg 1785; Doktor Barthel 1786; Zrini Niklas 1790.

96) Joh. Karl **Wezel**, geboren zu Sondershauſen 1747, lebt zu Sondershauſen: Filibert und Theodoſia 1772; Tobias Knaut 1774; Graf Wickham 1774; Belphegor 1776; Epiſtel an deutſche Dichter 1776; ſatyriſche Erzählungen 1777; Peter Marks und wilde Betty 1779; Luſtſpiele vier Theile 1778 — 1786; Zelmor und Ermide 1779; Robinſon 1780; Hermann und Ulrike 1780; Wilhelmine Arend 1781: über Sprache, Wiſſenſchaften und Geſchmack der Deutſchen 1781; die Komödianten 1783; Kakerlak 1783; Prinz Edmund 1785.

97) Johann Chriſtian **Bock**, geboren zu Dresden, ſtirbt 1785: Tagereiſe 1770; Geſchichte eines empfundenen Tages 1770; für das deutſche Theater 1770; Erſtlinge meiner Muſe 1771; die Deutſchen 1773; was ſeyn ſoll, ſchickt ſich wohl 1776; geſchwind, ehe es jemand erfährt 1777; wie man eine Hand umdreht 1778; das Mädchen im Eichthale 1778; vermiſchtes Theater der Ausländer 1778; komiſche Opern der Italiäner 1781.

98) Geor. Adam **Junker**, Prof. der deutſchen Sprache zu Paris, geboren zu Hanau 1720: Théatre allemand 1771; Contes comiques de Wieland 1772; les Graces de Wieland 1772; Dramaturgie de Leſſing 1785.

99) Edler von Retzer, Hofkammerkonzipiſt zu Wien, geboren zu Krems 1754: Gedichte 1774; Beyträge zu Muſenalmanachen, Taſchenbüchern, litterariſchen Monaten, Muſeum; Choice of the beſt poets 1783 — 1784, vier Theile.

100) Johann Gottwerth **Müller**, Buchhändler zu Itzehoe: Gedichte der Freundſchaft, der Liebe, und dem Scherze geſungen 1770; Siegfried von Lindenberg 1772, fünfte Auflage 1780; der Ring 1777; Geſchichte der Severanden 1783; komiſche Romane 1784 — 1790, ſieben Theile.

101) Joh. Aug. **Weppen**, Amtmann zu Oldershauſen, geboren zu Nordheim 1747: Der Liebesbrief 1778; Heinrich der Lange 1778; Kirchenviſitation 1781; Heſſiſche Offizier in Amerika 1783; Gedichte 1783; das Freyſchießen 1786; das Patronat 1787.

102) Bernh. Chriſt. **d'Arien**, Doktor der Rechte, geboren zu Hamburg 1754: Miß Fanny Belmore 1774; Heinrich und Lyda 1776; Marie von Wahlburg 1776; Laura Roſetti 1777; beſſer getrennt als ungeliebt 1777; Klaus Storenbecher 1783; Schauſpiele 1783; Natur und Liebe in Streit 1783; Nina, oder Wahnſinn aus Liebe 1788.

103) Auguſt **Rode**, geboren zu Deſſau 1751, Kammerrath daſelbſt: Kinderſchauſpiele 1776; Pſyche 1780; Apulejus goldner Eſel 1783; philoſophiſche und andre Gedichte aus dem Lateiniſchen 1785.

104) Otto Friedr. von **Diericke**, preußiſcher Major, geboren zu Potsdam 1742: Eduard Montroſe 1774; Gedichte in Muſenalmanachen und Taſchenbüchern.

105) Joh. Paul **Sattler**, Prof. zu Nürnberg, geboren daſelbſt 1747: Fridericke oder die Huſarenbeute 1774; Reinhold und Sophie 1783; Gedichte in Muſenalmanachen und Taſchenbüchern.

106) Karl Gottfried **Küttner**, Super. zu Seyda, geboren bey Chemnitz 1740, ſtirbt 1789: Sinngedichte und Lieder, geſungen an der Böhmiſchen Grenze 1776; viele Gedichte in Almanachen und Journalen.

107) Gotthold Ephraim **Herrmann**, Legationsrath und Bibliothekar zu Weimar, geboren bey Görlitz 1727: Das Roſenfeſt 1771; die treuen Köhler 1773; die Dorfdeputirten 1773.

108) Friedr. Hildebrand von **Einſiedel**, Kammerherr zu Weimar: Ceres, ein Vorſpiel 1774; die eiferſüchtige Mutter 1774; neueſte vermiſchte Schriften 1783 erſter Theil, 1784 zweyter Theil.

109) Karl Ludwig von **Knebel**, Major, lebt zu Jena: Gedichte in Muſenalmanachen und Taſchenbüchern.

IV.

Biographie.

Mrs. Siddons und Mrs. Billington.

Sie iſt die Tochter des Herrn Roger Kemble, der von einer guten Familie in der Stadt **Herrford** abſtammt. Ihr Vater betrat früh die Bühne, und heyrathete eine Schauſpielerin von vielen Verdienſten. Im dreyzehnten Jahre ſchon übernahm die junge **Miß Kemble** die Singrollen bey einer herumziehenden Truppe, die ſie mit vielem Beyfall executirte. Hier ſah ſie der junge Schauſpieler Herr **Siddons** und liebte ſie, und nur die Jugend beyder hielt die Eltern der Miß Kemble ab, in ihre Verbindung zu willigen. Um dieſe noch zu verzögern, gaben ſie ihre Eltern als Geſellſchafterin einer Dame von Stande zu, die ſie liebte. Hier ſah ſie Garrick, der ihre Verdienſte nicht verkannte, ſie aber nicht annahm, da er ſchon zwey gute Schauſpielerinnen, Mrs. Younge und Yates, beſaß. Zur ſelben Zeit kam ein Briefwechſel zwiſchen ihr, ihrem Geliebten und ihren Eltern zu Stande, die endlich in dieſe Verbindung willigten, ſo daß ſie heyrathete, als ſie kaum 18 Jahr alt war.

Nun erſchien ſie wieder zu Cheltenham auf der Bühne, wo ſie den Beyfall des Grafen von Aylesbury, nachmaligen Lord Bruce, in einem ſo hohen Grade ſich erwarb, und ihr eine Stelle auf Garricks Theater verſchafte, wo ſie als Portia und in andern Rollen verdienten Beyfall einerndtete. Zu Ende der Theaterzeit wurde ſie aber wieder entlaſſen, und trat nun in Bath auf Pelmers Theater auf. Hier vermehrte ſie ihren Ruhm ſo, daß nach acht Jahren die neuen Unternehmer des Drurylane-Theaters in London ſie von neuem zu ſich beriefen. Unter andern Vollkommenheiten hatte ſie auch in Bath ſich die Fertigkeit erworben richtig zu ſchreiben und zu dichten. Auf den letzten Komödienzettel kündigte ſie an, daß ſie drey Urſachen angeben würde, warum ſie Bath verlaſſen müſſe; ein lautes Applaudiſſement kündigte ihr den vollen Beyfall der Zuſchauer an, als ſie ihre drey ſchönen Kinder am Abend auf der Bühne vorzeigte.

Ihren Werth richtig zu detailliren iſt äußerſt ſchwer. Ihre Hauptrollen ſind Iſabelle in der Griechiſchen Tochter, der ſchönen Reuigen und dem erretteten Venedig, dann Conſtance im König John. Obgleich ihre Geſtalt weniger auf der Bühne intereſſirt und weniger majeſtätiſch iſt, ſo iſt ſie doch dafür geboren. Kurz, ſie iſt die natürlichſte und reitzendſte Schauſpielerin der Engliſchen Bühne. Sie vergnügt das Ohr, rührt das Herz und thut der Kritik Genüge.

Dies iſt nur ein Auszug der Apotheoſe, die ein Engliſcher Schriftſteller von Mrs. Siddons liefert. Vielleicht trift hier wohl das Sprichwort ein, die Hälfte: ſey mehr als das Ganze, wäre ſie ganz das, was ſie dort ſeyn ſoll, ſo könnte ſie unmöglich unter den Sterblichen wandeln.

Mrs. Billington.

Sie iſt die Tochter der berühmten Mrs. Weichſell. Ihr Mann iſt Virtuoſe auf dem Contrabaß (double-baſſ), er hat das berühmte Stück, Eloiſe an Abälard in Muſik geſetzt und ſich dadurch bekannt gemacht.

Nachdem ſie mit Beyfall auf dem Dubliner Theater erſchienen war, trat ſie zu Coventgarden am 13ten Februar 1789 als Roſette in der Operette Love in a village auf, wo ſie ſich in ihrer vollen muſikaliſchen Stärke um ſo mehr zeigte, da in der Folge die Schüchternheit verſchwand, welche die Gegenwart Sr. Majeſtät des Königs und ein ſo anſehnliches Parterre bey ihr erregt hatte. Jede andre, von ihr übernommene Rolle, beſonders Clara in Peruvianer, führte ſie gut aus. Jede Arie trägt ſie mit Gefühl, Geſchmack, Wiſſenſchaft und Tonkunde vor. Konzerte und Italiäniſche Opern haben ihre Stimme nicht geſchwächt, mit voller Jugendkraft und großen Talenten betritt ſie die Bühne. Sie ſingt rein und hell, ihre Pralltriller ſind ſchön, ihre Kadenzen erhaben. Kurz, ihr Vortrag verlangt den Beyfall jedes Standes und Alters.

Ihr Geſicht hat Ausdruck und Schönheit, ihre Größe iſt mittelmäßig, ihr Gang und ihre Form zierlich.

V.

Anekdoten.

Einige Thatſachen und authentiſche Nachrichten (zum Theil aus Briefen) von der Anwendung der Menſchenrechte, und den glücklichen Folgen der Revolution in Frankreich. *)

Ein Paar Beyſpiele von Schreib- und Druckfehlern in dem Procès-verbal der Nationalverſammlung, um auf die Meinung des Publikums zu wirken, wenn die eine Parthey eine Sache nicht nach Wunſch durchſetzte. Als die Enragés in der Nationalverſammlung das Inſtitut des ſchönen Invalidenhauſes zu Paris nicht, wie ſie wollten, aufheben und vernichten konnten, ſuchten ſie durch einen Schreibfehler es zu wirken, und ließen in den Procès verbal ſetzen, „daß jeder Invalide, welcher das Hôtel verlaſſen wollte, 100 Liv. Gratification erhalten ſollte.“ Sie rechneten auf eine Deſertion, allein die Taktik des Hrn. Dubois de Crancé (ſo heißt der Enragé, der es that) ſchlug fehl, und nun widerrief man den Irrthum.

Als

---

*) Folgen, die ſo augenſcheinlich ſind, daß niemand vor den Verführungen der Propaganda-Emiſſarien ſicherer iſt, als die Bauern und Bewohner der angrenzenden deutſchen Reichslande, indem ſie das Glück in der Nähe erblicken, das uns einige deutſche Zeitungen in einem ſo hellen Irrlichte vorſpiegeln, weil ſie nur die gemietheten und beſtochenen demokratiſchen Blätter kopiren.

Als durch eine große Mehrheit der Stimmen die Vereinigung von Avignon mit Frankreich verſchoben wurde, druckte das Journal de Paris (das ein Deputirter, Garat, von der Parthey des Jacobinerklubs ſchreibt) die Mehrheit der Stimmen ſey auf der Seite der Vereinigung geweſen, und widerrief erſt ein Paar Tage darauf.

Die Verläumdungen und Verfolgungen des Club monarchique durch den Club des Jacobins, deſſen Gegner jener iſt,*) ſind bekannt. Letzterer trug natürlich den Sieg über jenen davon, weil jenes Glieder ſich Sanftmuth, Nachgiebigkeit und ſtrengen Gehorſam gegen die Geſetze, bey Patriotismus und wahrer Freyheitsliebe, zur Vorſchrift gemacht hatte. Trotz des Dekrets der Nationalverſammlung und der Menſchenrechte-Deklaration, die jeder Geſellſchaft erlaubt, ſich unter dem Schutze der Geſetze friedlich zu verſammeln, und ihre Meinungen friedlich unter irgend einer Benennung zu äußern, trotz dieſer affiſchirten Druck- und Preßfreyheit, die aber im tyranniſcheſten Staate wahrer und reeller exiſtirt, als im freyen Frankreich — trotz dieſes ſchönen Wörterkrams, wurden dem Club monarchique die Verſammlungen von Municipalitäts wegen unterſagt. Als man ſie ihnen endlich nach einem langen Stillſtand erlaubte, und die Mitglieder ſich an dem beſtimmten Orte einfinden wollten, wurden ſie gewarnt, daß der Pöbel dort auf ſie lauere, um ſie zu mißhandeln. Man ſchickte ſogleich Boten umher, um die Mitglieder zurück zu berufen, allein zum Unglück geſchah das ſo ſpät, daß einige dieſe Warnung nicht bey Zeiten empfangen konnten. Dieſe, funfzehn bis dreyßig an der Zahl, wurden von dem angeſtellten und gemietheten Geſindel, welches mit Säbeln, Knitteln, die im Nothfall Keulen vorſtellen können, und Bayonetten bewafnet waren (die **Monarchiſten** haben es ſich zum Geſetz gemacht in ihren Verſammlungen **wehrlos** zu erſcheinen), angefallen, geprügelt, gehauen, mit Füßen getreten. Ein tapferer Nationalgardiſte rühmte ſich den andern Tag im Palaisroyal den Abbe **, einen ſchwächlichen, kränklichen Mann, maulſchellirt und bey den Haaren in Koth geſchleift zu haben. Herr Bailly, der Maire von Paris, ſtellte ſich nicht eher an dem Orte des Auflaufs ein, als bis er wußte, daß alles vorbey ſey. Er ging in den Saal, als ob er ein Te Deum über die Mißhandlungen der **Monarchiſten** ſingen laſſen wollte, und ſagte beym Weggehn zu dem Volke: Soyez contens mes amis, ſoyez tranquilles, nous ne voulons point de ces ariſtocrates, nous ne les ſouffrirons pas . . . allez bien doucement, cocher; adieu mes amis, vive le peuple! & point des ariſtocrates! O des unpartheuiſchen Richters! — Eben derſelbe gab einem **Monarchiſten** zur Antwort, der ſich über die Jacobins beſchwerte: Sachez Monſieur, que je ſuis moi-même du club des Jacobins. — Deſto ſchlimmer! gab dieſer zur Antwort, das Oberhaupt der Municipalität ſollte von gar keinem Club ſeyn.

---

*) Der Club monarchique verlangt, daß das Reich ein monarchiſcher Staat bleiben ſoll; die Jacobiner wollen eine Republik daraus machen, und die königliche Würde aufheben.

Bey der Wahl der neuen Biſchöfe iſt es ſo tumultuariſch und gewaltthätig an den meiſten Orten zugegangen, daß von den eigentlichen Elekteurs keine zwey Drittel zugegen waren, und man an vielen Orten **die katholiſchen Biſchöfe von Proteſtanten** wählen ließ, um neue Elekteurs zu bekommen. An andern Orten trieb man ſeinen Spott mit dieſen Wählen; ſo hatte z. B. zu Liſle, bey

Ueberzählung der Stimmen, der **Pabſt** ſechsunddreyßig, der **Großſultan** eilf, und der **Teufel** fünf Stimmen. Ein Beweis, wie ernſthaft und ehrwürdig es bey dieſer Handlung zuging.

Ligny in Lothringen verdankt ſein Kapitel, ſeine Schule und ſein Spital dem erlauchten Hauſe der Prinzen von Luxemburg. Zur Dankbarkeit für dieſe Wohlthaten hat das Volk am 24ſten März d. J. das Erbbegräbniß erbrochen, fünf Körper der Prinzen dieſes Hauſes aus ihren bleyernen Särgen geriſſen, und, als Ariſtokraten, nach vielen Mißhandlungen, auf den gemeinen Kirchhof geworfen; und ein Meiſterſtück der Kunſt, ein metallenes Denkmal, zerſchlagen und durch [illegible]s Städtchen geſchleppt.

Zu **Pruntrut** haben die Reichs-Executionstruppen, in den Papieren der flüchtig gewordenen Stifter dieſer Unruhen, neue Beweiſe der Wirkſamkeit der Propaganda zu Paris entdeckt. Unter die ſubalterne Agenten derſelben gehört ein Club des Valets Suiſſes zu Paris; ſie arbeiten unter den Auſpices der Hohenprieſter in der Kunſt, die Ruhe der Staaten zu untergraben.

Bey dem Auftritt in den **Thuillerien**, wegen des Königs Reiſe nach **St. Cloud**, ſetzte ein Grenadier dem Kutſcher, als er fortfahren wollte, das Bajonet auf die Bruſt, und doch hatte er Urlaub von der Nationalverſammlung dahin zu gehn. „Es wäre doch wunderbar, rief der König, wenn ich, der ich der Nation die Freyheit gab, ſelbſt nicht frey wäre.“ Als er endlich gezwungen war, wieder auszuſteigen, ſchrie er zu drey malen: On ne veut donc pas que je ſorte; il n'eſt donc pas poſſible que je ſorte? Eh bien! je vais reſter. Der Club des Cordeliers ließ ſogar öffentlich anſchlagen, daß der premier fonctionnaire public ſtraffällig wäre. In dieſem Anſchlag kam auch das große magiſche Wort droits de l'homme vor, das Abracabatara der Demokraten, ohngeachtet wohl bloß der Club des Cordeliers es mag erklären können, was für ein Verhältniß zwiſchen einer Spazierfarth nach St. Cloud und den droits de l'homme iſt. Den ganzen Abend lieſen Schlotfeger, Gaſſenjungen und Weiber durch die Stadt, und verlaſen bey Laternenſchein und Lichtern: Dénonciation du premier fonctionnaire public, réfractaire aux loix qu'il a ſanctionnés. Wohl zu merken, die ganze Geſchichte, mit dem Vorgeben, der König habe bey Ge[illegible]lichen gebeichtet, die nicht den Bürgereid geſchworen, war **Erdichtung der Jacobins**, wie nun klar erwieſen iſt.

Die berühmte Erklärung des Königs an die fremden Höfe, worin man ihn (vier Tage darauf, wo er ſich ſelbſt in der Nationalverſammlung beſchwert hatte, daß man ihm **die Freyheit raubte**) es öffentlich läugnen läßt, daß er nicht frey ſey, iſt nicht von Montmorin, der nur ſeinen Namen dazu hergeben müſſen, ſondern in dem Club des Jacobins geſchmiedet, und zwar von dem Herrn de Beaumetz. Der Miniſter von Montmorin würde auch ſonſt wahrhaftig den König nicht haben ſolche Dinge ſagen laſſen, welche geradezu durch das, was als Thatſache vor den Augen von Europa daliegt, wiederlegt und widerſprochen wird.

Der

Bey Gelegenheit von Mirabeaus Tod erfuhr die Nationalverſammlung wieder eine Myſtification von der Art, wie ſie ſolche durch den famöſen Cloots, den Geſandten des Menſchengeſchlechts erfahren hatte. Man verlas den 12ten April a. c. unter allgemeinem Händeklatſchen der Nationalverſammlung und der Tribunen, einen Brief von einem deutſchen Reichsfürſten — **Joſeph von Wolf.** Und der Präſident und die Sekretaire, und die erleuchteten Glieder, die Schiedsrichter der Staaten, wußten nicht, daß es in ganz Europa, und am wenigſten in Deutſchland, kein Fürſtenthum **Wolf**, keinen Fürſten **Wolf**, giebt; nahmen ſich auch gar nicht die Mühe, deswegen nachzuſchlagen, ſondern ſetzten ſich dem Gelächter von ganz Europa aus — indem am Ende dargethan wurde, daß der Verfaſſer des Briefs **ein wahnſinniger Poſtmeiſtersſohn aus Ypres** war.

Will man leſen, wie jetzt ein Enragé, einer der eifrigſten Demokraten, der Abbé Sieyes, ſelbſt an Erhaltung der Monarchie, Herſtellung der Ordnung und Aufhebung der Faktionen zweifelt, und Frankreich (was Mounier und Burke weiſſagten) in 83 Republiken zerſtückelt ſieht, ſo leſe man folgende Stellen aus einer Schrift, die er im Juny a. c. zu Paris bekannt machte.

Il exiſte deux partis qui, pour arriver, l'un à la dictature & l'autre à l'anarchie, voudroient rendre l'adminiſtration impoſſible.

Chaque département veut former une vraie république ... Pour un peuple vif, impétueux, *plus ſuſceptible de ſenſation que de réflexion*, un tel ſyſtême ſeroit une porte ouverte à toutes les ambitions étrangères, & une ſource perpétuelle de diviſions & de guerres inteſtines, & nous finirions pour être le partage & la proie des plus petits états qui nous entourent, de ceux mêmes, que nous mépriſons le plus . . .

Avouons donc qu'en effêt notre conſtitution *a dans ſon ſein* tous les germes de la diviſion, & que nous ne pouvons être ſauvés *que par la crainte de l'avenir,* & par la diſparition *de tant de rouages ſuperflus* qui gênent ou arrêtent la marche de la conſtitution françoiſe.

So ſpricht einer der Baumeiſter (das war bekanntlich der Abbé) ſelbſt von ſeinem Werke, da er die traurigen Folgen vor Augen hat, und glaubt, daß der Staat nur durch die Furcht vor noch ſchlimmern gerettet werden kann.

Ueberſicht, wie viel Perſonen durch die Revolution geplündert, zu Grund gerichtet, ums Brod gebracht, verbannt ꝛc. worden ſind (den König, die Königliche Familie, und die Prinzen vom Geblüte ungerechnet). *)

Edelleute, die ruinirt, geplündert, geächtet ſind	300000
Ihre Familien, jede nur zu einem Frauenzimmer und zwey Kindern angeſchlagen	900000
Kleriſey, beyderley Geſchlechts	100000
Obrigkeitliche Perſonen	20000
Ihre Familien, nach obigem Anſchlag	60000
Amtleute und andere Beamten der Gerichtsherrn und Herrſchaften	40000
Ihre Familien	120000
Advokaten und Notarien	69000
Ihre Familien	180000

Proſn-

---

*) Aus le dernier cri de la vérité; à la Haye, 1791.

Prokuratoren, Huiſſiers	20000
Ihre Familien	60000
Finanzbedienten	50000
Ihre Familien	150000
Kauf- und Handelsleute von allen Klaſſen, ſowohl im Königreiche als Auslande	100000
Ihre Familien	150000
Geſinde bey adelichen Herrſchaften, nur zwey auf die Familie gerechnet	600000
Geſinde der Kleriſey	50000
Andre beym Kirchen- und Gottesdienſt angeſtellte Perſonen	50000
Verwandte der Kleriſey, die von ihren Wohlthaten lebten	150000
Geſinde der Advokaten, Prokuratoren, Notarien	20000
Geſinde der Finanziers	100000
Handwerksleute, Arme ꝛc.	1000000
Gläubiger des Staats, ohne die Fremde, *)	600000
Privatgläubiger der Geiſtlichkeit, des Adels ꝛc.	300000
Penſionnairs, Individuen, die von den Wohlthaten des Staats lebten	30000
Eingekerkerte, in den Gefängniſſen geſtorbene, in Paris, den Provinzen und Kolonien, wegen der Revolution umgekommene Perſonen	40000
	5,350000

Fünf Millionen, dreyhundert und funfzigtauſend Perſonen.

---

*) Papiergeld, als ein nothgedrungenes, einziges Aushelfungsmittel, iſt nicht viel beſſer als Bankerut.

VI.

Roman.

Fortſetzung der Geſtändniſſe des Grafen [**].

Wir ſtiegen aus, ich folgte der Duegna, und kam durch zwey oder drey Zimmer, die ſimpel möblirt und mittelmäßig erleuchtet waren. Sie brachten mich zu einem andern Zimmer, deſſen prächtiger Aufputz und der helle Schein der Kerzen, die auf großen Leuchtern von vergoldetem Silber ſtanden, mich weniger in Erſtaunen ſetzte, als der Anblick einer Dame, die auf einer Eſtrada lag, und ſich an prächtige brokatene Kiſſen lehnte. „Treten Sie näher, Sennor!' ſagte ſie zu mir. Ich gehorchte einem ſo ſüßen Befehl, aber wie wurde mir, als ich alle Grazie in einer Perſon vereinigt, und noch durch den feinſten und ausgeſuchteſten Putz erhöht ſah! Ich warf mich vor ihr auf die Knie. „Was kann ich thun, Sennora! rief ich, um die Güte zu erkennen, womit Sie mich beehren!“ Sie antwortete mir mit unendlicher Anmuth, und einem Feuer in den Augen, das mein Herz vollends entflammt haben würde: „Clara wird Ihnen gewiß meine Geſinnungen geſagt haben. Sie hat mich der Verlegenheit eines Geſtändniſſes überheben wollen, das nur durch die Stärke der Leidenſchaft entſchuldigt werden kann. „Von der Art, wie Sie ſich gegen mich betragen werden, hängt die Erhaltung oder der Verluſt dieſer Geſinnungen ab. Ich liebe Sie, aber das Opfer, das ich Ihnen bringe, wird mir weit theurer werden, wenn Sie ſich ſeiner werth machen. Nach einem ſolchen Geſtändniſſe darf ich Ihnen nichts verbergen. Sie ſind von einer Religion, die von der meinigen verſchieden iſt, und dieſer Punkt iſt das einzige Hinderniß der Neigung, die ich für Sie empfinde. Wenn Sie mich lieben, wenn die Empfindungen, die ich in Ihren Augen zu leſen glaube, aufrichtig ſind, ſo machen Sie den Anfang damit, meine Religion anzunehmen!" — Ich wollte hierauf eine von ihren ſchönen Händen ergreifen und küſſen, um einem Glaubensbekenntniſſe auszuweichen, das mir hier ſehr am unrechten Orte ſchien; aber kaum hatte ich ſie berührt, ſo rief ſie: „Geſchwinde, Weihwaſſer, liebe Klara!" — Man brachte ihr einen Weihkeſſel, ſie tauchte ein Tuch hinein, und wuſch die Stelle, wo ich ſie angefaßt hatte, ſo ſorgfältig ab, daß ich mich nicht enthalten konnte zu lächeln. Doch da ich ihren Vorurtheilen kein Aergerniß werden wollte, ſo ergrif ich den Ausweg, ihr zu ſagen, wie meine Religion beſchaffen ſey, und vielleicht machte mich die Liebe in dieſem Augenblick erzkatholiſcher, als ich je geweſen war.

„Wie leicht glaubt man dem Manne, den man liebt! gab ſie zur Antwort; Sie ſiegen über alle meine Entſchließungen. Ich habe Sie nicht überzeugen können, und Sie haben mich überzeugt. Wahrſcheinlich liebe ich Sie ſtärker als Sie mich, und ich werde mich bemühen, es Ihnen immer darinnen zuvorzuthun." — Ich küßte darauf ihre Hand, ohne daß dieſesmal das Weihwaſſer ins Spiel kam. Ich bat ſie, mir zu ſagen, mit wem ich die Ehre hätte zu reden? — „Sie ſollen es mit der Zeit erfahren, war ihre Antwort, jetzt ſuchen Sie nicht ein Geheimniß zu enträthſeln, deſſen Entdeckung für Sie von keinem Nutzen ſeyn würde. Verdienen Sie durch Liebe und Ergebung das Glück, das ich Ihnen bereite." — Die getreue Klara trug uns nun eine leichte Kollation auf. Ich war entzückt von den Reizen, die ich an der ſchönen Spanierin entdeckte. Alles athmete Wolluſt an ihr, und weißagte mir die gränzenloſe Wonne, die mich wenige Augenblicke darauf berauſchte, und ſelbſt meine Wünſche übertraf. „Sie werden mich nicht lange lieben, ſagte Antonia, meine Eroberung hat Ihnen zu wenig gekoſtet; Sie wiſſen nicht, wie manchen Kampf ich mit mir habe kämpfen müſſen; ich liebe Sie ſeit dem Tage Ihrer Ankunft: Sie zogen an der Spitze Ihres Regiments über den großen Platz, und ich erblickte Sie aus einem Gitterfenſter. Wie viele Mühe habe ich mir gegeben, den Eindruck auszulöſchen, den ihr Anblick auf mich gemacht hatte! Aber wahrſcheinlich floh ich Sie nicht recht, denn ich fand Sie überall!“ —

Wir brachten die Nacht und den ganzen folgenden Tag, im Schooße jener Freuden und zärtlichen Beſorgniſſe zu, welche die Leidenſchaft den Verliebten einflößt. Als endlich der Augenblick des Scheidens kam, hob Antonia die Kiſſen auf, auf welchen ſie lag, und überreichte mir einen goldenen Degen, mit einigen Brillianten von ziemlich hohen Werth beſetzt, den ſie mich anzunehmen zwang. Ich ſah mich dazu genöthigt, denn man kann eine Spanierin nicht ärger beleidigen, als wenn man ihr Geſchenk ausſchlägt. Ich nahm alſo den Degen an, und drückte tauſend Küſſe der Hand auf, die mir ihn gab, und ſetzte mich allein in die Kutſche, die mich an den Ort zurückbrachte, wo ſie mich geſtern abgeholt hatte. Den andern Morgen empfing ich einen Brief von Antonia, den mir ein Neger brachte. Er war zärtlich und voll Leidenſchaft. Antonia bat mich darin, einen Spatzierritt auf dem großen Platz zu machen. „Ich werde Sie ſehen, ohne geſehn zu werden, ſetzte ſie hinzu, und ich werde mich an Ihrer Ungeduld weiden, daß Sie mich nicht gewahr werden. Klara ſoll Ihnen morgen in der Kirche ſagen, wann und auf welche Art wir uns wieder ſprechen wollen.“ Ich befolgte den erhaltenen

Befehl. Ich muſterte vergebens mit meinen Augen alle Gitterfenſter: ich kam wieder nach Hauſe, und dachte über mein Abendtheuer nach. Den folgenden Tag fand ich **Klaren** in der Kirche, die ſich ſtellte, als ob ſie in vollem Gebet begriffen wäre, und mir zuflüſterte: „begeben Sie ſich, wenn es dämmert, zu Pferde und allein hinter die Mauer des Franziskanerklöſters: der Neger, den ſie geſtern geſehn haben, wird Sie dort auf einem Maulthiere erwarten. Sie brauchen ihm blos zu folgen.“

Ich ſtellte mich pünktlich auf dem Rendezvous ein. Ich traf da den Neger; er beobachtete ſtets das tiefſte Stillſchweigen, und wir langten in dem abgeſonderten Hofe eines Schloſſes an, das mir ziemlich anſehnlich ſchien. Ich ſtieg ab; der Neger hielt mein Pferd, und winkte mir, eine kleine Treppe in einem Thurme hinaufzuſteigen. Hier fand ich **Klaren**, die mich erwartete. „Kommen Sie, rief ſie mir zu, glücklichſter der Männer!“ Sie führte mich mit einer Blendlaterne in ein Kabinet, von da ich in ein prächtiges Zimmer kam, wo die ſchöne **Antonia** mich empfing. „Sie ſiegen über alle meine Bedenklichkeiten! ſagte ſie; ich habe jetzt das Vergnügen Sie in meinem Hauſe zu beſitzen, ſo vielen Gefahren ich mich auch dadurch ausſetze! Ich hoffe das Glück, das ich genieße, Sie bey mir zu ſehen, ſoll nicht geſtört werden; ſollte aber ja etwas vorfallen, ſo können Sie ſich leicht entfernen; der Neger hält mit Ihrem Pferde unten an der Treppe.“ Ich bediente mich der zärtlichſten Ausdrücke, um ihr meine Dankbarkeit und Liebe zu ſchildern. Wir überließen uns jenen Entzückungen der Seele, welche Liebe allein empfinden lehrt; und die ſich nicht beſchreiben laſſen. Plötzlich vernahmen wir einen großen Lärm in dem anſtoßenden Zimmer. „Retten Sie ſich! ſchrie ängſtlich **Antonia**, ich bin verrathen! ich bin des Todes! aber ich will gern ſterben, wenn ich Sie nur in Sicherheit weiß!“ In eben dem Augenblicke wurde die Thüre eingeſchlagen, und es trat wüthend eine Mannsperſon, in Begleitung zweyer bewafneten Bedienten herein; er hielt in der einen Hand einen Degen, in der andern einen Dolch. Er ſtürmte ſo ſchnell und ſo ungeſtüm auf Antonien zu, daß ich ihn nicht hindern konnte, ihr zwey Stiche beyzubringen: ſie ſank zu meinen Füßen. Ich hatte Sackpiſtolen bey mir; ich ſchoß den vor dem Kopf, welcher Antonien verwundet hatte, und hielt mit dem andern Piſtol ſeine Begleiter in Reſpect. Antonie ſtreckte die Hände nach mir aus, und rief mit ſterbender Stimme: „Sennor, was haben Sie gethan? Sie haben meinen Mann getödtet!“ Die beyden Bedienten waren mit ihrem Herrn beſchäftigt, und ließen mir Zeit, Antonien auf meine Arme zu nehmen, und die Kabinetthüre zu erreichen. Ich eilte unaufgehalten die Treppe hinunter; ich fand da den Neger, der mir half, Antonien vor mir aufs Pferd zu nehmen, und entfernte mich von dieſem traurigen Orte, ohne zu wiſſen wohin? Ich ließ mein Pferd ſo ſchnell als möglich laufen.

Da Antonia kein Lebenszeichen von ſich gab, ſo hielt ich ſtill, um ihr beyzuſtehn. Meine angewendeten Mittel brachten ſie ins Leben zurück. „Sind Sie's? rief ſie, als ſie die Augen aufſchlug. Sie leben! nun achte ich all' mein Unglück nicht! Weder Sie noch ich, dürfen uns Hofnung machen Begnadigung zu erhalten. Der Rang und das Anſehn meines Mannes, werden Ihnen Feinde ohne Zahl über den Hals ziehn. Sie haben den Marquis von Palamos erſchoſſen. Ich weiß nirgend meine Zuflucht hinzunehmen, als zu meinem Bruder. Sein Schloß iſt nicht weit von hier. Laſſen Sie uns dahin reiten. Er wird mich gewiß nicht vergebens bitten laſſen.“ Ich ſtieg zu Pferd, nahm ſie wieder in meine Arme, und wir kamen mit der Dämmerung im Schloß an. Wir ließen ſogleich ihren Bruder, den Grafen, wecken, und gingen in ſein

Schlafzimmer, ohne von jemand anders als einem einzigen Bedienten geſehn zu werden. Der Graf erſchrack bey Anhörung des traurigen Vorfalls. Er liebte ſeine Schweſter; er bedauerte ſie, und leiſtete uns allen möglichen Beyſtand. Er ließ ihre Wunden verbinden, die zum Glücke nicht tödtlich waren. Mir rieth er, mich den übrigen Tag verborgen zu halten. Als es Nacht geworden war, ſagte er zu mir, er wolle über den Dienſt, den ich ſeiner Schweſter geleiſtet, die Rache vergeſſen, die ich an ſeinen Schwager genommen hätte. „Meine Schweſter hat mir Alles geſtanden, ſetzte er hinzu; Sie dringt darauf, daß ich Sie retten ſoll, weil ſie ſo großen Antheil an Ihnen nimmt. Meine Freundſchaft für meine Schweſter, und das Vertrauen, das Sie mir bewieſen haben, da Sie mein Haus zum Zufluchtsort wählten, bewegen mich, Ihre Flucht zu begünſtigen. Ich will Ihnen einen ſichern Menſchen geben, der Sie, durch abgelegene Wege, ohne einen widrigen Zufall, nach Madrid bringen wird.“ Ich beſchwor ihn, mich die Marquiſe ſprechen zu laſſen, aber er blieb unerbittlich. „Sie hat mir aufgetragen, fuhr er fort, Ihnen dieſes Paket einzuhändigen; ich halte Wort, und kann nichts weiter thun.“ Als er dieſes geſagt hatte, führte er mich in den Hof, wo mich mein Wegweiſer mit meinem Pferde erwartete; wir reiſten ſogleich ab.

Mein Herz war zerriſſen. Ich entfernte mich von einer liebenswürdigen Frau; ich verließ ſie, ohne Hofnung, ſie je wieder zu ſehen; und ach! in welchem Zuſtande? ſterbend, und für mich verloren!

Wir ritten die ganze Nacht; als es Tag wurde ruhten wir ein wenig in einem abgelegenen Dorfe aus. Hier öfnete ich das Paket, das mir die Marquiſe hatte zuſtellen laſſen. Ich fand darin ihr Bildniß, und ein Billet, ſo feurig und ſo voll Klagen über unſre Trennung, als ich ihr ſelbſt hätte ſchreiben können. Sie bat mich, meine ganze Lebenszeit dieſes Bildniß zu bewahren, das ſie geglaubt habe, mir geſtern in glücklichern Augenblicken geben zu können. Es war in einer Kapſel, mit Diamanten beſetzt; aber was mir auffiel, und was ganz das Gepräge des Spaniſchen Nationalcharakters führte, war eine Reliquie des heil. Antons von Padua, die dabey lag, und welche die Marquiſe mit mir theilte, weil ſie, wie ſie in ihrem Briefe ſagte, dieſer Reliquie allein unſre Rettung bey dem nächtlichen Ueberfall zuſchrieb. Sie beſchwor mich auf das feyerlichſte, ſie wegen der Lebensgefahr, in der ich bey den Nachſtellungen der Familie ihres Mannes ſchwebte, nie von mir zu legen, und ſchloß mit Verſicherungen ewiger Liebe.

Ich langte, ohne Zufall, zu Madrid an; ich ſchickte meinen Wegweiſer zurück, und gab ihm einen Brief an die Marquiſe, und einen an ihren Bruder mit. Ich ging auf der Stelle zum Marſchall von **Vendome**, und meldete mich. Er empfing mich mit jener Güte, die ihm das Herz aller ſeiner Soldaten gewann. Ich erzählte ihm meine Geſchichte. Er rieth mir, aus Furcht vor Meuchelmördern und den Folgen, welche ein ſolcher Vorfall zwiſchen den beyden Nationen nach ſich ziehen könnte, nicht zu Madrid zu bleiben, und gab mir das Wort, daß er mein Regiment in ein andres Quartier verlegen wollte. Es koſtete mir keine Ueberwindung verborgen und einſam zu leben; der Zuſtand meiner Seele hätte mir ſo alles geſellſchaftliche Leben unerträglich gemacht. Niemand wußte meine Schlupfwinkel. Mein Regiment wurde verlegt, und da der Feldzug bald ſeinen Anfang nahm, ſo begab ich mich wieder zu ihm. Unſere Operationen waren glücklich, und ich kam, während des Sommers, in einem großen Flecken, nahe bey einem Nonnenkloſter, zu ſtehn.

Wir hatten ſcharfen Befehl, alle Klöſter zu ſchützen, und ich hatte eine Wache hineingelegt. Ich ging oft an der Gartenmauer dieſer Abtey ſpatzieren, denn Einſamkeit behagte meiner Seele am beſten. Als ich einsmal unter den Fenſtern eines Flügels dieſes Kloſters hinging, hörte ich über mir ein Gitterfenſter öfnen, und ſah einen Brief vor meine Füße fallen, den ich aufhob. Ich las mit Verwunderung, daß die Aufſchrift an mich gerichtet war. Ich öfnete ihn; man ertheilte darin meiner Traurigkeit Lobſprüche; die Hand war mir unbekannt, und ich durfte mir um ſo weniger ſchmeicheln, daß die Marquiſe die Briefſtellerin ſeyn könne, da ich Nachricht hatte, daß ſie an ihren Wunden geſtorben ſey. Unterdeſſen ſtand noch manches in dem Briefe, das von niemand anders geſchrieben ſeyn konnte, als wer ſehr genau von unſerm beyderſeitigen Verſtändniſſe unterrichtet war.

In dieſer Ungewißheit ging ich nach Hauſe und ſchrieb ein Billet, in der Abſicht, nähere Erkundigung einzuziehen, und den andern Tag begab ich mich, zu derſelben Stunde, unter daſſelbe Fenſter. Das Gitter ging auf, und es wurde ein kleines Körbchen an einem Bande heruntergelaſſen. Ich öfnete es, und fand nichts darin. Ich legte meinen Brief hinein, und das Körbchen fuhr wie ein Blitz in die Höhe. Ich wartete noch einige Zeit, aber man gab mir weiter kein Zeichen; allein den folgenden Tag fiel wieder ein Billet vor mir nieder.. Man ſchrieb mir, daß man ſich mit mir von meinen Unglücksfällen zu unterhalten wünſche, und bat mich, um Mitternacht an der Gartenmauer zu ſeyn. Man bezeichnete mir einen Pavillon, wo ich eine Strickleiter finden würde. Ich zweifelte nun keinen Augenblick mehr, daß der Brief von Klaren ſey. Ich begab mich an den beſtimmten Ort, und fand Alles ſo, wie es mir beſchrieben worden war. Ich ſtieg auf die Mauer, zog die Leiter nach mir, und ließ mich an ihr im Garten hinab. Ich wurde ein Frauenzimmer, in einem Schleyer verhüllt, gewahr, das ſich in die Gänge eines Boskets zurückzog: ich folgte ihr; ſie ſetzte ſich auf eine Raſenbank. „Liebe **Klara**, redete ich ſie an, denn es kann niemand anders ſeyn, als Sie, iſt es wahr, daß die Marquiſe nicht mehr lebt? Nur um von ihr ſprechen, und um ſie mit Ihnen beweinen zu können, bin ich hieher gekommen.“ — „Nein, rief das verſchleyerte Frauenzimmer, Ihre **Antonia** iſt nicht tod! — Sprache und Ausdruck entgingen mir, als ich die Marquiſe erkannte. Ich ſank zu ihren Füßen. Sie lehnte ſich auf mich, und war eben ſo heftig erſchüttert. Als wir uns von dieſem ſüßen Schrecken ein wenig erhohlt hatten, thaten wir, wechſelſeitig, eine Menge Fragen an einander. Ich machte ihr Vorwürfe, daß ſie mir den Ort ihres Aufenthalts ſo lange verheimlicht hätte. Ich erfuhr von ihr, daß ihr Bruder meinen Brief unterſchlagen, und ihr weiß gemacht habe, ich ſey ihr ungetreu geworden. „Der Kummer, fuhr ſie fort, den dieſe Nachricht in mir erregte, und das Aufſehn, das meine unglückliche Geſchichte machte, bewogen mich, meinen Bruder zu bitten, mich in den Stand zu ſetzen, mein nothdürftiges Auskommen haben zu können, und ganz von der Welt abgeſchieden und vergeſſen zu ſeyn. Er ſprengte das Gerüchte von meinem Tode aus, und brachte mich ſelbſt in dieſe Abtey, wo mich niemand kennt. Ich werde nun hier vergnügt ſterben, da ich weiß, daß Sie mir treu geblieben ſind. Ich konnte dem Vergnügen nicht widerſtehn, Sie noch einmal zu ſprechen. Ort und Weiſe ſind verdächtig, aber meine Abſichten lauter. Verſuchen Sie nicht mich wieder zu ſehn; ich werde mir alle Mühe geben Sie zu vergeſſen. Ich bin dieſes Opfer dem Weſen ſchuldig, das mir das Daſeyn gab, und nichts kann mich davon abwendig machen. Leben Sie wohl! Ich hänge nicht mehr an der Welt!“ — Mit dieſen Worten riß ſie ſich aus meinen Armen, und floh in die Irrgänge des Boſkets, ohne daß es mir möglich war, ſie zu finden. Während dieſes fruchtloſen Suchens brach der Tag an, und ich mußte an den Rückweg denken.

Als ich nach Hauſe kam, fand ich in meiner Taſche ein Juweelenkäſtchen von großem Werthe, das ſie mir, ohne daß ich es gewahr geworden, hineinprakticirt hatte. Wohl tauſendmal ging ich unter demſelben Fenſter ſpazieren, in der Hofnung, Briefe zu empfangen oder zu beſtellen, und das Schmuckkäſtchen zurückgeben zu können. Alle meine Bemühungen waren vergebens; ich ſah niemand. Ich verlangte die Aebtiſſin zu ſprechen. Ich ſagte ihr, ich hätte Dinge von der äußerſten Wichtigkeit einer Dame mitzutheilen, die ſich in ihrem Kloſter befände, und die ich ihr aufs genaueſte beſchrieb. Die Aebtiſſin that, als ob ſie ſolche nicht kenne; ich merkte aus ihren Antworten, daß es vergebens ſeyn würde, weiter darauf zu dringen, und entfernte mich, mit der Verzweiflung im Herzen.

Einige Tage darauf erhielt ich Befehl, das Regiment zuſammen zu ziehn, und zur Armee zu ſtoßen. Ich ließ es vor der Abtey vorbey defiliren; ich ſchmeichelte mir, daß meine Abreiſe das Verlangen erregen würde, mir noch einen letzten Troſt mit auf den Weg zu geben; allein es ließ ſich niemand ſehn, und ich war gezwungen, mit tiefbetrübtem Herzen meinen Marſch anzutreten. Nur die Beſchäftigungen des Feldzugs vermogten meinen Gram ein wenig zu zerſtreuen. Wir belagerten und eroberten Girone. Der übrige Theil der Kampagne, zwiſchen Vendome und Steremberg, wurde damit zugebracht, daß man ſich einander wechſelſeitig beobachtete und in Allarm erhielt. Man ließ friſche Truppen aus Frankreich kommen, und ſchickte die Regimenter zurück, welche am meiſten gelitten hatten. Das meinige befand ſich darunter, und wurde, bey ſeiner Ankunft in Frankreich, nach * * gelegt, um ſich zu erholen.

Die Unterhandlungen zu Utrecht hatten nun einigen Anſchein zum Frieden. Ich hätte, unter dieſen Umſtänden, um Urlaub nach Paris bitten können, aber ich habe immer geglaubt, daß man nicht eher als in dringenden Geſchäften darum anhalten müſſe, und die hatte ich nicht. Ich blieb alſo beym Regiment.

Das Leben, was man in Beſatzungen führt, iſt blos für Subalternoffiziere angenehm, die kein beſſeres gewohnt ſind; aber, wer zu Paris und am Hofe gelebt hat, findet es höchſt langweilig. Der Konverſationston iſt gewöhnlich ein Gemiſch von kleinſtädtiſchem, läppiſchem Weſen, und allzufreyen militairiſchen Scherz. Zum Glück habe ich immer zum Grundſatz gehabt, mich in die Nothwendigkeit zu ſchicken, nichts ſchlecht zu finden, und die Geſellſchaft, die man in dem Augenblick haben kann, mitzunehmen, ſo gut als ſie iſt. Ich überließ mich alſo ganz den Garniſonleben. Wir wurden, in corpore, durch einen Offizier vorgeſtellt, der es erſt ſelbſt geſtern in allen den Häuſern geworden war, wo Offiziere Zutritt hatten. Wir erfuhren in einem Augenblick, wer die Damen wären, die das Regiment, an deſſen Stelle wir kamen, gelaſſen hatte. Man zeigte mir die Damen, welche mit den Staabsoffizieren bekannt geweſen waren; denn in ſolchen Fällen beobachtet man eine ordentliche Rangliſte, und nichts iſt nach meiner Meinung ſpashafter, als zu ſehn, wie man ſich die erſten vier und zwanzig Stunden beobachtet und wählt. Gemeiniglich handelt das erſte Geſpräch von dem Regimente, das abgelöſet worden iſt. Die Damen laſſen ſich in große Lobeserhebungen über die Höflichkeit und Artigkeit der Offiziere heraus, die ihnen Bälle und Feſtins gegeben haben; das iſt ein Wink für die neuen Ankömmlinge, in ihre Fußtapfen zu treten. Sich auf das Vergangene berufen, war immer eine von den Künſten, welche Damen von jedem Stande am liebſten gebrauchen. Die Damen der Garniſon,

ſon, welche von ihren Liebhabern Portraite beſitzen, tragen ſie nicht auf Armbändern; ſondern gewöhnlich ſind es große Gemälde, welche ſie im Geſellſchaftsſaal aufhängen. Ich machte einer Frau von Grancour die Aufwartung, die ziemlich hübſch war, und gab ihr den andern Tag einen Ball. So was gilt für eine authentiſche Liebeserklärung, und iſt nothwendig. Ich wurde alſo gut empfangen, und ſogleich angeſtellt. Alle Tage ſpielte ich mit der gnädigen Frau, und war den Abend nach dem Eſſen, oder einige Stunden vor der Zeit der Aſſemblee, die reihherum in einigen Häuſern gegeben wurde, mit ihr allein. So wie es der Staab und die Hauptleute mit ihrer Geſellſchaft machten, ſo machten es die Subalternoffiziere mit der ihrigen, und in drey Tagen iſt ein Regiment beſſer verſorgt, als nach Verlauf des Jahrs; denn im Anfang giebts weniger verliebte Zwiſte, und man hat ſich nicht ſo viel vorzuwerfen.

Mein Umgang mit Frau von Grancour war auf dem beſten Fuße eingerichtet, als aus einer Grille, hinter deren Bewegungsgrund ich nie recht habe kommen können, ſie mir an Einem Abende zu verſtehen gab, ich könnte heute nach der Geſellſchaft, die eben in ihrem Hauſe war, nicht bey ihr bleiben, ſondern ſie bäte mich, mit den übrigen wegzugehen, und mich gegen Mitternacht unter dem Balkon ihres Fenſters wieder einzuſtellen. Ich würde da eine Strickleiter finden, und mittelſt derſelben in ihr Zimmer kommen können. So wie wir mit einander ſtanden, mußte ich ſo viele Vorſicht höchſt überflüßig finden, unterdeſſen machte ich keine Schwierigkeiten; ich ging mit den andern fort, kam zur geſetzten Stunde wieder, und fand die geheimnißvolle Leiter. Ich ſtieg hinauf, und war eben im Begrif, mit dem einen Fuß über den Balkon zu ſchreiten, als die Patrulle vorbeypaßirte. Der Offizier, der ſie anführte, wurde mich gewahr, und befahl mir ſogleich herabzuſteigen, um mich in Verhaft zu nehmen. Ich that es, unter tauſend Verwünſchungen dieſes Unſterns. Aber kaum hatte dieſer Offizier, der von meinem Regimente war, mich erkannt, ſo ſchlug er ein lautes Gelächter auf. „Wie? Sie ſinds, Herr Obriſter?“ ſagte er. „Und was Teufel! wollen Sie auf dieſem Balkon machen? Ich glaubte, Sie wären in Ihrer Liebſchaft ſchon viel weiter gekommen!“ — „Beym Teufel! antwortete ich, ich glaubte es auch; aber aus thörichter Gefälligkeit gegen eine Schwärmerin. . . .“ „Ach! fuhr er fort, Sie ſind nicht der Mann, einen ſolchen Weg nehmen zu müſſen. Heut zu Tage läßt man niemand mehr zum Fenſter herein, als wen man nicht auch zum Fenſter hinaus ſchicken kann. Klopfen Sie an die Thüre, und laſſen Sie ſich aufmachen!“ — Er wollte es ſelbſt thun, aber ich hielt ihn noch ab, und ging voll Verdruß nach Hauſe.

Eine Geſchichte, die einem Obriſten in einer Garniſon begegnet, kann nicht geheim bleiben; und den andern Morgen war die meinige in jedermanns Mund. Ich hatte Zeit gehabt mich zu faſſen, und ließ geduldig alle die Foppereyen und Spöttereyen über mich ergehen. Am meiſten hatte ich von der Intendantin auszuſtehn. Sie ſagte mir ins Geſicht, daß der Umgang mit bürgerlichen unter meinem Stande wäre, und daß Sie Urſache hätte, ſich über mich zu beklagen, daß ich ſie vernachläßigte. Wahr iſt's, ich kam wenig zu ihr. Der läppiſche Ton, der in dem Hauſe des Intendanten herrſchte, ſcheuchte mich zurück. Der Intendant und ſeine liebe Hälfte übertrieben den Stolz und die Eitelkeit auf eine äußerſt komiſche Weiſe. Er war ein Neuling von vornehmen Mann, den Glücksfälle und Gönner erhoben hatten, und man weiß, daß Leute von der Art, in eben dem Grad plump und ungeſchliffen ſind, in welchem ſich Leute von ächter edler Abkunft, und wirklichen Verdienſten, durch Lebensart und Höflichkeit auszeichnen.

Die Neckereyen, welche mir mein Abendtheuer von der Intendantin zuzog, bewogen mich, mein Betragen ganz umzuſtimmen, und ihr ſelbſt die Aufwartung zu machen. Ich that es, um ſie zum Beſten zu haben, und hatte ſogar die Schadenfreude, ſie in ihrer Sucht zu beſtärken. Ueberdieſes können leider Offiziere dieſe Gattung von Leuten nicht entbehren! Ich ſchmeichelte alſo ihrem Stolze und ihren lächerlichen Seiten, und wenn ich von ihnen mit ihnen ſelbſt ſprach, ſo bediente ich mich allezeit des Ausdrucks: Leute wie Sie! Ich behauptete, daß in ihrem Poſten es nöthig wäre, eine gewiſſe Rolle zu ſpielen, und daß dieſes mit zum Dienſt des Königs gehöre.

Wer ſich bey dieſem Betragen gut ſtand, war das Regiment. Es lag nur ein Detachement in der Stadt, und das übrige auf den Dörfern. Wenn der Soldat auch noch ſo viel Unordnung beging, ſo fanden die Beſchwerden der Landleute bey dem Intendanten doch kein Gehör, und die Garniſon war gut. Die Gewogenheit der Frau Intendantin, die ich mir ganz erwarb, machte ſie noch beſſer. Ich war der vornehmſte zu * *; ſie gab mir alſo aus Eitelkeit Gehör, und ich liebäugelte mit ihr, weil ich nichts Beſſeres zu thun hatte. Sie war nur eine mittelmäßige Schönheit, aber Nothwendigkeit und Langeweile machten, daß ich darüber hinausging. Mein Vorgänger war ein junger, wohlgebildeter Offizier vom Fußvolke; die Ehre des Umgangs mit der Intendantin hatte ihm, ſo wie ſeine blinde Unterwürfigkeit, ihrem Stolz geſchmeichelt, aber er wurde mir aufgeopfert. Ich war gezwungen, das langweilige der Abhandlungen der Intendantin, über die Vorrechte des Poſtens ihres Mannes, auszuhalten. Man kann ſich keine Vorſtellung machen, welche hohe Mine ſie in meiner Gegenwart gegen alle andre annahm. Kurz, ſie ließ nichts aus der Acht, und übertrieb Alles, um mich von der Würde und Hoheit der Intendenz zu überzeugen, und mir vergeſſen zu machen, daß ſie, welche die gebietende Frau in der Provinz ſpielte, zu Paris nur eine Bürgerliche, wie andre, ſeyn würde.

Alles verkündigte unterdeſſen die Nähe des Friedens, und er wurde bald geſchloſſen. Ich hatte immer Luſt gehabt zu reiſen, und ſonderlich Italien zu ſehen. Mein jetziges Standquartier lag in der Nähe der Italiäniſchen Grenze; ich bat um Urlaub und erhielt ihn.

Die Reitze der Frau Intendantin waren nicht vermögend mich zurückzuhalten. Der Umgang, den ich mit ihr gehabt, ſchränkte ſich nur auf die Stadt ein, wo ich ſie gefunden, denn als ich ſie das Jahr darauf zu Paris antraf, war nie die Rede von etwas, was den mindeſten Bezug auf unſre alten Verhältniſſe hätte haben können. Ich war hier Augenzeuge, wie gut man zu Paris die Intendanten-Eitelkeit zu demüthigen, und kleinſtädtiſche Gecken zu beſſern weiß.

Ich durchreiſete ganz Italien; ich vernachläßigte nichts, was meine Neugier reitzen, und mir Vortheil von meiner Reiſe einbringen konnte. Sonderlich bemühete ich mich, zu vermeiden, was die Franzöſiſche Jugend ſo verſchrieen hat. Ich war gegen die Gefahr mit den Kurtiſanen auf meiner Hut, und ich glaube, ich würde zurückgekommen ſeyn, ohne die Italiänerinnen kennen gelernt zu haben, wenn eine Geſchichte, die mir zu Venedig begegnete, mir nicht Gegelegenheit dazu verſchaft hätte.

(Die Fortſetzung folgt.)

VII.

Miſcellaneen.

I.

Beyſpiele und Erzählungen öffentlicher, feyerlicher Zweykämpfe.

Ohne hier die Gattung von Ordalien, die dem Loos der Waffen *) überlaſſen waren, zu berühren, wollen wir blos von **öffentlichen Ehrenkämpfen** reden, in denen der Geiſt der alten Ritterſchaft athmet. Sie ſchrieben ſich aus jenen Zeiten her, und kamen ab, als der Genius des Ritter Heroismus ſeine Fackel über Entſtehung neuerer Waffengattungen und Denkungsarten der Menſchen auslöſchte, ſich der Erde entſchwang, und ſeine Gegenwart nur zuweilen hier und da einem Bojardo, Arioſto, Camön, Taſſo, Marino, Fortinguerro, Wieland, Nikolai, Alxin-

---

*) Ueber die Kampfsordalien finden deutſche Leſer eine gute Abhandlung in **Dreyers Sammlung vermiſchter Schriften**, Roſtock und Wismar 1754. I. B. S. 139 f. f.; wie auch in **Grupens deutſchen Alterth.** Kap. 3. S 79.; und in **Schmidts Geſchichte der Deutſchen**, I. Th. 1. B. 12 Kap. II. B. 8. Kap. Auch **Klüber** in den Anmerkungen zur Ueberſetzung des **Saint-Palaye, vom Ritterweſen**, II. Th. S. 282. Die zu Mainz 1784 einzeln erſchienene Abhandlung **von den Ordalien**, von **J. G. A. Hoof**, iſt unbedeutend. Eine der beſten ausländiſchen Schriften über dieſen Gegenſtand iſt des *P Gerdil* traité des combats ſinguliers. In England erhielten ſich die gerichtlichen Duelle am längſten. Sie kommen daſelbſt noch 1609, 1631, 1638 vor.

ger ꝛc. gönnte, die durch ſeine Erſcheinung belebt, Gemälde aus jenem Zeitalter mit ſchönen Farben zeichneten.

Die Geſchichte liefert von öffentlichen Ehrenkämpfen mehrere Beyſpiele. Wir wollen deren einige hier umſtändlich beſchreiben, und ältern Schriftſtellern nacherzählen.

Ein ſolches Beyſpiel macht Spanien zum Schauplatz.*)

Zwey Spaniſche junge Edelleute, beyde nicht über 25 Jahr alt, aus guten Familien, **Don Pedro Torello** und **Don Jeronimo Anka**, ſpielten eines Tages Schach mit einander, und veruneinigten ſich im Spiel ſo ſehr, daß ſie ihre Sache dem Zweikampfe zur Entſcheidung überließen. — **Torello** ſchlug in dieſem Kampfe ſeinem Gegner das Schwerd aus der Hand, und er ward genöthigt ſich als beſiegt zu ergeben, doch mit der Bedingung: daß der Ueberwinder ſich nie des erhaltenen Vortheils rühmen, noch offenbaren ſollte, was unter ihnen vorgegangen ſey.

Dennoch wurde die Sache ruchtbar, und Anka ſah ſich genöthigt, ſeinen Gegner zu beſchuldigen, er habe ſeine gegebene Parole gebrochen. Dieſer ſchob die Schuld auf einen Pfaffen, der von weiten dem Handel zugeſehen, und die Sache unter die Leute gebracht habe. Aber von dieſem war nichts Entſcheidendes herauszubringen. Die jungen Streiter überwarfen ſich von neuem miteinander, und glaubten nun ihre Sache ſey dem Punkte nahe gekommen, daß nichts, als ein **öffentlicher Zweykampf** dieſe Ehrenſache entſcheiden könne.

Sie reichten alſo bey Kayſer **Karl V.**, der ſich damals in Spanien befand, ein Supplikat ein, ihnen ihr Geſuch zu gewähren, nach alter, herkömmlicher Kaſtilianiſcher Sitte, und nach Landesrechten, öffentlichen Kampf zu erlauben, und Tag und Platz zur Abthuung dieſer Ehrenſache zu benennen.

---

*) Genommen aus Camerarii Hor. Succ. P. I. c. 21.

Der Kayſer wies ſie mit ihrem Geſuch an den Konneſtabel von Kaſtilien, mit dem Bedeuten, daß dieſem obliege über dergleichen Händel zu urtheilen. Dieſer wendete ſeine ganze Beredſamkeit an, den Kampf zu hintertreiben, aber umſonſt, er wurde gezwungen, ihnen vermöge der Reichsſatzungen einen Kampfplatz anzuweiſen, und beſtimmte einen Tag, an welchem ſie auf dem Markt zu Valladolid erſcheinen ſollten.

Auf dieſem Markt wurde ein Platz, der 20 Schritte breit und 50 Schritte lang war, mit Schranken umgeben, und auf beyden Seiten mit Lanzen und Spießen beſteckt. Die obern Lanzen, die innerhalb der Schranken in der Erde ſteckten, waren fünf Schuh, und die außerhalb demſelben waren ſechs Schuh lang. Dazwiſchen war ein Platz von achtzehn Schuhen, und in der Mitte waren zwey Gerüſte mit Gallerien, eine längſt der rechten, die andre längſt der linken Seite aufgerichtet. Zwiſchen demſelben erhob ſich ein Thron mit einem goldenen Stück und mit vergoldetem Himmel geziert. Ueber die Gerüſte hingen ſchöne ſeidene Teppiche herab, und es war das eine für den Kayſer, das andere für den Konneſtable beſtimmt. Auf der andern Seite des Platzes waren kleinere Bühnen, etwas weniger geziert, für die Anverwandten der Kämpfer aufgerichtet.

Zu beyden Seiten der kleinern Bühnen ſtunden Gezelte, in denen ſich die Kämpfer waffnen konnten.

Das Pflaſter wurde mit hohem Sande bedeckt. — Die Stunde des Kampfs war 11 Uhr Vormittags.

Als nun der Tag des Kampfes kam, erſchien der Kayſer, und nahm ſeinen Platz auf der für ihn errichteten Bühne. Viele Trompeter, Pauker, Hofleute und Trabanten umgaben ihn. Als er die Bühne beſtiegen und Platz genommen hatte, wurde ihm ein vergoldeter Stab gereicht, welcher, wenn er ihn niederwerfen würde, den Streit endigen ſollte.

Dem Kayſer folgte der Konneſtabel, ein Herr, über ſechzig Jahr alt, aber noch munter und friſch, auf einem muthigen Spaniſchen Hengſte, *) mit einem Air, ſeinem Stande und ſeiner Charge gemäß, angethan mit einem goldenen Mantel. Prächtig gekleidet gingen vierzig Edelleute vor ihm her. Sechs Sekretairs ritten, in gelben Sammt gekleidet, auf mit himmelblau ſeidenen Decken belegten Roſſen, hinter ihm. Als königlichen Stadthalter und Geſandten wurde ihm das Reichsſchwerd, doch wegen perſönlicher Gegenwart Sr. Majeſtät in der Scheide, vorgetragen. Dem Schwerdträger folgte ſein Knappe in Spaniſcher Livree.

Als der Konneſtabel in den Schranken war, nahete er ſich der Bühne des Kayſers, grüßte ihn mit einem tiefen Reverenz, beſtieg dann ſeine eigene Bühne, und ſetzte ſich nieder.

Innerhalb den Schranken hielt die Leibgarde des Kayſers zu Roß und zu Fuß.

Hierauf trat **Torello** als Herausforderer, in Begleitung eines königlichen Befehlshabers, als ſeines Beyſtandes und Anführes, hervor. Ihm folgten der Spaniſche Admiral, Herzog zu **Bejara**, und andere vornehme Grands. Er ſelbſt war mit einem kurzen Leibrock von Gold und Seide, gefüttert mit Marterfell, bekleidet.

Eine Helleparde, ein Spaniſcher Degen, ein mit ſeinem Wappen bemaltes Schild und ſeine Rüſtung, wurden ihm vorgetragen.

Er nahete ſich der Bühne des Kayſers, erwies ihm ſeine unterthänigſte Ehrerbietung, grüßte hernach den Konneſtabel, und ging dann in ſein Gezelt zurück.

---

*) Es war eins von den vorzüglichſten Geſetzen der Ritter mit, keine Stute zu reiten.

Hierauf erſchien ſein Gegner **Anka**, faſt in gleichem Anzug, ausgenommen, daß ſein Leibrock mit Hermelin gefüttert war. Ihn begleiteten ein Obriſter, ein **Marggraf von Brandenburg**, und viel andre Grafen und Herrn. Alles, was man ſeinem Gegner **Torello** vortrug, wurde auch ihm vorgetragen. Er grüßte, wie dieſer, den Kayſer und Konneſtabel, und ging in ſein Gezelt zurück.

Beyder Schilde, Wappen und Waffenröcke wurden an die Bühne des Konneſtabels gehängt, der ſie nun zu ſich fordern ließ.

Sie kamen, mußten die Hand eines anweſenden Prieſters berühren, ſie dann auf ein Evangelienbuch und Kruzifix legen und ſchwören:

> daß ſie auf guten Glauben eine vermuthlich gerechte Sache vertheidigen, keinen Betrug noch verbotene, zauberiſche Kunſtſtücke gebrauchen, weder durch zauberiſche Kräuter noch Steine, ſondern einzig und allein durch Kräfte ihres Leibes und Verſtandes, St. Georgs und der heil. Mutter Gottes, und ihrer Anführer oder Unterweiſer Beiſtand, zu ſiegen ſtreben wollten.

Alsdann wurden ihre Waffen hereingebracht und vom Konneſtabel die Waffenſchau unternommen, der ihre Wehren und Rüſtungen unterſuchte, und ſie auf die Waage legte, da ſie nicht **unter** 90 Pfund, wohl aber **mehr** wiegen durften.

Nachdem dieſes geſchehen war, kehrten die Kämpfer in ihre Gezelte zurück.

Von beiden Theilen wurde ein Edelmann in das Gezelt des Gegners ſeines Theils geſendet, daß ſie ſahen, wie die Waffen angelegt wurden, um Betrug und Arges zu verhüten.

Unterdeſſen verließ der Konneſtabel die Bühne und ging auf den Platz herab, Anordnung zu treffen, und Edelleute beſetzten die Ecken der Schranken; je zwölf in die beiden oberſten, und drey in die unterſten Ecken der Bahn. Er ſelbſt blieb in der oberſten Ecke der Bahn zur Rechten und ſetzte ſich nieder.

Ein Trompeter gab zum Stillſchweigen das Zeichen, und dann rufte ein Kaiſerlicher Obriſter an allen vier Ecken der Bahn aus:

> daß ſich niemand bey Lebensſtrafe unterſtehen ſolle, während des Kampfs Tumult zu erheben, den Kämpfenden während des Kampfs mit Worten, Stimme, Huſten, Räuspern, Ziſchen, Wink mit der Hand, oder Gebehrde und Bewegung des Leibes, noch ſonſt einem Zeichen beyzuſtehen oder zu ſchaden; ſie weder muthig noch verzagt, weder erſchrocken noch beherzt, die Waffen weder niederzulegen noch zu ergreifen, anreize, außer denen, die dazu beſtellt wären.

Nach dieſem öffentlichen Ausruf trat Torello ganz geharniſcht hervor, begleitet von ſeinem Anweiſer, in der Hand eine Helleparde und an der Seite ſein Schwerd.

„Wer biſt du? und warum trittſt du gerüſtet einher? fragte der Konneſtabel.“

Torello nannte ſeinen Namen und gab die Urſach ſeiner Erſcheinung an.

Der Konneſtabel trat herzu, nahm ihm den Helm vom Kopfe, und als er ihn als den erkannte, vor den er ſich ausgab, ſetzte er ihn denſelben wieder auf, und hieß ihn in die eine Ecke des Platzes treten, wo ihn drey Edelleute in die Mitte nahmen.

Nun ſetzte ſich der Konneſtabel in die andere Ecke, nahm Anka auf gleiche Art, wie Torello, vor, wieß ihm ſeinen Platz zwiſchen drey Edelleuten in der ſeinem Gegner entgegengeſetzten Ecke an, und beſtieg ſeine Bühne wieder.

Nun ertönten die Trompeten zum zweytenmal. — Es war eine feyerliche Stille, alle Augen waren auf die

Turnier

Streiter gerichtet, und dieſe fielen nieder, verrichteten ihr Gebet, wurden darauf von ihren Anführern umarmt, ermahnt ſich wacker zu halten, und gingen in ihre Gezelte.

Wie nun die Trompeten zum drittenmal erſchallten, verließen ſie ihre Gezelte. **Torello** ſchritt ſtolz, **Anka** edel und geſetzt einher.

Den erſten Schlag empfing Anka von Torello's Helleparde. Er wich zurück, kam aber bald wieder ihm entgegen, und erwiderte den traulichen Schlaggruß eben ſo kräftig. Nun ſchlugen ſie mit viel Feuer auf einander los, bis die Helleparden in Stücken zerſprangen. Darauf zogen ſie ihre Schwerdter und fielen wie Raſende über einander her.

Der Kayſer wollte nicht, daß einer von beyden ſeine geſunden Glieder, ſein Leben, oder durch Anerkennung des Sieges, ſeinen Ruhm und ſeine Ehre verlieren ſollte, und warf, um den Kampf zu endigen, den goldenen Stab auf die Bahn.

Dreyßig Edelleute ſprangen alſobald herzu, rißen die erhitzten Kämpfer auseinander, die nicht von einander laſſen wollten, und führten ſie in ihre Gezelte zurück.

Es erhob ſich ein Streit wegen des Kampfſieges, den der Kayſer, vermöge ſeiner Autorität, alſo entſchied:

> daß ein jeder ſein Beſtes gethan, ſeine Ehre beſchützt, und keiner die Oberhand erhalten habe.

Hierauf verließ der Konneſtabel ſeine Bühne, hob den goldenen Stab auf, ſteckte ihn auf ſeinen Hut, neigte ſich gegen Kaiſerl. Majeſtät, küßte ihm die Hand, küßte den Stab und gab ihm denſelben wieder.

Der Kayſer befahl ihm, die Jünglinge mit einander zu verſöhnen, unter der Bedeütung, daß es ſein Wille und Befehl ſey, ihnen zu ſagen, er ſchätze ſie beyde für edel und tapfer, und meine, wer durch Kämpfen Ehre erwerben wolle, könne dieſelbe nicht beſſer als im Streite gegen die Feinde des chriſtlichen Namens, mit größern Ruhm und beſſerer Verſicherung der Seligkeit, erhalten.

Ungeachtet des Zuredens des Konneſtabels konnte man doch leicht merken, daß ſie ſich wieder heimlich aufſuchen würden, um einer dem andern das Leben zu rauben. Als dieſes vor den Kayſer kam, lies er beyde einziehen und ins Gefängniß ſetzen.

Endlich gaben ſie ſich zwar einander Schwur und Hand, aller Feindſchaft abzuſagen, aber heimlich nährten ſie doch Groll bis an ihr Ende gegen einander im Herzen.

Ein anderes Beyſpiel iſt folgendes: *)

Ein wackerer deutſcher Ritter, unter dem deutſchen Kriegsheer in Italien, genannt von **Sonneberg**, vernahm, daß der Sohn des Venetianiſchen Feldherrn, **Antonio Maria**, ſich ruhmräthig habe verlauten laſſen: er hätte gewaltig Luſt mit einem von der feindlichen Armee zu kämpfen, und ihm zu beweiſen, daß die Italiäner den Deutſchen weit an Muth und Stärke überlegen wären. – Sogleich ſendete er ihm einen Trompeter zu, und ließ ihm ſagen: er ſey bereit mit ihm zu kämpfen.

Der Trompeter kam mit der Antwort zurück, **Antonio** nehme die Ausforderung an.

Nun wurde alſobald ein Tag feſtgeſetzt, ein Platz zwiſchen beyden Kriegesheeren dazu eingerichtet, und beyde Theile begaben ſich dahin.

Als ſie einander ſahen, nahmen ſie ſogleich Feld ein, legten die Lanzen an und trafen mit ſolcher Macht gegeneinander, daß **Antonio's** Lanze an **Sonnebergs** Bruſtharniſch in hundert Splitter zerbrach. Der Stoß war ſehr gewaltſam, aber Ritter **Sonneberg** hatte keinen Schaden davon.

---

*) Genommen aus: Bembus Hiſtor. Venet. p. 17. 18.

Aber **Antonio's** Pferd, wild und unbändig, ſtieß ſich an die Schranken des Kampfplatzes, und ſtürzte zu Boden, ſo, daß ſein Herr mit Müh ſich von den Bügeln [*]) losmachen und aus dem Sattel kommen konnte. Das Pferd warf einen Theil der Schranken nieder und lief davon.

Aber der Italiäner blieb unerſchrocken, zog ſein Schwerd, ſtellte ſich ſeinem Gegner entgegen, und brauchte die umgeriſſenen Balken, die ſein Roß niedergeworfen hatte, als ein Bollwerk, hinter welchem er die Schwerdſtreiche Sonnebergs empfing und tapfer erwiederte. Ihre Rüſtungen waren aber zu gut, als daß Schwerdhiebe ſie hätten durchdringen können. Sie zerhackten ſich Schwerdte und Schilde und konnten einander nichts anhaben.

---

[*]) Nur ſelten rennten Ritter **ohne Bügel** gegeneinander, und es war ein ſehr groſſer Beweis von Stärke, wenn ſich ein Ritter in voller Rüſtung, ohne ſich der Bügel zu bedienen, auf ſein hohes Streitroß ſchwingen konnte. Die alten Ritterbücher nennen uns nur wenig ſolche Kraftmänner. Hierüber erklärt ſich auch der alte deutſche Dichter **Eucharius Eyring**, im III. Theil ſeiner **Deutſchen Sprichwörter**, S. 281. alſo:

> Drumb wer ein dapfer That verbringt,
> Ohn Steigreif in den Sattel ſpringt,
> Welches nichten ein jeder kann,
> Ohn daß Wolf Dietrich hat gethan,
> Wie man in einem Liedlein ſchon
> Geſungen hot in ſüſſem Thon:
>
> Ohn Steigereiff der freche
> Do in den Sattel ſprengk,
> Des ſagt die ſchön Ameye
> Ihme gar groſſen Dank.
>
> Welches man ſunſt von keine Helden liſt,
> Dennoch von eim zu unſer Friſt,
> Von Braunſchweig Herzog Heinrich gnent,
> Der ſolchen Sprungk auch vollendt,
> Welchs in dem Jahr nach Chriſto geſchehn,
> Tauſend, fünfhundert und dann zehn.

Das war denn überhaupt etwas mehr, als ein **Bettſprung**, und noch mehr, als ein heutiger Sprung zu Roſſe, von einem Franzöſiſchen Stallmeiſter!

Das Schwerdſpiel wurde dem ungeduldigen Venetianer zu lange. Wie ein Blitz ſtürzte er ſchnell und behende auf den deutſchen Ritter los, und riß ihm mit großer Behendigkeit und Stärke, als er eben das Schwerd ſchwang, und ſein Roß ſich bäumte, die Wehre aus der Hand.

Alſobald ergrif **Sonneberg** den eiſernen Streithammer, welchen er am Sattel ſeines Roſſes führte, und bediente ſich deſſelben ſtatt des entriſſenen Schwerdtes.

Antonio rufte ihm zu, ſein Roß zu verlaſſen, und den Fußkampf einzugehen; welches denn Sonneberg zufrieden war, abſtieg, und mit der Streitart ihm entgegen trat.

Bald warfen ſie ihre Wehren ab, und rangen mit einander, bis ſie zu Boden fielen. Zwar lag **Sonneberg** unter, aber er hielt mit ſeiner linken Hand Antonio's rechten Arm ſo feſt, daß ſich dieſer ſeines Vortheils nicht rühmen, und nichts gegen ihn anfangen konnte. Da nun **Sonneberg** ſeine rechte Hand frey hatte, erwiſchte er mit derſelben des Venetianers Dolch, der ihm an der Hüfte hieng, und gab ihm etliche Stöße mit demſelben in den Hintern, den kein Harniſch bedeckte.

Als **Antonio** dieſe Stiche fühlte, und kein Mittel ſah ſich zu vertheidigen, ſchrie er: „St. Katharina!“

Dieſes war die Loſung, daß man ſich für überwunden erkannte. Hiermit überließ er dem deutſchen Ritter den Sieg und die Ehre des Siegers.

Sonneberg führte ſeinen Gegner mit ſich in das Lager, behielt ihn etliche Tage bey ſich, und ließ ihn, als er geheilt war, mit viel Höflichkeit wieder von ſich.

V — s.

2.

Ueber den Nutzen naturforſchender Geſellſchaften auf Akademien, eine Rede am 28ten Nov. als am Stiftungstage der phyſikaliſchen Privatgeſellſchaft zu Göttingen, gehalten von ihrem Archivar, Dr. F. A. A. Meyer, aus Hamburg.

Wenn die Erreichung eines Zwecks, wenn die Erfüllung eines Wunſches ächtes Vergnügen zu ſchaffen vermag, ſo wüßte ich lange keine größere Freude als an dem heutigen Tage genoſſen zu haben. Der Stiftungstag einer Geſellſchaft, zu deren Mitgliedern ich von ihrem erſten Urſprung an mich zu rechnen die Ehre hatte, könnte allein ſchon mir viele Freude gewähren, wenn ich nicht auch außerdem das Glück hätte, die meiſten Mitglieder derſelben als meine innigſten und beſten Freunde betrachten zu dürfen. Ein Glück, das ich um ſo mehr zu ſchätzen weiß, da ich ſchon ſo oft ſeinen Genuß entbehren mußte. Doch ich halte meine Empfindungen über dieſen Punkt heute zurück, geprüfte Freundſchaft bedarf nicht zu ihrem Ausdruck des Schalls leerer Worte, die man in der einen Minute vorbringt, um ſie in der andern deſto bequemer wieder zu vergeſſen, die der Redende ſelbſt zu wenig achtet, um ihren Werth gehörig würdigen zu können, und die die Zuhörer für nichts mehr halten, als was ſie ſind, für einen Verſuch nämlich, die Verſtellung öffentlich darzulegen, deren geheimes Daſeyn für niemand verborgen blieb.

Erlauben Sie mir vielmehr heute, da eine ſo feyerliche Verſammlung Unterſuchungen abſtrakter Gegenſtände nicht geſtattet, daß ich Sie kurz von dem Nutzen unterhalte,

halte, den naturforſchende Geſellſchaften auf Akademien haben können. Dieſe Materie ſcheint mir für uns um ſo wichtiger, da ſie gleichſam dazu dienen kann, den heute anweſenden Fremden einen Abriß desjenigen zu geben, was wir durch unſre Bemühungen bis jetzt gewonnen.

Die natürlichen Körper zu kennen, ihren Nutzen, ihren Schaden für die Menſchen zu erforſchen, iſt ſo nöthig als nützlich, darf nicht blos das Studium derjenigen ſeyn, die beſtimmt ſind, dereinſt Naturgeſchichte zu lehren, ſondern iſt, ich nehme hier feinere verwickeltere Kenntniſſe aus, gewiß auch für Aerzte, Prediger, Oekonomen äußerſt wichtig.

Daß der Arzt dies verſtehen muß, brauche ich ja wohl nicht weitläuftig zu beweiſen: was ſind im Grunde Materia medica, Toxicologie, ja ſelbſt Anatomie anders als angewandte Naturgeſchichte? Daß ſie gewöhnlich nicht dahin gerechnet werden, kann nur ein Mann als Gegenbeweis anführen, dem gerade keine andere Gründe beyfallen. Wollte Gott, ſagt **Feyjoo**, in einer ſeiner philoſophiſchen Abhandlungen, daß wir ſtatt der vielen Namen für einerley Zweige der Wiſſenſchaften, lieber zu viele Kenntniſſe und zu wenige Benennungen hätten!

Aber auch für andere Stände ſind dieſe Kenntniſſe äußerſt wichtig, die meiſten Gewerbe der Welt beſchäftigen ſich damit, natürliche Körper zur Nahrung oder zu andern Bedürfniſſen ſo zuzubereiten, daß die Menſchen ſie nützen können. Wie nöthig aber die Kenntniß deſſen, was verarbeitet werden ſoll, für den Arbeiter ſelbſt iſt, bedarf keines weitläuftigen Beweiſes. Wer alles detaillirt, erregt Langeweile, wer das Bekannteſte beweiſen will, Ueberdruß.

Der allgemein anerkannte Nutzen der Wiſſenſchaft veranlaßte die Pädagogen neuerer Zeiten, in ihren Erziehungsanſtalten, wo man das Anſehn haben wollte, als würden nur Sachkenntniſſe der Jugend beygebracht, Lehrer dafür anzuſetzen. Eine Sorgfalt, die jedermann, ſelbſt die Feinde ihrer Methode, billigten, und zum Theil auch in ältern Anſtalten nachahmten. Man glaubte, und zwar mit Recht, daß nicht blos ältere, ſogenannte todte, oder wenn man lieber will, gelehrte Sprachen, fähig wären, dem Vaterlande nützliche Bürger, der Geſellſchaft thätige Mitglieder zu verſchaffen. Ob man aber dieſen Zweck durch die neuern Anſtalten erlangte, das bedarf hier nicht unterſucht zu werden. Der Vorwurf, man ſehe noch keine große Beſſerung nach den neuern Anſtalten, iſt übrigens unbillig, da ſie erſt zu kurze Zeit fortdauern, als daß man völlig darüber urtheilen könnte, und da ſie, ſo wenig als die ältern Erziehungsinſtitute, jeden, der von Natur nichts weniger iſt, zum Genie umbilden können.

Auch die Akademien blieben nicht zurück, allenthalben ſetzte man Lehrer der Naturgeſchichte an, und an einigen Orten ſelbſt Männer von entſchiedenem Ruf. Ihren Bemühungen nach, hätte man baldige und große Revolutionen im Ganzen erwarten ſollen, und zum Theil wurden ſie auch bewürkt. Sie konnten Theil nehmen, und Intereſſe für die gute Sache bewürken, wenn gleich nicht alles das, was man ziemlich ſtrenge ſchon früh erwartete, ausführen. Sie konnten nur wenige Männer erwarten, denen die Wiſſenſchaft Ernſt war, die gern und nach richtigen Planen ſich darauf legten, und die für die Folge ſich beſtrebten, auf dem gelegten Grunde fortzubauen, ihn zu erweitern, das Ganze zu verſchönern und zu vervollkommen. Es entſtand bey mehrern der Wunſch, wenigſtens das, was ſie nicht waren, zu ſcheinen, und ſo konnt' es nicht fehlen, daß eine Menge Leute hervortraten, die, da ſie nur wenige Kenntniſſe von Dingen, welche ſie kennen wollten, hatten, die Schaale mit dem Kern verwechſelten, mit Namen prunkten, wo ſie definiren ſollten, und ſich begnügten, da im Nebel gelehrter Dünſte zu tappen, wo ſie mit etwas mehr Anſtrengung doch leicht einige Strahlen reiner ächter Wahrheiten hätten auffaſſen können.

Das viele Geſchwätz in den Wiſſenſchaften war von jeher, wie Fabricius ſo ſchön ſagt, ihr Grab, es wäre leichter ſich Vollkommenheit in manchen Dingen zu erwerben, wenn nicht ſo oft die Irrlichter falſcher Kenntniſſe uns blendeten, und wenn wir nicht den Urſprung und die Eigenheiten dieſer Phantome genau kennen müßten, um ſie in der Folge deſto ſichrer zu vermeiden, und uns nicht dadurch getäuſcht zu werden, wenn wir ſelbſt uns beſtreben, den Umfang unſrer Kenntniſſe zu vergrößern.

Indeß hat doch auch dies Geſchwätze das Gute gehabt, daß man die Wahrheiten nicht einſeitig betrachtete, daß man früh lernte, welche Vortheile es uns gewährt, eine Sache aus mehrern Geſichtspunkten anzuſehen, und daß wir uns hüten, die Worte eines jeden zu beſchwören, reizten ſie uns auch durch Neuheit und durch einen Anſtrich von Wahrheit.

Man erweitert ſeine Kenntniſſe in einer Sache immer mehr und mehr, wenn man ſeine Begriffe Bekannten vorlegt, und ſich gegen ſie darüber erklärt. Widerſpruch ſchärft das Nachdenken, die Bearbeitung eines Gegenſtandes ſelbſt iſt die Mutter richtiger und geläuterter Ideen von demſelben. Das ſehen wir deutlich, wenn neue Theorieen ausgedacht werden, das ſehn wir deutlich, wenn wir uns ſelbſt nach einem Geſpräch prüfen, das wir mit unſern Freunden über einen Gegenſtand hielten. Das Wahre des Satzes ſelbſt beſtimmte wohl zuerſt die Naturforſcher ſich zu vereinigen, Geſellſchaften zu bilden, wo ſie ihre Gedanken einander mittheilten, und in deren Kreiſe ſie ſich bemühten die Wiſſenſchaft zu erweitern.

Auch unſre Geſellſchaft verdankt dieſem Gedanken zum Theil ihren Urſprung, mit deſſen Realiſation ſie ſich ſchon ein Jahr und ich darf es frey ſagen, nicht unrühmlich beſchäftigte. Es ſey mir erlaubt, hier einige von den Vortheilen aufzuzählen, die ſie zum Theil hatte, und die ſie fürs künftige noch haben wird.

Wir theilten jeder unſern Freunden bis jetzt das mit, was uns [illegible] ſchien, wir bemühten uns das Falſche vom Wahren, den ächten Glanz vom Schimmer zu unterſcheiden. Beobachtungen über einzelne Gegenſtände, die theils neu, theils aus neuern Geſichtspunkten gefaßt waren, machten hauptſächlich den Gegenſtand unſrer Zuſammenkünfte aus. Das Geſetz, über jeden Gegenſtand uns ſchriftlich ausdrücken zu müſſen, was, im Vorbeygehn geſagt, nicht wenig zur Fortdauer ähnlicher Geſellſchaften beyträgt, veranlaßte uns, immer geordnet zu denken, dunklen Ideen weiter nachzuſpüren, ſie aufzuſtellen, und, ſo viel das unſre jetzige Erfahrung vermochte, dadurch Phänomene in deutlicheres Licht zu ſetzen, die bis jetzt noch gar nicht oder doch nur unvollkommen erklärt waren. Waren auch alle dieſe Erklärungen noch nicht bis zum Gipfel der Vollkommenheit menſchlicher Kenntniſſe gediehen, zeugten ſie gleich nicht immer von der Reife, die nur forſchende Erfahrung zu geben vermag, ſo trug doch der Verſuch, ſie öffentlich vortragen zu müſſen, unſtreitig viel dazu bey, ſie ihrer Vervollkommung näher zu bringen, und verſchafte uns überdem den großen Vortheil, aus dem Urtheil unſrer ächten unpartheyiſchen Freunde auf das künftige Urtheil der großen Welt ſchließen zu können. Freylich mit dem kleinen Unterſchiede, daß Partheyſucht, Konnexionskabalen, litterariſche Inquiſition und Proſelytenmacherey nicht ſelten die Gläſer färben, durch welche die Worthalter des litterariſchen Theils der Nation, die Recenſenten uns beurtheilen. Da unſre Freunde immer vielmehr uns größre Vollkommenheit wünſchen, damit wir ihrer Freundſchaft würdiger werden mögen.

Wäre aber auch nur eine ſolche Zuſammenkunft blos Veranlaſſung, alle die Menſchen zu kennen, die an einem Orte, wie Göttingen iſt, ſich mit der Wiſſenſchaft beſchäftigen, ſo hätte ſie ſchon unverkennbare Vortheile, die jeder einſieht, die auf Mittheilung der Kenntniſſe von Anſtalten fremder Länder, und der Art dort zu ſtudiren beruhn.

Die Beſcheidenheit erlaubt mir nicht hier zu unterſuchen, wie viel oder wie wenig wir nützten, den beſten Maaßſtab dazu muß man in dem Herzen jedes Mitgliedes aufſuchen, und wohl uns, wenn dieſe nicht gegen uns reden.

3.

Etwas über natürliche Magie; beſonders über Elektricität, in Abſicht auf Gewitterableiter. *)

Niemand beynahe glaubt in unſerm Zeitalter mehr ernſtlich an Hexenkraft und Zauberey. Alte Mütterchen, welche oft unſchuldig gequält und auf ein erzwungenes Geſtändniß unmöglicher Dinge, zum Scheiterhauſen verurtheilt wurden, können bey uns ruhig ihr Weſen treiben. Der Ankläger ſowohl, als der Richter, würden beſtraft oder doch verlacht werden, wenn ſie die Schuld eines natürlichen Zufalls in den geheimen teufliſchen Künſten einer armen alten Frau ſuchen wollten.

Doch

---

*) Das Weſentliche dieſes Aufſatzes wurde vor einiger Zeit auf Befehl der Regierung in einem gewiſſen öffentlichen Blatte bekannt gemacht. Man kann aber dergleichen Dinge nicht zu oft wiederholen, und ſolche **Aufklärung** nicht genug empfehlen.

Doch iſt auch der Aberglaube nicht ganz begraben, und hier und da ſpukt noch ein Poltergeiſt, — wenigſtens in den Köpfen der Menſchen. Es iſt alſo immer noch der Mühe werth, den natürlichen Urſachen einer, dem Anſchein nach, wunderbaren Begebenheit nachzuſpühren, ſie aufzudecken, und ſich um die verborgene Kräfte der Natur zu bekümmern, durch welche der Kenner in den Augen des Unwiſſenden ſich das Anſehen eines Wunderthäters geben kann. Caglioſtro, Gaßner, und andre Geiſtercitirer und Teufelsbanner würden nicht ſo viele vornehme und hochgelahrte Perſonen mit ihren Alfanzereyen geblendet, nicht ſo manche Beutel geleert haben, wenn man ſich mehr auf dieſe eben ſo angenehme als gemeinnützliche Wiſſenſchaft gelegt hätte, und wenn nicht die mehreſten gern alles für Wunder hielten, was doch oft ganz natürlich iſt.

Wie manche unbegreifliche Erſcheinung weiß man jetzt zu erklären und darzuſtellen, die in älteren Zeiten für Zauberey, für ein Werk der hölliſchen Geiſter ausgeſchrieen wurde. Galiläi, ein Italiäniſcher Edelmann, wurde vom Pabſt ins Gefängniß geworfen, weil er mit ſeinen Sehröhren die Himmelskörper beobachtet, und gefunden hatte, daß unſre Erde ſich bewegte. Der Schwarzkünſtler Fauſt kam in den Ruf, als ſey er mit ſeinem Bundesgenoſſen, dem Mephiſtophiles, in die andere Welt gereiſet, weil er ſeiner tiefen Kenntniß natürlicher Dinge einen Anſtrich von Zauberkraft zu geben wußte. Jetzt glauben wir beynahe alle, daß die Erde ſich drehet, brauchen Galiläiſche Ferngläſer, wiſſen ſeltſame Taſchenſpielerkünſte zu machen, und niemand beſchuldigt uns deswegen der Ketzerey, oder eines Bundes mit dem Böſen, oder ſchreibt uns übernatürliche Kräfte zu. Jetzt thut kein Pabſt mehr Leute in den Bann, weil ſie Gegenfüßler, das heißt, ſolche Menſchen glauben, die auf der andern Seite unſers Erdballs wohnen. Es wird immer mehr Licht. Wir wehren uns mit Feuer und Schwerdt gegen Neuerungen im Glauben, Sitten und Gebräuchen, die uns auf einmal aufgedrungen werden ſollen, ſo gut und nützlich ſie auch ſeyn mögen. Nach und nach aber ſchleicht ſich die wohlthätige Wahrheit, die geſunde Vernunft doch ein, wird gern aufgenommen, und ſiegt endlich über Irthum und Aberglauben.

Blendet uns ja zuweilen eine wunderbare Erſcheinung, daß unſre kurzſichtige Augen ihren Grund nicht ſogleich finden, warum wollen auch wir in den Fehler unſrer Voreltern fallen, und ſie deswegen ſogleich für übernatürlich, für ein Wunder, für Zauberey halten? Warum ſollten wir nicht lieber denken, es werde die Zeit kommen, wo auch dieſes Räthſel werde gelöſet, und der natürliche Zuſammenhang uns werde aufgeſchloſſen werden? Wie manches Vorurtheil hat nicht das **Grab des Aberglaubens**, ein ſehr nützliches Buch, verbannt, wie manche Hexen- und Geſpenſtergeſchichte iſt in dem **Uhuhu**, und in ähnlichen Schriften beſtritten oder erklärt worden! Würden unſre Kinder gewöhnt, jede unerwartete Erſcheinung ruhig zu unterſuchen, ſtatt ſich davor zu entſetzen, flößte man ihnen nicht von der Wiege an die Furcht vor dem Wauwau, vor dem Hirſcheklas, vor Unholden und Waſſernixen ein, ſo gäbe es ohne Zweifel keine Geſpenſter mehr. Sie niſten ſich blos in der Einbildung derjenigen ein, der ſie glaubt. Oft ſind ſie Folgen eines kranken Gehirns, Vorbothen einer würklichen Krankheit, Viſionen eines Fieberpatienten. Das beweiſen faſt alle ähnliche Abenteuer, die treu und mit Umſtänden von glaubwürdigen Zeugen, von kalten Beobachtern erzählt werden. Wollte man alles glauben, was die Tradition hierüber ſagt, oder was oft zum Zeitvertreib einer Geſellſchaft erdacht, und als Wahrheit von Leichtgläubigen fortgetragen wird, ſo müßte man auch das Mährchen von Lilliput, oder von der Fee Almanſeris, oder von weiland Aſchenbrödelchen, und die lächerlichen Fabeln der Alten, die ſogar ein Artikel ihrer Religion waren, für wahre Geſchichte halten.

Aber es iſt zum Erſtaunen, wenn Gelehrte ſogar, wenn Aerzte und Männer von hellem Kopf, welche wiſſen könnten und ſollten, daß actio in diſtans ein Unding iſt, wenn dieſe eine Todtenuhr, eine Fuhrmannsuhr glauben, einem ſympathetiſchen Wunderdoktor Weyhrauch ſtreuen, ſich durch ſeinen Criſtall blenden laſſen, ſeinen durch Zufall erworbenen Ruf verbreiten helfen, und ſeine Betrügereyen nicht kund und offenbar zu machen ſuchen.

In **Helmuths gemeinnützigen Unterhaltungen über verſchiedene Gegenſtände aus der Natur** kommt eine Anekdote vor, welche beweiſet, zu welchen ungereimten Einfällen und Beſorgniſſen wir aus Mangel der Naturkunde verleitet werden können. Er erzählt: Das Glas einer Dame, mit der ich bekannt bin, aus welchem ihr Mann zu trinken pflegte, zerſprang plötzlich, ohne daß man daran geſtoßen hatte. Die Dame hielt dieſen Vorfall (nach den Grundſätzen der Rockenphiloſophie) für eine unglückliche Vorbedeutung. Sie glaubte, daß ſie oder ihr Mann in kurzer Zeit ganz gewiß ſterben würde. Das Zureden ihres Mannes war ohne Wirkung, und es fehlte nicht viel, ſo wäre ſie melancholiſch geworden. Als ich ſie beſuchte, erkundigte ich mich nach der Urſache ihrer Traurigkeit; und, als ihr Mann mir ſolche erzählte, benachrichtigte ich ſie von den Künſtlern, die Gläſer hätten zerſchreyen können, und bemühte mich, ihr die natürliche Urſache davon begreiflich zu machen. Auch unterließ ich nicht, ihr die beyden Beyſpiele davon begreiflich zu machen, die ich ſelbſt erlebt hatte. Als ich endlich des Umſtands gedachte, daß ein, durch die Heſpen (Angeln) beym Aufgehen der Stubenthür verurſachter Ton, der mit dem Tone des Glaſes einſtimmig geweſen wäre, die Lufttheile, und durch dieſe die Theile des Glaſes ſo erſchüttert hätte, daß es davon zerſprungen wäre, ſo wurde ſie dadurch beruhigt und aufgeheitert. Sie wälzen mir, ſprach ſie, einen Stein von meinem Herzen. Denn nun erinnere ich mich, daß damals, als meines Mannes Glas zerſprang, mein Mädchen eben zur Thüre hinausging, die einen ſehr durchdringenden Ton erregte. Ich werde von nun an keine Vorbedeutungen oder Ahndungen mehr glauben, wovon man mir in der Jugend ſo viel vorgeſchwatzt hat, weil ich ſehe, daß ſelbſt Vorfälle, die uns wunderbar ſchienen, ihren natürlichen Zuſammenhang haben. — Der Erfolg hat auch bewieſen, daß dies Zerſpringen des Glaſes nichts bedeutet habe.“ Mancher halbgelehrte Phyſiker wäre vielleicht nicht ſo bald zu überzeugen geweſen, als dieſe vernünftige Dame.

Eine von den Kräften der Natur, die lange geheim geblieben iſt, und deren ungeheure Wirkungen ſo viele Millionen Menſchen angeſtaunt haben, ohne ſie im mindeſten zu kennen, iſt die Elektricität Man hat ſie ſeit einem halben Jahrhundert näher beobachtet, und Erfahrungen geſammelt, die nicht allein unterhaltend, ſondern auch lehrreich ſind; man hat ſie zu Tändeleyen und Kunſtſtücken, die Zauberey zu ſeyn ſcheinen, gebraucht; man hat aber auch ernſthafte, dem Menſchen vortheilhafte Schlüſſe daraus gezogen. Die Geſchichte dieſer Entdeckungen, und die Lehre von derſelben, zeugt von dem Scharfſinn des Menſchen, der durch Glück und Anſtrengung die erhabenſten und geheimſten Erſcheinungen in der Natur zu entſchleyern und nachzuahmen weiß, und verherrlicht die Weisheit und Macht des Schöpfers, der dieſer unermeßlichen Maſchine der Welt ihre unveränderlichen Geſetze vorgeſchrieben hat, nach welchen ſich alles in der bewundernswürdigſten Ordnung ewig herumwälzt.

Es iſt vielleicht für die Leſer dieſes Journals nicht unangenehm, wenn wir von dieſem Hauptſtück der natürlichen Zauberey etwas weitläuftiger reden, und nach und nach den erſten Urſprung jener Wiſſenſchaft, die bis zu unſerer Zeit darin gemachte Fortſchritte, und ihre Anwendung zum Vergnügen und zum Wohl des Menſchen kürzlich und auf eine, ſo viel möglich, für jedermann faßliche Art vorzutragen uns bemühen.

Urſprung und erſte Epoche der Lehre von der Elektricität.

Die wichtigſten Dinge in der Welt haben oft einen kleinen Anfang. Wer kennt nicht den **Bernſtein** (Agtſtein, Succinum gleſſum, Ambre), woron unter andern große, gelbe, ſogenannte Korallen gemacht werden, welche die Weiber auf dem Lande um den Hals tragen? Man hält ihn für ein im Waſſer verhärtetes Harz. Sechshundert Jahre vor Chriſti Geburt machte einer der ſieben Weltweiſen Griechenlands, **Thales** von Milet, die Bemerkung, daß dieſer Stein, wenn er ſtark gerieben wird, leichte Körper an ſich zieht. Der weiſe Mann war über dieſe Erſcheinung ſo verwundert, daß er ſich einbildete, der Stein müſſe wohl gar lebendig ſeyn. *) Auch Plutarch ſchrieb ihm daher etwas Geiſt, oder Flammenartiges zu. **) Und, nach dem Zeugniſſe des Plinius, ***) haben die Weibsperſonen in Syrien dieſen Stein, woraus ſie Wirbeln an ihre Spindeln zu machen pflegten, **Harpaga**, den an ſich reiſſenden, genennt, und ſich dabey ohne Zweifel das Bild eines feurigen Jünglings gedacht, deſſen elektriſche und magnetiſche Kraft die Desorganiſationen unſrer Zeiten beſtätigen.

---

*) Diog. Laert. in Vit. Thaletis, p. 16. l. 1. ſegm. 24.

**) Quaeſt. Platon. Tom. 2. p. 1005.

***) 37ſter Band 2tes Hauptſt. ſeiner Hiſtorie.

Der Bernſtein heißt in der Griechiſchen Sprache **Elektron**; daher kommt das Wort **Elektricität** (Bernſteinkraft), welches alſo urſprünglich **die Eigenſchaft des Bernſteins, leichte Körper an ſich zu ziehen**, bezeichnet.

Jedermann kann dieſen Verſuch machen. Hat man keinen Bernſtein, ſo reibe man Pech, Siegellack, Glas u. ſ. w. nur auf dem Rock, und halte es über Haare, Strohhälmchen oder Staub, es wird ſie anziehen, wie der Magnet das Eiſen.

Da hätten wir alſo den erſten Satz, den wir uns merken müſſen: **Geriebene Körper ziehen andere leichte Materien an ſich.** Wer hätte denken ſollen, daß dieſe unbedeutende Erfahrung auf die Spuhr leiten würde, eins der größten Geheimniſſe der Natur zu erforſchen, das Gewitter zu erklären, und im Kleinen nachzuahmen, ja ſogar unſre Häuſer gegen die Gefahr des zündenden Blitzſtrahls zu waffnen? —

Man vergaß dieſes Spielwerk. Erſt zwey tauſend und mehrere Jahre nachher wiederholte es der Engländer **Gilbert**, welchen daher **Prieſtley** den Vater unſrer Elektricität nennt, ob er gleich ſein Kind noch ſehr ungebildet zurückgelaſſen hat. Man bemerkte inzwiſchen damals ſchon, daß dieſe Bernſteinkraft in einem geringeren oder größeren Grade mehreren Körpern eigen ſey, daß ſie durch Reiben elektriſch werden.

Zweyte Epoche.

Elektriſirmaſchine.

Otto Guericke, ein Burgemeiſter zu Magdeburg, der Erfinder der Luftpumpe, und überhaupt ein großer Naturforſcher, machte um das Jahr 1670 herum merkwürdige Entdeckungen. Er goß ſich eine Kugel von Schwefel, drehte ſie, wie man eine Garnweiſe, oder die Spuhle am Spinnrad herumdreht, und rieb ſie dabey mit der Hand. Da war die erſte **Elektriſirmaſchine** fertig. Er ſah, daß dieſe Kugel nicht nur Federn oder andere leichte Sachen anzog, ſondern daß dergleichen Dinge nachher auch wieder **zurück geſtoßen** wurden; er fand, daß dieſe elektriſche Kraft auch andern Körpern, ohne ſie zu reiben, **mitgetheilt** wurde, wenn ſie nur die geriebenen berührten, alſo, daß ſie ſich **fortleiten** laſſe; noch mehr, er hörte ein **Kniſtern**, und ſah im Dunkeln einen **Schein**, wenn man die geriebene Kugel berührte. Er verfolgte mit der geriebenen Kugel einmal eine zurückgeſtoßene in der Luft ſchwebende Feder durchs ganze Zimmer. Sie glich einem geſättigten Liebhaber, der den Liebkoſungen ſeiner zudringlichen Schöne ausweicht. Erſt wenn er unter andern genug herum geſchwelgt hat, kehrt er mit empfänglichem Herzen zurück. Eben das beobachtete zu gleicher Zeit **Boyle** in England.

Da war alſo die ganze große und wunderbare Würkung der Elektricität im Kleinen entdeckt. Man wußte: die elektriſche Kraft, die durch bloßes Reiben erregt wird, **läuft** an andern Körpern **fort**, ohngefähr wie das Waſſer in einer Rinne, oder wie das Feuer an einem Körper, der ihm nahe kommt, aber freylich viel geſchwinder, ſie leuchtet, wenn ſie ausſtröhmt, und dabey giebt es ein **Geräuſch**.

Schon D. Wall, ein Engländer, der im vorigen Jahrhundert lebte, verglich dieſe Funken und dieſes Kniſtern mit dem Gewitter. „Ich zweifle nunmehr nicht, ſagte er, daß wenn man nur ein längeres und größeres Stück Bernſtein nähme, auch das Licht und Kniſtern weit ſtärker ſeyn würde. Dieſes ſcheint **einigermaßen** Donner und Bliz vorzuſtellen.“ — Alſo, wie er glaubte, nur ein Bild im Kleinen von jenem majeſtätiſchen Schauſpiel, wo unermeßliche Waſſermaſſen, Dünſte und Schloſſen im Hintergrunde figuriren!

Mancher Gelehrte machte nun vielleicht aus dem Spinnrad ſeiner Frau eine Elektriſirmaſchine. **Newton**, der ernſthafte Philoſoph, beſchrieb im Jahre 1675 einen **elektriſchen Tanz**. Man reibt eine Glastafel mit ſeinem Rock; legt ſchmale Papierſchnittchen oder Goldblättchen auf den Tiſch, und hält die Glastafel darüber. Sie tanzen, daß es luſtig anzuſehen iſt, auf und ab.

Alles elektriſirte und erſtaunte über die ſeltſamen Gaukeleyen.

Dritte Epoche.

Weitere Fortſchritte ſeit dem Anfang dieſes Jahrhunderts.

Der erſte, welcher ſich einer Maſchine mit einer Glaskugel bediente, war **Hauckſbee**, ein Engländer, der bereits im Jahre 1709 ihre große Würkungen beſchrieb. Er fühlte, wenn er den Finger nahe an die geriebene Kugel brachte, das Ausſtröhmen der elektriſchen Materie ganz deutlich, wie wenn er am Spinneweben rührte, und hörte zugleich ein Getöſe, welches er ein **Schnappen** nennte. Er machte noch eine Menge ſchöner Verſuche, auch im luftleeren Raum, woraus ſich beweiſen ließ, daß die elektriſche Materie etwas anders als Luft ſey.

Stephan Gray, auch ein Engländer, ſetzte von 1720 bis 1735 dieſe Entdeckungen weiter fort. Er ſah, daß, wenn ein Menſch in ſeidnen oder härenen Stricken ſchwebt (oder auf einem Harzkuchen, oder auf einem Stuhl mit gläſernen Füßen ſteht), und die geriebene Kugel der Elektriſirmaſchine berührt, derſelbe ebenfalls elektriſch wird, und die Elektricität in ſich behält, das heißt, daß er eben ſo, wie die Glaskugel ſelbſt, leichte Körperchen an ſich zieht und wieder abſtößt, einen Funken von ſich giebt, wenn man ihn berührt; und daß man dabey ein Kniſtern hört. Er hing runde Stangen von Metall in ſeidne Schnüre, und bemerkte, daß aus dieſen, wenn ſie elektriſirt wurden, weit ſtärkere Funken herausſprangen. Er kam alſo ſchon damals auf die Spur, daß einige Körper, z. B. trockenes Glas, Harz, Seide u. ſ. w. die Elektricität nicht fortlaſſen, das Metall hingegen ſie viel beſſer fortleitet als andere weichere Körper. Er leitete ſie wirklich 765 oder 886 Fuß fort, ohne daß ſie in der Entfernung ſchwächer geworden wäre. Dieſer Mann fühlte zufälligerweiſe einen verſtärkten Schlag von ſeiner Elektriſirmaſchine, und hatte ſchon im Jahre 1734 den Gedanken, die Elektricität ſey mit dem Blitz und Donner von einerley Natur.

Du Fay in Frankreich zeigte nun, daß alle Körper, Metall und flüſſige Sachen ausgenommen, durch Reiben elektriſch würden. Man nahm Hunde- und Katzenfelle, ja neuerlich auch Metall, ſtatt der Glaskugel, zur Elektriſirmaſchine.

Verſchiedene Deutſche Gelehrte verbreiteten durch die merkwürdigſten Verſuche immer mehr Licht über dieſe Wiſſenſchaft. **Winkler** zu Leipzig und **Ludolph** in Berlin zündeten 1743 und 1744 mit dem elektriſchen Funken Branntwein und Weingeiſt an, und zeigten alſo, daß elektriſche Kraft, eben ſo wie der Blitz, Feuer erregen, daß ſie zünden könne. Man ließ elektriſche Verſuche, wie Schauſpiele, für Geld ſehen, und manches Mädchen fand es ſehr intereſſant, von ihrem auf dem Harzkuchen ſtehenden elektriſirten Geliebten, unter Blitz und Kniſtern, geküßt zu werden. Jetzt iſt das aus der Mode. Man läßt ſich lieber ſtreicheln und magnetiſiren. Wie die Zeiten ſich ändern!

D. Watſon in England und **Lieberkühn** zu Berlin ließen ſich elektriſiren, und konnten nun mit ihrem eigenen Finger erwärmten Spiritus zum Brennen bringen. Hätte man nicht in älteren Zeiten einen ſolchen in ſeidenen Schnüren ſchwebenden Menſchen verbrannt, aus deſſen Fingerſpitzen Feuer ſtröhmt? Watſon fand auch, daß nicht allein die Flamme, ſondern auch der Rauch die Elektricität fortleitete. Dergleichen Erfahrungen ſcheinen ſehr unbedeutend, und doch hat man ihnen manche Vorſichtigkeitsregel, wie das Einſchlagen des Blitzes zu verhüten ſey, und manche Erklärung des oft ſonderbaren Gangs, welchen der zündende oder der ſogenannte kalte Blitzſtrahl nimmt, zu verdanken.

Nun war man alſo ſo weit gekommen, daß man wußte, die in Bewegung geſetzte elektriſche Materie zündet wirklich, wenn ſie gleich kein Feuer iſt: feſte Körper, vorzüglich **Metalle, leiten ſie am beſten fort**; hingegen giebt es andere Materien, z. B. **Seide, Glas** und **Harz**, durch welche ſie **nicht wohl fortgeleitet** wird, durch die man ihr gewiſſermaßen Grenzen ſetzen kann.

Eine ſchwere Aufgabe ſchien es damals zu ſeyn, wie die Würkung der Elektricität anſehnlich zu verſtärken, wie der elektriſche Stoff zu ſammeln, zu häufen, und gleichſam zu koncentriren ſey. Mehrere Glaskugeln, mit denen man elektriſirte, wollten es nicht thun. Aber der Zufall entdeckt oft im Augenblick, wornach Scharfſinn und Fleiß lange vergeblich geforſcht haben.

Vierte Epoche.

Ladungsflaſche.

Die **Elektricität**, die jetzt ſchon mit Feuer und Flammen ſich ankündigte, verſprach die wunderbarſten Erſcheinungen. Jedermann ſchrieb und ſprach davon, wie ehemals von dem Magnet, dem wir den Wegweiſer auf dem Ocean, den Compaß, verdanken, oder wie in unſern Zeiten von dem Luftballon, als Montgolfier die Kunſt, in die Wolken zu fliegen, erfand, ohne beſondere neue Entdeckungen zu machen.

Endlich erfanden der Domdechant von **Kleiſt** zu Camin, und der Profeſſor von **Muſſchenbroek** in Leyden 1745 und 1746 von ohngefähr, und Anfangs nur im Kleinen, die ſogenannte **Ladungsflaſche** (Leydener Flaſche), deren ſchreckliche Würkung alle, die ſie ſahen und fühlten, in Erſtaunen ſetzte.

Man füllte nehmlich eine gläſerne Flaſche zum Theil mit Waſſer (nachher mit Eiſenfeilſpähnen ꝛc.), von außen faßte man ſie an, oder ſetzte ſie in ein Gefäß mit Waſſer (oder beklebte ſie in der Folge mit Goldpapier, Zinnfolio ꝛc.) nicht gar bis an den Rand. Stellte man nun einen Drath in dieſe angefüllte Flaſche, und hielt ſolchen eine Zeitlang an die herumgedrehte, geriebene Glaskugel der Elektriſirmaſchine, ſo wurde die Flaſche geladen, indem das Glas die hineinſtröhmende, ſich anhäufende elektriſche Materie nicht durchließ.

Faßte man hierauf mit der einen Hand die äußere Seite der Flaſche an, und berührte mit der andern Hand das Waſſer oder den Drath in der Flaſche, ſo gab es einen weit ſtärkeren Funken und Knall; es ſtröhmte plötzlich der Ueberfluß der Elektricität in der Flaſche durch die Arme deſſen, der den Verſuch machte, heraus in die äußere beklebte Fläche der Flaſche und ſo fort, und er fühlte einen erſchütternden Schlag. Die erſten, welche dieſe Erfahrung machten, konnten die Empfindung nicht fürchterlich genug beſchreiben. Einer wollte nicht das zweytemal ſo etwas ausſtehen, wenn man ihm dafür auch ganz Frankreich anböthe, und ein andrer wünſchte daran noch zu ſterben, um ſein Andenken zu verewigen.

Eben dieſen Schlag, der einer Zuckung ähnlich iſt, fühlten mehrere Perſonen zugleich, die ſich anfaßten, wenn der erſte einer ſolchen Reihe die Bekleidung der Flaſche von außen, und der letzte das Innere derſelben berührte. In Frankreich ließ man den Erſchütterungsfunken durch Drath und durch einen großen Zirkel von Perſonen, die ſich anfaßten, einen Weg von 900 ja 2000 Klaſtern, in England ſogar von vier Engliſchen Meilen, zum Theil durch Waſſer und Land machen, aber er brauchte nicht einen Augenblick Zeit, um dieſen weiten Umkreis zu durchlaufen. Man ſehe da die Geſchwindigkeit des Blitzes!

Nahm man aber einen Drath oder eine metallene Stange in der Hand, brachte das eine Ende davon an die äußere Seite der Flaſche, und berührte mit dem andern Ende das Innere derſelben, ſo konnte man die Flaſche entladen, den Funken ſehen und den Knall hören, ohne das geringſte davon zu empfinden. Das harte Metall leitete alſo alle elektriſche Materie herüber, ohne daß ſie davon abgeſprungen und in die Hände deſſen, der es anfaßte, eingedrungen wäre; beynahe ſo wie ein blecherner Heber Wein und Waſſer aus einem Faſſe leitet, ohne daß die Hände deſſen, der ihn hält, benetzt werden. Bringt man hingegen weichere oder nicht ganz zuſammenhängende Körper, z. B. Ketten, zum Ableiten, ſo fühlt man oft die Erſchütterung, und die Elektricität verbreitet ſich umher, wie Wein oder Waſſer, wenn man einen Heber aus Löſchpapier machen wollte.

Das Jahr 1746 war ſehr fruchtbar an neuen Erfahrungen, die wir zum Theil übergehen, um nicht zu weitläuftig zu werden. Man wußte mehrere Flaſchen (in der Folge mit Stanlol auf beyden Seiten beklebte Glastafeln) mit einander zu verbinden, welches man eine elekteriſche Batterie nennte, und verſtärkte dadurch den Erſchütterungsfunken ſo, daß man Thiere damit tödten und Metalle ſchmelzen konnte. Wieder eine Eigenſchaft des Blitzes mehr! Wird freylich die Elektricität einer ganzen Gegend in den Dünſten einer ungeheuern Gewitterwolke geſammelt und verſtärkt, ſo müſſen, wenn ſie durch den Blitz ſich endlich entladet, ihre Würkungen noch weit ſtärker und ſchrecklicher ſeyn.

Aber noch eine neue wichtige Entdeckung! Man hatte ſchon längſt bemerkt, daß das Leuchten eines ſpitzigen Draths im Dunkeln die Geſtalt eines Pinſels nachahmte, daß alſo von einer elektriſchen Spitze beſtändig Strahlen ausſtröhmten, die ſich immer weiter von einander entfernten. **Nollet** wurde nun gewahr, daß eine auf die vorher beſchriebene Art geladene Flaſche ihre ganze Elektricität unvermerkt nach und nach verlohr, wenn man ein ſpitziges Eiſen dem innern Theile derſelben ganz nahe gegenüber hielt. Man zog daraus natürlich die Folge: **Spitzen ſaugen nach und nach, wenn ſie in den elektriſchen Dunſtkreis kommen, die Elektricität in ſich,** und leiten ſie unvermerkt ab, ohne daß es leicht zu einem Schlag, zu einer plötzlichen Entladung kommt.

In dieſem Zeitraum wurde noch ein Punkt durch Zufall aufgeklärt. Man glaubte bisher, alle Elektricität, die von der geriebenen Glaskugel ausſtröhmte in die metallenen Leiter oder in die Ladungsflaſche, käme blos aus der Kugel ſelbſt, in welcher ſie durch das Reiben erregt würde. Allein man überzeugte ſich nun, wie man auch deutlich an jeder Maſchine ſehen kann, daß die elektriſche Materie von der **reibenden Hand** ausſtröhmt an die Kugel, und denn nur weiter getrieben wird. Das Reiben am Glaſe bringt alſo die Elektricität nicht ſowohl hervor, ſondern zieht ſie vielmehr von entfernteren Gegenſtänden mit herbey, und leitet ſie zuſammen, es iſt an der geriebenen Kugel der Elektriſirmaſchine ein beſtändiger Zufluß und Abfluß der elektriſchen Materie, im Kreislauf. Man ſtelle ſich, um mehrerer Deutlichkeit willen, die Sache vor, wie eine Sprütze mit einem Saugwerk. So wie die Sprütze in Bewegung kommt, und das Waſſer fortſprützt, ſo wird auch eben ſo viel wieder aus dem entfernten Brunnen oder Teich durch die Schläuche herbeygezogen, und das verſprützte Waſſer fließt vielleicht in dem Augenblick, oder nach und nach wieder in den Teich zurück. D. **Watſon** ſtand auf einem Wachs- oder Harzkuchen, als er die Kugel rieb, und konnte keine Elektricität hervorbringen; weil das Harz die elektriſche Materie, welche die geriebene Kugel herbey führen ſollte, nicht durchließ, gerade ſo, als wenn man den Schlauch der Sprütze, der das Waſſer zubringen ſoll, verſtopft.

Inzwiſchen hatte man auch bemerkt, daß das Blut eines Menſchen, der, auf einer Harztafel ſtehend, elektriſirt wurde, in Wallung kam, und ſein Puls weit geſchwinder ſchlug. Man fing alſo an, die Elektricität als Arzney zu brauchen. Manchen Menſchen war eine Vermehrung, andern eine Verminderung der in ihrem Körper befindlichen elektriſchen Materie nützlich. Man wußte nun, wie man ſie ab- und zuleiten konnte. Man machte Blinde ſehend, Lahme gehend, und Wahnwitzige geſcheidt. Wo der Kreislauf des Bluts zu langſam iſt, die Fibern ſchlaf ſind, die Säfte ſtocken, und daher Verhärtungen entſtehen, oder wo der allzureizbare Körper Krämpfen und Schmerzen ausgeſetzt iſt, war der anhaltende Gebrauch der Elektricität, unter der Aufſicht eines erfahrnen Arztes, oft heilſam und wohlthätig.

Selbſt Bäume, Gewächſe und Saamen, keimten und trieben ſchneller und ſtärker, wenn ſie oft elektriſirt wurden. Ja Achard und Köſtlin *) wollen Hühner- und Schmetterlingseyer durch Elektriſiren ausgebrütet haben, ſo ſchwer auch dieſe Entwickelung des Keims zu begreifen iſt, da die Elektricität eigentlich kein Feuer iſt, keine Wärme mit ſich führt, wie der Thermometer zeigt. Ingenhouß und andere zweifeln daher an der Richtigkeit dieſer Verſuche, vielleicht ohne hinreichenden Grund.

---

*) Diſp. de effectibus electricitatis in quaedam corpora organica, Tubing. 1775.

Man drang alſo immer tiefer in das Weſen der Elektricität ein, wenigſtens lernte man ſie immer mehr durch ihre Würkungen kennen. Man wußte nun: die Elektricität hat einen merklichen **Einfluß auf den thieriſchen Körper**, ſie kann einer Gegend **entzogen** und andern **zugeführt** werden, beynahe wie das Waſſer oder die Luft von einem Ort durch Pumpen und Saugen weggeſchaft und an einen andern geleitet wird, der **elektriſche Funken** kann durch dieſe Anhäufung **verſtärkt** werden, er giebt dann einen **erſchütternden Schlag**, ja er **tödtet Thiere** und **ſchmelzt Metalle**, er hat, wenn er fortgeleitet wird, die **Schnelligkeit** des Blitzes; aber ſeine gefährliche Würkung wird **vermindert**, wenn man die Elektricität durch ein ſpitziges Eiſen nach und nach auffängt und abfließen läßt, und man kann dieſer gefährlichen Würkung **ausweichen**, wenn man den Funken und Schlag durch eine **metallene Stange**, von welcher derſelbe nicht abſpringt, vor ſich vorbey **leitet**.

Fünfte Epoche.

Blitzableiter.

D. Benjamin Franklin *) in Amerika, wußte die Begriffe von der Elektricität immer mehr auszubilden, und

---

*) „Jeder Blitzableiter iſt ein Ehrendenkmal für ihn. Auch ein deutſcher Gelehrter, Winkler, hatte vor ihm den Gedanken gehabt, daß der Blitz ein elektriſcher Funke ſey. Franklin aber faßte den Gedanken kaum, ſo ſetzte er ihm den Leiter hin, dem er folgen muß, damit er mitten zwiſchen unſern Wohnungen unſchädlich niederfahre. Er hat dem ganzen Menſchengeſchlecht ein neues hohes Zutrauen zu ſeinen Kräften eingeflößt!“ Unter ſeinem Bilde ſteht daher die Inſchrift: l'Amérique l'éléve au rang des Sages; la Grèce l'eut mis au rang des Dieux

und machte ſchon in der Mitte dieſes Jahrhunderts ſehr wunderbare, überraſchende Verſuche. Wer das, was man bisher entdeckt hatte, mit Aufmerkſamkeit betrachtet, kann die Aehnlichkeit des elektriſchen Funken und Schlags mit dem Bliß und Donner nicht verkennen. Der Abt Nollet ſagte: ich werde bewogen, nach und nach zu glauben, daß man ſich von dem Gewitter, wenn die Elektricität zum Muſter genommen wird, eine weit richtigere Vorſtellung machen könne, als durch das, was man ſich bisher eingebildet hat u. ſ. w. Franklin führte dieſen Gedanken weiter, bis zur Ueberzeugung, aus. „Nur im Grade der Würkung iſt ein Unterſchied, ſchreibt er, und das iſt kein Wunder. Denn von einer elektriſirten eiſernen Stange ſchießt ſchon auf zwey Zoll weit ein Funken mit lautem Knall, wie unendlich viel weiter müſſen nicht hunderttauſend Morgen elektriſcher Wolken treffen, wie ſtark muß dann nicht der Knall ſeyn?“ *)

Sein elektriſcher Funken ſchlug ein Loch durch ein Buch Papier, ſchlängelte ſich, machte eine Taube blind, tödtete eine Welſche Henne, hatte Einfluß auf die Würkungen des Magneten und auf die Richtung der Nadel im Kompaß, wie der Bliß.

Allein er wagte es auch, die Gewittermaterie, ſelbſt den Bliß, aus den Wolken herab zu leiten, und damit, wie mit der durch die Maſchine erregten Elektricität, Verſuche anzuſtellen, die alle Zuſchauer mit wahrer Beſtürzung anſtaunten.

Er bediente ſich hierzu eines ſogenannten Drachen von Papier ꝛc., dergleichen die Kinder bisweilen in der Luft ſteigen laſſen, band ihn an eine hänfene Schnur, ſetzte darauf

---

*) Ehemals glaubte man Salpeterdünſte entzündeten ſich durch das Reiben in den Gewitterwolken. Neuerlich glaubten einige Phyſiker, es ſey brennbare Luft mit im Spiele, die durch die Elektricität angezündet würde, und bekanntlich einen ſehr ſtarken Knall verurſacht.

darauf einen ſpitzigen Drath, und ließ ihn im Brachmonat 1752 zu einer Zeit ſteigen, als ſich eine Gewitterwolke am Himmel heraufzog; unten befeſtigte er die Schnur an einem Schlüſſel, nachher an einer eiſernen Stange, die in Seide hing, oder auf gläſernen Füßen ruhte. Sobald dieſer Drache in der Nähe der Gewitterwolke emporſtieg, ſaugte die Spitze die Gewittermaterie ein, die Schnur leitete ſie herab, und der Schlüſſel oder die eiſerne Stange fiengen an, leichte Körper anzuziehen, und Feuer und Knall von ſich zu geben, ſobald man daran rührte; man konnte eine Ladungsflaſche daran füllen, wie an der Elektriſirmaſchine, und überhaupt alle elektriſche Experimente dabey machen. Dieſe ſonderbare Erſcheinung erfüllte ihn mit dem lebhafteſten Vergnügen. Er brachte eine ſolche Stange in ſeinem Zimmer an, und hieng daran kleine Glöckchen,*) die allezeit anfingen zu läuten, wenn ein Gewitter über ſeinem Hauſe hinzog, und ihn erinnerten, Verſuche zu machen. Man kann aber hierbey nicht behutſam genug ſeyn. Der Profeſſor **Richmann** zu Petersburg, der eine ähnliche Zurüſtung gemacht, aber unvorſichtigerweiſe die eiſerne Stange nur bis in ſein Zimmer fortgeführt hatte, und während eines Gewitters mit dem Kopf daran ſtand, um Verſuche zu machen, wurde durch einen hereingeleiteten Blitzſtrahl am 6ten Auguſt 1753 erſchlagen.

Es war nun ganz entſchieden, was man bisher blos vermuthet hatte: **Blitz und Donner iſt eine Folge des in den Gewitterwolken vorhandenen Ueberfluſſes oder Mangels der Elektricität.** Der Blitz fährt, gleich dem elektriſchen Funken, aus der vorbeyziehenden Wolke

---

*) **Volta** hat, gleich neben ſeinem von der Spitze des Hauſes an bis in einen Brunnen gehenden Ableiter, an der Decke ſeiner Stube, eine mit brennbarer Luft geladene Piſtole angebracht, die ſich bey herannahendem Gewitter entzündet, und mittelſt einer ſtarken Exploſion den Donner vorher verkündigt.

Wolke auf den erſten Gegenſtand, der ihm nahe genug kommt, und mehr oder weniger elektriſch iſt, als die Wolke ſelbſt.

Er erfand daher den **Wetterableiter**, das iſt, ſo groß auch der Name klingt, nichts mehr und nichts weniger, als eine ſpitzige Stange von Eiſen oder andern Metall, wie zu einer Fahne auf dem Hauſe, die aber neben dem Hauſe herunter fortgeht bis in die Erde oder in ein Waſſer, um Menſchen und Gebäude gegen die betäubende, zerſchmetternde und zündende Entladung einer nahe kommenden Gewitterwolke zu ſchützen, theils die Gewittermaterie nach und nach einzuſaugen, theils den entſtehenden Blitz aufzufangen, und in den harten Metall herab in die Erde zu leiten, wo die elektriſche Materie ſich ſodann ins Unendliche umher verbreitet, ohne Schaden zu thun.

In Nordamerika, wo die Donnerwetter häufiger und ihre Würkungen in dieſer trockenen Luft weit fürchterlicher ſind, bewunderte man zuerſt den Nutzen dieſer Erfindung; und jetzt iſt beynahe kein anſehnlicher Ort in Europa mehr, wo man nicht einen Blitzableiter ſehen könnte.

Es iſt nur zu bewundern, ſagt Herr **Gütle** zu Nürnberg, in ſeiner Beſchreibung verſchiedener Elektriſirmaſchinen, es iſt nur zu bewundern, daß noch immer Aberglaube und Unwiſſenheit dieſer wichtigen und nützlichen Erfindung neue Zweifel in den Weg legen, und daß es noch Perſonen giebt, die ungeachtet der vortreflichen Beweiſe von ihrem Nutzen, dergleichen dumme Einwürfe als wahr annehmen.

Franklin dachte über die Elektricität ohngefähr ſo: die elektriſche Materie iſt etwas flüßiges, weit feiner als **Waſſer, Luft** und **Feuer**, welches, wie die Luft, überall anzutreffen iſt, alle Zwiſchenräume ausfüllt; man kann ſie für das **fünfte**, für das **feinſte** Element halten, das wir kennen. Jeder Körper hat Elektricität, wie man leicht bemerken kann, wenn man ihn reibet. Man fühlt, wie ſie ausſtröhmt, man ſieht, wie ſie in andere Körper überfließt, wenn ſie durch das Reiben in Bewegung geſetzt iſt. Nun ſuchen ſich flüßige Dinge immer, ſo viel möglich, im Gleichgewichte zu erhalten. Hat man z. B. einen Damm zwiſchen zwey Teichen mit einem Graben durchſtochen, ſo wird das Waſſer in den leeren Teich ſo lange ſchnell und heftig herüber ſtröhmen, bis es in beyden gleich hoch ſteht. Eben ſo geht es mit der Luft, die auch eine flüſſige, aber weit feinere Materie als das Waſſer iſt.

Wird in der Windlade an der Orgel eine Menge Luft zuſammengepreßt, ſo pfeift ſie bey der erſten Oefnung, die man ihr macht, ſo lange mit Gewalt heraus, bis endlich die Luft im Kaſten nur noch eben ſo dicht als die äußere iſt, bis beyde Luftmaſſen wieder im Gleichgewichte gegen einander ſchweben. Noch deutlicher wird vielleicht die Sache bey der Wärme, oder bey der in Bewegung geſetzten Feuermaterie. Jedermann weiß, daß, wenn man einen eiskalten Stein auf den heißen Ofen legt, die Hitze dieſes Ofens oder das Feuer ſich mittheilt und in den Stein übergeht, bis er eben ſo warm iſt, als der Ofen ſelbſt. **Feiner und ſchneller**, als alle dieſe Materien, iſt nun, wie wir wiſſen, die elektriſche Flüſſigkeit, oder das ſogenannte elektriſche Feuer. Wird alſo ein Ueberfluß davon in die Ladungsflaſche geleitet, ſo kann ſie anfangs freilich durch das Glas, welches, wie wir gehört haben, ſie nicht weiter läßt, nicht heraus dringen; ſobald aber eine Verbindung mit ableitenden Körpern, alſo eine Art von Kanal gemacht wird, ſo fährt plötzlich und raſch das überflüßige heraus, und verbreitet ſich, gleich dem Waſſer, wenn man den Damm durchbohrt, oder wie der Wein, den man durch einen Heber von einem Faß ins andre zieht, vorzüglich in die äußere Fläche des Glaſes, der ſie entzogen worden iſt, und ſo überall herum, bis ſich der Ueberfluß endlich verliert und das Gleichgewicht in der Gegend ganz wieder hergeſtellt wird. Alsdenn ſagt man: die Flaſche iſt entladen. Nichts ſcheint begreiflicher zu ſeyn, als dieſe Erklärung.

So möchte es nun ohne Zweifel auch mit dem Gewitter gehen. Bey dem Aufſteigen der Dünſte und des Nebels aus den untern Gegenden in die obern Regionen muß nothwendig eine Menge von Elektricität in den großen Regenwolken geſammelt werden, wie dieſes durch einen beſondern Verſuch mit Hülfe des Condenſators bey Verdampfungen gezeigt werden kann; durch die Luft, wenn ſie rein und trocken iſt, kann ſie nicht ausfließen; um ſich unſrer Erde mitzutheilen, wenn dieſe etwa eben weniger elektriſch wäre, denn die Erfahrungen zeigen, daß trockene Luft die Elektricität nicht fortleitet. Die geladene Flaſche z. B. geht eher nicht los, bis man erſt mit einem ableitenden Körper ziemlich nahe daran kommt: und die Wolken ſind doch mehrentheils zu fern. Senkt ſich aber eine Wolke tiefer herunter auf einen Baum zu, auf einen Felſen, auf den von einem Schornſtein emporſteigenden Rauch, an den Giebel eins Hauſes, wo zumahl ein Knopf oder eine Fahne ſteht, ſo findet die Gewittermaterie da den Canal, welcher ſie in die Erde leitet. Sie fährt ſchnell und reißend herab, leuchtet, zündet und knallt, die Wolken wiederholen den Knall durch das Echo, und ſo oft wieder ein mit Elektricität überladener Theil der Wolke in dieſe Gegend kommt, oder an dieſe Spitze ſtößt, oder ſo oft eine mehr elektriſche Wolke, einer andern, die weniger elektriſch iſt, begegnet, erfolgt dieſelbe Erſcheinung; da haben wir **Blitz und Donner**, *) wie man das alles mit der Elektriſirmaſchine augenſcheinlich und handgreiflich darſtellen kann.

Nun,

---

*) Von **Donnerkeilen**, welches ſpitzige **Steine** ſind, die man zuweilen findet, weiß der Naturforſcher nichts. Man zeigt ſie blos zur Belehrung der Abergläubigen und Unwiſſenden in Naturalienſammlungen. Ihr übernatürlicher Urſprung iſt eben ſo zuverläßig, als die Kraft der Hexenſalbe, und der Cryſtall des Wundermannes.

Nun, dachte er, ziehen ja Spitzen unvermerkt die elektriſche Materie, welche zunächſt an ſie rührt, in ſich, ohne daß es zu einem plötzlichen Knall kommt; es würde alſo gut ſeyn, dergleichen Spitzen, *) zumahl auf den höchſten Thürmen aufzurichten, damit die vorüberziehende Gewitterwolken nach und nach ihren Ueberfluß an elektriſcher Materie daran herabfließen laſſen. Wird eine ſolche ſpitzige Stange gemacht, und, ohne abzuſetzen, ganz herunter in die Erde fortgeführt, ſo ſaugt ſie nicht allein die elektriſche Materie der Wolke, die darüber hinzieht, nach und nach in ſich, ſondern wenn auch eine ſchwere Wetterwolke, ehe ſie der überflüßigen Elektricität ſich ganz entledigt, dem Hauſe zu nahe kommt, ſo muß ſie ſich nothwendig durch den erſten den beſten Canal, den ſie antrift, alſo durch dieſe hervorragende eiſerne Stange entladen, und der Blitz muß ohne Schaden des Hauſes hier eben ſo an dem härteren Metall herunter in die Erde fahren, wie der leuchtende Funken bey der Ladungsflaſche am Drath, ohne davon abzuſpringen. Wie gedacht, ſo geſchehen! Viele Beyſpiele bewieſen in kurzem, daß der kluge Mann recht geſchloſſen hatte. **Philadelphia** war ehemals, wie viele Amerikaniſche Oerter, dem Einſchlagen des Blitzes ſehr ausgeſetzt. Alle Jahre brannten einige Häuſer ab. **Franklins** Erfindung ſchützte die Einwohner gegen dieſe Verheerungen. Der Kaufmann **Weſt** in **Philadelphia** hatte auf ſeinem Hauſe einen ſolchen Gewitterableiter angebracht. Der Blitz traf ihn mehrmals, die dünne Spitze von Meſſingdrath ſchmolz über ſieben Zoll weit zuſammen, und man fand die Spuhren des Blitzes, bey Gewittern, da, wo der Ableiter in die Erde ging, zwey bis drey Ruthen umher an dem Pflaſter,

---

*) **Wilſon** wollte runde Knöpfe auf die Spitzen der Ableiter geſetzt haben. Allein es wurde nach einer förmlichen Unterſuchung von der königl. Geſellſchaft zu London unterm 12ten März 1778 entſchieden, daß der Gebrauch der ſpitzigen Ableiter der ſicherſte ſey.

weil man damals noch nicht genug verſtand, den Ableiter gehörig zu verſenken.

Nachrichten von den Würkungen der Blitzableiter.

D. **Reimarus** hat in ſeiner Abhandlung vom Blitze mehrere Beyſpiele von dem Nutzen der Ableiter geſammelt.

Nachdem das Gewitter in den Thurm der Deutſchen Kirche zu Newyork einigemal eingeſchlagen hätte, legte man endlich einen Blitzableiter an. Im Jahre 1765 fiel darauf würklich ein Blitz, und wurde ohne Schaden herabgeleitet. Zu Philadelphia wurden 1770 den 12ten Julius drey Häuſer und eine Schaluppe auf dem Werfte vom Blitze getroffen. Dieſe und zwey der Häuſer wurden ſehr beſchädigt; das dritte aber, welches einem Namens Moulde gehörte, blieb, wegen des daran angebrachten Ableiters, unverſehrt. Im Jahre 1774 wurde ebenfalls ein Ableiter auf einem Hauſe daſelbſt vom Blitze getroffen. Die Spitze deſſelben war geſchmolzen; aber das Gebäude blieb unbeſchädigt.

Zu Bremen hatte das Gewitter verſchiedenemale in den Anſchariusthurm eingeſchlagen, und war der Blitz von dem Uhrdrathe gemeiniglich in die Kirche geleitet worden. 1771 brachte man eine Ableitung darauf an. 1772 fiel der Blitz darauf und fuhr daran herunter, ohne die geringſte Beſchädigung.

Zu Nierſtein, ohnweit Mannheim, wurde der Thurm, welchen der Blitz ſchon oft getroffen hatte, mit einem Ableiter verſehen. Kurz darauf entſtand ein Donnerwetter, und ein Blitz fuhr an der eiſernen Stange herunter in die Erde.

Am 11ten May 1777 ſchlug das Gewitter über der Sternwarte zu Padua ein. Der Blitz fuhr an der von dem Vorſteher Waldo angelegten Ableitung herunter.

Zu Siena im Toſkaniſchen wurde die Cathedralkirche mit Ableitern verwahrt, trotz dem Murren einiger Schwachköpfe wider dieſe **Ketzerſtangen**. Den 18ten April 1777 Abends um ſechs Uhr rückte ein heftiges Gewitter heran. Auf einmal fuhr ein Blitz, in Gegenwart vieler Zuſchauer, unter einem ſtarken Donnerſchlage auf eine ſolche Ketzerſtange, lief am Ableitungsmetall hin, und verlohr ſich endlich im Waſſer, worin die Ableitung geführt war. Man fand alles, ſogar die Spinneweben, die zwiſchen dem Ableiter und der Wand hiengen, unbeſchädigt.

Am 5ten Sept. 1779 traf ein Blitzſtrahl den Schornſtein des deutſchen Schauſpielhauſes zu Mannheim. Da, wo auf dem Dache eine Bedeckung von Bley anſtieß, ſchlug er durch die Wand des Schornſteins ein Loch, darauf lief er an dem Bley bis an die Waſſerrinne fort, und fuhr mit dem herunterſchießenden Waſſer zur Erde. Hier hatte man alſo einen Ableiter angebracht, ohne es zu wiſſen.

In vier Jahrhunderten wurde der hohe Thurm von St. Marco in Venedig neunmal vom Blitze gerührt, bis Toaldo 1776 auf Befehl des Senats ihn und die Nachbarſchaft durch einen Ableiter vor aller Gefahr ſchützte.

Am 10ten Jul. 1783 folgte der Blitz dieſem Ableiter am Marcusthurm, und wurde glücklich bis in die Erde fortgeleitet. Eben ſo den 27ſten Jul. zu Düſſeldorf am Pulvermagazin; den 18ten Auguſt zu Nymphenberg, und den 20ſten Jul. 1789 am Schloſſe zu Stutgardt.

Als der Weltumſegler **Cook** im Jahre 1770 bey Batavia lag, und den 10ten Oktob. Abends um 9 Uhr ein ſtarkes Donnerwetter aufſteigen ſah, zog er eine Ableitungskette an dem Maſt auf, und ein Wetterſtrahl wurde über das Schif hingeleitet, ohne es zu beſchädigen. An einem Holländiſchen Schiffe aber, nicht fern von dem ſeinigen, ward der große Maſt bis aufs Verdeck geſpalten, und die beyden Seegelſtangen wurden zerſplittert. Seit 1772, ſagt Franklin, verwahrt man daher alle Schiffe mit Ableitern.

Das königl. Schloß Valentia zu Torino hatte oft vom Blitze gelitten, bis es der berühmte Beccaria auf immer durch einen Ableiter ſicher ſtellte.

1769 wurde zu Breſcia im Venetianiſchen das Pulvermagazin vom Blitz getroffen. Drey tauſend Perſonen kamen um, und der ſechſte Theil der Stadt wurde zerſtöhrt. Seit dieſer Zeit ſieht man alle Pulverthürme mit Ableitern. 1779 am 4ten Dec. traf der Blitz das Pulvermagazin zu Breslau, wo eben zwey tauſend Centner Pulver lagen, und der Strahl fuhr ohne allen Schaden an dem Ableiter herab in die Erde. Sollte nicht ein einziges ſolches Beyſpiel hinreichend ſeyn, die Vorurtheile des Pöbels zu zerſtreuen, und die ängſtlichen Zweifel einer alten Frau zu beſiegen?

Zu Raſtadt ſtand auf dem fürſtlichen Reſidenzſchloß eine rieſenmäßige metallene Bildſäule des Jupiters. Der Blitzſtrahl traf dieſen Jupiter mit ſeinen ſpitzigen Donnerkeilen in der Hand, aber, da es an der weitern Ableitung fehlte, fuhr er von da aus in die Zimmer des Schloſſes.

Wetterſcheiden ſind nichts anders als Gewitterableiter, und **Lichtenberg** zu Göttingen hat daher eine Anweiſung bekannt gemacht, wie, zur Sicherheit einer Stadt oder eines Dorfs, Ableiter auf freyem Felde anzulegen ſeyn.

Liegt in der Elektricität auch der Grund eines plötzlichen Froſtes, des Hagels, der Wolkenbrüche und der Erdbeben, wie das nicht unwahrſcheinlich iſt, und durch längere Beobachtungen noch mehr dargethan werden wird, *) ſo erhellet der große Nutzen häufiger Wetterableiter hieraus noch mehr.

---

*) Waſſer läßt ſich in einer elektriſchen Flaſche in Schnee verwandeln, und Seiferheld will durch die Elektricität Hagelkörner hervorgebracht haben. Eine Anhäufung der Elektricität im natürlichen Zuſtande macht immer kalt.

Wir ſollten nun den **ſechſten Abſchnitt**, nehmlich den gegenwärtigen Zuſtand der Lehre von der Elektricität und die bis zu unſern Tagen gemachte neue Entdeckungen, wie man die Elektricität immer mehr, unter andern durch **Schmiedels** Einſchränkung des elektriſchen Dunſtkreiſes, **zu verſtärken**, die Elektriſirmaſchine zu **verändern**, und durch den Gebrauch der **Glasſcheiben**, ſtatt der Kugeln, durch das Anbringen mehrerer mit einem **Amalgama** beſtrichenen **Reibeküſſen**, und ſonſt vielfältig zu **verbeſſern**, einen **Elektricitätsträger**, das iſt eine Maſchine, durch welche die erregte Elektricität lange erhalten wird, auf mancherley Weiſe zu verfertigen, das elektriſche Geräthe, wovon unter andern Herr **Lorch** zu Frankenthal (der vom Churfürſten von der Pfalz ein beſonderes Privilegium zu Verfertigung der Wetterableiter und elektriſchen Maſchinen erhalten hat) und Herr **Gütle** zu Nürnberg eine anſehnliche Sammlung *) für mehrere hundert Thaler verkaufen, zu vermehren, allerley **Zauberkünſte** und **Taſchenſpielerſtückchen** zu machen, ja ſelbſt ein **Gewitter** mit Regen und Wind, und mit dem Einſchlagen auf ein Haus, mit oder ohne Ableiter, im Kleinen nachzubilden, endlich auch einen ſogenannten **Blitzfänger** zu erfinden gewußt hat, u. ſ. w. hinzufügen. Allein es iſt dieſer Aufſatz ohnehin ſchon zu weitläuftig geworden, und da durch die umſtändlichſte Beſchreibung dergleichen Verſuche doch nie ſo anſchaulich und begreiflich werden, als wenn man ſie mit dem elektriſchen Apparat ſelbſt machen ſieht; ſo rathen wir, mit Herrn Rath **Becker** im Noth- und Hülfsbüchlein, einem jeden Wißbegierigen, bey einem Kenner dieſer wunderbaren Kunſt, wo man eine anſehnliche Elektriſirmaſchine und Geräthſchaft antrift, ſich näher belehren und die vorzüglichſten

---

*) Es wird ein Verzeichniß dieſer Sammlungen nebſt den Preiſen beygefügt werden. Man kann aber eben dieſe Inſtrumente auch anderwärts haben

Experimente ſich zeigen zu laſſen. Es wird gewiß niemanden gereuen.

Wir wollen hingegen zum Schluß noch einiges über den **Gewitterableiter** anhängen.

Schon bey den **Alten** ſcheinen Spuren von einer dunkeln Kenntniß der Gewitternachahmung und Ableitung vorzukommen, als die evocatio fulminis (diſciplina alliciendi & quaſi Diis inuitis extorquendi fulgura), oder die Helena und Caſtor und Pollux, das Leuchten der Maſtbäume beym Seeſturm, welches die Spanier St. Telmo nennen; und die **Lappländer** ſollen längſt die Kunſt beſeſſen haben, mittelſt aufgerichteter Spieße den Nordſchein herunter zu locken, daß er auf dem Felde herumtanze. Doch wir wiſſen hiervon nichts gründliches. In unſern Zeiten hat man es viel weiter bringen können, und in vielen Gegenden fürchtet ſelbſt der Bauer den Elektriſirer nicht mehr als einen Schwarzkünſtler.

Die Einwürfe, welche man gegen die Ableiter zu machen pflegt, hat **Toaldo** *) zum Theil ſchon aufs kräftigſte widerlegt. Sie ſind theils blos lächerlich, theils verdienen ſie allerdings Aufmerkſamkeit und nähere Entwickelung; als z. B.

Man ſoll dem, der über den Donner gebietet, keine Geſetze vorſchreiben. Eine Dame bat im ängſtlichſten Ton, daß auf ihr Landhaus nur kein Ableiter geſetzt würde, weil ſie es für einen Eingriff in die Leitung der Vorſicht, für Vorwitz und Sünde hielte. Gut, antwortete lächelnd ihr Bruder, aber dann bitte ich mir auch aus, daß ihr künftig keinen Regenſchirm traget, wenn die Vorſicht will, daß Ihr naß werden ſollet, es iſt Vorwitz und Sünde. — Warum gab uns denn der Schöpfer dieſen Verſtand und dieſen Scharfſinn, unſer Leben, unſre Güter gegen das, was uns gefährlich werden könnte, ſicher zu ſtellen? Warum lehrte er uns das verheerende Gift der Blattern durch die Inoculation mildern, gegen den Froſt uns durch Pelze und Oefen ſchützen, den Strohm vom Gewitterregen durch Dämme und Gräben von unſern Feldern abwenden, ja ſogar das durch den zündenden Blitz erregte Feuer durch künſtliche Sprützen auszulöſchen? Warum ſollte uns nur verboten ſeyn, den Strahl ſelbſt, ehe er noch zündet, an unſerm Hauſe vorbey unſchädlich in die Erde zu leiten? Denn lange ſchon hört das Vorurtheil auf, daß eine ſo wohlthätige Erſcheinung in der Natur, wie das Gewitter iſt, blos ein unmittelbares Strafgericht über unſre Sünden ſey; oder daß es, wie die alten Deutſchen wähnten, von **Unholden** herrühre, und daher durch Gauckeleyen, z. B. durch Blaſen auf gewiſſen Hörnern zu vertreiben ſey. „Die Gewitter, heißt es im Noth- und Hülfsbüchlein, ſind eine Wohlthat von Gott, wie Thau und Regen, und wir ſollten ihm für jedes billig danken, wenn auch einiger Schade dadurch geſchehen wäre. Wer hingegen meynt, der Vater im Himmel zürne mit den Menſchen, und wolle ſie nur in Furcht jagen oder gar ſtrafen durch die ſchönen Blitze und den prächtigen Donner, der kennt den Vater im Himmel nicht.“ Es iſt ſogar unſre Pflicht, uns gegen die mit natürlichen Erſcheinungen verknüpfte Gefahr, nach unſern Einſichten, ſo viel wir können, in Sicherheit zu ſetzen. Gott hat uns nicht erlaubt, einen Blick in die Geheimniſſe der Vorſehung zu thun. Seine ewigen Rathſchlüſſe werden doch immer beſtehen. Aber nur der **Türke** giebt ſich den Verheerungen der Peſt und ſeinem Schickſale blindlings preiß, während der **Chriſt** mit Vorſicht auszuweichen ſucht, ſo lang es ihm möglich iſt.

---

*) Memoires ſur les conducteurs pour préſerver les édifices de la foudre.

Allein das Haus iſt doch nicht ganz ſicher. Man will Beyſpiele anführen, daß der Blitzableiter bey ſtarkem Gewitter zerſtöhrt worden, oder die Wetterwolke von einer andern Seite hergekommen ſey, und ein bewaffnetes Haus dennoch gelitten habe. Geſetzt, es wäre das würklich zu beweiſen, ſo thue man doch, was man kann. Auch durch den Regenſchirm dringt ja zuweilen ein Platzregen. Und wollten wir künftig unſre Pferde ohne Zaum reiten, weil man Exempel hat, daß, trotz dem Gebiſſe, ein hartmäuliges Roß mit dem beſten Reiter durchgegangen iſt, und ihn abgeſattelt hat? Sicherlich aber liegt allezeit die Schuld an der übeln Beſchaffenheit des Blitzableiters. So ſind im **Journal von und für Deutſchland** 1. St. 1790 S. 45. eine Menge von Fehlern gerügt, welche an den, im Anſpachſchen, von Schmidten, ohne Aufſicht, errichteten Blitzableitern gefunden werden. Daher kommt es, daß man die Spitzen derſelben vom Einſchlagen oft krumm gebogen und beſchädigt ſieht. So war in Mayntz auf die Apotheke ein Ableiter mit Gelenken verſehen geſetzt worden, welchen die Baucommiſſion untüchtig befand, und Herr **Lorch** verbeſſern mußte. „Ein böſer Umſtand für die gute Sache der Blitzableiter, beſonders bey Perſonen, die keine Kenntniß von der Urſache haben, und an und für ſich ſchon mit Vorurtheilen dagegen eingenommen ſind, die, aller augenſcheinlichen Beyſpiele ungeachtet, noch nicht ganz ausgerottet werden können.“ Uebrigens iſt es nicht ſchwer, einen guten Blitzableiter anzulegen, und man hat darüber ſchon viele gedruckte Vorſchriften.

Hat man auch wohl Erfahrungen genug geſammelt? — Doch nunmehr ſchon ſeit vierzig Jahren, in Amerika, in England, Deutſchland, Italien, Frankreich, beynahe in ganz Europa. Zu **Padova**, im Venetianiſchen, ſind dreyzehn Ableiter angelegt, und ſchon 1777 ſchlug daſelbſt ein Gewitter, ohne Schaden zu thun, auf ein ſo bewaffnetes Haus. Der Ritter **Marſiglio Landriani** hat in ſeiner Abhandlung von dem Nutzen der Ableiter

leiter ein großes Verzeichniß derſelben geliefert. Im Oeſterreichiſchen ſind die Wetterableiter ebenfalls eingeführt worden. Der Churfürſt von Sachſen hat verordnet, daß kein neues Haus mehr ohne Ableiter gebaut werden ſoll. In der Gegend von Mannheim haben der berühmte geiſtliche Rath **Heitner**, und neuerlich der Mechanikus **Lorch** ſehr viele Ableiter angelegt. **Gütle** zu Nürnberg hat deren innerhalb drey Jahren allein 111 errichtet. In des **D. Krünitz** Encyklopädie ſtehen unter dem Worte: Gewitterableiter, verſchiedene Wahrnehmungen von dem Nutzen derſelben beſchrieben; auch findet man Koſten der Einrichtung daſelbſt berechnet. In unſrer Nachbarſchaft kann man mehrere Ableiter ſehen; zu **Gotha** im herzogl. Schloß und zu **Fulda** auf der Bibliothek iſt die eiſerne Stange ſogar durch ein Zimmer geleitet, und man kann die Elektricität derſelben mit aller Bequemlichkeit beobachten, ſobald eine Gewitterwolke am Horizont heraufſteigt. Uebrigens ſpricht ſchon die Sache ſelbſt ſehr deutlich, wenn man einigen Begrif von der Elektricität hat, ohne der augenſcheinlichſten Beyſpiele zu gedenken, wo der gut angelegte Ableiter allezeit bewährt erfunden worden iſt. Auch darf man nur dem Gange des Blitzſtrahls nachſpühren, wenn das Gewitter in ein Haus einſchlägt. Man findet, daß er allezeit an einem harten, feſten Körper, den er getroffen hat, z. B. an einer Rinne, an einem Drath u. ſ. w. ohne abzuſpringen fortgelaufen iſt.

Als der Blitz zu Newbury in England in den Kirchthurm ſchlug, zerſchmetterte er die Spitze, verfolgte einen Drath bis zur Uhr, und beſchädigte das Gebäude erſt da wieder, wo dieſe Fortleitung ſich endigte. Als man daher die Thurmſpitze wieder aufſetzte, befeſtigte man daran einen Drath, der bis zur Erde herunter ging. Im Jahre 1765 ſchlug das Gewitter wieder ein, und der Blitz wurde, ohne Schaden zu thun, herunter geleitet.

Sollte nicht der Ableiter eine entfernte Gewitterwolke herbeyziehen und dadurch wenigſtens den Häuſern daneben gefährlich werden? Die Bauern in der Gegend von Berlin murrten im Jahre 1778 über die angelegten Strahlleiter, weil eine Zeitlang alle Gewitterwolken vorbeyzogen, und eine anhaltende Dürre folgte, deren Urſache ſie ſeyn ſollten. Sie wollten ſchon Deputirte an den Herrn Domprobſt von Voß abſenden, um die Ableiter wegzunehmen, als es anfing zu regnen. Sobald eine Gewitterwolke am Himmel erſcheint, erſtreckt ſich ihr elektriſcher Dunſtkreis ſehr weit; die Spitze des Blitzableiters ſaugt aber nur dasjenige davon ein, was ſie zunächſt berührt, wie man bey der Elektriſirmaſchine ſehen kann. Die ungeheure ſchwere Wolke ſelbſt abzuſtoßen oder anzuziehen oder gar feſtzuhalten, iſt dieſe armſelige Spitze viel zu ſchwach. So viele Thurmſpitzen, ſo viele Felſen in der Gegend, ſo manche Bäume, eben ſo viele Ableiter ſtehen da, und doch ſehen wir die Gewitter vorüberziehen. Jede Fahne, jeder Knopf, jede Spitze auf einem Hauſe iſt ein Gewitterableiter, nur mit dem Unterſchied, daß dadurch die elektriſche Materie in das Haus ſelbſt, hingegen durch die fortgehende eiſerne Stange unmittelbar herab in die Erde geleitet wird. Niemand fürchtet ſich, eine äußerſt gefährliche Fahne auf ſein Dach zu ſetzen, die ſeinem Hauſe die Zerſtöhrung droht, ſobald eine Wetterwolke nahe genug kommt; aber einen Ableiter, der im Grunde, oder vielmehr in der Höhe, in Abſicht auf das Einſaugen und Auffangen des ſogenannten elektriſchen Feuers, gar nichts anders iſt, als eine ſolche Fahne, ſcheut man ſich zu errichten, da er doch ſo wohlthätig iſt, und eben die Gefahr abwenden ſoll, welche die Fahne, oder die Spitze des Hauſes ſelbſt, zuwendet.

In die Michaeliskirche zu Charlestown in Südcarolina ſchlug das Gewitter faſt alle zwey oder drey Jahre ein.

Vor fünfundzwanzig Jahren wurde ſie mit einem Ableiter verſehen, und es hat in dieſer Zeit dort nicht wieder eingeſchlagen. Im Jahre 1773 traf der Blitz die Peterskirche zu London; die Michaeliskirche, die zwey hundert Fuß davon entfernt iſt, und einen Ableiter hat, wurde nicht getroffen, und es zog alſo derſelbe das Gewitter nicht herüber.

Roſtflecken können verhütet werden, wenn man den Ableiter mit Oehlfarbe beſtreicht, und ſchaden nichts, wie z. B. an dem zu Gotha zu ſehen iſt, wo das elektriſche Feuer, während eines Gewitters, immer fort herunterſtröhmt, wenn man es auch wagt, die Stange in der Mitte einen oder ein Paar Zolle auseinander zu ſchieben.

Sollte auch eine Gewitterwolke, die **weniger Elektricität** hätte, vorüberziehen, und der **Blitz aus der Erde heraus** nach der Wolke zu fahren, ſo wird er durch dieſen Canal ununterbrochen fortlaufen, bis in die Wolke, ohne Nachtheil des Hauſes, und es bleibe auch in dieſem Fall der Ableiter ganz unſchädlich.

Frank ſagt im 4ten Band ſeines **Syſtems einer medicíniſchen Polizey**: „Die Polizey muß nicht jedem Unwiſſenden erlauben, ſich mit unregelmäßiger Sicherung von Gebäuden abzugeben. Sie iſt befugt zu fodern, daß, ehe ein Gebäude mit Wetterableitern verſehen werde, der Plan vorgelegt, und auf ihren Befehl von ſachkundigen Phyſikern genau unterſucht werde. Das alſo verwahrte Gebäude muß ſodann erſt wohl beſichtigt, und der Polizey muß einberichtet werden, ob alle Behutſamkeit gebraucht worden ſey. — Man muß auch zu dergleichen Dingen das Volk erſt vorbereiten, indem man leichte, verſtändliche Erklärungen in die Volkskalender einrücken, oder der Schuljugend einen Begrif von dem Nutzen ſolcher Anſtalten beyzubringen ſuche.

Vorſichtsregeln bey Gewittern.

Im Felde ſuche man nicht Schutz unter einem Baume, an Heu- oder Kornhaufen, an Gebäuden, neben Teichen oder anderm Waſſer, noch weniger trage man etwas über ſich. Nicht weit von einem Dorfe in Frankreich gingen im vorigen Sommer mehrere Perſonen bey einem Gewitter von der Wieſe heim; einer, der die Heugabel verkehrt auf ſeiner Schulter trug, wurde vom Blitz erſchlagen, die andern blieben unbeſchädigt. Man ſtelle ſich alſo wenigſtens 8 bis 10 Schritte von einem Baum, oder lege ſich im Freyen auf die Erde, und entferne ſich von Pferden und Wagen.

Zu Hauſe bleibe man ſo viel möglich in der Mitte eines Zimmers, ſtelle ſich nicht an den Ofen, an den Schornſtein, an die Wand, ans Fenſter, nahe an einen Drathzug u. dergl.; laſſe in einer engen Stube ein Fenſter oder die Thüre offen, lege ſich nicht zu Bette, und mache kein Feuer an, damit der Rauch nicht den Blitz herableite.

Das Läuten der Glocken beym Gewitter iſt mehr ſchädlich, als nützlich, ſelbſt wenn es geweyhte oder getaufte Glocken wären. *) Oft ſchon ſind die, welche läuteten, vom Blick erſchlagen worden. Im Jahre 1718 wurden in der Nacht vom 14ten bis zum 15ten April von Landerneau bis nach St. Paul de Leon, in Bretagne, vierundzwanzig nicht weit von einander gelegene Kirchen, in welchen man die Glocken läutete, zugleich vom Blitze entzündet; andere hingegen, die zwiſchen ihnen lagen, und in welchen man nicht geläutet hatte, blieben unbeſchädigt.

Im Jahre 1768 ſchlug der Blitz zu Chabenil in Dauphiné, 1769 zu Paſſy während des Läutens ein, und ein deutſcher Phyſiker hat berechnet, daß in 33 Jahren der

---

*) Auf der großen Glocke zu Erfurth ſtehen unter andern die täuſchende, abgeſchmackte Worte: Fulgur ardens et daemones malignos; und auf der zu Wien: Victrix tempeſtatum fulminumque machina.

der Blitz in 186 Kirchthürme eingeſchlagen, und 103 läutende Menſchen überhaupt getroffen habe. Dennoch hört man hier und da mit dem Läuten und dem Gewitterexorcismus noch nicht auf. In Churſachſen wurde 1780, im Oeſterreichiſchen 1783 das Gewitterläuten unterſagt. Auch in andern Ländern ſind ähnliche Verordnungen ergangen, und in der Pfalz müſſen alle Kirchen mit Wetterableitern verſehen werden.

Man braucht endlich vor dem Blitz ſich gar nicht zu fürchten, wenn das Gewitter noch nicht ſehr nahe iſt. So wie man von einer entfernten Kanone das Feuer beym Loszünden lange vorher ſieht, ehe man den Knall hört; ſo muß auch der Donner lange nach dem Blitz folgen, wenn das Gewitter noch fern iſt. Man hat beobachtet, daß wenn man von dem Blitz an gerechnet noch 8 bis 10 Pulsſchläge zählen kann, ehe man den Donner hört, der Ort, wo die Gewitterwolke das ſogenannte elektriſche Feuer von ſich giebt, eine halbe Stunde entfernt iſt. Kommt aber Blitz und Schlag zugleich, ſo iſt die Gefahr größer. Doch ſind, nach **Süßmilchs** Erfahrungen, in einem Zeitraum von 30 Jahren unter 750322 Geſtorbenen nur zwey vom Blitze getödtete geweſen. Es iſt alſo überhaupt ein überaus ſeltener Fall, und es iſt dieſes ohne Zweifel die kleinſte Gefahr, die man in Abſicht auf ſein Leben zu befürchten hat.

Th.

Verzeichniß elektriſcher Maſchinen und Inſtrumente, die bey Herrn Joh. Conrad Gütle zu Nürnberg verfertigt werden. Den Louisd'or zu 5 rthlr.

1) Cantons Taſchenmaſchine,	1 rthlr. 12 gr.
2) Elektriſche Sackmaſchine,	1 rthlr. 12 gr.
3) Maſchinen Etuis dazu,	2 rthlr. 4 gr.

4) Elektriſche Verſuche: 1) Glockenſpiel; 2) Einrichtung zum Tanz, Bienenſchwarm, Windwirbel, ſamt

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52319-X
REICHARD,H.A.O. FN. 17588/025

Zugehör; 3) Blitztafel; 4) ein Buchſtabe im Blitz; 5) die feurige Schlange; 6) der Blitz; 7) der Jäger, oder zwey aufeinander feuernde Soldaten; 8) die Kanone; 9) die Blitzlinie; 10) ein kleines Donnerhaus, die Wirkung der Ableiter zu zeigen; 11) eine Piſtole zu brennbarer Luft; 12) ein Luftthurm; 13) zwey Elektrometer, 2 rthlr. 15 gr.

5) **Elektriſcher Apparat im Kleinen,** 4 rthlr.

6) Die dazu gehörige **Verſuche**, nebſt dem Zubehör zu den Staubfiguren, allerley Erſcheinungen auf gefrornen Fenſterſcheiben nachzumachen, 5 rthlr.

7) **Ein größerer Apparat.** Die Kugel, bis 8 Zoll im Durchmeſſer, 12 rthlr.

8) **Verſuche** dazu: 1) Ladungsflaſche; 2) Ladungstafel; 3) Frankliniſches Zaubergemälde; 4) Blitztafel; 5) Funkenleiter auf Glas; 6) Name auf Glas; 7) der Jäger; 8) ein Schlangenrohr; 9) eine Blitzſchlange; 10) ein Blitz auf Glas; 11) Iſolirſtativ; 12) Einrichtung, brennbare Luft zu machen; 13) elektriſches Licht, Bienenſchwarm, Windwirbel, feuriger Regen, Sönnchen ꝛc. mit Zubehör; 14) Glockenſpiel; 15) Wolkenverbindung; 16) Spinne; 17) Luftpiſtole; 18) Luftthurm; 19) ein Thurm, der in Brand geſteckt werden kann; 20) Flugrad; 21) ein kleines Donnerhaus mit ſpitzigen und ſtumpfen Ableiter; 22) Zubehör zu Staubfiguren, 15 rthlr.

Mit dieſem Apparat laſſen ſich wohl noch mehr als 100 Verſuche machen. Er iſt für Schulen und Privatlehrer hauptſächlich beſtimmt.

9) Elektriſcher Apparat zum **Elektrophor**, mit allem, was unter Nro. 8. beſchrieben iſt. Der Elektrophor ſelbſt hat 18 Zoll im Durchmeſſer, 5 rthlr.

10) **Große Apparate zur Elektricität**, einzeln und im Ganzen, von 100 bis 600 rthlr.

11) Eine große Cilindermaſchine von Glas, 50 rthlr.

12) Der=

12)	Dergleichen geringere mit Zubehör,	4, 12, 20 bis 36 rthlr.
13)	Glaskugelmaſchinen,	4, 8, 18, 45 rthlr.
14)	Scheibenmaſchinen mit 1 und 2 Scheiben,	6 bis 66 rthlr.
15)	Lichtenbergiſche Cilindermaſchine von Wollenzeug mit meſſingenem Reiber,	36 rthlr.
16)	Dergleichen von lakirten Seidenzeug,	40 rthlr.
17)	Elektrophor, von 8 Zoll bis 6 Schuh im Durchmeſſer,	1 bis 50 rthlr.
18)	Der Zauberwürfel. Die geworfene Zahl wird durch das elektriſche Feuer vorgeſtellt, lakirt,	7 rthlr. 12 gr.
19)	Die Rechnungsmaſchine. Eine gewählte in einem Käſtchen verſchloſſene Zahl wird durch das elektriſche Feuer nach allen 4 Specibus verändert,	10 rthlr.
20)	Die elektriſche Lotterie,	10 rthlr.
21)	Die Zauberkarten,	12 rthlr. 12 gr.
22)	Die Zauberräthſel. Achzehn Räthſel werden auf dem elektriſchen Spiegel aufgelöſet,	12 rthlr. 12 gr.
23)	Das Zauberquodlibet, [illegible] auf 16 Tafeln,	10 rthlr.
24)	Die Zauberuhr,	12 rthlr. 12 gr.
25)	Die Farbentafel,	7 rthlr. 12 gr.
26)	Die Geldbüchſe,	10 rthlr.
27)	Elektriſcher Univerſalzaubertiſch, wo dieſe und ähnliche Beluſtigungen vereinigt ſind,	75 rthlr.

Verzeichniß der elektriſchen Maſchinen und Geräthſchaften, die bey Herrn Valentin Korch zu Frankenthal verkauft werden. Den Louisd'or zu 9 Fl. Rheinl.

1)	Elektriſirmaſchinen mit Kugeln, 10, 11, 12 Zoll im Durchmeſſer, nebſt Apparat,	26, 33 und 44 Fl.
2)	Cilinderförmige,	11, 12 und 20 Fl.
3)	Schreibmaſchinen,	50, 100 bis 550 Fl.
4)	Elektrophor,	5, 10 bis 15 Fl.

5) Verſtärkungsgläſer, der Quadratzoll zu [illegible] Kr.
6) Die elektriſche Zaubertafel, 1 Fl. 24 Kr.
7) Die Nonne, die Spinne, der Zauberſchlag, jedes 3 Fl.
8) Der Jäger, 5 Fl.
9) Elektriſche und brennbare Luftbatterie, mit vier oder mehr gläſernen Piſtolen, 12 bis 15 Fl.
10) Elektriſche Spazierſtöcke, nach Sigaud de la Fond, 5 Fl. 30 Kr.
11) Elektriſcher Strauß, 1 Fl. 30 Kr.
12) Das elektriſche Gemälde, welches, wo es berührt wird, ſeine Farbe verändert, 2, 3, 4 Fl.
13) Die elektriſche Lampe, 9 Fl.
14) Das elektriſche Donnerhaus mit einem Wetterleiter, 2 bis 3 Fl.
15) Würfelquadrant in Glas oder Karten eingefaßt, um zu zeigen, wie der Bliz die Metalle im Verborgenen anſucht, 12 Fl.
15) Der elektriſche Tanz, 1 Fl. [illegible] Kr. 2 Fl.
17) Der elektriſche Springbrunnen, 24, 30 Kr. 1 Fl.
18) Der Condenſator, nach Volta von Como, 6, 7 bis 11 Fl.
19) Ein Haus mit einem Schornſtein, um zu zeigen, wie ſehr es in Gefahr ſtehe, wenn zur Zeit eines Gewitters Rauch emporſteigt, 3 bis 4 Fl.
20) Eine Drachenmaſchine, nebſt einer mit Metallfaden durchwürkten Schnur, 1500 Schuh lang, 25 Fl.
21) Iſolirſtuhl und Betlade für Patienten, 8 bis 9 Fl.
22) Elektricitätszeiger oder ſogenannter Blizfänger, nachdem der Bau iſt, 180, 250 bis 300 Fl.
23) Blizableiter, nach der Lage, Höhe und Länge des Gebäudes u. ſ. w.

J. G. Schmidt

[illegible] Contoriſt, oder neueſte und gegenwärtige Zei- [illegible] Münz-, Maaß- und Gewichtsverfaſſung aller Länder und Handelsſtädte. Erſter Theil, welcher die [illegible] Münz- [illegible] enthält [illegible] [illegible] [illegible] Berlin, bey Decker, 1791. [illegible] in gr. 4.

Der Herr Verfaſſer, welcher bereits [illegible] durch ſeinen [illegible] Taſchenbuche [illegible] Handbuch zur Münz- und Gewichtskunde, [illegible] in das Handlungswiſſenſchaft [illegible] ſchlagenden [illegible] rühmlichſt bekannt iſt, hat ſich durch gegenwärtiges Werk, welches nicht nur für eigentliche Kaufleute [illegible], ſondern auch für jeden Geſchäftsmann unentbehrlich iſt, ein neues Verdienſt erworben, welches ihm um ſo [illegible] zuzuſchreiben iſt, da der [illegible] des ſelben Artikel [illegible] die [illegible] Verfaſſung dieſer Länder [illegible] ſind, und die italiäniſchen Artikel [illegible] und aller andern deutſchen Schriften dieſer Art [illegible] Verbeſſerung erfordern, auch die inſonderheit ſeit [illegible] Jahren im Münzweſen vorgefallenen Veränderungen [illegible] daß die aus [illegible] keine Anwendung mehr leiden. Die Lage, worin der Herr Haupt- [illegible] Buchhalter Gerhardt ſich befindet, und der [illegible] die er auf Correſpondenz [illegible] ſolches in ſeiner Art [illegible] von welchem jetzt der erſte Theil [illegible] in demſelben [illegible] Münzverfaſſung der [illegible] Länder [illegible] und davon [illegible] Nachricht [illegible] können, [illegible] der Münzverfaſſung der [illegible] und [illegible] der in jedem Lande oder Orte [illegible] Rechnungsmünzen und ihres Werthes, ferner der [illegible] gewöhnlichen wirklichen Landes- oder [illegible] Vergleichung der daſelbſt vorkommenden [illegible] fremden Münzſorten, wie auch der Münzen, [illegible] oder Wechſelbriefe [illegible] die Geſchichte der öffentlichen Banken [illegible] und andern Hauptanſtalten, vornehmlich auf [illegible] und [illegible] Wechſel und [illegible] Einfluß hat, [illegible] die merkwürdigſten [illegible] Anſtalten [illegible] jedem Orte. [illegible]

[illegible]

[illegible]
Werke, welche auf vorgedachte [illegible]
in Nachrichten von Eintheilung [illegible]
Vergleichungen der Längen-, Flächen- [illegible]
ſichen. Bey dem [illegible]
ges, Jahrs auf ſeine [illegible]
Ellen, Fuß, Zoll, [illegible]
ſtimmt. Die [illegible] verſchieden[illegible]
Maaße trockener Waaren von [illegible]
flüſſigen Dingen von Wein, [illegible]
Orte oder Lande dieſes Werks [illegible]
[illegible] zu einander mehrentheils in [illegible]
ſehung ihrer Größe oder ihres [illegible]
Zollen, [illegible] allgemeinen Werk [illegible]
ſen, angegeben worden. [illegible]
[illegible] Maaße [illegible] Berliner [illegible]
Pariſer Zollſtaab, die Maaße [illegible]
Berliner [illegible] und Pariſer [illegible]
werden, [illegible] dann ein leichtes [illegible]
denen [illegible] Zollen in [illegible]
[illegible] Verhältniſſe zu verſetzen [illegible]
und Orte, ſind der dritte [illegible]
cher Nachrichten von Eintheilung, [illegible]
Vergleichung der Handels-, Gold-, [illegible]
[illegible]
[illegible]
Münz-, Maaß- und Gewichtsverfaſſ[illegible]
von [illegible] Städten oder Dingen [illegible]
dergleichen beygefügt, welche aber [illegible]
ſonſt gehörigen Orten, unter dem [illegible]
allemal angegeben worden ſind. [illegible]
wärtigen Cantorſchen [illegible] welcher [illegible]
Theile die übrige [illegible]halb [illegible]
Maaß- und Gewichtsverfaſſung [illegible]
vollſtändiger [illegible] Münz- und Gewi[illegible]
ten, davon die Münztafeln [illegible]
jetzige und ehemalige Münzweſen [illegible]
kleiner ſeyn werden. Zum Vortheil [illegible]
nützliche Werk anſchaffen wollen, [illegible]
beyden Theile des Werks [illegible] für [illegible]
dergeſtalt, daß bey Empfang des erſten [illegible]
und für den zweyten Theil, welcher [illegible]
wird, 2 Rthlr. bezahlt werden. Nach [illegible]
unter dem gewöhnlichen Ladenpreis von [illegible]

No. 3.

Olla Potrida

1791.

Drittes Stück.

Berlin

[illegible]

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Inhalt.

Gedichte.

Auszüge.
- Turin; aus den Briefen eines [illegible] Schweizers.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.
1. Ueberſchriften einiger [illegible] Frankreich.
2. [illegible] Hannom, J. M. [illegible] Meyers von Oberſtad, Raths und [illegible]
3. Begebenheiten, [illegible] des ehemaligen [illegible] Trappezunt.
4. Fortſetzung von den Skizzen einer Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt.

Naturgeſchichte.
- Anekdoten aus dem Thierreiche, lehrreich für das Menſchengeſchlecht.

Biographie.
- Florent Carton Dancourt.

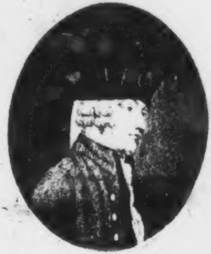
Roman.
- Fortſetzung der Geſtändniſſe des Grafen von **.

Miſcellanien.
1. Fortſetzung von den [illegible] über Rußland.
2. Ein modernes Phariſäer- oder Schriftgelehrten-Stückchen.
3. Fabeln.
4. Erinnerung.
5. An die Frau von R**.

Olla Potrida.

1791.

Drittes Stück.



John Howard

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

J. F. Schändr.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

I.

Gedichte.

1.

Wiederſehn und Trennung.

An Sophie, meine geliebte Schweſter. *)

Helmſtädt, am 30ſten Junius 1788.

Deinen Thränen, Deinem Arm entriſſen,
Hat mein Schmerz den jungen Tag geweckt,
Der auf fremder Flur mit heißen Küſſen
Deine thränennaſſe Wange deckt.

Sehnend ſucht mein Blick Dich auf der Haide,
Jammernd ſchall't Dein Name in das Thal:
Nirgend find' ich Dich in Deinem Leide,
Nur vom Felſen ſpricht der Wiederhall!

---

*) **Joh. Sophie Frieder. Katharina**, meine ältere Schweſter, war ſeit ihrem **ſiebenten** Jahre bey einem Bruder meines Vaters, dem Kammerrath **Reinhard** in **Ratzeburg** erzogen, und iſt ſeit 1786 an den Paſtor **Fick** zu **Stapel** im Lauenburgiſchen verheiratet. Am **eilften Junius** 1788 ſah ich ſie nach eilf Jahren in meinem väterlichen Hauſe zum erſtenmal wieder. Unſre Mutter ſtarb ſchon 1784, in ihrem 38ſten Jahre. Bey der Abreiſe meiner Schweſter entſtand dies Gedicht, zu deſſen Verſtändniß eine Anmerkung nöthig war. R.

Schweigt ihr Stimmen von den Bergen, höret
Lauſchend meine Klagetöne zu;
Ehret meiner Liebe Schmerzen, ſtöret
Nicht die Grabeslieder meiner Ruh!

Sieben Lenze ſah'n Dein Unſchuldleben,
Grüßten Dich im mütterlichen Schooß,
Ach! da wandteſt Du Dich ſchon mit Beben
Aus den Armen Deiner Lieben loß!

Eilfmal hörten wir ſeitdem die Lieder,
Die der May auf unſrer Flur gebar,
Eilfmal ſank das Laub am Bache nieder,
Der der Zeuge meiner Thränen war

All' der Thränen, ach! um Dich vergoſſen,
All' der Klagen, die, von Dir getrennt,
In die Saiten meiner Harfe floſſen,
Die nur Wehgefühl und Jammer kennt! —

Wie der Troſt von eines Engels Munde
Iſt der Traum vom Wiederſehen ſchön:
Ha! wann kommſt du, hergeweinte Stunde,
Rein und ſchön verklärt im Wiederſehn? —

Endlich kam ſie; ihres Kommens freute
Hoch ſich jeder Pulsſchlag der Natur,
Jeder Sänger, jedes Blümchen weihte
Dieſen Tag zum feſtlichſten der Flur!

Ihm will ich vor allen ſchönen Tagen,
Wenn er wiederkehret, Blumen ſtreun,
Er ſoll, unentweih't von düſtern Klagen,
Schön und groß in meinen Liedern ſeyn!

Was Dein Buſen einſt mit Thränen mißte —
Unſrer erſten Jugendſpiele Glück,
Dieſe väterliche Hütte — grüßte
Nun Dein Herz mit freudenaſſem Blick! — —

Aber reicht das Schickſal guten Seelen
Nie den Freudenbecher ungetrübt?

Mußte unter uns die Eine fehlen,
Welche Dich ſo rein und treu geliebt?

Mußteſt Du im Duft der Blumen weinen,
Die ums Grab der beſten Mutter ſtehn?
Konnte nicht die Theure auch die reinen
Seligkeiten Deiner Rückkehr ſehn?

War ſie unwerth unſrer Freudenlieder,
Unſres Glücks — ſo zärtlich und ſo ſchön
Dich, als Gattin und als Mutter, wieder
In des beſten Gatten Arm zu ſehn?

Doch — ich ſchweige; ſüßer Friede ſchwebe
Um der Guten heil'gen Schlummerort,
Und im Herzen aller Edlen lebe
Sie als Urbild jeder Tugend fort! — —

Unſre reinſten Erdenfreuden fliehen
Wie ein Roſenhauch durch Frühlingsgrün,
Früh erſtickt von unſern Thränen, blühen
Unſre ſchönſten Lebensblumen hin!

Nach dem Glück von wenig frohen Tagen —
Schön im traulichſten Beyſammenſeyn —
Steh' ich einſam hier mit meinen Klagen,
An den öden Fels gelehnt — allein!

Aber ewig ſchwebt das Bild der Stunden —
Die, im reinſten Zärtlichkeitsgenuß,
Wie ein Traum der Meyennacht verſchwunden —
Meiner Seele vor als Genius!

Die ich mehr als meine Ruhe liebe,
Theure meiner Seele — lebe wohl!
Denke meiner, wenn der Himmel trübe
Ueber meinen Schmerzen hängen ſoll!!

Karl Reinhard.

2.

An meinen Bruder.

Im Februar 1791.

So ſoll ich Dich denn endlich wieder ſehn,
So kehrſt Du denn zurück aus jenen Landen
Wo früh die Künſte Schutz und Freunde fanden
Und Tiburs Landſchaft dünkt Dir nicht mehr ſchön.
O flieh' das Land, wo jetzt nur Knechtſchaft thront,
Es lockt gleich einer lächelnden Sirene,
Wie viele täuſchten ihre ſanften Töne,
Die ſie mit Falſchheit nur belohnt.

Dort folgt dem Scharfſinn oft die Sklaverey,
Des Denkers Kühnheit muß im Kerker büßen,
Und der Verſtand liegt zu der Dummheit Füßen,
Da denken wenige, da redet niemand frey.
Einſt herrſchte dort, mit jeder Kunſt vereint,
Die Wiſſenſchaft, ſie zeugte ſtolze Söhne,
Jetzt birgt ſie ſich, daß man ſie nicht verhöhne,
In Klauſen, wo ſie nur den Gram verweint.

In Deutſchland herrſchte ſonſt nur Barbarey,
Jetzt aber wohnt auf ſeinen ſtillen Fluren
Ein ſanftes Volk, das ſammlete die Spuren
Von fremder Kunſt, und athmet kühn und frey,
O komm zurück! und laß das ſchnöde Land,
Gewiß genießt Du hier, was dort Du nicht gefunden,
Des Lebens Glück in langen frohen Stunden,
An eines treuen Freundes Hand.

F. A. A. Meyer.

3.

An A....

Sieh' den Bach durch grüne Fluren rinnen,
Wo noch Schnee vor wenig Tagen war,
Bald wird auch der junge Lenz beginnen,
Schon entfaltet ſich der Wälder Haar.

Aber käm' er auch in voller Schöne,
Und begleitet noch von neuer Pracht,
O ſo hätte doch die Wunderſcene
Traurig mich und ſehnſuchtsvoll gemacht.

Ach Du weißt es, wer in vor'gen Zeiten
Stets mit mir der Frühlingspracht genoß,
Was wir uns ſo ſanft und herzlich freuten,
Und wie dieſe Zeit ſo ſchnell verfloß.

Wie mir dann von allen jenen Stunden
Nur der Sehnſucht trübe Stunde blieb,
Wo das, was ich einſt mit Dir empfunden,
Die Erinnrung ins Gedächtniß ſchrieb.

O ſie wird, ſie muß noch wiederkehren,
Jene Zeit, mit Dir ſo froh verlebt;
Nichts kann ihr Gedächtniß je zerſtöhren,
Da Dein Bild beſtändig mich umſchwebt.

F. A. A. Meyer.

4.

Frühlingslied eines Bauerknaben.

Sonſt brachte der Frühling der Freuden mir viel,
Ich ſprang über Gräben und ſchoß nach dem Ziel,
Ritt kühn am Pfingſtmontag die Kränze herab,
Und ſchnitzt' mir aus Hag'dorn wohl Rechen und Stab.

Doch ach! ſeit der Kirmeß iſt alles vorbey,
Da ſah' ich noch Lieſen ſo munter und frey,
Gleich ſchlug ich mein Auge von ihr auf das Gras,
Doch merkt' ich ſchnell unter dem Bruſtlatze was.

Des grämt' ich mich nimmer, es konnte vergehn,
Auch konnt' ich es Lieſen grad'aus nur geſtehn,
Doch ward ich ſo blöde, ſonſt war ich ſo frey,
Und ſeh' auf den Boden, geht Lieſe vorbey.

Jetzt bin ich ſo traurig, und weiß nicht warum,
Sonſt lärmt' ich beſtändig, jetzt bin ich faſt ſtumm;
Oft muß ich gar weinen und bin dann ſo wohl,
Da meinen die Brüder ich würde noch toll.

Das hat gute Wege, ſorgt da nur nicht für,
Auch iſt jetzt der Frühling ja ſchon vor der Thür,
Da red' ich mit Lieſen und ſchneid' ihr das Gras,
Die frag' ich was mir unterm Bruſtlatz wohl ſaß.

II.

Auszüge.

Turin: aus den Briefen eines reiſenden Schweizers.

Die erſte Entree von Turin hatte für mich, als für einen Neuling in großen und gar volkreichen Städten, etwas ungemein Auffallendes. Gleich von dem Thor weg rollt der Wagen durch eine der ſchönſten Straßen der Stadt; und ſchon an den bloßen Anblick dieſer Straße, wenn ſie auch nicht durch Menſchen belebt wäre, vergnügt ſich das Auge ungemein, das bisher immer zwiſchen den Schlangenpfaden enger und finſtrer Gaſſen umſonſt nach Symmetrie und Schönheit gehaſcht hat. Was das für einen angenehmen und wirklich blendenden Eindruck macht, aus der ſchönen Lindenallee, durch die man ſo lange gefahren iſt, daß es einem bald zur Gewohnheit geworden wäre, ordentlich zuſammengereihte Bäume zur Seite zu haben, ſich dann auf einmal zwiſchen zwey Zeilen wohlgebauter und größtentheils prächtiger Häuſer von gleicher Höhe verſetzt zu ſehn, zwiſchen deren ununterbrochener und ſchnurgrader Reihe ſich, auf beiden Seiten eines Armes von fließendem Waſſer, der die Mitte einnimmt, eine gut gepflaſterte Straße hindurchzieht. Sie iſt nicht von ſolcher Länge, daß man das Ende nur mit Mühe vor ſich ſehen ſollte; aber doch fand ich, auch darüber freilich an einen ſehr kleinen Maaßſtab gewöhnt, die Entfernung ziemlich beträchtlich, aus welcher mir, von den letzten Stralen der ſinkenden Sonne beleuchtet, die hohen Fenſter des königl.

Schloſſes entgegen ſchimmerten, welches die Straße zu begränzen ſcheint, indem es dieſelbe eigentlich nur in zwey Theile abſondert. Und nun dieſe Straße auf die Art belebt zu ſehn, wie ſie es damals war, gewährte mir ein ſehr unterhaltendes Schauſpiel. Der Tag war, wie ſchon geſagt, ſehr weit vorgerückt; und, wie man weiß, ſo ſind es nicht die frühen Morgenſtunden, ſondern die letzten Stunden des ſpäten Abends und der Nacht, welche den Italiäniſchen Städten Munterkeit und Leben geben. Der Abend ruft Damen und Kavaliers aus der Tiefe ihrer Palläſte hervor. Die letzte Stunde des Tages ruft den Offizier, den Abbate und den Stutzer, der ein Müßiggänger iſt, ohne es in einem beſtimmten Stande zu ſeyn, zu ſeinen Unternehmungen auf. Um dieſe Zeit muß ſeine Toilette fertig ſeyn, damit er ſeine Donna bedienen, und ſie auf Promenaden, in die Schauſpiele u. ſ. w. begleiten könne. Der einbrechenden Nacht öfnen ſich die doppelten Flügel aller Remieſenthüren; und ſelbſt die junge unverheyrathete Signora, welche die Welt bis dahin nur aus dem Kloſter kennt, und welcher manche Gegenſtände ſo neu ſind, als dem Blindgebornen, der zum erſtenmal um ſich her Licht ſieht — ſelbſt dieſe lockt, unter der Begleitung der ſie bewachenden Vecchia Donna, die untergehende Sonne auf den Balkon ihres Hauſes, oder wenigſtens ans Fenſter. Da wimmelt es denn in der ganzen Straße von Leuten jedes Standes und Geſchlechts, deren dichte Schaar alle Augenblicke die durch ſie hineilenden Wagen zertheilen. Mönche, ſchwarz, weiß und geſtreift, Offiziere in mannigfaltigen Uniformen und Ordensbändern, oft ſicherere Beweiſe des Adels und Alters, als der Verdienſte; Kavaliers, Abbati, Damen, Schaaren von bunten Livreen u. ſ. f., das alles zieht ſich da in glänzender Unordnung durcheinander; und das Auge, das, von dem langen Anblick dieſer überhäuften Menge von Gegenſtänden ermüdet, ſich dem Gewimmel ein wenig entziehn und in der Höhe Ruhe ſuchen will, begegnet, ſtatt Erholung zu finden, auf dem Balken des nächſten Hauſes einer ſchönen Signora, die eben ihre lebhaften Blicke auf die Vorübergehenden herabſenkt, und deren feuriges Augenpaar bisweilen eben in gerader Linie mit dem unſrigen zu ſtehen kömmt, welches ſich bald ſchüchtern zurückzieht, um ruhiger auf einem Trupp wohlgemäſteter Diener des Altars zu weilen. Die Balkons an den Häuſern ſind hier ſehr gewöhnlich; faſt jedes erſte und zweyte Stockwerk hat einen derſelben; und alle Damen, welche dieſelben betreten wollen, ſind eben ſo gut angezogen, aufgeſetzt und geſchmückt, als für Aſſembleen und Schauſpiele; ſo daß eine Schöne, die im Neglige ſich am Abend auf den Balkon poſtieren, oder auch nur in dieſem Zuſtande am Fenſter liegen ſollte, eben ſo ausgezeichnet ſeyn würde, als der Affe unter den Vögeln, wie das Sprüchwort ſagt, oder vielleicht viceverſo ſagen wollte. Und dieſe Sitte, ſich nicht anders als ſehr geputzt den Augen des Publikums, ſelbſt in einer beträchtlichen Entfernung, darzulegen, beobachtet nicht nur die Dame von Adel, und das Fräulein vom Stande, ſondern auch die Mittelklaſſe von Weibern; und eine große Anzahl der Geringern ahmen ihr treulich nach. Selbſt das Weib und die Töchter des ärmern Künſtlers und Handwerkers macht auf das Recht, vor den Augen der Welt als ſchön zu erſcheinen, ſtarke Anſprüche, und läßt ſich wohl gar viel Nothwendiges mangeln, nur um gut aufgeſetzt in einem ſchönen Hute und mit großen Ohrgehängen am Abend ſich ans Fenſter legen zu können. So daß es wohl ſeinen Grund haben mag, wenn man verſichert, daß eine große Anzahl von den Damen, welche wie Königinnen ausſehen, wann nur Kopf, Hals und Arme von ihnen zu ſehen ſind, für Bettelweiber paſſieren würden, wenn ſie es wagten, ſtatt der obern Theile ihres Anzugs, diejenigen den Augen des Publikums vorzulegen, welche die Mauer unter dem Fenſter verborgen hält. — Die glänzenden Ideen von Pracht, Reichthum und Größe, welche unter dieſem erſten Einzug in die Stadt bey mir entſtanden waren, verminderten ſich um ein beträchtliches beym Abſteigen in der Herberge. Hier waren unten im Hofe eine Menge armer und elender Leute, und überhaupt Menſchen von der unterſten Klaſſe beiſammen, welche die Freigebigkeit des Gaſtwirths hier verſammelt hatte, der zu gewiſſen feſtgeſetzten Zeiten, und unter andern gerade heute, einem großen Marienbilde zu Ehren, welches den Vorhof ſeines Pallaſtes ſchmückt, und vielleicht in der Menge begüterter Fremden, die es ihm zuführt, ſeine Wunderkraft zeigen ſoll, eine ſchwarze Brühe, wozu mir wenigſtens mehr als ein ſpartaniſcher Appetit nothwendig ſchien, unter ſie austheilte. Ich hatte Mühe, mich nur bis zu unſerm Wagen, durch dieſe Schaaren Armer, Kranker und Elender hindurch zu drängen, welche mit dem jämmerlichen Ausſehn und mit noch jämmerlichern Geberden, durch allerley Bewegungsgründe, am allernatürlichſten durch den Anblick derſelben, einem Schweitzer einen Theil ſeiner Baarſchaft aus der Taſche ſpielten; für den, wenn er gleich in ſeinem Vaterlande hin und wieder Wohnſitze der Noth und der Armuth gekannt hatte, gleichwohl ein ſolches Schauſpiel neu war, und den der Anblick ſo vielen und ſo drückenden Elends ungemein rührte. Um der lieben Mutter Gotten Willen, ein Allmoſen, mein Herr! rief ein Lahmer an zwey Krücken; ein andrer flehte mit den Augen um eine Gabe, und hielt den Hut im Munde, weil die Arme ihm fehlten; und von einer andern Seite her tappte ein Blinder mit wankendem Tritte dem Orte zu, woher er einmal ein: Gott vergelt es Ihnen! erſchallen gehört hatte. Und die guten Leute mußten, wann wir auch nicht vom Winde, dem wir mit der Poſt entgegenfuhren, über und über mit Staub bedeckt geweſen wären, wohl ſchon daraus, daß wir einigen von ihnen etwas ſchenkten, merken, daß wir Fremde waren, und noch ſelten oder gar nicht ſo viel Elende beyſammen geſehen hatten. Denn der **Turineſer**, der ſolche Scenen täglich und faſt in allen Straßen ſeiner zierlichen Vaterſtadt vor ſich ſieht, gewöhnt ſich zuletzt daran, wie an andre Gegenſtände, die er täglich vor Augen hat. Er ſieht einen Pallaſt, bey welchem ſeine Straße ihn täglich vorbey führt, mit eben ſo gleichgültigen Augen an, als den Armen, der halb nackt und ausgehungert an deſſelben Schwelle liegt. Er weicht dem Elenden, der den ganzen Tag am Wege liegt, aus, wie einem Stein, vor welchem er ſich in Acht nehmen muß, um nicht über denſelben hinzuſtolpern, und betrachtet dieſe Leute als eine nothwendige Verunzierung ſeiner prächtigen Stadt. Ich ſah' während acht Tagen, die ich in **Turin** zubrachte (und gab wohl darauf Achtung), keinen vornehmen oder vielmehr keinen recht gut gekleideten Einwohner einem Armen ein Allmoſen geben; wohl aber ſah' ich oft den ſchnellen Schritt eines Fremden, der auch hier, wie überall, ſich leicht von den Eingebornen unterſcheiden läßt, bei dem Anblick eines ſolchen Nothleidenden ſich auf eine Weile unterbrechen; oder auch Leute, die ihr äußeres Anſehen ebenfalls zur unterſten Klaſſe geſetzt hätte, ſich über einen noch höhern Grad des Elends mit einer kleinen Gabe erbarmen. — Bey dem Wagen fanden wir dann wieder ein Gedränge von andrer Art; nämlich von Leuten, welche bey der leichten Mühe ihr Brod ſuchen, den angekommenen Fremden ihr Gepäcke für einen übermäßigen Preis von der Gaſſe ins Zimmer zu tragen. Und dieſer ſind ſo viele, und alle ſo heißhungerig, und jeder ſo neidiſch auf den andern, daß man mit großer Standhaftigkeit darauf halten muß, ſchlechterdings nichts von ſeinen Habſeeligkeiten berühren zu laſſen, bis man ſowohl um den Preis des Heraufstragens, als wegen der Zahl der Perſonen, welche dazu ſollen gebraucht

braucht werden, genau übereingekommen iſt, ſonſt reißt jeder ein Stück weg, frägt nach der Nummer des Zimmers, welches für den Fremden beſtimmt iſt, läuft demſelben zu, und hält ſeine Waare recht feſt, damit nicht etwa ein Mitgenoſſe ſeines Gewerbes ihm dieſelbe auf der Hälfte ſeines Weges entreiße. Vier Hände werden, wo nur immer eine Möglichkeit vorhanden iſt, und bisweilen auch da angebracht, wo es unmöglich ſcheint ſie gebrauchen zu können; dann aber für dieſe Dienſtfertigkeit ſo übermäßige und ungerechte Foderungen gemacht, daß Zänkereyen und Uneinigkeiten unvermeidlich ſind; wobey indeſſen der Fremde niemals zurechte kömmt.

Ich durchſtrich, eh' ich irgend etwas eigentlich zu beſehen gieng, die vornehmſten Straßen und Plätze der Stadt, um recht viele und Einwohner von allen Klaſſen und Ständen beyſammen zu erblicken. Und da gewährte mir beſonders der ſchöne Platz des Königl. Schloſſes und die Poſtſtraße ein ſehr unterhaltendes Schauſpiel, deren breite bedeckte Säulengänge bey ſchlechtem Wetter, oder wenn es außer der Stadt zu kühl iſt, zu Spatziergängen dienen. Wer die Straße von St. Honoré in Paris, und die Promenaden der Boulevards geſehen hat, dem müſſen freilich ſolche Oerter wenig belebt, wo nicht vollends öde und verlaſſen vorkommen. Wer aber nur ein Paar Wochen vorher zum erſtenmal ſeine kleine Mutterſtadt verlaſſen, und ſich dort auch bey den glänzendſten Feſtivitäten ſeine Begriffe von dem non plus ultra eines volkreichen Ortes abſtrahiert hat, der ſieht freilich alles das mit ganz andern Augen an. — Hier unterhält ein Mann mit einer Geige, deren muntere Töne ſeinen lauten Geſang begleiten, einen Haufen des müßigen Volkes und der unbeſchäftigten Soldaten, die in Menge alle Plätze beſetzen, und nach jedem nichtswürdigen Zeitvertreib haſchen. Er ſingt dem Volke, das mit geſpannter Aufmerkſamkeit, den Mund offen und die Arme ineinander geſchlungen, zuhört, ein ſchönes Lied von der Geſchichte der liebekranken Roſalinde, oder der Tochter des Türkiſchen Sultans, die von Seeräubern weggenommen wurde, vor; er untermiſcht, um ſeinen Vortrag nicht allzu einförmig werden zu laſſen, ſeine Arie mit langen Recitativen; erzählt uns in dieſem Tone was nur bloße Geſchichte iſt, kömmt aber bald wieder in das Arioſo, und zuletzt gar in die Arie zurück, wo ihm für rührende Abſchiedsworte, verliebte Klagen und Jammertöne über Unglück, jene Geſtalt des Vortrags weniger paſſend ſcheint. Dort erhebt ein andrer, auf einen Stein oder ein Stück Holz poſtirt, ſein Haupt über den Kreis des um ihn herſtehenden Volkes, und beluſtigt die Menge ohne Einmiſchung muſikaliſcher Töne mit der einfachen Erzählung einer Geſchichte oder eines Mährchens, welches er mit redneriſchen Geſten und einer lebhaften Deklamation vorträgt, und am Ende, wenn er findet, daß die Geſchichte recht vielen Eindruck auf ſeine Zuhörer gemacht hat, gedruckt um einen Pfennig dem Volke austheilt, und daſſelbe auf den folgenden Tag zu Anhörung einer noch weit intereſſanteren Geſchichte, die ſich erſt kürzlich zugetragen, einladet, und ſeine Bühne verläßt, oder wohl gar — davon trägt. Dieſes ſind Spektakel und Beluſtigungen für den müßigen Pöbel. Für den vornehmern Müſſiggänger iſt alle Abende vermittelſt zweyer Theater geſorgt, in welchen er für wenig Geld einen dritten Theil ſeiner Zeit (in ſo fern er nämlich gar nichts zu thun hat), die Stunden von halb vier Uhr des Abends bis Mitternacht hinbringen kann. — Dort hängen auf einem großen Tuche nach der Natur gemalt die Wunder des vielgeliebten Arlechino heraus, wie er ſie dieſen Abend in Geſellſchaft des ihm immer zur Seite ſtehenden Sign. Dottore von Bologna, des Pantalone und ſeines Bedienten des Brighello, verrichten wird. Schon das ſchöne Gemälde erfreut eine Schaar müßiger Abbati mit der Hofnung eines angenehmen Schauſpiels, das ihrem Zwerchſell eine heilſame Erſchütterung verſchaffen ſoll, Sie betrachten aufmerkſam die Herz und Seele erfreuenden Scenen, und erneuern ihren Vorſatz, Freund Harlekin am Abend wieder richtig das ihrige zu Erneuerung ſeines hölzernen Schwerdtes und buntſcheckichten Jäckchens beyzutragen. Die Arkaden der Straße zu beyden Seiten wimmeln von Leuten jedes Standes und Geſchlechts, die ſich da mit hin- und hergehen amüſieren. Auch die Damen, von ihren bunten und ſchwarzen Uniformen und Cavaliers in einem ſchönen Aufzuge begleitet, tragen nicht wenig zur Lebhaftigkeit dieſer bedeckten Gänge bey; um ſo viel mehr, da hier kein neidiſcher Schleyer ſittſamer Genueſerinnen das funkelnde Augenpaar verborgen hält. Durch die Mitte der Straße rollen beſtändig eine Menge prächtiger Equipagen, hinten mit Livreen vollgepfropft, ſo glänzend und nett, und ſchön geputzt, daß ſie die Ehre, welche ihre Beſitzer darin ſuchen, ihnen wohl in jedermanns Augen verſchaffen müſſen. So brillant übrigens dieſes bunte Gewimmel größtentheils wohlgekleideter Leute, und dieſer Schein von Reichthum in ſchönen Kleidungen, geſchmackvollen Equipagen, wohlgebildeten Pferden und ſchimmernden Livreen ausſieht, und beſonders für den ausſehen muß, dem dieſer und ähnliche Anblicke neu ſind, ſo habe ich doch auf meiner ganzen Reiſe nirgends zwiſchen Reichthum und Pracht ſo viel Jammer und Armuth hindurch ſchimmern geſehn, als in Turin; und keine Stadt, wo, wie hier, auf der Straße ganze Familien und Stämme von Elenden Tag und Nacht zerſtreut liegen, denen es an Arbeit, Nahrung, und zum Theil an der Fähigkeit ſelber zu arbeiten fehlt. Man gehet in dieſen prächtigen Straßen kaum zehn Schritte weit, ohne auf einen Menſchen von ſcheußlichem Ausſehn zu ſtoßen, der an der Straße ſteht oder liegt, und mit den kläglichſten Geberden, und leider nur zu oft nicht erzwungenen, ſondern durch Gewalt ausgepreßten Jammertönen, uns zu rühren ſucht. Da ſehn wir Menſchen, deren bloßer Anblick uns das Herz eben ſo ſehr, als der Gedanke durchſchneiden würde, wie ungeheuer viele ſeiner Mitmenſchen, die nur ſich ſelbſt als den wichtigen Mittelpunkt aller Dinge betrachten, ungerührt bey dieſem hohen Grad von menſchlichem Elend vorbeygehn. Hier legt einer, an den hohen Mauern eines prächtigen Pallaſtes gelagert, ein unnütz gewordenes Glied, oder den traurigen Reſt eines verlorenen, oder eine offene Wunde zur gräßlichen Schau dar, weil ihm die Gutherzigkeit ſeiner Nebengeſchöpfe überzeugendere Beweiſe als blos eine wörtliche Darſtellung zu erheiſchen ſcheint. Dort hat ein andrer, der wie todt der Länge nach auf der Straße liegt, die wenigen Lumpen, unter denen ſich ſein abgezehrter Körper umſonſt zu verſtecken ſuchen würde, abſichtlich noch weiter voneinander geriſſen, um deſto eher eine Empfindung des Mitleidens in den Herzen der Vorübergehenden zu erwecken. Man entſetzt ſich über den Anblick, und verſinkt in traurige Gedanken, indeſſen das klägliche Geſchrei eines Weibes mit einer Schaar hülfloſer hungriger Kinder uns wieder auf die kontraſtierenden Gegenſtände, die um uns her ſind, zurückruft. Es giebt gewiſſe Poſten in der Stadt (z. B. gewiſſe Kirchenthüren, gewiſſe Eingänge von Palläſten, und Ecken der frequentirteſten Kreutzſtraßen), welche dieſe Elenden in die Wette zu behaupten ſuchen, und wo ſie ihr beſtändiges Lager auch für die Nacht aufgeſchlagen haben. Einer ſtand und lag, während der acht Tage meines Aufenthalts in **Turin**; beſtändig an der Schwelle des Pallaſtes von Carignan. Er war an beiden Händen lahm und krank am kalten Fieber. Meine Miene mußte ihn nicht abgeſchreckt haben, mir ſeine Noth vorzulegen; und als er ſah, wie mein Blick lange an der hohen Steinmaſſe, in deren Schatten er lag, hängen blieb, ſo ſagte er, wie wenn er mir, als einem Fremden, zur Dankbarkeit für die kleine Gabe einige intereſſante Nachrichten geben wollte: Dies hohe Gebäude gehöre dem Prinzen von Carignan, und wer dieſer Fürſt ſey. „Er iſt ſehr ſchön, dieſer Pallaſt (ſagte er); ich aber habe nichts zu eſſen. Ich bin allezeit hier, vom Anbruch des Tages bis zum ſpäten Abend; denn hier gehen immer die meiſten Leute vorüber. Ich muß mein Brod von dem Mitleiden anderer Menſchen ſuchen; denn meine dürren Hände thun keinen Dienſt. Aber oft ſtehe ich einen halben Tag da, und flehe vergebens.“ Sein Fieberſchauer ergrif ihn, und er mußte ſich niederlegen. — Oft wenn man zur Zeit des Ave Maria, der Abendglocke, d. h. um vier und zwanzig nach Italiäniſcher Zeitrechnung, durch die Stadt geht, ſieht man einen ſolchen Elenden, bisweilen auch ganze Familien, die kleinen Abſchnitte von Holz, Stroh und andre ſolche Materialien, die hin und wieder auf der Straße zerſtreut liegen, ſorgfältig zuſammen nehmen, an die Mauer eines Pallaſtes hintragen, ſich ein Lager daraus bereiten, und ſo, unter freien Himmel, den Kopf auf einen Stein gelegt, den Schlaf ſuchen.

Um nun meine Reiſebeſchreibung durch Abwechſelung wenigſtens eine Zierde gewinnen zu laſſen, muß ich meine Leſer bitten, ſo viel mir auch über Turin ſelbſt zu ſagen noch übrig bleibt, mich jetzt nur für ein halbes Stündchen außer die Mauern dieſer Stadt zu begleiten, damit ſie, eben ſowohl als von ihr ſelbſt, auch von den ſchönen Gegenden rings umher einen Begrif erhalten. Und da iſt denn einer der intereſſanteſten Oerter in der Nachbarſchaft von Turin, den ich jedem Reiſenden, wenn er, auch mit Vorbeygehung eines der königlichen Luſtſchlöſſer, auf irgend eine

Weiſe einen halben Tag erübrigen kann, zu beſuchen rathen würde, die Superga, eine prächtige königliche Kirche auf einem hohen Berg, ungefähr zwey Stunden von der Stadt. Die Entfernung von dieſer letztern ſcheint viel weniger beträchtlich, und ich ſchätzte ſie höchſtens auf drey Viertelſtunden; daher mußte ich mich verwundern, als mein Lehnbedienter den Fuß des Berges als das non plus ultra ſeines heutigen Marſches ſtandhaft erklärte, und mir zugleich auf eine Art, daß ich ihn annehmen mußte, den Vorſchlag machte, er wolle, indeſſen ich den Berg beſteige, in einem der nahe gelegenen Gaſthöfe ſich auf meine Unkoſten ein Mittagmahl bereiten, und dabey geduldig meine Rückkunft erwarten. Bald aber fand ich, daß der Mann, wenn ihm ein langer und beſchwerlicher Weg zuwider war, wohl recht gut gethan hätte, ſich die Reiſe vom Halſe zu ſchaffen. Denn die Straße, welche ſo gemacht iſt, daß der König im Wagen die oberſte Höhe erreichen kann, zieht ſich in ſo vielen, für einen Fußgänger ſonſt überflüßigen Krümmungen um den Berg herum, daß er wirklich etwas Geduld brauchen würde, um an das ſich immer mehr zu entfernen ſcheinende Ende der Schneckenlinie zu gelangen, wenn nicht theils ſchöne Gegenden, die man hin und wieder antrift, theils eine Ausſicht, die mit jedem Schritt in die Höhe an Pracht und Ausdehnung gewinnt, es den Wandrer vergeſſen ließen, daß er der oberſten Höhe des Berges, und mit derſelben dem Gipfel ſeines Vergnügens, nur durch viele Krümmungen und Umwege zugeführt wird. Die Gegenden um Turin her ſind überhaupt unſtreitig ſehr anmuthig, und das Land auf der Ebene und den leichtern Anhöhen recht gut gebauet; aber die Natur zeigt ſich doch in minderer Pracht hier als in dem reizenden Etrurien; und auch die außerordentliche, oft Stunden weit, eigentlich gartenähnliche Kultur, und die eben ſo bewundernswürdige Fruchtbarkeit des Toſcaniſchen Bodens, würde man in **Piemont** (von welchem doch ein groſser Theil, und namentlich die Ebene, welche **Turin** trägt, unter die ſchönen Länder gehört) umſonſt ſuchen. Unter den Bergen um **Turin** her, finden ſich überhaupt noch ziemlich beträchtliche; und gerade wegen ihrer Höhe iſt ihr oberſtes Stockwerk meiſtens etwas unfruchtbar. So trift man auch, wenn man den Berg der **Superga** beſteigt, der ſein Haupt faſt über alle ſeine benachbarten Brüder emporhebt, hin und wieder auf ziemlich öde Parthieen, auf unfruchtbare Felſengründe und ſchlechte Gehölze, da hingegen die Ebene von **Florenz** meiſt von Hügeln begränzt wird, deren ſteilſter Abhang eben ſo regelmäßig bepflanzt und eben ſo fruchtbar iſt, als die ſchönen Flächen an ſeinem Fuße. Auf der Spitze des Berges ſteht, von allen Seiten frey, mit einem angebauten Stifte für eine gewiſſe Art von Domherren, zur Beſorgung des Gottesdienſts, eine prächtige Kirche. König **Victor Amadeus II.**, von den **Franzoſen** im Anfang dieſes Jahrhunderts in die Enge getrieben, und in ſeiner eignen Reſidenz belagert, that ein Gelübd, auf dieſem Berge eine Kirche zu bauen, wenn die **Franzoſen** würden genöthigt ſeyn, die Belagerung aufzuheben. Dies geſchah, und der König hielt — welches Könige ſonſt nicht immer thun, wenn ihr Beutel im Spiel iſt — ſein Wort; vielleicht aus wahrer Dankbarkeit — vielleicht in Rückſicht, daß es noch ein mächtigerer König ſey, dem er ſein Verſprechen gethan habe. Er errichtete alſo einen Tempel, welcher **Turin** ſelbſt auszuſchmücken verdiente, um ſo viel mehr, da unter ungefähr hundert Kirchen und Kapellen, die man in dieſer Stadt aufzählt, nur wenige von vorzüglicher Schönheit zu finden ſind. Am Eingange ziert denſelben ein hoher Porticus, mit großen Säulen von Karrariſchen Marmor. Ueber der Hauptfacade erheben ſich zwey Glockenthürme, und wenig weiter rückwärts zwiſchen dieſen beiden eine majeſtätiſche Kuppel, deren Höhe man auf 200 Fuß rechnet, und welche die Hauptzierde dieſes Gebäudes ausmacht. Die ganze Kirche iſt mit Marmor überzogen. Aber ſchöner und reizender als die Wände, Decken und Fußboden von Marmor, lieblicher ins Aug' fallend, als die Zierrathen von Alabaſter, die künſtlichen Vergoldungen, und die Basreliefs von weiſſem Marmor auf den Altären, iſt die Ausſicht, die ſich außer den geweiheten Mauern von allen Seiten dem Blicke darbietet. Hier athmet man faſt ſo frey als auf der Höhe eines Schweizergebürgs, und das Auge macht eben ſo kühne Reiſen auf den tiefliegenden Erdenplan als auf den Spitzen des **Gamors** oder der **Rigi**. Auf dieſer Höhe genießt man eine ausgebreitetere Ausſicht über die Hügel, Thäler und Berge von **Piemont**, als auf irgend einem andern Standpunkte. Oft ſcheint ein Hügel oder ein kleiner Berg das Aug' in ſeiner Reiſe aufzuhalten, und dem Horizont Gränzen ſetzen zu wollen; aber es zieht ſich an ſeinem Abhange hinauf, und erblickt jenſeits deſſelben wieder eine mit Dörfern und Städten beſetzte Ebene, eilt abermals über die Höhen weg, die ſie einſchließen, und ſieht noch einmal weiter. Auf der einen Seite beſonders erſtreckt ſich die Ausſicht in eine ſolche Entfernung, daß, nach glaubwürdigen Nachrichten, bey ganz hellem Wetter, der hohe Dom von **Mailand** der Punkt ſeyn ſoll, der den Blicken des erſtaunten Wanderers ſowohl, als der Ausſicht ſelbſt, die entfernteſten Gränzen ſetzt. Die ſchönſte Parthie des ganzen Proſpektes iſt aber unſtreitig die, welche auf der Seite von **Turin**, zunächſt am Fuße des Berges, ins Auge fällt. Hier erblickt man (wegen der Nähe eben nicht undeutlich) die große fruchtbare Ebene, in welcher die Hauptſtadt liegt, voll ſchöner Wieſen und vortreflicher Getraidefelder; vielleicht der ſchönſte Theil aller **Sardiniſchen** Beſitzungen. Der König der Italiäniſchen Flüſſe, der den Thälern des **Piemonts** ſo manchen Reitz leiht, belebt auch dieſe Fläche, und beſpühlt mit friedſamen Wellen dieſe ſchönen Gefilde, und zwiſchen denſelben die Gränzen der Hauptſtadt. Von einer andern Seite kömmt, ihre kargen Fluthen in ein engeres Bette zuſammen gedrängt, die **Dora**, ſich mit ihrem mächtigen Nachbar zu vereinigen, und in einer ſchätzenden Geſellſchaft ihre beſcheidenen Gewäſſer gegen die ausdörrende Hitze der Sommermonate zu ſichern. Mitten aus der Ebene erhebt ſich, mit allem Anſehn einer prächtigen Königsſtadt, **Turin**, von deren glänzenden Palläſten man auf der einen Seite einen breiten Strich eines dunkelen Grüns zwiſchen der helleren Farbe der aufkeimenden Saaten ſich in eine weite Entfernung zu einem andern glänzenden Pallaſte, einem Landaufenthalt des Königes, hinziehen ſieht. Es iſt der zehn Meilen lange, nach der Schnur angelegte, Lindengang, der von dem einen Ende der Stadt nach **Rivoli**, einem der königlichen Luſtſchlöſſer, führt, dergleichen mehrere ſich in verſchiedenen Theilen der Ebene aus den übrigen Gebäuden emporheben. So zeigt ſich, aus einer Entfernung von einigen Stunden, **la Venerie**, ein Schloß von großem Umfange, mit einem weitläuftigen Parke.[*] Nahe bei der Stadt, an einer kleinen Anhöhe, unweit von den Ufern des **Po**, ſtehe die **Vigne de la Reine**, der Lieblingsſitz der verſtorbenen Königin, mit einem ſehr anmuthigen Garten. Noch näher bey **Turin** das Luſtſchloß **Valentia**, mit einem ſchönen Quadrate von Lindenalleen, dem Lieblingsſpatziergange der **Turiner**; und auf einem entferntern Hügel **Montcallier**, ein königliches Jagdſchloß. Der Wanderer weilt mit unbeſchreiblichem Vergnügen auf allen dieſen Gegenſtänden. Begierig folgt ſein Auge auf dieſer Ebene, bis an ihre äußerſten Grenzen; aber wenn er zu weit ſehen will, ſtößt er im Hintergrunde plötzlich auf die Kette von Schneegebirgen, deren öde Höhen den armſeligen **Savojard** nicht wiſſen laſſen, wie ſchön **Piemont** iſt;

und dann entſteht in ihm ganz natürlich der Gedanke an die dornichten Pfade, die er einſt dort betreten mußte, um jetzt hier auf dieſen Blumenauen zu wandeln. In den Gebäuden der **Superga** iſt außer der Kirche ſelbſt, und den Geiſtlichen, welche, gegen gute leibliche Nahrung, täglich durch eine gewiſſe Anzahl Gebeter die Seelen ihrer verſtorbenen Regenten aus dem Purgatorio herauszubitten bemühet ſind, beſonders auch die Gruft merkwürdig, welche die Leiber der Perſonen vom königlichen Geblüte einſchließt; ein prächtiges, zum Theil unterirrdiſches Gewölbe, in welchem die königlichen Gebeine in glänzenden Grabmälern aufbewahrt werden. Das Ganze iſt aus Marmor und Alabaſter ſehr ſchön gearbeitet. Die Grabmäler ſchmücken ruhmvolle Innſchriften auf den Leib, der in ihnen modert; Statüen des Ruhms und der Ehre, Engel mit Poſaunen des Lobs, und die Siegesgöttin mit Lorbeern; denn die königlichen Inſignien von Krone, Scepter u. ſ. w. belehren den Fremdling bald, daß es nicht gewöhnliche, ſondern Menſchen von außerordentlicher Art ſind, wo jedes Land nur einige hervorbringt, zwiſchen deren koſtbaren Ruheſtätten er ſeine Schritte umherlenkt. Aber dann beſtätigen ihm zugleich die Zeichen von Tod und Verweſung die von allen Seiten ins Aug' fallen, die Schädel und Todtengebeine, die ſich oft gleich unter der glänzenden Königskrone aus dem weißen Marmor herausheben, die manchen ſo furchtbare Wahrheit, daß die eherne Pforte des ſtolzen Pallaſtes dem blaſſen Tod eben ſo durchdringlich ſey, als die dünne Holzwand vor des Armen niedrigen Hütte. Indeſſen helfen einige Lampen, deren ewiges Feuer zu erhalten den Prieſtern obliegt, und deren ſanfte Flamme die feierliche Stille nicht unterbricht, von welcher das ganze Gewölbe beherrſcht wird, dem duſtern Tageslicht nach, das von oben hineinfällt, und leihen ihm ihren Schimmer, die Innſchriften zu entziffern, deren Gold ihm aus dem ſchwarzen Marmor entgegenſtrahlt. Jeden Morgen kömmt ein Prieſter in die Gruft, um für das Seelenheil der hier Beigeſetzten eine Meſſe zu leſen; und der König ſelbſt, mit ſeiner ganzen Familie, verläßt alle Jahre einmal ſeinen Pallaſt, um in dieſem Heiligthum einen Tag dem Andenken an ſeine ſchon länger von dieſer Bühne abgetretenen Vorfahren, und beſonders an ſeine Gemahlin zu widmen, die im Jahre 1785 verſtorben iſt. Hier modern, unter andern Perſonen von der königlichen Familie, auch die Gebeine des Erbauers dieſer Kirche ihrer Auferſtehung entgegen; nicht im friedſamen Schooße der Erde, wie die der andern Sterblichen, ſondern in Marmor und Alabaſter eingeſchloſſen, weil ſie einem König gehörten.

III.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

I.

Liebſchaften einiger ältern Könige von Frankreich.

Wenn man Allem Glauben beymeſſen ſoll, was von Franz I. erzählt wird, ſo war niemand an ſeinem Hofe ſo ſchwach in der Liebe als er. Maria von England, die zweyte Gemahlin Ludwigs XII., eines Fürſten, der zwar

war 52 Jahre, aber weit hinfälliger war, als ſein Alter mit ſich brachte, gehörte unter ſeine erſten Liebſchaften. Damals war Franz nur Graf von Angouleme, und wahrſcheinlicher Kronerbe. Als er auf das erſte Rendezvous gieng, das ſie ihm gegeben hatte, traf er den Grignaux, einen Hofkavalier der Königin, an. Dieſer, der ihn ſo geputzt und in größerem Staate, als gewöhnlich erblickte, fragte ihn lächelnd, auf welche große Eroberung er ausginge? Franz vertraute ihm, welches gute Glück ihm bevorſtände. Grignaux runzelte die Stirne, und antwortete mit einem derben Fluche: „Was wollen Sie machen? „das iſt der unbeſonnenſte Jugendſtreich! Sie werden ſich „um die Krone bringen; und machen Sie der Königin „einen Dauphin, ſo wird ihr Sohn an Ihrer Stelle „regieren, und Sie werden ewig Graf von Angouleme „und Unterthan wie ich bleiben!“

Einige behaupten, daß er dieſem ſo richtigen und politiſchen Grunde nachgegeben habe; andre hingegen, und zwar die meiſten, ſagen, daß er ſich darüber weggeſetzt, und ſogar dem Grignaux geantwortet: „Ich will eben ſo gern meine Kinder, als mich ſelbſt regieren ſehn.“ Weil aber Grignaux zu gleicher Zeit Franz I. Mutter davon Nachricht gab, ſo beſuchte er die Königin nicht eher wieder als nach dem Tode des Königs. Nun ſtellte ſich die Wittwe wirklich ſchwanger, und es war nicht ihre Schuld, wenn ſie nicht mit einem Dauphin niederkam.

Aus einer Rede des Königs läßt ſich ſchließen, daß er von den Liebeshändeln ſeiner Gemahlin wußte, und daß er aus bloßer Furcht dem H. de la Trimuuille die bekannte Antwort ertheilte, als dieſe ſich über die Zügelloſigkeit und freyen Reden der Schüler der Univerſität und der Clercs der Bozoche beſchwerte. „Ich will, ſprach der König, die Mißbräuche rügen, welche an meinem Hofe vorgehn, weil die Beichtväter und andere Perſonen, die für weiſe und klug gelten, es nicht thun wollen. Nur ſollen ſie von meiner Gemahlin ſchweigen, denn ich verlange, daß die Ehre der Damen geſchont werde."

Bonnivet, wie **Brontosme** verſichert, hatte Franz I. von der entzückenden Schönheit der Signora Cleriæ erzählt, einer Mayländiſchen Dame, die ihres Gleichen nicht in gan[illegible]en hatte. Dieſes ſoll die Veranlaſſung zu dem Zug[illegible] die Alpen und der Eroberung Maylands geweſen ſeyn, [illegible] er nicht ſowohl unternahm, um Ruhm, als um das Herz eines Frauenzimmers zu erobern.

Zu **Tournelles**, im **Louvre**, und in den übrigen königlichen Palläſten, ließ er Zimmer für die Damen zurecht machen, welche ſich durch ihre Geburt, ihre Schönheit und anſehnlichen Hofämtern auszeichneten; damit er ſie zu jeder Stunde, und ohne Aergerniß zu geben, beſuchen könnte. Er hatte die Schlüſſel zu ihren Zimmern, und ging bey Nacht, und wenn es ihm einfiel, unangeklopſt und ungemeldet hinein. Wollten die Männer ihre Weiber dafür ſcheel anſehn, oder ihnen Vorwürfe machen, ſo wurde es ihnen ſogleich von Königswegen bey Lebensſtrafe verboten.

Man ſagt ſogar, als er bey Nacht zu einer ſehr ſchönen Dame gekommen ſey, und der Mann dieſer Dame ſie habe erſtechen wollen, ſo habe er ihm ſelbſt den Degen auf die Bruſt geſetzt, ihn aus dem Zimmer geſtoßen, ſeine Stelle eingenommen, und die Dame ſo gut als möglich für ihr gehabtes Schrecken getröſtet. Bey ſo guter Salvogarde thaten ſich ſowohl ſeine Geliebten, als die Geliebten ſeiner Freunde, keinen Zwang an, und lachten die Ehemänner aus. Dieſes gab Gelegenheit zu folgendem Quatrain:

Ne ſouffre à ta femme pour rien,
Mettre ſon pied deſſus le rien,
Le lendemain la fauſſe bête,
Le voudra mettre ſur ta tête.

Doch ließ unter ſeiner Regierung ein groſſer Prinz, der ohne Urſache eiferſüchtig war, ſeiner Gemahlin einen langſamwirkenden Gift beybringen, nachdem er zuvor einen ihrer Kavaliere, einen ſehr artigen jungen Mann, hatte umbringen laſſen. Er bediente ſich ſogar des häßlichen Ausdrucks: „das Opfer iſt ſchöner und angenehmer, wenn man den Bullen zuerſt und die Kuh zuletzt ſchlachtet.“

Ein anderer Ehemann ließ ſeine Frau vierzehn Tage lang alle Freyheit, aber als dieſe Zeit vorbey war, machte er ihr Vorſtellungen, daß ſie ihren Wandel ändern möchte, und an einem Morgen, aus Grille oder aus Verdacht, daß der König ihm Hörner aufgeſetzt hätte, that er plötzlich ſeiner Frau ſehr ſchön, und brachte ihr hierauf vier bis fünf Stöße mit dem Dolche bey. Er ließ ihr durch ſeine Leute vollends den Reſt geben, und ging am Hofe, wo er ſich öffentlich ſeiner That rühmte, und ſich dabey verlauten ließ, es thäte ihm leid, daß er es den Galanen der Verſtorbenen nicht eben ſo machen könnte, wenn es nicht zu gefährlich wäre.

Ein alter Mann gab ſeiner Frau ein langſames Gift, daß ſie ein ganzes Jahr durch ſiechen und kränkeln mußte, ehe ſie der Tod ablöſete. In dieſem Zuſtande beſuchte er ſie oft, und fand ſein Vergnügen daran, ſie zu verhöhnen.

Ein andrer, der noch älter und von noch vornehmern Stande war, ſchloß die ſeinige bey Waſſer und Brod ein, und von Zeit zu Zeit ließ er ſie nackend ausziehn, und ohne Rückſicht auf ihre Jugend und Schönheit mit Ruthen blutig peitſchen.

Was man jetzt leſen wird, iſt noch weit ärger. Ein Prinz brachte die Zeit mit ſeiner Mätreſſe in einem Zimmer im Erdgeſchoß, unter dem Zimmer ſeiner Gemahlin zu, und ſo oft er mit ihr der Liebe pflegte, klopfte er mit einer Pike an die Decke und rief: **Proſit Weib!** Sie, die durch ein ſolches Betragen auf das innigſte gekränkt wurde, beſchloß Gleiches mit Gleichem zu vergelten; aber ihr Gemahl drang in ihr Zimmer und tödtete ſie, und die, welche ihr ſo gute Geſellſchaft leiſteten.

Kurz, es läßt ſich keine Art von Marter denken, welche nicht viele große, ihren unerbittlichen Männern Preiß gegebene, Damen ſich gefallen laſſen mußten, weil ſie ſich von Franz I. keine Freypäſſe hatten geben laſſen, der ſie bey ſolchen Gelegenheiten ſelten verweigerte. Er verlieh ihnen ſogar ein ſehr geneigtes Gehör, wenn ſie zu ihm kamen, um ihm gewiſſe geheime Verbrechen ihrer Männer zu offenbaren. Z. B. Frau **de la Borde**, eine Dame von großem Hauſe, die dem König klagte, daß ihr Mann ſie wegen Ehebruch umbringen wollte, und ihm zugleich einige Vergehungen ihres Mannes entdeckte, deren er nur durch ſie überführt werden konnte. Der Erfolg war, daß dem **de la Borde** der Kopf vor die Füße gelegt wurde... . ...

Wenn aber die Damen, um ihrer Tugend treu zu bleiben, die Zimmer ausſchlugen, welche ihnen der König im **Louvre**, zu **Tournelles**, zu **Meudon**, oder anderwärts anbot, ſo mußten ihre Männer in ihren Amtsverrichtungen und Wandel ſtreng auf ihrer Huth ſeyn; denn wenn ſie ſich das geringſte zu Schulden kommen ließen, ſo war es um ihren Kopf geſchehen: dann war für ſie keine Gnade zu hoffen, es wäre denn, daß ihre Weiber ihr Leben auf Koſten ihrer Ehre hätten löſen wollen. So erhielt **Donna von Poitiers**, ein ſchönes, junges, geiſtreiches und liebenswürdiges Fräulein, ihren Vater, dem **St. Vallier**, das Leben, der ſich auf die Seite des Connetable **von Bourbon** geſchlagen hatte. Unterdeſſen ließ man ihm doch die Todesangſt ausſtehn, denn er wurde auf den Richtplatz geführt, und mußte das Blutgerüſte beſteigen. Ob er gleich überzeugt war, daß ihm das Leben geſchenkt werden würde, ſo machten doch die Zurüſtungen zur Hinrichtung, und alle dieſe traurige Ceremonien, einen ſolchen ſchreckenvollen Eindruck auf ihn, das er ein Fieber bekam, und es ſeine ganze Lebenszeit behielt. Dies Fieber wurde zum Sprüchwort, und man nannte es das **St. Vallier-Fieber.** Uebrigens hatte er noch ſo viel Gegenwart des Geiſtes, beym Herabſteigen vom Blutgerüſte zu ſagen: **Gott ſegne meine Tochter, die mir ſo aus der Patſche geholfen hat!**

Auf dieſe Art trieb **Franz I.** nur ſein Spiel mit Recht und Gerechtigkeit. Wenn die zum Tode verurtheilten Großen ihm 20, 30, 40000 Thaler bothen, um ihr Leben zu erkaufen, was für die damalige Zeit ſehr große Summen waren, ſo achtete er gar nicht darauf: kamen aber ihre Weiber und Töchter, und boten ſich zum Sühnopfer an, ſo hielt er ſie gewiß beym Wort, wenn ſie nur Schönheit, Jugend oder Tugend beſaßen.

Dieſe erzwungene Aufopferungen brachten ganz verſchiedene Würkungen hervor. **St. Vallier** liebte vielleicht ſeine Tochter nun deſto ſtärker, ohngeachtet er ſie ſchon vorher ſehr lieb hatte; andere Männer bezeigten, aus Dankbarkeit, mehr Liebe für ihre Weiber als zuvor; aber einige, die eben ſo undankbar als grillenhaft waren, behandelten ihre Erretterinnen ſehr übel, und verſchiedne wollten nichts mehr von ihnen hören noch ſehn.

Selbſt die Mutter dieſes Königs, bey dem man ſein Glück nicht anders als durch Weiber machen konnte, führte ihm, bey ſeiner Rückkunft aus der Spaniſchen Gefangenſchaft, um ſich bey ihm einzuſchmeicheln, eine ihrer Hoffräuleins, **Anna von Piſſeleu**, zu, welche wunderſchön und von ſehr heiterer Gemüthsart war. So lange ſie Hoffräulein war, hieß ſie Fräulein von **Hely**, aber als ſie des Königs Geliebte wurde, nannte ſie ſich Herzogin von **Etampes**, und als ſie den Grafen von **Ponthieure** beyrathete, rathet, führte ſie deſſen Namen. **Franz I.** heftige Neigung zu ihr, machte ihn der Frau von **Chateau-Briont** ungetreu, die er ſo zärtlich geliebt hatte. Auf Bitte ſeiner neuen Liebſchaft ließ er ihr ſogar einige ihr geſchenkte goldene Kleinodien abfordern, weil ſie mit verſchiedenen verliebten Deviſen und Sinnbildern, von der Erfindung der Königin von Navarra, verziert waren, die in dergleichen Art von Galanterie ſehr erfahren und bewandert war. Frau von **Chateau-Briont**, die wahrſcheinlich ſchon Wind davon hatte, gab dem Abgeſchickten des Königs zur Antwort, ſie ſey krank, und brauche mehr denn zwey Tage, um das alles zuſammen zu ſuchen, was er verlange. Während dieſer Zeit ließ ſie es einſchmelzen, und in kleine Goldſtangen verwandeln. Als nun drey Tage darauf der Bote wieder kam, gab ſie ihm dieſe Stangen, und ſagte: „bringt dieſes dem Könige, und meldet ihm, daß ich ihm in Goldbarren wiederſchicke, was er ſo freygebig mir geſchenkt hat, und jetzt wieder zurückfordert. Seine Deviſen und Sinnſprüche aber ſind tief in mein Herz gegraben, und mir viel zu lieb und werth, als daß ich zugeben könnte, daß jemand anders, als ich ſelbſt, darüber ſchalte, und daran Vergnügen finden ſollte.“ — Der König ſchickte ihr das Gold ſogleich zu [illegible] und antwortete: „Ich that es nicht des Werths wegen, denn ich würde der Frau von **Chateau-Briont** doppelt ſo viel dafür gegeben haben, ſondern den Deviſen zu Liebe.“

Bey Gelegenheit der Deviſen muß ich anmerken, daß in Frankreich die Wiſſenſchaften um dieſe Zeit zu blühen anfingen, wo Liebe auf den Thron ſaß und über alles herrſchte. Die ſchönen Geiſter dieſes Zeitalters gaben ſich viel mit Sinnbildern und Denkſprüchen ab, und beeiferten ſich um die Wette, recht galante und witzige zu erfinden. Der König erbaute damals das Hotel Luynes, das am Ende des Auguſtinerkay liegt, und das er auch bewohnt hat.

het. Kein Wunder alſo, daß in dieſem neuen Pallaſte alle Balken und Kamine mit eben ſo ſinnreichen als zärtlichen Deviſen und Anſpielungen prangten. Man ſah ſie noch vor einiger Zeit daſelbſt, und ſie ſind erſt ſeit kurzem weggeſtrichen oder übermalt worden. Unter andern erinnere ich mich eines Sinnbildes, das ſehr witzig, aber einigen zu frommen Perſonen ſehr anſtößig war, weil man dieſes Sinnbild zuweilen auch Gott beylegt: es beſtand aus einem brennenden Herzen, zwiſchen zwey Griechiſchen Buchſtaben, dem A und Ω, dem Anfang und Ende. Der Salamander war das Sinnbild des Königs. Portal, Thüre, Fenſter und Decke des Hauſes wimmeln noch von Salamandern; aber nirgends findet man ſie häufiger, als in einem kleinen Hauſe, in der Straße de l'Hirondelle, das an dieſes Hotel ſtößt, und deſſen Wände mit ſo vielen und meiſterhaften Zierrathen bedeckt ſind, daß es wahrſcheinlich ein kleiner Liebestempel, oder das „Boudoir“ Franz I. geweſen ſeyn muß.

Einige behaupten, die Herzogin von Etampes habe dieſes kleine Haus erbauen laſſen, und es bewohnt, wenn ihr königlicher Liebhaber ſich in dem Pallaſte aufhielt.

Den Tournelles gegenüber, wo er ſich gewöhnlich aufzuhalten pflegte, räumte er ihr ein andres Haus ein, das man das Hotel d'Etampes nannte; ſie hatte auch eine Wohnung zwiſchen Monterau, Nemours und Fontainebleau, das aus einem großen Hauptgebäude, mit vier Pavillons, und einer großen Terraſſe, wie die zu la Muette, beſtand. Kurz, er beſchenkte ſie ſo reichlich, und bezeigte ſich ſo gnädig gegen ſie, daß ſie es an Vermögen und Gut den Größten und Reichſten in Frankreich zuvor thun konnte. Und ob er gleich ſich neben ihr noch andre Mätreſſen hielt, und ſie, nach ſeinem Beyſpiel, ebenfalls andre Galane begünſtigte, ſo lebten demohngeachtet beyde im beſten Einverſtändniſſe. Daß dieſes Beyſpiel auf Hof und Staat wirken mußte, läßt ſich leicht denken. Es kam daher das Sprüchwort auf:

Kein Sonnabend ohne Sonne,
Kein alter Mann ohne Eiferſucht,
Kein ſchönes Weib ohne Liebhaber.

Unter Franz I. wurde das Band der Ehe ſo wenig in Ehren gehalten, daß die Dame, die mit einem unvermögenden Manne verheyrathet war, ihre Zuflucht ohne Skrupel zu andern Herren nahm. Männer, die mit andern Frauenzimmern Liebſchaften hatten, erlaubten ihren Gattinnen ein Gleiches, und mancher Podagriſte war es herzlich gern zufrieden, daß ſeine Ehehälſte die Befriedigung ihrer heißen Wünſche ſuche, wo ſie könne. Aber was die Sittenverderbniß der Zeit am beſten ſchildert, und Beweis iſt, wie wenig man ſeine Liebeshändel zu verbergen ſuchte, iſt folgender Zug: Die Damen trugen nach dem Tode ihrer Galane, an ihren Roſenkränzen und Gebetbüchern, Todtenköpfe und kreuzweis übereinander geſchränkte Todtenknochen, goldne Sprengwedel, und andere dergleichen Zierrathen und Trophäen des Todes und der Trauer; ja einige gingen ſchwarz gekleidet, und ihre Männer litten das alles geduldig.

Man wird Mühe haben, zu glauben, daß es Männer gab, die durch Geſchenke und Geld ihre Weiber und Geliebten beredeten, Gehülfen bey ihren Liebſchaften abzugeben. Eine große Königin, die an Jemand ein Liebesgeſtändniß thun wollte, fieng ſehr andächtig mit der Liebe Gottes an, und ſchloß mit dem Antrag einer ſehr irrdiſchen Liebe.

Unter allen Geliebten **Franz I.** war keine berüchtigter als Frau **de la Bordaiſiere.** Er ſelbſt führte ſie **Carl V.** und **Clemens VII.** zu, was damals am Hof für eine Galanterie galt. Seine eigene Mutter hatte ihm bey ſeiner Rückkehr aus Spanien eben dieſe Attention erwieſen. Dieſe Prinzeſſin war eben ſo ausgelaſſen in ihrer Lebensart, als er ſelbſt; ſie war allgemein davor bekannt, und als ſie zu Paris unter der Hand dem **Connetable von Bourbon** den Antrag thun ließ, ſie vom Könige zur Gemahlin ſich auszubitten, gab dieſer ziemlich brüske zur Antwort: **ich mag die alte liederliche Beddel nicht.** Dieſe Antwort, die der Königin eben ſo unüberlegt hinterbracht wurde, kam ihr, dem Könige und ganz Frankreich, ſehr theuer zu ſtehen, denn dieſe Prinzeſſin wollte ſich dafür rächen, es koſte, was es wolle, und entzog dem Connetable das Erbe des Hauſes **Bourbon**, was ihn zur Empörung reizte. Um den Karakter dieſer Dame, und wie gefährlich ſie war, noch beſſer zu ſchildern, wollen wir einen von ihren Lieblingsgrundſätzen anführen, den ſie nicht allein oft im Mund hatte, ſondern auch ſchriftlich hinterließ: „Lange Paternoſter und Gebete ſind eine gar läſtige „Waare, und nur für Leute gut, die nicht wiſſen, was ſie „machen ſollen.“

Unter dieſer wollüſtigen Regierung, als Liebe ſo unumſchränkt den Scepter führte, trugen ſich zwey Begebenheiten zu, die zu merkwürdig ſind, und die den übertriebenen Stolz dieſer Schönen und die Schwachheit ihrer Liebhaber zu gut bezeichnen, als daß wir ſie mit Stillſchweigen übergehen könnten.

Als **Genlys**, im Geſicht des **Louvre**, mit ſeiner Geliebten, in einem Boot, über die **Seine** fuhr, warf dieſe herrſche Gebieterin ſeines Herzens ihr Schnupftuch, das ſehr koſtbar war, mitten in den Fluß, und bat ihn, es wieder zu holen. Er entſchuldigte ſich, daß er nicht ſchwimmen könnte; aber ſie lachte über dieſe Entſchuldigung, und warf ihm vor, daß er ſie nicht lieb habe, und ſich gewiß nicht ſo weigern würde, wenn er ſie wirklich von Herzen liebe; kurz, ſie trieb es ſo weit, daß Genlys in den Fluß ſprang und auf der Stelle unterſank; wären nicht einige Schiffer in der Nähe geweſen, die ihn wieder aufſiſchten, ſo war es um ſein Leben geſchehen.

Eine andere Dame, die eben ſo ſchön und eben ſo eitel war, ſpielte dem **de Lorges**, einem der tapferſten Männer ſeines Zeitalters, einen ähnlichen, faſt noch ärgern, Streich. Sie wollte einen öffentlichen Beweis geben, wie viel ſie über ihn vermöge; beide ſahen mit dem König und dem ganzen Hof dem Kampf der Bären zu, welche Franz I. im Hofe des **Louvres** gab. Als dieſe grimmigen Thiere am erbittertſten waren, ließ die Dame, aus Vorſatz oder nicht, ihren Handſchuh in den Hof fallen, und ſprach zu de Lorges, der ſie eben von ſeiner Liebe unterhielt: **wenn ihr mich ſo ſehr liebt, wie ihr ſagt, ſo holt mir meinen Handſchuh wieder.** **De Lorges**, ohne ſich erſt wie **Genlys** viel zu entſchuldigen, ſtieg, ſeinen Mantel um den einen Arm geſchlagen und den Degen in der andern Hand haltend, beherzt in den Hof, hob den Handſchuh auf, ohne von den wüthenden Beſtien angefallen zu werden, gieng wieder hinauf in den Saal, warf ſeiner Geliebten den Handſchuh ins Geſicht, und brach von dem Augenblick an mit einer Thörin, die, ihrer Eitelkeit zu Liebe, das Leben ihres Liebhabers ſo harten Prüfungen ausſetzte.

Wenn das Serail **Heinrichs II.** nicht eben ſo anſehnlich war, als das Serail von **Franz I.**, ſo war hingegen die Sittenverderbniß an ſeinem Hofe nicht minder groß. Er hatte, wie ſein Vater, verſchiedene Geliebten, aber er war nicht ſo flatterhaft wie dieſer. In ſeiner Jugend verliebte er ſich in **Diana von Poitiers**, die Wittwe des Seneſchals von der Normandie; er machte ſie zur Herzogin von **Valentinois**, und liebte ſie bis in den Tod. Wenn er ja einige Untreue mit andern begieng, ſo geſchah es nur verſtohlen, und mehr aus Wolluſt als aus Liebe.

Dieſe **Diane** iſt übrigens dieſelbe, welche unter **Franz I.** ihren Vater aus den Händen des Henkers, auf Koſten ihrer Ehre, befreite. Es iſt unbekannt, ob ſeitdem der Umgang zwiſchen ihm und ihr fortgedauert habe, nur ſo viel iſt gewiß, daß er ſie zur Hofmeiſterin bey ſeinem Sohne **Heinrich II.** machte, und daß ſie ſich nicht ſcheute, vom Bette des Vaters in das Bette des Sohnes zu ſteigen. Außer den Zimmern, welche ſie im **Louvre** und in allen königlichen Schlöſſern inne hatte, kaufte ſie auch das **Hotel d'Etampes**, welches der Herzogin von Etampes gehört hatte; und beſaß noch mehrere Palläſte, die nach dem damaligen Zeitalter prächtig ausgeputzt waren.

Dieſe Dame hatte viel Verſtand, war ſchön, liebenswürdig und majeſtättiſch; ſie bediente ſich nie der Schminke, und die Zeit, die alles verwüſtet, konnte ihr weder ihre Leibeskräfte, noch das Blühende ihres Teints, noch die Weiße ihrer Haut rauben. Sie hatte nur einen Mann, aber dagegen deſtomehr gute Freunde. **Heinrich II.** wußte dieſes recht gut, lachte aber nur darüber. Als ſie ſich einsmal die Zeit mit dem Marſchall von **Briſſac** vertrieb, der unter die galanteſten Mannsperſonen und die größten Feldherrn ſeines Jahrhunderts gehörte, kam er ihnen ſo ſchnell über den Hals, daß der Galan kaum Zeit hatte, unter das Bette zu kriechen. Der König, der um alles wußte, ſtellte ſich als ob ihn hungerte, und ließ ſich zu eſſen bringen; untern andern befanden ſich Schachteln mit Konfekt dabey, von welchen er einige an die anweſenden Gäſte vertheilte, und die übrigen mit den Worten unter das Bett warf: **Da Briſſac! man muß leben und leben laſſen.**

Franz I. hatte ſich vorher auf eine noch ſonderbarere Art an **Bonnivet**, ſeinem Günſtlinge, bey einer ähnlichen Gelegenheit, gerächt. Als in der Nacht eine Dame, welche der König liebte, mit dieſem galanten Herrn eine Zuſammenkunft im **Louvre** angeſtellt hatte, ſchloß der König plötzlich das Zimmer auf, und trat ſo ſchnell hinein, daß der andre kaum Zeit hatte ſich ins Kamin zu flüchten, welches voll dürrer Blätter und Reiſig ſteckte, das man im Sommer, nach damaliger Sitte, darinn aufzubewahren pflegte. Der König ſtellte ſich, als ob er gar nicht argwöhnte, was vorgefallen ſey; er ſchäkerte, lachte und kurzweilte mit ſeiner Geliebten, trat hierauf zum Kamin, um ſein Waſſer zu laſſen, und weichte ſeinen Rival dergeſtalt ein, daß dieſer es nicht länger aushalten konnte, ſondern zum Vorſchein kam. Die Dame ließ ihm ſogleich ein anderes Hemd geben, und that, als ob gar nichts vorgegangen ſey, aber der König, der es wohl ahndete, wollte die Sache nicht weiter nachforſchen, und blieb der Dame und ſeinem Günſtling eben ſo hold, wie zuvor.

Heinrich II., ſein Sohn, ahmte darin ſein Beiſpiel nach, und ließ es dem **Briſſac** und der Herzogin von **Valentinois** eben ſo wenig entgelten. Er that noch mehr, denn es ſcheint, als ob er es habe an nichts wollen fehlen laſſen, um ganz Europa und der Nachwelt bekannt zu machen, wie ſehr er ſeine Ungetreue geliebt habe. Er ließ ihr nicht allein mit wahrer königlichen Pracht das Luſtſchloß Annet, 18 Stunden von Paris, bauen, ſondern im Schloſſe von **Madrit** erblickte man auch überall ſeinen, der Königin und ihren verzogenen Namen; ſelbſt im Louvre ſah man ſein H mit dem D und V ſeiner Diane verſchlungen, und überall brachte er Jagdhörner, Hunde, halbe Monde, Hörner des Ueberfluſſes und andere Attribute der Göttin der Jagd an, deren Namen ſie führte. Ein Gleiches that er auch auf den Münzen, wo man halbe Monde mit dem H und ſeinem Wahlſpruch findet: Donec torum impleat orbem. Kurz, er bemühete ſich ſo ſehr, ihr zu gefallen, daß er gewöhnlich bey dem Lanzenbrechen und Turnieren ihre Farben trug. Er war damit geſchmückt, als er von **Montgommery** tödtlich verwundet wurde.

Weil von dieſem Augenblicke an der ganze Hof plötzlich eine andere Geſtalt bekam, ſo ſah ſich **Diana** von Jedermann verlaſſen. **Katharina von Medicis**, die noch eine Stunde vorher ihr ſelbſt die Aufwartung gemacht hatte, ſchickte ihr ein Verbot zu, das Zimmer des Königs mit einem Schritt zu betreten, und ließ ihr befehlen, den Pallaſt zu verlaſſen, und ſich in eins von den Häuſern zu begeben, die zu Paris ihr eigen gehörten. Ueberdieſes ließ ſie ihr alle die Ringe und Juwelen der Krone abfordern, die ſich noch in ihrer Gewahrſam befänden.

Die Herzogin gab dem, der ihr alle dieſe Aufträge zu hinterbringen hatte, ſtolz die Antwort: **wie, iſt der König ſchon todt?** — „Nein, gnädige Frau, aber er kann nicht lange mehr leben!“ — „Nun ſo ſollen meine Feinde wiſſen, daß ich ſie nicht fürchte, ſo lange noch ein Fünkchen Leben in ihm iſt, und daß ich ihnen nicht gehorchen werde, ſo lange noch der Odem bey ihm aus- und eingeht; mein Muth iſt unerſchütterlich; iſt er tod, ſo iſt mir das Leben nach ihm verhaßt, und alles Ungemach, das man mir dann anthun kann, wird mir, in Vergleich mit dieſem meinen Verluſt, willkommen und ſüß ſeyn: Und ſo fürchte ich meine Feinde nicht, der König mag leben oder ſterben! — Dieſer ſtolze Geiſt ſchützte auch wirklich ſie, ihre Kinder und ihre Reichthümer.

Die Damen, welche wie ſie gelebt hatten, nahmen ein Exempel daran, und machten ebenfalls die Stolzen. Ich habe unter andern von einer gewiſſen Prinzeſſin gehört, welche niemanden ihre Liebe zuſagen wollte, und doch die Galanterien und Vertraulichkeit an vielen wackern Männern duldete. Sie überließ ſich aber nur denen, die entweder ihres Gleichen, oder unter ihr waren, um ihren Rang zu behaupten, und vermögend zu ſeyn, mit jedem nach ſeinem Stande und nach ihrem Belieben zu ſchalten und zu verfahren, ſowohl was die Ordnung, als die Form und Art der Liebkoſungen betraf.

Die Chronik dieſer Zeit erzählt auch von einer andern Dame, von einem ſehr hohen Range, und die nicht ſo geizig war, wie Brantoſme es uns glauben machen will, die ſich in den ſchönen Gruſſi, einen Stallmeiſter Franz I. und Heinrich II., verliebte, und ihn öfters zu ſich in ihr Bette, aber mit **verbundenen Augen**, kommen ließ, weil er kein Prinz ſey.

Aus ähnlichen Gründen ließen, unter Franz I. und ſeinen Nachfolgern, viele vornehme Damen den galanten Herren, die ſie liebten, Rendezvous geben, ohne daß dieſe wußten, wer die Damen wären: und zwar wählten ſie dazu ungewöhnliche Stunden, und gewiſſe Plätze des Louvres und der Palläſte, wo ſelten Leute vorbeykamen. Der Befehl lautete ausdrücklich, daß die Galane die Damen nicht zum Reden zwingen, oder ſonſt etwas vornehmen ſollten, wodurch ſie ſolche erkennen könnten, bey Strafe, ihre Kundſchaft zu verlieren.

Andere liebten auf eine ſo drollichte Weiſe, daß ſie ihren Liebhabern viele glückliche Nächte unter der Bedingung verſprachen, wenn ſie die erſte Nacht bey ihnen in den Schranken der größten Enthaltſamkeit zubringen würden. Sie geſtanden ihnen dann mehr zu, als ſie verlangten, und fanden ein Vergnügen daran, ſie mit ihrer Enthaltſamkeit aufzuziehen, und über die Verſuchungen zu ſpotten, die ſie hatten überwinden müſſen, um Wort zu halten.

Wieder andere liebten ſo abergläubiſch, daß ſie ihren Galanen alles, nur keinen Kuß auf den Mund erlaubten, unter dem ſonderbaren Vorwand, ſie hätten mit dem Munde ihren Männern die Treue geſchworen.

Zwey große Damen, beide Wittwen, lebten öffentlich mit zwey Herren von Adel, die zwar groß und wohl gebildet waren, denen es aber am Hauptſächlichſten fehlte. Wenn man dieſe Damen damit aufzog, ſo pflegten ſie zu ihrer Entſchuldigung zu ſagen: „deſto beſſer, ſo geben wir kein Aergerniß, und haben keine böſen Folgen zu befürchten, wenn wir gleich der Blume des Vergnügens entbehren müſſen.“

Einige, die es noch feiner anfiengen, geſellten zu ihren Liebhabern, die eine einen Arzt, die andre einen Apotheker, die dritte einen Wundarzt, und man kann ſich leicht denken, warum ſie das thaten.

Während die Wittwen und verheyratheten Damen dem Dienſt der Männer ſo eifrig ergeben waren, machten es die ledigen Frauenzimmer um kein Haar beſſer. Einige trieben es mit etwas Vorſicht und Behutſamkeit, andre hingegen mit dreiſter Stirn und Beyſeitſetzung aller Schaam. Was die Klaſſe der Skrupelhaften betraf, ſo verheyratheten ſich eine Menge derſelben an die erſten die beſten, die um ſie freiten, damit ſie ſich dann nach Herzensluſt und ohne Beſorgniß ihren Lüſten überlaſſen könnten. So wurde ein großes Aufheben von der Zucht und Ehrbarkeit zweyer Mädchen gemacht; und doch ſagte die erſte zu ihrem Liebhaber, der ſie ſehr liebte, und der heftig in ſie drang: „haben Sie nur Geduld bis ich verheyrathet bin, dann will ich alles thun, was ſie haben wollen!“ Die zweyte, die eben ſo bereitwillig war, und um deren Hand ein großer Herr warb, ſagte zu ihrem Liebhaber, der zu gleicher Zeit um die Minnegabe in ſie drang: „Wenn der König mich mit dem großen Herrn verheyrathet hat, und wir uns nicht den Tag nach meiner Vermählung da antreffen, wo wir uns antreffen wollen, ſo iſt alles zwiſchen uns aus!“ Vielleicht iſt das die nämliche, welche Stoff zu dem Gaſſenhauer gab, den man damals am Hofe ſang, und worin es von einem vornehmen Herrn hieß, „daß er den Dienſtag vermählt worden, und den Donnerſtag ſchon Hahnrei geweſen ſey.“

Eine andere vermählte ſich mit einem Herrn, der von geringerem Stande war, als ſie, der ſie anbetete und den ſie nicht liebte; ſie bedingte ſich aus, „daß er ſeiner Seits „leben möchte, wie es ihm gefällig ſey, daß er ihr aber „monatlich für ihre Geduld 2000 Franken zahlen ſolle,“ was zu dieſer Zeit eine ſehr anſehnliche Geldſumme war.

Wieder eine andere, die einen vornehmen Mann ehelichen mußte, den ſie nicht lieben konnte, drohete ihm lachend die Treue zu brechen, die ſie dem Prieſter vor dem Traualtar würde geloben müſſen, und hielt Wort.

Die ledigen Damen, die nicht ſo verſchämt und gewiſſenhaft waren, überließen ſich allen Arten von Wolluſt ſchon vor ihrer Verheyrathung, und einige wußten es ſo liſtig anzufangen, daß ſie, ſelbſt vor den Augen ihrer Hofmeiſterinnen und Mütter, ihre Begierden zu befriedigen wußten, ohne daß dieſe es gewahr wurden. Um die Folgen ihres ſchändlichen Wandels zu verbergen, ſcheuten ſie ſich nicht, ihre Zuflucht zu den abſcheulichſten Mitteln zu nehmen. Andere (und was unter den ledigen Frauenzimmern und Wittwen ſehr Mode wurde) bedienten ſich gewiſſer kleiner Kunſtwerke von der Sorte, von welchen **Katharine von Medicis** vier Stück in dem Koffer einer ihrer Hofdamen antraf, als ſie zur Zeit der **Ligue**, im **Louvre**, von Zimmer zu Zimmer Hausſuchung anſtellte, und ſich alles aufſchließen lies, um zu ſehen, ob nirgends Waffen verſteckt wären.

Ein Quincailleriehändler brachte auf die **Saint-Germain-Meſſe** einige von den Maſchinen mit, welche die Eiferſucht in einem gewiſſen benachbarten Lande erfunden hatte. Fünf oder ſechs eiferſüchtige Ehemänner kauften von dieſen Bollwerken der Keuſchheit, und dieſes zog dem Quincailleriehändler den Zorn aller galanten Herren des Hofes zu, die von nichts weniger ſprachen, als ihm das Lebenslicht auszublaſen. Auch die Damen droheten mit ihm umzuſpringen, wie weiland die Bacchantinnen den Orpheus behandelt hatten. In dieſer allgemeinen Verzweiflung beſann ſich eine Prüde noch zur rechter Zeit auf einen Schloſſer, und das Ohngefähr führte ihr einen ſo geſchickten Mann dieſes Handwerks zu, daß er ſie durch ein Stückchen ſeiner Kunſt glücklich von ihrer Sklaverei erlöſte. Doch that er es nicht, ohne ſich nicht vorher ſowohl für ſeine Mühe als Geſchicklichkeit bezahlt zu machen. Die Dame ermangelte nicht, dieſe frohe Entdeckung ihren Freundinnen mitzutheilen, die nun Mittel fanden, ihre Liebhaber nach wie vor, ihren Männern, ihrem Keuſchheitsſchloß und ihrem wunderlichen Schlüſſel zum Poſſen, zu beglücken.

Franz I. und **Heinrich II.** ſchienen nichts eifriger zu wünſchen, als beſtändig Gegenſtände vor Augen zu haben, welche die Leidenſchaften der Liebe und Wolluſt nähren konnten. Die ſchönen Geiſter, welche in ihren Schriften am ſchlüpfrigſten ſchrieben, und der Zügelloſigkeit fröhnten, wurden belohnt, denn dieſe Könige laſen nichts anders als dergleichen Schriften. Sie ließen aus Italien männliche und weibliche Statüen von Erz und Marmor kommen, die ſo unzüchtig und wollüſtig als möglich waren. Was man von dieſer Art nicht zum Kauf bekommen konnte, davon wurden Abgüſſe genommen, und dieſe Abgüſſe in den Höfen und Gärten zu **Meudon**, **Fontainebleau** und ſelbſt im **Louvre** vor jedermanns Augen zur Schau ausgeſtellt. Sie begnügten ſich nicht einmal daran, ſondern lockten auch noch durch große Geſchenke und große Gehalte **Leonard Davince, Abbe de Saint-Martin, Meſſer, Nicolo,** und einige andere Italiäniſche Maler nach Frankreich, deren Pinſel eben ſo unkeuſch war, als ihre Sitten. Dieſe Künſtler füllten die Zimmer unſerer Könige mit Freſco Gemälden und Schildereyen an, welche nicht allein die allerunzüchtigſten, ſondern ſogar blutſchänderiſche und abſcheuliche Dinge abbildeten. Sie verfertigten auch welche für Privathäuſer und Privatkabinette, z. B. für die Kabinette der Herzoge von **Richelieu**, **Gregny** und **Liancourt**, für das Hotel **Cannavalet**, für **Meudon**, **Chantilly**, **Ecouen** und andre Luſthäuſer in der Gegend von Paris; doch nirgends fand man ſie häufiger als zu Fontainebleau. Wenn die Königin Mutter, die 1643, bey Antretung der Regentſchaft, für mehr denn 100000 Thaler davon verbrennen ließ, alles hätte verbrennen laſſen wollen, was ſich in dieſer Art ſchändliches, unanſtändiges und unzüchtiges daſelbſt befand, ſo hätte man ganz Fontainebleau in Aſche verwandeln müſſen.

Nackende Götter und Männer tanzten und kurzweilten mit nackenden Göttinnen und Weibern; andere überließen ſich mit Adlern, Schwanen, Sträußen und Stieren den unnatürlichſten Schändlichkeiten; Ganymede, Sapho's, Götter und Göttinnen, beleidigten die Natur und fröhnten den monſtröſeſten Wollüſten. Man darf ſich alſo nicht wundern, daß unter den Regierungen **Karls IX.** und **Heinrichs III.** die abſcheulichſten Dinge in der Art vorfielen, und man nicht allein **Aretins** Vorſchriften in Ausübung brachte, ſondern ſie auch noch durch neue Erfindungen vermehrte und bereicherte.

Karl IX begieng im Jahre 1573 eine That, die unſere Leſer in Erſtaunen ſetzen wird. Auf Anſtiften des Herzogs von **Anjou**, ſeines Bruders, des damaligen Königs von Polen, plünderte er in der Nacht ſehr ſpät das Hotel **Nantuillet** in eigener Perſon; ihn begleiteten bey dieſer ſonderbaren Expedition eines Königs die Könige von Polen und Navarra, der Herzog von **Guiſe**, und noch einige andere junge Leute von den vornehmſten des Hofes. Der Vorwand war, daß **Nantuillet**, ein ſehr reicher und noch unverheiratheter Mann, ein Fräulein aus einem großen Hauſe nicht heyrathen wollte, mit welcher der Herzog von **Anjou** in einem ſehr genauen Verſtändniſſe gelebt hatte.

Dieſer Jugendſtreich hätte aber bald den dreyen Königen und ihrem Gefolge das Leben koſten können. **Viteaux**, ein entſchloſſener Schläger, hatte ſich wegen eines Privatzwiſtes mit vier andern eben ſo entſchloſſenen Raufern, wie er war, in dieſem Hotel verſteckt. Bey dem Lärm, den der König und ſeine Begleiter machten, wähnten ſie, man käme, um ſie gefangen zu nehmen; ſie griffen zu ihren Waffen, mit dem feſten Vorſatz, ſich mit Degen und Piſtole in der Hand einen Weg zu bahnen, wenn man ihre Thüre erbrechen würde, und alles nieder zu machen, was ſich ihnen widerſetzen wollte. Zum Glück für **Karl IX.** grif er das **Hotel** nicht von dieſer Seite an, ſonſt würden dieſe fünf Eiſenfreſſer, von der Verzweiflung getrieben, und unter Begünſtigung der Nacht, großes Unheil, ſonderlich an einem Orte angerichtet haben, wo ihnen alle Schliche und Wege bekannt waren, und wo ſie mit Leuten zu thun hatten, die ſich nicht vertheidigen konnten.

Man gab dieſem Könige, wie wir weiter unten ſehen werden, Schuld, er habe die Königin von Navarra, ſeine Schweſter, geliebt: ja er ſtand ſogar im Verdacht, eine ähnliche Leidenſchaft gegen ſeine Mutter zu hegen, und von ihr mit Gegenliebe belohnt zu werden.

Er unterhielt öffentlich die **Maria Touchet**, eine Apothekers Tochter aus **Orleans**, und ſetzte ſeine Liebſchaft mit ihr auch noch nach ſeiner Vermählung fort.

Als er ſterben wollte, empfahl er ſeine Gemahlin ſeiner Mutter, aber da er es nicht wagen wollte, ihr auch ſeine Geliebte zu empfehlen, ſo trug er dieſes **Gondy**, ſeinem erſten Kammerherrn auf. Er ſtarb zu **Vincennes**, und zwar, wie **Maſſon** behauptet, weil er ſich mit ihr den Freuden der Liebe noch auf dem Todbette überlaſſen hatte. Der Präſident **de Thou** verſichert, er ſey von den **Gondy's** vergiftet worden, weil ihn einer dieſer Brüder bey ſeiner Frau angetroffen habe. **Brantoſme** hingegen behauptet, die Urſache ſeines Todes ſey die Ausſchweifung in der Liebe auf ſeinem Krankenbette, und zwar mit der Königin von **Navarra**, geweſen; ob er gleich geſteht, daß am Hofe nie von ihrer Liebſchaft geſprochen worden ſey; dies Gerüchte ſey erſt nach ſeinem Tode allgemein geworden, indem es ausgemacht geweſen, daß er ſie mehr als ein Bruder ſeine Schweſter geliebt habe. Auf jeden Fall waren alſo die Frauenzimmer allein an dem Tode dieſes Monarchen Schuld.

Um wieder auf Heinrich III. zu kommen, ſo pflegte er, ſo lange die Faſten dauerten, dreymal in der Woche in den beſten Häuſern von Paris mit ſeinen Majors und vielen Damen des Hofes Collationen zu halten; vorzüglich bey einer Präſidentin, mit deren Tochter er ein Liebesverſtändniß hatte.

Ein Jahr vorher gab **Marcel**, ein Goldſchmidt, der aber Intendant der Finanzen geworden war, am Hochzeittage ſeiner Tochter im **Hotel de Guiſe** einen großen Schmauß. Der König kam maskirt mit 30 Herren ſeines Hofes, und mit eben ſo vielen Prinzeſſinnen und Damen dahin; die Masken der letztern waren mit Silberflohr und Silberſtoffen behangen und mit Perlen und Edelgeſteinen geſchmückt. Die Erſcheinung dieſer Masken ſetzte die ganze Geſellſchaft in eine ſolche Beſtürzung und Verwirrung, daß die klügſten von den anweſenden Frauenzimmern ſich bey Zeiten entfernten; die andern, welche da blieben, gaben ſich entweder freiwillig Preis, oder wurden hinter den Tapeten dazu gezwungen. Die Namen der meiſten von dieſen Damen findet man in einem gereimten Geſpräche des Paſquino und Marforio angeführt, welches in dieſem Jahre während der Verſammlung der Landſtände zu Blois verfertigt wurde.

Um dieſe Zeit fiel es dem König ein, auf ſeinen Waſſerkutſchen die galanteſten Damen von Paris nach ſeinem Schloß zu St. Cloud bringen zu laſſen. Kaum waren ſie daſelbſt angelangt, ſo kam der König ſelbſt, in Begleitung ſeiner Schweizergarde, ſeiner Mignons, und einiger ſeiner vertrauteſten Hofleute dahin. In dem Walde lies er alle dieſe Frauenzimmer vor ſeinen Augen nackend ausziehen, welches eine ganz neue Art von Dienſt für ſeine Schweizer war, und weidete ſich an ihrem Anblick und an den unzüchtigen Handlungen, die er ſie vornehmen ließ.

Es kam ihm in den Kopf, die letzten Gunſtbezeugungen der Gemahlin eines ſeiner Räthe zu erzwingen, die eben ſo ſchön als tugendhaft wär; als es ihm endlich in ſeinem Kabinet im **Louvre** gelang, überließ er ſie ſeinen Mignons, die man bald des Königs **friſirte und gekräuſelte Mignons**, und bald des **Königs zügelloſe Bande** zu nennen pflegte. Dieſe arme unglückliche Dame gerieth über dieſen Schimpf in Verzweiflung, fiel in Ohnmacht, und gab den Geiſt in den Armen dieſer Buben auf.

Einen noch abſcheulichern Streich ſpielte er der Frau **de la Mirande**, einer Dame, deren Tugend allen Verführungen trotz bot, und in welche **la Guiche**, einer von ſeinen Mignons, auf das heftigſte verliebt war, ohne daß ſie ihn hatte Gehör geben wollen. La Guiche klagte dieſes dem Könige, und der König beſchloß, ſeinem Freund behülflich zu ſeyn: er ließ der Dame unter der Hand mit der Hofnung eines anſehnlichen Geſchenks ſchmeicheln, das ihr auf einigen von den königlichen Einkünften angewieſen werden ſollte, um ſie dadurch zu verleiten, bey ihm im **Louvre** darum anzuhalten. Voll von dieſer Hofnung begab ſich auch die Dame um ein Uhr dahin, als der König noch bey Tafel ſaß; er ließ ſie, bis er abgeſpeiſt hatte, einſtweilen in ſein Kabinet führen, wo er ſich bald darauf gleichfalls in Begleitung des la Guiche einfand. Anfangs gab er ihr die ſchönſten Worte, und verband damit die herrlichſten Verſprechen, wenn ſie die Wünſche ſeines Freundes anhören wollte. Als er ſahe, daß ſie unerbittlich blieb, und um der Gefahr zu entgehen, in welche ſie ihre Habſucht geſtürzt hatte, ſich mit einer Krankheit entſchuldigte, welche Perſonen ihres Geſchlechts gewöhnlich iſt, ließ er ſie in ſeiner Gegenwart von zwey ſeiner Kammerlakeyen halten, und behandelte ſie, wie Tarquin die Lukretia, ohne ſich weder an ihr Geſchrey noch an das Mitleiden und Entſetzen zu kehren, welche ſie jedermann durch ihre Verzweifelung und das fürchterliche Geheul, das ſie ausſtieß, einflößte.

Die böſen Zungen behaupteten, daß er auch eine leidenſchaftliche Liebe zu ſeiner Schweſter gehabt habe, wenigſtens rühmte ſich dieſe, daß er ihr zu Liebe zu Paris einen neuen Ritterorden habe ſtiften wollen, ſie bewieß es ſogar durch die verzogenen Namen, des Mantels und der Halskette des Ordens, das ihr und ihres Bruders Namen, ſo wie aus der Emaillirung dieſer Halskette und den Farben des Mantels, welches ihre Farben waren.

Viele behaupten, er habe dieſen Orden zu Ehren ſeines lieben **Maugiron** geſtiftet, mit welchem er einen förmlichen Ehekontrakt ſchloß, den ſeine Günſtlinge unterſchrieben.

Wer die Pasquille und ſatyriſche Flugblätter geleſen hat, die unter der Regierung dieſes Prinzen in Paris gäng und gebe waren, wird wiſſen, daß ſeine Mignons, die ſich auf eben der Stelle umbrachten, wo jetzt der Königsplatz iſt, wegen eines Frauenzimmers mit einander in Streit geriethen. **Saint-Meſarain**, ein anderer ſeiner Mignons, wurde durch Meuchelmörder getödtet, weil er eine Liebſchaft mit der Herzogin von Guiſe hatte. Der König, als er den Grundſtein zur **Pont-neuf** oder der **neuen Brücke** legte, wollte ſie die **Thränenbrücke** nennen, zum Gedächtniß

niß der Thränen, die er über Maugirons und Queli's Tod vergoſſen hatte. In ſeiner Betrübniß begieng er dazumal tauſend Unanſtändigkeiten, deren Erzählung den Leſer nur ekeln und ärgern würde.

Er ſowohl, als ſeine Mignons, trugen in ihren Gebetbüchern die Portraite ihrer Beyſchläferinnen unter der Geſtalt von Marienbildern; und ihre Damen oder Buhlerinnen führten die Bildniſſe ihrer Galane in Form von Crucifixen und Chriſtusköpfen bey ſich.

Die Koketten, wenn ſie einer von den religiöſen Prozeſſionen beiwohnten, welche um dieſe Zeit häufig gehalten zu werden pflegten, trugen Handſchuhe oder Gebetbücher in den Händen, oder Roſenkränze im Gürtel, oder Bänder in ihren Schuhen, woran ihre Galane ſie erkennen konnten. Der Herzog von Guiſe und die Mignons des Königs ſchoſſen ſie im Vorbeygehen auf den Gaſſen, bis in die Kirche, mit Zuckerkörnern und Bonbons aus Blaſeröhren. Nach der Prozeſſion gaben ſie Kollationen bald auf der Brücke unſerer L. Frauen, bald in der oder jener Gaſſe; die heilige **Beuve**, die wegen ihrer Schönheit und Koketterie ſo berühmt war, erſchien bey dieſen Prozeſſionen blos in ſeine Leinwand gekleidet, mit einer genäheten Spitze über den Buſen; ihre Liebhaber führten ſie an den Arm in die Kirche, und nahmen ſich Freyheiten mit ihr heraus, die jedermann ärgerten.

Man ſagte von einem jungen Herrn dieſes Zeitalters, er ſey ſo jung zu den ſchändlichſten Laſtern angeführt worden, daß man nicht wiſſen könne, wer ihn zuerſt verführt habe, ſein Vater, ſeine Mutter, ſeine Schweſter, oder ſein Onkel?

Was die Schweſter Heinrichs III betraf, ſo führte ſie, wenn wir dem böſen Leumund glauben wollen, einen ſo ſchändlichen Wandel, daß jedermann darüber redete. Sie hatte Liebſchaften mit allen ihren Brüdern, und zu

Karl IX. eine heftigere Leidenſchaft als zu allen den übrigen; ſie legte dieſes ſtillſchweigend in ihren Memoiren durch die großen Lobſprüche an den Tag, die ſie ihm ertheilte. Man beſchuldigte ſie, noch eine Prinzeſſin und eine andere vornehme Dame, daß ſie durch ihre Liebeshändel Schuld an den Tod des **Conconas** und des **Mole** geweſen wären, die enthauptet wurden, nicht ſowohl weil ſie Theil an der Verſchwörung der Mißvergnügten genommen, ſondern weil ſie das königliche Blut und das Ehebette eines Günſtlings Karls IX. entehrt hatten. Auch wurde auf ihren Befehl der Kopf des Mole von der Richtſtätte weggenommen, nach **Montmartre** gebracht, und in die Kapelle der Märtyrer begraben. Lange betrauerte ſie ihn unter dem Namen **Hiacynth**, aber bald bildete ſie ſich nach dem Tode dieſes ſchönen Jünglings einen neuen Hofſtaat von zügelloſer Jugend, und betrug ſich mit ſo weniger Schonung, daß Heinrich III., der ſie doch ſo ſehr geliebt hatte, ſie mit Schimpf und Schande wegen ihres unordentlichen Wandels aus dem **Louvre** jagte. Sie bezog das Hotel **de Sens**, und machte aus dieſem Hotel ein Serail, ſo wie aus dem Pallaſte, den ſie in der Vorſtadt Saint-Germain erbauen ließ. Ihr eigenes Zimmer diente zum Schauplatz der größten Ausſchweifungen, und ſie ließ ſich durch Erzählungen der verliebten Abentheuer und Geſchichtchen der Damen des Hofes in den Schlaf wiegen. Man verſichert, daß ſie einsmal Luſt bekommen habe das Irrenhaus zu beſehen. Unter den Wahnſinnigen, welche in den Hof kamen, befand ſich unter andern ein Schuhflicker, der ſich für den König von Frankreich ausgab. Kaum bekam ſie dieſer zu Geſicht, ſo rief er aus: „Ha! biſt du's dicke H....?“ — Er war im Begrif, noch mehr dergleichen Artigkeiten zu ſagen, aber man führte ihn ſogleich in ſeinen Käfig zurück, ohngeachtet die Königin ſich vor Lachen ausſchütten wollte.

Sie hatte einen gewiſſen Luſtigmacher, Namens **Guerin**, bey ſich, welcher ſich den Requetenmeiſter der Königin **Margarethe** und ihren jovialiſchen Redner nannte; er trug einen Sammtrock, eine ſchwarz atlaſſene Soutane und eine viereckigte Mütze. Dieſer Luſtigmacher beſtieg täglich ein Theater, das ſie in einer Ecke des großen Saals ihres Pallaſtes hatte erbauen laſſen, und weil ihm die Königin mit Vergnügen zuhörte, ſo ſparte er die unanſtändigſten Worte und Handlungen nicht. Er trieb dieſes ſchöne Handwerk ſo lange ſie lebte, wurde aber ziemlich ſchlecht dafür belohnt, denn er ſtarb im äußerſten Elende.

Katharina von Medicis lebte ebenfalls nicht ordentlicher und ſittlicher, als ihre Kinder. Was ſoll man z. B. von dem Bankett denken, das ſie zu Chenonceaux, einem königlichen Schloſſe zwiſchen Tours und Amboiſe, gab, das beynahe 100000 Franken koſtete, und wo die ſchönſten und edelſten Damen des Hofes mit fliegenden Haaren und halb nackend auf ihren Befehl und Rath aufwarten mußten?

Heinrich III. mißbrauchte mit Gewalt eine junge Prinzeſſin, die mit einem großen Fürſten verſprochen war, und ſchickte ſie zwey Monate ihrem Bräutigam, mit dem Vorſatz, ſeine Rache noch weiter zu treiben, was er auch that.

Du Guaſt, ein Günſtling des Königs, rächte ſich auf eben die Art an zwey großen Herren, von welchen er wußte, daß ſie ihm nicht gut waren.

Katharina hatte ein Serail von Koketten angelegt, die ſie beſtändig bey ſich hatte, und deren ſie ſich bediente, die geheimſten Gedanken der Prinzen und Großen des Reichs heraus zu locken und zu entdecken. Dieſe galanten Politikerinnen wußten es durch ihre Schmeicheleyen und Liebkoſungen bey Heinrich IV. und den Häuptern der Parthey im Jahre 1579 dahin zu bringen, daß ſich jener neue bürgerliche Krieg entſpann, welchen man den **Krieg der Verliebten** nannte.

D'Aubigné und verſchiedene andere erzählen, daß dieſe Prinzeſſin eine Liebſchaft mit dem größten Prälaten ihres Zeitalters hatte. Unter den Herren des Hofes wußte ſie immer eine ſehr gute Wahl zu treffen, die Hugonotten ſprachen laut davon, und nach Brantosme gaben ſie einer ſtarken und großen Feldſchlange, die ſie hatten gießen laſſen, den Namen der Königin Mutter, weil ſie, wie ſie ſich ausdrückten, **von einem ſtärkern und größern Kaliber, als die andern Feldſchlangen ſey.**

Wir brauchen nicht erſt hinzu zu ſetzen, daß nach ihrem Beyſpiel und dem Beyſpiele ihrer Tochter, die übrigen Prinzeſſinnen und Damen des Hofes ſich richteten. Wie weit dieſes gieng kann man daraus ſchließen, daß man ſich, um mit einem Zug die Schilderung eines liederlichen und ausſchweifenden Frauenzimmers zu entwerfen, blos des Ausdrucks bediente: putain comme une princeſſe.

So wie die Mannsperſonen Mittel gefunden hatten, das ſchöne Geſchlecht zu entbehren, ſo fanden die Frauenzimmer Mittel, den Mannsperſonen in dieſem Stücke Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Eine große Prinzeſſin liebte öffentlich eine von ihren Hoffräulein in Paris, und der Hof wimmelte von lesbiſchen Frauenzimmern, viele von ihnen hielten Wieſeln, deren die Alten ſich als einer Hieroglyphe zu bedienen pflegten, um dieſe unnatürliche Damenliebe auszudrücken. Dieſe abſcheulichen Ausſchweifungen gefielen vielen ſo ſehr, daß ſie weder ſelbſt ſich verheirathen, noch zugeben wollten, daß ihre Liebchen in den Stand der Ehe träten.

Die Ligue haßte dem Schein nach alle dieſe Schändlichkeiten, und ließ ſogar dagegen von den Kanzeln predigen; und doch gieng es nicht viel beſſer im Hôtel des Cleves zu, wo die Herzogin und Prinzeſſin von Guiſe wohnten. Mit Recht konnte man dieſes Hotel den Hof und Pallaſt aller Anhänger der Ligue nennen. Nicht allein ſie, ſondern noch eine Menge anderer vornehmer Herren fanden ſich in Menge daſelbſt ein; die Reize der jungen Prinzeſſin lockten ſie dahin, ſie war das ſchönſte Mädchen im ganzen Königreich, aber auch die ſtolzeſte und hochmüthigſte von allen, ſonderlich ſeitdem Heinrich IV., ehe er ſich in die ſchöne Gabrielle verliebte, ihr Hofnung gemacht hatte, ſie zu heyrathen. Bey der Belagerung von Paris erſchienen dieſe beiden Prinzeſſinnen in Begleitung vieler Damen, während eines ſechsſtündigen Waffenſtillſtandes, auf den Wällen. Sie nahmen ziemlich kalt die Höflichkeitsbezeigungen der galanten Herren von des Königs Armee auf, die ſich am Rande des Grabens verſammelt hatten, mehr um die Prinzeſſin von Guiſe zu bewundern, als um ihre Geliebten zu ſehn. Der Herzog von Bellegarde ließ ſich ihnen ebenfalls vorſtellen, um ſich bey ihnen wegen des Todes des Herzogs von Guiſe zu rechtfertigen, welcher der Vater der Prinzeſſin und der Gemahl der Herzogin geweſen war, und wer ſollte es glauben, beide, Mutter und Tochter verliebten ſich zu gleicher Zeit in ihn und die Tochter empfand, daß ſie auch einen andern als einen König lieben könne. Er, welcher wußte, wie ſehr ſie ihn haßte, und daß er in ihren Augen nur ein Vatermörder war, an dem ſie nie genug gerächt werden könnten, fühlte ſich beim Anblick der Prinzeſſin von Guiſe, die er zum erſtenmal ſah, ſo bezaubert, daß er ſeine Liebe zur ſchönen Gabrielle der Geliebten ſeines Königs vergas, um dieſe anzubeten, ob er ſich gleich nicht mit einiger Hofnung ſchmeicheln durfte. Und ſo raubte dieſer gefährliche Nebenbuhler, der ſtets in den Fußſtapfen des Königs ſeines Herrn wandelte, ihm in kurzer Zeit die Herzen der beiden ſchönſten Damen, die er je geliebt hatte.

Am Hofe Heinrichs IV. wurden der Minne nicht minder häufig Opfer gebracht, als an den Höfen der vorigen Könige; der König ſelbſt hatte der Liebchen ſo viele an allen Orten des Reichs, daß man ihn nur den **Chevalier balan de la France**, oder aller Welt Liebhaber nannte.

Der Marſchall von **Baſſompierre** erzählt, daß er eine Liebſchaft mit einer Hofdame der Königin **Louiſe**, und einen ſtarken Umgang mit der **Glandee**, einem Freudenmädchen von großer Schönheit, hatte; daß er eine Nacht mit ihr im Hotel **Zamet** zubrachte, wo der Prinz von **Joinville** und der Herzog von **Bellegarde** in einen heftigen Streit mit einander geriethen. Er liebte auch die Frau von **Boinville** und eine Madam **le Clin**, die mit einem Rath von der großen Kammer verheyrathet war, und deren Sohn ſich deswegen rühmte, der Sohn des Königs zu ſeyn, ohngeachtet das niemand glaubte, als er. Kurz er liebte an allen Orten und Enden; nur die Marquiſe von **Guercheville** konnte er nicht verführen, und machte ſie deswegen zur Hofdame der Königin. **Margarethe von Frankreich**, ſeine erſte Gemahlin, hatte noch mehr Liebhaber als er Geliebten; oft bediente er ſich ihrer Reize, ſowohl die Könige ihre Brüder, die gegen ihn erbittert waren, als noch mehr vornehme Herrn zu ſeiner Parthey anzuwerben; er zog ſich deswegen ſelbſt zuweilen mit der Lebensart auf, die ſeine Gemahlin führte. Er hatte, wie bekannt, einen ſcherzhaften Geiſt, der Spaß und Lachen liebte, und gerne alles von der ſpaßhaften Seite nahm.

Unter den Damen, die er öffentlich als ſeine Liebſchaften unterhielt, waren folgende die vornehmſten.

Die Gräfin von **Guiche**, Aebtiſſin von **Montmartre**, Herzogin von **Beaufort**, Marquiſe von **Verneuil**, die Frau von des **Eſſarts**, die Gräfin von **Moret** und die ſchöne **Gabrielle**.

Er hatte eine Menge natürlicher Kinder, von denen er aber nur wenige anerkennen wollte. Wie man ſagt, ſo ſchämte er ſich, ihrer ſo viele zu haben, und wollte deswegen nicht ſich als Vater zu den übrigen bekennen.

Bey der Belagerung von **Pontoiſe** ſteckten ſeine Offiziere acht Nonnen von **Maubouiſſon** mit einer häßlichen Krankheit an, und fünf andere Nonnen wurden vom König oder ſeinen Hofleuten ſchwanger.

Während der Belagerung von Paris verliebte er ſich in die Prinzeſſin von **Montmartre**, und ſeine Offiziere folgten ſeinem Beyſpiele, und machten die übrigen Nonnen mit ſo großem Skandal die Aufwartung, daß man die Abtey bald die **hohe Liebesſchule der Armee** nannte, und ihr noch häßlichere Namen gab.

Von allen ſeinen Geliebten hat er keine ſtärker geliebt, als die Herzogin von **Beaufort**, welche den erſten Platz in ſeinem Herzen behauptete, ohngeachtet ſie ſehr viel Intriguen ſpielte. Sie war dem Herzog von **Longueville** nichts weniger als ungünſtig, ſie rächte ſich aber an ihm in der Folge auf eine ſehr unedle Weiſe, nachdem ſie ſich vorher von beiden Seiten ihre gewechſelten Liebesbriefe wieder herausgegeben hatten; ſie ließ ihn zu **Dourlins** ermorden.

Den Herzog von **Bellegarde** hatte ſie noch lieber als den Herzog von **Longueville**, und ſelbſt lieber als den König. Er war nicht allein der erſte geweſen, der ihr gehuldigt hatte, ſondern als von ihrer Schönheit in Gegenwart des Königs geſprochen worden war, hatte er ihr Lob in ſo vortheilhaften Ausdrücken geprieſen, daß den König dadurch die Luſt anwandelte, ſie zu ſehen, wo er denn augenblicklich in ſie verliebt wurde.

Bellegarde hatte ihre erſten Gunſtbezeugungen genoſſen. Dieſe ſchöne Dame widmete ihm alle Augenblicke, die ſie der Eiferſucht des Königs abbrechen konnte. Der hätte ſie bald mit ihm zweimal überraſcht. Einsmals hatte er kaum ſo viel Zeit in das Kabinet der Herzogin zu kriechen, welches hinter ihrem Bette war. Der König, welcher es merkte, that, als ob er von dem Zuckerwerk holen wollte, welches die Kammerfrau la Rouſſe gewöhnlich in dieſem Kabinette aufzuheben pflegte; und weil die Thüre verſchloſſen war, wurde er ungeduldig und wollte ſie eintreten, ſo daß Bellegarde, um ſich zu retten, zum Fenſter hinaus ſpringen mußte.

Das zweitemal, als der König erfahren hatte, daß ſie zuſammen wären, befahl er dem Grafen von Aumont, dem Hauptmann ſeiner Leibwache, den Herzog in ihren Armen zu tödten. Der Hauptmann nahm mit Fleiß einen ſo großen Umweg, und machte einen ſo großen Lärm vor der Thüre, daß Bellegarde Zeit gewann zu entſpringen. Demohnerachtet fuhr der König fort, dieſe Dame eben ſo leidenſchaftlich als zuvor zu lieben. Er begnügte ſich nicht daran, ſie in den Marquiſin- und Herzoginſtand zu erheben, ſondern man glaubt auch, daß er nach dem Beyſpiel der Könige vom erſten Stamm ſie zuletzt geheyrathet haben würde. Wirklich verbot er einem der vornehmſten ſeiner Räthe den Hof, weil er ihm dieſes hatte ausreden wollen; hingegen belohnte er zwey von ſeinen Günſtlingen mit Ehrenſtellen und Geſchenken, weil ſie ihre Buhlſchaften heyratheten, mit welchen ſie bereits große Kinder gezeugt hatten; ſeine Abſicht war, durch ihr Exempel ſein eigenes Vorhaben zu rechtfertigen.

Der natürliche Bruder des Königs, der Erzbiſchof von Rouen, hatte mehr als eine Geliebte, und ſo war niemand am Hof, der nicht nach dem Beyſpiel des Königs ſein Liebchen gehabt haben ſollte.

Man hält dafür, daß es aus Nachahmung und zum Theil auch aus Neigung geſchah, daß der Siegelbewahrer und Canzler von Chiverni auch eine Liebſchaft haben wollte; man behauptet, er habe ſie mit einer von den Tanten der Herzogin von **Beaufort** gehabt. Dieſer Greis, der eine ſo hohe und wichtige Ehrenſtelle bekleidete, machte aus ſeiner Liebe gar kein Geheimniß. Der König war auch nichts weniger als böſe darüber, und ließ keine Gelegenheit vorbeygehen, ihn damit zu voppen. Einsmal, als er ein Kind über die Taufe hielt, von welchem er glaubte, daß es ehe vom Siegelbewahrer als von dem Gemahl der Tante ſeiner Geliebten ſeyn möge, gab er der Hebamme, als ſie es ihm mit den Worten überreichte: „Ew. Majeſtät „mögen es wohl feſt halten, denn es iſt ziemlich ſchwer,“ zur Antwort: „ich wundre mich nicht darüber, denn „es hängen ſo ſchwere Siegel daran.“

Wenn ihm die Luſt ankam, ſeinen Spaß zu treiben, ſo ſchonte er ſo wenig ſeine Geliebte, als andere. Das Geſpräch iſt bekannt, das er mit einem Schiffmann hielt, welcher ihn überſetzen mußte. Als er einſtmals von der Höhe von **Montmartre** Paris betrachtete, und dabey eine ſonderbare Stellung angenommen hatte, indem er den Rücken nach der Stadt kehrte, und mit dem Kopf zwiſchen den Beinen durchguckte, rief er plötzlich aus: „Ey, wie viel Hahnreyneſter ſeh' ich!“ **Gallet**, einer der luſtigſten Hofleute des Königs, ſetzte ſich ſogleich in dieſelbe Poſitur und erwiederte: „Sire, ich ſehe den Louvre!“ Der König lachte nur über dieſen Einfall.

Ein andermal wurde er an einer Harnſtrenge krank, welcher die Aerzte noch einen andern Namen gaben, und begab ſich nach **Mouceaux**, um ſich kurieren zu laſſen. Eilf der vornehmſten Herren ſeines Hofes, um ihn damit aufzuziehen, tanzten in ſeiner Gegenwart ein Ballet der Wundärzte. Sie tanzten es ſo gut, und es machte dem Könige ſo viel Vergnügen, daß ſeine Schweſter in ihrem Hotel daſſelbe Ballet in ihrer Gegenwart wiederholen ließ.

Um dieſe Zeit hatte er ſich in die Frau eines Kaufmanns verliebt. Als er ſich des Nachts zu ihr aufs Rendezvous begab, guckte der Mann, der davon Nachricht bekommen hatte, zum Fenſter hinaus, und fieng, ſobald er ihn erblickte, aus Leibeskräften zu ſchreyen an: Es lebe der König! ſo daß Heinrich IV. gezwungen war, unverrichteter Sache wieder umzukehren; worüber er ſelbſt lachen mußte.

Er tanzte an einem Abend im Louvre zu Fontainebleau nach einem Liedchen, mit einer von den Gemahlinnen ſeiner drey Staatsſekretaire Brulart, Pinart und Villeroy. Einer von dieſen Herrn war zugegen. Das Liedchen hörte auf, und weil niemand ein neues anfangen wollte, ſo ſang der König, um die Luſtbarkeit nicht unterbrechen zu laſſen, und den Tanz fortzuſetzen, folgendes Impromptu: Brulart, Pinart & Villeroy ſont trois cocus ce dit le roy. Einer von dieſen Herrn, der auf dieſe Art öffentlich zum Hahnrey erklärt wurde, hub ſogleich, aber immer tanzend und nach derſelben Weiſe zu ſingen an:

Si toutes les femmes vouloient,
Tous les maris cocus ſeroient;
Et vous Sire, comme un autre,
Un cocu mene l'autre.

Wir ſehen aus dieſen Verſen, daß die Impromptu's ſchon damals Mode waren, und keine Erfindung unſers Zeitalters ſind. Ich ſchreibe hier noch eins von Heinrich IV. ab. Er ſtattete einen Beſuch bey einer von ſeinen Tanten ab, die eben nicht züchtiger als die andern Prinzeſſinnen lebte. In ihrem Vorzimmer traf er einen vornehmen Herrn an, der in der Erwartung dieſer Schäferſtunde Verſe machte, und ſchon folgende zwey niedergeſchrieben hatte:

Je ne vois rien qui me contente
Abſent de ma divinité.

Heinrich ergriff ſogleich die Feder und ſchrieb noch darunter:

N'appellez-pas ainſi ma tante,
Elle aime trop l'humanité.

Ich will hier noch einige andere Abentheuer herſetzen, die ſich unter den vorigen Regierungen zutrugen, aber doch gewiß hier an ihrer Stelle ſind. Eine Prinzeſſin beglückte ihren Liebhaber in demſelben Zimmer, worinne man in der Karte ſpielte.

Ein anderer Herr, der einer Prinzeſſin lange die Aufwartung gemacht hatte, ohne von ihr die Befriedigung ſeiner Wünſche erhalten zu können, erkaufte endlich eine Nacht von ihr gegen Verſprechung einer prächtigen Tapete. Weil er aber durch ſeinen Fehler ihr Bette wieder ſo verlaſſen mußte, wie er es beſtiegen hatte, ſo weigerte er ſich den Tag darauf, die Tapete auszuliefern. Es entſtand zwiſchen ihnen ein großer höchſt ärgerlicher Wortwechſel, und die Gemahlin eines Staatsſekretairs wurde zur Schiedsrichterin gewählt, welche den Ausſpruch that, daß beide die Tapete den Trägern wieder aufpacken, und die Prinzeſſin ihrem eigennützigen Liebhaber eine zweyte Nacht bewilligen ſollte.

Heinrich IV. ließ, nach dem Beyſpiel **Heinrichs II.**, ſeinen und der ſchönen **Gabrielle** verzogenen Namen in allen den Palläſten anbringen, welche er zur Zeit ſeiner Liebe erbauen ließ. **Maria von Medicis** ließ dieſe verzogenen Namen in der Folge auslöſchen. Die Liebesbriefe, welche dieſer Prinz theils an ſie, theils an die Marquiſin von **Verneuil** ſchrieb, ſind größtentheils im Druck erſchienen. Die ſchöne Gabrielle ſtarb, und der König legte es dem Siegelbewahrer ſehr übel aus, daß er nicht für ſie trauern wollte. Der Marſchall von **Balagny**, welcher die älteſte Schweſter der Herzogin geheyrathet hatte, machte die „Honneurs" bey dem Leichenbegängniſſe. Weil auch die ſechs andern Schweſtern der Verſtorbenen, deren Lebensart noch ausgelaſſener und zügelloſer geweſen war, als die Lebensart der Verſtorbenen, dieſem Leichenkondukt beywohnten, ſo machte ein Dichter ein Sinngedicht auf dieſes Leichenbegängniß des Inhalts: „die ſechs Todſünden hätten, unter Anführung des natürlichen Sohnes, eines Prieſters, die ſiebente zu Grabe begleitet.“ Die Herzogin hatte die Marquiſin von **Verneuil** zur Nachfolgerin; ſie wurde die Maitreſſe des Königs, ehe er noch **Maria von Medizis** heyrathete, und blieb es noch lange Zeit nach ſeiner Vermählung. Er ſtellte ſie der Königin vor, und ſie lebte anfangs in ziemlich gutem Einverſtändniſſe mit dieſer Prinzeſſin, aber in der Folge der Zeit fieng ſie an in zu unehrerbietigen und zu freien Ausdrücken von der Königin zu ſprechen, was ſie veruneinigte und die Hofleute in keine geringe Verlegenheit ſetzte, die es nicht entübrigt ſeyn konnten, beiden die Aufwartung zu machen, indem der König eben ſo viel Achtung für ſeine Gemahlin, als Liebe für ſeine Maitreſſe hatte. Die Königin wünſchte den **Conciny** mit der **Galigay** zu verheyrathen. Der König wollte von dieſer Heyrath nichts hören, aber die Marquiſin verſprach ihre gute Dienſte, und dieſe ſöhnte ſie wieder mit der Königin aus; ſie wurden ſo gute Freundinnen, daß die Königin ſich täglich nach ihrem Befinden erkundigen ließ, und alle Geſchenke, die ſie bekam, mit ihr theilte. Als beide im Louvre faſt zu gleicher Zeit, und jede von einem Sohne, entbunden wurden, gab die Königin einige Monate darauf ein Ballet von ihrer Erfindung, und ließ die Marquiſin mit Theil daran nehmen. Der König hatte eine ſo groſe Freude darüber, daß er in die Heyrath des **Conciny** willigte, und ſeiner Gemahlin erlaubte, das neue Ehepaar ſehr reichlich zu beſchenken.

Kurz darauf überwarfen ſich die Königin und die Marquiſin von neuem, und ihr Haß ſtieg nun zu einem ſo hohen Grade, daß die Königin den Perſonen gram wurde, welche der Marquiſin die Aufwartung machten, und die Marquiſin ihrer Seits den Lieblingen der Königin alles mögliche zu Leide that. Der König und die Königin machten eine Luſtparthie nach **Saint-Germain** in einem Wagen, der mit vier Pferden nach damaliger Mode beſpannt war. Dazumal war noch keine Brücke bey **Neuilly**; man hatte durch ein Ohngefehr die Pferde vorher nicht an die Tränke geführt; ſobald alſo dieſe den Fluß erblickten, ſprangen ſie hinein, ohne daß der Kutſcher im Stande geweſen wäre, ſie zu erhalten. Der König und die Königin waren in Gefahr zu erſaufen, und ob man ihnen gleich ſchleunig zu Hülfe kam, ſo hatte doch die Königin bereits etwas Waſſer geſchluckt. Als ſie ſich von ihrem gehabten Schrecken erholt hatte, bezeigte jedermann ſeine Freude, daß ſie einer ſolchen Gefahr entgangen ſey. Man fieng an zu ſcherzen, und der Kardinal **du Perron** fragte, ob ſie ſich noch beſinnen könne, was ſie gethan habe, als ſie unter dem Waſſer geweſen? Ja, antwortete ſie, und wenn ich mich nicht irre, ſo hatt' ich den König angefaßt. Der Kardinal gab zur Antwort: „Sie hatten Recht, denn der geht niemals zu Grunde!“ In kurzem wußte Jedermann dieſe Geſchichte, und die Marquiſe, die nicht von der Parthey geweſen, ſagte, als ſie es erfuhr, wenn ich es geſehen hätte, ſo würd ich gerufen haben: **die Königin trinkt!** *)

Um dieſe Zeit predigte der Jeſuit **Gontier** oder **Gontheri** in der Faſtenzeit zu **Saint-Gervais**. Er war der berühmteſte unter den Predigern, und der König, die Marquiſin, und die galanteſten Damen des Hofes verſäumten nicht eine von ſeinen Predigten. Dieſe Damen pflegten gewöhnlich in großem Staat in die Kirche zu kommen, und, außer dem Getöſe und dem Skandal, den ſie verurſachten, machte auch ſonderlich die Marquiſin unaufhörlich dem Könige Zeichen und Winke, um ihn zum Lachen zu bringen. Der Pater **Gontier** gerieth endlich in Zorn über die wenige Achtung, die man für das Haus des Herrn und ſein Wort hegte; hielt plötzlich in der Predigt inne, und ſagte ganz laut zum König: „Werden es Ew. „Majeſtät nie müde werden, mit einem ganzen Serail das „Wort Gottes anzuhören, und an dieſem heiligen Orte ein „ſo großes Aergerniß zu geben?“ In dieſem Tone fuhr er noch eine ganze Weile fort, dem Könige das Gewiſſen zu ſchärfen. Alle dieſe Damen geriethen darüber in Wuth, und keine mehr, als die Marquiſin; ſie thaten ihr möglichſtes, den König zu bewegen, ein Beyſpiel an dieſen indiſcreten Prediger zu ſtatuiren, und ihn wenigſten in die Baſtille zu ſchicken; aber der König that keins von beiden, und als er den Tag darauf in dieſelbe Kirche gieng und dem Pater begegnete, wie er eben auf die Kanzel ſteigen wollte, verſicherte er ihm: „er habe nicht das geringſte zu fürchten, „im Gegentheil, er danke ihm für ſeine Ermahnungen „und Strafpredigt; bäte ihn aber zu gleicher Zeit, es nie „wieder öffentlich zu thun.“

---

*) Die ganze Anſpielung iſt etwas ſchmutzig, und dem Tone des Jahrhunderts angemeſſen. Der Ueberſ. hat mit Fleiß es nicht deutlicher zu verdolmetſchen geſucht. B.

Als dieſer König in der Straße **de la Ferronnerie** ermordet wurde, las er eben einen Liebesbrief von einer der ſchönſten und größten Prinzeſſinnen des Reichs, und deren Schönheit und Freiheit ihm ſo theuer war, daß er im Begrif ſtand, dem Hauſe Oeſterreich deswegen den Krieg anzukündigen. Andere behaupten, er ſey damals auf dem Weg geweſen, ſich nach dem Arſenal oder in das Hotel **Zamet** auf ein Rendezvous zu begeben, welches ihm Mamſell **Paulet** endlich zugeſtanden habe, deren Name ſo berühmt durch die **Paulletten** worden iſt, die ihr Vater erfand, um die Bedienungen des Reichs erblich zu machen.

Im **Cyrus** kömmt dieſe **Paulette** unter dem Namen **Eliſe** vor, wo ihre Liebe mit **Heinrich IV.** unter verſtelltem Namen erzählt wird. Sie iſt auch eine von den Heiligen, welche **Iſart** in ſeinem großen **Liebesalmanach** vom Jahr 1657 kanoniſirt hat.

Wenn man dem böſen Leymund trauen darf, ſo ſtand **Conchini**, der unter dem Namen Marſchall **d'Ancre** ſo bekannt iſt, ſowohl zu Lebzeiten des Königs, als nach ſeinem Tode bey der **Maria von Medizis** auf das allerbeſte angeſchrieben. Er beſuchte die Königin ſehr oft bey Nacht zu ungebührlichen Stunden und in heimlichen und dringenden Angelegenheiten, und mußte eine Zugbrücke paſſiren, welche über den Graben und von dem kleinen Garten des **Louvres** nach den Zimmern der Königin Mutter führte. Man gab deswegen dieſer Brücke den Namen **Liebesbrücke**, den ſie bis auf den heutigen Tag behalten hat.

Ludwig der **XIII.** war in der Liebe ganz das Gegentheil von den Prinzen, ſeinen Vorgängern, und von ihm galt der Vers:

Venatore tenerae conjugis immemor.

Die Königin Chriſtine von Schweden, als ſie von der Zurückhaltung ſprach, mit welcher er allen ſchönen Damen begegnet habe, welche die meiſten Anſprüche auf ſeine Gunſt gehabt hätten, ſetzte hinzu, er habe nie mehr an ihnen **als die Art geliebt**. Dieſes galt ſelbſt von Madam von **Hautefort**, der Hofdame der Königin, ſeiner Gemahlin, die in der Folge an den Marſchall von **Schomberg** verheyrathet wurde, und für welche er die meiſte Liebe gehegt hätte, die auch ſo viel Macht über ihn beſaß, daß ſie ihm auf Erſuchen der Königin und der Herzogin von **Chevreuſe** ein ſchriftliches Verſprechen abzwang, dem Kardinal von **Richelieu** den Abſchied zu geben. Als der Kardinal dieſes erfuhr, und in den König drang, dieſe ſeine Schrift ſich wieder ausliefern zu laſſen, ſteckte Frau von Hautefort, nach vielen Ausflüchten und Weigerungen, das Billet in ihren Buſen, entblößte halb ihre Bruſt, die wunderſchön war, und ſagte: „Ew. Majeſtät, hier ſteckt Ihr Billet, holen Sie es ſelbſt heraus, wenn Sie es haben wollen.“ Was glaubt man wohl, was der König that? Er, der keuſcher war als Joſeph, und deſſen Hand nie ſolche Reize entweiht hatte, holte die Feuerzange vom Kamin, und zog damit das Billet heraus.

Wir haben noch verſchiedene kleine Anekdoten nachzuholen, welche ſich unter den Königen zutrugen, deren Liebſchaften wir geſchildert haben, und die ſich anderswo nicht gut anbringen ließen.

Nicht alle Männer ertrugen die Ausſchweifungen ihrer Weiber mit Geduld, einige ließen ſie durch maskirte Leute mit ihren eigenen Haaren, oder mit ſeidenen Schnüren erdroſſeln, oder erwürgten ſie ſelbſt mit ihren Scherpen; hielten ihnen dann prächtige Leichenbegängniſſe, legten Trauer um ſie an, und ſtellten ſich äußerſt betrübt. Andere begnügten ſich, nur die Liebhaber aus der Welt zu ſchaffen, und verziehen ihren Gattinnen wegen ihrer Schönheit oder wegen ihrer Schwangerſchaft, ohne ſich doch darüber gegen ſie heraus zu laſſen. Das alles konnte aber nicht ſo in Geheim bleiben, daß nicht die Spötter es erfahren, und es in ihren Epigrammen bekannt gemacht haben ſollten. So rieth einer den Damen, welche die Galanterie liebten, „ſich vor den ſeidenen Schnüren des **Humières**, den Begnadigungen des **Villequier**, den Katharren des **Chiverni**, den Wehklagen des **Fargy**, und der „Verſöhnung des **Scipion** in Acht zu nehmen.“ lauter Namen von Männern, denen man den Tod ihrer ungetreuen Gattinnen Schuld gab. Einige führten ihre Weiber am Rand eines Fluſſes ſpatzieren und erſäuften ſie, indem ſie ſolche wie von ohngefähr hineinſtießen.

Flavy, der unter Karl VII. Statthalter zu **Compienne** war, ſuchte auf dieſe Art die ſeinige zu erſäufen, und daher iſt das Sprichwort entſtanden: „Es hat nichts „zu bedeuten, es iſt nur ein Weib, das ertrinkt.“

Unter den Meuchelmorden, womit die Ehemänner ſich an den Verführern ihrer Gattinnen rächten, machte keiner mehr Aufſehen, als der Mord des **Saint-Megrin**, eines Mignons Heinrichs III. Dieſer Günſtling, der von ſeinem Herrn ſo ſehr geliebt wurde, beſaß in eben dem Grade die Liebe einer großen Prinzeſſin; und da dergleichen Arten von Intriguen unter den Großen ſich ſehr ſchwer verhehlen laſſen, ſo erfuhr ihr Gemahl gar bald die ganze Liebesgeſchichte. Anfangs ließ er ſichs nicht ſehr kümmern, weil er ein Politiker war, der mehr darauf dachte, ſeine Plane durchzuſetzen, als das Herz ſeiner Gemahlin zu bewahren; allein, als er ſich dadurch ſo ſehr der Gegenſtand des Geſpöttes ſah, und ſich ſeine Hahnreyſchaft ſelbſt von ſeinem Bruder vorwerfen laſſen mußte, ſo paßte er in der Nacht dem **Saint-Megrin** mit 20 oder 30 Helfershelfern auf, wie er aus dem **Louvre** kam, und brachte ihm einige 30 gefährliche Wunden bey, an welchen er den andern Morgen verſchied. Sein Tod betrübte den König auf das heftigſte, und er überließ ſich ganz ſeiner Traurigkeit; doch begnügte er ſich daran, ihm ein eben ſo prächtiges Leichenbegängniß zu halten, als dem **Quelus** und **Maugeron**, und wagte es nicht, ſeinen Tod zu rächen, weil er erfahren hatte, daß man unter den Meuchelmördern den Schwager der Prinzeſſin bemerkt habe. **Heinrich IV.**, der damals noch König von Navarra war, billigte laut dieſen Meuchelmord.

Man hätte glauben ſollen, daß ein ſo gefährlicher Schwager, wie dieſer, jedermann hätte abſchrecken müſſen, den Galan ſeiner Schwägerin zu machen. Unterdeſſen bekam ſie doch gar bald einen andern, der jedoch ein eben ſo großer Prinz war, wie ihr Gemahl. Als man den Herzog von Gy mit dieſer neuen Liebſchaft, die gar nicht im verborgenen blieb, aufzog, gab er zur Antwort: „Auf dieſe Art habe ich den Prinzen auf meine Seite, und erhalte tauſend gute Dienſte von einem Manne, der mir ſonſt ſehr viel zu ſchaffen machen würde.“

Zur Zeit des Kriegs der Ligue nahm der berühmte Ritter von Aumale die Stadt Saint-Denis mit Sturm ein. Einen Theil ſeiner Leute vertheilte er in die Schenken, und er ſelbſt begab ſich in die Wohnung einer galanten Dame, Namens la Paverie, mit welcher er ſchon längſt ein Liebesverſtändniß hatte. Der Kommendant der Stadt de Vic, der durch den Ritter daraus vertrieben war, ſammelte unterdeſſen ſeine Mannſchaft, eroberte die Stadt von neuem, und umringte das Haus, wo der Ritter ſich befand, der ſich ſo lange vertheidigte, als noch Leben in ihm war, und ſo zerſetzt und mit Wunden überdeckt war, daß man ihn blos an den verzogenen Namen und Karaktern erkannte, welche die la Paverie ihm lange vorher auf beiden Armen eingeätzt hatte.

Einige Männer von friedfertigerem Geiſte ſtellten ſich auf die Nachricht, daß ihre Damen ſich die Zeit mit Galanen vertrieben, bitter böſe, drangen mit bloßen Degen ins Zimmer, als ob ſie alles niedermachen wollten, und während der eine zum Fenſter hinausſprang, und die andere ſich auf ihre letzte Stunde gefaßt machte, fielen ihnen bey Erblickung ihrer Weiber, die ſchöner und geputzter als jemals waren, die Waffen aus den Händen, ſie fiengen an ſie zu küſſen und mit ihnen zu kurzweilen, und beide lebten von dem Augenblicke an einträchtiger und einverſtandener, als vorher.

Schon im Jahre 1505 war die Luſtſeuche zu Paris ſo allgemein, und es wurden ſo viel Kranke von der Art in das große Spital oder Hôtel Dieu gebracht, daß man ihre Aufnahme zuletzt durch eine Verordnung verbot. Die Vorſteher und Adminiſtratoren konnten es aber erſt im Jahre 1614 dahin bringen, daß ſie gänzlich von der Aufnahme ſolcher Kranken frey geſprochen wurden. Franz I. war von dieſer häßlichen Krankheit vergiftet und ſie die Urſache ſeines Todes. Die Herzogin von **Etampe** wurde nur durch ihre Jugend gerettet; **Fernel** gab ihr Eſelsmilch zu trinken und heilte ſie mit der Zeit. Allein, ſo ein vortreflicher Arzt er auch war, ſo konnte er doch Franz I. nicht retten, weil er es nicht wagte, ſich bey ihm des Merkurius zu bedienen, deſſen Eigenſchaften man damals noch nicht recht kannte. **Heinrich III.** wurde von eben dieſer Krankheit ſo übel zugerichtet, daß er ſeine Haare verlor, und ſich gezwungen ſah, eine Kappe oder Mütze zu tragen, woran Haare genäht waren. Allein dieſe erſte Art von Peruke war ſo elend und ſchlecht verfertigt, daß er ſie immer mit ſeinem Toque oder Barret bedeckte, ſo daß er es nicht einmal in Gegenwart ſeiner Gemahlin, ſeiner Mutter und der fremden Geſandten abnahm. Man nannte dieſe Krankheit das Neapolitaniſche Uebel, auch **Pelade**, als eine Anſpielung auf ihre Eigenſchaft, die Haare ausfallend zu machen. Eine Menge Prinzen und großer Herren erſchienen, damals aus dieſer Urſach, mit Kahlköpfen, und **Ciaconius** erzählt, daß der Kardinal **Briconnet** an den Folgen dieſer Seuche geſtorben ſey, und daß es andern von ſeinen Kollegen nicht beſſer ergieng.

Selbſt in den Kirchen und Kapellen findet man unter den Glasgemählden Beweiſe der Zuchtloſigkeit jener Zeitalter. In einer Kapelle der Kirche Saint Germain l'Auxerrois erblickte man ſonſt auf einer Glastafel eine heilige Maria in Egypten, die ſich vor einem Fehrmann entblößte, mit der Unterſchrift: „wie die Heilige ihren Leib dem „Fehrmann zum Fehrgeld anbot, um ſie über zu ſetzen.“ Der Pfarrer, welcher dieſe Glastafel wegnehmen ließ, beſahl zugleich vom hohen Altar einige Sphynxe und Engel hinwegzuthun, die ein Engliſcher Bildhauer auf eine ſehr ärgerliche und unanſtändige Art abgebildet, und dadurch die Gläubigen mehr als einmal in der Andacht geſtöhrt hätte.

Minder ärgerlich ſind die Gemählde an den Glasfenſtern des Hoſpitals Saint-Gervais, in der St. Ludwigskapelle. Hier erblickt man Päbſte, Kaiſer, Könige, Biſchöfe und Kardinäle, ſämmtlich in ihrem Ornat, wie ſie beſchäftigt ſind, Fäſſer zu füllen, fortzurollen, in die Keller hinab zu laſſen, kurz alle die Verrichtungen vorzunehmen, welche man die Winzer und Böttcher bey einer Weinleſe thun ſieht. Die Fäſſer und Kübel ſind voll von dem Blute des Heilandes, der unter einer Preſſe ausgeſtreckt liegt, und aus allen ſeinen Wunden Blut ſtrömt. Die Patriarchen hacken den Weinberg, die Propheten und der heilige Petrus leſen die Trauben, und die Evangeliſten, durch einen Adler, Ochſen und Bären abgebildet, ſind an einen Wagen geſpannt, der mit den Fäſſern beladen iſt; der Engel geht neben her und vertritt die Stelle des Fuhrmanns; die Doktoren der Gottesgelahrtheit und die Kardinäle fangen das Blut auf, das aus dem Leib des Heilandes unter der Preſſe rinnt, und füllen es auf Fäſſer; darunter ſtehen Verſe, die eben ſo erbärmlich ſind, als die ganze Allegorie. Dieſes lächerliche Werk iſt übrigens, als Glasmalerey betrachtet, eins der größten Kunſtwerke, und rührt von einem der beſten Glasmaler her, welche zu Anfange des vorigen Jahrhunderts lebten. Die Portraite der Perſonen, die dabey eine Rolle ſpielen, ſind auch keine Phantaſiegemälde, ſondern nach der Natur gemalt. Paulus III., Karl V., Franz I., Heinrich VIII., der Kardinal von Chatillon, und andre mehr, ſind ſich ſo ähnlich und ſo gut getroffen, als ob ſie ausdrücklich dem Maler dazu geſeſſen hätten.

2.

Tit. Hrn. Hauptm. J. R. V. Meyers von Oberſtad, Raths- und Spendeherrn,

Sechſte und lezte Rede.

Im Lyzeumsſaale zu Luzern gehalten den 22ſten Wintermonats 1790. *)

Hochehrwürdige, Hochgelehrte, Geiſtliche Herren, Wertheſte Herren Profeſſoren!

Liebe Herren Lyzeiſten! die ſämmtliche hier ſtudirende Jugend mitbegriffen!

Eine zweckmäßige Aufmunterung und die Abhörung der hoheitlichverordneten Schulſatzungen begründen die heutige Wiederzuſammenkunft.

Gedeiht ohne Regeln, ohne deren Kenntniß und Beobachtung keine hauswirthſchaftliche Verfaſſung, kein Emporkommen kleiner oder großer Gemeinden, weder deren Fortgang noch Beſtand, weder Ruhe, Glück und Sicherheit in Republiken, in Monarchien, ſo gelingt eben auch nichts hier im Pflanzgarten guter Menſchen, gläubiger Chriſten, wackerer Bürger, weiſer Vorſteher, wachſamer Landesväter, unverfangner Richter, ſanftelfernder Religionslehrer, frommer Verkündiger Gottes Wortes, und getreuer Ausſpender ſeiner geheimnißreichen Gaben und Heilmittel, wenn nicht billige Geſetze und pünktlicher Gehorſam (die zwo Grundſäulen der guten Ordnung) die göttlichen Segnungen zuwege bringen.

Die

---

*) Dieſe Rede eines Mannes, den ſeine Schickſale in der neuen Schweizergeſchichte ſo merkwürdig machen, verdient, wegen ihres Bezugs auf jetzige Zeitumſtände, dieſen Abdruck.

Die Jugend bedarf einer klugen Leitung; dem Alter ziehen würdige Handlungen an.

Auf dem Staatsſchauplatze liegen dem Regenten, der Obrigkeit, dem Magiſtrate, dem Beamten, den Bürgern und Angehörigen gegenſeitige konſtituzionelle Bürden und Berufspflichten unverbrüchlich ob, kraft deren ihre das Beßte jedes und alleruntergeordneten Glieder ohne Unterlaß ſuchen, reiflich erwägen und gelegentlich ausführen müſſen; hingegen das Volk die liebevolle Treue und die ſchwerläſtigen Alltagsſorgen der Obern durch ein unbeſchränktes Zutrauen verſüßen, und durch beharrliche Ergebenheit wiedervergelten muß: inzwiſchen dies und jene, unter eben den nämlichen Geſetzen ſtehend, gleiches Rechtes genießen, und deſſen mächtigen Schutzes ohne Unterſchied ſich zu erfreuen haben.

Eine ungleiche Behandlung, partheyiſche Nachſicht und widerrechtliche Ausnahmen ſind für freye Staaten ein unerträgliches Joch, das früh oder ſpäter eine gänzliche Erſchlappung des geſellſchaftlichen Verſtändniſſes, des politiſchen Zuſammenhanges, des wechſelweiſen Vertrauens, des bürgerlichen Pflichts- und Liebesbandes, auf Unkoſten der unſchätzbaren Freyheit, erzeugte, welche jedoch einzig — vermittelſt der Handhabung der Geſetze und Urrechte — hauptſächlich in der perſonalen Sicherheit, im ruhigen Genuſſe des rechtsgültigen Eigenthums, und zugleich darin weſentlich beſteht, daß kein Staatsglied über ſein Mitglied willkührlich, ſondern über alle und jede die gleichförmigen Satzungen herrſchen, folglich ſogar der oberſte Wächter und Handhaber nicht blos dieſelben vollziehn machen dürfe, ſondern unter der nämlichen Strafe als der geringſte Tagelöhner ſeinerſeits zu vollziehn müſſe.

Auf unſerm kleinen Saatfelde einſtiger Staatswerkleute und Seelenhirten kömmts bey denen mit beträchtlichen Koſten angeſtellten Arbeitern meiſtens darauf an, daß ſie den geliehenen Saamen gut unterbringen, oder (ungeblümt zu reden) an leiblicher Väter Statt aus ihren Pflegeſöhnen vernünftige Weſen, denkende Geſchöpfe, geſellige Menſchen, tugendhafte Chriſten, gemeinnützige Staatsglieder und warme Brüder aller Mitmenſchen erziehn, ſolide eine geſunde, nahrhafte Frucht verſprechende Kenntniſſe religiöſen, moraliſchen, politiſchen und litterariſchen Faches gründlich und ſyſtematiſch einflößen, das künftige lebenswierige Daſeyn durch nachahmenswürdige Vorſpiele und praktiſchanwendbare Lehren gemeinnützig vorbereiten, folglich jedweden dahineinſchlagenden Begrif, jeden Grundſatz chriſtlicher und bürgerlicher Rechtſchaffenheit, die geläuterteſte Weisheit, die menſchenmöglichen Mittel zur Beglückung des Ganzen und ſeiner Theile, wie nicht minder die edlern Triebfedern wahrer Ehre, welche dem Patrioten theurer als ſeine eignen Augäpfel ſind, vor Augen, ans Herz und ins Hirn legen, als ohne welcherley Hauptgrundlagen der Staat keine tüchtige Geſchäftsmänner, die Kirche keine vorzügliche Glieder erwarten kann: tüchtig und erhaben genug den wilden Schwarm neufränkiſcher Statiſtiker und Kirchenlehrer zu bekämpfen, und ſiegreich aus dem Felde zu ſchlagen.

Vornämlich kömmts jedoch darauf mit an, daß Ihr, liebe Herren und Jünglinge! ja doch nie vergeſſet, warum Ihr die Schulen beſucht, daß Ihr nicht zügelſchen ausſchweifet, und die heilwerthen Verwendungen getreuer Aufſeher muthwillig vereitelt, ſondern daß einer den andern im Lernfleiße, in Zucht und Wohlverhalten zu überwältigen ſtrebe, um edler Thaten fähig, und unverdorben die große Welt betreten, und darin vor andern nützen zu können. —

Von einem ſo beſchaffenen Wettſtreite, wozu die Aufriſchung des größern Theils nicht überflüßig ſcheinen mag, hängt unſer nahes und fernes Wohl ab: ſchlagen Lehrer und Zöglinge nicht freundſchaftlich Hand in Hand, vereinigen ſie nicht Arbeit, Wirken und Mitwirken, Lehren und Lernen, Dichten und Thun, ſo fruchtet das einſeitige Beſtreben ſauber nichts; auch fruchten nichts die kräftigſten Ermahnungen, die bündigſten Unterrichte, oder das jederzeit weit wirkſamere, eindringliche Exempel gehe gleichen Schrittes mit den wörtlichen Lehren, gehe vor ihnen her, helfe ihnen nach, reize, überzeuge, zwinge und reiße ſtromheftig zur Nachahmung mit.

Aber auch bleiben ewig werthlos und eitel die reichhaltigſten Einſichten, alle ſchönen Künſte, die ſchönſten Wiſſenſchaften, wenn von ihnen aus nichts Wahrhaftnützliches, nichts Weſentlichgutes — entſpringt! Ich wüßte ihren Unwerth nicht ſchicklicher als mit demjenigen der Luſtigmacher, die man zahlt, beklatſcht, vergißt, zu vergleichen.

Liegt demnach von Seiten der Vorgeſetzten weit mehr an Selbſtthat als an Lehre, ſo müſſen hingegen von den Schülern die beſſern Eigenſchaften der erſtern und ihr verſchiedentliches Wiſſen abgelernt, und unvertilgſam angewöhnt und eigen gemacht werden.

Der zweyte Punkt zwar (die profane Wiſſenſchaft) iſt das Wenigere, iſt entbehrlicher. — Der Ungelehrte kann Chriſt und Patriot, Freund der Wahrheit und Gerechtigkeit, wohlthätig, bieder, ein würdiger Prieſter, der Troſt ſeiner Aeltern, ein getreuer Gatte, ſo ein guter Vater, als es wenige giebt, der edelmüthigſte Menſchenfreund ſeyn.

Mehr braucht er nicht hiezu als bey Gelegenheit, im gewählten oder zufälligen Wirkkreiſe, ſeinen mit richtigem Menſchenſinne geparten guten Willen ins Werk ſetzen; das Vaterland dem Privatnutzen, die Religion den Staats- und Nebenabſichten vorziehn; die ſowohl handgreiflichen als hieroglyphiſchen Lügen, die ſchleichende Liſt und die Feilſchung des lieben Rechts verabſcheuen; redlich, gewiſſenhaft denken, reden, rathen, handeln; redlicher ſeyn als ſcheinen wollen; den Nächſten, weſſen Standes er ſey, erbauen; die Aeltern ehren, lieben, ihr Alter und etwanige Noth oder Mangel und Unglück mit Hülfe und Rath lindern, mit Troſt und Brod erquicken; Weib und Kinder lieben, pflegen, beyderſeitig zum Nachahmungsmuſter dienen, dieſe chriſtlich, ſtandsgemäß erziehn, für ihre längſte Zukunft ſorgen, ihre gerechten Erwartungen möglichſt erfüllen, und Jedermann thun, was man in ähnlichen Fällen, ohne deſſen Nachtheil und ohne die Prätenſion zu überſpannen, ebenfalls hoffen und fordern dürfte. — — —

Laſterhaft, ein Verführer der Unſchuld und der nichtswürdigſte Böſewicht, kann demungeachtet grundgelehrt ſeyn! Der erſte Punkt alſo — ein gutes Herz, die Erfüllung der Standspflichten, ein tugendlicher Wandel, die, die ſind das Mehrere, ſind unentbehrlich! Sie paſſen auf alle Stände, in der Magiſtratur, auf der Gerichtsſtube, im häuslichen Umgange, im kirchlichen, pfärrlichen Dienſte, auf der Kanzel, am Lehrerpulte, oder wohin immer die Pflicht und die Geſchäfte rufen, und wo Euch meine Denkkraft ins Ferne ſchon oft, und aber oft vor Augen ſah, theils als Staatsglieder verſchiedenen Ranges, theils als Werkleute im Weingarten des Herrn (zwar freylich zuweilen mit kränkenden Vorahnungen) ſah.

Liebe Jünglinge! erlaubt mir, und wäre es gerade zum Vorbiegen; erlaubt meinen Lippen einen freyen Erguß des Herzens auf Euer aller Herz!

Höret mich, behaltet Alles, treibt es, und tauſende wird einſt am Tage der Tage durch Euch und Euch an ihrer Spitze Gottes Segen lohnen!

Fürchtet den Herrn! dieſe heilſame Furcht überwiegt alle Schätze. Wandelt in den göttlichen Geboten, in Wahrheit und Gerechtigkeit! Wuchert mit den Talenten des Verſtandes, des Gedächtniſſes, des Beurtheilungsvermögens und mit der Güte Eures Herzens! jeden ſonſtigen

Wucher überlaßt den Juden. Drückt Niemand, weder um eignen Gewinnſtes willen, noch ſonſt! Paart Wiſſen mit Tugend! Veredelt Kopf und Herz! Spannt im gleichen Maaße die Nerven des Geiſtes und der Gliedmaßen an! jenen zum Verfeinern, dieſe zur Stärkung. — —

Erſtickt in Euch die blinde Selbſtliebe; die der gefühlvolle Eckartshauſen ſchändlichen Ungeheuern beyzählt, „weil ſie ganze Staaten ſtürzt, den Menſchen vom Menſchen, den Unterthan vom rechtmäßigen Könige, den Bürger vom Bürger trennt: ein Ungeheuer, das die Religion in unſern Herzen zu bekämpfen, zu verläugnen, zu ſtürzen gebiethet.“ — — — Schont Gewiſſen und Geſundheit, Seele und Leib! Erinnert Euch täglich, daß Ihr (von dieſer Zeitlichkeit aus) nach einem ewigen Standplatze wandert, welcher nach Maasgabe Eures hienieden getriebnen Gewerbes Euch zum Orte lohnender Wonne oder ſtrafender Quälung wird: merkt darum auf jene Welt mehr als auf dieſe! — Lebt ordentlich, keuſch, mäßig! Mißt jedwede Ausgabe gegen die Einnahme ab!. wer zu Hunderten erwirbt und zu Tauſenden wegwirft, verdirbt, nicht einzeln, ſondern er ſchleppt die ſchuldloſen Nachkommen mit ins Elend nach. Laßt Euch warnen vor Spiel, Weibern und Wein! wenige Spieler ſind reich worden, keiner mit Ehre; geile Dirnen ſchufen den Weiſeſten zum Gecken um; das heutige Siechthum iſt nicht ſelten ein teſtamentlicher und unwiderruflicher Fluch, noch öfters der Kaufpfennig viehiſcher Wüſtlinge; ſtarke Getränke zünden Hirn und Leber an, brennen beide zu Aſche, lähmen, tödten Körper und Geiſt. — Flieht kützlichten Umgang, loſe Geſellen! Eure Bekanntſchaften beſtimmen das Urtheil über Euch und Euren Wandel. Forſcht nach den köſtlichen Reliquien unſterblicher Todten, ich verſtehe die Meiſterſtücke des goldnen Alters, jene unverſiegbaren Grundquellen alles irdiſchen, alles höhern Wiſſens: aber die ſündigenlehrende, die aufruhrſchwangern, die ſchmutzigen, die tändelnden Blätter, opfert die dem Vulkane! Gelingt es Euch einen gutartigen, harmoniſch einſtimmigen Herzensfreund zu finden, dem hängt wie Epheu an! Unberufen miſcht Euch in Niemands Angelegenheiten! Berechtigt durch Eure Lage vervielfältigt die Geſetze nicht, haltet über der kleinſtmöglichen Zahl und der größtmöglichen innern Güte! dadurch und durch beſtimmte, deutliche Klarheit wird eigenwilligen Auslegungen (dieſem ſo ſehr gefährlichen Faulfieber der ſonſt noch ſo geſunden Verordnungen) geſteuert. Wehrt den Eingriffen, den Uebertretungen, der Verachtung, dem Vergeſſen heilſamer Geſetze! Hört gerne, hört, ſchätzt weiſen Rath, befolgt ihn; rathet ſelbſt das Beſte, wo und wem Ihr könnt! Prüft ohne Vorurtheil, um kein raſches Urtheil auszufällen; wiegt alle Umſtände, prüft ſelbſt, bevor Ihr entſcheidet: denn nur der Prüfer kann gerecht richten; ſeht auf die Gerechtigkeit in Sachen zwoer Partheyen, nicht auf dieſe oder jene Perſon, nicht auf Vorſpruch, Mieth, Gabe, Liebe oder Haß! Beſchuldigt Niemand auf ſchwankenden Verdacht, ungewiſſe Gerüchte, gewährloſe Sage — ſie ſind alleſammt meiſt übertrieben oder falſch! Spürt der Wahrheit über alle Dinge nach, ſchützt ſie, redet ſie: aber Klugheit regiere Eure Zunge, die deſſen ungeachtet ſchwerlich dem Haſſe (der Wahrheit gebornen Widerſacher) entrinnt! Lernt Euch vollkommen kennen, ehe Ihr Jemand, wer es ſey, kennen zu wollen unterfangt, oder zu kennen Euch anmaßt! Waſcht Niemand, ohne vorerſt ſelbſt rein zu ſeyn! — Dem Ankläger leiht behutſam das linke Ohr: weiht beide dem Beklagten, der zwar freylich ſchuldig, jedoch auch unſchuldig, wie der Kläger wahrhaft, aber auch ein Verleumder ſeyn kann; ſetzte der Klagefall allemal die Schuld des Beklagten nothwendig voraus, es gäbe weder **Kalumnianten** noch **Kalumnirte**, deren es doch ſo viele giebt!!! Ehrt Eure Obern! ſchmiegt Euch willig unter jedes Gebot und Verbot, welches in unſerm glücklichen kleinen Staate der vorzüglich milden und wohlthätigen Obrigkeit, dem frommen Klerus und den Patriziern, wie dem Plebeier und dem Unterthane, zur Richtſchnur des Verhaltens dient; Ordnung und Polizey ſtehn der allgemeinen und individuellen Freyheit nicht im Wege, und ſind ohne Verſchulden Niemand an Ehre, Leib und Gut nachtheilig; gölten Unordnung, Rechtloſigkeit, Machtſprüche für Recht, oder unphiloſophiſch ausgeheckte Menſchenfreyheit, dann, ja! dann wären wir Kettenſklaven, Sklaven fremder und eigner Leidenſchaften, dann drückte uns bald die unleidendlichſte Tyranney tief zu Boden, dann geläng' es dem raſenden Fauſtrechte in den Eingeweiden des Schwächern zu wühlen, dem Stärkern den Starken aufzureiben, und hinwieder einem oder mehrern Rächern auch an jenem Muth oder Wuth zu kühlen; oder! wer hätte Grunds genug ſich ſicher zu glauben? — Beugt Unfrieden, Zwiſt und Hader vor! helft zur Eintracht: denn Zwieſpalt reißt Häuſer und Staaten ein.

Stiftet, beveſtiget Freundſchaft und Einigkeit! Der Wohlthäter und ihren Wohlthaten bleibt eingedenk! Lieber vergeßt, wenn Ihr könnt, die Beleidigungen und die Beleidiger! ſataniſch iſt der Undank. Zwingt Ohrenbläſer, Maulfreunde zum Schweigen! betrogen ſie Euch annoch nicht, ſo ſinnen ſie auf Betrug: erklärte Erzfeinde zetteln weniger Unheil: man kennt ſie, und kann ſich vorſehn: ſchnell verdunſtet Menſchengunſt, äußerſt rar iſt treue Freundſchaft, Blut ſogar gefriert zum Eiszapfen: viele lehnen ſich ans Glück, wenige ans Herz: man wärmt ſich an der Sonne Schein, und zieht nebelſcheu ab beym Aufſteigen der erſten trüben Wolke. Seyd verſchwiegen! der Schwatzhafte iſt ein entſiegelter Brief, der ſein Geheimniß verräth. Seyd theilnehmend an menſchlichen Unfällen! dazu ſind immer Glückliche ſelten aufgelegt. Seyd duldſam, verſöhnlich! Rächt Unrecht mit Wohlthun! vielleicht beſchämt und belehrt dieſe erhabne chriſtliche Rache den Feind: Jede andre iſt niedrig und unerlaubt. Seyd Laſtern gram, Verbrecher bedauert: verfolgt jene, entwurzelt ſie, wenn Ihr könnt; laſſen aber dieſe ſich beſſern, wird der Schaden erſetzt, zeugt die Ungeſtraftheit weder Vorſchub für die Strafwürdigen, noch Nachtheil für die allgemeine Sicherheit, ſo ſchont ihrer! wer, ohne hierauf Rückſicht zu nehmen, Gnade thut, iſt nicht barmherzig, iſt hart gegen Tauſende für Einen, gegen ſo viele Unſchuldige für den einzeln Schuldigen, und auf ſeine Rechnung kommen alle neue Miſſethaten. Seyd hold dem Tugendhaften ſeiner Tugenden wegen! nicht auf Abwegen, nicht im Dunkeln — öffentlich in ebnen Geleiſen ſucht die Glücksgöttin einzuholen; entwiſcht die Blinde, und kehrt beym Unwürdigen ein, ſo ſey Eure Würdigkeit, auf Verdienſte geſtützt, Euer Troſt, dauerhafte Lohnungen Eure Erwartung! Im Wohlſtande überhebt Euch nicht, dankt Gott dafür, harrt muthig in Gedrängen aus! die ärgſten währen am kürzeſten: der Weiſe verträgt willig, was er nicht wenden kann, und ſchuldfrey hält er gelaſſen die härteſten Stöße aus; ja er tauſchte mit dem Schmiede der Prüfung nicht, wie froh und ruhig derſelbe ſcheine. Bevor Ihr etwas Wichtiges unternehmt, zieht das Gewiſſen zu Rathe, ihm übertragt den Ausſpruch! ſein richterlicher Entſcheid iſt unbeſtechbarer als der helleſte Verſtand. Wirkt täglich Gutes, immer mehr Gutes, und wachet, ſo viel an Euch liegt, über deſſen Beſtand! im Kleinen ahmen wir dadurch der Gottheit nach, welche nie vom Wirken abläßt, ſtets das Beßte wirkt und das Gewirkte erhält. Heuchelt vor Niemanden: ärgert aber auch die Schwachen und Einfältigen nicht; hingegen lachet Hohn denjenigen, die trotz ihrem Balken Euren Splitter rügen; auch dem, der ſeinen giftigen Pfeil von hinten auf Euch abdrückt! Seyd Mann von Worte im Großen wie im Kleinen! verſprecht ſelten: aber was es je koſte, haltet das Verſprochne. Der Unſchuld, dem Verlaßnen, dem Verunglückten, dem Verfolgten führt das Wort! — Verſchmäht keine Menſchenſeele! ſie ſind ſich ja doch von Natur alle gleich, obſchon Umſtände, Weltbrauch, Zufall, ungleiche Außenſeiten im geſellſchaftlichen Umgange rechtfertigen; kriecht darum vor keinem Höhern: aber misgönnt ihm ſeine Erbvorrechte nicht, noch weniger die ſelbſterworbnen, ſelbſtverdienten. Titelſucht, Adelſucht, ohne gültige Anſprüche, wie der Titelneid, der Adelneid, ſind gleich lächerlich und kindiſch: der Unterſchied der Stände gehört zur guten Ordnung im politiſchen Syſteme: hebt jenen auf, und alle Ordnung liegt überm Haufen: im Grabe werden die Menſchen alle ſich wieder gleich: im Punkte der Geſetze und rechtlichen Verfahrens ſollen alle Menſchen, Reiche und Arme, Vornehme und Gemeine, gleich geachtet werden: die Ungleichheit in allen andern Fällen gereicht Niemand zum Nachtheile, wohl aber hat ſie unendliche Vortheile. Ehrt, liebt, ſchätzt den Landmann, deſſen Schweiß und Pflug nützer ſind, als hundert Künſtler! ohne jene ſtürben dieſe, ſtürben Theologen und Philoſophen Hungers: die reichſte Fruchtärnte ſchmälere die Maaßregeln wider böſe Zeiten nicht: ein hageres Jahr verſchlingt das ſetteſte: volle Kornböden ſteuern dem Miswachſe, ſchwer Gold ſteuert nicht: noch ward in Hungersnoth nie kein Geld zu Brod. — Rühmt Euch nie guter Thaten, und wenn Ihr gleich alle heutigen Erinnerungen übertroffen hättet: wer vermag Alles zu erinnern, was man thun könnte, thun ſollte? — wie Niemand auslernt, kann auch Niemand des Guten zu viel thun. — Lohn, Dank fordert nie, und wünſcht Euch keinen! wie ſelten ſie von ſelbſt kommen, ſo gewiß jedoch ſchleichen auch alsdann Neid, Haß, Verfolgung hinter drein: nur Gotttes Lohn gedeiht und dauert ewig!

Noch laßt Euch wohlmeynend rathen, zuweilen Eure konſtitutionelle Lage gegen andrer Republiken ihre oder gegen das ganze Europa zu halten, um Euch ohne fremdes Zuthun zu überzeugen, daß Ihr ſchuldig ſeyd, für Euer vorzügliches Loos laut und immer brünſtiger zu danken.

Die Schweizer Freyheit kennt nicht eine ihres gleichen,
So unbeſchwert kann ſie kein zweytes Volk erreichen;
Der Eidsgenoß dient Gott, bleibt den Geſetzen treu,
Und lebt, durch ſie geſchützt, froh, ruhig, glücklich, frey!!!

Genug! genug auf immer! zum letztenmale hörtet Ihr mich! — Ich nehme nur noch Abſchied mit den Worten eines der würdigſten Staatsmänner, deſſen herzliche, in Freude und Leid ungeſchwächte, Freundſchaft (längſt meine Luſt und mein Stolz) noch jetzt allen Stürmen trotzt.

Wie er anfangs des wegeilenden Jahrs ſeinen jungen Züricheriſchen Mitbürgern abdankte, danke ich Euch ab:

„— — — — Waren die bisherigen Lehren gut, ſo
„habt Ihr daran genug; wären ſie es weniger,
„würde man ſchon lange ſatt haben: nicht aber das
„Geſagte gereuen, wenn nicht um der gebrauchten
„ſchicklichern Mittel, wenigſtens um der guten Abſicht willen. — —“

Ohne Ruhm zu melden, kömmt dieſer wichtige Troſt Ends meiner Laufbahn auch mir zu ſtatten, ins ſechſte Jahr nämlich für Euer Beßtes keinen Anlaß verſäumt, wie von jeher dem Vaterlande mich Preis gegeben zu haben.

3.

Begebenheiten, Meinungen und Reiſen des ehemaligen Hofnarren Killrikullri zu Trapezunt.

Ein Original und Fragment in jedem Betrachte.

Erſter Abſchnitt.

Τὸ τέχνιον πᾶσα γῆ τρεφει.
Symb. Athen.

Ich will nicht hoffen, ſchöne Leſerinnen und reſp. Hochzuverehrende Leſer, daß Sie es ungern ſehen werden, wenn ich Sie wieder ziemend herzu bitte, zu leſen, was ich ſah auf einem Ritte ins alte romantiſche Land. Leſen Sie gern, was ich in Vertrauen auf Ihre und der Herrn Rezenſenten weltbekannten Güte ſchon ſchrieb, waren all meine altritterlichen Geſchichten, waren all meine Viſionen in dem romantiſchen Gebiete Ihrer Aufmerkſamkeit ſchon würdig, ſo brauch ich weiter nichts zu ſagen, waren ſie es nicht, ſo wünſch ich ſie mögen es noch ſeyn. — Es hat ſo jeder Vogel ſeine Weiſe, ſagt **Klaudius**, und zu jedem Geſange gehört ein beſonderes Ohr! Einer hört gern den melodiſchen Geſang der liebeflötenden Nachtigall, bey Mondlicht lacht im Haine, am Buſen ſeiner Donna, der andre lezt ſich ganz ſolo am Gekrächze der Uhus, in der Stunde der fürchterlichen Mitternacht, der dritte ſingt dem Zwitſchern der Sperlinge, und der vierte dem gellenden Schlage eingekerkerter Kanarienvögel, ein Loblied u. ſ. w. — Wie Sie wollen, meine Herren! ich habe nichts dawider. Auch ich habe meine eigene Weiſe, und hoffe, es werden ſich auch zu dieſer gefällige Ohren finden. Ich ſinge nach meiner Laune, ein andrer nach der ſeinigen. Das iſt nun einmal nicht anders, war nie anders, und wird nie anders werden. Davon ſteht geſchrieben in einem alten Buche, voll immer noch neuer Wahrheiten, genannt **Froſchmäußler**:

Der Vogel ſingt zu jeder Friſt,
wie ihm der Schnabel gewachſen iſt.

Ich finde in der Geographie und Geſchichte der alten Romanzlers ſehr viel geſagt vom Kayſerthume **Trapezunt**, auch genannt **Trebiſonde**. Mächtige Kayſer herrſchten vor Olims Zeiten dort, die es ſogar wagen konnten, Krieg gegen die Griechiſchen Kaiſer zu führen. *) Der prächtige Hof dieſer erlauchteten Regenten zog aus Abend und Morgenland viele mächtige Prinzen und Ritter, die ihre Ritterfahrt begannen, dorthin. Abendtheuer gabs daſelbſt in Menge, und der minniglichen Damen ſo viele, daß die fahrenden Ritter ſelten von dannen kamen, ohne die unumſchränkte Macht der ſchönen Liebesgöttin zu empfinden. Turniere und Feſte wechſelten dort beſtändig, wie der Kreislauf der wohlthätigen Geſtirne des Himmels. Kurz das Kaiſerthum **Trapezunt**, das jetzt ſo abentheuerlos und ruhig

---

*) Ein Beiſpiel wird meinen Leſern aus den **Abentheuern des Prinzen Kalloandro** (Berlin 1785) bekannt ſeyn, hoffe ich

ruhig da liegt — wie manches Land in der Welt, das ſonſt und zu ſeinen Zeiten ſo bekannt war, daß jedermann davon ſprach — war ſonſt der Schauplatz der merkwürdigſten Begebenheiten in den Ritterzeiten. So zeigt ſich am Himmel ein ſchrecklicher Komet, ſetzt die zitternde Erdenbewohner in bewundernde Erwartung, und läßt, wenn er verſchwunden iſt, blos ſeine Jahrzahl in dem Gedächtniſſe ſeiner Bewunderer zurück. — Troja iſt nicht mehr, und Hektor iſt gefallen. Helena, die göttergleiche Frau, und der ſchnellfüßige Achilleus, lebten und liebten, und jetzt nicht mehr. **Trapezunt**, und die Namen der Helden und Schönen dieſes Reichs, ſind beynahe vergeſſen, der Vorhang fiel, und neue Schauſpiele begannen. — Laſſen Sie ſichs gefallen, einmal etwas aus vergangenen Zeiten zu ſehen, und beklatſchen Sie einmal ein Stück aus der Ritterwelt (es verſteht ſich, wenn Sie wollen). — Hören Sie, was ich erzählen will.

Am Hofe des Kayſers **Jeroch** zu **Trapezunt** befand ſich im Jahr — — doch das Jahr thut nichts zur Sache, Sie könnens in allen genealogiſchen Tabellen finden, wenn Sie die Regierung des obgedachten, höchſtſeeligen Kayſers ſuchen. Alſo, am Hofe dieſes Kayſers, befand ſich, wie damals überhaupt an den Höfen aller großen Herrn, ein nothwendiges Stück ſeines Mobiliarvermögens, ein Hofnarr, genannt **Killrikullri**, und dieſe Kreatur iſt der Held der gegenwärtigen Geſchichte. — Freilich iſts eine ſonderbare Zumuthung, die ich meinen Leſern thue, ſich an der Geſchichte eines deklarirten **Narren** zu delektiren, aber der Erſte bin ich doch wohl nicht, der ſie thut. Schon längſt habens vor mir Italiäner, Franzoſen und Spanier gethan.

Quäſtionirter Hofnarr **Killrikullri** zu **Trapezunt**, war des Kayſers **Jeroch** II. rechte Hand, ob er gleich nur eigentlich ſein gedungener Spasmacher war, aber die Spasmacher der damaligen Zeit waren gar anſehnliche Perſonen. Ihre Privilegia waren eben ſo bunt, als ihre Kleider, und ſie hatten unter andern auch das Privilegium - beſonders gekleidet zu gehen, und ungeſcheut und bunt die Wahrheit ſagen zu dürfen. Das mochte wohl Papſt Leo X. vorausgeſehen haben, darum liebte er die Hofnarren eben ſo ſehr, als die Gelehrten, *) - vermuthlich mochte aber auch hier das Sprichwort zu Rathe gezogen worden ſeyn, das man manchem Gelehrten über ſein Muſeum ſchreiben ſollte: Jedem Narren gefällt ſeine Kappe. In dieſe Klaſſe kann man auch mit die Verliebten ſetzen, ohne befürchten zu dürfen, es möchte hier eine Ungleichheit entſtehen. — Doch, ich wollte ja vom Narren **Killrikullri**, und nicht von andern ſeines gleichen, reden.

Killrikullri war, wie ſchon mancher vor und nach ihm, ein Mann nach der Weiſe **Melchiſedek**, d. h. ſeine Eltern waren eben ſo unbekannt, als ſein Vaterland, zwar nicht ihm ſelbſt, aber ſeinen Zeitgenoſſen, wie uns das Vaterland des göttlichen Sängers Homer, aller Muthmaßungen des wackern Leo Allatius, andrer Kritiker, und der Beſchwörung des Teufels ſelbſt ungeachtet, **) denn der Teufel war ein Lügner von Anfang, wie die Schrift ſagt. Aus dem Namen des Hofnarren ſchloſſen einige, er ſey ein Landsmann der ſchönen Sinnenverrückerin des wackern **Graf Roland**, ich meine, der holden **Angelika**, wie uns **Arioſt** erzählt. Andre hielten ihn vor einen Landsmann der Sultanin, die mit ihren Mährchen den Sultan zu beſänftigen ſuchte, deſſen Zorn wir die **Tauſend und Eine Nacht**

---

*) *Petr. Mathaeus* Hiſt. de Henri IV. Lib. III. Tom. II. p. 716.

**) Plinius (Hiſt. Nat. L. II. c. 30.) erzählt uns dies vom Sprachlehrer Appion und Leo Allatius (de patria Homeri, p. 3. & 4.), ſo etwas dergleichen vom Cichus aus Aſkoli, deſſen Auslegungen über die Sfäre des Sakrobosko bekannt ſind.

Macht zu verdanken haben. Noch andere glaubten, er ſey ein geborner Unterthan des großen Vetters, von Sonne, Mond und Sterne, die Kometen mit Augeſchloſſen; — und wieder andre — ich weiß nicht wovor.

Kayſer **Jeroch** II. fand ſeinen Hofnarren im Walde, als einen Wandrer, der ſich ſchon ruhig drein ergeben hatte, Hungers zu ſterben, nahm ihn mit ſich, und machte ihn, als er ſeine Talente bemerkte, zum Hofnarren. In dieſer Funktion erhielt ſich **Killrikullri** ſchon drey Jahre bey ſeinem Anſehen, und maßte ſich mancher Vorrechte an, die ſich keiner am Hofe anzumaßen zutraute. — Vergebens hatte der Kayſer und der Hof ſich ſchon ganzer drey Jahre bemüht, etwas mehr vom Zuſtande dieſes ſonderbaren Mannes zu erfahren, als daß er ſich **Killrikullri** nannte. Man wurde des Nachforſchens endlich müde, und **Killrikullri** wurde darüber auch nicht böſe. Genug, er kurzweilte dem Kayſer die Grillen weg, und that im Ganzen genommen immer mehr Gutes als Böſes.

Die Launen Sr. M. des Kayſers waren zuweilen freylich ſehr ſonderbar, aber **Killrikullri** meynte, es wären doch nur die Launen eines Menſchen, und die ſeinigen wären manchmal eben ſo ſonderbar, ob es gleich keine kayſerlichen wären. Verglichen mit den Launen der Kayſerin **Tarzinde**, **Jerochs** II. Gemahlin, verloren ſie freylich noch viel von ihrer Eigenheit, wie der Hofnarr meinte, aber dieſe doch wieder noch mehr gegen die Launen der ſchönen **Martane**, der Mätreſſe des Kayſers. Und ſo ſonderbar die Launen der Mätreſſe auch waren, ſo waren ſie doch noch lange nicht ſo ſonderbar, als die Launen der Prinzeſſin **Valene**, der Tochter des Kayſers, welche **Killrikullri** oft ſelbſt, ſich nicht **menſchlich** zu nennen getraute; aber ob er deswegen Recht hatte, ſie **weiblich** zu nennen, wollen wir nicht unterſuchen. Das konnte des Kayſers Hofnarr wohl thun, aber ein andrer hätte es wahrhaftig nicht wagen dürfen.

Valene war die Erbin des Kayſerthums **Trapezunt**, und hatte von der gütigen Natur, nächſt einer unvergleichlichen Schönheit, alle die unvergleichlichen Launen bekommen. Dabey war ſie ſtolz, eigenſinnig, verliebt, ohne es ſeyn zu wollen, zärtlich und grauſam, nachdem es nun kam. Sie war erſt ſiebzehn Jahr alt, hatte aber, ihrer Jugend und ihrer Launen ungeachtet, ſchon ein ganzes Heer von Liebhabern um ſich, die ihrem Winke gehorſam, ihr huldigten, und ſich willig als Vaſallen, wars auch nur mit einem Blicke, belehnen ließen.

„Ein ſchönes Anlehn! — pflegte **Killrikullri** immer zu ſagen, — s' geht aber gemeiniglich mit den Weibern wie mit böſen Schuldnern, bey welchen, wenn's zur Rechnung kömmt, Zinſen und Unkoſten oft das Kapital überſteigen." — — Eine goldne Regel vor viele Leſer vielleicht, die ſie dazu machen wollen, wenn anders das Sprichwort wahr iſt: **Kinder und Narren reden die Wahrheit.**

Aber, **Wahrheit gebiert Haß.** — Dies erfuhr **Killrikullri**, denn ſeine witzigen Gleichniſſe machten, daß **Valene** ihm eben nicht ſonderlich mit Gnade zugethan und gewogen war. Doch hatte ſie zuweilen auch Stunden, wo ſie ihm alles vergab, ob ſie gleich bald wieder widerrufte.

Die Franzoſen geben, wie man ſagt, die linke Hand, und ſagen: „C'eſt la main du Coeur," die linke geht von Herzen.

Einſt hatte Valene Launen, und ließ ihres Vaters Hofnarren holen. Er kam.

K. Schurke! Du tappſt ja, daß mirs durch alle Glieder fährt.

N. Die Kayſerin hat mir erſt geſtern meine Schuhe beſohlen laſſen, daß ich nicht ſo ſachte auftreten ſoll, wenn ich zu ihr will.

K. Warum?

N. Das weiß ich nicht! — Vermuthlich, daß ſie mich gleich hören kann, wenn ich komme.

K. Wovor haſt Du denn Schellen?

N. Es trägt ja jetzt jeder Narr welche, ich muß mich beynahe ſchämen, welche zu tragen. — Ich will die Schuh ausziehen.

K. Das böſe Podagra!

N. Das gute Podagra!

K. Du biſt ein Narr!

N. Das hat mir vor einer halben Stunde Eure Tochter auch geſagt. **Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.** — Das Podagra iſt gut, aber Ihr ſeyd böſe, daß Ihr dieſer königlichen Krankheit keine Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Das Podagra iſt gar ein vornehmer Gaſt, bey gemeinen Leuten kehrts gewiß nicht ein.

K. Das lindert meine Schmerzen nicht! — Ich wollte es wäre eine Krankheit der Handwerker!

N. Bewahre der Himmel! die armen Leute könntens ja nicht nach Würden abwarten und behandeln. — Seyd nur ruhig: **Treue Freunde ſind mehr als Gold.**

K. Was willſt Du damit?

N. Iſt das Podagra nicht ein treuer Freund, der bis in den Tod aushält, und nicht wetterwendiſch bey der Abendluſt davon jagt?

K. Verdammt ſind Deine Wahrheiten!

N. Es iſt eine recht gute, ehrbare, fromme Krankheit, lieber Kayſer! — Das Podagra züchtigt das Fleiſch und ſtärket den Geiſt. — Seht nur, wie laſterrein Euch jetzt ſetzt dieſe vortrefliche, kayſerliche Krankheit macht! — Ihr ſeyd ja jetzt ſo unſchuldig, als wärs Euch niemals in den Sinn gekommen, den Begierden Euer Herz zu öffnen. Ich wette, die Griechiſche **Helena** könnte jetzt in Eurer Gewalt ſeyn, Ihr überlieſertet ſie dem **Menelaus** wieder, wie ſie aus dem Ey kroch.

K. Erznarr!

N. Ich bedanke mich vor allen Titeln, die nichts einbringen. Auf den Hofnarren bekomme ich Gehalt, aber auf den Erznarren keinen. —

K. Ich will Dir zulegen! — Du ſollſt mehr haben.

N. Schon eine gute Folge des vortreflichen Podagra! — Jetzt könnt Ihr recht darauf ſtudieren Gutes zu thun, Zeit und Muſe habt ihr. — Da habt Ihr ja ſo viele Bücher liegen. Ich bitte Euch, leſt den **Homer** ja recht fleißig. Ach, wie mancher wird Euch um die ſchöne Zeit beneiden!

K. Geh! — geh! —

N. Ich muß ſo zu der Frau, die nicht Euer Weib, und Euch doch mehr iſt, als wär' ſie es.

K. Zu **Markanen** meinſt Du?

N. Wahrlich Ihr könntet Geheimerrath eines Kayſers werden, wenn Ihr nicht mehr Kayſer ſeyn wolltet.

K. Bring Ihr dies Käſtchen. — Es ſind zwey Ringe darinnen, die ich bald an Ihren Fingern zu ſehen wünſchte.

N. Die Ringe müſſen viel Geld koſten. — Mehr als die Buhlerin **Lais** vor eine Nacht in **Demoſthenes** Armen verlangte. *) — Mit ſolchen Ringelrennen Kayſer,

---

*) Sie verlangte 10000 Drachmen, ſagt **Aul. Gellius Noct. Att. I. l. c. 8.** — **Demoſthenes** fand das Vergnügen, weswegen er ganz allein nach **Korinth** gereiſt war, zu theuer, und **Lais** hatte nicht das Glück, in den Armen des Athenienſers eine Nacht ſchwinden zu ſehen, die ihr gewiß **Diogenes** ſo theuer nicht abkaufte.

Sie. 's iſt gut, daß Du kömmſt, Killrikullri! — Du ſollſt mir die Zeit vertreiben.

Er. Ich bin heute gar nicht aufgelegt, Prinzeſſin! der Kayſer hats Podagra.

Sie. Ich bin auch krank, ich weiß aber nicht, was mir fehlt. Sag mirs Narr.

Er. Ihr ſeyd verliebt.

Sie. Verliebt? —

Er. Ja, ja! verliebt!

Sie. Ich verliebt? — verliebt! — hahaha! — Du biſt ein Narr!

Er. Das ſagt Ihr mir nicht zum erſtenmale. — Freilich bin ich ein Narr, ein gedungener Narr. — Prinzeſſin laß mir doch einen Becher Wein geben.

Sie. Wein ſollſt Du haben. Vielleicht wirſt Du luſtiger. — Luſtig mußt Du ſeyn.

Er. Macht mich verliebt.

Sie. Das biſt Du ſchon.

Er. Ich, Ihr irrt Euch, ich bins nicht, aber ich wars.

Sie. Das glaub' ich ohne Schwur. — Hier iſt Wein, trink! — Wie war Dirs, als Du verliebt warſt?

Er. Prinzeſſin, als ich verliebt war, glich ich einem ſchlechten Hauſe. Die Ziegeln der Schaam fielen mir ab, da regneten auf mein Herz die Begierden, das Verlangen, die Luſt ſo heftig hinein, daß inwendig mein ſchönes Gebäude ganz und gar verfaulte, und Ehre, guter Name, Hab' und Gut, und alles fiel über den Haufen.

Sie. Du biſt ſehr witzig!

Er. Nicht wahr? — Man ſagts!

Sie. Nun, ſo mach mich doch luſtig!

Er. Wenn ich nur ein Ritter wäre.

Sie. Warum? —

Er. Da wollt' ich Euch wohl luſtig machen.

Sie: Wie ſo? —

Er. Ich ſchlief eine Nacht bey Euch.

Sie. Narr! — Weißt Du gewiß, daß mich das ſo luſtig machen würde?

Er. Das will ich meinen.

Sie. Nun gut! Auf mein Wort! Du ſollſt einmal eine Nacht bey mir ſchlafen.

Er. Wenn Ihr ſechzig Jahr alt ſeyd?

Sie. Nein, nein! — Noch in dieſem Jahre.

Er. Das wär' ſonderbar! — Wiewohls nicht das erſtemal wäre, daß eine Dame bey einem Narren ſchlief. Ich, ich glaube immer, Ihr ſelbſt würdet nicht zum erſtenmale an der Seite eines Narren liegen, denn man kann ja nicht wiſſen, wovon Ihr manchmal träumt. — Habt Ihr ein Traumbuch?

Sie. Nein, ich habe keins.

Er. Das iſt gut, da könnt Ihr doch noch bisweilen vor Erwartung der Dinge, die da kommen ſollen, ruhig ſchlafen. — Sonſt aber verſich' ich mich auch darauf, Träume auszulegen, wenn Ihr mich zuweilen brauchen wollt.

Sie. Wir wollen ſehen! — Hör', ich werde auf die Jagd reiten.

Er. Ich nicht mit.

Sie. Warum nicht?

Er. Weil ich zum Kayſer muß. — Er hat's Podagra, habt Ihr gehört, und da könnten manche wunderliche Patente und Mandate ausgehen, wenn ich ihn lange allein ließ. — Nehmt doch ein Paar Prinzen mit, ſie haben ja hier ſo lange Weile, wenns keine Turniere und Ringelrennen giebt. — Lebt wohl!

Die Prinzeſſin ritt auf die Jagd, und **Killrikullri** gieng zum Kayſer.

K. Schurke! Du tappſt ja, daß mirs durch alle Glieder fährt.

N. Die Kayſerin hat mir erſt geſtern meine Schuhe beſohlen laſſen, daß ich nicht ſo ſachte auftreten ſoll, wenn ich zu ihr will.

K. Warum?

N. Das weiß ich nicht! — Vermuthlich, daß ſie mich gleich hören kann, wenn ich komme.

K. Wovor haſt Du denn Schellen?

N. Es trägt ja jetzt jeder Narr welche, ich muß mich beynahe ſchämen, welche zu tragen. — Ich will die Schuh ausziehen.

K. Das böſe Podagra!

N. Das gute Podagra!

K. Du biſt ein Narr!

N. Das hat mir vor einer halben Stunde Eure Tochter auch geſagt. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. — Das Podagra iſt gut, aber Ihr ſeyd böſe, daß Ihr dieſer königlichen Krankheit keine Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Das Podagra iſt gar ein vornehmer Gaſt, bey gemeinen Leuten kehrts gewiß nicht ein.

K. Das lindert meine Schmerzen nicht! — Ich wollte es wäre eine Krankheit der Handwerker!

N. Bewahre der Himmel! die armen Leute könntens ja nicht nach Würden abwarten und behandeln. — Seyd nur ruhig Treue Freunde ſind mehr als Gold.

K. Was willſt Du damit?

N. Iſt das Podagra nicht ein treuer Freund, der bis in den Tod aushält, und nicht wetterwendiſch bey der Abendluft davon jagt?

K. Verdammt ſind Deine Wahrheiten!

N. Es iſt eine recht gute, ehrbare, fromme Krankheit, lieber Kayſer! — Das Podagra züchtigt das Fleiſch und ſtärket den Geiſt. — Seht nur, wie laſterrein Euch jetzt dieſe vortrefliche, kayſerliche Krankheit macht! — Ihr ſeyd ja jetzt ſo unſchuldig, als wärs Euch niemals in den Sinn gekommen, den Begierden Euer Herz zu öffnen. Ich wette, die Griechiſche **Helena** könnte jetzt in Eurer Gewalt ſeyn, Ihr überliefertet ſie dem **Menelaus** wieder, wie ſie aus dem Ey kroch.

K. Erznarr!

N. Ich bedanke mich vor allen Titeln, die nichts einbringen. Auf den Hofnarren bekomme ich Gehalt, aber auf den Erznarren keinen. —

K. Ich will Dir zulegen! — Du ſollſt mehr haben.

N. Schon eine gute Folge des vortreflichen Podagra! — Jetzt könnt Ihr recht darauf ſtudieren Gutes zu thun, Zeit und Muſe habt ihr. — Da habt Ihr ja ſo viele Bücher liegen. Ich bitte Euch, leſt den Homer ja recht fleißig. Ach, wie mancher wird Euch um die ſchöne Zeit beneiden!

K. Geh! — geh! —

N. Ich muß ſo zu der Frau, die nicht Euer Weib, und Euch doch mehr iſt, als wär' ſie es.

K. Zu **Markanen** meinſt Du?

N. Wahrlich Ihr könntet Geheimerrath eines Kayſers werden, wenn Ihr nicht mehr Kayſer ſeyn wolltet.

K. Bring Ihr dies Käſtchen. — Es ſind zwey Ringe darinnen, die ich bald an Ihren Fingern zu ſehen wünſchte.

N. Die Ringe müſſen viel Geld koſten. — Mehr als die Buhlerin **Lais** vor eine Nacht in **Demoſthenes** Armen verlangte. *) — Mit ſolchen Ringelrennen Kayſer,

---

*) Sie verlangte 10000 Drachmen, ſagt **Aul. Gellius** Noct. Att. I. l. c. 8. — **Demoſthenes** fand das Vergnügen, weswegen er ganz allein nach **Korinth** gereiſt war, zu theuer, und **Lais** hatte nicht das Glück, in den Armen des [illegible] eine Nacht ſchwinden zu ſehen, die ihr gewiß **Diogenes** ſo theuer nicht abkaufte.

Kayſer, müßt Ihr den Preis gewinnen. Wenn er nur vom Podagra heilte!

K. Sag der ſchönen **Martane** ich brenne vor Verlangen, ſie wieder zu ſehen. Es ſind ſchon zehn Tage, daß ich ſie nicht geſehen habe.

N. Sie weiß ja, daß Ihr Euern Bußprediger bey Euch habt.

Kikrikullri war nicht lange fort, als er ſchon wieder kam, das Käſtchen auf den Tiſch ſetzen und gleich wieder fortgehen wollte. Aber der Kayſer gebot ihm dazubleiben.

K. Weißt Du nicht, daß ein Geſandter von ſeiner Geſandſchaft Rechnung ablegen muß?

N. Das weiß ich wohl! — **Aber mein Kreditiv** wurde nicht angenommen.

K. Warum nicht? —

N. Ich bitte Euch, lieber Kayſer, erzürnt Euch nicht, Ihr habt ja ſo das Podagra!

K. Sag warum? —

N. Hör nur, vor alten Zeiten gabs Fürſten und Könige, die noch etwas an ihre Mätreſſen wendeten, aber jetzt iſts gar nichts mehr.

K. Die Ringe koſten ja über —

N. Laßt ſie koſten, was ſie wollen! Hört mir einmal zu: Weib iſt Weib; glaubt Ihr ſie blos mit Liebe und Ringen, Kleidern, Federn, Hausrath abzuſpeiſen, da irrt Ihr Euch ſehr, allergn. Kayſer; was einer recht iſt, iſt der andern billig. Ein Name ſtempelt ihre Forderungen. Hört etwas aus der alten Geſchichte: — **Harpalus**, vorher ein General **Alexander des Großen**, nachher Stadthalter in **Zilizien**, räumte nicht allein ſeiner Mätreſſe **Glyzera** eine Wohnung im königlichen Pallaſte zu Tarſus ein, ſondern jedermann mußte auch ſie als Königin

ehren

ehreſt, und er ließ ſie nebſt ſich krönen. Ja er ließ ihr eine Bildſäule von Erzt aufrichten, um die Reize zu verewigen, denen er huldigen ließ und ſelbſt huldigte. Nach dem Tode dieſer Schönen verſchrieb er ſich eine andere von **Athen**, dieſe hieß **Pythionika**. Sie war zwar erſt nur Magd bey der berühmten Flötenſpielerin **Bacchis**, ließ ſich nachher bey dieſer Kupplerin, als ſie zu **Aegina** wohnte, einſchreiben, und folgte ihr endlich nach **Athen**, wohin dieſe ihren Werbeplatz verlegte; kurz ſie war eine dreyfache Sklavin und eine dreyfache Hure. Aber Harpalus hatte ſie noch lieber als ihre Vorfahrin, und zeugte eine Tochter mit ihr, welche der berühmte **Phozion** und ſein Schwiegerſohn **Charikles** mit aller Sorgfalt erzogen. Lebendig und tod koſtete die ſchöne **Pythionika** den wackern **Harpalus** große Summen. Ihr Leichengepränge war das prächtigſte von der Welt. Er ließ ihr zwey Denkmähler errichten, eins in **Babilon**, das andre nahe bey **Athen**, worüber **Charikles** ſogar die Aufſicht übernahm. Und was noch mehr, **Harpalus** weihte dieſem Weibe einen Tempel und einen Hain, unterm Namen der **Venus Pythionika**. *) — Könnt Ihr Euch ſo einer Aufmerkſamkeit gegen die ſchöne **Marfane** rühmen, Kayſer? — Aber, hört weiter. — Die Mätreſſe des berühmten Konſuls **Cethegus** zu Rom, deren Namen wir nicht einmal wiſſen, hatte ein ſo großes Anſehen, auch bey den Staatsgeſchäften, daß **Lukullus** ſich ſogar ſo weit erniedrigen mußte, ihr ſeine Aufwartung zu machen, und ſie um ihre gütige und liebevolle Verwendung zu bitten, als er das Kommando gegen

---

*) Beweiſe alles deſſen, was der Heidnar ſagt, werden die Leſer in folgenden Schriftſtellern finden: *Strabo*, L. XIV. p. 463. *Athen.* L. XIII. p. 586. 595. *Plutarch* in Alexandro p. 686. *Scaliger* Animadv. in Euſeb. p. 127. *Poſidonius* L. XXII. Hiſtor. c. apud *Athen.* L. XIII. p. 494. *Pauſanias*, L. I. p. 36.

den König **Mithridates** zu erlangen ſuchte. *) — König **Cyrus** bediente ſich der ſchönen Aſpaſia im Bett und im Rath, befand ſie in beiden gleich angenehm, und gab ihr den Zunamen der **Weiſen.** **) — König **Demetrius** verſchwendete ungeheure Summen zu Gunſten ſeiner Mätreſſe **Lamia**, und brachte es dahin, daß ihr die Athenienſer einen Tempel bauten; und die Thebaner gleichfalls durch den Bau eines Tempels, der **Venus Lamia**, geweihet, ſie und ihre Schönheit zu verewigen ſuchten. ***) — **Perikles** liebte die holde — —

K. Genug? genug, um mir zu beweiſen, daß **Markane** mehr verdient, als ich bisher vor ſie gethan habe.

N. Die Ringe konnte ich ihr nicht überbringen, weil der Prinz aus **Taurus** ſo eben etwas Geheimes mit ihr zu ſprechen hatte.

K. Höre, **Kiſſrikullri**! was ſoll ich thun um **Markanen** durch ein Kayſerliches Denkmal bey der Nachwelt unvergeßlich zu machen? — Welchem angeführten großen Manne ſoll ich nachahmen? — Was ſoll ich thun? — Soll ich ihr eine Halle, eine Säule, oder was ſoll ich ihr errichten? —

N. Ihr könntet ihr etwas errichten, wozu ſelbſt Eure Gemahlin die Hälfte der Koſten ſogleich pränumeriren würde.

K. Und das wär?

N. Ahmt dem **Harpalus** nach, laſt **Markanen** ein prächtiges **Grabmahl** errichten.

Döminde,

---

*) *Plutarch*, in Lucullo. p. 494.

**) *Plutarch*, in Artaxerxe, p. 1025.

***) *Athenaeus*, L. VI. Cap. 14. *Aldobrandin*, in Diogen. Laert. L. V. n. 76.

Osminde, der Prinzeſſin Valene Kammerfräulein, gieng im Garten ſpazieren, und traf Killrikullri am Ende eines Ganges, ganz in Gedanken bey einer Lilie ſtehend, an.

Osm: Warum ſo in Gedanken?

Killr. Weil ich dieſe Lilie betrachte,

O. Warum betrachteſt Du ſie ſo aufmerkſam?

K. Weil ich ſo meine Gedanken darüber hatte.

O. Darf man dieſe Gedanken wiſſen?

K. O ja!

O. Nun, ſo laß hören.

K. Sieh heute in den Spiegel und über zwanzig Jahr wieder.

O. Lieber Killrikullri, in zwanzig Jahren werde ich meine Spiegel zerſchmeißen, und alle Zimmer vermeiden, wo Spiegel ſind. Ich werde mich dann blos auf dem Lande aufhalten, um die Schönheiten der Natur zu bewundern. — Wo Natur iſt, verſchwindet die Kunſt.

K. Und Du wirſt Dich an einen Quell werfen — Dein Bild ſehen — und dieſen Spiegel mit Thränen trüben, da Du ihn nicht zerſchlagen kannſt.

O. Du haſt Recht! — aber jetzt?

K. Jetzt laß Dir Deinen Spiegel alle Stunden ſagen, daß Du ſchön biſt, aber vergiß nicht, daß nach zwanzig Jahren die Roſen nicht mehr blühen, daß der Sturm die Blüthen verwehet hat, und daß dann jeder einer andern Schönheit huldigt, den jetzt ein Lächeln von Dir beglückt. Sey nicht grauſam, weil Du noch weich biſt, daß Du Dir dereinſt nicht wünſcheſt weich zu ſeyn, wenn Deine Grauſamkeit keine Seele mehr betrübt.

O. Killrikullri!

K. Osminde? — Verſtehſt Du mich? —

O. Recht nicht. Deine Schellen raſſeln zu ſehr! —

K.

K. Das macht, weil ich ſie an der Kappe trage, und die Ritter am Wehrgehänge. — Siehſt Du, ich kann die Kappe eben ſo leicht aufhängen, wie jene ihr Wehrgehänge.

O. Das ſeh' ich. — Aber höre doch einmal, warum heyrateſt Du denn nicht?

K. Weil Osminde noch ledig iſt. —

O. Dort bey jener Laube ſingen die Vögel gar zu ſchön.

K. Du darfſt's ja nur ſagen, wo ich meine Schellenkappe abthun ſoll! — —

O. Hier ruht ſichs ganz allerliebſt!

K. Ich ruhe erſt, wenn ich gearbeitet habe.

O. Sieh doch!

K. Was?

O. Dort! — dort! —

K. Was denn? —

O. Die Vögelchen!

K. Laß ſie gucken! Sie haben ſchon mehrere Narren geſehn, als mich.

Es war eine ſchöne mondhelle Nacht, als Killrikullri im königlichen Garten herumirrte. — Von ungefähr ſtieß er auf die Prinzeſſin Valene, welche mit Osminden durch den Garten nach dem Schloſſe zu gieng.

„Gut, daß ich Dich antreffe, ſagte die Prinzeſſin, komm mit auf mein Zimmer, wir haben einen Spaß vor, da mußt Du eine Hauptrolle dabey ſpielen.“

„Wenns nur Spaß iſt, da bin ich dabey.“

„Bloßer Spaß! — Komm nur!“

Im Zimmer der Prinzeſſin lagen über hundert Ellen in ſchmale Streifen zerſchnittene Leinwand. Killrikullri mußte ſein Wams ausziehen, und Osminde und die Prinzeſſin

zeſſin fingen an unſern Helden von Füßen bis an den Hals wie ein Kind einzuwickeln. Darauf umwanden ſie ihn mit der Leinwand, daß er ausſah, wie eine Aegyptiſche Mumie. Als er ſo fertig war, brachten ſie ihn vor den Spiegel, und fragten ihn: ob er nicht gut ausſäh? — Ja, — ſagte er — ich dürft mich nun noch einbalſamiren, und die Mumie iſt fertig. Wozu das aber?“ — „Wirſts ſchon ſehen!“ ſagte **Osminde**, und ſalbte ihn mit köſtlichen wohlriechenden Waſſern über und über. — Hierauf brachten ſie ihn in ein prächtig erleuchtetes Zimmer, legten ihn in ein köſtliches Bett, welches ſo angenehm von Salben duftete, als immer das himmliſche Bett der reizenden Fee **Marlande**, *) und ließen ihn allein.

Zeit genug hatte **Killrikullri**, über den Ausgang des Abentheuers nachzudenken, und das that er auch. Er mochte ſich aber auch das Abentheuerlichſte denken, ſo dachte er doch nicht an das, was wirklich geſchah. — Jetzt trat die Prinzeſſin wieder herein, in einem reizenden Nachtkleide. „**Killrikullri** — ſagte ſie — ich habe Dir, wie Du weißt, verſprochen, eine Nacht bey Dir zu ſchlafen. Jetzt erfülle ich mein Verſprechen.“ — Als ſie dies geſagt hatte, legte ſie ſich zu ihm ins Bette.

„Ach! — ſeufzte **Killrikullri** — hätte ich nur meine Hände frey! —

Osminde und die Prinzeſſin fiengen nun an ſich auf die Koſten des armen Narren wacker luſtig zu machen. Dieſer konnte ſich nur mit dem Munde wehren, und wurde von den beiden Damen auf alle erſinnliche Art geplagt. — Endlich warf ihn die Prinzeſſin aus dem Bette, ſagte: „Ich habe bey einem Klotze geſchlafen!“ und ſprang ſelbſt heraus. — Nun mußte **Killrikullri** ſchwören, die Prin-

zeſſin

---

*) Dieſes wird meinen Leſern aus den Abentheuern des Prinzen **Faltino** (Berlin 1785) bekannt ſeyn.

zeſſin habe ihr Verſprechen erfüllt, und wurde aus ſeinen Banden erlößt.

„Ihr dürſt wahrlich nicht ſtolz ſeyn, Prinzeſſin — ſagte er — denn ein gebundener Mann iſt kein Mann!“

Der Kayſer war eines Abends bey Tafel ſehr aufgelegt, und **Killrikullri** unterhielt ihn ſo bey Laune, daß er ſprach: „Bitte Dir eine Gnade aus, **Killrikullri**, ich ſchwöre, ich will Deine Bitte erfüllen.“

„Allergnädigſter Kaiſer! — bat **Killrikullri** — gebt mir Urlaub und Geld, daß ich hinziehe und die Welt beſchaue, dann komme ich wieder und diene Euch bis an mein ſeeliges Ende.“

Der Kayſer ſah ungern, daß **Killrikullri** ſich das ausbat, doch er hatte ſein Wort gegeben, und konnte es um derer Willen, die bey Tiſche ſaßen, nicht zurück nehmen. — Der ganze Hof ſah es ungern, daß **Killrikullri** fortziehen wollte, die Welt zu beſchauen, verſuchte es aber vergeblich ihn abzuhalten. Selbſt die Bitten der Prinzeſſin **Valene**, die angebotenen Geſchenke der Kayſerin **Larzinde**, und der ſchönen **Martane** bittender Händedruck, vermochten es nicht ihn zurück zu halten.

„Gebt Euch keine Müh — ſagte er — mich zurückzuhalten: Ich habe des Kayſers Wort und reiſe. — Wenn ich wieder komme, will ich Euch viel und mancherley erzählen. So viel verſpreche ich Euch, binnen zwey Jahren, wenn ich noch unter die Lebendigen gehöre, wieder zu kehren, und dann nie wieder zu reiſen.“

Dabey blieb es auch.

Der ganze Hof beſchenkte ihn zu ſeiner Reiſe, die er auch ſogleich des folgenden Tages antrat.

Die Reiſen des Hofnarren **Killrikullri** kündige ich nun meinen Leſern an, zwar nicht auf Pränumeration oder Subſkription, ſondern es iſt das ſo gleichſam eine kleine captatio benevolentiae des Autors gegen ſeine Leſer. Die Reiſen eines Narren ſind freylich das nicht, was die Reiſen eines vernünftigen Mannes ſind, das werden meine Leſer leicht ſehen, und ich hätte es auch nicht vor nöthig befunden, es zu bemerken, wenn ich nicht den gütigen Herren Rezenſenten die Mühe erſparen wollte es zu ſagen ꝛc.

Zweyter Abſchnitt.

> Non ſi adatta una ſella o un baſto ſolo
> Ad ogni doſſo; ad un non par che l'abbia;
> All' altro ſtringe, e preme e gli dà duolo.
>
> *Arioſto.*

Killrikullri iſt wieder da! — So ſchrie der ganze Hof, als unſer Held von ſeiner Reiſe zurück kam. Der Kayſer, die Kayſerin, die Prinzeſſin, die Mätreſſe ꝛc. thaten in einem Augenblicke ſo viele Fragen an ihn, daß es unmöglich war in einer Stunde ſo viel zu beantworten, als ſie in einer Sekunde fragten.

„Ich will Eure Neugier herzlich gern befriedigen, — ſagte Killrikullri — laßt mich nur erſt zu Athem kommen.“

„Das iſt billig! — ſagte der Kayſer — aber das muß bald geſchehn.“

„Morgen will ich den Anfang machen. Wenn Ihr es erlaubt, Kayſer, ſo will ich allemal des Abends nach Tafel ein Paar Stunden erz[illegible]nd zwar, wenns Euch gefällig iſt, ſo lange, bis meine Reiſe zu Ende iſt. — Die Geſellſchaft kann zuſammen bleiben, und ſo befriedige ich Eure Wißbegierde auf einmal.“

„Dabey bleibt's, **Killrikullri**!“

Erſter Abend.

Begebenheiten unter den Ruinen von Troja, nebſt dem Lebenslaufe der ſchönen Helena.

Kayſer. Nun, Killrikullri, ſo beginne dann! — He! Pagen, füllt die Becher, und wartet Eures Dienſtes, daß wir nicht geſtöhrt werden.

Kayſerin. Prinz **Gomar**, rückt doch näher zum Kreis. — Hier iſt noch Platz.

Mariane. Erzählt fein ehrlich, **Killrikullri**, verſchweigt nichts und ſetzt nichts zu.

Killrikullri. So ehrlich als immer der Perſiſche Seefahrer. *) — Wo ich Muthmaßungen einſtreue, werde ich ſie nicht vor Gewißheiten ausgeben. Aber ich hoffe, Ihr werdet auch nicht ungläubig ſeyn.

Prinz Gomar. Ich gewiß nicht! — Ich bin ſelbſt gereiſt, und weiß, daß in der Welt einem Reiſenden Sachen aufſtoßen, die freylich jedem auffallen, der nicht aus dem Zimmer gekommen iſt.

Killr. Ihr habt ſehr weiſe geſprochen, Prinz! —

Kayſer. Ich zog in meiner Jugend auch auf Abentheuer aus. Ich weiß, was ich nur allein im Reiche **China** erlebt habe. Dazumal war ich noch ein junger Fant — Doch, erzähl nur.

Killr.

---

*) Vermuthlich meint er hier den Perſer **Sindbad**, deſſen abentheuerliche Reiſen meinen Leſern aus der **Tauſend und Einen Nacht** bekannt ſind. Es ſind [illegible]ſcheinlichſten Reiſen unter der Sonne, als ſie nimmer Ka[illegible]elphegor gethan haben.

Killrik. So höret denn. — Meine erſte Wallfahrt war zu den Ruinen von Troja.

Valene. Da wirſt Du nicht viel Erbauliches geſehen haben.

Kaiſer. So laß ihn doch nur erzählen! wir werdens ja hören. Es giebt zuweilen die mehreſten Abentheuer, wo man es am wenigſten glaubt.

Killrik. Ich wünſchte, daß ich Euch ſogleich mit zwey Worten eines andern belehren könnte, Prinzeſſin, um das Horazianiſche: *) Mores hominum multorumque vidit et urbes, Euch gleichſam in nuce, anſchaulich zu machen, das kann aber **ſogleich** nicht geſchehen. Hört nur an! — — Ihr wißt, wie oft ich erklärte, daß ich bey der Belagerung von **Troja** immer mehr vor **Hektor** und die Trojaner, als vor die Griechen war, und daß mir der Tod dieſes Helden näher gieng, als der Tod des **Patroklos**, weil kein **Achilleus** ihn an den Griechen rächen konnte, wie dieſer, den Tod ſeines Freundes an den Trojern. — Als ich nun hinkam und dachte: hier ſtand die ſtolze Stadt, hier hauſten die Söhne des wackern **Priam**, und dieſe Stadt — iſt nicht mehr und die Helden ſind gefallen. Da wurde mirs ſo weich ums Herz, da drückte und drängte es, und ich — mußte weinen. — Als ich nun ſo da ſaß und bey mir betrachtete: wie alles hienieden ſo vergänglich ſey, wie ewiger Wechſel in allen Sachen herrſche, die hinieden unterm wechſelnden Monde liegen, gehen und ſtehen, leben und weben, hörte ich hinter mir et . . . .

(Schluß des Fragments.)

---

*) *Horat.* de arte Poet. v. 142.

4.

Fortſetzung von den Skizzen einer Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt.

Vierzehnte Epoche.

Von Blumauer bis auf Herzlieb, oder von 1780 — 1790.

1) Alois **Blumauer**, Cenſuraktuarius zu Wien: Erwine von Steinheim 1780; Gedichte 1782, 1783, 1787; Abentheuer des frommen Helden Aeneas 1782 — 1788, drey Theile.

2) Joh. **von Alxinger**, Doktor der Rechte zu Wien, geboren daſelbſt: Gedichte, ed. Riedel, 1780; Iphigenia in Tauris 1781; Eduard der dritte 1784; Sämmtliche poetiſche Schriften 1785, 1789; Doolin von Maynz 1787.

3) Joſeph Franz **Ratſchky**, geboren zu Wien 1757, Sekretair zu Linz: Bekir und Gulrom 1780; Theaterkitzel 1781; Gedichte 1785.

4) Gottl. **Leon** zu Wien: Lied eines Bauern bey Ankunft des Pabſtes 1782; Gedichte 1787 (nicht zu verwechſeln mit Auguſtin von Leon, deſſen Verſuch in kleinen Gedichten 1782 erſchien).

5) Karl Julius **Friedrich** zu Wien: Situationen 1782; des alten Gottholds Epiſtel 1782; Gedichte 1788.

6) **Friedel**, Pagenlehrer zu Paris, ſtirbt 1785: Nouveau théatre Allemand ſeit 1782.

7) Karl Siegmund **von Seckendorf**, Preußiſcher Geſandter am Anſpachiſchen Hofe, geboren zu Anſpach 1744, ſtirbt 1785: Gedichte im Merkur und Muſenalmanachen,

nachen; Antheil an Bertuchs Magazin 1780; Kalliſte 1782; Lieder mit Muſik 1782; das Rad des Schickſals 1782.

8) Joh. Gottl. **Kreutzfeld**, geboren zu Königsberg 1743, Profeſſor daſelbſt, ſtirbt 1784: Verſuche den Hudibras zu überſetzen im deutſchen Merkur; Antheil an Herders Volksliedern; Gedichte in Voſſens Muſenalmanach und in der preußiſchen Blumenleſe.

9) Friedrich Andreas **Galliſch**, geboren zu Leipzig 1754, Prof. daſelbſt, ſtirbt 1783: Gedichte in Muſenalmanachen und Taſchenbüchern; Nettchen Roſenfarb 1782; ein Dutzend Erzählungen 1782; Gedichte, ed. Jünger, 1785.

10) Joſeph Auguſt Graf **von Törring**, Churbayeriſcher Kammerherr: Agnes Bernauerinn 1780; Kaſpar der Thorringer 1785.

11) Friedrich **Schiller**, Rath und Profeſſor zu Jena, geboren zu Ludwigsburg 1759: Die Räuber 1781; Anthologie aufs Jahr 1782; Verſchwörung des Fiesko 1783; Kabale und Liebe 1784; Trauerſpiele 1784; Thalia 1785; Don Carlos 1787.

12) Friedr. Julius Heinr. **von Soden**, Reichsgraf **von Saßanfrat**, Geheimderath zu Nürnberg, geboren daſelbſt 1754: Abentheuer des Perſides und der Sigismunde 1782; Leben und Thaten Heinrich IV. 1784; Roſalia von Felsheim 1785; Ignes de Caſtro 1785; Geſammelte Schauſpiele 1788 — 1790, vier Theile.

13) Baſilius **von Ramdohr**, Hofgerichtsaſſeſſor zu Hannover: Kayſer Otto III. 1783.

14) Jakob **Maier**, Hofgerichtsrath zu Mannheim, geboren daſelbſt 1739, ſtirbt 1784: Sturm von Boxberg 1781; Fuſt von Stromberg 1782.

15) Wolfgang Heribert Freiherr **von Dalberg**, Geheimderath zu Mannheim: Walswais und Adelaide 1780; Cora 1780; Elektra 1780; Julius Cäſar 1785; Mönch von Carmel 1787; der Einſiedler, eine Alpengeſchichte 1788;

der Kaleriſche 1786; Oronekoo 1786; der weibliche Eheſchwur 1786; die Brüder 1786.

16) Otto Heinrich Reichsfreiherr **von Gemmingen** zu Wien: Pygmalion 1780; die Erbſchaft 1780; Mannheimer Dramaturgie 1781; Miltons Allegro und Proſoroſo 1782; der deutſche Hausvater 1782; Richard der Zweite 1782; Magazin der Wiſſenſchaften und Litteratur 1784.

17) Joh. Auguſt **Eberhard**, geboren zu Halberſtadt 1738, Prof. zu Halle: Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften 1783; über das Melodrama in den vermiſchten Schriften 1786.

18) Friedrich **Matthiſon**, geboren im Magdeburgiſchen 1767: Gedichte in Muſenalmanachen; Lieder 1781, 1783; die glückliche Familie 1783; Gedichte Manh. 1781.

19) Georg Karl **Claudius**, geboren zu Leipzig 1757, lebt daſelbſt: Kleine Unterhaltungen 1780; Kindertheater 1782; das Feſt wahrer Freundſchaft 1782, und mehrere Schauſpiele bis 1784; Nachſpiele 1784; Lenore Schmidt nach Pamela 1789.

20) Garlieb **Hanker**, Licentiat der Rechte zu Hamburg, geboren daſelbſt 1758: Gemahlte Liebeserklärung 1781; Maskerade 1781; Sophonisbe 1782; Geſchichte Karl Sievers, Vivat das Leben 1782; der Hypochondriſt 1783; Tempel des Ruhms 1783; glückliche Probe 1784; Ludowicke Suttheim 1786.

21) H. E. Chriſtiane Fräulein **von Hagen**, zu Storkey in der Grafſchaft Hohenſtein: Gedichte 1784.

22) Ludwig Theobul **Koſegarten**, Rektor zu Wolgaſt: Melancholien 1780; Wunna 1781; Thränen und Wonne 1781; Dormond 1782; Gedichte 1788; Ueberſ. des Klariſſe 1790; Freudenzögling 1789.

23) Iſaac **Maus**, Bauer zu Badenheim in der Pfalz: Gedichte und Briefe 1786.

24) C. L. **Heyne**, unter dem Namen **Anton Wall**: Zwey Luſtſpiele 1780; die Expedition 1781; Bagatellen 1783; Aemilie von Edelding 1783; der Herr im Hauſe 1783; dramatiſche Kleinigkeiten 1783; die gute Ehe 1784; Erzählungen nach Marmontel 1787.

25) Gottl. Nathan **Fiſcher**, Rektor zu Halberſtadt, geboren zu Saalfeld 1748: Fliegende Blätter 1783; Friedrich der Schutz der Freyheit, ein Hymnus 1788; Gedichte in Muſenalmanachen; Berliniſches Journal für Aufklärung 1789 — 1791.

26) Aug. Wilh. **Iffland**, Schauſpieler zu Mannheim, geboren zu Hannover: Albert von Thurneiſen 1781; Verbrechen aus Ehrſucht 1784; Fragmente über Menſchendarſtellung 1784; die Jäger 1785; Liebe um Liebe 1785; Schauſpiele 1786; Bewußtſeyn 1787; Magnetismus 1788; Figaro in Deutſchl. 1790; Friedrich von Oeſterreich 1790; der Verſöhnte 1789.

27) Wilh. Heinr. **Brömel**, Sekretair zu Hamburg: Der Adjutant 1780; die Verlobung 1781; Gerechtigkeit und Rache 1784; Beitrag zur deutſchen Bühne 1785; Wie machen ſie's in der Komödie 1786.

28) Aloys Friedrich **Graf von Brühl**, geboren zu Dresden 1739, Generalfeldzeugmeiſter zu Warſchau: Theatraliſche Beluſtigungen 1785 — 1788 bis 1790, fünf Theile.

29) Chriſt. Jakob **Wagenſeil**, lebt zu Kaufbeueren, geboren daſelbſt 1756: Schildheim 1780; Ehrlichkeit und Liebe 1780; die Freimäurer 1780; Abſchied des Calas 1781; vermiſchte Gedichte, drey Theile 1785; Simpliciſſimus neu bearbeitet 1785; Almanach für Dichter 1785; Lieder bey froher Geſellſchaft 1785.

30) Chriſtoph **Meiners**, Hofrath und Profeſſor zu Göttingen, geboren zu Ottendorf 1747: Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften 1787.

31) Karl Martin **Plümicke**, geboren in Pommern 1749, Sekretair des Herzogs von Kurland: Henriette oder der Huſarenraub 1780; Theatergeſchichte von Berlin 1781; Bearbeitung vieler fremder Schauſpiele, Lanaſſe 1782, der Beſuch nach dem Tode 1783.

32) Joh. Friedr. **Degen**, geboren zu Trumsdorf im Bayreuthſchen 1752, Profeſſor zu Neuſtadt an der Aiſch: Ueber den Tibull 1780; Tibulls Elegien 1787; Anakreons Lieder 1782; Anthologie der römiſchen Elegiker 1784; Gedichte 1786; Anakreon, Griechiſch und Deutſch 1787.

33) Joh. Ferdinand **Schlez**, Pfarrer zu Ippesheim in Franken, geboren 1757: Salomons Lieder 1782 dichte 1784; Fabeln 1788.

34) Friderike **Schlez**, Schweſter des vorigen, geboren 1764: Gedichte in Muſenalmanachen.

35) Chriſtoph Heinrich **Müller**, geboren zu Zürch 1740, Prof. zu Berlin: Sammlung deutſcher Gedichte aus dem 12, 13, 14ten Jahrhundert 1782; der Dorfpfarrer 1785; die Dorfſchule 1785.

36) Sophie **Albrecht**, geborne Baumerinn, geboren zu Erfurt 1757: Gedichte und Schauſpiele 1781, 1787; Aramena 1783.

37) C. A. **Overbeck**: Fritzens Lieder 1781; Lehrgedichte und Lieder 1783.

38) Joh. Friedr. **Jünger**, geboren zu Leipzig, Theaterdichter zu Wien: Huldreich Wurmſaamen 1781; Einzelne Komödienſtücke 1782; der kleine Cäſar 1782; Luſtſpiele 1785 bis 1789, fünf Bände; Vetter Jakobs Launen 1786; der Schein betrügt, ein Roman 1787 und 1789; Eheſtandsgemählde 1790; Kamille, aus dem Franz. 1789.

39) Gotth. Friedr. **Stäudlin**, Doktor der Rechte zu Stuttgard, geboren daſelbſt 1758: Albrecht von Haller 1780; Proben einer deutſchen Aeneis 1781; vermiſchte

poetiſche Stücke 1782; Wallbergs Briefe 1782; auf Leopolds Tod 1785.

40) Friedr. Chriſt. **Schlenkert**, Finanzſekretair zu Dresden: Elegien 1780; Agathon und Pſyche 1782; Friedrich mit der gebiſſenen Wange 1786; Altdeutſche Geſchichten 1790; Kaiſer Heinrich der vierte, eine dialogiſche Geſchichte 1788; Graf Wieprecht 1789.

41) Heinrich **Schmieder**, Theaterdichter zu Maynz: Kronhelm 1783; der Seelenverkäufer 1784; Scenen aus der neueſten Welt 1785; der ſchwache König 1786.

42) Karl Gottfr. **Schreiter**, geboren zu Wurzen 1786. Prof. zu Leipzig: Blair Vorleſungen über die ſchönen Wiſſenſchaften 1785; die Brüder, ein Roman 1787.

43) Chriſt. Friedr. **Sander**, Hofmeiſter zu Koppenhagen: Proſaiſche Dichtungen 1783; Puſillana 1783; Burkhard und Amadine 1783; (Bachmann) Geſchichte meines Freundes 1784; (Eckſtria) Gargantua nach Rabelai 1785; Fiſcher von Ewald 1786.

44) Heinrich Wilh. **Seyfried**, geboren zu Frankfurth 1755, zu Berlin: Dramaturgie 1781; dramaturgiſche Bibl. 1784; dramaturgiſche Apologie 1785; Flora, oder poetiſches Taſchenbuch 1785; Liebe, ein Vorſpiel 1786; König Leopold 1786.

45) Joachim Geiſt Friedr. **Schulz**, Prof. zu Mitau, geboren zu Magdeburg: Karl Treumann 1781; Ferdinand Löwenhayn 1782; Almanach der Belletriſten 1782; Moritz 1785; kleine proſaiſche Schriften 1788; Martinuzzi 1790; kleine Romane, fünf Bände 1788; Albertine 1789; Kleveland 1789; Reiſe nach Pyrmont 1789; Zayde 1790.

46) G. W. R. **Becker**, Regiſtrator zu Dresden, geboren daſelbſt 1758: Antheil an den Journal für alte Litteratur und neuere Lektüre; Schauſpiele nach dem Spaniſchen, 1786.

47) Emilie von **Berlepſch**, gebohrne von Oppel: Gedichte in Muſenalmanachen; Sammlung kleiner Schriften 1787.

48) G. A. von **Halem**, Regierungsrath zu Oldenburg, geboren daſelbſt 1751: Agamemnon des Aeſchylus 1785; Wallenſtein 1786; Gedichte 1788.

49) Yſenburg von **Buri**, Hauptmann zu Dierdorf: Gedichte 1784; Schauſpiele, 2 Theile 1788, 1789.

50) Joh. Karl **Heß**, geheimer Regiſtrator zu Gotha: Memoiren des Grafen Grammont 1781; Tag und Nacht 1782.

51) Karl Friedrich **Flögel**, Prof. zu Liegnitz, geboren zu Jauer 1729, ſtirbt 1788: Geſchichte der komiſchen Litteratur 1784, vier Bände; Geſchichte des Groteskekomiſchen 1787.

52) Karol. Chriſt. Louiſe **Rudolphi**, lebt bey Hamburg: Gedichte, ed. Reichard 1786, in zwey Theilen 1787.

53) Karl Friedrich **Reinhard**, Pfarrer zu Behlingen im Würtembergiſchen, geboren zu Schoendorf 1761: Gedichte im Schwäbiſchen Muſenalmanach; Gedichte des Tibull 1783; Epiſteln 1785.

54) Chriſt. Aug. **Vulpius**, geboren zu Weimar 1762, gräflich Pickleriſcher Hofrath zu Burgfarenbach: Oberon und Titania 1783; Geſchichte eines Roſenkreutzers 1784; Eduard Roſenthal 1784; Hiſtoria des Bombardements von Algier 1784; mein Himmel und meine Hölle 1785; Prinz Kaloandro 1785; Betrug über Betrug 1785; Don Pedro 1785; Gabrino 1786; Feyer im Reich der Feen 1786; Adolph von Schönthal 1786; Blanchards Geſchichte 1786; Liebe und Freundſchaft 1786; Sie konnte es nicht über das Herz bringen 1788; Operetten 1790.

55) Auguſt Ferdinand **von Kotzebue**, Präſident des Gouvernialmagiſtrats zu Reval, geboren zu Weimar 1761: Ich, eine Geſchichte 1780; Erzählungen 1781; Er und Sie,

vier Gedichte 1781; Demetrius 1782; Leiden der Ortenburgiſchen Familie 1785; Werke 1788; Ildegerte 1789: Menſchenhaß und Reue 1789; Kind der Liebe 1788; Indianer in England 1789.

56) Adolph Franz Friedr. Ludw. **von Knigge**, geboren im Hannöveriſchen 1751, Landdroſt zu Bremen: Roman meines Lebens 1780; Theaterſtücke 1780; Schauſpiele 1781; Geſchichte Peter Clauſens 1783; Sammlung ausländiſcher Schauſpiele 1784; geſammelte poetiſche und proſaiſche Schriften 1784; Gefahren der groſſen Welt 1785; der Unbeſonnene 1785; dramaturgiſche Blätter 1788; Geſchichte des von Mildenburg 1789.

57) Auguſt Friedrich Ernſt **Langbein**: Einige einzele Komödien, Gedichte 1789.

58) Joſeph Friedrich **Engelſchall**, Prof. zu Marburg, geboren daſelbſt 1744: Gedichte 1788.

59) G. E. **Tobler**, Prediger zu Offenbach am Mayn, geboren zu Zürch: Sophokles, zwey Bände 1781.

60) Joh. Kaſpar **Wilke**, Hufſchmid zu Suhla im Hennebergiſchen, geboren daſelbſt 1756, ſtirbt 1784: Auswahl hinterlaſſener Gedichte 1786.

61) Karl Heinrich **Heydenreich**, geboren zu Stolpe 1764, Magiſter zu Leipzig: Das Schönheitsgefühl, eine Ode 1785; der kleine Maler 1786; Antheil am Journal für alte Litteratur und neue Lektüre und an Muſenalmanachen; Gemählde aus dem goldnen Zeitalter 1788; Syſtem der Aeſthetik 1790; Ueberſicht der ſchönen Litteratur 1790.

62) Auguſt **Fontaine**: Scenen 1788.

63) Charlotte Eliſabeth Konſtantie, Baroneſſe **von der Recke**, geborne Gräfin von Meden: Eliſens geiſtliche Lieder 1786.

64) Johann Chriſtoph **König**, Prof. zu Altdorf, geboren zu Nürnberg 1754: Philoſophie der ſchönen Künſte 1784; Gedichte 1788.

64) C. L. **Senft** zu Leipzig: Gedichte unter dem Namen Filidor in den Muſenalmanachen; Filidors Gedichte mit Muſik 1728.

65) von **Salis**: Gedichte in Muſenalmanachen.

66) Sophie **Schwarz**, Frau des Referendars Schwarz zu Halberſtadt, ſtirbt 1789: Gedichte aus den Werken der Frau von Recke: Eliſens und Sophiens Gedichte 1790.

67) J. L. **Schwarz**, Referendar zu Halberſtadt: Abdim, eine morgenländiſche Erzählung, 1790; Gedichte in dem neuen deutſchen Muſeum, und in der deutſchen Monatsſchrift.

68) Ephraim Moſes **Kuh**, ſtirbt 1790: Gedichte von ihm in der Berliner Monatsſchrift und in Ramlers Martial.

69) Eulogius **Schneider**, Prof. zu Bonn: Gedichte 1790: Lehrbuch der ſchönen Wiſſenſchaften 1790.

70) J. J. **Ihle**, Poſementirer zu Frankf. am Mayn: Gedichte 1790.

71) A. F. **Weishuhn**, Hofm. zu Leipzig: Satyriſche Aufſätze 1788: Sinngedichte 1790.

72) Franz von **Kleiſt**: Hohe Ausſichten der Liebe 1789; Gedichte in Almanachen und Journalen.

73) Chr. Ludw. **Stelzer**, Juſtizrath in Mansfeld: Gedichte in Almanachen und Journalen.

74) **Hartmann**, Direktor zu Bielefeld: Briefe an eine Freundin über Schönheit 1744: Komiſche Erzählungen 1789; Selmars Gedichte 1790; Gedichte im Berliniſchen Muſenalmanach.

75) Friedrich **Boutterweck**, lebt zu Berlin: Schauſpiele und Romane; Gedichte in Almanachen.

76) Der Verfaſſer des Romans: Eraſmus Schleicher's Leben und Meinungen, drey Theile, 1789, 1790.

77) Johann George **Pfranger**, Hofprediger zu Meiningen, geboren 1745, ſtirbt 1790: Der Mönch von

Libanon 1782; Leopold 1785; Gedichte im Fränkl. Muſenalmanach.

78) Der Verfaſſer von dreizehn altdeutſchen Romanen von 1787 bis 1890. Der erſte hieß **Amalgunde**; der letzte **Alſt von Dulmer**.

79) G. P. J. L. **Wächler**, zu Hamburg: Verfaſſer von **Veit Webers** Sagen, drey Bände, 1789, 1790.

80) Karl **Huber**, Sächſiſcher Legationsſekretair zu Maynz: Figaro's Hochzeit 1785; Ethelwolf 1785; Teleſus 1784; das heimliche Gericht 1790.

81) August Wilhelm **Schlegel** zu Hannover: Viele Sonnette. in Muſenalmanachen.

82) Karl **Müchler** zu Berlin: Gedichte 1788, 1790; Pſyche 1789.

83) Karl **Gräter**, Schullehrer zu Hellbronn: Nordiſche Blumen 1790; zwey anakreont. Lieder zergliedert 1791.

84) Johann Ernſt **Albrecht**, Doktor der Arzneygelehrſamkeit, Verfaſſer unendlich vieler Romane und Schauſpiele, unter denen der Ehebruch, Lauretta Piſana, neue Biographien der Selbſtmörder, Maſaniello, und andere dramatiſche Werke 1790 die vornehmſten ſind.

85) Joſeph Friedrich **Engelſchalk**, Prof. zu Marburg, geboren daſelbſt 1744: Gedichte 1788.

86) C. L. **Stiglitz** zu Leipzig: eine Ritterromanze und andre Gedichte.

87) Freiherr **von Spiegel**, Anſpachiſcher Oberforſtmeiſter, ſt. 1788: Gedichte in Muſenalmanachen.

88) Jakob **von Mauvillon**, Major zu Braunſchweig, geboren zu Leipz. 1743: Ueber den Werth deutſcher Dichter 1771; Arioſt des Roland 1777; Dramatiſche Sprichwörter 1785; Geſellſchaftstheater 1790.

89) Andreas Heinrich **Schott**, Mag. zu Tübingen: Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften, 2 Theile 1790.

90) Karl Philipp **Moritz**, Prof. zu Berlin: **Anton Reiſer** 1785; Andr. Hartknopf 1786, 1789; **Verſuch einer** deutſchen Proſodie 1786; Tagebuch von Geiſterſehern 1787.

91) **Mioch**: Oden eines Preußen 1786; viele andre Gedichte.

92) Karl Heinrich **Jördens**, Subrektor zu Berlin: Horazens Oden 1781 — 1787; Virgils Eklogen 1782; Blumenleſe deutſcher Sinngedichte, zwey Theile 1790; Berliniſcher Muſenalmanach für 1791.

93) Karl Fr. **Herzlieb**, Domprediger zu Brandenburg: Horazens Oden 1787 — 1790.

In Erdwin Julius **Koch**, Lehrer an der Realſchule zu Berlin: Kompendium der deutſchen Litteraturgeſchichte 1790, ſteht eine Skizze von der Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt, nach ihren einzeln Gattungen.

IV.

Naturgeſchichte.

Anekdoten aus dem Thierreiche, lehrreich für das Menſchengeſchlecht.

Der Kukuk und das Kind der liebe.

Nicht der Kukuk, ſondern eigentlich die Pflegeeltern dieſes Vogels, ſollen uns hier zum Muſter dienen. Eine kleine Nachricht, die Oekonomie des Kukuks betreffend, wird dem Leſer hoffentlich nicht unangenehm ſeyn.

Daß das Kukukweibchen ſeine Jungen nicht ſelbſt ausbrüte, iſt lange außer allem Zweifel. Männchen und Weibchen ſind zur Begattungszeit außerordentlich hitzig, und verrichten die Paarung gewöhnlich auf dem Gipfel der höchſten Bäume, unter einem ſteten heiſern krächzenden Geſchrey, das ihrem einfachen Kukuksruf zur Fundamentalſtimme dient. Sie ſtreifen hierauf in ihrem Reviere von einem Orte zum andern, und ſuchen die Neſter verſchiedener Motacillen, als der Rothkehlchen, Weidenzeiſige, Zaunkönige, Nachtſänger oder der braunen Grasmücken, der weißen Grasmücken, der Baſtardnachtigallen, der weißen und gelben Bachſtelzen zu entdecken. Die befruchtete Mutter beobachtet bey ihren Streifereyen die Baumeiſter dieſer Neſter täglich, um zu wiſſen, wenn der Bau vollendet, und das letzte Ey gelegt iſt, damit ſie zu gehöriger Zeit das ihrige unterbringen kann. Hier trift nun das Loos Pflegemutter zu werden denjenigen von den obigen Vögeln, die gerade damals, wenn das Kukuksey im Mutterleibe zu gehöriger Reife gelangt iſt, ſein eignes letztes Ey gelegt hat. Zu Anfang des Junius bringt ſie das erſte Ey, und ſchiebt es mit ihrem Schnabel vorzüglich gern in ein Rothkehlchen- oder Zaunkönigsneſt. In die Neſter der übrigen Motacillen, die nicht auf der Erde bauen, und über deren Neſt ſie ſich wegen deſſen Bau, oder ihrer eigenen Größe nicht ſetzen kann, trägt ſie ihr Ey, das ſie auf die Erde gelegt hat, in dem Schnabel. Bis zur Mitte des Julius legt ſie faſt alle acht Tage ein Ey in ein anderes Neſt, und auch hierin, daß ſich die Eyer nicht geſchwind genug in ihr zur gehöriger Vollkommenheit entwickeln, um ſie zuſammen ausbrüten zu können, liegt vielleicht die Urſache, warum ſie dies Geſchäfte andern Vögeln auflegen muß. Zu bewundern iſt es, mit welchem großen Vergnügen dieſe Vögel die Kukuksmutter ſich ihrem Neſte nähern ſehen. Anſtatt daß ſie ſonſt ihre Eyer verlaſſen, wenn ein Menſch oder ſonſt ein lebendiges

Geſchöpf ihrem Neſte zu nahe kommt, oder vor Betrübniß wie ohnmächtig und tod zur Erde niederfallen, ſo ſind ſie hier im Gegentheil ganz außer ſich vor Freuden. Das kleine Zaunkönigsmütterchen z. B., das über ſeinen Eyern brütet, fliegt ſogleich, wenn der Kukuk beym Neſte ankömmt, von demſelben herab, und macht ihm Platz, daß er ſein Ey deſto bequemer einſchieben könne. Es hüpft und ſpielt unterdeſſen um ihn herum, und macht durch ſein frohes Locken, daß das Männchen auch herbeykömmt, und Theil an der Ehre und Freude nimmt, die ihnen dieſer große Vogel macht. Der Kukuk wirſt alsdenn die Eyer, die dem ſeinigen im Wege liegen, entweder ſelbſt aus dem Neſte, oder die Pflegemutter thut es, um das fremde Ey deſto beſſer bedecken zu können. Wie abgemattet wird nicht ein ſo kleines Vögelchen, wie der Zaunkönig iſt, durch das beſchwerliche und längere Brüten, und vorzüglich durch die Ernährung des großen Vogels mit den kleinſten Inſekten, z. B. Schnacken, Mücken und Räupchen? Doch hält es geduldig aus, und ſcheint im Gegentheil immer vergnügter zu werden, je größer unter ſeiner Pflege das Thier wird, das es ſelbſt ganz ſo hervorgebracht zu haben glaubt. Die rechte Mutter bekümmert ſich unterdeſſen gar nicht um ihre Nachkommenſchaft, ſondern begnügt ſich blos damit, ihr Ey gelegt zu haben. So wie der Kukuk größer wird, dehnt er ſein Neſt weiter aus, und erweitert ſpielend die enge Oefnung deſſelben, um beim Ausfliegen deſto bequemer durchfliegen zu können. Wenn er ausgeflogen iſt, ſetzt er ſich auf einen nahen Baum, dehnt ſich einigemal aus, zieht die Federn durch den Schnabel, und läßt ſeine rauhe ſchnarrende Stimme zum erſtenmal hören. Sobald das fürchterliche Krätſch! nur einigemal in der Gegend erſchollen iſt, ſo kommen alle kleine Vögel in der Gegend zuſammen geflogen, das Rothkehlchen, die Grasmücke, der Weidenzeiſig, die Baſtardnachtigall, ſchwärmen um ihn herum, begrüßen ihn, und tragen ihm denn aus allen Kräften Nahrung zu. Er kann nicht genug den Schnabel öfnen, ſo häufig wird ihm Futter gebracht. Es iſt ein großes Vergnügen zu ſehen, wie jeder Vogel vor dem andern den Vorzug haben will, gegen dieſen Unbekannten gefällig zu ſeyn. Und ſo wie er nun von einem Baume zum andern fortzieht, um ſich im Fliegen zu üben, ſo ziehen ihm auch andere Vögel nach, und ernähren ihn ſo lange, bis er ihrer Unterſtützung entbehren kann.

Das iſt nun eine ſehr weiſe Einrichtung der Natur; denn da ſich die eigentlichen Eltern um ihr Junges gar nicht bekümmern können, ſo würden ohne dieſe beſondere Hülfe nicht nur die kleinen Pflegeeltern, die jetzt für einen ſo großen Vogel nicht mehr Futter herbeyſchaffen können, ſondern auch der junge Kukuk ſelbſt umkommen müſſen.

In einem kleinen Städtchen in **, wo Schande, Verachtung und Schimpf einem unglücklichen Mädchen auf jedem Schritte folgen, die ſchwach genug war, in einer kritiſchen Minute den Bitten ihres Liebhabers Gehör zu geben, kam ein ſolches Mädchen ganz ins Geheim mit einem geſunden und wohlgebildeten Kinde nieder. Sie hatte ihre Schwangerſchaft auch ſo glücklich zu verbergen gewußt, daß kein Auge ihr ſolche angeſehen; und da ſie überdem den Ruf einer ſtrengen Ehrbarkeit vorzüglich behauptet hatte, ſo hatte man ſie um ſo weniger mit verdächtigen Augen angeſehen. — Aber Liebe, wozu kannſt du nicht verleiten!

Jetzt ſollte ſie nun auf einmal dieſen Ruf verlieren, und dem Geſpötte der Stadt doppelt ausgeſetzt ſeyn. Lange kämpfte ſie mit der Wahl zwiſchen Ehre und Schande. Jene zu erhalten war ihr ſtandhafter Entſchluß, aber fern von ihr war der Gedanke, Mörderin ihres Kindes zu werden.

Sie hatte vordem in dem Hauſe zweier ſehr reicher aber kinderloſer Eheleute gedient. Sie wußte alle Gelegenheiten in dieſem Hauſe, und wie leicht es ſey, unbemerkt aus- und einzugehen. Sie nimmt ihr Kind unter den Mantel, ſchleicht ſich unbemerkt in ein Zimmer jenes Hauſes, legt ihr Kind ins Bette, und in der frohen Hoffnung, es recht gut untergebracht zu haben, kehrt ſie zurück. — Hatte das Mädchen vielleicht dem Kukuk das Stückchen abgelernt? Kann ſeyn. Hätten die beiden reichen Eheleute den Exempeln jener kleinen gefiederten Pflegeeltern des Kukuks eben ſo nachahmt! Aber kaum entdeckten ſie das Kind, als ſie ein erſchreckliches Lamento anſtimmen, und in der erſten Hitze nahe daran ſind, das kleine unſchuldige Geſchöpf auf die Straße zu werfen. Sie zeigten dieſen Vorfall bey dem Magiſtrate an, und bombardirten ſo lange, bis dieſer das Kind zur Erziehung übernehmen mußte, ſie ſelbſt aber gaben zu der Verpflegung des Kindes auch nicht einen Kreutzer her. Man vergaß über das häßliche Betragen jener reichen Leute der eigentlichen Mutter des Kindes auf die Spur zu kommen. Ja jene zwey Eheleute zogen wegen ihres Geizes von einigen den Verdacht ſich zu, daß ſie die rechten Eltern des Kindes, aber zu geizig wären, daſſelbe zu erziehen. Einige Jahre darauf heyrathete die wahre Mutter des Kindes ihren Geliebten. Sie nahm ſogleich das Kind zu ſich, erklärte es ohne Scheu für ihr eigenes, ſorgte von nun an für deſſen Erziehung, und hierin wich ſie von dem Betragen der Kukuksmutter ab.

Ernſt Adolph Eſchke.

V. Biogra-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

V.

Biographie.

Florenz Carton Dancourt.

Dancourt ward im Jahr 1661 zu Fontainebleau geboren. Der Pater **de la Rue**, ein Jeſuit, unter deſſen Anführung er ſeine erſten Studien machte, hätte gern ſeinem Orden einen jungen Menſchen herangezogen, deſſen Lebhaftigkeit und deſſen Geiſtesfähigkeiten frühzeitig ſehr viel verſprachen, aber die Abneigung ſeines Schülers gegen das Kloſterleben vereitelte alle Bemühungen des Lehrers. **Dancourt** zog die Rechtsgelehrſamkeit vor, die er gar bald mit dem Theater vertauſchte. Auf der Bühne glänzte er nicht allein als Schauſpieler, vornehmlich in den Rollen der Eiferſüchtigen, der Finanzpächter, der Heuchler und der Miſantropen, ſondern auch als Schriftſteller. Was **Regnard**, ſagt ein berühmter Franzöſiſcher Kunſtrichter, in der Molieriſchen Komödie war, das war Dancourt in der Farce. Viele ſeiner Stücke werden noch heut zu Tage in Frankreich mit großem Beifall vorgeſtellt. Sie empfehlen ſich vornehmlich durch einen leichten, lebhaften und hinreißenden Dialog, der voller Laune und glücklicher Einfälle iſt. Die Leichtigkeit und Ungezwungenheit, die man in ſeinen Werken bewundert, war ihm auch im Umgang eigen, daher alle gute Geſellſchaften, und darunter die angeſehenſten Männer, ſeinen Umgang ſuchten. Seine Schauſpiele, die er gänzlich für das Théatre François verfertigte, haben folgende Ueberſchriften: 1) **Der höfliche Notar, oder, die verlornen Fonds** (le Notaire obligeant, ou, les fonds perdus), ein Luſtſpiel in drey Aufzügen, zum erſtenmal 1685 vorgeſtellt, der zweyte Titel kam bey einer neuen Umarbeitung 1686 hinzu. 2) **Das Landhaus** (la Maiſon de Campagne), ein Luſtſpiel in einem Akt, in Proſa, zuerſt aufgeführt 1688. 3) **Der Sommer der Koketten** (l'Eté des Coquettes), ein Akt in Proſa 1690. 4) **Die Pariſerinn** (la Pariſienne), ein Akt in Proſa 1691. 5) **Die intriguante Frau** (la femme d'intrigue), fünf Akte in Proſa 1695. 6) **Die Bürgerinnen nach der Mode** (les Bourgeoiſes à la mode), fünf Akte in Proſa 1692; die Grundlage des Stücks rührte von Saint Yon, einem dramatiſchen Schriftſteller, der 1713 ſtarb, der Beifall aber, den es fand, von den Verbeſſerungen her, die Dancourt im Stil gemacht hatte. 7) **Die Holländiſche Zeitung** (la Gazette d'Hollande), ein Akt in Proſa 1692. Mehrere komiſche Perſonen addreßiren ſich an einen Buchhändler, der mit dem Holländiſchen Zeitungsſchreiber in Korreſpondenz ſtand, daß er ihre Thorheiten ſoll in die Zeitung ſetzen laſſen. 8) **Die Dorfoper** (l'Opera de Village), ein Akt in Proſa mit Divertiſſement, war eigentlich Rache an dem damaligen Entrepreneur der Oper, der einen neuen Befehl ausgewirkt hatte, daß die Komödianten weder Sänger noch Tänzer halten ſollten. 9) **Das Inpromptü der Garniſon** (l'Inpromptu de Garniſon), ein Akt in Proſa 1692, ein umgearbeitetes Manuſcript, daß das Théatre François aus Namur bekommen hatte. 10) **Die Weinleſe** (les Vendanges), ein Akt in Proſa nebſt Divertiſſement 1694, eines der beſten Stücke dieſes Dichters. 11) **Der Vormund** (le Tuteur), ein Akt in Proſa 1695. 12) **Der Jahrmarkt zu Bezons** (la Foire de Bezons), ein Akt in Proſa mit Divertiſſement 1695; einige luſtige Abentheuer, die ſich auf dem Jahrmarkte zu Bezons, einem Dorfe nicht weit von Paris, ereignet hatten, gaben dem Verfaſſer die Idee zu dieſem Stücke. 13) **Die Weinleſe zu Sureſne** (les Vendanges de Suresne), ein Akt in Proſa mit Divertiſſemens 1695; eine Nachahmung eines ähnlichen Stücks von Duryer. 14) **Die Meſſe zu St. Germain** (**la Foire de St. Germain**), ein Akt in Proſa mit Divertiſſemens 1696. Da ein Stück unter demſelben Titel von **Regnard** und **Dufreſny** das Jahr vorher auf dem Théatre Italien viel gethan hatte, ſo wollte **Dancourt** dem Théatre François etwas ähnliches geben, aber ſein Verſuch mißfiel. 15) **Die Mühle zu Javelle** (le **Moulin** de Javelle), ein Akt in Proſa mit Divertiſſemens 1696. Der Plan rührte von **Michault** her, den **Dancourt** nur umarbeitete. Nach jener Mühle wurden damals häufige Parties de plaiſir gemacht, und einige dabey vorgefallene Avanturen gaben zu dieſem Stücke Stoff. 16) **Der Geſundbrunnen zu Bourbon** (**les Eaux de Bourbon**), ein Akt in Proſa mit Divertiſſement 1696. 17) **Die Ferien** (les Vacances), ein Akt in Proſa mit Divertiſſement 1696. 18) **Rinaldo und Armide**, ein Akt in Proſa 1696. 19) **Die Lotterie** (**la Lotterie**), ein Akt in Proſa 1697. Die Betrügereien eines Mannes, der eine Lotterie hielt, in der lauter Treffer waren, gaben Anlaß zu dieſem Stück. 20) **Charifari** (**Charivari**), ein Akt in Proſa mit Divertiſſement 1697. 21) **Die Rückkehr der Offiziers** (le Retour des Officiers), ein Akt in Proſa mit Divertiſſement 1697. 22) **Die Neugierigen zu Kompiegne** (les Curieux de Compiegne), ein Akt in Proſa mit Divertiſſement 1698. Ein Luſtlager, das zu Kompiegne gehalten ward, und viele Neugierige dahin lockte, gab die Veranlaſſung. 23) **Der wiedergefundene Ehemann** (le Mari retrouvé), ein

Akt in Proſa mit Divertiſſement 1698, ein Stück, das noch immer gern geſehen wird. Ein damaliger Prozeß, da eine Frau beſchuldigt ward, ihren Mann umgebracht zu haben, und die Richter, als dieſer Mann wieder zum Vorſchein kam, ihn für einen Betrüger erklären wollten, war die Gelegenheit zu dieſem Stück. 24) **Die Feen** (les Fées), drey Akte in Proſa mit Zwiſchenſpielen und Prolog, 1699 auf Befehl des Hofs verfertigt, und daher zuerſt zu Fontainebleau vorgeſtellt. 25) **Die Kinder zu Paris, oder, die Familie nach der Mode** (les Enfans de Paris, ou, la Famille à la mode), fünf Akte in Verſen 1699; der zweyte Titel kam 1704 hinzu. 26) **Das Dorffeſt, oder, die Bürgerinnen vom Stande** (la Fête de Village, ou, les Bourgeoiſes de qualité), drey Akte in Proſa mit Divertiſſement 1700. Der zweyte Titel, unter dem es noch zuweilen geſpielt wird, kam 1774 hinzu. 27) **Die drey Muhmen** (les trois Couſines), drey Akte in Proſa mit Prolog und Zwiſchenſpielen 1700, eine Satyre auf Weiberklatſchereyen. Der Plan war von einem gewiſſen **Barreau**, und **Dancourt** korrigirte ihn aus. 28) **Die Blindekuh** (le Colin-Maillard), ein Akt in Proſa mit Divertiſſement 1701, eine Umarbeitung eines Stücks von Chapuſeau, das 1662 erſchienen war. Der Liebhaber benutzt jenes Spiel, um ſich einzuſchleichen. 1778 erſchien eine deutſche Ueberſetzung davon zu Dresden, die den ſeel. **Romanus** zum Verfaſſer hatte. 29) **Der Operateur Barry** (l'Operateur Barry), ein Akt in Proſa mit Prolog und Divertiſſement 1702; eine Satyre auf einen damals berühmten Charlatan. 30) **Der galante Gärtner** (le galant Jardinier), ein Akt in Proſa 1704, eines ſeiner vorzüglichen Stücke. 31) **Das Inpromptu von Livry** (l'Inpromptu de Livry), ein Akt in Verſen mit eingemiſchten Tänzen 1705. 32) **Das Divertiſſement von Sceaux** (le Divertiſſement de Sceaux), ein Akt in Verſen mit Tänzen 1705. 33) **Der lahme Teufel** (le Diable boiteux), ein Akt in Proſa mit Divertiſſemens 1707. Der Roman von le Sage, der damals viel Anſehn machte, gab zu dieſem Stück Gelegenheit, das wenig Beifall fand. Das meiſte iſt aus der Veuve à la mode von Visé entlehnt. 34) **Des lahmen Teufels zweyter Theil** (le Diable boiteux, seconde Comédie), zwey Akte in Proſa 1707, enthält viel Anſtößiges und Schlüpfriges. 35) **Die beſtrafte Verrätherey** (la Trahiſon punie), fünf Akte in Verſen 1707. 36) **Frau Artus** (Madame Artus), fünf Akte in Verſen 1708. Viele Stellen in dieſem Luſtſpiel, das mehrere bekannte Perſonen der damaligen Zeiten in Karrikaturen aufſtellt, ſind aus dem Tartuffe des Moliere eben nicht glücklich nachgeahmt. 37) **Die Wechsler** (les Agioteurs), drey Akte in Proſa 1710, fand wenig Beifall. 38) **Die Komödie der Komödianten, oder, Amor, ein Charlatan** (la Comédie des Comédiens, ou, l'Amour Charlatan), drey Akte in Proſa mit eingeſtreuten Arien 1710. Der Verfaſſer gab es erſt in einem Akt unter dem letzten Titel, ſodann in drey Aufzügen unter dem erſten. Seine Abſicht war, damit das Publikum, das ſich ganz dem Théatre de la Foire ergeben hatte, wieder in das Théatre François zu locken. 39) **Cephalus und Prokris** (Cephalus & Procris), drey Akte in Verſen mit Divertiſſement und Prolog 1711. 40) **Sancho als Stadthalter** (Sancho Pança Gouverneur), fünf Akte in Verſen mit Divertiſſemens 1712, eine Moderniſirung eines Stücks von Guerin de Boſcal, das 1644 erſchienen war. 41) **Das Inpromptu von Suresne** (l'Inpromtu de Seresne), ein Akt in Proſa mit Prolog, Divertiſſement und Tanz 1713, ward urſprünglich wirklich zu Suresne bey einer Fete geſpielt, die der Churfürſt von Bayern gab. 42) **Die nächtlichen Luſtbarkeiten**

keiten von **Cours** (les Feſtins Nocturnes du Cours), ein Akt in Proſa, mit Prolog, Arien und Divertiſſement 1714. Der ſchöne Sommer hatte damals zu vielen nächtlichen Luſtbarkeiten in den Promenaden von Cours gereizt. 43) **Der grüne Liebhaber** (le galant vert), ein Akt in Proſa mit Divertiſſement 1714, bezieht ſich auf eine damalige Anekdote, da der Liebhaber einer Färbersfrau von dem Mann ſollte in ein Faß geſteckt worden ſeyn, worinnen grüne Farbe war. 44) **Der Preis der Flinte** (le prix de l'Arquebuſe), ein Akt in Proſa mit Divertiſſement 1717. 45) **Die Seelenwanderung der Amoretten, oder, die Götterkomödianten**, drey Akte in Verſen mit Zwiſchenſpielen 1717, fand keinen Beyfall. 46) **Die Niederlage des Pharao** (la Deroute du Pharaon), ein Akt in Proſa mit Divertiſſement 1717. Bey der erſten Erſcheinung 1687 hieß das Stück **die Verzweiflung der Spielerinnen** (la Deſolation des Joueuſes), und ward durch ein Verbot des Lansquenet veranlaßt. Sechs und vierzig Stücke — welch ein fruchtbarer Schriftſteller!

Außerdem wurden noch folgende Stücke von ihm zwar geſpielt, aber nicht gedruckt: 1) **Die Dame nach der Mode** (la Dame à la mode), fünf Akte in Proſa 1689. 2) **Merlin ein Deſerteur** (Merlin Deſerteur), ein Akt 1690. 2) **Das Karneval von Venedig** (le Carneval de Veniſe), fünf Akte 1690. 4) **Der Arzt von Chandroy** (le Médecin de Chandroy), ein Akt 1698, eine Satyre auf einen Bauer, der damals in die Medezin pfuſchte. 5) **Die Stiefmutter** (la Belle-Mère), fünf Akte in Verſen 1721. 6) **Die Sonnenfinſterniß** (l'Eclipſe), ein Akt in Proſa 1724.

Einige Stücke hat man ihm beygelegt, die entweder andere Verfaſſer haben, oder deren Verfaſſer ungewiß ſind, nämlich: 1) **Der Chevalier nach der Mode** (le Chevalier à la mode), drey Akte in Proſa 1687, iſt von

Saint-Yon. 2) **Die thörichte Auktion** (la folle enchere), ein Akt in Proſa 1790, iſt von Dem. Ulric. 3) **Die Zeitungsſchreiber** (les Nouvelliſtes), die einige dem Heauteroche zuſchreiben. 4) **Angelika und Medor** (Angelique & Medor), 1685, ein Akt, eine Art von Parodie auf die Oper Roland von Quinault. 5) **Der Tod des Herkules** (la Mort d'Alcide) ein Trauerſpiel 1705.

Man hat auch einige Erbauungsſchriften von **Dancourt**. Sein Théatre ward 1760 in zwölf Bänden herausgegeben. Zwar erſchien ſchon zu Breslau 1760 eine teutſche Ueberſetzung von ſeinen theatraliſchen Werken, aber, außer daß ſie lange nicht alle Stücke deſſelben enthält, iſt der Dialog platt und ohne Leben. Bey der ehmaligen Kochiſchen Bühne nationaliſirte der Mad. **Strinel** mit glücklichen Erfolg einige Dancourtiſchen Stücke, aber ſeine Arbeiten ſind noch ungedruckt. Möchte es doch Hrn. **Mylius** gefallen, Stücke dieſes Dichters für das deutſche Theater zu bearbeiten!

Dancourt hat in ſeinen Stücken nur eine kleine Sphäre, in der er ſich immer herumdreht, faſt beſtändig müſſen Finanzpächter, Advokaten und Landleute den Stof zu ſeinen Komödien hergeben. Die Scene iſt öfter auf dem Dorfe als in der Stadt, und eben ſo oft in einer Mühle als im Dorfe. Das beſondre Talent, das der Verfaſſer hatte, Bauern redend einzuführen, machte, daß er oft dergleichen Rollen bearbeitete. Er ſchildert ſie jederzeit auf eine angenehme und natürliche Art, und die Sprache, die er ihnen in den Mund legt, iſt ſehr täuſchend. Kein Schriftſteller vor ihm hatte es gewagt, ganze Bauernſtücke zu machen. **Dancourt** machte mehrere, alle wurden gut aufgenommen, und die meiſten haben ſich auf dem Theater erhalten. Dies war alſo eine neue Gattung von Schauſpielen, die ihm die franzöſiſche Bühne verdankte.

Auf kleine Gemählde eingeſchränkt, unternahm er ſelten größere Schilderungen, und wenn er ſich darinnen verſuchen wollte, ſo war er in der Wahl des Stoffes unglücklich. Eine ſeiner Hauptbeſchäftigungen war, die Anekdoten und Volkslieder, die von Zeit zu Zeit herumgiengen, auf das Theater zu bringen. Eine Avantüre, eine Mode, ein Sprichwort, der geringſte Vorfall gab ihm Idee zu einer Komödie, und oft hat das Stück die Umſtände überlebt, die es veranlaßten. Mehr als eine Urſache ſchränkte den Dancourt auf dieſe Art von Produkten ein. Außerdem, daß er ſeiner Truppe auf alle Art nützlich zu ſeyn wünſchte, hatte er wenig Beleſenheit in den Neuern ſowohl als in den Alten. Er hat es ſelbſt bekannt, daß er keine andre Kenntniß vom Theater beſeſſen, als die ſich durch einen natürlich guten Verſtand und durch Uebung erlangen läßt. Freilich war dies nicht hinlänglich, um einen Moliere oder Reynard zu erreichen, und deshalb betrat Dancourt eine minder mühſame Bühne. Indeß iſt doch der Mangel an Studien den Planen ſeiner Schauſpiele nicht nachtheilig geweſen. Seine Plane ſind meiſtens regelmäßig und gut angelegt; er weiß komiſche Situationen einzuleiten und zu benutzen. Niemals ſetzt ihn die Expoſition in Verlegenheit, und die Kunſt der Entwickelung hat er ganz in ſeiner Gewalt. Eine vorzügliche Geſchicklichkeit beſitzt er, Intriguenmacher und Bediente handeln zu laſſen. Sein Dialog iſt lebhaft, natürlich, ſinnreich und präcis. Seine Proſa kann man als ein Muſter des Angenehmen und Ungezwungenen betrachten: aber ſeine Verſe ſind ganz das Gegentheil, ſind kalt zuſammengeſetzte Proſa, mühſam gereimt, und folglich ohne alles Leben. Indeſſen iſt nicht zu läugnen, daß ſeine Vaudevilles nicht übel ſind, und daß ihm die Divertiſſemens meiſtens gelingen. Diejenigen Divertiſſemens, die er Komödien angehängt hat, ſind künſtlich mit dem Inhalt verbunden, und machen oft einen Theil davon aus. Aus dem allen erhellet, daß **Dancourt** einer von den Schriftſtellern iſt, denen das franzöſiſche Theater ungemein viel zu danken hat, in Rückſicht der Menge der Stücke, die er geliefert, und der großen Anzahl derer, die ſich erhalten haben. Man hört ſie noch immer mit Vergnügen, und beklatſcht man ſie weniger, ſo kömmt dies nur daher, weil man ſie auswendig weiß. Das Anſehn, das **Dancourt** als Schriftſteller und Schauſpieler hatte, war Urſache, daß viele junge Leute, die Verſuche fürs Theater machten, ſich an ihn wendeten, damit ihre Stücke geſpielt wurden. Dann ließ er ſich die Manuſcripte geben, ſchrieb ſie ab, nach acht Tagen gab er ſie zurück, und ſagte dann, ſie ließen ſich nicht ſpielen. Oft ein Jahr darauf brachte er daſſelbe Stück aufs Theater, doch ſo, daß er den Plan, ſo viel als möglich, unkenntlich gemacht, und das Detail ganz umgearbeitet hatte.

Dancourt war von mittlerer Größe, und hatte einen ganz guten Wuchs, ehe er mit zunehmenden Jahren korpulenter wurde. Er hatte dunkle Haare und Augenbraunen, ſchöne Augen, eine angenehme Geſichtsbildung, und eine edle, geiſtvolle Phyſiognomie. Sein vornehmſtes Fach waren die Rollen des höhern Komiſchen, ſowohl die Mantelrollen als die raiſonnirenden. Im Tragiſchen war er kalt und einförmig, auch ſpielte er in dieſem Fache ſo wenig als möglich. Er las ganz vortreflich, nicht allein ſeine eignen Werke, ſondern auch die Werke der Autoren, die ihm ihre Produkte anvertrauten, und zwar, ohne ſich darauf vorzubereiten. Man pflegte von ihm zu ſagen, er ſpiele edel in der Komödie und niedrig im Trauerſpiel. Ludwig XIV. beehrte ihn mit einem vorzüglichen Wohlwollen, und er mußte oft dem König im Kabinet von ſeinen Arbeiten vorleſen. Er ſtarb 1725, alt vier und ſechzig Jahr.

VI.

Roman.

Fortſetzung der Geſtändniſſe der Grafen von **.

Eine junge, ſchöne und wohlgebildete Dame, Signora **Marcella**, berauſchte mich hier drey Monate lang, im Genuß der lebhafteſten Freuden. Es giebt kein Land, wo die Galanterie mehr zu Hauſe ſey, als in Frankreich, aber die aufbrauſende, glühende Liebe findet man nirgends als bey den Italienerinnen. Liebe iſt für eine Franzöſin nur Zeitvertreib, für die Italienerinnen hingegen eine Angelegenheit von Wichtigkeit, und ihre einzige Beſchäftigung. Ich will, ſtatt einer Schilderung, hier einen Brief einrücken, den **Marcella**, einige Tage nach meiner Abreiſe von Venedig, an eine Freundin ſchrieb, und den dieſe mir zuſchickte. Man wird darin manche Details finden, die ich als unbedeutend überhüpfen würde, die aber zu wichtig ſind, als daß eine Italienerinn ſie vergeſſen ſollte.

Schreiben der Signora Marcella an Signora Maria.

„Liebe Freundin! wer vermag die Leiden meines Herzens zu beſänftigen, oder aus meiner Seele das Andenken der vergangenen Freuden zu tilgen? Wie glücklich biſt Du mit Deinem Liebhaber! Du kannſt mit ihm auf

die

der Viſta ſeyn, und nichts widerſetzt ſich dem Fortgang Eurer Leidenſchaft. Du lebſt mit ihm in einer entzückenden Gegend, welche die Freuden der Liebe noch erhöhen würde, wenn ihr den höchſten Grad ihres Glücks nicht ſchon in Euch ſelbſt fändet. Paris iſt jetzt das Ziel aller meiner Wünſche, es iſt das Vaterland des Signor Carle; *) er lebt jetzt da, und ich? ich kann nicht dort ſeyn! muß einſam hier trauern! O erlaube Freundin, daß ich, zur Linderung meines Schmerzens, Dir die Eindrücke ſchildern darf, welche die Liebe auf mein Herz gemacht hat. Und dann ſage ſelbſt, ob jemand das Opfer ihrer Heftigkeit mehr ſeyn kann, als ich?“

„Du weißt, ich lebte fünf Jahre mit meinem Manne in friedlicher Eintracht; ich hielt die Indolenz eines ganz leidend ſich verhaltenden Zuſtandes für Liebe. Es war dem Signor Carle aufbehalten, mich aus dieſem Irrthum zu reißen.“

„Es werden nun einige Monate ſeyn, daß ich ihn auf dem Ridotto fand. Sein Anblick gab mir ein neues Herz. Eine unüberwindliche Neigung riß mich zu ihm hin, und erlaubte mir nicht die geringſte Ueberlegungskraft. Ich nutzte die glückliche Maskenfreyheit, um ihn anzureden. Sein Verſtand nahm mich eben ſo ſehr ein, als ſeine Geſtalt. Die Begierde, ihm zu gefallen, hatte mich verführt, ihm auf eine ſehr zuvorkommende Art zu begegnen. Ich fürchtete daher, als ich ihn verlaſſen hatte, er möchte mich mit den Buhlerinnen und Curtiſanen in einer Klaſſe ſetzen. Dieſe Betrachtungen beſchäftigten mich die ganze Nacht. Die Liebe, die ſich Ideen ſchaft, und ſie auch in eben dem Augenblicke wieder zerſtört, ſchmeichelte bald meine Hofnung, bald machte ſie mir vor ſeiner Unempfindlichkeit

bange.

---

*) Die Italienerinnen, denen dieſe Namen geläufiger ſind, nennen ihre Liebhaber lieber dabey, als bey ihren Geſchlechtsnamen.

bange. Ich hatte einem meiner Gondolirer aufgetragen, die genaueſte Erkundigung von dem einzuziehn, der bereits das Idol meines Herzens war. Ich erfuhr alſo den Tag darauf ſeinen Namen und ſein Vaterland, und daß er ſchon ſeit einem Monat zu Venedig ſey. In meiner Unterredung mit ihm, hatte ich ſchon mit Verdruß bemerkt, daß er ein Franzoſe war. Das machte in mir das Verlangen noch mehr rege, ihm eine Beſtändigkeit einzuflößen. Ich hörte zu meiner großen Freude, daß er noch frey ſey, und keinen Umgang mit den verworfenen Geſchöpfen habe, von welchen unſre Stadt wimmelt. Mit dieſen Gedanken kam ich noch denſelben Tag auf's Ridotto. Ich traf ihn. Ich hatte geſtern zu meinem innigen Vergnügen bemerkt, daß er ſich einen Augenblick entfernt, und nach meinem Namen gefragt hatte. Meine Unruhe, als ich ihn ſahe, war außerordentlich. Er war nicht maskirt, und ich konnte auf ſeinem Geſichte den Eindruck leſen, den ich auf ihn machte. Meine Augen verfolgten haſtig ſeine geringſten Bewegungen. Unſre Unterredung wurde durch jene Neugier belebt, welche alle Sinne wach erhält, und jeden Augenblick neue Entdeckungen ſucht und macht. Ich fand ihn auf das vollkommenſte von Allem, was mich betraf, unterrichtet. Ich konnte von mir ſelbſt ſchließen, daß eine ſolche Neugier nie Folge von Gleichgültigkeit iſt. Ich war begierig zu wiſſen, welche Wirkung meine Züge auf ihn machen würden. Ich winkte ihn, mir zu folgen; er thats. Wir gingen aus dem Ridottoſaal in eins von den Koffehäuſern, womit er umringt iſt. Ich ließ mir ein beſondres Zimmer geben. Sobald wir allein waren, bat er mich, mich zu demaſkiren; ich gehorchte ſeiner Ungeduld. O wie ſehr ſteht in ſolchen Augenblicken Eigenliebe unter der Liebe! Ich erwartete mein Urtheil; ein Blick ſollte es mir ſprechen. Meine Seele ſchwebte in banger Erwartung. Ich bemerkte in den Augen meines Geliebten eine Freude, die durch mein Innerſtes drang.

Sein eifriges Beſtreben, mir zu gefallen, die Lebhaftigkeit ſeiner Aeußerungen und Liebkoſungen, machten mich fürchten, er möchte es mir an Liebe zuvor thun, und trieb meine Leidenſchaft aufs höchſte. Ich kann jetzt nicht alles ſchildern, was die Liebe uns beyden in dieſem Augenblicke einflößte. Wir konnten hier nicht länger verweilen, als wir Zeit brauchten um die nöthigen Maaßregeln zur Befeſtigung unſers Glücks zu ergreifen. Ich verlangte von ihm, daß er wieder aufs Ridotto gehn ſollte, ich aber begab mich nach Hauſe, und war einzig mit meiner Liebe beſchäftigt. Mein Mann, mein Haus, meine Leute, alles was um mich war, bekam in meinen Augen eine neue und widrige Geſtalt. Ich hatte nun die Einrichtungen zu einer ganz neuen Art von Leben zu treffen; ich wollte um alle Schritte meines Geliebten wiſſen. Wie viele Ideen, wie viele Entwürfe beſtürmten meinen Geiſt! aber ich empfand auch, daß Liebe alle Schwierigkeiten zu ebnen weiß. Ich ſchickte noch einmal meinen Gondolirer ab, um rings um das Haus, wo mein Geliebter wohnte, zu ſpioniren, und die kleinſten Umſtände zu bemerken und zu beobachten. Gern hätte ich dieſes Amt ſelbſt über mich genommen. Carle erkannte meinen Gondolirer, und gab ihm ein Billet an mich; es ſchien mir ſehr leidenſchaftlich geſchrieben. Kein Wunder! Liebe hatte es eingegeben und Liebe las es! Ich beſtürmte den, der es mir brachte, mit Fragen. Ich wollte von ihm wiſſen, wie ſich Signor Carle gegen ihn betragen habe, und da mir meine Ungeduld nicht erlaubte, meine Fragen zu ordnen, ſo warf ich alles durch einander, und jede neue Frage ſchien mir immer wichtiger als die vorhergehende. Ich erfuhr, daß ſein Haus auf einen kleinen Kanal, nicht weit von meinem Pallaſt gieng, und der wenig beſucht wurde. Ich freute mich, daß ich unter Begünſtigung der Maske ſo leicht zu ihm kommen konnte. Ich verabredete den Abend mit Signor Carle auf dem Ridotto, daß er mich den andern Morgen um drey Uhr erwarten ſollte. Ob mich gleich Liebe, und feurige Liebe, beſeelte, ſo fühlte ich doch eine gewiſſe, mir unbekannte, Unruhe, als die Stunde kam. Mein Herz ſchlug heftig; ich betrachtete die Folgen meines Schritts, und ſchwankte in jener Unentſchlüßigkeit, die mehr aus den Zweifeln der Liebe, als aus dem Kampf der Tugend entſpringt. Ich empfand jenen ſüßen Schauer, den die Nahrung des Vergnügens erweckt. Mein Geliebter, der mich erwartete, faßte mich in ſeine Arme, und führte mich auf ſein Zimmer. Aber faſt bey jedem Schritt blieb er ſtehn und überhäufte mich mit Liebkoſungen. Meine Seele war ihrer nicht mehr Herr. Ich war zu beſtürzt, um der Liebe was verweigern zu können, und zu leidenſchaftlich, um Gewiſſensbiſſe zu haben. Meine Seele ſchwamm in Freuden, und viele Stunden wurden für ſie ein einziger Augenblick. Alles war mir neu, und dieſe Neuheit iſt die Seele der Liebe. Eine liebenswürdigere Verwirrung kann ſich nie der Sinne und Gedanken je bemächtigt haben. Ich war ſchüchtern in meinen Begierden; verlegen in meinen Ausdrücken; voll Gehorſam und Ergebung; berauſcht, von eigenen ſüßen Empfindungen, und glühend von den feurigen Gefühlen meines Liebhabers. Die einbrechende Nacht bedeutete uns, zu unſerm Schmerz, daß es Zeit ſey zu ſcheiden. Signor **Carle** brachte mich bis zur erſten Gondel. Wie liebte ich meinen Geliebten! Ich machte mir Vorwürfe, ihm vielleicht zu wenig Liebe bezeigt zu haben; ich ſehnte mich, ihn wieder zu ſehn, um ihm das abzubitten. Ich gieng zur Signora **Belli**, damit ich bey meinem Mann einen Beſuch vorſchützen könnte. Ich traf zahlreiche Geſellſchaft bey ihr an. Jedermann ſchrie bewunderungsvoll über meine Schönheit, denn Glück der Liebe ſchminket und erhebet jeden Reiz. Mein Liebhaber wurde mir theurer als mein Leben. Liebe flößte uns den Wunſch nach neuen Zuſammenkünften ein, und wußte ſie uns auch zu verſchaffen. Alles was Leidenſchaft den Liebenden eingeben, alles was Freude den Menſchen gewähren kann, haben wir verſucht oder genoſſen. Jetzt iſt mir nichts davon zurück geblieben, als ſchmerzliche Rückerinnerung. Carle hat Venedig verlaſſen, und mir iſt der Gedanke unerträglich, ihn nie wieder zu ſehn. Ich habe Briefe von ihm gehabt, aber das ſchwache Vergnügen, das Briefe gewähren, dient nur, den Verluſt eines glücklichern Zuſtandes noch lebhafter empfinden zu laſſen. Die Liebhaber, die mich belagern, erſchweren meine Leiden noch mehr, und vermögen nicht Carle aus meinem Gedächtniſſe zu verdrängen. Leb wohl, liebe Freundin, beklage und liebe mich!“

Eben als meine Liebſchaft mit Signora Marcella im beſten Gang war, erfuhr man zu Venedig die Nachricht von Ludwigs XIV. Tod. Ich erhielt ſogleich Befehl nach Frankreich zurück zu kommen. Da mich mehr Hang zum Vergnügen, den man allenthalben befriedigen kann, als Liebe an Venedig feſſelte, ſo koſtete es mir wenig Ueberwindung dieſe Stadt zu verlaſſen. Ich verſuchte vergebens alles Mögliche, um Signora Marcella zu tröſten. Endlich, als ich ihr verſprochen wieder zu kommen, und ihr alle die Gelübde ewiger Liebe wiederholt hatte, welche Liebhaber in ſolchen Fällen, oft mit dem beſten Vorſatz von der Welt, geloben, aber nie halten, ſo trat ich meine Rückreiſe an. Kaum war ich zu Paris angelangt, ſo empfieng ich von Signora Maria den Brief, den ich eben angeführt habe, und noch mehrere von der Marcella ſelbſt, die alle das Gepräge der Leidenſchaft und der heftigſten Liebe führten. Ich ſchrieb ihr einigemal, aber bald vertilgte ſie die Abweſenheit aus meinen Herzen, und wahrſcheinlich gelang es auch der Beharrlichkeit eines andern Liebhabers, meine Stelle bey ihr zu erſetzen, denn ſie hörte auf mir zu ſchreiben, und ich habe nie wieder von ihr reden hören.

Ich fand bey meiner Ankunft den Franzöſiſchen Hof gänzlich verändert. Der verſtorbene König, der in ſeiner Jugend ſehr galant geweſen war, hatte immer auf viel Decenz bey ſeinen Vergnügungen geſehn. Die prächtigen Feſte, die er gab, hatten ſeinen Hof zum glänzendſten von Europa gemacht, und mehr, als irgend etwas, die Fortſchritte der Talente und Künſte begünſtigt. Als aber der König älter wurde, mußten die Hofleute ihre Zuflucht zur Scheinheiligkeit nehmen. Ludwig XIV. wurde mit dem zunehmenden Alter andächtig und frömmelnd, und ſogleich nahm der ganze Hof die Larve der Frömmigkeit vor. Nach ſeinem Tode änderte ſich das ganze Syſtem: und unter dem Regenten konnte man es entübrigt ſeyn, den Scheinheiligen zu ſpielen. Die geringe Anzahl der Perſonen, denen es mit der Tugend ein Ernſt geweſen, blieben was ſie waren, und die, welche mit Tugend nur geprunket hatten, gaben ihre mühſame Rolle auf, und wurden nun ehrlichere Leute als vorher, weil ſie aufhörten Scheinheilige zu ſeyn. Viele trieben es mit einer freyen, zügelloſen Lebensart, wie ſie es vorher mit der Frömmigkeit getrieben hatten, und glaubten ſich bey dem Regenten beliebt zu machen, wenn ſie recht frey und ausſchweifend lebten, aber ſo viel iſt gewiß, daß dieſer ganz gleichgültig und ohne Einfluß war.

Ich, der ich keine Anſprüche machte, und mich noch nicht in dem Alter befand, wo Ehrſucht uns beherrſcht, ich überließ mich ganz meinem Geſchmack. Mein Herz konnte nicht müßig ſeyn, und meine erſte Sorge war, mir ein Liebchen auszuſuchen.

Frau von Sezanne, die jung, ſchön, und erſt ſeit kurzen verheyrathet war, ſchien mir meiner Liebe am würdigſten. Ich machte ihr auf das ſorgfältigſte meine Aufwartung. Zum Glück war ſie noch frey, denn einen Mann pflegte ich in ſolchen Fällen nie für etwas zu rechnen. Frau von Sezanne beſaß viel Freymüthigkeit und Offenherzigkeit.

keit: Sie ließ ſich meine Aufwartungen gefallen, und ſobald ſie Geſchmack für mich bekommen hatte, geſtand ſie es mir, und gab mir bald die Beweiſe davon. Wir lebten ungefähr zwey Monate im vollkommenſten Einverſtändniſſe, aber unmerklich wurde Frau von Sezanne kokett, oder wenigſtens bildete ich es mir ein. Ich machte ihr Vorwürfe deswegen. Sie ſchien ſich darüber zu wundern, und gab mir zur Antwort, ſie glaubte ſich meinetwegen nichts vorzuwerfen haben, da ich der einzige Gegenſtand ihrer Liebe ſey. Ich glaubte ihren Verſicherungen, aber das dauerte nicht lange. Frau von Sezanne ſchien ſich eben nicht viel Mühe zu geben, mir meinen Irrthum zu benehmen, oder mir ihre Untreue zu verheimlichen. Ihre Schönheit fieng an Aufſehn zu erregen, und tauſend Liebhaber drängten ſich zur ihr. Ob ich gleich nicht bemerkte, daß ſie mir einen vorzog, ſo fand ich doch, daß ſie ihren Huldigungen ein zu gefälliges Ohr lieh, und fieng von neuen mit meinen Klagen an. Jetzt ſtimmte Frau von Sezanne ihren vorigen gütigen Ton merklich herab, und ſagte mir etwas bitter daß ſie meiner ewigen Vorwürfe ſatt ſey. Ich konnte dieſe Bitterkeit eben nicht für einen Beweis der Unſchuld auslegen; ich verließ ihr Haus und blieb zwey ganze Tage weg, aber die Liebe brachte mich bald wieder zu ihr. Ich machte ihr zu gleicher Zeit Vorwürfe und bat ſie um Verzeihung; kurz, wir ſöhnten uns wieder aus. Wir ſetzten unſern Umgang noch einige Zeit fort, und zankten und verſöhnten uns alle Tage. Endlich wurde ſie im ganzen Ernſte meiner Klagen ſo überdrüßig, wie ich ihrer Koketterie; ſie erklärte mir rund heraus, daß ſie meine böſe Laune nicht länger aushalten könne, und daß ihr Entſchluß gefaßt ſey. Sie gab mir förmlich den Abſchied und ich nahm ihn an. Ich war ſo aufgebracht, daß ich auf ſie und ihr ganzes Geſchlecht ſchimpfte, und gegen den Hang der Damen zur Untreue und Unbeſtändigkeit eyferte. Das Sonderbarſte bey der Sache war, daß Frau von Sezanne nie wieder einen andern Liebhaber angenommen hat. Das Publikum ſprach ſie von allem Anſatz zur Koketterie frey, und ich ſelbſt mußte in der Folge dieſem Ausſpruch beypflichten. Wenn ich damals, als ich noch mit ihr in Verbindung ſtand, andrer Meinung war, ſo rührte das wohl daher, weil meine beyden verliebten Abendtheuer in Spanien und Italien mich ganz verwöhnt hatten. Ich ſtellte nachher ernſthafte Betrachtungen über die Damen und über mich ſelbſt an. Ich begrif nun, daß ich zu Paris weder Italieniſche Leidenſchaft noch Spaniſche Beſtändigkeit ſuchen, ſondern mich in die Sitten meines Vaterlandes ſchikken, und zur Franzöſiſchen Galanterie zurückkehren müſſe. Ich nahm mir alſo vor, mein Betragen nach dieſem Grundſatze zu modeln, mich an nichts zu binden, das Vergnügen der Liebe aufzuſuchen, aber mein Herz frey zu erhalten, und mich dem Strom der großen Geſellſchaft zu überlaſſen.

Ich will mich hier nicht in das Detail aller der Intriken einlaſſen, in die ich verwickelt wurde. Bey den meiſten war ſich Anfang und Ende ganz gleich. Das Ohngefähr erzeugt die mehrſten von ſolchen Herzensangelegenheiten. Ein Paar Verliebte laſſen ſich mit einander in Verbindung ein, weil ſie ſich gefallen oder anſtehn, und trennen ſich wieder, weil ſie ſich nicht mehr leiden können, und weil alles ſein Ende haben muß. Ich will mich alſo begnügen, den Karakter der verſchiedenen Damen zu ſkizziren, mit denen ich in genauere Verhältniſſe kam.

Kaum hatte ich mit Frau von Sezanne gebrochen, ſo fand ich in Frau von Perſigny mehr als ich brauchte, um mich in meinen neuen Geſinnungen und meinem Vorſatze zu beſtätigen, mein Herz nie wieder wirklich feſſeln zu laſſen.

Die Pariſer Damen haben weniger Umgang unter ſich, als die Herren. Sie theilen ſich in verſchiedene Klaſſen, die ſich mit einander wenig einlaſſen. Jede von dieſen Klaſſen hat ihre Details von Galanterie, ihre gute Geſellſchaft, ihre Gebräuche, und ihren eigenen Ton für ſich. Aber alle haben Vergnügen zum Zweck, und eben das macht das Angenehme des Pariſer Aufenthalts aus. *) Ich habe Gelegenheit gehabt, alle dieſe Verſchiedenheiten zu bemerken.

Frau von Perſigny war, was man in der Gegend des Marais eine Petite maitreſſe nennt. Sie hatte von Natur viel Faßungskraft und Entſchloſſenheit; aber der Umfang ihres Verſtandes war beſchränkt. Sie beſaß viel Lebhaftigkeit, und ſprach beſtändig; ihre Antworten waren mehr glücklich als richtig, allein oft deswegen deſto glänzender. Sie war von Kindheit an verzogen worden, weil ſie ſchon von Kindheit an hübſch geweſen war, und die Liebhaber vollendeten, was die Eltern angefangen hatten. Sie hielt ſich überall für unentbehrlich. Wo es etwas zu ſehen gab, und wo man hingieng, da fand man Frau von Perſigny. Einer ihrer wärmſten Wünſche war, ſich, wie die jungen Herrn, an einem Tage in allen Schauſpielhäuſern blicken laſſen zu können; aber um ſich dafür zu entſchädigen, erſchien ſie auf allen Promenaden. Die geſchmackvollſten Wagen, die ſchönſten Geſpanne, fuhren ſie beſtändig um Paris ſpatzieren; oft ſpeiſete ſie mit ihrer Geſellſchaft zu Abend auf Landhäuſern, wenn ihre Eigenthümer abweſend waren, und ſie verſchmähte auch eine Abendparthie beym Traiteur nicht. Nichts war ihr unerträglicher als zu Hauſe bleiben, oder die Nacht zu Bette gehn zu müſſen. Sie war viel zu lebhaft, um eine Spielparthie

---

*) Man vergeſſe nicht, daß der Verfaſſer ein ſechzig Jahr vor der Revolution und vor der Vermiſchung aller Stände und Klaſſen ſchrieb.

ausdauern zu können; ſie fieng ſie an, und gab ſie auf, wenn ſie noch nicht zur Hälfte geendigt war. Aber ſie liebte die Freuden der Tafel, und man muß geſtehen, daß ſie bey Tiſche die liebenswürdigſte Geſellſchafterin ſeyn konnte. Ich erhielt ihre Bekanntſchaft bey einem Soupee, das bis ſpät in die Nacht dauerte. Als eine geborne Kokette merkte ſie den Eindruck, den ſie auf mich machte, und verdoppelte ihre Koketterie. Nach dem Eſſen ſchlug ſie mir vor nach Neuilly zu fahren, was damals eine neue Modethorheit war. Ich that es mit Vergnügen, und begleitete ſie mit einer ihrer Frauendiener. Ich brachte ſie wieder nach Hauſe, und verließ ſie mit einem reichen Vorrath von projektirten Luſtparthieen und Planen ohne Zahl, an welchen allen ich Theil nehmen ſollte. Ich gab meine Einwilligung zu allem, denn ich ſuchte mich bey ihr einzuſchmeicheln, oder vielmehr ſie zu beſitzen; und ſo führte ich bald das allerunruhigſte und ſchwärmeriſchſte Leben, das man ſich denken kann.

Schlug eine Luſtparthie fehl, ſo mußte nothwendig eine andere untergeſchoben werden; dann war die Erfindungskraft der Frau von Perſigny in voller Arbeit begriffen; dann gab es ein ewiges Hin- und Herſchicken, um etwas ausfindig zu machen, womit die Lücke ausgefüllt werden könnte. Die Furcht vor Langeweile war ſchon Langeweile für ſie. Sie wurde in einer ſolchen Noth die liebkoſendeſte Perſon von der Welt. Ihr Geiſt war äußerſt einſchmeichelnd; und mit einem ſolchen Karakter gelingt es auch der größten Schwärmerin die Mannsperſonen zur Billigung und zur Theilnahme an allen den Thorheiten zu bewegen, die ihr durch den Kopf fahren. Bey dergleichen Gelegenheiten konnte ich von ihr erhalten was ich wollte; aber wenn ſie mir auch alles zugeſtanden hatte, ſo ſchien ſie deswegen doch nicht feſter an mir zu hängen. Die Rendezvous,

dezvous, die ſie mir gab, blieben faſt alle ohne Erfüllung. Ein Soupee, tête à tête, in einem Luſthauſe, dünkte ihr immer viel zu lang. Hatte ſie ein Paar Augenblicke da zugebracht, ſo huſchte ſie wieder fort. Die Luſt zum Rendezvous wandelte ihr manchmal an, ehe ich es nur verſah; auch gab ſie mir zuletzt die Rendezvous gewöhnlich an ihrer Toilette; weil ſie bemerkt hatte, daß ſie ihr ſo wenige Zeit wegnahmen. Zwar ſie hatte nicht einmal einen Schein von Temperament, und Gefälligkeit und Hörenſagen bewegten ſie allein dazu. Sie nahm ſich einen Liebhaber wie eine Meuble die Mode iſt; feſſelt man ihn nicht durch Gunſtbezeugungen, ſo geht er ſeine Wege, alſo muß man ſich wohl dazu entſchließen. Die Briefe, die ſie ſchrieb, ſtammten aus eben der Quelle. Am Schluß ſtanden immer einige zärtliche Ausdrücke, welche Gebrauch und Mode geheiligt hatten; der übrige Inhalt hatte immer Plane der Zerſtreuung und des Herumſchwärmens zum Gegenſtand. Ihr Gatte, der ein artiger Mann war, hatte die Unmöglichkeit, einen ſolchen Karakter zu fixiren, ſo gut eingeſehn, daß er ſie in nichts zwang, und ſich auf die Gleichgültigkeit verließ, womit ſie die Natur begabt hatte. Aber man ſieht, daß er nichts dabey gewann.

(Die Fortſetzung folgt.)

VII.

Miſcellaneen.

I.

Fortſetzung von den Beyträgen über Rußland.

Noch etwas, mein Theurer! bin ich Ihnen von Petersburg ſchuldig, dann gehe ich zu der Nation ſelbſt. Verzeihen Sie, daß binnen einem Jahre nichts davon erfolgt iſt, aber nicht vorhergeſehene Hinderniſſe, theils meines Amts, theils andere nicht zurückzuweiſende Geſchäfte, hielten mich von meinem Verſprechen ab. Ich hoffe aber, Ihnen nun deſto mehr mit ungeſtöhrter Muße aufzuſetzen und übermachen zu können.

Von dem Kunſtkabinet in St. Petersburg werde ich Ihnen nur das vornehmſte anführen, um nicht zu weitläuftig zu werden. Armbänder, ſchlangenförmige Halsbänder, von denen erſteres manches ein Pfund wiegt, goldene Geſchirre, Ringe, Kronen, alles von maſſivem Gold ſchön gearbeitet, ſind Seltenheiten, die man aus Syberiſchen Gräbern herſtammen läßt. — Ferner findet man nicht wenig von Silber und Gold gearbeitete Götzen, Bildniſſe und Thiere. Die meiſte Pracht beſteht in der großen Menge von außerordentlich ſchön gearbeiteten Säbeln, deren Griffe von Gold und mit Edelſteinen prachtvoll gearbeitet ſind; ferner gehört zu der Menge von Seltenheiten

Pfeile, Bogen, Kleidungsſtücke, letztre von Aſiaten und Afrikanern, auch Helme mit Haarbüſchel geziert. Was die Götzen anlangt, ſo ſind das lauter groteske Figuren, theils auf Kanavas gemahlt, theils von Thon, auch von Erz. Inwendig ſind ſie hohl, und unten an den Fußgeſtell mit Schriftzügen geziert, welche ohnfehlbar Sprüche, Gebete, oder auch Namen der Götzen anzeigen ſollen.

Die Münzſammlung iſt erſtaunend groß, und für Kenner, beſonders für Rußland, das größte und vollkommenſte. Sie beſitzt auch dieſe Sammlung Geldſtücken von Leder. Viele Münzen haben Tieger, Schweine, Haſen, Mäuſe und andere Thiere zum Gepräge. Noch andere haben Männer mit und ohne Lanzen, auch mit Säbel und zu Pferde. Auch beſitzt dieſes Kabinet wohl die vorzüglichſten orientaliſchen Münzen.

Von Münzen gehe ich auf Stücke der Kunſt, unter welchen **Peter** M. oder I. aus Wachs gearbeitet in Lebensgröße ſitzend auf einem Armſtuhl, das vornehmſte und beſte iſt. Schwarz iſt ſein Haar und Augenbraun, die Geſichtsfarbe braun, ſein Kopf nach der linken Seite zu gehängt, und der Blick ſtarr. Sein Kleid iſt blaue Seide mit Silber geſtickt, ſo auch die Weſte, und die Strümpfe ſind fleiſchfarbige ſeidene. Er hat Schuhe nach damaliger Art. Er iſt ſehr groß, und es wäre in der That beſſer geweſen, man hätte ihn ſtehend, als ſitzend oder liegend vorgeſtellt. Da ſein Bild ſo etwas rauhes hat, würde es weit mehr einnehmen, auffallen, als daß man dieſen groſſen, kühnen Regenten, der ſo viel für ſein Land that, der ſo ſtreng und hitzig war, in einem Lehnſtuhl ſitzend vorſtellt. — Doch das im vorbeygehen! — Man zeigt auch ſeinen Hut, der von einer Flintenkugel in der Schlacht bey **Pultava** durchſchoſſen worden, auch ſeinen Degen, Hirſchfänger, ſein Pferd und zwey Hunde, wie auch ſeine Drehbank und Mütze, ſo er als Schiffsjunge in Holland getragen. Auch ſieht man eine Stange Eiſen, die Peter I. 1724 ſelbſt ſoll geſchmiedet haben. Nun folgen noch andere Dinge, die ebenfalls von großer Pracht und Werth ſind, als Becher, Geſchirre, ein Schiff, und andere für Rußland merkwürdige Dinge, z. E. Thiere und Menſchen, große und kleine aller ruſſiſchen Länder. — Ich ſchließe mit Gottorps Globus, der ſehr groß iſt und der größte in der Welt. Mehreres würde ich wohl, doch nicht mit zuverläßiger Gewißheit, anzeichnen können, weil überhaupt ich nur ein Gefährter war von einer Geſellſchaft Fremder, die dieſes zu beſehen die Gelegenheit und Erlaubniß durch ein Billet hatten. Doch alles dieſes iſt richtig und ſicher, was ich Ihnen hier melde. —

Von den Ruſſen ſelbſt.

Der Ruſſe iſt in neueren Zeiten, beſonders durch die großen Regenten von **Peter I.** bis **Katharina II.**, ein Menſch von beſſern Sitten und mehrerer Thätigkeit geworden. Durch ſie iſt er berühmter, durch ſie bekannter geworden. — Viel gewann die Ruſſiſche Nation durch Peter I., gewiß aber auch nicht minder durch Katharina II. Bisher hat man vielen Nachrichten von den Sitten, Gewohnheiten und Geſchäften, auch Religion der Ruſſen erhalten, aber mehrentheils betraf dieſes die Hauptſtädte Rußlands, Petersburg und Moſkau. Man lieferte nur davon gern Nachricht und ertheilte Kenntniß, wo an einem Hofe viel Pracht, Vergnügungen und Aufwand herrſchte, und mehrentheils übertrieben, das luxeuſe, das große in die Augen fallende davon, aber auf die eigentliche Nation ſahe man wenig, kurz von den Landſtädten und den Innern wenig oder gar nichts, und erhielt, ſo viel ich weiß, ſelten etwas von der Nation.

Ich ſagte vorhin, daß durch die Regierung Peter I. bis auf den heutigen Tag, unter Katharina II., der Ruſſe viel gewonnen an Thätigkeit, Geſchicklichkeit, Geſchmack, auch beſſern gemilderten Sitten, welches man wohl mit Recht Aufklärung nennen kann; aber bey alledem hat väterliche Lebensordnung, Nationalcharakter, und zum Theil der damit verbundene Geſchmack ſich eigen erhalten.

Von verſchiedener Größe ſind die ländlichen Ruſſen mit ſtarken Gliedmaßen verſehen, ſehr hager, aber doch wohl gebaut. Selten habe ich etwa nur einen höchſtens drey verwachſene oder verunſtaltete Ruſſen geſehn. Stark iſt der Ruſſen Bart, ſchön ſein Zahn, nie ganz ſchwarz ſein Haar, mehr blond als braun, und ſeine Miene ernſthaft. Klein ſind ſeine Augen, klein ſein Mund, und man findet nicht ſelten unter ihnen ſchöne Naſen. Was das weibliche Geſchlecht betriſt, ſo habe ich mehrentheils wohlgebildete auch alte Perſonen gefunden. Mehrentheils iſt das weibliche Geſchlecht ſchön, voll im Geſicht, kleinen Mund, ſchöne Augen, brunet und feine Haut; überhaupt habe ich viele recht ſchöne Ruſſinnen geſehen. Abgerechnet aber, weil ſie nichts von einſchnüren und Zwang an ihrem Körper wiſſen, ſo auch an den Fuß; ſtarke Brüſte und eben nicht hübſchen Fuß haben. Ja ihre Brüſte ſollen bey den Ruſſinnen als bey den Tatarinnen werden, wie man mir verſichert. Schade aber, daß das häufige Baden ſie zu früh entwickelt, aber auch zu früh welken läſſet, und die häufige Schminke ihre Haut gänzlich hart und früh runzlicht macht! — Beſonders die vornehmen Ruſſinnen, wozu man auch billig alle Kaufmannstöchter rechnen kann, welche es ſehr weit in ihrem Putz und Malerey, ja auf das höchſte treiben. Sobald die gemeinen Ruſſinnen geheyrathet haben, arbeiten ſie mehr als vorher, und verlieren dann ihre Schönheit ganz; überhaupt arbeiten die Mädchen wenig oder gar nichts, ſondern pflegen

Körper auf alle Art. — Die vornehmen Ruſſinnen, wenn ſie auch verheyrathet ſind, thun gar nichts, auch nehmen ſie nicht Händearbeit vor, ſondern eſſen und trinken gut, putzen ſich viel, gehen oder fahren aus nach Viſiten, und ſchlafen lange. Ich bin in Geſellſchaft vornehmer Ruſſinnen geweſen, die kaum dreyßig Worte ſprachen, außer den Komplimenten, ſondern aßen, tranken und ließen ſich erzählen. Ja unterhalten durch Erzählungen iſt ihnen Wolluſt, und manche laſſen ſich von ihrem Domeſtiken erzählen, was er nur weiß, wenn es auch erdacht iſt. Ich habe welche gekannt, die auf ihren Betten ruhten und ſich ſo lange vorerzehlen ließen, bis ſie ſanft einſchliefen. —

Wenn ich von der Gemüthsart der Ruſſen, beſonders der geringern oder der allgemeinern Ruſſen reden ſoll, ſo iſt er ſtets fröhlich, bis zum Schaden ſorglos, opfert den Sinnen und deren Vergnügen viel, iſt gewand, und fähig, bald eine Sache zu faſſen, ſie auszuüben, und wenn ihn die Arbeit nicht behagt, ſie ſo viel als nur immer möglich zu kürzen. Unaufhaltſam iſt der Ruſſe in Leidenſchaft, und oft überſchreitet er die goldene Mittelſtraße und hüpft an den äußerſten Grenzen der Menſchlichkeit. — Nirgends kann es wohl eine Nation geben, die ſo wenig auf die Zukunft denkt, als die Ruſſiſche! Sorglos und froh leben ſie von einem Tag zum andern dahin, ohne einen Gedanken zu haben, daß Mutter Natur etwan den kommenden Herbſt ſehr ſparſam kärglich ſpenden werde, ſondern leben immer luſtig, als hätten ſie nie Mangel zu befürchten. Geſang iſt ihr Gefährde bey der Arbeit und beym Spiel oder Vergnügen, Geſang ihre vertrauteſte Freundin, und durch Geſang kann man alles von ihnen erfahren. — Geht er zur Feldarbeit oder andern Geſchäften, ſo ſingt er; folgt er der Trommel, ſo ſingt er; durchſchneidet er die Wellen, ſo ſingt er; iſt er auf dem Marſch oder für ſich auf dem Wege, ſo ſingt er, und ſucht im Geſang ſeine wilden Schwämme, ohne vielleicht in zwölf Stunden nur etwas genoſſen zu haben, die er ſich denn den Abend bratet, und mit Freuden ſingend verzehrt (wie bekannt ißt der Ruſſe gern Schwämme, er bratet ſie in Oehl am Feuer, und die Vornehmen eſſen ſie abgekochet als Sallat, aber letztere nehmen die beſten, der gemeine Ruſſe aber ißt alle Arten von Schwämme, und durch viel Salz ſoll er ihnen den Gift benehmen —). In kalten Herbſttagen habe ich den ruſſiſchen Soldaten im Walde oft begegnet, wenn ich auf die Jagd, er aber ſich Schwämme zu ſuchen gieng, wobey er ſo vergnügt ward, als hätte er genug, und die wohlthätige Sonne wäre ihm als Sieger den Morgen aus ihrer Kammer hervorgegangen, — oder ein Feſt einer der Menge von Heiligen, oder ein Geſchenk von Branntwein ſtände ihm nun bevor.

Nie iſt wohl eine Nation beherzter, entſchloſſener und unternehmender als die Ruſſiſche! Man nenne ihm eine Gefahr, man rede von Legionen Feinde, und er wird nicht ſtaunen, noch viel weniger zagen, ſondern mit ſeinem Gewehre in der Hand ſpielend den tauſenden ſchon als ſingend entgegen gehen. Man erinnere ſich, was die Ruſſen am 6ten December 1788 thaten, als ſie Oczakow einnahmen, gewiß nicht ſo muthig, wenn nicht der Feyertag ihres heiligen Nikolaus geweſen, und ſie auf den all ihr Vertrauen ſetzten, ſo verwegen es auch war, und doch ſiegten ſie! — Ich weiß wohl, daß dazumal Kälte und Mangel an vielen Dingen mit nöthigten, aber der Ruſſe that es, und ward muthiger, weil ſein Heiliger ihn beyſtehen und gewiß den Sieg geben würde. Verzeihen Sie mir dieſe kleine Ausſchweifung, aber ich glaube dies gehört zu ihrer karakteriſtiſchen Zeichnung.

Die Neigung des Ruſſen zum Handel iſt ihm angeboren, und beynahe glaube ich, ja es iſt wohl gewiß, er übertrift den Juden! Will man etwas wiſſen, oder genau handeln, man ſage es nur dem Ruſſiſchen Kaufmann, man laſſe ſich mit ihm ein, und man erreicht gewiß ſeine Abſicht!

Wie einnehmend iſt das für den Ruſſen, wenn ich ſage, und mit Gewißheit von allem ſagen kann: er iſt **freundſchaftlich, munter, dienſtfertig, artig,** fern von Neid, nicht verläumderiſch noch tückiſch. Er iſt, was noch beſonders lobenswerth, auch verſchwiegen im höchſten Grad, wenn man dieſe Tugend von ihm zu beobachten ſich merken läßt. Es ſey denn, daß ſein Lieblingsgetränk Branntwein etwas über ſeine Lippen kommen läßt, das er ſonſt unter Martern, ja wohl dem Tode nicht ausſagt. — **Unverdroſſen** in allen ſeinen Arbeiten, beſonders wenn er ſelbſt ſieht, daß es Noth iſt. Ich weiß davon genug Beiſpiele anzugeben. Da zieht, trägt, läuft und ſteht er, und alles mit Geſchrey und Geſang; verrichtet Arbeiten, die ſonſt vier andere nicht unternehmen. Faſt möchte er der Laſt unterliegen, aber nein! er verſucht noch einmal ſeine Kräfte, und — es gelang ihm, das, wozu ſonſt andere noch viel Zeit und Helfershelfer nöthig gehabt hätten.

Der Bürger- und Kaufmannsſtand im Ruſſiſchen Reich iſt bis jetzt ſeiner Nationaltracht treu geblieben. Die Mannsperſonen laſſen den Bart wachſen, der ſtark und lang wird; ihre Haare kämmen und verſchneiden ſie, theils vorn nach der Stirn zu, theils hinten unterm Nacken. Die meiſten tragen jetzt ſchon Halstücher, und gehen nicht mehr mit bloßem Halſe, doch aber ſo die gemeinen Ruſſen. Die Beinkleider ſind weit, und unter den Knieen feſtgebunden. Der vornehme Ruſſe trägt Strümpfe, der gemeine aber oder Bauer nicht, ſondern umwickelt ſeine Füße mit Flanell, die ſehr ungeſtaltete Füße machen, wie Sie aus beyfolgender Zeichnung ſehen können, und trägt unten ſtatt der Schuhe von Leder Baſtſchuhe, die er mit einer Schnur feſt bindet. Die meiſten, etwas vornehmern, tragen Stiefeln, und noch Vornehmere, aber ſelten, Schuhe. Aber

ar

der Matroſe trägt ſtets Stiefeln oder Schuhe, und wenn er ſich ordentlich kleidet, einen Halstuch um ſeinen nackten Hals und einen Band um den Hut. Die Vornehmern haben Weſten, aber kurz und mit Knöpfen, gemeinere aber nur ein ſogenanntes Bruſttuch. Der Rock iſt lang und vorne zuſammen zu ſchlagen (ich rede jetzt von den vornehmern Ruſſen), mit engen Aermeln und Halskragen, auch mit kleinen Knöpfen beſetzt. Ein Gurt, den er doppelt um ſeinen Leib legt, ſchließt den langen Rock feſt an, der von der Hüfte an in langen Falten bis an die Wade gehet. Bey dem Ruſſiſchen Bauer iſt der Rock kürzer. Den Kopf bedeckt er im Sommer mit einem Hut, der gemeine Ruſſe auch wohl mit einer Mütze von Leder, und im Winter mit einer flachen Pelzmütze. Der reiche wohlhabende Ruſſe läßt ſich ſeinen langen Rock von den feinſten meiſt blauen, und zwar mehrentheils dunkelblauen, Lacken machen, und läßt auch wohl die Näthe mit Goldfäden beſetzen, dann auch vorn, rechts und links, kleine ſilberne Knöpfe. Im Winter aber trägt jeder einen Pelz, und je vornehmer je koſtbarer der Pelz mit dem Ueberzug. Der gemeine Ruſſe macht ſich ſelbſt ſeinen Rock, webt das Tuch ſelbſt, und ſo verfertigt er auch im Winter ſich ſelbſt ſeinen dicken Schaafpelz.

Die Frauensperſonen der Ruſſen tragen Strümpfe, auch Schuhe, oder auch Pantoffeln, die vorne ſehr ſpitzig ſind. Die gemeinen aber umwickeln auch ihre Füße mit Tüchern, und haben Baſtſchuhe. Ihre Hemden ſind weiß, aber in Taurien ſollen ſie, wie man mir verſichert hat, bunte und zwar von Seide gewebte Hemden tragen; auch von Cattun und von baumwollenen Zeuge verfertigen ſie ſich Hemden, die ſie alsdann noch dazu zierlich ausnehen; und am Halſe müſſen ſie ihre Hemden feſtſchließen können. — Das Kleid der Ruſſiſchen Frauenzimmer iſt am Halſe ſtark ausgeſchnitten, ohne Aermel, und ſitzt bis an der

Hüfte feſt am Leibe, von da aber breitet es ſich aus bis an die Schuhe. Im Winter tragen ſie ſchöne oft ſehr koſtbare Pelze, und die Gemeinen Schaafpelze mit Aermeln. Zuweilen tragen welche um den Leib einen Band oder Binde geſtickt, auch wohl mit Perlen und Steinen, und einige befeſtigen ihre Schlüſſel daran. Den Hals bedecken ſie mit Perlen, Korallen, goldenen Ketten; auch tragen ſie ſchöne Ohrgehänge, und ihre Finger ſind bey manchen ganz voll von den ſchönſten Ringen. Ihr Kopfputz iſt verſchieden und nicht in jeder Gegend einerley. Im weſtlichen Rußland tragen ſie Mützen, vorne mit Treſſen, Perlen und auch Steinen, wie eine Binde, beſetzt. Vornehmere in Städten binden ſchwere bunte ſeidne Tücher, je nachdem die Mode iſt, ſo um den Kopf, daß ihr lockigtes ſchönes braune Haar herunter hängt, und ihr ganzer Kopfputz einem hohen Turban ähnlich ſieht. Auch viele deutſche Damen gehen in ihrem Hauſe en Neligé ſo, welches ſehr gut ausſieht, auch junge Frauenzimmer, aber nur des Morgens. Manche tragen über ihre Mützen oder Turban noch einen Schleyer, wenn ſie ſpatzieren gehen, oder überhaupt auf der Straße ſind, den ſie aber mehrentheils zurücklegen, von Seide, mit Gold und Silber geſtickt, und niedlich ausſieht. Andre haben den ſeidnen Schleyer mit guten Treſſen nur eingefaßt. Ueberhaupt ſind die Ruſſiſchen Damen ſehr zur Eitelkeit geneigt, und übertreffen andre ſehr; die vornehmen Ruſſen können nicht genug Putz für ihre Frau und Kinder ſchaffen, und junge Kaufleute ſind oft dadurch ſehr herunter gekommen, wenn er gleich ſehr einfach geht, da ſie aber, ſeine Gemahlin, deſto mehr braucht.

Das nothwendigſte bey dem Anzug des Ruſſiſchen Frauenzimmers, ſowohl der Vornehmen als Geringen, iſt die Schminke. Auch das geſundeſte, friſchſte Mädchen ſchminkt ſich doch, wenn ihr die Natur gleich ſchönes, das beſte Roth und Weiß gegeben. Die vornehmen Ruſſinnen haben allerhand Schminke, weiß und roth, koſtbare und geringe. Die Ruſſiſchen Bauermädchen aber ſollen, wie man mir verſichert hat, ſich eine Wurzel ſammeln, ſie naß machen, und damit die Backen reiben, oder kochen auch die Wurzel, und ziehen aus derſelben eine rothe Farbe. Noch andere ſollen mit Flußſchwamm ihre Wangen ſo lange reiben, bis die Haut entzündet wird.

Von Weichlichkeit wiſſen die gemeinen Ruſſen nichts, aber die Vornehmen weiblichen Geſchlechts ſind dagegen in einem hohen Grade weich. Bey den meiſten aber iſt Klima und Erziehung, auch Lebensart ſo, daß nichts weichliches ſtatt finden kann. Arbeiten aber thut die vornehme Ruſſin gar nicht, ſie ſchläft lange, ißt lange, ſchläft Mittag wieder (welches überhaupt für vornehm gehalten und Mode iſt), macht Viſiten, trinkt, ißt, pflegt der Liebe — und ſchläft. Sie laſſen ſich gern aufwarten, reden wenig, genießen gern Süßigkeiten, baden ſich oft, ſind äußerſt empfindlich und ſehr verliebt, daher ſie der Liebe manches Opfer bringen. — Der gemeine Ruſſe ſchläft auf der Mutter Erde, oder hat ein hölzern Schlafgeſtell, im Sommer wohl war unter Gottes ſchönen Himmel. Im Winter auf dem Ofen ohne Betten, auch wohl ohne Filzdecken. Der gemeine Ruſſe geht bald zu Bett, vorher aber kreuzigt er ſich vor ſeinem Heiligen, den er in ſeinem Hauſe hat. Des Morgens iſt er früh auf, wäſcht ſich, und verrichtet dann wieder ſein Gebet vor ſeinem Heiligen, ißt und geht zur Arbeit.

An heiße und kalte Bäder ſind alle Ruſſen von Jugend auf gewöhnt, ſo daß ſie ohne dieſelben nicht leben können. Gewöhnlich gehen ſie die Woche einmal, außerdem aber, wenn ſie Reiſen gethan, ſich nicht wohl befinden, oder Strapazen gehabt, nehmen ſie das heiße Bad. Wie bekannt, baden ſie ſehr heiß, und wenn ſie nun ſo aufgetrieben, roth und erhitzt ſind, ſpringen ſie oft ohne Schaden in einen Fluß, oder im Winter in dem Schnee, und wiederholen das heiße Bad. Etwas ausführlicher ſtand davon im Journal der Luxus und der Moden 1790, Monat Julius S. 399.

In Städten überhaupt, wo Ruſſen ſich aufhalten, giebt es viel Badſtuben, in einigen ſind Badefäſſer, wo Vornehme und Geringe (auch Deutſche thun es, und es bekommt ihnen wohl, wenn ſie es nicht zu oft wiederholen; auch weiß ich, daß Aerzte, je nachdem die Krankheit iſt, das heiße Bad empfehlen) zur gewiſſen Zeit alle 14 Tage hinfahren; der gemeine Ruſſe gewiß alle Woche, um im Sommer ſich von Schweiß zu reinigen, im Winter ſeine erſtarrten Glieder wieder geſchmeidig zu machen. Die Wohnung der Ruſſen iſt in Städten und Dörfern eins. Ein Wohnhaus, einige kleine Nebengebäude, Ställe und eine Badeſtube, alles von Holz, ſchließen ſeinen Hof ein. Selten ſind ihre Häuſer auf ſteinernen Grund, und alle haben ein ſehr hohes mit Brettern bedecktes Dach. Ihr Hausrath iſt ſehr einfach, und eben ſo bey den reichen wohlhabenden Ruſſen. Man findet in ſeiner Stube nichts mehr als einen Tiſch, Banke oder Stuhl, Schlafſtelle, und ein auch mehrere heiligen Bilder. Der vornehme Ruſſe hat ſeinen Heiligen oft von lautern Silber, und mit vielen Koſtbarkeiten geſchmückt. Vor ihren Heiligen brennen faſt immer, beſonders aber an Faſttagen (deren wohl die Hälfte des Jahres gewiß ausmacht) Lampen oder Wachslichter, daher bey den vornehmen Ruſſen manche Zimmer ſehr gut erleuchtet ſind.

Der gemeine Ruſſe ſucht anjetzo den vornehmen in in manchen Stücken gleich zu kommen, z. E. er baut ſein Haus beſſer, und ſieht auf ſchicklichern Hausrath. Beſonders legen die gemeinen Ruſſen, zumal in Städten, ſich auf Gärtnerey, und bringen es wirklich darinnen ſchon ſehr weit. Ihre Speiſe iſt einfach und kunſtlos. Die Piroggen, welches zerhacktes Fleiſch iſt, in einen Teich zerſchlagen, und in Fett oder Oehl gebraten, iſt ihr liebſtes Eſſen. Auch beſetzen ſie ihren Tiſch, zumal in Faſtenzeit, mit Fiſchen, Eyern, Zwiebeln, und ſtark gewürzt. Faſt alles, was ſie eſſen, iſt mit Zwiebeln, Lauch auch noch Spaniſchen Pfeffer gewürzt; und der gemeine Ruſſe ißt Zwiebeln, Lauch, Rüben, ohne alle Zubereitung, wie man zu eſſen pflegt. Kohl, Grütz, vornehmlich Eyer und Fiſche, iſt ihre meiſte Speiſe, aber in Faſtenzeit lebt der gemeine Ruſſe ſehr elend. Die vornehmen Ruſſen richten auf die Mannigfaltigkeit der Speiſen, wenn ſie traktiren, ihre größte Sorgfalt. —

Das gewöhnlichſte Getränk der gemeinen Ruſſen iſt der bekannte Quas, von Mehl und Malz durch eine säuerliche Gährung zubereitet. Abgezogener Kornbrannteweln erſetzt. gewöhnlich bey ihnen die Stelle des Weins. Den ſogenannten Meeth, ein ſüßes ſtarkes Getränke, lieben ſie auch, wie überhaupt alle ſtarken Getränke. Thee wird ſehr häufig, auch von den gemeinſten Ruſſen, getrunken. Man findet in Städten, beſonders im Winter, auf den Marktplätzen oder großen Plätzen, Theetiſche aufgeſchlagen, allerhand Theemaſchinen, wo denn die Ruſſiſchen Weiber es Taſſenweis verkaufen. Der Theetrank beſteht aus guten Thee, Syrup und Pfeffer. Im Winter wird beſonders ſtark auf den öffentlichen Plätzen ſolcher Pfefferthee getrunken. Soldaten, Kaufleute, Matroſen, Fuhrleute u. a. m., auch Offiziere, trinken gewöhnlich den weißen Thee, weil ſie den größten Theil der Tageszeit in der Kälte ſich aufhalten müſſen.

Toback raucht der gemeine Ruſſe wenig oder gar nicht; ich habe auch noch keinen gemeinen Ruſſen Toback rauchen ſehen. Die vornehmen aber rauchen, doch ſind's immer die wenigſten. —

Gewöhnlich eſſen die gemeinen Ruſſen des Tages zweimal. Vormittag um neun Uhr und Nachmittag um drey Uhr. Sie eſſen langſam und ſind bey ihren Mahlzeiten vergnügt, auch muß alles auf ihrem Tiſch reinlich ſeyn. — Feſttage hat der Ruſſe viel, und ſeinen Namenstag feyert der vornehme und gemeine Ruſſe, wie ſeinen Geburtstag. Iſt ſein Namens- oder Geburtstag, ſo geht er erſt zur Kirche, und dann erwartet er ſeine Freunde und Bekannten, die ihm Glück wünſchen, welche er denn gut bewirthet; und es ſehr gern ſieht, wenn an dem Tage viel zu ihm kommen. Den Schluß machen ſie denn gewöhnlich mit einem Rauſch, den ſie ſich alsdenn beyderley Geſchlechts gar nicht übel nehmen. Branntwein, oder ein ſogenanntes Schälchen, wird allemal vor dem Eſſen genommen, und des Tags dreymal. Dabey ißt er Eyer oder gebackene Fiſche, auch [illegible] und dergleichen ſalziges

Die **Ergötzlichkeiten** der Ruſſen an Feyertagen, Feſttagen, Hochzeiten, Namenstagen, und bey andern Gelegenheiten, ſind verſchieden, und Vokalmuſik iſt gewöhnlicher als Inſtrumentalmuſik. Schwerlich wird auf einem andern Theil des Erdbodens ſo **viel und einförmig** geſungen, als im Ruſſiſchen Reiche. Alles ſingt, was Leben und Geſundheit hat! Der Inhalt des Geſanges bey den Ruſſen überhaupt iſt: **Liebe, Natur, Mährchen, Schlachtlieder**; zuweilen aber auch bey gemeinen Ruſſen höchſt unſchicklichen Inhalts. — Der Ruſſiſche Soldat ſingt gewöhnlich alte Marſch- oder Kriegslieder, und wenn er nichts mehr weiß, aber doch gerne noch ſingen will, einzelne Worte, die er oft ſehr hell und deutlich ganze Stunden, nach einer ſehr einfachen Melodie ſingt. Die beſte, und vollſtändigſte Vokalmuſik hört man bey dem Gottesdienſt der Ruſſen. Es iſt eine angenehme Ueberraſchung, wenn man in ihren Tempeln, wo man nichts weniger als das vermuthet, oft ein ausgeſuchtes Chor von Sängern findet. Ich denke noch mit Vergnügen daran, wie ich vor vier Jahren zum erſtenmale in Riga einem ſolchen feyerlichen Geſang beywohnte. Noch jetzt verſäume ich ungern einen Ruſſiſchen hohen Feſttag, wenn ich gerade in einer großen Stadt Rußlands bin. —

Tanz iſt wieder eine Art von ihren Vergnügen! entweder nach einem Bandur, Violine oder Horn, wonach ſie gern tanzen. Mehrentheils tanzen ſie auch nach Geſängen. Der gemeinſte Tanz beſteht in vielen verſchiedenen Kniebeugungen und Sprüngen des Tänzers, und in einem ſanften taktmäßigen Gange der Tänzerin. Ihr Tanz iſt ſehr einnehmend und ſprechend. Die Tänze ſind, wie ihre Lieder, ſehr verſchieden, und man kann nicht ſagen, daß ſie einen allgemeinen Tanz hätten; ehe daß ſie alle nach einer Muſik tanzen. Die Muſik eines bekannten und berühmten ruſſiſchen Tanzes, lege ich hier bey. Man nennt ihn auch den **Taubentanz**, und er wird mit viel Pantomimen und Veränderungen getanzt. Auch Polniſch tanzt der Ruſſe gut. —

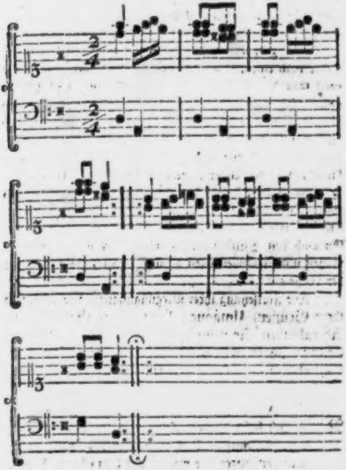
Die Fortſetzung ihrer Vergnügungen, wie auch von ihren **Grüßen**, **Umgang**, **Heyrathen**, **Gottesdienſt**, **Aberglauben**, **Arzneymittel**, **Beerdigung** der **Ruſſen**, werde ich Ihnen ſo bald, als ich kann, aus meinem Tagebuche oder Bemerkungsjournal mittheilen.

G.

P. S. Ich habe die beſte Hofnung, Ihnen die Touren des berühmteſten Ruſſiſchen Tanzes, nemlich des **Taubentanzes**, wo möglich mit dem nächſten Briefe, in guten Zeichnungen zu überſchicken. Man hat mir von Petersburg aus es verſprochen

Muſik zu dem berühmten Ruſſiſchen Taubentanz,

deſſen Beſchreibung man noch liefern wird.



2. Ein

2.

Ein modernes Phariſäer- oder Schriftgelehrten-Stückchen.

Es giengen zween Menſchen aus, den Nachlaß ihrer Freunde und Lehrer zu ſammlen. K. Leſſing, der Zöllner, und von Kotzebue, der Schriftgelehrte. Von Kotzebue betete nicht bey ſich ſelbſt, ſondern zum Publikum: ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie dieſer Zöllner, ich faſte zwier in der Woche, und gebe den Zehnden von allem, was ich habe — oder mit ſeinen eigenen Worten:

> „Ich möchte keine Sünde auf mich laden, wie die,
> „welche man an Leſſing begieng, als man die unbedeutendſten
> „Briefe an ſeine Frau drucken ließ.
> „Man wird daher auch in Muſäus Gedichten an
> „ſeine Frau Lücken finden, weil ich nur diejenigen
> „auswählte, welche durch den Charakter der Herzens-
> „güte, und ſo manchen niedlichen Einfall, jeden
> „Mann und jede Frau intereſſiren müſſen, wenn ſie
> „auch nicht die ſeinige war." *)

K. Leſſing, der Zöllner, ſtand von ferne, wollte ſeine Augen nicht aufheben gen Himmel, ſondern ſchlug an ſeine Bruſt, und ſprach zum Publikum: Gott ſey mir Sünder gnädig! oder nach ſeiner Sprache:

> „Doch ich will hierin lieber gar nicht meine ganz
> „unbedeutende Meinung ſagen, als mir den Ver-
> „dacht eines eigennützigen Trödlers auf den Hals

---

*) Nachgelaſſene Schriften des verſtorbenen Profeſſor Muſäus, herausgegeben von ſeinem Zögling, Auguſt von Kotzebue, Leipzig 1791. V. S. 4.

„laden. Die Zeit muß ja lehren, ob ſie mehr Tadler als Leſer finden werden. Thut man ſich auch „auf die leztern etwas zu gute, ſo ſind die erſten doch „auch nicht gleich Verläumder. Sie können beyde „Recht haben, wenn man ſie nur beyde recht verſteht.“ *)

Ich Anonymus könnte mit **Chriſto** hinzuſetzen: „dieſer ging hinab gerechtfertiget in ſein Haus für jenen.“ So wäre meine Recenſion über beyde hurtig fertig. Aber dieſe Kürze würde man Partheylichkeit nennen, und da ein Recenſiönchen auch kein Rechtsurtheil in der dritten Inſtanz iſt, welches hier zu Lande ohne Gründe gegeben wird, ſo muß ich wohl dergleichen anführen.

Erſt alſo von Herrn **von Kotzebues** Verdienſt, um die Ausgabe der nachgelaſſenen Schriften des **Muſäus**.

Er iſt ſein Schüler und Freund, und ganz natürlich hat er für alles, was von **Muſäus** kömmt, Vorliebe.

Aber hat er eine ſolche Sünde auf ſich geladen, wie die, welche man an Leſſing beging, als man die unbedeutendſte Briefe an ſeine Frau drucken ließ?

Sünde! Im theologiſchen, philoſophiſchen oder jeſuitiſchen Sinne? hat der Teufel wohl gar ein Bischen Theil daran? Und ſie iſt doch noch von der Art, daß ſie kann vergeben werden?

Worin beſtehet nun das Intereſſantere und Bedeutendere der **Muſäusſchen** Briefe, die Herr **von Kotzebue** geſammelt?

---

*) Freundſchaftlicher Briefwechſel zwiſchen Gotth. Ephr. Leſſing und ſeiner Frau, Berlin 1789. 1. Th. S. der V. 6.

1) In der Wenigkeit derſelben. — Manchmal kann dieſe wohl Verdienſt ſeyn; aber es frägt ſich, ob er ſehr viel Briefe an ihn und von ihm gefunden. Faſt ſollte man vermuthen, daß er eine große Menge gehabt, weil

2) dieſe gedruckten ſeine Auswahl ſind; und nun kömmt die Hauptſache

3) durch den Charakter der Herzensgüte und ſo manchen niedlichen Einfall, jeden Mann und jede Frau intereſſiren müſſen, wenn ſie auch nicht die ſeinige wäre;

Den Charakter der Herzensgüte fände man in den leſſingſchen Briefen wohl auch. Einfälle, die bey Muſäus nicht ſowohl niedlich, als vielmehr poſſirlich und drollig ſind, haben die leſſingſchen von beſſerer Art. Es kann aber wohl ſeyn, daß ein viel größerer Theil Leſer für den Muſäuſchen Nachlaß iſt, als für den leſſingſchen; denn von jeher hat man Eulenſpiegels Streiche häufiger geleſen, als Leibnizens Briefe. Von Kotzebue hätte weiſer gevorredet, wenn er mit jenem beſoffenen Soldaten geſagt: Singe du dein Lied, ich ſinge meins; aber daß dieſer Muſäuſche Nachlaß jeden Mann und jede Frau intereſſiren müſſe, iſt ein Schriftſtelleriſcher Machtſpruch, der nach der zu zeitigen Strebung belletriſtiſcher Diktatur ſehr riecht.

Der Inhalt iſt in beyden Häuslichkeit. Die leſſingen erzählt ihrem Mann, wie ſich ihr Kammermädchen betrunken; Muſäus erzählt es von ſeiner Frau; die leſſingen hält ſich zuweilen über ihres Mannes Spielfreunde auf; Muſäus über ſeinen Wirth, der ihn und ſeine liebe Frau nach Weimar mitnehmen will, und dann ſelbſt allein fährt.

Macht es Herr von Kotzebue in ſeiner Reiſe nach Paris anders? er erzählt uns geradezu, wie er ſeine liebe Frau ſelbſt kliſtirt hat. Wer wahrhaftig ſeine Gattin liebt, wird darüber nicht lachen, wenn es auch Herr v. Kotzebue nicht verboten hätte, aber das Publikum davon zu benachrichten, war eben ſo nöthig, als in dem leſſingſchen Briefwechſel die Stellen ſtehen zu laſſen, wo Madam Leſſing Kopfſchmerzen oder gar Vapeurs hat. Die Häuslichkeit der Menſchen iſt nun ſo vom König bis auf ſeinen Bauer. Friedrich plauderte gar traulich in ſeinen beſten Jahren mit ſeinen gemeinen Grenadiren, um ihre Häuslichkeit kennen zu lernen, wenn es auch gleich mit Politik ſeyn konnte. Ich tadle alſo eigentlich weder den Druck des Muſäuſchen Nachlaſſes, noch die leſſingſchen freundſchaftlichen Briefe; nur bitte ich, daß der Herausgeber des Erſtern nicht gegen die Erſcheinung der Letztern die Naſe rümpfe. Auch ſchätze ich die litterariſche Toleranz ſo hoch, wie die Religionenduldung, doch ſo, daß ein jeder ſeine aufrichtige Meinung darüber mit Gründen ſagen kann. Machtſprüche ſind in eines Privatmannes Munde poßierlich, und in eines Fürſten ſeinem verhaßt. Ein erfahrner Doktor verſtattet alle Speiſen, nur nicht übermäßigen und unzeitigen Genuß.

Und was den leſſingſchen Briefen ſogar Vorzug vor den Muſäuſchen giebt, ſcheint folgendes zu ſeyn:

An trivialen Schnurren und Poſſen aus dem häuslichen Leben haben wir Deutſche ziemlichen Vorrath; aber gut geſchriebene Briefe, wo Ernſt, Scherz und Laune und die wahre Liebe, nicht aus den Romanen und Komödien, ſondern aus dem wirklichen Leben, ohne zu ſchwärmen und zu dahlen, mitunter erſcheint, die ſind ſchon etwas ſelten oder noch gar nicht in Deutſchland gedruckt.

Sie verkürzen, und nur die frappanteſten Stellen ausziehen, giebt nicht die beſten Erwartungen von dem Charakter eines Mannes. Ein Epitomator gleicht jenem Schalke, der ſein altes verfallenes Haus verkaufen wollte, und daraus einige gute Ziegeln riß, und ſie zur Probe brachte. Die mögen wohl von deinem Hauſe ſeyn, antwortete man ihm, aber daraus folgt weder, daß es gut, noch daß es ſchlecht iſt. Wenigſtens muß man einen zuſammenhängenden Theil davon ſehen, und dann wird man in Taxirung des ganzen Hauſes weniger irren können. Die elendeſte Rumpeley hat ja wohl noch ein Paar gute Steine und Ziegel.

Der Herausgeber des **leſſingſchen** Briefwechſels hat eigentlich mit ſeiner Vorrede die ganze Sache verdorben. Anſtatt auf das Gute, das die Briefe in ſich enthalten, aufmerkſam zu machen, ſpielt er auf diejenigen an, die ſie nach ihrer Lage und Denkungsart nicht der Aufmerkſamkeit würdigen würden. Er giebt ihnen Recht, aber auch zu bedenken, daß, ſo wie kein Buch für alle Menſchen ſey, es gar nichts zu ſagen hätte, wenn dieſe Briefe, die ſo viel Leſer nicht finden können, als **leſſings** übrige Schriften, nicht für ſie wären. Er hat es eben ſo klug gemacht, als wenn er in der Vorrede zu einer Predigt bewieſen hätte, daß wer, ſtatt in die Predigt, lieber in eine gute Komödie geht, wohl auch Recht haben könne. Wenn aber dadurch die Kunſtrichter verleitet werden, noch lange zu erweiſen, daß eine gute Komödie unterhaltender iſt, als eine gute Hauspoſtille, und daraus den Schluß ziehen, daß von den letzten in keinem Falle mehr etwas gedruckt werden müſſe, ſo iſt die Sache komiſcher, als das komiſchte Stück von gravitätiſchen Herrn und Damen aufgeführt.

Homine imperito nunquam quidquam injuſtius,
Qui niſi quod ipſe facit, nihil rectum putat.

Armer Terenz, der Du das geſagt, du warſt dem Volke zu unbedeutend, zu langweilig; Plautus war ihm ein ganz anderer Mann dagegen; aber gegen einen rechten guten Seiltänzer und Gauckler waren ſie beyde unbedeutende Kreaturen.

3.

Fabeln.

1.

Der Wolf und der Fuchs.

Wie mich die Menſchen nicht verläumden, ſprach der Wolf, ſagen ſie nicht gar, ich wäre ſo unedel, wehrloſe Schaafe anzufallen und zu zerreißen, da ich doch nur dann und wann ein todtes verzehre. Hm, ſagte der Fuchs, wenn es nicht wahr iſt, wie kannſt du deswegen dich grämen? Ja, fuhr der Wolf fort, mein Charakter erhält doch dadurch ein falſches Licht. O, ſprach der Fuchs, für den reden ja wohl deine Handlungen!

2.

Der Affe als Ambaſſadeur du genre humain.

In einer Staatsverſammlung der Thiere, nahm der Affe das Wort, er redete ſo albern, daß ihn alle auszischten und er beſchämt? — doch nein, wann würde ein Affe, der die Größe ſeiner Talente fühlt, wohl durch verdienten Tadel beſchämt! — Er entfernte ſich alſo aufgebracht über Mangel an Achtung, und klagte ſein Leid dem Kautz. Aber warum, tröſtete ihn dieſer, zeigteſt du dich als Staatsmann, da du doch nur zum Luſtigmacher Talente haſt?

3.

Der Kautz.

Ein Kautz, der alles zu verſtehen glaubte, widerſprach beſtändig einem jungen Hengſtfüllen, und berief ſich dabey auf ſeine längern Erfahrungen. Dem Füllen verdroß dies unedle Betragen endlich, ſo daß, als der Kautz wieder auf ſein Alter trotzte, um grundloſe Dinge zu behaupten, ihm dieſer geradezu ſeine Thorheit zeigte. Und du wagſt es, rief der Kautz, mich der Dummheit zu beſchuldigen, da ich doch ſchon lernte, ehe du geboren wurdeſt? Sonderbar, ſagte das Füllen, daß du ſeitdem nicht einſiehſt, wie ſo ſelten Wiſſenſchaft mit geſunder Vernunft und einem edlen Charakter verbunden iſt, und daß Jahre nicht klug machen!

4.

Die Biene.

a.

Die faulen Drohnen, klagte eine Biene, ich plage mich tagtäglich und die thun nichts! Iſt das nichts, rief der Weiſel, der die Klage hörte, daß ſie unſre Zahl vermehren? O

wenn

O wenn alle alles allein thun könnten, welches Band würde dann die einzelnen Glieder vereinigen!

b.

Ich dächte doch, edle Geſinnungen, fuhr die Biene fort. Und wie willſt du die zeigen, wenn du nicht in die Lage kömmſt ſie auszuüben, fragte der Weiſel?

5.

Die Hähne.

a.

Zwey Hähne kämpften hitzig, bis endlich einer von dem andern überwunden wurde. O, rief der Beſiegte aus, ich wäre noch unbeſiegt, brachte mich nicht ein lockerer Stein zum Fall! He, ſagte der Schiedsrichter, ein Kalakutiſcher Hahn, das glaub' ich gern, denn wer iſt ſtark genug, ſich aus Ueberzeugung für überwunden zu erklären!

b.

Nicht lange darauf ward der ſiegende Hahn vom Ueberwundnen falſcher Kunſtgriffe beſchuldigt, durch die es den Sieg erhalten hätte. Er beklagte ſich deswegen bey der Taube. O, tröſtete ihn die, wie kannſt du verlangen, daß dein Nebenbuhler alle Schuld ſeines Unfalls allein trägt!

6.

Die Eulen.

Zwey Eulen ſtritten ſich über philoſophiſche Sätze lange und heftig. Endlich warf die eine der andern Hinterliſt vor, ja ſie glaubte ſogar in dem geſetztern Betragen ihres Gegners Hohn zu entdecken. O, verſetzte die Beſchuldigte, wenn das die Folgen eines Streits mit dir ſind, ſo ſtreiten wir nie wieder, ich ſollte faſt denken, du hätteſt die Art zu ſtreiten vom Menſchen erlernt, denn der fürchtet nie mehr den Spott, als wenn er ihn am meiſten verdient.

7.

Der Löwe und der Tyger.

Warum beſtrafſt du den Affen nicht, ſprach der Tyger zum Löwen, der allenthalben übel von dir redet? Glaubteſt du ihm, fragte der Löwe? Nein, verſetzte der Tyger, aber muß ſolch ein Betragen nicht geahndet werden? O, erwiederte der Löwe, ſollte ich durch die Beſtrafung des Affen denn ſeine Beſchuldigungen unterſtützen?

8.

Die Meerkatze.

a.

Die Meerkatze hielt ſich für witzig, weil ſie zu Zeiten einen erträglichen Einfall hatte. Nun ſuchte ſie zu glänzen, und da es ihr an wahren Witz durchaus fehlte, ſuchte ſie ihn durch falſchen Witz, beſonders durch Wortſpiele zu erſetzen. Es ging ihr, wie es gewöhnlich ihren Mitbrüdern unter den Menſchen auch geht, ſie wurde verachtet.

b.

Da dieſes ihr nicht mehr der Weg ſchien bemerkt zu werden, nahm ſie ein gelehrtes Air an, laß viele Büchertitel, lernte einige Definitionen auswendig, und nun drängte ſie ſich in gelehrte Zirkel. Sie glaubte ſich ein Anſehn zu geben, wenn ſie jüngere Thiere verachtete und von allem mitſpräche, aber ſie verfehlte ihres Zwecks noch mehr, man ſah ihre Schwächen leicht, ſie glänzte kurze Zeit, und dann wurde ſie verdrängt.

c.

Unmuthig zog ſie ſich zurück und verachtete alle Thiere, hier traf ſie einſt den Uhu, dem ſie ihr Leid klagte. „O, ſagte dieſer, worüber klagſt du, es ſtand ja bey dir glücklich, zu ſeyn, und ſteht es nicht noch bey dir, warum willſt du eben glänzen, wenn du im Schatten ruhiger lebſt?

F. A. A. Meyer.

4.

Erinnerung.

Werd' ich Sie je wohl wieder ſehen
für die dies Herz ſo feurig ſchlägt?
zu der im leiſen, ſanften Wehen
der Phantaſie mein Geiſt mich trägt?
wird Sie mich freundlich wieder grüßen
wie Sie an jedem Morgen that,
wenn ich, von tauſend Kümmerniſſen
gefoltert, ihr entgegen trat?

Wünſcht Sie wohl bey der Lampe Schimmer
mir jemals wieder gute Nacht? —
Wie hat ihr Blick mein ödes Zimmer
ſo oft zum Paradies gemacht!
Ihr Lächeln, wenn Sie mich erblickte,
ſchuf um mich her Eliſium,
und wenn mich ihre Huld entzückte,
blieb ich ſo tief gerührt, oft ſtumm.

Doch, ach! die wonnevollen Stunden
floh'n leider nur zu ſchnell dahin,
ſind ach! auf immer nun verſchwunden,
wie Wolken leicht vorüber ziehn.
Doch feſt hat in mein Herz gegraben
ihr Aug' ihr reizerfülltes Bild,
hier ſoll es ſeinen Altar haben,
bis Grab und Tod mein Sehnen ſtillt.

C. A. Vulpius.

5. An

5.

An die Frau von R**.

(In ein Autorexemplar eines Buchs geſchrieben.)

Dies kleine Buch erinnre Sie zuweilen
an einen Mann, der Unterricht ertheilen
und warnen will, ein jedes Ding ſo gern beym rechten Namen nennt,
der Welt und Menſchen malt — und der, wenn ihm ſein guter Genius verließ,
doch leider! allzuoft bewieß:
daß er ſie ſelbſt nicht kennt.

C. A. Vulpius.

[illegible] Sprachlehre [illegible] Deutſchen, [illegible] einer Tabelle [illegible] italieniſche Ausſprache [illegible] Etymologie betr[illegible]

D[illegible] bekannten lebendigen Sprachen, [illegible] und engliſchen, die italieniſche nicht nur [illegible] den Gelehrten, den Kaufmann und [illegible] angenehmſte Sprache anzuſehen iſt, ſondern ſich auch zur Würde einer Lieblingsſprache des italie[illegible] ſchönen Geſchlechts erhoben hat; [illegible] gründlicher Unterricht, ſondern auch [illegible] Selbſtbelehrung dazu tauglich geweſen wäre, gefehlt hat. Dieſem Mangel hat der Hofrath und Profeſſor der [illegible] zu Berlin, Herr [illegible] in Webers Verlage zu Berlin, auf [illegible] Bogen herausgegebene Italieniſche Sprachlehre für die Deutſchen, glücklich abgeholfen. Da derſelbe bereits in ſeiner ehedem gelieferten, auch zu wiederholten malen neu aufgelegten, und bey vielen öffentlichen, ſowohl als Privatlehranſtalten, [illegible] durch [illegible] Lehrart, einen vorzüglichen Ruhm erworben, [illegible] ſo hat er auch in der italieniſchen [illegible] beſtätiget, wozu ihm ſein langer Aufenthalt in Rom, wo er neben den Alterthümern, auch beſonders das gründliche Studium der italieniſchen Sprache getrieben, [illegible] erwünſchte Gelegenheit darboth. Sein Werk iſt um ſo ſchätzbarer, da man ſich bisher mit der vom Veneroni verfaßten Gramatik, als der beſten, die man gehabt hat, behelfen müſſen, die italieniſche Sprache aber ſeit des Veneroni Zeiten große Verbeſſerungen im Sprechen ſowohl als im Schreiben, erhalten hat. Herr Moritz hat in [illegible] züglich dasjenige ins Licht zu ſetzen, [illegible] italiäniſche und die deutſche Sprache [illegible] unterſcheiden. Dadurch iſt [illegible] überflüſſiges weggefallen, [illegible] lieniſchen Sprachlehren [illegible], [illegible] während[e] Vergleichung [illegible] der beiden Sprachen [illegible] Auf die [illegible] bloß, die auch für denjenigen, [illegible] mächtig iſt, lehrreich bleibt, folgen [illegible] italiäniſcher Fragmente [illegible] Abhandlung von [illegible] und [illegible] Klang, [illegible] mit vielem Fleiß [illegible] Tabelle in [illegible] als [illegible] Überblick über den Genius [illegible] zu erwerben.

Die italiäniſche Grammatik [illegible]

No. 4.

Olla Potrida.

1791.
Viertes Stück.

Berlin
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalt.

Seite
Gedichte. 3-5.

Auszüge.*

Apologie von Italien. 5.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1. Correſpondenz des Herrn leg. Sekr. Schmidt, und des Abgeſandten des Menſchengeſchlechts. 18.
2. Konaira und Benlliſſor, oder die Kinder der Natur. 22.
3. Das Kaſperl Theater zu Wien. 46.
4. Ueber die Urſachen die der Ausbildung der Vieharzneikunſt entgegen ſtehn. 49.
5. Zwei, bisher in Deutſchland noch wenig bekanntgeweſene Anekdoten aus Frankr. 54.
6. Hidallan. 57.

Naturgeſchichte.

Naturgeſchichte der Hummerarten. 61.

Anekdoten.

Sammlung von wenig bekannten Anekdoten und Urkunden, welche die neueſten Ereigniſſe der franzöſiſchen Revolution betreffen. Aus öffentlichen Schriften, und aus Briefen. 70.

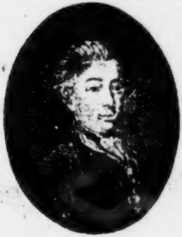
Roman.

Fortſetzung der Geſtändniſſe des Grafen B. 84.

Olla Potrida.

1791.

Viertes Stück.



C. T. Freyherr von Dalberg

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

I.

Gedichte.

1.

Rouſſeau's Grab.

Der im Leben ſo glühend dich liebte, lieb' ihn nicht minder;
Hüll' ihn, Mutter Natur, leiſ' in den blühenden Schooß!

H. P. F. Hinze.

Der frühe Tod.

Jüngſt empfand Gott Thanatos auch die Reize der Liebe;
Sucht' ein Mädchen, und ach! — wählte mein Mädchen ſich aus!

H. P. F. Hinze.

Die Blumen des Grabes.

Blume des Grabes! du dufteſt ſo ſüß im Thaue des Lenzes; —
Dreymahl ſüßer, o! dann, wann dich die Liebe bethaut.

H. P. F. Hinze.

Die ſchöne Daphne.

„Götter, wie ſchön!“ rief Lycidas aus, als Daphne ſich naht,
Aphrodite kam nie, oder erſt jetzund herab!“

H. P. F. Hinze.

Laidions Brüſte.

Sicher gleitet der Nachen des Lebens, geſteuert durch Weisheit: —
Aber an Klippen, wie hier, ſtrandet er dennoch ſo leicht.

H. P. F. Hinze.

2.

Herbſtlied.

Von den Fluren haben rauhe Winde
Schon die ſchönſten Blüten abgeſtreift,
Blätterlos und trocken ſteht die Linde.
Und die Stoppelfelder ſind bereift.

Schneller flieht der Bach von dürren Auen,
Denn der Kranz, den ſonſt ſein Lauf umfloß,
Welkte längſt und wo ſonſt Bienen bauen
Gräbt der Maulwurf ſchon ſein Winterſchloß.

Die Natur will nun nach ihrer langen
Jahresarbeit einmahl wieder ruhn,

Um denn wieder mächtig anzufangen
Allen ihren Kindern wohlzuthun.

Und ſo keimt der Freuden Roſe wieder;
Aus den Dornen unſers Grams hervor,
Sinkt des Lebensſonn, am Abend nieder
Steigt ſie doch am Morgen neu empor.

F. A. A. Mayer.

II.

Auszüge.

Apologie von Italien.

(Vom Verfaßer der Reiſen durch das ſüdliche Deutſchland.)

Daß die Italiener von der hohen Stufe, auf der ſie im wiſſenſchaftlichen Felde ſtanden, herabgeſunken ſind, iſt unwiderſprechlich wahr. Iſt aber dieſe Nation die einzige? Sinkt die franzöſiſche Nation nicht auch? Und hat die italieniſche Nation nicht auch noch ihre groſſen Männer? Die Künſte blühen in Italien noch ſchön. In der Baukunſt ſind die Italiener noch immer das erſte Volk der Welt, dem kein anderes gleich kommt, und von dem alle andere Nationen lernen müſſen. Die neuern, heut zu Tag gebauten Paläſte beweiſen, daß die Baukunſt in Italien mehr im Steigen als im Fallen ſei. Und vorzüglich zeichnen ſich darin die Venetianer aus, bei welchen man in Städten und an Landhäuſern, an Paläſten und Kirchen mehr auszeichnendes als bei den übrigen Italienern findet.

Die Muſik iſt in Italien auf den höchſten Grad der Vollkommenheit geſtiegen, und deßwegen haben faſt alle europäiſche Höfe Italiener bei ihren Orcheſtern, oder laſſen wenigſtens ihre Orcheſter von Italienern bilden. Die Muſiken, die man in Deutſchland hört, haben nie das reine, das ſubtile, liebliche und angenehme, welches die italieniſchen Muſiken haben. Sie ſind wenn ſie auch auf das beſte akkordiren, doch hart und rauh. Die beſten Muſiken hörte ich in Venedig bei einem Volksfeſte.

In der Mahlerei hatten die Italiener die erſten Meiſter, deren Kopien ſogar von andern Nationen geſucht werden. Auch hat dieſe Nation das gröſte Verdienſt um dieſe Kunſt, da ſie ſie in Europa ausbreitete, und Mahler aus Griechenland kommen lies. Und ob ſie jezt gleich keine Raphaele, Correggio, Titian, Paolo Veroneſe mehr hat, ſo iſt dieſe Nation in der Malerei wenigſtens den andern Nationen noch gleich. In der Kunſt unzerſtörbare Gemälde, die Moſaiken zu machen, ſind die Italiener, die Florentiner und Römer allein im Beſitz, und haben es hierin zur höchſten Vollkommenheit gebracht. Ihre Kupferſtiche, beſonders die Venetianiſchen haben viele Vollkommenheit. Der Griffel eines Cavalli liefert vortrefliche Stücke, und einer der erſten Kupferſtecher in der Welt Bartolozzi in England iſt ein Italiener.

Die Schauſpiele der Italiener, die Herr von Archenholz ſo weit herabſetzt, ſind gewis ſehr vorzüglich. — Die beſte Truppe in Italien, ſagt er: ſei nicht mit der ſchlechteſten in Deutſchland zu vergleichen. Ein ſolcher Satz verdient nicht widerlegt zu werden, weil ihn auch der Unwiſſendſte nicht glauben wird. Ich habe viele deutſche Theater und unter dieſen ſehr vorzügliche in Mannheim, Wien, München, Suttgardt geſehen, aber keines grenzt an das zu Padua oder auch an das zu Bologna. Bologna iſt ſchon ſeit langer Zeit die Akademie der Komödianten. Der Italiener hat von der Natur ſchon Talente zum Schauſpieler erhalten, die der Deutſche nicht hat. Die ſchöne Sprache und Anlage zum Singen trägt auch vieles bei, daß der Italiener ſein Schauſpielertalent in einem beſſern Lichte zeigen kann.

Mehrere deutſche Fürſten haben deswegen italieniſche Truppen in ihre Dienſte genommen, und italieniſche Theater in ihren Reſidenzen errichtet. Selbſt Salzburg hat jezt eine italieniſche Truppe. Auch werden auf den beſten Theatern Deutſchlands italieniſche Stücke, und dieſes oft durch Deutſche aufgeführt. — In den Opern übertreffen die Italiener alle andere Völker, wozu ihnen ihre gute Muſik, Sprache und Stimme vorzüglich helfen. Sie haben fünferlei Arten von Schauſpielen: Opera ſeria, opera buffa, Comedia di carattere, comedia con Truffaldino und die Farcen. In der Comedia di carattere kommen groſſe Karakterrollen, ſowohl komiſche als tragiſche vor. In Bologna ſah ich aber auch in einer angekündigten Comedia di carattere den Truffaldino auftreten. Dieſer iſt ihr Hanswurſt, der noch in dieſem Kleid auftritt. Dieſes Kleid und ſein groſſer runder Kragen iſt ihm aber noch eher zu verzeihen, als den Augsburgiſchen und Nürnbergiſchen Geiſtlichen, und ein Hanswurſtkragen taugt eher auf das Theater, als auf die Kanzel.

Der Truffaldino iſt aber nicht der Hanswurſt Wiens, der Kaſperl, der Unſinn, Zoten und Albernheiten auskramt, ſondern es ſind beiſſende Wahrheiten und witzige Gedanken, die er dem Publikum ſagt, und in dieſer Rückſicht iſt er noch erträglich, auch erſcheint er nicht in allen Stücken, wie der Kaſperl zu Wien, der ganz unerträglich iſt. Meiſt trit er nur in Zwiſchenſpielen auf, und verderbt das Stück nicht. Moliere, der groſe Mann, deſſen Geſchmack und Verdienſte um die Schaubühnen noch auf den heutigen Tag geltend ſind, hat ſeine herrlichen Stücke mit eben ſolchen Zwiſchenſpielen vermiſchet. Sein Poliſchinell iſt nichts anders, als der Truffaldino der Italiener.

Die Ballette der Italiener, die Herr von Archenholz eben ſo ſehr herabſetzt, ſind prächtig, und übertreffen die deutſchen Ballette weit. Es ſind ganze große Vorſtellungen, mit ganzen Chören Tänzer und Tänzerinnen. Ich ſah eins in Florenz, das fünf Aufzüge hatte, und faſt zwo Stunden dauerte. Gemeiniglich werden die Ballette zwiſchen dem zweiten und dritten Akt gegeben, welches für den, der nicht blos des Ballets wegen gekommen, ſehr unbequem iſt. Die Frauenzimmer machen in dieſen Balletten eben ſo hohe Sprünge, als die Männer, welches nicht gut läſſet. Die Dekorationen und ihre Veränderungen, die Kleidungen der Perſonen und die Maſchinen ſind meiſt prächtig. Eine ſolche Comödie mit Ballet dauert bis nach Mitternacht, und koſtet dreimal ſo viel, als eine ohne Ballet. Wenn man in Florenz einen Paul für den Eintrit auf das erſte Parterre bezahlt, ſo koſtet dieſer bei einem Ballette drei Paul. Die meiſten Italiener äuſſern wenige Aufmerkſamkeit auf die Schauſpiele, ſie laufen in den Logen zuſammen, und halten ſich lieber bei der Limonade und Sorbetti auf. Daher iſt ein beſtändiges Geräuſch, und die Akteurs ſprechen ſehr laut, welches auch die Gröſſe ihrer Schauſpielhäuſer nöthig macht. Manche Stimme der Frauenzimmer fällt wegen ihres ſtarken Angreifens ins heulende, und wird ſehr unangenehm, welches uns beſonders in Bologna auffiel. Wird der Lerm zu groß, ſo nimt ſich das Parterre die Freiheit abzuwehren, welches aber nur auf kurze Zeit hilft. Daß ſie in den Logen mit Karten ſpielen, wie Herr von Archenholz ſagt, habe ich nirgends geſehen, ob ich gleich ſehr ſorgfältig darnach ſpähte. Die Schauſpielhäuſer in Italien ſind die prächtigſten, die man ſehen kann, und das neue Theater zu Vizenza übertrift an Geſchmack alle übrigen, welche wir ſahen.

Die Italiener lieben die Geſellſchaft ſo ſehr, als andere Nationen: Es iſt unbegreiflich, wie Herr von Archenholz ſagen konnte; es ſei in ganz Italien auch nicht ein einziger Garten, wo Menſchen zuſammen kommen, ſich zu unterhalten, und auf eine unſchuldige Weiſe zu beluſtigen. Es wäre möglich, daß ein Unwiſſender dieſes glaubte, wenn Herr von Archenholz ſich nicht ſelbſt widerſpräche, und von dem Garten Boboli zu Florenz ſagte, daß er zum Spatziergang für wohlgekleidete Leute diene. Aber dieſer Garten iſt es nicht allein. Hat Herr von Archenholz den ganz zum öffentlichen Spatziergang angelegten, und im Meere liegenden Garten des Kloſters St. Giorgio maggiore in Venedig nicht geſehen. Dieſer iſt immer geöfnet, und wird des Abends beſonders des Sonntags häufig beſucht. Seine Lage im Meere, ſeine hohen, ſchattigen Alleen, das prächtige dabei liegende Kloſter, der Anblick der um ihn her liegenden Inſeln, der vielen umherſchwimmenden Gondeln und Schiffe und der Stadt Venedig, geben dieſem Garten einen Reiz und eine Ausſicht, die unvergleichlich ſind... Auſſer dieſem giebt es noch mehrere Gärten, auf den Inſeln Venedigs, beſonders in la Giudeca, wo das Volk zuſammen kommt.

Hat Herr von Archenholz den, dem öffentlichen Spatziergang gewidmeten ſchönen Garten zu Vizenza, der dem prächtigen Bogen des Palladio, am Eingang des Campo marzio gegenüber liegt, nicht geſehen, und die Inſchrift nicht geleſen, welche dieſes ſagt, daß der Beſitzer dieſes Gartens ihn dem öffentlichen Spatziergang geöffnet habe? Der Garten des Pallaſtes del Te bei Mantua iſt für jedermann geöffnet. In Modena iſt ein öffentlicher Spatziergang in der Stadt, und ein Luſthaus nach Art des Wienerſchen. Dieſer Garten wird von Kutſchen und Fußgängern häufig beſucht. Und ſo hat jede Stadt in Italien ihre öffentlichen, zum Spatziergang beſtimmte Plätze und Gärten, welche wie die deutſchen Beluſtigungsplätze von Fahrenden und Fußgehenden beſucht werden. In Padua iſt ein ſehr großer Platz in der Stadt und ein mit Bäumen beſezter Wall, welche häufig von Spatzierenden beſucht werden. In Bologna iſt ein mit Bäumen beſezter Spatziergang in der Stadt, der des Abends voll Leute iſt. Und die Landhäuſer und ſchöne Gärten der venetianiſchen Nobili dürfen von Fremden und Einheimiſchen beſucht werden. Herr von Archenholz ſagt ferner: es gebe keine Sozietäten, keine Klubs in Italien. Sind die Kaffeehäuſer in Venedig, Florenz und andern Städten, wo man ſich ſo freundſchaftlich unterhält, wie in den Wienerſchen, keine Verſammlungsorte der Geſellſchaften? Iſt Herr von Archenholz nicht in die obern Zimmer der Kaſinen auf dem Markusplatze gekommen, hat er die zahlreichen Geſellſchaften dort nicht geſehen, die ſich zu 50, 60 und mehr Perſonen, mit Spiel und Geſpräch die ganze Nacht unterhalten? oder ſind dieß keine Klubs, keine Geſellſchaften? Die Italiener ſind ſehr geſprächig, beſonders im politiſchen Fache, und dieſes vorzüglich die Venetianer. Ihre ganze politiſche Neugierde iſt auf ihren Nachbar den Kaiſer gerichtet. Sie bekümmern ſich nicht ſo viel um ihre eigenen Angelegenheiten, die freilich nicht wichtig ſind, als um die des Kaiſers.

Das Frauenzimmer in Italien, beſonders das unverheirathe, muß vorzüglich in Venedig eingezogen leben, und öffentlich affektirt es auch dieſe Eingezogenheit; es weiß ſich aber ſchon zu helfen, und ſich dafür ſchadlos zu halten. In den Städten von Venedig bis Bologna geht es in ſchwarzen Ueberkleidern, welches traurig genung ausſieht. In Florenz aber geht es wie in den deutſchen Städten.

Die Frauenzimmer in Italien ſchminken ſich nicht, oder doch nur höchſt ſelten, und äuſſerſt unmerklich. — Sie ſind überzeugt, daß ihre ſchöne weiſſe, äuſſerſt feine Haut, ihre Lebhaftigkeit und das Feuer ihrer Augen, alle Schminke entbehrlich mache, ſo blaßroth auch ihr Kolorit iſt. Nur allein die Freudenmädchen ſchminken ſich, und dieſes ſo plump und dick, wie die Wiener Schönen.

Die italieniſche Sprache wird ſehr verſchieden geſprochen. Ein Fremder, der dieſe Sprache in ihrer Reinigkeit aus der Grammatik und aus Schriſtſtellern gelernt hat, bemerkt dieſes leichter, als der Italiener, ſo wie jener die italieniſche Sprache reiner, und dem Akzent gemäſſer reden wird, als der geborne Italiener, der viele Sylben ſeiner Sprache verſchlukt, und den Akzent höchſt unrichtig ſezt. Von dieſem Fehler aber ſind die Florentiner auszunehmen, die den Akzent ſehr richtig halten, aber dafür durch andere Mißtöne ihre Sprachen entſtellen. In Bologna wird die italieniſche Sprache am meiſten mißhandelt, und in Trieſt am reineſten, und ſchönſten geſprochen. Die Venetianer bringen ihre Worte in lauter Daktilen, ohne auf die Silbe zu ſehen, ob ſie lang oder kurz ſei, und verkürzen die Worte, daß ſie dadurch ganz unverſtändlich werden. Wer wird zum Beiſpiele aus dem Worte Schor herauskriegen, daß dieſes Signore heiſſen ſoll? Selbſt in Florenz ziehen ſie dieß Wort zuſammen, und ſprechen es Sor ſi, Sor no, aus. Schwindelköpfe nenen die italieniſche Sprache ein verderbtes Latein. Aber der Mann von Geſchmak neunt ſie ein verfeinertes Latein.

Die Höflichkeit der Italiener, und Ehrlichkeit, die ſich bis auf die ungebildeten Klaſſe der Menſchen herab erſtrekt, ſind ſchöne hervorſtechende Züge in ihrem Karakter. Reiſebeſchreiber mögen ſagen, was ſie wollen, die Erfahrung muß ſprechen. Der Italiener hat Feſtigkeit in ſeinem Karakter, die bis zum unbeugſamen ausartet, daher

her ſeine Rachbegierde. Aber auch dieſes hat ſein Gutes. Ein Italiener wird ein gegebenes Wort nie brechen, und man hat kein Beiſpiel, daß der verruchteſte Bandite ſein Wort gebrochen hätte, wenn er auch gleich die Erfüllung deſſelben mit Gefahr ſeines Lebens hätte wagen müſſen, wovon auch Herr von Archenholz Beiſpiele angeführt hat. Der Franzoſe lügt mir in einer Stunde zehnmal die Ohren voll, und lacht mich dann ſelbſt aus, wenn ich ihm glaube.

So unverſöhnlich der Italiener als Feind iſt, ſo ſtandhaft iſt er als Freund. Hat er einen in Schutz genommen, oder ſeiner Freundſchaft würdig erkannt, ſo läßt er ſich für ihn brennen, und geht für ihn in den Tod. Man hat nur das ausſchweiſend Böſe, nicht aber das auszeichnend Gute in dem Karakter der Italiener aufgeſucht. Und ſo hat ſie auch Herr von Archenholz geſchildert.

Die deutſche Nation iſt ſo unbillig, den Karakter der Italiener nach dem Troß der Nation zu meſſen, der zu uns kommt, und den Galanteriehändler, Bilderhändler und dergleichen macht. Weil dieſe Leute ihre Waaren übertheuer bieten, und dann um ein Spottgeld erlaſſen, ſo muß die ganze Nation ſpitzbübiſch ſein. Wie wenn die Amerikaner, die Ungarn und Polen die deutſche Nation nach dem Ausſchuß beurtheilen wollte, den wir ihnen zuſchicken. Man gehe in den Laden eines Kaufmanns zu Venedig oder Florenz, und ſehe, wie ehrlich man da behandelt werde, und was für ein Unterſchied zwiſchen demjenigen Theile ſei, der zu uns kommt, und zwiſchen den andern Italienern. — Wir trafen Kaufleute in Florenz an, die gar nicht mit [illegible]ndeln ließen, ſondern ihre Waaren in dem Preiſe [illegible], wie ſie ſolche erließen.

Das Wort eines Italieners, ſelbſt aus der niedrigſten Klaſſe, iſt ſo heilig, ſo ſicher, als ein ſchriftlicher Kontrakt einer andern Nation. Wenn ein Vetturino einen Preis bedingt, ſo bin ich ſicher, daß er niemals etwas weiter verlange, oder die mindeſten Kniffe brauche, um mehr zu erhaſchen. Ich habe mit Schiffern und Vetturini mündliche Verträge geſchloßen, und niemals hat einer einen Solde weiter begehrt. Sie bitten nur um etwas da bona mano ein Trinkgeld, aber dieſes wird, glaube ich, bei allen Nationen eingeführt ſein, nur bei den unkultivirten Ruſſen nicht. Da man mit den Vetturini auch die Koſt einbedingt, um für nichts ſorgen zu dürfen, ſo iſt man ganz in ihrer Gewalt. Sie ſorgen aber für ihre Paſſagiere, wie ein Vater oder Bruder für die ſeinigen. Wenn der deutſche Kutſcher ſeinen Herrn betrügt, oder ſeine Zeche, in die ſeines Herrn hineinbringen läßt, welches mir ſehr oft geſchehen iſt, ſo zankt ſich der italieniſche Vetturino mit dem Wirthe herum, wenn der Gaſt Urſache zu klagen hat. Die Vetturini überfordern auch den Fremden nicht. Ein paar Paul ſind alles, was ſie ſich abbrechen laſſen, beſonders da faſt jede Fuhre ihr gewiſſes, nach der Entfernung der Orte, beſtimmt hat. Von Florenz bis Rom zahlt eine Perſon, mit Einſchluß der Koſt 4 Dukaten. In jeder großen Stadt iſt ein beſonderer Platz, wo ſie ſich verſammeln. Geht ein Fremder über dieſen, ſo wird er, wie von den Wiener Fiakern angerufen: Commanda ſingnore una vettura? Befielt der Herr eine Fuhr?

Die Wirthe in Italien ſind die ehrlichſten, die ich auf meiner Reiſe antraf. Man akkordirt mit ihnen, dieſes iſt wahr, es iſt Landesſitte, aber kein Beweis, daß die Wirthe Schurken ſeien, denn durch einen ſolchen Akord würde der Betrügerei des Wirths keine Grenze geſezt. Man handelt nicht um die Speiſen, dieſes wäre höchſtens eine Sache für die Handwerksburſche, ſondern man ſezt den Preis feſt, für welchen man ſpeiſen will. Ein Reiſender bleibt deßwegen doch der Diſkretion des Wirths überlaſſen, der ihm für dieſen Preis wenig oder viele Speiſen geben kann, wie er will. Der ehrliche italieniſche Wirth läßt ſich dieſes gefallen, aber wie würden die deutſchen Wirthe, und beſonders die ſchwäbiſchen, die ich als die allerſchlimſten gefunden habe, einen Fremden aufnehmen, wenn er ihnen einen Preis bedingen wolte, was würden ſie ihm vorſetzen, wenn ſie ihn auch nicht die Treppe wieder hinunter wieſen? Es iſt auch in den groſſen Wirthshäuſern der Städte nicht nöthig, den Preis zu beſtimmen, ohne Furcht betrogen zu werden, wovon wir ein auffallendes Beiſpiel in Florenz erfuhren. Wir kamen zu eben der Zeit in dieſer Stadt an, als groſſe Feierlichkeiten wegen Vermählung der Prinzeßin Thereſe mit dem Prinzen Anton von Sachſen gegeben wurden. Es waren nicht nur Fremde aus der Nachbarſchaft, ſondern ſelbſt von Venedig, Rom und Napoli da. Vor unſerm Wirthshauſe ſtanden einige 20 Wägen. Wir akkordirten nicht mit dem Wirthe, und er gab uns ein Zimmer auf die Straße, 7—8 Schüſſeln, nebſt Wein und Brod genung, und wir durften für Logie und einmal Eſſen, nicht mehr als 48 kr. 4 Paul bezahlen. Wir zogen nachgehends in ein Privathaus zu Florenz, wo wir für 4 Paul des Tags ſehr ſchönes Logie, zweimal Eſſen, und eine Menge Speiſen bekamen. Als der Großfürſt von Rußland in Stuttgart war, koſtete ein leeres Zimmer 2 und mehrere Luisdor täglich, und eine Nacht zu Ludwigsburg 30 Gulden. Und das ſind doch Deutſche? Und Stuttgart iſt kein Florenz.

Unter den vielen Wirthen Italiens, die wir beſuchten, fanden wir nur einen, der unbilliger war, als die andern, und dieſes in St. Benedetto bei Mantua. Die Wirthe in Italien geben dem Gaſt über Tiſche ſo viel Wein, als er trinken mag, und dieſer darf nicht beſonders bezalt werden, denn er iſt ſchon unter dem Preiſe des Speiſens enthalten.

halten. Derjenige muß gewiß ſehr unbillig ſeyn, der ſich über die Italieniſchen Wirthe beklagen kann. Wir fanden noch mehr Beweiſe der Ehrlichkeit des italieniſches Volks und zwar aus der unterſten Volksklaſſe. Ich will nur ein Beiſpiel anführen, von welchem ich Augenzeuge war. Einer meiner lieben Wiener Reiſegefährten kaufte in Modena für einen Groſchen Feigen, es war ſchon in der Dämmerung, und er gab dem Weibe anſtatt des Groſchen, einer großen halb Silber halb Kupfermünze, einen Pauk, der viermal ſo viel werth iſt. Wir giengen, das Weib ſah die Münze bei dem Lichte ihrer Nachbarin, lief, und rief uns nach und gab das übrige Geld zurück. Dieſe Ehrlichkeit einer geringen Perſon aus einem in Deutſchland ſo verrufenen Volke rührte uns. Mein Reiſegefährte hat die Ehrlichkeit dieſes Weibes mit einem Stücke Silbermünze belohnt.

In den Gebirgen Toskanas, zwo Stationen von Florenz, als uns ein Pferd erkrankte, gaben uns zween Poſtmeiſter, der eine drei, der andere vier Pferde vor unſern Wagen, ohne daß mehr als zwei bezahlt werden durften. Der ehrliche Schweizer giebt zwei Pferde und läßt ſich drei bezahlen. Selbſt als ich in Trieſt Poſt nahm, mußte ich die erſte Station zweifach bezahlen, und dieß ſoll Sitte in allen kaiſerlichen Ländern ſeyn!

Wir hatten bei der Beſchwehrlichkeit des beſtändigen Umwechſeln des Geldes, da jeder dieſer Duodezpotenzen Oberitaliens, ſeine eigene Münze hat, welche die angrenzende Macht nicht mehr annimt, nicht einmal ein Beiſpiel gefunden, daß wir wären betrogen worden, welches von Anfang, bis man die Münze kennt nur allzuleicht geſchehen kann. Im Kirchenſtaate ſind die beſten, ſchönſten, ſilberreichſten Münzen, und in Herzogthum Modena die ſchlechteſten.

Vorzüglich zeichnen ſich die Florentiner wegen ihrer Ehrlichkeit aus. Es iſt dieſes nicht eine Folge der Straſen, welche der vortrefliche Großherzog auf die Betrügereien geſezt hat, ſondern es iſt Nationalehrlichkeit, wovon ich nur einige Beiſpiele von welchen ich Augenzeuge war, anführen will.

Meine Wiener Reiſegefährten kauften bei einem Kaufmann in Florenz um einige Dukaten Seidenwaaren ein, und zahlten ihm in kaiſerlichen Dukaten aus. Der kaiſerliche Dukaten iſt in Florenz ſehr niedrig, und gilt nicht einmal 4 Gulden. Der ehrliche Kaufmann ſagte: Ich kann den kaiſerlichen Dukaten um einen Paul höher abnehmen, weil ich in die kaiſerlichen Staaten handle, und nahm jeden Dukaten um einen Paul höher an, als er im Lande gültig und taxirt iſt. Das Gegenſtück dazu aus einer deutſchen Stadt will ich bei Augsburg erzählen. Ein einziges Exempel würde nichts beweiſen, wenn wir nicht mehr dergleichen erfahren hätten.

Wir kamen in ein Schauſpielhaus eine Stunde zu früh. Da nun die Zeit in dem vortreflichen Florenz zu edel iſt, um ſie vergebens in einem finſtern Schauſpielhauſe zuzubringen, ſo wollten wir lieber nochmals bezahlen, und giengen wieder fort. Als wir wieder kamen, durften wir frei paſſiren, und der Kaſſier rief dem oben ſtehenden, der die Billets einnahm, zu: queſti ſignori hanno pagato, dieſe Herrn haben bezahlt, und dieſes war nicht in einer kleinen Stadt, wo man alle Leute kennt, ſondern in Florenz, und das bei einer Gelegenheit, wo ſich nicht nur der Landadel in die Stadt gezogen hatte, ſondern dieſe noch mit Fremden angefüllt war.

Bei den glänzenden Feſten, die der Großherzog gab, und bei der Menge von Fremden, die da waren, hatten doch die edlen Florentiner nirgends, wie ſonſt andere Nationen thun, die Preiſe der Lebensmittel und der Getränke erhöht; alles blieb in ſeinem Werthe. Auf den glänzenden Redouten koſtete ein Glas Limonade, das ein Quart hielt, und äuſſerſt delikat war, nicht mehr als 3 Kreuzer und eben ſo viel ein Glas Sorbette: Dagegen weiß ich als eine unwiderſprechliche Wahrheit, daß auf einem ſchwäbiſchen Redoutenſaale öſters ein Glas Waſſer, das ein Quart hielt, mit 12 Kreuzern bezahlt werden mußte. Beide Stücke ſind Thatſachen. In welchem Lichte hier der ehrliche Deutſche und der betriegeriſche Italiener nebeneinander ſtehen, kann jeder ſelbſt entſcheiden.

Die Reinlichkeit der Italiener iſt auffallend, und dieſe zeigt ſich ſogar in den Wirthshäuſern in einem hohen Grade. Alle ihre Gefäße und Werkzeuge ſind auf das glänzendſte geſcheuert, und ihr Tiſch und Bettgeräthe äuſſerſt reinlich, welches beſonders demjenigen auffält, der von Wien kommt, und die ſchmutzigen Wirths- und Trakteurhäuſer dort eine Zeitlang gewohnt war. Die Ordnung und äuſſerſte Reinlichkeit, die in ihren Küchen herrſcht, ſieht man in Deutſchland und ſelbſt in Fürſtlichen Palläſten nicht. Alles Geräthe iſt da immer nicht nur ſpiegelglatt aufgepuzt, ſondern auch in die ſchönſte, regulärſte Ordnung geſtellt, und allès ſimmetriſch eingetheilt.

Auch in kleinen Städten, und ſelbſt in einzeln ſtehenden Wirthshäuſern auf den Appenninen wird man mit Porzelan und Silber bedient, wie es zu Schönbrunn und im Augarten gewöhnlich iſt. Die Küchen werden nur allein von Männern bedient, ſo wie die Beſorgung der Oekonomie überhaupt ein Geſchäfte der Männer iſt.

Die Speiſen werden faſt durchgehends auf das geſchmackvolleſte zubereitet, und man bekommt Leckerbiſſen in Italien, welche das luxuriöſe Wien nicht aufzutreiben im Stande iſt. Es iſt zu verwundern, daß die delikaten Wiener, die ſich ſo gut auf den Gaumen verſtehen, und ausgeſuchte Speiſen ſo lieben, nicht blos wegen des Gaumens und Magens nach Italien reiſen, der dort mit allem ausgeſuchten bedient wird.

Die Italiener ſind nichts weniger als bigot, ſelbſt der Pöbel nicht. Man iſt eben ſo ungezwungen in ihren Kirchen, wie zu Wien, und ein Proteſtant kann wärend der Wandlung in der Meſſe, in der Kirche umher laufen, die Mahlereien, Statuen und Merkwürdigkeiten beſehen, oder auf ihren Gottesdienſt acht geben, ohne bemerkt zu werden. In den Wirthshäuſern bekommt man an den Fiſchtagen überall Fleiſch, wenn man es verlangt, und auch bei ihren Prozeſſionen kommt kein Proteſtant in Verlegenheit.

III.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

I.

Correſpondenz des Hrn. Leg. Sekr. Schmidt, und des Abgeſandten des Menſchengeſchlechts.

Herr Leg. Sekr. Schmidt, ließ in dem Supplement Nro. 96 zum Journal de Paris von 1791 folgendes Schreiben an die Herausgeber dieſes Journals drucken:

„Vor 8 oder 10 Tagen las ich, meine Herrn, im Supplement zum Journal de la Cour & de la ville, das auch den Titel führt: „ die Jacobiner bleiben ewig Jacobiner! „ folgende Stelle die ich Ihnen wörtlich abſchreibe: „

In Paris lebt ein gewiſſer **Anacharſis Clo...**, der auf allen Gaßen und Straßen dem Volke von Republick vorpredigt; ein Ausländer, der des Abends dem preußiſchen Miniſter berichtet, was am Morgen in euren Lehrſälen verhandelt worden iſt.„

Ich habe bisher immer erwartet, daß Herr **Cloots** ſich die Mühe nehmen würde, dieſe Behauptung zu rügen, die, wenigſtens was den preußiſchen Miniſter betrift, gänzlich falſch und erdichtet iſt; da er aber in ſeinem Stillſchweigen beharrt, ſo will ich, nicht für ihn, ſondern für Herrn von **Goltz** antworten. —. Wenn Herr **Cloots**, unter dem Amphigouriquen Titel eines **Sprechers des Menſchengeſchlechts**, bey einer angeblichen Geſandſchaft der vier Welttheile an die franzöſiſche Nationalverſammlung präſidirt; wenn er es überdrüßig wird, ein Chriſt zu ſeyn; wenn er ſich enttauft, und ſeinen Namen **Johann Baptiſta**, gegen den Namen des Scythen **Anacharſis** vertauſcht; wenn er ſich zum republikaniſchen Apoſtel in einem Lande aufwirft, wo die monarchiſche Regierungsform dekretirt iſt: ſo kann das alles mir, als Fremden, höchſt gleichgültig ſeyn, da es der Stadt gleichgültig iſt, wo Herr **Cloots** wohnt. Allein das kann mir nicht gleichgültig ſeyn, daß der preußiſche Miniſter mit dem Verdacht gebrandmarkt werde, in der geringſten Verbindung mit einem Menſchen, wie der neue **Anacharſis** zu ſtehen, oder mit dieſem der Meynung zu ſeyn, daß ein Präſident, wie der Präſident des amerikaniſchen Congreßes, die Stelle des Monarchen und der franzöſiſchen Conſtitution einnehmen müße. Herr von **Goltz** hat den **Johann Baptiſta**, oder **Anacharſis Cloots** nie gekannt; er kennt ihn nicht einmal von Anſehn. Er weiß nichts weiter von ihm, als daß er einige Pasquille auf den Herrn Grafen von **Hertzberg** geſchrieben hat, mit welchem der preußiſche Geſandte ſeit 30 Jahren in freundſchaftlicher

Verbindung ſteht, und daß er ein Erz-Revolutionnär iſt. Dieſe Theile, wenn man ſie mit dem bekannten Karakter des Herrn von Goltz zuſammenhält, beweiſen zur Genüge, daß zwiſchen Feuer und Waſſer keine größere Antipathie ſeyn kann, als zwiſchen dieſem Miniſter und dem Sprecher des Menſchengeſchlechts. Ich bitte Sie m. H. dieſen Brief ſchleunigſt bekannt zu machen.„

Schmidt.

Hierauf lies der Abgeſandte die vier Welttheile, in Nro. 251. der Gazette Univerſelle dieſes Jahres, folgenden Brief einrücken, wodurch er ſich noch mehr, wo nicht zum Deputirten der Welt, doch wenigſtens zum Deputirten aller Bedlams des Erdkreiſes qualificirte, und der als ein Muſter aufbewahrt zu werden verdient, wie weit am Ende des 18ten Jahrhunderts zu Paris, der Aberwitz und die Preßfreiheit, von einigen Revolutionsapoſteln und Staatenaufklärern getrieben wurde. Der Ueberſetzer, als er, mit dem Unwillen den ſeine Leſer empfinden werden, dieſe Schmähungen auf Religion, und den Huldreichſten der Regenten, abſchrieb, konnte ſich nicht entbrechen, die bekannte Verſe hinzuzuſetzen: „Herr, vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht was ſie thun.„ Die Stellen welche mit anderer Schrift gedruckt ſind, ſtehen auch ſo im Original gedruckt.

Schreiben des Herrn Cloots, an die Verfaßer der Gazette univerſelle.

„Erlauben Sie m. H. dem Sprecher des Menſchengeſchlechts, eine Spalte der Gazette Univerſelle zu *) ver-

---

*) Herr Cloots hat ſeinen eigenen Styl, wie ſich die Leſer der Olla noch aus ſeiner Rede in der N. B. erinnern werden.

verſtümmeln, um dem H. Goltz, dem würdigen Freund des würdigen Hertzberg, für die Mühe zu danken, die er ſich gegeben hat, eine, in dem ariſtocratiſchen Iournal de la Cour & de la Ville gegen Anacharſis Cloots ausgeſtoſſene, Verläumdung zu rügen. Dieſe Verläumdung war zu plump, um ſich bis zu meiner Höhe erheben zu können; und ich habe nicht geruht, mich in die Region eines Diplomatikers, eines **privilegirten Spions**, herabzulaſſen, um ſie zu widerlegen. Herr Goltz iſt allzugütig, daß er das Publikum belehren will, daß zwiſchen **Feuer und Waſſer keine größere Antipathie ſeyn kann, als zwiſchen dem Sprecher des Menſchengeſchlechts, und dem,** ſich ſo nennenden **Geſandten Preußens.** Jedermann weiß, das derjenige, **deßen Sendung mit unauslöſchbaren Zügen in die Herzen aller Menſchen gegraben iſt,** mit einem Trabanten das Despotismus ſich nie paaren kann. Die Welt kennt keinen andern Gevollmächtigten von Preußen, als den Mann, der Anno Eins, den 19 Junius, im Heiligthum der allgemeinen Geſetzgebung, **mit Beglaubigungsſchreiben** auftrat, **die nicht auf Pergament geſchrieben ſind;** den Mann, den alle unterdrückte Souveräne, und die franzöſiſche Nation, als den Abgeſandten des Menſchengeſchlechts anerkennen.

Man hat nur einige Talente, und Tugenden von Mittelſchlag nöthig, um in der diplomatiſchen Spionerey zu reußiren; oder man muß Erzhellſehend, und ein Erzbiedermann ſeyn, um eine Stelle zu bekleiden, welche Zutrauen nur der Rechtſchaffenheit einräumt; eine Stelle, für die ich allen Wahlſtimmen, und aller Hofgunſt entſage. Auch klagt man mich nur ehrenvoller Verbrechen an. Ich habe in **Philippiken** gegen die Macedoner gewüthet, weil ich Tyranney haße; ich habe mich enttauft, weil ich conſequent bin, und weil ich mit Rouſſeau behaupte, daß *) das Chriſtenthum die Religion der Sklaven iſt: wer vorgiebt, daß ich dem Volke auf Gaßen und Straßen von Republick vorpredige, der lügt. Dieſe Spione ſtehlen ihren Herrn das Geld, denn ich habe ſtets die ſieben Ausſchüße unterſtüzt, indem ich zu den Franzoſen ſagte: „So lange ihr in die Meſſe geht, braucht ihr einen König!„

Anacharſis Cloots.

2.

Konaira und Beniliſkar, oder die Kinder der Natur.

Eine Erzählung.

In einem gewißen Lande, über deßen ehmalige Lage und Benennung unter den Geographen von jeher unzählige Fehden vorgefallen ſind, die wohl fordauern werden bis auf die lezte Stunde, die das Zeichen der Sterblichkeit an der Stirn trägt, in einem Lande, das dem paradieſiſchen Otahiti, ſeiner phyſikaliſchen Beſchaffenheit nach, nicht unähnlich war, lebte vor undenklichen Zeiten ein König, der — was bei dieſer ſeltſamen Menſchenklaße ſehr auffallend iſt — ein Philoſoph troz einem, war. Ja ſeine Panegyriker und Hofpoeten riefen ihn in allen Zeitſchriften und Muſenalmanachen: als einen großen, mächtig großen Philoſophen aus. Die guten Leute hatten freilich in ihrem mühvollen Leben noch nicht ſo recht Zeit gehabt, den Umfang dieſes Woerts auf dem vereinigten Maas-

---

*) Welche unſinnige Läſterung!

Maasſtabe der läuternden Kritik zu beſtimmen, und wuſten ſo eigentlich nicht recht, was ſie ſich unter dieſem alltäglichen Worte denken ſollten; genug aber, ihr kleiner Finger, — der gemeiniglich ein kleiner vorlauter Schwätzer iſt — hatte es — im gröſten Vertrauen, verſteht ſich — ihnen, und ſie hatten es der Welt, auf Koſten manches Ries Papiers, geſagt. Und unter uns: ſie mögen am Ende ſogar Unrecht nicht gehabt haben: denn Scha-Baham — ſo hies unſer Monarch — hatte eine ganze mächtige Bibliothek zierlich gedrukter, ſplendid gebundener, und mit unzähligen der herrlichſten Kupfer geſchmückter Bücher in ſeinem Schlafkabinet; verſteht ſich aber von ſelbſt, daß dies nur ſeine Handbibliothek war, die er früh Morgens, ehe der Kammerdiener den Kaffe brachte, und Abends, ſtatt eines Schlaftränkchens, ſich zu Gemüthe führte. Von dieſen Büchern war der gröſte Theil aus ſeiner Maieſtät eignem Gehirn gefloßen. Freilich hatte er ſie ſeinem Geheimſchreiber meiſtentheils in die Feder diktirt, und einige loſe Höflinge, die für Witzlinge, und was noch das ſchlimmeſte war, für — Schriftſteller und — o ihr Muſen und alle Heiligen des Himmelſtürmenden Olymps, und du Pelion, und du breitſchultrichter Oßa! für Dichter gelten wollten, flüſterten den reichen Bauchgötzen der Reſidenz ziemlich vernehmlich ins Ohr: Sr. Maieſtät habe öfters dem Hofbibliothekar Ordres gegeben, einen vollgepfropften Tragkorb mit Folianten, Quartanten, ꝛc. verabfolgen zulaßen; über dieſem Schatz alter im Schweis des Angeſichts und dem heftigſten Bauchgrimmen zuſammengeſtoppelter Gelehrſamkeit, hätten Ihro Maieſtät tagelang geſchwitzt, um ſie gehörig zu unterſuchen und zu prüfen! wenn dieſelben dero Geſchwindſchreiber etwas zu diktiren geruht hatten. Dem ſei nun wie ihm wolle, ſo wird wohl keiner die Effronterie beſitzen, aus dieſem wackelnden Vorderſaz den krüplichten Schlußſaz folgern zu wollen, Ihro Majeſtät habe dieſe unbequemen Folianten, Quartanten u. ſ. w. in kompendiöſere — Taſchenformate umgegoſſen? So was, meine Herrn und Damen, kommt ja nur einem ſogenannten neumodiſchen Schriftſteller zu: das heiſt einem, der ſich darauf applizirt, alle Meſſen ein gewiſſes Quantum Manuſkripte, beſtehend aus Exzerpten, Verteutſchungen, Beobachtungen, Anmerkungen, Satyren, Pasquillen, Komödien, Tragödien, Aufſätzen, Blumenleſen, Neujahrswünſchen, ꝛc. gegen baare Bezahlung, oder auf Abſchlag zu liefern; einem Manne, der ſein ganzes kurzes Leben zum beſten der Menſchheit, auf neue Spekulationsſchmiedereien anwendet, übrigens ein Menſchenkind, wie wir andern, iſt. Doch dieſes nur im Vorbeigehen zur Erläuterung geſagt.

Ich komme nun wieder auf unſern Scha-Baham zurück. Der war und blieb ein Philoſoph, was auch die Ohrwürmer dagegen ſummten und brummten, und das mit Recht: denn er hinterlies eine gewaltige Menge ſelbſt geſchriebner, oder welches einerlei iſt, ſelbſt diktirter Bücher, die ſeine Hofleute nach ſeinem Tode — denn unter uns geſagt: der Monarch hatte ſie etwas knap gehalten, wie's ſein Lieblingsfach mit ſich brachte — auf Pränumeration noch einmal drucken, von dem Hofpoeten durchſehen, mit kritiſch-philologiſchen Anmerkungen begleiten, und herausgeben lieſſen. Da war keine Leſe-Bibliothek, kein Bücherſchrank, worin dieſe geſammelten Werke nicht wären mit großen Lobeserhebungen aufgenommen worden. Kein geſchmackvoller Weltmann trat in die Geſellſchaft Lorgnettirter Damen und blinzelnder Stutzer, der nicht ſchon im Vorſaal, wenn ihm der Bedienter die Thür öffnete, hereingekräht hätte: „Haben ſie den neueſten Theil von Scha-Bahams Werken geleſen? — nicht? — mein Gott! — o! ſehen ſie, die müſſen ſie leſen; darüber geht auch gar nichts! Mein Gott was die Werke ſplendid gedruckt werden!

den! Wenn ſie's erlauben ſchick' ich gleich nach Haus, laß' den lezten Band herholen und leſe ihnen etwas daraus vor? — (Mit um den Mund gereichten Fingern) o! er iſt zum unſinnig werden ſchön!.. — — Daß Scha-Baham alſo ein Philoſoph war, wiſſen wir nun zur Genüge ſchon daraus, daß er eine gewaltige Menge Bücher geſchrieben hatte, die in der damaligen Leſewelt große Epoche machten. Aber er hatte noch mehr Kennzeichen an ſich. Er war unaufhörlich mit ſich ſelbſt beſchäftigt, tief in ſich hinein gekehrt, von wandelbarer Laune, mit unausſtehlichen Grillen behaftet, ein Feind des ſchönen Geſchlechts; deſto mehr entzückte ihn aber ein blühender, wohlgewachſener Jüngling; er trank beſtändig Waſſer, aß nur einmal des Tags, ſchlief nur 7 Stunden, gieng oft in düſtern Felſengängen, oder in einſamen, ſchaurigen Wäldern mit runden, tief in die Augen gedrückten Hut, auf dem Rücken ruhenden Händen, und ſtarr vor ſich ſchauendem Blicke ſpazieren, unterhielt ſich mit jedem Handwerksburſchen, oder Bauernjungen, der ihm begegnete, und ſprach ein langes und ein breites mit ihm, wovon der gröſte Theil aus Fragen beſtand. Unter andern löblichen Gewohnheiten war ihm noch dieſe eigen, die einem großen Herrn, beſonders einem Philoſophen, ſehr zu ſtatten kommt, nämlich, die Leute, die ihn auf ſeine im Vorbeigehen und aus Zerſtreuung, oder um etwas zu ſagen, hingeworfene Einladung, oder aus andern geiſtlichen Abſichten, beſuchten, mit einem kurzen Adieu! ſo bald es ihm beliebte, wieder zu beurlauben. Aus dieſem allem leuchtet nun unwiederſprechlich hervor, daß Scha-Baham ein Philoſoph war, aber die Folge wird es noch ſchärfer beweiſen. — Scha-Baham war — nicht aus einer gewißen kizlichen Stimmung der Nerven, oder einer vorüberfahrenden Aufwallung der Leidenſchaften, im Frühling, wenn ſich alles paart, und das Herz dringende Anſprüche an die Geſelligkeit macht, ſondern aus Politik und — Hofzeremoniel — mit der Tochter eines benachbarten Fürſten vermählt, deſſen Herrſchaft weit beſchränkter, als die ſeinige, war. Dieſe Gemahlin war nichts weniger als ſchön, und wenn wir, zwiſchen hübſch und ſchön einen Unterſchied machen wollen, wie doch billig iſt, denn welches geziemende Epitheton bliebe ſonſt der Vollkommenheit übrig? — ſo war ſie kaum hübſch, übrigens wohl zu Leibe und von äuſſerſt zartem Nervenbau. Schon in den erſten zwei Jahren ihrer Verbindung beſchenkte die gutherzige Frau ihren Gemahl mit zwei vielverſprechenden Sprößlingen des hochfürſtlichen Stammes, worüber ihro Maieſtät ſowol, als der geſammte Staat ſich einhelligſt erfreuten.

Das war ein Jubel, als der Kronerbe erſchien! Da regnete es Sonetten, Epigrammen, Chöre, Trinklieder, Bonmots, Romanzen, Lob- und Danklieder, Rezitative, Arien, ꝛc. komiſche, und traurige, poetiſche und unpoetiſche, ernſthafte und barocke, gefühlvolle und empfindelnde! daß dich! das war ein Singen und Klingern, und Summen und Brummen durch alle Straßen und Winkel der Reſidenz! Da floß Wein, wie Waſſer, und die Dichter, und Dichterlinge berauſchten und begeiſterten ſich daraus auf das Wohlſein des neuen Welt- und Staatsbürgers.

Ich ſage beide waren vielverſprechende, hofnungsvolle Knöspchen des königlichen Blumenſtocks; aber dero Thronerben beliebt' es leider nicht ſein Verſprechen zu halten — wie denn dieſes ein Erbfehler großer Herren zu ſein ſcheint! — denn er beurlaubte ſich binnen Jahresfriſt, und wanderte ruhig zu ſeinen wohlſeligen Vätern hinüber. Dieſes geſchah wenige Tage vor dem Eintritt ſeiner Geburtsfeier, zum gröſten Leidweſen des Hofs, und vorzüglich der Hofſchauſpieler, die eben mit der Probe eines neuen Trauerſpiels beſchäftigt waren, worin es gar gräulich zugehen, und welches am feſtlichen Geburtstage mit gröſtmöglichſtem Pomp aufgeführt werden ſollte.

Die Ephemeriden des daſelbſt befindlichen Theaters melden: die Prima Donna, die ſich eben mit dem erſten Liebhaber, den Vorſchriften des Verfaßers gemäs, in einer ſchmachtenden Attitude befand, und im Begriff war, eine Ohnmacht zu ſchildern, ſei vor Schrecken über dieſe Hiobspoſt, wirklich dem Helden des Trauerſpiels ohnmächtig in die Arme geſunken. Einige unverſchämte Witzlinge ſollen bei der Gelegenheit bemerkt haben, ſie hätte in ihrem ganzen Leben dieſe Situation nicht glücklicher ausgedruckt: weil ſie in den vorgeſchriebenen Fällen nie ihre Lachmuskeln ganz in ihrer Gewalt gehabt hätte. Vermuthlich aus Politik: um nemlich die, ihre anmasliche Schönheit entſtellende Todtenregierung zu vermeiden. Die Urſache dieſer tragiſchen Tragödie ſoll dieſe geweſen ſein: Die Donna habe nämlich auf den bevorſtehenden Tage eine Doſe voll koſtbarer Schminke, aus einer europäiſchen Hauptſtadt, die ſich auf die Zubereitung dieſes nothdürſtigen Modeprodukts, ſeitdem die Unſchuld und die reizende Schaamhaftigkeit aus den meiſten Zirkeln der damaligen Schönen verbannt oder entflohen war, — aufs treflichſte verſtand, nebſt einem koſtbaren Staatskleide, ganz nach dem neueſten Stück des Modejournals eingerichtet, — verſchrieben um darin zu brilliren, — vorzüglich über um den jungen Kritikern, die ſich bei jedesmaliger Vorſtellung mit Brillen und Lorgnetten um das Orcheſter herumreiheten, wie junge Hündchen um den Brodnapf, einen Almanach voll Loblieder und Epigramme abzulocken. Indeßen hatte dieſer traurige Vorfall auf Scha-Bahams Gemüthe die unangenehmſte Wirkung gehabt. Finſter und in ſich hineinſtarrend ſas er da in ſeinem verſchloßenen Zimmer, wie das leibhaſtige Bild der Melancholie. Niemand durfte ſich ihm nur auf 10 Schritten nahen; Der ganze große Pallaſt war ihm zu eng, ob er gleich nicht aus dem Zimmer kam, und man ſagt, er ſei willens geweſen, ſeine bisherige Wohnung glatt abſchleifen und eine andere errichten zu laßen; woſelbſt er ſich ferner mit ſeinem Hofſtaat aufhalten könnte, weil ihm der gegenwärtige unaufhörlich das Bild ſeines verſchiedenen Stammhalters vor die Seele rief; welches Projekt er jedoch nach einiger Ueberlegung, wodurch er einſehen lernte, daß ſich dieſes bis dahin wohl von ſelbſt geben würde, wieder fahren lies. Der gute Scha Baham war wirklich in großer Beſorgnis, wie er die dringenden Anſprüche des Staats auf eine neue königliche Lendenſproße befriedigen wollte, ohne ſeiner Lebensfriſt 10 bis 20 Jahr Abbruch zu thun.

Die Königin Philamera — ſo nannte ſich ſeine Gemählin — betrug ſich aber ganz anders dabei. Die erſte Wirkung dieſer Hiobspoſt war freilich ein halb Duzend Ohnmachten; ſobald man aber den Leibarzt aus der Hauptſtadt eines benachbarten Königreichs — nicht etwa aus Mangel an dergleichen Menſchen am Hofe ſelbſt, ſondern — weil es ſo Mode war — verſchrieben und in einer ſechsſpännigen Karoſſe abgeholt hatte, ſchwang ſich nach einigen ſpirituöſen Getränken, und Elixiren das zarte Nervenſyſtem der Königin wieder in die gehörige Lage, ihre Wangen glühten wieder auf — ihr Auge ſpielte mit neuem Glanz. — Im vorbeigehen geſagt, ihre Augen waren das häßlichſte an der ganzen maßiven Figur, dennoch hatten die Hof- und Stadtpoeten, weil es ihnen gerade an andern Gegenſtänden ihrer liriſchen Wuth gebrach, die Effronterie, ſie mit Sonnenſcheiben und Fixſternen zu vergleichen, die nach einem trüben Winterhorizont, mit heller aufſtralendem Schimmer um den hochſchlagenden Buſen der Natur ſpielen; wofür ſie männiglich mit einer goldnen Medaille beſchenkt wurden. — Uebrigens befand ſich nach dieſer kleinen läſtigen Kataſtrophe auch das Gemüth der Königin wieder in allerhöchſtem Wohlſein; und ſie war nun auf nichts eifriger bedacht, als ſich in einem entfernten Bade zu einer neuen Zeugungsoperation vorzubereiten. Der troſtvolle Päan, der ihre Lebensgeiſter wieder angefocht hatte, ward mit einen hochklingendem Titel — der damals bei den ſchönen Geiſtern und Genien ſehr gang und gebe war — und einer anſehnlichen Vermehrung ſeines jährlichen Gehalts beſchenkt. Von nun an war er auch das Orakel des ganzen Reichs. Hatte irgend eine Dame vor Schrecken über ihren entlaufenen Dudu Vapeurs bekommen, oder ein gefräßiger Schmarotzer aus Heißhunger bei Tafel eine Gräte verſchluckt, wurde ſchnurſtraks der mediciniſche Wunderthäter herbeigerollt. Dieſer arme geplagte Mann muſte ſeine Luſt theuer büßen. Er hatte weiter nichts zu thun, als Tag auf, Tag ab, die Poſtſtraßen zu meßen. Kaum blieb ihm noch ſo viel Zeit übrig, daß er ſeine eignen, ſchwindenden Kräfte, in den Armen ſeiner blühenden Gemahlin hatte auffriſchen können. — Wir haben oben gehört, daß ſich Balſamora große Rechnung auf einen neuen Lückenbüßer des königlichen Namens machte, aber die gute Dame verrechnete ſich gewaltig. Denn kaum war bei ihrem philoſophiſchen Gemahl der erſte Sturm vorüber — die Elegien, Thränodien, Grabſchriften, Leichenkarmina ꝛc. fuhren noch immer, wie ein heulender Orkan, durchs Land — kaum fieng die Vernunft wieder an ſich in dem königlichen Gehirn in gehörige Poſitur zu ſetzen: ſo war die abgefallene Sproße vergeßen. Scha-Baham lies ſogleich den Befehl ergehen, die ausgetretenen Elegiſchen Ströme, die durchs Land braußten, mit den Schranken der philoſophiſchen Ergebenheit einzudammen. Es ſtünde doch einmal nicht zu ändern, und die Wohlfahrt des Reichs dürfe nicht mit den leidigen Thränenbächen der Verzweiflung verſchlämmt werden. Die Kanzelei verfertigte augenblicklich ein zwei Ellen langes Dekret, welches in allen Provinzen, Städten, Flecken und Dörfern des ganzen Reichs, an die Stadtthore und Gaſthöfe angeſchlagen, von der Kanzel, von allen Kathedern und in jedem Kollegium publizirt wurde. Mit einem mal waren die Trauermelodieen wie ein Aprilengeſtöber verſchlagen, und die Dichter ſagen — weil eben ein ſchöner Maientag am Himmel auftrat — die Schöpfung ſeie im roſigen Gewande der Wiedergeneſung des gnädigſten Monarchen. Sogleich erſchienen die Hofdamen von 20 bis 70 Jahren alle in roſenfarbnen Schleppkleidern bei Hofe, um dieſe Hypotheſe recht anſchaulich zu machen; und weil im obenerwähnten Dekret auch abgefaßt war, daß mit Sereniſſimi Bewilligung die Dames de la Cuor auf dem nächſten Gallatage wieder mit Diamanten erſcheinen könnten, wollte ſich doch keine dieſer Grazien den Vorwurf machen laßen, als habe dieſer Befehl keinen Einfluß auf ſie; zu dem Ende wurden alle Hofjuden und Hoffaktoren und Galanteriehändler und Goldſchmidte und Jubeliers des ganzen Reichs in Athem geſezt, um Edelſteine, ächte oder unächte, gleich viel, über Hals und Kopf herbeizutreiben, verſteht ſich, gegen ausgeſtellte Scheine. Wer recht ſpekulativ handeln wollte, ſuchte alte Erbſtücke, als Ohrringe, Halsbänder und dergleichen mehr, hervor, ſchickte ſie dem wohlfeilſten Jubelier zu, und gebot ihm dieſe alten Mobilien, welche die ganze Ahnenfolge des hochadelichen Stammes erlebt hatten, in die neueſte Facon umzumodeln. Da kamen denn nun freilich gar beſondre Kompoſitionen zum Vorſchein; das half aber alles nichts; was am barockſten war, galt für neue Mode.

Indeßen ließen ſich Ihro Maieſtät durch dero Leibkammerdiener bei der Königin melden; es war eben 10 Uhr Abends nach geendigter Cour. Balſomora war heute, wider Gewohnheit, ſehr aufgeräumt geweſen, hatte ſich auſſerordentlich gnädig gegen die Hofſpasmacher gezeigt, und ihnen manches Bonmot abgelockt. Ein ſüßes Klopfen fuhr durch ihre Seele, als der Kammerdiener die Nachricht von dem bevorſtehenden Beſuch überbrachte; ihre Wange glühte raſch auf, ihre Muſkeln und Geſichtszüge ſchwangen ſich in eine gewiße Lebhaftigkeit, welche die unverkennbare Charakteriſtik innerer Zufriedenheit ausmacht. Geſchwind wurde der Geſellſchaftsdame Ordres gegeben, den Kammerfrauen aufzutragen, das damaſtne Bett friſch überziehen zu laßen, noch einige Küßen hineinzulegen, und das roſenfarbne Negligee, welche ihro Maieſtät am Abend vor ihrer Brautnacht angehabt, hereinzulegen; alles durch und durch mit eau de la reine zu beſprengen! und Theewaßer aufzuſetzen. Dabei wurde die Dame in allergnädigſten Ausdrücken, unter dem Vorwand, man wolle ſie nicht länger aufhalten, für heute entlaßen. Balſamera nahm ihren Platz auf einem roſenfarbnen Sopha — man merkt leicht, daß dieſes ihre Lieblingsfarbe war — ſuchte ſich in eine vortheilhafte Attitude zu werfen, und nahm ein gewißes ſehr gefühlvolles Buch zur — Hand, welches einer der Lieblingsdichter der Nation verfertigt hatte. und welches manche ſchöne Regel für die praktiſche Liebe enthielt. Wenn meine Leſer oder Leſerinnen neugierig ſein ſollten, dieſes Buch kennen zu lernen, ſo will ich es ihnen bei mündlicher Nachfrage gern nennen; ich zweifle aber, ob es mehr zu haben iſt: denn auch das Gebiet der Literatur und Dichkunſt ſteht unter der Bothmäßigkeit der herrſchſüchtigen Mode, und hängt von ihrer wandelbaren Laune eben ſo ſehr, als die Seeligkeit eines ſchmachtenden Seladons, von der Laune ſeiner Galathe, ab.

Indeßen erſchien Scha-Baham mit feierlichen Tritten, eine große Sturmhaube auf dem Kopf, eine lange Tabackspfeife in der Hand, und einen zugegürteten Schlafrock um. Die Dame blieb ganz gelaßen ſitzen, und that als merkte ſie ſeine Ankunft nicht, um nicht aus ihrer geſchmackvollen Attitüde zu gerathen, die ihr viel Studium gekoſtet hatte. Scha-Baham holte ſich gelaßen einen Stuhl herbei, nahm ſeinen Platz in ziemlicher Entfernung von Sopha, ſchlug die Füſſe übereinander, ſchob ſeine Sturmhaube hin und her, that ein anderthalbdutzend ſchnelle Züge aus der langen Pfeiſe, um den verglimmenden Knaſter wieder anzuſachen, legte die Hand aufs Knie, räuſperte ſich mit einer gewißen gedehnten Gravität, wie einer der von andern bemerkt werden will, ſah mit tiefſinnigen Blick gen Himmel, als ob er die Quadratur des Zirkels ſuchte, und blies den Tabaksdampf langſam vor ſich hin. Balſamora las ruhig weiter; als ihr aber der ſtrenge Knaſter in der Luftröhre krabbelte, war ſie genöthigt, ſich durch einen Schaafhuſten Luft zu verſchaffen, und ſtellte ſich bei der Gelegenheit ganz erſchrocken über die unbemerkte Gegenwart des Königs. Sie wollte eben eine Ohnmacht affektiren, und ſtemmte ſchon die Hände auf beiden Seiten gegen die Bruſt; aber das kalte Betragen ſeiner Majeſtät, der ſie mit einem gleichgültigen: „Mein Schatz, ich muß ihnen ein Proiekt mittheilen„ begrüßte, brachte ſie aus aller Contenance, und ſie fand es für rathſam dieſes weibliche Arkan bis auf eine andre Gelegenheit zu verſparen. Betroffen ſtockte ihre ſonſt geläufige Zunge einige Augenblicke; aber die Begierde, ienes wichtige Proiekt zu erfahren, klimperte ſo lange darauf herum, bis ſie endlich von ſelbſt den erſten Ton wiederangab. Kurz, um meine Leſer ſobald, als möglich, ans Ziel zu bringen, es wurde in dieſer nächtlichen Seßion das wichtigſte Proiekt, was eine Familie, was ein ganzer Staat entwerfen und ausführen kann, nämlich ein Erziehungsproiekt, von der einen Seite vorgetragen, von der andern bewilligt, erweitert, verbeßert u. ſ. w. — Dieſes Proiekt betraf den einzig — noch übrigen Sprößling des königlichen Stammes. Scha-Baham lies ſich nämlich verlauten: er habe nach reiflicher Ueberlegung der Sache feſt beſchloßen, künftig die weibliche Thronfolge in ſein Reich einzuführen.

Er habe ſich zu dem Ende alle mögliche Mühe gegeben, einen philoſophiſch-neumodiſchen Erziehungsplan zu entwerfen, nach welchem die iunge Konaira — ſo hies die Prinzeßin — gebildet werden ſollte.

So zufrieden Balſamora auch mit dieſem lezterem war, ſo wenig Urſache hatte ſie, mit dem erſteren zufrieden zu ſein. Denn dadurch wurde nun dem Quell ihrer Fruchtbarkeit mit einem Male ein gebietheriſcher Damm entgegengeſezt, der ihm nicht anders, als durch Schleichwege, verſtattete, ſeiner Fülle einen Abfluß zu verſchaffen. Indeß behielt ſich die kluge Balſamora die weitere Anwendung dieſes Nothmittels auf günſtigere Gelegenheit bevor, wo ſie daſſelbe auch ſo auszubilden hoffte, daß es keinen einzigen Zweck verfehlte, alle möglichen Vortheile, und keinen einzigen Nachtheil brächte. Und ſo gab ſie denn erſt aus Politik, dann aus wirklicher Zufriedenheit, dem Proiekt ſeiner Maieſtät unbegrenzten Beifall. Nachdem Scha-Baham ſeinen ganzen Plan entwickelt hatte, der kürzlich darin beſtand, daß er ein Pädagogium, oder beßer geſagt: ein Philanthropium mit unbegrenzter Anwendung aller erforderlichen Koſten, wollte errichten laßen, dazu die angeſehenſten und berühmteſten Männer und Philoſophen der damaligen Welt voziren, Ihnen nach Rang, Würde und Talenten die Aufſicht darüber ertheilen, dieſes Inſtitut für beide Geſchlechter einrichten, die Sprößlinge des geſammten Staats in dieſes fruchtbare Erdreich verpflanzen, und die Prinzeßin ohne Verzug aus dieſem Boden die erforderlichen Nahrungsſäfte des Körpers und des Geiſtes wollte einſaugen laßen — ward von Seiten der Königin ein kleines „Halt.“ vernommen, welches dahinaus lief, daß man für's erſte wohl nur darauf Bedacht ſein dürfte, dieſe Pflegſchule des Staats ſo einträglich und bequem, als möglich zu machen, binnen welcher Zeit die noch zarte Prinzeßin Gelegenheit haben könnte, die erſte aufſtrebende Knoſpe ihres Frühlings in dem Treibhauſe einer Duenna zu entwickeln. Worauf Scha-Baham weiter nichts zur Antwort gab, als ein bedächtliches Kopfſchütteln vergeſellſchaft mit einem zweifelhaftem: „Das wird ſich ſchon noch finden. — Und hiermit hatte die Seßion für diesmal ein Ende.

In der Thür kehrte ſich Scha Baham noch einmal um, hob an der Federmütze, und ſagte mit ſehr nachdrücklichen Bewegungen: „er hätte ſich nicht gern dem Vorwurf ausſetzen wollen, als wäre er zurückhaltend, deshalb hätte er ſie in Zeiten von ſeinem Vorhaben benachrichtigen wollen; bäte ſich's übrigens aus, daß keine fremde Hand an ſeinem Werk meiſtern, oder ſchnitzeln möchte, weil er die Ausführung deſſelben ſich allein vorbehielte, indem er ſelbſt das ganze am beſten überſchauen, und folglich Mittel und Zweck am füglichſten mit einander in Harmonie bringe könnte. Uebrigens verbliebe er ihr in Gnaden gewogen, und würde nicht ermangeln, ſich ihren wohlgemeinten Rath auch fernerhin zu allem was den Staat und das königliche Haus beträfe, auszubitten.„—

Die ganze folgende Nacht brachte Scha-Baham mit Entwürfen zu. So bald der Hahn krähete und die frühe Schwalbe am Himmel zwitſcherte wurde der Kammerdiener hereingeklingelt, der ſich noch den Schlaf aus den Augen rief, und die Gnade hatte, ſich unterthänigſt zu erkundigen, ob ihro königliche Maieſtät ſich nicht etwa in der Zeit irrten? Ohne aber gehört zu werden, erhielt er den Befehl, das Theewaßer aufzuſetzen, und das geheime Konſeil zur Seßion in dem neuangelegten Park zuſammen zu berufen.

Der Kammerdiener nahm ſeinen unterthänigſten Abtritt wieder, und wuſte nun ſchon was ihm zu thun oblag, nämlich ſpornſtreichs zum erſten Miniſter zu galloppieren, und ihm den königlichen Befehl kund zu thun.

Dieſer Mann war zwar den Jahren nach der älteſte, aber der Würde nach der jüngſte Miniſter am Hof, weil man ſeine großen Verdienſte eine Zeitlang verkannt hatte, die darin beſtanden, die königliche Schatzkammer auf alle mögliche Art zu bereichern, von ieder auszutheilenden Beſoldung bald ein Sechzehntheilchen, bald ein Achttheilchen, bald ein Viertheilchen abzuſchneiden, iedem Arbeiter die Hälfte ſeines wohl verdienten Lohns zu geben, iedes der Kaße nachtheilige Proiekt, durch gewiße Staatskniffe zu vereiteln, und ieden Entwurf zum Beſten des Staats beſtmöglichſt, das heiſt Beſtſparſamlichſt, auszuführen. Durch dieſes kluge Betragen, und ſeine wolthätige Oekonomie, die er in allen Stücken bewies, hatte er ſich das unumſchränkte Vertrauen ſeines Herrn erworben, der nicht einmal den kleinen Finger in warmes Waßer tauchte, ohne den Miniſter vorerſt darum zu befragen, der denn allemal die Gnade hatte zu verſichern, kaltes Waßer thäte eben die Dienſte, und hätte noch obendrein den Vortheil, daß man das Holz dabei erſparte. An Suade, und Leibeskonſtitution übertraf dieſer wichtige Mann alle andre Menſchen im Königreiche. Zu dieſem alſo eilte der geſchäftige Kammerdiener zuerſt, denn damit war ſein Geſchäft gethan: nun lag es dem Miniſter ob, das übrige bei der Sache zu thun — und nach Verlauf von 4 Stunden war das ganze Konſeil am gehörigen Ort.

Die Miniſters und Geheimenräthe legten ihre Stirne in Falten, nahmen Amtsminen an, präſentirten einander Spaniol, die Sekretärs korrigierten ihre Federn, glätteten das Papier mit dem Daumnagel, und die Boten und Lakaien machten ſich allerlei zu ſchaffen, rißen hier und da ein Diſtelchen, oder eine Brenneßel, nicht ſelten auch ein gutes Pflänzchen, das ſich in dem Unkraut verborgen hatte, aus, oder ſtanden 150 Schritte von ſern mit auf dem Rücken ineinandergelegten Händen, oder guckten den Himmel an, ob etwa Gewitter eintreten möchten, laſen die Fäſerchen von ihrer Livrée, und theilten einander ihre etwanigen Bemerkungen durch Lippenzerren, Naſenrümpfen, Augenverdrehen u. d. g. mit. Die Geheimenrähte brummten; — die Sekretär's reiſperten, die Bedienten pantominiſirten: kurz alles war in Bewegung, und doch herrſchte weit umher die ſorgfältigſte Stille. — Jezt erſchien der König. — Die Sekretärs und überflüßigen Bedienten wurden ſchnurſtracks beurlaubt, und die Seßion nahm ihren Anfang.

Was darin ausgemacht wurde, wißen meine Leſer nun wohl. Die Frage iſt nur: **Wie es ausgemacht wurde?** — Auf die beſte Art von der Welt.

Der Monarch trug ſeine Willensmeinung mit wenigen Worten vor, ſchloß ieden Perioden mit dem entſcheidenden: „ſo will ich es haben! —„ und die Geheimenräthe machten Krazfüſſe nach Noten.

Der Miniſter, von dem wir oben etwas umſtändlicher geſprochen haben, wollte zwar aus wohlgemeinten Abſichten den fließenden Vortrag ſeiner Maieſtät durch ein unterthäniges-Aber-unterbrechen, — ward aber dismal gar nicht gehört: weil die Sache Sr. Maieſtät Steckenpferd — die **Philoſophie**, betraf; und ſein Steckenpferd läßt ſich niemand gern verſchulden. Nach geendigtem Vortrag wünſchte ieder voll innigſter Zufriedenheit dem Staat Glück zu einem ſolchen Geſchenk, wie das bereits idealiſirte Philanthropin war, und die Geheimenräthe lächelten einander ſo freundlich an, daß ieder der Meinung war, der andere hielte ihn für den unbekannten Urheber dieſes herrlichen Proiekts: im Grund geſchah' es aber, weil ieder ſich im Geiſt vorſtellte, wie die ganze Welt nun ihre Sprößlinge in dieſe iunge Baumſchule des Verſtandes und der Sitten ſchicken würde, wie der Staat an Schätzen wachſen,

ſen, und ihre Beſoldung mit jedem Jahre höher ſteigen würde.

Sogleich wurde von allerhöchſt denenſelben verordnet, daß die Geheimekanzelei eine Aufforderung an alle Akademien und Reſidenzſtädte der Welt ſollte ergehen laßen, um die jungen Philoſophen, Profeßoren und Pädagogen unter den glänzendſten Verſprechungen herbeizulocken. Die Urſache, warum man dieſe Aufforderung nur an Akademien und Reſidenzſtädte ergehen lies, war die natürlichſte von der Welt: — man fand nämlich mittelſt eines ſehr gelenken Vernunftſchlußes, **daß große Männer ſich nur an großen und berühmten Oertern aufhalten könnten.**

Indeßen wurde Anſtalt zur Errichtung eines eigenen, zweckmäßigen Gebäudes gemacht, und zu dem Ende mußten alle Mathematiker und Baumeiſter des ganzen Königreichs ſich nach der Hauptſtadt begeben, theils um eine vortheilhafte Lage ausfindig zu machen, theils um den Raum aufzunehmen, den dieſes Gebäude umfaßen ſollte, theils die erforderlichen Materialien zu beſtimmen, die Unkoſten zu berechnen, u. d. m. Was aber die Vollendung deſſelben unendlich verzögerte, ob man gleich mit aller Macht daran arbeitete, war, weil die Neugierde eine unzählige Menge reiſender Künſtler und Kunſtverſtändige zur Beſichtigung dieſes ſo ſehr geprieſenen Gebäudes nach der Hauptſtadt trieb. Dieſe wußten ſich denn nun ihren Aufenthalt daſelbſt auf keine andre Art angenehm zu machen, als wenn ſie dem König ihre Aufwartung machten, und ihn die Abſicht ihrer weiten vorgeblichen Reiſe erzählten. Dieſes ſchmeichelte ſeiner Eigenliebe. Gemeiniglich pflegte er dann in ihrer Geſellſchaft das angefangne Werk zu betrachten, ſeine Abſichten bei Anordnung dieſes oder jenen Theils deſſelben u. ſ. w. zu erklären, und jedesmal mit der Frage zu ſchließen: „wie gefällt es ihnen?„ —

Natürlich überſtrömten ſie den Urheber mit Elogien, bis zum erſäufen; wenn es aber, wie nicht ſelten der Fall war, geſchah, daß dieſer oder jener junge Laffe, der ein Meilener 20 mit Extrapoſt gereiſt war, um ſich das Anſehen eines geſchmackvollen Künſtlers zu geben, unterthänigſt hinzufügte, dieſes, oder jenes hätte wohl ſo, oder ſo eingerichtet werden können, dieſes harmoniere nicht mit dem ganzen, jenes verſchaffe nicht genug Bequemlichkeit und dergleichen mehr: — ließ Scha-Baham, der ſeinem Werke gern die gröſtmöglichſte Vollkommenheit ertheilen wollte, gleich das ganze Gebäude wieder einreißen, um etwas hier und da bequemer anzubringen, oder demſelben einen Eingang mehr zu verſchaffen u. ſ. w; ſo daß oft ungeheure Koſten in den Schutt vergraben wurden, und noch gröſſere dem abentheuerlichen Einfall irgend eines unbärtigen Knabens aufgeopfert wurden.

Während daß dieſes vorgieng, überlegte die bedachtſame Balſamora, der ihre Kounira täglich feſter ans Herz wuchs, weil ſie in ihr, wie in einem Spiegel, ihre eignen Rize glaubte aufblühen zu ſehen, — wie nachtheilig es für die Entwicklung geiſtiger ſowohl, als leiblicher Vorzüge ihrer Tochter werden würde, wenn ſie, indeß die Anſtalten zu dem neumodiſchen Inſtitut mit ſo langweiligen Fortſchritten gemacht würden, ſich ſelbſt überlaßen, gleichſam, wie im Naturſtand umherirrte. Kein Stand in der Welt war ihr verhaßter, als dieſer, und ſie konnte ihn nie nennen hören, ohne Verzuckungen zu bekommen, noch weniger konnte ſie begreiffen, wie die Stammältern des Menſchengeſchlechts in dieſem wilden Taumel hätten aushalten können, ohne vor Eckel und Langerweile zu ſterben. Daß Mütter ſelbſt die dringenden Bedürfniße ihrer Sprößlinge zu befriedigen ſuchten, war damals ſo wenig Mode, als es jetzt iſt. Beſonders bei Adelichen und fürſtlichen Perſonen. Die gröſte Etikette beſtand nach damaligen Geſchmack darin, daß die Mutter in irgend einer Stunde des Tages, an welcher ſie vor Langeweile ſterben wollte, das zarte Töchterchen auf einen Augenblick zu ſich hereinbringen lies; wobei ſie ſich iedoch immer in gehöriger Entfernung hielt, um nicht ein unſchuldiges Zeichen ihrer Zärtlichkeit davon zu tragen. Um den männlichen Erben bekümmerten ſich die Hochadelichen und fürſtlichen Aeltern vollends gar nicht: denn der Vater, deſſen Geſchäft dieſes eigentlich hätte ſein ſollen, war viel zu ſehr preſſirt, als daß er einen Augenblick auf die Sorgfalt ſeines Kindes hätte verſchwenden können.

Weil nun aber Balſamora doch gern das Vergnügen ſobald als möglich genieſſen wollte, ſich an dem lebendigen Konterfai ihrer Vorzüge zu weiden, beſchloß ſie, die Prinzeßin bis auf weiter unvermerkt den Händen einer geſchickten Guvernante zu übergeben. Dieſes geſchah in gröſter Stille, und ohne, daß der König das geringſte davon erfahren hätte. Das Frauenzimmer, deren Händen die iunge **Konaira** anvertraut wurde, war eine Perſon vom Mittelalter, die als Geſellſchaftsdame mit einer benachbarten Fürſtin die galanteſten Städte und brillanteſten Bäder von Europa beſucht hatte. Auf dieſer Reiſe hatte die gute Dame ſich in allen ſogenannten ſchönen Künſten des weiblichen Geſchlechts zu ihrem Vortheil qualifizirt, und die gemeinnützigſten Sprachen, die an den europäiſchen Höfen und in den ſogenannten Grands Cercles der großen Welt gang und gebig waren, mit ausnehmenden Fortſchritten ſtudiert, und zwar ſo, daß ſie ihre Mutterſprache darüber vergeſſen hatte. Auf dieſer nämlichen Reiſe hatte ſie auch die Fatalite gehabt, ihren Geſchlechtsnamen aus dem Gedächtnis zu verliehren. Das gieng ſo zu. Ihre Mutterſprache war von Natur etwas rauh und holpericht; die Dichter und ſchönen Geiſter bemühten ſich zwar aufs angelegentlichſte dieſelbe etwas zu glätten und zu ebnen; gemeiniglich geſchah aber, daß ſie im andern Fall wieder verdarben, was ſie in einem Fall gut machten. Schrieb z. B. einer Hexameter, ſo war er oft um des Falls willen genöthigt, ein Wort, das er vorher aus dem Gebiethe der Dichtkunſt verbannt hatte, wieder aufzunehmen; ferner lagen die Philoſophen in ewigen Streit mit den Muſenſöhnen: wenn iene ein Stück Feld in der Sprache bearbeitet, und für ihre poetiſchen Gewächſe urbar gemacht hatten, ſtolperten dieſe, die gewöhnlich ihr Gehirn und alle 5 Sinnen in der Harmonie der Sphären tauchten, und im Unermeßlichen umherſchwammen, ſtolperten dieſe, ſag ich, in die ſchöne Saat der Dichter unverſehens hinein, verheerten und erſtickten alle zarten Keime, und wühlten das ganze Erdreich wieder auf. Sogleich ſah es in dem Sprachgebieth dieſer Nation — deren Schriftſteller überhaupt ehe zu ſchriftſtellern anfiengen, als ſie Grammatik verſtanden — wie nach der Verwüſtung von Sodom und Gomorra aus. Es herrſchte daſelbſt, um den Ausdruck eines gelehrten Engelländers, deſſen er ſich bei einer andern Gelegenheit bedient, auch hier anzuwenden — auf dem Felde der Sprachkunde: „Bellum omnium contra omnes.„ Man kann ſich alſo leicht vorſtellen, wie gräslich die Bildung der Nenn- und Eigenthumswörter müſſe ausgeſehen haben. Der armen Donna, z. B. von der hier die Rede iſt, hatte man bei ihrer Geburth den Namen: Schnypsweckſchnackſickſiliora aufgebürdet. Dieſes war ihr Geſchlechtsname. Der Vorname klang ſchon etwas milder. Denn es war bei dieſer Nation gebräulich denſelben aus den empfindſamen Romanen und Poeſien zu entlehnen: wie ſich unſre Schönen, z. B. ſo gern Emma, Bianca, Minna, Mariane, Lotte u. ſ. w. nennen.

Auch hatten die Schriftſteller, Romanenſchreiber und Dichter die löbliche Gewohnheit, ihren Töchtern bei der Geburt dieſen oder ienen Namen, den einer ihrer empfindſamen

ſamen oder vermeintlich ausgezeichneſten Romane rc. führte, beizulegen, um das himmliſche Entzücken zu genieſſen, ihn täglich und ſtündlich von fremden Zungen nennen zu hören, und doppelte Vaterfreude zu empfinden.

Die Dame **Schupweckſchnackſickſiliora** durfte nun aber, wie ſich leicht erachten läßt, dieſen ſchrecklichen Namen in den galanten Städten Europens auf keinen Fall über die Lippen bringen, ohne ſich einem Donnerwetter von Spöttereien, Witzeleien und Satyren auszuſetzen. Wer ihn nennen hörte prallte 20 Schritte zurück, und wenn es in einer Geſellſchaft geſchah, das ihn der eine oder der andere, um die Unterhaltung aufzuwecken, in den Mund nahm, welcherte er ihn dergeſtalt umher, kaute und nutſchte und knätete ihn ſo jämmerlich, daß den Zuhörern das Trommelſell davon hätte zerplatzen mögen.

Dieſes war dann gemeiniglich das Signal zu einem erſchütternden Gelächter, welches auf die arme Dame losbrach. Sie muſte ſich alſo bequemen, dieſen anſtößigen Namen mit einem milderen zu vertauſchen, den ihr ein ſchmachtender Seladon, der ſie gern beſingen wollte, in einer gewißen zärtlichen Kathaſtrophe gab. Von nun an nannte ſie ſich alſo **Donna Laura Eloiſa.** An der ſüstönenden Melodie und den ſeelenzerſchmelzenden Nebenideen dieſes Namens hatte ſich nun ihre Einbildungskraft und ihr ganzes Nervenſiſtem ſo ſehr gewöhnt, daß ſie auf der Stelle mit einer zweiſtündigen Ohnmacht befallen wurde, ſobald er an ihr zärtliches Trommelſell anprallte: daher hatte ſie ihn auch nach und nach ganz und gar vergeſſen, und die einzige Bedingung, unter welchen ſie in ihr Vaterland zurückkehrte, war die Beibehaltung des angenommenen Namens.

Meine Leſer wiſſen alſo nun ſo ziemlich, wer die Dame war, die das Interregnum bei der Prinzeßin übernehmen ſollte. Es geſchah, wie wir gehört haben, in aller

Stille, und der König erfuhr nicht das geringſte davon, bis es ſich einſt zufälligerweiſe ereignete, daß die Hofmeiſterin, der man es nicht geſagt hatte, daß ſie ihr Amt in dem ſtrengſten Inkognito verwalten ſollte, auf einer Promenade, die ſie mit ihrer Elevin machte, demſelben begegnete. Er hätte ſie ſicher nicht bemerkt: denn er philoſophierte eben; wenn ſie nicht die Galanterie, — Galanterie, war ein Wort, das bei ihr das Bürgerrecht erhalten hatte, und womit ſie alles benannte, was entweder keine eigne, oder doch eine ſehr unſchickliche Benennung in ihrer Mutterſprache führte; überhaupt war dieſes Wort durch ſie ſo Mode geworden, wie ohngefähr das heutige — Genie! — wenn ſie, ſag' ich nicht die Galanterie gehabt hätte, auf ihn zuzueilen, und ihm mit einer ihr ganz eignen Grazie ein „ah bon jour!,, zu bieten.

Bei dieſer Gelegenheit nun erfuhr der König die ganze Sache. Kaum behielt er noch ſo viel Contenance, um der Duenna nicht einen Mund voll Grobheiten ins Geſicht zu werfen; doch ſchwieg er, und entfernte ſich eiligſt. Die Dame hätte wohl Urſach gehabt, über ſeine Indiskretion zu klagen, wenn ſie nicht geglaubt hätte, dieſe ſchnelle Veränderung der Athmoſphäre ſeiner Maieſtät, rühre von dem Sturm der Laune, oder überhäuften Geſchäften her.

Scha-Baham war kaum einige 20 Schritte von der läſtigen Dame fern, als er ſeine gewöhnliche philoſophiſche Tour wieder anfieng. Er war nun auf nichts eifriger bedacht, als dieſer unverſchämten Liſt der Königin eine andre, von eben dem Schlage, entgegenzuſetzen. Die Hofmeiſterin über Hals und Kopf davon zu iagen, war ihm nicht philoſophiſch genug; und doch hatte ſie ihm ſeinen ganzen Plan zerſtöhrt. Seine Meinung war geweſen, aus der Prinzeßin, ein Kind der Natur zu erziehen. Zu dem Ende ſollte ſie die erſten Jahre ihres Lebens den Händen des Ohngefährs überlaßen ſein; welche Richtung dieſes ihrem jungen Herzen geben, welche Knoſpen es aus dieſem zarten Stamme hervortreiben würde, ſollte ihm frei ſtehen; und nach dieſem wollte er ihre künftige Erziehung einrichten: denn er hatte große Dinge mit ihr vor, und ſein Plan war, nichts geringeres, als eine Philoſophin, — ein Wunder ihres Geſchlechts — aus ihr zu ziehen. — Nach einigem Hin und Herſinnen fiel ihm endlich ein, das beſte wäre wohl, der Prinzeßin für jetzt noch einen Hofmeiſter zu geben — weil ſein Plan doch nun einmal verrückt wäre — dieſes muſte aber ein geſetzter, weiſer Mann ſein, der den verkehrten und zweckwidrigen Bemühungen der Hofmeiſterin auf eine richtige, zweckmäßige Art entgegenarbeiten ſollte.

Dieſes Vorhaben ward unvorzüglich in Ausführung gebracht.

Wie ſehr erſtaunte die Hofmeiſterin nicht, als den andern Morgen in aller Früh — es war 9 Uhr — ein ziemlich hand[illegible]er, ſtöpslichter Mann mit großen kalbledernen Stiefeln, die ihm um die Knorren herumſchlappten, einer langſchößigten Weſte, einem ſchwarzſammtnen Rock, der vor 3 Jahrhunderten Mode geweſen war, einer mächtigen Alongenperücke, die ihm vorn um die Bruſt bammelte, und einem kleinen wachstuchenen Hütelchen — in's Zimmer trat. Die gute Dame war eben im Begriff ihre Beinkleider anzuziehen — die Damen trugen ſchon damals dieſes mauerveſte Bollwerk unter der gewöhnlichen Frauenzimmerkleidung — und mußte nun der Zofe klingeln, ihr ein niederſchlagendes Pulver zu holen, weil ſie eine Ohnmacht drohte. Sogleich trat eine Schaar reiſiger — Bedienten ins Zimmer und zogen den indiskreten Toilettenbeſuch heraus ins Antichamber, damit die Hofmeiſterin Zeit gewinnen möchte, ſich anzukleiden.

Der gute Mann mochte noch ſo ſehr dagegen proteſtieren, und einmal übers andere verſichern, er käme auf Sereniſſimi allerhöchſtem Befehl, es half alles nichts: man lies ihn in ziemlich harten Ausdrücken vernehmen, daß der Groß-Mogul ſelbſt um dieſe Zeit nicht hereingelaßen würde; es ſei wieder die Galanterie eine Dame vor der Toilette zu beſtürmen; ſie hätte vor Schrecken des Todes ſein können. Er möchte ſich nur noch ſo lange gedulden, bis die gnädige Frau angezogen wäre.

Er wartete eine — zwei — drei Stunden — vergebens: zog alle Minuten ſeine Taſchenuhr hervor, wackelte mit dem Stuhl, machte einige Gänge im Saal auf und ab, ſchlürfte Taback — umſonſt! Um halb eins kam endlich das Kammermädchen mit dem tröſtlichen Befehl an: er ſollte hereinſpazieren. Der gute Mann erwartete die Hofmeiſterin im vollen Glanze zu finden, und zog ſchon auf den Fall ſeine Lorgnette heraus, weil ſeine Augen etwas dunkel worden waren — es war dieſes die Modenſeuche der Gelehrten und Petitmäters damaliger Zeit — aber wie ſehr erſtaunte er nicht, als er ſie in einem leichten Negligee von weißem Neſſeltuch in einem kurzen Mäntelchen, mit langen bis auf die Schuhſpitzen herabhängenden Klappen, in einer Ottomanne ganz nachläßig hingeworfen, erblickte. Sie hielt juſt eine Taſſe Chocolate vor den Munde, und konnte ihn nicht ſo gleich anſehen. Darob ſtutzte der Mann mit der Alongenperücke, und ſtotterte ganz unterthänigſt ſein geſegnete Mahlzeit her.

Dame Laura Eloiſa frug ihn ſogleich mit aufgeworfener Naſe, ob er nicht Franzöſiſch verſtünde? — Er verneinete es mit tauſend Reverenzen, verſicherte aber daß er römiſche und griechiſche Sprache aus dem Fundamento ſtudiert und in der erſteren allbereits 20 Autores edieret und kommentieret hätte. Man frug ihn hierauf, mit einem ſpöttiſchen Naſerümpfen — das er für Beifall auslegte —

was ſein Anliegen wäre? — Und nun fieng er an in ſchöngedrechſelten zizeronianiſchen Perioden, und wohlgewählten lateiniſchen Floskeln ſeinen Beruf, als dermaliger Hofmeiſter der allerdurchlauchtigſten Prinzeßin und Frauen, Frauen Bezara Vefilia Konaira ſeine geringfügigen Conatus mitzutheilen, mit allerwerteſten Reſpekte zu Füſſen zu legen.

Welch ein Donnerſchlag für die arme Hofmeiſterin; aber kaum hatte ſie ſich nur etwas erholt, und kaum fieng ihre erſtarrte Zunge an ihre Elaſtizität wieder zu bekommen, ſo ſtürzte ein zweiter auf ſie ein: ein Kammerdiener brachte ein allerhöchſtes Handbillet, worin ihro Maieſtät als ihr wohlaffektionierter König ihr entbieten lies, dem Hofmeiſter Ficiliocanabertius — ſo nannte er ſich — von nun an die Hälfte ihrer Herrſchaft über die Prinzeßin abzutreten, ſich ſeiner unumſchränkten Einſichten gänzlich zu überlaßen, und ihm ein halbduzend Zimmer in dem Theil des Pallaſtes, welchen ſie bewohnte, einzuräumen. Sie wollte eben unterthänige Gegenvorſtellungen thun, und allerhöchſt denenſelben verſichern, daß letzteres beſonders gar nicht Supportable, daß es wider alle Galanterie und Delicateſſe wäre — als ſich plötzlich die Thürflügel ſperrangelweit aufthaten, und ein halb Mandel Bedienten mit einer kleinen Trödelbude hereintraten, womit ſie das ganze Zimmer, Kanapee, Marmortiſche, Bureaus, Fortepianos und alles, was da war, bepackten. Der eine brachte ein halbduzend Perückenſtöcke geſchleppt, der andere eine Hutſchachtel, der dritte ein Bündel ſchwarze Wäſche, der vierte einen lahmen Stiefelknecht, ein paar Komoden und einen geſchundenen Schlafrock, der fünfte einen ledernen Tabaksbeutel, einen braunen Alltagsrock und rothſammtene Weſt und Beinkleider u. ſ. w. Jn Kurzen war das ganze Zimmer mit Lumpen überſchwemmt, wie ein Spital, und die Hofmeiſterin ſank vor Schrecken, Qualm und

Eckel, den dieſe ſieben Sachen auspeſteten, in Ohnmacht. Während dieſer Ohnmacht, die drei ganzer Stunden währte, gewann der neue Hofmeiſter, dem dieſe Garderobe gehörte, völlige Zeit ſeinen Einzug in das ihm angewieſene Logis zu halten; und als Donna Laura Eloiſa wieder zu ſich ſelbſt kam, trat ihr der Magiſter Filcilliolanabertius in zugegürtetem Schlafrock, einer gewaltigen Federmütze, zerriſſenen Pantoffeln, nebſt einem Tabackbeutel am Arm, und einer langen, langen Pfeife im Mund unterthänigſt unter die Augen, und erkundigte ſich nach dero gnädigem Befinden, bedauerte, daß er denenſelben auf höchſtderoſelben Befehl allbereits ſo viel Ungelegenheit verurſacht hätte, und nahm ſeinen Plaz Sans Façon neben ihr auf dem rothdamaſtenen Sopha. (Ende des Probeſtücks.)

3.

Das Kaſperl Theater zu Wien.

Dieſe dramatiſche Unterhaltung iſt den Wienern eben ſo unentbehrlich als allen Ständen angenehm, und man ſpricht mit allgemeiner Theilnahme daſelbſt von den Bonmots des Kaſperls in allen Geſellſchaften. Dies mag auch das folgende Gedicht erzeugt haben, welches wir den Leſern, wie geſagt, zur Kurzweil, mittheilen wollen. Freilich iſt es aber nicht Jedermanns Intereſſe, dieſes Theater und den Held deſſelben zu ſehen, aber wir hoffen, daß bei der Lektüre dieſes gedruckten Produkts in Ligata, dennoch wenigſtens Ein Zweck beabſichtiget werden kann, der wohl mit Kraſt auf das Zwergfell zu würken, nicht unwürdig iſt.

Kaſper-

Kaſperle der Univerſal-Doktor für alle Gemüthskrankheiten der Wiener. Im Tone des bekannten Liedchens Ohne Lieb und ohne Wein ꝛc. ꝛc. Verfaßt und dem jetzigen Kaſperle des leopoldſtädter-Theaters gewiedmet von J. C. H. Schäffer.

Ohne Kaſperl — Wiener, ſprecht! —
  Was wär unſre Freude?
Kaſperl amuſirt uns recht;
  Er kennt ſeine Leute.
Kaſperl iſt uns eben das,
  Was der Arzt dem Kranken,
Und wir haben ſeinem Spas
  Vieles zu verdanken.

Mancher Herr und Frau von Stand
  Wären längſt geſtorben,
Denen Doktor Höllenbrand
  Erſt ihr Blut verdorben;
Maustodt wären's — kurz und gut! —
  Ohne Kaſperls Schnirkel:
Dieſe treiben noch ihr [illegible]ut
  Im gehör'gen Zirkel.

Krank vor Zorn am ganzen Leib
  Iſt Herr Federnträger
Ueber ſein kokettes Weib
  Und die vielen Schwäger;
Schäumend, wie ein wilder Gaul,
  Rennt er auf und nieder —
Kaſperl macht ein krummes Maul,
  Und er lacht euch wieder!

Kun-

Kummer, Sorgen, und Verdruß,
Langeweil' und Grillen
Heilt ſo leicht kein Medikus ;—
Säftchen, Trank und Pillen,
Tropfen, Pulver und Klieſtier
Machen uns nur kränker:
Aber unſer Kaſperl hier
Jagt das all zum Henker.

Gleichwohl ſchimpfen ſein Genie
Manche Kritikacker;
Wie die Hündlein bellen ſie,
Meinen, diß ſey wacker;
Hetzen gar die Damen auf
In zwölf Kreuzer Bitten *)
Schelten auf der Zeiten Lauf
Und verdorbne Sitten;

Aber Kaſperl machts geſcheidt,
Läßt die Hündlein ganzen,
Denkt: „Sie halten mit der Zeit
„Schon von ſelbſt die Schnauzen!„ —
Denn er kennt ſich aus in Wien
Wie die Katz' aufs Mauſen;
Herrn und Damen lieben ihn
Wegen ſeiner Flauſen.

Wahr iſts auch: **Er iſt die Perl**
Aller Luſtigmacher,
Und ein pudelnärriſcher Kerl!!! —

---

*) Eine 12 kr. Brochüre, die bei Wucherer zu haben iſt; betitelt: Bitte an die Damen Wiens, das Leopoldſtädter Theater betreffend. 8. Wien, 1789.

Seine Widerſacher
Schieſſen alle neben's Ziel;
Möchten ihn gern ſtürzen —
Aber Kaſperl gilt zu viel
Bey den Wiener Schürzen.

„Kaſperl, ja, wir ſind Dir hold! —
„Ohne aufzuſchneiden! —
„Schau! Wir faßten Dich in Gold,
„Könnt's Du's Klopfen leiden. —
„Liebſter Kaſperl, ſtirb uns nicht!
„Mußt Du aber ſterben:
„O ſo laß uns Dein Geſicht —
„Deine Schnirkel — erben!!!

4.

Ueber die Urſachen die der Ausbildung der Vieharzneikunſt entgegen ſtehn.

Wenn ich erſt den Nuzen der Vieharzneikunſt beweiſen wollte, ehe ich den Gegenſtand, von dem dieſer Aufſaz handeln ſoll, darſtelle, ſo würde ich eine unnüze Arbeit übernehmen. Von ieher hat man dieſem Zweige der Wiſſenſchaften Aufmerkſamkeit und vielleicht nie mehr als iezt geſchenkt. Eine Sache aber die man beachtet, kann unmöglich unrichtig ſein.

Troz den Bemühungen ſo vieler Gelehrten um die Vieharzneikunde, ſcheint es indeſſen als habe dieſe Wißenſchaft noch immer die Stafel der Cultur nicht erreicht, von der ſie immer weiter ſteigen und bald den andern Zweigen der Arzneikunde beigeſellt werden könne. Mich dünkt es ſey der Mühe werth den Urſachen dieſes Aufenthalts nachzudenken. Man hebt ein Uebel eher wenn man ſeine Quelle kennt, als wenn dieſe unbekannt iſt. Im erſten Fallte weiß man was zu thun iſt, im zweiten tappt man auf gut Glück im Finſtern.

Wie in den leztern Jahrhunderten, ſich mehr und mehr Gelehrte mit der Vieharzneikunde beſchäftigten, ſchien man noch nicht recht angeben zu können, welche Menſchen eigentlich die Ausübung dieſer Kunſt ſich zum Geſchäfte machen ſollten. Die erſten Thierärzte waren unſtreitig Abdecker, Schäfer, Hirten, Schmiede, Marktſchreier und dergleichen Leute. Dieſe Perſonen konnten von vernünftigen Heilmethoden keine Ideen haben. Ihre Mittel in wenigen Fällen anwendbar, ſollten auf alle paßen und paßten ſie nicht, ſo war die Krankheit unheilbar und das Vieh mußte geſchlagen werden. Dieſe verwirrte Methode, konnte da iede Wißenſchaft zunahm, unmöglich lange Beifall erhalten; man gieng weiter, Schmiede pflanzten die von ihren Vätern erhaltene Kenntniße auf ihre Kinder oder Lehrlinge fort, dieſe legten oft ihr Handwerk nieder, wenn ſie von Behandlung kranker Thiere ihr Brod haben konnten und ſo entſtanden Kurſchmiede. Die geſchickteſten von dieſen wurden Lehrer an neuerrichteten Vieharzneiſchulen und dieſe wurden Thierärzte, ia ſogar; wie Herr Klobb, Doctoren der Thierarzneikunde. Academien der Thierarzneikunde exiſtiren auch ſchon und ſo würde, wenn leerer Namenklingklang hinreichte einer Wißenſchaft aufzuhelfen, die Vieharzneikunde bereits ihren größten Flor erreicht haben.

Aber dies alles kommt mir mehe als ein Blendwerk vor. Es iſt äußerſt gut daß man Roßarzneiſchulen anlegt, Lehrer derſelben anſetzt, Fahnenſchmiede und Thierärzte zuzieht, aber mich dünkt das iſt noch ſehr wenig. Für die Pferde hat man nun geſorgt, aber noch bei weiten nicht für die andern Thiere. Und denn um des Himmelswillen, was ſoll mit den Thierärzten werden, die man in den groſſen Städten, wo die Roßarzeneiſchulen wiederſinnig genung angelegt ſind, zuzieht um ſie denn mit einem geringfügigen Gehalt irgendwo anzuſtellen; will ein ſolcher Mann, der an eine koſtſpielige Lebensart gewöhnt iſt, nicht verhungern, ſo muß er mehr nehmen als der Bauer zu geben im Stande iſt. Daraus folgt ſehr natürlich, daß der Bauer lieber den Abdeler oder ſonſt einen ähnlichen Mann als den Thierarzt um Rath fragt. So büßt der Landmann oft ſein gutes Vieh ein und der Thierarzt kann ſeine Wißenſchaft durch Erfahrungen nicht bereichern, ja er vergißt oft das was er noch von der Roßarzneiſchule her behalten hatte.

Das wäre nun der erſte Nachtheil der die Ausbildung der Vieharzneikunde hindert. Der zweite iſt der, daß man die Thierärzte größtentheils blos die Krankheiten der Pferde und nicht der andern Hausthiere kennen lehrt. Alle dieſe Thiere haben nicht einerlei Krankheiten. Oft könnte der Thierarzt für die Kur eines Schoßhündchen mehr als für die Kur eines Pferdes einnehmen, ſo ſeine Station verbeſſern und den Armen ſeinen Rath wohlfeiler als gewöhnlich ertheilen. Auch iſt uns noch ſehr viel in den Thierkrankheiten dunkel, was ſchon längſt aufgeklärt worden wäre, wenn man von jeder andern Thieren eben die Aufmerkſamkeit geſchenkt hätte die man blos auf Pferde verwendet.

Die dritte Urſache der Vernachläßigung der Vieharzneikunſt iſt die, daß man ſie theils zur Oekonomie theils zur gerichtlichen Arzneikunde rechnet. Wenn ſie würklich ökonomiſche Wißenſchaft wäre, ſo müßte ſie auch den Oekonomen gehörig vom Anfange an beigebracht werden, aber das geſchieht nicht; was können alſo dieſe anders thun, als nach Art aller Pfuſcher ein paar halbrechtaufgeſchnappte Mittel anwenden und davon haben ſie mehr Schaden als Nutzen. Zur gerichtlichen Arzneikunde kann man billig die Thierarzneikunde eben ſo wenig rechnen, wenn man nicht den Aerzten die ſo ſchon genug zu tragen haben, eine unnöthige Laſt aufbürden will. Ich ſage unnöthig; denn nach meinem Urtheil iſt alles das unnöthig was ſchlecht ausgeführt wird. Allen dieſen Uebeln könnte man leicht zuvorkommen, wenn man alle Schmiede dazu anhielte die erſten Anfangsgründe der Thierarzneikunde zu erlernen. Dadurch erhielte man erſtlich nicht nur in Städten und Dörfern, wo keine Thierärzte angeſtellt werden können, weil es der Fond nicht erlaubt, brauchbare Kurſchmiede, die die Viehkrankheiten nicht ad libitum wie die Pfuſcher behandeln würden, ſondern man könnte auch zweitens dem Landmann dadurch zu wohlfeilern Thierärzten als er iezt zum Theil hat, verhelfen; und dies würde, wie ich glaube, mehr als alle Verordnungen und andre Zwangsmittel dem Unweſen der pfuſchenden Thierärzte ſteuren.

Die bis iezt noch immer geduldete Unſchicklichkeit daß bloß der Abdecker das durch Krankheit gefallene Vieh und zwar höchſtens in Gegenwart eines Arztes der ſelten etwas von der Thierarzneikunde verſteht, unterſuchen darf, trägt auch nicht wenig dazu bei, den ſteigenden Flor der Vieharzneikunde zu hemmen. Anatomie war die Grundlage der Medicin; ohne Zootomie iſt keine gute Vieharzneikunde denkbar. Wie viel übrigens in den leztern Jahren die Thierarzneikunſt durch die größere Cultur der Zootomie gewonnen habe, lehren uns die Schriften neuerer Thierärzte, wenn wir ſie mit den ältern Schriften über dieſe Gegenſtände vergleichen.

Auch ſollte man dem Volke keine Bücher in die Hände ſpielen, wodurch es zur eignen Ausübung der Thierarzneikunde gereizt werden kann. Populäre Medicin iſt immer nachtheilig, aber den meiſten Nachtheil hat ſie für dumme ungebildete Leute, weil dieſe äuſſerſt ſelten die Fälle zu unterſcheiden wiſſen, wo ein Mittel anzuwenden oder nicht anzuwenden iſt. Folgende Bücher dieſer Art ſind mir zu Geſicht gekommen.

1.) Ein neues und nützliches Arzeneibuch, worinnen die Krankheiten der Kühe und überhaupt des Hornviehes nicht nur deutlich beſchrieben, ſondern auch die von berühmten Männern neuerlich davor erfundene bewährte Hülfsmittel angezeiget.

Dieſe Schrift hat doch eben nichts dummes, obgleich ſie allerdings mehr von ältern als neuen Entdeckungen handelt und ehedem wohl anwendbarer war als jezt.

2.) Bewährte Arzneimittel für das Rindvieh, Schweine, wie auch Gänſe und Hüner. Guten Leuten zum beſten ganz neu gedrukt.

Ich gebe ein Mittel daraus zur Probe.

Von Catharren der Kühe und Ochſen.

Wenn die Kühe oder Ochſen ein Geſchwür und Geſchwulſt unter der Gurgel am Kinnbacken oder Halſe bekommen und Blut ſeichen, das heißt man Catharren und iſt ein bös Ding, denn es thut ihnen ſehr weh, ſie überwinden es wohl einmahl, aber ſie bekommen es auf das andere Jahr wieder im Herbſt, und ſterben gern daran, darum nur bald gemäſtet. Etliche Leute halten ſie nicht länger, ſondern ſobald ſie den Catharren an ihnen merken, mäſten ſie dieſelben und hängens im Rauch.

3.) Ein ſchönes neues Viehbüchlein ꝛc.

Ein Mittel zur Probe.

So eine Kuh bezaubert und ihr die Milch genommen wird, gieb ihr die Milch ein welche ihr geweſen iſt, ſo kömmt die verlohrne Milch wieder.

Es kann ſein daß noch mehrere ähnliche Schriften exiſtiren, bis iezt aber kenne ich ſie nicht. Wie mich dünkt ſind die angeführten ſchon hinreichend das Elende ſolcher Bücher einzuſehn.

Die hier erzählten Urſachen ſcheinen mir hauptſächlich den Flor der Vieharzneikunſt zu hindern. Mehrere kleinere Umſtände können mitwürken, die ich aber als unwichtiger jezt nicht aufführe.

Meyer.

5.

Zwei, bisher in Deutſchland noch wenig bekanntgeweſene Anekdoten aus Frankreich.

I.

Heinrich II. Prinz von Condé, Vater des großen Condé, und Beſitzer des Schloſſes Muret in Valois, hatte lezteres zweien Privatleuten, denen er beſonders günſtig war, zum Lehen verſprochen. Um den Zudringlichkeiten und Bittſchriften vieler Andern, die ſich gleichfalls darum bemühten, auszubeugen, nahm er ſich vor, das Ganze ſo ſchnell und geheim als möglich zu Stande bringen zu laßen, und reiſte dem zufolge incognito, ohne Begleitung, von Muret nach Ferté - Milon zu einem Notarius, Namens Arnulph, ab, von dem es bekannt war, daß er ſeine Geſchäfte mit vorzüglicher Feinheit und Schnelligkeit betreibe. Es war Nachmittags gegen 2 Uhr, als der Prinz ankam. Arnulph ſaß gerade zu Tiſch, und ſeine Frau wartete drauſſen an der Thüre, bis er abgegeſſen hätte. Sie war ein gutes ehrliches Weib aus der Pikardie; eine von den Hausmüttern, die nicht lange an der Tafel bleiben können, und gerade das Gegentheil von ihren Männern ſind, die, ſobald ſie ſich in ihrer behaglichen Laune fühlen, das Aufſtehen ganz und gar zu vergeßen ſcheinen. Als der Prinz nach dem Herrn Arnulph gefragt hatte, gab ſie ihm, in ihrer breiten Ausſprache, zur Antwort; „Hei itt ieſt. Sette ſick butten up de Bank, leiwe Herre. Wenn Arnulph watt itt, ſau kann man'n nig gut ſpräken.„ Der Prinz wurde dringender; die gute Frau böſe, und fuhr ihn ziemlich heftig an: „Je nu, Arnulph mott ia doch ohk watt äthen!„ Dem Prinzen gefiel die Szene ſo wohl, daß er ſich ruhig auf eine ſteinerne Bank ſezte und wartete, bis Herr Arnulph denn endlich abgegeſſen haben würde. Dieß geſchah, und man führte ihn ſogleich ins Studierzimmer. Arnulph, der einen Hausverwalter vor ſich zu ſehen glaubte, fertigte ſein Geſchäft ſo geſchwind als möglich ab, und der Prinz war überaus wohl mit ihm zufrieden. Als das Inſtrument ins Reine geſchrieben werden ſollte, fragte der Notarius nach des Prinzen Namen und Stande. „Schreiben Sie, erwiederte dieſer, Heinrich von Bourbon, Prinz von Condé, erſter Prinz vom Geblüt, Herr von Muret u. ſ. w.„ Bei dieſen Worten erſchrak der arme Notarius ſo heftig, daß er ſich dem Prinzen zu Füßen warf, und für ſich und ſeine Frau um Gnade bat. „Stehen Sie auf! (ſagte Heinrich, indem er ihn aufrichtete) Sie haben nichts von mir zu fürchten. Arnulph mott ia doch ohk watt äthen!„

II.

Als Herr de la Place einſt zur Mittagszeit durch die Straße St. Denis im Paris gieng, ſtieß er auf ein paar Männer, die in tiefe Trauer und zugleich in abſcheuliche Perruquen vermumt waren, unter denen iedoch ein paar Geſichter hervorkukten, welche die größte Aehnlichkeit mit zweien ſeiner liebſten Freunde zu haben ſchienen. Aus Neugier fogte er ihnen auf dem Fuße nach. Plözlich drehte der Eine von ihnen ſich um, legte den Finger auf den

Mund, und ſagte: „Sei ruhig, guter Freund, und laß uns ungeſtört gehen; aber heute Abend ſtelle dich bei Madame C** ein, wo dir das ganze Räthſel gelöſt werden ſoll.„ Herr de la Place verfehlte nicht, ſich Abends einzuſtellen, und traf hier, zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, ſeine Freunde Monticourt und Collé an, die ihm mit großen Gelächter um den Hals fielen. „Nun höre unſern Spaß, fing Collé an. Wir gehen heute Morgen zu einem Kaufmann, in derſelben Straße, wo du uns trafſt, um verſchiedene Kleinigkeiten einzukaufen, und ſehen zugleich, daß in ein anderes, etwas entfernteres Haus ganze Schaaren von Schwarzgekleideten ſtrömen. Wir legen uns auf Kundſchaft, und bringen heraus, daß am Abend vorher ein alter Wittwer, ein ſteinreicher, aber dabei kinderloſer Kaufmann geſtorben iſt, daß die Leidtragenden ſo wohl ſeine, als ſeiner Frauen Verwandte und Erben ſind, die heute ein Leichenbegängniß feiern wollen, und daß endlich, ſobald die Proceßion aus der Kirche zurückkömmt, ein herrlicher Schmaus gegeben werden ſoll. Sieh, da gerathen wir auf die Karnavalsidee, uns ebenfalls in Trauerkleider zu werfen, den Zug förmlich mitzumachen, und es uns hernach dafür treflich wohl ſchmecken zu laßen. So ſchnell und ſo ehrbar, als möglich, vermummen wir uns, und treffen gerade denſelben Augenblick ins Todtenhaus, da die Leichenkaravane fortwandern will. Nun, lieber Bruder, erräthſt du von ſelbſt leicht, daß, da wir als trauernde Verwandte der Leiche mit gefolgt waren, wir uns, in eben dieſer Qualität, auch mit zu Tiſche ſetzten, und bei ihren köſtlichen Gerichten und mancherlei Weinen einen Nachmittag zubrachten, wie wir ihn kaum zweimahl in unſern ganzen Leben genoßen haben.„ — „O, unvergleichlich; (antwortete de la Place, der nun ſeinem Gelächter freien Lauf ließ) aber waret ihr, bei alle dem, nicht etwas in Nöthen, daß man, geſetzt auch, ihr wurdet von niemand erkannt, die unſchuldige Frage an euch that:' wie nah eure Verwandtſchaft mit dem Verſterbenen, deſſen Begräbniß ihr ſo zärtlich hattet mitfeiern helfen, eigentlich ſei? — „Ach, nicht im mindeſten, verſicherte Collé. Fragte uns ein Verwandter von väterlicher Seite: ie nun, ſo waren wir es von mütterlicher; und für die mütterlichen Verwandte, waren wir es von Vaters Seite. — Et voilà comme il faut ſe tirer d' une affaire!„

H. P. F. Hinze.

6.

Hidallan.

Dramatiſches Gemählde. (Nach Oſſian.)

Ueber die Halde hin geht ſein einſamer Schritt. Trauernd. Schweigend. An ſeinem Arme ſchlottert der Schild. Seine Locken, dem Helm entfallen, wehen die Schultern hinnieder. Thränen entquillen ſeinem geſenkten Auge; verhaltene Seufzer berſten hervor aus ſeiner Bruſt.

Siehe, ſo ſchweifte Hidallan drei Tage; einſam, freundlos; ſo trat er am dritten in die Hallen Lamor's. — In ſeiner Väter dämmerndgraue Hallen, die am Balva ſtehn. — Daheim, im Schatten einer Eiche, ſaß Lamor; ſein Volk war von hinnen gezogen, zu Fechten unter Hidallan, ſeinem Sohne. Vor ſeinen Füßen rauſcht der Strom; ein Stab trägt ſein weißes Haupt. Aber erblindet iſt des Alten Auge. Kunſtlos ſtimmet ſein Mund in die Lieder vergangner Tage. — Und Hidallans Schritte tönten in ſein Ohr; wohl kannt' er ſeines Sohnes Sang.

Lamor.

Iſt das mein Sohn? Wie? Oder naht ſein Geiſt?
Und biſt du fallen, Sohn des alten Lamor.
An Carun's Ufern? — Lebeſt du, ſo ſprich,
Hidallan, ſprich: wo lieſſeſt du mein Volk?
Wo haſt du meine Streiter, die vordem
In Siegeswaffenklange kehrten? — Sprich!
Liegt meine Stärk' an Carun's Ufern? . . . .

(Und ſeufzend entgegnete ihm
Hidallan.)

Nein!
Noch lebt dein Volk. Noch lebt ſein Nahme! — Vater,
Hidallans Nahme nur iſt todt. Verwaiſt;
Verſtoſ[illegible], wenn des Kampfes Donner ruft,
Werd' ich an Balva's Ufer ſitzen und
In ſeine Fluten weinen.

(Stolz ſchwellte den Buſen Lamor's; er ſprach:)

Aber Keiner
Von deinen Vätern ſaß am Balva je
Und weinte, wenn des Kampfes Donnerruf
An ſein Geſtade ſchlug. — Sieh jenes Grab,
(Ich kann es nicht mehr ſehen;) da entſchlief
Garmallon, edel, tapfer, kühn, und nie
dem Schwerdte weichend und dem Waffenbliz. —
„Komm, junger Held, ſo ſprach er oft, komm mit
An deines Vaters Grab!„ — O, ich ein Held,
Ein Held; und mein Hidallan floh!

Hidallan.
(ſchmerzlich.)

Hör' ein,
Du folterſt grauſam meine Seele, Fürſt
Der Ströme Balva's! Furcht und feiges Schrecken
Sind deinem Sohne fremd. — Um Comala
Weint Fingals Auge; Fingals Auge mag
Hidallan's Blicken fürder nicht begegnen.*)
„Entfliehe zu den dunkelwogenden
Gewäſſern deines Landes! rief ſein Grimm;
Da welke, gleich der kahlen Eiche, die
Ein jäher Sturm ergrif und ſchüttelte,
Und tiefer am Geſtad' hinunter bog.

Lamor.
So ſoll ich, ach! ſo ſoll ich fürder denn
Den Einſamwandelnden nur hören?
Wenn tauſend Nahmen, tauſend Flammen gleich,
In Schlachten aufwärts lodern, ſoll Er ſtumm
An meinen dunkeln Fluten ſitzen? — Geiſt
Des tapferen Garmallons! leite mich
Zu meinem Grabe; Finſterniß umhüllt
Mein Aug', und meine Seele Traurigkeit.

Hidallan.
Wo kann ich, ſprich nach Ehre, wo, nach Ruhm,
Dem ſüßen Balſam deines Herzens, ringen?
Von wannen ſoll Hidallan, Ruhmgekrönt,
Im ſchmeichelnden Getön der Waffen, kehren? —

O, immer wird mein Nahm', im Lerm der Jagd,
Wie vor, erſchallen; freudezitternd wird,
Ob ſeines Sohnes Rückkehr, Lamor's Hand

---

*) Hidallan hatte, auf Fingals Befehl, das Heer verlaſſen müſſen. Den Grund dieſer Verweiſung ſ. in dem Gedichte Comala.

Die Doggen immer ſtreicheln, und ſein Mund
Nach dem Gewilde ſeiner Berge fragen.

Lamor.

Hinab mit dir zur Erde, greiſes Haupt:
Hinab, du blätterloſer Baum, am Fels
Empergewachſen, weit und hoch und ſchön;
Denn Stürme riſſen deine Blüthen ab. —
Um dich, Hidallan, klagend, wird mein Geiſt
Auf dieſen Hügeln ſchweben.

Steigendes Gewölk,
Birg ihn, vor meinem Aug', in dein Gewand! —
Dort — Sohn — in Lamor's Halle, wo die Wehr
Von unſern Vätern hänget, hohle mir
Garmallons Schwerdt — (die Beute ſeiner Hand)
Und bring's. . . .

Der Jüngling gehorchte; er brachte das Schwerd; an langen Riemen, mit Buckeln. — Seinem Vater gab er's Schwerdt. Und der graue Vater prüfte die Spitze mit den Fingern. —

Wohlan! nun führe mich, — mein Sohn, —
Zu ſeinem Grab', an jener Eiche dort;
Das Gras iſt lang und welk. — Es ſäuſelten
Von dannen leiſe Winde zu mir her. —
Unferne quillt ein Bächlein; ſeine Flut
Vereinet hier mit Balva's Strömen ſich.
Da laß mich ruhen, denn der Mittag brennt,
Und unſre Felder drücket Sonnenglut.

Und der Jüngling leitete ihn zum Grabe Garmallons. Lamor durchſtach ſeines Sohnes Seite. — Sie ſchlummern neben einander, und ihre alten Hallen verſinken zu Schutt, am Geſtade des Balva. Da wandeln, um Mittag, Geiſter;

ſter; furchtbare Stille herrſcht im Thale, und Menſchen ziehen ſchnell vorüber, an den Wohnungen Lamors.

H. P. F. Hinze.

IV.

Naturgeſchichte.

Naturgeſchichte der Hummerarten.

Der Hummer iſt ein Thier von ſo außerordentlicher Geſtalt, daß die, welche ihn zum erſtenmahl ſehen, den Kopf für den Schwanz leicht verkennen; aber bald findet man, daß ſich das Thier mit den Scheeren vor ſich hin bewegt, und daß der Theil, der in ſich ſelbſt durch Fugen gleich einem Wappenſchilde ſpielt, der Schwantz iſt. Die beiden größten Scheeren vertheidigen den Hummer und verſchaffen ihm Nahrung; ſie öfnen ſich wie ein Paar Krallen, haben große Stärke, und hacken dadurch, daß ſie wie eine Säge eingekerbt ſind, ſehr feſte. Außer dieſen mächtigen Werkzeugen hat der Hummer acht Beine, an jeder Seite vier, und dieſe dienen nebſt dem Schwanze dazu, das Thier fortſchreitend zu machen. Zwiſchen dieſen zwei Scheeren iſt der Kopf des Thiers, der ſehr ſchmahl und mit Augen verſehen iſt, die zwei ſchwarzen harigen Flecken gleichen, und dieſe kann er in ihre Höhlung hinein oder herausziehn wenn er will. Der Mund öfnet gleich dem Inſecktenmunde den langen Weg durch den Körper, der nicht kreutzförmig wie bei den höhern Raßen der

Thiere läuft. In ihm ſind zwei Zähne das Futter zu zerbeißen, aber weil dieſe noch nicht hinreichend wären, ſo hat er noch drei andere in ſeinem Magen, einen an ieder Seite und den dritten unten. Zwiſchen dieſen zwei Zähnen iſt eine fleiſchichte Subſtanz, wie eine Zunge geſtaltet. Die Eingeweide beſtehn aus einem langen Darm, der vom Munde bis zum After reicht; aber was dies Thier von allen andern unterſcheidet iſt daß das Rückenmark im Bruſtbein ſitzt. Der Hummer hat zwei lange Fühlhörner, die an ieder Seite des Kopfes entſpringen, ſeine ſchlechten Augen zu erſetzen ſcheinen und ihn von ſeiner Beute benachrichtigen. Jeder Hummer iſt Hermaphrodit und ſchwängert ſich ſelbſt. Der Eierſtock, oder der Ort wo ſich der Roggen zuerſt erzeugt, liegt hinterwärts gegen dem Schwanze zu, wo man wenn er gelegt werden ſoll eine röthliche Subſtanze antrift. Von dieſem Behälter gehen zwei Kanäle ab, die ſich an ieder Seite in den Fugen der Schaale am Leibe öfnen, und durch dieſe Kanäle wird der Roggen ausgeführt und unter dem Schwanze gelegt, wo das Thier ihn ſolange vor Gefahr ſchüzt bis er reif wird, dann fällt er, mit Gliedmaßen verſehn, von der Mutter ab ins Waſſer.

Wenn die iungen Hummer ihren Vater verlaßen, ſo nehmen ſie ihre Zuflucht in die ſchmahlſten Felſenritzen, und in die Spalten im Meergrunde, deren Eingang enge iſt, und deren Oefnung leicht vertheidigt werden kann. Hier werden ſie in wenig Wochen, ohne daß ſie Nahrung zu ſich zu nehmen ſcheinen, von den verſchiedenen Subſtanzen die das Waſſer in ihre Höhlen ſpühlt, größer. In dieſer Zeit alſo erlangen ſie eine harte feſte Schaale, welche ihnen Offenſiv- und Defenſivwaffen ertheilt. Sie verlaßen dann ihre Feſtungen, und kriechen auf dem Seegrunde herum, in Hofnung einige kleine Beute zu machen. Der Fiſchroggen, die kleinern Thiere ihres eignen

Ge-

zitternden Bewegung ab, als wenn ein Menſch ſeinen Stiefel abſchleudert.

So findet dies wunderbare Thier ſich in kurzer Zeit frei, aber in einem ſo weichlichen ſchwachen Zuſtande, daß es einige Stunden ſich nicht rührt.

Wahrlich dieſe Operation iſt ſo heftig daß manche von ihnen darunter ſterben. Kurz nach dieſem Wechſel haben ſie nicht nur die Glätte ſondern auch das Scheue eines Wurms. Jeder Meerwurm iſt denn ein mächtiger Feind; gegen den ſie ſich weder vertheidigen noch ihm entfliehen können, und dies iſt die eigentliche Zeit wenn der Hundskopf, der Stockfiſch und der Rogge ſie bei hunderten verzehren. Aber dieſe Schwachheit währt nur kurze Zeit, denn in weniger als zwei Tagen, ſieht man, daß die ihren Körper deckende Haut ſo hart als vorher wird, ihr Appetit nimt zu, und — kaum ſollte man es glauben — der erſte Gegenſtand ihrer Gefräßigkeit iſt ihr eigener Magen, deßen ſie ſich kürzlich ſo gut entledigten. Dieſen verzehren ſie ſehr eifrig und eben ſo kurz darauf ihre eigne Schaale,*) in acht und vierzig Stunden iſt nach Verhältniß der Stärke und Geſundheit des Thieres, die neue Schaale vollkommen gebildet, und ſo hart wie die weggeworfene.

Wenn der Hummer in ſeiner neuen Schaale vollkommen eingerichtet iſt, kann man erſt recht ſehn wie ſehr er in wenigen Tagen gewachſen iſt. Wenn man den Umfang der alten Schaale mit der neuern vergleicht, findet man daß das Thier um ein drittel an Größe zugenommen hat. Das ſo ausgerüſtete Thier, was nicht nur eine Decke ſondern auch neue Stärke und Muth erhielt, wagt etwas mehr gegen die Thiere des Seegrundes, und wird oft bei ſeinen Kämpfen verſtümmelt. Ein Glied, oder oft eine ganze Scheere, wird zu Zeiten bei dieſen Kriegen abgebrochen. Es iſt kein großer Schaden wenn ſie nur ein Bein oder eine Scheere verliehren; der Sieger führt ſeine Beute mit fort um ſie nach Belieben aufzueßen, indeß der andre von der Niederlage ſich zurückzieht um einen gänzlichen Erſatz des Schadens zu erwarten. Dieſer Erſatz iſt bald da. Man ſieht an dem Orte wo das Glied der Scheere abgebrochen war, auf eine erſtaunenswürdige Art ein neues wachſen. Dies iſt zuerſt dünn und zart, aber es wächſt bald, und in drei Wochen iſt es eben ſo ſtark und breit als das alte, wird aber nie ſo groß. Und deswegen finden wir gewöhnlich die Scheeren der Hummer von verſchiedner Größe.

---

*) Vielleicht wohl, damit ſie gleich ein tüchtiges Supplement zur neuen Hülſe haben, wenn ſie ſich wieder häuten? A. d. H. d. U.

Von dieſem außerordentlichen, doch wohl bekannten Thiere giebt es verſchiedene Varietäten, mit kleinen Unähnlichkeiten in den Scheeren, aber mit keiner in der Bildung. Man findet einige von drei Fuß Länge und wenn wir die Garmelen und Gramaten dazu rechnen wollen, die keine Scheeren haben, ſo giebts auch einige die kaum einen Zoll lang ſind. Dieſe alle leben im Waßer, und können außer demſelben nur wenige Stunden leben. Die Schaale iſt ſchwarz, wenn man ſie aus dem Waßer nimt, aber wird durch Kochen roth. Die gewöhnliche Art die Hummer zu fangen iſt in Körben oder, wie es die Fiſcher nennen, in Töpfen von Weidenholz, in welche ſie als Köder einige Kaldaunen hinein legen, und ſie dann zehn Klafter tief in den Seegrund hinab laßen. Des Köders wegen kriechen die Hummer hier hinein, aber können nicht wieder hinaus. Der Flußkrebs unterſcheidet ſich nur durch die Größe und dem Aufenthalt im friſchen Waßer von dem Hummer, der in der See lebt.

Der Krabbe iſt ein Thier was man im friſchen und ſalzigen Waßer, am Lande und in der See antrift. An Geſtalt unterſcheidet es ſich vom Hummer, ähnelt ihm aber an gleichförmiger Bildung. Der Schwanz iſt bei dieſem Thiere nicht in die Augen fallend wie beim vorigen, da er ein breiter Lappe iſt der einen Theil des Leibes bedeckt, und wenn er gehoben iſt, den Roggen ſehn läßt, der da in großer Menge vorhanden iſt. Er gleicht dem Hummer in der Anzahl ſeiner großen Scheeren, deren er zwei, und ſeiner Beine, deren er achte hat.

Da der Krabbe ſowohl auf dem Lande als im Waßer gefunden wird, ſo verurſacht ſeine eigne Lage eine Verſchiedenheit in ſeiner Lebensart, die wohl beſchrieben zu werden verdient.

Der Landkrabbe findet ſich in einigen wärmern Regionen Europens, und in großer Menge in allen tropiſchen Klimaten von Afrika und Amerika. Es gibt davon verſchiedene Arten die verſchiedene Eigenheiten an ſich haben; einige ſind eine geſunde, angenehme und nahrhafte Speiſe, andere giftig oder äußerſt bösartig, einige nicht über einen halben Zoll, andere Fuß breit, einige ſchmutzig braun, andre zierlich geſprenkelt. Der ſogenannte violette Krabbe von den Karibiſchen Inſeln iſt der Merkwürdigſte, ſowohl wegen der Geſtalt, der Schmackhaftigkeit ſeines Fleiſches als der Sonderbarkeit ſeiner Sitten.

Der violette Krabbe gleicht einiger maßen zwei Händen, die in der Mitte durchgeſchnitten, und durch ein Glied zuſammen vereinigt ſind, an beiden Seiten gleichen die vier Füße den Fingern und die Scheeren bilden die Daumen, der Körper iſt mit einer Schaale bedeckt die in der Mitte hervorſtrozt, an ihrem Vordertheile ſind zwei lange Augen, ſo groß wie ein Gerſtenkorn, ſo durchſichtig wie Criſtall und ſo hart wie Horn. Ein wenig weiter unten iſt der Mund, mit einer Art von Vorfall bedeckt, unter welchem zwei breite ſcharfe Zähne befindlich ſind. Mit dieſen Zähnen können ſie leicht Laub, Früchte und faulendes Holz zerbeißen, welches ihr gewöhnliches Futter iſt. Aber ihr Hauptwerkzeug ihr Futter zu zerſchneiden und zu greifen, ſind ihre Scheeren, welche ſo faßen, daß das Thier eher ſein Bein als ſeinen Fang einbüßt, und oft ſah man es ohne Scheeren weglaufen indem es den Feind zu feſt damit gepackt hatte. Im Grunde verliehrt es eben nichts wenn es ein Bein oder einen Arm zurück läßt, denn ſie wachſen bald wieder, und das Thier iſt dann ſo vollkommen als vorher.

Indeß iſt doch dies noch immer das wenig wunderbarſte in der Geſchichte dieſes Thieres; wäre dasjenige was lezt kömmt, nicht eben ſo wohl bekannt, und eben ſo glaubwürdig als irgend ein andrer Umſtand in der Naturgeſchichte befunden; unſer Glauben würde wanken. Dieſe Thiere leben nicht allein in einer Art von ordentlicher Geſellſchaft in ihren Wohnplätzen auf den Bergen, ſondern marſchiren gewöhnlich jährlich zugleich bei einigen Millionen nach der Seeſeite hinunter. Sie wählen die Monate April und Mai zu dieſer Reiſe, und wandern bei tauſenden, aus den Sümpfen, hohlen Bäumen, aus den Felsritzen und aus den Höhlen die ſie ſelbſt unter der Oberfläche der Erde gruben. Denn iſt der ganze Boden mit dieſen Abentheurern bedeckt. Nach der See hin richten ſie ihren Marſch in gradlinichter Ordnung, ſie wenden ſich weder rechts noch links, und wenn ſie an ein Haus kommen, verſuchen ſie die Wände zu erſteigen um unterbrochen ihren Weg fortſetzen zu können. Aber ob dies gleich ihre gewöhnliche Marſchroute iſt, ſo ſehen ſie ſich doch zu Zeiten gezwungen ſich nach der Gegend zu richten, und wenn ſie durch einen Fluß unterbrochen werden, ſo ſieht man ſie längſt dem Laufe des Stroms ſich fortwinden. Gewöhnlich ſind ſie in drei Battallions abgetheilt, wovon das erſte aus den größten und ſtärkſten Männchen beſteht, die gleich Pioniers voraufmarſchiren, um den Weg zu bahnen, und die größten Gefahren abzuwenden. Dieſe müßen oft aus Mangel an Regen halt machen, und ſich ſo lange in die möglichſt beſte Verſchanzung zurückziehn, bis das Wetter ſich ändert. Das mittlere Corps d'Armée beſteht aus Weibchen, welche die Berge nicht eher verlaßen, als bis der Regen ſchon einige Zeit angehalten hat, und denn in geordneter Schlachtordnung ſich hinunter begeben, in Säulen von 50 Schritt breit, und drei Meilen tief, und ſo enge bei einander daß der Boden immer bedeckt iſt. Drei oder vier Tage darauf folgt der Nachtrab, ein ausſchweifender Haufen ohne Kriegszucht, beſtehend aus Männchen und Weibchen, weder ſo ſtark noch ſo zahlreich als die im vorigen Zuge.

Zur Nachtzeit rücken ſie vorzüglich fort, aber wann es am Tage regnet, machen ſie ſich die Gelegenheit zu nutze, und marſchieren auf ihre gewöhnliche langſame Art vorwärts. Scheint die Sonne und es wird heiß auf dem Grunde, ſo machen ſie einen allgemeinen Halt bis zur Abendkühle. Werden ſie erſchreckt, ſo gehn ſie auf eine verwirrte unordentliche Art zurück. Sie verſuchen ihre Feinde durch das öftere Zuſammenſchlagen ihrer Scheeren furchtſam zu machen, gleichſam als wenn ſie ihren Ruheſtöreern drohten. Ob ſie nun gleich ſich beſtreben hierdurch dem Menſchen furchtbar zu werden, ſo ſind ſie es doch mehr unter ſich gegen einander; denn ſie haben eine ſehr ungeſellige Eigenheit an ſich, nehmlich, wenn einer von ihnen ſo gelähmt iſt daß er nicht weiter fortkommen kann, ſo fallen die übrigen alle auf ihn, und freßen ihn auf der Stelle auf, und dann ſetzen ſie ihre Reiſe weiter fort.

Wenn ſie endlich nach einem ermüdenden Marſche, tauſend Gefahren entgangen und am Orte ihrer Beſtimmung angelangt ſind, ſo bereiten ſie ſich dazu ihren Roggen abzulegen. Die noch nicht ausgebrüteten Eier ſind noch in ihrem Leibe verſchloßen, und das Thier erwartet die Entwickelung derſelben vom Seewaßer. Dieſerhalben geht der Krabbe, ſobald er das Ufer erreicht hat, eifrig an die Spitze des Ufers, und läßt die Wellen zwei oder dreimal über ſeinen Leib hinſpühlen. Dies ſcheint blos eine Vorbereitung zu ſein um ihren Roggen zur Reiſe zu bringen, denn ohne weitern Aufenthalt gehn ſie weg um eine Wohnung amLande zu ſuchen. Zu derſelben Zeit wird der Roggen größer, wird aus dem Körper herausgebracht, und an die Haare unter dem Schwanze geſteckt. Der Büſchel davon iſt dicker als ein Hünerei, und gleicht ſehr dem Häringsroggen. In dieſem Zuſtande der Schwangerſchaft, ſuchen ſie zulezt noch einmal das Ufer auf, ſchütteln ihren Roggen im Waßer ab, und überlaßen das Reiſen deſelben dem Ungefähr. Um dieſe Zeit ſind ganze Heerden hüngriger Fiſche auf dieſe Nahrung erpicht, die See ſcheint in einer weiten Entfernung ganz ſchwarz davon; ungefähr zwei drittel der Krabbeneier werden ſogleich durch dieſe gefräßigen Gäſte verſchlungen. Die entkommen, ſind unter dem Sande verborgen, und bald darauf ſieht man Millionen dieſer kleinen Krabben das Ufer hinanklimmen, und langſam nach den Bergen zu reiſen.

Die Alten ſind nicht ſo geſchäftig zurückzukehren, ſie werden ſo ſchwach und mager, daß ſie kaum kriechen können, und das Fleiſch verändert zugleich ſeine Farbe. Mehrere von ihnen ſehn ſich deswegen genöthigt, ſo lange auf den Ebenen zu bleiben bis ſie wieder Kräfte bekommen. Sie machen ſich Höhlen in die Erde, worin ſie ſich bis ans Maul mit Laub und Koth zudecken. Hier werfen ſie ihre alten Schaalen ab und liegen ganz nackend ohne Bewegung, ſechs Tage zuſammen; indeß werden ſie ſo fett daß ſie eine angenehme Speiſe abgeben.

Dieſe Krabben ſind für die Eingebohrnen ein wichtiger Vortheil, und die Sclaven nähren ſich oft ganz allein davon. In Jamaika, wo man ſie in ſehr großer Menge findet, hält man ſie für die größte Delikateſſe des Landes.

Doch immer iſt ihr Genuß mit einiger Gefahr verknüpft, denn eben von dieſer Art findet man manche giftige, die ſich wie man glaubt vom Makionelapfel genährt haben, und wenn man welche unter dieſen ſchädlichen Pflanzen findet, ſo ſucht man dieſe immer aus und wirft ſie aus Vorſicht weg. So iſt's mit allen Produkten dieſer rauhen Klimate, wie ſehr ſie auch dem Geſchmacke zu kützeln ſcheinen, ſo ſchädlich werden ſie doch zu oft befunden, und kaum trift man dort einen Leckerbiſſen an, der nicht ſeinen eignen Zuſatz hat.

V.

Anekdoten.

Sammlung von wenig bekannten Anekdoten und Urkunden, welche die neueſten Ereigniße der franzöſiſchen Revolution betreffen. Aus öffentlichen Schriften, *) und aus Briefen.

Anſchlagszettel des Clubs der Baarfüßer. Faſt alle deutſche Zeitungen haben dieſer Affiche erwähnt aber keine hat ſie mitgetheilt. Sie wurde den 22 Junius 1791,

---

*) Nicht aus ariſtokratiſchen, ſondern aus erzdemokratiſchen Blättern, des Desmoulins, des Prudhomme, des Briſſot, dem Journal de Paris, der Gazette Univerſelle gezogen.

Der einzige Mercure de France des du Pan, iſt ariſtokratiſch.

1791. auf Befehl des Clubs, in ganz Paris angeſchlagen, und iſt — wie man will — zu kurzweilig oder zu erbaulich, um dem deutſchen Publikum nicht vorgelegt zu werden.

„Die freien Franken *) welche die Societät der Freunde der Menſchen- und Bürgerrechte ausmachen, der Club der Baarfüßer, erklären hiermit allen ihren Mitbürgern, daß ſie aus eben ſo vielen **Tirannemördern** als Gliedern, beſtehn, welche alle, Mann für Mann geſchworen haben, die Tirannen zu erdolchen, die ſich unterſtehn würden, unſre Gränzen anzugreifen, oder auf irgend eine Weiſe, unſre Freiheit und Conſtitution anzutaſten, und haben ſich zu dem Ende eigenhändig unterſchrieben.

„Le Gendre Präſident.„
„Collin, Campion, Sekretair.„

Beiſpiel Brüderlicher Gleichheit, von einem Schuſter und einem Biſchof gegeben. Der große Jakobiner, **Camille Desmoulins**, erzehlt es andern zum Frommen, S. 42. ſeines Journals vom 15ten Auguſt 1791. folgendergeſtalt.

„Ein Schuſter zu Epernay hat kürzlich dem Conſtitutionsmäßigen Biſchof ſeines Departements, der vor dieſem ſein Kamerad geweſen war, eine kleine Lektion gegeben, welche lezterer recht gut aufgenommen hat. — Wie, Herr Biſchof, ſchrieb ihm der gute Schuſter, Sie haben mich nicht beſucht? Ich bin zwar nur ein Schuſter, aber ich bin Municipalbeamter, wie Sie durch die Revolution Biſchof geworden ſind. Ehemals waren Sie weiter

---

*) Ein paar deutſche Schriftſteller empfehlen dieſes neue Wort, ſtatt der zweideutigen Benennung, **Franzoſen**, „weil man damit den ſchmutzigen Begriff von etwas anſteckenden verbinden könnte;„ — Von der Propaganda?

„nichts als ein Bötticher, hernach ſind Sie Pfarrer ge-
„worden, und ich, als Wahlherr, habe beigetragen, Sie
„dazu zu machen, was Sie iezt ſind. Ich verdiene ſo
„gut einen Beſuch, als meine Kollegen, und ich verlange
„Genugthuung dafür. . . Eßen Sie eine Suppe bei mir!
„Allenfalls will ich zufrieden ſein, wenn Sie auch nur ein
„Gläschen bei mir leeren wollen, damit ich doch ſagen
„kann, daß ich, dank der Revolution! mit einem Biſchof
„angeſtoßen habe.„ — So ſchrieb Meiſter **Bernard** zu
„Eperney, an Herrn Diot, Conſtitutionsmäßigen Biſchof
„des Departements. Aergerlich den braven Mann
„vergeßen zu haben, und gerührt von ſeiner treuherzigen
„Mahnung, verſprach der Biſchof, ein andermal ſein
„Haus gewiß nicht vorüberzugehen. Es thut mir leid,
„die Einladung iezt nicht annehmen zu können, ſagte er
„zu Bernard, denn meine Geſchäfte zwingen mich, die
„Stadt zu verlaßen. Allein ich verſpreche meinen Fehler
„bei meiner Wiederkunſt gut zu machen! – „Topp! rief
„**Bernard**, ein Hundsvott der nicht Wort hält! Und alle
„Umſtehende klatſchten in die Hände.„

Der tapſere Nationalgardiſt. Ein Reuter begegnet in den Camps Elyſées, zu **Paris**, einem Detaſchement des Bataillons des Recollet. Ueber einen Schuß wird das Pferd ſcheu, geht mit ihm durch, und rennt gerade auf das Bataillon los; doch wird der Reuter ſeiner noch ſo weit Herr, daß er es ſeitwärts lenket und daß niemand beſchädigt wird. Allein ein Nationalgardiſt ſondert ſich von dem Detaſchement ab, ſticht das Pferd mit ſeinem Baionet tod, und als der Reuter ſich darüber beſchwert, ſtößt er noch die Worte aus: „Es iſt nur ein todes Pferd; „wäre mir meine Flinte geladen geweſen, ſo hätte ich dich „ſelbſt erſchoßen.„ Der Feldwebel, und der Kommendant des Bataillons billigen die Tapſerkeit und die That des

Gardiſten, und ſpotten den Reuter aus, der, weil das Pferd nicht ſein eigen war, es noch bezahlen, und den Eigenthümer mit 240 Livers befriedigen muß, ohne ſelbſt die mindeſte Entſchädigung erlangen zu können. Dergleichen Plackereien und Frevel erlauben ſich mehrere Nationalgardiſten, unter der Alles ſchützenden und entſchuldigenden Aegide der Nationaluniform.

Gemälde einiger Mitglieder der 2ten legislatur.

Die zweite Legislatur zählt keinen einzigen, in der Staatskunde und Staatswißenſchaft ex profeſſo bewanderten Mann, hingegen an 500 Bellettriſten, Journaliſten, Aerzte, Advokaten, ſämtlich, nur ein paar ausgenommen, Mitglieder der Jacobiner-Clubs, übrigens aber ſo wenig von der Laſt des Reichthums gedruckt, daß alle zuſammen nicht 500000 Livres an Grundſtücken beſitzen ſollen. Folgende Glieder ſind ſchon Leſern der Revolutionsgeſchichte, aus ihren Thaten bekannt.

Herault de Sechelles. Ein Propagandiſt, und als ſolcher in Genf und Savoyen berüchtigt, wo er, wegen Austheilung einer aufrührerischen Schrift, beim Kopf genommen, und über die Gränze transpotirt wurde.

Garan de Coulon. War Beiſitzer des Inquiſitionsgerichts, le comité des Recherches genannt, und einer von Favras Blutrichtern.

Abbé Mulot. Schon in der famöſen Halsbandgeſchichte, kommt ſein Name, in Geſellſchaft des bekannten Escrocs, Bette d'Etienville vor. Er war Commiſſarius zu Avignon, wovon unten ein Mehreres.

Antonelle. Er war Maior und Hauptmann der Freres rouges, „rothen Brüder,„ zu Arles; er wurde aus dieſer Stadt durch die Bürger, mit ſeinen Spießgeſellen verjagt, als leztere die Frechheit hatten, eine Proſcriptionsliſte von 25 der beſten Häuſer, bekannt zu machen.

chen. Das Departement nahm ſich ſeiner an, und wählte ihn. Er iſt auch Dutzbruder und Panegyriſte des Wüthrichs Iourdan.

Cavelier. Der Admiral **Albert de Rioms** denuntiirte ihn, bei der erſten Nationalverſammlung, als den Hauptanſtifter der Unruhen unter den Matroſen zu Breſt.

Cambon. Er war Präſident des Clubs zu Montpellier, und Verfaßer der blutdurſtigen Adreße dieſes Clubs, zur Zeit der Flucht des Königs, worinn auf **Ludewigs** Enthauptung, und ein allgemeines Blutbad der Ariſtokraten, Männer, Weiber und Kinder, angetragen wurde.

Bazire der jüngere. Verfaßer der zu Lauſanne ausgeſtreuten, aufrühreriſchen Adreße des Clubs zu Dijon, worüber der Canton **Bern**, beim franzöſiſchen Geſandten Beſchwerde führte.

Derſelbe Bazire denuntiirte am 12 Nov. 1791. den armen Varnier, den nun **Favras** Schickſal erwartet. Der Brief des Varnier war aufgefangen und erbrochen; (denn Verletzung der Brief- und Poſtfreiheit, ſind patriotiſche Tugenden der meiſten **Révolutionnaires** geworden.) Vermuthlich fühlte Bazire die Niederträchtigkeit eines ſolchen Betragens, deswegen bat er die N. V. verſchweigen zu dürfen, wie er zu dem Brief gekommen ſei.

Briſſot. Dieſer Briſſot iſt Schuld an dem Decret wegen der farbigen Leute, das den Grund zum Blutvergießen auf St. Domingo, und zum Ruin des franzöſiſchen weſtindiſchen Handels legte. Als die erſten Nachrichten davon nach Frankreich kamen, hatten er und ſeine Anhänger die Frechheit, auszuſprengen, es wären nur Erdichtungen der Engländer und der Speculanten. Er ſchreibt das erzdemocratiſche Blatt, **le patriote François**, und ſein Buſenfreund Condorcet, ſchrieb einige Monate lang das Journal de Paris. Da war's denn für den dritten erbaulich anzuſehn, wie ſich die Herrn wechſelsweiſe

Complimente machten. Z. B. Briſſot nannte im Patriote, den Condorcet, einen großen Mann; flugs hieß ihn dieſer im nächſten Stücke des Journal de Paris, einen ſehr großen Mann, trés grand homme. Einige deutſche Zeitungen, haben auf Treu und Glauben des Journal de Paris, die Rede gelobprieſen, welche Briſſot, bei Gelegenheit der Emigrantenſache, in der N. V. hielt. Dieſe Rede iſt iezt gedruckt, und hier ſind ein paar Stellen daraus, welche das Ganze zu würdigen dienen werden. ‚Die Empörung des Horia und Kloska, iſt ihm, eine gerechte Sache. — Vom Könige von Preußen ſagt er: er müße das friedliche Einverſtändniß mit Oeſterreich brechen, wenn er ein ehrlicher Mann ſein wolle. Wir, in Deutſchland, haben ganz andre Begriffe von Ehre und Wortbruch. — In England ſei der Despotismus zu Hauſe, — Frankreich ſolle Europa bekriegen, bei dem Koloß Rußland anfangen, und beim Atom Graf aufhören. — Solche Floskeln heißen Beredſamkeit. — Die Prinzen müßten gezwungen werden, de s'agenouiller devant la conſtitution *Françoiſe* &c. &c.

Greuel aus Avignon. Abbe Mülot und die andern Commißarien handelten zu partheiiſch, als ſie nach Avignon vom Könige und der Nationalverſammlung geſendet wurden. Sie entwafneten die tapfern Carpentraſſer, weil ſie päbſtlich geſinnt waren, hingegen das Raubgeſindel des Jourdan, das ſelbſt in den anſtoßenden franzöſiſchen Departements, wegen ſeiner Greuelthaten verabſcheut wurde, entwafneten ſie nicht, und ließen es mit kriegeriſchen Ehrenbezeugungen in Avignon einziehn. Dieſe Räuber (worunter viele Deutſche ſind, Deſerteure vom Regiment la Mark,) trugen auf ihren Kokarden, die Worte braves brigans, und entſchuldigten es damit, die Holländer hätten in den erſten Zeiten der Republick, ſich auch ſelbſt, Geuſen genannt.

Iourdan, iſt ein Laſtträger oder Fort de la Halle, aus Paris. Wegen ſeines herkuliſchen Körperbaus diente er auch oft, in der Zeichenakademie, zum nackten Modell. In der berufenen Oktobernacht zu Verſailles, erſchien er mit einem großen Bart, nackten Armen und einem Beil, und ſchlug zwei gefangenen Gardes du corps die Köpfe ab, wovon er den Beinamen, Coupe-tête erhielt. Er flüchtete bei der Unterſuchung des Chatelet, und gieng zu der Avignonner Räuberhorde, wo er, als die Armee ihren eigenen General, Patrik, arquebuſirte, zum General erwählt wurde.

L'Ecuyer, wurde zu Avignon in einer Kirche ermordet, nicht weil ein Marienbild Blut weinte, ſondern weil er das Leihhauß ſpoliirte, die Glocken aus den Kirchen an die Juden verkaufte, und was er nicht zu Geld machen konnte, auf Wagen aus der Stadt ſchaffen ließ. Eigentlich wurde dieſem L'Ecuyer, von der göttlichen Rache nur mit dem Maaße gemeßen, mit dem er andern gemeßen hatte, denn auf ſein Auſtiften hatte das Volk bei den erſten Unruhen zu Avignon, die Herrn Rochegade, d'Aulan, und d'Offroy an Laternenpfähle aufgehenkt. Er war einer von den Deputirten, welche bei der N. V. in Namen Avignons, um die Vereinigung mit Frankreich baten. L'Ecuyer war ein Müllersſohn, und aus der Gegend von Paris gebürtig, „Seine verworfene, hohläugige und unedle Figur, (ſchildert ihn ein Augenzeuge,) verkündigte ſeine Seele. Nie ſah man ihn lachen, ſondern grinzen.„

Tournal, iſt der treue Kumpan des Jourdan und L'Ecuyer, und Verfaßer des Courier d'Avignon, in welchem er das Blutbad zu Avignon zu beſchönigen und zu läugnen ſucht. Allein, zur Schande der Menſchheit, iſt es nur zu wahr! Hier noch ein Zug, der jedes Herz empören muß. Die Mörder, mordeten, ſonderlich reiche Leute, und in ihren Häuſern. Als ſie einen derſelben, einen Namens Lamy, wegſchleppten, hing ſich ſein 14 jähriger Sohn an des Vaters Kleider, und flehte die Barbaren um ſeine Verſchohnung an; allein ſie erſchlugen doch den alten Lamy, und weil ihnen das Jammergeſchrei des Knabens zu läſtig wurde, ſo erwürgten ſie auch ihn auf des Vaters Leichnam.

Die Jourdaniſten wollten den L'Ecuyer balſamiren, und als Reliquie in einer Kirche aufſtellen, allein ſein Kopf und ſein Hirnſchädel waren ſo zerſchlagen, daß die Aerzte es widerriethen, weil es zu ſcheußlich anzuſehn, und ſich doch nicht wider Fäulniß halten würde.

Als der neue franzöſiſche General Choiſy, am 8ten November, von Orange, gegen Jourdans Anhang anrückte, der ſich im Palais des Vice-Legaten verſchanzt hatte, ließen dieſe ihm entgegen ſagen, er ſolle keine Huſaren, auch nicht den neuen Königlichen Comiſſair le Scene des Maiſons mit ſich nach Avignon bringen, und ſich dem Palais mit ſeinen Truppen nicht nähern. Choiſy gab zur Antwort: 1. die Huſaren würden die Avantgarde ausmachen. 2. Der Königliche Commiſſair würde an ſeiner Seite ſein, und 3. ſeine Truppen würden Alles, auch das Palais beſetzen. (Der weitere Verlauf iſt mir in dem Augenblicke wo ich dieſes ſchreibe, (den 21 Nov. 1791) noch nicht bekannt.)

Dankbarkeit einiger Municipalitäten, ohnweit Lyon. Herr von Ch. ein Greiß, deßen ſechs Söhne Officiere unter den Linientruppen ſind, lebte auf ſeinem Schloße Beaulieu, ohnweit Lyon. Schon vor der Revolution hatte er ſich durch Wohlthaten gegen ſeine Unterthanen ausgezeichnet; in theuren Jahren Brod unter ſie ausgetheilt, und nach einem Brande, ihre Häuſer auf ſeine Koſten erbauen laßen. Als die Revolution ausbrach, gab er den Municipalitäten des Diſtrikts, und der Nationalgarde ſeines Dorfs, ein Feſt und Traktament auf ſeinem Schloße; und vermied überhaupt ſorgfältig Alles, was nur den geringſten Anſchein zu Beſchwerden und zum Verdacht geben konnte. Allein die Jakobiner-Clubs der Gegend (denn jedes Dorf hat ſeinen Club) misgönnten ihm ſeine Ruhe, oder vielmehr einige Räuber geizten nach ſeinem Vermögen; und im Junius 1791 ſah er an einem Morgen ſein Schloß von 2000 Nationalgarden; und von Municipalitäten im Schärpenornat umringt; er ging ihnen entgegen und fragte nach der Urſache dieſes Beſuchs. Man antwortete, man wolle nachſuchen, ob er keine Waffen in ſeinem Schloße habe? Herr von Ch. erwiederte, er habe keine Waffen, unterwerfe ſich aber gern der Hausſuchung, nur bäte er, daß man einige als Deputirte auswählen, und nicht den ganzen Haufen ins Schloß laßen mögte. Kaum hatte er dieſe Bitte ausgeſprochen, ſo fuhr ihn der Kommendant dieſer Helden, grimmiglich an: Hier ſind alle gleich, rief er, und alle ſollen ins Schloß! Sogleich drang der ganze Haufen ein. Wäſche, Aſſignate, Geld, Silbergeräthe ꝛc. was nur von Werth war, wurde ſpoliirt, und das andere verwüſtet. Die Thüren wurden mit Aexten eingeſchlagen, und wenn das Geſinde des Herrn von Ch. ſie öfnete, ſo machten die Plünderer ſie wieder zu, um das Vergnügen zu haben, ſie aufſprengen und einſchmeißen zu können. Endlich ſuchte ein treuer Bedienter den Herrn von Ch. auf, und warnte ihn ſich aus dem Staub zu machen, weil er einige dieſer Böſewichter habe munkeln hören, man müße ihm das Lebenslicht ausblaſen, und ſo das ganze Werk krönen. Herr von Ch. flüchtete ſich alſo aus ſeinem Schloße, deßen eine Thurm ſchon in Brand geſteckt wurde, ins Gehölz. Hier ſchickten ihm ſeine Widerſacher einige Detaſchements nach, die verſchiedenemal auf ihn ſchoßen, und deren Beute er gewiß zulezt geworden ſein würde, wenn nicht ein Detaſchement Nationalgarde aus Lyon, ihn in Schuz genommen, und in dieſe Stadt gebracht hätte. Herr von Ch. der durch dieſe Plünderung um ſein ganzes Vermögen gebracht, und deßen Schloß gänzlich ruinirt iſt, hat durch den Accuſateur public, Klage nach den Geſetzen erheben wollen, allein dieſer hat ſich geweigert, die Klage anzunehmen, aus **Furcht vor dem Kredit der Jacobiner.**

Im ehemaligen Burgund allein, zählt man 121 adliche Schlößer und Landſitze, die auf ähnliche Art zerſtört, verwüſtet, und deren unglückliche Bewohner zum Theil ermordet worden ſind. Troz der Vollendung der Conſtitution, Troz der Anname des Königs, dauern dieſe Gewaltthätigkeiten fort, und geben ein unleugbares Zeugniß von der Ohnmacht der Geſeze, und der daurenden Erſchlaffung aller bürgerlichen Ordnung und aller Handhabung der Gerechtigkeit. Welcher partheiloſe Zuſchauer mag es alſo den Auswanderern verdenken, wenn ſie ein Land fliehen, wo ſie die Willkühr der erſten, beſten Horden von Fanatikern oder Gaunern Preiß gegeben ſind? Wenn der König in ſeinen Proclamationen, ſie einladet wieder zurückzukommen, und ihnen **Schuß und Sicherheit** ſo feierlich zuſagt, die er doch ihren im Land gebliebnen Brüdern nicht gewähren kann, ſind ſie da nicht berechtigt, ihm zu antworten: „Herr, du willſt andern helfen, und kannſt dir „ſelbſt nicht helfen?„

Mirabeau ſtarb nicht inſolvent. Vor Kurzem machte ein gewißer Frochot in der N. V. bekannt, Mirabeau eſt mort inſolvable. Einige deutſche Zeitungen wiederholten es; ſie hätten aber auch den Widerruf der Erbin des **Mirabeau**, ſeiner Schweſter, der Madame Mirabeau Duſaillant wiederholen ſollen," welche in den öffentlichen Blättern (Journal de Paris No. 297 von 1791.) dem Herrn Frochot ein förmliches dementi mit ihres Namens Unterſchrift gab, und bewieß, daß der Nachlaß des Mirabeau ſchon an Grundſtücken hinreichend ſei, die Schuldeforderungen zu befriedigen.

Jener Deputirter hat das der guten Dame ſehr übel genommen, und nach Patriotenmode, ihr Nebenabſichten bei dieſer Bekanntmachung Schuld gegeben. Er ſcheint das Inſolventſterben, für einen Zuwachs an Ruhm zu halten. Wenn ein Staatsmann, oder Geſchäftsmann, der auf einem wichtigen und einträglichen Poſten ſtand, arm ſtirbt, ſo iſt das allerdings ein ehrenvoller Beweis ſeiner Redlichkeit und Uneigennützigkeit: aber etwas ganz anders iſt es; inſolvent, das heißt, bankerut ſterben, und ſeinen Schuldnern das leere Nachſehen zu laßen; das hat wohl noch niemand für rühmlich gehalten, als Herr **Frochot**.

Noch zwei Beiſpiele der Ohnmacht einiger Municipalitäten in Frankreich, deren Function ſich bloß darauf zu reduciren ſcheint, bei den Scenen von Volkswuth zu aſſiſtiren. Aus No. 22. des Mercure de France von 1791. und der Gaz. univerſelle.

Herr von Maſſey, Lieutenant des Reuterregiments Royal-Navarre, weigerte ſich, im Jahr 1790 bey dem Föderations-Feſte zu Tulles, dem Gebot einiger Nationalgarden zu gehorchen, die ihm befahlen, ſeinen Reutern, nach ihrem Beiſpiel, die Hüte auf die Säbelſpitzen ſpießen zu laßen. Seine Widerſezlichkeit gegen dieſes neue Reutermanöver, wurde ihm als ein Verbrechen der beleidigten Nation ausgelegt. Herr von Maſſey wurde geächtet, man ſchwur ihm tödlichen Haß. Er beging die Unvorſichtigkeit, im Mai 1791 wieder nach Tulles zu kommen. Er wohnte bei dem Herrn von Poiſſac, Ex-Deputirten der Nationalverſammlung. Am 9ten Mai Abends, kam von neuen eine Menge Pöbelpack, von den Mitgliedern des daſigen Jakobiner-Clubs aufgehezt, unter die Fenſter des Herrn von Poiſſac, ſang allerhand beleidigende Lieder, und ſtieß die gröbſten Schimpfreden, und Schmähungen aus. Daſſelbe war ſchon an einigen vorhergehenden Abenden geſchehn. Herr von Maſſey, und noch ein paar Perſonen aus dem Hauſe, handelten, in der Hitze, ſo unüberlegt, auf die Gaße zu gehn, und die Ruheſtörer verjagen zu wollen. Dieſe antworteten durch Schimpfen und Thätlichkeiten, und Herr von Maſſey zog den Säbel, und verwundete einen der eifrigſten, einen Glaſer, am Arm. Nun ergriff das Geſindel die Flucht Die Nacht ging ziemlich ruhig hin, aber den andern Morgen, wurde mit allen Glocken geſtürmt, und Allarm geſchlagen.

Eine Menge bewafneter Leute, umringte das Haus des Poiſſac. Sie bemächtigten ſich des Maſſey. Vergebens nahmen einige Biedermänner ſich ſeiner an. Municipalität, Diſtricks- und Departements-Beamte ſtanden im Hof. Die zahlreiche Mörderhorde, nachdem ſie dem unglücklichen Officier viele Säbelhiebe und Baionettſtiche verſezt hatte, ſchleppte ihn, von Blut triefend, auf den Platz, wo ſie ihn mit neuen Stichen durchbohrten, aber ihm vorher einen Beichtvater bewilligten. Man ergriff ihn bei den Haaren, und ſchleifte ihn, noch lebend, und mit dem Geſichte auf dem Boden, durch einen Bach. Erſt nach einer zweiſtündigen Marter verſchied er. Das Detaſchement von Royal Navarre, das zu Tulles garniſonirt, lief Gefahr maſſacrirt zu werden, und mußte ſich ſchleunigſt nach Uzerches *) retiriren. Am eilſten Mai hatte

---

*) Ein Detaſchement Gens d'armes oder Edeln, hätte in das Geſindel eingehauen, und es zum * * gejagt.

hatte das Departement, der Diſtrickt, und die Municipalität von Tulles, den... Muth, an den Diſtrickt von Uzerches, einen Brief in folgenden Ausdrücken zu ſchreiben: „Die gerechte Wuth des Volkes, hat keine „Gränzen mehr gekannt, und taub gegen unſre Ermah„nungen, hat es den Herrn von Maſſey, ſeiner gerech„ten Wuth, geopfert.„ Welche Gerechtigkeit! welch ein Volk! welch eine Sprache! welch' eine Obrigkeit! welch ein Land, wo die Diener des Geſetzes ſich zu Anwalden des Verbrechens aufwerfen! ruft der Verf. des M. d. F. aus! — —

Zu Caſtelnau inſtallirte, in demſelben Monat Mai, die Nationalgarde, einen Pfarrer, und ſang ſtatt eines geiſtlichen Lieds, dazu den bekannten Revolutionsgeſang, mit dem Refrain:

Ca ira, ça ira!
Les Ariſtocrates à la lanterne!

Herr Bellûe de St. Jean, geweſener Garde du corps von der Schottiſchen Kompagnie, ging vorbei, und wurde inſultirt. Er beſchwerte ſich darüber gegen den Kommendanten dieſer bewafneten Sänger, den Herrn Ramel; dieſer aber erwiederte ſeine Klage durch neue Beſchimpfungen. Bellûe forderte den Ramel auf der Stelle heraus, und es entſtand zwiſchen ihnen ein Zweikampf, worinnen Ramel leicht verwundet wurde. Bellûe flüchtete ſich in ein Hauß, und wurde ſogleich von der Nationalgarde belagert. Zwei ganze Tage vertheidigte er gegen ſie ſein Leben, unter dem Beiſtande ſeines Bruders und ſeines Bedienten. Seine Feinde riefen die Nationalgarden von Cahors und Montauban zu Hülfe, und Bellûe, nachdem er drei ſeiner Mörder getödet, unterlag endlich mit ſeinem Bedienten der Menge. Sein junger Bruder, von Baionettſtichen durchbohrt, wurde zu einem

Baum geſchleppt, und daran aufgehangen. Einige Briefe verſichern, daß ſeine Henker, ihn vor der Hinrichtung, gezwungen haben, vom Blut ſeines Bruders zu trinken. Das ganze Trauerſpiel endigte mit Abſchneidung der Köpfe, die man auf die Bajonette ſteckte, und damit in Triumph zu Cahors einzog.

Ob dieſe Tauſende von Nationalgarden, die zu **Tulles** ſo tapfer gegen **Einen**, und zu **Caſtelnau**, gegen **Drey**, auszogen, ob ſie wohl im Blachfelde, feſten Blicks und feſten Fußes, die 800 Gardes du corps erwarten würden, die ſich izt zu Coblenz verſammelt haben, wenn dieſe mit dem Schwerd der Rache in der Hand, und mit dem Feldgeſchrei Maſſey & Bellue! auf ſie anſtürmten? —

Proben der gerühmten Toleranz der herrſchenden Parthei in Frankreich.

Zu **Lourdeac** eine Stadt von 6000 Einwohnern, erklärte ſich in October 1791 das Volk für den alten Pfarrer, der nicht geſchworen hatte, und gegen den neuen Conſtitutionellen Prieſter. Die Municipalität war offenherzig genug, in ihrem Schreiben an die Nationalverſammlung zu geſtehn, daß der alte Pfarrer die **Mehrheit des Volks** auf ſeiner Seite habe, und hinzuzufügen: „Wir haben kein andres Auskunftmittel mehr als **Gewalt**.„ Die duldungsvolle Nationalverſammlung beſchloß: „die Sache an die ausübende Macht zu verweiſen, damit **Gewalt gebraucht werde**.„

Einige deutſche Zeitungen haben des ſcandalöſen Auftrits erwähnt, der in demſelben Monat zu Paris in dem College des Irlandois, ſtatt hatte, wo der Pöbel, aus einem benachbarten Weinhauſe, die Perſonen welche Meſſe in dieſem Kloſter hörten, überfiel, und unter andern Mishandlungen, eine ſchwangere Dame ſo mit Ruthen

then ſtrich, daß ſie ſtarb. Der herbeigerufene Policeikommiſſair, und das Detaſchement Nationalgarde, weit entfernt dem Unweſen zu ſteuern, oder die Gemißhandelten zu ſchützen, munterte vielmehr das Geſindel noch mehr auf. Der Policeikommiſſair verſprach ſogar dem Pöbel, er ſollte Genugthung haben, nahm 4 von ihnen mit in die Kirche, wuſch in ihrer Gegenwart dem Superior des Kloſters den Kopf, hieß alle Leute ſich aus der Kirche packen, und befahl dem Superior ſie nie wieder zu öfnen. Vergebens berief ſich dieſer auf die Verträge mit England, (unter deßen Schutz das Kloſter ſteht. 1) „Ich weiß nichts vom Verträgen! „ antworte der Kommiſſar. Und der Kommendant des Detaſchements der Nationalgarde, ſagte zu denen welche aus der Kirche getrieben wurden: „Ich fodere euch auf, mit mir in eine andre Kirche zu gehn, wo nicht, ſo gebe ich euch dem Volke Preiß.„ — Und ſo was heißt Gewißensfreiheit! Einer von den armen irrländiſchen Geiſtlichen, iſt den Tag darauf an den Folgen des gehabten Schreckens, geſtorben.

VI.

Roman.

Fortſetzung der Geſtändniße des Grafen B.

Zu dieſen frivolen und lächerlichen Bewegungsgründen der Frau von Perſigny, beſtändig einen erklärten Liebhaber, und eine Menge Expectanten um ſich zu haben, geſellte ſich auch noch das Verlangen, ſtets iemand zu ihrem Gebot zu wißen. Freilich war ein ſolcher Vorzug, bei dem bloß das Ohngefähr entſchied, nicht ſehr ſchmeichelhaft; aber ſie war ſchön und glänzend; braucht's wohl ſo viel in der Welt, um geſucht zu werden?

Es dauerte nicht lange, ſo empfand ich ganz das Beſchwerliche und Eckelhafte eines ſo ſchwärmeriſchen, unruhigen Lebens. Da die Erfindungskraft der Frau von Perſigny raſtlos war, ſo konnte man nie auf eine arrangirte Parthie ſicher rechnen. Selbſt die Zeit beim Souper, die ihr doch noch die angenehmſte ſchien, wurde gewöhnlich mit Anſchlägen und Proiekten auf Morgen, zugebracht.

Um mich beim Publikum nicht in Auftritten zu kompromittiren, welche ihre Unbeſonnenheit leicht veranlaßen konnte, und woran ich nicht gern Theil nehmen wollte, ſchüzte ich immer Landreiſen vor, und pflegte ihr lange vorher davon Nachricht zu geben, damit ſie ihre Parthie, ohne mich machen mögte. Frau von Perſigny bemerkte kaum meine Abweſenheit; wer weiß ſogar, ob ſie Zeit gehabt hat, als ich ſie ganz verließ, das zu bemerken. Es fehlte ihr nicht an liebenswürdigen Anbetern, die ſich bemühten, an meine Stelle einzurücken, um bald ſelbſt durch andre verdrängt zu werden. Kurz, ich brach zwar nicht völlig mit ihr, aber ich hörte doch auf, ihr declarirter Liebhaber zu ſein.

Frau von Perſigny hatte mich von den falſchen Delikateſſen, womit mich Frau von Sezanne geplagt hatte, ſo gut geheilt, daß ich leztre jezt für eine Prüde gehalten haben würde, ich der ich ſie noch kurz vorher der Koketterie beſchuldigte.

Während ich mich von den Fatiguen zu erhohlen ſuchte, welche mir die muthwillige Schwärmſucht der Frau von Perſigny zugezogen hatte, ſpeiſete ich einsmals bei einer meiner Verwandten, mit einer Dame, deren Schönheit, edler Wuchs, und ernſthaftes, ſittſames und ſanftes Weſen, mine ganze Aufmerkſamkeit reizte. Sie dachte ſehr fein, und drückte ſich ſehr ſchlicht und richtig aus. Ich fragte nach ihrem Namen, und erfuhr, daß ſie Frau von Gremonville heiße, und eine Fromme ſei.

Ihre Geſtalt, ihr Verſtand, und ihr Betragen, fielen mir auf, und machten Eindruck auf mein Herz. Ich wagte es nicht, ſie um Erlaubniß zu bitten, ſie beſuchen zu dürfen, denn ihr Stand und der meinige ſcheinen ſich nicht zuſammen zu paßen, und ich wollte nichts brüskiren. Aber ich nahm mir feſt vor, oft in dieſes Hauß zu gehn, wohin ſie gewöhnlich zu kommen pflegte, und befolgte dieſen Vorſatz. Ich ſprach Frau von Gremonville ziemlich oft bei meiner Verwandte. Ich war weniger empfindlich für ihre Reize, als für das Vergnügen, die einfache Natur, oder wenigſtens ihre Außenſeite zu bewundern. Sie legte kein Roth auf, was für mich eine Neuheit war, und das Ruhige ihrer ordentlichen Lebensart, hob ihre Schönheit noch mehr. Ich fühlte, daß ſie mir unendlich gefiel; ich ſtudirte ihre Empfindungen, und ſuchte ihr auf alle mögliche Art zu ſchmeicheln. Aber noch wagte ich es nicht ihr meine Liebe zu geſtehn.

Was mir zuerſt einige Hofnung machte, war die Nachricht, daß ſie bloß die Andächtige ſpiele, um das Herz ihres Mannes wieder zu gewinnen, den eine ziemlich lebhafte Geſchichte mit einem jungen Herrn, ein wenig von ihr entfernt hatte. Aus dieſem ihrem alten Liebesabentheuer folgerte ich nun ganz natürlich, daß ſie nicht unempfindlich ſei. Ich bat ſie um Erlaubniß, ihr in ihrem Hauſe aufwarten zu dürfen und erhielt ſie. Ich bemerkte gleich beim erſten Blick, daß Frau von Gremonville, außer der Achtung die ſie ſich im Publikum erworben, auch eine unumſchränkte Herrſchaft über den Geiſt ihres Mannes erhalten hatte. Frömmigkeit iſt das ſicherſte Mittel dazu zu gelangen. Damen, welchen es mit Gottesfurcht und

Frein-

Frömmigkeit ein Ernſt iſt, verdienen unſre Ehrfurcht und unſer Lob. Die Sanftheit ihrer Sitten, zeugt von der Reinheit ihrer Seele und der Ruhe ihres Gewißens. Sie handeln gegen ſich ſelbſt ſo ſtrenge, als ob ſie andern nichts verzeihen, und ſind doch ſo nachſichtsvoll gegen andre, als ob ſie ſelbſt alle Schwachheiten beſäßen. Aber Frauenzimmer, die nur die Larve der Frömmigkeit vornehmen, ſind äußerſt herriſch. Der Mann einer verſtellten Frommen, iſt gezwungen, gegen ſie eine Art von Reſpekt zu beobachten, und ihn nie aus den Augen zu ſetzen, ſo viel Recht zum Misvergnügen ſie ihm auch geben mag, wenn er ſich nicht den ganzen Anhang über den Hals laden will. Frau von Gremonville ſchaltete nach ihrem Belieben über ein anſehnliches Vermögen; es herrſchte um ihr eine gewiße ſolide und ausgeſuchte Pracht, aber unter dem Anſchein von Reinlichkeit und Simplicität. Man fühlte es, aber man mußte erſt unterſuchen, um es recht gewahr zu werden.

Frau von Gremonville war die erſte Beate, welche die Mode der Petites maiſons, oder kleinen Luſthäuſer, annahm, die das Publikum, durch eine von jenen ſonderbaren Inconſequenzen, die man ſich nicht erklären kann, Frauenzimmern von dieſer Klaße verziehn hat. Dort ſteht es ihnen, unter dem Vorwand einer gottſeligen Eingezogenheit frei, mit ſehr wenig Vorſicht, manches thun zu können, was eben dieſes, gegen ſie ſo nachgiebiges Publikum, den Damen nach der Welt, nie hingehn laßen würde.

Kurz, es iſt in dieſem Stück ſo weit gekommen, daß der ganze Unterſchied nur in den Stunden beſteht. Mit der Betſchweſter ſpeiſet man in einem ſolchen Hauſe, zu Mittag, und mit der Weltdame zu Abend: beide könnten ſich alſo recht gut einerlei Hauſes zu einerlei Endzwecken bedienen.

Beſuche in Gefängnißen, Beſuche in Spitälern, eine Predigt, oder eine Meße in einer entlegenen Kirche, geben eine Beate hundert Vorwände an die Hand, ganz im Verborgenen zu bleiben, und den Leuten den Mund zu ſtopfen, wenn ſie ja von Ohngefähr erkannt werden ſollte. Sobald eine Dame der Schmincke entſagt, und durch ein auffallendes Aeußerliches, ſich als Betſchweſter angekündigt hat, ſo ſteht es ihr nunmehr frei, unter dem Vorwande, ihre guten Werke zu verbergen, Wagen und Bediente zu Hauſe zu laßen, und allein und zu Fuß umher zu ſchweifen. Sie iſt dann ganz Herrin von ſich, ſie durchſtreicht ganz Paris, und begiebt ſich allein, oder tête à tête mit einem Beichtvater aufs Land. Ihr Ruf iſt einmal gegründet, und Tugend, oder was deren Außenſeite hat, wird der Schutzbrief des Vergnügens.

Frau von Gremonville fing damit an, mir hundert verſchiedene Fragen vorzulegen, mit was für Frauenzimmern ich gelebt habe? Bald beſeufzte ſie das Betragen der Damen nach der Welt, bald ſuchte ſie ihnen ein Ridikül anzuhängen. Aber ſie wollte nur meine Verſchwiegenheit bei andern auf die Probe ſtellen, um zu wißen, ob ſie ſich in ihren eigenen Angelegenheiten darauf verlaßen könnte. Allein nie hat Eigenliebe mich verleiten können das Stillſchweigen zu brechen, was jeder Mann von Ehre über dieſen Punkt zu halten verbunden iſt. Es war mir bei meinen Liebſchaften immer mehr um das Vergnügen, als um Befriedigung der Eitelkeit zu thun.

Dieſe Verſchwiegenheit machte Eindruck auf ſie, denn ich hatte ſchon ihr Herz gerühret. Ich vollendete mein Werk der Verführung, indem ich ſie mit Lobſprüchen, auf ihre Schönheit, ihre Grazie, und ſelbſt auf ihre Tugend, beſtürmte, was immer eins von den ſicherſten Mitteln iſt, leztere auf Abwege zu leiten. Ich hörte nicht auf, die Opfer zu bewundern, die ſie Gott brachte, und meine

Worte waren ſüß und ſchmeichelhaft, ohne Schmeichelei zu ſcheinen. Ich prieß ihr die Freuden der Welt, und meine Augen ſagten ihr, daß ich bereit wäre, ſie ihr zu opfern. Aus Furcht daß man den Bewegungsgrund meiner Beſuche errathen mögte, benachrichtigte ſie mich von den Stunden ihrer Andachtsübungen, damit ich nicht den Beaten aufſtoßen ſollte, die ſich manchmal bei ihr zu verſammeln pflegten, um ſich über die Angelegenheit ihrer Parthei zu beſprechen.

Obgleich das Afterreden nicht unter die Bewegungsgründe dieſer Verſammlungen gehörte, ſo entledigte man ſich doch gewöhnlich darinn dieſer Pflicht am beſten. Ich traf meine Zeit ſo gut, daß ich faſt immer allein mit Frau von Gremonville war.

Ich bemerkte bald, daß Liebe mir ihr Vertrauen immer mehr und mehr erwarb; ihr Mann ſelbſt ſcherzte mit mir darüber. „Nehmen Sie ſich in Acht, ſprach er oft, „meine Frau wird Sie bekehren!„ — Sie hatte heimlich meine Schritte beobachten laßen; ſie ließ mir ſogar Briefe ſchreiben, worinn man mir allerhand kleine ſchmeichelhafte Liebesanträge that; aber ſie hatte mir ſo viel Neigung eingeflößt, und ich fühlte eine ſo heftige Begierde, eine Leibesintrike mit einer Frommen zu haben, daß ich gar keine Luſt hatte mich in andre Liebſchaften einzulaßen, und alſo, ohne es zu wißen, ganz der Klugheit und meinem Vortheil gemäß, handelte.

Endlich nachdem ich alle Prüfungen ausgehalten hatte, erhielt ich ein Rendezvous in ihrem kleinen Hauſe, wohin ich mich in geiſtlicher Tracht begeben mußte, was in der Folge meine gewöhnliche Verkleidung blieb. Man kann zu Venedig nicht freier unter der Maske ſein, als man damals, unter dem kleinen, ſchwarzen Mantel, zu Paris war, wo iedermann ſich nur mit ſeinem Vergnügen beſchäfſchäftigte, und nicht daran dachte, das Vergnügen anderer zu ſtören.

Eine Privatmeſſe, verſchafte Frau von Gremonville den Vorwand aus dem Hauſe zu bleiben, und, wie ſie ſagte, zu Mittag bei einer Freundin zu ſpeiſen, um mit ihr den Nachmittags-Gottesdienſt zu beſuchen. Troz aller dieſer Vorſicht brauchte ſie noch die, mir ſelbſt die Thüre aufzumachen. Wir ſtiegen die Treppe hinauf, in ein Zimmer, wo Simplicität, Reinlichkeit und Bequemlichkeit, um den Vorzug ſtritten. Ich ließ ſogleich den Eingebungen meiner Leidenſchaft freien Lauf. „Wie dringend Sie ſind! gab ſie, ſich ſträubend, zur Antwort! Ich gebe Ihnen ein Rendezvous, um unſre Herzen deſto freier einander ausſchütten zu können, und die Gefahr, der ich mich ausſetze, um Sie hier zu ſprechen, überzeugt Sie nicht welche Macht Sie über mein Herz haben? Nein, Sie lieben mich nicht; Sie wollen meine Tugend verführen, um mich mit andern Weibern in eine Klaße zu werfen, und mich wie ſie zu verachten!„ Ich wendete Liebkoſungen und Ueberredungen an, um ſie zu beruhigen. Ich ſah, daß ſie heftig erſchüttert war, daß aber Schamhaftigkeit noch in ihr kämpfte. Ich machte die Fenſterladen zu, ohne daß ſie ſich widerſezte, und nun fand ich ſie ganz ſchwach und nachgebend. Ich nutzte dieſen Augenblick, trug ſie auf ein Ruhebette, und war ſo glücklich als man ſein kann.

Sobald mein Glück keinem Zweifel mehr unterworfen war, brach ſie in Klagen und Verzweiflung aus, was ich aber bald zu ſtillen wußte. Ich hatte vor dem Eſſen noch Zeit genug, ihr meine Liebe zu beweiſen und ihre Zärtlichkeit zu prüfen, die nichts mehr zurückſcheuchte. Unſer „Diner„, das durch ein Drehfenſter, wie in Nonnenklöſtern, hereingereicht wurde, war vortreflich; man behandelte mich als den Favorit-Beichtvater.

Wir kehrten nach dem Orte unſers Vergnügens zurück, um uns in neuen Freuden zu berauſchen. Wir ſchieden nicht ehr von einander, als mit Ende des Veſpergottesdienſte. Wir ſahen uns in der Folge noch mehrmal auf die Art, doch immer mit gleicher Vorſicht. Die Neuheit dieſes Abentheuers, hatte tauſend Reize für mich. Denn mir war, unter allen meinen Liebſchaften, noch nichts ähnliches begegnet. Die Domeſtiken einer Betſchweſter, ſind nie ihre Vertraute; ſie ſind ſittſam und beſcheiden, und haben keine von den Inſolenzen an ſich, womit ſie in andern Dienſten die Wißenſchaft des Geheimniſſes ihrer Herrſchaft anſteckt. Eine Betſchweſter verſchwendet an ihren Liebhaber alle zärtlichen und Salbungsreichen Ausdrücke des Wörterbuchs der liebkoſendſten und heißeſten Frömmigkeit. Die feine Witz mit welcher Frau von **Gremonville**, die Welt kritiſirte, war immer ein indirektes Lob auf ſich ſelbſt. Sie prieß den Reiz des Geheimnißvollen, und die größten Wollüſte, aber unter dem Namen von Bequemlichkeiten.

Unſer Umgang dauerte ſechs Monate, ohne daß er je das geringſte Aufſehn gemacht hätte; aber bald bemerkte ich Kälte und Zwang in der Frau von **Gremoville** Betragen. Sie ließ verſchiedene Gewißenszweifel blicken, und da die nicht mehr Tugend zum Grund haben konnten, ſo betrachtete ich ſie als Symptomen der Unbeſtändigkeit. Ich glaube daß die Eiferſucht eines Beichtvaters, die vielleicht durch Bewegungsgründe des Eigennutzes veranlaßt wurde, unſerm Umgang den Stoß gegeben hat. Die Rendezvous wurden immer ſeltener, die Schwierigkeiten nahmen von Tag zu Tag mehr zu, und endlich geſtand ſie mir frei heraus, daß ſie einen ſo ſündigen Wandel nicht länger fortſetzen wollte. Mein Bitten und meine Einwendungen waren vergebens; ich mußte mich darein fügen. Ich gab den einzigen Brief zurück, den ich noch in Händen hatte, denn man ließ mir nie mehr als Einen, und deßen Inhalt war immer ſehr ſchwankend und gleichgültig.

Unterdeßen erregte unſer Bruch nicht das mindeſte Aufſehn. Ich war zwar gekränkt, mich ſo brüske abgedankt zu ſehn, aber nie habe ich der Frau von Gremonville Anlaß zum kleinſten Vorwurf gegeben.

Ich that alles, was ſie von mir verlangt hatte. Ich ſezte ſogar noch einige Zeit meine Beſuche fort, um ſie zu ſchonen, allein ohne an ihr die geringſte Neigung, die Intrike von vorne anzufangen, oder die mindeſte Rückerinnerung an das Geſchehene, zu bemerken. Mit einem Wort, ſie betrug ſich ſtolzer und trotziger als irgend eine andere Dame in ſolchen Fällen. Sie beobachtete das äußerliche und ſchonende Verfahren nicht, das ſonſt die Frauenzimmer, gegen abgedankte und gekränkte Liebhaber zu beobachten pflegen. Vermuthlich baute ſie ſtark auf meine Rechtſchaffenheit, und in dem Fall ließ ſie mir volle Gerechtigkeit wiederfahren.

Ueber meine eingezogene Lebensart mit Frau von Gremonville, hatte ich meine alten Freunde und Bekanntſchaften ganz aus den Augen verloren. Ich befand mich alſo ziemlich iſolirt. Ich nahm mir ſelbſt vor, mich nie wieder einer ſolchen Unannehmlichkeit auszuſetzen, und mir Geliebten in allen Ständen und Klaßen zu verſchaffen, um nie ohne einen Liebeshandel zu ſein, wenn ich ja wo ein Liebchen einbüßen ſollte.

Als ich dieſen Vorſaz gefaßt hatte, und mit ſeiner Ausführung beſchäftigt war, trug es ſich zu, daß ich wegen einiger Gutsgerechtigkeiten, einen Proceß mit dem Parlementsrath von * * * bekam. Weil ich ſtets einen natürlichen Wiederwillen gegen alle Proceße gehabt habe, und es eben nicht das beſte Mittel iſt, ihnen auszubeugen, wenn man ſich bloß auf ſeine Anwalde verläßt, ſo ging ich ſelbſt zu Herrn von * * *. Ich fand einen ſehr vernünftigen ger Mann an ihm, und dann iſt das eins von den großen Vortheilen, den die Rechtsgelehrten von ihrem Handwerke haben, daß ſie, mit anderer Leute Koſten, die Proceße ſcheuen lernen. Alſo legten wir unſern Streit ſelbſt gütlich bei, und wurden Freunde. Den erſten Beweiß den ich ihm von meiner Freundſchaft gab, war ein Verſuch ſeine hübſche Frau zu verführen, und es glückte mir. Ich mußte mich nun in ganz neue Sitten und Gebräuche ſchicken, die mir gänzlich fremd waren.

Der Stolz der franzöſiſchen Rechtsgelehrten, gründet ſich, wie die Religion, auf alte Gebräuche, Ueberlieferungen, und Bücher. Ihre Klaße beſitzet eine Eitelkeit, welche ſie von der übrigen Welt ſcheidet, alles beleidigt ſie, was ſie umgiebt. Sie iſt von jeher für geringer als *) der hohe Adel gehalten worden, und daher haben manche adeliche Dumköpfe und obſcure Junkerchen, die nie bei der Magiſtratur würden zugelaßen worden ſein, ſobald ſie einen Degen trugen, ſich berechtigt geglaubt die Klaße der Rechtsgelehrten geringe zu ſchätzen. Gewöhnlich iſt das die Sucht der Officier von geringer Herkunft. Aber die Klaße der Rechtsgelehrten kann Familien aufweiſen, die manchen von denen, welche ſich für Leute von Stande ausgeben, Ehre machen würden. Zwar muß man zwei Klaßen der Robe **) unterſcheiden: Die alte, welche ſich ſchon ausgezeichnet hat, und mit den erſten Häuſern des

---

*) Die Robe hat ſich in Frankreich bei der Revolution, hart an den Adel gerächt. Die erſten von der herrſchenden Parthei der N. V. ſind Advocaten: Barnave, Chapellier ꝛc.

**) Wir behalten dieſen Ausdruck bei, worunter man in Frankreich alle Magiſtrats- und Gerichtsperſonen, die ganze Klaße der Juriſten begreift.

Reichs verwandt iſt, und die neugebackene, welche den meiſten Stolz und Uebermuth verräth.

Mit Recht ſchätzt ſich die Robe höher als die Finanz, die es ihr an Aufwand und Wohlhabenheit zuvorthut, und wieder ihrer Seits der Stamm der zweiten Klaße der Robe wird. Das gemeine Volk hat für die Magiſtratsperſonen eine Art Reſpekt, deßen Bewegungsgrund in ſeinem Kopf nicht recht klar entwickelt iſt. Es betrachtet ſie als ſeine Beſchützer, *) ob ſie gleich nur ſeine Richter ſind.

Die meiſten Perſonen von dieſer Klaße ſind gezwungen unter ſich zu leben, und dieſer Umgang, mit ihrem Zirkel, unterhält ihren Stolz. Sie hören nicht auf, auf alles was zum Hof gehört zu ſchmählen, und ſtellen ſich, als ob ſie die Leute verachten, ohngeachtet ſie beſtändig den Namen des Hofmanns im Munde führen, mit dem ſie die Ehre haben bekannt oder verwandt zu ſein. Es ſtirbt kein Mann von Anſehn im Civilſtande, ohne daß die Hälfte der Robe nicht um ihn trauern ſollte; dieſe Pflicht erfüllt die Robe bis ins hundertſte Glied. Aber ſelten trauret eine Magiſtratsperſon um einen Vetter, der nur Anwald war. Das Bitten um Vorſpruch, behagt nicht allen in gleichem Grade. Nur Thoren werden davon geſchmeichelt, die beſten Richter und die geſcheideſten, finden ſich dadurch beläſtigt, und gewöhnlich hilft es ſo nichts.

Ueberhaupt genommen, macht die Robe zu viel aus ſich, und man zu wenig aus ihr.

Die Damen von dieſer Klaße, die nur mit Damen von ihrem Stande umgehn, haben wenig Ton der Welt, und das wenige was ſie haben, iſt falſch. Ceremoniel iſt ihre einzige Beſchäftigung, Haß und Neid ihre einzige Zerſtreuung.

Frau

---

*) Vor der Anarchie.

Frau von * * * war in den Grundſätzen von den Vorzügen der Robe erzogen, und ihr Mann, der ſehr an ſeinen Pflichten hing, trug Sorge, ſie ihr täglich zu wiederhohlen. Ihre Jugend, und eine Art vom Geſchmack den ſie an mir fand, feſſelten mich einige Zeit an ihr; aber die Plattheit der Geſellſchaft, der fade Scherz der Robe, der nur nach der Schulbank ſchmeckt, das Pedantiſche ihrer Gebräuche, und der traurige Ton des Hauſes, machten es mir bald unerträglich. Ich ſah ein, daß ich darauf denken müſſe, anderswo das Vergnügen aufzuſuchen, und Frau von * * * für die Stunden zu ſparen, wo ich nichts beſſers zu thun wüßte.

Ich miſchte mich wieder unter die große Welt, aus welcher mich der Umgang mit Frau von Gremonville entfernt hatte. Sobald dieſes bekannt wurde, bekam ich Einladungen zu allen Soupers, die gang und gäbe waren. Paris iſt der Mittelpunkt der Zerſtreuung, und Perſonen, die aus Neigung oder Stand am müßigſten ſind, finden ſich vielleicht dort am meiſten beſchäftigt. Es wurde mir die Wahl unter denen täglich vorgeſchlagenen „Soupers, ſchwer. Ich fand ſie nicht immer ſo angenehm, als der Ruf ſie machte. Aber manchmal gewährten ſie mir Zerſtreuung. Nachdem ich alle die Häuſer, die mir am meiſten anſtanden, durchgegangen war, gab ich endlich dem Hauſe der Frau von Gerville den Vorzug. Ich ging öfterer dahin, als zu andern, weil die Geſellſchaft da beſſer gewählt, und das Spiel nicht ſo hoch und ſeltener war. Man machte nie eine Beſchäftigung, oder intereſſirtes Vergnügen daraus.

Einsmal ſpeiſete ich daſelbſt mit Frau von Albi. Sie rührete mich weniger durch ihre Figur, die ohne gemein zu ſein, ſehr gewöhnlich war, als durch die Grazie und Lebhaftigkeit ihres Geiſtes, und das Auffallende ihrer Ideen und Ausdrücke, die, nicht preciös und doch neu waren.

Ich machte ſogleich den Schluß, daß niemand beßer als Frau von Albi im Stande ſei, mich von der langen Weile zu heilen, womit mich der Umgang mit Frau von * * * anſteckte. Von Ohngefähr bekam ich bei Tiſche meinen Platz neben ihr. Die Unterredung, die Anfangs allgemein war, wurde bald zwiſchen ihr und mir, zu einem abgeſonderten Geſpräch, ſo daß wir die ganze übrige Geſellſchaft vergaßen, und zulezt ganz leiſe ſprachen.

Frau von Albi erlaubte mir ſie in ihrem Hauſe beſuchen zu dürfen, und ich machte gleich den Tag darauf davon Gebrauch. In den erſten Flittertagen unſerer Bekanntſchaft, ſchloßen wir aus unſrer beiderſeitigen Lebhaftigkeit, daß wir vollkommen zu einander paßten, und lebten auch ganz dieſem Glauben gemäß, aber es währete nicht lang, ſo bemerkte ich bald an ihr, die allerungleichſte und eigenſinnigſte Laune von der Welt. Nie dachte ſie zwei Tage hintereinander überein. Manches Ding misfiel ihr heute, bloß aus dem Grunde, weil es ihr geſtern gefallen hatte. Ihr Geiſt, der mit jedem Augenblick die Gegenſtände wechſelte, bot ihr die einleuchtendſten, und überzeugendſten Gründe an die Hand, um ihre Veränderlichkeit zu rechtfertigen.

Sobald ſie ſprach, hörte ſie auf Unrecht zu haben. Sie mogte eine Meinung vertheidigen welche ſie wollte, ſo war man gezwungen, ihr beizupflichten, ſo ſehr wirkte die Scharfſicht ihres Verſtandes, das Feuer ihrer Ideen, und das Schimmernde ihrer Ausdrücke. Man würde geſchworen haben, daß ſie nie von dem Pfade der Klugheit und Vernunft abweichen könnte, wenn man hätte vergeßen können, daß ihre heutige Denkungsart immer der Widerſpruch von der von vorigem Tage war.

Das verdrießlichſte für mich war, daß ihr Herz ſich genau nach ihrem Geiſt richtete, und deßen Laune und Seitenſprünge nachahmte. Manchmal überhäufte ſie mich mit Liebkoſungen, und den Augenblick darauf, behandelte ſie mich auf das verächtlichſte. Traurigkeit, Fröhlichkeit, Unbeſonnenheit, Ernſt, Freimüthigkeit, Zurückhaltung, kurz alle Karaktere vereinigte Frau von Albi in ſich. Was ſie war, war ſie in dem Augenblick ſtets ſo ganz und ausgezeichnet, daß, wer ſie nur in der Minute geſehn hätte, gewiß einen Eid darauf abgelegt haben würde, daß dies ihr eigenthümlicher Karakter ſein müſſe. Einsmal trug ſie mir auf, ihr ein kleines Haus auszumachen, wo wir uns mit mehr Freiheit ſehn könnten.

Die Mode dieſer beſondern Wohnungen, die gewöhnlich, und bis auf den heutigen Tag, mit dem Namen kleine Häuſer belegt werden, kam zu Paris zuerſt theils durch Verliebte auf, die gewiße Rückſichten beobachten, und ihren Umgang geheim halten mußten, theils wurde ſie von Perſonen eingeführt, die gern einen ſichern Ort zu Haltung der Orgien haben wollten, die ſie in öffentlichen und gefährlichen Häuſern aus Furcht, und in ihren eigenen Wohnungen aus Schaam, nicht anzuſtellen wagten.

Das war der Urſprung der kleinen Häuſer, die ſich in der Folge ſo ſehr vervielfältigten, und aufhörten, Schuzörter des Geheimnißes zu ſein. Anfangs bediente man ſich ihrer nur, um ſeine Intriken dem Auge des Publikums zu verbergen, aber bald mietheten ſich eine Menge Herrn ſolche Häuſer, um den Leuten weiß zu machen, daß ſie Liebesintriken hätten. Man verzieh ſie auch nur Perſonen von einem gewißen Range; wieder eine Urſache mehr, warum manche welche haben wollten, um ſich ein vornehmes Anſehn zu geben. Sie ſind endlich ſo gemein, und ſo öffentlich geworden, daß die Enden von vielen Vorſtädten ganz aus ſolchen Häuſern beſtehn.

VII.

Miſcellaneen.

1.

Zuſchrift
an
des Herrn Johann Rudolph Grafen von Chotek Excellenz, bei Ueberreichung der Werke Balbi's.

O qui conſimili me dignabare favore
Terentio dignum minus
Praeſidiumque, decusque meum praedulce, Choteki!
Terentium quo Laelius,
Scipioque accepere, memor Tibi pectine digno
Quas Muſa gratias canet!
Cultibus ut ſacris Ioſephus vincula demſit,

Der Du bisher nicht mindere Huld mich würdig geachtet,
Als dem verdienſtlichern Terenz
Lälius einſt und Scipio ſchenkten, erhabener Chotek!
O Du mein Schutz und meine Zier!
Möchte mein Saitenſpiel Dir mit Tönen, des Gegenſtands würdig,
Mein Dankgefühl verkündigen!
Als die Religion und die werdenden Geiſtesgeburten

Li-

Librisque viſuris diem;	Von Joſeph ſich entfeßelt ſahn,
Ac me Swietenus Cenſoribus addidit, illud	Und mich Swieten (ein Name, den Wißenſchaften geheiligt,
Scientiis nomen ſacrum	Bei deßen Laut man das Verdienſt
Quo ſubit audito cum Maecenatis imago	Eines Mäcens und eines Gelehrten, ſo glücklich vereinigt
Tum docti in uno Praeſide	In einem Oberhaupt, ſich denkt)
Ille Patris magni ſoboles digniſſima; ſummi	Swieten, der würdigſte Sproße des großen unſterblichen Vaters,
Tu Caeſaris numen mihi	Des Cenſoramtes würdig hielt,
Concilias, & prima locas fundamina fauſtae	Bahnteſt Du mir, mich dem Kaiſer empfehlend, den Pfad zu den Stufen
Sortis nimis quam lubricae!	Des ach! zu wandelbaren Glücks.
Tu me victrici tutatus es Aegide tela	Du biſts, der mit des Siegs gewohnter Aegide mich wider
Contra ferae calumniae,	Die Pfeile der Verläumdungsſucht,
Invidiaeque humilis dentes, fraudiſque malignae	Wider die Zähne des niedrigen Neids, vor des tückiſchen Truges
Operta nocte retia	Mit Nacht umhülltem Netz geſchützt,

Fortunaeque gradum dederas conſcendere, votis	Und durch den ich ein Loos mir errang, das meinen beſcheiden
Amplum ſat, & gratum meis	Genährten Wünſchen mehr als genügt,
Aeque qui diſtans ab egeni ſordibus Iri,	Das, nicht minder entfernt vom Schmutze des dürſtigen Irus,
Ac aureò palatio,	Als von dem goldenen Pallaſt
Inque altum ſtructis Lydorum Regis acervis	Und den empor gethürmeten Schätzen des Lydiſchen Königs,
Vita dat aurea frui;	Mir jene goldnen Tage gönnt,
Qualem fortunae media Venuſinus amabat	Die einſt Horaz, der mit Luſt auf dem Mittelwege des Glückes
Vates morantem ſemita.	Verweilte, ſo behaglich fand.
Te ſeptem atque decem, Patriae queis ſervio, meſſes	Siebenzehn Sommer warſt Du im Dienſte des Staates bald Leiter,
Dux, fautor, exemplumque eras.	Bald Gönner und ſtäts Vorbild mir.
Vidi ego Ioſephi Te nutu in commoda regni	Oft war ich Zeuge, wie Du dem Wohl des Vaterlands (raſtlos,
Noctis ſacrantem tempora,	Wie Joſeph oder der, gleich ihm,
Ioſephi, aut Phoebi praebentis lumina mundo	Welten erleuchtende Gott der Sonne) die nächtlichen Stunden

Ritu,

Ritu, quietis neſcium.	Nach Joſephs Winke widmet'ſt.
Vidi, ah! corde gravi, depreſſum pondere corpus	Kummervoll ſah ich, wie niedergebeugt von der Laſt der Geſchäfte,
Moli laboris cedere,	Bei ungeſchwächtem Geiſt der Leib
Mente vigente, Tuum, curas & mittere gratas	Kraftlos erlag; Du ſankeſt, und, keine Geneſung mehr hoffend
Te pro ſalute Patriae.	Dem Vaterlande dich entzogſt.
Ut duo, quos conjunxit amor, vis invida fati	So wie ein Paar, das die Liebe verband, und das neidiſche Schickſal
Divellat (iraſci putes)	Entzweit (der Schein verkündigt Zwiſt:
Diſcedunt; ſed perſtat amor: Te a Caeſare magno	Doch die Liebe beharrt) gezwungen ſich trennet, ſo trennteſt
Sic vidimus diſcedere.	Du von dem großen Kaiſer Dich.
Munere Tu poſito noſtri deponere curam	Deines Amtes, doch nicht auch zugleich der väterlich milden
Pii negans inſtat Patris	Vorſorge für mein künftig Wohl
Conſpicuos faſces; & me committere gaudes	Dich entledigend, tratſt mit deine glänzenden würde
Kreſſelio, qui pectore	Du mich der Obhut Kreßels ab,
Socratico, quidquid dignum Sapiente Bonoque	Der, mit ſokratiſchem Sinn, was des Weiſen und Biedermanns werth iſt,

Curis dignum putans ſuis	Stäts ſeiner Sorgfalt würdigend,
Errores vulgi vanos, miſeroſque tumultus	Auf den nichtigen Wahn und und die Leidenſchaften des Pöbels
Ab arce deſpectans ſua	Von ſeinem hohen Standpunkt ſanft
Vultu ridenti, quantus ſit, neſcius ipſe	Lächelnd herniederblickend, und ſeines Werthes ſich allein nicht
Unus, velut parentibus	Bewußt, in meinem Waiſenſtand
Orbum me recreans, juſſit ſperare paternam	Mir Ermunterung zuſprach, und mich die Vaterhuld Choteks
Chotekii mentem mihi.	In ihm mit Zutraun hoffen hieß.
Accipe jam placido vultu mea ſacra, Choteki!	Nimm denn, gnädig, [illegible] Dir weihe, mit holdem Blick auf, o Chotek!
(Nam Galliae, Britanniae,	(Denn Galliens, Britanniens,
Auſoniae, Patriaeque foves, Tua gaudia, Muſas)	Roms und des Vaterlands Muſen ſind Deine Dir werthen Vertrauten)
Rapta ex ruinis temporum	Als ein geringes Pfand des Danks.
Conatu multo fecunda volumina Balbi	Raubt' ich dem Schutte der Zeit des Balbi beredſame Werke
Exile pignus gratiae.	Mit mühevollem Schweiß für Dich.

Bal-

Balbus hic (& ſapiens & regni commoda curans	Hoch mit Klugheit begabt, und beſorgt für die Wohlfahrt des Staates
Te nactus illuſtrem aemulum)	Wie Du, Erhabener! es biſt,
Felici Patriae celebravit carmine laudes	Feyerte Balbi des Vaterlands Lob mit rühmlichen Liedern,
Dignas Tuae Bohemiae,	Die Deines Böhmens würdig ſind,
Foecundae Matris clarorum Marte virorum	Böhmens, der fruchtbaren Mutter berühmter Helden und Nährer
Almaeque pacis artibus,	Der Künſte, die der Fried' erzeugt,
Gloria cuius eras ſemper, tutelaque nunc es,	Böhmens, das Du von jeher verherrlichteſt, und nun auch ſchützeſt,
Arcens ab illa (nam tegit	Indem du es (denn Ehrlichkeit
Te Probitas, veluti lorica adamantina) ſaeva	Decket Dich, gleich diamantenen Panzern) mit Muth vor der Schmähſucht
Calumniarum ſpicula,	Erbittertem Geſchoß verwahreſt,
Et fidum Patriae jungens, & Regis amorem	Und patriotiſchen Sinn mit der Liebe des Königs in einen
Raro nimis quam foedere.	Nur allzuſeltenen Bund vereinſt.

Si Tibi per dulcem Patriam vacuo eſſe licebit,
O praebeas aures lyrae
Balbi dulciſonae faciles, meque unius huius
Voti, precor, fac compotem:
Quod primum fuerat Balbo Haſſenſteinius: hoc Tu
Semper, Choteki! ſis mihi!
Occiduo ſimilis qui Soli munera paulum
Latens relinquis publica,
More renaſcentis laturus gaudia terris
Majora mox fulgentior.

Joſephus de Retzer.

Neige, wenn Dir der Dienſt des Vaterlands Muſſe gewähret,
Zu Balbi's ſanftem Saitenſpiel
Dein gefälliges Ohr, und laß um des einzigen Wunſches
Erfüllung mich nicht fruchtlos flehn:
Was, bevor ſie ſich trennten, dem Balbi Haßenſtein war, das
Sei Du für immer, Chotek, mir!
Du, der gleich der ſich neigenden Sonne nur kurz ſich verbergend
Den Staatsgeſchäften Dich entziehſt,
Doch, bald wieder erſcheinend, mit doppelt ſtrahlendem Glanze
Der Erde neue Wonne bringſt!

Wien, den 26 März.
1791.

2.

Schreiben des H. v. Voltaire an einen ſeiner Freunde.

— — So will man zu **Paris** nicht glauben, daß der junge **Graf von Schovalo**, Kammerherr der Kaiſerin aller Reußen, und Präſident eines der Büreaux der neuen Geſetzgebung, der Verfaßer der Epitre à Ninon *) ſei? Vermuthlich geſchiehts aus Beſcheidenheit, denn dieſe Epiſtel iſt vielleicht dasjenige, was unſrer Nation die meiſte Ehre bringt. Es iſt etwas erſtaunendes, wie er, nach einem kaum drei monatlichen Auſſenthalt zu **Paris**, das ſo gut faßen konnte, was man den Ton der guten Geſellſchaft nennt, ja wie er ihn vervollkommen, und mit einer Zierlichkeit und Korrektheit ausdrucken konnte, die ſo manchem von unſern franzöſiſchen Herrn ein unbekanntes Ding bleibt, weil ſie ſich nicht bis zur Orthographie herablaßen mögen.

H. von Schovalo, machte ſchon ganz artige franzöſiſche Verſe als er vor etlichen Jahren bei mir war, und ſeitdem haben wir in einigen Sammlungen flüchtige Stücke von ihm geſehen; die ungemein gut ausgearbeitet ſind.

Er betrügt ſich wenn er ſagt, daß **Chapelle**:

A côté de Ninon frédonnait un refrain.

Chapelle den man viel zu viel gelobt hat, war weit entfernt an **Ninon's** Seite ein Liedchen zu trällern. Dieſer Zecher, der zuweilen ganz angenehme Witzeleien verbrachte, haßte ſie tödlich, und machte verſchiedne ziemlich unanſtändige Gaßenhauer auf ſie. Hier iſt einer davon:

---

*) Dieſe Epitre werden wir in unſerm Journal nächſtens abgedruckt liefern.

Il ne faut pas qu'on l'étonne
Si par fois elle raiſonne
De la ſublime vertu
Dont Platon fut revêtu.
Car à bien compter ſon age,
Elle doit avoir — — —
Avec ce grand perſonnage.

So verſteckt ſich der H. Graf von Schovalo nicht aus! Ich ſchreibe ſeinen Nahmen wie wir ihn ausſprechen, denn ich kan mich nicht an die doppelte v gewöhnen, vor die ich mein Lebetag einen eben ſo großen Abſcheu gehabt habe, als vor dem Wort *) François.

Ich bewundre diejenigen, welche mir dieſe Epiſtel aufbürden wollen. Sie trauen mir alſo zu, daß ich mir ſelbſt Lobeserhebungen geben kann die der Freundſchaft des H. v. Schovalo zu gute zu halten ſind, die aber in meinem Munde höchſt lächerlich klingen würden.

In einer gewißen Zeitung welche von Ohngefähr uns in die Hände fiel, ſagt der Verfaßer: ich hätte mich unter den Namen des H. v. Schovalo verkappt. Warum ſagt er nicht auch, ich verkappte mich täglich unter dem Namen des Königs von Preußen, der in unſrer Sprache nicht minder Wunder thut, oder der Kaiſerin von Rußland ihrem, die in Proſa, wie ihr Kammerherr in Verſen ſchreibt? Die ſaftloſen Schmierereien womit uns ſo viele kleine Welſchen, die ſich für ächte Franzoſen halten, überſchwemmen, kommen bei weiten, nicht jenen ausländiſchen Meiſterſtücken bei, von denen wir eben ſprachen. Das rührt aber daher: dieſe kleinen Welſchen haben nichts

---

*) Dies zielt nehmlich auf die Schreibung dieſes Wortes, denn H. v. V. ſchreibt es allezeit mit ai und nicht mit oi wie hier ſteht.

als Wörter im Kopf," und jene nordiſche Genien denken ſtark und richtig."

Ich bediene mich des doppelten v zu Welſchen, denn man muß wohl mit Ihnen barbariſch ſein!

Eben dieſe Ausbreiter von Zeitungen und unnützem Zeug ſchreiben mir auch den Brief eines Geiſtlichen über die Jeſuiten, und ich weiß nicht was für einen weißen Stier zu. Ich verſichere Ihnen, daß ich mit den Jeſuiten nichts zu ſchaffen habe. Ich mache es wie der Pabſt, ich habe auf immer meine Hand von ihnen abgezogen; Pater Adam ausgenommen, der noch beſtändig bei mir iſt. Was die weißen oder ſchwarzen Stiere betrift, ſo kenne ich keine andere als die, welche ich in meinem Stalle aufziehe, und mit denen ich mein Feld baue. Es ſind nunmehr 60 Jahre daß man mich verleumdet hat, und ich tröſte mich darüber in meiner ländlichen Hütte, indem ich das thue: quid faciat laetas ſegetes. Ich habe ſonderlich: laectum animum, der Cabale zum Poſſen die mich zu kränken denkt, und über die ich mich luſtig machen werde, ſo lange noch ein Funken Leben in mir iſt. ꝛc.

3.

Der Thurm und die Linde.

Ein alter fürchterlicher Thurm,
Unſanft von manchem lieben Sturm,
Fieng endlich an des Alters Laſt zu tragen;
Erſt ſtürzt das Dach, und dann die Stirne ein
Das macht ihm manche Herzenspein —
Und zwang ihn ſo zu ſich ſagen:

Ich war ein Thurm, wie wenig Thürme ſind,
War jedem Reiſigen ein Schrecken,
Und half die Wanderer entdecken,
War für Verbrecher nicht gelind
Und ſchonte weder Mann noch Kind,
In meinen unterirdſchen Hölen,
Sah manchen ſich zu Tode quälen. —
So machte ich durchs ganze Land
Recht und Gerechtigkeit bekannt.
Und nun iſt alles ganz vergeßen
Und ich vergehe mit der Zeit;
Man denkt nicht dran mich wieder zu erbauen
Ja nicht einmal mir einen Stein zu hauen,
Und ich, ich muß noch dieſe Linde ſchauen!
Sie iſt, man kann mir ſicher trauen
Wohl älter noch als ich, und doch voll Jugend Kraft,
Hat in dem dürrſten Aſte Saft,
Und doch, ſonſt kein Verdienſt als kurze Zeitlang
[illegible] Düfte
Zum Spielen für die Abendlüfte. —
Ja bricht der Sturm ihr Aeſte ab
Jagt ihren Schmuck der Herbſt ins Grab
Und ſchlägt der Bliz in ihre Krone,
So blüht ſie in dem nächſten Jahr,
Recht als geſchäh es mir zum Hohne,
Weit ſchöner noch, als ſie ſonſt war,
Ich leb in ſtündlicher Gefahr
Ich — ich zerfalle und verſchwinde
Ein jeder Tag macht ein Riß —

Dem Thurme gleicht das Reich der Finſterniß,
Aufklärung und Vernunft der Linde.

Krügelſtein.

Der gereiſte Hund.

Ulyß ein kluger Hund, der jüngſt von Reiſen kam,
Erzehlte viel von fremder Thiere Sitte.
Was mich am meiſten Wunder nahm,
Sprach er, geſchah recht in der Mitte
Von Afrika, da ſah ich einen Löwen dicht
(Ihr habt doch wohl von dem gehöret
Den alle Welt als unſern König ehret)
Mit majeſtätiſchem Geſicht
An einer ſchönen Quelle liegen
Er lechzt' und leckt' mit innigem Vergnügen —
Doch jezt kroch eine Schlange auf dem Pfad
Zur Quelle hin. Was König Löwe that
Das glaubt ihr mir vielleicht nicht gerne,
Mit einem Wort, er ſucht die Ferne,
Und ließ die Quelle Quelle ſeid
Vor Schlangen muß er ſich wohl ſcheuen,
Für einen Löwen ſtand's nicht fein —
Ein brav Huſaren Pferd ſprach drein:
Dem Löwen müßt ihr das verzeihn,
Dem Tapferſten geziemts, die Feinde zu vermeiden
Die ohne Muth und Kraft mit Gift und Bosheit
ſtreiten.

Krügelſtein.

4.

Der beſte Fürſt. Prolog zur Feier des Geburtsfeſtes des Durchlauchtigſten Marggrafen zu Brandenburg Onolzbach, ꝛc. ꝛc. Auf dem Geſellſchaftstheater zu Schwabach.

Von Johann Jakob Chriſtian von Reck.

Perſonen.

Eremit, ein vertriebener Prieſter.
Runkel, ein Bauer.
Kätchen, ſeine Frau.
Hanchen, ihre jüngſte Tochter.
Rickchen, ein Schäfersmädchen.
Vikel, ein Hirt.
Hammer, aus dem Geſtüde.
Eine Fee.
Agathe, ein Bauermädchen.
Gefolge von Landleuten.

Erſter Auftritt.

(Die Scene iſt ein mit transparenten Lampen erleuchteter Hayn, im Grund ein Felſen.)

Eremit.

Heil dem **Fürſten!** und Seegen dem Volk, das dankbar und gerührt, mit ſeinen Gefühlen nicht zu prahlen, und ungeſtört innern Freuden ſich zu überlaßen, im einſamen Hayn, den Tag feiert, der ihm zum Regenten einen gütigen und weiſen Vater gab, während in andern Staaten, öffentlich an heiligen Orten, und in verborgenen Winkeln, tollgebrüſtete Verführer unter ſchmeichelnden Bildern, ſich und ihrem Vaterlande unüberſehbares Unglück bereiten. Allgütiges Weſen, ich ſchaudre, wenn ich bedenke, wie ich verblendet, noch vor kurzem, ein Glied jener fürchterlichen Kette war, die von Furien geſchmiedet, im Flug durch Europa ſich verbreitete und ſo viele meiner Brüder, deinen Tempeln geweiht, in ſich faßte. — Aber deine Hand fiel auch ſchwer auf mich, irrend, vom Vaterland und all deinem Segen verſtoßen, war ich meinem folternden Gewißen überlaſſen — ohne zu wißen wohin, kam ich hieher, in dieſen geheiligten Hayn, Zeuge der Seeligkeit eines treuen Volks zu werden, und mein Verbrechen in ſeiner ganzen Stärke zu fühlen.

Zweiter Auftritt.

Eremit, Kätchen, Hanchen, (an ihrer Hand, beide mit Körben voll Blumen.)

Kätchen.

Wer biſt du, wie kommſt du in dieſen ſo entlegenen Hayn? — deine Kleidung ſagt, du ſeiſt ein heiliger Mann — aber iſt dieſer in unſern Zeiten auch immer zu trauen — ?

Eremit (mit allem Ausdruck des innerlichen Schmerzes) O Gewiſſen! — Gewiſſen! —

Kätchen (bedenklich und argwöhniſch.) Und du antworteſt mir nicht?

Eremit (mit einem heimlichen Seufzer ſucht ſeine Verlegenheit zu verbergen.) Ich bin es, und komme an eurer Freude Theil zu nehmen — ich habe kein Vaterland und keinen Vater mehr.

Hanchen. Armer Mann! —

Kätchen. Wohl nicht unſern, aber doch auch einen wohlthätigen Fürſten, der glücklich macht. — Wer könnte wohl zugleich mit ihm regieren, ohne ſeinem Beiſpiel zu folgen?

Eremit. Aber wie heißt der eurige? —

Kätchen. Wie du kennſt ihn nicht, und weißt doch von unſerm Feſt? —

Eremit. Zwei Tage irre ich ſchon in dieſem Wald, betrachte ſchüchtern in der Ferne eure Anſtalten zum Feſt, ſehe alles voll Freude und ſollte nicht wißen wozu? — Sag mir nur wer er iſt? — was macht ihn bei euch ſo groß? — Ahndet ihr in ihm den Eroberer und Verheerer der halben Welt? — Wird er durch Pracht und Verſchwendung noch Jahrhunderte nach ihm Staunen machen? — oder iſt er — — —

Kätchen. Schweig Elender, oder auf einen Wink von mir, werden dich die Hände ſeiner treuen Unterthanen in Staub zermalmen — Nicht Länder, nur Herzen will er erobern, aber alle brennen ihm ſchon. und alſo ſammelt er Schätze auf Schätze, Unglücklichen und Verlaſſenen beizuſtehen — er verzeiht dem Verirrten und eilt ihn wieder auf die rechte Bahn zu bringen — Er beſchämt Undank mit Großmuth und zittert iemand ſtrafbar zu finden. Er gebraucht nur ſeine Macht unſer Wohl zu befördern, ja alles zu thun, muß auch ſein Beiſpiel uns lehren, durch wenig Bedürfniße glücklich zu ſein.

Eremit (erſchroken und äuſerſt verlegen.) Gott, das iſt Leopold! —

Kätchen Wie er, iſt unſer Alexander, nur wie ſind ſeine Freude und Minerva an ſeiner Hand, tritt alle Dorne vor ihm nieder, ſtreut Blumen auf ſeinen Pfad und bildet unter ihren Augen, eine noch glücklichere Nachkommenſchaft. — Du haſt kein Vaterland mehr, ſagſt du armer Mann — komm und werde ſein Kind.

Eremit. Ja, darf man ſich ihm aber auch nähern? —

Kätchen. Du fragſt noch? — ſein Haus iſt uns, wie ihm iedes unſerer Herzen offen, ieder Bürger iſt ihm die ſicherſte Leibwache, aber iedes unſerer Anliegen auch das Seinige. Du dauerſt mich guter Mann, daß du ſo verlaſſen biſt, eile zu ihm, er wird auch gegen deinen Schmerz nicht unempfindlich ſein, wenn du unſer Bruder werden willſt.

Eremit. Ob ich will? — —

Kätchen. Aber halt mich nicht länger auf — merkſt du denn nicht, daß mein Herz ſchon heftiger ſchlägt? — Der Augenblick naht heran, wo man hier auf dieſem gleichſam von der Natur dazu beſtimmten Felſen, ſein Bild krönen wird. (tritt an den Felſen und beſtreut ſolchen nebſt Hänchen mit Blumen.)

Eremit. Aber wo werd ich ihn treffen, durch welche Canäle. — — —

Kätchen. Nicht in Palläſten — denn iede unſerer Hütten iſt ihm willkommen — er bewohnt kein prachtvolles Schloß, ländlich, wie unſer Feſt iſt ſein Aufenthalt. Doch dein Glück nicht zu verzögern, fällt mir ein — Gleich dort ienſeits des Flußes, von weiten hörſt du ſchon das Horn, und den Laut der Hunde, du kanſt nicht fehlen, findeſt du ihn oft auf der Jagd — Sie macht ſeine Erholung, und nur der geſunden balſamiſchen Luft, die er da einhaucht und der Bewegung, die ſie ihm verſchaft, danken wir ſein heiteres, freundliches, unveränderlich jugendliches Anſehen.

Eremit. Aber wer wird mich zu ihm bringen, wie — — — —

Kätchen. Ach! er darf dich nur ſehen, ſo kommt er ſelbſt zu dir; er ſpricht auf ieden, der ihm zu Geſicht kommt, und iſt ſo leutſeelig und gut, daß man ihn für ſeines Gleichen halten müßte, nur durch ſein maieſtätiſches Auge, das ihn allein in Friedrichs Stamm noch auszeichnet, ſtößt er wie ehemals dieſer Große, Ehrfurcht und Bewunderung ein. Ich muß dir das ſagen, denn an ſeinem Anzug würdeſt du ihn nicht kennen, der iſt ſo einfach und gewöhnlich, daß man ihn unmöglich von ſeinen Dienern unterſcheiden könnte.

Dritter Auftritt.

Vorige, Runkel.

Runkel.

Nun, du ſäumſt noch hier, und alles ordnet ſich ſchon zum fröhlichen Zug — ahnteſt gewiß das Glück nicht, was uns widerfuhr.

Kätchen. Nun?

Eremit. Dank liebe Mutter — (für ſich) Gott welche Laſt iſt mir vom Herzen! —

Runkel. Denk nur Frau, uns trifts, das Bild zu krönen (nimmt das Kind auf den Arm und küßt es.) du Mädchen ſollſt ihm die Krone aufſetzen.

Kätchen. Freue dich Kind, freu dich, da haſt du deine ganze Lebenszeit was zu erzehlen.

Runkel. Izt nur geſchwind, ſie ziehen gleich auf (wollen beide fort.)

Vierter Auftritt.

Vorige, Bikel, Hammer.

Bikel.

Wohin ſo eilig lieben Leute?

Runkel. Nun woher denn ihr?

Kätchen. Wer ſeid ihr denn?

Hammer. Weit vom Tagus her, bring ich herrliche Schaafe für euren Fürſten, und da wir hier gerade Raſt halten, ſo möcht ich mich auch mit euch freuen.

Runkel. Ihr kömmt aus Spanien — ſchon lang ſieht euch das Land freudig entgegen.

Bikel. Ich nicht, ich komm aus den Geſtüdten wo ich die arabiſchen Pferde pflege und da möcht ich gern bei der Gelegenheit, auch den Fürſten ſehen, der ſolchen Aufwand macht, die Viehzucht ſeiner Unterthanen zu veredlen, die ihm doch von Haut und Haar nichts angeht.

Kätchen. Nichts angeht? — Iſt nicht unſer Wohlſtand ſeine größte Freude und einziges Beſtreben, ſind nicht alle ſeine Kaßen offen uns unter die Arme zu greifen?

Runkel. Wo iſt ein Fürſt wie der unſrige? — Kein Land rühmt ſich eines Vorzugs den es nicht auf der Stelle mit uns theilen muß. Durch ſeinen Ruf findeſt du in allen Welttheilen Landsleute von uns, die er ausſendet bei fremden Nationen zu lernen und ihrem Vaterland nützlich zu werden.

Kätchen. Ja er ſelbſt ſcheuet keine Beſchwerde, durchreißt fremde Lande, um alles zu erforſchen, was unſerm Glück noch fehlen könnte.

Runkel. Doch wozu die vielen Worte? Du weißt ja wohl, er will nicht gerühmt ſein.

Kätchen. Ja wohl — nun ich eile zur Ehrenſtelle, komm bald nach hörſt du! (geht mit dem Kind ab.)

Fünfter Auftritt.

Runkel, Bickel, Hammer.

Runkel.

Sie iſt ganz auſſer ſich vor Freude — müßt ihr's ſchon zu gut halten, ich kann ihrs nicht verargen, unſer Haus traf das Glük heute unſern angebeteten **Alexander**, die Krone aufzuſetzen.

(Die Hirten ziehen ehrfurchtsvoll die Hüte ab.)

Nun ſeid ihr toll? —

Bikel. Halt uns zu Gutem, wir wußten nicht, daß wir mit einem ſo vornehmen Herrn reden.

Runkel. Bin halt ein Bauer — —

Hammer. Und dörſt ihm die Krone aufſetzen?

Kunkel. Warum denn nicht? Unter allen im ganzen Oberamt, hab ich meinen Hof am erſten ſchuldenfrei, und die Viehzucht, Wieſen und Feldbau aufs höchſte gebracht, da hat mich nun unſer Herr Amtmann zum Vornehmſten gemacht, weil bei unſerm gnädigſten Herrn auch der Geſchickteſte, Fleißigſte und Treuſte, der Vornehmſte iſt.

Bikel. Und das habt ihr gethan?

Runkel. Als wenn das eine Kunſt wäre? Darf's ja nur machen wie er — hat er ſein Land zum Muſter aller Staaten gemacht, ſo werd ich ja doch in meinem kleinen Hof, was ich täglich ſeh, und höre, nach[illegible]en können?

Hammer. Wenn man das nur immer ſo könnte —

Runkel. Und warum denn nicht? — Ein geſunder Leib und Luſt zur Arbeit iſt die Hauptſache, nicht wahr? — Nun da dörfen wir ja nur eſſen, wie er, um zu leben und nicht zu ſchwelgen, und immer ordentlich und mäßig ſein, ſo brauchen wir weder Doktor noch Apotheke, und Luſt zur Arbeit bleibt bei einem geſunden, dazu gewöhnten Körper ſo nicht aus. Fehlt's ja zuweilen, ſo heitern wir uns nach ſeinem Beiſpiel auch durch ein Vergnügen auf, denn gehts wieder zehnmal leichter. So werden wir unſer heutiges Feſt durch ein Schauſpiel ſchließen, denn auch er läßt gute Sitten und ſchöne Künſte zu befördern, von ſeine Freunden trefliche Schauſpiele aufführen; mit einem Wort, wir ahmen unſern **Alexander**

nach, aber wer mag ihn erreichen? — (zum Eremit) Nun ſtehſt du nicht da, wie verſtummt, und biſt doch ein Studirter —? Hab ich dir's nicht geſtern ſchon draußen im Wald geſagt, daß eure Weisheit zu nichts als zum Grillenfangen taugt. — Durch unſerer Hände Arbeit, haben wir gelernt, unſers Landesvaters Wohlthaten zu ſchätzen und zu benuzen, aber was kanſt denn du?

Eremit. Ich bin ein Lehrer.

Runkel. Der Stolz auf ſeine eingebildete Weisheit, ſich und ſein Vaterland zum Verräther machte — Geh — könnteſt du nur unſers Herrn fremde Schafe hüten, ſo würdeſt du mehr nutzen, aber auch dieſe kann man einem Verräther nicht anvertrauen. —

Eremit (beſchämt.) Ich fühle meine Schwäche, aber was ſoll ich thun? zu was kann ich mich ſchicken, um noch ein nützliches Glied des Staats zu werden?

Runkel. Lerne mit den Händen ſchaffen — predige durch deine Werke — zeige, daß nur Thaten eindringende Worte, Worte aber aus deinem Mund nur leerer Schall ſind.

Eremit. Bei Gott dein ungekünſtelter Vortrag, noch mehr aber mein Unglück beweißt in mir daß du Recht haſt.

Runkel. Nun ſo folge meinem Rath, ſchaffe mit deinen Händen, und bring deine Werke vor unſern **Alexander**, und bei Gott! du haſt Gnade.

(man hört von weitem Muſik.)

Bikel. Horch ich höre Muſik! —

Runkel. Ja, ia ſie kommen ſchon, geſchwind, daß wir uns anſchließen. — (alle ab)

(Man hört von weitem einen ländlichen Marſch blaſender Inſtrumente, die immer näher kommen.)

Sechster Auftritt.

(Blaſende Jnſtrumente, hierauf folgen ſämtliche Mitglieder der Theatergeſellſchaft, ländlich gekleidet, paarweiſe mit Guirlanden und Blumen, womit ſie das Theater ziehren, **Kätchen** trägt die Büſte, **Hanchen** die Krone.)

Kätchen (ſingt.)

Ein Fürſt und Vater ſeiner Staaten
Jſt wohl des Himmels beſte Gab,
Durch Lieb und Dankbarkeit berathen,
Verehrt ihn jeder bis in's Grab;
— Seht mit Entzücken
Auf unſern guten Fürſten hin,
Es müße, ruft! uns zu beglücken,
Sein Leben lange, lange blühn (zweimal.)

Der Eltern Beiſpiel lehrt der Jugend,
Des Fürſten Dienſt, dem ſie ſich weiht,
Und ihre Pflicht, wird ihnen Tugend,
Und dieſe Tugend ihre Freud,
— Seht mit Entzücken
Auf unſern guten Fürſten hin,
Es müße, ruft! uns zu beglücken
Sein Leben lange, lange blühn. (zweimal)

Runkel. (Nimmt von Kätchen die Büſte, hebt ſie in die Höhe.) Nimm theuerſter Fürſt gnädig unſer Opfer an — Ehrfurcht, Liebe und Treue, ſind das einzige, was wir dir geben können, denn unſer Blut verlangſt du nicht, und auch dieſe kleine Gabe iſt ja nur dein Werk, denn wer kann gegen einen **Alexander**, andere Empfindungen hegen?

(Er geht ehrfurchtsvoll gegen den Felſen, die Büſte aufzuſetzen. Im nemlichen Augenblick erſcheint die **Fee**, berührt mit ihrem Stab den Felſen, welcher zerſpringt und an ſeiner Stelle ſich ein transparent erleuchteter Altar mit dem Namen des Fürſten zeigt. Es erſchallen Trompeten und Pauken nebſt einer Kanonade; alles fällt ehrfurchtsvoll auf die Knie.)

Agathe. Wohlthätige Fee, du biſt die Beſchützerin unſerer Fluren und Heerden — O nehme auch jenen in deinen Schutz, dem wir itzt unſer Opfer bringen — verlängere ſeine Tage, erhalt ihn unſern Kindern.

Fee. In meinem Schutz dankt ihr euren Wohlſtand, aber das Schickſaal guter Väter ihres Landes hängt vom Himmel ſelbſt ab, doch iſt es mir erlaubt in die Zukunft zu ſehen und dieſe komm ich euch zu verkündigen. — Er wird lang leben euer Fürſt — er wird das Glück ſeiner lebenden Freunde und Unterthanen, und durch ſein langes Leben auch noch das Wohl eurer Kinder bleiben.

Rickchen (zu Runkel.) Sagt ich's nicht immer Vater, daß es bei unſerm Seegen nicht natürlich zugeht, und daß ihr nicht alles unſerm Fleiß zuſchreiben ſolt!

Agathe. O dieſe Verſicherung aus deinem Mund iſt genug, du krönſt unſer Feſt mit deiner Gegenwart und deinem Seegen.

Fee. Und ihr krönt nunmehr das Bild eures guten Fürſten. — Aus der Hand der Unſchuld, die ihr ſelbſt dazu erwählt, ſoll er ſeine Krone haben (zu Agathe und Kätchen) leitet ſie zu ſeinem Altar, der auf immer euren wichtigſten Feſten geheiliget ſein ſoll. (Alle ſtehen auf.)

Rickchen. Und meine Verbindung mit meinem lieben Lukas ſei die erſte Feierlichkeit an dieſem heiligen Orte.

(**Agathe** und **Kätchen**, führen **Hanchen** am Altar, ſetzen die Büſte auf, machen einen Weihrauchdampf, und helfen **Hanchen** die Krone aufſetzen.)

Fee. Euer Beiſpiel lehre dieſer Unſchuld den zu lieben, dem ihr heute dieſes Feſt widmet — beſchließt es mit euren Spielen, den ſprechenſten Beweiſen eurer Unſchuld, eurer Liebe, eurer Geſundheit, für alle die euch zu ſehen und nachzuahmen in dieſen Hayn ſich verſammeln — überlaßt euch ganz euren frohen Empfindungen und erneuert ſolche bald durch die erſte Verbindung dieſes hoffnungsvollen Paares (auf Mädchen zeigend) Lange, lebe unſer guter Fürſt, ewig ſei der Anblick ſeines Bildes auf dieſem Altar uns heilig, leſe ich in all euren Herzen.

Alle. Ja noch lange, lange, lebe unſer Alexander — !

5.

Bruchſtück aus der Pflanzenphyſiologie von C. L. C. Sidon Med. Dr. zu Ploen im Herzogthum Hollſtein.

Zu verſchiednen malen hat man in neuern Zeiten der Kräuterkunde Werth und Nutzen ſtreitig zu machen geſucht. Ungerecht und unbillig iſt dieſer Vorwurf gegen eine Wißenſchaft, von der wir uns, wenn ſie gehörig bearbeitet wird, ſo viel Nutzen und in mancher Hinſicht ſo viel Aufklärung verſprechen können. Bei dieſer Beſchuldigung aber hat man nur einen einzelnen vom Ganzen abgerißnen Theil dieſer Wißenſchaft, und das jezt leider ſo häuffig eingerißne zerſtückte Studium derſelben vor Augen gehabt, nemlich die bloße Terminologie und Nomenclatur, und folglich trift dieſer Vorwurf die Kräuterkunde im Ganzen gar nicht. Freilich macht jezt mancher der nichts weiter als etwa die Pflanzen nach den Syſtemen zu ordnen weiß, auf den Namen eines Botanikers Anſpruch. Mit wie vielem Rechte dies geſchieht will ich nicht entſcheiden. Terminologie und Syſtemkunde ſind freilich nöthige Hülfswißenſchaften die wir wiſſen müſſen, wenn wir uns nicht verirren wollen, aber hiebei ſtehen zu bleiben, blos hierinn zu leben und zu weben, ſich um das weitere gar nicht zu bekümmern, iſt zur Vervollkommung dieſer Wißenſchaft eben ſo unnütz, als es zugleich ein Beweis iſt, daß derſelbe der ſo verfährt, das ganze weite Feld der Kräuterkunde gar nicht gehörig kennt, oder ſich nicht weiter hineinzugehen wagt. Wer darf es wagen ſich der Kenntniß einer Sache zu rühmen, deren Aeußeres er allenfalls begaft, deren Namen er andern nachbetet, wenn es ihm nicht eingefallen dieſen durch einen ſelbſterfundenen zu verſchönern, und der übrigens in der Kenntniß der innern Einrichtung derſelben ganz Fremdling iſt! — Und doch giebt es deren viele die da glauben im Reiche der Botanik zu glänzen, wenn ſie auch nur blos Terminologie und Syſtemkunde mechaniſch erlernt haben. Dieſe Leute bleiben gerade bei dem Theile ſtehen der dem forſchenden Geiſte gar keine Nahrung gewährt, und wodurch ſie höchſtens ihr Gedächtniß üben können. Sonderbar genug iſt es, daß ſo viele gerade bei dem unintereſſanteſten Theile, dem erſten Schritte dieſer Wißenſchaft ſtehen geblieben, dieſen wohlweißlich durchſpähet um hin und da einige unbedeutende Abänderungen zu machen, und ſich um den weit angenehmerern obgleich auch ſchwerern Theil gar nicht bekümmert haben. Daher kömmt es denn auch, daß wir noch in der innern Kenntniß der Gewächſe ſo wenige Fortſchritte gemacht haben, ſo daß vielen der Nutzen der Botanik noch nicht recht einleuchten will. Fänden ſich doch mehrere mit Geſchicklichkeit und Ausdauer begabte Männer, die dies noch ſo wenig bebaute Feld zu bearbeiten anfingen, ſo würden die Läſterer dieſer Wißenſchaft bald zum ſchweigen gezwungen, oder wenigſtens dadurch zurechte gewieſen werden, an welchen ſie ſich mit ihren Beſchuldigungen zu wenden hätten. —

In dieſem lezt folgenden Fragmente werde ich nach Maaßgabe meiner Kenntniße in dieſem Fache, die ich meinem achtungswürdigen Lehrer, dem Herrn **Profeſſor G. H. Weber** in Kiel zu danken habe, einen Verſuch über die Gefäße der Pflanzen wagen, die verſchiedenen Meinungen und Fortſchritte in dieſer Kenntniß bemerken, und über einige noch zweifelhafte Gegenſtände meine Meinung nebſt ihren Gründen vortragen.

In allen Bürgern des Pflanzenreichs bemerkt man, ohne eben die Chemie zu Hülfe nehmen zu dürfen, eine Menge von Feuchtigkeiten. Ein Theil dieſer Säfte kömmt aus der Erde in die Pflanzenkörper, ein andrer wird aus der Luft eingeſogen. Da man die innre Einrichtung der Pflanzen und ihre genauere Uebereinſtimmung mit dem thieriſchen Körper näher kennen lernte, ward es wahrſcheinlich daß dieſe Säfte in eigenen Gefäßen aufbehalten und bewegt würden; und daher behauptete **Marcus Aurelius Severinus** ſchon im Anfange des vorigen Jahrhunderts, die Gegenwart der Gefäße in den Pflanzen. Er zergliederte Blätter vom Cactus opuntia und nannte die darinn befindlichen holzigten Fibern, obwohl nicht ganz mit Recht, Gefäße. Auch ſprach er ſchon von nahrungsſaftführenden Gefäßen in den Palmblättern. *) Nachher ſuchte **Hook** **) den Saz des **Severins** durch genauere Beobachtungen zu beweiſen.

Und bald darauf ſezten **Grew** und **Malpigh's** herrliche Verſuche die Gegenwart der Gefäße faſt auſſer allem

---

*) M. A. Severini Zootomia democritea. Norimb. 1645. 4. p. 57.

**) Roberti Hook Micrographia. Lond. 1665. fol.

Zweifel. *) **). Wie es aber oft zu gehen pflegt, nemlich daß Wahrheiten bald nach ihrer Bekanntwerdung wieder in Vergeſſenheit gerathen, ſo ging es auch hier; und das was **Severin** behauptet hatte war ſchon längſt wieder vergeſſen, bis endlich, in demſelben Jahre worinn **Hook's** Micrographie erſchien **Joh. Dan. Major** Profeſſor der Medicin in Kiel, dieſer Theorie durch eine von ihm herausgegebene Schrift einiges Gewicht gab. ***) Er verglich die Faſern die man in allen Theilen der Pflanzen findet, mit den Arterien und Venen der Thiere, und baute auf dieſen Saz die neue Hypotheſe, daß die Säfte in den Pflanzen auf dieſelbe Weiſe wie in den Thieren herumgeführt würden. Dieſe Schrift machte damals viel Aufſehen und gab zu vielen Verſuchen Anlaß, woher denn auch bald **Grew** und **Malpigh's** vortrefliche Werke erſchienen, die dieſen Gegenſtand in ein helleres Licht ſezten.

Demohngeachtet hat man noch immer, ſo wohl in ältern als neuern Zeiten die Gegenwart dieſer Gefäße bezweifelt. So behauptete z. E. **Jambert** daß das, was man für Gefäße gehalten habe, nichts weniger als hohle Kanäle, ſondern bloße ſolide Faſern wären, die keine Aeſte hätten, und daß alſo auch keine Säfte in denſelben circuliren könnten. Er glaubte die Bewegung der Säfte geſchehe blos durch Hülfe der telae celluloſae. ****) Auch **Boehmer**

---

*) N. Grew the anatomy of vegetables &c. Lond. 1675.

**) M. Malpighius. Anatome plantarum. Lond. 1675.

***) I. D. Major de planta monſtroſa gottorpienſi & de coaleſcentia ſtirpium & circulatione ſucci nutritii. Slesvicae. 1665. 4.

****) C. F. Iambert Specimen I & II Phyſiologiae plantarum quo dubia contra vaſorum in plantis probabilitatem proponuntur. Halae. 1755.

mer hat blos der telae celluloſae das Aufſteigen der Säfte in den Pflanzen zuſchreiben wollen. *). Allein folgende Gründe machen es höchſt wahrſcheinlich und gewiß daß wirkliche Gefäße in den Pflanzen vorhanden ſind:

1.) Die Säfte müſſen oft zu einer anſehnlichen Höhe hinangeführt und alſo mit einer Gewalt in die Pflanzen getrieben werden. Hiezu ſind aber ganz gewiß feine Gefäße weit ſchicklicher, als die bloße tela celluloſa oder eine andre Subſtanz. Einige glaubten die Säfte ſtiegen gleichſam an Dochten herauf, und man könnte vielleicht ſagen, es ſei durch ſolche Dochte wie mit Löſchpapier oder andern ähnlichen Subſtanzen das Aufſteigen der Säfte, wo nicht leichter doch gewiß eben ſo leicht wie in Gefäßen bewürkt worden. Allein man vergleiche nur die Wirkung ſolcher Dochte genau, und bedenke hohe, aufrechtſtehende Bäume, ſo muß es nicht ſchwer einzuſehen ſein, daß das Aufſteigen dieſer Säfte gehindert werden müſſe, ſobald dieſe Dochte bis zu einem gewiſſen Grade angefüllt wären.

2.) In den Pflanzen beſonders in den Früchten findet man Feuchtigkeiten von ganz verſchiedner Art. Würden dieſe blos durch einen contextum celluloſum in die Früchte und andre Theile getrieben, wie könnten ſie ſich ſo unvermiſcht erhalten, und wie könnten ſo verſchiedene Säfte entſtehen? Eine ſolche verſchiedne Abſondrung läßt ſich durch die alleinige Hülfe eines bloßen Zellengewebes gar nicht denken, wenn man nur Rückſicht auf die Geſeze des Secretionsgeſchäftes nimmt. Was iſt aber bequemer theils die verſchiedenen Säfte abzuſondern, theils dieſe abgeſonderten Säfte unvermiſcht, in verſchiedenen Theilen verſchieden zu erhalten als eben die Gefäße?

3.)

---

*) Diſſ. de vegetabilium contextu celluloſo. Wittemb. 1753.

3.) Eine genaue anatomiſche Unterſuchung beſonders der Früchte, zeigt daß ſich die aus dem Pflanzenkörper bis in die Frucht fortgeſezten Faſern gerade da enden wo beſonders Nahrung nöthig iſt. Iſt es alſo nicht höchſt wahrſcheinlich, daß dieſe Nahrung durch dieſe Faſern dahin geführt werde, und daß ſie alſo Gefäße ſind?

4.) Harte Früchte geben ihren Saft erſt dann von ſich wenn ſie zerquetſcht werden; alſo wahrſcheinlich erſt dann wenn die Gefäße zerriſſen ſind.

5) Der Augenſchein zeigt in verſchiedenen Gewächſen, beſonders in Palmen und röhrartigen Waſſerpflanzen, von der übrigen Subſtanz abgeſonderte Röhren. Wozu ſollten dieſe beſtimmt ſein wenn ſie nicht Gefäße wären?

6.) Wenn man auf die ſogenannten ſpaniſchen Röhre ein Gefäß voll Waſſer ſezt, ſo tröpfelt dieſes nach und nach aus dem untern Theile des Stoks heraus. Dies iſt ein deutlicher Beweiß daß hier Röhren ſind, die doch wohl im friſchen Zuſtande der Pflanzen zum einſaugen dienen.

7.) Wenn man Pflanzentheile, beſonders von ſehr ſaftreichen Pflanzen oder von ſolchen die viele Röhren beſizen, in gefärbte Feuchtigkeiten ſtellt, ſo ſieht man deutlich daß dieſe nur in beſtimmten Gängen aufſteigen.

8.) Eine genaue Anatomie hat überdies die Gegenwart ſolcher Gefäße deutlich bewieſen. *)

Dieſe Gefäße die bald fibrae ligneae, vaſa, vaſcula, bald fiſtulae genannt werden ſind mehrentheils cilindriſch, doch aber auch in einigen Rohrarten dreieckig.

Von dieſen Gefäßen finden ſich dreierlei Gattungen in den Pflanzen. 1) Vaſa lymphatica 2) Vaſa ſanguinea 3) Vaſa ſpiralia. — Ludwig theilte die Gefäße nach der Verſchiedenheit ihrer Subſtanz in vaſa ſuccoſa, car-

---

*) Grew. l. c. Malpighius. l. c. Leeuwenhök arcana naturae, Lugd. Bat. 1694.

cartilaginea und lignoſa ein. *) Daß dieſe Art der Eintheilung aber nicht recht ſchicklich ſei, iſt in die Augen fallend, da ſie nur von der verſchiedenen Subſtanz der Pflanzen abhängt und ſich nicht auf wahre Verſchiedenheiten die ſich durchs ganze Pflanzenreich erſtrecken gründet.

Vaſa lymphatica. — Für Waſſergefäße hält man die Faſern welche ſich der Länge nach in allen Theilen der Pflanzen, am häufigſten aber doch im Holze befinden. Sie laufen der Länge nach durch das Holz bis in die Früchte und führen eine blos wäſſrigte Feuchtigkeit, höchſtens ein nur ſehr wenig vermiſchtes Waſſer. Nach Leeuwenhök's Erfahrungen ſind ſie gewiß hohl und inwendig mit einer feinen tela celluloſa angefüllt. Ob dieſe Faſern aber ſtets Gefäße bleiben, dies iſt noch nicht hinlänglich erwieſen. Daß ſie aber in ihrem jüngern Zuſtande als Gefäße dienen beweiſen theils Leeuwenhök's Beobachtungen, theils aber läßt es ſich daher vermuthen, weil man ſie zu Zeiten offenbar mit Säften angefüllt findet. Zuweilen iſt man auch bei den herbis ſo glücklich geweſen, ſie durch das Einſaugen gefärbter Feuchtigkeiten angefüllt zu ſehen.

Dieſe Gefäße theilen ſich wahrſcheinlich in 2 verſchiedenen Arten, nemlich in vaſa attollentia die die Feuchtigkeiten aus der Erde einſaugen, und in vaſa inhalantia welche die Feuchtigkeiten aus der Luft anziehen.

Leeuwenhök will auſſer dieſen perpendiculären Gefäßen noch andre horizontale bemerkt haben. Dieſe ſind aber blos die vtriculi die ſich zwiſchen den Gefäßen befinden. Vielleicht vertreten auch die Enden dieſer Schläuche die Stelle der vaſorum inhalantium.

Der Nutzen dieſer Gefäße beſteht darinn daß ſie a) wenigſtens wahrſcheinlich Säfte in die Pflanzen führen, b) den Holzkörper bilden, und dies theils durch ihr Netz, theils durch ihre Menge. Daß ſie dieſes thun leidet in einigen Theilen gar keinen Zweifel, da ſich in der Rinde gar keine andre Gefäße finden die hiezu dienen könnten. — Bei dem allen iſt dieſer Theil der Pflanzenphyſiologie noch ſehr zweifelhaft, und beſonders verdienen folgende Punkte noch eine nähere Prüfung: 1) Sind dieſe Faſern wahre Gefäße? 2) Sind ſie ſtets Gefäße, oder verwandeln ſie ſich im Alter in ſolide Holzfaſern? 3) Sind ſie vielleicht gleich anfangs zu Holzfaſern beſtimmt, und iſt vielleicht die Höhlung welche nach Leeuwenhök mit einem Zellgewebe angefüllt iſt nur noch nicht ausgewachſen, und ſteigen daher hier, ſo wie in Dochten die Säfte blos hinauf? 4) Finden ſich wirklich in den Pflanzen ſolche vaſa horizontalia? und wenn dieſe da ſind, wie ſind ſie, ſie mögen Gefäße oder ſolide Faſern ſein, in ihrem Nutzen von den perpendiculären unterſchieden? 5) Wenn dieſe perpendiculären Faſern Gefäße ſind, kommuniciren ſie mit den vaſis ſanguineis, führen ſie wirklich denſelben Nahrung zu, oder was iſt ihr eigentlicher Nutzen? 6) Wenn ſie keine wahre Gefäße ſind, was iſt dann ihre eigentliche Beſtimmung? Sind es ſolide Faſern die mit der Muskelfaſer des Thiers eine Aehnlichkeit haben? 7) Wenn dies lezte wäre, finden ſich denn auch Theile die dieſe eigentlich in Bewegung ſetzen, und die alſo mit den Nerven verglichen werden könnten? — Dieſe Faſer ſcheint Aehnlichkeit mit der Muskelfaſer zu haben, obgleich Gehirn und Nerve ein Vorzug des thieriſchen Körpers iſt. Es könnte aber auch eine Bewegung dieſer Faſern durch einen andern Reiz bewirkt werden. Im feſten Holze läßt ſich freilich eine Bewegung dieſer Faſern nicht gut denken, und man könnte alſo vermuthen, die alleinige Bildung des feſten Pflanzenkörpers ſei dieſer Faſern Beſtimmung.

---

*) Chr. Gottl. Ludwig Inſtitutiones hiſtorico-phyſicae regni vegetabilis. Lipſiae, 1742.

Vaſa ſanguinea oder *propria*. Sie ſind ihrer Figur und Direction nach den vorigen gleich. Merklich aber unterſcheiden ſie ſich von denſelben a) durch ihre anſehnliche Größe, b) dadurch daß aus ihnen gleich nachdem man die Pflanze durchgeſchnitten Feuchtigkeiten herausquellen c) durch die Farbe die oft von den andern unterſchieden iſt d) durch die Feuchtigkeit ſelbſt welche ſie enthalten. Dieſe iſt von der Lymphe oft durch ihre Farbe unterſchieden. Sie iſt oft gelb, weiß, roth, u. ſ. f. da die vaſa lymphatica hingegen ſtets eine farbenloſe Feuchtigkeit enthalten. Dieſe Gefäße ſind beſonders kenntlich in dem Schellkraute, der Wolfsmilch, der Aloe, u. ſ. w.

Weil dieſer Saft in den meiſten etwas verſchiedenes hat, wozu eine eigne Struktur der Gefäße erfordert wird, ſo haben Dû Hamel und Schrank ſie vaſa propria genannt. Man findet daß dieſer Saft faſt ſtets in den verwandten Pflanzen Aehnlichkeit hat. So haben z. B. alle plantae contortae einen weißen Saft. In vielen Pflanzen wie z. E. bei den Nadelhölzern findet man dieſe Gefäße mit den Waſſergefäßen in abwechſelnden Lagen liegen. Sie finden ſich in allen Theilen der Pflanzen, am häuffigſten aber in der Rinde, wo ſie auch am kenntlichſten ſind. Im Holze ſind ſie des ſtärkern Zuſammendruks halber weit feiner als in der Rinde. In ſaftreichen Pflanzen ſind ſie in der mittlern Subſtanz deutlicher als in den feſtern Pflanzen und Bäumen. Mariotte der dieſe Gefäße genau für Arterien anſieht will auch Valveln in denſelben geſehen haben. *) Allein dieſe ſind gewiß nicht da. Das was zu dieſer Vermuthung verleitet hat ſind einige Veränderungen in denſelben.

---

*) Edmund Mariotte Eſſais de Phyſique. Premier eſſai de la vegetation des plantes, contenu dans une lettre écrite à Mr. Lantin. Paris 1676—79. ſteht auch in den Oeuvres de E. Mariotte. L. B. 1717.

Die genauere Struktur dieſer Gefäße muß in verſchiedenen Pflanzen ganz verſchieden ſein; ia ſie iſt vielleicht in einzelnen Theilen der Pflanzen ſchon verſchieden, denn wie könnten ſonſt die verſchiedenen Säfte entſtehen? wie könnte ſonſt die Zitrone in ihrem Saft einen ſauern, in ihrem Kern einen bittern Geſchmack geben? Folgende Puncte verdienen noch eine nähere Unterſuchung: 1) Wie ſind dieſe Gefäße auſſer ihrer Größe von den Waſſergefäßen in ihrer genauen Struktur unterſchieden? 2) Wie ſind ſie von einander ſelbſt, in verſchiedenen Pflanzen und ihren Theilen verſchieden? 3) Warum liegen ſie lagenweiſe und iſt dies in allen Pflanzen? 4) Was haben die Veränderungen die man als Valvele betrachtete für Nutzen? 5) Warum ſind ſie in der Rinde am häufigſten? Sollte dies blos des geringern Druks halber ſein?

Vaſa ſpiralia. Dieſe Gefäße unterſcheiden ſich ſehr merklich von den vorigen, denn ſie ſind viel glänzender, beſtehn aus runden Faſern welche ſich ſchraubengangförmig winden, und viel Elaſticität haben. Sie ſind mit den der Länge nach mit ihnen gleichlauffenden Gefäßen innigſt verwebt. Im Baſte und in der Rinde findet man ſie gar nicht, wohl aber im Holze, welches vielleicht vorzüglich aus ihnen beſteht, in den Blättern, in der Blume, deren petala faſt ganz damit angefüllt ſind, in den Staubfäden, in den Stielen der Früchte und in den Früchten ſelbſt, beſonders in der Nähe der Fruchtkapſel. Am deutlichſten ſieht man ſie in iungen Zweigen, doch finden ſie ſich auch ganz ungezweifelt in alten. Walther zieht mit Unrecht die Gegenwart dieſer Gefäße ganz in Zweifel, *) denn es iſt ausgemacht, daß ſolche Gefäße da, und daß ſie hohl ſind. In Roſenzweigen und Weinreben ſind ſie ganz deutlich ſichtbar, beſonders wenn man vorher gefärbte Feuchtigkeiten durch die Zweige hat einſaugen laſſen. Ungleich zweifelhafter iſt ihr Nutzen. Man hat ſie als Lungen der Pflanzen betrachtet, und glaubte daß ſie Luſt in die Pflanzen zu ſaugen beſtimmt wären. Dieſer Meinung ſind **Grew**, **Malpigh**, **Linné** und andre gefolgt. Man hat ſie auch mit den Tracheen der Inſecten verglichen, und ſie daher vaſa aërea oder tracheas plantarum genannt. **Malpigh** glaubte daß ſie eine materiam reſpirationis einſaugten: **Grew** aber daß ſie blos zur Luſt beſtimmt wären. Freilich muß man geſtehen daß ihre Aenlichkeit mit den Tracheen der Inſecten, deren Vergleichung **Malpigh** ſehr weit treibt, ſehr groß ſei; allein ſo gerne man auch dieſe hierinn finden möchte, ſo muß man doch geſtehen daß allerdings verſchiedne wichtige Gründe gegen dieſe Meinung auftreten, wovon ich die vorzüglichſten hier aufſtellen will. 1) In der Rinde finden ſich keine vaſa ſpiralia. Würde die Luſt in den Pflanzen durch eigne nur hierzu beſtimmte Gefäße herumgeführt, und wären dies die vaſa ſpiralia, warum finden wir denn dergleichen nicht in der Rinde die doch eben ſo viel Luſt als andre Pflanzentheile hat? 2) Man findet dieſe Spiralgefäße ſehr oft ganz deutlich mit Feuchtigkeiten angefüllt, beſonders im Frühiahre wenn die Säfte in die Bäume ſteigen. Das häufige Waſſer was denn aus den Wunden des Weinſtoks träuſt kömmt aus dieſen Spiralgefäßen. **Grew** der ſelbſt eben dieſes auch bemerkte, half ſich hier wunderbar heraus, nemlich er ſagte: im Frühiahre würden die Waſſergefäße, durch welche im Sommer dieſe Feuchtigkeit in die Pflanzen getrieben werden ſollte, erſt gebildet, und deswegen ſtiege das Waſſer, weil es noch keinen andern Weg fände in die Luſtgefäße; ſobald aber die Waſſergefäße gebildet wären, ſo bald ſie weit genug wären, ſo verließe der Saft die vaſa aërea und ſtiege nur in die vaſa lymphatica. — Allein theils läßt es ſich nicht denken daß die Säfte die einmal ſchon durch die vaſa ſpiralia in die Pflanzen getrieben ſind auf einmal einen andern Weg wählen ſollten, und theils iſt es falſch daß die vaſa lymphatica oder das was man für dieſe hält, nicht beſtändig da wären, denn die Bäume beweiſen dies ſehr deutlich. 3) Reichel's und anderer vielfältig angeſtellte Verſuche *) beweiſen, daß wenn man Pflanzen in gefärbte Feuchtigkeiten ſezt, gerade eben dieſe Spiralgefäße damit angefüllt werden. Dieſen Verſuch kann man ſehr leicht mit einem Balſaminenzweige anſtellen. 4) Die Verſuche die man mit der Luftpumpe angeſtellt hat um die Gegenwart dieſer Gefäße zu beweiſen, und daß die Luft ſich in beſondern Gefäßen befinde, beſtätigen blos, daß ſich überhaupt Luft in den Pflanzen wie in allen Körpern befinde. — Es wird daher wahrſcheinlich daß dieſe Spiralgefäße die eigentlichen Waſſergefäße ſind, durch welche vorzüglich die wäſſrigten Feuchtigkeiten in die Pflanzen getrieben werden, und durch welche dieſe den vaſis propriis zugeführt werden. —

---

*) Aug. Frid. Walther Progr. de plantarum ſtructura. Lipſ. 1740.

Folgende Säze verdienen noch eine nähere Unterſuchung: 1) Wird alle Luft die ſich in den Pflanzen findet, blos mit den Säften hereingebracht, und finden ſich daher keine bloße Luftgefäße? — Dies iſt wahrſcheinlich der Fall, da keine Nothwendigkeit da iſt, warum dieſe beſonders da ſein ſollten, indem die Natur durch andre Mittel hier dies zu bewirken geſucht hat. 2) Wie und zu welchem Ende ſind dieſe Spiralgefäße, wenn ſie blos Waſſergefäße ſind, von den vaſis lymphaticis unterſchieden? —

---

*) Ge. Chriſt. Reichel Diſſ. de vaſis plantarum ſpiralibus Reſp. Wagner. Lipſ. 1758.

Eben die Gegenwart der Spiralgefäße ſcheint der Behauptung daß die Waſſergefäße zur Bildung der Holzfaſer da ſeien viel Wahrſcheinlichkeit zu geben. 3) Finden ſich wirklich zu verſchiedenen Zeiten, wie es einige Erfahrungen zu beweiſen ſcheinen, keine Feuchtigkeiten in dieſen Gefäßen, und führen ſie denn blos Luft? — Das leztere iſt nicht wahrſcheinlich. Der Mangel an Feuchtigkeiten im Winter rührt wohl von andern Urſachen her. 4) Warum finden ſich in der Rinde keine vaſa ſpiralia? 5) Zu welchem Ende ſind ſie ſpiralförmig? — Es iſt wahrſcheinlich daß die Natur hiedurch gleichſam die Wirkung einer ſchneckenförmigen Pumpe hat erreichen wollen, um deſto leichter die Feuchtigkeiten bis in die äußerſten Enden der Pflanzen bringen zu können. Man kann daher nicht ohne Grund vermuthen daß beſonders im Holze darum Spiralgefäße ſind, damit ſie durch den Druck nicht leiden, und nicht ſo leicht verenget werden, wie es bei andern geſchieht. Wenn man dies annimmt ſo begreift man leicht, warum in der Rinde beſonders ſich nur vaſa perpendicularia und im Holze vaſa ſpiralia finden, und man kann hier die Weisheit des Schöpfers in ihrer ganzen Größe bewundern. 6) Giebt es vaſa ſpiralia inhalantia? Es iſt dies nicht gut zu glauben, da ſie in der Rinde mangeln. Doch wäre dies immer noch einer nähern Prüfung werth da die äußerſten Spitzen der petalorum damit verſehen ſind. —

Die Pflanzen haben alſo 1) Vaſa ſuccoſa ſ. lymphatica. Dieſe ſind doppelter Art nemlich a) perpendicularia und b) ſpiralia. 2) Vaſa ſanguinea ſ. propria.

Auſſerdem finden ſich noch beſondre Saftbehältniſſe, *vtriculi*, in den Pflanzen. Einige halten dieſe für Behälter eines abgeſonderten Saftes, andre nehmen dies Wort in einer doppelten Bedeutung. Malpighi bemerkte durch ſeine Vergröſſerungsgläſer in dem Zellgewebe eine Menge Bläschen, die mit einander zuſammenhingen, und dieſe nannte er vtriculos. Linné, Ludwig, Scopoli und andre ſind ihm gefolget. Man vermuthete daß durch dieſe vtriculos Säfte in die Pflanzen geführt, und aufbewahret, vielleicht auch abgeſondert würden. Dies iſt aber wohl falſch, da es ſich mit dem Zellgewbe der Pflanzen genau ſo verhält wie mit dem des thieriſchen Körpers. In beiden Fällen findet ſich Communication zwiſchen den Zellen. — Aber auſſer dieſen findet man wirkliche Saftbehältniße an einigen Theilen der Pflanzen, wie z. B. an der Wurzel der vtricularia. Selbſt einige Glandeln ſind nichts anders als ſolche Saftbehältniße, und dieſe Glandeln finden wir an allen Theilen der Pflanzen. Aber ob in dieſen, beſonders in denen die ſo deutlich Saftbehälter ſind, wie die an der Vtricularia, welche Linné, Folliculos nennt, wirklich der Saft abgeſondert werde, oder ob in ihnen der Saft zu einer beſondern Abſicht aufbewahrt werde iſt noch zweifelhaft. — Hierüber ließen ſich noch einige Fragen aufwerfen, wie z. E. 1) Wezu ſind dieſe Saftbehältniße eigentlich beſtimmt? 2) Haben ſie einige Aenlichkeit mit den Glandeln der Thiere, und wird dieſe Feuchtigkeit wirklich in ihnen abgeſondert und den Gefäßen zugeführt? oder wird 3) dieſe Feuchtigkeit aus den Gefäßen abgeſondert, in dieſem Behältern nur aufbewahret, wie z. B. die Galle in der Gallenblaſe, und dann zu ihrer weitern Beſtimmung ausgeführt? — Dies leztere iſt nicht wahrſcheinlich da man zwar, beſonders in dieſen folliculis, einen Zuſammenhang mit den Gefäßen, aber keinen ductum excretorium bemerkt. Es frägt ſich daher 4) ſind dieſe folliculi, und die Glandeln einiger Pflanzen z. E. der Brenneſſel einerlei Art? Bei dieſen lezten bemerkt man ſehr deutlich einen ductum excretorium, der ſich in den Haaren befindet. Auffallend iſt es aber, daß man dergleichen ductus nie im Zuſammenhange mit den Pflanzen findet, ſo daß alſo durch dieſe ductus nie etwas in den Pflanzenkörper ſelbſt ergoſſen wird, ſondern ſtets nur auſſerhalb.

Dies wäre das vorzüglichſte was ich für jezt über dieſen Gegenſtand zu ſagen wüſte. Ich hoffe und wünſche daß die Zukunft uns, durch die Bemühungen ächter Naturforſcher, ein helleres Licht aufſtecken möge, damit wir da mit Gewißheit reden können, wo wir iezt blos nur muthmaſſen dürfen.

VIII.

Fragmente.

Reiſe des Herrn Ramond's nach der Schneebrücke in den Pyrenäen (aus deßen Beſchreibung der Pyrenäen.)

Ohngefähr tauſend Toiſen von den Ruinen der Burg von Eskalette, erblickt man auf einmal unter dem Wege zerſtreute Wohnungen, auf einem Abſatze, welcher der Gare näher liegt. Sie ſind durch ſchöne Nußbäume beſchattet, und durch große Felsblöcke von einander abgeſondert; es iſt das Dorf Sio. Man ſteigt auf einem jähen ſchlängelnden Pfade herab, und befindet ſich auf einer Brücke von einem einzigen Bogen, ohngefähr 90 Fuß hoch über den Fluß; und das Dorf iſt verſchwunden. Von dieſer Brücke ſieht man die Gare zwiſchen ſenkrechten

Felſen eingezwängt, einen langen und fürchterlichen Waſſerſturz bilden, im Schatten der Bäume, womit ſie bekrönt ſind, ihre Geſchwindigkeit verdoppeln, ſich fortſchnellen, unter dem Bogen, der über ſie ſpringt kochen, und gleich einem Blitz, ohne Wellen und ohne Schaum in ein verwickeltes Felslabyrinth ſchieſſen, über das ſich ein dickes und ſchweigendes Grün wölbt. Die alte zerfallene, mit Epheu, der in ländlichen Feſtons von ihrer Wölbung herabhängt, bekleidete Brücke, hat gewißermaßen das Gewand der Natur angezogen, und aufgehört, in dieſem wildem Gemälde einen fremden Gegenſtand auszumachen. Jezt hat man den Strom zur Linken, und die Landſchaft wird immer trauriger. Von den Ufern der Gave, gegen die man herabgeſtiegen iſt, ſieht man nichts als hohe Berge, deren einförmiger Abhang, ſich lähling, faſt immer ohne Abſatz, ohne Grün, und ohne Wohnungen erhebt. Nur hin und wieder erblickt man einige einzelne weit auseinandergelegene Hütten, auf dem Abhang eines langen Erdſchußes, von dem ſich ein Theil mit Gras hat bedecken können, oder eine Sägmühle, die man zwiſchen den ungeheuern Trümmern, womit die Ufer des Flußes angehäuft ſind kaum unterſcheidet, und welche einige vom Gipfel der Berge herabgewälzte, den fürchterlichen Spielen der Gave entzogene Bäume benuzt.

Am Ende dieſes traurigen Thales kommt man an eine lange hölzerne Brücke, die in der Mitte von einem Pfeiler getragen wird, der aus nachläßig, ohne Kütt auf einem Felſen, der den Fluß theilt, aufgehäuften Steinen beſteht. Kaum iſt man herüber, ſo ſieht man die Berge, die das Bette einengen, vorwärts ſich öfnen, und hinterwärts ſich ſchließen.

Längs dieſer engen Paſſage, die ich eben beſchrieben habe, begegneten wir Schäfern von den benachbarten ſpaniſchen Bergen, die von denſelben herabſtiegen, um ihre

Weiden zu verändern. Jeder trieb ſein Vieh vor ſich her. Ein junger Schäfer führte tegliche Heerde an, und rief die Schafe, die ſchüchtern ihm folgten, und die abentheuerlichen Ziegen, die ohne Aufhören ſich vom Haufen entfernten, mit der Stimme und Glocke zuſammen. Hinter den Schafen kamen die Kühe, nicht, wie in den Alpen mit erhabener Stirn und drohenden Auge, ſondern mit einem ängſtlichen, über jeden neuen Gegenſtand ſcheu gemachten Blicke. Hinter den Kühen, die Stuten, ihre unbeſonnenen Füllen, dann die jungen, boshafteren, aber klügern Maulthiere; und endlich der Patriarch und ſein Weib zu Pferde; die jungen Kinder hinten auf; der Säugling in den Armen ſeiner Mutter, in einen Zipfel ihres großen Scharlachmantels gewickelt; die Tochter auf dem Pferde mit Spinnen beſchäftigt; der kleine Knabe zu Fuß, den Keſſel über den Kopf geſtülpt; der Jüngling als Jäger gerüſtet; und derjenige unter den Söhnen, dem die Zuverſicht der Familie ganz beſonders die Sorgfalt des Viehs anvertraut hatte, an dem, mit einem großen rothen Kreuze gezierten Salzſacke kenntlich. Naives Bild des Menſchen, der den erſten Vertrag ſeines Geſchlechts mit der Erde erfüllt, lebhaftes Bild des Hirten aller Berge der Welt, welches Jahrhundert kannte dich nicht? Welchem Klima biſt du wohl gänzlich fremde? An welches Alter des Schäferlebens, an welche von Heerden geliebte Orte ſollteſt du mich nicht erinnern? So wanderte vor mehr als drei tauſend Jahren, der Schäfer, den Moſes uns mahlt; ſo war die Regierung der Heerden der Wüſte, von den uralten Zeiten her, als ſie die Griechen zum erſtenmale beobachteten; ſo habe ich ſie in den Alpen gefunden, und ſo find' ich ſie wieder in den Pyrenäen; ſo werd' ich ſie überall wieder finden. Ein ſüßes, und ländliches Gemälde, deſſen Colorit die einfache Natur iſt, vereinigt es wie dieſe den Stempel des Alterthums, mit dem Reiz einer unververwelklichen Jugend, und erneuet ſich mit jedem rückkehrenden Jahre, wie die Blätter der Bäume, und wie das Gras der Wieſen. Dieſes Begegnen war für die Geſellſchaft, von der ich einen Theil ausmachte, ein glücklicher Zufall, und ähnliche Gegenſtände, gewährten ihnen ein ſehr neues Schauſpiel; aber keiner konnte wie ich den Reiz daran finden, der von der Vergleichung und der Erinnerung herrührt, und ſeit lange der Heerden Freund, ging ich allein freundſchaftlich zu ihnen, weidete mich an ihrer Neugier, an ihrer Furcht, und an ihrem furchtſamen Erſtaunen.

Wir waren die Brücke paſſirt und durchſtrichen das ſchöne Becken, zu dem ſie uns den Eingang geöfnet hatte. Die hinter uns ſich kreuzenden Berge, ſchienen uns den Rückzug abgeſchnitten zu haben. Sieben Uhr war vorbei, und zum erſtenmal leuchtete uns die Sonne. Wir erreichten **Pragneres**, ein artiges Oertchen, gegen die Mitte des Beckens, gerade an der Stelle gelegen, wo eine von Oſten kommende Gave, ſich in diejenige Gave verliert, an deren Ufer wir aufwärts ſtiegen. Dieſe Gave kommt von den Höhen von **Neourielle** herab. Die Mündung ſeines Thales, ſehr von ſeinem Urſprunge verſchieden, iſt reich und lachend; das Thal von Pragneres iſt es noch mehr. Artige, von Bäumen überſchattete Bäche theilen ſeine Fläche; Wieſen, Aecker ſogar, decken den Fuß der koniſchen Berge, womit es umringt iſt; es iſt eine Freiſtadt mitten in einer ſchreckbaren Gegend, und uns ſchien ſie anmuthig.

Dies iſt alſo noch eines von denen Becken, die das Waſſer dem Menſchen überlies, und man muß erwarten bald wieder einen Paß anzutreffen. Wir finden ihn wirklich in geringer Entfernung, aber weniger wild, als der lezte. Hier iſt der Abhang der Berge weniger jäh. Er liefert dem Anbau Abſätze, mit Weiden und Häuſern geziert, die durch die kleinen Gruppen von Eichen, die ſie beſchatten, kenntlich ſind. Uebrigens war die Sonne, die uns zu

Pragneres ſchon leuchtete, für den Grund dieſes Thales noch nicht aufgegangen, und wir waren wieder in Schatten getreten. Hier verfolgt man die Gave bald wagerecht mit ihrem Laufe, bald über dieſelbe erhoben, auf hinlänglich bequemen Pfaden, und immer von einem dicken Hage von Buchsbaum begleitet, der hier den ganzen unbebauten Antheil der Berge bedeckt und eine große Höhe erreicht. Nach und nach wird die Landſchaft traurig, aber vor ſich erblickt man einen ſchönen Berg: es iſt der **Comelie**. Je mehr man ſich ihm nahet, deſto lachender wird die Natur, die Gave verliehrt von ihrer Wuth und ihrem Getöſe, und das Thal breitet ſich aus, und erſcheint mit Wohnungen überdeckt; etwas weiter hin, zieht ſich's indes auf einen Augenblick bey **Sarre de Ven** wieder zuſammen, einem durch ſeine Windſtöſſe bekannten, auf einem Vorgebirge liegenden Dorfe, wo man Ueberbleibſel von einem Felsdamme ſiehet, den das Waſſer durchbrach, als es den Becken entſtürzte, in das man eintreten will.

Dies neue Becken iſt etwas größer von Umfange. Wir fanden in demſelben die Sonne wieder, und nahmen den weißen Rücken des Marbore wahr; aber bald engt es ſich von neuem durch das Vorrücken eines andern Felſen zuſammen, der die erſten Häuſer von **Gedro** trägt und an deſſen Fuße wir dies Oertchen und ſein reizendes Thal fanden, mit welchem, unter dem Namen des Thales von **Heas** eines von den größten und tiefſten Thälern zuſammenſtößt, die von der Granitregion welche zwiſchen den Thälern von Baſtan, von Aure und von Gavarnie liegt herablaufen. Sein Bach wälzt Fragmente dieſes Granits, und die verſchiedene Enge des Thals von Gavarnie, ſcheinen mir den Geſteinlagen zu entſprechen, die über daſſelbe hervorragen. Das erwähnte Seitenthal bekommt ſeinen Namen von einem ſeiner Aeſte, der ſich durch eine Kapelle auszeichnet, die nicht minder durch ihre beſondere Lage, als durch die Andacht der Gebürgbewohner berühmt iſt. Zwei andere Hauptäſte löſen ſich von dieſem Thale ab; der minder tiefe, erhebt ſich grade nach Oſten auf das **lange Horn** (Pic long) zu: der andere, weit tiefer und grauſender, iſt das Thal von **Eſtaube**, das dieſe öde Gegend bis an den Fuß des **Mont-perdu**, des Hauptgipſels vom Marbore durchſtreicht, den man von da aus, unter der unerſteigbarſten Geſtalt, den homogenen Marmor, aus dem er bis an ſeine Spitze zu beſtehen ſcheint, zu der größten Höhe, die die Pyrenäen erreichen, emportragen ſieht.

Gebro und deſſen Becken liegen am Fuße des Comelie. Wir ſpürten die Wärme, als wir hier ankamen, und das Klima dieſes Orts ſchien uns eben ſo milde, als der Boden uns reich ſchien. Ein ſchöner Bogen führt über die Gave von Heas. Dieſe Brücke, und die Fälle des Fluſſes, ganz von blühenden Linden überſchattet, bildeten eine ſo intereſſante, als ſonderbare Scene. Von einem Hauſe des Dorfes, deſſen Eigenthümer Palaſſer heißt, kann man bis an dieſe Gave herabſteigen, und ſie im Dunkeln des dicken, über ſie ſchwebenden Schattens rollen, einen ſchönen und donnernden Sturz bilden, und wüthend aus dieſem laubichten Gewölbe, wie aus den Eingeweiden der Erde hervorbrechen ſehen.

Iſt man Gebro vorbey, ſo erhebt man ſich beträchtlich an der Grundlage des Comelie. Die Berge drängen ſich zuſammen, und in der Tiefe eines Abgrunds brauſet der Strom. Alles iſt Trümmer umher, und entſezliche Trümmer. Ein unermeslicher Abſchuß, unordentlich aufgehäufter Granitblöcke ſteigt von dem Gipſel der Berge bis zu der äuſſerſten Tiefe des Thals herab, ein fürchterliches Denkmal von dem Einſturze eines faſt ganzen Gebürges. Da findet man zehn bis hundert tauſend Kubikfuß große Maſſen, gehäuft und über einander hängend, wie die winzigen Kieſel unſerer Bäche. Die Gave, zuſammengepreßt, zurückgerückgeſtoſſen, getheilt von dieſen Ruinen, die alle ihre Wuth nicht wegzuwälzen vermag, ſchießt brüllend zwiſchen ihnen hervor und vermehrt noch das Grauſen dieſes Chaos, durch das Getös ihrer Fälle, und den Donner ihrer Fluten.

Eine halbe Stunde braucht man, dieſe grauſenvolle Einöde zu durchſtreichen, die die Bewohner des Landes Pàyrodo nennen. Bey ihrem Ausgange ſieht man die ſchöne Kaskade der Saouſa, die von dem Berge gleiches Namens in die Gave herabfällt. Man hat den Schnee des Morborn vor ſich. Von dieſem Ort aus, ſieht man nach allen Seiten ſchon Schnee; er ſchließt alle Ausſichten, welche die Seitenthäler auf die innere Berge eröfnen. Zu gleicher Zeit, erſcheint der Comelie in einer andern Figur, und zeigt ſich in der ſonderbaren Geſtalt eines ſehr ſpitzen, und doch mit Bäumen gekrönten Hornes. Man geht unter ihm hin; und ſo wie man durch eine Reihe von immer kürzern Päſſen und immer engeren Becken weiter kömmt, ſieht man die Felſeneinfaſſung von Gavarnie ſich nähern, und vergrößern. Endlich geht man, vermittelſt der Brücke Barygni, die oft als der Scheidpunkt der franzöſiſchen und ſpaniſchen Weiden angeſehn wird, über die Gave, und trift die ſogenannte Herberge von Gavarnie, und etwas weiter hin das Dorf ſelbſt an, von dem aus die Berge des Cirkus faſt ganz ihre halbzirkelförmige Mauer, den Schnee, der ihre Höhen bedekt, die thurmähnlichen, ſie krönenden Felſen, und die zahlreichen Waſſerfälle zeigen, die ſich in den innern Zirkus herabſtürzen. Dieſe ſchöne Maſſe iſt der bekannteſte Theil des Marborn. Sein Umfang und ſeine Höhe könnten einen auf die Gedanken bringen, er liege ſehr nahe an Gavarnie; aber ſeine aus dem Azur der höhern Regionen des Dunſtkreiſes, und dem Golde des über entfernte Gegenſtände verbreiteten Lichtes zuſammengeſchmelzte Farbe, benachrichtigt einen, daß man noch mehr als ein Thal durchſtreifen müſſe, um ihn zu erreichen. Ein prächtiges Gemälde, von den nähern Bergen eingefaßt, kontraſtirt es mit ihnen, ſowohl in der Farbe, als der Form, und ſcheint der von einem ſchimmerndern, leichtern und zauberiſchern Pinſel kolorirte Hintergrund eines Theaters zu ſeyn. Wer die Berge erſter Größe nicht kennt, kann ſich keinen Begrif von dieſer goldigen, und durchſcheinenden Farbe machen, die die höchſten Gipfel der Erde färbt. Oft ſchließt das Auge alleine daraus auf ihre anſehnliche Höhe. Denn in der Schätzung der Höhen und Fernen getäuſcht, würde es dieſe Berge mit allem verwechſeln, was durch ſeine Geſtalt und Lage groß ſcheint, wenn dieſe Art himmliſchen Glanzes nicht anzeigte, daß ihre Gipfel in der Region der Heiterkeit wohnen.

Gavarnie gehört dem Maltheſerorden. Ehedem hat es den Tempelherren angehört. Der Pfarrhof zeigt noch einige Stücke Mauerwerk, die einen Theil ihres Hauſes ausmachten; andere Spuren findet man neben demſelben; und in der Kirche zählt man an einem der Emporkirche nahen Balken, zwölf Köpfe, von eben ſo vielen unglücklichen Rittern, die hier an dem Tage enthauptet wurden, als man den ganzen Orden und die geheimnisvolle Beweggründe ſeiner grauſamen Vertilgung in ein Grab verſcharrte.

Zu Gavarnie dreht ſich die ſpaniſche Straße in ein Seitenthal, und erhebt ſich an dem Abhange ſeiner Berge. Den Höhen des Marbore gegen Weſten führt ſie über den Scheidungskamm. Für Mauleſel erſteigbar, bietet er dem Reiſenden einen ſo leichten Port dar, als es die Höhe, zu der er ſich erhebt, erlaubt. Will man die Schneebrücke ſehen, ſo läßt man dieſen Weg zur Rechten, und fährt fort an der Gave empor zu ſteigen, die man ohne Aufhören verfolgt hat.

Von Gavarnie bis zur Schneebrücke geht man in drei Viertelſtunden. Von den verſchiedenen Becken, die man durchſtreicht, iſt das letzte das merkwürdigſte. Es iſt ein ſehr regelmäßiges Oval, deſſen Boden vollkommen geebnet iſt, und deſſen Austrocknung nicht ſehr alt ſeyn kann. Der Kies iſt noch nett, und wenn die Gave es gleich nicht mehr ausfüllen kann, ſo hat ſie ihr Beſitzthum doch nicht ſo abgetreten, daß ſie es nicht zuweilen in ihren Launen verheeren ſollte, bis etwa der Kanal, durch den ſie hervortritt, tief genug ausgehöhlt ſeyn wird, um ſie nöthigen zu können, ſich in ein beſtimmtes Bett einzuſchränken, das groß genug iſt, ihr zufälliges Aufſchwellen zu faſſen. Zwei Giesbäche verbinden ſich hier mit der Gave. Sie fallen ſymmetriſch von zwei entgegengeſetzten Regenbetten herab. Der, welcher von Oſten herabkommt, führt ein Waſſer, das ein alter Vikarius von Gavarnie den Landeseinwohnern beliebt gemacht hat, indem er es als das leichteſte dieſer ganzen Gegend anpries.

Nur ein Rand dieſes Beckens iſt noch zu erſteigen. Es iſt der erſte Damm, den die obern Gewäſſer durchbrechen mußten; denn hat man ihn überſtiegen, ſo iſt man in dem Zirkus des Marhorn ſelbſt, auf ſeinen untern Schneelagen, und ſeinen Waſſerfällen gegenüber.

Man ſtelle ſich einen halbzirkelförmigen Platz vor, deſſen Einfaſſung eine ſenkrechte Wand iſt, und deſſen Boden ſich in einen Trichter hölet. Man denke ſich die Wand zwölf bis vierzehnhundert Fuß hoch, über welche die weiten Abſätze des vom ewigen Schnee weiſſen Amphitheaters hervorragen, welche ſich ſelbſt mit thurmähnlichen Felſen krönet, deren oberſte Fläche mit Schnee bedeckt iſt. Zehn bis zwölf Giesbäche fallen von dieſem Amphitheater in den Zirkus. Einer von ihnen, weit beträchtlicher als die andern, ſtürzt ſich von einem herübergekrümmten Felſen herab, ſtößt gegen zwei Fünftel ſeines Falles auf einen Vorſprung deſſelben, und bricht ſich weiter unten auf einer noch weiter hervorragenden Ecke des nehmlichen Felſen. Dieſen Giesbach ſieht man als die Quelle der Gave von Pau an. Die Gegenſtände umher ſind ſo groß, daß ſein

Fall, deſſen Höhe, welche die Reiſenden vielleicht zu übertreiben glauben, wenn ſie dieſelbe auf 300 Fuß angeben, und die in meinen Augen, welche mehr an Ausmeſſungen der Art gewöhnt ſind, wenigſtens dreimal ſo viel zu betragen ſchien, und die wirklich nach den letzten geometriſchen Ausmeſſungen von den H. H. Reboul und Vidal, 1266 Fuß beträgt; doch gewiſſermaßen unter den ungeheuren Felſen, die ſich über ihn thürmen, verſchwindet. Es iſt alſo nach einem Waſſerfalle von 1800 Fuß, der ſich in Amerika findet, der höchſte, der jemals ausgemeſſen ward. Er übertrift den Lauterbrunnen, um mehr als 300 Fuß; aber in der Mitte ſeiner Höhe von einem Felſen, der ſein Waſſer ſammlet, gebrochen, zeigt er nicht die ſonderbaren Phänomene, die man von ſeiner Höhe erwarten müßte, und der Lauterbrunnen behält den Vortheil, das ſeltſame Schauſpiel eines Giesbachs darzubieten, der in den Lüften zerſtäubt.

Der ſelten von den Strahlen der Sonne beſuchte Grund des Trichters, bewahrt immerwährenden Schnee, doch in geringer Menge, und blos in ſeinen bedeckteſten Theilen. Unter einem Theile dieſes Schnees bahnt ſich die Gave einen Weg, und nimmt unter deſſen Gewölbe das Waſſer eines ſie verſtärkenden Giesbaches auf, was man die Schnee- oder Eisbrücke nennt; aber ſie iſt nicht von Eis und nicht immerwährend: wir fanden ſie dieſesmal ganz; aber den 13. Auguſt dieſes nehmlichen Jahres habe ich ſie einſtürzen ſehen, ohnerachtet der Menge von Schnee, der der vorige Winter auf dieſen Bergen gehäuft hatte.

Ich war nicht bei der Schneebrücke angelangt, ohne wahrzunehmen, was ich ſuchte, und ich bemerkte ſogleich, daß, wenn dieſe Brücke kein Eis habe, man nur brauche die Augen gegen die Abſätze des Marbore zu erheben, um ſchöne Lagen deſſelben zu ſehen, die vom Schnee, der ſie umringte, entblößt waren. Von ferne hatte ich dieſe bläuliche Farbe, dieſen reinlichen Abſchnitt, dieſe ſcharfbrüchigen Spalten, welche das Eis karakteriſiren, und dieſe unbeſchreibliche Lage unterſchieden, woron man in jeder Entfernung dieſe hohen Gletſcher der Alpen erkennt, die am Rande der ſenkrechten Abhänge ihrer Berge liegen, ſo daß ihre Anſätze, die ſogleich als ein Vorſprung über den Abgrund hängen, blos durch Zuſammenſtürzen, in denſelben herabſteigen können, und daß ſie durch ihr Losreiſſen ohne Aufhören, die glaſichte und halb durchſcheinende Oberfläche erneuen, welche die Gletſcher den Blicken darbieten.

Dies Eis mußte näher unterſucht werden; aber die Felſeneinfaſſung an denen es hieng, zeigten mir kein Mittel, geradezu dahin zu gelangen. Jch fragte unſere Wegweiſer. Einer von ihnen ſagte mir, daß der Theil dieſer Einfaſſung, welcher dem großen Waſſerfall gegenüber läge, zugänglich ſei, und daß die Schleichhändler dieſen Weg zu nehmen, und die berüchtigte Rolandspreſche zu paſſiren pflegten, um der Verfolgung der Zollwächter des Port von Gavarnie auszuweichen. Er unterlies nicht, mir dieſen Pas als ſehr gefährlich zu ſchildern, ſowohl wegen der ſenkrechten Lage der Felſen, als wegen der ſteilen Abhänge von Schnee und von Eis, die man erklettern müſſe; aber, als er mir ſagte, daß er ihn mehr als einmal gemacht habe, entſchloß ich mich, in der Hofnung, wenn ich einmal oben auf dem Felſen wäre, würde ich die Tour der Einfaſſung der Waſſerfälle machen können, dieſe Gegenden wenigſtens kennen zu lernen; und beſtimmte ihn, mich dahin zu begleiten.

Jch verlies alſo die Perſonen, die ich begleitete, und machte mich augenblicklich mit meinem Wegweiſer auf den Weg, beide ſehr ſchlecht zu einer ſolchen Reiſe vorbereitet, ohne beſchlagene Stäbe, ohne Klammern, und ohne Lebensmittel. Dieſer gute Bergbewohner, der innerlich nicht glaubte, daß ich ſehr weit würde gehen können, hatte ſich gar nicht einmal die Mühe genommen, mir die Vorſichtigkeiten keitsregeln anzuzeigen, die er zu beobachten pflegte, um dieſe Paſſage zu wagen.

Es war über Mittag, als wir vom Grunde des Trichters anfiengen, uns auf der Seite der weſtlichen Felſen zu heben, anfänglich auf wenig abhängigem Schnee, und nachher auf einem Abſchuß von Schiefer, der weiter rück- als vorwärts bringt. So wenig ermüdend dieſer erſte Theil der Reiſe auch iſt, ſo pflegen doch die Einwohner von Gavarnie, die ſie nur mit Wolle beladen unternehmen, welche ſie als Schleichwaare nach Spanien tragen, hier am Füße des Felſen in einer hier befindlichen Hölung eine Pauſe zu machen. Von dieſem Orte zeigte mir mein Wegweiſer eine Art von ſchrecklich ſteilem Regenbette, das in dem nakten und zerriſſenen Felſen ausgehölt war: dies war unſer Weg. Er fragte mich mit einem ſehr ernſthaften Geſichte, ob ich mich wirklich geneigt fühle, dies Abentheuer zu beſtehen. Ich verſicherte ihn, daß es nichts Neues für mich habe; und wir traten die Reiſe an. Sein leztes Wort war die Erinnerung, mich mit meinen Händen wohl anzuklammern, ehe ich einen Schritt wagte. Was das anlangte, verſtand ich ſo gut, wie er, und von nun an war jeder nur auf ſeine Sicherheit bedacht, und unter dem tiefſten Stillſchweigen, das nicht unterbrochen wurde, bis wir den Gipfel erreicht hatten, kletterte der Bergbewohner vor mir her, damit ſeine Schritte den meinigen zur Richtſchnur dienen konnten. Dieſer Felſen beſteht aus einem blättrichten Kalkſtein, von ſehr dünnen, brüchigen Lagen, die nach ſehr verſchiedenen Graden von Oſten gen Weſten ſtreichen, und ſich von der ſenkrechten Linie gegen Norden zu neigen. Bald ſind es kleine Stiegen, die von der Abſtufung der Schieferblätter gebildet werden, welche den Fuß tragen, und die Hand unterſtützen; bald ſind es ganze Tafeln, die ein planum inclinatum ausmachen, vollkommen glatt und ſo abhängig ſind, daß, fände der Fuß nicht noch einige

Querſpalten ſich einzuklammern, und die Hand irgend einen Vorſprung ſich daran zu halten, es nöthig ſeyn würde, ſeine Tritte durch Hülfe der Axt vorzubereiten. Eine Weile klettert man den Felſen gerade empor, wie man eine Leiter heraufſteigt; bald kriecht man mit eingezogenem Leibe am Saume des Abgrunds hin, und beſchreibt, im Profil ein Zickzack, wovon jeder Winkel die mühſame Arbeit, ſich zu wenden erfordert; weiterhin ſchreitet man über einen Waſſerſturz, von deſſen hohen Sprüngen man ſchon auf die Steilheit des Abhanges ſchlieſſen könnte, wenn das Auge nicht davon durch den Abgrund, den man überſieht, an deſſen Rande man hinkriecht, benachrichtiget würde. Mehreremale wechſelt man Felſen, und geht von einem zum andern über ſehr ſteile Abhänge, wovon einige mit Feldbrocken, die unter dem Fuße wegrollen, bedeckt, andere mit einem trockenen Raſen bekleidet ſind, deſſen glatte und liegende Halme ſo ſchlüpfrig ſind, als das Eis. Vier Päſſe der Art ſchneiden den Felſen in fünf Theile. Die eigentlichſten Gefahren dieſes Pfades trift man auf dieſen ſchlüpferigen Abhängen an, wo der Weg nur dann und wann, durch leichte, weit auseinander gelegene Vertiefungen angedeutet iſt, welche die Schritte bezeichnen, die kühne Bergbewohner dieſer Region, mit mehr Stärke, und mehr Vorſicht für nöthig erachtet haben zu verſichern.

Wir brauchten eine halbe Stunde, auf dieſe ſteile Anhöhe zu kommen. Jetzt waren wir in der Höhe, von welcher die Waſſerfälle herabſtürzen, und hatten vor uns eine grasreiche, aber ſteile Stiege, auf der wir uns bis zu den erſten Abſätzen der Thürme von Marbore erheben mußten. Wir verfolgten ſie, erreichten eine Felſenwand, die eine Verlängerung eines dieſer Abſätze iſt, und fanden unter einem Vorſprung deſſelben zwei Spaniſche Hirten. Sie waren den Tag vorher mit ihren Ziegen und Schafen auf dieſer Weide angelangt, die von der Spaniſchen Seite am zugänglichſten iſt. Es war ein Glück für uns, ſie anzutreffen. Ich war nüchtern, und fand hier ein Keſſelchen mit Ziegenmilch und Brod, welches ſie uns mit der beſtmöglichſten Artigkeit überließen.

Die Lage des Platzes, wo wir uns befanden, iſt von der Art, daß ein Kopf, der beym Anblick von Abgründen ſchwindelt, hier wenig Ruhe finden dürfte. Den meinigen fand ich wieder, wie er ſich in den Alpen gewöhnt hatte, und die Bewegung, die ich ſpürte, war mir angenehm, wie es eine jede Bewegung iſt, die aus der Kenntniß einer Gefahr oder eines Leidens, worüber man hinaus iſt, entſpringt.

Von da aus ſieht man unter ſeinen Füßen die Quelle der zahlreichen Waſſerfälle, die in die Felſeneinfaſſung, die wir erklettert hatten, herabfallen. Der Trichter, der ſie aufnimmt, iſt größtentheils des Sonnenlichtes beraubt, eine dunkle Tiefe, die ſie gleich einem Schlunde verſchlingt. Blos die große Kaskade, die von der öſtlichen Wand herabfällt, faßte die Strahlen der ſich neigenden Sonne auf, und der Staub, den ſie umher verbreitet, wurde durch einen lebhaft gefärbten Regenbogen ſichtlich, der einen vollkommenen Zirkel ausmachte.

Man bezeichnet den Weideplatz, wo ich mich befand, mit dem Namen **Malhade de Serrades**. Zugänglicher von der Spaniſchen Seite, hat ihn die Natur, dem Grenzgeſetze zum Trotz, den Arragoniern ausgeliefert. Dieſer Umſtand hat manchen blutigen Streit zwiſchen den Einwohnern der gegenſeitigen Thäler veranlaßt, ſo oft man verſucht hat, ihnen Einbruch zu thun. Wenn die Natur auf ihre Art Grenzen feſtſetzt, ſo leidet ſie keine Widerſetzlichkeit, und beſtraft diejenigen Völkerſchaften ernſtlich, die von ihrer Entſcheidung an den Gerichtshof der Politik appelliren. Uebrigens haben die Spanier oft die Rechte der franzöſiſchen Hirten geſchmälert, ohne durch die natürliche Uebereinkunſt entſchuldigt zu ſeyn. Abermal ein Dekret der Natur. Die weit reichern, und weniger vom Schnee verheerten mittäglichen Abhänge des Pyrenäen, erregen ein ſtärkeres Vieh, und unternehmendere Hirten. Oft geben die franzöſiſchen Hirten dieſer Ueberlegenheit nach, und überlaſſen ihnen, für einen übereingekommenen Preis einen Theil ihrer Gemeinheiten; und ſo hat man ſich in den mitternächtlichen Thälern daran gewöhnt, ſie über den Kamm der Pyrenäen kommen zu ſehen, ſo oft von ihrer Seite der Zugang leicht war. Gewöhnlich ſind es nur ganz geſetzwidrige, und von der Natur gemisbilligte feindliche Einfälle, wodurch die Franzoſen zu Repreſſalien und zur Rache angefeuert wurden, die man zu wiederholtenmalen, unter den Heerden und Hirten, blutige Niederlagen anrichten ſah.

Nach einigen Augenblicken der Ruhe und der ſtillen Unterhaltung, machten wir uns wieder auf den Weg und nahmen unſere Richtung gen Weſten, um uns mehr zu erheben, und die Eismaſſen zu ſehen, die ſich an dem Ort wo wir waren, unſern Blicken entzogen hatten. Wir erreichten bald ein abſchüßiges Schneethal, das ſich in einer Richtung erhebt, die mit der Richtung der Lagen dieſer Berge parallel läuft, und folglich ein Urthal iſt. Kaum waren wir in dieſes Thal getreten, als ich auf der Höhe dieſes aehmlichen Thales einen anſehnlichen, mit einer Flinte bewaſneten Mann ſah, der mit einem Anſtande von Behendigkeit und Kühnheit, die ich bewunderte, herabſtieg; es war ein Arragoniſcher Schleichhändler. Sobald er uns wahrnahm, blieb er ſtehen, und ſetzte ſich in Vertheidigungsſtand; aber, als er mich traulich auf ihn zugehen ſah, und erkannte, daß wir nicht bewaſnet waren, ſtieg er herab, ſuchte aber immer den Vortheil der Höhe zu behalten, bis er uns wohl beobachtet hatte. Er berichtete uns, daß der Schnee in der Paſſage trage, und daß er ohne Schwierigkeit von der Rolandsbreſche herabgeſtiegen ſey; aber ein Schleichhändler wandert nicht wie ein neugieriger Beobachter; er vermeidet alle böſen Schritte, die er nicht nothwendig machen muß, und als ich ſeine Klammern erblickte, die an ſeinem Sacke hingen, und die kleine Axt, die er an ſeinem Gürtel trug, um ſich ſeinen Pfad ins Eis einzuhauen, begreif ich leicht, daß wenn er ihrer gleich nicht bedurft habe, mir doch der Zweck, den ich mir vorſetzte, ſolche Hülfsmittel unentbehrlich machen würde, und daß ich wegen Mangel an dieſen Inſtrumenten, ſchwerlich mit einigem Erfolg die Gegend werde beſuchen können, die er durchſtreift hatte.

Dieſer Menſch hatte eine rüſtige und kühne Figur; ein dicker und ſtruppigter Bart floß mit ſeinen ſchwarzen und krauſen Haaren zuſammen; ſeine breite Bruſt war entblößt, und ſeine nervigten Beine nakt; zur Kleidung hatte er eine ſimple Weſte, und zur Fußbedeckung, die der Römer und der Gothen: ein Stück Kuhhaut, das Rauhe auswärts, nach Art einer Sohle, unter die Fußſohle gelegt, und wie ein Beutel vermittelſt zweyer Riemen zuſammenſchnürt, die ſich über den Fuß kreuzen, und ums Bein herumſchlingen, um ſich oberhalb der Knöchel zuſammenzuknüpfen. Dies iſt die Kleidung und das Anſehen der wahren Bergbewohner, der Schleichhändler, der Izordjäger, ſogar der Hirten dieſer Region; aber was man unmöglich beſchreiben kann, iſt die Anmuth und Behendigkeit ihres Ganges, die Kraft, die aus allen ihren Bewegungen hervorſtrahlt, und ihre, zugleich edle und wilde Geſichtsbildung.

Regiſter

der vier Stücke der Olla Potrida, vom Jahr 1791.

(NB. Die Römiſche Ziffer bedeutet das Stück, und die Deutſche die Seite.)

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

Seite.

Beſchluß des Artikels von unglaublichen Dingen. I. 17.
Wahre Urſach von Colberts Glück. I. — 24.
Auszüge aus Saadi. I. — — — 27.
Ein Macaſſariſches Lied. I. — — — 30.
Der durch den heiligen Petrus von der Himmelspforte zurückgewieſene Pabſt Julius der Zweite. Ein Geſpräch. I. — — — 31.
Ueber Marionetten. I. — — — 37.
Reiſe des Ritters Hamilton auf den Etna, 1769. II. 27.
Freimüthige Kritik über die in der Akademie zu Wien ausgeſtellten Kunſtwerke 1790. II. — 48.
Von den Urſachen der Liebe der Eltern zu ihren Kindern. II. — — — 60.
Fortſetzung von den Skizzen einer Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt. II. — — 67.
Liebſchaften einiger ältern Könige von Frankreich. III. [illegible]
Hrn. Hauptmanns J. R. V. Meyers von Oberſtad, Raths und Spendeherrn ſechſte und letzte Rede, gehalten zu Luzern den 22. Winterm. 1790. III. 67.
Begebenheiten, Meinungen und Reiſen des ehemaligen Hofnarren Killrikullri zu Trapezunt. III. 78.
Fortſetzung von den Skizzen einer Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt. III. — — 98.
Correſpondenz des Herrn Leg. Sekr. Schmidt und des Abgeſandten des Menſchengeſchlechts. IV. 18.
Konaira und Beniliſſar, oder die Kinder der Natur, eine Erzählung. IV. — — 22.
Das Kasperl Theater in Wien. — — 46.
Ueber die Urſachen die der Ausbildung der Vieharzneikunde entgegenſtehn. IV. — — 49.

Seite.
Zwei, bisher noch wenig in Deutſchland bekannt geweſene Anekdoten aus Frankreich. IV. — 54.
Hidallan dramatiſches Gemählde nach Oſſian. IV. 57.

Auszüge.

Die Neapolitaner und der Veſuv. (Aus den Reiſebemerkungen der Miß Piozzi.) I. — 6.
Sitten der Bewohner der Sklavenküſte. (Aus Matthews Reiſe nach Sierra Leona.) II. — 11.
Turin: aus den Briefen einer reiſenden Schweizers. III. 9.
Apologie von Italien. (Vom Verf. der Reiſen durch das ſüdliche Frankreich.) IV. — — 5.

Anekdoten.

Authentiſche und beurkundete Geſchichte der Vorfälle zu Verſailles, am 5. und 6. Okt. 1789; aus Zeugen-Auſſagen, Aktenſtücken und Erläuterungen glaubwürdiger Männer gezogen; mit Randgloſſen des Ueberſetzers. I. — — — 108.
Einige Thatſachen und authentiſche Nachrichten (zum Theil aus Briefen) von der Anwendung der Menſchenrechte, und den glücklichen Folgen der Revolution in Frankreich. II. — — 94.
Sammlung von wenig bekannten Anekdoten und Urkunden, welche die neuſten Ereigniſſe der franzöſiſchen Revolution betreffen. Aus öffentlichen Schriften und aus Briefen. IV. — 70.

Biographie.

Garrik. I. — — — 102.
Florenz Carton Dancourt. III. — — 113.

Fragmente.

De la Torre Beſchreibung des Ausbruchs des Veſuvs von 1779. I. — — — — 152.
Reiſe des Herrn Ramonds nach der Schneebrücke in den Pyrenäen. (Aus deſſen Beſchreibung der Pyrenäen.) IV. 134.

Gedichte.

Lied. I. — — — —
Der dickfüßige Profeſſor. I. — — — 5.

Seite.
Ein Steinhauermeiſter und ſein Geſell an eines Hochehrwürden Grabe. I. — — — 5.
Epiſtel an Madame K. nach ihrer Abreiſe aus H. . dt. II. 9.
Das Eiland. II. — — — 10.
Wiederſehn und Trennung. An Sophie, meine gel. Schweſt. III. 3.
An meinen Bruder. III. — — — 6.
An A * * *. III. — — — 7.
Frühlingslied eines Bauerknaben. III. — — 9.
Rouſſeaus Grab. IV. — — — 3.
Der frühe Tod. IV. — — — 3.
Die Blumen des Grabes. IV. — — 4.
Die ſchöne Daphne. IV. — — — 4.
Laidions Brüſte. IV. — — — 4.
Herbſtlied. IV. — — — 4.

Miſcellaneen.

Fabeln. I. — — — 144.
Anekd. aus dem Thierr. lehrreich für das Menſchengeſch. I. 146.
Erzählung nach Imbert. I. — — 149.
Beiſp. und Erzähl. öffentlicher feierlicher Zweikämpfe. II. 117.
Ueber den Nutzen naturforſchender Geſellſchaften auf Akad. eine Rede gehalt. a. 28. Nov. v. Dr. F. A. A. Meyer. II. 127.
Etwas über natürliche Magie, beſonders über Elektricität, in Abſicht auf Gewitterableiter. II. — — [illegible]
Fortſetzung von den Beyträgen über [illegible] III. — 134.
Ein modernes Phariſäer- oder Schriftgel. Stückchen. III. 149.
Fabeln. III. — — — — 154.
Erinnerung. III. — — — 159.
An die Frau von R * *. III. — — — 160.
Zuſchrift an des Hrn. J. R. Grafen von Chotek Excellenz, bey Ueberreichung der Werke Balbis. IV. — 98.
Schreiben d. Hrn. v. Voltaire an einen ſeiner Freunde. IV. 105.
Der Thurm und die Linde. IV. — — 107.
Der gereiſte Hund. IV. — — — 109.
Der beſte Fürſt, Prolog z. Geburtsf. d. Marggr. zu Br. IV. 110.
Bruchſtück aus der Pflanzphyſiologie von C. Er. Sidon. IV. 120.

Naturgeſchichte.

William Bowles Beiträge zu Spaniens Thiergeſchichte. I. 89.
Anekd. aus dem Thierr. lehrreich f. d. Menſchengeſch. III. 108.
Naturgeſchichte der Hummerarten. IV. — — 61.

Roman.

Geſtändniſſe des Grafen von * *. (nach der 6. Ausgabe. I. 130.
Fortſetzung der Geſtändniſſe des Grafen von * *. II. 102.
Fortſetzung der Geſtändniſſe des Grafen von * *. III. — 122.
Fortſetzung der Geſtändniſſe des Grafen von * *. IV. — 84.

G. Schmidt.

Miſcellanien.

1. Zuſchrift an des Herrn Johann Rudolph Grafen von Chotek Excellenz, bei Ueberreichung der Werke Balbi's. 98.
2. Schreiben des Herrn von Woltairs an einen ſeiner Freunde. 105.
3. Der Thurm und die Linde. 107.
4. Der gereiſte Hund. 109.
5. Der beſte Fürſt. Prolog zur Feier des Geburtsfeſtes des Durchlauchtigſten Marggrafen zu Brandenburg Onolzbach ꝛc. ꝛc. Auf dem Geſellſchaftstheater zu Schwabach. Von Joh. Jak. Chr. von Reck. 110.
6. Bruchſtück aus der Pflanzenphyſiologie von C. L. C. Sidon, Med. Dr. zu Ploen im Herzogthum Hollſtein. 120.

Fragmente.

Reiſe des Herrn Ramond's nach den Schneebergen den Pyrenäen (aus deſſen Beſchreibung der Pyrenäen.) 134.

Albertine. Richardſons Clariſſen nachgebildet, und zu einem lehrreichen Leſebuche für deutſche Mädchen beſtimmt. Berlin, 5 Theile in Octav.

Ein Buch, welches als der Kern eines berühmten und reſpektablen Werkes in jeder Frauenzimmerbibliothek zu ſtehen verdient! Richardſons Clariſſe, dieſes Magazin von praktiſchen Lebensregeln für das ſchöne Geſchlecht, erſchien im deutſchen Gewande zu einer Zeit, wo unſre Sprache noch ſehr in ihrer Kindheit war. Jetzt will die unſtäte, flüchtige Laune des deutſchen Publikums, dem das kürzeſte Buch das willkommenſte iſt, keine 15 Alphabete (ſo ſtark iſt die engliſche Clariſſe) mehr leſen, und die deutſche Oekonomie, die für Litteratur nicht ſo viel thut und thun kann, als die engliſche und franzöſiſche, will und kann ſie nicht kaufen. Hierzu kommt noch, daß ſich in Richardſons Roman eine Menge Epiſoden und nicht zur Entwickelung würkender Perſonen befinden, deren Darſtellung zwar unterhaltend und nützlich iſt, wodurch aber doch die Erwartung und Neubegierde des Leſers zur Ungebühr aufgehalten und ermüdet wird. Man iſt alſo dem Herrn Profeſſor Schulze in Mitau, einem Lieblings-Schriftſteller unſerer Zeit, unendlichen Dank ſchuldig, daß er gedachten Roman in [illegible] Alphabete zuſammengedrängt, zugleich aber auch die Clariſſe auf deutſchen Grund und Boden verpflanzt, und ſie dadurch zu einem lehrreichen Leſebuch für deutſche Frauenzimmer umgeſchaffen hat. Als Epitomator hat er zwar das größere Werk verkürzt, doch ohne die kleinen Umſtände, die dem flüchtigen Leſer zu geringfügig ſcheinen, die aber dem Gemählde Leben und Wahrheit geben, und mehr als die glänzendſten und kühnſten Ideen, das Genie des Dichters darlegen, als langweilig wegzuſchneiden, und nur das, was nackte Begebenheit iſt, und nicht das [illegible] Detail von der augenblicklichen Situation der Perſonen, welche dieſe Begebenheit trifft, beizubehalten. Dadurch, daß er den Schauplatz der Geſchichte aus England nach Deutſchland überpflanzte, verkürzte ſich das Original um viele Bogen von ſelbſt, und ſeine Bearbeitung gewann zugleich an Intereſſe und Zweckmäßigkeit dadurch. Er hat die ihm während ſeines Aufenthalts in Berlin bekannt gewordenen Begebenheiten aus der wirklichen Welt glücklich angebracht, und Perſonen geſchildert, deren Familien noch berühmt ſind: wie man denn, anſtatt der engliſchen Perſonen, hier eine von Seelhorſt, eine von Pannewitz, einen Graf von Schlieben, einen Winterfeld, einen Beulwitz, und mehrere, in Briefen aufgeführt findet, wodurch zugleich die Geſchichte einer Deutſch[illegible] Schulze eigenen [illegible] blühenden Schreibart, für deutſche Frauenzimmer anziehender und nützlicher wird. Dieſes Werk, welches mit einem von Henne in ſeiner beliebten punktierten Manier ſauber geſtochenen Titelkupfer verziert iſt, und womit Eltern, bey dem bevorſtehenden Jahrswechſel, ihren Kindern ein würdiges und nützliches Weihnachts- oder Neujahrsgeſchenk machen können, will der Buchhändler Wever in Berlin, da es ſonſt 3 Rthlr. 16 Gr. koſtete, bis Oſtern um den ſehr geringen Preis für 3 Rthlr. erlaſſen.

No. 1.

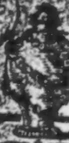
Olla Potrida.

1793

Erſtes Stück.

Berlin

in der Weverſchen Buchhandlung.



Inhalt.

Gedichte.

Auszüge.

Behandlung der Negerſklaven auf der [illegible] Fahrt nach Amerika. 10.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1. Rückzug der Schweizer von Meaux am 29. September 1567. [illegible]
2. Anekdoten von dem berühmten jüdiſchen Banquier Abraham Hirſchel. 29.
3. Die Königswürde; ein orientaliſcher Apolog. 35.
4. Nachrichten von den muſterhaften Armen-Anſtalten zu Würzburg [illegible] 38.
5. Fabeln. 54.
6. Duldung in Frankreich. 57.
7. Verſuch einer Beantwortung der Frage: Ob es zur wahren Freundſchaft nöthig ſey, kein Geheimniß für ſich zu behalten. 62.

Naturgeſchichte.

Anekdoten aus dem Thierreiche, lehrreich für das Menſchengeſchlecht. [illegible]

Biographie.

leben des Philoſophen Carneades. [illegible]

Roman oder Luſtſpiel.

Der Treffbube, ein luſtſpiel von [illegible]

Anekdoten.

Miſcellaneen und Thatſachen, vorzüglich aus der Geſchichte der franzöſiſchen Staatsumwälzung, und aus öffentlichen Pariſer-Blättern und Verhandlungen [illegible] geſammelt. [illegible]

Seite.

Miſcellaneen.

1. Beyträge zur Kenntniß des Spaniſchen Theaters, von Don Vincent Garcias de la Huerta. 116.
2. Ein Schau[illegible] Brief an einen preu[illegible] Offizier. 123.
3. Elegie an den Tod. 125.
4. Der Weg zur Wahrheit. 126.
5. Muſter von Poeſie. 128.
6. An Dav. 129.
7. An — 130.
8. Die Gelehrten. 130.
9. Der Seher. 130.
10. Der Verläumder. 131.
11. Ein paar Tönnchen für die neuen Jakob Böhme. 131.
12. [illegible] zum Einweihungsfeſte der Wiederherſtellung des Kadettenkorps zu Berlin. 134.
13. Strohkranzrede. 136.

Fragmente.

Die Lazaroni zu Neapel. 139.

In der Weverſchen Buchhandlung zu Berlin ſind zur Oſtermeſſe 1792 fertig geworden:

M. R. B. Gerhardt ſen. Allgemeiner Kontoriſt, oder neueſte und gegenwärtigen Zeiten gewöhnliche Münz- Maaß- und Gewichtsverfaſſung aller Länder und Handelsſtädte; Zweiter Theil enthält 1) die Münz- Maaß- und Gewichtskunde, nebſt andern beym Handel vorkommenden Dingen, der außerhalb Europa gelegenen Länder und Handelsorte. 2) Vollſtändige Münz- Maaß- und Gewichtsvergleichungstafeln. gr. 4. Berlin 1792. 3 Rthlr. 12 Gr.

[illegible]

[illegible]

[illegible] 3 Theile. gr. 8. [illegible]

[illegible]

und [illegible]

gr. 8. Berl. 1791. 1 Rthlr. 16 [illegible]

Revolutionen in dem Gebiete [illegible]

Erſtes [illegible]

[illegible] Geſchichte, und [illegible]

von G. [illegible]

Artillerieleute. Zweite [illegible]

Grammaire nouvelle, [illegible]

[illegible]

1791. 1 Rthlr. 12 Gr.

Lehndorf (Grafen von) über [illegible]

6 Gr.

Magazin des Enfans par [illegible]

avec fig. Nouv. Edit. 8. Berl[illegible]

Education complette, ou abrégé [illegible]

de Geographie, de Chronologie [illegible]

[illegible] nouv. Edition [illegible]

[illegible]

[illegible]

allgemeines, aus den beſten [illegible]

[illegible]

[illegible]

S. 2 [illegible]

Vom Unterſchiede [illegible]

und wie, ſie und ihnen, u. ſ. w. [illegible]

Sprachkenntniß beſitzen, in Briefe[illegible]

Dritte verbeſſerte Auflage. 8. Berl[illegible]

Olla Potrida, eine Vierteljahrſchrift [illegible]

Stück. gr. 8. geheftet. Berlin. 10 [illegible]

Quartalſchrift, neue, zum [illegible]

aus den neueſten Reiſebeſchreibungen [illegible]

Stück. gr. 8. Berlin. 10 Gr.

Voltaires ſämmtliche Schriften. 23ſter Band [illegible]

1 Rthlr. 8 Gr.

— Briefwechſel mit Karl Theodor [illegible]

Pfalz. 8. Berlin 1791. 8 Gr.

— Briefwechſel mit dem [illegible]

Band. 8. Berlin. 1 Rthlr. [illegible]

Des Philoſophen von Sansſouci Briefwechſel mit [illegible]

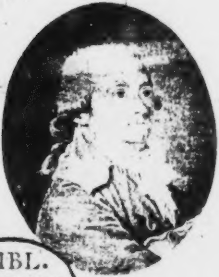
von Voltaire. [illegible] Band. 8. Berlin. 1 Rthlr. [illegible]

[illegible]

Olla Potrida.

1792.

Erſtes Stück.



BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

A. W. IFFLAND

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

I.

Gedichte.

1.

An E.

Suchſt du Freude willſt mit Ernſt ſie finden,
So verbanne jede Leidenſchaft,
Wer nie wünſcht wird immer überwinden
Den ſtählt feſte, innre Geiſteskraft.

Doch wo Sorgen thronen, wem die Tage
Unter Wünſchen, unter Angſt verfliehn,
Der entweicht umſonſt der düſtern Klage,
Dem kann nie des Lebens Frühling blühn.

Glücklich wer auf dieſes Lebens Reiſe,
An dem Quel der Wüſte Sand vergißt,
Der, o Freund, der iſt der wahre Weiſe
Weil er immer Freuden nur genießt.

Aber wer im ſchönen Frühlingsthale,
An des rauhen Pfades Klippen denkt,
O dem ward im hellſten Sonnenſtrahle
Nur die ſchwächſte Dämmerung geſchenkt.

Der wird nie des Veilchens Duft empfinden
Den verdrießt der Schlag der Nachtigall,
Dem wird jede Freude ſchnell verſchwinden,
Weil der Unmuth ihm die Stunden ſtahl.

Laß uns herzlich denn der Zeit genießen,
Wo wir noch der Freude fähig ſind,
Nur zu ſchnell wird unſer Lenz verfließen,
Glücklich wer den Augenblick gewinnt!

F. Meyer.

2.

Lied beym Schluß der Feyer.

Unſre Feyer zu beſchließen,
Sey dies erſte Lied geweiht,
Weil wir bald uns trennen müſſen,
So genießt der ſchönen Zeit.
Wer nicht bey des Jahres Schluſſe
Wie beym Anfang fröhlich iſt,
Wackre Brüder, der vergißt
Nie die Sorge beym Genuſſe!

Aechte Weisheit haſcht die Freuden
Die dies Leben uns verlieh,
Heitre Tage können ſcheiden,
Aber Geiſtesfreuden nie.
Wenn des Glückes Strahl ſich wendet,
Iſt der Seele Kraft erwacht,
Sie durchdringt die tiefſte Nacht
Weil ihr Tag ſich nimmer endet.

Weh dem Armen deſſen Pfade
Nicht dies ſtarke Licht erhellt

Der ſich ſelbſt die feinſten Grade
Seiner Lebensluſt vergällt.
Nie kann Freude bey ihm kommen
Weil er jede Kraft verſcheucht,
Selbſt wenn er ein Glück erſchleicht,
Muß ein Unglück er ſich träumen!

Zur Geſelligkeit gebohren,
Band uns Unvollkommenheit
Und das Ziel ſo wir erkohren
Hat zu Brüdern uns geweiht.
Wenn den einen Schwäche bindet
Stärket ihn des andern Kraft,
Iſt des Bruders Muth erſchlafft
Weiß er daß er Helfer findet.

Eilet dann und aller Stärke,
Führ' euch alle bald zum Ziel,
Uebt der ächten Weisheit Werke,
Uebt der Menſchenpflichten viel.
Laßt die Worte nie verhallen
Die ſchon die Natur gelehrt,
Wer des Menſchen Zweck verehrt,
O der kann als Menſch nie fallen!

Seht umher in unſerm Kreiſe,
Ach vielleicht zum letztenmal,
Treffen auf der Lebensreiſe
Wir der Brüder volle Zahl.
Soll bald einer von uns ſcheiden,
O ſo ſcheid' er ſonder Harm,
War der Tag ihm ſchwül und warm,
Bringe kühle Nacht ihm Freuden!

Ruhe ſey den Brüdern allen
Und den Menſchen all' verliehn,
Die aus dieſes Lebens Hallen
Mühſam jezt vielleicht entfliehn.

Wen beym Ausgang aus der Pforte
Banger Gram das Herz zerpreßt,
Wen der Kummer nicht verläßt,
Der vernehme Troſtesworte!

Trocknet jedes Kummers Zähren
Weil das Schickſal euch es gönnt,
Suchet Hülfe zu gewähren
Wann ihr Hülfe ſchaffen könnt.
Stand und Glauben ſind nur Schranken
Die der Bruder überſpringt,
Wenn er Liebe ſich erzwingt,
So bezwingt er leicht Gedanken!

Scheidet ihr dann einſt vom Leben
Wie von dieſer Feyer froh,
Dann wird Ruh euch mild umſchweben
Die doch oft euch hier entfloh.
O dann folgt dem langen Tage
Eine ſanfte kühle Nacht,
Eure Pflicht iſt ja vollbracht
Dies Gefühl ſcheucht jede Klage!

J. A. A. Meyer.

3.

Lob der Freundſchaft.

Freundſchaft, Vaterland, Natur,
Süße liebevolle Bande!
Ihr ſchaft Glück in jedem Stande,
Ihr beglückt die Menſchen nur.

v. St.

Töne feſtlich Spiel der Saiten
Und beginn ein neues Lied.
Von der Freundſchaft Strahl durchglüht
Streb' ihr Lob du zu verbreiten.
Ihre Gaben, ihre Freuden
Sind des ſchönſten Liedes werth,
Wem ſie Schutz und Huld gewährt,
Der allein iſt zu beneiden!

In der grauen Urwelt Tagen,
Band zuerſt die Menſchen ſie,
Ach dort lernt' er nur zu früh
Statt der ſanften Freude — Klagen,
Und wie konnt' er Leiden dulden,
Wie den ſchauerlichen Tod?
Trug mit ihm nicht in der Noth
Sie freundlich ſein Verſchulden?

Welch ein Tauſch! des Todes Schrecken
Ueberwog der Freundſchaft Glück,
Sie nur kann des Menſchen Blick
Dieſes Wechſels Folg' verſtecken.
Welch ein Tauſch! Unendlich Leben,
Ach was wär' es ohne dich!
Wenn der Jugendtraum entwich,
Was mag noch der Greis erſtreben! —

Mächtig ſind der Liebe Bande,
Doch die Zauberkraft entweicht
Eh der Freundſchaft Reiz verſtreicht.
Sie bringt Glück in jedem Stande,
Ihre wonnevollen Scenen
Gehn im Flügelkleidchen an,
Wie dem Knaben ſo dem Mann
Trocknet ſie des Kummers Thränen.

In der Schöpfung weiten Reichen
Sucht ſich alles ſeinen Freund,
Selbſt ein Sonnenſtäubchen ſcheint
Gern ein andres zu erreichen.
In dem Brand der heißen Zone,
In der kalten Zonen Eis,
Gäb' ich gern mein Leben Preis,
Wenn ich nur bey Freunden wohne.

Was kann dies Gefühl erſetzen?
Glaubſt du Reichthum oder Rang?
Ha! nach jedem ſteifen Zwang
Strebt das Herz ſich zu ergötzen,
Fliehſt du wild der Menſchen Reihen,
Schreckt dich ſchon das ſchwanke Reis,
So wirſt du der Freundſchaft Preis
Wohl den Steinen noch verleihen.

Dies Gefühl den Menſchen nehmen,
O wer wagt es? — Keine Macht,
Wenn ſie noch ſo mühſam wacht,
Wird des Herzens Wünſche zähmen!
In des Kerkers tiefſter Höhle
Ward Lauzun der Spinne hold,
Sie verſchwiſterte nicht Gold —
Neigung nur mit ſeiner Seele.

Was erregt die Hochgefühle,
Deren Kraft den Buſen ſchwellt,
Deren Glanz den Blick erhellt,
Welche Gottheit führt zum Ziele?
Soll ich's wagen dich zu nennen?
Doch wer könnte deine Kraft,
Die zu Freunden Feinde ſchaft,
Phyſiognomie hier verkennen!

Laß die Weiſen es erheben,
Daß nur Handlung Freundſchaft zeugt,

Längſt war dem das Herz geneigt,
Deſſen Freundſchaft wir erſtreben.
Ach in jener frohen Stunde,
Wo ſich ihm das Herz verband,
Spricht ein ſanfter Druck der Hand
Früher als der Laut vom Munde!

Himmelstochter deiner Bande
Macht regiert die ganze Welt,
Selbſt der Thronbeſitzer hält
Deine Freuden nicht für Schande.
Müßte dich der Menſch entbehren
O was machte denn ſein Glück?
Jeder trübe Augenblick
Würde ſeine Ruhe ſtöhren.

Jede Stunde wird ihm theuer
Wo er ſeinen Freunden lebt,
Jedes Glück das ihm umſchwebt
Wird durch dieſe größer, neuer.
Sollt' er auch durch ſie verliehren,
O ſtets ſucht er ſie doch auf,
Ach ſo wohlfeil iſt der Kauf
So belohnend auszuführen!

F. A. A. Meyer.

II.

Auszüge.

Behandlung der Negerſklaven auf der Fahrt nach Amerika.

(Aus Sell Verſuch einer Geſchichte des Negerhandels.)

Das traurige Schickſal der Sklaven fängt ſogleich von dem Augenblicke an, da er gekapert wird. Viele fallen, noch ehe ſie die Märkte erreichen, unter den Streichen, und kommen durch Mangel an Nahrung in den ſchrecklichſten Wildniſſen um. Erreichen ſie die Flüſſe, ſo werden ſie in Canoen mit gebundenen Händen der Länge nach auf den Boden gelegt; und ſo dem gewöhnlichen heftigen Regenwetter ausgeſetzt, da ſie denn oft mitten im Waſſer liegen und faſt gar nicht trocken werden. Dabey bekommen ſie die elendeſte Nahrung, und das in ſo geringem Maaſſe, als eben erforderlich iſt, das Leben zu friſten.

Die erkauften Sklaven werden ſogleich in die Behältniſſe unter dem Verdecke gebracht. *) Dieſer ſind drey, für die

---

*) Ein Schiff, deſſen eigentliche Ladung 100 Tonnen ausmacht, hat, wie man glaubt, für 250 Sklaven Platz genug. Die größte Anzahl der am Bord eines Schiffes befindlichen Sklaven iſt zwiſchen 450 bis 500. Doch hatte 1771 ein Liverpooler Sklavenſchiff, das in Bonny befrachtet war, 600 Neger am Bord. — In einem ſolchen Behältniß wird oft eine gleiche Anzahl Soldaten, nach Oſt- und Weſtindien beſtimmt,

die Männer, Weiber und Knaben, und noch überdem ein beſonderer Ort für die Kranken. Ihre Höhe iſt mehr oder weniger, als 5 Fuß, *) und noch beſonders in 2 Räume durch große Bretter abgetheilt; denn die Sklaven liegen an beyden Seiten des Schiffs in 2 Reihen übereinander, bisweilen ſo dicht, daß kein einziger mehr hineingeſchoben werden kann. Ja Folconbridge führt ſogar das Beyſpiel eines Engliſchen Kapitains an, der eine größere Anzahl Sklaven kaufte, als das Schiff faſſen konnte, daher ſie wirklich aufeinander liegen mußten. Die natürliche Folge dieſer unmenſchlichen Gewinnſucht war, daß die Hälfte der Sklaven auf der Reiſe ſtarb.

Ueberdem ſind dieſe Unglücklichen mehrentheils an Händen und Füßen und zwey und zwey aneinander geſchloſſen, und ſo enge zuſammengepackt, daß ein jeder höchſtens einen 16. Zoll breiten Raum zu ſeinem Lager erhält; ja bisweilen ſteigt die Unmenſchlichkeit der Sklavenſchiffer ſo weit, daß, um ſo viel als möglich mitnehmen zu können, der Platz eines jeden Negers auf 12 ja bis auf 9 Zoll eingeſchränkt wurde. So können ſie denn auch nicht den geringſten Verſuch machen ſich zu bewegen, aufzuſtehn oder niederzulegen, ohne ſich einander zu beſchädigen und zu drücken. Ihre Hände und Füße werden kreuzweiſe von der Rechten zur Rechten, und nicht von der Rechten zur Linken

---

ſtimmt, einquartiert, welche vor den Sklaven weiter keinen Vorzug haben, als daß ſie frey umhergehen können; doch müſſen ſie ſich auch gefallen laſſen, bey Sturmwetter zuweilen drey oder mehrmal 24 Stunden in ihren Behältniſſen eingeſchloſſen zu bleiben. Hannov. Magaz. 33. St. 1789.

*) Clarkſon hat bey einzelnen Negerſchiffen eigene Ausmeſſungen vorgenommen. In einem derſelben waren 70 Neger in einem Raume von 31 Fuß Länge, 5 bis 10 Fuß Breite und kaum 4 Fuß Höhe die ganze Reiſe über von Guinea nach Weſtindien eingeſperrt.

Linken gelegt, ſo daß ſie nicht im Stande ſind, ohne die Uebereinſtimmung des Willens von zweyen, und ohne die größte Vorſicht ſich zu bewegen. So müſſen ſie oft 9 bis 10 Monate lang liegen. Männer und Knaben, die jede abgeſondert ſind, haben keine Eiſen.

Nach Iſert, [*]) der im Jahre 1787 mit 452 Negerſklaven nach Weſtindien ſchiffte, ſind die Däniſchen Sklavenſchiffer nicht weniger grauſam gegen die Neger. Die Männer ſind ſtets zwey und zwey an Händen und Füſſen zuſammengeſchmiedet. Durch die Reihen, wie ſie in dem Behältniſſe ſitzen, ſind noch überdies ſchwere Ketten durch die Füße gezogen, ſo daß ſie ohne Erlaubniß nicht aufſtehen und ſich nicht weiter von der Stelle bewegen können, als wenn ſie des Morgens aufs Verdeck und des Abends wieder heruntergelaſſen werden.

Das Schwanken des Schiffes, der Geruch und die Hitze in den Behältniſſen, wenn die Sklaven bey übler Witterung nicht auf das Verdeck gebracht, oder die Behältniſſe täglich gereinigt und gelüftet werden können, [**]) dies alles nebſt dem Drucke ihrer Feſſeln und die entzündeten und eiternden Wunden machen oft ihrem Leben ein ſchleuniges Ende. Die Neger, ſelbſt die Kranken liegen auf den bloſſen Dielen, und die Bewegung des Schiffes reibt ihre Haut, ja ſelbſt das Fleiſch von den Schultern und Hüften ſo ab, daß die Knochen ganz offen liegen. Diejenigen, die im Blute ihrer Kameraden liegen, haben dies Schickſal am eheſten; die Pflaſter helfen nichts, weil entweder die Bewegung des Schiffes ſie abreibt oder die Neger ſie ſelbſt abreiſſen.

---

[*]) Iſerts Reiſe. S. 310.

[**]) Die Hitze in den Schiffen erzeugt bey ihnen die Blutflüſſe. Falconbridge gieng einſt zur Zeit der verſchloſſenen Luftlöcher nackend ohne Hemde zu ihnen, konnte aber keine Viertelſtunde aushalten, ſondern wurde ohnmächtig hinausgetragen, und blieb einige Monate lang krank.

Die Unreinlichkeit iſt oft ſehr groß. Mitten unter ihnen ſind, nach Falconbridge, Zober zur Entledigung ihrer Bedürfniſſe hingeſtellt, zu denen ſie aber nicht anders, als über die Leiber ihrer Kameraden hinreichen können. Die Feſſeln verurſachen unſanfte Stöße, und dieſe erzeugen unaufhörliche Schlägereyen. Dieſe Schwierigkeiten zu den Gefäßen zu kommen, veranlaſſen viele Neger, der Natur freyen Lauf zu laſſen. Dieſe Unreinlichkeit iſt eine neue Quelle von Zwietracht, oft ſind auch die Gefäße zu klein, und werden des Tages nur einmal ausgeleert.

Alle Morgen um 8 Uhr werden bey gutem Wetter die Neger aufs Verdeck gebracht; aber wegen der zu groſſen Anzahl können ſie ſich nur jeden andern Tag dieſer Bewegung erfreuen, die andern bleiben unten wie die Heringe zuſammengepackt. Oben werden ihre Feſſeln unterſucht, und dieſe durch einen Ring an einer groſſen Kette befeſtigt, die an dem Schiffe hängt. So werden 50, 60 und mehrere mit einander verbunden, und wenn kein Sturm iſt, erlaubt man ihnen bis Nachmittags um 5 Uhr auf dem Verdeck zu bleiben; dann werden ſie von der Kette losgemacht und hinuntergeſchickt. Oft vermehrt man auch, wenn ſie aufs Verdeck gebracht werden, die Ketten, mit welchen ſie ſchon belaſtet ſind. Und dieſe Vorſicht iſt nöthig, weil oft nur 10 Weiſſe in einem Schiffe ſind, die noch dazu das Schiff regieren müſſen.

Ueberdem iſt in der Mitte des Schiffs auf dem Verdeck eine hohe bretterne Scheidewand, die man die Schanze nennt, davon die Seite, die nach dem Vordertheil des Schiffs ſieht, äuſſerſt glatt, ohne offene Fugen ſeyn muß, damit die Sklaven nicht mit den Fingern dazwiſchen kommen können. Oben auf dieſer Wand ſind Kanonen und Gewehre angebracht, die immer geladen jeden Abend abgeſchoſſen

geſchoſſen werden, um ſie in Furcht zu erhalten. Bey dieſen ſteht immer Wache, um auf die Bewegungen der Neger Acht zu haben. Im Hintertheile, oder dieſſeits der Schanze, befinden ſich alle Weiber und Kinder, und auſſen vor der Schanze die Männer, die weder die Weiber ſehen, noch mit ihnen zuſammen kommen können. *)

Ihre Nahrung beſteht größtentheils aus großen Bohnen, zu einem Brey gekocht, aus Erbſen, Maiß, gekochten Yammwurzeln und Reiß, wozu bisweilen etwas Rindfleiſch oder Schweinefleiſch, auch wohl eine Sauce von Palmöl mit Mehl, Waſſer und Pfeffer für ſie bereitet wird. Bisweilen giebt ihnen der Schiffskapitain auch wohl einen Schluck Brandwein und eine Pfeife Tabak. In ihrem Lande iſt ihre Nahrung Fleiſch, Fiſche, Wurzeln, Yams und Indiſches Korn. Ihre Schiffskoſt, Bohnen und Reiß wird aus Europa mitgebracht; doch wird auch bisweilen an der Afrikaniſchen Küſte der Reiß wegen ſeiner vorzüglichen Güte gekauft. Die Bohnen eſſen ſie nicht gerne, und werfen ſie ins Meer, oder wenn ſie zanken, auch einander ins Geſicht. Die Neger von der Goldküſte ſind eher zu befriedigen, auch verzehren ſie eine weit größere Menge Speiſen, als alle andre Afrikaner, die ſie aber auch an Stärke des Körpers und an Muth weit übertreffen. Zweymal des Tages werden ſie gefüttert, um 8 Uhr Morgens und um 4 Uhr Nachmittags, und zwar in den meiſten Schiffen einmal mit ihrer auf dem Lande gewohnten und einmal mit anderer Koſt, die ihnen in hölzernen Trögen vorgeſetzt wird. Zehn und zehn ſchlieſſen immer um dieſe einen Kreis und eſſen mit hölzernen Löffeln, oder haben ſie dieſe verlohren, mit den Händen. Bey gutem Wetter ge-

---

*) D. John Newtons Gedanken über den Afrikaniſchen Sklavenhandel, in Sprengel. Beytr. 9 Th. Hannov. Mag. 99. und 100. St. 1788. Fabri's hiſt. und geogr. Mag. 10. St. Falconbridge und Iſert.

geſchehen die Mahlzeiten auf dem Verdecke; dabey entſtehen häufige Zänkereyen und Schlägereyen, beſonders wenn die Schiffskoſt wegen Länge der Reiſe vermindert wird. Bey jeder Mahlzeit bekommen ſie eine halbe Bouteille Waſſer. Oefters weigern ſich die Sklaven aus Verzweiflung, ihre Speiſen zu genießen; Falconbridge ſah, daß man ihnen glühende Kohlen ſo nahe an ihre Lippen hielt, daß ſie ſolche verſengten, und mit der Drohung begleitete, ſie ihnen den Schlund hinunter zu drücken. Ja man hat Falconbridge glaubwürdig verſichert, daß ein gewiſſer Kapitain den Negern geſchmolzen Bley auf die Haut goß, wenn ſie eigenſinnig ihre Speiſe ausſchlugen.

Um ihnen eine ihrer Geſundheit zuträgliche Leibesbewegung zu verſchaffen, zwingt man ſie zuweilen bey gutem Wetter auf dem Verdecke zu tanzen, und peitſchet ſie, wenn ſie es mit Widerwillen thun, oder ſich nicht behende genug bewegen. Mit der Trommel machen die Neger ihre Muſik, oder iſt dieſe abgenutzt oder gar zerſchlagen, ſo trommelt man auf irgend einer alten Tonne. Auch zwingt man ſie zum Singen, aber gewöhnlich ſind ihre Geſänge melancholiſch und traurige Klagelieder über die Entfernung von ihrem Vaterlande.

Den Weibern giebt man zur Beluſtigung Spielſachen, Corallen oder anderes Putzwerk; oft aber entſtehen dabey Zänkereyen, wenn ſie ſich dieſelben einander wegſtehlen. Auf einigen Schiffen erlaubt man auch wohl den Matroſen, mit den ſchwarzen Weibern Umgang zu haben, und man hat Beyſpiele, daß einige ſich die Unbeſtändigkeit ihrer Liebhaber ſo zu Herzen gezogen haben, daß ſie über Bord geſprungen und ſich erſäuft haben.

So ſehr man ſich auch bemühet, die Sklaven aufzumuntern und ſie den Verluſt der Freyheit vergeſſen zu machen; ſo würkt dies doch oft ſehr wenig bey ihnen. Das Zuſammenketten und Einſperren der Neger bringt nachtheilige Würkungen, ſo wie auf ihren Körper, ſo auch auf ihre Seele hervor. Nicht ſelten bilden ſie ſich ein, daß man ſie verzehren und aus ihren Knochen Pulver machen wolle. Ein Sklave fragte einſt Iſerten im Ernſt: ob die Schuhe, die er trüge, nicht aus Negerleder gemacht wären? denn er bemerkte, daß ſie von derſelben Farbe waren, wie ſeine Haut. Daher ſuchen ſie zu entfliehen, oder tödten ſich ſelbſt; auch macht der Verluſt der Freyheit viele raſend, beſonders die Weiber, und gewöhnlich ſterben ſie in dieſem Zuſtande. Auch ſind dieſe Vorurtheile und die zu ſtrenge Behandlung nicht ſelten die Urſach einer Zuſammenverſchwörung. Oft entſteht der Aufruhr auf der Rhede, oder in den erſten Tagen, wenn ein Schiff von der Küſte ſegelt. Im Jahre 1785 machten die Sklaven eines Holländiſchen Schiffes an dem Tage, an welchem ſie nach Weſtindien ſegeln ſollten, einen Aufruhr, überwanden die Europäer und ſchlugen ſie todt, auſſer einem kleinen Schiffsjungen, der ſich auf die Spitze des großen Maſtes rettete. Zwar hatten die Europäer Nothſchüſſe gethan, und eine Menge Canoes mit bewaffneten Freynegern kamen ihnen zu Hülfe; aber ſobald dieſe dem Schiffe nahe kamen, und die aufrühreriſchen Sklaven ſahen, daß ſie den Kürzern ziehen müßten, wurde ein Feuerbrand in die Pulverkammer geworfen, und das Schiff flog auf. Die Canoes fiſchten nur einige 30 Neger und die Schiffsjungen auf; die übrigen über 500 aber wurden ein Raub der Wellen. In eben dem Jahre empörten ſich die Neger eines Engliſchen Sklavenſchiffes an der Goldküſte; ſie hatten alle Europäer erſchlagen, hieben den Ankertau ab, und lieſſen das Schiff ans Land treiben. Da es bis an die Brandung kam, ſprangen alle Neger über Bord und ſchwammen ans Land. Hier fiſchten die Freyneger ſie auf und verkauften ſie noch einmal an die Europäer. Iſert ſelbſt war auf ſeiner Fahrt nach Weſtindien in großer Lebensgefahr. Am zweyten Tage der Abſegelung; als die meiſten von den **Krepeern** ſich auf dem Verdecke befanden, erregten ſie einen Aufſtand, eben wie der größte Theil der Mannſchaft ſpeiſete, überfielen Iſert, der mit einigen **Akraern** und **Dunkrern** (die geſittetſte Nation) ſcherzte, ſchnitten ihm mit einem Scheermeſſer oberhalb der Stirne, im Schlafe, durchs Ohr, tief im Halſe. Verſchiedene Kanonenſchüſſe von der Sturmſchanze und Schüſſe mit dem Schießgewehr befreyeten ihn, und brachten die Sklaven wieder zur Ruhe. Mehrere ſprangen in die See, viele wurden wieder aufgefiſcht, aber 34 ertranken, und 2 Europäer wurden verwundet. *)

Die Aufrührer erwürgt man nicht immer, man zerſetzt ſie auf eine ſcheusliche Weiſe, um ſie vom Blute triefend dem Anblicke ihrer Kameraden, zu denen man ſie in dieſem ſchrecklichen Aufzuge zurückführt, darzuſtellen. Auch bindet man ſie an die Schiffstaue, zerreißt und zerſtückt ſie nach und nach durch Peitſchen- und Meſſerhiebe, bis ſie unter dieſer grauſamen Behandlung ihren Geiſt aufgeben. Von vielen Sklavenhändlern wird das Menſchenleben ſehr gering geſchätzt. Einſt erlaubte der Kapitain eines Sklavenſchiffes, um die Neger zu erfriſchen, denen, welchen er trauen konnte, um das Schiff herum zu ſchwimmen. Aber bald kam ein Hay hinzu, und riß einem Schwarzen den Fuß ab, gerade oberhalb des Knöchels. Der Kapitain wollte dem Verwundeten ſogleich ein Seil reichen laſſen; aber der Wundarzt machte ihm Gegenvorſtellungen. Er ſagte ihm: der Schwarze würde, weil er ſo verſtümmelt wäre, vergeblich auf den Markt gebracht werden; man würde alſo, indem man ſein Leben rettete, den Eigenthümern blos eine Ausgabe verurſachen. Indem ſie ſo mit einander überlegten, ob es der Mühe werth wäre, ein

---

*) Iſert S. 307.

Menſchenleben zu retten, oder nicht, kam der Hay, dem ſein erſter Biſſen zu gut geſchmeckt hatte, und entriß ihnen den Verwundeten ganz.

Nicht ſelten ſtürzen die Schiffskapitaine die gefährlichſten Kranken in die See, weil die Aſſecurateurs für die, welche ſterben, nicht bezahlen wollen; oder befürchtet man Mangel am Waſſer, ſo werden mehrere Sklaven über Bord geworfen. Bey einem Prozeſſe wegen der Aſſecuranz in Guildhall 1783 wurde bekannt, daß der Kapitain eines Sklavenſchiffes ſeinen Hafen Jamaika verfehlte, und aus Furcht, es möchte ihm an Waſſer fehlen, ſeinem Steuermanne, da er ſelbſt krank war, befohlen habe, nach und nach in verſchiedenen Tagen 112 Sklaven mit zuſammengeſchloſſenen Händen übers Bord zu werfen. Zehn andere, denen man erlaubt hatte, ungebunden auf dem Verdecke Luft zu ſchöpfen, ſprangen bey dieſem Anblicke verzweiflungsvoll ihren unglücklichen Kameraden nach, und kamen, wie jene, im Meere, um, und doch brachte das Schiff noch 420 Gallons Waſſer in den Hafen. *)

Durch ſolche Grauſamkeiten, ſtrenge Behandlung, Selbſtmord, öfters auch anſteckende Fieber und Ruhre, welche auch zugleich die Matroſen mit hinraffen, kommt oft die Hälfte der Sklaven um, und ein Drittheil Todte iſt nichts ungewöhnliches. **) Das Schiff, auf welchem Newton als Lieutenant kommandirte, hatte 218 Sklaven am Bord, und obgleich anſteckende Krankheiten nur im geringern Grade herrſchten, ſo wurden doch auf der Reiſe nach Südkarolina 62 über Bord geworfen, diejenigen ungerechnet, die vor der Abreiſe ſterben. Am meiſten kommt es auf die Menſchlichkeit der Schiffskapitaine an, ob viele oder wenigere umkommen. Auf Iſerts Schiffe kamen nur ſieben um; aber es wurde auch auf demſelben die größte Reinlichkeit beobachtet; die Sklaven mußten jeden andern Tag ſich auf dem Verdecke Bewegung machen; durch Ventilatoren wurde ihnen in ihrem Behältniſſe friſche Luft verſchaft; des Abends räucherte man, ehe ſie hinuntergelaſſen wurden, alle Kammern mit angefeuchtetem Schießpulver gut aus. Auch beſtanden ihre Speiſen mehrentheils aus den Produkten ihres eigenen Landes, aus Maiß, Reiß und Yams.

---

*) Spreng. Beytr. Th. 5. S. 62.

**) Newton (Spr. Beytr. Th. 9. S. 275) glaubt, daß, wenn man im Durchſchnitt die geſündern und kränklichern Reiſen zuſammennimmt, und dabey alle zufällige Verluſte in Anſchlag bringt, man ſicher ein Viertheil Todte von allen gekauften Sklaven annehmen könne.

Bey Betrachtung dieſer mannigfaltigen ſchrecklichen Scenen des Elendes und der Mißhandlungen dieſer Sklaven, ſchaudert freylich die gefühlvolle menſchliche Natur, ſeufzt über die unnatürliche Härte und Gefühlloſigkeit, wozu Geiz und Habſucht die Menſchen abſtumpfen kann, und findet nur in dem Gedanken, daß ein großer Theil der Menſchen, vom wahren Mitleid gegen ihre Brüder gerührt, dieſe Ungerechtigkeiten haßt, und verabſcheuet, und von Feuereifer beſeelt dieſe Schande der Menſchheit zu vertilgen bemüht iſt, wieder Troſt und Aufrichtung. Aber auch zugegeben, daß ſo manche dieſer Nachrichten übertrieben ſind; zugegeben, daß mehrere Grauſamkeiten gegen die Neger in den ältern, als neuern Zeiten verübt worden; zugegeben, daß der beträchtliche Verluſt, den ſich die Sklavenhändler durch üble Behandlung derſelben zugezogen haben, ſie menſchlicher gemacht habe: ſo beweiſen doch theils mehrere hier aufgeführte neuere Thatſachen, von glaubwürdigen Männern aufgezeichnet, und ſelbſt die im Jahre 1788 durch beyde Häuſer paſſirte Bill, wodurch theils die Anzahl der Negerſklaven auf den Transportſchiffen zwiſchen Afrika und Weſtindien heruntergeſetzt, und mehrere Verordnungen zur Erhaltung des Lebens dieſer unglücklichen Geſchöpfe gemacht, theils ſogar auch den Schiffskapitainen und den

Wundärzten Prämien feſtgeſezt würden, wenn ſie durch menſchlichere Anſtalten und thätigere Fürſorge für das Leben der Neger ſich auszeichnen würden; alles dieſes, ſo zi ich, beweiſet, daß es noch immer eine große Anzahl roher, unempfindlicher Menſchen gebe, bey welchen das Gefühl der Menſchlichkeit, wenn es noch nicht gänzlich erſtickt iſt, doch noch unthätig ſchlummere, und noch weit mehr, als es bisher geſchehen iſt, erweckt und belebt zu werden verdiene.

III.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

I.

Rückzug der Schweizer von Meaux am 29. September 1567.

(Diſce puer, veteres, helvetica ſtemmata, palmas:
Has retulit pollens Marte fideque manus.)

Nicht blos auf vaterländiſchen Boden haben die Schweizer Beweiſe einer Tapferkeit gegeben, die ſich noch nie verleugnet hat, ſondern es zeugt auch mehr als eine Trophäe, im Auslande errichtet, von ihrem Muthe und ihrer Treue. So waren ſie die feſteſte Stütze des franzöſiſchen Throns, ſchon in jenen unglücklichen Zeiten, wo unaufhörliche Zerrüttungen und bürgerliche Kriege ihn umzuſtürzen drohten. In den Ebenen von Dreux verſchaften ſie durch ihren hartnäckigen Widerſtand dem Herzog von Guiſe Zeit, die andern geſchlagenen Truppen von neuen zu ſammeln und gegen den Feind anzuführen; ſie entriſſen dem Prinzen von Condé zwölf Fahnen und einen Sieg, den er ſchon in Händen hatte, den aber dieſe biedern Helvetier mit dem Verluſt ihres Anführers Tamman und von noch eilf Hauptleuten theuer genug erkauften.

Bald darauf führte Ludwig Pfiffer aus Luzern, der ſchon im zwey und dreyßigſten Jahre Schweizer Obriſte geworden war, ein Regiment Hülfstruppen nach Frankreich, das die Cantone Karl dem IX. bewilligt hatten. Dieſes Regiment beſtand aus 20 Kompagnien, jede 300 Mann ſtark, und unter ihren Hauptleuten zählte man die erlauchteſten Namen der Nation, die **Redinge**, die **Zurlauben**, die **Praromen**, die **Traxers**, die **Salis**, die **Riedmatten**. **Anton Haffner** aus Solothurm, der damals Schreiber bey der Kompagnie Zurmetten von Solothurn war, entwirft in dem handſchriftlichen Tagebuche von dieſem Zug folgende Schilderung von ihrem Anführer. Unſer Obriſter, ſagte er, iſt im Kriege voll Muth und Klugheit; er übereilt ſich nie in ſeinen Unternehmungen, er wägt alles ſorgfältig ab, er iſt nie zu keck in der Ausführung, ſondern verfährt immer mit Klugheit; er hält genau über die Kriegesordnung, er ehrt die alten und erfahrnen Offiziere und leidet im Regiment keinen Spieler oder Taugenichts; er fürchtet Gott, beobachtet pünktlich die Vorſchriften des katholiſchen Gottesdienſtes, achtet die Geiſtlichkeit und ſpendet reichliches Almoſen aus.

Katharine von Medicis hielt ſich ruhig mit ihren beyden Söhnen zu Monceau auf, ohne die Parthey der Reformirten zu fürchten, welche ſie durch ihre Kunſtgriffe eingeſchläfert wähnte. Plötzlich erfuhr ſie, daß die zu

Chatillon verſammelten Häupter der Misvergnügten, den Anſchlag gefaßt hätten, den Hof aufzuheben. Es blieb ihr alſo keine andre Auskunft übrig, als ſich in Meaux einzuſchließen und Kouriere über Kouriere nach Chateau-Thierrie an den Obriſten Pfiffer mit dem Befehl abzuſchicken, unverzüglich mit ſeinem Regimente aufzubrechen, und des Königs Leben und Krone zu vertheidigen. Die Schweizer brachen um Mitternacht auf und langten nach einem forcirten Marſch noch an demſelben Tag zu Meaux an. Karl der IX. ging ihnen ſelbſt mit ſeinem ganzen Hof entgegen, dankte ihnen für ihre Anhänglichkeit an ſeine Perſon, und empfing ſie als Schutzengel, weil er überzeugt war, daß ſie den glorreichen Wahlſpruch nicht verleugnen würden, den Karl der VIII. in die Fahne der Kompagnie der 100 Schweizer hatte ſetzen laſſen: Ea eſt fiducia gentis. Der Königliche Geheimerath verſammelte ſich, der Connetable von Montmorency, dem es unmöglich dünkte, ſich 10 Stunden weit durch ein vom Feinde beſetztes Land nach Paris zurück zu ziehen, that den Vorſchlag, in Meaux eine Belagerung auszuhalten; der Herzog von Nemours hingegen ſtellte vor, wie thörigt es ſeyn würde, ohne Munition und Geſchütz in einer Stadt zu bleiben, deren ſchwache Mauern den Einfall drohten. Die Meynungen waren getheilt. Pfiffer, als er dieſe Unentſchlüßigkeit erfuhr, verlangte in den geheimen Rath gelaſſen zu werden, und als er die Erlaubniß erhielt, bewies er in den nachdrücklichen, freymüthigen Ausdrücken eines Kriegers, dem die Sprache der Höfe unbekannt iſt, wie gefährlich und ſchimpflich eine Belagerung ſeyn würde, und wie wahrſcheinlich es wäre, ſich ehrenvoll durchzuſchlagen. Traut euch, redete er zuletzt Katharinen von Medicis an, traut euch und dieſe beyden Knaben (auf den König und ſeinen Bruder zeigend) mir und meinen Schweizern an; es ſind unſerer 6000 und mit unſern

Spieſſen wollen wir euch ſchon einen breiten Weg durch eure Feinde zu bahnen wiſſen. — Die andern Hauptleute, die in der Thüre ſtehen geblieben waren, vereinigten ihre Bitten mit den Bitten ihres Anführers und voll Freude, zugleich die Ehre ihres Vaterlands und die Ehre Frankreichs zu verfechten zu haben, brachen ſie in lautes Jauchzen aus, als die Geheimerathsverſammlung ihren Vorſchlag annahm. Ohne ſich Zeit zu nehmen, ſich von den Strapazen dieſes Tages zu erholen, rückte die Hälfte des Regiments mit einbrechender Nacht vor die Stadt, und ſtellte ſich eine Viertelſtunde vom Thore in Schlachtordnung. Die Königin Mutter, **Karl der IX.**, ſein Bruder und der ganze Hof verfügten ſich auf abgelegenen Pfaden zu ihnen, und die andre Hälfte des Regiments, welche während der Nacht beym König auf die Wache gezogen war, folgte ihnen und ſchloß das Bataillon. Der Herzog von **Nemours** machte mit 900 Reitern, die er mit Mühe und ſchlecht gerüſtet zuſammengebracht hatte, den Vortrab aus, und der alte **Montmorency** ſetzte ſich mit allen Hofleuten zu Pferd, um den Nachtrab auszumachen. Man kann ſich nichts unerſchrockneres und ſtandhafteres denken, als dieſe Schweizer, die, ob ſie gleich keine drey Stunden geruht hatten, doch mit ſo vieler Freude den Marſch von neuem antraten, um die Wette Liederchen ſangen, und ſich einander aufmunterten, ſo vergnügt waren ſie, auserkohren zu ſeyn, einem der größten Fürſten der Welt Sicherheit zu gewähren. Kaum hatte man einige feindliche Partheyen entdeckt, ſo hielt Pfiffer nach dem Zeugniß ſeines Solothurner Offiziers folgende Anrede an ſeine Kameraden: Getreue und liebe Hauptleute und Streitgenoſſen! ihr ſeht, daß die Stärke des Feindes, der vor uns iſt, nur in Reiterey beſteht; wenn wir, wie ihr wünſcht, ihn angreifen, ſo wird er ſich allmählig immer rückwärts ziehen, bis daß unſere Kräfte erſchöpft ſind, und unſre Schlachtordnung getrennt wird, und denn wird es ihm ein Leichtes ſeyn, uns ohne Verluſt von ſeiner Seite über den Haufen zu werfen. Alſo, getreue und liebe Landsleute, bleibe jeder feſt auf ſeinem Platz, und wenn uns der Feind angreift, ſo wollen wir ihn im Namen der allerheiligen Dreyfaltigkeit mit unſern langen und guten Spieſſen empfangen, und ihr, ihr Schützen, jeder von euch habe wohl in Acht, den Mann oder das Pferd nicht zu fehlen auf welches er ſchießt; ja, liebe Streitgenoſſen, wenn ihr meinen Befehlen nachkommt, ſo könnt ihr des Sieges gewiß ſeyn, ich werde mich immer an der Spitze derer befinden, welche ſie dem Feinde bieten, und ſo lange Leben in mir iſt, will ich getreulich mein Guth und Blut mit euch darzu ſetzen, um unſern lieben Vaterlande neuen Ruhm zu erwerben.

Nach einem einſtündigen Marſch, wurde man endlich durch die Bäume die Reiterey der Reformirten gewahr. 1000 Reiter ſetzten durch die Morne, vereinigten ſich mit einer gleich ſtarken Anzahl, welche in den umliegenden Dörfern lag, und ſetzten nun von allen Seiten auf das Schweizerregiment an. So wie ſie ſich nahten, machte Pfiffer halt, formirte von allen vier Seiten ſeine Glieder, ſchloß ſein Bataillon mit den Geharniſchten, und vertheilte auf die Flügel die kleine Anzahl ſeiner Schützen; in der Mitte dieſes furchtbaren Phalanx, der überall von einem Wald von 18 Fuß langen Piken ſtarrte, befanden ſich in banger Erwartung des Ausgangs: die ganze Königliche Familie, die fremden Geſandten und die Damen des Hofs, **Katharinen von Medicis** berühmtes Gefolge von Schönen, eingeſchloſſen. — Welch ein Schauſpiel! Ein junger König und ſeine Mutter, die ſich von ihren eigenen Unterthanen angefallen ſahen, welche ſie zwar durch ihre Unbeſonnenheiten, oder vielmehr durch ihre Treuloſigkeiten gezwungen haben, die Waffen zu ergreifen, vertrauen ihre Krone und ihr Leben der Treue einer handvoll halbwilder

Alpenbewohner an, deren Sprache ſie nicht einmal verſtehen, und die keinen andern Beruf haben, ſie zu vertheidigen, als den ſchwachen Titel **Bundsgenoſſen**. — Welch ein Bild! die ſchönſten Damen des glänzendſten Hofs der damaligen Zeit, bange und zitternd mitten unter dieſen ſeltſam gekleideten Kriegern zu erblicken, die durch ihr Lächeln und ihre Thränen dieſe Fremdlinge zu ihrer Vertheidigung aufzufodern ſuchen, und durch Zuruf und Geberden die Tapferkeit dieſer **Bauern** lobpreiſen, welche ihre **Ritter** geworden ſind. — **Pfiffer**, nach dem Beyſpiel ſeiner Vorfahren, welche ſo die Schlachten, bey **Morgnoten**, **Laupen** und **Murten** begannen, fiel mit ſeinem ganzen Regiment auf die Knie, hob die Hände gen Himmel, und betete laut mit ſeinen Leuten das in ſolchen Fällen gewöhnliche Gebet. Hierauf ſtanden die Schweizer wieder auf, ſchloſſen dicht ihre gedrängten Reihen, kreuzten ihre gefällten Spieſſe, trotzten des Feindes Anfälle, und hielten ohne zu wanken, die mörderlichen Salven ſeiner Musqueterie aus. Vergebens ſtürzten **Comté** und der Admiral **Colligny** von der einen Seite mit 1000 Reitern auf ſie los. Vergebens changirten **Rochefoucault** und **Andelot** unaufhörlich auf der entgegengeſetzten Seite mit ihnen, weder ihre ſtürmiſchen Angriffe, noch ihre verſtellten Zurückzüge vermochten ihre Glieder zu brechen, ja nur die geringſte Lücke darinne zu machen. Sieben Stunden zogen ſie ſo in langſamen Schritt fort, machten oft Halt, um dem Feinde, der ſich zu vervielfältigen ſchien, die Spitze zu bieten, ſahen ſich wechſelsweiſe bald von ſeiner Reiterey angegriffen, die Tapferkeit und Partheygeiſt anfeuerte, bald dem Feuer ſeinen geſchickten und geübten Büchſenſchützen ausgeſetzt, und zugleich von ferne, in den Flanken, und von hinten beſtürmt, ohne Zeit zu haben, einen Augenblick Athem zu ſchöpfen, oder ihre Wunden verbinden zu laſſen. Und doch ſchien ihr Muth und ihre Kräfte mit der Zahl der Angreifer, der Größe der Gefahr und dem Wachsthum der Beſchwerden zu ſteigen. Selbſt der König, ſo jung er war, theilte ihre Unerſchrockenheit, munterte ſeine wakkern Bundsgenoſſen auf, und rief in der Mitte des Bataillons aus: ich will lieber als ein König ſterben, als ein Gefangner und Sklave ſeyn und leben!

Doch Condé hatte neue Verſtärkung an ſich gezogen; 1500 Büchſenſchützen, ſtieſſen zu ihm, und am ſteilen Ufer eines Baches, den der König nothwendig paſſiren mußte, geſchah der härteſte Kampf, welcher der letzte, ſo wie der rühmlichſte war. Die Schweizer ſammelten ihre noch übrigen halb erſchöpften Kräfte, ſetzten, ohne ihre Ordnung zu brechen, durch das Bett des Fluſſes und warfen alles über den Haufen, was ſich der unwiderſtehlichen Maſſe dieſer beweglichen Citadelle, wie ſie ein gleichzeitiger Schriftſteller nennt, zu widerſetzen wagte.

Die Reformirten verlohren nun den Muth, eine fruchtloſe Verfolgung fortzuſetzen, entfernten ſich und zogen ſich nach den umliegenden Dörfern zurück, nachdem ſie mit Lobſprüchen, die gewiß unverdächtig waren, den Muth und die Ordnung dieſer getreuen Fremdlinge überhäuft hatten, ohne deren Beyſtand die ganze Königliche Familie dem Condé in die Hände gefallen ſeyn würde." Auf den Rath des Connetable verlies nun Karl der IX. mit einer kleinen Bedeckung, um nicht erkannt zu werden, das Regiment, und jagte mit verhängten Zügel auf Paris zu, wovon er nur noch drey Stunden entfernt war. Er ſagte öffentlich beym Hineinreiten, daß er nächſt Gott ſeine perſönliche Rettung den Schweizern verdanke. Daß er ſie verließ, war eine ſehr große Unbeſonnenheit, und die höchſt traurig für ihn hätte ablaufen können, wenn der Feind es gemerkt und ihm nachgeſetzt hätte. Die Schweizer welche Montmorency und Némours nicht verlaſſen hatten, ſetzten darauf ungeſtört ihren Marſch fort, machten einen Augenblick

blick zu **Bourget** halt, um etwas Speiſe zu ſich zu nehmen, und zogen erſt um Mitternacht in den Vorſtädten von Paris ein, wo ſie endlich von dieſem beſchwerlichen und glorreichen Tagewerk ausruhten. — — Schade, daß ſo viel Tapferkeit zu Gunſten eines Fürſten verſchwendet wurde, welcher ſolcher Bundsgenoſſen gar nicht würdig war, des treuloſen Karls des IX., der vier Jahre darauf einen heimtückiſchen Frieden mit eben dieſen Feinden einging, um wie ein feiger Meuchelmörder ſie ohne Gefahr, in der ewig verabſcheuten Bartholomäus-Nacht erwürgen zu können. —

Den Tag darauf zog der König mit ſeinem ganzen Hofſtaat den Schweizern bis vor dem St. Martinsthor entgegen, überhäufte ſie mit Dankſagungen und Lobſprüchen, hing ihrem Oberſten, den er zum Ritter ſchlug, den St. Michaels Orden um, und befahl, daß man dieſen tapfern Kämpfern den **Bataillen Sold** auszahlen ſollte; aber entweder die Erſchöpfung der Finanzen oder der böſe Wille des Schatzmeiſters waren Schuld, daß dieſe Belohnung, die ſich auf den Gehalt eines Monats belief, nur **Pfiffer** und ſeiner Kompagnie ausgezahlt werden konnte. Der mit Recht darüber unwillige Obriſte ſchlug ſie ſtolz aus, weil er behauptete, daß alle ſeine Soldaten gleiches Recht auf dieſe Gratifikation hätten, weil ſie gleiche Dienſte geleiſtet und gleiche Gefahren getheilt; er beſtand auf die buchſtäbliche Erfüllung des Königlichen Befehls, und konnte ſie erſt nach vieler Mühe für ſein ganzes Korps auswirken. Wenig Tage darauf ſchickte das Parlament im Namen des Königs jedem Hauptmann den **Ehrenwein**, und Karl der IX. ſchrieb an die Kontone ſeine guten Vettern einen Brief, der für die Nation und für **Pfiffer** gleich ehrenvoll war, und worinnen er ausdrücklich ſagte, daß dieſer Rückzug für den Obriſten rühmlicher ſey, als ſein erfochtener Sieg. Der berühmte **la Noue** erwähnt dieſes Rückzugs in folgenden Ausdrücken: „Man hat mir erzählt, daß dieſes Bataillon eine den Schweizern angemeſſene Contenence behielt, denn ohne in die geringſte Verwirrung zu gerathen, boten ſie bald die Spitze, bald retirierten ſie ſich in geſchloſſenen Gliedern, und hatten immer das Geſicht gegen den Feind, wie ein wüthender Eber, den eine Kuppel Hunde verfolgt, bis man ſie endlich ruhig ziehen lies, weil nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit da war, daß man ihre Reihen hätte unterbrechen können.“

Den glorreichen Erfolg dieſes Tages hat man blos jenem feyerlichen Schweizerſchwur zuzuſchreiben, lieber zu ſterben, als die Fahne zu verlaſſen; dazu geſellte ſich ein edler Wetteifer, den Ruhm des Vaterlands und der Vorfahren zu erhalten, und ſonderlich jene Diſciplin, welche den unerſchütterlichen Grundpfeiler ihrer militairiſchen Verfaſſung ausmachte. Die Annahme dieſer Diſciplin, welche an die Kriegsordnung des Phalanx und die Legion erinnerte, und welche die alte Nation nach und nach zum Maasſtab bey ihren Truppen gebrauchte, bewirkte, daß Ordnung und die Harmonie einer vernünftigen Herzhaftigkeit an die Stelle der tumultuariſchen Bewegungen einer Tapferkeit traten, welche das Ganze aus den Augen ſetzte, und nur daran dachte, einzelne Tapferkeit glänzen zu laſſen, als ob das freyſte Volk unter der Sonne dazu auserſehen worden wäre, das Beyſpiel des uneingeſchränkten Gehorſams gegen die willkührlichen Befehle eines Anführers zu geben, der im Frieden und ſobald er wieder in ſeiner Heimat iſt, mit ſeinen Kriegern in einen Rang tritt.

Auf dem Schloſſe Albishofen, nicht weit von Luzern, welches Schloß vorzeiten dem Obriſten Pfiffer gehört hat, erblickt der Schweizeriſche Reiſende mit Vergnügen die Geſchichte dieſes Rückzugs in vier alten Gemälden vorgeſtellt, die kürzlich in Kupfer geſtochen und mit der Sammlung der Schweizer-Ausſichten ausgegeben worden ſind. Ebendaſelbſt zeigt man ihm einen großen vergoldeten ſilbernen Becher, worauf die Wappen des **Pfiffers** und aller der Hauptleute gegraben ſind, welche mit ihm die Ehre der Rettung **Karls des IX.** theilten. Es iſt ein ehrenvolles Geſchenk, welches dieſe wackern Offiziere ihrem unerſchrokkenen Anführer gemacht hatten. Am Jahrestag dieſes berühmten Tages tranken ſie wechſelsweiſe aus dieſer Schaale der Erinnerung den feſtlichen Wein der innigſten Verbrüderung und umwanden ihre Schläfe mit den Lorbeeren helvetiſcher Tapferkeit. In der Schlacht bey **Moncontour**, zwey Jahre nach dem Rückzuge von **Meaux**, zeichnete ſich **Pfiffer** nach ſeiner Gewohnheit mit demſelben Regimente aus, und erhielt ein ehrenvolles Königliches Belohnungsſchreiben, welches im Archiv der Republik Luzern niedergelegt iſt.

2.

Anekdoten von dem berühmten jüdiſchen Banquier Abraham Hirſchel.

(Aus *de la Place, pièces intéreſſantes & peu connues.*)

Man weiß, daß der nachherige Königliche Generalmajor Herr von M. zu Dresden, an dieſen Banquier eine poetiſche Epiſtel richtete, die bis Berlin erſcholl und ſelbſt den großen Friedrich einige Augenblicke beluſtigte; folgende Geſchichte gab die Veranlaſſung dazu.

Hirſchel hatte in ſeinem Aeußerlichen gar nichts Judenartiges an ſich; er ging gepudert, raſiert, wie andre Leute, er hatte ſogar, ob er gleich verheirathet war, ſein Kinn der charakteriſtiſchen Aureole ſeiner Nation zu entziehen gewußt. Man nannte ihn nur in Berlin den Ebräiſchen Petitmaitre; er war auch wirklich keck genug, um allerhand Prätentionen zu machen, und wurde nicht böſe, wenn man ihm zutraute, daß er ein Mann wäre, der in der Liebe ſein Glück mache. Wahr iſt's, daß eine Dame von Stande, die, wie man ſagte, einige Skrupel wegen der Vulgate hatte, den Herrn Hirſchel wählte, um mit ihm den Text der Urkunde durchzugehen. Dieſer ſonderbare Einfall hatte Anlaß zu Spöttereyen gegeben, die Herr Hirſchel mit jener affektirten Beſcheidenheit beantwortete, welche Leute von gutem Ton gewöhnlich anzunehmen pflegen, um dem Verdacht, den ſie von ſich ablehnen wollen, noch mehr Gewicht zu geben; man hatte auch beobachtet, daß die Dame, ſeit ſie ſich mit dem Hebräiſchen abgab, weit regelmäßiger ihre Modehändlerin bezahlte, und der böſe Leumund hatte nicht ermangelt, aus dieſer ungewöhnlichen Pünktlichkeit allerhand Muthmaßungen zu folgern, welche für die Eitelkeit des Hirſchels ſehr ſchmeichelhaft waren. Dem ſey wie ihm wolle, ſo viel iſt gewiß, daß ſich Herr Hirſchel durch ſeine Galanterien nicht abhalten ließ, dem einträglichen Handel, den er auf den deutſchen Hauptmeſſen und ſonderlich auf der Leipziger trieb, auf das emſigſte obzuliegen.

An der St. Michaelis-Meſſe 1753 tauſchte Herr Hirſchel mit dem Dichter gegen einen Wechſel von 500 Rthlr., der auf Oſtern, d. h. ſechs Monate darauf zahlbar war, einen Ring, den er ihm zwey Tage darauf für 400 Rthlr. wieder abkaufte.

Der Schuldner konnte zur Verfallzeit nur 450 Rthlr. zahlen, ſchmeichelte ſich aber, daß er aus Erinnerung, wie die Schuld entſtanden war, und wegen des ſo beträchtlichen Aconto's, ihm wegen des Reſtes eine kleine Prolongierung nicht verweigern würde. Hirſchel verſprach bey ſeiner

Wie-

Niederkunft von Leipzig, ſich darüber zu erklären, und der Schuldner war in der guten Hoffnung, daß ſein Vorſchlag angenommen wäre. Aber der Beſuch, den Hirſchel bey ſeiner Durchreiſe durch Dresden wenig Tage darauf dem Generalmajor machte, ſtörte ihn auf eine ſehr unangenehme Weiſe in ſeiner Ruhe. Die Meſſe war nach ſeiner Verſicherung ſo ſchlecht geweſen, daß der Ebräer alle ſein Geld zuſammen ſtoppeln mußte, und nur in die Hälfte der Bitte willigen konnte. Der Schuldner hatte eben ein Fagott in der Hand, auf welchem er einige neue Stücke probierte, und in der Verlegenheit, was er dem Juden antworten ſollte, kam er auf den Einfall, mit ihm die Scene aus Regnard's Spieler zu parodieren. Vor allen Dingen Herr Hirſchel, ſagte er zu ihm, indem er wieder vor den Pult trat, bitte ich ſie erſt dies Stück anzuhören.

Hirſchel hatte die Gefälligkeit zuzuhören; aber auf die erſte Arie folgte eine zweyte, und auf die zweyte eine dritte. Obgleich Herr Hirſchel ſehr liſtig die Zwiſchenzeiten der Pauſen zu nützen ſuchte, um das Geſpräch wieder einzulenken; allein der ſchelmiſche Pauſenmacher nahm ihm unbarmherzig das Wort vor dem Mund durch ſeine lärmenden Petaraden weg. Er beobachtete ſogar mit ſchadenfrohem Vergnügen alle die Zeichen von Ungeduld, die ſeinem erzwungenen Zuhörer entwiſchten, der endlich aus Verdruß ſogar mit den Füſſen zu ſtampfen anfing. Pfui doch, Herr Hirſchel, rief der Blaſende, ſie markiren den Takt falſch. — Wahrhaftig Herr Major, antwortete der Jude, ſie werden ſich die Bruſt mit dem Inſtrument verderben — Nein, nein Herr Hirſchel, ich habe ſchon mehrmal drey und mehr Stunden hinter einander darauf geſpielt, ohne daß es mir das geringſte gethan hat; ſie können heute ſelbſt Zeuge davon ſeyn, wenn ſie Zeit haben.

Der arme Jude, dem die Zeit ſchon mehr als zu lang geworden war, ergriff endlich den Entſchluß, wieder nach ſeinem Gaſthof zu ſehen, und dem Herrn Fagottiſten ein kleines Mahnbilletchen zuzuſchicken, der noch denſelben Abend einige ſchöne Damen, bey welchen er ſpeiſte, mit der Erzählung ſeiner Fagottſcene mit ſeinem jüdiſchen Korreſpondenten beluſtigte.

Nachdem ſie ſich recht ſatt darüber gelacht hatten, fragten ſie ihn endlich: aber Herr Major, was wollen Sie ihm ſchicken? — Verſe, meine Damen — Verſe? an Herrn Hirſchel? — Ja, meine Damen, eine poetiſche Epiſtel in aller Form, ich gebe Ihnen mein Wort. — Wirklich wurde die Epiſtel den andern Morgen fabrizirt und abgeſchickt, und es lieſen eine Menge Abſchriften davon in der Stadt umher.

Auguſt der III., dem eine davon mitgetheilt wurde, wollte ſich auf Koſten des Juden über ſeinen poetiſchen Briefwechſel mit einem Offizier von ſeiner Leibwache luſtig machen, er ließ ihn rufen, und kaufte ihm bey der Gelegenheit für 1000 Dukaten Diamanten ab, die ohngefähr nur die Hälfte werth ſeyn konnten.

Obgleich die Epiſtel des Majors die Veranlaßung zu dieſem nicht kleinen Gewinn geweſen war, und er alſo ſeine 50 Rthlr. leicht hätte verſchmerzen können; ſo fühlte er ſeine Eitelkeit doch viel zu ſehr durch das gekränkt, was er ein Pasquill zu nennen beliebte, um es dabey bewenden zu laſſen. Er cedirte alſo ſeine Schuld, an der er die Hälfte fallen ließ, einem Sächſiſchen Glaubensgenoſſen, der eben erſt zu handeln anfing.

Der neue Innhaber des Wechſels erſchien ein paar Tage darauf bey dem Herrn Major, und begnügte ſich, ihn zu bitten, daß er ſelbſt die Zahlungstermine beſtimmen möchte — Wie heißt er? — Iſaac Lehmann, ihnen zu dienen. — Iſaac Lehmann? Aha! ſteht nicht dort geſchrieben, Abraham erzeugte Iſaac? Nun gut Herr Iſaac, ich werde zahlen, ſobald die ganze Stammtafel zu

Ende iſt. — Dem armen Iſaac brach ein kalter Schweiß aus. Doch der Major ließ ihn nicht lange in Aengſten, ſondern bezahlte endlich wirklich die Schuld, mit der er lange genug ſeinen Spaß getrieben hatte.

EPITRE

AU FAMEUX JUIF HIRSCHEL.

Tous mes torts ſont devant mes yeux;
J'ai lu votre tendre ſemonce,
O le plus preſſant des Hébreux!
Vous devoir argent & réponſe,
Ce ſeroit, ma foi, trop de deux.
En payant moitié l'on s'arrange,
C'eſt votre loi . . . Soit; marché fait:
Oubliez la lettre de change,
Et je vais répondre au billet.

Je me flattois que la muſique,
Dont les accords harmonieux,
Du cerveau le plus furieux,
Suſpendroit l'accès frénétique,
Calmeroient un cœur généreux?
Attente, hélas! bien chimérique,
Votre oreille mélancolique,
Repouſſe mes ſons & mes vœux!

Quand *David* jouoit de la harpe,
Saul, ce Roi, méchant garçon,
Saul n'en perdoit pas un ſon;

Il

Et vous baillez comme une carpe,
Sitôt que je prends mon baſſon!

Je le quitte donc pour la lyre:
Eſſayons encore ſi mes vers,
Flatteroi[illegible] plus votre délire,
Que ne l'ont pu faire mes airs?

Avec l'eſprit & la figure
Que vous avez, *Monſieur Hirſchel*,
Auriez vous bien l'ame plus dure
Que ne l'eut l'oint de *Samuel?*

Par *Apollon*, par *Iſraël*,
Remiſe, je vous en conjure,
Au moins juſqu'à la *Saint Michel!* . .
Pour le coup, c'eſt parole ſûre;
Croyez-m'en, & plus de ſoupçons:
Ce bon Patriarche exemplaire,
Qui jamais ne ſut dire *non*,
Cet *Abraham*, votre patron,
Des vrais *Croyans* étoit le père:
Le terme eſt court, ſoyez content;
Et plus d'humeur, je vous ſupplie,
Vivons toujours en attendant:
L'eſpoir eſt l'âme de la vie,
Des cieux c'eſt le plus beau préſent . . :
Voyez depuis combien de tems,
Vous attendez votre *Meſſie!*

---

3. Die

3.

Die Königswürde; ein orientaliſcher Apolog.

Ein Bramine von Parna, als er des Morgens aus ſeinem Hauſe ging, fand vor ſeiner Thüre einen kleinen Weidenkorb, in welchem ein neugebohrnes Knäblein lag. Mitleidig nahm er es zu ſich, gab ihm eine ſorgfältige Erziehung, und hatte das Vergnügen, als das Kind ſein männliches Alter erreicht hatte, es wegen ſeiner perſönlichen Vorzüge von allen Einwohnern der Stadt geehrt und geliebt zu ſehen. Die Achtung der Bewohner von Parna ging ſo weit, daß ſie den Findling beym Ableben ihres Königs zu ihrem Oberhaupte erwählten, und ihm die Krone anboten, die er auch annahm.

Einſtmalen als er in ſeinem Pallaſt auf ſeinem Thron ſaß, und ſeinen neuen Unterthanen Audienz ertheilte, bemerkte er einen Greis, deſſen thränennaſſe Augen mit dem Ausdruck der Zärtlichkeit und Freude auf ihn geheftet waren.

In eben dem Augenblick trat ein ſeltſam gekleideter Mann in den Saal, und kaum hatte ihn der Greis erblickt, ſo lief er auf ihn zu, packte ihn wüthend beym Kragen, und ſchleppte ihn zu den Füßen des Throns. Sultan, rief er, ich flehe deine Gerechtigkeit an, um mich an dieſen alten nichtswürdigen Sterndeuter zu rächen. Wenig Augenblicke vor ſeiner Ankunft erkannte ich in dir, an dem ſchwarzen Zeichen auf deiner Stirne meinen Sohn . . . Weißt du wohl, daß ich ſo dumm grauſam geweſen bin, dich in deiner Kindheit zu verſtoſſen, und dem Willen des Verhängniſſes Preis zu geben . . . Aber du ſiehſt vor dir den ſchändlichen Betrüger, der allein an dieſem Bubenſtück Schuld iſt, dieſer Böſewicht, dem ich, wie viele andere mein Vertrauen ſchenkte, fragte die Sterne um Rath, um, wie er ſich ausdrückte, in ihnen das künftige Schickſal meines Sohnes zu leſen, und verſicherte mich hierauf; daß er, ehe er noch ſein vierzigſtes Jahr erreicht haben würde, der unglücklichſte Mann im ganzen Königreich ſeyn werde. Dieſe grauſame Weiſſagung, die ich die Schwachheit hatte, als einen unwandelbaren Schluß des Verhängniſſes auszulegen, machte mich taub gegen die Stimme der Natur; ich glaubte ſogar eine löbliche Handlung zu thun, wenn ich wenig oder keine Sorgfalt für die Erhaltung eines Lebens trüge, daß einem ſolchen Uebermaaß von Unglück ausgeſetzt werden ſollte, und entſchloß mich folglich, dich bey Nacht vor die Thüre eines Braminen zu tragen. . . . Und doch biſt du, Sultan, dies Kind, welches der ſchändliche Verläumder den Unglücklichſten von ganz Parna ſchalt; und den ich heute als meinen Monarchen und als einen eben ſo geehrten als geliebten König wieder erblicke. Züchtige alſo, Sultan, den nichtswürdigen Betrüger, und verzeihe mir ein Verbrechen, das ich blos aus Furcht beging, ſeine Weiſſagung in Erfüllung gehen zu ſehn.

Die Beſtürzung des Sterndeuters, die auſſerordentliche Rührung des Greiſes, und der Kummer und die Freude, die ihn wechſelsweiſe zu erfüllen ſchienen, alles vereinigte ſich, für die Wahrheit ſeiner Erzählung zu bürgen. Der König eilte vom Thron, und warf ſich in ſeine Arme. O mein Vater! ſchrie er, theile mit den Göttern und meinem Volke meine ganze Liebe und Achtung, aber verlange nicht von mir, daß ich dieſen Sterndeuter ſtrafen ſoll, denn ſo lügenhaft dir auch ſeine Weiſſagung dünkt, iſt ſie doch leider! nur zu gut eingetroffen. Ach! mein Vater! wie unermeßlich iſt die Kluft, welche die Königswürde von der Glückſeligkeit ſcheidet, die dem Menſchen ſo werth iſt, und der er ſo oft vergebens nachjagt. Vergebens ſuchte mich meine demüthige Wiege von dem Thron zu entfernen, auf welchem du mich jetzt erblickſt; die Freuden des Throns ſind eben ſo flüchtig und kurz, als räuſchend und ins Auge fallend; aber der Kummer und der Verdruß, den ein König insgeheim und ſchweigend ſich gefallen laßen muß, wird mit jedem Tage neu geboren, und in dem Gedränge, das den unglücklichen Fürſten umringt, trift er wohl tauſend Schmeichler, und faſt nie einen Freund an . . . Und doch, mein Vater, iſt dies alles, was ich dir jetzt geſagt habe, nur noch ein ſchwaches Bild von dem bejammernswürdigen Zuſtand, an welchen ich gefeſſelt bin. Nicht genug, daß ich die unſchuldigſten Vergnügungen meinen Pflichten aufopfern, und ſorgfältig meine Leidenſchaften unterdrücken muß; ich muß auch noch mit Gefahr, mich zum Gegenſtand des Haſſes zu machen, den Leidenſchaften eines ganzen Volkes Dämme und Schranken zu ſetzen ſuchen. Die Möglichkeit meines Glücks beruht allein auf ein Wunder, das aber die Götter wohl nie mir zu Gefallen thun werden . . . Nein, meine Freunde, fuhr dieſer würdige König fort, indem er ſich an das verſammelte Volk wendete, nein meine Freunde, ich darf nicht ehe hoffen, das zu werden, was man glücklich nennt, bis ich euch ſelbſt würdiger finde, es zu ſeyn; das heißt, ſo tugendhaft, als ich jetzt wünſche.

4.

Nachrichten von den muſterhaften Armen-Anſtalten zu Würzburg 1791.

I. Perſonen, welche mit dem Armen-Inſtitute beſchäftigt ſind.

Ober-Commiſſion.

1. Die Ober-Armen-Commiſſion, unter eigenem Vorſitze Seiner Hochfürſtlichen Gnaden, beſteht aus 12 Mitgliedern, aus dem hohen Dom Capitel, aus der hochfürſtl. geiſtlichen und weltlichen Regierung, Hofkammer, Oberrath und Stadtrath, und einem Aktuar. Sie führt die Oberaufſicht über das ganze Stadt-Armen-Inſtitut, beſtimmt die Unterſtützungen der Armen, weiſet ſie aus der Armen-Caſſe an, ſtellt die Grundſätze auf, wonach die Armen verſorgt, die Armen-Polizey geführt, und der Armuth, wo möglich, vorgebeuget werden ſoll, und entſcheidet überhaupt in allen das Armen-Inſtitut betreffenden Vorfällen, nach der ihr ertheilten hochfürſtlichen General-Inſtruktion und den ihr zukommenden beſondern höchſten Weiſungen.

2. Die Ober-Armen-Commiſſion verſammelt ſich in der Regel jede Woche einmal am Mittwoch auf dem hochfürſtlichen Regierungsgebäude, meiſtens in Gegenwart Seiner Hochfürſtlichen Gnaden ſelbſt: jedoch werden auch öfters auſſerordentliche Sitzungen gehalten.

3. Alle Schriften, die ſich auf das Armen-Inſtitut beziehen, werden an dieſem Tage von der Commiſſion angenommen. Der perſönliche Zutritt zur Commiſſion wird nur auf Citation, oder aus beſonderer Urſache auf Vortrag eines Commiſſions-Mitgliedes geſtattet.

Viertels-Deputationen.

4. In jedem der hieſigen Stadtviertel beſtehe eine Viertels-Deputation, die aus einem vorſitzenden Ober-Commiſſions-Mitgliede, aus dem Pfarrer und deſſen Kapellänen, aus den Viertelmeiſtern und einigen Bürgern beſteht, welche letzte auf den Vorſchlag des Pfarrers, der Viertelmeiſter und der allenfalls vorher ſchon beſtehenden Deputirten, von der Ober-Commiſſion zur Deputation erbeten werden.

5. Jede Viertels-Deputation unterſucht alle einzelne das Armen-Inſtitut betreffende Fälle, die in ihrem Viertel vorkommen, und giebt darüber ihr Gutachten an die Ober-Commiſſion. Zur beſſern und genauern Ueberſicht iſt jedes Viertel nach gewiſſen Diſtrikten, jeder von einer gewiſſen Zahl Häuſer abgetheilt, und jeder ſolcher Diſtrikt einem Viertelmeiſter oder andern Deputirten zur beſondern Aufſicht übergeben; doch ſo, daß alle und jede Deputirte immer noch das ganze Viertel zu beſorgen haben. Die Herren Pfarrer haben keine beſondere Diſtrikte, ſondern blos die genauere Ueberſicht des Ganzen, beſonders der Moralität der Armen, worüber die Viertels-Deputationen im ganzen und im einzelnen die zweckmäßige Aufſicht unter Leitung der Ober-Armen-Commiſſion führen.

6. Alle Bittſchriften, welche an die Ober-Commiſſion gelangen, und alle Vorſchläge, die eine genaue Kenntniß des hieſigen Lokals und Unterſuchung einzelner Umſtände erfordern, werden von der Ober-Commiſſion vorderſamſt an die Viertels-Deputationen geſchickt, damit durch die genaue Erwägung und die perſönliche und Sachkenntniß der Deputirten, die wegen ihres uneigennützigen Eifers billig als die Stimmführer der hieſigen Bürgerſchaft anzuſehen ſind, jeder Gegenſtand hinlänglich aufgeklärt, und

jeder Verſtoß gegen die perſönlichen oder Local-Verhältniſſe verhüthet werde.

7. Die eigenen Vorſchläge, die eine Viertels-Deputation zur Ober-Commiſſion eingiebt, werden von derſelben, wenn der Gegenſtand die übrigen Stadtviertel, oder das Allgemeine betrifft, an die übrigen Viertels-Deputationen zum Gutachten geſchickt, und nach Erwägung ſämtlicher Gründe und Meynungen von der Ober-Commiſſion entſchieden.

8. So wie faſt über alle das Armen-Inſtitut betreffende Gegenſtände das Gutachten der Viertels-Deputationen eingeholt wird; ſo können ſie doch in der Regel nichts entſcheiden, noch für ſich allein verfügen. Die Entſcheidung und Anordnung bleibt in einzelnen und allgemeinen Gegenſtänden der Ober-Commiſſion vorbehalten.

9. Die Viertels-Deputationen verſammeln ſich im Pfarrhauſe auf Berufung ihrer vorſitzenden Commiſſäre, ſo oft es die Umſtände erfordern, und an verabredeten Tagen. Alle Angelegenheiten werden in der Verſammlung von den Deputirten nach ihren Diſtrikten vorgetragen, nach Mehrheit der Stimmen begutachtet, und von dem Commiſſär, der ſelbſt keine Stimme zu geben hat, zu Protokoll genommen.

10. Jeder Arme, und jeder, der bey der Viertels-Deputation etwas zu ſuchen hat, kann perſönlich bey den Verſammlungen erſcheinen.

11. Die Entſcheidungen der Armen-Commiſſion, die einzelnen Vorkehrungen in den Vierteln betreffend, werden den Viertels-Deputirten zur Ausübung übertragen; über welche, ſo wie über das ganze Amtsgeſchäft der Viertels-Deputation der vorſitzende Commiſſär die Aufſicht zu führen, und jedesmal die allenfalls nöthigen Signaturen und Anweiſungen zu geben hat.

12. In dringenden Fällen können von den vorſitzenden Commiſſären auf Gutachten der Viertels-Deputationen, oder in beſondern Vorfällen, einzelner Deputirten und der Herren Pfarrer ohne Vortrag an die Armen-Commiſſion zweckmäßige Vorkehrungen ſogleich getroffen, auch kleine Geldunterſtützungen angewieſen werden; doch muß der Vorfall der Armen-Commiſſion bey nächſter Sitzung zur Genehmigung und weitern Verfügung vorgelegt werden.

13. Die Beſchwerden der Armen gegen Verfügungen der Viertels-Deputationen werden immer bey der Ober-Armen-Commiſſion angenommen, und darüber entſchieden. Es wird aber mit Vergnügen und zur Ehre ſämtlicher Viertels-Deputationen bezeugt, daß dergleichen Klagen ſelten vorgekommen, und noch ſeltener gegen die Meynung der Viertels-Deputationen zu entſcheiden geweſen ſind.

Viertelſchreiber.

14. Alle Bittſchriften um Unterſtützung von der Armen-Commiſſion werden von den Viertelſchreibern (die beſonders dafür belohnt ſind) nach einer gedruckten Vorſchrift auf die mündliche Angabe der Armen unentgeldlich verfaßt.

Almoſen-Caſſier und Rechner.

15. Der Stadt-Almoſen-Pfleger, der ein Mitglied der Ober-Armen-Commiſſion iſt, nimmt jeden Samſtag im Beyſeyn eines Ober-Commiſſions-Mitglieds und des Viertelhofs-Aktuarius das geſammelte Almoſen aus den Büchſen von den Vierteldienern in Empfang; theilt jeden Freytag im Sander-Viertelhofe, im Beyſeyn des Viertelhofs-Aktuarius, das Almoſen an Brod und Geld an die Armen aus; beſorgt alle andre Ausgaben der Armen-Caſſe, und führt die allgemeine Stadt-Armen-Caſſen-Rechnung.

Actuarius.

16. Der Ober-Commiſſions-Actuar führt über jede Sitzung der Commiſſion ein eigenes Protokoll, und ſtellt auf Befehl der Commiſſion alle nöthige Anweiſungen an die Caſſe aus.

II. Allgemeine Grundſätze, nach denen die Verſorgung der Armen beſtimmt wird.

17. Alle Arme, die ſich durch Bittſchriften oder ſonſt nach der §. 4. und 5. beſtimmten Art um Unterſtützung melden, werden von den Viertels-Deputationen nach folgenden Sätzen unterſucht und conſcribirt:

Alter — Stand, ledig, verheyrathet, oder Wittwer — Haushaltungsverhältniß, ob ſie in Familie, oder einzeln, oder mit andern Armen zuſammen wohnen, — ob Kinder vorhanden ſind, wie alt dieſelben ſind. — Geſundheitsumſtände und Kräfte. — Ob ſie noch Vermögen haben, und wie viel; ob Schulden darauf ſtehen, — Gewerbe, Nahrungsſtand, Arbeitsfähigkeit, wie auch jene der Kinder, und Arbeitsverdienſt. — Beſondere Nebenquellen von Unterſtützung von Verwandten oder andern Gutthätern. — Sitten und Aufführung.

18. Nach genauer Unterſuchung aller obigen Umſtände erfolgt die Regulirung des Almoſens, es ſey nun als fortdauernd, oder für einen beſondern Fall auf eine Zeit lang beſtimmt.

19. Die zum beſtändig fortdauernden Almoſen qualificirt Erkanyten werden in zwey Klaſſen eingetheilt.

a) Erſte Klaſſe. Solche, die gar nichts mehr, oder doch nur äuſſerſt wenig, Alters oder Gebrechlichkeiten halber verdienen können, auch keinen, oder doch nur äuſſerſt geringen Nebenbeytrag weder vom eigenen Vermögen, noch von beſtimmten Gutthätern erhalten, bekommen das ganze Almoſen, für jede Perſon wöchentlich 18 Schillinge, oder nach Umſtänden 14 Schillinge und 1 Leib Brod oder 7 Pfund 12 Loth.

b) Zweyte Klaſſe. Solche, die ſich und ihre Familie nicht ganz durch Arbeit oder anderweitige Zuflüſſe ernähren können, aus mancherley Urſachen, als Kränklichkeit, Menge der Kinder, die noch nichts für ſich und ihre Eltern verdienen können ꝛc., erhalten nach Proportion ihres Bedürfniſſes und ihrer Einnahme, eine verhältnißmäßige Zulage desjenigen, was ihnen zur nothwendigſten Erhaltung ihrer Haushaltung oder eigenen Perſon noch abgeht. Es wird daher bey dieſer Klaſſe insbeſondere auf jede Veränderung der Umſtände geſehn; auch auf den Sommer, wo mehr Gelegenheiten zum Verdienſte und weniger Bedürfniſſe ſind, weniger Almoſen als auf den Winter beſtimmt; und deswegen über alle jene, die zu einem beſtändigen Almoſen conſcribirt ſind, jährlich eine Reviſion angeſtellt.

10. Zur dritten Klaſſe werden alle diejenigen gezählt, die ſich ganz ihren nöthigen Unterhalt durch Arbeitsverdienſt, Vermögen, oder anderweitige Zuflüſſe ſelbſt erwerben können. Dieſe erhalten kein beſtändiges Almoſen, ſondern werden nur auf Krankheits- und andere Nothfälle, wozu ihr eigener Erwerb nicht hinreicht, zur zeitlichen Unterſtützung notirt. Uebrigens werden ſie ohne weiters zur Arbeit angewieſen, um ſo mehr, da in dem hieſigen hochfürſtlichen Arbeitshauſe zwey Säle für freywillige Arbeiter im Wolle-Spinnen, Kämmen und Zeyſen, ganz von den Arreſtanten ſeparirt, eingerichtet, und im Winter ſtets geheizt ſind; auch diejenigen, welche ſchon in der Wollenarbeit

abgerichtet, und eines guten Leumunds ſind, pflegen Arbeit aus der hochfürſtl. Fabrike nach Hauſe zu bekommen.

21. In Krankheitsfällen wird nach folgenden Grundſätzen verfahren:

a) Alle in obigen drey Klaſſen konſcribirte Arme haben ſich in Krankheitsfällen bey den dazu beſonders aufgeſtellten Aerzten und Chirurgen zu melden, welche unentgeldlich ihre Krankheiten unterſuchen, und die gehörigen Arzneymittel auf Koſten der Armen-Caſſe verſchreiben.

b) In ſofern die Krankheit eine beſondere Koſt erfordert, die der Kranke aus Abgang der Mittel ſich nicht ſelbſt anſchaffen kann, ſo weiſen die Aerzte auf Koſten der Armen Caſſe auf 8 und mehrere Tage die beſonders veranſtaltete Krankenkoſt an, welche Anweiſung des Arztes jedoch, guter Ordnung wegen, vorderſamſt von dem in dem Viertel vorſitzenden Ober Commiſſions-Mitgliede unterſchrieben werden muß. Auf gleiche Weiſe wird den Kranken Holz, und in ganz beſondern Fällen Wartung in ihren Häuſern angewieſen.

c) Solche arme Kranke, die wegen ihres allzu ſchlechten Quartiers, oder gänzlichen Abgangs der Wartung und Pflege nicht in ihren Wohnungen zweckmäßig beſorgt werden können, werden einſtweilen, bis zu einer weiteren Einrichtung, in öffentlichen Krankenhäuſern nach gewiſſen hierbey feſtgeſetzten Grundſätzen, und auf Koſten der Armen-Caſſe bis zu ihrer Geneſung untergebracht.

22. Sowohl wegen perſönlichen Verhältniſſen der Armen, als wegen beſondern Zeitumſtänden: z. B. Theurung der Lebensmittel, groſer und lange andauernder Kälte ꝛc. ꝛc. müſſen bisweilen den Armen auſſerordentliche Beyträge ge-

than werden, als Kleidungen, Holz, auch einiger geringer Geldzuſchuß.

23. Die oben §. 5. bemerkte Aufſicht auf die Moralität der Armen bezieht ſich beſonders auf ihre Oekonomie, Induſtrie, häusliche Eintracht und Ordnung, vorzüglich aber auf die Kinderzucht, welche billig, wenn ſie vernachläſſigt wird, als die vorzüglichſte Quelle der fortdauernden Armuth anzuſehen iſt, und deren Verbeſſerung das Haupt-Augenmerk der Commiſſion zur Verminderung der Armuth ſeyn muß. Deswegen werden die Armen mit aller Strenge und bey Strafe angehalten, ihre Kinder fleißig zur Kirche und Schule zu ſchicken, die Lehrer beſonders angewieſen, auf dergleichen Kinder genaue Obſorge zu tragen, und die Ausbleibenden von Zeit zu Zeit der Armen-Commiſſion namentlich anzuzeigen; und jenen Armen, die ihre Kinder theils wegen ihrer Menge, theils geringen Verdienſtes wegen in der Kleidung nicht erhalten können, oder ſie zum größten Schaden des Religions- und andern Unterrichts zur Beyhülfe ihres Nahrungserwerbes gebrauchen, wird die nöthigſte Kleidung angewieſen, und nach Umſtänden eine Unterſtützung, ſtatt des in dieſem Falle ſchädlichen Verdienſtes der Kinder, abgereicht.

24. In jenen Fällen, wo die Kinderzucht wegen üblen Charakters, oder wegen andrer Umſtände der Eltern ganz vernachläſſigt wird, werden die Kinder den Eltern abgenommen, und auf Koſten der Armen Caſſe andern braven Leuten zur Verpflegung in ihre Häuſer übergeben, und dort unter beſonderer Aufſicht der Viertels-Deputationen und Oberaufſicht der Ober-Armen-Commiſſion zu guten und fleißigen Bürgern erzogen.

25. Heranwachſende Jünglinge und Mädchen, die im Chriſtenthume und in andern Gegenſtänden in den Schulen hinlänglich unterrichtet ſind, werden theils zum Dienen bey hieſigen Stadteinwohnern, theils zur Erlernung von

Handwerken angewieſen und untergebracht, und nach Umſtänden von der Armen-Caſſe unterſtützt.

26. Erwachſene, unfleißige und liederliche Arme, die das Armen-Inſtitut als eine Unterſtützung ihrer Ausſchweifung gebrauchen möchten, immer Verſorgung verlangen, und ihre geſunden Arme nicht verwenden wollen, die ſich auf das Betteln in Straſſen und Häuſern, und auf den Müſſiggang legen, werden, wenn die verſchiedenen Grade der Correction an ihnen vergeblich angewendet worden ſind, mit Zwang zur Arbeit in dem hochfürſtlichen Arbeitshauſe angehalten.

27. Solche Arme, die durch gar keine Mittel von ihrer Liederlichkeit und beſonders vom Betteln abzubringen ſind, werden in dem Nachrichtsblatte zur Warnung des Publikums mit Namen und Beſchreibung bemerkt.

28. Zur beſtändigen Erhaltung der Ordnung nnd Aufſicht iſt feſtgeſetzt, daß kein Armer von ſeinem Viertel in ein andres überziehen darf, ohne von der Viertels-Deputation, die er verläßt, einen verſchloſſenen Schein mitzubringen, der eine Darſtellung ſeiner Umſtände und ſeiner Aufführung enthält, und den er der Viertels-Deputation, zu der er nun kommt, vorlegen muß.

29. Solchen Gewerbleuten, die in ihrem Nahrungsgewerbe durch Unglücksfälle rückgängig ſind, bey denen aber wegen der Umſtände und ihres guten Charakters und Fleißes noch gegründete Hoffnung des Wiederaufkommens oder der Erhaltung bey der bürgerlichen Nahrung übrig iſt, wird durch einen Vorſchuß an Geld an Handen gegangen, jedoch nach folgenden Beſtimmungen:

a) Werden ihr voriges Betragen, ihre Lage und noch gegenwärtigen Hoffnungen aufs genaueſte unterſucht.

b) Wird ihnen ein Viertels-Deputirter als Aufſeher und Vormund vorgeſtellt, welcher allen ihren Gewerbsverdienſt zu berechnen, ihnen das Nöthige zur Anſchaffung des Materials und zur Beſtreitung der Haushaltung in die Hand geben, und

c) dafür zu ſorgen hat, daß der Vorſchuß nach und nach an die Armen-Caſſe wieder zurück bezahlt werde.

Dadurch iſt ſchon Mancher gerettet, und die Armen-Caſſe der Laſt, ihn als einen ganz Nahrungsloſen zu ernähren, überhoben worden.

h) 30. In Anſehung des Verbots des Bettelns der Einheimiſchen, und der durchreiſenden Fremden bezieht man ſich auf die hierüber publicirten hochfürſtl. Mandate, und insonderheit auf die erſt vor kurzem erſchienene Kriegsverordnung. Fremde durchreiſende Arme, die mit Päſſen verſehen ſind, erhalten von der Armen-Caſſe durch das Unterburgermeiſter-Amt einen proportionirlichen Zehrpfennig.

So viel findet die Ober-Armen-Commiſſion für nöthig, von den bey dem Armen-Inſtitute beſchäftigten Perſonen, und den Grundſätzen, nach welchen ſie verfährt, anzumerken.

Die Rechnung über Ausgabe und Einnahme, und der Ausweis der Armenverſorgung in den einzelnen Stadtvierteln wird ſich aus dem Folgenden ergeben. Man will hier über die Ausgabe und Einnahme, ſo wie auch über die Armenanzahl und Eigenſchaften, mehrere Bemerkungen nicht machen, welche ſich ohne dies ſchon Jederman aufdringen. Nur eins will man hier noch in Betreff der geſchämigen Armen anführen. Es meldeten ſich 43 Arme, welche mit dem Drucke verſchont zu werden baten. Vor allem bemerkte man, daß der größte Theil dieſer angeblich Geſchämigen zu dem weiblichen Geſchlechte gehörte. Die Gründe, warum ein großer Theil derſelben zu den geſchämigen Armen gezählt werden wollte, waren folgende:

Einige ſchützten ihren Stand vor, andre ihre Anverwandten, wieder andre glaubten, ihr Verdienſt möchte geſchmälert

ſchmälert werden, wenn ſie in dem Verzeichniſſe der Armen angetroffen würden. Endlich konnten einige zwar keine Gründe angeben, waren aber doch der Meynung, es möchte beſſer ſeyn, unbemerkt an den Wohlthaten des Publikums Theil zu nehmen. Die Armen-Commiſſion war aber dagegen der Meynung, daß die Armuth überhaupt keine Schande mache; daß nur die Schuld verunehre, welche Jemanden in die Armuth ſtürzte; endlich daß der ſchuldloſe Arme, der zugleich einen unbeſcholtenen Lebenswandel führt, mehr das Mitleiden ſeiner Mitbürger, denen er bekannt wird, verdiene, als Verachtung, und dieſes Mitleiden zuverläſſig von dem geſitteten Theile deſſelben, an deſſen Achtung doch alles gelegen iſt, erhalte. Hierzu kommt, daß es eben ſo wenig zur wahren Schande gereichen könne, auf Koſten des Staats wegen eigener Unvermögenheit unterhalten zu werden, als es ſchimpflich iſt, aus einer Wittwen- und Waiſen-Caſſe eine Penſion zu ziehen. Denn, obgleich im Anfange eine Wittwen- und Waiſen-Caſſe erſt durch die Beyträge der Mitglieder entſteht; ſo kommt doch jedes wohl eingerichtete Inſtitut von dieſer Art zu ſolchen Kräften, daß zuletzt die Beyträge einzelner Mitglieder unnöthig werden, ſofort zuletzt wenig Unterſchied zwiſchen einem ſolchen Armenfond und einer Wittwen- und Waiſen-Caſſe übrig bleibt. Wenn man nebſt dieſem die Gründe erwägt, wegen welcher manche Arme Anſpruch auf das Recht eines geſchämigen Armen machen; ſo ſind ſie größtentheils von geringem Belange, zumal da ohnehin das ganze Publikum die Armuth ſolcher Perſonen kennt, ſofort, wenn es dieſelben nicht in dem Verzeichniſſe der Armen findet, mißtrauiſch auf die Unpartheylichkeit der Armen-Commiſſion zu werden anfängt. Schlüßlich hat die Erfahrung gelehrt, daß manche Perſonen dem öffentlichen Rufe nach für konſcribirte Arme gehalten wurden, die gleichwohl ohne einigen Beytrag durch ihren

Fleiß, oder aus ihrem eigenen Vermögen ſich ernähren. Dieſen hiermit Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, fand die Ober-Armen-Commiſſion für billig. Sie ging demnach in Muſterung der geſchämigen Armen äuſſerſt ſtrenge zu Werke, und machte ſich's zum Grundſatze, nur diejenigen als Geſchämigt mit dem Drucke zu verſchonen, von denen ſie ſich überzeugt hielt, daß das ganze Publikum, falls es dieſelben kennen ſollte, ſeine Stimme hierzu geben würde. Ob nun Arme von ſolcher Art exiſtiren, hierüber will die Ober-Armen-Commiſſion zur Zeit nichts entſcheiden, noch ſich anheiſchig machen, für die Folge einen oder den andern mit dem Drucke zu verſchonen. Für jetzt fand dieſelbe für gut, nur vier Arme nicht namentlich abdrucken zu laſſen, und hält ſich überzeugt, das Publikum werde ſo viel zu derſelben vertrauen, daß hierzu allerdings hinreichende Gründe vorhanden geweſen ſeyn. Gleichwie aber hierdurch weder den gegenwärtig nicht gedruckten Armen hieraus ein wohl erworbenes Recht erwachſen ſoll, auch für die Zukunft mit dem Drucke verſchont zu werden, noch andre hierdurch angereizt werden ſollen, auf den Titel eines geſchämigen Armen Anſpruch zu machen; ſo glaubt die Ober-Armen-Commiſſion, durch dieſes Benehmen den Wünſchen des Publikums nicht entgegen gehandelt zu haben.

III. Rechnung über Einnahme und Ausgabe der Armen-Caſſe.

Einnahme der Armen-Caſſe an Geld vom 1. May 1790 bis den 1. May 1791.

	fl.	kr.	pf.
An Receß	—	—	—
Von der Stadt-Almoſenpflege an Abzinſen	1307	8	5

	fl.	kr.	pf.
Von den übrigen milden Stiftungen			
ſind von der Getreide-	344	—	—
von der Wurmſeriſchen,	112	18	4
von der Mederiſchen,	96	—	—
von der Lichtenſteiniſchen,	27	24	—
von der Brückneriſchen,	544	—	—
von der Diemariſchen,	244	—	—
von der Gutbrodiſchen,	104	—	—
von der Halliſchen,	8	—	—
von der Rock- und Schuhe-Almoſen-	100	—	—
von der Reichen Almoſenpflege,	50	—	—
von der Guttenbergiſchen Stiftung,	590	—	—
vom hochfürſtl. Juliusſpitale,	300	—	—
vom Bürgerſpitale,	150	—	—
vom Hofſpitale,	85	—	—
von der hohen Almoſenpflege und Blumiſchen Stiftung beygetragen worden.	200	—	—
Summe	2955	14	4

	fl.	kr.	pf.
Von hieſigem hohen Domſtifte, andern Stiftern und Klöſtern.			
vom Hochwürdigen hohen Dom-Kapitel,	640	—	—
vom adel. Ritterſtifte St. Burkard,	80	—	—
vom Collegiatſtifte Haug,	40	—	—
vom Collegiatſtifte Neumünſter,	48	—	—
von St. Afra,	4	—	—
von Karthaus dahier,	60	—	—
von Eberacher Hof,	40	—	—
von Himmelspforten,	24	—	—
von St. Marx,	10	—	—
von St. Stephan,	16	—	—
von Oberzell,	30	—	—
von Unterzell,	48	—	—
Sum	1040	—	—

	fl.	kr.	pf.
und von der Univerſität verwilligter Beytrag,	50	—	—
Von hochfürſtlicher Hofkammer,	1000	—	—

Von den wöchentlichen Sammlungen in den hieſigen acht Stadtvierteln.

An Geld.			Brod.	
fl.	kr.	pf.	Leib.	
801	17	5	182	Dieterlcher
685	—	4½	104	Genheimer
460	11	4	104	Creſſer
938	6	1	52	Baſtheimer
811	8	4	182	Sander
1028	21	2	80	Hanger
169	26	½	182	Pleſchacher
389	45	2	78	Main-Viertel.

	fl.	kr.	pf.
Summe	5285	5	5
Dann 964 Leib Brod, oder 33 Malt. 2¾ Metz.			
Von beſondern Sammlungen bey Meſſen am Charfreytage, dann aus den Wirthshausbüchſen	108	27	3½
Von dem für die Armen gegebenen Concerte	270	10	4
Von beſondern Gutthätern	2560	17	12
Von Legaten	529	22	12
Von Erbſchaften der ohne Leibeserben verſtorbnen Armen	140	—	15½
Insgemein	85	6	5
Gnädigſter Zuſchuß Sr. Hochfürſtlichen Gnaden zur Beſtreitung der nöthigen Ausgaben, mit Inbegriff der Beſtallung des Arztes und für Medikamente	5923	—	—
Summe	9618	6	4

Anmerkungen.	fl.	kr.	pf.
I. Die Stadt-Almoſenpflege ſtehet, wie bisher, unter Adminiſtration des Stadtraths, giebt aber alles dasjenige zur Unterſtützung der Armen ab, was nach Beſtreitung der beſtimmten Abgaben zur Polizeywache, zur Erhaltung armer Studenten, zur Dienſtbeſoldung und andern Verwaltungs-Koſten, dann nach Reſervirung der Legate und andrer Zuflüſſe, die beſonders zur Vermehrung des Fonds beſtimmt ſind, übrig bleibt.			
Der Kapitalfond der Stiftung hat ſich ſolchergeſtalt in dieſem Jahre vermehret um			
II. Uebrigens wird die ganze Berechnung und Caſſaführung des Armen-Inſtituts von dem Herrn Pfleger der Stadt-Almoſenpflege beſorgt.			
Summe der Summen aller Einnahme an Geld 21256 fl. 8 kr.			

Einnahme an Korn.

	Mlt.
Vom hochfürſtlichen Futteramte	200
Vom Univerſitäts-Receptoratamte	50
Vom Juliusſpitale	87
Vom Hoſſpitale	15
Vom adel. Ritterſtifte St. Burkard	12
Vom Collegiatſtifte Haug	20
Vom Collegiatſtifte Neumünſter	6
Von der Jeſuiten-Adminiſtration	6
Vom Franciskaner-Kloſter	4

	Mlt.
Vom Auguſtiner-Kloſter	4
Vom Karmeliter-Kloſter	4
Vom Dominikaner-Kloſter	5
Von der Karthauſe dahier	12
Vom Stephans-Kloſter	10
Vom Schotten-Kloſter	3
Vom Marxer-Kloſter	6
Vom Afra-Kloſter	4
Vom Kloſter Himmelspforten	20
Vom Kloſter Oberzell	15
Vom Ebracher Hofe	6
Vom Bronnbacher Hofe	6
Von beſondern Gutthätern	10
Insgemein	9
Summe	514

Summe der Summen aller Einnahme an Korn
547 Mltr. 2⅔ Metzen.

Einnahme an Holz.

	Karn.
Aus dem hochfürſtl. Hofkammer-Magazin, welches Seine Hochfürſtl. Gnaden gnädigſt angewieſen haben	150
An erkauftem Holze	72

Summe — 222 Karren.

5.

Fabeln.

Die Lerche.

a.

Die junge Lerche wurde von ihren Eltern ſo gut erzogen, als nur eine Lerche erzogen werden konnte; weil ſie aber allein von ihren Geſchwiſtern übrig geblieben war, da die andern dem Netze des Jägers nicht entgehn konnten, ſo wandte man zu viel Sorgfalt auf ſie. Hänflinge, Bachſtelzen und dergleichen machten ihr die Cour, um ſich bey ihren Eltern zu inſinuiren, und ſo verging die erſte Jugendzeit. Sie hatte alles vollauf und lebte ſorglos und in Freuden.

b.

Ihre Eltern ſtarben, und ſie mußte nun für ſich wirthſchaften. Da ihr Wille bey ihren Eltern nie gebrochen war, glaubte ſie, er könne nicht gebrochen werden. „Warum, ſprach ſie, ſoll ich den Bachſtelzen und Hänflingen nicht ferner befehlen, ſie lieſſen ſich ja ſonſt alles von mir gefallen.“ Sie machte den Verſuch, aber die Vögel verlachten ſie und beſuchten ſie nicht ferner.

c.

Das war ihr nicht ſehr leid. „Die elenden Thiere, dachte ſie, es müßte ſchlimm ſeyn, wenn die Lerche nicht der Hänflinge entbehren könnte; ich will mich auszeichnen, höher fliegen als meine Schweſtern, die Speichellecker werden wiederkommen und ich werde ſie dann verſtoßen.“

d. Ge-

d.

Geſagt, gethan. Den nächſten Morgen ſtieg ſie weit über die gewöhnliche Athmoſphäre der Lerchen, aber wie ward ihr, als ſie in dieſer kalten Region erſtarrte. Um ihr Leben zu retten, ſtürzte ſie ſich ſo ſchnell als möglich wieder zur Erde nieder.

e.

Der Wiedehopf hatte ſie ſteigen ſehn. „Wie glücklich bin ich, göttliche Lerche, deinen Flug angeſtaunt zu haben, welch ein unendliches Vergnügen mußte es ſeyn, von dir zu lernen.“ Die Lerche verſprach ihm ihren Unterricht, zeigte ihm die Vortheile des Fliegens, aber vergebens war es ihn höher als etwas über eine ſehr niedrige Thurmſpitze erheben zu können. Er verließ ſie zornig. „Die Lerche, ſprach er, iſt doch ſehr dumm, ſie iſt nicht einmal fähig, ein ſolches Genie, als ich bin, zu unterrichten.“ Alle Sperlinge der Gegend ſtimmten ihm bey, und ſeit der Zeit verlohr die Lerche noch völlig den wenigen guten Ruf, den die klatſchſüchtigen Bachſtelzen und Hänflinge übrig gelaſſen hatten.

f.

Dies brachte ſie in die traurigſte Stimmung von der Welt, und in dieſer Stimmung begegnete ſie der Nachtigall. „Ich beklage dich, ſagte dieſe, du verlieſſeſt mich aus Neid, weil ich auch ſang wie du, und deswegen geliebt wurde, wie du ehemals geliebt wurdeſt, aber ich blieb darum doch deine Freundin im Stillen. Ich konnte dich noch nicht haſſen, aber ich vermied dich, um nicht durch dich ſelbſt zu dieſem Haß gezwungen zu werden. Es wäre dir leicht geworden, die Bachſtelzen und Hänflinge zu deinem Willen zu bereden, aber es mußte dir unmöglich werden, ſie durch Befehle dazu zu zwingen. Es zeigte von hohen Geiſt, daß du über deine Schweſtern dich erheben wollteſt, aber von weniger Weltklugheit, daß du dazu unausführbare Mittel wählteſt. Schwäche des Charakters war es, daß du dem Wiedehopf willfahrteſt, ſeinesgleichen wollen nur von unſern guten Eigenſchaften Gebrauch machen, nicht ihr Verdienſt erkennen. Daß dein Gram aber keine Grenzen kennt, iſt das ſicherſte Merkmal deines Mangels an Erfahrung, weil du, wenn du dieſe beſäßeſt, dich nie über etwas kränken könnteſt, was Wiedehopfe und Sperlinge an dir tadeln können.“ Die Nachtigall entfernte ſich, und man hat große Vermuthung, daß ihre Rede nur Indignation bey der Lerche bewürkte.

Der Phönix und das Huhn.

Ich exiſtire nur einmal, ſagte der Phönix, nur aus meiner Aſche entſteht meinesgleichen, und mich beten die Menſchen an. — Mich nicht, ſagte das Huhn, aber ohne mich würde mancher Menſch kaum leben können.

Man verachtet jetzt alles Gewöhnliche, und verehrt nur das Erhabne; aber ging nicht das Erhabne erſt dann aus den Gehirn des Menſchen hervor, als er die nothwendigen Kenntniſſe eingeſammelt hatte? O Gottſched, wenn du nie exiſtirt hätteſt, wo wären denn unſre jetzigen deutſchen guten Schriftſteller!

F. A. A. Meyer.

6.

Duldung in Frankreich.

(Aus dem Franzöſiſchen des Herrn Mallet du Pan, Bürgers von Genf.)

Die Annalen Frankreichs ſeit ſeiner Wiedergeburt gleichen Criminal-Akten. In dem Lande, wo man ſich rühmte die Rechte des Menſchen wieder gefunden, und die Freyheit geheiligt zu haben; wo man Voltaire und Rouſſeau als die Apoſtel der Duldung kanoniſirte; in eben dem Lande hat man jetzt (wahrſcheinlich als Opfer für die Namen jener neuen Heiligen) alle die Geiſtlichen **des Aufruhrs und böſer Abſichten verdächtig erklärt**, denen man ihr Brod nahm, weil ſie ſich weigerten, einen Eid abzulegen, den das Geſetz nur ſolchen Bürgern zuerkennt, die politiſche Rechte und Verrichtungen ausüben wollen. Und eines ſolchen **Verdachts** und ſolcher **muthmaßlichen Abſichten** wegen, ſoll ein Direktorium, (dem das Geſetz der Konſtitution jede gerichtliche Verrichtung unterſagt,) willkührlich aus ſeiner Wohnung den Diener des Gottes des Friedens und der Milde verjagen können, der im Schatten der Altäre grau geworden war? Man ſoll, wenn wo Unruhen über Religionsmeynungen entſtehen, (würden ſie auch gleich durch Böſewichter erzeugt, wie die zu **Nimes** und **Montpellier**, die dort ſechs ganze Monate lang mit Ochſenziemern bewafnet, der Schamhaftigkeit und der Freyheit des Denkens und Meynens Hohn ſprachen) — man ſoll dann die unbeeidigten Prieſter allein dafür züchtigen, und mit der Verbannung beſtrafen? Man ſoll ſie ihren Familien entreiſſen, wo ſie Pflege und Lebensunterhalt finden? Man ſoll ſie auf die Landſtraße jagen, und dem Mitleiden oder der

der Grauſamkeit des Publikums preis geben, weil ein Böſewicht Unruhen ſtiftete, um die Schuld auf ſie ſchieben zu können? *) — —

Herr Iſnard, der vorzeiten Parfümeur in der Provence war, und jetzt Deputirter bey der Nationalverſammlung iſt, dichtet und trachtet darnach, Ströme von Blut zu vergieſſen, wie er vorzeiten Ströme von Lavendel Waſſer und Bergamott-Oel vergoß. Am 14. Nov. 1791 erhob er in der Nationalverſammlung ſeine mörderiſche Beredſamkeit. Nachdem er behauptet hatte, daß 50 Jahre öffentliche Widerwärtigkeiten den Engländern, das Fantom von Freyheit erworben hätten, worauf ſie jetzt ſo ſtolz wären; ſo fuhr er alſo fort: „Nein, rief er, die franzöſiſche Revolution bedarf einer Entwicklung; beſchleunigen ſie muthig dieſe Löſung des Knotens, ehe der Enthuſiasmus verraucht; wenn ſie dem Elende **) Zeit laſſen, ſeine Lumpen gewahr zu werden, ſo werden ſie vielleicht nicht mehr den Herrn ſpielen können. Schon ſind wir nicht mehr, was wir in dem erſten Jahre der Freyheit waren. Privatangelegenheiten ziehen die Bürger von dem allgemeinen Intereſſe ab — tragen ſie auf Todesurtheile an! — ſchlagen ſie mit dem Schwerd des Geſetzes drein — liefern ſie Schlachten — zermalmen ſie alles unter ihren Siegen — im Anfange einer Empörung muß man tödtend ſeyn. — Ein Glück iſt's, daß Ludwig der XVI. ſich nicht dieſer Mittel bedient hat, ***) ſonſt wären wir jetzt nicht hier, und die Nation beugte noch ihren Nacken unter das Joch!"

---

*) Ein Theil der Mitglieder des Departements von Paris, hat öffentlich den König gebeten, dieſes Dekret der Intoleranz nicht zu ſanctioniren; ein anderer Theil deſſelben Departements hingegen, und zwar der Theil, der aus Jakobinern beſteht, hat in das Journal de Paris einrücken laſſen, daß er an obiger Bitte keinen Theil nehme.

**) Ja wohl Elend in allen Ecken!

***) Welch ein Geſtändniß!

In dem Ton fuhr Herr Isnard fort, auf die geringſte Beſchwerde, alle unbeeidigten Prieſter des Landes zu verweiſen, und über alle die das Todesurtheil auszuſprechen, welche durch ihre Verfolger würden überführt werden können. Man verlangte, daß dieſe ſchöne Rede gedruckt, und in die Departements geſchickt werden ſollte. Der konſtitutionelle Biſchof von Rennes Herr le Coz wollte als Bürger und Geiſtlicher das Wort nehmen, und ſchalt dieſe Rede eine unſittliche, anarchiſche und atheiſtiſche Aeuſſerung, welche das zu Grunde gerichtete Volk auch ſeines letzten Troſtes berauben würde. Aber Herr Bazire ſchrie: mit dem Pfaffen vor die Schranken! und die beſtochenen Gallerien und Tribunen ſchrieen ihm nach: vor die Schranken!

Was die Ermahnung des Königs an die ausgewanderten Franzoſen betrift, ſo muß der Miniſter, der ſie in ſeinem Namen aufſetzte, wahrſcheinlich geglaubt haben, daß er mit leichtgläubigen Kindern zu thun hätte, indem er ihnen Frieden und Sicherheit im Namen des Geſetzes verſprach, deſſen Handhabung in Sr. Majeſtät Händen ſey. Und ſo etwas konnte er in dem Augenblick ſchreiben und drucken laſſen, wo zu Caen 83 Edelleute ins Gefängniß geworfen, zwey getödtet und viele verwundet wurden; eben, weil ſie nicht ausgewandert waren? In dem Augenblick, wo die Menſchenfreſſer, die den unglücklichen Guillie bey Lyon zerriſſen, ungeſtraft in Freyheit geſetzt wurden? In dem Augenblick, wo Herr Isnard und 20 andre ſeines Gelichters in der Nationalverſammlung von nichts, als Mord, Blutgerüſten und Volksjuſtiz reden? — — Miniſter, die weder die Macht, noch das Anſehn haben, einen einzigen rebelliſchen Soldaten ſtrafen zu laſſen, die wollen ihren Schutz jener

Menge von Offizieren verbürgen, die man, ſeit einem ganzen Jahre zur Auswandrung durch alle nur erdenkliche Mittel aufgefodert und gereizt hat, indem man ſie ohne Vertheidigung der Willkühr ihrer Soldaten preis gab, die man gegen ſie aufhetzte? — —

Man wird ſich erinnern, daß zu Anfang des vorigen Jahres ein Haufe von Räubern den Park von Chantilly verwüſtete, den Büffon ſo gut geſchildert hat, indem er von ihm ſagt, daß dort alles von dem edeln Geſchmack ſeines Beſitzers zeugte. Um dieſen Räubereyen und Verwüſtungen Einhalt zu thun, die ſchon viele Monate dauerten, legte man ein Detachement Reiter vom Regimente Berry nach Chantilly. Man wird ſich gleichfalls erinnern, daß eine Patrouille von dieſen Reitern, als ſie vergebens verſucht hatte, einen Trupp dieſer Räuber durch gütliche Vorſtellungen abzuhalten, von ihnen meuchelmörderiſch angefallen, und ein Wachtmeiſter, ein Forſtbedienter des Prinzen von Condé, und der Offizier der Patrouille erſchoſſen wurden. Drey von den Mördern wurden ergriffen, und vor das Tribunal zu Sanlis gebracht. Man zog ihr Verhör und die Unterſuchung, ſo ſehr es nur möglich war, in die Länge; endlich ſchrieb im November 1791 der Miniſter nach Sanlis, und meldete dem Tribunal, daß dieſe Mörder dreyer Bürger mit unter der allgemeinen Amneſtie begriffen wären, und daß man ſie folglich in Freyheit ſetzen möchte; welches denn auch unverzüglich geſchah. — Und man will dem Prinzen von Condé einen Vorwurf aus ſeiner Entfernung aus dem Königreiche machen? und der Miniſter drohet ihn mit dem Zorn des Königs, weil er ſich nicht unter den Schutz der Geſetze begeben will? Hat denn dieſer Miniſter von den Mördern, die er auf freyen Fuß ſetzen ließ, ein Verſprechen erhalten, daß ſie dem Beſitzer von Chantilly, wenn er ſo thöriat iſt, zurück zu kommen, nicht auch ermorden wollen, wie ſie die Vertheidiger ſeines Eigenthums ermordet haben? —

Gewiß wird jeder Leſer der Meynung ſeyn, daß die Ungeheuer, welche die Greuel zu Avignon verübten, für ihre Schandthaten nicht hart genug gezüchtigt werden können. Und doch iſt ſchon die Rede davon, ſie mit unter der Amneſtie zu begreifen. **Briſſot** hat laut und öffentlich ihre Vertheidigung übernommen, er hat die Frechheit gehabt, drucken zu laſſen, daß das letzte durch ſeine **avignonern Freunde** verurſachte Blutbad **das Verbrechen der Ariſtokraten** ſey. So ließ er ehemals drucken, daß die Edelleute ihre Schlöſſer ſelbſt angezündet hätten, und ſo läßt er noch jetzt in dieſem Augenblick drucken, daß die Pflanzer auf **St. Domingo** ihre Negern ſelbſt aufwiegelten und ihre Plantagen ſelbſt verwüſteten. — Und das iſt einer von Frankreichs Geſetzgebern, welcher mit einem ſolchen Wahnſinn öffentlich als Wahrheit prunket? und die Nation, die einen **Montesquieu**, **Fénelon**, und **d'Agueſſau** erzeugte, vermag ſo etwas zu dulden? *) —

7. Ver-

---

*) Auf dem Café de Foi im Palais-Royal ſcheute ſich ein Partikulier nicht, am 2. December 1791 öffentlich zu ſagen: „Man brauche nur „200 **Jourdane** wie der zu Avignon, um Paris zur Vernunft zu „bringen.“ Dieſe ſchwarze, hämiſche Aeuſſerung, brachte alle Anweſende auf, und man ließ den Menſchen in Verhaft nehmen, und vor das Comité der Section führen. „Es ſoll der Sekretair des Comité de Surveillance geweſen ſeyn, (eines Tribunals, das, ſtatt des comité des recherches, zum wahren Inquiſitions-Gerichte von der jetzigen Nationalverſammlung errichtet iſt, und aus lauter Enragés beſteht,) ſagt der Eigenthümer des Café, Herr Jeſſeran, in ſeiner Petition, worinn er um **Sicherheit und Schutz der Geſetze** gegen die Verfolgung der **Jakobiner**, wegen obigen Vorfalls bittet, und er iſt, fährt er fort, von 3 Mitgliedern dieſes Comité de Surveillance reklamirt worden.“ Würklich erhellt aus dem Protokoll des Polizey-Commiſſarius von der Section: „es ſey gegen den Herrn Senlat,

Ce-

7.

Verſuch einer Beantwortung nachſtehender Frage:

Ob es zur wahren Freundſchaft unumgänglich nöthig ſey, kein Geheimniß für ſich zu behalten, und ob die möglich nützlichen Folgen, die eben ſo möglich ſchädlichen, die aus reiner Offenherzigkeit entſpringen können, überwiegen?

Bey Beantwortung der hier vorgelegten Frage, iſt vorerſt kürzlich zu unterſuchen, was iſt Freundſchaft? — Seelenerguß, Sympathie, Einklang der Seelen, ſind freylich herrliche Worte, die die empfindende Welt ſehr oft gebraucht hat, dies göttliche Geſchenk, theils dadurch zu bezeichnen, theils zu umſchreiben, und ob ich gleich bekennen muß, daß alle dieſe und jene ähnliche Ausdrücke, denn etwas ſehr wahres, ſehr treffend ſchilderndes beſitzen, wenn von manchen, ſich vielleicht beſonders auszeichnenden Auftritten, die wohl unter Freunden vorfallen, die Rede iſt, die oft ſo ſehr geſchickt ſind, uns einen gewiſſen hohen Enthuſiasmus in unſere Gefühle und ihre Aeuſſerungen einzuhauchen; ſo ſind ſie doch weder Erklärung ſelbſt, noch richtige Umſchreibung. Die Freundſchaft beſteht durchaus nicht

„Sekretair des Comité de Surveillance, die Anzeige geſchehn, „daß er im Café de Foi, ſich in Lobeserhebungen des Herrn Jourdan, „Kopf-Abſchneiders herausgelaſſen, und geſagt habe, dieſer Jourdan ſey ein vortrefflicher Patriot, und werde von allen Jakobinern unterſtützt werden. Herr Bazire und noch ein anderes Mitglied des „Comité de Surveillance hätten ihn reklamirt, und ſo ſey er, auf „Bürgſchaft des Präſidenten der Sektion, Herrn Pon wieder auf freyen „Fuß geſtellt worden.“

nicht in einem enthuſiaſtiſchen Drange; ſie iſt mehr eine Folge unſers Verſtandes und unſrer Erfahrung, denn erſt durch dieſe findet ſie den Weg zu unſerm Herzen. Sie iſt weder Inſtinkt noch Leidenſchaft, denn ſie äuſſert ſich nie durch glühende Forderungen. Wenn Verſtand und Erfahrung in uns das beſcheidene Flämmchen der Freundſchaft angezündet haben, wenn wir Vertrauen zu dem redlichen Manne gefaßt haben, deſſen Grundſätze wir ehren, deſſen Geſellſchaft wir ſuchen, und deſſen Neigung zu uns, die ſüße Pflicht uns auflegt, ihm jede Erleichterung jedes Vergnügen zu verſchaffen, das in unſerm Vermögen ſteht! —— ſo ſind die aus ihr entſpringende Wechſelneigungen, die ſanfteſten Regungen und Empfindungen, die ſchlechterdings keine flammende Begierde erzeugen, die weit entfernt, auch bey der dankbarſten Heftigkeit, uns zu zerſtören, vielmehr uns behülflich ſind, des ruhigſten Behagens und der ſtillſten Zufriedenheit zu genießen. Durch dieſe Ruhe, und durch eben dieſe, die Lebenskraft ſo wenig verzehrende, ſtille Wonne, unterſcheidet ſich vorzüglich die edle Freundſchaft von der ungeſtümern Leidenſchaft der Liebe.

Freundſchaft mögte ſonach nichts anders ſeyn: Als die Wechſelneigung zweyer oder mehrerer Perſonen, ſich alles mögliche Gute zu verſchaffen, und alle, ſelbſt die härteſten Ungemächlichkeiten, ſogar mit aller Aufopferung, einander aus dem Wege zu räumen, in ſofern ſie, dieſe Wechſelneigung daher entſprungen iſt, weil, die ſich als Freunde gegen einander betragenden Menſchen, durch Erfahrung gefunden haben, daß ſie ſich gegenſeitig bieder, in ihrer Denkungsart höchſt ähnlich, und in ihrer Geſellſchaft höchſt angenehm gefunden zu haben glauben.

Daß ich hier nur von der edelſten Freundſchaft rede, wird jeder wohl eben ſo gern vorausſetzen, als daß dieſer kleine Aufſatz keinen Theil einer ſchulgerechten Moralphiloſophie abgeben, ſondern nur die freundſchaftliche Erörterung einer eben ſo freundſchaftlich aufgeworfenen Frage ſeyn ſoll.

Ich fahre alſo fort den Gegenſtand meiner Unterſuchung mit jener unbefangenen Leichtigkeit zu prüfen, die beym Freunde ſo gern Schonung findet, und doch zuweilen geſchickt genug iſt, ein Körnchen Lehre oder Wahrheit in offene Herzen zu ſtreun.

Vernunft und Erfahrung ſind die mächtigen Pfeiler, auf die der Tempel heiliger Freundſchaft geſtützt wird.

Vernunft lehrt uns ſelbſt kennen, lehrt uns, wie wenig wir in menſchlicher Geſellſchaft im Stande ſind, unſere möglichſte Zufriedenheit und Wohlſtand ohne treuen Beyſtand andrer Menſchen zu erringen, ſie lehrt uns ferner, daß nicht der Beyſtand, der Rath, die Theilnahme eines jeden unſrer Mitbrüder, gleich treu, klug und herrlich iſt, und gattet ſich eben dadurch mit unſrer Erfahrung, die uns erſt Gelegenheit giebt, den oder diejenigen aufzufinden und zu prüfen, die wir für redlich denkend und beſonders übereinſtimmend mit uns halten müſſen. Glauben wir aber den oder diejenigen aufgefunden zu haben, die Biederherzigkeit, gleiche Geſinnungen, und vielleicht auch in etwas gemeinſchaftliches Intereſſe mit uns verbinden können; ſo hören wir nie auf, unſern Freund an alle dem Theil nehmen zu laſſen, was uns angenehm iſt, weil wir überzeugt ſind, daß er unſre Empfindungen aufrichtig mit uns theilt; denn wir haben erfahren, daß er mit uns ſich freut und mit uns leidet, und müſſen davon um ſo mehr vergewiſſert werden, da wir uns bewußt ſind, dieſe Gefühle auch mit ihm zu theilen. Viel zu delikat wird aber das edle Gefühl der Freundſchaft ſeyn, dem Freunde Unannehmlichkeiten mitzutheilen, wo ſein Rath, ſein Einfluß oder Troſt uns keine, ſelbſt die kleinſte Linderung nicht zu verſchaffen vermag, indeß er doch fruchtlos mitleiden würde. In dieſem Falle alſo entſchuldigt und befiehlt ſogar Delikateſſe, in der Aufrichtigkeit der Freundſchaft, dem lieben Freunde eine kränkende Theilnahme zu erſparen, da wir als Freunde, Kraft einer gewiſſen feinern Dankbarkeit, uns mehr angenehme Eindrücke als unangenehme, ohne Noth zu erregen ſtreben müſſen.

Dieſen vorangeſagten vielleicht etwas ſeltenen Fall ausgenommen, giebt es noch zwey Fälle, in deren einem ebenfalls Delikateſſe oft räth, im andern aber Pflicht verbeut, dem Freunde Sachen mitzutheilen, die ihn vielleicht mißtrauiſch gegen uns machen könnten, oder ihn zum Beſitzer eines uns anvertrauten Eigenthums machten, das nur bey uns ſelbſt, als ein Depoſitum ruhen ſoll. Der erſte Fall mögte der ſeyn: wenn ein ehemals leichtſinniger Menſch bey gereifterm Verſtande und gebildeterm Herzen nun faſt genöthigt iſt, das Andenken mancher Thorheiten ſeiner Jugend, vielleicht auch eines aus Unbeſonnenheit oder vermeintlicher Nothwendigkeit begangenen ſchlechten Streichs, aus ſeinem eigenen Gedächtniſſe zu verwiſchen zu ſuchen, weil er durch die zu lebhafte Erinnerung daran, nothwendig vieles von der Achtung für ſeinen gebeſſerten Charakter verlieren würde, die er ſich aus den natürlichſten Gründen der Selbſtliebe doch ſo gerne gönnen muß. Wenn ein ſolcher Menſch ein dergleichen Andenken für ſich ſelbſt zu verbergen ſucht, wer will ihm Vorwurf daraus machen, wenn er dem einen Vorfall verſchweigt, der bey aller Herzlichkeit doch ſein eigenes Ich nicht iſt; und von dem er im Gegentheil vielleicht weit ſicherer vermuthen darf, daß er bey aller Entſchuldigung ihm doch wohl die geſuchte Achtung entziehen oder mindern könne. — Hier und in ähnlichen Fällen, iſt Selbſtliebe, wenigſtens gleich ſtark wie

Freundſchaft, und gewiß ſtark genug, uns mit aller Entſchuldigung zur Bewahrung unſers Geheimniſſes zu beſtimmen.

Endlich ſo iſt es Pflicht, dann ein Geheimniß ſelbſt dem vertrauteſten Buſenfreunde zu verbergen, wenn es uns von einem dritten, gehörte er auch gleich mit in den Zirkel unſrer Verbindung, ausſchlieſſend anvertraut iſt; denn ein ſolches Geheimniß iſt weit weniger unſer Eigenthum, als es vielmehr ein auf guten Glauben uns anvertrautes Depoſitum iſt, das wir nie anders als nach dem Willen ſeines wahren Eigenthümers brauchen dürfen. Wir würden jenes uns geſchenkte Zutrauen auf jeden Fall ſehr unverdienſtlich, ja niederträchtig misbrauchen, wenn wir ihn verrathen wollten; ſelbſt dann wenn die Wiſſenſchaft des uns mitgetheilten Geheimniſſes uns vorausſagte, daß durch die Entdeckung deſſelben, unſer Buſenfreund, falls beyde einerley Ziel zu erreichen ſtrebten, in den Stand geſetzt werden würde, jenem ſicherer zuvorzukommen, und ſo ſich den Vortheil zu eigen zu machen, den jener auf den uns entdeckten Wegen zu erringen ſucht. Beyde ſuchen hier Gewinn, beyde fühlen das Bedürfniß in wichtigen Angelegenheiten, einem biedern Manne ſich mitzutheilen, ſie ſtoßen beyde auf mich, entdecken ſich mir — darf ich Richter beyder, darf ich Vorſprecher des einen werden? Ohne Ungerechtigkeit wohl nie, denn ich würde nicht nur partheylich handeln, und ſo dem innern Gefühle edler Gerechtigkeitsliebe zu nahe treten, ſondern ich würde auch eine der größten Unbilligkeiten an demjenigen begehen, der ſich mir anvertraut hätte, und mehr oder weniger öffentlich bekennen, daß er ſich in ſeiner vorgefaßten guten Meynung von mir entſetzlich betrogen. Es leidet alſo dieſe Regel weiter keine Ausnahme, als in dem Fall, wenn mir ein dritter etwas anvertraut, daß meinem Buſenfreunde einen ganz unerſetzlichen Schaden bringen würde, wenn ich ihn nicht davon benachrichtigte, indeß daß jener, wenn ich es entdecke, eben weiter keinen Schaden an ſeiner zeitherigen Glückſeligkeit empfinden müßte.

Wie muß ſich alſo hier der Mann voll Freundſchaft und Ehre verhalten, wenn er nicht fein genug empfinden kann, ob eben jetzt der Fall iſt, wo er Geheimniſſe, die nicht ihm gehören, verrathen darf?

Ich antworte, er muß lieber ſich ſelbſt, als den ganz zufälligen Mittelpunkt zweyer oder mehrerer entgegengeſetzt würkender Kräfte hinwegdenken, keinen verrathen, ſeine Ehre ſichern, und den Ausgang, den Händen einer waltenden Vorſicht zu beſtimmen überlaſſen.

So ſehr nun Menſchen unter ſich verſchieden ſind, eben ſo verſchieden ſind auch ihre Verhältniſſe und ihre Lagen, im gewöhnlichen Leben ſowohl, als auch in ſolchen Fällen, wo Zufall oder Dankbarkeit den Freundesbund ſchließt.

Ein Menſch der bis jetzt noch einzeln in der weiten Natur war, fühlt Bedürfniſſe, ſich zwanglos mittheilen zu können; zu wenig geübt in Welt- und Menſchenkenntniß glaubt er jetzt einen würdigen Gegenſtand ſeines Zutrauens gefunden zu haben, und ſeine innern und äuſſern Sinne werden durch das abgeſchliffene Betragen eines Mannes ſehr angenehm gerührt, der an Erfahrung ihn überwiegend, ſich glücklich den Schein eines ſchönen Charakters zu geben weiß, den er nicht beſitzt, und der vielleicht Urſachen hat, ſich dem trugloſen Menſchenkinde, ſey es aus Geldgier oder ſonſtigen eigennützigen Abſichten, werth zu machen; der Bund wird geſchloſſen! Armer Teufel du haſt bey deiner Wahl nach deinen Kräften, Vernunft und Erfahrung zu Rathe gezogen, beyde aber, wenigſtens die letztere war bey dir noch nicht reif genug, und ſo wurdeſt du in die

Möglichkeit geſetzt, betrogen zu werden. Dein neuer Freund verſteht nur die Maske eines Freundes zu brauchen, du aber vertrauſt ihm alles, was dich angeht, und kannſt betrogen werden durch ihn ſelbſt. Hüte dich künftig, einem Freunde, deſſen Abſichten ſeiner Freundſchaft du nicht recht genau kennſt, etwas zu vertrauen, woraus irgend ein Mißbrauch dir Schaden gebähren könnte!!

Oft verpflichtet uns Dankbarkeit ganz beſonders gegen eine Perſon, die vieles an uns thut, wenn wir ſelbſt hülflos ſind, doch aber, und wenn auch die Verpflichtung die wir gegen eine ſolche Perſon zu haben denken, noch ſo unabzahlbar wäre, ſo folgt doch noch nicht, daß eben dieſe Perſon auch im Stande ſeyn müſſe, uns die öde Stelle unſers Herzens auszufüllen, die die Natur ſelbſt nur der Freundſchaft allein vorbehielt, ſie in ein Paradies zu verwandeln.

Mitleiden iſt von Natur allen Menſchen, am meiſten denen, ohne Unterſchied des Geſchlechts eigen, die ſehr reizbare Nerven haben, Mitleiden entflammt unſern Eifer zur Hülfe, noch ehe wir unterſuchen können, ob der leidende unſers Eifers auch werth ſey: kurz wir helfen wo wir können, recht gern, das Gefühl geholfen zu haben, iſt uns ſüß, noch zehnmal ſüßer aber iſt dem Unterſtützten das Gefühl der Dankbarkeit; wo er es nicht in Liebe ausſtrömen kann, da ſucht er wenigſtens durch herzliche Freundſchaft ſeine Schuld abzuzahlen, er ſieht den Helfer ſo gern für einen Freund an, indeß dieſer nur ein gewöhnlicher Menſch iſt, der da Mitleid fühlte, wo Noth vorhanden war, gerne half, und doch zum Buſenfreunde vielleicht nicht die geringſte Anlage beſaß. Wer hier unerfahren genug iſt, dem der ihm ſich zu verpflichten eilte, ſogleich mit freundſchaftlicher Offenherzigkeit entgegen zu eilen, kann eben ſo mit ſeiner Offenherzigkeit betrogen werden, als der, dem man Schlingen legte, um ihn als Freund abſichtsvoll einzufangen.

Doch ich wollte hier nur von vollkommen edlen Freunden reden, die bewährt ſind, durch Rath und Theilnahme, ſolche auch nur geht der erſte Abſchnitt dieſer kleinen Abhandlung an, und ſonach muß ich auch erwähnen, daß uns der edle Freund, wenn er um alles weiß, was uns angeht, oft ſogar ohne unſer Wiſſen die größten Beweiſe ſeiner Freundſchaft und Treue geben kann, vielleicht am dritten Orte; er kann oft mit einem zu rechter Zeit geſagtem Worte eben ſo leicht unſer ganzes Glück gründen, als es der Verläumdung nicht ſchwer wird, in einem einzigen ihr günſtigen Augenblicke es zu zerſtören. Wie muß alſo wohl der zweyte Theil unſrer vorgelegten Frage beantwortet werden? ? Ich halte dafür, ihn muß lediglich die Klugheit beantworten, wenigſtens ſo lange, als wir in unſern Freund noch nicht den völlig edlen, treuen und wahren Freund zu erkennen, hinlängliche Gelegenheit hatten; haben wir dieſe Gelegenheit gehabt, ſo dünkt mir, muß er alles wiſſen, was ich in dem erſten Abſchnitte dieſer Abhandlung nicht ausgenommen habe, haben wir ſie aber noch nicht gehabt — ſo antworte ich mit der Redensart unſrer Vorfahren:

„Man muß, ehe man mit ſeinem Freunde zu vertraut „wird, erſt eine Metze Salz mit ihm gegeſſen haben.“

Wilhelm Schober.

IV.

Naturgeſchichte.

Anekdoten aus dem Thierreiche, lehrreich für das Menſchengeſchlecht.

(S. Olla Potrida 1791. St. 1. S. 146 - 148.)

Beyſpiel uneigennütziger Freundſchaft.

Zwar glaube ich, Sprichwörter lügen ſelten: jenes erſte Erzeugniß das unſer Verſtand hervorbringt, indem er den rohen Stoff ſinnlicher Empfindungen bearbeitet, — die wohlthätige Erfahrung iſt ja ihre Mutter. — Allein für eines der unwahren halte ich dasjenige, welches man ſo häufig von zänkiſchen Leuten braucht:

„Sie vertragen ſich wie Hund und Katze!"

Vielleicht ward dies Sprichwort in Unehe *) erzeugt, und blos erfunden, um den Zänker mit einem **Hund** und die

---

*) Das Wort iſt freylich im Hochdeutſchen veraltet. Da wir aber kein völlig gangbares deutſches Wort haben, indem **Kebsehe** gleichfalls veraltet iſt, ſo ſollte man Herrn Adelung folgen, und dieſes gute Wort wieder in Umlauf zu bringen ſuchen. S. Adelung's **Verſuch eines vollſtändigen grammatiſch-kritiſchen Wörterbuchs der hochdeutſchen Mundart.** Th. 4. S. 1227. Leipz. 1780. gr. 4.

die Zänkerin mit einer Katze zu vergleichen. — Wenigſtens triſt man ſo viele Ausnahmen, daß die ganze Regel darüber zu Grunde geht: hier eine davon zum Beyſpiel.

Ein Mann zu Schmiedeberg in Churſachſen hatte einen Hund und eine Katze, die ſo freundſchaftlich zuſammen lebten, daß, wenn der erſte mit dem Herrn weg war und die Mahlzeit verſäumte, die letzte von ihrem eben nicht reichlichen Mittagseſſen für ihn allemal die Hälfte übrig ließ. Einſt ging die Katze aus, ſich ein Mäuschen ſchmecken zu laſſen; die Magd brachte indeſſen ihr Futter, und ſetzte es auf die Treppe. Die Thiere des Nachbars kamen, das verwaiſte Suppenbehältniß zu plündern: wäre nicht der Freund Hund zur rechten Zeit herbey gerennt, ſo hätte dies Räubergeſindel alles Hab' und Gut der Katze verzehrt: aber er ſtellte ſich zur Wehre, verjagte die Diebe und bewachte den Bewegungsgrund zum Diebſtahl, bis die Katze ankam, und das übrige mit Ruhe ſchnabelte. O der brave freundſchaftliche Hund! Denkſt du mein Leſer; — ja wohl! und lies noch eine Zeile weiter!

Der Hund forderte für die Handhabung des Rechts und der Gerechtigkeit nichts: ſtolz ſchlug er jeden Biſſen Belohnung aus. — Er beſaß keine theoretiſche Kenntniß der Freundſchaft, aber er übte ſie thätig, ob er gleich nicht verſtand über ihren Namen zu klaſſen.

Ein jeder Freundſchaftsdienſt und eine jede That
Ohn' Eigennutz gilt mehr, als leerer weiſer Rath.
Auch von den Thieren ſieht man ſchöne Pflichten
In Dunkelheit und unbemerkt verrichten.

Freundſchaft, ſtärker als Mutterliebe.

In eben demſelben Hauſe zu Schmiedeberg befanden ſich zu einer andern Zeit zwey Katzen: ſie ſtammten aus verſchiedenen Orten, und waren ſchon ziemlich erwachſen, als ſie ſich kennen lernten. In einer Nacht befruchtete beyde der Kater, und eine volle Stunde hindurch ertönte ihr flehendes Zetergeſchrey. Kein Wunder daher, wenn an einem Tage den tragbaren Katzen Juno Lucina beyſtand! Sie wurden ohne die Zange eines Geburtshelfers glücklich entbunden: die eine mit Zwillingen, die andre mit einem einzigen Kätzchen. —

Den Tod hält Siſyphus zu Korinth nicht mehr gefangen: leider hat Mars ſein Gefängniß eröfnet: der Knochenmann wallt alſo wieder freyen Fußes herum, und ſeine ausgeſtreckten Arme wollten mit der blitzenden Senſe das einzige Kätzchen wegmähen. Dieſes war zu ſchwach, dem erhabenen Exempel eines durchlauchtigen Siſyphus zu folgen: kläglich jammerte es nur, und jeder, wer es hörte, dachte an Zachariä's Vers:

Es maute trauervoll das Kätzchen Winz genannt.

Aber der Tod ſprach mit ſeiner Herſcherſtimme: „Ey! Was heulſt du mir vor! du biſt die Beute des Stärkern. Fort mußt du, wohin ich dich führe, ſo ſchön du auch mauest.“ *)

Schrecken und Schauder durchfuhr die Glieder der dabey liegenden hörenden Mutter. — Wäre ich Kraftmann, ſo könnte ich dir, freundlicher Leſer, jetzt einen Auftritt darſtellen, der dein Eingeweide zertrümmerte, deine Sinne naſenſtüberte, beſonders dein Gefühl links und rechts maulſchellirte oder maulſchellte; — wie man will, denn mir verſchlägt ſo etwas nichts, — und wer weiß, ob ich nicht gar ein Katzen-Schauſpiel auftiſchte, worin nach

---

*) Δαιμονιη, τι λελακας; ἐχει νυ σε πολλον ἀρειων,
Τῇδ' εἶς ᾗ σ' ἂν ἐγω περ ἀγω, και ἀοιδον ἐουσαν.

HESIOD. OP. ET D. 205.

nach Möller's Art und Weiſe gar vielerley Spektakel und allerhand wunderſeltſame Abentheuer ſich durchkreuzen; — doch ich bin ſo ein ärmlicher Wicht, verſtehe ſo wenig von Schnellkraft, Sturm und Drang: ich ſage deswegen weiter nichts, als: ſie hing über den Verluſt ihres Töchterchens traurig den Kopf, und **jeder Puls ſchlug eine Thräne hinweg.** *)

So ſchlich ſie einige Tage umher, ihre grünen Augen ſtarr gegen die Erde geheftet. Endlich vereinigte ſie ſich mit der andern Katze: dieſe erfüllte ihren Wunſch: jene nahm eines ihrer Zwillinge, ließ es an ſich ſaugen, und betrachtete es als ihr verlohrnes Kätzchen. Die rechte Mutter beneidete die neuen Mutterfreuden ihr nicht, ob ſie gleich die kleinſte derſelben ſehen konnte, oder vielmehr ſehen mußte, da ihre Schlafkämmerchen an einander grenzten: denn kein dünnes Brett umzäunte ſie: dennoch zeigten ſie einander nie die Krallen und beſuchten ſich niemals murrend mit drohendem Schweif. Ihre Freundſchaft war ſo feurig wie ihr Haar, das Funken ſprüht, und alle Morgen drehte ſich eine freundlich mit erhobenem Rücken ſchnurrend rings um die andre. Wenn man bedenkt, wie nahe das Ungeheuer, welches weint, ſobald es nichts Beweinenswerthes ſieht, **) — der Nachbarſchaft iſt, ſo muß man deſto mehr ihre Eintracht bewundern. —

Wird ſolche Freundſchaft auch unter den Menſchen gefunden?

---

*) Dieſer und andere überſpannte unnatürliche Ausdrücke, ſtehen in Karl und Klärchen. Halle 1781. 2. Bände in 8.

**) Vix tenet lacrymas, quia nil lacrymabile cernit.

OVID. METAMORPH.

Ausnahme von der Regel.

Es iſt bekannt, daß der Kater ſeine jungen Kinder aus Gourmandiſe *) frißt, oder wenigſtens den Kopf und ein Pfötchen ihnen abbeißt. In Kaſſel aber ſah ich einen Kater, der nicht blos ſeine Eßluſt zähmte, und die Neugebornen unzerſtückelt ließ, ſondern auch für ihre Pflege ſorgte.

Manchen leckern Fraß brachte ihnen ſein Mund, und ſeine ſammtne Tatze ſtreichelte die Mutter. Kurz, der gute Thiervater führte ſich ſo auf, wie jeder Menſchenvater ſich aufführen ſollte!

Ernſt Adolph Eſchke.

V.

Biographie.

Leben des Philoſophen Carneades.

Eine Skizze.

Das Leben berühmter Männer ſchriftlich zu entwerfen, iſt in mancher Rückſicht von großem Nutzen. Man wird dadurch mit dem Geiſt und Charakter merkwürdiger Menſchen bekannter; eine Kenntniß, die allemal lehrreich und nützlich werden kann, wenn man ſie gehörig zu gebrauchen weiß.

---

*) Wer zu ſehr an Gottſchedſcher Puriſterey klebt, und dies franzöſiſche Wort nicht verdauen kann, der präge dafür ein einziges deutſches. Jetzt kann man es, ohne mehr Wörter zu brauchen, nicht überſetzen.

weis. Nur Schade, daß man nicht immer ſo viel von dieſem oder jenem aufgezeichnet findet, als man wünſcht! Dies iſt auch mein Fall beym **Carneades**. Um von dieſem Mann, dem man die Ehre erzeigt, und ihn in die Klaſſe der **berühmten Philoſophen** des alten Griechenlands geſetzt hat, eine vollſtändige Biographie entwerfen zu können, giebt die Geſchichte nicht Data genug an die Hand. Indeſſen reichen doch die Bruchſtücke, die man bey einigen alten Schriftſtellern von ihm zerſtreut antrift, hin, um einigermaßen ein kleines Gebäude davon aufzuführen; und die wenigen Züge, die uns von ihm aufbehalten ſind, ſetzen uns gleichwol in den Stand, daraus ein Bild zuſammenzuſetzen, das uns den Charakter des Mannes kenntlich genug darſtelle.

Carneades hatte **Cyrene**, eine Stadt in Afrika, die jetzt **Korene** heißt, und die eine griechiſche Kolonie war, zu ſeinem Geburtsort. Weder wer ſeine Eltern geweſen ſeyn, noch welche Art der Erziehung er genoſſen habe, wird gemeldet. In ſeinen reifern Jahren widmete er ſich vorzüglich der **Philoſophie**, und bildete ſich nach den Grundſätzen und Manieren des **Chyſipps**, der ſich zwar einen Stoiker nannte, aber in manchen Stücken von ihnen abwich; eines Mannes, den **Cicero** einen ſcharfſinnigen, dabey aber verſchlagenen und ſpitzfindigen Kopf nennt. Allein ein ſo ehrgeiziger Mann wie Carneades war, konnte keine Befriedigung bey dem Gedanken finden, blos der Nachahmer eines andern zu ſeyn. Er mußte ſich an der Spitze von vielen ſehen. Er **ſtiftete** daher die, ſo genannte, **dritte Akademie**, welche gleichwohl von der zweyten nicht weſentlich verſchieden war, auſſer daß Carneades zwar zugab, daß in den Sachen etwas Wahres oder Falſches zu finden ſey, zugleich aber behauptete, der Verſtand des Menſchen ſey mit einem ſo dicken Nebel umhüllt, daß er ſolches nicht zu erkennen vermöge, und folglich ſey alle Erkenntniß nur wahrſcheinlich, nicht gewiß. — Wer verkennt hier den Sceptiker? — Er fand daher Vergnügen daran, ſelbſt wider allgemein anerkannte Wahrheiten zu ſtreiten. Er bauete bald auf, riß bald nieder, je nachdem es ihn gut dünkte. — Ob er gleich nach dem Zeugniß Cicero's, in keinem Theil der Philoſophie unwiſſend war; ſo legte er ſich doch vorzüglich auf die Moral. In ſeinem Syſtem der Sittenlehre finde ich indeſſen nichts empfehlendes, ein Stück ausgenommen, davon ich gleich reden werde. Wer kann ihm beypflichten, wenn er das höchſte Gut des Menſchen in der Befriedigung ſeiner Sinnlichkeit ſetzt? Iſt das nicht das Syſtem der unwürdigen Schüler Epikurs, des Weiſen? — Aber wie ſchön kontraſtirt nicht dagegen folgender Satz ſeiner Moral, den uns Cicero in ſeinem zweyten Buch, im achtzehnten Kapitel von den Grenzen des Guten und Böſen aufgezeichnet hat! „Wenn du wüſteſt, ſagt Carneades, daß an einem gewiſſen Ort eine Schlange verborgen liege, und du ſäheſt, daß ſich einer, deſſen Tod dir nützlich ſeyn könnte, unvorſichtiger Weiſe auf dieſelbe niederlaſſen wollte: ſo würdeſt du unrecht handeln, wenn du ihn nicht warnteſt; obwohl du, wenn du ſolches zu thun unterlieſſeſt, ungeſtraft bleiben würdeſt. Denn wer könnte dich überführen, daß du jenen Umſtand gewuſt hätteſt.“ In der That eine; eines ächten Philoſophen würdige Moral! —

Was für ein gewaltiger Redner unſer Carneades geweſen ſey, davon können Cicero und andre Männer von großer Einſicht, nicht Rühmens genug machen. Folgendes mag davon zum Beweiſe dienen: Als er in einer Staatsangelegenheit von den Athenienſern nach Rom geſchickt worden war, ſetzte er durch ſeine Suade nicht allein den ganzen Senat in die größte Verwunderung, ſondern veranlaßte ſogar den Cenſor Cato den Rath zu geben, man ſolle ihn, ſobald als möglich zurückſchicken, weil man vor ſeinen Sophiſtereyen und blendenden Vortrag, das Wahre von dem Falſchen nicht zu unterſcheiden im Stande ſey. — Ein andrer ſagte: Der Mann hat eine ſeltne Gabe der Beredſamkeit! Wie ein Gebürgſtrom reißt er alles mit ſich fort, und feſſelt alle Gemüther ſo, daß ſie, ſie mögen wollen oder nicht, ſeinen Vorſtellungen Beyfall geben müſſen. — Mit vorzüglicher Allgewalt redete er einſtmals in Italiens Hauptſtadt zum Lobe der Gerechtigkeit, und den folgenden Tag widerlegte er alles. Hierbey muß ich fragen: Wenn Carneades die Gerechtigkeit heute erhebt, und morgen mit gleich ſcheinbaren Gründen vernichtet; welcher unter dem großen Haufen, oder auch allenfalls über denſelben, wird nicht in Verſuchung gerathen, die Tugend für einen leeren Namen, für ein bloſſes Phantom zu halten, von welchem man denken kann, was man will? — Von der hinreiſſenden Beredſamkeit Carneades muß ich noch ein Beyſpiel anführen: Plutarch im Leben des M. Cato Th. 3. S. 436. in d. Ueberſetz. Schirachs verſichert, daß die jungen Leute in Rom von den ſchönen Reden unſers Mannes ſo bezaubert worden, daß ſie all ihrem Vergnügen, allen ihren Lieblingsneigungen entſagt, und enthuſiaſtiſch ſich auf die Philoſophie gelegt hätten. — Dies war einmal eine gute Würkung ſeines Talents. Aber Schade, daß er dieſe herrliche Gabe blos angewandt zu haben ſcheint, um ſeinem Ehrgeiz zu ſchmeicheln. Nicht um Erforſchung der Wahrheit, nicht um Ausbreitung der Tugend war es ihm zu thun: blos um bewundert, um gelobprieſen zu werden, und ſeine Lieblingsidee, es gebe faſt nichts gewiſſes, immer mehr zu befeſtigen und allgemeiner zu machen, redete er ſo ſtark für, als wider einen und denſelben Gegenſtand. Er war ein treflicher Rabuliſt, und konnte, gleich dem Sohn Merkurs

Candida de nigris, & de candentibus atra machen; ein wahres animal diſputans. Denn Cicero ſagt von ihm, er ſey in der Dialektik — nicht der ſokratiſchen ſondern der ſophiſtiſchen — ſehr geübt geweſen, (einer Kunſt, die Carneades ſelbſt den Polypen, und ein andrer Alte dem Spinnengewebe vergleicht,) und er hätte, blos aus Diſputirſucht, bald dieſes bald jenes behauptet. — Dieſe Eigenſchaft hatte er mit ſeinem Lehrmeiſter Chryſipp, und hat ſie noch mit vielen andern Menſchen gemein. Aber das, was ich jetzt von ihm anzuführen will, ſetzt ihn in die Klaſſe der Sonderlinge. Er war nehmlich von einem ſo mächtigen Triebe, den Kreis ſeiner Einſichten zu erweitern, und ſich je mehr und mehr an einem anhaltenden tiefen Nachdenken zu gewöhnen, belebt, daß er, wenn er ſich niedergelaſſen hatte, zu eſſen, die Hand nach den Speiſen anzuſtrecken vergaß; daher ſeine Beyſchläferin Meliſſa, ihm die Speiſen in den Mund zu ſtecken pflegte. Dies erzählt Valerius Maximus, im ſiebenten Kapitel des achten Buchs ſeiner merkwürdigen Reden und Thaten, von ihm, und fügt ſehr wahr hinzu: „Er lebte dem zufolge blos dem Geiſte nach, und ſein Körper ſchien ein überflüſſiges Ding zu ſeyn, das ihm nicht zugehörte.“ Noch etwas beſonders führt der, ſo eben gedachte Schriftſteller von unſerm Carneades an, und bemerkt dabey, daß er dieſe Gewohnheit mit mehrern Ruhmbegierigen gemein gehabt habe. „Wenn er ſich, — ſo lauten die Worte des Valerius Maximus, — mit ſeinem Lehrmeiſter in einen gelehrten Streit einlaſſen wollte; ſo pflegte er zuvor Nieſewurz einzunehmen, um deſto ſchärfer denken, und ſeinen Gegner deſto beſſer widerlegen zu können.“ — Ob, und wiefern jenes Mittel dieſen Endzweck zu befördern fähig ſey, überlaß ich den Kunſtverſtändigen zu entſcheiden. Ich merke nur an, daß es bey den Alten ausgemacht geweſen zu ſeyn ſcheint, daß gedachte Wurzel — war's die weiße oder ſchwarze, weiß ich nicht — heilſame Einflüſſe auf das Gehirn und den Verſtand des Menſchen habe. D. **Unzer** ſagt: „Es iſt eine ſehr alte Gewohnheit, dem Verſtand mit Arzneyen, die ein Nieſen erregen, zu Hülfe zu kommen.“ S. deſſen **Arzt.** St. 59. Wer kennt nicht das **helleboro indiget**, das die Römer von demjenigen brauchten, um deſſen Kopf es nicht ſo ganz richtig ſtand? „Drey Schluck Nieſewurz, läßt **Lucian** den Chryſipp ſagen, machen, daß wir weiſe werden.“ — Doch dies nur im Vorbeygehn. — Zur Beſtätigung deſſen, was ich eben aus dem Valerius Maximus von der auſſerordentlichen Wisbegierde des Carneades angeführt habe, dient auch das was **Diogenes Laertius** von ihm ſagt: „Er war — ſind ſeine Worte — den Wiſſenſchaften ſo ergeben, daß er darüber ſeine Nägel und ſein Haar zu beſchneiden verabſäumte.“ — Zum Schluß noch eine Anekdote von unſern berühmten weiſen Carneades! Einer ſeiner erſten und geliebteſten Schüler, Namens **Mentor**, hatte ſich zu bekannt mit der obengedachten Meliſſa gemacht, und Carneades hatte beyde in einer zu vertraulichen Stellung angetroffen. Dies empörte unſern Philoſophen dergeſtalt, daß er einen unverſöhnlichen Haß auf den Schüler warf. — Es freut mich, den Carneades einmal als einen gewöhnlichen Erdenſohn zu finden. Sonſt zweifelte er an allem, hielt alles für Täuſchung; aber jetzt, da er ſeine Geliebte in den Armen eines andern fand, diſputirte er nicht über ſein Steckenpferd: **Wahrſcheinlichkeit**; jetzt war er gewiß, daß ſeine Augen ihn nicht betrogen hatten. — Und die That Mentor's? Wer kann anders als ſie höchſt ſchlecht nennen? Er war Carneades vornehmſter Lehrling; wurde von ihm gehalten wie ein Kind im Hauſe; und er mißbrauchte dieſes Vorrechts auf eine ſo ſchändliche Weiſe! — Aber würde ein Socrates ſich in einem ſolchen Fall nicht anders betragen haben, als Carneades that? Haß gegen den Beleidiger entehrt jeden geſitteten Menſchen, wie vielmehr

mehr einen Mann, der auf höhere Weisheit Anſprüche machte! — Carneades ſoll neunzig Jahre alt geworden ſeyn. Sein Tod wird in das vierte Jahr der hundert und zwey und ſechzigſten Olympiade geſetzt. —

Und nun was ſollen wir von Carneades halten? — Mich dünkt, in den Augen deſſen, der bey jeder Handlung eines Mannes der Quelle nachſpürt, aus der ſie entſprang, und die Abſicht entdeckt, warum ſie unternommen wurde, in deſſen Augen ſag ich, kann Carneades nicht groß erſcheinen, ihm kein Muſter der Nachahmung ſeyn. Ich wenigſtens wollte lieber auf die ehrenvollen Titel eines **Philoſophen** und **Redners** Verzicht thun, wenn ich aus keinen andern Gründen darauf Anſpruch machen könnte, als der Mann, deſſen Biographie ich hier entworfen habe.

D. J. F. Piel.

VI. No.

VI.

Roman, oder Luſtſpiel.

Der Treffbube.

Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge

von

C. A. Vulpius.

Conveniens vitae mors fuit iſta ſuae.

Ovid.

Perſonen.

Emilie von Waldberg.
Karoline, ihre Kammerjungfer.
Adolph von Tannau.
Ferdinand, ſein Bruder; Kavallerie-Lieutenant.
Anton, ſein Reitknecht.
Kasper, Adolphs Bedienter.
Ein Bube.

Erſter Auftritt.

Saal mit Seitenthüren.

Anton. (putzt Sporen.)

Nun! ſo weiß ich doch aber wahrhaftig auch nicht, wo er bleibt! — Dem gnädigen Fräulein wird jede Minute zur Stunde werden, und er, wird am Farotiſche ſitzen. — Das iſt wahr! ein braver Herr iſt er, aber das verfluchte Spiel wird ihn noch zu Grunde richten.

Zweiter Auftritt.

Ferdinand. Anton.

Ferd. (kömmt unmuthig herein, legt den Degen ab, wirft Stock und Hut auf den Tiſch, geht umher und wiſcht ſich den Schweiß von der Stirn.)

Ant. (blickt ſeitwärts nach ihm.) Hm! 's iſt einmal wieder nicht geheuer.

Ferd. Anton!

Ant. Herr Lieutenant?

Ferd. 's iſt verdammt heiß!

Ant. So? — Ich könnte es eben nicht ſagen. (hängt die Sporen auf.)

Ferd. (wirft ſich auf einen Stuhl.) Mach ein Fenſter auf!

Ant. Es ſind ja drey Flügel ſchon offen.

Ferd. So mach den vierten auch auf. — Gieb mir den Kalender.

Ant. Hier! (giebt ihm den Kalender.) Er ſieht gewiß nach dem Erſten.

Ferd. Lauter Lumperey in der Welt! (wirft den Kalender auf die Erde.) Sind keine Briefe an mich angekommen?

Ant. (hebt den Kalender auf.) Nein!

Ferd. 's iſt doch verflucht! Karten und Weiber!

Ant. Aber, vor anderthalb Stunden, kamen die gnädige Frau und das gnädige Fräulein an.

Ferd. (ſpringt auf.) Sie ſind da? — Das iſt gut! — In dieſer Stimmung, will ich ihr Dinge ſagen —

Ant. Herr Lieutenant! der Schneider hat ſeine Rechnung gebracht.

Ferd. Er hätte ſie behalten können. Ich habe kein Geld, ich kann ihn nicht bezahlen.

Ant. Er iſt ein armer Mann, der —

Ferd. (wild.) Ich habe kein Geld, ſag' ich dir!

Ant. Der Sturm muß vorüber gehn!

(ab.)

Dritter Auftritt.

Ferdinand.

Der verfluchte Treffbube! — Ich habe den Schurken ſo lieb, und heute wird er mir ganz ungetreu. — — —. Alſo, Emilie wieder hier? — Seit 9 Wochen, einen einzigen Brief von ihr! ich liebte ſie ſo innig, und auch ſie wurde mir ungetreu. Der Treffbube, Emilie, eine Figur, ſo treulos wie die andere!

Vierter Auftritt.

Ferdinand. Emilie.

Emilie.

Ferdinand!

Ferd. (ſchlägt die Augen nieder.) Ach!

Emil. Sind Sie krank?

Ferd. (ärgerlich.) Ich dachte gar!

Emil. Was fehlt Ihnen?

Ferd. Fragen Sie noch!

Emil. Sie wollen den Beleidigten ſpielen?

Ferd. Ich will nicht — ich muß.

Emil. Und warum?

Ferd. Seit 9 Wochen, auf 6 Briefe, nur eine einzige Antwort.

Emil. Ach! lieber Ferdinand! ich konnte Dir nicht ſchreiben. Wenn Du wüßteſt! — meine Mutter —

Ferd. Sollte die die Briefe an mich etwa diktiren? — Auf 5 Briefe, nicht eine Zeile Antwort!

Emil. Willſt Du meine Vertheidigung hören?

Ferd. Nein!

Emil. Ferdinand?

Ferd. Gnädiges Fräulein?

Emil. Es ſind Dinge vorgegangen, die —

Ferd. Das glaube ich!

Emil. Meine Mutter hat —

Ferd. Laſſen Sie Ihre Mutter aus dem Spiele. Was gehen Ihrer Mutter Dinge an, die uns betreffen? — Sie ſind nicht zu entſchuldigen, Sie haben — Sie ſind — Sie ſind eine Ungetreue!

Emil. Dieſe Kränkung, verdiene ich nicht. (ab.)

Fünfter Auftritt.

Ferdinand.

Warum bleibt ſie nicht, wenn ſie unſchuldig iſt? — Warum beweiſt ſie ihre Unſchuld nicht? — Sie kann nicht! Sie iſt ein Weib, und Weiber und Karten ſind betrüglich. (wirft ſich auf einen Stuhl, zieht den Treffbuben und Emiliens Porträt aus der Taſche, und hält ſie gegen einander.) Sie gleichen ſich! — wenigſtens an Wankelmuth. Der Treffbube und Emilie! beyde mir ungetreu!

Sechster Auftritt.

Ferdinand. Karoline.

Karoline.

Herr Lieutenant! (verneigt ſich) Ihre Dienerin.

Ferd. Biſt du auch wieder da?

Kar. Friſch und geſund!

Ferd. Alſo, hat das Bad doch angeſchlagen?

Kar. O ja! — Wir haben uns recht luſtig gemacht.

Ferd. Das glaube ich!

Kar. Von der Promenade ins Schauſpielhaus, aus dem Schauſpiel, auf den Ball, vom Ball —

Ferd. Zu den Liebhabern! — Ihr habt wohl viele Eroberungen gemacht?

Kar. O ja! Die jungen Herrn haben uns umflattert und umſchwärmt — hu! das ging —

Ferd. Wie die Motten.

Kar. Wahrhaftig!

Ferd. Und in dem Feuer eurer Augen, fanden ſie Sieg und Tod?

Kar. Sieg nicht ſo oft, als Tod.

Ferd. Die armen Geſchöpfe! — Ein luſtiger Tod! — Was ihr Weiber nicht alles ſeyd, ſogar, privilegirte Mörderinnen. Warum haben die Narren ſich nicht lieber die Zeit am Farotiſche vertrieben!

Kar. Sie dachten nicht alle, wie Sie.

Ferd. Wie ich?

Kar. Das iſt wahr! ein ſchöner Liebhaber ſind Sie. Ihre Geliebte bittet um Ihr Portrait; der erſehnte Brief kömmt, er wird aufgeriſſen, und ſtatt dem Portrait, fällt heraus — der Treffbube.

Ferd. Biſt du toll?

Kar. Weil ich die Wahrheit rede?

Ferd. Unwahrheit iſt es! — Ich will dich gleich überführen. (reißt ſeinen Schreibtiſch auf.) Hier hat das Portrait gelegen, und hier —

Kar. (nimmt's heraus.) Liegt's noch.

Ferd. Verflucht! — — Alſo, wirklich den Treffbuben habe ich Emilien geſchickt?

Kar. Den Treffbuben, garnirt mit Paroll's auf allen Seiten. Das gnädige Fräulein fiel beinahe in Ohnmacht.

Ferd. Das war ein alberner Streich!

(es wird geklingelt.)

Kar. Mein Fräulein klingelt!

(ab.)

Siebenter Auftritt.

Ferdinand.

Wo habe ich denn die Augen gehabt? — Der verdammte Treffbube miſcht ſich doch in alle meine Angelegenheiten! — Was kann aber der Treffbube dafür, daß mir Emilie nicht ſchrieb? — Ein Verſehen der Art, entſchuldigt ſie nicht. Sie hatte mich dennoch vergeſſen!

Achter Auftritt.

Ferdinand. Karoline.

Ferdinand.

Was gab's denn?

Kar. Ein Brieſchen ſoll ich beſtellen.

Ferd. Einen Brief? —

Kar. An einen artigen, jungen Herrn —

Ferd. Laß ſehen! (nimmt ihr den Brief.) Der Brief, iſt ja an mich.

Kar. Sonſt hätten Sie ihn auch nicht bekommen.

Ferd. Sie kann alſo doch noch ſchreiben?

Kar. Wie Sie ſehen!

Ferd. Nun! 's iſt gut! (ſteckt den Brief ein.)

Kar. Wollen Sie den Brief nicht leſen?

Ferd. Nein! — Ich kann ſchon vermuthen, was drinne ſteht.

Kar. Der Inhalt, kann wichtig ſeyn.

Ferd. Vielleicht giebt Sie mir den Abſchied. Um alſo doch zu ſehn — (reißt den Brief auf und lieſt.) „Liebſter Ferdinand!“ — (ſteckt ihn ein.) Ich kenne die Ueberſchrift, und errathe die Unterſchrift und den Inhalt.

Kar. Und die Antwort?

Ferd. Sag ihr, ich hätte (zerreißt den Brief.) den Wiſch zerriſſen.

Kar. Herr Lieutenant! — Das iſt nicht artig.

(ab.)

Neunter Auftritt.

Ferdinand.

Artig oder nicht, das iſt gleichviel! — Alſo kann ſie doch noch ſchreiben! — Ich muß doch ſehen, ob Sie — (ſieht ſich um.) ob Sie etwa glaubt — (ſucht die zerriſſenen Stücke zuſammen, und lieſt.) „übel angekommen — eiferſüchtiger Schwindler“ — Was wär ich? Ein Schwindler? — (wirft die Stücken weg.) Eine ſtarke Zärtlichkeit! — Wer weiß aber, wie Sie das gemeint hat. Die Konnexion kann wohl — (hebt ſie wieder auf.) „meine Mutter — die projektirte Heyrath — mein Herz.“ —

Zehnter Auftritt.

Ferdinand. Emilie.

Emilie.

Sie haben —

Ferd. (wirft die Stücke weg.) Ich habe — wie Sie ſehen —

Em. (ergreift ſeine Hand) Und Sie glauben —

Ferd. Ach! ich will alles glauben! (ſieht nach der Uhr.) Verzeihen Sie! — ich muß —

Em. An den Farotiſch?

Ferd. (frappirt.) Ach, nein!

Em. Hier iſt eine Figur zurück, die für die Ihrige gelten ſollte, die Sie mir ſchickten, und die andere Leute, den Treffbuben nennen. Den haben Sie gewiß lieber, als mich.

Weint.

Ferd. Er iſt auch ein falſcher Freund. Sie und Er, machen mich unglücklich!

Em. Sie und Er, machen mich unglücklich!

Ferd. Unglücklich? — Nicht doch! — Recht glücklich werden Sie ſeyn. Eine Menge Anbeter werden Sie umſchwärmen, tauſend verliebte Gecken werden Sie umtändeln, und mich, wird Ihr Glück zur Verzweiflung bringen. (wirft ſich auf einen Stuhl, legt die Hände auf den Tiſch und ſein Geſicht darauf.)

Em. Das ſagen Sie mir nicht noch einmal!

(ab.)

Ferd. (bleibt in ſeiner Lage.) Noch zehnmal, wenn Sie wollen!

Eilfter Auftritt.

Ferdinand. Kaſper.

Kaſper.

Oho! der Herr Lieutenant, ſchläft wohl gar. — Der wird ſich wundern, wenn er hört, wer kömmt, und noch mehr wundern wird er ſich, wenn er erfährt, wer die Braut iſt. Es iſt, ſo wahr ich lebe! ein Dämchen, wie ein Wachsbild.

Ferd. Wer?

Kaſp. Was? — Ich glaube er träumt. — Schönes Vermögen ſoll ſie auch haben.

Ferd. Wer?

Kaſp. Was? das muß ein Traum, von lauter Fragen ſeyn. — Aber der Herr Bräutigam, wird die Thälerchen ſchon an den Mann bringen.

Ferd. Wer?

Kaſp. Was?

Ferd. (fährt auf.) In's Teufelsnamen! Wer?

Kaſp. Um's Himmelswillen! Was?

Ferd. Du biſt's?

Kaſp. Ja, gnädiger Herr; ich bin's! — Ich komme aber nicht allein, der gnädige Herr Papa, und der gnädige Herr Bruder ſind auch mitgekommen.

Ferd. Was wollen ſie hier?

Kaſp. Heyrathen will der Herr Bruder.

Ferd. Hier?

Kaſp. Ja, hier. Im Bade, iſt die Mariage geſtiftet worden. — Sehen Sie, da kömmt der Herr Bruder ſchon. (ab.)

Zwölfter Auftritt.

Ferdinand. Adolf.

Adolf.

Der Deinige, mon cher frère! — Du wirſt Dich wundern, mich hier zu ſehen? wundere Dich nicht. Die Liebe hat ja ſchon ſogar Menſchen in den Orkus hinabgezogen. Ich reiſe einer Schönen nach, die mein Herz entzündet hat, die ſehr reich und ſehr ſchön iſt, und die ich, un mot comme en mille! heyrathen werde.

Ferd. Viel Glück!

Ad. (ſetzt ſich) Wie geht Dir's?

Ferd. Schlimm!

Ad. Wo fehlt Dir's?

Ferd. In der Börſe.

Ad. Ach! das iſt eine verdammte Krankheit! die kenne ich. Ich will wahrhaftig! ſo unangenehm es auch iſt! — lieber den Schwindel bey einer Toilettenviſite bekommen, als geldkrank ſeyn. — Haſt du Reſſourcen?

Ferd. Keine.

Ad. Diantre! Das iſt noch ſchlimmer.

Ferd. Dieſen Morgen habe ich meine letzten 10 Louisd'or verloren. — Der verdammte Treffbube!

Ad. Mein Unglücksblatt, iſt die Koeur Dame.

Ferd. Außer dem Spiele, ſind alle Damen Unglücksfiguren für mich.

Ad. Das kann ich von mir nicht ſagen; ich habe eben geſtern, ſo ganz en paſſant, — warte einmal — ich pflege ein Journal darüber zu halten — — (zieht einen Taſchenkalender heraus.) Siehſt Du wohl! (ſteht auf.) „Journal meiner Herzenseroberungen;“ — Da habe ich nun geſtern noch ſpät auf dem Ball, das 334ſte Damenherz erobert.

Ferd. Du haſt's weit gebracht!

Ad. Ja! mon dieu! man iſt in Paris geweſen.

Ferd. Alſo, das Herz Deiner Braut war nicht die letzte Eroberung?

Ad. Gott bewahre! wo denkſt Du hin? — Das war (ſieht ins Journal) die 329ſte, folglich ſind dem ihrigen noch 5 Herzen gefolgt. Und übrigens — hat ſie illuſtre Vorgängerinnen. Da iſt beynahe keine Operntänzerin in Paris, die ſich nicht auch in dieſer Liſte befände.

Ferd. Das ſind brillante Subjekte!

Ad. C'eſt tout dire. Es muß meiner Braut außerordentlich ſchmeicheln, wenn ſie mein Tagebuch lieſt, die

Namen ſo vieler Schönheiten erblickt, und ſich nur allein erkoren findet, meine Gemahlin zu ſeyn.

Ferd. Wer weiß auch?

Ad. Sans doute! — Du kennſt die Weiber noch nicht. Solche Traits nähren ihren Stolz, ihre Eigenliebe und bemächtigen ſich all' ihrer Sinne.

Ferd. Nun! nun! — So viel weiß ich, wär' ich Beſitzer eines ſolchen Tagebuchs, am Hochzeittage müßte es in's Feuer.

Ad. In's Feuer? und mit ihm die ſüße Rückerinnerung all meiner Siege? — Mon frère! Du weißt pleinement nicht, was Du ſprichſt. Ich ſage Dir, meiner Braut wird die Lektüre dieſes Journals erſchrecklich viel Spas machen.

Ferd. Deine Braut lebt alſo hier? Kenne ich ſie?

Ad. Hahaha! Du wohnſt ja mit ihr in einem Hauſe, mon frère.

Ferd. Wie? und das wär? —

Ad. Das iſt, willſt Du ſagen, Emilie —

Ferd. Von Waldberg?

Ad. Emilie von Waldberg. — Nicht wahr, eine gute Parthie?

Ferd. Bruder! — das iſt unmöglich!

Ad. Ich ſage Dir, es iſt alles richtig, die Baronin und der Herr Papa haben die Heyrath geſchloſſen.

Ferd. Und Emilie?

Ad. Hat mir ihr Herz geſchenkt.

Ferd. Bruder! — das iſt nicht wahr!

Ad. Bruder! — Wenn Du nicht mein Bruder wärſt, ſo ſprächen wir jetzt, (ſchlägt an den Degen.) auf andre Manier mit einander. Pour vous dire la vérité, ſie iſt raſend in mich verliebt.

Ferd. In Dich?

Ad. In mich!

Ferd. Unmöglich!

Ad. Il eſt pourtant vrai!

Ferd. So biſt Du mein Nebenbuhler.

Ad. Ich, Dein Rival? hahaha! Das iſt ſcharmant! — das giebt Stoff zu einem ganzen franzöſiſchen Romane. — Aber ſérieuſement! was iſt nun zu thun? — Ich bin der Aeltere — Du mußt abgehen.

Ferd. Hat Dir Emilie geſagt, daß ſie Dich liebt?

Ad. Nicht mit Worten —

Ferd. So liebt ſie Dich auch nicht!

Ad. Aber, mit Blicken.

Ferd. Ach! die Blicke haſt Du falſch ausgelegt.

Ad. Das Blickauslegen wirſt Du mich nicht lehren. Ich habe dieſe Kunſt in Frankreich gelernt.

Ferd. Wir leben aber in Deutſchland.

Ad. Einerley! Die Blicke werden überall auf einerley Art ausgelegt. Mit der franzöſiſchen Auslegung kömmſt du ſogar im fünften Welttheile fort, mon frère!

Ferd. Ich will Dich aber überzeugen, daß du Dich geirrt haſt.

Ad. Wenn Du das kannſt — ſo — will ich dieſe Eroberung wieder in meinem Tagebuche ausſtreichen, und das wär die erſte.

Ferd. (lieſt die Briefſtücken zuſammen, und breitet ſie auf dem Tiſche aus, indem er ſie an einander fügt.)

Ad. Que ſignifie cela?

Ferd. Nun, lies!

Ad. (lieſt.) „Liebſter Ferdinand!“ „Sie verkennen mich, und das thut mir leid. Ich wünſchte, Sie hätten geſehen —“ — Mon frère! es ſteht kein Name unter dem Briefe. Wer weiß, wer den Brief geſchrieben hat.

Ferd. Emilie hat ihn geſchrieben; und hat ihn an mich geſchrieben.

Ah, Mon frère! Da Du mein Rival biſt, ſo mußt du mir mein Mißtrauen verzeihen. Ich eile zu ihr, ich muß mich überzeugen. Du dauerſt mich, aber mon dieu! ich kann Dir nicht helfen. Laß ſehen, wer das Feld behält. Ich laſſe alle Minen ſpringen, rette Dich, ſo gut, Du kannſt, und ſo [illegible] — à revoir! —

(ab.)

Ferd. Wenn Sie mir darum nicht geſchrieben hätte, wenn Sie ihn liebte! — Mag ſie! Der Verluſt eines ungetreuen Herzens, iſt Gewinn.

Dreyzehnter Auftritt.

Ferdinand. Anton.

Anton.

Der Herr Steuerrath Weißler läßt ſich Ihrem Herrn Papa empfehlen, und hier ſchickt er die bewußten 60 Stück Louisd'or.

Ferd. Schon gut! — Ich würde meinem Vater das Geld zuſtellen.

(Anton ab)

Ferd. (ſieht die Rollen an.) 60 Stück Louisd'or? — Da kann ich ja gleich mein Monatsgeld davon nehmen. Das kann meinem Vater nichts verſchlagen. (macht die Rolle auf, und zählt.) 3, 6, 8. So! — (ſteckt das Geld in die Börſe) Den Ueberreſt werde ich ihm zuſtellen, ſobald ich ihn ſehe. (ſteckt die Rolle ein, — Erblickt den Treffbuben auf der Erde, und hebt ihn auf) Höre, Burſch! jetzt hat Dein Freund Geld, er hat ſein Zutrauen zu Dir noch nicht verloren, willſt Du ihm wieder ungetreu werden? — Er ſieht ſo freundlich aus — er wird ſich beſſern. — Wir wollen ſehen! (ſteckt den Degen an, nimmt den Stock und ſetzt den Hut auf.) Nun, mon ami!

rette er ſeine Ehre, oder — es iſt ſo wahr ich lebe! ſein Unglück.

(geht.)

Vierzehnter Auftritt.

Ferdinand. Karoline.

Karoline.

Bleiben Sie!

Ferd. Was giebt's? Du biſt ängſtlich?

Kar. Und Sie können ſo ruhig ſeyn?

Ferd. Was geht denn vor?

Kar. Lieben Sie das Fräulein?

Ferd. Bey meiner Ehre!

Kar. So retten Sie ſie. Sie ſind in Gefahr ſie zu verlieren. In einer Stunde reiſt die Baronin mit ihr, mit Ihrem Herrn Vater und Bruder auf das Land, und dort werden ſie ſogleich getraut.

Ferd. Sag mir, liebt mich Emilie wirklich?

Kar. Können Sie zweifeln?

Ferd. Aber, warum ſchrieb ſie mir nicht?

Kar. Den erſten Brief haben Sie erhalten, den zweyten erhielt unglücklicherweiſe die Frau Mama, und nun wurde ſo genau auf des Fräuleins Thun und Laſſen Acht gegeben, daß es unmöglich war, einen Brief auf die Poſt zu bringen. Briefe hat ſie genug geſchrieben, die Sie alle leſen können, aber abgehen konnte keiner. Das Fräulein würde Ihnen ſelbſt die bündigſten Beweiſe ihrer Unſchuld gegeben haben, aber Sie wollten ja weder hören noch ſehen und haben ſie ſo ſehr gekränkt, daß ihre Augen nicht trocken geworden ſind.

Ferd. Ich habe übereilt gehandelt, ich ſehe es ein, aber da war der verdammte Treffbube und mein Geldmangel daran ſchuld. Ich bin überzeugt, daß mich Emilie liebt, ich liebe ſie wirklich recht ſehr. — Was kann ich für ſie thun? wie kann ich ſie retten?

Kar. Sie nehmen ſich auf einige Tage Urlaub, den Sie von Ihrem Herrn Onkel ſogleich erhalten können; ſie eilen in die Reſidenz, ſie werfen ſich dem Könige zu Füßen, und — werden glücklich. Iſt das zuviel oder zu wenig? — Binnen einer halben Stunde, muß ein Wagen vor dem Albrechts-Thore halten, und in dieſem finden oder erwarten Sie Ihre Geliebte und — meine Wenigkeit.

Ferd. Gut!

Kar. Der Wagen iſt ſchon beſtellt. Und wie geſagt, höchſtens in einer halben Stunde. —

Ferd. Ich komme!

Kar. Dabey bleibt es!

(ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Ferdinand.

Wenn ich es recht überlege, ſo iſt es — — Nein! nein! 's iſt alles recht gut! Emilie liebt mich, ſie hat Vermögen — was verlange ich mehr? — Unter der Konſtellation entführte ein andrer mehr als Ein Mädchen. — Jetzt zum Onkel. Ich werde Verrichtungen in der Reſidenz vorſchützen, die meinen Vater betreffen. — Dann ein paar Minuten an die Bank, zu ſehen, wie mein Herzensfreund (auf den Buben zeigend.) ſich aufführt, und dann — in die Arme einer Braut. Ferdinand! kannſt Du dies beſſer wünſchen?

(ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Adolph, (hernach) Emilie.

(Sieht ſich um.) Ausgeflogen! — — hm! hm! — Mon frère, mag wie ich merke nicht ganz unrecht haben. Er wird gewiß geliebt, aber das kümmert mich nicht. Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte.

Em. (will in ein Seitenzimmer.)

Ad. Ah ma belle! und Sie wollen ſo grauſam ſeyn, auch nur ohne einen einzigen Blick, hier vorüber zu gehen?

Em. Ich habe Eil!

Ad. Mais, mon cœur — (will ſie bey der Hand nehmen.)

Em. (zieht die Hand zurück.) Die Abreiſe preſſirt. Ich habe noch ſo mancherley einzupacken —

Ad. O! laſſen Sie alles zurück, nur etwas vergeſſen Sie nicht mit ſich zu nehmen, und das iſt — rathen Sie! — Ihr Herz. — War das nicht artig geſagt?

Em. Sehr artig! — Aber eben das, was Sie genannt haben, iſt vielleicht das Einzige, was ich zurücklaſſen könnte. — —

Ad. Que dites vous? — Nichts weniger!

Em. Wenigſtens werden Sie es nie erhalten.

Ad. Malheur à moi! — Sie ſcherzen!

Em. Es iſt mein völliger Ernſt. Ich wiederhole es nochmals feyerlich: Lieben kann ich Sie nie.

Ad. Das kömmt noch, ma mignonne! das kömmt noch!

Em. Meynen Sie? — Sie möchten ſich wohl ein wenig ſtark irren. Ich muß mich überhaupt gar ſehr wundern, wie es Ihnen möglich iſt, ein Mädchen zu einer Heyrath forciren zu wollen, welche für beyde Theile ſo unglücklich ausfallen muß.

Ad. Nur ruhig! — Ich kenne die Ehen. Die meiſten werden aus Konvenienz geſchloſſen, und beyde Theile bedienen ſich ihrer Freyheit.

Em. Sie haben Grundſätze, die ich verabſcheue. Sie denken ſo, daß ich Sie verachten muß.

(ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Adolf.

Das waren infame Sottiſen! — 's iſt richtig! ſie hat ihr Herzchen ſchon verſchenkt. Das mag ſie! ihre Hand bleibt mir ja doch gewiß. Dieſe vergiebt 100,000 Thaler, und jenes kann nichts verſchenken, als Liebe. Zum Glück ſind mir 100,000 Thaler lieber, als 20 Herzen voll Liebe, denn das iſt das unſicherſte Kapital auf Gottes Erdboden. — Mit dem Fräulein wird ſich's ſchon geben. Das iſt meine geringſte Sorge. Iſt ſie nur erſt meine Frau, den bon ton im ehemaligen Leben will ich ihr ſchon beybringen. — — Daß ich aber das Wichtigſte nicht vergeſſe! — Die Schweſter der Frau Baronin gab mir ein paar ſehr bedeutende Blicke; Eins. Sie bewunderte die Grace meiner Friſur; Zwey. Sie ſprach von ſchnellen Eroberungen; Drey. Sie drückte ſich etwas empfindlich über die Mariage aus; Vier. Sie trat mir auf den Fuß; Fünf. Für eine Flatterie, erhielt ich einen Fächerſchlag; Sechs. — 's iſt richtig! — Sie kömmt in die Liſte der Herzenseroberungen. (zieht ſeine Schreibtafel heraus.) Ehe ich ſterbe, denke ich doch das Tauſend voll zu haben. (ſchreibt.) „Nro. 335. Madame la Baronne de Meerfeld, den 7. Auguſt." Qui l'auroit penſé! Sie ſoll ſonſt ſehr ſpröde ſeyn. (ſteckt die Schreibtafel ein.) Freylich! man iſt in Paris geweſen, und hat Stunden in der Augenſprache gehabt. Was kann nun eine arme Deutſche anfangen, als ſich in einen Mann verlieben, der Ton hat? und im Grunde, hat man ſich doch gar noch nicht recht in ſeinem gloire gezeigt. Mais, à bon vin il ne faut point de bouchon.

Achtzehnter Auftritt.

Adolf. Kaſper.

Kaſper.

Aber gnädiger Herr! wie kömmt's denn, daß Sie noch hier ſind, und Ihre Braut ſo allein ſpazieren gehen laſſen?

Ad. Spazieren iſt ſie gegangen?

Kaſp. So eben ging ſie mit der Kammerjungfer zum Hauſe hinaus.

Ad. Nach der Promenade zu?

Kaſp. Nein! die Straße hinauf, nach dem Dom zu.

Ad. Sie wird vor ihrer Abreiſe noch eine Meſſe hören wollen.

Kaſp. Das iſt möglich! — der gnädige Herr Papa wird wohl nicht mitreiſen können.

Ad. Warum nicht?

Kaſp. Bey der achten Bouteille Burgunder fiel er vom Stuhle, und ich habe ihn zu Bette gebracht.

Ad. Daß es nur kein Aufſehen giebt! — Das iſt ſeine ewige Maladie.

Kaſp. Ja wohl!

Ad. Sieh fleißig nach ihm, daß kein Unglück paſſirt.

Kaſp. Ich denke nicht. Er kann ſich weder regen noch rühren.

(ab.)

Neun-

Neunzehnter Auftritt.

Adolf.

Ein wahres Malheur mit dem Manne! — 's iſt ſein Glück, daß er mein Vater iſt, ſonſt würde ich ihm ſagen, — — was man in ſolchen Fällen einem ſolchen Manne zu ſagen pflegt. — Aber, wo mag denn mein Herr Bruder ſtecken? — Vermuthlich wird er ſeinen Gram mit einer Bouteille Champagner erſäufen. — Da fährt mir ein verzweifelter Gedanke durch den Kopf! — Wenn er ſich mit Emilien verſtünd, und mit ihr davon ging? — Mal peste! das wär ein verteufeltes Stückchen. — (klingelt.) Ich muß ſehen, ob ſein Bedienter etwas weiß.

Zwanzigſter Auftritt.

Adolf. Anton.

Anton.

Gnädiger Herr?

Ad. Da mein Bruder jetzt nicht zugegen iſt, ſo kann ich, um ſeine Delikateſſe zu ſchonen, wohl einige Fragen im Vertrauen an Ihn thun. Wie iſt Er mit ſeinem Dienſte zufrieden?

Ant. So ganz wohl!

Ad. Wird Er pünktlich und richtig bezahlt?

Ant. Pünktlich wohl nicht immer, aber doch richtig.

Ad. Mein Bruder ſchwärmt oft ganze Nächte herum, kömmt ſpät nach Hauſe, und Er hat wenig Ruh? nicht? — — Er will nicht klagen. Das iſt brav! Laſſe Er ſich nichts merken, wenn Ihn mein Vater über dieſen Punkt fragen ſollte. Ich liebe meinen Bruder, und möchte nicht gern, daß er Ungelegenheiten hätte. Verſteht Er mich?

Ant. Ganz wohl gnädiger Herr. Ich werde mich auch nicht beklagen, denn ich liebe meinen Herrn gar ſehr.

Ad. Mein Bruder kann Ihm ſeine treuen Dienſte nicht immer ſo vergelten, wie er wünſcht. Es iſt meine Pflicht, aus Liebe zu meinem Bruder, dieſe Obliegenheit zu übernehmen. (zieht die Börſe und giebt ihm Geld) Mache Er keine Umſtände! nehm' Er! — (leichthin.) Wo mag denn ſein Herr wohl jetzt ſeyn?

Ant. Drüben auf dem Kaffeehauſe iſt er. Ich ſah ihn hineingehen.

Ad. (vor ſich.) Das Geld könnte ich beſſer anwenden!

Ant. Soll ich ihn etwa rufen?

Ad. Nein! nein! 's iſt gut! — Geh' Er nur!

Ant. Mich nochmals unterthänig zu bedanken.

(ab.)

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Adolf.

Schon gut! — Ich bin alſo ſicherer, als ich dachte. Solche romantiſche Einfälle kann er gar nicht haben, dazu gehört Eſprit, und wo ſoll er den herhaben? er iſt ja nie nach Paris gekommen.

Zwey und zwanzigſter Auftritt.

Adolf. Kaſper.

Kaſper.

Der gnädige Herr Papa ſchläft wie ein Ratz.

Ad. Eh bien! — Iſt das Fräulein noch nicht zurück?

Kaſp. Noch nicht. — Die gnädige Frau hat ſo eben auch nach ihr gefragt. Da ſagte ich, der gnädige Herr hätten gemeynt, ſie würde wohl eine Meſſe hören wollen. Da ſagte die gnädige Frau ganz ſpitzig: Das ſieht ihr ähnlich! und die andre Dame lachte darüber.

Ad. Gut! Geh nur wieder zu meinem Vater.

Kaſp. Der wacht vor Morgen nicht auf.

(ab.)

Ad. Das kann er halten, wie er will! — Ich werde nun meine Eroberung bey der Frau von Merfeld verfolgen, und mich um weiter nichts bekümmern. Meine Braut iſt mir gewiß, und eine neue Nummer habe ich heute auch wieder eingetragen. Was will ich mehr? — Ich habe einen Schatz von 100,000 Thalern, und wenn ich das Herz meiner Frau nicht erhalten kann, ſo giebt es hundert andre Weiber, die Herzen für mich haben. Ainſi va le monde!

(ab.)

Drey und zwanzigſter Auftritt.

Ferdinand. (hernach) Anton.

Ferdinand.

(kömmt eilig herein.) Verfluchter Streich! — Anton! — Verdammter Treffbube! — Anton!

Ant. Herr Lieutenant? (kömmt)

Ferd. So geſchwind als möglich, aber ohne Aufſehen, ohne Geräuſch, ſattle meinen Braunen.

Ant. Das ſoll gleich geſchehen ſeyn! — Wir müßten nicht unter der Kavallerie dienen, wenn wir dazu viel Zeit brauchten.

(ab.)

Vier und zwanzigſter Auftritt.

Ferdinand.

Ich komme vor das Thor — fort iſt der Wagen! — daran bin ich ſelbſt ſchuld. — Ich nicht! der elende Treffbube. — Nur eine Taille wollte ich abwarten. Meine 8 Louisd'or gingen fort, ich machte die zweyte Taille mit, und von meinem Vater ſeinem Golde habe ich noch 4 Louisd'or. 's iſt zum raſend werden! —

Fünf und zwanzigſter Auftritt.

Ferdinand. Ein Bube.

Bube.

Komme ich hier recht an, wenn ich zu dem Herrn Lieutenant von Tannau will?

Ferd. Der bin ich ſelbſt. Was ſoll's ſeyn?

Bube. Eine ſchöne Dame hat mir befohlen, dieſes Zettelchen in Ihre eigenen Hände zu geben. Sie ſchriebs im Wagen vor dem Albrechts-Thore mit Bleyſtift.

Ferd. Her! — Laß dir von meinem Reutknecht ein Trinkgeld geben.

Bube. Ich bin ſchon bezahlt. — Adieu Herr Lieutenant!

(ab.)

Ferd. (lieſt.)

„Ihr Außenbleiben erklärt mir Ihre Geſinnung deutlich genug. Sie verdienen meine Liebe nicht. Nehmen Sie ſich die Mühe nicht, mir zu folgen. Ich nehme einen Weg, und wähle einen Zufluchtsort, den Sie nicht kennen. — Sie ſind entlarvt. Ich verabſcheue Sie.“ (nach einer Pauſe) Und daran iſt der Hund, der Treffbube ſchuld! —

Aber du ſollſt mir das Bad bezahlen, oder ich will nicht ehrlich ſeyn!

Sechs und zwanzigſter Auftritt.

Ferdinand. Anton.

Anton.

Herr Lieutenant! den Schlüſſel zum Schranke, wo der Sattel hängt.

Ferd. (hört nicht auf ihn.) Alles verloren! — Aber ich will einen Entſchluß faſſen, der mich ſchrecklich rächen ſoll.

Ant. Nun? was iſt denn das? (zieht ſich in den Hintergrund zurück.)

Ferd. (zu dem Treffbuben.) Du haſt mir, ſeit ich dich in Affektion genommen habe, von mehr als 2000 Thalern geholfen; deinetwegen habe ich alle alte ſilberne Familienbecher verkauft; deinetwegen bin ich in der Verwandſchaft der Juden gekommen, deinetwegen habe ich zweimal vor der Klinge geſtanden, und dreimal Arreſt gehabt; Deinetwegen habe ich ſo manchmal Parole und alles vergeſſen; Du biſt es, der mir meines Vaters Geld verloren hat, wofür ich über ein halbes Jahr nun ohne Monatsgeld leben muß; Du biſt es, der um das Maas meines Unglücks zu füllen, mich endlich ſogar um eine Braut gebracht hat, wie ich nie wieder eine bekomme. Du biſt ein ſchlechter Kerl! ein Hundsfott! (giebt ihm Naſenſtüber und wirft ihn auf den Tiſch.)

Ant. Das ſpreche ich auch!

Ferd. Und nun will ich ein Exempel ſtatuiren, welches nur die Verzweiflung rechtfertigen kann. (nimmt ein Piſtol von der Wand.)

Ant. (ſpringt herbei.) Herr Lieutenant! bedenken Sie Ihre Seele!

Ferd. Alles habe ich bedacht, und mein Entſchluß ſteht feſt. Es iſt beſchloſſen! (lehnt den Treffbuben auf den Tiſch an die Kouliſſe.) Haſt Du noch eine Entſchuldigung, kannſt Du noch etwas zu Deiner Vertheidigung vorbringen, ſo zaudere nicht, denn wir ſehen uns ſonſt nie wieder.

Ant. Sagen Sie mir nur —

Ferd. Schweig! — (zu dem Treffbuben.) Dein Schweigen bekräſtigt Deine Schuld. Du biſt ein treuloſer Freund, Du haſt mich um Geld und um eine Geliebte, um Ruh und Schlaf gebracht. Dein Urtheil iſt geſprochen. Stirb! (ſchießt nach dem Treffbuben, der umfällt.) Hab' ich den Hund getroffen?

Ant. (ſieht nach dem Buben) Er iſt mauſetod!

Ferd. So müſſen alle Verräther umkommen. Ich bin gerächt! (geht fort.)

Ant. (ſchlägt die Hände über dem Kopfe zuſammen.)

(Der Vorhang fällt.)

VII.

Anekdoten.

Miſcellaneen und Thatſachen, wörtlich aus der Geſchichte der Franzöſiſchen Staatsumwälzung, und aus öffentlichen Pariſer Blättern und Verhandlungen geſammelt.

1. Auffallender Kontraſt.

Während den verſchiedenen Perioden der Revolution in Frankreich, betäubten uns ihre Lobredner mit Gemeinſtellen über die baldige Endſchaft aller der Zerrüttungen und Greuel die durch dieſen Umſturz aller Ordnung erzeugt worden waren. „Es iſt nur ein Uebergängelchen, ſagten ſie, es iſt der Preis der Freyheit, und das heißt, ſie wohlfeil erkaufen. Iſt einmal die Konſtitution geendigt, ſo werden die Unruhen, die Ausſchweifungen, die Empörungen, die Inſubordinationen von ſelbſt aufhören. Laßt nur erſt die Konſtitution vollendet ſeyn, und ihr werdet ſehn, daß kein Reich ruhiger und blühender ſeyn wird, als das Reich der Neufranken.“ —— —— Machte man ihnen den Einwurf, daß die ausübende Gewalt zu kraftlos und ohnmächtig ſey, ſo gaben ſie zur Antwort: „Wartet es nur ab; der Konſtitutionsausſchuß wird ſie mächtiger machen, als ſie jemals geweſen iſt. Der König wird der größte König der Welt werden. Alle Journaliſten werden ihn als einen ſolchen ausposaunen. Er wird nicht durch Gewalt, ſondern durch Liebe herrſchen, und die heilige Kraft des Geſetzes, vom lauterſten **Civismus** unterſtützt, wird allein über die Regierer und die Regierten befehlen.“ *)

Dieſem Wörterprunks, von welchem die Tribunen erſchollen, und den die Zeitungsſchreiber und hunderte von deutſchen Freyheitsſchwärmern treulich nachhallten, ſetze man nun die **Wirklichkeit** des Zuſtandes und das Gemälde der Nationalverſammlung und des ganzen Reichs entgegen. Man werfe zum Beiſpiel nur Einen Blick auf die letzten **acht Tage des Oktobermonats 1791.** Welch' eine Anhäufung von anarchiſchen Auſtritten. Nationalgarden, die an die Grenze, ohne Schuhe und mit Stöcken ſtatt der Gewehre marſchiren, und von welchen ein **Erzbiſchof**, (denn jedermann ſtümpert jetzt in Frankreich in die Kriegeswiſſenſchaft) ernſthaft verſichert, daß ſie ſchon ganz **in der Taktik des Marſches** formirt wären. — Andre Nationalgarden, die den Kriegsminiſter in der N. V. peinlich anklagen, ſie hätten **) im Regen **marſchiren**, und das Brod warm eſſen müſſen, und ſie hätten an einem **Kreuzwege** nicht gewußt, welchen Weg ſie nehmen ſollten. — Der eine Theil verſichert, die Zeughäuſer wären nicht voll, die Feſtungen nicht in gutem Stande; der Kriegsminiſter behauptet gerade das Gegentheil; niemand weiß, wem man glauben ſoll, und aus dem Allen erhellt nur ein neuer Beweis, welche unbeſchreibliche Verwirrung über ganz Frankreich, wie ein Orkan über den Wellen brütet. — Das Bild **Avignon's** das unter den Dolchen der *) **Freunde** der konſtituirenden Verſammlung blutet — **Rochefort** im Aufruhr, und die Hafenarbeiter die Municipalität zwingend, die ausgeſteckte rothe Fahne wieder abzunehmen — das Volk von **Ryſſel**, das ſich weigert ſein baares Geld für Aſſignate und ſogenannte billets de confiance hinzugeben, und das durch die zahlreiche Beſatzung kaum in ſeinem Aufruhr zurückgehalten werden kann — der Getraidehandel an 100 verſchiedenen Orten des Reichs gehemmt, unterbrochen, und die ſüdlichen Provinzen in Gefahr, in Hungersnoth zu gerathen. — Und dann Paris! . . So viel Diebſtähle, als der Tag Viertelſtunden hat, und kein Dieb geſtraft: die Gefängniſſe mit Verbrechern vollgepfropft: faſt alle Hotels verſchloſſen und unbewohnt: die jährliche

---

*) Was nun folgt, ſind die eigenen Worte des Mercure de France.

**) Man halte das für keinen luſtigen Einfall; es iſt pünktlich wahr. conf. Das Protokoll der N. V. vom 28. Okt. 1791. Nun denke man ſich dieſe Helden im Handgemenge mit deutſchen Truppen. — Auch ſagt ein Augenzeuge ihres Marſches, in No. 45. des Mercure de France, S. 71. „Ein Flug Sperlinge, unter den geſchoſſen „wird, kann nicht ſchneller auseinander ſtäuben, als dieſe National„gardiſten thun werden, wenn ſie den erſten feindlichen Kugelregen „koſten.“

Con-

---

*) **Rovere**, der Kumpan des **Jourdan's**, **Tournal**, **Mainville**, deren Schandthaten jetzt vor ganz Europa aufgedeckt ſind, erſchien am 26. Okt. als Deputirter von ihnen, in der N. V., klagte den **Mülort** und die andern an, welche das Unweſen zu Avignon fruchtlos hatten ſteuern wollen, und hatte die Frechheit hinzuzuſetzen, indem er dieſe Barbaren, die ein Schandfleck des 18. Jahrhunderts ſind, **Patrioten** nannte, hatte, ſage ich, die Frechheit hinzuzuſetzen: „Sie „haben für die Freyheit geſtritten, ſie **haben die Franzoſen** „**nachgeahmt**, ihr Lohn iſt Verläumdung, Kerker, Verbannung, „Tod." Und der Präſident antwortet: „Ihre Committenten **wa**„**ren unſre Freunde.** Ein Volk kann ſeine Freyheit nicht errin„gen, ohne die Schrecken der Anarchie zu empfinden;" und erzeigt dem **Rovere** die Ehre, ihm einen Platz in der Verſammlung anzuweiſen. — Wo findet man in den Annalen eines wirklich freyen Volks, der Britten, der Schweizer, der Amerikaner ein Beyſpiel, daß ein Bote ſolcher Ungeheuer, von den Repräſentanten der Nation ſo geehrt worden wäre? — Und was giebt das für ein Bild von der N. V. und der Einſicht ihrer Präſidenten —

Conſumtion allein in der Vorſtadt St. Germain, um viele Millionen vermindert: 20000 Gauner die mit der Marke auf dem Buckel, ihren Tag in Spielgelagen, Schauſpiel- und Kaffeehäuſern, in dem Palais-Royal und in der N. B. auf den Gallerien zubringen: tauſend von Bettlern welche die Straßen und öffentlichen Plätzen belagern: überall das Bild des Elends und Mangels: nirgends Geld, nicht einmal Solsſtücke: Haufen Lumpengeſindels, das vom Verkauf der Papiermünze ſubſiſtirt, die unter dem Titel: Billets de confiance, von jedem, wer nur will, in kleinen Fetzen ausgegeben, verkauft und umgeſetzt wird, und noch ſchmutziger ausſieht, als die Elenden, welche damit Handel und Verkehr treiben; ein wahres Bild des erſten Zeitalters der Welt, ehe man noch die Metalle und den Gebrauch des gemünzten Geldes kannte. — Und dann die Ernährerin des weſtindiſchen Handels St. Domingo, das die Prophezeihung des Herrn Malonet rechtfertigt, als er am 15. Junius, wo das famöſe Dekret von Briſſot und Conſorten erpreßt wurde, in die Worte ausbrach: „Es bleibt auch nichts übrig, als den Freunden der „Schwarzen, aus den Trümmern eurer Plantagen, eure „Schiffe und Fabriken eine Trophär zu errichten!“ Eine kluge Warnung, welche ihm damals die Gallerien mit Ausziſchen, und die ſtaatsklugen Scharlatane, mit Schmähungen belohnten! —

Blickt man auf die Zweige der öffentlichen Verwaltung; was bekommt man zu Geſichte? — — Eine Armee ohne Offiziere: die Beſetzung der Stellen von den Soldaten verworfen: eine Marine, von allen ihren Anführern, und mit ihnen von Einſicht und praktiſcher Erfahrung entblößt: Obrigkeiten, die gehaßt oder geringgeſchätzt werden, und in der gänzlichſten Ohnmacht ſchmachten: Tribunäle ohne Thätigkeit und Anſehn: Auflagen und Steuern überall verweigert, und das Deficit eines Mo-

Monats höher und ſtärker, als vor der Revolution das Deficit des ganzen Jahres: Lauter Thatſachen, die vor den Augen der Welt unleugbar daliegen, eine Menge einzelne Fälle und Ereigniſſe nicht zu gedenken, die nicht ſo allgemein bekannt werden!

„Welch' ein Kontraſt mit jenen glänzenden Verſprechungen!“

2. Der Tyrannentödter.

Ein gewiſſer Huré, aus Pont-ſur-Yorme gebürtig, ſchrieb am 24. Okt. an die N. V., und bot 100 Franken und ſeinen Arm zum Tyrannenmörder an: pour être Tyrannicide. Die N. V. ließ des Tollhäuslers Schreiben in ihrem Protokoll eintragen.

3. Berichtigung.

Man hat oft wiederholt, daß die jetzigen Gerichtskoſten nicht ſo viel betrügen, als die vor der Revolution Ein Beiſpiel wird dieſes berichtigen.

Bey der Greffe Seigneuriale des alten Régime, bekam der Greffier bey einer Verſiegelung 3 Liv. 4 Sols.

Für 2 Bogen Papier zum Concept und Ausfertigung.	— 5
Summa	3 Liv. 9 Sols.

Jetzt wird für eine ſolche Verſiegelung bezahlt:	Liv.	Sols
Dem Friedensrichter	3	—
Dem Greffier	2	—
Für's Einregiſtriren	2	—
Für 1 Bogen Concept	—	4
Für 1 Bogen Ausfertigung	—	8
Ausfertigungsgebühren dem Greffier	1	—
Summa	8 L.	12. S.

Rechnet man dazu die Abnahme der Siegel, ſo belaufen ſich die Unkoſten auf 17 Liv. 4 Sols, ſtatt 6 Liv. 18 Sols. Laut dem neuen Code de la Juſtice de Paix, dem Décret additionel vom 27. Feb. 1791. und den droits d'enregiſtremens vom 19. Dec. 1790. — Und ſo mögte es wohl, bey genauer Prüfung, mit noch manchen andern Vortheilen ausſehn, die man der Revolution verdanken ſoll!

4. Noch etwas vom berüchtigten Jourdan, dem coupe tête und Avignoner-General.

Sein wahrer Familienname iſt Joure; in ſeiner Jugend mußte er ſchon wegen Diebſtahl und Mord flüchtig werden. Hierauf wurde er Schleichhändler, verübte mit ſeiner Bande viele Räubereyen und Mordthaten, wurde endlich gefänglich nach Valence gebracht, und zum Rad verurtheilt. *) Den Tag vor ſeiner Hinrichtung ſtellte er ſich ſterbenskrank, und überliſtete ſeine Richter ſo gut, daß ſie ihm die Ketten abnehmen ließen. Allein in derſelben Nacht brach er durch, und kam nach Paris, wo er den Namen Jourdan annahm, und Stallknecht bey dem Grafen Artois wurde. Das übrige von ſeiner nachherigen Laufbahn als Fort de la Halle, Coupe tête &c. findet man in No. 4. der Olla von 1791.

5. Ein Eſcroc erhält die Ehre, der Sitzung der N. V. beywohnen zu dürfen.

Unter den Anklägern der ausübenden Gewalt, welchen die jetzige N. V. ſo willig Gehör giebt, befand ſich auch ein

---

*) Die Akten ſind dem Tribunal zu Avignon nun wirklich von Valence ausgehändigt.

ein gewiſſer Seigliere, genannt Bolredon; der Präſident erwies ihm die Ehre, den Sitz in der Verſammlung nehmen zu laſſen. Einige Mitglieder proteſtirten dagegen, weil er als ein Schelm und Eſcroc bekannt ſey. Aber als ein den *) **Jakobinern** Affilirter, mußte ihm, trotz der Proteſtation, dieſe Ehre zu Theil werden. Tags darauf ſchickte ein Herr Albert-Galand der N. V. eine Denuntiation zu, welche den feinen Herrn als einen **Dieb** entlarvte, und ließ zugleich die Denuntiation in der Gaz. univ. No. 315. mit ſeines Namens Unterſchrift abdrucken. Hier iſt die Stelle.:

„Er hat ſich in dem Hotel wo ich wohne, einquartiert „und verzehrt:	96 Livres.
„Er hat meinen Schneider **Dumas** um „eine Uhr mit dem Datum, geprellt; an „Werth:	320 —
„Mir hat er einen Ring mit einem dea„manten ☐ geſtohlen; an Werth:	400 —
„Dem Bedienten Auguſt, einen Huth „und ein paar Schnallen, an Werth:	24 —
Summa	840 —

„Und das iſt der Menſch, meine Herrn, der ganz mit „Schande gebrandmarkt, unter Ihnen mit falſchen Pa„triotismus geprahlt hat. Er verſicherte öffentlich, die „N. V. habe ihm eine **Gratification von 100 Louisd'or** „akkordirt."

6. Die

---

*) Hier iſt die Kopie des Einlaßbillets bey den **Jakobinern**. „Herr „**von** Bolredon wird Kraft eines Schluſſes der Geſellſchaft zu ihren „Sitzungen zugelaſſen, und ihm zu dem Behuf eine Karte ausgefertigt. „Claude Fauchet, Präſident, den 30. Okt. 1791." — Sonderbar genug, daß der Präſident der eifrigen Republikaner, ihm, trotz des Adel-Dekrets, das **von** giebt.

6. Die Veteranen und das Kinderbataillon.

Unter der Pariſer Nationalgarde befindet ſich ein Bataillon von alten Leuten, von welchen der jüngſte 60 Jahr alt iſt, man hat ſie mit Bären-Grenadier-Mützen, Spießen und einem tüchtigen Bart ausſtaffirt, und ſie marſchiren unmittelbar nach dem Kinderbataillon. Vermuthlich der Verwandſchaft wegen, die man zuweilen zwiſchen hohem Alter und Kindiſchſeyn bemerkt. Das Kinderbataillon beſteht aus Kindern von 10 bis 14 Jahren, welche etwas thun, was den Kindern aller Länder gemein iſt, nehmlich den Soldaten zu ſpielen, nur mit dem Unterſchied, daß dieſes Spielwerck hier unter den Auſpicien einer ganzen N. V. geſchieht. Vor einem Jahre erlitt dieſes Bataillon eine große Niederlage ohnweit dem Pont neuf, indem ein ſcheues Pferd mit ſeinem Karrn mitten in das tapfre Geſchwader brach, und verſchiedene tödtete, oder jämmerlich beſchädigte. Dieſe Alten und dieſe Kinder ſind am 4. Dec. 1791 in der N. V. erſchienen, und haben durch ihre Deputirten ſchöne Reden halten laſſen. „Die hundertjährigen „Soldaten (drückt ſich das Protokoll der N. V. aus) welche „ihr Vaterland und neue Kräfte wieder fanden, es zu ver„theidigen; und die jungen Soldaten, welche ihre Mor„genröthe mit der Morgenröthe der Freyheit vermiſchen, „haben der N. V. das intereſſante Schauſpiel verſchiedener „Generationen gegeben, welche kommen ihre Geſetze zu „bewundern, und ihre Wohlthaten zu erkennen ꝛc.“ Der Schluß der Deputation war eine Bitte der Kinder an die N. V., ihnen Kanonen zu geben. In Deutſchland, wo die Vorſicht der Polizey, den Kindern zu ihrem Spielwerke kaum Schlüſſelbüchſen und Nürnberger bleyerne Kanönchen verſtattet, würde man ein ſolches Geſuch ernſtlich verweigert und die Pétitionaires an das Verslein des alten A B C Buchs erinnert haben:

Mit Meſſern ſpiel' bey Leibe nicht!

Allein im Lande der Aufklärung handelt man nicht ſo deſpotiſch vorſichtig. — Die Jungen bekamen die Kanonen!

K * *.

7. Gute Spekulation.

Kurz zu Paris, der bekannte Eigenthümer eines Kabinets von Wachsbildern, und der ſeinen deutſchen einſilbigen Namen, in den ſonorern und fremdern Curtius verwandelte, zeigt jetzt mit groſſem Zulauf unter ſeinen Sehenswürdigkeiten das Hemde, welches **Heinrich** IV. trug, als ihn Ravaillac ermordete. Man ſieht das Loch, wo der Dolch eindrang, und das angeſpritzte Blut. Alles iſt hinlänglich mit Zeugniſſen und Beweiſen verklauſeliert und beurkundet, daß dieſes wirklich das Hemde ſey, welches der unglückliche Monarch damals trug.

8. Rapport eines Spions der Propaganda.

Ein Officier, der dieſes ſchöne Handwerk in Deutſchland getrieben hatte, und von unſern ſogenannten Fürſten-Deſpoten, nicht (wie im Amerikaniſchen Krieg der arme Major André, vom Freyheitsfreund la Fayette) zum Galgen verurtheilt worden war, erſchien im December dieſes Jahres vor den Schranken der N. V., und ließ protokolliren, daß er einen excellent levain de revolte, in Deutſchland angetroffen habe.

9. Die Ratten.

In der Sitzung der N. V. vom 13. Januar d. J. machte ein Deputirter der N. V. folgenden rührenden Fall bekannt. Ein Bauer hatte nach vieler Mühe und ſaurem Schweiß, endlich ſo viel zuſammengeſpart, daß er Beſitzer eines Aſſignats von 50 Livres geworden war. Wie der Schuhflicker des guten Lafontaine verwahrte er ſorgfältig ſeinen Schatz, der ſein ganzer Reichthum war, um ſich Korn für ſeine Familie zu kaufen; aber wie groß war ſein Schmerz, als er ſeinen Schatz — von den Ratten zernagt fand. Pathetiſch zeigte der Deputirte der erlauchten N. V. die Fetzen, und bat um Erſatz — allein M. Girardin votirte: à l'ordre du jour!

10. Kraftwörter.

Man kennt Ramond's ſimpeln und rührenden Styl vor der Revolution, aus ſeinen Zuſätzen zu Coxe, und ſeiner Reiſe durch die Pyrenäen. Wie er nach der Revolution ſchreibt, davon folgende Stelle aus der Rede, die er am 18. Januar d. J. in der N. V. bey Gelegenheit des Gerüchtes hielt, daß zu Pillnitz zwiſchen einigen großen Mächten Deutſchlands die Rede von Frankreichs Anarchie geweſen ſey, und daß man zu Aachen einen Congreß halten werde. „Que veulent ces puiſſances, ſi étrangement & ſi *monſtrueuſement* réunies? Il ſemble qu'un *délire* univerſel s'eſt emparé des cours. Perſonne ne s'eſt reconnu en Europe que dans une *cohue des princes*. Quelle meſure faut-il prendre pour faire ceſſer l'effet de ces rapprochemens *inceſtueux* &c. — Solche kräftige und feine Gedanken, ſagt Leſſing, laſſen ſich nicht anders als franzöſiſch ausdrücken; wir wagen alſo gar keinen Verſuch einer Dolmetſchung; zweifeln aber nicht, nächſtens dieſe Rede in einem deutſchen Journal der Volks-Aufklärung, als erhoben und ſtark geprieſen zu leſen.

11. Diſ-

11. Diſcite juſtitiam moniti!

Jedermann kennt aus den Zeitungen die Fehde zwiſchen dem Club des Feuillans und den Jacobins. Jedermann erinnert ſich auch aus der vorigen N. V. der Herrn Barnave, Lameth, Chapelier, André, welche ſo große Rollen bey der Revolution ſpielten, Präſidenten der N. V. und Häupter der herrſchenden Parthey waren. Dieſe Herrn die durch die neue N. V., welche aus Jakobins beſteht, in Vergeſſenheit geriethen, und des Rollen-Spielens und Einfluß-Habens gar zu gewohnt waren, als ſich ſo plötzlich unter das niveau dunkler Gleichheit zu ſchmiegen, ſtifteten die Feuillans mit mehr denn 80 ihrer alten Collegen, um den Jacobins entgegen zu arbeiten. Allein dieſe haben ihnen kürzlich gezeigt, welche gute Schüler in der Anarchie und Jnſubordination, dieſe Herrn an dem Pariſer-Pöbel zur Zeit ihrer Führung des Ruders, gezogen hatten. Der Pöbel greift die Feuillans an, und mishandelt viele Glieder derſelben; und vorzüglich die Barnave, Lameth und Chapelier. Und dem André, der ein Gewürzhändler geworden iſt, wollte nicht allein das Volk im Februar d. J. ſeine Magazine plündern, ſondern es verlangte ſogar ſeinen Kopf. — Diſcite juſtitiam moniti!

Ebbeke.

VIII.

Miſcellaneen.

I.

Beyträge zur Kenntniß des Spaniſchen Theaters, von Don Vincent Garcias de la Huerta.

Aus dem Spaniſchen im Auszuge überſetzt.

Erſte Abhandlung.

Mein Bruder, Don Pedro Garcias de la Huerta, der ſich zu Rom aufhält, gab 1782 zu Bologna eine Ueberſetzung meines Trauerſpiels Raquel heraus. Die Verfaſſer der Efemeridi litterarii zu Rom *) urtheilten ſo davon: „Die Spaniſche Nation welche nach Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, zuerſt ein regelmäßiges Schauſpiel beſaß, das in der Folge alle Nationen kopirten, nimmt noch immer den zweyten Rang in dieſer Dichtungsart ein.“

Dächten alle Italiener ſo gerecht und aufrichtig von unſerm Theater, ſo hätten ſich die gelehrten Spanier, die unter ihnen leben, die Mühe erſparen können, ihnen das Ungerechte der Vorurtheile ihrer gelehrteſten Männer gegen unſer Theater ſowohl, als gegen unſre andern Kenntniſſe und Wiſſenſchaften zu zeigen. Hingegen zeigen ſich auch nicht

---

*) N. LII.

nicht wenig Leute unter ihnen, die aus Trägheit, Unwiſſenheit, Bosheit oder Spottſucht, ſich herausnehmen, Dinge zu beurtheilen, die ſie nicht verſtehen, und wohl gar diejenigen anzugreifen, die beſſere Einſichten davon haben.

Dahin gehören Quadrio, Tiraboſchi und Bettinelli, die bey ihren bekannten Talenten und Wiſſenſchaften, doch vom Neide und der Tadelſucht nicht frey geblieben ſind. Don Pedro Nacholi Signorelli greift unſer Theater zuerſt an in ſeiner Storia critica dei Theatri, gedruckt zu Neapel 1777. Zwar hat ihn Don Xaver Clampillas, in ſeinem Saggio ſtorico Apologetico della Letteratura ſpagnuola, ſchon zum Theil widerlegt, ich will aber doch einiges aus ſeiner Schrift ausheben, um zu zeigen, wie großer Unrichtigkeiten dieſer ſonſt gelehrte Mann in ſeinen Behauptungen ſich ſchuldig macht.

So waren die autos ſacramentales, die einen ſo wichtigen Theil unſers Theaters ausmachen, lange vor Calderon erfunden, dem er ſie zuſchreiben möchte, da doch ſchon Cervantes in ſeinem Don Quixote, deſſen erſte Ausgabe 1615 erſchien, da Calderon, der 1601 gebohren wurde, 14 Jahr alt war, eines ſolchen Stücks, unter dem Titel der Hofhaltung des Todes (las cortes de la muerte) erwähnt, von dem er wahrſcheinlich ſelbſt der Verfaſſer war.

Eben ſo falſch iſt es, daß Lope de Vega ſich über die Unregelmäßigkeit ſeiner Komödien, durch ſeine Abhandlung über die Art Komödien zu ſchreiben, bey der Spaniſchen Akademie vertheidigen mußte. Die Spaniſche Akademie, die ſich um die Verbeſſerung der Sprache Mühe giebt, war damals noch nicht vorhanden, auch hatte ſie, wenn ſie vorhanden geweſen wäre, nicht das Recht einen dramatiſchen Dichter über ſeine Manier zur Rede zu ſtellen. Es war eine poetiſche Akademie zur damaligen Zeit in Madrid, und bey dieſer ſuchte Lope de Vega von freyen Stücken, ſich zu entſchuldigen. Ueberhaupt kam die ganze Abhandlung nicht 1600, wie Signorelli glaubt, ſondern erſt 1614 heraus. Eben ſo falſch redet Signorelli von dem was die innere Oekonomie des Theaters angeht, wovon wir dem Leſer Beweiſe vorlegen könnten, wenn wir nicht befürchten müßten, ſeine Geduld zu ermüden.

Mit nicht größerer Genauigkeit, Kenntniß und Freyheit von Vorurtheilen, beurtheilen uns die Franzoſen. Beherrſcht von kindiſcher Eigenliebe und Selbſtſucht, die nur das ſchön finden, was ſie ſelbſt beſitzen, ſtudiren ſie zwar die Ausländer und ihre Werke nicht, aber doch werden ſie von einer gewiſſen Wuth befallen, eben ſo viel und in eben dem Tone von ihnen zu ſchreiben, als wenn ſie ſie ganz genau kennten. Deswegen, obgleich ſie unſre nächſten Nachbaren ſind, und ſie ſelbſt unſer Land überſchwemmen, wiſſen ſie, im Innern von Frankreich, in Paris, ſo wenig von uns, als wenn wir Südſeebewohner wären. Höchſtens leſen ſie die Beſchuldigungen, die im 16ten und 17ten Jahrhundert der Neid gegen das, damals faſt allmächtige Spanien ausheckete, oder die Mährchen einiger Franzoſen, die ſich durch ihre verläumderiſche Feder für die Demüthigung rächen wollten, die die edle Klinge unſrer guten Schwerdter ihnen zufügte. Dies ſind die Quellen aller der Armſeligkeiten, wovon ſelbſt ihre geprieſenſten Werke, wie z. B. ihre Encyclopédie méthodique, in Rückſicht unſerer Nation, voll ſind.

Hieher gehört der ungenannte Verfaſſer des Théatre françois à Lyon 1780, der von unſern Autos ſacramentales ſehr falſche Begriffe hegt, und der überhaupt zu wenig Kenntniß von der Geſchichte und den Reichthümern unſers Theaters beſitzt, um davon völlig urtheilen zu können. Dieſe Stücke, die ſonſt dem Zweck der Inquiſition gemäß, bey uns gebräuchlich waren, ſind ſchon längſt ausgeſtorben. Das Spaniſche Theater hat daher die Jahre der Kindheit längſt überſtanden, und das franzöſiſche hat nichts voraus, wenn es ſeine Myſterien nicht mehr aufführt. Was Voltaire 1754 verſichern konnte, gilt darum nicht mehr 1780. Denn im Jahr 1765 wurden, durch ein Königliches Mandat, alle Autos ſacramentales von den Theatern zu Madrid verbannt, und zwar auf Anſuchen des Grafen von Tuba, Erzbiſchofs zu Toledo, der vorzüglich die Profanität der Schauſpieler und die Unſchicklichkeit des Orts, wo man die Stücke aufführte, als Veranlaſſung zu dieſem Edikt angab.

Zweyte Abhandlung.

Mantel und Degenſchauſpiele (comedias de capa y eſpada) ſind ſolche, worin Privatperſonen eine Handlung durchführen, die für ſich beſteht, und eine bloße Privathandlung iſt. Sie bilden eine Mittelgattung zwiſchen unſern Zwiſchenſpielen, und den heroiſchen, mythologiſchen und hiſtoriſchen Stücken. Sie haben einige Aehnlichkeit mit den alten Trabeaten, weil in ihnen blos Kavaliere und edle anſtändige Charaktere auftreten.

Sie haben den großen Vortheil, daß die Handlung darin vor den Augen des Zuſchauers ſelbſt vorgeht, und nichts durch Erzählungen darin ſupplirt werden darf, wobey guter Vortrag und ſchöne Verſe oft nur zum Theil in hiſtoriſchen und mythologiſchen Schauſpielen die Langeweile aus dem Parterre verbannen können.

Die beſten Stücke dieſer Art unter den Spaniſchen dramatiſchen Schriftſtellern ſchrieb Don Pedro Calderon de la Barca; auch Männer von Einſicht ſchätzten unter ſeinen Stücken die Mantel und Degenſchauſpiele vorzüglich. Jeder Spaniſche Theatraliſche Schriftſteller von einigem Verdienſt, ſuchte ſich ebenfalls in dieſer Art der dramatiſchen Dichtkunſt auszuzeichnen. In dieſen findet man vorzüglich die griechiſchen Regeln beobachtet, welche viele ſo ſehr erheben, obgleich ſie freylich von ihren Gönnern nicht ſo ſehr ausgeübt, als geprieſen und empfohlen werden, weil überhaupt oft die Theorie einer Sache ſich ſchön hören läßt, die in der Praxis nicht wenige Schwierigkeiten hat. Alter und Meynungen ſind nur dann achtungswürdig, wenn ſie auf Wahrheit ſich ſtützen, die ſie empfiehlt und begünſtigt, wo dieſe aber fehlt, da vermag weder Alter noch Anſehn eines Schriftſtellers etwas allgemein einzuführen.

Geſetzt Fehler gegen die drey Einheiten, wären wirklich Fehler, ſo erhält durch ſie doch ein dramatiſches Werk den kleinſten Werth. Niemand zweifelt, daß die Kunſtrichter, die die Beobachtung der drey Einheiten vom Schriftſteller fordern, ſie nicht wegen Beförderung der Illuſion verlangen ſollten. Eine Erſcheinung, die durch die herzerſchütterndſten Trauerſpiele im höchſten Grade noch nie bewürkt iſt. Thränen, Extaſe und dergleichen Dinge, die bey Zuſchauern zu Zeiten durch regelmäßige ſowohl, als auch durch unregelmäßige Schauſpiele bewürkt werden, ſind Würkungen der lebhaften Erinnerung an Vorfälle im Leben, die Thränen oder Freude erregen und nicht Würkungen der Illuſion. So kann ja oft eine traurige oder freudige Geſchichte unſer Mitleid oder unſre Freude erregen, wenn ſie ſchön geſchrieben iſt. Das Gewählte und Gewichtvolle eines Ausdrucks mit höchſter Wahrſcheinlichkeit der Handlung verbunden, erregt die Leidenſchaften am erſten, und iſt dasjenige, was jeder dramatiſchen Schrift ſeinen Werth geben ſollte.

Jedermann weiß was zu Madrid noch zu der Zeit mit einem Gerichtsdiener vorging, als die Alcalden des Hofs die Oberaufſicht über die Schauſpiele hatten. Dieſer Gerichtsdiener ſah die Ninna *) des Gomez Arrias auf-

führen,

---

*) Wenn es kein Nomen proprium iſt, wie niemand wiſſen kann, der das Stück nicht vor ſich hat, ſo hieße es Gomez Arrias Tochter. Ar.

führen, ein Stück worin Calderon erſtaunlich gegen die drey Einheiten geſündigt hat. Ihn rührten die Verräthereyen des Soldaten, der ſeine eigne Geliebte an die Mohren verkaufen will, ſo ſehr, daß er mit bloßen Degen aufs Theater ſprang, und den Schauſpieler, der die Rolle des Gomez Arrias hatte, in die Flucht trieb, welcher ſich kaum ſchnell genug vor der Wuth des ehrbaren Gerichtsdieners retten konnte. Dieſe Illuſion entſprang gewiß nicht aus der griechiſchen Regelmäſſigkeit des Stücks, ſondern vom Natürlichen der Vorfälle, mit der Eigenthümlichkeit und Energie gezeichnet, die Calderon's göttlicher Feder ſo eigen iſt.

Hingegen wird der Barbier von Sevilla, ein franzöſiſches Schauſpiel in vier Aufzügen, was Herr von Beaumarchais 1774 heraus gab, und was in Paris und in ganz Frankreich zu wiederhohltenmalen, als eine der auffallendſten Proben des Genies dieſes Dichters vorgeſtellt worden iſt, immer wegen des großen Mangels des Eigenthümlichen und Wahrſcheinlichen, mit Unrecht gelobt werden.

Ich weiß wohl, daß einige Franzoſen, und beſonders die Journaliſten von Bouillon, dies Stück ſtrenge beurtheilt haben, aber ſie hielten ſich nur bey minder weſentlichen Dingen auf, und beachteten nicht das Unwahrſcheinliche und Uneigenthümliche, was doch in dieſem Schauſpiel ſo ſichtbar iſt. Hier iſt es nicht der Ort, weitläuftig ins Detail zu gehn, ich will nur einige Hauptfehler deſſelben berühren.

Wie ſehr verſtößt der Verfaſſer nicht gegen das Spaniſche Coſtum, wenn er einen zunftmäßigen Barbier der Stadt Sevilla, um 6 oder 8 Uhr Morgens, wo er ſeine Kunden beſorgen müßte, als Majo (Elegant) gekleidet, mit der Zitter in der Hand auf die Straße treten, ſpielen und komponiren läßt. Nie hat wahrſcheinlich jemals ein ſolcher Fall exiſtirt, und wenn ein Barbier jemals den

Einfall hätte, ſo würden ihn die Straßenjungen des Viertels bald mit Geſchrey oder mit Steinen von der Straße treiben. Er ſucht zwar dies damit zu entſchuldigen, daß er nur vier Schritt davon wohne, aber dann könnte er es ja dem Grafen Almaviva gleich zeigen, und brauchte es nicht erſt lange zu bezeichnen. Ueberhaupt würde in einer ſo frühen Zeit die Nachbarſchaft ihm bald das Spielen und Singen verbieten.

Grafen kennt man in Spanien nicht, am wenigſten ſolche die Grandes ſind. Bartholo iſt ein Deminutiv von Bartholomäus, und durchaus kein Name für einen alten Mann, ſo wie la Jeuneſſe und Eveillé, die Galliziſchen Bedienten des Doktors weit beſſer, Domingos und Ferrucos geheißen hätten, Namen die bey dieſer Nation ſehr gewöhnlich ſind.

Trotz aller dieſer und vieler größerer Fehler, gefiel dieſe Komödie in Paris und Frankreich, nur nicht in Spanien. Denn obgleich Don Manuel Fermin de Laviazo ſie ins Spaniſche überſetzte, ſie von den gröbſten Unwahrſcheinlichkeiten reinigte, mehr Handlung hineinbrachte, indem er die vier Akte des Originals in drey umſchuf, und den Styl dadurch verbeſſerte, daß er Beaumarchais ſchläfrige Proſe in Verſe umänderte, ſo bleibt ſie doch nur immer ein mittelmäßiges Stück, und voll von jener franzöſiſchen Plattitude, die Perſonen von gutem Geſchmack und allen denjenigen, welche wahre Fehler von denen die das Vorurtheil oder der Pedantismus für Fehler hält, unerträglich iſt.

Als eine Probe von Don de Huertas dramaturgiſchen Kenntniſſen, reicht das angeführte vollkommen hin. Den Kunſtrichtern, die ſeine Ausſprüche etwa tadeln möchten, verſichert der Ueberſetzer, daß er ſie dem deutſchen Publikum nicht bekannt machte, weil er von ihrem Werth überzeugt iſt, ſondern weil er glaubt, es ſey gut, eine Sache aus mehrern Geſichtspunkten anzuſehn. Wenn den Leſern daran gelegen iſt, dieſe hier ausgezognen Abhandlungen ganz zu leſen, ſo verweiſe ich ſie auf: „Theatro Eſpannol, par Don Vicente Garcia de la Huerta; parte primera, Comedias de Figuron. T. I. parte ſegunda, Comedias de capa y eſpada. T. I. en Madrid 1785. 12.“ wo ſie als Vorreden ſtehn.

F. A. A. Meyer.

2.

Ein Schubartſcher Brief an einen preußiſchen Officier. *)

Hochedelgeborner Herr

Hol der Teufel den ganzen republikaniſchen Titelſchwanz!

Vortreflicher deutſcher Mann!

Ihr heißes vaterländiſches, kriegeriſches, genieathmendes Schreiben hat mich ſo hingeriſſen, daß ich Ihnen gleich wie Gottesdonnerwetter geantwortet hätte, wenn ich nicht einen Flug zu meinen Freunden in Oberſchwaben auf Doktor Fauſtens Mantel hätte thun müſſen. Eingeſchlagen herr-

licher

---

*) Dieſer Brief iſt vom 25. Auguſt 1775, und mir von der Güte des Herrn Hauptmanns v. K . . zu dem Behuf, ihn hier einzurücken, mitgetheilt. Es weht in ihm Schubartſcher Geiſt mit allen ſeinen Vollkommenheiten, aber auch mit ſeinem gewöhnlichen Fehler der Uebertreibung.

J. Wadzeck,
Prof. am Königl. Kadettenkorps zu Berlin.

licher Mann, wollen Freunde ſeyn, wollen ſo vertraut mit einander ſprechen, als hätten wir ſchon ein paar Dutzend Bayeriſche Salzfäſſer mit einander verzehrt. Ich lebe größtentheils unter Menſchen, die von Eiszapfen gezeugt und von Schneemüttern geboren ſind, und da iſts mir allemal ſo wohl, wenn mir ein Mann entgegen kömmt mit dem Flammenblick des Genies und den Feuerpfeilern, die Johannes auf Pathmos im Traume ſah. Und über das alles, ſo ſind Sie ein Mann aus Cherubs Friedrichs Schule, der mit dem Flammenſchwerdte durch die Welt fährt, und gekrönte und ungekrönte Dummlinge ſeit fünf und dreyßig Jahren ſchreckt und blendet. Ihr Brief iſt in ſeiner Art ein Meiſterſtück: ich und ein paar vertraute fühlende Freunde von mir ſagen's auch. Wir zitterten, wie vom elektriſchen Drath erſchüttert, als wir ihn laſen. Sie haben gewiß Ihre Palette, Ihren Pinſel und Ihre Staffeley mitgeſchleppt. Denn Ihr Gemählde von ſich Selber iſt ſo treffend, ſo ſtark, ſo glühend, daß es mit Umriß, Farbengebung, Drapperie, Harniſch und Leibbinde aus der Leinwand ſpringt, den Hut wie Brennus Zevs ins Auge drückt und im Donnerton der alten Helden ſpricht: Hier bin ich! Sie hätten mich geſchreckt, denn ich bin ein ſehr friedſamer Gelehrter, wenn nicht das kriegeriſche Inkarnat Ihrer Wangen ein gewiſſes Roth gemildert hätte, das Venus Anadiomene ihren Lieblingen Voltaire, Piron, Crebillon, Wieland, Götz und Heinſe auftrug — Wie ſchätzbar muß mir nicht alſo ein Briefwechſel mit Ihnen ſeyn, mit Ihnen, deſſen Empfindungsader ſo leicht nicht verſiegen kann. Vom hebräiſchen Jupiter bis auf den griechiſchen Zevs, von Mars bis auf Wodan, von Alexander bis auf Friedrich, von der Hure zu Babylon bis auf Thérèſe la Philoſophe, von St. Peter bis auf Gaßnern, vom Tempel zu Lampſack bis in die Sakriſtey der chriſtlichen Bonzen, von Bileams Eſel bis auf unſer ſchwä-

biſches

bliſches Rindvieh, vom Sokrates bis auf Pater Merz, von der Ceder auf Lybanon bis auf den Yſop, der an der Wand kreucht, vom Syrius bis an die Lichtputze — iſt alles unſer! Welch einen reichen Stoff zu unſern künftigen Briefen haben wir nicht. Sie ſind der Mann der mich manchmal mit Beyträgen zu meiner Chronik beehren könnte. Sie haben Feuer und Mutter Natur hat Ihnen den Kopf auf den rechten Ort geſetzt. Thun Sie's und laſſen Sie mich vor den Schulzuſchnitt ſorgen.

Leben Sie wohl Preuße, (denn dieſer Name muß Ihr Stolz ſeyn) ſchreiben Sie mir bald wieder, denn ich bin ein Mann, dem's Herz glüht, wenn es mit Männern zu thun hat, die triplex aes circa pectus, dreyfachen Panzer um die Bruſt haben. Bin ewig

Ihr
Schubart.

3.

Elegie an den Tod.

O du des Müden ſüße Ruhe
O du des matten Pilgers ſanfte Raſt,
Gönn' mir doch bald auch dieſe ſanfte Ruhe
Nach mancher trüben Erdenlaſt,
Erhör' mich doch! — Auf! nimm mich in dein Bette
Auf! end'ge meines Schickſals Spiel,
Zerreiße nun die ſchwache Kette,
Und ſetze meiner Qual ein Ziel! —
Wie ruhig ſchläft ſichs nicht in deinen Armen,
O ſüßer Tod des Müden einz'ger Freund!
So nimm dann mitleidsvoll und voll Erbarmen,

Nur meine Hülle hin: — des Lebens Feind,
Iſt nur mein Geiſt, — nach Ewigkeiten trachtend,
Wünſcht er ſich nur dich ſüßen Tod
Er wünſcht nur dich, ſo ſehnend und ſo ſchmachtend,
Bey dieſes Lebens Angſt und Noth. —
Nicht tönen mehr der Nachtigallen Chöre,
Dem Geiſte hohe Wonne zu,
Nein nichts auf dieſer öden Leere
Wiegt mein gequältes Herz in Ruh;
Nicht ſanfter Lieder Melodieen,
Verbännen meiner Unruh' Schmerz,
Nein ach! nur leere Fantaſieen,
Zerreißen mein gequältes Herz! —
Und du, du endigeſt dies freudenleere Leben,
Du giebſt dem müden Pilger Ruh;
Auf! nimm mich hin! — Es iſt mein einziges Beſtreben,
Und decke meinen Körper zu! —
Und dann o dann, laß mich empfinden,
Was ich ſo lange nicht empfand,
Laß' allen Gram und alle Sorgen ſchwinden,
In deinem ruhevollen Land!

Ritter.

4.

Der Weg zur Wahrheit.

Man bemüht ſich noch immer um ein recht ſicheres Mittel, den Oelrettig gegen die Erdflöhe zu ſchützen; man ſäet ihn im Winter aus, man beſtreut ihn mit Aſche, mit Gyps u. ſ. w. aber mit keinem will's recht fort. Es ſcheint alſo wohl, als könne man dieſe Pflanzen nicht unter ſolchen

Clima:

Climaten bauen, wo viel Hitze und wenig Regen, oder wenige kühle Witterung iſt. An etwas kühlern Orten, wo die Erdflöhe nicht ſo häufig ſind, würde die Pflanze gerathen.

So ſchließt ungefähr der Oekonom, dem es nur darum zu thun iſt, dem zu folgen, was ihm ſein geſunder Verſtand eingiebt, und was in der Natur der Sache ſelbſt zu liegen ſcheint; es giebt aber auch Leute die anders ſchließen.

Wenn die Eſel oder Kühe die Rettigblätter abweideten, ſo würden wir von der Pflanze wenig Vortheil haben, aber dann würden die Erdflöhe ſie auch nicht freſſen können.

Doch aber iſt zu vermuthen, daß dieſe Thiere vielen größern Schaden als die Erdflöhe im Garten thun würden.

Darum wird es gut ſeyn, die Pflanze in unſerm Clima, wo es ſo heiß iſt, wo wir darum die Erdflöhe gar nicht los werden, gar nicht zu pflanzen.

Man ſieht beyde kommen auf ein Reſultat, aber auf zweyerley Wegen.

Sollte dies Reſultat wohl immer getroffen werden müſſen, auf wie vielerley Wegen man ihm auch nachſpührte?

Wenn dies hier der Fall wäre, oder bey jedem andern Reſultat, wo es geſchieht, denn der Oelrettig thut hier gar wenig zur Sache, müßte das Reſultat ſelbſt wohl die Wahrheit ſeyn, oder des wäre doch wenigſtens von der Wahrheit nicht weit entfernt.

Nun frägt es ſich, welche Wege zur Wahrheit die beſten ſind, die geraden oder die krummen?

Vielleicht wohl die erſtern.

Führen uns auffallende Sätze geradezu auf die geraden oder auf die krummen Wege?

Doch ſtill! Dieſe Frage werden ja unſre Philoſophen bald entſcheiden, wenn ſie erſt feſtgeſetzt haben, was und wie wir Layen in Zukunft denken ſollen.

5.

Muſter von Poeſie.

Aria beym Geburtstage des Durchlauchtigſten Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz zu Zelle, den 10. Okt. 1791.

Geburtstag gefeyert mit Pomp, Pracht, und jauchzenden Gemüthe auf der Stelle, wo ſteht im Garten das prächtige Denkmal der verewigten Königin **Karolina Mathildis**, Königin von Dännemark, und Schweſter **Georgs des III.**, König von Grosbrittanien ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Klang.

Einſtimmend mit Poſaunen, Waldhörner, Hobö, Klarinette, Flöten mit dem Donner und Brüllen der Karthaunen.

Jauchzende Stimme.

1.

Geiſt! haſt du keine Flügel?
So fliege nach Zell's Garten zu,
Wo auf einem hübſchen Hügel
Der Gnade Bild ſchauſt Du.
Das Gemüth frohlockt,
Der Gedank pocht, pocht.

2.

Karolinä Mathildis Bild
  Flößt frohen Geduldsſinn ein.
Es iſt gegen dein Trübſal Schild.
  O ſchön Geduld, und Ehre Schein!
Das Gemüth frohlockt,
Mir mein Herz pocht, pocht.

3.

Karl, Fürſt, der Königin Bruder,
  Seinen Geburtstag feyert hier.
Iſt an unſrer Freud's Schiff Ruder.
  O Wunderglück für (**Zelle!**) dir!
Mein Gemüth frohlockt,
Mir mein Herz pocht, pocht.

Giraj-geo-gn. Dux Magno de Cavallo. Civis Cellenſis-Luneburgicus. Patricius Pomeranus Suecicus. Dominus Civitatis (Terrarum) Bauske in Sarmatia Curlandenſi. Medico-Philoſophus, Poeta. Augur Brunsvicenſis &c. &c.

In Devotionis, atque Lætitiæ magnæ argumentum cecinit Cythera jucundiſſime Celle-Luneburgi die X. Oct. 1791.

Verſiculi parvi in Chronica Cellenſi inſcribendi ad perpetuam rei memoriam.

6.

An Bav.

Es ſcheint mir dein Gehirn gleicht einem Waſſerſchwamm,
Ein kleiner Druck kann den zum Tröpfeln bringen,

Und ſollte dir kein größer Werk gelingen,
Reimſt du vier Zeilen doch und nennſt das Epigramm.

F.

7.

An —

Du ſchickſt mir manchen Reim und nennſt ihn Sinngedicht,
Mit wie viel Recht, das will ich nicht ermeſſen,
Doch glaub' ich haſt du wohl gar oft dabey vergeſſen,
Daß es ſehr nöthig iſt, zu wiſſen was man ſpricht.

F.

8.

Die Gelehrten.

Da ſtreiten ſie ſich nun, und lärmen, lieber Himmel,
Wo will denn endlich doch das Ganze noch hinaus!
Die Dummen ſtaunen ob dem mächtigen Getümmel
Der Kluge lacht die Zänker aus.

F.

9.

Der Seher.

Wer, Erdenvölker, iſt ihm zu vergleichen?
Er ſah was keiner noch geſehn.

Entfernte Sonnen ſah er — nicht vergehn,
Sein mattes Auge ſah ſie nur verbleichen.

F.

10.

Der Verläumder.

O hör' doch einmal auf Neren mit deinen Klagen,
Ich weiß ſchon was du willſt, du brauchſt mirs nicht zu ſagen,
Den du beſtändig ſchmähſt, der Mann hat ſeine Mängel,
Doch wenn er Teufel iſt, biſt du gefallner Engel.

F.

11.

Ein paar Tönnchen für die neuen Jakob Böhme.

a)

Prophezeihung eines alten Mönchs, im Kloſter Lotharsleben bey Querfurth in Sachſen, der ums Jahr 1012 gelebt, ſo der Hiſtoricus M. Spangenberg daſelbſt in Meſſing gegraben gefunden, daß ſolche Prophezeihung in dieſem Sekulo erfüllt werden ſoll.

Magiſter Cyriakus Spangenberg, ein bekannter Chronolog iſt unſrer Zeit, welcher die Wahrheit in der Hiſtorie zu erforſchen, ſich keine Mühe hat verdrüßen laſſen; darum er alle alte verwüſtete und baufällige Klöſter in Thüringen, Sachſen und Meiſſen, ſowohl als alle alte Zellen, Gewölbe, alte tiefe Gruben, Thürme und Knöpfe derſelben, auch alte Meßbücher mit Fleiß durchſucht, und manchen ſeltſamen Ort durchgegangen und durchgezogen; der ſetzt in ſeiner Chronika unter andern, in dem Traktat von Veränderung der Welt, Seite 36. dieſes nachfolgende!

Wie, daß er in dem vor Alters hochberühmten Kloſter St. Ulrich, welches etliche Lotharsleben genannt, bey Querfurth in Sachſen, ſo vor alten Zeiten ein Graf von Hadersleben geſtiftet, und mit großen Einkommen herrlich verſehen hat, nachmals aber 300 Jahr nach der erſten Fundation, als Anno 1153. hat es der Chriſtliche Kayſer Lotharius aufs neue wiederum aufgebauet, mit Fürſtlichen Einkommen verſehen, den Orden darin geändert, und Benedictiner Mönche geſetzt, und nach ſeinem Namen Königslauter daſſelbe nennen laſſen, ſo bis dieſe Stunde noch ſo heißt; indem auch derſelbe ſamt vielen Fürſtlichen Perſonen darin begraben liegt. An ſolchen ernannten Kloſter hat gedachter Hiſtoricus eine ſehr alte Schrifft in Meſſing gegraben gefunden, welche ein Mönch Fr. Sebald genannt, geſtellt, der ein vortreflicher Aſtronom geweſen, und viele Offenbarungen von Gott dem Herrn gehabt, desgleichen man in Europa nicht gefunden, und im Jahr 1012, welche eigene Worte des Mönchs, wie er ſie angetroffen, und aus dem Lateiniſchen verdolmetſchet, der ermeldete Hiſtoricus Spangenberg alſo beſchreibt, die recht eigentlich wie mit einem Finger auf das Haus Oeſterreich zeigen:

Wenn ich Sebald alle Eigenſchaften und Würkungen der himmliſchen Zeichen wohl erwege, ſo befinde ich an allen Orten, aus natürlicher Bewegung und Andeutung derſelben Sterne, daß die Kayſerliche Hoheit auf keinem Stamme lange beruhen wird, bis man wird ſchreiben 1216. Da wird ein Held durch Mannheit den zweifachen Adler erlangen, und das Kayſerthum löblich verwalten, auch

Oeſterreich, Ungarn und Böhmen ihm unterthänig machen, und ſolches bis in das 18. Sekulum beherrſchen, da wird es groß werden und bleiben floriſant bis 1740. Dann werden Verwirrungen, Rebellionen und große Zerrüttungen ſich anfangen, und übern Haufen gehen.

Nachdem aber wird alsdann das Kayſerthum in drey Linien getheilt werden, Italien aber wird Noth leiden, und die Stadt Rom wird eine wüſte Ebene werden. Da wird ein Held durch Mannheit den zweyfachen Adler erlangen, und das Kayſerthum löblich verwalten, und ſolches beherrſchen, bis endlich der mitternächtige Löwe heraus kommen, und die Länder mit Grauſamkeit anfallen wird. Alsdann werden der rothe Löwe, der Adler im finſtern Thal, und der weiſſe Schwan ſich wider ihn in Grimm ſetzen, und das Kayſerthum lange behaupten, bis der große Gott mit ſeinem unvergänglichen Ehrenreich wird einbrechen, und ein Ende machen. So wird die Weiſſagung Daniels nicht weiter gehn, und man ſoll an Nebukadnezars Traum den Ausgang erſehn, daß das Ende der Welt nahe ſey.

b.

Wie man die Waffenſalben gebrauchen ſoll.

Wenn nun einer verwundet wird mit Eiſen, Holz oder womit es wolle, ſo ſchmiere daſſelbige mit der Salbe und behalte es in der Wärmen, mit einem ſaubern Tuch verbunden, daß keine Luft oder Staub dazu komme: denn wo die Luft an das Waffen ging, oder die Salbe abgewiſcht wird, ehe daß die Wunde heil iſt, (es ſey dann, daß man gleich wieder andre Salben anſtreichen wolle, welches in großen Wunden am dritten Tag alweg geſchehen ſoll) ſo macht es große

Schmerzen, und reißt die ganze Wunde wieder auf. Wenn man das Waſſen beſtreichen will, ſoll mans im Stich von der Spitze gegen der Schale anſtreichen, in einer Wunde von der Scheide gegen den Rücken, und je ſchärfer die Salbe an der Spitze oder Scheide angeſtrichen wird, je reiner es von Grund aus heilet.

Die Wunden ſoll man mit einem ſaubern Waſſer auswaſchen, und mit einem reinen ſaubern Tuch bewickeln, ſo heilet es mit der Hülfe Gottes gewiß, und iſt vielfältig probirt. Wenn man aber das Gewehr, damit der Schade geſchehn iſt, nicht bekommen kann, ſo ſoll man ein andres Gewehr, derſelbigen gleich, in den Stich oder Wunde ſtecken, daß ſie ſchweiſſig wird, und alsdann anſtreichen und damit handeln, wie erſt gemeldet ꝛc.

12.

Empfindungen am Einweihungsfeſte der Wiederherſtellung des Kadettenkorps zu Berlin. *)

Wie Held Achill, eh' er die Lanze ſchwinget
Und Troja's Mauer vor ihm ſtürzt,

In

---

*) Bekanntlich iſt durch die Huld und Gnade unſers guten Königs das Kadetteninſtitut in Berlin, durch die weiſen, überdachten, zweckmäßigen, unſerm Zeitalter angemeſſenen und für eine Militairakademie paſſenden Reformen des würdigen Oberwachtmeiſter von Rüchel vom Generalſtab, ſeit dem März 1791 anſehnlich verbeſſert worden. Officiere, Lehrer und Zöglinge dieſes Inſtituts danken ihm die Hinwegräumung der vielen Hinderniſſe, die ſich auch dem beſten Willen entgegen ſtemmten, und ſeine Würkungen ſehr oft unmöglich machten, danken ihm eine glücklichere Lage — An dem erſten Examinationstage (den 1. März 1792) wurde

In Hämus dunkler Grott' des weiſen Chirons Lehren
Sich in die große Seele prägt;
So muß den Zögling, den des Mavors Fahne
Ins blutbeſpritzte Lager ruft,
Minervens Götterhand erſt in der Weisheit Tempel
Zu ihrem Prieſter weihn.
Sie ſcheucht die Nebel, die den Geiſt umdunkeln
Mit ihres Lichtes Strahlen weg;
Sie lehrt als Menſch ihn fühlen, und als Held ihn ſtreiten
Und giebt ihm Patriotenſinn.
Hat ſie nicht **Friedrich**, ihn, den Held der Helden
Mit eigner Hand gebildet? ihn
Der Krieger Urbild, dem noch Enkelwelten ſtaunen?
Held — großer Mann — und Menſch
Zugleich ſeyn — hat nur Pallas ihn gelehret!
Nur durch der Weisheit Tempel ging
Er zur Unſterblichkeit, an deren Strahlenthoren
Sein ew'ger Name glänzt.
Heil **Ihm**!! auf deſſen hohem Fürſtenhaupte
Des großen **Friedrichs** Diadem
So glorreich ſtrahlet. **Heil! dem edlen Friedrich Wilhelm!**
Er wählt' aus ſeiner Heldenſchaar
O Rüchel, Dich, den Mars und Pallas krönen,
Und hieß Dir, uns, des Vaterlandes
Geweihten Mavors-Zöglingen, der Weisheit Hallen
Von großer Ahnen Hand erbaut,

wurde unter andern Feierlichkeiten auch dieſe Ode, deren Verfaſſer der Prediger Jeniſch iſt, und die manche ſchöne Gedanken enthält, von einem Kadetten deklamirt. Sollten meine überhäufte Arbeiten ſich mindern, ſo werde ich zu ſeiner Zeit eine ausführliche Beſchreibung des Berliniſchen Kadetteninſtituts — was es ſonſt war, und was es jetzt iſt, herausgeben.

Friedrich Wadzeck.

Mit neuem Licht verklären, neu den Altar weihen,
  Und neu die Prieſter um ihn her.
Minerva ſelber, haucht zu ihres Tempels Weihe
  Dir Muth und Weisheit ein.
Wenn einſt dann, hier im Schoos der holden Muſen
  Zur Weisheit aufgebildet, uns
Der Kriegesgott mit ſeinen Lorbeern ſchmücket:
  Und wenn das Vaterland
Uns ſeine würd'gen Söhne, unſer König
  Uns ſeine tapfern Streiter nennt:
Dann ernteſt Du den Lohn der edlen Mühe,
  Und freuſt Dich unſers Ruhms!

13.

Strohkranzrede.

Angenehm und feſtlich ſey uns dieſer glückliche Morgen, alle meine wertheſten Zuhörer und Zuhörerinnen, und freundlich wie die durchlebte Nacht.

Treten Sie näher meine ſchöne Wilhelmine mit Ihrem ſittſamen blauen Auge — Und Sie mein Herr Bräutigam in præterito, jetzt — glücklicher Gatte Ihrer liebenswürdigſten Hälfte — und vernehmen des heiligen Strohkranzes wunderbare Bedeutung.

Geſtern, meine ſchöne Braut, ein herrlicher Kranz, vom lieblichſten Grün, prangte auf Ihrem ſtolzen Haupte, ſo wie in Ihrem Herzen das Sinnbild der Tugend. Welche Verwandlung, werden Sie ſagen, ging denn mit dieſem ſonderbaren Kranze vor?

Fragen Sie, meine Theuerſte, um dieſes Geheimniß zu ergründen, Ihr eignes Herz, und — unſre gemeinſchaftliche Mutter, die unergründliche Natur. Sie ſchuf den Saamen dazu mit Weisheit, und legte in ihm eine gewiſſe, eigne, ſonderbare Kraft, — von ihrer Hand geleitet, ſetzte er den wohlthätigſten Keim, grünte, blühte trug Früchte, und ſchwand dahin zu ſeiner Zeit.

Sollte in dieſem Sinnbilde auch wohl etwas für uns verborgen ſeyn?

Ja meine Theuerſte; auch Sie, die Sie ſo ganz verwandelt hier vor uns ſtehen, grünten aus dem ſchönſten Keim hervor. — Ihre Reize blühten ſchmeichelnd — aber nicht umſonſt, denn die Natur beſtimmte ſie zur Erndte. — Zwar geſtern, vom ſchönſten Grün war der Kranz, und heute von Stroh. — Jedoch der Schnitter dieſer ſeeligen Erndte ſteht hier vor uns in der Perſon . . . .

Er ſammelte gewiß mit Wucher ein — aber er wird als ein guter Gärtner, auch dieſe Frucht modeln, verſchönern, vermehren, auf daß dieſer Strohkranz vor Jahresfriſt auch wieder aufs neu belebt werde durch die herrlichſten Früchte ſeiner Art. —

Warum erröthen Sie liebenswürdige Braut? Zwar belebt Ihr Auge nicht mehr das Feuer vom geſtrigen Tage — ein ſtiller ſanfter Zug von ſchmeichelhafter Mattigkeit ſcheint Ihnen eine gewiſſe neue Art von ungewohnter Liebenswürdigkeit zu ertheilen — und ſelbſt der Purpur, — ich meyne den, der in dieſem Augenblick, Ihnen ſelbſt unbewuſt, über Ihre ſchöne Wange ſchleicht, und ſich bis in die ſichtbar zarteſte Nerve dehnt, ſieht beinahe einem gewiſſen Suchen ähnlich nach — einem verlohrnen Gute — ! Ihr Puls? klopfte geſtern unruhige Erwartung der Dinge, die da kommen werden!!! und nun? — ſchleicht er, wie der beklommene Puls eines, jedoch zum Glücke, gutartigen Fiebers.

Sagen Sie, hat Sie Ihr neuer Freund etwa beleidigt? Oder hatte er Sie wohl gar getäuſcht? Das wollen wir nicht hoffen? — Arme Braut! Der Kranz, der zu Stroh dahin ſchwand, wird ſchon wieder grünen.

Sehen Sie hier den Verbrecher, die Urſach des verwandelten Kranzes, ſtolz ſeines Sieges. Im Paradieſe pflückte man zwar Aepfel und Birnen wider das Verbot, aber, brach dieſe anſcheinende cum privilegio ſacro excluſivo von uns allen beneidete Verbrecher — die Roſe — ſo empfand er doch innig ihren Werth im tiefſten Dankgefühl der ſeeligſten, namenloſeſten Empfindung!!!

Wer nie geſündigt hat, oder nie ſo zu ſündigen wünſcht, der ſtehle ſich aus unſern Kreis, hebe den erſten Stein auf, und verdamme den Verräther.

Doch, ſehen Sie Ihren neuen Freund, wie er da ſteht, wie ſein Herz ſchlägt bey der Erinnerung von genoſſenem Glücke — und — wie ſein Auge nach Ihrer Verzeihung ſchmachtet. — Reue fühlt er zwar nicht, der Böſewicht, über den ihm zur Laſt gelegten nächtlichen Unfug, aber er wünſcht dagegen Ihre Verzeihung, wo möglich — aufs neue zu verdienen.

Der fromme David und der weiſe Salomo ſelbſt waren ja nicht einmal von ſolcher Gattung von Sünden frey. Erſterer beichtete ſogar in irgend einem Moment von Herzenserkenntlichkeit, einem ganzen hochgeehrten Publiko, indem er ſagte: Meine Sünden gehen mir über mein Haupt, und wie eine ſchwere Laſt ſind ſie mir zu ſchwer worden. — Und doch ward ihm vergeben.

Selbſt der heilige Apoſtel Paulus vermittelſt ſeines ganzen 2. Kap. an die Korinther, beſonders aber incluſive des 9., 28., 35. und 36. jedoch excluſive des 28. Verſes, wird uns nicht wenig zu der Vergebung dieſes armen Sünders ermuntern wenn er ſagt: So ſich aber nicht enthalten, ſo laſſet ſie freien, es iſt beſſer freien denn Brunſt leiden; und im 28.: So du aber freieſt, ſündigſt du nicht, und ſo eine Jungfrau freit, ſündigt ſie nicht.

So treten Sie denn näher, beyde Hand an Hand, und verſöhnen Sie ſich.

Verzeihen Sie theuerſte Wilhelmine der Königin der Blumen, der lieblichen Roſe wenn — bey ihrem Pflücken — der kleine Stachel — das ſchöne Fingerchen verletzte.

Ich muß Sie belehren, indem ich Sie küße.

Hören Sie mich.

Keine Roſe iſt ohne Dornen, aber, die Wunde iſt nie gefährlich, die der ſüße Balſam der Liebe heilt. — —

Ich ſegne Sie!!!

Der Gott der Liebe verbinde Ihre Herzen mit ſeinem unauflöslichſten Bande — ſtreue Roſen, ohne Dornen, bis in die ſpäteſte Zukunft um ihre Tage her, und laſſe ſie dann wenn der Natur nach, einſt das berauſchende Feuer der Jugend mildert, Ihre zärtlichſte Liebe in einer ſtets angenehmen dauerhaften Freundſchaft verwandeln.

Und dieſen Strohkranz liebe, aus dem ſchönſten Mädchen nunmehr verwandelte Frau, den ich Ihnen hiermit feierlich übergebe, müſſe Ihnen eine ſtarke Erinnerung — **an das was war und nicht mehr iſt,** aber auch zugleich an die wonnevollſte Epoche Ihres Lebens bleibey.

IX.

Fragmente.

Die Lazaroni zu Neapel.

Nach St. Non.

Je mehr man gereiſt hat, je mehr wird man finden, daß ſich die Menſchen in allen Ländern einander gleichen. Sie haben keine Verſchiedenheit von einander, und können auch keine haben, ausgenommen die wenigen Abweichungen, die das Klima, das ſie bewohnen, und die Geſetze, denen ſie gehorchen müſſen, ihnen geben. Einerley Leidenſchaften, die durch den ganzen Erdboden den Menſchen beherrſchen, bringen auch faſt durchgängig die nehmlichen Würkungen hervor. Der Philoſoph, welcher außer dem Studierzimmer den Menſchen erforſcht, wird, wenn er ſich einige Kenntniſſe von den Geſetzen des Ruſſen und denen des Neapolitaners erworben und erfahren, wie ſie in einem und dem andern Lande befolgt oder übertreten zu werden pflegen, beinahe gänzlich den Ruſſen und den Neapolitaner kennen.

Obgleich das Klima nicht unmittelbar auf die Natur des Menſchen würkt, ſo hat es doch einen Einfluß auf ſeine Denkungsart, welche die Natur durch Mitwürkung ſo oder anders lenkt. Die Einwohner mitternächtlicher Gegenden ſind erſchlafft von Kälte; nur heftige Leidenſchaften erwecken ſie, und geben ihnen einigen Nachdruck; auch ſind dieſe Leute, wenn ſie einmal in Bewegung gerathen ſind, ſehr gefährlich. Weit leichter empfangen dagegen die Bewohner gemäßigter Länder die verſchiedenen Eindrücke, empfangen ſie auf eine ſanftere Art. Viel empfänglicher, viel reizbarer als jene, ſind ſie beſtändig in Thätigkeit; aber ihre Leidenſchaften, weil ſie ſchneller, leichter und vorübergehender ſind, werden eben deswegen auch weniger heftig, und haben keine ſo mißliche Folgen.

Wenn die mittäglichen Bewohner in dieſer Rückſicht von den mitternächtlichen Völkern unterſchieden ſind, wenn die Hitze ihres Klima, das Brennen der Sonne ihr Geblüt in Wallung ſetzen, ſo giebt ihnen die Erſchlaffung ihrer Nerven, welche eine natürliche Folge der beſtändigen Ausdehnung iſt, eine Trägheit, woraus ſie nur mit Mühe erweckt werden können. Alles was mit dem Gedächtniß, ohne handeln zu müſſen, ausgerichtet werden kann, geſchieht bey ihnen mit vieler Lebhaftigkeit; alle ihre Leidenſchaften

ſchaften ſind außerordentlich heftig, aber wenn ſie nicht bis zu einem ganz beſondern Grad der Aufwallung gelangen, ſo bleiben ſie ein **Nichts**, das im Mutterleibe wieder zerrinnt.

Man darf ſagen, daß Faulheit ein wahrer Charakterzug des Neapolitaners iſt, der ſich aber auffallender bey dem niedrigen Volke zeigt, bey welchem überhaupt Tugenden und Laſter mit mehr Gewalt und Nachdruck ſich auszeichnen, und der das Ziel iſt, wohin ſein ganzes Verlangen, alle ſeine Gedanken abzwecken.

Die vorzüglichſte Sorge des gemeinen Volks zu Neapel, das, was alle ſeine Bemühungen leitet, iſt die Hoffnung, zu jenem erhabnen Glück zu gelangen, welches in Ruhe und **Nichtsthun** beſteht. Alle Mittel ſcheinen ihm rechtmäßig, wenn ſie ihm die Ausſicht zu dieſem höchſten Gut eröfnen. Spitzbube, ohne eigennützig zu ſeyn, wird er uns beſtehlen, blos um länger von der Nothwendigkeit zu arbeiten, befreit zu leben; und daher kommt es auch, daß ſeine ganze Unterhaltung auf Eſſen und Geld hinausläuft, ohne daß man ihm deswegen den Vorwurf des Geizes oder der Gefräßigkeit machen könnte. Hört man einem Geſpräche der Lazaroni zu; ſo wird man, auch ohne ihre Sprache zu verſtehn, bemerken können, daß **magnare**, **buſcare** und **denari**, die gewöhnlichen Schlußwörter aller ihrer Unterhaltungen ſind.

Sehr ſchwer fällt es, die Eiferſucht des Volks mit der ausſchweiſenden Lebensart zuſammen zu reimen, die ihm eigen iſt. Der Ehemann hat ſeine Frau wegen der Untreue im Verdacht, ohne eben viele Mühe anzuwenden, daß er die Wahrheit erforſchen möge; er ſieht ſeine Frau mit der Frucht ihrer Ausſchweiſung beladen, ohne darüber zu erzürnen; aber, gleich als wäre die Eiferſucht bey dieſem Volk eine angebohrne unheilbare Krankheit, er bekömmt zuweilen eine Anwandlung davon, deren Würkungen eben ſo heftig, als traurig ſind. Es iſt ſehr bemerkbar, daß dieſe düſtre Leidenſchaft, deren Würkungen bey andern Völkern vorherbedacht ſind, in dem Neapolitaner blos durch die Beleidigung eines Augenblicks bewürkt wird, und daß ſeine Rache, ſo fürchterlich ſie iſt, niemals die erſte Aufwallung überlebt.

Von Natur leichtſinnig, eilen die Neapolitaner von einer Leidenſchaft zur andern; nur allein die Liebe zum Vergnügen, die ihnen am natürlichſten iſt, beherrſcht ſie bis zur Ausſchweifung. Sie lieben mehr, als ſie beſtändig ſind, und ſchmeicheln mehr, als ſie lieben; ihre Ausdrücke ſind zärtlich und lebhaft, aber der Misbrauch, den ſie davon machen, benimmt ihnen den Nachdruck.

Nachdem wir uns bisher mit den Gewohnheiten der verſchiedenen Volksklaſſen im Königreich Neapel beſchäftigt, und beſonders von demjenigen Theil des Volks Nachricht ertheilt haben, den man Lazaroni nennt, ſo liegt es uns ob, auch von ihren bekannteſten Gebräuchen zu ſprechen. Ihre gewöhnlichen Zuſammenkünfte haben ſie längs der Vorſtadt Chiaie, oder an der Seite von Poſilippo am Ufer des Meers. Hier pflegen ſie nach Belieben ihrer Faulheit, hier lebt der Neapolitaner ohne Sorge, ohne Unruhe fürs Künftige, deſto glücklicher, je weniger er zu arbeiten hat.

Ihre Lieblingsbeſchäftigung iſt der Muſik vor einem Marienbilde zuzuhören, und dabey zugleich ihr Gebet zu verrichten. Dieſe Art der Verehrung iſt, unter allen, in ganz Italien, beſonders aber zu Neapel die häufigſte, und gewöhnlich ſind es die Kalabrier, welche ſo von Stadt zu Stadt gehn, und gegen Weihnachten in Menge, gleich Wallfahrern, zu Neapel einzutreffen pflegen. Man trift ſie vor den Marienbildern an, woſelbſt ſie auf der Schalmey und mehrern andern übelzuſammentönenden Inſtrumenten eine Muſik machen, die bald einen Haufen Lazaroni, nebſt Weibern und Kindern als Zuhörer um ſie her ſammelt.

Gewöhnlich zeigt ſich die Ehrfurcht des Volks für ihre Madonnen um Weihnachten in ihrer ganzen Pracht; das heißt nach der Verehrung des heiligen Januars, ihrer Lieblingsandacht; allein eben ſo, wie alle dergleichen tiefe Verehrungen, blos äußerlich durch großes Aufſehn, vieles Geräuſch und gutes Eſſen, wodurch der Neapolitaner ſeine Heiligen am meiſten zu verherrlichen glaubt. Eine andre Gewohnheit beſteht darin, Kunſtfeuer die ganze Nacht durch vor jedem Marienbilde brennen zu laſſen; nun iſt aber keine Straße, ſey ſie auch noch ſo klein, worin nicht vier bis fünf Madonnen ſich befinden, und keine Madonna vor welcher nicht drey bis vierhundert Raketen angezündet werden. Nimmt man hinzu, daß jeder Privatmann aus ſeinem Fenſter der Jungfrau ſeine Huldigung zu bezeigen ſucht, und daß die Dicke der Raketen ſowohl die Größe der Verehrung, als auch den auszeichnet, der ſie darbringt, daß noch überdies die Eiferſucht hiebey ins Spiel kömmt, ſo wird man ſich ſo ziemlich eine Vorſtellung jener geräuſchvollen Nacht machen können.

Das Innre der Häuſer, beſonders der Bürgerhäuſer, iſt zwar nicht ſo geräuſchvoll, entſpricht aber nichts deſtoweniger dieſem Lärm und dieſer allgemeinen Bewegung vollkommen. Jede Familie iſt beſchäftigt, zu Ehren der Madonna, eine Art von Schauſpiel oder Vorſtellung zu geben, wozu die Zubereitungen und die Koſten alle Vorſtellung übertreffen. Man nennt dies zu Neapel **i Preſepi**, ein Ausdruck, welcher ſo viel ſagen will, als das franzöſiſche Crêche, oder das deutſche Krippe, die Vorſtellung der Geburt unſers Heilandes, die Anbetung der Hirten, die Ankunft der Weiſen ꝛc. Alles dies iſt im Kleinen vorgeſtellt, und die Figuren ſind übrigens vollkommen nach jenem Zeitalter gekleidet. Eine Sache, die dieſem eigentlich für Kinder gehörigen Schauſpiel zu Neapel wirklich den Werth giebt, von Künſtlern und Männern von Geſchmack bemerkt zu werden.

Weil alle Häuſer mit Terraſſen verſehen ſind; ſo werden die Vorſtellungen meiſt auf dieſen gegeben. Moos, Pappendeckel, Stückchen Kork und Baumäſte, bilden ungefähr den Grund des Theaters, aber die zufälligen Verzierungen ſind dabey mit ſo vieler Kunſt, mit ſo vieler Anmuth vertheilt, die jede Beſchreibung, jede Vorſtellung davon überſteigt. Ruinen von Gebäuden, ländliche Wohnungen, Flüſſe, Brücken, Springbrunnen, Berge, Vieh, alle dieſe Gegenſtände ſind hier künſtlich zuſammen geordnet, und bringen eine ganz beſondre Täuſchung hervor. Der natürliche Himmel verbindet ſich mit der Farbe der Entfernung am Hintergrunde des Gemäldes, und paßt mit dieſer ſo genau zuſammen, daß ein zwanzig bis dreyßig Fuß weit entfernter Berg, eine Meile weit entfernt, und von ſeiner natürlichen Größe zu ſeyn ſcheint.

Druckfehler im 4ten Stück der Olla Potrida
von 1791.

Seite	21.	Zeile	13. Für Laube lies Lande.
—	27.	—	25. für über lies aber.
—	29.	—	4. für angeſocht lies angefacht.
—	30.	—	13. für Cuor lies *Coer.*
—	34.	—	27. für rief lies rieb.
—	57.	—	8. für ſtrer lies *tirer.*
—	107.	—	18. für lacctum lies *factum*

No. 2.

Olla Potrida.

1792.
Zweites Stück.

Berlin
in der Weverſchen Buchhandlung.

Inhalt.

Gedichte.

Auszüge.

Schreiben des Herrn Doctor [illegible] Hoffmann zu Frankfurt am Mayn, an den Herausgeber.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1. Beyſpiele [illegible] und [illegible]
2. Deſpotismus und [illegible]
3. Kayſer Heinrichs IV. Abſolution.
4. Der graue Bruder, Luſtſpiel in einem Aufzuge von J. A. A. Meyer.
5. Der Jakobiner-Club.
6. Anweiſung zu einer kleinen Excurſion durch England, von London aus.
7. Urſprung des Lomberſpiels.

Biographie.

Etwas über Clement Marot.

Roman.

Der Eremit.

Anekdoten.

Anmerkungen der Gebrüder Iſrael Elias und Moſes Elias Reiß.

Naturgeſchichte.

Neue Beobachtungen über [illegible]mme.

Miſcellaneen.

1. Ueber Caglioſtro's Maureriſche Verbindungen.
2. An das Königl. Preuß. Dragonerregiment von Normann, bey deſſen Ein

Seite
[illegible] zu Ohrdruff bey Gotha den 26. [illegible]
[illegible] 1792. [illegible]
[illegible] Königl. Preuß. Dragonerregi-
ment von [illegible] Aus-
marſch aus [illegible] Juni 1792. [illegible]
Eine [illegible] [illegible]
Maalerey [illegible]
Die [illegible] Welt. [illegible]
[illegible] [illegible]

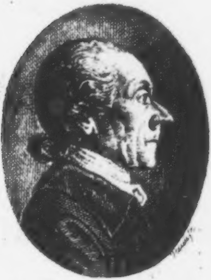
In der Meyerſchen Buchhandlung iſt für 1 Thlr. zu haben: Allgemeines Kochbuch aus den beſten [illegible] unſerer Zeit und vorhergegangener [illegible] Anweiſung zu [illegible] von J. G. B. [illegible] 1792. Die Anzahl der in verſchiedenen Ländern und Sprachen herausgekommenen Kochbücher iſt gewiß anſehnlich, der brauchbaren darunter aber ſind ſehr wenige. Unter den vielen Tauſenden von Vorſchriften, die darin ertheilt werden, ſind die mehrſten unrichtig, ohne gute Auswahl und [illegible], ſo daß eine angehende Haushälterin [illegible] ſelbſt bekannte Speiſen [illegible] aus 7 Theilen beſtehenden [illegible], welches zugleich den [illegible] ſten und beſten Theil der mit verdientem Beyfall aufgenommenen Anweiſung für Frauenzimmer, die ihrer Wirthſchaft ſelbſt vorſtehen wollen, ausmacht, und unter jenem Titel für diejenigen, welche die ſtückweiſe herausgekommenen 7 erſten Theile gedachter Anweiſung nicht beſitzen, beſtimmt iſt, hat demnach keine unnütze Arbeit übernommen, da er aus der großen Menge der in den beſten Kochbüchern befindlichen Vorſchriften einen Auszug zuſammengetragen hat. Der Inhalt deſſelben erſtreckt ſich nur allein auf die Bereitung verſchiedener Speiſen und Getränke, deren Aufbewahrung, die Anſchaffung der [illegible] und [illegible] ersten Theile [illegible] eine [illegible] betreiben will, [illegible] beschaffen seyn soll, [illegible] und dieses wieder [illegible] selbst unter einander zu [illegible] Pflichten zu beobachten hat, [illegible] zu Betreibung ihres Haus[illegible] muß. Im zweyten und dritten [illegible] tung der Speisen, wie auch das zierliche und [illegible] Anrichten derselben gelehrt, ingleichen, wie man sich auch der Anzahl der [illegible] nach Schicklichkeit [illegible] zu machen habe. [illegible] beschrieben. Da [illegible] Regeln zur Einrichtung [illegible] oder ein für alle und jede passendes [illegible] Kochbuch zu schreiben, so ist gegenwärtiges [illegible] eigentlich und zunächst für den Mittelstand [illegible] und sowohl [illegible] viel, als auch [illegible] Vermögen [illegible] daraus die beste [illegible] wie denn das beygefügte Re[illegible] brauch dieses reichhaltigen Buches [illegible]

Wir können demnach mit gutem [illegible] schaffenen Eltern dieses Werk als [illegible] ihre Töchter empfehlen, woraus [illegible] Anweisung zur klugen und [illegible] führung bilden, und [illegible] erholen können, zumahl der [illegible] Vorschriften nicht seinem Gut[illegible] sondern sich auch des Raths [illegible] guten erfahrnen Freundin, [illegible] schicklichkeit in der Kochkunst [illegible]

Olla Potrida.

1792.

Zweites Stück.



IOH.CASPER LAVATER.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

I.

Gedichte.

1.

Die Trauung im Walde.

In harmvoller Einſamkeit ſchlichen die Tage
Der reizenden Agnes, mit Unmuth und Klage
Empfieng ſie den Morgen, durchwachte die Nacht;
Ihr Vater war jüngſt in die blutigſte Schlacht
Samt ihren drei Brüdern am Rheinſtrohm gezogen,
Ihr Gottfried verſchwunden; was hat ihn bewogen?

Sie gab ihm, von falſchen Gerüchten gequälet,
Als werd er mit Annen von Hoberg vermählet,
Zum Lohne für Liebe, Verachtung und Hohn;
Doch als er verzweifelnd der Stadt nun entflohn,
Da weinte ſie, konnte nicht ruhen noch raſten,
Nichts ſtillt ihren Kummer, kein Beten, kein Faſten.

Die Liebe macht frömmer, das weiß ich am beſten,
Drum ſollten ſie Beichtger und Nachtmal nun tröſten;
Sie eilte zum Dome: ach aber hier fand
Die Arme, ſtatt Tröſtung, des Unglückes Rand.
So führt uns das Schickſal an heimlichen Ketten,
Und wird uns, nach Willkühr, bald ſtürzen, bald retten.

Der Beichtger Alphonſo liebte ſchon lange
Das Fräulein, ihn reizte die blühende Wange,
Das Schleenfarb glänzende Augenpaar,
Der purpurne Mund, das ſeidene Haar,
Zwo Höhen zum Throne der Liebe geweihet,
Von Röschen gekrönt, mit Blüthen beſtreuet.

Jetzt, wähnt er, ſeis zeitig, die Unthat zu wagen,
Die er ſchon wie lange im Sinne getragen.
Er hört ihre Beichte, reicht Hoſtie und Wein,
Wirft unbemerkt aber drei Körner darein;
Und kaum iſt das Fräulein im Gitterſtuhl wieder,
Umweht ſie der Schlummer mit ſanftem Gefieder.

Hier ruhte ſie einſam bis ſich die Schatten
Der Nacht mit dem Mondſchein begannen zu gatten,
Nun wurde ſie wacher voll Schauder und Graus:
„O! Himmel! wo bin ich? — wie komm' ich hinaus?“ —
Es knarrte die Thüre, da fiel ſie von Sinnen,
Alphonſo ſchlich h'rein und trug ſie von hinnen.

Er trug ſie in einen leichtrollenden Wagen,
Und trieb jach die Roſſe; in ſchwindelndem Jagen
Durchflogen ſie Saaten und Wieſen und Wald,
Und nahten der Kemnat' Alonſos ſich bald.
Tief lag ſie verborgen von Brombeergeſträuchen,
Zerriſſenen Felſen und dunkelen Eichen.

Hier hauſte der bübiſche Junker Alonſo,
Ein Frevelgenoſſe vom Prieſter Alphonſo;
Hier wollten ſie beide in Agnes Genuß
Sich theilen, hier ſchwelgen den lieblichſten Kuß.
Noch lag ſie ohnmächtig, ach! wehe der Armen!
Der greiſende Bube blieb ſonder Erbarmen.

Doch mählich kamen die Sinnen ihr wieder,
Verzweiflungsvoll ſprang ſie vom Wagen hernieder,
Und flohe vom Haſſe zum fliehen geſtärkt;
Schnell aber ward es vom Räuber bemerkt,
Er folgt' ihr im Flug, den nur Liebe ertheilet,
Und bald hatt' Alphonſo das Fräulein ereilet.

Drauf wollte der Lüſtling Agneſen umſchlingen;
Sie rang, ach! vergebens, ihm frommte das Ringen.
Und ſchamlos entriß er mit frevelnder Hand
Vom Lilienbuſen das zarte Gewand,
Umſchlang ſie mit nervigem Arm voll Entzücken,
Und hofte die Blume der Liebe zu pflücken.

Da rang ſie, da bat ſie: „Alphonſo, erbarme,
„Erbarme dich meiner, o! ſchone mich Arme! —
„Alphonſo! — ich ſinke! — Allmächtiger Gott,
„Erhalt mir die Unſchuld und gieb mir den Tod! —
Jach kamen drei Ritter den Wald durch trottiret
Vom Winſeln Agneſens zur Stelle geführet.

Nun fiel der Verräther zur Erde mit Zittern,
Das Fräulein verhüllte ſich, floh zu den Rittern,
Und klagt' in geflügelten Worten ihr Leid.
Stracks waren die Ritter zur Rache bereit.
Alphonſo rief: „Fräulein ich ſterbe, zur Stelle
Beſtrafet, weh wir! ach! ich fahre zur Hölle!

Als aber die Ritter den ſchändlichen Pfaffen
Ergriffen, um ihn nach Verdienſten zu ſtrafen,
Erſcholl bis zur Klauſe, ohnferne davon
Im Dickicht gelegen, der Reiſige Drohn,
Das Wiehern der Roſſe, der heulende Kummer
Alphonſos, und weckten den Kläusner vom Schlummer.

Der Kläusner in härenem Mönnichsgewande
Wich doch nicht an Schönheit dem Schönſten im Lande,
Dem Stärkſten, dem Kühnſten an Kraft nicht und Muth;
Auch däuchts ihm zu helfen ſo edel und gut.
Er rafte ſich eilig auf, flog zum Getümmel,
Sah, hörte voll Staunen, als ſtürzt er vom Himmel,

Und rief: „O! ſchont Ritter den jungen Verbrecher,
„Prüft reifer die That, und dann gräßlich ſeid Rächer!
„Ein Mädchen hat ihn der Entführung geziehn,
„Er leugnets! hört beide, das Mädchen und ihn! —
„Wohl ſprachen die Ritter: ſo ſoll ihre Klagen
„Das Mädchen dem Buben ins Angeſicht ſagen!

„Wo iſt ſie?“ — Doch wie wenn ein Täubchen zur Beute
Dem Adler, der ſie vom Falken befreite
Zu werden befährt, ſich in Klüfte verbirgt,
Indeß noch der Stärkere den Schwächern erwürgt;
So Agnes. Es könnten (ſo wähnet ihr Schrecken)
Wohl in den vier Rittern vier Räuber auch ſtecken.

Drum hatte ſie ſich kaum Alphonſen entwunden
Und Rache gefodert: ſo war ſie verſchwunden,
Und irrt' im gewölbten verwachſenen Wald.
Lang ſuchten die Ritter ſie, fruchtlos erſchallt'
Ihr Rufen, bis endlich das Fräulein geſchrecket
Von ſchüchternen Rehen ſich ſelbſten entdecket.

O!

O! Wunder! kaum ſprach ſie die Ritter nun wieder
Erkannte ſie freudig den Vater, die Brüder.
Ihr hatte vorhero die Reiſigen-Tracht
Furcht, Eile die Ritter unkennbar gemacht.
Ha! welche Umarmungen! welches Entzücken
Durchglühte die Herzen, entſtröhmte den Blicken.

Als ſie ſo des Wiederſehns Wonne berauſchte
Und Frage und Antwort ſich kreuzeten, lauſchte
Der Kläusner, rief endlich: „Welch holdes Geſicht!
„Sie iſt es! und Agnes: Ach täuſch ich mich nicht?
„Iſt's Gottfried? Treuloſer, erkennſt du Agneſen!
„Bin Gottfried, der immer dein Treuſter geweſen.

Nun flogen die beiden Geliebten zuſammen,
Der Kuß der Verſöhnung fachte zu Flammen
Die lange verheimlichte zärtliche Glut;
Schier barſt drob der neidge Alphonſo vor Wuth,
Der Vater Agneſens rief aber im Grimme
Dem zärtlichen Fräulein mit donnernder Stimme:

„Vortreflich, mein Töchterlein! laß dir's behagen!
„Indeß wir am Rheine die Mönchsbrut erſchlagen,
„Hat dich dieß Gezüchte der Hölle bethört! —
„Mord! Fluch und Verderben! mein Stamhaus entehrt!
„Ha! dir und dem Hunde vertreib ich den Schwindel!
„Ihr ſollt mich nicht ſchänden, ihr bübiſch Geſindel! —

Dieß hörend, entgegnete Gottfried: „ich ehre,
„O Alter in dir zwar die Tochter, doch höre,
„Den einzigen Erben von Götzen von Strand,
„Mit dem dich wol ehedem Freundſchaft verband!
„Sieh! weigerſt du's, willſt mir die Tochter nicht geben,
„So ſühnt uns ein Strauß nur auf Tod und auf Leben.

„Der Alte erkannte nach kurzem Beſinnen
„Den Erben von Gönen, rief, trau ich den Sinnen,
„So biſt du es Gottfried, dein Vater mein Freund
„Hats ſtets mit mir beſſer, als keiner gemeint,
„Eins kränkte mich an ihm ſein päbſtlicher Glaube:
„Doch ſag mir, was gab dich der Klauſe zum Raube?

„Ich ſollte mich gegen mein Wünſchen vermählen
„Mein Oheim gedachte die Braut mir zu wählen,
„Ich liebte dein Fräulein ſo innig, ſo ſehr,
„Doch täuſchte ſie, höhnte mich wahrlich noch mehr:
„Was blieb mir denn weiter? — Nichts hatt' ich verbrochen.
„Was haſt du Agnes, ſo grauſam gerochen? —

„Drauf Agnes tiefſeufzend: Noch darfſt du mich quälen?
„Kaum hört ich, du wollteſt dich Annen vermählen:
„So ward ich der laurenden Eiferſucht Raub,
„Die Rachſucht erwachte, die Liebe ſchlief taub;
„Du floheſt, mein Leben floß traurig, voll Schmerzen,
„Das rührte den Vater, tief drangs ihm zu Herzen:

„Ich ſchwöre dir, Gottfried, ich ſchwöre beim Leben,
„Zur Stunde noch würd ich die Tochter dir geben,
„Riß Eintracht der Ehen und Zärtlichkeit nicht,
„Wenn Eintracht im Glauben die Herzen nicht flicht;
„Drum wirſt du noch länger am Pabſtthume kleben,
„So kann ich dir, mag dir die Tochter nicht geben.

„Du kannſt es, o Vater! ich faß dich beim Worte!
„Die Einſamkeit ward mir ein Schlüſſel zur Pforte
„Der Weisheit. Hier hab ich nach Wahrheit geſucht
„Und endlich gefunden die goldene Frucht.
„Zur Stunde verlaß ich die päbſtlichen Lehren,
„Entſchloſſen zum beſſeren Glauben zu ſchwören.

„So reich mir die Hand! rief der Alte entzücket,
„Geſegnet der Tag, der uns alle beglücket!
„Gebilliget ſei euch die eigene Wahl;
„Sei, Gottfried, dem Mädchen ein guter Gemal! —
„Und weil ichs geſchworen, ſo halt ichs zur Stunde,
„Bereitet euch, Kinder, zum heiligen Bunde!“

Hold röthete Schaam jetzt und ſträubend Verlangen
Der reizenden Agnes die Schläfe und Wangen;
Indeſſen ihr Gottfried, mit innigem Dank
Bald Vater, bald Brüder, bald Tochter umſchlang;
Drauf wand ſich der Alte zum Beichtger verdroſſen,
Dem Angſtſchweistropfen vom Angeſicht floſſen:

„Alphonſo zwar todeswerth iſt dein Verbrechen,
„Doch bin ich zu glücklich jetzt, um es zu rächen;
„Nichts foder' ich von dir als daß du alsbald,
„Die Trauung Agneſens hier ſprecheſt im Wald!
„Auf! zaudre nicht! wirſt du im mindſten dich ſträuben:
„So ſoll dir die ſtrengſte Strafe verbleiben.

Nun kämpften ſich Eiferſucht, Liebe und Bangen
Im Buſen Alphonſos, gleich wüthigen Schlangen;
Doch ſiegte die Furcht, ſie nur zwang ihn allein
Dem raſchen Gebote gehorſam zu ſein;
Er fluchte noch einmal mit kniriſchendem Munde,
Drauf ſprach er die Trauung im Walde zur Stunde.

Grabner.

2.

Die Freundſchaft.

Die ſchönſten Faden weben
In unſer Lebensband,
Zu Engeln uns erheben,
Kann nur der Freundſchaft Hand;
Sie ſchlingt, mit ſüßem Koſen,
Um unſre Schläfe Roſen,
Und flicht, bey Gläſerklang und Scherz,
Zur Liebeskette Herz an Herz.

Und wenn, in Weiheſtunden,
Wo Lipp' an Lippe hing,
Zwey Herzen ſich gefunden,
Zum Liebeskettenring:
So ſchwebt ſie lächelnd nieder
Auf ihres Bundes Lieder,
Und leitet, an der Treue Stab,
Die Bruderherzen auf und ab.

Doch, ach! der Kette Ringe,
Geflochten vom Geſchick,
Zerreißt, im Lauf der Dinge,
Oft auch ein Augenblick;
Dann bluten, unter Schmerzen,
Die losgeriſſnen Herzen,
Und ſtarrend ſieht ihr naſſer Blick
Nach ſchönern Tagen nur zuruck;

Dann weint das Auge Thränen,
Das ſonſt ſo heiter ſah,
Und marterveolles Sehnen
Fühlt unſer Buſen da;
Da ſchwingt die goldne Stunde,
Wo, in der Bruderrunde,
Sich treulich Arm und Arm umſchloß,
Und Herz und Herz zuſammenfloß. —

Ach! werden dieſe Zähren
Und dieſes Sehnen hier,
O, Freundſchaft, ewig währen? —
Sie lispelt tröſtend mir:
„Der ſchönen Kette Glieder
„Verein' ich droben wieder,
„Und führ', in ungeſtörter Ruh',
„Den Freund des Freundes Armen zu!“

H. P. F. Hinze.

Die Roſ' am Grabe, und Hesper.

(Im May, 1787.)

Hesper.

Liebliche Roſe, was trauerſt du dort am einſamen Hügel?
Du, ſo jugendlich ſchön, härmeſt ſo frühe dich ab?

Roſe.

Laß mich weinen, o Bote des Himmels; — ich wein' um ein Mädchen,
Auch einſt jugendlich ſchön, ach! und doch frühe gewelkt!

Heſper.

Friede mit ihr! — Nein, weine nicht mehr, holdſelige Roſe,
Hier, in der ſchönern Welt blühet dein Mädchen ja bald.

Roſe.

O, ſo wein' ich hinfort nun immer, um ſchneller zu welken,
Daß ich auch wieder mit ihr blüh' in der ſchöneren Welt!

H. P. F. Hinze.

4.

Meine Grabſchrift.

Aus der Mutter Schoos herausgekrochen
Kroch ich in des Grabes Schoos hinein:
Werde bald ein Furchtgerippe von Knochen
Und ein Opfer der Verweſung ſeyn.
Was in dieſem Zwiſchenraum geſchehen,
Faſſet dieſe kurze Grabſchrift nicht:
Leiſe wollſt du, lieber Wandrer, gehen,
Daß nichts meine Ruhe unterbricht!

Buddeus.

II.

Auszüge.

Schreiben des Herrn Doctor's Hoffmann zu Frankfurt am Mayn, an den Herausgeber.

Ew. **Wohlgebohrn** waren ſo gefällig meine Hymne und dramatiſchen Aufſatz in die Olla Potrida einzurücken. Werden Sie es weniger gegen dieſes Schreiben ſeyn? Wie kann ich mich erkenntlicher für Dero gütige Nachſicht bezeigen? Wie die unſchäzbare Nachſicht unſers bidern deutſchen Publikums mehr zu verdienen ſtreben, als wenn ich alle Kräfte aufbiete, wenigſtens den unaufhaltſamen Drang, auf die mir möglichſte Art an den Tag zu legen, wo nicht mich ferneren Beyfalls würdig, doch künftiger Nachſicht nicht ganz unwerth zu machen? — Beykommendes Geſpräch zwiſchen dem einſt ſo berühmten General Paoli und mir, wird einen kleinen Verſuch davon abgeben und bezeugen: daß mein Trauerſpiel die **Corſen**, **oder die Liebe zur Freyheit**, wenigſtens nicht ohne einige Wirkung und der deutſchen Bühne nicht ſchimpflich geweſen iſt, ohngeachtet ich nicht ſo kühn war, es ſelbſt dem Druck zu übergeben. Es war mehr die Wirkung eines mit der unglücklichen Nation ſympathiſirenden Herzens, als des Autorſtolzes; mehr die Frucht einiger Nebenſtunden, als des reiflichen Horaziſchen Nonum prematur in annum! Herr vom Brahm, nachmaliger Theaterſekretair in Wien privatiſirte damals hier; ich war ſein Arzt und ſein Freund. Er wollte aus Rhynſolt und Sapphira ein Stük in 5 Akten und ſogar in Verſen machen Es war damals noch ſo Mode. Er forderte mein Urtheil. Ich widerrieth ihm dieſe undankbare Arbeit und ſagte: Er ſollte lieber eigene Luſt- oder Trauerſpiele erſchaffen, als andere Stücke zu verbeſſern ſuchen, oder ſich in Gefahr ſetzen noch mehr Fehler zu begehn; überhaupt verzeihe ein wahrer Kunſtrichter eher den Unvollkommenheiten eines ganz eigenen Erſtlings des dramatiſchen Autors, als wenn er ſich erfrechte eines andern Fehler zu vertilgen und vielleicht neue zu begehen. Mein Freund aber antwortete mir herzhaft, was man beſonders jedem unbilligen Kunſtrichter zurufen ſollte: Gehe hin und mache es beſſer, dann komm und rüge meine Sünden! Ich verſuchte es und machte die Corſen. Sie wurden hier mit vielem Beyfall aufgeführt, ich hatte ihn aber mehr der Geſchicklichkeit einer Sane, die damals die Beline machte, einem Brockmann, der den jungen Maſſeſſi ſpielte, einem Wahr, der den Paoli vorſtellte, und dem ſeel. Koppe zu verdanken, der den Vater des Maſſeſſi übernahm, als meiner geringen Geſchicklichkeit. Die Welt kennt die drey erſten Schauſpieler und hat ihre ſeltene Talente bewundert und meinem Zutrauen genugſame Gerechtigkeit wiederfahren laßen. — Herr von Kurz, oder vielmehr deſſen Frau, gab uns hier ſo viel Schönes fürs Auge, Ohr und auch für den Geiſt, als noch nie reiſenden Schauſpielern möglich geweſen war, und hätte Kurz ſich ſo weit überwinden können, ſich als Bernardon nach dem auflebenden beſſeren Geſchmack unſers goldnen Zeitalters umzubilden; ſo würden Sebaſtiani und Marchand

chand hier kein ſo großes Glück gemacht haben. Kurz, der Huls Talente mißkannte, ihn und den ſeel. Hellmuth zur Operette engagirt hatte und keinen würdigte ſeine Bühne zu betreten! — Er, den ſeine Bernardoniaden und extemporirte, oft ſehr zweideutige Burleſken von Wien vertrieben hatten, — er konnte glauben: daß mitten in Deutſchland ein ſchlechterer Geſchmack herrſchen ſollte, als in einem Orte, dem erſt ein Sonnenfels die Morgenröthe des guten Geſchmacks an ſeinem eigenen Horizonte zeigen und ſie doch noch lange wieder von düſtern Nebeln umſchleiert ſehen mußte. — Es geſchah indeſſen und wenn jene große Schauſpieler und Schauſpielerinn, wobey ſeine Frau in jedem Fache, beſonders im Luſtſpiel und Operetten vorzüglich auch zu nennen iſt, einen geſchmackvolleren Direkteur, ſtatt des Kurzen gehabt hätten; ſo würden ſie ſchon damals noch weit mehr geleiſtet haben. Ich nahm Gelegenheit meine Corſen auf jedes Charakter auszuarbeiten. Bergobzomer, der die Tyrannen meiſterhaft ſpielte, ſollte den genueſiſchen Geſandten machen; allein eine geheime Eiferſucht gegen Wahr, oder ein kleiner Theaterſtolz, ließ es ihm nicht zu. Indeſſen war er der Liebling des Hrn. v. Kurzen und auch der Frau v. Kurz und gleichſam Subdirektor. Er that alſo was er wollte. Ein langer, im Extemporiren beſonders geſchickter Schauſpieler, Grünberg, machte ſtatt ſeiner, den Geſandten. Sie giengen von hier nach Augſpurg. Herr Wahr kam mit dem hieſigen Buchhändler ſeel. Eßlinger zu mir und lezterer wollte mein Stück hier drucken laßen, ich verbat mirs, weil ichs nicht für die Welt geſchrieben hatte. Aber wie ſehr erſtaunte ich, als ich kurz darauf in allen Zeitungen las: daß Herr Stagen in Augſpurg es dennoch verlegt hatte, und jedes Exemplar für 24 Kr. verkaufte. Meine Freunde wollten gern deren von mir haben und ich ſelbſt mußte alſo jedes für 24 Kr. bezahlen. Mit aller Macht konnte ich ſie bar entwendeten Corſen. Doch waren jene noch ehrlicher weil ſie keine Vorrebe ſetzten. Dafür führten ſie ſolche aber deſto elender auf. Ohngeachtet deſſen fiel doch, dem Himmel ſey Dank, keines durch. Ich habe alſo die Wonne eines Schauſpiel-Dichters dreymal genoſſen; wenn man das ſo nennen ſoll, ſich von dieſer Seite der Diſcretion einer jeden Truppe Schauſpieler zu überlaßen, und dem Parterre auf Gnade und Ungnade ſeine dramatiſche Ehre zu übergeben, das oft von tauſend Cabalen, Nebenabſichten und Vorurtheilen bewegt, die Ehre des Bürgers, des Arztes, ja ſogar des Chriſten, noch außer der Bühne, nach ſeinen aufgeführten Stücken beurtheilen will; oft noch weit ungerechter, als im Schauſpielhauſe. Doch, wie geſagt, noch hab ich dieſe, in der That ſehr empfindlich ſeyn müſſende Unannehmlichkeit nicht erfahren, und ich will den Apoll, Thalia und Melpomene auch täglich herzlich darum bitten, mich dieſer Verſuchung nie auszuſetzen! Man hat ſchon mit den Kritiken genug, die auf jeden falle, er mag als Prediger, Richter, Arzt, Philoſoph oder Dichter aufzutreten gezwungen ſeyn, oder freiwillig, in welchem Fache es beliebt, auftreten. Und ſelbſt unſere Mengs und Chodowieckis haben oft eben ſo gerechte Kritikaſter zu Richtern, als Appelles an ſeinem Kunſtverſtändigen Schuſter. Aber dafür war er Appelles und bleibt es auch ewig. Uns frechen Ueberläufern von einer Kunſt zur andern, geſchieht es indeſſen recht. Wir ſollten bey unſeren Leiſten bleiben. Aber Apoll iſt ja auch ein Gott der Aerzte. Sollte er ſie ſtets unbarmherzig genug verdammen:

Nur bange Seufzer anzuhören
Zu Zeugen von der Menſchen Zähren
Schufſt Du im Zorn ſie Dir zum Spott?
Darf keiner Deine Lyra ſpielen?
Thaliens Reize keiner fühlen?
Begeiſtre mich; biſt du ein Gott! —

Ob der Gott, der ſonſt unter allen Göttern das ſanfteſte Herz gehabt haben muß, weil er ſo liebreich die Aerzte lehrte Menſchenſchmerzen zu lindern, zu tilgen und den Tod ſo lang als möglich von ihnen zu verſcheuchen und wenn er auch in den gräßlichſten Geſtalten oder unter den betrügeriſchſten Larven erſchiene, — ob er ſo mitleidig war auch mein herzliches Gebet zu erhören, das werden alle ſeine Prieſter beurtheilen. — Kann ich ihm aber keine köſtliche Schätze von Gold, Silber und Diamanten verehren — kein ambroſianiſches Rauchwerk zum lieblichſten Opfer anzünden; o ſo erlauben Sie mir nur vaterländiſche Blümchen auf einen ſeiner vielen ihm geheiligten Altäre voller Ehrfurcht mit ſchüchternen Händen zu ſtreuen! Wenn er ein Gott iſt; ſo ſieht er ja nur aufs Herz, und ſollten ſeine Prieſter ihm nicht eben dadurch gefallen wollen? Wenn dieſes iſt, ſo bin ich erhört. So entſchuldiget Ihre Güte meine Fehler durch die unſchuldige Abſicht ein ſo gutes Opfer zu bringen, als ichs vermogte; ſo werden Sie auch meine künftige mit eben der Huld empfangen, wie Sie das erſte empfiengen. So erlauben Sie mir Ihnen bald von meinen übrigen Trauer- Schau- und Luſtſpielen und Operetten Nachricht zu geben, und ihren Plan zu entwickeln, weil noch keines von allen weiter gedruckt iſt und auch keines gedruckt werden ſoll. Zuvörderſt hören Sie ein paar Grillen oder Träume eines dramatiſchen Laien an. — Ariſtoteles ſchlägt uns den Weg vor, den Sophokles und Euripides wandelten. Er iſt ſchmal, aber über alle tiefe Abgründe und Moräſte und ſpitzige Felſen erhaben, und geht gerade zu Thaliens prächtigem Tempel und von da zu Apollo's himmliſchen Goldſitz! Eine ungeheure Menge ihrer Zeitgenoſſen drängten ſich wütend und raſend heran, und viele drückten ſich ſelbſt dadurch über die Schranken am Wege in die nebenliegenden Sümpfe. Ariſtoteles Fackel brannte damals noch nicht. Sophocles und

Euripides, geleitet von der Hand Apolls, drangen durchs heilige Dunkel zum Tempel, nahmen ſorgfältig von Thaliens Altar etwas vom himmliſchen Feuer und zündeten gefällig zuerſt ſeine Fackel damit an, ihren Nachfolgern ewig zu leuchten. Aber umſonſt. Viele ſchrien in der Raſerey ſo ſtark, daß des Stagiriten Fackel erlöſchte, oder doch nur einen matten Schein für ſie von ſich warf. Dieß ſah Flaccus mit gerechten Unwillen, nahm Ariſtotelis Fackel, ſchlug ſie ziemlich hart wider die Mauer von Thaliens Tempel und leuchtete — aber Sophocles und Euripides ſahens mit Schmerzen und ſeufzten: daß von ihrem himmliſchen Feuer ein ziemlicher Theil verlohren gieng. Tauſend Römer drängten ſich mit ihrer bekannten Herzhaftigkeit heran. Keiner aber als Seneca gelangte zum Tempel Thaliens, ohngeachtet er manchmal auf Stelzen daherſchritt und die Füße dennoch ſo ziemlich verbrannte. Quintilian, Longin, Vida, Scaliger nahmen von Horazens Fackel die Stückchen, ſuchten alles Feuer ſorgfältig zuſammen, das Ariſtoteles Fackel noch übrig gelaſſen hatte, und leuchteten ſo gut ſie konnten zehntauſenden von verſchiedenen Nationen, weil Horaz nicht mehr allein' es vermogte. Aber Finſterniß bedeckte graue Jahrhunderte hindurch wieder das Erdreich, und in ſo vielen tauſend Jahren, ſeitdem als die Welt aus dem dunklen Schooße der Urnacht herausgezogen worden, fanden unter unzähligen Myriaden ihrer Bewohner kaum jene glückliche drey Thaliens unſterblichen Tempel, bis ein ſtolzer Britte erſchien und ſo kühn und ſo ſchnell, ohne aller Fackel Schein zu bedürfen, zu Thaliens Tempel eilte, wie der erſte Weltumſegler dieſer ehemals unaufhaltſamen Nation, ohne alle Furcht, ohne einen einzigen Pharos zu erblicken, alle ihm unbekannte unermeßliche Oceane überſegelte! Euripides, Sophocles, Seneca, ſahen ihn mit Rieſenſchritten daher ſchreiten, ſie ſahens voll Ehrfurcht, Bewunderung und

Liebe und reichten ihm freundſchaftlich zugleich die ihn bewillkommenden Hände. Ariſtoteles, Horaz, Quintilian, Longin und Vida ſtanden am Wege mit ihren Fackeln zu leuchten, und ſchmachteten voll Sehnſucht mit ihm liebreich zu reden; aber der verwegene Britte kehrte ſich an keinen, verlangte keines Sprache zu hören und gieng ſeinen eigenen Gang ſchnurgerade durch alle ſich vor und neben ihm herdrängende unzählbare Hauffen, warf den einen links, den andern rechts, über die Seitenſchranken hinab in die Sümpfe am Wege, und ſtieß die andern alle vor ſich auf den Boden dahin, ſchritt keck über ſie hinaus und kehrte ſich nicht an die Flecken, die durch den Sturz der andern, auf ihn aus den Moräſten am Wege heraufſpritzten. Ariſtoteles, Horaz, Vida und Longin wollten ſo dienſtfertig ſeyn und ſie ihm ſauber nach den Regeln des Wohlſtandes abwiſchen; allein der freche Britte ließ ſeine Mutterſprache ſo mächtig daherbrauſen, daß kein Grieche und kein Römer den Strom ſeiner eigenen Beredſamkeit hörte und alle wurden vom Oceane des brittiſchen Giganten verſchlungen, wie alle Ströme vom Weltmeer. Selbſt alle Götter und Göttinnen ſtanden ſchnell von ihren himmliſchen Goldſitzen auf, und ſchwebten ihm in den ſchönſten lichteſten Purpurwolken entgegen. Apoll nahm ihn, trotz ſeiner befleckten Kleidung, huldreich am Arm, führte ihn in ſeinen unbeſchreiblich köſtlichen Tempel, krönte ihn ſelbſt mit den unverwelklichen Lorbeern, die er ſeinen eigenen Götterſchläfen entwandte und ſetzte ihn neben ſich auf ſeiner unſterblichen Herrlichkeit Goldſitz und vergnügte ſich an ſeiner unnachahmlichen Laune ſeinen durchdringenden witzigen Geſprächen. Die Götter umglänzten nun alle neugierig mit Sonnenlicht umſtralet, Apollens Tempel und athmeten jedes Wort begierig ein, das ihnen ſüßer als ihr Himmelsnektar von den Lippen des Britten entgegen ſtrömte und wurden durch jedes, mit nie empfundener

Wonne erfüllt, und entzückt prieſen ſie alle einſtimmig Jupiters Meiſterſtück, desgleichen er mit all ſeiner Allmacht noch keines, ſeit dem erſten Athemzuge der Schöpfung geſchaffen, und Minerva ſelbſt, bat den begeiſterten Britten, ſeinen Hamlet den Göttern, mit eben dem Feuer daher zu deklamiren, mit dem durchdrungen, er ihn erſchaffen hätte. Die Götter horchten alle, und alle wurden ein Ohr! Edle Thränen des Mitleids beperlten ihre Augen und zitterten glänzend auf der Unſterblichen Wangen, wie ihr reinſter Himmelsthau auf den ſchönſten Roſen in den güldenen Strahlen ihrer Sonne ſterblichen Augen entgegen glänzet und zittert, vom ſanften Hauche ſpielender Weſte bewegt. Selbſt Jupiters Augen entſtralten Thränen der Freude und alle Götter ſahen ſeine Wonne darinnen ſich ſpiegeln, wie die Sonne ihr goldnes Antlitz im Weltmeer, und ſeine Freudentränen ſprachen lauter die Entzückung des Schöpfers über ſein Meiſterſtück von Geſchöpfen, als ſie einſt ſie verkündigten, da Pallas ſeinem Gehirne entſchlüpfte und Venus Urania auf den Armen der Juno, ihm alle Freuden der Väter und alle Luſt an der vollkommenſten weiblichen Schönheit entgegen lächelte; Cupido und Cythere weinten das erſtemal über die traurige Wirkung des Feuers ihrer im Herzen der Mutter Hamlets entzündeten Liebe, und Jupiter ward durch nichts im höchſten Maße ſeiner Entzückung geſtört, als durch den reuevollen Gedanken: daß er Gift erſchaffen hätte, das Herz eines Hamlets durch den grauſamen Mißbrauch zu kränken, den ein Wütrich davon gemacht hatte, ſeinen eigenen Bruder mitten in ſeinen Sünden zu ermorden, Kron und Gemahlinn ihm zu rauben, und dem Hamlet mit ſeinem geliebteſten Vater eine Mutter, und ſein Königliches Zepter. Die Muſen weinten in die Thränen der Götter; aber es waren Thränen der edelſten Freude, und dieſe ſchimmerte ſchöner aus ihren ſanften Seelen mit eben den mächtigen Strahlen hindurch, mit denen die Königinn des Tages düſtre Wolken durchglänzt und die Wangen ihres Horizonts mit Aurorens lichteſtem Purpur erhebt. Da ſtanden ſie alle in Ehrfurcht, Bewunderung und Entzücken verlohren, die griechiſchen und lateiniſchen Dramatiker in Worten und Werken — denn der blaßgelbe Neid ſchändet nicht mehr unſterbliche Wangen mit der häßlichen Farbe, womit die Natur dieſen ihren ausgeartetſten, niederträchtigſten Sohn, ſelbſt im Zorne gebrandmarket hat, ihn ewig von ſeinem beſſeren Bruder, dem edelmüthigen Nacheifer dadurch auszuzeichnen. Priſcian, Donat und ſelbſt Scaliger, Cellarius, Günther, und wer kann der Scholaſtiker ungeheure Menge all nennen, verkrochen ſich hinter Ariſtoteles, Horaz, Quintilian, Longin und Vida, und zitterten vor Schaam und Reue, ihre koſtbare, unwiderruflich entflohene Lebenszeit, mit Wortklaubereien ermordet zu haben. Apoll ließ in ſtiller Entzückung verſenkt, ſeine goldne Lyra in ſeiner Linken ruhen, mit ſeiner aufgehabenen Rechte ſein Erſtaunen und Beyfall dem brittiſchen Herzensbezwinger zu bezeugen — als plötzlich ſich ein Lärmen erhob, und Boileau aus vollem Halſe daherſchrie: Platz! Platz! Platz! für den großen, für den göttlichen, für den unvergleichlichen Corneille! Platz! Platz! für den ſanften, für den edlen, für den zärtlichen Racine! Die Götter, die Muſen, die griechiſchen und römiſchen Dichter und Grammatiker, wurden einen Augenblick von dem wilddahertobendem Lärm geſtört, den Quinault und ſeine Virtuoſen mit all ihren Zauberthönen vergeblich zu ſtillen verſuchten und dadurch noch eher den allbetäubenden Lärm vermehrten. Sie thaten alle auf einmal neugierig einen allesdurchdringenden Blick auf Galliens Ausposaunner und ſeine Dichter und Virtuoſen; da deklamirte Shakſpeare mit allesbewegender Stimme: Schwachheit, dein Nahme iſt Weib! Und Götter und Muſen und Dichter fühlten allgewaltig gerührt, was er ſprach, und verſtummten, und ſelbſt der galliſche Lärmen legte ſich plötzlich! Nur Shakſpeare allein hatte ſich indeſſen nicht ſtören laſſen, und deklamirte nun eben ſo ruhig immerfort weiter, und alle Götter und Muſen und Dichter wurden wieder ein Ohr und winkten ihm Beyfall, und ſelbſt Zeus nickte ihm zu mit eben dem Hauptnicken, womit er Himmel und Welten erſchüttert! Alle ſahens und ſtaunten! Indeſſen ſammlete Deſpreaux das Feuer von den griechiſchen und römiſchen Fackeln auf dem Wege zerſtreuet und leuchtete dem Corneille und Racine bis an den Tempel Thaliens. Aber die Götter, Muſen und Dichter ſahen und hörten nur Shakſpeare! Corneille hatte Senecas Stelzen auf dem Wege gefunden, begierig genommen und ſchritt ſchwitzend und keuchend mit aufgeblaſenen Backen daher. Racine weinte und ſchmolz faſt vor Zärtlichkeit auf dem Wege, den ihm unſchätzbaren Wohlſtand nicht etwa zu beleidigen. — Ein Theil vom Feuer der Fackel des Deſpreaux verglimmte, da umhüllte wieder Dunheit den Weg zu dem Tempel Thaliens. — Darauf erſchien Voltaire und ſchrie, daß Deſpreaux ihm leuchte zu dem Tempel der Muſen. Er raffte das Feuer nahe am Tempel zuſammen, zündete eine neue Fackel damit an und lief dem Voltaire entgegen. Aber der undankbare Arouet riß ſie ihm ungeduldig aus der dienſtwilligen Hand und leuchtete ſich damit ſelbſt zum Tempel. Boileau ſtolperte alſo im Dunklen bald vor, bald neben, bald hinter ihm her und ärgerte ſich, wenn er an Voltairs Undankbarkeit dachte. — Darauf kam der dicke ſchwer beleibte Gottſched langſam daher. Lohenſtein und Hoffmannswaldau wollten ihm leuchten; aber der dießmal mit Recht Eigenſinnige, ſammlete ſich ſelbſt das Feuer auf dem Wege, hin und wieder zerſtreuet, aber es wurde ihm gar ſchwer ſich ſo ſehr zu bemühen. Indeſſen erblickte er beym matten

Scheine der Fackel den ſterbenden Cato und blieb vor Bewunderung auf dem Wege bey ihm ſtehen und hoffte und glaubte, Thalia ſelbſt würde entgegen ihm eilen und in der unſterblichen Tempel ihn führen. Aber er betrog ſich, ſtampfte vor Wuth auf die Steine und blieb unbekannt und verlaſſen am Wege immerhin ſtehen. Drauf erſchien ein edler deutſcher Jüngling, und die Muſen von ſeinen aufblühenden Reitzen bezaubert, leuchteten ihm ſelbſt bis zu dem Tempel Thaliens, und von da bis zu der Unſterblichen Tempel. Der großmüthige Codrus gieng ihm liebreich entgegen, drückte dankbar die Hand des edlen deutſchen Jünglings, und beklagte: daß Deutſchland ihn viel zu früh ſchon hatte verlohren. Drauf kam ein deutſcher patriotiſcher Dichter und eilte zum Tempel Thaliens. Alle Muſen ließen ihm wetteifernd entgegen und alle griechiſche, römiſche, galliſche und brittiſche Dichter und Lehrer, holten eifrig neue Fackeln, und erhellten mit ihrem vereinigten Feuer ihm frölich den Weg bis zum Tempel Apollos. Er ſelbſt, der Gott ſelbſt, von ſeinem brittiſchen Liebling begleitet, eilte ihm entgegen und ſie führten ihn, Hand in Hand, lächelnd zum Goldſitz Apollos und ſetzten ihn zwiſchen ſich auf die oberſte Stuffe des Thrones. Er deklamirte auf inſtändige Bitte der Götter ſeine Emilia Galotti und ſelbſt Shakeſpeare vergaß ſeinen Hamlet und alle Götter und Muſen und Dichter mit ihm. — Der Bewunderung Wogendrang ſchwellte die göttlichen Buſen unwiderſtehlich empor, und ſie konnten ſich nicht enthalten jede Scene ſelbſt zu ſpielen. Minerva machte die Emilie und Mars ihren alten Vater. Cupido, wie gewöhnlich der Beherrſcher der Fürſten, übernahm entzückt die Rolle des jungen Herzogs. Merkur ſpielte den Marinelli als Meiſter. Jupiter ſelbſt hatte dieſe und alle übrige Rollen ausgetheilt und dirigirte das Stück. Apoll ergriff ſeine göttliche Lyra, und alle ſchmolzen innigſt gerühret bey den himmliſchen Tönen der Ouverture, die er dem Inhalt des Stückes anpaßte. Horaz ſchrie mit allebewegender Stimme:

Hic humma eſt ſlere voluptas!

Und die Thränen aller Götter und Muſen und Dichter bezeugten einmüthig die Wahrheit ſeines, nur von Unmenſchen bezweifelten Ausſpruchs! — Pluto, Proſerpina und die hölliſchen Furien knirſchten wütend mit den Zähnen, daß ſie dieſe himmliſche Wolluſt nicht zu fühlen vermogten! — Indeſſen wallen, Apoll, den Muſen und Deutſchland zur Ehre noch viele Dichter zu Thaliens unſterblichen Tempel! Da geht er der edle Menſchen- und Kinderfreund Weiße, da geht er mit rühmlich bedächtlichem Schritte, von Grazien umgeben, und der unſterbliche Beſtrafer eines wütenden Richards, der edelmüthige Belohner der alledurchſchaudernden Leiden einer edlen Familie von Calas, eines getreuen Romeo und einer ſtandhaften Julie, darf ſich nicht ſchämen, ganz Vater zu ſeyn — ganz ein anderer Vater als Capellet zu ſeyn! — Hier ſchreitet Goethe an Götzens von Berlichingen eiſernen Hand, kühn zum Tempel Thaliens! — Dort folgt ihm raſch voll Sturm und Drang der Schöpfer ungleicher Brüder; hier der ſelbſt durch die Räuber noch ſogar verewigte Zeichner der Natur und Liebe im Streit — des Aufruhrs von Fiesko und Thaliens Prieſter vom Neckar, Rheinſtrom und nun von der Elbe. — Die kühnen Verfaſſer von Otto von Wittelsbach, Johann von Schwaben, Giſella von Rüdesheim, Erwine von Steinheim, Fuſtens von Stromberg und andrer Meiſterſtücke deutſcher Männlichkeit und Stärke, die ſelbſt Apoll und Thalia mit Beyfall hören, deren Shakſpeare und Leſſing ſich nicht ſchämten — und mit den Schwingen ihrer Geiſter ſich liebreich auf ihre Urheber herabſenken. — Indeſſen auf breiteren Wegen Menander, Plautus und Terenz, von Grazien und Amoretten begleitet, mit immer neuen Blumen geſchmückt, ſcherzend, ſpöttelnd und lachend über alle Stände und Charaktere der Menſchen, doch auch zu der Unſterblichen Tempel, vor Jahrtauſend und Jahrhunderten daherwallten und ſelbſt durch ihre ungeſucht witzige Launen die Götter zum Lächeln reizten — machte der luſtige Arlequin in Spanien, und Italien bald unter lautem Gelächter ſeine poſſierlichen Sprünge, bald unter der ſtillen pantomimiſchen Larve ſeine wunderliche Zaubergrimaſſen, bald ſtahl er den römiſchen Helden den Cothurn und reizte ſo zum Weinen und Lachen zugleich. — Sogar der unſterbliche Shakſpeare hatte noch manchmal ſo vom Irrlicht des barbariſchen Zeitalters geblendet und weggeführt ſeine Luſt an dieſen Tragicomödien und lieh ihnen ſeinen ſchönen Mantel, ohngeachtet er ihn manchmal damit befleckte und ſelbſt den dicken biertönnigten Ritter Fallſtaff umwandte er damit poſſierlich genug, aller eben ſo dicken Fallſtaffe, Zwerchfelle aufs lebhafteſte zu erſchüttern. Aber im düſteren Deutſchland verwandelte er ſich bald in den ſchmutzbärtigen Hannswurſt — und zog mit ſeinen Brüdern Caſperle, Peterle und Lipperle und ſeiner trolligten Columbine und dem alten Anſelmo, ſo im herrlichen Triumph von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und erſchütterte durch ſeine Schnurren und Schnörkel, wie der äſopiſche Heiniſch und ſeines eben ſo neben hingelegten Prinzipals ähnliche ſaubere Clauſiſche Geſellſchaft — das Krieggewohnte Herz deutſcher Fürſten und Ritter, mitten unter ihrem centnerſchwerem Panzer — die trägen Pfaffen — barbariſche Schulzen und ſelbſt ihr elendes Sklavenleben einige Augenblicke dadurch vergeſſende Bürger und Bauern. Aber Apoll und alle Muſen weinten, wenn die armen Deutſchen ihrem plumpen Spaßmacher zu Ehren, ſo recht aus vollem Halſe lachten; — Molliere hatte von der franzöſiſchen Bühne ihren ſo ziemlich ähnlichen Arlequin ſchon lange vertrieben und ſtatt ſeiner abgedroſchenen Einfälle die Selbſtgenügſamkeit der gezierten Belachenswerthen, der ſchlauen Tartüffe und der ungenügſamen Geizhälſe auf die witzigſte, beißendſte und doch angenehmſte Art proſtituirt, dargeſtellt. — Er hatte ſich ſelbſt und die Aerzte im Kranken in der Einbildung nicht geſchonet, und hatte ſogar die Thorheit ſie lächerlich zu machen, ſo weit getrieben und war in allem Ernſte, in dieſer Rolle geſtorben. Ein kleiner Troſt für die damaligen Aerzte, die er ohne Zweifel zu Martyrern machte, weil ſie ihn mit Purganzen, Aderläſſen und Clyſtiren ſo lange ſelbſt gemartert hatten. — Indeſſen hatte Gottſched wirklich das große Verdienſt, unſere Sprache zu läutern, ſie nach feſten Grundſätzen zu beſtimmen und eine Menge Schüler zu bilden, die bald den Lehrer übertrafen. Der arme Hannswurſt mußte ſeinen Schmutzbart abwaſchen, ſeine kurze Jacke ausziehen, ſich nach der Mode franzöſiſcher Bedienten kleiden und ſeine Pritſche wegwerfen. Oft nahmen ſie aber die Herren ſelbſt und pritſchten den armen Teufel in der Bedientengeſtalt ſo Hannswurſtmäßig, als es der Schalksnarr nur jemals gethan hatte. Gellert machte Comödien! aber dem hypochondriſchen Ungeheuer zum Trotz, das den edelſten deutſchen Mann, den nützlichſten Schriftſteller und den aufrichtigſten Chriſten ſo wütend verfolgte, vertrieb er doch ſeinen böſen Plagegeiſt durch aufmunternde Scherze, und das noch dazu, auf Unkoſten der tartüffiſchen Betſchweſtern, der trägen Orgons, ihrer eitlen Weiber, und deren noch eitlern Liebhaber nach franzöſiſcher Mode. — Mit unter ließ er auch ſeine Phyllis und ihren Damöt, Sylvia und Menalk zum Nachſpiel erſcheinen, und reizte ſeine Freunde und Folger ihn zu übertreffen. Die bremiſchen Beiträge und unzählige Monatsſchriften, das Beyſpiel der Engländer und Franzoſen, Leſſings, Krügers, Schlegels, Romanus, Weißens und noch vieler andern patriotiſchen Rächer der Ehre der deutſchen Bühne, erweckten eine Menge Luſtſpiele und bildeten endlich ein deutſches Theater, das wir itzt keck allen Nationen an die Seite ſetzen können. Die Morgenröthe des deutſchen Geſchmacks brach an und verkündigte den heiterſten Tag! Möchte ihn doch kein trübes Wölkchen mehr entſtellen. Viele deutſche Dichter fanden auch ohne der fremden Fackel Schein zu bedürfen den Weg zu der Unſterblichen Tempel. — Indeſſen beſorgte Maffei und andere Italiäner bey den griechiſchen, lateiniſchen und noch mehr bey den franzöſiſchen Dichtern ebenfals Fackeln, ſuchten und fanden noch etwas Feuer am Wege den Taſſo und Petrarcha zu der Unſterblichen Tempel voran gegangen waren. Froh zündeten ſie ſolche damit an und rückten almählig vorwärts. Aber Metaſtaſio kam und hob ſeine Fackel über alle andere Fackeln empor! Alles ſchrie encora! encora! Und die Schüler Orpheus, die ſich von Conſtantinopel mit allen ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften, vor der Wuth der rauhen ſaraceniſchen Feinde des guten Geſchmacks geflüchtet, und ſich Jahrtauſende hindurch etwas von der Zauberharmonie des Orpheus erhalten hatten, vereinigten ihr himmliſches Feuer mit dem Feuer des Metaſtaſio. Alle Fürſten der Erde wurden dadurch bezaubert, geblendet, und gaben in der Eckſtaſe ihrer Entzückung eine Menge ihres Goldes und Silbers, ſich noch öfters in dieſen ſüßen Taumel zaubern zu laßen! Männer wurden von den allgewaltigen Reizen dieſer glänzenden Metalle unwiderſtehlich hingeriſſen, und ließen ſich geduldig von den Händen des Tauſendkünſtlers in Weiber verwandeln, um durch reinere Töne die Ohren der Fürſten zu kitzeln. Selbſt alle heilige Väter, von ihren Syrenenſtimmen bezaubert, gaben ihnen ihren heiligen Seegen, dadurch die ſonſt ewig unheilbaren Wunden ihres Gewiſſens zu heilen, da ſie weder konnten noch wollten, durch den großen Exorciſmum ſie entzaubern. Indeſſen ſpielten ſolche weibiſche Männer Griechenlands und Roms erhabenſte Helden und ſangen ihre Heldenthaten, ihren Zorn und ihre Liebe ſo meiſterlich, als ob Sie noch wirklich ihr göttliches Feuer zu äußern vermögten. Selbſt Prinzeſſinnen wärmten ſich, beſonders an den kalten Abenden langer Winter, in den Strahlen dieſes täuſchenden Feuers, ohne der Eiferſucht Glut zu entzünden. Aber Bouſſone und Bouſſoninnen verſuchten durch die Zaubermacht der Töne, mit der Allgewalt der Harmonie und der Macht der Geberdenſprache vereinigt, den kälteſten Orgon zu ſchmelzen, die finſteren Mienen der tiefſinnigſten Sauertöpfe zu erheitern und dem verdrießlichſten Murrkopf lautes Gelächter abzuzwingen, wenn es Goldonis witzige Laune ſchon ſelbſt oft vergeblich verſuchte. Gozzi und ſeine Nacheiferer verſetzten ſogar ihre Bewunderer in lauter Welten der Feen, und wagten verwegen genug, wie Orpheus, Felſen und Thiere tanzen und ſingen zu lehren. Der fromme Gellert hatte dieſe Zauberey ſchon lange auf deutſche Bühnen verpflanzt und eine Bildſäule, aber dem Himmel ſey Dank, der Natur viel gemäßer mit dem Feuer eines geliebteſten Jünglings gegen das ſchönſte, unſchuldigſte Mädchen belebet; aber der alles nachaffende Gallier, ließ den unglüklichen Azor ſeiner zärtlichen Zemire in weit gräßlicherer Geſtalt, in der grauſenerweckenden Geſtalt eines fürchterlichen Raubthiers, die ſanfteſten Töne der ſchmachtenden Liebe vertrillern und ſeufzen, weinen und lechzen, wie ein Pariſer Stutzer an der Toilette ſeiner Lais. Göttliche Sprache der himmliſchen Euterpe, du ſollteſt nur unausſprechliche Empfindungen flöten, wenn keine menſchliche Zunge ſie, in aller Stärke auszudrücken vermag, ach, auch du wirſt bis zum Unſinn entweihet — zum Unnſinn, dem kein Geſetz der ganzen Natur jemals ſo heilig war, daß er es nicht verletzte und bis zu ſich ſelbſt herabwürdigte! — Unterdeſſen brachten dir auch die Dichter Italiens und Frankreichs manches würdige Opfer, werth vom göttlichen

Zauberton deiner Flöten, und aller Apoll und dir geweiheten harmoniſchen Inſtrumente begleitet, erhöhrt, fühlbarer, feyerlicher und zur glühendſten Verehrung hinreiſsender, mit dem Zauber; dem Glanz aller Künſte verſtärkt, von Göttern entzückt geſehen, gehört und empfunden zu werden! — Deutſchlands Echos erſchallten aber noch lange von rauhen, diſsharmoniſchen Tönen wieder. Aber der Allgewaltige Jupiter, der ihm Roms Herrſchaft, Roms Zepter übertrug, zu ſchwer den entnervten Händen ſeiner ausgearteten Weichlinge länger zu regieren, dieſer allgütige Jupiter rührte das Herz des ſchlafenden Apolls, wenn Deutſchlands heiſchere Töne aus rauhen Kehlen und Inſtrumenten erſchallten und deutſche Bernardone, Bouſſone und Bouſſoninnen wetteiſerten ſich zu überkreiſchen, ihn aus dem tiefen Schlaf zu erwecken! Er erwachte, rührte die Kehle einer Hellmuthinn an, und ſie ward zur Silberſtimme Maras! Er rührte Bendas Violine an, und ſie tönte himmliſche Zauberharmonien, wie ſeine göttliche Lyra! Er berührte mit ſeinem Zeigefinger Wielands und Schweizers Stirne, und aus ihnen ſprang Alceſte hervor, wie Pallas aus Jupiters Gehirne und Wieland und Schweizer ſchwuren, ſie ſollte die Deutſchen an Metaſtaſio rächen, und ſie hielten, wie Hercules, was ſie verſprachen. — Gotter entriſs voller Feuer dem erſtaunten Metaſtaſio ſeinen allgewaltigen Zauberſtab und entflammte unſre Herzen gegen Jaſons Untreue und die ſchreckliche Rache einer Medea! Auf Bendas harmoniſchen Schwingen ſah unſer ſtarres Auge wie die Grauſame ſich in den Wolken des Olympus verlohr, und durch unſre bezauberte Ohren drang jeder Ton ihrer raſenden Rache, jeder Ton des leidenden Jaſons bis zum innerſten unſrer Seelen, und ſetzte ſie alle in nie empfundne Bewegung! Alles war ein Auge, ein Ohr, ein Herz, eine Seele! Nun folgte Zauberey auf die andere, und Ariadne auf Naxos, Pyramus und Thyſbe, Romeo und Julie und viele andere ſangen unſern Ohren ihre Leiden, zauberten vor unſere Augen ihr Schickſal, und es drangen durch unſere Herzen all ihre angenehme und unangenehme Empfindungen, Klag- und Lobgeſänge, hingeriſſen durch ſympatiſch bewegende Macht der zaubriſchen Harmonie aller mit vereinigten Kräften wirkenden ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, den Göttern durch Vermehrung ihrer Luſt und den Menſchen durch Verminderung ihrer Schmerzen gleich gefällig! — Sogar Manheim, an Welſchlands und ſeiner Caſtraten Zaubereyen gefeſſelt, ſchämte ſich nicht einen deutſchen Kaiſer zu ſehen, an ſeinem ganzen Schickſal eben den Antheil zu nehmen, wie an dem Geſchick der römiſchen, griechiſchen und perſiſchen Helden, und ein Fürſt ſeiner deutſchen Brüder unter den Virtuoſen, hatte Patriotiſmus genug, die weichen Töne der Italiäner, mit der männlichen Sprache ſeiner deutſchen Väter zu verbinden, und das Gefühl ihrer Männlichkeit und Stärke, mit der entzückenden Erinnerung eines empfindungsvollen Mädchens, an ſeine nur allzuſchnell entflohene Roſenſtunden zu verbinden! Ha, ihr Wielande, Gotter, Weiße, Göthe und wie alle der Ewigkeit ſchon rühmlichſt bekannte Nahmen ſonſt heißen, rächet unſer ſo lange durch galliſche und welſche Zaubereyen beſchimpftes Vaterland an ſeinen ſie ernährenden, mit deutſchen Gold und Silber ſie überhäuſenden Fürſten! Rächet es. Unſere Händel, Hayden, Schweizer, Holzbauer, Bache, Bendas haben es ſchon lange rühmlichſt gethan. Sie haben ihre eigene Ehre in der Ehre der Deutſchen gerächet! Und den Göttern und Menſchen, ſelbſt ihren welſchen und galliſch-neidiſchen Feinden, gefiel dieſe edle Rache! O an Virtuoſen wird es euch nie fehlen. Laßt es nur an Meiſterſtücken eurer Muſen nicht fehlen! Himmel, was würden mit der Allmacht der Muſica vereinet, eure Meiſterſtücke für Wunderwerke wirken, da ein Günther von Schwarzburg ſchon ſo mächtige

Wirkung durch ſie äußert! Laßt der Franzoſen Milchmädgen, Caſperle und Niklaſe, Fiſcher und Schmidte, Faßbinder, all ihre, nur ſie bewegende Gemälde und Azore daher trillern, was ſie ſich wünſchen, ihre ewige ſchlaue Liebesſtreiche, oder leichtſinniges Lachen, mit neuen Künſteleyen zu nähren und ſogar noch zu vermehren. Laßt Gozzis Raben ganz Italien durchſchwärmen; aber ſeyd ihr deutſche Männer, Patrioten, der Ruhm, der Stolz, die Zierde eures ſo lange durch ſie gemißhandelten Vaterlandes; ſo rächet es, ſo rächet euch ſelbſt! Eure Großmuth iſt es eurem geliebteſten Vaterlande ſchuldig, und euer deutſcher Muth iſt es eurer eigenen Ehre ſchuldig! Ihr habt Geiſt und Herzensgüte genug beyden eure Schuld zu bezahlen. Warum zaudert ihr länger? Fehlt es der deutſchen Geſchichte an Helden, die werth ſind, ſtatt den Römern und Griechen, auf deutſchen Bühnen zu glänzen? Nein, ſagt ihr; aber an Unterſtützung unſrer Fürſten, ſie mit eben der äußeren Pracht und Pomp, ihrer erhabenen Würde gemäß, auf deutſche Bühnen zu bringen. Nicht doch, ihr Männer von ſeltnen Talenten und Ehre! Deutſche Fürſten ließen zwar mit deutſchem Gelde den welſchen Sängern und Sängerinnen die prächtigſten Tempel erbauen und boten alle Schätze ihres Vaterlandes auf, ſie mit den Meiſterſtücken fremder Künſte auszuſchmücken, und die Vorſtellungen ihrer Prieſter, durch ihre Zaubermacht zu unterſtützen, die ſie oft nicht beſſer verſtunden, als ihre ſie angaffende Bedienten. Aber hoch und lebhaft pocht es empor euer deutſches Herz voll nie empfundener Freude! Herrſcht nicht ein deutſcher König izt da, wo ſonſt ein witziger Einfall in Galliens Sprache mehr galt, als alle Ramleriſche Oden und ſelbſt Gleims patriotiſche Kriegslieder? — Hat er mit deutſchem Biderſinn erfüllt, nicht Welſchlands weibiſche Tändler über die Alpen verbannt? Und hat der Cattiſche Wilhelm nicht eben das gethan,

than, was Friedrich Wilhelm der Brenne volbrachte? Und Würtembergs Herzog, der größte Kenner, von welſchen und galliſchen Verdienſten, hat der nicht die deutſche Mannskraft und Stärke allem blendenden ausländiſchem Glimmer vorgezogen? Schubart iſt frey! Schubart Direktor der deutſchen Bühne ſeines, wieder ſchon lange mit ihr, und nun mit ihm, und durch Schubarts Beglückung, mit ganz Deutſchland, und mit der ganzen Welt, auf die würdigſte Art völlig ausgeſöhneten Herzogs! Schubart — ſollte die Macht deines Feuerſtrömenden Hymnus, ſich mit der Allgewalt des alle Herzen hinreißenden Orcheſters, deines reichen, deines mächtigen Herzogs vereinigen, der ſelbſt der größte Liebling Apolls iſt — Schubart — den König, Fürſten, den Dichter möchte ich ſehn, der ſich eine, der Ewigkeit würdigere Obeliſke errichten könnte! — Selbſt dein Kraftgenie vermögte es nicht! — Und du Sänger ächter deutſcher Lieder — du Selbſtſchöpfer ihrer Zauberharmonien — du eingeweihter Prieſter Euterpens — du mit Adlersblicken die ganze Kunſt des Apoll und der Muſen durchforſchender Kenner — du ſelbſt Richter und Beſtimmer ihrer Verdienſte — du ſelbſt Abwieger aller ihrer hohen Würde angemeſſenen Meiſterſtücke — du, du ſelbſt, ſollteſt nicht vermögen Thaliens würdigſter Prieſter zu werden? — Nicht vermögen, den welſchen Metaſtaſio zu übertreffen? — Nicht deutſche dramatiſche Meiſterſtücke erſchaffen können — nicht die ganze weite Welt zu überzeugen vermögen: daß alles ſanfte ſympatiſche Gefühl der Liebe — aller Sturm und in den mächtigſten Wogen daherbrauſender Drang des Muthes, der Tapferkeit, der Ruhmbegierde und aller Leidenſchaften Gewühl und Gewirr, die einen großen, einen alle Weiſe, Helden und Edlen aufs höchſte intereſſirenden Mann, oder Fürſten ausmachen — in den verwickelſten, rührendſten, gefährlichſten Situationen, ſich immer gleich, ausmachen — daß die

Kraftſprache deines Volkes ihnen allen, entſprechende Zauberharmonien anpaſſen könne? — Deutſche Fürſten! euer würdiger Kayſer, verſteht die Sprachen der welſchen und galliſchen Dichter. Er verſteht die Zaubermacht ihrer, von euch bisher ſo ſehr vergötterten Harmonien. Aber der Kaiſer der Deutſchen ſchämt ſich nicht, wie ein Deutſcher zu denken, zu handeln! — Schämt ſich nicht einer Sano, eines Brockmanns Verdienſte zu lohnen! — Schämt ſich nicht eines Glucks allgewaltig ſympatiſch bewegende Töne, mit ſeines großen Herzens ganzem Gefühl und unſchäzbarem Beyfall zu würdigen! — Schämt ſich nicht den deutſchen Muſen prächtige Tempel zu bauen! — O ſchämet euch doch auch nicht mehr Deutſchlands Dichter, Virtuoſen, Schauſpieler und Sänger, nach ihren Verdienſten zu lohnen, zu ſchätzen und dadurch zur Erſchaffung von aller Art Meiſterſtücke unwiderſtehlich zu reizen und zu ſolchen Vorſtellungen, die eurer und ihrer wahrhaftig würdig ſind! Laßt deutſches Gold deutſche Talente belohnen und Deutſchlands Bürger fühlen, daß es ein wahres Glück iſt, euer Landsmann zu ſeyn! — Schmidt ſchrieb die Geſchichte eurer großen Väter. Laßt die Dichter, Virtuoſen, Schauſpieler und Sänger eure Sinne durch Vorſtellungen ihrer Heldenthaten, ihrer Seelengröße, ihrer Freuden, ihrer Leiden, ihrer Kämpfe und ihrer Siege bezaubern! O, die edlen Herzen eurer Kinder werden allmächtig gereizt, mit dem Feuer ihrer Weißheit, Tugend und Tapferkeit erhitzet wieder zu Herrmanns Größe des Geiſtes gelangen! War er nicht eurer unſchäzbaren Freiheit Erretter? Aber er ſchäzte die Barden. Und wären ſeine unſterbliche Thaten wohl bis in eure Seele gedrungen, wenn er Roms Barden belohnt und deutſche verachtet hätte? Selbſtüberwindung iſt der einzige Sieg der euch werth macht Herrmanns Enkel zu ſeyn! Die ſchönſten Früchte von Herrmanns herrlichem Sieg zu genießen! —

Schubart, der du Friedrichs Thaten mit dem himmliſchen Feuer des göttlichen Thebaners der Ewigkeit ſangſt — Schubart, deines Hymnus Feuerſtrom wirkte ſo mächtig wie Friedrichs Thaten nur immer zu wirken vermogten. Alle Völker umher hörten das Rauſchen und Brauſen des himmliſchen Stroms, ſo wie das Rauſchen und Brauſen von Friedrichs unſterblichen Thaten. Aber Schubart, was für Wunderwerke würde dein göttliches Feuer erſt wirken, wenn du auf deutſcher Fürſten Bühnen des gröſten deutſchen Königs Götterthaten vor unſere ſtarre Augen ſo daher zauberteſt! — All ihre Motive, all ihre unüberwindlich ſcheinende Hinderniſſe und doch ſie alle durch die Klugheit und Tapferkeit eines Einzigen beſiegt! — All ihre labyrintiſche Verwickelungen und doch ihren herrlichen Ausgang im völlig himmliſchen Lichtglanz und ſeinen ſchönſten, ſeinen unſterblichſten Sieg — die ſeiner würdige ſtandhafte Ueberwindung des ſchrecklichſten aller erſchrecklichen Kämpfe, die ruhige Beſiegung des Todes! — Schubart, all ſeine witzige, geiſtvolle, launigte, männlich ſtarke erhabene Reden und Handlungen — ſo durch all ſeine kritiſche Situationen — wie oft eins deiner Kraft Worte ſie vom Königlichen Jüngling an, bis zum mit Sieg und Ruhm bekrönten ſterbenden Greiſe, mit einem allgewaltig unauslöſchlich erhabenen Goldzug völlig lebendig, in aller nur möglichen Stärke unſerem Geiſte dahinblitzte! — Alle dieſe ſo mit eigenen Augen zu ſehn — von dir zuſammen ins ſchönſte, wirkſamſte, allmächtigſte Ganze zuſammengekettet — in feſtere, glänzendere Ketten, als goldne, mit Brillanten aufs herrlichſte gefaßte, gekettet — Schubart, und dann noch wo alle menſchliche Sprachen, wo deine göttliche Sprache ſelbſt vor der unausdrükbaren Macht der Empfindung beſchämt, erſchrocken, ohnmächtig zurückbebt — dann noch die Allmacht der Muſik, ſo allgewaltig fortſprechen zu hören: O, Schubart, Schubart, durch durchſtürme die ganze ſublunariſche Schöpfung und nenne mir ein hinreißenderes Schauſpiel? — Laß neue Molieres und Deſtouches alle Charaktere der Alltagsmenſchen ſchildern! — Geizige und poetiſche Dorfjunker malen! Gallier und Britten wetteifernd Spieler und Murrköpfe zeichnen. — Laß ſelbſt Eugenia und ehrliche Verbrecher ſie erſchaffen unſere Herzen zu rühren! — Laß Diderot und Gemmingen franzöſiſche und deutſche Hausväter uns zu Muſtern vorſtellen! — Laß alle unſere Landsleute alle Charakterſtücke, alle Luſtſpiele und alle rührende Schauſpiele erſchaffen! — Laß ſelbſt Metaſtaſio Trojas Eroberung unſeren Augen und Ohren harmoniſch mit allem Lärm der Griechen und Trojaner, mit allem Streitgetümmel ihrer Achillen, Ulyſſen und Aeneen, mit allem Ziſchen, Knattern, Flammen, Krachen und Stürzen ihrer Schlöſſer, Thürme und Mauern vorſtellen. — Wer würde ſie nicht alle für ein einziges dramatiſches Meiſterſtück von dir dahingeben? Schubart — für ein ſolches Meiſterſtück, ſo wie ichs izt von dir erwarte, von dir, der auf Aſpergs Felſenhöhen, noch den gröſten Erdenkönig ſo groß, ſo frey, ſo hehr, ſo erhaben denken und handeln ließ, daß er ſich, wenn er noch lebte, keinen Augenblik ſchämen dürfte, ſo gedacht und gehandelt zu haben. — Sophocles, Euripides, Shakeſpeare und Leſſing! hatte die Welt ſeit ihrer Geburtsſtunde wohl gröſſere der Unſterblichkeit würdigere Männer mit all ihrer Kraft gebähren können? — Und Schubart, ſie gebahr dich. — Wähle wie die beyden erſten Helden aus deinem Volke! Aber wähle Helden, deren Götterthaten noch unſer Volk noch unſere Zeiten intereſſiren! Je näher, deſto gewaltiger ſie intereſſiren. —

III.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1.

Beiſpiele von Juriſtiſchem Scharfſinn und Witz.

Welches Schimpfwort iſt härter, eine Sau oder ein Schaaf? — Andre ehrliche Leute würden dieß für ein eben ſo ſchweres, als abgeſchmacktes Problem halten; aber wir Juriſten? nun für die iſt nichts zu ſchwer, nichts zu — — Erſt zehen Schaafe, ſagen wir, machen eine Heerde; ſchon fünf Säue aber machen auch eine Heerde; *) folglich iſt Madam weniger beleidigt, wenn man ſie eine Sau, als wenn man ſie ein Schaaf nennt!

2.

Man ſtreitet, zu was für einer Art des abgeſonderten Guts der Kinder (peculii) das Pathengeld gehöre. Brune-

---

*) Pagenſtecher in quaeſt. jur. ſel. n. 30. u. a.

Brunemann *) zählt es zu der Art, die man im Kriegsdienſt erwirbt. Denn, ſagt er, das Kind hat ja das Pathengeld deswegen bekommen, weil es im geiſtlichen Streit mit dem Teufel obſiegte. Alle Heiligen bewahren uns dafür, den Teufel ſonach aus unſerer ſublunariſchen Welt weg zu diſputiren, und mit ihm unſern Kindern ihren Pathenpfennig!

3. Phyſik des Pabſtes.

Das kanoniſche Recht verſtattet die Ehe unter Verwandten nur im 5ten Grade, d. h. ein Ururenkel erſt darf ſich mit ſeines Urgroßvaters Schweſter verheirathen. Tief in der Phyſik liegt der Grund dieſes Geſetzes, zum Beweiſe, daß die heiligen Väter nie auf der Oberfläche einer Sache blieben. Der Menſch, räſonirt Se. Heiligkeit, beſteht aus den vier Elementen. Mit jeder Generation verfliegt eines derſelben; mit dem Sohn das Feuer, mit dem Enkel die Luft, mit dem Urenkel das Waſſer und in dem Ururenkel endlich iſt nichts mehr von dem Stammvater übrig. Indeß kann man, um einen billigen Preis, eins, auch wol alle vier Elemente abkaufen.

4.

Ein Adlicher, meinen die älteren Rechtslehrer, der ſich der Blasphemie ſchuldig macht, ſoll nur am Leibe; jeder Andere aber dafür am Leben geſtraft werden. Ganz nehmen nun die neuern Juriſten dieß zwar nicht an; aber

---

*) Man zählt nähmlich zwo Arten: 1) das, was man im Krieg, und 2) das, was man wo anders her erworben hat; z. B. von ſeinen Eltern oder ſonſt zum Geſchenk erhalten hat. Dieſe beiden Arten leiden verſchiedene Unterabtheilungen, welche aber nichts weiter zur Erläuterung der Sache beitragen.

doch glauben ſie,*) daß der Adel eine Milderungs-Urſache der Strafe der Blasphemie abgebe.

Noch iſt's Frage, ob dieß ein Kompliment, oder eine Sottiſe für den Stand iſt; denn auch Kopfsſchwäche und Minderjährigkeit ſind Milderungsurſachen.

5.

Der Kodex **) und die Digeſten beſtrafen eine Wittwe, die ſich innerhalb des Trauerjahrs wieder verehlichet, unmittelbar mit der Infamie; weil, falls die Wittwe etwa vor Ablauf des Trauerjahres mit einem Leibeserben geſegnet werde, durch die Ehe der Vater deſſelben ungewiß gemacht würde. Das päbſtliche Recht hebt dieſes Geſetz auf, indem doch der Apoſtel Paulus ſagt: es ſei beſſer heirathen, als Brunſt leiden.

6.

„Das Geſtändniß einer Hexe, daß ſie jemanden in ihren Verſammlungen geſehn habe, kann allein ihn nicht zur Specialinquiſition, geſchweige zur Tortur reif machen.“

Stryk ***) hälts für nötig, dieſe Diſpoſition durch die Rechtsanalogie zu unterſtützen, daß nemlich einer infamen Perſon nicht geglaubt werden dürfe, ſo wenig, als Jemanden, der ſeine Wahrnehmungen den äußern Sinnen nicht zu danken habe; und beide Fälle, meint er, griffen bei einer Hexe Platz. Allein, wirft ſich der gewiſſenhafte Mann ein, Hexeninquiſitinnen wollen doch in ihren Brockenkränzchen geſchmauſt, getanzt, und dieſe und jene Perſonen dabei geſehen haben? Aber auch hier löſt er den ſelbſt geſchürzten Knoten prompt durch Carpzov. Dieſer Schach der Juriſten hat angemerkt: 1) daß der Teufel der Hexenbrut oft wahre Gegenſtände verſchwinden, 2) oft blos ſcheinbare ſehen läßt, 3) oft endlich ihre Sinnen täuſcht. Und da dieſes auch Herr Ioannes Sperlingius in ſeinen Inſtit. phyſ. behauptet: ſo iſts am Tage, daß der Teufel ein Schelm iſt.

---

*) Kresſ. c. 1. §. 4. ad C. C. C.

**) L. 1. 11. 12. D. u. l. 15 C. de his qui notantur infam.

***) Stryk intr. de jure ſenſuum, prooem. n. 52.—56.

7.

„Wer mit Fürſten, Rittern, beſondern oder welcherlei Perſonen des gemeinen Volks es wäre, eine boshaftige That und Meuterey anſtiften, oder zu derſelben ſich verpflichten thäte, einen aus den hochwürdigſten und erleuchten des Heil. Röm. Reichs geiſtlichen und weltlichen Churfürſten an ihrem Leib und Leben gefährlich zu ſetzen, oder zu tödten: Und ſie dann ein Theil unſers Leibes ſind: Als wollen die Rechten (L. 5. §. C. ad l. Jul. maj.) daß auf ſolchen Fall, der Wille mit Härtigkeit gleich der That ernſtlich zu ſtrafen und der alſo an der Majeſtät ſchuldig erfundene, mit dem Schwert hinzurichten, auch alle ſeine Güter dem Fisko zuertheilt und verfallen ſeyn.“

„Ihre Kinder aber, (denen wir aus Kaiſerlicher Miltigkeit das Leben friſten: ſintemal ſie in ihrer Väter gleichmäßiger Strafe ganz verderben und umkommen ſollten, nachdem in ihnen die Exempel väterlicher, das iſt, erblicher Laſter angefangen) ſollen von mütterlichen ſowol als aller ihrer nächſten Freundſchaft Erbtheil ausgeſchloſſen und deren beraubt ſeyn, wie im gleichen aus andern ſolchen Teſtamenten und letzten Willen, nichts empfahen, noch überkommen, ſondern in der väterlichen Verleumdung (infamia paterna) allweg erſitzen; ſollen auch zu keinen Ehren oder Eyden gelaſſen werden; darzu in Armuth ewiglich verſchmachten, daß alſo der Tod ihr Troſt und das Leben ihre Pein ſey u. ſ. f.,“ darnach ſollen diejenigen ebenmäßig in unſere Ungnade fallen, die vor ſie zu bitten ſich unterſtehen würden.

So lautet der 24 Tittel der goldenen Bulle; und ich erzittere, ſo oft ich dieß Rachgeſetz leſe; das Blut erſtarrt mir in den Adern, wenn ich mir den Fall gedenke, daß ein Mann von Kopf, Edelmuth und Herz, der Sohn eines Hochverräthers ſein und ein Opfer des leztern Theiles dieſes fürchterlichen Geſetzes werden kann. Ohne Mittel irrt er, durch Infamie gebrandmarkt, umher; ſo weit die Erde ihn trägt, folgt Schande und Verachtung ſeinem Fußtritt. Von der edlen Beſtimmung eines Wohlthäters ſeiner Brüder zum Bettler, zum Auswurf des Menſchengeſchlechts herabgewürdigt; was kann da ſein Loos ſeyn? was anders als Selbſtmord, wenn er von der That ſeines Vaters überzeugt iſt; und iſt er es nicht, wehe dem Fürſten, der ihn in dieſe Lage brachte! — Raſtlos fodert die kindliche Liebe ihn auf, den Mord ſeines Vaters zu rächen, eines Vaters, auf deſſen Schuldloſigkeit er von der Raſerei, mit der man ihn ſelbſt verfolgt, zu ſchließen gezwungen iſt. Er drückt den Dolch erſt dem Fürſten, der ihm ungerecht und grauſam ſcheinen muß, und dann ſich ſelbſt in die Bruſt. Welch Geſchäfte blieb ihm noch auf dieſer Erde, als die Unſchuld zu rächen? So wird er, der ohne dieſes grauſame Geſetz die Zierde ſeines Vaterlandes ward, ein Königsmörder. Iſt aber der Sohn des Hochverräthers ein Schurke, dem Kopf und Muth zu Theil wurden, ſo iſt dieß Geſetz von nicht minder gefährlichen Folgen. Denn, war er ſonſt geneigt in die Fußtapfen ſeines Vaters zu treten, ſo muß er es um ſo mehr werden. Was hat er zu verliehren? Nichts! Aber wol kann er gewinnen! — Geht ſein Anſchlag, der nun den Tod des Regenten durchaus zum Zweck haben muß, durch: ſo ſteht ihm dieſelbe Hoffnung offen, die ſeinem Vater offen ſtand; geht er es nicht, ſo bleibt ihm noch immer, was man ihm ſonſt läßt — Flucht und Dunkelheit. Iſt er endlich ein Menſch ohne Geiſt und Künheit, ſo hat der Regent auch, ſonder dieſem unmenſchlichen Geſetze, nichts zu beſorgen.

Wollten alſo die Fürſten recht ſicher zu Werke gehn: ſo müßten ſie die Ungerechtigkeit auf den höchſten Gipfel treffen, und entweder den Sohn des Hochverräthers in ewige Ketten legen, oder ihn und ſeinen Stamm ausrotten, oder menſchlichere Geſetze geben; dieſes leitet ſie dem Untergang in die Arme!

Noch muß ich hinzu ſetzen, daß eine ſolche Verordnung bei der römiſ. Staatsverfaſſung unter den erſten Kaiſern, den Uſurpatorn des Reichs, verzeihlicher war als in unſern Tagen; ihren unrechtmäßigen Thron zu beſchützen, mußte ihnen alles willkommen ſeyn; und doch konnte es den Julius Cäſar nicht vor ſeinen 23 Wunden, noch den Kaligula vor dem Dolch ſeiner Wache ſchützen. — Aber unſere Fürſten, die auf ihren angeerbten Thron, die Liebe des Unterthanen bewacht; unſere Fürſten ſollten dieß barbariſche Gebot aus ihren Geſetzbüchern tilgen. Welcher Fürſt aber, kann man mich fragen, hat in unſern philoſophiſchen Jahrhundert Gebrauch von dieſer barbariſchen Rechtsdispoſition gemacht? Keiner, ich geſteh' es, aber man ſollte auch zeigen, **daß man nie Gebrauch davon zu machen Willens ſey.**

8.

Der Kodex zählet die Wittwen unter die miſerabeln Perſonen, die ſchwerlich einen Vertheidiger fänden, und erlaubt ihnen daher, wenn ſie eine Klage anſtellen wollen, ſolche unmittelbar, mit Uebergehung der untern Gerichte, an den Landesherrn oder ſein höchſtes Kollegium zu bringen. Unverheiratheten Mädchen aber iſt dieß nicht erlaubt. Huber *) meint, es ſei vielleicht zu unterſcheiden, ob das Mädchen blühend oder nicht ſey. Im leztern Fall ſeis billig, weil häßliche Mädchen ſeltner einen Vertheidiger finden würden, als hübſche Wittwen, ihnen an dieſer Verordnung Theil nehmen zu laſſen; hübſche Mädchen aber ſchließt er davon aus; denn, ſagt er, denen wirds nicht leicht an Schutzpatronen fehlen. Drollig genug, wo nicht wahr!

---

*) In Praelect. D. ad tit. de jud. rubo, de for. comp. n. 60.

Hingegen iſt der Satz des Novarius *) deſto abgeſchmakter, wenn er verliebte Geiſtliche zu den miſerabeln Perſonen zählt. Die Herrn wiſſen ihre Liebesqualen ſchon zu lindern.

9.

Frauenzimmer dürfen, nach dem gemeinen Recht, ihre Sache nicht ſelbſt vor Gerichte führen. Ulpian giebt den Grund an, daß einmal eine gewiſſe Afrania zu viel in den Gerichten haranguirt habe.

Borell **) glaubt, daß die Damen, dem Richter durch ihren Witz und ihre Schönheit gefährlich werden könnten, wenn ſie ſelbſt vor Gericht erſcheinen dürften. Der Mann verſteht ſich wenigſtens darauf etwas Artiges zu ſagen.

10.

Der Kaiſer Konſtantin will im l. 17. C. de poen., daß man einem Verbrechar, der zum Bergwerksbau verurtheilet würde, ſeine Strafe nicht auf das Geſicht, ſondern lieber auf die Waden oder in die Hände brandmarken ſoll. Die Verordnung iſt vernünftiger, als man ſie von Konſtantin erwarten ſollte. Er hat dieß wahrſcheinlich ſelbſt gefühlt, und daher, um nicht etwa darinne verkannt zu werden, den Grund hinzu geſezt: „damit das Geſicht, das nach dem Model der himmliſchen Schönheit (d. i. Gott) gebildet iſt, nicht befleckt werde. Einer der neueſten Romanenſkribler hält einen Jungen mit einer R——naſe für ein Ebenbild Gottes. Schade, daß er dieſes Geſetz nicht gewuſt, um ſeinen Einfall zu unterſtützen.

---

*) In tr. de privil. miſerabil. perſon. pracl. VIII. no. 6.

**) De Magiſtrat. Edict. l. 1. C. VII. n. 47.

11.

Bekanntlich werden Leute, die einen Leibesfehler haben, nicht zu geiſtlichen Aemtern gelaſſen, weil ſie im 3ten B. Moſe, 21. Kap. 18. V. vom Erbprieſteramt des Stammes Aaron ausgeſchloſſen ſind. Das kanoniſche Recht hat einige Einſchränkungen des moſaiſchen Geſetzes gemacht, und z. B. disponirt, daß wenn einer nur mit dem rechten Auge nicht ſehen kann, ihm Diſpenſation zu Dienſten ſtehe; wenn aber das linke Auge einen Fehl habe, er durchaus zu keiner Pfründe zu laſſen ſey; weil dieſes das **kanoniſche Auge** ſey, das er vorzüglich zum Abſingen der Meſſe brauche. Hingegen ſind abgeſchnittene Ohren kein Hinderniß des heiligen Predigtamtes.

12.

Ein Engliſcher Juriſt *) wirft die Frage auf: ob die Mutter mit ihrem Kinde in Blutsverwandſchaft ſtehe? und ein anderer **) entſcheidet die Frage mit Nein! Es freut mich, daß die Engländer doch auch Juriſten haben, wie andre ehrliche Nationen.

13.

Die Juriſten haben von jeher wenig Panegyriker unter dem Volk gehabt; gleichwol aber gab Mutter Natur uns einen beſchiednen Theil Eitelkeit. Was Wunder, wenn wir uns untereinander ſelbſt ein wenig loben? Artet es bisweilen ins Abgeſchmackte; je nun, dafür ſind wir Juriſten. Einige Beiſpiele:

---

*) Swinborn in teſtamento. Part. 7. §. 8.

**) Brook Abridg. Tit. Adminiſtr. no. 47.

Azo heiſt vas lectionis, die Leuchte des Rechts, die Quelle der Geſetze. Irnerius wird genennt die Fackel des Rechts; Bartholomäus von Kapua die Thüre der Geſetze; Joh. Andreä die Trommete und der Erzdoktor des kanoniſchen Rechts, ſo auch der Rabbi der Rechtsgelehrten; Alberikus Roſata die Arche der Geſetze, und der große Mogul der Praktiker; Bartolus der Leiter der Blinden und der ſicherſte Fährmann des Rechts; Baldus, der Monarch beider Rechte: Bulgarus der goldne Mund; Johann von Tegnano, der Obriſtlieutenant des röm. und kanon. Rechts; Kaſtellionens der Fürſt der Subtilitäten; Boſianus der Spiegel der Welt; Andreas von Iſernia der Evangeliſt der Freudigſten. Sed o heu! Mehr davon findet man in Homel Pr. Schola juris litteraria §. 48.

14.

Um den unverdächtigſten klaſſiſchen Zeugen um ſeine Glaubwürdigkeit zu bringen, bedarfs, ſagt Caepolla, weiter nichts, als einer Ohrſeige, die ihm der, gegen den er aufgeſtellt wird, geben muß. So ſehr dieſe Kautel ein Einfall und weiter nichts als Einfall iſt, ſo giebt es doch Leute, die ihre Bekanntwerdung gefährlich finden. Ich für mein Theil bin deshalb ohne Sorgen; giebt der Produkt meinem zu producirenden Zeugen eine Ohrſeige, ſo darf ich ihm nur gleichfalls eine geben, und ſein Zeugnis iſt wieder ſo gültig, als vorhero; denn auch ein Feind kann ein unverdächtiger Zeuge ſeyn, wenn er gleich größer Feind vom Producenten, als vom Produkt iſt. Carpz. in dec. pal. C. 16, d. 55.

2. Deſpo-

2.

Deſpotismus und Demokratie.

In dieſem Zeitalter der Freyheit, wo alle Völker Republiken ausmachen wollen, iſt es wohl gut, gewiſſe Leute auf das aufmerkſam zu machen was wir haben, verglichen mit dem, was eine Freyheit, die keine Gränzen kennt, erlangt. Man erwäge doch ja, daß mehrere Individua zum Staat gehören, als das einzige, das jetzt klagt, weil es in einigen Stücken ſich nicht ganz ſo gut befindet als es wünſcht, und überlege ob man ſich, wenn alle Individua ſich ſo gut als möglich befinden wollen, beſſer oder ſchlechter berathet. Folgende Stelle einer alten Holländiſchen Chronik diene zur Erläuterung dieſes Satzes:

„Under den groten Tyran Hertog van Alf,
Kpopten wy twee Vaaten Bier vor een Seſtehalf,
Maar under de gnedige Heeren Staaten,
Gieſt man vier Gülden vor twee halve Vaten.“

Kein Staat iſt ſo ſchlecht beſtellt, in dem nicht ein Stand ſich gut ſteht; ehe man andre Regierungsformen einführen will, müßte man aber doch bemerken, welcher Stand dem Staat am nützlichſten iſt, ſonſt wäre der letzte Betrug ein wenig ärger als der erſte.

3.

Kayſer Heinrich's IV. Abſolution.

In der Schloßkapelle zu Canoſa 1077.

(Heinrich kniet mit geſenktem Haupte vor dem Altar; eine Stufe höher ſteht der Papſt; ſeine rechte Hand ruht auf Heinrichs Haupte. Feyerliche Stille. Der heilige Vater giebt ein Zeichen, und die Muſik hebt an.)

Der Klerus und das Volk.

Gnade, Gnade,
Jedem Sünder,
Der in Buße,
Vater, vor dir knieet!

(Die Muſik ſchweigt; das Volk wirft ſich nieder, und Gregor ſingt den folgenden Hymnus.)

Der zerknirſchten,
Wunden Herzens,
Seine Hände
Flehend zu dir ringet.

Können ſeine
Reuezähren,
Richter Aller!
Auch ihn rein nicht waſchen:

O, ſo hör' ihn,
Um des großen
Menſchenſühners,
Deines Sohnes, willen!

Blutig rang er
Einſt, am Kreuze,
Für uns Alle,
Für uns Sünder Alle.

Und errungen,
Und erſtritten,
Und erſieget
Hat er uns Vergebung.

Jauchzet, jauchzet,
Ihr Betrübten!
Denn auch Heinrich
Darf Vergebung hoffen.

Heil auch Heinrich! —
Seiner Sünden
Zentnerlaſten
Sollen von ihm weichen.

Ihn, den Bangen,
Reuevollen,
Tiefgebeugten,
Nimmt ſein Vater wieder.

Jauchzet, jauchzet!
Ueberſchwenglich
Und unendlich
Iſt des Herrn Erbarmen.

Freuden ſtrahlen
Seine Himmel,
Freuden thauen
Seine Nächte nieder.

Der Klerus und das Volk.

(Die Muſik fällt wieder ein; langſam erhebt ſich Heinrich.)

Hochgeprieſen
Sey ſein Nahme;
Hochgeprieſen
Unſers Vaters Nahme!!

H. P. F. Hinze.

4.

Der graue Bruder,

ein Luſtſpiel in einem Aufzuge.

von

F. A. A. Meyer.

Perſonen.

Siegmund, Graf von Hengsperg.
Maria, ſeine Gemahlin.
Siegmund, ſein Sohn, ein Knabe von 6 Jahren.
Pater Wolffbrand, Schloßcaplan.
Asmund von Ralow,
Lüder von Lindow,
Carl von Cleeborn,
Waffenbrüder des Grafen von Hengsperg.
Buben und Knechte des Grafen von Hengsperg.

Das Stück ſpielt in der Nähe des Hengspergiſchen Schloſſes und im Schloſſe ſelbſt. Die Handlung fällt in die Zeit der Kreutzzüge.

Der Stoff zu dieſem Stücke iſt zum Theil aus dem zweiten Bande von Veit Webers Sagen der Vorzeit, aus der Erzählung „der graue Bruder" entlehnt.

Erſter

Erſter Auftritt.

(Ein grüner Platz vor dem Hengspergiſchen Schloſſe, im Hintergrunde ſieht man die Ketten vor dem Vorhofe des Schloſſes.)

Graf Siegmund von Hengsperg. Asmund von Ralow in Pilgerkleidern.

Hengsp. Da wären wir ja nun in der Nähe meines Eigenthums angelangt. (Sieht um ſich her.) Mich dünkt, jene Bäume waren ſonſt ſtärker, dieſes Gras grüner, und doch — —

Ral. Will's euch nicht recht in den Kopf, daß ſich alles ſo ſollte verändert haben. Auch dünkt mich, als ließe ſich hier keine ſonderliche Veränderung wahrnehmen, ſie möchte denn in euch ſelbſt vorgegangen ſeyn.

Hengsp. O daß ſie es nicht wäre!

Ral. Warum verlangtet ihr Dinge, die niemanden gewährt werden!

Hengsp. Lieber Gott! Ihre Gewährung dünkte mir zu der Zeit, als ich an Mariens Buſen lag, ſo klein!

Ral. Sie blieb euch treu.

Hengsp. Warum kam ſie aber nicht, als ich ſchrieb? Ein Fußfall von ihr, würde des Sultans Herz erweicht haben, und —

Ral. Er hätte euch ziehen laſſen und ſie bey ſich behalten. —

Hengsp. O daß ich das erleben mußte!

Ral. Was jammert ihr, da ihr frey ſeid?

Hengsp. Ich ward es nicht durch ſie.

Ral. Um ſo viel beſſer, ſo blieb euer Kleinod unverſährt! Wenn ihr doch nur einmal nachdenken wolltet! Geſetzt nun auch, Maria wäre glücklich zu euch gekommen, hätte die weite Reiſe übers Meer ohne Nachtheil überſtanden, wer ſtand euch dafür, daß der Sultan Wort halten würde? Und wenn er es nicht hielt, ſo war euer Hausweſen indeß ohne Aufſeher, euer Sohn ohne Erzieher. —

Hengsp. Vater Wolfbrand blieb ja daheim.

Ral. Der Bock als Gärtner! Glaubt mir Graf, es gefiel mir nicht, daß ihr durch ihn euch zum Zuge nach Paläſtina bereden ließet, daß ihr Weib und Kind hintanſetztet um Gott zu dienen, wie er ſprach. O man dient Gott beſſer durch die Befolgung der Pflichten gegen ſeine Familie, als wenn man ihm Kriege führen hilft.

Hengsp. Alſo meint ihr, es könne ihm gleichgültig ſeyn, ob das Grab ſeines Sohns die Ungläubigen oder die Bekenner ſeiner Lehre beſitzen?

Ral. Iſt es ihm vielleicht angenehmer, wenn das Blut von Millionen fließt, um einen Fleck Land zu behaupten, der niemanden nützt?

Hengsp. Ihr ſeid mir zu gelehrt.

Ral. Laßt mich ausreden. Noch weit weniger gefällt es mir, daß ihr, da ihr nach Deutſchland kamt, erſt bey mir einkehrt, ſtatt zu eurer Gemahlinn und eurem Kinde zurückzukehren, daß ihr euch heimlich bey Wolfbrand erkundigen laßt, wie ſie ſich betragen hat, ſtatt ihr ſelbſt, wie es Männern ziemt, Rechenſchaft abzufordern. Pfui Graf, ich hielt euch für edel!

Hengsp. Ich möchte doch wohl wiſſen Asmund, was euch dingt, meines Weibes Lobredner zu ſeyn; ſeyd ihr etwa der Theilnehmer ihrer Liebe? — — Aha! — daß ich doch meinen Harniſch nicht habe und auch mein Schwerd nicht!

Ral. Graf, euer Charakter wird mich wohl noch am Ende nöthigen, euch, wider meinen Willen, zu verlaſſen! Auf ſolche Reden pflege ich andern mit dem Schwerd zu antworten. — — Aber, mag daraus entſtehen was da will, das ſage ich euch, dem Wolfbrand traue ich nicht über den Weg, und wehe dem Manne, der ſeines Weibes Tugenden fremde Hüter ſetzt!

Hengſp. Wehe ihm! Aber auch wehe zwieſach dem Weibe, das dieſe Hüter nöthig macht!

Ral. Amen!

„Wohl hält ſchön Lieb ſein feſte,
Wie an dem Baum die Aeſte,
Wohl läßt treu' Lieb' von Lieb nicht ab
Man trag' ſie denn ins kühle Grab,
Und ſo das Grab den Leib umſchließt,
Zum Himmelsblümlein Liebe ſprießt.“

Hengſp. O, es war eine Zeit, wo ich auch ſo dachte, aber dieſe Zeit iſt dahin, und wird wohl nimmer wiederkehren.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Siegmund (kömmt blutend gelaufen und trägt einen Hirſchfänger.)

Ral. Was iſt das für ein Bube?

Siegm. Gott grüß euch ehrwürdige Pilger, woher des Landes?

Hengſp. Das rothe Kreutz unſrer Mäntel, mag dir die Pilger vom heiligen Grabe bezeichnen?

Siegm. O ſo kommt mit, ihr könntet meiner Mutter erfreuliche Botſchaften bringen, die ſo täglich und ſtündlich Nachrichten von meinem Vater erwartet.

Hengſp. Sage mir ſeinen Nahmen, vielleicht weiß ich etwas von ihm.

Siegm. Er heißt grade ſo wie ich, Graf Siegmund von Hengsperg.

Hengsp (Umarmt ihn feurig.) Da habt ihr einen würdigen Vater Junker.

Kal. Bald hättet ihr euch verrathen. (Zu Siegmund) Aber warum biſt du ſo blutig und ſchleppſt dich mit Waffen?

Siegm. Da habe ich eine rechte Freude gehabt. In jenem Walde entdeckte ich das Lager eines Wolfes, und eilte ihm die Jungen zu rauben. Aber die alte Wölfin war im Neſte, die mußt' ich tödten, da biß mich der junge Wolf, und nun will ich eine Kette hohlen, um ihn anzulegen, damit er mir folge wie mein Waldmann.

Hengsp. Braver Junge! (Hebt ihn in die Höhe und küßt ihn.) Dir werden einſt die Wunden der Schlacht ſo wenig anhaben, wie jetzt der Biß des Wolfes.

Siegm. Lebt wohl! Ihr wollt alſo nicht mit in's Schloß?

Kal. Nein Junker, wir müſſen eilen in unſre Heymath zu kommen. (Siegmund ab.)

Dritter Auftritt.

Graf Siegmund von Hengsperg, Asmund von Kalow.

Kal. Euer Sohn iſt wenigſtens nicht verdorben Graf, wenn auch eure Gattin nicht mehr ganz die vorige iſt.

Hengsp. O Gott, daß ſie es nicht iſt!

Kal. Nun, das müßt ihr noch erſt entdecken, warum wollt ihr dem Gram Raum geben, ehe ihr wißt ob er gegründet iſt?

Hengsp. Das muß ſich leider bald zeigen.

Ral. Ich hoffe es, aber nur um eine Gunſt bitte ich euch. Glaubt nicht Wolfbrands Worten allein, ich kenne die Mönche, die heiligſten haben oft bey ihren Handlungen Nebenzwecke.

Hengsp. Und welche könnte Wolfbrand haben?

Ral. Was weiß ich; trauet ihr ihm nicht Empfindung genug gegen Mariens Reitzungen zu? Wie wenn verſchmähte Liebe Urſache wäre, warum er euch gegen ſie einzunehmen ſucht?

Hengsp. Wer ſagt, daß er dazu jemahls geneigt geweſen iſt?

Ral. Verzeiht, daß ich Würklichkeit da glaube, wo Möglichkeit ſo wahrſcheinlich iſt. Wüßte ich doch nicht, warum Wolfbrand ſich, vor eurem Eintritt in's Schloß, noch eine Unterredung ſollte ausbedungen haben, wann nicht ähnliche Dinge dieſe nöthig machten.

Hengsp. Welche Vermuthung! Doch ich verſpreche euch, nicht eher mein Weib zu verurtheilen, als bis ich ſie ſelbſt ſchuldig finde. Gerüchte ſollen auf mich keinen Einfluß haben.

Ral. Das gebe Gott! — Stille ich ſehe Wolfbrand kommen.

Hengsp. Er iſt's.

Vierter Auftritt.

Vorige. Pater Wolfbrand.

Wolfbrand.

Wolfbr. Willkommen in Deutſchland geſtrenger Herr, wie freue ich mich, euch in meinen alten Tagen, von neuem wiederzuſehn.

Hengsp. Danke euch ehrlicher Wolfbrand, danke euch, zwar hätte ich ſchon eher — —

Wolfb. Ihr dachtet wohl eher wiederzukommen, aber freilich wollten ſich die Umſtände nicht fügen, eure Gemahlinn fand daran kein Belieben.

Ral. Still davon Wolfbrand, über dieſen Punkt hoffe ich bereits den Grafen auf den rechten Weg gebracht zu haben.

Wolfb. Auch gut. Eben wollte ich auch nur meine Meinung darüber ſagen.

Hengsp. Und die war?

Wolfb. Daß freilich dieſe Reiſe ihre Gefahren hatte, daß aber die, welche ſie würklich gemacht hat, für ihre Ehre allerdings nicht minder gefährlich war.

Hengsp. Was ſagt ihr, Maria habe eine Reiſe gemacht?

Wolfb. So iſt es Herr Graf, und eben von dieſer Reiſe, die ſie über zwey Jahre von eurer Burg entfernt hielt, wollte ich euch Nachricht geben.

Hengsp. Und was denkt ihr nun Asmund?

Ral. Daß der Schein trügen kann. — Aber erinnert euch Hengsperg, daß ihr mir Unterſuchung, eigne Unterſuchung und kein Urtheil verſpracht. Das Letztere mögt ihr dann fällen, wenn ihr mit Marien geſprochen habt. Der Mund deſſen, der ihre Handlungen euch entdeckt, ſollte untrüglich ſeyn, aber, ſo lange ich mich davon nicht ſelbſt überzeugt habe, bleibt es doch immer nur der Mund eines Mönchs.

Wolfb. Wie Verworfner, du wagſt es Schmähungen gegen unſre heiligſte Religion auszuſtoßen?

Ral. Dafür bewahre mich Gott, aber die Diener dieſer Religion bewieſen ſich nicht immer ſo, daß ſie Achtung verdienten. Auch das heiligſte irdiſche Gewand kann nur Menſchen decken, keine Engel, und ach! möchte es doch nur nicht ſo oſt den Abſchaum der Menſchheit einhüllen!

Wolfb. O heiliger Franz von Aſſiſi, kannſt du die Schmähungen deiner Jünger ſo gelaſſen anhören, fällt kein Feuer vom Himmel, dieſen Verruchten zu verzehren?

Hengsp. (Zu Ralow der reden will.) Ruhig Freund, du kennſt ihn ja. (zu Weiſbrand.) Ruhig Wolfbrand, ſo viele Jahre haben nicht hinreichen können, dir den Unterſchied zwiſchen Religion und ihren Dienern zu lehren. Doch davon in der Folge. Führe uns jetzt in die Burg.

(Alle gehn in den Hintergrund ab.)

Fünfter Auftritt.

Das Theater verwandelt ſich in ein Zimmer der Hengspergiſchen Burg.

Maria. Siegmund.

Maria. (Zu Siegmund, der eben eintritt.) Nun kleines Ungeſtüm, wo haſt du wieder den ganzen Morgen geſteckt? Dein Vater wird ſchöne Freude haben, wenn er heimkömmt, den ganzen Tag lang im Felde umher zu laufen.

Siegm. (Sich an ſie ſchmiegend.) Sey gut Mutter, ich bin lieber draußen im Freyen, als immer in der Burg, auch ſagt Vater Wolfbrand, daß ich recht fleißig bin und bald leſen kann.

Maria. (Küßt ihn.) Sagt er das, nun ſo muß ichs wohl glauben, aber was haſt du wieder gemacht, deine Hand blutet, was ſchleppſt du dich mit dem Hirſchfänger?

Siegm. Den alten Wolf habe ich damit getödtet und eben wollte ich dich um eine Kette bitten, daß ich den jungen Wolf daran legen könnte.

Maria. Was, du tödteſt ſchon Wölfe? Junge ich rathe dir nimm dich in Acht, deinen Vater habe ich verlohren und weiß nicht ob und wenn er wieder kömmt, ſoll ich dich auch verlieren?

Siegm. Liebe Mutter, ſo mußt du nicht reden, wenn ich nicht ins Holz gehe, um die Wölfe zu tödten, ſo werde ich auch nicht, wenn ich groß bin, den Sultan tödten und dir meinen Vater wieder bringen können.

Maria. Recht Siegmund, wer Ritter werden will, muß früh anfangen zu lernen. (Nimmt ihn bey der Hand. Aber gieb her daß ich dein Blut ſtille.

Sechſter Auftritt.

Graf Siegmund von Hengsperg, Asmund von Ralow. Vater Wolfbrand. Vorige.

Hengsp. Geht leiſe Freunde, ich möchte ſie überraſchen.

Siegm. O ſieh Mutter, da ſind die Pilger vom heiligen Grabe, ich traf ſie draußen, ſie wollten aber nicht mit herein.

Maria. (Geht ihnen entgegen.) Seid mir gegrüßt — aber ſehe ich recht? O Gott mein Siegmund! (Umarmt Hengsperg.)

Hengsp. Meine Maria!

Maria. (Nach einer Pauſe.) Sieh da, unſern Siegmund, das theure Pfand unſrer Liebe.

Hengsp. (Umarmt ihn feurig.) O wir haben uns ſchon heute geſehn. Nun kleiner Wolfsjäger, iſt es dir lieb unſre Bekanntſchaft zu erneuren?

Siegm. Wohl iſt es das lieber Vater, nun wollen wir erſt recht auf die Jagd gehn.

Hengsp. Brav Bube, aber wie ſtehts, kannſt du auch ſonſt was?

Siegm. Vater Wolfbrand ſagt, ich könne leſen.

Hengsp. Nun vors erſte genug. Ich kann mich noch gar nicht genug freuen, euch beide ſo geſund wieder zu ſehen.

Ral. Wie wäre es Vater Wolfbrand, wenn wir ein wenig in den Garten giengen, mich dünkt, wir ſind hier überflüſſig.

Wolfb. Ja, kommt mit. (Zu Siegmund.) Geht ihr mit uns Junker?

Siegm. (Schmiegt ſich an Hengsperg.) Ich bleibe beym Vater.

Hengsp. Geh nur lieber Siegmund, wir ſehn uns noch oft. (Ralow, Wolfbrand und Siegmund gehn ab.)

Siebenter Auftritt.

Graf von Hengsperg. Maria.

Hengsſ. (Sieht ihnen nach.) Nun Maria wären wir allein, mich hat nach der Stunde verlangt, wo ich dich wieder ſehn ſollte, ſo nahe aber träumte ich ſie nicht.

Maria. Setzt euch mein Herr und Gemahl. O, wie mir ſo wohl iſt, euch wieder bey mir zu ſehn.

Hengsp. In der Stunde des Wiederſehns Maria vergißt man Dinge, die uns ſonſt quälten. Schwer waren meine Sclavenfeſſeln, aber noch ſchwerer drückte mich deine abſchlägige Antwort.

Maria. Verzeih dem ſchwachen Weibe, mein Siegmund, das ſich unter dem Schutze eines Mönchs nicht ſicher genug wähnte, das den Schatz der Keuſchheit, den es auf einer ſo weiten, gefahrvollen Reiſe ſo leicht einbüßen konnte, nur ihrem Mann aufbewahren wollte. Vom Morgen bis in die Nacht habe ich das Geld für deine Ranzion zuſammen zu ſpahren geſucht, das uns nun doppelte Vortheile bringen ſoll.

Hengsp. Was könnte ich dir jetzt nicht alles vergeben! Lieber wäre es mir freylich geweſen, von dir als von einem Fremden erlößt zu werden. Aber — dieſer Kuß mag das Ganze, nur nicht das Andenken an meinen Retter, in Vergeſſenheit begraben. (Küßt ſie.)

Maria. Nenne mir den Nahmen deines Retters, daß ich ihn auch kenne, daß ich ihm, mit dir vereint, für deine Rettung danke.

Hengsp. Seinen Nahmen weiß ich nicht, ſein Stand iſt der eines Mönchs der grauen Brüderſchaft. Er wußte ſich beym Sultan, meinem tyranniſchen Gebieter, ſo beliebt zu machen, daß er ihn, bey ſeiner Rückreiſe, es frey ſtellte, einen ſeiner Sclaven zur Begleitung mitzunehmen und durch Zufall wählte er mich.

Maria. Dafür ſind wir ihm deſto größern Dank ſchuldig.

Hengsp. Er verließ mich an der deutſchen Gränze, verſprach aber mich bald zu beſuchen; daß du ihn gut aufnimmſt, darum, liebe Maria, brauche ich dich ja wohl nicht erſt zu bitten.

Maria. Er ſoll nächſt dir und Siegmund mir am ſchätzbarſten ſeyn.

Hengsp. Aber wie iſt es denn dir ergangen, biſt du immer, wie es einer guten Hausfrau ziemet, auf der Burg geblieben, haſt du ſie nie verlaſſen? — doch welche Frage in den erſten Minuten, wo ich dich ſehe, wo ich bloß an das Glück dich wieder zu beſitzen denken ſollte!

Maria. Wie Siegmund! Noch immer der Alte! Deine Leiden ſollten dich doch vom Argwohn befreyt haben. Zur Strafe mußt du mir erlauben, deine Frage ein andermahl erſt beantworten zu dürfen.

Hengsp. Wie, du weichſt der Antwort aus? (Wird nachſinnend für ſich.) Wehe mir Wolfſbrand, wenn du mir Wahrheit erzählt hätteſt!

Achter Auftritt.

Vorige. Ein Bube.

Bube.

Bube. Ritter Lüder von Lindow und Ritter Carl von Cleeborn halten vor dem Schloſſe, ſie haben des geſtrengen Grafen Ankunft vernommen und wollen ihn ſehn.

Hengsp. Laſſe ſie ein. Rufe den Ritter Ralow und den Vater Wolfſbrand, ich habe mit ihnen zu reden.

Bube. Sogleich. (geht ab.)

Hengsp. Laß Wein bringen, liebe Maria, die Ritter werden trinken wollen. Von unſern Angelegenheiten ſprechen wir Morgen.

Maria. Ich werde dir in allem gehorchen. (geht ab.)

Neun-

Neunter Auftritt.

Siegmund von Hengsperg (allein.)

Hengsperg.

Die hätten zu keiner ungelegnern Zeit kommen können. Ich war auf gutem Wege alles zu erfahren, und erfahre nun nichts. Auch gut. Was ſich beſchläft wird beſſer, als was man raſch thut. Was ſich beſchläft? Hm? als wenn ſich Argwohn beſchlafen ließe. O es wird mir noch das Herz abſtoßen, wo ich nicht bald Licht bekomme. Aber was hindert mich denn, es zu verſchaffen?

(Geht auf und nieder.)

Zehnter Auftritt.

Graf Siegmund von Hengsperg, Asmund von Ralow, Lüder von Lindow, Carl von Cleeborn, Vater Wolfsbrand. Buben und Knechte.

(Die Buben und Knechte bringen Gläſer, ſetzen Stühle und Tiſche zurecht und gehn dann ab.)

Hengsp. Willkommen, herzlich willkommen traute Brüder, wie freue ich mich euch wiederzuſehn!

Lind. Sobald hätte ich das nicht vermuthet!

Cleeb. Welche Freude! (Umarmungen.)

Ral. Laßt uns das Feſt der Wiederkunft feyern.

Alle. Ja, das wollen wir. (Setzen ſich und trinken.)

Hengsp. Nun, wie gieng es euch denn in meiner Abweſenheit? Beym Pocal ſeh' ich ſeyd ihr noch immer rüſtig.

Lind. Auch bey den Waffen.

Cleeb. Ja, auch bey den Waffen.

Ral. Nicht auch in der Liebe Cleeborn?

Hengsp. Wozu die Gewiſſensfrage Ralow? Das iſt ein ſchlechter Ritter, der nicht die Pocale und die Mädchen wie die Waffen kennt.

Cleeb. Wohl geſprochen Graf, ich merke, ihr ſeyd noch immer der Alte, weder Kreutzzüge noch Sklaverey haben euch etwas anhaben können.

Hengsp. Da wäre ich auch ſolcher Waffenbrüder nicht werth.

Lind. Nun wie ſtehts Vater Wolfbrand, wollt ihr nicht einen Verſuch machen uns durch Geſang noch mehr zu beleben?

Wolfb. Wohl will ich edler Ritter, Geſang iſt das Leben eines Zechgelags und meine Stimme kann ſich noch wohl hören laſſen. (Singt.)

Was ſtählt den deutſchen Rittersmann,
Wenn er in Schlachten zieht?
Was hebt den Muth, was treibt ihn an,
Daß er für Ehre glühet?
Iſt's eitler Ruhm, iſt's Durſt nach Gold
Was ſeinen Arm beſeelet?
O nein, den ſüßen Minneſold
Hat er zum Lohn gewählet.

Wer ſein Feinsliebchen treulich liebt,
Muß ſie durch Kampf erwerben,
Wer tapfer große Thaten übt,
Des Ruhm kann nimmer ſterben.
Das deutſche Mädchen liebt die That,
Nicht leere Liebestöne,

Wer nimmer brav gefochten hat,
Zeugt nimmer tapfre Söhne.

Eilt er auf's neu, der wackre Held
Den ſie zum Mann gewählet,
Voll Tapferkeit in's Kämpferfeld
Wird er durch nichts gequälet.
Sie bleibt voll Sittſamkeit zu Haus,
Wie's wackern Weibern ziemet,
Er überſteht den harten Strauß,
Und wird von ihr gerühmet.

Eilt er dann heim zu ſeinem Schloß
Grüßt ihm der Kinder Reihe,
Dann iſt der Freuden-Menge groß
Er ſchmeckt ſie ſtets aufs neue.
So lebt der deutſche Rittersmann,
Im Frieden und im Kriege,
Sein Weibchen liebt ihn treu fortan
Er falle oder ſiege.

Hengsp. Brav Wolfbrand, das kann einen recht erfriſchen, iſt es doch lange, daß ich ſolcher Lieder habe entbehren müſſen!

Lind. Nun ihr könnt ja wieder nachhohlen, was ihr verſäumt habt, Frau Maria iſt noch nicht veraltert.

Cleeb. Nein, bey Gott nicht, ihr habt einen Schatz an ihr.

Ral. Einen Schatz, desgleichen wohl ſchwerlich viel gefunden werden möchten.

Wolfb. Wenn gleich nicht alle ihre Handlungen tadellos vor der Welt ſeyn möchten, ſo hoffe ich werden ſie es doch wohl im Himmel ſeyn.

Hengsp. Bey Gott Wolfbrand, ſie ſollen es auch vor der Welt ſeyn, noch dieſe Stunde muß uns über Mariens Handlungen Aufklärung verſchaffen, ich will ſie rufen laſſen.

Ral. Hengsperg, eine Unterſuchung, wie ihr vorhabt, kann man nur bey kaltem Blute vornehmen.

Hengsp. Nein, nein, dies ſey der entſcheidende Zeitpunkt. (will fort.)

Eilfter Auftritt.

Vorige, ein Mönch (mit einer Harfe.)

Mönch.

Mönch. Gott grüß euch edle Ritter, wo treff ich den Grafen Hengsperg?

Hengsp. Was? Trügen mich meine Augen, oder ſeyd ihr es mein Erretter?

Mönch. Ich bin es, bin der graue Bruder, ein Werkzeug in der Hand der Vorſehung, euch aus der Sklaverey zu retten und eurer Familie wieder zu geben. Nur ihr, nicht mir ſeid ihr Dank ſchuldig.

Hengsp. (Umarmt ihn.) O, mein Erretter, womit ſoll ich euch die Dienſte lohnen, die ihr mir erwieſet? Ohne euch würde ich noch in der Sklaverey ſchmachten, ohne euch hätte ich nie Deutſchland, meine Familie und meine Freunde wieder geſehn.

Mönch. Wenn du mich denn durchaus belohnen willſt, ſo lohne mich mit deiner Liebe. (Wirft Kutte und Maſke ab, und erſcheint als Maria.)

Hengsp. (Umarmt ſie von neuem.) O meine Theure, wenn du wüßteſt, wie herrlich du mich erfreuſt!

Alle andere. Bey Gott, es iſt Frau Maria!

Hengsp. Ja ſie iſt's. Sie war die ganze Zeit über da, als ſie hier vermißt wurde, als grauer Bruder um mich. Ihr danke ich meine Freyheit, mein zweites Leben. O ich Thor, daß ich auf Ohrenbläſereyen gegen ihre Tugend hören konnte!

Maria. Und wer konnte die wagen?

Hengsp. Wer anders, als jener Mönch, den ich für untrüglich hielt, Vater Wolfbrand.

Mar. Alſo wolltet ihr die Tugend gerne vor den Leuten untergraben, die in der That für euch unüberwindlich war. Pfui Wolfbrand, wenn ihr nicht gewußt hättet, daß ich als Mönch verkleidet meinem Gemohl nachziehen und ihn erlöſen wollte, was ich euch vertrauen mußte, weil ſich nicht alle Fälle vorherſehn laſſen, ſo hättet ihr reden mögen, aber jetzt — — Vielleicht dachtet ihr mich leichter zu eurer Abſicht zu bereden, wenn mein Gemahl mich verſtoßen hätte.

Hengsp. Wie? was höre ich! (zu Wolfbrand.) Danke es der Freude des heutigen Tages Böſewicht, daß ich mich bloß an deiner Entfernung aus dem Hauſe begnüge, und keine weitere Rache nehme. Hüte dich aber, mir jemals wieder zu Geſichte zu kommen.

Wolfb. Ich werde mein möglichſtes thun, es zu vermeiden. (geht ab.)

Ral. Danke Gott Graf, daß ihr ſo wohlfeilen Kaufs von dem Böſewicht kommt, und vergeßt ſeine Tücke!

Cleeb. Ja vergeßt ſie, aber wo ihr ja eures Weibes Treue vergeſſen könnt, ſo müſſen euch auch alle eure Freunde vergeſſen.

Hengsp. Sorgt nicht Cleeborn, dafür bürgt Marien mein Herz.

Maria. Nun ſo kommt doch, und laßt uns beym freundſchaftlichen Mahl aller Sorgen vergeſſen.

Lind. Das wollen wir.

(Alle gehn ab.)

Der Vorhang fällt.

5.

Der Jakobiner-Club.

Mitten in Paris exiſtirt eine zahlreiche Verbrüderung, die ſich häufig verſammelt, die allen offen ſteht, welche Patrioten ſind, oder dafür gelten, und von ſichtbaren oder unſichtbaren Obern regiert wird, welche öfters wechſeln und ſich wechſelsweiſe einander ſtürzen, die aber alle einerley Zweck, den Zweck zu herrſchen, und alle einerley Geiſt haben, durch alle mögliche Mittel zu dieſem ihrem Zweck zu gelangen. Dieſe Geſellſchaft bildete ſich in einem Augenblicke, wo die Freyheit, obgleich ihr Sieg nicht mehr ungewiß war, ſich doch noch nicht recht feſt gegründet fand und ſo zog ſie eine große Menge beſorgter Bürger an ſich, die von heiſſer Liebe für die gute Sache glühten. Die meiſten hatten mehr Eifer als Einſicht. Viele Heuchler miſchten ſich unter ſie, ſo viele verſchuldete Müſſiggänger, die ohne Induſtrie und arm aus Faulheit waren und bei dieſer Gelegenheit und den Veränderungen die geſchehen könnten, im Trüben zu fiſchen hofften. Einige kluge und rechtdenkende Männer, welche einſahen, daß in einem gut verwaltetem Staate nicht alle Bürger in die öffentlichen Angelegenheiten pfuſchen, ſondern ſolches denen dazu Erwählten überlaſſen, und ſich nur um ihre häuslichen Angelegenheiten bekümmern müſſen, trennten ſich in der Folge von dieſen Geſellſchaften, ſo, daß dieſer Bund größtentheils nur noch aus einigen liſtigen Köpfen, welche die Karten gut zu miſchen verſtehen, aus einigen ſubalternen Intriguenmachern, bei welchen Habgier und die Gewohnheit böſes zu thun die Stelle von Kopf vertritt und aus einer groſſen Menge ehrlicher aber unwiſſender Müſſiggänger von eingeſchränkten Fähigkeiten beſtehen mußte, die zwar keiner böſen Abſichten fähig ſind, aber ohne es ſelbſt zu wiſſen, die ſchlimmen Abſichten anderer unterſtützen helfen.

Dieſe Geſellſchaft erzeugt eine große Menge ähnlicher. Alle Städte, Flecken und Dörfer ſind damit angefüllt, faſt alle ſtehen unter den Befehlen der Muttergeſellſchaft und unterhalten mit ihr eine ſehr thätige Korreſpondenz. Sie macht zu Paris ein Korpus aus, und iſt an der Spitze einer noch weit größern Verbindung, welche ſich durch ganz Frankreich erſtreckt. So pflanzte die römiſche Kirche den Glauben fort und regierte die Welt durch Congregationen von Mönchen.

Die Kongregation der Jakobiner wurde vor ohngefähr zwey Jahren von einigen ſehr populären Faktionshäuptern erfunden und geſtiftet, welche wohl einſahen, welch ein gutes Mittel dieſes ſeyn würde, ihre Macht zu vermehren und den größten Nutzen aus ihrer Popularität zu ziehen, welche aber nicht ahndeten, wie furchtbar und gefährlich ein ſolches Werkzeug ſey. So lange ſie am Ruder dieſer Clubs ſaſſen, ſchienen ihnen alle Mängel und Gebrechen dieſer Societäten lauter treffliche und herrliche Dinge; aber als ſie ſelbſt in die Grube fielen, die ſie gegraben hatten, da fiengen ſie an, Zügelloſigkeit und Exceſſe zu verdammen, die nicht mehr zu ihrem Vortheil gereichten, ſie ließen nun der Wahrheit mehr Gerechtigkeit widerfahren, ohne darum klüger zu werden, und machten gemeinſchaftliche Sache mit den Biedermännern, um ihr altes Machwerk zu verwünſchen; aber die Biedermänner mochten nichts mit ihnen gemein haben.

Dieſe Geſellſchaften halten ihre Berathſchlagungen vor einem Auditorium, in welchem ihre Stärke beſteht, und wenn man überlegt, daß Leute, die zu thun haben, ihre Geſchäfte nicht hintenan ſetzen, um Zeugen von den Fehden eines Clubs zu ſeyn, und daß Männer von Einſichten lieber die Stille des Kabinets und friedliche Geſpräche ſuchen, und den Tumult und das Geſchrey dieſer lärmvollen Verſammlungen meiden, ſo kann man ſich leicht denken, wer die Perſonen ſeyn müſſen, welche gewöhnlich dieſes Auditorium ausmachen; eben ſo kann man ſich auch denken, welche Sprache man führen müſſe, um ſich ihren Beyfall zu erwerben.

Ein bloßes Wortſpiel iſt hinreichend geweſen, alles auszugleichen. Da die Konſtitution ſich auf die ewige Wahrheit der **Souverainität** des **Volks** gründet, ſo brauchte man bloß die Tribünen des Clubs zu überreden, daß ſie dieſes **Volk** wären.

Dieſe Definition iſt faſt durchgängig von den Publiciſten angenommen worden, welche die Tag- und Flugblätter ſchreiben. Ein paar hundert Müſſiggänger, die ſich in einem Garten oder Schauſpielhauſe verſammelt haben, oder einige Haufen Banditen, welche Buden und Kramläden plündern, werden ohne Scheu das **Volk** genannt. Nie kann dem kühnſten Deſpoten von den kriechendſten Hofſchranzen ein verächtlicherer und reichlicher Weihrauch dargebracht worden ſeyn, als jene niederträchtige und unlautere Schmeicheleyen ſind, womit 1 oder 2000 Uſurpatoren der Nationalſouverainität täglich von den Schreibern und Rednern dieſer Societäten, welche Frankreich in Unruhe ſtürzen, hofiert wird.

Da der Anſchein von Patriotismus die einzige Tugend iſt, die für ſie vortheilhaft ſeyn kann, ſo bemühen ſich verſchiedene Perſonen, die durch den ſchändlichſten Lebenswandel gebrandmarkt ſind, hier in heftigen und übertriebenen Reden ihr patriotiſches Glaubensbekenntniß abzulegen; ſie gründen die Vergeſſenheit des Vergangenen und die Hofnungen der Zukunft auf aufwiegleriſche Deklamationen und auf die Leidenſchaften der Menge, und ſuchen durch Unverſchämtheit ihre Schande abzuwaſchen.

Hier werden täglich Meinungen und ſogar Grundſätze ausgekramt, welche allen Rechten des Eigenthums den Garaus drohen. Unter dem Namen von Monopol und Aufkauf werden Induſtrie und Handel als Verbrechen abgemahlt; jeder Begüterte heißt da ein Feind des gemeinen Wohls, Ehrgeiz und Habſucht ſchonen weder Ehre noch guten Namen und die gehäſſigſten Verleumdungen, die unverſchämteſten Läſterungen, die ungegründeſten Verdachte werden unter dem Namen der Preß- und Denkfreiheit beſchönigt. Wer von einer Beſchuldigung die Beweiſe fodert, heißt ein verdächtiger Menſch, ein Feind des Volks; die größte Abgeſchmacktheit findet da ihre Bewunderer, ſobald ſie nur einem Menſchen ſchadet; jede Lüge wird da gut aufgenommen, ſobald ſie nur recht ſchwarz und Unglücks ſchwanger iſt, ſelbſt Frauenzimmer ſahe man ſich dort in den Konvulſionen blutdürſtiger Raſerey zur Schau ſtellen und Beyfall betteln.

Die Lehre, daß jede Angebung, ſie möge wahr ſeyn oder nicht, immer eine löbliche und nützliche Sache ſey, wird in dieſen Clubs nicht allein in Ausübung gebracht, ſondern auch eben ſo ſehr empfohlen, wie vor Zeiten beiden Jeſuiten die Lehre von der Probabilität empfohlen wurde. Einer hält eine Rede voll Schmähungen und entehrenden

Beſchuldigungen; in der allgemeinen Freude darüber beſchließt man ihren Druck; bald darauf ward ihm die Frage vorgelegt: warum er die Rede nicht eben ſo habe drucken laſſen, wie er ſie gehalten, und warum er ſo manche von den auffallenden Denuntiirungen darinnen ausgelaſſen habe, die damals zu ihrem Beyfall das meiſte beygetragen? Er entſchuldigte ſich mit einer Antwort, deren Freymüthigkeit eben ſo ehrenvoll für ihn, als für die iſt, deren Präſident er dazumal war; er ſagte nehmlich, er ſey nicht recht überzeugt geweſen, daß alles wahr ſey, was er geſagt habe, und er habe ſich deswegen lieber keinem Criminalprozeß ausſetzen wollen.

Manchmal klagt man auch wirklich Schuldige an, aber man thut es mit einer Wildheit, einer Erbitterung, einer Treuloſigkeit, daß man ſie für unſchuldig halten möchte.

Hier werden die Dekrete des Patriotismus ausgefertigt; alle Glieder, alle Freunde dieſer Verbindungen ſind allein gute Bürger, alle übrige ſind Verräther und Treuloſe. Der Beitritt zu dieſem Bunde, reinigt, wie Konſtantins Taufe von allen Sünden, tilgt die Brandmarke von Blut und Mord. Avignons Ungeheuer fanden hier Freunde, Vertheidiger, Neider.

Dieſe Geſellſchaften, die ſich alle bey der Hand halten, bilden eine Art von elektriſcher Kette, welche ganz Frankreich umſchließt, in einem und demſelben Augenblick ſetzen ſie ſich in allen Winkeln des Reichs zugleich in Bewegung, brechen in allerley Geſchrey aus und veranlaſſen einerley Unruhen und Troublen, die ſie ohne große Mühe vorher-ſagen konnten.

Ihre tumultuariſche Geſchäftigkeit hat die Verwaltung des Staats in eine träge Unthätigkeit verſetzt, vor der man erſchrickt. Bey den Wahlverſammlungen haben ihre Ränke, ihre ſchleichende Argliſt, ihr ärgerliches, tumultuariſches Betragen, die meiſten Biedermänner verſcheucht, deren feige Schwachheit freylich nicht zu entſchuldigen iſt, und ſo ſind einige Wahllisten der Volksobrigkeiten durch ſchändliche Namen befleckt worden. Ueberall, wo die Richter, die Verweſer, die öffentlichen Staatsbedienten nicht ihre Kreaturen oder Handlanger ſind, werden ſie von ihnen als Feinde behandelt und ſehen ſich ihren Verfolgungen ausgeſetzt. Sie uſurpiren ſelbſt die Form der öffentlichen Macht, bald befehlen ſie eigenmächtig einem Tribunal, ſeine geſetzlichen Verrichtungen einzuſtellen, bald zwingen ſie die Municipalität, in ihre Clubs zu kommen und ihre Befehle zu vernehmen, und an mehr als einem Orte haben ſie es gewagt, gewaltſam in die Häuſer friedlicher Bürger einzudringen, Viſitirungen anzuſtellen, Verhöre mit ihnen vorzunehmen und ſie zu verurtheilen oder loszuſprechen. Jede Widerſpenſtigkeit gegen die geſetzmäßigen Mächte findet Schutz und Unterſtützung bey ihnen, jeder, der ſich einen Patrioten nennt und die Geſetze und ihre Uebertreter gekränkt hat, rühmt ſich deſſen in ihrer Mitte. Wie viele haben nicht allein auf ihre Verbrechen, ſondern ſelbſt auf die Rüge der konſtitutionellen Gerichtshöfe ſtolz gethan, die ſie mit Recht gezüchtigt hatte. Jeder verabſchiedeter und verläumderiſcher Subaltern wird von ihnen mit dem Titel eines Märtyrers ſeines Patriotismus belegt; jeder aufrühreriſche oder entlaufene Soldat kann bey ihnen Anſprüche auf die Bürgerkrone machen; jeder beſchimpfter oder ermordeter Chef hat vor ihrem Richterſtuhl Unrecht. Wer auf die Befolgung der Geſetze dringt wird bey ihnen und von ihnen an allen öffentlichen Oertern und ſelbſt vor den Schranken der Nationalverſammlung als ein ſchlechter Bürger und Kontrerevolutionsbeförderer angeklagt.

Sie ſelbſt führen Klage über Nichtbefolgung der Geſetze. Täglich legen ſie dem Gange der Verwaltung des

Staates neue Hinderniſſe in den Weg und täglich beſchuldigen ſie es, daß es nicht in Gang komme, täglich rufen ſie die Konſtitution an, und täglich übertreten ſie ſie durch ihre Reden, durch ihr Betragen, und täglich ſenden ſie aus ihrer Mitte ganze Schwärme von Petitionenmachern aus, von deren Ungeſtüm und Poſſen gegen die Konſtitution die Gewölbe deſſelben Saals ertönen, in welchem die Konſtitution vollendet wurde.

Vor den Augen von ganz Frankreich empfangen und nehmen ſie Deputationen auf, die ſich, als ob es nirgends eine Nationalverſammlung, Gerichtshöfe oder eine vollziehende Macht gäbe, an ſie wenden, um entweder ein neues Geſetz, oder eine Entſchädigung, oder eine Veränderung der öffentlichen Beamten zu heiſchen oder zu bewirken.

Wenn Unwille und Wehklage alle Herzen empören, ſo ſchreyen ſie ſelbſt, mehr als alle, über die Unordnungen, die ſie ſelbſt geſtiftet haben und noch nähren; ſie klagen die, welche ſie unterdrückten, als die Urheber ihres Werks an, ja, ſie ziehen keck die Maſke ab, und bewafnen ſich mitten in Paris ohne ihre Kriegsrüſtungen im mindeſten zu verhehlen. Ja, im mittäglichen Frankreich haben ſie es ſogar gewagt, ſich von Stadt zu Stadt Unterſtützung mit gewafneter Hand zu verſprechen, wenn die öffentliche Macht es verſuchen ſollte, ſie zu den Pflichten der Unterthanen des Geſetzes anzuhalten.

Die Protokolle aller Verwaltungskorps, die Protokolle der Nationalverſammlung, alle Journale und vorzüglich die, welche in dem Schooße dieſer Geſellſchaften ausgebrütet werden, die öffentliche Notorität und die Augen und das Bewußtſeyn von ganz Frankreich werden bezeugen, daß dieſes häßliche Gemählde nur zu wahr iſt. In einen ſolchen kritiſchen Zuſtande haben ſie das Reich verſetzt, das ſich einer Konſtitution rühmt. So haben ſie theils durch Furcht, theils durch Niedergeſchlagenheit, Talent und Rechtſchaffenheit zum Stillſchweigen bewogen, und der Mann, deſſen Herz recht und gerecht iſt, (und nur der iſt ein freyer Mann) ſieht ſich beſtürzt zwiſchen der Konſtitution und denen, die ſich ihre Freunde nennen, zwiſchen dem Geſetz, das ihm Schutz verſpricht, und denen die eine lautere Sprache führen, als das Geſetz, er verkriecht ſich ſeufzend in einen einſamen Winkel und bemüht ſich, hoffen zu dürſen, daß endlich eine Zeit kommen werde, wo die Herrſchaft der Geſetze und der Vernunft, wo man im Namen der Gleichheit unterdrückt, und wo das Bildniß der Freyheit nur dient, den Willen einiger Tyrannen zu beſiegeln aufhören werde.

In Wahrheit, es iſt höchſt wunderbar, daß alle dieſe Dinge einem Mitglied der Nationalverſammlung ſo unbekannt ſeyn konnten, daß er es wagen konnte, vor wenigen Tagen mit lauter Stimme zu verlangen, man möchte ihm einige von den Exceſſen dieſer Geſellſchaften anführen, die man ſo unpaſſend patriotiſche nennt. Das Unglaubliche und Kecke dieſer Auffoderung muß wirklich die Verſammlung in eine betäubende Verwunderung geſetzt haben, weil ſie nicht ganz aufſtand, und ſie ihm durch die traurige Liſte, die ich eben vorgelegt habe, auf eine Art beantwortete, die ihm keine weitere Gegenrede übrig gelaſſen haben würde.

Es iſt im Publikum unter dem Namen einer Magiſtratsperſon ein Brief bekannt worden, der mir nur ſehr läppiſch vorgekommen iſt, den aber andere höchſt ſchädlich gefunden haben. Sie glauben, darinne den Vorſatz zu entdecken, die Faktionen zu unterſtützen, welche am meiſten Feindinnen des öffentlichen Wohls ſind, die ungerechteſten und den geſellſchaftlichen Pflichten zuwider laufendſten Leidenſchaften zu rechtfertigen, und die, welche nichts haben, gegen die zu bewafnen, welche etwas haben. Allein ob ich gleich dieſe Magiſtratsperſon nicht kenne, und ihn nur von Leuten gelobt höre, die ich nicht liebe und für die ich keine

Achtung habe; ſo habe ich doch, weder in ſeinem Betragen, noch in ſeiner Schrift das geringſte entdeckt, das mich berechtigt hätte, einem ſolchen Ärgwohn Raum zu geben. Genug, dem ſey wie ihm wolle, dieſer Brief verſichert doch an verſchiedenen Stellen und auf verſchiedene Weiſe, **daß die Bürgerſchaft der Revolution nicht mehr ſo ergeben ſey.** Iſt dieſes wichtige Faktum gegründet, ſo hätte es, dünkte mir, dieſer Magiſtratsperſon andere Betrachtungen einflößen ſollen, als die man in ſeinem Briefe lieſt. Er hätte bedenken ſollen, daß dieſe Klaſſe, die er durch das Wort Bürgerſchaft bezeichnet, gerade die iſt, welche in gleicher Entfernung zwiſchen den Laſtern des Ueberfluſſes und des Elends, zwiſchen den Verſchwendungen der Ueppigkeit und den unentbehrlichſten Bedürfniſſen mitten inne ſteht und an allen Orten und zu allen Zeiten, wo man einen Sinn mit gebrauchten Worten verband, die eigentliche Maſſe des wahren Volks ausmacht. Er hätte bedenken ſollen, daß dieſe Klaſſe die beſcheidenſte, weiſeſte und thätigſte, und am meiſten mit allem dem ausgeſteuert iſt, was eine anſtändige Induſtrie Löbliches und Gutes erzeugt. Herrſchte alſo Unzufriedenheit in dieſer ganzen Klaſſe, ſo muß der Fehler davon an irgend einem geheimen Gebrechen der Geſetze oder der Regierung liegen. Aber Geſetze, welche die Gleichheit unter den Menſchen herſtellen, Geſetze, welche das weiteſte und freyeſte Feld allen Arten von Arbeiten öfnen, Geſetze, welche ohngeachtet der Unvollkommenheiten, von denen kein menſchliches Machwerk frey iſt, wenigſtens augenſcheinlich zur Abſicht haben, die Eintracht und das Glück aller auf aller Intreſſe zu gründen; ſolche Geſetze können gewißlich nicht Schuld an jener Unzufriedenheit ſeyn, alſo muß entweder die Staatsverwaltung den Geſetzen entgegen arbeiten, oder ſie muß keine Macht und Nachdruck haben. Wenn denn dieſe Magiſtratsperſon einen Blick um ſich her gethan hätte, wenn ſie die Tribunale ohne Gewalt, die Verweſer des Staats ohne Macht und Anſehen, ganz Frankreich über den Zuſtand ſeiner Finanzen, ſeiner Schulden, ſeiner Abgaben, des öffentlichen Wohlſtands beſtürzt und folglich auch die Privatperſonen ängſtlich über ihren eigenen Privatwohlſtand geſehen hätte, wie Mißtrauen und Bangigkeit den Gang der Handelsverträge hemmen oder übereilen, wie die rechtmäßigſten Spekulationen gefährlich werden, wenn man ſo ungeſetzliche Verſuche ſich erlaubt, den Werth der Waaren eigenmächtig zu beſtimmen, und unſere Papiere immer mehr in Mißkredit; die unausbleibliche Folge aller dieſer Urſachen, gerathen — ſo würde er wahrhaftig nicht verlegen geweſen ſeyn, ſich die große Anzahl der Mißvergnügten erklären zu können, die täglich mehr anwächſt, er hätte alsdann nachgeforſcht, woher eine ſolche erſtaunliche Erſchlaſſung aller Theile der öffentlichen Verwaltung, woher dieſes Entſetzen der Gutgeſinnten, und dieſe Kühnheit der Böſen entſtehen könne: und ich zweifle, ob ſeine Augen eine andere Veranlaſſung des allen aufgefunden haben würden, als in jenen Geſellſchaften, wo eine unendlich kleine Anzahl Franzoſen eine große Menge dünken, weil ſie auf einem Haufen verſammelt ſind und ein groß Geſchrey erheben.

Er würde dann ihr Beginnen durch ihre Organiſirung mit den Begriffen verglichen haben, die er ſich von einem freyen und wohl eingerichteten Staat gemacht haben muß, und gewiß denn mit mir denſelben Schluß gemacht haben, den jeder Leſer machen muß, der nicht blödſinnig und alles vernünftigen Nachdenkens unfähig, oder ſelbſt eines von den Nichtswürdigen iſt, denen an dieſen Unordnungen liegt; er würde, ſage ich, mit mir eingeſehen haben, daß es gänzlich unmöglich iſt, neben ſolchen Geſellſchaften irgend eine Art von Staatsverwaltung zu gründen oder zu befeſtigen, daß dieſe Clubs der Freyheit ſtets nachtheilig waren und bleiben, daß ſie die Konſtitution zertrümmern werden, daß die Auswanderer zu Koblenz keine beſſere Hülfsvölker ſich wünſchen können, als ſie, daß ihre Zerſtörung das einzige Mittel iſt, wodurch Frankreichs Uebeln geholfen werden kann, und daß der Tag ihres Untergangs ein öffentlicher Feſt- und Freudentag ſeyn wird. Sie ſchreyen beſtändig, daß das Vaterland in Gefahr ſey; und leider! iſt das allzuwahr und wird wahr bleiben, ſo lange ihr Daſeyn dauert.

Andreas Chénier.

6.

Anweiſung zu einer kleinen Excurſion durch England, von London aus.

Auszug eines Briefs vom Jahre 1789.

Ich will Ihnen den Plan zu zwey Tournées durch die intereſſanteſten Landſchaften Englands vorzeichnen. Wählen Sie Sich nun die, welche am beſten zu der Zeit paßt, die Sie darauf verwenden können. Für's erſte, vergeſſen Sie nicht, ſich zu London ein Billet von Herrn Hopkins zu verſchaffen, um die Grotte in ſeinem Garten zu Pains-Hill zu beſehn, imgleichen einen Erlaubnißſchein, oder ein Empfehlungsſchreiben, um in den Arſenälen und Werften zu Portsmorth zugelaſſen zu werden. Ich ſage Ihnen zum voraus, daß das leztere eben ſo ſchwehr als das erſtere leicht halten wird. Allenfalls können Sie ſich dafür zu Plymouth und Chatam entſchädigen, wo Sie ſo frey und ungezwungen ſind, als auf den Kays von London. Sie reiſen alſo von London nach den mittäglichen Provinzen, auf der Route von Portsmuth ab. **Daniel Pattersons** Poſtbuch iſt der beſte Wegweiſer.

Der Garten von Pain's-Hill iſt der erſte Gegenſtand Ihrer Reiſe. Doch wenn Sie viel Zeit haben, ſo können Sie auch zwiſchen Kingſton und Cobham anhalten, um den Garten **Claremont** zu beſehn. Beſtellen Sie, bey Ihrer Ankunſt zu Cobham Ihr Eſſen, und während man es zurechtmacht, gehn Sie nach dem Garten, der an's Dorf ſtößt. Vergeſſen Sie nicht auf den Thurm zu ſteigen, um ſich zu überzeugen, welcher Aufwand und welche Arbeit erfodert wurde, um dieſen ſchönen Ort, mitten in einer öden Hayde zu erſchaffen. Nach dem Eſſen können Sie noch einige Meilen zurücklegen, und Ihr Nachtlager entweder zu Lippock, oder, eine Poſt weiter, zu Peterfield nehmen. Den andern Tag kommen Sie bey guter Zeit nach **Portsmouth.** Ich ſage Ihnen nichts von dieſer Stadt, weil gar zu viel von ihr zu ſagen iſt. Nur das will ich anmerken, daß Sie am Kay Boote zu vermiethen finden, worinn jedermann, ſelbſt Fremde, frey auf der Rheede ſpazieren fahren können. Bey Ihrer Ankunft im Gaſthofe, wird man Sie nach Ihrem Namen fragen, und das iſt die einzige Inquiſition, die Sie auszuſtehn haben.

Reiſen Sie mit einer Hakney Chaiſe, ſo müſſen Sie Ihre Sachen in einem Boote nach Goſport ſchaffen laſſen, wo Sie Pferde antreffen. Sie erſparen ſich dadurch 10 Meilen Umweg um den Hafen, um Farham, auf der Straße von Southampton zu erreichen.

Zu Salisbury beſehen Sie die Domkirche, die ſehr der Mühe lohnt. Fahren Sie bey früher Tageszeit aus, und akkordiren Sie mit einem Kutſcher, der Sie nach Wilton, Stonehenge und Ambresbury bringet. Wilton iſt das

Schloß des Lords Pembrocke, und enthält eine koſtbare Sammlung von Alterthümern, Gemälden ꝛc. ꝛc. Es werden 3 bis 4 Stunden erfodert, um ſie wenigſtens nur mit flüchtigem Blicke zu durchlaufen. Der Garten will nicht viel bedeuten. Stonehenge iſt jenes berufne Denkmal des Alterthums. Die Beſchreibungen die man davon hat, ſind ſo wunderbar, daß man am beſten thut, ſie nicht zu leſen. Darinn ſind die Gelehrten einig, daß es aus dem entfernſten Zeitalter der alten Britten ſtamme. Einige halten es, mit vieler Wahrſcheinlichkeit, für einen Druiden-Tempel.

Von Ambresbury reiſen Sie nach Bath, beſehn den Hafen von Briſtol, und nehmen Ihren Weg nach Oxford zurük. Sie logiren im Star, einem der beſten Gaſthöfe von England. Oxford Guide iſt ein treflicher Wegweiſer. Wenn Sie gut zu Fuß ſind, ſo können Sie in Einem Tag Alles ſehn. Sie widmen dann den folgenden dem Beſuch von **Blenheim**, nehmen eine Chaiſe, und treten die Reiſe nach **Wooſtock** an.

Gegen neun Uhr ſind Sie im Gaſthof, und laßen dem Kaſtellan von **Blenheim** melden, daß ein Fremder das Schloß zu beſehn wünſche. Dieſes hat nicht die geringſte Schwierigkeit, ſobald der Herzog nicht in Perſon anweſend iſt, und Alles wird Ihnen offen ſtehn. Treffen Sie einen ſchönen Tag, ſo miethen Sie Pferde, und durchſtreichen mit dem Aufſeher den Park; er wird Ihnen ausnehmend gefallen. Wenigſtens vergeſſen Sie nicht eine Promenade zu Fuß nach dem ſogenannten Pleaſure-Ground zu machen. Es iſt der Theil des Parks, welcher an dem Schloß liegt, und auf den noch mehr Sorgfalt gewendet iſt. Ein kleiner Graben liegt rings herum, um das Vieh abzuhalten. Man zieht da viel Blumen und ſeltne Gewächſe und Bäume. Es iſt gleichſam ein Garten, zur gewöhnlichen Promenade mitten im Park. Iſt der Herzog von **Marlborough** aber zugegen, ſo kann man das Schloß erſt um 3 Uhr Nachmittags beſehn, wenn er an der Tafel ſitzt.

Gegen Abend kehren Sie nach **Oxford** zurück, wo Sie Ihr Gepäcke ließen. Ich vergaß anzumerken, daß man zu **Woodſtock** Stahlfabriken antrift, und daß es einer von den Oertern in England iſt, wo man dem Stahl die ſchönſte Politur giebt.

Sie brechen bey früher Zeit von **Oxford** auf, um nach **Stow** zu reiſen. Sie kommen zuerſt zu Liceſter, und von Liceſter laßen Sie Sich nach Stow bringen, wo ihr Weg Sie durch die Stadt **Buckingham** führet. Sie ſteigen in einem kleinen Gaſthofe, dicht neben dem Eingang ab, und ſchicken nach einem Gärtner, der Sie in dem Garten herum führen wird. Das Haus hat eigentlich nur eine einzige intereſſante Piece, hingegen der Garten wird mit Recht für einen der ſchönſten in England gehalten.

Haben Sie keine Luſt, das nördliche England in Augenſchein zu nehmen, ſo können Sie gleich von hier aus, nach London zurückkehren, und wenn Sie nach **S. Albans** kommen, die beiden Luſtſchlöſſer **Brocket-Hall** und **Halfield** beſuchen; und ſo hätten Sie in 16 oder 17 Tagen recht viel in Augenſchein genommen. Um Ihre Reiſe noch vollſtändiger zu machen, müſſen Sie Ihren Weg nach Liverpool, durch die Grafſchaften Warwick und Strafford fortſetzen. Sie beſchauen das prächtige Schloß Warwick, und bemerken in der Domkirche, die geſehn zu werden verdient, einen Beichtſtuhl von ſonderbarer Form. Sie wiſſen, daß **Stratford** die Vaterſtadt **Shakeſpear's** iſt.

Sie kommen nach **Birmingham**, der Stadt, wo ſich die meiſten Fabriken von Bedeutung befinden. Die vornehmſten ſind Knopf- und Papiermachéfabriken, und die von Silberplattirter Arbeit. Seit einiger Zeit wird den Fremden der Zutritt mehr erſchwert, weil man einige ertapt hat, welche die Arbeiter zu beſtechen und abſpenſtig zu machen ſuchten, oder bemüht waren, ſich Riſſe und Modelle von ihren beſſeren und neuerfundenen Werkzeugen, zu verſchaffen. Wolverhampton hat ebenfalls ſehr anſehnliche Fabriken, ſonderlich in Kupfer, Eiſen und Zinn. Zu Litchfield werden Sie in der ſchönen Domkirche, eine ungeheuere Anzahl von Statüen der Heiligen finden, die in Niſchen, rings um die Kirche ſtehn, und welchen die Köpfe abgeſchlagen ſind. Man behauptet, daß ſie Cromwell zur Zeit der Revolution ſo verſtümmeln ließ.

In der Nähe von Newcaſtle können Sie einen Seitenweg von einer Stunde machen, um eine der vornehmſten Fabriken, der H H. Wedgewood zu beſichtigen. Indem Sie durch Prentham kommen, werfen Sie einen Blick auf das ſchöne Schloß Strafford. Nahe bey Cheſter, werden Sie zur Linken die Gebirge von Walles gewahr. Die Grafſchaft Cheſter iſt mit Salzwerken angefüllt, von welchen die anſehnlichſten ſich zu Namptwich und Northwich befinden. Ihre Produkte, ſo wie die Fabrikate der Manufakturen von Staffordſhire, werden nach Cheſter und Liverpool, auf Kanälen verführt. Ueberhaupt iſt dieſes der Theil von England, welcher die meiſte Aufmerkſamkeit, Sorgfalt und Zeitaufwand, von dem Reiſenden erfodert. Nirgends kann man mehr Induſtrie, mehr Thätigkeit, mehr Handelsgenie, mehr ſichtlichen Wohlſtand erblicken. Man muß in die ſchönen Salzgruben zu Northwich ſteigen, um ſich eine Idee davon zu machen. Liverpool iſt vielleicht der ſchönſte Handels-Hafen, den es in der Welt giebt, ſelbſt Bourdeaux nicht ausgenommen. Hier endigt ſich Ihre Excurſion gegen Nordweſten, und hier können Sie ſich einen deutlichen Begriff von Englands innern Handel verſchaffen. Auch hier ſind viele Fabriken, ſo wie zu Stokport und Warrington. Ich rathe Ihnen, ſich bey lezterer Stadt, nach Mancheſter auf dem prächtigen Kanal einzuſchiffen, den der Herzog von Bridgewater auf ſeine Koſten anlegen ließ, um nach Liverpool aus ſeinen

Gruben Steinkohlen, und die Produkte der Fabriken von **Mancheſter** zu tranſportiren. Ihre Neugier wird Sie gewiß zum Beſuch dieſer Steinkohlgruben reizen. Von **Mancheſter** bringe ich Sie nicht weiter nördlich, als nach **York**, und laße Sie in dieſer Stadt, eins der ſchönſten gothiſchen Gebäude, die Domkirche, und zugleich die ſchönen Gärten zu Hadley und Hockſall bewundern. Ich ſetze Sie gleich darauf in die Grafſchaft **Derby** in das pittoreskeſte Land von England, und wo der Liebhaber der Naturgeſchichte reichen Stoff findet. Ich rathe Ihnen einige Tage darinn zu verweilen, ſonderlich wenn die Jahreszeit Sie begünſtigt. Wenn Sie durch Matlok zurückkehren, ſo halten Sie ſich zu Redleſton, einem ſehenswürdigen Schloſſe, und zu **Derby**, wegen ſeiner intereſſanten Fabriken, auf. Die Baumwollen-Mühlen ſonderlich, verdienen eine genaue Unterſuchung. Haben Sie ſich noch nicht überdrüßig an engliſchen Gärten geſehn, und leidet es Ihre Zeit, ſo entfernen Sie ſich um 2 Tagreiſen von Ihrer Route, beſichtigen den ſchönen Park zu **Ham**, und durchkreuzen das liebliche Thal von **Dovedale**. Und nun können Sie, ohne weitern Aufenthalt nach **London** zurückeilen.

7.

Urſprung des Lombreſpiels.

Eine Hypotheſe.

Sie verlangen, ſchöne Henriette, eine Erklärung des Lombre-Kunſtworts Bête? Ein neuer Beweis, wie aufmerkſam Sie auf Dinge ſind, worüber wir andern Sterblichen

lichen leichtſinnig hinwegſehn; ich wenigſtens habe tauſendmal Lombre geſpielt und niemals an die Etymologie der Bête gedacht; vielleicht aus Mangel an Gründlichkeit, vielleicht auch, weil ich ſie ſo ſelten ziehe. Dieß ſoll mich aber gleichwol nicht abhalten, eine Erklärung dieſes Worts zu wagen! Man ſpricht ja bekanntlich immer am liebſten von Dingen, wovon man am wenigſten beſitzt.

Das Lombre iſt, wie Sie wiſſen, eine Spaniſche Erfindung und höchſt wahrſcheinlich eine Nachahmung oder ein Schatten der beliebteſten Spaniſchen Nationalluſtbarkeit, des Stiergefechtes, daher es auch Umbra oder Schatten (des Stiergefechtes nähmlich) genannt worden. Zu einem ſolchen Gefechte aber wird vor allem ein Speer, Degen oder Dolch (Spaniſch Spada, Espadilla) erfordert, wozu man im Spieiele das Pik-As machte. Ein Schwächling wage ſich nicht in die Schranken eines Stiergefechtes; es gehört ein gewandter, robuſter Mann, wie ein Laſtträger (Spaniſch Baſtaje, Baſta *) dazu; eine Rolle, die man dem Tref-As auftrug. Soll nun dieſer Mann gut bewaffnet ſeyn, ſo muß er einen Helm (Spaniſch Casco) haben, und dieſen bezeichnete man im Lombre durch die zweien der ſchwarzen und die ſieben der rothen Couleuren. Weil jedoch ein tapferer und ein verliebter Ritter gewöhnlich Eins iſt, und ein ſolcher, wenn er der Dame ſeiner Gedanken zu Ehren einen Stier umbringen, und ſeinen Muth in das glänzendſte Licht ſetzen will, ſich auch wohl ohne Helm in die Schranken wagt, und ſtatt deſſen mit einem gage d'amour, z. B. einem Armbande, (Spaniſch Manilla) von ſeiner Geliebten, als einem Talismanne zufrieden iſt, und dieſe Galanterie im Spiele nicht ſo gefähr-

---

*) Vielleicht kann man die Baſta auch von Baſtos, Stock oder Knittel herleiten, eine Figur, womit in der That ein Theil der Spaniſchen Karten bezeichnet iſt.

fährlich, als im wirklichen Gefechte werden kann: ſo begnügt man ſich durchgängig mit einer Manille, und fodert nur dann den Casco, wenn der Baſta nichts anders, als die Espadille zu ſeinem Angriffe beſitzt. Daher ſagt man Casco, wenn man die beiden ſchwarzen As aufwirft. Die Hoffnung des Baſta, im Gefechte zu ſiegen und den Stier zu tödten, bleibt indeſſen noch immer ſehr ſchwankend, wenn er ohne Dolch (Espadille) und Helm oder Armband (Manille oder Casco) iſt; wenn er aber im Beſitz dieſer beiden iſt: ſo qualificirt er ſich zu einem wirklichen Stiertödter (Spaniſch Matadore); daher werden drei Karten, nähmlich Pik- und Tref-As nebſt einer ſchwarzen zwei oder rothen ſieben zu Einem Matador erfordert. Steht nun der Matador da im Gefühl ſeiner Macht und ſieht ſich nach einem würdigen Gegner um, an dem er die Stärke ſeiner Waffen prüfen kann, ſo zeigt ſich in den Schranken zu Madrid ſogleich ein kampfathmender Andaluſiſcher Stier (Beſtia, Beſta) — Wie aber am Lombretiſche? — Je nun! hier hätte man freilich bey genauer Durchführung der Allegorie niemanden anders die Rolle des Stieres zutheilen können, als — den Mitſpielern. Allein hierzu war der Spanier zu galant; er nannte alſo die Sache, welche vertheidigt wurde, ſtatt der Vertheidiger — Beſtia. Und weil wir das Lombre von den Franzoſen bekamen: ſo behielten wir ihre Ueberſetzung dieſes Wortes bei, und nannten den Einſatz beim Lombre Bête.

Vielleicht ſind Sie mit dieſer Erklärung zufrieden; vielleicht auch nicht. In jedem Falle aber würde ich mich für das kleinſte Zeichen ihrer Freundſchaft, und wäre es auch nur ein lauer Kuß, in den härteſten Kampf wagen, und mich glücklich ſchätzen, wenn ich Ihnen, bei einer ſolchen Gelegenheit, meine Ergebenheit zeigen könnte.

IV. Bio-

IV.

Biographie.

Etwas über Clement Marot.

Marot's Geburtsort war Cahors in Quercy, wo er im Jahre 1495 das Licht einer Welt erblickte, in der er, aus Verhängniß und aus eigner Schuld, mit manchen Bekümmerniſſen zu kämpfen haben ſollte. Sein Vater war Kammerdiener bey dem König Franz I. und ſelbſt Dichter; und ſein Sohn wurde gleichfalls beydes. Der König Franz begünſtigte den Leztern ſehr früh, er nahm ihn mit ſich nach Italien, als er 1521 daſelbſt ins Feld zog. Marot wurde verwundet, und, in der Schlacht bey Pavia, zugleich mit ſeinem Herrn gefangen genommen. Dieſer liebte ihn noch immer; erſt als er Marot's Anhänglichkeit an dem Proteſtantismus, ſeine Sittenloſigkeit und ſeine Spottſucht über die katholiſche Religion, oder vielmehr über ihre Diener, gewahr wurde; als Marot ſich die bitterſten Sarkasmen gegen ganze Juſtizkollegia erlaubte, in ſeinen Schriften ausſchweifte, und öffentlich Liebesintriguen mit der ſchönen Diana von Poitiers, und der geiſtreichen Königin von Navarra, bey der er Page war, anſpann, ja einmahl aus tollkühner Unbeſonnenheit, einen Verbrecher den Händen der Gerichtsdiener zu entreiſſen wagte, — entzog er ihm ſeine Gunſt und ließ ihn ins Gefängniß werfen. Dieß Schickſal hat er nachher, als man ihn wieder losließ, zu mehreren Mahlen gehabt, bis er endlich ganz vom Hofe und aus dem Reiche verwieſen wurde. Nun begab er ſich nach Genf; aber der Gott der Liebe und Abentheuer folgte ihm auch hiehin nach. Er verführte die Frau ſeines Wirthes, fiel der Juſtiz in die Hände, und würde, ohne Calvin's Anſehn und Vorſprache, in tauſend Unannehmlichkeiten verwickelt worden ſeyn. Genf war ihm nun zuwider; er eilte nach Ferrara und trat daſelbſt in die Dienſte der regierenden Herzogin, Renata. Aber auch hier verweilte er nicht lange; ſein unſteter Geiſt führte ihn nach Turin, und, in der jammervollſten Lage, ſtarb er hier 1544, im 50ſten Jahre.

Seine Schriften beſtehen in kleinen Gedichten, Epiſteln, Elegieen, Rondeaux, Balladen, Sonnetten, Liedern und Epigrammen. Ueberſetzt hat er die beyden erſten Bücher der Ovidianiſchen Verwandlungen, Virgils erſte Ekloge, einige Epigramme des Martial, und die Pſalmen; auch einen alten Roman verbeſſert herausgegeben.

Jodelle's Grabſchrift auf ihn, ganz im Stile der Zeit verfertigt, lautet ſo:

„Quercy, la cour, le Piémont, l'univers,
Me fit, me tint, m'enterra, me connut,
Quercy mon los, la cour tout mon tems eut,
Piémont mes os, et l'univers mes vers.“

H . . . r.

V.

Roman.

Der Eremit.

Auf einer Reiſe durch Sachſen hatte ich das Unglück meinen Wagen zu zerbrechen, ſo daß ich einige Tage in dem Städtchen G . . . . bleiben mußte, um den Schaden wiederherſtellen zu laßen. Ganz ohne Bekanntſchaft verbrachte ich den größten Theil meiner Zeit mit Herumſchwärmen in den dortigen ſchönen wilden Gegenden, und zeichnete mir die vorzüglichſten auf. Einſt gerathe ich in einen Wald, aus dem ich keinen Ausweg finden konnte, und gehe immer tiefer hinein, ſtatt heraus zu kommen. Die Sonne war ſchon hinunter, nur eine hohe Röthe bezeichnete ihre Spur noch. Dunſtlos ſtieg der Halbmond empor, und übernahm das Geſchäft die Erde zu erleuchten. Aber nur ſchwache Strahlen milderten die undurchdringliche Finſterniß des Waldes, und ich konnte mich nicht herausfinden; es half nichts, ich mußte mich entſchließen hier zu übernachten, nachdem ich länger als drei Stunden herumgelaufen war. Die anhaltende Stille wurde nur bisweilen durch das Geheul einiger Nachtvögel unterbrochen, das grauſenerregend war, und durch die Tritte einiger nächtlicher Raubthiere, die ihrer Beute nachſchlichen. Ich lag am Fuße eines betagten Baumes, und überließ mich meinen Träumereien, als ich durch das Gebüſch hin ein Licht erblikte. Ich hielt es anfangs für Irrwiſchſchein, wurde aber bald vom Gegentheil überführt, als ſich eine Harfe von einem ſchönen Tenor begleitet, hören ließ. Ich war haſtig auf, um die Erſcheinung näher zu betrachten; dikkes Geſträuch hinderte mich gerade darauf zu zu gehen, und erſt nach manchen empfangenen Wunden blieb ich ohngefähr zehn Schritt von meinem Gegenſtand hinter einem alten Stamme ſtehen. Ich ſah deutlich einen Greis in Eremitenkleidung, der vor dem Eingange einer Höhle ſaß, und die Harfe ſpielte. Neben ihm lag etwas Lebendiges, das ich aber nicht deutlich erkennen konnte; vor ihm ſtand ein Tiſch, worauf ein Licht brannte. Sein Geſicht überzog eine bräunliche Farbe, tiefe Falten lagerten ſich auf ſeinen Wangen, ein langer weißer Bart hing bis auf die Bruſt herab. Er ſang „ich habe viel gelitten“ mit einem ſchwärmeriſch-traurigen Gefühl, Thränen entrollten ſeinen Wangen; heftige Bewegungen ſchienen in ihm zu kämpfen; bei jeder Strophe nahm er Etwas aus dem Buſen und drükte es an ſeine Lippen. Der Affect des Schmerzes ſtieg je mehr und mehr in ſeiner Stimme; er weinte laut; jezt entſank ihm die Harfe, und er fiel zur Erde; ein unwillkührlich ausgeſtoßener Schrey entdekte mich dem lebendigen Weſen zu ſeinen Füßen; es war ein Hund, der raſend auf mich einfuhr.

Ich eilte dem Alten zu Hülfe, rieb ihn, ſchüttelte ihn, und verſuchte alles Mögliche, um ihn ins Leben zurükzurufen. Der Hund ſtand immerfort noch und ergoß ſeine Wuth gegen mich. Endlich öffnete der Greis die Augen, riß ſich aber ſogleich aus meinen Armen und „Gott, wo bin ich“ rief er aus. — „Ha Fremdling, wer biſt du, was willſt du, rede, um Gotteswillen, rede!“ — Fürchtet nichts, guter Alter, ich bin ein Verirrter, ich ſuchte den Ausgang aus dieſem Walde, und ſo fand ich euch.— „Redeſt du auch wahr?“— Beim Allmächtigen! — „Tritt näher, aber Rache über dich, wenn du mich täuſchen kannſt!“ — — Jezt betrachtete er mich von allen Seiten; vermuthlich glaubte er Mordgewehre zu entdekken. — „Aber ach, warum entriſſeſt du mich aus den Armen des Todes,“ rief er weinend, „warum ließeſt du mich nicht auf einmal all' meinen Leiden entrinnen? — Ungern verzeihe ich dir deine Bereitwilligkeit mir zu helfen; doch, denke ich mich an deine Stelle — — ich glaube ich würde es auch gethan haben. Aber ſage mir, wie verirrteſt du dich hieher?“ — — Ich gieng ſpazieren und gerieth ſo in dieſe Gebüſche, aus denen es keinen Ausweg zu geben ſcheint; ich bereitete mich auch ſchon, dieſe Nacht an dem Stamme eines Baumes zubringen zu müſſen, als euer Licht mich hierherzog. — „So? und wo wohnſt du?“ — O weit von hier; aber jezo bin ich auf einer Reiſe, und halte mich ſeit ein paar Tagen in G . . . . auf.

Nun nahm er ſeine Harfe und ſein Licht: willſt du bei mir übernachten, ſo komm. Ich ging ihm nach; ein langer, dunkler Gang, in dem unſere Schritte dumpf wiederhallten, führte zu einem ziemlich geräumigen Hof, der bis auf einen ſchmalen Pfad mit Dornen bewachſen war. Von da ſtiegen wir zwanzig Stufen, und wir waren in des Eremiten Wohnung. Ein Fenſter gab ihr Licht, oben war ſie gewölbt; ein Tiſch, ein Stuhl, ein Bette, und einige Bücher war das ganze Hausgeräth, das ich ſah.

„Sei mir willkommen, Fremdling; wahrſcheinlich biſt du hungrig, willſt du, ſo theile mein Abendbrodt mit mir.“

Ich nahm es gern an, denn ich war in der That ſehr hungrig. Er ging hinaus; ich durchſah indeß die Bücher, die da lagen, und bekam eine nicht wenig hohe Idee von meinem Wirthe, als ich unter mehreren folgende fand: Mendelsſohns Phädon und ſeine philoſophiſchen Werke, Youngs Nachtgedanken, und Cicero's Schriften. Im Durchblättern fiel mir ein Papier entgegen, worauf Folgendes geſchrieben war:

„Ach Wilhelm, Wilhelm, ſtärke dich, ich habe „nichts ausgerichtet; er verlangte mich zum Opfer ſeiner „Leidenſchaften.“

Luiſe.

Meine Neugier wurde immer reger, aber ich konnte ſie mir ſelbſt nicht befriedigen, es war mir Alles dunkel. Jezt kam mein Alter zurück, und geſchwind waren die Bücher wieder in Ordnung. Eine Schaale friſcher Milch brachte er, nebſt Butter, Brodt, und Früchten. „Nun iß, Fremdling, iß ohne Sorgen.“ Ich aß, und nie ſchmeckte es mir beſſer. Als wir fertig waren, bereitete er mir ein Lager von Stroh, und nun ſezten wir uns gegeneinander über, und ſprachen noch von Dieſem und Jenem. Endlich konnte ich mich nicht länger halten, ich fragte ihn, wie es käme, daß er in dieſem einſamen Gemäuer ſeine Wohnung aufgeſchlagen habe? — Ach, das Misglück erzeugt manchen ſonderbaren Entſchluß, antwortete er.

Darf ich wohl die Geſchichte deines Unglüks wiſſen?
Wüßteſt du ſie doch ſchon, ſo würdeſt du mir manche
Thräne erſparen können!

Lange lag er, auf dem Arm geſtüzt, und weinte; endlich hub er an. „Du willſt es, ſo höre denn, und beklage mich, wenn du kannſt. Wiſſe, daß ich dir ein ſchweres Opfer bringe, denn ich reiße Wunden wieder auf, die noch nicht geheilt ſind.“

„Ich bin zu W—l im Jahr 1749 geboren. Meine Erziehung war glänzend; glänzender als ich es jezt wünſchen kann. Mein Vater war erſter Miniſter und Günſtling des Fürſten; Schmeichler brachten mir bald hohe Begriffe von meinem künftigen Glück bey. Kenntniſſe er-

warb

ward ich mir dennoch genug, und ſo dachte ich ſelbſt, es könne mir gar nicht fehlen. — Voll von gezauberten Bildern wuchs ich zu den academiſchen Jahren heran. Mit dem achtzehnten bezog ich H . . . ., die damals am häufigſten beſuchte Univerſität. Vorerkenntniſſe brachte ich hinreichend mit, und hier baute ich fleißig darauf fort. In kurzer Zeit war ich als einer der geſchikteſten jungen Männer bekannt; man zog mich in Geſellſchaften, zu welchen ſonſt ſchwer zu gelangen iſt. Dadurch angefeuert, noch mehr aber durch die Idee, mich für jeden künftigen Stand geſchikt zu machen, errang ich außerordentliche Kenntniſſe. — Nach dreyjährigem Aufenthalt eilte ich in mein Vaterland zurük. Alles bewunderte mich; alles drängte ſich zu mir, jeder buhlte um meine Freundſchaft. Denke dir einen jungen Mann, dem dies nicht noch höhere Begriffe von ſich beigebracht hätte. Selbſt der Fürſt ſchien mir ſehr geneigt zu werden.

Kein volles Jahr war ich zu Hauſe, ſo erhielt ich ſchon eine beträchtliche Stelle, von der ich mit jedem Jahr höher ſtieg, mithin auch immer mehr Feinde und Neider bekam. Schon ein Jahr lang beſaß ich ein Weib, ein Weib, — — — ein Thränenſtrom begleitete ſeine Worte, — ach Gott, Luiſe! — — Denke dir alle weiblichen Vollkommenheiten vereint, und dir fehlt noch das Licht zu dem Gemählde. — Hier zog er ein kleines Portrait aus dem Buſen — „ſieh das iſt ſie — doch, was muſte der Pinſel nicht alles unausgedrükt laßen!“ Es iſt wahr, ich habe nie eine ſo ſchöne weibliche Figur geſehn. — „Ach ſie war meine Seligkeit, mein Himmel, und mein Alles! Sie gebahr mir einen Sohn; zitternd denke ich an die Leiden, die ſie da ausſtand; aber ihre unentnervte Natur ſiegte — um ſie neuen Stürmen aufzubehalten. — Jezt wähnte ich der Glüklichſte auf dieſem Balle zu ſeyn; alle Menſchen ſchienen mir Heilige, dieſe Welt ein himmliſches Gefilde, dies Leben ein ſchöner Morgen — als das Schickſal, das mir ohne Zweifel die goldenen Tage beneidete, meine Leiden mit dem Tode meines Vaters anhub. — Nie werde ich es vergeſſen, was er mir eine Stunde vor ſeinem Tode ſagte: Sohn, du trittſt nun wahrſcheinlich in meine Aemter und Würden, o ich bitte dich, bekleide ſie ſo, wie ich es gethan zu haben glaube; ſo, daß du einſt Rechenſchaft ablegen könneſt vor des Ewigen Thron, ohne zu zagen. Laß dich nicht durch Glanz und Schmeicheleien blenden; richte nicht nach dem Anſehn der Perſon, ſondern laß immer Gerechtigkeit deine Führerin ſeyn. — Er hatte wahr geredet; einige Wochen nach ſeinem Tode wurde ich erſter Miniſter. Der Fürſt ſchien ſeinen alten Liebling in mir wieder aufleben zu ſehen. Er wurde ſehr vertraut, täglich kettete er mich mehr an ſich, ich mußte ihm faſt immer zur Seite ſeyn. —

So vergiengen zwei Jahre; ich war damals in vieler Augen glücklich, und in manchem Betracht war ich es wirklich! —

Jezt entſtand ein Prozeß zwiſchen der fürſtlichen Kammer, und einem ihrer ärmſten Pächter. Die Kammer ſtritt bei dem offenbareſten Unrecht. Der Fürſt ließ mich einſt eilig zu ſich rufen, und bat mich dringend zu ſorgen, daß ſeine Kammer die Sache gewinne. Ich zog die Achſeln, und ſagte ihm, daß das nur angienge, wenn ich nicht nach Recht und Billigkeit handeln wollte; da er das aber gewiß nicht von mir fodern und ich es auch nicht thun würde, ſo wäre es unmöglich. Ich ſah voraus, daß ich damit anrennen würde, und es geſchah auch. Er ging zur Thür hinaus, mit den wenigen Worten: es iſt genug! Die Sache wurde geendigt, und, wie ich gleich geſagt hatte, er verlor ſie. Bald darauf erhielt ich meine Entlaſſung. Mit jedem Schickſal zufrieden, pakte ich meine Sachen auf, um einen Ort zu verlaßen, wo man mich nicht mehr gern ſah, ohne erſt den Fürſten zu fragen, ob er denn auch das Recht habe, ſeine Diener ohne Schuld und Urſache zu verabſchieden. — Morgen wollten wir fort; aber am Abend vorher bekam ich Hausarreſt mit dem Bedeuten: die Urſache werde ich bald genug erfahren. — Ach, es ſchwebt mir noch ſo deutlich vor, wie ich mit meiner Luiſe in der Laube ſaß, in der wir ſo manche ſelige Stunde verbracht hatten, und wie mein Franz ſeine jugendlichen Spiele um uns her trieb; wie der Bediente kam, und das ſchreckliche Billet brachte, wie ſich das gute Weib ängſtigte, wie ſie ſich an meine Bruſt ſchmiegte, wie ſie mich feſt umfieng, wie ich ſie zu tröſten, und eine wahrſagende Traurigkeit aus ihrem Geſichte zu verſcheuchen ſuchte.

Zwei Tage darauf trat des Abends eine Wache zu mir herein, und zeigte mir den Verhaftsbefehl; — ich folgte unerſchrocken. Der Abſchied von meinem Weibe war ſehr hart für mich; aber ach ich glaubte nicht, daß ich ſie jetzt zum letztenmahl an meine Bruſt gedrückt hätte. Sie hing feſt an mir; mit Gewalt riß man mich von ihr und ſie ſank ſinnlos zur Erde. — —

Eine finſtre, dumpfe Gruft umfaßte mich nun; ein Monat nach dem andern verging, ohne daß ich die Urſach meiner Gefangennehmung erfuhr, ob ich gleich den kleinen Tirannen in den demüthigſten Ausdrücken darum bat. — Ach, ſelbſt mein göttliches Weib, Luiſe erniedrigt ſich; ſie wirft ſich dem Fürſt zu Füßen, ſie bittet, ſie fleht, mich zu entlaßen, oder wenigſtens die Urſach meiner Strafe zu unterſuchen, aber — — ha, Fremdling, höre, auf welche Bedingung er es thun wollte, — er verlangte mein Weib, die ſüße Fürbitterin zum Opfer ſeiner Wolluſt: Sie ſchaudert zurük, und eilt von dem unerbittlichen Barbaren hinweg. Ich ſchäumte vor Wuth, als ſie es mir durch ein Billet meldete, das ſie meinem kleinen Franz gegeben

geben hatte; denn ſelbſt durfte ſie nicht zu mir, noch weniger durfte ſie mir öffentlich ſchreiben.

Hier zeigte der Alte mir das Blatt, das ich ſchon vorher in dem Buche entdeckt hatte.

Einige Wochen darauf gebahr ſie mir eine Tochter; o Gott, ich habe ſie theuer erkaufen müſſen — ſie koſtete Luiſen das Leben. — Hier lief der gute Alte in der Clauſe auf und ab, und rang die Hände. — Ich ſah ſie nicht ſterben, nicht einmal dieſen Troſt wollte man mir vergönnen. Man begrub ſie ſpät in der Nacht, und Niemand ſoll ihrer Hülle gefolgt ſeyn, ſagte man mir; ſo entfernen ſich Scheinfreunde, deren ich vorher genug beſaß, von uns mit unſerm Glück! Ach, Luiſe, du wandelſt jezt in ſeligeren Regionen, und ruheſt aus nach überwundenen Leiden, indeß ich dir trüben Blicks nachſtarre. — Ich ſchmachtete noch immer fort auf meinem Strohlager; immer noch unwiſſend, warum? Das kränkte, das ſchmerzte tief; aber was wollte ich armer Wurm beginnen? Mein Hab und Gut theilten ſie nun gar unter ſich; meine Kinder that man, noch aus großer Gnade nach ihrer Meinung, ins Waiſenhaus, und mir öffnete man endlich den Kerker nach ſechs Jahren, und unterſagte mir bei Todesſtrafe je wieder meine väterlichen Fluren zu betreten. Ach, die Armen, ſie glaubten nicht, daß ich ohnehin nicht wiederkommen würde. Meine Mitbürger hatten ſie, wie ich hernach erfuhr, glauben gemacht, ich hätte Gelder untergeſchlagen, und Gott weiß, welche Bubenſtücke noch ſonſt begangen. — —

Ich ſtand nun da, verlaßen von aller Welt. Es fehlte mir an Vermögen, um bei einem höheren gerechteren Gerichte mein Recht verfolgen zu können; ja nicht einmal ſo viel hatte ich, um mich für den Augenblick unterhalten zu können. Schreklich, fürchterlich war meine Lage; ich muſte, es half nichts, ich muſte Andere um Almoſen anſprechen. Ungewiß, was ich thun ſollte, ging ich einige Tage lang immer fort, fand bei manchem gutgeſinnten Bauer mein Brodt, und kam endlich in dieſen Wald, wo mich die Nacht, ſo wie dich, überraſchte. Ich ſtrekte mich nieder in das Gras, und benezte es mit Thränen; ich, der ehemals ſo Beneidenswerthe! — — Wie ſehr war doch meine Lage verändert; ſonſt an der Seite des Weibes, das mein ganzes Glük ausmachte, umgeben von wahren und falſchen Verwandten und Freunden, verlebte ich die ſeeligſten Stunden. Jezt, ohne Weib, ohne Kinder, ohne Freunde, ohne Vermögen — ach, das Leben war jezt die ſchwerſte Bürde; ich überließ mich wilden Thieren und Räubern, und ſegnete ſchon im voraus die Hand, die mir dieſe drückende Laſt abnehmen würde.

Wolkenlos ſtieg im Morgen die volle große Scheibe empor, und ſchon begann der Schlaf durch Abmattung noch mehr herbeigelokt meine Sinne zu betäuben, und in mir die Erinnerung meiner Leiden zu ſchwächen, als ich plözlich klägliche Töne ausſtöhnen hörte. Gott — hörte ich ſchreien, erbarmt euch meiner, Erbarmen, Erbarmen! — Ich ſprang auf, und eilte unter heftigem Rufen, als ob es noch mehr Menſchen wären, die da kämen, dem Orte, wo das Geſchrei war, zu und fand einen alten Mann in ſeinem Blute ſchwimmend, der mir erzählte, er ſei von Räubern überfallen worden, die blos mein Geſchrei vom völligen Morde abgehalten habe. Er dankte mir für meinen Dienſt, bat mich, ſeine Wunden zu verbinden, und ihn nach ſeiner Wohnung zu führen. So kam ich in dieſes Gemäuer, das er bewohnte. Es gefiel mir ſehr wohl hier, ich wünſchte immer da leben zu können, eröffnete dem Alten meinen Wunſch, und er nahm mich mit der gröſten Bereitwilligkeit und Freude auf. Sechs Jahr lebten wir zuſammen, da fand ich ihn eines Morgens todt. Seitdem wohne ich nun allein, und lebe

ganz

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52319-X
REICHARD,H.A.O. FN. 17589/026

ganz durch mich ſelbſt, entſchloſſen meinen nicht mehr fernen Abend hier zu verbringen. Die Welt iſt mir nun einmal verhaßt worden; und ſchwerlich würde ich mich wieder mit ihr ausſöhnen können. — —

Hier haſt du meine Geſchichte. Hat ſie mir dein Mitleid erregt, ſo iſt mir das ein Troſt. Ich lege ſie unentſtellt und argwohnlos in deinem Schoos nieder, hoffe aber auch, daß du ſie verſchweigen werdeſt, ſonſt möchte der Neid mir auch dies Plätzchen ſtreitig machen“ — — —

Hier ſchwieg der Greis, und troknete ſich noch die Thränen ab. Es war ſchon ſpät in der Nacht. Tief am gewölbten Himmel ſchwebte noch die falbe Sichel des Mondes, und ſtreute ſanften Schimmer auf Millionen unter ihr hingeſtrekter Weſen; ein leichter Hauch bewegte die Luft; ach, es war eine himmliſche Mitternacht, noch nie von mir ſo in der freien Schöpfung verlebt. — Ich ſchlief wenig, die Geſchichte des Eremiten ſchwebte mir immerfort vor. Mit ſprießendem Tage war ich daher wieder auf, und fand meinem Alten ſchon beſchäftigt; er ſchlug mir vor, auf einen fernen hohen Thurm mit ihm zu gehen, wo er jeden Morgen zubringe, und die herrlichſte Ausſicht habe.

Wir ſtiegen hinauf, und ſehr wurde meine Erwartung übertroffen; wir waren weit über dem Wald erhaben, rings um ihn her boten ſich die mahleriſcheſten Landſchaften unſern Augen dar; rings lang die herrlichſte Natur vor unſern Blikken ausgegoſſen. Hier ein kleiner See, woran ein Dörfchen ſich hinzog, und im Waſſer ſich ſpiegelte; gleich dahinter rauhe, ſteile Felſen, auf denen noch die Trümmern eines alten Bergſchloſſes prangten; rechts die hohen Thürme von G....., o es war herrlich; herrlicher aber noch, als die Lichtbringerinn hinter fernem Hügel emporſchwebte, als der Nebel nun ſank, und ſo die Ausſicht immer reiner, immer lichter wurde.

„Dort in Oſten, Fremdling,“ ſprach der Alte, „dort, jenſeit der fernen, blaſſen Berge wars, wo ich einſt meine ſeeligen Stunden genoß.“ Ach, nur noch einmal wünſchte ich die Fluren zu ſehen; auf welchen ich meine Kindheit verträumte; nur noch einmal die Wälder zu durchirren, wo ich mir ſchimmernde Luftſchlöſſer ſchuf, — aber umſonſt, ich darf und kann nicht.“ — Eine Thräne ſchwamm in ſeinem Auge; die aufſteigende Sonne in ihr. Nach langem Durchſchauen der Gegend ſtiegen wir wieder herab, und jezt bat ich ihn, mir aus dem Walde zu helfen. Er thats. Beim Scheiden wagt' ich es, ihm eine kleine Belohnung für ſeine Gaſtfreundſchaft anzubieten, aber er nahm ſie nicht an. Wir trennten uns endlich ſehr gerührt.

Nach einigen Jahren erfuhr ich von ſicherer Hand, daß er todt ſey; und ſo glaube ich nicht mehr an mein Verſprechen gefeſſelt zu ſeyn, dieſe wirklich traurigen Schickſale des redlichſten Mannes zu verſchweigen. Doch habe ich die Nahmen der Vorſicht wegen nicht ausſchreiben mögen.

Friedrich Gottſchalck.

VI.

Anekdoten.

Anmerkungen der Gebrüder Iſrael Elias und Moſes Elias Reiß,

Handelsleuten zu Frankfurt am Main.

Eines von den franzöſiſchen Münzpapieren, Aſſignaten von fünf Livres, in Umlauf geſetzt, ſind vor falſch verdächtig: wir würden die erſten Opfer dieſer Verfälſchung ſeyn, und inzwiſchen ein grauſamer Irrthum ſtellet uns aus den Argwohn zu theilen, und die Schande eines peinlichen Verfahrens zu ertragen, ſo doch nur die Verbrecher beſchweren ſollte.

Fremde in dieſer Stadt, aber bekannt durch die Handlungsverrichtungen, die uns alda jährlich hinfordern, und unterſcheidend, durch eine ſtrenge Rechtſchaffenheit, müſſen wir uns über dieſe ſeltſame und unglückliche Begebenheit erläutern, die gemeine Meinung, womit wir beſtändiglich getrachtet haben, uns zu umgeben.

Reine lautre Wahrheit zu ſagen, das iſt der Weg, welchen uns die Ehre gebietet, in dieſer Schrift zu beobachten. Beim Leſen werden unſere Richter ſich von unſerer Unſchuld überzeugen, und wenn jemand durch unſere Verhaftnehmung wäre betrogen worden, ſo werden ſie ihres Irrthums nicht mehr zweiflen.

Zu Frankfurt am Main und Amſterdam ſind zwei Handlungshäuſer unter dem Namen von Elias Löb Reiß bekannt. Sie haben Verſtändniſſe mit allen Handlungsplätzen von Europa, beſonders ſehr beträchtliche mit der Stadt Lyon.

Ihre Einkäufe erſtrecken ſich allda jährlich und ſeit langer Zeit, auf Eine, zwei und gar drei Millionen. Dieſe Einkäufe geſchehen alle mit baarem Gelde.

So unermeßliche Verrichtungen haben ihnen in dieſer Stadt ſehr zahlreiche Correſpondenten gegeben. Man würdige ſie zu fragen, es iſt nicht eines, ſo nicht der Treue von dieſen Handlungshäuſern, die Huldigung, welche ſie Recht haben, von den ihrigen zu erwarten, gäbe.

Um die Häuſer von Frankfurt am Main und Amſterdam zu regieren, hat Elias Löb Reiß keine andere Aſſociés und andere Agenten, als ſeine Familie.

Wir ſind zwei von ſeinen Söhnen.

Da wir eben von allhier abreiſten, gab uns unſer Vater, um die Appoints unſerer Zahlungen zu machen, eine Summe von 4800 Livres in Aſſignaten zu 5 Livres, welche er von dem Banquier zu Frankfurt am Main, Herrn Wolf Löb Schott, gekauft hatte.

Die Negoziation war zu zwei pCt. Verluſt gemacht worden.

Seit acht Tagen waren wir in Lyon angekommen, und in der Zahl Geſchäften, welche wir mit verſchiedenen Handelsleuten traktiret hatten, haben wir an Zahlung Aſſignaten von 5 Livres, für eine Summe von Zweitauſend Dreihundert und etlichen Livres, gegeben.

Als wir letzten 26ſten Mai zu Herrn Giraud hineinkamen, wo wir gewöhnlich logiren, vernahmen wir, daß ein Munizipaloffizier, von einem Richter begleitet, in unſerm Zimmer wäre.

Wir begaben uns alſobald dahin, und fanden die Herren Perret und Villemaz, die uns beſonders wegen der Urſache unſerer Reiſe, unſerm Aufenthalt zu Lyon fragten, und über die Zahlungen, welche wir in Aſſignaten zu 5 Livres gemacht hätten.

Der jüngſte Moſes Elias antwortete, daß es ihm bekannt wäre, daß ſein Vater ihnen Aſſignate von 5 Livres gegeben hätte, aber deren Anzahl nicht wüßte, und daß ſein Bruder, welcher die Caſſe führte, genauern Unterricht geben würde.

Dieſer erzählte alles auf das pünktlichſte. Herr B . . . hatte von dieſen Aſſignaten eine Summe von 700 und etlichen Livres, Herren B . . . und C . . . vor 1370 Livres, und ein Makler, Namens [illegible]. . ., vor 390 Livres empfangen.

Die Ausſagen von dieſen Partikuliers haben in allen Punkten die Wahrheit ſeiner Antwort beſtätiget.

Er gieng noch weiter: er ſagte dem Munizipaloffizier und Richter die Menge der Aſſignaten, die ihm ſein Vater gegeben, den Namen des Banquiers, welcher ſie ihm verkauft, er öffnete in ihrer Gegenwart die Schublade eines Schreibkommods, allwo diejenigen, die ihm übrig blieben, verſchloſſen waren, und hinterlegte ſolche ſelbſten in ihren Händen.

Dieſe Fragen gaben uns die Urſache des Bringens Munizipaloffiziers und Richters zu erkennen. Nur alsdann wußten wir, daß dieſe Aſſignaten für falſch verdächtig waren, daß Herr B . . ., welchem wir davon an Zahlung gegeben, zwei an Herrn Quincleur abgegeben, und als dieſer ſolche präſentirt, man deren Annahme ſich geweigert; daß auf dieſe Weigerung er ſeine Kundmachung bei der Munizipalität gemacht und die Nachſuchungen bis zu uns gekommen.

Bei der Wahrheit, welche in unſern Antworten hervorleuchtete, unſerem Eifer, denen Auslegungen, die man von uns erwarten ſollte, entgegen zu gehen, war es ſchwer unſere Unſchuld vor verdächtig zu halten: aber ein ſtrenges Mißtrauen, durch ſeine bewegende Urſache entſchuldigend, gab dieſen zwei Offizieren die Vorſicht ein, ſich unſerer Perſonen und Effekten zu verſichern.

Unſere Waaren und eine Brieftaſche, welche Einhundert und Dreiſigtauſend Livres in Wechſelbriefen enthielt, wurden gerichtlich verſiegelt. Hernach führte man uns in Arreſt in das Hotel de Flecheres.

Die Zeugen, welche bei der Beſtrafungspolizei abgehört wurden, bezeugten durch ihre Ausſagen die Wahrheit unſerer erſten Antworten: wir empfanden allda das ſüſſe Vergnügen ſogar, viele von dieſer Stadt wegen ihrer Rechtſchaffenheit und wichtigen Handlung beliebte Handelsleute herzu laufen zu ſehen, um, daß wir zu dem Hauſe von Elias Löb Reiß in Frankfurt am Main gehörten, zu bezeugen, und das vortheilhafteſte Zeugniß von dieſem Haus gaben.

So ſind die Thaten, nach welchen der Anklagsrichter, ob es darinnen Statt findet diejenige gegen uns geführte zu verwerfen oder anzunehmen, entſcheiden ſoll.

Ein ſtrenges, aber gerechtes Geſetz iſt gegeben worden, um das franzöſiſche Münzpapier vor dem frevelhaften Beginnen, welches begierige und peinliche Menſchen begehen könnten, zu ſchützen.

Dieſes Geſetz beſtraft mit dem Tod ſowohl denjenigen, welcher falſche Aſſignate macht, als auch denjenigen, der ſie mit dem Wiſſen, daß ſie falſch ſind, austheilt.

Dadurch ſind zwei Verbrechen bezeichnet, die falſche Verfertigung, und die mit Vorſatz gethane Austheilung.

Auſſerdem iſt kein Verbrechen mehr: die Perſon, welche mit Vertrauen falſche Aſſignaten empfängt, und dem Umlauf übergiebt, indem er ſie für wahr glaubt, iſt betrogen worden, aber er iſt nicht ſchuldig.

Das ſind eure Geſetze und Grundſätze.

Nach ihnen ſollt ihr unterſuchen, ob man uns wie Schuldige einer übelthätigen Austheilung, oder als Opfer einer Leichtgläubigkeit, betrachten muß.

Und um dieſe Meinung zu bilden, ſo ſeyd ihr nicht mehr durch die beſchwerliche Weiſen eures alten Verfahren verhindert, ihr dürft nur euer Gewiſſen um Rath fragen, und im Grund eurer Herzen ſollet ihr dieſe vertraute Ueberzeugung finden, die niemals betrüget.

Wer könnte, indem er dieſen vertrauten Sinn zu Rath zieht, verſichert ſeyn, daß man uns einer ſo ſchlechten Handlung beſchuldigen ſoll?

Es iſt eine durch die Erfahrung klar und deutlich bewieſene Wahrheit, daß die Verfälſchung öffentlicher Effekten, ſo wie ihre mit Vorſatz geſchehene Austheilung, die That eines durch die Nothdurft gequälten Niederträchtigen ſind.

Iſt ein Verbrechen dieſer Art begangen worden? ganz gewiß muß man nicht davon die Urheber oder Verbrecher in Handelsleuten ſuchen, an der Spitze einer unermeßlichen Handlung durch ihre Verſtändniſſe geſtellt, bekannt durch ein ſo großes Vermögen wie ihre Handlung, und eines ohnbefleckten Ruhms genießend.

So iſt, wir dürfen es ſagen, die Geſtalt, unter welcher wir uns in dieſer Stadt bekannt gemacht haben. Und welche bewegende Urſache zieht uns jährlich dahin? Man weiß noch einen von den Handlungszweigen, welchem wir anhängend ſind um beträchtliche Einkäufe zu unterhalten.

ten. Wir haben vor, dazu mehr als 900000 Livres anzuwenden, und das von uns ſich bemächtigte Porteſeuille bezeugt die Wichtigkeit unſerer Verrichtungen.

Wohlan! um uns zu beſchuldigen, würde man zugeben müſſen, daß wir zu ſo wichtigen Spekulationen, das ſchändliche Gewerbe, ſo man uns würde leihen müſſen, haben vermiſchen wollen; daß mit denen Hülfsmitteln, womit wir vor unſere Verrichtungen veranſtalten können, haben wir von denjenigen, welche unſere Ehre und Belieben nachtheilig wäre, Gebrauch machen wollen; daß indem wir Waaren vor eine Million kaufen, wir eine Summe von Livres 4500, — indem wir Aſſignaten deren Falſchheit wir würden gekennt haben in Umlauf gebracht, haben gutthun wollen.

Der gute Verſtand und die Vernunft verſagen ſich ſelbſt ſo unwahrſcheinliche falſche Beſchuldigungen; im Gegentheil geben ſie zu mehr wahres und natürliches Verfahren, um die Begebenheit welche die verdächtige Aſſignate in unſere Hände hat kommen laſſen, zu erklären.

Wenig gewohnt die kennbare Zeichen dieſes Münzpapiers zu unterſcheiden, ſo hat unſer Vater leichtlich wegen der Aufrichtigkeit desjenigen, von welchem er ſie genommen, können betrogen werden, und welche leichte Mühe hat man nicht gehabt, um ſeine und unſere Unwiſſenheit zu misbrauchen, dieweil Franzoſen, welche mit den Aſſignaten bekannt ſind, unſern Irrthum getheilt haben.

Und was dieſen Irrthum und unſere Treue und Glauben beweiſet, iſt die Aufführung, welche wir von dem Augenblick unſerer Verhaftnehmung an beobachtet haben.

Wenn wir ſchuldig geweſen wären, das Daſeyn eines Munizipaloffiziers und eines Richters in unſerm Zimmer, würde uns beunruhiget haben und frei zu entfliehen, in dem Augenblicke wo man uns die Neuigkeit davon brachte, würde uns die Klugheit angerathen haben, uns ihrer Nachſtrebung zu entziehen.

Weit davon entfernt, wir eilen, zu ihnen zu gehen, um uns von der Urſache eines Beſuchs, wovon wir der Gegenſtand waren, zu erkundigen.

Jede Auslegung wird ein Zug von Licht, welche unſere Unſchuld erleuchtet.

Wir geben an die Summe der Aſſignate, welche unſer Vater uns zugeſtellt, die Perſon, von welcher er ſie gekauft hat, den Preiß, zu welchem die Negoziation iſt gemacht worden, und derjenige, welchen wir beſchreiben, iſt ein zu Frankfurt am Main bekannter Banquier, der ohne Zweifel iſt betrogen worden, ſo wie wir es ſelbſt geweſen ſind.

Wir nennen die Handelsleute, welchen wir davon an Zahlung gegeben, wir detailliren die Summe, welche ſie alſo empfangen, und ihre Beſchreibungen rechtfertigen die Achtſamkeit unſerer Antworten.

Wir eröfnen ſelbſt das Schreibkommod, in welchem die uns übrig gebliebene Aſſignate eingeſchloſſen waren, und in den Händen des Munizipaloffiziers hinterlegen wir ſolche.

Dieſes Verhalten, iſt es dasjenige des übelthätiſchen Menſchen, welcher entdeckt zu werden zittert, oder die Stellung des ehrlichen Mannes, welcher feſt ſeines eigenen Gewiſſens, ſich eilet ſeine Aufführung aufzuwickeln, um von ſich den Verdacht, welchen er nicht verdienet hat, abzuwenden.

Hier vereinigen ſich dann auffallende Umſtände, um zu unſerm Beſten eine große Gerechtigkeitshandlung zu entſcheiden: es iſt klar, daß wir die Aſſignate vor falſch, verdächtig, in der Ueberzeugung, daß ſolche aufrichtig wären, empfangen, daß wir ſolche wiederum mit dem nemlichen Vertrauen als wir ſie empfangen, gegeben haben:

wenn ein Verbrechen da iſt, ſo ſind wir davon weder die Urheber noch Mitverbrecher, und wir können nicht in ein Verfahren welches nur gegen die Schuldigen ſchlagen ſoll, mit eingemenget werden.

Aufgeforderte Bürger, um über unſer Schickſal zu ſprechen, das Gelübde der erhabenen Anordnung, welches euch dieſe ſchreckliche Macht gegeben, iſt von den erſten Schritten an zu unterſcheiden, die Unſchuld des Verbrechens, um derer zu retten, die Schande einer Beſchuldigung und Aengſten eines erſchrecklichen Befehls durch ſeine Zurüſtung.

Dieſes der Menſchlichkeit geheiligte Gelübde, ihr ſollet es gegen uns erfüllen: indem ihr uns die Freiheit gebet, werdet ihr die Fremden lehren, daß eure Geſchicklichkeit eure zinsbare wiedergegeben, daß ſie ohne Furcht in euren Mauern können ankommen; daß eure Geſetze ihre Perſonen beſchützen, und daß wenn ſie wie wir verſuchten, das Unglück durch eine Begebenheit, welche ſie nicht würden haben zuvorſehen können, in ſo einen Verdruß geſtürzt zu ſeyn, ihr ſie von einem vergänglichen Opfer ſchadlos zu halten wiſſet, der gemeinen Sicherheit gemacht, durch euer Unterſcheiden die Lauterkeit ihrer Meinungen klar zu machen, und ihnen durch eure Unpartheilichkeit Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Unterzeichnet: **Iſrael Elias,**
und **Moſes Elias Reiß.**

Vor den unterſchriebenen Notarien zu Lyon ſind die Herren Braun; Bergaſſe Gebrüder und Comp. Fingerlin und Scherer; Heinrich Scherer; Söcher und Comp.

ſamt 70 andern, alle von denen vornehmſten Handelsleuten dieſer Stadt, erſchienen, welche ausgeſagt und bezeugt haben, daß ſie die Herren Iſrael Elias Reiß und Moſes Elias Reiß Gebrüder, wirklich im Gefängniß in dieſer Stadt gehalten, vollkommen kennen; daß ſie die Söhne des Herrn Elias Löb Reiß, welcher Handlungshäuſer zu Frankfurt am Main und Amſterdam habe, ſind; daß Herr Elias Löb Reiß beträchtliche Geſchäfte mit denen vornehmſten Handlungsplätzen mache; daß beſagte Herren Iſrael Elias Reiß, und Moſes Elias Reiß, Gebrüder, für ihren Vater reiſen, und jährlich in dieſe Stadt, wo ſie viele Einkäufe machen, kommen; und daß die Herren Comparenten jederzeit die größte Treue und Rechtſchaffenheit, ſowohl an dem Herrn Elias Löb Reiß, wie auch an ſeinen beiden Söhnen in allen Geſchäftsverſtändniſſen, welche ſie mit ihnen gehabt, erkannt haben.

Welche von Herren Comparenten treue und aufrichtige erhaltene Ausſage wir hiermit auf Verlangen pflichtmäßig atteſtiren. So geſchehen zu Lyon im Jahr Ein Tauſend Sieben Hundert Zwei und Neunzig, Nachmittags den Erſten Junii. Die Herren Comparenten haben den Aufſatz, ſo bei Herrn Coſte, einer von denen unterſchriebenen Notarien geblieben iſt, unterzeichnet, auf deſſen Rand geſchrieben ſtehet: Eingeſchrieben in Lyon, den 6ten Junii 1792; empfangen zwanzig Sols. Unterzeichnet: **Morin.**

Coſte. Hutte.

VII.

Naturgeſchichte.

Neue Beobachtungen über Taubſtumme.

Erſter Verſuch.

Das vor Jahr und Tag erfolgte Ableben meines Schwiegervaters, Herrn Samuel Heinike's, Direktors des Churfürſtlichen Sächſiſchen Inſtituts für Stumme in Leipzig, (noch ſchimmert mir darüber die Thräne im Auge) verurſacht, daß ich nichts mehr über die taubſtummen Zöglinge ſage, die ich im Leipziger Inſtitute zu beobachten Gelegenheit hatte. Es zwingt mich Jemand zu dieſem Stillſchweigen. Ich nenne ihn nicht: ich müßte ſonſt ein Betragen, mit dem man zufrieden geweſen iſt, jetzt ändern.

Meine **Beobachtungen über Taubſtumme** in Herrn Hofrath Moritz's **Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde** B. 8. St. 1. Num. 5. S. 55 — 59. und B. 8. St. 2. Num. 4. S. 37 — 44. müſſen alſo auf ein Ganzes Verzicht leiſten und eine unvollendete Gruppe bleiben. Wenn Herr Rath Reichard die **neuen Beobachtungen über Taubſtumme** im hieſigen Königlichen Preuſſiſchen Inſtitute, deſſen Lehrer ich bin, der öffentlichen Bekanntmachung werth hält, ſo ſollen ſie mit meinen vorigen im

Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde nicht einerley Schickſal haben. Ich lade hiermit das Publikum auf einen Spaziergang ein, der ſich mehr durch nutzbringende Obſtbäume und geſegnete Aehrenfelder, als durch wohlriechende Blumenbeete ſchlängelt. Ich will in jedem Stücke der **Olla Potrida** eine Strecke mit meinen Begleitern zurücklegen; und damit mir nicht wieder im **Journale aller Journale**, in der **Nürnbergiſchen** und in andern gelehrten Zeitungen vorgeworfen werde, daß ich zu kurz abbreche, ſo will ich künftig ein größeres Feld zu meinen Promenaden wählen. Um keinen Leſer meiner Begleitung überdrüſſig zu machen, werde ich auch aus der Urſache mich ſelten zum Führer anbieten, wenn nicht ſchon ſelbſt das Gefühl der Beſchränktheit meiner Kräfte mir dieſe Maxime einflößte.

Der Plan der **Olla Potrida** ſchließt keine Wahrheit aus: ich rechne daher auf baldige Aufnahme meiner **Beobachtungen**; ja ich rechne darauf, ſollten ſie auch mit manchem andern Aufſatze oder mit der eignen Ueberzeugung des mir ſo verehrungswürdigen Herrn Herausgebers über irgend eine noch kontroverſe Wahrheit in Kolliſion ſtehen. Der letzte Fall traf leider! bisweilen bey dem ſchätzbaren Herrn Herausgeber des **Magazins der Erfahrungsſeelenkunde** ein. Eben ſo, wie es mir intolerant ſcheint, wenn Rezenſionsinſtitute nur ſolchen Behauptungen, die mit ihrem Syſtem einſtimmen, Gerechtigkeit widerfahren laſſen; eben ſo ſcheint es mir Unrecht, wenn Herausgeber periodiſcher Schriften darum abgeneigt ſind, manche Beyträge anzunehmen, weil ſie ihren Grundſätzen, Theorien und Paradoxen nicht entſprechen. Leben und leben laſſen. Ich wünſche andere Aufſätze nie aus der Welt, wenn ſie auch nicht mit meinen Ideen übereinſtimmen, alſo bitte ich die Herren, meine Beobachtungen nicht aus der Welt zu wünſchen, wenn ſie ſich gleich von ihrer Meinung entfernen. Es geht mit unſern Urtheilen, ſpricht Pope*) wie mit unſern Uhren. Keine geht mit der andern vollkommen gleich, und jeder glaubt doch der ſeinigen.

Ich eile nun, ohne weiteres Wortgeſchleppe, zum hieſigen Inſtitute für Stumme.

Johann David G: iſt taub geboren und bis in ſein zehntes Jahr von redlichen Eltern in einem Provinzialſtädtchen erzogen worden. Seine Eltern ſchickten ihn in eine öffentliche Schule, um ihn ſtill ſitzen zu lehren. David lernte darinn Buchſtaben malen, weiter nichts. Einſt kam er in dieſe Schule, ohne ſich die Naſe gereinigt zu haben: der Lehrer ſchrieb auf die Tafel „Rotznaſe“, machte dazu das ſehr natürliche Zeichen und zeigte auf ihn. Die ganze Schule lachte, und von dieſer Zeit an kann David das Wort nicht ausſtehen: ſobald er es ſieht, läuft er fort und läßt ſich nicht halten.

Bey Erwähnung dieſer Anekdote fürchtet man vielleicht, daß ich über dieß Betragen des Lehrers urtheile. Aber man hat dieſe Furcht nicht nöthig. Es iſt mir zu ſehr daran gelegen, bey meiner alten Sitte zu bleiben und mich nie auf das Urtheilen einzulaſſen, wenn es meines Amtes nicht iſt.

Und wer würde ſich auch bey einer ſo ſchmutzigen Sache gern aufhalten?

David hat eine freundliche Geſichtsbildung, obwohl nicht ganz ſo, wie Lavater ſie wünſcht: dazu fehlt ihm z. B. der Einbug der Naſe.

Sein Charakter ward mir von zwey Männern, die ihn genau kennen konnten, gar verſchieden geſchildert. Der Eine ſchuf ihn zum Engel des Lichts; der Andere zum T — Ich fand ihn weder ſo glänzend noch ſo ſchwarz, als dieſe Män-

---

*) 'Tis with our Judgments as our Watches, none
Go juſt alike, yet each believes his own.

Männer ihn machten. Von dem Letztern bin ich überzeugt, daß er nicht die Abſicht mich zu täuſchen hatte, denn ſeine unwandelbare Wahrheitsliebe wird mir ewig heilig ſeyn, und ich werde ihrer ſo lange denken, bis das Weſen aller Weſen mich einſt in Staub ruft. —

Stets im älterlichen Hauſe geweſen, und auf Einmal unter fremde Geſichter verſetzt, war es mir nicht auffallend, daß David ſich die erſten Wochen ſehr ungeberdig ſtellte.

Er hat einen jüngern Bruder, Nahmens Wilhelm, den er ſo zärtlich liebt, daß ihm noch, ſo oft er den Nahmen Wilhelm lieſet, vor Freuden das Herz pocht und inniges Seelenvergnügen aus den Augen blitzt. Kaum acht Tage war er bei mir, ſo fing er an durch Pantomime zu erzählen: Wilhelm habe ihm einſt recht ſchöne Nüſſe geſchenkt. Er dankte dem guten Bruder noch abweſend dafür.

Und knackte jede ſchöne Nuß
Noch einmal in Gedanken auf. *)

Durch nichts erwirbt man leichter ſeine Liebe, als wenn man Wilhelm heißt.

Sein Charakter iſt ſo ſchwankend, daß ich ihn lieber den Schatten eines Charakters nennen möchte: ihm mangelt eine gewiſſe Portion Steifſinn, die mir ſo unentbehrlich zu einem feſten Charakter ſcheint, als Salz in die Suppe. Die mehreſten Kinder beſitzen von Natur Eigenſinn und Hartnäckigkeit genug; und nur durch unaufhörliche Bemühungen, dieſelben zu brechen, wird ihr Charakter verwahrloſet, oder ſie bekommen vielmehr gar keinen. Man ſollte ſich hüten, den Eigenſinn bei Kindern ganz zu unterdrücken; vielmehr ſeine Aufmerkſamkeit darauf richten, ihn nur auf das Gute zu lenken. Erfahrne Erzieher und unter dieſen vorzüglich mein Freund und Gevatter Salzmann

---

*) Gedichte von Ludewig Heinrich Chriſtoph Hölty. S. 25.

mann in Schnepfenthal (der Mann, der mit mehrerm Rechte Vorzugsweiſe **der große Pädagog** genannt werden mag, als die Griechen den Perſerſchach **den großen König** nannten; der Mann, der mir von Seiten ſeines Kopfs eben ſo verehrungswerth iſt, wie von Seiten ſeines Herzens, das ſich in ſeinen Briefen an mich ſo liebenswürdig öffnet,) haben ſchon lange bemerkt, daß bey der Erziehung keine Neigung **unterdrückt**, ſondern nur veredelt werden muß. Alsdann wird aus Hochmuth edler Stolz, aus Munterkeit und aus Eigenſinn männliche Standhaftigkeit.

Nur ein Beyſpiel von David's Wankelmuth! In der öffentlichen Schule ſeiner Vaterſtadt, worin er leere Buchſtaben mechaniſch konterfeyte, war es gewöhnlich, daß zum neuen Jahre der Lehrer einen Reim auf dem Amboß ſchmiedete, und die ſämmtlichen Schulknaben für ihre Eltern ihn abſchrieben. Seine Mitſchüler hatten ſich, ich weiß nicht aus welchem unerheblichen Grunde verbunden, durchaus kein Neujahrsgedicht anzunehmen, ihren Lehrer dadurch zu kränken. Dieſer gute Mann merkte die Kabale: Zänkerey und Widerſpänſtigkeit zu vermeiden, gab er blos unſerm David, deſſen lenkſames Gemüth er kannte, ein Neujahrsgedicht. Er hatte keine Mühe, ihn zum Abſchreiben zu bringen. Sobald ſeine Mitſchüler es erfuhren, koſtete es ihnen nur ein Hohngelächter, nur zwey Geberdenzeichen, und David trug das Neujahrsgedicht ſeinem Lehrer zurück. Dieſer zuckte betrübt die Achſeln, — und David nahm es wieder an.

Ein einziger Zug ſticht in ſeiner Seele hervor: brennende Neugier. Man kann ihn, wie Sokrates ſcherzend von ſich ſagte, mit einer verſprochenen Neuigkeit, wie ein Kalb mit vorgehaltenem Graſe, locken, wohin man will. Er muß zuerſt wiſſen, wer an unſerer Hausthür klingelt, er durchblättert in ſeinen Freiſtunden hohe Stapel aus dem Bücherſchranke, ihm entgeht kein Brief, den ich ſchreibe: eigentlich naſcht er mehr darin, als daß er ordentlich läſe.

Berlin, im Auguſt 1791.

Ernſt Adolph Eſchke.

VIII.

Miſcellaneen.

Ueber Caglioſtro's Maureriſche Verbindungen.

Des Adler's Auge ſieht zur Sonne ungeblendet,
Durch jeden Nebel dringt ſein kühner Späherblick,
Er ſchaft ſich Tag aus Nacht, ſein Flug iſt ſchnell vollendet,
Der Hinderniſſe Fluth hält nimmer ihn zurück,
Umſonſt ſchallt um ihn her des Neides Bundsgeſchrey,
Er eilt darüber hin und bleibt ſich ſelbſt getreu,

Aphorus ein Geſchichtſchreiber zu Cumä ſchrieb, wenn ich nicht irre, da mir ſein Buch völlig unbekannt iſt, und dies Geſchichtchen von ihm mir nur durch Hörenſagen bekannt wurde, die Geſchichte der Peloponneſiſchen Kriege.

Es ſchmerzte ihn, nichts ſonderliches von den Einwohnern zu Cumä ſagen zu können, da doch Sparta und Athen ſo oft angeführt werden mußten. Aus dieſer Noth half er ſich dadurch, daß er zur Beſchreibung jeder merkwürdigen That hinzuſetzte: „aber die Einwohner von Cumä verhielten ſich bey allen dieſen großen Thaten immer ſehr ruhig.“

Pragmatiſche Geſchichtſchreiber der neuern Zeit, waren gewiß, in den letztern Jahren, nicht ſelten mit dem ehrlichen Ephorus in einerley Lage, wenn ſie von dem Antheil reden ſollten, den der Römiſche Hof an den meiſten Weltbegebenheiten nahm. Es war eine lange Zeit hindurch nicht unwahrſcheinlich, als begnüge ſich der Statthalter Chriſti an zwey Dingen, die zwar ſehr von einander unterſchieden ſind, wovon indeß doch das letztere von dem erſtern gewiſſermaßen veranlaßt worden war: wer große Sümpfe austrocknen will, braucht viel Geld. Was Wunder alſo, daß der heilige Vater ſeine Unterthanen ausſog, um die Pontiniſchen Sümpfe austrocknen zu können!

Indeß der Römiſche Hof ſich ſo ruhig verhielt, ſchienen andre Mächte nicht ſo unthätig bleiben zu wollen. Einige franzöſiſche Große ſuchten durch Cabalen die Königliche Familie zu unterdrücken, ſie verfehlten aber, weil ſie zu offenbar giengen, ihres Zweckes. Verſchiedene Perſonen in Frankreich die ſich das Volk nannten, und in der That durch einen ſonderbaren Irthum, von andern dafür gehalten wurden, benutzten dieſe Cabalen, um ſich Einfluß zu verſchaffen. Nach und nach nahmen Männer Antheil an den Ereigniſſen des Tages, die es mit dem Volke wahrhaft gut meinten. Sie ſuchten dem Volke zu helfen, damit es ſich aus ſeinem Joche hervorarbeiten möchte. Der Prieſterſtand, einer von den Hauptunterdrückern des Volks, wurde von ihnen, wie billig, eingeſchränkt. Sie machten ihre Prieſter von Rom unabhängiger als vorher, das Geld ihres Volks unabhängig von Rom. Wahrlich, Thaten, die ihre Belohnung in ſich ſelbſt tragen! Daß dieſe Handlungen dem heiligen Stuhl nicht gefallen konnten, war natürlich. Noch natürlicher war es, daß dieſer auf Mittel ſann, die ihm drohenden Gefahren abzuwenden. Ob er dazu die rechten Mittel wählte, bedarf hier keiner Unterſuchung, nur das wollen wir beweiſen, daß Cagliostro's Inquiſition wahrſcheinlich eines dieſer Mittel abgeben ſollte.

Auch das Uebel oder Gute, was die Franzöſiſche Revolution haben kann, gehabt hat, oder haben wird, ſoll uns hier nicht aufhalten. Wir wollen die Mißbräuche übergehn, die dieſe Begebenheiten nach ſich zogen, wir wollen nicht der Partheyen erwähnen, die unter den Vorſpiegelungen, als ſuchten ſie das Beſte der Nation, ihre eignen Vortheile beförderten; dieſe Sachen ſind ſo abſcheulich als alltäglich. Mag ſie darſtellen wer will, uns genügt es ſie hier berührt zu haben, und nur hin und wieder vielleicht noch in der Folge zu berühren.

Wem iſt nicht die Politick des Römiſchen Hofes wenigſtens aus Traditionen bekannt? Jene Zeiten erinnern daran, wo die Statthalter Chriſti, den ſchwachſinnigen Philipp den Schönen von Frankreich, beredeten den Orden der Tempelherren aufzuheben. Ihnen war es genug, daß dieſer Orden kluge, rechtſchaffne Männer beſaß, daß er reich und mächtig zu werden anfing, um ihn zu fürchten. Wer bürgte dem Römiſchen Stuhl dafür, daß dieſe edlen Männer nicht vielleicht gar in der Folge die Römiſche Unfehlbarkeit in Zweifel zogen, oder wenigſtens ſeine Macht von fern zu untergraben ſuchten? Sie mußten fallen. Sie waren ein Opfer, was grade merkwürdig genug war, um die Aufmerkſamkeit der damahligen Regenten von den Schreckniſſen abzuziehen, die ſie über ihr Land durch die Kreutzzüge brachten, welche Schätze und Menſchen fraßen. Sie mußten fallen. Ihr Reichthum war groß genug, um das zu zarte Gewiſſen der Fürſten zu beſchwichtigen, die ihren Tod hätten rächen können. Wahrlich ſonſt wäre es auch dem Clerus nicht ſo leicht geworden den Ritus der Tempelherren und ihre Verbindung anzuſchwärzen und ihnen Handlungen anzudichten, die nur vielleicht der Katholiſche Clerus damaliger Zeiten erdenken, aber, obgleich ſonſt jeder Laſterthat fähig, ſelbſt ſchwerlich begehn konnte. Der Orden fiel, ein Opfer der furchtſamen Politick, ohne Klage und Urtheil; man mordete ihn ohne zu richten. —

Hier könnte ich einen Schleyer über die Geſchichte werfen, weil ich nicht behaupte, was einige annehmen, die Maurerey ſtamme von den Tempelherren ab. Aber ich bitte meine Leſer die Waffen zu betrachten, womit der Römiſche Hof beyde Orden anzugreifen ſucht. Er ladet die Mitglieder derſelben mit Liſt in die Falle, um ſie hernach meuchelmörderiſch zu tödten. Nur will ihm bey den Maurern nicht gelingen, was ihm bey dem Tempelherrenorden nur zu gut gelang.

Wer einigermaßen in die Geſchichte des Dominikanerordens eingedrungen iſt, der kennt den Einfluß, den er zur Zeit des Tempelordens hatte, und vermuthet was er, verbunden mit dem, gegen die Tempelherren feindſeelig geſinnten, Hoſpitaliterorden, durch Hülfe des Röm. Stuhls ausrichten konnte. Den Haß gegen jede ihnen mächtig ſcheinende Verbindung, erbten in der Folge die Jeſuiten von den Dominikanern, deren Macht ſie an ſich zu reißen wußten. Auf ihren Antrieb ließen ohne Zweifel, Clemens der 12te 1738 die Bulle in eminenti und Benedikt der vierzehnte 1751 die Bulle providos wider die Freymaurer ausgehn, die freylich beyde größtentheils des bezielten Zwecks verfehlten. Auf ihren Antrieb verfolgte man in Portugall und Neapel die Maurer. Ja vielleicht ließen auch auf ihren Betrieb **Schuſt** et Conſorten ihre heiſere Stimme in Aachen ertönen. Mußte nicht vielleicht um Joseph II. für den Römiſchen Stuhl zu gewinnen, im Jahr 1786 Pius VI. die Bullen ſeiner Vorgänger gegen die Maurer widerrufen? Freilich war das Intermezzo für die Sache der Jeſuiten nicht günſtig, was ſie bald darauf als Illuminatenverfolger in Bayern ſpielten. Aber hier ging Noth an Mann.

Flectere ſi nequeo ſuperos, Acheronta movebo,

war da ihr Wahlſpruch. Nur noch wenige Jahre, und ſie hätten den Illuminaten weichen müſſen. Wie nöthig war es daher nicht für ſie dieſe zum Weichen zu bringen, wenn auch die Wolfsklauen dabey ein bischen aus dem Schaafspelz hervorkuckten, was ſchadete es, Bayern war eine zu fette Provinz, um ſie verlohren geben zu können. Vollends war die Gefahr dabey, daß ſie nie wieder in Bayern ans Ruder kommen konnten, ſobald die Illuminaten den Zweck erreichten, den Einwohnern des Landes hellere Begriffe beizubringen. Was Wunder alſo, daß ſie ſich mit dem Entſchluſſe zu ſiegen oder zu ſterben ins Schlachtfeld wagten.

So ſtanden die Sachen als die Revolution in Frankreich eingeleitet, als die Aſſemblée des notables zur Nationalverſammlung wurde und als bald darauf, durch mancherlei bekannte Cabalen beinahe völlige Anarchie entſtand. Die geiſtliche Verbindung zwiſchen Frankreich und Rom hörte nach und nach auf. Joſeph ſtarb und Leopold ſein Nachfolger ſchien zum Frieden geneigt. Was war zu thun? Man hielt die Unruhen in Frankreich und die darauf entſtehenden Unruhen in andern Ländern für Folgen der Aufklärung. Wenigſtens glaubte es der Römiſche Hof, oder ſchien es zu glauben und andern Regenten glaubend machen zu wollen, wie dies in einem Pamphlet, was aus einem Quartbogen beſteht, und unter dem Titel Aufforderung an die Fürſten, an viele Höfe verſandt ward„ wahrſcheinlich aus eben der Quelle behauptet wurde. Selbſt

Leopold glaubte hernach etwas ähnliches, als er dem armſeligen Hoffmann die Bearbeitung der Wiener Zeitſchrift auftrug. Vielleicht handelte auch der Römiſche Hof politiſch, wenn er dies Syſtem auszubreiten ſuchte, weil er dadurch vielleicht manches Schaf ſeiner Heerde treu erhielt. Indeß weiß jedermann, der es wiſſen will, die Falſchheit dieſes Satzes der höchſtens nur ſo gilt, „**die Aufklärung iſt der Deſpotie nachtheilig, die der Römiſche Stuhl über andre Länder behaupten will, der wahrhaft Aufgeklärte aber, bedarf, um das Herz und den Verſtand ſeiner Mitbürger zu veredeln, keiner Revolutionen.**“

Was die Freymaurer bey ihren Verſammlungen vornehmen, wußte der Römiſche Stuhl nicht, hat auch trotz allen ſeinen Verfolgungen und Inquiſitionen nichts von ihnen herausbringen können. Da indeß immer die vorzüglichſten Köpfe ihren Geſchäften beywohnen, ſo müſſen ſie einen großen Zweck haben. Nun halten aber die meiſten Ketzer, unter welchem Nahmen der Römiſche Stuhl, vorzüglich alle Vernünftigen verſteht, die Aufklärung ihrer Mitmenſchen für ein großes Geſchäft, folglich wird dies wohl der ganze Zweck der Freymaurerey ſeyn. Die Schriftſteller neuerer Zeiten ſehen es als eine Frucht der Aufklärung an, wenn alle Nationen dem Pabſt und den Geiſtlichen nicht mehr ſo gehorchen als ehedem. Frankreich fängt an ſich dem päbſtlichen Stuhl mehr als jemals zu entziehn, zu einer Zeit wo es ſeine alte Verfaſſung verändert, folglich iſt ſeine neue Umänderung Frucht der Aufklärung. In Frankreich ſind viele Freymaurer, Caglioſtro iſt in Frankreich geweſen, giebt ſich für einen großen Freymaurer ſelbſt aus, und wird von andern dafür gehalten: folglich muß er um den Urſprung der Revolution wiſſen. Wenn wir den kennen, kann vielleicht manches hergeſtellt werden, was dem Römiſchen Stuhl nützlich iſt, der Kaiſer wird ſeinem Schwager helfen und uns die Entdeckung des Ganzen durch Caglioſtro Dank wiſſen; folglich muß dieſer arretirt werden. So räſonnirte der Römiſche Hof ohne Zweifel, und dieſem Räſonnement zufolge ward Caglioſtro arretirt.

Um Caglioſtro leichter zu faſſen, lockte man ihn nach Rom *) Hier ſchien man noch nicht gantz einig mit ſich ſelbſt zu ſeyn, was man mit dieſem Manne anfangen ſollte: Beynahe ein halbes Jahr, vom Ende May bis zum 27ſten December 1780 ließ man ihn hier ungeſtört ſein Weſen treiben. Nur da fing man an, ernſtlicher gegen ihn zu handeln, als er ſich an die Nationalverſammlung wandte. Schon vorher hatte, vielleicht gar einer von denen, die über ſein Schickſal rathſchlagten, es ihm jemand geſteckt, daß man ihm den Proceß machen wollte, derſelbe warnte ihm, nachdem ſchon das Schreiben an die Nationalverſammlung abgeſandt worden war, mit mehrerm Ernſt. Nur Leichtſinn des Warnenden ſoll dieſe Handlung geweſen ſeyn. Nur Leichtſinn? Wie konnte dieſe Quelle dem Herausgeber des Caglioſtroſchen Proceſſes grade bekannt ſeyn, der doch den Warnenden nicht nennt. Sein einziger Lohn dafür ſey der geweſen, einem Nichtswürdigen zum Spion gedient zu haben. Freylich, aber vielleicht wollte er auch der Inquiſition den pas de clerc erſparen, den ſie nachher doch begieng. Doch wir gehn weiter. Man arretirte mit Caglioſtro zugleich verſchiedene andere Leute, die man hernach doch nicht ſehr ernſtlich beſtrafte, wahrſcheinlich weil man nicht fand, was man ſuchte.

Seine Ausſagen vor dem Römiſchen Gericht haben nicht immer das Gepräge der Wahrheit an ſich, oder wenn ſie es haben, ſo enthalten ſie weniger unbekannte Nachrichten, oder doch Facta, die ſich im voraus vermuthen ließen. So

---

*) Deutſch. Merkur 1791. St. 7. S. 254.

So haben wohl nur wenige das Mährchen, was er, bei Gelegenheit der Halsbandsgeſchichte in Paris, von ſeiner Herkunſt ausſprengte, für Thatſache angenommen, daher hat alles das, was wir über ſeine Herkunſt und ſeine erſten Begebenheiten in Italien, bis zu ſeinen Reiſen in fremde Länder dort erfahren, ein hohes Gepräge der Wahrſcheinlichkeit für ſich. So iſt auch wohl ſeine Aufnahme in der Loge Eleuſis zu London, in den Freymäurerorden wahr und manches andre, was ich hier nicht berühre, weil jedermann es von ſelbſt leicht auffinden kann.

Auch viele andre Facta glaube ich für wahr hälten zu müſſen, wie z. B. das Factum daß ſeine Arzneyen aus ſchlechten Ingredienzen beſtanden; geheime Arzneyen *) beſaß er wahrſcheinlich nicht, vielleicht wandte er zu Zeiten heimlich heroiſche Mittel an, die er aus Furcht vor ſeinen Inquiſitoren, dieſen nicht offenbarte.

Zu den wahren bekannten Dingen gehören die Rollen, die er in Mitau und Paris ſpielte, auch manche von den Vorfällen in England, ſein Aufenthalt in Roveredo und ſein Betragen in Deutſchland und der Schweiz.

Belogen hat er aber ſicher ſeine Richter, wenn er ihnen erzählte, daß er habe Herzog von Curland werden ſollen, und denn auch darinn, daß er vorgab, ihnen das ächte Syſtem ſeiner Aegyptiſchen Maurerey mitzutheilen. Das letztere bedarf indeß einer weitläuftigern Unterſuchung, wobey wir uns zugleich über ſeine Maureriſche Verbindungen mehr ausbreiten wollen.

Er ſey in London nebſt ſeiner Frau in den Freymaurerorden aufgenommen worden, und habe für ſein Patent 5 Guineen bezahlt. Daß er in der Loge Eleuſis aufgenommen worden ſey, hat man gewußt, von ſeiner Frau aber wußte man es nicht. Er habe drey Grade nebſt den nö

---

*) Deutſch. Merkur a. a. O. S. 226.

thigen Werkzeugen erhalten. Seine Frau aber erhielt noch oben darein, ein Ordensband, worauf die Worte Union, Silence et Vertu geſtickt waren, und was ſie die erſte Nacht um einen Schenkel gebunden tragen ſollte. Entweder iſt die ganze Aufnahme ſeiner Frau eine Lüge, die er erfand, um ſie bei der Inquiſition in Rom verdächtig zu machen, und die er ſchon ehedem in Paris und an andern Orden benutzte, damit ſeine Frau Damenlogen beſuchen konnte, oder er hat nie, ſo wenig als ſeine Frau, zu einem ächten Maureriſchen Syſtem gehört. Indeß iſt es doch wahrſcheinlicher, daß er ſeine Inquiſitoren belog, weil hernach nur von ihm allein erzählt wird, daß er alle Logen in London beſucht hätte.

Wahrſcheinlich ſuchte er ſich nur Maureriſche Kenntniſſe zu erwerben, um ſie auf eigne Speculation wieder an Mann zu bringen. Die Manuſcripte eines gewiſſen Georg Coſton, die er in London gekauft haben will, und die von der Aegyptiſchen Maurerey handelten, ſchrieb er wahrſcheinlich ganz allein. Das Geſtändniß dieſer Verfälſchung hätte ihm aber vielleicht eine härtere Strafe zu wege gebracht, wenigſtens mußte er in ſeiner Lage alles fürchten, und darum fand er für beſſer die Schrift einem Georg Coſton zuzuſchreiben, auf deſſen Nahmen er durch den Titel Großkophtha geleitet wurde, den er ſich ſelbſt bey ſeinen Schülern gab.

In dieſem ganzen Syſtem wird ein unbefangner Leſer, einige allgemeine Maureriſche Ausdrücke abgerechnet, die in allen Büchern vorkommen und die deswegen Caglioſtro leicht aufſchnappen konnte, nichts entdecken, was nur einigermaßen auf irgend eine Art für maureriſch erklärt werden könnte. Man ſieht bald, daß das Ganze ein nicht ganz grob angelegter Plan eines Betrügers war, ſchwachköpfige Menſchen zu berücken, deren Sache es nur iſt nachzuahmen und ſich die Mühe des Denkens zu erſparen.

Noch vielweniger aber war man fähig irgend eine Verbindung dieſer Ausſagen mit den neueſten Vorfällen in Frankreich zu finden; denn daß die Buchſtaben L. P. D. Lilium pedibus deſtrue bedeutet hätten, können ſeine Inquiſitoren wohl kaum ſelbſt geglaubt haben *). Es iſt dies nur ein kleines Beyſpiel von der Methode der Richter Dinge zu erklären die man nicht wußte.

Uebrigens iſt Caglioſtro, nur weil er gegen die Bullen Clemens XII. und Benedikt des XIV. handelte, zeitlebens gefangen geſetzt, und ſein Buch ſur la Maçonnerie égyptienne verbrannt worden. Seiner andern Schandthaten erwähnt das Urtheil nicht. Ein Beweiß für die Meinung, daß man ihn vielleicht ehedem ſelbſt von Rom aus zu mancherley Zwecken gebrauchte, und jetzt nur, weil man ihn am erſten opfern konnte, gefangen nahm, um nicht laut gewordene, aber dennoch ziemlich bekannte politiſche Abſichten durch ihn zu erreichen.

Doch ich ſchließe; man weiß aus dem 6ten, 7ten und 8ten Stück des deutſchen Merkurs von 1791, und aus der Züricher Ueberſetzung bereits, daß wahrſcheinlich die ganze Inquiſition Caglioſtro's, in ſoweit ſie maureriſche Thatſachen betrift ein Mährchen iſt. Wer es nicht glaubt, der leſe Wielands Aeußerungen und den Aufſatz eines Ungenannten in einem der letzten Stücke des Braunſchweigiſchen Journals von 1791.

---

*) Götting. Taſchenkal. 1792. S. 174.

2.

An das Königl. Preußiſche Dragonerregiment von Norrmann

bey deſſen Einmarſch zu Ohrdruff bey Gotha den 26ſten Juny 1792.

Herein, Herein, du Heldenchor,
In unſre gute Stadt!
Froh blickt das Aug, froh lauſcht das Ohr
Und beydes nimmer ſatt.

Wir geben, was das Haus vermag,
Mit Küche, Keller, Schrank,
Nachts Ruh, ein gut Geſpräch am Tag,
Gut Brod und guten Trank,

Und freundlich Antlitz, wohl ſo gut
Als Herrn und Fürſten Koſt,
Ein deutſches Herz, ein redlich Blut,
Kraftvoll wie Wein und Moſt.

Du biſt ja unſer alter Freund
Und knüpfteſt Liebes Band,
Ach! gegen einen ſtolzen Feind,
Mit unſerm Vaterland.

Zu König Friedrichs Zeiten ſtand
An Gotha's Sieges Plan
Von dir ein Häuflein, (ſtolz verkannt
Auf ſeiner rauhen Bahn,

Von Ludwig und Thereſens Macht)
    Wie Mauer, wankte nie,
Und hatte zum Panier der Schlacht,
    Gott, Friedrich, Seidlitz — ſie.

Vielleicht lebt keiner, keiner mehr
    Von dieſer Heldenſchaar,
Weil zahllos, wie der Sand am Meer
    Die Macht von Fünfen war.

Allein glaubts einem theuern Eyd,
    In Nortmanns Kriegerſchaar
Bleibt Mann vnd Schwert, wie es zur Zeit
    Des tapfern Katte war.

Gotts Wetter! wie hieb Katt ins Zeug,
    Und an dem Rieſen-Rumpf
Des Küraſſierers Streich auf Streich
    Die Türkenklinge ſtumpf.

Denkt nur! Trautmann und Bretlach hält
    Noch wie ein Felſenſchloß,
Da Frankreichs Macht in flachem Feld
    Wie Butterteig ſchon floß. —

Ihr Recht war ihnen bald geſchehn,
    Denn wie ein Wetterſtrahl
Flog Katt und Min'nke auf die Höhn,
    Und ſchmettert ſie ins Thal.

Ha, ha! wie's manchem Strudelkopf,
    Der nach Eau de Luce griff,
Durch den gekraußten Puderſchopf
    In das Gehirne pfiff!

Ja, Gotha ſahn, und Roßbach ſahn
Wie deine Reiter-Schaar,
Auf Friedrichs und auf Seydlitzs Bahn
Ein Orkan Gottes war.

So treibe auf der Ehre Pfad
Den Helden-Wandel fort,
Und ſchaff durch alte Kraft und That,
Ein zweytes Roßbach dort.

Mit Herzen, Wunſch und Blicke ſind
Wir unſichtbar um Dich;
Und geht dir's wohl, ſo glaub, das Kind
Von Ohrdruff freuet ſich.

An das Königl. Preußiſche Dragonerregiment von Norrmann

bey deſſen Ausmarſch aus Ohrdruff den 28ſten Juni 1792.

Zieh hin, zieh hin mit frohen Muth,
Wie es ein Edler kann,
Du lebteſt brav, Du lebteſt gut,
Als wie ein einz'ner Mann.

Da ſah man keine Schäkerey,
Nichts unter Mannes Geiſt,
Der Mann gieng, wie die Tugend frey
Wenn Ruhm den Weg ihr weißt.

Wen

Von wenig Wort, von vieler Kraft,
Wars, was der Nortmann ſprach.
Dem ächten Witz von Kraft und Saft,
Tönt' ſchaler Spaß nicht nach.

Da war kein Sang, da war kein Klang
Von großer Helden-That,
Beſcheidenheit gieng Tage lang
Stillſchweigend ihren Pfad.

Mocht' brennen Roßbach, Torgau, Prag
Jn tiefem Herzens Grund;
Von dieſem Aetna-Feuer ſprach
Ihr Auge, nicht ihr Mund.

Zufriedenheit, ſie würzte Dir
Auch kleines Freundſchafts-Mahl:
Du drängteſt Dich zu keiner Thür,
Zu keinem Zecher-Saal.

Dein Wandel war ein ſchönes Bild,
Von Zucht und Häuslichkeit
Dein Urtheil ſanft, die Rede mild,
Dein Wunſch Genügſamkeit.

Nimm aus dem Norden rauh und weit,
Pariſer Elegant!
Zum Muſter ächter Höflichkeit
Den Mann vom Warthe-Strand.

Lang wird in unſrer aller Ohr
Sein Nahme Wohlklang ſeyn
Und gute Poſt aus Landsbergs Thor
Den Enkel ſelbſt erfreun.

Sey wacker, froh, geſund, beglückt,
Des alten Ruhmes werth;
Und grüße bald, wenn dirs geglückt
Uns, und den eignen Heerd.

Mach durch dein ſcharfgezognes Schwerdt
Die deutſche Sache gut,
Und wenn der Franzmann ſich bekehrt,
So halt es rein von Blut!

Doch ſpringt der Tieger wild und ſchnell,
So hau ihm Tatz' und Maul,
Und brauch ſein ſchönes buntes Fell,
Zum Staat für Deinen Gaul.

3.

Eine Geiſtererſcheinung.

Ich habe ſo oft, wenn über die Unmöglichkeit der Geiſtererſcheinungen geſprochen wurde, alte und ſonſt vernünftige Perſonen ſagen hören: „Ja! Ja! das Wie? läßt ſich nicht erklären; aber Thatſachen beweiſen doch für die Möglichkeit! und dann folgten gewöhnlich eine Menge Erfahrungen für die Exiſtenz der Geiſter, Ahndungen u. ſ. f., welche ſie oder ihre Freunde gemacht haben wollen. Zuweilen ſind dieſe Erfahrungen auffallend genug; ich ſelbſt mache mirs denn zum Vergnügen, ihren Vorrath durch folgende wörtlich wahre Geſchichte aus meinem Studentenleben zu Jena zu vermehren.

Ich hatte bereits anderthalb Jahre zu Jena ſtudirt, und während der Zeit in der dritten Etage des S—ſchmidiſchen Hauſes in der Johannesgaſſe, das damals der Profeſſor Eichmann inne hatte, in derſelben Stube gehauſt, wo der Rath Bertuch zu Weimar während ſeiner Studentenzeit gewohnt hatte. Die Stube meiner Aufwärterin und Röschens, der artigen Kindermagd der Frau Profeſſorin, war im zweiten Stockwerke. Eines Abends im December 1782 kam ich gegen 11 Uhr nach Hauſe, trat im Vorbeigehn in die Geſindeſtube, um Licht anzuzünden, und ſcherzte mit den Mädchen über ihre Unvorſichtigkeit, ihre Thüre ſo ſpät aufzulaſſen, wobei ich lächelnd drohte, ihnen nächſtens eine Viſite beim Mondenſchein zu machen. „Ja, entgegnete das Kindermädchen, das haben ſie ja ſchon geſtern Nacht probirt; warum kamen ſie denn nicht herein? nicht wahr, ſie fürchteten ſich, weil es ſo dunkel war? — Aber wir ſchnappten die Thüre auch ſogleich ab, wie ſie weg waren!“ Ich verſicherte dem Mädchen, daß ihre Vermuthung falſch ſei und daß ich bis jezt noch keinen ſolchen Verſuch gemacht hätte. Die Aufwärterin unterſtüzte Röschens Behauptung, ich blieb bei meiner Verſicherung, die in der That der Wahrheit gemäß war, und die Mädchen wußten ſo wenig, wie ich, was ſie von der Sache denken ſollten, bis endlich die Aufwärterin auf die Idee kam, daß die geſtrige Nachtviſite Niemand anders geweſen ſeyn könne, als der Geiſt des alten Doktor S—dt, (der ehemalige Beſitzer des Hauſes), der, nach ihrer Verſicherung, umgehe. Dabei beſchrieb ſie ihn als einen langen hagern Mann in einem rothen blüſchſammetnen Rocke mit einer großen Perücke, Klapperbeinen und langen dürren Händen, kurz, als einen Pendant des noch lebenden Profeſſors, vulgo leſe S. genannt. Ich lachte herzlich über ihre Erzählung, nahm mein Licht, gieng auf meine Stube, trank noch einige Gläſer ſehr leichten Wein, las noch ein wenig in Meiners Abhandlung über den Genius des Sokrates, legte mich zu Bette und fiel in Schlummer. Ich weiß nicht, wie lange ich geſchlafen haben mochte, als mir der obenerwähnte Doktor S—dt, ganz in dem Koſtüm, das ihm die Aufwärterin gegeben hatte, erſchien, und mich mit ſeiner raſſeldürren Hand, ſans façon und ohne ein Wort zu ſprechen, unter der rechten Bruſt anklammerte. Ich wollte mich wehren, und wachte darüber auf. Der Doktor war verſchwunden, aber ſeine eißkalte Hand fühlte ich noch unter meiner Bruſt. Ich ſchlug ununterbrochen darauf los, warf die Decke ab, um mich zu überzeugen, daß es kein Traum ſey, redete laut mit mir ſelbſt, ſchlug noch heftiger auf die Hand, die mich feſt hielt, aber vergebens; ſie wich nicht von der Stelle. „Es iſt doch kein Traum!“ ſchrie ich, ſprang aus dem Bette, wollte das Fenſter öffnen, ſchlug es aber, da es nicht gleich aufgieng, entzwei, daß das Geklingel den gegenüberwohnenden Schuſter, der noch arbeitete, auch ans Fenſter lockte. Ach, rief er, da hat ein Student dem Profeſſor die Fenſter eingeworfen! und ich mußte laut über ſeine Vermuthung lachen. Während der ganzen Zeit aber hatte ich mit der kalten todten Hand gekämpft, und ſie vergebens zu entfernen geſucht. Ich ſah zum Fenſter hinaus, um mich von meinem völligen Bewußtſeyn zu überzeugen, fühlte die fremde Hand noch immer, und fieng an zu räſoniren, wie ich Licht erhalten und hinter das Wahre der Sache kommen wollte. Endlich fiel mirs ein, meine rechte Hand auch zu brauchen — denn bis jezt hatte ich nur mit der linken gefochten — und ſiehe da — die eiskalte Todtenhand wich von ihrer Stelle; denn ſie und meine eigne rechte Hand waren eins. Vermuthlich hatte ſie blos gelegen, und ſich vermöge einer krampfhaften Bewegung in meiner Seite eingeklammert. Den andern Tag fand ich fünf blaue Flecken, ſichtbare Spuren dieſer nächtlichen Erſchei-

nung

hang unter meiner Bruſt. Hätte ich einen etwas feinern Nervenbau, ein wenig Geſpenſterglauben und einen furchtſamen Karakter gehabt, ſo hätte ich leicht, nach meinem Herausſpringen aus dem Bette, und nach der Ueberzeugung, daß ich wachte, noch in Ohnmacht fallen und des andern Tages meine fünf blauen Male zum Beweiß vorzeigen können, daß mir der gute ehrliche brave Doktor S—dt, der in ſeinem Leben nichts als Gutes gethan, als ein Plagegeiſt erſchienen ſey.

So unbedeutend dieſe Geſchichte in vieler Rückſicht ſeyn mag: ſo dünkt mich doch, daß ſie einen Schlüſſel zu Erklärung vieler Geſpenſterhiſtörchen abgeben kann; weshalb ich ſie Ihnen zum beliebigen Gebrauch überlaße.

4.

Maurerlied.

Come let us prepare.

Auf auf und bereit,
Ihr Brüder die heut'
Vereinigt die edelſte Feyer,
Seid fröhlich und ſingt,
Heil dem es gelingt
Zu leben als Maurer und Freyer.

Wohl forſchet die Welt,
Und müht ſich und hält

Für Wundergeheimniß die Feyer;
Doch was ſie erzählt,
Iſt irrig gewählt,
Des freut ſich ein Maurer und Freyer.

Wohl ſchwatzt man ſehr viel
Von Endzweck und Ziel,
Der alten ewigen Leyer,
Und ſpähet warum
Der Edelſten Ruhm,
Iſt leben als Maurer und Freyer.

Den Göttern der Welt,
Dem König dem Held,
Sind Thronen der Erde nicht theuer.
Er läßt ſie ſo gern,
Um ruhig und fern
Zu würken als Maurer und Freyer.

Es war unſer Bund
Der Vorwelt ſchon kund,
Der Menſchen ſchaft edler und treuer,
Wer Tugend verkennt
Und Bruder ſich nennt,
Würkt nimmer als Maurer und Freyer.

Wer konnte ſo rein,
In Liebe wohl ſeyn,
Wem war ſeine Huldin ſo theuer,
Als mit uns vereint
Dem Bruder ſie ſcheint,
Der handelt als Maurer und Freyer.

Schlingt Arm euch in Arm,
Blickt fröhlich und warm
Umher bey der feſtlichen Feyer,
Wer Menſchen beglückt
Den Dürſtgen erquickt,
Der handelt als Maurer und Freyer.

Chor.

Wer Menſchen beglückt
Den Dürſtgen erquickt,
Der handelt als Maurer und Freyer.

Wer den Zwang beurtheilen kann, den Melodie und Refrain auflegen, wird billiger von dem Ueberſetzer eines der älteſten Maurerlieder denken, wie jeder andre und er lieſt das Ganze vielleicht nicht ohne Vergnügen.

S.

5.

An die weinende Welly.

(Nach dem Engliſchen.)

Dein frohes, freundliches Geſicht
Verſchatte keine trübe Zähre!
O, ſüße Welly, weißt du nicht,
Wie kurz ein jedes Leiden währe?

Die Bluhme ſtrahlt in Frühlings Pracht,
Sie knickt und welkt im Regenſchauer,
Und deiner Wangen Roſe lacht,
Doch — blättert ab im Thränenſchauer.

H. P. F. Hinze.

IX.

Fragmente.

Folgender Beitrag zu der Lebensgeſchichte **Friedrich des Großen** wird ſicher dem Leſer doppelt wichtig ſeyn. Es iſt nicht nur an ſich ſchon alles, was dieſen außerordentlichen Monarchen auch in ſeinen frühern Jahren angeht, intereſſant, ſondern der Grund dieſer Inſtruktion zeigt bey **Friedrich Wilhelm** Klugheit und Vorſorge. Dabey iſt der Aufſatz von der gültigſten Authenticität.

Der Krieg gegen Frankreich, wegen der Thronfolge von Polen, gab Anlaß, daß der König **Friedrich Wilhelm** von Preußen, 1734, dem Kaiſer 16000 Mann am Rhein zu Hülfe führte. Die ſchon damals anfangende Schwächlichkeit des Königs, welche in eine Waſſerſucht ausartete, nöthigte ihn, den Kronprinzen **Friedrich** mit den Truppen dort zurück zu laſſen, damit letzterer dieſem Feldzuge unter dem berühmten Eugen beiwohnen mögte. **Fried-**

rich ſagt indeß ſelbſt in ſeinen Mem. de Brand.: er habe nur noch den Schatten des großen Eugen angetroffen; und die Campagne endigte ſich in demſelben Herbſte nach mehrern Märſchen und Contremärſchen. Ohne irgend einen großen Auftritt erlebt zu haben, kam **Friedrich der Große** mit den preußiſchen Truppen zu Hauſe.

Copia.

Inſtruktion, wornach des Kronprinzen Liebden, auch die beiden Generalmajors, der Graf von Schulenburg und von Kleiſt, desgleichen der Obriſtlieutenant von Bredow, ſich währender Campagne am Oberrhein achten ſollen.

I.

Da Se. Königl. Majeſtät reſolviret haben, Dero älteſten Sohn, des Kronprinzen Liebden, die dießjährige Campagne am Oberrhein als Volontair mit thun zu laſſen: ſo haben Höchſtdieſelben das allergnädigſte Vertrauen zu Ihm, Er werde ſich ſo aufführen, wie es einem Prinzen aus altem Brandenburgiſchen Geblüte, und einem ehrlichen, braven und rechtſchaffenen Soldaten gehöret und gebühret, dabey auch in allen Stücken ein gutes Comportement und gewiſſenhafte irreprochable Conduite bezeugen, ſo, daß ſolche andern jungen Leuten zum Muſter und Exempel dienen könne.

2. Zu Seiner Geſellſchaft geben Se. Königl. Majeſtät Ihm die beiden Generalmajors, den Grafen von Schulenburg und den von Kleiſt mit, welches beide alte

und wohlverſuchte Soldaten ſind, der eine von der Infanterie, der erſtere aber von der Cavallerie. Es ſoll dahero des Kronprinzen Liebden mit dieſen beiden Generalmajors beſtändig und vertraulich umgehen, dieſelben nach allem, ſo vorfället, fragen, mit ihnen davon fleißig raiſonniren, und ſich erkundigen, warum dieſes oder jenes in der Armee geſchiehet. Wenn auch Ihm dieſelben etwas ſagen, ſo im Felde Manier iſt, und er ſolches noch nicht weiß, ſo ſoll Er ihnen darunter gern und willig folgen, um ſo mehr, als Er verſichert ſeyn kann, daß gedachte beide Generalmajors ehrliche brave Leute ſind, welche Ihm nichts vorſagen werden, als was mit Sr. Königl. Majeſtät Sentiments übereinſtimmet, und daß nach Sr. Königl. Majeſtät Wunſch und Verlangen dermaleinſt aus Ihm, des Kronprinzen Liebden, ein großer und braver General werden möge.

3. Dieweil auch von dem göttlichen Seegen und Beyſtand der gute Ausgang aller menſchlichen Verrichtungen dependiret; ſo rekommendiren und vermahnen Se. Königl. Majeſtät des Kronprinzen Liebden [illegible]derſt auf das allerhöchſte, Gott jederzeit wohl zu fürchten und vor Augen zu haben, auch den Herrn Jeſum beſtändig in ſeinem Herzen zu behalten, als welches die alleinige Baſis von aller menſchlichen Glückſeligkeit iſt, und ohne welches alles Thun und Laſſen vergebens, ja der Menſch ſelbſt nur ein tönend Erz und eine klingende Schelle iſt.

4. Nächſtdem aber ſoll des Kronprinzen Liebden ſich von allem und jedem, ſo zu dem Dienſt gehöret, wohl und akkurat informiren, und zwar nicht nur allein von dem großen Dienſte, ſondern auch von dem ganzen Detail, ſo zu den Soldaten gehöret: zu ſagen, daß Er wiſſe, wie die Schuhe der Mouſquetier ſeyn ſollen, wie lange ein Soldat ſolche tragen kann, und wie lange er in einer Campagne damit auskommen muß; desgleichen von allen andern

dern Kleinigkeiten, ſo zu den Soldaten gehören, und ſo ferner, bis zur hundertpfündigen Kanone, auch endlich bis zu dem großen Dienſt, und bis zu des Generaliſſimi Dispoſitionen, als welches alles Er gründlich lernen und nichts davon auslaſſen muß.

5. Er ſoll auch wol lernen, was zur Artillerie, Subſiſtenz und Verpflegung der Armee, auch zu dem Proviantweſen gehört; wie ein Campement ſeyn muß; wie die Situationes, wo ein Lager ſtehen kann, ſeyn müſſen; ob ein feſtes Lager da ſtehen kann, oder nicht; ob man nicht anſtatt des Platzes, wo das Lager ſtehet, einen andern vortheilhaftern Platz dazu nehmen könne, wo die Situation beſſer geweſen wäre; ob die Flügel gut appüiret ſind, oder nicht; auch die Urſachen, warum ſolche gut appüiret ſeyn müſſen. Welches alles Er, nebſt denen Raiſons davon, ſich wohl bekannt machen muß.

6. Dieweil auch notoriſch iſt, daß bey einer Armee es allerhand Menſchen giebt, unter welchen denn ſich auch viele Fürſtenkinder, junge Grafen und andere junge Leute von Extraktion finden, worunter aber gemeiniglich mehr böſe als gute ſind; ſo ſollen des Kronprinzen Liebden Dero Geſellſchaft wohl choiſiren, allen Umgang aber mit jungen liederlichen Leuten vermeiden, dagegen mit Leuten umgehen, die ſich zum Handwerke appliciren und eine gute Conduite haben: Als worauf die beiden Generalmajors, der Graf von Schulenburg und von Kleiſt mit Acht geben, und des Kronprinzen Liebden von allem böſen Umgang abmahnen ſollen. Dagegen ſoll Er am allermeiſten mit denen alten Generals umgehen, als mit dem alten Prinz Eugene, dem Herzog von Bevern, dem Prinz Alexander von Würtemberg, denen Generals von Schmettau, Wallis, und andern dergleichen alten erfahrnen Leuten, als in deren nützlichen Converſation Er was rechtes und ſolides lernen kann. Inzwiſchen ſoll Er doch die jungen Leute höflich

traktiren, aber mit ſolchen keine Cotterie machen, ſondern ſelbige mit guten Tag und guten Weg gehen laſſen.

7. Mit dem General von * * * * ſoll er wegen des Dienſtes fleißig umgehen und gute Freundſchaft mit ſolchem halten, auch wenn derſelbe ausreitet, ein Lager abzuſtecken oder was zu recognosciren, oder aber, wenn er ſonſt Dispoſitiones machet, ihn nicht aus den Händen laſſen, und ihn nach allem fragen; außer dem Dienſt aber ſoll Er ſich wohl vor ihm hüten, und ſich mit demſelben in kein Spielen, Kaufen, Schachereyen, es habe ſolche Schacherey Namen wie ſie in der Welt wolle, noch ſonſten dergleichen etwas einlaſſen, weil Ihn der von * * * * ſonſten gewiß betrügen, und Er ſich nur exponiren wird, daß die ganze Welt Ihn deshalb auslachet, welches Ihm ſchlechte Reputation geben würde.

8. Allemahl und ſo ofte des Prinz Eugene Durchl. ausreitet, es ſey um etwas zu recognoſciren, oder aber wenn er in Approchen oder in Bataille reitet, ſo ſoll des Kronprinzen Liebden ſich bey Ihm einfinden und Ihm akkompagniren, auch auf alles ſo er kommandirt, und was vor Mouvements geſchehen, wohl Acht geben, dabey auch jedesmahl an die bey ſich habende Generals fragen, aus was Raiſons dieſes oder jenes geſchiehet. Des Prinzen Eugene Durchl. aber ſelbſt darum zu fragen, iſt wider den Reſpekt, und muß dahero nicht geſchehen; Es ſoll auch des Kronprinzen Liebden alle Tage nach der Parole, ſo bey des Prinz Eugene Durchl. ausgegeben wird, mit reiten, und wenn ſolche ausgegeben wird, dabey ſeyn; worauf Er wieder nach dem preußiſchen Lager reiten und daſelbſt auch bey Ausgebung der Parole zugegen ſeyn muß.

9. Nächſtdem aber ſoll Er ſich bei dem preußiſchen Corps beſtändig finden laſſen, derohalben Er denn bey ſolchem Corps ſein Campement haben ſoll. Es haben Se. Königl. Majeſtät auch dem bey dem preußiſchen Corps kom-

mandirenden Generallieutenant von Röder bereits Ordre gegeben, daß Ihm derſelbe alle Ordres, ſo Se. Königl. Majeſtät an gedachtes Corps ſchicken, wie auch alle Dispoſitiones von Märſchen, Attaquen, Belagerungen und dergleichen fideliter communiciren, desgleichen alles, was ſonſt bey dem preußiſchen Corps befohlen wird, auch was bey den Regimentern vorgehet, wiſſen laſſen ſoll. Inſonderheit ſoll des Kronprinzen Liebden wohl auf ſich Acht haben, daß er nicht aus dem preuſſiſchen Dienſt komme, wie ſolcher nach dem Reglement in allen Stücken geſchehen muß, zu welchem Ende Er ſich von allem, ſo bey den Regimentern vorgehet, auch wie die Wirthſchaft bey ſolchen iſt, fleißig erkundigen muß. Es laſſen auch Se. Königl. Majeſtät Ihm hierbei in Abſchrift communiciren, was vor eine Inſtruktion Sie denen Chefs und Commandeurs der ſämtlichen Regimenter, ſowohl Infanterie als Dragoner, ſo nach dem Oberrhein marſchirt, ertheilet haben.

10. Da auch die Subordination das Hauptfundament vom Soldatenſtande iſt, ſo wollen ſeine Königl. Majeſtät, daß des Kronprinzen Liebden, den Generallieutenant von Röder, als den kommandirenden Preußiſchen General, und der in ſolcher Funktion Sr. Königl. Majeſtät Perſon repreſentirt, anſehen ſoll; weshalb Er denn Ihm allen Reſpekt erweiſen, und wenn Ihm der Generallieutenant von Röder etwas befiehlt, ſolches ſo thun ſoll, als ob Seine Königl. Majeſtät es Ihm Selbſt befehlen hätten. Er muß auch in Kommandoſachen gedachtem Generallieutenant nicht den geringſten Eingriff thun, auch wenn Er, des Kronprinzen Liebden, etwas finden ſollte, ſo nicht recht nach Sr. Königl. Majeſtät Willen conform, auch wider das Reglement, oder wider die denen Chefs und Commandeurs ertheilte Inſtruktion wäre, ſolches zwar dem Generallieutenant höflich ſagen, aber demſelben hernachmahls ſchlechterdings überlaſſen, was er darunter thun oder laſ-

ſen will, inzwiſchen es doch an Se. Königl. Majeſtät berichten.

11. Alle Sonntage ſoll des Kronprinzen Liebden bei den Regimentern von dem preußiſchen Korps dem Gottesdienſt beiwohnen, und zwar des Vormittags bey einem Regiment, des Nachmittags aber bey einem andern. Auch ſoll er alle Woche bei den preußiſchen Regimentern 1 bis 3 mahl in die Betſtunden mitgehen.

12. Zum Ordonanzofficier wird ihm der Generallieutenant von Röder täglich einen Officier geben, den Er zum Verſchicken gebrauchen kann.

13. Wenn eine Bataille oder Reucontre bey der Armee vorgehet, ſoll im Anfange derſelben des Kronprinzen Liebden ſich bei des Prinz Eugene Durchl., oder bei dem kommandirenden General aufhalten, wenn es aber auf die Hälfte damit kommet, oder die Sache meiſt decidiret iſt, alsdenn ſollen des Kronprinzen Liebden ſich bei der preußiſchen Infanterie aufhalten.

14. Da auch Se. Königl. Majeſtät in der denen Chefs und Kommandeurs der Regimenter ertheilten Inſtruktion befohlen, daß alle Officiers von dem preußiſchen Corps, auch alle preußiſchen Volontairs beſtändig in Montur gehen, und ſich niemahls in andern Kleidern ſehen laſſen ſollen; ſo ſollen des Kronprinzen Liebden ſowohl, als die beyden mehrerwehnten Generalmajors ſich darnach ſtrikte und genau achten, und jederzeit darauf halten, bey Vermeidung Sr. Königl. Majeſtät Ungnade.

15. Es ſollen auch des Kronprinzen Liebden mit dem Gelde nicht auswürfig, noch verſchwendriſch, ſondern jederzeit ein guter Menageur ſeyn, vor allen Dingen aber keine Schulden machen. Wenn es auch die Noth erfordert, hier oder da ein kleines Preſent zu machen, iſt Ihm ſolches zwar erlaubet, es muß aber doch mit guter Ueberlegung und nicht überflüßig geſchehen.

16. Wenn er zu Hauſe ſpeiſet, ſo ſoll ſeine Tafel nicht mehr als von 8 Schüſſeln ſeyn, jedesmahl 4 und 4, des Abends aber ſoll weiter nichts als kalter Braten gegeben werden. Wenn aber des Prinzen Eugene Durchl. bey Ihm ſpeiſen, ſo ſoll Er 14 Schüſſeln, allemahl 7 und 7 Schlüſſeln ſerviren laſſen: und da Er doch öfters bei andern zu Gaſte ſeyn wird, ſo muß alsdenn in ſeiner Küche nichts gemacht werden, denn Er diejenigen Officiers, ſo bey ihm ſind, mitnimt, ſeine Leute und Domeſtiquen aber ihr Koſtgeld bekommen; Wie Er denn ſich ganz und gar nicht auf den Fuß ſetzen ſoll, Marquetender von der Armee zu ſeyn.

17. Inſonderheit befehlen Se. Königl. Majeſtät des Kronprinzen Liebden ſowohl, als denen beyden Generalmajors, Grafen von Schulenburg und dem von Kleiſt, niemahlen zu geſtatten, daß an ſeiner Tafel und in ſeiner Gegenwart etwas geſprochen werde, ſo wider Gott und deſſen Allmacht, Weisheit und Gerechtigkeit, noch wider deſſen heiliges Wort laufet, desgleichen denn keine grobe Scherze noch ſchmutzige Zoten geſprochen werden müſſen. Falls auch jemand ſich ſo weit vergäße, dergleichen in des Kronprinzen Liebden Gegenwart zu ſagen, ſo ſollen gedachte beyde Generalmajors denſelben in Sr. Königl. Majeſtät Nahmen ſtillſchweigen heißen und ihm ſagen; que ce ne ſont point de discours qu'on doit tenir en preſence du Prince Royal, & qu'il vaudroit mieux de parler d'autres affaires &c Wie denn überhaupt Se. Königl. Majeſtät zu Dero Kronprinzen Liebden ſowohl, als zu mehr erwähnten beiden Generalmajors, das allergnädigſte Vertrauen haben, ſie werden es bey Ihnen ſo einrichten, damit alles honnet und chriſtlich zugehe, und des Kronprinzen Liebden, ein rechtes Muſter vor der ganzen Welt, auch Ihre Converſation und Umgang ſo regulair ſeyn, als dergleichen weit und breit nicht zu finden.

18. Es wollen auch Se. Königl. Majeſtät hiernächſt, daß des Kronprinzen Liebden gegen alle und jede Officiers, es mögen ſolche von den preußiſchen Truppen oder von andern ſeyn, ſich höflich bezeugen ſoll, abſonderlich muß Er ſich am meiſten an das preußiſche Corps attachiren, und ſich mit den preußiſchen Officiers am meiſten zu thun machen, um dererſelben Liebe und Vertrauen zu gewinnen, wie denn kein Fähndrich bei ſolchen ſeyn muß, den Er nicht kenne, und bei Nahmen zu nennen wiſſe.

Nächſtdem aber, da bekanntermaßen Se. Königl. Majeſtät mit den Häuſern Hannover und Heſſen ſehr übel ſtehen; als wollen Höchſtdieſelbe, da Sie Dero Kronprinzen Liebden Vater ſind, daß er niemahlen einen Hannöverſchen oder Heſſiſchen Officier bei ſich zu Gaſte bitten, noch weniger aber bei jemand von ſolchen zu Gaſte gehen ſoll, und muß er überall ſich mit denenſelben in keinen Umgang noch Converſation einlaſſen, ſondern ſolche mit einem höflichen guten Morgen und guten Tag abfertigen.

Es verſtehen Se. Königl. Majeſtät dis auch von dem Prinz George von Heſſen-Caſſel, und ob wohl Deroſelben nicht unbekannt, wie des Kronprinzen Liebden ehedem ein guter Freund von demſelben geweſen; ſo wollen Sie doch, daß des Kronprinzen Liebden ſich alles Umgangs mit demſelben gänzlich enthalten, und Ihn zwar höflich, doch froide, und ſo wie einen den man vor dieſen von weitem gekannt, begegnen ſoll. Se. Königl. Majeſtät ſind derowegen auch wohl zufrieden, daß des Kronprinzen Liebden ſolches gedachtem Prinzen unter der Hand ſagen laſſen, mit dem Beyfügen, wie Er gegen deſſen Perſon nichts hätte, was Er aber hierunter thäte, geſchehe aus Reſpekt und Gehorſam gegen Se. Königl. Majeſtät als Dero Vater.

19. Dieweilen auch nach dem göttlichen Worte alles Huren, Saufen und Spielen, ernſtlich verkoten iſt; als verbieten Se. Königl. Majeſtät ſolches alles auch Dero Kronprinzen Liebden, und wollen dergleichen ſich von Ihm ganz und gar nicht verſehen noch vermuthen, falls aber doch wider alles Verhoffen ſich ein Exceß finden, und des Kronprinzen Liebden, ſo Gott verhüten wolle, in Sünde und Laſter verfallen ſollte; So befehlen Dieſelbe denen beiden Generalmajors, dem Grafen von Schulenburg und dem von Kleiſt, Ihm deshalb ſofort gehörige Erinnerungen zu thun, und Ihn auf das höchſte zu bitten, und zu vermahnen, davon abzuſtehen; zugleich aber ohne Raiſonniren, es erfolge auf ihre Vermahnungen Beſſerung oder nicht, ſolches per Eſtaffette zu berichten. Es werden Se. Königl. Majeſtät deshalb zu Dero mehrerer Verſichrung von des Kronprinzen Liebden noch, bevor Er ſeine Reiſe antreten wird, ſeine Parole auf Ehre und Reputation von Ihm, in Gegenwart der obgedachten beiden Generalmajors nehmen, daß Er die ganze Campagne hindurch, keyne Karten noch Würfelſpiel, Paar oder unpaar ꝛc. und wie ein Spiel heißen und genannt werden mag, ſpielen, auch ſich auf keine Wetten einlaſſen wolle; und zweifeln Se. Königl. Majeſtät nicht, Er werde ſich in allen Stücken ſo finden laſſen, wie es einem ehrlichen guten und getreuen Sohn gehöret und gebühret.

20. Es ſollen auch des Kronprinzen Liebden ſo lange in der Campagne bleiben, bis Se. Königl. Majeſtät demſelben die Ordre zuſchicken werden, wiederum herzukommen, alsdenn er aber ohne Zeitverluſt mit Extrapoſt den geraden Weg hieher, oder aber diejenige Route, ſo Se. Königl. Majeſtät Ihm vorſchreiben werden, wieder kommen ſoll.

21. Se. Königl. Majeſtät haben übrigens zu demſelben das allergnädigſte und väterliche Vertrauen, Er

werde wie ein treuer und rechtſchaffener Sohn, durch fleißige Application und eine gewiſſenhafte und irreprochable Conduite, ſeinen Vater nicht nur erfreuen, ſondern auch vor der ganzen Welt darthun, daß er ein würdiger Prinz aus dem alten Brandenburgiſchen Geblüthe ſey, der wohl einſehe und wiſſe, was Er zuförderſt Gott und Sr. Königl. Majeſtät, als auch hiernächſt Dero Landen und Unterthanen ſchuldig iſt. Se. Königl. Majeſtät verlaſſen ſich auf Demſelben von des Kronprinzen Liebden gegebenen Parole und ſind in ſolchem guten Vertrauen völlig perſuadirt, daß dieſe Ihm mitgegebene Inſtruktion faſt überflüſſig, und Er ſelbſt geneigt ſey, ein mehreres zu Se. Königl. Majeſtät Vergnügen zu thun, als in gedachter Inſtruktion geſetzet worden; dagegen auch Sie demſelben die feſte Verſicherung geben, daß, wenn Er aus der Campagne zurück kommen, und ſich nach Dero Verlangen und Willen conduiſiret haben wird, Sie Ihm ferner alle nur erſinnlichen Marquen von Dero Gnade und Liebe erweiſen, und Dero väterliche Tendreſſe Ihm in allen Stücken genießen laſſen wolle.

22. Schließlichen befehlen Se. Königl. Majeſtät dem Obriſtlieutenant von Bredow hierdurch insbeſondere, die Oekonomie des Kronprinzen Liebden währender Campagne zu führen; Und da Dieſelben zu deſſen Tafel inkluſive des Weins, auch zu den übrigen Unkoſten, die Domeſtiquen nicht mit darunter gerechnet, als welche das ihrige à part bekommen, vor die ganze Campagne 4400 Thlr. zahlen werden; als wollen und befehlen Sie, daß gedachter Obriſtlieutenant damit wohl haushalten und auskommen ſoll: Zu dem Ende des Kronprinzen Liebden Tafel, des Mittags nicht mehr wie 8 Schüſſeln haben, jedesmal 4 und 4, des Abends aber nur kalter Braten gegeben werden ſolle, es wäre denn, daß, wie oben erwähnet, des Prinz Eugene Durchl. bey des Kronprinzen Liebden ſpeiſeten, alsdenn

die Tafel mit 14 Schüſſeln, zu 7 und 7 couvertiret werden ſoll. Wenn auch außerdem des Kronprinzen Liebden fremde Generals traktirten, alsdenn können wohl ein paar Schüſſeln mehr, wie ordinair gegeben werden. So oft aber derſelbe zu Gaſte gehet, ſodann muß ſeine Küche nicht rauchen, außer einer Bagatelle für den Ordonanzofficier, maßen deſſen Küche keine Marquetenderey von der Armee ſeyn ſoll.

23. Da Se. Königl. Majeſtät auch reſolviret haben, daß Dero Schwiegerſohn, des Marggraf Friedrich Liebden, der Campagne als Volontaire mit beiwohnen, und bey des Kronprinzen Liebden bleiben und kampiren ſoll; ſo tragen dieſelbe zu beiderſeits das allergnädigſte Vertrauen, es werden dieſelben mit einander in guter Zufriedenheit leben, und ſich einander mit Rath und That nach Sr. Königl. Majeſtät allergnädigſten Intention beſtens aſſiſtiren.

24. Und weilen Se. Königl. Majeſtät Dero drey Vettern, als dem Oberſten Prinzen Heinrich, Oberſten Prinzen Carl und Capitain Prinz Wilhelm, gleichfalls als Volontairs mit in die Campagne ſchicken, und wollen, daß dieſelben ſich bei des Kronprinzen Liebden mit aufhalten, und kampiren ſollen, ſo verſehen Sie ſich zu demſelben, Er werde gedachten Dero drei Vettern überall mit gutem Exempel vorgehen, inſonderheit aber auf den Oberſten Prinz Heinrich wohl Acht haben, damit dieſer nicht in Ausſchweifungen verfalle, und dadurch zu einigem Skandale Gelegenheit gebe, vielmehr durch gute Vorſtellungen und Erinnern Ihn davon abhalten, damit Se. Königl. Majeſtät Dero wohlgemeinte Intention erhalten und mit allen und jeden zufrieden zu ſeyn, Urſache haben mögen.

25. Es wollen auch Se. Königl. Majeſtät, daß über vorerwähnte Dero drei Vettern die beiden Generalmajors, Graf von der Schulenburg und von Kleiſt, die Aufſicht mit haben, dieſe kommandiren, auch mit gutem Rath

und That aſſiſtiren ſollen; wie Sie denn denn dieſen Dero drei Vettern bereits Ordre gegeben haben, ihnen in allen Stücken Gehorſam und Folge zu erweiſen.

26. Das Campement des Kronprinzen Liebden, ſoll nach dem von Sr. Königl. Maj. approbirtem Plan formirt werden, und ſoll ſolches bey dem preußiſchen Corps hinter den drei Regimentern v. Röder, v. Flans, und v. Jeetz ſtehen.

27. Wenn in dem Lager vor denen Feldwachten, die Huſaren ſich mit den Feindlichen herum jagen, oder Officiers von der Armee ſich mit den Feindlichen piſtolettiren, ſo wollen Se. Königl. Majeſtät, daß ſo wenig des Kronprinzen Liebden, als Dero Vettern ſich dabey finden laßen, noch ſich darinn meliren, und unnützlicher Weiſe kanoniren ſollen. Potsdam, den 13. Junii 1734.

(L. S.) Friedrich Wilhelm.

No. 3.

Olla Potrida.

1792.

Drittes Stück.

Berlin
in der Weverſchen Buchhandlung.

Inhalt.

Seit

Gedichte. 3[illegible]

Auszüge.

Mez. 1

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

1. Der Jünger Schwedenborgs, oder die Zaubergeſtalt. 25
2. Die Wunderquelle, an S*. 34
3. Fortſetzung der Briefe eines Reiſenden über Rußland. 35
4. Der Eichenkranz, von Auguſt Wilhelm Iffland. 41
5. Sitten der Einwohner am Senegal. 63
6. Aus dem Schreiben eines öſterreichiſchen Huſarenofficiers an Herrn * *. 77
7. Callimachus Hymen. 79
8. Schreiben eines Schweizers an den Herausgeber, über den Pariſer 10ten Auguſt. 86

Naturgeſchichte.

Veterinariſche Bemerkungen und Regeln für Perſonen, die mit eigenen Pferden reiſen. 90

Anekdoten.

Von dem Blutbade den 2ten, 3ten, 4ten September zu Paris. 95

Miſcellaneen.

1. Der engliſche Garten, 1792. 98
2. Zuſätze zu dem Nachtrag zu den Skizzen einer Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt. 104
3. Ideen zu einer Geſchichte der heimlichen Gerichte in Weſtphalen. 135

Seite.
Fragmente.
Für Reiſende zur See. 140.

In der Weverſchen Buchhandlung zu Berlin ſind zur Michaelismeſſe 1792 fertig geworden.

Heynatz Handbuch, 3ter Theil, welcher die allgemeine Weltgeſchichte nach Schröcks Plan und Faden enthält, ausgefertigt von J. H. Schultze, zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage, 8. 1 thlr. 8 gr.

Ebendaſſelbe unter dem Titel: Handbuch der allgemeinen Weltgeſchichte für Ungelehrte, nach Schröcks Plan und Faden, zweite verb. Aufl. 8. 1 thlr. 8 gr.

Olla Potrida, eine Vierteljahrſchrift, auf das Jahr 1792, 2tes Stück, gr. 8. geheftet. 10 gr.

Quartalſchrift, neue, zum Unterricht und zur Unterhaltung, aus den neueſten Reiſebeſchreibungen, aufs Jahr 1792, 2tes Stück, geheftet, mit J. R. Forſters Portrait verſehen, gr. 8. Berlin. 10 gr.

Revolutionen in dem Städtchen * * *, Ein komiſcher Roman, 2tes Bändchen, 8. 20 gr.

Salzmanns Pomologie oder Fruchtlehre, enthaltend eine Anweiſung, alles in freier Luft unſers Klima's wachſende Obſt an ſeiner Farbe, Geſtalt, Geſchmack und dem Nahmen nach zu erkennen; zweite verbeſſerte Auflage, 8. 8 gr.

Voltaire's ſämmtliche Schriften, 22ſter Band, 8. 1 thlr. 8 gr.

— — Briefwechſel mit d'Alembert, 1ſter Band, 8. 1 thlr. 8. gr.

Pag:36

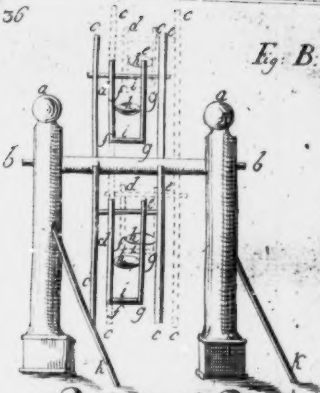

c
c
d
c
c
c
e
h
a
f
i
k
g
i
f
g
a
a
b
g
b
d
e
e
d
h
i
k
g
c
i
f
g
c
c
c
h
K

Fig: B.

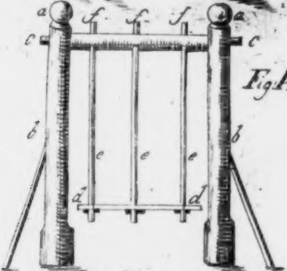

a
f
f
f
a
c
c
b
b
e
e
e
d
d

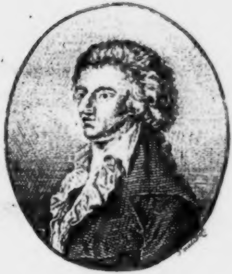
Fig: A.

Fig: C.

Olla Potrida.

1792.

Drittes Stück.



F. Schiller

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

I.

Gedichte.

1.

Bey Ueberſendung eines Damenſchildes, worauf Apollo abgebildet war.

Was ein Apoll,
So hör' ich dich verwundernd fragen,
Auf dieſem Schilde ſoll??

Wär' ich Apoll:
Dann, liebes Mädchen, wüßt' ich wohl
Dir etwas Schöneres, im Saitenklang, zu ſagen,
Als was Apoll
Auf dieſem Schilde ſoll.

Nur izt behalt' er ſeine Leyer:
Ich neid' ihm ſeine Kunſt und ſeine Lieder nicht.
Ein Herz, woraus Empfindung ſpricht,
Bedarf, zu ſeiner Wünſche Feuer,
Des Saytenſpiels von einem Gotte nicht.
Wann es an Ausdruck ihm gebricht,
Dann fleht es (wie auf dieſem Schilde)
Erfinderiſch zu einem Bilde,
Woraus die Kunſt des Pinſels ſpricht.

Der

Der Jugend ewger Reiz, der im Apollo blühet,
Und mächtig jedes Herz zu ſeiner Gottheit ziehet,
Der winde, wie ein Kranz, ſich um dein eigen Haupt.
Von Lebensfreuden rings umblühet,
Des Jugendkranz es nie beraubt,
Löſt dann, den Liedern gleich, die, von Apollo's Sayten,
Auf Silbertönen, niedergleiten,
Sich einſt dein wonnevoller Lauf,
Im ſanften Wiederhall' aus ſchönern Welten, auf!

H. P. F. Hinze.

2.

Gebet eines Indianers.

Ha! Noch hüllt die Erde ſich in Schlummer;
Wenn der Sonne früher Strahl erwacht,
Eingelullt am Abend durch den Kummer
Brachte Troſt die braune, kühle Nacht.
Alles ſchläft noch in der Städte Mauren,
Oder ſchwebt in einem frohen Traum,
Soll ich klagen; nein, denn ewig dauren
Selbſt die Sorgen nicht, ſie werden Schaum.

Steigſt du mild ſchon aus dem Meer herüber
Unſrer Schöpfung Allbeleberin,
Deines Lichtesſtrahlen gegenüber
Ströme Dank für deine Wohlthat hin,
Wohl mir daß ich lebe dich zu ehren,
Du beleuchteſt meinen ſtillen Pfad,
Laß mich nimmer Ueberfluß begehren,
Leuchte niemahls mir zur Laſterthat.

Hab' ich einſt auf dieſer ſchönen Erde,
Meiner Tage Ziel in Ruh erreicht,
So verjünge durch dein mächtig's Werde
Dorten mich wohin dein Strahl entweicht.
Leite mich zu jenen beſſern Zonen,
Deren Bürger keinen Kummer kennt,
Ewig laß mich ungeſtört dort wohnen
Wo mein Herz für deinen Ruhm entbrennt.

F. A. A. Meyer.

3.

Lied.

Mel. Bei der hellſten Mittagsſonne.

Ruft dich einſt aus Finſterniſſen
Helles reines Licht hervor,
Glaubſt du mehr als ſonſt zu wiſſen,
Eh' dein Herz den Bund erkohr,
O dann wandle muthig fort,
Strauchle weder hier noch dort.

Einſam irreſt du die Wege,
Die dich nur Inſtinckte gelehrt,
Hatteſt zwar von manchem Stege,
Doch von keinem recht gehört.
Ohne Führer, ohne Licht,
Fandeſt du den rechten nicht

Sieh da glänzte dir von ferne,
Schön der Strahl des ächten Lichts,
Und du folgteſt dieſem Sterne
Trauervollen Angeſichts.
Edelmuth wieß dir die Bahn
Und benahm dir Furcht und Wahn.

Aechte Weiſheit aufzufinden
Folgteſt dieſen Spuren du,
Und, um dieſe zu ergründen,
Wieß man dich dem Lichte zu.
Würdig warſt du es zu ſehn,
Herrlich iſt ſein Glanz und ſchön?

Soll dich nie der Schritt gereuen
Den du muthig jetzt gethan,
Muß dich Menſchenpflicht erfreuen
Werth dir ſeyn der Biedermann.
Ach der Arme iſt bethört,
Der nicht dieſe Pflichten ehrt!

Reizt dich noch die falſche Sphäre
Die des Menſchen Muth oft trübt,
Wird noch Reichthum oder Ehre
Mehr von dir, als Pflicht, geliebt?
O ſo fliehe dieſen Pfad,
Den dein Fuß zu ſchnell betrat!

Hier ſind alle Menſchen Brüder,
Mag er arm ſeyn oder reich,
Keiner drückt den andern nieder,
Stand und Glauben ſind ja gleich.
Jeder ſuchet hier der Bahn,
Sich des wahren Glücks zu nahn.

Heil dir, wenn du die gewählet,
Freude wird dann ſtets dir blühn,
Klag' uns alles was dich quälet,
Laß der Sorgen Schwarm entfliehn,
Was nur Hülfe ſchaffen kann
Bieten alle ja dir an.

Wandle fort in unſrer Mitte
Freue dich, wo wir uns freun,
O dann wird zu dieſem Schritte
Nie der Entſchluß dich gereun.
Wer ſich gern des Lebens freut,
Hat der Weisheit ſich geweiht.

S.

4.

An Johann Anton Ludwig Seidenſticker.

Helmſtädt, am 26. October 1788.

Weinend, den Kummer im Buſen, die Leiden der Trennung zu ſiegen,
Auszuſtrömen in Gluth, nahm ich die Harfe zur Hand.
Traurend zerriß ich die glühenden Roſen, welche am Morgen
Jinni's Zärtlichkeit mir um das Saitenſpiel hing.
Stürmend griff ich dann in die Saiten, welche zur Ruhe
Meine Seele ſo oft wieder, nach Thränen, gewiegt.

Aber auch dieſer Stimme des Troſtes blieb ich ein Marmor;
Was mein Innres zerreißt, tönten die Saiten zurük!
Zürnend ergriff ich ſie da, und warf ſie, die goldige Harfe,
Sonſt mein ſüſſeſter Troſt, weit in das hallende Thal. —

Düſterherrlicher Jüngling, Du Einziger, warum verſtummet
Meine Harfe allein Dir, du Lieblicher, Dir?
Hat ſie nicht vormals ſo huldig und ſchön zum Preiſe der Mädchen,
Meiner Jlnni ſo ſchön unter den Mädchen gerauſcht? —

Siehe, ſie trauert um Dich, den Liebling der Weisheit und Tugend,
Sohn des Geſanges, um Dich! Darum verſtummet ſie mir!!

Karl Reinhard.

II. Aus-

II.

Auszüge.

Mez.

(Aus Steinbrenners Bemerkungen auf einer Reiſe ꝛc.)

Nous voilà dans le port! mein Freund! ſind herrlich logirt, und eſſen täglich in anderer Geſellſchaft, lernen Leute aus allen Provinzen Frankreichs, auch aus dem Ausland, kennen — das beſte Mittel den Karakter der Nation zu ſtudiren — haben Mittags zwey Gänge, die wenigſtens zwölf Schüſſeln betragen, und Abends die Hälfte ſo viel, Mittags eine ganze und Abends eine halbe Bouteille Wein, und bezahlen für alles dies nicht die Hälfte, was wir für die engliſche Koſt in Lauſanne geben muſten.

Mez iſt ein gut Theil größer als Straßburg, aber ungleich ſchlechter gebaut und ſchmutziger, als das erſte: die Straßen ſind eng und kothig, wie in Paris; die rue de Jardin iſt noch die hübſcheſte. Man geht keine drey Schritte, ohne einem Soldaten oder Mönch zu begegnen, denn der Orden beyder iſt ungemein ſtark; es liegen wohl ein 15000 Mann darin. Deutſch wird nicht viel daſelbſt geſprochen, obgleich in der rue des Allemands viele Deutſche wohnen, auch deutſche Wirthshäuſer ſind. Da ich mich in dieſen freundſchaftlichen Unterhaltungen an keine ſyſtematiſche Ordnung zu binden habe, ſo iſt es gleich viel, womit ich den Anfang mache.

Wenn Sie mich fragen, wo es mir beſſer gefallen hat, in Lauſanne oder Mez, ſo kann ich hierauf keine kategoriſche Antwort geben. Jedes hat ſeine Vorzüge und ſeine ſchlimme Seite. Die Gegend um Mez (le pays Meſſin) iſt freilich keine Schweizergegend, aber in anderem Betracht auch wieder vortreflich. Die Moſel, die Weinberge ꝛc. machen ſie zu einer der ſchönſten, welche ich geſehen habe. Die Promenaden gegen Saar, Longueville, Montigny, Saarlouis ꝛc. ꝛc., l'Isle, und die Eſplanade in der Stadt, ſelbſt der Wall, ſind ſehr angenehm. Die Mezzer ſind eine ganz gute Art Menſchen, geſellig, zuvorkommend, aber noch ziemlich bigott, welches auch daraus erhellt, daß noch vor nicht langer Zeit drei Hunde jährlich für die Hexerei auf dem Paradeplatz verbrannt wurden. Der Schmauſereien, Mittags und Abends, iſt kein Ende, und es geht dabei hoch her. In die Geſellſchaften, deren etliche gewöhnlich, andere außerordentlich ſind, geht man um 3 Uhr, bekömmt aber weder zu eſſen, noch zu trinken, ſondern muß ſich mit einem Spiel Lomber, Piquet oder Wiſque, den Fiche nur zu einem Sols, begnügen laſſen; bei den meiſten folgt aber dann ein ſplendides Souper. Der Kommandant der Stadt gibt wöchentlich zweymahl große Geſellſchaft, Spiel und Souper, zuweilen auch Bälle. Ein königlicher Einnehmer in Mez, Borni iſt ſein Nahme, giebt im Winter Montags und Donnerſtags einen Ball und Souper, deſſen ſich ein Fürſt nicht zu ſchämen hätte. Das Haus dieſes Mannes läßt von außen die Pracht nicht vermuthen, welche im Innern deſſelben herrſcht. Vermöge blecherner Röhren, die im ganzen Haus umher laufen, kann es durchaus geheizt werden; Spiegel von ſolcher Höhe und Breite, wie in den Zimmern hängen, wird man ſelten finden; die vortreflichen Hautelicetapeten, die von Gold ſtrozzenden Vorhänge und Stühle, die vielen Büſten und Pendulen ließen hier die Wohnung eines Ducs oder Marquis vermuthen. In einem Zimmer wird getanzt, im andern geſpielt, und unten im Saal gegeſſen. An einer langen Tafel ſaſſen blos die Damen, der Hausherr, ſein Bruder und meine beiden lieben P. Beim Deſſert allein zählte ich vierzig Schüſſeln (aſſiettes.) Die Herren eſſen ſtehend, laſſen ſich von der erſten beſten Dame etwas geben, oder ſetzen ſich, drei und drei, an die in den Nebenzimmern ſtehenden Tiſche, und laſſen ſich von den Bedienten etwas reichen. Sie müſſen wiſſen, daß wenn jemand aus dem Hauſe ſpeiſt, er ſeinen Bedienten mitnehmen muß, der hinter ſeinem Stuhl ſtehet und ihn bedient. Da die Soupees bei dem Kommandanten oft ſiebenzig bis achtzig Perſonen ſtark waren, und jeder ſeinen Bedienten hatte, ſo vergaß denn mancher derſelben ſeine Serviette, die ihm im Haus zur Bedienung gegeben wurde, wieder abzureichen: daher muſte jeder vor Tafel ſeinen Hut zum Pfand an einen der Oberdomeſtiquen des Hauſes abgeben, den er erſt nach Ablieferung ſeiner Serviette wieder bekam. In Mez dürfen Sie Abends nach zehn Uhr nicht ohne Licht auf der Straße gehen, wenn Sie nicht von der Patrouille, die zu Pferd und zu Fuß umher geht, wollen arretirt ſeyn; es braucht dies aber auch kein brennendes Licht, ſondern nur eine Kohle, oder ein Stückchen glimmernder Lunte zu ſeyn: die letztere wird ſchon zubereitet zu dieſem Behuf verkauft.

Die **Abtey von St. Arnold**, von welcher der Biſchof Abt iſt, hat eine, 12000 Bände ſtarke Bibliothek, in welcher die Kirchenväter die ſtärkſte Rubrik ausmachen. An einem Manuſcript vom Eutrop aus dem neunten Jahrhundert befindet ſich, vorne an, ein Fragment einer damals noch ungedruckten römiſchen Geſchichte nach den Kaiſern und

Eroberungen. Man ſiehet auch hier einige Bücher von dem erſten Druck in Frankreich durch Lupus Gallus in Contzen in pago Beronenſi in Ergauvia. Dieſes Benediktinerkloſter iſt das reichſte und anſehnlichſte unter den vieren dieſes Ordens in Mez. Die ſchöne Terraſſe, der Eßſaal, die Kapitelſtube und die helle Kirche, mit dem großen zierlichen Chor, laſſen auf den Wohlſtand und Reichthum deſſelben ſchließen. Einige Buchführer haben auch Leſebibliotheken, die ſie cabinets litéraires heißen, wo man für 30 Sols monatlich ſeine Lesgierde befriedigen kann.

Die Redouten in Mez haben mir gar nicht gefallen. Sie werden im Schauſpielhaus gehalten, nehmen ihren Anfang um fünf und dauern bis zehn Uhr. Die Entree koſtet 40 Sols. Als ich ſie beſuchte, waren wohl tauſend Menſchen da, denn Sie müſſen wiſſen, daß man für 40 Sols auch unmaſquirt hinein gehen kann. Das Gedränge iſt abſcheulich, die Hitze zum braten, und es wird weder engliſch noch deutſch, ſondern immer nur die hüpfenden Quarrees getanzt. Wirklich, nichts iſt einem wahren Affentanz ähnlicher, als eine Monferine! Zu haben iſt auf der Redoute auch weiter nichts, als Punſch, von Branntewein gemacht, Thee, Babaroiſſe, d. i. Syrup mit warmen Waſſer. Eine ſolche Babaroiſſe mit Gebakkenem iſt gemeiniglich das Abendbrod, das man auf den Kaffeehäuſern einnimmt.

Die **Juden**, 420 Familien, oder 4000 Seelen ſtark, wohnen in Mez in einer engen ſchmuzigen Straße, aus der ſie an hohen Feſten der Katholiken manchmal zween bis drei Tage nicht herausgehen dürfen. Freund! was ſagen Sie zu folgender Stelle im *Almanach* des trois évêchés, wenn es S. 172. von den Juden heißt: leur chant et ſurtout les geſtes qui l'accompagnent, ont de quoi frapper les *étrangers*? — Haben Sie je in einem Adreßkalender ſo wichtige Nachrichten geleſen? — Die

Juden

haben eine Nationaljurisdiktion, die aus einem Oberrabbiner und neun Syndiks beſteht.

Nun muß ich Ihnen doch auch ein Wörtchen von den vornehmſten Kirchen und Klöſtern der Stadt ſagen. Die erſte iſt die **Kathedralkirche**, dem H. Stephan geweiht, ein großes maſſives Gebäude mit einer breiten Treppe, auf der Seite des damahls eben erbauten biſchöflichen Pallaſts. Das Portal iſt von Joh. Jak. Blondel, der auch das Rathhaus erbaut hat. Das Taufbecken, von reinem rothen Porphyr, bey zehn Fuß lang, iſt von großem Werth. Der Thurm hat bis an den Kranz 350 Stufen, und dabei Paſſagen, wo eine beleibte Perſon nicht wohl durchkommen kann. Das Domkapitel beſtehet ohngefähr aus vierzig Perſonen. **St. Sauveur**, eine minder glänzende, beſteht aus einem Kapitel von einem Dutzend Domherren, geſtiftet um das Jahr 1070 von Adalberan III., Biſchof von Metz; **St. Thiebault**, von acht wirklichen und einem Ehrendomherrn, geſtiftet 1158 oder 59. Pfarrkirchen ſind in der Stadt vierzehn. Zu den Abteyen gehören, außer der oben genannten von **St. Arnold**, **St. Clement**, es hat gegenwärtig eine niedliche Kirche, mit einem beſonders ſchönen Portal. In dieſem Kloſter iſt auch eine königliche Penſion und Schule für diejenigen, welche ſich zur Artillerie bilden wollen, die aus einem Direktor, und zween Profeſſoren, welche Stellen patres bekleiden, beſtehet. Noch prächtiger, und ich mögte ſagen, die ſchönſte iſt die zu **St. Vincent**, geſtiftet 968 von Thierry I. Biſchof von Metz. **St. Symphorien** iſt zugleich ein Erziehungshaus der Benediktiner. Die Eleven wohnen oben in Manſarden, und jeder bezahlt für Unterricht, Kleidung und Nahrung 800 Livres jährlich. Was wiſſenſchaftlichen Unterricht anlangt, ſo ſind freylich franzöſiſche Schulen und Kolleges weit hinter den unſrigen;

bei

der ſcholaſtiſche Schlendrian macht noch das Weſen derſelben aus.

Zu den weiblichen Abteyen gehören das Stift des H. **Ludwig**, das aus einer Aebtiſſin, Priorin und zwölf Kanoniſſinnen beſteht, und die Abtey der H. **Gloſſinde**, einer Gemahlin des Herzogs Quintrion von Champagne im Anfang des ſiebenten Jahrhunderts. Der Seminarien ſind zwey, das zu St. Anna oder der Miſſion, und das zu **St. Simon**; das letztere iſt das anſehnlichſte. Auſſer St. Symphorien iſt auch noch in der Neuſtadt oder in dem Fort, welches die Moſel von der Stadt trennt, eine Erziehungsanſtalt (collége) des **H. Ludwig**, in welcher junge Edelleute, von ſieben bis zwölf Jahren in der franzöſiſchen Sprache, Geographie, Geſchichte und Mathematik unterwieſen, und wie in einer Penſion logirt und bewirthet werden. Der Mannsklöſter ſind in der Stadt zehen, von denen ich nur die Kapuziner beſucht habe. Beym Eingang in den Kloſterhof iſt eine Grotte und die Geburt Chriſti in Stein gehauen. Das Gebäude nebſt der Kirche iſt mittelmäßig, in der letztern ſind einige eben ſo mittelmäßige Gemählde, die ägyptiſchen Schlangen und das Manna, und im Refektorium Pilatus Urtheil und die Speiſung der 5000 Mann — hier ſpeiſen aber nur täglich acht und zwanzig Mann, und zwar Fleiſch nur von Oſtern bis zum 1ten November. Lächerlich war es mir, bei einem Gemählde im Kreuzgang, wo der H. Anton die Hoſtie zeigt, und ein Eſel ſich vor ihm niederkniet, gegen Anton aufblickt, und das ihm dargereichte Heu nicht achtet, den Pater Vikarius, der es uns zeigte, die Wahrheit dieſer Geſchichte mit ſo viel Herzlichkeit verſichern zu ſehen. Einer der dabei ſtehenden Heiden hält den Eſel ſo beim Hals, daß er zum H. Anton aufſehen muß, und das Heu im Korb nicht freſſen kann. Die Bibliothek iſt nicht ſonderlich, und beſtehet gröſtentheils aus Predigten und Kirchenvätern.

Das liebſte am ganzen Kloſter wären mir die beiden groſſen Frucht- und Gemüſegärten deſſelben. Der weiblichen Klöſter ſind mit dem in Montigny, eine Viertelſtunde von Mez, gerade ein Dutzend.

Was, außer den Schulen, die übrigen öffentlichen Anſtalten zum Beſten der Menſchheit in Frankreich anlangt, ſo muß man, um billig und gerecht zu ſeyn, ihnen faſt durchgehends den Vorzug vor den unſrigen zugeſtehen. Die franzöſiſchen Spitäler, Waiſen- und Findelhäuſer ꝛc. ꝛc. ſind Anſtalten, die ins Große gehen, und alle mögliche Vorzüge beſitzen. Die Kaſernen Coislin, die im Fort und Chambières könnten nicht regelmäßiger, nicht ſchöner und prächtiger gebauet ſeyn, und jeden fürſtlichen Schlöſſern ähnlicher, als Soldatenwohnungen. In Mez ſind vier Hoſpitäler; das zu St. Nikolaus hat eine beſondere Revenüe: der Erzbiſchof verordnete unterm 8ten März 1222 mit Zuſtimmung der geſammten Geiſtlichkeit und Bürgerſchaft, daß alle die, welche in der erzbiſchöflichen Diöces ſterben würden, ihr beſtes Kleidungsſtück hergeben ſollten zur Erbauung der Brücke über die Moſel welche in das Fort führt, und noch Pont des morts heiſt Dieſe Verordnung wurde Anfangs nur auf fünf Jahr feſtgeſetzt, in der Folge aber für perpetuirlich erklärt, und dem Hoſpital dieſes Benefiz zuerkannt. Stirbt ein Einheimiſcher oder Fremder, in Mez, ſo muß er dieſe ſeine äußere Hülle entweder in natura oder durch Geld dem Hoſpital zollen: die Geiſtlichen den Rock, Unterrock (Soutane) und Mütze; die weltlichen Mannsperſonen Mantel, Weſte und Hut, die Weibſen Rock, Kamiſölchen und Haube. Kinder, die noch nicht das erſtemahl kommunizieret haben, ſind von dieſem Tribut frey. Die Charité de Bouillon, welche die Königinn Anna von Oeſterreich zur Stifterin hat, beſteht aus acht barmherzigen Schweſtern, die auf ein Atteſtat von dem Prediger der Pfarre, den empfohlnen Kranken mit Suppe, Fleiſch und Brod, auch Arzney verſorgen, und ihn ſowohl im Spital, als in ſeiner Wohnung warten. An jedem großen Feſt laſſen die ſchönſten Damen aus den erſten Familien ſich von einem Cavaliere ſervante in den Kirchen, auch wohl an den Kompagnietiſchen der Gaſthöfe herum führen, und betteln für dieſes Inſtitut. Wer wird ſo ſchönen reizenden Bettlerinnen eine reichliche Gabe verſagen können? Das Hoſpital St. George für Mannsperſonen iſt ein gutes Werk des Biſchof d'Aubuſſon de la Feuillade. Es hat 43 Betten für Kranke und 9 Mönche zu ihrer Bedienung, von welchen immer einer Allmoſen ſammlet. Ein gleiches Inſtitut für Weibſen iſt das Spital de Bonſecours von Morel, Dechant der Kirche St. Thiebault, und dem Rathsſchöffen Rollin 1698 geſtiftet. Es hat 66 Betten und 10 Schweſtern zur Bedienung. Es iſt auch in Mez eine Armenanſtalt bureau des pauvres, welche dafür ſorgt, daß die Kranken in das St. Nikolaushoſpital gebracht, und die faulen Bettler bei den Veſtungswerken angeſtellt werden. Zween Bürger und vier Sergeanten haben in jedem Quartier der Stadt die Aufſicht über dieſen Theil der Polizey, ſammlen für nothleidende Familien — aber bei alle dem wird man doch von Betteljungen auf der Straße und in den Häuſern beſtändig exequirt, welches freilich in einer ſo volkreichen Stadt, wie Mez nicht wohl zu verhüten iſt.

An dem Gouvernementshauſe wird ſchon ſeit 13 Jahren gebaut, und ich zweifle faſt, ob es jetzt noch fertig iſt. Clariſſeaux hat den Plan dazu angegeben. Die Facade, dem Jardin de Bouſſers gegenüber, hat drei Basreliefs, von denen das erſte auf die Krankheit Ludwig XV, der in dieſer Stadt dem Tode nahe war, das zweyte auf den feierlichen Einzug der Franzoſen in dieſe Stadt (1552.) — woran ſich eben der patriotiſche Deutſche nicht ſehr ergötzen wird — das dritte auf die Wiederherſtellung des Parlements 1775 anſpielt. Beim Eintritt in den Hof iſt links jene rührende Scene vorgeſtellt, wie nach der Einnahme von Mez der Herzog von Guiſe, die vor Hunger und an ihren Wunden hinſterbenden Krieger Karls V. unterſtützt; gegenüber der Friedensſchluß von 1783 mit England. An der Treppe ſind die Büſten Heinrich III. und IV, Ludwig XII. XIV. und XV.

Gern hätt' ich einer Sitzung der **Akademie der Wiſſenſchaften** auf dem Rathhauſe beigewohnt, aber es kam immer etwas dazwiſchen. Der Marſchall von **Belisle** iſt eigentlich ihr Stifter (1757). Dieſer Muſenfreund ſchenkte ihr auch eine Summe von 60000 Livres, welche ihm die Stadt ſchuldig war, zu einem Fond, nebſt ſeinem Portrait, welches auch in dem Verſammlungsſaal, dem Bildniß des zweiten Stifters, Marſchall von Etrees, gegenüber hängt. Die Geſellſchaft hat Naturgeſchichte, Phyſik, mechaniſche Künſte und beſonders den Ackerbau zum Gegenſtand. Ihre Privatſitzungen ſollen alle Montage um 4 Uhr Nachmittag ſeyn, die öffentlichen ſind am Ludwigsfeſt und 14 Tage vor Oſtern. Im Winter läßt ſie für das Publikum in ihrem Verſammlungsſaal einen Curſus der Chymie umſonſt leſen durch den Doktor **Lenntar**, wobei jedermann zuhören kann.

Das Fort, zu welchem die oben genannte Todtenbrücke über die Moſel führt, ſieht ſchon einer anſehnlichen Stadt ähnlich. Die prächtigen Kaſernen, das Kriegslazareth, das bureau de la guerre und Collége de St. Louis, und all' dieſe Gebäude, ſo regulär, ſo egal gebauet — und noch dazu das Gewimmel der vielen Krieger und Pferde geben den ſchönſten Anblick. Die Moſel iſt immer mit Wäſcherinnen beſetzt, wie in Paris die Seine, und daß es hier eben nicht ſehr ſtille zugehen könne, ſieht man wohl leicht ein. Da in den großen Städten Frankreichs keine Gärten an den Häuſern ſind, ſo müſſen die Wäſcherinnen damit vor die Stadt hinaus — wobey aber denn, aus Mangel der Aufſicht, unbarmherzig mit der Wäſche umgegangen wird. In einem kleinen Wäldchen vor der Citadelle nahe vor Montigny iſt dieſes Rendez vous der Wäſcherinnen. Der Franzoſe hält überhaupt nicht ſehr auf weiſſe Wäſche; die galanteſten Stutzer haben oft ſehr ſchmutzige Hemden an — nicht ſo bei den Engländern.

Die **Citadelle** iſt ein finſteres, elendes Loch, das freilich mit der Strasburger oder gar mit der zu Lille in franzöſiſch Flandern, einen ziemlichen Kontraſt macht. Aber deſto ſehenswürdiger ſind für den Kenner und Liebhaber die Veſtungswerke vor der Stadt, die Retranchements, und beſonders das belle croix, ein Souterain an den äußerſten Veſtungswerken, ein ausgehölter Berg, in dem eine ziemliche Mannſchaft ſich verbergen kann. Vulkans Werkſtätte zu Mordgewehren, die Menge Kugeln, Kanonen, Mörſer, die Sägemühlen und Schmiede, alles dies ſah' ich mit ſchwerem Herzen an — weil es doch alles nur zum Menſchenwürgen da iſt. Mein Lieblingsſpaziergang war innerhalb den Wällen der Fortereſſe pâté.

Der Chirurgien major von der Artillerie führte uns auch in die **Pulvermühle**, die auf einer Inſel, welche die Moſel bildet, liegt. Wir durften keine Stöcke, und nichts metallenes mitnehmen, wurden auch gefragt, ob wir Nägel in den Schuhen hätten. Da die Mühle in der Stadt liegt, ſo werden, um Unglück zu verhüten, allezeit nur 4000 Pfund auf einmahl gemahlen. Die Stempel, womit es geſtampft wird, ſind von Kupfer. Im Hofe liegt das Pulver auf Brettern herum zum Troknen. Die Salpetrerie, wo der Salpeter gekocht wird, iſt auch dabei. Das Haus, worin das Pulver geſtoßen wird, hat nur eine ſchlechte bretterne Wand, und wenn es auch bei einer Entzündung dieſe hinaus ſchlägt, ſo iſt eben der

Schade nicht ſehr beträchtlich. Ich war überhaupt bei einem Gewitter immer ängſtlich in einer Stadt, wo ſo viele Pulvermagazine ſind. Die Feueranſtalten ſind indeß vortreflich: ſobald die Glocke Béfroi nach der Anzahl der Schläge das Quartier der Stadt beſtimmt, in welchem es brennt, ſo iſt auch ſchon das dazu beſtimmte Feuerkommando da, und nur dieſes darf in das Haus, welches ſodann zugeſchloſſen wird. Ich weiß, daß der Schornſtein im Hauſe brannte, und die Beſitzer deſſelben ſahen zum Fenſter heraus auf die Leute, welche die Sturmglocke herbeilockte, und überließen das Löſchen dem Feuerkommando. Iſt eine Magiſtratsperſon der Stadt ſelbſt bei dem Brand, um Anordnungen zu machen, ſo trägt ſie am dritten Knopfloch ein goldnes emaillirtes Kreuz mit ſieben Spitzen, auf deren einen Seite das Stadtwappen, auf der andern drey Lilien im azurnen Felde ſind.

Das **Zuchthaus** (la maiſon de force) hab' ich wohl von außen, aber nicht von innen geſehen. Der Lärm und das Singen, wenn ich vorbei gieng, ließen mich muthmaßen, daß es ganz luſtig darinnen hergehen müſſe. Kein Soldat darf vor dieſem Haus vorüber gehen.

Die **Münze**, welche ſchon ſeit 1661 exiſtirt, haben wir nur beſehen wollen, es war aber gegen Abend, da die Arbeiter ſchon Feierabend gemacht hatten. Einige ſiebten noch die Aſche durch und ſuchten das Gold heraus. Der Karakter der zu Mez geprägten Münzen iſt AA. Die **Gaasweberey** in der rue de jardin muß man nicht übergehen; ſie iſt ſehenswürdig.

Ich konnte niemahls die **Volksmenge** von Mez richtig erfahren; einige ſprachen von 72000 Menſchen. Daß ſie indeſſen nicht geringe ſeyn müſſe, erhellet aus den Geburtsliſten, wovon ich Ihnen die von den Jahren 1784 und 1785 mittheilen will. In dem Jahr 1784 wurden in dem Gebiet der Generalität von Mez gebohren:

Knaben	6753.	13105.
Mädchen	6352.	
Heyrathen	2684.	

geſtorben ſind:

Mannsperſonen	7296	13614.
Weibsperſonen	6318	

Profeß thaten

Mönche	15	23.
Nonnen	8	

geſtorben ſind:

Mönche	40	70.
Nonnen	30	

Im Jahr 1785 wurden gebohren 13712 Kinder

getraut	2769.
geſtorben ſind	13797.
Profeß thaten	34.
in Klöſtern ſtarben	57 Perſonen.

Die Handlung blühet noch ſo ziemlich. Die getrockneten Früchte, beſonders die Mirabellen machen einen ziemlichen Artikel aus, ſo wie das Hydromel. Die Mirabellen von Mez, die Bonbons von Verdün und die Pfefferkuchen von Rheims ſind zum Sprüchwort geworden. Auch viel Flanell, grobes Tuch und Liqueurs werden fabrizirt; der Weinhandel iſt nicht geringe. Der Mezzer rothe Landwein, die Bouteille 12 Sols, iſt wirklich nicht ſchlecht. Auch einen Domeſtiquenmarkt giebt es jährlich, wo man ſich einen Knecht oder Magd miethen kann, ſo wie man ſich für Geld einen Dienſt kauft, deren immer in den Wochenblattern genug feil gebothen werden, weil entweder der

Beſitzer geſtorben iſt, oder ſich entſchloſſen hat, ſein Amt, das er ſelbſt käuflich an ſich gebracht, wieder zu verkaufen. Wer eine ſolche Stelle kaufen will, muß ſich zwar examiniren laſſen, aber es kommt auch bei dieſem Examen nicht viel heraus. Nun genug von Mez, der finſtern räucherichten Stadt — ſo ſieht ſie wenigſtens in der Ferne von außen aus! — Nun auch ein Wort von dem, eine Stunde entlegenen **Freſcati**, dem Landſitze des Biſchofs von Mez.

Ich bin ſehr oft in dieſem herrlichen Tempe geweſen, und jedesmahl, mit neuem Vergnügen geſättiget, nach Hauſe gekehrt. Es hat mit dem Park über eine Stunde im Umfang, und begreift allein 14 Teiche in ſich. Das Hauptgebäude, zu welchem vom Eingang aus eine breite Lindenallee führt, ſtehet en face der Hauptſtraße nach Nancy. Oben bei dem biſchöflichen Hauſe ſind zwey kleine Häuschen, das Sommer- und das Winterpalais des Portier (Thorwart). Von der Küche an der Orangerie geht unter der Erde ein Gang, durch welchen die Speiſen in das Haus getragen werden. In der Orangerie wird bei Gaſtmahlen geſpeiſt. Hier fielen mir beſonders die kleinen Stühle auf, die ſo kompendiös und niedlich ſind, daß zween derſelben kaum einen deutſchen ausmachen. Gewiß! an einer Tafel, wo in Frankreich 60 Perſonen eſſen, ißt bei uns kaum die Hälfte. Genirt ſitzt man bei den erſten freilich, aber dafür ſitzt man auch bei uns länger am Tiſche, und glaubt oftmals den Wirth zu beleidigen, wenn man nicht von allen Speiſen ißt, da hingegen in Frankreich jeder nur von der Aſſiette fordert, welche ihm behagt. Im Geſchwindeeſſen möchten die Franzoſen den Deutſchen noch vorgehen. Dadurch unterſcheiden ſie ſich ſo wie die Engländer von uns, daß ſie ſehr viel Brod genießen — das franzöſiſche Tiſchbrod iſt aber auch ſehr leicht und ſchwammigt — und daß ſie beym Eſſen gewaltig ſchmatzen. So unartig dies uns vorkommt, ſo iſt es doch wohl ſehr geſund

und zur Verdauung beförderlich, weil einmal die Speiſen beſſer gekauet, und auch mit dem Speichel beſſer vermiſcht werden. — Doch nun wieder zu unſerm Freſcati!

Hinter der Orangerie, in welcher bei Gaſtmalen Waſſer auf der Tafel ſpringen, ſind der Blumen- und Gemüſegarten, die Treibhäuſer und zwei Volieren einander gegenüber; vis à vis ein Karuſſel in den Luſtwäldchen, aus deren einem die Oefnung eine perſpektiviſche Ausſicht auf das Gouvernement von Mez gibt. Ein ziemlich breiter und langer Kanal, auf welchem eine Gondel ſchwimmt, theilt die rechte Hälfte des Gartens in zween Theile. Jenſeits deſſelben ſind Alleen, Teiche, und die ganze linke Hälfte nimmt der Park ein, deſſen ſtumme Reiſer uns manches Geſchichtchen von beſtandenen Liebesabentheuern erzählen könnten, wenn ihnen — zum gröſten Leidweſen vieler galanten Mezzer Damen und Herren — die Sprachgabe verliehen würde. Wer nicht den nemlichen Weg zurück in die Stadt nehmen will, der wendet ſich gerade auf die Moſel hin, läßt ſich auf einer Fähre überſetzen, und findet an dem jenſeitigen Ufer, das ſich allmählig in Weinbergen erhebt, am Berg St. Quentin hin über Longeville und der herrlichen Promenade belle cour einen noch ſchönern Rückweg.

III.

Abhandlungen
und vermiſchte Aufſätze.

1.

Der Jünger Schwedenborgs, oder die Zaubergeſtalt.

Ich lag unter dem düſtenden Ueberhange blühender Feldroſen, ohnweit einem murmelnden Felſenquell, ſonſt dem Ruhplatz aller meiner kleiner jugendlichen Sorgen. Ich hatte ihn geſucht einer namenloſen Unruhe zu entfliehen, die mich ſeit einigen Wochen verfolgte; aber vergebens. Sie wiſchte mir auch hier den kleinen freundlichen Schlummer, der mich beſchlich, von der Stirne. Eigentlichen Kummer kannte mein junges Herz noch nicht. Das Andenken an alle die blonden und braunen Geſpielinnen meiner Kindheit mehrte nur meinen Unmuth: Liebe, wähnt ich daher, könne es auch nicht ſeyn, was mich beunruhige. So träumte ich dann über meine Unzufriedenheit, und ſuchte in dem bunten Bildervorrath meiner Phantaſie ein Linderungsmittel dafür, als über den ſchmalen Steg eines kleinen benachbarten Baches eine junge Bäuerin ſchritt. Ihre hochrothen Wangen lächelten, falbe Locken ſchwammen um das weiße Mieder, das ein keimender Buſen ſanft bewegte, und ein ſüßer Zauber ſchlich in mein Herz, als ich ſie mit ihrem Kruge auf mich zukommen ſahe. Sie trat zu dem Becken des Felſenquells, der neben mir ſprudelte, und ich frug: kann ich dir auch helfen ſüßes Mädchen? — Ach ja! flüſterte ſie beſchämt, ſiehe! Blüthen und Mücken ſchwimmen in dem Becken, und ſparſam quillt das Waſſer aus dem Felſen; komm, und laß es uns ausſchöpfen, daß friſches ſich ſammle!“ — Zugleich gab ſie mir den Krug und ſprützte ſelbſt mit der kleinen niedlichen Hand den ganzen trüben Vorrath aus dem Becken. Ich wollte reden, und konnte nicht. Zitternd, beklemmt und müſſig ſtand ich da, und hieng mit gierigen trunkenen Blicken an dem holden verſchämten Geſichte. Sie nahm den Krug zurück; noch hatte ſich das Waſſer nicht wieder geſammlet. — „Willſt du nicht, ſtammelte ich mit halberſtickten Worten, unter dieſem Blüthenſtrauche ruhn? willſt du nicht, holdes Mädchen?“ — Indem ich ſo fragte, drückte ich ſie mit ſanfter Gewalt an meine verlaſſene Stelle. Ein unnennbares Gefühl der Luſt bebte in meinen Gliedern, und machte mich verwegen. Ich drückte die kleine weiche warme Hand und ſog mit Inbrunſt den lieblichen Othem ihres Roſenmundes. Sie ſträubte ſich ein wenig, und Entzücken! da zerriß die roſenfarbene Buſenſchleife am weißen Mieder. Voll ſüßen Taumels ſäete ich zahlloſe Küſſe auf der werdenden reitzendſten Thron der Liebesgötter. Wir vergaßen bald die Quelle, den Krug, die Welt, und — pflückten, unter wollüſtigen Seufzerchen, die ſüßeſte Blume des Lebens. — Die hierauf folgende Ermattung und Stille unterbrach das Mädchen ſchluchzend, indem ſie den kleinen runden Arm auf den Raſen ſtemmte, um ſich empor zu richten!“ Was haſt du gethan? Was habe ich gelitten? rief ſie, ach! ich fürchte dieß iſt die Pflege der Liebe! — Ich ſchlang meinen Arm um ihren Schwanenhals, und hatte keinen andern Troſt, als heiße Küſſe, die ſie mit Luſt und Seufzern nahm und wiedergab. — O! ſchrie ſie plötzlich auf, da iſt ſie! da iſt meine Mutter! was wird ſie ſagen, wo berg' ich mich hin?“ — Sie riß ſich von mir los und eilte tief in das Gebüſche. Ich folgte ihr mit geheimen Entzücken, und wir geriethen in den Dickicht des nahen Waldes. Unter Seufzern, Thränen und Lachen, unter Umarmungen und Küſſen giengen wir den ganzen Tag und kamen mit ſinkender Nacht an die kleine Hütte eines Eremiten. Wir baten um ein Nachtlager, und der mitleidige Waldbürger räumte uns den beſten Theil ſeiner Wohnung, wo wir auf hartem Bohnenſtroh den Becher der ſüßeſten Lebensfreuden aufs neue genoſſen. — Du biſt mein Gatte, rief Roſette, (ſo hieß meine Begleiterin) im Rauſch der glühendſten Umarmung! Niemals, verſprich mir, niemals dich von mir zu trennen! — „Niemals! war mein Gegenwort, hier wollen wir zuſammen bleiben, hier ungeſtöhrt die Freuden des Paradieſes genießen!“ — Gütlich that uns der traute Wirth; wir aßen von ſeinem Kohl und tranken aus ſeinem Becher, und kannten weder Arbeit noch Sorge. So lebten wir manchen lachenden Mond dahin, bis an einem Morgen der freundliche Greis herein trat, und mit zitterndem Haupte ſagte: „Kinder! der Menſch lebt nicht von der Liebe allein; ich beginne ſchwach und kraftlos zu werden, und meine ſinkenden Tage bedürfen einer Stütze. Komm, mein Sohn, fuhr er gegen mich fort, komm, baue mit mir meinen Garten, und du, Roſette, beſchicke mein Haus, und eſſet ferner aus meiner Schüſſel und trinket aus meinem Kruge. — Freudig folgte ich dem Rathe des Greiſes, und eilte mit ihm in ſeinen Garten. — Das Gefühl der Thätigkeit und des

Fleißes war mir neu, und zog mich mit all dem Zauber, womit jedes Wahrnehmen neuer vorher unbekannter Kräfte den Menſchen hinreißt. Hier band ich ſinkende Reben an eine ſtützende Ulme, dort bereitete ich den fetten Boden für junges Geſäme; hier jätete ich die ſchmarotzende Ranke des Epheus von einem zarten Aprikoſenbaume, dort Diſteln von der Wurzel des Roſenſtrauchs; dabei begleitete mich die belehrende Geſchwätzigkeit des Alten, und die Stunden entflogen mir ſo ſchnell, wie auf den Flügeln des ſüßeſten Genuſſes. Die Sonne ſank bereits hinter dem falben Gebirge, als ich den Mittag noch für entfernt hielt. — Voll innerer Zufriedenheit, der ſicheren Gefährtin des Fleißes, gieng ich nun mit dem Einſiedler nach unſerer Wohnung, wo wir ein geſundes Mahl von Roſettens Händen bereitet, zu finden hofften. — Wir traten in die Hütte und ſahen Roſetten nicht. — Wir rieſen ſie; aber umſonſt. Jetzt wurde die beſorgliche Liebe wieder wach in meiner Bruſt; ich entriß mich dem Einſiedler, der mich zurückhalten und tröſten wollte, und ſuchte durch den ganzen Wald das Mädchen meines Herzens. Endlich fand ich ſie auf einem einſamen von düſtern Tannen verſteckten Felſen. Das Gold ihrer Locken flog zerſtreut in den Wind und um den ängſtlich klopfenden Buſen, ein Thränenbach floß über ihre abgehärmten Wangen. Beſtürzt ſtand ich einen Augenblick, dann flog ich auf ſie zu und rief: „Roſette! ſüßes himmliſches Mädchen, was iſt dir? was begegnete dir? warum flieheſt du mich und vergräbſt deinen Harm unter dieſe Schatten?“ — Sie wich zurück: „Ungetreuer, ſeufzte ſie, kannſt du noch fragen, was mich quäle? Du, der mir den Tropfen Lebensfreude durch die ausgeſuchteſte Schmerzen vergiftet? — Der mich für einen alten grämliſchen Heuchler verläßt, und die Arbeitſamkeit zum Schirme nimmt, um mir hinter ihm den ſchuldigen Zoll der Liebe zu entziehn. Geh nur, geh! und laß mich mein Leben hier verweinen! Dieſe finſtere Tannen ſollen das Grab der unglücklichſten und treuſten Geliebten überſchatten. — Ich fand dieß alles unbegreiflich, betheuerte, machte Vorſtellungen, bat und flehte: nichts aber, nichts konnte ihren Eigenſinn, nichts ihr Mißtraun, nichts ihren Schmerz lindern. Sie blieb dabei, der Einſiedler mißgönne uns das Glück der Eintracht und Zärtlichkeit, und wolle mich durch Zerſtreuung und Arbeit von ihr abziehn. Sie beharrte darauf, ihn zu verlaſſen und ein anderes Obdach zu ſuchen. — Wie? brach ich nun aus, dieſen Aufenthalt des Friedens, der Luſt, des Seegens und der Ruhe verlaſſen, um uns den Gefahren des Herumirrens entgegen zu werfen? — Bittere Thränen waren die Antwort hierauf, die den letzten Funken meiner Vernunft auslöſchten. — Ihr, die ihr den ſüßen Taumel erſter Liebe empfunden, ihr ſeid meine Richter! Habt ihr je anders gedacht, als die Erkohrene eures Herzens, je anders, als mit ihren Augen geſehen, mit ihrer Seele empfunden? — Der Einſiedler und die Arbeit waren mir jetzt verhaßter, als das Grab. Roſettens Wille ſchien mir die ſchönſte Kette von Vernunftſchlüſſen, und ich entfloh mit ihr. — Wir zogen die Nacht über durch das Gehölze und kamen mit anbrechender Morgenröthe auf die Heerſtraße. Das Erſte, was hier unſerm Blicke begegnete, war ein reiſender Kaufmann. Wohinaus? junges Paar, redete er uns mit freundlichem Geſichte an. — Wohin uns das Glück führen wird! „antwortete ich. Höre, Freund, fuhr er nach mancherlei Geſprächen fort, du gefällſt mir, willſt du mein Handlungsdiener werden: ſo folge mir, und ziehe mit nach Hamburg. Ich will dich in meinen Geſchäften unterrichten, und wird dein Fleiß meine Hoffnung von dir beantworten: ſo ſollſt du glücklich ſeyn!“ — Ich hatte hier keine Wahl. Ein bejahender Blick Roſettens beſtimmte meinen Entſchluß. Wir zogen längſt dem Elbſtrohm hinauf, und kamen in dem deutſchen Tyrus glücklich an. Mein neuer Wolthäter entwickelte in wenig Wochen alle meine kaufmänniſchen Talente, und machte mich zu ſeinem oberſten Buchhalter. Mit jeder Stunde wuchs mein Glück und meine Zufriedenheit, das Einzige, was mich beunruhigte, war, daß Roſette mit jeder Stunde trauriger und mismuthiger wurde. An einem Abend kam ich mit dem Auftrag von meinem Herrn nach Hauſe, mich reiſefertig zu halten, um in ſeinen Angelegenheiten nach Indien zu gehn. Kaum hatte ich Roſetten hiervon unterrichtet, als ſie in Thränen und Klagen ausbrach: „O! mein Geliebter! ekelt dir aufs Neue vor der Liebe deines Weibes? — Tödte mich, wenn du willſt; aber fliehe mich nicht! zeuch nicht über die Gefahren des Meeres, wo Tod oder Sclaverei das gewöhnliche Loos ſind!“ — Jetzt hatte ich Muth genug, ihr das thörigte dieſer Vorſtellungen in die Augen ſpringen zu laſſen. Ich ſtellte die lachende Ausſicht, die mir mein Handelsherr eröffnete, der Verabſchiedung, dem Kummer und Mangel gegenüber, der meinem Ungehorſam folgen würde; ich ließ zuletzt meiner Dankbarkeit das Wort führen. Nun log ihr Geſicht Hohn und Erſtaunen. „Wie, ſagte ſie, du hälſt dich dieſem abſcheulichen Wuchrer für verpflichtet, der mit deinem Fleiße Millionen gewinnt? — Er, er ſelbſt iſt das undankbarſte abſcheulichſte Geſchöpf, das die Sonne beſcheint! — Thor, der du ſeine verſchmitzten Plane, durch den Schleier geheuchelten Wohlthuns, nicht zu entdecken vermagſt. — Wiſſe denn, daß er dein Weib zu verführen, und dich blos darum von hier zu entfernen ſucht. Die abſcheulichſte Ehe ſoll der Lohn meiner Untreue ſeyn. Einen Böſewicht überliſten iſt kein Verbrechen! Fliehe, und bleib Meiſter des Goldes, das er dir zum Wucher in den Händen ließ: ſo ſind wir vor jedem Mangel geſichert! du haſt es ohnedieß längſt verdient. — Ich ſchauderte bei dieſem empörenden Vorſchlag, und wollte ihn mit Verachtung verwerfen, als Roſette ihren Lilienarm um meinen Nacken ſchlang, weinte und bat: „ o! rief ſie zuletzt, als ich nicht zu erweichen ſchien, o! mein Geliebter! gleicht die vernachläßigte Liebe nicht einer zarten Blume, die kein Thau, kein Regen erquickt? — iſt nicht Abweſenheit das gewiſſe Grab der Zärtlichkeit?“ — Jetzt ſtimmte die Eiferſucht auf meine ſchon halberſtorbene Dankbarkeit; ich wankte, gab nach, und wir entflohen mit dem Raube einer großen Summe, die ich von meinem Handelsherrn in den Händen hatte.

Der Delphin lag auf der Rheede zur Abfahrt bereit, wir ſchiften uns ein und landeten in wenig Tagen zu Amſterdam.

Ein Greis, der gedankenvoll am Ufer auf und abgieng, erblickte uns kaum, als er uns entgegen eilte: „Mein Sohn! mein geliebter Sohn! rief er und ſank mir freudetrunken in die Arme. Voll Zärtlichkeit hieng ich an ſeinem Halſe; wir weinten Freudenthränen des Wiederſehens. Es war mein Vater. Ich erzählte ihm die Geſchichte meiner Flucht; er beklagte meinen raſchen Entſchluß. Siehe! ſagte er, deine Entweichung nahm mir die letzte Stütze meiner Zufriedenheit, und brachte mich dem Grabe nah. Ich eilte dich aufzuſuchen. Du ſollteſt den Weg nach Holland eingeſchlagen haben; ich folgte dem Gerüchte, und kam hierher. Ein Freund meiner Jugend erkannte mich, und nahm mich mit aller Zärtlichkeit frühgeknüpfter Freundſchaft auf. Er lebte einſam Weib- und Kinderlos, und ich wurde der Gefährte ſeiner alten Tage. Vor einigen Wochen beſchloß er ſein Leben, und ließ mich zum Erben ſeiner Schätze, deren Werth ich jetzt erſt fühle, da ſie dich glücklich machen ſollen.

Hier folgten noch wechſelſeitige Ergießungen der Freude; ich und mein Weib begleiteten meinen Vater in ſeine Wohnung und wurden ſeine Hausgenoſſen. Der

Ueberfluß herrſchte bei ihm, nach der Sitte des Landes, mit patriarchaliſcher Einfalt und Zufriedenheit im Bunde. Roſette, mein Vater und ich lebten einige Monde in der glückſeligſten Harmonie. Bald aber wurde Roſette, und ich mit ihr, in den Strudel der Verſchwendung gezogen. Unſre Tage waren ein Gewebe von Schauſpiel, Tänzen, Gaſtgeboten und Spielpartien. Mein Vater warnte, bat und drohte; wir verſprachen und hielten nicht. Bald ſchlich Mangel und Zwietracht in unſere kleine Familie. — Wir boten unſere letzten Kräfte auf, um uns mit erborgtem Schimmer noch einige Zeit im Anſehn zu erhalten; aber auch dieſe Quelle verſiegte nur allzubald, und nun begannen wir von unſern Freunden verlaſſen, und, was dem Elende den Kranz aufſetzte, von unſern Feinden bemitleidet zu werden.

Das Spiel, gewöhnlich die letzte Zuflucht und ſicherſte Mordgrube des Unglücklichen, verfolgte mein Weib mit dem ausgemünzteſten Unglück. An einem Abend hatte ſie einige Tauſend goldene Reuter an einen ihrer Freunde verlohren. Verzweifelt, wie eine Furie, ſtürzte ſie in meine Stube: „Schaffe Rath! ſchrie ſie, oder ich bin verlohren!“ — Mit drei Worten beſchrieb ſie ihr Unglück und das Mittel ſie zu retten. Das war? — Meinem Vater aus der Kiſte, welche die Trümmern ſeines Vermögens enthielt, den beſten Theil zu rauben. — Sie erwartete keine Antwort; ſondern flog in ſein Schlafgemach. „Räuber, Mörder!“ hörte ich meinen Vater rufen. — „Er will mich tödten! er bringt mich um!“ ſchrie mein Weib, und ich eilte ihr zu Hülfe. — Mein Vater faßte mich mit Rieſenſtärke, und ſtammelte einige Worte, als Roſette hinzuſprang und mir ein Brecheiſen in die Hand gab. „Jetzt gilt es, ſchrie ſie, und hauchte mich dabei mit einem Othem an, der mich raſend machte; jetzt gilts! du tödteſt ihn oder er dich und mich!“ — Schon hob ich den gewaffneten

Arm über meines Vaters graues Haupt auf, als ſchnell ein Schimmer gleich der ſanften Morgenröthe, die Nacht verdrängte. Ein hoher ſtrahlender Genius ſtand vor mir, und rief mit drohender Stimme: „Weg mit der Larve, abſcheulicher Dämon! Dieſe That war der Gränzpfal deiner Macht!“ — Kalter Schrecken und Todesſchweiß quoll mir auf der Stirne; bebend ſah ich mich nach Roſetten um, und erblickte ſtatt des reitzenden himmliſchen Weibes, das abſcheulichſte Geſpenſt. — Zitternd und anbetend fiel ich vor der Engelgeſtalt nieder, ſanftmüthig richtete ſie mich empor. — „Dir iſt verziehn, ſprach er, meine Saumſeligkeit machte dich zum Miſſethäter! — Du konnteſt deinem böſen Dämon nicht wiederſtehn, da er mir einmal die allvermögende Geſtalt abgewonnen hatte, der kein Sterblicher widerſteht, die euch zu den edelſten oder abſcheulichſten Thaten zu führen vermag, je nachdem ſich euer guter oder böſer Schutzgeiſt davon zuerſt bemächtiget. — Als Eremit, als Kaufmann, als Vater ſuchte ich meinen Fehler wieder gut zu machen, dich auf den Pfad des Fleißes und der Tugend zurückzuführen; aber vergebens, und nur jetzt, da dich dieſer Teufel der abſcheulichſten aller Miſſethaten nahe brachte, jetzt erſt vermocht' ich ihm dieſe Zaubergeſtalt zu entreißen; die Geſtalt der erſten Geliebten. . . . .

So weit hatte der alte Hauptmann von Speßhardt ein eifriger Jünger Schwedenborgs ſeine abentheuerliche Geſchichte bei einem Nachtfeuer im Lager bei Z * erzählt, als Alarm geſchlagen wurde. Der Feind hatte ſich des Verhaues im Walde, woran unſer linker Flügel lehnte, bemächtiget, und war uns in die Flanke gefallen. Das Gefecht koſtete von beiden Seiten manches braven Kriegers Blut. Von Speßhardt war unter den tödlich Verwundeten und ſchloß ſein redliches Leben einige Tage nach dem Vorfalle. — O! wie viel heiße Freundesthränen floſſen auf das Grab des Redlichen. — Er ſuchte in ſeinen letzten Stunden ſeine wunderbare Geſchichte zu endigen und uns von der Wahrheit derſelben zu überführen; aber er fand ſich immer zu entkräftet dazu. Ich weiß alſo nicht, wohin ſein guter Schutzgeiſt entflohen iſt; wohl aber weiß ich, daß ich den Sitz des Meinigen ewig in deinen ſanften Augen, in deinem Grazienmunde, in deiner offnen himmliſchen Stirne, reitzende Minna! erkennen werde.

J. Grabner.

2.

Die Wunderquelle, an S*.

Zorn, den Weisheit und Freude beſeelten, begann mit ſeinem Bruder, dem thörigen ſtets unzufriedenen Zorbin die Pilgerreiſe, die ſie nach der Sitte ihres Landes nicht unterlaſſen durften. An einem ſchwülen Morgen kamen ſie in ein Thal, wo üppige Reben dem durſtigen Wanderer nektarreiche Trauben boten, und goldene und purpurne Aepfel winkten. Spröde aber giengen die Jünglinge vor ihnen vorbei; denn es lockte ſie das Murmeln einer Quelle, die ſo rein und ſilbern ſprudelte, daß nur wenig Wanderer vorbei zu gehen vermochten, ohne ſie zu koſten. Aber der weiſe Zorn und thörige Zorbin koſteten ihn nicht nur; ſondern berauſchten ſich mit gierigen oft wiederholten Zügen daraus. O! Wunder, da verwandelte ſich der frohe Muth und die Weisheit Zorns in Trübſinn und Dumpfheit der

Seele, und Zorbin der düſtere thörige Zorbin ward zum heiteren geiſtvollen Jüngling.

Auch dich, mein S* leitete die reitzende Zilia zu dieſer Wunderquelle; aber höre meinen Rath, bleib weiſe und berauſche dich nicht in — der Liebe.

J. Grabner.

3.

Fortſetzung der Briefe eines Reiſenden über Rußland.

Von dem Tanz der Ruſſen komme ich nun auf andere Beluſtigungen, die in jeder Jahrszeit abwechſeln. Im Sommer beluſtigen ſich die ruſſiſchen Mädchen mit Wippen auf langen hohlliegenden Brettern, beſonders zur Oſterzeit. Auf ſo einem hohlliegenden Brette ſteht an jedem Ende des Brettes ein Mädchen; ſie thun als wollten ſie ſich ſetzen, halten unter den Knien mit ihren Händen die Röcke zuſammen, und ſpringen eine um die andere ſo, daß eine die andere dadurch in die Höhe hebt; dieſen Sprung des einen Mädchens auf dieſes Brett, nutzt das andere wohl, und läßt ſich in ſeiner gebogenen Stellung wohl 4 bis 8 Fuß auch noch mehr in die Höhe bringen; hierauf wenn ſie auf dem Brette wieder zu ſtehen kommen will, thut ſie es ebenfalls mit einem Sprung, und nun wird die andere dadurch in die Höhe gehoben. Nie verfehlen ſie, während des Herunterterfallens des ſchmalen Brettes, ſondern halten ſich gut im Gleichgewicht. Dabei ſingen ſie ſelbſt, oder ihre Geſellſchafterinnen ruſſiſche Liederchen, lachen und ſchäckern, und ſind ſo laut, daß man ſchon von weiten dazu eingeladen wird, ihr Vergnügen mit anzuſehen; oftmals habe ichs mit angeſehen. Kommen Fremde oder Herrſchaften dazu, ſo geben ſie ſich alle erſinnliche Mühe im Springen und Singen. Trift es ja einmal ſo eine ruſſiſche junge Springerin, daß ſie im Herunterfallen das Brett verfehlen ſollte, ſo weiß ſie ſich ſo geſchickt zu drehen und wenden, daß ſie nicht allein ohne Schaden herunterkommt, ſondern auch anſtändig, — und iſt dann mit einem Sprung und Lachen wieder auf dem Brette. — Es ſtehen mehrere Mädchen dabei, die ſie dann ablöſen. Dieſem folgt die **Schaukel**, welche verſchieden iſt, und auch um Oſtern gebraucht wird, da jeder Ruſſe und Mädchen des Abends ſchaukelt, auch am Tage. Die Schaukeln ſelbſt ſind verſchieden, manche ſehr einförmig; hiebei lege ich Ihnen 3 Arten davon in Zeichnung bei.

Fig. A. Die gemeinſte Art von Schauckel für 2 Perſonen.
a. a. Die zwei Hauptpfeiler.
b. b. Die Gegenhalter.
c. c. Die Welle.
d. d. Das Sitzbrett.
e. e. e. Zum Anhalten und das eigentliche **Schock**, welches oben in der Welle f. f. f. herausgeht.

Man ſpricht hier nicht ſchaukeln, ſondern ſchocken, nicht Schaukel, ſondern Schock. Dieſe Art Schaukeln findet man überall, faſt bei jeder Schenke, Dorf und Gut.

Fig. B. Die zweite Art der Schaukeln in Rußland.
a. a. Die Hauptpfeiler.

b. b. Die Welle
c. c. c. c. Die Stangen der Schauckel, an deren Ende die Schauckel von 2 Menſchen fortgetrieben, ſobald ſie nach der Erde zu kommen.
d. e. f. g. Die Spitze.
h. Die Lehnen.
i. Der Sitzplatz.
k. Die Wiederhalter der Hauptpfeiler, deren 4 ſind.

Auf dieſer Schaukel können 4 oder 8 auf einmal ſich ſetzen, und 2 Menſchen können ſie in Bewegung ſetzen und erhalten.

Fig. C. Dieſer Art Schauckel bedienen ſich beſonders die ruſſiſchen Mädchen, und man nennt es wippen. Das Mädchen A. hat das Mädchen B. in die Höhe gebracht, und ſo wie B. wieder auf ſeinen Stand B. herunter kommt, geht A. in die Höhe. Mit vieler Feinheit wiſſen ſich die Mädchen dabei zu betragen, wenn ſie auch 2 Manns oder 1 und $\frac{1}{2}$ Manns hoch in die Höhe gewippt werden. — Die Bauart dieſer Schaukel iſt zuweilen ſehr artig, und nachdem es hoch gehen ſoll eingerichtet.

Im Winter haben ſie, oder machen ſie ſich die bekannten **Eisberge**, auf den Ströhmen oder Flüſſen. Sie erbauen ein hohes Gerüſte auf dem Eiſe, zuweilen auch mit am Ufer an; an der einen Seite eine Brücke ſehr ſteil und bogenartig, die mit Eis ſtark belegt iſt, zwiſchen ein wird Waſſer gegoſſen, damit die großen Eisſtücken zuſammenfrieren. Am Fuße dieſes Eisberges iſt eine eben ſo ſpiegelglatte Bahn von 3 bis 400 Schritt, und an der andern Seite des Eisberges iſt eine Treppe zum Hinaufſteigen. Es iſt dieſes gefährlich anzuſehen, und die Ruſſen haben dabei viel Zeitvertreib. Sie verzieren den Eisberg, und er iſt immer beſetzt. Auch haben ſie andere

Vergnügungen auf dem Eiſe, z. E. Wettrennen mit Pferden, oder dergleichen; die Vornehmen fahren ſehr ſtark um die Wette, und haben oft Vorreuter dabei. In Riga auf der Düna, kann man es alle Winter ſehen, wenn man es nicht in Petersburg geſehen hat. Sehr kleine leichte Schlitten und noch leichtere Geſchirre haben ſie dazu, und fahren in immerwährendem Rufen und Klatſchen. — So haben ſie auch Karoſells auf den Eisflächen, die ſich ſehr gut ausnehmen. In den ſtrengſten hellen Winternächten wird das Frauenzimmer auf Schlitten gefahren; ohne Geläute, wenn es hoch kommt, eine kleine Glocke an dem ſogenannten Krummholz, welches über den Kopf des Pferdes ſteht. — Unter den gemeinen iſt noch eine Winterbeluſtigung, nämlich die Fauſtſchlägereyen. Sie machen einen Kreiß auf einer Straße oder Marktplaz, und ſuchen dann einander Stöße oder Schläge mit der Fauſt anzubringen, oder auszupariren. Auch ſchlagen die ruſſiſchen Kaufgeſellen im Winter vor ihren Buden Ballon, um ſich zu erwärmen durch dieſe Bewegung: denn ihre Laden ſind ohne Oefen. In den **Begrüßungen** ſind die Ruſſen ſehr höflich und gutmeinend. Nur eben erinnere ich mich Ihnen vor etlichen Jahren ſchon etwas davon geſchickt zu haben; hier alſo noch folgendes. **Entblößung des Kopfes, Händegeben, eine Verbeugung und ein Kuß,** dieſe Arten der Begrüßungen ſind unter beiden Geſchlechtern am üblichſten. Oft nehmen ſie ſich einander bei der Hand, und küſſen einander, ohne vorher was zu ſprechen; dann ſagen ſie auf ruſſiſch ſo viel als: **Wohlauf** (Draſtwui, oder Sdarowa!) Geringe Ruſſen küſſen Vornehmere auf die Bruſt, oder wenn noch mehr iſt, an den Rockſchooß; iſt es gar ein angeſehener Ruſſe, oder hat er etwas zu befehlen, ſo fallen die gemeinen Ruſſen auf die Erde, und berühren den Schuh oder Stiefel des Vornehmen mit der Stirn. Eben ſo machen es alle ruſſiſche Bettler beiderlei Geſchlechts, vor jedem von dem ſie was bekommen; thun es oft ſchon vorher, oder machen lauter tiefe Verbeugungen. Ueberhaupt beobachtet der Ruſſe gegen Vornehme eine außerordentliche Achtung, und kann recht höflich und ungemein artig ſeyn. Sie halten es für höchſt unanſtändig und ganz wider den Wohlſtand, wenn ſie oder ihres gleichen, in Gegenwart Vornehmerer laut reden. — Will der Ruſſe ſeinen Gaſt ehren, ſo müſſen ſeine Frau und Töchter (wenn er welche zu Hauſe hat) ſehr geputzt erſcheinen, die dann der Gaſt, wenn ſie eintreten, küſſet, ſie aber ihn alsdenn bewirthen. Der Abſchied iſt gleich dem Kommen, als Begrüßung, Händegeben, oder Kuß und Hand zugleich, und ſagen dabey: Lebe wohl (Proſchai.)

Der Umgang der beiden Geſchlechter iſt bei der niedern Klaſſe von Ruſſen, wegen ihrer beſchränkten Wohnungen, ihrer Badeſtuben, Sprache und Liedern ſehr frey! — Die Weiber der gemeinen Ruſſen, werden von ihren Männern hart behandelt. Sie müſſen ſich alles von ihren Männern gefallen laſſen und die härteſten Arbeiten übernehmen. Bei den Vornehmern aber iſts ganz anders, ſo wie auch bei denen, die in Städten wohnen. Da arbeitet die Frau wenig oder gar nichts; je vornehmer ſie iſt, deſto weniger die Arbeit, Beſchäftigung, und nicht ſelten gebieten ſie ihren Männern! — Sie ſchicken ſie aus, befehlen ihnen dies oder jenes Nothwendige einzukaufen, und ſogleich, weil ſie es zu ihrem heutigen Putze nöthig haben; und das Geld dazu muß er ſchaffen, wenn keins vorräthig iſt, auch ſonſt borgen. Die junge und ſchöne Frau läßt ihren Mann nicht eher Ruhe, bis er alles angeſchafft hat, was ſie glaubt heute oder morgen zu ihrem Putze und Vergnügen nöthig zu haben. Dis hält manchen ſchönen jungen Ruſſen ab zu heirathen, denn er muß ihr gehorſamen, und wenn er ſonſt noch ſo ſtark und wehrhaft iſt, da iſt er aber galant, und giebt nach. Thäte er es nicht, ſo würde ewiges Klagen, Weinen und Verklagen gegen andere die erſte Folge ſeyn; die andern unangenehmen Folgen will ich hier nicht erwähnen. Hat der junge Ruſſe aber Geld, iſt er ein guter Handelsmann, ſo ſpart er nichts um ſein liebes Weibchen recht auszuſchmücken, bringt ſie ſelbſt in die Kaufläden, läßt ihr ausſuchen was ſie braucht, wozu ſie Luſt hat, und thut zuletzt ſeinen Beutel auf; oder läßt bis Abend notiren. — Sie ſind gegen einander, die meiſten ſehr galant, faſt zum Staunen, und es iſt für einen Fremden ein wahres Schauſpiel, im Sommer auf Luſthäuſern und dergl. einige Familien zuſammen zu ſehen. Viel Complimente machen ſie anfangs, und das weibliche Geſchlecht iſt immer dabei etwas ſteif, und ohne alle Beſchäftigung.

Bei dem Ehelichen, oder Heirathen, ſehen die niedern, gemeinen Ruſſen auf gar nichts, was Vermögen, Güter betrift, weil ſie ſich leicht ernähren, und ihre Kinder ohne Mühe und Koſten erzogen werden können. (der öffentl. guten Schulanſtalten wegen) Die Ruſſen überhaupt heirathen ſehr jung.

(Die Fortſetzung folgt.)

4. Der

4.

Der Eichenkranz.

Ein

Dialog

zu Eröffnung der Frankfurter National-Schaubühne

bei

der Krönungsfeier Ihro Majeſtät

des

Kayſer Franz des Zweyten 1792.

Von

August Wilhelm Iffland.

Perſonen:

August Röder,
Karl Sinner.
Friedrich Hagen,
Sophie, Karls Frau,
Marie, Auguſts Frau,
Franz Wille, } Landleute.

Jakob Wunder,
Joſeph Anter, } benachbarte Landleute.
Bauern und Bäuerinnen.

(Eine Waldgegend zwei Flügel tief.)

Erſter Auftritt.

Sophie. Bald hernach Marie.

Sophie

(ſieht ſich um, und da ſie Niemand findet, ruft ſie:)

Marie! Wo ſeid ihr? Kommt doch!

Marie (kommt.)

Sophie.

Es iſt ſchon hoch am Tage, alles wartet auf uns. Seid ihr fertig?

Marie.

Ihr müßt nicht glauben, daß ich nur die Büſche nehme, wie ſie im Wege ſtehen. Meine Leute ſuchen recht ſchlanke und grade Maien.

Sophie.

Hätte ich nicht ausgeſucht, ſo wäre ich längſt fertig. Aber ich gieng von einem Baum zum andern. Der letzte däuchte mir immer der Schönſte. So warf ich denn immer den Erſten weg und fieng von vorn wieder an.

Marie.

Unſer Dörfgen wird allerliebſt ausſehen, wenn vor allen Häuſern die Bäume geſetzt ſind!

Sophie.

Und in allen Häuſern ſind zufriedene Menſchen!

Ma⸗

Mariane.

Ich habe mich ſo auf den Tag gefreuet! Vor Sonnenaufgang war ich ſchon heraus.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Jakob und Joſeph.

Jakob.

Seht — da ſind Leute, die werden uns Nachricht geben können. Guten Tag ihr wackere Weiber!

Marie.

Guten Tag! Ja, der Tag iſt gewiß gut!

Joſeph.

Er muß euch wohl lieb ſeyn, denn ſeit Sonnenaufgang hören wir drüben über der Gränze, eure Glocken läuten, ſchießen und Muſik —

Marie.

So! Ihr ſeid von über der Gränze?

Jakob.

Ja.

Sophie.

Nun, ſo freut euch nur mit uns. Denn wenn ihr das nicht könnt: ſo habt ihr heute keinen guten Tag.

Jakob.

Warum? Was geht denn hier vor? —

Marie.

In unſerm Orte wird heute wieder ein Vorſtand gewählt.

Jakob.

So? doch wieder!

Sophie.

Allerdings!

Marie.

Heute arbeitet Niemand. Alle haben heut Feiertagskleider angelegt, der Heerd daheim iſt dicht beſetzt. Wir, wir haben Maien und ſetzen ſie vor die Häuſer. Geht nur hin, wenn ihr es ſehen wollt. Bei der großen Eiche am Ende des Dorfs, wo das Gericht gehalten wird, kommen wir Alle zuſammen.

Joſeph.

Wie iſt denn aber das zu verſtehen, daß —

Marie.

Daß wir einen guten Vorſtand haben wollen, der Recht ſpricht, die Armen vertritt, und unſer Haabe und Gut beſchirmt; daß wir wiſſen wollen, wohin wir gehören. — (zu Sophie.) Kommt, laßt uns gehen. — (zu Jakob.) Seht, dort geht der Weg hin; die Spitze dort — der hohe Baum, das iſt die Eiche, wovon ich euch geſagt habe. Gott befohlen. (geht mit Sophien ab.)

Dritter Auftritt.

Jakob und Joſeph.

Joſeph.

Was meinſt du — ob wir auch hingehen?

Jakob.

Freilich! Wir wollen ſehen, was es giebt.

Joſeph.

Wenn aber das, was ſie vorhaben uns nicht gefällt? —

Jakob.

So reden wir es ihnen aus, und ſagen, ſie ſollen es machen wie wir.

Joſeph.

Vielleicht kommen wir noch zur rechten Zeit.

Jakob.

Ja. Laß uns hingehen. Komm!

(ſie gehen ab.)

(Die Scene verwandelt ſich in ein Dorf, deſſen letzte Häuſer den vordern Platz einnehmen. In der Mitte ſteht auf einem Raſenhügel, der faſt die Breite des Platzes einnimmt, eine alte ſtarke Eiche. Ihre Aeſte reichen weit umher. Zu beiden Seiten führen zwei breite Aufgänge auf den Hügel.)

Vierter Auftritt.

Auguſt Räder und Karl Sinner,

(ſind beſchäftiget den Weg von der Eiche herab mit Rechen zu ebenen.)

Auguſt.

(ſtützt ſich auf den Rechen) Dort hinten meine ich, ſehe ich Leute aus dem Walde kommen.

Karl.

Ja. Ich denke, ſie werden wohl zu unſern jungen Leuten gehören. (ſie gehen herab und vor.)

Auguſt.

Seit geſtern iſt doch wieder eine rechte Fröhlichkeit bei uns, um Haus und Tiſch. Niemand vergißt, daß wir einen guten Vorſtand verlohren haben. Aber wenn der junge Baum, mit herrlicher Frucht, dicht neben herangewachſen iſt, wo der alte Baum ausgegangen war — wer blickt da nicht getroſt auf die ſchöne Frucht, die vor ihm iſt!

Karl.

Das iſt ja auf jedem Geſichte klar zu leſen. Das meint jedes Herz, dem es um uns und die gute Sache ein Ernſt iſt.

Auguſt.

Da kommt der alte Hagen, was er wohl von den Dingen halten mag.

(Er geht ihm entgegen.)

Fünfter Auftritt.

Vorigen. Friedrich Hagen.

Auguſt.

Guten Morgen, Vater!

Friedrich (ſeufzt.)

Ich dank euch gute Männer und liebe Nachbarn.

Karl.

Ihr ſeht nicht freundlich aus, lieber Alter, wie kömmt das?

Fiedrich.

Nehmt mich, wie ich ſeyn kann. Es iſt nicht das erſtemal, daß ich hier einen Vorſtand wählen helfe. Nicht das erſtemal, daß ich den betrauren muß, dem ich zuvor den Kranz aufgeſetzt hatte. Wohl manchen Aſt dieſes ehrwürdigen Stammes, ſah ich herabfallen. Wenn ihr fröhlich den gegenwärtigen Augenblick feiert: ſo mahnt mich die Vergangenheit mit Ernſt in die Zukunft blicken.

Auguſt.

Wen auch die Wahl treffen mag — er hat der Sorgen genug, das iſt wahr. Aber es iſt doch auch ſchön und macht das Herz groß — für dankbare Menſchen zu ſorgen!

Friedrich.

Zufriedne Menſchen ſind dankbare Menſchen. Aber die Zufriedenheit, liebe Männer — das iſt eine Geſchichte von alten Zeiten. Ehedem freylich trugen wir des Tages Laſt, ärnteten für Haus und Keller, gaben gern für des Landes Nutzen und Ehre einen Theil ab, theilten mit den armen Kranken unſern Seegen, und holten Sonntags Kraft und guten Sinn auf die Woche. Hatten wir Anliegen und Sorgen, ſo legten wir ſie unſerm Vorſtande ans Herz. Wie er es dann ſchlichten und richten konnte, ſo nahmen wir es willig an. Kamen wir des Abends hier unter der Eiche zuſammen: ſo war es ein luſtiges ſittliches Weſen unter den jungen Leuten, Friede und Vertrauen unter den Alten. — Heut zu Tage will man mehr aus uns machen, als wir ſeyn ſollen. Seit dem ſind wir irre worden. Wir ſorgen um fremde Dinge, und laſſen unſre eigene liegen. Die Heimlichkeit hat zugenommen, Fröhlichkeit und Vertrauen ſind geringer worden, und wir machen dem das Leben ſauer, der für uns ſorgen ſoll.

Auguſt.

Das iſt nur hie und da bei verdorbenen Leuten.

Karl.

Wahrlich wir können auf die Bruſt ſchlagen und ſagen: — „Wortbrüchigkeit und Untreue kommen nicht fort „auf unſerm Boden;“ —

Friedrich (mit Wärme.)

Ja, ja, das hat uns noch alle Welt laſſen müſſen. Daß wir aber auch künftig ſo thun, daß wir des guten Namens werth bleiben, das laßt uns zu Herzen nehmen, und daran dachte ich eben, als ich zu euch kam.

Karl.

O darum habe ich keine Sorge!

Auguſt.

Wir wollen es aber doch den jungen Leuten ans Herz legen.

Friedrich.

So meine ich. Wir ſind jetzt alle guten Muthes, und da nimmt ja wohl jeder ein Wort zu ſeiner Zeit, mit Gutheit auf. Unſere Väter ließen das nicht aus der Acht, und wer kann ſagen, daß das Menſchenglück ihm nicht am Herzen gelegen habe?

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Jakob Münder. Joſeph Anter.

Jakob.

Da iſt eine Eiche, und ſo mag auch hier wohl der Platz ſeyn. — Sagt uns, ihr Herren, iſt dis hier der Ort, wo euer Gericht gehalten wird.

Friedrich.

Ja.

Auguſt.

Ja, da unter dieſer Eiche.

Joſeph.

Hier wollt ihr heute einen neuen Vorſtand wählen?

Karl.

Das wollen wir.

Joſeph.

Iſt es gleich eine Sache die uns nichts angeht — denn wir ſind Fremde — ſo können wir es doch mit anſehen. Nicht wahr?

Friedrich.

Wenn ihr hier gute Menſchen in Fröhlichkeit beiſammen findet: ſo werdet ihr wohl nicht lang — Fremd bleiben.

Joſeph.

Da wir aber nicht einheimiſch ſind —

Karl.

Das mag euch nicht abhalten, von Herzen an unſrer Sorge Theil zu nehmen.

Friedrich.

Seht nur — unter dem Schatten des alten Stammes da haben unſere Urväter ſchon Freude und Leid getheilt. Wer für uns, für Haus und Heerd ſorgt, wenn Noth einbricht, ſich vor uns hinſtellt — der wird allemal an dieſer ehrwürdigen Stelle gewählt. Ein Eichenkranz, den der Aelteſte ihm aufſetzt, iſt ſeine Zierde.

Jakob.

Was nützt euch der Eichenbaum da?

Joſeph.

Ja wohl nehmt ihn weg.

Jakob.

Setzt andre an ſeine Stelle.

Joſeph.

Lauter Obſtbäume.

Jakob.

Die tragen euch Früchte für euch und die Euren. Viel Obſtbäume ſind doch beſſer als ein Eichbaum.

Karl.

Was meint ihr, Vater?

Auguſt.

Ich denke es wäre gut.

Friedrich (ſchüttelt den Kopf.)

Jakob.

Wollt ihr ihn weghaben — wollt ihr ihn heute noch weghaben? ſo wollen wir euch helfen.

Joſeph.

Noch mehr, wir wollen euch Obſtbäume herüber bringen, die ihr bald ſetzen könnt.

Karl.

Das iſt wahrlich freundſchaftlich!

Jakob.

Noch mehr — wir wollen euch dieſe Obſtbäume ſchenken.

Joſeph.

Ja, das wollen wir.

Auguſt (zu Friedrich.)

Das ſcheint doch wahrlich ſehr vortheilhaft.

Friedrich.

Es ſcheint ſo — und das iſt auch alles.

Jakob.

Wie?

Friedrich.

Dieſen ehrwürdigen Baum umhauen?

Joſeph.

Und Obſtbäume hinſetzen.

Friedrich.

Wir müßten die Wurzel ausgraben, den ganzen Hügel verwüſten. Wer reißt gern das ein was er hat, um auf etwas zu hoffen was er haben ſoll?

Jakob.

Iſt der Nutzen nicht offenbar?

Karl.

Das ſollte ich doch faſt auch meinen.

Friedrich.

Nein, ſage ich euch! — Seht, der Platz wo dieſe Eiche ſteht, iſt hoch und ſoll es ſeyn, daß jung und alt, das Gericht recht im Geſichte haben. Auf der Höhe da kommen junge Bäume nicht gut fort.

Auguſt.

Das iſt wahr.

Friedrich.

Wenn ihr nun eure zarten, jungen Bäume auf die Höhe gepflanzt habt — und habt die alte Eiche umgehauen — woher nehmen wir Schatten, wenn wir hier zuſammen kommen?

Karl.

Freilich wohl!

Friedrich.

Und wenn Sturm und Froſt die junge Bäume verderben, daß ſie nicht anſchlagen. —

Jakob.

So ſetzt ihr andre.

Friedrich.

Und wenn dieſe wieder verdorben ſind — immer andre?

Jakob.

Gegen den Nutzen wollt ihr nicht eine alte Gewohnheit aufgeben?

Friedrich.

Eine alte Gewohnheit? Es iſt wohl etwas mehr. Der Baum iſt das Ehrenzeichen unſeres Dorfes. Hier waren unſere Väter vergnügt und wir ſind es noch. Hier iſt Recht und Gerechtigkeit verwaltet. Die Wurzeln des Baumes halten den Hügel zuſammen, und dieſer, wenn Winters der Schnee von den Gebürgen fällt, hat ihn aufgehalten, daß unſre Häuſer nicht verſchüttet ſind. Seht, das muß ein alter ſtarker Baum ſeyn, der uns vor der Gefahr ſchützt; das können eure viele junge Bäume nicht.

Auguſt.

Ihr habt recht!

Karl.

Es iſt wahr! Es iſt wahr!

Friedrich.

Sind wir, oder Fremde über Feld gefahren — die Wege ſind eingeſchneit und wir könnten in die Irre gerathen: ſo ſehen wir nach der hohen Eiche und finden uns zu den unſrigen. Sind wir verſammelt und ein Regen fällt herab — dieſe Zweige ſchützen uns. Genug wir haben Alle den Baum gern, wir ſind nicht undankbar, und das wären wir, wenn wir ihn umhauen wollten.

Auguſt.

Nein, er ſoll bleiben.

Karl.

Das ſoll er.

Jakob.

Aber —

Friedrich.

Unſre Väter haben ihn gepflegt, was für ein Recht haben wir, ihren guten Willen zu verachten? — Es iſt jetzt Sommer, hienge eine gute ſaftige Frucht da, das wäre wohl manchem lieber, als die nützliche Frucht, die von der Eiche kommt. Denkt aber an den Schutz, den ſie uns in Gefahr des Winters gibt! Nein, nein, wir hier zu Lande, wollen niemals zu den Leuten gehören, die im Sommer das Gute vergeſſen, was ihnen im Winter geſchehen iſt!

Joſeph.

Das ſind doch ſeltſame Leute, Jakob!

Karl.

Jetzt ärgert es mich, daß ich nur daran denken konnte!

Friedrich.

Ja, wir ſind eben ein wenig neugierig, und laſſen uns wohl auf unſerm Wege aufhalten; aber daß man uns ſo von der rechten Straße abführen könnte, daß wir gar nicht mehr wiſſen, wo wir zu Hauſe ſind — das iſt nichts Herr Jakob.

Jakob.

Ihr kommt überall ſpäter als andre. Ihr ſeyd weitläuftig.

Karl.

Wir gehen aber ſicher.

Joſeph.

So möchte ich von eurer Einrichtung ſagen — wozu braucht ihr einen Vorſtand?

Auguſt.

Was iſt das?

Jakob.

Ja, ja, macht es wie wir!

Friedrich.

Daraus wird nichts. Wir bleiben bei der hohen Eiche. Gott erhalte ſie um uns herum, und böſer Rath ſei ferne!

Jakob.

Aber überlegt es nur — könnt ihr nicht alles ſelbſt befehlen, ohne Vorſtand?

Karl.

Was fragt ihr da?

Friedrich.

Ihr ſeid Männer — ihr ſeid auch wohl Väter? ſo geht denn heim, ſagt euren Weibern und Kindern, kündigt eurem Geſinde an: — „Ihr woltet ferner nichts „mehr lenken und leiten. Es ſollte nun jedes ſelbſt auf „ſeinen Weg ſehen und für ſich hin wandeln, wie ihm das „am beſten dünke!“ — Wollt ihr das thun? — Oder wie — was euch unter eurem Dache bedenklich dünken muß — das wollt ihr rathen, wenn von dem großen Haushalt, mit dem Volke, die Rede iſt? Geht! laßt mich das nicht mehr hören, oder ich muß ſagen, hinter euren ſchönen Worten, ſind nicht gute Dinge verborgen!

Karl.

Liebe und Vertrauen hält die Welt zuſammen. Nennt das keinen einfältigen Glauben, ich weiß, daß er uns gut und genügſam erhält.

Auguſt.

Und das iſt für uns, die wir arbeiten müſſen, die Hauptſache.

Joſeph.

Warum ſind aber allein wir, die, die arbeiten?

Karl.

Wenn wir alle denken oder grübeln wollen, ſo arbeitet endlich gar keiner mehr.

Friedrich.

Wer mit dem auszulangen weiß was er um ſich hat, iſt mir lieber, als wer unaufhörlich trachtet mehr und anderes zu haben, als er bedürfen ſollte.

Jakob.

Geht doch, geht! wer ſo viel zu erwerben weiß, als er bedürfen will, der iſt der wahre Mann!

Friedrich.

Wer den Weg geht, hat kein Ziel vor ſich. Ob er ein Ehrenmann bleibt oder nicht, das darf ihn nicht kümmern. Wir liegen an Uebermuth krank, darum iſt manches auf den unrechten Platz zu ſtehen gekommen, weiß nun nicht, was da anzufangen und greift wild um ſich.

Jakob.

So meint ihr denn, man ſollt immer auf demſelben Fleck ſtehen bleiben und niemals klüger werden?

Friedrich.

Spinnt ihr den Faden gar fein: ſo bricht er. Ihr könntet uns wohl verſchlagener machen, aber wären wir darum beſſer. Nein, nein! Laßt uns die Liebe für unſre Regierung. Sie iſt Liebe zu Frieden und Ordnung.

Auguſt.

Gewiß!

Karl.

Ja, denn hört nur. Neulich, als unſer guter Vorſtand Leopold von uns genommen ward —

Auguſt.

Das war ein Trauertag für uns Alle.

Karl.

Jedes Haus verlor ſeinen beſten Freund!

Friedrich.

Seinen Vater! denn ſo hat er für uns gedacht und uns geliebt! — Es war ein trüber Tag an dem Er von uns genommen ward. Schon des frühen Morgens, zogen die Wolken ſchnell über uns hin, und der Sturm riß manchen ſchönen Baum, mit der Wurzel heraus. Wir giengen alle traurig umher. Als er nahe an ſeinem Ausgang war, ſammelten wir uns unter dieſer Eiche. Da blickten welche ſtarr an den Boden, andre giengen umher, rangen die Hände und beteten für ihn. Ich hatte mich an den Stamm gelehnt, und meine Thränen vom Geſicht herab. — So waren wir lange in Wehmuth beiſammen und gedachten ſeiner, wie er unter uns, gut und gerecht gewandelt war. Auf einmal hoben ſich die Zweige auf und nieder — es rauſchte durch den ganzen Baum, und als es drei Uhr ſchlug, warf ein harter Windſtoß, oben dicht an der Krone, einen Hauptaſt herab. Wir traten zuſammen

men — ſahen hinauf — zagten ſtill — da war Leopold heim gegangen!

Karl.

Darauf ließ der Sturm nach. Er ward ganz ſtill — ein warmer Regen fiel herab auf das Land, das er ſo geliebt hatte. Wir giengen heim. Jeder Hausvater erzählte den Seinen, welch einen guten Mann wir verlohren hatten.

Auguſt.

Seit der Zeit ſind wir mit berübtem Herzen an dieſem Platze vorüber gegangen. Niemand lebt unter uns, der nicht im Segen gedenkt was er gewollt und gethan hat, durch Redlichkeit und Eintracht.

Friedrich.

Sein Wahlſpruch lebt in unſern Herzen und werde der Seegen unſrer Hütte. Redlichkeit und Eintracht geloben wir uns. Redlichkeit und Eintracht geloben wir dem, der nun nach ihm, für uns ſorgen, für uns wachen, für uns ſein Leben wagen wird! Unſre Eintracht ſoll ihm die Bürde erleichtern. Eintracht — ſei ſeine Macht, unſre Ehre, ſeine Sicherheit!

Karl.

Und wer uns dieſe Tugend rauben will — geheim oder öffentlich — der ſoll fühlen daß wir Deutſche ſind.

Auguſt.

Und ihr, Herr Jakob, mit ſammt euren Brüdern — findet bei uns zu Lande, keine Herberge. Bey den Bauersleuten vollends am allerwenigſten. Das iſt Gottes Wahrheit und ihr möcht ſie wieder ſagen.

Friedrich.

So ſieht es in unſern Herzen aus — ſo wollen wir Leopolds Nachfolger gehorchen. Iſt jemand, der die Feyer an dieſer ehrwürdigen Stätte hier, nicht mit Redlichkeit und Eintracht anſieht — der ſchäme ſich ſeines Herzens. Er iſt des hohen Ehrennamens nicht werth: ein Deutſcher zu ſeyn!

Friedrich, Karl und Auguſt

(gehen. Indem ſie ſich wenden, hört man eine ſanfte ländliche Muſik.)

Karl und Auguſt.

Sie kommen!

Friedrich.

Bald werden wir nun wieder einen Freund und Vater haben, an dem unſre Herzen hängen.

Jakob und Joſeph (verlieren ſich.)

Siebenter Auftritt.

Vorige. **Wilhelm Bürger. Franz Wille. Mehrere Bauern. Sophie.**

Marie.

(Hinter ihnen Bäuerinnen und Kinder. Die Bäuerinnen tragen junge Majen, ſie gehen damit im Zirkel herum und ſtecken ſie dann an den Häuſern in den Boden. So wie ſie damit fertig ſind, welches in angemeſſener Ordnung, dennoch ſchnell vorgeht, redet)

Friedrich.

Nun meine Freunde — der Augenblick iſt da uns Einem anzuvertrauen der für Alle ſorgt. Habt ihr vorher etwas zu erinnern, ſo ſagt es.

Franz (tritt einige Schritte vor.)

Lieben Freunde, ich kann nicht dieſe Stelle betreten, ohne euch für die Liebe zu danken, womit ihr meinem Vater zugethan waret. — Ihr habt ihn geſehen, und ihr werdet ihn niemals vergeſſen. Eure Einigkeit und daß es euch wohl gehe, war der Wunſch ſeines guten Herzens. Mit der aufgehenden Sonne, ſorgte Er für euch und daß euer Gut unangefochten bliebe. In ſpäter Nacht, war er wach für euer Wohl, ſein Gedächtniß lebt in euren redlichen Seelen und bringt manchem Waſſer in die Augen; deswegen liebe ich euch herzlich und ſage es euch hier an dieſer ehrwürdigen Stätte.

Karl.

Alles was wir an dem Vater geliebt haben, hat er uns in euch zurückgelaſſen.

Auguſt.

In euch iſt Leben und Muth, das hindurch zu führen, was Euer Herz als gut und gerecht empfunden hat.

Karl.

Wir lieben euch als redliche Männer!

Viele.

Alle — Alle!

Friedrich.

Wir haben unſern Freund und Vater verlohren. Viel und groß iſt unſer Eigenthum. Wenn es in Anſpruch genommen wird, wenn Nachbarn es verringern wollen, wenn Unruhe und Zwietracht den Frieden unſrer Häuſer ſtören, den Seegen unſrer Aecker rauben will: ſo müſſen wir einen Mann haben, der für uns ſpricht und für uns thut. Freunde! unter uns ſind der Guten viele —

aber dankbar iſt es und gerecht — daß unſre Herzen mit ihrem Vertrauen ſich dahin wenden, wo Tugenden die uns glücklich machen, fort geerbt ſind. Wenn ihr glücklich ſeyd, in Friede und Gerechtigkeit, um wen wollt ihr euch ſammeln? wenn ihr leidet und Recht begehrt, wer ſoll euch Freund, Bruder und Vater ſeyn?

Alle.

Franz — Franz! Franz ſoll es ſeyn!

Karl (führt ihn in die Mitte.)

Ihr ſollt uns Bruder und Vater ſeyn!

(Er geht an ſeine Stelle zurück.)

Franz.

Liebe Landsleute —

Alle.

(umgeben ihn im halben Zirkel.)

Bruder und Vater! — Es lebe Franz!

Friedrich (nimmt ſeine Hand.)

Lebe! führe dein Amt in Liebe und Seegen!

(Zwei junge Leute gehen nach der Eiche zu und nehmen Zweige ab, die ſie in einen Kranz flechten.)

Frannz.

Eure Herzen haben mich berufen und ich gelobe euch Treue und Liebe! Reich iſt meines Vaters Erbe, aber die Stimme die in eurem Herzen für mich ſpricht, iſt das koſtbarſte, was er mir hinterlaſſen hat. Euer Glück iſt das meine. — Die Thränen, die ihr weinen müßtet, iſt auch mein Kummer. Dem Unglücklichen gehört meine Habe mit, dem Unterdrückten mein Arm, mein Blut, mein Leben!

Friedrich.

Das Gott erhalte! Wir ſehen auf deinen Athem und bieten Alle — jung und alt — unſre Bruſt der Gefahr entgegen, wo dir welche drohen kann!

Alle.

Leben und Blut, für Franz unſern Vater!

Friedrich.

Dazu vereinigt euch Alle —

(Viele umarmen ſich, Andere geben ſich den Handſchlag, und bleiben ſo ſtehen.)

Brüder! Es iſt in allen Landen ein Sprichwort: — „alte deutſche Treue und Redlichkeit“ — das Wort ſey heilig und werde nie zu Spott!

Karl.

Nun und nimmermehr!

Auguſt.

Wäre die Treue vom Erdboden gewichen, ſo ſoll ſie bei uns zu Hauſe ſeyn!

Franz.

Dann iſt kein Feind für uns zu mächtig — kein Glück wird uns gefährlich!

(Die zwei jungen Leute bringen Friedrich den Eichenkranz.)

Friedrich.

Seit Jahrhunderten, haben unſre Väter, hier — Treue und Redlichkeit gelobt! Ein Kranz von dieſer Eiche, ward dem gegeben, dem wir in Leid und Freude folgen wollen. Franz! — Nimm ihn aus meinen Händen!

Alle.

(nehmen die Hüte ab.)

Franz.

(beugt ſich vorwärts.)

Friedrich (ſezt ihm den Kranz auf.)

Du biſt des deutſchen Eichenkranzes werth! — ſei in dieſem Schmuck von uns und allen Nachbarn mit Ehrfurcht angeſehen!

Franz.

Bleibt den einfachen Sitten eurer Väter treu. Sind ſie auch nicht im Auslande nachgeahmt, ſo haben doch gern und getroſt zu allen Zeiten, die Fremde, ihre Noth und ihre Ehre, unſern Sitten anvertrauet. So laß uns immerfort beſtehen!

Friedrich.

Geht es im kleinen gut — dann kann es im Großen vortreflich gehen! die Eintracht, worinn wir Landleute hier verſammlet ſind — ſey Muſter, für Stadt und Land und Reich. Wie wir dich lieben — ſo liebe jeder Unterthan ſeinen Herrn — jeder Deutſche ſeinen Kaiſer!

Karl.

Gott erhalte ſeine Kraſt, durch Freude, die er an ſeinen Deutſchen hat!

Auguſt.

Wohin ſein Volk zieht, Recht zu geben, und Ordnung zu gebieten, da welche Zwietracht und ſey Friede geſchaffen, daß immerfort, Sieg, Menſchlichkeit und Recht, der Nachruhm ſey, den Deutſche hinterlaſſen.

Friedrich.

Wie wir uns mit Liebe um dich drängen — ſo umgebe deutſche Treue, den Kaiſer, den wir lieben. Sein Leben iſt unſer Glück und das Heil der guten Sache — Gott erhalte den Kayſer Franz —

Alle.

Es lebe der Kayſer!

Friedrich.

Uns widmet Er ſein Leben, uns opfert Er ſeine Freuden! Sein ſoll unſere Kraft und unſer Leben ſeyn! Wenn wir nicht mehr ſind, ſei es ſo bei den Deutſchen von Jahrhundert zu Jahrhundert! Ueberall ſei die Eiche das Ebenbild vaterländiſcher Einfachheit und Kraft ſtehe hoch und unverſehrt! Habt ihr den Sinn, ſo muß das Ausland vor unſern [illegible]n da ſtehen und mit Ehrfurcht ſagen: — „Franz das [illegible]ſerlich und ſeine Völker deutſch!

5.

Sitten der Einwohner am Senegal.

Die ſchwarzen Damen am Senegal ſind eben ſo launicht und veränderlich in ihren Moden, als unſere eleganten Damen in Europa. Die Reichen halten ſich einen Goldſchmidt in ihrem Hauſe, um ihnen ihren Schmuck und ihre Kleinodien beſtändig umzuarbeiten, und über dieſes beſtändige Umarbeiten geht durch die Façon der innere Gehalt verlohren, ſo daß ihnen dieſer Schmuck ſehr theuer zu ſtehen kommt.

Wenn dieſe Damen ausgehen, ſo hält ihnen eine Sklavinn einen kleinen Sonnenſchirm über den Kopf und noch zwei oder drei andere Sklavinnen begleiten ſie. Dieſe Sklavinnen ſind vom Gürtel bis zum Fuß bekleidet, aber der Obertheil des Leibes iſt nackend und mit Gürteln, Spangen und Halsgehängen geziert, die aus Glas, Glasperlen, Korallen und Ambrakörnern, goldenen und ſilbernen Schellen beſtehen, die ſehr artig an einander gereihet ſind. Die Miſchung ihrer Farben auf ihrer ſchwarzen Haut thut eine ſehr pittoreſke Wirkung. Ihre Haare ſind künſtlich in kleine Locken gerollt, die über den Hals wallen und vollkommen den dicken Cantillen an den Epauletten der franzöſiſchen Oberſten gleichen. Auch dieſe Haare ſind mit Schnüren bunter goldener und ſilberner Perlen durchflochten, welche auf der Stirne und Backen ſpielen. Sie haben große maſſiv goldene Armbänder und Fußketten. Denn an dieſen Sklavinnen kramen die Einwohner dieſer Gegend allen ihren Luxus und ihre Pracht aus.

Am Senegal iſt das ſchöne Geſchlecht, wie überall, und vielleicht noch mehr ſchüchtern und furchtſam, ſie zittern beim Anblick eines Feuergewehrs oder einer Degenklinge; ſie ſind eben ſo plauderhaft und geſchwätzig, wie unſere Damen, aber ſie geben ſich ſorgfältiger als ſie mit den Pflichten ihres Haushalts ab, ſie ſind arbeitſam und unermüdet; manche Nacht bringen ſie damit zu, um Hirſen zu ſtoßen, woraus ſie ihr Eſſen bereiten. Täglich ſpinnen ſie Baumwolle um Panzer zu machen. Sie haben Weber, welche ſie in ihrem Hauſe unter ihren Augen verfertigen und ſie treiben einen anſehnlichen Handel damit. Dieſe Frauenzimmer ſind in ihrer Jugend ſehr fruchtbar, aber ſie hören frühzeitig auf, Kinder zu gebähren. Sie lieben ihre Kinder zärtlich, ſie verweigern ihnen nichts und obgleich die meiſten Sklaven ſind, ſo leben doch dieſe Kinder in der uneingeſchränkteſten Freiheit, bis ſie das Alter erreicht haben, wo ſie die Waffen führen oder das Feld bearbeiten können. Daher werden ſie eben ſo ſtolz und ſtark und bekommen einen ſo kühnen und ungezwungenen Anſtand. Sie ſprechen weit früher als die unſrigen die

Sprache der Vernunſt, weil ſie faſt gleich von der Geburt an die Menſchen betrachtet und nicht durch die Züchtigung oder den Bakel eines Pädagogen niedergeſchlagen und furchtſam gemacht werden. Sie kennen zwar weder Künſte noch Wiſſenſchaften, aber ſchon im 11ten Jahre von Grund aus die Geſchichte ihres Landes und das bürgerliche und politiſche Intereſſe der Geſellſchaft in der ſie leben.

Die Frauenzimmer bringen hier ihren Männern keine Mitgabe mit, im Gegentheil **der Mann kauft ſeine Frau**, das iſt der landesübliche Ausdruck. Wenn eine Mannsperſon um ein Mädchen wirbt, ſo verſammelt ſich die Familie des Mädchens vor dem Hauſe des Vaters, oder vor dem Berathſchlagungsbaum, der mitten im Dorfe ſteht. Hier ſchließen ſie einen Kreis, in deſſen Mitte das künftige Ehepaar ſteht. Nun fängt der Jüngling ſein Gebot an. Ich habe, ſagt er, ſo und ſo viel Sklaven, ſo und ſo viel Pferde, ſo und ſo viel Ochſen, ſo und ſo viel Gold u. ſ. w. ich gebe ſo und ſo viel dem Mädchen, ſo und ſo viel den Verwandten. Es wird von beiden Seiten gehandelt; ſobald man einig iſt, zahlt der Bräutigam was er verſprochen hat. Zuweilen werden die Waaren ſogar zum voraus auf den Platz deponirt. Noch denſelben Abend oder den andern Morgen in der Dämmerung führen alle Verwandtinnen die Braut dem Bräutigam zu; ſie geht ſittſam einher und ihr Kopf iſt mit einem weißen Schleier bedeckt, den ſie zu dieſem Behuf ſelbſt gewebt hat und der zugleich zur Decke des Brautlagers beſtimmt iſt. Das junge Ehepaar wird hierauf herein gelaſſen, und alle Muſikanten, Tänzer und die ganze Jugend des Dorfs umgiebt das Haus und warten ſchweigend, bis die Matronen, welche das neue Ehepaar belauern, ihnen das Signal von dem Siege des Bräutigams geben; oft warten ſie aber 8 Tage und länger, denn die Ehre des Mädchens erfodert, daß ſie dieſen Sieg ſo lange als möglich erſchwere; iſt er errungen, ſo bemächtigen ſich die Matronen des Schleiers, machen daraus eine Fahne und zeigen ihn allen Zuſchauern unter dem Getöſe der Inſtrumente und unter Freudengeſängen und Tänzen. Es iſt das entſetzlichſte Bachanal, das man ſich denken kann. Das Feſt dauert noch 8 Tage, und während dieſer Zeit wird jedermann, der kommt, bewirthet. Palmenwein und Brauntewein für die gemeinen Leute machen die Hauptſtücke bei dieſem Schmauſe aus. Die Damen hingegen trinken Liqueur, Punſch und Muſkatwein. Sollte unglücklicher Weiſe der Schleier nicht gewiſſe Zeichen von dem Siege des neuen Ehemannes haben, ſo würde jedermann in einem finſtern Stillſchweigen das Haus verlaſſen, das Mädchen würde entehrt ſeyn, der Mann würde ſie auf der Stelle verſtoßen und was er gegeben, wieder zurücknehmen. Aber man weiß dergleichen unangenehmen Entdeckungen vorzubeugen. Die Mädchen wiſſen ſich vorzuſehen, daß man nicht aus dem Mangel an dieſem Zeichen auf die Ausgelaſſenheit ihrer vorigen Lebensart ſchließen könne; unterdeſſen beweiſt dieſes doch, welche Ehrfurcht dieſe Völker bei aller Zügelloſigkeit ihrer Sitten gegen die Tugend haben.

Das Mädchen, das auf dieſe Art verheirathet worden, iſt die rechtmäßige Frau. Die Männer halten ſich außer ihnen verſchiedene Beiſchläferinnen, deren Anzahl ſich nach ihrer Wohlhabenheit richtet. Das wunderbarſte dabei iſt, daß alle dieſe Weiber einträchtig und ohne Eiferſucht mit einander leben; unterdeſſen wohnen ſie doch von einander abgeſondert, und der Mann beſucht ſie wechſelsweiſe. Er benachrichtiget ſie vorher von ſeinem Beſuch und ſie machen ihm eine Mahlzeit zurecht.

Die Frauenzimmer haben in dieſem Lande keine erklärten Liebhaber, aber ſie überlaſſen ſich ohne Skrupel dem erſten beſten Manne, der ihnen gefällt. Sie leben dann als Mann und Frau zuſammen und werden als ein verheyrathetes Paar angeſehen, ſo lange ihnen dieſe Lebensart gefällt; ob ſie gleich in ihrem Betragen und Reden ſehr frei ſind, ſo ſind ſie doch ſelten ihren Männern untreu, obgleich dieſe wegen des Handels faſt beſtändig auf der Reiſe ſind. Die Männer hingegen überlaſſen ſich allen ihren Neigungen. Es iſt faſt kein Dorf am Fluß, wo ſie nicht eine Frau oder eine Buhlſchaft haben ſollten.

Viele Reiſende haben verſichert, daß in gewiſſen Ländern die Weiber ohne Schmerzen gebähren, aber es iſt ein Irrthum, zu welchem ſie der Schein verleitet hat. Man würde geneigt ſeyn, daſſelbe von den Weibern in Senegal zu glauben, wenn man ſich blos an den Schein halten wollte. So wie es ein Schimpf und ein Zeichen der Schwäche bei den Männern iſt, wenn ſie ſelbſt bei den grauſamſten Operationen und den ſchrecklichſten Martern die geringſte Wehklage ausſtoßen, ſo iſt es ein Schimpf für die Weiber, wenn ſie beim Gebähren das mindeſte Klaggeſchrei oder auch nur einen Seufzer ſich entwiſchen laſſen. Man ſieht wie ihre Muſkeln ſich krampfig zuſammenziehen, wie ein kalter Schweiß ihre Stirne bedeckt, und doch drückt kein Laut das Uebermaaß ihrer Pein aus; im Gegentheil ſie affektiren ein lachendes Ausſehen und werden ſelbſt durch die Umſtehenden dazu aufgemuntert, die ihrem Muthe ihren Beifall ertheilen und ihnen zurufen: Gurla, Gurla! Wie ein Mann, wie ein Mann! Aus eben der Urſache ſind auch die Weiber hier zu Lande nach ihrer Niederkunft nicht ſo vieler Vorſicht unterworfen, als die Europäerinnen; noch denſelben Tag oder doch ſpäteſtens den Tag darauf gehen ſie ſchon ihren Geſchäften wieder nach.

Die Senegellerinnen vom Volke Yoloff ſind ſtark und prachtvoll. Alle Conture ſind ſtark ausgedruckt, ihr Wuchs iſt groß und ſchön wie von Pigalle's Hand zugehauen, kurz ſie ſind alle ſo gebaut, daß es ſchwer halten würde, in Europa ein Frauenzimmer zu finden, welches mit ihnen verglichen werden könnte. Denn weil die Natur in der Entwickelung ihrer Muſkeln nicht das geringſte Hinderniß findet, ſo ſpart ſie hier bei dem ſchönen Geſchlechte keine von den Gaben und Annehmlichkeiten, welche es verſchönern und ihm eine unwiderſtehliche Gewalt über unſere Sinne zuſichern können; die Wirkung davon iſt ſo mächtig, daß ohngeachtet ihrer Farbe, welche unſern Augen ſo fremd iſt, ich keinen einzigen weißen Mann geſehen habe, welcher dem Eindruck zu wiederſtehen vermogt hätte, den dieſe Formen und Geſtalten auf ſeine Seele machten. Selbſt diejenigen, welche in den erſten Augenblicken den meiſten Widerwillen gegen dieſe Weiber blicken ließen, waren am Ende gerade die, welche von der heftigſten Liebe für ſie entglühten. Verſchiedene Direktoren der Senegaller Handlungsgeſellſchaft werden dieſe Wahrheit mit ihrem Beiſpiele beſtätigen können, ein Beweis, daß die ſchöne und ſimple Natur weit mehr Gewalt hat, als die Kunſt, bei der wir immer Mängel ahnden müſſen, die ſie uns zu verbergen ſucht. In Senegal zeigen ſich Verſtand und Karakter ſo nackend und ungeſchmückt, wie die Einwohner ſelbſt. Es würde ſchwer fallen, in ſeiner Wahl betrogen zu werden.

Oefters wurde ich des Nachts aus meinem Schlaf durch ein gräßliches Geſchrei aufgeſchreckt, ich glaubte, man brächte ſich um, die Sklaven der Weiſſen hätten ſich ihrer Ketten entledigt, und alles ſtände in Flammen und ſchwämme in Blut; und doch war die Veranlaſſung dieſes ganzen Lärms oft nur ein Kind, das in der Geburt geſtorben war. Es iſt Herkommens, wenn jemand ſtirbt, daß ſeine Sklaven und ſeine ganze Familie aus dem Hauſe ſtürzen, ſich die Haare ausraufen und ein fürchterliches Geheul ausſtoßen. Die Freundinnen und Nachbarinnen ſtimmen in dieſes Geſchrei mit ein und ſetzen es ſo ruckweiſe die ganze übrige Nacht oder den ganzen übrigen Tag fort.

An eben dem Tage, oder doch den Tag darauf begräbt man den Todten, man giebt ihm eine Pfeiffe Toback und Eſſen mit in die Grube, man ſpannt um ſein Grab ein Netz, oder verſteckt es mit Dornen und eine gewiſſe Zeitlang bringt man ihm täglich zu eſſen.

Sobald der Todte begraben iſt, kommen alle Verwandte und Freunde, um die Wittwe zu tröſten. Es iſt Gebrauch, ſie zu traktiren und dis dauert 8 Tage, während welcher man, wenn die Wittwe reich iſt, in Saus und Schmaus lebt; doch ſollte ſie auch nur eine Pange haben, ſo würde ſie ſolche verkaufen, um jedermann zu bewirthen. Die Männer binden ſich nicht ſo genau an dieſe Ceremonie, ſie miſchen ſich auch nicht unter die weinenden Weiber.

Ihre Wohnungen ſind gewöhnlich Hütten von Stroh und Schilf. Die größten halten 11 bis 15 Fuß ins Gevierte, ſind kegelartig geſtaltet und haben Strohdächer. Die Negern ziehen dieſe Hütten zur Wohnung vor, weil die Luft durch das Schilf ſtreicht und ſie ſo kühler und geſunder macht. Die Eintheilung iſt ohngefähr folgende: Am Eingange iſt die Hütte des Herrn, hinter ihr ein kleines Kabinet, wo die Weibsperſonen ſich baden, neben an die Küche, nicht weit davon die Vorrathshütte, und rings herum die Hütten der Sklaven. Jede Familie hat ihre eigene Hütte. Das Ganze verſchließt eine Einfaſſung von Palliſaden von Schilf. Vor der Hütte des Herrn iſt eine kleine etwas erhabene Terräſſe. Sie haben auch bei ihrer Hütte einen kleinen Garten, wo ſie einige europäiſche Gemüſe ziehen. So ſind die Wohnungen der Reichen beſchaffen. Die Armen haben nur zwei Hütten, eine zur Wohnung, die andre zur Küche; ihr Bette iſt eine Hürde von kleinen Stäben geflochten und ruht auf 4 Pflöcken 8 oder 10 Zoll vom Boden, über die Hürde iſt eine rohe Ochſenhaut, oder das Fell eines andern wilden Thieres gebreitet: bei Nacht haben ſie immer Feuer in der Hütte, wo ſie ſchlafen und das aus zwei Gründen, erſtlich, weil oft auf die erſtickende Tagesſchwüle in der Nacht ſehr kalte Winde und ein ſchädlicher feuchter Thau folgt, und zweytens, weil ſie ohne dieſe Vorſicht von den Musquiten und Schnacken gefreſſen werden würden. Das Feuer brennt mitten in der Hütte, und da kein Rauchfang angebracht iſt, ſo muß man mit dem Bauch auf der Erde liegen bleiben, um nicht zu erſticken. Die Neger haben im Schlaf die Füße gegen das Feuer gekehrt. Uebrigens ſchlafen ſie mehr bei Tage als bei Nacht und bringen letztere oft mit Singen und Tanzen zu.

Die reichen Einwohner ausgenommen, welche einige europäiſche Geräthe und Geſchirre von Metall haben, beſitzen die übrigen ſtatt allen Hausgeräthes nur eine kleine Kiſte oder Kuffert, worinnen ſie ihre Garderobe, ihr Gold, ihr Silber und ihre Waaren verwahren. Ihr Geſchirre beſteht aus einigen Schüſſeln von gebrannter und glaſurter Erde, einigen hölzernen Tellern und kleinen mitten von einander geſchnittenen Kürbisflaſchen, die ihnen ſtatt der Maaße, Löffel und Trinkgefäße dienen. Auf der St. Ludwigsinſel kann man für 5 oder 6 Laubthaler eine Hütte bauen, und mit allen Meubeln und Geräthe verſehen, auf dem feſten Lande kommt es nicht einmahl ſo hoch zu ſtehen.

Die Lebensart dieſer Einwohner iſt ſehr frugal; ſie haben faſt nur ein einziges Gericht, Coſcu genannt. Es wird von Hirſen gemacht, den man in einem hölzernen Mörſel zu Mehl ſtampft und auf kleinen Strohmatten ſichtet oder ſiebt; dieſes Mehl wird alsdenn trocken in heiſſem Waſſer gebacken und zwar in einem Gefäß, das oben offen iſt und einem andern Gefäße zum Deckel dient, worinnen das Fleiſch oder der Fiſch kocht, mit deſſen Brühe der Hirſen angemacht werden ſoll. Beide Gefäße ſind hermetiſch verwahrt, damit der Dampf des Fleiſches und der Gemüſe das Hirſenmehl recht durchdringe, welches auf dieſe Weiſe einen ſehr angenehmen Geſchmack bekommt und eine geſunde und erfriſchende Speiſe ausmacht. Wenn man dieſes Hirſengericht eſſen will, ſo feuchtet man es mit Brühe an; will man es aber auf der Reiſe mit ſich nehmen, ſo dürrt man es an der Sonne und es konſervirt ſich lange Zeit, wenn man es nur vor Feuchtigkeit verwahrt.

Die Negern pflegen folgendergeſtalt zu eſſen. Der hölzerne Napf wird mitten in die Hütte oder im Hof auf den Boden geſetzt; jeder kauert ſich dabei nieder, nimmt mit den Fingern etwas Cuſcu heraus, macht ein Kügelchen davon, indem er es in der Hand hin und her wirft, und fängt es alsdenn mit dem Munde auf. Sie wiſſen noch ein ander Gerichte aus Reis, Fiſchen und Thamarindenſaft zu bereiten, welches ſehr angenehm von Geſchmack iſt.

Die Negern ſind ſehr gaſtfrei. Wenn ſie eſſen, ſo laden ſie jederzeit die Anweſenden ein, Theil an ihrer Tafel zu nehmen; es ereignet ſich ſogar oft, daß fremde Negern Platz nehmen und mit eſſen, ohne eingeladen zu ſeyn. Wir Weiße, wir kauern uns oft bei ihnen nieder und genießen einige Kügelchen Cuſcu. Auf dieſe Weiſe lernen wir ihre Sitten kennen und machen uns mit ihnen bekannt, denn die Europäer, die blos von ihrer Höhe auf ſie herabſehen und uns alsdenn ſchwülſtige Romane von dem aufheften wollen, was ſie nicht geſehen haben, verdienen wenig, oder beſſer, keinen Glauben.

Man trift wenig Bettler im Senegal an; einige Krüppel oder Blinde ausgenommen. Die Blinden ſind hier ſehr häufig. Man ſieht ſie alle Morgen von Thüre zu Thüre wandern und einige Verſe aus dem Koran, oder ein paar Reime zum Lobe des Herrn der Hütte abſingen. Sie ſagen ihm z. B. er ſei der beſte, der wackerſte, der reichſte des ganzen Dorfs und da Schmeichelei für die Negern ein ſehr ſüßes Gift iſt, ſo geht der Blinde nie mit leeren

Händen von dannen. Auf ſeinem Rücken trägt er einen kleinen Sack, worein er den Hirſen thut, den er bekommt; er kehrt dann in ſeine Hütte zurück, und faulenzt oder prügelt ſeine Frau, denn das Sprichwort: Boshaft wie ein Blinder, gilt hier zu Lande in ſeiner vollen Stärke.

Täglich wird ein Markt zu Senegal gehalten, der reichlich mit allen Landesprodukten und Europäiſchen Waaren verſehen iſt; man trift da wenigſtens immer 2 bis 300 Kaufleute an, die aus allen Dörfern des Umkreiſes viele Stunden weit her kommen. Der Tauſch geſchieht gegen Waaren oder Geld; die kleinſte Münze iſt ein 6 Sousſtück; Kupfergeld ſieht man faſt gar nicht. Dagegen geſchieht der größte Umſatz gegen Kriſtallperlen oder Hirſen, den man in ſo viele kleine Portionen oder Häufchen theilt, als man will. Hier erblickt man auf einer kleinen Schilfmatte die größten Koſtbarkeiten neben Dingen von unbedeutendſtem Werth und die Gegenſtände des Luxus neben den erſten Bedürfniſſen des Lebens liegen. Der Preiß eines jeden Dinges iſt bekannt, und man handelt wenig. Ein Neger hat die Aufſicht über die Policei des Markts und jeder Verkäu[illegible] bezahlt ihm eine kleine Abgabe in Natura. Die Policeiaufſicht über das Dorf überhaupt iſt einem Neger unter dem Namen Maire aufgetragen. Derjenige, welcher das Amt alleweile bekleidet, iſt ein Mann von koloſſaliſcher Statur, er nennt ſich Carl Cornier. Er wird allgemein ſowohl von den Weißen als Schwarzen geſchätzt. Er hat eine Erziehung genoſſen, wie man ſie in dieſem Lande wenig antrift und beſitzt eine ſeltene Redlichkeit und gefälliges Betragen. Ich bin ihm dieſes gerechte Lob ſchuldig und ſchmeichele mir mit keinem Widerſpruche.

Hirſen iſt das erſte und weſentlichſte Landesprodukt, dann folgen Reis, Pataten, Giraumones; Fiſche giebt es zu gewiſſen Jahreszeiten in Menge, hingegen ſind ſie zu andern Zeiten wieder höchſt ſelten. Die Hühner ſind ſehr klein und taugen nicht viel; die Truthühner hingegen ſind gut und die Tauben und Enten vortreflich; das Rind- und Schaafſleiſch iſt ſchlecht, das Schweineſleiſch ſehr gemein und gut. Wildpret giebt es von aller Art in Menge; die Pintadenhühner, die Ringeltauben, und Ortolane ausgenommen iſt das übrige ſehr trocken und geſchmacklos. Man bringt auf dieſen Markt Kuh- Schaaf- Ziegen- Eſel- und Kameelmilch. Der Honig iſt ſehr gemein und von einem vortreflichen Geſchmack. Der gemeine Neger lebt faſt von nichts, denn ein Arbeitsmann oder Matroſe, dem man monatlich 15 Livres an Waaren giebt, was noch nicht den Werth von 1½ Laubthaler ausmacht und der 3 Pfund Hirſen des Tags erhält, ernährt ſich, ſeine Frau und Kinder davon.

Die Haut der Senegaliſchen Ochſen hat ein kurzes und glänzendes Haar faſt wie beim Seekalb; ſie haben einen großen Buckel auf dem Rücken, der etwas ſehnicht, aber ein ſehr delikater Leckerbiſſen iſt. Die Schaaſe haben keine Wolle, ſondern kurze und glänzende Haare.

Der Boden um Senegal iſt ein beweglicher Sand, den der Wind wechſelsweiſe bald zu Hügeln thürmt, bald zu Flächen ebnet. Unterdeſſen iſt dieſer Sandboden fruchtbar, weil die Luft hier ſehr feucht und Salpeterartig iſt; die Früchte, die da wachſen, ſind nicht zahlreich und alle entweder ſehr ſauer oder ſehr ſcharf. Die Europäiſchen Gemüſe und Früchte werden hier nur mit der größten Mühe fortgebracht, die Melonen ausgenommen, die ganz vortreflich ſind. In einer Strecke von 360 Stunden erblickt man nichts, als Sand, Wald und wilde ſchädliche Thiere von allen Arten. Alles iſt da wild und roh, man ſollte wähnen, das Land ſei eben erſt nach der Sündfluth entſtanden. Neun Monate des Jahrs regnet es nicht, hingegen giebt es in den drei übrigen heftige Stürme, welche Orkanen gleichen; zum Glück dauern ſie nicht lange. Der mittlere Grad der Wärme iſt 36 bis 40 nach dem Reaumüriſchen Thermometer, hingegen iſt die Hitze in den Hundstagen weit ſtärker und würde nicht auszuhalten ſeyn, wenn die Luft nicht zu Zeiten durch die Nordbriſen erfriſcht würde, die gewöhnlich gegen 2 oder 3 Uhr des Nachmittags zu wehen anfangen; zuweilen bleiben ſie auch viele Tage hinter einander aus, und dann wird man von einer Erſchlaffung, einer Mattigkeit und Entkräftung befallen, die ſich unmöglich beſchreiben läßt, dazu kommt noch das viele Ungeziefer, das einen faſt auffrißt. Bösartige und Entzündungsfieber raffen die meiſten der neuen Ankömmlinge hinweg. Hat man jedoch die erſte Krankheit überſtanden, ſo fängt man an, das Klima ziemlich gut vertragen zu lernen.

Dieſe Hitze und dieſe Unbequemlichkeiten, wozu noch alle Arten der Entbehrung der nothwendigſten Dinge kommt, nehmen immer mehr zu, je weiter man den Fluß hinaufgeht und tiefer in das Land dringt. Die meiſten ſterben mehr von Furcht und Bänglichkeit als an Krankheiten. Unterdeſſen wird das Land, ſo wie die Hitze zunimmt, weniger ungeſund, weil es weniger ſumpfig iſt und der Boden und die ganze Gegend gewinnt an Intereſſe. Man erblickt da eine Natur, die von der Natur unſers Europa's völlig abweicht. Jedes Gewächs, jedes Thiergeſchöpf gewährt mit jedem Augenblick einen neuen auffallenden Anblick. Das ausgetretene Waſſer überſchwemmt die ganze Gegend und man ſchift über die Wipfel blühender Bäume hin, man ſeegelt durch das Gefilde wie durch die Wogen eines unbegrenzten Meers, das aber einem Blumenbeete gleicht, welches mit allen Arten von Blüthen und Blumen beſäet iſt. Die Ungeheuer der See ſpielen zwiſchen dieſen Blumen und Baumſpitzen, der Caymon, das Seepferd, die Waſſerſchlange ſchwimmen um dem Boot und ſcheinen den darinn Sitzenden zu drohen; aber furchtlos taucht der verwegene Neger unter und kämpft mit ihnen; neben ſich ſieht man an den Wipfeln der Bäume Vogelneſter dem Waſſer gleich ſchweben, man vernimmt das Gezwitſcher unbekannter Vögel, deren fremdes mit allen Farben geſchmücktes Gefieder das Auge entzückt, man kommt zu 20 Völkern, die alle an Farbe, Sitten und Sprache verſchieden ſind, alles ergötzt, alles unterhält, aber ach! man iſt nicht mehr, was man war, drei Viertel unſerer moraliſchen und phyſiſchen Kräfte ſind erſchlafft, verſchwunden; kaum iſt man im Stande Athem zu ſchöpfen, ſo ſorgfältig auch junge Negerinnen unaufhörlich beſchäftigt ſind, uns Luft zuzufächeln. Oft muß man ſich gegen die Gefräßigkeit der Tiger, gegen die Klauen der Löwen, die an dem Geſtade des Fluſſes uns auf der Spur nachfolgen und gegen die Raubgier der Wilden vertheidigen, welche in dieſen Wäldern ſich aufhalten, um uns zu tödten, zu plündern oder zu brandſchatzen, man muß auf ſeiner Flinte ſchlafen und die Zündruthe für das Geſchütz beſtändig brennend erhalten.

Ich muß hier noch ein Wort zum Schluß von dem Gummihandel hinzuſetzen, den man mit den Mauren treibt, welche die einzigen Beſitzer der Wälder ſind, welche dieſes koſtbare Produkt liefern. Dieſe Wälder liegen in einer öden Wüſte, die nichts als Gummi hervorbringt. Wenn man auf dieſen Handel an dem Senegalfluß hinaufreiſt, ſo rüſtet man das Schiff zum Krieg aus, als ob man in eine Schlacht ziehe. Die Bemannung iſt ſtark und beſteht ganz aus Negern. Die freien Negern verſehen die Dienſte der Lootſen, Steuermänner und Bootsleute u. ſ. w. Die Sklaven hingegen und ſelbſt freie aber arme Neger ſind die Matroſen und ziehen das Schiff, wenn es nicht mehr ſegeln kann. Oft iſt nicht ein einziger Weißer auf dem Schiff und gewöhnlich nicht mehr, als ein oder zwei, denn die Luft iſt ſo ungeſund, die Hitze ſo unerträglich, daß die weißen Matroſen nicht ihre gewöhnliche Arbeit verrichten können. Man läßt ſie auf der Inſel St. Louis zurück, um ſie zu ſchonen, damit ſie das Schiff nach Frankreich zurück bringen können; allein dieſer Vorſicht ohngeachtet ſtirbt oft die Hälfte, wenigſtens ein Viertel und zuweilen das ganze Schiffsvolk. Schon dadurch fangen wir an, unſre Verbrechen der beleidigten Menſchheit an den unglücklichen Bewohnern dieſer Küſte zu büßen.

Hätte man nicht die Vorſicht, ſich, wie ich oben erzählt habe, in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen, ſo würde man von allen den winzigen Uferprinzen bei jeder Gelegenheit angehalten, bedrängt und geplündert werden; man muß ihnen ſo ſchon Abgaben zahlen, deren Betrag ſich nach dem größern oder geringern Grad ihrer Macht richtet und da ſie bei jeder Reiſe dieſe Paſſagezölle zu erheben ſuchen, ſo entſtehen Zwiſt und Streitigkeiten, die einen gefährlichen Ausgang nehmen könnten, wenn man nicht zum voraus darauf gerüſtet und gefaßt wäre. Unterdeſſen hat die Macht der Negerkönige vom Senegal bis Podor ſeit einiger Zeit um ein Groſſes abgenommen. Daran ſind die innerlichen Kriege ſchuld, die das Land verwüſtet haben und die von den Mauren erregt und angefacht wurden, um plündern zu können, und um es unſern Menſchenhandel nicht an Sklaven fehlen zu laſſen. Von dieſer Seite alſo haben wir wenig zu fürchten, aber von Seiten der Mauren können wir nicht ohne Sorgen ſeyn, weil ihre herumſchweifenden Horden uns nur zu überrumpeln ſuchen, ob ſie ſich gleich freundſchaftlich anſtellen. Ihre Anführer begünſtigen unter der Hand dieſe Plackereien und dringt man auf Erſatz und Genugthuung, ſo ſagen ſie, die Thäter wären ihnen unbekannt, ſie wollten alle ihr möglichſtes thun, um ſie zu entdecken, und da muß man ſie noch durch Geſchenke dazu zu bewegen ſuchen. An den allen iſt blos die ſchlechte Einrichtung der öffentlichen Verwaltung Schuld, deren Glieder, die oft von unpatriotiſchen Abſichten geleitet werden, das Wohl des gemeinen Beſten perſönlichen Rückſichten aufopfern.

(Die Fortſetzung folgt.)

6.

Aus dem Schreiben eines öſterreichiſchen Huſarenofficiers an Herrn **.

— — — Wir ſtehn in einem herrlichen Lande, längſt dem majeſtätiſchen Rhein, und vermiſſen die rauhen Gefilde Böhmens und ſeine öden Wälder nicht. Mit der Lebensgefahr, die ein Soldat ſo nicht achtet, wenn er nur Ehre und Kriegsruhm erbeuten kann, will es bis jezt in dieſem Kriege mit den Neu-Franken wenig bedeuten. Sie wiſſen, ein braver Deutſcher fürchtet den Franzmann nie, ſeit ſeiner Wiedergeburt aber hat es mit ſeinem Muth noch weniger zu ſagen. Nur ein Beiſpiel: Vor einigen Tagen ſtieß eine Patrouille von uns auf einen ſtarken Trupp Nationalgarden, die ein Obriſtlieutenant kommandirte; ſobald ſie unſre Leute erblickten, feuerten ſie ihre Gewehre auf ein paar 100 Schritte los, und nun Alles von ſich geworfen, und Reißaus genommen. Unſre Leute haſchten doch einige 50 davon, und auch den Obriſtlieutenant, der in ein Haus gewiſcht und hinter einige Fäſſer gekrochen war. Man zog ihn hervor, und als man ihn nach ſeiner Handthierung fragte, war es — ein Peruckenmacher! —

Auf dem Papier ſind ſie freilich weit tapferer. Da laß ich geſtern im Moniteur, (der ſeit dem 10ten Auguſt ganz Jakobinerblatt iſt) zwei Schnurren, die mich recht zum Lachen gemacht haben. Es wird darinn ganz ernſtlich erzählt, wie ein Nationalgardiſte zwei ungariſche Huſaren in die andre Welt befördert habe. Er rief vivre libre! und ſpaltete dem einen den Kopf, ou mourir! und weg flog das Haupt des zweiten armen Teufels. Vielleicht waren ſie von Pappe, wie bei dem Carouſſelreiten. Ein andrer Nationalheld gelobte dem Höllengott drei Oeſterreicher, legte dreimal an, und hielt dreimal Wort! — Das Alles glauben denn die guten Pariſer wie ein Evangelium, vielleicht auch mancher Weltbürger unter uns Deutſchen, dem es wurmt, daß die neuen Römer und Griechen, ſich bis jezt nur noch im Lauten auszeichnen. Doch, da empfehle ich ihnen die Ober-Poſtamtszeitung, und das Riſtretto; da ſtand neulich in einem Stück dieſer beiden Zeitungen, ich weiß nicht recht mehr in welcher? daß zu Schwetzingen ganze Wagen mit bleſſirten Wurmſern angekommen und zwei Eskadronen durchgeritten wären, wo jeder Mann 2 und 3 bleſſirte Handpferde geführet habe. Sie werden nun glauben, daß zwei drittel des Regiments verwundet und zu Fuß ſind? — Doch nein! ſie befinden ſich recht wohl, und reiten noch alle! — — — —

7.

Callimachus Hymnen,

(aus dem Griechiſchen überſetzt.)

---

1. Hymne auf den Zevs.

Was ſoll anders man ſingen bei den Opfern des Zevs, als den Zevs ſelbſt? ihn den ewig mächtigen König, den Ueberwinder der Titanen, den Richter der Götter. Mit welchem Nahmen grüßen wir ihn? Will er der Dictäiſche oder Lyceiſche Gott genannt ſeyn? Unentſchloſſen ſtehe ich und erinnere mich, daß ſein Vaterland zweifelhaft iſt. Einige behaupten, o Zevs, du ſeiſt auf den Ideiſchen Bergen geboren; andre eignen dir Arkadien, als dein Vaterland, zu. Welche Meinung billigſt du Vater? Doch wie kann ich noch fragen? Nie hat der Cretenſer die Wahrheit geliebt. Auf dein Grab, o König, will er uns zeigen. Und doch biſt du nie geſtorben, biſt ewig. — Da wo den Parrhaſiſchen Berg das dickſte Gebüſch umſchloß, gebahr dich Rhea. Seit der Zeit iſt der Ort heilig, keine ſterbliche Frau wagt ſich hinein, kein tragbares Thier baut daſelbſt an. Noch jetzt nennen ihn die Einwohner das alte Bette der Rhea. Kaum hatte die göttliche Mutter zur Welt dich gebracht, ſo ſuchte ſie einen Bach, das Söhnchen zu baden. Damahls floß noch nicht der große Ladon und Erymanthus trieb noch keine ſilberne Wellen. Trocken war damahls das, nach der Zeit mit ſo vielen Flüſſen durchſchnittene, Arkadien. Wo Jaon, Meons und Carion nun fließen, ſtanden dicke Eichenwälder; mancher Wagen erſchütterte die hohle Erde und wilde Thiere hatten ihr Lager. Die Gegenden, wo Crathis jetzt rinnt und über Steinen Metope rieſelt, durchwallte der Wandrer mit trocknem Fuß und durſtiger Kehle. Voll Bekümmerniß rief die göttliche Rhea: Gebähre Erde! deine Geburten ſind mit geringen Schmerzen verbunden. So ſprach ſie, erhob ihre Hand und ſchlug mit einer Ruthe den Berg. Plötzlich theilte er ſich, und aus dem geöffneten Schlund ergoß ſich ein Fluß. Hier reinigte ſie dich, o Gott, wickelte dich und gab dich der Neda. Sie, die liebſte ihrer Geſpielinnen, die älteſte der Nymphen, außer der Styge und Philyre, trug dich in die Kretiſche Höhle. Nicht unbelohnt erwieß ſie Rhea'n den Dienſt. Noch jetzt führt ihren Nahmen der Fluß, welcher durch die Arkadiſchen Gefilde ſich windet und bei Leprium, dem Sitze der alten Cauconen in's weite Meer gießet. Es trug dich die Nymphe von Themis an das nahe Cnoſſus, und der dir damahls entfallende Nabel gab der Gegend den Nahmen der Omphaliſchen Gefilde. Hier empfingen dich die Waldgöttinnen mit offnen Armen und in goldner Wiege ſchläferte Adraſta dich ein. Milch der Amaltheiſchen Ziege löſchte deinen Durſt, ſüßer Honig war deine Speiſe. Speiſe bereiteten dir ſogleich auf dem Gipfel des Idäiſchen Gebürges die Bienen. Die Corybanten tanzten in fröhlichen Reihen um dich und ſchlugen auf ihre Schilde. Das thönende Erzt verbarg dein Winſeln den Ohren des Saturns. Schön wuchſeſt du auf, ſchön nahmſt du zu, himmliſcher Jupiter, und der Bart färbte vor der Zeit deine Wangen. Ein Jüngling an Jahren dachteſt du männliche Thaten, und deine ältern Brüder räumten dir den Himmel zur Wohnung ein. Vergebens erzählen die alten Dichter, daß unter den Söhnen Saturns das Loos die Reihe beſtimmte. Wer iſt ſo thöricht, um den Beſitz des Himmels und der Hölle zu loſen? Um gleiche Dinge wirft man das Loos; welcher Unterſchied iſt nicht zwiſchen dieſen beiden Reichen. Daß man doch nicht Wahrſcheinlichkeit bei Erdichtungen beobachtet! Nicht das Loos ſetzte dich zum Könige der Götter, ſondern die Kraft deiner Hände, deine Stärke und Macht, ſie, die an deinem Throne ſitzen. Bald machteſt du den Adler zum Boten deiner Befehle und Vorbedeutungen. O ſchicke ihn meinen Freunden als einen glücklichen Propheten. Durch ſeine Hülfe bekamſt du den ſchönſten Jüngling in deinen Dienſt. Nicht der kühne Schiffer, nicht der geharniſchte Krieger, nicht der Dichter ſteht unter deinem beſondern Schutz. Kleinern Göttern überließeſt du dieſe Sorge. Die Könige der Erde ſind dein: ſie, die Gebiether des Landmanns, des Kriegers, des Schiffers, die Herren aller Dinge. Wie groß iſt nicht ihre Gewalt! Vulkan beſchützet die Schmiede, Diana den Jäger, und Phöbus liebt den in die Leier ſingenden Dichter. Von dem Jupiter und unter ihm ſind die Könige. Ihm nähert ſich kein Sterblicher mehr, als ſie. Sie haſt du dir ausgeleſen und ihnen Städte gegeben. Auf den Schlöſſern der Städte throneſt du ſelbſt, prüfeſt ihre guten und falſchen Gerichte. Du gabſt allen Schätze und Reichthum genug, aber nicht jedem den nähmlichen Theil. An unſerm Könige ſiehet man dieß. Wie weit iſt er über andern erhaben. Was er am Morgen dachte, ſieht der Abend vollbracht. Kleinere Dinge werden von ihm eben ſo geſchwind gethan, als gedacht, und zu gröſſern brauchet er einen Tag nur. Andern bedürfen zu dieſen ein Jahr, zu jenen noch längere Zeit. Hinderniſſe legſt du andern in Weg, vernichteſt ihre Anſchläge. Sei mir geprieſen, Sohn des Saturns, Geber des Guten, Geber des Glücks! Wer kann deine Thaten beſingen? Noch nie iſt dieſer Sterbliche geweſen und wird auch nie ſeyn. Wer könnte die Thaten des Jupiters erzählen? Ich preiſe dich, Vater, ich preiſe dich. Schenke uns Tugend und Güter. Ohne Tugend beglücket nicht Reichthum den Menſchen, und jene hilft ihm nichts, ohne dieſen. Gib uns Tugend und Reichthum zugleich.

2. Hymne auf den Apoll.

Wie bewegen ſich die Aeſte des dem Apoll geheiligten Lorbeers! wie zittert der ganze Tempel! Entfernt euch, ihr Unheiligen, entfernt euch! Schon berührt der glänzende Fuß des Phöbus die Schwellen. Seht ihr es nicht? Plötzlich beugt ſich der Delphiſche Palmbaum, und in den Lüften ertönen die ſüßen Geſänge des Schwans. Oefnet euch, ihr Pforten und ihr Riegel und Schlöſſer. Gott iſt nahe. Bereitet euch, ihr Jünglinge, zum Geſange und Tanz. Nicht jeder Sterbliche ſieht den Apoll: ihn erblickt nur der Fromme. Wem er erſcheint, der wird erhaben ſein über ſein Geſchlecht, und erniedrigt iſt der, der ihn nicht ſieht. Wir werden dich ſehen, allmächtiger Gott, und nie werden wir klein ſeyn. Wollt ihr Jünglinge die Freuden der Hochzeit genießen, graue Haare um eure Schläfe einſt tragen, und auf ihrem Grunde die Mauern eurer Stadt feſte ſtehn ſehn, ſo muß bei der Ankunft des Phöbus eure Leyer nicht ſchweigen, euer Fuß nicht müßig ruhn. Schon höre ich die Zither erklingen und ſegne die gehorſamen Chöre der Jünglinge. Hört, ihr Anweſenden, ehrfurchtsvoll auf das Loblied Apolls. Ehrerbietig ſchweigt auch das Meer, wenn Dichter die Zither und den Bogen des Lycoreiſchen Apollos beſingen. Kaum hört Thetis den fröhlichen Ruf: Jo Päan! Jo Päan! ſo hört die betrübte Mutter auf, zu beweinen den Tod des Achills mit kläglicher Stimme; die verſteinerte Niobe hemmt den Lauf ihrer Thränen: ſie ward in den Phrygiſchen Gefilden in einen Fels verwandelt, und noch iſt in ſeiner Geſtalt der klägliche Ton und das angſtvolle Winſeln der Mutter gebildet. Ruft dem Apoll freudig entgegen. Sich den Göttern widerſetzen, iſt gottlos. Wer ſich gegen die ſeeligen Götter erhebt, erhebt ſich wider meinen König, und ein Feind meines Königs iſt auch ein Feind des Apolls. Apoll wird das Chor der Jünglinge lohnen, wenn es ihm gefällige Lieder anſtimmt: er kann es, denn er ſitzt zur Rechten des Zevs. Nicht mit einem Tage ſollen ſich endigen die Loblieder Apolls. Zu Lobgeſängen gibt er den reichſten Stoff; wer kann nicht leicht den Apollo beſingen? Er glänzt im goldnen Gewand, auf der Achſel durch eine goldne Schnalle befeſtigt: golden iſt ſeine Leier, ſein Cretiſcher Bogen und ſein Köcher: auf goldnen Sohlen tritt er einher. Unendlich ſind die Schätze und unzählbar die Reichthümer Apolls. Der Delphiſche Tempel bezeugt es. Stets iſt Apoll ſchön und ewig jung. Nie hat der Bart die jugendlichen Wangen das Phöbus überzogen. Seine Haare trieffen von duftendem Oele: nicht Balſam der Menſchen ſalbt ſeine Locken: göttlich heilſamer Geruch ſtrömt von ihnen aus. Glückliche Stadt, deren Boden die Tropfen benetzen! In ihr wird allgemeine Geſundheit herrſchen. An Künſten wird Niemand den Apoll übertreffen. Der Schütze und der Dichter ſtehen unter ihm. Denn Phöbus regieret den Bogen wie die Geſänge. Ihm gehören die heiligen Würfel und die Wahrſager. Vom Phöbus haben die Aerzte gelernt, aufzuhalten den eilenden Tod. Auch läßt ſich Phöbus Schäfer von uns nennen. Seitdem er von Liebe gegen den blühenden Admet entbrannt an den Amphryſiſchen Ufern die Pferde geweidet, hat er dieſen Nahmen erhalten. Glückliche Gefilde, die das heilige Auge des Phöbus beſtrahlt! Zahlreiche Heerden füllen ſie: Ziegen irren unter den Schafen daher: es mangelt nicht an Milch, nicht an ſaugenden Lämmern; und bald wird die Heerde den Hirten mit Zwillingen erfreuen. Auf den Rath des Apolls wurden von den Sterblichen Städte erbaut. Phöbus freut ſich über den Bau der Städte und er ſelbſt legt den Grund der Mauern. An einem runden Teiche im angenehmen Delos legte der vierjährige Phöbus den erſten Bau an. Diana brachte ihm die Hörner der Gemſen, die ſie auf den Cynthiſchen Gebürgen erlegt hatte, und Apoll verband ſie zu einem Altar. Er machte den Grund aus Hörnern, und von Hörnern zuſammen geflochtene Seiten unterſtützten den Altar. So lehrte Phöbus zuerſt den Grund der Gebäude legen. Dem Battus wieß Phöbus zur Wohnung mein fruchtbares Vaterland an. In Geſtalt eines Raben leitete er, ein glücklicher Anführer, das Volk nach Lybien. Er ſchwur unſern Königen, dieſe Stadt zu geben, und ewig hält Apoll ſeinen Schwur. O Apoll, viele nennen dich Böдrom, viele den Clariſchen Gott. Ich gebe dir den, in meinem Vaterlande üblichen Nahmen, und nenne dich den Carneiſchen. Sparta, o Carneiſcher Gott, war dein erſter Sitz: dann bewohnteſt du Theras und endlich die Stadt Cyrene. Theras brachte dich aus Sparta nach der Inſel, die von ihm den Nahmen noch hat, und nach Lybien trug dich der wieder geneſene Battus. Hier baute er dir einen herrlichen Tempel: er widmete dir in der Stadt ein jährliches Feſt: vor deinen Altären, o König, liegen noch an dieſen Tagen häufige Opfer geſtreckt. Io, Io, Carneiſcher Apoll, in beſtändigen Gebeten ruft dich der Einwohner an: mit allen Blumen ſind im Lenze deine Altäre geſchmückt, die das Frühjahr, vom ſäuſelnden Zephyr bethauet, uns ſchenkt: die angenehme Crocusblume ziert ſie im Winter! hier brennt dir ein ewiges Feuer, und nie bedeckt Aſche verzehrend die geſtrigen Kohlen. Herzlich freute ſich Phöbus, als er die kriegeriſchen Jünglinge an dem Carneiſchen Feſte in fröhlichen Tänzen mit den von goldgelben Haaren glänzenden Lybierinnen ſah. Der Quelle Cyre konnten ſich noch nicht die Dorier nahen, und ihre Wohnungen waren noch auf dem waldigen Azilis. Sie erblickte der Gott von der Höhe des Libyſchen Gebürges und zeigte ſie ſeiner Göttin. Er ſtand auf dem Orte, wo Cyrene den Löwen, den Verwüſter der Heerde des Eurypylus erwürgt hatte. Nie ſah Apoll ein Chor, würdiger des Anblicks eines Gottes: nie empfing eine Stadt von ihm ſo viele Geſchenke, als Cyrene von dem an ſeine Liebe ſich erinnernden Gott: nie ward ein Gott von den Cyrenern feuriger verehret, als Apoll. Schon hören wir das laute Getöſe: Jo, Jo, Päan erſchallet rings umher. So rief das Volk zuerſt dir zu, als du mit goldnem Bogen als der Schützen größten dich zeigteſt. Ein wüthendes Ungeheuer, ein grauſamer Drache begegnete dir auf dem Wege nach Delphos: ein Pfeil nach dem andern flog von deinem Bogen: du tödteteſt das Ungeheuer, das Volk rief dir zu: Jo, Jo, Päan, ſchieße deine Pfeile: ein Helfer biſt du geboren. Von dieſer Zeit an ertönen dieſe Thaten in unſern Geſängen. Heimlich flüſterte der Neid dem Apollo ins Ohr: ich verachte den Dichter, deſſen Werke ich mit dem weiten Weltmeere nicht vergleichen kann. Apoll ſtieß den Neid mit dem Fuße zurück und ſprach: Groß iſt der Euphrat, aber unrein ſind ſeine Gewäſſer: nicht aus jedem Fluſſe ſchöpfen die Prieſterinnen der Ceres; ſie beſuchen den reinen Bach, der aus einer heiligen Quelle ſtille fortſchleicht. Sei mir geprieſen für dieſen Ausſpruch, Apollo! und Verderben und Unheil treffe den Neid.

8.

Schreiben eines Schweizers an den Herausgeber, über den Pariſer 10ten Auguſt.

Die Auftritte vom 10ten Auguſt würden faſt das Andenken an die vergangenen verlöſchen, wenn man nicht ſehr natürlich an ſie dadurch erinnert würde, daß man in dieſen neuen Uebelthaten nur die Folgen, die ſteigenden Folgen, jener erſten ungerügten Verbrechen, erblickte. Die Details dieſer ſchrecklichen Begebenheit, machen, daß die Seele erſtarrt, und durchdringen uns mit heißen Durſt nach Rache. Der Arm des Würgengels muß die Verruchten von der Erde tilgen, die jezt in Frankreich herrſchen, und das Volk, nach ihren blutgierigen Launen gängeln! Man muß ein Beiſpiel an ihnen aufſtellen, daß ganz Europa in ihrer Züchtigung, den Fingerzeig der göttlichen Strafe erkennet, die nie ſchlummert. Ach! Freund! wie viele Grauſamkeiten, wie viele Greuelthaten wären verhütet worden, wenn die Coalition der edelmüthigen verbündeten Monarchen, ein paar Jahre früher hätte Hand ans Werk legen können! wie viele Biedermänner wären unter dem Dolche der Mörder nicht gefallen! — — Vier bis fünfhundert Fremdlinge, die kein perſönliches Intereſſe treibt, die nur ihrem Eide treu ſind, laßen ſich lieber bis auf den lezten Mann umbringen, ehe ein einziger von ihnen weicht oder ſich ergiebt; und unter der berühmten Pariſer Nationalgarde, unter 30 bis 40000 Männern findet ſich kaum eine Handvoll, die der Jakobinerverführung wiederſtehn, oder ſich nicht durch die Furcht für ihr Leben, von der Vertheidigung des Königs abſchrecken laßen? 190 wackere Bürger, und die gewöhnliche Schweizerwache des Schloſſes, das ſind die einzigen Vertheidiger, die ſich den ſchwarzen Banden entgegenſtellen, welche das Eigenthum der Pariſer Bürger eben ſo ſehr bedrohn, als den König ſelbſt?— Welche Memmenheit! welche Treuloſigkeit! das war alſo jene ſo geprieſene öffentliche Macht! das waren die Bürgerſoldaten, die Vertheidiger, die Helden der Sicherheit und Freiheit! Nein! die Geſchichte hat kein Beiſpiel von einer ſolchen Verderbtheit, von einer ſolchen Entſagung aller Grundſätze von Ehre und Rechtſchaffenheit!

— — Das Leben des Königs und ſeiner Familie, iſt nie mehr precaire geweſen, als in dieſem Augenblicke. Er iſt ganz der Willkühr der Sans culottes, unter den Befehlen des Pethion, des ſchändlichſten Böſewichts, und des Santerre überlaßen, des Buſenfreundes des abſcheulichen Jourdan, der dieſes ganze Frühjahr auf ſeinem Landhauſe bei Paris, gewohnt hat. Der König wohnt jezt im Tempel, in der Nähe des Geſindels der Vorſtädte, und von der N. V. entfernt, die ſelbſt die bloße Marionette der Jakobiner, und nichts weniger als frei iſt. Uebrigens verdient die N. V. kein Mitleiden, denn es wiederfährt ihr nur, was ſie verdient hat, und da ſie ſich zeither alle Mühe gegeben, den Kappzaum und Maulkorb des Tygers zu löſen, ſo geſchieht es ihr ganz Recht, wenn ſie nun bald ſeine Beute wird.

Das würde geſchehn, wenn auch nicht die fremden Armeen ſich Paris näherten. Die Häupter der Verſchwornen werden ſicherlich von demſelben Pöbel gemordet werden, den ſie jezt irre führen, und den Hunger und Mangel und Elend aller Art, zulezt wüthend machen müſſen.

Stanislas von Clermon-Tonnerre, ein ausgezeichnetes Mitglied der erſten N. V., ein junger Mann von der größten Hoffnung, und dem man nichts vorwerfen kann, als daß er ſich von ſeinem Stand trennte, und gleich Anfangs zum dritten Stand ſchlug, der aber immer

Grundſätzen der Mounier, Malouet u. ſ. w. treu blieb, iſt einer von den Vertheidigern, welche im Schloß mit den Waffen in der Hand ſtarben; Alexander de la Rochefoucault, befindet ſich auch unter dieſer Anzahl. Regnaud de St. Angely, Mitglied der erſten N. V. und Verfaſſer der **Gazette univerſelle**, ſind vom Volke umgebracht, und ihre Druckereien und Häuſer, ſo wie die Druckereien aller Antijakobinerſchriften, verbrannt und zerſtört worden; und das Alles **zur Ehre der Druck- und Preßfreiheit**, und unter dem wiederhohlten Geſchrey! **Hoch lebe die Freiheit und Gleichheit!**

Der Major **Bachmann** von den Schweizern, und andre Officiere dieſes Corps ſind auf dem Platz geblieben, nachdem ſie ſich wie die Löwen gewehrt haben. Unſre Stadt zählt **neun** ihrer Bürger, unter denen Soldaten der Schweizergarde, welche ihr Leben ſo theuer verkauften. Denn das heißt gewiß ſein Leben theuer verkaufen, wenn man über 4000 Perſonen erlegt, da doch der Schweizer nicht mehr denn einige Hundert waren, die zum Theil keine Waffen, und alle Mangel an Ammunition hatten, auch in der gänzlichen Unmöglichkeit waren, ſich welche zu verſchaffen. Nichts bezeugt **augenſcheinlicher das lügenhafte** des Vorgebens der triumphirenden Demagogenparthei, daß die Königlichgeſinnten am 10ten Auguſt eine **Kontrerevolution** bewirkt hätten, als eben dieſe **geringe Anzahl**, und dieſer **Mangel an Vertheidigungsmittel**, womit nur ein Raſender, ſo etwas gegen 100000de von Brausköpfen verſuchen könnte. Hätten meine unglücklichen Landsleute genug Pulver und Bley und Kanonen gehabt, ſo würden ſie das Schloß gerettet, und wahrſcheinlich über das **Geſindel** — denn das iſt der gerechte Name, was auch der **rechtſchaffene** Jakobiner S. 575. der **Stuttgarder Chronik**, von Marſeillern faſeln mag, welche **deutſche Fürſtenthümer** (vielleicht in falſchen Aſſignaten) kaufen könnten — den Sieg davon getragen haben. Das Geſindel wich einigemal zurück und wollte fliehn, allein die große Maſſe der zugeſtrömten Vorſtädter verſtopfte die Gaſſen, und machte das Entfliehn ohnmöglich. Nicht allein die Thuillerien ſind zum Theil verbrannt und verwüſtet worden, ſondern man hat auch, was ſich von den Officianten und der königlichen Dienerſchaft darinn befand, niedergemacht, und theils zum Fenſter hinausgeworfen und auf Piquen aufgefangen. Das thäten Männer und Weiber, die wahren Teufeln glichen, welche die Leichname in Stücken zerfezten, und alle Raffinements Kannibaliſcher Grauſamkeit an ihnen erſchöpften. Kinder kugelten mit Köpfen in den Gaſſen, oder krochen noch den andern Tag auf den todten ſchon ſtinkenden Körpern umher, um Fezen abzuſchneiden und auf Stangen zu ſtecken.

Die Nationalkanoniere nahmen verrätheriſch den Schweizern ihre Kanonen weg, von welchen dieſe in einem Ausfall nur 2 mit 2 Ladungen wieder erbeuteten. Hundert und zwanzig von ihnen, welche den König nach der N. V. eskortirt hatten, und die Thuillerien nicht wieder erreichen konnten, ſitzen mit Affry und vielen Officieren im Gefängniß, und ſollen von einer Cour martiale gerichtet werden, von der Claviere Präſident iſt. Man hat in den Hotels ſelbſt die Portiers ermordet, kurz es war eine wahre St. Barthélémy gegen die Schweizer. Ich habe äußerſt rührende Züge von dieſem blutigen Todestag, in dem Briefe eines jungen Officiers geleſen, welcher durch eine große Gegenwart des Geiſtes das Glück hatte, dem Tod zu entgehn, und ein Aſyl zu finden, nachdem er mit ſeinen Kameraden, bis es an Munition gebrach, tapfer gefochten hatte. Kein Journal, das nicht von den Jakobinern anerkannt iſt, wird jezt auf den Poſten verſendet, ſondern geöffnet und verbrannt, damit die Ausländer ja keine wahren Data erfahren mögen. Viele von denen durch die Schweizer getödteten Banditen ſind verbrannt worden, weil man mit dem Begraben wegen der großen Menge nicht fertig werden konnte, und die große Hitze den Geſtank unausſtehlich machte. Einige dieſer Helden waren auf dem Rücken mit Galgen und Rad geſtempelt. — — —

IV.

Naturgeſchichte.

Veterinariſche Bemerkungen und Regeln für Perſonen, die mit eigenen Pferden reiſen.

Das Alter eines Pferdes, das man zum Gebrauch auf Reiſen nehmen will, ſollte eigentlich nie unter 5 und nie über 12 Jahre ſeyn.

Einige Tage, ehe man die Reiſe antritt, gibt man dem Pferde etwas mehr Futter als gewöhnlich, reicht es ihm aber in öfteren und kleineren Portionen, und fährt damit auf der Reiſe fort.

Anfangs macht man nur kleine Touren, etwa täglich 6 Stunden und die folgenden reitet man immer eine Stunde weiter, bis ungefähr 12 Stunden.

Um den dritten oder vierten Tag macht man Ruhetag. Schritt und kurzer Trab ſind die gewöhnlichſten Gänge, um das Pferd nicht über Gebühr zu ermüden.

Bei Annäherung des Mittagsquartieres läßt man ſein Pferd ſachte gehen, damit es nicht erhitzt in den Stall komme. Sollte es dennoch warm ſeyn, ſo läßt man es nicht ſogleich in den Stall bringen, ſondern erſt herumführen, gurtet dann den Sattel los, lüftet ihn, bindet es hoch an und reibt es mit Stroh bis es trocken iſt.

Alsdann läßt man es abzäumen und abſatteln, läßt ihm die Schenkel bis nahe über's Knie abwaſchen, und die Augen, Naſenlöcher und das Maul von außen und innen mit einem in reines Waſſer getauchten Schwamme abwiſchen. Eine nöthige Vorſorge, zumal bei ſchmutzigem Wege iſt, es vorne zwiſchen den Schenkeln mit Inbegriff der Bruſt wohl auswaſchen zu laſſen, und darauf zu ſehen, daß kein Sand oder Schmutz da zurück bleibe. Eine Vernachläſſigung der Art verurſacht oft, daß das Pferd nicht von der Stelle gehen kann, und auf einige Zeit zum Dienſte untauglich wird.

Krippe und Raufe muß ſorgſam gereiniget und mit Stroh ausgewiſchet, auch das Waſſer zum Tränken einige Stunden vorhero, ehe man es dem Pferde reicht, in den Stall geſetzt werden, damit es überſchlage. Man thut wohl, am Abend eines jeden Tages dem Pferde den Rücken mit Eſſig oder in Ermangelung deſſen mit kaltem Waſſer zu waſchen. Sollte ſich ja eine Geſchwulſt finden, die der Druck eines ſchlecht beſchaffenen Sattels verurſachet hat; ſo wird Seife, die in Branntewein bis zu einem dicken Brey aufgelößt iſt, und ſtark gegen die Haare gerieben wird, bald gute Dienſte leiſten.

Sollte ja das Pferd ſehr ermüdet ſeyn, ſo nehme man nur Aufwaſchwaſſer, thue in ſelbiges klein geſchlagene Knochen, Speck und altes Fett, laſſe das zuſammen kochen,

chen, und dem Pferde die Schenkel ſtark damit gegen die Haare waſchen. Dann mache man ihm Stiefeln von dünn geflochtenem Stroh, ſchütte das Waſſer von oben hinein; und binde das Pferd hoch an, damit es das Stroh nicht abfreſſe. Je länger es ſitzen bleibt, je größeren Nutzen wird man ſpüren. Auch kann man Branntewein zum Waſchen und Branntweinſpülig zum Eingießen nehmen, welches faſt noch mehr Dienſte thun wird.

Sehr nöthig iſt es, öfters nach dem Beſchlage zu ſehen, den Huf inwendig mit einem Holze zu reinigen und zu unterſuchen; ob ſich vielleicht ein Stein oder etwas dergleichen unter dem Eiſen geſetzt hat.

Die Abende vor den Ruhetagen ſchlägt man das Pferd mit Kuhmiſt oder rohen Sauerkraut ein, und thut das um ſo öfterer, wenn man auf böſem und trockenem Boden oder Chauſſeen reiſt.

Nicht ſelten geſchieht es, daß Pferde auf Reiſen nicht freſſen und ſaufen wollen. In dem Falle gebe man dem Pferde eine mäßige Hand voll Salz auf das erſte Futter, und das einigemal. Hat das Pferd Hitze im Maule, ſo reinige man ihm ſolches mit Eſſig und Salze; hilft das nicht, ſo gebe man auf folgende Umſtände Achtung, die oft die Pferde am Freſſen hindern.

1) Ob es kleine weiße Bläschen im Maule hat. Man findet ſie inwendig auf den obern und untern Lippen. Sie ſtehen über der äußeren Haut.

2) Ob es den Froſch im Maule hat. Das iſt eine Geſchwulſt von der Größe einer Haſelnuß. Man findet ſie an dem obern Kinnbacken, gerne an den vorderen Zähnen.

3) Ob es Gallen oder ſogenannte Hungarpipen hat. Das ſind fleiſchige rothe Gewächſe, die auf beiden

Seiten unter der Zunge, zwei Finger breit hinter den Hacken, an der inneren Seite der Zähne ſtehen.

4) Ob es Doppelzähne hat. Dergleichen wachſen dem Pferde zwiſchen den Stockzähnen und Kinnbacken außer der natürlichen Reihe. Deshalb läßt das Pferd das Futter oft mit vielem Schaume aus dem Maule fallen.

5) Ob es Wolfszähne hat. Bisweilen werden auch

6) Den Pferden die Zähne über den Haken zu lang.

Sind alle dieſe Umſtände nicht vorhanden, und die Haare ſträuben ſich, ſind ihm die Ohren kalt, iſt es unruhig, will es ſich niederlegen ꝛc. ꝛc. ſo iſt das Pferd krank und muß die Hülfe eines Roßarztes ſuchen.

Billig ſollte jeder Reiſende zu Pferde ohngefähr 1 Pfund gereinigten, zu feinem Pulver geſtoßenen Salpeter bei ſich führen. In dem angeführten Fall, und wenn nicht gleich ein Roßarzt bei der Hand iſt, giebt man einem Pferde bis 2 Loth davon, und läßt es bis am Abend ruhig ſtehen, wo dieſe Gabe wiederholt werden kann. Ob es gleich nicht allemal die Krankheit hebet, ſo wird es doch wenigſtens ihr Fortſchreiten ſo lange hemmen, bis man den Rath eines Roßarztes erhalten kann.

Ein nicht ungewöhnlicher Vorfall auf Reiſen iſt, daß das Pferd den Stall übergangen hat. Ein ſolches Pferd iſt ſehr unruhig, hakt mit einem Vorderbeine, und riecht mit der Naſe nach der Erde hin, darauf fängt es an, ſich mit dem Hinterleibe hin und her zu bewegen, wackelt mit dem Schweiſe, und thut als ob es ſich niederlegen wolle; ſtatt deſſen aber richtet es ſich mit dem in etwas niedergelaſſenen Hinterleibe wieder auf, ſein Athem iſt bei der Unruhe etwas kurz und geſchwind, wird aber wieder natürlich, ſobald das Pferd ruhig ſteht und die Schmerzen nachlaſſen. Bei dieſer abwechſelnden Unruhe ſtellt ſich das Pferd oft zum ſtallen an und läßt das Hengſtglied aushängen, darauf aber nichts weniger, als der Abgang des Urins erfolgt.

In der Geſchwindigkeit dieſe Krankheit zu heilen iſt eines der leichteſten Mittel, das Pferd in einen Schaafſtall zu bringen, und da ſo lange zu laſſen bis es ſtallt. Hilft das nicht, ſo nehme man

Peterſilienſaamen	1 Loth.
Gerein. Salpeter	1 Loth.

Miſche und mache es zu Pulver.

Dieſe Portion wird dem Pferde auf einmal mit einem Nößel Waſſer zum Maule eingeſchüttet, zugleich ziehe man aber das Hengſtglied aus dem Schafte und ſtopft et- Salz oder Pfeffer in die Oeffnung der Harnröhre. Die Beſſerung wird gemeiniglich darauf erfolgen. Sollte dies nicht geſchehen, ſo wiederholt man den Trank und giebt ein erweichendes Klyſtier. Hierzu dient eine Hand voll Chamillen in einer Kanne Waſſer geſotten, mit etwas Leinöhl vermiſcht, und dem Pferde lauwarm beigebracht. In dem angeführten Falle wird vorzüglich dieſes Klyſtier Dienſte leiſten:

2 Handvoll Peterſillen,
2 Loth Salpeter,

in 1 Maaß Waſſer untereinander geſotten, und kalt beigebracht.

Ueberhaupt iſt bei allen innerlichen Krankheiten das angegebene Klyſtier aus Chamillen dienlich, und man kann es anwenden, wenn man auch noch nicht von der Beſchaffenheit derſelben mit Sicherheit unterrichtet iſt. Gute gelinde Behandlungen auf dem Wege, und genaue Aufſicht im Stalle, werden ein Pferd, das geſund die Reiſe antritt, am beſten vor Zufällen ſchützen. Die Meinung, daß vieles Futter Kräfte gebe, hat manchen um ſein Pferd gebracht, ſo gewiß es übrigens iſt, daß ein Pferd auf der Reiſe etwas mehr als zu Hauſe erhalten muß.

V.

Anekdoten.

Von dem Blutbade den 2ten, 3ten, 4ten September zu Paris.

(Aus einem Briefe aus Paris.)

Das ſouveräne Volk, war durch die Mordthaten vom 10ten Auguſt und durch die öffentlichen und heimlichen Hinrichtungen, welche ſeitdem faſt täglich geſchahn, noch nicht genug mit Blut geſättigt worden. Zwei bis dreihundert Jourdaniſten aus Avignon, dann der Reſt der Föderiſten der ſüdlichen Departements, und das Pikengeſindel der Pariſer Vorſtädte, beſchloſſen ein neues Mordfeſt. Unter dem Vorwande, daß die Gefangenen eine Verſchwörung gegen Paris in Werke hätten — unbewaffnete Gefangene, ohngefehr 2 bis 3000 an der Zahl, eine Verſchwörung gegen eine Stadt von 500000 gerüſteten Einwohnern! — begannen ſie den 2ten September alle den Jakobinern verhaßte und bei gerichtlicher Unterſuchung gewiß unſchuldig befundene Eingekerkerte zu ermorden. Zehn oder zwölf dieſer Böſewichter formirten eine Art Tribunal, und wenn dieſes ironiſch das Wort Élargir, frey laßen, ausſprach, ſo warf man den Gefangenen, der ſich ſchon gerettet wähnte, entweder aus dem Fenſter, wo er unten mit Piken aufgefangen und geſpießt wurde, oder man ſtach ihn mit Meſſern tod. Einige führte man auf den Greveplatz und zerriß ſie da in Stücken. Die Köpſe trug man auf Piken und Stangen umher, und als ich den 3ten ausging, fand ich in allen Gaſſen lange Streiſen von dem von den Köpſen herabgetröpfelten Blute.

In einem Kloſter würgte man über 200 daſelbſt eingeſperrte unbeeidigte Prieſter und Geiſtliche. Hier raffinirten dieſe Scheuſale der Natur, dieſe Henker, wie ſie ihnen den Tod recht bitter machen wollten. Einige nagelten ſie mit Armen und Beinen auf den Boden, und wetteten dann unter ſich, wer ihnen den Kopf auf den erſten Schlag am ſtärkſten zerſplittern könnte. Andre kreuzigten ſie, mit gotteslåſterlichen Anſpielungen auf den Tod Jeſu Chriſti. Wieder andern trieben ſie Bratſpieße durch den Leib, daß die Spitze oben durch den Schädel zum Vorſchein kam. Die meiſten von dieſen unglücklichen Geiſtlichen, waren bejahrte und würdige Leute.

Den alten 70jährigen Greiß X** aus der Schweiz, den ſie kennen, warf man in ein Feuer, das man von ſeinen eigenen Meublen angezündet. Dreimal ſprang er in der Todesangſt heraus, und immer warf man ihn von neuem hinein, durchbohrte ihn mit Piken, und fragte ihn ſpöttiſch: „Fühlſt du des Eiſens Kühle?“

Ein Schweizermädchen, das ſeit 25 Jahren in dem Hauſe eines Weinhändlers diente, ihre Schweſter mit ihrem 4jährigen Kinde, ihr alter Vater und Mutter, welche ſie in dieſem Jahre aus der Schweiz beſucht hatten, alle dieſe 5 unglücklichen Schlachtopfer wurden von 20 Marſeillern niedergemetzelt, und die Schweſter vorher geſchändet. Auch die Frau vom Hauſe wurde gemordet, weil ſie eine Schweizerin in Dienſten gehabt. Dann ſetzten ſie ſich um die Leichname, und ſoffen den Wein des Weinhändlers. Dieſer, der als Nationalgardiſt auf der Wache war, als er nach Hauſe kam und den Greuel erfuhr, ſtürzte ſich verzweiflungsvoll in die Seine.

Die Gräſin Ch** wurde mit ihren 5 Kindern ermordet. Das älteſte war 4 Jahr alt. Den Kopf des jüngſten gab man ihr in die Hand, dann hieb man ihr die Hände ab, und zuletzt erdroſſelte man ſie.

Nein, noch nie ſah die Geſchichte ſolche Greuel bei einem Volke verüben, das ſich rühmt die höchſte Stufe der Cultur erreicht zu haben, und ſtolz auf alle andere Länder von ſeinen Leichen- und Todtenköpfen Haufen herabblickt. Aber der Tag der Rache kann nicht mehr fern ſeyn, und welche Rache iſt ſchwer und blutig genug, um dieſe Brandmarke vom achtzehnten Jahrhunderte in etwas wegzuwaſchen; denn ganz kann ſie nie vertilgt werden!

VI.

Miſcellaneen.

I.

Der engliſche Garten, 1792.

Empfange mich bequemer Sitz, der Betrachtung geweiht, und der ländlichen Vergnügſamkeit; hier will ich mich hinſetzen, und die Schönheiten der Natur um mich her bewundern, und den Pomp der Abenddämmerung. Ruh' indeſſen wieder in meiner Taſche, mein Lieblingsbuch, unſterblicher Agathon! Wie ſchön war die warme Schilderung von Danaens Erwachen, und wie lockt ſie mich, weiter zu leſen! Aber meinen Blicken winkt die reitzende Ausſicht, und das prächtige Schauſpiel der erlöſchenden Sonne; o! wie flimmern in dem röthlichen Schein, die Flächen, die Buſchhayne, und dieſer See! — — Anſehnlich liegt er vor mir da. Weit öffnet ſich anfangs ſein Buſen, dann windet ſich der Strom durch die Raſenräume hinab, die in mancherlei Geſtalten geformt, mit ihren Bäumen und Blumen ihn umſchließen, und in ſeinem klaren Maſſe ihr Bild anſtaunen; täuſchend entſchlüpft er nun dem forſchenden Auge, das nicht die Gränzen erreichen kann, die ſeinen ſchwimmenden Spiegel aufhalten; vergebens ſpäht es ihm nach, und wähnt, er gleite jenem Dorfe zu, das mit ſeinen weißen Hütten, und dem blaulichen, unförmlichen Kirchthurm, freundlich aus ſeinen Gebüſchen ſich empor hebt. Nicht einſam! denn, über die öde, ſtoppelreiche Ebne, die weit ſich ausbreitet, bis ſie allmählig höher ſchwellend, in langen ſchwärzlichen Streifen am Ende des Geſichtskreiſes verſchwindet, gucken noch mehrere mit ihren Linden und Spitzen herüber; gleich den Inſeln auf dem Rücken des Weltmeeres, oder den grünen Gegenden, die aus der ungeheuern Wüſteney des ſandigten Arabiens hervorragen, mit kühlen Mirthenhecken und ſchattigten Palmen umzogen, und von hellen Quellen durchrieſelt. Ein erheiternder Anblick für die verirrte Karavane!

Doch du, nie warſt du jenen Wüſtey gleich, Gefilde, ſo öd' und unwirthbar du auch jetzt da liegeſt. Noch vor kurzem wallte auf dir der Seegen und der Reichthum des Ackermannes, ein Ocean von Aehren! Als er vor ſeinen Hieben dahin ſank, o! wie thürmten ſich da überall die Zeichen der Emſigkeit, die gelben Garbenhauſen; wie erklangen da die Strecken und alle die benachbarten Wiederhälle von den ungekünſtelten Melodien eines Volksliedes wieder, das aus den Lippen der Schnitter, zu dem Getümmel der Erndte, und dem Blöcken der Ochſen am Joch' ertönte! Ein frohes Gewühl, eine betrachtungsreiche Scene! — Leben war die ganze unabſehbare Ebne. Aber nun hat ſich Stillſchweigen über ſie gelagert; ängſtlich ſchwirren noch hie und da einige verſcheuchte Lerchen, und klagen, daß ihr reitzendes Lied und ihre Unſchuld, nicht die grauſamen Nachſtellungen der Menſchen zu entwaffnen vermag: Denn fern ſchleicht der Jäger herbei, vom Hünerhunde gefolgt, der die zottichten Ohren hängt, und unmuthig durch die ſtechenden Stoppeln ſchreitet, indeſſen plump an ſeinen Pflug gelehnt, der Bauerjunge das ſtattliche

Jagdmeſſer des Waidmannes, und das im Abendroth blinkende Rohr, mit neidiſcher Verwundrung angafft.

Aber was rauſcht hinter meinem Sitz hervor, daß die beugende Wipfel ſo liſpeln? — Geiſter des Windes ſind's. Sie ſchauckeln durch die dichten Aeſte, auf die Pomona ihr reichſtes Füllhorn geleert hat, und flüſtern in den Höhlungen der Blätter; jetzt eilen ſie, einander haſchend, über den See hin, der unter dem Spiel ihrer Fittige ſich kräuſelt. Siehe nun ſpreißt der Schwan ſein Gefieder aus, deſſen Farbe ſich rühmt, ſelbſt die Weiße der Schneeflocken zu übertreffen; er biegt in mannichfaltige, buhleriſche Krümmen den ſchlanken Hals, ſchaut zufrieden ſeine Schönheit in dem Silber des Waſſers wiederſcheinen, und ſeegelt mit ernſtem Stolz, gemächlich und langſam am Geſtad' einher. Lauter ſtürzt ein Flug Enten von dem kleinen Eylande nieder, und rudert ſchnell mit wildem Geſchnatter nach jener Raſenbucht hin, die ihrem Schnabel eine leckere Weide verſpricht; ihre Fahrt zeichnet eine lange Furche durch das zerriſſene Gewäſſer, und ſchön glänzen die grün' und goldene Kopfbüſche im letzten Strahl des Weltlichtes.

Kann mein Auge länger bei dieſer Ausſicht weilen, und muß ſie nicht in meine Seele das Andenken jenes fröhlichen Tages rufen, da unſre leichte Gondel, ihr Freunde, den Schoos des See's durchſchnitt? — Reicher dünkt' uns damahls unſer Fahrzeug beladen, reicher als je ein Schiff von den Bayen der Goldküſte, oder aus Monomotopa's prächtigen Flüſſen wiederkam, denn trug es nicht Fanny und ihre liebenswürdige Gefährtinnen? Stolz auf die ſchöne Laſt, ebnete das Gewäſſer willig unter ihnen eine Bahn; die Götter des Lachens und der Freude ſaßen mit an dem Ruder, und alle Weſte der nahen Fluren ſammelten ſich um dem gleitenden Kahn, und gauckelten verrätheriſch durch die flatternde Gewänder der Damen.

men. Wir rieſen der Einbildungskraft, ſie kam und ſchwebte mit allen ihren glühenden Phantaſien über unſern Häuptern; rings um uns her entſtanden fremde Länder und unbekannte Eylande, und alle Ungeheuer der Lüfte und des Meeres, wie ſie einſt jener menſchenfreundliche *) Pilger auf ſeiner traurigen Seereiſe erblickte.

Mir zur Seite öfnet ſich das Gebüſche, und verräth anmuthige Scenen. Ich folge der Lockung, ich folge wohin ſich der kieſigte Pfad ſchlängelt! — Wer hat die Blumenkinder des Lenzens und Herbſtes, aus ihren mannichfaltigen Auen geraubt und hieher gepflanzt? Da prangen ſie zu beiden Seiten alle die bunten Familien der Flora, und hauchen ihre balſamiſche Gerüche umher. Welch' eine Menge, wer kann ſie benahmen! Hier hebt der Ritterſporn ſein Haupt, dort prahlt der Fuchsſchwanz mit ſeinen dunkelrothen Früchten, und hier, bedeckt vom hohen Mohn, düſtet die niedrige Reſette unbemerkt hervor: — das Bild eines Weiſen, der ungekannt von der großen Welt, und verdunkelt von ihrem prächtigen Nichts, im Stillen Guthaten verbreitet. — O wie vielfach biſt du, Mutter der Natur, und wie reichhaltig ſind deine Schätze! Vermag auch wohl die Hand eines Vanloo oder Oeſers, mit allem Beiſtand der Kunſt und Geſchicklichkeit, vermag ſie eine ſolche Farbe zu erſchaffen, als die welche dies Blättchen einer Zimmtblume ziert, vom Nord hieher geſchleudert? vermag ſie die ehrwürdige Geſtalt dieſer Tanne ſo reitzend nachzuahmen, oder auf das geſpante Tuch, mit dieſem ſtillen Pomp, den Anblick jener Eſche aufzutragen? Erfriſchend gucken die rothen Büſchel ihrer Beere durch die goldgelblichte Blätter, indeß eine Linde neben ihr trauert, daß die kalte Hand des Herbſtes ſie ihres Putzes ſo früh

---

*) Voyage à l'isle de France &c. Man ſehe das Tagebuch im erſten Theil.

beraubte. — — Seid mir gegrüßt, ihr laubigten Irrgänge, die mein Fuß jetzt betritt, ihr dunkeln Gewölber von den vereinigten Händen der Kunſt und der Natur geflochten, grüne Tempel, wo Schatten und Kühlung wohnen, und gern die ſüſſe Melancolie und die Begeiſterung wandeln.

Wo bin ich, ihr Götter? welche magiſche Gewalt ſchuf plötzlich um mich her dieſen Wald? — Indem ich, in tiefe Gedanken verſenkt, dem ſchattigten Irrgang folge, und jenen Raſenabhang hinabwandle, find' ich mich plötzlich in dies anmuthige Gehölz, und auf dieſe kräuterreiche Heide verſetzt: „Hier iſt **Tinian**, oder **Fernandez**. Hier „das Elyſium meiner **Julie** — würde **St. Preux** aus„rufen." — — Süße Täuſchung! — Ha, wie huſchelt der ſcheue Faſan dort durch das dichte Buſchwerk, wie zwitſchern um mich her das Rothkehlgen, und die neugierige Meiſe! — Könnte doch mein Leben, frei von den Stürmen der Leidenſchaften, ſo ſtill und heiter verfließen, als dies kleine liebliche Thal um mich her im Mondſchein feiert.

Ungern verlaß' ich dich, Garten, überall geſchmückt mit künſtlichen Wildniſſen und immer einnehmenden Scenen! Wie viele Vorzüge dich vor **Timons** traurigem Landgute zieren! Wohin ihr dort ſchaut, ſeht ihr eine Mauer; ein Gebüſche winkt dem andern zu, eine jede Allee hat eine Schweſter, und die eine Hälfe des Plans zeigt genau den Riß der andern. Das leidende Auge ſieht die Natur umgekehrt, Bäume zu Bildſäulen, und Statuen ſo ungeſchickt als Bäume gehauen; hier einen Springbrunnen, der niemahls ſpielt, und dort ein Sommerhaus, das keinen Schatten hat. Hier ſeegelt **Amphytrite** durch Schattengänge von Mirthen, dort kämpfen oder ſterben Fechter unter Blumen, das Seepferd hängt den Kopf und trauert über Mangel am Waſſer, und Schwalben ſchlafen in der ſtaubigten Urne des Nil's.

Glücklich iſt, wem die Natur Ruhe und Genügſamkeit gewährte, der ungeſtöhrt von dem Rauſche der Welt, und ganz von ihr vergeſſen, ſein eignes ererbtes Feld bebaut; welchen die Trompete nicht zum Schlachtgemenge, und kein günſtiger Wind zu Antretung gefährlicher Schiffahrten ruft; dem, allein mit den Göttern ſeines Heerds vertraut, die Parzen einfärbigt ſein Leben ſpinnen, bis die eilende Zeit ihn zu dem letzten Aufenthalt winkt, wo ſeine Ahnen ihm vorgegangen ſind. Ihm wird auf ſeiner kleinen Pilgerreiſe die Sonne immer heiter aufgehn, und der Abendſtern immer hell blinken, jeder Baum ſchattigt, jede Quelle kühl, und jede ſchöne Gegend reitzend ſeyn. Allmählig glimmt ſein Leben weg, er verliſcht und merkt es nicht.

Unterdeſſen iſt die blaſſe Scheibe des Mondes höher über die Gipfel jener Pappeln und rothen Cedern aufgeſtiegen, welche den einſamen Grabhügel von zwei Frühverſtorbnen umwallen. Es raſſelt der Abendwind durch das falbe gefallene Laub, die Ferne des Horizonts deckt der herbſtlichen Dämmerung Nebel, und kaum entdeckt mein Blick die Wohnung von der, die morgen aus dieſer Gegend ſcheidet. Unbeſtändigkeit iſt das Gepräge unſrer liebſten Wünſche, Vergänglichkeit das Loos menſchlicher Dinge. Bis zur Stunde des Wiederſehns, wie manches wird da ganz anders ſeyn, was wir jetzt nicht ahnden, daß es ſo werden könnte. Wahr, ſehr wahr ſagt die Inſchrift im **Seifersdorfer Thal**, am Tempel der **Vergänglichkeit**:

Sterblich ſind wir, und ſterblich ſind
Alle unſre Wünſche;
Leid' und Freude, ſie gehn, oder wir
Wir gehn vorüber!

2.

Zuſätze zu dem Nachtrag zu den Skizzen einer Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt.

(S. Olla Potrida 1789. St. 3. S. 62. u. f.)

Ich will noch theils einige Druckfehler anzeigen, die ich in dem, in jenem Stück der **Olla** befindlichen Nachtrage bemerkt habe, theils noch einiges zu den ſieben ältern Epochen nachtragen, welches zu größerer Berichtigung der von denſelben ertheilten Nachrichten dienen kann.

Was die Druckfehler anlangt, ſo bitte S. 62. Z. 21. für zweiter Theil — zwei Theile. S. 64. Z. 28. für and — und an. S. 65. Z. 4. für welcher — welches. Z. 15. für Labro — Labeo. Z. 17. für Notvero — Notkero. S. 66. Z. 19. für 100 — 110. Z. 21. für Blantſchiſtur — Blantſchiffur. Z. 22. für Strick — Steck. S. 67. Z. 4. für Gamuret — Parcival. Z. 19. für Meyn — Magni. Z. 22. für neue — neun. S. 68. Z. 15. für Gagot — Guyot. S. 69. Z. 29. für (er — 11.) Z. 30. für Alberts — Alberle. S. 70. Z. 29. für Pirron — Pieren. Z. 34. für Gottfried — Gottſched. S. 71. Z. 12. für Werken — Weſen. Z. 13. für weiblichen — weltlichen. Z. 20. für gedruckt — gedenkt, für Reuias — Neu ins. Z. 27. für Wegner — Wagner. S. 72. Z. 24. für lehrer — lehre. Z. 27. für 1680 — 1780. S. 73. Z. 16. für Adolphus — Adelphus. S. 74. Z. 22. für Geißlingen — Chriſtlingen. Z. 25. für Geißlingen — Chriſtlingen. S. 75. Z. 14. für Bauernvogel — Bauernregel. S. 77. Z. 12. für 1519 — 1579. S. 79. Z. 17. für mithicis — mythicis. S. 80. Z. 15. für

Gäuchmalt — Gäuchmatt. S. 81. Z. 2. für Teplorem — Textorem. S. 82. Z. 15. für Gutzenhain — Götzenhain. S. 84. Z. 15. für Hanmann — Hanemann. Z. 20. für 1618 — 1628. S. 85. Z. 18. für Sper — Spee. S. 86. Z. 15. für Aſtenat — Aßenat. Z. 74. für Barthenico — Parthenico. Z. 26. für vier Verſe — Vierverſe. S. 89. Z. 30. für Zorgler — Ziegler. S. 90. Z. 4. für Herlikon — Helikon. S. 91. Z. 3. für Aranerna — Aramena. Z. 4. für Aranerna — Aramena zu leſen.

In Anſehung deſſen, was ich noch weiter nachzutragen für nöthig finde, bemerke ich folgendes:

I.

Zur erſten Epoche.

Das Lied auf den Sieg des Prinzen Ludwig im Jahr 881 ſteht auch in Langenbeck Scriptoribus rerum Danicarum im dritten Theil. — Einige Stücke einer poetiſchen Paraphraſe der vier Evangelien aus dem Karolingiſchen Zeitalter, welche **Temler** 1768 aus einer Handſchrift der Bibliothecae Cottonianae abſchrieb, findet man in den Symbolis ad litteraturam Teutonicam ex codicibus manu exaratis, qui Haoniae aſſervantur, editis ſumtibus Petri Frid. Suhm, Koppenhagen 1787. 4. **Friedrich Sandwig**, der dieſe Symbolas ſammelte, ſtarb im Jahr 1786, nach ſeinem Tode brachte der Königliche Bibliotheksſekretair Mag. **Erasmus Nyerup** die Papiere von **Sandwig** in Ordnung, und gab ſie auf **Suhms** Koſten heraus.

II.

Zur zweiten Epoche.

Einige Stücke aus der Maneßiſchen Sammlung der Minneſinger ſtehn mit einer gelehrten Einleitung in des Profeſſor **Karl Michaeler** Tabulis parallelis antiqu. dialeѕt. linguae Teutonicae, die zu Insbruck 1776 herauskamen. — Der Verfaſſer von **Chriemhilden Rache**, dem **Lied der Nibelungen**, und der **Klage** nennt ſich ſelbſt **Meiſter Konrad**, und Herr **Adelung** im **Magazin der deutſchen Sprache** muthmaßt, daß unter den mehrern **Konraden**, die damals gedichtet, es dem **Konrad von Wirzburg** beyzulegen ſey. Der Verfaſſer jener Gedichte ſagt, er habe ein Werk ähnlichen Inhalts zum Grund gelegt, das in lateiniſcher Proſa auf Verlangen des Biſchof von Paßau **Pilgrin** verfertigt worden ſey. Die chronologiſche Ordnung, in welcher man nach Herrn **Adelung's** Vorſchlage in obgedachtem Magazin, wo er übrigens die **Minneſinger** ſehr herabwürdigt, die vornehmſten Minneſinger am bequemſten aufſtellen könnte, iſt folgende: 1) Eines Ungenannten **Lobgedicht auf den heil. Anno.** S. Olla P. 1780. St. 4. S. 96. 2) **Gedicht auf Karl den Großen**, wovon ein Fragment im 2ten Theil von **Schilter's** Theſauro ſteht, und das einige, jedoch ohne genugſamen Grund, dem **Eſchilbach** beygelegt haben. S. Olla P. 1789. St. 3. S. 67. 3) Ein **Lied auf die Jungfrau Maria**, ſo ſich in des Pater **Pez** Theſauro Anecd. T. I. befindet. 4) **Heinrich von Veldek** S. Olla P. 1781. St. 2. S. 90. Man hat von ihm: a) Einige Lieder in der Maneßiſchen Sammlung: b) Die Aeneide; vornemlich benutzte er dabei ein Werk des franzöſiſchen Dichters Chretien de Troye. Die Wiener Handſchrift iſt vom Jahr 1474. c) Ein noch ungedrucktes Gedicht über Herzog **Ernſt von Baiern** nach Anleitung eines lateiniſchen Werks, wovon **Gottſched** im Bücherſaal Nachricht ertheilt. 5) **Hartmann, Dienſtmann zu Aue oder Owe**, S. Olla P. 1781. St. 2. S. 93. lebte vor Ende des zwölften Jahrhunderts; man hat von ihm: a) Einige Lieder in der **Maneßiſchen** Sammlung. b) Erzählungen, die zu Strasburg im Manuſcript liegen. c) **Iwein und Laudine**, ein Rittergedicht, aus dem Franzöſiſchen überſetzt, wovon zu Florenz und Zürch ſich Manuſcripte befinden, und das nun in der **Mülleriſchen** Sammlung ſteht. d) **Der arme Heinrich**, auch in der **Mülleriſchen** Sammlung. e) **Ritter Iwain**, von Herrn **Michaeler**, Wien 1787 herausgegeben. 6) **Ulrich von Zazichoven**, oder, **von Zezan**, S. Olla P. 1781. St. 2. S. 100. lebte gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts; ſein Gedicht vom Ritter Lanzelot iſt eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen; eine Beſchreibung der Wiener Handſchrift ſteht im achten Band der Hamburger Unterhaltungen. 7) **Albrecht von Halberſtadt**, S. Olla P. 1781. St. 2. S. 92. Man hat von ihm: a) den erſten Theil des **Gamuret**, oder, Abentheuer des Königs Tyrol, der von Gamuret in Schottland ausgeſeegelt, gedruckt zu Maynz 1477. b) **Tſchionalulander, oder, vom Titurel, und den Pflegern des heiligen Graal** (um deſſen Erlangung ſich das ganze Gedicht drehe, und das Herr Adelung nicht mit **Leſſing** von **ſanctus cruor**, ſondern von **ſang-real** (**ſanguis realis** herleitet) eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen des Guyot; Manuſcripte davon ſind zu Dresden und zu Hannover; im Jahr 1477 erſchien es ohne Anzeige des Orts gedruckt. c) **Ovid's Verwandlungen**, von welchen **Gottſched** in den Beiträgen zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache St. 1. S. 26 und 118 weitere Nachricht ertheilt; man hat davon auch noch eine Ausgabe von Frankfurth am Mayn 1631 mit Veränderungen. 8) **Von Windsbeck**, oder, **Windsbach** S. Olla P. 1781. St. 2. S. 98. **Goldaſt**, der den Namen von **Werdenberg**, einem Städtchen im Kanton Glaris herleitet, edirte den **Windsbeck**, die **Windsbeckin**, und den **König Tyrol** in den Paraeneticis veterum 1604. 9) **Von Windsbeckinn** S. Olla P. 1781. St. 2. S. 99. 10) **König Tyrol**, oder, **Tyro**, S. Olla P. 1781. St. 2. S. 99, ſein Gedicht beſteht in zwei Büchern, wovon das erſte vom Abendmahl, und von der Geburt Chriſti handelt, das andre Ermahnungen zu einer guten Regierung an ſeinen Sohn enthält; **Goldaſt** meint, es ſei kein wirklicher König von Schottland, ſondern nur ein Prinz geweſen, der auf Schottland Anſprüche gemacht, und der ſeine Gedichte bei ſeinem Aufenthalt in Deutſchland von deutſchen Dichtern überſetzen laſſen. 11) **Wolfram von Eſchilbach** S. Olla P. 1781. St. 2. S. 85; es war ein Mann, der viele Sprachen verſtand, daher überſetzte er viel für andre, das dieſe dann verſifizirten, wodurch ihm manche Gedichte zugeſchrieben worden, die doch, wenigſtens der Verſifikation nach, andre Verfaſſer haben; man hat von ihm: a) neun Gedichte in der **Maneßiſchen** Sammlung. b) **Tyturel**, oder, der deutſche Homerus (welches nicht zweierlei Gedichte ſind) S. Olla P. 1789. St. 3. S. 67, im Manuſcript im öſterreichiſchen Kloſter Gottweich. c) Geſchichte Alexander des Großen, aus dem Franzöſiſchen, liegt im Manuſcript in der Wolfenbüttler Bibliothek. d) **Parcival**, oder, der zweite Theil zu dem **Gamuret** des **Albrecht von Halberſtadt**, (alſo fällt N. 1. Olla P. 1781. St. 2. S. 85 weg) aus dem Franz. des Guyot, im Manuſcript zu St. Gallen und Dresden, mit dem **Gamuret** gedruckt zu Maynz (doch iſt der Druckort nicht auf dem Titel angegeben) 1477. e) Gedicht vom **Markgrafen von Narbonne**, eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen, beſteht aus drei Haupttheilen, nemlich erſtlich, **Wilhelm** (der

Hel-

Heilige) von **Oranſee**, oder (Markgraf) von **Oranien**, wovon Handſchriften zu Kaſſel, St. Gallen und Wolfenbüttel liegen, und wovon Herr **Caſperſon** zwey Bände edirt hat, zweitens, **Markgraf von Narbonne**, drittens, **der ſtarke Rennwart**, zu München und Wolfenbüttel im Manuſcript, das zweite und dritte iſt von **Eſchilbach** nur in Proſa abgefaßt, von **Ulrich von Thürheim** verſifizirt; im zweiten Bande von dem Magazin des Herrn **Adelung** ſteht ein Fragment eines alten deutſchen Gedichtes, wovon Herr **Kinderling**, der dieß, ſo wie mehrere Beiträge zur deutſchen Sprachkunde aus alten deutſcher Handſchriften und ſeltenen gedruckten Büchern daſelbſt bekannt gemacht, muthmaßt, daß es aus dem **Rennwart** ſey. f) **Wolf Dietrich** ſteht im **Heldenbuche**. Die Ueberſetzung des **Lancelot** iſt von **Zäzichoven**, und das **Gedicht von den Pflegern des Graal von Albrecht von Halberſtadt.** 10) **Heinrich von Risbach**, Sekretair des Landgrafen Hermann von Thüringen nach Herrn **Adelungs** Meinung derſelbe, der ſo oft unter dem Namen der **Tugendhafte Schreiber** vorkömmt; man hat von ihm 47 Strophen in der Maneßiſchen Sammlung. 11) **Johann von Rinkenberg**, S. **Olla P.** 1781. St. 2. S. 97. aus einer freiherrlichen Familie in der Schweitz; man hat von ihm 17 Strophen in der Maneßiſchen Sammlung; ihm zu Gefallen ſammelte **Boner** die Fabeln. 12) **Boner**, Sammler von der **Gemma**, oder, den ſogenannten **Fabeln der Minneſinger**, die man ſonſt dem Burggrafen **von Riedenburg**, dem die Sammlung dedicirt iſt, beilegte, S. **Olla P.** 1781. St. 2. S. 106. 1789. St. 3. S. 70; in **Langens** Materialien zur Oettingiſchen Geſchichte im erſten Theil wird eines Mannſcriptes dieſer Fabeln gedacht, das 83 Fabeln enthält, und vielfältig vom Zürcher Drucke abweicht. 13) Ein **Gnomologus**, deſſen **Schilter** in den **Speciminibus Philoſophiae** moralis Germanorum gedenkt. 14) **Burggraf von Riedenburg** S. Olla P. 1781. St. 2. S. 100. Verfaſſer von ſieben Liedern in der Maneßiſchen Sammlung. 15) **Heinrich von Oſterdingen**, Sammler des Heldenbuchs S. Olla P. 1781. St. 2. S. 97. 16) **Meiſter** (aus welchem oft vorkommenden Titel Herr **Adelung** eine gewiſſe zünftige Verfaſſung der Minneſinger ſchließen will) **Nikolaus Klinſor** S. Olla P. 1781. St. 2. S. 97, wo auch die Geſchichte ſeines poetiſchen Wettſtreits zu Wartburg erzähle iſt, ſeine Lieder ſtehn in der Maneßiſchen Sammlung. 17) **Eines Ungenannten Ritterroman Gawyn** zu Bern im Manuſcript. 18) und 19) **Wolemant** und **Stolle der Aeltere**, nur als Rivalen **Walthers von der Vogelweide** bekannt, S. Olla P. 1781. St. 2. S. 90. 20) **Walther von der Vogelweide**, S. Olla P. 1781. St. 2. S. 90. 1789 St. 3. S. 68; man hat von ihm a) Lieder in der Maneßiſchen Sammlung. b) Ein kleines Gedicht in Herrn Prof. Meiſter's Beiträgen zur Geſchichte der deutſchen Sprache, Th. 1. S. 190, er nahm Antheil an dem Kriege zu Wartburg, der 1707 vorfiel. 21) Landgraf **Herrmann** zu Thüringen; dieſer große Gönner der Minneſinger, ſoll ſelbſt auch gedichtet haben, doch iſt nichts mehr von ihm vorhanden. 22) Ein Gedicht vom **Herzog Weliand**, deſſen **Bodmer** in den neuen kritiſchen Briefen S. 86. unter den Gedichten gedenkt, die man theils **Eſchilbachen**, theils **Thürheimen** beilege. 23) **Wittich von dem Jordan**, ein Gedicht eines Ungenannten, zu Gotha im Manuſcript. 24) **Johann Bieterolf**, S. Olla P. 1781. St. 2. S. 98. hatte Antheil an dem Krieg zu Wartburg; man hat von ihm a) Hiſtorie **Dietrichs von Bern** im Heldenbuch, b) Fragment eines Gedichtes an einen Grafen von Henneberg in **Goldaſt's** Paraeneticis. 25) **Reimmar der Aeltere** S. Olla P. 1781. St. 2. S. 89. 1789. St. 3. S. 68, ſeine Gedichte ſtehn in der

Maneßiſchen Sammlung. 26) **Vom König Artus und die runde Tafel**, ein Gedicht eines Ungenannten, wovon eine Handſchrift in der Uffenbachiſchen Bibliothek war; ein Manuſcript davon befindet ſich in der Vatikaniſchen, und vier in der Münchner Bibliothek; **Gottſched** beſaß zwei Handſchriften davon. 27) **Ulrich von Thurheim** S. **Olla P.** 1781. St. 2. S. 100. 1789 St. 3. S. 69. Verſifikator des **Marggrafen von Narbonne** und des **ſtarken Rennwart.** 28) **Wirich** (nicht **Noſter**) **von Grefenberge**, oder, **von Grafenberg** überſetzte die **Geſchichte des Herrn Wigoleis vom Rade des theuern Ritters von der Tafelrunde**, aus dem Welſchen frei in Verſen überſetzt, mit Einmiſchung deutſcher Begebenheiten; zu Bremen iſt eine Handſchrift davon; Stellen führen **Goldaſt** in **Paraeneticis** und **Spangenberg** im Adelsſpiegel an; den proſaiſchen Roman **Wigoleis** eines Ungenannten, der Frankfurt am Mayn 1564 herauskam, hat Herr **Reichard** wegen ſeiner großen Seltenheit im zweiten Band der Romanenbibliothek wieder abdrucken laßen. 29) **Ebko von Repkow** wegen der gereimten Vorrede zu ſeinem **Sachſenſpiegel.** 30) Das Gedicht eines Ungenannten **Alexander und Antilope der Zwerg**, ſo ſich zu Dresden im Manuſcript befindet, S. **Götz** Merkwürdigkeiten der Dresdner Bibliothek. 31) Eines Ungenannten Sonn- und Feſttagsepiſteln in Reimen, im Manuſcript zu Wien. 32) **Tomaſin von Zerklere**, auch, **der welſche Gaſt**, das iſt, Fremdling genannt, **Olla P.** 1781. St. 2. S. 96. 108. (denn beide Perſonen ſind eins) nach einigen zu Verona, nach andern zu Friaul gebohren, man hat von ihm a) zwei Lieder in der Maneßiſchen Sammlung. b) **Sittenſprüche** (über Tugend und Verbeſſerung der Sitten) **von Ferrara**, oder, **der welſche Gaſt**, zu Gotha und Ulm in Manuſcript. 33) **Eberhard**, Domherr zu **Gandersheim**, überſetzte eine lateiniſche Kronik von Gandersheim in niederſächſiſche Verſe, wobey eine Probe in Leuckfeld's Geſchichte von Gandersheim ſteht, S. Olla P. 1789. St. 3. S. 66. 34) **Herzog Leopold von Oeſterreich**, Verfaſſer eines Gedichts über die Reiſe zum Grabe des heil. Johannes, wovon **Schilter** im **Gloſſario** Nachricht ertheilt. 35) **Johann Eneckt**, gebohren zu Wien, lebte zwiſchen 1190 und 1250; man hat von ihm a) **das Fürſtenbuch von Oeſterreich und Speier** in Reimen, bis aufs Jahr 1746, zu Wien im Manuſcript, herausgegeben von **Megiſer**, Linz, 1618, 1740. b) **Eine Univerſalkronik** theils in Verſen und theils in Proſa, zu Wien im Manuſcript, Proben davon in Pez Script. rerum Auſtr. 36) **Nythart** Olla P. 1781. St. 2. S. 101., wie er immer genannt wird, **Adelung** aber muthmaßt, daß ſein Geſchlechtsname **von Rüwenthal** geweſen ſey, ſeine Lieder ſtehn in der Maneßiſchen Sammlung. 37) **Friedrich von Huſen** Olla P. 1781. St. 2. S. 98., von ihm ſind 54 Strophen in der Maneßiſchen Sammlung, nach der Bemerkung des Herrn **Oberlin** in der Diſſ. de poetis Alſatiae eroticis iſt Huſen ein Schloß im Unterelſaß. 38) **Markgraf von Hohenburg**, oder, **von Hochberg**. Olla P. 1781. St. 2. S. 100, von ihm ſind 13 Strophen in der Maneßiſchen Sammlung. 39) **von Johannisdorf**, Olla P. 1781. St. 2. S. 101. Lieder in der Maneßiſchen Sammlung. 40) **Ruprecht von Obent oder Orbent** Olla P. 1781. St. 2. S. 96. 1789 St. 3. S. 66. ein Gedicht **von Florin und Blantſchiffur** in der Mülleriſchen Sammlung. 41) **Johann von Ravensberg**, Olla P. 1781. St. 2. S. 96 überſetzte nicht das Gedicht **Wilhelm von Orleans**, oder, **Oranſe**, ſondern brachte nur das franzöſiſche Original nach Deutſchland. 42) **Graf Konrad von Kirchberg** (nicht **Kilchberg**) Olla P. 1781. St. 2. S. 92, von ihm ſind 22 Strophen in der Maneßiſchen Sammlung.

43)

43) **König Konrad der Junge**, Olla P. 1781. St. 2 S. 86. von ihm ſind 5 Strophen in der Maneßiſchen Sammlung. 44) **Otto von Thurne**, oder, **von Turner**, Olla P. 1781. St. 2. S. 92. ein Oeſterreicher, von ihm ſind 10 Strophen in der Maneßiſchen Sammlung. 47) **Kaiſer Heinrich** Olla P. 1781. St. 2. S. 86, auch **Adelung** tritt der Meinung derer bei, die Heinrich VII. darunter verſtehen; man hat von ihm a) 8 Strophen in der Maneßiſchen Sammlung b) ein Gedicht in Möſers patriotiſchen Phantaſien. 48) **Gottfried von Nifen** Olla P. 1781. St. 2. S. 89, von ihm ſind 20 Strophen in der Maneßiſchen Sammlung. 49) **Heßo von Rinach** Olla P. 1781. St. 2. S. 93. einige Strophen in der Maneßiſchen Sammlung. 50) **Der Taler**, oder, **von Thal**, Olla P. 1781. St. 2. S. 102, von ihm ſind 17 Strophen in der Maneßiſchen Sammlung. 51) **Bruder Werner**, oder, **Werner der Pfaff**, Olla P. St. 2. S. 98, man hat von ihm a) Lieder in der Maneßiſchen Sammlung. b) Lieder in der Jenaer Sammlung. c) **Leben der heil. Veronica** in Verſen, im Manuſcript, vid. Eccardi Catech. Theot. d) **Leben der Jungfrau Maria** in Verſen, das einige irrig für das älteſte Werk nach Ottfried's Evangelien ausgegeben haben; es ſind dies eben die Lieder von der Jungfrau Maria von Wernſer, Olla P. 1781. St. 2. S. 92. die **Oetter** herausgeben wollte: **Anzeige von einem der älteſten Poeten von Sam. Wilh. Oetter**, Augsburg, 1775. 52) **Herzog von Anhalt**, Olla P. St. 2. S. 92, vermuthlich Heinrich der Fette, der 1751 ſtarb, Olla P. 1789. St. 3. S. 67, einige Strophen in der Maneßiſchen Sammlung. 53) **Burkard von Hohenfels**, Olla P. St. 2. S. 98. viele Gedichte in der Maneßiſchen Sammlung. 54) **Graf Otto von Bottenlaube**, Olla P. 1781. St. 2. S. 92, eigentlich Graf

Otto IV. von **Henneberg**, der 1254 ſtarb; hatte jenen Namen von dem Schloß **Bodenleube**, das er bewohnte, von ihm ſind 23 Strophen in der Maneßiſchen Sammlung. 55) **Ditmar von Aſt**, Olla P. 1781. St. 2. S. 93. ein Freiherr im Thurgau, 4 Strophen in der Maneßiſchen Sammlung. 56) Eines Ungenannten Gedicht auf Herzog Friedrich von Oeſterreich, beſaß **Gottſched** im Manuſcript. 57) **Hiltbolt von Schwanegoi**, Olla P. 1781. St. 2. S. 100, von ihm ſind 49 Strophen in der Maneßiſchen Sammlung. 58) **Pfeffel** (nicht Pfeffer) Olla P. 1781. St. 2. S. 102, von ihm ſind drei Strophen in der Maneßiſchen Sammlung. 59) **Werner von Tůſen**, Olla P. 1781. St. 2. S. 96. ein Freiherr im Thurgau, man hat von ihm a) 18 Strophen in der Maneßiſchen Sammlung, b) ein Gedicht über den Zug Kaiſer Friedrich II. nach Syrien, ungedruckt. 60) **von Wildonia**, Olla P. 1781. St. 2. S. 98, neun Strophen in der Maneßiſchen Sammlung. 61) **Endelhard von Adelburg**, Olla P. 1781. St. 2. S. 101, von ihm ſind 4 Strophen in der Maneßiſchen Sammlung. 62) **Walther von Meß**, Olla P. 1781. St. 2. S. 100, man hat von ihm a) 31 Strophen in der Maneßiſchen Sammlung. b) Mappemonde und andre Gedichte in franzöſiſcher Sprache im Manuſcript. 63) **Ulrich von Singenberg**, Olla P. 1781. St. 2. S. 89. ſtarb ohne Erben, und vermachte ſein Schloß der Abtey St. Gallen; ſeine Gedichte ſtehn in der Maneßiſchen Sammlung. 64) **Hugo von Werwenwag**, Olla P. 1781. St. 2. S. 101. ein Schwabe, ſeine Gedichte ſtehn in der Maneßiſchen Sammlung. 65) **Meiſter Sigeherr**, Olla P. 1781. St. 2. S. 101., ſeine Gedichte ſtehen in der Maneßiſchen Sammlung. 66) Ein Gedicht auf den von Bruneke, deſſen im Renner gedacht wird. 67) **von Hardegger** ein Oeſterreicher, Olla P. 1781. St. 2. S. 91.

68)

68) Herzog Joh. von Brabant, Olla P. 1781. St. 2. S. 92. 69) Walther von Klingen, Olla P. 1781. St. 2. S. 100 aus dem Thurgau, 32 Strophen in der Maneßiſchen Sammlung. 70) Reinmann von Brennenberg, Olla P. 1781. St. 2. S. 101, von ihm ſind 24 Strophen in der Maneßiſchen Sammlung. 71) Bligge von Steinach, Olla P. 1781. St. 2. S. 105, einige wenige Gedichte von ihm ſtehn in der Maneßiſchen Sammlung. 72) Ludwig von Medliß, am Hofe König Wenzel IV. in Böhmen; von ſeinen Gedichten hat ſich nichts erhalten. 73) Göſli von Ehenheim, Olla P. 1781. St. 2. S. 93, Verfaſſer von 6 Strophen in der Maneßiſchen Sammlung; man hat eine Stadt und einen Flecken Ehenheim im Elſaß, vid. Oberlin de poetis Alſatiae eroticis. 74) Robyn, Olla P. 1781. St. 2. S. 98. ſowohl in der Maneßiſchen als in der Jenaer Sammlung ſind Lieder von ihm. 75) Jakob von Warte, Olla P. 1781. St. 2. S. 100. aus dem Thurgau, ſeine Gedichte ſtehn in der Maneßiſchen Sammlung. 76) Diurner, Olla P. 1781. St. 2. S. 101, Gedichte in der Maneßiſchen Sammlung. 77) Heinrich, Markgraf von Meißen, Olla P. 1781. St. 2. S. 87, auch der ſtolze Miſener genannt, iſt Henricus illuſtris; Gedichte in der Maneßiſchen Sammlung. 78) Ein Martyrologium Apoſtolorum in deutſchen Verſen, woraus Goldaſt in den Paraeneticis Stellen anführt. 79) Reinbot (nicht Rembot) von (das iſt, aus) Doren, Olla P. 1781. St. 2. S. 102; man hat von ihm ein Gedicht vom Ritter St. Georg, von deſſen Handſchrift Herr Möſer im neuen Bücherſaal VIII. 365 Nachricht giebt; in Nyerup's Symbolis litterariis ſteht ein Fragment eines Gedichts vom heil. Georg, das Langebeck vordem aus der Bibl. Roſtgardiana abgeſchrieben, und das Sandvig ſchon 1781 zu Koppenhagen mit lateiniſcher Ue-

berſetzung und Anmerkungen herausgegeben hatte, dieſes Fragment hat mit dem Reinbotiſchen Gedicht viel Aehnlichkeit. 80) **Meiſter Gottfried von Strasburg**, Olla P. 1781. St. 2. S. 96; man hat von ihm a) 27 Strophen in der Maneßiſchen Sammlung b) den erſten Theil des Ritterromans in Verſen, **Triſtan und Iſalde** oder **Iſalte** nach Anleitung einer provenzaliſchen Ueberſetzung eines Werks von **Thomas aus Britannien**, zu Florenz und Zürch im Manuſcript, ſteht in der Mülleriſchen Sammlung. c) Von der Minne, zu Strasburg im Manuſcript, ſteht in der Mülleriſchen Sammlung; die **Mähren** ſind nicht von ihm, ſondern von **Konrad von Wirzburg**; man vergleiche über ihm **Oberlin** de poetis Alſ. eroticis. 81) **Heinrich von Bribert, Brideri, Bridebere, Friedberg**, Olla P. 1781. St. 2. S. 96. fügte den zweiten Theil zu **Gottfried von Strasburg Triſtan** hinzu, die auch in der Mülleriſchen Sammlung ſteht. 82) **Ulrich von Guotenburg**, Olla P. 1781. St. 2. S. 93, Gedichte in der Maneßiſchen Sammlung. 83) **von Kiurenberg**, Olla P. 1781. St. 2. S. 100, Gedichte in der Maneßiſchen Sammlung. 84) **Ulrich von Lichtenſtein**, Olla P. 1781. St. 2. S. 92, viele Gedichte in der Manneßiſchen Sammlung; ein Gedicht, ihm zu Ehren verfertigt, liegt zu München im Manuſcript. 85) **Burggraf von Liunz** in Tyrol, Olla P. 1781. St. 2. S. 92, Gedichte in der Maneßiſchen Sammlung. 86) **Merbort**, einige Stellen aus ihm führt Opitz in den Noten zu der Legende vom heil. Anno an. 87) Verſchiedene **Lebensbeſchreibungen der heil. Eliſabeth** in Verſen, a) im 2ten Theil von Menken Script. rer. Germ. b) zu Darmſtadt im Manuſcript, S. Wenk heſſiſche Geſchichte c) zu Gotha im Manuſcript; S. Tenzel monatliche Unterredungen. 88) **Heinrich von Morungen**, Olla P. 1781. St. 2. S. 92, viele Gedichte in der Maneßiſchen Sammlung. 89) **Herzog Johann von Meklenburg**, der 1760 ſtarb, in **Eppens** evangeliſchen Kirchenprediger 1675 ſteht ein niederſächſiſches Lied von ihm. 90) Eine gereimte Erklärung der **Offenbahrung Johannis**, aus der **Biedermann** im Alten und Neuen von Schulſachen Th. 8. Stellen anführt. 91) **Liebeslieder** in niederſächſiſcher Sprache, wovon ein Manuſcript im 3ten Th. von **Möſer's** patr. Phantaſien angeführt wird. 92) **Albrecht, Marſchall** (des Grafen) **von Ruprechtsweil**, **Olla P.** 1781. St. 2. S. 101. Gedichte in der Maneßiſchen Sammlung. 93) **Rudolph Graf von Hohen-Ems**, **Olla P.** 1781. St. 2. S. 106 wird insgemein für den Verfaſſer einer **Ueberſetzung der Bibel in Verſen** gehalten. Der zweite Theil der **Schütziſchen** Ausgabe erſchien 1781. Herr **Adelung** hat im zweiten Stück ſeines Magazins umſtändlicher davon gehandelt, und daſelbſt folgendes erwieſen. Der ſeel. Prof. **Schütz** ließ das Werk aus einer **Uffenbachiſchen** Handſchrift abdrucken, die aber ſehr mangelhaft war. Man hat eigentlich zweierlei ſolche Bibelüberſetzungen in Verſen. Von derjenigen, die **Schütz** herausgegeben, und die unter Konrad IV. verfertigt worden, ſind a) zwei Fragmente im Manuſcript in der kaiſerlichen Bibl. zu Wien, ſiehe Hamburger Unterhaltungen B. 8. b) Ein Fragment (einer Fortſetzung von einem ſpätern Verfaſſer **Johann von München**) im Manuſcript in der Stadtbibliothek zu Wien, S. **Gottſched's** neueſtes aus der anmuth. Gelehrſ. B. I. c) ein Manuſcript im Kloſter Gleineck in Oeſterreich, woraus **Pez** im Gloſſario Stellen anführt; d) ein Manuſcript, auf das ſich **Goldaſt** in Paraeneticis beruft; e) ein Manuſcript, das **Joh. Hering** im Buch de molendinis, Frankf. 1613 anführt; f) ein Manuſcript, deſſen **Oetter** in der hiſtor. Bibl. I. S. 94 gedenkt; g) ein Manuſcript, auf das ſich

Schelhorn in Amoenit litt. T. III beruft; h) ein Manuſcript in der Wolfenbüttler Bibliothek, worinnen der Abſchreiber vieles nach ſeiner Mundart geändert, auch manche Zuſätze gemacht hat. Daß der **Graf von Hohen-Ems** Verfaſſer dieſer Bibelüberſetzung ſey, wird, ſeitdem es Bibliander de ratione communi linguarum behauptet, insgemein angenommen, iſt aber nicht erwieſen. **Schütz** wollte einen gewiſſen **Heinrich** für den Verfaſſer anſehn, aber die Schlußverſe, auf die er ſich beruft, ſind nur vom Abſchreiber zu verſtehn. Was bei dieſer Ueberſetzung aus der Profanhiſtorie beigemiſcht worden, iſt aus des **Gottfried von Viterbo** Hiſtoria ſcholaſtica entlehnt. Von einer andern poetiſchen Bibelüberſetzung, die auf Befehl eines Landgrafen von Thüringen (entweder Henrici Raſponis, oder Markgraf Henrici illuſtris von Meißen) verfertigt worden, ſind a) drei Mannſcripte zu Gotha, ſiehe Tenzel monatl. Unterr. **Cyprian** de Bibl. Gothana, und **Gottſched** Neueſtes b) eines Manuſcripts gedenkt **Schelhorn** in den Beiträgen zur krit. Hiſtorie der deutſchen Sprache, woraus Meiſter in der Karakt. der deutſchen Dichter Th. I. 56 Stellen anführt; c) ein Manuſcript in der Leipziger Univerſitätsb. S. **Horn** ſächſ. Handbibl.; d) ein Manuſcript zu Weimar; e) ein Manuſcript auf der Leipziger Rathsbibliothek unter dem Titel Hiſtoria ſcholaſtica rhytmis Germ. In Adelung's Magazine im 3ten St. des erſten Jahrg. liefert Herr D. Anton eine Beſchreibung von drey Fragmenten einer alten Bibelüberſetzung in deutſchen Verſen, davon das zweite zu der von **Schütz** edirten Ueberſetzung gehört, doch wichtige Varianten hat. 94) Ein Gedicht vom **gehörnten Sigfried**, woraus **Goldaſt** Stellen anführt. 95) Ein **Lobgedicht auf die Jungfrau Maria**, zu Gotha und Hamburg im Manuſcript, Stellen hat **Eccard** in Catech. Theor. 96) **von Sachſendorf**, Olla P. 1781. St. 1.

S.

S. 100, von ihm ſind 21 Strophen in der Maneßiſchen Sammlung. 97) **Georg von Erlebach**, Olla P. 1789. St. 3. S. 69, ein Gedicht auf Herzog Friedrich von Schwaben im Manuſcript in der Wolfenbüttler Bibl. 98) **Reinmar von Zweter**, Olla P. 1781. St. 2. S. 90, ein Sohn Reinmar des Aeltern, ſtirbt 1269, Lieder in der Maneßiſchen Sammlung. 99) **Bernge von Horheim** Olla P. 1781. St. 2. S. 101, Gedichte in der Maneßiſchen Sammlung. 100) **Graf Kraft von Toggenburg**, Olla P. 1781. St. 2. S. 89, von ihm ſind 25 Strophen in der Maneßiſchen Sammlung. 101) **Rudolph von Rothenburg**, Olla P. 1781. St. 2. S. 96, Gedichte in der Maneßiſchen Sammlung. 102) **Heinrich von Sax**, Olla P. 1781. St. 2. S. 96, lebte in der Schweitz um 1254, von ihm ſind 20 Strophen in der Maneßiſchen Sammlung. 103) **Heinrich von Stretlingen**, Olla P. 1781. St. 2. S. 89, lebte um 1254, Gedichte in der Maneßiſchen Sammlung. 104) **Hawart**, Olla P. 1781. St. 2. S. 102. 105) **Heinrich v. Rugge**, O. P. 1781. St. 2. S. 100. 106) **Ulrich v. Winterſtetten**, O. P. 1781. St. 2. S. 89; ſeine Kriege mit dem Biſchof von Coſtnitz fallen in die Jahre 1250—1260, zwanzig Strophen von ihm bei Maneße. 107) **Bruder Eberhard von Sax**, Olla P. 1781. St. 2. S. 96, ein Dominikaner, ein Lobgeſang auf die Jungfrau Maria bei Maneße. 108) **Schynnenberger**, eilf Gedichte in der Jenaer Sammlung. 109) **Bruno von Hornberg**, Olla P. 1781. St. 2. S. 101, von ihm ſind 6 Strophen bei Maneße. 110) **Heinrich von Frauenberg**, Olla P. 1781. St. 2. S. 98. einige Gedichte bei Maneße. 111) **Wachsmuth von Mühlhauſen**, Olla P. 1781. St. 2. S. 101, eilf Strophen bei Maneße; ob er ein Elſaſſer, oder Thüringer war, iſt ungewiß, doch der Sprache nach ſcheint er das erſtere geweſen zu ſeyn, vid. Oberlin de poetis Alſat. eroticis. 112) von Raute, Olla P. 1781. St. 2. S. 101, ſieben Strophen bei Maneſie. 113) Ein halb deutſches, halb lateiniſches Gedicht von 1259, deſſen Barth in Aduerſariis gedenkt. 114) Abſolone, wird von Rudolph dem Schreiber angeführt. 115) von Mowe, Olla P. 1789. St. 3. S. 69, ein Gedicht über den von Eggen. 116) Waller von Wald, Olla P. 1789. St. 3. S. 69. 117) Sacherer, Olla P. 1789. St. 3. S. 69. 118) Gottfried von Hohenloch, Olla P. 1789. St. 3. S. 69. ein Gedicht über die Ritter von der Tafelrunde, wovon Daniel von Blumenthal der Held iſt. (Caſperſon und Adelung hatten aus Daniel von Blumenthal irrig einen Dichter gemacht.) Ein Fragment davon aus der Koppenhager Handſchrift ſteht in Nyerup Symbolis litt. 119) Albrecht von Kenemos, Olla P. 1789. St. 3. S. 69. 120) Meiſter Heß von Strasburg, der Schreiber. 121) Heinrich Herzog von Breslau, der Vierte, der 1299 ſtarb, Olla P. 1781. St. 2. S. 87, acht Strophen bei Maneße. 122) Meiſter Kelyn, Olla P. 1781. St. 2. S. 99, von ihm ſind 26 Strophen in der Jenaer Sammlung. 123) Düring, 19 Strophen bei Maneße. 124) Burggraf von Regiasburg, Olla P. 1781. St. 2. S. 96, vier Strophen bei Maneße. 125) Meiſter Boppo, Olla P. 1781. St. 2. S. 93. Gedichte bei Maneße und in der Jenaer Sammlung. 126) Eines Ungenannten Krieg der Seele und des Leibes, zu Wien im Manuſcript. 127) Goell (nicht Gorli) Olla P. 1781. St. 2. S. 101. Gedichte bei Maneße. 128) Kriſtan (Chriſtian, nicht Kriſtom) von Hamle, Olla P. 1781. St. 2. S. 96, 21 Strophen bei Maneße. 129) von Stadegge, Olla P. 1781. St. 2. S. 101. Gedichte bei Maneße. 130) Meiſter Stolle der jüngere, Olla P. 1781. St. 2. S. 102 um 1256 — 1280, 36 Strophen in der Jenaer Sammlung. 131)

Wilhelm von Heinzenburg (nicht Heigenburg) Olla P. 1781. St. 2. S. 100, 15 Strophen bei Maneße. 132) Geſchichte von Barlaam und Joſaphat in deutſchen Verſen, Olla P. 1789. St. 3. S. 72. im Manuſcript zu Hohenems, Olla P. 1781. St. 2. S. 88. 133) Wachsmuth von Kitzingen, Olla P. 1781. St. 2. S. 100, 18 Strophen bei Maneße. 134) Graf Rudolph von Neuenburg, Olla P. 1781. St. 2. S. 89, 25 Strophen bei Maneße. 135) Der Tenhäuſer, Olla P. 1781. St. 2. S. 97, Gedichte ſowohl in der Maneßiſchen als Jenaer Sammlung; nach Adelungs Meinung aus dem Geſchlechte der Freiherrn von Thanhauſen in Salzburg und Baiern, doch ein jüngerer Sohn ohne Gut. 136) Niuni, Olla P. 1781. St. 2. S. 102 ſoll, nach Adeluhg, Neunay oder Neuenau geheißen haben, 7 Strophen bei Maneße. 137) von Scharfenberg, Olla P. 1781. St. 2. S. 92, Gedichte bei Maneße. 138) Schenk von Limburg, Olla P. 1781. St. 2. S. 100, 20 Strophen bei Maneße. 139) Milon von Sevelingen, Olla P. 1781. St. 2. S. 100, 14 Strophen bei Maneße. 140) Liultot von Seven, Olla P. 1781. St. 2. S. 100, 11 Strophen bei Maneße. 141) von Stamheim, Olla P. 1781. St. 2. S. 101, 11 Strophen bei Maneße. 142) Hartmann von Starkenberg, Olla P. 1781. St. 2. S. 101, 7 Strophen bei Maneße. 143) von Suonegge (nicht Sonnegge) Olla P. 1781. St. 2. S. 92, 8 Strophen bei Maneße. 144) Meiſter Heinrich Teſchler, Olla P. 1781. St. 2. S. 101, 39 Strophen bei Maneße. 145) Heinrich von Tettingen, Olla P. 1781. St. 2. S. 102, von ihm ſind 7 Strophen bei Maneße. 146) Eilhard von Hochbergen, Olla P. 1781. St. 2. S. 100, ſein Triſtan iſt auch zu Wien im Manuſcript. 147) Günther von dem Vorſte, Olla P. 1781. St. 2. S. 102, Gedichte in der Maneßiſchen Sammlung. 148) Gottfried Hagen, Olla P. 1781. St. 2. S. 101, ein Gedicht über die Händel der Stadt Kölln mit dem Erzbiſchof. 149) von Obernburg, Olla P. 1781. St. 2. S. 101, Gedichte bei Maneße. 150) Reinmar der Fidler (d. i. Muſikus) 6 Strophen bei Maneße. 151) Eines Ungenannten Lob der Weiber, Stellen in Eccard. Catech. Theor. 152) Karl von Niußen, Olla P. 1781. St. 2. S. 101, 5 Strophen bei Maneße. 153) Kunz von Roſenheim, Olla P. 1781. St. 2. S. 93, 6 Strophen bei Maneße, Oberlin leitet ſeinen Namen von Rosheim, einer ehmaligen Reichsſtadt im Unterelſaß her. 154) Schulmeiſter (nach Adelung Rector) zu Eßlingen, Olla P. 1781. St. 2. S. 101, Gedichte bei Maneße. 155) Meiſter Walther von Briſach, Olla P. 1781. St. 2. S. 96, 22 Strophen bei Maneße; in ſo fern als Breiſach vordem zu Elſaß gerechnet worden, hat Oberlin de poetis Alſeroticis ſeiner gedacht. 156) Konrad Schenk von Landeck, Olla P. 1781. St. 2. S. 97. um 1276; viele Gedichte bei Maneße. 157) Steinmar, Olla P. 1781. St. 2. S. 202, Gedichte bei Maneße. 158) Puller, Olla P. 1781. St. 2. S. 96, nach Adelung, nicht ein Apuller, ſondern aus einer adelichen Familie von Puller, Gedichte bei Maneße. 159) Eines Ungenannten Romanze vom König Anthyr in Neumarks Palmbaum, in Kindermanns deutſchen Poeten, und in Bucholz Meklenburgiſcher Geſchichte. 160) Meiſter Singof, Olla P. 1781. St. 2. S. 99, Gedichte in der Jenaer Sammlung. 161) Eines Ungenanten Gedicht von Gierigkeit der Pfaffen in der Jenaer Sammlung. 162) Winli, Olla P. 1781. St. 2. S. 101, 28 Strophen bei Maneße. 163) Meiſter Konrad von Wirzburg, Olla P. 1781. St. 2. S. 87. 1789. St. 3. S. 67. 164) Helleviur Olla P. 1781. St. 2. S. 99, 6 Gedichte in der Jenaer,

12 bei

22 bei Maneße. 165) von **Gliers** (nicht Glies) Olla P. 1781. St. 2. S. 96, 7 Strophen bei Maneße; Gliers war ein Schloß im Sundgau, wie **Oberlin** bemerkt. 166) **Der Goldener**, **Olla P.** 1781. St. 2. S. 99, Gedichte in der Jenaer Sammlung. 167) **Meiſter Freydank**, Verfaſſer des moraliſchen Gedichts **vom rechten Wege des Lebens**, Olla P. 1781. St. 2. S. 108. 1789. St. 3. S. 71. Es ſcheint, daß vor **Brand's** Ausgabe nichts vom **Freydank** gedruckt geweſen, S. Beiträge zur Geſchichte und Litteratur von **Leſſing** und **Eſchenburg**, 5ter Beitrag, No. 26. **Brands** Ausgabe erſchien das erſtemal in Augsburg 1513, 4. unter dem Titel: „Freydank, mit Ehren trieb er manchen Schwank, ſo uns zu Gottesfurcht und Tugend zeucht, wie man Sünd und Laſter fleucht, damit das ungnet werd vertrieben, Freydank iſt lang Zeit verlegen geblieben, und wurd noch manchem unbekannt, hett ihn mit funden Doktor Brand." Dieſe Ausgabe hat **Hummel** in der neuen Bibl. B. II. 195 beſchrieben. **Eſchenburg** nimmt eine ältere von 1508 an, aber **Panzer** meint, die Schlußrede der Ausgabe von 1513, wo bemerkt wird, daß die Abſchrift 1508 fertig worden, habe den Irrthum veranlaßt. Derſelbe glaubt, **Brand** habe nur einen Auszug aus **Freydank** geliefert. Es giebt viele Handſchriften vom **Freydank**. **Panzer** beſitzt eine, wobei ſich auch noch befindet: a) poetiſche Ueberſetzung von Alani Anticlaudianus. b) Gedicht vom Pfaffen Amis oder Arnis. 168) **von Wißenloo**, **Olla P.** 1781. St. 2. S. 101, 6 Strophen bei Maneße. 169) **von Wengen**, Olla P. 1781. St. 2. S. 92, aus dem Geſchlechte der Wengi im Thurgau, 7 Strophen bei Maneße. 170) **Der Miſener** (d. i. Meißner) der ältere, **Olla P.** 1781. St. 2. S. 87. Gedichte bei Maneße und in der Jenaer Sammlung; ihm, nicht dem Markgraf von Meißen, legt **Konrad von Wirzburg** ein Gedicht

bei: Helene von Kriechen. 171) Hans Ludwig von Marner, Olla P. 1781. St. 2. S. 98, viele Gedichte bei Maneße. 172) Herr Friedrich der Knecht, Olla P. 1781. St. 2. S. 98, aus adelichen Geſchlechte, aber, als er dichtete, nach Knappe, 27 Strophen bei Maneße. 173) Chriſtian von Lupin, Olla P. 1781. St. 2. S. 101. Gedichte bei Maneße. 174) Eines Ungenannten Gedicht über Reinfried von Braunſchweig, zu Gotha im Manuſcript. 175) Meiſter Friedrich von Sonnenburg, Olla P. 1781. St. 2. S. 98, 82 Strophen in der Jenaer, 26 in der Maneßiſchen Sammlung. 176) Eine alte Ueberſetzung des Hohenlieds, die Herder in den Liedern der Liebe bekannt gemacht. 177) Ein Leben Chriſti in Verſen, zu Wien im Manuſcript, vid. Lambecii Commentarii. 178) Allram von Gerſten, Olla P. 1781. St. 2. S. 102, 14 Strophen bei Maneße. 179) von Munegiur, Olla P. 1781. St. 2. S. 101, 9 Strophen bei Maneße. 180) Markgraf Otto von Brandenburg mit dem Pfeile, Olla P. 1781. St. 2. S. 92, ſtarb 1298, 17 Strophen bei Maneße. 182) Meiſter Rumelant, Olla P. 1781. St. 2. S. 101. 25 Gedichte in der Maneßiſchen, 79 in der Jenaer Sammlung. 183) Meiſter Gervelyn, Olla P. 1781. St. 2. S. 99, 4 Strophen bei Maneße. 184) Rudolph der Schreiber, Olla P. 1781. St. 2. S. 102. Sekretair des Kaiſers, 13 Strophen bei Maneße; Adelung glaubt, daß dieß eben der Rudolph (Dienſtmann) von Montfort ſey, über deſſen Gedicht Wilhelm von Brabant, das zu Kaſſel im Manuſcript liegt, Caſperſon eine Abhandlung geliefert, Olla P. 1789. St. 9. S. 69. 185) Graf Friedrich von Leiningen, Olla P. 1781. St. 2. S. 92, 5 Strophen bei Maneße. Oberlin, der ihn in der Schrift de poetis Alſ. erot. deswegen berührt, weil die Grafen von Leiningen Güter im Elſaß haben, meint, er ſey ein Zeitgenoſſe Kaiſer Rudolphs geweſen. 186) **Stricher**, oder, **Stricker**, Olla P. 1789. St. 3. S. 69. verbeſſerte das in **Schilters** Theſauro (vergl oben No. 2.) befindliche Gedicht von Karl dem Großen, das einige dem **Eſchilbach** beilegen; man hat Manuſcripte von ſeinem Werk zu St. Gallen, Dresden, Wien, Gotha, Strasburg, und Augsburg; **Nyerup** glaubt, **Stricher** ſei kein Name, ſondern ſtrichere ſo viel als ſcribere, oder, Verfaſſer. 187) **Barthel Regenbogen**, Olla P. 1781. St. 2. S. 100. 1789. St. 3. S. 69. ein Schmied zu Maynz, 5 Strophen bei **Maneße**. 188) **Gedicht von den heil. drei Königen** im Manuſcript zu Dresden. 189) **Der Kanzler**, Olla P. St. 2. S. 101. 1781. **Adelung** meint, es ſei kein Fiſcher, ſondern **Heinrich von Klingenberg**, Kaiſer Rudolphs Kanzler geweſen; viele Gedichte bei **Maneße**. 190) **Heinrich Heßbolt von Weißenſee**, Olla P. 1781. St. 2. S. 101. 42 Strophen bei **Maneße**. 191) **Graf Albert von Heigerloch**, Olla P. 1781. St. 2. S. 92, zwei Strophen bei **Maneße**. 192) **Roſt Kirchherr zu Sarne** (ein Ort in der Schweiz) Olla P. 1781. St. 2. S. 101. 27 Strophen bei **Maneße**. 193) **Meiſter Heinrich Frauenlob**, Olla P. 1781. St. 2. S. 102, Gedichte bei **Maneße**, ſoll auch das **Hohelied** überſetzt haben. 194) **Süßkind**, ein Jude, Olla P. 1781. St. 2. S. 102, 12 Strophen bei **Maneße**. 195) **Ottokar von Horneck** um 1270 — 1330, man hat von ihm a) ein Gedicht von **den Weltregenten und Kaiſern**, im Manuſcript zu Wien; b) eine **öſterreichiſche Kronick** in Verſen in Pez Script. rer. Auſtr. T. II. 196) **Spervogel**, Olla P. 1781. St. 2. S. 101. 13 Strophen in der Jenaer, 59 in der **Maneßiſchen** Sammlung. 197) **Ein dramatiſch Gedicht von der Geburt Chriſti**, ein Fragment davon in Dieterici antiquit bibl. 198) **Der wilde Alexander**, Olla P. 1781. St. 2. S. 101, 13 Strophen in der Maneßiſchen, und 47 in der Jenaer Sammlung. 199) **Konrad von Altſtetten**, Olla P. 1781. St. 2. S. 101, 13 Strophen bei Maneße. 200) **von Bubendorf**, Olla P. 1781. St. 2. S. 102, 16 Strophen bei Maneße. 201) **Ditmar der Setzer**, Olla P. 1781. St. 2. S. 102, 4 Strophen bei Maneße. 202) **Kunrad von Helmsdorf**, Olla P. 1781. St. 2. S. 98, Gedichte bei Maneße; Löſcher legt ihm einen Auszug aus der Bibel bei. 203) **Der Miſener** (Meißner) der jüngere, 12 Strophen bei Maneße. Daraus hat Herr Hofrath Lang abdrucken laßen: Minnegeſang auf den Grafen von Oettingen, Wallerſtein, 1775. 204) **Graf Wernher von Honberg**, Olla P. 1781. St. 2. S. 89, ſtarb 1323, 15 Strophen bei Maneße. 205) **Hugo von Trymberg**, Olla P. 1781. St. 2. S. 107. 1789. St. 3. S. 71. Verfaſſer des Renner. Ueber dies Buch iſt auch nachzuſehn Flögel Geſchichte der kom. Litt. III. 11. Den Anfang des Renners hat Nyerup in den Symb. litter. nach einer Handſchrift der Suhmiſchen Bibliothek geliefert. 206) **Der Ghutere**, Olla P. 1781. St. 2. S. 99, Gedichte in der Jenaer Sammlung. 207) **Hermann von Damen**, Olla P. 1781. St. 2. S. 99. 4. Strophen in der Jenaer Sammlung. 208) **Johann Cruziger**, Olla P. 1781. St. 2. S. 101, ein Gedicht vom Leiden Jeſu. 209) **Meiſter Rüdinger**, 3 Strophen von der Geburt Chriſti in der Jenaer Sammlung. 210) **Rubin von Rüdiger**, Olla P. 1781. St. 2. S. 98, 4 Strophen bei Maneße. 211) **Leben der heil. Katharina** in Verſen, zu Wien im Manuſcript, vid. Lambecius. 212) **Der Litſchower**, Olla P. 1781. St. 2. S. 101., 6 Strophen in der Jenaer und 6 in der Maneßiſchen Sammlung. 213) **Magiſter Johannes Hadlaub**, Olla P. 1781. St. 2. S. 91, viele Gedichte bei Ma-

Maneßſe. 214) **Ein Heldengedicht auf Landgraf Ludwig von Thüringen**, der 1228 ſtarb; eine Abhandlung davon ſteht im 10ten Theile von **Gottſched's** Bücherſaal, wo es ohne Grund **Eſchilbachen** beigelegt wird; **Gottſcheds** Manuſcript iſt im 8ten Bande der Hamburger Unterhaltungen beſchrieben; Stellen daraus hat Rango in der Pomerania diplomatica. 215) **von Trosberg**, Olla P. 1781. St. 2. S. 95, 23 Strophen bei Maneße. 216) **Spiegel der menſchlichen Seeligkeit**, Olla P. 1782. St. 1. S. 94, eine poetiſche Ueberſetzung vom Speculo ſalvationis im Manuſcript zu Jena. 217) **Meiſter Elias von Leyne**, Olla P. 1788. St. 2. S. 99, 7 Strophen in der Jenaer Sammlung. 218) **Die funfzehn Zeichen von dem jüngſten Tage**, eine poetiſche Ueberſetzung aus dem Lateiniſchen, deren Wiedeburg gedenkt. 219) **Reynolt von der Lippe**, Olla P. 1781. St. 2. S. 99, 6 Strophen in der Jenaer Sammlung. 220) **Nik. Jeroſchin** um 1312 brachte **Petri von Duisburg** preußiſche Kronick in Reime, Manuſcripte ſeines Gedichts ſind zu Danzig und Thorn. 221) **Johann von Wirzburg** um 1314, ein Gedicht auf Herzog Wilhelm von Oeſterreich, zu Gotha im Manuſcript. 222) **Ein Benediktinermönch zu Mölk**; man hat von ihm a) eine Ueberſetzung des Dionyſius Cato, aus der **Pez** im Gloſſario Stellen anführt. b) Moraliſche Gedichte, deren **Pez** daſelbſt gedenkt. — In dieſem **Adelungiſchen** Verzeichniß kommen alle die Minneſinger vor, die Olla P. 1781. St. 2. S. 85—103 verzeichnet ſtehn, nur folgende ausgenommen: **Graf von Oettingen** S. 92. **Noſter von Welagen** S. 96. **Tuning von Ringoltingen**, S. 98. **Albert von Fibe.** S. 98. **Meiſter Sing-bar.** S. 98. **Hyeſelein.** S. 100. **Heinrich von der Mure.** S. 100. **Brumrart von Oughein.** S. 100, und alle, die S. 103. ſtehn. Hingegen hat **Adelung** auch verſchiedne mehr, als die Olla. — Zu Bützow iſt eine Handſchrift eines Ritterromans in Verſen: **Die Avanturen des Ritter Jrwins**; der Verfaſſer heißt **Peter von Urach**; ſiehe **Sprengel's** Nachricht in den gemeinnützigen Aufſätzen zu den Roſtocker Nachrichten 1773. — Jn **Nyerup's** Symb. litt. findet man noch folgendes aus dieſem Zeitpunkt: a) Fragment einer Geſchichte des **Davißant**. b) Fragment von einem Liebesgedichte eines Ungenannten. c) Verſe über den Vertrag zwiſchen dem König von Dänemark Woldemar und dem Heermeiſter in Preußen Hermann Balke, der 1235 geſchloſſen ward. d) Geſänge des A. u. N. T. mit dem Athan. Glaubensb. und dem Ambroſ. Lobgeſang aus einer Koppenhager Handſchrift des 14ten Jahrh. — Jn **Oberlin's** Abh. de poetis Alſ. erot. wird angeführt: a) **Gottfried von Hagenau**, ein Kanonikus des 13ten Jahrh. von dem in der Strasburger Univerſitätsbibl. im Manuſcript iſt: Ein lateiniſches Gedicht de feſtis b) Virginis, im Anhang ſtehn fünf deutſche Lieder, die man auch im folgenden Buch findet: **Antwort auf die Hagenauiſche Geſchichte von zwei Minnebrüdern** 1653. 4. b. Vier und zwanzig Minnelieder aus dem 14ten Jahrh. zum Theil von Ungenannten im Manuſcript auf der Johanniterbibliothek zu Strasburg. Jm erſten St. des 2ten B. von **Adelung's** Magazin iſt ein Beitrag zur deutſchen Sprachkunde von **Kinderling**, daſelbſt findet man: a) Fragment eines ungedruckten Gedichts hiſtoriſchen Jnhalts aus dem 13ten Jahrh. b) Fragment einer gereimten Lebensgeſchichte der Jungfrau Maria, das auch noch im folgenden Stücke des Magazins fortgeſetzt wird.

III.

Zur dritten Epoche.

Hans Vollz, ein Meiſterſänger und Balbierer zu Nürnberg, ſchrieb: **Ein teutſch wahrhaft hiſtori**, von wannen das h. römiſche reich ſeinen Urſprung erſtlich hab, und wie es darnach in deutſche Lande kummen ſey, Nürnberg 1480, 4. S. **Panzer's** Annalen S. 114. — Von einem Ungenannten erſchien zu Bamberg 1481, 4.: **leben der natürlichen Meiſter** in Verſen, S. **Panzer** S. 122. — Von einem Ungenannten kam Heidelberg 1490 auf zwölf Foliobogen in Verſen heraus: **Herr Dietrich von Bern**, und von Hiltebrand, ſeinem treuen Meiſter, wie ſie wider die Rieſen geſtritten, auch viel groſze Sachen erſtanden und erlitten haben; S. **Panzer** S. 187. — Von einem Ungenannten kam Bamberg 1493 heraus: **Die Hiſtorie von dem Grafen in dem Pflug**, ein Lied; ein Ritter wollte das heilige Grab beſuchen, ward aber gefangen, und an einen Pflug geſpannt, ſein Weib verkleidete ſich in einen Mönch, und befreite ihn, S. **Panzer** 208. — Von einem Ungenannten erſchien zu Bamberg 1493 ein Lied in 41 Geſetzen oder Strophen: **Des edeln Ritters Morgeners Wallfarth in St. Thomas land.** — Noch erſchienen in demſelben Jahr zu Bamberg von Ungenannten folgende Lieder: **Ein treſlichs Wunderzeichen St. Thomä in Indien; vom König im Bad; von dem Mann im Garten.** — Zu Nürnberg 1497 erſchien ein Meiſtergeſang: **Die Feronica im Brieffton**, welchen **Panzer** S. 481 dem Regenbogen beilegen will. — In **Adelungs** Magazine 2. B. St. 4. ſteht von **Kinderling** eine Nachricht von einem alten teutſchen Gedichte **von der Keuſchheit**, das Herr Prof. Gebhardi zu Lüneburg im Manuſcript beſitzt. Das Manuſcript iſt von 1456, da war aber der Verfaſſer, ein Prieſter zu Eiſenach, **Johann Rode** ſchon längſt todt. Es iſt dies eben der Rode, von dem man ein Chronicon Thuringiae hat, S. **Menken** Script. rer. Germ. T. II.

IV.

Zur vierten Epoche.

Hermann von Sachſenheym ſtarb 1458, und liegt zu Stuttgard begraben. Die Strasburger Ausgabe 1512. fol. ſo **Panzer** S. 340 beſchreibt, hat den Titel: **Die Möhrinn**, ein ſchön kurzweilig Leſen, welches durch weiland Herrn Hermann von Sachſenheym Ritter lieblich gedicht. Am Ende dieſer Ausgabe ſteht auch eine gereimte Ueberſetzung von des Bapt. Mantuani Ecloga über die Natur der böſen Weiber angehängt. — **Maximilian** heißt in dem bekannten Gedicht **Theuerdank**, weil er von Jugend auf alle ſeine Gedanken nach **theuerlichen** Sachen gerichtet. Hauptſächlich iſt ſeine Vermählung mit der ſchönen und reichen Maria von Burgund, wozu er nur nach vielen Abentheuern gelangte, der Grundſtof dieſes allegoriſchen Gedichts. **Khauz** im Verſuch einer öſterreichiſchen Gelehrtengeſchichte ſagt, in der kaiſerlichen Bibliothek zu Wien ſei ein Kodex des **Theuerdanks**, wo in den erſten 74 Kapiteln viel von des Kaiſers eigner Hand durchſtrichen und eingeſchaltet ſey, der zwar nicht mit den gedruckten Ausgaben übereinkomme, aber doch beweiſe, daß der Kaiſer ſelbſt den Entwurf gemacht habe. Sodann ſei noch ein andrer Kodex vorhanden, worinnen von des Kaiſers Hand die Figuren beſchrieben ſtunden, die zum Theuerdank kommen ſollten. — Im Jahr 1500 erſchien zu Strasburg ein Gedicht eines Ungenannten: **Von eines Kuniges Tochter von Frankreich**, ein hubſches Leſen, wie der Kunig ſie ſelbs zu der Eh wolt han, des ſie doch Gott vor behut, und drum ſie viel Trübſal und Noth erlitt, zuletzt eine Königinn von England ward; eine zweite Ed. davon erſchien Strasburg 1508, S. **Panzer** 251,500, **Walch** von einigen alten deutſchen Büchern, Schleuſingen 1772, und **Elwert** im deutſchen Muſeum 1784, St. 9. — Zu Strasburg kam 1508 ein Lied, deſſen Verfaſſer ſich **Konrad Heindörffer** nennt, unter dem Titel heraus: **Ein lieblichs leſen** und eine wahrhaftige Hiſtoria, wie einer, der da hieß Hug Schapler, und war Metzgers Geſchlecht, ein gewaltiger König zu Frankreich ward, S. **Panzer** S. 300, ein Auszug davon im deutſchen Muſeum 1784. St. 10. — Im Jahr 1512 erſchien folgendes Gedicht: **Schiffarth von dieſem elenden Jammerthal** gedruckt zu Frankfurth durch **Batt Murner** von Strasburg, S. **Panzer** S. 339. Ob dieſer **Murner** blos Drucker, oder auch Verfaſſer des Gedichts geweſen, iſt ungewiß. — Vier einzelne Lieder, nämlich: a) **Die wahre Hiſtorie von den vier Ketzern Predigerordens.** b) Ein ſchön bewährtes Lied **von der unbefleckten Empfängniß Mariä.** c) **Eine erdachte Hiſtorie etlicher Predigermönche.** d) **Von den vier Ketzern Predigerordens** erſchienen alle ohne Anzeige des Orts und des Jahrs, da aber die Begebenheit, die ihren Inhalt ausmacht, ſich 1509 ereignete, ſo mögen ſie wohl um dieſe Zeit erſchienen ſeyn, S. **Panzer** S. 305. — **Die Welſch Gattung**, Strasburg 1513, iſt ein Strafgedicht über die während den damaligen italieniſchen Krieg herrſchenden Laſter, S. **Panzer** S. 357. — Zu Strasburg 1518 erſchien das Lied eines Ungenannten: **Wie man den Bürgern der Stadt Strasburg in den theuern Jahren Korn mitgetheilt hat**, S. **Panzer** S. 421. — Zu Augsburg kam 1518 ein poetiſcher Dialog: **Die zehn Alter dieſer Welt** heraus, S. **Panzer**

S. 421. — Ein Volkslied **von dem Grafen von Rom** aus dem Anfang des 16ten Jahrhunderts ſteht in **Adelung's** Magazin B. II. St. 2. — Ein andres Volkslied **der Bauer ein Pfründer** erſchien zu Strasburg 1520, und ſteht in **Adelung's** Magazin B. II. St. 1. — Ein ſchön Lied von einem Ritter aus Steiermark, genannt Trinunitus, und von einer Königstochter aus Dänemark, genannt Flordebell, in Herzog Ernſts Ton, das Nürnberg 1532 erſchien, ſteht nun in **Adelungs** Magazin B. II. St. 2. — **Meiſter** führt in der **Karakteriſtik** I. 100. eine Stelle aus Friſii Appendice an, wo verſichert wird, **Fiſchart** habe der Ueberſetzung von D. **Sebizens** ſieben Büchern von der Landwirthſchaft Strasb. 1579 eine Ueberſetzung von der zweiten Ode aus **Horazens** Epoden beigefügt. — Die **Flöhhatz** muß vor 1577 ſchon öfters gedruckt geweſen ſeyn, da der Verfaſſer in der Vorrede von dem vielen Beifall redet, den das Gedicht gefunden. — Schriften über **Brands** Leben nennt **von Haller** in der Bibliothek der Schweitzergeſchichte II. 150. — **Brand's** Narrenſchiff kam auch heraus zu Reutlingen 1494, zu Augsburg 1499, zu Baſel 1509, zu Strasburg 1512. — Die erſte Ausgabe von **Locher's** Navicula kann nicht von 1488 ſeyn, da er ſelbſt ſagt, daß er es erſt 1497 vollendet habe. Die Baſeler Ausgabe von 1497 iſt eine doppelte, in Quart und in Oktav. — **Das nuv** (neue) **Schiff von Narragonia**, Strasburg 1494, 4. Augsburg 1498, Baſel 1509 hat ſo viel Zuſätze, daß das Gedicht hier faſt um die Hälfte länger iſt, aber ſie rühren weder von **Brand** ſelbſt, noch hat er ſie gebilligt; vielmehr hat er ausdrücklich dagegen proteſtirt, und ſie ungeſchickte Verlängerungen genannt In der Baſeler Ausgabe von 1506 ſagt er unter andern:

Es kann nit jeder Narren machen,
Er heiß dann, wie ich bin genannt,
Der Narr Sebaſtianus Brand. —

Noch muß ich folgende Gedichte von **Brand** nachtragen: 1) An den allerdurchl. großen Herrn Maximilianum römiſchen König **von der wunderbaren Geburt des Kindes** bei **Worms**, eine Auslegung **Seb. Brand** 1495, 4. Der Dichter will die Misgeburt, da zwei Kinder an der Stirne zuſammengewachſen waren, benutzen, um die Teutſchen zur Einigkeit zu ermuntern; der Kaiſer hielt gerade damals Reichstag zu Worms. 2) **Incipit liber faceti de moribus iuvenum**, und am Ende des Buchs: **liber faceti docens mores juvenum per Se. Brant noviter in vulgarem translatus**, 1499, 4. eine gereimte Ueberſetzung ſteht dem lateiniſchen Original gegen über. 3) **liber Moreti, docens mores Juvenum, in ſupplementum illorum, qui a latone erant omiſſi, per Seb. Brant in vulgarem noviter translatus**, Maynz, 1506, 4.; unter jedem der 129 Diſtichen ſteht eine Ueberſetzung in vier deutſchen Reimen. — In **Nyerup's** Symbolis ſteht eine **Geſchichte Laurins des Zwergenkönigs** aus einer Handſchrift der Koppenhagner Univerſitätsbibliothek abgedruckt, die mit dem übereinkömmt, was im **Heldenbuche** davon erzählt wird, aber weit ausführlicher iſt. Auch **Flögel** in der Geſchichte der komiſchen Litt. Th. I. hat etwas **vom Heldenbuche**. — Ueber **Murner's Schriften** ſiehe **Flögel's** Geſch. der komiſchen Litt. III. 186. Die dritte Ausgabe der **Narrenbeſchwörung** (**Olla P.** 1789. St. 3. S. 80.) von 1522 fällt weg. Hingegen iſt bei dem Gedicht **von dem großen lutheriſchen Narren** ſtatt der Worte: **Ohne Anzeige des Orts und Jahrs** zu ſetzen: Strasburg, 1522. **Panzer** hat zuerſt eine Ausgabe **der Schelmenzunft** Augsburg 1513, 4. bekannt gemacht, auch zuerſt bemerkt, daß dieſe und die folgenden Ausgaben von den vorigen merklich abweichen, und ſehr vermehrt ſind. Auch führt er eine Augsburger Ausgabe von 1519, und eine Strasburger von 1518 an. —

Der Ritter **Johann von Morsheim** iſt auch Verfaſſer von folgendem Gedicht, worinnen eine kurze Schilderung des in allen Ständen herrſchenden Verderbens enthalten iſt: **Spiegel des Regiments** an der Fürſten Höſen, da Frau Untreu gewaltig iſt, Oppenheim, 1515, 4. Siehe **Panzer** S. 384. — Ueber den **Erasmus Alberus** ſehe man auch **Adelung's** Zuſätze zu Jöcher's Gelehrten Lexikon. In **Adelungs** Magazine wird auch von folgendem Werk dieſes Dichters Nachricht gegeben: **Praecepta vitae ac morum, honeſtatis, et pietatis, exquiſitae item ſententiae, variorum atque optimorum autorum, in decalogum diſtributae, *Germanicis Rhythmis* non inepte explanatae ab Er. Albero**, Frankf. 1536. — Im Jahr 1558 erſchien zu Magdeburg ein Ritterroman von Mag. Georg **Thym: Von den männlichen und ritterlichen Thaten des Helden Thedel Unverſeden von Walmoden.**

V.

Zur fünften Epoche.

In dieſe Epoche gehört **Eucharius Enering**, Pfarrer im Mansfeldiſchen, der 1601 ſtarb. Man hat von ihm: 1) **Sommertheil der Evangelien geſangsweiſe**, 1589. 2) **Sommer- und Wintertheil der Evangelien**, war in der **Uffenbachiſchen** Bibliothek im Manuſcript. 3) **Prouerbiorum copia**, oder, etliche hundert lateiniſche und deutſche ſchöne und liebliche Sprichwörter, mit ſchönen Hiſtorien, Apologen, Fabeln, und Gedichten geziert, Eisleben, 1601, drei Theile, 8. Jedes Sprichwort iſt erſt lateiniſch angegeben, darauf folgt eine gereimte Erklärung, und ſodann Sentenz, Gleichniß, Bild, Hiſtorie, Fabel zur Erläuterung deſſelben. Weitere Nachricht von dieſem Werke findet man in **Adelungs** Magazin.

VI.

Zur ſechſten Epoche.

In den Actis Boruſſicis 1731, 8. T. VI. St. 6. S. 942—946 ſteht eine Nachleſe zu dem Leben des Dichters **Simon Dach**, der auch ſein Bildniß vorgeſetzt iſt.

VII.

Zur ſiebenten Epoche.

Außer **Ibrahim Sultan** ſchrieb **Lohenſtein** auch noch ein andres Trauerſpiel: **Ibrahim Baßa** betitelt. — **Herkules und Herkuliskus**, der Roman von **Buchholz** erſchien Leipzig 1782 und 1783 unter folgendem Titel moderniſirt: **Der teutſche Fürſt aus dem dritten Jahrhundert, ein Original in vier Bänden.**

3.

Ideen zu einer Geſchichte der heimlichen Gerichte in Weſtphalen.

1) Vorgeblicher Urſprung dieſer Anſtalt.

Mancherlei ſind die Mittel, welche man ſeit Jahrhunderten nutzte, um den Menſchen zu derjenigen äußern Ordnung und Ruhe anzuhalten, ohne welche ſelbſt in der kleinſten Geſellſchaft kein ſicherer Lebensgenuß gedenkbar iſt. Die Hauptabſicht bei allen dieſen Veranſtaltungen war ſtets, den Menſchen zu einem unſchädlichen Gliede der Geſellſchaft zu erziehen, nie ihn zu einem edlen, nützlichen, verdienſtfähigen Manne zu bilden. Galgen und Rad und Hochgericht ſchrecken den harmloſen Wanderer von jeder Unthat zurück, zu der er vor jenem Anblick ſich vielleicht unfähig hielt; allein kein Ehrenkranz winkt ihm auf ſeiner Lebensbahn, um eine einzige edle Regung ſeines Herzens zur That reifen zu laſſen.

Die Unterſuchung dieſer ſchaudervollen Gerechtigkeitsanſtalten iſt aus mehrern Gründen wichtig: ſie macht uns mit der geſellſchaftlichen Natur des Menſchen, von der jene Anſtalten eine Folge waren, bekannter; ſie bietet uns einen Maaßſtab, den Charakter eines Volks und den Grad ſeiner Kultur in beſtimmten Zeitperioden richtig zu würdigen; ſie unterſtützt endlich nicht ſelten die Wahrheit, daß viele menſchliche Plane, ſo nothwendig und wohlthätig ſie in ihrem Entſtehen waren, doch in ihrer Ausführung und Folge verderblicher werden können, als das Unheil, dem ſie entgegenzuwirken beſtimmt waren.

Am intereſſanteſten für den Forſcher in der Geſchichte der Menſchheit ſind diejenigen jener Anſtalten, wo man die rächende und ſchreckende Gerechtigkeit, gleich der Strafe des Unſichtbaren, im Verborgenen ſchleichen ließ, um ſo den ſichern Frevler ungewarnt und ungehört zu verdammen. Denn wo man Regelloſigkeit und Gewaltthätigkeit als Mittel braucht, um Regelloſigkeit und Gewaltthätigkeit zu ahnden und zu verhüten, wahrlich! da müſſen Gründe vorhanden ſeyn, welche ſich über das Gewöhnliche eben ſo ſehr erheben, als die Folgen, welche ſie im Geleite haben.

Eine ſolche fürchterliche Anſtalt ſtellt uns die Deutſche Geſchichte auf. Deutſche Sitten ſchufen ſie, von Deutſchen Vorurtheilen ward ſie feſt gegründet, und zu der ſchwindelnden Höhe emporgetragen, von der deutſche Patrioten ſie wieder herabſtürzen mußten, wenn nicht das Vaterland ſelbſt von dieſem entarteten Zögling unterdrückt werden ſollte. Wenn daher gleich der ſtolze Gedanke, als ein Deutſcher zu Deutſchen über einen ſo intereſſanten vaterländiſchen Gegenſtand reden zu dürfen, meine Seele hebt, ſo drückt doch die Schwierigkeit dieſer Unterſuchung meinen Muth deſto mächtiger nieder. Faſt drei Jahrhunderte ſind hingeeilt ſeit dem Umſturz der Weſtphäliſchen Vehme; dicht und undurchdringlich war der Schleier, der ihre Geheimniſſe den ſchüchternen Augen der Unwiſſenden verbarg, und nur die blutigen Spuren, die ihr kühner Gang über ein halbes Jahrtauſend in jedem Winkel von Deutſchland zeichnete, verriethen der Mitwelt ihr Daſeyn.

Ein ganzes Menſchenalter hindurch hatte Karl der Große mit den mannhaften Sachſen gekämpft, um ſie zu Genoſſen ſeines Reichs und zu Bekennern ſeiner Religion umzuſchaffen. Seine ſieggewohnte Heldenkraft ſchien erſchöpft, der hochfahrende Muth ſeiner Franken niedergebeugt, indeß Herrmanns ächter Sohn an des Rheins und der Weſer Geſtaden ſeinen freigebornen Nakken emportrug unter dem Joche, das der getäuſchte Sieger ihm aufgezwungen wähnte. Vergebens hatten Karls Schwertapoſtel die heidniſchen Altäre niedergeſtürzt, und auf ihren Trümmern Chriſtliche Capellen erbaut; vergebens ließ man die Widerſpenſtigen zu Tauſenden niederhauen, und taufte gleichſam mit dem Blute der Erwürgten die Uebrigen zu Chriſten; vergebens geißelte man ihre Kinder ſchaarenweiſe in die Flüſſe, um ſie rein zu waſchen von den Greueln des Heidenthums, und eben ſo vergebens trotzte der Fränkiſche Mönch, mit dem Evangelium in der einen und dem flammenden Schwert in der andern Hand, ihren Greiſen die Entſagung vom Teufel, von Odins und Erodos Gemeinſchaft ab: der ungebändigte Sachſe hatte nur Sinn und Gefühl für die Religion ſeiner Väter. Je ſinnlicher er ſelbſt war, je mehr der Geiſt der Freiheit ihn beſeelte, deſto ſtärker mußte ſein Widerwille gegen die geiſtige Religion der Franken ſeyn, in der er nichts von den Heldenzügen Odins, nichts von Arminius Großthaten, nichts von den Gaben der Freia und der Mutter Hertha Geſchenken, nichts von den ſeeligen Freuden Walhallas gewahrte. Je unbegreiflicher ihm die geprieſenen Wunder der neuen Religion waren, deſto mehr verlor er ſich im Anſchauen der Wunder Odins und Thors auf des Himmels ſtets nahen, ſtets offenen Schauplatz. Je weniger er endlich Troſt und Kraft aus den Verheißungen des Evangeliums ſchöpfte, deſto inniger hing er am Göttermunde ſeiner Alrunen, deſto gieriger lauſchte er auf den Sang der Skalden und Barden.

So wenig vermogte offenbare Gewalt über ein ſinnliches, freiheitathmendes Volk, und eben ſo unmöglich war es, dieſem Volke ſeine reizende Religion und die ihm gleich theure Freiheit zu rauben. Ein wirkſames Mittel mußte gefunden werden, wenn Karls Gebäude — nun ſchon die Arbeit ſo vieler Jahre — nur einige Feſtigkeit gewinnen ſollte. Nichts wirkt auf den rohen Naturmenſchen mächtiger als Liſt und heimliche Macht, deren Quellen und Mittel er nicht kennt. Hier hat ſeine ſchöpferiſche, ſtets nach Abenteuern haſchende Einbildungskraft ein grenzenloſes Feld, die ſchauerlichſten Gründe, die untrüglichſten Mittel, und eben daher die unvermeidlichſten Folgen ſich wirklich zu denken. — Ein heimlicher Blutrath wird im Lande der Franken gegen die ſichern, ſorgloſen Sachſen errichtet, die verſuchteſten Helden ſeines Heers wählt Karl zu deſſen Gliedern, und heimlichen Mord müſſen ſie jedem ſchwören, den ſie des Unglaubens und des Hochverraths ſchuldig finden. Urplötzlich erheben ſich die Geſchwornen dieſes furchtbaren Bundes hin nach den friedſamen Gefilden der Sachſen. Die feinſte Kunſt der Verſtellung ruht in jeder ihrer Mienen, ſüße, trauliche Ueberredung ſchwebe auf ihren verrätheriſchen Lippen, aber im Innern ihrer Seele tobt ſchweigende Mordſucht. In den dicht verwachſenen ſchauerlichen Haynen des alten Weſtphalens zerſtreuen ſie ſich, um auszuſpähen die Opfer, für die ihr Mordſtahl gewetzt ward. Meuchlings bohrten ſie nieder den Sachſen, der unter der heiligen Eiche ſeiner Väter die Götter ſeines Landes anrief, hingen ſeinen Leichnam an den nächſten

Baum, und ſteckten daneben den bluttriefenden Dolch mit der Aufſchrift: gerichtet von den unſichtbaren Richtern, die im Verborgenen richten an Gottes Statt. Was ihre im Verborgenen ſchleichende Gewalt nicht wirkte, das vollendete die Kraft ſchlauer Liſt und heimlicher Tükke. Kein Prunk und Aufwand ward geſpart, um die gaffenden Augen der ſinnlichen Sachſen auf dieſe Stellvertreter des Kaiſers zu ziehen. Jedes Vergnügen, das den brutalen Barbaren reizen kann, ward veranſtaltet, um zu zeigen, welche Freuden man ſich von dieſen furchtbaren Männern verſprechen könne, ſobald man nicht durch Apoſtaſie ihre Dolche gegen ſich reize. Alle Kunſt der Ueberredung ward aufgeboten, um den Ungläubigen zu beweiſen, daß dies heimliche Gericht Gottes Gericht, das Gericht des zürnenden Odins ſey, der den Meineid ſeiner alten Verehrer verabſcheue. Keine Liſt blieb unverſucht, um Zwiſt und Mistrauen in die friedſamen Familien der Landesbewohner zu pflanzen, und den Vater gegen den Sohn, den Sohn gegen den Vater, und einen Freund gegen den andern zum Auflauerer und Verräther zu bilden. So ward dem Aufruhr und Religionsabfall jeder Ausweg verſperrt, ſo wurde auch der leiſeſte Gedanke an den gewohnten Widerſtand blos durch das Bild der Richter, die im Verborgenen richten Gott gleich, in die bebende Seele zurückgedrängt, und ſo allein konnte es Karln und ſeinen nächſten Nachfolgern gelingen, den ſträubenden Nakken der alten Weſtphalen unter ihr ungeſehenes Joch zu beugen.

Dies iſt der muthmaßliche Urſprung der heimlichen Gerichte in Weſtphalen, welche im 14ten Jahrhunderte ſo ſchrecklich wütheten, daß vom Kaiſer bis zum gemeinſten Buben herab Jeder vor ihren blutlechzenden, unverſchonenden Dolchen zitterte.

(Die Fortſetzung folgt.)

VII. Frag-

VII.

Fragmente.

Für Reiſende zur See.

Was für ein Recht man ſich auch durch den Vertrag wegen der Reiſe auf den Mundvorrath des Kapitains, den er für die Paſſagiere angeſchaft hat, erworben haben mag: ſo iſt es doch immer ſehr zuträglich, Dinge bei ſich zu haben, die uns immer zu Gebote ſtehen.

1) Gutes Waſſer. Der Vorrath des Schiffs iſt oft ſchlecht. Man kann ſicher ſeyn, gutes Waſſer zu haben, wenn man es aus einer klaren Quelle oder Brunnen ſchöpfen läßt, und in guten reinen Flaſchen (oder ſteinernen Krügen) verwahrt. Ohne Erwähnung der künſtlichen Mittel, Waſſer eine geraume Zeit zu erhalten, und faules trinkbar zu machen, (unter denen beiläufig Kalkwaſſer und Kohlenſtaub die wirkſamſten zu ſeyn ſcheinen,) läßt ſich das ſchlechteſte in ungepichten hölzernen Gefäßen verwahrt geweſene übel riechende Waſſer beträchtlich viel genießbarer machen, wenn man es, um die in demſelben oft befindlichen lebendigen Geſchöpfe davon abzuſondern, durch ein Stück Haartuch, loſes Leinen ꝛc. in ſteinerne, leicht bedeckte, oder ganz offene Gefäße laufen, und in dieſen einige Tage in freier Luft ſtehen läßt. Bei großer Hitze erhält man es dadurch kühl, daß man die Gefäße mit irgend einem loſen, das Waſſer einſaugenden Stoff umklebt, und dieſen beſtändig naß, wenigſtens ſehr feucht zu erhalten ſucht, wozu es nie an Seewaſſer mangelt. 2) Guten Thee. 3) Gemahlenen Kaffee. Dieſer wird in blecherne, mit gut ſchließenden Deckeln verſehene Gefäße ſtark eingedruckt oder eingeſchlagen. Unmittelbar auf den Kaffee muß noch ein

zweiter in das Gefäß hineingehender, etwas ſchwerer Deckel gelegt werden, dergleichen man gewöhnlich in den Rauchtobacksdoſen findet. 4) Schokkolade. 5) Wein von einer Sorte, die man gern trinkt, und Zider. Da guter Zider in unſern nördlichen Gegenden Deutſchlands zu den Seltenheiten gehört: ſo ſchlage ich zur Verbeſſerung des Trinkwaſſers folgende beide, ſo ziemlich gleich wirkſame Mittel vor. Man reibe mit ohngefähr dreiviertel Pfund weiſſen Zucker das Gelbe von drei bis vier Zitronen ab, reibe dieſen Zucker auf einer Reibe fein, drücke den Saft der abgeriebenen Zitronen darauf, trockne es auf einem Ofen oder in der Sonne, reibe es wieder zu einem feinen Pulver, und vermiſche es wohl mit einem halben Pfunde Kremortartari. Zwey Loth dieſes Pulvers rechnet man auf die tägliche Portion Trinkwaſſer. Oder: acht Theile Kremortartari, acht Theile Zucker und einen Theil Zitroneneſſenz, (die Theile nach dem Gewicht.) Man nimmt ſo viel davon, als zureicht, dem Waſſer einen limonadenartigen Geſchmack zu geben. Anſtatt des Kremortartari kann man auch die reine Weinſteinſäure in ungleich geringerer Menge brauchen. Sie iſt aber viel theurer, als der Kremor. 6) Roſinen. 7) Mandeln. 8) In Fett eingeſchmolzene Eyer. 9) Kapillaire. 10) Geiſtige Getränke von Jamaika. In deren Ermangelung guter Franzbranntewein eben die Dienſte leiſtet. 11) Zitronen. 12) Zucker. 13) Brod. 14) Tragbare Suppe, oder Suppenkuchen. Wo man ſie nicht kaufen kann, kann man ſie leicht ſelbſt bereiten laſſen. Alte Hahnen oder Hühner und gutes Rindfleiſch werden mit gehörigem Salz, etwas Gewürz, auch feinen Kräutern (deren aber nicht zu viel ſeyn dürfen,) in einem bedeckten Gefäß (beſſer in der Paplaniſchen Maſchine) ſo ſtark gekocht, daß aus allem ein dicker Gallert wird. Dieſer wird, um Fleiſch und Knochen abzuſondern, warm durch ein Tuch in kleine Formen auf Theeſchälchen, Teller :c. gegoſſen, und das obenauf ſchwimmende Fett mit Löſchpapier ab.

abgenommen, und dann langſam getrocknet. Zu dieſem Inventarium möchte ich noch wegen ihres Nutzens, vorzüglich auf langen Seereiſen, hinzu ſetzen: Sauer eingemachte Früchte und Gartengewächſe, z. B. Wallnüſſe, Pflaumen, Zwetſchen, Kirſchen, Gurken insbeſondere aber Johannisbeeren, die eines der allerbeſten Präſervative gegen den Scharbock ſind. Auch getrocknetes Obſt und Gemüſe, und wenn die Jahrszeit es liefert, friſches Obſt. Die Umſtände jedes Reiſenden werden Veranlaſſung ſeyn, dies ziemlich vollſtändige Inventarium zu vergrößern, oder abzukürzen. 15) Zwiebäcke.

Schafe und Schweine ſind die beſte Zuflucht, um friſches Fleiſch in See zu haben, indem das Hammelfleiſch gewöhnlich erträglich, das Schweinefleiſch aber vortreflich iſt. Allen Unbequemlichkeiten wegen Tränkung des Federviehes läßt es ſich ſo ziemlich durch eingeweichtes Futter vorbeugen. Schweine ſind unſtreitig die geſundeſten Thiere in See, bei denen ſich kaum eine Veränderugg wahrnehmen läßt, wenn ſie ſonſt gut gefuttert werden. Schafe pflegen auch gern die erſten Wochen einer Seereiſe unluſtig zu ſeyn und abzunehmen; nachher werden ſie aber ſehr gut, und gewöhnen ſich zu allem Abfall der Schiffskoſt. Wer mehrere oder lange Seereiſen zu machen hat, wird daher wohl thun, ſich am Ort der Abfahrt bis zum zweiten Erfriſchungsort Vorrath für die Reiſe vom dritten bis zum vierten Erfriſchungsort an lebendigem Vieh mitzunehmen u. ſ. w., ſo daß die Thiere, insbeſondere die Schafe, ſich erſt an die See gewöhnen.

Es iſt möglich, daß der Kapitain überhaupt ſo viel Vorrath angeſchaft hat, daß der eigne kleine Vorrath der erwähnten ſelbſt mitgebrachten Dinge wenig oder gar nicht gebraucht wird. Aber gewöhnlich ſind auf Schiffen noch andere Paſſagiere oder Mitreiſende, die für einen geringern Preis die Reiſe mitmachen; dieſe liegen bei dem Schiffsvolk, und ihnen wird nichts anders gereicht, als die gewöhnliche

Seemanskoſt der Matroſen. Dieſe Leute ſind gewöhnlich elend daran, bisweilen krank, auch können Frauen und Kinder unter ihnen ſeyn. In einer Lage, wo ſie keine Gelegenheit haben, zu Markte zu gehen, kleine Bedürfniſſe einzukaufen, können manche Dinge dieſes überflüſſigen Vorraths gelegentlich ſehr nützlich werden, die Geſundheit wieder herzuſtellen, das Leben zu erhalten, Unglückliche glücklich zu machen, und werden dadurch unendliches Vergnügen gewähren.

Das allerſchlimmſte auf gewöhnlichen Kauffahrern iſt die Kocherey. Sie haben keine gelernten Köche, und der ſchlechteſte bei der Schiffsarbeit wird gewöhnlich zum Koch beſtellt, wobei er nicht allein höchſt unwiſſend, ſondern auch noch ſehr unreinlich zu ſeyn pflegt. Die Matroſen ſagen deswegen: **Gott giebt Speiſe, aber der Teufel kocht.** Frömmere Seereiſende, die geneigt ſind, zu glauben, der Himmel ordne alles zu unſerm Beſten, mögen glauben, daß, weil die Seeluft und die ununterbrochene Bewegung durch das Schwanken des Schiffs ungewöhnlich ſtarke Eßluſt erregen, ſchlechte Köche gnädiglich deswegen verhängt ſind, uns vor Ueberladung mit Eſſen zu bewahren; oder daß bei dieſen ſchlechten Köchen guter Appetit deswegen verhängt ſey, um uns vor dem Hungertode zu ſichern. Ein Reiſender, der ſich dieſe Verhängniſſe nicht gefallen laſſen will, kann ſich durch eine Spirituslampe und eine kleine Bratpfanne in den Stand ſetzen, einige Kleinigkeiten für ſich ſelbſt zu bereiten, etwa ein Haſché (Haché) oder eine Suppe ꝛc. ꝛc. Auch könnte es dienlich ſeyn, unter dem eignen Vorrath eingekochtes Fleiſch mitzunehmen, welches, wenn es gut eingekocht iſt, ſich lange gut erhält. Auf kleinen Reiſen iſt es beſſer, als alles lebendige Vieh. Man läßt nehmlich in einen ſteinernen Topf mit einem gut paſſenden Deckel ſchicht- oder lagenweiſe gebratenes Geflügel, oder in Stücken geſchnittenes gebratenes Fleiſch einlegen, begießt jede Lage beſonders mit einem guten Gallert oder bloßer

Bratenbrühe, ſo daß jede Lage für ſich ganz bedeckt wird, und verbraucht den Innhalt des Topfs lagenweiſe. Ein kleiner blecherner Bratofen, der mit der offenen Seite gegen das Feuer geſetzt wird, iſt gleichfalls ein ſehr brauchbares Reiſegeräth; ein eigner Bedienter kann darinn bequem ein Stück Hammel- oder Schweinfleiſch braten. Zu Zeiten wird man in Verſuchung gerathen, ein Stück von dem eingepökelten Rindfleiſch des Schiffsvorraths zu eſſen, welches oft ſehr gut iſt; man wird alsdann finden, daß Zider den Durſt, welchen eingeſalzenes Fleiſch und Fiſche verurſachen, am beſten löſcht. Der gewöhnliche Schiffszwieback iſt für manche Zähne zu hart; durch Röſten läßt er ſich erweichen. Aber zweimal gebackenes Brod (Rusk) iſt ungleich beſſer; denn da dieſes aus geſäuertem, in Scheiben zerſchnittenem, und noch einmal hart gebackenem Brode beſteht, ſo ſaugen dieſe Stücken leichter Waſſer ein, erweichen leichter, verdauen ſich geſchwinder, und ſind daher geſunder, als der ungeſäuerte Schiffszwieback. Wenn die Erbſen hart kochen, ſo wird eine zweipfündige eiſerne Kugel, die man zu ihnen in den Topf wirft, ſie durch die Bewegung des Schiffs ſo fein als Senf zermalmen.

Die Vorfälle, die ich in der See mit den gewöhnlichen großen Suppenſchalen von der Bewegung des Schiffs bei Tiſche erlebt habe, erzeugen in mir den Wunſch, daß unſre Töpfer, Zinngießer ꝛc. ꝛc., Suppenſchüſſeln mit Abtheilungen machen möchten, die aus mehrern zuſammengefügten kleinern Kummen beſtehen, deren jede ohngefähr die Portion Suppe für einen Menſchen enthielte. Wenn denn auch das Schiff ſich auf die eine Seite neigte, ſo würde die Suppe nicht ſtromweiſe über den Rand der Schüſſel den Leuten in den Schooß laufen, und ſie verbrennen, wie bisweilen geſchieht, ſondern ſie würde ſich nur in die einzelnen kleinen Kummen ergieſſen.

Olla Potrida

[illegible]

Berlin

[illegible]

Gedichte. [illegible]

Auszüge.

Ueber London. [illegible]

Abhandlungen und vermiſchte [illegible]

1. Der Schöne [illegible]
2. [illegible] ruſſiſchen Geſch[illegible]
3. Merkur. Charon [illegible] 77
4. Merkwürdigkeiten [illegible] nem Reiſenden. 78
5. Ueber die Ereigniſſe des 2ten Decembers in Frankfurt am Main [illegible] ſchen [illegible] 86

Naturgeſchichte.

Zur Ehrenrettung Conrad Geßners, [illegible] ſeine Meinung vom [illegible]

Biographie.

John Law. [illegible]

Roman.

Verloff. Meiſt wahre Geſ[illegible]

Miſcellaneen.

1. Der Herbſt. 133
2. Der Winter. 134
3. Kleine Erzählungen [illegible] vom Herrn Joh. Carl Tutenberg zu Göttingen. 1792. 137

Philoſophiſche Frühlingsempfindungen [illegible] 145
Laura und Alonzo, oder [illegible] 147
[illegible]ſegeräthe [illegible]
Patriotiſcher Zuruf an [illegible]
bey ihrem [illegible]
Weſtphalen im Monat De[illegible]

Revolutionen im Städtchen * * *. Komiſcher Roman. Zwei Bändchen. Berlin bey Arnold [illegible] 1793. [illegible]

So entfernt von der verderblichen Quelle des Luxus die kleinen Städte auch ſind, ſo fehlt es ihnen dennoch nicht an [illegible] Gebrechen, Thorheiten und Lächerlichkeiten, deren Ausrottung die heilſamſten Früchte hervorbringen müßte. Dieſe löbliche Abſicht zu erreichen, hat der Verfaſſer des vorliegenden Büchleins ſich vorgenommen, [illegible] ſcheint Recenſenten, die ſchicklichſte, zweckmäßigſte Einkleidung dazu gewählt zu haben. Bittere moraliſche Arzneien bedürfen der lieblichen romantiſchen Hülle, und dieſer hat ſich der Dichter, ein wackerer Schüler des vortreflichen braunen Mannes, ſonſt auch der Itzehöer Müller genannt, mit vielem Glück bedient. Hier iſt eine Skizze ſeiner Fabel, ſo viel der Raum zu zeichnen verſtattete. Eine Dame, ſo edel von Gemüth als von Geblüt, bemühe-

[illegible]

auch nehmen. Bekommen ſollen dieſe [illegible]

[illegible]

Fremdling, [illegible]

[illegible]

Böſewichter beſchloſſen haben [illegible]

Verzweifelungen zu[illegible]

[illegible]

wohlmeynenden [illegible]

[illegible]

Verfaſſer einige zur [illegible]

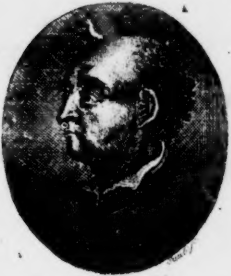
ordentliches Vergnügen machen [illegible]

[illegible]

Olla Potrida.

1792.

Viertes Stück.



D.r Swift

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.